Briefe

von

Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Briefe

von

Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim,

nebſt

Briefen, Anmerkungen und Notizen von

Varnhagen von Ense.

BIBLIOTHECA REGIA DRESDENSIS

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1865.

46475

[illegible]

Vorwort.

Die glänzenden Geiſter der jüngſtvergangenen Epoche, deren Namen Berühmtheit erlangten, ſind ihrem inneren Weſen nach und in ihren wechſelſeitigen Bezügen zu einander noch lange nicht ſo gekannt und dem gebildeten Volke vertraut, wie dies bei den Geſtalten aus der Goethe-Schiller-Zeit der Fall iſt. Um ſolche Kenntniß zu erlangen, wird man ſtets am ſicherſten aus dem Born der Briefwechſel ſchöpfen. Briefe ſind wie geöffnete Fenſter, durch welche man in die Seele ihrer Verfaſſer blickt, und ſo ehrlich ſind Briefe ihrer Natur nach, daß ſelbſt wenn die Schreiber nicht die ganze Wahrheit ausſprechen, oder wohl gar dieſe verſchleiern wollen, dem pſychologiſchen Forſcher ſich doch aus ſolchen Zeugniſſen die volle Karakteriſtik ſiegreich enthüllt.

Die vorliegende Sammlung darf als reich an Aufklärungen dieſer Art, als ein Beitrag zur Geſchichte, Litteratur und Menſchenkunde, als ein Gegenſtand der Belehrung, der Anregung und des Studiums, eine vielfache Aufmerkſamkeit anſprechen.

Beinahe alle ausgezeichneten Perſönlichkeiten unſerer jüngſten Vergangenheit ſind mit Varnhagen und Rahel in näherer Beziehung geweſen; ſie waren ein geiſtiger Mittelpunkt, um den ſich die verſchiedenartigſten Elemente ſchaarten. Wenn wir den Kreis betrachten, der ſie umgab, ſo entfaltet ſich vor unſeren Augen eine reiche Fülle ſprühenden Lebens, Geiſt, Schärfe, Denkkraft, Witz und Poeſie, tiefer Ernſt und anmuthiger Scherz.

Die Briefe Stägemann's, des Staatmannes und Dichters, bringen freimüthige Aeußerungen über die politiſchen Zuſtände in Preußen, welche in vielem Betracht merkwürdig und intereſſant ſind. Bereits im Jahre 1841 deutete Dorow in ſeinen „Denkſchriften und Briefen zur Charakteriſtik der Welt und Litteratur“ darauf hin, daß Stägemann's wahre, tiefſte Anſichten über Politik, Staatsverfaſſung und Religion vorzugsweiſe in ſeinen Briefen an vertraute Freunde niedergelegt ſeien, die zugleich den Standpunkt zeigten, auf welchem der preußiſche Staat ſich in den Jahren nach dem Befreiungskriege befand. In den Mittheilungen an Varnhagen iſt ein großer Theil hievon enthalten.

Die Briefe Metternich's haben eine weitgehende Wichtigkeit. Seine Erzählung von dem Eintreffen der Nachricht in Wien, daß Napoleon die Inſel Elba verlaſſen habe, iſt, wie Varnhagen mit Recht in ſeinen „Tageblättern“ ſagt, „von geſchichtlichem Werthe“.

Von Heine ſind mannigfache Briefe kürzlich veröffentlicht worden; vor allen dieſen dürfen wohl die hier dargebotenen als bedeutſam bezeichnet werden, da Heine zu Varnhagen ein beſonderes Vertrauen hegte, und deſſen hoher Geiſt und edler Karakter, ſo wie Rahel's Güte und ſeltene Originalität ſo weit auf ihn einwirkten, als dies überhaupt bei Heine möglich war.

Bettina endlich, das Kind, der Genius, die Fee, die leidenſchaftlich Begeiſterte, die für Arme Thätige, die launenhaft Seltſame, deren Gleichen es heutzutage ſchwerlich giebt, wer würde ſie nicht mit Antheil in dem Spiegel ihrer eigenen Aeußerungen betrachten!

Varnhagen's Aufzeichnungen vollenden und ergänzen die geiſtigen Bildniſſe in mannigfacher Weiſe.

Florenz, im Januar 1865.

Ludmilla Aſſing.

Friedrich Auguſt von Stägemann.

Die Briefreihe von Stägemann's, die hier folgt, begleiten wir mit den Bemerkungen, welche Varnhagen zu verſchiedenen Zeiten über ihn niederſchrieb, und die jene Urtheile, welche er an anderer Stelle über ihn ausgeſprochen, vervollſtändigen. „Zur Steuer der Wahrheit!“ ſagte Varnhagen bei ſolchem Anlaß, und dieſen Geſichtspunkt muß man überall bei ſolchen Veröffentlichungen feſthalten. Die Wahrheit, die volle Wahrheit muß ihr Recht haben; und wenn dadurch manche Schwächen und Fehler ausgezeichneter und bedeutender Perſönlichkeiten aufgedeckt werden, ſo ſchmälert das nicht ihre ſonſtigen Verdienſte und Vorzüge.

Aus Varnhagen's Aufzeichnungen.

Für die Karakterzeichnung Stägemann's eine gutgezogene Linie: Er liebt ſich ſelbſt und die allernächſt ihm Angehörigen, dann liebt er das Vaterland, zwiſchen jenem eng perſönlichen und dieſem allgemeinen Kreiſe iſt ihm alles gleichgültig, bewegt und beſeelt ihn nichts. In der That, für ſeine Freunde war er nie thätig noch beſorgt, im Gegentheil, er hat ihnen oft gradezu geſchadet, oder vielmehr, Freunde hatte er kaum, ſondern nur Kammeraden und Genoſſen, die er größtentheils nicht leiden konnte. Geiſt jedoch wußte er ſtets zu ſchätzen, bei großer Gleichgültigkeit gegen die Inhaber. —

(4. Mai 1840.)

Stägemann's empfindlichſte Seite war die Poeſie, als Dichter zu glänzen und anerkannt zu werden, ſein höchſter Ehrgeiz. Er hatte dabei weniger das Publikum im Auge, als ſeine Nächſten, die Familie, die alten Bekannten, ſeine Kollegen im Staatsdienſt; vor dieſen wollte er ſich zeigen, denn grade dieſe meinten immer, die Poeſie ſei bei ihm eher eine Schwäche als eine Stärke. Meinen bewundernden Eifer rechnete er mir hoch an; dieſer Eifer war aufrichtig; die politiſche Geſinnung, meine eignen Verſuche in ſolchen Oden, verſtärkten den Ausdruck meiner Theilnahme. Doch bei meinem Aufenthalt in Berlin 1814 hatte ich das Unglück einen großen Schaden zu erleiden. Ich tadelte einiges am Versbau der Alkäiſchen Oden, Stägemann nahm das höchſt übel und wies meinen Tadel ſchneidend ab; er meinte, er wiſſe das beſſer; ich entgegnete, nein, er ſei im Irrthum, und zitirte ihm Stellen aus dem Horaz, ein Fragment des Alkaios ſelbſt. Das hat er mir, wie ich in der Folge erkennen mußte, nie vergeſſen. Er theilte mir zwar noch ſeine Gedichte mit, widmete mir ſogar eine Ode, und in der That blieb ich ſein beſter, ſein dankbarſter Hörer und Leſer, aber er behielt einen Groll. Auch ging es ihm ſpäter mit ſeinen Gedichten gar nicht nach Wunſch. Er wollte die Sammlung drucken laſſen. Kein Verleger wollte das geringſte Honorar geben — das zu empfangen diesmal wirklich als Ehrenſache erſchien —, Reimer druckte ſie nur gegen einen Beitrag zu den Druckkoſten, die meiſten der Geſchenkabdrücke mußte Stägemann kaufen. Die gedruckte Sammlung blieb in der Litteratur faſt unbeachtet, die Freunde und Gönner ſagten nur nothdürftige kalte Worte. Den Dankbrief von Goethe fand Stägemann ſo kahl, ſo ganz unter dem was er erwartet hatte, daß er ihn lieber gar nicht zeigte. Da Goethe mich in jener Zeit einigemal mit Lob nannte, ſo wurde Stägemann nur noch mißgeſtimmter. Aus dieſer Kleinlichkeit erwuchs die Treuloſigkeit, die er ſpäter ſo auffallend gegen mich verübte, und die uns längere Zeit entzweit hielt.

Die Stägemann'ſchen Briefe aus früheren Jahren machen mir, indem ich ſie jetzt wiederleſe, einen größern Eindruck, als in der

Zeit, da ich ſie zuerſt empfing. Alle ſind voll Konſtitution und Preßfreiheit, voll kühner Urtheile. Wie groß waren damals die Erwartungen, wie ſtark der Muth und Geiſt der Einzelnen! Wie ſehr ſind wir zurückgeſunken! Wie niederſchlagend iſt die Vergleichung des damaligen Stägemann mit dem, der in den letzten Jahren ſichtbar war! — Wenn ich dieſe Briefe jetzt drucken ließe, es wäre ein rechter Feuerbrand, den ich in unſre Angelegenheiten würfe. Ich werde ſie aber noch nicht drucken laſſen. —

(28. Januar 1841.)

Den 10. Februar 1841 kam R. zu mir, und bekannte bald, daß er im Auftrage des Miniſters Eichhorn käme, der dringend wünſcht, ich möchte für die Staatszeitung einen Nekrolog von Stägemann ſchreiben, wenigſtens den von Friedrich Schulz verfaßten durchbeſſern. Welch ungeſchickte Zumuthung, und welch ungeſchickter Unterhändler! Sie ſollen mich ungeſchoren laſſen! Wenn ich über Stägemann ſchreiben will, werde ich es von ſelbſt thun, und brauche Herrn Eichhorn's Aufforderung dazu nicht, das hätte er ſich im voraus ſagen können. — R. blieb anderthalb Stunden, und ſprach viel Schlechtes von Stägemann, noch obenein! Von deſſen Schwächen, und daß er in Geldſachen nicht reine Hände gehabt, daß er niemals jemandem Vertrauen eingeflößt u. dgl. m. Meint er mich dadurch anzureizen? (Ich ſagte ihm: „Ah, das ſind wohl die Materialien, die Sie mir zu der Arbeit bringen?“) Ein ſchöner Lohn wäre da zu verdienen durch Verſchweigen! Und das Nicht-Rügen nehmen Andre wieder übel! Ich mache mir zwar aus all den Mißurtheilen nichts; aber wenn ich denn ſchreibe, will ich für mich ſchreiben, in meinem Auftrage, zu meiner Genugthuung. —

In Stägemann's Briefen an Oelsner vom Jahre 1819 leſe ich, daß er mich ungeheurer Eitelkeit beſchuldigt. Nichts konnte mich mehr befremden, als dieſer Vorwurf von Seiten Stägemann's, damals. Ich kann nichts finden, was ihm dazu irgend Anlaß könnte gegeben haben. Aber ich ſehe wohl, er nährte eine geheime Feindſchaft gegen mich, ſeit ich in Paris 1815 im Streite gegen Kneſebeck von ihm verlaſſen worden war und ihm ſeine Abtrünnigkeit und Feigheit vorgehalten hatte; dieſe Feindſchaft ging in Haß über, als ich mich unterſtand ihn an Rückzahlung von Geld, das ich ihm geliehen, zu erinnern. Traurige Erfahrung! Das hat mich nicht verhindert, auch nach ſeinem Tode noch ſeinen Vorzügen alle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

(19. September 1846.)

Der alte Kriegsrath Müchler hat mit Stägemann in Halle ſtudirt, er lobt ihn als ſcharfſinnigen, thätigen Geſchäftsmann, als ſchwungvollen Dichter, beklagt aber, daß dieſer ſonſt ſo freie Kopf eine Schwäche in Betreff ſeiner Geburt nicht habe überwinden können. Seinen Geburtsort Vierraden verläugnete er nicht, wohl aber wollte er durchaus für den Sohn eines Predigers gelten, da er doch nur der Sohn eines Rektors war, ein Unterſchied, der kaum erheblich ſcheint, ihm aber von größter Wichtigkeit war, ſo daß er große Vorkehrungen und Liſten brauchte, um den Schein zu behaupten, in öffentlichen Angaben, gelehrten Nachrichten ꝛc. Als er ſein Jubiläum feierte, wollte man das Schulhaus zu Vierraden auf einer Porzellanvaſe abbilden laſſen, allein er bat dringend und ernſtlich, zuletzt ganz unwillig, daß es unterbliebe. Schlimmer noch war ihm, daß ſeine Schweſter, die in Vierraden ſtill in unterm Stande lebte, ſich nicht abhalten laſſen wollte, zum Jubiläum des gefeierten Bruders nach Berlin zu kommen. Er wußte ſich zuletzt nicht anders zu helfen, als daß er ſich hinter die Polizei ſteckte, die dann auch Mittel fand, die Reiſe ohne Aufſehen zu hintertreiben. —

Nach Müchler's Erzählung, der Wahrheit zur Steuer!
Berlin, 3. September 1847.

1.

Stägemann an Ludwig Achim von Arnim.

Königsberg, den 20. März 1809.

Sie haben ſich, mein hochgeehrter Freund, mit Ihren Philippiken gegen das Silber-Edikt nicht wohl an mich gewendet. Theils habe ich gerade in der Blüthe meines Lebens meinen Scharfſinn und meine Geduld hinreichend in einem Geſchäfte geübt, das mir, weil es mich mit Menſchen in Berührung ſetzte, oft genug Veranlaſſung gab der Advocatus Diaboli zu ſein, daher es mir gar nicht ſauer werden dürfte, auch das ſo ſehr getadelte Silber-Edikt zu vertheidigen; theils habe ich mich von jeher ernſthaft gewöhnt und bemüht, zumal in ſchlimmen Fällen (wohin die dermaligen Kalamitäten unſeres Vaterlandes doch gehören), die Maaßregeln der Regierung, ſoviel an mir iſt, zu fördern und auszuführen; überzeugt von ihrem guten Willen, kann mir nur ein Zweifel über die richtige Einſicht entſtehen, aber wer hat die richtigſte? wir mangeln wohl alle des Ruhmes. Endlich habe ich ein ſo verſtocktes Gemüth, daß mir an dem Silber gar nichts gelegen iſt, und an den Silberbeſitzern noch weniger, die lieber dem Kaiſer Napoleon huldigen möchten, als einen ſilbernen Löffel einbüßen, den ihnen, woran ſie in dem Ingrimm nicht denken, ein Marodeur vom 24. Linien-Regiment doch wegnimmt und auf den Hut ſteckt. Daß unſre Geſetzesentwürfe zuvor dem Publikum mitgetheilt werden mögen, um von der popularis aura, den Herren von Kölle, von Maſſenbach u. ſ. w. durchgewehet zu werden (denn die Redlichen und Weltweiſen im Lande, ihre Sparſamkeit abgerechnet, ſind theils zu bequem, z. B. Sie ſelbſt, wenn Sie es nicht übel nehmen, theils haben ſie mit ſich ſelbſt alle Hände voll zu thun), billige ich ganz; mit dem Silber-Edikt hat es der Drucker für ſeinen Kopf gethan, und die geſegneten Folgen haben wir in die Hand bekommen, woraus ſich wenigſtens die Ausnahme Ihres Vorſchlages ergiebt, daß nämlich der Finanzminiſter die Finanzgeſetze mit eigner Hand redigiren, mundiren und womöglich auch drucken müßte. Was die übrigen Geſetze betrifft, ſo bin ich allerdings damit wohl einverſtanden, weil es nützlich iſt, die Meinungen ſo viel als möglich zu hören, obwohl ich, wie Sie ſehen, keine fruchtbaren Reſultate erwarte. Es iſt daher weltweiſer, daß die Regierung ſich mit Männern umgebe, die ſelbſt mit der Sache Beſcheid wiſſen, übrigens aber die Adepten der Wiſſenſchaft kennen, ehren und benutzen. Auf die gedungenen Federn der Legulejer, die von den Partheien in Bewegung geſetzt werden würden, will ich Sie gar nicht einmal aufmerkſam machen; zum Exempel des Liepmann Meyer Wulff, wenn wir etwa damit umgingen, die Lotterie abzuſchaffen, oder der Prälaten und Herren, wenn davon die Rede wäre, die katholiſchen und proteſtantiſchen Stifter, den Johanniterorden ꝛc. aufzuheben oder nach dem Reichsdeputationsprozeß nur zu bezehntigen. Ein in den Stix nicht getauchter Regent kann durch ſolches Geſchrei wohl mürbe werden, und die Stimmen der Wohlgeſinnten, die gewöhnlich eine ſchwache Bruſt haben, werden dabei nicht gehört. Item, was uns Noth thut, iſt ein Ximenes, der mit eiſernem Fuß, was ihm in den Weg treten will, zertritt und jedem Malcontenten mit ſeinen Zwölftafeln wenigſtens ein Loch in den Kopf wirft.

Wir erwarten ſehnlichſt unſre Geneſung von dem Fieberzuſtande der Ungewißheit. Ich hoffe von den Anſtrengungen Oeſterreichs nach ſo viel verlorener köſtlicher Zeit nicht viel. Trüge nur jeder öſterreichiſche Prinz, deren denn doch eine gute Zahl iſt, wie die Elephanten der alten Geſchichte ihre ſtreitbaren Thürme, ein Saragoſſa in der Bruſt! Denn daß ſie, wie die beſagten Elephanten, die Landwehr auf dem Rücken tragen, will mir noch nicht als eine tödtliche Waffe wider Napoleon einleuchten, und die Lieder öſterreichiſcher Wehrmänner, die der Hr. von Holtei dichtet, werden die Angſt vor dem Wehrwolf nicht vertreiben.

Ich empfehle mich Ihrem freundſchaftlichen und wohlwollenden Andenken und bitte Sie, die Verſicherung meiner innigſten Hochachtung und Ergebenheit gütig aufzunehmen.

Stägemann.

2.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 23. September 1813.

Ihr freundſchaftliches Schreiben vom 31. Auguſt d. J. aus Ortkrug bei Schwerin datirt, mein hochverehrter Freund, empfing ich am Anfang eines Krankenlagers, von dem ich noch bis heute nicht wieder aufgeſtanden bin, obwohl Meyer mir Hoffnung macht, daß ich mit dem Ende dieſer Woche dem Leben wiedergegeben ſein werde.

Ihren Aufſatz über das Treffen bei Bellahn hatte der „Korreſpondent“ in ſeinem Blatt vom 1. d. M. Unſere beiden gewöhnlichen Zeitungen hatten ihn nicht, und als ich

Ihren Brief empfing, war es zu ſpät, ſie zur Aufnahme noch zu veranlaſſen.

Ihr gütiges Schreiben vom 21. d. M. aus Lüneburg über die Vernichtung des franzöſiſchen Korps unter General Pecheux erhielt ich geſtern Abend ſpät, und ſchickte das für die Zeitungen beſtimmte Schreiben ſogleich in die Expedition der Spener'ſchen (als der geleſenſten) Zeitung, die mir verſprach, wenn es irgend noch angehe, ihn in das heut erſcheinende Blatt aufzunehmen. Ob es geſchehen wird, weiß ich noch in dieſem Augenblicke nicht, bezweifle es jedoch.

Jetzt dürfen wir kühn die erfreuende Hoffnung hegen, daß es uns gelingen werde, das Reich des Böſen zu vernichten und ſeine Plane zugleich mit ihm zu zerſtören. Allerdings können die vielen Köche und Kellermeiſter mit und ohne Schürzen im Hauptquartier der 3 Souverains wohl einige Beſorgniſſe von Konfuſion, Rivalität ꝛc. erwecken, doch iſt gewiß zu erwarten, daß die Kräfte, die ſich in den Nationen erhoben, mächtiger einwirken werden als das Getriebe nichtswerther Leidenſchaften.

Wenn wir aber dahin gelangt ſind, wie wird ſich unſer Vaterland geſtalten? Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß meine Hoffnungen in dieſer großen Angelegenheit ſehr beſchränkt ſind, und daß ich mich nicht auf ein Deutſchland freue, wie es ſein ſollte. Die Details hierüber mag man ſich gern erſparen.

Der Sieg des Wallmoden'ſchen Korps über den General Pecheux iſt gewiß in ſeinen Folgen ſehr wichtig. Wir ſind hier ungewiß, ob das Pecheux'ſche Korps ſich ſchon bei Davouſt befand und von ihm detaſchirt worden. In dieſem Falle muß Davouſt, ohne die Dänen, doch nur ſehr ſchwach ſein.

Es iſt mir nicht unwahrſcheinlich, daß Napoleon ſich auf Weſel zurückziehen werde. Wir wollen hoffen, daß unſere tapfere und zahlreiche Kavalerie es an Thätigkeit nicht werde fehlen laſſen, ihm den Rückzug zu verſauern, den er, wie man der Hülfe des Himmels vertrauen muß, zu ſpät antreten wird.

Man hat hier einen Brief des Hrn. Generals von Gneiſenau, nach welchem Napoleon am 17. bei Nollendorf repouſſirt worden iſt. Es muß alſo in den vorhergegangenen Tagen gut gefunden worden ſein, die Gebirgspäſſe zu verlaſſen, die man ſchon innehatte. Ueberhaupt ſind die Berichte von der böhmiſchen Armee ſehr mangelhaft und laſſen Vieles zu wünſchen übrig. Z. E. nach dem einen Bericht hatte Wittgenſtein Pirna beſetzt; nach dem ſpätern war er auf Breitenau vorgeſchickt.

Sie werden in Ihrer gegenwärtigen Lage wohl noch weniger Muße finden, den pieriſchen Jungfrauen zu opfern, als ich, der ich obenein durch fortdauernde Kränklichkeit verſtimmt werde. Suchen Sie jedoch dem Kriegsgott etwas abzugewinnen. Der Geſang gewinnt doppelt Intereſſe, wenn der Soldat ſelbſt die Saiten ſchlägt.

Die Ode zum Gebuctstage des Königs habe ich gedichtet, und dabei das Seltſame erlebt, daß ſonſt verſtändige Leute ein Frauenzimmer für den Verfaſſer gehalten haben, weil in der erſten Strophe von einer Sängerin geredet wird.

Bewahren Sie mir Ihr fortdauerndes wohlwollendes Andenken, mein hochverehrter Freund, und empfehlen Sie mich gütigſt dem Herrn General von Tettenborn. Man ſchreibt mir aus Poplitz, daß der Kaiſer Alexander ſo eben dem Miniſter von Stein den Andreas-Orden verliehen habe.

Stägemann.

3.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 30. Oktober 1813.

Ihre Aufträge, mein verehrter Freund, habe ich ſämmtlich ausgerichtet. Ob Sie meine Briefe erhalten haben, weiß ich nicht, da über die Feldpoſt überall die bitterſten Klagen geführt werden.

Unſere Lage hat ſich ſeitdem glänzend verändert. Gewiß wird die Schlacht bei Leipzig und Napoleon's Flucht auf Ihre Lager gegen den Marſchall Davouſt weſentlich influirt haben, und ich hoffe, bald aus Amſterdam von Ihnen zu hören.

Johanna Stegen *) iſt für jetzt bei Frau von Reiche. Ich werde gewiß mit Vergnügen zu allem, was dieſes brave Mädchen betrifft, die Hand bieten, und ſie ganz meiner Vorſorge empfohlen ſein laſſen.

Vielleicht reiſe ich in Kurzem zur Armee nach Teutſchland, wovon ich Ihnen vorher noch Nachricht geben werde. Meine Krankheit iſt endlich gehoben, nachdem ich mich 8 Wochen mehr oder weniger gequält habe.

Körner's Tod iſt mir ſehr nahe gegangen. Die Muſen haben an ihm viel verloren, da noch ſo viel von ihm zu erwarten war.

Empfehlen Sie mich dem Wohlwollen des Hrn. Generals von Tettenborn und behalten Sie in freundſchaftlicher Erinnerung

Ihren
treu ergebenſten Freund und Diener
Stägemann.

---

*) Das Mädchen von Lüneburg, die den 2. April 1813 im dichten Kugelregen den Soldaten im Befreiungskampfe die Patronen herbeitrug. Varnhagen hat ſie beſungen, ſ. deſſen „Denkwürdigkeiten und Vermiſchte Schriften“. Zweite Auflage. Leipzig 1843. Sechſter Band, S. 389.

4.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 3. September 1814.

Sie erhalten hier, mein verehrteſter Freund, Ihr Kreditiv an Frau Generalin von Kreutz, ausgefertigt von meiner Stieftochter, der Frau von Korff, die ſehr bedauert, Ihre perſönliche Bekanntſchaft nicht gemacht zu haben. Sie werden an Frau von Kreutz eine ſehr intereſſante und liebenswürdige Bekanntſchaft machen.

Unſre Abreiſe nach Wien iſt um einige Tage verſchoben. Wir werden erſt am 8. oder 9. abgehen; ich vielleicht erſt am 10.

Ihre Entdeckung wegen des Aufſatzes im „Korreſpondenten“ iſt uns ſehr erheblich. Ich habe wohl geglaubt, daß man von Wien aus die Hand im Spiele gehabt. Dieſe Art läßt doch nicht von Art. Was habe ich darüber noch mit Pilat in London verhandelt! Es iſt ja nur übrig, und eigentlich das Eine was Noth, daß Preußen und Oeſterreich Eins bleiben. Die Kerle verderben es recht abſichtlich. Suchen Sie doch ja die Sache ganz auf's Reine zu bringen und ſchreiben Sie mir dann einige Zeilen, falls Sie ſelbſt nicht ſchnell genug uns nachfolgen ſollten. Aber ſchicken Sie Ihren Brief nach Berlin, wenn Sie ſelbſt nach Wien hin keine ganz zuverläſſige Adreſſe haben.

Wenn der ehrwürdige Freund des Hrn. G. R. Rabe es entdecken ſoll, ſo haben wir kein Amerika zu hoffen, und daß das Pulver ſchon erfunden worden, iſt auch ſehr gut. Meine Erwartungen vom Kongreß ſind ſehr geringe, und mich hält nur hin, daß unſer Staatskanzler die Andern bei weitem überſieht, daß er ſehr teutſch und wohlgeſinnt, und daß er in dieſes, ſeinen Ruhm aere perennius begründende Geſchäft unſtreitig einen zu tiefen Ernſt legen wird, als daß perſönliche Rückſichten, ſelbſt auf die leider bekannten Schwächen des Herrn, ihn anders beſtimmen ſollten.

Ihre Stellung in Wien iſt ja ſchon feſt zugeſichert und ich ſollte glauben, daß von einer andern die Rede nicht ſein werde wider Ihren Wunſch. Was an mir übrigens liegt, werde ich nicht für Sie und Ihre Wünſche unterlaſſen.

Leben Sie recht wohl, und kommen Sie uns bald nach, erhalten Sie uns aber inzwiſchen Ihr wohlwollendes und freundſchaftliches Andenken.

Stägemann.

5.

Stägemann an Varnhagen.

Wien, den 27. Oktober 1814.

Sie erhalten hier, verehrteſter Freund, die Abſchrift Ihres Aufſatzes für die „Allgemeine Zeitung", den des Hrn. Staatskanzlers Durchlaucht genehmigt, zur weitern Beſorgung. Verſichern Sie zugleich gütigſt dem Hrn. General Tettenborn, daß das Münſter'ſche Gouvernement zur Uebergabe der Güter angewieſen werden würde. Ich hoffe, ihm noch heut, ſpäteſtens morgen die Ausfertigung zu ſchaffen.

Stägemann.

Leſen Sie doch den Aufſatz noch einmal gütigſt durch, ob nicht Schreibfehler vorgefallen.

6.

Stägemann an Varnhagen.

Wien, den 25. März 1815.

Sie wollten in Otterſtedt's Angelegenheit mit mir ſprechen, verehrteſter Freund.

Meine Konferenzen fangen heut ſchon um 9 Uhr an und dauern bis 4 Uhr; ich bin alſo nur von 4—5 Uhr oder nach 7 Uhr, wenn ich von Tiſche komme, zu Hauſe.

Heut Abend geht ein Kourier nach Berlin, falls Sie etwas zu beſtellen haben.

Den Tettenborn'ſchen Brief füge ich bei.

Nach den geſtrigen Erzählungen des Hrn. Fauche-Borel, der Paris am 16. Abends verlaſſen, wird es weder nöthig ſein, daß wir uns ſelbſt aufſpeiſen (nach Ihrem Vorſchlage), noch daß wir die Franzoſen ſpeiſen (nach dem meinigen), welches mir wirklich leid thut, da in beiden Fällen eine Art von goldnem Alter (im erſten wenigſtens die Zeit des Saturn, da er ſeine Kinder frißt) wiederkehren würde.

Totus tuus

Stägemann.

7.

Stägemann an Varnhagen.

Wien, den 31. Mai 1815.

Heute den Herrn Ternite zu ſehn iſt mir nicht möglich, verehrteſter Freund. Morgen Vormittag etwa um 12 Uhr ſehr gern.

Haben Sie aber den Bericht geleſen, den er an den Hrn. Staatskanzler über ſeine Bemerkungen und Anſichten abgeſtattet? Seine Abreiſe wird nicht beſonders dringend gemacht werden, wie es mir ſcheint.

Ich benachrichtige Sie übrigens, daß heut des Hrn. Staatskanzlers Geburtstag iſt, damit Sie durch eine Karte Ihren Glückwunſch darſtellen, oder noch beſſer wenigſtens einen Verſuch machen, perſönlich es zu thun.

Zum Sonntag werden wir uns reiſefertig machen müſſen.

Vale et fave.

Stägemann.

8.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 9. Dezember 1815.

Verehrteſter Freund!

Wir ſind vorgeſtern glücklich hier angelangt, ohne beſondre Beſchwerden und Unfälle. Hier haben wir allerlei Skandale gefunden: die Schmalziaden in vollen Flammen, den Schauſpieler Wurm zum Zuchthaus verurtheilt, weil er ſich gleichzeitig bei dem Hoftheater in Sodom engagirt, das Opernhaus zur Aufführung „Unſres Verkehrs" entweiht, Ancillon beſtimmt mit dem Kronprinzen auf Reiſen zu gehen, u. ſ. w.

Brentano hatte zu Ehren Blücher's ein Gedicht nach der Melodie „Heil Dir im Siegeskranz" in die Zeitungen wollen einrücken laſſen; Ancillon hat aber das imprimatur verweigert, weil dieſe Melodie nur für den König und das Königl. Haus beſtimmt ſei. Ich äußerte: daß man dann auch kein Gedicht nach der Melodie: „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr" drucken laſſen könne, erſchrak aber, als meine Frau meinte: es ſei in Ancillon's Weigerung immer etwas Richtiges. Weiter habe ich der Sache noch nicht nachgedacht. Viel Leute habe ich noch nicht geſehn, da ich noch gar keine Viſiten gemacht. Meinen Beſuch bei Beyme werde ich aber doch in dieſen Tagen abſtatten.

Sie ſagten mir: auch Schön werde gegen Schmalz auftreten. Er ſchreibt mir das Gegentheil, weil er ſich mit einer Schmeißfliege und einem Gewürm, das er zerquetſchen könne, nicht beſudeln möge. Gersdorf in Weimar ſagte mir, daß Ludwig Wieland das Beſte gegen Schmalz geſchrieben. Schleiermacher läßt ſeine Schrift drucken. An gewiſſen Reden in Leipzig habe ich gefunden, daß Schmalz große Freunde bei unſerm ſächſiſchen Gouvernement habe.

Der Fürſt hat nur Ein Mittel, den Eindruck zu verlöſchen, den des Königs Partheinahme auf die beſſere Mehrheit gemacht hat, durch die ſchleunigſte Publizirung der Preßfreiheit, ohne die jede Konſtitution nichtig iſt.

Der König hat zu Sack in Aachen geſagt: daß man ohne Konſtitution nicht durchkomme.

Fouqué's Erzählung von der ſchönen Thorgard im Taſchenbuche für Damen hat mir mißfallen.

Gruner wird erſt morgen hier erwartet.

Von Frankfurt bis Gelnhauſen hatte ich eine höchſt angenehme Reiſe in der Geſellſchaft der liebenswürdigen Adelheid*) und Helmine**), die mir erlaubt hatten, in ihrem Wagen zu fahren. Ich war ganz verwundert und verdrießlich, als wir ſo früh in Gelnhauſen eintrafen. Da uns unſer Geſpräch auch auf die blauen Augen führte, rezitirte ich ihnen das bekannte Gedicht von Beſſer, und ſie wünſchten eine Abſchrift zu haben. Seien Sie doch ſo gütig, die anliegende inen zu geben, und zugleich das andere ihnen mit guter Art zu inſinuiren, wenn Sie ſich, wie ich hoffe, getrauen die Dichterfreiheit zu plaidiren. Die Erlaubniß der Frau Gräſin von Pappenheim müſſen Sie mir freilich auch auswirken, indem ich Sie bitte, ihr meine Verehrung zu Füßen zu legen.

---

*) Gräfin von Pappenheim, nachherige Fürſtin von Carolath.

**) Nachherige Gräfin von Blücher.

Der Fürſt war auf der Reiſe ſehr wohl. Er iſt ſeit geſtern hier.

Oelßen iſt auch hier ich werde ihn noch heut beſuchen und Ihnen den ungefähren Tag ſeiner Abreiſe ſchreiben.

In Weimar und in Wittenberg habe ich die Theater beſucht. Auf dem einen ward Wilhelm Tell, — auf dem andern die Brandſchatzung von Kotzebue von lebensgroßen Marionetten geſpielt. Wolff's kommen wirklich nach Berlin. Die Frau Großherzogin ſchalt uns darüber. Der König ſoll mit unſerm Theater ſehr unzufrieden ſein und den Grafen Brühl ſehr geſchüttelt haben. Seitdem glaubt man, die Dame Schmalz werde jubilirt werden.

Auf den Wurm würde nachſtehendes Diſtichon paſſen:

Daß du in unſerm Verkehr die Juden verſpottet, die Urſach
Läßt ſich mit Händen meiſt greifen. Du biſt ja ein Schwein.

Wir haben hier eine ungewöhnlich ſtarke Kälte, und kein Holz. Es iſt im Süden doch beſſer.

Empfehlen Sie mich freundſchaftlichſt Ihrer lieben Frau zu wohlwollender Erinnerung.

Vale et fave

Stägemann.

Dem Koreff habe ich wegen der Dedikation Unrecht gethan. Ich habe ſie wirklich auch in meinem Exemplar, und hatte ſie ganz überſehen. Er war in Weimar bei Goethe, der ihm viel vorgeleſen, ſagt er.

9.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 30. Dezember 1815.

Ich bin Ihnen unendlich dankbar für Ihren freundſchaftlichen Brief vom 17. d. M., hochverehrter Freund, beſonders aber für die gütige Aufnahme, die Sie meinem kleinen Gedicht verſchafft haben. Der Beifall der Frauen iſt immer der erfreulichſte Lohn des Dichters.

So viel ich Ihnen heut auch noch ſchreiben wollte, ſo wenig wird es werden können, da ich von unſäglichen Arbeiten niedergedrückt bin, und nicht zu Athem komme, ſo lang ich von der Reiſe zurückgekehrt. Alſo will ich mich für heut an dem für Sie Wichtigſten begnügen.

Gruner geht nicht nach Dresden. Der Fürſt findet nothwendig, auf die Bitten des ſächſiſchen Hofes, ihn nicht zu ſenden, einzugehen. Welche andere Beſtimmung er erhalten werde, ſteht dahin. Der Fürſt hatte gewünſcht, daß er unſer Geſchäftsführer in Krakau werde, weil dieſes allein eine Beziehung auf das Herzogthum Warſchau möglich macht, da der Kaiſer Alexander in Warſchau keine diplomatiſchen Agenten haben will. Indeß weiß ich nicht ob es zu Stande kommen werde.

Ob Herr von Oelßen nunmehr nach Dresden zurückgehen werde, ſteht auch noch dahin. Er iſt in dieſem Augenblicke auf ſeinem Landgute in der Neumark.

Die Schmalz'ſchen Angelegenheiten gehen ihren Gang fort. Alles, was nur ſchlecht iſt, kann man für gewonnen von Schmalz annehmen, von ſo verſchiedener Natur es auch ſein mag. Es miſcht ſich manches Andere, freilich immer Schlechte, hierein, z. B. der Verdruß einer Hof-Parthei, daß Gneiſenau's Anſtellung im Großherzogthum Nieder-Rhein die Statthalterſchaft des Prinzen Wilhelm vereitelt hat. Gegen Gneiſenau wird man immer leichtes Spiel haben, da er die Eiferſucht ſo heftig gegen ſich erregt hat. Eine auch Ihnen ſehr wohl bekannte, und (nicht von Ihnen) gefeierte Dame nennt ihn gewöhnlich den Korporal. (Gräfin Goltz.)

Daß Sack von ſeiner Ober-Präſidentur abgerufen und für die Ober-Präſidentur Pommern beſtimmt iſt, wird auch mit dieſen Sachen in Verbindung geſetzt, weil Sack für einen großen Mäzen des Anti-Schmalz, der den Leuten dieſer Art ein Antichriſt iſt, gehalten wird. Sein Nachfolger, Hr. Miniſter von Ingersleben, deſſen Bruder bekanntlich Küſtrin übergab, der jedoch ſeinen einzigen Sohn bei Dennewitz dafür geopfert, iſt zugleich ein Bruder der Frau Oberhofmeiſterin von Kruſemark, und ein Onkel des Generals von Borſtell. Er gilt übrigens für einen recht guten Mann.

Daß Herr von Stein die Ancillon'ſche Schrift lobt, liegt vielleicht nur darin, daß er noch etwas viel Schlechteres erwartet hat.

Für Beyme hat der König vor der Hand das Zivil-Gouverneurs-Gehalt als Wartegeld fortzahlen zu laſſen befohlen.

Die Konſtitutions-Kommiſſion iſt noch nicht angeordnet. Doch erzählte mir Niebuhr, daß der Herr Staatskanzler ihm geſagt: er werde einer der Kommiſſarien ſein, weshalb er die Reiſe nach Rom verzögere.

Man erzählt hier: Tettenborn ſei für den preußiſchen Dienſt beſtimmt und werde im Frühjahr hierher kommen. Doch habe ich keine zu verbürgende Quelle für meine Erzählung.

Ihrer Frau Gemahlin ſagen Sie doch gütigſt mit meinen beſten und herzlichſten Grüßen, daß von den bewußten Schuhen noch kein Tritt zu hören geweſen ſei, ſonſt würde ich unverzüglich die Beſorgung übernommen haben, und auch geſchrieben, welches ich bis dahin ausgeſetzt.

Das Tagesblatt der Geſchichte hört mit dieſem Jahre auf. Reimer hat von Renfner einen ſo höflichen Abſchied genommen, als der Goethiſche Löwe des Evangeliſten Markus von dem ſeligen Doktor Bahrdt. Wenigſtens hat Renfner (der unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft das Steuer aus Ancillon's Händen gern zurückgenommen) auf dem Chriſtmarkt ſich gewiß freundlicher anreden hören: „Hören Sie doch, treten Sie näher, Vergiß mein nicht, gedenke an uns, ewig der Deine.“

Empfehlen Sie mich freundſchaftlichſt allen unſern Freunden in Frankfurt, insbeſondere auch der Frau Gräfin von Pappenheim, und den beiden jungen liebenswürdigen Damen, Marianne und dem ganzen Herz'ſchen Hauſe, Flemming ꝛc., und bewahren Sie mir eine wohlwollende Erinnerung.

Stägemann.

Empfangen Sie zugleich mit Ihrer lieben Frau meine Glückwünſche für das Jahr 1816. Die Meinen empfehlen ſich gleichfalls.

10.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 20. Januar 1816.

Unſre Feierlichkeiten ſind es freilich nicht, verehrteſter Freund, die mich abgehalten haben, Ihnen eher zu ſchreiben, da Sie wohl glauben können, daß die mir nicht an die Seele gegangen ſind, aber es will der Arbeit noch immer kein Ende werden, und des Waſſerſchöpfens in den Sieb.

Was wir hier unternommen, werden Sie wohl theils vom Gerücht, theils aus den Zeitungen wiſſen; ein Interdikt gegen die Schmalziſten und Nicht-Schmalziſten, — mit Herbeirufung, nicht Eines Geiſtes, ſondern dreier Geſpenſter der alten Zeit, Schulenburg, Goldbeck, Haugwitz — die Unterdrückung des Rheiniſchen Merkur's, die Abrufung Sack's aus dem Großherzogthum Nieder-Rhein. — Von den Zeremonien des Ordensfeſtes, und den Gnaden (einſchließlich die Begnadigung alter Sünder, deren Sie manche werden genannt finden) ſchreibe ich Ihnen nichts, ſondern verweiſe Sie ganz auf die Haude- und Spener'ſche Zeitung. Man war bisher über Koreff's wahres Chriſtenthum (Arndt's iſt eine andre Ausgabe) hier zweifelhaft; dieſen Zweifel hat das eiſerne Kreuz beſeitigt, obwohl Schulze behauptet: daß ein jüdiſcher Freiwilliger, der ſogar Iſchariot geheißen, damit verſehen worden ſei. Der König geht davon aus, daß ein Jude das Kreuz, als Symbol des Chriſtenthums, nicht tragen könne; ſein eignes Gewiſſen könne es ihm nicht erlauben. In ſo zarter und ſchonender Manier iſt der Madame Hertz Beer das Band des Luiſen-Ordens, ſtatt mit dem Kreuz, mit einer goldnen Medaille verliehen. Ich bin in der Sache noch nicht ganz klar, aber ſo viel ſollte ich doch meinen, daß wenn der Jude in die Landwehr tritt und in die Schlacht geht, doch nicht füglich an ſeine Müze ein Achtgroſchenſtück geheftet werden könne, ſtatt Kreuzes, oder gar ein Kreuzer, obwohl die Juden nach dem corpus juris ad metalla verurtheilt wurden, was wir überſetzen: zum Schacher. Schreiben Sie mir doch, was Sie davon halten; die Juden nennen es ein gekoſchertes Kreuz; beſonders aber über die Senſation, die die Unterdrückung des Rheiniſchen Merkurs gemacht hat. Die Urſache kann ich nur in den dringenden Sollizitationen der ruſſiſchen Geſandtſchaft finden, und ich kann nicht läugnen, daß ich die Aeußerungen über den Kaiſer Alexander ungern geleſen habe, weil dergleichen Federpoſengekitzel zu nichts führt, als zu Verdrießlichem, und des Königs Hinneigung doch nun einmal perſönlich entſchieden iſt.

Unſern Schmalz habe ich noch nicht geſehn. Doch ſoll er vorgeſtern auf dem Schloß geſpeiſt haben neben dem Oberſten der Stadtverordneten, der auch mit dem eiſernen Kreuz begnadigt worden, weil man ihm ſchon verziehen, daß er im Namen der Stadtverordneten von Berlin wider die Errichtung der Landwehr proteſtirt hat. Der ehrliche Mann heißt Humbert ſprich Häng'bär (etwas Berliniſch e oder ä ſtatt ü, damit das Hängen herauskommt).

Von Schleiermacher's Schrift ſagte Friedrich Buchholz (als mit welchem ich nebſt der Frau Gräfin Lichtenau und Gruner bei Held dinirt habe): Schleiermacher habe ſich zwiſchen Chriſtus und Plato als der Teufel in Geſtalt einer Schlange geſtellt, die den ehrlichen Schmalz umwunden und ihm alle Rippen im Leibe zerbrochen habe, während ſie ihm in die Ohren geziſcht: beſter Schmalz!

Gruner's Angelegenheiten ſind noch immer nicht entſchieden. Geſtern erklärte er mir, daß er jetzt ſeinen Abſchied nachſuchen werde. Er wird es zwar auch thun, doch ſich wohl noch beſinnen. Der Fürſt meint es durchaus redlich mit ihm, und will ihm wohl, iſt aber ſeinetwegen von allen Seiten in tödtliche Verlegenheiten geſetzt, die ſich leider täglich häufen, da er ſich durch ſeine zu große Eitelkeit die Gemüther mehr und mehr entfremdet, und dadurch dem Widerwillen der ſchlechten Parthei vollere Nahrung giebt.

Die Kommiſſion zur Konſtitution hat noch nicht gebildet werden können. Auch iſt Beyme noch nicht in Thätigkeit, ſo ſehr er es auch zu wünſchen ſcheint.

Von der Preßfreiheit iſt wenigſtens äußerlich nichts zu vernehmen. Die Verfinſterer werden wohl gehörig miniren, da dies auch im Finſtern geſchieht. Indeß ſchadet es wenig, da der große Maulwurf, die Zeit, dagegen minirt. Der Profeſſor Wolf fragte neulich einen magnetiſirenden Arzt: ob er nicht unſre Obſkuranten zu Clairvoyanten machen könne. Vom Geheimerath Wolf habe ich aber noch nichts gehört. Er ſoll ſich Schmalzens annehmen, ſonſt ſeines geſchwornen Feindes.

Unſre Partheiwuth geht zum Theil ſehr weit. So hat man gegen den Hrn. Miniſter des Kultus ausgebracht: er habe kürzlich einer Schul-Examinations-Kommiſſion einen ſchriftlichen Verweis gegeben, weil ſie unter die Fragen aufgenommen, was Bürgerſinn und Vaterlandsliebe ſei?

Den 30. Januar.

Dieſer Brief iſt unvollendet geblieben, weil ich ihn mit einem Kourier ſchicken wollte, der mir durch die Lappen gegangen iſt. Ich habe auf einen Andern gewartet, der hoffentlich morgen geht. Ich habe inzwiſchen auch Ihr freundſchaftliches Schreiben vom 16. d. M. empfangen und danke Ihnen herzlich für die mir mitgetheilten Nachrichten.

Mit dem Kourier, der morgen abgehen ſoll, werden Sie wahrſcheinlich auch Ihre weitere Inſtruktion für Karlsruhe erhalten. Man hatte dem Hrn. von Oelßen, denn von niemand weiter habe ich es gehört, verſichert, daß Sie mit ihm nach Dresden gehen würden, als Legations-Rath. Er war darüber erſchrocken, denn er iſt furchtſamer Natur. Indeß tröſtete ich ihn, nicht aber damit, daß er nicht nöthig habe ſich zu fürchten, ſondern damit, daß es nicht wahr ſei.

Gruner geht als Geſandter nach der Schweiz. Behalten Sie dies aber noch für ſich; man will es noch nicht laut werden laſſen. Hänlein wird Bundestags-Geſandter; Jaſtrow geht nach Kaſſel. Vielleicht bringt der heutige Kourier die Nachrichten darüber mit, ſonſt laſſen Sie es noch auf ſich beruhen. Für Otterſtedt wird auch wohl geſorgt werden.

Die Mittheilung Ihrer Gedichte werde ich mit großem Vergnügen erwarten. Meine Kriegsgeſänge habe ich endlich auch in die Druckerei beſorgt.

Leben Sie für heut recht wohl und behalten Sie mich in wohlwollender Erinnerung.

Totus tuus

Stägemann.

Erneuern Sie gütigſt mein Andenken bei der Frau Gräfin von Pappenheim und den jungen Damen, ſo wie bei Fräul. Saaling und im Hertz'ſchen Hauſe.

Mein Gott, wie lange habe ich ſchreiben wollen und ſollen! Es iſt recht ſchlecht und böſe, daß ich gar nicht dazu kommen kann.

Gruner läßt ſich ſehr empfehlen. Er iſt eben bei mir.

11.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 17. März 1816.

Ich kann Ihnen über Ihre Angelegenheit noch nichts Gewiſſeres melden, verehrteſter Freund, doch iſt mir dieſe Zögerung allerdings auch bedenklich, und es kann nicht darohne ſein, daß Ihnen irgendwo ein Bein unterzuſchlagen verſucht wird. Nehmen Sie dieß als eine bloße Vermuthung von meiner Seite; ich weiß, ſchlechterdings, darüber nichts anzugeben. Wäre es möglich, daß Sie irgend einen Vorwand finden könnten, ſelbſt hierher zu kommen, ſo wäre es am beſten. Für den Augenblick rathe ich Ihnen, an den Fürſten zu ſchreiben, und Ihre Beſorgniß Ihm offen zu ſagen. Gewiß iſt es, daß Jordan mir noch vorgeſtern ſagte: ihm ſei keine Abänderung in Ihrer Angelegenheit bekannt.

Wie glauben Sie denn jetzt mit dem Fürſten Wittgenſtein zu ſtehen? Iſt es von der Art, daß Sie ihm ſchreiben können, ſo thun Sie es, aber mit einiger Keckheit. Ich rathe es ſehr. Höflich und keck bitten Sie um ſeine Protektion. So viel über Ihre eigne Angelegenheit. Ich weiß nicht mehr davon.

In den öffentlichen [illegible] tiefes Stillſchweigen. Doch hoffe ich, daß nach beendigter Organiſation mit dem Weſentlichen vorgetreten werden wird, noch immer.

Von Beyme werden Sie Nachricht haben. Ich ſchicke Ihnen in der Anlage eine von ihm im Jahre 1804 ausgezogene Kabinets-Ordre, von der ich wünſchte, daß ſie irgendwo gedruckt würde. Der Herausgeber des „weſtphäliſchen Anzeigers", der in Dortmund noch jetzt erſcheint, (oder wiederum) hat ſie dem Zenſor, als ein Palladium, bis jetzt mit Erfolg vorgehalten. Das müßte dabei auch geſagt werden. Was macht denn die Jung-Oelsner'ſche Zeitung? Es iſt ja beinah, als wenn wir daran arbeiteten, ſo wenig erſcheint davon. Schlegel wird am Ende dominiren. Einen guten Dominik möchte er immer annehmen — einen guten Dominik (die Danziger Meſſe) gönne ich doch dem Oelsner mehr.

Goethe hat bei Gelegenheit der ihm bekannt gewordenen Verfeindungen und Verunglimpfungen der Herren Schlegel und Konſorten, ſchon vor einiger Zeit, diverſe Verſe gemacht, wovon ich einige Strophen behalten:

Da loben ſie den Fauſt,
und was noch ſunſten
in mir gebrauſt,
zu ihren Gunſten.

Der alte Mick und Mack
gefällt gar ſehr.
Es meint das Lumpenpack
man wär's nicht mehr.

Ein Exemplar meiner Gedichte ſchicke ich Ihnen hierbei und bitte ſie gütig aufzunehmen. Ich bin ſchlecht damit zufrieden und ſelbſt unzufrieden, daß ich mich habe verleiten laſſen, ſie drucken zu laſſen. Wahrſcheinlich ſind mehre Druckfehler; ich habe die Korrektur Druckern überlaſſen müſſen.

Tauſend Grüße an Ihre liebe Frau und das Herz'ſche Haus von

Ihrem treueſten Freund

Stägemann.

12.

Friedrich Wilhelm der Dritte an den Staatsminiſter von Angern.

(Zum 17. März 1816.)

Mein lieber Staats-Miniſter von Angern.

Bei der in den Anlagen von dem Regierungsrath Mallinkrodt zu Dortmund geführten Beſchwerde über die Kriegs- und Domainen-Kammer zu Hamm, kömmt alles darauf an, ob die in dem eingereichten Stücke des weſtphäliſchen Anzeigers enthaltene Rüge der gänzlichen Vernachläſſigung der Reparatur der ſo gefährlich ſchadhaften Ruhrbrücke bei Schwerte gegründet war oder nicht. Erſtenfalls mußte die Kammer dem Einſender und Redakteur vielmehr danken, als demſelben Unannehmlichkeiten verurſachen, und im letzten Falle, wenn die Kammer, wie es auf alle Fälle anſtändiger geweſen wäre, ſich nicht bewogen fand, die Anzeige berichtigen zu laſſen, hätte dieſelbe ſich darauf beſchränken müſſen, die Unrichtigkeit der Anzeige darzuthun und auf rechtliches Verfahren gegen den Einſender und Verleger anzutragen. Es kann nicht jedem zugemuthet werden, in ſolchen Fällen, die eine Rüge verdienen, ſich den Unannehmlichkeiten, womit offizielle Denuntiationen verbunden ſind, auszuſetzen. Sollte nun auch eine anſtändige Publizität darüber unterdrückt werden, ſo würde ja gar kein Mittel übrig bleiben, hinter die Pflichtwidrigkeiten der untergeordneten Behörden zu kommen, die dadurch eine ſehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden. In dieſer Rückſicht iſt eine anſtändige Publizität der Regierung und den Unterthanen die ſicherſte Bürgſchaft gegen die Nachläſſigkeit und den böſen Willen der untergeordneten Offizianten, und verdient auf alle Fälle befördert und geſchützt zu werden. Ich befehle euch daher, die genannte Kammer hiernach für die Zukunft gemeſſenſt anzuweiſen. Uebrigens will ich nicht hoffen, daß über dieſen Diſpüt die Sache ſelbſt, nämlich die Reparatur der ſchadhaften Brücke, wird vergeſſen ſein.

Ich verbleibe euer wohlaffektionirter König

Berlin, den 20. Februar 1804.

Friedrich Wilhelm.

13.

Stägemann an Rahel.

Berlin, den 1. Februar 1816.

Endlich, verehrteſte Frau, ſind Ihre Schuhe angekommen und in einem beſondern Packet an Herrn von Otterſtedt befördert, den ich erſucht habe, ſie Ihnen ungeſäumt abzugeben.

Für Ihr gütiges Andenken an mich bin ich höchſt dankbar, und bitte Sie ſehr, mich in wohlwollender Erinnerung zu behalten. Denn wie der ſelige Kant das berüchtigte Fiat justitia et pereat mundus überſetzt: wenn die Gerechtigkeit untergeht, ſo hat es keinen Werth mehr, daß Menſchen auf der Erde leben, ſo muß man auch wohl ſagen: wenn die Zuneigung unter den Menſchen verloren geht, iſt es gleichgültig, ob der Teufel ſie alle holt.

Das pereat mundus iſt übrigens in 5 Jahren zu erwarten, weil alsdann, wie man hier ausſpionirt haben will, ein Komet an die Erde anrennen und ihr einen ſolchen Schup geben ſoll, daß ſie die Balance verlieren wird. Meine Frau habe ich nur damit beruhigen können, daß ich ihr verſichert: es wäre noch nichts davon zu hören, daß die Poſaunen zum jüngſten Gerichte ſchon beſtellt wären, (es müßte denn bei Jordis-Brentano geſchehen ſein, der eben erſt angekommen iſt, um ſich mit unſerm Finanz-Miniſter zu beſprechen, nach abgebrachter (im Woltmann'ſchen Tacitus-Stil) Frau von Jasmund).

Welche Skandale hier vorgehen, wiſſen Sie zum Theil aus den Zeitungen, aber doch ſtreicht Renſner das Beſte; z. E., daß wir keinen Epimenides, ſondern J, wie menen Sie des, (oder mit Lewzons Nachtrag J, wie gemene is des) und kein Zivil-Verdienſt-Orden, ſondern Zuviel Verdienſt-Orden haben.

Daß Herr von Goethe „unſern Verkehr“ geſchrieben, habe ich wirklich nicht gewußt. Aber es ſieht ihm ganz ähnlich.

Der König will die Juden ſchlechterdings zum Judenthum bekehren. Er hat allen jüdiſchen Gottesdienſt in teutſcher Sprache in den Privat-Bethäuſern unterſagt. Sie ſollen in die Synagoge, und hebräiſch hören, weil ſie doch nicht beſſer ſind, als die Katholiken, die ihre Meſſe auch hebräiſch, nämlich lateiniſch, hören.

Für den empfohlenen Hrn. de Pradt danke ich ſchönſtens. Er findet hier viel Beifall. Ich empfehle Ihnen dagegen eine Vorrede zu einem Buch, deſſen Titel mir aber entfallen iſt. Das Buch iſt von einem Hrn. von Dobenek und die Vorrede von Jean Paul.

Ihres Bruders „Macht der Verhältniſſe“ habe ich geſehen. Es hat viel Handlung, iſt aber doch in Einigem ſtörend, vermuthlich, weil das Süjet hors de saison iſt (ich lerne jetzt deutſch bei meinem Sohne).

Den König Lear habe ich von Devrient geſehen, ganz vortrefflich.

Ihre Abreiſe von Frankfurt iſt hoffentlich nunmehr nahe. Ich wünſche Ihnen Heiterkeit und gutes Wetter zur Reiſe, und empfehle mich herzlich Ihrem freundſchaftlichen und gütigen Wohlwollen auf's Angelegentlichſte.

Stägemann.

14.

Stägemann an Rahel.

Berlin, den 30. September 1818.

Hochverehrteſte Frau und Freundin.

Unſer Freund Küſter hat ſich von hier mit einem polniſchen Abſchied aus dem Staube gemacht, was er vielleicht auf dem polniſchen Reichstag in Stuttgart gelernt hat; ſonſt würden Sie dieſe Zeilen, die Sie gütig von mir annehmen mögen, ſchon früher empfangen haben. Denn was hier die Leute bewegt und beſchäftigt, ſo daß ſie auch nicht zum Briefſchreiben kommen vor lauter Verwundern und Beſprechen, die Wahlen unſrer neuen Miniſter Graf Bernſtorff und Lottum, unſers neuen Gouverneurs Graf Gneiſenau, unſers neuen (und ſchon alten) Kunſtraths Profeſſor Koreff, iſt mir nunmehr völlig gleichgültig. Wenn ich keine Briefe ſchreibe, iſt blos die ſüße Gewohnheit der Faulheit daran ſchuld. Gneiſenau hat mich aber doch in einige Verlegenheit geſetzt, weil man dadurch nicht an dem Könige irre wird; denn dergleichen ſieht ihm wohl ähnlich, aber an andern Leuten, deren einigermaßen geltendes Mitſprechen man zu voreilig vorausgeſetzt hat.

Graf Bernſtorff hat eine hübſche Frau. Sie hat die Juno unter den Hirt'ſchen Hierodulen gemacht.

Ich komme eben von einer Beſichtigung unſerer diesjährigen Kunſtausſtellung, die freilich nur milde beurtheilt ſein will, und darf, da ſie doch keine Gallerie vorſtellen ſoll. So hätte ich z. B. die Schlachten, die hier gemacht ſind, gewiß unbeſungen gelaſſen, nebſt der Ehebrecherin, einer ungenannten Dilettantin. (Das Komma vorher werden Sie wohl gütigſt wieder auslöſchen, ich werde den Fehler erſt jetzt gewahr.) Fouqué iſt auch da mit einem gewaltigen Sarras. Er muß ſeit einiger Zeit viel leiden über ſeine poetiſche Ritterlichkeit, aber er hat ſich dabei wirklich nichts gedacht, auch iſt er in der Wirklichkeit nicht weit darin gekommen, wie ihm der König faſt zu deutlich zu erkennen gegeben, da er ihm ſtatt des erſehnten eiſernen Kreuzes das Johanniter-Kreuz nur gegeben hat.

In meinem Hauſe habe ich jetzt viel Leiden. Winter über war Hedwig fortwährend krank, im Sommer meine Frau, beſonders jetzt wieder. Der Tochter Krankheit war ſchuld, daß wir den Horn und M. Weizelbaum wenig geſehen, meine Frau konnte nur einmal von Hedwig's Krankenbett kommen, in ihr Konzert. Sie hat eine nicht ſehr ſtarke, aber vortreffliche und ſchön ausgebildete Stimme, meint meine Frau. Ich verſtehe davon nicht viel und weiß nur, daß ſie mir ſehr gefallen. Was werden Sie ſagen, daß ich noch nicht die „Ahnfrau“ und die „Sappho“ geſehen. Aber die Schauſpieler ſind ſchuld. Ich fürchte, mich zu ſehr zu langeweilen und zu ärgern. Mad. Wolf ſoll die „Sappho“ ſehr ſchön ſpielen, aber ich fürchte mich doch vor ihr. Die Milder höre ich noch am liebſten ſingen; ich habe darüber vor einigen Jahren ſchon etwas zu Papier gebracht, was ich Ihnen hierbei abgeſchrieben habe. Die „Sappho“ habe ich geleſen; ich habe viel Erwartungen von dem jungen Dichter, obwohl das Ganze der „Sappho“ mich nicht befriedigt hat.

Ich habe dieſe Verſe mehr beigefügt, damit Sie nicht glauben, ich ſei ganz in Kriegsblut und Schlachtenwogen ertrunken. Sonſt werden Sie finden, es ſei nichts daran. Iſt aber wohl an Allem etwas, nämlich viel?

Bewahren Sie mir geneigt eine wohlwollende und freundſchaftliche Erinnerung in einer Ferne, von der ich herzlich wünſche, daß ſie nicht lange mehr Sie uns entziehen möge.

Stägemann.

Im Theater zu Berlin,
bei der Zurückkunft im Jahre 1816.

An die Stimmen ſanft gewöhnet,
die der Erden ausgetönet,
an der Nina ſtilles Wähnen,
an der Phädra heißes Sehnen,
an Maria's bittre Thränen —
Nun — in Grabes einſam Schweigen
däucht es mir hinabzuſteigen.

Aber horch den hohen Klängen!
Sind es die, ſo Gräber ſprengen?
die den Todten mächtig ſchallen,
daß ſie aus den dunklen Hallen
an das Licht, das goldne, wallen?
Horch, die dich der Erd' entlocken!
Horch der Milder ſüßen Glocken!

15.
Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 26. März 1816.

Ich danke Ihnen verbindlichſt, mein hochverehrter Freund, für das Schweizer-Muſeum. Auch Hrn. Troxler bringen Sie gütigſt meinen Dank.

Von Ihrer Reiſe habe ich manches ſchon erwartet. Es iſt noch nichts gekommen.

Ich hoffe, daß Sie in 8 Tagen endlich Ihre Beſtimmung für Karlsruhe erhalten werden.

Hier treibt übrigens der alte Spuk ſein Weſen nach wie vor.

Sack iſt jetzt hier, und ſucht Satisfaktion, die er darin ſetzt, daß ihn der König zum Staats-Miniſter ernennen ſoll.

Vincke und Klewitz, die auch hier ſind, erregen auf der andern Seite, jeder in ſeiner Art, die Leidenſchaften. Ich glaube unſchädlich.

Arndt iſt zwar hier, läßt ſich aber nicht ſehen. Ich weiß nicht, worin es liegt, aber ich habe ſeinen Schriften niemals Geſchmack abgewinnen können.

Ueber Goethen's „Kunſt und Alterthum“ geht es hier ſehr her. Es hat aber köſtliche Stellen, obſchon hin und wieder einige Steifheit des Alters. Das ſchadet aber nicht.

De Groot hat ihm ſein Urtheil ſehr übel genommen und daß er nicht einmal ſeinen Vater genannt hat.

A. Müller, nicht der Prophet, war hier, und hat erzählt, daß er mich beſucht, ich ihn aber nicht angenommen habe. Es iſt aber nicht ſo. Seine Frau ward von der Meinen nicht angenommen. Ich habe nichts von ihm gehört.

Rühle arbeitet an ſeinen Staats-Anzeigen.

Beyme iſt wieder hier, und erwartet nun ſeine Beſtimmung in der Konſtitutions-Angelegenheit, die übrigens für jetzt ruht, bis die Organiſation vollendet worden.

Auf Gneiſenau folgt Habe. Denn auf das U folgt gleich das Weh, das iſt die Ordnung im A. B. C.

Ich werde gedrängt, alſo empfehle ich mich für heute Ihrem und Ihrer lieben Frau gütigen und wohlwollenden Andenken.

Stägemann.

16.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 20. April 1816.

In der Erwartung, daß mein Brief Sie wieder in Frankfurt antreffen werde, ſchreibe ich Ihnen dieſe Zeilen, verehrteſter Freund.

Daß Ihre Beſtimmung für Karlsruhe nicht abgeändert worden, hoffe ich jetzt zuverſichtlich, ohne zu wiſſen, ob Sie dieſerhalb vom Fürſten ſchon eine Antwort erhalten haben, da er ſeit 8 Tagen ſich, etwas unpäßlich, auf dem Lande aufhält. Von Scholz, einem ſehr traurigen Subjekt, haben Sie wohl nie etwas zu fürchten gehabt. Ich glaube, man gießt ihn jetzt dem Hrn. von Hänlein in die Schuhe; er läßt ſich aber zuvor von ſeiner Frau ſcheiden, die ihm nämlich nicht gewachſen iſt, in puncto puncti, worin er, wahrſcheinlich aus langer Weile, zu viel verlangt.

Ihre litterariſche Differenz mit Beyme kann ich in dieſem Augenblicke, da er nach Pommern gereiſt iſt, nicht aufklären, auch hat er mir nur geſagt, daß er Ihnen Lichtenberg's Ideen über Volks-Repräſentation mitgetheilt habe. Seinen Brief ſelbſt habe ich nicht geleſen.

Für die Mittheilung des „Morgenblattes" danke ich Ihnen ſehr. Ich habe immer etwas gegen meine Gedichte, ſobald ich ſie gedruckt ſehe. Auch bin ich gegen die Metrik diesmal ſehr nachſichtig geweſen, weil ich Gott dankte, daß ich alles zum Druck geſammelt hatte, und nicht daran feilen konnte.

Goethens Gedicht hoffe ich Ihnen in extenso ſchicken zu können. Ich kenne ſelbſt nur die wenigen Verſe; aber Zelter hat das Ganze. Es thut mir leid, daß ich bei meiner Durchreiſe durch Weimar Goethen nicht kennen lernte. Wäre Koreff nicht ſogleich zu ihm gegangen, würde ich vielleicht Gelegenheit geſucht haben.

Unſer Freund Koreff iſt hier der Hausarzt des Staats-Kanzler'ſchen Hauſes, worin er magnetiſirt. Scharnweber, der bekanntlich eine Stentorſtimme beſitzt, ſchreit durch die Stadt: Koreff habe verſichert, daß die Reformation alles Unheil in die Welt gebracht habe. Gewiß iſt, daß ſeitdem Koreff beim Hrn. Staats-Kanzler magnetiſirt, die Oppoſition gegen den Magnetismus ebenſo laut wird, als bei Gelegenheit „unſeres Verkehrs". Es hilft aber nichts, weil die Jugend für den Magnetismus ſich erklärt.

Leben Sie für heut recht wohl und erwarten Sie nächſtens einen längern Brief von mir. Ich will dieſen gern durch Graf Pappenheim befördern, der im Abreiſen iſt. Tauſend Grüße an Ihre liebe Frau von Ihrem treu ergebenſten

Stägemann.

17.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 28. Auguſt 1816.

Ich habe Ihnen, hochverehrter Freund, aus mehren Gründen nicht ſchreiben können. Einige davon ſind: daß ich ſeit der Abreiſe des Hrn. Staats-Kanzlers nach dem Karlsbade mehr wie ſonſt arbeiten müſſen, daß ich 8 Wochen abwechſelnd krank geweſen, beſonders 6 Wochen lang am Auge gelitten habe, und endlich, daß ich der Poſt einen Brief nicht anvertrauen mögen, daher ich dieſe ſich mir heut darbietende Gelegenheit benutze, indem ich Ihnen zugleich den Ueberbringer, Herrn Deetz aus Königsberg, meinen vieljährigen Freund, empfehle. Er war einige Zeit Ober-Bürgermeiſter in Königsberg, trat aber freiwillig in ſeinen Kaufmannsſtand zurück.

Ihre letzten freundſchaftlichen Schreiben aus Frankfurt und Karlsruhe habe ich zu ſeiner Zeit erhalten. Ihren Wink in Hinſicht der Benutzung eines auswärtigen Staatsmannes ſehen Sie unbenutzt. Dem unbeſonnen aufgetretenen Hrn. von Hänlein iſt, wie Sie längſt wiſſen, der Hr. Ober-Hofmarſchall Graf von der Goltz, ſubſtituirt. Man wird ihm einen recht tüchtigen Geſchäftsmann beiordnen, ich vermuthe, in der Perſon des Ihnen wahrſcheinlich unbekannten Hrn. Geh. Raths Himly, Ihres Kollegen am auswärtigen Miniſterium, und meines Kollegen in dem noch vor Nikolai geſtifteten Montags-Klub, der im Ganzen ſo alt iſt, daß wir bei Bieſter's Tode beſchloſſen, das Requiem vorzubehalten, bis noch einige Häupter gefallen, welches ſich auch ſchon in der Perſon des Bergraths Eiſelen ereignet, obwohl den Miniſter des Kultus, der gleichfalls wankte, das Karlsbad wieder befeſtigt hat.

Es iſt eigentlich unverantwortlich von der allgemeinen Zeitung, der Nemeſis und andern dergleichen Leuten, daß ſie ſich noch gar nicht darüber erklärt haben: wie denn ein preußiſcher Bundestagsgeſandter eigentlich beſchaffen ſein, was er wiſſen und nicht wiſſen, was er begriffen und nicht begriffen haben müſſe ꝛc. Nicht, als ob ich meine, daß eine ſolche Deduktion den Hrn. Grafen von Goltz von einem kühnen Unternehmen abgeſchreckt haben würde, denn in gewiſſen Umſtänden ſpricht man, wie der alte Kant im Lear, je profunder je beſſer. Aber wir andern wüßten doch, woran wir uns zu halten hätten. Sie ſehn übrigens, daß ich von diplomatiſchen Dingen gar nichts verſtehe, und mehr reßonnire als raiſonnire.

Der durch allerlei bunte Unternehmungen (er hat auch eine Spiel-Kartenfabrik hier) Ihnen wohlbekannte Baumgärtner iſt, als unſer General-Konſul in Leipzig, unſerm Adam Müller (eigentlich dem nicht-unſern) gegenübergeſtellt. Vielleicht, um ihm nicht einmal den Vorzug des dreiſilbigen Namens zu laſſen, nennt Adam ſich Windmüller. Der dicke Müller war Baumgärtner's Rival, das hätte aber eine Konfuſion gegeben, wenn er ſich auch Bier-Müller genannt hätte.

Koreff iſt Profeſſor an der hieſigen Univerſität mit 1500 Thlrn. Gehalt geworden. Die mediziniſche Fakultät will ihn aber erſt nöthigen, ſich durch Examen und Disputation zu habilitiren, weil er nur doctor bullatus ſei.

Klaproth iſt Profeſſor an der noch zu ſtiftenden rheiniſchen Univerſität mit 1200 Thlrn. geworden. Dagegen habe ich den Bräutigam unſerer Johanna Stegen, einen tüchtigen obwohl unwiſſenden Freiwilligen, noch bei keiner Fakultät, davon er wahrſcheinlich die beſte beſitzt, placiren können.

Die Gräfin Pappenheim iſt gefährlich krank geweſen, und noch nicht ganz hergeſtellt. Helmine hat lange gelitten und leidet noch, da ſie ſich einer Operation am Auge unterworfen hat. Meine Krankheit iſt ſchuld, daß ich ſie wenig geſehen habe.

Beyme, den ich ſeit meiner Krankheit einigemal wieder beſucht habe, hat mir die beſten Grüße an Sie aufgetragen.

Er iſt noch immer ohne Beſtimmung, da die Geſetz-Kommiſſion noch nicht zu Stande gekommen iſt, und die Konſtitutions-Kommiſſion vielleicht noch auf den Geiſt der Zeit wartet, den Hr. Ancillon nicht gewahr geworden zu ſein verſichert. Herr von Altenſtein empfiehlt ſich Ihnen auch und dürfte Sie wohl zunächſt beſuchen, da er eine Reiſe in die dortigen Gegenden unternommen hat.

Von Grunern höre ich weiter nichts, als daß er Toaſts macht und den Antibourboniſchen Franzoſen nachſpürt. Er hat einem meiner alten Freunde, der ſich lang in Frankreich und jetzt in der Schweiz aufhielt, ein Warnungszeichen mit auf den Weg gegeben, das ich nur hier erſt wieder von ihm nehmen kann. Ich bin mit dieſer diplomatiſchen Geſchäftigkeit nicht einverſtanden. Es giebt nur Einen Gott, und Ein Heil. Ich hoffe indeß, er will nur irre leiten.

Wie gefällt Ihnen Humboldt's „Agamemnon“? Es iſt ſchade, daß er kein Dichter iſt. Ich bin kein Freund dieſer unteutſchen Ueberſetzungen; wer griechiſch kann, leſe den Dichter griechiſch. Wer nicht griechiſch lieſt, wird die Ueberſetzung weder für griechiſch noch teutſch halten. Es kommt mir vor, als wenn ich die Flöte in ein Nachtwächterhorn überſetze. Einiges iſt aber ſehr vortrefflich.

Ich habe ſonſt nichts Erhebliches geleſen. Fouqué's „Undine“, als Oper, hat einen ſehr getheilten Beifall. Mir hat es, trotz den vorzüglichen Dekorationen nach Scheibel's Angabe, nicht gefallen. Kennen Sie Fouqué's „Sängerliebe“? er hat ſich und die Prinzeſſin Wilhelm darin vorgetragen und es hat einige hübſche Lieder.

Schenkendorf's Bekanntſchaft haben Sie doch jetzt gemacht, ſo wie ſeiner Frau. Er wird jetzt ſeinen Wunſch noch erreichen, an eine der Rheiniſchen Regierungen verſetzt zu werden. Man hatte ihm etwas eingebrockt, wegen ſeiner Hinneigung zum Katholizismus. Der Miniſter des Kultus iſt auch ſchwerlich ſein Freund und ein Verehrer ſeiner Muſe.

Jetzt muß ich enden, ich habe Ihnen allerlei tolles Zeug durcheinander geſchrieben, in möglichſter Eile, da ich zugleich den Kourier nach Dobberan abfertigen muß. Den Fürſten erwarte ich gegen den 20. des k. M. Im Oktober will er die Rhein-Provinzen bereiſen. Faſt würde ich es ihm für dieſes Jahr widerrathen. Ich hoffe, daß die Geſinnungen für Preußen im künftigen Jahre beſſer ſein werden. Die Fehlgriffe bei der Organiſation, und die Fortdauer der franzöſiſchen Geſetzgebung haben manches verſchlechtert. Durch die Adminiſtration, ſelbſt wenn die Adminiſtratoren manches zu wünſchen übrig laſſen, wird doch der Geiſt der Adminiſtration ſichtbar, und nur das iſt für Preußen ein Vorzug, nicht die Adminiſtratoren.

Leben Sie recht wohl, theuerſter Freund, und empfehlen Sie mich herzlich in das wohlwollende Andenken Ihrer lieben Frau.

Meine ganze Familie empfiehlt ſich mit mir.

Totus Tuus

Stägemann.

18.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 4. Februar 1817.

Sehr lange, mein verehrteſter Freund, bin ich in Ihrer Schuld geblieben, und ſehr viel muß ich bei Ihnen entſchuldigen. Glauben Sie indeß, daß ſchon mein Schweigen ſelbſt eine Buße für mich iſt, da ich nur ſchweige, wenn ich nicht reden oder ſchreiben kann. Ich bin durch eine Menge von Geſchäften überhäufter, als jemals, und muß jedem Genuſſe des Lebens entſagen, der außerhalb den Akten zu ſuchen iſt. Was mir in jenem Leben für eine Krone deshalb werde beſchieden werden, bin ich ſelbſt neugierig zu erfahren. Wenn ſie nur nicht aus Stroh beſteht, ſo ich gedroſchen, oder aus Papierſchnitzeln, die ich den Leuten vorgeſchnitten.

Seit wann ich Ihnen zum letztenmal geſchrieben, weiß ich ſelbſt nicht mehr. Lang iſt es her, ich glaube noch vor meiner Reiſe nach Dobberan,[1] wo ich einige Wochen im September zugebracht habe.

Manches Ereigniß hat uns inzwiſchen wieder bewegt. Der junge König von Würtemberg und die Händel in Frankfurt ſtehen billig oben an. Ich beſorge doch, daß der erſte mit ſeinen Ständen nicht ganz in Frieden ſich ausgleichen werde. Der polniſche Reichstag in Frankfurt hat nicht das mindeſte Intereſſe für mich. Denn was kann das Alles frommen?

Im Innern ſind bei uns nicht erhebliche Veränderungen vorgegangen. Die Sache der Konſtitution iſt noch immer vertagt. Man erwartet, daß der Anfang mit der Inſtitution eines Staatsraths werde gemacht werden. Außer den Bedenklichkeiten, welche die Perſönlichkeit des Königs in Bezug auf die Konſtitution erregt, ſcheint es auch, als ob der Hr. Staats-Kanzler erſt die neue Steuer-Geſetzgebung vollenden wolle, bevor er die Stände in die Geſetzgebung miſcht. Dies kann auch noch eine Zeitlang dauern. Auch wird mit Recht gefragt: warum dem Volk gerade in dem wichtigſten Werk der Geſetzgebung keine Theilnahme geſtattet werden ſoll.

Daß der Staatsrath eingeführt werde, iſt inſofern nur von Wichtigkeit, als damit eine Geſetz-Kommiſſion verbunden wird, und dieſe Angelegenheit dann eine zweckmäßige gründliche Behandlung findet. Aber wenn auch hierin der Miniſterial-Willkür ihr bisheriger Spielraum entzogen wird, fehlt immer noch etwas Weſentliches in Bezug auf die Adminiſtration, in die ſich der Staatsrath nicht miſchen kann, wo alſo die Miniſter als Präfekten immer fort handeln, und dies iſt ein großer Jammer, beſonders in den neuen Provinzen, conf. Görres, die Einführung des Stempel-Edikts in Sachſen, das ſo großen Skandal gegeben, u. ſ. w. u. ſ. w. Sie haben doch Renfner's Recantation in unſerer Zeitung wegen eines Aufſatzes von ganz toller Hand über dieſe ſächſiſche Vorſtellung geleſen. Der Aufſatz iſt von einem auf halber Kultur ſtehenden Pommer, den Herr Renfner für den Finanz-Miniſter gehalten, da er das Imprimatur ohne Umſtände nachgeſucht.

Im Punkte der Preßfreiheit haben deren Freunde dieſer Tage auch ein böſes Stückchen gemacht, indem Niebuhr's Freunde gegen Merkel einen Befehl des Miniſters des Innern ausgewirkt. Geſchieht das am grünen Holz, was wird am dürren werden.

Großen politiſchen Lärm hat die ruſſiſche Erklärung gegen die geheimen Oeſterreich-Baier'ſchen Artikel wegen Baden erregt.

Es iſt aber auch erbärmlich.

Für alles, was Sie mir Poetiſches geſchickt haben, meinen tauſendfältigen Dank. Da ich glaube, daß Sie Uhland und Rückert vielleicht zu Geſicht bekommen, ſo grüßen Sie ſie von mir herzlich. Ich bin trotz allem tollen Zeuge von Geſchäften für die Muſen nicht geſtorben, und hoffe, auch nie für ſie zu ſterben, ehe denn ich ſterbe. Der alte Scheffner in Königsberg hat den König, 13,000 Thlr. anzuwenden, um die altdeutſche Litteratur, beſonders die Poeſie des Mittelalters, zu fördern; auf abſchlägliche Reſolution beſchränkte er ſich auf 4000 Thlr. Jetzt, nachdem auch dies abgelehnt worden, bittet er um 600 Thlr., und ſchreibt an den König: ich laſſe Dich nicht, Du ſegneſt mich denn. Er will die 600 Thlr. Köpken in Königsberg zu einer Reiſe nach Heidelberg anweiſen. Der König wird auch dieſe ſchwerlich bewilligen.

Unſer Freund Koreff iſt, invito Schuckmannio, Profeſſor geworden und hat unſern Freund Klaproth nach ſich gezogen. Er iſt ganz dem Magnetismus befliſſen. Glauben Sie aber das nicht, was man in Rückſicht auf unſern Staatskanzler deshalb verbreitet. Deſſen Vernunft wird nicht ſo leicht be- und gefangen.

Die Pappenheim'ſche Familie ſehe ich leider wenig, weil ich faſt gar nicht auskomme, da auch meine Frau ſeit einigen Wochen wieder leidet und das Bett ſelten verläßt. Aber aus der Parthie mit Wülknitz iſt nichts geworden. Adelheid hat an Hedwig ſehr naiv erzählt, daß ſie ſchon 13 Körbe gegeben habe.

Ich wünſche ſehr, Sie einmal wieder ausführlich zu ſprechen und vielleicht bin ich in einigen Monaten bei Ihnen, ich ſoll in einigen Tagen nach Paris gehen, (ich weiß ſelbſt noch nicht recht, wozu, doch hat es Bezug auf die engliſche Anleihe) und dann würde ich meinen Rückweg über Straßburg nehmen, da es doch wahrſcheinlich das Letztemal ſein wird, daß ich Frankreichs Grenzen betrete. Hoffentlich verzögert ſich meine Reiſe noch einen Monat, weil die Sache in Paris und London nicht gezeitigt zu ſein ſcheint. So wie ich abgehe, ſchreibe ich Ihnen und erbitte dann einen Brief nach Frankfurt durch Marianne, die ich doch gewiß beſuche, wenn auch keinen andern, außer Stein.

Ich habe vor einigen Tagen einen Brief von Mariannen erhalten, der aber die bewußte Sache nicht aufklärt.

Leben Sie recht wohl, theuerſter Freund, und tauſend Grüße an Ihre geliebte Frau von Ihrem

Stägemann.

Beyme hat Ihnen vielleicht inzwiſchen ſchon geſchrieben. Er lebt wie gewöhnlich, ruhig, etwas ſtolz, malcontent, wie wohl nicht anders ſein kann.

19.

Stägemann an Varnhagen.

Frankfurt, den 22. Februar 1817.

Mein theuerſter Freund.

Allerdings ging meine Reiſe nach Paris ſo eilig vor ſich, daß ich mich zu ſehr überraſcht fand, um Ihnen von meiner Ankunft in Frankfurt Nachricht geben zu können. Schon in Fulda erhielt ich eine Eſtafette, die mich, weil alles in Berlin arrangirt ſei, nach Berlin zurückrief. Da ich indeß wegen der Rheinſchiffart ein Geſchäft in Mainz auszurichten hatte, fuhr ich hierher, und ließ mir den preußiſchen Kommiſſarius von Mainz herkommen. Hätte ich nur geahndet, daß ich mich länger als 2 Tage hier aufhalten würde, hätte ich Ihnen ſogleich geſchrieben, ich befand mich aber in voller Ungewißheit, und ſtehe jetzt ſchon mit Einem Fuße im Wagen. Bei der dringenden Nothwendigkeit, ſobald als möglich in Berlin zurück zu ſein, iſt es mir äußerſt ſchmerzhaft, Ihre und des Hrn. Generals von Tettenborn gütige und freundſchaftliche Einladung nicht annehmen zu können und mir das Vergnügen verſagen zu müſſen, Sie zu ſprechen. Wahrſcheinlich bin ich im Mai wieder in den hieſigen Gegenden.

Hier habe ich außer unſerm Verkehr, dem Bundestage, nichts Beſonderes gefunden, womit ich aber nicht ſagen will, als ob ich den Bundestag für etwas Beſonderes halte.

Marianne habe ich öfter geſehen.

Die dieſſeitige Bundesgeſandtſchaft iſt ſehr unruhig und ruhig, welches Sie ſich wohl erklären werden. Ach Gott! wie es doch in der Welt ausſieht!

Sie haben für Oelsner in die „allgemeine Zeitung“ etwas einrücken laſſen, was Hr. Reinhard auf ſich bezieht, wobei er aber ſeine Unſchuld verſichert. Daß der Aufſatz von Ihnen ſei, weiß er indeß nicht. Ich habe ſeine Bekanntſchaft nicht machen mögen, da ich hier ohnehin auf Kohlen geſeſſen.

Stein iſt im Begriff nach Stuttgart zu reiſen, woſelbſt er einige Tage bleiben wird. Er ſcheint hier noch immer ſeine Macht für ſich zu bilden.

Ich möchte aber doch unter den hieſigen Leuten nicht leben. Schlegel habe ich bei Stein geſehen. Er gehört auch nicht zu den Zufriedenen, und iſt eben ſo wohl mit Otterſtedt, als mit Buol in Spannung.

Wie ſehr ich hier gemartert werde, kann ich Ihnen gar nicht beſchreiben. Natürlich von lauter dummen Kerlen.

Ich empfehle mich herzlich in Ihr und Ihrer lieben Frau freundſchaftliches Andenken und bitte Sie auch dem Hrn. General von Tettenborn meine Hochachtung angelegentlich zu verſichern.

Vale et fave.

Stägemann.

20.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 16. Mai 1817.

Endlich, mein verehrteſter Freund, bietet ſich mir durch den Hrn. Oelsner eine lang erwünſchte Gelegenheit dar, Ihnen ausführlich ſchreiben zu können, da Sie die Gründe wiſſen, die eine Korreſpondenz durch die Poſt leider! noch beſchränken.

Herr Oelsner wird Ihnen von unſerm hieſigen Treiben mehres und Gründlicheres erzählen können, als ich Ihnen ſchreiben werde. Viel Tröſtliches wird es auch nicht ſein; denn wir gehen hier Alle in der Irre, und Benzenberg hat ſich mit wenigem Glück und noch weniger Geſchick zum Prediger in dieſer Wüſten berufen, wie Sie wohl in dem von ihm ganz in Beſchlag genommenen „deutſchen Beobachter“ geleſen haben, und zugleich gefunden, daß er mehr von Heuſchrecken, als Honig lebt, den ausgenommen, den er in den alten ehrwürdigen Baumſtämmen Möſer und Lichtenberg findet.

Was haben Sie denn zu unſerm Staatsrath geſagt? und was erwarten Sie davon? Für jetzt iſt dieſe Inſtitution nichts, was aber in ſolcher Zeit ſich daraus geſtalten könne, wiſſen wir nicht. Ich bin mit ſehr vielem in dem Weſentlichen und in der Form nicht zufrieden, namentlich finde ich die Abtheilung für die Juſtiz (unbeſchadet aller Achtung gegen unſern Freund Beyme) fehlerhaft, weil, wie ſich tagtäglich mehr entwickelt, ſich eine Geſetzgebungs-Abtheilung darin ausbildet, die nur zu ſehr unerfreulichen Reſultaten führen kann. Nicht die Juriſten, ſondern die Philoſophen ſollen die Geſetze machen. Wenn indeß die Konſtitution zu Stande kommt, wird ſich das Weitere finden.

Aber hinc illae lacrymae! oder, wie Wieland überſetzt, da liegt der Haſ' im Pfeffer. Denn noch iſt von dem Zuſammentritt der Konſtitutions-Kommiſſion keine Rede geweſen, und die Abreiſe des Hrn. Staatskanzlers in das Bad nähert ſich ſchon. Hat man früher ſchon große Bedenken gehabt, ſo werden die Würtembergiſchen Angelegenheiten ſie nur vermehren, und ich beſorge, daß wir hier ein öffentliches Aergerniß erleben. Indeß iſt es allerdings die Abſicht des Fürſten, noch vor ſeiner Abreiſe die Formen zu reguliren, mittelſt denen die Vorarbeiten zur Bildung der Provinzialſtände, während der Ferien des Staatsraths geſchehen ſollen, und ich hoffe, daß er wenigſtens dieſen Plan, aller dagegen aufgeſtellten Hinderniſſe unerachtet, ausführen werde. Iſt es nicht mit Händen zu greifen, daß Napoleon, der im Jahre 1815 Frankreich mit 1200 Mann eroberte und die Bourbonen vom Throne ſtieß, jetzt nur 12 Mann gebrauchen würde, wenn er wieder erſchiene? und zieht man wohl eine Lehre daraus?

Eine andere Kalamität, die uns hart bedrückt, kann auch nur durch ein Repräſentiren gehoben werden, die wirklich ſchlechte Verwaltung unſerer Miniſter. Der Staatsrath kann hierauf nicht weiter einwirken, als es die Geſetzgebung angeht. Aber hierüber müßte ich ein Buch ſchreiben.

Humboldt präſidirt in der Steuer-Kommiſſion des Staatsraths, nach einigen mit ausgezeichnetem, nach andern, mit ſchlechtem Succeß. Ich glaube das Letzte, doch ohne zu glauben, daß es an ſeinen Talenten liege. Daß ſeine Familie nach Italien gereiſt iſt, wiſſen Sie. Ich habe die Frau v. H. nur ſelten bei Körner's geſehen. — Von Karoline von H. komme ich natürlich auf Koreff, der als Profeſſor nun wirklich fungirt. Es war von einigen Studenten verabredet, ihn das Erſtemal mit Pochen und Pfeifen zu empfangen, doch iſt es unterblieben, und ſcheint er deshalb nicht zu wagen, die angekündigten Publica zu leſen. Ein großer Förderer des Magnetismus iſt er noch immer, ich fürchte nur, daß ſein nicht zu verkennendes Talent ihn nicht durch alle Fährlichkeiten führen werde, weil es, wie ich glaube, ihm an Gründlichkeit fehlt, und die Eitelkeit ihn lügenhaft macht. Der Miniſter des Innern iſt gegen ſeine, Wolfarth's und Klaproth's Anſtellung ſehr ergrimmt geweſen. Letzterer war in einem Briefe Sylv. de Sacy's, der ihn ce drôle nannte, beſchuldigt, Manuſkripte aus der Pariſer Bibliothek geſtohlen zu haben. Es iſt aber ſo arg nicht erfunden.

Unſere Freundin Pappenheim iſt in der Eheſcheidung begriffen, weil ſie ſich anderweit mit dem Grafen Pückler von Muskau verheirathen will.

Görres hat von Würtemberg einen Ruf erhalten, die Direktion der in Stuttgart zu gründenden Kunſtſchule zu übernehmen, ihn aber abgelehnt, und bleibt in Koblenz. Er will ſeinen „Rheiniſchen Merkur“ wieder ſchreiben, und der Fürſt iſt nicht abgeneigt, es ihm zu bewilligen. Bei ſeiner Anweſenheit am Rhein wird er ſich wohl mit ihm ganz verſtändigen.

Von einer hieſigen Staatszeitung iſt noch immer die Rede. Wer ſie aber unter den hieſigen Verhältniſſen ſchreiben ſoll, muß zwar nicht der große Apoll, aber doch der große Pan ſein. Es iſt einmal die Rede davon geweſen, ſie durch Merkel ſchreiben zu laſſen! Unſer Freund Oelsner wird wohl manum de tabula laſſen.

Herr von Kamptz wird, zenſurfrei, ein Journal über die innere Staatsverwaltung herausgeben.

Unſer Adam Müller in ſeinen Staats-Anzeigen wird ſehr matt. Krug ſchöpft aus keinem Oelkrug und die Thränen des Lacrymas Schütz ſind wenigſtens ſehr langweilig. Oken hat dem letzten ſehr gut gedient.

Haben Sie von Wolf und Buttmann-Schleiermacher's Händeln Notiz genommen? Ich habe mich darin mehr für Wolf entſchieden. Die philologiſchen Blätter, die Paſſow in Breslau herausgiebt, enthalten viel Gutes.

Sehr oft wünſche ich, daß Sie hier ſein möchten, wünſche es Ihnen aber auch wieder nicht, da es Ihnen viel Aerger geben würde. Doch höre ich von mehren Seiten, daß Sie ſich in Karlsruh nicht ſonderlich gefallen. Aber iſt die Muße in der ſchönen Natur Ihnen nicht unendlich werth und erfreulich?

Auf mir laſtet noch immer verdrießliche Arbeit, von der die Muſen fliehen. Wie ſehr ſehne ich mich nach Erlöſung! ich muß aber ausharren.

Der Fürſt will Mitte Junius nach Karlsbad gehen und Mitte Juli nach dem Rhein, wohin der König Ende Juli kommen will. Doch hängt dieſes von der Abreiſe der Prinzeſſin Charlotte ab, die Mitte Juni nach Petersburg abgehen ſoll, begleitet von ihrem Bruder Wilhelm. Der Kronprinz wird auch die Rhein-Provinzen beſuchen.

Von Gruner habe ich ſeit Februar keine unmittelbare Nachricht. Es ſoll ihm auch nicht gefallen.

Beyme wird Ihnen einige Zeilen ſchreiben. Pfuel läßt Sie herzlich grüßen. Tauſend Empfehlungen an Ihre liebe Frau. Die Meinigen grüßen freundſchaftlichſt. Bewahren Sie eine wohlwollende Erinnerung

Ihrem treuergebenſten Freunde und Diener
Stägemann.

21.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 25. Juni 1817.

Mein theuerſter, verehrteſter Freund!

Empfangen Sie meinen beſten Dank für Ihr gütiges Schreiben vom 18. d. M., ich habe wohl erwartet, daß Sie meinen Brief durch unſern Freund Oelsner ſpät genug erhalten würden, da er viel Extra-Gutes, nur nichts von einer Extra-Poſt, wie ſie nämlich ſein ſollte, an ſich hat. Wir haben hier noch keine Nachricht von ihm, doch iſt er jetzt hoffentlich in Paris eingetroffen.

Ihren Wunſch, bald wieder in Berlin, wenigſtens in größerer und angemeſſener Thätigkeit zu ſein, theile ich ganz, wie Sie wiſſen. In der Sache ſtehen auch wenige, oder gar keine Hinderniſſe entgegen, deſto mehr in den Perſonen, die ſich nicht ſogleich beſeitigen laſſen. Doch ſiegt ja ein beharrlicher Wille auch über ſolche Schwierigkeiten um ſo leichter, je leichter die Perſonen ſind. Es iſt im Werk, daß Herr Klüber als Wirkl. Geheimer Legations-Rath in unſre Dienſte tritt. Jordan nimmt es als ausgemacht an. Klüber ſelbſt ſagte mir zwar vor einigen Tagen, es ſei noch nicht entſchieden, doch wird er wohl nur gemeint haben, daß der Fürſt dem Könige die Kabinets-Ordre noch nicht vorgelegt.

Man zerbricht ſich hier den Kopf, durch welche Protektion Hr. Klüber dazu gelangt ſei. Humboldt verſichert: ihn gar nicht zu kennen. Unſtreitig iſt es vom Fürſten unmittelbar ausgegangen; ſchreiben Sie mir doch gelegentlich, was Sie über ihn meinen. Ich muß mein Urtheil ganz zurückhalten, da ich ihn gar nicht kenne, welches ich gewiſſenhafter verſichern kann, als Humboldt. Doch ſcheint er mir als ein gelehrter Diplomatiker ſehr brauchbar, wegen Beleſenheit und großen Fleißes beſonders ſchätzbar; praktiſch würde ich ihm wenig vertrauen.

Auch der Ober-Landes-Direktor Weinbronner aus Karlsruh befindet ſich hier. Hr. Klüber iſt ſehr zu Gunſten dieſes Architekten entſchieden, der an unſern öffentlichen Bauten ein Aergerniß genommen, welches er nur mit den Berlinern theilt, die, weil die Brücke am Opernhauſe, und das Steinpflaſter auf dem Hausvoigtei-Platz wieder aufgenommen werden müſſen, verſichern: auch die Petri-Kirche werde wieder aufgebaut, weil ſie falſch abgebrochen ſei.

Unſer Staats-Rath iſt bis jetzt noch nicht verſammelt geweſen, nämlich das Plenum. Dagegen ſind die einzelnen Abtheilungen fortdauernd beſchäftigt, inſonderheit iſt auch die für das Steuer-Weſen niedergeſetzte Kommiſſion fleißig geweſen. In dieſen Tagen wird das Plenum zum erſtenmal zuſammentreten, um den Bericht dieſer Kommiſſion in Berathung zu nehmen. Die Konſtitutions-Kommiſſion iſt unthätig gelaſſen, doch wird ſie auch noch vor der Abreiſe des Fürſten nach Karlsbad thätig werden, wie ich wenigſtens hoffe. Ihre Nachricht: daß der Artikel in der allgemeinen Zeitung in Deutſchland zu Ungunſten des Staatsraths Senſation erregt, und daß man ihn von ſehr bedeutender Hand verfaßt glaube, hat mich in einige Verwunderung und Reue verſetzt. Der Fürſt, gegen den er allein gerichtet iſt, wollte ihn beantworten laſſen; ich widerrieth es aber, weil der Aufſatz jedem Verſtändigen als ſeicht erſcheine, und ich ein Feind ſolcher Polemik bin. Ihre Aeußerung aber hat mich veranlaßt, ſo ſchnell als möglich eine Antwort niederzuſchreiben, die ich mit der nächſten Poſt an Cotta ſchicken werde. Wen hält man denn für den Verfaſſer? Sie werden mich durch Mittheilung deſſen, was Sie wiſſen, ſehr verpflichten, und den Fürſten noch mehr.

Die Würtemberg'ſchen Angelegenheiten gehen auf dem Kopf, ſo verworren ſind ſie nunmehr. Ich beſorge auch großes Unheil. Uhland's Gedichte, für die ich Ihnen noch beſonders danke, ſind ganz vortrefflich, und finden hier ungetheilten Beifall.

Von unſrer Konſtitution iſt noch nichts zu hören. Die Kommiſſion des Staatsraths für dieſe Angelegenheit iſt noch in keine Aktivität getreten.

Mit Ihrer Anſicht ganz einverſtanden, muß ich Sie doch bitten, von hier aus nichts dem Gemäßes zu erwarten, obwohl die wegen des neuen Steuer-Syſtems niedergeſetzte Kommiſſion des Staats-Raths ſich in ihrem Gutachten äußert, es habe ihr nothwendig geſchienen: „daß der neue Steuerplan in Anſehung der innern Steuern mit der Maßregel wegen der Stände in denjenigen Zuſammenhang geſetzt werde, welcher niemals ohne große Nachtheile in den höchſten Staats-Maßregeln vermißt werden könne.“

Herr von Humboldt hat in dieſer Kommiſſion das Präſidium geführt, nach einigen Stimmen mit Glück, nach andern mit wenigem. Er will in 14 Tagen von hier abgehen, ſich einige Zeit auf ſeinen Gütern und in Frankfurt aufhalten, und im September in London ſein. Man iſt hier der Meinung, daß er lieber hier bleibe. Er ſelbſt ſagte mir einmal: die Leute glauben hier, ich könne nicht über den Jordan (fließend ausgeſprochen). Herrn von Senf hat man mit Schmach von Konſtantinopel wegrufen müſſen und Hr. Graf von Schladen geht dorthin. Es iſt ä

Schand' und ä Spott! Da ich keine Illitteratur-Zeitung der Diplomatik ſchreibe, ſo mag ich nicht weiter gehn.

Vor einigen Monaten war hier wieder ſtark die Rede: es würde eine Verbindung zwiſchen unſrer Prinzeß Alexandrine und dem Schwediſchen Prinzen Oskar zu Stande kommen, und einige Clairvoyanten prieſen die Staatskunſt des Staatskanzlers. Iſt denn der Sohn Guſtav's 4. in Bezug auf den inwohnenden Geiſt auch von Gott verlaſſen? oder blos von den Göttern?

Haben Sie Müllner's „Yngurd" geleſen? Als dramatiſches Gedicht hat es ſehr vortreffliche Stellen. Als Darſtellung hat es mir nicht gefallen. Sehr befremdet hat mich die Dedikation an den König von Sachſen, ſowohl an ſich, als nach ihrem Inhalt; zu einer Zeit befremdet, da er, um ſich den Muſen mehr zu ergeben, einen Mäzen an unſerm Könige ſucht.

Stägemann.

22.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 12. Auguſt 1817.

Sie ſehn, verehrteſter Freund, wie lange dieſer Brief wieder gelegen hat, ehe ich ihn abſende. Entſchuldigen Sie es gütigſt. Hier hat ſich inzwiſchen Manches zugetragen.

Unſer Staatsrath hat ſeine Sitzungen beendigt. Außer dem Steuer-Geſetz iſt von Erheblichkeit nichts zur Sprache gebracht. Das Reſultat über jenes war unerfreulich. Die Kommiſſion verwarf den Plan des Miniſters zum Theil, ohne einen Vorſchlag des Beſſern hinzuzufügen, wofür allenfalls ein Grund hätte aufgefunden werden mögen, aber die öffentliche Meinung iſt: daß es in der Abſicht geſchehen ſei, den Finanz-Miniſter zu ſtürzen. Mir iſt dieſes auch wahrſcheinlich. Der Fürſt hat dem Hrn. von Humboldt das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten wirklich angetragen, er hat es aber mit den Bedingungen angenommen, daß Hr. Graf von Bülow und Hr. von Schuckmann aus dem Miniſterium austreten, und daß er unmittelbaren Vortrag beim Könige habe. Wie ſich dieſes ausgleichen werde, ſteht noch dahin. Ich glaube aber unter dieſen Umſtänden nicht, daß Hr. von H. nach London gehn werde. Man meint, daß Jordan den Plan des H. von H. deshalb begünſtige, weil er beſorge, daß der König den Hrn. von Brockhauſen zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernennen werde. Doch habe ich ſelbſt mit ihm nicht darüber geſprochen.

In Rückſicht auf die Konſtitution iſt wenigſtens beſtimmt worden, daß durch beſondere Kommiſſarien des Staatsraths das Geſchichtliche der frühern Provinzial-Verfaſſungen an Ort und Stelle ermittelt und aufgenommen werden ſoll, durch Hrn. von Beyme in Preußen und Pommern, durch Hrn. von Klewitz in der Mark, in Schleſien und Sachſen und durch Hrn. von Altenſtein in Weſtphalen und am Rhein. Ihre Berichte werden den Gang der Unterhandlungen des Staatsraths weiter beſtimmen. Sie ſind ſämmtlich ſchon abgereiſt.

Klüber iſt wirklich als GLR. angeſtellt. Er ſoll hier beſonders die Angelegenheiten des deutſchen Bundes bearbeiten, weil der Fürſt ſie aber dem alten Hrn. von Raumer nicht ſogleich abnehmen will, ſo geht er einſtweilen nach Frankfurt, und wird ſich mit der Regulirung der Verhältniſſe der Mediatiſirten (der dießeitigen) beſchäftigen.

Von Oelsner habe ich inzwiſchen einen intereſſanten

Brief aus Paris erhalten. Er erwähnt jedoch ſeiner Abreiſe noch nicht.

Von den Pappenheimern werden Sie wohl inzwiſchen Manches erfahren haben. Adelheid iſt gewiß glücklich verheirathet. Ich kenne den Fürſten Carolath ſchon ſehr lang als einen vorzüglich guten Menſchen, und beide peſſen ganz für einander. Die Mutter läßt ſich nicht abhalten, den Grafen Pückler-Muskau zu heirathen. Sie iſt ſeit einem Monat von Graf Pappenheim gerichtlich geſchieden. Helmine wird als Gräfin Pückler adoptirt. Dehn verſichert mich: der König würde ſie ſich an die linke Hand haben antrauen laſſen, wenn der Staatskanzler es nicht verhindert, allein ich glaube es nicht.

Ein kleines Gedicht auf die Adelheid'ſche Hochzeit habe ich Ihnen beigelegt, damit Sie nicht glauben, als ob ich der Poeſie ganz entſagt habe. Auch lege ich Ihnen noch eine Kleinigkeit auf die Abreiſe der Prinzeſſin Charlotte nach Rußland bei, das Sie wahrſcheinlich ſchon in der Berlin'ſchen Zeitung geleſen haben.

Ich höre, daß ein Hr. Raßmann Sonette von mir in eine Sonettenſammlung aufgenommen habe, ſie ſind mir aber noch nicht zu Geſicht gekommen, auch weiß ich nicht, wo und wie er ſie zuſammengetrommelt, da ich ſie ſelbſt gar nicht mehr kenne.

Der Verluſt unſeres Schauſpielhauſes iſt ſchmerzhaft, beſonders wegen der Garderobe. Da die Mauern ſtehen, ſo wird das Haus in nicht gar langer Zeit hergeſtellt ſein. Wir hatten ein furchtbares Schauſpiel an dieſem trojaniſchen Brande.

Unſer Koncordat mit dem Pabſt hat ein trauriges Schickſal. Niebuhr hat noch immer keine Inſtruktion und die man hier angefertigt hat, können, nach der Verſicherung des Dom-Dechanten Graf Spiegel, die Schweine nicht freſſen, geſchweige der Pabſt und Gonſalvi. Was daraus werden wird, iſt leicht zu ermeſſen.

Es würde mir jetzt — um auf etwas anderes zu kommen — wichtig ſein, zu wiſſen, wie Sie jetzt mit Humboldt ſtehen. Unſtreitig wird er das Miniſterium erhalten, und unſtreitig wird er ſich auch mit tüchtigen Leuten umgeben, beſonders da er ein großes Wespenneſt von Gegnern hat, namentlich von dem würdigen Ancillon gründlich gehaßt wird. Fürſt Wittgenſtein ſoll ihm auch nicht wohl wollen, doch das weiß ich nicht gewiß. Mit Beyme ſcheint er ziemlich daran zu ſein, doch traut wohl einer dem Andern nicht. Jetzt hat er ſich ſehr an Schön und Merckel angeſchloſſen, beide tüchtig, obwohl von ganz verſchiedenem Kaliber. Der König ſoll ihm auch nicht beſonders gewogen ſein, doch wer will ihm dieſes Miniſterium billig ſtreitig machen? Gneiſenau ſoll ihm ſeine Leichtfertigkeit und Jaktanz öffentlich vorgeworfen haben. Die Stadt ſpricht davon.

Mit dem Hrn. Grafen L. von Stockhorn bin ich ſeitdem öfter zuſammengekommen; er iſt jetzt nach Hannover gereiſt.

Man hat ja in Baden eine ganze Staats-Veränderung vorgenommen.

Ich ſchicke dieſen Brief mit einem Offizier, der dem Könige nachreiſt, bis Mainz, von wo Jacobi ihn weiter an Sie befördern wird.

Schreiben Sie mir gütigſt bald wieder.

Meine Freundin aus Wien, Gräfin Desfours war nur zu kurzem Beſuche hier und hat mich wieder verlaſſen. Dagegen ſchicke ich meinen Sohn nach Wien, in Begleitung des Ihnen durch einige Schriften vielleicht bekannten Doktor

Förſter. Auch in Paris werden Sie ihn geſehen haben. Er iſt der Verlobte der jüngſten Tochter des Rath Gedike.

Tauſend Grüße an Ihre liebe Frau. Die Meinigen empfehlen ſich mit mir Ihrem freundſchaftlichen und wohlwollenden Andenken aufs herzlichſte.

Totus tuus

Stägemann.

23.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 14. März 1818.

Schon längſt, mein verehrter Freund, habe ich Ihnen geſchrieben, aber Sie haben meinen Brief nicht erhalten, weil ich ihn unvollendet ließ, und unter meinen Papieren nun nichts davon auffinde; vielleicht nach Jahr und Tag. Verloren haben Sie daran nichts, denn viel Tröſtliches wußte ich Ihnen ſo wenig zu ſchreiben, als jetzt.

Ich habe übrigens bis vor einigen Wochen ſehr bedenklich am Auge gelitten, und mich des Schreibens bei Licht enthalten müſſen. Jetzt bin ich völlig hergeſtellt.

In unſerm hieſigen Treiben hat ſich nichts verändert. Der Staatsrath hat ſeine Plenarſitzungen vor mehren Wochen ſchon angefangen und bringt Fragmente der Geſetzgebung zur Welt. Daß wir auch unſre Ultras haben, wiſſen Sie. Sehr heiter in ſich ſelbſt, wenden ſie ſich nach dem Alten; hübſche Sonnenblumen; die Sonne iſt doch das Aelteſte, aber ſie vergeſſen, daß ſie nicht abgeſtanden iſt, wie ihr Altes. Zuweilen erregt es mir viel Trauer für die Zukunft; aber nur zuweilen, denn was geſchehen ſoll, geſchieht, wir glauben oder wir zweifeln.

Görres Schrift iſt etwas höchſt Merkwürdiges, obſchon in mancher Beziehung nichts Erfreuliches. Unſre ganze Beau Monde, der Hof, die Diplomaten, die Hierodulen (meine Hedwig ausgenommen, die davon nichts weiß) u. ſ. w. ſind entrüſtet über die Frechheit eines Volkstribunen. Der Staatskanzler wird von den Ultras getadelt, und von den Andern. Er ſcheint ihnen, auf einem Wunderſtuhl geſeſſen zu haben. Die evaſiven Antworten haben mir auch nicht recht gefallen wollen, am wenigſten aber die Golz'ſche Erklärung am Bundestage über den 13ten Artikel der Bundes=Akte; ſie iſt zugleich wohlſtyliſirt und ſtieliſirt, weil wohl von Stielen, aber nichts von der Frucht darin zu merken iſt.

Die eingemachten Früchte, die Jordan von ſeiner Reiſe mitgebracht, werden uns wohl nach und nach vorgeſetzt werden. In der Militair=Angelegenheit iſt bei vielen Lücken doch manches Gute ſichtbar, worin Wolzogen gewaltet. Wenn man indeß erwägt, wie nichtig das Ganze, iſt auch das Beßre unerfreulich. Verwundert habe ich mich doch, daß ſich der Senator Smidt die Initiation in der M. Aw. hat entwinden laſſen.

Von der Preßfreiheit werden wir, in mancher Beziehung, noch ſeltſame Dinge erleben. Daß Jordan von einem mitgenommenen Aufſatz Eichhorn's in Wien keinen Gebrauch gemacht, iſt wohl nicht zu verwundern.

Von dem Geſchwornengericht, auf welches auch Görres ein Gewicht legt, erwarte ich den Segen Iſraels nicht. So lange wir überhaupt keine Geſchwornengerichte haben, finde ich es für das Gedeihen der Preßfreiheit ſelbſt gefährlich, ihr etwas Apartes zu braten; auch hoffe ich, daß unter Beymens Auſpizien unſere ſehr geſunkene Juſtizverwaltung wieder aufhören werde, wie die Pinſchgauer zu ſingen: dumm ſind wir, das wißt ihr ja von je. Unerlaßlich finde ich es aber dabei, daß unſre Kriminal-Juſtiz öffentlich verwaltet werde.

Adam Müller fährt in ſeinen „Staats-Anzeigen“ fort zu radotiren̄. So beweiſt er im neuſten Stücke: daß alles Heil von uns gewichen, ſeitdem unſre obern Gerichtshöfe nicht mehr Regierungen, und unſre Regierungen nicht mehr Kammern heißen. Den Malcontenten wird er's mit gewohnter Frechheit plauſibel machen.

Die neuſten Einrichtungen, die der Staats-Kanzler in der Verwaltung getroffen, können nur ephemer ſein; ſie ſind übel kalkulirt, eben weil ſie nur kalkulirt ſind. Rechen-Exempel brauchen wir nicht, aber Exempel tüchtiger Geſinnungen. Die Disharmonie der Behörden iſt ſehr vermehrt, und muß es täglich werden. Doch darüber müßte man ein Buch ſchreiben, ſo bogenreich, als Haller's Staats-Reſtauration. Die Dallach'ſche iſt indeß eingegangen, und Dallach wird ein Landjunker, trotz dem Hrn. v. Haller.

Von der Wartburg iſt jetzt alles ſtille; ſelbſt Herr von Kamptz hat ſich erſchöpft, nachdem er zuletzt noch in einer Art Libell den Jahn'ſchen Sinnſpruch weitläufig erwieſen: aus einem verzagten A — kommt kein fröhlicher E — (sit venia Jahnismo). Jahn nennt die Schrift, ſehr milde, einen Afterwiſch. Ein anderes, Ihnen wahrſcheinlich noch nicht zu Händen gekommenes Buch des bekannten ſchlechten Skribenten Grävell, worin er gegen die Miniſterial-Grobheiten an das Publikum appellirt, hat hier Aufſehen erregt, eben weil es gegen die Miniſter gerichtet iſt. Es iſt übrigens ganz ungenießbar. Der Staats-Kanzler hat ihn wegen der Herausgabe dieſes **Buchs** vom **Amt** (er iſt Regierungs-Rath in Merſeburg, und ein ſehr brauchbarer Arbeiter) ſuspendirt und zur Unterſuchung ziehen laſſen.

Von unſern Anleihegeſchäften werden Sie gehört haben. Noch ſind ſie nicht abgeſchloſſen, weil ſich die Meinung doch zu ſtark dagegen erklärt hat. Sie haben einige Aehnlichkeit mit einem Darlehnsgeſchäft, das der ſel. Gans während der Franzoſenzeit mit dem Branntweinbrenner Claude zu 12 Thlr. zu pränumerirenden Zinſen gegen dreifache Sicherheit machen wollte. Gans wollte auf 6 Monate, Claude aber nicht unter 4 Jahr. Weiſt Du was? ſagte Gans. Wir wollen es auf $8^{1}/_{3}$ Jahre machen, dann giebſt Du mir gar nichts. — Seit einigen Tagen murmelt es hier von einer catilinariſchen Verſchwörung gegen den Staats-Kanzler durch Militair-Perſonen. Da Gneiſenau gewiß keinen Theil daran hat, ſo weiß ich noch auf keinen Fähnchenführer zu kommen, weil man dem alten Feldmarſchall Blücher, ſo wenig er ein Freund des Staats-Kanzlers iſt, wegen ſeiner Geſchwätzigkeit die Führung gewiß nicht vertraut. Ueberhaupt wäre die Sache eine **Thorheit**, und man müßte, wie Cicero, obwohl umgekehrt, rufen: M. Tulli, quid agis?

Hören Sie nichts Näheres von der Verbindung der kleinern proteſtantiſchen Höfe wegen der katholiſchen Angelegenheiten? Man will ja in dieſen Tagen in Frankfurt darüber berathen. Niebuhr ſoll das Baierſche Konkordat plaidiren. Darauf müßte, wenn es gegründet, der Herr Jeſus und ſeine Frau wirken, nämlich Savigny.

Daß ich damit umgehe, meine letzten Kriegsgeſänge drucken zu laſſen, zum Beſten unſerer Klientin, der jetzigen Madame Hinderſin, ſehen Sie aus der Ankündigung, ich hoffe, daß die Subſkriptions-Liſten in etwa 8 Tagen vollzählig hier ſein werden. Oelsner meinte, Graf Schlaberndorf habe ihr noch ein Geſchenk zugedacht.

Mein Brief iſt zu lang geworden, alſo will ich zum Schluß eilen und mich mit den Meinigen in Ihre und Ihrer lieben Frau wohlwollende und freundſchaftliche Erinnerung herzlichſt empfohlen haben.

Totus tuus

Stägemann.

Der Großfürſt Konſtantin hat ſich ſcherzhafterweiſe zum polniſchen Reichstags-Deputirten wählen laſſen und will ſich alle Reden der franzöſiſchen Republikaner von Mirabeau bis Lainé verſchreiben. Welch ein Durak! (Narr.)

24.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 1. Auguſt 1818.

Mein theuerſter Freund!

Die Reiſe Ihres Herrn Schwagers giebt mir die lang erwünſchte Gelegenheit, Ihnen wieder zu ſchreiben. Ich halte mich überzeugt, daß ich bei Ihnen entſchuldigt ſein werde.

Zunächſt über Ihren Auftrag an Jordan wegen einer Gehaltszulage. Ich hatte unmittelbar nach Empfang Ihres gütigen Schreibens darüber geſprochen, und die Gewißheit erhalten, daß Sie auf dieſem Wege nichts erlangen werden; ob Sie ſich unterwürfigſt finden laſſen wollen, muß ich zwar anheimſtellen, erwarte es jedoch nicht; ſogar erwarte ich davon nichts, weil Sie doch in irgend einen troſtloſen Kauz ſich nicht verwandeln können, und man das wenigſtens gemerkt haben wird. Mein Rath wäre alſo weit eher, daß Sie, wie es Ihnen und Jedem, der mit ſich klar iſt, auch nur kleidet, gerade und ernſt auftreten, falls Sie es noch nicht gethan haben. Denn ich habe es auch unter mir gefunden, ein Wort weiter darüber zu verlieren, weiß alſo nicht, was inzwiſchen etwa geſchehen iſt. Nur das merke ich noch an, daß Sie bei dem Herrn Staats-Kanzler ſchwerlich eine Hülfe finden werden; es ſcheint, als ob auch die letzten Lämpchen ausgebrannt wären. Der Fürſt Wittgenſtein ſcheint Ihnen gewogen — mehr als ſcheint läßt ſich von ihm niemals ſagen — allein ſeine Einwirkung iſt allemal paſſiv; er wird es kaum wagen, in das Fell eines todten Fuchſes zu beißen. — Uebrigens iſt man mit Ihren Berichten ſehr zufrieden. Laſſen Sie uns hiemit das Kapitel über das auswärtige Miniſterium ſchließen.

Ach, wenn's zu unſrer Ehre
Doch wirklich auswärts wäre!

Von unſerm hieſigen Treiben werden Sie keine erfreulichen Nachrichten erwarten. Ueber die Konſtitution kommt weiter nichts zur Sprache. Bei der dieshalbjährigen Zuſammenkunft des Staatsraths war davon nicht die Rede, und die Herren Miniſter von Altenſtein und von Klewitz haben noch nicht einmal ihre Berichte über die Reiſe erſtattet, die ſie im vorigen Jahre Behufs der Einſammlung hiſtoriſcher Nachrichten in die verſchiedenen Provinzen gemacht haben. Beyme, der nach Pommern und Preußen geſchickt war, hat ſeinen Bericht eingereicht. Sind Sie denn mit der Konſtitution von Baiern einverſtanden? ich gar nicht, und bin auch nicht der Meinung, es ſei beſſer etwas Schlechtes, als gar nichts, weil hier das Eine, was uns noth thut, die Bewegung der öffentlichen Meinung, ganz verfehlt wird. Bei uns hat ſchon die Inſtitution des Staatsraths, die an ſich nichtig iſt, heilſam hierin gewirkt. Möchte man uns nur Preßfreiheit geben! Die Konſtitution würde ſich ſchon finden. In Frankreich wird das Geſchenk, mit welchem der Kaiſer Alexander ſich und den Hrn. Marchangy geehrt hat, ſeiner Wirkung nicht verfehlen. Wir haben ſeit Kurzem einige Kurioſa in Angelegenheiten der Preſſe erlebt. Die hieſige Regierung hatte den Buchhändler Reimer in Geldſtrafe genommen, weil er die Cornelius'ſchen Kupfer zu den Nibelungen nicht der Zenſur unterworfen, ehe er ſie debitirt. Reimer beklagte ſich deshalb beim Polizei-Miniſterium, welches zwar die Maaßregel und deſſen Gründe ganz geſetzlich fand, aber doch (wahrſcheinlich aus einigem Mißtrauen des Fürſten Wittgenſtein gegen Hrn. v. Kamptz) zuvor bei dem Hrn. Staats-Kanzler anfragte, von welchem denn die lächerliche Interpretation des Zenſur-Edikts berichtigt wurde. Dieſes ſagt nämlich im Eingange unter den Gründen, weshalb eine Zenſur nöthig ſei: daß die Preſſe zu ſchlüpfrigen Bildern und lockenden Darſtellungen des Laſters gemißbraucht werde. Unter dieſen Bildern haben unſre Zenſoren und Hr. v. Kamptz Kupferſtiche, Gemälde und Zeichnungen verſtanden. Der zweite Vorgang betrifft den Mallinkrodt, der freilich nichts taugt und deſſen ſeichtes Blatt ohne Schaden untergegangen iſt. Die Regierung zu Arnsberg hatte ihn, weil er mehre Blätter abdrucken laſſen, ohne das Imprimatur erlangt zu haben, auf den Grund des Zenſur-Edikts bei dem Ober-Landes-Gericht zu Cleve in Anſpruch genommen. Dieſes wies aber die Klage zurück, weil das Zenſur-Edikt gar keine geſetzliche Kraft in Weſtphalen habe, und nur die Vorſchriften des Landrechts, nichts gegen die Religion, den Staat und die Sitten, ſowie keine Injurien zu drucken, in Anwendung kämen. Das Polizei-Miniſterium hat ſich auch hierüber bei dem Hrn. Staats-Kanzler beklagt. Das Ober-Landes-Gericht hat aber nicht allein recht, ſondern es iſt aus dieſem Grunde herzuleiten, daß das Zenſur-Edikt in keiner einzigen Provinz geſetzliche Kraft habe, weil es durch das ſpäter promulgirte Landrecht aufgehoben worden. Wie es hiemit bleiben werde, weiß ich noch nicht.

Daß Hr. v. Humboldt London verläßt und auf ſeinen Landgütern ein Idyllenleben führen will, werden Sie ſchon wiſſen. Es war wohl ſeine Abſicht, nach Berlin zu kommen, und obwohl hier manche Stimmen dagegen ſein werden, wird er es hoffentlich durchführen. Zu ſeinem Nachfolger ſoll Gneiſenau beſtimmt ſein. Ich glaube, daß er ſich darum beworben hat, und man wird es ihm nicht verſagen, wenn man vielleicht auch möchte.

Unſer Freund Koreff iſt in eine praktiſchere Amtswirkſamkeit getreten, wie Sie aus den hieſigen Zeitungen werden geſehen haben. Sie erſtreckt ſich jedoch nicht weit. Gönner hat es ihm auch nicht verſchafft, und einen Spaß dazu, indem man aus: le Juif coréferent, Coref le Juif errant gemacht hat. Der Hr. Miniſter v. Altenſtein glaubt in ihm einen Strebepfeiler wider die General-Kontrolle zu haben. Er wird ſich auch irren. Die Univerſität Bonn iſt vom Könige zwar genehmigt, und die Fonds ſind angewieſen, allein man übereilt ſich nicht, auch wird wohl die Beſetzung ihre eigne Schwierigkeiten haben. Hr. St.-R. Schmedding hatte dem Hrn. v. Altenſtein weiß gemacht: der Pabſt müſſe die Univerſität beſtätigen; doch höre ich, hat er ſich eines Beſſern belehren laſſen. Man glaubt, den alten Sailer noch gewinnen und ihn mit dem Biſchof fangen zu können.

A. W. Schlegel wird noch in dieſem Sommer erwartet, da er ſchon zu Michaelis zu leſen anfangen will, wie mich Hr. Marheineke in dieſen Tagen verſichert. Den meiſten Profeſſoren iſt dieſe Wahl angenehm, doch zweifle ich, ob den Niebuhrianern.

Tieck ſollte für unſer Theater gewonnen werden; ich glaube, daß er in Hinſicht ſeiner kränklichen Konſtitution dazu nicht taugt, und habe es deshalb um ſo mehr widerrathen, als er mit dem Grafen Brühl nicht zuſammenpaßt. Dagegen habe ich dringend bevorwortet, ihm eine Penſion zu verſchaffen. Koreff hat ſich dafür zu intereſſiren verſprochen; noch weiß ich nichts vom Reſultat.

Die jetzige Reiſe des Hrn. Staats-Kanzlers an den Rhein wird ſchwerlich zu einem Ziele führen; doch wird er auch wohl größtentheils in Spa zubringen. Die von Görres ſo kundgemachte Unterredung hat durch die bekannten Kabinetsverfügungen eine ungünſtige Wendung genommen; die Univerſität bleibt noch im Stillen, und wird ſchwerlich ſchon jetzt proklamirt werden; die Organiſation der Juſtiz iſt auf die lange Bank geſchoben, indem die Hrn. Miniſter v. Kircheiſen und v. Altenſtein den ſehr vernünftigen Plan des Hrn. v. Beyme, durch den Staatsrath nur die Hauptgrundſätze der Oeffentlichkeit und der Geſchworenen-Gerichte feſtſtellen zu laſſen, vereitelt haben. Hr. v. B. wird in etwa 8 Tagen nach dem Rhein abreiſen, um ſich durch eigene Anſicht noch mehr zu ſtählen wider die Widerſacher.

Unſre engliſche Anleihe iſt im Publikum vergeſſen. Mich hat es ſehr gewundert, daß ſo wenig darüber kund geworden. Benzenberg rechnete im Herſenden, daß ſie uns jährlich 7 pC. koſte; wir ſelbſt machen uns weiß, zu

$5^{1}/_{2}$ pC. geliehen zu haben. Sie koſtet aber in der That jährlich 10 bis 11 pCent, wie ſich ſehr einfach nachweiſen läßt. Die Frage iſt nur: welche Anwendung wir davon machen.

Dramatiſchen Lärm haben wir in dieſem Jahre genug gehabt. Fiſcher wird, wie es heißt, nach München gehen; daß ſie in einigen Wochen Berlin für immer verlaſſen, ſagte ſie mir vor einigen Tagen. Jetzt iſt das Geſpräch über „Sappho“ von Grillparzer die tägliche Unterhaltung und der Streit in unſern beiden Zeitungen. Ich habe ſie noch nicht geſehen, und nur einzelne Stellen geleſen, die mich nicht eben in Entzücken verſetzt haben, wiewohl ich den Grillparzer für einen wahren Dichter halte. Fünf Akte durch die Sappho-Wolf zu ſehen, würde mich zu ſehr ermüden; das muthe ich mir nicht zu; wenn es noch die Schröder wäre! Schulz und meine Familie ſind ſehr ergriffen, dennoch fürchte ich mich. Koreff arbeitet an einem Trauerſpiel „Konradin“.

Was Sie mir über Stein ſchreiben, nimmt mich keineswegs Wunder. Indeß habe ich ſo gut als nichts von den Naſſauiſchen Sachen geleſen, weil mich dieſes Naſſau ſchon lang ennuyrt. Dennoch hat Stein einen ganz andern Fond, als nous autres; ſchon ſein entſchiedener Widerwille gegen das Hofleben, in dem die Staatsmänner untergehn, hält ihn oben. Aus den anliegenden Gedichten, die ich für die Johanna Stegen habe drucken laſſen, (ſie hat kürzlich einen Sohn taufen laſſen) ſehen Sie, daß ich noch ein Tendre für Stein habe, obwohl das Gedicht vor der Naſſauiſchen Begebenheit gemacht iſt. Sollten Sie noch einige Druckfehler finden, ſo werden Sie ſie wohl leicht abändern können. Die Gedichte ſind in die Hände eines höchſt armſeligen Korrektors gekommen, der ſich die Mühe genommen hatte, mein Manuſkript nach ſeinen Anſichten von der Sprache zu korrigiren; z. B. nakket kam in nakkend; ihr Purpurfarb in ihr' Purpurfarb'. Ueber das Gedicht von Rüchel behalte ich mir eine mündliche Mittheilung ſeiner Zeit vor. Ich finde mich jetzt ganz unfähig für die Poeſie; ſonſt würde ich jetzt mehr wie je einige Muße gewinnen können. Aber ich glaube, es iſt Zeit aufzuhören.

Was erfahren Sie denn vom Bundestage? außer den Nachrichten in den Zeitungen weiß ich nichts. Die katholiſchen Sachen ſcheint Hr. v. Wangenheim recht con amore anzugreifen. Soviel ich weiß, ſind wir damit ganz einverſtanden und von unſerm Konkordat iſt jetzt nicht mehr die Rede. Nur wegen der gemiſchten Ehen werden wir nächſtens einen entſcheidenden Schritt thun müſſen. Benzenberg's ultramontaniſchen Westphalus Eremita habe ich ſchon im Herſenden einmal bewillkommnen wollen, nun iſt mir die Luſt vergangen. Neulich machte Benzenberg den römiſchen König Heinrich, Sohn des Kaiſers Friedrich II., der ſchon in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ſtarb, zum Kaiſer Heinrich VII. dem Lützelburger, der erſt im Anfange des 14. Jahrhunderts Kaiſer wurde.

Man erwartet hier viel vom Kongreß in Aachen, und hat vergeſſen, daß die Organe, die man in Wien hatte, dieſelben ſind, nur ſtumpfer geworden. Der Kaiſer Alexander wird am 4. Septbr. hier eintreffen, 3 bis 4 Tage hier bleiben, alsdann auf einige Tage nach Weimar gehen, und von dort nach Aachen, ſo daß man in der Mitte Septbr. in Aachen zuſammenkommen zu wollen ſcheint. Doch meinen die hieſigen fremden Geſandten, die Zuſammenkunft werde erſt am 29. Septbr. ſtatt haben. Es iſt gegen die dieſſeitige Lesart.

Von unſerm Könige, der vorgeſtern aus Rußland zurückkam, hieß es: er werde noch auf 14 Tage nach Karlsbad gehn. Man hat ihn gefragt, und er entgegnete: ob man ihn für einen Schirrmeiſter halte?

Der ſpaniſche Geſchäftsträger Hr. v. Landaburu (wenn ich den Namen recht ſchreibe) iſt hier am Nervenfieber verſtorben. Seine Kollegen ſind beſtürzt, daß man aus Spanien ſein und hier ſterben kann.

Küſter wird in einigen Tagen auch abreiſen. Ob er ſich hier gefallen, mag ich nicht bejahen.

Ich will noch immer, daß Sie hierher zurückkommen; doch ſehe ich freilich nicht, wie es jetzt einzuleiten, wegen der Däumlinge.

Obriſt Pfuel verläßt Berlin im künftigen Monat auch; er iſt als Chef des Generalſtabs an das rheiniſche General-Kommando nach Koblenz verſetzt.

Von Mariannen habe ich einen Brief vor etwa 14 Tagen aus Ems erhalten.

In meinem Hauſe iſt den Winter und Frühling über viel Ungemach geweſen, da Hedwig ſehr gekrankt hat. Jetzt iſt ſie mehrentheils hergeſtellt, und wieder wie gewöhnlich munter.

Ihrer Frau Gemahlin, der ich mich angelegentlich empfehle, werde ich mir erlauben durch Küſter einige Zeilen zu ſchicken.

Wir alle empfehlen uns Ihrem wohlwollenden freundſchaftlichen Andenken. Erfreuen Sie mich bald durch einen Brief.

Totus Tuus

Stägemann.

25.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 5. Oktober 1818.

Indem ich Ihnen, mein theuerſter Freund, auf's neue zu ſchreiben in Begriff ſtehe, erhalte ich Ihren freundſchaftlichen Brief vom 17. v. M. und gleichzeitig durch die Zeitungen die Nachricht, daß man ſich in Baden zum Kriege rüſte, ſo wie ein allgemein hier verbreitetes Gerücht den Großherzog ſterben und die Baiern Mannheim beſetzen läßt. Daß beides ohne Grund ſei, ſetze ich voraus. Die Meinung hat ſich auch hier ganz für Baden ausgeſprochen. Unſer Hanſeat ſcheint für Baiern gewonnen, wie ſich Benzenberg überhaupt in manchen Dingen ſehr ungeſchickt und korrupt beweiſt. Bignon's Schrift iſt noch nicht hier. Daß die Theilungs- und Succeſſions-Angelegenheit die Badenſche Konſtitution beſchleunigt, iſt für das geſammte Deutſchland ein ſehr wohlthätiges Ereigniß. Ohne äußern Anſtoß werden wir ſchwerlich einen Schritt weiter darin kommen, und man darf wenig im Buche der Könige beleſen ſein, um ſich zu überzeugen, daß die Aachen'ſche Sozietät nur rückwärts fördern werde. Man weiß, daß der Kaiſer von Rußland ſich durch das Murren ſeiner großen Moskowiter genöthigt geſehen, halb offiziell unter der Roſe erklären zu laſſen, daß man die polniſchen Liberalien doch nur für Spiegelgefechte halten möge. Neben Gentz und Kneſebeck werden ſich noch mehr Hallerenſer dort einſtellen. Als in unſerm Staatsrath über die vom Magdeburg'ſchen Adel nachgeſuchte Herſtellung der Steuerfreiheit diskutirt wurde, ſuchten ausſchließlich nur die Hallerenſer geltend zu machen, daß der König über die Steuerfreiheit des Adels einen Vertrag mit ihm geſchloſſen habe. Dies war auch ganz in ihrem Geiſt, obſchon wider ihr Syſtem. Die Brochüren, die wider Görres geſchrieben ſind, haben Sie doch geleſen. Die eine, deutſches Wort aus Preußen ꝛc. wurde von einigen mir, von andern Ihnen zur Laſt gelegt. Es iſt mir höchſt wahrſcheinlich, daß ſie von Koreff herrühre. In unſrer beider Namen habe ich proteſtirt. In Julius v. Voß lebt und leibt der preußiſche Lieutenant aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, der auf einer Art halber Kultur ſteht; ein ganz gemeines Machwerk. Er gilt übrigens wie ſein Freund, der Feuerbrand, für einen Hofſchriftſteller; ich laſſe es gelten, ſo wie man die Courtiſane von curtis anus ableiten mag.

In den D. Schlottmann'ſchen Aphorismen kann ſich unſer Oelsner nicht verläugnen.

Den guten Geiſt unſrer Regierung haben Sie wohl in den neuen Miniſterſchöpfungen erkannt. Sowohl Graf Bernſtorff als Graf Lottum ſind anerkannt gute Männer. Beides iſt wohl unfehlbar das Werk des Fürſten Wittgenſtein, der es gut meint.

In dieſen Tagen will auch Hr. v. Altenſtein nach Aachen abgehen, um mit dem Hrn. Staats-Kanzler die Einrichtungen für den Kultus und Unterricht an Ort und Stelle zu beſprechen. Bonn wird ſodann förmlich vom Stapel laufen, aber noch iſt die Zahl der Lehrer unvollſtändig. Für die katholiſch-theologiſche Fakultät iſt noch niemand; für die proteſtantiſche ſucht man noch nach gehörigen Fanatikern, die nach der Melodie zu ſingen verſtehen: o Ewigkeit, Du Höllenwort! o Schwert, das durch die Seele bohrt! Nicht nach der vernünftigern: Roſen auf den Weg geſtreut und des Harms vergeſſen.

Schlegel wird blos dieſen Winter über in Bonn bleiben, und ſodann hierher kommen. Es geſchieht nur der

Paulla zu gefallen. Koreff thut ſich auf Schlegel's Berufung viel zu gut, aber ſie iſt urſprünglich gar nicht ſein Werk.

Mit Hugo wird für Bonn unterhandelt. Ich zöge Thibaut bei weitem vor, aber was würde Hr. v. Savigny ſagen? auch ginge Thibaut ſchwerlich. Unter den Naturphiloſophen ſoll man, ſagt mein Sohn (auch eine Art Naturphiloſoph) an Nees von Eſenbeck einen guten Erwerb gemacht haben.

Arndt iſt als Profeſſor der Geſchichte berufen, hat aber einen ganz beſondern Hirtenbrief vom Hrn. Staats-Kanzler erhalten, um ſich in die Zeit und die Leute bequemer zu fügen. Sein vierter Geiſt der Zeit beſchäftigt mich eben. Erſtaunlich viel Worte, aber doch einer tüchtigen Natur.

Daß Görres nicht angeſtellt wird, iſt nun gewiß. Sie werden ihn zuletzt doch noch vertreiben.

Humboldt hat ſeine Abberufung aus London bis jetzt nicht erhalten, es müßte denn in dieſen Tagen von Aachen aus geſchehen ſein, vielmehr hatte der König ihm ablehnend geantwortet, und ihn auf ſeine Rückſprache mit dem Hrn. Staats-Kanzler vertröſtet.

Daß Oelsner nach Paris zurückgegangen, iſt für ſeine ganze Perſönlichkeit rathſam geweſen. Sie ſchien ſich zuletzt hier zu gefallen, doch war es wohl nicht Ernſt. Es kann jedoch ſein, daß ſein Bruder, gegen ſeinen und ihren Willen, heimlich darauf gewirkt hat, wie ſie gegen mich äußerte.

Dem beiliegenden Gedicht hat Herr Renfner die Aufnahme in die hieſigen Zeitungen verſagt. Weshalb, iſt ihm gewiß ſelbſt nicht klar geworden. Denn daß ich der Lyrik einige Ironie abzugewinnen verſucht habe, hat er ſchwerlich gemerkt. Herr v. Kamptz meinte, er habe ſich an den

Bundeshort geſtoßen, den er auf den deutſchen Bund gezogen. Das Gedicht war nicht auf den Kaiſer, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſondern auf den Hrn. v. Alopeus berechnet, der es auch wohl verſtehen wird, in einem Augenblick, wo in Aachen über die ſogenannte Bayonner Konvention nochmals unterhandelt werden ſoll, und wo man uns auf das ſchmählichſte behandeln will, wahrſcheinlich auch wird.

Ich habe Ihnen ſchon zu viel geſchrieben, alſo will ich aufhören, Ihre Augen zu ermüden, und mich nur noch Ihrem freundſchaftlichen und wohlwollenden Andenken angelegentlich empfehlen.

Totus tuus

Stägemann.

26.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 12. Dezember 1818.

Ehe ich noch Gelegenheit gefunden, verehrteſter Freund, Ihnen den beiliegenden Brief zu überſchicken, begegnet mir etwas für mich Unerfreuliches, das ich Ihnen ſofort mith eilen muß.

Der Hr. Staats-Kanzler hat die Herausgabe einer allgemeinen preußiſchen Staatszeitung mit dem 1. Januar ſ. beſchloſſen und zugleich beſtimmt, daß ich die obere Leitung übernehmen ſoll. Ich würde nichts dagegen haben, wenn ich irgend etwas von ſolchen Sachen verſtände. Da die C. O. aber da iſt, ſo muß ich mich ſchon unterwerfen, und für's erſte nur dahin ſehen, daß ich mich nicht zu arg proſtituire.

Vielleicht, daß es mit der Zeit geht.

Denken Sie, welche Schwierigkeiten aller Art dabei zu überwinden ſind, namentlich die Perſönlichkeit des Königs, der ſich jetzt mehr als je an Kleinigkeiten ſtößt.

Geben Sie mir ſelbſt Ihren gütigen Rath und theilen Sie mir zugleich mit, was Sie nur können.

Welche Zeitungen des In- und Auslandes halten Sie würdig gehalten zu werden? welche Zeitſchriften?

Unſere Staatszeitung ſoll zwar auch die politiſche Kronik des Tages enthalten mit Weglaſſung der Kleinigkeiten, (zu welchem Zwecke auch die wiſſens- und mittheilenswerthen und fähigen Auszüge aus den Depeſchen der Geſandten mir vorgelegt werden ſollen) insbeſondere aber ſich mit Berichtigungen von Urtheilen über unſern Staat, mit Belehrungen des Publikums über innere und äußere uns intereſſirende Gegenſtände u. dgl. beſchäftigen. Sämmtliche Behörden des Landes ſollen mit mir in fortlaufender Kommunikation ſein.

In unſern Adminiſtrations-Einrichtungen ſcheinen einige, wenigſtens perſönliche Veränderungen bevorzuſtehen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Jordan im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten als Rath des Grafen v. Bernſtorff beſchäftigt werden wird. Das Publikum giebt ihm die Geſandtenſtelle in Dresden, und macht den Hrn. v. Oelßen zum zweiten Präſidenten der Oberrechenkammer an die Stelle des Hrn. v. Beguelin. Ich halte es für wahrſcheinlich. Nach andern Nachrichten wird Hr. Graf v. Bernſtorff den Hrn. v. Küſter zu ſich zurückberufen, und Jordan nach Stuttgart gehen, welches ich nicht glaube. Indeß bin ich ſehr neugierig, wie ſich Hr. Graf v. Bernſtorff umgeben wird. Eichhorn und Hoffmann (in der 2. Sektion) abgerechnet, findet er nur ſchwache Häuſer, und Hoffmann iſt auch kein Hexenmeiſter, wie unſre diplomatiſchen Verträge zeigen. Ob ich Ihnen wünſchen ſoll, hierher berufen zu werden, weiß ich noch nicht. Das dermalige Element iſt rein- und hoch-ariſtokratiſch. Dieſer Geiſt der Unzeit wird uns in großes Verderben führen. Wer ſein Vaterland wahrhaft liebt, muß ihm aus allen Kräften entgegenarbeiten.

Das Patent des Hrn. Grafen v. Bernſtorff iſt antedatirt, und dieſes nebſt dem ſchwarzen Adler hat die übrigen Miniſter ſehr betreten gemacht. Graf v. B. iſt übrigens ein Miniſter ganz nach dem Herzen des Königs.

Humboldt gehört, wie es nicht anders ſein kann, zu den Malkontenten. Hr. v. Altenſtein (der Gefährlichſte unter den Ariſtokraten, wenn nicht ſeine praktiſche Unbehülflichkeit ihm einige Steine in den Weg legte) hat ihm ſogar die Fähigkeit, im Staatsrath zu erſcheinen, abgeſprochen, weil er ſich eine Parthei darin bilden werde.

Koreff hat, wie mich dünkt, ſeinen Kulminationspunkt erreicht. Hr. v. Altenſtein hat ſeinen Einfluß auf den Staatskanzler (eigentlich wohl nicht Einfluß, denn der ſehr geſcheute alte Mann läßt niemand auf ſich influiren; es iſt aber zu weitläufig, mich darüber zu erklären und Gott verſteht mich, Sie hoffentlich auch) benutzt, um ſich mit ihm zu verbinden, und zur ſchuldigen Dankſagung hat er ihn in ſein Miniſterium genommen.

Eben hierdurch ſcheint eine Spannung zwiſchen dem Staats-Kanzler und Rother entſtanden zu ſein, die von andern Seiten benutzt werden wird oder ſchon iſt.

Haben Sie Stourdza's neueſte Schrift ſchon geleſen? Unſere proceres regni finden ſie vortrefflich. Mir iſt ſie noch nicht zu Geſicht gekommen. So viel ich davon höre, wünſche ich, daß Sie in einer deutſchen Ueberſetzung mit dem gehörigen Kommentar ſie herausgeben.

Um wieder auf die verwünſchte Zeitung zu kommen, habe ich vergeſſen, Ihnen zu ſchreiben, daß ich den dicken Müller zum Redakteur der politiſchen Artikel beſtimmt habe. Der Staats-Kanzler meinte den Hofrath Heun, weiland Feldzeitungsſchreiber, aber ſo lieb er mir wegen ſeiner Kenntniſſe des Techniſchen wäre, habe ich doch für den Antrag Bedenken getragen, ihn, weil er der Herr Clauren iſt, zu immiſziren.

Herr v. Beyme wird in dieſen Tagen von ſeiner rheiniſchen und ſächſiſchen Amtsreiſe zurückerwartet. Auf ſeinen Antrag iſt die franzöſiſche Gerichtsverfaſſung (Oeffentlichkeit und Jury) in den Rheinprovinzen, bis zur allgemeinen Reviſion unſrer Gerichtsformen, vom Könige beſtätigt. Ein ſehr bedeutender Schritt. Hier wird ein oberſter Gerichtshof für die Rheiniſchen Angelegenheiten gebildet.

Mit der Verſicherung der treueſten Ergebenheit

Stägemann.

27.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 2. Januar 1819.

Zuvörderſt, mein hochverehrter Freund, empfangen Sie meinen Glückwunſch zum neuen Jahr, Sie und Ihre liebe Frau.

Sodann ſchicke ich Ihnen das erſte Blatt unſerer Staats-Zeitung. = Weiter will ich davon nichts ſagen. Müller taugt zum Redakteur, wie ich wohl merke, gar nicht. Er hat gar keine Gabe zum Zeitungsleſen und Exzerpiren, erlaubt ſich ſogar, nach ſeiner Idee manches zu ändern. Ich werde mich daher bald nach einem Andern umſehen müſſen.

Unſre hieſigen Veränderungen ſind Ihnen bekannt. Hr. v. Jordan geht gewiß nach Dresden, um Hrn. v. Oelßen, der zweiter Präſident der Oberrechenkammer wird, abzulöſen. Welche Veränderungen der Eintritt des Hrn. Grafen v. Bernſtorff ſonſt noch nach ſich ziehen werde, ſteht dahin. Bis jetzt hören wir nichts. Daß der Hr. Staats-Kanzler ſich ganz zurückziehen werde, wie hin und wieder angedeutet wird, ſcheint mir nicht. Koreff behält, als Geh. Ober-Regierungsrath im Miniſterium des Kultus, ſeine Profeſſur bei.

Die franzöſiſchen Ultra's ſcheinen doch nicht ganz ohne Einfluß. Sollten die Miniſterial-Veränderungen nicht Aachenſche Einflüſterungen ſein?

Auf Oelsner kann ich mit meiner Pariſer Korreſpondenz nicht rechnen. Er iſt furchtſam und verzagt. Hr. Graf v. Goltz hat ihn durch ein ſehr tadelnswürdiges und getadeltes Benehmen noch mehr eingeſchüchtert.

Unſere Plenarſitzungen des Staatsraths werden in einigen Tagen eröffnet werden. Es iſt nicht ganz unmöglich, daß die Konſtitution bald zur Sprache kommt; wenigſtens ſcheint mir, als ob der Fürſt ſich damit beſchäftige. Wenn er ſich nur nicht von Hrn. v. Altenſtein, einem Ultra-Ariſtokraten, wie es mir ſeit einiger Zeit ſcheint, einreden läßt!

Beyme iſt ſeit ſeiner Anweſenheit am Rhein ganz für die Sache der Oeffentlichkeit und der Jury. Sie wird auch, bis zur gänzlich vollendeten Reviſion des Landrechts und der Gerichtsverfaſſung beſtätigt; das heißt, auf immer. Denn da dieſe Reviſion wohl eine Zeitlang dauern, und die jetzt beſtehende Einrichtung ſich inzwiſchen immer tiefer in ihr Fundament ſenken wird, ſo iſt auch nicht zu beſorgen, daß ſie jemals werde abgeändert werden, wohl zu hoffen, daß wir dieſſeits uns fügen.

Mich drängt die Zeit, daher breche ich ab, mich Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin wohlwollenden und freundſchaftlichen Andenken auf's angelegentlichſte empfehlend.

Stägemann.

28.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 8. Januar 1819.

Sie wiſſen, mein hochverehrter Freund, daß ich von unſrer Staatszeitung nichts erwarte, inſoweit ſie einen politiſchen Zweck haben ſoll; auch würde es thöricht ſein, unter den gegebenen Umſtänden in dieſer Beziehung etwas von ihr erwarten zu wollen. Meine Beſtrebungen können nur dahin gerichtet ſein, ſie für unſre innern Angelegenheiten zu benutzen und daß ſie in dieſer Beziehung etwas leiſte, kann, da ſie einmal unter meinen Auſpizien erſcheinen muß, nur meine Sorge ſein. Die fremden Zeitungen werde ich freilich leſen müſſen, da der Hr. Staats-Kanzler, ich glaube auch der König, einen Werth darauf ſetzen, falſche Nachrichten zu berichtigen; aber auch dieſes kann und wird niemand befriedigen, da ich meinen eignen Eingebungen hierin nicht folgen kann, und ſelbſt durch die politiſchen Rückſichten beſchränkt bin. So hat z. B. Schulz eine witzige Antwort auf Nr. 152 der Speier'ſchen Zeitung in Bezug auf die darin abgehandelte badiſche Angelegenheit geſchrieben, ich habe ihn aber zurücklegen müſſen, weil der Hr. Staatskanzler mir ſagte: „Laſſen Sie das noch, dieſe Sache wird jetzt in Wien erſt berichtigt werden.“ Man iſt alſo über die Angelegenheit noch nicht im Reinen, doch hoffe ich in den Hauptpunkten.

Sie ſchreiben mir, Sie hätten die Miniſterveränderungen in Paris ſchon am 28. v. M. durch Graf Schönfeld erfahren. Wenn es dieſelben ſind, die der König am 29. v. M. proklamirt hat, wie ich nur annehmen kann, weil Sie der Meinung ſind, daß eine allgemeine Stärkung der Nation vorgehe, ſo iſt unſer Geſandter, der gleichzeitig mit dem öſterreichiſchen, einen Kourier hierhergeſandt, aber keineswegs einen auf Stärkung der Nation berechneten Miniſterwechſel berichtete, kein Agent, der ſich darauf verſteht, Geheimniſſe zu erfahren.

Dieſe Veränderung hat hier inter proceres regni eine Senſation erweckt, die zu meiner Verwunderung beweiſt, daß ſelbſt unſre beſten Staatsmänner, wohin doch unſer Fürſt Staats-Kanzler zu zählen, die franzöſiſche Revolution noch nicht verſtehen und zu würdigen wiſſen, daß die Begriffe der Ultra's unvertilgbar ſind. Die Ernennung dieſer Miniſter gilt hier für rein jakobiniſch, und man hält ſich überzeugt, daß ſie nicht 6 Wochen Beſtand haben werde. Es kann ſein, aber dann dürfte der Thron der Bourbone auch wanken, den nur ein kräftiges, republikaniſches, konſtitutionell monarchiſches Miniſterium, wie das jetzige, erhalten wird. Möge Ludwig 18. ſein Ohr den gutgemeinten Einflüſterungen der Höfe und Höflinge verſchließen! Daß Oelsner von Gr. Goltz unangemeſſen behandelt wird, hat mir der Hr. Staats-Kanzler ſelbſt erzählt und verſichert, daß Graf Goltz darüber rektifizirt ſei. Aber zum Theil iſt Oelsner auch ſelbſt ſchuld, daß ſeine Verhältniſſe ſich nicht geſtalten. Er iſt ein furchtſamer Haſe; ich werde ihm darüber reinen Wein einſchenken. Gott hilft denen, die ſich ſelbſt helfen.

Daß Jordan nach Dresden geht, iſt jetzt ganz entſchieden. Herr v. Oelßen hat darüber ſehr lamentirt. Noch immer weiß man nicht, wie ſich Graf Bernſtorff umgeben werde. Vor der Hand ſcheint er Jordan's Abreiſe zu erwarten. Wahrſcheinlich wird Hr. Ancillon zu größerer Thätigkeit gelangen.

Wegen Uhland werde ich mir alle Mühe geben, ihn zu uns zu ziehen. Koreff würde es wohl unterſtützen, indeß ſcheint doch ſein Einfluß weit geringer, als ſeine Gegner ihn in Anſchlag bringen. Ueberdies irrt er ſich oft. So verſicherte er mir vor 4 Wochen, der König habe Müllner'n eine Penſion bewilligt, und in einigen Wochen werde der Fürſt ein Gleiches für Tieck und Jean Paul bewirken, und es iſt nicht ein wahres Wort daran. Uhland's „Ludwig" habe ich noch nicht geleſen. Sollte er aber für die dramatiſche Dichtkunſt ſeine Talente verwenden? Ich bin darüber zweifelhaft.

Unſer Theater erſchöpft ſich in Dekorationen. Jetzt ſehen wir Aranjuez, wie es leibt und lebt. Ich habe an Graf Brühl deshalb folgende Zeilen adreſſirt:

Man ſieht Aranjuez, daß man ſich täuſchen könnte.
Nun gieb den Karlos auch natürlich, nach Llorente.

Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, wie es mir mit dem cherubiniſchen Wandersmann gegangen. Auf der Bibliothek fehlt er, allein Merkel hat mir ihn aus Breslau geſchickt und man hat ihn mir geſtohlen. Hoffentlich erhalte ich ihn wieder. Wahrſcheinlich hat einer der jungen Künſtler, die bei meinem Sohne aus- und eingehen, ihn einmal in die Taſche geſteckt.

Daß Küſter ganz ſeltſame Dinge in Stuttgart angegeben, iſt mir ſehr wohl bekannt geworden; ich habe aber auch nichts anderes von ihm erwartet. Man glaubt hier, er werde, weil er ein guter Büreau-Arbeiter ſei, hieher zurückgezogen werden. Doch habe ich amtlich keine Spur.

Die öffentlichen Blätter, deren Sie gegen mich erwähnen, werden hier ſämmtlich, theils von dem Hrn. Staats-Kanzler, theils vom Fürſten Wittgenſtein gehalten. Die rheiniſchen Blätter werden künftig in Bonn geſchrieben werden.

Unſre katholiſchen geiſtlichen Angelegenheiten können nur troſtlos behandelt werden, da ſie in den Händen eines Erzkurialiſten ſind. Man ſcheint aber in Rom in adiaphoris entgegenkommen zu wollen, und vieles würde beſſer gehen, wenn Niebuhr nicht ein viel größerer Haſe noch wäre, als Oelsner, voller Bedenklichkeiten, wie der Bock voll Lorbeeren.

Wir empfehlen uns alle Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin zu freundſchaftlicher und wohlwollender Erinnerung auf's herzlichſte.

Totus tuus

Stägemann.

29.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 24. Februar 1819.

Mein theuerſter Freund!

Ihr freundſchaftliches Schreiben durch Hrn. R. Hennenhofer habe ich mit großem Vergnügen empfangen, da es mir die Nachricht giebt, daß Sie durch den vom Großherzoge erhaltenen Ehrenbeweis für die Küſterias wenigſtens einigermaßen entſchädiget ſind. In der That habe ich geglaubt, man werde Küſtern in's Miniſterium hierher zurückrufen, wo er doch nützlicher ſein könnte. Daß Herr Schöll nach Berlin kommen und die politiſchen Angelegenheiten im Büreau des Hrn. Staats-Kanzlers bearbeiten ſoll, höre ich, habe aber dieſen Schöllmereien nicht weiter nachgefragt.

Unſre Neugier beſchränkt ſich jetzt auf die Annahme der

Miniſterſtelle von Seiten des Hrn. v. Humboldt, und auf die Erklärung, die wir in Bezug auf die Konſtitution an den Bundestag abgeben wollen. Hr. v. H. hatte ſeiner Annahme Bedingungen hinzugefügt, worauf ihm eine Kabinets-Ordre ſeine kategoriſche und unbedingte Erklärung abgefordert hat, welches uns beſorgen läßt: er werde nicht annehmen, und in dieſem Augenblicke ſchon abgelehnt haben. Sehr ſchlimm, theils und hauptſächlich für die Geſchäfte ſelbſt, theils für die öffentliche Meinung, die einen Werth auf den Eintritt des Hrn. v. H. in das Miniſterium legt. Und mit Recht, denn allerdings hat unſer Geſammt-Miniſterium vonnöthen, daß es verſtärkt werde. In einzelnen Fächern wird wenig zu klagen ſein, aber ich erſchrecke jederzeit, wenn ich höre, daß eine Sache zur Berathung des Miniſterii gegeben ſei. Glauben Sie wohl, daß im Staatsrath noch Sachen vorliegen, die im Anfange ſeiner Einrichtung an die Abtheilungen gewieſen waren? und Sachen von gar keiner beſondern Schwierigkeit. Indeß finden dieſe doch ein endliches Ziel, aber die Miniſterialberathungen haben gar kein Ende.

Beyme iſt fleißig für ſeine Parthie, aber in den Andern kann er nichts fördern.

Ein ſehr großes Leiden aber iſt, daß alle Miniſterien in der Regel ſchlecht umgeben ſind, am ſchlechteſten das Miniſterium des Innern und das des Schatzes, gerade dieſe, die am mehrſten in Berührung mit dem Publikum kommen, und auf die Regierungen einwirken. Das Finanz-Miniſterium hat in einzelnen Parthien auch troſtloſe Häupter. Hätte ſich Hr. v. Humboldt gut umgeben, ſo hätte er ein großes Gegengewicht in die Wagſchale gelegt. Das iſt unſer Jammer, daß die obern Behörden mehrentheils nichts taugen.

Aus Kopenhagen wird ein unfähiger diplomatiſcher

Agent, der Graf von Dohna abgerufen, um Regierungs-Präſident in Reichenbach zu werden, wozu er noch viel unfähiger iſt. Ich habe Urſach zu glauben, daß der Geſandtſchaftspoſten dem Couſin des Hrn. Grafen v. Bernſtorff, dem Hrn. Grafen von Bernſtorff-Gartow (der mit der Amerika Riedeſel verheirathet iſt) werde zu Theil werden. Das iſt aber eine gute Akquiſition; Graf Bernſtorff iſt geſcheut und unterrichtet. In ſolcher Art kann man ſich den Couſinismus gefallen laſſen.

Ich habe in der That vergeſſen, ob ich Ihnen über das Zirkular des General-Vikars Fonck wegen der gemiſchten Ehen, deſſen Sie erwähnen, ſchon etwas geſchrieben. Die Sache iſt viel gräuelhafter, als Sie ſich vorſtellen. Der General-Vikar hat das Zirkular mit dem Schluß-Drucker: haec est voluntas gubernii! wirklich erlaſſen, und ich habe den dringendſten Verdacht, daß man es ihm von Seiten des geiſtlichen Miniſteriums alſo geſtattet. Sie haben meine Erklärung in der Staatszeitung geleſen; dieſe habe ich mit vieler Mühe nur eingeſchwärzt. Ich hatte im erſten Aerger eine ganz bittre Antwort aufgeſetzt, die ich aber in Hinſicht auf den Pabſt dem Hrn. Staats-Kanzler zeigte, von dem ich erfuhr: daß Hr. v. Altenſtein ihn bereits überredet habe, der General-Vikarius habe ganz recht, und die katholiſche Kirche könne nicht anders handeln, auch könne man ihr das nicht verwehren, ohne ſie zu bedrücken und die Gleichheit der Rechte zu kränken. Da dieſes Recht nur darin beſteht, zu glauben und zu behaupten: daß alle Ketzer ewig verdammt werden, und daß deshalb dem Seelenheil der Nachkommenſchaft aus gemiſchten Ehen proſpizirt werden müſſe, ſo habe ich blos gefragt: ob wir Proteſtanten denn nicht auch das Recht haben, das Dogma in unſern Glauben aufzunehmen: daß die Katholiken ewig verdammt würden, ja, daß ſie es ſchon jetzt bei lebendigem Leibe wären, wenn ſie an den Pabſt glauben. Kurz, ich ſchwärzte nur die kurze, nicht genügende Erklärung ein, und übergab ein ſehr ſcharfes Promemoria, worin ich beſonders darauf beharre, daß des Königs Kabinets-Ordre vom Jahre 1816, die den Unfug der katholiſchen Geiſtlichkeit beſtraft wiſſen will, zur Ausführung gebracht werde. So liegt die Sache noch jetzt; doch ſchwärze ich vielleicht nächſtens eine Koburg'ſche Verordnung in dieſer Materie ein.

Meine Erklärung gegen die baieriſchen Zeitungsſchreiber hat den baieriſchen Geſandten erſchreckt, und er will die Zeitungen kennen lernen, auf die es gemünzt ſei. Er hat ſie gar nicht geleſen, wie es ſcheint. Ich hoffe, daß ihm Hr. Butenſchön genügen werde. Ueber Butenſchön habe ich oft ſchon gelacht, z. B. wie er den Frankfurter Rathsherren die Allongenperücken auskämmen will; ich glaube, er könnte mehr leiſten, wenn er nicht über manche Dinge vernagelt wäre, daher das Mehrſte nicht witzig, nur grob iſt, was man ſo oft mit kräftig verwechſelt. Mein ſonnenrothes Angeſicht hat mich amüſirt. Aber Steffens „Karikaturen" hat er gar nicht geleſen; das können nicht alle Menſchen zu Stande bringen.

„Ludwig den Baier" habe ich geleſen, ich finde darin eine vorzüglich ſchöne Dichtung, aber immer mein' ich, Uhland habe zum dramatiſchen Dichter keinen Beruf. Der Dichter des Lacrymas hat ein Drama: „Graf von Schwarzenberg", drucken laſſen. Schlecht, ſehr ſchlecht. Welche Stücke haben denn die Baiern des Preiſes würdig gefunden?

Meinen Angelus habe ich leider! nicht wieder erhalten. Sonſt würde ich ihn Ihnen mit Vergnügen überſchicken. Da Hr. v. Hennenhofer noch einige Tage hier bleibt, ſo werde ich dieſem Briefe wohl noch einiges zufügen können.

Stägemann.

30.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 6. März 1819.

Herr v. Hennenhofer will heut ſeine Rückreiſe antreten; ich kann daher nicht unterlaſſen, meinem Briefe noch einiges hinzuzufügen.

Herr v. Humboldt hatte ſich in einem ſehr weitſchweifigen Aufſatz über die Gründe, die ſeine bedingte Annahme der Miniſterſtelle motiviren, ausgeſprochen, und angetragen, daß man ihm geſtatten möge, zur mündlichen Diskuſſion hierüber ſogleich nach Berlin zu kommen (wo er ſich ſchon einige Zimmer beſorgen ließ). Man ſagt, der König habe dieſes mit einigem Unwillen abgelehnt, und von neuem ſeine unbedingte Erklärung gefordert, die nun auch ſchon erfolgt ſein könnte. Der Hr. Staats-Kanzler iſt indeß in Glienicke und ich habe noch nichts darüber erfahren. Humboldt's Freunde meinen, daß er ablehnen werde. Mir iſt ſein Verfahren nicht erklärlich, und ich verkenne darin ſeine Sagazität. Er mußte unbedingt annehmen und wiſſen, daß ſich bei uns nachmals alles modifiziren läßt. Nur muß das Geſetz erſt gegeben werden.

Daß Hr. Graf v. d. Goltz aus Frankfurt rappellirt worden, werden Sie bei Ankunft des Hrn. v. H. ſchon wiſſen. Man erzählt, er ſei in dieſelbe Kute gefallen, über die auch Hr. v. Hänlein geſtolpert, indem er ſich dem Hrn. v. Buol zu viel vertraut und ihm einen Militairaufſatz des Grafen v. Wollzogen unbedacht mitgetheilt.

Jetzt fehlt nur, daß wir aus dem Regen unter die Traufe kommen, obwohl es einerlei wäre, wenn wir auch von der Traufe in den Regen kämen.

Der Februar iſt übrigens vergangen, und von unſerer Konſtitution nichts zu hören. Die Baiern thun uns hier viel Schaden. Die Gegner der Konſtitution, der Fürſt Wittgenſtein mit ſeiner Kohorte (Herrn v. Cölln, v. Kamptz, Wadzeck, Scherer und wie dieſe homines obscuri ſonſt heißen mögen) und der Herzog Karl von Mecklenburg mit der ſeinigen (allen ſtupiden Ariſtokraten in der Armee, einer zahlreichen Legion) triumphiren über den Unverſtand, der ſich in der Kammer der Abgeordneten offenbart. Die Unbedachtſamkeit dieſer Kerle, die Vereidung des Militairs auf die Bahn zu bringen, wird nur von der Einfalt dieſes Militairs, das ſich für bloße Gensdarmen hält, aufgewogen. Vielleicht haben die Herrn Lenker der Kammer durch die Eröffnung ſolcher Diskuſſion beabſichtigt, über die wahren Geſinnungen des Hofes ſelbſt klar zu ſehen; aber ſollten ſie darüber in Zweifel haben ſein können?

Die dieſſeitigen Beförderer der repräſentativen Verfaſſung, denen an ſich gar keine Stärke einwohnt, einige Haarſpalterei, einiger Jeſuitismus, viel Furchtſamkeit, viel Beſchränktheit, glauben in Gneiſenau einen hitzigen Vorfechter zu haben, und ſind ſehr im Irrthum. Gneiſenau iſt, außer ſeiner ſoldatiſchen Sphäre, eine weiße Salbe und ein Spiel in der Hand der geſcheuteren Ariſtokraten, z. B. des Staats-Kanzlers.

Koreff ſpielt, wie es ſcheint, ſeine Rolle recht gut. Er lügt, was das Zeug hält. So verſicherte er mich, als er aus Aachen zurückkam, der König habe Müllnern eine Penſion bewilligt, und Tieck und Jean Paul würden ſie auch erhalten. Dem erſten hat ſie der König aber geradezu abgeſchlagen, und von den beiden andern iſt nie die Rede geweſen. Daß er die Schrift quaest. geſchrieben, glaube ich doch annehmen zu müſſen. Er vermeidet gefliſſentlich, mit mir darüber zu ſprechen, und iſt mir doch eine Antwort auf meine ſchriftliche Aeußerung ſchuldig. Hr. v. Altenſtein ſchmeichelt ihm noch immer. Dieſer gute Mann nimmt zu an Gnade bei allen Ariſtokraten und Verfinſterern, ein Haupt der Ultras. Eylert's Bergpredigt gegen den Geiſt der Zeit haben Sie doch geleſen. Ich habe ſie an Oelsner heute geſchickt, um ſie für die „Minerva" zu überſetzen. Dem Mann ſcheint aber doch unrecht zu geſchehen, da er doch nur gegen die Unarten des Zeitgeiſtes aufgetreten zu ſein ausdrücklich und ehrlich verſichert.

Meine Philippika wegen der gemiſchten Ehen hat doch gefruchtet. Der Hr. Staats-Kanzler hat mir eingeräumt, daß nur die weltliche Macht dazwiſchen treten könne und müſſe, glaubt auch, daß der Pabſt ſich nicht zum Ziel legen werde.

Bei dieſer Gelegenheit äußerte er gegen mich, daß die teutſchen Fürſten in Frankfurt ſchon Vieles aufgegeben hätten. Ich meine, daß hier nur von einigen Burschicosis Wangenheim's die Rede ſein werde.

Sorgen Sie nur auch, daß aus der badiſchen Ständeverſammlung etwas Rechtes werde, ein Vorbild für die Andern. Denn wir müſſen einräumen, daß wir bis jetzt von allen Seiten nicht viel Erwartungen erregt ſehen.

Hr. v. Beyme empfiehlt ſich Ihnen. Seine Juſtiz-Organiſation beſchäftigt ihn ſehr, und er iſt ganz entſchieden dafür, die Oeffentlichkeit in Kriminalſachen nebſt den Geſchworenen überall bei uns einzuführen. Kircheiſen iſt nur ein ſchwacher Gegner; aber die Wittgenſtein'ſche Kohorte wird den König und den ganzen Hof vielleicht in's Spiel ziehen.

Ueber die Jury bin ich zwar im Ganzen mit Hrn. v. B. auch einverſtanden (wegen der Oeffentlichkeit iſt gar keine Frage), aber ſie muß in andern Formen, als in Frankreich und England, bei uns gebildet werden. Daß ſie eine Konſtitution vorausſetze, wie Feuerbach meint, iſt gar nicht meine Anſicht. Sie erzieht zu einer Konſtitution.

Für die „Staatszeitung“ habe ich mir das Prinzip gemacht, auf alles, was gegen die Zeitung ſelbſt geſagt wird, ein ſo ernſthaftes Stillſchweigen zu beobachten, als etwa Goethe gegen Hrn. v. Kotzebue. Nur da, wo Preußen geſchmäht wird, will ich mit Angriffen nicht ſchwierig ſein. Was Butenſchön auf meine Diatribe gegen die baieriſchen Zeitungen ſagt, habe ich noch nicht geleſen.

Herr Himly iſt ſo ſimpel, ſich einzubilden, ich hätte mit der Behörde in Frankfurt den Bundestag gemeint.

Die Rezenſionen des Theaters in der Spener'ſchen Zeitung ſchreibt der Reg. Rath von Grunenthal bei der hieſigen Regierung. Er hat viel Geiſt und Kenntniſſe, verliert aber zuweilen den Zügel. Sein Gegner in der Voßſchen Zeitung iſt ein Pinſel, genannt Karl Stein.

Jetzt muß ich ſchließen und mich Ihrem und Ihrer Frau Gemahlin freundſchaftlichem Andenken more consulto empfehlen. Ich ſoll bei Beyme eſſen und das iſt ungewöhnlich früh ſchon um 2 Uhr. Meine Frau und die Meinen empfehlen ſich mit mir.

Totus tuus

Stägemann.

31.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 1. Mai 1819.

Allerdings, mein verehrter Freund, hat die unglückliche

That des verrückten Sand unſre innern Angelegenheiten ſehr verſchlimmert, und nicht einmal das Gute hervorgebracht, daß ſich die Partheien nun vollſtändlich und gründlich abſondern, welches doch in ſo weit ein Vortheil wäre, daß man jetzt erkennen könnte, wem und welcher Sache jeder angehöre. Die Verwirrung iſt nur vermehrt worden. In der That haben alle unſre politiſchen Schwärmer die That vergeſſen; ſie ſehen nur die Glorie einer Idee. Die Univerſitäten dagegen werden von den Ultra's als der Heerd der Gräuel betrachtet, und die Erklärung des Großherzogs von Weimar hat nur Oel in's Feuer gegoſſen. Ich habe in der „Staatszeitung" einen ſchwachen Verſuch gemacht, darüber etwas zu ſagen, allein wie bin ich hier durch die Verhältniſſe beſchränkt! Das zweite Unglückspapier hat mir auch ſchon Händel zugezogen. In der geſtrigen „Voß'ſchen Zeitung" ſchilt ein Ultra (wahrſcheinlich der Herzog Karl von Mecklenburg, der ſich mit ſolchen Sachen abgeben ſoll), daß ich das Papier jetzt apokryphiſch erkläre — in einer andern heißt es: was ich nun zu den Folgerungen ſage, die ich daraus gezogen? Aber ich habe gar kein Wort dazu geſagt, wie Sie wiſſen. Mit ſolchen Schreibern läßt ſich indeß fertig werden. Meinen Freund in Speyer habe ich endlich angezapft; ich will nun ſehen, wie er mich in der Grobheit überbieten wird. Aber ſeine Bosheit konnte ich unmöglich ungeſegnet laſſen. Wegen der „allgemeinen Zeitung" bin ich noch ruhig; ich habe zuvörderſt an Cotta geſchrieben. Wenn er den lügenhaften Korreſpondenten nicht Preis giebt, muß ich der „allg. Z." doch auch noch einige Blumen ſtreuen.

Merkwürdig iſt es, daß nach einem Briefe Oelsner's vom 16. April dieſelbe Nachricht damals ſchon in Paris war, die in der „allg. Z." vom 12. April ſteht. Daß ich der

Zeitung herzlich ſatt bin, nicht dieſer Federkriege halber (das macht die Sache noch etwas amüſant), ſondern weil ich nicht die allermindeſte Unterſtützung habe, vielmehr alles aus verſchiedenen Rückſichten gleichgültig, zum Theil feindſelig dagegen auftritt: unſere ſogenannten Liberalen aus Widerſpruch gegen die Regierung, unſere Ultra's, weil nicht nach ihrem Sinne geſchrieben wird, die Miniſter, weil der Staats-Kanzler ſich dafür intereſſirt u. ſ. w. Ihre Berichte erhalte ich ſo wenig, wie die andern; ja, ich erhalte ſie wohl, wenn ſie 8 Tage alt ſind. Ihr Bericht vom 22. April mit der Rede des Großherzogs wurde mir geſtern zwar noch zugeſchickt, aber zu ſpät, als daß ich für die heutige Zeitung ihn hätte brauchen können. Ich habe zwar das beſte Verſprechen des Grafen Bernſtorff, aber es wird nicht gehalten, und ſo laſſe ich es auch gehen, wie es will.

Herr v. Humboldt iſt noch nicht hier, auch noch nicht beſtimmt, wann er kommen werde. Hr. v. Otterſtedt weiß es auch nicht. Daß Graf Goltz in Frankfurt bleibe, iſt wahrſcheinlich. Herr v. Müffling will ſchlechterdings nicht nach London. Hr. Graf v. Bernſtorff iſt krank an der Gicht. Ich fürchte, ſeine Bruſt ſei nicht die beſte.

Wir haben ein abſcheuliches kaltes Wetter. Unſere Kirſchblüthen ſind erfroren. Die Krankheiten ſind ohne Zahl. Außerdem haben wir hier allerlei Halsabſchneidereien; ſo hat ein Goldarbeiter einem reichen Kammmacher den Hals abgeſchnitten, und die Medizinalräthin Neumann ihrem Manne ihn abſchneiden wollen, auch ihn überdies mit 17 Meſſerſtichen verwundet. Doch wird er hergeſtellt.

Ueber den förmlichen Eintritt des Kronprinzen in das Staats-Miniſterium erzählt man, daß der Prinz erfahren: das Miniſterium trage nicht alle Sachen in ſeinem Beiſein vor, ſondern halte conventicula domestica, welches allerdings geſchehen ſein ſoll. Der König wird Ende dieſes Monats nach Pommern gehen, und Revuen abnehmen. Der Hr. Staats-Kanzler bleibt dieſes Jahr daheim.

Wenn es Sie nicht ſehr bemüht, ſo würden Sie mich ſehr verpflichten, wenn Sie mir in wichtigen Landtagsſachen neben den Depeſchen etwas beilegten. Hofrath Heim wird es mir ſchon beſorgen.

Oelsner iſt zu beſorgt geweſen; ſeine Briefe ſind alle richtig angelangt, und er iſt jetzt auch beruhigt. Herr Schöll wird im Laufe dieſes Monats hier erwartet. Schade, daß ſein Ruf einige Klunkern hat.

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich mit meinem ganzen Hauſe Ihrer lieben Frau. Meinen Sohn muß ich ausnehmen, da er ſich in Kurzem Ihnen ſelbſt empfehlen wird. Er iſt dieſen Augenblick in Bonn. Was er ſtudirt, weiß ich ſelbſt nicht.

Vale et fave.

Stägemann.

32.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 19. Mai 1819.

Das Gerücht von einer tumultuariſchen Petition der hieſigen Bürgerſchaft, verehrteſter Freund, iſt nach den darüber erhaltenen Nachrichten nicht von München ausgegangen, ſondern von Frankfurt am Main; Profeſſor Liſt hat es von dort nach Stuttgart geſchrieben an ſeinen Schwager Seiboldt, man hat es aber nicht eher geglaubt, als bis der eben in Stuttgart anweſende Miniſter v. Anſtett es auch verſichert. Hierauf hat es der Cotta'ſche Geſchäftsträger in Cotta's Abweſenheit an die Redaction der „allg. Z.“

geſchrieben. Hier hat es ſeinen Zweck ganz verfehlt, er möge nun ein Ultra- oder Liberal-Zweck geweſen ſein.

Indeß hat dieſe Geſchichte meine frühere Vermuthung, daß der bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft zu Frankfurt angeſtellte Herr Faber, ein teutſch-franzöſiſches Amphibium, der Korreſpondent der „Minerve française“ ſei, bei mir befeſtigt, ſo wie wohl darüber kein Zweifel ſein kann, daß die ruſſiſchen Geſchäftsträger in Deutſchland bei uns Oel in's Feuer zu gießen Anweiſung haben, damit man ſich einmiſchen könne. Hr. v. Anſtett iſt, wie Sie wiſſen, ein ſehr vertrauter Freund des Hrn. v. Berſtett; es liegt auch ſchon in ihren Namen, daß, wo der eine A, der andere B ſagt.

Ihre Anſicht über die dii min. gent. iſt mir längſt klar geweſen; ich bin gewiß, daß gerade dieſe Kreiſe es ſind, aus denen das Unheil unſrer Tage hervorgeht. Wahrſcheinlich gehen wir großen Begebenheiten entgegen, die ſich, wie ich beſorge, mit dem Tode des Königs von Frankreich entwickeln werden. Dann wird es ſich zeigen, von welchem gewaltigen Einfluß dieſe verderblichen Kreiſe ſind, und wen und was ſie alles umſchlungen haben. Es geht viel weiter, als man glauben ſollte. Wäre der Staats-Kanzler noch in der Fülle ſeiner männlichen Kraft, ſo würde dieſe, vereint mit des Königs Beſonnenheit, einen Phalanx für uns bilden, der uns in der Diplomatik nöthiger iſt, wie im Felde. Aber wie die Sachen jetzt liegen, darf man nicht ohne Beſorgniſſe für die Seinigen bleiben.

Mitten wir im Leben ſind von dem Tod umgeben.

Daß wir auf Veranlaſſung der Sand'ſchen Geſchichte eine Reform unſeres Univerſitätsweſens vornehmen werden, beſorge ich nicht. Auch hier wird des Königs bon sens und Beſonnenheit uns ſehr zu ſtatten kommen. Wie ſehr ſolche Kauze, als Herr v. Cölln, darauf hinarbeiten, ergiebt die „allgem. Zeitung“, deren berliniſche Artikel den Hrn. v. C. zum Verfaſſer haben. Der Artikel der Staatszeitung über das Univerſitätsweſen hat ihm Gichter verurſacht. Das iſt nun der Kerl, der die „vertrauten Briefe“ und die „Feuerbrände“ ſchrieb. Daß ſolche Miſerable den Thron nicht ſtützen, wohl aber ſtürzen, weiß der König recht gut. In der hieſigen „Voß'ſchen Zeitung“ haben auch einige Artikel geſtanden, die darauf hinzielten und nach allgemeiner Meinung den Herzog Karl von Mecklenburg zum Verfaſſer haben. Der Hader zwiſchen Zeune und Jahn iſt durch eine abweichende Meinung über die deutſche Sprache entſtanden. Ein halb verrücktes Haus, Namens Pauli, iſt auch gegen Jahn in die Schranken getreten. Ich kenne den Mann nicht, und mag ihn nicht kennen. Jahn wünſcht Berlin zu verlaſſen und bewirbt ſich um eine Profeſſur in Greifswalde.

Iſt es denn gegründet, daß Oken nach Freiburg zu kommen gewünſcht hat?

Man erzählt hier: der Fürſt Blücher habe kurz vor ſeiner Abreiſe von hier ſeinen Adjutanten zum Hrn. v. Altenſtein geſchickt und eine Auskunft gefordert: wie es gekommen ſei, daß man einen Menſchen wie Arndt zum Profeſſor in Bonn gemacht habe? Hr. v. Altenſtein habe dieſe Prätorianer-Anmaßung nicht allein nicht zurückgewieſen, ſondern durch Vorlegung ſeiner Akten nachgewieſen, daß die Anſtellung Arndt's ein Werk des Herrn Staatskanzlers ſei; ja man erzählt noch mehr, daß der Fürſt Blücher mit Bezug hierauf bei ſeiner Beurlaubung vom Könige erklärt habe, nicht eher wieder nach Berlin kommen zu wollen, als bis der König in der Verwaltung eine Total-Reform (alſo mit wahrſcheinlicher Ausſchließung des

Staats-Kanzlers) vorgenommen. Erſtes iſt wahrſcheinlich, letztes mir doch einigermaßen apokryphiſch. Arndt ſang zu ſeiner Zeit: „Da ward der Herr Blücher ein Feldmarſchall!“

Herr von Chamiſſo verheirathet ſich hier mit einem jungen Mädchen, Demoiſelle Piaſte.

Die beiden Tieck ſind jetzt in Berlin. Rauch arbeitet an den Statuen von Scharnhorſt und Bülow. Sein Atelier iſt im vormaligen Lagerhauſe. Er glaubt beide in Jahresfriſt zu vollenden.

Daß ich alles, was Sie mir über die Ständeverſammlung in Karlsruhe mittheilen, cum grano salis benutzen werde, darf ich Ihnen wohl nicht erſt verſichern.

Ich denke auf 14 Tage nach dem ſchleſiſchen Gebirge und von da nach Muskau zu reiſen, wo ich die ſtandesherrlichen Gerechtſame reguliren ſoll. Hedwig wird mich begleiten. Meyer fordert, daß ich eine kleine Zerſtreuung habe.

Empfehlen Sie mich dem wohlwollenden Andenken Ihrer lieben Frau und bewahren Sie mir das Ihrige.

Totus tuus

Stägemann.

33.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 20. Mai 1819.

Ihr gütiges Schreiben vom 12. d. M., verehrteſter Freund, empfing ich, nachdem mein anliegender Brief vom 19. ſchon geſchrieben war. Ich habe Ihnen auf dem beil. Blatt die Auskunft für den Hrn. Grafen v. Reigersberg beſonders geſchrieben, damit Sie davon bei Ihrem Hrn. Kollegen Gebrauch machen können.

Ich werde nun am 25. d. M. wirklich eine kleine Reiſe nach Schleſien und der Niederlauſitz machen, die mich 14 Tage von hier entfernen wird. Ihre Briefe werde ich indeß pünktlich erhalten.

Die „Wage“ iſt mir ſehr wohl bekannt, ich habe ſie fleißig geleſen, und eben liegt das 7te Heft auf meinem Tiſch, worin neben der Frankfurter Zenſur auch Frau Weißenthurn ihre Abfertigung erhielt. Dr. Börne iſt ein Sohn meines Freundes Baruch in Frankfurt; ich kenne ihn perſönlich nicht; der Vater iſt ein ſehr wackerer Mann. Mit Leſſing möchte ich doch nicht ihn zu vergleichen wagen. Görres hat im 6. Heft der „Wage“ lange verhaltenem Grimme Luft gemacht. Die Kraft ſeiner Beredſamkeit iſt ſiegend, aber in der Hauptſache kann ich ihm nicht beiſtimmen. Das Thema von den warnenden Zeichen der Zeit iſt höchſt abgedroſchen. Die Zeit warnt nicht, und fällt immer mit der Thür in's Haus. Der Theater-Kritikus in der Spener'ſchen Zeitung iſt ein geiſtreicher junger Mann, der Regierungsrath v. Grunenthal. Er hat aber aufgehört, weil Herr Präſident Lecoq gemeint, es zieme ſich für ihn nicht, ſolche loſe Künſte zu treiben. In der „Voß'ſchen Zeitung“ ſpukt ſeit Kurzem der aus Duft und Luſt zartgewebte Franz Horn.

Kotzebue's Todtenfeier, heißt es, ſollte am 23. d. M. von der hieſigen Bühne begangen werden. Es ſcheint, daß der im „Hanſeaten“ erzählte Vorfall in Königsberg die Gedanken geändert, wenigſtens hört man nichts weiter davon.

34.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 23. Mai 1819.

Dieſes Schreiben, theuerſter Freund, hat nur die Abſicht, Ihnen die Ueberbringerin, Mad. Milder, zu empfehlen, welche ihren Beſuch der Schwalbach'ſchen Bäder zu einigen Geſanges-Exkurſionen zu benutzen wünſcht. Sie werden ihr Ihre wohlwollende Theilnahme gewiß nicht entziehen.

Ich beſchäftige mich mit dem Einpacken zu meiner Reiſe nach dem ſchleſiſchen Gebirge, wohin ich übermorgen abgehen will. Die Witterung ſcheint mich zu begünſtigen; doch wird es im Gebirge noch zu kalt ſein.

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer lieben Frau.

Stägemann.

35.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 16. Juli 1819.

Unſer Briefwechſel, theuerſter Freund, ſcheint ſeit meiner Reiſe nach Schleſien, von der ich unlängſt zurückgekommen bin, ganz unterbrochen worden zu ſein. Ich habe ſogar vergeſſen, ob Sie mir einen Brief ſchuldig ſind, oder ich Ihnen. Sollte ich Ihnen nicht durch Mad. Milder einen Brief geſchickt haben? Doch iſt es mir in der That entfallen.

Was ſich inzwiſchen hier begeben, werden Sie längſt wiſſen. Man iſt durch aufgefangene Korreſpondenzen, wie es heißt, einer geheimen Verbindung auf die Spur gekommen, die nichts weniger will, als die Throne des Jakobinismus auf den Thronen der Fürſten errichten, die nur Mord und Hochverrath athmet. Ich glaube nicht, daß der Fürſt Staats-Kanzler die beſtimmte Sprache dieſerhalb öffentlich würde führen laſſen, wenn nicht die Exiſtenz einer geheimen Verbindung daraus hervorginge. Dieſes alſo ſetze ich als faktiſch voraus, und dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Regierungen auf ihrer Hut ſein müſſen. Aber ob die Maßregeln, wie ſie genommen werden, die angemeſſenen ſind, iſt mir ſehr zweifelhaft. Ich fange in der That an, großes Unheil zu beſorgen. Der Mann gefällt mir nicht, und das Weib noch weniger. Die Sprache unſerer ſogenannten Liberalen iſt mir höchſt unangenehm; und aufrichtig geſagt will mir Ihre dortige zweite Kammer nicht einleuchten. Mir kommt vor, als ob der in den Zeitungen ſo gerühmte Winter nur ein ſchwaches Haus ſei, und Liebenſtein auch mehr nach einem Namen in den Zeitungen als in der Geſchichte ſtrebe. Es ſcheint mir ganz unmöglich, daß es zum Ziele führe, wenn ſich die Volksrepräſentanten gegen die Fürſten in Oppoſition ſtellen; es muß die Souveraine erbittern und zu Gewaltſchritten leiten, die, welchen Erfolg ſie auch haben, doch immer ein großes Uebel ſind, und uns in blutige böſe Verwirrung führen müſſen.

Dagegen ſcheinen mir die Regierungen auch auf einer unrichtigen Bahn, wenn ſie vorausſetzen, daß ſie es nur mit einer Anzahl von Demagogen zu thun haben, durch deren Unterdrückung ſie das Uebel in der Wurzel zu vertilgen meinen. Die Sache iſt viel gefährlicher für ſie, als ſie glauben. Die Geſinnungen ſind überall angeſteckt, und die Köpfe werden wachſen, wie die der Hydra. Es wäre möglich, daß in Deutſchland die Gewalt jetzt noch wirkſam ſein und eine abſolute Souverainität der Fürſten aufrecht erhalten werden könnte — aber wir müſſen unſre Augen dabei nach Frankreich wenden. Frankreichs konſtitutionelle Monarchie ſteht meines Bedünkens feſt, und reißt die Nachbarn mit. Wie wollen unſre Fürſten mit Frankreich Krieg führen, wozu es doch über kurz oder lang kommt? Indeß iſt es allerdings ſchlimm in ſo verworrener Zeit und in ſo verworrenen ſchweren Händeln zu rathen.

Noch immer hoffe ich, daß Preußen vor den Gefahren, die ſich beſorgen laſſen, werde bewahrt-bleiben. Auch die jetzige Unterſuchung zeigt, daß unſre Gemüther noch die ruhigſten ſind, und ich denke, daß wir noch lange unſern Toaſt werden trinken können: das Land, worin wir leben!

Suchen Sie an Ihrem Theil auf die dortigen Repräſentanten zu wirken, daß ſie nicht ihren Leidenſchaften und den Eingebungen einer troſtloſen Ehrſucht folgen, und daß ſie nicht Zwietracht zwiſchen der Regierung und dem Volk befördern. Der Großherzog giebt gewiß keinen Anlaß, und würde die Adelsgeſchichte anſtändig ausgeglichen haben, wenn man anſtändig verfahren wäre. Sie ſind noch jung und werden noch an den Begebenheiten der Welt Theil nehmen. Ich habe mich längſt entſchieden, mich in die Bezirke der Kunſt zu flüchten, und nur das Schickſal meiner Kinder macht mich für die Zukunft beſorgt. Auguſt, der jetzt in Bonn iſt, hat nur für die Wiſſenſchaften Sinn und dieſe werden ihn auch in harten Tagen aufrecht halten. Nächſtens mehr. Kieſewetter haben wir vor einigen Tagen begraben. Die herzlichſten Grüße an Ihre liebe Frau.

Totus tuus

Stägemann.

36.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 14. Auguſt 1819.

Ihre Abberufung, mein theuerſter Freund, war hier anfangs als eine Entlaſſung angekündigt. Unläugbar iſt Ihre Vermuthung gegründet. Aber Sie werden ſich rechtfertigen können, und man wird alsdann nicht anſtehen, Ihnen Genugthuung zu geben.

Ich bin allerdings von Ihrer Unſchuld ganz überzeugt, halte aber nöthig, daß Sie auf einige Zeit herkommen. Perſönlich wird manches wenigſtens angemeſſener betrieben.

Auch können Sie hier Aufſchlüſſe erhalten, die zu Ihrer Rechtfertigung erforderlich ſind.

Nach meinem Dafürhalten haben Sie jetzt nur Ein Hinderniß zu bekämpfen, die Geiſterfurcht.

Als ich Ihnen meinen letzten Brief ſchrieb, wußte ich es allerdings ſchon.*) Ich werde Ihnen deshalb gelegentlich Aufklärung geben.

Das tragiſche Ende der badiſchen Ständeverſammlung konnte nicht ausbleiben. Die Baiern haben doch mit einigem Anſtande vollendet. Aber hierüber läßt ſich dem Papier zur Zeit nichts anvertrauen.

Auf jeden Fall kommen Sie her, und ſobald als möglich.

Von der hier geführten polizeilichen Unterſuchung erfährt man noch kein Reſultat.

Meine herzlichſten Grüße an Ihre liebe Frau.

Bewahren Sie mir Ihr freundſchaftliches Wohlwollen. Herr v. B. läßt ſich Ihnen empfehlen. Er leidet an einem heftigen Flußfieber. Auch ich bin nicht ganz mit meiner Geſundheit in gewohnter Ordnung, da die fortwährende Hitze uns chikanirt.

---

*) Anmerkung von Varnhagen. Das iſt nicht wahr.

Totus tuus

Stägemann.

37.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 31. Auguſt 1819.

Die Gründe, die Sie mir in Ihrem freundſchaftlichen Briefe vom 21. d. in Bezug auf Ihren verlängerten Aufenthalt in Baden mittheilen, ſind allerdings für mich überzeugend, und ich ſehe freilich ein, daß Sie augenblicklich nur abwarten können. Auf der andern Seite läßt ſich wiederum nicht erwarten, daß man Ihnen Gelegenheit geben werde, ſich wider die Ihnen gemachten Beſchuldigungen zu verantworten und zu rechtfertigen, weil man immer dabei ſtehen bleiben wird, daß die Abberufung ein Akt ſei, der auf gar keinen Gründen beruhen dürfe, der Ihnen eben deshalb auch keinen Anlaß verſchaffe, Beſchuldigungen und Anklagen vorauszuſetzen, ſo daß man Ihnen nicht mitzutheilen habe, worüber Sie ſich zu rechtfertigen hätten.

Ich habe noch nicht gehört, wie bald der Hr. Graf v. Bernſtorff zurückkommen werde. Doch wird es ſchwerlich über die Hälfte dieſes Monats hinausgeſetzt bleiben.

Theilen Sie mir gütigſt mit, was Sie weiter beſchließen und halten Sie ſich meiner thätigſten Einwirkung, ſoweit ſolche reicht, verſichert. Ihren Wunſch für die Staatszeitung habe ich ſofort erfüllt.

Ich hoffe, daß ſich die trüben Wolken bald zerſtreuen werden.

Die Polizei-Unterſuchungen wegen demagogiſcher Umtriebe gehen hier wahrſcheinlich ihren Gang. Ich erfahre davon nichts und nehme keinen Theil daran. Jahn's Freunde laſſen Briefe drucken, die er an ſeine Frau geſchrieben. Das iſt alles thöricht und verſchlimmert nur. Sie ſollten ſich vielmehr Mühe geben, ihm eine ſorgenloſe Exiſtenz für die Zukunft zu ſchaffen. Aber es ſcheint, daß unſre Ultra-Liberalen vor lauter Zorn keines verſtändigen Gedankens fähig ſind. Daraus kann nur Unfug, und aus dem Unfug Unterdrückung hervorgehen. Es iſt ein großer Irrthum, wenn dieſe Hitz- und Sprudelköpfe glauben, daß das Volk für ihre Meinung ſich bewaffnen werde; kein Dorf wird aufſtehen.

Aber die Noth, und die Nothwendigkeit, gegen Frankreich kräftig aufzutreten, wird die Regierungen ſelbſt zur Einführung der liberalen Inſtitutionen zwingen. Dieſe Noth iſt die Zeit; denn es iſt an der Zeit, die ſehr dem Anfange des 16. Jahrhunderts gleicht, wo man dem Strom der Reformation auch nachgeben mußte. Aber an dieſem ſollten unſre Ultra-Liberalen auch ein Exempel nehmen. Gewalt unterdrückte auch damals in vielen Ländern, und blieb oben auf.

Indeß der Menſch denkt und Gott lenkt.

Wiſſen Sie nicht den Verfaſſer der Geſchichte des preußiſchen Staats, die in der St. Z. angezeigt iſt? Sie iſt bei Hermann in Frankfurt am M. erſchienen. Man nennt hier den alten Manſo in Breslau. Ich hatte ſchon den Hrn. v. Liebenſtein in Verdacht.

Jaſſoy iſt auch ganz toll geworden wegen des Oberſten v. Maſſenbach, und nimmt nicht Raiſon an, wie es ſcheint.

Mich genirt dieſe Maſſenbach'ſche Sache wegen Familienverhältniſſen.

Empfangen Sie mein herzlichſtes Lebewohl und empfehlen Sie mich der wohlwollenden Erinnerung Ihrer lieben Frau auf's angelegentlichſte.

Totus tuus

Stägemann.

38.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 17. November 1819.

Sie erhalten hier den Daru, verehrteſter Freund.

Koreff ſagte mir geſtern, daß Sie von Ihrer Unpäßlichkeit hergeſtellt worden.

Haben Sie etwa den Censeur ſchon geleſen, ſo iſt Ihnen vielleicht ein Artikel vorgekommen, worin erzählt wird, daß der König, der unſrige, wegen der Umtriebe geſagt habe: dummes Zeung (Zeug). Wenn Sie das Blatt finden, haben Sie wohl die Güte, es mir zu ſchicken; ich habe es dem Hrn. G. L. R. Albrecht verſprochen, der vielleicht Gelegenheit nimmt, es dem Könige zu zeigen.

Mich angelegentlich empfehlend

Stägemann.

39.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 27. Dezember 1819.

Als ein katholiſcher Chriſt werden Sie mir am beſten ſagen können, verehrteſter Freund, was folgendes heiße:

Mademoiselle, qui avait été ondoyée le jour de Sa naissance, a reçu le supplément des cérémonies de baptême.

Wie giebt man das, um das Haus der Bourbons nicht zu Wiedertäufern zu machen?

In Paris iſt bis zum 18ten nichts von Bedeutung vorgefallen. Oelsner ſchreibt mir, daß der Verfaſſer der beiden Briefe an Graf Bernſtorff ein Herr Giraud ſei. Ein Baron Eckſtein habe das Buch über die geh. Geſellſch. in Deutſchland geſchrieben.

Mich angelegentlichſt empfehlend

Stägemann.

40.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 12. April 1823.

Die Anlagen wollte ich Ihnen heut perſönlich überbringen, hochverehrter Freund, und Ihnen meine Theilnahme an Ihrer fortdauernden Unpäßlichkeit bezeugen, indeß hält mich die in dieſem Augenblicke erhaltene Nachricht: daß heut ein Kourier nach Paris abgehen werde, zu Hauſe, weil ich noch einige Briefe dorthin mitgeben will und bis 3 Uhr fertig ſein muß.

Sie werden, außer der Schrift von Fievée, die Ihnen vielleicht ſchon bekannt iſt, nicht viel Intereſſantes in den Beilagen finden. In Verlegenheit ſcheinen die Höfe der Heiligen Allianz ſammt und ſonders zu ſein.

Können und wollen Sie noch einige Zeilen an Oelsner gelangen laſſen, ſo werde ich ſie bis 3 Uhr erwarten.

Mich auf's freundſchaftlichſte empfehlend

Stägemann.

Oelsner's Brief ſchicke ich Ihnen noch, ſobald ich ihn beantwortet habe.

41.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 20. Februar 1826.

Den „Cardenio" (von Immermann) werden Sie wohl die Güte haben meiner Frau bis morgen noch zu erlauben, verehrteſter Freund. Ich bin wenig befriedigt, meine Frau weit mehr; ſelbſt die Tyche mit ihrem Schockſchwerenoth iſt ihr kein beſonderer Anſtoß. Die Frauen inkliniren aber auch weit weniger zur Philiſterei als wir.

Der ruſſiſch polniſche General, deſſen Auslieferung Jordan verlangt haben ſoll, iſt der von Ihnen vermuthete Knie u. ſ. w. (Kniäſevich). Der König von Sachſen hat ihn auf den Königſtein bringen laſſen, von wo man bekanntlich einige Mühe haben wird, ihn zu holen. Die Konfrontation mit den ruſſiſchen Demagogen wird aber auch einige Schwierigkeiten haben.

Mich freundſchaftlichſt empfehlend

Stägemann.

42.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 15. Mai 1826.

Gern hätte ich Ihnen ſchon früher das Reſultat meiner Unterredung mit dem Hrn. Grafen v. L. (Lottum) mitgetheilt, hochverehrteſter Freund, wenn ich im Stande geweſen wäre, auszufahren. Vielleicht iſt es Ihnen möglich, mich zu beſuchen, damit wir das Weitre je eher, je lieber beſprechen. Der König hat ſich noch nicht beſtimmt über die Fortdauer der Zeitung erklärt, alſo iſt nicht Gefahr im Verzuge. Mich aufs freundſchaftlichſte empfehlend

Stägemann.

43.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 4. Auguſt 1826.

Ich würde mich, hochverehrteſter Freund, ſchon perſönlich nach Ihrem Befinden erkundigt haben, wenn meine fatale Brunnenkur nicht ſo ungünſtig auf mich gewirkt hätte, daß ſie mir das Fahren verleidet hat; ich habe ſie daher ſeit einigen Tagen abgeſchafft und kann ſeit geſtern wieder fahren, auch, wie ich zu Ehren Sr. Majeſtät bemerkt habe, trinken. Wenn Sie ſich, wie ich hoffe, wohl befinden und keine Abhaltung haben, ſo bitte ich Sie freundſchaftlich, mich heut Mittag nach dem Thiergarten in die ſpaniſche Geſellſchaft zu begleiten. Ich würde, falls Sie meine Einladung annehmen, mir erlauben, Sie um halb 3 Uhr abzuholen.

Meine treuſte Verehrung an Ihre liebe Frau.

Totus tuus

Stägemann.

44.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 16. Juli 1830.

Sie empfangen hiebei, hochverehrter Freund, einige Frauendorfiana, namentlich

1) ein General-Aktenſtück aus der Geh. Regiſtratur des Staats-Kanzler-Amts, Geſuche um Ueberlaſſung von Domainen ꝛc. betreffend.

Hierin dürfen Sie nur die bezeichneten Stellen leſen, und blos wegen des hiſtoriſchen Verlaufs.

2) ein Aktenſtück: die Korreſpondenz mit dem Hrn. v. Rivaillère wegen des Ankaufs von Domainen.

Iſt eigentlich eine Fortſetzung von Nr. 1.

3) ein Aktenſtück: die Veräußerung des Domainen-Amts Frauendorf betr.

4) vol. I. u. II.

Hierin finden Sie auch von den übrigen Angel. des Baron v. Frauendorf ſchon etwas.

Ein Mehreres von einigem Intereſſe werde ich nachfolgen laſſen.

Mein Flußfieber wurde geſtern noch ſo heftig, daß ich mich aller Arbeit entſchlagen mußte. Heute geht es etwas beſſer; doch iſt es noch nicht ganz richtig im Kopfe.

Mich auf's angelegentlichſte freundſchaftlich empfehlend

Stägemann.

45.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 18. Juli 1830.

Sie erhalten hier, mein theuerſter Freund, noch 3 Akten Frauendorfer. In dem einen, an der blau bezeichneten Stelle, iſt das Schreiben des Fürſten St. Kanzlers vom 24. Juni 1814 über die Verfreiherrlichung. Der Abdruck wird wohl richtig ſein, doch werde ich die Archiv-Akten zu verſchaffen ſuchen, da ſie vielleicht noch einige andre Schnurrpfeifereien enthalten.

Mich auf's freundſchaftlichſte in Ihr Wohlwollen empfehlend

Stägemann.

46.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 15. Dezember 1830.

Sehr beſchämt, ſo lange Jahre Ihr Schuldner geblieben zu ſein, hochverehrter Freund, und mit meinem Gedächtniß in Verwirrung, habe ich in meiner Rechnung von 1815 den Vorſchuß ganz richtig nach Ihrer Angabe aufgeführt gefunden. Zu meiner freilich mir ſelbſt nicht genügenden Entſchuldigung iſt von mir bei dieſer Poſt von 80 Thlr. G. beigeſchrieben: „compens."

Was dieſes aber ſagen will, weiß ich nicht mehr, und kann nur Ihr eigenes beſſeres Gedächtniß zu Hülfe nehmen. Sollten auch Sie ſich deſſen nicht erinnern, ſo vergönnen Sie mir noch einige Tage, um meine ältern, durch das Umherziehen in Unordnung gerathenen Papiere nachzuſehen, wozu es mir augenblicklich an der nöthigen Zeit gebricht, demnächſt es ſich von ſelbſt verſteht, daß ich Sie, wenn ich keine nähere Auskunft über meine Kompenſation geben kann, cum usuris befriedige.

Mich auf's freundſchaftlichſte empfehlend

Stägemann.

47.

Stägemann an Varnhagen.

Berlin, den 29. Juli 1835.

Die beiliegenden Gentz'ſchen Briefe ſind von der Empfängerin nicht chronologiſch geheftet. No. 17 ſcheint wohl der letzte geweſen zu ſein, auch mit ihm die ewige Freundſchaft ein Ende genommen zu haben. Es iſt mühſam, durch die Schulmeiſtereien ſich durchzuarbeiten, doch vieles intereſſant. Schade, daß die Antworten fehlen!

Mit der Verſicherung der aufrichtigſten Verehrung

Stägemann.

Fürſt von Metternich.

Unter Varnhagen's Aufzeichnungen findet ſich folgende Schilderung des Fürſten von Metternich aus Wien 1814:

„Eine angenehme Geſtalt, vornehm gefällige Erſcheinung, und halb zurückſchreckende, halb vergnüglich anziehende Gelaſſenheit im Betragen, bilden den erſten Eindruck, den man von dem Fürſten Metternich erhält. Als Weltmann hat er zu viel ſelbſtgenügſame Kälte, als Miniſter zu viel leichtſinnige Einbildungskraft, als daß er im Leben ſo einnehmend, und in Geſchäften ſo fehllos wäre, wie er ſeinen übrigen Fähigkeiten nach ſein könnte. Er hat Verſtand, aber nur für einen beſtimmten Kreis, über welchen hinaus denn auch alles rein abgeſchloſſen iſt, und er nichts mehr weiß noch ahndet. Dieſer Verſtand dient ihm, ſeinen Hang nach Ränken und Liſten zu befriedigen, die im gewöhnlichen Leben öfters heitre, bisweilen aber auch die albernſten Myſtifikationen werden. Er macht ſeine Rechnung meiſt auf Koſten des unterthänigen Glaubens, oder der Gutmüthigkeit; die Schwächen der Menſchen mißbraucht er mehr, als daß er ſie benutzt, daher letzteres niemals lange. Er kann höchſt thätig ſein, fein, klug, verſtellt, aber bald vernachläſſigt er wieder alles, und eigentlichem Fleiß iſt er immer fremd. Bei allem hat er jedoch gleiche Haltung und Langſamkeit, eine Art von guter Faſſung, die ihm durch die Abweſenheit aller Begeiſterung ſehr erleichtert wird. Bei ihm geht alles vom Aeußern aus, tiefe Anſichten und ſelbſt gründliche Kenntniſſe in der Politik fehlen ihm, und ſo geht er denn in zufälligen Richtungen einem äußern Vorbilde, dem des Fürſten Kaunitz nach, der ihm durch Verwandtſchaft nahe genug geſtellt iſt, um erreichbar für ihn zu ſcheinen; Premierminiſter zu werden, iſt ſein höchſter Wunſch, nicht um große Wirkungen ausgehn zu laſſen, ſondern ſchlechthin, um es zu ſein. Ein gewandtes Aeußere, ein gelungener Anzug können ihn höchſt ernſthaft beſchäftigen, in dem fadeſten Weibergeſchwätz kann er halbe Tagelang Unterhaltung finden; ſo machen ihm auch Kleinigkeiten aller Art ein großes Vergnügen, und ſeine Kunſtliebe, auf die er ſich doch viel einbildet, geht eigentlich auf Künſteleien aus. Dieſes iſt gleichwohl das, was ihm den Schein unbefangener Behaglichkeit und liebhaberiſcher Gewöhnlichkeit giebt, und ihn ſo zu ſehen, flößt immer eine Art theilnehmender Empfindung für ihn ein. In ſeinen Verhältniſſen mit Weibern iſt er am ſtärkſten angeregt; doch entſteht ſeine Liebe nur aus Eitelkeit und Liederlichkeit, und wenn einmal das Herz dennoch mit in's Spiel kommt, ſo iſt es nur auf peinliche Weiſe. Er iſt im Allgemeinen nicht übelwollend, aber ohne feſte Grundlage im Gemüthe, wie im Geiſte. In großen Dingen, entſchloſſener Kraft gegenüber, hat er immer nachgegeben, und dann immer wieder im Kleinen hinterliſtigen Widerſtand dabei angewendet. Er hat keinen weitern Muth, als den ſeines Platzes, und iſt ſorglos unbewußt über das Drohen der Zukunft. Seiner Frau giebt er nach, und zieht ſie, wie Gentzen, zu Rathe, ohne ſein Anſehn bei ihnen auf's Spiel zu ſetzen." —

Die folgenden Anmerkungen Varnhagen's ſchließen ſich dieſem Bilde an:

Ich erzählte Metternichen einmal in Paris mancherlei über die dort von mir beobachtete Stimmung in Betreff des franzöſiſchen Kaiſers, und trug ihm meine Meinung ziemlich offen vor; er ſchien darauf keinen beſondern Werth zu legen und erwiederte nichts. Kurz darauf aber trug er das Mitgetheilte ſeiner Tiſchgeſellſchaft als ſeinen Gedanken heiter vor, ohne ſich dadurch ſtören zu laſſen, daß auch ich am Tiſche ſaß. Es geſchah im Hotel des Marſchalls Ney, wo Metternich damals als Gaſt des Kaiſers wohnte.

1810.

Zu jener Zeit frühſtückte ich beinah täglich bei Metternich, und ging meiſtens ſehr wenig erbaut von der Unterhaltung, die beinahe nie etwas Würdiges annehmen konnte, aber deſto mehr von dem vortrefflichen Eſſen, das der Kaiſer ſeinem Gaſte geben ließ, von dort zu dem Grafen Schlabrendorf. Einsmals ſagte ich, noch ganz duſelig von dem Eindruck der Miniſterunterhaltung, zu dieſem: Ich weiß nicht, wie mir geſchieht, aber mir kommt es durchaus ſo vor, als käme ich jetzt nur eben vom Reſtaurateur, und ſähe erſt in Ihnen den Miniſter! — Nun, ſagte Schlabrendorf lächelnd, die Verwechſelung geht noch wohl an, ſie wäre viel merkwürdiger, wenn es Ihnen vorkäme, als ſähen Sie jetzt erſt den Grafen Metternich!

V. Wenn Metternich in Wien eine Akademie der Wiſſenſchaften gründen will, ſo ſtürzt er ſich noch viel eher, als wenn er Krieg gegen Frankreich macht.

B. O könnte man ihm doch recht zureden!

V. Ich ſage Ihnen ja, er ſtürzt ſich dadurch!

B. Sie hören ja, daß ich es Ihnen glaube!

1811.

Hr. von Gagern erzählte mir, der Fürſt von Metternich habe ihm auf dem Johannisberg geſagt, die Zeiten ſeien ſo ſchlimm geweſen, daß er bisweilen — ſollten Sie's glauben? — ſogar ſich den Talleyrand zurückgewünſcht habe. — Ei das glaub' ich wohl, verſetzte Gagern, Talleyrand war ja ſtets ein guter Oeſterreicher, was wäre ohne ihn Oeſterreich jetzt? — Metternich ſchwieg. — Gagern hält ihn für keine erſte Größe.

(Homburg, 1847.)

Als Metternich's dritte Frau geſtorben war, nach langen Leiden an einem Gewächs im Unterleibe — das 108 Pfund wog — zeigte er ſich zwar betrübt, aber zugleich gefaßt. Bei der Leichenöffnung überwog ſeine naturforſchliche Neugier ſo jeden andern

Gefühlstrieb in ihm, daß er es vermochte, der Unterſuchung in allen Stücken genau zu folgen, und er ſprach über den Befund mit der Theilnahme eines Arztes, als wenn die Perſon ihn gar nicht näher anginge. Für alle Empfindungen, außer denen des Ehrgeizes und der Eitelkeit, längſt abgeſtumpft! Sehr taub!

1854.

Kurz vor ſeinem Falle war er ſo voll Sicherheit und Uebermuthes, daß er mit lachender Ironie ſagte: „Der Pabſt, heißt es, will Rom verlaſſen und ſeine Zuflucht im Auslande nehmen, ich möchte wohl wiſſen wo? Ein chriſtliches Land wird ihn ſchwerlich aufnehmen, und es bleibt wohl nichts anderes übrig, als daß Seine Heiligkeit ſich dem Großtürken in die Arme werfen.“ — Zum ſardiniſchen Geſandten ſagte er verloren fragend: „Wiſſen Sie, wo Ihr König jetzt iſt?“ — Erſchrocken fragte der Geſandte: „Haben Ew. Durchlaucht irgend eine Nachricht erhalten? Iſt etwas vorgefallen, daß der König Turin verlaſſen hätte?“ — „Ich habe keine Nachricht erhalten, aber ich meine nur, es könnte doch wohl ſein, daß er auf einem engliſchen Schiff als Flüchtling in See wäre.“

Aus einer Depeſche des Fürſten von Metternich an den Kaiſerl. Oeſterr. Geſandten zu Berlin, Hrn. Grafen von Trauttmannsdorff.

— „Ich habe meinerſeits die überwiegendſten Gründe, um mich in der ganzen Sache in der Stellung gegenüber von dem hannöverſchen Miniſter zu erhalten, in welche ich mich zurückgezogen habe. Meine perſönlichen Klagen gegen ihn, ſowohl als Individuum als in meiner amtlichen Eigenſchaft, ſind der Art, daß ich mich auf immer außer aller perſönlichen Berührung mit einem Manne ſtellen muß, deſſen Sinn deutlich durch die politiſche Tendenz getrübt iſt, in die er ſich mit einer beiſpielloſen Leidenſchaftlichkeit geworfen hat. Erbe des Haſſes, den ſein Freund Canning in den letzten paar Jahren auf mich, ſo wie auf den moraliſchen und politiſchen Standpunkt unſeres Hofes geworfen hatte, hat Graf Münſter ſich auch ganz die Canningſche Art und Weiſe zugeeignet. — Mir ſind die großen Welthändel zu theuer, und meine Pflichten gegen die Sache, welche ich als Miniſter des Kaiſers vertheidige, ſind mir zu heilig, um meine eigentliche Stellung in eine Klopffechterei mit einem Individuum der Art des Grafen von Münſter umzuwandeln. —"

(Ueber die Lage der Vermittelung, welche

Oeſterreich und Preußen in der Streitſache zwiſchen Hannover und Braunſchweig übernommen haben.)

Wien, den 15. Januar 1828.

Aus einer Depeſche des Hrn. Fürſten von Metternich an den Hrn. Grafen von Trauttmannsdorff zu Berlin, d. d. Wien, den 17. Februar 1828.

„Mein Urtheil ſteht übrigens ganz feſt über den Herzog von Braunſchweig. So oft man keinen Angriff auf ſeinen ſtreng rechtlichen Sinn machen wird, wird man ſich ſtets gut und ſogar leicht mit ihm verſtändigen. Geſchieht das Gegentheil, ſo verliert er die Beſinnung, und die äußerſten Gränzen, zu denen ihn eine hohe Reizbarkeit zu führen vermag, ſind ſodann nicht zu berechnen.

Die Schmähſchrift des Grafen von Münſter hat ihm einen Stoß gegeben, von dem er den Reſt ſeines Lebens die Nachwehen verſpüren wird. Seine Fehler ſind, theils Fehler ſeines Urtheilsvermögens, und theils die Folge einer im höchſten Grade vernachläſſigten Erziehung. Unter einer guten Leitung würde der Herzog vielleicht zu einem ausgezeichneten Regenten erwachſen ſein. Er iſt der treueſten Anhänglichkeit fähig; alle und ſelbſt die härteſten Wahrheiten läßt er ſich gern gefallen; er beſitzt eine ganz eigene Gabe der Analyſe, welche bei ihm aber leicht die Richtung einer zu ſpitzfindigen Polemik nimmt; nebſtbei iſt er ſtarrſinnig, und kömmt über die Dinge erſt dann zurück, wenn ihm ſein Unrecht in allen Richtungen bewieſen iſt. Für Nüancen der Klugheit hat er keinen Sinn, und er gehört zu der Klaſſe von Menſchen, welche ſelbe ſehr leicht mit einer allerdings verächtlichen Schlauheit verwechſeln. Wäre der

Hr. Graf von Münſter, ſtatt ſich ſeiner Laune zur Schriftſtellerei zu überlaſſen, in meinen erſten Vorſchlag eingegangen, ſo würde der Herzog ſicher ſehr bald zu der eklatanteſten Satisfaktion gegen ſeinen Königlichen Oheim zu bringen geweſen ſein; denn damals war ſein Sinn gegen ſeinen Königlichen Oheim noch keineswegs aufgeregt. Dies wollte aber Graf Münſter nicht; denn er war durch Leidenſchaftlichkeit, ſowohl gegen den unter ſeiner Obhut ſehr ſchlecht gebildeten Herzog, als aus Feindſeligkeit gegen mich, welche er als ein Erbtheil des Mannes (Canning), zu deſſen Fahne er in der letzteren Zeit vollkommen geſchworen hatte, betrachten mochte, außer aller Faſſung gekommen. Es ſtünde in meiner Macht, über dieſe Wahrheiten Beweiſe zu liefern, welche ich als unter meiner Würde betrachte, und welche nebſtbei meinem Karakter ganz fremd ſind. Diejenigen, welche mich in die Schranken gemeiner Klopffechterei oder in jene gemeiner Advokatenpolemik vorfordern, werden ſtets nur mit einem von ihnen ſelbſt geſchaffenen Geſpenſte zu kämpfen haben.“

1.

Metternich an Varnhagen.

Wien, den 19. Dezember 1835.

Ich empfehle Ew. Wohlgeb. den Ueberbringer dieſes; er iſt ein vielfach aufgeklärter und rechtlicher Litterator, aus deſſen Geſprächen ich ſicher mehr gelernt habe, als ich ihm lehren konnte.

Geben Sie mir einige Aufſchlüſſe über das unſinnige Treiben einer Litteratur oder ſogenannten Litteratur, in der Sie genannt wurden, und gegen welche Sie öffentlich proteſtirten. Sie werden ſich wundern, wie ich mit dieſem

Anſinnen komme? Die Urſache liegt ganz natürlich in der Erinnerung an unſere Geſpräche während Ihrem Aufenthalte zu Wien und Baden im Jahre 1834. Damals war die Rede von Goethe, und nun hat das junge Deutſchland den ſo vielfach verdienten Dichter zu einer Art von Saint-Simoniſtiſcher Götter-Potenz erhoben. Von einem nackten Kultus war damals nicht die Rede, denn die Frau Großherzogin von Weimar würde demſelben ſicher nicht zugeſtimmt haben, und Sie ſelbſt gehören nicht zu einer ſolchen Prieſter-Natur. Wir leben in einer Zeit, welche die vielfachſten Karikaturen bietet; wie hängen die Sachen zuſammen, oder vielmehr wie thun ſie dies nicht?

Hierüber geben Sie mir wo möglich Auskunft, denn die Sache iſt pſychologiſch merkwürdig. Empfangen Sie zugleich die Verſicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

Metternich.

2.

Metternich an Varnhagen.

Wien, den 27. März 1840.

Ich bin Ew. Wohlgeboren für die Ueberſendung Ihrer neueſten Schriften ſehr verbunden. Soviel mir die Zeit es geſtattete, habe ich Bruchſtücke aus ſelben geleſen, den Wiener Kongreß aber ganz. Da dieſer Aufſatz ein mir gut bekanntes Feld berührt, ſo dürfte Ihnen die Verſicherung angenehm ſein, daß ich in dem Bilde nur wenig zu berichtigen fände, um es, von dem Standpunkte, welcher der Ihrige war, aus betrachtet, als der vollen Wahrheit treu zu erkennen.

Eine Bemerkung werde ich Ihnen Preis geben, denn ſie berührt eine hiſtoriſche Thatſache. Sie haben unter der Impreſſion geſchrieben, als habe ſich Gentz, nach der

Rückkehr Napoleon's von Elba, für eine friedliche Ausſöhnung mit ihm erklärt. Dies war nicht der Fall, und wäre er auch anders geweſen, ſo würde die Anſicht unſeres Freundes keinen Einfluß auf die wichtige Entſcheidung gehabt haben.

Der Hergang der Sache war der folgende, und wenn ich ihn im kurzen Umriſſe hergebe, ſo war der Krieg in einem kaum längeren Zeitraum entſchieden, als ich deſſen bedarf, um das Geſchichtliche hier niederzuſchreiben.

Die erſte Kunde der Entfernung Napoleon's von Elba habe ich und zwar auf die folgende Weiſe erhalten. Eine Konferenz zwiſchen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte ſich in meinem Kabinette in der Nacht vom 6. auf den 7. März bis nach drei Uhr früh erſtreckt. Da die Kabinette zu Wien vereint waren, ſo hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, mich, wenn Kouriere ſpät nachts ankämen, nicht im Schlafe zu ſtören. Dieſem Befehle ungeachtet, brachte mir derſelbe gegen 6 Uhr frühe eine mittelſt Eſtafette eingelangte, „dringend" bezeichnete Depeſche. Als ich auf dem Kouverte die Worte: „Vom K. K. Generalkonſulate zu Genua" las, und kaum zwei Stunden zu Bette war, legte ich die Depeſche uneröffnet auf den neben ſtehenden Nachttiſch, und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal geſtört, wollte dieſelbe jedoch mir nicht recht zu Gebote ſtehen. Gegen 7½ Uhr entſchloß ich mich die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in ſechs Zeilen die Anzeige: Der engliſche Kommiſſär Campbel ſeie ſo eben in dem Hafen erſchienen um ſich zu erkundigen, ob ſich Napoleon zu Genua nicht habe erblicken laſſen, denn von Elba ſeie er verſchwunden, worauf in Folge der verneinenden Antwort die engliſche Fregatte ungeſäumt wieder in die See geſtochen ſeie! In wenigen Minuten war ich angekleidet und vor 8 Uhr bereits bei dem Kaiſer. Derſelbe las den Bericht, und ſprach ruhig und gefaßt, wie er dies in allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte zu mir: „Napoleon ſcheint den Abentheurer ſpielen zu wollen; dies iſt ſeine Sache. Die unſere iſt, die Ruhe, welche er Jahre lang ſtörte, der Welt zu ſichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiſer von Rußland und dem König von Preußen, und ſagen Sie ihnen, daß ich bereit bin meiner Armee alsbald den Rückmarſch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverſtanden ſein werden."

Um $8^{1}/_{4}$ war ich beim Kaiſer Alexander, welcher mich mit denſelben Worten beſchied wie der Kaiſer Franz. Um $8^{1}/_{2}$ erhielt ich dieſelbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war ich zu Hauſe, wohin ich bereits den Feldmarſchall Fürſten Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr ſtellten ſich auf meine Aufforderung die Miniſter der vier Mächte bei mir ein. Um dieſe Stunde waren bereits Adjutanten in allen Richtungen unterweges, um den rückziehenden Armee-Abtheilungen den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Sie ſehen, daß der Krieg in weniger als einer Stunde beſchloſſen war.

Als ſich die Miniſter bei mir einſtellten, war ihnen das Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand war der Erſte, der eintrat; ich gab ihm den Bericht aus Genua zu leſen. Er blieb kalt, und zwiſchen uns fand das folgende lakoniſche Geſpräch Statt: — Talleyrand. Savez-vous où va Napoléon? — Moi. Le rapport n'en dit rien. — T. Il débarquera sur quelque côte d'Italie et se jettera en Suisse. — M. Il ira droit à Paris! —

Dies iſt die Geſchichte in ihrer ganzen Einfachheit. Ein paar Tage ſpäter fuhren der Fürſt Talleyrand, der Herzog von Wellington und ich nach Preßburg, woſelbſt wir die Ausgleichung mit dem daſelbſt befindlichen König von Sachſen, im Auftrage des Kongreſſes, bewirkten. Der Herzog von Wellington ließ dort drei, auf ihrem Rückzuge nach Frankreich, durchziehende Kavallerieregimenter vor ſich vorbeidefiliren.

Empfangen Ew. Wohlgeboren die Verſicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

Metternich.

3.

Metternich an General von Tettenborn.

Wien, den 26. Juni 1841.

Ich bitte Sie, lieber General, dem Hrn. Varnhagen von Enſe in meinem Namen zu ſagen, daß er von der Rektifikation, welche ich ihm in der Zeit zukommen ließ, jeden hiſtoriſchen Gebrauch machen kann. Die Sache ſteht *wie ich ſie ihm geſchrieben habe*; die Einwendung des Generals von Kneſebeck beruht auf einer Verwechslung der Nachricht des *Einrückens Napoleons* in *Paris* mit der *ſeines Durchgehens* von *Elba*.

M.

4.

Metternich an Varnhagen.

Wien, den 17. April 1843.

Ew. Wohlgeboren

bin ich für die Ueberſendung der zweiten Ausgabe Ihrer Denkwürdigkeiten ſehr verbunden. Sie werden durch die Berichtigung, welche ich Ihnen angab, nichts verloren haben, denn ſie greift in den Karakter der Zeit ein und ſtellt jenen der drei Monarchen in das ihm gebührende Licht.

Sie ſagen mir in Ihrem Schreiben, daß Ihr Buch um vieles reicher und bedeutender hätte werden können, wenn Sie in meiner Nähe gelebt und unter meinen Augen hätten arbeiten können. Ob es reicher geworden wäre, dies weiß ich nicht; daß ſich manche Dinge in einem andern Lichte und wenn auch nur unter andern Schattirungen gezeigt haben würden, dies glaube ich. Wenn es mir überhaupt geſchieht, Kenntniß von Darſtellungen von Ereigniſſen, an denen ich Theilnehmer war, zu nehmen, ſo drängt ſich mir ſtets die Betrachtung auf, wie ſchwer es iſt die Geſchichte zu ſchreiben. Höchſtſelten finde ich die Dinge ſo im Bilde, wie ſie in der That waren, und der Unterſchied muß natürlicherweiſe dem am grellſten auffallen, welcher den Gang der Ereigniſſe, die Einwirkungen auf ihre Entwickelung, die Werkzeuge, welche zu ihrer Ausbildung beitrugen, in ihrem vollen Umfange und ihren Details zu verfolgen in der Lage war. Zur Beſchwerniß der Darſtellung des vollkommen Wahren, kömmt die Stellung der Individuen; ſie ſtehen entweder über, neben oder unter der Arena, auf welcher die Kämpfe Statt finden. Die Erſtern ſind nur ausnahmsweiſe in der Möglichkeit, dem Publikum Rechenſchaft der Ereigniſſe geben zu können; die Andern müſſen einſeitig ſchreiben, denn ſie ſehen die Sachen nur von der ihnen zugewendeten Seite; die Dritten endlich berichten nach dem Hörenſagen, oder ſind auf das angewieſen, was ihnen das eigene Kombinationsvermögen bietet. Aus ſolchen Elementen geht am Ende Etwas hervor, welches den Namen Geſchichte trägt, und genau erwogen dennoch nichts anderes iſt, als Elemente, aus denen die Wahrheit ſchillert; das Was beweiſt die That; das Wie bleibt im Zwielichte!

Ich werde in meiner Sammlung von Autographen nachſuchen, was in ſelber zu der Bereicherung der Ihrigen paſſen dürfte. Die meinige beſchränkt ſich meiſt auf Zeitgenoſſen, und leider habe ich meine Sammlung erſt in ſpäteren Jahren beachtet. Die nicht unverdiente Benennung eines ministre fossile, welche mir der Charivari beigelegt hat, hätte mir ſicher die Gelegenheit geboten eine der reichſten Sammlungen anzulegen, wäre ſie mir früher in den Sinn gekommen.

Empfangen Ew. Wohlgeboren die Verſicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

F. v. Metternich.

Heinrich Heine.

1.

Heine an Rahel.

(In das Buch „Tragödien“ eingeſchrieben.)

Berlin, den 12. April 1823.

Ich reiſe nun bald ab, und ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz und gar in die Polterkammer der Vergeſſenheit. Ich könnte wahrhaftig keine Repreſſalien anwenden, und wenn ich mir auch hundertmal des Tages vorſagte: „Du willſt Frau von Varnhagen vergeſſen!“ es ginge doch nicht. Vergeſſen Sie mich nicht! Sie dürfen ſich nicht mit einem ſchlechten Gedächtniſſe entſchuldigen, Ihr Geiſt hat einen Kontrakt geſchloſſen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die ſchönſte und herrlichſte aller Blumen im ſchönſten und herrlichſten aller Himmelsthäler wiederzuſehen, ſo haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde ich noch was Schlimmeres ſein?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche, wie einen alten Bekannten zu begrüßen. Sie thun es gewiß; haben Sie ja ſchon Anno 1822 und 1823 Aehnliches gethan, als Sie mich kranken, bittern, mürriſchen, poetiſchen und unausſtehlichen Menſchen mit einer Artigkeit und Güte behandelt, die ich gewiß in dieſem Leben nicht verdient, und nur wohlwollenden Erinnerungen einer frühern Konnaiſſanz verdanken muß. Ich bin, gnädige Frau, mit Achtung und Ergebenheit

H. Heine.

2.

Heine an Varnhagen.

Lüneburg, den 17. Juni 1823.

Herr von Varnhagen! ich überſende Ihnen beikommend den verſprochenen Aufſatz über Goethe, den ich nicht früher liefern konnte, weil ich noch immer ſo ſehr krank bin, und erſt vorgeſtern, unter lauter Schmerzen, denſelben ſchrieb. Sie werden es auch merken, da an die Stelle meines gewöhnlichen kurzſätzigen, zahmen Styles ein dumpfer, breiter Bilder- und Ideenwirrwarr getreten iſt. Ich hoffe, daß der Aufſatz frühzeitig genug kommt, um Ihrem Buche einverleibt zu werden; verzeihen Sie mir, daß ich ihn ſo ſpät ſchicke, und betrachten Sie dieſes nicht als ein Zeichen von Faulheit oder gar Gleichgültigkeit. Ich lebe in dieſem Augenblick gänzlich iſolirt, abgeſchnitten von allem wirklichen Menſchenverkehr, und dennoch wegen meines Krankſeins ganz unbeſchäftigt, und es iſt daher ganz natürlich, daß ich den größten Theil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorſchwebt, wie Sie beide mir ſo viel Gutes und Liebes erzeigt, und mich mürriſchen, kranken Mann aufgeheitert, und geſtärkt, und gehobelt, und durch Rath und That unterſtützt, und mit Makaroni und Geiſtesſpeiſe erquickt. Ich habe ſo wenig wahre Güte im Leben gefunden, und bin ſo viel ſchon myſtifizirt worden, und habe erſt von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine ganz menſchliche Behandlung erfahren.

Ich muß mir Ihre lieben Bilder um ſo feſter einprägen, da jetzt wieder ſo viel Unreines, Bösartiges und Verwirrtes auf mich eindrängt, und mein Kopf noch krank iſt und mein Herz noch nicht geneſen.

Günſtige Umſtände haben, in der letzten Zeit, meine Eltern und auch meine Geſchwiſter mit ſo viel Erfreulichem und Behaglichem umgeben, daß ich auch für mich einer heitereren Zukunft entgegenſehen würde, wenn ich nicht wüßte, daß das Schickſal gegen deutſche Poeten ſeine böſen Rücken ſelten unausgeübt läßt. Ich kann Ihnen, lieber Varnhagen, über meine nächſte Lebensweiſe doch noch nichts Beſtimmtes ſagen, da ich erſt nächſte Woche, am Hochzeittage meiner Schweſter, meinen Oheim, von dem manches abhängt, ſprechen werde. Führt dieſes zu keiner Beſtimmtheit, ſo finde ich ſolche in Hamburg, wohin ich bald nach der Hochzeit zu reiſen gedenke, obſchon durch den Anblick dieſer Stadt die ſchmerzlichſten Empfindungen in mir aufgeregt werden. Ich bin dort ſo frei Ihr Briefchen Ihrer Schweſter zu übergeben. Ich werde dort auch den Dr. Ulrich finden, der mir nützlich ſein kann; ich beabſichtige dort viele Bekanntſchaften zu machen, wovon vielleicht eine oder die andere mir durch Vermittlung in der Folge von Wichtigkeit ſein mag. Obſchon dieſes für mich bekanntſchaftsſcheuen Menſchen durchaus nicht amüſant iſt, ſo rathet mir doch die Klugheit, der Sicherheit in der Folge wegen, dergleichen nicht zu überſehen. Haben Sie, Herr von Varnhagen, einen Freund in Hamburg, deſſen Bekanntſchaft mir in dieſer Hinſicht nützlich ſein möchte, ſo wär' es mir lieb, wenn Sie mir ſolche vermittelten. Ich werde überhaupt jetzt anfangen ſehr beſonnen und politiſch zu werden. Das gefürchtete Mißverſtändniß in Betreff meines Oheims finde ich beſtätigt, nur meine Eltern ſcheinen es nicht zu merken. Indeſſen der Erfolg des Buches mildert und beſänftigt. Die Notiz in der Hamb. Zeitung war wohlthätig; meinen Vater hat ſie ganz beſonders erfreut. — Ich habe Brief von Immermann erhalten, den ich Ihnen beikommend mittheile. Ich habe ihm geſchrieben, er möchte zuſehen, daß die Rezenſion, im Fall ſie nicht im Konverſ. Bl. abgedruckt wird, Ihnen dennoch zukomme, da ich weiß, daß Sie nicht die Deutſchen Blätter zu Geſicht bekommen. — Fouqué, dem ich in Berlin die Tragödien geſchickt, hat mir einen herzlichen Brief und ein Gedicht geſchrieben, welches letztere ich Ihnen mittheile, mit der Bitte, es außer Frau v. Varnhagen bei Leibe keinem Dritten mitzutheilen. Des Mannes Herz iſt gut, und nur im Kopfe ſitzt die Narrheit.

Meine Addreſſe iſt: H. Heine, Candid. Juris in Lüneburg. Grüßen Sie mir Frau von Varnhagen recht herzlich, ich werde bald beſonders ſchreiben. Grüßen Sie auch Robert und ſeine Frau, und ſagen Sie, daß ich ihn ſo ſehr liebe wie ſeine Frau, das heißt, wie ich ſeine Frau liebe. Man kann ſich doch im Deutſchen gar nicht gut ausdrücken, und ich beſonders kann mir in dieſer Sprache nicht gut helfen, und muß, wie in dieſem Briefe geſchieht, meine mächtigſten Gefühle unterdrücken.

Votre dévoué

H. Heine.

An H. Heine.

Am 21. Mai 1823.

Du lieber, herzblutender Sänger,
Dein Lied verſteh' ich ja wohl!

Doch ſinge ſo wirr nicht länger!
So zürnend nicht und hohl!

Hohl, wie die Geiſter um Mitternacht!
Wie im Walde der Wind ſo wirr!
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geſchwirr!

Ich habe ſo zürnend geſungen wie Du!
Ich habe geblutet gleich Dir!
Da ſtrahlte durch Wolken Mondenruh; —
Da fühlt' ich: dort iſt nicht hier!

Da wußt' ich: es giebt ein allſüßes Licht,
Das zieht mich zum ewigen Feſt! —
Doch warnte mich's: „tändle mit Schlangen nicht!
Die Schlangen halten ſo feſt!

Wer bis an ſein Grab mit den Schlangen ſpielt,
Dem kriechen ſie nach in das Grab.
Wenn dann auch das Herz gen Himmel zielt,
So ringeln ſie's wieder bergab!" —

Du, dem die Kraft in den Liedern ſchäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz, —
Du haſt ſchon einmal ſo Schlimmes geträumt, —
O hüte Dein liebes Herz!

Dein liebes Herz hat Dein Gott ja ſo lieb,
Und haucht ihm zu: „Dich verſöhn' ich!" —
Die Schlange das iſt der uralte Dieb!
Dein Gott iſt der ewige König!

Friedrich Fouqué.

3.

Heine an Ludwig Robert.

Lüneburg, den 27. November 1823.

„Die Nemeſis unter den Thieren —“ den Kopf herumgedreht und neugierig zugehört!

Aber es giebt nichts Neues zu hören, lieber Robert, außer daß ich noch lebe und Sie liebe. Letzteres wird eben ſo lange dauern als das erſtere, deſſen Dauer ſehr unbeſtimmt iſt. Ueber das Leben hinaus verſpreche ich nichts. Mit dem letzten Odemzuge iſt alles vorbei, Freude, Liebe, Aerger, Lyrik, Makaroni, Normaltheater, Linden, Himbeerbonbons, Macht der Verhältniſſe, Klatſchen, Hundegebell, Champagner — und von dem mächtigen Talbot, der die Theater Deutſchlands mit ſeinem Ruhm erfüllte, bleibt nichts übrig als eine Hand voll leichter Makulatur. Die aeterna nox des Käſeladens verſchlingt die Tochter Jephtha's mit ſammt dem ausgepfiffenen Almanſor. Es iſt wahrlich eine düſtre Stimmung in der ich ſeit zwei Monaten hinbrüte; ich ſehe nichts als offene Gräber, Dummköpfe und wandelnde Rechenexempel. Selten fällt mir ein Sonnenſtrahl in's Herz, ein Sonnenſtrahl wie der freundliche Gruß der ſchönen Schwäbin, den mir Moſer gütigſt zukommen ließ, und wie die Nachricht, daß auch Ludwig Robert meiner nicht vergeſſen hat. Ich habe demſelben noch nachträglich zu danken für die wohlwollenden Aeußerungen im Morgenblatte. Dieſe waren mir doppelt lieb, da ich daraus erſah, daß ich mich nicht an Ihnen geirrt habe, und daß Sie nicht kleinlich ſind wie die Uebrigen. Nicht kleinlich ſein, das iſt etwas das mir mehr gefällt, als all die andern Seeleneigenſchaften, die von unſeren Moralkompendien ſo viel geprieſen werden. Glauben

Sie aber auch nicht, daß ich es ſei, wenn ich es auch zuweilen ſcheinen mag. Vielleicht erleben Sie es noch, meine Bekenntniſſe zu leſen, und zu ſehen wie ich meine Zeit und Zeitgenoſſen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigſte, in die Idee übergeht. Es liegt mir viel, ſehr viel an der Anerkennung der Maſſe, und doch giebt's niemand, der wie ich den Volksbeifall verachtet und ſeine Perſönlichkeit vor den Aeußerungen deſſelben verbirgt.

Mein Verſprechen in Betreff der Rheinblüthen hatte ich durchaus nicht vergeſſen. Nun iſt es mir lieb, daß Sie ein Gedicht, daß Sie durch Moſer'n zu Geſicht bekommen, für die Rheinblüthen zu haben wünſchen. Ich beſtimme es daher für dieſelben und wünſche, daß es mit der bloßen Chiffre — e. (— e.) unterzeichnet und „die Tochter des Alkaden" überſchrieben werde. Vielleicht muß ich noch etwas daran feilen, da ich es raſch ſchrieb und fortſchickte, ohne es zu überleſen. Es war mir lieb, daß es Ihnen nicht mißfiel, da ich am Werthe deſſelben zweifelte. Das Gedicht drückt nämlich nicht gut aus was ich eigentlich ſagen wollte, und ſagt vielleicht gar etwas anders. Es ſollte wahrlich kein Lachen erregen, noch vielweniger eine mokante Tendenz zeigen. Etwas, das ein individuell Geſchehenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeſchichtliches iſt, und das ſich klar in mir abſpiegelte, wollte ich einfach, abſichtlos und epiſch-partheilos zurückgeben im Gedichte; — und das Ganze hatte ich ernſt-wehmüthig, und nicht lachend, aufgefaßt, und es ſollte ſogar das erſte Stück einer tragiſchen Trilogie ſein. Ich ſpreche ſchon zuviel über dieſes kleine Gedicht; aber es geht mir immer wie Ihrer Schweſter, der Varnhagen, die muß auch, wie ſie mir ſagte, große Briefe ſchreiben, wenn ſie etwas ſagen will. Grüßen Sie mir vielmal die liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele. Sagen Sie ihr, daß es ein ſeltener Fall iſt, wenn ich nicht an ſie denke. Die ganze vorige Woche beſchäftigte ich mich mit ihr. Ich las nämlich Madame Stael's „Corinna“. Ich hätte dieſes Buch gar nicht verſtehen können vor jener großen Lebensepoche als ich Ihre Schweſter kennen lernte. Und, lieber Robert, Sie können kaum glauben, wie artig ich mich jetzt gegen Frau v. Varnhagen betrage, — ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Goethe geleſen!!! Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, ſondern ein ſehender. Goethe gefällt mir ſehr gut. Ich möchte gern an Frau von Varnhagen ſchreiben, aber es würde mir zu viel Schmerzen machen; ohne falſch zu ſein, könnte ich Herrn von Varnhagen nicht unerwähnt laſſen. Dieſer Mann hat mir viel Gutes und Liebes erwieſen, mehr als ich ihm je danken kann, und ich werde gewiß lebenslänglich gegen ihn dankbar ſein; aber ein Schmerz, wogegen der Zahnſchmerz (wiſſen Sie was das iſt?) der Zahnſchmerz, den ich in dieſem Augenblick empfinde, ein wahres Wonnegefühl iſt, zerreißt mir die Seele, wenn ich an Varnhagen denke. Er ſelbſt iſt wohl wenig Schuld daran, er hat bloß mal den Einfall gehabt gegen mich den Antonio ſpielen zu wollen. Ich kann viel vertragen, und hätte auch das wie gewöhnlich abgeſchüttelt — aber dieſes ereignete ſich juſt zu einer Stunde, wo ich gar nichts vertragen konnte, und wo jedes Unſänftigliche, ſei es nur ein Wort, ein Blick, eine Bewegung, mir eine unheilbare Wunde verurſachen mußte. Sie kennen das Leben, lieber Robert, und Sie wiſſen, daß es ſolche Stunden im Leben giebt, wo uns die Liebſten am tiefſten verletzen können, daß dieſe Verletzung ein unvergeßliches Gefühl in uns allmählig aufkommen läßt, für welches unſere Sprache kein Wort hat, ein Gefühl, worin die alte Liebe noch immer lebt, aber mit Rhabarber, Unwillen und Tod vermiſcht iſt. Ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken ſoll, und in Verzweiflung darüber — ſind mir die Zahnſchmerzen vergangen.

Leben Sie wohl, bleiben Sie mir gewogen, grüßen Sie mir Ihre ſchöne Frau, ſagen Sie ihr, daß ich die Rheinblüthen von 1824 geleſen — ich darf nicht darüber ſprechen, ſonſt koſtet es zu viel Papier, bloß am Julian hatte ich was auszuſetzen — und ſein Sie verſichert, daß ich Sie liebe.

H. Heine.

Ich habe ſeit ich in Hamburg war keine Blätter zu Geſicht bekommen und Ihr Feſtſpiel auf Goethe's Geburtstag, wovon man mir viel Schönes erzählt, habe ich noch nicht geleſen. Das Morgenblatt iſt ein ſehr gutes Blatt und ich bin auch geſonnen in der Folge einige kleine Gedichte darin abdrucken zu laſſen. Ich möchte wohl von Ihnen wiſſen, ob ich mich der Redaktion vorher zum Mitarbeiter anbieten muß, ehe ich die Beiträge einſchicke?

Der Obige.

Hitzig's Büchlein über Werner habe ich geleſen; Eiter! nichts als Eiter! Auch Hoffmann's Nachlaßfratzen von demſelben hab' ich geleſen und bin faſt ſeekrank davon geworden. Ferner las ich Immermann's Periander; es iſt das ſchlechteſte Meiſterſtück, das ich kenne. Varnhagen's

Zuſammenſtellung über Goethe hab' ich zu Geſicht bekommen; es iſt ein literariſcher Triumphbogen. Das Wort „ich bin ihr jetzt unter Brüdern 6000 Thlr. mehr werth“ iſt das Beſte was ich je geſagt habe. Von Friederike fand ich manches, was ich mir gern ſchenken ließe. Ich hab' auch — Prf. Schütz' dickes Buch über Goethe und Puſtkuchen durchblättert; ich mußte gleich die Fenſter öffnen, des fatalen Geruchs wegen. Die Schrift von Eckermann hab' ich ſo eben erhalten. Ach! wie gerne möcht' ich den goethiſchen Befreiungskrieg mitmachen als freiwilliger Jäger; aber ich ſtehe bis am Hals im Moraſte römiſcher Geſetze. Ich habe kein Privatvermögen und muß für's liebe Brod ſorgen; und bin dabei ſo vornehm, wie Ihnen der gute, gelehrte Moſer geklagt haben wird.

Grüßen Sie mir nochmals Ihre Frau.

D. Obige.

4.

Heine an Varnhagen.

Berlin, den 11. April 1824.

An Se. Hochwohlgeboren den Herrn Legationsrath
Varnhagen von Enſe.

Als ich voriges Jahr mit Ihnen in Hamburg zuſammentraf, war mir's wohl fühlbar, daß in Ihrem Benehmen gegen mich etwas Verletzendes lag; aber ich war damals ſehr gemüthsbeſchäftigt und ließ Alles traumhaft an mir vorübergehen, und konnte erſt ſpäter, als ich ruhiger und wachender wurde, zum klaren Bewußtſeyn gelangen: daß Sie Sich mir wirklich auf eine beleidigende Weiſe gezeigt und dieſes ſich ſogar in einem Faktum ausgeſprochen. Letzteres beſtand darin, daß Sie es unumwunden eine Unwahrheit nannten, als ich Ihnen die Verſicherung gab: daß ich bei Fouqué um die beſondere Erlaubniß angefragt, ſein mir gewidmetes Gedicht meinen Freunden mittheilen zu dürfen. Es iſt überflüſſig hier zu ſagen, wie viele trübe Stunden mir dieſes verurſacht und wie ſogar die Erinnerung an all das ſehr viele Liebe und Gütige, das Sie mir früher erwieſen, dadurch getrübt werden mußte. Noch überflüſſiger iſt es zu ſagen, daß ich es nicht geeignet fand, in dieſer Sache mit den gewöhnlichen Hansnarren-Formalitäten, die unſerm beiderſeitigen Charakter und Verhältniß ſo unangemeſſen ſind, zu verfahren, und daß ich es vorzog der großen Mittlerin Zeit Alles zu überlaſſen. Dieſe wird bereits etwas gethan, und Sie, wenn Sie beiliegendes Blatt geleſen, zur Einſicht eines großen Unrechts gebracht haben. — Obiges iſt auch die Urſache, warum ich Ihnen nicht früher geſchrieben und warum ich mich jetzt nicht mehr mit der alten Zutraulichkeit Ihnen erſchließen kann. Dennoch können Sie verſichert ſein, daß die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, die ich früher gegen Sie hegte, ſich ungeſchwächt in meiner Bruſt erhalten, und daß der Beiſatz von Mißbehagen und Schmerz, den Sie ſpäter in mir erregt, jeden Tag, ja ſogar während ich dieſes ſchreibe, mehr und mehr verſchwindet. Ich verlange deßhalb auch keine Erörterung von Ihnen, ich weiß was Sie denken, und das genügt mir, und ich wünſche ſogar, daß von dem Inhalte dieſes Briefes, den ich aus natürlichem Bedürfniß ſchreibe, nie zwiſchen uns die Rede ſei, wenn ſich dieſes ohne Zwang machen läßt. — Von der großen Mittlerin Zeit erwarte ich noch ſehr viel, und ich hoffe, daß Sie durch dieſelbe in den Stand geſetzt werden, mich beſſer kennen zu lernen und ſich zu überzeugen wie ſehr ich bin

Ihr Freund und
H. Heine.

5.

Fouqué an Heine.

Auf Verlangen des Herrn Heinrich Heine, bezeuge ich, daß derſelbe im Monat Julius, gleich nach Empfang eines Gedichtes, das ich an ihn gerichtet hatte, mir ſchrieb, er verlange zur Mittheilung deſſelben an ſeine Freunde noch meine beſondre Erlaubniß, weil er nicht dafür ſtehen könne, daß nicht Einer oder der Andre das Gedicht abdrucken laſſe.

Berlin am 10. April 1824.

Friedrich Baron de la Motte
Fouqué
Major und Ritter.

6.

Heine an Friederike Robert.

Göttingen, den 27. Mai 1824.

Verehrte Frau!

Ihren Brief vom 22ten dieſes habe ich richtig erhalten und daraus erſehen, daß mein Freund Moſer bei Ihnen noch nicht meine Aufträge ausgerichtet. Ich habe ihm nämlich zur Beförderung an Sie einen Sonettenkranz geſchickt, den ich con amore, aber vielleicht eben dadurch recht ſtümperhaft geſchrieben. — Wahrlich, Sie verdienten ein beſſeres Schickſal! Ferner ſollte Ihnen Moſer ſagen, daß ich bald ſelbſt ſchriebe; und endlich daß ich Immermann in Magdeburg nicht ſprechen konnte wegen allzuraſcher Abfahrt der Schnellpoſt, die ich nicht verſäumen durfte, und daß ich alſo gleich nach meiner Ankunft, in Betreff Ihres Wunſches, an Immermann geſchrieben. Weil ich befürchtete, daß ein Brief von ihm Sie nicht mehr in Berlin antreffen möchte, ſo ſchrieb ich ihm daß er, im Falle er etwas ſchicken wolle, ſein Manuſkript bis Ende dieſes Monats fertig machen und ſolches nach Karlsruhe, mit dem Bedeuten, daß es auf Ihre Veranlaſſung geſchehe, Ihrem Bruder direkt zuſchicken ſolle. Was mich ſelbſt betrifft, ſo ſagte ich Ihnen bereits in Berlin, daß ich, außer einigen zu den Zeit-Memoiren gehörigen und folglich nicht mittheilbaren Aufſätzen, keinen Fetzen gutes Manuſkript liegen habe, und daß ich Ihnen nur einige unbedeutende Gedichte, bloß mit einer Chiffre unterzeichnet, mittheilen kann. Ein Hundsfott iſt, wer mehr giebt als er hat, uno ein Narr iſt, wer alles mit ſeinem Namen giebt. Ich will beides nicht ſein, ſchicke Ihnen für die Rheinblüthen beiliegende, bloß mit H. überzeichnete Gedichte, wofür ich, eben weil ich ſie nicht mit meinem Namen unterzeichne, durchaus kein Honorar verlange. Thun Sie mir das nicht zu Leid, daß Sie eigenmächtig meinen Namen unter dieſe Gedichte ſetzen; ich habe ſchon von Freunden zu oft ſolche Willkürlichkeiten zu erdulden gehabt, als daß dieſe Bemerkung nicht verzeihlich wäre. Ich verſpreche Ihnen auch ſchriftlich für den folgenden Jahrgang des Almanachs etwas recht gutes Großes zu liefern, und ich bin wohl der Mann, der es vermag. Der Abgang der Poſt iſt zu nahe, als daß ich heute viel ſchreiben könnte, außerdem bin ich, wie Sie aus meinem ganzen Briefe ſehen werden, ebenfalls ſehr verſtimmt, ich muß mich mit langweiligen mühſamen Arbeiten abquälen, der Todesfall meines Vetters zu Miſſolunghi hat mich tief betrübt, das Wetter iſt ſo ſchlecht, daß ich faſt glaube, es iſt von Clauren, ich habe betäubende Anwandlungen von Pietismus, Tag und Nacht rappeln in meinem Zimmer die Mäuſe, mein Kopfübel will nicht weichen, und in ganz Göttingen iſt kein Geſicht, das mir gefällt. — Leben Sie wohl und ſein Sie überzeugt, daß ich Sie lieb habe. — Wenn Ich dieſen Ausdruck gebrauche, ſo denken Sie ſich dabei eine fromme Waldkirche mit beſeeligend hervorquellenden Orgeltönen.

Grüßen Sie mir Varnhagen's recht herzlich, bleiben Sie gut, beten Sie oft, und vergeſſen Sie nicht

Ihren Knecht
H. Heine.

Herzlichen Dank, lieber Robert, für Ihre herrlichen Zeilen. Ich muß Ihnen nächſtens mal einen großen Brief ſchreiben, jetzt drängt mich die Poſt. Ich bin auch ſehr verſtimmt — Papavian! Mamavian! — ich wollte, ich könnte mich todtlachen.

Apropos! wenn Ihnen die Sonette an Ihre Frau nicht ganz und gar mißfallen, ſo laſſen Sie ſolche in den Rheinblüthen abdrucken, mit der Chiffre H. unterzeichnet, und mit einer Ihnen beliebigen Ueberſchrift. Wahrlich für mich ſind dieſe Sonette nicht gut genug, und ich darf auf keinen Fall meinen Namen drunter ſetzen. Ich habe mir jetzt überhaupt zum Grundſatz gemacht nur Ausgezeichnetes zu unterzeichnen; und meine wahren Freunde werden dieſes ſicher billigen. Papavian! Mamavian!

In großer Eil.

7.

Heine an Ludwig Robert.

Göttingen, den 4. März 1825.

Lieber Robert! Da ich juſt jetzt in einer Bedrängniß ſtecke, wo ich nicht im Stande bin, Ihrer lieben Frau zu ſchreiben, und dennoch ihr gern wiſſen laſſen möchte, was ſich auf ihren Brief vom 18. Febr. bezieht, ſo ſchreibe ich Ihnen, mit dem ich weniger Worte zu machen brauche.

Sagen Sie daher unſrer lieben Türkin: erſtens, daß ich Sie und ſie liebe, zweitens, daß ich ſie in Hinſicht der Rheinblüthen gewiß nicht im Stich laſſen werde. Wie ſauer es mir wird dieſes Verſprechen zu erfüllen, davon haben Sie keinen Begriff. Von meiner Abneigung gegen die Almanachsliteratur überhaupt will ich gar nicht ſprechen; ſo wie auch nicht von den Bedenklichkeiten, die ich jetzt zu nehmen habe bei jeder Zeile, die ich drucken laſſe. Ich will nur erwähnen, daß ich, wegen meines Kopfübels, das jetzt erſt allmählig verſchwindet, ſeit einem Jahre wenig Bedeutendes ſchreiben konnte. Ich ſchrieb bloß an einer Art „Wahrheit und Dichtung“, die nur in ſehr ſpäteren Zeiten erſcheinen darf, und an meinem „Rabbi“, der noch nicht zur Hälfte fertig und ebenfalls nicht für jetzige Mittheilung geeignet iſt. Das Hübſcheſte, was ich unterdeſſen ſchrieb, iſt die Beſchreibung einer „Harzreiſe“ die ich vorigen Herbſt gemacht, eine Miſchung von Naturſchilderung, Witz, Poeſie und Washington Irving'ſcher Beobachtung. Eine Novelle, die ich für die Rheinblüthen angefangen — liegt halb fertig, und wird auch wohl nicht fertig werden, denn in meiner Jurisprudenz ſtecke ich jetzt mehr als je, da ich nächſten Monat damit fertig werden will und mich daher jetzt bloß mit meinem Corp. Jur. beſchäftigen muß.

Kann ich alſo die Novelle, wie ich vorausſehe, nicht fertig bekommen, ſo ſchicke ich Ihnen in 5 Wochen meine Harzreiſe, die etwa 3 bis 3½ Druckbogen der Rheinblüthen beträgt, und wovon ich überzeugt bin, daß Sie ſie eben ſo gern leſen werden, wie ich ſie ungern ſchicke. Nämlich dieſe neue Diſpoſition vereitelt mir manche wichtige Abſicht und macht es nöthig, daß ich in meinem Manuſkript manches ändre und auslaſſe. Ich würde es früher einſenden, wenn ich es nicht erſt von meiner Familie, der ich es zur Winterlektüre mitgetheilt, zurückkommen laſſen müßte. Eigentlich iſt es auch entſetzlich frühe, jetzt ſchon die Almanachsbeiträge einzutreiben. — Ich hätte indeſſen ſchon vor einigen Tagen geantwortet, wenn ich nicht erſt Brief von Immermann erwarten wollte, dem ich gleich dringend ſchrieb, mir unverzüglich zu ſagen, ob er etwas für die Rheinblüthen geben wolle oder nicht. Ich habe aber ſeine Antwort noch nicht erhalten und werde Ihnen alſo nochmals ſchreiben müſſen, ſobald dieſes der Fall ſein wird. Ich bedeutete ihm übrigens, daß Herr Braun ſeine Beiträge eben ſo gut honoriren wird wie jeder andre Almanachsredakteur. Was in dieſer Hinſicht mich ſelbſt betrifft, ſo erinnere ich mich, daß Sie mir ein Honorar von 4 Karolin per Druckbogen angeboten, als Sie mich kurz vor meiner erſten Abreiſe von Berlin zum Mitarbeiten an den Rheinblüthen aufgefordert. Wenn alſo meine Harzreiſe für die Rheinblüthen angenommen wird, ſo erwarte ich dieſes Honorar und wünſchte 3 Monat nach Abſendung meines Manuſkripts darüber verfügen zu können. In beſſern Zeiten würde ich dergleichen nicht mal erwähnen. — Und ſie werden beſſer werden.

Ihr neues Luſtſpiel, das eine Walpurgisnacht des Witzes ſeyn ſoll, iſt mir noch nicht zu Geſicht gekommen, deſto mehr, lieber Robert, habe ich mich an Ihren Xenien in den Rheinblüthen ergötzt. Sie ſummen mir noch immer im Kopfe herum. Sie ſind unvergleichlich und werden von jedem enthuſiaſtiſch bewundert. Mit Freude vernehme ich von Ihrer Frau, daß Sie fleißig ſchreiben. Wahrhaftig, wenn Sie ſich artig aufführen, können Sie noch am Ende berühmt werden. Man fängt ſogar in Göttingen an, Sie zu kennen — und das will viel ſagen. Namentlich mein Freund, der große Sartorius, bei dem ich dieſen Abend gut eſſe, erkundigte ſich mit vielem Eifer nach dem Verfaſſer der Epiſteln an Tieck und der Goethiſchen Geburtstags-Feier.

Von Berlin hör' ich gar nichts, außer daß Walter Scott dorthin kommen wird, um neue Naturſchönheiten in ſich aufzunehmen und Clauren perſönlich kennen zu lernen.

Der gemachten Türkin ſagen Sie meine herzlichſten Grüße. Sagen Sie ihr auch, daß ich keinen Brief von ihr erhalten „auf den ſie ſich ſogar etwas einbilden könnte", es ſei denn ſie meinte hiermit einen Geſchäftsbrief, den ſie mir vorigen Mai von Berlin aus geſchrieben. Sagen Sie ihr ferner auch, was es heißt, im Begriff ſein unter Ritter Hugo's Dekanat als Juriſt zu promoviren; — und wenn ſie dieſes begreift, ſo begreift ſie auch wie es menſchenmöglich iſt, der ſchönſten Frau in Europa ihren allerliebſten Brief nicht zu beantworten. — Aber die Zeiten ſollen beſſer werden!

Zu den 11 Menſchen, die ich liebe, gehört Herr und Madame Robert, und ich bin,

in der größten Eil,

H. Heine.

8.

Heine an Ludwig Robert.

Göttingen, den . März 1825.

Kaum war mein Brief an Sie, lieber Robert, abgegangen, ſo empfing ich ein Schreiben von Immermann, das folgendermaßen anfing:

> „Recht herzlich . . . .
> „Um zunächſt Ihre Frage zu beantworten, ſage
> „ich Ihnen, daß ich in dieſem Jahre recht gern
> „etwas zu den Rheinblüthen liefern will, Sie
> „mögen daher das Ihren Freunden melden.
> „Man muß den Winken und Mahnungen ſchöner
> „Frauen ſtets gehorſam ſein, ſonſt wendet ſich
> „das Glück von uns. Ich habe auch von Andern
> „die Schönheit der Robert rühmen hören, und es
> „ſollte mich ſehr freuen, wenn ich einmal der an-
> „muthigen Geſtalt begegnete.“

Indem ich hier Immermann's eigne Worte anführte und bloß noch erwähne, daß ich ihm vorher ſchrieb: bald einzuſenden, was er für den Almanach liefern wolle; — ſo glaube ich das Meinige gethan zu haben. Der Redakteur kann jetzt direkt ihn fragen, wann? u. wie viel? er ſchicken wolle. —

Ich bitte Sie, lieber, ſehr lieber Robert, meine Eiligkeit und Nonchalanz im Schreiben zu entſchuldigen; ich ſtecke wirklich bis am Halſe in Gequältheiten. Ihre gute Friederike — denn auch dieſes Adjektiv gehört ihr in vollem Maaße — entſchuldigt mich gewiß.

Ihr von Herzen ergebener

H. Heine.

9.

Heine an Friederike Robert.

Göttingen, den 15. Mai 1825.

Schöne, gute Frau!

Endlich, endlich habe ich meine juriſtiſchen Plackereien ſo weit abgeſtreift, daß ich wohl im Stande wäre, Ihnen einen recht langen, hübſchen Brief zu ſchreiben. Und dennoch geſchieht dieſes nicht, denn kaum der einen Plage entlaſtet, fällt wieder eine andre auf mich, und zum ordentlichen Schreiben müßte ich erſt eine gute Stunde abwarten, und dazu gebricht's an Zeit, indem ich doch mit der Abſendung meines Manuſkripts nicht länger zögern darf. Möge es Ihren Beifall erlangen. Ich habe es ſo viel als möglich für die Rheinblüthen zugeſtutzt. Vieles mußt' ich ſtreichen; und zur Füllung mancher Lücke, beſonders am Ende der großen Gedichte, fehlte mir die Muße. Doch iſt dieſes nicht bemerkbar. Erſcheint die Perſifflage des Ballets etwas zu ſtark, ſo erlaube ich gern die ganze Parthie, die damit zuſammenhängt und die ich mit Bleiſtift bezeichnet, ausfallen zu laſſen. Muß aus ähnlichem politiſchen Nothwendigkeitsgrunde irgend eine andre Stelle meines Manuſkripts wegbleiben, ſo bitte ich die Lücke mit den üblichen Strichen zu füllen. Außerdem bitte ich aber die Redaktion der Rheinblüthen, bei Leibe keine eigenmächtigen Veränderungen oder Auslaſſungen aus äſthetiſchen Gründen in meiner Harzreiſe zu geſtatten. Denn, da dieſe im ſubjektivſten Stile geſchrieben iſt, mit meinem Namen in der Welt erſcheint, und mich alſo als Menſch und Dichter verantwortlich macht, ſo kann ich dabei eine fremde Willkürlichkeit nicht ſo gleichgültig anſehen, wie bei namenloſen Gedichtchen, die zur Hälfte reduzirt werden. Damit indeſſen freundlicher Bemühung einiger Spielraum verbleibe, ſo bemerke ich, daß einige leicht zu verbeſſernde Schreibfehler in meinem Manuſkripte aufzufinden ſind; ein Freund, der daſſelbe zuletzt las, hat es wenigſtens geäußert, und mir fehlt es jetzt an Zeit und Luſt zu einer neuen Durchſicht. Auch ſende ich anbei 6 neue Liedchen von der alten Sorte, die nur mit meiner Chiffre (- - - - e) bezeichnet ſind, wovon die 3 erſten mir einigermaßen gefallen, weit weniger die 3 letzten, die immerhin fortgeſtrichen werden können, und die ich vielleicht zu dieſem Zwecke hingeſchrieben. — Die Verſe in meiner Harzreiſe ſind eine ganz neue Sorte und wunderſchön. Indeſſen man kann ſich irren. Es ſollte mir ſehr leid thun, wenn mein Mſkpt. Ihren Erwartungen nicht entſpräche, nicht meinetwegen, ſondern weil ich ſo gern Ihre Wünſche erfüllt ſähe. In dieſem Fall, wenn Sie etwa unterdeſſen fremdes, beſſeres Manuſkript erhalten, oder mein Mſkpt. wegen meiner eignen Beſtimmungen nicht abdrucken laſſen können, wünſche ich, daß Sie mir daſſelbe ohne großen Zeitverluſt, unfrankirt hierher nach Göttingen per fahrende Poſt zurückſenden möchten. Ich hätte Ihnen gar gern eine hübſche Novelle geſchickt, aber es war unmöglich; mögen mich nächſtes Jahr die Muſen beſſer begünſtigen. — Und nun nachträglich noch eine Bitte: im Fall meine Harzreiſe ſich eines Abdrucks in den Rheinblüthen zu erfreuen hat, wünſchte ich, daß mir einige bloße Abdrücke der Reiſe und 4 ganze Exemplare der Rheinblüthen, worin die Reiſe enthalten, unter der Addreſſe: H. Heine bei Herold und Wahlſtab in Lüneburg per fahrende Poſt, ſobald als möglich zugeſchickt und in Rechnung geſtellt werden mögen.

Und nun, ſchöne, gute Frau, machten Sie nicht eben die naheliegende Bemerkung: daß Menſchen, die ſonſt im

Leben ganz leicht und anſpruchslos erſcheinen, recht eitel und diffizil werden, ſobald man ſie als Poeten in Anſpruch nimmt? Doch ich ſcharfſinniger Narr, ich erzähle das einer Poetin und Frau eines Poeten. Was macht dieſer Poet? Trauerſpiele oder Luſtſpiele? Papavians oder Mamavians? Dem Manne der Madame Robert muß es wohl ſauer werden ein Trauerſpiel zu ſchreiben — der arme Glückliche! Kaum hat er wüthend die Stirn zuſammengezogen zum tragiſchen Ernſt, ſo wird ihm dieſer freundlich fortgelächelt von der ſchönen Frau, und ärgerlich greift er nach ihrem Strickſtrumpf, ſtatt nach Melpomenens Dolch.

Hier iſt alles ſtill und triſt, durchaus keine ſchöne Geſichter, und ich lebe vergraben in Studien. Dr. Gans hat dieſe auf einige Tage unterbrochen bei ſeiner Durchreiſe. Er hat das Glück, Madame, Sie auf ſeiner Reiſe zu ſehen. Von Berlin hör' ich wenig. Von der dortigen Litteratur noch weniger. Gans hat mir geſagt, unſer Paria*) erregt noch immer viel Mitleid. Die Zeiten ſind ſo ſchlecht, alle Menſchen klagen, und es iſt ſehr politiſch von unſern Regierungen, daß ſie allenthalben die Aufführung des Paria begünſtigen, damit wir ſehen, es giebt Leute in Indien, die noch mehr leiden und ausſtehn als wir Deutſchen. — Der Abgang der Poſt drängt mich zum Raſchſchreiben. — Ich habe jetzt mein juriſtiſches Examen abgemacht; wenn ich wohl bin, disputire ich künftigen Monat und wenn Sie mir nächſtens ſchreiben iſt meine Addreſſe: an den Dr. Jur. H. Heine aus Düſſeldorf, in Göttingen. Mitte Auguſt werde ich wohl dieſe Stadt verlaſſen, mich auf kurze Zeit nach Lüneburg und dann nach

---

*) Der Paria, Trauerſpiel von Michael Beer.

Berlin begeben. Dort bleibe ich lange und ſtudiere Clauren. Werden Sie und Robert nicht auch bald wieder hinkommen? Kommen Sie hin, thun Sie etwas für die arme Mark Brandenburg, wir verkommen ſonſt in der Dürre, und werden zu Staube, noch ehe wir todt ſind. — Vor allem aber leben Sie wohl, küſſen Sie Robert, und ſagen Sie ihm, daß ich ihn und ſeine Frau ſehr lieb habe.

Ich bin

Madame!

Ihr ergebener

H. Heine.

An Madame Robert,
geb. Braun in Karlsruhe.

10.

Heine an Friederike Robert.

Guten Morgen!

Sie glauben ich ſei ein unzuverläſſiger Menſch, und es iſt doch nicht wahr. Das Manuſkript meiner Harzreiſe, 80 Seiten des gegenwärtigen Poſtpapiers betragend, liegt zur Abſendung nach Karlsruhe bereit, aber ich möchte gar zu gern es noch 3 Wochen hier behalten zur Feile und zu kleinen Veränderungen, die ich in dieſem Augenblick, wo ich mehr als je in meinem juriſtiſchen Quark ſtecke, nicht machen möchte. Drängt es aber gar zu ſehr mit dem Abdruck, ſo laſſen Sie mir das umgehend mit zwei Worten wiſſen, und mit umgehender Poſt erhalten Sie mein Manuſkript. — Nur nicht böſe über meine gar zu ſchwere Manieren und die Scheerereien, die ich Ihnen mache. Aber bedenken Sie, dieſe Welt iſt ſo eingerichtet, daß einer den andern plagen und ihm Geduld lehren muß. — Sobald ich indeſſen mit meinem juriſtiſchen Quark in's Reine bin, ſage ich Ihnen mit vielen, ſchönen, herzlichen Worten, wie ſehr ich bin,

liebenswürdigſte Frau,

Ihr ergebener
H. Heine.

Von Heine.

Sonettenkranz
an
Friederike Robert, geb. Braun.

1.

Verlaß Berlin, mit ſeinem dicken Sande,
Und dünnen Thee, und ſeinen witz'gen Leuten,
Die Gott und Welt und was ſie ſelbſt bedeuten
Begriffen längſt, mit Hegel'ſchem Verſtande.

Komm' mit nach Indien, nach dem Sonnenlande,
Wo Amrablüthen ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerſchaaren nach dem Ganges ſchreiten,
Andächtig und im weißen Feſtgewande.

Dort wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indrah's Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niederſinken,
Und deine Füße drücken, und dir ſagen:
Madame! Sie ſind die ſchönſte aller Frauen!

2.

Der Ganges rauſcht, es wandeln ſtolz die Pfauen,
Und ſpreitzen ſich, die Antelopen ſpringen
Im grünen Gras, die Hyazinten klingen,
Viel tauſend Diamanten niederthauen;

Tief aus dem Herzen der beſtrahlten Auen
Blumengeſchlechter, viele neue, bringen,
Sehnſuchtberauſcht ertönt Kokilas Singen —
Ja, du biſt ſchön, du ſchönſte aller Frauen!

Gott-Kama lauſcht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Buſens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichſten Geſänge;

Ich ſeh' Waſſant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eig'nen Welt wird's mir zu enge!

3.

Der Ganges rauſcht, der große Ganges ſchwillt,
Der Himalaya ſtrahlt im Abendſcheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine
Die Elephantenheerde ſtürzt und brüllt; —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild,
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Luſt erfüllt!

Vergebens ſiehſt du mich nach Bildern ſchweifen,
Und ſiehſt mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelſt gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! denn wenn du lächelſt, greifen
Die Engel droben nach der Harf', und ſingen
Des Halleluja dröhnenden Choral.

11.

Heine an Friederike Robert.

Lüneburg, den 12. Oktober 1825.

Schönſte, beſte, liebenswürdigſte Frau!

Ich müßte lügen, wenn ich mit den gewöhnlichen, unter Freunden gebräuchlichen Hyperbeln Ihnen ſchreiben wollte, daß die Zeit, während welcher ich Sie nicht geſehen, mir ein Jahrtauſend ſchiene und daß ich vor Ungeduld brenne Sie wiederzuſehen. Im Gegentheil, es iſt mir zu Muthe als hätte ich Sie geſtern erſt verlaſſen, ja, ich will die Wahrheit ſagen, ich vermiſſe Sie gar nicht, denn noch immer ſteht leibhaftig vor mir die wunderſchöne, gemachte Türkin mit all ihrer Anmuth und Lieblichkeit. Halten Sie dieſe Zufriedenheit mit der Erinnerung bei Leibe für keine Freundſchaftsträgheit oder Mangel von Gefühl, ich bin nun mal ſo — Gottlob!

Ich würde Ihnen auch nicht mal ſchreiben, ſchöne Frau, geſchähe es nicht wegen des leidigen Almanachs. Er bleibt ſo lange aus, daß ich faſt glauben muß, er erſcheint am Ende gar nicht. Dieſes wäre mir nun jetzt recht fatal, indem meine Einſendung, die Harzreiſe, wegen ihres vielfältig die Gegenwart anſpielenden Inhalts, eigentlich als

Novität gedruckt werden mußte, wie ich denn auch nur ungern, und bloß weil meiner Novelle noch der Schluß fehlte, mich dazu entſchloß, die Harzreiſe in einem erſt zum Herbſte erſcheinenden Almanache abdrucken zu laſſen. Dazu kommt noch, ich ſchreibe ſo weniges, was für die Gegenwart paßt, daß wenn ich mal etwas der Art ausgeheckt habe, manches Familien- und Publikums-Verhältniß mich bedrängt den Abdruck nicht zu ajourniren. Endlich einige laxe Freunde (intime Feinde würde Robert ſagen), welche das Manuſkript der Harzreiſe in Händen gehabt und Stücke daraus abgeſchrieben, können mir noch den Streich ſpielen, ſolche korrumpirt abdrucken zu laſſen. Aber wahrhaftig, dieſes erwähne ich nicht aus Unmuth, ſondern weil ich dem Vorwurfe einer kleinlichen Beſorgnißkrämerei entgehen will. Und bin ich in dieſem Augenblick auch unmuthig, ſo iſt es gewiß nicht gegen die liebe, ſchöne Robert, ſondern gegen mich ſelbſt und gegen unſern Ludwig Robert, deſſen „Paradiesvogel“ ich endlich geleſen. Mein Freund der Dr. Chriſtiani hieſelbſt, der gebildetſte Mann im ganzen Hannövriſchen, hat mir denſelben mit enthuſiaſtiſchem Lobe mitgetheilt, und ich las ihn vorige Woche und bin wenig erbaut davon geworden. Ihnen und Roberten darf ich das ſagen, aber ich werde mich wohl hüten es den Leuten merken zu laſſen. Denn von dem, was ich in dem Stücke vermiſſe, haben die Leute doch keine Ahnung, und was mir daran mißfällt, macht ihnen juſt den meiſten Spaß. Ihnen aber — ſehen Sie zu ob auch niemand außer Robert im Zimmer iſt — Ihnen darf ich mich offenbaren; kurz vor der Lektüre des Paradiesvogels habe ich ganz andre Vögel kennen gelernt, nämlich die Vögel des Ariſtophanes. Vielleicht, ſchöne Frau, haben Sie noch nie von denſelben etwas gehört, oder Sie haben wenig Richtiges darüber gehört. Selbſt mein nadelöhrfeiner Lehrer, A. W. v. Schlegel, hat in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen unerträglich ſeicht und falſch darüber geurtheilt, indem er es für einen luſtigen barocken Spaß erklärt, daß in dieſem Stücke die Vögel zuſammenkommen und eine Stadt in der Luft gründen und den Göttern den Gehorſam aufkündigen ꝛc. ꝛc. Es liegt aber ein tiefer, ernſter Sinn in dieſem Gedichte, und während es die exoteriſchen Kächenäer (d. h. die athenienſiſchen Maulaufſperrer) durch phantaſtiſche Geſtalten und Späße und Witze und Anſpielungen, z. B. auf das damalige Legationsweſen, köſtlich ergötzt, erblickt der Eſoteriſche (d. h. Ich) in dieſem Gedichte eine ungeheure Weltanſchauung; ich ſehe darin den göttertrotzenden Wahnſinn der Menſchen, eine ächte Tragödie, um ſo tragiſcher, da jener Wahnſinn am Ende ſiegt und glücklich beharrt in dem Wahne, daß ſeine Luftſtadt wirklich exiſtire und daß er die Götter bezwungen und alles erlangt habe, ſelbſt den Beſitz der allgewaltig herrlichen Baſilea.

Ich weiß ſehr gut, ſchöne Frau, daß Sie noch immer nicht wiſſen was ich eigentlich will, und wenn Sie auch die plump-voſſiſche Ueberſetzung jener „Vögel“ leſen, ſo merken Sie es dennoch nicht, denn kein Menſch vermag jene unendlich ſchmelzende und himmelſtürmend-kecke Vögel-Chöre zu überſetzen, jene Nachtigalljubelnde, berauſchende Siegeslieder des Wahnſinns. Und dennoch hab' ich das Alles ſchreiben müſſen, damit Sie mir nicht gleich in's Geſicht lachen, wenn ich tadle: „daß der Robert'ſche Paradiesvogel im Grunde keine Tragödie ſei.“ Unerhörtes Verlangen! Ein Luſtſpiel ſoll eine Tragödie ſeyn! hör' ich Sie dennoch befremdet ausrufen. Aber Robert iſt ernſt geworden, er weiß, daß ich bei keinem leichten franzöſiſchen Konverſationsſtücke dieſe Forderung machen würde, daß ſie aber gar nicht ungerecht iſt beim romantiſchen Luſtſpiele. Den unterſcheidenden Charakter dieſer beiden Arten des Luſtſpiels, nämlich, daß das romantiſche Luſtſpiel ſich ganz vom Boden ablöſt und gleichſam in kecker Luft ſchwebt, das hat Robert ſehr gut begriffen, und was die alte Volksſage vom wirklichen Paradiesvogel erzählt, daß er nämlich keine Füße habe und nicht auf der Erde gehen könne, das läßt ſich lobend auch auf den Robert'ſchen Paradiesvogel anwenden. Aber es fehlt darin die großartige Weltanſchauung, welche immer tragiſch iſt. Dieſe wird nicht erſetzt durch eine Anſchauung der Bretterwelt, der Theatermiſere und einiger Sittenmiſere nebenbei — das war ein Stoff für das konventionelle Konverſations-Luſtſpiel, nicht für das romantiſche. Wie groß und gelungen ſteht dagegen der „Pavian", dieſes ächtariſtophaniſche romantiſche Luſtſpiel. Dieſes giebt eine größere Weltanſchauung und iſt im Grunde tragiſcher als der Paria ſelbſt. Wie ſehr man beim erſten Anblick lacht über den Pavian, der über Druck und Beleidigung von Seiten bevorrechteter Geſchöpfe ſich bitterlich beklagt, ſo wird man doch bei tieferer Beſchauung unheimlich ergriffen von der grauenvollen Wahrheit, daß dieſe Klage eigentlich gerecht iſt. Das iſt eben die Ironie, wie ſie auch immer das Hauptelement der Tragödie iſt. Das Ungeheuerſte, das Entſetzlichſte, das Schaudervollſte, wenn es nicht unpoetiſch werden ſoll, kann man auch nur in dem buntſcheckigen Gewande des Lächerlichen darſtellen, gleichſam verſöhnend, — darum hat auch Shakeſpeare das Gräßlichſte im Lear durch den Narren ſagen laſſen, darum hat auch Goethe zu dem furchtbarſten Stoffe, zum Fauſt, die Puppenſpiel-Form gewählt, darum hat auch der noch größere Poet (der Urpoet ſagt Friederike) nämlich Unſer-Herrgott allen Schreckensſzenen dieſes Lebens eine gute Doſis Spaßhaftigkeit beigemiſcht. — Doch ich ſchreibe hier mehr für den Mann als für die Frau. Thun Sie das Ihrige, machen Sie, daß der „Pavian" bald gedruckt wird.

Es iſt wahr, man ſollte, wie oft geſchieht, keinen Freund für einen Witz aufopfern. Aber für eine ganze Schiffsladung Witz iſt es wohl erlaubt. — Was ſchreibt Robert jetzt?

Mit Vergnügen habe ich vernommen, ſchöne Frau, daß Sie meinen Oheim Salomon Heine kennen gelernt. Wie hat er Ihnen gefallen? Sagen Sie, ſagen Sie!? Es iſt ein bedeutender Menſch, der bei großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beſtändigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, faſt mehr als mich ſelbſt. Wir haben auch in Weſen und Charakter viel Aehnlichkeit. Dieſelbe ſtörrige Keckheit, bodenloſe Gemüthsweichheit und unberechenbare Verrücktheit — nur daß Fortuna ihn zum Millionair und mich zum Gegentheil, d. h. zum Dichter gemacht, und uns dadurch äußerlich in Geſinnung und Lebensweiſe höchſt verſchieden ausgebildet hat. Ich bitte, ſagen Sie mir, wie er Ihnen gefällt? Ich werde dieſen Onkel nächſte Woche wiederſehen, indem ich nach Hamburg gehe, um mich dort als Advokat zu etabliren. — Mit meiner Geſundheit geht's immer beſſer. Hab' dieſen Sommer zu Nordernei das Seebad gebraucht. Die Beſchreibung einiger Seefahrten, die ich nebenbei gemacht, will ich Ihnen zuſchicken. Die Damen in Nordernei haben mich ſehr ausgezeichnet, und das mit Recht. Ich war dort ſehr vornehm und liebenswürdig.

Leben Sie wohl, ſchöne Frau, ſchreiben Sie mir wo möglich umgehend, ob der Almanach dies Jahr erſcheint, und iſt es nicht der Fall, ſo ſchicken Sie mir das Manuſkript der Harzreiſe gleich per fahrende Poſt zurück unter Addreſſe: an den Dr. Jur. H. Heine bei Herold & Wahlſtab in Lüneburg. Setzen Sie mich in keine Verlegenheit; rekommandiren Sie das Paquet, damit es nicht verloren geht und ich nicht nöthig habe mein Brouillon wieder abzuſchreiben. Vor allem aber bleiben Sie mir freundſchaftlich gewogen. Vielleicht beſuche ich Sie nächſtes Jahr; ich will viel reiſen und viel ſehen. Dieſes befördert auch meine Poeterei. Schreiben Sie an Varnhagen's, ſo unterlaſſen Sie nicht von mir zu grüßen. Roberten, der mir gewiß nicht böſe wird wenn ich tadle, laſſe ich mich herzlich empfehlen. Ich liebe ihn ja, und ich weiß, er iſt ein großer Menſch. Endlich verharre ich

der liebenswürdigſten Frau

ergebenſter Diener

H. Heine.

12.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 14. Mai 1826.

Und nun, nachdem ich es ſo lange aufgeſchoben, muß ich Ihnen plötzlich und ganz in der Haſt ſchreiben. Doch iſt dieſes auch gar kein Brief, ſondern bloß eine Bitte, das beifolgende Buch unſerer lieben, guten, edlen Friederike*) in meinem Namen zu überreichen und ihr recht viel

---

*) Hier iſt Rahel gemeint.

Schönes dabei zu ſagen. Der eigentliche Brief, den ich Ihnen zu ſchreiben habe, ſoll nächſtens folgen, und ich will Ihnen darin recht breit erzählen wie es mir geht, wie ich lebe, was ich ſchreibe, und was ich nicht ſchreibe. Nur ſo viel vor der Hand: mit meiner Geſundheit beſſert es ſich immer mehr und die Luft hier iſt mir beſonders wohlthätig. Meine äußeren Verhältniſſe ſind noch immer dieſelben, es hat mir noch immer nicht gelingen wollen, mich irgendwo einzuniſteln, und dieſes Talent, welches Inſekten und einige hieſige Doctores juris in hohem Grade beſitzen, fehlt mir ganz und gar. Meinen Plan hier zu advoziren habe ich deßhalb aufgeben müſſen — aber glauben Sie nur nicht, daß ich ſobald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es iſt hier der klaſſiſche Boden meiner Liebe, alles ſieht mich an wie verzaubert, viel eingeſchlafenes Leben erwacht in meiner Bruſt, es frühlingt wieder in meinem Herzen, und wenn die alte Kopfkrankheit mich ganz verläßt, ſo dürfen Sie noch recht viel gute Bücher von mir erwarten. — Wenn auch meine äußere Lage peinlich iſt, ſo ſchützt mich doch der Ruhm vor aller Antaſtung. Leider, und ich geſtehe es mir ſelber, wird dieſer Ruhm durch das Erſcheinen des erſten Bandes der „Reiſebilder" nicht ſonderlich gefördert werden. Aber, was ſoll ich thun, ich mußte etwas herausgeben, und da dachte ich, wenn das Buch auch kein allgemeines Intereſſe anſpricht und auch kein großes Werk iſt, ſo iſt doch alles was drin iſt auf keinen Fall ſchlecht zu nennen. Dann auch mißfiel mir die Harzreiſe im Geſellſchafter ſo ſehr, daß es mich anreizte ſie umzuarbeiten und in anſtändigerer Geſtalt erſcheinen zu laſſen. Sie iſt völlig umgearbeitet. — Ich bitte, geben Sie mir doch Robert's Adreſſe in Paris, damit ich ihn recht dringend angehe, für mein Buch etwas zu thun. Ich habe mir viele hilfreiche Freunde verſchlagen, theils mit, theils ohne Schuld, und hab' dafür an Widerſachern reichlich gewonnen. Auch hab' ich, wie geſagt, in Hinſicht des Buches kein gutes Gewiſſen, und bedarf dennoch des Ruhmes noch mehr als ſonſt. Nächſte Woche, wenn das Buch hier ausgegeben wird (ich bitte Sie das beikommende Exemplar nicht früher den Leuten ſehen zu laſſen) will ich Ihnen noch einige Exemplare der Reiſebilder ſchicken, damit Sie, für deren Beſten, wie früher bei den Tragödien, darüber verfügen. Ich bin in dieſer Hinſicht beſorgt, nicht ſowohl wegen der miſerablen Wirthſchaft in unſerer Litteratur, wo man von dem Unbedeutenden ſo leicht im öffentlichen Urtheil überflügelt wird, ſondern auch weil ich im zweiten Bande der Reiſebilder über ſolche Miſere rückſichtslos ſprechen werde, die Geißel etwas ſchwinge und es mit den öffentlichen Anführern auf immer verderben werde. So etwas thut Noth, wenige haben den Muth alles zu ſagen, ich habe keine zurückgehaltenen Aeußerungen mehr zu fürchten, und Sie ſollen Ihr liebes Wunder ſehen. Die Wiener Jahrbücher haben in dieſer Hinſicht gut auf mich gewirkt.

Mit unendlichem Vergnügen, Hr. v. Varnhagen, ſah ich im Geſellſchafter, wie Sie Immermann's Cardenio gewürdigt, und ich unterſchreibe gern Ihr Urtheil, daß Immermann alle gleichaltrigen Mitſtrebende weit überragt. Dieſes Stück iſt jetzt meine Lieblingslektüre. Es iſt mir, als hätte ich es ſelbſt geſchrieben. —

Ich wollte nur wenige Zeilen ſchreiben. Aber ich und Frau von Varnhagen können nun ein für allemal keine kurzen Briefe ſchreiben — und daher wird meine liebe Freundin wohl wiſſen, warum ich gar nicht ſchreibe. — Anfangs dacht' ich ihr einen Dedikationsbrief vor das

Buch drucken zu laſſen, doch dieſer wurde zu warm und zu lang, ein zweiter Brief wurde zu kurz und zu kühl, und nach dreimaligem Umgedrucktwerden erſcheint endlich das gegenwärtige Meiſterſtück dedizirender Beredſamkeit. Anbei auch die verunglückten und verworfenen Blätter. —

Eine andre, größere Noth war der beängſtigende Gedanke, daß das Buch im Grunde zu ſchlecht ſei, um der geiſtreichſten Frau des Univerſums dedizirt zu werden. Doch mich tröſtete der Gedanke, daß Frau v. Varnhagen nicht an mir irre wird, ich mag ſchreiben was ich will, Gutes oder Schlechtes. Bei Ihnen, Varnhagen, iſt es etwas anders, Ihnen iſt es nicht hinreichend, daß ich zeige wie viel Töne ich auf meiner Leier habe, ſondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieſer Töne zu einem großen Konzert — und das ſoll der Fauſt werden, den ich für Sie ſchreibe. Denn wer hätte größeres Recht an meinen poetiſchen Erzeugniſſen als derjenige, der all mein poetiſches Dichten und Trachten geordnet und zum Beſten geleitet hat! — Einige mal hab' ich mich in der letzten Zeit mit Ihnen brouillirt, beſonders vor 6 Monat; Sie ſind nichts davon gewahr geworden, da ich Ihnen nichts ſchrieb. Aber der letzte Nebel ſolcher Gedanken ſchwand auf immer aus meinem Gemüthe, als ich vor 3 Wochen von der Mutter der Mamſell Schauſpielerin Bauer erfuhr, daß Sie dieſen Winter ſo krank geweſen ſind. Bei ſolchen Anläſſen fühlen wir erſt was uns die Leute wirklich werth ſind. Und jedesmal wenn ich mit Ihnen brouillirt war, war ich es auch mit mir ſelbſt. Lichtenberg ſagt ſehr treffend, daß wir uns ſelbſt in andern nicht ſo wohl lieben als auch haſſen können. So brouillirte ich mich unlängſt mit unſerem Gans. Sehen Sie ihn, ſo erzählen Sie es ihm, und grüßen Sie mir ihn recht freundſchaftlich.

Ich liebe ihn ſehr, und dachte an ihn als ich in der Harzreiſe den götting'ſchen Anfang ſchrieb. — Grüßen Sie mir auch Chamiſſo. Als er durch Göttingen reiſte, haben wir uns beide durch gleiche Schlemiehlität nicht auffinden können; ich hörte nur im Gaſthof, daß er in einem einſpännigen Fuhrwerk nach Clausthal gereiſt ſei. Und doch iſt er dort zu Fuß angekommen! — Mit Ihrer Familie hier lebe ich in recht liebem Verhältniſſe. Sie befindet ſich wohl. Harmlos wie ich bin, glaub' ich auch Ihrer Schweſter nichts weniger als zu mißfallen. — Ich verkehre hier mit wenigen Menſchen. Mein Oheim, Zimmermann, Syndikus Sieveking, einige Winkelſchriftſteller, ein paar Banquiers ſind all meine Leute. Wegen Unappetitlichkeit meines Schwagers habe ich meine Schweſter ganz aufgeben müſſen. — Vorigen Sommer war ich auf Nordernei. Ein andermal erzähl' ich Ihnen, wie ich dort, nachdem ich mit der Fürſtin von Solms-Lich einige Zeit bekannt war, auf eine höchſt merkwürdige Weiſe an Sie erinnert wurde.*) Aber die Poſt geht ab, und ich bin Ihr

unbedingt ergebener

H. Heine.

Addr.: Dr. Heine, abzugeben
bei Hoffmann & Campe in
Hamburg.

13.

Heine an Varnhagen.

Nordernei, den 29. Juli 1826.

Lieber Varnhagen! Mögen dieſe Zeilen Sie endlich völlig hergeſtellt antreffen! Eine Juſtizräthin Empich, die mit ihren Töchtern hier iſt, hat mir geſagt, daß Sie noch immer leiden. Hat mir auch erzählt, wie unſre göttliche Friederike für Sie beſorgt geweſen in Ihrer harten Krankheit. Wir dummen Poeten, wir vergleichen die Frauen immer, wenn es hoch kommt, mit Engeln; wir ſollten wahrlich letztere mit erſteren vergleichen.

---

*) Siehe „Tagebücher" von Varnhagen von Enſe, dritter Band, Seite 108.

Mit meiner Geſundheit geht es immer beſſer. Zu ihrer völligen Herſtellung brauch' ich das hieſige Seebad, und ſchwimme wieder auf den Wellen der Nordſee, die mir jetzt ſehr gewogen iſt, weil ſie weiß, daß ich ſie beſinge. Das Meer iſt ein braves Element. Wenn ich lange Zeit davon entfernt bin, empfinde ich ein ordentliches Heimweh. Meine Nordſeebilder ſind con amore geſchrieben, und ich freue mich, daß ſie Ihnen gefallen. Ueberhaupt wie freu' ich mich, daß meine Reiſebilder eine gute Aufnahme bei Ihnen gefunden! Entzückt, wahrhaft entzückt, faſt berauſcht hat mich Frau von Varnhagen's Brief. In der That, ich hab' ſie nie verkannt. Ich kenne ſie ein bischen. Dabei geſtehe ich, daß mich niemand ſo tief verſteht und kennt wie Frau von Varnhagen. Als ich ihren Brief las, war's mir, als wär' ich traumhaft im Schlafe aufgeſtanden und hätte mich vor den Spiegel geſtellt und mit mir ſelbſt geſprochen und mitunter etwas geprahlt. Das Beſte iſt, ich brauche Frau von Varnhagen keine lange Briefe zu ſchreiben. Wenn ſie nur weiß, daß ich lebe, ſo weiß ſie auch was ich fühle und denke. Die Gründe meiner Dedikation hat ſie, glaub' ich, beſſer errathen als ich ſelbſt. Mir ſchien es, als wollte ich dadurch ausſprechen, daß ich jemandem zugehöre. Ich lauf' ſo wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigenthum machen möchten, aber das ſind immer ſolche geweſen, die mir nicht ſonderlich gefielen, und ſolange dergleichen der Fall iſt, ſoll immer auf meinem Halsbande ſtehen: j'appartiens à Madame Varnhagen. —

14.
Heine an Varnhagen.

Lüneburg, den 24. Oktober 1826.

Lieber Varnhagen!

Glauben Sie nur nicht, daß ich Ihnen lange nicht geſchrieben, im Gegentheil, ich habe Ihnen viel geſchrieben, aber ich habe den Brief wieder zerriſſen, und zwar aus der ganz natürlichen Urſache, weil er keinen beſtimmten Inhalt hatte. Was hilft's wenn ich Ihnen Raiſonnements ſchreibe, dieſe bleiben doch unvollſtändig und ſind nur Ausſprüche der augenblicklichen Stimmung, und dieſe ändert ſich jeden Augenblick. Dagegen iſt es für unſer Einen ſo ſchwer, beſtimmt auszuſprechen was wir eigentlich wollen, wonach wir wirklich ſtreben u. ſ. w. Wie ſelten wiſſen wir es ſelbſt. — Doch ſo viel ich davon weiß, will ich Ihnen ſagen:

Als ich Ihren und Frau von Varnhagen's Brief erhielt, war ich entzückt — doch das wiſſen Sie auswendig — ich las die lieben Briefe drei, vier, dreißig, vierzigmal, ſo daß mir das Herz ſehr heiter und der Kopf ganz klar wurde, und, wie ein Stern in der Nacht, der lichte Gedanken in mir aufſtieg: ich will nach Paris reiſen, ja, ja!

Sie haben in der Hauptſache recht, lieber Varnhagen, dieſer Platz iſt für mich geeignet.

Nun aber ſind meine Verhältniſſe ſo verwickelt, daß ſich die Sache nicht ſo ſchnell machen ließ. Zuerſt meine Geſundheit. Sie iſt noch immer nicht brillant und verlangt große Opfer. Ich reiſte daher nochmals nach Norderney in's Seebad, wo ich faſt 2 Monat blieb. Es war mir gewiß ſehr heilſam, doch habe ich eine radikale Wirkung noch nicht verſpürt und befinde mich noch immer ein kopfſchmerzen-geplagter Menſch. Aus einer Reiſe nach Holland, die ich projektirte, ward nichts, wegen des dort herrſchenden Fiebers. Um ſo mehr da ich mich anfänglich in Nordernei ſchlechter befand als gewöhnlich. Nur gegen das Ende meines Aufenthalts wurde ich mobil. Vielleicht intereſſirt es Sie, daß ich dort den Fürſten Koslowski kennen lernte, der Ihr Kollege war, als Sie Miniſter in Karlsruh waren. Er ſprach von Ihnen und beſonders von Frau von Varnhagen mit vieler Wärme. Wie wohl ward mir, als ich Frau v. Varnhagen's Lob auf einer Sandinſel der Nordſee von einem Ruſſen ausrufen hörte! Ich habe mich mit dem Ruſſen ſehr befreundet, nous étions inséparables, und ſahen uns ſpäterhin im Lindenhof zu Bremen wieder. Er weiß noch nicht, ob er nach Rußland zurückkommen darf oder nicht. — Die Fürſtin Solms und eine Portion des Gothaer Kalenders — den wir armen Deutſchen füttern müſſen — war ebenfalls dort: doch ich hatte diesmal nicht viel mit ihr zu ſchaffen.

Ich machte eine ſchöne Seereiſe mit Sturm, Noth, Sonnenaufgänge, Seekrankheit und allem Zubehör. Auch gar ſchöne Nächte genoß ich am Strand.

Seit 4 Wochen bin ich hier bei meinen Eltern, bleibe wohl noch 2 Monat und reiſe von hier wieder nach Hamburg, um da den zweiten Theil meiner Reiſebilder drucken zu laſſen. Dort bleib' ich bis Frühjahr, reiſe zur See nach Amſterdam, beſehe Holland, und reiſe von da nach Paris. Ob ich den Rhein nochmals beſuche, iſt unbeſtimmt. Niemand darf aber dieſen Reiſeplan wiſſen, wenigſtens niemand der in irgend einem allzunahen Verhältniß zu mir ſteht, z. B. meine Familie in Hamburg und meine Freunde in Berlin, denen ich noch immer ſage, daß ich nach Berlin reiſe um dort zu leſen; — wenn ich die große Reiſe wirklich antrete, ſo iſt es noch immer Zeit, daß die Leute es erfahren. Ohne ſolche Vorſicht machen ſie einen mit ihrem Geſchwätze irre.

In Paris will ich die Bibliothek benutzen, Menſchen und Welt ſehen und Materialien zu einem Buche ſammeln, das Europäiſch werden ſoll.

Der zweite Theil der Reiſebilder wird I. die zweite und dritte Abtheilung der Nordſee enthalten, die letztere in Proſa, die erſtre wieder in koloſſalen Epigrammen, noch originaler und großartiger als die frühern; dann II. ein Fragment aus meinem Leben, im keckſten Humor geſchrieben, welches Ihnen gefallen ſoll, und III. das Ihnen bekannte Memoire über Polen. — Vielleicht, wenn der Raum des Buches es erlaubt, gebe ich IV. dem Publikum: Briefe aus Berlin, geſchrieben im Jahre 1822. Aber mißverſtehen Sie mich nicht, dies iſt bloß eine Form, um mit beſſerer Bequemlichkeit alles zu ſagen, was ich will, ich ſchreibe die Briefe eigentlich jetzt, und benutze dazu einen Theil des äußern Gerüſtes der Briefe, die ich wirklich im Jahre 1822 im Weſtphäliſchen Anzeiger drucken ließ.

Auch die dritte Abtheilung der Nordſee beſteht aus Briefen, worin ich Alles ſagen kann, was ich will.

Und dieſes Alles ſchreib' ich Ihnen aus der ganz beſondern Abſicht, damit Sie ſehen, wie es mir ein Leichtes iſt, im 2. Theil der Reiſebilder Alles einzuweben, was ich will. Haben Sie daher in dieſer Hinſicht irgend einen beſondern Wunſch, wünſchen Sie eine beſtimmte Sache ausgeſprochen zu ſehen, oder irgend einen unſerer Intimen gegeißelt zu ſehen, ſo ſagen Sie es mir, oder, was noch beſſer iſt, ſchreiben Sie ſelber in meinem Stil die Lappen, die ich in meinem Buche einſticken ſoll, und Sie können ſich auf meine heiligſte Diskretion verlaſſen. Ich darf jetzt Alles ſagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufſacke. Wollen Sie in meine Reiſebilder ganze Stücke, die zeitgemäß, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proskriptionsliſte ſchicken — ich ſtehe ganz zu Ihrem Befehl.*) Meine Addreſſe iſt: H. Heine, Dr. Juris, bei S. Heine, auf dem Markt in Lüneburg.

An Robert's in Paris habe ich noch gar nicht geſchrieben. Ich will's aber bald thun und ihnen mittheilen, daß ich dorthin zu kommen gedenke. Hätte ich früher ſchon an Robert geſchrieben, ſo hätt' ich es doch zumeiſt meines lumpen Buchs wegen gethan. Ich war im Anfang für das Schickſal deſſelben ſehr beſorgt; doch jetzt bin ich gefaßter. — Für das, was Sie, lieber Varnhagen, zum Beſten meiner Reiſebilder gethan, danke ich herzlich, möge es Gott Ihren eigenen Geiſteskindern vergelten. Ich hab' Sie im Geſellſchafter ſehr gut erkannt. Die Ausdrücke „Katholik“ und „ſtark mahomethaniſch“ haben mich königlich amüſirt. Ob Sie den ganzen Aufſatz geſchrieben, konnte ich nicht mit Gewißheit herausdechiffriren. — Das Buch hat viel Spektakel gemacht und viel Abſatz gefunden. Mein Verleger hat mir ſicher verſprochen, daß bald eine

---

*) Anmerkung von Varnhagen. Heine bot mir einmal in einem Briefe ſeine freundlichen Dienſte an, irgend jemanden, den ich ihm nennen würde, gehörig abzuſtrafen, da er wohl wiſſe, daß ich durch Verhältniſſe gebunden ſei, und nicht jedem, dem ich es gönnte oder der es an mir verdiente, eine Tracht Prügel geben könne; er hingegen ſei völlig frei, habe keine Rückſichten ꝛc. Ich mußte ſehr lachen über dies gütige Anerbieten, dankte aber ſehr, und erwiederte, ich wüßte vor der Hand niemanden, wollte jedoch ſeiner Freundlichkeit eingedenk bleiben. Wohl ein Vierteljahrhundert iſt ſeitdem vergangen, und ich war nie in Verſuchung ſolchen Dienſt anzuſprechen. März 1850.

2. Auflage nöthig ſei; alsdann ſchreib' ich auch eine vernünftige Dedikation, und ſchicke ſie Ihnen erſt zur Cenſur. Daß ich in der Dedikation die 88 ausdrücklich angab, geſchah noch in der Nebenabſicht, daß ich in der großen Sammlung meiner ſämmtlichen Gedichte, die ich doch bald ediren werde, die „Heimkehr" mit Frau von Varnhagen's Namen beſonders verzieren kann. Meine erſten Flegeljahre, das Intermezzo, die Heimkehr und zwei Abtheilungen von Seebildern werden einen ſchönen Band ausmachen, der Anfang und Ende meines lyriſchen Jugendlebens enthält. Auch dieſes bleibt unter uns, damit Maurer und Dümmler keinen Einſpruch thun. Dieſe zwingen mich dazu. Erſtere thun gar nichts und haben gar nichts für meine Gedichte gethan. Und mein jetziger Verleger, Campe, mit dem ich ſehr befreundet bin, hat Dümmlern vorgeſchlagen, ihm für billigen Preis den Reſt der Tragödien-Exemplare zu überlaſſen, und nach langem Hin- und Herſchwatzen erhielt er von ihm einliegendes Ultimatum, welches, wie natürlich, nicht angenommen werden kann. Sie dürfen daher von jener beabſichtigten Sammlung meiner Gedichte nichts verlauten laſſen. Sagen Sie mir aber, ob ich auch das Recht dazu habe? Verſteht ſich, viele Gedichte werden fortgelaſſen, viele verändert und viele hinzugefügt. Bei Ihrer Litteratur-Erfahrung können Sie mir am beſten darüber Auskunft geben, wie ich es da anzufangen habe. Wenn Dümmler dem Campe die Tragödien überlaſſen hätte, ſo hätte ich doch jene große Gedichteſammlung bei Campe erſcheinen laſſen. Dieſer iſt ſehr thätig, weiß ein Buch unter die Leute zu bringen — hat wohl über 500 Exe. der Reiſebilder allein in der Stadt Hamburg abgeſetzt — und meine Tragödien wären bekannter geworden. Was denken Sie, ſollte man wohl den Dümmler noch immer beſtimmen kön-

nen? — Die öffentlichen Urtheile über meine Schriften haben den Campe ſehr zu meinen Gunſten beſtochen und er zahlt mir ſehr viel Geld. Und das iſt gut und eine gute Beihülfe in ſchwierigen Tagen. — Mit meiner Familie ſteh' ich auf gutem Fuß, und meine ſpießbürgerlichen (Spieße heißen die Studenten Geld) Verhältniſſe wären wohl leidlich zu nennen. — Aber Privatverdruß hab' ich die Menge, vieles beklemmt mir das Herz — und folglich ſehen Sie wohl ein, daß es nicht räthlich wäre, wenn ich einen Brief an Frau von Varnhagen anfinge — ſelbſt wenn ich die Hoffnung hätte ihn fertig ſchreiben zu können. Anbei ein Fetzen von dem alten, zerriſſenen Brief, der mir eben zur Hand kömmt. — Auch liegt einliegend ein Brief an Karl von Raumer, von dem ich nicht weiß, ob er jetzt in Berlin oder Stettin iſt. Ich bitte Sie daher, beim Univerſitätspedellen oder beim Hiſtoriker dem Profeſſor Raumer (der Vetter des obigen) nachfragen zu laſſen, ob er in Berlin iſt, und im Verneinungsfall den Brief auf die Poſt zu legen. Dieſer Otto v. Raumer iſt einer meiner liebſten Freunde, er war lange Zeit mein las Casas in Göttingen, und bin bei dieſer Gelegenheit ſo frei, ihm eine Empfehlungskarte an Sie zu geben. Er hat viel Geiſt, aber es dauert lange bis man ihn zum Sprechen bringt.

Und nun leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb. Was ſoll ich der herrlichen Friederike ſagen? Wo ich bin, denke ich an ſie. Ich denke an Frau von Varnhagen — ergo sum. Sie ſehen, ich bin kein Idealiſt. — Den Oberhegelianer Gans bitte ich herzlich zu grüßen; ich freue mich, daß Sie ihn ſo oft ſehen. Ich bin in den letzten 9 Wochen ſehr viel mit ihm umgegangen und gewann ihn noch lieber. —

In Nordernei hab' ich Ihre biographiſche Denkmale gefunden, die ich früherhin nur flüchtig geleſen, und erſt dort mit Muße ſtudierte. Um Gott! wie kann man ſo ruhig ſchreiben. König Theodor's Schilderung iſt mir das liebſte. Ich finde darin Ihren pittoresken Stil; die andern Biographieen ſind vielleicht beſſer, weil ſie planer geſchrieben, effektvermeidender. Ich las dieſe Schilderung im Freien, in ſchönen Tagen. Ihr Freund

Chamiſſo zu grüßen. H. Heine.

15.

Heine an Varnhagen.

London, den 1. Mai 1827.

Wenn ich auch nicht viel ſchreibe, ſo denke ich doch deſto mehr an Deutſchland und an die franzöſiſche Straße Nr. 20. Ihnen, lieber Varnhagen, bringe dies Blatt viel herzlichſte Grüße. An Frau von Varnhagen brauche ich aber gar nicht zu ſchreiben, ſie weiß alles was ich ihr ſagen könnte, ſie weiß was ich fühle, ſie weiß was ich denke und nicht denke — ich brauche mich auch bei ihr wegen meines langen Schweigens nicht zu entſchuldigen. Ich war ſeither doch wieder ſo innerlich und äußerlich beklemmt, daß ich Ihnen nichts Vernünftiges ſagen konnte. Und Männer, wenn ſie auch keine Stockrationaliſten ſind, wollen doch immer was Vernünftiges hören. — Für Ihr Büchergeſchenk danke ich Ihnen. — Um Gotteswillen! wie kann man ſo dicke Bücher ſchreiben! Ihr Blücher hat mir ungemein zugeſagt, ich habe ihn zweimal geleſen, und bewundre wie der feine Diplomat dieſen rohen Stoff behandelt hat, ohne ihm Gewalt anzuthun. Die Geſtalt tritt mächtig hervor. Blücher's Gaſtrollen in England ſind unübertrefflich geſchildert. Was Arnim darüber drucken ließ, unterſchreibe ich ganz. Herrlich ſeine Zuſammenſtellung mit Napoleon. Es iſt Wahrheit darin. Und das geſteht — der Verfaſſer des Buchs Le Grand.

Sonderbar! wie zwei Gleichgeſtimmte zur ſelben Zeit, jeder auf enthuſiaſtiſche Weiſe, die feindlichſten Häuptlinge, Napoleon und Blücher, dem Publikum dargeſtellt. Und ich denke, wir haben beide doch daſſelbe gewollt, und bleiben noch gleichgeſtimmt. Dennoch — ich will's geſtehen — kann ich Ihren Blücher nicht mit Liebe leſen; vielleicht iſt noch in mir der Wiederhall der Le Grand'ſchen Märſche, ich ärgere mich wenn ich bedenke, daß der Mann der Idee, der Ideegewordene Menſch, nämlich Napoleon, durch jene zwei Menſchen vernichtet worden iſt, wovon der eine ein Pharaoſpielender Huſar war und der andre ein von allem Enthuſiasmus entblößter engliſcher Taugenichts war, oder beſſer geſagt noch iſt. — Sie können ſich kaum vorſtellen, wie jämmerlich er vorige Woche ausſah, als ich ihn von St. James kommen ſah; ſein gnädiger König hatte ihm vielleicht eben mit Achſelzucken den vollkommenen Sieg Canning's verkündigt, und er ſah ihn auf den lachenden Geſichtern der vorbeigehenden Engländer. Die Idee ſiegte diesmal ohne Kanonen, und der Sieger von Waterloo mußte abziehen. —

Mein Buch, roth gebunden für Frau v. Varnhagen, werden Sie wohl empfangen und der theuren Friederike in meinem Namen überreicht haben. Auch das Paquet an Moſer werden Sie an dieſen befördert haben. Ich mußte die Beſorgung der Bücher einem dritten überlaſſen, weil ich allzu ſchnell von Hamburg abreiſte. Daher habe ich keine Zeile mitſchicken können. Es war nicht die Angſt, die mich wegtrieb, ſondern das Klugheitsgeſetz, das jedem rathet nichts zu riskiren wo gar nichts zu gewinnen iſt.

Hätte ich Ausſicht gehabt in Berlin angeſtellt zu werden, ſo wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buches, direkt dort hingereiſt. Ich denke, da unſer Miniſterium geſcheut iſt, habe ich jetzt mehr als je die Ausſicht angeſtellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurückkehren. Ich reiſte ab von Hamburg juſt an dem Tage wo das Buch ausgegeben wurde — (Viel Selbſtüberwindung,) — und habe daher von deſſen Schickſalen noch kein Wort erfahren. Ich weiß ſie vorher. Ich kenne meine Deutſchen. Sie werden erſchrecken, überlegen und nichts thun. Ich zweifle ſogar, daß das Buch verboten wird. Es war aber nothwendig, daß es geſchrieben wurde. In dieſer ſeichten, ſervilen Zeit mußte etwas geſchehen. Ich habe das Meinige gethan und beſchäme jene hartherzigen Freunde, die einſt ſo viel thun wollten, und jetzt ſchweigen. Wenn ſie zuſammen ſind und in Reih und Glied ſtehen, ſind die feigſten Rekruten recht muthvoll; aber den wahren Muth zeigt derjenige, der allein ſteht. — Ich ſehe auch vorher, daß die Guten des Landes mein Buch hinlänglich herunterreißen werden, und ich kann es den Freunden nicht verdenken, wenn ſie über das gefährliche Buch ſchweigen. Ich weiß ſehr gut, man muß ſtaatsfrei geſtellt ſein, wenn man über meinen Le Grand ſich äußern will. Ich denke, Robert wäre wohl jetzt, vermöge ſeiner Stellung, derjenige, welcher ſich am beſten des Buches annehmen könnte. Ich habe ihm zwar nicht geſchrieben, aber ich weiß, er iſt ſelbſt kein Freund langer Korreſpondenz. Auch geſtehe ich, daß ich, wie ſehr ſeine Frau auch geiſtig ausgezeichnet iſt, ſie doch lieber ſprechen ſehe, als auf dem Papiere leſe. — Unter uns geſagt, einer ſchönen Frau ſchreiben, ſcheint mir eben ſo thöricht, als wenn ich mit einer ſtraßburger Paſtete in Korreſpondenz treten wollte. Jedes Ding in der Welt will auf ſeine eigne Weiſe genoſſen ſein. Jene ſchönen Augen, deren Glanz unſer Herz erfreut, und jene Trüffelpaſtete, deren Duft uns begeiſtert — ſie verlieren gar ſehr in der Ferne. — Wenn Sie Robert's ſchreiben, ſo ſagen Sie ihnen, daß ich hier noch 4 Wochen bleibe, alsdann 2½ bis 3 Monat lang an der engliſchen Küſte bade, und dann nach Paris reiſe, und bei meiner Rückkehr nach Deutſchland meinen Weg über Karlsruhe nehmen will. Haben Sie mir unterdeſſen etwas mitzutheilen, ſo ſchreiben Sie mir unter Addreſſe von B. A. Goldſchmidt u. Co. in London. Dieſes Haus weiß zu jeder Zeit meine Briefe richtig zu befördern. Daß man hier zu Land doppelt Porto bezahlt, wenn ein Couvert um den Brief iſt, brauche wohl nicht erſt zu ſagen. Wollen Sie mich noch, zur nützlichen Anwendung meines Aufenthalts in London, auf etwas aufmerkſam machen, ſo ſoll es mich freuen. Wenn Sie in Korreſpondenz mit Cotta ſind, ſo fragen Sie ihn doch, ob er mich für ſein Morgenblatt hier oder in Paris beſchäftigen will. Aber dieſes müßten Sie bald thun. Verſteht ſich von ſelbſt, daß er etwas ſtark honoriren müßte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben ſollte. Hier iſt alles beiſpiellos theuer, ich muß, weil ich Alles ſehe, täglich eine Guinee ausgeben, welches ſehr viel iſt für einen deutſchen Schriftſteller. — Grüßen Sie mir Gans recht viel, ſo wie auch Chamiſſo. — Ihre Schweſter und Dr. Aſſing habe ich in Hamburg noch kurz vor meiner Abreiſe geſehen; ſie befinden ſich recht wohl.

Mit meiner Familie ſtehe ich auf gutem Fuß. Ich ſelbſt bin darin der einzige, womit ich ſchlecht ſtehe. Viel Selbſtkummer habe ich in dieſer letzten Zeit ertragen, es will ſich noch nicht mit meinem Kopfſchmerz geben, und alte Gemüthswunden eitern. In dieſem Augenblick hat mich eine ſtarke Betäubung wie in ein bleiernes Grab eingeſchloſſen. Ich fürchte, daß ich nächſtens ernſtlich krank werde. — Leben Sie wohl, das Papier iſt zu Ende. Frau von Varnhagen küſſe ich die Hand und bin

Ihr

H. Heine.

16.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 26. September 1827.

Kann Ich nach Berlin kommen?

Ihr in dieſem Fall bald anlangender

H. Heine.

Adreſſe: H. H. per Addr. Hoffmann &
Campe in Hamburg.

17.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 19. Oktober 1827.

Theure Freunde!

Dank! lieben Dank! für die ſchnelle Beantwortung meiner bedenklich kurzen Frage. Ich bin noch in dieſem Augenblick zu ſehr gehetzt, als daß ich einen ordentlichen Brief ſchreiben könnte. In 14 Tagen aber werde ich ſchreiben. Profeſſor Dirxen wird Ihnen, lieber Varnhagen, erzählt haben, daß ich wieder in Nordernei war. Meine Frage wegen Berlin kam daher nicht aus Aengſtlichkeit. Ich war, nachdem ich Frau v. Varnhagen's Responsum erhalten, ſchon im Begriff zu Ihnen zu reiſen, alle Verfügungen dazu waren ſchon getroffen, als ich einen Brief aus München erhielt, der mich kurz beſtimmte, dorthin zu reiſen. Schon längſt hatte man mich hingewünſcht. Jetzt verſpricht man mir Holland und Brabant. Auf jeden Fall finde ich dort Ruhe, das iſt mir jetzt die Hauptſache. Januar 1828 erſcheinen die politiſchen Annalen in München unter der Redaktion Ihres Freundes Heine und des Dr. Lindner. Dieſes wird den Leuten das erſte Zeichen ſein was es bedeutet, daß ich in München bin. Ueber dieſen Punkt nächſtens mehr. Ich habe dieſe Redaktion angenommen, weil ich überzeugt war, Sie ſind nicht blos damit zufrieden, ſondern auch darüber erfreut. Die Tendenz ſehen Sie wohl voraus. — In einigen Tagen reiſe ich nach München; unterwegs ſchreibe ich Ihnen.

Sie, lieber Varnhagen, ſind der einzige Menſch auf der Welt, auf deſſen Verſchwiegenheit ich bauen kann. Daher ſollen Sie mir ſogar in meinen dürreſten Privatnöthen behülflich ſein. Alle meine andren Freunde ſind Schwätzer. Ich muß Sie beläſtigen. Sie werden nämlich nächſtens von den Herren Treutel & Würz, Treutel jun. & Richter in London einen Brief erhalten, worin dieſe Herren Ihnen für mich eine Summe von circa achthundert Thalern überſchicken. Dieſe Summe haben Sie die Güte für mich einzukaſſiren und bis zu näherer Verfügung mir aufzubewahren. Sie dürfen aber bei Leibe niemanden ſagen, daß ich ſolchermaßen Geld erhalten habe und beſitze. Ich habe mancherlei Schulden in dieſem irdiſchen Jammerthal und bisjetzt keine fixe Einnahme. Die Verfolgungen, die ich erleide, ſind bedenklich, und es iſt nöthig, daß ich zu jeder Zeit mit Reiſegeld verſehen ſei. Was ich bei mir habe, pflege ich gewöhnlich zu verſchleudern; und ſo wäre es gut, denk' ich, wenn Sie mir immer einen kleinen Zehrpfennig aufbewahrten. Nur Verſchwiegenheit! —

Den 8. Auguſt, am Todestage Canning's, hab' ich London verlaſſen; große geiſtige Ausbeute. Das Leben dort iſt zu groß und zu theuer. Ich hatte mich bis an den Hals in Abentheuer verſenkt, hatte, durch Malheur und Dummheit über 300 Guineen eingebüßt, und bin froh, daß ich wieder heraus bin. Die Weiber ſind dort ſchön und die Männer groß und großmüthig. —

Von meiner erſten Reiſeſtation aus will ich Ihnen ſchreiben und anzeigen, wo mich Ihre Antwort treffen kann. Ich denke nämlich ganz gewiß, daß Sie mir über mein neues Redaktionsgeſchäft manchen Verhaltungsbefehl geben werden. Sagen Sie mir, an wen ich zum Mitarbeiter mich wenden ſoll. Wollen Sie ſelbſt die Hand im Spiel haben, ſo ſoll es niemand erfahren. Ich will alles ſelbſt vertreten. Was ich Ihnen in Betreff unſerer Intimen vorſchlug, als ich den 2. Band der Reiſebilder ſchrieb, gilt hier bei den Annalen im vollen Maße. Kritik engliſcher und deutſcher Litteratur, aus dem Standpunkt der Politik, ſoll ein leading article werden. Wie viel das Honorar für Aufſätze in den Annalen beträgt, weiß ich ſelbſt in dieſem Augenblick noch nicht beſtimmt; doch iſt es auf keinen Fall unbedeutend. — Das „Buch der Lieder" für Frau v. Varnhagen wird wohl richtig angelangt ſeyn. — Es iſt nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte. Die 2. Auflage der Reiſebilder habe ich meinem Verleger ſchon verkauft, und ich denke daher, ſie wird bald erſcheinen. Der 3. Band der Reiſebilder ſoll erſcheinen — ſobald ich ihn geſchrieben habe. Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei ſprechen. Frau v. Varnhagen ſoll zufrieden ſein. Ich möchte der lieben Freundin einen langen Brief ſchreiben, lang wie die Welt, weitſchweifig und unerträglich wie mein eignes Leben. Aber — Ich bin im Begriff dieſen Morgen eine Frau zu beſuchen, die ich in 11 Jahren nicht geſehen habe, und der man nachſagt, ich ſei einſt verliebt in ſie geweſen. Sie heißt Mad. Friedländer aus Königsberg, ſo zu ſagen eine Couſine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich ſchon geſtern geſehen, zum Vorgeſchmack. Die gute Frau hat ſich ſehr geeilt und iſt geſtern juſt an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner „jungen Leiden" von Hoffmann & Campe ausgegeben worden iſt. — Die Welt iſt dumm und fade und unerquicklich, und riecht nach vertrockneten Veilchen.

Ich aber bin Herausgeber der politiſchen Annalen; außerdem bin ich feſt überzeugt, daß die Eſel, wenn ſie unter ſich ſind und ſich ausſchimpfen wollen, ſo ſchimpfen ſie ſich „Menſch".

Aergert dich dein Auge ſo reiß es aus, ärgert dich deine Hand ſo haue ſie ab, ärgert dich deine Zunge ſo ſchneide ſie ab, und ärgert dich deine Vernunft, ſo werde katholiſch.

Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnſinnigen Politiker geſprochen, der mir geheimnißvoll vertraut hat, der liebe Gott ſei eigentlich ein ruſſiſcher Spion. — Der Kerl ſoll Mitarbeiter werden bei meinen politiſchen Annalen.

Der Redakteur

H. Heine.

18.

Heine an Varnhagen.

Lüneburg, den 30. Oktober 1827.

Lieber Herr von Varnhagen!

Wenn der Inhalt meines letzten Briefes nicht mit Ihren jetzigen Beſtrebungen kollidirt, ſo wird wohl unſer Briefwechſel einigermaßen lebhaft werden. Kürze wird dann auf jeder Seite verzeihlich. Nach ſolcher Bevorwortung darf ich Sie wohl kurzweg bitten: mir ſobald als möglich per Addr. H. H. Dr. Jur. Poste restante in Kaſſel (Heſſen) anzuzeigen, ob Treutel & Würz Ihnen für mich die beſagte Rimeſſe gemacht haben?

Ich bin im Begriff von hier abzureiſen (ich traue den Hannoveranern nicht ſonderlich) und werde in Kaſſel einige Tage verweilen. Ueber Frankfurt a. M. reiſe ich nach München. — Meine Geſundheit verſchlimmert ſich wieder. — Sonnabend erſt verließ ich Hamburg, mich plötzlich losreißend aus ſpaßhaften Verhältniſſen. Es heißt dort, ich ſei in die Schauſpielerin Peche verliebt, ſterbensverliebt. Zwei Leute wiſſen, daß es nicht der Fall ſein kann — ich und Frau von Varnhagen. Frau von Varnhagen küſſe ich die Hände; ich wollt' ich könnt' es mündlich thun. — Ach Gott! nun könnte ich ſo leicht über Karlsruhe reiſen, und jetzt ſind Robert's in Berlin. — Man will dort wiſſen, Wolfgang Goethe ſpräche mißfällig von mir; das würde Frau v. Varnhagen leid thun. — Ich werde es mit den Ariſtokraten noch mehr verderben. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geiſter verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß ſein großer Name einſt gar oft zuſammen genannt wird mit dem Namen

H. Heine.

19.

Heine an Varnhagen.

Endlich München, ungefähr den 28. November 1827.

Lieber Herr von Varnhagen!

Ihren gütigen Brief, post. rest. Kaſſel, habe ich dort richtig erhalten und danke für ſchnelle Beantwortung meiner Anfrage. Ich muß dieſelbe, nämlich ob Treuttel & Würtz nichts geſchickt haben, nochmals wiederholen und wieder um ſchleunige Antwort, und ſei es auch nur durch eine einzige Zeile, dringend bitten. Ach Gott! man kann ſich ſo wenig auf Menſchen verlaſſen und die Saumſeligkeit jener Londoner Herren iſt mir wieder ein Beweis, wie ſehr man ſich decken muß. — Hier bin ich vor einigen Tagen angekommen. Cotta, der einen Tag länger hier geblieben iſt, um mich zu erwarten, iſt bereits nach Stuttgart zurückgereiſt. Seine Frau iſt eine liebenswürdige Dame, ſie lieſt mit Vergnügen meine Verſe,' und ich gefalle ihr auch perſönlich. In 6 Wochen indeſſen werden Cotta's wieder hier ſein. — Es ſieht hier ſo aus wie ich es erwartete, nämlich herzlich ſchlecht. Die Leute ſind beſorgt, daß es mir nicht gefalle, und wiſſen nicht, daß ich eigentlich nur ein ſtilles Zimmer in dieſer Welt ſuche. Ich will mich in mich ſelbſt zurückziehen und viel ſchreiben. Wenn das Klima mir nicht zuſagt, ſo packe ich den Koffer. Drum will ich mich auch auf nichts Feſtes einlaſſen. Cotta will mich an ſein Ausland anſpannen. Profit! Die Annalen ſollen mir auch wenig Mühe machen, und um Bewerbungsviſiten zu machen, bin ich zu ſehr herz- und kopfkrank. Cotta hat mir 2000 Fl. jährlich angeboten; aber ich habe die Sache anders geſtellt. Ich will alles erſt ruhig betrachten. — In Dr. Lindner habe ich einen guten, zuthulichen Mann gefunden, mit dem ich gut umkomme. — Ich ſehne mich nach einem Lande, das noch nicht entdeckt iſt. Manchmal auch nach Berlin. Beſonders wenn ich Briefe von Ihnen erhalte und von Frau von Varnhagen ſprechen höre. Mit Verwundrung höre ich, daß wir ausgezogen ſind; ich habe noch immer geglaubt, mein Vaterland ſei franzöſiſche Straße Nr. 20. — Ich will an den König von Preußen ſchreiben, daß er mir, wenn Förſter ſtirbt, die Hofdemagogenſtelle geben ſoll. —

Der König von Baiern ſoll den Görres ſchlecht empfangen haben. Oken hat wieder fort wollen; da verſtand man ſich, ihm ein fixes Gehalt zu geben. Der größte Dichter der Welt iſt Eduard Schenk. —

In Caſſel war ich 8 Tage. Jacob Grimm, dem ich zu gefallen ſcheine (miserabile!), arbeitet an der Geſchichte des deutſchen Rechts! Ludwig Grimm hat mich gezeichnet; ein langes deutſches Geſicht, die Augen ſehnſuchtsvoll gen Himmel gerichtet. — In Frankfurt habe 3 Tage mit Börne zuſammengelebt. Sprachen viel von Frau von Varnhagen. Er iſt beſchäftigt ſeine einzelnen Aufſätze in 3 Bände zu ſammeln. Der 1. enthält Theater. Ich hätte nie geglaubt, daß Börne ſo viel von mir hielte; wir waren inséparable bis zum Augenblick, wo er mich zur Poſt brachte. Hiernächſt ſah ich auf der ganzen Reiſe niemand außer Menzel in Stuttgart. Die edlen Sänger dort hab' ich nicht geſehn. Menzel's Buch über Literatur hat viel Schönes. Die Stellen über Goethe habe ich nicht ohne Schmerzen leſen können. Ich möchte ſie für keinen Preiß geſchrieben haben. Wo denken Sie hin, lieber Varnhagen, Ich, Ich gegen Goethe ſchreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich ſie deßhalb ſchon für bloße Irrlichter erklären? Ueberhaupt iſt es Dummheit, gegen Männer zu ſprechen, die wirklich groß ſind, ſelbſt wenn man Wahres ſagen könnte. Der jetzige Gegenſatz der Goethiſchen Denkweiſe, nämlich die deutſche Nationalbeſchränktheit und der ſeichte Pietismus ſind mir ja am fatalſten. Deßhalb muß ich bei dem großen Heiden aushalten, quand même — wahrſcheinlich laſſe ich im 3ten Theil der Reiſe-Bilder wieder eine Batterie gegen das Puſtkuchenthum losfeuern.

Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, ſo werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen. —

Leben Sie wohl, antworten Sie mir ſobald als nur möglich, leiſten Sie mir etwas Nachſchub bei den Annalen, und wenn Sie mit Frau von Varnhagen von mir ſprechen, ſo ſagen Sie nur Gutes. — An Robert's viele Grüße. Dankſagung für Ludw. Robert's Rezenſion meiner Reiſe-Bilder im Liter. Blatt. Es ſoll viel Ironie drin ſein, ſagt man. In Hamburg glaubte man ſteif und feſt, ſie ſei von mir ſelbſt.

In ergebener Freundſchaft
H. Heine.

p. Addr. der:

Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in München.

20.

Heine an Varnhagen.

München, den 12. Februar 1828.

Ihnen und Frau von Varnhagen vielen Dank für gütigſte Güte. Auch läßt ſich mein Buch der Lieder für die gute Rezenſion bedanken. Wär' ich nur immer mit Ihnen als Rezenſenten ſo ganz zufrieden! Ach! für Ihre Rezenſion des Napoleoniſchen Charakters müſſen Sie noch manche Stücke von mir ausſtehen. Einliegende Rez. ſchicke ich Ihnen zur Strafe, zur doppelten Strafe, denn 1tens gab ich Ihnen ſelbſt den Schein einer Gleichgeſinnung mit mir, 2tens iſt meine Rezenſion ſelbſt herzlich ſchlecht. Hab' auch nur den 9ten Band geleſen und mein Geſchriebenes kaum überleſen. Wenn Sie den Profeſſor Dirkſen dieſe Rezenſion mittheilen wollen, wär' es mir lieb. — Mein Zuſtand hier iſt noch immer derſelbe. Ich will deßhalb nach Italien, und dazu werde ich die mir von Treuttel & Würtz geſchickten 800 Thlr. anwenden. Sie müſſen mir daher dieſes Geld noch eine Zeitlang aufbewahren. Ich war jenes Geldes wegen in nicht geringer Verlegenheit, und fürchtend, daß es ausbliebe, hatte ich noch beſonders nach England deßhalb geſchrieben, und erhielt daher auch von dort die Nachricht der Abſendung.

Cotta behandelt mich ſehr genereuse. Bis July hab' ich mich ihm verpflichtet, und zwar giebt er mir 100 Carolin für dieſes halbe Jahr. Auch dieſes ſagen Sie niemand. Niemand darf jetzt wiſen, daß ich Geld habe. Auf der einen Seite habe ich viele Schulden, auf der andern Seite will ich dieſes Jahr etwas thun, wozu ich viel Geld ſo nöthig habe, daß ich es vom Himmel herabſtehlen müßte, wenn ich es nicht hätte. Ich handle, wie Sie ſehen, ſehr bedachtſam und meine Unbeſonnenheit iſt nur Schein. An dem Tage, wo mein 2ter Theil der Reiſebilder ausgegeben wurde, ſaß ich auf dem engliſchen Dampfboot, und während man mich in Deutſchland zerreißen wollte, ſaß ich zu London ruhig hinterm Ofen. — Nach Hamburg werde ich nie in dieſem Leben zurückkehren; es ſind mir Dinge von der äußerſten Bitterkeit dort paſſirt, ſie wären auch nicht zu ertragen geweſen, ohne den Umſtand: daß nur ich ſie weiß. — Ich bin in dieſem Augenblick zwar noch immer kopfkrank, aber ſehr ruhig. Sagen Sie Frau von Varnhagen: daß ich endlich ein ruhiges Zimmer gefunden. Im 1ten Heft der diesjährigen Annalen ſind ein paar Zeilen, wobei ich ſehr lebhaft an unſre liebe Freundin dachte.

Spät erfuhr ich, daß der Bewußte Ihren Auftrag an den Conſiſtorialrath Niethammer nicht ausgeführt; daß ich zu ihm ginge war nicht thunlich, da ich mir ſtreng vorgenommen, hier niemanden zu beſuchen; dieſes habe ich auch bis jetzt ſtreng gehalten und auch noch keinen von den großen Tag- und Nachtlichtern geſehen. Daher kann ich Ihnen auch nichts über Schelling und Görres ſagen. Letzterer wird täglich katholiſcher und wird gewiß Kardinal; Madam Görres ſtrickt ſchon violette Strümpfe.

Witt von Dörring, der Berüchtigte, iſt hier: Gott weiß mit welchem Skandal er endigen wird. Ich hab' ihn perſönlich ſehr gern und er kompromittirt mich überall, indem er mich ſeinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich 1tens, daß die Revolutionäre durch Mißtrauen von mir ſich fern halten, was mir ſehr lieb iſt, 2tens daß die Regierungen denken, ich ſei nicht ſo ſchlimm, und überzeugt ſind, daß ich in keiner einzigen ſchlimmen Verbindung ſtehe. Ich will ja nur Sprechen. Uebriges iſt Witt mein Fouché. Mir kann er nicht ſchaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn ſchaden wem ich wollte. — Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen. — Ich glaube ſein Treiben iſt heilſam; ſchon das Prinzip der Bewegung, ſei dieſe auch feindlich, bringt *)

---

*) Hier iſt eine Lücke. Heine berichtet ſelbſt im folgenden Brief, daß er dieſen nicht zu Ende geſchrieben.

21.

Heine an Varnhagen.

München, den 1. April 1828.

Lieber Varnhagen! Schon vor 6 Wochen wollte ich Ihnen ſchreiben, und wurde in Mitten des Briefes unterbrochen; zur Beglaubigung ſchicke ich Ihnen das Fragment ſelbſt. Vielleicht iſt noch einiges drin, was als Notiz auch heute noch gelten kann. Die Urſache des plötzlichen Unterbrechens war der famöſe Witt ſelbſt, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urtheil, verwieſen worden. Witt iſt ein mauvais sujet und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft ſeinen Charakter vergeſſen ließ —, er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deßhalb weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat Vielen mißfallen.

In Deutſchland iſt man noch nicht ſo weit zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelſte durch Wort und That befördern will, ſich oft einige kleine Lumpigkeiten, ſei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen laſſen darf; wenn er nur durch dieſe Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel ſind) der großen Idee ſeines Lebens nichts ſchadet, ja daß dieſe Lumpigkeiten oft ſogar lobenswerth ſind, wenn ſie uns in den Stand ſetzen, der großen Idee unſeres Lebens deſto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Machiavell und jetzt noch in Paris hat man dieſe Wahrheit am tiefſten begriffen.

Dieſes zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Luſt habe in dieſem Leben zu begehen. Ich denke die nächſte wird in der Geſtalt einer Rezenſion erſcheinen. Pſt! Pſt!

Mein Zuſtand iſt noch immer derſelbe, und ich mache mich bereit, nach Italien zu reiſen. Es ſieht hier ſchlecht aus; ſeichtes kümmerliches Leben. Kleingeiſterei. Und gäbe es nicht zuweilen einige großartige Erſcheinungen, z. B. eine Michel Beer'ſche oder Schenk'ſche Tragödie, ſo wäre dieſes triviale ſchlechte Klima nicht zu ertragen. Ich leide ſo ſehr an dieſem Klima, daß ich nichts Geſcheutes ſchreiben kann, und will bald packen. Meine Addreſſe iſt und wird auch vor der Hand noch immer ſein: „H. Heine Dr. Jur., abzugeben in der Liter. Artiſt. Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in München."

Ich denke Ihnen bald minder ſaure Briefe zu ſchreiben — ich glaube nämlich, man kann dieſen Zeilen mein grämliches Geſicht anſehen. — Indeſſen meine Verhältniſſe ſind hier ſehr heiter und liebenswerth. Ich lebe als grand Seigneur und die 5½ Menſchen hier, die leſen können, laſſen mir auch merken, daß ſie mich hochſchätzen. Wunderſchöne Weiberverhältniſſe — indeſſen dieſe befördern weder meine Geſundheit noch meine Arbeitsluſt. Am liebſten bin ich unter jungen Malern, die beſſer ausſehen als ihre Bilder.

Da ich nicht weiß wie bald ich nach Italien reiſe, ſo wünſche ich, lieber Varnhagen, daß Sie mir die 800 Thlr. herſchicken. Aber wie? das iſt die Aufgabe. Ich glaube, ich verliere am wenigſten, wenn Sie mir für den Betrag in Berlin einen 2 Monatwechſel auf Frankfurt a. M. kaufen wollten. Indeſſen es wäre mir lieber, wenn Sie einen Wechſel auf Augsburg bekommen könnten. Indeſſen, wenn man Ihnen ſagt, daß ich dabei ſehr verlieren würde, ſo ſchicken Sie mir doch nur einen Frankfurter Wechſel.

Entſchuldigen Sie, lieber Varnhagen, die Mühe, die ich Ihnen verurſache. Wenn ich Ihnen danken ſollte, ſo wüßte ich überhaupt nicht wo anzufangen. Sie waren auch ſo gütig mein armes Buch der Lieder ſo wunderſchön zu rezenſiren. Ich mache mir nicht viel mehr aus Rezenſionen (weil ich mir aus dem Leben ſelbſt nicht viel mehr mache), aber wenn ich im Geſellſchafter Ihre kleine, liebe Schrift ſehe (Gubitz hat die rechten Typen dazu), ſo wird mein Gemüth immer wohlthätig erwärmt, und Ihr ſchönes Wort ſpricht gewiß nicht ganz erfolglos zu meinem Herzen.

Ich werde hier ſehr ernſthaft, faſt deutſch; ich glaube, das thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnſucht nach der Hauptſtadt, nämlich Berlin. Wenn ich mal geſund bin, will ich ſuchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Baiern ein Preuße geworden. Mit welchen Menſchen dort rathen Sie mir in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten? —

Börne, wie ich höre, iſt ja jetzt bei Euch. Er hat mich ſehr lieb. Er iſt viel beſſer als ich, viel größer — aber nicht ſo großartig. Seine Taubheit wird gewiß Frau von Varnhagen ſehr geniren. Das iſt ein ſchlimmer Mißſtand. Wie befindet ſich Frau von Varnhagen? wie befindet ſich ihr liebes, witziges Herz?

Ich will ſchließen. Eine unendliche Betrübniß überfällt mich. Eine dumme Trauer zieht durch meine Seele und ich weiß kaum, was ich ſchreibe. Die Engländer haben mich angeſteckt mit ihrem Spleen und ich bin gründlich verdrießlich.

Dieſe Tage wird Cotta hierherkommen, und hätte ich nicht die Annalen betreffend allerlei mit ihm zu ſprechen, ſo würde ich jetzt einen Abſtecher nach Nüremberg machen, wohin von hier aus, zum Albrecht Dürer-Feſt, viel Enthuſiaſtenvolk hinſtrömt.

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb und ſein Sie überzeugt, daß ich immer Sie ebenfalls liebe — ſo ſtark es meine müde Seele nur kann.

Ihr Freund
H. Heine.

22.

Heine an Varnhagen.

München, den 6. Juni 1828.

Lieber Varnhagen! Obgleich mir das Briefſchreiben in dieſem Augenblick ſchrecklich ſauer wird, ſo muß ich mich doch dazu entſchließen, und zwar um pflichtſchuldigſt Ihnen anzuzeigen, daß ich Ihren letzten Brief nebſt dem darin enthaltenen Wechſel auf Frankfurt richtig erhalten. Ich danke Ihnen für die Mühe, die ich Ihnen verurſacht. Der Brief an Fr. Baader iſt gleich befördert worden. — Die Nachricht Ihrer Unpäßlichkeit macht mir Kummer — aber ich denke das ſchöne Wetter wird Sie bereits kurirt haben. Mit meiner Geſundheit geht es paſſabel. Ich bleibe noch 8 Tage hier, dann reiſe ich auf 3 Wochen in's Gebirg, komme dann wieder auf ein paar Tage hierher, und folglich bin ich noch nicht aus dem Bereich Ihrer Briefe, wenn Sie mir binnen der nächſten 4 Wochen ſagen wollen wie es Ihnen jetzt geht. Ueberhaupt bleibt meine Cotta'ſche Addreſſe ganz ſicher, wenn ich auch weiter reiſe — werde ich wirklich nach Italien reiſen?

Wie ſoll ich Frau von Varnhagen für ihren lieben, hübſchen Brief danken! Ich hab' ihn ganz durchgefühlt. Sie hat ganz Recht in dem was ſie über Napoleon ſagt. Er hätte nie ſich den Freuden der Societät hingeben dürfen, das freundliche Lächeln der Societät zieht alle Kraft aus der Bruſt des Mannes — wie der Magnetberg alles Eiſen aus dem nahenden Schiffe zieht. Aber was will Frau von Varnhagen von mir? Ich bin ja kein Napoleon. Ich denke nicht einmal daran Pankow zu erobern, viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungsſucht beſchränkt ſich vielleicht auf 10 bis 11 Herzen. Ich bin ja ein Menſch, der zu ſeinem Vergnügen lebt. Ich könnte den Tod aufladen durch eine Vergleichung mit Napoleon — ich kann ſchon jetzt nicht mehr ſo gut ſchlafen wie ſonſt, ſeit ich weiß, daß ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hineingemalt hat. Nun ſtehe ich auf dem Bild in Lebensgefahr — und wer ſteht mir dafür, daß nicht mal ſo eine gemalte Flinte losgehen kann, und mein wirklicher Leib ſympathetiſch mitfühlt wenn der gemalte durchlöchert wird?

Und doch hat Frau von Varnhagen Recht — in meiner Rezenſion The life of Napoleon hört man die Einflüſterung bonapartiſtiſcher Freunde. Nun, ich will mich beſſern, ich habe mich ſchon gebeſſert, und in einer Rezenſion der Menzel'ſchen Literatur habe ich ſo freimüthig über Goethe geſprochen, als wenn ich keinen einzigen Goethianer unter meinen Freunden zählte. Ganz freimüthig? Nein! In 8 Tagen bekommt Ihr dieſen Aufſatz — laßt Gnade vor Recht ergehen — ſetzt mich nicht ab.

H. Heine.

23.

Heine an Friederike Robert.

Friedrichſtraße, den (?) März 1829.

Madame!

Ich bin heute jenſeits des Jordans zu Tiſche geladen und muß mir das Vergnügen verſagen den langen Weg nach dem Ende der Leipziger Straße hinaufzulaufen, und von Ihnen, denſelben Weg retour, nach dem Conzerte mitgenommen zu werden. Aus Furcht vor Mißdeutung begehe ich die zarte Aufmerkſamkeit Ihnen mein Nichterſcheinen zu erklären.

Geſtern Abend 11 Uhr las ich nochmals Ihre hübſchen Verſe und mein Herz machte dazu die Paſſionsmuſik. Heute Morgen aber iſt mein Herz mauſetodt und ich ſelbſt bin nur der wandelnde Fleiſchſarg meines Herzens.

Ich bin einer der unglücklichſten Monarchen, die jemals gelebt haben. Nur der König Nebukatnezar war unglücklicher als ich, da er aſſiriſches Gras freſſen mußte, welches ſchwerlich ſo gut zubereitet war wie der boruſſiſche Kuchen unſerer Dlle. Maaß. Aber wie lange wird's dauern, und auch ich muß in's Gras beißen? Bis dahin

Votre

H. Heine.

24.

Heine an Rahel.

Berlin, den 1. April 1829.

Frau von Varnhagen!

„Wenn ich ſo gar großen Werth darauf legte, daß ich zu Ihnen komme, ſo wollten Sie mich gar nicht haben" — dies ſagten Sie mir geſtern, wenigſtens dem Sinne nach, wenn auch nicht mit denſelben Worten. Indem ich noch heute Morgen darüber nachdachte, mußte ich mir leider geſtehen, daß ich ſeit zwei Jahren von anderen Freundinnen ſehr verwöhnt worden bin, indem dieſe immer froh waren, wenn ſie mich nur haben konnten, gleichviel unter welcher Bedingung, gleichviel wie überhoch ich mich ſelbſt ſchätzte.

Es wird gewiß eine geraume Zeit dauern, bis ich beſſer gewöhnt werde und ſo tief in meiner Selbſtſchätzung herabſinke wie Sie mich brauchen können. Bis dahin werden Sie ſich wohl mit eben ſo hochgeſchätztem Federvolk, das ſo ſchnattern kann wie man es eben braucht und in jeden beliebigen Käfig paßt, behelfen müſſen.

Sie werden mich für einen eiteln Mann erklären. Immerhin! Die Folge mag ausweiſen daß ich für ein edleres Intereſſe meine Privateitelkeit und allen äußeren Schein zum Opfer bringen kann. — Ich verharre, in der Wahrheit meines Herzens, Frau von Varnhagen!

Ihr Freund

H. Heine.

25.

Heine an Friederike Robert.

Potsdam, den 29. April 1829.

Ma chère Madame Robert —

Das Wetter iſt ſo ſchlecht, ich habe dieſe Nacht ſo wenig geſchlafen, oder beſſer geſagt ſo viel gewacht, mein Kopf iſt davon ſo wüſt, faſt ſo wüſt wie mein Herz, und ich will daher nicht perſönlich meinen Glückwunſch nach Berlin bringen.

Ich wünſche Ihnen viel Glück, möge der liebe Gott (oder der Gott der Liebe) noch lange Ihre Schönheit erhalten, mögen Sie nie von Leuten geliebt werden, die Ihnen fatal ſind, mögen Sie ſelbſt niemals diejenigen lieben, die Ihnen nicht ganz gefallen, und mögen Sie täglich Gelegenheit und Appetit haben ſchönen Kuchen zu eſſen.

Schreiben Sie mir bald und erheitern Sie einen Menſchen, den ein toller Gram verzehrt. Ich bin halb

Ihr ganz ergebener

H. Heine.

26.

Heine an Friederike Robert.

Madame Robert (une des plus jolies femmes
qu'on puisse imaginer.)

Dieſe Zeilen ſollen Ihnen nur ſagen, daß ich morgen (Montag) nicht zur Stadt komme, und Sie daher kein Conzertbillet für mich zu nehmen brauchen. Nebenbei meinen innigen Dank für Ihren lieben Brief, den ich 50 mal geleſen. Daß Sie zu Ihrem Geburtstag einen Vivatkuchen bekommen, iſt mir ſehr lieb; auch ich hatte Ihnen einen zugedacht und Sie ſollen ihn nicht einbüßen, indem ich mir vorbehalten ihn nachträglich zu überreichen und perſönlich mitzuverzehren. Ich würde Ihnen Blumen oder Verſe präſentiren, wenn nicht jene zu ſentimental dumm und dieſe zu koſtſpielig wären, und ich halte Sie für eine vernünftige Frau, die ſelbſt einſieht, daß Kuchen ein delikateres Präſent ſind. Leben Sie wohl und grüßen mir Robert, Frau und Herrn von Varnhagen, und die „Familie“ da drüben.

Es iſt hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemüthlich aufblühen, aber von oben bläſt ein kalter Verſtandeswind in die jungen Kelche, die ſich ängſtlich wieder ſchließen.

C'est tout comme chez nous! flüſtert mein Herz, mein Herz, das Sie und andre Leut', trotz des ſchlechten Wetters, ſehr liebt.

H. Heine.

Den 2. Mai (Sonntag) 1829.

27.

Heine an Friederike Robert.

Sehr ſchöne Freundin!

Ich dürſte nach einem Tropfen Brief von Ihnen. Sie haben ja nichts zu thun, das Schreiben wird Ihnen leicht, und im bewegten Berlin giebt's alle Tage was Neues. Ich hingegen hab' genug zu thun, hab' auch nichts zu ſchreiben (außer daß ich Sie liebe) denn ich lebe hier wie Robinſon auf ſeiner Inſel — mein Stiefelputzer iſt mein Freytag, die Hausmägde ſind meine Lama's u. ſ. w.

Robert ſoll Frau von Varnhagen ſehr drängen, Herrn von Varnhagen zu drängen, das zu ſchreiben was ich wünſche. Sie aber müſſen Robert drängen, er ſoll an Varnhagen ſagen: wenn er Bewußtes nicht ſchreibt, ſo rebellire ich wieder gegen Goethe und ſchiffe mich gleich ein nach Amerika. Ich habe jetzt Goethe in Händen — denn ich leſe jetzt ſeinen Wilhelm Meiſter. — Ich leide jetzt noch mehr als früher, und Varnhagen's, die mich Sonntag zum Eſſen feſthielten, ſind Schuld daß ich die Stunde verſäumte, wo ich Casper ſprechen wollte.

Ich befinde mich in jeder Hinſicht ſchlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann das unterſcheiden!

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Welt.

Ihre getreue Freundin
H. Heine.

Potsdam,
den und den Datum 1829.

28.

Heine an Friederike Robert.

Potsdam, Mai 1829.

Schöne, generoſe Friederike!

Wenn man ſeit 5 Uhr am Arbeitstiſch gehockt und über einen Druckbogen geſchrieben hat, darf man ſchon um Mittagzeit müd' und dumm ſeyn; um ſo mehr wenn man kranken Kopfes iſt.

Ich darf aber doch nicht länger zaudern, Ihnen für Ihren letzten Brief zu danken, für dieſen wunderbaren Frühlingsbrief, der mich vor Entzücken in's Freie trieb — freilich, die alte Wehmuth kam auf ihren eiſernen Krücken bald nachgehinkt. — Wir beiden ſind doch die zwei beſten Schriftſtellerinnen Deutſchlands! wir können die Herzen von Grund auf bewegen.

Da Sie meine Gedanken kennen, ſo errathen Sie leicht was ich jetzt denke. Der Stolz bricht mir den Hals. — Kommen kann ich nicht, wenigſtens noch nicht in den erſten Tagen, aus zwei Urſachen; die erſte weiß ich ſelbſt nicht, die zweite beſteht aber darin, daß ich July mit all meinen Arbeiten fertig ſein will — und dann geht's fort, weit, weit fort.

Ein ganz einſamer Robinſon bin ich hier nicht mehr. Einige Offiziere ſind bei mir gelandet, Menſchenfreſſer.

Geſtern Abend im Neuen Garten gerieth ich ſogar in eine Damengeſellſchaft, und ſaß zwiſchen einigen dicken Potsdammerinnen, wie Apoll unter den Kühen des Admet.

Vorgeſtern war ich in Sansſouci, wo alles glüht und blüht, aber wie! du heiliger Gott! das iſt alles nur ein gewärmter, grünangeſtrichener Winter, und auf den Terraſſen ſtehen Fichtenſtämmchen, die ſich in Orangenbäume maskirt haben. Ich ſpazierte umher und ſang im Kopfe:

Du moment qu'on aime, — l'on devient si doux!
Et je suis moi-même — aussi tremblant que vous.

Das ſingt nämlich das Ungeheuer in „Zemire und Azor". Ich armes Ungeheuer, ich armer verwünſchter Prinz, bin ſo kummerweich geſtimmt, daß ich ſterben möchte. Und ach! wer todt zu ſein wünſcht, der iſt es ſchon zur Hälfte. Mein großes humoriſtiſches Werk habe ich wieder bei Seite gelegt, und mache mich jetzt auf's neue an die italieniſche Reiſe, die den 3ten Theil der Reiſebilder füllen ſoll, und worin ich mit allen meinen Feinden Abrechnung halten will. Ich habe mir eine Liſte gemacht von allen denen, die mich zu kränken geſucht, damit ich, bei meiner jetzigen weichen Stimmung keinen vergeſſe. Ach, krank und elend wie ich bin, wie zur Selbſtverſpottung, beſchreibe ich jetzt die glänzendſte Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauſcht von Uebermuth und Liebesglück, auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte, und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm ſich über die ganze Erde verbreite bis zur fernſten Inſel, wo der Schiffer des Abends am Herde von mir erzählen ſollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden, ſeit dem Tode meines Vaters! jetzt möchte ich auf ſo einer fernen Inſel nur das Kätzchen ſein, das am warmen Herde ſitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird.

Ich bin ſo niedergeſchlagen, ſo zuſammengedrückt, ſo beengt — ach ich möchte ein Kätzchen ſein! Grüßen Sie mir Mimi — — Auch Ihren Hauskater laſſe ich herzlich grüßen; ebenfalls alle Nachbarſchaftskatzen. Auch Varnhagen's. Leben Sie wohl, und behalten Sie lieb

Ihre kleine Freundin

Potsdam, ohne Datum 1829. H. Heine.

29.

Heine an Friederike Robert.

Hamburg, Januar 1830.

Allerliebenswürdigſte Friederike!
Hochzuverehrende Frau!

Ew. Schöngeboren werden mein langes Stillſchweigen verzeihen. Wenn ich ſo lange nicht geſchrieben habe, ſo lag die Schuld nicht an meinem Gedächtniſſe, worin Sie wie eine ſchöne Fee leben und blühen. Ach, ſchöne Friederike, ich bin unglücklich, und in ſolcher Lage hat man kaum das Recht an ſchöne Frauen zu denken, viel weniger ihnen zu ſchreiben. Ich leide nämlich an einem hohlen Zahn und an einem hohlen Herzen, die beide eben wegen ihrer Hohlheit mir viel Qual verurſachen. Leider habe ich nicht die Courage mich der heilſamſten Operation zu unterziehen — ich meine in Betreff des Zahnes. Wenn ich an Sie denke, fühle ich manchmal Linderung — ich meine in Betreff des Herzens. Wenn ich ſagte, liebe Robert, ich wäre in Sie verliebt, ſo löge ich; wenn ich aber ſage, daß ich an Sie mit außerordentlicher Liebe denke, ſo ſage ich die Wahrheit. Ich ſterbe täglich mehr und mehr, ich bin faſt ein Todter, und ſolche Leute haben das Recht die

Wahrheit zu ſagen, da ihnen die Lüge keinen Spaß mehr macht.

Von der letzten amouriſchen Bekanntſchaft iſt nichts übrig geblieben als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein geſpenſtiſcher Aerger; manchmal um Mitternacht miaut eine todte Katze in den Ruinen meines Herzens.

Anbei ſchicke ich Ihnen den 3. Theil der Reiſebilder, den ich erſt geſtern aus der Druckerei erhalten, und ſchnell brochiren ließ, damit Sie und Robert gleich brühwarm leſen, was ich dieſen Monat über den Grafen Platen geſchrieben, der, wie Sie ſich erinnern, in ſeinem Luſtſpiel ſo giftig war. Ich habe nun ein Gegengift drucken laſſen, woran noch zwanzig Grafen ihr Lebtag genug hätten. Wie ich höre, ſchreibt er jetzt gegen Robert. — Ich habe das meinige gethan. — Ich bitte Sie nur die 2. Abtheilung des Buchs „die Bäder von Lukka“ zu leſen. Das Buch wurde zu dick. Sobald ich nach Berlin komme, laſſe ich es Ihnen einbinden; auch der Varnhagen ſchicke ich es roh, ſonſt hätte ich es, wegen der Feſttage, wo die Buchbinder ſo viel zu thun haben, erſt in 10 Tagen ſchicken können. Ich bitte Sie, da ich Varnhagen's erſt in einigen Tagen ſchreibe, mich in dieſer Hinſicht zu vertreten. Ich denke bald nach Berlin zu kommen. — Leben Sie wohl, meine Adreſſe iſt: Dr. H., bei Wittwe Heine, geb. v. Geldern, auf dem Neuen Wall Nr. 28, Lit. D. — Es ſind hier ſo viel Namensgenoſſen, daß die Addr. ausführlich ſein muß.

Ihr Anbeter

H. Heine.

30.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 3. Januar 1830.

Lieber Varnhagen! Der Kopf dumpf, die Bruſt voll widerwärtigem Schmerz, von tauſend Verdrießlichkeiten umringt, ſchreibe ich Ihnen dieſen Brief. Wie trübe beginnt dieſes Jahr, wie beängſtigend — könnte man nur der Zeit entlaufen, wie man einem Ort entläuft. Ach, ich muß dies ganze Jahr ausdauern, ehe ich zu 1831 gelange!

Seit meiner Rückkehr aus dem Bade lebte ich hier zurückgezogen, und ſchrieb und druckte zugleich an dem 3. Bande der Reiſebilder, der Weihnacht plötzlich gedruckt erſchien, noch ehe ich es ſelbſt merkte. Durch die Haſt meines Verlegers iſt das Buch faſt noch naß verſchickt und ausgegeben worden. Um nicht mit der Ueberſendung ſpäter zu kommen, habe ich Ihnen ein kaum geheftetes Exemplar geſchickt und behalte mir das Recht vor, ſobald ich nach Berlin komme, es den frühern Bänden gemäß binden zu laſſen. Durch Moſer ſchickte ich das Ex. und wünſche, daß Ihnen Capitel XXIX bis XXXI nicht zu ſchwach erſchienen ſei. An wen ich bei der Abfaſſung dachte und auf weſſen Beifall ich zunächſt rechnete, werden Sie gleich merken. Hiernächſt wünſche ich, daß die „Bäder von Lukka“ Ihnen mit ihren Geſtalten gefallen mögen. Mein Hyazinth iſt die erſte ausgeborene Geſtalt, die ich jemals in Lebensgröße geſchaffen habe. Sowohl im Luſtſpiel wie im Roman werde ich dergleichen weitere Schöpfungen verſuchen. Hier iſt wieder ein Narr, der ſich für den Markeſe Gumpelino ausgiebt und Mordjo ſchreit und fatale Sprünge macht.

In Betreff Platen's bin ich Ihres Urtheils am begierigſten. Ich verlange kein Lob, und weiß, daß Tadel ungerecht wäre. Ich habe gethan was meines Amtes war. Mag die Folge ſein was da will. Anfangs war man geſpannt: was wird dem Platen geſchehen? Jetzt, wie immer bei Executionen, kommt das Mitleid, und ich hätte nicht ſo ſtark ihn treffen ſollen. Ich ſehe aber nicht ein, wie man Jemand gelinder umbringen kann. Man merkt nicht, daß ich in ihm nur den Repräſentanten ſeiner Parthei gezüchtigt; den frechen Freudenjungen der Ariſtokraten und Pfaffen habe ich nicht bloß auf äſthetiſchem Boden angreifen wollen, es war Krieg des Menſchen gegen Menſchen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daß ich, der Niedriggeborene, den hochgeborenen Stand etwas ſchonen ſollte, bringt mich zum Lachen — denn das eben trieb mich, ich wollte ſo ein Beiſpiel geben, mag entſtehen was da will — ich habe es den guten Deutſchen jetzt gegeben.

Rumohr war ſeitdem hier und hat in ſeinen Kreiſen viel Unheimliches gegen mich angezettelt. Er iſt ſeit 14 Tagen nach Lübeck zurückgereiſt, nachdem hier ſein Plan, auf einem Gartenhaus bei Hamburg ein Künſtlerſerail anzulegen, geſcheitert iſt. — Einige hannövriſche Platen dröhnen ſchon in der Ferne.

Dazu kommen häusliche Verdrüſſe, Aerger über meinen Verleger. — Mißverſtehen Sie mich nicht, meine Noth iſt theils litterariſch, theils für meine perſönliche Sicherheit, theils für meine Zukunft, indem ich ſehe, wie man mir überall das Waſſer abgräbt. Ich bemerke Ihnen dieſes Alles, weil ich Sie fragen will: ſoll ich nach Berlin kommen? Die dortigen Platen, womit man mir droht, daß ſie eine Cabinetsorder des Königs gegen mich bewirken könnten, fürchte ich nicht; auch fürchte ich nicht die Injurienprozeſſe, die ich dort etwa beſtehen könnte — ſondern ich weiß nicht: iſt der Standpunkt eines Privatiſirers in Berlin überhaupt für mich günſtig, läßt ſich dort etwas für die Zukunft erlangen? Ich will ruhig und arbeitſam dort leben. Ich möchte in Ruhe bis zur Sommerzeit dort einige Bücher ausarbeiten, nachher wieder ins Seebad reiſen, und mich in Berlin domiziliren. Ich muß einen Halt haben gegen den Süden, wo ich alles in die Schanze geſchlagen. Ach! Sie wiſſen nicht wie viel Opfer mir es gekoſtet, ganz rückſichtslos zu ſchreiben. — Ich bitte ſobald als möglich um Ihre Antwort.

Was meine litterariſche Noth betrifft, ſo werden Sie mir da leichter helfen können. Sie haben von jeher unaufgefordert ſo viel für meine Bücher gethan, daß Sie jetzt, wo es ſich um meine perſönlichſten Intereſſen handelt, gewiß nicht unthätig ſein werden. Ich bitte Sie diesmal, ſuchen Sie die öffentliche Stimmen für mich zu gewinnen, es thut wahrhaftig noth. Sagen Sie an Gans, daß er diesmal für mich ins Feld müſſe. Robert wird wohl ſeiner Selbſterhaltung wegen das Seinige thun; er iſt mir Dank ſchuldig. Ich glaube jetzt nicht, daß Platen noch die Abſicht hat, gegen mich zu ſchmähen, nachdem er geſehen hat, wie man ihn faſſen kann. Ach! welch Uebel iſt der Krieg! Man iſt hier allgemein geſpannt, was Platen thun wird. Ich glaube er wird vom hohen Pferd herab gräßlich vornehm über mich verächtlichen Zwerg herabphraſen, wie auf Immermann im „Tagebuche eines Leſers“, das ich ihm ohne Umſtände, als von ihm herrührend, auf den Kopf zuſprach. Es hilft ihm aber nichts, er hat geſchimpft, und ich habe jedes derbe Wort vermieden, suaviter in modo, fortiter in re. —

Meine Freundin Frau von Varnhagen wage ich kaum in dieſem Brief voll Nöthen grüßen zu laſſen. Jedoch, in dem Momente wo ich ihren Namen ausſpreche, werde ich heiter, wohlgeſtimmter, faſt lachend munter — ja, grüßen Sie ſie dennoch herzlich, recht lieb herzlich von mir. Sagen Sie ihr, daß ich ihr alles ſagen laſſe, was ich ſeit ſechs Monat gedacht habe; was das aber iſt, das kann ſie ſich ſelbſt denken. Leben Sie wohl und bleiben Sie freundgütig

Ihrem Freunde

H. Heine.

Meine Addreſſe iſt: H. H. Dr. Jur. bei Wittwe Betty Heine, geb. v. Geldern, Neuer Wall Nr. 28. Lit. D. in Hamburg. Da ſo viele Namensgenoſſen hier ſind, iſt eine ausführliche Addreſſe nöthig.

31.

Heine an Friederike Robert.

Hamburg, den 15. Januar 1830.

Liebenswürdige und ſehr Schöne! Sie ſchreiben mir nicht? Oder glauben Sie ich wäre ſchon todt? Fürchten Sie etwa, daß in ſolchem Falle Ihr Brief in fremde Hände gerathen könnte, ſo addreſſiren Sie ihn: an H. H. Dr. abzugeben bei der Wittwe Heine, geb. v. Geldern auf dem Neuen Wall Nr. 28. Lit. D. in Hamburg; ſtürbe ich auch unterdeſſen, ſo werde ich doch auf jeden Fall meiner Mutter als Geiſt erſcheinen und bei dieſer Gelegenheit Ihren Brief in Empfang nehmen. Wie gern würde ich jetzt meinen Freunden in Berlin als Körper erſcheinen, aber Privatkrankheit hält mich in dieſem Augenblick hier feſt. Ich bin wirklich krank und hab' dazu viel Verdrießlichkeit um die Ohren. Dazu kommt noch der 3. Theil der Reiſebilder und das ſchlechte Wetter und Zahnſchmerz. — Heute ſchrieb ich, um mich in Gedanken ſo weit als möglich von hier zu entfernen, an meinen Bruder Max, der in der Türkey iſt — der Glückliche, er hat nur mit der Peſt zu kämpfen!

Auch Robert ſoll mir ſchreiben und zwar ſobald als möglich. Er ſoll mir ſeine Gedanken über das 11. Capitel meines Buchs nicht vorenthalten. Er ſoll bedenken, daß die Prügel abſeiten des Platen'ſchen Schönheits-Freundes, womit er im Morgenblatt bedroht worden, jetzt gewiß einen Ableiter gefunden. — Seine „Tochter Jephta's" wird jetzt hier einſtudirt. An Varnhagen habe ich geſchrieben und Brief für Moſer eingelegt; von beiden keine Nachricht. Iſt etwa Varnhagen verreiſt? — Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir ehe ich todt bin; denn meine Feinde (es regnet hier an Schmähaufſätzen über mein Buch) ſind zwar uneinig ob ich geköpft oder geſpießt werden ſoll, aber in der Hauptſache ſind ſie ſich einig, nämlich mich umzubringen.

(Hier folgt eine Federzeichnung: ein Grabhügel mit Kreuz, darunter einige Striche.)

Die untern Striche ſollen Waſſer bedeuten, und zwar Thränen-Waſſer. Leben Sie wohl und wo möglich noch beſſer.

Ihr Freund

H. Heine.

32.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 4. Februar 1830.

Heute, lieben Freunde, habe ich Ihnen Wichtiges zu ſchreiben, das Wichtigſte was mich jetzt bewegt, nämlich, ich muß Ihnen für Ihren letzten Brief danken. Ihr Stillſchweigen hatte mir ſchon viel Sorge gemacht und ich fühlte, daß Ihr Schweigen mir mehr Gram machen könnte als das Schreien aller Feinde, die ſich in dieſem Augenblick gleichſam das Wort gegeben haben, gegen mich loszubrechen. Ich laſſe mich freilich von ſolchen Feinden und ihrer Wuth nicht irre machen — eben ſo wenig wie ich mich bei der Güte und Großmuth meiner Freunde ſelbſt täuſchen will. Ja, lieber Varnhagen, ich fühle es tief, daß Sie aus Edelmuth mich jetzt nicht tadeln und nicht ebenfalls über mein letztes Buch den Stab brechen. Dafür danke ich; das will ich nie vergeſſen. Keiner fühlt es tiefer als ich ſelbſt, daß ich mir durch das Platen'ſche Kapitel unſäglich geſchadet, daß ich das Publikum und zwar das beſſere verletzt — aber ich fühle zugleich, daß ich mit all meinen Talenten nichts beſſeres hervorbringen konnte und daß ich dennoch — coute que coute — ein Exempel ſtatuiren mußte. Der Nationalſervilismus und das Schlafmützenthum der Deutſchen wird ſich bei dieſer Gelegenheit am glänzendſten offenbaren. Ich zweifle ob es mir gelungen das Wort Graf ſeines Zaubers zu entkleiden. Die Satisfaktionsfrage kommt ſchon auf's Tapet. — Sie erinnern ſich, daß ich von Anfang daran dachte — gleichviel, ich hab' es in ſolcher Vorſorge ſo toll gemacht, daß dem Grafen mehr daran liegen müßte von mir Satisfaktion zu bekommen, als mir von ihm. Die Macht der Verhältniſſe ſoll diesmal ein Luſtſpiel werden; dann wieder die Klage: ich hätte gethan was in der deutſchen Litteratur unerhört ſei. — Als ob die Zeiten noch dieſelben wären! Der Schiller-Goethiſche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunſtperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunſt, nicht das Leben ſelbſt — jetzt gilt es die höchſten Intereſſen des Lebens ſelbſt, die Revolution tritt in die

Litteratur und der Krieg wird ernſter. Vielleicht bin ich außer Voß der einzige Repräſentant dieſer Revolution in der Litteratur — aber die Erſcheinung war nothwendig in jeder Hinſicht. Ich glaube nicht, daß ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel Nachfolger haben werde, denn der Deutſche iſt von Natur ſervil und die Sache des Volkes iſt nie die populare Sache in Deutſchland. Doch, hier läßt ſich nichts vorausbeſtimmen — jeder thue das Seinige. Freilich glaubt jeder ſeine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräſentirt. — Ich ſage das, weil ich in der Platen'ſchen Geſchichte auf keine Bürgerkrone Anſprüche machen will, ich ſorgte zunächſt für mich — aber die Urſachen dieſer Sorgen entſtanden aus dem allgemeinen Zeitkampf. Als mich die Pfaffen in München zuerſt angriffen und mir den Juden zuerſt auf's Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber Syſtem roch, als ich ſah wie das lächerliche Spukbild allmählig ein Vampyr wurde, als ich die Abſicht der Platen'ſchen Satyre durchſchaute, als ich durch Buchhändler von der Exiſtenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demſelben Gift getränkt manuſkriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und ſchlug ſo ſcharf als möglich, ſo ſchnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und Andere haben immer, wenn ſie wie ich angegriffen wurden, chriſtlich geduldet, klug geſchwiegen — ich bin ein Andrer, und das iſt gut. Es iſt gut wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rückſichtslos und ſchonungslos für ſich und für Andere Vergeltung übt. Genug davon. — Daß Sie und Frau v. Varnhagen krank ſind oder wenigſtens leiden, hat mich ſehr betrübt; ich bin ebenfalls in ſchlechter Geſundheit und weiß noch nicht, wann ich nach Berlin kommen kann. Frau von Varnhagen küſſe ich die Hände, und ich kann Ihr verſichern, daß die Angſt, die mir ihre Krankheit vorigen Winter einflößte, noch nicht aus meinen Gliedern iſt. Ich hoffe, Sie beide bald zu ſehen. Ich würde an Gans ſelbſt ſchreiben, wenn ich ſeine Compromittirungstalente nicht kennte.

Von Ihrer Schweſter werden Sie wohl ein bischen Brief erhalten haben; ſie läßt Ihnen durch mich einen ſehr langen Brief prophezeien. Ihre Kinder ſo wie auch Dr. Aſſing befinden ſich ganz wohl. — Und nun leben Sie wohl und wenn es Zeit und Luſt erlauben, ſchreiben Sie mir bald und viel; Ihre Briefe haben immer etwas was mich ſtärkt und hebt und im Wollen befeſtigt. Ich bedarf ſolchen geiſtlichen Zuſpruchs jetzt mehr als je. — Ich bin

mit Freundſchafts-Ergebenheit

H. Heine.

33.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 27. Februar 1830.

Lieben Freunde! In dieſem ſchändlichen Ultrawinter, wo jeder honnetter, liberaler Menſch krank war, habe auch ich ſehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Beſſerung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutigeln, ſpaniſchen Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen laſſen. Ich warf viel Blut, und da ich aus der Litteraturgeſchichte wußte, was dergleichen bei Verſifexen zu bedeuten hat, ſo wurde ich ängſtlich und habe mir aus Angſt alle poetiſchen Gefühle und noch viel mehr alles Poetiſiren ſtreng unterſagt. Mit der Poeſie iſt es alſo aus; hoffentlich aber werde ich deßhalb um ſo proſaiſch länger leben. In jener kranken Zeit hat mir auch Ihr und Frau v. Varnhagen's letzter Brief recht wohl gethan;

denn wenn auch meine Buchangelegenheiten, in ſo fern wie ſie zur Publikumſache werden, mich im Grunde wenig affiziren, ſo haben ſie doch in Privatverhältniſſen manches hervorgebracht, oder bringen's noch hervor, was mir viel crève coeur verurſacht. Alle meine Verhältniſſe verſchieben ſich auf's unleidlichſte, und da noch nicht alle Folgen meines Buches zur Erſcheinung gekommen, ſo kann ich vielleicht erſt dieſen Sommer meine eigne Stellung in der Welt begreifen. Nichts deſto weniger bin ich die Ruhe ſelbſt; ja ich möchte jetzt einen Ausdruck auf mich anwenden, den ich einſt für Sie, Herr von Varnhagen, erfunden habe: die Ruhe iſt meine größte Leidenſchaft. — Daher mögen Sie auch ſicher ſein, daß ich gegen die Angriffe, die ich meines Buchs halber noch erwarte, nichts Oeffentliches ſchreiben werde. Verläumdet man und lügt man noch ſtärker als ich es zu ertragen vermag, ſo laſſe ich mir die Hände binden, damit ich nichts ſchreibe. Sollte Platen öffentlich wieder gegen mich etwas ſchreiben, ſo ſoll es von Ihnen abhängen, ob ich antworten werde, und was und wie.

Wenn der letzte Aufſatz im Leipziger Converſations-Blatte von Ihnen iſt — was ich glaube, obgleich ich Ihren Styl darin ganz verändert finde — ſo war das rechte Hülfe in der Noth, da ein vorhergehender Artikel in jenem Blatte überaus niederträchtig war (er iſt in ſüddeutſchen Blättern nachgedruckt) und auch hier meinen Gegnern viel Gaudium verurſacht. Das Scharfrichterlob hat mir mehr Vergnügen gemacht, als hätte man mich für einen Shakeſpeare erklärt. Ach, es iſt mir bei meinem letzten Buch nicht um Lob und Anerkennung für meine Poeſie zu thun, ſondern ich will nur wiſſen: ob es mir gelang ein Exempel zu ſtatuiren und ob der Kopf herunter iſt. — Haben Sie keine Spur, wer der Verfaſſer jenes Schmähartikels im

„Converſations=Blatte“ iſt? Nach inneren und äußeren Kennzeichen iſt er derſelbe, der jüngſt im Globe einen Artikel über deutſche Litteratur drucken laſſen, worin ich ebenfalls gemein mißhandelt worden. Hier ſoll Gans aushelfen. Ich habe Ihnen durch einen Reiſenden, der juſt nach Berlin reiſte, 6 Exempl. meines Buchs zugeſchickt (ich hoffe, daß Sie ſolche bereits erhalten) und ich bitte Sie zwei Ex. an Gans zu geben, damit er ſie an ſeine pariſer Bekannten, nämlich den Litteraten des Globe und der Revue française ſchicke, und ſomit jeder feindſeligen Machination von jener Seite vorgebaut werde. Die übrigen 4 Exemplare ſtelle ich zu Ihrer Dispoſition, lieber Varnhagen, und Sie können ſie an ſolche Leute verſchenken, von denen Sie glauben, daß ſie für die Streitfrage des Buches günſtig wirken können. Ich habe nöthig dergleichen zu thun, da ich meinen eigenen Buchhändler in feindſeligen Umtrieben ertappt. Daß im Geſellſchafter ein Artikel erſchien, der in der Hauptſache nicht ſchlimmer ſein konnte, hätte mich verdrießen können, wenn ich nicht zu viel Ekel dabei empfunden hätte. Voll Vertrauen auf den Menſchenverſtand meines Freundes Moſer, mit dem ich immer gleichdachte, ſchickte ich ihm mein Buch, ſobald es die Preſſe verließ, vertraue ihm meine Beſorgniſſe in Hinſicht der Platen’ſchen Affaire, bitte ihn in dieſer Hinſicht dem Buche Freunde zu werben, und ſage ihm dabei, daß er ſeinen Freund * erſuchen ſoll, mir da Beiſtand zu leiſten, da dieſer junge Menſch in Berlin als blinder Enthuſiaſt und Anbeter mir anhing — ach! er überlief mich ſo oft und verdarb mir ſo manche Stunde! In Folge deſſen hat der junge Menſch ſeinen ganzen Scharfſinn aufgeboten mich als einen Schurken (d. h. ein Menſch, der das Gute heuchelt) darzuſtellen und mein Buch als verrufen, deſſen er in ſeiner guten Geſellſchaft (Gottlob! ich habe juſt 10 Invitationen dieſer guten Geſellſchaft, die mir zu ſchlecht war, ausgeſchlagen) nicht erwähnen dürfe. Eben ſo ſingt mein Freund Moſer — wenn ich den noch Freund nennen kann, der in den Hauptdingen des Lebens nicht mit mir ſtimmt. Das ſind Odiosa. Ich habe mir aber feſt vorgenommen, ſolchen Freunden abzuſagen und was erklärte Feinde betrifft, keinem was zu vergeben, wenn ich ſie in der Platen'ſchen Sache in flagranti ertappe. — Von Immermann habe ich unterdeſſen mehrere Briefe erhalten, voll Uebereinſtimmung; den erſten lege ich bei und erbitte ihn mir gelegentlich zurück.

den 28. Februar 1830.

Ich hatte geſtern meinen Brief ſchließen wollen, als ich Ihre Zuſendung des Converſations-Blattes erhielt und Frau v. Varnhagen's Imperativ (Antwort!) mich bewog die Abſendung dieſes Briefes aufzuſchieben, um noch einige Zeilen hinzuzufügen — welches mir aber ſauer wird, da mein armer Kopf im Zuſtand der ödeſten Ermattung.

Für den Converſations-Blatt-Artikel danke ich nochmals; Sie ſind der einzige, der ſich in dieſer triſten Noth ganz praktiſch meiner annimmt — ich habe alles was ich dabei empfinde in dieſen Worten angedeutet. In den hieſigen Leſefrüchten iſt jener Artikel, ohne mein Zuthun, gleich abgedruckt worden, und ich benutze ihn vielleicht noch außerdem, in einer Buchhändleranzeige verwebt, für die Allg. Zeitung, wenn die den Abdruck geſtattet. Mit Stägemann ſteh' ich gut, Lebret iſt mein Glaubensgenoſſe in Buonaparte — nur auf Cotta's kann ich mich nicht mehr verlaſſen. Madame iſt mir feindlich, und ſobald der Alte ſtirbt, brech' ich ihr den Hals! Dieſe Feindſchaft verdank' ich meiner Vorliebe für Madame Robert. Ich bemerke dieſe Dinge noch, für den Fall Sie etwa es bewerkſtelligen könnten, daß ein Correſpondenz-Artikel aus Berlin in die Allgemeine Zeitung geſchmuggelt werde, worin, unter andern, hingeſagt wird, was man in Berlin über den Platenſtreit verſchiedentlich ſpricht. Auf jeden Fall wünſche ich, lieber Herr von Varnhagen, daß Sie mir einen ſolchen Artikel für den Hamburger Correſpondenten ſchrieben, denn ich ſtehe ganz ſuperbe mit deſſen Redakteur, dem kleinen Runkel, der alles druckt was ich will. Nur Sie können einen ſo delikaten Artikel ſchreiben, der um ſo ſchwerer, je kürzer er ſein muß, der in den vagueſten Worten das Beſtimmteſte ſagt. Es gilt dem Publikum weiß zu machen, es habe ſchon jetzt die Bedeutung jenes Streites begriffen und laſſe ſich nicht irre machen von Intriguen, die es ſeinem eignen Intereſſe entfremden möchten. Trotz aller Verſuche vermochte ich nicht, mir ſelbſt ſo einen Schutzartikel zu ſchmieden, mir fehlt jene diplomatiſche Farbendämpfung, jene zierliche Gewandtheit, die Ihnen ſo eigen iſt. Sie könnten nun, wie Sie wollen, einen ſolchen Artikel (ich ſetze voraus, er macht Ihnen wenig Mühe) direct an Runkel ſchicken oder auch an mich direct, obgleich erſteres viel paßlicher. — Zimmermann hat für den Hamb. Correſpondenten eine Beurtheilung meines Buches verſprochen, und ich denke, Sie werden ſie dort nächſtens leſen. Hier gilt er ſchon für den Verfaſſer Ihres Aufſatzes — und er ſcheint dieſe Ehre nicht beſtimmt ablehnen zu wollen.

Ich wiederhole, daß ich im erſten Momente Ihren Styl bei jenem Artikel nicht erkannt, nur bei näherer Betrachtung kamen mir die Feinheiten ganz wohl bekannt vor. Ich leſe jetzt den 4. Band von Goethe's und Schiller's Briefwechſel, und wie gewöhnlich mache ich Stylbeobachtungen. Da finde ich wieder, daß Sie nur mit dem früheſten Goethe, mit dem Werther-Goethe, Aehnlichkeit im Styl haben; Ihnen fehlt ganz die ſpätre Kunſtbehaglichkeit des großen Zeitablehnungsgenies, der ſich ſelbſt letzter Zweck iſt. Er beherrſcht ſeinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abründung, Helldunkel, Perſpektive der Zwiſchenſätze, mechaniſches Untermalen der Gedanken, dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Männlichkeit. Es iſt noch immer meine fixe Idee, daß mit der Endſchaft der Kunſtperiode auch das Goethenthum zu Ende geht; nur unſre äſthetiſirende, philoſophirende Kunſtſinnzeit war dem Aufkommen Goethe's günſtig; eine Zeit der Begeiſterung und der That kann ihn nicht brauchen. Aus jenem 4. Briefſammlungtheil ſah ich klar wie ingrimmig er die Revolution haßte, er hat in dieſer Hinſicht ungünſtig auf Schiller eingewirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitariſtokraten gemacht hätte. Vgl. ſeine Verhöhnung Poſſelt's, Campe's, des Bürgerdiploms, das Schiller aus Frankreich erhielt, u. ſ. w.

Entſchuldigen Sie mein wirres Schreiben, mein Kopf iſt ſo matt; ſonſt würde ich auch vieles an Frau v. Varnhagen ſagen, an Frau von Varnhagen, die für die Wahrheit gekämpft, gelitten, geſtritten und ſogar gelogen hat. — Wie ergötzt mich jede Zeile, die ſie ſchreibt!

Grüßen Sie mir Robert und ſeine Frau, der ich dieſer Tage ſchreiben will. Ich laſſe ſie bitten, noch ehe ſie Brief von mir erhält, mir nochmals einige Zeilen zu ſchreiben; ich will's ihr in beſſeren Zeiten ſchon gedenken. — Wie lang ich hier bleibe, weiß ich nicht; was ich jetzt beginne, weiß ich auch nicht, kurz ich weiß gar nichts. Ich glaub' aber auch nicht, daß Andre viel mehr wiſſen.

Leben Sie wohl, recht innig herzlich wohl, ſo gut es

Ihnen nur möglich iſt, und behalten Sie mich lieb und werth.

Ihr

H. Heine.

34.

Heine an Varnhagen.

Wandsbeck, den 5. April 1830.

Meine lieben Freunde — entſchuldigen Sie zuerſt die blaſſe Tinte und dann mein langes Stillſchweigen. Ich würde Ihnen aber doch noch nicht ſchreiben, wenn ich nicht ſtachelnde Begier hätte, etwas von Ihnen zu erfahren, wie es Ihnen geht. Ich bin ſo iſolirt, daß Sie in dieſem Augenblick die einzigen pouvoirs intermédiataires zwiſchen dem beſſern Mir und der beſſern Erſcheinungswelt ſind. Seit 10 Tagen wohne ich ganz allein in Wandsbeck, wo ich ſeitdem noch mit niemanden geſprochen, außer mit Thiers und dem lieben Gott — ich leſe nämlich die Revolutionsgeſchichte des einen und die Bibel des anderen Verfaſſers. Das Bedürfniß der Einſamkeit wird mir nie fühlbarer als beim Anfange des Frühjahrs, wenn das Erwachen der Natur ſich auch in den Geſichtern der Stadtphiliſter zeigt und unerträglich gemüthliche Grimaſſen darin hervorbringt. Wie viel nobler und einfacher geberden ſich die Bäume, die ruhig grün werden und beſtimmt wiſſen, was ſie wollen! — Auch ich weiß beſtimmt, was ich will, aber es kommt nicht viel Grünes dabei heraus.

Indem ich die vorherige Seite, um zu wenden, mit ruhigem Sand beſtreute, bemerkte ich, daß meine Handſchrift mit Frau v. Varnhagen's Handſchrift ſehr große Aehnlichkeit bekommt. Im Grunde iſt es auch Unnatur, wenn ich anders ſchreibe. Sind ſich doch unſre Gedanken ähnlich wie ein Stern dem andern — beſonders meine ich hier Sterne die ſo recht viele Millionen Meilen von der Erde entfernt ſind. Wenn ich nun ſage, daß ein Brief von Frau von Varnhagen manchmal Aehnlichkeit mit der Milchſtraße am Himmel hat, ſo liegt dabei auch eine heimliche Anſpielung auf die Klagen der Aſtronomen, die ob des allzuleuchtenden Gewimmels in beſagter Milchſtraße nicht deutlich genug die einzelnen Sterne herausſehen und betrachten können, und ſich die Augen verderben, wie ich, der ich in dieſem Augenblick einen Brief von Frau v. Varnhagen vor mir liegen habe. Gleichviel, ſchreiben Sie, Frau von Varnhagen, mir bald wieder einen jener himmliſchen Briefe, woran ich mir die Augen verderbe und das Herz erquicke.

Ich will wieder Sand ſtreuen, und die dummen Gedanken dieſes Blattes darunter begraben.

Während des vorigen Monats, beſonders ſeit dem Ende des Karnevals, iſt es mir in Hamburg nur allzu gut ergangen. Ich habe kein Talent recht leidend gar zu lange hinzukränkeln, und als ich, außer meinem körperlichen Unwohlſein auch mit geiſtigem Mißbehagen, welches größtentheils durch mein letztes Buch verurſacht wurde, zu ſchaffen bekam, griff ich zu meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin beſteht, daß man nicht mehr zu Hauſe eingezogen lebt und daß man dem kranken verdrießlichen Leibe ſo viel Lebensfreuden als möglich abtrotzt. Nach ſolchem Leben pflegt aber mit der Ermüdung auch eine ernſte Arbeitsſehnſucht bei mir einzutreten, und die Leichtigkeit und Gleichgültigkeit womit ich Hamburgs Fleiſchtöpfe und Fleiſchtöpfinnen, ſeine Theater- und Ballvergnügungen, ſeine guten und ſchlechten Geſellſchaften verlaſſen habe, um mich in Einſamkeit und Studien zu vergraben, giebt mir die Ueberzeugung, daß ich noch anders bin — als die Anderen. Große Vorſätze wälzen ſich in meinem Geiſte und ich hoffe, daß auch öffentlich dieſes Jahr manches davon zur Erſcheinung komme.

Ob man mir zu dergleichen Ausführungen genug äußere Ruhe laſſen wird, das kann ich nicht wiſſen. Ich darf mich in Betreff der Platen'ſchen Affaire keiner gänzlichen Sorgloſigkeit hingeben. Obgleich ich das bisherige Stillſchweigen des Helden zu meinem Vortheil deute, ſo iſt ein allzufrühes Wähnen, alle Gefährdung ſei vorüber, eben ſo feige wie jede Furcht vor Gefahr und jede Ueberſchätzung derſelben. Wir glauben nur gar zu gern was wir wünſchen, und wir glauben deßhalb ſo ſelten an Gefahr. Der wahre Muthige weiß ſolche Einflüſterungen ſeiner Wünſche abzuweiſen, eben ſo wie der Feigling ſich ihnen gern hingiebt und wenn er etwas Kühnes thun mußte, immer dabei heimlich glaubt, es werde ihm ſo hingehen. Dieſes iſt aber Frechheit; — hingegen der Muth täuſcht ſich nicht über die Folgen ſeiner Handlungen und erwartet die ſchlimmſten. Vielleicht erinnern Sie ſich, Herr v. Varnhagen, daß Sie ſelbſt dieſes mal gegen mich ausſprachen, und Sie ſehen, ich habe es nicht vergeſſen. —

Herr v. Rumohr, höre ich, iſt in Berlin. Mein Argwohn in Betreff des Injurienaufſatzes, der im Brockhaus'ſchen Blatte ſtand, konſolidirt ſich gegen den Profeſſor Ulrich in Hamburg, den Sie von Berlin aus kennen werden. Das iſt ſehr ſchlimm. In dieſer Sache kann ich nicht verzeihen. Er ſteht mit Platen in Briefwechſel. Es iſt möglich, daß Platen vor lauter Material nicht zum Schreiben kommen kann. — Ich kann nicht umhin — und Sie werden mich nicht mißverſtehen — einer Stelle Ihres letzten Briefes zu erwähnen, deren Erwähnung ich nicht mal unterdrücken darf, um ſo mehr, da ſie mir nicht aus dem Kopf will. Ihnen beſonders deshalb zu ſchreiben, hielt ich aber nicht für nöthig und noch weniger für geziemend. Sie ſchrieben mir nämlich, daß Sie denſelben Tag an Runkel einen Berliner Artikel für den Correſpondenten geſchickt, worin eine zweckmäßige Erwähnung der beſprochenen Polemik. Nun möchte ich doch wiſſen, ob ich dem kleinen Runkel Unrecht thue, wenn ich ihm mißtraue — denn er verſicherte mich keinen ſolchen Artikel erhalten zu haben und betheuert mir beſtändig ſeine Bereitwilligkeit zu jeder Dienſtleiſtung, die in ſeinem Bereiche. Jenen Artikel erwartend — ich muß jetzt lachen — habe ich es immer noch aufgeſchoben, einen Rezenſionsartikel unter Gelehrte Sachen im Correſpondenten abdrucken zu laſſen. Das heitere Leben, das ich in der letzten Zeit führte, war Schuld, daß ich dergleichen wenig bedachte. Jetzt bin ich ſehr rassuré und will hier mit Muße überlegen, wie man durch ſolchen Gelehrte Sachen-Artikel und durch eine Buchhändleranzeige (auch dieſe iſt noch aufgeſchoben worden) allerlei Reservative gegen zu erwartende Verunglimpfungen veranſtaltet. Rathen Sie mir dabei.

Aus dem Süden habe ich keine Nachrichten. Dagegen weiß ich, daß man in Norddeutſchland noch immer nicht erbaulich über mein Buch zu ſprechen iſt — aber allmählig frißt es ſich durch. Wer hat im Freimüthigen den ſchönen Aufſatz über mich geſchrieben? Iſt er von Alexis? — Der hat mir Freude gemacht. Es iſt viel, wie ich höre, über mein Buch geſchrieben worden, und zwar zu deſſen Gunſten, was durch allerlei Machinationen von Zeitungsredakteuren zurückgewieſen worden. So z. B. ſchrieben hier dergleichen: ein ſehr geiſtreicher Mann, der Dr. Wienbarg, (von ihm iſt eine Anzeige der Börne'ſchen Schriften im

Correſpondenten) und auch der Rector Nöldeke in Haarburg, ein freier Proteſtant. Ueberhaupt ſehr viele freie Proteſtanten ſind enthuſiaſtiſch für mich geſtimmt, und ich ſehe ein, daß ich mir unter dergleichen Leute ſehr leicht eine Parthei machen könnte. Man kann nicht wiſſen, welcher Gegenſatz durch Enthüllung jeſuitiſcher Ränke im proteſtantiſchen Deutſchland hervorgerufen wird, und da könnte es wohl geſchehen, daß ich unter den evangeliſtiſchen Leuten einen Anhang bekäme. — So viel weiß ich, die Jeſuiten glauben, daß ſie die proteſtantiſchen Pietiſten weit leichter gewinnen könnten als die Denkgläubigen und Starrkirchlichen, und in dieſem Wahne (denn ſie irren ſich wirklich) unterſtützen und befördern ſie den Pietismus. Deſſen habe ich mich in Baiern überzeugt. — Politiſches will ich heute und vielleicht auch nächſtens nicht ſchreiben. Ueber Frankreich denk' ich manches, um ſo mehr, da ich dieſe Tage im Thiers las: daß der jetzige König und die Familie Polignac die erſten geweſen ſind, die aus Frankreich emigrirten. — Meine Adreſſe bleibt dieſelbe; meine Mutter beſorgt mir die Briefe hierher.

Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Robert, und bleiben Sie freundſchaftlich gewogen

Ihrem gehorſamen
H. Heine.

35.

Heine an Varnhagen.

Wandsbeck, den 11. Juni 1830.

Obgleich ich Ihnen, lieber Herr v. Varnhagen, ſchon dieſe Tage geſchrieben habe, ſo kann ich doch nicht umhin, das beikommende Büchlein und den Brief des Verfaſſers, den ich erſt geſtern erhielt, an Sie zu befördern. Das Büchlein beſitze ich bereits ſeit 6 Monat, und obgleich ich die meiſten Gedichte ſchon in metriſcher Hinſicht, beſonders die holländiſchen Bilder, vortrefflich fand, ſo zögerte ich doch bis vor 2 Monat, ehe ich dem Verfaſſer antwortete — und ich glaube aus kleinlichem Unmuth gegen alles, was nach Nobleſſe riecht. So mußte eine liebe Freundin, ja eine Freundin, die ich ſo wie meine Seele liebe, ſehr viel Martyrien von mir ausſtehen, bloß weil ſie eine hannövriſche Comteſſe iſt und zu adligſatalſter Sippſchaft gehört. Das iſt die Krankheit, und deren ich mich ſchämen muß. Denn z. B. jene Freundin (warum ſoll ich den Namen verſchweigen — Tuttſcheff mit Frau und Schwägerin haben mich rührend liebevoll hier aufgeſucht auf ihrem Wege nach Petersburg) jene Freundin tröſtete mich in einem Kummer, den ich der plebejiſchen Canaille verdanke (viel häuslicher Kummer bedrückt mich), und der Baron Gaudy beſchämt mich durch einliegenden Brief, der das vorſichtig Verfänglichſte offen beantwortet. Durch Zuſendung deſſelben möchte ich Sie für Mann und Buch intereſſiren und Ihrem Ermeſſen unmittelbar anheim ſtellen, wie weit erſterer ein Intereſſe verdient. Haben Sie alſo mal einen Schnitzel Zeit übrig, ſo widmen Sie ihn einer kurzen kritiſchen Beſprechung dieſes Buches, wie Sie es bei ſo Manchem gemacht, den Sie nicht kannten vorher, z. B. bei mir. Freilich dieſe Zuführung eines andern lahmen Poeten mahnt mich an den gutmüthigen Heilkundigen in Tieck's Cevennenkrieg, den der geheilte Pudel aus Dankbarkeit an den hülfsbedürftigen Spitz rekommandirt.

Frau v. Varnhagen grüße ich herzinnigſt, ſo wie auch Roberts. Ich hoffe dieſen Winter in Berlin zuzubringen, wo ich den Vortheil habe, an meine Freunde denken zu können, während ich ihnen perſönlich in's Geſicht ſehe. — Für die Notiz in der Allgemeinen, die ich Ihnen beimeſſe, danke ich. Ich laſſe ſie im Correſpondenten abdrucken. — Dieſen Brief erhalten Sie vielleicht etwas ſpät, da er mit Buchhändlergelegenheit geht. Es ſoll nun in Deutſchland nichts ſchnell gehn und ſelbſt die Begeiſtrung ſoll ſich nur im langſamen Schneckengang bewegen. Es hat gewiß ſein Gutes. Z. B. die franzöſiſche Revolution wäre nicht zu Stande gekommen, wenn die korreſpondirenden Jakobinerklubs ſich langſamer Buchhändlergelegenheiten bedient hätten, wie die deutſchen Demagogen. Es lebe die Buchhändlergelegenheit! Sie iſt eine langſame Sicherheitsanſtalt, und durch dieſe erhalten Sie die freundſchaftlichſten Grüße

Ihres

H. Heine.

Ich bin doch kein rechter Deutſcher! es dauerte mir zu lange, als ich von dem Buchhändler erfuhr, daß er dieſen Brief in der kurzen Zeit von 2 Monat über Leipzig nach Berlin befördern wollte. Ich ſchicke Ihnen daher dieſe Zeilen mit der Poſt, und das darin erwähnte Büchlein des Baron Gaudy nebſt deſſen Brief erhalten Sie durch einen Schnellpoſtreiſenden, der geſtern Abend von Hamburg nach Berlin abreiſte. Obgleich ich keine Staatsgeheimniſſe ſchreibe, ſo kann ich eigne Briefe doch nie mich überwinden durch ſogenannte Güte zu befördern.

Das Wetter erlaubt mir erſt Ende dieſer Woche in's Bad zu reiſen. Ich befinde mich öde geſtimmt, kopfleidend und zu Nichts aufgelegt. Ich habe ein wüſt lieblos fatales Jahr verbracht! Möge meine Stimmung und Stellung ſich bald ändern! Hätte ich nicht wichtige Pflichten, die mich feſſeln, ich flöge davon! Ich fürchte nur, am Ende fallen mir noch gar die Federn aus und ich vermag alsdann nicht mehr davon zu fliegen, ſelbſt wenn ich mich dazu entſchlöſſe.

d. 21. Juni 1830. Ihr armer Freund
H. Heine.

[illegible]

Heine an Varnhagen.

Wandsbeck, den 16. Juni 1830.

Schönes Wetter erharrend, bereite ich mich wieder zu einer Badereiſe nach Helgoland, und dieſe Zeilen ſollen dazu dienen, mir baldigſt einige Nachrichten von Ihnen, lieben Freunde, zu erwerben; ich lebte die letzten Monate ſo iſolirt, daß ich um ſo dürſtender wünſche etwas von Ihren jetzigen Zuſtänden zu erfahren. Wenn Ihr Brief (die Adreſſe bleibt dieſelbe) mich nicht mehr hier träfe, ſo würde er mir auf dem noch iſolirteren Meerfelſen Helgoland nicht minder willkommen ſein. Für Ihren letzten Brief vom 16. April danke ich Ihnen, ſo wie auch für die Ueberſendung des Zinzendorf's, der mir ſo unbequem entgegentrat, wie manche verdrießliche Perſonnage, die uns von einem beſten Freund, mit den triftigſten Rekommandationsſchreiben über den Hals geſchickt wird. Ich kann den ſüßlich vermufften Betgrafen nun ein für allemal nicht ausſtehen, und daß Sie ihn ſo gut equipirt haben, verdrießt mich noch am meiſten. Er miſcht ſich in eine Geſellſchaft beſſerer Gefreundeten, die auf meinem Sopha Platz genommen, nämlich die Helden des Evangeliums, des Thiers, der engliſchen Revolution, Memoiren und dgl. und da ſpielt er eine däniſche Rolle. Warum ſollen wir den Pietiſten nicht die Schilderung ihrer Heroen ſelbſt überlaſſen? Mögen die Kreuzluftvöglein zuſehen wie weit ſie mit ihrem frommen Gepipe reichen, ob ſie mit all ihrer Liebe, Demuth, Gläubigkeit eine gute Biographie hervorbringen können. Nicht einmal das Nothwendigſte, nämlich den Schreibſtyl, würden ſie erſchwingen, denn letzterer iſt nicht ohne Vernunftübung entſtehbar; Zinzendorf ſelbſt würde nicht ſo gut ſchreiben können, wenn er nicht nebenher ein bischen Filou geweſen wäre. Seine blinden Düpes werden nimmermehr einen vernünftigen Styl ſchreiben können. — Ich ärgere mich, daß Sie Zeit und köſtlichſtes Darſtellungstalent an das Unerſprießliche verſchwendet. Laßt die Todten ihre Todten begraben, und die Stillen ihre Stillen beſchreiben. Ein gutſchreibender Herrnhuter iſt aber gewiß ein Heuchler; und in der That die ganze Conſtitution jener leidigen Sekte iſt eine Beförderungsanſtalt für Heuchelei und Lüge. So weltdicht verſchloſſen gegen Luſt und Freiheit konnte das Zinzendorf'ſche Gebäude nicht ſein, als daß nicht die äußeren Einflüſſe der Umwelt alle denkliche Lügen darin erzeugen mußten.

Styliſtiſch habe ich wieder viel gelernt an Ihrem Buche, und die gleichzeitige Lektüre des 31. und 32. Bandes der neuen Ausgabe Goethe's gab mir zu manchen Betrachtungen Anlaß. Daß Goethe ſich darin, mehr als je, von dem beſtimmten Artikel (der, die, das) entfernt, nämlich ihn fühlbarlichſt ausläßt, daß er neue Formen des Unbeſtimmten ausprägt, (der unbeſtimmte Artikel „ein" in ängſtlicher Anwendung gehört dazu) daß er ferner eine konventionelle Geſellſchaftsſprache für die Deutſchen begründet und ſomit manchem fühlbaren Mangel abhilft, dergleichen und mehr der Art trat mir entgegen und nahm meine Beobachtung in Anſpruch. Das letztgenannte Streben finde ich auch bei Ihnen, lieber Varnhagen; doch allzu beſtimmtes Wollen hält Sie von der vorhererwähnten Unbeſtimmtheitsſucht wohlthätigſt entfernt. (Ich habe dieſen Morgen ſchon viel geſchrieben, wo ſich die goethiſche Superlativität beſtändig in meine Perioden drängte — ſo anſteckend iſt eine Schreibgrimaſſe!)

Als Retourwaare kann ich Ihnen in 6 Wochen die 2. Auflage des 1. Bandes der Reiſebilder ſchicken. Die Verändrung, die ich drin vornahm, iſt gewiß ein Zeugniß meiner inneren Demuth und meiner Liebe für das Beſſere; ich habe nämlich unter den 88 Liedern der Heimkehr diejenigen ausgeſchieden, die den Schwachen im Lande als anſtößig erſcheinen könnten, und erſetzte ſie auf's Tugendhafteſte; die folgenden ſpaniſchen Romanzen und die grellen Jamben unterdrückte ich ganz; in der Harzreiſe habe ich ebenfalls alles Allzuherbe ausgemerzt; und ſomit den gewonnenen Platz mit der 2. Abtheilung der Seebilder gefüllt. Das Buch gewinnt dadurch an Symmetrie und Präſentirbarkeit. Im 2. Bande werde ich die mangelnden Seebilder und die Berliner Briefe, die ich wegſchmeiße, durch Darſtellungen aus England, ſo Sie ſchon kennen, erſetzen. Im 3. Bande wird auch der Graf herausgeſchmiſſen, und ſomit, denke ich, werden die Reiſebilder ein reſpektables Standwerk. Mein Genius bedroht mich freilich mit einem 4. Band — ich weiß noch nicht, ob ich mich in ſolch Schickſal chriſtlich ergebe. — Die Notiz im Correſpondenten über einen Platen'ſchen Proceß habe ich ſelbſt befördert, als ich hörte, daß ein Graf Fugger in Berlin die Plateniana in ſolcher Hinſicht betreibe. Die Nobleſſe hat Geld zuſammengeſchoſſen, weiß aber noch nicht, was ſie damit anfangen ſoll. Es wäre mir erwünſcht, wenn dergleichen Volk einmal in Corpore gegen mich aufträte und die 13 Bühnendichter-Dummheit gegen mich losließe.

Leben Sie wohl, behalten Sie, Frau von Varnhagen, mich beſonders lieb und theuer. Ich liebe Sie beide ſehr — habe aber nicht genug Papier, um zu ſagen wie.

H. Heine.

37.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 19. November 1830.

Lieber Varnhagen! Ich weiß kaum, wie ich es verantworten kann, daß ich Ihnen ſo lang nicht geſchrieben, obgleich ich 2 Briefe unterdeſſen von Ihnen erhalten. Der erſte, den ich zur Naturforſcherzeit erhielt, erlabte mich ungemein, da nicht blos Frau von Varnhagen, ſondern auch Sie auf das menſchlichweichſte ſich darin ausſprachen; dies iſt das höchſte Zutrauen, und ich werde immer dafür dankbar ſein, indem ich Ihnen auch meinerſeits kein verhülltes Herz zeigen will — Sie ſollen es immer ſehen mit allen Wunden, ja mit allen Flecken, und unverklauſulirt. Ich habe freilich ſchon erlebt, daß die Freunde nur die Wunden und die Flecken ſahen und nicht die Glanzpartheien, auf die ich ſie nicht beſonders aufmerkſam machte und deren Kenntniß ich bei ihnen vorausſetzte. — Seit vorigem Frühling habe ich Ihnen nicht geſchrieben und habe Ihnen daher mit kurzen Worten nachzuberichten, wie es mir ſeitdem ergangen, äußerlich und innerlich, und wie es mir noch geht.

Wie es Vögel giebt, die irgend eine phyſiſche Revolution, etwa Gewitter, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, vorausahnen, ſo giebt's Menſchen, denen die ſocialen Revolutionen ſich im Gemüth vorausankündigen, und denen es dabei lähmend, betäubend und ſeltſam ſtockend zu Muthe wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zuſtand bis zum Ende July. Ich befand mich friſch und geſund und konnte nichts treiben als Revolutionsgeſchichte, Tag und Nacht. Zwei Monat badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, war's mir als verſtände ſich das von ſelbſt, als ſei es nur eine Fortſetzung meiner Studien. Auf dem Continente erlebte ich die hieſigen Ereigniſſe, die einem minder ſtarken Herzen wohl das Schönſte verleiden konnten. Nichts deſto weniger geſtört von allen Seiten, unternehme ich es ein zeitbeförderndes Büchlein, aus ſchon alten Materialien, auf die Beine zu bringen; ich betitelte es „Nachträge zu den Reiſebildern", ich hab' es ſchon ſeit 14 Tagen nach Leipzig, wo es nämlich gedruckt wird, für Hoffmann & Campe, geſchickt und denke daß Sie es in 3 Wochen ſehen. Sie werden ſich nicht täuſchen laſſen durch meine politiſche Vorrede und Nachrede, worin ich glauben mache, daß das Buch ganz von früherem Datum ſei. In der erſten Hälfte ſind etwa 3 Bogen ſchon alt; in der zweiten Hälfte iſt nur der Schlußaufſatz neu. Das Buch iſt vorſätzlich ſo einſeitig. Ich weiß ſehr gut, daß die Revolution alle ſocialen Intereſſen umfaßt, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde ſind. Aber ich habe, zur Feſtlichkeit, die letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargeſtellt, damit ſich der Ankampf konſolidire. Ich ſelbſt haſſe die aristocratie bourgeoise noch weit mehr. — Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutſchland, wo man ſtockreligiös iſt, die Gefühle in Religionsmaterien zu emanzipiren, ſo will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geſchrei der Frommen bevorſteht, gern tragen. Ach! trage ich doch noch ſchlimmere Dinge!

Seit 8 Tagen plagen mich Kopfſchmerz und Aerger. Im Herzen fühl' ich mich ſehr frei und friſch und denke noch Großes zu thun. Aber täglich verdüſtert ſich mehr und mehr meine äußere Lage, und die Studien, die mich ſo ſtark ergriffen, und obendrein die Weltereigniſſe haben mich meinen eignen Angelegenheiten leider mehr entfremdet, als ich gegen mich ſelbſt verantworten kann. Dazu kommt, daß ich manchmal wie mit Blindheit geſchlagen war, mich von allen Seiten betrügen ließ. — — Dies alles iſt mein Oheim ſchuld, der mir voriges Jahr noch Holland und Brabant verſprach, ſo daß ich in Geldſachen nicht diffizil war und gern etwas ſakrifizirte, literariſcher Intereſſen wegen. Denn in Beförderung dieſer letzteren giebt es keinen beſſeren Verleger als Julius Campe, und wenn es nur irgend möglich iſt, behalte ich ihn auch deshalb. Nun ſtehe ich aber ſehr ſchlecht mit meinem Oheim Salomon Heine, man hat mir von dieſer Seite wohl beizukommen gewußt, und ich muß ihn, der wichtigen Gründe wegen, ganz derelinquiren. Ich ſehe aber ein, daß ich in ſo ſchlimmer Lage auf neue Reſſourzen, im Nothfall, bedacht ſein muß. Schulden habe ich, einige Bagatellen ausgenommen, jetzt gar keine, bin arbeitsfähiger als ſonſt. (Wie ich denn, was ich Ihnen nächſtens ausführlicher berichte, ein neues Opus, ganz politiſcher Natur, begonnen.) Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfniſſe verſenke, vergeſſe ich mich ſelbſt; am gefährlichſten iſt mir noch jener brutale ariſtokratiſche Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir ſo viel Verachtung gegen den Induſtrialismus einflüſtert und zu den vornehmſten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja der mich vielleicht, durch allerlei Degout und Depit, dahin bringt das ganze unbequeme Leben mit all ſeinen plebejiſchen Nöthen zu verlaſſen. — Ihren materialiſtiſchen Arzt habe ich noch nicht geleſen; nächſter

Tage, wo dergleichen heterogene Lektüre nicht störſam in meine Arbeiten einwirken kann, will ich ihn vornehmen. Von den Briefen des Verſtorbenen habe ich jetzt, mit Vergnügen, den 1. Theil geleſen. Vorher las ich Ihre Rezenſion, und wie ich mich denn immer blindlings auf Sie verlaſſen kann, habe ich in der Vorrede meines Buches jener Briefe auf eine Weiſe erwähnt, die gewiß zu ihrem Bekanntwerden am förderlichſten iſt. Jetzt ſehe ich, daß Sie recht haben und ich bin mit meinem eignen Lobe ganz einverſtanden. Wer iſt denn der Verſtorbene? Mir können Sie es ſagen, der ich ebenfalls todt bin und nur noch durch das Eſſen und den täglichen Aerger mit der lebenden Welt zuſammenhänge. Mein Buch wird Seiner todten Durchlaucht ſehr gefallen, mein Demokratismus wird dieſen Adligen wenig verletzen, da er nicht wie die andern auf ſeinem Stammbaum zu ſtehen braucht, um über die gewöhnlichen Köpfe hervorzuragen. Noch beſſer wird ihm das Religiöſe im Buch gefallen. Er hat die Frömmler köſtlich gegeißelt.

Leben Sie wohl, ich umarme Sie und unſere theure Rahel, an die ich ſo oft denke; ich bin die langen Abende immer zu Hauſe, und wohne in großen, ſchönen, erinnerungsſüchtigen Zimmern. Sie, Varnhagen, der Sie in der Ferne meine Zuſtände beſſer überſchauen können als ich ſelbſt, bitte ich nachzuſinnen, welche Reſſourzen mir für den Nothfall offen ſtehen? Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich, des Inhalts meiner Schriften wegen, ſobald ich transigiren möchte, nicht die preußiſche Regierung für mich intereſſiren könnte. Nächſtens mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach.

Ihr ganz ergebener
H. Heine.

An Ihre rezenſirende Güte bin ich ſchon ſo gewöhnt, daß ich faſt zu danken vergaß für die Kritik der 2. Auflage der R. E. Ich danke aber fühlend.

38.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 30. November 1830.

Lieber Varnhagen! Ich muß meinem letzten Briefe noch einige Zeilen nachſchicken, die Ihnen zwar nichts ſonderlich Erfreuliches über meine äußeren Verhältniſſe ſagen können, die Ihnen aber jede Beunruhigung in Betreff derſelben benehmen ſollen. Ich wünſchte nur, daß Sie die Sorgen kennen mögen, die mich in mißlichen Stunden beängſtigen; Aerger, Aerger über eigne Unbeholfenheit, Fehlgriffe und Dummheit quält mich noch viel mehr als die poſitive Noth. Sie haben keinen Begriff, wie ſich alles Verdrießliche bei mir anhäuft, wie die naßkalten Beſorgniſſe ſich mir an's Herz legen und alle Feuerblumen darin verlöſchen machen! In dieſer Stimmung habe ich dieſe Tage noch einen Schluß zu meinem Buche geſchrieben — denn mein Verleger, der mein Buch in Sachſen drucken läßt und mir verſichert hatte, es ginge dort alles durch die Cenſur, kommt plötzlich mit der Nachricht, daß es doch nicht ganz der Fall ſei, und ich mußte noch einige Arien einlegen und noch ein Finale ſchreiben, um 20 Bogen zu füllen. — In der Aufgeregtheit der Zeit und des eignen Schaffens konnte ich auf meinen eigenen Vortheil nicht wie ſonſt Acht haben, und ich fürchte, ich werde noch mehr betrogen als ich jetzt weiß. Das wird alles vorübergehen, ein neuer Frühling wird kommen, und damit ich ihn dann ganz genießen kann, ungeſtört, ſo mache ich jetzt die Frühlingslieder, die dazu gehören. Drei Dutzend habe ich in dieſer ſchlimmen Zeit gemacht, auf Veranlaſſung eines hieſigen Muſikers, der etwas Neues komponiren wollte. (A. Methfeſſel.) Ich hoffe ſie Ihnen Neujahr mittheilen zu können.

In den Briefen des Verſtorbenen habe ich mich ſchon in den 2. Band hineingeleſen, es ſind köſtliche Dinge drin, die Sage von dem blinden Pfeifer Maurice Adair iſt entzückend und ſogar meiſterhaft geſchrieben. —

Können Sie mir die Addreſſe von Michel Beer in Paris nicht mittheilen? — Grüßen Sie mir recht herzlich die liebe Freundin, ſo wie auch Roberts. — Hier iſt unlängſt ein Gedicht gegen die Sonntag erſchienen, das bis auf dieſe Stunde für meine Arbeit gilt; meine Manier iſt auf's abſichtlichſte nachgeahmt, man hat dieſe Täuſchung auf's gefliſſentlichſte verbreitet, und viele Menſchen ſind wüthend gegen mich — der ich ſtumm wie ein Fiſch verharre. — Sie haben ſich ſeitdem gegen die Autorſchaft der verſtorbenen Briefe verwahrt — ich habe herzlich gelacht über Ihre Noth. Aber ich bitte Sie, lachen Sie nicht über die meinige, ſie iſt bedenklicher und ich bedarf der Vorſorge, und bald.

Ihr

H. Heine.

[illegible]

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 4. Januar 1831.

Ich gratulire zum neuen Jahre und wünſche Ihnen und Frau von Varnhagen die beſte Geſundheit.

Ihren Brief nebſt der Novelle (den Br. v. 29. Nov.) habe ich ſ. Z. erhalten und den guten Rath, wenn auch contre coeur, befolgt. Ich habe mich mit meinem × in erneute Freundſchaft geſetzt, um wenigſtens bei plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben. Doch betrachte ich dergleichen nur als äußerſtes Nothmittel und mein Streben geht dahin, mir à tout prix eine ſichere Stellung zu erwerben; ohne ſolche kann ich ja doch nichts leiſten. Gelingt es mir binnen kurzem nicht in Deutſchland, ſo reiſe ich nach Paris; wo ich leider eine Rolle ſpielen müßte, wobei all mein künſtleriſches poetiſches Vermögen zu Grunde ginge und wo der Bruch mit den heimiſchen Machthabern conſacrirt würde. Ich thue gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich unterdeſſen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) nichts für mich zu erlangen iſt. — Ich will nichts unverſucht laſſen und mich zum Aeußerſten nur im äußerſten Falle entſchließen.

Wenn ich nur die Ruhe gewinne, die ich nöthig habe, um einige große Bücher, die mir quälend in der Seele liegen, an den Tag zu fördern.

Mein neues Buch ſoll heute von Harburg (wo es wegen Eisgang 6 Tage ſchon liegt) anlangen, und ich ſchicke es Ihnen mit nächſter Fahrpoſt. Wahrſcheinlich iſt es ſchon in Berlin und da können Sie es ſich von Ihrer Buchhandlung unterdeſſen geben laſſen, nach Bequemlichkeit aufſchneiden, und gegen eins von den Ex., die Sie von mir erhalten ſollen, hernach vertauſchen. Das Buch iſt ſtärker im Ausdruck als im Ausgedrückten, es iſt nur agitatoriſch und ich brauche den Text nicht zu fürchten, wenn man mir was anhaben will. Nur fürchte ich, wird man ſich hinter die Cleriſey verſtecken und das Buch im Namen der Religion zu verrufen ſuchen. Geſchieht das — nun freilich dann gebe ich die ganze Partitur der großen Oper.

Der Auftrag Ihres Briefes v. 28. Dec. iſt beſorgt;

Frau von Varnhagen's liebreiche, unerſchütterliche Freundſchaft erquickt mir das Herz in dieſem Nebelwetter. Grüßen Sie mir Robert's.

Ich bin heute ſehr preſſirt, ſonſt würde ich Ihnen heute mehr ſchreiben; nur das Wichtigſte, was mich mehr als ich auseinanderſetzen kann betrifft, will ich hier noch mittheilen, ja ich glaube es iſt die Hauptveranlaſſung meines heutigen Schreibens.

Sie wiſſen, es giebt hier vier Syndici; Eines von dieſen vier Staatsämtern iſt ſeit einiger Zeit erledigt, und da können Sie wohl denken, daß ſich viele melden zu dieſer Stelle. Doch iſt bis jetzt von Tag zu Tag die Wahl aufgeſchoben worden, da unter den Candidaten keiner iſt, der dem Senat angenehm, deſſen Hauptaugenmerk dahin geht jemand zu wählen, der einen populären Namen hätte und eine politiſche Feder zu führen wüßte (man fühlt ſchon das Bedürfniß nach Männern). Von mehren Seiten iſt man mich angegangen, mich zu melden, da ich Doctor Juris bin und jede Stunde auch, für einige Mark, Bürger werden kann (das ſind die einzigen Requiſiten). Indeſſen weiß ich, daß man mich auf keinen Fall wählen würde und daß es daher in jetziger Zeit mißlich wäre, wenn ich mich auf gut Glück meldete und dem Ridikül einer übergangenen Wahl anheimfiele. Schon droht mir, ohne mein Zuthun, dergleichen, und man ſpricht pro oder contra welch Geſchick mir bei meiner etwaigen Meldung bevorſtände. Da gilt nun ein ſchleuniges Einſchreiten. Mehr noch als ich auseinander ſetzen kann, ſteht mein perſönliches Anſehen hier auf dem Spiel. Man kann keine Gerüchte vernichten, ſondern bloß ihnen eine andre Richtung geben, ja ſogar manchmal eine heilſame. Dieſes geſchähe im vorliegenden Falle, wenn das hieſige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, daß man dem Gerüchte, als nenne man mich unter den Candidaten der erledigten Syndicusſtelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit beilege, daß man meine Wahl als ein Begreifen der populären Bedürfniſſe betrachte, oder dergleichen. Sie verſtehen mich. Und ich wünſche daher, daß Sie, ſobald als möglich, in ſolchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung ſchrieben und Sorge trügen, daß die Augsb. Allg. Zeitung ſie als preußiſche Correſpondenz ebenfalls aufnehme. Ich weiß, ich mache Ihnen Mühe, aber ich kann nicht helfen, die Sache iſt für meine Privatintereſſen ſehr wichtig. Ja, käme ſolche Correſpondenz hier an, noch ehe eine Wahl geſchehen, ſo könnte ich ſehen, ob ich gut thäte mich zu melden. Auf jeden Fall wird erleichtert die Berichtigung aus dritter Hand, daß ich mich zu jener Stelle nicht eigentlich gemeldet. Herr Lehmann, ein ehemaliger Seide von mir, iſt der Hauptarbeiter der Preuß. Staatszeitung, doch iſt er zu ſehr mit der Klatſchlieſe Gans befreundet, als daß ich es wagen dürfte mich an ihn direkt zu wenden. Da die Sache von der höchſten Delikateſſe iſt, ſo habe ich Sie nicht verſchonen können. Mein Freund Rouſſeau iſt Redakteur der Frankfurter Oberpoſtamtzeitung, doch iſt er ebenfalls eine Klatſchlieſe, und da ich ihn als Schwächling kenne, ſo habe ich ihm längſt alles Vertrauen entzogen. Die Red. der Allg. iſt mir ebenfalls genug befreundet, doch gehn die Sachen dort durch zu viele Hände — kurz Sie, lieber Varnhagen, erhalten die Mühe aufgebürdet. Sie können auch am beſten und zweckmäßigſten jenen Artikel abfaſſen, der den Eindruck machen muß, daß meine Wahl eine gebührende iſt, eine wichtige und für das Publikum angenehme. — Soll etwa angedeutet werden, daß es ein Verluſt ſei, daß ich dadurch für Preußen, meine Heimath, verloren gehe?

Moſer iſt berliner Correſpondent für den Hamburger Unparth. Correſpondenten.

Hier behauptet man, Cotta ſei bankrott; das wäre ſehr traurig.

In mehren Blättern ſteht, ich ſei Verfaſſer der Prima Donna, einer Satyre gegen die Sontag. Es iſt, wie ſich verſteht, zu geringfügig, daß ich dieſem Geſchwätze öffentlich widerſpräche. Ich hoffe nicht, daß man in Berlin mir den Wiſch zuſchreibt. — Dieſen Monat will ich ein Heft Frühlingslieder herausgeben. — Ihre Novelle iſt von mehreren Damen mit Antheil geleſen worden. Ich finde mich nicht mehr ſo davon angezogen wie vor 10 Jahren, obgleich ich jetzt die Behandlung beſſer zu ſchätzen weiß. Stoffartige Behandlung, in der Weiſe der Italieniſchen Novelliſten bringt immer, wie auch in Ihrer Novelle, einen eignen Reiz hervor. Es iſt vielleicht die ſchwerſte Form; für Sie vielleicht die geeignetſte. Memoiren ſollten Sie ſchreiben! Leben Sie wohl, erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, die mir täglich im Werthe ſteigt, jemehr Freunde ich aufgeben muß. Ich bin ganz iſolirt — und Freunde die herkommen, beſonders aus Paris, erzählen, es hieße, ich ſtände an der Spitze der deutſchen Liberalen. Mein Buch wird den Irrthum noch befördern. Fr. v. Varnh. küſſe ich die Hand.

H. Heine.

40.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 6. Januar 1831.

Lieber Varnhagen!

Meinem geſtrigen Briefe muß ich durchaus noch einige Notizen nachſchicken.

Man nennt jetzt den bekannten Juriſten Blume, Profeſſor zu Halle, als den Kandidaten zum hieſigen Syndikat, den man gewiß wählen werde. — Im Fall der Artikel, den ich geſtern beſprach, von Ihnen als nützlich erachtet würde, dürfte dieſe Notiz damit in Verbindung geſetzt werden. — Im Fall Sie jenen Artikel für mißlich hielten und ihn noch nicht abgefaßt, mögen Sie ihn ganz unterlaſſen. Aufs diskreteſte müßte er befördert werden, vielleicht wär's gut wenn er zuerſt in die Allg. Zeit. einließe. — Viele meinen, daß man mich nur aus Ironie zu jener Stelle als wahlwürdig bezeichne. — Blume, der Jünger Hugo's, ein Hauptheld der mikroskopiſch unterſuchenden hiſtoriſchen Juriſtenſchule, wird durch Sieveking und deſſen Parthey pouſſirt. — Mein Buch erhalten Sie Ende dieſer Woche. — Ich gebe eine Streitſchrift gegen den Adel heraus, wovon nur die Vorrede von mir ſein wird. Haben Sie etwas dazuzugeben? 12 Tage bleibt dazu Zeit. — Leben Sie wohl. (Ich ſchreibe halb im Dunkeln.) Lieben Gruß an Frau v. V. Ich bin ganz

Ihr ergebener

H. Heine.

41.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 1. April 1831.

Lieber Varnhagen! Ich will Ihnen nur ſagen daß ich lebe, zwar juſt nicht zu meinem Vergnügen wie Fr. v. Varnhagen es gewiß wünſcht, aber ich lebe dennoch. In dieſer tollen Zeit iſt es ſchwerer als je Briefe zu ſchreiben, wenn man nicht juſt Beſtimmtes zu ſagen, melden, erbitten oder anzubieten hat. Des Weltallgemeinen iſt zu viel um es brieflich zu beſprechen, das perſönlich Wichtige iſt wieder zu geringfügig in Vergleichung der großen Dinge die täglich ohne unſer Zuthun paſſiren. Werden die Dinge von ſelbſt gehen, ohne Zuthun der Einzelnen? Das iſt die große Frage, die ich heute bejahe, morgen wieder verneine, und von welcher Selbſtbeantwortung immer meine beſondere Thätigkeit influenzirt, ja ganz beſtimmt wird.

Als ich nach dem letzten July bemerkte wie der Liberalismus plötzlich ſo viel Mannſchaft gewann, ja wie die älteſten Schweitzer des alten Regime plötzlich ihre rothen Röcke zerſchnitten um Jakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung mich zurückzuziehen und Kunſtnovellen zu ſchreiben. Als die Sache aber lauer wurde, und Schreckensnachrichten, wenn auch falſche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freiheit ihre Stimmen dämpften, ſchrieb ich eine Einleitung zu einer Adelſchrift, die Sie in 14 Tagen erhalten, und worin ich mich, bewegt von der Zeitnoth, vielleicht vergalopirt und — Sie werden der abſichtlichen Unvorſichtigkeiten genug drin finden und dieſe ſo wie auch den angſtſchnellen ſchlechten Styl billigſt entſchuldigen. Unterdeſſen ſchrieb ich noch Tolleres, welches ich in den Ofen warf, als es ſich wieder erfreulicher geſtaltete. — Was jetzt? Jetzt glaube ich an neue Rückſchritte, bin voller ſchlechten Prophezeihungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reiſe nach Paris, um friſche Luft zu ſchöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Prieſter derſelben die letzten Weihen zu empfangen. — Für Ihre freundliche Beantwortung meines letzten Buches meinen nachträglichen Dank. Auch für das Converſazions-Blatt. Ueber den Salondemagogen haben Andre noch mehr gelacht als ich. Der Witz iſt gewiß richtig, aber er kann mir mal den Kopf koſten.

Hier lebe ich noch immer in trübſter Bedrängniß. Mit dem beſten Willen, ſehe ich wohl ein, kann ich die Weisheit der Regierungen nicht für mich benutzen, und es bleibt mir nichts übrig als mich vor ihren Thorheiten zu ſichern. — In München geht es ſchlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jeſuiten ſakrifizirt, ſo würde ich ihm jetzt von großem Nutzen ſein können, ohne daß meine Prinzipien darunter zu leiden brauchten. Treuloſigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieſer Seite ſo ſehr irritirt, daß ich die deutſchen Polignacs jetzt ſelbſt hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter geſtimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptſtadt Berlin. Die liberalen Tartüſſe dort ekeln mich an. Viel Indignazion wuchert in mir. — Genug davon. — Sie brauchen auf Briefe an mich nicht meinen Namen zu ſetzen, ſondern nur die Adreſſe meiner Mutter, die Ihre zierliche Handſchrift kennt, und mir die Briefe unerbrochen zukommen laſſen wird. — Leben Sie wohl und bitten Sie Fr. v. B. mir zu ſchreiben. Roberts grüße ich. So wie auch Gans gelegentlich. Der Fürſt Pückler hat mir nicht geſchrieben, das iſt mir leid, ſehr leid. Wie geht's ihm? —

Mit voller Seele

Ihr ergebener

H. Heine.

42.

Heine an Varnhagen.

Paris, den 27. Juni 1831.

Lieben Freunde!

La force des choses! Die Macht der Dinge! Ich habe wahrhaftig nicht die Dinge auf die Spitze geſtellt; ſondern die Dinge haben mich auf die Spitze geſtellt, auf die Spitze der Welt, auf Paris — ja, geſtern Morgen ſtand ich ſogar auf der Spitze dieſer Spitze, auf dem Pantheon. „Aux grands hommes la patrie reconnaissante!“ ſo, glaube ich, lautet wieder die goldne Inſchrift. — Welcher Hohn! Die kleinen Menſchen errichten ſolche Tempel für die großen Menſchen, nach ihrem Tode — man ſollte ſolche Inſchriften lieber auf Very's Reſtauration ſetzen, und die großen Männer bei Lebzeit gut füttern, ſtatt ſie nach ihrem Hungertode oder ſonſtigen Qualtode zu verehren. Aber Very iſt das Pantheon der lebenden kleinen Menſchen, und da ſitzen ſie und eſſen und trinken und erfinden ironiſche Inſchriften.

Der arme Lafontaine hat in Chateau-Thierry, ſeiner Vaterſtadt, eine Marmorſäule, die 40,000 Fr. gekoſtet.

Ich lachte herzlich als ich ſie im Vorbeifahren ſah. Der arme Schelm verlangte bei Lebzeiten ein Stück Brod und nach dem Tode giebt man ihm für Fr. 40,000 Marmor. Jean Jaques Rouſſeau und ähnliche Menſchen die in ihrem Leben kaum ein Dachſtübchen erlangen konnten, denen dedizirt man jetzt ganze Straßen. — Ich will Ihnen heute nur Unſinn ſchreiben; denn ſchreibe ich Ihnen etwas Sinniges und der Brief kömmt in unrechte, dumme Hände, könnte er Sie kompromittiren. Ich will Ihnen überhaupt deßhalb nicht mehr ſchreiben; haben Sie mir mal was zu ſagen, ſo laſſen Sie mir's wiſſen unter Madame Valentin's oder Maurice Schleſinger's Addreſſe. Oder ſchreiben Sie mir per Addreſſe des: Dr. Donndorff, à l'Hôtel d'Hollande, rue neuve des bons enfants à Paris. Ja, dieſe letztere iſt meine Hauptaddreſſe und die ſicherſte, wenn man ſonſt keine königl. Preuß. Poſtamtsindiskrezion zu fürchten hat. Ich bin umgeben von Preußiſchen Spionen; obgleich ich mich den politiſchen Intriguen fern halte, fürchten ſie mich doch am meiſten. Freilich, da man mir den Krieg macht, ſo wiſſen ſie, daß ich losſchlage und zwar nach beſten Kräften.

Ach, vor 6 Monaten ſah ich alles voraus und hätte mich gern in die Poeſie zurückgezogen und anderen Leuten das Schlächterhandwerk überlaſſen — aber, es ging nicht, la force des choses, wir werden auf die Spitze getrieben!

In Frankfurt, wo ich 8 Tage mich aufhielt und mehrere Congregazioniſten ſprach, entdeckte ich die Quellen mancher eigner Uebel, die mir unerklärlich waren. Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt, ich fühlte mich nicht ſicher, und da mir eine Reiſe nach Paris ſchon längſt im Gemüthe dämmerte, ſo war ich leicht beredet, als mir eine große Hand gar beſorglich winkte.

Indeſſen: Fliehen wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhſohlen mit ſich ſchleppte! Ich parodire Danton mit Schmerzen. Es iſt ſchmerzlich, im Luxemburg ſpazieren zu gehn und überall ein Stück Hamburg oder ein Stück Preußen oder Bayern an den Schuhſohlen mit ſich herum zu ſchleppen.

Ich bleibe wahrſcheinlich noch 4 Wochen hier, dann geh ich nach Boulogne ins Bad und dann hierher zurück — auf wie lang? Es kann mir hier nicht ſchlechter gehn wie in der Heimath, wo ich nichts als Kampf und Noth habe, wo ich nicht ſicher ſchlafen kann, wo man mir alle Lebensquellen vergiftet. Hier freilich ertrinke ich im Strudel der Begebenheiten, der Tageswellen, der brauſenden Revoluzion; — obendrein beſtehe ich jetzt ganz aus Phoſphor, und während ich in einem wilden Menſchenmeer ertrinke — verbrenne ich auch durch meine eigne Natur. — Leben Sie und Fr. v. V. recht lieb und wohl, vergeſſen Sie mich nicht. Trübe Ahnungen beklemmen mich.

H. Heine.

43.

Heine an Varnhagen.

Paris, Mitte Mai 1832.

Lieber Varnhagen!

Schon an die zwei Monat ſchleppe ich mich mit dem Gedanken Ihnen zu ſchreiben. Aber da kam unterdeſſen die vermaledeite Cholera und jetzt leide ich ungewöhnlich heftig, ſeit 14 Tagen, an meinem Kopfe. Wiewohl ich, auf innigſtes Verſtändniß rechnend, keineswegs glaube, daß Sie mein langes Stillſchweigen mißdeuten könnten, iſt es mir doch drückend Ihren letzten Brief ohne dankſagende Beantwortung zu laſſen, und dieſe Zeilen haben nur die flüchtige Abſicht Sie freundlich zu grüßen. Ich bedarf des Bewußtſeyns Ihrer und Fr. v. Varnhagen's Theilnahme jetzt noch eben ſo ſehr wie im Beginne meiner Laufbahn; denn ich ſtehe jetzt eben ſo einſam in der Welt wie damals. Nur daß ich jetzt mehr Feinde habe, welches zwar immer ein Troſt, aber doch kein genügender iſt. — Sie können mir, wenn Sie wollen, jetzt auch öfter ſchreiben, ohne Furcht vor kompromittirende Interzeptionen; ich ſtehe jetzt auf Friedensfuß mit allem Beſtehenden, und wenn ich auch noch nicht desarmire, ſo geſchieht es nur der Demagogen wegen, gegen welche ich einen ſchweren Stand hatte und noch habe. Dieſe Leute, aller Mäßigung Feind, wollten, als ich mich zu keinem Mitwahnſinn verſtand, mich durchaus zwingen als Tribun abzudanken. Dazu hatte ich aber keine Luſt. — Jetzt hat mich Gottlob die Cholera von manchen überläſtigen Geſellen befreit, nämlich die Furcht vor derſelben. — Es war nicht eigentlicher Muth, daß ich nicht ebenfalls von Paris entfloh, als der paniſche Schrecken einriß; ehrlich geſagt, ich war zu faul. — Börne hatte längſt reiſen wollen, und man thut ihm Unrecht, wenn man ſeine Abreiſe der Furcht beimaß. Indeſſen, ich hatte ihn 14 Tage vorher nicht geſehen, wir ſtehen ſehr ſchlecht, er hatte einige jakobiniſche Ränke gegen mich losgelaſſen, die mir ſehr mißfielen. Ich betrachte ihn als einen Verrückten. — Wenn meine Artikel in der Allg. Zeitung Ihnen gefallen, iſt es für mich tröſtlich. Denn ich traue ihrem

Werthe nicht; ich ſchrieb ſie, theils um mich auch auf dieſe Weiſe geltend zu machen, theils des baaren Vortheils wegen. Halten Sie es der Mühe werth, ein Dutzend ſolcher Artikel als Buch ſpäterhin in die Welt zu jagen? Es iſt eine wenig gebrauchte Form. — Ich beſchäftige mich jetzt viel mit der franzöſiſchen Revoluzionsgeſchichte und dem Saintſimonismus. Ueber beide werde ich Bücher ſchreiben. Ich muß aber noch viel ſtudieren. Habe jedoch im letzten Jahre durch die Anſchauung des Parthey-Treibens und der ſaintſimoniſtiſchen Erſcheinungen ſehr vieles verſtehen gelernt: z. B. den Moniteur von 1793 und die Bibel. Mir fehlt jetzt nur Geſundheit, und eine ſorgloſe Exiſtenz. Hatte unterdeſſen manchmal Gelegenheit mir eine ſolche zu erwerben, aber es ſollte unter Bedingungen geſchehen, wogegen ich, nicht als Patriot, ſondern als vornehmer Mann, eine beſtimmte Repugnanz hatte. — Was Sie mir in Betreff des St. Simonismus ſchreiben iſt ganz meine Anſicht. Michel Chevallier iſt mein ſehr lieber Freund, einer der edelſten Menſchen die ich kenne. Daß ſich die St. Simoniſten zurückgezogen, iſt vielleicht der Doktrin ſelbſt ſehr nützlich; ſie kommt in klügere Hände. Beſonders der politiſche Theil, die Eigenthumslehre, wird beſſer verarbeitet werden. Was mich betrifft, ich intereſſire mich eigentlich nur für die religiöſen Ideen, die nur ausgeſprochen zu werden brauchten, um früh oder ſpät ins Leben zu treten. Deutſchland wird am kräftigſten für ſeinen Spiritualismus kämpfen; mais l'avenir est à nous. — Meine Addreſſe iſt H. H. par Adresse du Dr. Donndorf, rue neuve des bons enfants, hôtel de Hollande. — Fürſt Pückler's neuere 2 Bände hab ich noch nicht geſehen. — Humboldt wird jetzt dort ſein. — Grüßen Sie mir Chamiſſo, ich werde ihm nichts ſchicken, aber ihm ſchreiben. — Fr. v.

Varnhagen brauchen Sie gar nichts zu ſagen. Sie weiß, was ich fühle, d. h. leide. — Leben Sie wohl und behalten Sie lieb

Ihren ergebenen

H. Heine.

44.

Heine an Varnhagen.

Paris, den 28. März 1833.

Ich kann Ihnen noch immer nicht ſchreiben. So wie ich die Feder ergreife um Ihnen ein Wort zu ſagen, iſt mir der Kopf wie betäubt und die Bruſt in der ſchmerzlichſten Bewegung. Und ich bin ſonſt ſo ruhig und die Selbſtbeherrſchung ſelbſt.

Aber es fallen auch in dieſem Augenblick Dinge vor in meinem Leben, die auch einen Stein erſchüttern könnten. Dieſen Morgen erhalte ich die Todesnachricht meines Oheims v. Geldern in Düſſeldorf, der zu einer Zeit ſtarb, wo ich dieſes Unglück tiefer als je empfinden mußte. Ach, lieber Varnhagen, ich fühle jetzt die Bedeutung jener römiſchen Worte: Leben iſt Kriegführen. So ſtehe ich nun auf der Breſche und ſehe wie die Freunde rings um mich her fallen. Unſere Freundin*) hat immer wacker geſtritten und hat wohl einen Lorbeer verdient. Ich kann in dieſem Augenblick vor Weinen nicht ſchreiben — ach! wir armen Menſchen, mit Thränen in den Augen, müſſen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld dieſe Erde!

Heute Morgen iſt bei Heideloff allhier ein Buch von mir ausgegeben worden, nämlich ein Artikel über Literatur (die ich für die Europe littéraire geſchrieben) in deutſcher Sprache. Ich will Ihnen beide Verſionen ſchicken; es ſind gute Schwertſchläge drin und ich habe meine Soldatenpflicht ſtreng ausgeübt.

---

*) Rahel ſtarb den 7. März 1833.

Ich weiß, ich tröſte Sie ſchlecht, lieber Varnhagen. Aber tröſten kann kein Menſch, ſondern nur die Zeit. Die Zeit, der ſchlaue Saturn, er heilt uns von jeder Wunde, um uns mit ſeiner Senſe bald wieder eine neue Wunde in's Herz hineinzuſchneiden.

Warum ich bei Robert's Erlöſchen und bei dem Abſterben ſeiner Frau Ihnen nicht ſchrieb, werden Sie wohl begriffen haben.

Leben Sie wohl und ſchreiben Sie mir bald: rue des Petits-Augustins No. 4, Hôtel d'Espagne. — Ich leide noch immer an einer paraliſirten Hand. Koreff iſt mein Arzt. War ſehr krank. Dennoch bleib' ich thätig. Ich gebe das Schwert nicht aus Händen, bis ich hinſinke. So lange bleib' ich auch

Ihr Freund
H. Heine.

45.

Heine an Varnhagen.

Paris, den 16. Julius 1833.

Liebſter Varnhagen!

Ich hoffe, daß Sie immer wiſſen welchen Gründen ein langes Stillſchweigen beizumeſſen iſt; daher keine Entſchuldigung. — Es geht mir äußerlich noch immer ſehr gut, ja beſſer, als je, auch mein körperliches Unwohlſein iſt in der letzten Zeit nicht ſo drückend geweſen. Doch muß ich noch immer gegen mein Nervenübel kämpfen; dieſes hindert mich in meinen Arbeiten, und doch habe ich viel zu thun, aber wieder lauter Kleinkram. Mein Leben iſt ein wahres Geſchäft geworden, ein grämliches Krämergeſchäft.

Die verlangten Briefe hatte ich nicht ſchicken können, weil ſie in Deutſchland geblieben. Nur einen Brief hatte ich mitgenommen, weil er eins der ſchmerzhafteſten Gefühle, die mich eben bewegten, am tiefſten ausſprach. Mein größter Kummer vor 2 Jahren beſtand nämlich darin, daß ich meine kleine Familie, beſonders meiner Schweſter jüngſtes Kind verlaſſen mußte. Und doch riethen Pflicht und Klugheit zur Abreiſe. Ich hatte die Wahl zwiſchen gänzlichem Waffenniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte dieſen, und wahrlich nicht mit Leichtſinn. Daß ich aber einſt die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn, durch frechen Geburtsdünkel — in meiner Wiege lag ſchon meine Marſchroute für das ganze Leben.

Dieſe Tage wird ein zweites Bändchen meiner Literaturgeſchichte auf deutſch bei Heideloff erſcheinen und es ſoll Ihnen gleich geſchickt werden; obgleich Sie die Artikel ſchon im Franzöſiſchen geleſen. Ich will noch doppelt ſo viel über deutſche Literatur ſchreiben, aber gebe es wahrſcheinlich nicht in die Europe. Erſtens wird dieſe Zeitſchrift ſehr wackelig, zweitens habe ich zu vielen mißwollenden Einmiſchungen da zu begegnen. Die Gründer ſind Legitimiſten meiſtens und beſonders die katholiſche Parthei hat da die Hand im Spiel. Letztere wird täglich mächtiger, ihre Verzweigungen ſind furchtbar, und ich muß mit dieſer

Hydra wieder einen fürchterlichen Kampf beginnen. Dazu ſammle ich Kräfte — ich werde aber nicht anfangen. Voyons. —

Mein Buch, die franzöſiſche Ueberſetzung der Zuſtände, macht allgemein Glück. Ich hab' dem Ueberſetzer zu danken, daß die unverſtümmelte Vorrede dazu gekommen. Dieſe, das leidenſchaftliche Produkt meines Unmuths über die bundestäglichen Beſchlüſſe, verſperrt mir vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutſchland; aber ſie rettet mich vielleicht vor dem Laternentod bei der nächſten Inſurrektion, indem jetzt meine holden Landsleute mich nicht mehr des Einverſtändniſſes mit Preußen beſchuldigen können. Schufte, wie Börne und Conſorten, habe ich dadurch unſchädlich gemacht, für mich wenigſtens.

Mein Buchhändler in Hamburg hatte die Vorrede beſonders gedruckt und zwar mit fremden Zwiſchenſätzen. Obgleich ich ihm verbot ſie auszugeben, hatte er doch einige Exemplare an Polen mitgetheilt, und mit ſolch einem Exempl. und der franzöſiſchen Ausgabe hat ein hieſiger Deutſcher die Vorrede ergänzt und auf eigne Hand herausgegeben. — Ich erzähle Ihnen das, damit Sie mich nicht der größten Thorheiten beſchuldigen. — Ich habe wahrlich nicht die Abſicht demagogiſch *auf den Moment* zu wirken, glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutſchen. Ich ziehe mich übrigens von der Tagespolitik zurück und beſchäftige mich jetzt meiſtens mit Kunſt, Religion und Philoſophie. —

Die Rezenſion von Weiße hab' ich geleſen; mit großem Vergnügen; denn von allen ſeinen Vorwürfen trifft mich kein einziger. — P. ſitzt hier wegen Schulden in St. Pelagie. — Mit Michel Chevallier, der Sie tief, innigſt grüßen läßt, habe ich ſtundenlange Berathungen über Religion.

— In drei Wochen reiſe ich in's Bad. — Nächſtes Jahr reiſe ich vielleicht nach dem Orient. — Mich befriedigen nicht die Obelisken, die man mir nach Paris bringt. — Leben Sie wohl, und bleiben Sie freundſchaftlichſt zugewogen

Ihrem

H. Heine.

46.

Heine an Helmina von Chezy.

Paris, den 9. Januar 1835.

Vorgeſtern, in der ſtärkſten Kälte, habe ich die Nachtigall in ihrem Cherchemidi-Neſte*) beſuchen wollen, und ſie war ausgeflogen. Bei 99 Grad Kälte! Die Varnhagen in drei Bänden habe ich zurückgelaſſen; bitte nun auch den beſprochenen Artikel bald fertig zu machen.

Sie haben mir geſagt, Sie hätten den Hölty. Iſt es der Fall, und iſt es die Ausgabe mit der Vorrede von Voß, ſo bitte ich Sie, Süßflötende, mir das Buch zu leihen, und wenn es Ihnen zur Hand etwa liegt, dem Ueberbringer mitzugeben. In einigen Tagen werde ich wieder bei Ihnen vorſprechen:

Frau Kitze, Frau Katze,
Schön Feuerchen hatſe, u. ſ. w. in deutſchem Dialekt. —

Wohl ausgeruhten Morgen wünſcht:

dero ergebener

H. Heine.

---

*) Helmina von Chezy wohnte damals in der Rue Cherchemidi.

47.

Heine an Roſa Maria Aſſing.

Jonchere, den 30. Junius 1835.

So eben, werthe Freundin, empfange ich Ihren Brief, der mir Ihre Ankunft in Paris meldet. Seit einigen Wochen habe ich dieſe Stadt verlaſſen und lebe in der Nähe von Saint-Germain auf dem Schloſſe einer ſchönen Freundin, wo ich noch acht Tage zubringe, ehe ich nach Boulogne sur mer reiſe. Ich kann unterdeſſen nur noch einmal nach Paris kommen, weiß aber weder Tag noch Stunde; hoffentlich aber finde ich Sie noch dort. Sie zu verfehlen wäre mir höchſt ſchmerzlich. Wahrſcheinlich komme ich Donnerſtag; wenn Sie mich für dieſen Fall um ein Uhr erwarten wollten, wäre ſehr hübſch.

Ich bin höchſt begierig Sie zu ſehen und zu ſprechen. Ich bin ſeit Jahr und Tag ganz ohne unmittelbare Nachricht von Ihrem Bruder, meinem lieben, lieben Freunde. Ich ſchrieb ihm nie, aus Furcht daß meine Briefe ihn kompromittiren könnten; denn man hat mich in dieſer Hinſicht gewarnt. Die tolle Zeit hatte alle Verhältniſſe und Beziehungen ſo verdrießlich und unbequem verſchoben. — Ich bin ganz

Ihr

H. Heine.

48.

Heine an Graf Eugen von Breza.

Boulogne ſur mer, 30. Auguſt 1835.

Für Deinen letzten Brief, moderner Pylades, meinen ſchönſten Dank. Seitdem aber erwarte ich vergebens einige Zeilen von Dir. Sag' mir doch: iſt nichts vorgefallen, was mich intereſſirt? Biſt Du zuweilen in der deutſchen Buchhandlung geweſen und haſt Du Blätter und Bücher inſpizirt?

Ich bitte Dich, geh' doch nach dem Briefpoſtbüreau auf der Rue du Baune, am Quai Voltaire, und erkundige Dich, ob nicht ein Brief an mich, der ſich verlaufen, dort ſchon ſeit zwei Monat liegt? Er hat ein ſchwarzes Siegel mit einem Todtenkopf.

In einigen Tagen bitte ich auch wieder auf dem Carrefour de l'Odéon nachzufragen. — Steht was in der Revue des deux mondes? — Ich befinde mich wohl und verharre mit Hochachtung und Ergebenheit,

Herr Graf,
deren unterthänigſter
H. Heine.

49.

Heine an Varnhagen.

Paris, den 12. Februar 1838.

Mein theurer Varnhagen!

Der geiſtigen Ereigniſſe, die uns gemeinſam berührten, waren ſeitdem ſo viele, daß eine Correſpondenz hierüber unmöglich, wenn nicht auch zugleich unräthlich wäre. Heute iſt die Veranlaſſung meines Schreibens poſitivſter Art und betrifft nur materielle Intereſſen.

Ich bitte Sie nämlich einliegenden Brief zu leſen, zu verſiegeln und an den Baron Werther zu befördern. — Sie können aber, wenn Sie wollen, noch mehr thun, und in dieſer Abſicht habe ich zu Ihrer Durchſicht den Brief unverſchloſſen geſchickt.

Als ich nämlich vor 5½ Jahr, wie Sie aus dem Brief an Werther erſehen, ihn beſuchte um ihn zu verſichern, daß ich keineswegs ſo feindliche Dinge gegen Preußen im Schilde führe, wie das Gerücht mir zuſchrieb: damals rieth mir der Baron Werther, ich ſolle Ihnen, lieber Varnhagen, darüber einen offenherzigen Brief ſchreiben, und es würde Ihnen leicht werden eine honette Verſtändigung zwiſchen mir und der Preuß. Regierung zu vermitteln. Er ſprach ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr vortheilhaft über Sie aus und verſicherte mir, daß dergleichen Verwendung, bei dem Zutrauen, das man zu Ihnen hege, Sie keineswegs kompromittiren könne. Ich aber, lieber Varnhagen, fürchte das Gegentheil, und wie in den meiſten Dingen, beobachtete ich auch damals das Syſtem des Schweigens. — Dieſes Syſtem hat ſeine gute Seite, es ſchützte mich vor dem Kompromittiren nach unten; aber höheren Ortes ſchadete es mir und durch den Bundestagsbeſchluß gegen das junge Deutſchland kam mir viel Ungemach auf den Hals. Dieſer Beſchluß lähmte viele literariſche Unternehmungen, die ich projektirt hatte und worauf ich ſchon loszerrte. Unter manchen Beiſpielen erwähne ich nur, daß ich meinem Buchhändler das Recht, eine Geſammtausgabe meiner Werke ſpäterhin zu veranſtalten, zu einem Spottpreiſe verkaufen mußte, der nicht ¼ von der Summe betrug, die ich zu einer Zeit, wo die Schwere des Interdiktes nicht auf mir laſtete, erhalten konnte. Das iſt nur ein Beiſpiel. Sie haben keinen Begriff davon, wie vie Degout ich verſchluckte.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo ſcheint jetzt die Zeit eingetreten zu ſein, wo die alten Mißverſtändniſſe gelöſt werden können und wo mir die Preuß. Regierung nichts in den Weg legt, ein altes Projekt, das Errichten einer deutſchen Zeitung in Paris, zu exekutiren. Sollten Sie, beſter Varnhagen, etwas mehr thun wollen als die bloße Beförderung meines Briefes an Baron Werther, ſollte es Ihnen nicht unpaſſend ſein ihn in dieſer Angelegenheit auch zu ſprechen, ſo dürfen Sie ihm alle möglichen Garantieen (die ſich nämlich mit der Ehre vertragen) in meinem Namen verſprechen. Ich unterſchreibe, Sie wiſſen das längſt, Alles was mir Ihre Einſicht diktirt. Doch muß hier raſch gehandelt werden, denn, wie ich höre, betreiben Andere ein ähnliches Projekt — doch ſind die Namen dieſer Leute von der Art, daß die Preuß. Regierung ſich ſehr beſinnen wird, ehe ſie ſich mit ihnen einläßt. Denn eben von anerkannten ſervilen Organen kann eben jetzt der Preuß. Regierung mehr geſchadet als genutzt werden. — Machen Sie, daß ich bald Antwort erhalte.

Sollte der Baron Werther jede direkte oder indirekte poſitive Beantwortung meiner Anfrage ablehnen, etwa mit dem wohlfeilen Beſcheid, daß dieſe Angelegenheit nur den Miniſter des Innern anginge: ſo werde ich nicht erſt an dieſen letztern mich wenden, ſondern mein ganzes Geſuch als abgeſchlagen betrachten und mich vielleicht an die öſtreichiſche Regierung wenden, um mir den Einlaß für meine Zeitung in ihren Staaten zu geſtatten; denn ich habe keine Zeit zu langen Unterhandlungen mit dem Preuß.

Miniſter des Innern, eben weil periculum in mora, und dann, intereſſirt ſich der Baron Werther nicht für mich, ſo hege ich durchaus keine Hoffnung des Gelingens.

Und nun, leben Sie wohl. — Eine ſonderbare Bewegung fühl' ich, indem ich heute Ihnen wieder ſchreibe! O, daß ich ſo glücklich wäre Sie mal perſönlich wieder zu ſehen. —

Schriftlicher Ideenaustauſch iſt eigentlich zwiſchen uns nicht nöthig, befindet ſich doch unſer Geiſt in denſelben Gedankenſtrömungen, und früh oder ſpät treffen wir immer zuſammen im ſelben Gewäſſer.

Ihr Freund
H. Heine.

Addreſſe: Rue Cadet, Nr. 18.

50.

Heine an Varnhagen.

Paris, den 13. Februar 1838.

Liebſter Varnhagen!

Ich hatte geſtern kaum meinen Brief zur Poſt gegeben, als es mir einfiel, daß ich in Betreff der projektirten Zeitung ſelbſt, nämlich ihrem Weſen, nichts geſagt habe. Die Idee derſelben, die Idee ihrer Errichtung und ihres Gelingens, beruht darauf, daß Paris und London die Stapelplätze aller politiſchen Bewegungen ſind und deßhalb auch die Correſpondenzen aus beiden Orten in allen deutſchen Zeitungen die Hauptſache ſind; ſtatt nun, wie dieſe, nur wenige und ſogar in der Heimath fabrizirte Correſpondenzen zu geben, würde ich eine dreifache Anzahl ſolcher Mittheilungen leicht geben können und dabei im Vortheil ſein, daß ihre lokale Aechtheit keinem Zweifel unterliegt. Hierauf begründet ſich meine Hoffnung des deutſchen Abſatzes, welcher auch ohne Einlaß in Preußen und Oeſtreich geſichert iſt, aber keineswegs groß wäre. — In Betreff der Garantieen die ich der Preuß. Regierung für ihre Begünſtigung geben kann, bemerke ich noch folgendes:

Wie ich es ſeit der Juliusrevoluzion immer gethan habe, mit Ueberzeugung gethan habe, werde ich auch hinfüro dem monarchiſchen Prinzip huldigen. Dieſes wird ohne zweideutiſche Verklauſulirung, wie wir ſie bei den ſüddeutſchen Conſtituzionellen ſehen, ſtattfinden — denn wie Sie, lieber Varnhagen, wohl öfters gemerkt haben, ich bin kein Enthuſiaſt für das deutſche Ständeweſen, und nur um meine Popularität bei der liberalen Menge, die mich für einen erkauften Servilen halten würde, nicht einzubüßen, habe ich mich gegen die konſtituzionelle Affenkomödie nicht ganz von Herzen ausgeſprochen. Jedoch unlängſt, in einer Reihe Artikel, die Sie in Lewald's Theaterrevue finden, habe ich meine Antipathie in dieſer Beziehung nicht ganz verbergen können. In beſagten Artikeln werden Sie ebenfalls keine allzugroße Vergötterung der Franzoſen finden.

Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus Zeitungen, welche die preußiſche Cenſur paſſirt, entlehnen; ſollte man mir aber erlauben Privatcorreſpondenzen aus Preußen zu drucken, ſo werde ich in der Wahl der Correſpondenten nie das Mißfallen der Regierung riskiren. Die Intereſſen der altpreußiſchen Provinzen ſind mir eben ſo unbekannt wie gleichgültig, und es koſtet mir keine Ueberwindung hierüber entweder ganz zu ſchweigen oder nur die Meinungen Anderer zu referiren. Anders iſt es mit den Rheinprovinzen. Hier iſt der Vogel zu Hauſe, dieſer Boden iſt mir nicht ganz gleichgültig, und es iſt mir eben ſo ſehr Bedürfniß wie Pflicht, mich über die heimathlichen Vorgänge frei auszuſprechen. Hier muß mir das uneingeſchränkte Wort geſtattet ſein. Aber die Preuß. Regierung kann ſicher ſein, daß bei der jetzigen Lage der Dinge, in Betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf Seiten Preußens ſind, daß ich nie die Verdienſte Preußens um dieſes Baſtardland verkenne, das erſt durch Preußen für Deutſchland wiedergewonnen und zu deutſcher Art und Weiſe erhoben wird — denn Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu ſagen, daß unſre Landsleute nie Charakter beſeſſen, nie ein Volk waren, ſondern nur ein zuſammengelaufener Haufen, den jeder Rabuliſt regieren kann, deſſen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur geſteigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man ſtrenge Maßregeln entgegenſetzt — ſie ſind weder Deutſche noch Franzoſen, ſie haben nur die Fehler der erſtern, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der letzteren zu beſitzen, am allerwenigſten die franzöſiſche Menſchlichkeit — mit einem Worte, ſie ſind Belgier. Wie dieſe den Holländern gegenüber, ſo ſtehen den Preußen gegenüber meine Landsleute; ich liebe die Holländer nicht, aber ich habe Achtung für ſie, ſie haben Charakter, ſie beſitzen Volkswürde, ſie führten die Revoluzion aus, welche die Belgier nur beginnen konnten, und wie einſt ihre Republik, ſo wiſſen ſie auch jetzt ihren König zu vertheidigen.

Ich bin der Meinung, daß in der erzbiſchöflichen Sache die Preuß. Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, ſondern durchgreifende Operazionen, wodurch zwar das Uebel im Momente ſehr grell ſich äußern wird, aber für die Zukunft gehoben werden kann. Es iſt ein Glück vielmehr, daß dieſes Uebel jetzt, in der Stillzeit, wo Preußen Alles wagen darf, ſich zeigte; ſpäter, in unruhiger Zeit, iſt größere Gefahr zu befürchten und die Rheinlande konnten dadurch für Deutſchland verloren gehn. — Dr. Kolb hat einmal in der „Allgem. Zeitung" berichtet, wie beſtimmt ich mich über dieſen Verluſt gegen die deutſchen Revoluzionären im Jahr 1832 ausgeſprochen, nämlich mit den Worten „Ihr Lumpen habt nichts zu verlieren wenn die Franzoſen die Rheinlande nehmen, ich aber verliere drei Millionen Leſer."

Ich ſchreibe Ihnen heute in größter Eil, weil ich in dieſer Sache nichts vernachläſſigen will und mich ſo klar als möglich ausſprechen wollte, für den Fall, daß Sie ſich dafür intereſſiren. In dieſem Fall wäre es mir am Förderſamſten, wenn Sie mir recht bald eine direkte Antwort erwirkten. Gewährt mir die Preuß. Regierung den Einlaß für meine Zeitung in Preußen und wird mir dieſe Conzeſſion mitgetheilt, ſo ſoll das Uebrige ſehr ſchnell gehen. Ich erwarte nur eine aufweisbare Antwort für die Leute, welche mich materiell mit den Geldmitteln zu unterſtützen haben.

Leben Sie wohl und heiter.

Ihr Freund

H. Heine.

51.

Heine an Varnhagen.

Paris, den 31. März 1838.

Liebſter Varnhagen!

Ich habe Ihnen noch zu danken für Ihre liebreichen Bemühungen in Betreff meiner armen, in der Geburt erſtickten Zeitung. — —

Sie haben Recht, auch aus dieſen geſcheiterten Verhandlungen läßt ſich Nutzen ziehen — der nächſte und liebſte Nutzen iſt für mich, daß ich Veranlaſſung fand, Ihre Freundſchaft aufs neue zu erproben und mein Andenken in Ihrer Seele recht lebhaft aufzufriſchen. An der Preuß. Regierung räche ich mich — durch Schweigen. Ich hatte vor, meinem Landsmann Görres recht ordentlich den Kopf zu waſchen und ihn nebſt ſeinen Spießgeſellen in ihrer ſcheußlichſten Blöße darzuſtellen — aber ich ſchweige.

Warum Sie ſchweigen kann ich jedoch nicht begreifen — Sie, der Statthalter Goethe's auf Erden, der Sie die Fackel in Händen tragen, womit Sie die Eulenneſter zugleich beleuchten und in Aſche verwandeln können. —

Ich hoffe, daß dieſe Zeilen Sie in beſſerem Wohlſein finden. — Ich bitte Sie inſtändigſt, benutzen Sie die ſchöne Jahrszeit zu einer aufheiternden Reiſe und gehen Sie ſpäter in ein nervenſtärkendes Bad. Das dürfen Sie bei Leibe nicht unterlaſſen.

Was Rahel's Briefe an mich betrifft, ſo ſcheinen Sie nicht zu wiſſen, daß mir hiermit ein großes, unerſetzliches Unglück begegnet; es war ein Paquet von mehr als zwanzig Briefen (obgleich ich ihr nie direkt ſchrieb, ſo legte ſie doch immer Ihren Schreiben einen mehr oder minder dicken

Brief bei) und bei einem Brand, welcher in Hamburg das ganze Haus worin meine Mutter wohnte in Aſche legte, iſt auch jenes Paquet nebſt allen meinen übrigen dort zurückgelaſſenen Papieren verbrannt. — Sonderbar iſt es, daß noch nicht die Zeit gekommen iſt und gewiß auch nicht ſobald kommt, wo ich Alles unumwunden ſagen dürfte, was mir Rahel aus tiefſter Seele geſtanden hat, in bewegten Stunden.

Mein Zeitungsprojekt habe ich, wie geſagt, ſobald ich Ihren Brief erhielt, vor der Hand aufgegeben; denn bei ſo unſicherer Stellung zur Preuß. Regierung durfte ich ein Capital von 150,000 Frs., welches ein Freund zu dieſem Unternehmen hergeben wollte, nicht auf's Spiel ſetzen. Selbſt bei voraus bewilligter Erlaubniß des Eingangs in Preußen würde ich im erſten Jahre über 80,000 Frs. Schaden an der Zeitung gemacht haben, ſogar im 2. Jahr wär' ich noch nicht ganz gedeckt geweſen und erſt in den folgenden Jahren wäre Ueberſchuß, und zwar ungeheuer großer Ueberſchuß ſicher geweſen. — Der moraliſche Nutzen überwog aber auf jeden Fall den pekuniären. — Ganz habe ich jedoch das Projekt mir nicht aus dem Sinn ſchlagen können, und ich beſchäftige mich mit einer ſehr ingenioſen Umwandlung deſſelben, wovon ich Ihnen nächſtens ſchreibe.

Und nun leben Sie wohl und heiter und bleiben Sie liebevoll zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.
Nr. 18, rue Cadet.

Einlage bitte ich an Laube zu befördern, habe ſeine Adreſſe nicht.

52.

Heine an Varnhagen.

Paris, den 5. Februar 1840.

Liebſter Varnhagen!

So eben erfahre ich von dem neuen Verluſte der Sie betroffen, und obgleich betäubt und nicht wiſſend was ich ſagen ſoll, eile ich Ihnen zu ſchreiben. Lieber Himmel! Hier hört ja alle Macht des Wortes auf, und das Beſte wäre ein ſtummer Händedruck. Ich fühle ganz was Sie jetzt leiden werden, armer Freund, nachdem kaum die früheren Heimſuchungen überſtanden! Ich habe die Hingeſchiedene *) ſehr gut gekannt, ſie zeigte mir immer die liebreichſte Theilnahme, war Ihnen ſo ähnlich in der Beſonnenheit und Milde, und obgleich ich ſie nicht allzuoft ſah, ſo zählte ich ſie doch zu den Vertrauten, zu dem heimlichen Kreiſe, wo man ſich verſteht ohne zu ſprechen — Heiliger Gott, wie iſt dieſer Kreis, dieſe ſtille Gemeinde, allmählig geſchmolzen ſeit den letzten zehn Jahren! Einer nach dem andern geht heim — Unfruchtbare Thränen weinen wir ihnen nach — bis auch wir abgehn — Die Thränen, die alsdann für uns fließen, werden nicht ſo heiß ſein, denn die neue Generazion weiß weder was wir gewollt, noch was wir gelitten!

Und wie ſollten ſie uns gekannt haben? Unſer eigentliches Geheimniß haben wir nie ausgeſprochen, und werden es auch nie ausſprechen, und wir ſteigen in's Grab mit verſchloſſenen Lippen! Wir, wir verſtanden einander durch bloße Blicke, wir ſahen uns an und wußten was in uns vorging — dieſe Augenſprache wird bald verloren ſein,

---

*) Roſa Maria Aſſing.

und unſere hinterlaſſenen Schriftmähler, z. B. Rahel's Briefe, werden für die Spätgeborenen doch nur unenträthſelbare Hieroglifen ſein — das weiß ich, und daran denk ich bei jedem neuen Abgang und Heimgang. — — Ich kann Ihnen heute nichts Vernünftiges ſchreiben, lieber Varnhagen; in Kurzem, in beruhigter Stunde, werde ich Ihnen erzählen wie es mir geht. Laube und Frau iſt dieſe Tage abgereiſt; täglich ſprachen wir von Ihnen und nur Gutes. — Wenn Sie mir mal was zu ſagen haben, ſo findet mich Ihr Brief immer rue des Martyrs Nr. 23. — Wenn Sie wiſſen wer die Briefſchaften von Gans und Moſer, namentlich die des letzteren beſitzt, ſo ſchützen Sie mich doch gefälligſt vor Indiskrezionen; verlangen Sie für mich die Briefe von mir, die ſich bei Moſer finden könnten. — Leben Sie wohl und erhalten Sie Ihre Geſundheit.

Ihr Freund

H. Heine.

53.

Heine an Varnhagen.

Paris, den 3. Juli 1840.

Liebſter Varnhagen!

Der Ueberbringer dieſer Zeilen iſt Herr Carnot, ein Sohn würdig des väterlichen Namens, was viel ſagen will. Ich glaube alſo nicht vieler Worte zu bedürfen, um ihn zu empfehlen, und gar bei Ihnen, der Sie offnen Blickes und voller Theilnahme ſind für jede ſich ſelbſt empfehlende Perſönlichkeit. Herr Carnot wird Ihnen über manche Dinge die Sie intereſſiren ſehr genaue Nachricht geben können; wir kennen uns ſchon ſeit zehn Jahren, wo ich ihn im Sacré collège der Saint-Simoniſten fand; das waren brillante Zeiten, — jetzt iſt Herr Carnot nur Mitglied der Deputirtenkammer. — Ich umarme Sie.

Heinrich Heine.

54.

Heine an Varnhagen.

Hamburg, den 9. November 1843.

Mein theurer Varnhagen!

Für Ihren lieben herzlichen Brief vom 6. meinen vorläufigen Dank; beantworten aber kann ich ihn noch nicht. Nur ſoviel: wenn es nur irgend möglich iſt, will ich Sie zu ſehen ſuchen. — Ich reiſte hierher in der Abſicht nur meine Verwandten zu beſuchen, durcheilte Deutſchland ſo raſch als möglich und wollte eben ſo raſch und direkt wieder nach Paris zurückkehren, wo mir meine Frau nur auf einen Monat Urlaub gab. Deßhalb hatte ich in Bezug der reſp. deutſchen Regierungen gar keine Vorkehrungen genommen und beſitze gar keine Sicherheitsgarantien. Wozu auch Anfragen? Eine ſolche iſt bereits eine Conzeſſion, und ich werde wahrhaftig keine machen. Nicht die pr. Regierung, ſondern, ich bin der Gekränkte, der in ſeinem Privatvermögensintereſſe widerrechtlich Gekränkte — und ich ſollte eine demüthige Anfrage machen, ob ich auch ſicher ſei keine perſönliche Beleidigung zu erleiden wenn ich nach Berlin käme?

Sie rathen mir, mich an Hrn. v. Humboldt zu wenden. Er hat ſich in der That immer liebreich für mich erwieſen. Aber ehrlich geſtanden, wie viel ich auch von ſeiner Macht halte, ſo wenig halte ich von ſeinem Willen mir zu nutzen.

Er hat vielleicht auch nicht mehr die nöthige Energie, gegen allerhöchſte Präventionen ein Wort zu ſprechen.

Ich will reiflich darüber nachdenken, ob ich es wagen ſoll auf einen Tag nach Berlin zu kommen, wo ich alsdann nur Sie ſehen würde. Dieſer Gedanke führt mich auf die Idee, von hier zuvörderſt nach Leipzig zu gehen, von wo die Eiſenbahn mich entweder raſch zu Ihnen führt, oder Ihnen, wenn Sie nicht eben unpäßlich ſind, es möglich macht mit Bequemlichkeit mir eine kleine Strecke entgegen zu kommen. Gott bewahre, daß ich Ihnen eine große Fatigue zumuthen möchte!

Vierzehn Tage bleibe ich noch hier und gegen Ablauf derſelben ſchreibe ich Ihnen meine beſtimmte Reſoluzion. Bis dahin verharre ich mit ganzer Seele

Ihr Freund

H. Heine.

Meine Addreſſe iſt immer richtig wenn Sie den Brief an Salomon Heine addreſſiren oder an Hoffmann und Campe hierſelbſt.

55.

Heine an Varnhagen.

Paris, den 3. Januar 1846.

Theuerſter Varnhagen!

Es iſt dieſes der erſte Brief, den ich in dieſem neuen Jahre ſchreibe, und ich beginne ihn mit dem heiterſten Glückwunſch. Möge in dieſem Jahre leibliches und geiſtiges Wohlſein Sie beglücken! Daß Sie von körperlichen Leiden oft niedergedrückt, höre ich hier mit großer Betrübniß. Ich hätte Ihnen gern zuweilen ein tröſtendes Wort zugerufen, aber Hekuba iſt eine ſchlechte Tröſterin. Mir ging es nämlich in der jüngſten Zeit ſpottſchlecht und das Schreiben ſelbſt erinnert mich beſtändig an mein körperliches Mißgeſchick: ich kann kaum meine eigenen Schriftzüge ſehen, indem ich ein ganz geſchloſſenes und ein bereits ſich ſchließendes Auge habe, und jeder Brief mir eine Pein. Ich ergreife daher mit innigſter Freude die Gelegenheit Ihnen durch einen Freund mündlich Nachrichten von mir zukommen zu laſſen, und da dieſer Freund eingeweiht iſt in allen meinen Nöthen, kann er Ihnen umſtändlich mittheilen, wie entſetzlich mir von meinen Sippen und Magen mitgeſpielt worden und was etwa in dieſer Beziehung noch für mich zu thun wäre. Mein Freund, Herr Laſſalle, der Ihnen dieſen Brief bringt, iſt ein junger Mann von den ausgezeichnetſten Geiſtesgaben: mit der gründlichſten Gelehrſamkeit, mit dem weiteſten Wiſſen, mit dem größten Scharfſinn, der mir je vorgekommen, mit der reichſten Begabniß der Darſtellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erſtaunen ſetzen, und wenn ſeine Sympathie für mich nicht erliſcht, ſo erwarte ich von ihm den thätigſten Vorſchub. Jedenfalls war dieſe Vereinigung von Wiſſen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erſcheinung, und Sie, bei Ihrer Vielſeitigkeit im Anerkennen, werden gewiß ihr volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Herr Laſſalle iſt nun einmal ſo ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entſagung und Beſcheidenheit wiſſen will, womit wir uns mehr oder minder heuchleriſch in *unſerer Zeit* hindurchgelungert und hindurchgefaſelt. — Dieſes neue Geſchlecht will genießen und ſich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unſichtbaren, haſchten nach

Schattenküſſen und blauen Blumengerüchen, entſagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die ſo ſtolz dem Kampftode entgegengehen. Das tauſendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich ſelbſt war ſein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeſchmiſſen und den Kittel angezogen, ſie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir ſelber, noch ein Gelüſte mit den alten Traumgenoſſen herumzutummeln im Mondſchein — und ich ſchrieb den Atta Troll, den Schwanengeſang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie ſind immer mein wahlverwandteſter Waffenbruder geweſen, in Spiel und Ernſt. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienſt geleiſtet — ja, wir haben ſie zu Tage gefördert und erſchrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entſetzen ſieht, wie die junge Brut ſich in's Waſſer ſtürzt und wohlgefällig ſchwimmt!

Ich bin durch Buchhändler-Vertrag verpflichtet den Atta Troll herauszugeben; das ſoll in einigen Monaten geſchehen, mit Vorſicht, damit man mir nicht den Proceß macht und mich köpft.

Sie merken, theurer Freund, wie vague, wie ungewiß mir zu Muthe iſt. Solche ſchwachmatiſche Stimmung iſt jedoch zumeiſt in meiner Kränklichkeit begründet; ſchwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eiſernen Reif mir die Bruſt einklemmt, ſo wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schooße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen und faſt tödtlich beſchädigt; wer die Umſtände erwägt, wird hierin einen Meuchelmords-Verſuch ſehen; die ſchleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidiſch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesſtunde erreicht. Im Grunde iſt auch das eine alte Geſchichte, die ſich immer erneut.

Ja, ich bin ſehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten; eine müde Blume iſt ſie ein bischen gebeugt, aber keineswegs welk und ſie wurzelt noch feſt in der Wahrheit und Liebe.

Und nun leben Sie wohl, theurer Varnhagen; mein Freund wird Ihnen ſagen wie viel und wie unaufhörlich ich an Sie denke, was um ſo begreiflicher, da ich jetzt gar nicht leſen kann, und bei den langen Winterabenden nur von Erinnerungen mich erheitere.

Heinrich Heine.
46. Faubourg Poissonnière.

56.

Heine an Varnhagen.

Paris, den 4. May 1847.

Liebſter und verſtändigſter Freund!

Wären nicht meine Augen in ſo fatal ſchmerzlichem Zuſtande, würde ich Ihnen durch Ueberbringern, Herrn Grenier, einen langen Brief zuſchicken und Ihnen denſelben weitläuftigſt empfehlen — Empfehlung aber bedarf er wohl am wenigſten, da er ſich Ihnen, dem Kenner wahrer Bildung und gediegenen Werthes, in den erſten fünf Minuten durch ſich ſelber hinlänglich empfehlen wird. Herr

Grenier, ein langjähriger Freund, iſt einer der ausgezeichnetſten jungen Franzoſen die ich kenne, mit deutſcher Sprache tief vertraut und dürſtend nach innigſtem Begreifen des deutſchen Weſens. Seien Sie ihm dazu hülfſam. — Mögen dieſe Zeilen Sie in beſtem Wohlſein antreffen — mir geht es körperlich ſchlecht und ich trage das Unabweisbare mit Geduld. Meine Gemüthswärme iſt bis zur Flamme erhöht, während die äußerliche Lähmung mich umſchleicht.

Ihr ewiger Freund

Heinrich Heine.

Bettina von Arnim.

Aufzeichnungen von Varnhagen
zur Karakteriſtik Bettinens.

Der Hauptunterſchied zwiſchen Rahel und Bettina iſt der, daß bei großer und reicher Begabung, die beiden gemein wenngleich nicht dieſelbe war, Bettina alles aus oder wenigſtens mit Eitelkeit that, Rahel ſtets alles aus dem Herzen und aus der Vernunft, ohne alle Eitelkeit. Dies unterſcheidet auch ihre Neigungen zu Menſchen, ihre Urtheile über ſolche. Das Aechte in Bettina iſt nur der Geiſt und die Phantaſie, ihre Menſchenliebe bedarf ſchon äußerer Anläſſe und Stützen. —

Das Wort Schleiermacher's über Bettinen, ſie ſei lauter Sinnlichkeit, die ſich aber niemals konzentrire, iſt ein wahrer Schlüſſel ihres Weſens. Immerfort wird man bei ihr auf dieſen Ausſpruch zurückgeführt.

Sie liebt alles Sinnliche in Wort und Bild auf das äußerſte, und treibt die Vorſtellungen in die größte Lüſternheit, um dann plötzlich abzubrechen. Dies trieb ſie mit kühnſter Geſchicklichkeit einſt für mich bis zur Angſt, als ſie mir ihre Brautnacht zu ſchildern unternahm. Ein andresmal mit der Frau Schleiermacher, die ſie mehr und mehr auf den Gedanken brachte, der Fürſt X. habe ſie verführt, und wenn denn endlich das Bekenntniß klar folgen ſollte, kam unter Lachen eine ganz andre Wendung. —

Bei Bettinen muß man ihre Verſicherungen oft geradezu umkehren, um die Wahrheit zu treffen. Sie hat mir zwanzigmal mit Nachdruck und Bedeutung wiederholt, ſie habe Arnim nie geliebt, ihn nur aus Hochachtung geheirathet. Das Wahre iſt, ſie hat nach Arnim geſchmachtet, geſeufzt, ihn im Bunde mit ihrer Familie zur Heirath geleitet, gedrängt; er hingegen hatte früher erklärt, nicht Liebe, aber Hochachtung für ſie zu empfinden, was ſie tief kränkte. Clemens bat ihn, ſeine Hochachtung zurückzuziehen, an ſolchen Surrogaten könne man ſterben. Bettine jedoch merkte ſich das Wort, und verwandte es für ſich ſelber.

Es iſt ganz im Karakter Bettinens, das ihr unangenehme Wahre friſchweg durch Aufſtellung des geraden Gegentheils wegzuläugnen. Hat ſie es doch mir ſelbſt ſo gemacht; als ich ſie zuerſt bei Stägemann's im Jahre 1812 geſehen und ſie ſorgſam gemieden hatte, erzählte ſie Tages darauf, daß ich mich ihr aufgedrängt habe! Und ſpäter, als ſie den Fürſten von Pückler bei uns kennen gelernt und dringend zu ſich eingeladen hatte, auch ihn dann täglich bei ſich ſah, verſicherte ſie Rahel und mich, ſie komme nicht mehr zu uns, weil ſie den Fürſten bei uns finde! —

Clemens Brentano ſchrieb an Achim von Arnim aus München 1808:

„Ich denke mir immer, daß alles was ich dir mittheilen könnte, du von Bettinen viel beſſer, jünger und lieber erhalten wirſt, da ſie dir ſo vertraut iſt und ſo viel ſchreibt. Recht rührend iſt mir die Neigung, ja der innere Zwang, der in ihr iſt, ſich mit berühmten Männern vertraut zu machen. Sie iſt täglich bei Jacobi, und ihre Hände ruhen oft unbewußt freundlich beim Geſpräch in einander. — Auf der Galerie, die immer offen iſt, haben wir viel Freunde; Wallenberg hat ſich heut recht mit Bettine herumgebiſſen und einige bucklichte Mahler haben dazu applaudirt. Dieſer Kritiker iſt eigentlich ein recht guter Kerl. Morgen iſt Sitzung in der Akademie und wir werden oben in der Galerie zuſehen, Bettine hat dem Jacobi geſagt, ſie wolle ihm auf den Kopf ſpucken, und das iſt zum Unglück bekannt in der Stadt geworden, nun wird es nicht gehen.“ —

Als Achim von Arnim in Wiepersdorf plötzlich geſtorben war, kam die Nachricht frühmorgens hier an, und ich wurde ſogleich zu Bettinen gerufen. Ich eilte hin, fand ſie noch zu Bette, und Hrn. und Frau von Savigny bei ihr im Zimmer, die mich erwarteten. Bettine weinte und ſchrie dazwiſchen heftig, rang die Hände, und wußte in ihrem Schmerze ſich nicht zu laſſen. Ich ſuchte mich nach ihrem Zuſtande zu richten, tröſtete ſie nicht zudringend, ſprach mit Savigny's und ließ mir die Arbeit eines kurzen Nekrologs aufbürden, wofür Bettina ſehr dankbar war. Ich verließ ſie in heftigen Stürmen, ſie konnte ſich nicht faſſen; ich nahm den innigſten Antheil und fand ihre Leidenſchaftlichkeit gar nicht ungehörig. —

Der Nekrolog befriedigte Savigny's ungemein, und alle Freunde; die Staatszeitung brachte ihn gedruckt. —

Nach einiger Zeit ſah ich Bettinen wieder. Da verdroß es ſie mir Dank ſchuldig zu ſein, und ſie ſagte mir höhniſch, ihre Kinder hätten recht über mich gelacht, daß ich ſie im Nekrolog als hoffnungsvolle bezeichnet! Ich ließ es gut ſein. —

Noch ſpäter war ich einmal mit ihr in Geſellſchaft, und es war die Rede von einer Frau, die den Tod ihres Mannes mit maßloſem Schmerze betrauerte. Bettina mißbilligte das, und ſagte, da habe ſie ſich anders benommen, der Varnhagen hier ſei Zeuge, mit welcher Faſſung und Ruhe, mit welchem Gleichmuth ſie die Nachricht von dem Tode Achim's aufgenommen, ſie ſei geweſen wie jeden andern Tag, da, der Varnhagen könne es bezeugen! — Sie wollte es ſo geglaubt haben. Ich ſchwieg ſtill, und bezeugte nichts; die Wahrheit zu ſagen, wäre zu arg geweſen!

Die Marſchallin d'Albret war durch den Tod ihres Mannes ſo betrübt, daß ſie keine Nahrung zu ſich nahm und die dringend angebotene hartnäckig weigerte. Da ſagte Matha, der mit vielem Geiſt eine große Natürlichkeit verband, zu ihr: „Avez-vous resolu, Madame, de ne manger de votre vie? S'il est ainsi, vous avez raison; mais si vous avez à manger un jour, il vaut mieux manger tout-à-l'heure.“

Bettina von Arnim erzählte mir, nach dem Tode der Günderrode ſei ſie einen hohen Berg hinaufgelaufen, habe ſich oben umgeſehen, und ſich gefragt, ob ſie jemals wieder getröſtet und heiter ſich umſehen werde, und da ſie das habe bejahen müſſen, ſo habe ſie beſchloſſen, gleich ſelbigen Tages ſo zu ſein.

Ob ſie obiges Geſchichtchen wohl früher geleſen oder von ihrer ſehr beleſenen Großmutter Sophie von La Roche hat erzählen gehört? Daſſelbe ſteht in den Souvenirs de Félicie von Frau von Genlis.

Gneiſenau erzählte, er habe einſt Geſellſchaft gehabt, da ſei denn auch Bettine gekommen, habe ſich gleich zu ſeinen Füßen hingelegt, den Kopf zwiſchen ſeine Kniee gelehnt, und ſo geruht, halb ſchlafend, ohne wenigſtens an der Geſellſchaft irgend Antheil zu nehmen; ſie ſei liegen geblieben, während nach und nach alle Andern aufgeſtanden und weggegangen, und er habe ſich endlich mit ihr allein befunden, und ſie ordentlich aufrütteln müſſen, um nur der zuletzt ganz peinlichen Situation ein Ende zu machen. (Das Einſchlafen Bettinens in Goethe's Armen findet hier alſo eine ſpätere Variation.)

Hr. von Wildermeth, ein ſchöner Offizier, der als Major im Generalſtabe früh ſtarb, beſaß von Bettinen aus der Zeit von 1822—1824 eine große Anzahl höchſt leidenſchaftlicher Briefe, die gleichſam die wiederholende Variation der Briefe an Goethe machen. Einen dieſer Briefe habe ich ſelbſt einmal gehabt. Er enthielt eine ſehr freie Erörterung. Ich ſah das Blatt bei Bettinen liegen, fing an zu leſen, und ſie riß es dann entzwei, damit ich nicht weiter läſe, und warf mir die Stücken hin. Ich nahm dieſe, ſie waren groß genug, und leicht zuſammenzuſetzen; zuſammengeſetzt und geleſen gab ich ſie ihr darauf wieder.

Für Bettine von Arnim ſind folgende beide Züge, die mir Hr. Hofrath Dorow heute erzählte, bezeichnungsvoll:

Bettine hörte in Frankfurt am Main, Frau von Wißmann ſei dort angekommen, und war ſehr begierig, deren Bekanntſchaft zu machen, da ſie wußte, daß Arnim dieſe ſchöne Frau ehemals habe heirathen wollen. Sie nahm daher Abrede mit Hofrath Dorow, daß er ſie dort hinbringen und einführen ſollte. Beide waren ſchon unterwegs, als Bettinen einfiel, ihre Zuvorkommenheit dürfte zu tadeln ſein, und da nahm ſie folgende Wendung: ſie ſtand ſtill, und redete Dorow'n heftig an: „Sagen Sie, glauben Sie denn wirklich, daß ich einen Augenblick daran gedacht, einen ſo unſinnigen Beſuch zu machen? Trauen Sie mir denn in der That zu, daß ich ſo allen Verſtand verloren habe?“ Dorow faßte ſich, und ſagte gleich: „Wie ſollt' ich das geglaubt haben? Ich dachte nie anders, als daß Sie ſcherzten!“ Und ſo gingen ſie weiter, ohne Ziel. Endlich fragte Bettine, wo denn Frau von Wißmann wohne, ob ſie nicht bald dort wären? „Wir ſind längſt vorbei, was geht uns aber die Wohnung an, da wir nicht hingehen?“ — Ja, wir wollen doch hin! ſagte Bettine. — „Nun gut; den Weg will ich Ihnen zeigen, auch Sie dort vorſtellen, aber nun ſind Sie es, die mich dort hin führen, nicht ich Sie!“ — Und ſo gingen ſie hin, und Bettine machte die Bekanntſchaft. —

Nach einigen Jahren ſah Bettine Dorow'n bei Stägemann's, und that ganz fremd, aber freundlich gegen ihn; als er herantrat, und ſich als alten Bekannten darſtellte, ſagte ſie: „O ja, ich kenne Sie recht gut wieder, Sie ſind Herr Müller.“ — „Nein“, erwiederte Dorow, dieſe böſe Art ſogleich ſtrafend, „der bin ich nicht, aber ich bin auch im Irrthum, ich glaubte in Ihnen Mad. Schleſinger wiederzuſehen.“

19. Oktober 1837.

Bettine liebte nie ein Herz, nie einen Menſchen, ſondern glänzende Eigenſchaften, Berühmtheiten, Wirkungen, Stellungen. Sie wollte ſich in dieſem Schmucke ſehen, und ſuchte dieſe Menſchen, an denen er haftete, ſich anzueignen. Liebe freut ſich aber unſelbſtſüchtig des Andern, will nicht haben, noch glänzen. Da es ihr nicht gelang, die Beute für ſich ſo zu gewinnen und zu genießen, wie ſie es wollte, ſo entſtand aus allen ihren Neigungen Hader und Widrigkeit. Bis zur Wuth und Bosheit ging ihre dann erweckte Feindſchaft; ſelbſt gegen Goethe hat ſie ſchlimme Dinge ausgeübt. Aus ihrer eignen Erzählung weiß ich es. So gegen den Kronprinzen von Baiern, gegen Schinkel, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt. Gegen Rumohr, Ranke, Pückler hab' ich es ſelbſt erlebt und mit angeſehen. —

Göſchel kam nach dem erſten Beſuche nicht wieder zu ihr. Sie ſagte: „Das Weib in ihm fürchtet ſich vor dem Manne in mir.“

Bettine ſandte mit einem Briefe vom 1. Januar 1824 ihre Skizze eines Goethe-Denkmals an Goethe. Er ſchrieb hierüber am 3. Juli 1824 an den Staatsrath Schultz:

> „Die Skizze der Frau von Arnim iſt das wunderlichſte Ding von der Welt; man kann ihr eine Art Beifall nicht verſagen, ein gewiſſes Lächeln nicht unterlaſſen, und wenn man das kleine nette Schooßkind des alten impaſſiblen Götzen aus ſeinem Naturzuſtande mit einigen Läppchen in den ſchicklichen befördern wollte, und die ſtarre trockne Figur vielleicht mit einiger Anmuth des zierlichen Geſchöpfs ſich erfreuen ließe, ſo könnte der Einfall zu einem kleinen hübſchen Modell recht neckiſchen Anlaß geben. Doch mag es bleiben wie es iſt; auch ſo giebt es zu denken.“

Der Brief wurde erſt 1853 gedruckt, aber wenig bekannt.

Die getadelte nackte Pſyche, die in allem Betracht viele Mißbilligung erfuhr, ſollte noch insbeſondre Bettinen ſelbſt vorſtellen und ihre Züge haben, was Goethe nicht gewußt zu haben ſcheint. —

„Du haſt etwas gelernt, ſeit ich dich nicht geſehen“, — ſagte Goethe zu Bettina von Arnim, als ſie ihn im Sommer 1826 in Weimar beſuchte, — „Du haſt gelernt Menſchen zu ſchonen, denn vorher haſt Du das niemals gekonnt. Nun mach' daß wenn ich Dich nach einiger Zeit wiederum ſehe, Du abermals was gelernt haſt, ſo kann am Ende noch was draus werden.“

Bettina iſt ein Vogel; ſie iſt immer entweder gekauert, oder in Lüften.

Goethe ſagte zu mir über Rahel:

„Ihre geiſtige Lebhaftigkeit und friſche Theilnahme leidet doch nicht. Bei ſolchen großen und ſchönen Gaben iſt der Menſch immer hinlänglich verſorgt.“

Weimar, den 18. September 1827.

Ueber Bettinen ſagte er:

„Sie iſt das wunderlichſte Weſen von der Welt, unglücklich zwiſchen dem Italiäniſchen und Deutſchen hin und her ſchwebend, ohne Boden faſſen zu können; ſie habe eiſerne Beharrlichkeit in dem, was ſie einmal nach ihrer Art ergriffen habe, und dann mittendrin wieder die unſicherſten Launenblitze, von denen ſie ſelbſt nicht wiſſe, wo ſie hinfahren.“

Bettina machte im Sommer 1840 ſonderbare Spaziergänge. Sie hatte eben ihr neues Buch „Die Günderode“, den Studenten zugeeignet, und dieſe waren nun auch ihr liebſter Umgang. Sie pflegte mit dreien, unter denen, wie ſie ſelbſt ſagte, ein Prinz und ein Jud war, Abends in den Thiergarten zu gehen, und dort bis ſpät in die Nacht zu verweilen, indem ſie ihre begeiſterten Reden ausſtrömte. Einmal aber, nach Mitternacht, wurden dieſe durch das Herandringen einer Schaar junger Leute geſtört, die ſichtlich vom Trinken kamen. Die Dame mit drei jungen Herren in tiefer Nacht auf einer Bank hier angetroffen, gab den Ankömmlingen zu rohen Scherzreden Anlaß. Der junge Fürſt von * erhob ſich endlich von Bettinens Seite, um die Anzüglichkeiten zu beſchwichtigen. Ihm wurde plump und grob geantwortet. Da wollte Bettina ihren kleinen Fürſten unterſtützen, und ſagte den jungen Leuten, ſie wüßten wohl nicht, wen ſie vor ſich hätten, der Herr ſei ein Prinz! Dieſer arge Mißgriff hatte die ſchlimmſten Folgen. „Ein Prinz!“ ſchrie die Heerde mit wildem Gelächter, „da iſt ſie ja wohl eine Prinzeſſin!“ und kaum daß die pöbelhaften Witzausbrüche nicht von Thätlichkeiten begleitet wurden. Mit Mühe entgingen die Geſchimpften endlich der Gefahr und gewannen das Stadtthor. Der Fürſt war außer ſich, daß Bettine ihn ſo thöricht bloßgeſtellt hatte. Die Spaziergänge hörten auf, und Bettine, die ſelber ihre Geſchichte erzählte und zu ihrer Verwunderung überall Tadel fand, beſchleunigte ihre Abreiſe auf das Land.

Bettine ging ſpäter einmal im Thiergarten ſpazieren und widerſtand nicht der Begier eine der ſchönen Blumen abzupflücken, die hier gepflegt werden. Zufällig ſah es der Gartendirektor Lenné ſelbſt, ging auf ſie zu, und machte ihr Vorwürfe, daß ſie etwas thue, was ſo ungehörig und ſtraffällig ſei. Sie verlor aber die Faſſung nicht, erkannte den Lenné, ließ es ſich aber nicht merken, und ſagte: „Ach, was machen Sie mir da für Lärm! Es iſt recht gut, daß der Herr Lenné Sie nicht trifft, wie Sie mich da ausſchelten, der würde ſchön bös über Sie werden!“ Lenné fand das ſo artig, daß er lächelte und ſie ruhig gehen ließ. —

Juli 1854.

Ihr „Königsbuch“ mißfiel in gewiſſen Kreiſen ſehr, und beſonders war ihr Schwager Savigny — ſchon Juſtizminiſter — ungemein unzufrieden. In einer Geſellſchaft Abends bei ihm wurde Bettina wegen des Buches lebhaft angegriffen und geneckt, ſie ſagte im Trotz, es würden noch mehrere Bände folgen, für die möge man etwas Aerger ſparen, die würden deſſen noch mehr anregen. Savigny ſagte kopfſchüttelnd: „Noch mehrere Bände? Es iſt an Einem ſchon viel zu viel!“ Da ergrimmte Bettina denn doch, und ſagte vor allen Leuten: „Ich muß doch dem König vollkommen klar machen, daß er Eſel zu Miniſtern hat, das kann ich nicht in aller Kürze.“ Man ſchwieg erſchrocken, auch Savigny, der vergebens zu lächeln verſuchte, es wurde ein Grinſen daraus. Frau von Altenſtein war zugegen, und hat es mir erzählt. —

Bettina las mir ihren Brief an den Berliner Magiſtrat vor, ich ſagte: „Schade, daß Sie ihn ſchon abgeſchickt haben, es wird Ihnen Verdruß daraus entſtehen!“ Sie erwiederte mit trotzigem Lachen: „O gehen Sie! Sie wiſſen ja gar nichts!“ Und grollte mir ſichtlich.

Später fragte mich Maxe von Arnim: „Was meinen Sie, wird die Mutter ſitzen müſſen?“ — Ich antwortete: „Vielleicht!“ — „O“, rief ſie, „das wäre ja prächtig! Die Mutter hätte die größte Freude davon!“

Bettina ſagte mir zwar, dieſe Sprache hätte ſie den Kindern erſt aufgedrungen; denn ſie wären über die Verklagung erſchrocken und betrübt geweſen, allein ſie führten die Rolle wenigſtens gut durch und Bettina ſelbſt fuhr fort, die Sache mit Luſtigkeit zu behandeln.

Als es zur gerichtlichen Verhandlung kam, wurde Bettina ſchon beſorglicher, ließ einen Vertheidiger kommen, ſprach mit Empörung von dem Benehmen des Magiſtrats.

Nach der Verurtheilung verließ ſie ſogleich Berlin und appellirte. Bei mir ließ ſie ſich nicht mehr ſehen, ſie grollte mir, weil ich ihr das Ueble vorausgeſagt. Doch führte ſie noch die verwegenſten Reden, ſie wolle ſehen, aber noch einen Monat länger, denn ſie brauche ſo viell Zeit ruhiger Einſamkeit, um ein Buch fertig zu ſchreiben, u. ſ. w.

Jetzt aber höre ich, daß ſie ganz kleinlaut und gebrochen iſt, daß ſie über den Magiſtrat, über Berlin, über den König die ſchmerzvollſten Klagen ergießt. Die Kinder ſcheinen das bewirkt zu haben, beſonders Siegmund. Er fragt, ob das ſeine Mutter um Berlin verdient habe, ſie, die Verſorgerin und Fürſprecherin der Armen, die gemeinnützig Thätige in der Cholerazeit; eine Frau ihres Namens, ihrer Verbindungen, die Wittwe Achim's von Arnim, die Schwägerin Savigny's, die Mutter dieſer Töchter, die geniale Schriftſtellerin, die 62jährige Frau, die man ins Zuchthaus bringem wolle! — So macht er das Aergerniß erſt recht groß, anſtatt es zu verneinen, es nicht zu achten! Und davon iſt Bettine gebrochen, das Publikum würde ſie wenig kümmern. —

Montag, 25. Oktober 1847.

Heute beſuchte ich ſie, ſie ſchüttete ihr Leid gegen mich aus, und als ſie zum Rückweg mich etwas begleitete, ſagte ſie mir unter den Bäumen, ich ſei ihr einziger Freund, ihr einziger Troſt, der einzige Menſch, zu dem ſie Vertrauen, bei dem ſie eine Zuflucht habe. Sie gab mir die Hand und ging ſo eine kleine Weile mit mir weiter. Plötzlich zog ſie die Hand zurück, und ſagte: „Ich muß nur die Hand wieder zurücknehmen, es könnt' ein andrer Liebhaber kommen und es ſehen!“ Sie mußte die Rührung als eine Schwäche gleich wieder durch einen tüchtigen Scherz wegwiſchen! Recht Brentano'ſch. Wir lachten. —

1. Juli 1849.

Sie hatte den Bildhauer Steinhäuſer aufgefordert, in Rom nur friſch an die Ausführung der Goethe-Statue ihres beabſichtigten Denkmals zu gehen, und ihm vorgeſpiegelt, der König habe das Ganze gebilligt und übernommen. Als die Marmorſtatue fertig war, ergab ſich, daß der König von der Sache nichts wiſſe, nichts wiſſen wolle. Steinhäuſer hielt ſich alſo an Bettinen als die Beſtellerin. Dieſe war in größter Verlegenheit, die Familie in peinlichſter Sorge, Frau von Savigny ging händeringend umher, und jammerte, daß ihre Schweſter durch Unbedacht und falſche Angaben ſich und die Ihrigen in's Unglück ſtürze, zu Bettlern mache; wie es nur zu denken ſei, den Bildhauer, der 20,000 Thaler fordere, zu befriedigen! Da kam unerwartete Rettung durch den Großherzog von Weimar, der auf Betrieb des jungen Wolf von Goethe, die Statue für ſich erkaufte. — (Eigentlich die Großherzogin, die gerade in Rom war.)

Sie las den Brief der Gräfin Hahn über ihre Kloſterſtiftung, und bei den ärgſten eitlen Phraſen, dem hohlen ſalbungsvollen Geſchwätz, rief ſie plötzlich aus: „Schad, daß mein Bruder Clemens nicht mehr lebt, der heirathet' ſie auf der Stell!“ Das war prächtig!

2. Mai 1852.

Helmina von Chezy ſchrieb aus Vevay, den 7. Dezember 1851, an einen Freund: „ — Ich wundere mich, wie nun ſeit langer Zeit alles ſo ſtill von der Bettina; ſie hat doch viel Schönes, und hat manches Gute vollbracht, und ſie lügt nicht immer.“ —

Lied von Bettina.

Seelied.

Es ſchien der Mond gar helle,
Die Sterne blinkten klar,
Es ſchliefen tief die Wellen,
Das Meer ganz ſtille war.

Ein Schifflein lag vor Anker,
Ein Schiffer trat herfür,
Ach wenn doch all mein Leiden
Hier tief verſunken wär.

Mein Schifflein liegt vor Anker,
Hab keine Ladung drin,
Ich lad' ihm auf mein Leiden,
Und laß es fahren hin.

Und als er ſich entriſſen
Die Schmerzen mit Gewalt,
Da war ſein Herz zerriſſen,
Sein Leben war erkalt.

Die Leiden all ſchon ſchwimmen
Auf hohem Meere frei,
Da heben ſie an zu ſingen
Eine finſtre Melodei.

Wir haben feſtgeſeſſen
In eines Mannes Bruſt,
Wo tapfer wir geſtritten
Mit ſeines Lebens Luſt.

Nun müſſen wir hier irren
Im Schifflein hin und her;
Ein Sturm wird uns verſchlingen,
Ein Ungeheuer im Meer. —

Da mußten die Wellen erwachen
Bei dieſem trüben Sang;
Verſchlungen ſtill den Nachen,
Mit allem Leiden bang.

Dieſes Gedicht, in der Zeitung für Einſiedler vom 11. Mai 1808 Nr. 12 abgedruckt, hat Bettina, wie ſie uns erzählt, im Kaminloch verfaßt, wo ihr Bruder Clemens ſie eingeſperrt hatte, und nicht eher wieder herauslaſſen wollte, als bis ſie ein Lied gedichtet hätte.

Berlin, den 4. September 1854.

Wie herzlich Varnhagen Bettinen ergeben war, trotz des Tadels, den er oft über ſie ausſprechen mußte, möge die folgende briefliche Aeußerung von ihm vom 12. März 1837 beweiſen:

„Ich bin mit Frau von Arnim in einer Geiſtesverwandtſchaft, wie es Blutsverwandtſchaft giebt. Nämlich, bei allen ihren Untugenden, Launen, Begebungen, die ich erkenne, von denen ich zu leiden habe, kann ich ſie doch innerlich nie aufgeben, wie man eine Verwandte nicht aufgiebt, auch wenn man böſe mit ihr ſein muß. Sobald ſie will, ſobald ſie ſich wieder zu mir wendet, bin ich für ſie da, findet ſie mich wieder als den, welchen ſie verlaſſen hat; ich bin ihr gern zu allen Dienſten bereit, und helfe ihr zu allem Guten. Vertrauen that ich ihr aber von jeher nicht; dagegen hatte mich früh ihres Bruders Clemens Bekanntſchaft gewarnt, und der arme Schelm hat mir im voraus für alle Geſchwiſter gebüßt, mich aber doch auch mit in die Strafe gezogen, denn die rohe Gewaltſamkeit, zu der er mich gegen ſich gereizt, ſteigt in meiner Erinnerung oft genug unwillkommen und als ein häßlicher Flecken auf, den ich mit Widerwillen längſt bereut habe. —

Bettina iſt ein ſo urſprüngliches, ächtes, geiſtedles und reichbegabtes Menſchenkind, daß nur die finſtre Beimiſchung des Verkehrten und Verwirrten abzufallen braucht, um uns einen lichtvollen Engel ſehen zu laſſen! Und iſt das nicht bei allen Menſchen mehr oder minder ſo? — Wir wollen uns möglichſt an den beſſern Theil in uns und Andern halten! —“

Von Rahel.

Im Dezember 1810.

Ich hatte Bettinen längere Zeit nicht geſehn. Sie ſuchte mich nicht; ich würde ſie geſucht haben, wenn ich ſie allein zu finden wüßte, nicht Andre zugleich fände, die ich gern meide. Neulich aber ging ſie unter meinem Fenſter vorbei, nickt mir zu, blieb ſtehen. Ich öffnete das Fenſter, wir ſprachen gleich wieder ganz vertraut, und ernſt, und ziemlich lange; endlich aber ſagte ſie, ſie müſſe gehn, ſie wolle in die katholiſche Kirche, jetzt erſt falle ihr bei, daß ſie kein Geld mitgenommen, ich ſollte ihr aushelfen, ſie nahm ein Achtgroſchenſtück an; weil ſie aber im Geſpräch fortfuhr, und die Kirche immer mehr vergaß, lud ich ſie ein zu mir einzutreten; da wurde ſie ärgerlich, daß ſie ihre Kirche verſäumt habe, ſagte, ich ſei ſchuld, und ging nun in andrer Richtung ab. Nach ein paar Schritten wandte ſie ſich wieder um, nickte, lachte, und grüßte wiederholt mit der Hand. So verſchwand ſie mir nach und nach aus den Augen, in aller ihrer Launenhaftigkeit und Schroffheit eine reizende Erſcheinung, ein eigenthümliches, anmuthiges Menſchenkind! Haſt Du aber einen Begriff davon, ich habe ihn nicht, daß nach dieſen Vorgängen, nach dieſem Benehmen, wobei ich nichts verſchwiegen und nichts zugeſetzt habe — Du wenigſtens kennſt meine unbeſtechliche Treue im Referiren — dieſe ſelbe Perſon, von der es mir als liebenswürdig auffiel, daß ſie mir von freien Stücken ſo unbefangen nahe getreten, daß dieſe Bettine nach kurzer Zeit gegen Madame Schleiermacher, als auf mich die Rede kam, gleichſam ablehnend geäußert hat, ich hätte mich ihr ſo aufgedrungen!! Woher in aller Welt, woher, um Gotteswillen, nimmt ſie auch nur den Leichtſinn zu ſolcher Mißhandlung von Begebenheiten, die, wenn auch noch ſo klein und gering, ihr höchſtens vergeſſenswerth dünken dürfen, in denen aber, wenn man ihnen ſo ihr Wahrheitsherz ausbricht, immer ein Lebendiges vernichtet wird!? Wie das in ihr vorgeht, wie es in ihr zuſammenhängt, möchte ich gar zu gern wiſſen, und daß ich ihr das nicht abfragen kann, iſt mir jetzt ganz beſonders leid, da ich bei dieſer Wendung ſchwerlich darauf rechnen darf, ſie noch zu ſehen und zu ſprechen. Mir ſagte Harſcher, dem ich's erzählte, als Erklärung: „Oft grade das Werthvollſte und Liebſte ſuchen wir in uns zu verneinen, abzuſtoßen, zu gefährden, hart und ſchnöde zu behandeln, und was den Verſuch nicht beſteht, laſſen wir dann um ſo leichter fahren; was ihn aber beſteht, halten wir um ſo feſter." Ich verſtehe das nicht; in mir hab' ich nie den geringſten Trieb dieſer Art gefühlt, ich habe nie das Gelüſt, noch Bedürfniß, auf ſolche Art meines Beſitzes erſt gewiß und froh zu werden.

1.

Bettina von Arnim an Rahel.

20. Februar 1827.

So eben leſe ich die Rezenſion des Blücher. Wahrhaftig! wenn die gewöhnlichen ſchwachen Geiſter ſo tief fühlten und erkennten, was hier ſo richtig und tief von einem ungewöhnlich ſtarken Geiſt bezeichnet iſt, ſo würde Herr von Varnhagen eine ſchönere Luſt athmen, indeſſen iſt es ein ſchöner Genuß, daß grade das eigne Werk die Veranlaſſung wird, die Bedeutſamkeit eines edlen Geiſtes beſſer zu erkennen, wie ich denn nicht zweifle, daß Herr von V. dieſe in Arnim's Rezenſion tiefer empfunden habe.

Mein Billet aber will die zwei folgenden Bände der Mad. d'Épinay, die mich ſehr leſebegierig machen, und bekennt aus wahrer Achtung für ſeinen Leſer, daß diesmal das Uebrige nur beiläufig iſt. — Aber hier ſchiebe ich meine Angelegenheit bei Seite und betheure Ihnen, daß ich von Herzen will, daß Sie mir wohlwollen.

Bettine von Arnim.

2.

Bettine an Pückler.

Berlin, den 5. Juni 1837.

Ich bin krank! — Dies enthält kurz und deutlich di Antwort — auf Ihr freundliches, menschenfreundliche und freundschaftliches Anerbieten; da ich aber weiß, da ſich ein ſolcher Zuſammenfluß von gütigen Neigungen nich leicht beſchwichtigen läßt, und leicht in Beſorgniß über ſtrömen könnte, ſo melde ich: daß das Lokale meiner Krankheit mich nicht ſtört, und daß ich ſelbſt in der Belle-Etag throne, ganz geſund und unangefochten von ihr; indeſſe kann ich die Bedürfniſſe des Schlafs und der Mattigkei kaum befriedigen, und bin daher weder geeignet zu Geſellſchaft noch zum Fahren; ſondern ſehne mich nur nach den Untergang der Sonne.

Bettine.

N. war bei mir vor wenig Tagen wie ich noch geſun war, und war artig in ſeiner gränzenloſen Unart, wo e ſpringt wie ein Hänsper (dies iſt ein preußiſches Thier, welches ich nur dem Namen nach kenne) und ſtatt zu ſprechen jöelt er (dies iſt ein Ton, welchen ein Thier von ſich giebt, welches ich auch nicht kenne); dabei iſt er einheimiſch bei mir, ſo daß er mir gar keine Geſellſchaft iſt, ſondern mehr ein Haushammel, und da er aber noch iſt wie ein Engel in verſchiedenen andern Eigenſchaften, ſo entſpricht er Schiller's Anſicht: „Was iſt der Menſch? halb Thier, halb Engel“, und iſt ein Schillerjaner.

B.

3.

Bettina an Rahel.

Berlin, den 7. Juli 1827.

Je mehr ich daran denke, daß ich Sie geſtern auf der Treppe abgewieſen habe, je weniger kann ich mich mit mir ſelbſt darüber verſöhnen; Sie haben mich immer mit Zuvorkommenheit und Güte überhäuft, und ich kann mich nur inſofern über Sie beklagen, daß Sie mich von jeher überſchätzt haben, und alſo meine Albernheiten um ſo mehr markiren; ſtatt nun auf Ihre Güte, davon ich mich unwürdig erkläre, zu verzichten, bitte ich um eine neue Gefälligkeit, nämlich um die letzten ſechs oder ſieben oder acht Blätter Ihrer Litteraturzeitung, ich ſoll eine kleine Notiz herausnehmen für Arnim. Vielleicht iſt Herr von Varnhagen ſelbſt ſo gütig ſie mir im Vorbeigehen zu bringen, ich möchte ihn auch gern über etwas fragen und bin doch nicht geeignet auszugehen. Heute den ganzen Vormittag bis 1 Uhr, wo ich mit meinen Kindern muß müde taſten, bin ich zu Hauſe.

Bettine.

---

7. 8. Juli 1827

(Bettine von Arnim hatte eine plumpe Unart und ſchlechte Liſt gegen Rahel ausgeübt, aber am nächſten Tage durch einige Zeilen ihr Unrecht eingeſtanden und zu ſühnen geſucht. Ranke, von der Sache berührt, wollte doch Bettinen, die ihn damals ganz berückt hatte, entſchuldigen, und das häßliche Benehmen als ein natürliches Launenſpiel darſtellen; zu dieſem Zwecke ließ er ſich ſogar in Verſen aus, und ſtatt der Gekränkten, nahm er ſich der Kränkenden an. Rahel, gleich wieder in guter Stimmung, und doch den Ernſt der Sache feſthaltend, antwortete ebenſo. Dies iſt der Anlaß und Sinn der folgenden Blätter.)

4.

Ranke an Rahel.

Eine. Das hätteſt du nie in mir geſucht,
Du klagſt, du zürnſt, ich ſcheine dir verrucht.

Die Andere. Könnt' ich's nur ſelbſt zuſammenreimen.
Erſt geſtern in traulicher Abendſtille
Genoß ich des Geſpräches volle Luſt,
Du warfſt in Thränen dich an meine Bruſt;
Dann, wie der Falke, flogſt du auf.
Welcher Gedanken göttlicher Lauf,
Welch eine Natur ungebändigte Fülle!
Und heute, wie kann Liſt nur in dir keimen?

Ein Dritter. Du ſagſt „Natur“, und „Fülle“, und
„unbändig“;
Weißt du, daß was uns freut, ihm ſelbſt zum Leide,
Von innen aus iſt gut und bös lebendig;
Beſchränkſt du eines, ſo beſchränkſt du beide.
Natur hat nicht Moral. O laſſ' es ſein,
Iſt nur das Gute viel, das Böſe klein.

Siehſt du der Lebenden ſilberne Strahlen
Sich im Sonnenglanz verführeriſch mahlen?
Doch, werden wir nah uns daneben ſetzen,
Sie werden uns nicht wenig benetzen.

Ich freilich trete doch heran,
Hab' einmal meine Freude dran.

Am 7. Juli 1827, welches war der Tag, der auf den 6. Juli folgte. —

5.

Rahel an Ranke.

Am 8. Juli 1827.

Wahrlich, Sie ſind ein treuer Freund! und geehrt von denen, die dies einſehen. Ich kann, wie Hamlet, meine Liebe nicht an den Fingern herzählen. Wir können beide keine Verſe machen. Ich habe Ihre nachgeäfft.

Die Andre. Freilich! Was „verrucht“
Wird nicht geſucht.
Wohl! kann ich es „zuſammenreimen“,
Doch kann kein guter Sinn in dieſen Reimen keimen!
„Der Gedanken göttlichen Lauf“ ſoll die Herrlichſte bezwingen;
Sonſt bleiben ſie nur Ungefähr, ſpielartiges Gelingen;
Und „ungebändigt ſein“ iſt Gegentheil von „Fülle“.
Dies ſcheint nur Fülle: iſt ohne Maß, es fehlt der hohe Wille!
Da eben kann die „Liſt, wie Unkraut, keimen“.

„Natur hat nicht Moral!“
In uns hegt aber Urgeiſts Strahl;
Und der beſteht in Richten, Wählen,
Dies ſind nicht Werke der Natur,

Das können Menſchen nur;
Und ſollen richten, wählen:
Dann werden ſie nicht ſich, nicht Andre quälen.
Iſt „Böſes“ noch ſo „klein“,
So iſt das Gute nicht mehr rein,
Und iſt's nicht rein,
Kann's gar nicht ſein.

Freu du dich, Dritter, naſſer „Sonnenſtrahlen!“
Hab' Einmal deine Freude dran.
Ich hielt ſie nur für Himmelsboten,
Für Schweſtern holden Schlafs, „zu löſen der Gedanken ſchwere Knoten“.

Sie, Shakeſpeare, Goethe, ſind die Sproſſen, an denen ich den Parnaſſus erklimmen will.

F. B.

6.

Bettina an Rahel.

Sommer 1827.

Ich weiß Ihnen tauſendfältig Dank für Ihre Theilnahme, ich weiß, daß Sie einen Scharfblick haben, daß ich Ihrer Empfehlung unbedingtes Zutrauen habe, auch hat mir Mad. Reich ſehr gefallen, und wenn das Schickſal nicht ſchon vorher es anders beſtimmt hätte, ſo hätte ich ſie gewiß zu mir genommen; die Hinderniſſe dabei ſind, daß ich vorzüglich in dieſen zwei Monaten, wo Mad. Reich noch gebunden iſt, jemand haben muß, den ich auch in der Perſon, mit der ich ſchon früher in Unterhandlungen war, gefunden und heute Vormittag 10 Uhr feſt gemacht habe. Dieſe hat neun Jahr bei ſieben Kindern, wo die Frau im Wochenbett geſtorben, als Mutter vorgeſtanden, iſt mir längſt bekannt, weil ich die Familie Staatsrath Nicolovius kenne, es kam mir daher als ein Wink von Gott, da ſich dieſe unvermuthet bei mir meldete; ſagen Sie der guten Reich mein Bedauern, und für ſich nehmen Sie meinen beſten Dank. Was nun die Geſchichte mit dem Bade betrifft, ſo bin ich Ihrem aufrichtigen Antheil eine kleine Relation ſchuldig. Wenn ich Ihnen die Kette von Widerwärtigkeiten, die mich in der Zeit, wo ein jeder für ſeine Geſundheit doppelt dergleichen zu vermeiden wünſcht, vorlegen ſollte, ſo würden Sie ſehen, daß jeder Tag ein paar Ringe dazu liefert, und ſchon dies Unglaublichſte würde Ihnen alles Andere und Einzelne glaubwürdig machen, und mir zum wenigſten den Vortheil ſchaffen, daß ich nicht ſo leicht erdichte wie es ſcheint. Die Brandwunde meiner Max bedarf meiner fortwährenden Aufſicht und ganzen Kraft, ausgehen thue ich ſchon deswegen nicht, weil wie Sie ſehen der Himmel es verbietet, aber auch liege ich ſo lang und immerwährend zu Bett, weil Nachtwachen mir's am Tag zum Bedürfniß machen, und ich am Tag beſſer ſchlafe; ich weiß nicht ob Sie erfahren haben, daß die einzige Perſon, die mich bediente, ſehr krank war, und einen Hautausſchlag hatte, den wir für Scharlachfieber hielten, ſich endlich mit dem kalten Fieber endigte, und daß ſie erſt ſeit vier Tagen wieder ihrer Arbeit vorſtehen kann; alles dies und noch vieles andere hat meine Geduld und Geſundheit auf ſtarke Proben geſetzt, ſie haben ſich ſo ziemlich bewährt; ich kann daher zufrieden ſein. Wenn Sie morgen früh Ihre hübſche Köchin ſchicken wollen, ſo können Sie mir die Freude machen, mir wieder für recht gute Butter zu danken.

Bettine.

7.

Bettina an Rahel.

1827.

Ich bin Ihrer Meinung, es wird mir eine große Gefälligkeit erzeigt, wenn ich Dlle. Hartenſtein morgen länger ſehen kann, und ihr zugleich meine Art, die Kinder zu behandlen, bekannt machen kann. Gott gebe, daß ihr Weſen und ihre Geſinnung Ihrer Güte und Ihrem Geiſt entſpreche, dann bin ich geborgen. Mit dankerfülltem Herzen werde ich mich morgen einſtellen.

Bettine.

8.

Bettina an Rahel.

Den 6. Juni 1830.

Friedmund und Kühnemund das kalte Fieber, die kleine Giſel ein ſehr ſtarkes Katarrhalfieber, und die arme Mutter, müde und lahm, muß ſie den ganzen Tag tragen: wie ſehr mir eine Erholung noth thäte, iſt einzuſehen, aber nicht abzuſehen wie ich von Ihrer Güte Gebrauch machen ſoll; zum Mittageſſen kann ich mich ſchon gar nicht einfinden, und ſollte ich um 4 Uhr nicht bei Ihnen ſein, ſo fahren Sie in Gottes Namen und gedenken meiner in Gutem.

Bettine.

9.

Varnhagen an Bettina.

(Mit der Novelle, „die Sterner und die Pſitticher“.)

Berlin, den 23. November 1830.

Ein beſcheidnes Büchlein, gleichſam eine litterariſche Viſitenkarte, und eigentlich nur in der Abſicht neu hervorgegangen, um als ſolche gelegene Erinnerungsgabe zu dienen, wünſcht bei Ihnen, gnädige Frau, zuerſt ſeine Beſtimmung zu erfüllen. Nehmen Sie daſſelbe gütig hin, und wenn Sie es zu den Veilchen werfen, ſo braucht es den Platz am Spiegel gewiß nicht zu beneiden!

Mit gerechteſter Verehrung und willigſter Ergebenheit

Ihr

gehorſamſter

K. A. Varnhagen von Enſe.

10.

Bettina an Varnhagen.

So ſchön geordnete Scherbenparterre von Buchſtaben, ſo zierliche buxbaumne Wortſchnirkel, ſo trefflich gefüllte Gedankenblumen, ſo witzig gemiſchter galanter Höflichkeitsduft: wie wär' es möglich einem Nichtholländer, einen ſolchen vollendeten Zeilengarten vom 23ten November 1830 würdig zu erwiedern.

Ich armes Käuzlein kleine eröffne dies Büchlein. Schöne Mädchen, Heldenjünglinge, geprüfte und gekrönte Liebe jagen mich zurück aus der bewegten Welt in meinen

Lehnſeſſel, wo nichts paſſirt, wo mir keine Ehre angethan wird, als die, welche ich mit Dank erkenne, daß der Richter ſittlicher Autorenwürde mich nicht überſieht, wenn er ſeine litterariſchen Viſitenkarten abgiebt.

Bettine von Arnim.

11.

Bettina an Rahel.

Berlin, Mittwoch den 10. Auguſt 1831.

Ich habe mich geſtern bei dem unvermutheten Zuſammentreffen mit Ihnen alles Guten erinnert, was mir durch Sie zu Theil geworden. Außer allem Wohlwollen, aller Anerkenntniß, die ich Ihrer ſelbſtverläugnenden Großmuth zu danken habe, hat mich auch Ihre geiſtige Nähe immer zu tieferem Eingehen in die noch unmündigen Anlagen und Beſtimmungen meines Weſens gereizt, und ſo habe ich Genuß und Vortheil durch Sie gehabt, der mir nicht leicht zu erſetzen iſt. Eben ſo muß ich von Herrn von Varnhagen bekennen, daß er mir unausgeſetzt ein freundliches, durch keine Laune geſtörtes Intereſſe bewieſen hat, was ſchon dadurch meine Achtung in Anſpruch nimmt, daß ich es nie ſo rein und frei von jeder andern Bewegung, außer der Güte in ihm, erfahren habe. Was konnte alſo wohl dieſes plötzliche Auseinanderreißen unſers Verkehrs veranlaſſen? — Ich bin mir keines böſen Willens bewußt, im Gegentheil des beſten. Meine Zeit, die mir durch den Tod von Arnim geheiligt iſt, und die ich auf keine Weiſe mehr in disharmoniſcher Stimmung mit dem Bedarf meines

Herzens verbringen mag, war in Ihrer alles ſo tief auffaſſenden Seele geborgen, es war mir wohl im Geſpräch mit Ihnen, und es war nichts was auch noch ſo Unerwartetes in mir vorging, was ich mich geſcheut haben würde Ihnen mitzutheilen, eben ſo auch Herrn von Varnhagen. Der einzige unſchuldige Weg zu Ihnen führte mich aus alle dem Reichthum, den ein geiſtiges lügenfreies Verhältniß erzeugt, heraus, und wenn ich auch heute denſelben Weg wieder auf's neue machen wollte, er würde mich nicht wieder zu Ihnen führen, ſondern eine Karikatur von Laune würde an der Stelle meiner ernſten, Weisheit ſuchenden Liebe auftreten; was könnte die zuwege bringen? Gewiß nicht den Halt, den wir früher in ungeſtörtem unbethörtem Umgang hatten. Sie würden an meiner Gegenwart keine Genüge haben, und ich würde mich ſchämen müſſen, daß aller Geiſt, der nur durch Wahrheit den Menſchen erfüllt, mir entzogen wäre in Ihrer Nähe. Hier auf dieſem Blatte aber bin ich nicht unwahr, ich empfinde die Wärme Ihres Herzens, und alles Schöne, was Sie vor Andern Gott zu danken haben, Sie regen mich zu einer eben ſo unumwundenen unſchuldigen Mittheilung auf wie ſonſt, darum erzähle ich Ihnen, daß mir noch nie ſo wohl war wie jetzt, und zwar durch das heimathliche Daſein in Schleiermacher's Familie, ſeine Gegenwart zuvörderſt macht mich frei von allem Eigendünkel, ja von allen Prätenſionen für und an meinen Geiſt, von allem Appelliren an mein eignes Urtheil; dann aber ſchenkt mir ſein Wort jede Erleuchtung, jede Nahrung, die meiner Seele zukömmt, noch nie hat ſein Mund etwas ausgeſprochen, was nicht als tiefſte Wahrheit mich durchforſcht, oder als Segen mich genährt hätte, endlich elektriſirt mich ſeine perſönliche Nähe zu einer freudigen Regſamkeit aller meiner Kräfte, und ich bin glücklich, ſelbſt auch in dem Schmerzlichen, was Gott über mich verhängt hat; ich fühle mich ſo wohl, weil ich mich ſo entfernter fühle von aller Verkehrtheit; ich fühle mich ſo ſorgenfrei, weil ich die Natur eines Kindes oder eines Sperlings habe, die eine höhere Macht für ſich ſorgen laſſen. Dieſe höhere Macht tritt mir eben in Schleiermacher's Geiſt ſo nah, daß ich den Genius, der mich lenkt, für mich denkt, jeder Verſchuldung zuvorzukommen ſucht, jede Eigenheit meiner Natur zur Wahrheit führt, in ihm nicht verkennen kann; — ſeine Angehörigen ſind mir lieb, alle haben das Zutrauen zu mir wie die Blumen die aus Einer Wurzel mit mir ſprießen, jeder hat Geiſt der Mittheilung und die wird mir nicht verſagt; Sie ſelbſt wiſſen, daß der göttliche Geiſt ſich in jedem Gräschen, im Duft, in den leiſeſten Bewegungen der Natur regt, daß alſo junge unbefangene, von Schleiermacher's Liebe erzogne Herzen mir eben ſo wohlthuend ſind wie die Frühlingsluft, und daß Frühlingsluft auch im Geiſt ſo wohlthuend iſt wie in der Natur; wer kann das läugnen. Nun läßt mich auch noch die Frau in ihrer Großmuth walten und ſchalten wie ich will, und was ich mir nehme, das ſchenkt ſie mir, und aller gute Wille liegt in allen, und nirgendwo könnte ich anſtoßen, weil ihre Liebe mir kein Geſetz entgegenſtellt. Dies alles ſage ich Ihnen, weil Sie herausfühlen, wie ich hierdurch in einen neuen Boden verſetzt bin, der mir nach der gewaltigen, zerreißenden Epoche, wo meine innerſte Natur in Streit war mit allem Unabwendbaren, ſo weſentlich iſt. Ich wollte Sie heute beſuchen; mein Wort nicht zu brechen, hab' ich es ſchriftlich gethan, und hab' Ihnen alles erzählt was mir wie das Herz auf der Zunge lag. Darum ſein Sie mir auch eben ſo gut, als wenn ich perſönlich gekommen wär.

Bettine.

Dieſen Brief hatte ich ſchon an Sie geſchrieben, liebe Frau von Varnhagen, das erkennen Sie an ſeiner Länge; heute hab' ich nun das Meinige gethan, und auch manches erfahren, was mich unfähig machen würde menſchliche Geſellſchaft zu genießen. Was die Zeit mit ſich bringt, wird gewiß meine Empfindung von Ihnen beſtätigen. Wie leid thut mir's, daß Sie ſich freuen, und daß ich nicht komme!

12.

Bettina an Rahel.

Berlin, den 7. Januar 1832.

Beſte Frau!

Hier ſchicke ich ein Ding, das ſich vor Gott rechtfertigen dürfte, wenn es ſeiner Beſtimmung nicht entſpräche, und ſagen könnte: Warum haſt du mich nützlos gemacht und obendrein dahin geſtellt, wo ich nicht geachtet bin als brauchbar, nämlich auf den ſchmutzigen Oeltiſch der unordentlichſten Frau? — Gott macht aber nichts, was er ſchenkt, daß man es zurückweiſen dürfte, die Blumen des Feldes ſind einfach, die Nelken, die der Gärtner zieht, ſind doppelt; und wenn er ſie uns ſchenkt, ſo müſſen wir uns bedanken, Gottes Geſchenke haben das Kennzeichen, daß ſie keines Danks bedürfen, denn er giebt um ſeiner ſelbſt willen, und darum iſt er einfach im Mannigfaltigen. — So eben: der ſich zwiſchen Meſſias und Antichriſt durchdrängen würde, friſch gebadete Pückler klemmte ſich, indem man mir die Haare kämmte, zwiſchen der zugehaltenen Thür durch, allwo er auf dem disloquirten, dekombrirten, mit Einem Worte wacklichten Sopha Platz nahm, ich hielt ihn für den Frevler, der das Heiligthum meiner Einſamkeit mit dieſem verfluchten Luxusartikel geſprengt und nun durch die Breſche kühn ſich nachzuſchwingen beliebe; um dieſes zu unterſuchen, ging ich den ebnen Weg und wies ihn an, das in grau Löſchpapier Eingehüllte zu unterſuchen; er aber, der ſich frei von dieſer Indiskretion ſprechen wollte, ſchob ſie auf Sie, verrieth ſich aber doch, denn der Teufel, der gern neckt, hatte ſich in ein ordinaires ſogenanntes Küchen-Tintenfaß geſteckt und ſich ſo ihm in die Hände geſpielt, er glaubte ich meine dieſes und ſchrie überlaut: dieſes habe er nicht geſchickt; aber dieſes, ſagte ich, und enthüllte ihm den ſilbernen Sündenſtock eines verkehrten Geſchmacks, der nicht verſteht ſich ſelbſt zu geben in der einfachen Blume des Feldes wie Gott, ſondern wie der eitle Gärtner, der die doppelte Nelke als ein würdigeres Geſchenk achtet, weil ſie ſich nicht finden läßt wie jene; nämlich von ſelbſt, ſondern ſich muß geben laſſen.

Das gläſerne Küchen-Tintenfaß hätte ſich von ſelbſt verſtanden: „Schreib und meine es gut mit mir"; das ſilberne: „Je suis affable, soyez aimable." — Er blieb jedoch, nachdem er in geſchwindeſter Eile die gegebenen Blößen mit dem faltenreichen Mantel ſeines Witzes zu bedecken ſuchte, dabei, er wiſſe gewiß, das Tintenfaß komme von Ihrer Hand, ich möge es an Sie zurückſchicken. Nehmen Sie es nun, haben Sie es geſchickt oder nicht, und ſchicken Sie es auf Reiſen, kommt es in einen fremden Welttheil, ſo wird er vielleicht durch ſeine Vermittlung verrathen, und wir haben denn mehr Platz und hocken nicht ſo dicht auf einander, und können dann einander beweiſen, daß wir einander ſuchen und nicht einander finden, weil wir mit der Naſe auf einander ſtoßen, wie der zerſtreute Fürſt Pückler wahrſcheinlich mit mir thut. Der größte Beweis, daß wir einander etwas zu ſein glauben dürfen, iſt daß ſich dies nicht ohne einander ſchreiben ließ.

Indem ich Sie bitte, mit Fügung auf ſich zu nehmen, was über Sie verhängt iſt, unterſchreibe ich mich als Ihre große Selbſtverläugnung anerkennend die Ihrige

Bettine.

(Frau von Arnim hatte bei Rahel zum Fürſten von Pückler geſagt, ſie könne ihm nicht ſchreiben, denn ſie habe kein Tintenfaß; worauf er erwiederte, er werde ihr eines ſchicken. Nach einigen Tagen wurde bei Frau von Arnim ein ſilbernes Gefäß abgegeben, das ſie für das vom Fürſten verheißene Tintenfaß hielt, und, weil es ſilbern war, nicht annehmen wollte. Sie ſandte es an Rahel, und die ſollte es dem Fürſten wieder zuſtellen; allein dieſer ſchwor, er wiſſe von der Sendung nichts, und ſo ſchickte Rahel das Gefäß wieder an Frau von Arnim, die ſehr verdrießlich über das aufgedrungene Geſchenk war. Bald aber klärte ſich der Irrthum auf, es war gar kein Tintenfaß, ſondern ein Feuerzeug, das in einem Nachbarhauſe abgegeben werden ſollte, und aus Verſehen an Bettine gelangt war, der Eigenthümer ließ es wieder abholen. Der Fürſt war nun ganz gerechtfertigt, einen ſo ſchlechten Geſchmack im Schenken gar nicht gehabt zu haben. Das Tintenfaß, welches er nachher wirklich ſandte, war ein ſtrahlendes Zeugniß ſeines ſinnreichen Taktes, angemeſſen, prägnant, einfach, und brachte nur durch zufällige Umſtände wiederum einen Eindruck hervor, den er nicht hatte berechnen können. Er hatte als Verſtorbener einen Gyps-Todtenkopf gewählt, der ein geräumiges Glas in ſich trug, und mit Federn ritterlich geziert war. Bettine aber brach bei dem Anblick in Schreck und Thränen aus, ſie ſagte mir, es hätte ihr gedünkt, der todte Arnim blicke ſie aus dem Kopfe an, und ich mußte dies Sinnbild eiligſt wegthun und für mich behalten! —)

13.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 18. Januar 1832.

Ich war unartig gegen den Fürſten Pückler und zwar in Ihrer Gegenwart, ich wollte es wieder gut machen, darum hab ich ſo raſch die Durchzeichnung gemacht, und ſie durch Ihre Hände in die ſeinigen kommen laſſen.

Wenn es ihm einfallen ſollte, die Zeichnungen einrahmen zu laſſen, ſo dürfen ſie nicht aufgeklebt ſondern nur aufgelegt werden; ich habe meiner Lebtag erfahren daß die Leute mir zuwider wurden, die mir etwas ſchenkten, und daß ich die liebgewann, denen ich etwas geſtohlen, darum wehre ich mich gegen ſein Tintenfaß. — Ihnen kann ich nur ſagen, daß ich geſtern als wirklicher Geheimſekretair bei des Herrn Generallieutnant von Helvig, Exzellenz, in Function getreten bin und alſo keinen Spaß mehr vertragen kann.

Damit Sie aber nicht ſagen, Sie haben etwas umſonſt für mich gethan, ſo nehmen Sie beikommende kleine Münze, die ich zufällig in meinem Papierſchnitzelkaſten fand, als Trinkgeld an.

Bettine von Arnim.

Nichts iſt liebenswürdig, als nur die himmliſche Weisheit, aber die iſt unerreichbar, ſo nah ſie liegt; und was der Liebe Werth iſt, das iſt das Himmliſche, die Liebe ſelbſt iſt himmliſche Weisheit, wer darf ſagen, daß er Liebe habe, oder der Liebe werth ſei. Sie küſſen ſich; iſt das aus Liebe? — iſt das himmliſche Weisheit? Der Wind gaukelt die Blüthen zuſammen, ſie verſchütten ihre Geheimniſſe einander in die Kelche; iſt das der Kuß der himmliſchen Weisheit?

14.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 19. Januar 1832.

Vignette.

Es waren drei, die ſtritten um den Preis der Weisheit wie jene Göttinnen um den Preis der Schönheit warben. Da der jüngſte, ein unerfahrner blondlockiger blauaugiger Varnhagen, die Donnerſchlagenden, Blitzezuckenden, Windebrauſenden, Wolkenjagenden, Staubwirbelnden Argumente der beiden hohen Schüler vernahm, zagte ſein Herz und ſeine verſagende Stimme brachte nur ein ſchüchternes A, ein weinendes B, den Weg einſchlagendes C, endlich ſich zurechtfindend im raſchen Enthuſiasmus ſich ſteigernd bis zum freudigen erlöſenden Z in jubelndem Lauf ohne nur einmal zu ſtocken ans Ziel anlangend; reichte die Weisheit ohne Bedenken dem kaum ſich ſelbſt faſſenden, den unerwarteten Preis, denn er war ein Apfel. Du haſt eine dem Preis angemeſſne Auslegung gemacht, die Abc-Schützen werden mit dem Apfel belohnt, und daher haſt Du den Preis vor den andern verdient, weil Du weiſe Deinem Genius vertraut, alſo daß kein Hinderniß des Beſſerwiſſenwollens in Dir war, der Weisheit zu widerſtehen; — da wurden die beiden Gelehrten ganz dumm, und konnten aus ihrer eingebildeten Weisheit heraus das Urtheil der Weisheit nicht begreifen; der Ungelehrte aber, der Unſchuldige, der himmliſchen Natur vertrauende Abc-Schütze wurde klug und erkannte daß ihm die Weisheit den rechten Preis im Apfel verliehen hatte; und war ſelig im Genuß des Apfels.

An Frau von Varnhagen.

Sind Sie vielleicht heute Abend allein, ſo komme ich wohl auf eine halbe Stunde gegen 8 Uhr.

Bettine.

15.

Bettina an Goethe.

Berlin, den 8. März 1832.

(Feder-Vignette von Rumohr.)

Alte Zeiten kehren wieder, du ſiehſt's an der Vignette, ſie iſt auch von Rumohr's Hand an meinem Schreibtiſch gemacht, wie die vor zwanzig Jahren, unter die ich die Ergießungen eines von den erſten Strahlen der Maiſonne eröffneten Herzens ſchrieb.

Wahrlich heute wie damals ſauge ich noch aus dir alle Energie des Lebens, wie damals, mäßigt, kräftigt der Geſang deiner Lieder meine geiſtigen Regungen, beſonders bei meinen unmündigen Verſuchen in der Kunſt, wenn ich ſie nach der Natur zu kopiren ſtrebe, und mir das ewige Spiel, das ununterbrochene Well' auf Welle hinwallen des Lebensſtromes die Sinne verwirrt. Dann geh ich zum Koncentriren meiner Gedanken an's Klavier, und komponire irgend eins deiner Lieder, deſſen Rhythmus dem meiner Empfindung entſpricht; und wenn ich durch die langen endloſen Straßen Berlins gehe, dann ſinge ich ſie bei dem Geraſſel der Wagen, und ſchreite ſomit im leichteren Takt dahin auch durch das geiſtige Leben, wie der gewöhnliche Haufe der Menſchen; und ſomit führen mich die geiſtigen duftenden Regungen deiner Jugend wahrſcheinlich bis zu meinem Grab, bis daß denn die irdiſchen Blumen über die geiſtigen die Decke ausbreiten mögen.

Alle Menſchen, die mich näher kennen, haben mich lieb; kennſt du denn mich gar nicht mehr? —

Wenn du wüßteſt, wie ſehr weh du mir thuſt; in mein

Leben kann ich hereinſehen wie in's klare Wellenſpiel, aber in die Arme, die mich einzig mit Liebe umfaßt haben, darf ich mich nicht denken; die Wahrheit, die einzige, die den Werth ihrer Verwirklichung in ſich trägt, iſt aufgehoben von dir ſelbſt, der doch Athem ihrem Leben eingehaucht.

Vergeſſe, vergeſſe und umfaſſe mich neu in dieſem Kinde, was dir die gewagten Zeilen mit unbefangenem Vertrauen darbietet; es will Deutſchland nicht verlaſſen, ohne von deinem Anblick geſegnet zu ſein.

Bettine.

16.

Bettina an Rahel.

Den 18. März 1832.

Wenn ich es einrichten könnte, ſo würde ich Sie heute ſehen, und jeden Tag, denn ich hab viel Gutes von Ihnen genoſſen.

Wenn doch nur Herr von Varnhagen ſich nicht erkältet hat, dies würde mir ein Vorwurf ſein, er war ſo freundlich ſelbſt mich zu bitten, bald wiederzukommen, ich rechne dies ihm hoch an, und als Beweis daß ich ihm was gelte, da es ſonſt nicht in ſeiner Art war.

Bettine.

Alſo recht bald, aber leider heute nicht.

17.

Bettina an Rahel.

März 1832.

Ich bin ganz eingeölt mit Terpenthin, und würde unter keiner Bedingung wagen Ihnen nah zu treten, wenn Sie mir's nicht zur Pflicht machten. Doch mache ich Ihnen zur Pflicht, mich nicht länger zu halten, als ich mir ſelbſt zutraue unter dem heterogenen Menſchengeſchlecht auszuhalten, — ich habe heute Morgen die Marmorbrüche von Carrara als Hintergrund in einem Bilde angelegt, und dazu ein Modell aus Schnee und Aſche geformt mit meinen eignen Fingern, ſo was greift an, außerdem mußte ich noch mit den Mahlern darüber ſtreiten, denn ſolche Leute behaupten, das was ſie nicht gleich begreifen, das gehe auch nicht; endlich habe ich vor lauter Zorn und Enthuſiasmus nichts eſſen können, aber getrunken habe ich nur allzu viel.

„Es ſchwindelt mir, es brennt mein Eingeweide.“

Bettine.

18.

Bettina an Rahel.

Den 24. März 1832.

Hier ſchicke ich Ihnen einen Brief von Siegmund, weil Sie ſo gütig ſind ſich für ihn zu intereſſiren; ich hoffe daß Sie wohl ſind, und Herr von Varnhagen auch.

Notre Dame de Paris hab' ich nicht durchgeleſen, ich kann mir kein gemartertes Geſchick aufbürden.

B.

Den Brief bitte ich wieder zurück.

19.

Bettina an Rahel.

Berlin, den 29. März 1832.

Nr. 1.

Liebſte Frau von Varnhagen, ich will Sie nicht betrügen, ich komme nicht, ich hab' es Schwarz auf Weiß geleſen, daß ich dem grauſamen Nero gênant bin in Geſellſchaft; er iſt mir auch gênant, aber deßwegen nicht unangenehm, ſondern es iſt mir pikant mich zu geniren, ſagen Sie dies dem Inſpektor meiner geheimen Umtriebe, dem liebſten Varnhagen; — ich fürchte gar, daß, wenn Sie bei Pückler auf meine ſchöne Gegenwart gepocht haben, er ſich gar nicht präſentiren wird, — es iſt mir ein großes Opfer, daß ich mich heute Abend nicht um ihn gêniren ſoll, ich hab' ihn nicht wiedergeſehen ſeit dem Abend bei Ihnen, wo er gleich nach meiner Ankunft echappirte und mir gleich einen ſo deutlichen Beweis ſeiner hohen Idioſynkraſie gab. Legen Sie der Frau von Bardeleben die Ketten Ihrer liebenswürdigen Attraktion an, die möchte ſo gern einmal im Nimbus des Allverherrlichten ihre Naſenſpitze ſonnen, und ſie wird auch die durchlauchtigſte

Geſellſchaft gewiß durch allerlei dezente Sprünge ihres Witzes unterhalten, kurz es wird gehen wie geſchmiert. Sein Sie geſund.

Bettine.

Nr. 2.

Sie ſind ein Schlimmerchen. Wer kann Ihnen trauen? Eh' ich's mich verſehe, haben Sie ein Mixt-Pückel aus mir gemacht, und Sie lachen mich aus, und verſpeiſen mich mit all meiner Liſt für eine gepfefferte Gurke. — Gehaben Sie ſich wohl, heute geht's Ihnen noch nicht an Kragen, und auch wenn Sie ſchon unter Waſſer wären, ſo getraue ich mir ſo viel Energie zu, Sie noch wieder an's Land zu bringen; alſo laß den lieben treuherzigen Pudel immer ein bischen Wellen ſchlagen, es wird nicht gleich ein Fieber draus werden; und iſt es auch ein Fieberchen, ſo wird der geſchwinde Puls doch noch im Takt ſchlagen, und ſchlägt er nicht im Takt, ſo komponire ich eine Symphonie dazu; apropos, die geſtrige Symphonie hat mich ganz iſolirt; weiß Gott, man thut mir Unrecht, mich in menſchliche Geſellſchaft hereinzerren zu wollen; denn bin ich auch nichts beſſeres als ein Menſch, der immer mit dem lieben Urtheil abzuſchätzen weiß und zu vergleichen wie weit der Genuß ausreicht und welchen Einfluß er auf die Bildung hat, ſo bin ich doch kein Menſch mehr, denn ich habe mich beim letzten Trommelſchlag ergeben auf Tod und Leben, die Feſtung iſt über, es iſt nichts dran gelegen, Munition war nicht, und die Beſatzung beſteht aus Ratten und Mäuſen, und mir, der geringſten aller lebendigen Weſen in ihr, General und

Feldmarſchall, übergegangen an eine Beethoven'ſche Symphonie. Hol's der Henker, ich ſpiele Liebſchaft über Liebſchaft, mache Evolutionen nach Noten, Quinten und Finten, kurz ich betrüge mich und die Prätendenten um Krone und Seligkeit; und da iſt grade noch das bischen Pulver in mir, daß ich durch den Schlag eines Katzenkopfs — der letzte Schlag in der ganzen Symphonie — in die Luft geſprengt werde; ob's der letzte war, weiß ich nicht; genug, mir war Hören und Sehen vergangen; als ich wieder zu mir kam, fühlte ich daß die Symphonie noch in meinen Adern rinnt, 'in meinem Herzen ſchlägt, meine Sinne regiert, Tagsbefehl austheilt, kurz, wie geſagt, ſie iſt Herr der Feſtung. Wär' alſo die Symphonie nicht im Poſſeß, ſo würde ich mich vielleicht heute auf Kommando fügen und in Gottes Namen auf Gnade und Ungnade der großen Schlange mit den anziehenden Augen in den Rachen rennen. Risquant d'être crachée par elle tout comme je suis! Votre très-humble servante

Bettine Arnim.

20.

Bettina an Rahel.

Ems, den 16. September 1832.

Beſte Frau von Varnhagen!

Beikommender Brief, der ſich beinah vierzehn Tage von Ort zu Ort herum getrieben, hat mich endlich vor wenig Tagen hier im Bad Ems getroffen. Sie werden dem leichtſinnigen Jüngling verzeihen, was er gegen einen reſpektvollen Stil verfehlte; ich würde auch nicht wagen, ſo weit hin unbedeutende Blätter Ihnen zu ſenden, wenn ich nicht wüßte, daß ſie Ihnen, da Sie alles mit Liebe und Freundlichkeit aufnehmen, willkommen ſein werden.

Wir haben hier einen Aufenthalt, den man langweilig nennen könnte, denn der ganze train de vie führt den Beweis davon, der ihm nicht abzuſtreiten iſt; Badegäſte ſind meiſt in Trauer gehüllte Ruſſen und Polen, das weibliche Geſchlecht dominirt, die Männer ſind nur wie zufällig darunter gekommen; unzählige Eſel, alle geſattelt, harren von Morgen bis Abend, ob nicht die Luſt ſie zu reiten ſie in Trab bringe, dabei durchſchneiden ſie zuweilen die Luft mit einem lamentablen Geſchrei; eine Franzöſin, von Koreff hierher geſchickt, mit zum wenigſten zwanzig türkiſchen Schals, ſcheint das Hauptmeteor der eleganten Welt zu ſein, ſie hat es im Denken ſo weit gebracht, bis ſie zu einem certain creux oder vuide gekommen, welches ſie verhindert in ihren philoſophiſchen Spekulationen weiter zu bringen, jedoch iſt der Abbé de La Mennais ihr Freund, der ſehr gut le creux zu überſpringen weiß.

Vorgeſtern hatten wir ſchönes Wetter, auf der Wieſe jenſeits des Fluſſes breiteten die Leute ihr Heu aus, mir kam die Luſt an zu helfen, bald hatte ich Zuſchauer, nicht lange, ſo legten ſie mit mir Hand an, jetzt wollen die müßigen Badegäſte ſich ſchon engagiren, den Leuten das Heu zu wenden, und geben ein Trinkgeld dafür, wenn es erlaubt wird.

Ich grüße Sie herzlich; könnte ich Ihnen Geſundheit durch die Luft, die hier über mein Papier ſtreift, mitſenden, ich wollte gern alle Tage ein paar Zeilen an Sie ergehen laſſen. Aber in vollem Ernſt, dies Waſſer, ſo weit ich's erprobe, ſcheint mir ganz dazu geeignet, Ihren Körper wieder zu erſtarken, nicht allein Bruſtkranke, ſondern auch gichtiſche und Nervenübel werden gehoben; ich ſelbſt, die nur herkam, um meinen Leib auf meinen raſtloſen Geiſt zu dreſſiren, alſo eigentlich einen Ueberſchuß von Geſundheit fordere, fühle mich befriedigt. Leben Sie wohl, und erhalten Sie mir ein freundliches Andenken. Den Herrn von Varnhagen grüße ich beſtens.

Bettine.

(Mit einem Briefe Siegmund's von Arnim aus und über Paris.)

21.

Bettina an Rahel.

Berlin, den 2. Dezember 1832.

Ihr Brief hat mich im Bett getroffen. Ich bin ſeit dem Dienstag krank, was ſagen Sie dazu? — erſt drei Tage ununterbrochener Schlaf, und nun ein leiſes ermattendes Fieberchen bei Tag; Nachts Tumult, große Regſamkeit im Innern. Ich könnte Ihnen Lokalbeſchreibungen machen von Palaſt und Tempel meiner Seele, ſie wohnt fürſtlich, und doch bei wachenden Sinnen ſitzt ſie wie der verlorne Sohn da, wo ſie ſich verläugnen muß. Heute muß ich mir's verſagen auszugehen, denn bei Einem Arm hält mich das Bett, bei dem andern das Sopha. Ich will morgen geſund ſein, ſonſt werde ich böſe. — Von Franz Savigny weiß ich ſeit acht Tagen nichts, weil ich allein war, erſt geſtern erfuhr man dort ich ſei krank; — er beſchäftigt ſich mit der Vorbereitung zu ſeinem Examen, das nimmt ihm viel Zeit, beſonders Abends, wo ſein Vater ſich mit ihm beſchäftigt. Dies mochte ihn wohl abhalten, Ihnen ſchon früher einen Beſuch zu machen.

Ganz die Ihrige
Bettine.

Warum haben Sie ſich nicht für meine Pantoffeln bedankt? Spüren Sie etwa, daß in ſie die Langeweile der Bäder eingenäht iſt? —

22.

Bettina an Rahel.

Berlin, den 3. Dezember 1832.

Ich werde die Kronik Ihrer Schuhe ſtudiren, jetzt aus Höflichkeit gegen Ihren Bedienten wage ich nicht, ſo viel Zeit darauf zu verwenden. Warum ich nach den Schuhen fragte, war, weil ich fürchtete, ſie kämen Ihnen auch ſo exekrabel vor wie andern Leuten, und Sie fänden ſich beleidigt, daß ich Ihnen ſo was Garſtiges ſchickte, da ich ſie doch nur pour la rareté du fait geſendet habe; — es ſind meine erſten und wahrſcheinlich auch meine letzten Stiche.

Wenn ich Franz Savigny ſehe, ſo werde ich Ihren

Auftrag ausrichten. Jetzt, wo ich verhindert bin mein Zimmer zu verlaſſen, wär kein unpaſſender Moment, mir das franzöſiſche Buch (von Saint-Martin) einzutrichtern, ich hoffe in den Kommentaren, die Ihr Bleiſtift dazu gemacht, eine intereſſante Begleitung darinnen zu finden.

Bettine.

23.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 7. Dezember 1832.

Die Rezenſion (des Werkes von Preuß über Friedrich den Großen) beurkundet Ihre Güte, und dieſe Ihre Wahrhaftigkeit: — und was wäre Geiſt, wenn nicht Wahrheit er wäre? Güte iſt Allgemeinheit, iſt Unendlichkeit, von der ſich Endlichkeit nährt. Und ſo nährt ſich denn dieſe junge Autorbrut in Ihrer Anerkenntniß, und entwickelt ſich durch ſie, wie der irdiſche Keim im Mutterſchooß und durch die unſterbliche Ordnung der Natur.

Güte iſt Selbſterkenntniß, iſt Selbſtbeſtätigung; wer nicht gütig iſt, der iſt ſich ſeiner nicht bewußt, der hat kein Daſein. Aber unter den Tauſenden von Geſpenſtern ein wirklicher Geiſt ſein, giebt das nicht Celebrität? iſt das nicht Immortalität?

24.

Varnhagen an Bettina.

Berlin, den 18. Dezember 1832.

Alſo die guten Leute meinen, ich hätte dem Verfaſſer der Lebensgeſchichte Friedrich's des Großen viel zu viel Lob ertheilt, und mehr meine Gunſt als des Buches Verdienſt ausgeſprochen! Und Ranke ſtellte ſich in dieſer Meinung mit Stuhr vereinigt dar? Von letzterm rede ich lieber gar nicht; Ihren Ranke aber, gnädige Frau, haben Sie, wie früher ich, ſchlecht erzogen, daß er noch jetzt ſolcher Belehrung bedürfen konnte, wie Sie ihm gaben in der treffenden Bemerkung: wenn er das Gute, was ich von dem Buche rühme, in demſelben nicht ſähe, ſo müſſe er die Schuld nur in ſeinem Mangel an Sehen ſuchen. Den Vorwurf, daß ich mich zu leicht einnehmen laſſe und jüngere Talente zu feurig anpreiſe, mag ich wohl etwas verdienen; als ich Ranke's erſten Verſuch nachdrücklich lobte, machte zwar nicht er, aber mancher Andre mir ſolchen Vorwurf. Dagegen wird Ranke'n nicht ſo leicht etwas Aehnliches vorzuwerfen ſein, er hütet ſich wohl, jemanden zu loben, anzuerkennen. In der That, geben Sie einmal Acht, ob er ſich darauf ertappen läßt! —

Ehrlich geſtanden, gnädige Frau, ich gebe Ranke'n für immer auf, und glaube, ich werde mich nie mehr mit ihm finden. Il a été une de mes erreurs, würde Napoleon ſagen. Sein Brief aus Italien über die Frömmler in Halle, die Lauigkeit, womit er meinen Erwiederungen auswich, die Entſchließung, die daraus hervorleuchtete, mit dem beſtehenden Mächtigen und Vornehmen, ſei es auch noch ſo ſchlecht, guten Frieden zu halten, waren mir äußerſt mißfällig. Den eigentlichen Stoß aber gab ihm bei ſeiner hieſigen Wiederkehr die Faſelei über Goethe, die er mündlich gegen mich mit vollem Selbſtbehagen entwickelte, und die mich in ein ſo ungeſtümes Lachen verſetzte, daß es für uns Beide eine wahre Verlegenheit wurde. Nun ſah ich, daß ihm aller Blick in's Leben fehle, daß die geſchichtliche Wahrheit bei ihm einem willkürlichen Dünkel, einer wahnvollen Einbildung unterliege; für mich hatte er ſeitdem als Geſchichtsforſcher alle Treu und Glauben eingebüßt.

Sie erinnern ſich doch noch ſeiner Behauptungen? Goethe hat Italien nicht gekannt, noch geſehen; eingeſchloſſen in ſeine Studien, war er dem eigentlichen Leben und Lebensſchauplatze dort fremd geblieben. In den „römiſchen Elegieen“ iſt nur Erdichtetes, und zwar ganz falſch Erdichtetes; ſo ſind die Sitten, die Verhältniſſe in Rom nie geweſen, ſo nie eine Liebſchaft dort geführt worden. Die Geliebte ſelbſt hat gar nicht exiſtirt, iſt ein gemachtes Bild, wie es dem Dichter grade gefällig war. Und ſo ging es fort. Für mich nicht anders als die Rede eines Tollen, der aus Eitelkeit verrückt iſt, und ſein kleines Perſönchen, ſeine ungeſchickten Erfahrungen, ſein mühſames Auffaſſen an die Stelle des gewaltigen Rieſen, des allſeitigen Lebensvertrauten, des begabten Sehers und Bildners ſetzen möchte! Goethe's Sinn iſt ein Phänomen unſrer Zeit, ſeinem Bericht über innre und äußre Welt vertraut die geiſtige Gemeinde Europa's. Noch iſt dieſe Thatſache nicht umgeſtoßen. Was in aller Welt ſollte mich beſtimmen, wenn ich Goethe's Berichten nicht mehr glaubte, nun Ranke's Berichten zu glauben? —

Mir ſteht bei dergleichen Abſprüngen wirklich der

Verſtand ſtill, und ich ſehe nun in Ranke, ſo oft er mir vorkommt, immer etwas Unheimliches, deſſen Löſung mir fehlt. Auch kann ich nichts Rechtes mehr mit ihm haben, und die Koſten unſres noch fortdauernden Umganges trägt faſt nur meine Frau. —

B.

25.

Varnhagen an Bettina.

Berlin, den 20. Dezember 1832.

Wie weit und in welcher Geſtalt meine neuliche Herzenserleichterung in Betreff Ranke's durch Sie dieſem bekannt geworden, darüber beunruhige ich mich nicht, gnädige Frau, ſondern laſſe Ihren Takt dies mit Ihrem Gewiſſen abmachen. Daß das Blatt eine ſolche Mittheilung nicht zur Abſicht hatte, darf wohl zu meinen Gunſten feſtſtehen.

Haben Sie ihn ſo weit geängſtigt, daß er nun auch ſeinerſeits die Nothwehr ergriffen, Sie durch Andeutungen zu ängſtigen, wie ehemals ich ſelber auch ihm Klagen und Härten wider Sie ausgeſprochen, wovon er die brieflichen Zeugniſſe in Händen hat, ſo iſt auf dieſe Art denn doppelt geſchehen, was ſchon einfach eigentlich zu viel war.

Ich werde meine Aeußerungen wahrlich nicht abläugnen, aber auch nicht zurücknehmen, noch verſuchen ſie zu beſchönigen. Sie würden wohl die Erſte ſein, gnädige Frau, in das fröhlichſte Lachen auszubrechen, wollte ich verſichern, Sie hätten mir im Laufe unſres wunderlichen Umganges niemals Urſache zu bitterer Klage, zu ſtarker Beſchwerde gegeben. Sie kennen ſich ſelbſt viel zu gut, und ſtehen in geiſtiger Höhe viel zu erhaben über dem, was die Tageserſcheinung zuweilen aus Ihnen macht, um nicht frei und willig manchen gegründeten Vorwurf gelten zu laſſen, zu tragen, und ſich nicht davon hindern zu laſſen. Ihr ſtetes Wiederkommen nach ſo vielen mißfälligen Scheidensauftritten, die wir gehabt, iſt in jenem Betreff ein fortwährendes Eingeſtändniß, für Sie ſo ehrenvoll als für mich erfreuend und werth.

Ich dürfte Sie an mehr als einen Vorgang erinnern, von dem Sie jetzt mit Lachen und Jubel mir zugeſtehen würden, daß er mir das Recht ertheilt habe, Sie anzuklagen und zu ſchelten, und Sie würden es nur um ſo luſtiger finden, jemehr ich bei ſolchen Dingen, die Sie eigentlich nur in Laune und Neckerei zum Scherz aus dem Aermel ſchütteln, mich in ſchweren Ernſt und ſtrenges Rechthaben verbeißen möchte.

Von Ranke jedoch wäre es ein Mangel an Zartheit, hätte er Ihnen in anderm Sinne, als ich es thun könnte, nämlich nicht zum Lachen und Scherzen, ſondern zum Ernſt und Verdruß, unerfreuliche Bilder vorgerufen aus früheren Zeiten, denen Sie ſelbſt gar keinen Belang für den heutigen Tag einräumen wollen!

Ich könnte zum Erſatz auf der Stelle viel Gutes von Ihnen an Ranke ſchreiben, damit es ſich mit dem Böſen, das er in den frühern Briefen ſchon hat, ausgliche, ſo wie auch Ihnen jetzt viel Gutes von Ranke, deſſen ehrenwerthen Gemüthseigenſchaften und ſchönen Gaben ich ja gern Gerechtigkeit widerfahren laſſe, wenn ich ſchon deren Genuß für mich weniger zugänglich finde, — allein, wollte ich das alles thun, und nach allen Seiten ſo durchaus alles in Ordnung bringen, abwägen, zurechtbiegen, gradeſtrecken, hieße das nicht ein wenig dem jüngſten Tage vorgreifen? —

Leben wir ſo weiter zwiſchen Recht und Unglimpf, Uebermaß und Unzulänglichkeit, Gradſinn und Schlauheit, wie es der Weltwirrwarr mit ſich bringt, und ſuchen wir nur unter allem Wechſel das reine Wohlwollen, den freien Geiſt und den klaren Sinn ſtets zu behaupten, ſo wird es uns zuletzt an beſtem Einverſtändniß gewiß nie fehlen!

V.

26.

Varnhagen an Bettina.

Berlin, den 21. Dezember 1832.

Ihrer Empfehlung folgſam, gnädige Frau, habe ich das beſprochene Gedicht des Herrn Knapp, nachdem das von allen Seiten begehrte Büchlein endlich zu mir gelangt, heute glücklich überſtanden. Der begabte Verfaſſer ſcheint es noch ſehr mit den Talenten zu halten, und eine litterariſche Ehrenſtufe neben dem Dichter von „Wahl und Führung“, dem der „bezauberten Roſe“ und neben andern ſolchen Autoren anzuſtreben. Seine Geſinnung legt es auf eine Art von juste-milieu zwiſchen Weltlichem und Geiſtlichem an, und da bleibt ihm denn, bei unzulänglichen Kräften, nur immerfort zu bedauern und zu beklagen, daß beide, allen Verſuchen zum Trotze, ſtets wieder ungeſchickt auseinanderlaufen. Ich ſchließe daraus, daß er ſelbſt noch zu keiner rechten Bekehrung gekommen iſt, ſonſt würde ihm an Tand und Eitelkeit der Welt wenig gelegen ſein, und er ſeine Bewunderung Goethe's denen überlaſſen, welche dazu einen richtigen Beruf haben. Ich würde ihn, der da jammert, daß dem Chriſtenthume ſo viel Glanz und Schmuck entzogen geblieben, weil Goethe ſeine Gaben nicht ausdrücklich mit ſolchem hat verbinden wollen, und der den Zweifel über das Loos der Seele des Dichterfürſten ſchwerer empfindet, als den über die Seele eines armen Schuhflickers, ich würde ihn nicht zu meinem Seelſorger wählen, verböte es auch nicht ohnehin ſchon die Konfeſſion. Hr. Knapp muß noch ſtark an ſeiner eignen Seligkeit arbeiten, ehe ſein Bekümmern um die der Andern fruchtbar werden kann; denn, wenn er nicht zur wahren Einſicht kommt und zur wahren Kirche aufgenommen wird, ſo helfen ihm alle zierlichen Ottave-Rime nichts, und wären ſie ſo reich, ſchön und beflügelt, wie die von Goethe ſelbſt. Dies iſt meine Meinung über Hrn. Knapp.

Was aber Goethe'n betrifft, ſo weiß ich in der That nicht, ob er verdammt iſt. Hat er ſich nicht zu Gott gewendet, ſo iſt er es ohne Zweifel. Allein die Kirche, ſo beeifert und freigebig im Seligſprechen, hält weislich ihren Ausſpruch zurück, wenn eine Verdammniß als gewiß feſtzuſetzen ſein ſoll. Sie glaubt an die Geheimniſſe des letzten Lebenshauches, und hütet ſich, in dieſen Geheimniſſen freventliche Vorausſetzungen zu machen. Selbſt Luther und Kalvin, welche der Kirche ſo tiefe Wunden geſchlagen, ſind von ihr bedingungsweiſe noch als Gerettete zu denken. Mein ſeliger Freund Adam Müller ſchrieb mir in ſolchem Sinne einſt von einem gemeinſchaftlichen Bekannten, einem großen Sünder und Frevler, der eben verſtorben war: „Ich glaube, daß die göttliche Barmherzigkeit ihre größten Wunder für die letzten Augenblicke des Menſchen vorbehält. Vielleicht iſt ein Strahl des ewigen Lichtes beſſer durch die halbgeſchloſſenen, als durch die noch offnen Augen gedrungen.“ Warum ſoll ich dies nicht auch von Goethe'n vorausſetzen, zumal ſein Sterben voll von Andeutungen eines innern, nicht ſchreckhaften, ſondern befriedigenden Arbeitens war? Belächeln müſſen wir es, wenn Hr. Knapp einen Gegenſatz machen will zwiſchen Goethe einerſeits und andrerſeits Herder, Klopſtock, Jung-Stilling; für uns ſind dieſe Alle um nichts beſſer dran, als Goethe! —

Uebrigens, verdammt oder ſelig, der große Dichter verbleibt er für mich ein für allemal, und alles Heidniſche und Ketzeriſche benimmt ihm von dieſer weltlichen Herrlichkeit nichts. Wollen die Leute ihm das abſprechen, oder wenigſtens ſeine ſpäteren Werke in dieſer Hinſicht herabſetzen, ſo werde ich ihnen nicht widerſprechen, ſondern nur wiſſen, was ich von ihnen zu halten habe. Die Meiſten ſagen das nur ſo hin, ohne ehrlich und kritiſch genug zu ſein, die Schriften gehörig geleſen oder geprüft zu haben. Die Schwachen und Feigen, die vor dem Lebenden und Anweſenden gebückt verſtummten und anbeteten, und jetzt hinter dem Todten ein ſcheinheilig mißbilligendes Geſicht ſchneiden, kann man gelegentlich einmal mit dem Wedel treffen, wie ich den Verfaſſern des armſeligen Goethe-Büchleins gethan, aber förmlich zum Kriege gegen ſie ausrücken muß man nicht. —

Was bei dem Dichter ſittlich oder unſittlich heißen kann, darüber wechſeln die Begriffe nach den Zeiten ganz erſtaunlich. Ich habe es erlebt, daß von Friedrich Schlegel ein

Roman, den Sie nicht kennen, gnädige Frau, ſelbſt von proteſtantiſchen Predigern als ein herrliches ſittliches und religiöſes Werk entwickelt, und nach Verlauf mancher Jahre von ebendenſelben, wie auch ſogar von dem Verfaſſer ſelbſt, verworfen und verläugnet wurde. Was bleibt einem in dieſer Verwirrung am Ende ſicher? Man muß Nachſicht haben, deren bedürfen wir Alle, ganz beſonders aber gegenwärtig ich, der ich mich unterfangen, dies alles an Sie zu ſchreiben! Neben dieſer Dreiſtigkeit bin ich aber dennoch in aller Demuth verehrungsvoll und ergebenſt, gnädige Frau,

Ihr

gehorſamſter

K. A. Varnhagen von Enſe.

27.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 26. Dezember 1832.

Ihr Brief hatte eine raſchere Antwort verdient, eine kleine Idille, welche ich zum Weihnachtsfeſt aufbaute, hinderte mich daran; ſo verdrängen Spielereien oft ernſte Stimmungen, zu denen ich die zähle, welche mir Ihre Zeilen erregten, obſchon ich nicht wage, zu unterſcheiden ob es Ernſt oder Ironie iſt, womit Sie mich zu überliſten oder zu beherrſchen geneigt ſind. Die unſchuldige Wahrheit wird mich wohl am beſten gegen Ihre Waffen ſchützen. Sie ſagen: „wenn ſich Goethe in ſeinen letzten Augenblicken nicht zu Gott gewendet hat, ſo iſt er ohne Zweifel verdammt.“ Weder Scherz noch Ernſt wird mir eine ſolche Aeußerung je rechtfertigen. Cherubim und Seraphim ſprechen ihn ſelig und ihre Stimmen klingen wieder in meinem Herzen, und geben ihm Troſt, wenn es ſich anklagen muß, ſich an ihm verſündigt, ihn nicht genug geliebt zu haben.

Die Welt fragt wie zu beweiſen ſei, daß Goethe ein Chriſt ſei, daß er Religion habe, daß er ſelig ſei; die Welt, die ſolche Fragen ſtellt, iſt ein unheiliger Abgrund, ihre Fragen ſind Gift, die gegen die Liebe, gegen mich gerichtet ſind; ſoll ich nun antworten mit dem Balſamduft, den die Liebe aus mir haucht, ſo ſage ich: da die Welt nicht mit mir liebt, ſo bin ich in ihr zum Einſiedler geworden; auf dieſen einſamen Höhen, die mich von der fragenden Welt ſcheiden, die mich in der Nacht dem Heer der Sterne näher tragen, die mich am Tage der Gewalt der Sonne ausſetzen, erſcheint Goethe meiner Liebe, ich lege meine Stirne in den Staub zu ſeinen Füßen, ich fühle daß die Seligkeit, die von ihm ausſtrömt, mich tränkt, mich nährt; welchen höheren Beweis könnte ich für ſeine Seligkeit führen? — vielleicht dieſen: „Goethe iſt göttlich geworden durch den Genuß ſeiner Braut, der Natur, deren Leben iſt das Aufjauchzen, das Feiern der Herrlichkeit ihres Schöpfers, und daß er ihr nicht untreu war, daß er ſich in Vertrauen auf ihre Leitung der göttlichen Weisheit, nach der er ſich ſehnte, zu nähern glaubte, iſt warum Cherubim und Seraphim ihn ſelig ſprechen; vielleicht daß ich durch meine Liebe zu ihm, durch das Vertrauen auf ſeine Seligkeit auch göttlich werden will, werd' ich, wenn auch von Menſchen verdammt, doch von den himmliſchen Heerſchaaren ſelig geſprochen; denn jene richten anders wie wir. Ein ſündhaftes Schneiderlein, das viel Lappen in die Hölle getragen hatte, kam mit einem lahmen Bein an die Himmelsthür gehinkt, und weil es hinkte, ſo machte Petrus eine Ausnahme und ließ es ein, trotz ſeines diebiſchen Gemüths, und es mußte die Gemächer im Himmel aufräumen; während Gott Vater mit den himmliſchen Heerſchaaren auf der Promenade war, wiſchte es vom Thronſitz den Staub, von welchem aus man die ganze irdiſche Welt überſehen konnte; es ſah ſich um in dieſer wunderbaren Gegend und erblickte eine Waſchfrau, welche zwei Frauenſchleier ſtahl; aus großem Zorn über dieſe Sünde warf es den Schemel der Füße des Herrn der Waſchfrau an den Kopf, da lief ſie weg und ließ die geſtohlenen Schleier liegen. Wie Gott Vater nach Hauſe kam, fragte er nach ſeinem Schemel, das Schneiderlein erzählte wie es ſich ſeiner bedient habe um unrechte That zu ſtrafen. Da ſagte Gott Vater, wenn ich wollte wie Du, ſo hätte ich bald keinen Stuhl und kein Tiſchbein im ganzen Himmel, Du haſt Deine geſtohlenen Sündenlappen in die Hölle geworfen Dein ganzes irdiſches Leben lang, und ich habe Dich doch von dem Koth und Moraſt Deiner Habſucht losgeſprochen und in den Himmel aufgenommen, damit Du Dich nicht mußt unter Deinen ſchlechten Lappen verkriechen: und nun willſt Du das Richteramt führen über andre? — paſſirt Dir das noch einmal, ſo werf ich Dich hinaus, im Himmel ſoll niemand richten und ſtrafen wie ich; wer an die Himmelsthür anpocht, dem wird aufgethan, wer einzugehen vermag, dem gehört das himmliſche Reich ſo gut wie einem, und wenn er auch große Sündenlaſt auf ſich hätte, denn dieſe paſſirt nicht ein, und wer ſie abwerfen kann, der iſt ſelig.

Dieſe kleine Geſchichte hab ich hierher geſchrieben zur

Erläuterung Ihrer Anſichten vom Verdammtſein. Man darf nehmlich ſagen: „er iſt ohne Zweifel ſelig“, aber nicht: „er iſt ohne Zweifel verdammt.“

Was nun das verworfne Buch belangt, von welchem Sie glauben daß ich es nicht kenne, ſo meinen Sie wohl „Luzinde“, und der proteſtantiſche Geiſtliche der es protegirte iſt Schleiermacher; ich darf wohl bekennen, daß ich es kenne, da dieſes Buch mich nicht bekennt noch kennt; aber Schleiermacher gehört zu den großen Geiſtern, von welchen Hegel ſagt, ſie ſind die Zauberer, welche ungeſchehen machen, was ihnen ferner nicht zuſagt.

Im Frieden einer freundſchaftlichen Unterhaltung unterſchreibe ich mich theilnehmend an Ihrem Wohlergehen, an dem Schönen Ihres Geiſtes, an der Gerechtigkeit Ihres Urtheils und an der Großmuth Ihres Wohlwollens.

Bettina von Arnim.

28.

Bettina an Rahel.

Januar 1833.

Das war zu deutlich, als daß ich nicht einen halben Bogen Papier an Sie verwendete. Alles giebt man auf, um einen Abend in der Nähe der Fürſtin Pückler zuzubringen, aber ein Rendezvous mit dem Geliebten, wo einem ſchon vierundzwanzig Stunden vorher das Herz klopft, giebt man nicht auf; nun iſt dies heute der Fall: die C moll Symphonie von Beethoven ſtrömt mir heute an's Herz; ſie brauſt wie eine junge Braut mir entgegen: alles was ich vermag, iſt, daß ich elektriſch geladen nach der Symphonie, alſo drei Viertel auf 9 Uhr, zu Ihnen komme. Bis dahin haben Sie, zur Unterſtützung Ihrer Schwäche, die Saint-Simoniſten eine Evolution machen zu laſſen; dann komme ich, und thue als wär' ich noch Einmal ſo genial als ich, und mache Allen einen blauen Dunſt vor, durch welchen angenehmen Schimmer Sie hoffentlich mit Ihrem klaren Blick erkennen werden die Ergebenheit Ihrer

Bettina von Arnim.

29.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 27. Januar 1833.

Ich faſſe mich kurz, um Ihnen zu ſagen, daß ich keineswegs geneigt bin, wie der Fürſt Pückler, meinen Kopf auf den Block der Dankbarkeit zu legen, und daher das Schaffot, welches herablaſſende Großmuth und günſtiges Vorurtheil für mich gezimmert haben, mit nicht zu unterdrückendem Schauder anſtarre.

Ein Mehreres hierüber heute Abend, den ich mir nicht beſſer wünſche, als ihn in einſamer Geſellſchaft mit Ihrer lieben Frau und Ihnen zuzubringen.

Bettina.

Mangel an Papier, Plünderung meines Schreibtiſches, giebt meinem Billet das kurze Format.

[illegible]

Varnhagen an Bettina.

Berlin, den 20. Mai 1836.

Wenigſtens durch ein ſchriftliches Wort muß ich mich heute bei Ihnen, gnädige Frau, wieder als Geneſender melden, obwohl noch keineswegs völlig erholt von dem großen Schmerzensanfall, den ich ſeit Mittwoch Abend auszuſtehen gehabt! Als ich Sie verließ, ahndete mir nicht welche Nacht mich erwartete. Der Arzt giebt jetzt der Sache auch ihren Namen, und zweifelt nicht mehr, mir den Gebrauch des Karlsbades beſtimmt vorzuſchreiben. —

Inzwiſchen habe ich einen Brief von meiner Schweſter, Doktorin Aſſing, aus Hamburg erhalten, die mir ſagt, daß ſie mit ihren lieben Kindern in der nächſten Woche die längſtbeſchloſſene Reiſe nach dem Rhein antritt. Sie gedenkt Ihrer freundlichen Aufforderung, gnädige Frau, und fragt, ob es noch angethan ſei, daß ſie in Frankfurt bei Ihren Verwandten nach Ihren Töchtern frage? Wenn hierin durch zufällige Umſtände, als eigne Reiſen, Landaufenthalt, oder ſonſtiges der Art, keine Verhinderung eintritt, ſo bitte ich um ein Blättchen Papier von Ihrer Hand, welches zugleich Adreſſe und Empfehlung ſein möge, und das ich meiner heutigen Antwort beifügen könne! —

Sehen Sie hiebeifolgende neueſte Proben des hamburgiſchen Ausſchneide-Talents! Ich erbitte ſie zurück, um ſie auch noch Elischen und Paulinchen zu zeigen.

Ich bin ganz unſelig, ſo viel ſchreiben zu müſſen, allein ich darf meine Antwort nach Hamburg nicht aufſchieben. Wie es meinen Wünſchen und Hoffnungen im Einzelnen geht, wiſſen Sie, gnädige Frau; wie lange verzögert ſich ſchon die erwünſchte Goethe'ſche Mittheilung, die ich doch auch nicht in ein ganz vertrocknetes und erſchöpftes Gemüth aufnehmen mag, um ſie mir ſo zu verderben wie den Fauſt und den Frühling, deren Kraft und Schönheit ich erkenne, ohne ſie zu empfinden und zu genießen!

Von Rahel finde ich täglich Schönes und Neues in ſchon bekannten und hinzukommenden unbekannten Blättern; die Züge der lieben Hand ſind die einzige Labung meiner Augen, wie der lebenswarme Inhalt die einzige Erquickung des Herzens, das ſich im Augenblicke ſolcher Berührung noch nicht ganz verwaiſt wähnen will. —

Verehrungsvoll und ergebenſt

Ihr

gehorſamſter

Varnhagen von Enſe.

31.

Bettine an Varnhagen.

Berlin, den 5. Auguſt 1833.

Ich hätte voraus wiſſen können, daß Ihre Güte hier den Sieg davon tragen werde; hier iſt es am Platz. Geiſt iſt der Richterſtuhl Gottes, zu dem muß man niemand den Weg vertreten.

Ich habe geſtern Abend noch viel über meine Zeichnungen ſtudirt, dann kam Franz Savigny und brachte Nachrichten von ſeinen Eltern und von Ihrem Buch, daß nämlich in allen frühen Nachtquartieren drin geleſen wird; und ich ſoll Ihnen nochmals Dank ſagen, daß Sie die Freundlichkeit gehabt haben, es Savigny zu ſchicken. Dann hab' ich die ganze Nacht geſchrieben, vieles was mir die Seele durchſchauerte; nichts Geiſtreiches, ich merke immer mehr, daß aller Geiſt, deſſen ich mich bediente um deutlich zu werden, nicht mein eigen iſt; jetzt mehr wie je iſt er mir fremdartig, und ich ſchäme mich vor geiſtreichen Gedanken als vor Weſen, die in eine Kaſte gehören, an deren Verwandtſchaft ich keine Anſprüche machen ſoll; und gern verzichte ich darauf, da ich in einem Verhältniß zur Welt ſtehe, wo die Bande, die durch Geiſt befeſtigt werden könnten, alle aufgelöſt ſind.

Aufrichtigkeit iſt die beſte Liſt, drum will ich Ihnen aufrichtig ſagen, daß die beiden Briefe, welche Sie mir geſtern von Pückler mittheilten, mir einen empfindlichen Eindruck machten; ſie ſind ſchön und wahr, und zeugen für den Normal-Stil ſeines Karakters; — ich habe dieſem Manne oft geſchrieben, nicht in der ſchönen weichen Harmonie, die Ihr Buch durchſtrömt, wo die Güte ſich auf den Wellen ſchaukelt, und der Geiſt den Rudertakt dazu giebt; aber was ich ihm in vielen Briefen mittheilte, war doch eine erhöhte Idealität meiner Natur, ich hab' es nicht gewollt, es war eine unwillkürliche Folge ſeiner geiſtigen Einwirkung auf mich; jedoch nie hat dies ſo auf ihn zurückgewirkt, daß er mir von Herzen antworten mögen. Der Irrthum war in mir; ich hielt ihn für naiv, aber nicht für bewußt geiſtreich; und dieſes letztere iſt er doch mehr als alles andre, er weiß ſoviel als er Geiſt hat; und ſein Geiſt verwaltet ſeine Neigungen, verwahrt ſeine Schwächen und ordnet ſeine Zwecke; möchte auch alles noch ſo romantiſch wild, ja ironiſch launig in ihm zuſammengeſtellt ſein, ſo iſt er doch eben ſo gewiß einſichtiger Anordner dieſer Naturanlagen, als er es in ſeinem Park iſt, wo Rahel ihn Erdbändiger nennt, und ſeinen Geiſt der Einſicht, Ordnung und Ausführungskraft rühmt; wie ſehr wenig paſſen meine Briefe hierher, die mehr bloß Stimmungen ſind, die nicht aus konſequentem Geiſt hervorgehen und oft alle Schranken der Verſtändlichkeit überſchreiten; nun, ich hab' mir's wohlſein laſſen in dieſen Briefen, und ich habe die Motion, die die Organe meiner Seele ſich hier gemacht haben, ihm und dieſem verkehrten Begriff von ihm zu danken. Und ich hab' keine Forderungen zu machen; und ſollte mich ſchämen, daß ich Einfluß auf ſeinen Geiſt zu haben geneigt war; Baſta!

Wie ſchön ſpricht er über Rahel; ein Mann mit ſchönen Augen, der den Blick zu den Sternen hebt, ſie über ſich erkennend, und doch zugleich ihre verwandte Kraft empfindend; ſo iſt der Ausdruck ſeiner ſchönen Anerkenntniß. Rahel verdient dies Todtenopfer, Sie haben durch dieſes Buch bewirkt, was ihres Lebens angelegte Zwecke waren, nämlich Vertrauen, verwandte Geiſtesliebe, Genuß ihres herrlichen Gemüths; tauſend Blüthen ſolcher Liebe werden durch dies Buch erſchloſſen, die ſonſt nie hervorgekeimt wären; ja und daß ich dies einfache Bild brauche: wie Andere die Grabesſtätte mit Blumen bepflanzen, ſo haben Sie dieſe kräftigen geiſtigen Pflanzen, am Grabe zwar, aber ohne Umzäunung geſetzt, ſie werden ihren Samen weiter tragen und ohne End' blühen. Wie ſoll ich ſagen? Die Liebe zu dem liebevollen Geiſt, der in dieſem Buche waltet, wird ſich vermehren und ausbreiten, wie die einfachſten Wieſenblumen; und denken Sie ſich den Geiſt Ihrer Frau, der zu dieſen Blumen herablächelt.

Was ſollen dieſe Zeilen? Ich wollte Ihnen dankbar ſein, und ſo hab' ich den Tanz meiner Gedanken Ihnen mitgetheilt.

Bettine.

32.
Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 2. Oktober 1833.

Ich werde recht gern kommen; mein Herz und mein Kopf ſuchen ſo Ausflüchte, um in der ſchmerzlichen Arbeit, in Goethe's Brieſen zu forſchen, ſich zu unterbrechen; geſtern hab' ich abgeſchrieben und war tief in Erinnerungen begraben wie in einem tiefen Bergſtollen, in dem kein Hammer mehr widerhallt; und da fühlte ich deutlich, was ich in früher Jugend an Goethe geſchrieben habe: „Wie die Luft ſo fürchterlich ſtill ruht, kurz vor dem Sturme, ſo ſtehen denn grad meine Gedanken kalt und ſtill, und das Herz wogt wie das Meer.“

B. v. Arnim.

33.
Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 23. Oktober 1833.

Ich war ſehr überraſcht, Herr von Varnhagen, als ich von meiner Promenade nach Hauſe kam, in's Staatsgefängniß der Gelehrten eingeführt zu ſein, in welchem, mit ſchaudererregender Kombination, Richterſtuhl, Richtplatz, anatomiſches Theater und Begnadigungsanſtalt, wie auch Gelegenheit zum Durchwiſchen, ineinandergreifen; die Gemeſſenheit, Sicherheit und Vorſicht der Sprache giebt ganz den Karakter der Nemeſis zu empfinden; ich denke mir den Fall, wenn eine Venus hier den Herren Studenten geiſtiger Anatomie nach der Exekution ſollte dargeſtellt werden in ihren organiſchen Fehlern, und warum ſie mußte den Tod erleiden.

So weit hatte ich am Sonntag geſchrieben, und wollte eben noch eine kleine Nutzanwendung, und dann eine Dankſagungsakte einleiten, als häusliches Ungemach mich ſo weit vom Schreibtiſch wegleitete, daß ich heute wie aus einem Traum erwache wie ich mein unfertiges Billet finde, da mein Gewiſſen mir auch nicht die mindeſte Anforderung machte auf verſchuldeten Dank; — drei Maurer, zwei Töpfer, zwei Zimmerleute, ein Schloſſer, ein Glaſer, ſind ſeit acht Tagen meine täglichen Gefährten, und gerade am Sonntag wurde einem meiner Leute auf eine ſehr gefährliche Art das Bein verbrannt, ich mußte alſo ſelbſt Chirurg ſein und heilen und verbinden. Erkennen Sie gütigſt, daß mein verſpäteter Dank nicht Mangel an Gefühl iſt, wie ſehr Sie mich durch das Geſchenk Ihres Buchs unverdienterweiſe ehren, indem es ein Feld umfaſſet, dem die Einſicht eines Naturkindes nicht gewachſen iſt; dennoch ſoll mich dies nicht abhalten meine furchtſame Natur zu überwinden, und ſoviel wie möglich die Sproſſen Ihrer hohen Ein- und Ueberſicht zu erklettern, ich bin Nachtwandler, und kann daher in ſolchem Zuſtande mehr, als mir zuzutrauen ſein dürfte; ſo hab' ich in verwichenen Nächten manchen Standpunkt Ihres Geiſtes ohne Schwindel erreicht, obſchon ich bei wachen Sinnen nicht davon Rechenſchaft geben kann; dafür bin ich am Tage unbrauchbar; an Goethe's Korreſpondenz, die während zehn bis zwölf Briefwechſel in einem Fluß ging, der mich tief rührte, ſtockt's auf Einmal, mehrere Briefe, auf welche ſehr ſchöne Antworten Goethe's bezüglich ſind, fehlen, dies hat mich ſehr niedergeſchlagen, ich verlor alle Luſt zum Weiterarbeiten, dann hab' ich auch einen ſo merkwürdigen Ausfall von Steffens gegen Goethe und mich (legen Sie mir's nicht als Hochmuth aus) erfahren, wobei ich glaubte, alle Gebrechen eines Blödſinnigen ſeien in Tobſucht übergegangen; da war mir's einen Augenblick als ſollte ich das reinſte Glück meiner Kindheit nicht der giftigen Beſudelung der Pietiſtenwuth preisgeben, die ſich nicht ſcheuet einen Kirchhof zu einem Schindanger zu machen.

Ich erzählte Ihnen dies, weil ich weiß, daß Sie einen freundlichen Antheil an dem Wagniß nehmen, eine feurige unſchuldsvolle Leidenſchaft ſolchen Augen darzulegen, die vielleicht nicht die Blendung des weißen Kleides ertragen könnten, von dem Mignon ſagt: „So laßt mich ſcheinen, bis ich werde.“

B. v. A.

34.

Bettina an — in Hamburg.

Abſchrift.

Einen Brief vom 1. September mit der Aufforderung ſeinen Empfang anzuzeigen hab' ich in dieſen Tagen erhalten, die Gedichte hab' ich mit Genuß geleſen, und bewahre ſie dankbar mit allen Zeichen des Wohlwollens, die man mir zugeſendet hat.

Die hohe Meinung, die ſich von mir in dieſem Briefe ausſpricht, würde ich mir auch dann nicht aneignen, wenn ich für Lob und Tadel reizbar wär', die Aufrichtigkeit der freundlich geſinnten Schreiberin kann ich jedoch nicht bezweifeln, und wenn das wenige was ich zu ſagen habe nicht übereinſtimmt mit dem was mir geſagt ward, ſo habe ich das Zutrauen, Sie werden den Widerſpruch nicht mißdeuten.

Der geiſtreiche, weiſſagende Freund von Gott Vater, der werde die Liebende im Himmel umwenden und ihre Begeiſterung zu Chriſtus anweiſen, denkt ſehr menſchlich, Gott werde nicht anders thun als er ſelbſt es ſich nicht beſſer vorzuſtellen weiß; ich aber denke, daß Ihm, dem Goethe im jugendlichen Dithyrambus zujauchzte: „Aufwärts! an deinen Buſen, allliebender Vater!“ die Liebe zu dieſem kein Irrthum ſei: und kühner ſetze ich hinzu, für Gott iſt kein Irrthum in der Menſchenbruſt, nur für dieſe untereinander, da jeder ſich der eigenen Weisheit am geſichertſten hält, wenn er ſie auf Andre anwendet.

Es iſt ein Unterſchied zwiſchen der Ueberzeugung, die ſich auf eigne Erkenntniß ſtützt und ihr Wohl danach berechnet, und jenem zuverläßigen Gefühl, getragen von unſichtbarer Hand dahin zu ſchweben wie der Vogel in der Luft, ohne ſich Rechenſchaft zu geben über Ziel und Zweck. Dieſe überſchwänglichen Erſcheinungen im Thun und Empfinden ſind erhoben über menſchliches Urtheil, ſie überflügeln es weit und berühren nur die, welche davon zur Liebe bewegt werden. In Goethe hat ſich dieſe Erſcheinung mannichfach offenbart, daher die idealiſche Liebe zu ihm, von ſo manchem unverſtanden oder falſch beleuchtet, weil ſie ſelbſt zu jenen überſchwänglichen Gefühlen gehört, die des Urtheils überhoben ſein dürften. Urtheilen führt zu nichts Erſprießlichem, man belügt ſich ſelbſt damit, einleuchtende Wahrheit läßt keine Ueberlegung zu, ſie reißt fort zu höherer Erleuchtung, zu mächtigerer Befähigung, ihr iſt es Hemmung ſich beſinnen und urtheilen.

Die Wege durchkreuzen ſich, einer zieht nach Norden, der andere eilt nach Süden, und ſo berühren ſich die verſchiedenſten Intereſſen mit wohlthätigem Einfluß der einander entgegen laufenden Neigungen, Bedürfniſſe und Anſchauungen, der wahre Weltgeiſt ſpiegelt ſich in allen, und erkennt ſich darin nach dem Ebenbilde Gottes. Von Stern zu Stern ſtrömt der Lebensgeiſt. Wo der eine herkommt, da zieht der andre hin, ſie berühren ſich im Flug, was dieſer erworben das wird jenem erſt werden, aber keiner, weil er nicht mitruft: Herr, Herr! iſt darum der Ewigkeit entriſſen, die das Element Gottes iſt, da in ihr ſich alles ausgleicht und nichts was vom Gottesodem angehaucht iſt wird vergehen und alle Verwüſtungen beweiſen erſt recht die Unſterblichkeit des Lebenskeims; wie er ſich auch entwickle, darum mögen wir unbeſorgt ſein, denn alles Leben iſt Gebet zu ſeinem himmliſchen Vater von dem es ausging.

Noli me tangere.

2. Brief.

Damit das Dankenswerthe nicht unbeachtet ſcheine, bezeige ich Ihnen hiermit die Anerkenntniß Ihres ſchönen Talents, goldene Schalen zu bilden um ſilberne Früchte darin zu bewahren, ich meine die Gedichte in welche die ſchlichten Herzensergießungen eines Kindes eingekleidet mir nebſt einem Schreiben vom 21. Septbr. zukamen. Auf dieſes letztere bin ich nicht geeignet zu antworten. Offenherzigkeit iſt die Hauptbedingung einer Korreſpondenz, in der wichtige Fragen aufgeworfen ſind; es iſt in Ihrem Schreiben nicht zu verkennen, daß in Ihnen das Intereſſe geweckt iſt ſich über meine religiöſen Anſchauungen zu orientiren, hierüber würde ich Ihnen jedoch nicht verſtändlich werden, wenn ich auch ſelbſt das Bedürfniß hätte mich mitzutheilen, dieſes habe ich aber nicht, ſondern im Gegentheil eine entſchiedene Abneigung dagegen.

Sie denken zu weiblich um mißzuverſtehen, daß ich nicht gern mehr Briefe ſchreibe, nachdem ich nur an mir geheiligte Perſonen geſchrieben habe, an gleichgültige nur wenn es die Nothwendigkeit erforderte, an anonyme niemals; jetzt, wo mich ſehr ernſte Ereigniſſe in Anſpruch nehmen, bin ich nicht einmal dabei und muß Verzicht darauf leiſten einen Gedanken zu geben, der Ihren Beifall in Anſpruch nehmen dürfte. Die Verſicherung meiner entſchiedenen Hochachtung giebt Ihnen wohl Ihr Gewiſſen, von dem ich allen Grund habe zu glauben, daß es ohne alles Falſch iſt.

Den 3. Oktbr. 1835.

Bettine von Arnim.

35.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 29. Oktober 1835.

Ihr guter Wille, Herr von Varnhagen, mir Erfreuliches mitzutheilen, mahnt mich an die Vergangenheit, wo mich die Abendſtunden in Ihre Behauſung führten, und wo Ihre liebe Frau, der es natürlich war, Anerkenntniß mit Großmuth gepaart in vollem Maße zu gewähren, mich oft in dieſem Sinn beſchämte; gern hätt' ich von ihr gelernt vollkommen gütig zu ſein, wenn die Kunſt des Lernens mir nicht verſagt wär'; auch beſchämt mich die Beurtheilung in den mir geſchickten Blättern (von Weiße), ich weiß nicht ob ſie wahr ſind oder nicht, ich bin nicht geübt in dieſer Art zu denken, ich weiß nicht was klaſſiſch iſt, ich weiß nicht was die Zeit mit ſich bringt, ich weiß nicht was ſie fordert noch was ihr ſchädlich oder nützlich iſt; ich ſehe mit Verwunderung zu, wie das naiv in den Strom geworfne Buch dahin ſchwimmt und ſich eine Zeit lang oben hält, und wie die Blätter hin und her fliegen, dem

Einen dies, dem Andern anderes bieten. Glück zu! ich gedenke und weiß gewiß, daß dies Glück nicht mein Verdienſt iſt. Sind Sie mit dem Verfaſſer des Aufſatzes in Briefwechſel, ſo ſagen Sie ihm Dankendes von mir. Hätte ich doch nur das eine Verdienſt, Ihr Krankſein durch meinen magnetiſchen Willen gebannt zu haben, da hätten Sie den Beweis in Ihrem Gefühl, und es wäre kein Zweifel mehr, ob das Lob gerecht ſei.

Bettine Arnim.

36.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 11. April 1836.

Damals haben Sie ſelbſt mit Recht nach mir verlangt, da niemand in Betreff Ihres Verluſtes Ihnen wiſſentlich näher ſtand. Hier bilden Mutter und Kinder einen Kreis, den zu berühren ich ſcheue, um nicht geheime Naturkräfte, die bei ſo heiligem Verluſt in wirkſamer Anregung ſind, zu ſtören, wie ja auch die Vorkehrungen der Hülfeaufdringenden, bei natürlichen Ereigniſſen des phyſiſchen Lebens, dieſe oft in ihrem geſundheiterſtrebenden Verlauf behindern. Wer die Gräfin Yorck kennt, der wird es für ein geheiligtes Vorrecht halten, ſie tröſten zu dürfen, darum kann ich mir es nicht anmaßen, es werden ihrer genug ſich dazu berufen glauben, die es nicht ſind, wie tief würde es mich beſchämen, unter dieſen zu ſein! —

Der natürliche Inſtinkt geht auf ein Verhüllen und Bewahren vor äußeren Einwirkungen, der Geiſt nimmt vielleicht dieſe nur als Zubuße ſeiner Leiden, aus Weichheit, willig auf, ſeine Geſundheit wird nicht dadurch gefördert, der um ſo geläuterter aus ſich ſelber auferſteht. —

Gemahl, Kinder, Mutter, Geſchwiſter, ja auch Jugendfreunde, die jetzt den Schatz ihrer Liebe gegenſeitig ermeſſen! — Wer eine beſſere Erkenntniß hat, wird es nicht wagen, dieſen durch ſein Scherflein mehren zu wollen. Indeſſen dank' ich Ihnen herzlich für Ihre mich ehrende Aufforderung, ich erhielt erſt Abends 11 Uhr Ihren Brief, auf den Sie ſonſt früher Antwort erhalten hätten.

Bettine.

Anmerkung von Varnhagen. Die Gräfin Yorck hatte ihren Vate verloren, gerade die weniger nahe Frau von Arnim wäre erwünſchter Troſtbeſuch geweſen. Ich dachte bei der Aufforderung an die Gräfin, Bettine dachte an ſich, und daß ihre Rolle nicht glänzend genug ausfallen möchte! — Dienstag, am 17. Oktober 1837.

37.

Bettina an Hofrath Dorow.

Herr Hofrath!

Jede unnothwendige Veröffentlichung iſt mir zuwider; inſofern ſie eine Verehrung bezeichnet, die auf keinen triftigen Gründen beruht, iſt ſie eine Beleidigung, denn ſie macht lächerlich; wer nicht Zartgefühl hat, dies zu begreifen und zu berückſichtigen, den kann man nicht achten.

Sie erzeigen mir in Ihrem Schreiben die Ehre, mich freundſchaftlicher Geſinnungen zu verſichern, die ſchon ſechsundzwanzig Jahre währen, ich zweifle daher nicht, es werde Ihnen angenehm ſein, mir in dieſer geringfügigen Sache einen Beweis derſelben zu geben, und meinem Willen die Achtung zu gewähren, welche ich von jedem, der ſittliches Gefühl hat, erwarten darf.

Die Ehre Ihres Beſuchs habe ich nicht angenommen, weil ich alle neuen Bekanntſchaften, die mir nicht durch alte Freunde zugeführt werden, vermeide.

Mit vollkommener Hochachtung B. Arnim.

38.

Bettina an Varnhagen.

Am 10. November 1837.

Guter Herr von Varnhagen.

In Erinnerung der guten Stunden, die ich mit Ihnen und der beſten aller gütigen Frauen verlebt, nenne ich Sie ſo, und erlaube mir, Ihnen die Ueberſetzung meines Buchs zu ſenden. Die Sonette des erſten Bandes ſind das Erſte, was ich, im Finſtern tappend, an's Licht brachte. Dann hab' ich die zweite Hälfte des zweiten Bandes und endlich funfzig Kartons des erſten überſetzt, das alles war wie Wetterleuchten und dann um ſo tieferes Dunkel in der mir ganz unbekannten Sprache.

Mein Tagebuch hab' ich in ahnender Dämmerung mit häufig durchziehendem Nebel überſetzt, Schwanken und Wanken und Taumeln mit ſchwärmenden, lärmenden Unmöglichkeiten, die ich zu bändigen habe, das iſt mein Tagewerk, und ich kann ein Liedchen davon ſingen, was Kopfzerbrechen heißt, denn eben bin ich noch damit beſchäftigt, als ſei mein Kopf ein Mauerbrecher; ſeitdem ich die engliſcher. Rezenſionen geleſen, hab' ich Muth gekriegt, alles was ich aus Zaghaftigkeit im deutſchen Tagebuche ausgemerzt, dem engliſchen wieder einzuverleiben. Und ich denke: mögen ſie raiſonniren, das Meer liegt zwiſchen uns.

Von alten Zeiten Ihnen herzlich
Am 10. November 1837. ergeben Bettine Arnim.

Das Hemd hab' ich dem Buch aufgeſchürzt, damit Sie ihm ein neues ſchöneres anziehen ſollen.

39.

Varnhagen an Bettine.

Berlin, den 11. November 1837.

Sie bedürfen meiner Verſicherung nicht, hochgeehrte gnädige Frau, um zu wiſſen, wie ſehr Ihr freundliches Andenken mich erfreut, und wie dankbar ich Ihnen für das gütige Geſchenk, mit welchem Sie mich beehren, aufrichtig verpflichtet bin! Sie wiſſen, daß meine Anerkennung und Ergebenheit für Sie unwandelbar feſtſteht, und nur darin wechſeln kann, daß ſie glauben mag, zeitenweiſe beſcheidener zurückſtehen zu ſollen, und dann auch wieder begünſtigter ſich nähern zu dürfen. Die Erinnerung, welche Sie ſo liebreich hervorrufen, verſetzt mich unmittelbar in dieſe langentbehrte Nähe, und meine Verehrung für Sie athmet in der reinſten Lebensluft, vereint mit dem Beſten, was mir gegeben worden. —

Ihre Ueberſetzung, die vortrefflich ausſieht, würde ich nur dann beurtheilen können, wenn mir dieſelbe Pfingſtgabe der Sprachen beſchieden wäre, deren Sie für dieſen Fall ſich zu rühmen haben. Ein Sie im Deutſchen längſt bewundernder Sinn war aber gleich geſtern von Ihrer engliſchen Erſcheinung ſo eingenommen, daß er betheuerte, das Buch nun auch im Engliſchen ſich vollſtändig aneignen zu müſſen, und ich werde daran wohl Theil nehmen dürfen.

Was die Aufnahme in England betrifft, ſo kommt es dabei freilich auf Beziehungen an, die von dem deutſchen Standpunkt aus unmöglich mit Sicherheit zu überſehen waren. Das Evangelium wird auf Hoffnung ausgeſtreut, und ſo möge auch dieſe Botſchaft von Goethe von der beſten begleitet bleiben! Uebrigens, nachdem das Kindlein glücklich zur Welt gekommen und friſch und fröhlich lebt, mag immerhin Tadel darüber ausgeſchüttet werden, todtſchlagen ſollen und können es die Leute doch nicht! —

Das geſchürzte Hemdchen ſoll bald in das gehörige Feierkleid verwandelt werden!

Mit wiederholtem innigſten Dank und verehrungsvollſter Ergebenheit treulichſt verharrend, gnädige Frau,

Ihr

gehorſamſter
Varnhagen von Enſe.

40.

Bettina an Roſa Maria Aſſing.

Berlin, den 15. Januar 1838.

Ihr zierliches Kunſtwerk, liebe Frau Doktorin Aſſing, und Ihr freundlicher Brief liegen beide auf meinem Tiſch und mahnen mich jeden Tag Ihnen Dank zu ſagen; hätte ich doch auch etwas Ihnen zu geben. — Ich habe mein Tagebuch überſetzt in's Engliſche, noch iſt der letzte Bogen unter der Preſſe, ich werde Ihnen ein Exemplar davon ſchicken, das ſoll mein Gegengeſchenk ſein. Ich konnte kein Engliſch, da ich die Ueberſetzung anfing, und hab' wie ein Schulkind jedes Wort aus Sprachbüchern herbei geſucht und über der neuen Lektüre allemal die frühere vergeſſen, ſo kam's daß ich durch die mühſeligſten Forſchungen Ausdruck und Styl bilden mußte, dabei verließ mich das heilige Dunkel der Ungewißheit keinen Augenblick, und die Widerſprüche der Engländer und Sachkundigen ſtürmten ſo auf mich ein, daß es ewig ein Wunder iſt, wie ich nicht Schiffbruch gelitten, ſondern ſo kühn als ob's nichts wäre, die Wellen der Verzweiflung durchſchnitten habe. Welch ein großer Troſt war mir daher die Erſcheinung Ihrer liebenswürdigen Freundin, die mit der melodiſchſten Stimme ein Engliſch aus meinen Korrekturbogen herauslas, was an Grazie und Anmuth dem Geſang der Nachtigallen nichts nachgab. O! dachte ich, wenn es ſo ſchön klingt, ſo muß der Sinn gewiß auch ſchön ſein und verſtändlich, und ich habe auf das Urtheil Ihrer Freundin Eliſa Sloman eine ſehr glückliche Zuverſicht gewonnen für meine Ueberſetzung, denn Ihre Freundin meint, es ſei zwar eine Sprache darin, wie ſie ſelbſt noch kein Engliſch geleſen, aber um ſo rührender und ganz klar und deutlich. — Ich bin ſehr erfreut über dieſes Urtheil und glaube feſt daß es Wahrheit iſt; ſie wollte mir nicht bloß ſchmeicheln damit. — Sie auch, liebe Frau Doktorin Aſſing, werden mir gewiß Ihr Urtheil ſagen, wenn ich's Ihnen ſchicke; denn es wird Ihnen Freude machen; alſo iſt dieſes Zeichen, daß wir einander befreundet ſind, nicht das letzte. An Ihrer Schwägerin Rahel hab' ich eine Theilnahme verloren, die vielleicht noch manches Wichtige zur Sprache gebracht haben würde; noch oft in einſamen Abendſtunden bedenke ich's wie viel in wenig Minuten ſie geben konnte. Umgang im Geiſt, dazu ſind wenig Menſchen geeignet, und doch iſt's das Köſtlichſte; aber Mangel an Nahrung erſtickt die Energie dazu, und ſo kommt's daß man einſam wird und das Bedürfniß der Theilnahme nicht mehr fühlt. — Nach Hamburg möcht' ich doch einmal kommen; im letzten Sommer war mein Sohn dort, dem hat man ſo viel Freundliches bezeigt. Juſt erfahre ich durch die Gebrüder Grimm, wie ſchön ſie von den Hamburgern gewürdigt worden ſind in ihrem öffentlichen Verfahren; wenn Grimm's nach Hamburg gingen, dann würde ich auch hinkommen und dann werde ich Sie gewiß beſuchen und Ihre lieben Kinder umarmen. Bleiben Sie mir gut.

Bettine Arnim.

41.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 24. Auguſt 1838.

Guter Herr von Varnhagen. Der Ueberbringer dieſes, Hr. Charles de Mac Carthy, genauer Kenner der von ihm hochverehrten Briefe Rahel's und Ihrer Bücher, hat mich erſucht, von Ihnen die Erlaubniß zu begehren zu ſeinem Beſuch. Er ſcheint mit den Armen ſeines Geiſtes die deutſche Litteratur umfaſſen zu wollen. Wo kann es ihm beſſer gelingen, als durch Ihre Indizien, die ihm gewiß Gelegenheit bieten, wenn er ſeinen Vortheil verſteht, ihr den Gürtel zu löſen.

Geſtern hab' ich den ganzen Vormittag alle Briefſchaften durchſucht, um noch eine Ausbeute für Sie zu finden; vergebens.

Gott grüße Sie.

Bettine.

42.

Bettina an Varnhagen.

Beerwalde bei Dahme, den 29. September 1838.

Guter Herr von Varnhagen! Als ich am Tag meiner Abreiſe auf der Bank unter den Linden Ihnen das Blättchen von Rahel's Hand verſprach, befiel mich ein ſchmerzhaftes Anſchwellen des Gaumens, das mich fieberhaft betäubte, und erſt nach einem wohlthätigen Schlaf verließ, aber mit den Schmerzen war auch die Erinnerung an den Ort, wo ich das Blättchen verwahrt hatte, verſchwunden. Ich durchwühlte die tauſend Briefſchaften, die ich erſt mühſam entwirrt hatte, und brachte, gleich einem Verzweifelten, alles wieder in's Chaos; vergebens, der Teufel hatte ſeine Pfote darauf gelegt (ſo pflegte man im Kloſter zu ſagen, wenn eine Reliquie oder ſonſt ein Heiligthum, was eben noch vorhanden geweſen, von einem unachtſamen Nönnchen verlegt worden war). Es verdroß mich, Ihnen nicht Wort halten zu können. Abends beim Einſteigen lag's mir noch auf dem Herzen. Heute am 29. September ordne ich meine Brieftaſche, da legt ſich das Blättchen mir ganz freundlich in die Hände; ich durchleſe es, und finde, daß es abermals ein Dokument ſo mannichfach bewährter Güte iſt, die wir liebend Verehrenden der verewigten Freundin nie genügend uns als Erbe aneignen können; es fällt mir dies oft ein, wenn ich denke, daß Sie ſo lange Zeit Ihres Lebens im Mutterſchoße dieſer Güte gepflegt worden, und ſo wird auch mein Vertrauen in Ihr Wohlwollen nicht leicht wanken, da ich's fühle, wie Sie gleichſam elektriſirt von dieſem in Liebe ſich hingebenden Geiſt eine höhere Aufforderung haben, einem jeden gerecht zu ſein. Das Schöne in Rahel's Geiſt war eben dies Eingehen in das Individuelle, nach welchem ſie urtheilte, und ſo war ſie nachſichtig wo Andre verdammten, und ſie ſchmeckte wohl gar das Salz in dem, was Andre als die Aſche eines verbrannten Lebens verwarfen. — Gerechtſein, iſt göttliche Kunſt. — Nicht wie die Flügel der Mühlen hier rund um mich her aufſteigend mit dem Wind, und fallend im wechſelnden Gang; nicht wie der dreizähligen Dreſchflegel Takt, mit weitſchallendem Schlag niederfallend auf das gebreitete

Korn; aber dem Fortſchritt der Zeit weislich im Takte ſich fügen, ob im Sturm, thürmender Wog', oder des Zephyrs tanzender Sohle unterbreite den ſonnedurchſternten Spiegel, der Schickſalsmeere Ozean; löſen mit weislich rathender Seele die Räthſelgeſchicke, die dahin fliegend oft mit zerriſſenem Segel die Wogenbahn, und der Weiſung entbehrend dem Zufall vertrauen; nicht verſchüttend begonnener Thaten Ziel, nicht verſäumend der Gelegenheit oft dem Menſchengeſchlecht unerkannt vorübereilenden Flug; nein! — ihr nach eilt Gerechtigkeit, kein flüchtiger Sklav ergreift ſie das Steuer mit göttlicher Kraft, einlenkend zum Hafen wieder die Geſchwächten, lindernd die Schickſalswunden mit ſanfter Hand, eine Stätte ihnen verleihend auf ihrer Füße Schemel, die goldenthronende auf der Großmuth erhabenem Sitz, wo der Verläumdung klingende Zunge verſtummt, und leuchtender Ruhm bebauet die Fluren zu nähren den Sklav wie den Freien.

Die Dreſchflegel gingen nicht im Takt, ſonſt würde dieſer Aufflug pindariſcher gelungen ſein; gäb' auch meine Muſe jener des Pindar nichts nach, ſo muß ich doch zugeben, daß meine Dreſcher gegen die ſeinen den kürzern ziehen. Eben hielten ſie gar mitten in meiner Begeiſterung inne, um der Schnapsflaſche zuzuſprechen.

Grüßen Sie doch von mir *, ſagen Sie ihr Dank für alles was ſie für meine Alexandrine thut und was ſie ſo anmuthig zu thun weiß. Es bedarf keiner beſondern Pracht um einen Wieſenteppich heiter zu ſchmücken, und doch iſt er erfreulicher dem Auge als das ſchönſte Blumenbeet. So iſt der Karakter dieſes vom Schickſal ſo ſtrenggeprüften Kindes auch, der ich nun über ſo manchen Stein des Anſtoßes ſchon ſeit Jahren die Hand gereicht habe; ſie iſt gleich einem Wieſengrund und begrünt ſich ſanft bei milder Witterung, und beblümt ſich mit tauſend goldnen Sternen, dem Wiederſchein des Himmels, wenn die Milde, die himmliſch iſt, ſie anglänzt; — ſo kann es einen unendlich erfreuen und erquicken, ihr wohlgethan zu haben; ich mache mir Vorwürfe, daß ich's manchmal verſäumte. Sie hat ein Recht an die Menſchheit, weil ihre Sitten ſo edel ſind, vor denen hat der Fühlende immer Ehrfurcht; ich hab' indeſſen gefunden, daß in dieſem Bezug die menſchliche Geſellſchaft ganz wie Straßenjungen ſich geberdet, ſie hat keine Ahndung von Menſchenwürde und wie man ſich ſelbſt in ihr verletzt. — Ich glaube jedoch, daß ich Ihnen und der lieben * den feinſten Takt in dieſer Hinſicht zuſchreiben darf, und zähle es zu meinen liebſten Pflichten, Ihnen gleich bei meiner Rückkunft in Berlin Dank zu ſagen.

Noch Eins, guter Herr von Varnhagen! Der Jüngling von Albions Strande Charles Mac Carthy, der ſich auch mit Ihnen befreundet hat auf ſeiner Durchreiſe, hatte mir einen großen Gefallen gethan, indem er mir eine Reihe von litterariſchen Freunden verzeichnete, denen ich ein Exemplar meiner engliſchen Auflage zu ſchicken habe, um das Buch doch endlich flott zu machen. Auf dies Verzeichniß hat der Teufel auch ſeine Pfote gelegt, und iſt ſo obſtinat ſie durchaus nicht zurückzuziehen; könnte durch Ihre gütige Vermittlung, da Sie vielleicht ſeine Adreſſe in Dresden wiſſen (nicht die des Teufels, die des Jünglings), mir dies Verzeichniß litterariſcher Freunde und Meiſter nicht noch Einmal zukommen? — Ein paar Worte von Ihnen mit der Bitte, mit umgehender Poſt mir das Verzeichniß aller mir, ſeiner Anſicht nach, wichtigen Litteratoren zu ſenden, welches Sie dann gütigſt mir gleich hierher ſenden möchten, oder beſſer gleich in Savigny's

Haus ſendeten, wo man mir alle Briefe nachſchickt. — Iſt es zu viel von Ihnen gefordert? — Sie verzeihen mir's gewiß; ich könnte zwar ſelbſt ſchreiben, aber ich verſteh's nicht anzufangen, das Schreiben wird mir ſo ſchwer, ich mache mehr Tintenkleckſe als Buchſtaben. Beſonders an einen Engländer! und endlich hab' ich auch kein Briefpapier mehr. Ich bin Ihre ergebene Dienerin.

Bettine Arnim.

43.

Bettina an Varnhagen.

Beerwalde, Mitte Oktober 1838.

Ihre liebreichen Zeilen fordern mich zur Antwort, wovon das Leſen der Goethe'ſchen Briefe, die ich Ihnen zu danken hab', mich bisher abhält. Was iſt einem alles andere im Augenblick, wo man ſo plötzlich umſtrickt von den blühenden Zweigen eines Sakontala-Waldes ſich dem Erinnerungsſchlaf ergiebt. Jene Terraſſe am Main war auch mein Frühlingsſpielplatz, und wie jetzt noch ein iſolirender Fleck auf mein Denken einwirkt, ſo flüchtete ich damals zu jener Terraſſe um mich zurecht zu finden, wenn die Günderrode nach meinen Studien in der Geſchichte fragte, oder philoſophiſche Aufſätze von mir verlangte, doch ward ich oft in meinen ſtillen Betrachtungen, denen ich dort in den ſtillen Frühſtunden Raum zu geben dachte, durch kleine Zerſtreuungen geſtört, ein Strohhalm, der den Main hinunterſchwamm, die bunten Steinchen im Kies, eine Ameiſe, die etwas heimſchleppte, waren meinen Studien hinderlich; doch finden ſich noch manche Aufſätze unter meinen Papieren, die zum Verſtändniß meines Verkehrs mit dieſer edlen Muſe ganz weſentlich ſind, obſchon ſie keinen gebildeten Stil haben und wie mir däucht Widerſprüche enthalten.

Vor einigen Tagen erhielt ich Abrechnung von London, für mich ein wichtiges Dokument, obſchon es keine Abzahlungen ſondern Anforderungen enthält. Meine einzige Hoffnung iſt, daß das Buch bis jetzt noch nicht in's Publikum gekommen. Anzeige, Fracht, Zoll ꝛc. haben ſeit vorigem Jahr ein Kapital von 120 Pfund Sterling verſchlungen, der Ertrag iſt dagegen 13 Pfund. Ich bin froh dieſe Abrechnung noch vor meiner Abreiſe erhalten zu haben, um ſie wenigſtens in Weimar als Dokument aufweiſen zu können; ich verzweifle jedoch nicht, die Buchhändler ſind honett, ſie ſchlagen mir Wege vor, von denen ſie beſſern Erfolg hoffen. Ich werde mich noch eine Weile mit dem Sprüchwort durchſchlagen, daß nicht aller Tage Abend iſt; ich nehme alle Schwierigkeiten als ein Geſchenk der Schickſalsgöttin, die dem Gelingen meines Vorhabens hierdurch das Verdienſt vergrößert. Sollte es ſo leicht ſein, Goethe's Monument auf dieſe Weiſe aufzuſtellen, ſo wäre der Welt hierdurch nicht vollkommen Zeugniß geboten, wie organiſch das Geſchick von einem Genius unter den Menſchen gebildet iſt, denn ich fühle kein Ermatten und kein Verzagen, und bin ganz organiſch in die Laufbahn dieſes Meteors hineingezogen, daß ich dieſe letzte ſichtbare Blüthe ſeiner irdiſchen Geſchicke hervortreiben muß. Was iſt's, daß der Blüthenſtaub ſeines Geiſtes auf den Keim des meinen einwirkte, wenn nicht ſo viel Energie hierdurch ſich in mir entwickeln ſollte, um nicht zu verzagen? Andre ſagen wohl, es ſei wahnſinnig von mir, ein Projekt nicht aufzugeben, mit dem nichts gewonnen ſei, da kein Menſch ſich um das Monument kümmere; er ſei ſich ſelber Monument genug, — und was dergleichen den elektriſchen Funken ertödtende Anſichten und Reden mehr ſind; aber haben dieſe nicht auch geſagt, es ſei wahnſinnig, ihn ſo zu verehren, ihm ſo zu dienen, wie ich ihm diente? — und iſt nicht ſchon Segen für mich, daß mein Bemühen dieſem Zwecke gewidmet iſt? Was könnte ich Edleres beginnen in dieſer ſpäten Jahreszeit, wo die Nachtigallen ſchweigen und der Wind über die Stoppeln fährt? Wie oft hab' ich in früheren Jahren das Räthſel meines Lebens geſucht, und mich gefragt, warum ich doch auf der Welt ſei? — Nun wohl, dieſe Chimäre, Goethe's Monument, iſt das Räthſel meines Daſeins, darum mußte ich zur rechten Zeit in die Geburt des irdiſchen Daſeins eintreten, und jetzt in der beſchwichtigtſten Epoche hab' ich Langmuth, früher würde mich die Begeiſterung verzehrt haben. Und ich könnte noch mehr ſagen, was wunderbar, aber wahr iſt; ich fühle deutlich, welche Lebensperiode, welche Regungen von ihm auf mich herüber wirken, war ich doch noch junges Kind, als er ſchon Greis war, aber die Mutter ließ gleichſam unwillkürlich das Feuer ſeiner verfloſſenen Jugend auf mich zurückſtrahlen, auf mich, die in einem Verhältniß erzogen war, wo das Wort Liebe ſich nicht geltend machen konnte. Und wie die Aloe einer heißeren Zone, bedarf zum Blühen dieſe hart verſchloſſene Knospe, in der kalten Gegenwart, jener Liebe aus der glühenden Vergangenheit, die wahrſcheinlich ihr den Tod gegeben haben würde durch unmittelbare Berührung. Ja, ſo gewaltig erregbar war mein Gemüth, daß ich auf dem Adler des Donnerers dem Erdenleben entflohen wär', um dort taumelnd den Wein der Begeiſterung auf den Opferaltar zu gießen, hätte ſeine leidenſchaftliche Zeit mich berührt; jetzt bin ich durch Feuer- und Waſſerprobe mild gemacht und meiner ganzen Natur nach geeignet (wie der Lorbeer zum Kränzen), mit beharrlichem Streben das Monument zu erbauen. Die Treue, die ſeiner Liebe in der Vergangenheit gebührte, iſt ſeinem zukünftigen Andenken hierin gezollt. Selbſt dieſe Briefe*), die Sie mir ſchickten, ſind ein eingreifendes Medium. Sind jene heißen Jugendgefühle verſchollen? — Nein! ſie bewegen noch heute die Sinne zu liebender Unterwerfung, wie ſie es Macht haben, denn es ſind die Liebeslieder jener Epoche, die mich gefeſſelt haben. Jenen Mondſcheins-, jenen Morgennebels-Hymnen habe ich Gelübde gethan, und dieſen Briefen habe ich ſie erneuert. Leſen Sie dieſe Zeilen mit geweihten Sinnen, ſie ſind unwillkürlich meiner Feder entfloſſen, bewahren Sie das Blatt, vielleicht daß ein künftiger Denker eine Theorie hierin bewahrheitet findet, daß auch das Geſchick des Menſchen eine organiſche Natur habe, wo eine Erſcheinung die andre bedingt; ſo hat Goethe's reines Jugendfeuer in mir noch in tiefem Schacht das Erz frei von böſen Schlacken der Selbſtſucht erzeugt, das jetzt an's Licht kam um ſein Monument daraus zu bilden.

Neuhof bei Gießen, 27. Oktober.

Mein Brief iſt mitgewandert bis hierher, unterdeß war ich in Weimar, dann bei den liebſten Freunden von mir, bei Grimms, die ich alle geſund, friedlich, mit ihrem Geſchick ganz verſöhnlich, und durch das Gefühl ihrer reinen Handlung veredelt ſelbſt in ihren Zügen wie mich däucht, in Kaſſel beiſammen fand, und es war mir ein ehrenvolles

---

*) Briefe Goethe's an die Gräfin Stolberg, und Merck's zweite Sammlung.

Gefühl, ſo zutraulich empfangen worden zu ſein. Es giebt wenig Menſchen mehr in der Welt, deren aufrichtige Geſinnung ſo ohne Fehl und nicht als Mißgeburt zur Welt kommt, aber gerüſtet mit dem Stahl der Weisheit, ein Beginnen wie Minerva aus Jupiter's Haupt an's Licht ſpringt, völlig gepanzert gegen alle Spiegelfechterei; das iſt herrlich, von ſolchen liebevoll anerkannt zu ſein. Wir wollen's nimmer verſcherzen. — Ihnen herzlich und aufrichtig ergeben

Bettina von Arnim.

44.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 16. Februar 1839.

Sie beweiſen mir durch Ihre Ueberſendung (des Brinckmann'ſchen Briefes), daß Sie von meinem warmen Antheil an allem Schönen, was Ihnen und uns Allen über Rahel zukommt, überzeugt ſind. Lebte ſie noch, ſo wüßt' ich wo ich am Abend nach Erholung ging, wenn ich am Tag müde war. Sie geht mir ab.

Dem Manne von ſiebzig Jahren, dem ich wahrſcheinlich über mich kein Licht aufſtecken kann, da er mich durch's Prisma des Fleiſches ſieht, das zwar auch Licht iſt, aber kondenſirtes, und mein Licht iſt flüchtiges Aetherlicht, — dieſem Manne will ich hier ein Licht aufſtecken über ſeine neue Perrücke, wie's kömmt, daß ihm in der Zeit, wo's Feld des Hauptes gewöhnlich brach liegt innerlich und äußerlich, äußerlich (wie's ſcheint auch innerlich) das Feld mit dichter Saat beſäet iſt. — Er iſt ein Grand d'Espagne, der vor ſeinem allerchriſtlichſten König mit bedecktem Haupt erſcheint; da nun kein Filz in den Himmel kommt, ſo läßt Gott ſeinen Thau auf ihn fallen, um dieſe Bedeckung wachſen zu laſſen.

Bettina.

45.

Bettina an Varnhagen.

Donnerstag, den 13. Juni 1839.

Ich empfehle Ihnen dies Büchlein zur Rezenſion — wenn Sie's thun, geſchieht mir ein großer Gefallen, wenn Sie's nicht thun, ſind Sie unbillig. — Es iſt immer erfreulich etwas Eigenthümliches zu beleuchten, am meiſten wenn es wie hier freimüthig ohne Scheu, aber auch ohne Anſprüche nur durch Kindlichkeit gegen böſe Zungen berechnet an's Licht tritt. — Das Büchlein, wie Sie ſehen, gehört dem Leipziger Comité. Ich vertraue Ihnen und bin nicht beſorgt eine Fehlbitte gethan zu haben.

Glückliche Reiſe und heiteres Wiederſehen.

Bettina.

46.

Bettina an Varnhagen.

Sonnabend, den 14. März 1840.

Guter Herr von Varnhagen! Als Sie mir den Vorſchlag machten, Sie heute zu beſuchen, da ſagte ich aus

Pietät Ihnen zu, denn in das Haus, in dem ich ſo oft mit Liebe und Güte aufgenommen worden, wollte ich nicht verſagen zu kommen. Der Frau Gräfin Königsmarck konnte ich nicht gradezu abſchlagen, was ich Ihnen zugeſagt hatte, aber ſo ſehr mich ihre freundliche Güte gerührt hat, ſo feſt war ich gleich entſchloſſen, heute durch Sie die Nachſicht dieſer liebenswürdigen Frau in Anſpruch zu nehmen, daß ich mein Verſprechen nicht halte. Sein Sie alſo auch für mich ein recht heller Kronleuchter dieſes kleinen Kreiſes von großen und ausgezeichneten Menſchen, damit man über dem ſtrahlenden Licht Ihres geſelligen Geiſtes die dumpfe Lampe meiner einſiedleriſchen Stimmung nicht entbehre. — Und kurz, Sie haben die Schuld, wenn man mich nicht freundlich entſchuldigt.

Bettina.

47.

Bettina an Alexander von Humboldt.

Berlin, den 17. Juli 1840.

Meine Schweſter Savigny hatte vor einigen Tagen die Ehre Ew. Excellenz in Tegel zu ſprechen und brachte von da die frohe Hoffnung mit, daß die beiden Grimm bald hierherberufen werden. Sie allein vermögen am beſten das Bedürfniß ſolcher Gelehrten wie Grimm zu erwägen, deren Zeit nun wieder ſeit mehreren Jahren ihrem innern Beruf anheimfiel, wo gewiß ſo manches, was früher der Verpflichtung weichen mußte, jetzt in voller Entwicklung ſein mag, was man ungern wieder aufgeben würde; obſchon es daher keines Fingerzeigs bedarf, ſo würde es doch Mangel an Vertrauen in Ihre bewährte Güte und Nachſicht ſein, wenn ich darum Anſtand nähme, Ihnen den beikommenden Brief des Jakob Grimm mitzutheilen, in dem er ſo anſpruchslos über ſeine Zukunft ſich ausläßt. Auch von Dahlmann ſteht ſo viel Schönes in dem Brief, deſſen Wiederanſtellung, die den beiden Grimm ſehr am Herzen liegt, blos von der ihrigen abhängt, da man nur um dem edlen Beiſpiel, zu dem Preußen bevorrechtet iſt, nicht vorzugreifen, bis jetzt noch an ſich hält, ihn zu berufen.

Noch eine Bitte vertraue ich Ew. Excellenz: das beiliegende Heft, was ſchon früher dem Kronprinzen beſtimmt war, und deſſen erſten Theil er auch ſo gnädig war anzunehmen, dem König, wenn es erlaubt iſt, unvermerkt auf den Tiſch legen zu wollen.

Ew. Exzellenz

ergebne Dienerin

Bettina Arnim.

48.

Bettina an den Oberbürgermeiſter von Berlin.

Berlin, den 10. September 1840.

Sehr verehrter Herr Bürgermeiſter!

Die Urſache, warum ich mir erlaube, unbekannterweiſe dies Schreiben an Sie zu richten, iſt mein Intereſſe an den noch ungefälſchten Beziehungen zwiſchen dem König und ſeinen Bürgern; die unmittelbare Veranlaſſung hierzu ſind die Darſtellungen, welche nach allgemeiner mißbilligender Ausſage am Feſt der Huldigung ausgeführt werden ſollen, und welche zwar im Namen der Bürger, keineswegs aber den treuen Ausdruck des bürgerlichen Sinnes bezeichnen. — Ein thurmartiges Gerüſt, auf welchem die 40 Ahnen des königl. Hauſes, ſogar bis auf unſern kaum verblichnen von ſeinen Nachkommen noch ſo tief betrauerten Herrſcher transparent gemalt werden ſollen! — Abgeſehn davon daß ein transparent gemaltes Bild allemal fratzenhaft erſcheint, und man daher bei ſolchen Gelegenheiten lieber zu Allegorien ſeine Zuflucht nimmt, weil man geliebte und hochverehrte Verwandte unmöglich gern in verunſtalteten Zügen öffentlich ausgeſtellt ſehen und anerkennen mag, iſt es auch noch der größeſte Mißgriff im Intereſſe der Bürger, auf den Huldigungstag jene Ahnenreihe einer Zeit, die auf keine Weiſe den heutigen Anſprüchen und dem Bürgerſinn entſpricht, auf eine ſo beziehungsloſe und eclatante Weiſe hervorzuheben; ſo zwar, daß es der König nicht nur mißverſtehn ſondern auch mißbilligen müßte. Waren es nicht die höchſten Sorgen der Bürger noch vor dem Beginn der neuen Regierung, der Adel werde dem Bürger vielleicht zum Nachtheil vorgezogen werden? — Und nun die Großmuth des Königs ſo menſchlich ſich über ſein Volk verbreitet, ſoll aus den hoffnungsvollen Ahnungen einer großen Zeit nichts als der fabelhafte Ahnenbaum transparent beſäet mit ungeſchickten Bildern der Vergangenheit hervorſteigen? — Wenn Durchſichtigkeit eine Verklärung dem ſchwachen Auge erſcheint, ſo iſt ſie zugleich der ſicherſte Beweis dem ſcharfen Geiſtesblick, daß nichts dahinter iſt. Der König kann unmöglich einen wahrhaft vertrauungsvollen Sinn des Bürgers darin erkennen, er muß es für die gröbſte durch nichts zu entſchuldigende Schmeichelei halten, die, ohne die geringſte Beziehung zu ſeinem erhabnen Willen für das Wohl des Volkes, blos durch die Idee, als könne ſo was ihm ergötzlich ſein, ihn ſchon beleidigen müßte. Ich bin im Begriff in den Wagen zu ſteigen und abzureiſen, Herr Bürgermeiſter, und muß mich daher kurz faſſen, ſonſt würde ich mir ſelber die Ehre gegeben haben Sie aufzuſuchen und in einer milderen Sprache Ihnen Alles darzulegen. Ich bitte Sie alſo, alles was Ihnen ſchriftlich zu herb lautet auf die Eile zu ſchieben die mich treibt und überzeugt zu ſein, daß es der reine Eifer für ein ſo köſtliches bürgerliches Feſt iſt, das unſerer Generation zu Theil wird und ſie vor der zukünftigen Generation verherrlichen ſoll, was mich hierzu antreibt, Ihnen dies alles ſo unbefangen zu ſagen. Ich fahre daher fort ganz kurz die Mißhelligkeiten, welche daraus noch entſpringen werden, Ihnen darzulegen. Außer der allgemeinen Mißbilligung haben Sie auch noch die tauſendfältigen Satyren fremder Zeitungen zu ertragen, und Ihnen wie dem König wird der Nachhall dieſes Ehrentages empfindlich in den Ohren klingen. Was werden z. B. die franzöſiſchen Blätter darüber ſagen? — Wie viel Boshaftes wird der hier in Oel getünchten Ahnenreihe noch angeheftet werden? wie viel Unſinn an uns hervorgehoben, daß wir nichts Beſſeres können als todtes Vergangnes aufzuputzen, zu illuminiren, während doch alle Nationen ſtark ſind, das Neue, das Beſſere zu entwickeln, und während es uns in unſerem König ſo hoch und theuer zugeſagt iſt. — O warum bemalen Sie nicht lieber dieſen Thurm mit allen Nationen, mit Türken, Heiden, Juden und Chriſten, mit Aegyptern, mit Kanadiern, Arabern, ja mit Menſchen aus dem Monde, die alle unter dem Scepter eines großmüthigen Königs ſich vereinend dem Lande die höchſte Blüthe verleihn und den Geiſt frei machen von Sklavenfeſſeln des Neides, des Aberglaubens? — Warum malen Sie nicht alle Hoffnungen, alle Wünſche des Volkes in ihrer (vom König zu hoffenden) Gewährung ſymboliſch dahin? — damit er ſchon jetzt erkenne, die heilige noch unverletzte Zuverſicht zu ihm vergelte ihm ſchon im Voraus jedes Opfer alter Vorurtheile das er ſeiner größeren Zeit bringt? — Warum malen Sie nicht den Genius einer Heldenzeit auf edlem Roß rein gebildeter Race, das mit ſtarkem Huf ſich wider den hartnäckigen Fels ſtemmend über den Abgrund ſetzet des Aberglaubens, der Lüge, der falſchen Politik? — Warum bezeichnen Sie ihm nicht hier ſein eignes großes Bild, was uns Allen in der Seele den heiligen Strahl der Zuverſicht entzündet und ſein Jahrhundert durchleuchten wird? — Warum malt Ihr nicht den reinen treuen duldſamen Helden, der auf ſeinen mit Gotteskraft verſehnen Schultern die Welt gelaſſen unter Donner und Blitz durch die ſturmgepeitſchten Meeresfluthen trägt? — Warum nicht Siegfried den Drachentödter der ſich, im Blut des erlegten Ungeheuers badend, unverletzbar macht ſeinen Feinden? — Warum malt Ihr nicht jene Allegorie als Bild unſerer Religion: Kommt her Alle die Ihr mühſelig und beladen ſeid, Ich will Euch von Eurer Laſt befreien? oder auch jenes Bild allegoriſch: Mein Joch iſt ſüß und meine Bürde iſt leicht? — Warum malt Ihr nicht die Zukunft ihm entgegen ſchreitend mit vollen gereiften Garben ſeiner eignen kindlich Gott vertrauten Saat? — Warum nicht Bauern, Bürger, Juden und Chriſten, die alle in einem freudejauchzenden Chor einklingend Jehova rufen oder auch: Unſer Vater der Du biſt im Himmel! — Warum laſſet Ihr nicht auf den Zinnen Eures Allegorienthurmes Trompeten, Nationen zuſammenſtrömen in einen Lobgeſang? — Und mehr noch könnte ich ſagen und jede Empfindung des Glückes, unter einem ſolchen Herrſcher freudig aufathmen zu können, bietet einen Gedanken ohne Schmeichelei dar, der dem König wohl eher Freudenthränen entlocken könnte über das Errathen ſeiner noch verborgnen hohen Eigenſchaften die noch im Keim ſchlummern, über die Zuverſicht in ſeine wahre Größe, aber nicht (noch einmal ſei es geſagt) durch das den Bürgern ganz widerſinnige in ſich aber bedeutungsloſe translucide Bild verblichner Ahnen. — Ich bedaure herzlich, Herr Bürgermeiſter, daß meine Zeit nicht zuließ ſelbſt zu ſprechen, und vertraue jedoch auf Ihre wahre Einſicht daß Sie dieſe meine Anſprache an Sie nicht mißdeuten werden. In dieſer Zuverſicht unterzeichne ich hochachtungsvoll

ganz ergebenſt

B. v. Arnim.

49.

Bettina an Humboldt.

Berlin, den 5. Mai 1841.

Sie haben ſich mir immer ſo gütig erwieſen, Herr von Humboldt, daß ich ohne Scheu auch jetzt Sie in Anſpruch nehme. Ein kleines Buch, was ich dieſen Sommer werde drucken laſſen, möchte ich dem König zueignen; es enthält Bruchſtücke aus einer früheren Zeit, abſtruſe Gedanken, die mich damals oft in der Nacht aus tiefem Schlaf weckten. — Iſt es nicht übel gethan, daß ich in meiner Unbedeutendheit, die ich dem blinden Huhn vergleiche, das ein Korn findet, dem König darbiete, was gleichſam aus der Luft gegriffen iſt, mich aber an jene durſtigen Augenblicke meiner Jugend mahnt, in denen ich mit brünſtigen Gelübden einem großen Karakter entgegenharrte, der die Menſchheit ſegnen und erheben werde, und dem ich dann als meinem höchſten Beruf mich anſchmiegen wolle. Iſt dies nicht anmaßend, mit einem Geſchenk, deſſen Werth dem König gegenüber nur Unwerth ſein kann, ihm entgegen zu kommen, ſo bitte ich Sie, Herr von Humboldt, mir dazu die Erlaubniß zu erwirken; irgend ein beſcheidener Grund der Dankbarkeit kann als Veranlaſſung dazu gelten, vielleicht daß die Brüder Grimm unter ſeinen Schutz berufen ſind; obſchon es das nicht iſt, was mich dazu bewegt, ſondern ein tieferer Zug.

Herr von Humboldt, ich empfehle Ihnen mein Anliegen, und bitte, bleiben Sie mir freundlich gewogen.

Am 5. Mai 1841.

Bettine Arnim.

50.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 11. September 1841.

Wenig drin*) geleſen, oder vielmehr gar nicht, meine Schuldigkeit es ſchon lange zurück zu ſchicken. Daß ich jetzt keinen Bedienten habe, war ſchuld, ich profitire von der Gelegenheit und bepacke Ihren dienſtbaren Geiſt damit und mit viel Dank. So eben hab' ich was recht Kurioſes gehört über Schelling, recht was Kurioſes, ich ſag's aber nicht bis Sie ſelbſt kommen. Die Neugierde plagt Sie vielleicht doch, und da ſeh' ich Sie um ſo eher wieder. Froloff war eben bei mir; Ihr Hund iſt ſehr freundlich mit tauſend Schmeichelreden von mir begrüßt; wer den Herrn leiden mag, ſchmeichelt dem Hund.

---

*) Quartausgabe von Goethe's Werken.

51.

Bettina an Varnhagen.

Berlin, den 29. Juni 1842.

Lieber Herr von Varnhagen!

Sie haben ſich für Siegmund's Angelegenheit intereſſirt und haben ſo herzlichen überzeugenden Rath dabei uns gegeben. Ich halte es für Pflicht Ihnen Erfolg und Wendung dieſer Sache mitzutheilen.

Geſtern war mein Sohn auf des Miniſter Bülow Geheiß bei ihm, wo dieſer ihn auf's Freundlichſte empfing und ihm gleich verſicherte, daß es keine zwei Monate dauern werde von ſeinem Antritt in Wien als Attaché bis zu ſeiner Anſtellung; aber ſiehe da, im Verlauf des Geſprächs ſteigerten ſich dieſe zwei Monate, als ob ſie die ſteifleinenen Kerls des Falſtaff wären, zu 8 Monaten.

Heute hat Herr Miniſter von Bülow meinen Sohn abermals hin beſtellt und dieſe ſteifleinenen 8 Monate haben ſich bis zu anderthalb Jahr geſteigert, die Herr von Bülow ſo unerſchrocken aufmarſchiren ließ, als ſei er überzeugt, dieſe werden meinen Sohn in die Flucht jagen. Er hat ihn zugleich aufgefordert noch eine Eingabe zu machen, denn er wiſſe nicht wann und ob Kanitz ihn in Wien haben wolle.

All dieſe vaguen Reden deuten zum wenigſten genau darauf, daß dem Herrn von Bülow viel mehr daran gelegen ſein mag, daß man auf ſein gegebenes Wort nicht zähle, als daß man darauf baue. Denn er vernichtet es geſprächsweiſe immer ſelbſt wieder.

Lachen könnte man wohl, wenn dem Ding eine lächerliche Seite abzugewinnen wär', aber es iſt ſchon zu abgenutzt, daß einem dies Spiel mit dem Gewiſſen, was bekanntlich das älteſte Spiel der Welt iſt, noch ein Lächeln abgewinnen könnte. Wenn nur Herr von Bülow nicht ein leidenſchaftlicher Spieler wird.

Wenn nun morgen Siegmund nochmals ſeinen Antrag zu machen hat. Ich bitte Sie, wie ehrenrührig! da noch zu laviren. Ich fühle eine ſo tiefe Beſchämung darüber! — Hole der Teufel die Anſtellung, die ſich in unzählige ſteifleinene Lügen am Ende auflöſt, nachdem ſie erſt Schritt vor Schritt das Ehrgefühl wie Roſt benagte.

Eine Verpflichtung unbedingten Gehorſams übernehmen bei einem ſo widerſprechenden Verfahren des Miniſters! daß dabei etwas Gutes herauskomme, dazu gehört der derbſte Köhlerglaube!

Ach, dieſe ſchlecht gewebten, zerriſſenen und wieder geflickten Lumpen, mit der Farbe der Hoffnung ſchlecht angefärbt, was ſoll man ſich mit denen um die Naſe ſchlagen laſſen? —

Frag' ich den König, ſo weiß ich woran ich bin, und kann, ohne Beſorgniß meine Pflicht für das Wohl meiner Kinder verabſäumt zu haben, dem Geſchick mich fügen, wobei immer nichts verloren iſt, denn Sie ſelbſt müſſen eingeſtehen, daß wenn man einem jungen Manne von 30 Jahren von Stunde zu Stunde einen neuen kränkenden und neckenden Akt vorſpielt, es die höchſte Zeit ſei der Sache ein Ende zu machen und dieſem Pfad auszuweichen.

Spreche ich den König, ſo thue ich's mit der Beſinnung und der Kraft die mich aller Beſorgniß entledigt mißverſtanden zu werden oder von andern unterlaufen zu werden, ich thue es mit der vollen, reinen Politik der Nothwendigkeit, und mit reinem Gewiſſen. Herrn von Humboldt noch was hierüber mitzutheilen, würden Sie ſelbſt von mir unpaſſend finden. Die Güte, die er für mich zeigt, darf nicht mißbraucht werden. Er handelt aus menſchlichem Wohlwollen immer großartig, und ſo liegt auch eine große unverletzbare Unſchuld in ſeinem Vertrauen.

Ihnen hab' ich nur dies geſagt, damit Sie mir Zeuge ſeien wie meine Schritte dabei durch eine mich herabwürdigende Behandlung gezwungen worden ſind.

Ich habe geſtern mich mit Ihrem Buch noch beſchäftigt und dabei die ganze Nacht verbracht. Ihr Styl iſt an mir zum Eroberer geworden. „Es war die Lerche und nicht die Nachtigall“ die mich dabei überraſchte.

Hierbei ſchicke ich Ihnen ein kleines Heft Lieder. Sie gehn vielleicht heute Abend zur *, geben Sie es ihr in meinem Namen. Das einzige Verdienſt, das es hat, iſt die *Widmung*. Ich wollte nach der kränkenden Geſchichte Spontini meine Achtung bezeigen, ich wußte nicht wie ich das anfangen ſollte, da ich ihn nicht kannte, ich nahm den Vorwand ihm Lieder zuzueignen. Dies deckte auf eine feine Art die Veranlaſſung zu meiner Annäherung und bewies ihm zugleich meine Hochachtung. Die Lieder waren zwar in meiner Jugend komponirt, aber keineswegs ſo geeignet, dieſem großen, ganz empfindungsvollen Komponiſten noch dazu in ſo delikaten Abſichten dargebracht zu werden; ich fühlte mich eigentlich in der Klemme, nachdem ich dem Spontini davon geſprochen. Nun hab' ich ihm Wort gehalten, es war mit vielen Geduldsproben, mit unſäglicher Anſtrengung nur, daß ich dies Wort löſen konnte. Sagen Sie der liebenswürdigen *, ſie ſoll es mit einer dieſem Umſtand angemeſſnen Nachſicht aufnehmen. Doch bitte ich es nicht aus Händen zu geben, da es noch keinen Verleger hat.

Ich grüße Sie herzlich bei Ihrer Reiſe nach Kiſſingen und erinnere mich dabei deutlich, daß ich Ihnen ſo manches zu danken habe.

Bettine.

52.

Bettina an Varnhagen.

Montag, den 6. März 1843.

Lieber Herr von Varnhagen! Ihre Worte, mit denen Sie die Addreſſe begleiteten, haben mich ſehr gefreut. Ich bin Ihnen auch für alles dankbar, was Sie als Antheil mir ſchenken wollen.

Hier ſchicke ich das Büchlein*) zurück, in dem ich die bezeichneten Stellen mit Bedacht geleſen habe. Können Sie, ohne Bemühung, mir ein ander Büchlein ſenden, womit ſich Giſela den Abend die Zeit vertreibt, ſo würde ich Ihnen herzlich Dank wiſſen.

---

*) „Regina. Eine Herzensgeſchichte“, von H. Koenig.

Bettine.

53.

Bettine an Varnhagen.

Dienſtag, den 14. März 1843.

Lieber Herr von Varnhagen! Noch ein Büchelchen für Giſel, wenn Sie eins bei der Hand haben!

Ich hab' heut über Menſchenkräfte gearbeitet mit Geniuskräften. — Ich hab' vor Vergnügen laut aufgelacht, die tollſten Einfälle alle auf dem Papier feſtgebannt, keiner iſt mir entwiſcht. — Ich werd' Ihnen was recht Schönes erzählen, wenn ich Sie wieder ſeh', es wird Ihnen Freud' machen, niemand kann's ohne Antheil vernehmen! Doch iſt's nicht ſo was Gewaltiges. Doch iſt's ein Geheimniß. Ich riskire es gern mit Ihnen! — Sind Sie ein Liebhaber von Geheimniſſen, ſo ſind Sie doch kein ungetreuer!

Bettine.

54.

Bettine an Varnhagen.

16. April 1843.

Ich habe das Buch von Weill geleſen, es würde mir leid ſein den Autor nicht kennen zu lernen, doch mag ich dieſe direkte Forderung nicht machen; da ich blos ſympathetiſch, nicht wiſſenſchaftlich ſeinen Entwicklungen nah ſtehe, ſo würde es eine Pretenſion von mir ſein, die ſich nicht vor ihm rechtfertigen ließe. Werden Sie ihn noch ſehen, und finden es nicht ungeeignet ihn zu einem Beſuch bei mir aufzufordern, ſo werde ich's lieber wie Andern, Ihnen danken. Den Brief aus Rom hab ich expedirt mit ein paar Zeilen des reinſten attiſchen Salzes, verſteckt in einer indiſchen Tempelſitte der weiſen Braminen, die ich expreß dazu erfunden habe. Ja, warum haben Sie den Brief mir nicht ſelbſt aufgeſetzt, ſo wüßten Sie dies Räthſel, denn Sie hätten's ja ſelbſt gemacht. Der Zukunftsſtaat kommt mir vor wie ein Neſt, in das die Weisheit ihre Eier legen will, alle Vögel des Himmels tragen Material zuſammen, jeder wie er's zum eignen Neſte brauchen würde; ſo hab' ich im Billet zum Römiſchen Brief ein zartes Fläumchen als Beitrag zum Neſt geſchickt, das den König an der Naſe kitzelt und ihn vielleicht nieſen macht und dann ſag' ich: Gott ſegne's. Dann muß er ſich bedanken.

55.

Bettina an Henriette von Bardeleben.

Berlin, den 22. März 1844.

Liebe Frau von Bardeleben. Geſtern haben die Kinder bei Werthern die Bekanntſchaft des Turkomannen gemacht. Es kam die Rede auf das ſchon ſo oft beſprochene Quartier, welches davon gleich eingemachten Früchten vom Belecken ganz ſäuerlich geworden. — Und der Turkomann legte den Finger an die Stirne und meinte, er müſſe es doch wohl nehmen, obſchon es ihm zu eng ſei. Die Kinder bemerkten dagegen, daß wenn man ein zu enges Kleibungsſtück anlege, ſo werde es durch den Gebrauch allmählig paßrecht. Der Turkomann lächelte und meinte, ein Türke ſei gewohnt die nöthigſten Kleidungsſtücke weit zu tragen. Hierauf machten die Kinder eine unſchuldige Miene und fragten, wo er denn hinziehen werde, wenn er dies Quartier nicht nehme? — Das wußte der Turkomann noch nicht, und dies ſei es eben, warum er den türkiſchen Glauben an dies Quartier noch nicht aufgegeben habe, ſeine Indolenz verhindere ihn ein anderes zu ſuchen. Jetzt habe ich eben noch renseignements über das Quartier am Packhof geſchickt, und werde, wenn es möglich iſt, es mir noch offen halten. Ich denke mich ganz in der Gräfin Voß ihre Lage und geſtehe Ihnen, ich ſelbſt müßte mit betrübtem Geſicht das Vierteljahr aus- und eingehen, da, wenn ich dort einzöge, es der Frau Gräfin gar keinen Vortheil brächte, auf ein 4tel Jahr ein Quartier unter dem Preiſe zu vermiethen. — Nein viel lieber will ich, daß wenn ſie mir auf der Straße begegnet, ſie mir ein recht freundlich Geſicht macht, darum geb' ich leichtlich ein Quartier auf. Abdalla muß einziehen! — er wird ſein Harem in den großen Saal einquartieren und die Gräfin Bohlen [illegible] hinübergucken; wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellt. Das Spiel der Paucken und Flûtes d'amours wird bis in Eichhorn's Garten ſchallen, wenn Abdalla ſeinen Frauen illuminirte Zaubernächte in dem kleinen Garten giebt; Eichhorn's geiſtliche Lieder und Oratorien werden dagegen hinüberſchallen, es wird ein Wettkampf entſtehen. Und — Eichhorn — wird — ja, ich glaub' es gewiß — der Verſuchung widerſtehen, ein Turkomann zu werden — denn man muß doch auch etwas auf die Gnadenwirkung rechnen. Er wird ſiegreich aus der Verſuchung hervorgehen, und ſo eine Stufe höherer Himmelsbeförderung mit Recht in

Anſpruch nehmen, trotzdem daß er Ledaritter oder Schwanencavalier iſt, oder ſein wird. — Abdalla wird auch ſein Theil Verdienſt haben, er wird ſich ſeine Ohren verſtopfen mit Baumwolle gegen die Sirenenchorale des in Gott mit ſeinen Sinnen erſtorbenen Eichhorn. Was aber das Schönſte ſein wird, das iſt der illuſoriſche Contrapunkt, den dieſe Turkomanniſche Ehepluralität machen wird mit dem einſeitigen Savigny, der, nur eine Gattin an ſeiner Seite, in den Gefilden ſeines Gartens einherwandelnd, mit den reinen Gefühlen unwandelbarer ehelicher Treue, den Mond durch das Gebüſch ihm zulächeln wird ſehen. Ja, es werden ſchöne Stunden der reinſten Gewiſſensfreuden ſein, wenn er ſich ſagen kann, daß doch Einer geboren war, ſein Ehegeſetz zu befolgen, nemlich er ſelber. Die ſchwelgeriſchen Wolluſttöne aus dem Türkengarten werden nicht ſein Ohr verwöhnen, daß er allenfalls die Knallſchoten ſeines Gartens nicht mehr ſollte erſchallen laſſen, die er im Vorübergehen ſeiner nachdenklichen Spaziergänge, beim Eintreten großer Gedanken losplatzt oder knallt. Nein, ich bin deß gewiß, Savigny wird nicht die geringſte Anfechtung gegen ſeine Geſetze erleiden. — Seht, Menſchen, ein in der Ueppigkeit der Sinne erſoffener Abdalla und ein Legislator des 19. Jahrhunderts ſind Nachbarn, und le legislateur allemand ne fléchit pas. Jetzt aber, liebe Frau von Bardeleben, kommt noch der Hauptplanet dieſer merkwürdigſten Conſtellation der Geſtirne Preußens erſter Größe, das iſt Stolberg, der oben herausguckt mit ſeiner Jungfrauenſchaar, die über dem Harem wohnt und ihre Morgen- und Abendgebete gen Himmel ſteigen läßt, und in deren reinem Buſen die Veilchen, Maiglöckchen und Lavendel verduften, die von der Sonne auf dem lieblichen Raſenplatz des Hausgartens hervorgelockt werden, wo der Turkomann in Saffianspantoffel mit der Zemire oder Azore (oder wie des Tags und der Nacht erwählte Schöne heißen mag) Liebesgeſpräche führt. — O Weltgetümmel, wie löſeſt du oft dich in ganz harmoniſche Enharmonien auf! —

Sollten wir da eingreifen wollen, wo ſich ſo ſeltſam Kombinirendes ereignen kann? — Nein, lieber laßt uns lauſchen, und auch unſern Antheil Genuß haben im Beobachten dieſes ſchönen Uebermuthes des ironiſchen Gottes Zufall, der gleich den feinſten Spinnengeweben Netze ausſtellt, die manchen ſtolzen Buſen bethören.

Liebe Frau von Bardeleben, bitten und flehen Sie mit mir zu allen Heiligen und vorzüglich zum heiligen Ahasverus, der als heimathloſer Jude einſt, jetzt, da die Welt erlöſt iſt durch die überhandnehmende Chriſtlichkeit, doch gewiß als Schutzpatron der Wohnungen angeſtellt ſein wird, daß jene frühere Wohnung mir noch zufallen möge, dann wollen wir miteinander uns freuen, daß wir nicht dies wunderbarſte Walhalla, wo die verſchiedenſten Helden beiſammen ſind, aufgehoben haben. Ich werde Ihnen recht bald ſagen wie es ſein wird mit der Wohnung in ſpe.

Frau von Arnim hatte bei der Gräfin von Voß, in der Nähe von Savigny's, gegenüber der Gräfin von Bohlen, eine Wohnung gemiethet, für die der türkiſche Geſandte dann mehr geben wollte. Auf allerlei Winkelzüge von Seiten der Gräfin von Voß, der Frau von Savigny und der Frau von Bardeleben, ſagte darauf Bettine durch beiliegenden Brief die Gräfin von Voß wieder frei. Das hatten ſie gewollt, allein die Strafe folgte gleich nach, der türkiſche Geſandte hatte ſich noch nicht verpflichtet, und miethete nicht!

Frau von Bardeleben war wüthig über den Brief, und wollte ihn nicht behalten!

56.

Bettina an Humboldt.

1.

Berlin, den 3. Juni 1844.

Bericht über Cenſurverfolgung, Beſchlagnahme und Polizeichicane des Buches „Clemens Brentano's Frühlingskranz“.

Bei meiner Abſicht, dies Buch dem Prinzen Waldemar zuzueignen, war mir daran gelegen, es dem Prinzen rein wie eine Lilie darzubringen. Damit es alſo von ungeeigneter Berührung der Polizei frei bleibe, hab' ich es gleich anfangs der Cenſur unterworfen; ich glaubte dies dem beſcheidnen Charakter des Prinzen, dem jede ſpätere polizeiliche Einwendung verletzend ſein mußte, ſchuldig zu ſein. Als der Druck ſchon über die Hälfte cenſirt war, erhielt Graf Flemming, mein Cenſor, die Nachricht, daß Graf Arnim ſeine Abſetzung befohlen habe, er kam ihr zuvor, indem er augenblicklich ſeinen Abſchied begehrte, der ihm noch an demſelben Tage zukam. Da man nun um einen einſtweiligen Cenſor verlegen war, weil der neuernannte erſt in drei Tagen von einer Reiſe zurückerwartet wurde, ſo erbot Graf Flemming ſich, die wenigen Tage die Cenſur noch zu behalten. Präſident Meding wies dies Anerbieten ab, weil der Miniſter befohlen habe, ihn ſo ſchnell als möglich außer Function zu ſetzen. Graf Flemming fragte verwundert nach dem Grund dieſes Mißtrauens; ihm wurde angegeben, er habe im Auguſt vorigen Jahres ein Witzliedchen auf die Feier des tauſendjährigen Reichs paſſiren laſſen, welches confiſcirt wurde. „Aber am andern Tage wieder freigegeben", berichtigte Graf Flemming. Die Cenſurbogen meines Buchs wurden nun auf ein paar Tage interimiſtiſch einem dritten übergeben, und zugleich die ſchon cenſirten Bogen von der Druckerei zurückgefordert, um ſie noch einmal zu cenſiren. Aus ſittlichem Takt für den Prinzen, damit es nicht heiße, man habe es erſt durch die Cenſur ſo zurecht ſtutzen laſſen, und um nicht in dem Cloak der Gemeinheit dies Buch auslangen zu laſſen, entzog ich es jetzt der Cenſur. Aber wer kann der Inconſequenz ſolcher Behörden entgehen, welche die aus dem Sumpf ihrer Trugſchlüſſe entflatternden Irrlichter für Fixſterne halten, die ſie grade in den Moraſt hineinſtiefeln machen, aus dem ſie nicht wieder heraus können ſtiefeln.

Nun geht es über von der Cenſurbedrängniß zur Beſchlagnahmsverkehrtheit. Am drei und zwanzigſten Mai ward es dem Polizeiamt vorgelegt, am vier und zwanzigſten mit Beſchlag belegt wegen Reſpectwidrigen Inhalts der Zueignung. Sollte man nicht glauben, der Same zu ſo närriſchen Staatsvorwänden ſei aus China verſchrieben? Und ſollte man nicht ein preußiſches Miniſterium für einen Lohkaſten halten, in welchem dergleichen lächerliches Zeug emporſchießt, aber gar keine oder nur krüppelhafte Früchte trägt, wegen dem fremden Clima, in die es verſetzt iſt. — Der Buchhändler bemerkte dem Aſſeſſor Ballhorn, der dieſe Polizeiangelegenheit beſorgt, der Grund der Beſchlagnahme ſei um ſo auffallender, da der Prinz die Zueignung angenommen habe. — Wie? — ſchon angenommen? — Warum haben Sie mich nicht gleich davon inſtruirt? — Der Buchhändler entſchuldigte, er habe nicht geglaubt, daß er ihn zu inſtruiren habe. — Am 25. erhielt er vom Polizeiamt die Nachricht, daß die Beſchlagnahme im Sinne der Zueignung wieder aufgehoben ſei, daß aber ein triftigerer Grund ermittelt, auf welchen hin es zum zweitenmal in Beſchlag genommen und nicht eher freigegeben werde, bis es die Cenſur paſſirt habe, weil nämlich darin der Name auf dem Titel fehle. Der Buchhändler wendet das Blatt um und zeigt ihm den Namen unter der Zueignung vollſtändig ausgeſprochen, der Polizeiaſſeſſor nahm dieſe Gründe nicht an. — Am 30. Mai erhielt der Buchhändler beiliegendes Schreiben des Polizeipräſidiums vom 28. datirt, in Antwort auf ſein Einkommen, in welchem er zu Gunſten des Buches das neueſte Geſetz erwähnt, welches erſt 6 Wochen alt iſt, und nach welchem Bücher über zwanzig Bogen durchaus nicht mehr cenſirt werden dürfen.

Der Chicane ſolcher Cenſurhanswurſten ſich preisgeben, das paſſirt die Geiſtescenſur nicht; gegen den Unſinn der Polizeihanswurſten ankämpfen, das wäre albern; ich habe daher meinen Namen mit einem Stempel auf die Exemplare drucken laſſen.

Sonntag, am 2. Juni.

So eben meldet der Buchhändler, man wolle das auf der Polizei liegende Exemplar, welches ich zurückfordern ließ, um es auch mit dem neuen Titel zu verſehen, durchaus nicht hergeben und habe zum Vorwand genommen, es müſſe mit dem neu einzureichenden Exemplar verglichen werden. —

Der Beweis dieſer albernen Willkühr iſt durch die

Nachgiebigkeit von mir, einen neuen Titel drucken zu laſſen, nicht zu theuer erkauft, wenn es recht deutlich in's Licht ſtellt, wie viel verderblicher für den Staat es iſt das Cenſurgeſetz als Privatvorrecht der Tücke ſich anzumaaßen, als je eine Cenſurfreiheit ſein könnte. — Auch hab' ich die Schlangenhaut, an der die Cenſurbehörde und Polizei jetzt zerren, ſchon abgeworfen, und bin in etwas anderm begriffen, was mir mehr am Herzen liegt. Es iſt die Beantwortung der Preisfragen, die von der Potsdamer Regierung anno 1842 geſtellt über das Zunehmen der Armuth und wie ihr zu ſteuern ſei. — Der Preis iſt gewonnen, allein dem Uebel iſt nicht geſteuert. Ich habe mir die beſcheidne Aufgabe gemacht, alles mir darüber Mitgetheilte zu ordnen und meine Ideen dem anzureihen. Eine ſo wichtige Zeitfrage kann nur durch allgemeine Ermittlung aus gefördert werden. Der Schwanenorden hat mich zu dieſer Unternehmung angeregt und manche Ideen, die durch ihn ausführbar ſein würden, haben mich angefeuert. — Sollte es dieſem Buche eben ſo gehen, wie dem andern, ſo würde ich vorziehen, es an einem andern Orte drucken zu laſſen; ich habe den Ertrag den Armen beſtimmt, ich muß dafür ſorgen, daß es nicht eine Beute des Unverſtandes werde. Man hat dies Buch ſchon verläumdet, obſchon ſein Inhalt nicht bekannt iſt. Sie kennen das Sprüchwort: Auf viele kleine Streiche fällt auch die größte Eiche. — Der König war einmal ſehr gnädig für mich geſinnt. Ich hab' mich nie vor ihm ſehen laſſen, um Colliſionen zu vermeiden, die ihm nur Unmuth erregen konnten, und mich der demüthigenden Lage ausſetzen würden, mich rechtfertigen zu müſſen.

Was hat man zum Beiſpiel für Lügen in Zeitungen über mich vorgebracht, in Hoffnung mich dadurch bei dem

König zu verläumden. — Bei Gelegenheit der ganz unwürdigen Behandlung des Hoffmann von Fallersleben, den ich nur durch Grimm kenne, die ſich in früheren Zeiten ſeiner thätigen Freundſchaft rühmten, die werfen ihn nun in der Zeitung gedruckt zur Thür hinaus. Als ich ihre Erbitterung erfuhr, und ihren böſen, ganz ungegründeten Argwohn, als habe er mit geheimen Machinationen ſich das Lebehoch der Studenten erobert, da beſchwor ich ſie, ſich nicht an ihrer höheren Pflicht gegen einen alten Freund zu vergehen! — ſie meinten, ich ſolle ihn nicht vertheidigen, er habe auf der Polizei gegen mich ausgeſagt, als habe ich dies alles veranlaßt. — Er hat ja nichts verbrochen was eines Vorwands bedürfte, warum ſollte er eine Verläumdung auf mich ausbringen, die ihn ſelbſt verdächtigte. Dem König wird man viel weiß gemacht haben über ihn! — Aber er liebt den König, warlich, das hat er vor mir einfach und treuherzig ausgeſprochen. Der Artikel der Grimm hat die öffentliche Stimme gegen ſich, und die Großmuth des Königs, der ſie unter ſeinen Schutz nahm, kommt dadurch in Verruf, als habe die Demonſtration des Volkes, das der ſieben Göttinger ſich angenommen, ſollen dadurch unterdrückt werden. Hätten die Grimm ſich vielmehr des armen, bedrängten Hoffmann angenommen, ſo hätten ſie des Königs edle Denkweiſe dadurch ins Licht geſtellt, und der König, nach einem erhabneren Gewiſſen handelnd, würde vielleicht bewieſen haben, daß ſeine größte Macht aus ſeiner Großmuth entſpringe. Und Hoffmann würde dann vielleicht nicht wie ein geſcheuchter Habicht von einem Gaſtfreund zum andern flüchten müſſen, und ihm würde überall Willkommen zugerufen werden. Denn der wird mit Freuden geſehen, an dem die Gerechtigkeit und Gnade des Herrſchers ſich erweiſt. — Denn es giebt kein beglückenderes Gefühl, als den Herrſcher in ſittlicher Größe weit erhaben über ſich zu ſehen.

O kurzſichtige Staatsklugheit, die ſolcher Männer Geſinnung untergräbt, welche vor der Menge als Wahrzeichen galten des Adels und der Großmuth ihres Fürſten. Dieſe Staatsklugheit kommt niemals ins Gleichgewicht mit der geſunden Vernunft. —

Auch mich wollte man bewegen, gegen die falſchen Zeitungsnachrichten zu proteſtiren. Könnte ein boshaft Geſchwätz, das mit Abſicht Umſtände erfindet, den blanken Stahl meiner Ehre vor dem König trüben, ſo erheb' ich lieber die Lüge ins Prophetenthum, als die Lügner einer Rechtfertigung zu würdigen. — Sie ſind des Königs Freund, der ihm die Wahrheit aus der Lüge ſchält. — Gegen den armen Hoffmann erſchallte hundertfältige Verläumdung, ſogar ein Loch in ſeinem Beinkleid, mit dem er in Geſellſchaft erſchien ohne es zu merken, wurde ihm zum Verbrechen geſtempelt, eben ſo unſchuldig ſind ſeine politiſchen Vergehen. — Aber der Widerſpruch gegen ſeine Verfolgung und Verfolger erſchallte tauſendfach im Volk, das die moraliſche Verderbtheit und politiſche Inconſequenz darin wohl erkennt, aber nicht die Umwege durch die man dergleichen Handlungsweiſen vor dem König beſchönigt. Wie ſchön könnte der König nun das Volk belehren durch eine einfach menſchliche Handlung, deren nur große Seelen fähig ſind, ſo einfach und naturgemäß auch eine ſolche Handlung ſein möchte, wie zum Beiſpiel wenn des verfolgten Hoffmann Geſchick durch den König ſelbſt erleichtert würde — damit würde er auch der Miniſterhecke ihre tauben und faulen Eier zerſchlagen, und ſo ihr das Brüten erſparen.

Ich mißbrauche Ihre Geduld, ich komme vom Hundertſten ins Tauſendſte. Meinen confiſcirten Feldblumenkranz hab' ich verſchmerzt. — Mag es dabei bleiben. Der König muß keinen Antheil dran nehmen, man muß ſich ſcheuen dieſen Mann von ſo edler, ſtolzer Denkart in Berührung mit der Gemeinheit zu bringen. —

Wiſſen Sie, womit man den königlichen afrikaniſchen Löwen in die Flucht ſchlägt? — Wiſſen Sie es nicht, ſo fragen Sie Varnhagen, ihm ſoll es Fr. von Helfer mitgetheilt haben, deren Mägde mußten ſich einmal ſo vor einem großen Löwen in Sicherheit ſetzen; nämlich indem ſie ſich ihm von der ſchlechteſten Seite zeigten. — Und ſo wär's kein Wunder wenn der König vor der Polizei ſich zurückzöge, die diesmal ihre ſchlechte Seite nicht bemänteln kann, die ſie ja von allen Seiten hat.

Am dritten Juni.

Nachdem ich nun den Umdruck dieſes Titels beſtellt und der Polizei davon durch den Buchhändler habe Anzeige machen laſſen, und ſomit verſagt habe das Buch cenſiren zu laſſen, wozu ich berechtigt bin, da es hierdurch ſogar geſetzmäßig nicht mehr cenſurfähig iſt; — ſo wird eben heute am 3. Juni dem Buchhändler inſinuirt, es werde auch gegen meinen Willen und trotz dem Umdruck des Titels cenſirt werden. — Ich habe noch einmal und zwar ſchriftlich dagegen proteſtirt. — Sollte die Polizei dieſe Willkühr gegen mich durchſetzen, nun ſo geh' ich aus dem Land, in ein anderes Land, wo die Polizei ſich nicht ſo unverſchämt horribel zeigt, daß der königliche Löwe vor ihr ausreißt. —

Man ſagt, ich wär' ein Teufel, man wünſcht Sie zum Teufel, es iſt auf ein rendez vous angelegt. — Wo ich auch das Glück haben werde Sie zu begegnen, es wird mich immer freudig begeiſtern, und ich bin Ihnen von Herzen ergeben, wie Sie es um mich tauſendmal verdienen.

Die Einlage der beiden Aktenſtücke bitte ich zurück. —

Bettine.

Ich ſitze hier wie in einer Feſtung, die Polizei wirft eine Kartätſche nach der andern herein. Wenn Gott nicht noch großes mit mir vorhat, ſo weiß ich nicht warum er ſo ſpät noch mich eine kriegeriſche Carriere durchlaufen läßt und eine politiſche Minirkunſt mich ausüben läßt.

Sonderbares Welttheater. — Der Hintergrund Humboldt mit zeitweiliger Apparition des Königs, vor dem der Vordergrund die Polizei und dahinter ſteckenden Miniſterien Savigny, Eichhorn, Arnim ſich eclipſirt, die Tatzen ausſtreckt gegen den Mittelgrund, meine Tugend, welche ihm dafür die Zunge herausſtreckt. —

2.

Zu den Acten der Beſchlagnahme von Clemens Brentano's Frühlingskranz.

Die Beſchlagnahme wegen reſpectwidriger Dedication aufgehoben, wegen Auslaſſung des Autornamens auf dem Titel wieder eingetreten, inſofern beſeitigt, als um den Forderungen der Polizei zu genügen durch Druckſtempel der fehlende Name ſollte eingetragen werden; von der Polizei abgewieſen, indem es auch gegen den Willen des Autors ſolle der Cenſur unterworfen werden, dagegen vom Autor proteſtirt, weil 1tens der Schimpf nicht darauf ſolle ruhen als habe das Buch erſt durch die Cenſur müſſen lesbar gemacht werden, 2tens weil die Polize nicht den

Autor zwingen kann, ſeinen Namen nicht auf den Titel zu ſetzen, damit es durch die Cenſurſcheere gehe. — Jedoch iſt dieſer Fall geſtern am 4. Juni eingetreten; da der Druckſtempel ſchon angefertigt war, um den Namen des Autors auf das Titelblatt einzutragen, wurde von Seiten der Polizei die Verſieglung der Bücher vorgenommen, um dies zu verhindern.

In beifolgendem Zeitungsartikel liegt der Beweis, daß man den Willen des Königs ſchon weiß, aber doch ſich den Anſchein vor ihm giebt, als habe man nur ſtreng dem Geſetz nachkommen wollen.

Eine Politik der Politik iſt die, ſo nah als möglich ſich hinter dem Rücken des Königs zu halten, weil er ſich's am wenigſten verſieht, daß die Unverſchämtheit ſo weit gehe, ihm ſo nah zu rücken.

Aus Beſcheidenheit habe ich bisher auf keins meiner Bücher meinen Namen geſetzt; wo aber die Frechheit ihre Truppen auf den Markt ziehen läßt, muß wohl die unbeſcholtne Kühnheit ihre Fahnen auf den Wall pflanzen.

5. Juni.

Bettine von Arnim.

3.

Ich gebe keine gute Nachricht.

Da ich nun ſchon mich ärgern mußte, ſo möge es doch genügen für uns Beide, und möge Ihnen nachträglich die Galle nicht überlaufen, daß man gegen Geſetz und meinen Einſpruch, meinen Buchhändler umgeht, heimlich eins der confiſcirten Exemplare erbeutet, die beim Buchbinder liegen, es hinter meinem Rücken cenſiren läßt, während man die bisher unverſiegelten confiscirten Exemplare jetzt ſchnell verſiegelt, wie man ihnen ſagt, daß der verlangte Name ſoll auf den Titel gebracht werden. Will man ſich der Chicane fügen, ſo werden neue Chicanen erfunden, um zu verhindern, daß man ſich auf eine honette Weiſe herauszieh. Indeſſen werden dieſe Herrn ihr unerſchütterliches Pflicht- und Rechtlichkeitsgefühl in Galla darſtellen und vor den Augen des Königs defiliren laſſen.

Ich kann der Folter des Selbſtgefühls unterliegen, was man hier zu Zunder klopft, ich wende mich ab vom Schindanger der Polizei und des Cenſurweſens, mag mein Buch dort zu Miſt werden. Ich kann mich nicht der unverſchämten Forderung unterwerfen, noch ein mal den Prinzen um ſeine Erlaubniß anzugehen; als müſſe ich erſt gelehrt werden was Lebensart ſei. — Was würde mir alles noch bevorſtehen, wenn ich die 30 bis 40 Band Manuſcript von Arnim und andern, die ich noch zu veröffentlichen habe, durchfechten müßte. Sie, mein hochverehrter, gütiger Freund, würde ich nicht mehr in Anſpruch zu nehmen wagen, und wie ſehr würde man mich's fühlen laſſen, daß ich's einmal gewagt habe. — Mein Manuſcript vom Buch für die Armen, was ich dem Schwanenorden widmen wollte und was ſchon zum 15. Bogen gediehen war, hab' ich einſtweilen zurückgenommen. Wenn man mir an einem andern Druckort auch noch ſo viel Chicane macht, es wird mir erträglicher ſein als hier unter den Augen des Königs. —

Ich bin Ihnen aufs innigſte hingegeben, ſo gütig wie Sie gegen mich ſind, und nicht um mich zu beklagen, ſondern damit Sie au fait von allem ſind, habe ich geglaubt dies melden zu müſſen.

Bettine.

Nachträgliche Bemerkung: Obſchon auf dieſem beigefügten Erlaß des Cenſors das Citiſſime ſteht, ſo iſt's doch erſt am 10. an den Buchhändler gelangt.

57.

Bettina an Humboldt.

Berlin, den 22. Juni 1844.

Ich erſuche Sie, gütiger Freund, beigefügte wenige Dankzeilen für die Gnade des Königs ihm zu überreichen, obſchon mein freigelaßnes Eigenthum mir nicht als von dieſer ausgehend zurückgegeben wurde, ſondern weil die Polizei die geſetzwidrige Frechheit gehabt es ohne mein Wiſſen cenſiren zu laſſen; was ſoll man noch anderes drucken laſſen in Preußen als Tractätchen, Abc-Bücher und Ammenmärchen? — Dazu hab' ich jetzt auch bereits Anſtalt gemacht. Die ganze Stadt weiß, daß der König die Gnade hatte, der Gerechtigkeit gemäß, die Freilaſſung des Buches zu befehlen; aber ſie weiß auch, daß er mit ſeinem Befehle nicht durchgedrungen iſt; wie ſehr verletzt dies das Vertrauen des Volkes! und wie weit geht dieſe unverantwortliche Willkühr!! Hören Sie eine unglückliche Tagesgeſchichte dieſer Art. — Ich ſuchte die Mutter jenes armen Schneidergeſellen auf, der dieſer Willkühr auf eine ſo fürchterliche Weiſe Opfer ward, ich forderte die Frau auf mir die Wahrheit zu erzählen. Ja, verſicherte mir dieſe, wie mein Sohn ſie vor Zeugen bis zu ſeiner letzten Stunde ausgeſagt hat; er war ein braver Sohn, er arbeitete Sonn- und Werktags, jede Woche gab er mir anderthalb Thaler und bezahlte meine Miethe alle Vierteljahr mit

6 Thalern. Daraus ſehen Sie ſchon, daß er kein Herumtreiber war. Er hatte an jenem Sonntage um 6 Uhr erſt Feierabend gemacht und war mit ſeinen Kameraden nach Charlottenburg gegangen. Abends um halb zwölf kamen ſie heim. Mein Sohn ging noch nach der Schneiderherberge, wo er einen Geſellen hinbeſchieden, den er werben ſollte für ſeinen Meiſter; der Geſelle kam ihm auf der Straße entgegen und warnte ihn, dort ſei Streit mit einem Gendarmen (dieſer Streit beſtand darin, daß zwei Gendarmen einen Schneidergeſellen an beiden Beinen über die Straße ſchleppten, während der Kopf auf dem Straßenpflaſter aufſtieß. Das wollten die andern nicht leiden). Die beiden faßten ſich untern Arm und gingen raſch vorwärts, ſie hörten plötzlich den Schwarm hinter ſich drein, da riß ſich der andre los und lief davon, mein Sohn trat an die Seite, der ganze Haufen ohne ihn anzufechten eilte an ihm vorüber. Hinterher der Gendarme, dem jene den Gefangenen entriſſen hatten, er fällt meinen Sohn an, der ſagt: laſſen Sie mich gehen, Sie ſehen daß ich nicht zu jenen Leuten gehöre, der aber in blinder Wuth haut ihm über den Rücken. Mein Sohn ruft: Um Gotteswillen, vergehen Sie ſich nicht an mir. Der Gendarme haut ihm in den Oberarm zwiſchen Gelenk und Ellbogen durch und durch den Unterarm, daß er ihm an zwei Stellen den Knochen zerſchmettert. Es kommen andre herbei, die wollen ihn ſchützen, der Gendarme haut dem einen gleich durch den Arm, der heißt Bensky, zwei führen den fort, ſie verbinden meinen Sohn mit ihren Tüchern und bringen ihn um 1 Uhr in der Nacht vor meine Hausthür. Ach, liebe Mutter, ruft er zu mir herauf, ich muß in die Charité; ich ruf ihn herauf, ich kann nicht glauben, daß er ſo ohne Veranlaſſung ſei zerſchlagen worden; er ruft die bei-

den unten zu Zeugen. Ja! ſagen ſie, wir ſind Zeugen, daß er ganz ſchuldlos iſt. — Sie brachten ihn auf die Charité. Am andern Morgen find' ich ihn ausgeſtreckt auf der Tafel da liegen ohne Arm; dicht an der Schulter abgenommen. Ach ſo verſtümmelt ſein eigen Fleiſch und Blut daliegen ſehen! — Sohn, ſag' ich, wie find' ich Dich? — Ich hab's nicht thun wollen, liebe Mutter, ſagt er, ohne Ihre Erlaubniß; aber man hat mir ſo zugeredet, ich ſoll Ihnen den Jammer erſparen, ſo hab ich's geſchehen laſſen; ich hab' mich wollen unterwegs in's Waſſer ſtürzen, aber Sie hätten denken können, ich ſei ſchuldig. — Das dauerte nun vier Wochen, ſeine Schmerzen nahmen ſo zu, daß ihn die Stiche am Herzen im Bett in die Höhe warſen; er ſagte, ich ſtehe alles aus, blos daß ich Zeugniß gebe von meiner Unſchuld, er fragte alle Tage, ob niemand komme ihn zu verhören. Es war in der letzten Woche, da kam ich hin, er ſagte: Mutter, es war einer da von der Polizei, der hat mich beſchuldigt, ich habe mit dem Meſſer nach ihm geſtochen, Sie wiſſen, Mutter, daß ich nie ein Meſſer trage; ich muß ſterben, bringen Sie meine Unſchuld an den Tag und laſſen Sie mich nicht vom Armendirectorium begraben. — Mein lieber Sohn, ſagt' ich, die Schneidergilde wird dich begraben, und willſt Du auch das Abendmahl? — Ja, liebe Mutter, denn ich bin ganz ſchuldlos. — Er hatte ſich aber über die Beſchuldigung ſo ſehr gekränkt, er bekam die Gelbſucht. — Und wie ich wieder hinkomme, fragt der Mann an der Thür wo ich hin will? — Ich bin die Mutter von dem verſtümmelten Sohn, ſag' ich. — Ach, der iſt ſchon lang kalt! — Die Schneidergilde hat ihn begraben, ich durfte nichts bezahlen. — Die Polizei ſtritt mit dem Arzt in der Zeitung, der die Wahrheit geſagt hatte. Ueber tauſend Bürger haben

Rechenſchaft gefordert, man gab ihnen zur Antwort, es gehe niemand was an. Jetzt iſt alles ſtill, ſchon 14 Tage iſt er begraben. Geſtern ließ der Commiſſär mich rufen, ob ich zwei Thaler will monatlich? — Was wollen Sie damit? frag ich. — Will Sie drei Thaler? — Ich ſchweige. — Ich werde Sie mit vier Thalern anſchreiben, und wenn Sie ſonſt ein Anliegen hat, dann komm Sie zu mir. — Ich ſag': iſt das wegen meinem Sohn? er iſt von einem Königlichen geſchlagen, und der König ſoll auch darüber entſcheiden.

Nun dieſe Geſchichte! — Was iſt meine Buchgeſchichte dagegen? — Beide ſind zwar gleiche Beweiſe vom Uebermuth der Polizei, beide unterminiren das Vertrauen des Volks zum König. Ich kann mich leichten Muthes über Verläumdungen hinausſetzen, ich habe Sie zum Zeugen meiner unverfälſchten Geſinnung. — Aber dieſe Frau, die dieſe fürchterliche Tragödie mußte erleben, die keinen hat, der den Widerhall ihrer Klage konnte vor die Stufen der Gerechtigkeit bringen, die das Almoſen der Polizei abweiſt, um des Sohnes Andenken nicht zu beleidigen, die dem Sohn möchte die letzte Bitte erfüllen, ſeine Unſchuld an's Licht zu bringen, und ſie findet keine Ohren, die ſie anhören. Ach, das kommt mir alles viel trauriger vor wie der Sophokles. Und die ſittliche Größe in dem Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn, der der Mutter zu lieb ſich nicht in's Waſſer ſtürzt, der den Arm nicht will ſich abnehmen laſſen ohne der Mutter Erlaubniß, der es zugiebt, um ihr den Jammer zu erſparen, der vier Wochen lang in Schmerzen harrt, daß man ihm das Zeugniß ſeiner Schuldloſigkeit abnehme; keiner kommt zu unterſuchen wie dieſer Frevel geſchehen durfte an einem friedlichen Bürger, bis ihm der Tod auf der Zunge ſitzt, da kommt einer von der Polizei und frägt, ob er nicht mit dem Meſſer nach dem

Gendarmen geſtochen habe; er hat keine Kraft mehr zu widerſprechen, er ſtirbt mit dem wehmuthsvollen Ruf an's Herz der Mutter, ſeine Schuldloſigkeit an den Tag zu bringen.

Erzählen Sie die Geſchichte am rechten Ort! Ein einziger Beweis des Königs, daß ihm der Schutzbedürftige heilig ſei, der wird ſein wie ein erfriſchender Regen für dieſe Menſchheit, aus der man oft ſo viel Unheil herauskeltert durch Gewaltthat. Wenn dieſe arme Frau, die jetzt zur Bettlerin geworden durch dieſen Schmerzensfall, nicht das Almoſen dürfte von der Polizei annehmen! — Wenn es ihr aus einer erhabneren Quelle zuflöſſe? —

Es geht ſo viel Jammervolles vor, was alle Kraft, ſich zu helfen antreibt; wie lange haben die Leute in Schleſien ausgedauert und nun, wo die Verzweiflung ſie treibt, ſtürzen ſie in's Unglück. Der König war ſo nah, hätte er ſich durch ſich ſelbſt überzeugt! Dann würde er manches anders verſtehen als man es ihm jetzt vormalt. Nur wen ſein ganzes geiſtiges Vermögen zur Großthat anſpornt, erfaßt die Wahrheit. Der König iſt voll Milde, voll der Freude über die Liebe und den Segen des Volks, er würde auch die Selbſtbefriedigung finden in den Opfern, die er der Allgemeinheit bringt.

Geliebter König, würde ich ihm ſagen, bauen Euer Majeſtät den Dom nicht in den Luſtgarten; bauen Sie ihn in zerſtreuten Hütten auf, dort in Schleſien! Ein Dom, in dem der Gott der Menſchheit waltet, jede Feuerſtelle ein Opferaltar der Barmherzigkeit, der Menſchenliebe. Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt! — Wer iſt des Königs Nächſter? — ſein hungerndes Volk! Er ſchaffe die Schutzgelder ab, die Steuern, die Domainengelder, nur bis das Volk ſich erholt, dann können ſie es nachzahlen allmählig! Das würde den König bankerott machen? Ein bankerotter König aus gerechter Mildthat! einziges Beiſpiel in der Geſchichte! dem im Flor der Nachkommenſchaft der reichſte Segen blüht. Hat ſich der König je ſchon vorgeſtellt ein romantiſches Dorf zu bauen, ohne Luxus, aber mit dem Sinne für heimathliches Gefühl? — Welcher Genuß echten Kunſtintereſſes darin liegt das Bedürfniß mit dem Behagen zu vermählen; der Natur ihren Reichthum abzuſchmeicheln und in ihre Fülle bequem und anmuthig ihren Gäſt, den Menſchen, unterzubringen? ſo daß ſie ſelbſt ihm eine zuvorkommende Dienerin wird? — Das Thal, den Berg benutzend, den nahen Wald zum Winterholz. — Die Quellen leiten die Hütten zerſtreut nach dem Wink der Ulme oder der Linde, oder dort zwiſchen den Tannen und ſacht der Höhe hinan! Hat er's bedacht, welcher Genuß darin liegt für den der in Paläſten wohnt, dem Bedürfniß ſeiner Schutzbefohlnen ſich ganz anzuſchmiegen? — Selbſt der Friedhof mit ſchattigen Bäumen und Steinbänken! und die Alten, die daſitzen in der Sonntagsruhe unter dem Gezwitſcher der Vögel und die es ſo heiter finden da, daß ſie ſelbſt auf ihr Grabplätzchen ſich freuen? — Und ich hatte mir doch immer gedacht, er habe ein wahres Genie dafür! — In dem Charlottenhof liegt ähnliches, da iſt ſo manches Plätzchen ausgeſpart, wie es der Seele wohlthut. — — Wie iſt Natur ſo hold und gut, die mich am Buſen hält! eine ächt architektoniſche Anweiſung liegt dazu in jenem Wohnplatz, den der König noch als Kronprinz mit ſo heiterem Geiſt ordnete. Ach welche Hoffnungen keimten damals im Volk, auf jedem Schritt ſah man ihm nach, voll geheimer Ahnung einer höheren, erhabneren Zukunft. Wie knoſpenreich ſind die gewaltigen Aeſte des Hoffnungsbaums, ſie breiten ſich aus noch über die Grenzen von Deutſchland. Ein einziger milder Regen, ein wärmender Sonnenſtrahl, daß ſie aufbrechen, dieſe Knospen, und dann, wenn ſie zu Früchten ſich bilden, trägt ein heiterer Wind die fallende Blüthe in die Weite, ſie tanzen im Ruhm verkündenden Flug, ſie umkreiſen die Häupter der Majeſtäten in fremden Landen und wirbeln nieder zu ihren Füßen. Was bedeutet dieſer Blüthenregen, fragen die Kaiſer und die Könige? — Er bedeutet den Frühling des geliebten Preußenlandes. — Dort über liegt's im ſonnigen Blau, ſein Glück blüht, und ſetzt eben Früchte an. Und alles iſt Glück und Segen bringend dort. Die ganze Natur ſchmiegt ſich an ſeinen Herrſcher und hilft ihm ſäen und ernten. O Fama, lege ſtill und andachtsvoll deine Tuba nieder, und laſſe die Schauer der Ehrfurcht ſchweigend über Dir wegfliegen. Siehe, dort kommt Er, deſſen Linke nicht weiß, was die Rechte thut, er iſt nicht allwiſſend, er glaubt gar, es ſei das Volk ſo beglückend für ihn; das Volk aber weiß beſſer, daß aller Segen aus deſſen Geiſt erblüht, den es mit freudiger Stimme grüßt. Und er mag ſich die Weisheit des Volkes gefallen laſſen diesmal.

Verzeihen Sie alles was allenfalls Inconſequentes in meinem Schreiben vorkommt. Ich weiß nicht, ob ich wohl oder übel thue, indem ich ſuche durch Ihre Vermittlung dem König unter die Augen zu bringen, was er vielleicht nicht recht weiß. Von den Schleſiern weiß ich noch ſo viel Berichte aus Briefen von ganz unpartheiiſchen Menſchen, die doch den König auf viel richtigere Anſichten bringen könnten über das Elend und den Mißbrauch, den man von dieſen abgezehrten Menſchen noch heute macht. So manche Hülfsquelle, ſo manches nothwendig zu Erwägende ſollte in mein Armenbuch kommen, ich laſſe es jetzt nicht weiter drucken. Ich ſende Ihnen hier ein paar Bogen aus demſelben, nicht zum Leſen, ſondern zum Einſehen, was dieſe Leute dort gelitten, ehe es ſo weit kam; die Frucht verkam vor Mangel an Nahrung im Mutterleib, die Kinder werden als Skelette geboren! Dieſe Regiſter ihres häuslichen Jammerſtandes, ſind nur ein échantillon unter hunderten; nicht gewählt, zufällig herausgenommen. Dergleichen Liſten ſind ſo viele, daß eine dicke Poſtille nicht die Hälfte davon umfaſſen würde.

Ich ſchreibe hier noch den kleinen Auszug des letzten Briefes, den ich geſtern mitgetheilt erhielt.

„Die Bielauer haben namentlich dem Herrn Dierig ſein prachtvolles Haus zerſtört und ſo viel Waaren, daß man ſeinen Schaden auf 100,000 Thlr. gut rechnen kann, für 40,000 Thlr. Garn allein, was er eben aus England erhalten hatte; ſie zerriſſen, warfen ins Waſſer und zerſchnitten es, aber überall wurde jedem gedroht, der Feuer anlege, ihn in die Flamme zu werfen. Denn die Halunken, wie ſie die Fabrikanten mit Recht genannt, ſeien ſo hoch verſichert, und es werde ihnen ja erſetzt, alſo nur zerſtören ſollte man. Dierig war grade im Begriff zu bauen und viele arme Maurer waren grade bei ihm beſchäftigt in ſeinen Gebäuden, eben ſo alle Arbeiter in den Fabriken. Nun haben ſich ſchon den Tag zuvor, wie es in Peterswaldau ſtürmte, viele Leute um ſein Haus gerottet und gedroht; aber die Arbeiter haben es immer abzuhalten geſucht, ſo hat er denn jedem Arbeiter 4 gute Groſchen verſprochen, wenn ſie ihn ſicherten, daß er nicht Schaden litte. Und wirklich iſt es dieſen beinah 200 Leuten gelungen bis gegen Abend Ruhe zu erhalten. Doch als er hörte, daß Militär aus Schweidnitz eingetroffen ſei, hat er die Leute ſchnöde entlaſſen und ihnen die verſprochenen 4 Groſchen nicht geben wollen. Nun haben dieſe ſelbſt angefangen und im Nu war alles im Aufſtand. Hieraus geht doch hervor, wie weit dieſe reichen Schinder es kommen laſſen, um auch ſogar in der größten Gefahr noch ſelbſt ihren Helfern in der höchſten Noth ihr Wort nicht zu halten!“ Wie viel ärger werden ſie ihnen mitgeſpielt haben, wenn ſie Muße dazu hatten. Man ſagt, an andern Orten ſeien ſie eingedrungen, um die Schuldbücher zu vernichten. Da fällt mir der Vers von Schiller ein

Unſer Schuldbuch ſei vernichtet, Ausgeſöhnt die ganze Welt.

Es kann wohl ſein, daß es gar nicht für mich paſſend iſt, daß ich davon ſpreche. Sie haben mir zwar geſagt, der König ſei immer noch freundlich für mich geſinnt. Erlauben Sie daß ich's nicht glaube. Ihre Güte, Ihr Wohlwollen hat dies für mich ausgeheckt. Er iſt freundlich mir geſinnt, weil ich ihm zu unbedeutend bin, um mir nicht freundlich geſinnt zu ſein, und dies iſt auch ganz in der Ordnung! Ehemals war ſeine Geſinnung gegen mich ein freies Stück ſeiner Gnade. Die würde mich von den widerſinnigen ungerechten Antaſtungen der Polizei befreit haben, der, dem man freundlich geſinnt iſt, den will man vom Schmerz unberührt wiſſen.

Mit demüthigen Anſprüchen an Ihre Nachſicht
Bettine.

58.

Bettina an Varnhagen.

Den 30. Auguſt 1844.

Lieber Herr von Varnhagen, meinen Brief an Stahr konnt' ich nicht mehr ſchicken, er wurde mir von dem ſchnell abreiſenden Hofrath Hoyer unter den Händen weggenommen.

Eben kommt Rühle und erzählt, daß der König den Dombau abbeſtellt hat, — und eben verſichern mir's noch andere glaubwürdige Menſchen, wenn's wahr iſt! Gott ſei Dank. Hierbei das omineuſe Buch.

Bettine.

59.

Bettina an Varnhagen.

Den 4. Sept. 1844.

Lieber Herr von Varnhagen! Heute iſt der Tag der Beantwortung der Schreibebriefe. Würden Sie wohl die Güte haben mir nur jenen Schreibebrief des Erbgroßherzogs zu dieſem Behuf zurückzuſenden? —

Geſtern Abend ſind meine beiden ausgeflogenen Tauben von Teplitz zurückgekehrt, in beſtem Wohlſein, viel neues habe ich nicht herausgekriegt aus ihren Reiſeberichten, als blos, daß Herr von Lindenau, der dem Savigny ſehr intereſſant war, doch nicht mit ihm harmoniren konnte. In Hoffnung auf einen baldigen plauſiblen Grund Sie mit meiner Perſönlichkeit zu behelligen, verharre ich in alter Anhänglichkeit.

Bettine Arnim.

60.

Was drunter verborgen
Macht mir große Sorgen.
Doch denke ich der Huld,
Mit der Du manche Schuld
Haſt großmüthig erlaſſen,
Kann ich noch drüber ſpaſſen.

(Von Bettine von Arnim über einen Dintenfleck geklebt, mit dem ſie mein Exemplar von Heine's neueren Gedichten mir zurückſandte, am 21. Oktober 1844.)

61.

Bettina an Varnhagen.

Den 23. Oktober 1844.

Lieber Herr von Varnhagen!

Die Fürſtin Nanni Schwarzenberg hat den Wunſch mir vertraut, Sie kennen zu lernen, aber ihre Beſcheidenheit, die aus der reinſten Pietät hervorgeht, erlaubt ihr nicht die leiſeſten Anſprüche. Ich hab' ihr daher vorgeſchlagen Sie zu ihr zu führen, ſie hat es angenommen als ob es die Erfüllung ihres liebſten Wunſches ſei, denn ſie will Ihnen danken für Rahel's Briefe, die ihr Balſam waren in ſehr ſchweren Zeiten, und von denen ſie ganz durchdrungen das Schönſte und Edelſte auszuſprechen weiß. Sie iſt wie ein Kind, das bis über die Kniee in Blumen und Kräutern wandelt, die ſie voll Liebe pflückt, und will ſie auf den Altar legen, wo es ihr wohl ward. Darum will ſie in Rahel's Wohnung ſich umſehen. Was läßt ſich an Schönheit vergleichen mit dieſem kindlich heißen Dankeifer, und welches lieblichere Opfer kann dem Manne unſerer Rahel dargebracht werden? — Die Zeit der Fürſtin iſt ihr ſehr beſchränkt, ſie fragt ob ſie uns vielleicht heute Morgen um 11 Uhr erwarten dürfe. Dann will ſie mit Ihnen verabreden, morgen vielleicht in Rahel's Wohnung zu gehen. — Wollen werden Sie wohl, aber können Sie auch, dann bitt' ich mich um 11 Uhr abzuholen, ſie wohnt im Hotel de Ruſſie mir gegenüber; oder wenn es Ihnen paſſender iſt, ſo werde ich früher dort ſein, um Sie vorzuſtellen.

Bettine.

62.

Bettina an Varnhagen.

Den 27. Oktober 1844.

Lieber Herr von Varnhagen!

Sollten Sie Humboldt vor ſeiner Abreiſe noch ſehen, ſo ſagen Sie ihm von mir, daß ich ſeine Hände küſſe, ſeine Abweſenheit verwaiſt mich, ſeine Gegenwart macht einem die ganze Stadt heimlich.

Ueber die ledige Stelle eines Zeichners an der Königsberger Univerſität theile das Nothwendige aus Fiſcher's Brief mit. Ich will mein Urtheil über des jungen Fiſcher's Talent nicht in Anſchlag bringen, allein überzeugt bin ich, daß eine feinere und geniale Anlage in ihm iſt.

Ueber die Zeichnungen des Malers Harniſch hab' ich an Humboldt ein paar übereilte Worte geſchrieben, er verdient, daß der König ſeine Compoſitionen bemerke, die mehr erfunden ſind als componirt. Der gewiegte Beifall des Königs würde vielleicht veranlaſſen, daß der Kunſtverein dieſe lieblichen und großartigen Compoſitionen ſtechen ließ von Harniſch, denn ein ſolches Kunſtgenie verkümmern zu laſſen, iſt keine Kunſtoekonomie.

Hier noch ein wunderliches Dokument, der Auftrag an mich darin beweiſt wie weit ſich das Intereſſe am preußiſchen Staat erſtreckt und wie eiferſüchtig man Theil nimmt an der Magnanimität des Königs. Seine eingeborne Großmuth iſt aller Welt heilig, man will ſie auch ſelbſt am Lago di Garda mit Hüterfittigen bewachen. Theilen Sie es vielleicht Humboldt mit. Die Fürſtin Schwarzenberg hatte große Sehnſucht ihn zu ſehen, allein in ihrer Timidität konnte ſie keine Entſchuldigung finden für ihr ſchlichtes Verlangen. Auf der Eiſenbahn bedauerte ſie es noch, daß ſie nicht den Muth gefaßt hatte ihn in Potsdam aufzuſuchen, „denn“, meinte ſie, „ich bin vielleicht die erſte, die jenſeits ihm entgegenkommt, und dann muß ich mir erſt von den älteren, früher Dageweſenen Vorwürfe machen laſſen, daß ich den Mann nicht kenne von Angeſicht zu Angeſicht; ich bin recht einfältig“, ſagte ſie, und damit fuhr ſie ab.

Bettine.

(Das wunderliche Dokument war ein Brief aus Riva di Trento vom 10. Oktober 1844, unterſchrieben Dr. med. J. L. di Sant Aleſſandro, worin Bettine aufgefordert wird, bei dem König dahin zu wirken, daß Tſchech nicht am Leben geſtraft werde, denn die Todesſtrafe ſei eine Barbarei, und auch der verabſcheuungswürdigſte Verbrecher ſei nicht mit ihr zu belegen.)

63.

Bettina an Varnhagen.

Den 9. Mai 1845.

Lieber Herr von Varnhagen!

Wenn ich geſtern einem Mißtrauen gegen Sie nachgab, ſo war's weil ſchon ſeit lange Warnungen mich dazu angeregt hatten. Als Sie mir in Siegmund's Angelegenheiten vorſchlugen, um den Widerwärtigkeiten einer gerichtlichen Unterſuchung, woraus Sie mir 10 Jahr Lebensverdruß prophezeihten, auszuweichen, lieber den König um das von uns beanſpruchte Recht als um eine Gnade anzugehen (es war im Monat März), hielt ich Ihren Vorſchlag für meinen Scharfblick zu wenig berechnet, um ihn nicht für eine bloße Zerſtreutheit oder Unüberlegtheit von Ihnen zu nehmen. Ich ſchämte mich der ſchwankenden Empfindungen über Ihre Aufrichtigkeit. — So verging eine Zeit, wo mein unbefangenes Vertrauen in Sie gefährdet war. Als ich wieder zu Ihnen kam, ſo äußerten Sie ſich, als hätten wir uns ſeitdem nicht geſehen, es war grade der Beſuch, bei welchem Sie mir in Siegmund's Angelegenheit den ungeeigneten Rath ertheilt hatten, der Ihnen entfallen zu ſein ſchien; und ich konnte mich des Argwohns nicht enthalten, als hätten Sie nur damit erforſchen wollen, ob ich einen mißlichen Eindruck von jenem Geſpräch behalten habe. Ich nahm mich zuſammen, um dem unedlen Argwohn nicht nachzugeben und läugnete Andern die Möglichkeit, daß Sie es nicht aufrichtig mit mir meinten.

Wie Sie mit ſo großem Intereſſe den Verlauf von Pantillon's Verfolgung anhörten und ich von Armgart erfuhr, daß ſelbſt der Miniſter Bülow und Wittgenſtein gegen dieſe einfältige Sache Parthei nahmen, ſo konnte ich mich der Zweifel über Sie nicht erwehren und ich hätte gar zu gern den überzeugenden Beweis Ihrer unverfälſchten Geſinnung gegen mich ermittelt.

So aufrichtig ich Ihnen hier ſpreche, ſo ſicher können Sie auch glauben, daß ich geſtern nicht in der Abſicht gekommen war, Sie durch meine Mittheilungen auszuforſchen. Nein! es war unwillkührlich! Es waren Ihre heftigen Aufregungen mit denen Sie behaupteten, man könne dem

König ſeine Lage nicht klar machen! — Ihre Art mich abzumahnen hatte mich noch mehr zweifelhaft gemacht. In dieſem Augenblick kann ich mich der Idee nicht erwehren, daß Sie wohl gar nicht wünſchen möchten, ich wäre bei dem König geweſen, wenn ich ihm auch noch ſo viel Gutes geſagt hätte, oder wenn ich auch das Beſſre für ihn erwirken könne. Und ich kann meine Zweifel gar nicht mit der beſſern Ueberzeugung niederkämpfen, daß Sie, der bewährte Freund von Humboldt, mir, der liebendſten Verehrerin Ihrer Frau, gewiß ſich auch treu beweiſen.

Ja, ich fühle mich ganz ſtrafbar und wollte lieber wünſchen, ich hätte meine Unbefangenheit bewahrt; denn immer weiß ich nicht wie ich Ihre plötzliche Aufregung auslegen ſoll. Alles was man mir vorausgeſagt hatte, ſchienen Ihre Aeußerungen zu beſtätigen; als Sie mir die Zeitungsartikel zeigten, und doch ſie mir nicht anzuſehen erlaubten, die ich ja kannte durch Andre; als Sie ſagten, ich ſolle Sie nicht beſchuldigen, wenn meine Mittheilung an den Tag käme; als Sie nicht einmal das Intereſſe hatten anzuhören was ich könne mit dem König geſprochen haben, ꝛc. ꝛc., dies alles legte ich mir gar wunderlich aus. Ich war ſo kalt und ruhig dabei und dennoch ſo überraſcht von Ihnen, daß ich die ganze Nacht davon träumte.

Ja, mit dem König hab' ich ſchriftlich über alles geſprochen, wovon ich Ihnen erzählt habe; und ſeine Antwort hat mich unendlich gerührt. —

Und verzeihen Sie mir ein Mißtrauen, was zu nichts führt, als mich eines ganz gütigen Freundes verluſtig zu machen, ein Mißtrauen, wobei Sie ja gar nicht auf den Fleck geſtellt ſind, der Ihnen wichtig ſein konnte, denn, Gott im Himmel, was könnte durch meinen moraliſchen Verkehr über unſre Zeit verhängt werden, was der leiſeſte

Wink nicht wieder in die Lüfte zerſtreute! Aber nehmen Sie mein aufrichtiges Bekenntniß auch als eine Sühnung an.

64.

Bettina an Varnhagen.

Pfingſtſonntag, den 11. Mai 1845.

Lieber Herr von Varnhagen!

Der Teufel hat dieſen ſchwarzen Inhalt aus dem Schornſtein meines Geiſtes auf meine Seele heruntergekratzt, meine Offenherzigkeit macht Zugwind, der Ruß fliegt mich an und ſchwärzt mich ſehr garſtig an, um vor Menſchenantlitz mich nicht ſehen laſſen zu dürfen. In den heiligen Tagen, wo weißgewaſchne Genien mit feurigen Zungen die Apoſtel begaben, muß ich mich verkriechen wegen dem Abſchaum der Natur mit dem ich mich ſelber angeſchwärzt habe.

So ſpiele ich den Einſiedler und mache mit derſelben kaltblütigen Energie mir Vorwürfe, als wär' ich Miniſter, der wie eine Schildkröte einen Wagen von 20 Zentnern Ladung über ſich gehen läßt ohne Bruſtbeſchwerde.

Man hat von hier einen bedeutenden Beamten nach Hirſchberg geſchickt, um den Direktor des dortigen Gymnaſiums aufzufordern den 17 Jahr alten Sohn von Schlöffel, der dort Primaner iſt, aus der Schule zu weiſen und nach Neiße zu ſchicken. Der Direktor will nicht; er ſei ſein beſter Schüler; Lehrer und Schüler hängen mit gleicher Liebe an ihm und es fehle jeder Grund oder Vorwand. — Nun unterſucht man ſeine Schulaufſätze und beſchuldigt ſie der zu großen Freiſinnigkeit. — Der Direktor wehrt ſich immer noch, — aber wie lange wird er ſich noch wehren für einen unſchuldigen Primaner, den der preußiſche Staat verfolgt? —

Der Edgar Bauer iſt vorgeſtern von zwei Civilpoliciſten im Bett überraſcht worden, man hat ihn genöthigt ſofort auf der Stadtvogtei im Blechkaſten zu logieren, man hat ihm weder Bücher noch ſelbſt ſeinen Schlafrock oder irgend eine Erleichterung für ſeine ſtrenge Haft ſich zu verſchaffen erlaubt. Die Unterſuchung fängt von vorne an. Bisher hatte man ihm ſo oft deutlich zu verſtehen gegeben, ob er ſich nicht aus dem Staub machen wolle; man wußte alſo, daß er nicht die Flucht ergreifen werde! — Jeden Tag könnten wir auf dies Regiſter etwas bringen! —

65.

Varnhagen an Bettina.

Berlin, den 7. Februar 1846.

Hochverehrte gnädige Frau!

Ich hatte die Blätter ſogleich an Hrn. von Humboldt geſandt und ihm das Nöthige dazu geſchrieben, ehe ich wußte daß der Miniſter von Bülow geſtorben. Als ich dies heute erfuhr, glaubte ich ſchnell eine Antwort nicht erwarten zu können. Allein jetzt eben finde ich, nach Hauſe kommend, die hier wieder beigefügten Blätter von einem Briefe Humboldt's begleitet. Er ſagt, nach einigen, dem Trauerereigniß gewidmeten Zeilen: „Mitten unter den Sorgen, die mir dieſer Tod verurſacht, mitten unter den Briefen, die an Guizot, Metternich, Aberdeen, zu ſchreiben ſind, kann ich nur mit wenigen Worten auf den ſchönen gemüthlichen Brief der Frau von Arnim antworten. Ich habe wenig Hoffnung, daß man in Weimar Prutz oder Fallersleben berufen werde; mir war früher Guhrauer eingefallen, für den Sie gewiß auch Vorliebe haben. Wie glücklich mich die Ernennung von Prutz (Fallersleben kenne ich nicht perſönlich) machen würde, wiſſen Sie längſt; aber der ganze, die Wochenſtube und den König und mich betreffende Paſſus muß umgeändert werden, er beruht auf einem falſchen Gerüchte. Ich habe dem Könige nie das Buch gezeigt, die Niederſchlagung des Prozeſſes gar nicht bei dem Könige, ſondern durch Min. Bodelſchwingh betrieben; dieſem hatte Prutz perſönlich einen angenehmen Eindruck gelaſſen. Es war mir leicht dieſen Eindruck zu vermehren.“ Ferner ſagt er: „Die Stelle, man ſolle unſern König befragen, muß ja auch wegbleiben, da ſie die Großherzogin beleidigen würde, die bei jeder Gelegenheit ihre Unabhängigkeit von Preußen voranſetzt.“ —

Ich ſehe hieraus, daß Hr. von Humboldt bei der Sache von Prutz dennoch die Haupttriebfeder war, aber gern, ſowohl aus Großmuth als aus Klugheit die Ehre und den Ruhm der That auf denjenigen überträgt, der als das äußere Werkzeug dabei aufzutreten hatte.

Sie werden, Verehrteſte, leicht ermeſſen, was Sie hiernach in Ihrem Schreiben etwa umändern und wie Sie es ſtellen wollen. Mich dünkt, das Meiſte kann bleiben, wie es in erſter warmer Auffaſſung ſich dargeboten hat. Daß Sie aber nun das Ganze aufgeben könnten, mag ich nicht denken. Um's Himmelswillen nicht! Ihr Brief iſt herrlich; eine edle That in den würdigſten Worten. Manche Bedenklichkeiten nicht zu wiſſen, ſeh' ich auch hier, iſt beſſer als ſie zu beachten!

Mit beſten Wünſchen in tiefſter Verehrung und Ergebenheit

Ihr
gehorſamſter
Varnhagen von Enſe.

Bülow's Tod iſt eine Erlöſung für ihn und die Seinen.

66.

Bettina an Varnhagen.

Wiepersdorf, Anfang September 1846.

Lieber Herr von Varnhagen.

Ich höre, daß Sie wieder in Berlin ſind, iſt's wahr? — und wie ſteht es mit der trefflichen, von Ihrer unverſchämten Einbildung ſtets geplagten Geſundheit, hat ſie im Bade ſich brav auf die Hinterfüße geſetzt und die Zunge herausgeſtreckt, nicht dem Doktor, um ſich blind dran zu ſehen, ſondern der Einbildung, um Ihre Verachtung ihr kund zu geben! —

Wiſſen Sie, was ich die ganze Zeit gemacht habe? *eingemacht* hab' ich; und da hier gar keine Früchte wachſen, weil die Bäume ſo halsſtarrig ſind, ſo hab' ich den wilden Sauerampf beim Schopf gekriegt, er mußte ſich einmachen laſſen; ich kann Ihnen ſagen von ihm, er ſchmeckt ſauer. Auch hab' ich Erbſen geſteckt, da ſind ſie zu zwölfen gekommen und haben ſie wieder aus der Erde geſcharrt und haben ſie gefreſſen: und ich wunderte mich noch, daß keine Erbſen blühen. — Aber es hat in einer ausländiſchen Zeitung geſtanden, der Pabſt ſei eine zweite

Bettina, und ich mache unterdeß Sauere Lampe ein (ſo heißt nämlich hier dies gefährliche Kraut). Aber etwas iſt doch dran daß mir der Pabſt gleicht, denn Savigny's können ihn auch nicht vertragen, und meine gut katholiſche Schweſter iſt ſehr in Verlegenheit durch ſeine Unfehlbarkeit, ſie meint nämlich dieſe gehe fehl. Und der Pabſt macht doch auch grade wie ich Sauerampf ein und zwar für hohe Staatsbeamte.

Aber eigentlich wollte ich Ihnen etwas ſagen, was mir ſchwer auf dem Herzen liegt, nämlich das was in meinen Verhältniſſen dem Pabſt unähnliches iſt. Ich habe denſelben Drang der Gerechtigkeit für die Unterdrückten, aber ich kann nicht dürfen was ich wollen muß. — Eben bin ich wieder in einer ſolchen Verlegenheit. Es ſind ſchlimme Beſtien, die Unterdrückten, ärger wie die Mücken ſummen ſie einem die Ohren voll und ehe man ſich verſieht, zapfen ſie einen an. Ich ſpür's wie langweilig und verdrießlich das iſt, und deswegen allein kommt mir ein Schauder, wenn jemand den Honigſeim meiner Speichelleckerkunſt in Anſpruch nimmt um etwas damit zu erlangen und namentlich Gerechtigkeit, denn ſchon wegen meiner Aehnlichkeit mit dem Pabſt kann ich mich deß nicht enthalten und wegen meiner Unähnlichkeit mit ihm kann ich nichts durchſetzen. Die künſtlichen Pumpenwerke, die ich angelegt habe, um den Gnadenſtrahl gleich den Waſſern in Potsdam ſpringen zu laſſen, welcher den Sumpf, in dem die Gerechtigkeit watet, manchmal verdünnet, damit ſie an Bord ſpringen kann (zwar ſehr verſaut), ſind Sie und durch Sie der Humboldt und durch den der König, — und der ſteckt als manchmal ſelbſt im Sumpf. — Aber diesmal iſt's der Herr Sattegaſt aus Münſtermayfeld, an und für ſich ein aufrichtiger Knabe von 34 Jahren. Er lebt und webt in der väterlichen Apotheke mit wohlſtudirter Wiſſenſchaft, mit Kunſtſinn und heroiſcher Ausdauer. — Eine Epidemie kommt nach Münſtermayfeld, ſie legt alle Menſchen zu Bett, der Apotheker allein bleibt wie natürlich auf und macht Recepte, und auch die zwei Aerzte, welche ſie verſchreiben. Allein wie lang dauert's, ſo nimmt die Krankheit keine weitere Notiz von dem Mann, daß er die Waffen gegen ſie ſchmiedet. Sie packt ihn von hinten und ſtrabanzt ihn auch in's Bett! Da ſtehen die zwei Aerzte mit ihren Recepten! Ein Glück, daß ſie zu zwei waren, denn da kam ihnen der Gedanke, daß ſie einander die Recepte machen könnten, ſo machte denn der Doctor A. die Recepte des Doctor B. und umgekehrt und beide waren gegenſeitig mit ihrer Apothekerſchaft zufrieden. Das ſahen die Speculanten, machten ſich auf die Beine zur Koblenzer Regierung und ſagten: „Siehe da, die väterliche Apotheke wird ſchlecht verwaltet. Meiſter Stöſſel liegt im Bett und die zwei Herrn Aerzte bedienen einander!" — Da ſagte die Koblenzer Regierung, das ſoll nicht ſein! Und wo iſt ein anderer Apotheker? — Da riefen alle: „Da bin ich!" Da ſah ſich aber die Regierung ſehr ſtark um, denn weil ſie vor dem Wald von Bäumen den Baum nicht ſehen konnte, der diesmal in der väterlichen Apotheke zum Stöſſel ernannt werden ſollte. Da rief aber ein Baum: Ich will die Tochter der väterlichen Apotheke heurathen!" Halt! rief die Regierung, „haben wir Dich! Allein Du wirſt Apotheker in der väterlichen Apotheke!" — Jetzt ſtreckt Meiſter Stöſſel den Kopf aus dem Federbett und ruft um Hülfe, denn wie der Fiſch im Waſſer zu leben hat und leben ſoll, ſo war der auf die väterliche Apotheke angewieſen durch den väterlichen Willen, der ihn durch die Erziehung zum Apotheker umgeſchaffen hatte.

Die Aerzte ſchreien auch aus Leibeskräften gegen dieſe Maaßregel der Koblenzer Regierung, erſtlich ihren Apotheker aus ſeiner väterlichen Apotheke zu treiben und zweitens ihren Patienten zu turbieren. Aber nichts da! — Ein Kranker geht die Koblenzer Regierung nichts an, ſobald er nicht mehr in der Apotheke iſt, auf welche ſie Beſchlag legen, alſo ein Tritt und der kranke Apotheker fliegt hinaus aus der väterlichen Apotheke, vor den mit Verwunderung die Hände überm Kopf zuſammenſchlagenden Aerzten vorbei. — Und er war draus. — Die Krankheit legt ſich, der Apotheker ſteht wieder auf den Beinen, er ſetzt eins vors andre, und kommt nach Berlin! — Er ſtolpert noch ganz betäubt davon, daß er aus der väterlichen Apotheke geworfen iſt, in's hohe Miniſterium, und tirilirt ſeine unterthänigſte Bitte.

Heute Morgen kamen Muſikanten und ſpielten auf dem Hof verſchiedene beliebte falſche Stückchen, ich gab ihnen 6 gute Groſchen, einen Napf mit ſaurer Milch als emblême der ſauren Mühe meiner Ohren ſie vernehmen zu müſſen und ſchwarzes Brot als Nutznießung dafür! —

Der Apotheken verjagte Apotheker ſoll nicht falſch ſondern ſehr rein vor dem hohen Miniſterium ſein Stückchen vorgetragen haben, man hat ihn aber auch deswegen nicht wollen anhören. Die Groſchen, die ſaure Milch und das ſchwarze Brot ſind an ihm geſpart worden, die väterliche Apotheke hat er aber auch nicht wieder bekommen! — Und zwar aus dem Grunde, weil er als Erbe der väterlichen Apotheke ein Hinderniß war, daß die Koblenzer Regierung ein Recht hatte, ihn aus ihr zu verjagen! Kann ein hohes Miniſterium eine Koblenzer Regierung in einer ſolchen Bredouille ſtecken laſſen und ihr Unrecht geben, wenn ſchon zwei Aerzte Zetermordio ſchreien und ein Apotheker jammert und viele Bürger rufen: „Wie iſt das möglich, daß einer kann aus der väterlichen Apotheke geworfen werden!“ — Nein! Da muß gerade ein hohes Miniſterium den Kopf ſteif halten und gar nicht dergleichen thun als ob eine Koblenzer Regierung einen Fehlgriff thun könnte. Der Apotheker war ja einmal herausgeworfen, ein Bräutigam hatte ſich zur Apotheke gefunden, was ſollte da noch lange über Recht und Unrecht gefaſelt werden? —

Wenn aber Alle mit der Sache nichts zu ſchaffen haben wollen und nirgendwo mehr Recht zu finden iſt, warum muß der Apothekenverlaſſne grade auf mich losſtürzen und mit ſeinen Klagen mich erſticken, damit ich wieder um Hülfe ſchreien ſoll! — Ich hab' wohl ſonſt als den Humboldt incommodirt, er war's gewöhnt und ließ ſich's gefallen, jetzt iſt's ſchon ſo lange her daß ich's nicht mehr verſucht habe, und ich fürchte, er iſt deſſen entwöhnt und würde dieſe meine Impertinenz rügen, ihm mit einem Apotheker zur Laſt zu fallen. Ob er aber wohl den Pabſt in mir reſpektiren würde und allenfalls dem zu lieb den Apotheker Sattegaſt aus Münſtermayfeld anhören würde, ja nicht wegen mir, ſondern weil der Pabſt aus mir ſpricht!

Lieber Herr von Varnhagen, ſondiren Sie doch den Humboldt im Intereſſe des aus der väterlichen Apotheke Verſtoßenen ob er den Pabſt reſpektirt.

Bettine.

Schlecht geſchrieben, bei einer Lampe noch ſchlechter und dunkler als die Zeit. —

67.

Varnhagen an Bettina.

Berlin, den 25. November 1846.

Hochverehrte gnädige Frau!

Solange das Wetter noch ſchön war, mußt' ich ſeufzend es gelten laſſen, daß Sie noch auf dem Lande blieben, aber ſeit es ſchlecht geworden, kann ich Ihr Ausbleiben nur mißbilligen und beklagen! Nicht, daß Sie hier alles ſo ſchön finden würden, — bei aller Eingenommenheit von Berlin will ich das nicht behaupten —, aber einiges fänden Sie doch, was auch Sie erfreute. Doch wenn auch Sie wenig empfangen ſollten, bringen würden Sie uns unendlich viel, und Sie ſind einmal vorzugsweiſe zum Geben da! Sie glauben nicht, wie ſehr ich Sie vermiſſe! Hundertmal wird an meiner Klingel geruckt, aber nie iſt es Frau von Arnim, die hereintritt! Schon daß ich mir ſagen muß, dies könne nicht geſchehen, macht meine Tage zu ganz andern, als die waren, als ich dies erwarten und hoffen durfte. —

Schöne Gaben hab' ich zwar auch aus der Ferne von Ihrer Güte empfangen, zwei werthe Bände von Arnim's Schriften, doppelt werth mir durch den edlen Autor und die gütige Herausgeberin! Ich danke Ihnen ehrerbietigſt und herzlichſt, es iſt mir wohlthuend, mich in Ihrer Erinnerung zu wiſſen. Erlauben Sie mir nun, daß auch ich Ihnen ein neues Buch zu Füßen lege![*]) Daſſelbe wird Vielen mißfallen, Viele ärgern, an denen mir indeß wenig gelegen iſt, um ſo weniger, je günſtiger Sie ihm ſind. Ich bin nicht beifallſüchtig, aber Ihre Zuſtimmung entbehren zu müſſen, würde mich tief ſchmerzen. Dies iſt die lautere Wahrheit, Sie wiſſen es auch längſt! —

---

*) Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Siebenter Band.

Ich empfehle mich den Fräulein Töchtern, nach denen die Olfers'ſchen, Königsmarck'ſchen ſehnſüchtig verlangen! Mit dem innigſten Ausdruck tiefſter Verehrung, unwandelbar verharrend, gnädige Frau, Ihr

ergebenſt gehorſamſter

Varnhagen von Enſe.

68.

Bettina an Varnhagen.

Wiepersdorf, den 2. Dezember 1846.

Ihre roſa in edlem Grün eingelegten Ergießungen üben einen Auferſtehungszauber auf meine Phantaſie. Die an's Zärtliche ſtreifende Güte, welche Ihre Feder führt, weckt mich, ich gehe heraus um dem eben aufſteigenden Mond hinter blätterloſen, gewaltigen Kaſtanien und Lindenbäumen etwas von meiner Schwärmerei zuzuhauchen und gemäßigter dann meine Dankergüſſe für ſo viel ehrende Nachſicht, für ſo herzliche Mahnungen, die mir in meinen eignen Augen einen Werth geben, Ihnen zuzuwenden. So fühle ich mich denn wie irgend ein junges Mädchen geſchmeichelt und gekirrt durch Ihre Bewerbung um meinen Beifall. Meine Seele, erwachend aus dem Schlaf der erſten Olympiade, anno 777 bis heute von keinem Siegsgeſchrei geſtört, verwundert ſich über den Fluß der Schmeichelreden, der ſie mit ſanften Wellen anbrauſt.

Und ſo ging ich denn gleich an's Leſen Ihres Buchs, dachte alles Denkwürdige mit hier in der Einſamkeit der Nacht, wo das ferne Anſchlagen der Hunde immer auf einen Brigantino deutet. Die beiden Novellen habe ich der Giſel Nachts aus meinem Bett vorgeleſen; der mit roſa Atlas ſchöne blauäugige Weißatlasne hat uns lange vorgeſchwebt als Ihr Portrait. Da er ſich aber ein End gemacht hatte und nur als Phantasmagorie nach dem Beifallsſchatten von uns zu haſchen ſchien, ſo kamen wir überein, daß er nicht ausgeſehen haben könne wie Sie, der es nicht in der Gewalt hat ſich ein Ende zu machen, da Unſterbliches das Feld Ihrer Lebenswege durchwuchert. — Der „Jugendwerb" iſt ſo wahrhaft, daß „Wahre Geſchichte" ein Druckfehler ſcheint — allein junge Mädchen nennen dieß ein verpfuſchtes Schickſal und können ſich nicht zufrieden geben, daß die erſten Blüthen ihres Blumengartens mit Füßen getreten werden, oder daß gar wie hier ein ungeneußiges Thier über den Gartenzaun ſpringe und alles zerwühle. Warum haben Sie nun durch die begleitenden Worte Ihrer Gabe meine Jugend-Träume geweckt, ſo müſſen Sie auch zufrieden ſein, wenn dieſe Begegniſſe mich tief kränken, um ſo ſchwerer, da ſie ſo wahrhaft wahr ſind, daß man ordentlich an den Schickſalshandſchellen ſich wund reibt. Aber dennoch, wie ſehr beweiſt ſich aus ihr die Unſterblichkeit, da der letzte Augenblick mit dem Nectartropfen einer Ewigkeit alles Bittere ertränkt.

Dann ging ich zu den Kritiken über. Ich preiſe Ihre Gerechtigkeit, Ihre Anerkenntniß und Würdigung auch des ſcheinbar Vergehenden. Ihr tiefes Eindringen und ſcharfſinnige Zerlegen und dieſes menſchenliebende Säen einer reinen Menſchenſaat, die Sie gleich Deukalion hinter ſich werfen, während Sie in lichtern Höhen das Band der Freundſchaft und Seelenadels vergangner Zeiten nie abwerfen, ſondern mit Inbrunſt des Guten ſich freuen, gleich als: „Was Ihr Jenen thatet, das habt Ihr mir gethan.“

Daß ich immer noch der Belehrung fähig bin, das werden Sie mir zutrauen und mich nicht jenen Philiſtern vergleichen, deren Natur es iſt von harter Rinde umſchloſſen innerlich ſammt leiblichen und geiſtigen Intereſſen zu Staub und Aſche zu werden. Wie viel Belehrendes ich Ihnen daher zu danken habe, können Sie um ſo höher anſchlagen, um ſo mehr wahrhaft uneigennützige Geſinnung und menſchenliebenden Umfaſſungstrieb Sie mir zutrauen. O Gott, ſtärke und nähre mich doch mit dem Saft Deiner Schöpfungskraft, der grade dieſe reine Geſinnung im All die eigne Lebenskraft zum Glück anzubauen keimen läßt und zur Blüthe bringt, denn ich will die Welt regieren, das heißt, ich will mit dem Kampf um das Beſſere für ſie in ihr aufgehen. Mit dieſem kurzen Gebet ſchließe ich mein Dankopfer, das Sie um ſo unbefangener aufnehmen werden, als Ihre literariſche Wirkung eine Gräberſtraße verewigender Monumente bildet.

Jetzt noch was von mir. Ich hab's nicht mehr ausſtehen können mit der Verfolgung des Hoffmann von Fallersleben, mit der Schlaffheit, welche ſich in den öffentlichen Blättern gleich einem ſtehenden Waſſer preisgiebt, womit man ſein Intereſſe aufrecht zu halten ſcheint, wie denn in mehreren Zeitungen immer von dem Verkauf ſeiner Handſchriften die Rede iſt, die zu 2000 Thlr. angeboten werden, für die man ſammelt und aber nichts zuſammenkommt. Wie man in den Wald ſchreit, ſo hallt es wieder heraus, da aber nur unſinnig Gethier dieſen Wideſhalb vernimmt, ſo mag dein Gebet noch ſo herzſchreiend ſein, es wird keinen Eindruck machen. Ich habe aus einer Art Ungeduld und Furcht, der Hoffmann könne am End gezwungen werden, ſeine koſtbare Habe zu verſchleudern, Auftrag gegeben, in die Zeitungen zu rücken, daß ein Buch unter der Preſſe ſei, deſſen Ertrag zur Deckung des für dieſe koſtbare Sammlung geforderten Preiſes beſtimmt ſei, unbeſchadet des Ankaufs von anderer Seite, da dieſes Unternehmen nur eben verhindern ſoll, daß Hoffmann gezwungen werde zum Verluſt. — Dieſes Unternehmen habe ich durch einen Freund Hoffmann's ihm mittheilen laſſen, denn ich kenne ihn weiter nicht als nur durch zufällige Begegnung bei Grimm und endlich durch jene Exploſion bei dem Fackelzug. — Hoffmann hat nun zum Erſtenmal an mich geſchrieben um mir ſeine Zuſtimmung zu geben, ich lege den Brief hier bei, Sie werden daraus das unwürdige Verfahren des Biblioth. Pertz erſehen. Für eine königliche Anſtalt iſt es ein unverzeihlicher Fehler ihres Vertreters, ſolche ſchmutzige Propoſitionen zu machen einem Märtyrer der Gemeinheiten, mit welchen man die Verfolgungsoperationen bewirkt. — Daß der König ſollte ausgeſchlagen haben die ſeltnen und koſtbaren Sammlungen des Hoffmann anzukaufen (die doch für die Bibliothek einen Werth haben, wie aus Pertz Vorſchlägen hervorgeht) bloß weil ſie von Hoffmann ſind, iſt ſeiner königlichen Würde nicht angemeſſen, ja, ich klage jeden der Majeſtätsbeleidigung an, der dieſes vom König behauptet, vielmehr glaub' ich, daß man hier im Trüben fiſchen wollte. — Es käme alſo darauf an, daß der König darauf aufmerkſam gemacht werde; wär' es alſo nicht gut, wenn Humboldt, der ſo oft die Geburt edler Handlungen in dem König beförderte, durch dieſen Brief Einſicht in die

Sache gewinne? Vielleicht daß er es unternimmt, grade bei der Anzeige die in den Zeitungen erſcheinen wird, den König darauf aufmerkſam zu machen, daß es ſeiner Würde gemäß ſei, dieſen verfolgten Hoffmann, der ſo treffliche Schätze der Gelehrſamkeit beſitzt und keine größern Wohlthaten auf ſich hat als Béranger, den Klauen ſeines Bibliothekars zu entziehen, der auf ſein Unglück ſpeculirt. — Obſchon ich fühle, daß es keine glückliche Wirkung thun wird wenn man endlich zu einem ſolchen Unternehmen zu ſchreiten ſich gezwungen ſieht, um gekränkten Menſchen aufzuhelfen, und obſchon ich nie daran ſchuld ſein möchte, daß die Delikateſſe des Königs, ſeine freie Geiſtesgröße, ſein Wohlwollen beleidigt werde, wie es denn durch eine ſolche Herausgabe mehr oder weniger geſchieht — ſo kann ich mich dem doch nicht entziehen; ſobald ich erfahre daß Humboldt es nicht für thunlich hält den König mit dieſer Sache bekannt zu machen, wird das Buch erſcheinen. Den grünen Hoffmannsbrief zeigen Sie dem Humboldt und theilen ihm das Nothwendige mit. Sie wiſſen, daß nur die Gerechtigkeit der Sache mich hier in Beſchlag nimmt und keine Perſönlichkeit. —

Als mir dieſer Gedanke kam, ſo beſann ich mich, was ich wohl für ein Manuſkript zu dieſem Behuf herausgeben ſolle, da fiel mir daſſelbe in die Hände, was ich damals für die Brüder Grimm herauszugeben beſchloſſen hatte, als es zweifelhaft war ob der König ſie nach ſeiner Thronbeſteigung noch berufen werde und als die Hrn. Miniſter ſo ſehr im Dunkeln dagegen arbeiteten; meine erſten Briefe darüber wechſelte ich mit dem König noch als Kronprinz, ach, wie war er damals ſo liebenswürdig und wie aufrichtig hat er Wort gehalten; ich brauchte das Manuſkript nicht herauszugeben, es beſteht in Briefen, die ich mit

Studenten gewechſelt habe. Jetzt werde ich aber ſeinen Titel ändern, und werde es nennen: Briefwechſel mit zwei Demagogen. Man war ja ſchon lange begierig hinter meine demagogiſchen Schliche zu kommen. — Aber leider ſind dieſe wilden Beſtien gar zu zahm.

Adieu, lieber Herr von Varnhagen, und Hoffmann's Brief erbitte ich nach deſſen Benutzung zurück.

69.

Bettina an Varnhagen.

Wiepersdorf, den 8. Dezember 1846.

Lieber Herr von Varnhagen!

Ihr Brieflein hat mir einen wohligen Tag gemacht, denn denken Sie, ſchon hatte ich Furcht, der König werde mit beiden Händen zugreifen, und ich könne dann mein ſchönes Buch nicht herausgeben, worauf ich mich ſo ſehr freue. Ilius, Pamphilius und die Ambroſia, das hat mein Genius mir heut als Titel anbefohlen in einem Morgentraum. Alles wird gewiß in 6 Wochen vom Stapel laufen, zum wenigſten der erſte Band. — Die Bibliothek mag übrigens noch ſo viel werth ſein, ſo iſt ſie dennoch nicht für mich, da ich ſolche hollandsche Handſchriften und ganz altes alterthümliches Dübſck nicht leſen kann, und nicht unter meinen Kindern ſolche Heemkengrieper habe, die dergleichen nutzen könnten. Alſo wenn Hoffmann Gelegenheit hat ſie ſpäter zu verkaufen, ſo hat er die Freiheit dazu. — Ihre Auslegung aber, daß es von mir ſo großmüthig ſei, kann ich mit größter Gewiſſenhaftigkeit zurückweiſen, es iſt im Gegentheil mein beſtes Plaiſir und der närriſche Titel macht mich ſchon toll vor Vergnügen. Schreiben Sie mir ein einzig Wörtchen ob Sie auch gern Ambroſia heißen möchten!

Ach, wenn ich Ihnen doch noch ein Geheimniß anvertrauen könnte, was mir das allergrößte Plaiſir macht, und was wahrſcheinlich meine Himmelfahrt vor aller Leute ſichtlichen Augen bei meinem lebendigen Leib erzielen wird. Hören Sie und ſchweigen. Aber nein, Sie könnten es verrathen, es thut mir ſehr leid daß ich's nicht ſagen darf, ehe Sie mir einen heiligen Federſchwur geleiſtet haben. Ich bin den ganzen Tag hungrig, weil ich vor vielem Tribuliren immer vergeſſe zu eſſen, es iſt eben 3 Uhr in der Nacht, ach wär' ich doch eben bei Ihnen zum Mittageſſen. Heut am 8ten Dezember.

Bettine.

70.

Bettina an Varnhagen.

Wiepersdorf, den 12. Dezember 1846.

Lieber Herr von Varnhagen!

Vollkommen befriedigt mit Ihrem eidlichen Gelöbniß fühl' ich mich doch plötzlich zu abgeſpannt, mein Geheimniß mit gehißter Flagge und in der vollen Majeſtät ſeiner aufgeſpannten Segel in den Port Ihrer Verſchwiegenheit einlaufen zu laſſen. Nur eins muß ich Ihnen ſagen, daß ich nimmer wollte daß Sie es nicht wüßten; nein, Sie vor allem; einmal weil ich weiß, daß wenn es je etwas zum Abwägen gab über mich, Sie gewiß die Schale der Gerechtigkeit vor jedem tückiſchen Stoß bewahrten und dann auch hab' ich die heimliche Ueberzeugung, daß Sie ein eiferſüchtiges Auge haben auf meinen unbefleckten Ruf und daß Ihnen gewiß alles wichtig iſt, was Ihre Vertheidigung meiner bewährend in's Licht ſtellt. So weiß ich, könnte bewußtes Geheimniß Ihnen wie einem eifrigen Advokat, der mit Anſtrengung ſich ſeinem Klienten widmet, von unſchätzbarem Werth ſein, „drum ſein Sie gewiß, das Geheimniß iſt Ihnen rechtskräftig vermacht, und ich will nur erſt noch ein Weilchen an etwas anders denken. — Was ſagen Sie doch von dem andern Titel des Buches, der auch ſchön ſei? — Denken Sie, ich hab' ihn vergeſſen. — Schreiben Sie mir wie der war. — Und nun will ich Ihnen ſagen wie ich's zu machen gedenke mit dem Buch das fertig im Manuſkript vor mir liegt, damit es in ſo kurzer Zeit erſcheine. Ich frage bei Brockhaus in Leipzig, ob er mir jeden Tag einen Druckbogen liefert; wenn er das mit ſeiner Druckerei beſchafft, ſo iſt kein Zweifel, daß mein Buch im Februar ſchon als Vorläufer der Frühlingsfluthen den Rhein anſchwellt. — Nun iſt mir nur daran gelegen, daß nicht allenfalls nichts draus werde, indem die Bemerkungen von Humboldt dem König vielleicht einleuchten dürften. Ich habe zwar als nothwendig und meiner alten Treue für den König angemeſſen erachtet, ihm in dieſer Sache einen Fingerzeig zu geben, aber ich habe zugleich gefürchtet es könne möglich ſein, daß er darauf eingehe und dies wär' mir ein Großes. Ja, es wäre ein tückiſcher Meſſerſtich in das ſchöne Kunſtgewebe meiner Geiſtesaufgaben: denn wenn ich nicht in dieſem Augenblick dieſe Papiere herausgebe, dann werden ſie ſcheintodt begraben und wenn man auch einſtmals ſie wieder berückſichtigte, ſo würde doch das Urtheil ſein, ihr flüchtiger Geiſt konnte nur hier wirken und die Schwäche der Nerven wieder beleben, als ihr Salz noch nicht verflogen war. Drum könnten Sie wieder einmal etwas expreß Geſchenkes thun, wenn Sie dies dem Schöpfer meiner phantaſtiſchen Stoffe, in die Wirklichkeit, unter den Fuß geben, daß ich keinen Werth darauf lege wenn der König mir zuvorkäme. Ihm bleibt es ja immer noch, ſie nachmalen zu kaufen.

Ich höre, daß eine Anzeige davon in der Zeitungshalle ſtehe, ich habe ſie aber nicht geſehen, ich hoffe, daß es nichts Anſtößiges enthalte. —

Und nun zum Dank für alles was Sie an mir ſich noch als Dank im Himmel verdienen werden, ſage ich Ihnen mein Geheimniß: daß nämlich Goethe's Monument bereits im Modell fertig iſt und einen überraſchenden Eindruck macht. Die Statue iſt ſitzend 9 Fuß hoch, alſo koloſſal, ſie wird demnächſt in Marmor angefertigt. Aber denken Sie ſich nicht eine ſo lederne Geſchichte wie allenfalls ein Kunſtwerk, wo der Kritiker eingeſteht, es ſei ſchön, treffliches Motiv, großartiges Leben, magiſcher Eindruck, glücklich bezeichneter Dichter ꝛc., und wo denn der Laie dabei ſteht und hört es mit dumpfen Sinnen und betet's nach und die Zeitung hat allenfalls die Güte, es zu firnißen; — nein, ſondern es wird heiter, phantaſieblitzend, geiſtreizend, träumeriſch oder wachiſch in's Gefühl rufend; voll ſeeliger Neugier der Beſchauungsluſt. — Gleich einer kindlichen Jungfrau, die ihr reiches Geſchmeide betrachtet, was der Bräutigam ihr ſchenkt, ſo wird die Betrachtungsluſt ſich ergötzen. Und fragen Sie woher ich das alles ſo voraus weiß, ſo iſt die Antwort: der göttliche Begeiſterungsprophet hat mir's in's Herz geſchrieben. Der Goethe im reinſten Marmor (hoff' ich zum ſchützenden Genius) ſitzt in ſeiner Niſche, die nach innen mit vielen goldnen Inſchriften geziert iſt, von außen aber iſt die Niſche von einem großartigen Basrelief umkleidet, die Gottheit der Sonne, ein Jünglingsweib, ſchwebt auf von der Erde; mit flammendem Haupt und gehobnen Flügeln trägt ſie auf beiden ſtarken hochhinaufragenden Händen den Thierkreis, deſſen Zeichen alle in Gold ausgefüllt mit ſchraffirenden Linien die obere Einfaſſung der Niſche bilden. Auf beiden Seiten dieſes ſchwebenden Genius ſteigen zwei rieſige Aloe empor, die mit der Wurzel unter den Stand der Niſche greifen, das mächtige Blätterwerk aber ſchweift am Würfel hinab, der den Stuhl trägt, und bildet ſo zwei Knäuſe, die in zierlichen Schlangenlinien ſich verflechten; die Stachelſäume des Blattwerks ſind alle von Gold. Das ſchneeweiße Sonnenweib hat einen weiten Mantel, der ſich hinter ihr ausbreitet in ganz einfachen Faltenlinien, dieſe Falten werden alle mit dem Meißel ſchraffirt und mit Gold eingezogen, ſo daß der Mantel einen ſchimmernden Glanz, der je nach Licht und Schatten und nach dem Standpunkt des Beſchauers ſtärker oder ſchwächer hervortritt, hat. Die Erdkugel, die unten am Niſchenrand auftaucht in einem nicht zu hohen Bogen, trägt die Inſchrift Germania in Gold, über die ganze Erdkugel verbreitet ſich nach antikem Styl ein Lorbeerſtamm; ſeine einfachen Verzweigungen tragen Neſter mit Vögeln, die alten Vögel ſchweben aufwärts und abwärts zwiſchen die Falten des Mantels. — Eine goldne Inſchrift füllt zu beiden Seiten die Ecken aus wo der Mantel ſchmal am Hals des Mannweibs zuläuft; ihr Inhalt: Ich ſchütze die Wölbung des Himmels und ſchütze die Sänger der Erde. Oder etwas ähnliches, zum wenigſten iſt es der ungefähre Sinn. Ich glaube Sie haben ſchon genug an dieſer Betrachtung, denken Sie ſich aber das Ganze nicht überladen, es iſt vielmehr ſehr einfach und nur ſo belebt um die Seele zwiſchen geiſtigem und ſinnlichem Beſchauen zu feſſeln; es iſt aber noch nicht alles, vielmehr kommt erſt noch das Großartige, nämlich zwei Stufen, auf welchen der Würfel ruht, der die Niſche trägt, denn da es koloſſal iſt, ſo muß es eine gewiſſe Höhe haben. Die unterſte Stufe iſt ganz einfach eingerichtet, daß Lorbeer und Orangerie darauf zu ſtehen komme, die zweite Stufe aber beſteht aus einem Marmorbasrelief, das ich nicht beſchreibe, weil Ihre Phantaſie ſchon genügend begeiſtert ſein mag.

Sie wundern ſich wie ich das alles kann ausführlich machen! — Ganz kann ich's auch nicht und ich werde mir auch wenn es ſich ſchicklich thun läßt des Königs Hülfe ausbitten für die unteren Basreliefs, dafür würde ich's ihm auch müſſen in ſeinen Kunſtſtall liefern. Das alles werd' ich noch hinundherworfeln. Es iſt ſchon ſpät in der Nacht. Gedenken Sie Ihres Schwurs. Ilius Pamphilius lag in dem Bett und ſchlief, da kam der Bonifacius und bracht' ihm einen Brief, der war von ſeinem Schätzelein, von der Ambroſia.

Geſtern brachte man mir einen Brief aus Breslau, der enthielt ein bürgerliches aber treuherziges Gedicht an mich und ein Büchelchen über den Scheintod mit der rührenden und beſcheiden verborgenen Warnung: denn es ſtand nur auf dem Büchelchen: Wir haben Sie alle ſo lieb. O heilige Unſterblichkeit, wie buhlſt du ſo freundlich um die ſchlummernden Triebe deiner künftigen Hoffnungen und lockeſt aus dem wilden Lebensgewühl in's immer blühende Reich der Geiſter, in die ſanft erleuchteten Gärten der Hesperiden. Ach, wer dich liebt, der hat die Fortdauer nach dieſem Leben ſchon erobert. —

Und meine Adreſſe iſt nicht über Dahme.

Wiepersdorf über Nonnendorf bei Jüterbog.

Schreiben Sie über den von mir vergeſſnen Titel, und ich hab' vergeſſen Ihnen das aller Wichtigſte zu ſagen, nämlich noch etwas. — Aber da hab' ich nun keinen Platz mehr.

Bettine.

Haben Sie den pomphaften Aufſatz in der Zeitungshalle geleſen? — ich wollte, die Kaiſerin Katharina hätte die ſchnelle Katharina und müßte deswegen mediziniren ſtatt hier zu erſcheinen, aber ſo geht's wenn man eine Lumpenpuppe zum Kriſtgöttchen ausputzt.

71.

Varnhagen an Bettina.

Berlin, den 18. Dezember 1846.

Hochverehrte gnädige Frau!

Das mir anvertraute Geheimniß hat bei mir eine ſichre gute Stätte, und ich hege und bewahre es ganz in dem Sinne, in welchem es mir anvertraut worden, als ein zur innigſten Theilnahme bei dieſer Sache Berufener! Ueberraſcht, und verwundert, und entzückt, bring' ich Ihnen meine treuſten Glückwünſche dar! Es überſteigt alles, was ich Ihnen von Kraft und Thätigkeit und Gelingen bisher — und gewiß nicht kärglich — beimaß, daß Sie im Gedränge ſo vieler Unternehmungen und Geſchäfte jetzt gleichzeitig auch dieſes frühe Vorhaben wieder angreifen und in's Werk ſetzen. Alles Heil und Glück dazu, ruf' ich aus erfülltem Herzen, ich gönne Ihnen dieſen Triumph, dieſen vor allen andern, da er für alle andern gleichſam ein Wiederaufnehmen, eine Gewähr iſt, und kein andrer Ihrer Seele wohlthuender ſein kann! Das Wo und Wie laſſen Ihre Worte mich zwar noch nicht erkennen, aber was Sie ſonſt von der Sache ſchildern, iſt herrlich und giebt der Einbildungskraft das reichſte, hellſte Bild. — Die Welt wird nicht wenig überraſcht ſein, dergleichen erwartet man jetzt von Ihnen gewiß gar nicht! Um ſo ſchöner wird das Werk hervortreten. Ich glaube auch an ſeine Einfachheit, der Reichthum des Bedeutungsvollen hebt jene nicht auf, wo ſie urſprünglich vorhanden iſt. Ich wiederhole: Alles Heil und Glück ſei mit Ihnen bei dieſem Werke! —

Damit hat es keine Gefahr, daß Ihnen der König durch ſein Vorgreifen „das ſchöne Kunſtgewebe Ihrer Geiſtesaufgaben“ zerriſſe — in der andern, perſönlicheren und ſchneller zu erledigenden Sache. Weder ſcheint mir ein Vorgreifen zu fürchten, noch ein Nachgreifen zu hoffen; das ganze Gewicht werden Sie tragen müſſen, gnädige Frau, und das ganze Verdienſt! — Der König war drei Tage auf der Jagd bei der Herzogin von Sagan, und ſoll dort ganz freudetrunken geweſen ſein, die Pracht, der Geſchmack und die Vornehmheit der Wirthin haben alle Sinne bezaubert, und das Talleyrand'ſche Geld — über dreißig Millionen Thaler, heißt es — thut Wunder. Ich wünſchte ſolche Mittel — in Ihren Händen, gnädige Frau! Da würde der Mammon dienen, wie er ſoll, und nicht herrſchen! Doch was ſind alle Millionen gegen die Schätze im Himmel? Fahren Sie fort, dieſe zu erwerben, und von guten armen Leuten zu hören: „Wir haben Sie alle ſo lieb!“

Die beiden Anzeigen, auf welche Sie anſpielen, habe ich nicht geſehen. Ich leſe die Zeitungshalle nicht, und da ich die Nummern der Blätter nicht angeben kann, ſo weiß mir auch ein Freund, der ſonſt wohl aushilft, in dieſem Falle nicht zu helfen. ‚Den Aufſatz über Goethe, Börne und Bettina hat der Präſident von Kleiſt geleſen und gerühmt, wußte aber nicht, ob das Blatt ein ſchon älteres oder nicht. —

Hrn. von Humboldt erwarte ich täglich bei mir, eines Geſchäftes wegen, das er mit mir zu beſprechen wünſcht. Ich werde ihm dann vieles näher ſagen können, als dies das letztemal möglich war. Von Zeit zu Zeit erfreut er mich mit ſchätzbaren Handſchriften, erſt neulich mit einem Briefe, den er ſelber in Amerika im Jahre 1801 geſchrieben hat und der in ſeine Hände zurückgekommen iſt. —

Als ich neulich Ihren Fräulein Töchtern mich grüßend empfehlen wollte, waren ſie grade hier, und als ich es erfuhr, ſchon wieder abgereiſt. Ich habe von ihren Händen ſchöne Landſchaftszeichnungen geſehen, eine beſonders ſchöne bei Gräfin Eliſabeth Königsmarck; ich widerſtand der Verſuchung nicht, auch ſelber die Finger nach ſolchem Beſitz auszuſtrecken, allein ich habe zu meinem Leide wiederum erfahren müſſen, was Goethe zitirt:

Comme les pêches et les mélons
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les batons
Sont pour les fous, dit Salomon.

Seit ſeiner Stiftung behandelt mich der Kunſtverein hier nicht beſſer! —

Der zweite Titel, deſſen Sie ſich nicht mehr erinnern, war „Briefe an zwei Demagogen“; der romantiſche von „Ambroſia“ verdient doch immer den Vorzug. Doch iſt hiefür noch Zeit bis zum Schluſſe des Drucks; ob dieſer ſo raſch ausgeführt werden kann, wie Sie meinen, ſtehet dahin, aber in jedem Fall würde das Buch, da es ſo gut wie fertig geſchrieben iſt, um Oſtern erſcheinen können, und ein willkommener Frühlingsbote ſein! —

Werden Sie mir es verzeihen, gnädige Frau, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich mit den durch Guido Görres herausgegebenen Mährchen von Clemens Brentano nicht ſehr zufrieden bin? Ich finde ein unheimliches Element eingemiſcht.

Ich wünſche Ihnen und den Ihrigen die ſchönſten Feiertage. Doch alle Ihre Tage, die Sie dort auf dem Lande zuſammen verleben, ſind wohl ſolche, — und Sie erkennen diejenigen, die für uns die einzigen ſind, nicht einmal aus der Reihe heraus! —

In treuſter Verehrung und Ergebenheit

Ihr
gehorſamſter
Varnhagen von Enſe.

72.

Bettina an Varnhagen.

Den 21. Juli 1849.

Alles kann ich trefflich brauchen und ſchmelze es in einen Brief zuſammen. Heute bin ich über mein Buch her und morgen auch! — Aber antworten muß ich, ich bin's dem Kampf auf Leben und Tod ſchuldig, die Waffen nicht zu ſtrecken bis zum letzten Augenblick.

73.

Varnhagen an Bettina.

Berlin, den 17. Auguſt 1850.

Schon alle dieſe Tage, gnädige Frau, hofft' ich Ihnen das verſprochene Buch zu bringen, doch erſt heute erhielt ich es vom Buchbinder. Nun ſind Sie mir zuvorgekommen, mit den reichſten, ſchönſten Gaben, — tauſendfachen innigen Dank! Ich rechne darauf, Sie vor Ihrer Abreiſe noch zu ſehen, und will an die Drohung, daß jene ſchon morgen geſchehen könnte, keineswegs glauben! —

Hiebei erfolgen auch die beiden von Hrn. Ceroni mir hiergelaſſenen Hefte, für deren Austauſch Sie mich ſo gütig entſchädigt haben. —

Von Williſen nichts Neues! Ich fürchte er iſt wieder in einer Lage, wie damals in Polen, er wird von oben gehemmt; dann aber müßte er das, was ihn bindet, zerreißen. —

Leben Sie wohl; doch ſei dies kein Abſchiedswort! Verehrungsvollſt und ergebenſt

Ihr

dankbarer

Varnhagen von Enſe.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Erſter Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Varnhagen von Enſe iſt als einer der glänzendſten Sterne in der deutſchen Litteratur geſchätzt und anerkannt. Seine Lebensbeſchreibungen von Kriegshelden, Dichtern, Schriftſtellern und Staatsmännern, ausgezeichnet durch glänzende Karakteriſtik wie durch gewiſſenhafte Treue, haben ihm die erſte Stelle als Biographen unbeſtritten angewieſen, und vielfach iſt ihm der Name des deutſchen Plutarch ertheilt worden; dieſe Schriften ſchildern ſo lebendig eine bedeutungsvolle Vergangenheit des Vaterlandes, daß deren große und ruhmvolle Geſtalten dadurch faſt wie Zeitgenoſſen in die Gegenwart eintreten. Die eigenen Denkwürdigkeiten Varnhagen's dagegen eröffnen die Anſchauung in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er ſelbſt durchlebte; die große franzöſiſche Revolution, der deutſche Befreiungskrieg, die auf ihn folgende Unterdrückung von Innen, die Kämpfe und Beſtrebungen deutſchen Freiheitsſinnes und deutſchen Geiſtes, das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg in Paris, der Wiener Kongreß, Kotzebue's Ermordung und ihre Folgen ziehen in wechſelnden Bildern an uns vorüber. Mit den meiſten großen und einflußreichen Perſönlichkeiten ſeiner Epoche wurde Varnhagen durch die Ereigniſſe und durch ſeine Stellung in Berührung gebracht, und ſo treten ſie Alle in buntem Wechſel vor uns hin: Prinz Louis Ferdinand, Blücher und Tettenborn, Napoleon und Metternich, Stein, Hardenberg, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich Auguſt Wolf, Fichte, Goethe, die beiden Schlegel, Chamiſſo, Gentz und Adam Müller, Rahel und der genial geiſtreiche Kreis, der ſie umgab, Frau von Staël u. ſ. w., u. ſ. w. Dieſe Namen mögen genügen; aber noch viele wären zu nennen, denen man in dieſen Aufzeichnungen begegnet! Und überall zeigt ſich zugleich Varnhagen's eigenes Weſen, die Höhe ſeines überſchauenden Geiſtes, wie die Tiefe des edelſten für Vaterland, Freiheit, Wiſſenſchaft, Dichtkunſt, Liebe und Freundſchaft glühenden Herzens. Varnhagen war Patriot im vollen Sinne des Wortes, und in allen Verwickelungen und Verlockungen der Begebenheiten immer ſeiner reinſten Ueberzeugung folgend, ſtets dem Fortſchritt zugewandt, widerſtand er allen glänzenden Darbietungen, die ſeinen ausgezeichneten Talenten nicht fehlen konnten und ihm von preußiſcher wie von öſterreichiſcher Seite wiederholt zu Theil wurden; eine würdige und edle Zurückgezogenheit, die einer unabhängigen und raſtloſen Thätigkeit Raum ließ, den angebotenen Miniſterpoſten mit ihrem diplomatiſchen Schimmer vorziehend. Nur der Wahrheit dienend, blieb er ſich ſelbſt ſtets getreu, gleich fleckenlos als Schriftſteller und als Patriot wie in ſeinem Privatleben.

Die Schriften Varnhagen's in neuer Ausgabe erſcheinen zu laſſen, erſchien um ſo wünſchenswerther, da viele derſelben bereits ſeit Jahren vergriffen, und dadurch der jungen Generation unzugänglich geworden ſind. Die neue Ausgabe erhält aber noch eine beſondere Bedeutung und einen doppelten Werth dadurch, daß viele Anmerkungen, Aufſchlüſſe und Ergänzungen von Varnhagen's Hand, die in den früheren Ausgaben aus politiſchen Rückſichten wegbleiben mußten, ſo wie auch zarte und ſtürmiſche Herzensbeziehungen Varnhagen's hier zum erſtenmale eingefügt ſind, da nun der Zeitraum erreicht iſt, den er ſelbſt für die Veröffentlichung beſtimmte. Keine perſönlichen Gefühle können dadurch noch verletzt und aufgeregt werden, denn der Tod löſt alle Diſſonanzen der Herzen, und erhebt die Perſonen zu poetiſchen Geſtalten, die als ſolche der Litteratur angehören, und ſo wie Goethe's Neigungen zu Lilli, Frau von Stein und Anderen uns heute klar vorliegen und durch ihren pſychologiſchen Reiz anziehen, ſo mögen auch hier Varnhagen's Beziehungen zu Fanny Hertz und Mariane Saaling ihren Platz finden, und Antheil und Intereſſe erwecken. Mißverſtanden kann alles werden, aber das *thut auch nichts*; wenn es nur von denjenigen verſtanden wird, für die dergleichen aus den Tiefen der Seele geſchöpfte Bekenntniſſe geſchrieben ſind, und ſolche können in Deutſchland niemals fehlen! —

So möge denn die neue Ausgabe nach vielen Seiten förderlich wirken, und zugleich ein lebendiges Denkmal zum Ruhm und zur Ehre eines Schriftſtellers ſein, der in jeder Beziehung ein ächt vaterländiſcher genannt zu werden verdient.

Florenz, im Auguſt 1870.

Ludmilla Aſſing.

Inhalt.

Seite

Erſter Abſchnitt: Herkommen. Erſte Jugend. Düſſeldorf. 1785—1790 1

Zweiter Abſchnitt: Brüſſel. Straßburg. 1790—1792 26

Dritter Abſchnitt: Brüſſel. Aachen. Düſſeldorf. 1792—1794 65

Vierter Abſchnitt: Hamburg. 1794—1800 126

Fünfter Abſchnitt: Mediziniſch-chirurgiſche Pepiniere. Berlin. 1800—1803 191

Sechster Abſchnitt: Jugendfreunde. Streben. Berlin, 1803, 1804 223

Siebenter Abſchnitt: Hamburg. 1804—1806 277

Achter Abſchnitt: Die Univerſität. Halle, 1806 326

Neunter Abſchnitt: Berlin. Herbſt 1806 358

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Erſter Abſchnitt.

Herkommen. Erſte Jugend.

Düſſeldorf, 1785—1790.

Familiennachrichten und Geſchlechtsregiſter hat man bisher hauptſächlich nur aus Abſichten der Eitelkeit und des äußern Vortheils geſammelt und aufgeſtellt, es iſt aber kein Zweifel, daß ſolche auch zu einer tiefen und wichtigen Belehrung gereichen könnten, wenn man ſie zu ſolchem Behuf einrichtete. Die Aufeinanderfolge, Verbreitung und Dauer eines Geſchlechts, die Miſchungen, welche es durch Aufnahme und Abgabe von Gliedern erfährt und bewirkt, die Verpflanzungen nach andern Orten und Ländern, die Wandlungen der äußern Verhältniſſe, die Geſtaltungen der Karaktere und der Talente, alles dies würde, in gehöriger Maſſe beſtimmter Einzelheiten überſichtlich dargelegt, der Gegenſtand ungemein anziehender und lehrreicher Betrachtungen ſein. Solche Fäden des Privatlebens — denn auch die Königsgeſchlechter dürften in dieſem Sinn keine andre Auffaſſung anſprechen —, durch größere Zeiträume fortgeführt, müßten ſelbſt den Lauf der weltgeſchichtlichen Ereigniſſe in einer eignen, neuen Verwebung und Färbung zeigen. Die fortſchreitende Wiſſenſchaft der geſelligen Lebensverhältniſſe, wozu doch, aus ihren geringen Anfängen, die ſtatiſtiſchen Bemühungen ſich künftig emporheben müſſen, hätte die neuen Thatſachen zu ergreifen, und würde unfehlbar die außerordentlichſten, überraſchendſten Folgerungen und Anwendungen daraus gewinnen. Es entſtünde ſolchergeſtalt eine neue Art die Genealogie zu treiben, in einem höheren Sinn und zu edlerem Zweck, als die bisherige, nur der äußern Vornehmheit dürftig — und nicht ſelten unwahr — dienende. Freilich käme hierbei alles auf den eindringenden Blick und die ordnende Hand des Bearbeiters an. Ich will keineswegs ein ſolches Muſter zu geben hier unternehmen, inzwiſchen mögen im Sinne des Geſagten einige flüchtige Familiennachrichten, die ſich grade darbieten, meiner eignen Lebensſchilderung vorangehen.

Der Stamm, dem ich angehöre, iſt altſächſiſch, in Weſtphalen von frühſten Zeiten heimiſch und ausgebreitet. Das „uralte, berühmte, ritterliche Geſchlecht von Enſe“, wie der weſtphäliſche Geſchichtſchreiber von Steinen es nennt, theilte ſich früh in zwei Linien, deren eine, mit Beibehaltung des goldnen Wappenfeldes, von der im Walde bei Arensberg gelegenen und in der Soeſter Fehde zerſtörten Burg Varnhagen ſich mit dieſem Namen nannte, die andre ein ſilbernes Feld und den Namen Schnidewindt annahm. Schon im zwölften Jahrhundert werden die von Enſe genannt, und vom dreizehnten an kommen ſie als Ritter, Burgherren, Droſten, fürſtliche Räthe, Domherren und Freiſtuhlherren, im Kreiſe der weſtphäliſchen Heimath zahlreich vor, bald kriegeriſch bewegt, bald friedlich ſeßhaft. Gleich darauf erſchienen auch die beiden Linien, von welchen die Varnhagen'ſche ſich als die hervorragende zu erkennen giebt. Im fernern Verlaufe der Zeit finden wir dies Geſchlecht von den Waffen und Fehden des Ritterlebens mehr und mehr ablaſſend, hingegen deſto ſtärker dem geiſtlichen und gelehrten Stande nachgehend, wo die Ehrenvorzüge kaum geringer waren, und mit Wohlfahrt und Bildung zuſammen gingen.

Dieſe Richtung gewann entſchiednere Stätigkeit durch Konrad von Enſe genannt Varnhagen, kölniſchen Kanonikus, der als Paſtor zu Iſerlon daſelbſt im Jahre 1520, mit Vollmacht des Kurfürſten-Erzbiſchofs von Köln, eine Blut- und Erbvikarie zu St. Martin ſtiftete, und mit Grundbeſitz und für die damalige Zeit beträchtlichem Einkommen ausſtattete. Dieſe Predigeranſtellung beſteht noch heutiges Tages mit mannigfachen Vortheilen, als ausſchließlicher Beſitz der Familie Varnhagen. Gleich der erſte Inhaber jedoch, Johann von Enſe genannt Varnhagen, nahm eifrigen Antheil an der durch Luther bewirkten Glaubens- und Kirchenreformation, führte ſie, nach manchem Widerſtreit, in Iſerlon ſiegreich ein, und mit ihm wurde, unter Zuſtimmung des Stifters, ſowohl die Vikarie als auch die übrige Familie proteſtantiſch. Die nächſte Folge davon war die Verheirathung des bisher eheloſen Vikarius. Seine erſte Frau — denn er heirathete ſpäter zum zweitenmal — war eine von Kettler, Schweſter des nachherigen Herzogs von Kurland, Gotthard von Kettler, und aus dieſer Verbindung entſprang die Reihe meiner näheren Vorfahren, die nun faſt ohne Ausnahme, indem auch jene Stiftung fortwährend einwirkte, ſich vorzugsweiſe dem gelehrten, und, neben dem geiſtlichen, beſonders noch dem ärztlichen Stande widmeten.

Hieraus aber entſprang für die nachfolgende Stellung der Familie allmählig eine bedeutende Aenderung. Da bei evangeliſchen Predigern nicht, wie bei katholiſchen Geiſtlichen etwa für höhere Pfründen, der adelige Stand in Betracht kam, den Gelehrten ohnehin die lateiniſchen Titel ihrer Würden mehr galten als irgend eine Bezeichnung ihrer Abkunft, und außerdem durch Heirath, Aemter und Lebensweiſe die innigere Verbindung mit dem Bürgerthume ſtets zunehmen mußte, ſo hießen die Vikarien, Doktoren, Rathsherren und Bürgermeiſter aus dem Geſchlechte Varnhagen bald nur ſchlechtweg mit dieſem Namen, ohne weitere Bezeichnung eines Adels, der für die wohlkundigen nächſten Mitlebenden ausdrücklich feſtzuhalten unnöthig und beſonders hervorzuheben überhaupt keine Veranlaſſung war. So geſchah es, daß der Namen von Enſe ſich allmählig aus dem Gebrauch verlor, und zuletzt, abgerechnet das im Siegel erhaltene Wappen, die Familie ihre Herkunft nur als geſchichtliche Merkwürdigkeit im Gedächtniß aufbewahrte. Befriedigt in heimiſchem Anſehen, mittlerem Wohlſtand und gedeihlichem Wirken lebte ſie lange Zeit ſtill fort, ohne aus dem engeren vaterländiſchen Bezirk herauszutreten. Doch nannte ſich der letzte Vikarius zu Iſerlon, mit dem die ältere Reihe vor dreißig Jahren ausſtarb, auf Reiſen und in Bädern noch immer Herr von Enſe, wie mir der Hofprediger Strauß, der ihn genau gekannt, mit andern ſolchen Sachen von ihm erzählte.

Das früheſte Beiſpiel eines in weiterer Welt ſich verſuchenden Sinnes gab einer von Johann von Enſe's Enkeln, der während des dreißigjährigen Krieges in Roſtock ſtudirt hatte, dann des Königs Guſtav Adolph von Schweden und ſpäter der Königin Chriſtina Leibarzt geworden war; er ließ ſich in Schweden häuslich nieder, und hatte daſelbſt eine anſehnliche Nachkommenſchaft, deren Fortbeſtehen noch in neuern Zeiten kund war, und erſt in den neuſten aus Mangel an Nachrichten ungewiß geworden iſt.

Ein Bruder dieſes nach Schweden gegangenen Varnhagen hatte die Rechte ſtudirt und war Bürgermeiſter in Altena geworden; ſein Sohn, mein Aeltervater, folgte ihm in dieſem Amte, war aber zugleich Doktor der Arzneikunde, die er nach dem Vorgange jenes Oheims ebenfalls in Roſtock ſtudirt hatte, und deren Würden und Ausübung fortan in dieſer Linie ſich durch alle Geſchlechtsfolgen herab vererbten.

Doch geſchah in andrer Hinſicht eine wichtige Unterbrechung des gewohnten Familienganges durch meinen Urgroßvater Johann Bernhard, der ſich als Arzt in Paderborn niederließ, und daſelbſt durch das überwiegende Einwirken der Jeſuiten, welche von jeher viel Anziehendes für gelehrte und kluge Leute hatten, zur katholiſchen Kirche übertrat. Dieſer Glaubensweg leitete nun natürlich auch ſeine Nachkommen, und zwar äußerlich trennend genug von dem proteſtantiſch gebliebenen Theil der Familie, innerlich aber nicht ohne die ſtarke Zugabe eines freien Unterſuchens und Zweifelns, mitunter ſogar eines in Scherz und Ernſt muthvollen Widerſpruchs, welchen die herrſchenden Einflüſſe der ſpätern Zeit ohnehin mächtig hervorriefen, und den auch die Beſchäftigung mit Natur- und Heilkunde nur noch förderte.

Mein Großvater ſtudirte gleich wieder auf einer proteſtantiſchen Univerſität, zu Leyden in Holland; machte dann große Reiſen, beſuchte Rußland und Oeſterreich, und wollte

Wien zu ſeinem Wohnort erwählen, wo aber ſeine Niederlaſſung durch ausgebrochene Verdrießlichkeiten mit dem berühmten und einflußreichen Arzte van Swieten geſtört wurde. Er kam darauf nach Düſſeldorf, wurde kurpfälziſcher Rath daſelbſt, und nahm, ungewöhnlich in der Familie, eine Frau aus weiter Fremde, die Tochter eines Kaufmanns aus St. Petersburg. Das gute Anſehen, in welchem er bei Stadt und Regierung geſtanden, verſchafften ſeiner Wittwe nach ſeinem frühzeitigen Ableben die nicht unbedeutende Hofſtelle einer Oberkammerfrau (Garde des Dames) bei der Gemahlin des Kurfürſten Karl Theodor von der Pfalz, deſſen Hof in Mannheim durch Kunſtbildung und Glanz ſich vor vielen auszeichnete.

Mein Vater, Johann Andreas Jakob, zwiſchen einer ältern Schweſter und einem jüngern Bruder mitten inne ſtehend, genoß zwar auch zuerſt bei den Jeſuiten den gewöhnlichen Schulunterricht, doch ohne daß ihre Leitung und Geſinnung ihn einnehmen konnten; er ſtudirte dann, dem Beiſpiele der Voreltern folgend, die Arzneiwiſſenſchaft, erſt in Heidelberg, darauf in Straßburg und Paris, heirathete, nicht ohne Bedenken ſeiner ſehr katholiſchen Mutter, eine Proteſtantin, die Tochter eines Rathsherrn Kunz in Straßburg, mit der er ſich ſchon während der Univerſitätsjahre verlobt hatte, und erhielt bald die Anſtellung als kurpfälziſcher Medizinalrath und Stadtphyſikus in Düſſeldorf. An dieſem Orte kam ich den 21. Februar 1785 zur Welt.

Daß die Stellung der Himmelskörper im beſtimmten Augenblicke der Geburt eines Menſchen auf deſſen ganzes Geſchick einen entſcheidenden Einfluß übe, kann man ſchon gelten laſſen; wenigſtens liegt in dieſer Annahme der Sinn eines großen Verhältniſſes, in welchem der Mikrokosmus zu dem Makrokosmus unmittelbar zu ſtehen ſich wohl berühmen darf. Näher indeß, als die Berechnung und Deutung jenes Einfluſſes der Geſtirne, drängt ſich uns heutiges Tages als bedingend für das anhebende Einzelleben die Stellung der Geſchichtsbahnen auf, in welche die neue Geburt eintritt; und von Goethe'n hierzu angeleitet, müſſen wir dieſen einige

Betrachtung widmen, um den nachherigen Verlauf klarer einzuſehen.

Das Jahr 1785 bezeichnet, wie jeder Zeitpunkt der Geſchichte, eine ganz beſtimmte Stufe von Gewordenem und Werdendem, und darin für jeden, der dieſem Moment angehört, ein unwiderruflich gegebnes Schickſal. Was auch die Umſtände ſonſt, günſtig oder ungünſtig, darbieten, wie auch Geſinnung und Kräfte innerhalb des freigelaſſenen Raumes auf die Schranken ſelbſt zurückwirken, immer bleibt die allgemeine Nothwendigkeit jenes beſondern Moments das Umfaſſende und Bedingende, dem nicht zu entfliehen iſt. Auch in meinen Lebensereigniſſen kann ich das Entſcheidende jenes Anfangspunktes überall deutlich genug verfolgen, und daß ich damals, dort, und unter ſolchen Umſtänden geboren wurde, erkenne ich, wenn auch nicht als meine erſte That, wie ein Freund es einſt allzuſtark ausdrücken wollte, doch als meine erſte Habe und unverlierbare Mitgift, deren Signatur in allen meinen Begegniſſen ſich wiederfindet.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte ſeine weitausſehenden, mit allgemeiner Anſtrengung verfolgten Aufgaben bereits tüchtig gefördert, das Mühſamſte und Undankbarſte ſeiner Arbeiten war gethan, das Wünſchenswertheſte glaubte man nah, die bewegteſte Entwickelung war im Gange, die gewaltſamſten Erfolge aber ſtanden noch bevor. Die eigentliche Mitte, von woher eine gänzliche Umwandlung aller europäiſchen Lebenszuſtände betrieben wurde, war Frankreich; religiöſe Denkart, Staatsverfaſſung, Erziehung, Geſelligkeit, alles wollte ſich auf neuen Grundlagen völlig verändert erheben, die alten Verhältniſſe wichen, der Staat ſelbſt erwies ſich alsbald fügſam, und die lebhafte, geiſtreiche, für Umgang und Mittheilung höchſt ausgebildete Nation wirkte durch ihre Gaben und Thätigkeit unwiderſtehlich auf die andern Länder ein, ſelbſt Polen und Rußland nicht ausgenommen, welche weder entlegen genug, noch ſo weit zurück waren, um ſich dem anmuthigen und verheißenden Einfluß entziehen zu können. Die neue Richtung gewann die Häupter der Nationen, die Kaiſer, Könige, Fürſten, und hatte ſich der höheren Stände längſt vollkommen bemächtigt, ehe ſie zu den mittlern und untern gelangen konnte. In Nordamerika hatte dieſer Einfluß zu einer neuen Freiheitsgeſtalt mitgewirkt, gegen welche die in England und Holland, in der Schweiz, und zum Theil auch in Deutſchland, beſtehenden Formen der Freiheit nur noch als ein Schein galten.

Man würde jedoch ſehr irren, wenn man den Antheil der Deutſchen an der umfaſſenden Arbeit dieſes Jahrhunderts für geringer halten wollte, als den der Franzoſen, obgleich der Glanz des voranſchreitenden Thuns meiſt bei dieſen war; jene hatten nicht minder einen völlig neuen Lebensinhalt hervorgearbeitet, der ſeiner neuen Formen harrte, und inzwiſchen nachhaltig überall einwirkte, wo dieſe daheim und in der Fremde ſich öffneten. Der preußiſchen Monarchie leuchtete noch das letzte Jahr Friedrich's des Großen, für die öſterreichiſchen Erblande und das deutſche Reich wirkten ſchon die lichten Beſtrebungen Kaiſer Joſeph's des Zweiten. Auf größeren und kleineren Thronen ſah man die Zöglinge der Menſchenfreundlichkeit, der Aufklärung, der Duldungs- und Gleichſtellungslehren; in vieljährigem Frieden war Wohlſtand, Verkehr, Unterſuchung und Einſicht aller Art gewachſen; alle Stände befleißigten ſich der Bildung, der Ablegung von Vorurtheilen, und die Nation hatte für ihren allgemeinen Aufſchwung, für ihre Geſinnung, für ihre Gemüths- und Gedankenkraft, eben jetzt in Litteratur, Sprachausbildung und Kunſtbeſtreben ſo glückliche als harmloſe Organe errungen. Indeß hielten die alten Einrichtungen noch vor, und das Leben wogte friſch und kräftig, aber zugleich beſcheiden und erfreulich, zwiſchen ſeinen oft ſeltſam verbauten oder ganz vernachläſſigten Ufern hin.

Am Niederrhein ſchlugen die Wellen dieſer deutſchen Fluthen beſonders lebhaft und vielartig. Dem Handelsverkehr mit Holland und England offen, nach Frankreich in beſtändiger Theilnahme an dortiger Bildung und Mode hingewandt, von Oeſterreich in Belgien, noch näher von preußiſcher Macht berührt, aus fürſtlichen Gebieten, freien Reichsſtädten, erzbiſchöflich-kurfürſtlichen und andern geiſtlichen Herrſchaften zuſammengeſetzt, ritterſchaftliche, mönchiſche, bürgerfreie Elemente vereinend, boten dieſe Gegenden das wunderbarſte Gemiſch von lebendiger Wechſelwirkung.

Düſſeldorf ragte in mannigfacher Beziehung günſtig hervor. Früher eine fürſtliche Reſidenz, und noch ſtets, wiewohl die kurpfälziſche Hofhaltung immer in Mannheim blieb, als ſolche angeſehen und gehalten, als Hauptſtadt der Herzogthümer Jülich und Berg der Sitz einer eigenen Landesregierung, nach bequemer Lage am Rheinhandel theilnehmend, heiter gebaut und fortwährend erweitert und verſchönert, durch gebildete Einwohner von freiem und munterm Sinn, durch zahlreiche Beamte, Militair, benachbarten reichen Adel und viele Fremde belebt, welche zum Theil wegen der berühmten Bildergalerie verweilten, im Winter auch wohl um des zu Zeiten wohlbeſetzten Schauſpiels willen kamen, durfte dieſe Stadt unter die vorzüglichſten und angenehmſten am Rhein gezählt werden. Als namhafte Repräſentanten dieſes Lebenskreiſes kann ich zuvörderſt den Kanzler Grafen von Neſſelrode nennen, der mir als ein edles Bild hoher Amtswürde und milder Vornehmheit noch vor Augen ſteht, dann ſeinen Sohn, der innig befreundet mit Jacobi und in brieflichem Verkehr mit dem Grafen von Mirabeau war, den Freiherrn von Hompeſch, den Hofkammerrath Beuth, der eine ſchöne Kunſt- und Naturalienſammlung beſaß, den Medizinalrath Brinkmann, den Regimentsarzt Nägele, ferner manche Offiziere, Kaufleute, Künſtler und Schauſpieler, die durch Talent und feines Betragen zu der beſten Geſellſchaft Eingang hatten; als Frauen von höchſter Auszeichnung ſind zwei Gräfinnen von Hatzfeldt, die beiden Schweſtern Jacobi's und die jüngere Gräfin von Neſſelrode, ſchon aus anderweitigen Erwähnungen bekannt; unter den gebildeten Damen der vornehmen Klaſſe fehlten aber auch ſolche nicht, deren glänzende Vorzüge nicht immer günſtig zu beurtheilen waren.

Durch Jacobi's Nennung iſt ſchon ein Mittelpunkt bezeichnet, mit dem die erſten Geiſter des Vaterlandes in Verbindung ſtanden, und deſſen Strahlen ſogar über Deutſchland hinaus ſich verbreiteten. Zunächſt aber gehörte er durchaus dem Niederrhein und deſſen Nachbarſchaft an, indem mit Köln, Aachen, Koblenz, und auf andrer Seite mit Elberfeld, Duisburg, Xanten, Münſter, der lebhafteſte Verkehr unterhalten wurde. In Pempelfort, neben einer bedeutenden Fabrikanſtalt, gab ein ſchönes großes Wohnhaus und angenehmer Garten die reichſte Gelegenheit zur edelſten Gaſtfreundſchaft, die ſelten in ſolcher Ausdehnung mit glücklichem Maß, und ohne allen Prunk ſo reichlich, ausgeübt worden. Dies Verhältniß war für Düſſeldorf, wo Jacobi ſeines Amtes wegen eben ſo oft wie in Pempelfort war, überaus belebend, und Geſelligkeit, Litteratur und Kunſtbildung hatten ihren feſten Anhalt an ihm. Ich habe ſpäterhin oft bedauert, daß von dieſem Hauſe, mit welchem doch mein Großvater ſchon wohlbekannt geweſen, mein Vater ſich aus einer ich weiß nicht welcher ſtolzen Verſtimmung zurückgehalten hat. Er pflog niemals Umgang nach jener Seite hin, wiewohl er die Perſonen nach Gebühr achtete, und von ihrem Daſein und Wirken vielfach berührt ſein mußte.

Meine früheſten Eindrücke und Erinnerungen ſind nicht aus dem ſtädtiſchen Leben, ſondern von Garten und Fluſſe her. Das kleine Haus, welches wir in einer Seitenſtraße bewohnten, ging rückwärts auf den Rhein, dem hier noch grade ſo viel Boden abgewonnen war, um ein Gärtchen und ein ſchmales Weidenufer zu bilden, durch einige vorgelagerte Felſenſtücke gegen den Andrang des Stromes, ſelbſt bei einigem Schwellen deſſelben, ziemlich geſchützt. Aus einem Fenſter des Wohnzimmers führten Treppenſtufen in dieſen Raum hinab, der in ſeiner engen Umhegung, nach kleinſtem Maßſtabe mit Raſen und Beeten, Sträuchern und Bäumchen verſehen, bei großem Himmelsblick und reicher Ausſicht aufwärts auf die mächtig vorüberſtrömende Waſſerfluth und ihre jenſeitigen Ufer, bei nährend geſunder Luft, von Sonnenwärme und friſchem Hauche zugleich getroffen, in ſeiner ſtillen, gedrängten Abgeſchloſſenheit uns Kindern ein wirkliches Paradies war, und als ſolches mir noch jetzt vor Augen ſchwebt. Ich erinnere mich deutlich des genoſſenen reinſten Glücks, der unſchuldigſten Freudigkeit des Gemüths, des klarſten Auffaſſens der Welt und des harmloſeſten Verbringens ſchöner Tage. Meine Schweſter, Roſa Maria, doch gewöhnlich Röschen genannt, um anderthalb Jahr älter, gewährte mir das Glück einer lieblichen, in Spiel und Ernſt gleich wohlthätigen Genoſſenſchaft, und dabei eines reiferen Vorbildes, für Rath und Anhalt immer bei der Hand. Wir liebten uns wahrhaft, hatten ein unbeſchränktes Kindervertrauen zu einander, und wenn ja kleine Zänke eintraten, deſſen ich mich doch kaum erinnere, ſo gingen ſie ſchnell und ſpurlos vorüber.

Selten wagten wir die Hecke des Gärtchens gegen das Waſſer hin zu überſchreiten; die Gefahr ſtellte ſich uns um ſo erſchreckender vor Augen, als eines Morgens ſich ergab, daß ein Rabe, der zahm und redend uns ſo vertraut geworden als wunderbar geblieben war, ſein Gitterhaus über Nacht durchbrochen, und wahrſcheinlich, da er nicht fliegen konnte, ſeinen Tod im Rhein gefunden hatte. Um ſo reizender war es, wenn wir denn doch zuweilen, unter Aufſicht des Vaters, über die ſtrenge Gränze vorgingen, das mit Weiden und Gebüſch bewachſene Ufer durchſtörten, die daran feſtgelegten ſchwimmenden Floßbalken betraten, möglichſt nah die großen Schiffe und die ungeheuern Flöße, die von vielen hundert Armen fortgerudert nach Holland hinabgingen, ſtolz vorbeiziehen, Nachen heranrudern, zuweilen Schwimmer ſich ergötzen ſahen, oder auch nachſinnend zu unſern Füßen das lebendige Spiel der Wellen und Wirbel betrachteten, und wohl gar in das reine Waſſer unſre Stückchen Weißbrod eintauchten, die ſo benetzt uns das labendſte Gericht dünkten.

Von meinem dritten Jahre ungefähr bis über mein fünftes hinaus ſind meine Erinnerungen in dieſer Gartenluſt zuſammengedrängt, als das Bild eines ununterbrochenen großen Sommers, ſo wie die dazwiſchenliegenden Winter gleichfalls zu einem zuſammenhängenden Ganzen ſich mir ausgeſchieden haben. Die Zeitbeſtimmung meines fünften Jahres wird mir durch den Umſtand ſicher, daß mir ein anhaltendes allgemeines Glockengeläut, welches aus den kurkölniſchen Ortſchaften, und beſonders von Neuß her, lange Zeit tagtäglich in regelmäßigen Friſten erſchallte, durch ſein betrübendes Einerlei, das der Rhein als Leiter nur allzuhell heranführte, zur unleidlichſten Qual wurde, dieſes Geläute aber geſchah wegen des Ablebens Kaiſer Joſeph's, der am 20. Februar 1790 geſtorben war.

Mit dieſer ſtillen Gartenluſt wetteiferte bald ein buntes Theilnehmen an lebhafterem Verkehr. Der ſchöne Hofgarten wurde mit beiden Eltern und der Schweſter häufig beſucht, ich fing an, den Vater auf vielen ſeiner Ausgänge zu begleiten, zu ſtädtiſchen Beſuchen, auf das Land zur geſelligen Einkehr in nahen Gärten und Dörfern, oder auch zu entfernteren Ortſchaften, nach Grafenberg, Benrath, Neuß, Ratingen, Zons, wohin den Vater zum Theil Amtsberuf, zum Theil das Bedürfniß größern Ausflugs führte. War die Wanderung zu Fuß, ſo trieb ich gewöhnlich dabei ganz für mich ein Spiel abentheuerlicher Vorſtellungen und abgeſonderten Hinlaufens, welches ich beim Nachhauſegehen dann wohl mit peinlichſter Ermüdung büßen mußte, wenn nicht mein Vater, deſſen Liebe ſich gränzenlos erwies, dadurch zu Hülfe kam, daß er mich weite Strecken zärtlich auf dem Arme trug. Auch in das Theater, welches jeden Herbſt in Düſſeldorf ſich einfand, wurde ich frühzeitig mitgenommen, und habe zwiſchen Mutter und Schweſter, obwohl ich ſogar letztere manchmal darüber lächeln ſah, bei rührenden Vorgängen, die ich doch nur im Allgemeinen als ſolche faſſen konnte, heiße Thränen geweint.

Was aber inmitten aller dieſer Dinge meinen Sinn und ganzes Daſein außerordentlich erhob, und meinem Bewußtſein einen ungewöhnlichen Schwung gab, war die Sonderbarkeit, daß ich, wenigſtens zum Ausgehen, als Türke gekleidet war. Das achtzehnte Jahrhundert hatte in ſeinen Zügen, ehe ſie ſchrecklich wurden, ungemein viel Kindiſches, beſonders in Deutſchland, wo die Vorſtellungen und Triebe eines lebhaft angeregten Beſſern, zu dem man ſtrebte, für die Ausübung in die engſten Schranken geklemmt waren, und da, wo ſie ſich nun doch Luft machten, oft nur als närriſche Spielereien hervorkamen. Sprachbildung und Kinderzucht waren die jedem Thätigen am nächſten offnen Gebiete; wer ſonſt nichts konnte, machte ſich eine eigene Orthographie, worin die Deutſchen, zwiſchen den ſiebzig und neunziger Jahren, zahlloſe Verſuche angeſtellt, oder bearbeitete ſeine

Kinder, was niemand wehren konnte. Durch Jean Jacques Rouſſeau's dringende Mahnungen war man auf bequeme, der Geſundheit vortheilhafte Bekleidung der Kinder allgemein bedacht, er ſelbſt trug ſich armeniſch, die orientaliſche Tracht überhaupt hatte unläugbare Vorzüge, und mit ihr ſtimmten die neuaufgebrachten Kleidungsſtücke wenigſtens in Weite und Fülle überein. Es war nur ein Schritt auf dieſem Wege weiter, machte aber dennoch allgemeines Aufſehn, als mein Vater, mit eigengeſinnter Kühnheit, ſeinen Knaben völlig türkiſch gekleidet einhergehen ließ. Ich war lange Zeit für Erwachſene und Kinder ein Gegenſtand des Staunens, des Bewunderns, wohl auch des Neides, denn mein Kaftan und meine Schärpe leuchteten in buntem Glanz, und mein Bund war mit Perlen und Steinen reich beſetzt. Das Aergerniß einiger pfäffiſchgeſinnten Leute, welche von ſolcher, den Ungläubigen nachgeahmten, Kleidung auch auf die unchriſtlichen Grundſätze ſchließen wollten, die ſich darin argwöhnen ließen, konnte nur den Trotz verſtärken, und die Befriedigung erhöhen, welche mein Vater dabei empfand, daß dieſer Augenſcherz auch ein erfreuliches Bild ſein wolle, das auf die allgeprieſene Toleranz ſo glücklich hindeutete. —

Ich überſtand die meiſten Kinderkrankheiten ſehr früh und glücklich; von dem Leiden, das die Blattern mir verurſachten, habe ich noch deutliche Erinnerung, beſonders auch aus den Tagen des Geneſens, wo meine erwachenden Augen eines Morgens durch die Zaubergewalt bunter Bilderbogen, die neben meinem Bette an die Wand geklebt waren, mit unausſprechlichem Reiz eingenommen wurden. Solche Bilderbogen beſchäftigten mich tagelang und konnten meinen ganzen Sinn feſſeln; da ich einer Scheere habhaft geworden, begann ich die bunten Geſtalten theils nach den vorgezeichneten Umriſſen auszuſchneiden, theils aus freier Hand nachzuahmen, wozu auch mitunter Zinnfiguren zum Vorbilde dienten. So unvollkommen dieſe Verſuche ausfielen, ſo freute ſich doch mein Vater ſehr darüber, und förderte die Uebung, die bald dahin gedieh, daß ſie als etwas Auffallendes von allen Leuten bemerkt und geprieſen wurde. Ich ſoll nicht viel über drei

Jahre alt geweſen ſein, als dieſes Talent ſich zu äußern anfing, und mein Vater bewahrte lange Zeit einige der frühſten Proben. Ich ſchnitzte Figürchen, um damit zu ſpielen, und that dies bald in Gemeinſchaft meiner Schweſter leidenſchaftlich; die Eindrücke des Theaters kamen uns dabei trefflich zu Statten, und der Stoff ging uns zu ganzen Tagen nicht aus. Dieſe Art von Spiel, Hand und Sinn zu bildender Selbſtthätigkeit leitend, geräuſchlos und reinlich, kaum eines Theilnehmers bedürftig und zu Zweien ſchon geſellig genug, hat unſtreitig einen bedeutenden ſittlichen Einfluß auf mich gehabt. Bis in die Jünglingsjahre erſtreckte ſich daſſelbe mit ſeinem zwar ausgebildeteren, aber dem Weſen nach unveränderten Zwecke, das Vergnügen nämlich nicht ſowohl im Ausſchneiden zu finden, als vielmehr im Gebrauche des Ausgeſchnittenen, wobei denn alles mehr oder minder in dramatiſche Geſtaltung übergehen mußte. Durch Ehrgeiz und Ruhmſucht angeſpornt, fing ich daneben in meinem ſechsten Jahre auch ſchon an, Blumen und Landſchaften zum bloßen Zeigen und Verſchenken auszuſchneiden, und ich brachte dieſe Gabe ſpäter zu ſolcher Höhe, daß ich wenigſtens an Feinheit und Schärfe des Gebildes ſie kaum übertroffen geſehen habe. Dieſe Fertigkeit iſt in der Folge für mich eine große geſellige Annehmlichkeit, eine gleichſam unterſcheidende perſönliche Auszeichnung geworden, und hat mir bei Männern und Frauen, bei Erwachſenen und Kindern mehr Beifall und Ruhm, Gunſt und Schmeichelei, Anſehn und Vortheil des Augenblicks verſchafft, als alle andern guten Eigenſchaften und Gaben, die ich beſitzen mag, zuſammengenommen. Mir ſelbſt aber gewährt ſie noch in reifen Jahren das unſchätzbare Glück, für geliebte mich umgebende Kinder ein unerſchöpfliches Vergnügen ſtets bereit in meiner Hand zu haben, dem ſie mit lebhafteſtem Eifer und mit dankbarſter Zuneigung nachſtreben. In dieſer Beziehung durfte ich nicht verſäumen, der erſten Anfänge eines ſolchen Talents hier zu gedenken. Auch meine Schweſter eignete ſich daſſelbe mit faſt gleichem Entwickelungsgange beſtens an, und übte daſſelbe in eigenthümlicher Art.

Ein Gefühl von Einſamkeit, das ich freilich damals mir nicht deutlich zu machen wußte, begleitete mich aus der Stille auch in Geräuſch und Lärm. Ich hatte keine eigentlichen Spielkammeraden, nur gelegentlich und auf abgeriſſene Stunden fand ich ſolche Geſellſchafter, meine Sinnesart und Tagesgewöhnung aber floß nie mit der ihrigen zuſammen, ich behielt in der größten äußern Hingebung innerlich etwas Fremdes gegen ſie, wie überhaupt etwas Abſonderndes gegen die Welt und ihre Darbietungen. Meinem Vater hing ich mit der größten Zärtlichkeit an, und ich hatte ein unbegränztes Vertrauen zu ihm, allein daſſelbe ſollte ſchon früh durch einen Vorfall beträchtlich leiden.

Eines Tages, bei ſchönem Sommerwetter, trafen wir auf dem Grafenberg eine muntre Geſellſchaft, worunter auch mehrere unſrer Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Nichts konnte reizender für mich ſein, ich fand unter dieſen wunderbaren Weſen meine Lieblinge leicht heraus, und konnte mich beſonders an einer Madame Lange gar nicht ſatt ſehen. Ich hatte für ſie ein ſo eignes und ſtarkes Gefühl, daß ich dem Bedürfniſſe, davon zu reden, nachgeben mußte, ich zog meinen Vater abſeits, und vertraute ihm ſo bewegt als verſchämt, daß ich in dieſe Dame verliebt ſei. Schon ſein Lachen über dieſe Eröffnung machte mich betroffen, nichts aber glich meiner Beſtürzung und meinem Aerger, als er, der Geſellſchaft mich wieder zuführend, der Dame vor dem ganzen Kreiſe nun laut mittheilte, welche Eroberung ſie gemacht, und ich darauf mich den Gegenſtand vielfachen Scherzes werden ſah. Ich war empört über dieſen Mißbrauch meiner Zutraulichkeit, und verdachte meinem Vater um ſo mehr ſein gegen mich begangenes Unrecht, als mir auch höchſt empfindlich auffiel, daß die ſchöne Frau durch jene Entdeckung zu keiner weitern Aufmerkſamkeit für den Knaben veranlaßt wurde; hätte ſie mich wenigſtens an ſich gezogen, mir geliebkoſt und mich geküßt, wie ich es faſt nun erwartete, ſo hätte ich mir den Erfolg der Sache noch gefallen laſſen, die mir jetzt, da ſie durch Gleichgültigkeit von der einen und Scherz von der andern Seite nur verwundend für mich war, den Reſt des Tages verdarb.

Ich hatte nun ſchnell und gründlich gelernt, daß es Regungen gebe, die man, um ſicher zu ſein, ganz für ſich bewahren und gegen niemand äußern müſſe. Dieſe Erfahrung wurde von andrer Seite her durch Eindrücke verſtärkt, wo Nachdenken und Schweigen vereint die Folge waren. Unſer Wohnhaus hatte an einem nebenangebauten Schlachthauſe eine unangenehme Nachbarſchaft, welche den Kindern jedoch nur als großer Reiz der Neugierde bemerklich wurde. Ich hatte ſchon manches Niederwerfen und Abſchlachten des brüllenden Hornviehes mit ſchauderndem Vergnügen mit angeſehen, als eines Tages eine Kuh geſchlachtet wurde, die, wie ſich ſpäter zeigte, trächtig war. Das Herausnehmen des kleinen noch nicht belebt geweſenen Kälbchens aus dem geöffneten Leibe blieb mir nicht verborgen, und ich mußte ſtets darüber ſinnen, bis mir endlich mein Vater, beſtürmt von meinen unabläſſigen Fragen, die Sache nach der Wahrheit erklärte. Ich befand mich nun aber in noch größerer Verwirrung als vorher, beſonders da ich weiter zu fragen theils mich ſcheute, theils vergeblich fragte. Doch fühlte ich mich im Beſitz eines wichtigen Aufſchluſſes und einer ſeltenen Kenntniß, die ich andern Kindern fehlen, den Erwachſenen aber auffallen und von vielen mißbilligen ſah; und ſeltſam genug, ich ſelbſt ahndete etwas, als ob mein Vater auch diesmal, freilich zu meinen Gunſten, im Mittheilen zu bereitwillig geweſen ſein möchte, beſonders, da er weiteres ſichtbar verſchwieg, und mich im Dunkel laſſen wollte. Ich aber mußte mit meinem angeregten Nachdenken und empfangenem Halbvertrauen wieder auf mich ſelbſt zurückgewieſen bleiben.

In meine frühere Kindheit fällt auch ein Beſuch im Kloſter zu St. Barbara-Garten in Rheinberg, wo meines Vaters Schweſter Eleonora Nonne war. Dieſes für adelige Fräulein beſtimmte Kloſter war ihr durch die Gunſt des Hofes eröffnet worden, wiewohl ſie keine Ahnenprobe ablegen konnte, und leicht entſchloß ſich die jugendlich Unerfahrne zum dargebotenen Seligkeitswege. Schon als Novize jedoch ſoll ſie ihren Entſchluß bereut haben, den ſie aber dennoch, aus Scham und Rathloſigkeit, unwiderruflich ausführte. Wir fanden ſie noch jugendlich ſchön, freundlich vornehmen Weſens, gefaßt und leidlich zufrieden. Sie ſpielte die Orgel vorzüglich gut, zeichnete und ſchrieb vortrefflich, und wußte ſich auch außer ihrem geiſtlichen Berufe ſo würdig als angenehm zu beſchäftigen. Mein Vater, den ſie Herr Bruder und Sie nannte, ſprach mit ihr allein, fragte genau nach ihrem Zuſtande, und erbot ſich, ihr aus dem Kloſter herauszuhelfen, ſobald ſie es verlange; er machte ſich anheiſchig, dieſes, wenn nicht im Guten, wie er hoffte, auch mit Liſt und Gewalt durchzuſetzen, und für ſolchen äußerſten Fall gewährte die Nähe der preußiſchen Gränze die beſte Zuflucht und Sicherheit. Das Anerbieten wurde indeß mit Dank abgelehnt, die Tante hatte ſich in ihr Verhältniß gefunden, und wußte ein anderes ſich weder vorzuſtellen noch zu wünſchen.

Dies alles wurde mir natürlich erſt ſpäterhin erzählt; damals erfüllte mich nur der Eindruck der ſchönen Räume, der guten Bewirthung und fröhlichen Beſuchgeſellſchaft, die ſich von mehreren Seiten zahlreich eingefunden hatte, ſo wie der einladenden Spielplätze in Hof und Garten, wo man den ſchönſten Nachmittag im Freien genoß. Ein ſchauerlicher Reiz von Ernſt und Abgeſchloſſenheit, worauf doch manches in dem Kloſterweſen deutete, ſo wie einzelne Worte von Mitleid und Bedauern, die ich für die armen Nonnen hatte äußern gehört, machten mir doch am Abend die Rückfahrt ganz lieb.

Das Geſchick der guten Tante erfuhr ſpäterhin noch die trauervollſte Wendung. Sie erblindete und ihre Geiſteskräfte wurden ſchwach. Sei es daß ihrem Zuſtande an ſich eine ſtrenge Behandlung in den Augen der übrigen Nonnen gemäß dünkte, ſei es, daß eine aus früherer Abneigung gegen das Kloſter jetzt wiedererwachende Unzufriedenheit ſich in Aeußerungen zeigte, die man als widerſpenſtige und gottloſe beſtrafen zu dürfen glaubte, genug die Unglückliche wurde von den Schweſtern grauſam in ein abgelegenes, dunkles, faſt unterirdiſches Gemach verſtoßen, wo ſie in troſtloſer Einſamkeit unter den härteſten Entbehrungen viele Jahre zubrachte. Ihr jüngerer Bruder Franz, als Profeſſor in Köln lebend, wollte ſie mehrmals beſuchen, konnte aber nie bis zu ihr dringen, wie ſehr er auch darauf beſtand, ſie wenigſtens zu ſehen. Nachdem aber die Franzoſen jene Länder als Sieger beſetzt hatten, nahm er die Gelegenheit wahr, und eines Tages, von franzöſiſchen Beamten und Gendarmen begleitet, forderte er unvermuthet im Namen der Obrigkeit augenblicklichen Einlaß, der nun nicht zu verweigern war; die Nonnen fanden keine Friſt zu irgend einer Vorbereitung, man drängte ſie und folgte ihnen auf dem Fuße, und ſo mußten ſie ungemildert den jammervollſten Anblick offenbaren. Auf bloßer Erde ſaß die Unſelige ohne alle Bekleidung; kein Gewand, kein Stroh, weder Tiſch noch Stuhl, nur die nothdürftigſten Gefäße! Man brachte ihr zu eſſen, die Nonnen boten ihr zwar Löffel und Gabel dringend an, ſie aber achtete nicht darauf, ſondern nahm die Speiſen eilig mit den Fingern, ſchon längſt jener Werkzeuge entwöhnt, wie ſich jetzt deutlich ergab, ſo gern die harten Schweſtern es verbergen wollten. Als der Bruder ſie anredete, erkannte ſie ſogleich ſeine Stimme, weinte, bejammerte ihren Zuſtand, wollte aber niemand anklagen, und wünſchte nur, es möchte ihr fortan etwas beſſer gehen. Sie war allerdings ſchwachſinnig und abgeſtumpft, wer weiß ob nicht zumeiſt in Folge der langen ſo ſchrecklich hingebrachten Leidensjahre, aber durchaus nicht raſend, wodurch allein ſolche Einkerkerung und Entblößung noch wäre ſcheinbar zu begründen geweſen; ihre Freundlichkeit und Sanftmuth im Gegentheil blieben ſich durch alle Folgezeit unverändert gleich, und Werke der Andacht und frommen Milde fortdauernd ihre tröſtliche Beſchäftigung. So lebte ſie zu Köln in einer Stiftung, wohin ſie auf Koſten des Kloſters verſetzt worden war, noch viele Jahre in ſchwachem doch leidlichem Zuſtande, ſtill und ſanft, erfreut durch den öftern Beſuch des Bruders und der Frau und Kinder deſſelben, mit denen ſie ſich zwar wenig aber doch gern unterhielt, und ſtarb eines ſeligen Endes verſichert um das Jahr 1814 in hohem Alter.

Noch ein anderes Kloſterleben öffnete ſich damals meinen Augen, und zwar ebenfalls in ganz heitrer Weiſe. Nicht fern von Düſſeldorf lag ein Kloſter von La Trappe, dem ſtrengſten und abſchreckendſten aller Mönchsorden, der auch in der Welt am wenigſten Ausbreitung gefunden hatte, denn außer jenem Kloſter, und einem in Italien gelegenen, beſtand nur noch in Frankreich das eine berühmte, welches der Stifter ſelbſt eingerichtet und bewohnt hatte. Man erzählte grauenvolle Dinge von der harten und abgetödteten Lebensart der armen Kloſterbrüder, denen neben tiefſtem Schweigen und unaufhörlicher Todesbetrachtung auch noch die rauheſte Feldarbeit auferlegt war; doch wenn dieſe Unglücklichen tief beklagt und ſie als Opfer des wahnſinnigſten Aberglaubens geſchildert wurden, ſo gab dies gewöhnlich Anlaß, auch die Wohlthaten der Aufklärung zu preiſen, deren Wirkungen ſelbſt in dieſe finſterſten aller Kloſtermauern eingedrungen ſeien, und dieſe am Ende ſprengen würden. Von dieſer Einwirkung ſollten bald einige Merkmale mir ſichtbar werden, damals für mich gewöhnliche ſinnliche Eindrücke, welche das Gedächtniß aufbewahrte, bis eine ſpätere Zeit Verſtändniß und Urtheil dazu lieferte. Die Mönche hatten meinen Vater zum Arzt erwählt, und da ſich häufige Krankheitsfälle ereigneten, ſo fehlte es nicht an Wanderungen nach Düſſelthal, wohin ich faſt immer mitgenommen wurde. Das düſtre Innere des Kloſters blieb uns verſchloſſen, dort mag es übel genug ausgeſehen haben, aber die zur Aufnahme der Kranken und zur Bewirthung der Fremden eingerichteten Zimmer hatten nichts Unheimliches; hier war auch die ſtrenge Regel aufgehoben, die Mönche plauderten mit den Beſuchern nach Herzensluſt, tranken von dem Weine, der dieſen vorgeſetzt wurde, fröhlich mit, und gewöhnlich kam auch Obſt und Kuchen zum Vorſchein, von denen mein Theil ſo reichlich ausfiel, daß mir die Taſchen auch noch für den Rückweg mit ſolcher Labung angefüllt wurden. Vor dem Knaben that man ſich keinen Zwang an, man ſah ihn mit Heiligenbildern und Roſenkränzen beſchäftigt, die man ihm zum Spielen hingegeben, und achtete ſeiner nicht weiter. Unwillkürlich aber hörte ich Dinge, deren volle Bedeutung ich wohl nicht faßte, die mir jedoch genugſam als ſolche einleuchteten, die nicht ganz richtig waren, und mir den Begriff gaben, daß auch die großen Leute Unarten und Schelmereien hätten;

wo mir die Worte nichts oder wenig ſagten, da ſagte mir der Anblick alles, das ſpöttiſche, ſelbſtzufriedne Lächeln, oder die wegwerfende, dreiſte Gebärde, von denen manche Aeußerungen begleitet wurden. Auf dem Heimwege fragte ich einſt meinen Vater, wann denn ein gewiſſer Pater, der mir beſonders freundlich zu ſein pflegte, wieder krank ſein würde, um auch wieder zu ſprechen und wieder Wein zu trinken? Es wurde klar, daß ich die Vorſtellung hatte, die armen Leute nähmen der Krankheit als eines Vortheils wahr, und machten es unter einander nach Gutdünken ab, wer ihn haben und genießen ſolle. Daß ich nicht ganz fehlgegriffen, erkannt' ich aus der muntern Laune, mit der mein Vater einige Worte lachend vor ſich hin ſagte, ohne mir weiter eine Antwort zu geben.

Wenn zuweilen ein paar ſchmutzige Kapuziner, die für ihr Kloſter Lebensmittel einſammelten, auch bei uns einſprachen, die empfangene Beiſteuer in den Sack ſteckten, und dabei mit der Magd, die ſie ihnen gereicht, in gemeinſter Volksſprache und Sinnesart zu ſcherzen verſuchten, ſo war das auch kein Eindruck, um für das katholiſche Pfaffenthum beſondere Achtung einzuflößen; eben ſo wenig war hierzu das widrige Plärren von Litaneien geeignet, oder die Aermlichkeit der Prozeſſionen, mit denen die nahe Franziskanerkirche uns früh bekannt machte. Vergebens war das Beiſpiel der Ehrfurcht und Unterwerfung, welche dieſem kirchlichen Schauweſen abſeiten des Volkes noch bezeigt wurde; das Volk, welches in den Augenblicken ſeiner aufgerufenen Gläubigkeit haſtig niederkniete, um ſchnell wieder in all ſeiner Rohheit aufzuſtehen, hielt ſich für den kurzen Zwang gleich wieder ſchadlos, und übte nur größere Frechheit und Schamloſigkeit.

In der That war es in den Ländern am Rhein damals mit der Religioſität ſchlecht beſtellt; die Abwendung von allem, was ihr ſichtbar angehörte, war zuverläſſig ein beſſeres Heil, als die Hingebung an ihre Formen. Schon in meinen frühſten Jahren erlebt' ich Vorgänge, welche der unverdorbenen Kinderſeele den entſchiedenſten Abſcheu erweckten. Ein Beiſpiel diene ſtatt vieler. In unſrer Straße wohnte eine arme Familie, die durch Schmutz, Lärm und Unordnung uns Kindern immer ſchon ein Gegenſtand des Mitleids, der Neugier und der Furcht geweſen war; den Vater, der ſich dem Trunk ergeben hatte, raffte ein ſchneller Tod dahin, er war die erſte Leiche, die ich ſah; ſein älteſter Sohn, etwa zwölfjährig, ſtand neben mir, baarfuß und in Lumpen, aber trotzig und frech und ohne eine Spur von Traurigkeit; die Mutter führte einen Franziskaner herbei, der einige Gebete verrichtete und auch uns aufforderte, unſre Fürbitte bei Gott einzulegen, daß der Geſtorbene in den Himmel käme. Ich faltete, gleich den Andern, die Hände und war dem Weinen nahe. Nur der Sohn ſah unterdeſſen dreiſt umher, und ſagte mir ins Ohr: „Ich bet' mich nicht für meinen Vater, denn er hat mir auch nichts verſpart!“ Dieſe Worte machten mir einen ſchrecklichen Eindruck; der elende Bube wollte an ſeinem Vater Rache üben, weil er ihm nichts hinterlaſſen, und verſagte ein kleines Gebet, das jenem in den Himmel helfen ſollte! Gläubig aber war der Böſewicht, denn er traute dem Gebet alle Kraft zu, und unterließ es gerade deßhalb; ja er rühmte ſich oftmals gegen mich, daß er gut katholiſch ſei, und daß er ſich der Religion ganz widmen wolle, denn ſein höchſtes Lebensbild war, Kapuziner zu werden! Niemand wird ſich wundern, daß ein Knabe, in deſſen Herz noch kein böſer Keim gefallen, mancher gute aber früh entwickelt war, von ſolchen Erſcheinungen, die er als katholiſche bezeichnen hörte, keine beſondere Anziehung erfahren konnte.

Mit dem Aberglauben und Pfaffenweſen ſtand mein Vater längſt in offnem Kriege. Schon ſeine Heirath mit einer Proteſtantin hatte ſehr mißfallen, noch mehr aber wurde ihm übel genommen, daß, während man dieſe ſich fleißig zu ihrer Kirche halten und ſelten am Sonntage die Predigt verſäumen ſah, er ſelber die katholiſchen Gebräuche gänzlich vernachläſſigte und auch ſein Söhnchen ohne deren ſichtbare Uebung aufwachſen ließ. Wer mit ihm in näheres Geſpräch kam blieb auch nicht lange zweifelhaft über ſeine Denkungsart, die er freimüthig und heiter vortrug, und mit Gründen und Beiſpielen geſchickt zu belegen wußte. Die Mehrzahl ſeiner Mitbürger, die Vornehmen durchaus, der Mittelſtand aber größtentheils, ſtimmten im Weſentlichen mit ihm überein, die

Aufklärung war von allen Seiten wirkſam, nicht nur von der weltlichen, ſondern auch von der geiſtlichen ſelbſt, Biſchöfe und Aebte, Pfarrer und Mönche wetteiferten in dem Beſtreben, ſich ſelber als Theilnehmer an dem wohlthätigen Lichte des Jahrhunderts darzuthun, und dieſes Licht auch im Volke zu verbreiten. Die Meiſten wollten hierbei doch mit einiger Klugheit verfahren, und mußten es auch, in ſofern ſie den eigenen Boden, der ſie trug, einſtweilen noch zu ſchonen hatten; Andre hingegen trieben ihr Werk mit rückſichtsloſem Ungeſtüm, den eingebornen Fanatismus, der unter andern Umſtänden die Ketzer verfolgt hätte, jetzt gegen das Dogma ſelbſt wendend. In den obern Ständen waren zwei Richtungen auffallend zu unterſcheiden, die eine, verfeinerten und verwegenen Geiſtes, läugnete und verſpottete alles, was dem Verſtande und den Sinnen nicht genehm war, wollte aber, weltmänniſch klug und herzlos ſelbſtſüchtig, dieſes vermeinte Höherſtehen für ſich allein behalten und das gemeine Volk in Wahn und Dumpfheit halten; die andre Richtung, weniger ſtark in ſich, aber um ſo verbreiteter, wagte nicht zu läugnen und zu verſpotten, was ſie im Tiefſten ſtets noch als ein geheimer Schauder durchzuckte, betäubte ſich aber gegen alles, was ſie im ſinnlichen Genuſſe des Lebens ſtören wollte, und begnügte ſich, kaum Einmal im Jahre, oder auch wohl erſt beim Annähern des Todes, in kirchlichen Aeußerlichkeiten eine Art ſchwächlicher Abfindung mit dem Himmel zu ſuchen. Keiner dieſer beiden Richtungen gehörte mein Vater an; von der letztern trennte ihn ſein freier, durch Bildung und Nachdenken ſelbſtſtändiger Geiſt, von der erſtern mußte ſeine allgemeine Menſchenliebe ihn ſcheiden, ſein warmes Herz für das Volk, das er nicht der Bevormundung dünkelhafter Selbſtſucht Preis gegeben, ſondern zur Theilnahme an jeder Bildung und Freiheit emporgehoben ſehen wollte. So ſtand er unter ſcheinbar Gleichdenkenden mit ſeiner Geſinnung doch ziemlich allein, ſtützte ſich auf keine Genoſſenſchaft, hielt ſich zu keiner Parthei. Dieſe Art wird von gegneriſcher Seite immer am erſten und heftigſten angefeindet und fällt ihr am ſchnellſten zum Opfer. Im Allgemeinen achteten und liebten ihn ſeine Mitbürger, die Armen wußten ihn zu ihrer Hülfe ſtets bereit, auf ſeine Redlichkeit, ſeinen Eifer konnten Alle rechnen. Aber ein Kern von Pfäffiſchgeſinnten, der ſich im Dunkel enger zuſammengezogen hatte und ſich im Stillen ſtets wirkſam erhielt, wählte ihn früh zum Ziele des Haſſes und der Verfolgung. Anfangs lachte er des machtloſen und ihm, wie er glaubte, unſchädlichen Beſtrebens, und fand die ausreichendſte Genugthuung in dem Zutrauen, welches auch die entſchiednen Feinde ihm als Arzt erwieſen, denn in ernſten Krankheitsfällen wurde nur immer er zu Rathe gezogen, mit großem Aerger eines frömmeren Kollegen, der fleißig in die Meſſe und zur Beichte ging, und an deſſen Seelenheil dieſelben Leute nicht zweifelten, die ihr leibliches doch lieber in andre Hände legten! In ſpäterer Zeit, als die pfäffiſche Feindſchaft mit weltlichen Umſtänden ſich verbünden konnte, wußte ſie ihre verkannte Kraft leider rückſichtslos genug fühlbar zu machen. —

Zwei Gattungen von Menſchen hingegen, welche in jener Zeit als entſchiedenſter Gegenſatz alles Pfaffenweſens galten, waren meinem Vater beſonders befreundet, die Militairperſonen und die Schauſpieler, beide auch für mich Knaben natürlich von größter Anziehung. Das kurpfälziſche Militair war freilich in großem Verfall, den man größtentheils den Verwaltungsmaßregeln des vom Kurfürſten Karl Theodor begünſtigten Engländers Thompſon, des nachmaligen Grafen Rumford, beimaß, den ich damals in Düſſeldorf und Mannheim nie ſo lobwürdig nennen hörte, als wohl in ſpäterer Zeit und an fremden Orten; die Mannſchaft war unanſehnlich, nicht nach der Tauglichkeit, ſondern nach beſondern Rückſichten ausgewählt, ſchlecht ausgerüſtet und verpflegt, in allen Uebungen vernachläſſigt, die Offizierſtellen wurden häufig nach Hofgunſt verliehen, öfters auch verkauft, und die Geſammtheit ſtand in geringen Ehren; allein es gab auch ehrenwerthe und tüchtige Männer darunter, die mit Unwillen dieſen Zuſtand beklagten und alles, was in ihrer Macht lag, anwandten, um ihn zu verbeſſern. Vorzüglich ein Oberſt erwies ſich unermüdet in thätiger Sorge für das Wohl ſeiner Untergebenen, er ſuchte Offiziere und Gemeine zu tüchtigen Soldaten zu bilden, zeigte im Dienſte die größte Strenge, ſonſt aber gegen jederman die gütigſte Freundlichkeit. Dem Exerziren zuzuſehen, welches ſelten ohne Strafen ablief, war ein ſchauerliches Vergnügen; auf Kaffeehäuſern, in den Gärten vor der Stadt und andern Luſtorten nahm das Militair ſich weit angenehmer aus: da wurden Scherze getrieben, Kriegsſachen verhandelt, und vor allem die Großthaten der Preußen gerühmt, die ſeit dem ſiebenjährigen Kriege das unerreichbare Vorbild aller deutſchen Truppen waren; die Kaiſerlichen waren dagegen die Zielſcheibe des Spottes, und dabei bemerkte man mit Bitterkeit, daß man leider ihnen mehr als den Preußen ähnlich ſei. Dieſe früh vernommenen Urtheile machten einen tiefen und dauernden Eindruck auf mich.

Ich habe ſchon meines frühen Schauſpielbeſuchs erwähnt und eines Vorfalls gedacht, wo meiner Neigung zu einer ſchönen Sängerin übel mitgeſpielt wurde. Doch meine Freude am Theater erlitt dadurch keine Störung; die Tage, an denen geſpielt wurde, erſchienen mir ſchon am frühen Morgen in aller Macht des Zaubers, der ſich am Abend herrlich entfalten ſollte. Ein großer Theil meines Kinderglückes beſtand in dieſen Feſten der Phantaſie, in denen eine zweite Welt mir aufging. Selten geſchah es, daß eine Vorſtellung verſäumt wurde, denn da mein Vater als Arzt von den Schauſpielern keine Vergütung nehmen wollte, ſo hatten wir wenigſtens freien Eintritt, den wir gern benutzten. Die deutſche Schaubühne gehörte damals zu den Ehrenſachen der Nationalbildung, die jeder Strebende zu fördern verpflichtet und für welche der ernſtlichſte Eifer entzündet war. Doch mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen nähern Umgang zu haben, war noch ungewöhnlich, und mein Vater, der, wie in andern, ſo auch in dieſer Vorurtheilsloſigkeit munter voranging, erwarb ſich den Dank und die Liebe der durch ihn Gehobenen. Der ganze Stand hatte damals wohl nicht weniger Bildung als jetzt, viele ſeiner Mitglieder waren nicht für ihn erzogen, ſondern für einen höhern, dem ſie aus Laune oder Unglück entſagt hatten; friſches Leben aber und geniale Kraft fanden ſich in reichſten Maßen ausgetheilt, auch bei den wandernden Geſellſchaften, welche in ihrer wechſelvollen Freiheit vor den ſpätern Hof- und Stadtbühnen und deren gebundenem Amts- und Schulweſen manchen Vorzug behaupteten. Es traf ſich nicht ſelten, daß Schauſpieler ſich mit meinem Vater in lateiniſcher Sprache ganz fertig unterhielten, bei andern bewunderte man die Meiſterſchaft in ritterlichen Uebungen; aus der Hof- und Staatswelt ſogar hatten ſich Liebhaber angefunden, die unter ſelbſtgewählten Namen ſich um den Beifall des Publikums bemühten, denn den angeborenen Namen zu führen, wurde den Schauſpielern noch nicht zugemuthet. Nicht zu überſehen iſt auch der Umſtand, daß die rheiniſchen und ſüddeutſchen Beſtandtheile damals beim Theater vorherrſchten, wie in ſpäterer Zeit die norddeutſchen, worin ſich ein bedeutender Unterſchied angiebt, den der Kundige wohl wird zu würdigen wiſſen.

Die guten Tage, welche mir unter wechſelndem Vergnügen oder doch in ſtiller Zufriedenheit dahinfloſſen, wurden durch kein frühzeitiges Lernen getrübt. Die herrſchende Denkart war aller geiſtigen Anſtrengung der Kinder durchaus entgegen. Die Kenntniſſe, welche ſchon dem zarteſten Alter mit Mühe und Pein pflegten eingetrieben zu werden, kamen in ſcharfe Prüfung; ein Theil wurde als unnütz geradezu verworfen, die andern einer reifern Zeit vorbehalten. Ich lernte zwar keine Buchſtaben, aber dafür deſto mehr Sachen, durch Anſchauung und Benennung vieler Gegenſtände, durch Mitgehen in ſo vielen Bewegungen und Verhältniſſen des Lebens. Vermöge Hörens und Nachſprechens machte ich zwar einen Anfang im Franzöſiſchen, aber ich wußte kaum, daß dies ein Lernen ſei. Das Einzige, wobei mir zum erſtenmale bekannt wurde, was ein Lehrmeiſter bedeute und was Lehrſtunden ſeien, war dem Anſcheine nach die vergnüglichſte Unterhaltung, nämlich das Tanzen, welches als nützliche Leibesübung früh zugelaſſen wurde. Doch mir wurden gerade dieſe Stunden und der ganze Unterricht bald unſäglich verhaßt. Der Meiſter war ein griesgramiger Pedant, von roher und tückiſcher Gemüthsart, der die kleinen Schüler unaufhörlich ſchalt und ſtrafte, ſo daß wir ſelten ohne Weinen abkamen, und uns auch wohl, wenn wir den gefürchteten Mann kommen ſahen, im Garten vor ihm verbargen, welches fruchtloſe Bemühen unſer Loos bei ihm nicht verbeſſerte. Meine entſchiedene Abneigung hatte zur Folge, daß, als der Unterricht zufällig auf einige Zeit ausgeſetzt worden war, ſeine Wiederaufnahme weit hinaus verſchoben blieb, und die Umſtände fügten es ſo, daß er nie mehr Statt fand; denn meinen nächſten Jahren fehlte jeder Wunſch darnach, und den ſpätern der Entſchluß, mich in dieſer Sache noch als Anfänger zu gebärden, während ich in andern Dingen ſchon vorgeſchritten war.

Zweiter Abſchnitt.

Brüſſel. Straßburg.

1790—1792.

Ein großes Ereigniß war es für mich, daß ich meinen Vater auf einer Reiſe nach Brüſſel begleitete, zu der ihn dort lebende Freunde veranlaßten. Sie erſtreckte ſich auf vierzehn Tage, und ich war nicht wenig erſtaunt, als ein Tag nach dem andern verging, ohne daß ich Mutter und Schweſter wiederſah. Die Begegniſſe der Reiſe, die neuen Landſchaften und Städte, die ich zu ſehen bekam, beſchäftigten mich indeß auf das angenehmſte, beſonders Brüſſel ſelbſt, die prächtige, volkreiche Stadt, mit dem ſchönen Park, dem zahlreichen öſterreichiſchen Militair und den vielen guten Leuten, bei welchen wir einſprachen und die es mir vom Morgen bis zum Abend an Unterhaltung nicht fehlen ließen. Wiewohl noch ſo jung, empfing ich doch nicht ohne Nutzen die Eindrücke ſo vieler und bedeutender Gegenſtände; von dem, was die Sinne faſſen konnten, ging mir nichts verloren, und das friſche, durch keinen Zwang verkümmerte Gedächtniß hielt alles in treuem Gewahrſam feſt. Hätte ich Brüſſel ſpäter nie wiedergeſehen, ſo würde mir doch von jenem erſtenmal ein allgemeines und in vielen Zügen höchſt beſtimmtes Bild der Stadt und ihrer Einwohner, der Trachten und Sprachweiſen, der gottesdienſtlichen Aufzüge, und was ſonſt in die Augen fiel, zeitlebens verblieben ſein, ungerechnet das denkwürdige Wahrzeichen des Manneken-Piss, dieſes wunderlichen Brunnenmännchens, das freilich meine Begriffe äußerſt in Verwirrung brachte, denn hier war ganz öffentlich zur Schau geſtellt, was in jedem andern Falle für höchſt unanſtändig erklärt wurde. Daß dieſes Manneken nun gar ein Bürger von Brüſſel ſein ſollte, an gewiſſen Tagen feſtlich geſchmückt wurde und der ganzen Stadt als ein Pfand ihres Wohlergehens theuer und faſt heilig war, hatte für mich zwar keinen Sinn, doch reimt' ich es zuſammen mit der Verehrung, die ich auch andern Bildern von Stein oder Holz erweiſen ſah, und die ich eben ſo wenig begriff.

Mein Prüfungs- und Widerſpruchstrieb wurde auch in Betreff der öſterreichiſchen Truppen lebhaft erregt, denn ich hatte von dieſen oft genug mit Geringſchätzung reden hören, und nun ſah ich die prachtvollſten Regimenter, die herrlichſten Reiter, die ſchönſten Grenadiere, die mir alle vortrefflich gefielen und die ich von allen Leuten geehrt und bewundert ſah. Einige Offiziere ſchenkten mir ihre Gunſt, und auch mit manchen Grenadieren hatte ich bald gute Bekanntſchaft, ſo daß ich an großen und kleinen militairiſchen Vorgängen wohlbeſchützt Theil nehmen konnte. Das war ein andres Weſen, als mit unſern Pfälzern! Höchſt unwillig ließ ich mich über diejenigen aus, die mir eine ſo falſche Meinung beigebracht hatten; ich war wie beleidigt, und freute mich ſchon, die Leute nach meiner Heimkehr zur Rede zu ſtellen und ihnen zu ſagen, daß ſie falſch geſprochen. Es bedurfte der ernſtlichen Autorität meines Vaters, um mich zu beruhigen; er verwies mir meine Ungebärdigkeit, und meinte, ich würde nur ausgelacht werden, gegen welchen Spruch denn auf's neue mein Inneres ſich auflehnte und trotzige Zweifel nährte. Die öſterreichiſchen Truppen aber blieben meinem Herzen über alles werth, und es gehörte die nachhaltige Wirkung der franzöſiſchen Freiheitskriege dazu, um jene frühe Zuneigung zu verdunkeln, die dann in ſpäteren Jahren doch noch einige Spuren zeigte.

Die Widerſetzung und Kampfluſt, welche in mir unwillkürlich entſtehen mußte, ſowohl durch alles, was ich von dem Vater ſah, als durch die täglichen Geſpräche, die ich mit anhörte, wurde in manchen Fällen unbequem, war aber nicht ſo leicht auf ein kluges Maß zurückzudrängen. Denn Kinder laſſen ſich zwar leicht einreden, was ſie für gut und recht halten ſollen, wollen dann aber auch nicht die geringſte Abweichung geſtatten, und überdies gefällt ſich die Eitelkeit im Trotz und Eifer. So geſchah es mir eines Tages, als eine prächtige Prozeſſion Statt fand, wegen deren ich mit den Hausleuten auf die Straße getreten war. Die Grenadiere machten Spalier und hielten die blumenbeſtreute Bahn frei, das Volk drängte ſich und jubelte in Erwartung des feierlichen Aufzugs. Endlich erſchien dieſer in glänzendem, bunten Gepränge. Die höchſte Aufmerkſamkeit war auf den Thronhimmel gerichtet, unter welchem das Allerheiligſte getragen wurde, und dem die Schweſter des Kaiſers Joſeph, Erzherzogin Marie Chriſtine, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen und Gouvernante der öſterreichiſchen Niederlande, unmittelbar folgte. Alles Volk und die Truppen fielen auf die Kniee, ſo wie der Thronhimmel nahe kam. Ich aber wollte nicht knieen, und ſträubte mich gegen die Nachbarn, die mich dazu nöthigen wollten. Solch Aergerniß raſch abzuthun, legte ein Grenadier ſeine Hand auf meine Schulter und augenblicks lag ich auf den Knieen, brach aber, empört über die Gewalt, die mir unvermuthet angethan worden, in heftiges Weinen aus, ſo daß die Erzherzogin herüberblickte und über mich lachen mußte. Das vermehrte nur meine Unſeligkeit und ich klagte und drohte noch lange, denn auch die Auszeichnung, welche mir, wie die Leute behaupteten, darin widerfahren ſei, daß die Erzherzogin mich ſo fröhlich angeſehen, wollte mir keineswegs gefallen. Die größte Kränkung erfuhr ich indeß durch meinen Vater ſelbſt, der mein erlittenes Unrecht nicht ſehr beachtete, und mir nur den Rath gab, mich künftig bei ſolchen Gelegenheiten nicht vorzudrängen.

Bereichert an Bildern und Erfahrungen, kehrt' ich mit meinem Vater von Brüſſel endlich wieder heim zu Mutter und Schweſter, nach denen meine Sehnſucht in den letzten Tagen immer heftiger verlangt hatte. Bis ich ihnen erzählt, was alles mir begegnet war, was ich geſchaut und genoſſen hatte, konnte ich gar keine Ruhe finden. Mit ſtolzem Selbſtgefühl breitete ich meinen kleinen Schatz vor ihnen aus, deſſen Beſtandtheile ſie doch meiſt anders würdigten, als ich, nur hatte ich die Befriedigung, von der Mutter wegen meines Nichtknieenwollens belobt zu werden. Manche mitgebrachte Bilder und Spielſachen wurden von der Schweſter freudig aufgenommen. Woran aber Mutter und Schweſter vereint den größten Antheil bezeigten, das waren meine eignen Ausſchnitte, die ſich während des Brüſſeler Aufenthalts ungemein vervollkommnet hatten; in dem Hauſe, wo wir gewohnt, waren nämlich Porzellantaſſen im Gebrauch, auf welchen kleine Landſchaften gemalt ſtanden, die mir nachzuahmen ziemlich gelungen war. Es war das erſtemal, daß ich dies Ausſchneiden nicht zu meinem Spielbedarf, ſondern aus Ehrgeiz, um es Andern zu zeigen, ausgeübt und mich daher einer beſondern Feinheit befliſſen hatte. So nachhaltig übrigens blieb dieſes erſte Vorbild meinem Sinn eingedrückt, daß in allen ſpäteſten Erzeugniſſen dieſer kleinen Kunſt etwas von jenen Brüſſeler Taſſen ſich erkennen ließ.

Nicht lange waren wir heimgekehrt, als eine neue Trennung Statt fand, und meine Mutter und Schweſter eine Reiſe nach Straßburg machten. Hatte ich früher das Scheiden als Abreiſender empfunden, den neue Ausſichten reizen und wechſelnde Gegenſtände zerſtreuen, ſo war mir nun beſchieden, das Loos des Zurückbleibenden zu erfahren, dem ſich alles Bekannte und Gewohnte plötzlich verödet, und der ein verringertes Leben einſam fortſetzen ſoll. Schon in dem begünſtigten erſtern Falle hatte ich den Schmerz der Trennung tiefer empfunden, als ein ſonſt leichtſinniges Naturell es erwarten ließ, und mitten in den größten Zerſtreuungen war meine Sehnſucht oft ungeſtüm erwacht; jetzt aber, als das Schiff, das die Geliebten aufgenommen, ſtromaufwärts meinen Augen entſchwand und dieſe zurückblickten in das leere Haus, den ſtillen Garten, da kannte meine Wehmuth kein Maß. Die Spielſachen, das Gartengeräthe, alles, was ich noch am Tage vorher mit meiner Schweſter gemeinſam beſeſſen und gehandhabt, erregte meine heißen Thränen, alles war mir allein überlaſſen, und keine Freude mehr haftete daran. Ich durchlief klagend die mir leeren und übergroßen Räume, nicht Eſſen noch Trinken behagte mir, und nur als mein Vater mich zu einem weiten Spazirgang mitnahm und bei guten Freunden einſprach, wo fröhliche Jugend in Buſch und Feldern ſich tummelte, vergaß ich etwas des Leides, das mir zu Hauſe fortbeſtand. Am nächſten Morgen war es derſelbe Schmerz, dieſelbe Angſt, und ich fühlte wohl, daß alle Tröſtungen, die man mir bot, keine waren, daß niemand wußte oder wiſſen wollte, was ich litt, und ich glaube wirklich, daß man im Allgemeinen das Weh und Leid, welches Kinder empfinden können, zu gering anſchlägt. Mein Vater, deſſen Geſellſchaft allein mich beruhigte, konnte mich doch nicht immer an ſeiner Seite haben, und ſah ſich genöthigt, mich für die Zeit der Abweſenheit von Mutter und Schweſter in eine befreundete Familie zu geben, wo mir denn unter Kindern die Tage bald wieder angenehm hingingen.

Das frühere Daſein ungetrübter Kindheit in ſtiller Häuslichkeit und Gartenluſt war jedoch unterbrochen und ſchien in voriger Weiſe nicht wiederkehren zu ſollen. Denn auch, als meine Mutter und Schweſter von Straßburg zurückkehrten, und mir das Glück des Wiederſehens, von mitgebrachten Geſchenken und unerſchöpflichen Erzählungen begleitet, durch viele Tage ſich immer neu fortſetzte, war es nicht mehr die Abſicht, ſich der früheren Lebensgewohnheit behaglich wieder einzufügen, ſondern es wurde ſchon daran gedacht, dieſe ganz zu verlaſſen, und neue Verhältniſſe in der Ferne zu begründen. Die Eindrücke von Straßburg hatten in meiner Mutter das lebhafteſte Heimweh nach der geliebten Vaterſtadt erweckt, wo viele theure Bande ſie anzogen, und die Mittheilungen, welche ſie meinem Vater brachte, hatten auch ihm die alte Vorliebe für die Stadt ſeiner Studien aufgeregt. Man verglich den Glanz und die Behaglichkeit des Lebens in der großen und reichen Hauptſtadt des herrlichen Elſaß mit dem kleinen und ärmlichen Zuſchnitt der Verhältniſſe in Düſſeldorf, wo eine ehemalige Reſidenz mehr und mehr in eine Provinzialſtadt verſank, und ein ſchwaches Bürgerthum von üppigem Beamtenweſen erdrückt wurde, deſſen Kabalen und Ränke, wie am fernen Hofe, ſo auch am Orte ſelber, ſich durch alle Lebensgebiete hinzogen. Mein Vater war von namhaften Männern aufgefordert, an der blühenden Straßburger Univerſität, welche kürzlich die berühmten mediziniſchen Lehrer Spielmann und Lobſtein verloren hatte, eine Profeſſur anzuſprechen, wobei ihm der Erfolg als gewiß und ſein künftiger Wirkungskreis als der glänzendſte vorgeſtellt wurde. Ein Mann, der ſich in ſeinem Fache vollkommen tüchtig fühlte, und der ſeine Gabe des Vortrags und Lehrens in manchen Gelegenheiten erprobt hatte, konnte wohl gereizt ſein, ſolchem Rufe zu folgen, und Verhältniſſe, in denen er mühſam zu ringen hatte und einen Theil ſeiner Fähigkeiten nutzlos ruhen ſah, mit ſolchen zu vertauſchen, in welchen allen ſeinen Kräften geförderte und fruchtbare Thätigkeit geſichert ſchien. Doch zu dieſen perſönlichen Beſtimmungsgründen kam noch ein allgemeiner hinzu, der jene mit aller Macht fortriß und ſie alle weit überflügelte.

Die im Jahre 1789 in Frankreich ausgebrochene Revolution hatte überall die Geiſter lebhaft angeregt, und alle Freunde des Lichts, der Freiheit, des Menſchenwohls überhaupt, erwarteten von der großen Bewegung ein neues, allgemeines Heil der Welt. Mein Vater war nicht der letzte geweſen, dieſe ſchönen Hoffnungen aufzufaſſen und zu verkündigen. Zwar hatte ſein Gemüth bei den Auftritten der Pöbelwuth und Grauſamkeit, die gleich im Beginn Statt fanden und von Zeit zu Zeit wiederkehrten, ſich heftig empört, und wollte für den hohen Zweck nur milde und menſchenfreundliche Mittel angewendet ſehen; allein jene Unthaten verloren ſich noch als Einzelheiten in der großen erfreulichen Strömung, die fortwährend die wichtigſten Anliegen der Menſchheit einem glücklichen Ziel entgegen zu tragen ſchien. Zudem war die Bewegung nun in einem Zuge, der zu einer feſten und ruhigen Ordnung leiten mußte, das Werk einer neuen Konſtitution wurde von der Nationalverſammlung eifrig gefördert, die Grundſätze fanden begeiſterte Zuſtimmung und der Abſchluß des Ganzen konnte nicht fern ſein. Dem neuen Reiche der Freiheit und des Geſetzes, des Bürgerthums und der Bruderliebe anzugehören, ſchien das glücklichſte Loos, deſſen wohldenkende, edle Menſchen theilhaftig werden könnten.

Was meine Schweſter mir von ihrer Reiſe und insbeſondere von Straßburg erzählte, ſtellte meine eignen Anſchauungen leicht in Schatten, ſie hatte größere und reichere Gegenſtände geſehen, als ich, und hatte ſie ſicherer und reifer aufgefaßt. Auch die Begeiſterung für Freiheit war ihr nicht entgangen, ſie hatte die frohen Feſte geſehen, mit denen die neue Gottheit war gefeiert worden, ſie hatte die Zeichen derſelben, die Nationalfarben, überall vor Augen gehabt, und ſie trug ſelber eine Schärpe dreifarbigen Bandes, auf welches ſie nicht wenig ſtolz war. Sie theilte mir gar leicht eine Stimmung mit, die ihr aus natürlichem Nachahmungstriebe ſo lieb und eigen geworden war. Was ſie von den Herrlichkeiten des Münſters, dieſem für keine wiederholte Erzählung erſchöpfbaren Wunder, von der Pracht der Spaziergänge und Luſtörter, von den liebevollen Verwandten und zahlreichen Spielkammeraden, ja von den kindiſchen Genüſſen, dem herrlichen Obſt und vortrefflichen Backwerk und von anderm Wichtigen dieſer Art hinzufügte, verſchmolz mir mit jenen dunkeln unfaßlichen Worten von Freiheit zu einem gemeinſamen Ganzen unermeßlicher Vorzüge, in welchen Straßburg vor allen Städten prangte. Die Mutter hatte nicht verſäumt, auch ihr eignes Geburtsrecht hervorzuheben und ſich als Straßburgerin zu rühmen, wonach ihr denn auch der Name einer freien franzöſiſchen Bürgerin zukäme, und wir hörten oft genug, unſer Vaterland ſei eben ſo gut in Straßburg als in Düſſeldorf.

Der Entſchluß, letztere Stadt zu verlaſſen und ſich in jener anzuſiedeln, kam bei den Eltern bald zur Reife, und zufällige Umſtände halfen ihn beſchleunigen. Mein Vater hatte, zwar ohne ſeinen Namen, aber doch für diejenigen, die ihn näher kannten, leicht errathbar, auswärts eine Schrift drucken laſſen, welche in volksverſtändlicher Weiſe mancherlei gemeinnützige Gegenſtände, beſonders aber die Geſundheitspflege behandelte, und in ſolchem Betreff manche Vorurtheile und Mißbräuche ſcharf kritiſirte, wobei denn auch die Anſtalten ſowohl der Kirche als des Staates nicht geſchont blieben. Durch die Aufdeckung von ſolchen Uebelſtänden wurden viele Leute verletzt, am meiſten erbitterte der Ton, in welchem ſich menſchenfreundliches Pathos mit ſchneidender Satire miſchte. Die Pfaffen vorzüglich machten großen Lärm, und da ſie fühlten, daß ſie in eigner Sache ſchon weniger Gunſt fanden, ſo ſpielten ſie ihre Anklagen lieber auf die Staatsſeite hinüber, beſchuldigten den ungenannten Verfaſſer der Auflehnung gegen die Obrigkeit, der Schmähung von Behörden, und brachten es dahin, daß ſelbſt das Medizinalkollegium, von welchem mein Vater Mitglied war, in ſolchem Sinne verfahren und die Schrift öffentlich mißbilligen wollte. Die Klemme, in welche mein Vater gerieth, war ſehr unangenehm, ſein Muth drängte ihn, frei hervorzutreten und ſich zu nennen, die Klugheit aber gebot, den Schutz der Halbanonymität nicht aufzugeben und die Gegner nicht in Vortheil zu ſetzen. Die Reibungen, welche aus dieſen Mißverhältniſſen entſtanden, die Kleinlichkeiten, die ſich dabei zeigten, und die fortgeſetzte Gehäſſigkeit und Verläumdung, welche ſich bis zum Hof des Kurfürſten nach München erſtreckten, alles dies verleidete meinem Vater den Aufenthalt in Düſſeldorf, der in ſeinen Augen um ſo mehr ſinken mußte, wenn er damit den Lebenskreis verglich, der ſich ihm in Straßburg eröffnete.

Als bekannt wurde, daß er damit umgehe, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, hätte er ſein Vorhaben faſt wieder aufgeben mögen, ſo groß war der Zudrang und die Beeiferung ſeiner Freunde, die ihn zurückhalten wollten, ja viele lernte er erſt jetzt als ſolche kennen; gleichwohl geſtanden die meiſten, daß auch ſie, wenn nur die Verhältniſſe es ihnen erlaubten, am liebſten deſſelben Weges mit ihm zögen, denn die heimiſchen Zuſtände lagen drückend auf jedem nur einigermaßen freien Muthe. Von der andern Seite hingegen fand mein Vater für ſeine beabſichtigte Verpflanzung jede mögliche Bereitwilligkeit. Man erleichterte ihm den Entſchluß auf alle Weiſe, und gewährte ihm als beſondere Gnade, ſeine kurfürſtliche Bedienung an einen Befähigten, der ſogleich gefunden war, verkaufen zu dürfen. Nachdem alle Hinderniſſe beſeitigt waren, gingen die Anſtalten raſch ihren Gang. Wir ſahen nach und nach unſern Hausrath verſchwinden, die geringern Sachen wurden verkauft, die beſſern eingepackt, Kiſten und Koffer zu Schiffe gebracht, und eines Vormittags, nachdem ſchon viele Tage das Abſchiednehmen uns ermüdet, diesmal aber eine dichte Schaar mit lauten Segenswünſchen uns zum Ufer begleitet, ſtiegen wir ſelbſt in einen Nachen, der uns an Bord eines großen holländiſchen Schiffes brachte, das unmittelbar darauf ſeine Bergfahrt fröhlich antrat.

Dieſe Rheinreiſe gehört zu den vergnüglichſten Ereigniſſen meines jüngern Lebens, die früheren Trennungen ließen mich das Reiſen im Zuſammenſein mit beiden Eltern und der geliebten Schweſter als ein neues Glück empfinden, und die Schweſter, welche dieſe Fahrt ſchon doppelt gemacht hatte, ſtand mir als erfahrene und kundige Erklärerin höchſt erfreulich zur Seite. Das Schiffleben hatte den größten Reiz, der innere Raum war gemächlich eingerichtet, für unſer Bedürfniß übergroß, dabei vollkommen ſicher; am erwünſchteſten war uns aber der Aufenthalt auf dem Verdeck, wo wir jedoch, der mancherlei Gefahr wegen, unſere Freiheit ſehr beſchränkt ſahen und keinen Augenblick ohne Aufſicht blieben. Wir machten mit den Schiffknechten gute Bekanntſchaft, erfuhren den Gebrauch ſo mancher Geräthe, den Zweck ſo vieler Anſtalten; Mitreiſende machten uns aufmerkſam auf die Gegenſtände am Ufer, nannten die Ortſchaften; auch Erzählungen fehlten nicht, alte Sagen und neue Vorfälle; aber auch ſchweigend in die bewegte hellgrüne Waſſerfluth hinabzublicken und die Wellen und Wirbel zu verfolgen, konnte uns ſtundenlang vergnüglich beſchäftigen. Die Fahrt, als eine zu Berge, ging langſam; weit vor uns auf dem Leinpfade des Ufers ſahen wir die lange Reihe hinter einander geſpannter Pferde unſer Schiff mühſam fortziehen; die Mitte des am hohen Maſte befeſtigten Zugſeils verlor ſich unſern Augen meiſt im Waſſer, wenn aber bei ſtärkerem Anziehen, wie bisweilen Krümmungen des Ufers oder heftigere Strömungen des Waſſers es veranlaßten, der dünne Faden triefend aufſchnappte und ſtraff in der Luft glänzte, ſo war dies für uns ein köſtlicher Augenblick, dem wir oft lange Zeit geduldig entgegenharrten. Erhob ſich günſtiger Wind, ſo wurden auch Segel aufgeſpannt, ſelten kam die Anſtrengung hinzu, daß auch Stangen zum Abſtoßen gebraucht wurden. Mich dünkt, die Schiffahrt auf dem Rheine war in jener Zeit nicht minder belebt, als heutiges Tages, die Dampfſchiffe natürlich abgerechnet, ja die kleine Schiffahrt ſogar belebter, als jetzt, wenigſtens hat meine Erinnerung ein Bild unaufhörlichen Begegnens und Vorüberfahrens bewahrt.

Was uns das größte Wunder blieb, war die Kleinheit, in der uns die Menſchen und Thiere am Ufer oder auf den Bergeshängen erſchienen; dieſe kleinen Kinder, die wir ſahen, waren große Leute, wie man uns verſicherte und wie wir uns in manchen Fällen auch ſelbſt überzeugten; mit dieſen Pferdchen und Wägelchen hätten wir ſpielen mögen, dieſe kleinen Nachen ſchien man mit der Hand aus dem Waſſer nehmen zu können. Mächtig groß erhoben ſich im Gegenſatz die Städte, zu denen wir dicht heranfuhren und wo wir zu Mittag und Abend einzukehren pflegten. Das vom Fluſſe her ſich prächtig darbietende Köln, Bonn mit ſeinem ſchönen Schloß und hohen Bäumen, dann das heiter daliegende Koblenz und die hoch drohende Feſtung Ehrenbreitenſtein, alle dieſe Anblicke ſind mir aus damaliger Zeit feſt im Gedächtniſſe geblieben und keine folgende fand weſentliches daran zu ändern.

In Neuwied fanden wir gaſtliche Aufnahme in dem Hauſe eines ehemaligen Univerſitätsfreundes meines Vaters. Er hieß van Tondern und hatte, als Herausgeber einer in jener Zeit ſehr verbreiteten Wochenſchrift, der berühmten „Politiſchen Geſpräche im Reiche der Todten,“ ſich zu anſehnlichem Ruf und Wohlſtand emporgeſchrieben. Große Lebhaftigkeit des Geiſtes und bewegliche, das Was und Wohin nicht allzu genau nehmende Sinnesart befähigten ihn für damalige Zeiten zu einem glücklichen Zeitungsſchreiber, der denn doch aus allen Abweichungen, zu denen die Umſtände ihn fortriſſen, ſich immer wieder in die eigne Bahn zurückzufinden wußte. Mir iſt von ihm beſonders erinnerlich, daß er und mein Vater, wie ſie es als Stubenkameraden auf der Univerſität ſchon gewohnt geweſen waren, mit einander immer Latein ſprachen, ſo geläufig und bequem, als es ihnen die Mutterſprache hätte ſein können; ſie führten ernſthafte Erörterungen und ſcherzendes Geſpräch voll Munterkeit und Lachen, die künſtlichen Wendungen ſelber, zu denen der Zwang der fremden Sprache nöthigte, ergötzten und belebten die Unterhaltung und nahmen ihr die Bitterkeit, die ſie ſonſt hätte haben müſſen, denn die beiden Freunde waren in vielen Dingen ganz entgegengeſetzter Meinungen. Die Fertigkeit im Lateinſprechen fand ſich in katholiſchen Ländern und beſonders am Rhein ehemals ſehr häufig, und eine gewiſſe Meiſterſchaft darin wurde immer ſehr hoch geſchätzt; wer in ihrem Beſitze war, durfte ſich mit Erfolg darin ſehen laſſen. Späterhin war ich oft verwundert, in proteſtantiſchen Ländern dieſe Fertigkeit weder ſo häufig, noch ſo geſchätzt zu ſehen, indem ſelbſt anerkannte Gelehrte ſich darauf nicht einlaſſen wollten, und ſogar Philologen es verſchmähten, eine Uebung zu erwerben, die nach ihrer Meinung nie der Maßſtab ächter und tiefer Sprachkenntniß ſein konnte, ſondern als ein überflüſſiges Beiwerk nebenherlief. Mir aber iſt aus meiner früheſten Zeit ſtets ein beſonderer Reſpekt für das Lateinreden verblieben, und wenn mir ſpäterhin dergleichen vorkam, hatte ich immer ſogleich van Tondern und meinen Vater vor Augen.

Von Koblenz aufwärts blieben wir in Einem Entzücken. Die vielen Bergruinen, Felſenmauern und Thürme belebten ſich uns mit allen Bildern des Ritterweſens, von dem uns ſchon das Theater einigen Begriff gegeben hatte. Die Felſen im Rhein ſelbſt, die Bank von St. Goar, der Unkelſtein und andere gefährliche Stellen, welche man uns zeigte und dabei der furchtbarſten Unglücksfälle erwähnte, des rettungsloſen Zugrundegehens, fuhren wir mit angſtvollem Staunen vorbei, allzu froh und glücklich, daß wir mit den Eltern ſo gräßlichem Verderben entgangen ſeien. Die Schiffknechte rühmten ſich wohl, daß wir unſer Heil bloß ihrer Geſchicklichkeit zu danken hätten, und wir gaben ihnen gern dafür unſer Taſchengeld; als ich aber hörte, daß einige von ihnen nicht ſchwimmen könnten, ſchloß ich alsbald, daß, wenn wir ſcheiterten, auch ſie mit untergehen müßten, wodurch ihre Fürſorge für uns mir ſehr im Werthe zu ſinken ſchien.

In Mainz machten wir einen längern Aufenthalt. Mein Vater hatte dort viele Bekannte; Sömmerring ſtand als naturforſchender Arzt in größtem Anſehen, der Arzt Wedekind war in ſeinem Fache ausgezeichnet, noch mehr aber durch den politiſchen Eifer bekannt, der ihn bei der nachherigen Mainzer Revolution in große Wirkſamkeit, aber auch in gefahrvolle Verwickelungen brachte. Ich weiß es nicht mit Sicherheit, aber ich habe Grund zu vermuthen, daß auch Georg Forſter mit meinem Vater in freundlichem Verhältniſſe ſtand. Wir machten Ausflüge in den Rheingau, nach Wiesbaden, Schwalbach und Ems, ja wir müſſen damals lahnaufwärts auch Montabaur, Limburg und Weilburg beſucht haben, denn als ich nach vielen Jahren dieſe Orte wiederſah, dämmerte mir die Erinnerung eines früheren Eindrucks derſelben Oertlichkeiten deutlich und deutlicher aus jener Kinderzeit hervor. Dagegen ließen die Beſuche in Frankfurt am Main, in Offenbach und Hanau wohl die Erinnerung der Namen dieſer Städte, nicht die ihres beſtimmten Anblicks in meiner Seele.

In Mannheim verweilten wir ebenfalls einige Zeit, denn meines Vaters Mutter lebte hier und wollte uns ſo ſchnell nicht wieder abreiſen laſſen. Sie war, wie ſchon erwähnt, Garde des Dames oder Oberkammerfrau der Kurfürſtin Marie Eliſabeth, der Gemahlin Karl Theodor's, und ſtand am Hofe in großem Anſehn. Gleich ihrer Herrin, deren ganzes Vertrauen ſie beſaß, hatte ſie ſich der eifrigſten Frömmigkeit ergeben, befolgte mit aller Sorgfalt die Vorſchriften der Kirche und ging in ſtrengen Andachtsübungen ſo weit, daß ihr Beichtvater ihrem Eifer Einhalt thun mußte. Uns gegenüber fand ſie ſich in einer ſonderbaren Lage, ſchon über die Lutheriſche Schwiegertochter und Enkelin mochte ſie oft im Stillen ſeufzen; allein ſie half ſich in dieſem Falle mit der Hoffnung, welche den Frommen ihrer Art immer zur Hand iſt, daß nämlich die ewige Gnade noch zu rechter Zeit die Irrenden erleuchten werde, ein Ziel, das jeder Gläubige durch andächtige Fürbitten helfen könne näher zu rücken, und gewiß ließ ſie es an Gebeten zu dieſem Zwecke nicht fehlen; doch bei dem Sohne und Enkel konnte ſolche Hoffnung ſchwerer Statt finden, denn dieſe waren ja katholiſch, und dennoch für die Kirche faſt verloren! Mein Vater, der um keinen Preis täuſchen wollte, geſtand offen ſeine freie Denkart, und daß er weder ſelbſt die kirchlichen Gebräuche mitmachte, noch ſeinen Knaben in dieſer Richtung erzog; aber er that alles Mögliche, um die gute Mutter zu beruhigen, verſprach ihr, dem katholiſchen Glauben nie förmlich zu entſagen, ſtellte ihr vor, wie ſelbſt nach ihren Grundſätzen alle Verſäumniſſe wieder gut gemacht werden könnten, und brachte endlich, was ihr am meiſten galt, das Zeugniß eines alten Jeſuiten bei, den er in Mannheim von alter Zeit her kannte, und der ganz gleichmüthig verſicherte, ſolche Leute, wie mein Vater, ſeien noch gar nicht vom Himmel ausgeſchloſſen. Gutmüthig und traulich, wie ſie übrigens war, that uns die alte Frau gern alles zur Liebe, was in ihren Kräften ſtand; ihre auserleſene feine Lebensart, verbunden mit der reinſten Herzlichkeit, hatte ſelbſt für uns Kinder etwas Gefälliges und Anziehendes, wir liebten ſie aufrichtig und folgten ihr ohne Widerſtreben, wenn ſie uns unter dem Vorwande eines Spazierganges mit in die Meſſe nahm, was ihr jedesmal wie ein errungener Sieg vorkam; auch die Heiligenbilder, die ſie uns verehrte, hielten wir in großem Werthe, freilich empfingen wir aus derſelben Hand reichlich das vortrefflichſte Naſchwerk, das uns noch je vorgekommen war. Die Großmutter ſorgte dafür, daß wir auch der Kurfürſtin vorgeſtellt wurden, welche gegen uns ſehr gnädig war und uns ſchön beſchenkte, meinem Vater aber ernſtlich abrieth, in das neue franzöſiſche Weſen einzugehen; ſie wünſchte vielmehr, daß er in Mannheim bliebe, und bedauerte nur, ſelber keinen Einfluß zu haben. Dies letzte ſagte ſie mit Bedeutung und ging dann zu vertraulichen Aeußerungen über, für welche ſie bei meinem Vater alle Theilnahme vorausſetzte. Jederman wußte, daß die Lebensweiſe Karl Theodor's nie von der Art geweſen, um ein zufriedenes Eheverhältniß zu begründen. Die Kurfürſtin hatte ihrem Gemahl, als er mit ſeinem ganzen Hofſtaate nach München zog, dahin nicht folgen wollen, ſondern geſagt, ſie ſei eine geborne Pfalzgräfin bei Rhein und wolle bei ihren Pfälzern leben und ſterben. Wegen dieſer Geſinnung wurde ſie von den Mannheimern leidenſchaftlich verehrt. Manche Stimmen behaupteten zwar, ihr ſei zu verſtehen gegeben worden, ſie brauche nicht nach München zu kommen, aber ihre Anhänger widerſprachen und wollten der Kurfürſtin das Verdienſt ihres Entſchluſſes nicht ſchmälern laſſen. Uebrigens war am Hofe derſelben, und für ſie ſelbſt, ein eifriges und tägliches Geſchäft, alle Sittenverderbniß, die noch immer den Hof des Kurfürſten in München bedrängte, genau zu wiſſen und zu beſprechen, welches mit der Frömmigkeit und Strenge, die ſonſt in allen Dingen herrſchte, einen ſeltſamen Gegenſatz machte.

Mannheim zeigte noch glänzende Reſte der früheren Hofhaltung. Zahlreicher Adel war hier angeſiedelt, die vornehmſte und feinſte Geſelligkeit belebte die oberen Kreiſe, die mittleren thaten es ihnen nach, in Künſten wurde Vorzügliches geleiſtet, beſonders ſtanden Muſik und Theater auf einer hohen Stufe. Auch pflegten viele Fremde hier zu verweilen und das Leben in der Stadt und Umgegend ſehr angenehm zu finden. Wir ebenfalls beſuchten Oggersheim, Frankenthal, Schwetzingen und Heidelberg; es waren die ſchönſten Luſtfahrten, begünſtigt durch den Namen der Großmutter, der uns überall Eintritt und vorzügliche Aufnahme verſchaffte. Allein dieſe hellen Vorzüge hatten einen dunkeln Hintergrund, dem Glanz und der Ueppigkeit der Hauptſtadt ging das Elend des ausgeſogenen und zertretenen Landes zur Seite; das Volk erlag der Willkür, dem Eigennutze der Beamten. Dieſer Zuſtand entging auch uns Kindern nicht, wir begegneten Auswanderern, deren Noth und Jammer ſich deutlich genug ausſprach, wir ſahen die Armuth in den Dörfern; was uns an Verſtändniß noch fehlte, ſchöpften wir aus den Geſprächen, die wir mit anhörten, ohne daß man uns dieſe Aufmerkſamkeit zutraute, und ſo beſtärkten wir uns in der Geſinnung, die wir uns ſchon angeeignet hatten, die Länder der Knechtſchaft und Unterdrückung gern zu verlaſſen und froh dem Lande der Freiheit zuzueilen, das vor uns lag. —

Von Mannheim reiſten wir zu Wagen weiter, ein Wechſel, der uns, nach der bequemen ſanften Waſſerfahrt, ſehr verdrießlich fiel. Es war wenig zu ſehen, man fühlte ſich beengt und bald ermüdet, und dies Unbehagen iſt auch wohl der Grund, daß von dieſem letzten Theile der Reiſe mir weiter nichts im Gedächtniſſe verblieben iſt; erſt als wir über Raſtatt hinaus in weiter Ferne den Münſterthurm erblickten, wachten unſere Lebensgeiſter wieder auf, und alles gewann ein fröhlicheres Anſehen; immer näher kamen wir dem Wunderzeichen, immer größer und deutlicher ſtieg es vor unſern Augen empor; bei einer Wendung, die wir machten, wurde die bisher dunkle Geſtalt plötzlich durchſichtig, ein zauberiſches Netz von zarten Fäden ſtand klar in der Luft, dem durchſtrömenden Lichte überall geöffnet. Dieſem erſten Eindrucke des Münſters ſtellt ſich kaum ein ſpäterer gleich, er überwältigt den Sinn, doch nur, um die Einbildungskraft zu ſteigern; er gewährt Befriedigung und erregt Ungeduld; in der Macht dieſes Anblickes iſt es unmöglich zurückzugehen, man fühlt ſich unwillkürlich vorwärts gezogen, und alle andern Gegenſtände ſchwinden vor dem einen, der bei jedem Schritte ſich verändert darſtellt und die Aufmerkſamkeit nicht losläßt. Nachdem wir in Kehl, an der Rheinbrücke, und zuletzt bei der Mauth ſchmerzlich aufgehalten worden, fuhren wir endlich durch das Metzgerthor ein, und waren in Straßburg.

Im Gaſthofe zum Geiſt, wo wir eingekehrt, weilten wir nicht lange; wir wurden ſogleich zu dem Vater meiner Mutter abgeholt, der uns bei ſich aufnahm. Er beſaß ein eignes Haus und galt für einen vermöglichen Mann; ſein hohes Alter aber trennte ihn gänzlich von der Welt, er lag ſchon ſeit Jahr und Tag immer zu Bett und ließ ſich von einer älteren Tochter pflegen, die ſelber längſt Wittwe war. Die übrigen Geſchwiſter meiner Mutter waren verheirathet, theils in Straßburg, theils auswärts anſäſſig, die zahlreichen Verwandtſchaften, von denen ich mich plötzlich umringt ſah, wußt' ich auch in der Folge nicht zu entwirren, ich war zufrieden, daß meine Schweſter es konnte, und daß wir unter ihnen einige Kinder fanden, mit denen wir unſre Spiele trieben. Nur fühlte ich bald, daß meine Schweſter, von den ſchon entwickelteren Baſen angezogen, ſich weniger mit mir abgab, und da die Eltern ihrerſeits überaus in Anſpruch genommen waren, die Vettern aber bei ihren Spielen mich als zu klein oft vernachläſſigten, ſo befand ich mich in dem bewegten Treiben ſehr allein und dachte wehmüthig an Düſſeldorf zurück, wo ſich alles mehr nach meinem Sinn und Bedürfniß geſtellt hatte. Dies Gefühl der Einſamkeit und daß die Andern nichts von mir wüßten, ich ihnen im Grunde doch nicht angehörte, übernahm mich oft in den lebhafteſten Zerſtreuungen, und gab mir eine unſägliche Bangigkeit, die ich auszudrücken unfähig war und alſo meinem Vater auch nicht vertrauen konnte, dem ich ſonſt alles ohne Rückhalt zu ſagen pflegte. Natürlich dauerte ſolche Stimmung nie lange, ſondern wurde leicht und ſchnell von dem Vergnügen und Reiz überwunden, die mir aus neuen Gegenſtänden und fröhlichen Vorgängen in Fülle zuſtrömten.

Das Münſter iſt für jeden Straßburger mit Recht die Zierde und der Stolz der Stadt, ein Schatz und ein Ruhm, den der geringſte der Einwohner ſich aneignet. Meine Schweſter war ſchon eingebürgert genug, um gegen mich Neuling die Straßburgerin zu ſpielen, mir das Münſter als größte Sehenswürdigkeit der Welt anzupreiſen und mich in Begleitung älterer Perſonen ſofort hinzuführen und das Wunder auſtaunen zu laſſen. Man kann nicht erwarten, daß ein Knabe die Schönheit des Münſters zu faſſen gewußt habe, aber das darf man mir glauben, daß der Eindruck ein ungeheurer geweſen. Der Anblick der mächtigen, durchbrochenen und doch durch und durch feſten Wand, die über den Haupteingängen der Kirche ſenkrecht zu der Plattform aufſteigt, von wo ab ſich der Thurm allein erhebt; die herrliche Ausſicht von der Plattform über die Stadt rings in die grüne Landſchaft hinaus, durch die ſich der helle Glanz des Rheins windet; dann der Blick die kühnen Schneckenſtiegen hinauf, die freiſtehend von außen den Thurm auf jeder ſeiner vier Ecken begleiten und hoch oben in ihn übergehen, der ſich nun allmählig verengt und zuletzt in den Knopf und das Kreuz endet, wo kaum das Auge zu weilen kühn genug iſt: alles dies iſt von der Art, daß auch ein roher und kindiſcher Sinn unfehlbar davon getroffen wird. Nur Eines entſprach meiner Erwartung nicht ganz, und dies war freilich ein Hauptſtück; nach allem, was ich von der Höhe des Thurmes hatte hören müſſen, war er mir noch nicht hoch genug, und ich ſagte das ganz unbefangen. Aber wie erging es mir da! Gleich einer Narrheit wurde meine Aeußerung verlacht, gleich einem Verbrechen geſcholten, und als wir nach Hauſe kamen, mußte ich ſogar bei dem Vater mich verklagen hören, der ebenfalls meine Ungebühr rügte, weil er meinte, ihr liege ein eitler Trotz zum Grunde, willkürlich anders zu urtheilen, als die Andern. Ich war aber bei jener Bemerkung unſchuldig dem ſinnlichen Eindrucke gefolgt, von dem relativen Werth einer beſtimmten Höhe hatte ich keinen Begriff, und anſtatt einer unermeßlichen Höhe, die man mir verheißen, fand ich eine ſehr abſehbare, in der meine damals ſcharfen Augen noch jedes Einzelne erkannten, was den Andern ſchon unkenntlich dünkte. Als mir auch letzteres abgeſtritten und ich eines unwahren Vorgebens beſchuldigt wurde, konnt' ich das Unrecht nicht länger tragen und brach in heftiges Weinen aus. Nun ſuchte man mich wohl zu beruhigen und redete mir freundlich zu, aber noch immer in der Vorausſetzung, daß ich meine Schuld fühlen ſollte. Niemand ſah mein Inneres, niemand wollte mir beiſtehen, ich erſchien mir völlig allein in der Welt, denn Vater und Mutter ſtanden mir als Fremde gegenüber; es war eine ſchreckliche Empfindung, eine frühe Schmerzensweihe zu mancher ſpäteren.

Dieſe gleich anfangs um des Münſters willen vergoſſenen Thränen verleideten mir doch nicht im geringſten den Wunderbau ſelbſt, der mir im Gegentheil mit jedem Tage lieber und vertrauter wurde. Ich könnte genauer ſagen: mit jedem Abend, denn dieſe Zeit war es, wo wir gewöhnlich und ſtundenlang ihn vor Augen hatten, ſeine Vorzüge beſprechen und Merkwürdigkeiten von ihm erzählen hörten, und, indem wir an ſeinem Fuße ſpielten, immer wieder zu ihm emporblickten, uns von dem übermächtig Großen durchſchauern zu laſſen. Eine Tante nämlich bewohnte ein Haus auf dem

Münſterplatze, welches der Falkenkeller genannt wurde, und meine Mutter verſäumte ſelten, dort mit uns die Abende zuzubringen. Da wurden wir mit dem ſchönſten „Zowes-Eſſen“ — wie in Straßburg das Vesperbrot hieß — bewirthet, beſonders mit unvergleichlichem Obſt und feinem Gebäck, beides Zierden der Stadt. Mit den Kindern des Hauſes fanden wir uns beſſer und lieber zuſammen, als mit allen andern unſrer Bekanntſchaft, und der Raum vor dem Hauſe begünſtigte unſre Spiele vortrefflich. Mochte die Sonne noch ſo ſehr brennen und den Münſterthurm oben in allem Zauber wechſelvoller Beleuchtung glühen laſſen, hier unten war tiefer Schatten und erquickende Kühlung, die von Alt und Jung in froher Unterhaltung genoſſen wurde. Mit dem Tageslicht aber ſchwanden gewöhnlich die Spazirgänger, die Straßen wurden ſtiller und nach dem Zapfenſtreich, im ſpäteren Abenddunkel, gehörte der ganze Münſterplatz nur uns. Wir alle waren gutgeartete, wohlgezogene Kinder, und unſern Freuden blieben grobe Unarten und Bosheit fremd; fanden ſich bisweilen rohere Geſpielen ein, um an unſern Erluſtigungen Theil zu nehmen, ſo ſchieden ſie bald wieder aus, wenn ſie merkten, daß ihre Art mißfiel oder auch wohl ſcharf gerügt wurde. Hier geſchah mir ſelten ein Leid, ich fühlte mich von den Größeren nicht nur geduldet, ſondern berückſichtigt und gefördert, und genoß ein ſchönes Jugendglück, ſchöner noch, als ich es am Rhein in Düſſeldorf genoſſen, weil die Zahl der Theilnehmer ſo viel größer war. Und ich wußte, daß ich Glück empfand, wußte es mehr, als ich die Andern es wiſſen ſah, die ſich der zufälligen Luſt ohne vieles Beſinnen hingaben, und ſie auch leicht entbehrten, wenn es ſich ſo fügte. Ich aber wollte ſie feſthalten, wiederholen und bereiten, und war unwillig, wenn dies fehlſchlug. Dagegen konnt' ich bisweilen von ſelbſt aus dem Spiele zurücktreten, einſame Stellen ſuchen, mit aufgeregter Phantaſie die mondbeſchienenen Heiligenbilder und Schnitzwerke betrachten, an welche die Revolution ihre frevelnde Hand noch nicht gelegt hatte, und mich in mährchenhaften Träumen ergehen, zu denen es an ſtofflicher Nahrung hier nicht fehlte. Merkwürdig iſt mir noch geblieben, daß ich, wiewohl von früheſter

Zeit her alles Unheimliche und Geſpenſtiſche fürchtend, nie beim Münſter etwas dieſer Art empfand, ſondern in Nacht und Einſamkeit dieſen Mauern und Bildern ohne Schrecken nahen konnte. Wäre hiervon der Grund in der wohlthuenden Anordnung des Ganzen, in der durchgängigen Heiterkeit der Verhältniſſe und Bildungen zu ſuchen, ſo hätte man dem Erbauer ein in obiger Beziehung neues Lob zu ertheilen, deſſen hier meines Wiſſens zum erſtenmale Erwähnung geſchähe. Nur von dem Innern der Kirche darf ich nicht das Gleiche rühmen, beſonders die Gänge hinter dem Chor ſtößten mir bange Schauer ein, und der ſchlechte Spaß bei dem unterirdiſchen Brunnen, wo man hingeführt wurde, um den Eſel zu ſehen, und dann ſich ſelber im Waſſer geſpiegelt ſah, machte mir den unheimlichen Ort doppelt verhaßt.

Mancherlei Geſchichten verknüpften ſich dem Münſter, deren Erzählung wir uns oft mit demſelben bangen Vergnügen, das wir beim erſtenmal gefühlt, wiederholen ließen. Der ſchwindelnden Höhe hatten ſich von jeher Verwegenheiten und Gefahren verknüpft, die nicht ſelten zu traurigen Unglücksfällen geworden waren. Auf dem Rande des hohen Bruſtgeländers, welches um die Plattform und den Thurm herumgeht, ſahen wir die Spur zweier Füße eingehauen, zur Bezeichnung der Stelle, an der ein tollkühner Menſch, nachdem er in Folge einer Wette zweimal auf dem Geländer glücklich ſeinen Umlauf ausgeführt, beim drittenmale in Zittern und Schwanken gerathen und rettungslos in die Tiefe geſtürzt war. Den meiſten Antheil nahmen wir an dem Bericht von dem Glück eines Schornſteinfegers, der, als armer Wanderer in Straßburg angelangt, von luſtigen Geſellen angereizt worden, auf dem Knopf des Thurmes freiſtehend ein Glas auf das Wohl der Stadt zu leeren, und nach glücklichem Vollbringen dieſer That durch die Gunſt der Bürger in der Stadt anſäſſig geworden und zu großem Wohlſtande gekommen ſei; eine Begebenheit, welche meiner Schweſter ſpäterhin zum Stoff einer überaus anmuthigen und wohldurchgeführten Erzählung dienen durfte. Man pries auch einen verwegenen Mediziner, der noch in neuerer Zeit das unerhörte Wagſtück ausgeführt hatte, ſich auf das Kreuz des Knopfes rittlings zu ſetzen und von da herunter vergnügt eine Weile die Stadt zu betrachten: zu dem in früher Kindheit namenlos Vernommenen und viele Jahre ſtaunend im Gedächtniß Bewahrten ſollte mir eine ſpäte Zeit auch den Namen liefern und den Mann ſelber zeigen, es war der berühmte Berliner Arzt Geheimrath Heim, der als Jüngling jenes Stück verübt hatte und bis in ſein hohes Alter ſich deſſen rühmte. Wir ſahen auch, daß man die Namen, welche ſich hin und wieder in die Quaderſteine des Thurmes ſorgfältig eingehauen fanden, mit Aufmerkſamkeit las und beſprach; daß darunter aber auch ein Stein war, der Goethe's und ſeiner jungen Freunde verbundenen Namen trug, konnte freilich damals für uns nicht den geringſten Werth haben.

An gutem Willen fehlte es den Straßburgern nicht, eine zweite Sehenswürdigkeit ihrer Stadt möglichſt hervorzuheben, und ſie meinten, nach dem Münſter — den großen Abſtand einmal zugegeben — verdiene nur ſie noch genannt zu werden. Dies war das in der Thomaskirche dem Marſchall Grafen Moritz von Sachſen errichtete Denkmal von dem Pariſer Bildhauer Pigalle. Der Marſchall war von den wenigen Kriegshelden, welche Frankreich in der Zeit Ludwig's des Fünfzehnten gehabt, ohne Frage der ausgezeichnetſte, und hatte ſich um den König ſehr verdient gemacht, der ihn deßhalb durch ein prächtiges Grabmal ehren wollte. Was aber im Leben wenig beachtet und kaum bemerkt worden war, kam bei dem Tode gewichtig zur Sprache, und erzwang die beſtimmteſte Rückſicht, nämlich der Umſtand, daß der Held äußerlich dem proteſtantiſchen Glauben angehört habe. Dies war dem Hofe verdrießlich genug, aber doch nicht zu ändern, und ſo mußte eine proteſtantiſche Kirche der Ort des Begräbniſſes und Denkmals werden. Die ſeit der Vereinigung Straßburgs mit Frankreich unaufhörlich gedrückten und beſonders von den Jeſuiten hart bedrängten Proteſtanten erhoben ſtolz das Haupt ob des ehrenvollen Ereigniſſes, und in dem Marſchall ſahen ſie ihren Glauben, ihre Gemeinde verherrlicht, wenigſtens mußten die Katholiſchen es mit anſehen, daß der allerchriſtlichſte König ſeine dankbare Anerkennung der höchſten Verdienſte in einem Tempel der Proteſtanten darbrachte. Eine ſo große, dem Stolze der Straßburger ſo ſchmeichelhafte Thatſache ſollte nun auch von dem höchſten Kunſtwerthe getragen ſein, und es war gäng und gäbe, von dem Werke Pigalle's nicht anders zu reden, als ob deſſengleichen nicht mehr in der Welt wäre. Lange hat dieſe übertriebene Anrühmung ſich in künſtlicher Geltung erhalten, bis in neuerer Zeit das Werk wieder zu ſehr herabgeſetzt worden iſt; die techniſche Ausführung iſt verdienſtlich genug für jene Zeit, welche mit der Erfindung vollkommen zufrieden war. Mich ließ der Anblick nur gleichgültig, ich dachte, die Rühmenden würden wohl Recht haben, und verhehlte nur nicht, daß mir die braunrothen Bildſäulen des Münſters doch lieber wären, als dieſer weiße geiſterhafte Marmor.

Nicht umſonſt aber lachte das ſchöne Sommerwetter, wir folgten gern ſeinen Lockungen in's Freie; die Gärten und Luſtörter in der Nähe, der Waſſerzoll, Kehl, beſonders aber die Rupprechtsau, wurden fleißig beſucht; die letztere, ein ausgedehnter, feſter Wieſenboden, mit vereinzelten großen Bäumen beſetzt, war ein Lieblingsort der Straßburger, wo ganze Familien ſich ſchon im erſten Frühroth einfanden, luſtwandelten oder Spiele trieben und, unter den hohen Bäumen im Graſe gelagert, ihre mitgebrachten Erfriſchungen verzehrten, denn ein Wirthshaus war nicht vorhanden, und bei der hergebrachten einfachen Sitte auch nicht nöthig. Wir machten aber auch größere Ausflüge zu Wagen, beſuchten Zabern und das ſchöne Schloß des Kardinals von Rohan, das Städtchen Baar und den nahen Odilienberg, wo uns die Legende von der heiligen Odilie, der Tochter des Herzogs Eticho, welche hier ein Kloſter gebaut hatte, umſtändlich erzählt wurde. Ein Herr von Türckheim war auf dieſer Fahrt mit uns, ob vielleicht der Gatte von Goethe's Lili? wüßt' ich nicht zu ſagen. Den Namen Schöpflin hört' ich bei dieſer Gelegenheit auch mit großer Verehrung nennen, für die Alterthumskunde des obern Rheinthals, und des Elſaſſes insbeſondere, war er die höchſte Autorität. Von den größeren Ausflügen erinnere ich mich zumeiſt der Ermüdung, mit der ich von ihnen zurückkehrte; mein Vater wollte meine Kräfte früh zur Anſtrengung gewöhnen, und mochte ihnen bisweilen doch wohl zu viel zumuthen.

Die Straßburger Frauentracht, von welcher Goethe ſo anmuthig erzählt, habe ich auch noch geſehen und zwar in ihrer letzten Zeit, denn im Verlaufe der Revolution ſcheint ſie ſchnell ſeltener geworden und bald gänzlich verſchwunden zu ſein. Das Bild meiner Mutter als Braut war ſchon in franzöſiſcher Kleidung gemahlt, das Haar aber dabei noch im altbürgerlichen Staat der unendlichen Zöpfe. Jetzt waren auch dieſe nebſt den kurzen runden Röcken nur noch in den unterſten Klaſſen übrig, und am vollſtändigſten in den kleinern Orten auf dem Lande. Dieſe Tracht, ſo wie die landesübliche deutſche Mundart, wurde von den Aufgeklärten und Beſtrebſamen ſehr beſpöttelt, und da den Spöttern ſelbſt ein erträgliches Deutſch oft nicht erreichbar war, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zum Franzöſiſchen, worin ſie aber gleichfalls, durch die abſcheulichſte, dem Oberrhein und einem Theile der Schweiz eigne Falſchbetonung, ſich als gute Elſaſſer auswieſen. Das Straßburger Deutſch klingt freilich ungeſchlacht, und beſonders ſchadet ihm, daß ſo viel verdorbenes Franzöſiſch hineingeknetet iſt; doch ein guter Kern iſt darin unverkennbar, und der viele Scherz und Mutterwitz, der in der anſehnlichen lebhaften Stadt ſeit uralter Zeit in gangbaren Redensarten ſich angeſammelt und fortgebildet, macht dieſe Mundart zum täglichen Gebrauch geſchmeidig und anmuthig genug. Ich verſtand bald, was in ihr geſagt wurde, machte jedoch kaum den Verſuch, darin zu ſprechen, denn die Perſonen, mit denen ich umging, wollten alle mit mir lieber Hochdeutſch reden, und die Kinder beſonders wurden zu dieſem, und mehr noch zum Franzöſiſchen, angeſpornt.

Das Franzöſiſche mußte in der That vermittelſt der Revolution raſch die Oberhand gewinnen. Vor dieſer wußte und fühlte noch jederman die deutſche Stammgenoſſenſchaft, und ſuchte mit Fleiß alte Sitte und Gewöhnung zu bewahren. Die Sprache, die Religion, die Tracht, die ſtädtiſche Ordnung, alles ſtand den franzöſiſchen Einflüſſen entgegen, die von Seiten des Hofes nur abſolutiſtiſche und katholiſche ſein konnten; als aber von Paris her die Freiheitsgrundſätze kamen, alles bisher Gefürchtete verſchwand und die herrlichſten Hoffnungen an die Stelle traten, da mußten alle Schleuſen ſich öffnen und die wogende Fluth durfte frei hereinſtrömen. Mit der Freiheit und dem Bürgerthum verbrüderte man ſich unbedenklich, mit den wiedergeborenen Franken wollte man gern in Ein Volk zuſammenfließen; ſchwache Fäden alter Gewöhnungen hielten nicht gegen die neuen ſtarken Bande des Geiſtes und der Geſinnung.

Wirklich war in Straßburg kaum ein Schritt möglich, ohne den neuen Ideen in Thatſachen oder Zeichen zu begegnen. Gleich die erſten Bewegungen zu Paris hatten im Elſaß begeiſterte und kräftige Zuſtimmung gefunden, und die Straßburger beſonders waren leidenſchaftlich in die neue Richtung eingegangen. Ueberall hörte man die neuen Wahlſprüche, den Leberuf der Freiheit, des Geſetzes, der Nation, überall brachen die Zeichen des neuen Lebens hervor, man ſah Freiheitsbäume aufgerichtet, die Farben und Schlagwörter der Revolution in Tafeln, Schildern und Inſchriften vervielfältigt, die dreifarbige Kokarde an jedem Hute, dreifarbige Fahnen auf jedem öffentlichen Gebäude, die Frauen ſchmückten ſich mit dreifarbigen Bändern, Tag und Nacht erklangen die patriotiſchen Geſänge. Das berühmte Volkslied ça ira war im vollen Schwange, jeder Straßenjunge wußte die wenigen ſcharfen Worte, und ſang ſie nach der leichten rohen Weiſe mit aller Kraft der Lungen. Das Lob der Patrioten und das Verderben der Ariſtokraten waren die beiden Hauptthemen jenes Liedes und vieler andern, die mit ihm wetteiferten. Man kannte damals noch keine anderen Partheien, als dieſe beiden, der Name des Königs galt noch auf jeder, wenn ſchon in verſchiedener Bedeutung, ja die Patrioten feierten ihn am meiſten, da er ihrer Sache damals willig diente. Mir ſind eine Menge jener Lieder und Verschen, zu denen ſich kein Dichter hätte bekennen mögen, im Gedächtniſſe geblieben, aber ich erinnere mich durchaus keiner deutſchen, alle waren franzöſiſch, und bei der reichen Zufuhr aus dem Innern war kein Bedürfniß eigner elſaſſiſchen Erzeugung. Der bekannte Eulogius Schneider, der nach Aufgebung ſeiner Profeſſur in Bonn um jene Zeit in Straßburg revolutionair zu wirken begann, widmete wohl den Freiheitsgegenſtänden auch ſeine ſcharfe Dichtergabe, jedoch keins ſeiner derartigen Erzeugniſſe hat ſich im Volke Bahn gemacht.

Am lebendigſten und glänzendſten ſpiegelte ſich das Freiheits- und Bürgerweſen in Straßburgs Nationalgarde. Jeder wehrhafte Mann war eingeſchrieben, uniformirt, bewaffnet, exerzirte und that Wachtdienſte. Die geſammte Truppe nahm ſich vortrefflich aus, ſie konnte ſich dreiſt neben die Linientruppen ſtellen, und hatte ſogar ein vornehmeres und muthigeres Anſehen. Blaue Röcke mit rothen Kragen und Aufſchlägen, und weiße Unterkleider und Kamaſchen, hielten auch hier die beliebten Nationalfarben ſtets vor Augen, die ganze Körperſchaft, welche öfters in ihrer impoſanten Maſſe ausrückte, und jede Schildwacht, die auf dem Poſten ſtand, ſchimmerte trikolor. Dies fiel um ſo mehr auf, als die Linientruppen noch ihre weißen Uniformen hatten, mit ſchwarzen, grünen und noch anderen Aufſchlägen; ſie hatten ſchon die dreifarbige Kokarde am Hut, die Nationalgarden dagegen führten an den Rockzipfeln noch die Lilien, dieſe beiden Zeichen waren gemeinſam. Uebrigens beſtand gegen die Linientruppen einiges Mißtrauen, man wußte, daß ihre Stimmung nicht durchgängig revolutionair, ſondern getheilt war, und daß beſonders die Offiziere die Volksſache nicht begünſtigten; viele der beſten Unteroffiziere waren von den Regimentern abgegangen, um als Lehrer der Waffenübung und des Dienſtes bei den Bataillonen der Nationalgarde einzutreten, die gemeine Mannſchaft aber beſtand aus ungleichartigen, zum Theil ausländiſchen Elementen. Die Nationalgarde hatte daher das Selbſtgefühl ihres entſchiedenen Uebergewichts; ihre Einigkeit in ſich ſelbſt und ihr Rückhalt an der revolutionairen Kraft des ganzen Landes ließen ſie keinen Zuſammenſtoß mit den Linientruppen fürchten, auch waren dieſe am meiſten bemüht, einen ſolchen zu vermeiden, und ließen den Nationalgarden überall den Vortritt. Die Entſchloſſenheit und Leichtigkeit, mit denen ſich Bürger, ſobald ein ernſter und großer Antrieb ſie bewegt, in Soldaten verwandeln, hat immer die Welt überraſcht und in Erſtaunen geſetzt, doch vielleicht niemals mehr, als in jenen erſten Zeiten der Revolution. Die Stürmung der Baſtille, die Vendée, Saragoſſa und die ſpaniſchen Guerillas, die öſterreichiſchen und preußiſchen Landwehren, und zuletzt wieder die Pariſer in den Julitagen, haben die Stärke, welche den Volksbewaffnungen inwohnt, noch oft genug dargethan; in jenen Tagen aber hielten die zünftigen Kriegsmänner für ganz unmöglich, daß ein zuſammengerafftes Bürgervolk — oder Schuſter und Schneider, wie man ſich gern ausdrückte — alten geübten Soldaten widerſtehen ſollte. Die Straßburger wußten recht gut, daß auch ſie von jenſeits des Rheines her verlacht wurden, allein ſie ließen ſich dadurch nicht irren, ſetzten ihre Uebungen fleißig fort, hielten auf Zucht und Ordnung und brachten es in kurzem ſo weit, daß die wichtige Feſtung kaum einer andern Beſatzung zu bedürfen ſchien. Die Bürger hatten auch einige Reiterei und beſonders tüchtige Artillerie errichtet, die mit der Königlichen in beſter Eintracht lebte, denn grade dieſer Zweig des alten Heeres zeichnete ſich, wie in ganz Frankreich, ſo auch hier, durch Hinneigung und Eifer für die Volksſache aus.

Mein Vater leiſtete den vorgeſchriebenen Bürgereid, und wurde demzufolge nun auch Mitglied der Nationalgarde. Als ich ihn zum erſtenmal in der Uniform ſah, ſchlug mir vor Freuden das Herz; nun glaubt' ich, daß wir dem neuen Vaterlande völlig angehörten. Ihn bei ſeinem erſten Wachtdienſte zu beſuchen, unter ſo vielen muntern, ihm und mir ſo ausnehmend freundlichen Kammeraden, ſo nah und vertraut allen Gewehren, Trommeln, Fahnen, das war ein Feſt, deſſengleichen ſich im Leben ſelten ereignet. Ich war ſtolz darauf, meinen Vater als einen Vertheidiger der Freiheit zu ſehen, die ich von allen Seiten als das höchſte Gut preiſen hörte, und für welche zu ſterben als das ſchönſte Loos gerühmt wurde. Ich erfuhr, daß auch mir nun die Ehre geſichert ſei, als franzöſiſcher Bürger einſt an der hohen Beſtimmung Theil zu nehmen, die mein Vater jetzt erfüllte, und die ich mehr beneidete, als alles andere, was die erwachſenen Leute vor mir voraus hatten. Abends fand ein Gaſtmahl im Wachthauſe Statt, wo ſich mehrere hohe Befehlshaber einfanden, der Zapfenſtreich wurde von kriegeriſcher Muſik begleitet, man ſang patriotiſche Lieder, und zuletzt fielen ſogar Freudenſchüſſe, die von anderen Poſten beantwortet wurden, und berauſcht von Entzücken kehrte ich in ſpäter Nacht aus dem Zauberkreiſe nach Hauſe, wo mich heimkehrende Nationalgarden ſicher ablieferten. Unfähig zu erzählen, was ich erlebt hatte, konnt' ich Mutter und Schweſter nur bedauern, nicht mit dort geweſen zu ſein, ja es ſchien mir ſehr traurig, daß ihnen nicht derſelbe Beruf werden könne, dem ich unfehlbar entgegenging! La nation française, liberté, egalité, — welch ſüße, ſtolze Worte damals dem Ohr! Wer mir damals geſagt hätte, daß dieſen Franzoſen, dieſen Nationalfarben und dieſer Loſung ich einſt, aus freier Wahl und mit heißem Eifer, feindlich gegenüberſtehen würde! — Die Begeiſterung erſtieg den höchſten Gipfel und ein goldenes Zeitalter ſchien wirklich anzubrechen, als von Paris die Heilverkündung erſcholl, der König habe die von der Nationalverſammlung ausgearbeitete Konſtitution angenommen und beſchworen. Dieſer Tag, der 14. September 1791, wurde durch ganz Frankreich feſtlich nachgefeiert, und Straßburg zeichnete ſich vor vielen Städten durch großartige Anordnungen aus. Kanonendonner verkündete den Anbruch des Tages, die Linientruppen und Nationalgarden waren mit dem frühſten in Bewegung, die von Muſik und Jubel begleiteten Hin- und Herzüge bewaffneter Abtheilungen wollten nicht enden; zuletzt vereinigte ſich alles zu einer großen Parade, einem erhebenden Schauſpiele, aus Ernſt und Fröhlichkeit gemiſcht, denn nach einigen Waffenübungen wurden die Gewehre zuſammengeſtellt und unter dem Jubelgeſchrei vive le roi, vive la nation! fraterniſirten die Truppen mit dem Volke; plötzlich drängten ſich im Gewühl lange Reihen gedeckter Tiſche hervor, an denen in Gemeinſchaft geſpeiſt wurde. Hatte man ſich an dieſem Anblick ergötzt, ſo eilte man zu dem Münſter, die Vorbereitungen zu ſehen, die dort für den Abend getroffen wurden.

Die Munizipalität hatte eine Menge Volksluſtbarkeiten veranſtaltet, für die Armen fanden öffentliche Speiſungen Statt, auch viele angeſehene und reiche Bürger hielten ihre Mahlzeit auf offener Straße, riefen die Vorübergehenden heran, und dieſe allgemeine Theilnahme der Wohlhabenden und Gebildeten gab der Luſtbarkeit ein geſittetes und elegantes Anſehen, durch welches auch die Rohheit und Wildheit, die ſich etwa hätte zeigen mögen, leicht in Schranken gehalten wurde. Dieſes Zumittageſſen auf der Straße, die mannigfachen Gruppen der Familien, zwiſchen Frauen und Kindern die hellen Uniformen, denn Väter, Gatten und Brüder, alle waren ja Nationalgarden, dieſer Anblick war einer der größten und eigenthümlichſten meines ganzen Lebens, man kann ſich die Heiterkeit und Anmuth einer ſolchen Veranſtaltung ſchwerlich vorſtellen. Nachmittags ſtrömte die Menge vor die Thore hinaus, wo gleichfalls mannigfache Vergnügungen angeordnet waren, die Rupprechtsau wimmelte von geputzten Menſchen, Muſikchöre waren vertheilt, und patriotiſche Lieder und frohe Tänze fehlten nicht. Die größte Herrlichkeit war indeß dem Abend vorbehalten, die ganze Stadt wurde prachtvoll erleuchtet, die öffentlichen Gebäude und jedes Bürgerhaus, die großen Plätze und jedes Gäßchen, alles fluthete von Lichtſtrömen. Nichts aber war dem Münſterthurme zu vergleichen, der, mit Hunderttauſenden von Lampen bis zur höchſten Spitze beleuchtet, in dem dunkeln Nachthimmel rieſenhaft emporragte. Man drängte ſich heran, zu dem lichtüberſäeten Ungeheuer in der Nähe aufzublicken, man ſuchte bald wieder das Weite, um aus einiger Ferne den Anblick noch wirkungsvoller zu genießen. So wogte die Menge hin und her, überall in fröhlicher Helle, überall von Luſt umgeben. Dem gewaltigen, weit im Lande hin ſichtbaren Leuchtthurm antworteten von den umliegenden Dörfern aufflammende Freudenfeuer, und entferntere Feuerſäulen ſtiegen in den Vogeſen empor. Bis tief in die Nacht blieben die Straßen von wogender Menge erfüllt. Nur ſelten erhoben ſich in der allgemeinen Freudigkeit rohere Stimmen, die zu Haß und Gewalt anreizen wollten. Man gab die Häuſer einiger Ariſtokraten als unerleuchtet an, und rief das Volk auf, dieſen Hohn und Frevel zu ſtrafen, einige Schaaren zogen aufgeregt hin, aber die bezeichneten Häuſer ſtanden gleich den andern in hellem Glanz, und den Bewohnern wurde nun ſtatt der beabſichtigten Mißhandlung einſtimmiger Beifall und Leberuf dargebracht. Erſt in ſpäter Nacht gelang es einem Pöbelhaufen, einige Fenſter in der Wohnung des Maire von Dietrich einzuwerfen und auf öffentlichem Platz einen Strohmann zu verbrennen, der dieſen um die Stadt wohlverdienten, aber dabei dem Könige, wie es hieß, zu ſehr ergebenen Mann vorſtellte. Dieſer verübte Unfug und beſonders die Richtung, welche der tückiſche Haß hier gewählt hatte, wurden von meinem Vater laut und heftig gerügt; er war dem Maire von Dietrich befreundet, von der Redlichkeit des Mannes überzeugt und der politiſchen Denkart deſſelben ſtimmte er größtentheils bei, denn das Königthum hielt er für einen weſentlichen, nicht zu miſſenden Beſtandtheil der neuen Ordnung, und die Anhänglichkeit an die Perſon Ludwig's des Sechszehnten hielt er durch die guten Eigenſchaften des wohlmeinenden Fürſten vollkommen gerechtfertigt. Der Gedanke, daß die wilden Ausbrüche blinder und haßvoller Volkswuth, welche Paris im Anfange der Revolution geſehen hatte, ſich auf dieſem Boden wiederholen könnten, erfüllte meinen Vater mit Abſcheu und Sorgen, und er unterließ nicht, am folgenden Tage an mehreren Orten die Nothwendigkeit auseinanderzuſetzen, daß die Thäter jener Ungebühr entdeckt und beſtraft würden. Allein ſeine Zuhörer theilten ſeinen Eifer wenig, der Vorgang ſchien unerheblich, einige Fenſterſcheiben, hieß es, ſeien leicht erſetzt und das Verbrennen in effigie habe dem Manne kein Haar verſengt; im Drange der Neuigkeiten und Ereigniſſe jedes folgenden Tages war die Sache bald vergeſſen und hatte keine weitere Wirkung, als daß mein Vater wohl merken mußte, wie ſein bei dieſer Gelegenheit gezeigtes Benehmen manche Leute von ihm entfernte, die ihn bisher mit zuvorkommender Freundlichkeit anzuziehen geſucht, und daß er fernerhin Keime von Mißtrauen und Verdächtigung auf ſeinen Wegen ausgeſtreut fand, durch die ſein offenes und reines Gemüth ſich tief gekränkt fühlte. In ſeiner Argloſigkeit hatte er freilich nicht geahndet, daß ſchon damals auch in Straßburg im Stillen eine Faktion wirkte, welche nicht am Aufbau, ſondern nur am Umſturz Freude hatte, und dieſen ohne Maß und Ziel fortzuſetzen dachte, zu welchem Zwecke denn die Volkskräfte bearbeitet und an kleineren Verſuchen für größere Unternehmungen geübt werden mußten. In dieſer Richtung zeichnete ſich ſpäter Eulogius Schneider beſonders aus, der zwar die Mönchskutte abgelegt, aber den Fanatismus bewahrt hatte, ſich ſogleich in die gehäſſigſten Uebertreibungen warf, und beſonders auch den Maire von Dietrich wüthend anfeindete. Ohne Zweifel würde er in der Jakobinerzeit meinen Vater, hätte er denſelben noch erreichen können, nicht weniger unter das Beil der Guillotine gebracht haben, als den unglücklichen Dietrich.

Jedoch hatten jene Tage im Allgemeinen ein viel zu heiteres und verſprechendes Anſehen, als daß es möglich geweſen wäre, ſo ſchwarze Ahndungen für die nächſte Zukunft ernſtlich zu hegen. Im Gegentheil verhieß die überall mit Begeiſterung aufgenommene Konſtitution eine Reihe glücklicher Entwicklungen; das Innere ſchien ſich in der neuen Ordnung mehr und mehr zu befeſtigen und zu beruhigen, und wenn einige Gefahr drohte, ſo war dies nur von außen, und durchaus nicht von der Art, daß der Muth der jungen Freiheit hätte zagen dürfen. Man wußte, daß faſt alle Höfe den Vorgängen in Frankreich nur mit Beſorgniß und Widerwillen zuſahen, daß das deutſche Reich gegen mancherlei Verfügungen, beſonders gegen die im Elſaß ausgeführten Maßregeln, von denen deutſche Rechte getroffen waren, heftigen Einſpruch that, daß der Kaiſer mit dem Könige von Preußen, mit dem Kurfürſten von Sachſen und anderen Reichsſtänden einen Kreuzzug gegen Frankreich verabredet, daß ſelbſt die Kaiſerin Katharina von Rußland ihre Hülfe verſprochen habe. Doch ſchien der Angriff noch nicht ſo nahe, und überdies die Einigkeit der Mächte, die bisher ſich eiferſüchtig einander entgegen geſtanden, mehr als zweifelhaft. Näher drohten, aber ohne fremden Beiſtand völlig gefahrlos, die franzöſiſchen Emigranten, welche ſich in den deutſchen Gränzländern, beſonders aber in Koblenz, täglich mehrten, ſich in kriegeriſche Schaaren ordneten und den alten Zuſtand in Frankreich mit Waffengewalt herzuſtellen verſprachen. Die Blüthe des Adels, die namhafteſten Generale und Offiziere, die durch Geburt und Rang ausgezeichneteſten Männer des Hofs und der Staatsverwaltung waren dort verſammelt, der Namen der Königlichen Prinzen gab ihrer Sache das glänzendſte Anſehen und niemand konnte wiſſen, welche Verbindungen in Paris und im Innern des Landes ihnen zu Gebote ſtünden. Allein die blinde Wuth, in welcher ſie gegen alles tobten, was nicht unbedingt zu ihrer Seite ſtimmte, die Unmöglichkeit einer Ausgleichung mit der Nation, die Ohnmacht ihrer bisherigen Verſuche, endlich ihre wahnſinnige und gehäſſige Aufführung, alles wirkte zuſammen, um ſie als einen Feind betrachten zu laſſen, der keine ernſtliche Beſorgniß erregen könnte. Man verlachte und verhöhnte ſie nur, machte Spottlieder und Zerrbilder gegen ſie. Für die Straßburger war ein Anlaß dazu ganz in der Nähe. Jenſeits des Rheins, im Breisgau und im Badiſchen, war der Vicomte von Mirabeau, der Bruder des Revolutionshelden, geſchäftig und warb eine Freiſchaar, mit der er in den Elſaß einzudringen und dieſe Provinz dem alten Königthum zu unterwerfen verſprach. Er hatte eine Anzahl ausgewanderter Offiziere um ſich, aber die gemeine Mannſchaft beſtand aus allerlei Geſindel, das zum Theil wieder davonlief, und aus armen Landleuten der Gegend, die nur beim Uebergang über den Rhein und beim Handſtreich auf Straßburg mitwirken, dann aber nach Hauſe kehren ſollten. Die Nähe dieſes Feindes war für die Straßburger eine tägliche Unterhaltung, man fragte ſcherzhaft nach ſeiner Stärke, ſeinen Fortſchritten, man machte einen Spazirgang über Kehl hinaus, um den Waffenübungen, den Paraden zuzuſehen. Der Vicomte von Mirabeau war ungeheuer dick, und führte daher ſchon lange den Spitznamen Mirabeau-Tonneau, natürlich wurde dieſer jetzt mit Begier aufgefaßt, zu Witzworten und Abbildungen benutzt. Die Jungen ſchleppten aus den nächſten Häuſern Holz und Kohlen zuſammen, zündeten Abends auf der

Straße Freudenfeuer an und verbrannten regelmäßig eine Mißgeſtalt von Puppe, Mirabeau-Tonneau genannt; als die Freudenfeuer des ſie begleitenden Unfugs wegen verboten wurden, wurde Mirabeau-Tonneau in der Ill oder Breuſch ertränkt.

Der drohende, doch bisher unblutige Krieg belebte auch unſere Knabenſpiele. Unſre Kleidung ahmte ſchon mehr oder minder die der Nationalgarde nach, Degen waren bald herbeigeſchafft, ein paar leichte Gewehre fanden ſich. Wir exerzirten nach Herzensluſt, aber Kämpfe konnten wir nicht vorſtellen, denn niemand wollte der Feind ſein. Es fand ſich ein anderer Ausweg, den Krieg zu führen, indem wir das Perſönliche der Rollen aufgaben und Freund und Feind in gleichgültigen Schaaren gegen einander ſtellten. In Straßburg ſah ich damals keine Bleiſoldaten, ſondern an deren Statt, viel ſchöner und zweckmäßiger, Soldaten von Karton, gut gezeichnet, ſcharf ausgeſchnitten und nach Belieben bemalt; ein viereckiges Brettchen unten ſicherte das Stehen. Solcher Truppen hatten die Vettern bald eine unzählbare Menge zuſammengebracht, zum Theil wirklich ganz ſchöne Bilder, dazu Feſtungswälle mit Thoren und Zugbrücken, endlich kleine metallene Kanonen. Da wurden denn Stürme gemacht und abgeſchlagen, im freien Felde gekämpft und geplänkelt, zuletzt wirklich mit Pulver und Blei, denn die Vettern wußten ſchon gut damit umzugehen. Eines Tages brachten wir die abentheuerliche Schaar von Mirabeau-Tonneau in's Gefecht, groteske Figuren, ebenfalls in jener Art gemacht, und wir beſchloſſen, es ſolle kein Mann mit dem Leben davonkommen, alle Kanonen der Feſtung wurden eiligſt geladen und wiederholt losgeſchoſſen. Zum Unglück wollte gerade Mirabeau nicht fallen, und einer der Vettern ſuchte mit der Hand ihn etwas beſſer in den Schuß zu rücken, da haute der Kanonier übereilt mit der Lunte auf und der Vetter war von dem Schrotkorn getroffen, das als Kanonenkugel diente. Unſer Schrecken war gränzenlos; aber der Vetter faßte ſich heldenmüthig und erklärte, niemand dürfe von dem Unglück hören, er ſchnitt ſelbſt den Schrot aus dem Finger, verband die Wunde und verbiß allen Schmerz, ſo daß wirklich der Unfall verſchwiegen blieb. In Frankreich pflegen die Knaben bekanntlich ſehr früh mit Pulver und Schießgewehr umzugehen, woraus wohl mancher Nachtheil erwächſt, aber auch der Gewinn früher Gewöhnung an ſolche Gefahr und an muthiges und ſtandhaftes Benehmen.

Neben dem Spiele von Krieg und Gefecht, dem ſich einiger blutige Ernſt unwillkürlich verknüpft hatte, trat mir einige Tage ſpäter ein wirklicher Kampf vor die Augen, der indeß keine ſchlimmen Folgen hatte. Mein Vater, getreu der alten Gewohnheit, nahm mich zu Spazirgängen und Ausflügen ſo oft als möglich mit, wobei es mit Wegen und Stunden eben nicht genau genommen wurde. Eines Abends kehrten wir von Kehl, wo wir einen Beſuch gemacht hatten, ziemlich ſpät zur Stadt zurück, und nahmen mit Vergünſtigung den kürzeren Weg durch die Citadelle. Wir eilten bei ſchon angebrochener Dunkelheit vorwärts, um noch zu rechter Zeit nach der Stadtſeite wieder hinauszukommen. Da ſahen wir plötzlich, dicht am Wege, Männer mit gehobenen Säbeln gegen einander ſtehen, doch da ſie uns erblickten, hielten ſie mit Wort und Gebärden inne; mein Vater faßte mich bei der Hand, und wir gingen ſchweigend vorüber. Wir hatten erſt wenige Schritte gethan, ſo hörten wir die Waffen klirren, begleitet von heftigen, doch gedämpften Ausrufungen, offenbar war ein Zweikampf in vollem Gange. Da beſiegte die Menſchenliebe jedes Bedenken, mein Vater wandte ſich eilig zurück, rief den Fechtenden Halt und trat entſchloſſen zwiſchen ſie. Unwillig hießen ſie ihn ſeiner Wege gehen, allein ſein feſtes Wort hatte ſchon ihre Säbel geſenkt, der Umſtand, einen Knaben an ſeiner Hand zu ſehen, wirkte mit, ſie kamen zur Beſinnung, ſagten meinem Vater, weßhalb ſie kämpften, und nahmen ihn zum Schiedsrichter. Sie waren urſprünglich die beſten Freunde, ſtanden als Offiziere in demſelben Regimente, hatten ſich wegen Geringfügigkeiten veruneinigt; die Sache war leicht geſchlichtet, ſie umarmten einander, und dann unter heißen Dankbetheurungen meinen Vater. Aber nun war es ſpät geworden, die Citadelle verſchloſſen, und ohnehin durfte man ſich jetzt nicht ſogleich wieder trennen. Die verſöhnten Freunde führten uns in einen Gaſthof, wo wir mehrere ihrer Kammeraden trafen, es wurde beſchloſſen, die Nacht fröhlich zuſammen zu bleiben, leidliche Speiſen und guter Wein waren bald aufgetragen, und unter Geſundheiten, Freiheitsliedern und mancherlei Erzählungen verfloß die Zeit raſch. Einige Grenadiere der Nationalgarde, die ſich zufällig einfanden, mußten an dem Feſte Theil nehmen, ſie wurden für Brüder erklärt, zum Zeichen der Einigkeit ſetzten die Offiziere die Grenadiermützen, die Nationalgarden die Offizierhüte auf. Lange hatte mich das anziehende Schauſpiel wach erhalten, endlich doch der Schlaf überwältigt. Die Morgentrommel weckte mich wieder, in erſter Tagesfrühe, nachdem die Thore ſich geöffnet, verließen wir die Citadelle, und hatten Mühe, in das Haus eingelaſſen zu werden, wo erſt unſer ſpätes Ausbleiben beunruhigt hatte und nun unſer frühes Kommen befremdete.

Der Herbſt war bald vorüber und der eintretende Winter brachte manche Veränderung. Die wichtigſte und folgenreichſte für uns war, daß ſich nunmehr als gewiß erkennen ließ und als entſchiedene Thatſache herausſtellte, die Straßburger Univerſität ſei als eingegangen zu betrachten. Sie war von jeher faſt gar nicht von Franzoſen, ſondern hauptſächlich von Deutſchen, Schweizern und auch von Ruſſen beſucht worden; dieſe fremden Studenten hatten ſich ſchon während des Sommers merklich vermindert, mit dem Schluſſe der Vorleſungen waren faſt alle davongegangen; und da die Revolution noch kein Ende abſehen, ſondern im Gegentheil nahen Krieg befürchten ließ, ſo ſchien unter Volksunruhen und feindlicher Belagerung, die für Straßburg zunächſt eintreten konnte, kein friedlicher Muſenſitz möglich, und die Studenten blieben ſämmtlich aus. Mein Vater, der noch eben erſt ſeine vorhabende Lehrthätigkeit durch eine gedruckte Epistola ad Argentinenses eruditos förmlich angekündigt hatte, ſah plötzlich alle ſeine Hoffnungen zerſtört, und ſein Schiff, anſtatt im erwünſchten Hafen, auf das hohe Meer hinausgeſchleudert. Für die altanſäſſigen Profeſſoren war das Mißgeſchick ebenfalls empfindlich, allein ſie hatten mannigfache Verhältniſſe und wurzelten im bürgerlichen Boden zu feſt, als daß ſie von ihm ſich hätten losreißen können; auch ſchmeichelten ſich die meiſten, daß die Unterbrechung von keiner Dauer ſein würde. Solcher Täuſchung gab mein Vater ſich nicht hin, er ſah hier eine Wendung der Dinge, bei der es auf lange Zeit werde verbleiben müſſen, und der neue Boden, auf dem er ſtand, wurde ihm dadurch unſicher und fremd. Die Sorge für ſeine und der Seinigen Zukunft legte ſich ihm ſchwer auf die Seele, ſie war mit Erwägungen verknüpft, die über das perſönliche Intereſſe des nächſten Augenblickes weit hinausgingen. Auf ſeine Anſichten und Geſinnungen hatten die veränderten Umſtände nicht den geringſten Einfluß, den in der Revolution lebenden Ideen war und blieb er treu, er wünſchte von Herzen deren Fortgang und Sieg, gegen ſie legte er ſein perſönliches Gedeihen gar nicht in die Wage. Allein die Zeiterſcheinungen boten neben dem Guten, das er freudig bewillkommnete und begeiſtert pries, auch Zweideutiges, das ihm Mißtrauen erregte, und Schlechtes, das er geradezu verwerfen mußte. Er war ein biederer, deutſcher Karakter, in ſeiner Begeiſterung durchaus ehrlich, für edle Zwecke wollte er nicht unedle Mittel; Argliſt und rohe Gewalt waren ihm verhaßt. In Straßburg hatte er im Verlaufe mehrer Monate manches Bedenkliche hervortreten, die herrſchenden Einflüſſe trüber werden ſehen, das Zuſammenwirken deutſcher und franzöſiſcher Elemente ſchien beide nur zu verſchlechtern; er konnte ſich die Frage ſtellen, ob für ihn, nachdem ſein nächſter Beruf hier erloſchen, dieſer Aufenthalt noch der richtige, der einzige ſei? Doch hierbei blieb er nicht ſtehen; er überlegte auch — was mir freilich erſt in ſpäterer Zeit kund wurde — ob er unter ſolchen Umſtänden ſeinen Kindern das angeborene deutſche Vaterland verſchließen, ſo jung ſie in die ungewiſſen Schickungen eines fremden Volkes auf immer verflechten dürfe? Solche Gedanken fanden weniger Eingang bei meiner Mutter, die perſönlich manche Befriedigung genoß, und auch den allgemeinen Angelegenheiten heitres Zutrauen ſchenkte.

Ganz verborgen blieb es uns Kindern nicht, daß etwas

Ungewöhnliches und Unerfreuliches verhandelt wurde, daß beſonders der Vater ernſthafter ausſah und ſeine gute Laune ſeltener zeigte. Aber wir ſelber empfanden Verſtimmung und Unbehagen, und der Grund lag nahe genug in der veränderten Jahreszeit; der Winter bedingte für uns ein Leben, das von dem während des Sommers geführten himmelweit verſchieden war. Kälte und ſchlechtes Wetter beſchränkten uns meiſt auf das Zimmer, wo uns noch oft genug fror und überhaupt unheimlich war, der Umgang mit den Geſpielen hörte größtentheils auf, die Nähe des ſchwächer gewordenen Großvaters wurde uns zu hartem Zwang, und mancher lange Winterabend ging in trübem Mißbehagen dahin. Ich hatte noch den Vortheil, daß mich der Vater, wiewohl viel ſeltener als ſonſt, doch bisweilen zu ſeinen Gängen mitnahm, wo mir dann Auffriſchung mancher Art zu Theil wurde; aber die arme Schweſter blieb dann um ſo verlaſſener daheim. Ich fühlte ihr Leid mit, und wir ſagten es einander, daß wir ſehr unglücklich ſeien. Wir waren gewohnt, daß uns die Eltern immer erfreuten, wohlthaten, jedes Ungemach abwehrten; diesmal unterließen ſie es, wir wußten nicht warum. Unſer gegenſeitiges Vertrauen wuchs in dem Grade, als die Eltern es weniger zu ſich zogen, unſere Geſchwiſterliebe hatte ihre innigſte Zeit, ſie allein brachte wieder einigen Troſt in unſre Tage. Daß wir die Eltern in manchen Zeiten nicht ſehr einig ſahen, bekümmerte uns tief, wir weinten bittere Thränen und hielten nur um ſo liebevoller zuſammen.

So wider Willen zu leidenſchaftlicher Wehmuth geführt und ſtreitenden Empfindungen Preis gegeben, erfuhr ich nur zu ſehr das Unheil zu früh entwickelter Reizbarkeit. Ich fühlte Stimmungen in mir, die mich unglücklich machten, und die ich auf keine Weiſe beherrſchen konnte; zeigen aber durfte ich ſie eben ſo wenig, denn da ich von ihnen keinen Inhalt anzugeben wußte, und überhaupt keinen Ausdruck für ſie hatte, ſo wurde ich ſchlechthin zur Ruhe verwieſen, und mein unbeſtimmtes Sehnen, meine gegenſtandloſe Traurigkeit als unartiges und nichtsnutziges Weſen beſtraft. Ich glaube, daß Aehnliches bei vielen Kindern vorkommt, und daß man jungen Gemüthern manch Leid erſparen könnte, wenn man achtſamer auf ihre Stimmungen wäre, ſie zu verhüten oder zu heilen ſuchte. Ein Abend, der noch jetzt ungeſchwächt in meiner Erinnerung ſteht, war der Gipfel ſolch innerer Unſeligkeit. Nicht zu bewältigende Angſt erfüllte mich, das Herz erlag der nicht nennbaren Pein, meiner Schweſter Theilnahme konnte mich nicht tröſten, es trieb mich fort, ohne daß ich gewußt hätte, wohin. Da kam mein Vater nach Hauſe, legte Hut und Stock ab, und meinte, er würde nicht mehr weggehen. Noch nie hatte ich gewagt, meinen Vater zu bitten, mit mir auszugehen, auch war ganz undenkbar, daß er einer ſolchen Bitte, die als bloße Laune erſcheinen mußte, willfahren würde. Diesmal trieb mich die Unruhe zu dem außerordentlichen Schritt, ich bat gelaſſen, aber dringend, er möchte noch einen Gang machen und mich mitnehmen. Ich fühlte, daß ein Nein mir wie ein Todesurtheil ſein würde, und das Nein war faſt gewiß. Aber ein Wunder geſchah, mein Vater ſah mich an und ſagte ohne Zögern: „Nun ja, ſo komm!“ Ich war außer mir, ich fühlte mich gerettet und ſtaunte über den unverhofften Erfolg, ich hatte ihn nicht für möglich gehalten. Die friſche Luft, das raſche Gehen ſtärkten meine Nerven; Schnee lag auf den Straßen, deſſen Schein mit dem der Laternen zuſammen eine angenehme Helle gab; wir ſtießen auf Truppen und ſchritten mit im Takt ihrer Trommeln, zuletzt kehrten wir in ein Kaffeehaus ein, wo es allerlei zu ſehen gab; ich war ſchon ganz guter Dinge, und kehrte dann fröhlich mit meinem Vater heim, ermüdet und ſchlafbedürftig. Am andern Morgen ſprach ich mit meiner Schweſter von dem Glück, von dem Wunder; ſie ſah es eben ſo an, wie ich. Aus dankbarer Liebe wollte ich nun doch meinem Vater auch ſagen, welche Wohlthat er mir erwieſen, ich bekannte ihm voll Zärtlichkeit, ich hätte ſterben können, wenn er meine Bitte abgewieſen. Erſt verſtand er mich nicht, dann, als er mich verſtand, gerieth er in großen Zorn, ſchalt meine Albernheit und warnte mich, ſolche Einbildungen nicht zu wiederholen. Ich war erſchrocken und niedergeſchlagen, mit all meinem Zutrauen ſchnöd auf mich ſelber zurückgeworfen; aber ich nahm es nicht ſo ſchlimm; geſtern hatte er mir doch gewillfahrt, das überwog alles!

Aehnliche Anflüge von heftiger, nicht zu beſchwichtigender Unruhe hab' ich in der Folge, auch in reifen Jahren noch mehrmals zu beſtehen gehabt, aber keinen, der jenem gleichzuſtellen wäre. Er war mir in jener frühen Zeit ein Lebensereigniß für alle folgende: „Das iſt, wie in Straßburg", ſagt' ich mir, wenn ſolche Stimmung mich auf's neue anwandelte, und ich konnte nie an Straßburg denken, ohne zugleich auch jenen Abend vor mir zu ſehen. Wie hätte ich ihn hier ſchweigend übergehen dürfen! Erklären kann ich den Vorgang aber auch heute nicht; die äußern Anläſſe und mitwirkenden Urſachen, die ich angegeben, ſind dazu nicht genug; dergleichen gehört zu den Geheimniſſen, die in den Grundlagen des einzelnen Daſeins verſchloſſen liegen. —

Als der Schnee verging und wieder Frühlingslüfte zu wehen anfingen, wollte mein Vater eine Entſcheidung in Betreff ſeiner Lage nicht länger aufſchieben. In Straßburg konnte er jetzt kaum noch eine andere, als die politiſche Thätigkeit ergreifen, aber für dieſe hatte er wenig Neigung, beſonders wenn er betrachtete, welche Parthei ſchon zuſehends auf dem Wege war, die Macht an ſich zu reißen. Einige Volksbewegungen, gegen angebliche Ariſtokraten gerichtet, die mein Vater aber als gute Patrioten kannte, gaben unzweideutig zu erkennen, was man von gewiſſen Seiten beabſichtigte. Bald glaubten auch redliche Freiheitsfreunde, die Konſtitution könne nur durch gewaltſame Maßregeln geſchützt und behauptet werden; um ſie ſelber zu retten, zu dieſem heiligen Zwecke dürfe man über ſie hinausgehen. Dies wollte mein Vater in keinem Falle gut heißen, ſeine Widerreden erregten Mißfallen, er wurde von denen, die er für ſeine politiſchen Freunde hielt, gewarnt — und verlaſſen. Hätte er ſchon ein Amt gehabt, einen ausgeſprochenen Beruf, ſo würde er keinen Fuß breit gewichen ſein; bis jetzt aber band ihn keine Pflicht in Straßburg, er ſah ſich allein ſtehen mit ſeiner Denkart und ganz wirkungslos. Der ganze Zug der Dinge, der von Paris her kam, gefiel ihm nicht, und er meinte, die durch unreine Elemente getrübte Revolution werde Jahre bedürfen, ſich wieder zu klären, dieſer Zeitpunkt ſei in Ruhe abzuwarten. In dieſem Gedanken ſchlug er eine anſehnliche Stelle aus, die man ihm bei der Medizinalverwaltung des Heeres antrug, und zog vor, einſtweilen nach Deutſchland zurückzugehen.

Für meine Mutter galten andere Betrachtungen; ſie befand ſich in ihrer Heimath, unter Geſchwiſtern, bei ihrem alten Vater, deſſen Ableben gar nicht fern ſein konnte; ſie wünſchte in Straßburg zu bleiben, bis ſich erſt beſtimmt ergeben habe, welches unſere neuen Verhältniſſe ſein würden. Was zwiſchen den Eltern näher vorging und ſchließlich verabredet wurde, iſt mir nie bekannt geworden, nur die große Neuigkeit ergab ſich bald, daß mein Vater abreiſen und mich mitnehmen, meine Schweſter aber mit der Mutter in Straßburg zurückbleiben würde. So ſchrecklich mir die Ankündigung der nahen Trennung war, ſo war mir doch, mit dem Vater zu gehen, vollkommen recht; ihn zu miſſen, wäre mir doch am härteſten geweſen. Meine Schweſter und ich täuſchten uns nicht über das Loos, das uns verhängt war, wir fühlten den ganzen Werth unſres Zuſammenſeins, die ganze Bedeutung unſeres Scheidens, wir fragten, ob wir uns denn gewiß wiederſehen würden, wir verſprachen einander mit Thränen, wie lange es auch dauern möge, nie wollten wir einander fremd werden! Die letzten acht Tage vergingen unter Wehklagen und Zärtlichkeit, meine Schweſter that mir alles zu Gefallen, ſchenkte mir alles, was ihr zu Gebote ſtand, ſammelte Näſchereien für mich und füllte mir alle Taſchen ſo gut ſie nur konnte. Ich ſah mit tiefſter Rührung ihr Bemühen: ich empfand die innigſte Dankbarkeit, und wünſchte, eben ſo liebevoll für ſie thätig zu ſein. Alle Leute beklagten uns; ſolche Geſchwiſter, die ſich ſo liebten, meinten ſie, ſollten nicht aus einander geriſſen werden. Die Eltern ſelber ſchienen erſt in unſerm Schmerze recht zu fühlen, welch bittre Trennung uns Alle traf. Der Tag der Abreiſe kam ſchnell heran; den mütterlichen und ſchweſterlichen Armen faſt bewußtlos entwunden, fand ich mich an der Seite meines Vaters im Wagen wieder, der uns ſchon aus der Stadt entführt hatte und auf der Straße nach Landau dahinrollte. —

Dritter Abſchnitt.

Brüſſel. Aachen. Düſſeldorf.

1792—1794.

Wir hielten uns in Landau nicht länger auf, als nöthig war, die Schwierigkeiten zu beſeitigen, die ſich unſerer Weiterreiſe in den Weg ſetzten. Die ſtarkbefeſtigte Stadt, welche für Frankreich gegen die deutſche Seite hin als das wichtigſte Bollwerk angeſehen wurde, war mit Truppen überfüllt, die Nationalgarde that den Dienſt eifrig mit, und Bürger und Behörden offenbarten die heftigſte Freiheits- und Kriegsluſt. Das Volk ſammelte ſich um unſern Wagen, die Verräther — hieß es — ſolle man nicht zum Feinde hinüberlaſſen, nur Ariſtokraten könnten jetzt das Land der Freiheit fliehen wollen. In der That weigerte ſich der Poſtmeiſter, uns Pferde zu geben, bevor wir nicht eine beſondere Erlaubniß der Behörde beibrächten; der Maire wollte ſich mit der Unterſuchung nicht befaſſen, erſt nach dringender freimüthiger Anſprache gab endlich der Kommandant den verlangten Schein, daß die Papiere vollkommen richtig und die Reiſenden unbedenklich zu befördern ſeien. So fuhren wir unter den Verwünſchungen des Volks ab, die meinen Vater faſt gleichgültig ließen, mich aber ſehr erſchütterten, ſo daß ich zu weinen anfing und bittere Klagen ausſtieß, daß wir ſo verkannt würden, wir ſeien ja weder Verräther noch Ariſtokraten, und wenn nur mein Vater — meinte ich — zu rechter Zeit geſprochen hätte, ſo würden uns die Leute, die es ſo gut mit der Nation und der Freiheit meinten, geliebt und geehrt haben. Aber mein Vater entgegnete mir, mit unvernünftigem Geſindel müſſe man ſich ſo wenig als möglich einlaſſen, und mehr als die Liebe zur Freiheit ſei der Hang zu Gewaltthat und Plünderung in jenen Leuten rege. Das wollte mir nun wieder nicht einleuchten, und ich war überzeugt, mein Vater thue den Leuten jetzt Unrecht, wie vorher ſie uns gethan. Noch vor kurzem in Straßburg hatte ich eben ſolche Leute geſehen, die durch die Straßen zogen und ſangen und ſchrien, und dieſe hatte man als Patrioten höchlich belobt und beklatſcht, nun ſollten die in Landau Geſindel ſein, die darunter gemiſchten Nationalgarden trugen dieſelbe Uniform, wie die in Straßburg, ja wie mein Vater ſo ſtolz und wohlgefällig getragen, woran ſollt' ich nun die Guten und die Schlechten unterſcheiden? Ich hatte keine Vorſtellung davon, daß beide Benennungen mit jedem leiſen Wandel der Richtungen und Umſtände wechſelten, ich hielt ſie den Menſchen ſelber für angehörig. —

Ohne weiteres Hinderniß gelangten wir nach Neuſtadt an der Hardt und darauf nach Mannheim. Hier hatte ſich ſeit unſrem früheren Beſuche die Stimmung auffallend erhöht. Franzöſiſche Emigranten, zahlreicher als je, genoſſen der größten Gunſt in den obern Kreiſen, und fachten überall die Gluth des Haſſes gegen das revolutionaire Frankreich an; ſie arbeiteten im Uebermuthe ſchon ſtark darauf hin, ſich ſelber auch verhaßt zu machen, und manches Haus bereute ſchon, zu bereitwillig ſolche Gäſte aufgenommen zu haben, allein politiſch ließ man ſich leicht von ihnen fortreißen, da ſich als gewiß in Ausſicht ſtellte, daß ſie nächſtens in Sieg und Glanz daheim die Meiſter ſein würden; denn wie ſollte doch das ſeiner erſten Häupter, ſeines beſten Adels und ſeiner vornehmſten Offiziere beraubte Volk in Frankreich den vereinten Kriegsheeren des Kaiſers, des Königs von Preußen und der franzöſiſchen Prinzen widerſtehen können? Der Kriegszug aber war unzweifelhaft, und daher der Untergang der Revolution ganz nahe. So dachte nun freilich mein

Vater keineswegs; er hielt die Revolution für feſtgegründet, ihre Sache für unbeſiegbar, die nationalen Truppen dünkten ihn kriegeriſcher, als die heranrückenden fremden Heere. Doch dergleichen auszuſprechen durfte man kaum wagen, die entgegengeſetzte Meinung ſchien die allein erlaubte; da mein Vater aber ſich dieſer Tyrannei nicht unterwerfen wollte, ſondern frei und wohl gar ſpöttiſch den Hoffnungen und Ausſichten der einen Seite die der andern gegenüberſtellte, ſo entſtanden Auftritte des Zorns, ja der Wuth, die nicht fern von Gewaltthat waren, und auf der Stelle zu tückiſcher Angeberei führten. Die würdige Mutter meines Vaters, verwirrt und erſchreckt, den Sohn in ſolchem Widerſtreite zu ſehen, aus dem, wie ſie wußte, hier nur Unheil für ihn erfolgen konnte, war nun ſelber froh, ſeine Weiterreiſe nahe zu wiſſen, gegen welche ſie anfangs lebhaft und zärtlich Einſpruch gethan. Wir gingen wieder zu Schiff und fuhren gemächlich den Rhein hinab.

Die Geſellſchaft auf dem Schiffe war gemiſcht, und erwies ſich bald in dieſelben Beſtandtheile geſpalten, in welche die ganze Welt ſich entzweien zu ſollen ſchien. Einige Emigranten führten das große Wort, und niemand beſtritt es ihnen, obwohl ihre Ungebärde, ihr Schimpfen und Wüthen den Andern läſtig wurde. Unvermuthet fiel der Blick des einen auf ein an meiner Kleidung zufällig hervorblickendes Bändchen, es war unſcheinbar, aber noch immer als dreifarbig zu erkennen. Als könne er ſeinen Augen nicht trauen, ſtarrte er das Zeichen an, rief dann ſeine Gefährten herbei, und nun gab es einen verwünſchten Lärm von Redensarten, die ich nicht verſtand, die aber, wie ich wohl ſah, meinen Vater hart angingen; er blieb den Gegnern nichts ſchuldig, allein ſie hatten gegen den Einzelnen die Uebermacht und behaupteten, wir von der Revolution angeſteckte dürften nicht weiter mitfahren, ſie befahlen den Schiffleuten, anzulegen und uns auszuſetzen; indeß hatten dieſe nicht die geringſte Luſt, einem ſolchen Anſinnen Folge zu leiſten, und als die Emigranten nicht abließen, ſo veränderte ſich die Szene plötzlich. Die übrigen Reiſegefährten, welche bisher ruhig und ſchweigſam geblieben, deutſche Landsleute aus der Pfalz, aus Worms und Mainz, erhoben ſich gleichzeitig in demſelben Antriebe, traten auf die Seite meines Vaters und erklärten den Welſchen, wenn ſie nicht auf der Stelle das Maul hielten, ſo würden ſie in den Rhein geworfen, wozu die Schiffleute herzhaft einſtimmten. Was war zu thun? Die Franzoſen mußten wohl ſchweigen, denn ſie ſahen, daß hier vom Drohen zum Thun nur ein Schritt war, und die Waſſerwirbel des Rheins plätſcherten mahnend an die Planken. Die Deutſchen überhoben ſich ihres Vortheils nicht, ſondern begnügten ſich, jene zum Schweigen gebracht zu haben, kaum daß ſie unter einander und mit meinem Vater durch das gemeinſame Auftreten zu einiger Annäherung gelangten, ſo fiel auch die Sache ſchon wieder, einige Herren bezeigten ſich freundlich gegen mich, und eine muntere Dame, die mich liebkoſte und mir Näſchereien gab, ſchnitt mir heimlich das fatale Bändchen ab und gab es lachend meinem Vater, indem ſie ſagte, er ſelbſt möge es tragen und vertheidigen, das Kind aber neutral laſſen. Er war damit ganz einverſtanden, denn er würde dergleichen Anſtößigkeit von ſelbſt entfernt haben, wäre er achtſam darauf geweſen; in Straßburg hatte ſchon niemand eine Abſicht dabei, der Schneider, wo er ein Band anzunähen hatte, nahm das nächſte beſte, und das war damals ein dreifarbiges. Ich ſelbſt war froh, des Zeichens los zu ſein, denn die wüthenden Blicke der Emigranten ängſteten mich, und ich fing an für meinen Vater zu fürchten, wenn ich dachte, daß er ſpäter den Mehreren doch allein gegenüberſtehen könnte.

In Mainz, wo wir landeten, waren die Emigranten die Erſten, welche das Schiff verließen, und wir verloren ſie gleich aus den Augen; nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden ſchwammen auch wir ſchon wieder in einem andern Schiff und in anderer Geſellſchaft den Rhein hinab. Die Stimmung in Mainz äußerte ſich ſchon lauter gegen die Emigranten, als die in Mannheim, und auf dem Wege nach Koblenz wurde mit offnem Haſſe von ihnen geſprochen. Von ihrem Uebermuth, ihrer tollen Verſchwendung, ihren empörenden Gewaltthaten und lächerlichen Eitelkeiten erzählte man hundert Geſchichten. Koblenz war von ihnen überſchwemmt, ſie hatten dort ihre Waffenſtärke geſammelt und ſpielten in Stadt und Land völlig die Oberherren, der Kurfürſt von Trier, der ſie aufgenommen, hatte gar nichts mehr zu ſagen, ſeine Behörden wurden von den Fremdlingen mißachtet, ſeine Truppen verdrängt, es wurden franzöſiſche Gerichtshöfe errichtet und ſogar die Einheimiſchen gewaltſam vor dieſe geſchleppt, wenn franzöſiſcherſeits eine Klage anhängig gemacht wurde. Alle bürgerliche Ordnung war aufgelöſt, die Hausrechte wurden verletzt, junge Edelleute quartirten ſich willkürlich ein, wo eine artige Frau, ein hübſches Mädchen ihnen in die Augen fiel, die Galanterie ſchlug nicht ſelten in die roheſte Dreiſtigkeit um, und die frechſte Sittenloſigkeit wurde öffentlich zur Schau getragen. Die Einwohner klagten dem Kurfürſten ihre Noth, und als er ſich unfähig aller Abhülfe erklärte, verlangten ſie nur ſeine Zuſtimmung, ſo wollten ſie ſchon auf eigne Fauſt das fremde Geſücht aus dem Lande treiben, er aber bat ſie um Gottes willen, doch nur noch Geduld zu haben. Dies war nun freilich ein verzweiflungsvoller Zuſtand, in welchem das Anſehen und die Ehre eines deutſchen Fürſten bei dem eignen Volke ſchlimm fahren mußte. Die einzige Hoffnung war, daß der Krieg bald ausbrechen würde, da denn die läſtigen Gäſte insgeſammt nach der Gränze vorrücken müßten. Ihnen ſelbſt dünkte der unverzügliche, ſiegreiche Einmarſch in Frankreich ſo gewiß, der Gewinn aller Macht und alles Reichthums ſo unfehlbar, daß ſie nicht daran dachten, ihre Hülfsmittel irgend zu Rathe zu halten, im Gegentheil, ſie warfen das Geld auf die leichtfertigſte Weiſe weg, als müßten ſie es los werden, damit das neue, reichlichere, nur Platz fände. Ich ſah Uebungen im Piſtolenſchießen, wobei die getroffenen Goldſtücke jedesmal unter das Volk ausgeworfen wurden; ein Bauermädchen bot Blumenſträuße zum Verkauf, und empfing, weil ſie hübſch war, Gold über Gold; man ſtellte die üppigſten Gaſtereien an, und ergötzte ſich, die Bürger in Champagner zu berauſchen, ja die Schuljugend wurde aufgegriffen und betrunken nach Hauſe geſchickt. Noch mehr aber, als dieſer Unfug, empörte der Hohn, der gegen das Schwarzbrot verübt wurde; von ganzen

Broten wurde die Krume zu großen Kugeln geknetet, und mit dieſen entweder Vorübergehende angeworfen oder Fenſter beſchädigt, die ausgehöhlte Kruſte wurde zu Ueberſchuhen gebraucht und darin herumgetanzt, bis ſie auf den Steinen zerbrachen und ſich im Schmutz verloren; alles öffentlich, von Marquis und Vicomtes und jungen Abbé's ausgeführt, unter großem Zulauf und Gelächter. Dieſe Verſündigung an der Gottesgabe, wie man es zu nennen pflegte, war derjenige Frevel, den die Deutſchen am wenigſten verzeihen wollten, ſie riefen die Rache des Himmels dawider an, und wo es geſchehen konnte, legten ſie auch wohl Hand an die Frevler ſelbſt. Wurden Emigranten in's Waſſer geworfen, zerprügelt oder ſonſt mißhandelt, ſo geſchah es mehr um des Schwarzbrotes willen, als aus jeder andern Urſache. Dieſe Einwirkung der Emigranten längs des ganzen Rheinſtroms darf nicht überſehen werden bei Beurtheilung der nachfolgenden Ereigniſſe, als die Waffen der Revolution in dieſe Länder vordrangen und hier theilweiſe ſo günſtig aufgenommen wurden.

Auch meinem Vater ſollte hier wieder ein unangenehmes Abentheuer beſchieden ſein. Wir aßen Abends im Gaſthof an der von zahlreichen Emigranten beſetzten großen Wirthstafel, ich war im verwirrenden Lärm ermüdet eingeſchlummert, als auf Einmal ein lauter Schrei neben mir mich aufweckt. Ich ſehe meinen Nachbar, in der Gebärde der Abwehr eine zuſammengefaltete Serviette als Schild erhebend, und auf meiner andern Seite meinen Vater, der zornerfüllt ein Meſſer wie zum Stoß ergriffen hat. Sogleich ſprangen die Nächſtſitzenden auf, der Wirth kam herbei und es gab viele Erklärungen und Verhandlungen, von denen ich nichts verſtand, die ſich aber doch endlich dahin beruhigten, daß man weiteraß, nur zuckte der Emigrant, ſo oft mein Vater ſein Meſſer nahm, krampfhaft nach der Serviette, und dies Spiel wurde bald für die Zuſchauer beluſtigend. Als die Tafel beendigt war, nahm der Bedrohte ſeinen Hut eilig zur Hand und dann, jede Blöße vermeidend, ſeinen Rückzug, worauf mein Vater einem emigrirten Elſaſſer deutſch den Anlaß des Vorfalls erzählte, den auf dieſe Art auch ich nun erfuhr. Jener Franzoſe hatte aus irgend einer Angabe erkundet, daß mein Vater aus Straßburg käme, gab ſich als Kammerdiener — verſteht ſich, daß nur ein Edelmann dieſen Poſten bekleiden konnte — des Grafen von Artois zu erkennen, und meinte, der Prinz würde gern Erkundigungen einziehen, wie es dort ſtände, welche Truppen dort wären, welcher Geiſt in der Nationalgarde, und mein Vater dürfe nicht ſäumen, die Ehre eines ſolchen Verhöres zu beſtehen. Auf die ſchnödeſte Abweiſung, die er empfing, wurde der Emigrant nur zudringlicher, und wagte anzudeuten, man würde allenfalls auch Zwang anzuwenden wiſſen. Auf dieſe Drohung war mein Vater aufgefahren und hatte nach dem Meſſer gegriffen „Hätten Sie den Kerl nur todtgeſtochen", ſagte der Elſaſſer, nachdem er dieſen Verlauf angehört; „die meiſten von uns, die wir hier herum am Tiſche ſitzen, hätten es ruhig geſchehen laſſen, er iſt uns allen als ein übermüthiger und feiger Schwätzer verhaßt; überhaupt thut dieſer Anhang der Prinzen, als wären wir, die wir ein paar Monate ſpäter gekommen ſind, nicht ſo gute Royaliſten, als die zuerſt emigrirten, und wir haben vieles darum zu leiden; ich für mein Theil wünſche nur, daß wir bald in's Gefecht kommen, da werden wir doch dieſer Höflinge ledig ſein!" Wohl nicht ein zweitesmal hätte in Koblenz ein ſolcher Handel ſo glimpflich ausgehen können, es gehörte das ſeltenſte Glück dazu, die Partheiſucht durch innern Zwiſt auf dieſer Stelle juſt entwaffnet zu finden. Bei derartigen Umſtänden aber, unter ſolchen immerwährenden Begegniſſen war die Reiſe wirklich gefahrvoll und wenig angenehm. Mein Vater wurde vorſichtiger, hüllte ſich mehr und mehr in Schweigen und Unbekanntheit, und ſo kamen wir ohne weitere Anfechtung glücklich in Brüſſel an.

Was meinen Vater eigentlich hieher führte, habe ich nie erfahren, doch iſt mir dunkel erinnerlich, daß in Mannheim ſchon die Rede davon war, wie nöthig und gerathen es ſei, dort eine Erbſchaftsſache zu verfolgen, bei welcher unſere Familie betheiligt war. Ich freute mich unſäglich des Wiederſehens der bekannten Orte, der theuren Perſonen, die uns mit Herzlichkeit aufnahmen. Wiederum luſtwandelte ich in dem herrlichen Park, wiederum ſah ich meinen alten Freund Manneken-Piss, wiederum wurde ich mitgenommen zu allen Sehenswürdigkeiten und Genüſſen, welche die Kindheit reizen. Nur die öſterreichiſchen Soldaten wollten mir nicht mehr wie ſonſt gefallen, die franzöſiſchen dreifarbigen dünkten mich viel ſchöner, und ich hatte auch immer gehört, die Blauröcke würden die Weißröcke unfehlbar aus dem Felde ſchlagen, welches ich um ſo glaubhafter fand, als ja ſchon andere Blauröcke, die Preußen, früher daſſelbe ſollten gethan haben. Daß die Freiheit in dem bevorſtehenden Kampfe ſiegen würde, hörte ich auch hier öffentlich ſagen, und die Brabanter, hieß es, würden nicht die letzten ſein, den neuen Verſuch zu wagen, auch ihre Freiheit zu erringen. Ich begriff nicht, warum mein Vater von dieſen Dingen gar kein Heil erwartete, und immer den Kopf ungläubig ſchüttelte, wenn von den Patrioten in Belgien die Rede war, er meinte, die Oeſterreicher wären ihm lieber als dieſe, und mit denen in Frankreich hätten ſie nichts gemein als den Namen. Der Name iſt aber allerdings in politiſchen Bewegungen ein mächtiges Einigungsmittel, und ungeachtet der in beiden einander ſcharf widerſtreitenden Grundſätze kann man ſagen, daß die belgiſche Revolution der franzöſiſchen trefflich vorgearbeitet habe. —

Die frohen Tage dauerten nicht lange, eine unvermuthete Wendung ſetzte unſrem Aufenthalt ein nahes Ziel. Ob die Briefe aus Straßburg, die mein Vater auf der Poſt abholte, vorher geleſen worden und Argwohn erweckt, ob trotz ſeiner vorſätzlichen Behutſamkeit dennoch mißfällige Reden ihm entſchlüpft, oder ob irgend ſonſt eine Verdächtigung Statt gefunden, dies vermochte er ſelber nicht auszuforſchen, aber ſo viel iſt gewiß, er empfing die Weiſung, Brüſſel zu verlaſſen. Jeder Einſpruch von ſeiner Seite, ſo wie die angebotene Bürgſchaft namhafter Männer, alles war erfolglos; man fabelte ſchon von revolutionairer Propaganda, und gab zu verſtehen, ein vermuthliches Mitglied derſelben könne man ſo nahe dem Schauplatze des bevorſtehenden Krieges unmöglich dulden. Mir ſchien es, als ſei mein Vater weniger unwillig und betrübt, als ich, der Abſchied koſtete mich viele Thränen, und Brüſſel ſtand lange Zeit vor meiner Einbildungskraft als ein Ort voll Reiz und Befriedigung, dem ich ungerechterweiſe zu früh entriſſen worden.

Wir wandten uns nach Aachen, und ich hörte, wir würden einſtweilen hier bleiben. Die damalige düſtre, ſchmutzige, von ihren Vorſtädten noch durch Feſtungswälle und Thore und Zugbrücken getrennte Reichsſtadt Aachen konnte am wenigſten für das heitre, prächtige Brüſſel ſchadlos halten. Es war ein trauriger Ort, und traurig auch bald meine Lebensart. Mein Vater war ſelten zu Hauſe, und hatte ich in Brüſſel ihn faſt immer begleiten dürfen, ſo geſchah' dies in Aachen höchſt ſelten, ich war faſt immer auf dem Zimmer allein, oder auf einem engen Hofraum, der ein paar Bäume und einige Sträucher hatte, nur ausnahmsweiſe beſuchte ich die guten, aber beſchränkten Hausleute, die in großer Abgeſchiedenheit lebten, und deren Thüre nach der Straße beſtändig verſchloſſen war. Ich konnte mich nur mit Ausſchneiden beſchäftigen und mit den einſamen Spielen, welche ſich hieran knüpfen ließen, denn Leſen hatte ich noch nicht gelernt. Jetzt mir dieſe Hülfe zu eröffnen, fand mein Vater dringend nöthig. Ich erinnere mich dieſes Lernens kaum, ſo leicht ging es von Statten; ich weiß nur, daß ich bald mit unendlichem Vergnügen las, Geſchichten, Sprüche, Lieder, wie die gewöhnlichen Kinderbücher ſie darboten. Auch die alten Kalender im Hauſe ſpürt' ich auf und manchen kleinen Almanach, an deſſen Bildern und Erzählungen ich mich ergötzte. Ich las aber ſehr flüchtig und haſtig, daher ungenau, und oft ein Wort für das andere, was mich im Verſtändniſſe meines Textes wenig ſtörte, mir aber von meinem Vater, wenn er es zufällig gewahrte, ſcharf verwieſen wurde; war ich indeß allein, ſo las ich doch nur wieder in jener holperigen Eile, die ſich um die Endſilben nicht bekümmerte, ganze Wörter bloß errieth und oft falſch errieth, denn ich konnte bei meinem Leſen ja keinen andern Zweck haben, als möglichſt ſchnell mit dem Inhalte bekannt zu werden, und alſo vor allem dem Ausgange zuzueilen. Der Fehler, ſich ſelbſt überlaſſen, ſchwand auch allmählig durch ſich ſelbſt, und ich las bald ſo rein und ſicher, wie andre Kinder meines Alters, nur meinem Vater gegenüber fiel ich, ſeltſam genug, noch lange nachher oft in die alte Uebereilung, vielleicht grade deßwegen, weil ich ſie ängſtlich vermeiden wollte, und an die harten Strafworte dachte, die ihr unausbleiblich folgten. —

Eine beſondere Merkwürdigkeit fand im Betreff der Lebensmittel Statt, die wir genoſſen. Mein Vater frühſtückte nichts, ich erhielt kalte Milch und Weißbrot, zu Mittag aßen wir Milchſuppe mit eingebrocktem Brot und dazugerührten Eiern, zum Abend wieder Milch und Weißbrot, und hierin fand gar kein Wechſel Statt, ich genoß Tag für Tag nur dieſe Koſt, die mir freilich ungemein behagte und mich keine andre wünſchen ließ. Mittags aß auch mein Vater nichts anderes, doch muß ich wohl glauben, daß er, des Weines gewohnt, weder dieſen, noch Abends einiger derberen Speiſen, wird entbehrt haben; ich aber hatte während ganzer ſechs Monate ausſchließlich nur jene Nahrung, und befand mich gut dabei. Ob mein Vater einen diätetiſchen Zweck bei dieſer einfachen Lebensordnung gehabt, iſt mir unbekannt; er hat mir dadurch aber für immer eine Liebhaberei am Einfachen und Geringen dieſer Art eingepflanzt, die ſo oft es die Umſtände erlaubten, immer wieder hervortauchte, auf der Univerſität zu Halle und ſpäter zu Tübingen, und ich habe jedesmal dabei die angenehme Sicherheit gefühlt, einer wünſchenswerthen Freiheit von äußern Genüſſen in dieſem Betreff, wenn es je die Umſtände forderten, wenigſtens ſehr nahe kommen zu können.

Als der Sommer verſtrichen war, und die Wintereinſamkeit doch allzu ſchreckhaft bevorſtand, ereignete ſich eine glückliche Veränderung; eine junge Dame mit einem Söhnchen zog in das ſtille Haus bei uns ein, und wiewohl ſie ganz in deſſen abgeſchloſſene Einſamkeit ſich fügte, ſo begann doch für mich im Innern nun ein neues Leben. Mit dem Kinde zu ſpielen ließ ich mich gern herab, dafür kam mir auch die Herablaſſung der Mutter zu gute, als welche nicht müde wurde, lange Abende die ſchönſten Mährchen zu erzählen, wobei ihr Söhnchen bald einſchlief, ich aber bis zur ſpäten

Nacht begierig zuhörte. Ich weiß noch genau die Phyſiognomie jener Abende, wie wir ſaßen, wie wir uns an die Erzählerin ſchmiegten, wie ganz befriedigt und glücklich meine Seele ſich fühlte, und nur die einzige Sehnſucht bisweilen nicht unterdrücken konnte, daß doch meine Mutter und Schweſter auch dabei ſein, und beſonders die Schweſter mein Entzücken theilen möchte! In meine frühere Einſamkeit beide herbeizuwünſchen, war mir weit weniger eingekommen. Uebrigens hörte ich leider faſt nichts von ihnen, der Krieg war ausgebrochen und ſtörte die Verbindungen, aller Briefwechſel ſtockte, und mein Vater berührte meine reizbare Empfindung ungern durch fruchtloſe Erinnerung an die Entfernten, welche alle Gefahren und Gräuel der ſchon beginnenden Jakobinerherrſchaft in Straßburg mit beſtehen mußten.

Von allen dieſen Vorgängen des Kriegs und der Revolution, die mir zu Straßburg täglich und ſtündlich im Ohr und Auge geweſen, vernahm ich hier faſt nichts, und wiewohl ich an den Nachrichten, für die ich nicht reif ſein konnte, eigentlich nichts entbehrte, ſo fiel mir doch der Abſtand auf, der hierin meine jetzigen Tage von den früheren unterſchied. Mein Vater, durch unangenehme Begegniſſe gewitzigt, und bei der erhöhten Stimmung der Partheien hüben und drüben von mannigfacher ernſten Gefahr bedroht, dieſſeits als Revolutionair verſchrieen und jenſeits auf die Emigrantenliſte geſetzt, ſcheint alles ſorgfältig gemieden zu haben, was politiſcher Deutung unterliegen konnte. Seine Sicherheit in Aachen fand er nur dadurch, daß er im Verborgnen lebte, wie er denn auch nicht ſeinen, ſondern einen angenommenen Namen dort führte; mich aber entzog er aller Berührung mit Fremden, weil es doch unmöglich geweſen wäre, mir für alle Verfänglichkeiten, denen meine eignen Einfälle oder die Fragen der Andern mich bloß ſtellen konnten, die nöthige Klugheit einzuſprechen.

Dieſe Verhältniſſe müſſen ſich plötzlich verändert haben, denn der Bann, worin ich bis dahin gehalten ſchien, hörte eines Morgens völlig auf, ich durfte meinen Vater wieder begleiten, und er ſelber zeigte ſich munter und zuverſichtlich wie in frühern Tagen. Er führte mich vor die Thore, in die ſchneeſchimmernde Winterlandſchaft, an öffentliche Luſtorte, auf die Redoute, wo Emigranten große Spielbank hielten; und auch in das Theater kam ich nach langer Unterbrechung zum erſtenmale wieder. Die vielfachen Zerſtreuungen und heitern Ergötzlichkeiten nahmen mich doch nicht ſo ſehr ein, daß ich der ruhigen Erzählungsabende, der traulichen Abgeſchiedenheit des Hausweſens, und der reichen Phantaſiegebilde, die ſich in jener Enge glänzend entfaltet, ſo leicht vergeſſen hätte, vielmehr blickt' ich oft mit Sehnen auf die abgebrochenen ſtillen Freuden zurück, die nur ein paarmal noch ſich erneuerten, aber auch dann leider ſchon von dem unruhigen Gefühl begleitet, daß ich wußte ſie dauerten nicht, ſeien von Zufällen und Launen abhängig.

All dieſer Wechſel ſchwand bald vor einem größern, wir verließen Aachen noch mitten im Winter und reiſten nach Köln; die Faſtnachtsluſtbarkeiten waren eben im Schwange, und wir ſahen gelegentlich manches Stück davon; an ſolchen Zuſammenhang in den Anſtalten und an ſolche große Prachtaufführung, wie die ſpätere Zeit ſie hervorgebracht, war damals nicht zu denken, doch ſtand Köln ſchon immer vor allen rheiniſchen Städten im Rufe, den Faſchingsfreuden den größten Spielraum zu gewähren, das Narrenthum am allgemeinſten und öffentlichſten zu betreiben. Uebrigens galt die Stadt für ein düſtres, in Schmutz, Vorurtheil und Aberglauben verſunkenes Pfaffenneſt, deſſen freireichsſtädtiſches Regierungsweſen, veraltet und verwahrloſt, nur noch Mitleid einflößte, und dem jeder hellere Sinn als das beſte Glück wünſchte, unter die ordnende Hand eines aufgeklärten Fürſten zu kommen. Mir konnte der Ort unmöglich gefallen, es war mir überall unheimlich und bang, und in dem lärmenden Gewühle, wie in der Oede ſo vieler wüſten Straßen und ſchaurigen Winkel, die mit jenem ſchroff abſtachen, bot ſich mir nirgends eine behagliche ſtille Zuflucht. Auch für die Sinne gab es wenig Anregendes. Von dem Wunderbau des Domes war kaum die Rede; ſo werth die Straßburger das Münſter hielten, ſich des herrlichen Beſitzes unaufhörlich rühmten und freuten, ſo wenig machten die Kölner aus dem Dom, der auch, in ſeiner Unausgeführtheit, Verabſäumung und Trübniß, allerdings an unmittelbarer Wirkung des Anblicks dem Münſter weit nachſtand. Das Beſehen des Bauwerks war auch nur Nebenſache in Vergleich des Verweilens bei Dingen, für welche die Aufmerkſamkeit hauptſächlich in Anſpruch genommen wurde; die Koſtbarkeiten aller Art, Reliquien, Meßgewänder und dergleichen, wollten kein Ende nehmen, und die Heiligengeſchichten, welche dabei vorkamen, wurden ſo gemein und ungeſchlacht erzählt, daß auch der Knabe merken mußte, man glaube nicht daran, und wolle ihm Fabeln aufbinden. Mehr Behagen und Genuß, als dieſe Kirchenſachen, gewährte mir die Beſichtigung der berühmten Kunſt- und Naturalienſammlung des Freiherrn von Hüpſch, wo ſich ein helles Gebiet menſchlichen Forſchens und Bildens aufthat, das jenen Wundern an Wunderbarkeit nichts nachgab, und Sinn und Glauben immer willig fand, welche jenen erſt erzwungen werden ſollten.

Ein Ausflug nach Bonn hat mir keine Erinnerung zurückgelaſſen, als die des Schloſſes zu Poppelsdorf und der Ruine von Godesberg, ſodann eines freundlichen Bibliothekars Benfeldt, Aufſehers der Kurfürſtlichen Bibliothek, den ich ſpäter in Hamburg, wohin er mit ſeinem Bücherſchatze auf der Flucht verſchlagen worden, wiederſehen ſollte. Schärfer eingedrückt blieb mir ein Beſuch in Mühlheim am Rhein, zumeiſt wegen einer Gefahr, die ich erlebte, und die von beſondern Umſtänden und Gefühlen begleitet war. Mein Vater hatte in Deutz einen Freund abgeholt, und wir ſchritten über den hartgefrornen Boden munter vorwärts. Mir war der Weg nicht zu weit, und ich hatte früher ſchon größere Strecken rühmlich zurückgelegt. Allein die Kälte war ſehr ſtark und nahm bei ſcharfem Oſtwinde jeden Augenblick empfindlich zu. Bald konnt' ich nicht mehr widerſtehen, ich fühlte mich erſtarren, der Athem ſchwand, und ich vermochte kaum noch zu ſagen, ich könne nicht weiter. Mein Vater wandte alles an, mich zu erwärmen, zu ſchützen, er wickelte mich ein und trug mich auf dem Arm, aber alles war vergebens; die Kälte ließ mich nicht athmen, und wenn mir das Geſicht eingehüllt wurde, ſo erſtickt' ich aus Mangel an Luft. Die Verlegenheit wuchs mit jedem Augenblick, mein Vater ſah, daß mein Zuſtand auf's äußerſte kam, und auf dem freien Felde, ohne Haus und Hütte, war ſo wenig zum Bleiben als zum Weitergehen ein Rath zu erſinnen. Wiederholt wurde der Verſuch gemacht, mich irgendwie fortzubringen, aber kein Mittel wollte anſchlagen. Endlich wurde beſchloſſen, einen Wagen zu holen, der Freund eilte deßhalb nach Deutz zurück, und mein Vater mußte ſuchen mich hinzuhalten, bis der Wagen anlangte. Der Wind erhob ſich mächtiger und ſchneidender, mein Vater hatte ſeine Wildſchur ausgezogen, und hielt ſie ſchützend vor mir ausgebreitet, allein der Sturm drohte uns umzuwerfen. Nirgends war ein Dach, eine Wand, nicht einmal ein Graben zu entdecken, überall nur ebnes Feld; ein einziger Hügel erhob ſich ſeitwärts vom Wege, und konnte einigen Schutz gewähren. Dahin brachte er mich, auch traf uns hier der Stoß des Windes nicht mehr, aber die Kälte wirkte grimmig fort, und ich glaubte ihr zu erliegen. Mein Vater legte ſich mit mir nieder, hüllte mich ein, rieb mich, redete mir zu, hielt meine Glieder in Bewegung, und hinderte mich mit aller Gewalt am Einſchlafen, das mich jeden Augenblick überfallen wollte. Endlich gelangen ſeine Bemühungen, ich fühlte wieder Lebenswärme, erholte und ermunterte mich, und die noch übrige Zeit bis zur Ankunft des erwarteten Wagens verging unter vergnügtem, ſpielenden Geſpräch. Ich wußte, daß Einſchlafen unter ſolchen Umſtänden tödtlich war, ich hatte überdies das Sterben mir nah gefühlt, und der Tod war mir nicht ſchreckhaft geweſen, aber lebhaft empfand ich nun die Wonne des Gerettetſeins; meine Seele war in aufgeregteſter Thätigkeit, ich dankte Gott innigſt, ich dankte ihm beſonders, daß er mir dieſen Vater gegeben, deſſen unendliche Bekümmerniß und Sorgfalt ich vor Augen hatte, deſſen ganze Liebe, Selbſtopferung und Entſchloſſenheit mir vorher nie ſo deutlich geworden war; mein Herz floß über in Zärtlichkeit, in Glück; ich dachte auch der Mutter und Schweſter, wie die ſich freuen würden, wie gut und lieb auch ſie mir wären. Dieſes erhöhte Daſein, welches ich empfand, war es auch darin, daß ich daſſelbe nicht zu äußern verſuchte; ich ſagte nichts von dem, was mich beſeelte, alles blieb innerlich und geheim, ich war zum Mittheilen durch nichts gedrängt, mein Vater hatte mein Vertrauen zu ſolchen Bekenntniſſen nie geweckt, in manchem Falle wohl gar verſcheucht oder mißverſtehend abgewieſen; er war der Gegenſtand meiner Innigkeit, er war voll zärtlicher Liebe an meiner Seite, — da war nichts weiter zu ſagen nöthig! Durch dieſe Fülle von innerem Leben, ſo dicht neben der Bedrohung des äußern, ſind mir jene Augenblicke für immer in der Seele befeſtigt worden, ſie gehören zu dem Entſchiedenſten, was ich erlebt habe, und ſolche Erhöhungen wiederholen ſich in dem längſten Leben nicht ſo häufig, daß die Erinnerung ſie nicht leicht alle bewahrte, doch am meiſten die frühſten! Als der Freund mit dem Wagen ankam, wäre dieſer faſt nicht mehr nöthig geweſen, ſo ermuntert war ich und geſtärkt, und auch das Unwetter milderte ſich ſchon. Beim Aufſtehen ſah ich über uns einige Balken emporragen, und fragte, was das wäre? Es war der Galgen, unter dem wir geruht hatten, deſſen Hügel uns zum Schutze geweſen war. Mein Vater ſcherzte mit dem Freund über dieſe Zuflucht, die mir damals nicht ſchlechter dünkte, als jede andre; ſpäter kam es mir aber doch bisweilen als etwas Eignes vor, daß ich einen Theil meiner beſten Empfindungen hatte unter dem Galgen haben müſſen!

Wir brachten einige Tage vergnügt in Mühlheim zu, wo meines Vaters Bruder, Profeſſor an der Univerſität zu Köln, ſich damals aufhielt, und fuhren dann nach Köln zurück. Ich wußte nicht anders, als wir würden bald wieder nach Aachen reiſen, ſo hatte ich ſagen hören, ſo ſchien es angenommen. Allein mit dem Frühjahr eröffnete ſich unerwartet eine andere Richtung. Wir ſetzten uns in den Reiſewagen, und ich erfuhr, es ginge nach Düſſeldorf! Ich erhob ein Freudengeſchrei bei dem Namen, mir ſchien, als müſſe ſich dort für mich alles Wünſchenswerthe zuſammenfinden. Ich ſah, daß auch mein Vater innig froh war, und an meiner Freude ſein Wohlgefallen hatte. Was ihn zu dieſer Rückkehr beſtimmte, mag etwa durch folgende Verknüpfung anzugeben ſein. Bei dem Verſuch einer Ueberſiedlung nach Straßburg hatten ſich ſeine perſönlichen Erwartungen getäuſcht gefunden, die allgemeinen Ausſichten aber, welche für jene hätten Erſatz oder Troſt bieten können, ſah er in noch ſchlimmerer Verdunkelung. Wenn das gewählte Vaterland nicht mehr den Sympathieen entſprach, welche das angeborne hatte vermiſſen laſſen, ſo trat letzteres wieder in ſein natürliches Vorrecht, und nur die Schwierigkeit, heimzukehren ohne ſcheinbare Verläugnung der fortbeſtehenden Geſinnungen und unveränderten Grundſätze, hatte die unmittelbare Rückkehr noch verhindert. Die Zwiſchenzeit beinah eines Jahres, in Zurückgezogenheit und Ruhe verlebt, wirkte vermittelnd ein, das Waffenglück der Franzoſen hatte im Allgemeinen die Folge, daß die feindlichen Stimmen kleinlauter wurden, die Freigeſinnten kühner auftraten, letztere, meines Vaters Freunde, waren zahlreich und thätig, ſie riefen ihn heftig und ungeſtüm in ihre Mitte zurück. Er erfuhr, daß die Staatsbehörde ihn nicht anfechten würde, der ehrwürdige Kanzler Graf von Neſſelrode benachrichtigte ihn ſogar, er könne um ſo ſicherer zurückkehren, als ja der Kaiſer alle Deutſchen, die ſich von der Revolution in Frankreich hätten verlocken laſſen, durch öffentliche Kundmachung von dort abrufe, und ihnen jede Verantwortung erlaſſe, ſo wie allen Schutz in der Heimath zuſage. Mein Vater wünſchte und bedurfte, wieder thätig zu ſein, der Ruf ſeiner Mitbürger war ihm ehrenvoll und ſchmeichelhaft, er gab dieſem und dem Zuge ſeines Herzens willig nach.

Die Freunde begrüßten ihn mit freudigem Jubel, und es fehlte nicht an Gaſtmahlen, Landparthieen und Abendmuſiken, die zu ſeinen Ehren angeſtellt wurden. Er war in der That allgemein geliebt; der höheren Klaſſe durch franzöſiſchen Geiſt und Scherz angenehm, durch Biederkeit und hellen geſunden Sinn den aufſtrebenden Bürgern vertraut, hatte er doch ſeinen ſtärkſten und treueſten Anhang im untern Volke, dem er ſtets als ein uneigennütziger Helfer oder doch als freundlicher Tröſter erſchien. Ich war Zeuge manches rührenden Ausdrucks von dieſer Seite, ſowohl der Dankbarkeit als des Zutrauens, die ihm bezeigt wurden; ich hörte arme Leute ſagen, jetzt hätten ſie wieder ihren Arzt, die ganze Zeit ſeiner Abweſenheit hindurch hätten ſie gar keinen gehabt. Es war bekannt, daß er zu einer Bettelfrau hinter der Ratinger Mauer mitten in der Nacht und im ſchlechteſten Wetter zu Fuß eben ſo beeifert eilte, als er in den Wagen ſtieg, der ihn zu einer kranken Gräfin abholte. Auch mir perſönlich wurde dies gute Verhältniß in vielem Schmeichelhaften fühlbar, das, wie ich wohl erkannte, mir um meines Vaters willen erwieſen wurde, und nicht ohne Stolz und jedesmal mit beſter Wirkung nannte ich ſeinen Namen, wenn ich gefragt wurde, wem ich angehörte.

Dieſe für einen Knaben doch nicht weit reichende Befriedigung war aber faſt die einzige, die mir diesmal zu Theil wurde. Alle andern Glückſeligkeiten, die ich von der Rückkehr in die Vaterſtadt gehofft, die mir bei deren bloßen Namen vorgeſchwebt, blieben aus, oder ſchwanden in Dunſt dahin. Wie fand ich den Ort in der kurzen Zeit verändert! Die Straßen und Gebäude waren noch dieſelben, aber mir war der Maßſtab verändert, und alles in andre Verhältniſſe gerückt. Das Haus am Rhein, das liebe Gärtchen, war mir fremd geworden, auch zeigte ſich mir ja darin weder Mutter noch Schweſter, deren Vorſtellung ſich mir unauflöslich mit der jener Räume vereinigt hatte, unbekannte Menſchen walteten in dieſen, und wir wohnten in einer mir früher kaum bekannten Straße, bei Leuten, die mich eher abſchreckten, als anzogen. Das Schlimmſte war, daß mein Vater gerade jetzt am wenigſten Zeit hatte, ſich viel mit mir abzugeben oder mich nur bei ſich zu haben, denn die Anforderungen ſeiner neuen ärztlichen Beſchäftigung und der ſonſtigen Verhältniſſe des Tages nahmen alle ſeine Stunden in Beſchlag. Ich blieb alſo wiederum einer trüben Einſamkeit überlaſſen, einem traurigen Vergleiche deſſen, was ich mir ſo ſchön vorgeſtellt, mit dem, was in Wirklichkeit dürftig vor mir ſtand; ich war mir bewußt, mit Recht ſo viel gehofft zu haben und ohne meine Schuld es zu miſſen, ich kam mir wie ein armer Knabe vor, der ſehr viel Unglück trage. Stundenlang ſaß ich am Fenſter, ſehnlichſt auf den Vater wartend, ob er nicht kommen und mich mit in's Freie nehmen werde, und oft lange in der einen Hoffnung, und dann ſchmerzlich in der andern getäuſcht; oder ich ſah nicht minder ſehnlich den lärmenden Spielen zu, welche die Jugend auf der Straße trieb, und an denen Theil zu nehmen mir verboten war; bisweilen ließ ich mich doch verführen, und ging zu ihnen hinab, doch die Tücken dieſer rohen Jungen und die Strafe, welche mich unfehlbar traf, wenn ich unter ihnen bemerkt wurde, ließen mich der Verſuchung nur in ſeltneren Fällen folgen.

Wollte ich nicht die meiſte Zeit mit Leſen, wozu doch bald der Stoff mangelte, oder mit Bilderſchnitzen, welches auch nicht allzu lange vorhielt, einſam ausfüllen, ſo blieb mir nichts anderes übrig, als die Geſellſchaft der Hausleute zu ſuchen, und mir bei ihnen ſo gut es ging die Zeit zu vertreiben. Sie gefielen mir nicht, aber ſie allein waren mir zugänglich. Dieſe Familie hat nachhaltig auf mein Gemüth eingewirkt, und ich muß ſie daher etwas näher ſchildern. Ein Hausherr war nicht da, das Haupt der Familie war eine Wittwe, eine unförmlich dicke, aber rührige und ſehr herriſche Frau, welche zwei erwachſene Söhne und eine viel ältere aber unverheirathet gebliebene Schweſter bei ſich hatte; ihr Mann war ein Kanzleibeamter geweſen, und hatte ſie dem Handwerksſtande enthoben, was ihrem Dünkel ſehr ſchmeichelte; doch dann als Wittwe wieder hinabſteigen und einen Gewürzladen führen zu müſſen, war ihr die empfindlichſte Kränkung, und eigentlich nur deßhalb der Verluſt des Mannes ſchmerzhaft, denn aus manchen Aeußerungen entnahm ſich leicht, daß ſie ſchlecht mit ihm zufrieden geweſen und ſich gar nichts aus ihm gemacht. Die höhere und die niedere Stufe, auf welche ihr eignes Leben ſich vertheilt hatte, ſah ſie auch in ihren beiden Söhnen vor ſich, denn ſie hatte den einen mit großen Opfern die Rechte ſtudiren laſſen, den andern aber mit Seufzen doch wieder einem Handwerk übergeben müſſen. einem edlen und reinlichen allerdings, der junge Menſch war ein Vergolder, ganz geſchickt in ſeinem Fach und fleißig, und verdiente auch hübſches Geld, welches er gutmüthig und harmlos der ſtrengen Mutter abzuliefern pflegte. Gleichwohl konnte ſie dieſen Sohn wenig leiden, ihre Zärtlichkeit oder vielmehr Verehrung war ganz dem ältern zugewendet. Dieſer ſaß im gemeinſamen

Wohnzimmer an einem beſondern Tiſche, als Herr gekleidet, die lange Tabackspfeife ſtets im Munde, von Büchern umgeben, an den Geſprächen der Andern ſelten theilnehmend, die aber jedem ſeiner kargen, oft ſchnöden und kränkenden Worte ehrerbietig lauſchten; für ihn mußte immer zuerſt geſorgt, ihm ſtets das Beſte gereicht werden, die Andern waren ihm zu dienen bereit, von ihm wurde nicht das Geringſte verlangt, es wäre ſogar unanſtändig geweſen, daß er eine Handreichung gethan, eine Beſorgung übernommen hätte, denn er war ja der Gelehrte, der Stolz und die Zierde des Hauſes, und unzweifelhaft beſtimmt, einſt im Staat ein Mann zu werden, der ſeine Angehörigen dann kaum noch würde kennen dürfen! So wurde ich bald alles Ernſtes von dem jüngern Sohne belehrt, der den Bruder wirklich als ein höheres Weſen anſah, dem er jeden Dienſt ſchuldig ſei, und als ich dies höhere Weſen einſt in ſeinen Betrachtungen geſtört hatte, empfing ich dafür von ihm ſelber einen ſo derben Schlag und einen ſo hämiſch lächelnden Blick, daß ich den Eindruck nie vergeſſen habe, von der Mutter aber eine keifende Strafrede mit den ſchärfſten Verwarnungen, gegen dieſen Sohn niemals die ſchuldige Achtung zu vergeſſen. In ſolche Ermahnungen ſtimmte dann auch die alte Jungfer von Schweſter ein, welche im Grunde milderen Sinnes war, aber den heftigſten Eifer, wo ſie es für nöthig hielt, trefflich zu heucheln wußte.

Dieſe ganze Familie nun war, neben den bezeichneten Eigenſchaften, noch beſonders durch kirchengläubige Frömmigkeit ausgezeichnet, nach ſtreng katholiſcher Art. Unter allen Umſtänden und in jedem Wetter mußte wenigſtens Ein Mitglied des Hauſes täglich zur Kirche gehen, und da neben den Laſten des Glaubens um ſo mehr auch ſeine Erleichterungen gelten mußten, ſo machte man ſich beſtens zu nutze, daß die Kirche Stellvertretung geſtattet, und es war dahin gediehen, daß die ganze Familie ſich ihrer Pflicht vollkommen entledigt zu haben glaubte, wenn nur die alte Jungfer die Meſſe oder Vesper beſucht hatte. Die alte Jungfer ſah dieſe Zeit als ihre Erholung und als willkommene Gelegenheit zum Ausgehen an, und verſäumte daher nie, mit andächtigem Eifer den Dienſt wahrzunehmen, ja ſie wußte die Andern abzuhalten, wenn etwa jemand mit ihr gehen wollte, und ſie verſicherte dann, es ſei ja gar nicht nöthig, und ſie werde ſchon für jeden die erforderlichen Vaterunſer beten. Franziskaner kamen häufig zum Beſuch, wurden ſehr verehrt und auch bewirthet, und erhielten reichliche Spenden für ihre Kirche. Mir wurde bei jeder Gelegenheit vorgeſtellt, wie ſehr man dieſe ehrwürdigen Väter hochachten und ihnen gehorchen müſſe, auch war es mehrmals darauf angelegt, mich von ihnen in Betreff meines Vaters ausfragen zu laſſen, da denn leicht an den Tag kam, was freilich jederman wußte, daß mein Vater kein Kirchengänger war, und auch mir bis dahin keinen Unterricht in der Religion ertheilen ließ. Die Väter ſcheuten doch meinen Vater zu ſehr, um in ihren Unternehmungen weiter zu gehen, und ließen es bei wenigem bewenden; ich hörte, wie ihnen gerathen wurde, eine verfängliche Frage zu thun, und ſie es aus obigem Grunde ablehnten; die Leute glaubten, ich verſtände ihre halben Worte und ſtummen Zeichen nicht, und doch war der ganze Zuſammenhang mir vollkommen klar. Daß ich einen ſo tapfern Vater hatte, den dieſe Franziskaner fürchteten, gefiel mir außerordentlich, und ſein Erſcheinem beſtätigte mir jedesmal ſein unzweifelhaftes Uebergewicht, denn kaum trat er ein, ſo war alles voll Ehrerbietung und Befliſſenheit, auch der Gelehrte ſtand auf, wie ihm vor einem Doktor und Rath gar wohl geziemte, und ſprach mit ſüßlicher Schmiegſamkeit, erwähnte auch wohl gar des „liebem Söhnchens“, die Weiber lächelten, ein Franziskaner ſprach etwa ein Wort Latein, worauf mein Vater antwortete; ſo ging alles in beſter Art, bis er ſich wieder entfernt hatte, dann war das liebe Söhnchen ſchnell wieder ein unartiger Junge„ ein gottloſer Bube, der keine Religion habe! Ich war im Innerſten empört über die Heuchelei und Zweizüngigkeit, ich fühlte die ganze Schlechtigkeit dieſer Leute, allein ich wagte nicht, mit meinem Vater darüber zu ſprechen, theils weil mir die Worte fehlten, und theils weil ich fürchtete, er möchte mir nicht glauben und die Sache anders anſehen, wie mir ja ſchon einigemal zu meinem größten Schmerze begegnet war. Er hielt mich in der That bei dieſen Leuten für gut aufgehoben, glaubte wenigſtens, daß ſie mich liebten und auf mich Acht hätten, und daß ich vor ſchlechten Einflüſſen bei ihnen wohlbewahrt ſei.

Nur der jüngere Sohn liebte mich, und er allein war mir eine Art von Anhalt. Ihm bei ſeiner Arbeit zuzuſehen, mit ihm zu ſchwatzen, von ihm allerlei Sächliches zu erfahren, war mein beſter Zeitvertreib, auch ließ er ſich wohl herab, an meiner Papier- und Wachsbildnerei Theil zu nehmen. Von dem, was wir ſprachen, durfte ich vor den Andern nie etwas erwähnen, eben ſo wenig von dem Naſchwerk, das bisweilen er und öfter ich anzuſchaffen wußte, und das wir dann gemeinſam verzehrten. Nach ihm ſchien die alte Jungfer mir noch am meiſten gewogen, wenigſtens half ſie mir über manche Verlegenheit hinweg, und that mir oft zärtlich, aber ich empfand grade dann den unwiderſtehlichſten Abſcheu gegen ſie, und ging ihr aus dem Wege, wo ich nur konnte. Von dem ältern Sohn und der Mutter fühlt' ich die entſchiedene Feindſchaft, nie hatten ſie einen freundlichen Blick, eine gutmüthige Bewegung für mich, immer nur bösartig begegneten ſie mir, immer ſetzten ſie auch in mir alles Bösartige voraus, und oft entſtanden mir aus ſolcher Vorausſetzung die ungerechteſten Anklagen, welche die Mutter bei meinem Vater gehäſſig anbrachte, und dadurch mir harte Strafe zuzog, an deren Vollziehung ſie ſich weidete. Gewöhnlich war es ihr Ehrgeiz, den ich beleidigt haben ſollte, und ich wunderte mich nur, daß ſie auf meine Kindereien ſo großen Werth legen mochte, ſo daß ich mir faſt etwas darauf einbildete, wenn ich ihretwegen geſtraft wurde. Ich verachtete dieſes Weib gründlich, hegte ihr aber keinen Haß, war ihr im Gegentheil gern gefällig, und dachte nur immer wie ich es wohl anfangen könnte, ſie zufrieden zu ſtellen.

Ich entſchloß mich in dieſer Abſicht ſogar zu einer Heuchelei, bei deren Ausübung ich indeſſen jedesmal Gewiſſensbiſſe fühlte. Es war, ich weiß nicht welche Zeit eingetreten, wo die Kirche zu ſtrengerer Andacht mahnte. Die Familie wäre hierin um keinen Preis zurückgeblieben, und unter andern wurden regelmäßig jeden Abend zwei Stunden zum Beten beſtimmt. Die Litanei wurde von Allen gemeinſchaftlich laut hergeſagt, und ich, aufgefordert, daran Theil zu nehmen, wagte nicht es abzuſchlagen, wiewohl grade das mir eine Sünde däuchte, dergleichen ohne Glauben bloß äußerlich mitzumachen. Indeß trieben jene mit ihrem Glauben die Sache ebenfalls äußerlich genug. Man plapperte die Worte, und dachte und that dabei alles Mögliche. Mitten in das Gebet fielen plötzlich Worte der Wirthſchaft, ein Scherz über zufälliges Verſprechen, lautes Gähnen, die Abfertigung eines Kunden, der für ein paar Stüber Waare kaufte und über die Pfennige, die er herausbekommen ſollte, ſtritt; ja bei der Fürbitte für Verſtorbene kam es zu böſen Anmerkungen, ob der oder die es verdiene, daß man ihn aus dem Fegefeuer losbitten helfe, und andre ſolche Frevel und Rohheiten, die mir ſo bösartig als pöbelhaft erſchienen. Der Gelehrte machte das alles mit, war aber ſtets der ungeduldigſte, den Abendſegen endigen und das Abendeſſen beginnen zu ſehen. Als ſie mich in dieſe Uebungen etwas eingeſchult hatten, dünkten ſie ſich damit ein neues Verdienſt um den Himmel erworben zu haben, denn ging ich ihm auch wieder verloren, ſo mußte er ihnen doch ihr Bemühen anrechnen. Meinem Vater etwas davon zu ſagen, wurde mir ſehr verboten; ich wiſſe wohl, hieß es, er ſei oft allzuſtreng und leide auch ganz unſchuldige Sachen nicht. Daß ſie nun gar die Strenge des Vaters tadelnd gegen mich erwähnten, die ſie doch oft genug ungerecht aufgeregt hatten, ſchrieb ich ihnen in meinem Herzen als den Gipfel der Schlechtigkeit an. Nicht wegen ihrer Warnung unterließ ich, dem Vater alles zu ſagen, ſondern aus eigner Ungeſchicklichkeit und Scheu, denen ich ja ſchon öfters mich hatte fügen müſſen. Während jene aber ſelbſtgefällig wähnten, mich auf ihren Glaubensweg liſtig zu leiten, führten ſie mich in Wahrheit durch eine Schule, die mir im ſprechendſten Beiſpiele zeigte, was mich von jenem Wege entſchieden abſchrecken mußte.

Noch in einer andern Richtung war mir das Benehmen dieſer Leute merkwürdig. In unſrer Nachbarſchaft wohnte ein fremder Baron, der zu Wagen oder zu Fuß oft die Straße daher kam, und jedesmal viele Gaffer an die Fenſter zog, weil ſeine Pferde, oder, wenn er zu Fuß war, ſeine Stiefeln und Sporen auf dem Steinpflaſter nicht geringen Lärm machten. Er galt für aufgeblaſen, hart und rauh, man erzählte viel Arges von ihm, und ich konnte nicht anders als Widerwillen gegen ihn empfinden. Wenn er aber vorüberging, und meine Leute etwa vor der Thür ſaßen, erhoben ſie ſich demüthig, und waren ſehr erfreut, durch ihre tiefe Verneigungen ihm ein verdroſſenes Kopfnicken abzugewinnen. Wie vor den Pfaffen wollten ſie mich auch vor dem Baron zu erſchrockener Ehrerbietung einſchüchtern, aber es gelang ihnen hier eben ſo wenig wie dort. Ich wunderte mich nur über die freiwillige Unterwürfigkeit gegen einen Mann, den ſie nicht achteten, ſondern ſchmähten, von dem ſie nichts Gutes zu hoffen hatten, und der ihnen nichts Böſes anthun konnte; es war die ihnen eingeborne Kriecherei gegen das äußerlich Glänzende, die niedrige Hoffahrt, in irgend einen Bezug mit ihm zu treten, welche dieſen ſcheinbar lohnfreien und doch nur eigenſüchtigen Reſpekt erzeugte. Ich mußte hiebei noch hören, daß man meinen Trotz, den Herrn Baron nicht mitgrüßen zu wollen, meinem Vater zum Vorwurf machte, man ſehe ſchon, hieß es, in welchen Geſinnungen ich erzogen würde, und daß ich nicht vergebens mit dem Gifte der Freiheit und Gleichheit genährt worden! Von Freiheit genoß ich leider nicht gar viel, Gleichheit aber konnt' ich mir mit dieſen Menſchen durchaus keine finden. —

Einiger Umgang mit Knaben meines Alters wurde denn doch allmählig erlaubt, nach Maßgabe der Sicherheit, welche mein Vater aus eignem Augenſchein dabei zu entnehmen meinte. Ein Geſchwiſterpaar in unſrer Nachbarſchaft war mir beſonders lieb, das Mädchen und der Knabe machten mir einen angenehmen Eindruck von edler und feiner Sitte, das ganze Haus hatte etwas Stilles und Ehrbares, und alles was dort vorging, war mild und erfreuend. Der Gegenſatz mit meinen Hausleuten hätte auch einen rohern Sinn, als der meinige war, empfindlich treffen müſſen; ich war zu ungeſchickt, als daß ſie nicht etwas von der Vergleichung, die ich anſtellte, hätten merken ſollen, und mir erwuchs daraus natürlich neue Ungunſt und Störung. Mein Vater kannte die Kinder und billigte ſie, aber die Eltern kannte er nicht, und ließ mich daher dieſen Verkehr nicht ſo eifrig betreiben, als ich es gewünſcht hätte. Einer ſeiner Freunde, ein angeſehener Beamter, hatte einen Sohn, der gutgeartet und fleißig war, ſchon tüchtig Latein wußte, und mir daher ſehr zum Umgang und Nacheiferung empfohlen wurde; er gefiel mir auch ganz gut, und wir hatten angenehme Spiele mit einander, nur wurde mir das Vergnügen durch etwas verleidet, das mit jedem Tage mich abſchreckender berührte. Mein Kammerad war nämlich gewöhnt worden, daß ſein Vater, wenn er ihn haben wollte, dies durch Pfeifen andeutete, und wenn der bekannte Pfiff ertönte, ließ er alles ſtehen und liegen, um ſich einzuſtellen und zu hören, was verlangt werde. Daß man einem Menſchen wie einem Hunde pfiff, dünkte mich äußerſt herabwürdigend, und ich meinte, das ſollte jener ſich nicht gefallen laſſen. Der Knabe folgte willig und arglos, aber mir erregte er mehr als Mitleid, er wurde mir verächtlich, und ich empfand einen Widerwillen gegen ihn, den ich bei Jungen geringeren Standes, die ich doch viel gemeiner gehalten und oft roh mißhandelt ſah, nicht gleicherweiſe fühlte. Beſſer ging es mir mit einigen Kammeraden, die einen ſchönen Garten auf der Karlſtadt hatten, und bei denen es wilde Spiele und nicht ſelten Verletzungen gab, deren wir aber gar nicht achteten, wenn ſie glücklicherweiſe nur Haut und Haar, nicht aber die Kleider mittrafen.

Nicht lange war ich aus meiner bisherigen Enge zu ſolcher friſchen Jugendluſt aufgelebt, als eine neue Wendung eintrat. Ich hatte ſchon oft gehört, daß nun das Lateinlernen bald anfangen würde, doch lag alles, was nicht unmittelbar den Tag betraf, mir viel zu fern, als daß die Ankündigung mich ſonderlich bekümmert hätte. Nun aber kam ich eines Nachmittags munter vom Spielen, um einige begehrte Sachen zu holen, und wollte ſchon eifrigſt wieder forteilen, als mir die Wittwe den Weg vertrat, ein neues

Buch hervornahm und mir ſagte, das ſei ein anderes Spielzeug, eine lateiniſche Grammatik, und der Lehrer, der ſchon einmal da geweſen, werde gleich wiederkommen. Ich war wie vom Donner gerührt, ließ meine Sachen fallen und fing bitterlich zu weinen an. Die dicke Frau ſah mit Wohlgefallen meinen Schrecken, und dachte mir die Gemüthsbewegung erſt recht wirkſam zu machen; denn ſie ſprach mit mir ſo, als ſei mein bisheriges Leben gleichſam in Laſter und Verbrechen hingegangen, von nun aber werde Leid und Buße anheben, und machte mir wirklich ſo bange, daß ich nicht begriff, wie mein Vater, der mich doch ſo ſehr liebte, einer ſolchen Hölle mich könne überliefern wollen. Unterdeſſen kam der Lehrer, ein noch junger, ärmlich ausſehender Mann, der ſich faſt ſchüchtern benahm, aber, ſo wie er das Buch aufgeſchlagen hatte, gleich einen pedantiſchen Ernſt und eine ſtrenge Unbeholfenheit zeigte, von denen ich wenig zu hoffen hatte. Nachdem die erſte Stunde noch leidlich genug abgethan war, empfing ich meine Aufgabe zum Auswendiglernen, mit dem Bedeuten, wenn ich am nächſten Tage nicht alles gehörig wüßte, ſo würde es dem Vater geſagt werden und dann die Strafe nicht fehlen. Alſo lag auch außer der Lehrſtunde das Joch mir auf; alle meine Fröhlichkeit, mein Muth, meine Unbefangenheit waren dahin. Mit dem Spielen ſchien es für immer aus, ich hatte ſchon alle Luſt verloren, und ſchlich betrübt mit meinem Buche auf den Boden, um ungeſtört das drohend Auferlegte, das mir als ein noch Unbekanntes doppelt furchtbar erſchien, mit doch angeſporntem Pflichteifer zu bezwingen.

Ich lernte zum Glück aber ſehr leicht; zu meiner eignen Verwunderung konnte ich das erſte Deklinirexempel und eine Anzahl Vokabeln in kurzer Zeit auswendig; nur beruhigte mich das noch nicht, denn ich hatte keine Sicherheit, daß dies ganz richtig und genug ſei. Mein Zweifel ſchwand erſt am folgenden Tage, da mein erſter Fleiß allerdings gelobt, aber auch die Aufgabe ſogleich vergrößert wurde; ſo ging es nun fort und fort, ich wurde in Athem erhalten, ohne das geringſte Vergnügen an der Sache zu gewinnen, ohne irgend ſolche Beihülfe und Ermunterung, die meinem Alter und meiner Faſſungskraft gemäß geweſen wäre. Immer mußte ich hören, es ſei eine Schande, daß ich ſchon ſo groß und im Lernen noch ſo zurück ſei, aber was ich denn hätte thun ſollen, das erfuhr ich nicht. Die Stunden umfaßten außer dem Latein auch noch andre Gegenſtände, beſonders Leſe- und Schreibübungen im Deutſchen, wozu mir Luſt und Anlagen nicht fehlten, bald aber dennoch gänzlich zu mangeln ſchienen, ſo verkehrt und troſtlos wurden die Sachen angegriffen. Nach und nach lernt' ich mich dem neuen Zuſtande bequemen, trug Noth und Qual, ſo weit ich mußte, und ſuchte in den noch immer reichlichen Freiſtunden mich ſchadlos zu halten, ſo gut es gehen wollte. Ich fand mich wieder zu Spiel und Luſtbarkeit ein, ich war ſogar wilder und unbändiger als vorher. Aber die Friſche und der Glanz meiner Kindheit war dahin, das Gefühl harmloſen unzerſpaltenen Daſeins in mir getrübt, ein erſtes Ueberkommen rauher Forderungen ſchwer empfunden! —

In dieſer Zeit ungefähr war es, daß ich eine Hinrichtung mit anſah, die erſte und einzige, der ich in meinem Leben beigewohnt. Ein alter Bauer hatte, wie es hieß im Wahnwitz, einen Mord begangen, und war dafür zum Schwert verurtheilt worden. Mein Vater beklagte, daß er nicht mehr amtlich einwirken konnte, denn er meinte, er würde die Anwendung der Todesſtrafe verhindert haben; was er aus freiwilligem Eifer zu dieſem Zwecke verſucht, war fruchtlos geblieben. Er mied das gräßliche Schauſpiel, und dachte nicht, daß ich es ſehen würde, aber die Hausleute wollten mir ein ſo ſeltnes Ereigniß doch nicht entgehen laſſen, fanden es auch unthunlich, daß ich allein daheim bliebe, und nahmen mich mit hinaus zur Richtſtätte. Ich ſah den Kopf herunterhauen. Bis dahin hatte ich Angſt und Traurigkeit empfunden, jetzt übernahmen mich Ekel und Unwillen. Ich riß mich los und eilte allein zur Stadt zurück. Als ich meinen Vater wiederſah, fiel ich ihm weinend in die Arme, und er ſchien meine Empfindung nicht nur zu billigen, ſondern auch zu theilen, denn auch ihm waren die Thränen nahe.

Der Krieg gegen die Franzoſen dauerte inzwiſchen fort, und entwickelte ſich immer nachtheiliger für die deutſche Seite; der Eifer und Haß, in welchem ſich die beiden Hauptpartheien, nämlich die der Revolution feindliche und die ihr günſtige, in unſren Bürgerkreiſen gegenüberſtanden, trat ſichtbarer hervor, je mehr die Kämpfe ſich näherten. Hatten die Gegner der Franzoſen in unſern Ländern noch alle Vortheile der Macht und Formen, ſo war doch die große Mehrzahl der Einwohner den Franzoſen, oder vielmehr ihrer Sache geneigt, und die Siege und Fortſchritte der letztern galten auch uns zum Gewinn; der Augenblick ſchien nicht fern, wo die Waffen der Freiheit bis zu uns vordringen und die alten Zuſtände in ſich zuſammenbrechen würden. Jede neue Nachricht vom Kriegsſchauplatze, jedes Näherrücken deſſelben war ſogleich in den Geſichtern zu leſen, und dem Gange der Ereigniſſe nach war faſt immer die Reihe an den Vornehmen, den Regierungsbeamten und Geiſtlichen, Beſtürzung und Verlegenheit zu zeigen. In dem geringen Kreiſe, auf den ich beſchränkt war, hörte ich keine eigentlichen Erörterungen, man begnügte ſich, auf die Vorgänge zu ſchimpfen, und zugleich Nutzen von ihnen zu ziehen. Für letzteres war durch Flüchtlinge und Emigranten vielfacher Anlaß gegeben, ſie mußten ſich unterbringen, ſich weiter ſchaffen, und neben dem baaren Gelde war ſchon mancher Gegenſtand von Werth, manches aufgeſparte Kleinod hiebei vortheilhaft in die Taſchen meiner Hausleute geſchlüpft. Sie beherbergten ab und zu einige Emigranten, und wenn dieſe ordentlich zahlten, ſo ſtieg wohl gar ein Dankgebet zum Himmel, der den Seinen etwas Gutes zufließen laſſe. Bald aber nahm dieſer Zug der Dinge ſo überhand, daß auch das Beten darüber vergeſſen wurde. Bisher nämlich waren die Emigranten nur truppweiſe erſchienen, ihre Anzahl war noch zu überſehen, im Guten und im Schlimmen machte ſich der Einzelne bemerkbar; plötzlich aber, in Folge eines unerwarteten ſcharfen Andranges franzöſiſcher Heeresmacht, fluthete die Hauptmaſſe vom linken Rheinufer herüber, und der ganze Schwall warf ſich nach Düſſeldorf, wo er ſich zunächſt wieder in Sicherheit glaubte. Die Stadt war wie überſchwemmt, alles wimmelte von Emigranten, zu Hunderten zogen ſie durch die Straßen, ſpazirten ſie auf dem Markt, am Rhein, und ſprechen hörte man faſt nur Franzöſiſch. Meine Hausleute waren ſchnell bei der Hand, jede Bodenkammer wurde als Zimmer vermiethet, jeder kleinſte Dienſt angerechnet, an Eßwaaren und andern Sachen oft der ſechsfache Werth gewonnen. Um noch größern Vortheil zu ziehen, richteten ſie einen Mittags- und Abendtiſch ein, und ſo groß war die Ueberfüllung der Stadt, daß Herren und Damen von höchſtem Stande und üppigſter Gewöhnung ſich in den engſten Hinterſtuben, bei ſchlechtem Geräth und geringer Küche, zuſammenpferchten und behalfen, und ihr Mißbehagen nur dadurch etwas zu lindern ſuchten, daß ſie darüber lachend ſcherzten.

Eigentlich ſah ich die Emigranten als meine Feinde an, fand mich aber unwillkürlich zu ihnen hingezogen. Ihre freundliche Lebhaftigkeit ergänzte zuvorkommend meine dürftigen Worte und halben Redensarten, wegen deren ich für einen völlig Franzöſiſchredenden erklärt wurde, und mit einigen Knaben wußt' ich mich in der That bald leidlich zu verſtändigen. Geſellig unter allen Umſtänden, ſuchten ſie ſogleich Anknüpfungen, und fanden ſie beſonders bei hübſchen Mädchen und Frauen, auch wo die Vermittlung der Sprache fehlte. Der Uebermuth, der in Koblenz widerwärtig auffiel und empörte, war hier wenig mehr zu ſehen, grauſam getäuſchte Hoffnungen und andringende Noth hatten ihn nur zu ſehr ſchon niedergebeugt; um ſo mehr traten wieder einſchmeichelnde Artigkeit, gefällige Sitte und muntrer Scherz hervor. Mir gewährte das ganze Weſen die angenehmſte Zerſtreuung, und ich lernte mancherlei dabei, ſowohl in Sprache als in Manieren, ich ſah Waffen und Koſtüme aller Art, prächtige Hofkleider, elegante Jagdanzüge, Uhren, Doſen, Kreuze und Ringe, deren man ſich größtentheils um ein Billiges zu entledigen wünſchte, ich ſah mit Erſtaunen von feinen Herren Speiſen bereiten und Betten überziehen, in einer freilich ſo ausgeſuchten und ſorgfältigen Weiſe, daß kein Andrer es ihnen zu Dank thun konnte. Mein Vater ſah mich in dieſem Verkehr und ließ mich gewähren, er ſelber war in dieſer Zeit ſehr beſchäftigt, und auch die Emigranten gaben ihm zu thun; denn ſo ſehr ihm der Grund ihrer Sache zuwider war, ſo gern war er den Einzelnen förderlich, und die Anläſſe zum Vermitteln, zur Fürſprache und zum Verſtändigen erneuerten ſich immerfort, weil die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache in Düſſeldorf, mit Ausnahme des Adels, noch eine Seltenheit war, und ſogar die Behörden ſich bei der Ueberzahl welſcher Fremdlinge nicht mehr zu helfen wußten. Für mich ergab ſich hierin die ſchlimme Erfahrung, daß übertriebenes Lob eine mißliche Gabe ſei, indem meine geprieſene Kenntniß des Franzöſiſchen von den Hausleuten nur allzu eifrig in Anſpruch genommen wurde, immerfort ſollte ich das Geſagte erklären, das zu Sagende dolmetſchen, und nie wollte das fließen, oft mißrieth es in ärgſter Art; da war denn kein Zweifel an meinem Können, ſondern einzig an meinem Wollen, ich ſei boshaft, hieß es, verſtockt, und wenig fehlte, ſo hätte man mich bei meinem Vater deßhalb verklagt.

Einen gewaltigen Eindruck machte in der ganzen damaligen Welt die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten. Unter den Emigranten herrſchte Schrecken und Wuth. Ich ſah deren, welche ſich die Haare rauften, Geſicht und Hände mit den Nägeln aufriſſen, Fluch und Verwünſchung über die Mörder, über die ganze Nation, als des Mordes mitſchuldig, ausriefen. Andre lachten krampfhaft, ließen Ludwig den Siebzehnten hochleben, wollten aufbrechen, wenigſtens dieſen jungen König den Henkern und der Haft entreißen. Es gab aber auch Wüthende, die das Ereigniß prieſen, das Loos des Königs ein verdientes nannten, er habe doch die meiſte Schuld an allem Unglück Frankreichs, er habe die Revolution gebilligt, ihr nachgegeben, die Sache der Krone und des Adels verrathen, jetzt würde alles gut gehen, jetzt würden die Prinzen in ihren Unternehmungen nicht mehr gelähmt ſein, jetzt die Verbündeten keine falſche Schonung mehr üben. So, während einige das Bild des Königs weinend küßten, warfen andre es auf die Erde und zertraten es mit Füßen, in demſelben Zimmer, in derſelben Familie! Das Entſetzen, einen König auf dem Schafotte ſterben zu ſehen, ergriff die Deutſchen nicht weniger tief, als die Franzoſen, und beſonders mein Vater betrauerte den unglücklichen Ludwig mit innig menſchlicher Theilnahme. Die Sache der Emigranten trennte ſich von der des Königs ganz, und es fehlte nicht an Beſchuldigungen, daß er als Opfer ihrer tollen Anſchläge gefallen ſei.

Unſer Wohnen in dieſem Hauſe dauerte nur noch kurze Zeit. Man konnte für unſre Zimmer, wenn man ſie wochen- oder tageweiſe vermiethete, dreimal ſo viel bekommen, und ließ deutlich merken, daß man durch unſre Anweſenheit Schaden leide; mein Vater willigte ein, vor der beſtimmten Zeit auszuziehen, wozu mancherlei Ungebühr, die er aus meinen Erzählungen nebenher vernahm, nicht wenig mitwirken mochte. Er hatte ſich in den Leuten, wie er nun einſehen mußte, gänzlich getäuſcht, ſie waren ihm als frommeifrige und abergläubiſche bekannt, aber er hatte ſie als redliche und ehrbare vorausgeſetzt, jetzt entdeckte er ſchamloſe Gewinnſucht und niedrige Prellereien, und außerdem hatte er allen Grund, meine Sitten, die glücklicherweiſe noch bewahrt geblieben, bei längerem Aufenthalt in Gefahr zu glauben. Unſer Umzug wurde daher leicht beſchloſſen und raſch ausgeführt. Ich war im Innerſten erfreut, denn ſo ſchlecht hatte ich mich noch nie befunden, als unter dieſen Leuten.

Wir zogen in eine Wohnung, die vom Grunde eines tiefen Hofes her nach dem Markte ſah. Unſer Hauswirth war ein Tanzmeiſter, der ſich zur Ruhe geſetzt hatte, ſeine bejahrte Frau beſorgte unſre Aufwartung und Koſt. Dieſe Leute waren auch nur ganz gewöhnliche, aber ohne Verderbniß und falſche Anſprüche. Ich fühlte mich wie befreit, als ich der Spannung und der immer neuen Zerrungen ledig war, in denen mich jene Gemeinheit gehalten hatte, und deren ich mir jetzt erſt recht bewußt wurde. Die Ordnung und Ruhe um mich her wirkte günſtig, meine Aufgaben wurden mir leichter, und mein Lehrer war eine Zeit lang ſehr zufrieden. Er rieth nun, die Stunden zu verdoppeln, und da ich ſo gute Fortſchritte machte, ſo hoffte er noch beſſere zu erzwingen. Bei mehr Talent und Einſicht von ſeiner Seite wäre dies vielleicht gelungen, doch ſeine ſtumpfe Pedanterei konnte einer ſo gewagten Anſtrengung nicht vorſtehen. Es geſchah mir, was nachmals mir ſich im Leben oft genug wiederholte, daß ich ſchnell, und auch wohl mit Ueberſpringung einiger Stufen, ein gewiſſes Ziel erreichte, dann aber, anſtatt eben ſo fortzufahren, auch nicht einmal mit gewöhnlichem Schritte weiterkam. Meine Faſſungskraft verlangte Muße, um ſich auf der gewonnenen Stufe zu erholen und für neue zu reifen, und weil ihr dieſe nicht gewährt wurde, ſo verſagte auch die Ausdauer. Beſonders im Lateinſchreiben, in welchem ich ernſtlich geübt wurde, kam es zum Treffen zwiſchen der Unzulänglichkeit des Lehrers und der des Schülers; ich hatte die leichtern Arbeiten bald weg und machte ſie mit Vergnügen, für die ſchwereren hätte es nur der richtigen Erklärung einiger grammatiſchen Formen bedurft, da dieſe jedoch nicht erfolgte, und nicht erfolgen konnte, ſo mußt' ich auf Gerathewohl im Dunkel tappen, wobei keine Freude und wenig Erfolg war. Daß ich mitten drin eine neue, angeblich beſſere Grammatik bekam, mit deren Einrichtung ich doch nicht ſogleich wieder bekannt ſein konnte, wirkte auch als Erſchwerniß. Genug, ich empfand und erregte Unzufriedenheit, ohne daß ich mir ſagen konnte, wie ſo und woher? denn in mir fühlte ich keine Veränderung.

In der That hatte ich zum Lernen Eifer genug, und ſaß auch außer den Lehrſtunden gern über Bücher, ſo daß ich öfters der Spielkammeraden vergaß und ihren Umgang vernachläſſigte. Mein Vater hatte mir Raff's Naturgeſchichte, eine Fabelleſe von Gellert, Gleim und Hagedorn, das Becker'ſche Noth- und Hülfsbüchlein, Schröckh's Weltgeſchichte in ſechs Bänden und einige andre, damals empfohlne Kinderbücher angeſchafft, in denen ich mit großer Begierde las. Zur Naturgeſchichte war mir der Anblick lebender fremder Thiere und wiederholter Beſuch in Beuth's Naturalienkabinet ſehr erwünſcht, ſo wie auch das Durchblättern eines Herbariums förderlich. Am meiſten aber erfreute mich Schröckh, beſonders der erſte Band, in welchem die Geſchichte der Griechen und Römer mich in Entzücken ſetzte; die Darſtellung in dieſem Buche hat gewiß hohes Verdienſt, und ich kann mich nicht überzeugen, daß ähnliche Verſuche ſpäterer Zeit hierin den Vorzug verdienten; aber auch mein von Natur für dieſe Gegenſtände früh geweckter Sinn trug unſtreitig viel dazu bei, daß ich aus dieſem Leſen unausſprechliches Vergnügen und unberechenbaren Ertrag ſchöpfte; mir war, als ob ich Griechen und Römer vollſtändig kennte, nichts dünkte mich fremd, und ich hatte ein richtiges Gefühl von dem großen Unterſchied in dem Weſen beider Völker, wobei ich den düſtern Ernſt der Römer dem heitern Lebensmuthe der Griechen weit vorzog. Hierin leitete mich kein fremder Einfluß, denn der Lehrer fragte nach ſolchen Dingen nicht, und mein Vater, der ſich im Allgemeinen meines Leſens freute, half mir doch dabei nur mittelbar, indem er mir auf Landkarten den Schauplatz der Geſchichten zeigte, und ſomit wohl die Vorgänge verdeutlichte, aber meinem Urtheil und meiner Neigung vorzugreifen vermied.

Noch andre Bücher, wie der Zufall ſie mir in die Hände führte, las ich nebenher, alte Kriegs- und Heiligen-Geſchichten, die verſtäubt und vergilbt in einem Winkel lagen, und politiſche Flugſchriften, die mein Vater ganz neu mit nach Hauſe brachte. Beſonders war ich auf Schauſpiele begierig, und raffte der Art zuſammen, was ich nur habhaft werden konnte; ein Ritterſchauſpiel, Günther von Schwarzburg, und einen italiäniſch-deutſchen Operntext, Dido von Metaſtaſio, lernt' ich faſt auswendig. Hiemit aber noch nicht zufrieden, wollt' ich die Stücke auch aufführen, und verſuchte mich in allen Rollen, ganz für mich allein, denn für ſolch hohe Dinge konnt' ich keine Geſpielen auftreiben. Da mir die Schwierigkeiten, ſo vielerlei Anſprüchen ohne die nöthigen Erforderniſſe zu genügen, bald unerträglich fielen, ſo beſchloß ich, mir Stücke zu ſchreiben, und dieſe lediglich nach den Hülfsmitteln einzurichten, die ich ſchon beſaß, und die in einem Mantel und Schwert beſtanden — dem ſpaniſchen Namen gemäß recht eigentlich Stücke de capa y espada! Bei den Aufführungen überraſchte mich mein Vater bisweilen, und lachte dann herzlich über mein Pathos, wodurch ich aber nicht aus der Faſſung kam, ſondern vielmehr ermuthigt wurde, denn ich ſah es noch immer als eine Art Beifall an, den ich nicht gehofft, an deſſen Stelle ich eher ein Verbot gefürchtet hätte.

So kamen denn auch meine dramatiſchen Entwürfe bald an den Tag, und fanden ſchon deßhalb einige Gnade, weil ſie doch jedenfalls Schreibübungen waren, nur kränkte mich, daß auch an dieſe freiwilligen Erzeugniſſe die Forderung einer ſchönen, geordneten Handſchrift gemacht wurde, ich dachte, es wäre ſchon vollkommen genug, daß meine gebotene Schreiberei immer als häßliches, unleſerliches Geſchmier geſcholten wurde.

Nicht ſo lebendig, aber doch ebenfalls bedeutend wirkte auf meine Einbildungskraft das Anſchauen der Gemählde, wozu die berühmte Düſſeldorfer Bildergalerie die ſchönſte Gelegenheit gab. Sehr oft wurde ich in dieſe Säle mitgenommen, welche wegen des Zuſtrömens der vielen vornehmen, auch in Drangſal und Flucht nicht ganz der Kunſt vergeſſenden Fremden jetzt häufiger als ſonſt geöffnet waren. Jeder Düſſeldorfer wußte von dieſem Schatz und rühmte ihn, der allerdings nicht ſowohl dem Hof als vielmehr der Stadt und dem Lande eigen gehörte, aus deren Mitteln er auch angeſchafft worden. Oft war die Rede davon, dieſes koſtbare Beſitzthum zu flüchten, da der Feind in ſeinem Vordringen leicht einmal den Rhein überſchreiten konnte, und dann die Gemählde dem Raub oder der Zerſtörung ausgeſetzt wären; aber immer widerſprachen einflußreiche Stimmen, und fürchteten, der Schatz könnte der Stadt ohne Noth entzogen werden, und geflüchtet ihr noch gewiſſer verloren ſein, als durch die Feindesgefahr; die Folge hat gezeigt, daß dieſe Beſorgniß nicht ohne Grund gehegt wurde. Man erklärte mir die Gegenſtände, man machte mich ſogar auf den beſondern Werth und das eigenthümliche Verdienſt der einzelnen Bilder aufmerkſam, und mein Sinn öffnete ſich willig den Eindrücken der Farben, den Wirkungen der Lichter. Doch an ein eigentliches Kunſtintereſſe war nicht zu denken, und die Fülle der Geſtalten und die Pracht der Farben dienten mir nur wie ein großes Bilderbuch, an dem ſich die begehrliche Phantaſie weckt und nährt, wie ich denn auch, anſtatt die erzählten Geſchichten ruhig hinzunehmen, deren gern neue zuſammenſetzte, und im Anblicke der bunten Scenen doch wieder nur dramatiſche mir vorſtellte.

Bayeriſche Staatsbibliothek

So war ich, im Gegenſatz des vorigen Zuſtandes, mit meinen ernſten und ſpielenden Beſchäftigungen ganz in ein ideales Gebiet verſetzt, und lebte den größten Theil des Tages in romantiſcher Stimmung, abgewendet von geringer Umgebung und durch gemeine nicht geſtört. Ich vermißte hiebei den Umgang mit andern wohlgezogenen Knaben nicht ſehr, da ſich ohnehin keiner mit mir auf gleicher Höhe halten mochte, und höchſtens hatte ich einiges Begehren, an den wilden Spielen der ungezogenen Knaben auf dem Markte Theil zu nehmen, was aber ſtreng verboten war. Sehr verſtohlen nur kam ich bisweilen mit einem ſtillen Jungen aus der Nachbarſchaft zuſammen, der den Tag hindurch ſeinen armen Eltern arbeiten half, in der Dämmerung aber ſich zur Theilung meines Abendbrodes vor der Hausthüre einzufinden pflegte, und mir die herrlichſten Mährchen von Rieſen und Drachen und Prinzeſſinnen, und Einmal auch ganz umſtändlich den trojaniſchen Krieg erzählte, und da er nicht leſen konnte, ſo war es wunderbar, wie dieſe Ueberlieferung mündlich ihn gefunden und ſich in ſeinem Innern befeſtigt hatte.

Einen neuen Schwung erhielt mein erwecktes romantiſches Intereſſe durch die ſtatthabende Wiedereröffnung des Theaters. Die Seitenmauer des Schauſpielhauſes lief längs unſres Hofraumes hin, und nichts zur Bühne Gehöriges konnte ſich meinen Augen entziehen. Aber das Theaterweſen rückte mir noch ganz anders nah. Unter den umherziehenden Truppen war eine von dem Direktor Nuth gebildete und beherrſchte, die aus Kindern beſtand. Er hatte aus dem unterſten Volke theils arme Waiſen, theils von ihren Eltern aus Noth ihm überlaſſene Kinder in hinreichender Anzahl zuſammengebracht, ſie für die Bühne und ganz beſonders für den Tanz abgerichtet, und führte mit dieſen zugeſtutzten, mitunter wirklichen, meiſt aber nur erzwungenen Talenten alle möglichen Schauſpiele und Ballette auf. Von den Knaben war keiner über zwölf Jahre, von den Mädchen nur zwei etwa vierzehn, die andern Kinder jünger, bis zu ſechs Jahren hinab. Nuth und ſeine Frau ſtellten die Eltern dieſer großen Familie vor, aber gleich im Aeußern von ihr ſehr unterſchieden, denn die koloſſalen, wohlgenährten Figuren ſtachen gegen die blaſſen, magern, meiſt auch im Wachsthume zurückgebliebenen Kleinen auffallend ab. Eiſerne Zucht und unbedingter Gehorſam waren die Triebfedern, welche das Ganze in Ordnung und Thätigkeit hielten; der Direktor vereinigte in ſeiner Perſon wirklich alle Arten von Gewalt, jeder Wink war ein Gebot, der Schüler zugleich ein Knecht, ein Sklave. Natürlich ſollte die Schaar ſo viel als möglich verdienen, ſo wenig als möglich koſten, ſie wurde daher ſo karg und eng zuſammengehalten, als es bei der Nothwendigkeit, beide Geſchlechter doch zu trennen, nur irgend geſchehen konnte. Ruth faßte das nächſt am Theater ſo bequem und vortheilhaft gelegene Haus in's Auge, unternahm es ſich mit ſeiner Geſellſchaft in dem wenigen Raume, der noch nicht genommen war, mit Hülfe zweier großen Bodenkammern einzurichten, und der Wirth, erſtaunt und froh, ein bisher gar nicht vermiethbar erachtetes Gelaß mit anzubringen, nahm die ganze Schaar von mehr als dreißig Köpfen auf. Mein Vater war unwillig, konnte jedoch die Sache nicht hindern; ich dagegen freute mich lebhaft des jungen Völkchens, das meine Neugier reizte, und von dem ich mir außerordentliche Dinge verſprach.

Wir wohnten Wand an Wand und Thür an Thür mit den Fremden, die Nähe ſchien unerträglich werden zu müſſen. Allein die verſchiedenen Erwartungen ſchlugen gänzlich fehl; wir merkten nicht, daß wir Nachbarn hatten, mein Vater empfand keine Störung, und für mich zeigte ſich kein Gewinn; ſelten daß man auf der Treppe oder in der Hausthüre ſich einen Augenblick in flüchtiger Eile ſah, und kaum tauſchte man einen Gruß dabei. Hatte mein Vater vorſichtig mir jeden Verkehr mit den Ankömmlingen unterſagt, ſo war auf der andern Seite, aus begreiflicher Klugheit, ein gleiches Verbot erlaſſen. Es beſtand alſo die vollkommenſte Abſonderung, und hüben und drüben blieb jeder ruhig in ſeinen Gränzen. Die Stille war muſterhaft; bisweilen wurde wie von ferneher Muſik gehört, welche den Tanz begleitete, bisweilen einiges Klirren von Fechtübungen, ſelten ein gedämpftes Deklamiren. Die ununterbrochene Aufſicht und nie nachlaſſende Strenge erſparten die Anwendung außerordentlicher

Zucht- und Strafmittel. Das abentheuerlichſte, leichtfertigſte Gewerbe war ſolchergeſtalt von ſtarker Fauſt an der Kehle gepackt, und aus dem ſtarren klöſterlichen Zwange ging doch Abends wieder die bunteſte, fröhlichſte Erſcheinung hervor.

Das Vergnügen, dieſe jugendlichen Schauſpieler auftreten zu ſehen, gehörte nicht zu denen, die mein Vater mir hätte verſagen wollen. War er ſelber verhindert oder nicht gelaunt, das Theater zu beſuchen, ſo gab er mir die wenigen zum Einlaß nöthigen Stüber, und ich durfte auf eigne Hand hineingehen. Die Anſicht, daß die Schaubühne eine Schule der Bildung und Sitte ſei, war damals gäng und gäbe, Autoren und Schauſpieler ſuchten das Publikum in dieſer guten Meinung zu erhalten, die aufgeführten Stücke dienten größtentheils einer moraliſchen Abſicht, den Zwecken der Aufklärung, der Menſchenliebe. Die Ruth'ſche Truppe hatte beſonders Urſache, ſich dieſes vortheilhaften Scheines nicht zu entäußern, und man ſagte laut, daß dieſe Jugend nichts aufführe, was nicht die Jugend auch ſehen dürfe. Eine umſichtige Kritik hätte vielleicht doch manches gegen dieſe Behauptung einwenden mögen, denn man gab eigentlich alles durcheinander, aber die Leute beruhigten ſich bei den vorausgeſchickten Grundſätzen, und es war ganz in der Ordnung, daß man der Jugend ein ſo fruchtbares Vergnügen gönnte. Ich war nicht wenig ſtolz auf meine Selbſtſtändigkeit, und genoß die Theaterluſt in vollen Zügen. Vollkommnere Schauſpieler, als dieſe Kinder, glaubte ich nicht möglich, und ihre handgreiflich eingelernten, von eignem Verſtändniſſe ſelten begleiteten, aber in ihrer Aeußerlichkeit allerdings beinahe fehlerloſen Leiſtungen dünkten mich der Gipfel der Kunſt. Mich dieſen ausgezeichneten Menſchen häuslich ſo nahe zu wiſſen, und ſie dabei nur von der Bühne zu kennen, ſchien mir ſo unleidlich als verkehrt, ich ſuchte und fand einige Annäherung, und hatte ſie in keiner Weiſe zu bereuen. Beſonders zwei Brüder Gerſtel wurden mir bald vertraut, ſie waren gut und brav, und unſere mit einiger Vorſicht geführte Bekanntſchaft erlitt keine Trübung. Mein Vater ſprach wohl ſelbſt mit den Kindern, und das mir gegebene Verbot erloſch nach und nach; Ruth war ſeinerſeits geſchmeidig, und meinte ſcherzend, ſeine Truppe ſtände mir gern offen. Mit Neugier und Staunen blickte ich in das Innere dieſer Wirthſchaft, die Kinder waren ſtreng und kurz gehalten, aber doch ſehr vergnügt und ſogar luſtig, Ruth war im Grunde ein guter Mann, und weil er ſich in ſeinem Reiche als unbedingter Herrſcher fühlte, ſo geſtattete er auch manche Freiheit. Nur ſeine Frau flößte immer Furcht und Schrecken ein, auch mir, und ihr ſcharfer Geierblick ſchmerzte mich im Innerſten. Jetzt wurde mir auch die Bühne ſelber zugänglich, anſtatt im Parterre ſitzend bequem zu ſehen und zu hören, ſtand ich viel lieber im Hintergrunde der Kuliſſen oder hinter den Dekorationen, wo mir die Vorſtellung größtentheils verloren ging, ich aber den höheren Reiz empfand, den geweihten Ort ſelber zu betreten, und die Spielenden bei ihren Ein- und Abgängen dicht neben mir zu ſehen. Nur Einmal gab es Verdruß, ich neckte einen der ältern Knaben wegen der Worte, mit denen er eben abgegangen war, das wollte er nicht dulden, und meinte, was er draußen vor dem Publikum ſage, darauf gelte hinter der Kuliſſe keine Anſpielung, und als er im Aerger mich verklagte, mußte ich mein Unrecht beſtätigt hören. Uebrigens hatten die Kinder all ihre Aufmerkſamkeit zuſammenzuhalten, denn ſie ſpielten immer ohne Souffleur; ſie mußten folglich im Auswendiglernen das Unglaubliche leiſten, und ihr Beiſpiel diente mir zum Sporn, auch meine Aufgaben friſcher und zuverläſſiger zu lernen, ſo daß mein Lehrer in dieſer Zeit mein Gedächtniß und meinen Fleiß mehr als ſonſt zu loben fand.

Unter ſolchem Wechſel von Stille und Geräuſch, ſolchem Zuſammengehen von Vergnügen und Lernen, verlebt' ich einen Winter, der im Ganzen nur eine glückliche Erinnerung gelaſſen hat; doch drängen ſich in mitten derſelben auch zwei Begegniſſe gemiſchten und widrigen Eindrucks hervor, in welchen ſich bezeichnende Gemüthsrichtungen abbilden, und die deßhalb in perſönlichen Denkwürdigkeiten wohl zu erwähnen ſind. Der eine Vorgang erfreut mich noch heute. Die Frau des Theatermeiſters beſorgte unſre Wäſche, und brachte bisweilen einen Sohn meines Alters mit, den ich auch auf dem Theater zu ſehen pflegte. Eines Tages betrachtete ſie einen ſchönen warmen Ueberrock, der für mich ſchon lange im Schranke hing, den ich aber faſt gar nicht anzog, weil es grade nicht ſehr kalt und ich lieber leicht bekleidet war; ſie meinte, da ich das Stück gar nicht gebrauchte, ſo möchte ich es ihr für ihren Jungen ſchenken, mein Vater würde wohl nichts dawider haben. Ich verſprach deßhalb anzufragen, und als mein Vater nach Hauſe kam, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als ihm das Geſuch vorzubringen. Er hörte mich verwundert an, ſagte nur: „Freilich, freilich!“ und ſprach gleich von andern Dingen. Am andern Morgen, als die Frau eintrat, ſprang ich ihr entgegen, meldete ihr jubelnd, daß der Vater eingewilligt, und überlieferte ihr den Rock. Voll Freude ſagt' ich darauf meinem Vater was geſchehen war. Auf die Frage, ob ich bei Sinnen ſei, und wer mir das erlaubt habe? erwiederte ich mit aller Seelenruhe, er ſelbſt habe es ja erlaubt, und rief ihm ſein geſtriges Wort zurück. Er beſann ſich einen Augenblick, und lachte dann laut auf; ich begann ein Mißverſtändniß zu ahnden, und erfuhr auch alsbald, daß jenes „Freilich“ keine Bejahung, ſondern nur ein Spott über die Dreiſtigkeit der Forderung geweſen, dergleichen nenne man Ironie, und für die Unkenntniß dieſer Redefigur hatte ich mit meinem Ueberrocke gebüßt; denn weggegeben blieb er, und das freute mich noch immer; ich bekam durchaus keine Schelte, wiewohl auch keinen andern Rock wieder, und trug nur die natürliche Folge meiner Uebereilung, womit ich völlig zufrieden war. Als aber die Hausleute den Vorfall erfuhren, jenen Jungen, da auch grade ſcharfe Kälte eintreten mußte, in meinem Rocke warm daherkommen, mich aber in dünnem Jäckchen frieren ſahen, da war des Lachens und Spottens kein Ende; das mochten ſie haben, ich nahm es ihnen nicht übel; ich geſtand meinen Mißgriff, und verſicherte nur, daß er mir gar nicht leid ſei. Dies hielten ſie für unmöglich, ſie ſahen in meinem Vorgeben nur tiefe Beſchämung und freche Verſtellung, und ſchrieen mehrmals verwundert auf, was für ein böſer Gleißner ich ſein müſſe. Dieſe falſche Beſchuldigung, von der ich den Grund wohl fühlte, nämlich daß die Leute von meinem Innern keine Ahndung hatten, vermocht' ich ihnen nicht auszureden, und trug ſie als tiefe Kränkung lange auf dem Herzen.

Die zweite Geſchichte iſt ähnlicher Art, ich nahm ſie aber ſchon leichter. Unſre Wirthin brachte uns Mittags das Eſſen, und wenn ſie daſſelbe hingeſtellt, und mein Vater etwa noch ſchrieb oder las, ſah ſie mich ſogleich am Tiſche und eilig bemüht, die Suppe abzuſchöpfen. Ich hatte ſchon bemerkt, daß die Frau alsdann mit funkelnden Augen lächelnd bald mich bald meinen Vater anſah, ich wußte aber nicht, was dies bedeutete. Eines Nachmittags erfuhr ich es, und mußte hören, wie man mir Schande machte, ich ſei doch gar nichtsnutzig, und es ſei nicht zu begreifen, wie mein Vater es leiden könne, kaum ſtehe die Suppe auf dem Tiſche, ſo ſei ich der Erſte dabei, ſchöpfe mir das Beſte ab, und der Vater bekomme nur die magere Brühe. Mir war wunderlich zu Muthe bei dieſem Vorwurf, ich erröthete vor Unwillen, und hätte faſt laut aufgelacht! Jenen Frevel nämlich verübte ich auf meines Vaters Geheiß, der das Fett als ungeſund fortgeſchafft wiſſen wollte. Hier hätte ich mit Einem Worte mich rechtfertigen können, zur Beſchämung der Frau, die dabei erfahren hätte, daß ihre Suppenbereitung uns nicht behagte; allein mir wäre nicht möglich geweſen, dieſes Wort zu ſagen, nicht aus Schonung für die Frau, ſondern aus Verachtung; ihr falſches Urtheil traf mich nicht, ſondern war nur ein Zeugniß gegen ſie ſelber; wer das Schlechte ſo gern vorausſetzt, dacht' ich, der kann wohl im Einzelnen berichtigt werden, wird aber bei nächſtem Anlaſſe wieder in jene Neigung fallen. Ich fühlte, daß man verkannt werden könne, ohne dabei weſentlich zu verlieren. Freilich war ich diesmal durch das Mitwiſſen meines Vaters geſichert, und das war mir die Hauptſache, gegen die alles Andere verſchwand. —

Die Gefahren des Krieges hatten ſich wieder etwas abgewendet, dagegen drangen ſeine Forderungen überall fühlbar ein. Jederman klagte über die Theurung, die ſchweren Abgaben, über die Stockung der öffentlichen Zahlungen. Eine Abtheilung pfälziſcher Truppen verließ uns, um zu dem Reichsheere zu ſtoßen, man wehklagte über dieſen Abmarſch, und meinte, warum nicht lieber die Emigranten gegen den Feind geſchickt würden, ihre Sache ſei es doch eigentlich, für die der Krieg angefangen ſei, und auf ihre falſchen Verſprechungen hin habe man ihn unternommen. Man ſah ſie täglich auf dem Markte zuſammenkommen, in langen Frontreihen auf- und niederwandeln, und oft die ganze Breite des Platzes einnehmen, wobei ſie Kinder, Mägde, und wer ſonſt hier gehen wollte, ſchnöde zurückwieſen und zum Umwege nöthigten. Doch ſolchem Trotze begegneten die Bürger bald mit entſchiedenem Uebergewicht, es gab harte Zuſammenſtöße, mehrere Emigranten wurden übel zugerichtet, einige waren in Gefahr, in den Rhein geworfen zu werden. Sie benahmen ſich hierauf etwas beſcheidener, doch dies hinderte nicht, daß die Stimmung gegen ſie täglich übler wurde. Die meiſten hatten ihre Geldmittel ſchon erſchöpft, lebten höchſt eingeſchränkt, blieben ſchuldig, oder ſuchten mehr ſinnreich als löblich ihren Tagesunterhalt zu friſten. Die Stadtbehörde fing ſchon an, manche auszuweiſen, einige wurden wegen Unfugs, den ſie im Innern von Familien angeſtiftet, durch Polizeibeamte über die Gränze gebracht, wobei der Ruf einheimiſcher Namen nothwendig mit zu leiden hatte. Alles dies wirkte günſtig für die Freiheitsparthei, welche das Haupt mehr und mehr emporhob. Wie früher Lafayette und Dumouriez, ſo wurde jetzt Pichegru gefeiert, an öffentlichen Orten ſein Wohl getrunken, das Heil der franzöſiſchen Freiheit ausgebracht. Vergebens eiferten die Ariſtokraten, widerſetzten ſich die Beamten, ergingen Verbote von Seiten der Behörden; die freie Meinung war zu lebenskräftig, empfing aus den Umſtänden immerfort zu reichliche Nahrung, als daß ſie ſo leicht einzuſchüchtern geweſen wäre. Dies zeigte ſich auffallend bei Herſtellung einer Schützengeſellſchaft, die in jener Zeit erneut zuſammentrat; ſie beſtand aus den angeſehenſten, vermögendſten und rüſtigſten Männern, und als ihre Uniformirung zur Sprache kam, durfte der Vorſchlag gemacht werden, Blau, Roth und Weiß dafür anzuwenden! Mein Vater, der nicht zu der Geſellſchaft gehörte, aber mit den meiſten Theilnehmern befreundet war und ihren Verſammlungen gern beiwohnte, hatte den Einfluß, jenen

Vorſchlag zu vereiteln, und zur Uniform wurden blaue Leibröcke mit gelben Unterkleidern gewählt, worin eine frühere deutſche Zeitſtimmung, die doch auch etwas revolutionaire Epoche von Werther's Leiden, noch ſo ſpät ſich abbildete. Nun hatte die Freiheitsparthei gleichſam ihre Bewaffneten, deren öffentliche Auszüge und Uebungen im Scheibenſchießen dem Volke ſo werth als bedeutend waren.

Meinen Vater ſah ich gewöhnlich ſchwarz gekleidet, in Schuh und Strümpfen, mit gepuderter Friſur und einem Haarbeutel, bei manchen Anläſſen auch mit ſilbernem Degen an der Seite; jetzt, um der Freunde willen, trug er auch bisweilen jene Schützenkleidung, obſchon er, wie geſagt, zu der Körperſchaft nicht gehörte. Ein ſolch freier Antheil war ſeiner Sinnesart am meiſten gemäß; er war ein Gegner von geheimen Geſellſchaften, aber auch ſchon allen geſchloſſenen abgeneigt, er haßte Ränke und Liſten, welche ſich ſo leicht in jenen anſiedeln, und er fürchtete den Zunftgeiſt, der in dieſen heimiſch zu werden pflegt, offne und ſelbſtſtändige Wirkſamkeit war ſeine Loſung. Er hatte ſich in der That von allen Einflüſſen des Partheiſinnes, der Genoſſenſchaft und Verabredung frei erhalten und konnte jeden Tag rückſichtslos der Ueberzeugung folgen, welche der Tag brachte, mochte es nun dieſelbe von geſtern, oder eine ganz neue ſein, die aus neuen Nachrichten oder Ueberlegungen hervorging. Da jedoch in den Hauptſachen ſeine Meinung nicht wechſelte, ſondern im Gegentheil mit ſeltener Treue beharrte, ſo gab ihm ſeine Selbſtſtändigkeit ungemeines Anſehen, und ſein Urtheil hatte bei ſeinen Mitbürgern außerordentliches Gewicht. Er konnte in dieſer Stellung als ein Mann des Volkes wirken, und wirkte in der That ſo. Hätte er Haß und Unwillen gegen jemanden aufregen wollen, ſo wäre ihm das leicht geworden, gleichwie er auch gegen jene ſchützen konnte. Ein vornehmer Mann, der ſchon lange in ſeiner Amtsführung zweideutig erſchien, und Ausbrüche der öffentlichen Meinung fürchtete, wußte kein beſſeres Mittel, als ſich möglichſt an meinen Vater anzuklammern, ihn häufig einzuladen, ſich mit ihm zu zeigen, er hoffte auf dieſe Weiſe den Widerwillen abzuſtumpfen, das Urtheil ſtutzig zu machen; auch ſein Söhnchen mußte mich fleißig aufſuchen, und ich ſtaunte nicht wenig, den ſtolzen, vornehm gekleideten, mit goldner Uhr und Kette prangenden Knaben, dem zu Hauſe die Fülle der Spielſachen und Leckereien war, ſich zu unſern dürftigen Spielen einfinden zu ſehen; noch mehr aber ſetzte mich in Verwunderung, als mein Vater den Beſuchen ein Ziel ſetzte, und mir erklärte, dieſer Umgang ſei zu ſchlecht für mich! Ein ſchönes Zeichen der Liebe ſeiner Mitbürger wurde meinem Vater auch zu Theil, als einſt ein Emigrant Gefahr lief, das Opfer eines Auflaufs zu werden, den er unvorſichtig gegen ſich aufgereizt hatte; mein Vater drang durch die Menge vor, wechſelte mit dem Geängſteten einige Worte, ſprach darauf zu dem Volke beruhigend, und führte den Franzoſen an der Hand unter Beifalls- und Leberuf ſicher von dannen. Von einem ſolchen Manne war kein ungeſetzliches Beginnen, keine Theilnahme an Umtrieben und Verſchwörungen zu fürchten. Aber freilich ſchärfte dieſe Tadelloſigkeit nur den Haß, den manche Leute ſeinem Einfluſſe hegten. Durften am Orte ſelbſt ſeine Feinde nicht wagen, jetzt offen gegen ihn zu wirken, ſo wußten ſie doch Wege, ihm von anderwärts beizukommen, und verſäumten nicht, ihre Sache gehörig anzubringen.

Ueber München und Mannheim wurden die Fäden geſpannt, mit denen man in Düſſeldorf ziehen und fangen wollte. Von der kurpfälziſchen Oberbehörde gelangte unerwartet ein Befehl nach Düſſeldorf, gegen meinen Vater von Amts wegen eine Unterſuchung zu eröffnen, in wie fern er in Straßburg ſich einer Theilnahme an den revolutionairen Bewegungen ſchuldig gemacht habe. Die erſte Mittheilung hiervon empfing er mit Gleichgültigkeit, und meinte, die Sache würde nicht viel auf ſich haben. Aber einige ſeiner Freunde, denen der Zuſammenhang vermöge ihrer Stellung genauer bekannt wurde, gaben ihm Winke, daß ein mächtiger Einfluß im Spiele und namentlich der Miniſter von Oberndorff ſein entſchiedener Feind ſei, daher alle Vorſicht und Klugheit nöthig werde, dem wohlberechneten Angriffe zu begegnen, ja ſie riethen dringend an, ebenfalls in München und in Mannheim auf Nebenwegen zu wirken, wozu die Mittel theils dargeboten, theils zu finden waren. Zur letztern Aushülfe war mein Vater ſchlechterdings nicht zu bereden; er ſchrieb vielmehr ſeine Vertheidigung mit aller Wahrheit und Offenheit eines Mannes, der ſich nicht fürchtet, zugleich aber mit einer Schärfe und Derbheit, die den Gegner nicht bloß abweiſt, ſondern auf deſſen eignes Gebiet zu verfolgen wagt. Die Freunde hatten an der Schrift großes Wohlgefallen, hielten aber eine ſolche Sprache nicht für rathſam, ſondern drangen auf Mäßigung und auf Benutzung der Vortheile, welche ſich aus den Zeitumſtänden ziehen ließen; der alte Graf von Neſſelrode gab ſelber wohlwollend die Punkte an, auf welche er die Vertheidigung hauptſächlich zu ſtützen rieth. Mein Vater gab nach, aber nicht genug, er mäßigte ſeine Verantwortung, ließ indeß noch immer zu viel Scharfes darin ſtehen, reichte ſie der Behörde ein, und lebte nach ſeiner Weiſe fort, ohne weiter an den ſchwebenden Handel viel zu denken. Ich hörte viel von der Sache reden, ſie wurde oft in meiner Gegenwart auch von Fremden beſprochen, und ich ſtellte mir anfangs die ſchrecklichſte Verfolgung, Gefangenſchaft und ſelbſt Todesſtrafe vor, weil immerfort erzählt wurde, daß politiſcher Haß die trefflichſten Männer um Leben und Freiheit bringe, und die Macht keine Schonung kenne. Als ich aber meinen Vater wohlgemuth ſah, und er auf meine ängſtlichen Fragen erwiederte, ihm werde kein Haar gekrümmt werden, ließ auch ich mich gern wieder beruhigen.

Meine Aufmerkſamkeit war ohnehin während dieſer Zeit in anderer Richtung ſehr in Anſpruch genommen. Die Ruth'ſche Geſellſchaft machte ihre letzten Anſtrengungen, und räumte dann das Feld, welches durch die Koberwein'ſche Truppe alsbald wieder beſetzt wurde. Die erwachſenen, geübten Schauſpieler, unter denen ſchätzbare Talente waren, ließen mich nun doch den ungeheuren Abſtand gewahr werden, der zwiſchen jener erzwungenen, ſchülerhaften Dreſſur und einer freien, fertigen Ausübung beſtand, und ich ſchämte mich, daß ich jene ſo ſehr bewundert, mich von ihr ſo lange hatte bethören laſſen. Ganz andere Stücke kamen nun auf die Bühne, Ritterſchauſpiele in aller Pracht der Rüſtungen, und mit allem Sturm der Gefechte, die Familiengemählde von Iffland und Kotzebue rührten das innerſte Herz, und Ballette und Pantomimen entzückten durch raſchen Zauber und großartige Kühnheit; durch letztere glänzte vor allen der Krafttänzer Horſchelt, deſſen Name ſich auf der Wiener Bühne, wie auch der Koberwein'ſche, rühmlich forterhalten hat. Ich beſuchte nach wie vor das Theater, und mein Vater hatte ſo gütige Fürſorge, daß er mir nicht nur das Eintrittsgeld, ſondern auch noch etwas darüber gab, um mir in den Zwiſchenakten ein Gebäck oder Obſt dafür zu kaufen. Anfangs ging alles recht ſchön, ich hatte glückliche Tage, der Schauſpielbeſuch war zugleich Belohnung des Lernfleißes, und ſetzte daher in dieſem Betreff Zufriedenheit voraus, ſo daß ich ein ungeſtörtes Behagen empfinden konnte.

Ein Uebermaß von Begünſtigung wurde mir zu Theil, als eines Abends der Direktor, der mich ſchon als fleißigen Theatergänger bemerkt und meinen Namen erfahren hatte, mein Geld nicht mehr annehmen wollte, ſondern ſeine Leute anwies, mich immer frei eintreten zu laſſen. Aber ſo viel Glück hatte auch ſogleich ſeine Gefahr im Gefolge, und leider mied ich ſie nicht. Mein erſter Gedanke war, wie ich das Unerwartete noch dem Theater freudig dem Vater ſagen, und was er wohl für Augen dazu machen würde; doch bald fuhr mir auch der andre Gedanke durch den Kopf, ich brauchte es ihm wohl gar nicht zu ſagen, und könne für das mir verbliebene Geld um ſo mehr Kuchen kaufen. Gedacht, gethan; die Kuchen ſchmeckten vortrefflich, und mein Gewiſſen ſprach nicht allzu laut. Ich hatte nicht über den einen Abend hinaus gedacht, nicht daran, daß ſich der Fall wiederholen würde, und als nun am nächſten Schauſpielabende daſſelbe ſich wieder ereignete, und ich zu demſelben Mißbrauche gleichſam ſchon gezwungen war, da wurde mir unheimlicher zu Muth, und mein Gewiſſen ſprach lauter. Doch ſetzt' ich das Vergehen tapfer fort, immer mit dem Vorhaben, diesmal alles zu ſagen, was doch nachher zu ſchwer wurde, und daher unterblieb. Beim viertenmale wurde ich nicht wenig überraſcht, plötzlich meinen Vater, als das Stück ſchon angefangen hatte, eintreten zu ſehen; er nahm neben mir Platz, und war liebreich wie immer. Da fiel es mir unmöglich, länger an mich zu halten, ich ſagte ihm alles. Sein Erſtaunen war groß, aber ohne Zorn, er machte mir nur begreiflich, daß ich ſeine Liebe und ſein Vertrauen mißbraucht, und mich ſelber durch Unmaß des Genuſſes in Gefahr gebracht habe. Nun ging für mich nichts mehr auf der Bühne vor, kein Ritter, kein Korſar als Held des Ballets lockte mich mehr, ich verging in Schmerz und Reue. Dabei fragte ich mich insgeheim, wie ich denn dazu gekommen? ich fühlte mich in aller Schuld noch unſchuldig, denn ich hatte mein Vergehen nicht gewollt, nicht ausgedacht, es war über mich gekommen wie ein Unglück, einem Regen gleich, der naß macht und die Kleider verdirbt, ohne daß man dafür kann. Mein Vater ſcheint dieſe Seelenſtimmung in mir erkannt und folglich gemeint zu haben, es ſei am beſten, mich ihrer Wirkung allein zu überlaſſen; denn es erfolgte keine weitere Strafrede, keine Verwarnung, nie wurde des Vorgangs wieder gedacht, und am nächſten Schauſpieltage erhielt ich das gewöhnliche Geld ohne weitere Bemerkung, als daß ich den freien Eintritt nicht annehmen dürfe, ſondern mein Billet zu bezahlen habe, wie ich denn auch fortan unverbrüchlich that. Ich muß geſtehen, daß mir das milde Verfahren meines Vaters damals unbegreiflich war, ſpäterhin aber als ſehr richtig einleuchtete. Denn glaubte ich auch die ſtrengſte Strafe verdient zu haben, ſo würde in ihr doch zugleich mein Vergehen mir größtentheils entſchwunden ſein, und ich würde unfehlbar allerlei zu meinen Gunſten, was ſich ja ſchon genugſam regte, fortgeſponnen haben, anſtatt daß jetzt durch die Güte mein Herz gewonnen und befeſtigt wurde, der Fehler hingegen ſchwer auf meiner Seele liegen blieb. In der That wirkte das Ereigniß lange nach, und warf in meine nächſten Jahre einen Schatten, der mich beſſer warnte und wahrte, als es jede andre Behandlung würde gethan haben. Es dauerte auch einige Zeit, ehe ich im Schauſpiel das gewohnte Vergnügen wieder fand; allzu lange doch nicht, denn welches Leid kann der Jugend dauernd widerſtehen? —

Mittlerweile war die Unterſuchung gegen meinen Vater vorgeſchritten, und ſchneller, als es der ſonſt langſame Geſchäftsgang vermuthen ließ, erfolgte der Schluß, der dahin lautete, daß meinem Vater, weil er an der franzöſiſchen Revolution Theil genommen und den franzöſiſchen Bürgereid geſchworen, in den kurpfalzbaieriſchen Staaten kein Aufenthalt zu geſtatten ſei. Dies war alſo eine Landesverweiſung, und zwar eines Heimiſchen aus ſeinem Geburtsort; die Maßregel war in den Geſetzen nicht begründet, und den Kaiſerlichen Erlaſſen geradezu entgegen, daher mein Vater mit allem Nachdruck dawider einſprach; allein von Mannheim erfolgte die Beſtätigung, und die ſtrenge Vorſchrift, den Spruch ohne Zögern auszuführen. Die Freunde waren außer ſich, wollten heftige gemeinſame Schritte thun, es erfolgten Drohungen. Der Graf von Neſſelrode beklagte den Ausgang, welchen die Sache genommen, und verſicherte, er habe alles gethan, um ihn abzuwenden, allein die Vertheidigung, welche mein Vater eingereicht, habe in den höchſten Regionen nur noch mehr erbittert, und es ſei zu verwundern, bei der Stimmung die dort herrſche, daß der Spruch auf Verbannung nur einfach beſtätigt und nicht noch Haft und Gefängniß angeordnet worden, wenigſtens habe man großen Tadel ausgeſprochen, daß das Verfahren nicht gleich von Anfang ſchärfer geweſen ſei. Hier wäre nun jeder weitere Widerſtand nur thöricht und fruchtlos geweſen, mein Vater ſah es ein, und beredete ſeine Freunde, von allen Schritten abzuſtehen, die für ihn doch nichts mehr ändern, ihnen ſelbſt aber nur Nachtheil bringen könnten. Als er aber nun wirklich ſcheiden ſollte, und man ihm ſogar einige Tage Friſt unbillig verſagte, fühlte er den ſonſtigen Muth doch erſchüttert, und ein Abſchiedsblatt an ſeine Mitbürger, welches er drucken ließ, ſprach ſeine bewegte Stimmung lebhaft aus. Nicht ohne tiefe Wehmuth ging er, von zahlreichen Freunden begleitet, und mich an der Hand führend, dem Rheinufer zu, wo wir das Brückenſchiff betraten, das uns bald am jenſeitigen Ufer abſetzte. Hier waren wir ſchon in fremdem Gebiet, in kurkölniſchem, und ein bereit gehaltener Wagen, dem mehrere von Freunden beſetzte folgten, brachte uns raſch nach Neuß.

In dieſer heitern kleinen Stadt fanden wir den beſten Empfang, es waren Freunde vorausgeeilt und hatten ein Gaſtmahl beſtellt, viele achtbare Bürger von Neuß nahmen daran Theil, mein Vater ſchien den meiſten wohlbekannt, und die Meinungen und Anſichten, um derentwillen er den Haß und die Verfolgung der Mächtigen trug, waren allgemein ſo geehrt und beliebt, daß wir auch aus dieſem Grunde nur Zuvorkommenheit und Beeiferung erfuhren. In dem beſten Gaſthofe herrlich bewirthet und von allen Seiten geprieſen und geliebkoſt zu werden, dünkte mich kein übles Loos, und wenn dies Verbannung heiße, dachte ich, ſo dürfe man ſich nicht ſo ſehr beklagen.

Ungeachtet dieſes guten Anſcheins befand ſich aber mein Vater in wirklich peinlicher Lage. Außer den ſchmerzlichen Gefühlen, die ihn durchdringen mußten, der Schmach, der Beſchämung, des Unwillens, hatte er die Schwierigkeiten zu bekämpfen, welchen ſeine Zukunft, ja ſchon der nächſte Augenblick bloßgeſtellt war. Das Ereigniß hatte ihn überraſcht, und er ſah ſich plötzlich aus allen Verhältniſſen herausgeriſſen, ohne daß er die geringſte Fürſorge hatte treffen können. Er ſtand in mancherlei Verpflichtungen, hatte Zahlungen zu empfangen und zu leiſten; ſich mit den nöthigen Geldern zu verſehen erforderte Zeit, erforderte perſönliche Gegenwart, die nicht geſtattet war. Wohin er ſich weiterhin wenden, was er beginnen ſollte, war eine Frage von nicht leichter Löſung. Auf der einen Seite beengten die Fortſchritte der Franzoſen, in deren Schutz er ſich nicht begeben wollte, ſo ſehr ſeine Gegner dies auch erwarteten, ja wünſchen mochten: auf der andern lag die verſchloßne Heimath; ſein Auge mußte ſich auf die Ferne richten, aber vorher war in der Nähe noch vieles abzuthun. Um Geſchäfte und Freunde bequemer abzureichen, und zugleich wohlfeiler zu leben, vertauſchte er den Aufenthalt in Neuß mit dem in Herdt, einem Dorfe zwiſchen Neuß und Düſſeldorf. Von hier führte ein leichter Spaziergang nach den Dörfern Ober- und Nieder-Kaſſel, wohin die Düſſeldorfer täglich in großer Anzahl zu kommen pflegten, und ein zweiter Gang bis an den Rhein, wo die fliegende Brücke den Verkehr zwiſchen beiden Ufern immerfort unterhielt.

In dieſer Zwiſchenzeit, die ſich noch gar nicht berechnen ließ, war es für meinen Vater eine der größten Sorgen, mich in angemeſſene Obhut zu geben. Mein Unterricht war plötzlich abgebrochen, er mußte fortgeſetzt werden, ich durfte nicht allen Zufälligkeiten dieſer wirren Tage bloßgeſtellt bleiben, ich mußte irgend einer häuslichen Ordnung angehören. In dieſer Verlegenheit ſchien ein Vorſchlag nicht abzulehnen, der ſchon früher zur Sprache gekommen war. Zwei Schweſtern, ältliche, wohlhabende Fräulein, von guter Herkunft und feinem Anſtand, welche urſprünglich aus Ungarn ſtammten, ihre Einkünfte aber aus Holland zogen, wünſchten mich auf einige Zeit in ihr Haus zu nehmen, welches ſie ganz allein bewohnten; ſie verſprachen mütterlich für mich zu ſorgen, und was den Unterricht beträfe, ſo ſollte der beſtmögliche ſowohl im Hauſe, als auch in der Schule der Lutheriſchen Gemeinde mir ertheilt werden, denn dieſer gehörten die Schweſtern an, und der Zuſtand der Schule durfte mit Recht gerühmt werden. Die beiden Fräulein erneuerten ihren Antrag mehrmals dringend, und mein Vater ging endlich auf einen Verſuch ein.

Als ich vernahm, daß ich meinen Vater verlaſſen ſollte, glaubte ich das Leben zu verlieren; ich dachte wirklich, nun ſei es aus mit mir, von Mutter und Schweſter war ich getrennt, kaum hörte ich noch zuweilen, daß ſie am Leben, nun ſollte es mit dem Vater auch ſo werden, ich ſollte dahin zurückkehren, wohin er nie mehr kommen durfte, ich war überzeugt, ich würde ihn ſo wie jene nun nie mehr wiederſehen. Ich ſchmiegte mich an ihn und wollte ihn nicht laſſen, ich fragte ſchmerzlich, ob er mich denn nicht mehr lieb habe? Seine Zärtlichkeit beruhigte mich, ſein Zureden brachte mich zum Schweigen, ich unterwarf mich, halb aus Gehorſam halb aus Ohnmacht, aber mein Inneres blieb voll Traurigkeit und Widerſtreben. Der Augenblick des Scheidens war mild, über ihn kam ich leichter hinweg, als über die Anordnung des ganzen Verhältniſſes, ich empfand es fortwährend als eine Härte, wegen deren ich doch meinen Vater zu beſchuldigen nicht wagte, ich klagte dunkle Gewalten an, für die ich den Ausdruck Schickſal noch nicht hatte.

Aeußerlich war indeß alles auf's beſte für mich eingerichtet, die beiden Fräulein bezeigten mir liebevolle Güte, von dem Dienſtboten erfuhr ich die größte Aufmerkſamkeit, das ganze Haus war nett und behaglich, die Zimmer geſchmackvoll und reich ausgeſtattet, ich bekam eines für mich allein mit allerlei mir bisher ungewohnten Bequemlichkeiten und vielen Spielſachen verſehen, ſogar das Arbeiten mußte neuen Reiz empfangen an dieſem Schreibtiſche, mit dieſem zierlichen Geräthe, denn man hatte allen Luxus eines Damenſchreibkäſtchens hier ausgeſchüttet. Alles was die Nahrung betraf, war auserleſen und reichlich, nie hatte ich für alle Tage ſo gutes Eſſen genoſſen. Auf beſſerem Lager hatte ich nie geſchlafen, auch in Kleidung und Wäſche war ich vortrefflich gehalten. Dabei war das Haus nicht einſam, es kam Beſuch von Damen und Herren, und gleich die erſten Tage wurde ich zu Spaziergängen und Schauſpiel mitgenommen. Genug, alles war auf das wünſchenswertheſte beſtellt, und ſchien meine Anſprüche überbefriedigen zu müſſen. Ich erkannte den Werth von allem willig an, ich freute mich ſogar der Einzelheiten und äußerte mein Wohlgefallen aufrichtig und lebhaft; allein das Ganze befriedigte mich keineswegs, es lag wie ein beengender Druck auf mir, und ich ſehnte mich zu meinem Vater, nach ſeiner Art von Freundlichkeit, in die freie Luft, auf den Bauerhof in Herdt, nach Garten und Feld.

Was mein Inneres zuerſt wohlthätig berührte, war grade das, wovon die Andern einen mißlichen Eindruck befürchtet hatten, der Beſuch der Schule. Hier fand ich Leben, Thätigkeit, Ergötzen, wie ich es wünſchte und brauchte! Die Lutheriſche Gemeinde in Düſſeldorf beſtand von alten Zeiten her in wohlbegründeten Gerechtſamen, hatte aber, als ſchwache Minderheit, gegen die katholiſchen Einflüſſe der Ueberzahl und Macht ſtets eine gewiſſe Streitbarkeit zu behaupten, und ſetzte dieſe mit richtigem Takte vorzüglich in die Trefflichkeit ihres Kirchen- und Schulweſens. Der damalige Inſpektor Hartmann konnte für ein Muſter eines frommen und aufgeklärten Predigers gelten, er verſtand ſeine Zeit, wußte was den Menſchen noth that, und vereinigte religiöſe Strenge mit ſo freundlicher Liebe, daß die guten Früchte ſeines Wirkens überall ſichtbar wurden, beſonders auch in dem Schulweſen, deſſen er ſich thätigſt annahm. Der unteren oder deutſchen Schule ſtand ein Lehrer vor, deſſen Namen ich leider nicht mehr weiß, der aber, ſo muß ich noch heute urtheilen, in dieſem Beruf und in dieſen Verhältniſſen nicht beſſer zu wünſchen war. Kenntnißreich, beſcheiden, gutmüthig, mit faßlichem Vortrag und ſicherer Behandlungsart ausgerüſtet, übte er auf ſeine Schüler eine liebreiche Gewalt, neben der eine ſtrenge ſelten nöthig wurde; Fleiß und Sittſamkeit herrſchten allgemein. Ich war kaum in dieſe Schule aufgenommen, ſo fühlte ich mich auch ſchon ganz heimiſch in ihr. Die Mitſchüler wurden mir liebe Kammeraden, der Lehrer beſchäftigte mich auf anziehende Weiſe, ich lernte leicht und gern unter ſeiner Führung; die Geſchichten, die wir laſen, die Gedichte, die wir abſchrieben, die Uebungen im Rechnen, die Anfangsgründe der Naturgeſchichte, der Erdbeſchreibung, alles gefiel mir ungemein. Den Religionsunterricht ertheilte der Prediger Hartmann ſelbſt, und ich wohnte mit Eifer ſeinen Vorträgen bei, obſchon mir noch vieles darin unverſtändlich blieb. Es folgte von ſelbſt, daß ich auch Sonntags ſeine Predigten hörte, welche mir, wie überhaupt der Lutheriſche Gottesdienſt, den beſten Eindruck machten. Der Prediger war ſo [illegible], hatte ein ſo nahes menſchliches Verhältniß zu ſeinen Zuhörern, ſprach deutſch zu ihnen, alles das bildete einen erwünſchten Gegenſatz der Eindrücke von Fremdheit und [illegible], welche der katholiſche Gottesdienſt durch die lateiniſche Meſſe, durch das feierliche Prieſterthum und durch die vielfachen Andachtsgebräuche mir gegeben hatte. Ueberdies war mir der Gedanke angenehm, durch die Lutheriſche Kirche auch wieder mit Mutter und Schweſter näher zu ſtehen, deren Verwunderung und Freude darüber ich mir lebhaft vorſtellte.

Die mit mir vorgegangene Veränderung wurde bald ruchbar und erregte nicht wenig Aufſehen. Die Gegner nahmen daraus neue Beweisſtärke gegen die Religion meines Vaters, der in ſeinem Kinde die Abtrünnigkeit von der katholiſchen Kirche offen darlege, eine dieſer Kirche durch Geburt und Taufe angehörige Seele dem Unterrichte der Ketzer, dem ewigen Verderben Preis gebe. Heftig ſchalt man auf den

Prediger Hartmann, auf die beiden Fräulein, welche zu dergleichen Aergerniß die Hand böten, ja wohl gar es hervorriefen, erzwängen. Ich hörte den Wiederhall ſolcher Reden in den Geſprächen, welche die beiden Fräulein mit den Beſuchenden über dieſen Gegenſtand hatten; dagegen vernahm ich auch, daß Katholiken meinen Vater vertheidigten, indem ſie bekannten, auf die Glaubensunterſchiede komme wenig an, die Moral ſei doch überall dieſelbe, nur habe die der Proteſtanten den Vorzug, reiner und einfacher vorgetragen zu werden, die Predigten Hartmann's könne auch ein aufgeklärter Katholik mit Erbauung anhören, und mein Vater habe ganz Recht, nicht um einiger Lutheriſchen Gebete und Lieder willen ſeinen Sohn die übrigens anerkannt beſte Schule der Stadt meiden zu laſſen, er könne dabei noch immer katholiſch genug bleiben. Dies letztere war mir doch angenehm zu hören, denn die Vorſtellung eines Uebertrittes hatte mir aus früheren Aeußerungen des Vaters etwas Abſchreckendes, und ein dunkles Gefühl ſagte mir, man müſſe ſich frei machen, aber nicht neu binden. —

Die Leichtigkeit, mit der ich lernte, und der Eifer, mit dem ich die Schule beſuchte, geriethen mir nicht zum Vortheil. Denn kaum waren ein paar Wochen vergangen, ſo fand man, daß ich höheren Aufgaben entſprechen, und mit der deutſchen die lateiniſche Schule vertauſchen könne. Dies war ehrenvoll genug, und mein Stolz war bei der Ankündigung ſehr geſchmeichelt; auch miſchte ſich in die Wehmuth, mit der ich von den bisherigen Mitſchülern ſchied, eine Art von Selbſtzufriedenheit, aber die unmittelbaren Folgen dieſes Wechſels zeigten ſich keineswegs zufriedenſtellend. Der Vorſtand der lateiniſchen Schule, Rektor Reiz, war ein gelehrter Mann, aber ſtolz auf ſeine Würde und ſchroff in ſeinem Benehmen. Er that nichts, mir den Uebergang in ein Lehrverfahren, das mir ganz neu war, zu erleichtern; ich ſaß, der jüngſte und kleinſte, auf der unterſten Bank, die neuen Bücher vor mir aufgeſchlagen, und während der Lehrer mit den ältern Schülern — auf den obern Bänken ſaßen ſiebzehn und achtzehnjährige — laut und heftig verhandelte, ſollte ich meine Lektion lernen, die ich noch gar nicht begriff;

als ich einen Knaben, der mir zunächſt ſaß, fragen wollte, machte er erſchrocken mir verneinende Zeichen, und der Lehrer, der es ſchon geſehen hatte, blickte mich mit böſem Lächeln an, und ſagte ſpöttiſch, es ſcheine mich nach der Bekanntſchaft mit dieſen da — auf zwei neben ihm liegende Stöcke deutend — zu verlangen. Natürlich war mir Luſt und Faſſung zum Lernen geſtört, und als ich das Aufgegebene herſagen ſollte, ging dies nicht ohne Fehler ab. Zur Strafe mußt' ich eine halbe Stunde länger bleiben, als die Andern, und als ich nach Hauſe kam, galt das mir Widerfahrene als entſchiedenes Zeichen meiner Schuld. Nun mußt' ich eilen, das Nöthige für den Nachmittag zu lernen, und Abends bracht' ich große Aufgaben für den nächſten Vormittag mit. Der Rektor lehrte nach Lange's Grammatik und der Angehende Lateiner diente als Hülfsbuch; die Reime des letztern, die Geſpräche der erſtern, die Vokabeln, die Regeln, alles wurde zugleich getrieben, das Leichte und Schwere durch einander, und ſcharf auswendig lernen war das höchſte Verdienſt. Dieſe Methode, der beim Schwimmenlernen vergleichbar, wo man auch damit anfängt, ſich kopfüber in das Element, das man beherrſchen will, zu ſtürzen, mochte ihr Gutes haben, und konnte bei gehöriger Ausdauer nach und nach ihr zerriſſenes Stückwerk von ſelbſt in ein gleichmäßiges Ganze zuſammenfügen; aber der Anfang war ſchrecklich, und auf keine Weiſe konnten die gewaltſame Anſtrengung und die barbariſche Zucht, mit denen dies Lernen betrieben wurde, irgend gerechtfertigt werden.

Ich verlor alle Munterkeit. In beſtändiger Angſt, meine Lektionen nicht gehörig zu wiſſen, wiederholte ich ſie immerfort, und da ſie über meine Kräfte und beſonders über mein Verſtändniß gingen, ſo gelang es mir doch nur ſelten, ſie völlig zu bezwingen, ja ich erfuhr mit Entſetzen, daß beim Herſagen in der Schule, vor dem ſtrengen Antlitze des Rektors, mein Gedächtniß ſtockte, wenn es noch eben vorher alles wie am Schnürchen gehabt. Ich hatte nun gar keine Muße mehr, kein Spiel, keine Erholung fand Statt, die Angſt des Lernens nahm jeden Augenblick in Beſchlag, und da meine beiden Fräulein von dieſen Sachen nichts verſtanden, an meinen Fähigkeiten aber nicht zweifelten, ſo glaubten ſie nicht anders, als es liege an meinem ſchlechten Willen, an meinem Leichtſinne, daß ich nun auf Einmal ſo ſchlecht lernte, und ſie hielten es für ihre Pflicht, mir auch ihrerſeits Mißvergnügen und Unwillen dafür zu zeigen. Ich mußte mir den einzigen Troſt, den ich noch hatte, den meinen Jahren ſo nöthigen und heilſamen Schlaf abbrechen, und ſtand mit der Tagesfrühe auf; der Helle wegen ſaß ich mit meinem Buche am Fenſter, doch als einesmals die Sperlinge heranflogen, konnt' ich mich nicht enthalten, ſie mit Brodkrumen zu füttern; in ſolchem Augenblicke ſtürzte das ältere Fräulein herein, die ebenfalls früh aufgeſtanden war, mich zu belauſchen, und da hieß es denn, nun ſehe man wohl, daß ich, anſtatt fleißig zu ſein, nur Thorheiten triebe. Ich war wie vernichtet; der Schein war gegen mich, doch ſprach mein Inneres mich frei, und verklagt und ſchuldbeladen mußt' ich zur Schule abgehen.

Wie oft gedacht' ich nun mit Sehnſucht an die glückliche, kurze Zeit, wo ich die deutſche Schule beſucht hatte! Da war alles in gutem Verhältniß, der Tag zwiſchen Beſchäftigung und Muße wohlgetheilt, beides meinen Kräften und meinem Sinne gemäß; ich wurde gelobt, wenigſtens nicht geſcholten, ich ſah die Andern zufrieden und war es ſelber. Mit noch größerer Sehnſucht blickt' ich auf die Tage zurück, die ich zuletzt an der Seite des Vaters verlebt; doch dieſe ſchienen mir ſchon in weiter Ferne und ihre Wiederkehr durft' ich nicht hoffen. Dieſes Sehnen, dieſe Rückblicke mußt' ich ſorgfältig in mein Herz verſchließen, denn ſie wären nur als neue Strafwürdigkeiten angeſehen worden, und ich fühlte, daß ich unter lauter Mißverſtehen dahinlebte. Dies zeigte ſich in jeder Kleinigkeit; ich war während einer Nachmittagspredigt eingeſchlafen, und man lobte mich, daß ich diesmal ſo andächtig zugehört; ich hatte mein Taſchengeld einem Bettler gegeben, und man nahm es als unzweifelhaft an, daß ich es vernaſcht habe; ſogar mein offenbarer Fleiß wurde mißkannt, ich überhörte mich im Stillen und hatte das Buch deßhalb zugemacht, aber eben dies mußte als Zeichen gelten, daß ich müßig geweſen. Die

Unzufriedenheit der beiden Schweſtern, die einen Ehrgeiz darein ſetzten, daß ich unter ihrer Obhut raſch und glänzend gediehe, wuchs mit jedem Tage, und ging bisweilen in Erbitterung über. Nur Eines verſöhnte ſie wieder und führte auch immer auf's neue ihre Freundlichkeit zurück, die Hoffnung nämlich, daß ich dem Lutheriſchen Glauben zum für immer würde gewonnen ſein; denn dieſe ſtille Bekehrung zu vollbringen, ſchien ihnen die wichtigſte Angelegenheit. Freilich war mir der Religionsunterricht angenehm, ſchon an ſich wegen ſeines Inhalts, in ſo weit ich ihn faſſen konnte, und ſodann auch wegen der milden Lehrweiſe, mit der ſich nie Verdruß oder Strafe verband, auch gereichte die Predigt mir zur Erholung, wiewohl dieſe nur jenes einemal bis zum Entſchlummern ging; aber die Frömmigkeit im Hauſe ſelbſt konnte mich keineswegs eben ſo befriedigen. Mir entging nicht, daß vieles auch hier nur Schein und Aeußerlichkeit war, daß die Geſinnungen ſich oft ganz anders verhielten, als wie man ſie ausdrückte, und daß bisweilen die Handlungen mit den Lehren in vollem Widerſpruche ſtanden. Ich würde dies wohl wenig beachtet und vielleicht gar nicht bemerkt haben, wäre nicht jeden Augenblick ſo großes Gewicht auf das Wort gelegt, und dadurch in mir mit Gewalt der Gegenſatz hervorgerufen worden. Denn der Menſch iſt von Natur geneigt, über Ungleichheiten leicht hinzugehen, und, wie es im Sprichwort heiße, fünf grade ſein zu laſſen, ſobald man es ihm nur nicht eigends dafür aufdringen will, denn alsdann widerſetzt er ſich und behauptet das Recht der Vernunft und der Wahrheit, die er vielleicht eben ſelbſt im Begriff war, außer Acht zu laſſen. So ging es auch mir, man drängte mir das Maß auf, das ich von ſelbſt nicht geſucht hätte, nun aber fand und anlegte; freilich, da mir das Ergebniß auszuſprechen nicht geſtattet war, ſo ſtand ich in Gefahr, mit der Zeit vielleicht mich dem Widerſpruche in Gewohnheit doch zu fügen, und ihn gar nicht mehr dafür zu erkennen, ein an der Seele zehrender Schaden, vor dem ich doch bewahrt blieb. —

Noch ein Umſtand erhöhte den Mißmuth und die Pein dieſer Tage. Die beiden Fräulein waren Widerſacherinnen der Franzoſen, ein Bruder von ihnen diente als Offizier im öſterreichiſchen Heere, ihre ſonſtigen Verbindungen und Ueberkommniſſe lagen alle auf dieſer Seite. Dies hatte ihr gutes Vernehmen mit meinem Vater nicht geſtört, beſonders da auch er die Gräuel, welche ſich im Verfolg der Revolution entwickelten, von Herzen verabſcheute, und in ſeinen geſellſchaftlichen Bezügen die politiſchen Anſichten nie vorherrſchen ließ. Aber ich war keineswegs ſo gemäßigt oder ſo klug, ſondern ließ eine entſchiedne Partheinahme für die Republikaner blicken, wünſchte ihren Waffen alles Heil und Untergang den Gegnern. Da war denn großes Entſetzen über die ſchlechten Grundſätze, die man bei mir hatte einwurzeln laſſen, ſchweres Seufzen über das böſe Beiſpiel, das ich bisher immer vor Augen gehabt, und ſtrenger Eifer, mich zur Einſicht zu bringen, wie falſchen Meinungen ich bisher gefolgt ſei. Zum Unglück trafen in dieſer Zeit auch ungünſtige Nachrichten aus Holland ein, wo die drohenden Fortſchritte der Franzoſen mancherlei Stockungen verurſachten, die Zinszahlungen wurden ungewiß, und die beiden Schweſtern ſahen nicht allzu fern ihren Wohlſtand gefährdet, woran natürlich nur die Franzoſen Schuld ſein konnten. Ihr Widerwillen erſtreckte ſich auf die ganze Nation, auf die Sprache, und ſogar ein paar Emigranten, die ſich dem Hauſe angeſchmeichelt hatten, wurden verabſchiedet. Ich mußte jeden Morgen die Zeitung vorleſen, wobei ſich denn reichlicher Anlaß zu unterbrechenden Anmerkungen und verwünſchenden Ausrufungen fand, die geduldig anzuhören mir nicht immer gelang. In manchen Einzelheiten ließ ich mich aber auch überreden, und glaubte wirklich, die Sache der Franzoſen ſei ſchlecht, und man müſſe wünſchen, daß ſie geſchlagen würden; dann aber kamen wieder andre Fälle vor, wo ich innerlich ganz auf ihrer Seite ſein mußte; die Verwirrung, in welcher mein Urtheil ſchwankte, ließ mich die Löſung aller Zweifel durch meinen Vater wünſchen, deſſen Ausſpruch, wie er auch ausfallen möchte, im voraus mein ganzes Vertrauen hatte. Als ich dergleichen harmlos äußerte, traf mich das Härteſte, was mir begegnen konnte, nämlich das Anſehen meines Vaters wurde angegriffen, ſeine Lehre und beſonders ſein Beiſpiel verdächtigt, ihm zumeiſt, hieß es, müſſe ich mißtrauen, ihm zumeiſt nicht folgen, denn er ſei auf den ärgſten Irrwegen, und ich könne dem Himmel nicht genug danken, frühzeitig beſſere Leitung gefunden zu haben. Das ging zu weit; den Vater ließ ich mir nicht nehmen; mein Herz empörte ſich, und blieb fortan allem verſchloſſen, was man mir einreden wollte. Gegen die beiden Schweſtern verhärtete ſich mein Gefühl, alle Neigung und Dankbarkeit für ſie erloſch in mir. Ich nenne ſie beide immer gemeinſam, denn wiewohl mir die ſanftere Gemüthsart der jüngeren nicht entging, und ich zu ihr mich anders geſtellt fühlte, als zu der älteren, ſo herrſchte doch dieſe ganz über jene, und im Benehmen beider war kein Unterſchied.

Mein Vater hatte, zur großen Unluſt meiner Pflegerinnen, darauf beſtanden, daß ich ihn ein paarmal beſuchte. Als ich das erſtemal über den Rhein zu ihm geſchickt wurde, nach Ober-Kaſſel, wo er mich erwartete, fand er mich wohlausſehend, heiter, ganz erfüllt von allem Guten der deutſchen Schule, und was ich von meinem Leben erzählte, konnte für ihn nur befriedigend ſein. Der übertriebene Eifer, mich zum Lutheraner zu machen, ließ ihn zwar den Kopf etwas ſchütteln, aber alles Uebrige war ſo guten Anſcheins, daß daneben jener Umſtand weniger in Betracht kam. Aber bei dem zweiten Beſuche, kaum vierzehn Tage ſpäter, war das alles verändert, ich war blaß, mager, traurig, und meine ſparſamen Mittheilungen erregten ſeine ſchärfere Nachfrage. Es war dies die Zeit der lateiniſchen Schule und all des Unglücks, das für mich mit ihr zuſammenhing. Sein Geſicht verdüſterte ſich im Verlauf des mir abgedrungenen Berichts immer mehr; ich bemerkte dies nicht ohne Sorge, und wollte nun das, was ich ihm mißfällig glaubte, lieber verſchweigen oder beſchönigen, allein gegen ſein Uebergewicht konnt' ich nicht Stand halten, und bald geſtand ich unter vielen Thränen, daß ich vollkommen unglücklich ſei. Wir wandelten am Ufer des Rheins noch lange auf und ab, endlich kam die Stunde, wo ich zurückkehren mußte. Mein Vater entließ mich, aber nur, daß ich von den beiden Fräulein Abſchied nähme, um andern Tage ſollt' ich wiederkommen, und dann für immer bei ihm bleiben. Den beiden Fräulein war die Nachricht nicht ganz unerwartet, ſie wußten ſchon, daß mein Vater eine weite Reiſe vorhatte, und daß er mich nicht zurücklaſſen würde. Sie waren beim Abſchiede zärtlich und ſorgſam, und ermahnten mich beſonders, doch nur das begonnene Lutherthum eifrig weiter zu pflegen; ſie wollten ſich durchaus ein Verdienſt um ihren Glauben an mir erwerben.

Ich war bald überglücklich an der Seite meines Vaters. In dem unſtäten Gewoge, das meine Jugend nun ſchon ſo lange hin- und herwarf, in allen Proben und Einflüſſen, die ich zu beſtehen, in den wechſelnden Elementen, die ich zu durchſchwimmen hatte, war er allein mein feſter Halt, in der ſchwindelnden Bewegung mir das einzig Sichere, Treue, Unwandelbare. Die überſtandene Trennung war in der That nicht nur hart, ſondern auch gefährlich geweſen, ſie drohte jenes einzige Band wirklich zu löſen, und hätte ſicherlich kein andres mir dafür geben können; jetzt aber zog daſſelbe ſich nur um ſo feſter und treuer wieder zuſammen. Das Ueberſtandene war bald vergeſſen, ich athmete wieder frei, die liebende Innigkeit erfriſchte meine Seele, wie die Landluft meinen Körper. Leicht und gern widmete ich ein paar Stunden täglich dem Lernen, unter Anleitung des Vaters, der mich nicht wollte aus der Uebung kommen laſſen; die übrige Zeit ging in glücklicher Muße dahin, die mir für Sinn und Denken noch immer genug Beſchäftigung gab, und im Grunde fruchtbarer war, als die Lernſtunden ſelbſt. Die Geſchäfte der Landwirthſchaft, das Leben der Bauern, das Wachsthum auf dem Felde und die Viehheerden auf der Weide, alles vergnügte und belehrte mich durch anſchauliche Gegenwart In dem ländlichen Mitleben hatte der frühe thätige Morgen, die heiße Stille des Mittags, der ſpäte ruhige Sternenabend und die dunkle ſchweigende Nacht, jedes hatte ſeinen eignen Reiz und Werth, und gab dem Gemüth ahndungsvolle Eindrücke. Wir wanderten öfters nach Neuß, längs der rauſchenden Erft, durch das hohe Gras ihrer üppigen, vom dunklen Herdter Buſch begränzten Wieſen, am hellen Mittag ſo völlig einſam, daß der Weg ſogar für unſicher galt. Da ſchwanden die traurigen Bilder der Stadt in Nichts dahin, und ich fühlte in mir alle Schauer eines unendlichen Daſeins, für das ich keine Worte haben konnte, das aber in der glühenden Natur zu mir mit tauſend Stimmen ſprach.

Die Beſuche der Freunde aus Düſſeldorf wiederholten ſich täglich, an den ſchönen Nachmittagen ſtrömten ohnehin die Städter zahlreich über den Rhein, und ließen ſich in den ländlichen Gaſtwirthſchaften zu Ober-Kaſſel nieder, ſo daß der nähere Verkehr mit meinem Vater nicht einmal beſonders merkbar zu werden brauchte, was manchen Aengſtlichen allerdings lieb war, obſchon die Mehrzahl keine Zurückhaltung bewies, ſondern ſich offen und trotzig als ſeine Freunde zeigten. Mit den vertrautern fand auch eifrige Berathung ſtatt in Betreff der Entſchlüſſe, welche mein Vater zu nehmen hätte. Den Gedanken, irgendwie den Franzoſen ſich zuzuwenden oder auf ſie zu hoffen, ſchloß er ſogleich aus, und hieraus folgte, daß er auch ſeinen Aufenthalt in Köln, Bonn oder ſonſt einer nahen Stadt nicht nehmen mochte, weil hier über kurz oder lang dieſelben Mißverhältniſſe zu befürchten waren, die er ſchon in Straßburg von der einen und in Düſſeldorf jetzt von der andern Seite erfahren hatte. Die verſchiedenen Meinungen und Rathſchläge vereinigten ſich zuletzt dahin, er ſolle nach Hamburg gehen, als welche Stadt in jeder Art alles darbiete, was ihm wünſchenswerth ſei, deutſches und großweltliches Leben, freies Bürgerthum und völlige Sonderung von allen Widrigkeiten und Ränken der bisherigen engen Kreiſe. Beſonders ein junger Mann, Namens Saſſen, von ausgezeichneten Geiſtesgaben und vielfacher Welterfahrung, der in großen und wohl auch bedenklichen Handelsgeſchäften weit herumgekommen war, machte von Hamburg die vortheilhafteſte Schilderung, und ſetzte das dortige Leben über das aller andern großen Städte, in denen er geweſen. Er dachte nicht, daß wir ihn grade dort in für ihn ſehr übeln Umſtänden wiederſehen ſollten! Was aber meinen Vater zumeiſt beſtimmte, ſich dorthin zu wenden, war die ſchon beſtehende Verbindung mit Freunden und Landsleuten aus Weſtphalen, die ſich dort niedergelaſſen hatten. Kaum war ſein Entſchluß bekannt, ſo kamen von allen Seiten

Glückwünſche und Empfehlungsſchreiben; auch Perſonen, die ihm bisher fern geſtanden, wollten ihm förderlich ſein, ihm ihren guten Willen, ihre Achtung beweiſen. Schwieriger war es, die nöthigen Geldmittel aufzubringen, an denen es meinem Vater nicht gefehlt hätte, wenn er früher einer ſolchen Schickſalswendung gewärtig geweſen, nicht durch ſie überraſcht worden wäre; ein namhafter Mann, der ihm eine anſehnliche Summe ſchuldete, benutzte leider die Umſtände, und entzog ſich der Zahlung. Dagegen traten die näheren Freunde jetzt aushelfend herzu, und mit ſo treuem, herzlichen Eifer, daß es beiden Theilen zur ſchönſten, erhebendſten Befriedigung gereichte. Von Mitbürgern und Landsleuten, aus Billigung und Anerkennung unſres öffentlichen Strebens, in Noth und Bedrängniß, die wir deßhalb erleiden, unterſtützt und getragen zu werden, iſt ein Ruhm und ein Stolz, den nur unedle Seelen nicht mitempfinden; mein Vater war beglückt, die Liebe ſeiner Gleichgeſinnten auf dieſe Weiſe zu erfahren, ſie konnte ihn nur erhöhen in ſeinen eignen Augen. Was unſere Tage in dem bedeutenderen Beiſpiele der Sieben von Göttingen geſehen, das hat meine Kindheit in näheren Eindrücken früh erlebt, und nie dünkte mich eine Ehre größer, als eine ſo erworbene.

Unſre Abreiſe war ſchon nahe, als noch zuletzt einige Verhältniſſe die perſönliche Anweſenheit in Düſſeldorf dringend erforderten. Mein Vater glaubte nicht viel zu wagen, wenn er Abends in der Dämmerung über den Rhein ſetzte, und in der dunklen Stadt die nöthigen Gänge machte, wobei ich ihn begleitete, und auch nochmals von meinen geweſenen Pflegerinnen Abſchied nahm. Es ging alles ohne Gefährde glücklich ab, nur unſer Heimweg wurde von einem Abentheuer bedroht, das doch nicht zur Entwickelung kam. Mit der letzten Ueberfahrt in ſchon dunkler Abendſtunde brachte das Brückenſchiff außer uns auch noch zwei Männer auf das linke Ufer, die ſich gegen Wind und Regen in ihre Mäntel dicht eingehüllt hatten. Der eine, zu Fuß, redete meinen Vater an, fragte nach Weg und Unterkunft, und bemerkte dann, jener Andre, der finſter zu Pferde da hielt, ſehe ihm verdächtig aus, er ſcheine ein Emigrant, und dieſe machten jetzt allerlei Anſchläge, wenn dieſer Mann ebenfalls den Weg nach Herdt einſchlüge, ſo thäten ſie beide wohl gut, zuſammenzubleiben und auf ihrer Hut zu ſein. Dies wurde weder angenommen noch abgelehnt. Wie von ungefähr aber näherte ſich der Fußgänger jetzt dem Reiter und flüſterte ihm verſtohlen eine Silbe zu, wobei dieſer aber ohne Regung blieb, und nichts zu hören noch zu ſehen ſchien. Konnte der Mann allenfalls verdächtig ſein, ſo war es jetzt entſchieden das heimliche Einverſtändniß, und mein Vater beſchloß, dieſe Geſellſchaft abzuſtreifen. Bis nach Ober-Kaſſel war keine Gefahr, erſt von da nach Herdt wurde der Weg einſam; bei jenem Dorfe angekommen, trennte ſich mein Vater von dem läſtigen Gefährten, der nicht wenig verwundert und faſt ärgerlich war, und lenkte mit mir zu dem bekannten Schenkwirth ein, der uns gern beherbergte, und wo wir die Nacht auf der Streu vortrefflich ſchliefen. In derſelben Nacht aber wurde die Kirche zu Herdt durch Einbruch beſtohlen und im Herdter Buſche, nahe bei Neuß, eine Kutſche durch Räuber geplündert, die nach der Beſchreibung nur jene beiden Genoſſen ſein konnten.

Bald nach dieſem Vorgange traten wir die große Reiſe nach dem Norden an. Das nächſte Ziel war Duisburg, wo mein Vater einige Freunde zu beſuchen hatte; wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, ſo war unter ihnen der ſpäterhin von Goethe erwähnte Profeſſor Pleſſing. Im Duisburger Walde zeigte man mir Pferde, die ſich aus dem Dickicht hin- und wieder hervorwagten, und ich wurde belehrt, hier ſeien die einzigen in Deutſchland noch vorhandenen wilden Pferde aus der germaniſchen Urzeit; ſie blieben ziemlich fern, ſo viel ich aber erkennen konnte, waren ſie unanſehnlich, von ſchmutzig grauer, etwas in's Bläuliche ſpielender Farbe, wegen ihres geringen Anſehns und ihrer Unbändigkeit gab man ſich wenig Mühe, ſie einzufangen; ſie verminderten ſich aber von Jahr zu Jahr, und man ſah ihr nahes Erlöſchen voraus. Der Krieg, der im folgenden Jahre ſich in dieſe Gegenden zog, beſchleunigte ihr Verſchwinden, und bald nachher war keine Spur mehr von ihnen übrig. Mir aber blieb die Erinnerung, dieſe Spätlinge Germaniens zuletzt noch geſehen zu haben, in der Folgezeit immer werth. Wir ſetzten unſre Reiſe nach Münſter fort, von hier nach Osnabrück, dann nach Nienburg, wo wir überall einen oder mehrere Tage weilten, und kamen endlich ohne weiteres Abentheuer glücklich an der Elbe in Haarburg an. —

Vierter Abſchnitt.

Hamburg.

(1794 — 1800.)

Mit günſtigem Winde fuhren wir von Haarburg zwiſchen den grünenden Inſeln der fluthenden Elbe hin, hatten ſchnell Hamburg und den vor ihm liegenden Wald von Maſten vor Augen, lenkten vorſichtig in den Binnenhafen ein, arbeiteten uns durch das Gedränge hoher Schiffe, ſchwerer Ewer und leichter Jollen allmählig durch, und landeten endlich am Baumhauſe, wo dichte Schaaren Geſchäftiger und Neugieriger uns aufnahmen. Man hielt uns für franzöſiſche Emigranten, und machte uns als ſolchen ſchiefe Geſichter und für das Weiterſchaffen des Gepäckes unbillige Forderungen; allein mein Vater, der holländiſchen Sprache kundig, verſtändigte ſich bald mit den hamburgiſchen Arbeitsleuten, deren Mundart mir hingegen völlig fremd klang, und wir nahmen unſern Weg zu einem herrlich auf den Butenkaien gelegenen Gaſthofe; ich ſah, daß mein Vater und der Karrenſchieber in guter Zufriedenheit von einander ſchieden und letzterer freundliche Entſchuldigungen machte, über die jener lachen mußte; ſo viel verſtand ich davon, daß es hart über die Emigranten herging, die ſich dem gemeinen Mann in Hamburg, wie faſt aller Orten, durch ihr anſpruchsvolles Benehmen ſehr verhaßt gemacht hatten.

Der Eindruck der neuen Gegenſtände, dieſer gewaltigen

Seeſchiffe und des thätigen Hafenlebens, das durch viele Kanäle tief in das Innere der Stadt ſich verzweigte; des endloſen Gewirres dieſer volksbewegten, geſchreivollen und engen Straßen, in denen doch anſehnliche hohe Häuſer prangten; der mir neuen, in ihrer ausdrucksvollen Derbheit doch weichen und angenehmen Sprache; der auffallenden, höchſt mannigfachen Trachten, in welchen viele Gewerbe hier eigenthümlich auftraten und die umliegenden Landſchaften und Inſeln ihre abſonderliche Weiſe darſtellten: dieſer Eindruck überbot alles, was mir bisher noch vorgekommen war. Der Rhein mit ſeiner ſchon dem Seeweſen anſtreifenden Schiffahrt, das altehrwürdige große Köln, das lebenvolle prächtige Brüſſel, die ſchönen Städte Mannheim und Straßburg, alles mußte gegen dieſe neuen Bilder im Schatten ſtehen. Gleich bei dem erſten Ausgange, den ich mit meinem Vater machte, war ich nicht wenig überraſcht, nachdem wir durch das Innere der Stadt gedrungen waren, jenſeits derſelben abermals eine Waſſerwelt vor uns ausgebreitet zu ſehen, hier von der Alſter gebildet, die in weitem Becken aufgeſtaut als Binnenalſter die ſchöne Straße des Jungfernſtiegs beſpülte und von allerliebſten, zu Luſtfahrten beſtimmten Ruder- und Segelbooten wimmelte, denen die außerhalb des Walles zur See erweiterte große Alſter den weiteſten Spielraum öffnete. Wir beſtiegen ſodann den die Stadt rings einſchließenden, hohen, mit herrlichen Schattenbäumen bepflanzten Wall, und hatten die volle Ueberſicht ſowohl des Innern der Stadt, aus dem damals ſechs ſtolze Kirchthürme mächtig emporragten, als der reichen von Gärten und Landhäuſern erfüllten Umgegend, und, indem wir uns von der Alſter ab- und der Elbe wieder zuwendeten, bald auch den Anblick Altona's und des mächtigen Elbſtromes, bedeckt mit Schiffen jeder Art und Größe.

Vielleicht möchte man dem Sinn eines noch nicht zehnjährigen Knaben kaum zutrauen, auf ſolche Einzelheiten mit Bewußtſein zu merken, und noch weniger, ſie in einen Geſammteindruck zuſammenzufaſſen; ich kann jedoch verſichern, daß jedesmal, wenn in der Folgezeit, unter den verſchiedenartigſten Lebensumſtänden und in reifſtem Alter, mir der

Anblick dieſer eigenthümlichen hamburgiſchen Welt in die Seele drang, jener erſte Jugendeindruck darin vorherrſchend und jede ſpätere Betrachtung von ihm gehoben blieb. Alles wachſende Verſtändniß, alle geſteigerte Theilnahme, alle perſönlichen Bande dankbarer Zuneigung konnten jenen Eindruck nur ſchärfer beſtimmen und fortſetzen, aber nie verändern oder gar auslöſchen.

Den Knaben beſchäftigten aber auch jugendliche Anziehungen genugſam! Wir waren im Sommer 1794 in Hamburg angelangt, Tag und Monat kümmerten mich nicht, und ich weiß ſie auch heute nicht anzugeben; aber ein köſtliches Wahrzeichen iſt mir von jenen Tagen als Zeitbeſtimmung verblieben: es war nämlich die Zeit der Kirſchen, deren ungewohnte Namen Morellen und Kasbeeren mir ſchnell vertraut wurden. In den herrlichſten Sorten ſtanden ſie überall feil, die artigen Vierlanderinnen brachten ſie anbietend bis in die Häuſer und Zimmer, die Preiſe waren überaus gering, und nie vorher hatte ich dieſe labenden Früchte ſo reichlich genießen dürfen! Eine andere Luſt gewährte das vor dem Hauſe lagernde Schiffsgeräth, Anker, Taue, Tonnen und Zimmerholz, auf dem ich in Geſellſchaft eines Knaben des Hauſes, der mir an Jahren wenig überlegen war, ſtundenlang herumkletterte, auch wohl in die Fahrzeuge ſtieg, welche dicht an der Kaie angelegt hatten; in einem kleinen Boote ſchaukelten wir uns einmal ſo lange, bis uns die Ebbe überraſchte, und wir nun mitten im Schlamme feſtlagen, eine Verlegenheit, die wir bald als verzweiflungsvolle Noth empfanden, denn bis zur Wiederkehr der Fluth hier auszuharren, war uns ein entſetzlicher Gedanke; ein gutmüthiger Holländer des nächſten Schiffes half uns aus unſerer Gefangenſchaft, die leider vom Hauſe her ſchon geſehen worden war, und nun das ſtrenge Verbot zur Folge hatte, je wieder die Schiffe zu betreten. Unſere Spiele dauerten aber fröhlich fort, und ich hatte den Gewinn, von meinem Geſellen ſehr ſchnell das Plattdeutſche zu erlernen; als ich mich aber vor dem Vater mit dem Erworbenen groß machen wollte, empfing ich mit Erſtaunen die Verwarnung, mich nie vor ihm ſo redend hören zu laſſen, es ſei dies die

Sprache der gemeinen Leute, ich dürfe nur Hochdeutſch reden. Ich fühlte bald etwas Schmeichelhaftes in dieſem Unterſchied und ließ meinen Spielgeſellen gelegentlich merken, daß ich der Sprache wegen mehr als er ſei; jedoch kam ich damit übel an, er wies meinen Dünkel mit Hohn und Drohungen kräftig zurück, und ich bequemte mich gern, damit der Umgang friedlich fortdauerte, mit ihm in ſeiner Sprache zu reden, wobei nur vermieden wurde, daß mein Vater es hörte.

Schöneres Sommerwetter als das jener Tage habe ich kaum wieder erlebt. Beſonders waren die Mondſcheinnächte herrlich; die laue, ſich ſtill abkühlende Luft erfriſchte mit lieblichem Hauch, alle Fenſter waren geöffnet, der jetzt tief ruhige Hafen lag im hellſten Schimmer vor uns, die mächtigen Schiffe als dunkle Schattenklumpen darin. Niemand wollte ſich ſchlafen legen, man ſprach aus den Fenſtern mit den Nachbarn, bald wurde man einig herabzukommen, ſtellte vor dem Hauſe Stühle, und ſaß nun in lebhaftem Geſpräch und im Genuſſe der freien Luft bis gegen den Morgen hin; franzöſiſche Emigranten waren die Mehrzahl der Gäſte, man ſprach über die politiſchen Angelegenheiten, doch ohne Heftigkeit, man ſchien der Partheiſucht zu vergeſſen wie auch der Sorge, die Manchen noch genug bedrängen mochte; eine der Damen ſang mit ſchöner Stimme italiäniſche Lieder in die Nacht hinein, aus der Nähe antwortete eine friſche Männerſtimme; „Sommes nous donc à Naples ou à Venise?“ hörte ich ausrufen. Ein paar junge Leute, welche ſpät über die Straße gingen, und wahrſcheinlich einem Schiff angehörten, an dem wir ſchon bei Tage die franzöſiſche Freiheitsflagge bemerkt hatten, mochten die Emigranten wittern, und riefen: „À bas les Aristocrates!“ Wir hörten bald die Ruder des Bootes plätſchern, das auf ſie gewartet hatte und ſie an Bord brachte, und die Herausforderung, welche bei Tage ſchwerlich ſo ſtill abgelaufen wäre, ging in dem Friedensgefühle der ſchönen Nacht ungerügt vorüber.

Dieſe gute Zeit währte leider nicht lange. Die Beſchränktheit der Mittel meines Vaters nöthigte ihn, der

Aufenthalt im Gaſthofe abzukürzen, und ſich bei ſchlichten Bürgersleuten wohlfeiler einzurichten. Dies gelang bald, und wir zogen in die Neuſtädter Neuſtraße, welche damals durch das ſtarkbeſuchte Ramke'ſche Vauxhall und einige neuerbaute ſchöne Häuſer in Aufnahme kam. Hier begegnete uns gleich ein Karakterzug, der ächt hamburgiſch genannt werden kann. Ein Vermittler hatte für meinen Vater mit dem Hauswirth ein paar Zimmer beſprochen, und die geforderte Jahresmiethe konnte für ſehr billig gelten. Als wir aber einziehen wollten, ſagte der Wirth unerwartet, er habe es ſich überlegt, wir könnten für die benannte Summe hier nicht wohnen, und fügte hinzu — bevor noch mein Vater der aufſteigenden verdrießlichen Empfindung Worte geben konnte, — der Freund habe ihn ſo ſehr beeilt, und er daher in der Haſt mehr ausgeſprochen, als er jetzt finde, daß die Zimmer werth ſeien, er laſſe ſie um ein Drittheil wohlfeiler. Der Mann war ein Handwerker, und nur eben wohlhabend, aber keineswegs reich; auch beabſichtigte er nicht uns eine beſondere Güte zu thun, ſondern genügte nur dem eignen Billigkeitsgefühl.

Für mich trat nun eine neue Lebensart ein; die unbeſchränkte Muße, die ich während der Reiſe und des Aufenthalts im Gaſthofe genoſſen, hörte ſogleich auf, meine Stunden wurden eingetheilt, und meinem Fleiße beſtimmte Aufgaben geſtellt. Da mein Vater mein einziger Lehrer war, und ich ſein einziger Schüler, auch keine ſonſtigen Lerngenoſſen ſich in meiner Nähe befanden, ſo hatte dieſes einſame Beſchäftigtſein etwas Trauriges und Schwermüthiges, und ich muß hinzuſetzen Unbehülfliches; ich entbehrte ſchmerzlich die Mittheilung, den Wetteifer, die Gemeinſamkeit, welche das Lernen ſo förderlich beleben; ich hörte die lateiniſchen und franzöſiſchen Worte und Redensarten, die hiſtoriſchen und geographiſchen Namen, die ich mir einzuprägen hatte, nie aus anderm Munde, als aus dem meines Vaters. Doch über dieſen Gegenſtand wird ſpäter umſtändlicher zu ſprechen ſein. Durch mein Alleinſein gezwungen, auch meine Spielſtunden größtentheils mit Leſen auszufüllen, empfand ich nur zu bald den Mangel an Büchern, wenigſtens an ſolchen, die mein Alter reizen und anſprechen konnten, und ich wiederholte unzähligemal die ſchon geleſenen, z. B. Goethe's Götz von Berlichingen und Leſſing's Nathan den Weiſen, die ich zum Glück eigen beſaß, oder griff auch zu ſolchen, die meinen Jahren keineswegs angemeſſen ſchienen. Dieſe unfreiwillige Einſamkeit war für mich traurig, aber doch nicht unfruchtbar; ich lernte nachſinnen und dachte mir vieles aus, was Andern erſt in reiferen Jahren klar wird, und gegen mancherlei Schlechtes blieb ich abgeſchloſſen und bewahrt.

Indeß that mein Vater alles Mögliche, um mich nicht verſtocken zu laſſen. Wenn es nur irgend thunlich war, durfte ich ihn auf ſeinen Wanderungen begleiten, oder ich mußte im Freien, auf dem Wall oder im Jungfernſtieg, ſeiner warten, bis er von ſeinen Geſchäften abkommen und mich dann zu weiteren Spazirgängen mitnehmen konnte. Oft auch begleitete ich ihn zu Beſuchen, und er verfehlte dann nicht, mir zu ſagen, wer die Leute wären, zu denen wir gingen, und wie ich mich bei ihnen zu benehmen hätte. So erinnere ich mich, mit ihm bei dem trefflichen Arzte Albert Heinrich Reimarus geweſen zu ſein, dem das ſeltene Loos geworden war, ſchon in der dritten Geſchlechtsfolge denſelben Namen durch perſönliche Auszeichnung zu verherrlichen. Nikolaus Reimarus, der aus Pommern nach Hamburg gezogen war, hatte als Schulmann und Philolog einen großen Ruf erlangt, ſein Sohn Hermann Samuel war durch Forſchungen im Gebiete der natürlichen Religion und beſonders durch die von Leſſing herausgegebenen Fragmente berühmt geworden, deſſen Sohn Albert Heinrich aber ſtand als Arzt und als wiſſenſchaftlicher und patriotiſcher Schriftſteller in größtem Anſehen. In ihm war etwas von Juſtus Möſer und von Benjamin Franklin, die zarteſte Menſchenfreundlichkeit und der glücklichſte praktiſche Sinn, verbunden mit gründlicher Wiſſenſchaft und leichter, fröhlicher Mittheilung. Seine kleinen Schriften, meiſt für augenblickliche Wirkung, zum Nutzen der Mitbürger, raſch hingeworfen, beſprachen, theils Gegenſtände der mediziniſchen Polizei, theils andres Gemeinnützige, wie den Blitzableiter, und ſelbſt den

Getreidehandel. Seine Verdienſte hat Dr. David Veit in einer beſondern Schrift gründlich und anmuthig gewürdigt. Mir ſei erlaubt hier aus eignem frühen Eindrucke hinzuzufügen, daß er auch ſchon dem Knaben als ein durchaus liebenswürdiger Mann erſchien. Die Art, wie er mit meinem Vater ſprach, heiter, ſtreitend, freundlich und doch feſt, wie er ſich dann voll Güte auch zu mir herabließ, ſeine Beachtung aller kleinen Umſtände, welche das Zuſammenſein behaglich machen, die belehrende Unterhaltung, die ſich mit der Vorzeigung ſeiner ſchönen Naturalien verknüpfte, alles fiel mir ſchon damals an ihm ungemein auf, und ich fühlte zu ihm die lebhafteſte Hinneigung; es bedurfte nicht erſt der Verſicherung meines Vaters, daß ich dieſen Mann hoch zu ehren habe, für ihn war das beglückende Gefühl der Ehrfurcht in meiner Bruſt ſchon von ſelbſt rege! Eliſe Reimarus, die ausgezeichnete Schweſter des Arztes, die Freundin Leſſing's, habe ich leider nie geſehen.

Ein anderer Gelehrter von ganz hamburgiſcher Art und Nutzbarkeit kam mir in dem berühmten Profeſſor Büſch vor Augen. Seine gründlichen Kenntniſſe hatte er den Bedürfniſſen und dem Beſten ſeiner Mitbürger zugebildet, und durch die Leitung einer Handelsakademie, durch ſeine ſtaatswirthſchaftlichen Vorleſungen, und beſonders auch durch ſeine vielgeleſenen Schriften über den Geldumlauf und den Welthandel, ſich um die hamburgiſchen Angelegenheiten weſentlich verdient gemacht, ja ſogar politiſch günſtig eingewirkt; denn wie in Hamburg ſeine Ausſprüche faſt unbedingt galten, ſo ſtand auch auswärts ſein Wort in gutem Anſehen, und half manches Vorurtheil bekämpfen, das den Intereſſen der Stadt gefährlich werden konnte. Wo ſich der würdige, ſchon bejahrte Mann zeigte, beeiferte ſich alles um ihn her mit Achtſamkeit und Ehrenbezeigung. Er war recht eigentlich ein Mann bei der Stadt, deſſen Namen auch der geringſte Bürger kannte, und von deſſen Wohlmeinung und Tüchtigkeit jeder überzeugt war: Ich fand aber zwiſchen ihm und Reimarus einen großen Unterſchied; Büſch hatte wenig Anſprechendes, er war trocken und ſchien kalt, auch gefielen ſein Ruhm und ſein Anſehen ihm allzuſehr, und man vermißte die wohlthuende Lebendigkeit, in welcher der höhere Geiſt von Reimarus ſich bewegte.

Mit Büſch in nächſtem Zuſammenhange ſtand der Profeſſor Brodhagen, ſein Schüler und Nachfolger, aber an friſcher Thätigkeit und wirkſamer Lehrgabe ihm weit überlegen. Er hielt unentgeltliche Vorträge für Handwerker und Gewerbsleute über die ihrem Bereiche nothwendigen mathematiſchen und techniſchen Kenntniſſe. Größere Klarheit und Eindringlichkeit konnte nicht gefunden werden, und ſein Eifer war gränzenlos, denn er floß aus einem Herzen, das für Menſchenwohl und Menſchenveredlung glühte. Sein Hörſaal war immer gedrängt voll, und unzähligen Menſchen hat er auf beſſere Wege des bürgerlichen und auch ſittlichen Gedeihens geholfen. Unglücklicherweiſe befiel ihn während der beſten Ausübung ſeines großen Talents eine unheilbare Geiſtesſtörung, und hemmte ſeine ſchöne Wirkſamkeit, die darauf von Andern mit wechſelndem Erfolge fortgeſetzt wurde. Nicht vergeſſen darf ich hier den zu ſeiner Zeit berühmten Ludwig von Heß, der früher ſchwediſcher Offizier geweſen, aber jetzt mit Leib und Seele hamburgiſcher Bürger war. Seine „Durchflüge durch Deutſchland“ hatten ihm den Ruf großer Freimüthigkeit und feuriger Darſtellung erworben, ſeine gründliche „Beſchreibung von Hamburg“ verdiente den Dank ſeiner neuen Mitbürger. Ich habe ihn ſpäter im verhängnißvollen Frühjahr 1813 genauer kennen lernen, das Alter hatte ſeine Kraft nicht geſchwächt, aber ihren Aeußerungen etwas Grillenhaftes und Ungelenkes gegeben, das ſeiner früheren Zeit nicht anhaftete; das einemal, daß ich in dieſer ihn geſehen zu haben mich erinnere, machte er auf mich einen ganz guten Eindruck, ungeachtet ſein Geſicht, weil ihm ein Stück der Naſe fehlte, etwas Abſchreckendes hatte, ein Umſtand, der bei ſeiner ſpäteren Rolle als Anführer der hamburgiſchen Bürgergarde doch gar ſehr als ein hinderlicher von ihm verſpürt wurde!

Von bedeutendem Namen war auch der ehemals preußiſche Hauptmann von Archenholz, der die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges für die große Leſewelt geſchickt bearbeitet hatte, und jetzt als Herausgeber der Zeitſchrift „Minerva“ ſich in politiſchen Dingen gewichtig vernehmen ließ. Der preußiſche Offizier war in ihm wenig mehr zu erkennen, er hatte eher das Ausſehen eines holſteiniſchen Pächters, der auf gute Marktgeſchäfte ſinnt; in den Schwierigkeiten der Zeitläufte wußte er ſich klug zu winden, und wenn er nachdrücklich zu verſichern pflegte, „Ich gehe meinen Weg gerade durch“, dabei aber mit dem Stocke bald zur rechten bald zur linken Seite vor ſich her ſchlenkerte, ſo war man geneigter, ſeiner ſymboliſchen Gebärde zu glauben als ſeinem klaren Worte.

Der glänzendſte Stern der hamburgiſchen Geiſteswelt war unzweifelhaft Klopſtock; allein er lebte ſehr zurückgezogen, und ſah nur einen kleinen Kreis älterer Freunde und Freundinnen bei ſich. Man zeigte mir ſeine Wohnung in der Königsſtraße, und auch ihn ſelbſt, da er eben aus dem Hauſe kam, um wie es ſchien ſpaziren zu gehen. Er hatte ein feierlich ehrwürdiges, dabei etwas leidendes und ſcheues Ausſehen; ſeine Züge waren nicht ſchön, man hätte ſie häßlich nennen müſſen, wäre nicht ein edler Ausdruck in ihnen ſichtbar geweſen. Still wandelte der unſcheinbare Mann durch die Straße dahin, wer ihn aber kannte, zog den Hut vor ihm ab. Das Volk von Hamburg bewies im Allgemeinen für die Männer, die ihm als geiſtige Würden und Zierden bekannt waren oder genannt wurden, die aufrichtigſte Ehrerbietung.

Alle dieſe Männer waren mehr oder weniger der franzöſiſchen Revolution zugewandt, und indem ſie die grauſamen Thaten, in welche der Verlauf ausartete, gehörig verabſcheuten, ſo billigten ſie doch fortwährend die Grundſätze, von denen die Bewegung ausgegangen war, und welche ſelbſt bei den gräuelhaften Ausſchweifungen im Weſentlichen noch immer verkündigt und verfochten wurden. Der eifrigſte Anhänger der neuen Dinge in Frankreich war aber der Syndikus Sieveking, ein Mann von ungemeiner Thatkraft und vielfachem Talent, der auch in Paris als Abgeſandter die guten Verhältniſſe zwiſchen der hamburgiſchen und der franzöſiſchen Republik mit kluger Umſicht gewahrt, und durch den mit Frankreich offen erhaltenen Handelsverkehr, von welchem

Kaiſer und Reich vergebens abmahnten, den Hamburgern außerordentlichen Gewinn aufgeſchloſſen hatte. Der Wohlſtand nahm unter dieſen Umſtänden ſichtbar zu, und man konnte derjenigen Seite, von welcher ſo viel Vortheil erwuchs, unmöglich gram ſein; indeß reichte dieſer Grund bei weitem nicht hin, um die entſchiedene Sympathie zu erklären, welche nicht nur der mittlere Bürgerſtand, ſondern auch die unterſte, ſonſt in urſprünglicher derber Deutſchheit feſt abgeſchloſſene Volksklaſſe überwiegend für die franzöſiſche Freiheit an den Tag legte. Jederman ſchien zu fühlen, daß es ſich dort in allen Wechſeln doch ſchließlich um das Bürgerthum handle, auf der Gegenſeite aber ſah man nur die Sache verbündeter Höfe; in dieſer auch eine deutſch-nationale zu ſehen, lag viel zu fern.

Zu dieſer vorherrſchenden Stimmung trugen aber beſonders die franzöſiſchen Emigranten bei. Vor den ſiegreichen Waffen ihrer Landsleute fliehend, in vielen deutſchen Ländern nicht mehr geduldet, in andere nur mit vorſichtiger Auswahl zugelaſſen, waren ſie in übergroßer Menge nach Hamburg zuſammengefloſſen, als nach einem letzten Zufluchtsorte, wo noch Sicherheit und mannigfaches Unterkommen ſich zeigte, und allenfalls zu weiterer Flucht oder Unternehmung die See offen war. Gewiß befanden ſich unter ihnen edle und ausgezeichnete Menſchen, auch außer denen, die ſchon als ſolche bekannt und namhaft waren; allein die Mehrzahl war ein heilloſes Geſchlecht, ſittenverderbt, unbeſcheiden, durch Eitelkeit und Prahlerei unerträglich. Dem ſchlichten, braven Sinne der Hamburger wurden dieſe überall ſich aufdrängenden, geſchwätzigen Müſſiggänger, die es an mancherlei Ungebühr nicht fehlen ließen, ſchnell verhaßt, und im Widerwillen gegen die Emigranten entſtand als Gegenſatz manche lebhaftere Theilnahme für die Republikaner, die man nur in wenigen und achtbaren Beiſpielen vor Augen hatte, in diplomatiſchen Perſonen von ſtrenger Haltung und in Handelsbeauftragten, die den beſten Häuſern empfohlen waren.

Die Emigranten ſah man täglich in Schaaren den Jungfernſtieg auf und ab wandeln, zu gewiſſen Stunden hatten ſie ihn, der damals nur halb ſo breit war als jetzt, faſt ausſchließlich in Beſitz, und ihr heftiges Deklamiren, Parliren und Geſtikuliren war den Hamburgern ein auf öffentlicher Straße ungewohntes und ärgerliches Schauſpiel. Dabei zeigten ſich im Aeußern ſchon viele Merkmale der Noth und Sorge, man hörte von verzweiflungsvollen Entſchlüſſen, ſo wie im Gegentheil auch von klugen und ſinnreichen Auswegen, von raſch und leicht ergriffener bürgerlichen Thätigkeit, der ſich in den meiſten Fällen ein günſtiger Erfolg und freundliche Achtung zugeſellte.

Mit dieſen Emigranten war auch ich ſchon häufig in Berührung gekommen; ein Knabe, der des Franzöſiſchen etwas kundig war, hatte bei ihnen ſchon Anſpruch auf einige Beachtung; ich konnte jedoch dem Reize nicht widerſtehen, mich ihnen als Republikaner zu bekennen und mit den Freiheitsliedern, die ich von Straßburg her im Kopfe hatte, groß zu thun, worüber wohl Einige lachten, Andre hingegen ſich erboßten; ein Abbé, der ſich verächtlich abwendete, indem er hinwarf: „Il faut donner le fouet à ce garçon!" würdigte mich keines Blickes mehr, ich aber ſah ihn um ſo trotziger an und erblickte nun einen perſönlichen Feind in ihm, an dem ich für jenes ſchimpfliche Wort Rache zu üben hatte, aber zu nehmen doch keinen Rath wußte. Eines Tages aber wurde mir anderweitig eine Genugthuung. Auf eines der Kaffeehäuſer, wo die Emigranten ſich häufig einſtellten, um bei dem Genuß einer mäßigen Erfriſchung die franzöſiſchen Zeitungen zu leſen, hatte mein Vater mich mitgenommen, und während auch er ſich in ſeine Blätter vertiefte, wurde mir die Zeit lang, ich ſtreifte in den Zimmern umher, und nahm endlich meinen Platz an einem Fenſter, um auf die Straße zu ſehen. Neben und hinter mir ſtanden einige Emigranten, deren Geſpräch ſich mehr und mehr erhitzte, zugleich aber leiſer wurde. Dies fiel mir auf, und erregte meine Neugier. Die Unterhaltung ganz aufzufaſſen, überſtieg meine Kräfte, doch konnte ich ſo viel verſtehen, daß die Herren heftig gegen die Generale und Truppen der Verbündeten loszogen, ſie der Dummheit und Feigheit, ja des Verraths beſchuldigten, und zuletzt ihre Schmähreden auch gegen die Herrſcher ſelbſt richteten, denen ſie das Loos wünſchten, das der König Ludwig — nach ihrer Meinung auch nicht unverdient — erlitten; als nun gar die Schadenfreude ausbrach, daß es den Verbündeten im Felde ſo ſchlecht ging, daß ſie vor den tapfern Franzoſen nicht Stand hielten, und als man den Oeſterreichern, Preußen und Engländern ferner alles Unglück wünſchte, da konnt' ich mich des Lachens nicht enthalten, und verrieth dadurch, daß ich ihre Reden einigermaßen verſtanden hatte. Die Emigranten ſtutzten, forſchten, wem ich wohl angehören möchte, und als ſie meinen Vater ausgefunden, nahm ihn einer von ihnen beſcheiden in Anſpruch, und bat, es möchte von einigen freien Aeußerungen, die vorgefallen, und die ein Knabe leicht habe mißverſtehen können, nicht weiter die Rede ſein. Mein Vater war kaum verſtändigt, was ſich ereignet hatte, als er mit heitrem Freiſinne die Leute beſtens beruhigte, und ihnen verſicherte, ſolche Widerſprüche begegneten ihm nicht zum erſtenmal. Mir jedoch war nicht ganz recht, daß er mit den Läſterern ſo freundlich that, und nun noch lange an ihren Geſprächen Theil nahm, ja ſogar in der Folge mit zweien oder dreien in guter Bekanntſchaft blieb.

Mir war übrigens ſchon längere Zeit auffallend, daß mein Vater, ein ſo eifriger Freund der Freiheitsgrundſätze, um derentwillen er die härteſte Verfolgung erlitten und noch in Bann und Bedrängniß lebte, gleichwohl keine Anſchließung an die jetzt ſiegende Parthei ſuchte, mit den republikaniſchen Franzoſen, deren Kokarde ihm der erfreuendſte Anblick war, keinen Verkehr anknüpfte, im Gegentheil ſeinen Umgang mit Franzoſen faſt nur, ſei es Zufall oder Abſicht, auf der Seite der verhaßten Emigranten hatte. Später habe ich mir dieſe Erſcheinung wohl genugſam erklären können, und ſie hat in meinem eignen Leben ſich oftmals wiederholt. Es iſt gewiß ein löblicher Zug im Menſchen, wenn ſeine Anerkennung und Pflege guter Eigenſchaften in Andern nicht davon beſtimmt wird, ob dieſe auf ſeiner eignen Seite ſtehen oder auf einer gegneriſchen; zwar iſt dies nur Gerechtigkeit, aber eine in der Anwendung ſeltne, denn meiſt müſſen die Grundſätze zum Deckmantel eigenſüchtiger Zwecke dienen, und dieſe fordern ſtets völlige und blinde Partheinahme. Mein Vater aber, indem er die franzöſiſche Freiheit von Herzen liebte, verabſcheute die Grauſamkeiten und Gräuel der Revolution, und betrauerte beſonders die Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten, von deſſen beſtem Willen er überzeugt war. Andrerſeits liebte er die Geiſtesbildung und feine Sitte der Franzoſen, und den Ariſtokraten war ein beſter Antheil hieran nicht abzuſprechen, den er ſtets ehrte und rühmte; denn ein wahrer Volksfreund, meinte er, müſſe die unteren Klaſſen zu erheben und zu veredeln ſtreben, nicht aber ſich ſelber zu ihrer Rohheit und Unwiſſenheit herabſtimmen; wer dies gern und befliſſen thue, ſei ein Volksverführer, und habe gewiß unedle Zwecke.

Glanz der Bildung und Ruhm des Geiſtes beſtachen aber meinen Vater nicht ſo ſehr, daß er weſentlichere Eigenſchaften darüber hätte vermiſſen mögen. Er war mißtrauiſch gegen die ſogenannten Berühmtheiten, und haßte die Ziererei der Gebildeten, wie die Pedanterei der Gelehrten. Seine wahre Neigung war für den biedern, tüchtigen Bürgerſtand, wo die nöthigen Kenntniſſe nicht fehlen, ein geſunder, heller Sinn waltet, und heitre Güte ohne viel Aufhebens das Rechte und Angemeſſene thut, um ſich und Andern das Leben froh zu machen. Konnte ſich hierin ſein Urſprung vom Rhein nicht verläugnen, ſo durfte in dieſem Betracht der Aufenthalt an der Elbe auch wieder am leichteſten ihm zur neuen Heimath werden. Ehrenwerther und gediegener kann nirgend ein Bürgerthum gefunden werden, als dasjenige iſt, welches in Hamburg die mittlern Stufen des Gewerbs und Handels einnimmt; im Verhältniſſe der Bevölkerung iſt gerade dieſe Klaſſe überaus zahlreich und für das Leben der Stadt von überwiegender Bedeutung. Viele der reichſten und angeſehenſten Kaufleute ſind aus dieſem Mittelſtande hervorgegangen, und gehören ihm, wenn auch durch großweltliche Stellung ihm längſt entwachſen und weit überragend, durch Geſinnung, Gewohnheit und Sitte fortwährend an. Ja ſelbſt im Beſitze der tiefſten und feinſten Bildung, wie in Ausübung der verſchiedenartigſten, von fremden Ländern und Verhältniſſen bedingten Lebensthätigkeit, als Virtuos zum Beiſpiel oder als Krieger, bleibt dieſer Hamburger am längſten ſich und ſeiner Art getreu. Mit Männern ſolches Schlages hatte mein Vater bald Bekanntſchaft; die Orte, wo ſie zu finden waren, wurden auch ihm die liebſten.

Auf dem Baumhauſe, in einem für jederman offnen Gaſtzimmer, kam gewöhnlich Nachmittags eine Geſellſchaft zuſammen, die ganz das Vertrauliche eines geſchloſſenen Klubs hatte; doch vereinigte kein andres Band, als die freundſchaftlichſte Herzlichkeit, die ſonſt in Denkart und Anſichten ſehr verſchiedenen Theilnehmer. Hieher nahm mein Vater mich gewöhnlich mit, und es gefiel mir unter den Leuten von altem Schrot und Korn recht gut; doch eilte ich immer bald hinaus, um lieber im Freien, hinter ſchützendem Geländer, dem großartigen Hafengewühl zuzuſehen, das vor mir in verwirrendem Gedränge ſich bewegte. Es war damals die glänzendſte Zeit der hamburgiſchen Schiffahrt. Die größten Seeſchiffe aus Oſt- und Weſtindien, vom Kap und aus Nordamerika, aus Spanien, Portugal und Neapel, aus der Levante und dem Norden, am häufigſten aber aus England, Holland und Frankreich, zogen dicht vor mir vorüber, dazwiſchen hochbeladene Ewer, welche die gelöſchten Waaren in die Speicher ſchafften, und Ueberfahrtsboote mit Einem Ruder, kleine Kähne mit Zufuhr von Tagesbedürfniſſen, alles im engſten Raume zwiſchen einander, oft ſtockend, unter Geſchrei und Streit in allen Sprachen, dann doch wieder alles entwirrt und in Gang, und mit Kraft und Eile ſeinem Ziele zuſteuernd. Wie oft ſchien mir ein ſchwaches Boot, zwiſchen zwei ungeheuern, gegen einander ſchwankenden Schiffen ſich einklemmend, ſchon verloren, das gleich darauf aus der fürchterlichen Enge doch unzerquetſcht hervorſchlüpfte, und munter ſeinen Weg fortſetzte! Ich habe die glücklichſten Nachmittagsſtunden bei dieſem Hafenſchauſpiel erlebt, und wenn ich erwäge, was alles dieſe Bilder und Eindrücke in mir geweckt, zu wie vielem Verſtändniß und Nachdenken ſie mich geleitet, ſo muß ich dieſe ergötzlichſten Stunden auch zu den mir fruchtbarſten jener Zeiten rechnen.

Kam ich dann, erfüllt von dieſem großartigen, bei aller Wiederholung doch immer auch neuen Schauſpiele zur Geſellſchaft zurück, ſo brauchte ich nur hinzuhören, um aus zufälligen Aeußerungen manchen willkommenen Aufſchluß über die mir wichtig gewordenen Gegenſtände zu empfangen, über Ausrüſtung und Führung der Schiffe, Kaperei, Seerecht, Bezug und Verſchleiß der Waaren, und was ſonſt den Weltverkehr und ſeine Hülfsmittel anging. Auch Geſchichten kamen häufig vor, glückliche und unglückliche Abentheuer, Gefahren zur See, merkwürdige Gewinnſte, ſeltſame Verluſte; denn faſt alles, was geſprochen wurde, hielt ſich an das thätig-wirkſame Leben, wobei die Staatsſachen und der Krieg natürlich nicht im Hintergrunde ſtanden. Einen beſondern Gewinn zog ich aus dieſen Unterhaltungen auch durch die Kenntniß, die ich von der hamburgiſchen Verfaſſung allmählig erhielt. Hätte ich dieſe Kenntniß aus Büchern ſchöpfen ſollen, ſo würde ſie mir reizlos und mühſam geweſen ſein, wie die der Verfaſſungen von Athen und Sparta, mit denen ich mich ſchon hatte plagen müſſen; aber im lebendigen Verhandeln, im ſtreitenden Auseinanderſetzen und Folgern, bei oft lange ſchwebender Zweifelhaftigkeit des Ergebniſſes, empfing die Sache eine dramatiſche Spannung, an der auch ein Knabe mit Eifer Theil nehmen konnte. Ein beſondrer Reiz lag in der Behauptung, daß auch die franzöſiſchen Konſtitutionsarbeiten oft nahe mit den hamburgiſchen Formen zuſammenträfen, und dieſe letztern den Ruhm anſprechen dürften, der großen Nation ein durch Erfahrung bewährtes Muſter gegeben zu haben. Die Verfaſſung der Stadt war überhaupt der Gegenſtand, über welchen jeder Hamburger gern ſprach; ihre letzte ganz demokratiſche Geſtalt hatte ſie im Jahre 1710 erhalten, und das Volk wußte recht gut, wie ſehr es dabei im Vortheil ſtand. Schon durch Hausleute, Nachbarn, Mägde und Kinder auf bedeutſame Einzelheiten hingewieſen, war ich nun um ſo begieriger, zu einem Ueberblick des Ganzen aufzuſteigen, der mir denn auch bald in genügender Klarheit vorlag. Als ich ſpäter die hamburgiſche Verfaſſung in Ludwig von Heß trefflicher Darſtellung las, hatte ich das angenehme

Geſühl, alles Weſentliche ſchon aus lebendiger Mittheilung zu kennen, und nur weniges Erhebliche aus der Schrift hinzulernen zu dürfen. Von den Theilnehmern jenes Kreiſes ſind mir noch viele markige Geſtalten vollkommen gegenwärtig. Ich nenne einige Namen, an denen vielleicht hin und wieder noch ein Nachlebender ſich freut. Ein Schiffsmakler Brödermann hatte neben ſeiner herzgewinnenden Biederkeit den durchdringendſten Scharfſinn, welche beide Eigenſchaften in ſeinem unvergleichlichen Humor auf das glücklichſte verwebt erſchienen. Als eines überaus frohſinnigen, geiſtesregen und wohlthätigen Mannes erinnere ich mich des Kaufmanns Brüning, ferner des wunderlichen, zugleich ſtreng und weichmüthigen, in ſpäterer Zeit mit Blücher befreundeten Weinhändlers Stintzing, ſodann eines gewaltigen Schmiedemeiſters, deſſen Namen mir entfallen, nicht aber der Eindruck ſeiner Stentorſtimme, mit der er ſich leidenſchaftlich für die Girondiſten und dieſe für die edelſten Kerls erklärte, welche Frankreich je hervorgebracht habe! Unter Allen jedoch, mit denen ich meinen Vater in Verbindung ſah, war mir niemand perſönlich werther, als der gradſinnige, feingebildete und auch litterariſch unterrichtete Kaufmann Middeldorpf vom Rödingsmarkt, mit deſſen Kindern ich bisweilen ſpielen durfte; und dann der ſpaniſche Konſul Kirchhof, von dem ſpäter noch die Rede ſein wird.

Bei einem wackern Wirth auf dem Alten Steinwege war ein andrer Verſammlungsort, der vorzugsweiſe den Abend in Anſpruch nahm. Hier war größere Miſchung, und auch ganz fremdartige Elemente fanden bisweilen Zugang. In einem Stadtweſen wie das hamburgiſche ſind Ehre und Anſehn ſelten von äußerm Rang abhängig, ſondern hauptſächlich durch die Wichtigkeit des Amtes und das Verdienſt des damit Bekleideten beſtimmt: daher ſiel es nicht auf, daß ein Mann, der mit entſchiedener Tüchtigkeit an der Spitze der Löſchanſtalten ſtand und in dieſer Beziehung jeden Augenblick das Wohl und Wehe der Bürger in ſeiner Hand hatte, eines Anſehns und einer Achtung genoß, wie ſie an andern Orten etwa einem ſehr verdienten General gewidmet werden. Der Spritzenmeiſter Scharf, Lehrer und

Vorfahr des berühmten Repſold, war unter ſeinem beſcheidenen Titel in der That eine kriegsmänniſche Erſcheinung, eine grade und feſte Geſtalt, ſtets in Uniform, weil ſein Dienſt eine ſtete Bereitſchaft forderte; wenn er eintrat, richteten ſich alle Blicke auf ihn, und jedermann bewies ihm Hochachtung und Zuvorkommenheit. Gewöhnlich ernſt und ſchweigſam, hatte er doch, wenn er ſprach, angenehm fließende Rede, und man hörte nur Verſtändiges und Gütiges von ihm. Er beſaß gründliche Wiſſenſchaften weit über ſeinen Beruf hinaus, und ſeine Urtheile hatten feſten Boden und Halt. Ich hing dieſem Manne, der auch ſeinerſeits mir beſonders freundlich war, mit größter Neigung an, und wenn zwiſchen ihm und meinem Vater, wie öfters geſchah, ſtreitige Meinungen verhandelt wurden, ſtand ich meiſt insgeheim auf ſeiner Seite, was bei keinem Andern mir je begegnete. Ich erinnere mich, daß einſt, bei plötzlichem Feuerlärm und hereinſtürzenden Schreckensnachrichten, als der Mann in größter Faſſung aufſtand, den Degen umſchnallte, nach Hut und Stock griff, und zum Orte der Gefahr hineilte, die ſtille Entſchloſſenheit ſeines raſchen Thuns mich mit Ehrfurcht durchſchauerte, und ich mit den Andern für ihn die lebhafteſte Beſorgniß fühlte, denn es war allgemein bekannt, daß er ſich nicht ſchonte, und wenn er nicht in ſeinem Beruf umgekommen iſt, wie der unvergeßliche Repſold, ſo war wenigſtens die Gelegenheit dazu von ſeiner Seite nie gemieden worden.

Auch in dieſem Kreiſe war die Vorliebe für die Franzoſen überwiegend, und ihre Fortſchritte wurden mit Beifall vernommen. Die entgegengeſetzte Meinung hatte aber auch ihre Vertreter, und durfte ſich beliebig ausſprechen, beſonders fand Englands Intereſſe und Pitt's Verwaltung beredte Vertheidiger. Als heftigſter Widerſacher alles Neuen und ſtrenger Anhänger alter Satzungen machte ſich der Lizenziat Albrecht Wittenberg geltend, ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen und unermüdeter Vielthuerei, der alle Leute zum Leſen aufregte und ſie auch mit Büchern verſorgte, ein erſchrecklicher Verſtandesmann, ein choleriſcher, polternder Böttiger, wenn man die Vergleichung erlauben will. Früher hatte er ſich auch in der Litteratur bemerkbar gemacht, Zeitſchriften herausgegeben, mit Goeze gegen Leſſing Parthei genommen, das hamburgiſche Theater kritiſirt, die franzöſiſchen Regeln des Drama's vertheidigt, und Shakspeare's und Goethe's Stücke als geſchmackswidrig verworfen. Sein unwilliges Toben war den Andern ergötzlich, und man ließ ihn daher gewähren; er aber verlangte heftigeren Widerſpruch, und ging bald an andre Orte, wo er ſolchen beſſer zu finden hoffte. Mir war er nicht zuwider, obgleich mein Sinn ſeinen Worten nie zuſtimmen konnte.

Im Gegenſatze gedenk' ich eines Buchdruckers, der, trotz ſeines lauten Eifers für die Freiheit und aller ſchmeichleriſchen Ergebenheit für meinen Vater, mir ſtets den entſchiedenſten Widerwillen einflößte. Er zwang mich, ihn für bös und tückiſch zu halten, und in der That glaube ich noch, daß er jeden Augenblick bereit geweſen wäre, in der Rolle ſeiner Pariſer Vorbilder, der blutgierigſten Jakobiner, aufzutreten. Hart gegen die Seinigen, heimlichen Lüſten ergeben, treulos gegen jederman, wie er ſpäterhin erkannt wurde, hatte er freilich mit jenen ſchon Vieles gemein. Wohl dem Gemeinweſen, wo ſolche Anlagen unentwickelt im Dunkel bleiben! denn daß es überall ſolche Käuze giebt, müſſen wir wohl leider annehmen. —

Als beſondre Ausnahme, vielleicht einzige damals in Hamburg, hatte auch ein Jude den Zutritt in den ehrbaren Bürgerkreis erlangt; dies war der Juwelier Heckſcher, der nachmals in Leipzig während der Meſſe ſchrecklich ermordet wurde. Der redliche, kluge Mann fand auf dem bedenklichen Boden, den er betrat, leidliche Duldung und ſogar Anerkennung. Einige Vorurtheilsvolle verwunderten ſich wohl im Stillen, und mochten heimlich denken, es gehöre ſich nicht, daß ein Jude in ihre Geſellſchaften käme; allein ſie hätten doch um keinen Preis den guten Anſchein, der hiebei auf ihre Aufklärung fiel, durch offnen Widerſpruch verlieren wollen. Heckſcher ſelbſt übrigens befeſtigte durch ein beſcheidenes und haltungsvolles Benehmen das zarte Verhältniß beſtens. Die nach dieſer Seite hin ausgeübte Duldſamkeit wurde dagegen nach einer andern hartnäckig verweigert: kein

Emigrant wurde zugelaſſen; der Wirth hatte zu viel von ihrem Uebermuthe gelitten und wollte nichts mehr mit ihnen zu thun haben.

Dieſe Unglücklichen ſchifften damals grade ſchaarenweiſe nach England hinüber, um dort an der kriegeriſchen Unternehmung gegen die Küſten der Bretagne Theil zu nehmen, zu der in den engliſchen Häfen eifrige Rüſtungen geſchahen. Man hat ſpäterhin oft geſagt, das engliſche Miniſterium habe dabei nur die Abſicht gehabt, ſich der theuern und nutzloſen Soldbezieher auf die kürzeſte Art zu entledigen, und die hülfloſen Emigrirten ſeien freventlich dem gewiſſen Tod überliefert worden. Dergleichen Verläumdung konnte bei mir nie Glauben finden; denn ich habe es ſelbſt erlebt, daß jederman den Untergang als unfehlbar vorherſagte, außer den Emigrirten ſelbſt, die in thörichter Verblendung auf den größten Erfolg rechneten, und immer ſagten, ihre Anführer brauchten nur den Boden von Frankreich zu betreten, und gleich würden Hunderttauſende den royaliſtiſchen Fahnen zuſtrömen; ja ſie beſchuldigten England, daß es zögere die geringen Mittel darzuleihen, die man von ihm verlange, nämlich Schiffe und Waffen, denn andre Hülfe ſei nicht nöthig. Mein Vater ſelbſt redete einigen Emigrirten, die ihm beſonders leid thaten, ernſtlich ab, und hielt ihnen das Geſchick, welches ihrer harrte, düſter vor Augen; allein ſie wollten keine Vorſtellungen hören, ſie eilten nur, um bei den Ehren und Vortheilen, die ſie als gewiß anſahen, nicht zu kurz zu kommen, und fürchteten bloß, Andre möchten vor ihnen das Beſte weggenommen haben. In dieſem Wahne ſegelten ſie nach England, und von da nach Quiberon. Am Ende des Juni geſchah die Landung, am Ende des Juli war alles vorbei. Ein Theil der Gelandeten war im kurzen Kampfe gefallen, eine große Zahl gefangen und in Folge kriegsrechtlichen Verfahrens erſchoſſen worden. Vor kurzem hatten wir dieſe Menſchen noch geſehen, waffenfreudig, vertrauensvoll auf ihre Sache und auf ſich ſelbſt; wir kannten viele von ihnen mit Namen, einige durch täglichen Umgang, und nach wenigen Wochen ſahen wir die Zeitungen von ihrem Unglück angefüllt, von ihrem Todeskampf, ihrer Hinrichtung. Es war ein ſchaudervolles, troſtloſes Gefühl, das auch ihre ſonſtigen Gegner hiebei befangen mußte.

Eine traurige Zeit begann für mich mit dem Eintritt des Winters; ich verlebte ihn höchſt einſam, weil mein Vater bei zerſtreuender Thätigkeit mich weniger unter ſeinen Augen haben konnte, und viel beſſer fand, daß ich ganz allein bliebe, als in unzuverläſſiger Geſellſchaft irgendwie ſittlichem Schaden ausgeſetzt würde. Ein paar Theaterabende, an denen ich mit bewunderndem Entzücken den großen Schröder in Heldenrollen ſah, ſind aus dieſer Zeit die hellſten Punkte meiner Erinnerung. Auch einige traurige Sonntage, in dem Hauſe eines Bekannten auf dem Gertrudenkirchhofe, wurden mir als Vergnügen angerechnet; ich ſah mit einem jüngern Kinde des Hauſes den Begräbniſſen zu, die dort häufig Statt fanden, und die Unfreundlichkeit des Ortes wie der Jahreszeit ließ uns ſelten im Freien lange ausdauern. Munterer und behaglicher war es, den Schrittſchuhläufern auf der Alſter aus den Fenſtern eines nahen Kaffeehauſes zuzuſehen, allein ich fühlte dabei ſtets die Pein, daß ich ſelber das lockende Eis nie betreten durfte. Nach ſolchen kurzen Ausflüchten kehrte immer ſchnell wieder eine lange Abgeſchloſſenheit zurück.

Der Frühling jedoch brachte endlich eine erfreulichere Lebensweiſe wieder. Wir bezogen eine Wohnung in der Gorttwiete nächſt dem Hopfenmarkt, und hier, in der Mitte der Stadt, wurde Alles heiterer und geſelliger. In ſeinem Beruf und auch zur Luſt wanderte mein Vater nun oft in die Umgegend hinaus, und auf ſolchen Wanderungen begleitete ich ihn faſt immer. Wir waren häufig in Wandsbeck, wo mir Matthias Claudius bekannt wurde, von deſſen Berühmtheit ich wohl gehört hatte, dem ich aber weiter keine Aufmerkſamkeit ſchenkte, weil von den Poſſen und Luſtigkeiten, die ich von Asmus erwarten zu dürfen glaubte, gar keine Spur zu ſehen war. Ich kam hier auch öfters in ein Haus, wo der reiche Holländer Cappadoce wohnte und beinahe täglich die glänzendſten Gaſtmähler gab, derſelbe, von dem einer ſeiner eifrigſten Tiſchgenoſſen, der berühmte

Rivarol, geſagt, er habe kein andres Gewiſſen als ſeinen Magen und bringe ſein Leben zwiſchen der Angſt um ſeine Geſundheit und den Wagniſſen ſeiner Eßgelüſte hin. Wenn ſich nach aufgehobener Tafel der üppige Schwarm in den Garten ergoß, befand ich mich mitten in dem Getümmel der Fröhlichkeit und des Scherzes, hörte die Witzworte, die wie Blitze die Geſellſchaft durchfuhren und ſchallendes Gelächter oder laute Bewunderung erregten, mir aber bedeutungslos waren, wie der Name Rivarol ſelbſt, der mir damals ohnehin nur als ein haſſenswerther hätte bekannt ſein können. In Harvstehude war ich ſehr befriedigt, Hagedorn's Andenken durch manche ſeiner Verſe, die ich herzuſagen wußte, ehren zu können. In Poppenbüttel, höher hinauf an der Alſter herrlich gelegen, brachte ich glückliche Tage in freiem, bewegten Landleben zu, während eine gefährliche Kranke meinen Vater dort feſthielt. So wurde auch Eppendorf und Eimsbüttel, nach der Elbe hin Slavshof und der Garten von Köller-Banner — ſpäter Rainville —, Ottenſen, wo das Grabmal von Klopſtock's Meta nicht unbeachtet blieb, ſodann Neumühlen, das herrlich gelegene Landhaus des Syndikus Sieveking, und in Nienſtädten der Wohnſitz eines Herrn Leeke beſucht, wo ich als zehnjähriger Knabe die Bekanntſchaft des holländiſchen Geſandtſchaftsſekretairs Reinhold machte, der in ſpäterer Zeit einer meiner liebſten und zuverläſſigſten Freunde werden ſollte.

Gutmüthige Nachbarn, welchen mein Vater mich um ſo lieber anvertraute, als ſie faſt ohne Streben nach ſogenannter Bildung in ſtiller Frömmigkeit und redlichem Bürgerſinn dahinlebten, gewährten mir, auch wenn ich zu Hauſe war, einen erwünſchten Anhalt. Ich lernte durch ſie neue Seiten des Lebens und der Einrichtungen im Hamburg kennen. Sie beſtanden darauf, ich ſollte mit ihnen die Vierlande beſuchen, eine Elbfahrt nach Blankeneſe machen. Sie lenkten meine Aufmerkſamkeit auf die Kirchen und ſonſtigen öffentlichen Gebäude, — unter denen die ſogenannte Roggenkiſte mir ſchauerlich, wie eine zu ſtürmende Baſtille vorkam, — beſonders aber auf die neue Michaeliskirche, deren die Hamburger ſich am ſo ſtolzer freuten, als auch der Baumeiſter Sonnin, der den prächtigen Thurm ſo hoch emporgeführt, ein geborner Hamburger war. Die Feuersbrunſt, welche den alten Thurm verzehrt hatte, und die wiederholten Angriffsverſuche der Dänen gegen die Stadt, waren die beiden Hauptereigniſſe, von welchen das Gedächtniß der alten Leute am liebſten und häufigſten überwallte. Im Ganzen genoß ich jetzt größere Freiheit und durfte auch ohne Begleitung mich in der Stadt umſehen. Mit der nächſten Umgebung wurde ich bald vertraut. Abends, wenn ich meine Lern- und Leſeſtunden beendigt hatte, ſtreifte ich über den Hopfenmarkt, wo die reichſten Obſtkräme waren und ich mir für ein Billiges die ſchönſten Früchte erhandelte, durch die Bohnenſtraße, die Neuburg, bis zum Rathhaus und zur Börſe, wo mir überall Merkwürdiges zu ſehen und zu beobachten war. Eine der ſtärkſten Anziehungen jedoch hatte ich ganz in der Nähe, auf dem Nikolaikirchhofe. Hier war ein Nebeneingang zur Kirche, der an Wochentagen immer geſchloſſen war; aber ein geräumiger Vorplatz ſtand offen, denn hier, nach der eifrigen Weiſe der Hamburger, Raum zu erſparen und zu benutzen, hatte ſich eine Leihbibliothek eingemiethet, für eine mäßige Abfindung mit dem Küſter war dieſe Gunſt harmlos nachgeſehen worden. Da befand ſich denn ausgeſtellt, was nur mein Herz begehrte, Ritter- und Geiſtergeſchichten, Räuberromane, Liebesabentheuer, Robinſone und Wundermärchen aller Art. Ich hatte daheim Bücher genug, und las viel und gern darin, aber ſolche Bücher, wie die bezeichneten, fehlten mir ganz und gar. Ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, und verſchaffte mir den erwünſchten, und leider auch verbotenen Genuß! Denn hatte mein Vater auch nicht den ihm faſt undenkbaren Fall ausdrücklich unterſagt, ſo wußte ich doch zu gut, daß er eine ſolche Leſerei nicht geſtatten würde. Ich las alſo heimlich, mit allem Eifer und aller Spannung eines jugendlichen Sinnes, und fühlte mich glücklich in dem phantaſtiſchen Leben, das neben dem wirklichen ſo zauberiſch mir aufſtieg. Ich gewann, dazu ſchon alt genug mich dünkend, die Eindrücke meiner Kindheit wieder, der ſchönen Zeiten, wo ich täglich das Theater beſuchte, und gleichgültig den armen Tag hinnahm, weil der Abend mich unfehlbar zu den Schätzen der Einbildungskraft entführte. War eine Geſchichte abgebrochen, etwa der zweite Theil nicht vorräthig, ſo empfand ich die lebhafteſte Unruhe, und konnte mich gar nicht zufrieden geben, als mein Leſen wirklich zum Schluſſe kam, bevor ich den einiger angefangenen Romane erlangt hatte! Noch lange Zeit nachher hafteten die Titel verdrießlich mahnend in meinem Gedächtniß, und das Unglück wollte, daß ſie ſonſt mir nie mehr vorkamen, denn höher ſtehende Leihbibliotheken hielten ſchon auf beſſere Auswahl. Erſt zwanzig Jahre ſpäter, in Böhmen, wo durch Zufall ſolcher Schund noch unverzehrt lag, konnte ich dem unvergeſſenen Anfang eines ſolchen Buches den unbekannten Schluß endlich anreihen, und ich geſtehe, daß ich mir dieſe Genugthuung nicht verſagte. Hier konnt' ich denn einſehen, welch zauberiſche Macht die Phantaſie iſt; ſie verwandelt das Gemeinſte in Koſtbarkeiten; die meinige hatte aus erbärmlichſten Stoffen ihre Nahrung gezogen; daß aber ſchwarze Kühe auch weiße Milch geben, iſt ein guter Spruch. Wirklich kann ich nicht ſagen, daß dieſe wüſte Leſerei, welche nach einem Vierteljahr mit ihrer Entdeckung endete, mir im geringſten geſchadet hätte; ich erkannte das Schlechte nicht als ſolches, und verzehrte, umgekehrt von Tiſchbein's Eſel, der die Ananas für Diſtel frißt, die Diſtel für Ananas. Aus eigener Erfahrung muß ich Rouſſeau'n beiſtimmen, daß, wer durch ſchlechte Bücher verdorben wird, ſchon vorher verdorben war. Mein Fleiß im Lernen hatte durchaus nicht gelitten, im Gegentheil ging mir alles leichter von der Hand, weil ich ſtets ein Vergnügen in Ausſicht hatte, und im Bewußtſein hiebei doch Tadel zu verdienen, nicht auch in andrer Richtung mir Vorwürfe häufen wollte.

Während ich in Hamburg dieſer Leſewuth nachhing, war meine Schweſter von einer ähnlichen Ereiferung in Straßburg ergriffen, nur war dabei beſſere Wahl und keine Heimlichkeit. Uns in dieſer Zeit einander fern zu ſein, des geſchwiſterlichen Vertrauens und der innigen Mittheilung zu entbehren, empfanden wir beiderſeits als einen wahren Schmerz, der uns das Mißgeſchick, unſre Jugendjahre getrennt zu verleben, unaufhörlich vorhielt. Wir liebten uns zärtlich, und hatten als ſo junge Kinder, ohne daß eine Verabredung deßhalb geſchehen war oder eine äußere Anmahnung Statt fand, immer nur unſer Wiederſehen zum Augenmerk, und wollten alles inzwiſchen Erlebte feſt im Gedächtniſſe bewahren, bloß um der künftigen treuen Erzählung willen. Daß ein ſolcher Vorſatz gleichmäßig auf jeder Seite, ohne Wiſſen des andern, als ein geheimer Lebensreiz beſtanden und gewirkt, erfuhren wir ſelbſt erſt bei ſpäter wirklich erfolgtem Zuſammenkommen, wozu ſich die Ausſicht endlich eröffnete.

Eines Tages nämlich überraſchte mich mein Vater durch die beglückende Nachricht, daß meine Mutter und Schweſter, von denen ich nun ſchon jahrelang getrennt lebte, und die ſtets der Gegenſtand meiner heißeſten Sehnſucht waren, nunmehr Straßburg verlaſſen und zu uns nach Hamburg kommen würden! Mir ging das Herz auf, und ich ſah einem neuen Leben entgegen. Leider jedoch dauerten die widrigen Umſtände, welche ſie ſo lange dort zurückgehalten hatten, und in denen die Revolution und der Krieg ſtark mitzählten, noch weit länger fort, als wir gerechnet hatten. Es verging noch ein volles Jahr, bevor unſre Wiedervereinigung erfolgen konnte, und dieſes Jahr lieferte die Keime mancher Entwicklung.

Ein wiederholter Aufenthalt in Poppenbüttel, wo mein Vater ab und zu einſprach, und ich in der Familie Baſſe wohl aufgehoben war, brachte mir, neben dem Genuſſe froher, kräftigender Tage, auch noch beſondern Gewinn. Ein Engländer war in dem gaſtfreien Hauſe eingekehrt, ein Handelsfreund, wie es ſchien, der durch ſein Geſchäftsverhältniß, noch mehr aber durch ſeine Perſönlichkeit, in großem Anſehen ſtand. Er führte einen Atlas vortrefflicher Reiſekarten mit ſich, deren Illuminirung er nach ſeiner Zuſtändigkeit angeordnet hatte; ſo waren z. B. alle Reiſewege, die er je gemacht, in rothen Linien angemerkt, und Abbildungen von Gegenden, Trachten und andern Merkwürdigkeiten lagen beigefügt. Bereitwillig wurde mir dieſer anlockende bunte Bilderſchatz eröffnet, und meine Neugier auch durch Erzählung angeregt; der ernſte, gutmüthige und in der ländlichen Muße nach Thätigkeit umſchauende Mann fand eine Befriedigung darin, dem Knaben nützlich zu ſein, den er ohnehin zu wenig beſchäftigt glaubte. War mir bisher der Unterricht in der Geographie, den ich gelegentlich von dem Vater bekommen, nur ein todtes Wortgewirr und auch das Betrachten der Landkarten wenig ergötzlich geweſen, ſo zeigte ſich mir derſelbe Gegenſtand nun plötzlich belebt und anſprechend. Die bunten Blätter zu ſehen und die fremden Namen zu hören, mit jemanden zur Seite, der ſich rühmen konnte, dieſe Meere beſchifft, dieſe Länder und Städte beſucht zu haben, z. B. Weſtindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und auch wieder Stockholm und St. Petersburg, und der durch einzelne, treffende Züge die Einbildungskraft unmittelbar dorthin verſetzte, das war allerdings ein Reiz, der meinen Eifer mächtig ſpornen mußte. Ich machte bald Fortſchritte, welche meinen Vater überraſchten, er wollte, nachdem der Engländer abgereiſt, auf dem ſo gut gelegten Grunde weiter bauen, ſchaffte mir nach und nach einen großen Vorrath Homann'ſcher Spezialkarten an, erklärte dieſelben in raſchen Ueberblicken, und verwies mich für das Genauere auf das Handbuch von Fabri. Da ſaß ich denn wohl ſtundenlang mit beſtem Willen vor Buch und Karte, ſuchte mir Niederſachſen oder Baiern einzuprägen, und wenn die Namen und Geſtalten endlich einigermaßen in meinem Gedächtniſſe hafteten, ſo fand ich mit Verwunderung und Mißmuth, daß ich eigentlich nichts daran hatte, und ſuchte vergebens einiges Leben für dieſe Umriſſe. Mein Engländer fehlte mir, mein Vater konnte ihn nicht erſetzen, und wollte es auch nicht, denn ſein Grundſatz war, bei allem Unterrichte ſei es genug, daß man die Anleitung empfange, alles Weitergehen ſei dem Selbſteifer zu überlaſſen, und nur von dieſem zu fordern. So weit nun Reiſebeſchreibungen mir aushalfen, ging es noch leidlich; aber da dieſe nur ſpärlich, und ohne Wahl und Folge, nach bloßem Zufall an mich gelangten, ſo reichte dieſes Mittel nicht weit. Eine ſtarke Sammlung aus dem Holländiſchen überſetzter Reiſen, auch die Geſchichte der vornehmſten Seehelden, las ich mit großer Begier, nur fehlte mir auch hier allzu oft das rechte Verſtändniß; ferner las ich wiederholt eine ältere Reiſe in die Krim, in deren Schilderung freier Tataren ich mich ſo hineinlebte, daß ich ſie nachahmend wieder hervorzubilden ſtrebte. Doch das blieb alles Einzelwerk, und verband und ergänzte ſich nicht. Daß ich über Deutſchland und Italien lateiniſche Itineraria, über Frankreich ein ſolch franzöſiſches, die grade zur Hand waren, und Zuſtände früherer Jahrhunderte ſchilderten, leſen ſollte, war zu viel verlangt, ich begnügte mich, die eingehefteten Bilder anzuſehen, und auch die waren mir ſchon zu ſchlecht. So ging denn der friſche Anlauf eines reichen und verſprechenden Studiums bald in ein dürftiges Aufnehmen trockner Notizen über.

Doch war mir in dieſer Richtung noch eine Ergötzung zugedacht, die ich nicht unerwähnt laſſen kann. Ebenfalls in Poppenbüttel, bei dem Münzmeiſter Lüders, in deſſen Hauſe ich nicht weniger heimiſch war, als bei Baſſe, fand ſich eine artige Bücherſammlung, und eines Tages fiel mir eine Reiſebeſchreibung mit Bildern in die Hände, von der ich mir viel Unterhaltung verſprach. Der Hausherr fragte meinen Vater, und dieſer bewilligte ſpöttiſch, daß mir das Buch gegeben würde. Ich eilte mit meiner Beute in eine dichte Schattenlaube, und begann zu leſen. Viel Wunderbares und Abentheuerliches hatte ich bisher in ſolchen Büchern gefunden, auch Zweifelhaftes und durch ſpätere Erkenntniß längſt Verworfenes, ich wußte, daß nicht alles zu glauben ſei, was erzählt wurde. Aber hier traf ich die ſeltſamſten, nach meiner Faſſungskraft nicht unmöglichen, doch der Ueberlegung ganz unglaublichen Geſchichten in ruhiger Natürlichkeit ſo einfach und ſchlicht erzählt, daß die unbefangene Aufrichtigkeit des Erzählers in demſelben Grade mein Zutrauen gewann, als der Inhalt des Erzählten mir Staunen und Zweifel weckte. Ich vermochte dieſen Zwieſpalt allein nicht zu überwinden, und nachdem ich lange mit mir gekämpft, ging ich erregt und verwirrt aus meiner Laube hervor, und fragte bekümmert meinen Vater, ob denn das, was in dem Buche ſtehe, wahr ſein könne? Das

Lachen, welches ich verurſachte, klärte mich vollſtändig auf, es hätte der hinzugefügten Worte nicht erſt bedurft, ich ſchämte mich und freute mich, denn ich wollte nicht glauben, und hatte mich geängſtet, ich würde ſollen: nun dieſer Laſt ledig, las ich mit erhöhtem Wohlgefallen weiter, mit dem Stolz eines Losgeſprochenen, der die verlornen Wunder gern für die gewonnene Einſicht hingiebt; das hübſche Buch wurde mir, da ich es ſo ſehr goutirte, nun gar geſchenkt, und „des Herrn von Münchhauſen abentheuerliche Reiſen zu Waſſer und zu Lande“ blieben mir lange ein Lieblingsbuch, von deſſen verführeriſchem Vortrage ich mich noch oft gern bethören ließ; denn die Sprache klingt ſo harmlos, daß man unwillkürlich immer wieder in das Glauben wie in eine Schläfrigkeit einnickt, aus der man ſogleich doch wieder lachend ſich aufrichtet. Das kleine Buch iſt in der That ein Meiſterſtück deutſcher Satire, den alten, in ihrem Latein grade ächt deutſchen „Briefen der dunklen Männer“ und den „Reiſen des Herrn von Schelmufſky“ beizugeſellen, mit welchen Schriften es neben der großen Wirkung auch den zweifelhaften, nicht ganz ausgemachten Urſprung gemein hat; denn man hat zwar in neuerer Zeit Lichtenberg als Verfaſſer genannt, aber doch nicht als alleinigen, und ſo würdig hier ſein Geiſt und ſeine Feder ſich zur Autorſchaft bekennen dürften, ſo ſteht doch dieſe noch gar nicht feſt. Iſt aber die unvergleichliche Einkleidung von Lichtenberg, ſo hat er doch den Stoff ſchon vorgefunden. Denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es wirklich einen Herrn von Münchhauſen, der ſeinen Humor darein ſetzte, unglaubliche Jagdabentheuer zu erzählen, ſo wie die Aufſchneidereien der Reiſebeſchreiber zu verſpotten, und der hiezu in Perſon ihre Rolle zu ſpielen unternahm; ſtundenlang ſaß der bejahrte hannöverſche Edelmann in der Allee zu Pyrmont, und hielt den Zuhörern, die ſich um ihn verſammelten, die ausführlichſten Erzählungen von ſeinen Fährlichkeiten und Abentheuern, wobei, wie ausſchweifend und toll ſeine Mittheilungen auch werden mochten, doch ſein treuherziges Ausſehen und ſein ruhiger trockner Ton ſich nie veränderten. Ich habe in Hamburg alte Leute geſprochen, die in Pyrmont den wunderlichen Erzähler in all ſeiner Herrlichkeit noch geſehen hatten.

Wir beſuchten von Poppenbüttel auch Jersbeck und das entferntere Oldesloe, wo die Salzwerke meine Wißbegierde ſehr anregten. Ein beſondrer Vorfall, der ſich hier mit mir ereignete, wirkte auf meine folgenden Jahre ſehr unerwünſcht. Bei meinem Vater hatte ſich die Meinung feſtgeſetzt, ich ſei in körperlichen Dingen leichtſinnig, und er hatte in dieſer Vorausſetzung bisher eifrig gewacht, mich vor Gefahr und Beſchädigung zu hüten. Unter ſeinen Augen durfte ich manches wagen, deſto weniger aber in ſeiner Abweſenheit, warnende Beiſpiele und ſtrenge Verbote ſchreckten mich genugſam. Das Baden im Fluſſe fand häufig Statt, aber nie kam es zum gefährlichen Schwimmenlernen; eben ſo wurde mir das Spielen mit Feuergewehr unterſagt, und von Pferden hatte ich mich fern zu halten. Der jugendliche Trieb indeß war ſchwer zu bändigen. Auf einer ſchönen Wieſe bei Oldesloe wurden muntre Pferde beſichtigt, man ſetzte mich auf eines, das eben an der Halfter vorbeigeführt wurde, und ich vergaß die Warnung meines Vaters, der ſich etwas abgewendet hatte. Kaum ſaß ich im Sattel, ſo wünſchte ich allein zu reiten, riß unvermuthet dem Führer die Halfter aus der Hand, und das Pferd, erſchreckt durch die Bewegung, ſprang mit mir fort. Im Nu war ich über die Wieſe in ein dichtes Gehölz verſchwunden, und ich konnte hier allerdings übel fahren. Mein Vater war eben wieder herzugetreten, ſah mich verſchwinden und befürchtete das Aeußerſte. Jedoch das Pferd war in das Dickicht kaum eingedrungen, ſo ſah es ſich nach den Gefährten um, und da dieſe nicht nachfolgten, ſo kehrte es gleich in muntrem Trabe zu ihnen zurück. Mir war nichts geſchehen, und ich wäre vergnügt geweſen, hätte ich nicht die finſtre Miene meines Vaters erblickt. Ich wurde zwar nicht geſcholten, aber das Schweigen war mir härter als Strafworte, und ich konnte mir nun ſelbſt ſagen, daß jetzt um ſo weniger für mich vom Reiten die Rede ſein würde.

Einer andern Vorſicht meines Vaters wurde in dieſer Zeit ebenfalls übel mitgeſpielt. Ich durfte keine Bekanntſchaften machen, noch Umgang und Geſpräche mit Leuten haben, die er nicht vorher gut geheißen hatte. Auf die Art der Menſchen kam es ihm nicht ſo ſehr an, als darauf, daß ich ſie durch ihn im rechten Lichte ſehen ſollte. So nahm er mich ohne Bedenken zu einem Düſſeldorfer Landsmann öfters mit, der auf dem Winſerbaume gefangen ſaß, und den er als Arzt beſuchte. Der Mann hieß Saſſen, und war mir noch von Düſſeldorf her vollkommen erinnerlich; er hatte ein ſchönes, heitres Geſicht, ein gefälliges, vornehmes Betragen, eine gewinnende Liebenswürdigkeit und große Anmuth der Rede. Seine Geiſtesgaben waren nicht gering, ſeine praktiſchen Kenntniſſe und Talente außerordentlich. Er hielt es für erlaubt, von ſeinen Fähigkeiten jeden Vortheil zu ziehen, und ſteckte grade jetzt in einem bedenklichen Handel, zu welchem er ſich von Engländern hatte bereden laſſen, und der zu einer ſchlimmen Strafe führen konnte, es galt nämlich eine große Schwindelei, die ſich nach Weſtindien und den vereinigten Staaten erſtreckte, und durch einen Zufall entdeckt worden war. Saſſen's Mitthätigkeit bei der Sache war erwieſen, aber nicht ſeine Mitwiſſenſchaft um den Betrug; die hamburgiſche Behörde neigte ſich dahin, ihn für unſchuldig zu halten, der die Unterſuchung als Prätor leitende Senator Adami war ganz für ihn eingenommen, und hatte ihm, als einem Manne von guter Herkunft und Bildung, die gelinde Haft überaus erleichtert. Wir brachten bei Saſſen einige vergnügliche Abende zu, ſein Erzählen, ſein Witz und Scherz unterhielten auch den Knaben, und die ausgeſuchteſte Bewirthung fehlte nie. Er war gar nicht beunruhigt, und ſeine Sache ſchien täglich ein beſſeres Anſehen zu gewinnen, der Prätor ſprach ſchon von naher Freilaſſung; doch mußte der Gefangene andern Wind haben, und in einer dunklen Nacht wußte er ſeine Wächter einzuſchläfern und entfloh. Am andern Morgen empfing der Prätor die unerwartete Botſchaft, und faſt in demſelben Augenblicke liefen aus London neue Inzichten gegen den Entflohenen ein, und die Aufforderung, ihn ſchärfer zu verhören und jedenfalls ſeine Entweichung zu verhüten. Die Bedrängniß war groß. Der Prätor hoffte, vielleicht von meinem Vater etwas zu erfahren, und ſandte zu ihm. Dieſer war ſchon ausgegangen, und der Bote fand nur mich; er ſagte mir, Saſſen ſei die Nacht entſprungen, und als ich eine kindiſche Freude über das Geſchehene nicht verhehlte, ſchoß jenem plötzlich der Gedanke durch den Sinn, mein Vater könne wohl gar von der Flucht gewußt haben, und dies durch mich an den Tag zu bringen ſein; er meinte daher, ich ſolle ihm auf die Prätur folgen. Ich that es unbedenklich, und wurde eingeführt. Der Prätor ſchien verlegen, ſo weit hatte ſein Auftrag ſich nicht erſtreckt; da ich aber einmal gekommen war, ſo begann er ſeine Fragen. Ein hamburgiſcher Senator flößte mir die größte Ehrerbietung ein, doch antwortete ich ohne Scheu. Als aber der beiſitzende Schreiber aus mir herauslocken wollte, was ich von meines Vaters Verbindungen und Gängen etwa wiſſe, wo er den vorigen Abend zugebracht, wie ſpät er nach Hauſe gekommen, da verſetzte ich dreiſt genug, das ſolle er meinen Vater ſelber fragen. Der Senator winkte, es ſei genug; trocknete den Schweiß von der Stirn, und ſagte mir begütigend, ich könne nun gehen. Als ich zur Prätur hinging, kam ich mir wichtig vor und fühlte mich faſt geſchmeichelt; auf dem Rückwege dünkten mich die Sachen ganz anders, ich fand, daß mit mir ſehr obenhin verfahren worden. Mein Vater vernahm bei ſeinem Nachhauſekommen erſt durch mich die ſtattgehabte Flucht, ſo wie das mit mir vorgenommene Verhör; über den Verdacht und noch mehr über das unwürdige Verfahren höchſt aufgebracht, ſchrieb er ſogleich einen ſcharfen Brief an den Senator und forderte Genugthuung, und da ihm dieſe nicht wurde, ſo nahm er ſie dadurch, daß er ſeinen Brief an vielen Orten vorlas und austheilte, zu welchem Behuf ich mehrfache Abſchriften anfertigen mußte. Ich erlauſchte durch Zufall, daß mein Vater mein Benehmen heimlich belobte, und die Meinung äußerte, ich habe mich über ſein Erwarten ſelbſtſtändig gezeigt; das hört' ich recht gern, glaubte damit aber nun auch von mancher Rückſicht freigeſprochen zu ſein, die mir doch nach wie vor gelten ſollte.

Nicht grade als eine Beſonderheit, ſondern vielmehr als ein allgemeines Vorkommniß, das aber jedem Einzelnen als eigne Erfahrung die perſönlichſte Wichtigkeit erhält, mag hier an dieſen Jugendbildern zu betrachten ſein, wie ſeltſam in der Entwicklung ſich Reife und Unreife miſchen. Man iſt im Urtheil über Kinder gewöhnlich auf dieſe Ungleichheit nicht aufmerkſam genug; die Richtungen bilden ſich faſt unabhängig von einander aus, erſt in der Folge, bei ſchon erreichten Anhalt- und Ruhepunkten, wirken ſie auf einander zurück. In mancher Beziehung iſt die völlige Reife gleich mit dem erſten Schritt erlangt, in andrer will ſie bei ſteter und naher Darbietung erſt unbegreiflich ſpät erfolgen. Daß es mir ſo erging, merkt' ich früh an den Widerſprüchen, in die ich mich geſtellt ſah. Ich hatte von manchen Dingen frühzeitig das klarſte Verſtändniß, und fühlte mich darin den Erwachſenen ganz gleich, aber dicht daneben war mir alles dunkel, und ich ſtand weit hinter andern Knaben meines Alters zurück. Nahm man einen dieſer Standpunkte allein, ſo that man mir gewiß Unrecht, die Reife der einen Seite war mit Unreife der andern verknüpft, und es mochte allerdings nicht immer leicht ſein, die Linie der Entwickelung in ihren unberechenbaren Windungen genau zu verfolgen. Es giebt Punkte, auf denen ich ſeit meinem zehnten Jahre wenigen oder keinen neuen Ertrag mehr gewann, und andre, die erſt in ſpäteſter Zeit ihre bewahrte Triebkraft kund gaben. Wie lange und weit in demſelben Menſchen Wiſſen und Nichtwiſſen, Erfahrung und Unſchuld mit einander Hand in Hand gehen können, davon mag jedes hellere Bewußtſein Beiſpiele genug in ſich finden.

Dieſe Ungleichheit der Entwickelung, am wichtigſten und unfaßbarſten in den Tiefen des Gemüths, tritt der Beobachtung ſchon näher, wo ſie auf der Oberfläche der ſogenannten Talente ſich zeigt, und auch da wird ſie noch oft verkannt und falſch behandelt. Freilich giebt es Fertigkeiten, welche unſrem Lebenszuſtande ſo herkömmlich und nöthig ſind, daß man verſucht ſein darf, ſie auch bei mangelnder Anlage einigermaßen zu erzwingen, und dies wird von Erziehung und Schule meiſt ausdrücklich verlangt. Allein dieſer Zwang, wenn er den Menſchen noch bilden, nicht unwürdig opfern ſoll, muß ein Minimum bleiben, und geſunde Lebens- und Weltverhältniſſe werden ihn ſtets beſeitigen wollen. Was mir in dieſer Art auferlegt war, konnte ich tragen, die Laſt war mir nicht zu groß; eher hätte ich klagen können, daß ſo vieles mir Gemäße nicht an mich kam. Das Lernen wurde mir nicht ſchwer, und kaum jemals zu viel, ich hätte daſſelbe gern noch weiter ausgedehnt, und that immer freiwillig nebenher noch Andres, als mir aufgegeben war. Wenn auch die Geſammtheit meiner Anlagen eher einen andern Beruf, als den des Gelehrten, anſprechen wollte, ſo war dieſer doch verträglich genug mit ihnen, und die Bahn, welche vor mir offen lag, reizte mich.

Eine wichtige Anregung empfing ich durch den Senator Kirchhof, zu dem mein Vater mich mitnahm. Der um das Gemeinweſen und die Wiſſenſchaft hochverdiente Mann beſaß eine ſchöne Naturalienſammlung und ein für jene Zeiten überaus reiches phyſikaliſches Kabinet. Er war eigentlich Kaufmann, aber von jeher mit ernſtem Eifer den Naturſtudien ergeben, und wußte ſeine Kenntniſſe auch gemeinnützig wieder anzuwenden; von Zeit zu Zeit hielt er für gewählte Gäſte Vorträge über Phyſik, die er durch die reinſten, nie mißlingenden Verſuche begleitete, und angenehmer konnte kein Unterricht ertheilt werden. Er hatte mich in Gunſt genommen, und noch mehr ſein Sohn, der ſpaniſcher Konſul war, und bald mit meinem Vater enge Freundſchaft knüpfte. Die ſchönen Globen und andren trefflichen Werkzeuge, mit großen Koſten aus England angeſchafft, boten meinem Vater Gelegenheit, mir auch von aſtronomiſchen Dingen einige Vorkenntniß zu geben, für welche das von Kirchhof aus dem Engliſchen überſetzte Lehrbuch der Aſtronomie und auch Fontenelle's Entretiens sur la pluralité des mondes zur Erläuterung dienten.

Ohne daß ein beſtimmter Ausſpruch darüber beſtanden, oder Neigung und Wahl beſonderer Entſcheidung bedurft hätten, galt ſtillſchweigend für ausgemacht, daß ich dem Berufe meines Vaters folgen und Medizin ſtudiren würde. Längſt war ich daher gewöhnt, alles dahin Einſchlagende auch mir für angehörig zu halten. Namen offizineller Kräuter lernte ich auf Spazirgängen, und botaniſche Bücher lagen zur Hand. So war ich auch mit dem menſchlichen Knochengerüſte ſo weit vertraut, daß es mir kein Grauen einflößte, ſondern ſeine verſchiedenen Theile mir harmlos geläufig waren. Einige Leichenöffnungen, denen ich beiwohnte, benutzte mein Vater, mich auf anatomiſche Uebungen vorzubereiten, zu denen bald Gelegenheit ſein ſollte.

So mannigfache Gegenſtände der Unterricht meines Vaters berührte, ſo war doch die große Hauptſache das Latein, und nach dieſem das Franzöſiſche. Die Grammatik von Lange wurde nach einiger Zeit mit der von Scheller, dieſe wieder mit der Bröder'ſchen vertauſcht, ein Wechſel, der unläugbar zum Beſſern fortſchritt, aber auch immer wieder von vorn anzufangen nöthigte und mich eines feſten Grundes lange entbehren ließ, bis ich dieſen endlich in der Bröder'ſchen gewann, zu der ich eine wahre Liebe faßte. Von Gedike's Chreſtomathie rückte ich ſchnell zu den römiſchen Autoren vor; Cornelius Nepos, Juſtinus und Julius Cäſar, ſo wie Cicero de officiis, beſchäftigten mich abwechſelnd, und nachdem ich eine Weile die Verwandlungen des Ovid gekoſtet, wagte mein Vater ſchon Virgil's Aeneis mit mir vorzunehmen. Dies überſtieg allerdings meine Sprachkenntniß, aber meine Einbildungskraft und mein äſthetiſcher Sinn fanden reichen Genuß; ich ſchwelgte in den reizenden Schilderungen, in den bezeichnungsvollen Ausdrücken, in dem Wohlklange der Verſe, und wurde nicht müde dies alles wiederholt zu betrachten und herzuſagen. Für die Schriftſteller empfand ich eine perſönliche Zuneigung, die bei den Dichtern zur Begeiſterung ſtieg. Ich wollte von ihrem Leben wiſſen, von ihren übrigen Schriften, und ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ihre Werke nur ſo unvollſtändig auf uns gekommen waren. Zu den lateiniſchen Uebungen gehörte auch, daß ich meinem Vater Abends aus einem lateiniſchen Brevier die Pſalmen vorleſen mußte, woran ich großes Gefallen und eine wahre Erbauung hatte, wie ich dies auch bei meinem Vater zu bemerken glaubte. Im Franzöſiſchen las ich außer dem Telemach, bei welchem ich am längſten feſtgehalten wurde, die Geſchichte Karl's des Zwölften von Voltaire, die Geſchichte des Himmels von Pluche, und Raynal's Werk über die Niederlaſſungen der Europäer in beiden Indien; auch dieſe Bücher gingen größtentheils über meinen Geſichtskreis hinaus, und fruchteten mir im Grunde weit weniger, als andere geringere Bücher gethan hätten; der Inhalt verſchwand mir faſt, und nur der Wellenſchlag der Sprache rauſchte durch meinen Sinn; ein ganzes Buch, die franzöſiſche Ueberſetzung von Gordon's Betrachtungen über den Tacitus, habe ich in beſtimmten Stunden laut vorgeleſen, ohne je auf den Sinn zu achten, ich hing im Leſen meinen Phantaſieen nach, und mein Vater, der zuhörte, hielt meine äußerliche Hingebung für Aufmerkſamkeit. Da indeß das Franzöſiſche überall im Leben auf mich eindrang, auch immerfort Wörter, Redensarten, Regeln und Eigenheiten auswendig gelernt wurden, ſo machte ich leidliche Fortſchritte. Das Franzöſiſche dem Latein gleichzuſtellen, fiel mir gar nicht ein; jenes erſchien mir gering gegen dieſes, dem ich einen unendlichen Werth beilegte, einen Werth, der auch den römiſchen Autoren zu gute kam, denen, ſo wie den fern ſtehenden griechiſchen, ich die höchſte Verehrung gläubig widmete.

Die eigentlichen Lern- und Arbeitsſtunden waren nicht ſehr gehäuft, es blieben noch freie genug übrig, und Spiel und Zerſtreuung waren mir zu dürftig zugemeſſen, um ſie auszufüllen. Ich ſah mich auf's Leſen hingewieſen, und ergriff dieſe Ergänzung meines Lernens mit Eifer. Aus eignem Triebe macht' ich mir darin eine feſte Folge; jedem Tage der Woche gab ich ſein eignes Buch, oder ſeine Klaſſe von Büchern; Schröckh blieb mir für die Geſchichte ein treuer Leiter, Fabri für die Geographie, die Campe'ſche Erzählung der Entdeckung von Amerika und deſſelben kleine Reiſebeſchreibungen, zugleich aber auch des alten Sebaſtian Münſter's Kosmographie und Adler's Beſchreibung der Stadt Rom, gingen nebenher; in der Naturgeſchichte verließ ich den kindiſchen Raff und hielt mich an Klügel, deſſen Encyklopädie der Senator Kirchhof mir geſchenkt hatte. Auch dem Buche von Knigge über den Umgang mit Menſchen, das als ein weiſes und lehrreiches ſehr empfohlen wurde, war ein Tag beſtimmt, und ich las die Vorſchriften zu einem klugen Benehmen mit vielem Eifer, ohne dadurch eben klüger zu werden, aber auch ohne den geringſten Schaden, den man von der ſchwachen Moral wohl hätte fürchten können; als dieſes Buch zu Ende war, kamen andre an die Reihe, denen gleicherweiſe die Förderung der Sittlichkeit und Menſchenkenntniß obliegen ſollte, Gellert's Vorleſungen und Rabener's Satiren gingen hier mit Alberti's Religionsunterricht, und ſogar mit Labruyere's Karakteren und Mallebranche's Traité de morale zuſammen! Ein Tag war auch für das Leſen der Luther'ſchen Bibel feſtgeſetzt, und dieſer war mir beſonders angenehm; der Umfang des Buches, aber auch der große Reiz, den ich dafür empfand, beſtimmten mich, dieſes Leſen auch auf andre Tage auszudehnen, und binnen Jahresfriſt hatte ich das Alte und Neue Teſtament, mit Ausnahme der Propheten und der Offenbarung, die hiſtoriſchen Schriften aber wiederholt durchgeleſen. Meine Gemüthsſtimmung war dabei eine höchſt ſeltſame. Durch alles, was ich bisher gehört und erlebt, zur Kritik geneigt, übt' ich dieſelbe gegen die Bibel mit aller Schärfe, und mein Vater hatte ſeine Freude, wenn ich meine ſelbſtgefundenen Zweifel ihm lebhaft vortrug. Schon Adam's Fall wollte mir durchaus nicht als Schuld, ſondern nur als ein Unglück erſcheinen, gegen welches Gott ihn wohl beſſer hätte ſchützen können; daß aber Gott das Herz des Pharao verſtockte und ihn dann für die Verſtockung ſtrafte, das dünkte mich zu ungerecht, als daß ich es hätte glauben mögen; überhaupt ſchien mir Lob und Tadel wunderlich vertheilt; Moſes und Joſua, David und Salomo, waren als Männer Gottes bezeichnet, und begingen Handlungen, die allem, was in unſrer Zeit als verbrecheriſch oder unmenſchlich verabſcheut wurde, wenigſtens gleichſtanden, hingegen Milde und Großmuth wurden beſtraft; in dieſer Hinſicht war mir auch gleich das Neue Teſtament der thatſächliche Widerſpruch des Alten, und mich dünkte, jenes müſſe dieſes abſtoßen, und begriff nicht, wie ſo Entgegengeſetztes in demſelben Bande zuſammengefaßt ſein, als ein und derſelbe Zug heiliger Schriften gelten ſollte. Bei dieſen kritiſchen Gefühlen war ich vollkommen unbefangen, mein Vater ſelbſt hatte und wollte keinen Einfluß dabei; es war mir nur um die Sache zu thun, und ich wünſchte nur Verſtändniß. Allein ich merkte bald, daß ich dies durch niemanden empfangen würde; die Einen wollten einfältig alles nach dem Buchſtaben feſthalten, die Andern verwarfen alles mit Hohn und Spott; keines von beiden entſprach meinem Sinn, ich bedurfte einer Scheidung des Gemiſchten, für die im Einzelnen kein Rath zu finden war. Aber das Gemüth hatte unbewußt ſie im Ganzen ſchon glücklich vollbracht! Zweifel und Glauben gingen friedlich zuſammen, dieſer war eines Kerns heiliger Wahrheit verſichert, jener haftete an der mit ihr verwachſenen Schale, und es wäre über das Bedürfniß jugendlichen Sinnes hinaus geweſen, im Einzelnen auf jedem Punkte dies durchführen zu wollen. Mein Genuß im Leſen der Bibel war daher wenig getrübt, und im Allgemeinen um ſo größer, als hier an die Reize der Geſchichte, der Heldendichtung und der Idylle ſich das Gefühl einer Erhebung knüpfte, die von andern Büchern in ſolcher Kraft nicht ausging.

An der Bibel, mehr noch als durch ſie, haben ſich meine religiöſen Ueberzeugungen entwickelt, und ſchon in jener Zeit entſchieden feſtgeſetzt, ſo daß die damals gewonnene Grundlage mir unter allen Schwankungen des Lebens und der Anſichten im Weſentlichen verbleiben konnte. Der Leſer wird hier kein ausführliches Glaubensbekenntniß erwarten, und mir würde ſchwer ſein, daſſelbe zwiſchen den Klippen dogmatiſcher Bezeichnungen unverfälſcht durchzuſteuern; indeß kann die Gemeinde, zu der ich gehöre, dem kundigen Sinne längſt nicht zweifelhaft ſein; hat ſie auch ſelber keinen konfeſſionellen Namen, ſo darf ſie doch die edelſten und reinſten unſrer Zeit und Nation ſich zum Ruhme rechnen. —

Im Frühjahr 1796 trafen endlich meine Mutter und Schweſter glücklich in Hamburg ein. Als ich, von ihrer Ankunft benachrichtigt, nach dem Baumhaus eilte, ſchlug mir das Herz ſo heftig, daß ich ſtillſtehen mußte. Mein Vater hatte ſie dort ſchon empfangen, und ich umarmte wechſelsweiſe bald ihn bald die Ankömmlinge. Die Zwiſchenzeit mehrerer Jahre hatte uns einander nicht fremd gemacht, und in der erſten Viertelſtunde war ich, beſonders mit der Schweſter, ſo traulich und bequem, als hätten wir nur kurze Zeit getrennt gelebt. Nun ſchienen mir alle Wünſche erreicht, und ich ſah fortan nur Tage des Glücks und der Freude vor mir. Mein Vater hatte eine vorläufige Wohnung für Mutter und Schweſter in der Johannisſtraße gemiethet, von der unſrigen in der Gorttwiete nicht allzufern; die künftige gemeinſame in der Steinſtraße war noch nicht frei geworden. Natürlich war ich nun vom Morgen bis zum Abend in der Johannisſtraße, meine Bücher, meine Spielſachen, meine Kleider, alles bracht' ich dorthin, und wenn ich zum Schlafen doch endlich nach Hauſe mußte, kam der gewohnte Raum mir ſo fremd vor, als wär' ich im fremdeſten Gaſthofe. Als wir endlich zuſammenwohnten, war meine Befriedigung vollſtändig. Mein Vater hatte in jener Zeit viel zu thun, und konnte ſich wenig mit mir abgeben, daher auch mein Unterricht großentheils ruhte; die Mutter war mit häuslichen Dingen beſchäftigt, und ſo konnten wir Geſchwiſter ungeſtört unſres Wiederſehens froh ſein. Daß meine Schweſter etwas älter war, machte ſich kaum noch bemerklich, denn ich war ihr an Größe ſchon gleich, und wie ſie durch innre Entwickelung voraus war, ſo war ich es durch Erlerntes. Viele Wochen vergingen, und noch immer hatten wir reiche Erzählungen auszutauſchen, von allem was uns in der langen Trennung begegnet war, was wir erlebt, erfahren, geleſen hatten, und nach Monaten noch fanden wir den Stoff nicht erſchöpft, ſondern immer noch allerlei nachzutragen, zu erläutern. Sehr ſonderbar aber floß uns das Erlebte und das Geleſene völlig zuſammen, die Geſtalten der Wirklichkeit und die der Phantaſie hatten ſich in uns einander gleichgeſtellt, und die Auftritte der Jakobinerherrſchaft in Straßburg gingen mit den Grauſamkeiten des Cortes und Pizarro, die Bilder des Hafens von Hamburg und der Elbe mit denen der Abentheuer Robinſon Kruſoe's und der Inſel Felſenburg in beſtem Verein. Da ich die Schweſter hatte, ſo bedurft' ich keines weitern Umganges, die wenige Bekanntſchaft, die ich mit gleichaltrigen Knaben hatte, hörte von ſelbſt auf, und Spielgenoſſen, die ſich etwa zudrängten, wurden uns nur läſtig. Dieſe Stimmung der wechſelſeitigen Innigkeit wurde noch erhöht, als bei wieder regelmäßig angeordnetem Unterricht meine Schweſter an einigen Zweigen desſelben Theil nehmen mußte; ich lernte doppelt gern, was wir zuſammen lernen konnten, und daß meine Schweſter im Franzöſiſchen ſo viel weiter war, ſpornte meinen Nacheifer. Nur als es mir doch nicht gelang, ſie einzuholen, und ich darüber ein paarmal ſehr beſchämt wurde, konnt' ich mich einiges Verdruſſes nicht erwehren, und ſo war ich auch betreten, daß ein dargebotener Unterricht im Blumenzeichnen nur ihr allein zu Theil wurde, und nicht auch mir; aber mein Mißbehagen fiel keineswegs auf ſie, ſondern nur auf den Lehrer, der in dieſem keineswegs gleichgültigen Bezug unſre Gemeinſchaft aufhob. Erſt nach längerem Zuſammenleben, und nachdem wir durch Austauſch der Vergangenheit und tägliche Gewöhnung einander alles Fremde abgeſtreift und uns gleichſam zu einer Perſon eingelebt hatten, begannen wir auch nach außen wieder zu ſchauen, und den Zutritt von Genoſſen zu wünſchen, die unſren einförmig werdenden Spielen und unſrem abgeſchloſſenen Lernen etwas friſches Leben zuführten. Allein dieſer Wunſch mußte unerfüllt bleiben.

Im Gegentheil trat allmählich eine Wendung ein, welche für mich noch günſtig genug ſcheinen konnte, für meine Schweſter aber höchſt betrübend war. Mein Vater hatte den größten Theil des Sommers hindurch ſeine Muße freudig dem erneuten Familienleben gewidmet, uns in der Stadt und Umgegend zu ſeinen Bekannten geführt, und auch die an der Alſter, an der Elbe, und überhaupt in der Landſchaft nah und fern ausgeſtreuten ſchönen Vergnügungsorte mit uns fleißig beſucht. Es mochte dabei nicht immer die gehoffte Befriedigung Statt finden; meine Mutter, die nicht ohne einigen Anſpruch war, mißfiel ſich in dem hamburgiſchen Kaufmannsweſen, deſſen Reichthum, Glanz und Fülle freilich für unſre Verhältniſſe erdrückend waren, und ſie hielt ſich von dieſen Parthieen öfters zurück, indem ſie bald Kopfweh bald irgend andre Verhinderung angab. Meine Schweſter blieb dann meiſt bei der Mutter zu Hauſe, oft gern, bisweilen doch mit einigem Bedauern. Ich hingegen folgte dem Vater, der nun mit mir allein ſeine Ausflüge deſto freier und weiter führte, ſo daß ich gewöhnlich von genoſſenen Vergnügungen erfüllt heimkehrte, und ermüdet kaum noch erzählen mochte, wie ſchön und herrlich es hergegangen. Am andern Morgen war ich dann wohl beeifert, und fragte theilnehmend, wie denn die Schweſter den Nachmittag und Abend hingebracht? und wenn ich vernahm, wie ſie neben der Mutter traurig dageſeſſen, jede ihr Buch vor ſich oder ihr Strickzeug, und in das ſchöne Wetter hinausgeſehen, das langſam dahingeronnen ſei, ſo befiel mich tiefes Herzeleid. Die häufige Wiederholung ſtumpfte mein Gefühl nicht ab, und obwohl ich zu jung und leichtſinnig war, um nicht das mir zufallende Loos gern hinzunehmen, ſo blieb dabei doch ſtets mein Mitgefühl für die Schweſter wach. Ich empörte mich gegen das Geſchick, das uns ſo ungleich behandelte, mich täglich zu Luſt und Freude rief, ihr hingegen Abgeſchiedenheit und Langeweile beſchied. Wir gingen zu Rath über dieſe traurige neue Lage, aber wir fanden keine Abhülfe; den Sinn des Vaters hätten wir allenfalls für uns gehabt, aber die Mutter wagten wir nicht anzugehen, ſie würde in unſrer Kühnheit einen unverzeihlichen Tadel ihres Benehmens geſehen haben; ſie fand es bequem zu Hauſe zu bleiben, und bei der Mutter zu ſein ſollte der Tochter ſtets genügen. Dieſe ſchien zuletzt reſignirt, und dachte wohl, ſo ſei es einmal in der Welt, ein Mädchen müſſe entſagen, wo der Knabe froh genieße. Mich indeß verletzte die Ungerechtigkeit tief, ich wünſchte lebhaft, ſie meiner Schweſter einſt vergüten zu können, und es gewährte mir einen wohlthuenden frohen Eindruck, als ich mehrere Jahre ſpäter in Berlin nicht ſelten Beiſpiele ſah, daß Frauen und Mädchen in der Familie nach der äußern Weltſeite hin nicht zurückſtanden, ſondern wohl gar einer Vorhand genoſſen, bei welcher das häusliche Verhältniß keineswegs beeinträchtigt ſchien.

Die Nachricht, die uns von dem Tode der Großmutter zukam, betrübte uns tief, am meiſten die Mutter und Schweſter, die noch auf der letzten Reiſe mehrere Tage in Mannheim bei ihr verweilt, und ihre liebevollen Geſinnungen vielfach empfunden hatten. Ihre Frömmigkeit und die Tröſtungen der katholiſchen Kirche hatten ſie bis zum letzten Augenblicke ſanft getragen, und ſie war freudig dahin geſchieden. Sie hatte einen Theil ihres Vermögens frühzeitig der Kirche zugewieſen, es blieb indeß noch eine anſehnliche Erbſchaft, von welcher jedoch mein Vater nur wenig empfing. In dem uns zugekommenen Theil ihres Nachlaſſes fanden ſich rührende Beweiſe ihres treuen Andenkens und ihrer zärtlichen Fürſorge für jeden von uns, um ſo rührender, als dabei das gutmüthige Zutrauen ſich zu erkennen gab, mitten in den Kriegsſtürmen jener Zeit, daß die Welt, deren Geſtalt ſchon jeden Tag wechſelte, ihren geſellſchaftlichen Zuſtand unverändert erhalten würde! —

Mein Vater hatte häufigen Anlaß, Beſuche in Wandsbeck zu machen, und obſchon der Weg dahin wenig angenehm und zum Theil beſchwerlich war, ſo machte er ihn doch am liebſten zu Fuß, und wollte auch mich durch dieſe, wie er behauptete, heilſamſte Bewegung abhärten. Nun wurde zwar bei feſtem Boden und im Schatten mir ſolche Wanderſchaft leicht, aber Sand und Sonne machten mich faſt erliegen; nach ſolcher Anſtrengung war dann das kühle Dunkel des Wandsbecker Holzes um ſo labender, und noch mehr die gaſtliche Aufnahme bei dem Kattunfabrikanten Mooyer, in deſſen Familie ſich Biederkeit und Anmuth vereinigte. Er hatte mehrere Söhne, die durch einen Hauslehrer vortrefflich unterrichtet wurden, und denen das reiche Haus überhaupt gar vieles darbot, was Kindern nicht oft gewährt wird; ſie überhoben ſich jedoch ihrer Vortheile nie, und ein ſtrenges Maß hielt ihre Jugend in kräftiger Wachſamkeit. Von allen Knaben, die ich kannte, waren ſie mir die liebſten, und ein großer, blumen- und obſtreicher, mit Holz und Wieſen verbundner Garten bot den ſchönſten Raum für unſre Spiele. Ich hätte ihnen vieles beneiden können, beneidete ihnen aber in Wahrheit nur die Gemeinſchaft des Unterrichts und den Reichthum der Hülfsmittel deſſelben. Um ſo kränkender empfand ich es, als einſt der jüngſte der

Brüder, im Anflug eines Mißvergnügens, ſich über meine Kleidung ſpöttiſch äußerte, die freilich nicht nur geringer, ſondern auch etwas ältern Zuſchnitts war, als die ſeinige. Die Brüder verwieſen es ihm augenblicklich, und mit größter Schonung für mich, ſo daß nicht ich, ſondern er beſchämt war, allein das frühere Zutrauen hatte einen Stoß erlitten, und konnte nie wieder zu voller Unbefangenheit gelangen. Wenn ich mir dachte, daß auch meine Schweſter ſolchen Bemerkungen ausgeſetzt ſein könnte, für welche ſie als Mädchen noch empfindlicher ſein mußte, ſo war ich verſucht, ihr Zuhauſebleiben als ein Glück zu preiſen, und der empörte Unwillen, den meine nur ihr allein anvertraute Klage in ihr weckte, mußte mich in jenem Gefühl beſtärken.

In ganz entgegengeſetzter Richtung führten uns mehrere Tage der Woche vor das Altonaer Thor, wo ſich eine ganz andere Welt aufthat. Die Wanderungen an der Elbe hin, nach Slavshof, über Ottenſen hinaus, waren ſeltner, gewöhnlich kehrten wir nächſt vor Altona in der Neuen Dröge ein, wo in einem vorgeſchobenen Pavillon des altehrbaren Wirthshauſes eine kleine Zahl ausgewählter Gäſte aus Hamburg und Altona zuſammenzukommen pflegten. Der Altonaer Senator von Schoon, ein däniſcher Rittmeiſter, der kurkölniſche Bibliothekar Benfeldt aus Bonn, ein ſchwediſcher Freiherr Ehrenſtern nebſt einer zarten anmuthigen Frau und allerliebſten Kindern, ein hamburgiſcher Kandidat John und ein paar Kaufherren, bildeten den Stamm des Vereins. Senator von Schoon war eine der würdigſten und angenehmſten Perſönlichkeiten, die mir je vorgekommen; ich wurde überraſchend an ihn erinnert, als ich in ſpäterer Zeit den Staatskanzler Hardenberg das erſtemal ſah. Er hatte große Reiſen gemacht, ſich lange in Frankreich und beſonders auch in Holland aufgehalten, welches das Land ſeiner Vorliebe war, und von dem er gern und ſehr anziehend erzählte; eine vornehme Feſtigkeit und Milde war in allem was er that und ſprach, die Art ſeiner Rede möcht' ich Goethiſch nennen, ſo klar und ſicher, ſo gehaltvoll darſtellend war ſie; wenn er das Wort führte, ſo begehrte ich keine andre Unterhaltung, mein Blick hing an ſeinem Munde, beſonders wenn er vom Seeweſen ſprach; könnte ich ſeine Schilderung der Schlacht bei Doggersbank und die Enthüllung der Umſtände, welche dieſen Aufblitz holländiſchen Waffenruhmes begleiteten, hier zu Papier bringen, wie ſie mir im Gedächtniſſe ſteht, ſo würde dem Leſer das, wovon meine Worte nur einen unvollſtändigen Begriff geben, ſogleich anſchaulich werden. Der Mann iſt öffentlich nie aufgetreten, und doch lag in ihm unzweifelhaft das Talent des Redners und Schriftſtellers; er gehört mir zu den Zeugniſſen der unüberſehbaren, verſchwenderiſchen Fülle, mit der die Natur, wie andres Leben, auch das geiſtige über die Welt ausſtreut, die es in Maſſe gebraucht und verſchlingt, und nur im ſeltneren Falle dem Einzelnen ſeine Ehre giebt. Hierüber war ich in ſpäterer Zeit oft in Streit mit Schleiermacher, der immer behauptete, jede Tüchtigkeit wirke nicht nur, ſondern trete auch an's Licht, und alles Vorzüglichſte werde von der Geſchichte aufgenommen und bewahrt, wobei er allerdings den dialektiſchen Vortheil üben konnte, jedes ungenannte Verdienſt, das ich ihm als ſolches vorführte, nun eben als durch mich regiſtrirt anzumerken, und folglich gegen mich zeugen zu laſſen! Nun dieſe Befriedigung empfängt ſeine Meinung jetzt auch in Betreff von Schoon's; wiewohl es für letztern doch eine zu ſchwache bleibt, ſeinen Namen, anſtatt eignen Schwingen, nur fremder Feder vertraut zu ſehen! Der ausgezeichnete Mann, der als Wittwer mit ſeinem einzigen ſehr artigen und ſorgfältig erzogenen Töchterchen ein ſchönes, mit Koſtbarkeiten und Seltenheiten angefülltes Haus in der Pallmaille bewohnte, und als ſehr reich bekannt war, erlebte ſpäterhin Unglück, daß ſeine Faſſung erſchütterte und ihn zu verzweifelten Mitteln greifen ließ, wodurch ſeine letzten Lebensjahre auf das traurigſte zerrüttet wurden. Seine Tochter iſt die Gattin des berühmten Aſtronomen Schumacher in Altona.

In dem erwähnten Kreiſe übte auch das politiſche Intereſſe ſein Recht, und hier war es, daß ich zuerſt und auffallend den Namen des Generals Bonaparte nennen hörte, deſſen Siegesbahn eben begonnen hatte und im Laufe des Sommers 1796 zu den unerhörteſten Erfolgen ſich ausdehnte.

Seine Erſcheinung war ein aufſteigendes Meteor, deſſen wachſender Glanz immer ausſchließender die Blicke feſſelte. Wie bewunderte man den jungen Helden, wie begeiſtert wünſchte man ihm Heil, da er es war, der zuerſt der Freiheit, der Republik, in Europa den entſchiedenen Ausſchlag gab! Denn auf der Seite Frankreichs waren auch hier, mehr oder minder, die lauteſten Meinungen, und wenn die Franzoſen getadelt wurden, ſo war es im Sinne ihrer Partheien, nicht aber im Sinne der Mächte, die mit ihnen im Kriege ſtanden. Die Verhandlungen waren oft lebhaft, aber wurden nie ſtürmiſch, ein einzigesmal ausgenommen, da ein ſchwediſcher Offizier von Heß — mit dem in Hamburg eingebürgerten Ludwig von Heß nicht zu verwechſeln — bei neuen Siegen der Franzoſen ſeiner Wuth keine Gränzen wußte, und ſie und ihren Anführer tauſendmal verwünſchte. Seine Ausfälle gingen dann auch perſönlich auf die Anweſenden, und er ſchien es auf einen Zweikampf abgeſehen zu haben, der indeß durch die Beſonnenheit der Andern vermieden wurde. Der Senator von Schoon aber ſtellte ihm, als er am andern Tage wiederkehrte, mit freundlicher Würde vor, wie viel klüger es wäre, wenn er eine Geſellſchaft, wo er keine Sympathie für ſich wiſſe, künftig miede; der Rath war zu dringend und einleuchtend, um nicht befolgt zu werden.

Doch gab es für mich hier noch andre Reize, die, ſtärker als die Unterhaltung im Zimmer, hinaus in's Freie riefen. Der Hamburgerberg, von jeher ein Tummelplatz bewegter Volksmaſſen, lieferte Merkwürdigkeiten aller Art; Buden waren dort aufgeſchlagen, theils um Eßwaaren und Erfriſchungen feil zu bieten; theils um ausländiſche oder abgerichtete Thiere ſehen zu laſſen; von allen Seiten ertönte türkiſche Muſik, Seiltänzer und Kunſtreiter gaben ihre Schauſtücke unter freiem Himmel, oft von unüberſehbaren Haufen der Zuſchauer umgeben, zwiſchen welche ſich Polichinellbühnen eindrängten, um jede Lücke der großen Vorſtellungen zu benutzen, und ſogleich mit ihren beliebten Späßen einzufallen, für die aus der verſammelten Menge ſich alsbald kleinere Gruppen ablöſten. In dieſem wogenden Gewirr gab es immer neue Gegenſtände und neue Vorfälle, das hamburgiſche Volksleben zeigte ſich in ganzer Derbheit, und war intereſſant genug, um häufig den Einen oder Andern aus unſrer Mitte, oft auch meinen Vater ſelbſt, zu näherem Betrachten anzulocken, wo mir dann mitzugehen erlaubt war. Die rothen hamburgiſchen Dragoner, ruhig auf ihren koloſſalen Roſſen haltend, waren ein ernſter Hintergrund dieſer Volksluſtbarkeiten, denen von der Altonaer Seite däniſche Huſaren bereit ſtanden. Doch galt die bewaffnete Aufſtellung am meiſten dem zahlreichen Matroſenvolke, das in den weiter abliegenden Häuſern des Hamburgerberges ſeine wilden Freuden hatte, bei denen nicht ſelten blutige Opfer fielen. Dieſen Schauplatz hab' ich nie näher geſehen, ſelbſt unter Obhut nicht, da keine den hinlänglichen Schutz verbürgen konnte, und ohnehin das Hörenſagen ſchon genug war. Hingegen durft' ich nach der andern Seite hin die friedlichen Schatten der Reeperbahn allein durchwandeln, wo häufig Bürgerfamilien im Graſe lagerten, und die Kinder ihre Renn- und Ballſpiele hatten. Genug, wenn ich nach Hauſe kam, fehlte es nie an Stoff zum Erzählen, immer hatte ich etwas Neues erlebt oder vernommen.

Bisweilen wurde vor ſolchen Spazirgängen eine Art von Geſchäft abgethan, das einem Knaben wohl hätte langweilig ſein dürfen, mir aber zum größten Vergnügen wurde. Ich begleitete nämlich den Vater in den früheren Nachmittagsſtunden zu Bücherverſteigerungen, deren zu jener und der nächſtfolgenden Zeit in Hamburg ſehr bedeutende vorkamen. Oft geſchah der Verkauf in den Sterbehäuſern, in behaglichen, ſchönen Räumen, die würdigſten Männer fanden ſich dabei ein, Büſch, Brodhagen, Peter Friedrich Röding, man unterhielt ſich von Litteratur, betrachtete und prüfte die Bücher, die großen Pracht- und Kupferwerke, deren hohe Kaufpreiſe doch oft kaum ein Drittheil des urſprünglichen betrugen. Ganze Bibliotheken, aus Frankreich geflüchtet, in prachtvollen Saffianbänden mit Goldſchnitt, Didot'ſche und Bodoniſche Drucke, früher Eigenthum reicher Herzoge und Fürſten, wurden hier unter den Hammer gebracht. Doch ſolche Sammlungen des Luxus, wie reich ſie ſein mochten, ſchwanden gegen die größern und reſpektableren Bücherſchätze, welche von litterariſchen Hamburgern hinterlaſſen wurden. Aerzte, Prediger, Rechtsgelehrte und Kaufleute ſchienen ihre Einkünfte, ihr Vermögen, hauptſächlich auf Bücher verwendet zu haben. Die Bibliothek von Doktor Bolten, in herrlichen Franzbänden, vollſtändig im Auserleſenen und Koſtbaren des mediziniſchen und naturwiſſenſchaftlichen Faches, ſchien wirklich die Kräfte eines Privatmannes zu überſteigen; der Verkauf der Bücher des Doktor Cropp, ich glaube gegen hunderttauſend Bände, zog ſich durch mehrere Jahre; ſo ſind mir auch große Sammlungen von Giſeke, Sievert und Martin Dorner noch lebhaft erinnerlich; neben den großen Verſteigerungen liefen eine Menge kleiner hin, es war eine immerwährende Bewegung. Für mich hatte der Anblick dieſer Büchermaſſen, das Durchblättern der Kupferwerke, die Achtſamkeit auf Druckort und Jahreszahl, auf die Vorzüge und den Werth der Exemplare, den größten Reiz. Ich wurde nicht müde, mit dieſen Formaten aller Art zu hanthieren, und legte ſo den erſten Grund zu einer mannigfachen Bücherkenntniß, die mir ſpäterhin oft ſehr werth geworden. Oft hatte ich denn auch die Freude, die ſchönſten Bände eines koſtbaren verheißungsvollen Inhalts in unſern Beſitz übergehen zu ſehen, denn bedeutende Werke wurden oft um einen Preis zugeſchlagen, der kaum in Betracht kommen konnte. Wenn ich ſpät Abends mit meinem Vater nach Hauſe kam, ließ ich ſelten die Müdigkeit mich hindern, vor allem nach den inzwiſchen gebrachten Büchern zu fragen, und die anziehendſten durchzuſehen.

Eines der Bücher, die mir auf dieſe Art in die Hände kamen, war der Espion turc, ein zu ſeiner Zeit beliebtes und wiederholt aufgelegtes Werk, das in der Form von Berichten eines angeblich in Paris lebenden türkiſchen geheimen Kundſchafters die Zeitgeſchichte Ludwig's des Dreizehnten und Vierzehnten lebhaft genug mittheilt. Der Verfaſſer Marana iſt weniger berühmt geworden als ſein Buch, auch iſt er weder ein kritiſcher Forſcher, noch ein Meiſter der Darſtellung; allein ihm gebührt, gleich ſeinem Zeitgenoſſen Gregorio Leti, das Lob, eine große Maſſe hiſtoriſchen Stoffes lesbar unter die Leute gebracht zu haben. Die von ihm gewählte Form hat ſchon in dem Gegenſatze des Morgenlandes gegen das Abendland einen lebhaften Reiz, die Auffaſſung der Ereigniſſe, als geſchähen ſie im Augenblicke, giebt eine erhöhte Spannung, und der Autor weiß die Gegenſtände mit ſeiner Fiktion geſchickt genug zu durchflechten. Der Türke gehörte bald zu meinen Lieblingen, und ich las ſeine Depeſchen mit großem Eifer. Mit dieſem Leſen wetteiferte jedoch das der Zeitungen, die nun beinahe täglich neue Siegesnachrichten von Bonaparte brachten, und deßhalb von uns Allen mit brennender Begier verſchlungen wurden. Der Hamburgiſche Korreſpondent war uns das Wichtigſte vom Tage, wir laſen die Blätter gemeinſam, und ich begann ſie zu ſammeln, um ſie wiederholt leſen zu können. Das ſtete Uebergehen von dem einen zu dem andern Leſen erweckte mir endlich den Gedanken, beider Intereſſe zu vereinen, und den Stoff der Zeitung in der Weiſe des Kundſchafters zu verarbeiten. Da die Tagesangaben im Verfolg immer einige Berichtigung erfuhren, auch aus andern Blättern, z. B. aus dem Journal der neueſten Weltbegebenheiten, aus der Minerva von Archenholz und dem Journal Frankreich von Reichardt, die mir zu Geſicht kamen, viel neuer Stoff hinzutrat, ſo war die Arbeit bedeutend genug, und nicht ſelten über meine Kräfte, daher ich ſie auch nicht lange fortſetzte. Dieſe Nachahmung war mein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch, und Mutter und Schweſter, denen ich ſie zeigte, waren überzufrieden mit meiner Leiſtung.

Mein Vater hielt meine Thätigkeit in andrer Richtung wach, und verlangte vor allem Fortſchritte im Lateiniſchen. Ich hatte abwechſelnd den Cornelius Nepos, das Pantheum mythicum von Pomey, und, damit auch den mediziniſchen Studien vorgearbeitet würde, die Materia alimentaria von Zückert zu überſetzen; Abſchnitte aus Valerius Maximus, die Andria des Terenz und einzelne Scenen von Plautus wurden flüchtig durchgenommen; Stücke aus Celſus hingegen und Oden des Horaz mußten dem Gedächtniß eingeprägt werden. Mein Ehrgeiz war aber auch auf Lateinſchreiben gerichtet, und da es mich wunderte und verdroß, hiezu nicht angeleitet zu werden, ſo brach ich mir ſelber die Bahn, und verſuchte, jetzt den Nepos nachahmend, Lebensabriſſe berühmter Geſetzgeber zu verfaſſen; ich ſchilderte Moſes, Lykurg, Solon und Numa, ſo gut es meine Hülfsmittel erlaubten, und brachte ein kleines Buch zu Stande, welches meinen Vater höchlich überraſchte und erfreute. Züge aus der Revolutionsgeſchichte, in der Weiſe des Valerius Maximus vorgetragen, ſchloſſen ſich an. Doch wurde mir dieſe freiwillige Uebung dadurch verleidet, daß mein Vater jeden begangnen Fehler gradezu übel nahm, und mich mit Hohn und Bitterkeit darüber anließ, ſo daß ich endlich nur mit Zagen meine Blätter brachte und gewöhnlich mit Weinen ſie zurückempfing. Was half es mir, daß er gegen Andre meinen Fleiß und meine Fortſchritte rühmend pries! Seine Zufriedenheit hätte mich beglückt, aber ich wußte von ihr nichts, und ſah mich von hartem Tadel getroffen, der mir ſogar den Glauben nahm, ſie jemals erlangen zu können.

Mit dem Herbſte verkürzten ſich die Spazirgänge, die Thore wurden mit Sonnenuntergang unwiderruflich geſchloſſen, und verſpäteter Einlaß für Sperrgeld fand nicht Statt. Wir ſahen mit Wohlgefallen ein häusliches Zuſammenſein wieder eintreten, und waren ſehr glücklich, wenn die Eltern mit uns am Theetiſch vereint auf unſre Spiele eingingen, oder uns an ihren Geſprächen Theil nehmen ließen. Bisweilen wurde etwas geleſen und das Geleſene beſprochen, an manchen Abenden auch Brett- oder Kartenſpiel erlaubt. Die Mutter hatte auf einem Trödelſtande mit freudiger Verwunderung ein in Hamburg völlig unbekanntes, ihr aber von Straßburg her bekanntes Spiel entdeckt, ein Pochbrett nämlich, welches ſie mit nach Hauſe brachte und aus vaterſtädtiſcher Erinnerung ſogleich in Gebrauch ſetzte. Von Kartenſpielen geſtattete der Vater keines, das gäng und gäbe war, kein Whiſt, kein Hombre, wohl aber Tarok und andre wenig gebräuchliche, denn wir ſollten unſern Scharfſinn üben, und doch mit Andern zu ſpielen verhindert ſein. Wir beſuchten mit der Mutter jetzt auch mehrmals das Theater, wo wir mit erregteſtem Antheil die Kotzebue'ſchen und Iffland'ſchen Stücke ſahen, feſt überzeugt, daß es in der Welt nichts Schöneres geben könne, als dieſe Beiſpiele von Tugend, Edelmuth und Wohlthun. Die franzöſiſche Bühne, welche damals in Hamburg große Gunſt hatte, zog uns weit weniger an, als die deutſche, wenn auch manche Stücke uns recht gut gefielen. Ein Talent wie Madame Chevalier, deren berühmte Schreckensſzene im Blaubart ich noch vor ihrer Abreiſe nach Rußland zu guterletzt geſehen hatte, war freilich nicht mehr vorhanden.

Für mich eröffnete der Winter noch ein anderes Theater, auf das ich ſchon vorbereitet war, das anatomiſche nämlich, welches ich mit wahrer Leidenſchaft zu beſuchen anfing. Die Veranſtaltung, daß anatomiſche Vorleſungen gehalten wurden, ging eigentlich von der hamburgiſchen patriotiſchen Geſellſchaft aus, die vieles Gemeinnützige anregte und nachdrücklich unterſtützte. Ein wackrer Stadtwundarzt, Ehlers, kam der Aufforderung thätig entgegen, ein ſchönes Theater war auf dem Eimbeck'ſchen Hauſe längſt vorhanden, Leichen lieferte der Krankenhof, und die unentgeltlichen Demonſtrationen hatten zahlreiche Zuhörer. Mein Vater beſuchte jene Geſellſchaft fleißig, und that der neuen Anſtalt allen Vorſchub; daß er ſeinen noch nicht zwölfjährigen Sohn hinſchickte, wurde als löbliches Beiſpiel angeführt. Ich machte in der That eine nicht geringe Figur dabei. Weder Lehrer noch Mitſchüler waren ſicher in den lateiniſchen Kaſus, die ich mit Leichtigkeit handhabte, und nicht ſelten angeben mußte. Es waren beſcheidene Anfänge; wir hatten fürerſt mit Knochen und Muskeln vollauf zu thun, die Lehre von den Eingeweiden und Gefäßen wurde uns als ein Gegenſtand künftiger Fortſchritte bedeutſam vorgehalten.

Am Ende des Winters fiel ich in eine ſchwere Krankheit, ein galligtes Nervenfieber, dem ich beinah erlegen wäre. Durch meines Vaters entſchloßne und ſorgſame Behandlung genas ich endlich, nachdem ich lange in Gefahr geſchwebt. Wenn ich den Vater liebevoll an meinem Bette, und in ſeinem Auge den ſcharfen Blick ſichrer Kenntniß blitzen ſah, ſo fühlt' ich mich aller Sorge ledig, und die treue Pflege von Mutter und Schweſter that mir ſo wohl, daß ich es für kein Unglück hielt krank zu ſein. Das größte Glück aber kam mir mit der Geneſung, ſie trat mit dem Frühling ein, und hielt gleichſam Schritt mit ihm. Meine erſten Ausgänge an des Vaters Arm führten in ſonnenerwärmte Luft, unter Blüthenbäume, in grünendes Feld und Büſche, die Vögel ſangen luſtig, das junge Laub drängte ſich quellend hervor, Himmel und Erde wetteiferten in Schönheit. Ich war in fortwährendem Entzücken, und genoß die zwiefache Wiedergeburt in vollen Zügen. Zwiſchen Gärten und Wieſen, an blühenden Hecken, neben rauſchender Quelle hinwandernd, fiel ich meinem Vater aus Freude weinend in die Arme, und die Macht meiner Rührung war ſo ſtark, daß ich mit Staunen auch die ſeinige geweckt ſah. Nie hat mich der Frühling ſo ganz ergriffen, nie hat ſich mein Gemüth ihm ſo erſchloſſen. Dieſe Wonne des Frühlings und der Geneſung zog ſich durch mehrere Wochen hin, denn nur allmählig kehrten meine Kräfte wieder. Mein Vater erkannte die Nothwendigkeit, mich zu ſchonen, ich mußte ſo viel als möglich im Freien ſein, und durfte mich um kein Lernen kümmern, als inſofern es mir zum Vergnügen diente.

Ich verlor durch dieſe Verſäumniß nichts, denn, vollkommen hergeſtellt und gekräftigt, bracht' ich zu den Studien nur erhöhten Eifer und Erfolg. Die früheren Arbeiten wurden ſämmtlich wieder vorgenommen, und neue kamen hinzu. Die Reiſen des jungen Anacharſis führten mich in das griechiſche Leben ein, und berauſchten mich durch poetiſchen Anhauch. Ich las nun auch den Oſſian in der Ueberſetzung von Denis und koſtete den Homer in der von Voß, den letztern ganz zu leſen hinderte nur das Prachtexemplar, das mir unaufgeſchnitten geliehen war, und das ich nicht aufzuſchneiden wagte. Die deutſchen Hexameter machten mir viel zu ſchaffen; der Bau des Verſes war mir durch die Aeneis bekannt, die lateiniſche Proſodie vollkommen einleuchtend; aber im Deutſchen galt offenbar ein andres Geſetz, und worauf es ankomme, vermocht' ich nicht herauszubringen. Ich ging öfters auf den Wall, ſetzte mich an abgelegenem Orte mit meinen Büchern und Papieren hin, und wollte mit Gewalt in die Sache eindringen; ein rechtes Wort hätte mich aufklären können, aber dies rechte Wort wußten nur

Wenige, und ſelbſt Goethe hat ſpäter eingeſtanden, wie ſehr er ſich erfolglos damit gequält. In der That, wer von der alten Silbenmeſſung zur deutſchen kommt, der findet keine Brücke, ſondern muß einen ungeheuern Sprung wagen. Ich verſuchte es her und hin, und brachte in der Angſt, ſtatt der Hexameter, jambiſche Reimverſe zu Stande; alſo das war doch gewonnen, ich machte deutſche Verſe! Reimverſe ließen ſich nach dem Gehör machen, das aber ging bei den klaſſiſchen Silbenmaßen nicht; bei dieſen, was mich noch mehr verwirrte, war auch im Deutſchen die Praxis nicht gleich, denn ich fühlte deutlich, ohne ſagen zu können, worin es läge, daß die Hexameter von Denis und die von Voß ganz verſchiedene Dinge ſeien, wobei ich, gegen den Ausſpruch meines Vaters, die von Voß heimlich für die beſſern hielt. Wodurch und wie mein Streben zum Durchbruch gekommen, weiß ich nicht zu ſagen; genug, eines Tages, nachdem ich auf's neue gerungen, fand ich die Schwierigkeit überwunden, ich machte Hexameter, und aus Furcht, die Kunſt möchte mir wieder ſchwinden, übt' ich ſie gleich aus allen Kräften ein. Es verſteht ſich, daß ich nun nicht zweifelte, ich ſei ein deutſcher Dichter, ja die gute Schweſter begrüßte mich freudigſtaunend mit dieſem Namen. —

In dieſer Zeit wurden mir auch neulateiniſche Dichter von meinem Vater empfohlen, und ich verſuchte mich vielfach an des Mazolli oder Marcellus Palingenius Zodiacus vitae, an des Vaniere Praedium rusticum, des Vida Hymnen und Chriſtias, und ſelbſt an des Grotius Tragödie Christus patiens, doch ohne dieſen Werken Geſchmack abzugewinnen. Mein Vater hatte dieſe und andre Lieblingsbücher meiſt in kleinen holländiſchen Ausgaben, die ſich bequem in der Taſche führen ließen, und deren feinen Druck ſein kurzſichtiges aber in der Nähe ſcharfes Auge recht gut las. Mir waren dieſe Drucke gleichfalls angenehm, und die Elzevir'ſchen, Wetſtein'ſchen und Janſſon'ſchen Sedezbändchen las ich ohne Mühe; meine guten Augen wurden hierin, wie auch wegen meines feinen Ausſchneidens, immer gerühmt, beſonders da ſie als weitſichtige auf ſo ſcharfes Sehen in der Nähe weniger Anſpruch haben konnten. Wie groß war aber der Schreck, das Erſtaunen, als unvermuthet an den Tag kam, daß ich kurzſichtig ſei! Ich hatte wohl ſeit einiger Zeit die entfernteren Gegenſtände weniger genau erkannt, hatte Inſchriften und Anſchläge mühſam geleſen, allein dies war für Mangel an Achtſamkeit genommen und als ſolcher getadelt worden. Erſt durch die Vorträge auf der Anatomie, wo ſcharfes Sehen ſo wichtig war, und mir mit aller Anſtrengung vom entfernteren Platze her nicht gelang, erkannte ich mich als einen Kurzſichtigen. Der Vater wollte die Sache nicht glauben, Mutter und Schweſter waren betrübt, ich ſelbſt wußte nicht wie mir geſchehen war. Der Gedanke, daß mir die kleinen Drucke und das feine Ausſchneiden geſchadet, konnte doch nicht lange beſtehen; zuletzt ergab ſich als das Wahrſcheinlichſte, daß mein Auge während des Wachsthums eine Veränderung müſſe erlitten haben.

Im Herbſt 1797 erfolgte ein Ereigniß, auf das man in Europa und Amerika lange gehofft hatte, die Freilaſſung des Generals Lafayette aus der Gefangenſchaft in Olmütz. Seine Ankunft in Hamburg erregte die freudigſte Spannung; er zählte hier enthuſiaſtiſche Anhänger, und unter ihnen ſolche, die nicht ſeinen politiſchen Grundſätzen huldigen, ſondern ſeine Leiden, ſeine Tugend ehren wollten. Seine und Doktor Bollmann's Freunde, Franzoſen, Amerikaner und Hamburger, hatten ſich am Nachmittage des 4. Oktobers vor dem Baumhauſe zu ſeinem Empfang vereinigt, und harrten des Hamburger Ewers, der ihn bringen ſollte. Mein Vater und ich ſtanden an günſtiger Stelle, und ſahen ihn ausſteigen, begleitet von ſeiner Gattin und ſeinen beiden Töchtern, ihm folgten die andern beiden Gefährten ſeiner Gefangenſchaft, Bureau de Puzy und La-Tour-Maubourg. Er ſah leidend aus, mild und wohlwollend, aber auch feſt und entſchloſſen; als er die franzöſiſche Kokarde an den Hüten der Bewillkommenden erblickte, begrüßte er ſie lebhaft, indem er die ſeinige hoch empor zeigte. Bei jedem Schritte die Stufen hinan erfuhr er neue Umarmungen, neue Händedrücke, er ſegnete mit thränenvollem Blicke den Boden der Freiheit, den er jetzt wieder betrat, denn bis hierher war er noch unter der Begleitung und Aufſicht eines öſterreichiſchen

Offiziers geweſen. Der ganze Hergang war ſtill und einfach, erſt als er — ich glaube mit dem Hamburger Doktor Chaufepié — in den Wagen des nordamerikaniſchen Conſuls Pariſh einſtieg, erſcholl aus der gedrängten Zuſchauermaſſe ein donnerndes Vive Lafayette! Auf mich hatte die Erſcheinung einen tiefen Eindruck gemacht, das Bild des Mannes war mir in die Seele geprägt, es war das erſtemal, daß ich einen mir als groß und weltberühmt bekannten Mann perſönlich geſehen hatte, ich fühlte mich bereichert und gehoben durch den Anblick. Zu Hauſe verſucht' ich meine Empfindungen niederzuſchreiben, und füllte mehrere Seiten; mein Vater, der mein Denkblatt las, ſagte nichts darüber, behielt es aber, und meine Schweſter brachte heraus, daß er daſſelbe mehreren Freunden gezeigt hatte.

Ein Feſt der franzöſiſchen Republikaner in Harvſtehude, das wir mitanſahen, hatte wahrſcheinlich Bezug auf Lafayette, der aber nicht zugegen war, ſondern ſich gleich nach Holſtein auf's Land begeben hatte. Ich erinnere mich nur, daß der Miniſter Reinhard präſidirte, und daß der Sänger Chateauneuf vom franzöſiſchen Theater patriotiſche Lieder vortrug, deren Schlußzeilen die ganze Geſellſchaft ſtürmiſch zu wiederholen pflegte. Der auf dieſe Art mehrmals erſchallende Refrain

Nous ne reconnaissons, en détestant les rois,
Que l'amour des vertus et l'empire des lois!

rief manchen Gäſten doch zu lebhaft die überſtandene Jakobinerzeit zurück, und ſie proteſtirten gegen die Beleidigung der Könige, da von zweien, der Republik befreundeten, ſogar die Geſandten in der Nähe waren, der däniſche nämlich und der preußiſche.

In der Stimmung der Zeit fand unerwartet ein Gedicht den ſtärkſten Anklang, welches für ſie doch keineswegs berechnet ſein konnte. Ein edler Dichter führte das Bild der traurigen Stürme und Verwirrungen vorüber, ließ aber nicht politiſche Leidenſchaft, ſondern reinmenſchlichen Antheil darin walten. Dies war der Ausdruck ſeiner Empfindungen, und ſchien keineswegs den in der Welt vorherrſchenden zu entſprechen; aber ſiehe da! er hatte das tiefſte, innere Bedürfniß aller Beſſern getroffen, und mächtig trat dies an den Tag in der allgemeinen Wirkung, die er in Deutſchland hervorrief. Das Gedicht war Goethe's Hermann und Dorothea, und eben als Taſchenbuch für das Jahr 1798 erſchienen. Meine Schweſter und ich bekamen es mit andern neuen Almanachen, und waren gleich davon ergriffen. Der Namen konnte damals noch nicht beſtechend auf uns wirken, die Darſtellung hatte für uns noch keinen Kunſtwerth, es war nur der Stoff und ſein rein hervortretender Gehalt, die uns bezauberten. Hingeriſſen aber wurden wir ſogar wider Willen, denn unſre Geſinnung forderte eigentlich ſtärkere Partheinahme für die Franzoſen, und hier fanden wir unerwartet auf der deutſchen Seite unſre Rechnung. Wir glaubten nur etwas Gewöhnliches geleſen zu haben, und fühlten lange die außerordentliche Wirkung. Jener erſte, faſt bewußtloſe Eindruck ſtieg in aller Kraft einer tiefen Erinnerung wieder in mir empor, als Hegel ſpäter in Berlin mir einesmals erzählte, wie er zu Frankfurt am Main geweſen, als das Goethe'ſche Gedicht erſchienen, und daß wer es nicht erlebt habe, ſich keine Vorſtellung davon machen könne, wie mächtig daſſelbe auf die Menſchen gewirkt, wie vaterländiſch und verſöhnlich es die Gemüther geſtimmt habe. —

Zum Winter eröffnete ſich auf's neue das anatomiſche Theater, und ich beſuchte nicht nur die jetzt vermehrten Vorträge, ſondern ich nahm auch am Zergliedern Theil. Dies ernſte Geſchäft wurde mit Heiterkeit, ja faſt mit Uebermuth betrieben, und es ſcheint beinahe nothwendig, ſich auf ſolche Weiſe gegen das Geſpenſtige des Todes und die Widrigkeit der Fäulniß zu betäuben, denen ein gelaſſener Sinn doch nur mit Schaudern naht. Ich erfuhr an mir ſelbſt, daß hier der Geſichtspunkt und die Stimmung, die man zu den Dingen mitbringt, alles ſind. Von Kindheit auf bangte mir im Dunkeln, fürchtete ich mich vor Leichen; beim Zergliedern aber blieb ich oft, wenn die Andern weggingen und es ſchon dunkelte, ruhig allein zurück, und wartete die Stunde der Vorleſung ab, wo denn wieder Licht und Leben zu mir traten. Von meinen damaligen Mitſchülern hab' ich einen berühmtgewordenen zu nennen, den Sohn des hamburgiſchen, nachher helmſtädtiſchen Profeſſors Lichtenſtein, den Reiſenden von Südafrika, jetzigen Geheimenrath in Berlin. Der Sohn des Demonſtrators Ehlers und ein junger Hamburger Namens Luther, mit dem ich in der Folge innigſt befreundet wurde, wetteiferten mit mir, und ein ſchon älterer Wundarzt Werner aus Berlin nahm ſich unſer treulich an, nicht ohne uns bei jedem Anlaſſe zu erinnern, das wahre Heil und die rechte Tüchtigkeit alles mediziniſchen Wiſſens hätten wir doch erſt künftig in Berlin zu erwarten. Wir hörten bei Ehlers auch Vorleſungen über Chirurgie, von denen natürlich daſſelbe gelten mußte, daß ſie nur Vorbereitung ſein könnten auf die künftigen in Berlin.

Dieſe Beſchäftigungen nahmen meine Zeit ungewöhnlich in Anſpruch, denn auch zu Hauſe hatte ich den Inhalt der Vorträge fleißig zu wiederholen. Ungemein erſchwert wurde mir die Arbeit durch den Eigenſinn des Vaters, der mir durchaus nicht die eingeführten deutſchen Lehrbücher anſchaffen wollte, ſondern darauf beſtand, daß ich Anatomie aus lateiniſchen Schriften lernen ſollte; aber Plenk und Leber, an die ich mich hielt, die Euſtachiſchen und andere Kupfertafeln, die mir nicht fehlten, ſtellten die Dinge oft anders dar, als ich ſie nach Walter und andern Neueren vortragen hörte, ich hatte nun zweierlei Linien zu verfolgen, und beide auf einander zurückzuführen, was nicht immer gelang. Sogar des Vaters eigne Wiſſenſchaft ſtimmte nicht ſtets mit dem, was ich aus dem Hörſaal nach Hauſe brachte, und es gab öfters verdrießliche Erörterungen, die mir zu vermeiden unmöglich war. Zum Glück empfand Ehlers für meinen Vater die größte Ehrerbietung und ſtellte ſich willig unter deſſen Autorität, ſonſt hätte ich manchmal in übler Klemme geſteckt, wenn der Eine hartnäckig os bregmatis nannte, was bei dem Andern os parietale hieß! —

Meines Vaters eigne Thätigkeit hatte ſeit einiger Zeit ungemein zugenommen, ſeine Lage verbeſſerte ſich raſch und durfte bei ſolchem Fortgange den gedeihlichſten Wohlſtand verſprechen. Sein Eifer, der kein Anſehn der Perſon kannte, zog ihm aber auch vorzugsweiſe das Vertrauen der Armen zu, und die Anforderungen gingen oft über ſeine Kräfte. Dabei hatte er ein lateiniſches Werk unternommen, in welchem er wichtige Erfahrungen mitzutheilen beabſichtigte. Unter ſolchen Umſtänden, ſowohl von meiner Seite als von der ſeinigen, war es natürlich, daß meine lateiniſchen Stunden ſeltner wurden, und oft mehrere Tage ausfielen. Nach einer längern Unterbrechung fiel dem Vater ein, das Verſäumte kräftig einzubringen, und er befahl mir eine Ausarbeitung, die wohl ſchlecht geweſen ſein muß, denn er gerieth in heftigen Zorn, und beſchuldigte mich der ſtrafbarſten Nachläſſigkeit. Die nächſten Aufgaben und Prüfungen lieferten ebenfalls ungünſtige Ergebniſſe, und konnten keine andern liefern, denn es wurde offenbar, daß ich ſchon lange mehr in oberflächlichem Schein als in wahrer Gründlichkeit fortgeſchritten war, und auf der künſtlichen Höhe, zu der ich hinaufgeſchraubt worden, mich nicht halten konnte. Bisher hatte der Vater ſelber dies alles verdecken helfen, jetzt enthüllte er ſchonungslos den Schaden, und machte ihn faſt unheilbar durch die Vorwürfe, die er auf mich häufte, und die Niedergeſchlagenheit, die ſich dadurch in mir feſtſetzte. Der Unwillen des Vaters ging ſo weit, zu erklären, es wäre am beſten, ich gäbe das Studiren auf, und wählte eine andre Beſtimmung, ich könnte ja zu Schiff gehen und, wie ſchon Viele, mein Glück in der weiten Welt ſuchen. Dergleichen Schreckbilder waren nicht ernſtlich gemeint, aber auf mich wirkten ſie nur zu ſehr, ich mußte an mir ſelber zweifeln, und dachte wirklich, jetzt in meinem zwölften Jahre, da ich ſchon ganz erwachſen und entwickelt war, alles bisherige Streben ſei verloren, ich müſſe alles von vorn anfangen, vielleicht in andrer Richtung, für andre Zwecke!

Ich fand in meiner Nähe keinen Troſt, denn leider war auch unſre Häuslichkeit ſchon eine Zeit lang im Innern verſtimmt, und offenbarte einen Zwieſpalt, der zwar keine tiefen Urſachen hatte und jeden Augenblick aufhören konnte, aber in ſeiner Fortdauer uns Kinder aller Freude beraubte, uns wider Willen auf verſchiedene Seiten drängte. Benehmen und Handlungsweiſe, die wir zu beurtheilen weder

Beruf noch Neigung hatten, betrafen uns zu nah, als daß wir ſie nicht hätten erörtern und, wenn auch nur insgeheim, billigen oder tadeln müſſen. Das Näherſtehen, der Zug des Herzens, und auch wohl die ſtille Macht unbeſtechlichen Urtheils, hielten mich ganz auf der Seite des Vaters, wie meine Schweſter doch mehr auf der Seite der Mutter ſtand; die unerſchütterte Geſchwiſterliebe konnte dieſem Gegenſatze nicht wehren. Wenn mir aber nun der Vater ſich abwandte, ſo war ich ganz verlaſſen, und in dieſem Gefühl erlebt' ich Tage, deren Troſtloſigkeit nicht zu ſchildern iſt. —

Was mit mir werden ſollte, lag mir in tiefſter Dunkelheit. Aus meinen Kräften war hier keine Hülfe möglich, ſie mußte durch höhere Fügung kommen, die ich inbrünſtig anrief. Doch vergingen die Tage nicht, ohne daß ich redlich bemüht geweſen wäre, meinerſeits alles zu thun, was zum Guten diente. Ich arbeitete unverdroſſen, und brachte es wenigſtens dahin, daß der Vater mich neuer Aufgaben würdigte, und meine Arbeiten wieder durchſah. Nach und nach bezeigte er ſich zufriedner, ohne daß ich, wenn ich mich im Gewiſſen befragte, dafür mehr Grund finden konnte, als für die vorhergehende Unzufriedenheit, denn was ich damals und jetzt leiſtete, war meinem Gefühle nach kaum verſchieden. Ein Ereigniß, auf das ich nicht gerechnet hatte, kam günſtig zu Hülfe. Aus einer öffentlichen Prüfung in der Anatomie brachte ich die Neuigkeit nach Hauſe, daß die patriotiſche Geſellſchaft Ehrenpreiſe ausgeſetzt habe, und daß demgemäß drei Medaillen vertheilt, mir aber die erſte zuerkannt worden. Nun hatte ich gewonnen. Die letzten Wolken verzogen ſich, und Tage gleich den früheren, wenn nicht glückliche, doch befriedigte, ſchienen dauernd wiedergekehrt.

Doch war es anders beſchloſſen. Mein Vater, der bis dahin immer geſund geweſen, erkrankte ſchwer an einem heftigen Leberübel. Er war ſein eigner Arzt, und erkannte ſeine Krankheit für tödtlich. Seine Faſſung war bewundernswerth, weder die Schmerzen, noch das nahe Scheiden ſtörten ſeine Gemüthsruhe. Mit Heiterkeit verſammelte er uns eines Abends um ſein Bett, ſprach liebreich mit der Mutter über ihre Zukunft, gab ihr Rath, wie ſie ihr Leben für ſich und für uns am beſten ordnen würde, ſprach in gleicher Weiſe mit uns Kindern, ermahnte uns zu allem Guten. Als er unſre Troſtloſigkeit ſah, meinte er, es ſei wohl noch möglich, daß er geneſe; auch nahm er Arznei, zum Beweiſe der noch vorhandnen Hoffnung, und beſchwichtigte uns ſo weit, daß wir auf ſeinen Wunſch zur Ruhe gingen. Nun hatte er wirklich geglaubt, in jener Nacht zu ſterben, die aber im Gegentheil eine heilſame Kriſe brachte, das Fieber ließ nach, und am andern Morgen ſah er ſich auf dem Wege der Geneſung.

Von ſeinen Freunden ſtand ihm in dieſer Zeit keiner ſo nah, wie der Konſul Kirchhof, ihm hatte er alles vertraut und übertragen, was ihm auf dem Herzen lag, beſonders auch die Sorge für mich und mein Studiren, das er jetzt als den Gegenſtand ſeiner ſchönſten Hoffnungen erkennen ließ. Noch viele andre Freunde, und auch Freundinnen, bewieſen ihm beeiferte Theilnahme, und wieder, wie ehemals in Düſſeldorf, zeigten beſonders die Leute geringeren Standes, wie ungern ſie von ihm laſſen würden. Doch war auch jetzt noch die Nothwendigkeit vorhanden, ſich allen Anforderungen zu entziehen, denn die Geneſung ſchritt äußerſt langſam, und ſtatt der gewichenen Krankheit ſchien eine andre ſich zu bilden. Mit ſcharfer Aufmerkſamkeit folgte er dem heranſchleichenden Feind, und wußte ihm auch diesmal, nicht ohne langwierigen Kampf, endlich den Rückzug zu gebieten. Da er nicht ausging, und die zu Hauſe mögliche Berufsthätigkeit doch nur beſchränkt war, ſo kam die unfreiwillige Muße meinem Unterricht zu gute, und derſelbe ging ungefähr wie in früheren Zeiten, unter mäßigem Wechſel von Lob und Tadel, ſeinen geordneten Gang. Als Monate auf Monate vergingen, ohne daß die Kräfte recht wiederkehrten, beſchloß mein Vater, hauptſächlich auf Zureden ſeines Freundes Kirchhof, eine Badekur zu verſuchen, und reiſte im Sommer 1798 nach Schwalbach, fand aber wegen der Kriegsunruhen gerathen, lieber in Heidelberg den Brunnen zu trinken und dabei im Neckar zu baden.

Wir verlebten nun eine hoffnungsvolle Zeit. Der Vater ſchrieb aus Heidelberg ſehr zufrieden. Ich hatte genugſame Beſchäftigung, und machte mir ſtets neue. Die Mutter ging mit uns ſpaziren und in Geſellſchaft, wir lernten neue Verhältniſſe kennen, wurden auf Gemüthsarten und Schickſale aufmerkſam. Das Loos einer Bekannten, die wir einem reichen franzöſiſchen Kreolen verlobt, dann lange von ihm hingehalten und endlich verlaſſen ſahen, dünkte uns, wiewohl es die gewöhnlichſte Geſchichte war, durch die perſönliche Bekanntſchaft und die Nähe des Erlebens, eine romantiſche Begebenheit, die uns lange Zeit nicht losließ, und meiner Schweſter den Stoff eines Romans in Briefen geben mußte. Einen andern Reiz gewährte uns der Kirchenbeſuch, der eigentlich nur die Mutter und die Schweſter anging, von meinem Vater aber, nach deren Wunſch, auch für mich war gebilligt worden. Er hatte uns zu dieſem Behuf mit Geſangbüchern beſchenkt, und wir lernten die geiſtlichen Lieder in die Wette auswendig. Die Predigten zogen uns ſehr an, und wurden Gegenſtand unſrer vertraulichſten Geſpräche; ſie konnten keine konfeſſionellen Streitigkeiten anregen, denn ſie hielten ſich von allen Glaubensunterſchieden fern, und bemühten ſich, eine lautre Sittenlehre vorzutragen und durch das Wort des Evangeliums zu bekräftigen. Die Predigten des Hauptpaſtors Willerding an der Petrikirche zeichneten ſich durch Licht und Wärme des Vortrags aus, und hatten großen Zulauf, man pries die aufgeklärte Vernunft, die er an die Stelle der Dogmen treten ließ. Doch gab es auch noch Hamburger von altem Schrot und Korn, die ihren Unwillen ausdrückten, daß der ächte Luther'ſche Eifer faſt erloſchen ſei, und die Zeiten prieſen, wo der Paſtor Neumeiſter, nach gehaltener Predigt, ſeine fanatiſirten Zuhörer ihm zu folgen aufforderte, von der Kanzel ſtieg und mit emporgehaltener Bibel den Volkshaufen zu der Kapelle führte, wo die Katholiken ihren Gottesdienſt hatten, und die von Grund aus zerſtört wurde. Solch ein Eifer war nun freilich nicht mehr zu finden! —

Nach ein paar Monaten kehrte mein Vater von der Reiſe zurück, doch leider von einem Unfall betroffen, der ihn fürerſt noch als Kranken im Hauſe halten mußte. Er hatte

Nachts mit dem Wagen umgeworfen, und ſich beide Kniee aufgeſchlagen. Die Wunden ſchienen zwar zu heilen, allein der allgemeine Zuſtand war gar nicht befriedigend, die frühere Krankheit zeigte ſich wieder, die Wunden wollten ſich nicht ſchließen, und eine Abnahme der Kräfte wurde merkbar. Mit ungemeiner Seelenſtärke trug der Vater dieſen peinlichen, langwierigen Zuſtand, rang von Stufe zu Stufe mit der ſtets anſteigenden Krankheit, und wiewohl er ſich nicht verhehlte, daß er dem Uebel erliegen müſſe, ſo gab er doch den Kampf nicht auf, und führte ſein Tagewerk, ſo weit es dieſe betrübten Umſtände zuließen, unverdroſſen fort. Auch meines Unterrichts nahm er ſich wieder thätig an, und um ſo fruchtbarer, als er nun den ganzen Tag mich unter Augen hatte.

Während dieſer langen Krankenzeit nahmen wir mit Erſtaunen in dem Vater eine wichtige Veränderung wahr. Schon vor ſeiner Reiſe war es uns aufgefallen, daß er in Betreff der Franzoſen kühler geſtimmt war, ihren Siegen wenig Antheil mehr widmete, ihre politiſchen und militairiſchen Handlungen häufig mißbilligte. Dieſe Richtung trat jetzt in offener Entſchiedenheit hervor. Die Forderungen Frankreichs an Deutſchland auf dem Raſtatter Kongreß, die Unternehmungen in der Schweiz und in Italien, ja ſogar Bonaparte's Zug nach Aegypten, erfuhren ſeinen ſcharfen Tadel. Wir entdeckten bald, daß hierin ſein Freund Kirchhof lebhaft mit ihm einſtimmte, und daß beide, ſo oft ſie zuſammenkamen, ſich in dieſen Anſichten ſteigerten. Wir waren nicht wenig betroffen, und ich ganz außer mir. Von jeher war ich gewohnt, den Vater in allen Dingen als höchſte Autorität anzuſehen, in Gedanken und Meinungen ihm nachzufolgen, ſein Urtheil und ſeine Handlungen als wahr und richtig anzunehmen; in dieſem Falle wurde mir dies unmöglich, ſeine Umwandlung ſchien mir ein Verrath an der guten Sache, eine Untreue gegen alle Sympathieen ſeiner früheren Zeit. Ich fühlte, daß hierin zwiſchen uns eine Scheidewand aufſtieg, daß wir fortan getrennt ſeien, meine Selbſtſtändigkeit war mir auf das ſchmerzlichſte klar. Mit ihm zu ſtreiten, konnte nicht gelingen; und weil ich ihn leidend ſah, vermied ich es ganz. Es war mir lieb, daß auch Mutter und Schweſter auf meiner Seite ſtanden, und wir unſre Meinungen austauſchen konnten; aber ich bedurfte des Anhaltes kaum, denn ich war in mir gewiß, meine Ueberzeugung ſei unabhängig von fremder Gewähr. In der That wurde ſie durch die Ereigniſſe mehr und mehr bloßgeſtellt, das Glück wandte der Sache, der ich anhing, den Rücken, und wir hatten das bittre Leid, meinen Vater noch in den letzten Zeiten ſeines Lebens, da er ſchon wenig Antheil mehr an den Dingen nehmen konnte, bei den Unfällen der Franzoſen in Deutſchland und Italien wohlzufrieden zu ſehen, und jeder ſchlimmen Nachricht, die uns das Herz bluten machte, beiſtimmen zu hören, für uns um ſo unbegreiflicher, da die Gründe dieſer Sinnesänderung nicht ausgeſprochen wurden, die der früheren Anſichten aber tief in uns eingepflanzt waren und fortwirkten.

Nicht verletzend, aber doch ſeltſam und wunderlich berührte uns eine andre Richtung, in welche der Vater jetzt mehr als ſonſt einging. Ich habe ſchon zu erwähnen gehabt, daß ich ihm früher die Pſalmen lateiniſch vorleſen mußte; hiebei lag unſtreitig ein Bedürfniß religiöſer Erhebung zum Grunde, dem ich auch andre Bücher nach Gelegenheit dienen ſah, denn die kleinen Lieblingsausgaben von des heiligen Auguſtinus Betrachtungen und Handbüchlein, von Boethius Tröſtungen und andre ſolche Schriften, die er wieder und wieder zu leſen pflegte, waren doch wohl nicht für bloß geiſtreiche Unterhaltung beſtimmt. Mit der Krankheit nahm die Vorliebe für ſolche Bücher zu, Thomas a Kempis wurde fleißig geleſen, und beſonders Hermann Hugo's pia desideria. Das letztere Buch, von einem Jeſuiten verfaßt, dünkte mich in Ton und Bildern beinahe kindiſch, und ich war etwas betroffen, den Vater dazu herabgeſtimmt zu ſehen. Allein es hatte damit eine beſondre Bewandtniß; mit jenem Buche war ſeine frühſte Kindheit erfreut und genährt worden, er hatte daſſelbe dann völlig vergeſſen, und jetzt kam es ihm unerwartet wieder vor Augen. Alle Bilder der Jugend, alle lieblichen und reinen Empfindungen frommer Einfalt erwachten in ihm bei dieſen einſt ſo vertrauten Blättern, und dieſem ſüßen Eindrucke ſich hinzugeben, war auch dem feſten, aufgeklärten Manne wohl erlaubt. Uebrigens nahm er ſeine Erbauung eben ſo gern aus proteſtantiſchen Quellen, als aus katholiſchen, ich ſah z. B. Wanckelii precationes piae bis zuletzt viel in ſeinen Händen; nur lateiniſch mußten die Bücher ſein, denn einzig in dieſem Elemente, ſo ſehr wirkte die frühſte Gewöhnung fort, befand er ſich wahrhaft wohl. Von der Freiheit ſeines Geiſtes, der Lebendigkeit ſeiner Ueberzeugungen und der Kraft ſeiner Menſchenliebe gab er in dieſer Prüfung vielfache Proben, ſowohl durch Lehren, die er mir ertheilte, als durch Anordnungen, die er traf. Ein zudringlicher Bekannter, der, wiewohl ſelber ungläubig, doch die Aeußerlichkeiten der Kirche in Anregung brachte, wurde zur Ruhe verwieſen, mit heitrem Scherze, der den ſchönſten Muth bezeugte.

Ein Umzug von der Steinſtraße nach den Kaien, der nothwendig geworden war, hatte meinen Vater wenig angeſtrengt, die Ausſicht auf den bewegten Hafen freute ihn, und bisweilen ſprach er ſogar noch Hoffnungen aus, die ſich aber in den nächſten Wochen raſch verloren. Er zehrte ſichtbar ab, in der Nacht des 5. Juni fühlte er ſich plötzlich matter, rief uns an ſein Bette, ſprach aber nicht mehr, ſondern ſchlummerte ſanft hinüber. Den Tag, an dem er ſterben würde, hatte er, nicht uns, aber dem Freunde Kirchhof, acht Tage vorher genannt. Er ſtarb im dreiundvierzigſten Jahre. Das Begräbniß war proteſtantiſch. Der Freund ſetzte ſeinem Andenken die Worte: „Vir probus et sapiens.“

Es war längſt beſtimmt, daß ich in Berlin Medizin ſtudiren ſollte; in manchem Sinne ſchien ich dazu hinlänglich vorbereitet, in anderem jedoch nicht, und jedenfalls erregte mein Alter mehrfaches Bedenken. Mein Oheim, den ich durch einen lateiniſchen Brief von dem Ableben ſeines Bruders benachrichtigt hatte, rief mich zu ſich nach Köln, um dort unter ſeiner Obhut zu ſtudiren. Allein weder mein eigner Sinn ſtand dorthin, noch ſahen Mutter und Schweſter dabei viel Haltbarkeit, und Kirchhof, der ſich meiner väterlich annahm, wollte von dem Gedanken nicht weiter hören. Er nahm die ganze Sorge auf ſich, und meinte, ich ſolle nur noch einige Geduld haben, und wenigſtens mein fünfzehntes Jahr abwarten, die Zwiſchenzeit könne ich einſtweilen noch trefflich nutzen, denn die anatomiſchen und chirurgiſchen Vorleſungen gingen ununterbrochen fort, und meines häuslichen Fleißes war er gewiß. Damit auch im Franzöſiſchen mir die lebendige Anregung nicht fehlte, erbot er ſich, meine Ausarbeitungen in dieſer Sprache wöchentlich mit mir durchzugehen; auch im Engliſchen wollte er mir Stunden geben, und mit Büchern und andern Hülfsmitteln aus ſeiner reichen und ſchönen Bibliothek verſah er mich beſtens. Ich war mit allem wohlzufrieden, und ließ es an Fleiß nicht fehlen. Die Vorleſungen verſäumt' ich nie, lateiniſcher und franzöſiſcher Aufſätze, bei denen immer etwas ſchriftſtelleriſcher Reiz war, ſchrieb ich viele ſtarke Hefte, den ganzen Rollin, Crévier und Lebeau — histoire ancienne, romaine, des empereurs romains und du bas-empire, gegen ſechzig Bände — las ich mit Aufmerkſamkeit, nebenher noch das Werk von Gibbon in deutſcher Ueberſetzung, die meiſten Geſchichtbücher von Leti, eine Menge lateiniſcher Schriften zur engliſchen und holländiſchen Geſchichte, und einen ganzen Praß von neueren politiſchen und litterariſchen Sachen, wie ſie der Zufall mir in die Hände führte. War in dieſem Leſen auch wenig Ordnung und Folge, ſo ſchöpft' ich doch immer mancherlei Belehrung daraus. Ueberdies wäre mir es ſchwer geweſen, mein Leſen nach einer Vorſchrift einzurichten, denn ich hatte zwar Bücher genug, aber keineswegs nach Wahl oder Neigung; ich wußte keinen Rath, mir die bekannteſten Bücher zu verſchaffen, beſonders wenn es ſchöngeiſtige waren, denn in Betreff dieſer war Kirchhof keineswegs gefällig, und die Leihbibliotheken führten nur die geringeren. Mit unendlicher Mühe errang ich Klopſtock's Meſſias, einige Bände von Wieland, die Leiden Werther's. Ich ließ mir denn freilich auch Cramer's Romane gefallen, und die von Lafontaine dünkten mich des höchſten Lobes werth. Ich machte während dieſer Zeit auch nicht wenige Gedichte, bei denen mir nächſt Horazens Epiſtel an die Piſonen der verſtändlichere Boileau und Gottſched's kritiſche Dichtkunſt zur Leitung des Geſchmacks dienen mußten, und ſo wunderlich dies klingen mag, ſo muß ich geſtehen, daß mir beſonders das letztere Buch von vielem Nutzen war, wozu nicht wenig beitragen mochte, daß ich zu gleicher Zeit die polemiſchen Schriften ſeines Gegners, des Philoſophen Meier zu Halle, mit Emſigkeit las, ſo daß in mir am Ende des Jahrhunderts noch die verſchollenen Partheien ſich herumſchlugen, deren Kampf in der Wirklichkeit längſt erloſchen war, und ſtatt deren ſchon die ſechsten und ſiebenten Nachfolger den Schauplatz einnahmen. Für meine dichteriſchen Strebungen aber fand ich durchaus keinen lebenden Anhalt. Auch meine Freunde Werner und Luther hatten dafür keinen Sinn, und hielten meinen Eifer für eine Sonderbarkeit. Ihr Umgang war mir dagegen in andrer Richtung nützlich; auf Spazirgängen, bei Beſuchen hielten uns immer nur ernſte Dinge beſchäftigt. Vor Abwegen blieben wir durch unſre Gewöhnungen und ſittlichen Begriffe glücklich bewahrt. —

So verging denn doch über ein Jahr, bevor meine Abreiſe nach Berlin ſich näher beſtimmte, eine Zeit, von der noch manches zu erzählen wäre, wenn es mit dem Gegebenen nicht ſchon genug dünken dürfte. Kirchhof hatte inzwiſchen mit dem Generalſtabschirurgus Görcke in Berlin wegen meiner Aufnahme in die dortige chirurgiſche Pepiniere korreſpondirt, und mein Eintritt als ſogenannter Volontair wurde zum Herbſt 1800 feſtgeſetzt. Das erſt vor wenigen Jahren gegründete Inſtitut wurde wegen ſeines zweckmäßigen Studienplans, der guten Ausſicht und billigen Freiheit, in der die Zöglinge lebten, und wegen der vielfachen großen Hülfsmittel, die ſich in Berlin ihm darboten, höchlich gerühmt; man pries mich glücklich, daß ich ſo früh ohne die Gefahren der Univerſität alle ihre Vortheile genießen ſollte.

Bevor ich abreiſte, ſollte ich noch eine merkwürdige und für mich außerordentliche Bekanntſchaft machen. Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen war zu der Zeit in Hamburg, und Kirchhof meinte, da ich nach Berlin reiſte, ſo würde mir eine Empfehlung von ſo hoher Hand jedenfalls nützlich ſein. Er ließ mich dem Prinzen anmelden, und ein

Herr Demiani führte mich ihm eines Morgens zu. Ich hatte den Prinzen als genial rühmen hören, und war ſehr geſpannt, ihn zu ſehen. Der große ſchöne Mann trat aus einem Kabinet hervor, halb angekleidet, mit bloßer Bruſt; er redete mich freundlich an, fragte nach meinen Studien, ob ich denn Latein wiſſe, das ſei ſchwer, wie er ſelbſt erfahren, denn er habe es noch nicht lange zu erlernen angefangen; in ſeinem Benehmen war Güte und Behagen, ein menſchlicher Zug, der ihm die Herzen gewann; er antwortete raſch und gebieteriſch einem Offizier, der ihm etwas zuflüſterte, that dann auf dem Fortepiano einige Griffe, und wandte ſich darauf wieder zu mir, um mir zu ſagen, daß er meinetwegen ſehr gern an Görcke ſchreiben wolle. Ich mußte ein zweitesmal wiederkommen, das Schreiben zu empfangen, aber der Prinz hatte es ſchon abgeſandt. Er ſagte, er hoffe mich in Berlin zu ſehen, und entließ mich mit den beſten Wünſchen. Er war der erſte Prinz, den ich kennen lernte, und wahrlich, glänzender und einnehmender als dieſer erſte iſt mir keiner ſeitdem erſchienen! —

Ich fuhr mit dem Poſtwagen von Hamburg ab, und traf in Berlin zu Ende des Septembers ein. Mein erſter Gang war zu Görcke, der mich mit äußerſter Zuvorkommenheit aufnahm, mir aber gleich nicht ſonderlich gefiel. Er rief den Oberſtabschirurgus Völzke herbei, und ſagte ihm, das ſei der junge Hamburger, wegen deſſen der Prinz Louis Ferdinand geſchrieben habe, und mit lächelnder Selbſtgefälligkeit fügte er hinzu: „Ja, ja, in Hamburg hat die Pepiniere ſchon den größten Ruhm!“ — Ich war um vier bis fünf Wochen zu früh gekommen, die Vorleſungen ſollten erſt nach dieſer Zeit beginnen. Die Zimmer für die Neueintretenden waren noch nicht in Ordnung, ich wurde daher vorläufig bei ſchon ältern Eleven einquartirt, die mich mit den Einrichtungen bekannt machen, mir die Stadt zeigen und überhaupt hülfreiche Genoſſen ſein ſollten. — Unangenehm war mir, daß ich mein Haar pudern und in einen Zopf binden mußte, auch daß manche der mitgebrachten Kleider, z. B. Pantalons, hier verboten waren. Dagegen ließ mich die Geringheit der Mittagskoſt, an der ich nun Theil nahm, ſehr gleichgültig, und ich wunderte mich nur, daß ſelbſt Göörcke mir von dem guten Hamburger Eſſen ſprach; für das nicht vermißte fand ich übrigens erwünſchten Erſatz in dem erſt ſeit kurzem an der Stechbahn eröffneten kleinen Konditorladen von Joſty, dem ſich denn doch kein hamburgiſcher gleichſtellen konnte! Ich beſah die Merkwürdigkeiten der Stadt, verweilte beſonders mit Vorliebe bei den Bildſäulen preußiſcher Kriegshelden auf dem Wilhelmsplatz, ſah mir die verſchiedenen Truppengattungen und ihre Exerzirkünſte wiederholt an, und beſuchte auch das deutſche Theater, wo Kotzebue'ſche und Iffland'ſche Stücke herrſchten. Einer merkwürdigen und eindrucksvollen Begebenheit wohnte ich gleich in der erſten Zeit meines Aufenthaltes bei, dem Leichenbegängniſſe Meierotto's, des trefflichen Schulmannes, dem außer den zahlreichen Schülern des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums und den Abgeordneten der andern Gymnaſien eine große Schaar von Bürgern und angeſehenen Männern folgte, ſo daß aus der tiefen Trauer und ernſten Theilnahme ſogleich zu erkennen war, welch ein bedeutender und allgemein anerkannter Mann hier beſtattet wurde. Wie oft war ich in ſpäteren Zeiten veranlaßt, mich ſolcher erſten Eindrücke zu erinnern! —

Fünfter Abſchnitt.

Mediziniſch-chirurgiſche Pepiniere.

Berlin, 1800—1803.

Die preußiſche Kriegsarzneikunde ſtand ſeit langer Zeit in großem Ruhm, und man war gewohnt, bedeutende Namen an ihrer Spitze zu ſehn. Noch zuletzt hatte der Generalſtabschirurgus Doktor Theden einer allgemeinen Anerkennung ſeiner mannigfachen Verdienſte genoſſen, und als er in hohem Alter der Ruhe bedürftig geworden, war man nicht verlegen, ihm einen würdigen Nachfolger zu bezeichnen, man zweifelte nicht, daß Doktor Murſinna dieſer ſein müßte. Allein nicht dieſer, ſondern Doktor Görcke wurde zu dem wichtigen Amt erhoben, nicht ohne Theden's eigne dringende Einwirkung. Die öffentliche Meinung ſtimmte dieſer Wahl nicht völlig bei, und Görcke wußte dies wohl, daher ſein Ehrgeiz immer geſpornt war, ſie durch ausgezeichnetes Wirken und Schaffen zu rechtfertigen. Als praktiſcher Wundarzt war er geſchickt, bei ſeinen nicht allzu häufigen Operationen bewies er Leichtigkeit und Sicherheit; doch fühlte er ſelber, daß er im eigentlich wiſſenſchaftlichen Gebiete wenig begründet war, und grade von dieſer Seite wuchſen die Anforderungen mit jedem Tage. Sie führten auch zur Stiftung der Anſtalt, welche im Jahre 1795 unter dem Namen der mediziniſch-chirurgiſchen Pepiniere in's Leben trat, und den doppelten Zweck hatte, junge Leute durch einen vierjährigen Lehrgang zu Wundärzten für das Militair zu erziehen, und zugleich die ſchon vorhandenen, großentheils ſehr rohen und unwiſſenden Unterärzte des Heeres weiter auszubilden. Der Plan war ſehr zweckmäßig angelegt, und Görcke bewies in der Ausführung viele Geſchicklichkeit und Klugheit; er ließ es ſich beſonders angelegen ſein, der Anſtalt gleich im Beginn einen höheren wiſſenſchaftlichen Zuſchnitt zu geben, und nicht nur wurde die geſammte Heilkunde in allen ihren Zweigen erfaßt, ſondern auch die Naturwiſſenſchaften überhaupt, Mathematik, Philoſophie, Geſchichte und ſogar Sprachen in den Studienplan aufgenommen. Görcke gefiel ſich ungemein in Aufzählung aller dieſer Lehrgegenſtände, und ließ es beſonders hoch klingen, daß bei ſeinem Inſtitut reine und angewandte Mathematik und die neueſte Philoſophie, die des großen Kant, vorgetragen, Latein aber nicht nur gewußt, ſondern auch geſprochen wurde. Er ſelbſt aber entſprach dieſem hohen Schwunge doch am wenigſten, und bekannte im Vertrauen, die Philoſophie müſſe man treiben, beſonders die Logik, weil die Unkenntniß der darin vorkommenden Kunſtwörter beſchämend ſei; Mathematik ſei zum Rechnen und dies dem Wundarzte bei der Eintheilung der Arzneigaben unentbehrlich, das Latein aber könne man zur Setzung der richtigen Kaſus nicht entbehren, denn es ſei unmöglich, dieſe aus bloßer Uebung immer zu treffen! Mit ſolchen Anreizungen ſuchte der gute Mann zum fleißigen Studiren aufzumuntern, und machte mir gleich hiedurch einen ſchlechten Eindruck, den er aber noch ſehr verſtärkte, indem er mir auch Regeln der Klugheit mittheilte, Vorſchriften des Betragens, wobei er mir ſein eignes Beiſpiel vorhielt, und mir naiverweiſe rühmte, ich ſolle nicht glauben, daß er auf ſeinen höchſten Poſten — denn in ſeinem Fache ſtehe niemand über ihm — allein durch Verdienſt gelangt ſei, — o ja, durch Verdienſt wohl auch, — aber eben ſo ſehr durch Aufmerkſamkeit auf Menſchen und Umſtände, durch richtiges Ergreifen des Augenblicks, durch Schmiegſamkeit, — das Wort kam wirklich vor, und war hinlänglich, mir Fünfzehnjährigem die ganze Weisheit des Fünfzigers zu verleiden!

Zum Glück hatte Görcke den Profeſſor Kieſewetter als Direktor des ſchul- und hülfswiſſenſchaftlichen Unterrichts an ſeiner Seite, und konnte ſich auf dieſen hellen und umfaſſenden Kopf, dem die Gabe des lebendigſten Vortrags verliehen war, in aller Weiſe ſtützen. Aber auch unter ſeinen nächſten Gehülfen, welche den Zöglingen unmittelbar vorſtanden, waren treffliche Männer, Männer von gediegenem Karakter, und ſtrenger Wiſſenſchaft. Den Oberſtabschirurgus Doktor Voelzke muß ich hier zuerſt nennen; ohne ihn geſchah nichts, und ihm kam es allein auf die Sache an, nicht auf den Namen, er that das Gute eben ſo gern unter Görcke's als ſeinem. Von den Stabs- und Oberchirurgen, mit welchen ich unmittelbar in Beziehung geſtanden, ſind mir insbeſondere Bruckert, Horlacher, Kranz und Lohmeyer gleich damals ehrenwerth und theuer geworden und ſtets in dankbarer Erinnerung geblieben. Dieſen Männern, und ihren wackern, größtentheils aus der Anſtalt ſelbſt hervorgegangenen Nachfolgern, iſt hauptſächlich die gründlichere Bildung und Wiſſenſchaftlichkeit zuzuſchreiben, zu der die Pepiniere ſich in der Folge mehr und mehr erhoben hat. —

Freilich gab es unter den Vorſtehern auch einige, deren Richtung von der bezeichneten gänzlich verſchieden war. Sie ſahen ihr Verhältniß zu den Eleven nicht anders als das des Befehlshabers zu dem Gehorchenden an, das Militairiſche darin wurde ihnen zur Hauptſache; das Militairiſche in damaliger Zeit war aber in ſeinen vorherrſchenden Zügen grob und willkürlich, alles mußte mit widerwärtiger, meiſt unnöthiger und oft ganz verkehrter Strenge geſchehn. Wohl war auch die Mehrzahl der Eleven damals noch ſehr roher Art, Sitte und Ton der untern Klaſſen bei ihnen vorherrſchend, und für manche bärtige Burſchen, die das Lernen als eine Plage ihres Standes, ihr Fach als ein bloßes Handwerk anſahen, mag die korporalhafte Behandlung weniger anſtößig geweſen ſein; aber für Jünglinge von beſſrer Erziehung oder edlerem Sinn war ſolche Rohheit unerträglich, und grade ihnen, ſo ſchien es, wollte man ſie recht fühlbar machen. Ich fand mich von dieſem Unteroffizierweſen ſeltſam angemuthet; wir befliſſen uns der Wiſſenſchaften, und waren alſo meines Erachtens nicht ſchlechter als Studenten auf der Univerſität; bei der Militairuniform aber, die wir trugen, konnte ich nur an den Offizierſtand denken; in beiden Kreiſen ſetzte ich Bildung, Eleganz und Genialität freigebig voraus, zumal in Berlin, wo mir der klaſſiſche Boden alles Höheren ſchon von Friedrich dem Großen her zu ſein däuchte, denn wie von ſeinem großen Könige, meint' ich, wiſſe jeder Preuße nun auch von ſeinem Ramler, Kleiſt, und allen andern großen Geiſtern der Nation. In welchem Abſtande von ſolchen Vorſtellungen fand ich alles! —

Von meinen Stubenkammeraden warf ſich der älteſte, ein Sechsundzwanzigjähriger, gleich zu meinem Mentor auf, und nahm mich ganz in Beſchlag. Er gab mir über die Gegenſtände, die mich zunächſt anziehen mußten, vorläufige Auskunft, ſuchte mir ſeine Anſichten zu geben, drang mir ſeinen Rath auf. Er merkte bald, welche Lockungen bei mir verfingen. Daß er den Philoſophen Kant, von dem ich diesmal faſt zuerſt hörte, mit ſtolzem Rühmen anpries, daß er ſeine Entzückungen über einige Schauſpiele, die wir zuſammen ſahen, und über die vortrefflichen Künſtler, die darin aufgetreten waren, feurigſt gegen mich ausſprach, gefiel mir allerdings, und ich beachtete nicht ſonderlich, daß er mir gleich in den erſten Tagen faſt all mein mitgebrachtes Geld abborgte, und ſich für den Reſt als meinen Ausgeber aufſtellte. Nicht gutheißen aber konnt' ich, und wiewohl ich die ſtille Mißbilligung mir noch abzuſtreiten ſuchte, ſo widerſtrebte doch mein Inneres, daß er, der Alte, mich ſo viel Jüngern eiligſt in Tabagieen und zu Abendluſtbarkeiten einführte, wo er wie ſich ſelber auch mir das herrlichſte Vergnügen bereitet wähnte, ſtatt deſſen ich aber nur die dürftigſten, ja abſchreckendſten Eindrücke empfing. Andre Kameraden ſchloſſen ſich uns an, und eine Zeitlang ſetzten wir ein ſolch unerfreuliches Herumtreiben fort, das bei den äußerſt beſchränkten Mitteln der Andern großentheils auf meine Koſten geſchah, aber doch dem ganzen Zuſchnitte nach ſo gering blieb, daß dieſe Seite am wenigſten in Betracht kommen durfte; das gemeine Weißbier und der ſchlechte Taback, worin man ſich gütlich that, waren des elenden Witzes, der niedrigen Anſichten und geringen Erzählungen, die hier vorkamen, vollkommen würdig. So völlig ohne

Anmuth das Ganze war, ſo unbefriedigt meine Erwartungen blieben, meint' ich in dieſem Elemente nun doch einmal etwas Geniales finden oder hervorbringen zu ſollen, und lebte einige Zeit in dem Schwange fort.

Die Vorleſungen und Lehrſtunden begannen mittlerweile; in allen Zweigen jedoch, die dem erſten Semeſter zugetheilt waren, fand ich mich weit voraus, und bedurfte keines anſtrengenden Fleißes, ſondern konnte ruhig abwarten, daß mich der Unterricht einholte. Ich behielt Zeit genug, nicht nur die begonnene Lebensart fortzuſetzen, ſondern daneben auch noch viele Bücher zu leſen, die mir die Vieweg'ſche Leihbibliothek darbot. Ich las mit Leidenſchaft jetzt vollſtändig den Voſſiſchen Homer, genoß den Ramler'ſchen Horaz, brütete über Klopſtock's Oden; aber auch Feßler's Mark-Aurel, Meißner's Alcibiades und Skizzen, und andre ſolche Schriften, konnten mich begeiſtern oder doch meinen Geſchmack befriedigen. —

Einen demüthigenden aber zugleich befeuernden Eindruck empfing ich in dieſer erſten Zeit, als ein paar Kammeraden, welche vor dem Eintritt in die Pepiniere ein Berliner Gymnaſium beſucht hatten, aus alter Anhänglichkeit einer Prüfung daſelbſt beiwohnen wollten, und mich aufforderten mitzugehen. Ich hörte mit Ehrfurcht und Staunen die Proben von Kenntniß und Fertigkeit, in denen auch jüngere Schüler ruhmvoll beſtanden, und die alles übertrafen, was ich mir von ſolcher Anſtalt bisher gedacht hatte. Ich freute mich des wiſſenſchaftlichen Eifers, der hier Lehrer und Schüler zu durchdringen ſchien; ich ſeufzte tief, wenn ich den freien Geiſt dieſer Studien mit dem engen Gange verglich, dem ich zu folgen hatte! Bei den Leiſtungen im Lateiniſchen konnte ich noch mit befriedigtem Selbſtgefühl zuhören, ich durfte mich den Beſten in manchem Stücke gleich dünken. Aber völlig umgeworfen und vernichtet wurde mein Stolz, als das Griechiſche an die Reihe kam. Ein Geſang der Ilias wurde vorgetragen, überſetzt, erklärt; das Feuer und die Sicherheit der Jünglinge, welche über alle Sprachquälerei hinaus ganz den Dichter zu empfinden ſchienen, ihr ſchwungvoller Ausdruck, der wie von ſelbſt in hexametriſche Wendungen überging, das antheilvolle Zuhören der Mitſchüler und Lehrer, alles riß mich hin, und entzündete meine Bewunderung und meinen Neid. Ich fühlte tiefen Schmerz, von dieſen Studien ausgeſchloſſen zu ſein, mir ſchien das höchſte Glück, den Homer griechiſch zu leſen, ich beneidete heftig jene Schüler, welchen dazu Anleitung und Förderung dargeboten war, die mir in meiner damaligen Lage verſagt bleiben mußten. Zuletzt verließ ich den Saal in einer aufgeregten Stimmung, die jedoch von meinen Gefährten erſt befremdlich angeſtaunt und dann achtlos beſeitigt wurde.

Schon bei ſolcher Abweichung mußte mein Zuſammenhang mit den rohen Geſellen mehr und mehr nachlaſſen, vollſtändig aber zerriß er in der nächſten Zeit. Ich fand Anlaß, mit meinem aufdringlichen Mentor zu brechen, und wurde glücklicherweiſe auch zu andern Stubengenoſſen verſetzt, zu jüngern und mir angemeſſenern. Aber eine Hauptveränderung brachten in mir die Kieſewetter'ſchen Vorleſungen zu Wege; die mathematiſchen wie die philoſophiſchen riſſen mich unwiderſtehlich hin. Als ich ihn zuerſt über dieſe Gegenſtände hörte, und ſo viele neue Andeutungen und Aufſchlüſſe in bisher mir verborgen gebliebenen Richtungen vernahm, fühlte ich mich auf einen durchaus neuen Boden verſetzt. Alles Gemeine ſchwand wie vom Winde verweht dahin, und machte den reinſten geiſtigen Beziehungen Platz. Daß es dergleichen gab, wie dieſe wiſſenſchaftlichen Forſchungen, Begründungen und Lehren der Kantiſchen Philoſophie, wie dieſer klare, belebte, durchgreifende Unterricht, der über allem Stückwerke des Wiſſens, mit dem ich bisher mich hatte begnügen müſſen, in geiſtiger Höhe als ein helles, vereinigendes Licht ſchwebte, dies allein ſchon war mir ein Glück, dem ich nichts zu vergleichen wußte, ich fühlte mich in der Gegenwart erhoben und für eine noch reichere Zukunft geſtärkt, ich hing mit höchſter Spannung und in wärmſter Erregung an Mund und Auge des in freiem Vortrage miterregten Lehrers, die Stunde verging mir wie ein Augenblick, und ich erinnere mich, manche Vorleſung der erſten Zeit wie im Fieber verlaſſen zu haben. Für dieſen neuen Zuſtand gab es leider in meinem Verhältniſſe keine oder wenige Mittheilung; meine Gefährten ſtimmten wohl ein, wenn ich den Inhalt dieſer

Vorträge rühmend zu beſprechen anhob, allein ſie hielten ſich meiſt nur an den gröberen Gewinn des unmittelbar Brauchbaren, was ihnen für ſchon gegebene äußere Zwecke dabei einleuchtete. Bei ſolcher Verſchiedenheit der Sinnesart blieb ich zwar ein guter Kammerad, munter und theilnehmend für mancherlei Jugendliches, aber im Innern fand ich mich faſt ganz abgetrennt; das Studiren war mir Hauptſache, und zwar das freie, allgemeine, nicht das bedingte, eingeſchränkte, welches nur auf künftigen Lebenserwerb abſehen wollte.

Die Kantiſchen Wege leiten aus dem theoretiſchen Gebiete ſchnurſtracks in das praktiſche hin, und ſetzen allen Ertrag ihrer Zufuhren förderſamſt in die Sittlichkeit ab. Dieſe Beziehung gewann auch in mir ſchnell die Oberhand. Ich fing an, Leben, Thätigkeit, Benehmen und Aeußerungen nach ſtrengen Grundſätzen zu ordnen und zu zügeln. Dies gelang einige Zeit recht gut und belohnte ſich durch den Erfolg, ich machte Fortſchritte, fühlte mich mancher Widrigkeit entledigt, und fand auch in der äußeren Erſcheinung meinen Vortheil dabei, denn mein Fleiß und meine Aufführung gaben mir ein friſcheres und würdigeres Anſehn, und ich ſah von allen Seiten mir eine Art von Aufmerkſamkeit erwieſen. Nun aber blickte ich zurück, ich mußte mir eingeſtehen, daß ich in der erſten Zeit auf ſchlechter Bahn geweſen, daß ich mein richtiges Ziel außer Acht gelaſſen, meinen Pflichten keineswegs nachgekommen ſei. Die Beſchämung und Reue, welche ich hierüber empfand, ſuchten ſich den Ausweg und die Hülfe wenigſtens der offenen Selbſtanklage, und ſo ſetzt' ich mich eines Tages hin, und ſchrieb an den Konſul Kirchhof einen Brief, worin ich meine Unzufriedenheit mit mir ausſprach, mich zu mancherlei Verirrungen bekannte, und für die Folge eine ſtrengere Haltung angelobte. Der treffliche Mann, dem nur Rühmliches über mich war berichtet worden, mochte aus meinen allgemeinen Redensarten nichts Beſtimmtes entnehmen können, durfte aber die etwanigen Vergehungen des Leichtſinns und der Zerſtreuung, die noch dazu in keinerlei Folgen bemerkbar geworden waren, durch das Uebermaß einer ſolchen Gewiſſenhaftigkeit reichlich aufgewogen glauben. Ich meinerſeits hielt mich anfangs einer großen Laſt befreit, war aber nicht wenig erſchrocken, als ich mir bei näherer Selbſtbeobachtung den Verdacht zu bekennen fand, ob in dieſer geſuchten Befreiung nicht doch nur eine eitle Befriedigung gelegen habe, und das ungeforderte Bekenntniß nur eine unnöthige Vordringlichkeit und nicht ohne den Zuſatz einiger gleißneriſchen Prahlerei geweſen ſei? Dieſer Zweifel und die aus ihm hervorgehenden geſchärften Einblicke ſtörten ſehr meinen moraliſchen Eifer, denn ich ſah, daß in dieſem ſelbſt auch wieder der Keim ſeines Gegentheils wuchern könne, und ich gab mich ſeitdem wieder mit mehr Unbefangenheit den Regungen des Augenblicks hin, die ich zu ſtreng hatte bewachen und beherrſchen wollen.

Einen der größten Momente meines Lebens erfuhr ich, als nach Ablauf meines erſten Studienhalbjahres ein allgemeines öffentliches Tentamen Statt fand. Die ſämmtlichen Zöglinge in Uniform, die Obern und Görcke ſelbſt feierlich vorſitzend, eine große Zahl eingeladner Zuſchauer, hoher Militairperſonen, Civil-Beamten und Gelehrten, dies alles bildete die anſehnlichſte Verſammlung, die ich noch geſehen hatte. Ich war nicht ohne Angſt, doch ging alles ganz gut, ich beſtand mit den Andern leidlich, bis endlich Kieſewetter zu examiniren anfing, und nun auch denen, die ſich am ſtärkſten gerüſtet fühlten, der Muth etwas befangen wurde. Aber wie ward mir, als dieſer von Allen hochgehaltene und zugleich ſehr gefürchtete Lehrer mit ſeiner durchtönenden, beredten Stimme ſo anhob: „Unter den Jünglingen, welche in dem vergangenen halben Jahre meine Zuhörer geweſen, haben ſich durch Fleiß, Aufmerkſamkeit und Fortſchritte beſonders Drei hervorgethan; an ihrer Spitze ſteht der junge Varnhagen, von dem ich überhaupt ſagen darf, daß er durch Fähigkeiten und Eifer zu den größten Hoffnungen berechtigt, und gewiß in der Folge zu großer Auszeichnung gelangen wird.“ — Ich glaubte zu verſinken, und fühlte mich zugleich in den Himmel erhoben. Nicht entfernterweiſe hatte ich dergleichen erwartet, nicht im mindeſten geahndet, daß ich ſolches Lob verdienen könnte, es kam wie ein Geſchenk an mich, und ich ſah mich berechtigt, von mir eine beſſere Meinung zu hegen, als ich bis dahin gehabt. Eine größere Befriedigung des Ehrgeizes möchte ſchwerlich auszudenken ſein. In der Aufregung, die mich ergriffen hatte, fühlte ich meinen Geiſt wie durch wohlthätige Wärme wirklich ausgedehnt, über ſein gewöhnliches Maß emporgehoben, Gedächtniß und Verſtand waren geſchärft, und ich antwortete auf manche Fragen, wo mein Wiſſen nicht ausreichte, dreiſt und glücklich aus einer Art von Eingebung, die mir ſelbſt zum Erſtaunen wurde. Ich wüßte nicht, daß dergleichen mir jemals in demſelben Grade wieder begegnet wäre.

Mit Kieſewetter kam ich hierauf bald in näheres Verhältniß, in vertrauliche Bekanntſchaft. Ich war ein eifriger und dankbarer Schüler, der das Empfangene in vielfacher Geſtalt zurückzugeben ſtrebte. Daß ich die Dichtkunſt mit Neigung pflog, für dieſe Richtung hauptſächlich Leitung und Förderung anſprach, und die philoſophiſchen Erkenntniſſe mit einigem Schwunge der Einbildungskraft zu verarbeiten unternahm, konnte nur Beifall finden. Kieſewetter beſtärkte mich in dieſer Neigung, ſo wie in dem Enthuſiasmus für das klaſſiſche Alterthum, von dem wir beide jedoch nicht allzuviel wußten. Auch die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution, zu denen ich mich zu bekennen wagte, erfuhren im Vertrauen die heißeſte Billigung, und ich wurde als ein geweihter und begabter Jünger laut geprieſen, wenn ich in Horaziſchen oder Klopſtockiſchen Silbenmaßen die Kantiſche Weisheit rühmte, oder den damaligen Erſten Konſul Bonaparte, als den Mörder der jungen Freiheit und als den Störer der ſchönſten menſchlichen Entwickelung, mit bitterm Haſſe verabſcheute. Wandte ich ſpäterhin einige litterariſche Polemik, ſei es in Verſen oder in ſatiriſcher Proſa, gegen die Flachheit, mit der Nicolai, oder gegen den ſophiſtiſchen Glanz, mit dem Buchholz in ſeinem „Gravitationsſyſtem der moraliſchen Welt“, den Weiſen von Königsberg zu beſtreiten meinten, ſo ärntete ich auch hiefür außerordentliches Lob, und die doch nichts weniger als meiſterlichen Leiſtungen wurden von ihm in geſellſchaftlichen Kreiſen umhergezeigt und gerühmt. Ich lernte bei ſolchen Gelegenheiten zuerſt die wohlwollende Partheilichkeit und Uebertreibung kennen, mit der man in der geſelligen Welt diejenigen geltend zu machen ſucht, die man in irgend einer Art zu den Seinigen zählen darf. Weil ich einige Oden aus dem Horaz herſagen konnte, hatte Kieſewetter mich ſeinen Freunden angerühmt, ich wiſſe den ganzen Horaz auswendig, und ich ſchämte mich tief, als ich unvermuthet mich in ſolchem Ruhme ſtehen fand.

Ich hörte nun alle Vorleſungen Kieſewetter's, ſowohl die für Studirende beſtimmten — und manche davon zwei- und dreimal, ſo oft ſie wiederholt wurden —, als auch, aus beſonderer Gunſt, die Privatvorleſungen, die er für ausgewähltere Kreiſe zu halten pflegte; ſo hörte ich die Aeſthetik, die mir ein fortdauerndes Feſt war, die Religionslehre nach Kantiſchen Grundſätzen, ferner eine gedrängte Ueberſicht aller Wiſſenſchaften. Mit dem Prinzen — nachmals Herzog — Karl von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin, der in der Académie militaire erzogen wurde, und dabei Kieſewetter's mathematiſche und philoſophiſche Vorleſungen hörte, mit dem Oberſten von Kleiſt, dem Vorſtande der Académie militaire, und dem Oberſten von Scharnhorſt, dem nachmals berühmten General, ferner mit dem Major von Hake, nachmaligem Kriegsminiſter, den Lieutenants Rühle von Lilienſtern und von der Marwitz, nachherigen Generalen, und mit manchen andern ſchon damals oder ſpäter namhaften Männern wurde ich hier nahbekannt. Zur Unterhaltung des Prinzen, der ganz allein mit Franz von Eckardſtein, gleich ihm Zögling der Académie militaire, bei Kieſewetter die theuerſten privatissima hörte, wurden beſondre Geſellſchaften gegeben, ſatiriſche Puppenſpiele aufgeführt, die nachher bei der Königin wiederholt wurden, und an deren dichteriſchen Abfaſſung man mir, wiewohl mit Unrecht, einigen Antheil beimaß.

In der Familie Friedländer, wo Kieſewetter als Hausfreund einheimiſch war, fand ich die zuvorkommendſte Aufnahme, und wenn dieſe von jener Seite vorzugsweiſe in Betreff eines Sohnes gemeint war, an deſſen Lehrſtunden ich Theil nehmen und dem hinwieder mein Umgang nützlich ſein ſollte, ſo ließ ich von meiner Seite mir auch eine hübſche

Nichte gefallen, an die ich mancherlei Aufmerkſamkeiten richtete. Mein Ausſchneiden, Dichten, Vorleſen, ſo wie mein Lern- und Lehrſinn und mein ganzes Empfindungsweſen hatte hier ſeinen Spielraum. Ein jüngerer Bruder der Madame Friedländer, Hermann Eberty, zog mich mit noch ſtärkern Banden einer innigen Freundſchaft zu ſich und den Seinigen hin, und leicht hätte ich den angenehmſten Umgang noch auf andre geſellige Kreiſe ausdehnen können. Eine eben aufgeblühte Schönheit, Mariane Saaling, hatte mich durch ihren Anblick bezaubert, und es koſtete mich große Ueberwindung, den dargebotenen Anlaß zum Beſuch ihrer Familie unbenutzt zu laſſen. Durch Kieſewetter wurde ich auch mit Frau von Berg, mit Friederike Unzelmann bekannt. Ich war außerdem in dem Hauſe des Doktor Hempel, deſſen Sohn in der Pepiniere mit mir daſſelbe Zimmer bewohnte, mit großer Liebe aufgenommen, und lebte dergeſtalt früh ſchon in Lebenselementen, welche mit denen, die in der Pepiniere vorherrſchten, freilich einen ſchneidenden Gegenſatz bildeten.

Aber auch in dem Inſtitut hatte ich einige liebe Gefährten, mit denen ich in traulicher Gemeinſchaft lebte. Unter ihnen waren meine Stubengenoſſen Hempel und Lauriskus, dann der ſchon von Hamburg her mir befreundete Luther, dieſer beſonders ausgezeichnet durch edles Gemüth und tapfre Geſinnung; er wurde ein Opfer ſeiner Bravheit, indem er Gefährten, die ſeiner nicht werth waren, aus einer Schlägerei reitete, in welcher ſie ihn dann zurückließen; er half ſich auch allein, aber ſeine ſchwache Bruſt litt ſeit dieſer Anſtrengung immer mehr, und er ſtarb an der Schwindſucht zu meiner tiefen Trauer. Von jüngern Gefährten, die mir förderlich geworden, habe ich noch Diebeck, Reygenſind und Kluge dankbar zu erwähnen. Außerhalb des Inſtituts war ich mit Doktor d'Oleire aus Bremen, mit Doktor Renner, der nach Moskau ging, und noch einigen Andern befreundet, die mit mir dem Brown'ſchen Syſteme ſich zuneigten.

Kieſewetter warnte mich, den Lockungen des Umgangs und der Geſelligkeit nicht zu ſehr zu folgen, ſondern vor allem der Studien eingedenk zu bleiben. Doch er ſelbſt und auch die Studien führten mich unaufhörlich in ſolche Lebensbeziehungen zurück. Nicht nur war ich täglich bei Kieſewetter, und faſt jedesmal wenn er Geſellſchaft gab, ſondern auch mit andern Lehrern kam ich in nähern Verkehr, der ſo ehrenvoll als in jedem Betracht wünſchenswerth erſcheinen mußte. Der Lektor der lateiniſchen Sprache, Profeſſor Schloſſer, war ein jovialer Niederrheiner, der zu Köln dem Kloſter, wo er Mönch werden ſollte, durch die Flucht entgangen war; er hatte darauf beim Militair ſich anwerben laſſen, aber bald nachher, wegen ſeiner guten lateiniſchen Kenntniſſe, durch Begünſtigung wieder den Abſchied erlangt. Er fühlte ſich überglücklich, im Schutze Preußens gegen jede kirchliche Anfechtung geſichert zu ſein, und verſpottete nach Herzensluſt Pfaffen und Rigoriſten jeder Art. In das medizíniſche Latein hatte er ſich tüchtig hineinſtudirt, und ſeine Lektionen über den Celſus waren vortrefflich zu nennen. Mit den unſaubern Scherzen und Neckereien, durch die er ſeine Lehrſtunden für die gröberen Geſellen zu würzen pflegte, verſchonte er mich gänzlich, dagegen lud er mich öfters zu ſich ein, wo ſeine Unterhaltung durch Lateinreden, durch Leſen ſeiner lateiniſchen Verſe, und durch manches Anregen und Bemerken mir nützlich wurde, ich aber auch mit ſeinem Sohne und ſeiner ſehr artigen Tochter zuweilen vergnügte Stunden hatte. Ein von mir beſonders geſchätzter und geliebter Lehrer war Profeſſor Nolte, deſſen deutſcher Sprachunterricht, wie ſeine Lehrſtunden in der Erdbeſchreibung und Geſchichte, mir großen Vortheil brachten; ſeine Gutmüthigkeit, ſeine Sitte und faßlicher Vortrag wurden ihm von uns Allen dankbar angerechnet, und ihn zu kränken hätte jeder für unverzeihlich gehalten. Mir gab er freundliche Nachhülfe bei meinen metriſchen oder proſodiſchen Anliegen, lieh mir Bücher, und behandelte mich mit gleichſtellender Artigkeit. Dem unverändert gütigen und liebreichen, und dabei ſtets in gleichmäßiger edler Bildung erſcheinenden Manne, der gewiß in ſeinem ganzen Leben nie Schaden und Unrecht ausgeübt, habe ich in allen folgenden Jahren nur ſtets erhöhte Verehrung und Liebe treu gewidmet.

Wenn ſonſt junge Leute durch Lehrer und Vorgeſetzte ſtreng und ſorgſam von der Richtung zur Poeſie pflegen abgehalten zu werden, ſo war dies mein Fall im geringſten nicht. Da meine eigentlichen Studien nicht darunter litten, ſondern in faſt allen Lehrgegenſtänden ich fortwährend mit den Beſten voran blieb, und belobende Zeugniſſe empfing, ſo war ſelbſt Görcke meinem Verſemachen geneigt, und ſah darin für die Anſtalt eine neue Zierde, die er auch gelegentlich zu rühmen wußte. Ich gewann ihn ganz durch ein Gedicht, das ich auf Andringen meiner Vorgeſetzten als Glückwunſch an ihn richtete, und ihm ſogar vordeklamiren ſollte, welches letztere jedoch mir in der Seele zuwider war und eine Geſchmackloſigkeit dünkte, der ich mich denn auch glücklich entzog, indem ich eine zufällige Störung benutzte, um den günſtigen Augenblick des Hervortretens zu verſäumen, ohne daß mir ein Verſchulden dabei nachzuweiſen war. Aus eignem Antrieb konnt' ich in Zuneigung und Lob überſchwänglich ſein, den Verhältniſſen und gar fremdem Gebote hierin nachzugeben, empfand ich den größten Widerwillen. Ich war daher auch zu keinem zweiten Gedichte ſolcher Art zu bewegen, richtete aber meine Verſe deſto lieber an Kieſewetter, durch den ich immerfort die wirkſamſten Anregungen empfing, obſchon er mich dabei in meinen äſthetiſchen Vorurtheilen nur beſtärkte.

Mein dichteriſcher Trieb war eigentlich ganz techniſch, und hielt ſich an die äußere Kunſtform überlieferter Vorbilder. Lyriſches wie Horaz und Klopſtock und Voß, Epiſches wie Virgil, und Dramatiſches wie die Franzoſen zu liefern, das dünkte mich der Gipfel alles poetiſchen Bemühens. Nun hatte zwar Kieſewetter größere Vorliebe und Achtung für Homer, Sophokles und Euripides, ſo weit er ſie kannte, unter den neuern Deutſchen waren ihm Schiller und Goethe vor allen werth und vertraut, aber ſeltſamerweiſe gab er ſich hierin ſchon einigermaßen Unrecht, meinte über das wahre Maß korrekter Schönheit hinauszuſchweifen, und glaubte mich, bei meinen alt-hergebrachten trocknen Muſtern eigentlich auf dem beſſern Wege. Ich aber ſuchte, bei leidlicher Gewandtheit in den äußeren Formen, nun auch einen befriedigenden Inhalt, bemühte mich, Kantiſche Lehren poetiſch einzukleiden, politiſche Freiheit anzupreiſen, und dann auch, wie ſich von ſelbſt verſteht, Gefühle der Freundſchaft und Liebe auszuſprechen. Es war ein ungemeines Wagniß, daß ich zu letztern mich der verrufnen Form der Sonette zu bedienen anfing.

Ich heftete den Ausdruck meiner Begeiſterung an die nächſten Gegenſtände, denen ich, wie ich insgeheim ſehr gut wußte, im Grunde doch nur lieh, was ich von ihnen ausſagte. Ich erhöhte mir aber gewaltſam die ganze Umgebung in's Edelſte und Zarteſte, und wollte eine ungeheure Lüge mir ſchlechterdings als wirkliche Wahrheit aufbürden. Durch das nicht zu vertilgende Bewußtſein darüber, war jedoch eine große Ironie gleich anfangs in die Entzückungen gelegt, ſie konnte, oder mußte vielmehr, durch ihr eignes Reifen aufwachen, und dann ihrer zerbrechlichen Hülle übel mitſpielen. Der Bruch kam aber noch früher von außen herbei. Ich mußte erfahren, daß Perſonen, von denen es mir weh that, ſich ſchlimm über mich geäußert hatten, mich für einen Heuchler hielten, der zwar auf der Oberfläche fein und ſittlich thue, aber im Hintergrunde wild und frech ſei wie die Andern, ja auch wohl gemein wie die Andern. Das war nun gar nicht mein Fall. Ich log dichtend wohl die Andern und mich mit ihnen empor, und inſofern heuchelte ich allerdings; aber meine Forderungen waren — darin irrte man ſich völlig — durchaus wahr und rein, und zielten auf das Höchſte und Edelſte. Im Verdruß über dieſe Mißkennung wollte ich die entweihten dichteriſchen Beziehungen zu den Menſchen lieber ganz aufheben, verbrannte alle meine Gedichte, und verſchwor es, jemals neue zu machen, indem ich zugleich in Proſa eine umſtändliche Erklärung darüber aufſetzte, und ſie ein paar Freunden, die ihrerſeits auch eine verdiente Beſchämung dabei empfinden ſollten, zu leſen gab. Die Tage, in welchen dieſe Stimmung verarbeitet werden mußte, waren hart, aber die Thätigkeit erleichterte ſie gleich wieder, und am Ende fand ich mich durch dieſe gemachte Erfahrung noch mit poetiſchem Inhalt bereichert, und nur ſelbſtſtändiger und freier unter die Menſchen hingeſtellt, mit denen ich mich zu ſo zarter Rechnung nicht mehr verpflichtet glaubte.

Unmerklich zur Poeſie zurückgerufen, fühlte ich mich bald wieder in ihren Genüſſen einheimiſch, doch nur um neue Verwirrung und Kämpfe zu beſtehen. Ich hatte die italiäniſche Oper beſucht, in welcher die große Sängerin Marchetti-Fantozzi durch die Macht ihres Geſanges und ihres leidenſchaftlichen Spiels alles bezauberte, ich hatte Schiller's Wallenſtein und Jungfrau von Orleans auf der deutſchen Bühne geſehen, wo die letzten Lebensgluthen des ſchon ſterbenden Fleck nochmals aufflammten und ſeine Frau nebſt Friederike Unzelmann und Henriette Meyer — nachherige Hendel-Schütz — durch ihre vollblühenden Talente den größten Beifall ärnteten, und dieſe Erſcheinungen mußten meinen äſthetiſchen Geſichtskreis ungemein erweitern. Ich ſann dieſen Eindrücken nach, und als ich die Schiller'ſchen Stücke ſodann mit Aufmerkſamkeit las, fand ich freilich die Regeln nicht wieder, die mir fortwährend als die höchſten angeprieſen waren und galten. Der Zufall that mehr für mich, er führte mir einige Theile der Schlegel'ſchen Ueberſetzung des Shakeſpeare in die Hände, ich las den Hamlet, Romeo und Julia, den Julius Cäſar. Ich ſah das Gegentheil aller bisherigen Vorbilder, und mein Verſtand ſollte nun verwerfen, was meinen tiefſten Sinn aufregte und hinriß. In derſelben Zeit hatte ich mich, unter Kieſewetter's eigner und ſeines Freundes Blandow Leitung, mit einer Ueberarbeitung von Addiſon's Cato beſchäftigt, von der ſich beide die größte Wirkung auf der Bühne verſprachen, und es ſtand feſt, daß dies eine durchaus korrekte Arbeit werden ſollte. Zwiſchen zwei ſolchen äußerſten Gegenſätzen konnt' ich nicht lange ausdauern. Das Leſen der römiſchen Elegieen und venetianiſchen Epigramme von Goethe kam dazu, und dieſer ſtarke friſche Hauch warf mich ganz auf die Seite der lebensvollen Poeſie, deren ſtürmiſche Wogen weit in das offne Meer führten; zwar dünkte mich noch immer das in den Regeln abgeſtandne Weſen von höherem Werthe, aber ich verließ es, wie man eine langweilige Arbeit für entzückende Luſt verläßt, mit Anerkennung und Scheu! Wie mir auch Kieſewetter zuredete, von dem Cato wollt' ich nicht mehr hören; und alles Anſehn Blandow's, der als ein erfahrner, reicher, litterariſch und philoſophiſch gebildeter Weltmann großes Uebergewicht in ſeinem Kreiſe ausübte, beſtritt ich mit Erfolg. Schon drangen auch Schlegel'ſche kritiſche Urtheile zu mir durch, und beſtärkten mich in meiner neuen Richtung. Dies geſchah noch mehr, als der Jon von Auguſt Wilhelm Schlegel auf die Bühne kam, und auch die Gegner hier große Vorzüge anerkennen mußten, doch insgeheim ſich freuten, daß der Arzt Dr. Heinrich Meyer ſeiner Frau nicht mehr erlauben wollte die allerdings zweideutige Rolle der Kreuſa zu ſpielen, und dadurch die Vorſtellungen des mit größtem Beifall aufgenommenen Stücks auf immer hemmte. Ich war empört dieſen Einſpruch gutgeheißen zu ſehen von Männern, welche darin ihre ſonſtigen freien Grundſätze verläugneten, und verhehlte meine Meinung keineswegs. Bei ſolchen Verhandlungen kam ich auch mit einigen hohen Perſonen in Widerſtreit, denen, wie ich wohl merkte, meine Kühnheit auffiel; allein in geiſtigen Dingen ſchreckte mich kein äußeres Gewicht. —

Ich gab den größten Beweis von Unabhängigkeit, indem ich mich unterſtand, die Vorleſungen Auguſt Wilhelm Schlegel's ein paarmal zu beſuchen; ich bedurfte dazu einer Einlaßkarte, die ich bei ihm ſelbſt abholen mußte. Sein perſönliches Benehmen war gefällig; was er mir ſagte, traf mich als bedeutungsvoll, und ſeine Vorträge ſchloſſen mir eine Welt neuer Beziehungen auf. Die ganze Folge derſelben zu hören, hätte ich nicht gewagt, und überdies wären mir die Stunden dafür nicht frei geweſen. Auch Bernhardi, bei welchem Schlegel wohnte, ſah ich damals zuerſt. Die Bekanntſchaft litterariſcher Männer hatte für mich einen unausſprechlichen Reiz; ſie nur zu ſehen, wie z. B. Jean Paul Richter'n in dem Garten ſeiner Wohnung in der Neuen Friedrichsſtraße, war mir ſchon Gewinn. Leider entging mir durch ein Ungefähr damals Friedrich Wilhelm von Meyern, der mit dem Grafen Hugo von Salm durch Berlin kam, und mit Kieſewetter bekannt wurde; ſein Werk Dya-Na-Sore las ich mit Begeiſterung, und ſeine Anweſenheit friſchte daſſelbe auch bei Andern lebhaft auf.

Aus allem Vorbemerkten ergiebt ſich, daß ich den beſchränkten Verhältniſſen meiner äußerlichen Lage nach allen Seiten entwachſen war, eine bedenkliche Auszeichnung, die mir ſeitdem noch vielmals im Leben, und oft ungünſtig genug, ſich wiederholt hat, und wobei wirklich eben ſo ſehr ein Mangel als ein Uebermaß zum Grunde liegen mag. Durch die Freundſchaft Kieſewetter's, der als Direktor des ſchulwiſſenſchaftlichen Unterrichts in der Pepiniere nach Görcke der höchſte Vorgeſetzte war, ſtand ich in der That höher als die meiſten Obern, denen ich in der äußeren Stufenordnung doch tief untergeben blieb; einige derſelben bewieſen mir gleichfalls freundſchaftliches Wohlwollen, und Oberchirurgus Bruckert in Verbindung mit Doktor Hempel wünſchte ſogar mich als Bruder in der Freimaurerloge zu ſehen, welches ſich aber wegen meiner Jugend noch unzuläſſig erwies. Andere hingegen verargten mir die Anerkennung, die ich erfuhr, und ſuchten mich fühlen zu laſſen, daß ich tief unter ihnen ſtünde. Die mancherlei Gebrechen der Anſtalt, und dazu die geringe Denkart und Geſinnung mancher Vorſteher, welche den Geiſt der Zöglinge geradezu niederdrückten, waren oft der Gegenſtand vertraulicher Geſpräche, und daher des ſpöttiſchen Verlachens wie der herben Rüge; Kieſewetter, der mit ſolchen Leuten ſeine meiſte Noth hatte, legte ſich ſelbſt und mir in dieſem Betreff keinen Zwang auf. Aber auch Görcke, der durch mich einen ſorgfältigen Aufſatz über den Studiengang in der Pepiniere zur verlangten Mittheilung an die ruſſiſche Regierung hatte ausarbeiten laſſen, und dafür aus St. Petersburg mit einem Brillantringe war beſchenkt worden, wollte gegen mich beſſer ſcheinen als der ſchlechtere Theil ſeiner Gehülfen, und gab dieſe unter vier Augen nur allzugern preis. Natürlich entſtand hieraus einiger Uebermuth in mir, und ich ließ, wohl manchmal auch am unrechten Orte, zu ſehr blicken, daß ich mich über die Anſtalt und ihre Leiter hinaus fühlte. Die roheren und geiſtloſen Vorgeſetzten wurden mir dadurch nur immer feindlicher; ich lernte in hundert Armſeligkeiten da einen Schlag von Beamten kennen, die ich ſpäter auch in höheren Gebieten leider oft wiedergefunden habe; ſtolz auf ihre Stelle, wäre dieſe auch noch ſo gering oder unverdient, wollen ſie nur vor allem das ganze Gewicht dieſer Aeußerlichkeit zeigen, wollen durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit, wie ſie ſelber gegen Höhere ſie ausüben, beſtochen ſein, und dann alles, was damit zuſammengeht, aber ſonſt nichts, gut heißen. Einer der Oberen bewilligte mir aus meinen von ihm verwalteten Geldern alle kleine Ausgaben ohne Prüfung und Belege, ſo lange ich für ihn einige Abſchreibereien beſorgte, war aber in Weigerungen und Schwierigkeiten unerſchöpflich, nachdem ich dieſem Dienſte mich allmählig entzogen hatte. Derſelbe Obere hatte mich im Racine leſend gefunden, und glaubte mich auf einem Vergehen ertappt zu haben, daß ich ſtatt mediziniſcher Bücher franzöſiſche Komödien läſe, daher gab er mich deßfalls böslich an, als Görcke durch die Stuben, wie es zu geſchehen pflegte, ſeinen Umgang hielt. Ich hatte das Buch aber von dem Lektor der franzöſiſchen Sprache ausdrücklich zu einer mir empfohlenen Sprachübung geliehen erhalten; dies rechtfertigte mich nicht nur vollkommen, ſondern da Görcke auch ſeine belles lettres zeigen wollte, die Sache gar nicht zu tadeln, vielmehr ſehr ſchön fand, und mir noch Molière und Boileau dazu empfahl, ſo mußte freilich der Angeber in Aerger und Beſchämung daſtehen.

Mit dem Lehrer des Franzöſiſchen, dem Prediger Saunier, hatte ich dagegen von andrer Seite eine Mißhelligkeit, die ich nur mir zur Schuld rechnen kann. Er pflegte von uns Beiſpiele zu den vorgetragenen franzöſiſchen Sprachregeln zu fordern, und ich machte die meinigen ſtets zu ſeiner größten Zufriedenheit, doch nur in Betreff der Form, denn der Inhalt, der ſich faſt immer gegen Bonaparte richtete, als deſſen heftigen Bewunderer er ſich kund gegeben hatte, verurſachte ihm großen Aerger. Erſt wollte er meine Anſicht kurz berichtigen, dann mit Gründen beſtreiten, und da beides ihm ſchlecht gelang, ſo verklagte er mich bei Kieſewetter, wo denn wieder das zweideutigſte Verhältniß erfolgte, denn dieſer bedeutete mich zwar, ich thäte beſſer mich aller politiſchen Anſpielungen bei ſolcher Gelegenheit zu enthalten, freute ſich aber im Grunde meines ihm vortrefflich dünkenden Eifers, nahm ſpäter den guten Mann bei Seite, und es wurde ihm nicht ſchwer, den Bewundrer des Tyrannen alsbald mit geübten Redeſätzen hart an die Wand zu drängen.

Nicht ſelten war ich bei den Kämpfen und Verdrüſſen, die ich zu beſtehen hatte, durchaus unſchuldig, öfters hatte ich wenigſtens in der Sache Recht, wenn auch vielleicht nicht in der Form. Man nahm mir zum Beiſpiel höchſt übel, daß ich nicht gleich den andern Zöglingen die polniſche Sprache lernte, nachdem doch Görcke ſelbſt, auf Kirchhof's Wunſch, daß ich ſtatt des Polniſchen lieber in Privatſtunden das Engliſche treiben ſollte, mich jener Lektionen überhoben hatte. Daß ich die Pathologie des abgelebten Profeſſors Gönner verachtete, und dagegen mit Eifer die Schriften von Röſchlaub las, daß ich bejammerte, nicht bei Willdenow die Botanik und bei Knape die Oſteologie hören zu dürfen, ſondern mein gutes Honorar dem Schlendrian zufolge an Mayer, der im Sterben lag, und an Walter den Sohn, der ſo gut wie gar nichts that, fruchtlos hingeben mußte, und anderes dieſer Art, wurde mir auch zum Verbrechen gemacht, ſo gut wie der Freimuth, mit dem ich das Wort erhob und über Ungerechtigkeit klagte, als bei Gelegenheit einiger vorgefallenen Unordnungen nicht bloß den Schuldigen, ſondern ohne Ausnahme allen Zöglingen das Tragen von Stöcken verboten und die Ausbleibezeit am Abend beſchränkt wurde, wobei ich, wenigſtens als Ausnahme für mich, das Verbleiben beim Alten auch glücklich erſtritt. Manchen Unglimpf hatte ich offenbar nur um Kieſewetter's willen zu erleiden, den man in mir zu kränken ſuchte, ſo daß er öfters ſeine eigne Sache daraus machte, die ſchlechte Abſicht entlarvte, und durch Görcke ſogar ihre Beſtrafung erwirkte. Allein für mein Verhältniß war damit nichts gebeſſert, im Gegentheil; und ich fing an mich herzlich aus der Pepiniere wegzuſehnen, und ſchrieb auch deßhalb an Kirchhof, der mich mit nicht größeren Koſten auf einer Univerſität konnte ſtudiren laſſen.

Während der drittehalb Jahre, die ich in der Pepiniere zubrachte, lebte ich in ununterbrochenem Eifer und ſelten unterbrochenem Fleiße. Auch die Ferien gaben hierin eher Wechſel als Nachlaß; nur zweimal bracht' ich ſie zum Theil außerhalb des Inſtituts in andern Lebenskreiſen hin, bei dem Doktor Hempel, einem der merkwürdigſten Karakter-Sonderlinge, und in dem Hauſe des Oberſten von Reitzenſtein, wo mich Kieſewetter einführte, um der Ausbildung der Söhne, und, wie er hoffte, meiner eignen, während einiger Wochen förderlich zu ſein. Beim Wiederbeginne der Vorleſungen war ich gewiß jedesmal einer der Eifrigſten, und erſchlaffte nur dann, wenn die Behandlungsweiſe lahm und träge wurde, was nur zu häufig der Fall war. Die Lehrgegenſtände, welche nach der im Ganzen zweckmäßigen Studienfolge auf dieſe fünf Semeſter vertheilt waren, zogen mich freilich nicht in gleichem Grade an, doch vernachläſſigte ich keine, und in den meiſten machte ich gute Fortſchritte. Daß in manchen Fällen durch die Lehrer ſelbſt, oder vielmehr durch den Zwang des Inſtituts, welches bisweilen ſtatt der beſſern die ſchlechtern aufnöthigte, die Fortſchritte gehemmt oder doch erſchwert wurden, habe ich ſchon angedeutet; doch wo die Vorleſungen nicht ausreichten, ſchafften wir ſelber Rath, und eilten der Leitung voraus, ſo in der höheren Anatomie, wo uns zwar des alten Walter praktiſche Tüchtigkeit in Ehren ſtand, aber der leere Gedächtnißkram, welchen ſein Sohn in unregelmäßigen Vorträgen eilig abſchnarrte, nur zuwider ſein konnte; ferner in der Phyſik und Chemie, wo der gute freundliche Hermbſtädt wohl ſein Beſtes that, aber in ſeinen Erklärungen meiſt ſehr geiſtlos wie in ſeinen Experimenten faſt immer ungeſchickt erſchien. Am leichteſten hatten wir es, wo mit Büchern zu helfen war, z. B. in der Theorie der Heilkunde, die wir bei dem Lehrer von Anfang an nur polemiſch hörten, denn es war niemanden zu verargen, in einer Zeit, die einen Reil hatte, den Humoralpathologen Gönner nicht mehr zum Führer zu wollen. Die an das Inſtitut gebundenen Eleven wagten gegen dieſe Uebelſtände nicht laut zu murren, ſie nahmen dieſelben als unvermeidliche Nachtheile ſeufzend hin; ich aber, der keinerlei Verpflichtung hatte, verhehlte mein Mißvergnügen nicht, und brachte unſre Beſchwerden wiederholt zur Sprache. Vergebens wollte man die Autorität deſſen, was eingeführt ſei, retten, Görcke ſelbſt vermochte das nicht, und ſchämte ſich, den veralteten Wortſchwall eines Gönner oder die Lächerlichkeiten des jüngern Walter zu vertreten; wenn der Letztere ſich in Wendungen erging, für welche die berühmt gewordene: „In jenen warmen Ländern, wo Gott die Welt erſchaffen hat“, als Probe gelten mag, ſo blieb freilich nur er allein ernſthaft, und die zum Lachen gezwungenen Zuhörer konnten nicht beſtraft werden. Doch jemehr der vorlaute Tadler in der Sache Recht haben mochte, um ſo größere Ungunſt weckte er für ſich.

Das neue Syſtem der Heilkunde von John Brown, aus England nach Deutſchland verpflanzt und hier von Aerzten und Philoſophen mit Eifer gepflegt und ausgebildet, ſtand in voller Blüthe. Die Einfachheit der Grundſätze, die leichte Gliederung und die klaren Schlußfolgen, durch welche die neue Lehre ſich auszeichnete, beſtachen den Verſtand; die denkenden Aerzte waren längſt des überkommenen mediziniſchen Wuſtes überdrüßig, und gern bereit, ſich deſſelben auf Einmal zu entledigen; die ſich erhebende Naturphiloſophie gab lauten Beifall. Nicht immer iſt es die Sache, oft ſind es bloß die Streiter, welche die Meinung gewinnen; der lebendige, ſprühende Eifer eines Röſchlaub, die ruhige Gedankenkraft Erhard's, die großen, ideenreichen Andeutungen Schelling's erregten überall Theilnahme; auch ganz außerhalb des Streites Stehende freuten ſich der jungen muthigen Helden, welche gegen verjährte, zuſammengeflickte, längſt unhaltbar gewordene Theorieen mit der friſchen Kraft einer neuen glücklich zu Felde zogen; glücklich inſofern, als die neue Waffe den alten Lehrkram augenſcheinlich zerſchlug, in wie weit aber die Krankheiten auch bezwungen wurden, das war der Erfahrung noch abzufragen. Im Anfange verknüpfte ſich dem neuen Heilverfahren wirklich ein auffallender Erfolg, der freilich Mißgriffe nicht ausſchloß, wie denn beſonders der übertriebene Gebrauch des Opiums manches Unheil veranlaßte, und namentlich die Stieftochter Auguſt Wilhelm Schlegel's, Auguſta Böhmer, die im Sommer 1801 im Bade zu Boklet ſtarb, als ein Opfer dieſer Art Vergiftung bezeichnet wurde, ein Fall, der wegen der dabei Betheiligten ein unglaubliches Aufſehen machte. Der Brownianismus aber breitete ſich unter allem Widerſpruche nur ſtärker aus, und erloſch erſt in ſpäter Zeit, nicht durch ſeine Gegner, ſondern durch den Rücktritt ſeiner bedeutendſten Anhänger, Röſchlaub's und Erhard's inſonderheit. Wir Jüngern waren damals alle mehr oder minder Brownianer, ein jeder nach ſeinen Kräften; es war ein Aufſchwung, eine Kühnheit, eine Vornehmheit, ſich zu der neuen Lehre zu halten. Das Mißfallen der Vorgeſetzten, ihr Abmahnen und Verbieten vermochte nichts gegen den großen Reiz. Johannis Brunonis elementa medicinae, die deutſchen Bearbeitungen von Pfaff und Röſchlaub wurden von uns eifrig ſtudirt, ihre Grundſätze laut verkündigt, als kritiſcher Maßſtab angelegt. Wir tadelten an Reil, daß er nicht völlig Brownianer ſei; wir verwarfen alle Mittelſtellung und verlangten unbedingten Beitritt. Unſer Treiben wurde von einigen Obern als förmliche Rebellion angeſehen und man wollte uns dafür beſtrafen; eine Ode von mir gegen die Sumpfbewohner, wie ich die Humoralpathologen nannte, verurſachte die größte Bewegung, und mir wurde mit dem Karzer dafür gedroht! —

Ein beſonderer Vorfall brachte mich ſogar mit Kieſewetter in eine Lage, wo ich die bisherige Aufrichtigkeit zwiſchen uns vermiſſen mußte. Ein Stabschirurgus hatte bei geringfügiger Veranlaſſung ſich grober Worte gegen mich bedient, und da ich dergleichen nicht hinnehmen wollte, ſo diktirte er mir in erhitzter Wuth Stubenarreſt und verließ mich unter pöbelhaftem Schimpfen. Ich eilte zu Kieſewetter, der vor dem Potsdamer Thore ein Landhaus bewohnte, berichtete ihm die Sache, und erklärte, nun wollte ich gar nicht mehr in die Pepiniere zurückkehren. Weiß der Himmel, was dem Manne, der ſonſt leicht genug in Feuer gerieth, gerade jetzt im Sinne liegen mochte, er war zu meiner Verwunderung ganz kühl und gelaſſen, vernahm die empörenden Schimpfreden ohne Entrüſtung, theilte mein gekränktes Gefühl gar nicht, ſondern redete mir beſonnen zu, ich ſolle zurückkehren, mich gehorſam dem Manne ſtellen, der mir zu befehlen habe, und deſſen neueſten Befehl, die Stube nicht zu verlaſſen, ich eben jetzt mit größtem Unrecht gebrochen; er ſtellte mir eifrig vor, was die Pflicht ſei, welche Opfer ſie fordern dürfe, welch ein Heldenthum es ſei, ihr die ſtärkſte Leidenſchaft, ja das Recht ſelbſt unterzuordnen. Niemals war mir ein Vortrag Kantiſcher Weisheit ſo gering, ſo leer und ſo wenig an ſeinem Platze vorgekommen, ich hatte in mir die gewiſſe Ueberzeugung, daß auch Kieſewetter diesmal ſolche Philoſophie nur zu dem Zwecke des Augenblicks gebrauchte, und alſo mißbrauchte, daß er mich nur los ſein und beſchwichtigen wollte; aber das Netz dieſer Rede fühlte ich mir deßhalb nicht minder übergeworfen, und ich ſah kein Mittel, mich da herauszuwinden; einzig, weil ich nichts anderes wußte, noch möglich ſah, willigte ich zuletzt mit Ueberdruß ein, erklärte mich bereit, zu thun, was er mir rieth, und als er mich darauf umarmte, und im ſtolzen Gefühle der Kraft ſeiner Weisheit und Rede mit freudiger Rührung zu mir ſagte: „Auf dieſe Art ſind Sie mein würdiger Schüler!“ — und mich mit weiteren Lobſprüchen überhäufte, da glaubte ich vor Widerlichkeit mich erbrechen zu müſſen, denn ich empfand nur allzu klar, wie häßlich wir einander gegenüber ſtanden, und in wie falſchem Scheine wir uns anglänzten. Indeſſen trat ich entſchloſſen den Rückweg an und gelangte nach Hauſe, ohne daß meine Abweſenheit bemerkt worden war. Als ich aber nichtsdeſtoweniger dem Stabschirurgus meldete, ich hätte den Arreſt gebrochen, und meine Zuflucht zu Kieſewetter genommen, dieſer aber habe durch die Vorſtellung der Pflicht mich bewogen zurückzukehren, und hier wäre ich nun und ſtellte mich wieder, — ſo hatte ich den belohnenden Genuß, daß der Mann, dem eine ſolche Geſchichte ſchlechterdings unverſtändlich war, und ihn wie ein unvermutheter Schwindel und Schrecken überfiel, in rathloſer Verdummung gar nichts, aber auch rein gar nichts zu ſagen noch zu bezeigen wußte, ſondern nur, nachdem ich ſeiner Verlegenheit lange genug gegenüber geſtanden, mich mit dem zaghaften Bedenten entließ, der Arreſt ſei aufgehoben; und ſo war er auch weiterhin nur froh, daß der Sache nicht mehr gedacht wurde. —

Was konnte aber aus ſolchen Kämpfen Gutes herauskommen? Auch erneuerten ſie ſich bei ſchon erbitterten Gemüthern allzu leicht. Meinem Fleiße, meinen Fortſchritten, auch meinem ſittlichen Betragen, konnte man keinen Vorwurf anbringen; aber man gab mir andere Dinge Schuld, z. B. daß ich die von Görcke eingeführten Uebungsverſammlungen verachtete und mich ihnen unter allerlei Vorwänden entzöge, daß ich einen ſchlechten Karakter hätte, das heißt, keine Subordination und Schmiegſamkeit; und alle dieſe Vorwürfe wurden zugleich Schimpfreden. Ich antwortete auf die Schimpfreden mit Trotz, und erklärte beſtimmt, ich wolle aus dem Inſtitut ausſcheiden, wurde aber dafür endlich auf das Karzer gebracht. Kieſewetter'n ließ ich jetzt aus dem Spiel, benachrichtigte ihn nur von meinem Unfall, und erwartete durch Kirchhof die Löſung dieſer ſchon unheilbar gewordenen Mißverhältniſſe. Die Löſung kam, aber in einer ganz anderen Weiſe, als ich ſie erwartet hatte. Nach wenigen Tagen wurde mir meine Entlaſſung aus dem Karzer und zugleich die aus der Pepiniere angekündigt, dabei bemerkte man aber auch, daß ich kein Geld mehr aus der Kaſſe zu empfangen hätte, weil ſchon ſeit längerer Zeit die Sendungen für mich ausgeblieben wären. Jetzt erſt erfuhr ich, daß Kirchhof die ſonſt gewöhnlichen Vorausbezahlungen ſeit einem Vierteljahre unterlaſſen, und auch auf mehrere Zuſchriften nicht geantwortet habe. Dies befremdete mich zwar, doch glaubte ich ihn nur auf böſe Berichte hin mit mir unzufrieden, und hoffte ihn bald von allem Vorgegangenen nach der Wahrheit, und zu gutem Erfolge für mich, in Kenntniß zu ſetzen. Uebrigens ſah ich getroſt jeder Wendung entgegen, ich war jung, geſund, nicht ohne Freunde und voll Muth. Mein Ausſcheiden aus dem Inſtitute freute mich unſäglich, und ich konnte nicht umhin, dies in einer ſymboliſchen Handlung an den Tag zu legen; was uns Allen längſt ein Gräuel war, den Zopf, der uns widerwärtig unter den andern Studirenden als Pepinieriſten kenntlich machte, ſchnitt ich mir gleich zuerſt ab, und nagelte ihn, zum allgemeinen Ergötzen der ganzen Pepiniere, außen an der Hausthüre feſt, nahm dann von guten Kammeraden frohen Abſchied, miethete mir ein Zimmer in der Stadt, wählte mir ein paar mediziniſche Kollegia, welche bereits für das Sommerhalbjahr wieder anfingen, ſchrieb indeß auch wiederholt nach Hamburg, und erwartete, was kommen würde. Görcke entließ mich noch freundſchaftlich genug, und meinte, Kirchhof würde mich nicht ohne Hülfe laſſen. Später hatte man ihm fälſchlich hinterbracht, ich wolle über die Pepiniere etwas in Druck geben, er ſchickte deßhalb zu mir, und ließ mir abrathen, mit der Drohung, er würde dann auch ſchreiben; ich aber lachte dazu, und ließ ihm ſagen, ſeine Warnung könnte mich eher reizen als abhalten, indeß möchte er nur ruhig ſein, denn bis jetzt dächte ich nicht an ſolche Arbeit.

Die Nachrichten aus Hamburg kamen nur allzubald. Die Meinigen ſchrieben mir, auf Kirchhof dürfte ich nicht mehr rechnen, weil er ſelbſt in die äußerſte Bedrängniß gerathen ſei, und ſeine Zahlungen eingeſtellt habe. Mein Schickſal bedauerten ſie ſchmerzlich, und wußten nicht, was mir zu rathen ſein könnte. Im Beſitze einiger Goldſtücke glaubte ich mich für die allernächſte Zeit geborgen. Ich freute mich fürerſt der glücklichen Freiheit, in der ich athmete, und überlegte nebenher, wie ich mich einrichten könnte, was ſich durch litterariſche Arbeit und Unterricht etwa verdienen ließe, und dachte meine Studien auch gegen Wind und Wetter tüchtig fortzuſetzen. Ich durfte dabei auf Kieſewetter's Unterſtützung rechnen, wiewohl er ſeit den letzten Vorgängen einige Zurückhaltung blicken ließ, und Nolte's, Schloſſer's, ſo wie meiner jüngeren Freunde Beiſtand war mir ebenfalls gewiß.

Doch ehe ſolch ein neuer Lebenslauf ſich geſtalten konnte, erkrankte ich. Meine Kräfte hatten ſo vielen Stürmen tapfer widerſtanden, endlich ergab ſich dennoch, daß die Spannung zu groß für ſie geweſen. Die Wirkungen des Frühlings hatten meine Reizbarkeit nur erhöht; an demſelben Tage, an welchem ich die Nachricht aus Hamburg empfangen und ſie Kieſewetter'n mitgetheilt hatte, der diesmal wieder zärtliche Sorgfalt für mich bezeigte, mußte ich aus einer Vorleſung bei Profeſſor von Könen, die ich Abends noch angehört, mich fieberkrank nach Hauſe führen laſſen. Die Krankheit wurde ſchnell bedenklich, und gab ſich als ein Nervenfieber zu erkennen. Der Oberchirurgus Horlacher beſuchte mich als ſorgſamer theilnehmender Arzt, Zöglinge der Pepiniere wachten die Nächte bei mir, von allen Seiten kam Hülfe und liebevolle Pflege. Da die Krankheit aber ſchlimmer wurde, ſo rief man eines Morgens den Doktor Erhard herbei, deſſen Wagen zufällig in der Straße hielt. Dieſer ſcharfſinnige Denker und durchgreifende Arzt war mir durch Röſchlaub's Magazin der Heilkunde und durch den Ruf ſeines praktiſchen Verfahrens genug bekannt, und ſeine perſönliche Erſcheinung flößte mir unbedingtes Zutrauen ein. Er behandelte mich auf Browniſche Weiſe mit Einſicht und Entſchloſſenheit, und ich genas nach einigen ſchweren und zweifelhaften Tagen, in welchen ich den Tod ſchon vor Augen gehabt, und ein ſo frühes Sterben als ein nicht wünſchenswerthes, aber auch als ein nicht mehr zu änderndes Geſchick mit ziemlicher Faſſung betrachtet hatte.

Während meiner Geneſung traten die mannigfachſten Fürſorgen von Freunden, Bekannten, und ſogar von Unbekannten, in größter Fülle und Thätigkeit hervor; von allen Seiten kamen Erquickungen, Nachfragen, Anerbietungen, und es ſollte mir, der ich nach ſolchen Kataſtrophen faſt alles bedurfte, an nichts fehlen. Kieſewetter und das Friedländer'ſche Haus, die Hofräthin Wolff, vor allen meine jüngern Freunde Eberty und Detmold verſäumten nichts, was meine Herſtellung beſchleunigen und vollenden konnte. Auch Erhard bezeigte mir die herzlichſte Theilnahme, er freute ſich lebhaft, mich gerettet zu haben, er gab mir Ermunterung und Rath, und ſeine geiſtvollen, eigenthümlichen Geſpräche gereichten mir nicht weniger zur Stärkung, als ſeine Arzeneien und Weinverordnungen. Als ich in der Geneſung ſchon ziemlich vorgeſchritten war, dachte ich nun auch ernſtlicher an meine künftige Lebensweiſe. Ich ſann, was ich wohl ſchreiben könnte, und da eben die Ueberſetzung des Calderon von Auguſt Wilhelm Schlegel friſch aus der Preſſe kam, ſo war ich verſucht, dieſe Gattung von Drama mit der franzöſiſchen, die mir ſehr vertraut war, in einem kurzen Aufſatze zu vergleichen. Auch ein eignes Trauerſpiel, König Oedipus, worin ich beſonders die Wahrſcheinlichkeit und Richtigkeit der Irrungen und Uebergänge trefflich angeordnet zu haben meinte, hatte ich entworfen und in fünffüßigen Jamben auszuarbeiten angefangen; in derſelben Form war eine Ueberſetzung von Racine's Andromache ziemlich vorgerückt. Was mich aber innerlich am ſtärkſten beſchäftigte, waren Wilhelm Meiſter's Lehrjahre, die ich in dieſer Zeit zum erſtenmale las. Eine neue Welt ging mir in dieſem Romane auf, und doch nur allmählig, denn ich fühlte, wie im Weiterleſen das Buch ſelbſt mich zu ſeinem höheren Verſtändniſſe reifte, und gleichwohl ſich mir ſchon ganz aufzuſchließen nicht vermochte, ſondern dies einer auch anderweitig wachſenden Lebensbildung überlaſſen mußte.

Nicht lange hatte dies neue Dichten und Trachten begonnen, als meine Freunde mich ernſtlich und dringend vor jeder Anſtrengung warnten, und da dieſe, wenn Studien und Erwerb gleichzeitig fortzuſetzen waren, auf keinen Fall vermieden ſein konnte, ſo ſuchten ſie mir einen andern Lebensgang auszumitteln, der bei mäßiger Beſchäftigung eine ruhige ſichere Lage und heitre Verhältniſſe gewährte. Eines Tages fragten ſie mich in dieſem Sinne, ob ich nicht Luſt hätte, nur für's erſte, zur Erholung und keineswegs als Lebensplan, eine Erzieherſtelle anzunehmen? Sie ſchilderten mir das reiche Haus des Fabrikanten Cohen, zwei prächtige Knaben von ſechs und ſieben Jahren, die vorzüglichen Eltern, eine gebildete Geſelligkeit, Muſikliebhaberei, fremde Sprachen im Gange, kurz eine wahre Bildungsſchule für mich, zugleich genußreiches Leben und nützliche Thätigkeit. Dieſe Ausſicht durfte mich allerdings reizen. Ich wurde zu einem vorläufigen Beſuch eingeladen. Noch ſchwach, auf Freundesarm geſtützt, richtete ich eines Vormittags den Weg nach der Münzſtraße, wo Herr Cohen das große ſchöne Hotel des Miniſters von Zedlitz theils bewohnte, theils zu einer Baumwollenfabrik eingerichtet hatte, welche viele hundert Leute beſchäftigte. Man führte mich in das Bibliothekzimmer, das den Blick in den großen blühenden Garten hatte, und an Büchern ſchnell überſehen ließ, was mein Herz nur wünſchen konnte; deutſche, franzöſiſche und engliſche Hauptwerke ſtanden ſchöngebunden in dichten Reihen. Wenige Minuten war ich dieſem beſtechlichen Eindrucke überlaſſen, da erſchienen die Hausbewohner. Herr Cohen aus Holland von einer angeſehenen und reichen jüdiſchen Familie ſtammend, aber mit den Seinigen längſt getauft und jetzt in Preußen heimiſch, zeigte ſich als ein lebhafter freundlicher Weltmann, der auch in Wiſſenſchaften und Künſten wohl bewandert ſchien; die Frau, eine Berlinerin, ſprach durch ſanftes und verſtändiges Weſen an; zwei bildſchöne feine Knaben, denen drei liebliche Töchter nachfolgten, kamen aus dem Garten herbei, wohin ein Spazirgang vorgeſchlagen wurde. Die Perſonen, die Räume, die Umgebung, der ganze Zuſchnitt des mir eröffneten Lebens, alles gewann mich ſchnell; auch auf der andern Seite war keinerlei Bedenken, die glänzendſten Zeugniſſe waren mir vorausgegangen, meine Jugend, die ſich aus dem Kampfe gegen die Krankheit ſichtbar wieder zu friſchen Kräften anließ, erweckte Theilnahme und Hoffnung, und ſo war unſer Verhältniß leicht geſchloſſen, ohne daß äußere Bedingungen feſtgeſetzt wurden, deren Verabredung ich gänzlich von mir ablehnte, und auf Kieſewetter's Gutdünken wollte ankommen laſſen. Nach wenigen Tagen war ich dem Hauſe angehörig, und ich begann eine glückliche Zeit, vom herrlichſten Frühling in den ſchönſten Sommer hinein, in weichem kräftigendem Lebenselemente, jeder Verdrießlichkeit und Sorge überhoben, zu jeder freien Selbſtſtändigkeit berechtigt und aufgefordert. Doch bevor ich zu neuen Schilderungen übergehe, muß ich einige Beziehungen aufnehmen und abſchließen, die ſich aus den früheren Verhältniſſen in meinen neuen Zuſtand nur noch in der Abſonderung herüberſpannen, die ſie längſt bereitet hatten und bald vervollſtändigen mußten.

Das Thun und Treiben in dem geſelligen Kreiſe, den ich bisher beſucht hatte, konnte mich ſchon längere Zeit nicht mehr befriedigen, ich fühlte nur zu deutlich die vielen Uebelſtände und Gebrechen, welche dieſen Verhältniſſen inwohnten, und durch das Bemühen und die Anſprüche, gebildet zu erſcheinen, nicht hinreichend gedeckt wurden. Daß es in Lebensanſichten, Gewohnheiten und Aeußerungsweiſen Beſſeres und Höheres geben müſſe, davon war ich überzeugt, und einzelne Beiſpiele gaben zu ungünſtiger Vergleichung ſogar den Maßſtab. Von vielem, was täglich vorging, war ich unangenehm berührt, ja unheilbar verletzt. Im Friedländer'ſchen Hauſe waltete Wohlmeinung und Gutmüthigkeit, die aber oft aller Zartheit entbehrten, bei manchen Anläſſen ſchwand die nöthigſte Zurückhaltung, und Kieſewetter ſelbſt wußte öfters, vorzüglich wenn er am Spieltiſche ſaß, einen ungeberdigen Eifer nicht zu bezwingen, der den Mitſpielenden zu heftigen Erwiederungen Grund gab, und mir den häßlichſten Eindruck machte. Mir perſönlich wurde auch die Abſicht empfindlich, die ganz offen darauf hinzielte, mich zu gebrauchen oder wenigſtens zu benutzen, und ſtatt eines edlen freien Umgangs ein wechſelſeitiges Leiſten und Helfen zu bezwecken; es verſchlug mir nichts, daß die Rechnung auch meine weſentlichen Vortheile nicht vergeſſen wollte, und ich ohne Zweifel mehr empfing als gab, ich hätte ja lieber ohne alle Rechnung den entſchiedenſten Nachtheil erwählt, als mit ihr den größten Gewinn. Von andrer Seite verband ſich mit dieſen Einwirkungen noch eine weit bedeutendere. Ich konnte, wie ſehr ich mich auch ſträubte, mir je länger je weniger verhehlen, daß gleich der geſelligen auch die wiſſenſchaftliche Bildung Kieſewetter's in gewiſſem Betracht ſchon weit hinter mir lag. Ich war durch ihn ſelbſt aufmerkſam geworden, daß die Kantiſche Philoſophie in ihrer genommenen Stellung nun für immer Halt machen, und höchſtens in ihrer Anwendung, aber durchaus nicht in ihrem Weſen, fortſchreiten wolle, während doch andere tiefſinnige Forſchungen mächtig voranſtrebten, und jene bereits wirklich überflügelten. Einige Blätter von Fichte hatten mich ſtark angeregt, und was ich von Schelling hörte, ließ mich neue Geſichtspunkte ahnden, die ich unmöglich mit bloßer Nichtachtung zu beſeitigen vermochte. Daß auch die Kantiſche Philoſophie freier und eigenthümlicher, als durch Feſthalten am ſtrengen Buchſtaben, aufzufaſſen ſei, war mir durch Erhard klar geworden. Dies alles aber mißfiel Kieſewetter'n auf's äußerſte, ich ſollte mit Gewalt bei dem alten Glauben verharren, die geſtellten Schranken auf keine Weiſe überſchreiten; er wollte mich in der Wiſſenſchaft für ſich behalten, wie in ſeinen Geſellſchaftsbeziehungen. Sein Benehmen gegen mich war ſchon während der letzten Zeit, die ich noch in der Pepiniere zubrachte, merklich kühler geworden, als ich aber bald nachher auch von der äſthetiſchen Seite mich freier zeigte, durch die gehäſſigen Angriffe gegen Friedrich Schlegel's Lucinde, gegen das Athenäum, gegen Tieck's und Novalis Schriften gerade gereizt wurde, dieſe Bücher zu leſen, und an ihnen Gefallen fand, da galt ich entſchieden für einen Abtrünnigen, gegen den man die bitterſten Vorwürfe nicht ſparte. Anſtatt aber die Feſſeln, die man meiner Geiſtesfreiheit anlegen wollte, ruhig hinzunehmen, mich der Autorität zu fügen und ſtill in's Enge ziehen zu laſſen, kehrt' ich die von Kieſewetter ſelbſt empfangenen Waffen muthig gegen ihn, empörte mich ganz und ſagte jeden Gehorſam auf. Durch die äußerliche Hemmung, welche unſer bisheriger Verkehr durch mein neues Verhältniß nothwendig erfahren mußte, und durch die zahlreichen Einwirkungen, welche mich ſeitdem in entgegengeſetzter Richtung beſchleunigten, zerfielen wir endlich durchaus. Erbitterte Aeußerungen von ſeiner Seite, die mir entſchiedenes Unrecht anthaten, meinen unſchuldigſten Jugendlichkeiten einen falſchen, bösartigen Sinn unterſchoben, mich der Undankbarkeit im voraus beſchuldigten, und eine Art Bann über mich ausſprachen, indem ſie mich alles Antheils am Kantiſchen Heil verluſtig erklärten, machten die Sache nur ſchlimmer. Ich fand mich durchaus zu keiner Dankbarkeit verpflichtet, wo keine Freiheit ſein ſollte, und wo daher das Empfangene entweder gar nichts, oder doch nicht den Preis werth war, welchen man nachträglich als meine Dankespflicht dafür anſprach. Ich ließ mir daher die Feindſchaft gefallen, und weit entfernt von Schmerz oder Rührung, benutzte ich manche Blöße, die man mir gab, nur allzu ſchonungslos. Kieſewetter kam in dieſer Zeit immer mehr und mehr mit dem Hof in Verbindung, war viel bei der Königin, bei den Prinzen, die er unterrichtete, ordnete geiſtreiche Vergnügungen an, und ſchien als Hofphiloſoph, wie man ihn nännte, ſeiner ſonſtigen Grundſätze völlig uneingedenk; er mochte einigen leichten Spott und Tadel vielleicht verdienen, aber am Hofe wird beides durch Neid und Haß gleich zu ungeheuern Maſſen, und das Publikum trug ſich damit, wie es gewöhnlich zu thun pflegt. Zu derſelben Zeit war ich der ganzen Macht des Einfluſſes hingegeben, der von den Schlegel und ihren Freunden kam; durch Schriften, Vorleſungen und Geſpräche wurde der Uebermuth, die Ironie, ſogar die Frechheit obenangeſtellt; gegen einen ſelbſtleuchtenden Philoſophen wie Fichte, den ich nun perſönlich kennen lernte, wurde Kieſewetter ein dunkler Schatten; die jüngern Freunde verhöhnten mich nur, wenn ich ſeiner noch im Guten gedenken wollte. Genug, in dieſem Gedränge von Stimmen und Beiſpielen, welchen von keiner Seite Milderung zugemiſcht wurde, fühlte ich mich geſtachelt, gegen den einſt ſo verehrten und geliebten Mann auch meinerſeits einigen Muthwillen zu üben, und verſäumte die Gelegenheit nicht, über ihn und die Kantiſche Philoſophie ungünſtig zu ſcherzen, und ſpäterhin einige neckende Zeilen, doch ohne ihn zu nennen, einem flüchtigen Blatt über Berlin, das für eine Zeitſchrift verlangt wurde, einzuverleiben und drucken zu laſſen. Dieſe Verhärtung in mir erſtreckte ſich durch mehrere folgende Jahre, und gab einige unerfreuliche Züge noch in Halle zu dem ſogenannten Doppelroman, der dort entſtand. Ich that Kieſewetter'n zu viel, das iſt gewiß, wenigſtens von mir war es zu viel, und ein geheimes Bewußtſein meines Unrechts war in mir, ſchon während ich es verübte; nur falſche Scham und der Verſuch, ob das Unrecht nicht Recht werden wollte, ließ mich es ſo lange fortſetzen. Ich ſchätzte ihn eigentlich ſtets, ich war ihm wirklich noch zugethan, und handelte gegen mich ſelbſt, indem ich ihn verhöhnte. In ſpäteren Jahren, als ich wieder mit ihm zuſammenkam, war ich erfreut und gerührt, ein freundſchaftliches, vertrauensvolles Verhältniß, trotz jener Unbilden, leicht wieder hergeſtellt zu ſehen, welches nur durch den freien großmüthigen Sinn des Mannes möglich war, der das vorgefallene Kleinliche gern vergeſſen mochte, um nur der Uebereinſtimmung in ſo manchem Wichtigen eingedenk zu ſein. Noch jetzt muß ich ihm dankbar nachſagen, daß ich durch ihn mächtig gefördert worden, und ihn als den Pfleger des Guten in mir anzuerkennen habe; ja ſelbſt die Pietät, zu der ich für ihn zurückgekehrt bin, hatte er nach allen Seiten in mir früherhin als eine der edelſten und größten Tugenden zu wecken und zu nähren treulich geſtrebt, und leider ſelbſt nur ſo ſpäte und ſparſame Frucht davon geärntet. —

Sechster Abſchnitt.

Jugendfreunde. Streben.

Berlin, 1803. 1804.

Selten mögen einem Menſchen ſo beglückte Lebensauen ſich ausbreiten, als mir der nächſte Zeitraum darbot, in welchen ich ſeit der Aufnahme im Cohen'ſchen Hauſe, vom Ende des Maimonats bis tief in den Sommer hinab, mit allen Kräften und Entzückungen der Jugend jetzt einging! Durch mein Verhältniß fand ich mich grade nur in ſo weit gebunden, um Anhalt und Maß für das höchſte Freiheitsgefühl zu haben, meine Pflichten bezeugten mir nur meine Selbſtſtändigkeit, ich genoß zum erſtenmale die Vollempfindung des perſönlichen Daſtehens und Geltens. Was ich war, dachte, urtheilte, wünſchte und that, rechnete mir niemand mit fremder Vorſchrift in der Hand nach, ſuchte niemand durch äußere Rückſichten und Zwecke beengend niederzuhalten; meine Eigenſchaften, die bisher gleichſam hinter ihrem Ertrag und ihrer Leiſtung hatten zurückſtehen müſſen, konnten nun als ſie ſelbſt hervortreten, mein eignes ungeſtörtes Weſen durfte mir Quell und Spiegel jedes Antriebs und jeder Handlung ſein. Dieſes Gefühl hätte in jedem Fall das Ergebniß meiner veränderten Lebensſtellung ſein können, daß ihm aber durch eine Dauer von Monaten eine nur ſtets geſteigerte Gewährung entſprach, war die Folge des glücklichſten Zuſtrömens von Begünſtigungen, wie ſie nicht oft ſich vereinigen wollen!

Ich muß zuerſt als eines wunderbaren Reizes, der in täglich erneutem Werthe ſich als unſchätzbar erwies, der Lokalität gedenken, welche nicht glücklicher ſein konnte. Schloßartige Wohnung, weit über das Bedürfniß hinaus geräumig und vielfach, im Innern mit allem Behör einer behaglichen, theils holländiſchen, theils engliſchen Lebensart verſehen, erhob ſich, auch für den äußern Anblick bedeutend und geſchmackvoll, zwiſchen tiefem Vorhof und ausgedehntem Garten. Von der Straße zurückgezogen wandte ſich das ganze Leben des Hauſes um ſo entſchiedener nach der Gartenſeite hin. Schattige Gänge, Raſenplätze, hochſtämmige Bäume und mannigfaches Gebüſch, Blumenbeete, Obſt- und Küchenpflanzungen, zuletzt ein Pavillon zwiſchen Treibhäuſern, gaben dem weiten Raume in ſinniger Anordnung die heiterſte Mannigfaltigkeit, und dieſer grünende und blühende Bezirk gab jedem Tag und jedem Augenblicke die nahe, offne und lockende Gelegenheit zu dem reinſten Genuſſe, welcher das Herz erfreuen kann, zu dem Genuſſe der Jugend und des Sommers in ihrem ſchönſten Verein.

Während der erſten Zeit, bevor meine Zimmer eingerichtet waren, ſchlief ich nach dem Garten hinaus, in einem Saale, der als phyſikaliſches Kabinet diente. Mit dem frühſten Tage, vom Glanze der bewegten Wipfel, von den Stimmen der Vögel, dem erquickenden Morgenhauche getroffen, ſtand ich lebensfroh auf, eilte in das thauige Grün, frühſtückte dort oder am offnen Fenſter des Bibliothekzimmers, und hatte mit wechſelndem Entzücken ſchon viel geluſtwandelt und geleſen, wenn nach und nach das übrige Haus erſchien, und die Eltern ihren Geſchäften und die beiden muntern Knaben dem Lernen noch erſt im Freien eine dem ganzen Tage zu gut kommende Friſt gaben. Der hierauf beginnende Unterricht war für mich nur leicht; die Kinder hatten noch beſondre Lehrer, auch für ſolche Gegenſtände, in welchen ich recht gut hätte unterrichten können, und vorzüglich nahm die Uebung in der Muſik Vor- und Nachmittags mehrere Stunden ein. Zum Mittageſſen, dem gewöhnlich wieder eine Erluſtigung im Garten voranging, waren nicht ſelten Gäſte eingeladen, nähere Freunde und

Freundinnen des Hauſes, auch wohl intereſſante Fremde. Die Unterhaltung, im Allgemeinen gütig und heiter, durch einige Prätenſion des Hausherrn auch wohl zu beſonderer Lebhaftigkeit geſteigert, pflegte ſich unter Spazirengehen fortzuſetzen, und nach abermaligen Arbeits- und Lernſtunden rief, von ſechs Uhr an, der freiſte Nachmittag und Abend die Hausgenoſſen und etwanigen Beſuch zum Luſtwandeln, Spielen, zu Geſpräch und Theetrinken wiederum in den Garten, wo Zuſammenſein und Abſonderung nach Belieben wechſelte. Oefters zog ich mich zurück, um für mich allein zu leſen oder zu ſchreiben, und fand mich wieder ein, ſobald eine neue Erſcheinung mich anlockte. Ein glücklicher Verlauf ſchöner Tage, wie man ſie auch ſpät noch wünſchen möchte!

Ich war aber vor allem auf Erfüllung meiner neuen Pflichten bedacht, und wollte dieſem Berufe vollſtändig genügen, bevor ich den Zwecken eigner Förderung oder Neigung nachhinge. Ich entwarf einen ſchriftlichen Erziehungsplan, der mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, ich begann in Geſtalt eines Tagebuchs allerlei pädagogiſche Notizen und Erfahrungen niederzuſchreiben; dieſe Uebung und das Leſen mancher empfohlener Werke, worunter auch Rouſſeau's Emile, gereichten mir zu großem Nutzen. Aufmerkſam ſuchte ich die Wendungen des Lehrens und Mittheilens, wodurch richtige Auffaſſung und feſter Eindruck am ſicherſten gewonnen wären; ſorgfältig und theilnehmend ſchloß ich mich der kindlichen Sinnesart an, und ein freundliches Walten von Liebe und Vertrauen war der glückliche Erfolg. Da mir für mich ſelbſt aber noch ſo viel zu erwerben und fortzuſetzen oblag, ſo ſtrebte ich, die Zeit, welche mir im Laufe des Tages und beſonders am Anfange und Ende deſſelben reichlich gelaſſen war, ſo fruchtbar als möglich anzuwenden. Ohne Hülfe von Vorleſungen, deren regelmäßiger Beſuch jetzt nicht möglich war, konnte mein mediziniſches Studium nicht gedeihen, ich gab daſſelbe nicht auf, aber ſchob es einſtweilen beiſeit, und ſuchte dafür andre, durch die Umſtände nicht verſchloſſene, ſondern wohl gar beſonders eröffnete Wege um ſo beſſer zu benutzen. Ich legte es darauf an, die Hauptthatſachen der Geſchichte mir im Zuſammenhang aufzureihen, ſie in ihrer nothwendigen Folge und Wechſelwirkung einzuſehen, und hatte hiezu, wie für begleitende geographiſche Studien, die ſchönſten Hülfsmittel zur Hand. Poeſie und Litteratur jeder Art ſchloſſen ſich an; zu eignen Aufſätzen, Gedichten, und beſonders auch zu Briefen an Freunde, wobei Eberty mir am nächſten ſtand, fand ſich immerfort Anlaß. Damit meiner Ausbildung noch beſſer nachgeholfen würde, unternahm es Herr Cohen, der ſeine Kenntniſſe gern lehrend übte und zeigte, mit mir höhere Mathematik und engliſche Sprache zu treiben. Auf dieſe Weiſe ſchien ich beſchäftigt genug, und meine Zeit hinreichend ausgefüllt. Doch Fleiß und Freudigkeit leiſteten in wenigen Stunden viel, die glücklichen Tage behielten noch weiten Raum, um andern Lebensinhalt aufzunehmen, andre Gebilde hervorzutreiben.

In dieſer erſten Zeit war das Haus ungewöhnlich lebhaft, weil eine Schweſter der Madame Cohen, die Baronin von Boye, daſſelbe durch ihre gaſtliche Anweſenheit erfreute. Einem ſchwediſchen Major verheirathet, der in Stralſund ſeinen Standort hatte, dachte ſie ihm dorthin bald nachzufolgen, nachdem ſie eben mit ihm aus Paris und dem ſüdlichen Frankreich zurückgekehrt war, und nur einige Wochen bei den Ihrigen in Berlin noch verweilen ſollte. Dieſe Dame war gewohnt, die Huldigungen größerer und kleinerer Kreiſe auf ſich zu ziehen, die glänzendſte Welt hatte ſie eben in vollem Maße genoſſen, früher auch das Beſte von Bildung und Litteratur ſich fleißig angeeignet; dem vielleicht unzureichenden äußeren Reize geſellte ſie gern die bedeutende Mithülfe der Gemüths- und Geiſtesregſamkeit, der vornehmen Eleganz und Eigenheit, und auch humoriſtiſche und geniale Wagniſſe verſchmähte ſie nicht, um nur im Augenblicke voranzubleiben. Die Schweſter war ihr mit treuer Freundſchaft zugethan, mit höchſtem Wohlgefallen die Mutter, Madame Bernhard, eine Wittwe, die das Leben noch genießen wollte, und ihren Reichthum deshalb gern aufwandte. Regelmäßig an den Sonntagen, aber auch außerdem nach Gelegenheit und Einfall, beſuchte man letztere auf ihrem Landhauſe zu Charlottenburg, wo zahlreiche und zum Theil ausgezeichnete Geſellſchaft die gaſtfreieſte und üppigſte Bewirthung fand. Die kurze Zeit, welche Frau von Boye noch zu bleiben zugeſagt, wurde beſtens benutzt.

Faſt kein Tag verging ohne Geſellſchaft, theils in der Stadt, theils auf dem Lande. Graf Alexander zur Lippe, Profeſſor Darbes, Graf Caſa Valencia von der ſpaniſchen Geſandtſchaft, die Hofräthin Herz, die herrliche Sängerin Marchetti-Fantozzi nebſt dem italiäniſchen Dichter Filiſtri lernt' ich in dieſem Kreiſe kennen; auch dem damals jugendlichen und geiſtesregen Adam Müller und der von ihm geführten Madame Sander, die als ſchöne Frau durch den Ruf mir ſchon bekannt war, begegnete ich hier zuerſt, nicht ohne wechſelſeitige Anziehung.

Ein Fräulein von Sellentin, zwiſchen Alter und Jugend inne ſtehend, hatte ihre beſondere Geiſtesart, äußerte ſich lebhaft, und zeigte ſchon früh ſolche Eigenheiten, die man eine Zeit lang gern verzeiht, weil man ſie belächeln darf, ſpäterhin aber leicht unangenehm findet. Jüngere Frauenzimmer waren vorzüglich dem Cohen'ſchen Hauſe angehörig und bedeutſam. Ich nenne zuerſt Mademoiſelle Seiler, eine zarte Schönheit, in erſter Jugend beſcheiden blühend, vortreffliche Klavierſpielerin und als ſolche durch Unterricht dem Hauſe nützlich, war ſchon um der Muſik willen gern geſehn und mit großer Sorgſamkeit behandelt; noch ſtärker aber wirkte die Neigung, welche Herr Cohen zu dem lieblichen Weſen kaum verläugnen mochte und durch tägliches Beiſammenſein nährte, wozu theils gemeinſchaftliche Muſikübung, theils Lehrſtunden im Engliſchen, den gültigſten Anlaß gaben. Karoline Lehmann, nachherige Gattin des berühmten Tonkünſtlers Clementi, war gleichfalls ausgezeichnet muſikaliſch; ſie kam gewöhnlich mit ihrer Mutter, oft aber auch allein, und hatte mit beſonderer Zuneigung in Madame Cohen eine mütterliche Freundin geſucht und zugleich eine für die Jugend noch mit reinſtem Sinn antheilvolle Vertraute gefunden; konnte man ſie nicht gradezu ſchön nennen, ſo ſtand ſie doch im friſcheſten und üppigſten Reiz aufgeblühter Jugend, und ließ in munterer ſowohl als ſchwärmeriſcher Unſchuld noch unendliche Zauberkräfte ahnden, in deren Wirkungsbereich man ſich gern ſtellen oder doch hineindenken mochte. Die dritte, Henriette Hübſchmann, Tochter einer vermögenden, durch kalten Weltverſtand und ſatyriſche Bitterkeit nicht ſelten abſtoßendender Mutter, war dagegen durch freundlich kluge Theilnahme und durch ſcherzhaften Witz einnehmend, der das regſame Perſönchen allerliebſt kleidete.

Gegen den Reiz dieſer jüngeren Mädchen war ich genug befeſtigt; gleiche Anmuth und Liebenswürdigkeit und größere Schönheit hatte ich ſchon verehrt, auch nahm ihr Wirken nicht grade mich zum Ziel. Mein Sinn war auf romantiſchen, poetiſchen Austauſch, auf geiſtig geſteigertes Verhältniß gewandt, und mein Herz wollte ſich nicht entzünden laſſen, außer mit Beihülfe litterariſcher Gluth; auch mußte dafür einiges Bemühen eintreten, um die im Allgemeinen vorſchwebenden Phantaſieflüge an einen näheren beſtimmten Gegenſtand feſtzubannen. Für alles dies war von andrer Seite her überflüſſig geſorgt. Frau von Boye hatte mich in meinen Anlagen und Richtungen leicht aufgefunden, und noch leichter wurde es ihr, mich ihre Vorzüge wahrnehmen zu laſſen und mit ihnen vollauf zu beſchäftigen. Eine ſchmeichelhafte Berückſichtigung that mir um ſo wohler, als ich mit jedem Tage den Werth einer ſolchen Dame höher ſchätzen mußte, deren Geſpräch mit allem Uebergewichte der Weltbildung das Gebiet der Poeſie durchflatterte, und die nicht nur mit den Schriften, die ich am meiſten verehrte, ſondern auch mit den Autoren befreundet war, mit Jean Paul Richter, Friedrich Schlegel, Fichte, ja ſogar mit dem wenig bekannten Meyern, deſſen politiſcher Roman Dya-Na-Sore mich erſt kürzlich mit erhabenen Entzückungen erfüllt hatte. Das Bedeutendſte für mich aber war ihr während der Reiſe geführtes Tagebuch, in welchem alle Eindrücke der großen Erſcheinungen aus dem Natur-, Geſellſchafts- und Kunſtleben, ja ſelbſt die Gefühle eines bewegten Herzens, mit vieler Wärme niedergelegt waren. Nur dem engſten Vertrauenskreiſe wurde dies Tagebuch in ausgewählten, gegen jede Störung geſicherten Stunden vorgeleſen, und dabei gleichwohl noch manches überſchlagen. Zu ſolcher Begünſtigung mitberufen zu ſein, mußte ich mir hoch anrechnen.

Herrſchte bei dieſen Mittheilungen das Sentimentale vor, ſo ließ bei andern Gelegenheiten die freieſte Laune ſich aus, die unſchüchternſte Lebendigkeit, welcher vollauf beizuſtimmen die Andern bisweilen kaum den Muth hatten. In dergleichen Augenblicken rief ſie einesmals ganz unerwartet unter vielen Anweſenden mich auf, meinend, mir ſei auch noch zweifelhaft, was ich von ihr halten ſolle; ich aber faßte mich ſchnell, und antwortete beherzt, ich wiſſe es recht gut, und wolle es nöthigenfalls beweiſen. Bald nachher trennte ſich die Geſellſchaft, mich aber trieb es zu ſchreiben, und nach einer halben Stunde war eine Karakterſchilderung fertig, die ich nach ungefährem Rathen und Vorausſetzen auf die herausfordernde Dame geſchmiedet hatte; nach ihrem guten Beiſpiel entſchlug ich mich ſchon der Schüchternheit, und brachte das Blatt den Frauen, die größtentheils noch beiſammen waren, gab es aber an Madame Cohen, und bat, ſie möchte zuſehen, wiefern das Bildniß zu erkennen wäre. Nach dem erſten Durchblicken wurde das laute Vorleſen verlangt, und da ich es an Schmeichelhaftem und etwas Stechendem nicht hatte fehlen laſſen, auch manche Züge wirklich getroffen und einige auf gut Glück verſuchte Angaben zufällig die richtigen waren, ſo wurde des Wunderns und Rühmens ſo wie des Scherzes und der Fröhlichkeit faſt kein Ende. Von dieſer Karakterſchilderung wurde weiterhin noch oft geſprochen, ich mußte erfahren, daß man ſie als einen Beweis meiner großen Fähigkeiten anſah, und daß man mich deshalb höher ſtellte, als man vorher gethan. Die entſchiedenſte Wirkung aber übte das Blatt auf meine Bezüge mit Frau von Boye. Sie hatte ſchon bisher mich ausgezeichnet, jetzt that ſie es nur um ſo mehr und gleichſam von Rechtswegen; mit großem Ernſt und gefühlvoller Emphaſe trug ſie mir Freundſchaft und inniges Vertrauen an. Das letztere bewies ſie mir alsbald dadurch, daß ſie mir geſtand, ſie bedürfe meiner Mitwirkung und meines Einfluſſes, um auch abweſend in dieſem Kreiſe manches nach ihrem beſſern Sinne zu leiten und zu halten. Sie ſetzte mich deshalb ſofort in Kenntniß von den innern Verhältniſſen des Hauſes, von dem Karakter ihrer Mutter, ihrer Schweſter und ihres Schwagers, und wie jeder zu behandeln ſei. Hauptſächilch warnte ſie mich vor dem letztern, der bei wenig Gehalt viele Schwächen und Eigenſinn und beſonders in ſcheinſeliger Eitelkeit kein Maß habe. Ihre Schweſter, welche für ſich ſelbſt genug treue Feſtigkeit, aber in Betreff Anderer nur zu leicht duldſame Nachgiebigkeit zeige, wünſchte ſie durch mich unterſtützt, und eben ſo die Kinder gegen die Einwirkung des Vaters möglichſt geſtärkt. Dergleichen Mittheilungen, welche ſogar abſichtlich für Madame Cohen kein völliges Geheimniß ſein ſollten, verſetzten mich in die ſeltſamſte Lage, und indem ſie mich einerſeits zur vorſichtigſten Haltung und Klugheit nöthigten, regten ſie andrerſeits mein Inneres zu den lebhafteſten Einbildungen und Anſprüchen auf, welche unter fortwährendem Nachſchüren endlich als leidenſchaftliche Empfindung aufflammen wollten.

Ob mehr die Schlingen fremder Koketterie, oder das Gaukelweſen eigner Bethörung mich damals umfingen, vermag ich jetzt kaum abzuwägen, gewiß aber iſt es, daß beides im Spiel war, und daß die beiderſeits unwahren Elemente dennoch in Schmerz und Freude Wirkungen hervorriefen, welche nicht ungleich denen eines wahrhaftigern Urſprungs beſtanden und wirkten. Was von den Aeußerungen jener Zuſtände ſich in einigen Briefen noch erhalten hat, ſpricht mich ſelbſt auf die wunderlichſte Weiſe an, und ich finde darin eine Exaltation, die zwar Lächeln erregen muß, wenn ſie zunächſt in den perſönlichen Beziehungen genommen wird, deren ganzes Weſen aber grade aus dieſen mit aller Kraft ins Unperſönliche hinausſtrebt, und einen lebendigen Menſchen hinter den entzündeten Auswüchſen ſeiner unreifen poetiſchen und mimiſchen Anlagen und Triebe faſt verſchwinden macht.

Dieſe Stimmung gehörte jedoch nicht mir allein, ſie war in ähnlichen Miſchungen gleich einem Wetterſtand über den ganzen Kreis verbreitet, und half ſich gegenſeitig tragen und erhitzen.

Graf Alexander zur Lippe, edel, zartſinnig, gebildeten und ſtrebenden Geiſtes, aber auch wirrköpfig, einbilderiſch und abſchweifend, lebte in empfindſamſter Seelenſchwingung, und verbreitete Rührung und Innigkeit um ſich her, die aber bei leiſen Anläſſen wunderlich aus der unbefriedigten Spannung auch in Schärfe und Säure umſchlugen, womit er ſich und Andre dann nicht wenig quälte, bis man ihn wieder, was nicht ſchwer wurde, auf Scherz und Laune zurückbrachte. In erhabenen Freundſchaften lebte er mit Frau von Boye und Madame Cohen, einen abweſenden Freund, Herrn von Brockes, führte er bei jeder Gelegenheit zärtlichſt im Munde, auch mit mir tauſchte er jetzt Händedruck und Vertrauensworte, und durchflocht meine Neigungen und ſeine; die Leidenſchaft, zu welcher eine jugendliche Schöne ihn entflammt hatte, verbarg er keineswegs, wenn auch die letztere ſelbſt als ein zartes Geheimniß verſchwiegen blieb.

Einen neuen Mitſtrebenden entdeckte und gewann ich in einem jungen Manne, der im Cohen'ſchen Hauſe von Kindheit an lebte, wie ein Sohn gehalten wurde, und auf dem Komtoir beſchäftigt war, aber ſich außer den beſtimmten Zeiten wenig ſehen ließ, und überhaupt in ſeiner ſchweigſamen Stille ſich wenig bemerkbar machte, obgleich er für durchaus klug und kundig galt. Eines Tages führte zufälliges Geſpräch uns näher zuſammen, wir vertieften uns in Betrachtungen des Lebens und der Poeſie, ſeine Verſchloſſenheit hielt gegen meine andringende Wärme nicht aus, er bekannte mir, daß auch er dichte, und wollte mir ſeine Erzeugniſſe nicht vorenthalten. Seine Gedichte waren klar und empfindungsvoll, ſie entzückten mich, und als ich den Andern meine gemachte Entdeckung mittheilen, ihnen die Verſe wiederholt vorleſen durfte, wollte man das Wunder kaum glauben, vereinigte ſich aber bald in Lob und Beachtung des aus ſeinem bisherigen Inkognito hervorgetretenen Dichters, und ich genoß die reinſte Freude, in Wilhelm Neumann einen ſo würdigen als fähigen Freund erworben zu haben. Daß er eine Neigung im Herzen hegte, war nicht aus ſeinen Gedichten allein zu gewahren, ſeine Gewöhnung zu ſchweigen ließ jedoch keinen näheren Aufſchluß erfolgen, erſt ein Jahr ſpäter wurde dieſer mir durch unglückliche Umſtände enthüllt; inzwiſchen war die ganze Gemüths- und Geiſtesſtimmung von dieſer innern Wärme belebt und erhöht.

Neues Zuſtrömen erfolgte zu dieſen ſchön anſchwellenden poetiſchen und ſentimentalen Fluthen durch die Bekanntſchaft, die mir nach einiger Zeit in Charlottenburg mit einem preußiſchen Offizier zu Theil wurde, der, auf die erſten leiſen gleichſam freimaureriſchen Zeichen einer ſolchen Brüderſchaft, ebenfalls ganz unvermuthet ſich mir als Dichter enthüllte, und zwar als einer von der ſeltſamſten Art, die großentheils ſchon darin begründet lag, daß dieſer deutſche Dichter eigentlich ein Franzoſe war. Herr von Chamiſſo hatte als Knabe mit ſeinen Eltern die Heimath beim Ausbruche der Revolution verlaſſen, war als Emigrirter nach Berlin gekommen, hier bei der verwittweten Königin als Page und darauf als Offizier im Infanterie-Regiment von Goetz angeſtellt worden, und in dieſem Verhältniſſe geblieben, während ſeine Familie, gleich den meiſten andern Emigrirten, denen es geſtattet war, begierig das Vaterland wieder aufgeſucht hatte. Den Franzoſen konnte Chamiſſo in keinem Zuge verläugnen, Sprache, Bewußtſein, Sinnesart, Manieren und Wendungen, alles erinnerte an ſeine Herkunft, nur war ſein ganzes Weſen dabei mit einer beſondern, ſeinen Landsleuten ſonſt nicht grade eignen Ungeſchicklichkeit behaftet, die doch vielfache Gewandtheiten und Fertigkeiten gar nicht ausſchloß, ſondern ihnen nur etwas Wunderliches zugeſellte, woraus denn freilich allerlei hervorging, was er ſelbſt oder Andre als Unfall oder Uebelſtand zu tragen hatten. Seine langen Beine, die knappe Uniform, der Hut und Degen, der Zopf, der Stock und die Handſchuhe, alles konnte ihm unvermuthet Aergerniß machen; am meiſten aber und ſichtbarſten kämpfte er mit der Sprache, die er unter gewaltigen Anſtrengungen mit einer Art von Meiſterſchaft und Geläufigkeit radebrechte, welches er auch in der Folge zum Theil mit Vorliebe beibehielt. Er hatte deutſche Lieder und Elegieen gedichtet, ſogar einen Fauſt in Jamben angefangen, und ich hörte mit Staunen und Bewunderung, was er davon mit ſeiner zerquetſchenden Ausſprache, in einer Thüre ſtehend und den Durchgang hemmend, mir aus dem Gedächtniß herſagte. Auch dieſer Poeſie wurde ich ſogleich ein rühmender Verbreiter, und alsbald des Dichters, der ſich als der bravſte Kerl von der Welt zu erkennen gab, vertrauter Herzbruder. Die deutſche Bildung und Sprache waren der Gegenſtand ſeiner tiefſten Verehrung und Sehnſucht, und unſre Beſtrebungen in dieſem Gebiete arbeiteten ſeitdem in förderlichſtem Verein. War aber ſein Geiſt durchaus den Deutſchen zugewandt, ſo hatte doch in ſeinem Herzen eine ſchöne Landsmännin den Vorzug behalten, welche durch Schickſale in das der Cohen'ſchen Familie verwandte Edeling'ſche Haus zu Charlottenburg als Erzieherin verſchlagen war; ſie nannte ſich Ceres Duvernay, hatte ein kleines Söhnchen bei ſich, und vereinte mit tiefer Schönheit eine ſeltne Bildung, wie ſie denn Engliſch und Italiäniſch vollkommen ſprach, und eben ſo den Shakſpeare und Taſſo wie ihren Racine las. Ihre Auszeichnung und Lage deutete auf höhere, doch unglückliche Verwickelungen, deren Geheimniß aber, aller Forſchungen ungeachtet, ſtets bewahrt geblieben.

Unſer verſtärkter Bund gerieth nun in thätige Bewegung, wir bereicherten durch Austauſch unſre Gefühle und Anſichten, theilten einander unſre Schriftſteller mit, und ſuchten uns gemeinſchaftlich zur Höhe der Litteratur emporzuheben. Ich begann Klopſtock, Voß und Wieland weniger feſtzuhalten, wiewohl ich ſie nicht aufgab, ſondern ihren ſchon zu ſehr mißkannten Werth noch mit Glück behauptete, ſelbſt einmal gegen Adam Müller, der mir auch Hölty, Salis und andre ſolche noch einräumen mußte. Dagegen ſtieg Schiller mächtig empor, und allen überragte mehr und mehr Goethe, deſſen Schriften und beſonders Wilhelm Meiſter unſre Hauptbücher wurden. Die Paradoxen des Athenäums und die Sprüche des Novalis führte hauptſächlich Lippe bei uns ein, die Gedichte von Wilhelm Schlegel las ich ſtill und laut zu vielenmalen. Neumann hatte ſich manches von Tieck erſehen; Schleiermacher wurde genannt, ich erhielt ſeine Monologen durch Frau von Boye zum Geſchenk, und dieſer ſtrenge, aber ſchwungvoll ausgedrückte wiſſenſchaftliche Inhalt wurde mit dem lyriſch-ſentimentalen des Hölderlin'ſchen

Hyperion als gleichartige Erquickung von uns Dürſtenden genoſſen. Wir hatten Alle erſtaunlich viel zu lernen, und nicht blos nach innen, ſondern auch nach außenhin zu lernen, um unſrem geiſtigen Erſchauen die erforderliche Unterlage zu geben, und dieſes Lernen konnte für uns nur aus fortwährendem Erleben und Betreiben hervorgehen. Wir ſahen einander bei allen Gelegenheiten; jeder ſonſt gleichgültige Beſuch, jede Fahrt über Land, jedes Geſchäft wurde uns bedeutend und fruchtbar, und wir waren weit entfernt, dieſe Bildungsſchule unangenehm zu finden, ſo ſehr wir deren Mängel in Betreff der wünſchenswerthen gelehrten Kenntniſſe und Uebungen einſahen. Die Geſellſchaft gewann durch dieſe geiſtige Bewegung zuſehends an Leben und Reiz, und die Sprüche des paradoxen Ernſtes, die Einfälle der Laune und des Witzes fielen ſo reichlich ab, daß ich anfing, ſie in ein kleines, zu dieſem Zwecke gehaltenes blaues Heft zu ſammeln, wo beſonders die wunderlichen und oft ungemein treffenden Schlagworte Lippe's ſich anhäuften. Frau von Boye behauptete in dieſem Treiben ihre Stelle, und war ihm nach Kräften förderlich, wiewohl ſchon mitunter einige Regungen zuckten, die wegen des Weitergehens bedenklich machen konnten, denn eine der erſten Wirkungen unſrer wetteifernden Thätigkeit mußte ſein, daß wir gewahr wurden, wir ſeien bisher wie in der Litteratur ſo auch im Leben allzu zahm und billig geweſen, und nun annahmen, wir dürften vieles keck als gemein und gering verwerfen, was wir bisher geachtet, und müßten uns, um nicht als geduldige Haſenfüße zu gelten, als ſtößige Böcke gebärden. Die Schlegel'ſchen Geſinnungen und Beiſpiele hatten viel Verführeriſches für junge Leute, welchen, bei ſchon befeſtigter feiner Bildung, ihre abgetragenen Unarten als etwas doch vielleicht Geniales zum nochmaligen Wiederanprobiren noch nicht zu entfernt lagen. Aber wir hielten, gutgeartet und brav, uns bei allen Lockungen doch beſcheiden genug.

In dieſe chaotiſche Gährung, aus der ſich nach Zufall und ohne Ziel und Ordnung alles neu geſtalten ſollte, fiel uns zum Glück bald ein ſtärkendes Licht der Autorität, durch welche neben ſo vielem Schwankenden und Verworrenen auch wieder Feſtigkeit und Zuſammenhang vor Augen ſtand. Ich lernte nämlich Fichte'n kennen. Frau von Boye, die ihn öfters beſuchte, lud mich mit ihm zuſammen in ihre Loge, um die Braut von Meſſina zu ſehen. Späterhin ſahen wir eben ſo die Eugenie von Goethe. Mit Ehrfurcht huldigte ich dem tiefen und großen Karakter, mit Freimüthigkeit forderte und beſtritt ich ſeine Ausſprüche, ſoweit meine Kräfte reichten. Er ließ mich freundlich gewähren, und beſchied mich wohlwollend in ſeine Wohnung. Hier ſah ich einen Weiſen, deſſen Handlungen mit ſeinen Worten und Lehren eins waren, und der vom Lichte der Gedanken wie von ſittlicher Würde ſtrahlte. Seine gedrungene, kräftige Geſtalt und ſein nachdruckvolles Reden mußten ſich im erſten Moment dem Ohr und Auge unverlöſchbar einprägen. Willig gab er mir Bedürftigen ſeine leitenden Rathſchläge, ließ ſich auf das Einzelne meiner Lage und meiner Studien mit mir ein, empfahl mir dringend das klaſſiſche Alterthum, ſagte mir gradezu, ich müſſe vollſtändiger die Römer und gründlich die Griechen kennen lernen, zeigte mir Ziel und Weg, gebot ſtrengen Wandel und eiſernen Fleiß, und wies mich dagegen für jetzt noch von aller Bemühung mit eigentlicher Philoſophie entſchieden zurück. Ich glaubte einen göttlichen Mann vor mir zu ſehen, wenn er ſo ſprach, die Gradheit und Redlichkeit leuchteten ihm aus den Augen, und liebevolle Güte begleiteten ſeinen erhabenen Ernſt. Wenn ſeinen Ermahnungen ganz nachzuleben auch weder mein Sinn noch ſelbſt die Gelegenheit erlaubte, ſo blieb doch dies Vorbild tief in meiner Seele, und ich nahm von Zeit zu Zeit immer wieder meine Zuflucht zu dem herrlichen Manne, der dann jedesmal mit Nachſicht und Kräftigung meinem guten Willen beiſtand. Auch Chamiſſo machte ſeine Bekanntſchaft und erfuhr gleiche Einwirkung von ihm, die andern Freunde nicht minder, und für uns Alle blieb fortan über allem trüben und irren Gewoge des Lebens dieſer Stern in hellem Glanze leuchtend und leitend, zu dem wir zuverſichtlich emporblickten, um uns zum Rechten und Wahren zu reinigen und zu ſtärken.

Inzwiſchen war die Zeit herangerückt, da Frau von Boye die ſchon immer aufgeſchobene Abreiſe nach Stralſund wirklich anzutreten dachte. Die zarten und vertraulichen Beziehungen hatten ſich bis dahin nur geſteigert und nach außen möglichſt geheim zu halten geſucht. Wiewohl dergleichen Geheimniß ſelten eines bleibt, und die Betheiligten ſelbſt es am wenigſten zu bewahren pflegen, ſo behielt doch eine beſondre Zuſammenkunft, welche an einem ausgewählten Tage, da zwiefacher Vorwand unſre Abweſenheit genugſam entſchuldigte, für den ganzen Abend in völliger Freiheit und Sicherheit mir beſchieden war, den ſtrengen Gewahrſam undurchdringlicher Umhüllung und unverbrüchlicher Verſchwiegenheit. Frau von Boye bewohnte ganz allein die während des Sommers leerſtehende Stadtwohnung der Madame Bernhard, die Bedienung war entfernt, ich wurde ungeſehen eingelaſſen, und mit der Thüre hinter uns war eine Reihe von Zimmern abgeſchloſſen, in welchen wir uns nach Wunſch zu gegenſeitiger Mittheilung ſo behaglich als ungeſtört vereinigt fanden. Der Reiz dieſes Erlebniſſes war ungeheuer, ſo viel Romantiſches hatte mir noch kein früherer Moment geboten, ich ſchwelgte in den erhebendſten Vorſtellungen. Früheres Leben, gegenwärtige Verhältniſſe, Menſchen und Zwecke, künftige Ausſichten, die Welt der Dichtung und der Liebe, alles wurde mit Erregtheit und Vertrauen, ja ſogar mit Heftigkeit durchgeſprochen. Leicht konnte dieſe wunderliche Gluth, die ſich nur immer in ſich ſelber aufwirbelte, als eigne Phantaſterei erſcheinen, und die Gefahr eines üblen Eindrucks mag nahe genug geweſen ſein; aber in den, wie ich ſie ſchon einmal genannt, poetiſchen und mimiſchen Geſtalten, zu denen ich mich begeiſterte, lag nichtsdeſtoweniger ein ſo ſtarkes Element wahrhafter Empfindung, ein ſo feſter Grund von Seele und Geiſt, daß auch eine ſo verſtändige und erfahrene Frau, wie Frau von Boye war, nicht nur ohne Verdruß, ſondern ſogar mit bewegtem Antheil dem ſo doch wohl nicht erwarteten Schauſpiele zuſehen und einigermaßen in deſſen Sinne mitſpielen konnte, indem ſie doch geſtand, daß ihr dergleichen noch niemals vorgekommen ſei. Der lange Sommerabend, deſſen leidenſchaftliche Geſpräche auch zuweilen durch ſchweigendes Auf- und

Abgehen, oder Vorleſen von Briefen, und durch Genuß einiger Erfriſchungen unterbrochen wurden, verging mir wie ein Augenblick, und Mitternacht war vorüber, als ich wieder eben ſo geheim und unbemerkt, wie ich gekommen war, entlaſſen wurde, und langſam durch die ſtillen ſommerlichen Straßen den herrlichſten Heimweg zurücklegte. Vielmals iſt es geſagt worden, und täglich erneut ſich die Beſtätigung, daß die frühen Triebe der Jugend vorzugsweiſe eine geiſtige Wendung nehmen, und Unſchuld und Reinheit oft am ſicherſten da bewahrt ſind, wo ſie am meiſten gefährdet ſcheinen. Frau von Boye wußte ohne Zweifel, wie ſicher hierauf zu vertrauen ſei, und ſie irrte ſich keineswegs, denn hätte die günſtige Gelegenheit eine Prüfung auferlegt, ſo wäre ſie vollkommen beſtanden worden; allein ſelbſt eine ſolche Benennung wäre ſchon zu viel, wo nicht einmal eine Spur von Gedanken, die mit einander in dieſem Betreff gekämpft hätten, zu finden war. Die Erneuerung ſolchen Zuſammenkommens hatten wir uns zugeſagt, ſie unterblieb indeß durch mancherlei Umſtände, die bei ernſtlicherem Willen vielleicht kein Hinderniß geweſen wären; der Argwohn, daß auf jener Seite einige Lauigkeit eingetreten ſei, verbitterte mir die letzte Zeit vor dem Abſchied. Als dieſer wirklich Statt finden mußte, erhoben ſich die ſchmerzlichſten Regungen, welche nur durch liebevolle Theilnahme und die ſchönſten Zuſagen eines belebten und reichen Briefwechſels einigermaßen beſänftigt wurden. Auch gleichgültige Perſonen unſres Kreiſes, denen blos das Aeußerliche ſichtbar geworden, ſprachen es ohne Hehl aus, daß durch dieſe Abreiſe beſonders ich viel müſſe verloren haben, da ſolch täglicher Umgang voll aufſtörender und durcheinander miſchender Beweglichkeit ſich ihnen ſelbſt als ſchätzbar erwieſen und als beſonders mir zu Gute kommend wohl hatte erkennen laſſen.

Die Lücke war in der That groß, und der Abſtich der nächſten Zeit von der vorigen durch öde Stille in der ganzen Umgebung ſehr bemerkbar. Ein lebhafter Briefwechſel zwiſchen beiden Schweſtern beförderte anfangs auch mir manches Blatt, allein die Fortſetzung wurde weiterhin für mißlich erklärt, und unterblieb endlich, ohne daß doch in den Geſinnungen etwas verändert ſein ſollte, man getröſtete ſich vielmehr eines nahen Wiederſehens, das aus mancherlei Gründen wahrſcheinlich wurde. Mir bot inzwiſchen das umgebende Leben manches Neue und in dem Alten manches Ueberſehene zur Beachtung dar. Die junge Mädchenwelt des Hauſes Edeling, unter Obhut der ſchönen Erzieherin Duvernay, drang lebhafter heran, und veranlaßte kleine Bewegungen; größere bewirkte die ſchöne Mariane Saaling, welche in Madame Cohen eine würdige Freundin ehrte und ſie jetzt häufiger beſuchte; der Eindruck dieſes Mädchens war der einer jungen Göttin, und wer ſie nur ſah, mußte ihr huldigen; dies geſchah von allen Seiten, von mir doch am wenigſten, der ich ihren Geiſt vielleicht zu gering anſchlug, durch ihn wenigſtens nicht angezogen wurde. Mehrere meiner Bekannten umſeufzten ſie förmlich als Liebhaber; das war mir ſehr gleichgültig; grade mit einem ernſtlichen Bewerber aber bekam ich ihretwegen faſt Händel. Ein Herr von Hake, geweſener Offizier, den ich von Kieſewetter her kannte, durfte ſich auf ſeinen Erfolg bei Frauen etwas einbilden, ein Fräulein von Alvensleben hatte ſich, weil er ſie verlaſſen, ſogar erſchoſſen, worauf er gegen die als Rächer auftretenden Verwandten die ſo ſchimpfliche als abentheuerliche Verpflichtung eingegangen war, ſich von jedem Orte augenblicklich zu entfernen, wo vier Herren von Alvensleben ihre Anweſenheit ihm kund thun würden. Er galt ſchon damals, wie noch jetzt, für einen Taugenichts, ſelbſt bei ſeinem Bruder, dem jetzigen Kriegsminiſter, und die Art, wie er dem Zuſtande ſeiner Sachen aufzuhelfen meinte, widerſprach dieſem Rufe nicht. Er machte nämlich die Spekulation, das ſchöne Mädchen um ihres Vermögens willen zu heirathen, ließ ſich durch mich bei Cohen's einführen, wo er die Gelegenheit zur Förderung ſeiner Abſicht zu finden dachte, und vertraute mir dieſe ſogar, die ich noch dazu ſehr klug und richtig finden ſollte. Ich aber brach kurz mit ihm ab, und ließ ſeinen fernern Beſuch fehlſchlagen; da dies nicht ohne Unhöflichkeit möglich war, ſo beklagte er ſich bitter über mich, und meinte, er würde mich deshalb zur Rechenſchaft ziehen. Ich war auf alles gefaßt, allein er ließ nichts von ſich hören, und als ich ihn in ſpäteren Zeiten wiederſah, wollte er ſich nur der alten Bekanntſchaft freuen. Der geringfügige Vorgang machte auf mich doch großen Eindruck, und war mir als erſte Erfahrung dieſer Art wichtig; ich hatte mich einem Edelmann und Offizier in einer Sache, wo das Ritterliche wahrlich ganz auf meiner Seite war, als perſönlich gegenüberſtehend und alle möglichen Wendungen eines ſolchen Falles wenigſtens denken müſſen, und ich wußte nun zuverläſſig, wie ich es freilich auch vorher nicht bezweifelt, daß ich mir auch in dergleichen Gelegenheiten nicht fehlen würde.

Karoline Lehmann bekam ebenfalls um dieſe Zeit einen Bewerber, der uns Allen ein Gräuel war, den wir aber leider nicht ſo bei Seite ſchaffen konnten. Es war der alte Muzio Clementi, der durch ſein Talent und ſeinen Reichthum ſtark empfohlen war, und das junge, mittelloſe Mädchen gleichſam zu erkaufen dachte. Die Eltern waren für ihn, das Mädchen, einer aufgeregten Neigung zu einem vornehmen jungen Manne ſchon im Stillen entſagend, wankte nur noch zwiſchen jenem Beifall und der heftigen Mißbilligung, die wir Jüngern laut werden ließen, und die in zweien von uns einen tiefern Quell hatte, als wir Andern vermuthen konnten. Ein beſondrer Jammer war es, daß auch die liebliche Seiler, gleich in ihrem erſten Frühling, einem tölpiſchen Bräutigam vorausbeſtimmt wurde, welchem ihr Vater Verbindlichkeiten hatte, die er durch ſeine Tochter ganz bequem abzutragen dachte. Die einzige Henriette Hübſchmann erſchien frei von Neigung und frei von drohenden Banden, und erhielt ſich noch eine Weile ſo, bis ihr ſpäter das Glück wurde, eine Heirath ganz nach ihrem Sinne zu treffen, wobei wenigſtens das künftige Unglück, das ſich auch hier nachgehends gewaltſam eindrängte, in der erſten guten Zeit völlig verborgen blieb.

Was wir in dieſer Art vor Augen hatten, ſowohl von geſchloſſenen als von noch zu ſchließenden Ehen, war nicht gemacht, uns von ſolcher Verbindung einen guten Begriff zu geben, im Gegentheil, die ganze Einrichtung, der nur Liebe und Achtung zum Grunde liegen ſollte, und die wir in allen dieſen Beiſpielen eher auf alles andre gegründet ſahen, wurde uns gemein und verächtlich, und wir ſtimmten ſchreiend in den Spruch von Friedrich Schlegel ein, den wir in den Fragmenten des Athenäums laſen: „Faſt alle Ehen ſind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr proviſoriſche Verſuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Weſen nach allen geiſtlichen und weltlichen Rechten darin beſteht, daß mehrere Perſonen nur Eine werden ſollen.“ Auch der höhniſche Uebermuth am Schluſſe jenes Fragments, wo geſagt wird, es laſſe ſich nicht abſehen, was man gegen eine Ehe à quatre Gründliches einwenden könnte, und daß der Staat die mißglückten Eheverſuche nicht zuſammenhalten, ſondern vielmehr neue befördern ſolle, gefiel uns ungemein, und wir führten dergleichen ärgerliche Reden oft und auch zur Unzeit im Munde. Die ſchlechte Meinung aber von Heirath und Ehe blieb mir eingepflanzt, und bei allen Vorſtellungen und Abſichten, die ich meiner Zukunft aneignete, war der Gedanke, Bräutigam und Gatte zu werden, als ein lächerlicher und verkehrter gänzlich ausgeſchloſſen.

Inmitten dieſes jugendlichen Umgangs erfuhr ich doch die meiſte Annäherung zu Madame Cohen, die als ſorgſame Mutter und tüchtige Hausfrau höchſt verehrungswerth erſchien, und mit edlem Sinn und warmer Empfindung auch unſern Jugendlichkeiten Antheil und Nachſicht ſchenkte. Sie war durch die laute Schweſter ſchweigſam gewöhnt, wenn ſie aber ſprach, vernahm man Wahrhaftes und Herzliches. Da Herr Cohen ſowohl auf den Abendſpazirgängen im Garten, als bei den Muſikübungen im Zimmer, wenn Mademoiſelle Seiler zum Beſuche da war, ſich vorzugsweiſe mit dieſer beſchäftigte und abſonderte, ſo fühlten wir Andern uns um ſo zwangloſer, ſprachen und laſen was uns gefiel, und ſo wurde z. B. der ganze Wilhelm Meiſter von mir vorgeleſen, wobei nur einigemal Neumann oder Lippe mich ablöſten. Gegen den Hausherrn, der mit Goethe nicht zufrieden war, ſondern an Wieland hielt, und uns zuweilen auch ſeinerſeits mit Vorleſungen aus Agathon oder Ariſtipp quälte, machten wir gemeinſchaftlich eine wenig verhohlene Oppoſition, und er hatte den Verdruß, ſeinen Geſchmack und ſein Talent im eignen Hauſe am wenigſten gelten zu ſehen; um ſo lieber wandte er ſich damit an das ſchöne Kind, dem in Vergleich des bevorſtehenden Looſes die Bewerbungen eines ſolchen Mannes noch als geiſtreich und liebenswürdig gelten konnten. Madame Cohen, ſchon durch ihre Schweſter in ein gewiſſes Vertrauen zu mir geſtellt, konnte die augenſcheinliche Lage der innern und äußern Verhältniſſe mir nicht verhehlen noch läugnen wollen, die Erziehungsangelegenheiten forderten dringend mancherlei Vorkehr und Rückſprache, und es erfolgte aus allem dieſen eine wahrhafte Freundſchaft, gegründet auf Hochachtung und Zutrauen, die ſich in ſpäteren Stürmen und Unglückslagen nur verſtärkt und ſtets erhalten hat. Die Freundin, welche Frau von Boye nach oberflächlicher Laune und Gelegenheit mir hatte ſein wollen, und deren Rolle ſie nur mit ſichtlich erblaſſendem Eifer noch einigermaßen fortſetzte, hatte ſie mir in der That durch ihre Schweſter zugewendet.

Wegen der Kinder hatte wirklich die Mutter alle Urſache, mit dem Erzieher ernſtliche Rückſprache zu nehmen, denn von dem Vater her drohte in dieſem Bezug nur erſchreckendes Unheil. Ein weichlicher, verwöhnter, höchſt ſinnlicher und eitler Mann, ſuchte er in ſeinen Knaben zuvörderſt nur einen ſchmeichelnden Genuß für ſich ſelbſt, ſodann für ſie die umgebende Welt eben ſo zu Genüſſen einzurichten; der Trieb nach ſinnlichem Wohlleben wurde auf alle Weiſe gepflegt, wenn auch nicht immer durch Befriedigung, doch durch die noch weit verderblichere Richtung darauf; weichliche Empfindelei und rückſichtsloſe Willkür zeigten ſich als traurige Keime einer künftigen harten und kraftloſen Selbſtſucht. Dabei forderte der Vater, im Widerſpruche mit jenem Verhätſcheln von den Knaben die kraftvollſten Anſtrengungen und Leiſtungen, ſeine Kinder ſollten körperlich und geiſtig die ausgezeichnetſten Eigenſchaften entwickeln, früh hervorglänzen, und ſeiner Eitelkeit unausgeſetzt den überſchwänglichſten Ertrag liefern. Sie waren daher, wiewohl kaum acht und ſieben Jahre alt, mit Unterrichtsſtunden überhäuft, beſonders ſollte die Muſik mit Gewalt aus ihnen hervorgerufen werden, die Lehrer konnten nicht genug leiſten, denn die Fähigkeiten der Knaben waren über allen Zweifel geſetzt. Als nächſte Folge hievon ergab ſich, außer dem Schaden der Knaben, daß der Vater getäuſcht wurde. Ein Pädagog, wie heutiges Tages ſchwerlich noch einer möchte zu finden ſein, wirkte beſonders zu jenem Schaden und dieſer Täuſchung mit. Der alte Seiler, Vater der ſchönen Tochter, war aus der ungründlichen ſpieleriſchen und aufgeklärt nützlichen Erziehungsperiode, an deren Spitze Baſedow und Salzmann geſtanden hatten, und die ſich durch Campe und Andre noch weithin wirkſam erhielt; er lebte träumeriſch plappernd und ſpielend einher, angelernter Schlendrian, theils tändelnd, theils pfiffig eingerichtet, half nothdürftig zum Unterricht und zum Vergnügen; übrigens ſuchte der ſchlaffe, wohlbeleibte, ſchleichende, aber vielfach lüſterne und bei Tiſch gradezu gefräßige Alte ſich die Stunden und Tage ſo behaglich und leicht zu machen, als nur immer möglich. Er wußte es geſchickt ſo zu leiten, daß die Knaben, wenn ſie geprüft wurden oder ihre Arbeiten zeigen mußten, rühmlich beſtanden, legte ihnen die Antworten in den Mund, oder ſprach ſtatt ihrer, und der entzückte Vater ſah nur zu gern über die auffallenden Nachhülfen hinweg, um ſeine Sprößlinge um ſo gültiger zu bewundern. Zum Theil mußten auch der Rechen- und der Schreibmeiſter in dieſe Art eingehen; am wenigſten vermochte es der Muſiklehrer. Genug, die guten Kinder glänzten mit mancherlei Wiſſen und Können, das ihnen noch gar nicht angehörte; der ältere Knabe, bildſchön, des Vaters Liebling und am meiſten nach ihm geartet, konnte nach jahrelangem Unterricht noch nicht leſen, ſo oft er auch ſchon zu leſen geſchienen hatte. Ich erkannte alsbald, daß faſt alles, deſſen der Vater ſich freute, nur Schein war, und deckte den Mangel auf, den man nicht läugnen konnte. Allein die Abhülfe war nicht ſo leicht, denn vor allem ſollte der alte Seiler geſchont werden, und die beſondere Triebfeder, warum dies mit äußerſter Rückſicht geſchah, war auch leicht zu entdecken. Er gab eine Zeit lang noch immer drei Stunden täglich, und wurde nur nach und nach entfernt, indem er zuletzt doch einſehen mußte, daß er das reichliche Honorar mit Sünden einſtrich, beſonders, da außer den andern Lehrern nun auch ein eigner Hauslehrer vorhanden war. Das Hauptübel aber blieb leider durch den Vater fortgeſetzt, der mit unwürdiger Zärtlichkeit die geſpannteſten Forderungen machte, durchaus keine Strenge zulaſſen, und doch die übertriebenſten Früchte ſehen wollte. Aus dieſem Zwieſpalt entſtanden die unſeligſten Plagen, die widrigſten Erörterungen, die nachtheiligſten Hemmungen. Der ältere Knabe brachte es auch bei mir in Hunderten von Leſeſtunden doch nicht zum fertigen Leſen, weil er ſich jeden Augenblick zerſtreute, und auf geſchehene Anmahnung ſtatt zur Aufmerkſamkeit lieber ſich zur ſchmerzlichſten Rührung wandte, mir zehnmal mit Thränen um den Hals fiel, bei jedem falſchgeleſenen Wort mich reuevoll anblickte, und doch unmittelbar wieder in dieſelbe Unachtſamkeit verfiel; weinend ſagte er mir einſt: „Ach wenn ich doch nur fleißig wäre, ich bin aber ſo ſehr faul!“ — und er hatte nicht ganz Unrecht, die Eigenſchaft, die ihm fehlte, als eine ſolche anzuſehen, die ihm von außen her verſagt wurde in ſich zu finden. Herr Cohen war dann zu Thränen gerührt über das unvergleichliche Herz und herrliche Gemüth des Knaben, der auch wirklich ſonſt Anlagen genug verrieth, und im Spielen ſich durch Lebhaftigkeit, ja durch Wildheit und Herrſchſucht vor Andern auszeichnete.

Unzähligemal beſprachen wir dieſen Jammer, ſuchten Abhülfe, Auswege, aber ſtets vergebens. Hatten Geſchäfte zufällig einige Tage den Vater abgehalten, ſich viel mit den Kindern zu befaſſen, ſo war die glückliche Wirkung gleich merkbar; allein das nächſte Zuſammenſein hob unfehlbar allen Gewinnſt wieder auf; die Zärtlichkeit verhinderte nicht die ſtärkſten Ausbrüche augenblicklicher Unzufriedenheit, allein die Rührung kam ſchnell hinterher, und jede Kräftigung der jungen Gemüther wurde darin erſtickt. Da das vertrackte Lernen täglich die traurigſten Auftritte veranlaßte, ſo gab ich den Rath, jeden Unterricht einzuſtellen, und dem Vergnügen und Spiel noch eine Jahresfriſt zu geſtatten, wobei ich mein eignes Beiſpiel anführen konnte, und mich verbürgte, daß die geiſtige Förderung dabei nicht zu kurz kommen ſollte. Aber davon wollte Herr Cohen nichts hören, er hätte im Gegentheil die Lehrer und Stunden lieber verdoppelt, wenn es angegangen wäre. Mit Bekümmerniß ſah die Mutter den Abweg, in welchen ihre Söhne hineingezogen wurden, und wobei ſie noch mehr die Verbildung ihres Karakters als ihrer Fähigkeiten befürchten mußte. Auch andre Perſonen, beiderſeitige Anverwandte, Freunde, und ſogar Fremde, welche dies Weſen mitanſahen, ließen bedenkliche Worte darüber fallen, und Fichte fand es für ſo verderblich als grauſam, daß Kinder ſolchen Alters täglich ſechs bis ſieben Stunden abgemeſſenen Unterrichts haben ſollten. Doch gegen den herriſchen Dünkel eines eitlen Vaters, der ſchon als ſolcher eine beſondre Einſicht und Weihe zu haben wähnte, war ſchlechterdings nichts anzufangen. Ich lernte jetzt erſt erkennen, warum Frau von Boye mich ſo früh und ernſtlich über den Karakter ihres Schwagers hatte aufklären wollen, und weshalb ſie nicht nur ſelbſt ihren Rath und ihre Hülfe mir angeboten, ſondern auch ſo dringend mich zum Einverſtändniß mit ihrer Schweſter angeleitet hatte. Zu thun war indeß nichts, als die Sachen im Ganzen ſo fortgehen laſſen, und im Einzelnen dennoch die Gelegenheit, wo Gegenwirkung möglich war, nicht zu verſäumen.

Für mich gab es jedoch in dieſen Verhältniſſen fortwährend auch Zerſtreuung und Ertrag genug, um von dem, was ſie Widriges und Läſtiges hatten, mich nicht gänzlich befangen zu laſſen. Eine Fahrt nach Potsdam ließ uns heitre geſellige Freude an dieſem ſchönen Orte genießen, und ich wurde mit dieſem denkwürdigen Aufenthalt eines großen Königs umſtändlich bekannt. Ich ſah Fichte'n von Zeit zu Zeit, und immer mit nachhaltiger Herzſtärkung. Mit den jüngern Freunden ging der poetiſche Verkehr lebhaft fort, und unſre Poeſie athmete nicht blos in unſern Gedichten, ſie war das Element, in welchem wir lebten. Mit Chamiſſo knüpften ſich die Bande ſtets feſter; ſein wunderliches Weſen machte ihn nicht für jederman willkommen, und ich mußte ihn oft vertheidigen, beſonders ſcheuten die jungen Frauenzimmer ſeine etwas derbe Anmuth; der verſprochne Preis für ein Gedicht, der mir von Karolinen durch einen Kuß bezahlt wurde, blieb ihm, der doch gleichfalls ſein Gedicht lieferte, verſagt; eine Schaukelſzene im Garten, wo er nicht minder zu kurz kam und ſich in ſein Mißgeſchick finden mußte, iſt in Karl's Verſuchen und Hinderniſſen verewigt. Dagegen war mit Lippe mehrmals Gefahr völliger Entzweiung, er nahm alles übel, auch die Erwiederung deſſen, was er doch ſelbſt eben verübt hatte, und einſt ging er in düſtrer Wuth grimmig von mir weg, weil ich ihm den ſchlechten Spaß, daß er mir den Knoten der Halsbinde im Geſpräch neckend gelöſt hatte, nicht ohne die gleiche Vergeltung hingehen ließ, da er dann ſchmerzlich bei Chamiſſo klagte, daß ich ihn hätte erwürgen wollen, bis dieſer von mir den Anlaß erfuhr, und mit mir darüber lachte, ja ſogar einige ſpöttiſche Verſe lieferte. Dergleichen begütigte ſich doch auf der Stelle wieder, und ſolche Vorfälle und Begegniſſe trugen unſrem Zuſammenleben nur eine ſtärkere Unterlage von Geſchehenem und Verarbeitetem zu.

Aber auch an wichtigern Gegenſtänden konnt' ich meine Betrachtung in dieſer Zeit üben. Unerwartet fand ich mich mit der Freimaurerei beſchäftigt. Ich hatte gehört, daß Fichte, nachdem er weder bei den Gelehrten noch beim großen Publikum hatte durchdringen können, zu dem Verſuche gekommen war, ſeine Lehre dem Freimaurerorden zur Pflege und Ausbreitung zu übergeben, und dieſem ſelbſt dadurch eine neue Weihe zu verſchaffen. Der Gedanke, dieſe geheimnißvolle Geſellſchaft, die ſich in ihrer eignen Geſchichte und Bedeutung längſt nicht mehr zurechtzufinden vermag, und deßhalb nach Umſtänden, bald abentheuerlicher Selbſtſucht, bald menſchenfreundlichen Allgemeinheiten ihre weite Form und bequeme Maſſe leiht, dieſen in allen Welttheilen wirkſamen Bund von Verbrüderten zu einem Organ der Philoſophie zu machen, die Stufen ſeiner Weihe nach dem Lichte der Wiſſenſchaft beſtimmen zu laſſen, und gleichſam ein Pythagoräiſches Inſtitut in unſrer Zeit wieder hervorzurufen, ein ſolcher Gedanke hat allerdings etwas Großes und Lockendes, womit grade ein Fichte die hoffnungsvollſten Ausſichten verbinden durfte. Freilich war die Sache gleich bei der erſten Berührung völlig geſcheitert, und es zeigte ſich, daß man über die Fähigkeit des Ordens wie über die Stimmung der Mitglieder durchaus falſch geurtheilt hatte, und daß die Zwecke, Gewohnheiten, Liebhabereien und Kämpfe der Loge auf tauſend Meilen weit von der Wiſſenſchaftslehre abſtanden. Aber daß Fichte auch nur einen Augenblick hatte glauben können, hier feſten Grund zu finden, gereichte noch immer der Maurerei zum Ruhme, und durfte das Intereſſe nähren, mit welchem gelegentlich die Geheimniſſe zur Sprache kamen, über die man am liebſten doch perſönlich zu erfahren wünſchte, wie es damit beſchaffen und was eigentlich daran ſei. Meine Aufmerkſamkeit war durch obige Erwähnung wieder auf die Freimaurerei gewandt, und ich äußerte wohl einmal die Ungeduld, noch nicht das in Preußen geſetzlich erforderte fünfundzwanzigſte Lebensjahr erreicht zu haben, um zu dieſen Myſterien zutrittfähig zu ſein.

Dies war nicht unbeachtet geblieben. Profeſſor Darbes, ein nicht ungeſchickter Portraitmahler, vorzüglich aber als heitrer und kundiger Lebemann geſchätzt und geſucht, war in der Berliner Geſellſchaftswelt ſehr ausgebreitet; ſeine Kunſt, ſein unterhaltender Humor, ſeine gewandte Sprachfertigkeit, und beſonders auch die Freimaurerei, welche er von Grund aus zu kennen und mit Eifer zu treiben im Rufe ſtand, gaben ihm in den vornehmſten wie in den mittlern Kreiſen leichten Zutritt und ein gewiſſes Anſehn. In Kopenhagen geboren, von katholiſchen Eltern ſtammend, die ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatten, aber bald verwaiſt, und früh in die Weltſchule gekommen, hatte er ſich in St. Petersburg und Riga, wo er am meiſten gelebt, franzöſiſche Denkweiſe, Bildung und Betragen, wie ſie in der vornehmen Geſelligkeit andrer Nationen wiederzufinden waren, und eben ſo den vollkommen freien Gebrauch der franzöſiſchen Sprache glücklich angeeignet; die Freimaurerei fügte ſo vielem Leichtfertigen einen gewiſſen Ernſt und feierlichen Hintergrund bei, wodurch die ganze Perſönlichkeit eine vortheilhafte Bindung erhielt. Man konnte ihn für einen Abbé halten, für einen klugen und abgearbeiteten, dem das Geiſtliche nur ein Mittel zum Weltlichen iſt. Er war ein kleiner, blonder, raſcher Mann, auf magern aber breit und feſt geſtellten Beinen mit zurückgebogener Haltung, einen etwas hängenden Leib und ein zugeſpitztes kahles Haupt tragend, von ſtrenggehaltener Miene, die ſich aber jeden Augenblick in die poſſenhafteſte Grimaſſe verziehen konnte, aus grauen lebhaften Augen feſt und keck umherblickend, dabei ſtets bereit zu reden und vorzutragen, ſei es, daß er Geſchichten erzählte, oder Lebensmaximen dozirte, oder auch, indem er bald die Geſellſchaft anredete, bald Einzelne heranzog, bald wieder allein ſprach, die wunderlichſten Poſſen mehr aufführte als vortrug, und dies alles mit einem Sprudel von Humor und Gebärden begleitete. Die Aufmerkſamkeit der Hörer fehlte ihm nie, ihres Lachens war er gewiß, und ihr Beifall entging ihm ſelten. Seine Hauptmaxime war, man müſſe es gut haben und fröhlich ſein, und indem er ſich faſt zum Narren der Geſellſchaft machte, bezeigte er den größten Abſcheu, der Narr des gemeinen Lebens zu ſein. Er hatte den Uebermuth, den vornehmen Leuten an ihrer reichbeſetzten Tafel mit heftiger Beredſamkeit begreiflich zu machen, daß er ja nur deßhalb zu ihnen komme, weil er ſich gern hören laſſe, und lieber bei ihnen Kapaunen und Champagner genieße, als für ſich allein magres Rindfleiſch und Weißbier. Seine betriebſame Klugheit erſtreckte ſich auf hundert kleine Erfindungen und Vortheile, die er höchlich anpries, und in allen kleinen Verlegenheiten des Lebens war er unerſchöpflich an Auskunft und Hülfsmitteln. Mit Stolz rühmte er, daß, ich weiß nicht welcher geiſtreiche Miniſter von ihm geſagt: „C'est un grand homme dans les petites choses!“ Eben ſo wußte er ſich viel damit, daß er ſeine Dienſtfertigkeit ſtreng auf ſolche Fälle beſchränke, wo dieſelbe als letzte Zuflucht in Anſpruch genommen werde, nur wenn man bei allen andern Freunden ſchon vergebens geweſen, dann erſt ſolle man zu ihm kommen, und dann ließ er ſich auch keine Mühe und Aufopferung verdrießen. Von ſeinen Sonderbarkeiten und Einfällen wäre noch viel zu erzählen, der Stoff bedürfte aber eines Diderot, um nach allen Seiten gebührend ausgebildet zu werden. Denn neben dem oberflächlichen Weltgetriebe war ihm eine tiefere Richtung nicht abzuſprechen, und im Grunde ſeines Weſens wohnte die menſchenfreundlichſte Gutmüthigkeit, rechtliche Geſinnung und wahrhafte Tugenden der Geſelligkeit. Er hatte Zeiten der tiefſten Schwermuth, in denen er ſich aber nicht ſehen ließ, ſondern einſame Spazirgänge machte, oder ſich auf ſein Zimmer verſchloß. Als ſeine Einkünfte ſchwächer wurden, ſchränkte er ſich mit vielem Gleichmuth ein, ging z. B. in das gröbſte Tuch gekleidet, und zeigte ſich ſo mit Behagen in den Sälen der Reichen und Vornehmen, von denen er jede Hülfe ſtolz verſchmähte. Bei den Eindrücken, die ich von dem Manne ſo lange Jahre in der Seele trug, war es mir keine geringe Freude, als ich vor einiger Zeit ſeinen Namen unerwartet in des Architekten Weinbrenner Selbſtbiographie vorkommen fand, begleitet von Erzählungen und Zügen, worin ich ihn ganz wiedererkenne. Auch freut es mich, bei Weinbrenner die guten Eigenſchaften des Mannes bei anfangs zweideutiger Erſcheinung durch den Verfolg in helles Licht geſetzt zu ſehen.

Dieſer Mann erſuchte mich eines Nachmittags in Charlottenburg, wo er bei Madame Bernhard als Gaſt einige Tage wohnte, ihm auf ſein Zimmer zu folgen, wo er geheim und vertraut mit mir zu reden habe. Wir ſetzten uns auf das Sopha, den Thüren gegenüber, die er weit offen ſtehen ließ, denn ſo, ſagte er, nicht durch Zuſchließen, ſichere man ſich am beſten gegen alles Lauſchen, indem man die Thüren des Vorzimmers im Auge habe und jeden Kommenden gleich in der Ferne wahrnehme. „Sie ſprachen neulich“, ſo hob er an, „von der Freimaurerei, und wünſchten von ihren Geheimniſſen näher unterrichtet zu ſein. Ich kann Ihre förmliche Aufnahme in den Orden nicht bewirken, weil hier das obrigkeitliche Verbot nicht zu umgehen iſt, und dann bin ich ſelbſt auch ohne Einfluß und Verbindung mit den hieſigen Logen, ſeitdem die Feßler'ſche Spaltung, von der neulich die Rede war, ſein und mein Ausſcheiden zur Folge gehabt. Allein ich kann dennoch ihren Wunſch erfüllen. Hören Sie mir zu! Seit langer Zeit ſchon fühlen wir, die wir höher im Orden ſtehen und tiefer eingeweiht ſind, daß ſeine Grundlagen verändert werden müſſen. Die großen Geheimniſſe und der furchtbare Eid, ſie zu verſchweigen, kamen uns längſt als veraltet vor, wir entbanden uns dieſer Feſſeln, und berechtigten uns gegenſeitig, mit dem Inhalte wie mit der Form der Sache im Intereſſe derſelben nach eignem freien Urtheil zu ſchalten. Was als weſentlich der Maurerei noch inwohnt oder mit Wahrheit ihr beigelegt werden kann, hat mit ihrer jetzigen Beſchaffenheit nur ſchwachen Zuſammenhang. Man iſt nicht Maurer, weil man in die Loge aufgenommen worden, man kann es in höherem und ſelbſt von der Loge anerkanntem Sinne auch außerhalb derſelben ſein. Ich finde bei Ihnen alle Eigenſchaften, die Ihnen Anſpruch geben, dem Orden anzugehören, und ich will, wenn es Ihnen genehm iſt, Sie in denſelben vollſtändig einweihen.“ Dieſer Rede, die ich mit Dank und Eifer aufnahm, folgten weitläuftige Mittheilungen aus der Geſchichte und über die gegenwärtigen Verhältniſſe der Freimaurerei, über ihre Gebräuche, Einrichtungen und andre Aeußerlichkeiten. Mir wurde empfohlen, der Sache weiter nachzudenken, und gegen niemanden ein Wort davon zu reden. Dieſe Belehrungen wiederholten ſich, wobei meine Erwartung doch im Ganzen wenig befriedigt wurde; weder der eigentliche Urſprung der Geſellſchaft noch ihre beſtimmten Zwecke wollten recht hervortreten, die Zeichen und Worte und Ceremonien erſchienen als iſolirte Alterthümer, deren Bedeutung in dem Schwall modernen Auslegens und Hinzumiſchens ganz untergegangen; das Vorhandene wurde größtentheils als gemein und verwerflich vorgeſtellt, das Beſſere als erſt in Künftigem zu hoffen. Und bei allen dieſen Gebrechen und Scheinſamkeiten ſollte das freimaureriſche Treiben überhaupt doch in höchſtem Werthe ſtehen, und die Neigung des ausgeſtoßenen und abtrünnigen Bruders hielt der Einſicht entgegen an demjenigen feſt, was durch ſo lange Jahre die wichtigſte und vertrauteſte Lebensgewöhnung, der Gegenſtand ſo vieler Thätigkeit und die Quelle ſo mannigfachen Ertrages geweſen war —! Aus dieſem Zwieſpalt der Zuneigung und des Widerwillens kam Darbes nicht heraus, wie ein Liebhaber, der die ungetreue Geliebte zugleich ſchelten und doch noch preiſen möchte, und in dem Mißgefühle, welches ſich einſtellte, wenn ich dergleichen Widerſpruch nicht mitmachen konnte, fanden auch unſre Lehrſtunden nach und nach ihre Stockung. Mir aber war der Blick in ein weites Feld menſchlicher Thätigkeiten und Beziehungen eröffnet worden, in die lockendſten Fluren der Begeiſterung und der Schwärmerei, deren Eintritt mir aber nur als gleichzeitige Enttäuſchung gewährt wurde, wie ſie wohl ſelten einem jungen Manne an ſolcher Schwelle vorausgegeben wird.

Von einer andern Seite her ſollte nicht minder ein Streifen der Welthändel aus ihren dunklen Wirrgängen mich einen Augenblick hell anſchimmern. Ein engliſcher Jude, Lewis Goldſmith, damals gerühmt als Verfaſſer freimüthiger politiſcher Schriften, dann als Herausgeber des zu Paris in engliſcher Sprache erſcheinenden Tagesblatts Argus bekannt, und ſpäter als Urheber der lügenhaften Schmähſchrift über den Hof von St. Cloud berüchtigt, kam während des Sommers 1803 nach Berlin, und ſprach als alter Bekannter im Cohen'ſchen Hauſe ein. Er ſchien mit Geld überflüſſig verſehen und in großem Behagen zu leben, von den politiſchen Verhältniſſen und Perſonen wußte er viel Merkwürdiges mitzutheilen, und für den erſten Konſul Bonaparte nahm er heftig Parthei, doch ſichtlich weniger aus Ueberzeugung, als aus Prahlerei und Vortheil; denn er verhehlte nicht, daß er ſein Glück auf jenen Mann geſtellt habe, und noch weniger daß ſein Glück im Wohlleben beſtehe. Seine Munterkeit gefiel ſich im Anſtößigen und im Schadenfrohen, und ſo ſehr uns Andern dies widrig war, ſo ſehr unterhielt es Herrn Cohen, dem der kecke Ton des Geſellen faſt nicht weniger imponirte, als die Sendung, auf welcher derſelbe jetzt begriffen war, und die er dem alten guten Freunde nicht hatte verhehlen wollen. Er befand ſich nämlich auf einer Reiſe nach Warſchau, mit geheimen Aufträgen Bonaparte's und großen Vollmachten und Kreditbriefen verſehen, um den dort wohnenden franzöſiſchen Kronprätendenten, nachherigen König Ludwig den Achtzehnten, zu verſuchen, ob er gegen große Geldvortheile, die ihm Bonaparte anbieten ließ, zu deſſen Gunſten auf die Krone von Frankreich würde verzichten wollen. Gleich nach der Abreiſe

Goldſmith's vertraute mir Herr Cohen dies Geheimniß, wodurch er, zur Berichtigung meines geringſchätzigen Urtheils, ſeinen Freund mir recht hoch zu ſtellen meinte. In der That war die Sache bedeutend und ſehr geheim; ſie gab einen frühzeitigen Blick in die damals noch ſorgſam verhüllten Plane des Erſten Konſuls, und man hat ſpäterhin den Vorgang läugnen wollen. Der Mann kam nach einiger Zeit von Warſchau zurück, ich ſah ihn auch dann wieder, aber nur flüchtig, ſeine mißmuthige Eile ließ genug errathen, daß er keinen Erfolg gehabt, wie denn auch ſeine eigne Ausſage gegen Herrn Cohen beſtätigte. Mir war in meiner damaligen Stimmung nichts gleichgültiger, als die politiſchen Angelegenheiten, ein Gedicht war mir wichtiger, als der ganze Staat, ein Ereigniß im Kreiſe unſrer Herzens- und Geiſtesbeſchäftigung bedeutender, als alle Schlachten und Friedensſchlüſſe; aber gleichwohl war mir das nahe Vorbeigehen einer ſo beziehungsreichen Staatsſache zu merkwürdig, als daß ich nicht vielfach darüber nachgedacht und ein frühes Vorbild für viele ſpätere Erfahrungen darin aufgefaßt hätte.

Ein Staatsmann beſſerer Art und höherer Ordnung wurde mir in dem portugieſiſchen Geſchäftsträger Silveſter Pinheiro Ferreira vertraulich bekannt. Aeußerſt klein und ſchmächtig von Geſtalt, faſt nur ein Knäbchen von Anſehen, ſo daß Henriette Hübſchmann von ihm ſagte, er ſei ein Küchlein über der Sparlampe ausgebrütet, wußte er doch durch gemeſſenes und feines Betragen, und durch einen ſchönen Ernſt, wie er Südländern öfters eigen iſt, einen wirkſamen Eindruck von Würde zu geben und um ſich her Achtung zu gebieten. Ich weiß nicht, wodurch eigentlich ſeine Zuneigung mir gewonnen wurde, allein er ſchenkte ſie mir in hohem Grade, und ſprach viel mit mir über deutſche Dichter, denen er anhaltenden Fleiß widmete, ſo wie er mir auch von portugieſiſcher Litteratur vieles erzählte, und beſonders den Dichter Dinis anrühmte, von dem er Verſe mit Begeiſterung herſagte. Auch über Homer und Homeriſche Mythologie nahm er unſre deutſchen Einſichten, ſo weit ich ſie mittheilen konnte, begierig auf, und bezeigte nur einiges

Mißtrauen gegen das, was unmittelbar von den Schlegel herrührte. Er machte mir kein Geheimniß aus ſeiner politiſchen Lage, und ich erſchrak zu hören, daß er ein Gefangener der Inquiſition geweſen, und vom ſichren Tode nur durch den großmüthigen Freiſinn des Prinz-Regenten von Portugal gerettet worden, der ihm eine diplomatiſche Anſtellung im Auslande zum Schutz gegeben, welchen im Inlande dauernd ihm zu gewähren alle ſeine Macht nicht ausgereicht haben würde. Die erlittenen Drangſale hatten ihm ein trübes Gewölk auf der Seele zurückgelaſſen, das ihn doch nicht hinderte, auch den zarteren Gefühlen ihr Recht zu geben. Denn das unſcheinbare Männchen hatte ſchon von Portugal einen hübſchen Knaben mitgebracht, der auf frühere Verbindungen deutete; in Berlin aber durfte er ſich der Aufmerkſamkeit zweier Damen zu gleicher Zeit erfreuen, die gleichſam um ihn wetteiferten. Er heirathete ſpäter die eine derſelben und nahm ſie mit nach Braſilien, wo er zwanzig Jahre ſpäter als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und darauf als ſolcher auch in Portugal ſelbſt, eine wichtige Rolle ſpielte, und den gemäßigten Konſtitutionellen angehörte, bis die Umgeſtaltung der Dinge ihn ſeinen Aufenthalt in Paris nehmen ließ. Ich las den Namen des trefflichen Mannes in den Zeitungen nie ohne innigen Antheil, und begrüßte ihn fernhin mit Worten ſeines Lieblingsdichters Dinis, die er mir in mein Stammbuch geſchrieben hatte.

Hier iſt nun auch eines perſönlichen Erſcheinens zu gedenken, deſſen erſter Eindruck mir in jener Zeit wurde. Eines Abends, da Herr Cohen, einer leichten Unpäßlichkeit wegen, das Bette hütete, und ich daneben ſitzend den zum Thee Verſammelten aus Wieland einiges vorlas, wurde Beſuch gemeldet, und bei dem Namen entſtand ſogleich die Art von Bewegung, welche ſich der Erwartung von Ungewöhnlichem und Günſtigem verknüpft. Es war Rahel Lewin oder Robert, denn auch den letztern Namen führte ſie ſchon damals. Oft ſchon hatte ich ſie nennen hören, von den verſchiedenſten Seiten her, und immer mit einem ſo beſondern Reize der Bezeichnung, daß ich mir dabei nur das außerordentlichſte, mit keinem andern zu vergleichende Weſen denken mußte. Was von ihr inſonderheit Lippe und Frau von Boye mir geſagt, deutete auf ein energiſches Zuſammenſein von Geiſt und Natur in urſprünglichſter, reinſter Kraft und Form. Auch wenn man einigen Tadel gegen ſie verſuchte, mußte ich im Gegentheil oft das größte Lob daraus nehmen. Man hatte von einer grade jetzt waltenden Leidenſchaft viel geſprochen, einer Verbindung mit einem Spanier von der Geſandſchaft, Raphael Urquijo, die, nach den Erzählungen, an Größe, Erhebung und Unglück alles von Dichtern Beſungene übertraf. Ich ſah in geſpannter Aufregung, den Andern zum Lächeln, dem nahen Eintritte der Angekündigten entgegen. Es erſchien eine leichte, graziöſe Geſtalt, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem ſchwarzen Haar umfloſſen, verkündigte geiſtiges Uebergewicht, die ſchnellen und doch feſten dunklen Blicke ließen zweifeln, ob ſie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Geſichtszügen eine ſanfte Anmuth. Sie bewegte ſich in dunkler Bekleidung faſt ſchattenartig, aber frei und ſicher, und ihre Begrüßung war ſo bequem als gütig. Was mich aber am überraſchendſten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innerſten Seele heraustönende Stimme, und das wunderbarſte Sprechen, das mir noch vorgekommen war. In leichten, anſpruchsloſen Aeußerungen der eigenthümlichſten Geiſtesart und Laune verbanden ſich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit wie von Eiſen eingegoſſen, ſo daß auch der Stärkſte gleich fühlte, an dem von ihr Ausgeſprochenen nicht ſo leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können. Eine wohlthätige Wärme menſchlicher Güte und Theilnahme ließ hinwieder auch den Geringſten gern an dieſer Gegenwart ſich erfreuen. Doch kam dies alles nur wie ſchnelle Sonnenblicke hervor, zum völligen Entfalten und Verweilen war diesmal kein Raum. Kleine Neckereien mit Graf Lippe, der kürzlich bei ihr nicht war angenommen worden, und deßhalb böſe thun wollte, erſchöpften ſich bald; der ganze Beſuch war überhaupt nur kurz, und ich wüßte mich eigentlich keines beſtimmten Wortes zu erinnern, in welchem etwas ausgeprägt Geiſtreiches, Paradoxes oder Schlagendes ſich zur Bewahrung dargeboten hätte; aber die unwiderſtehliche Einwirkung des ganzen Weſens empfand ich tief, und blieb davon ſo erfüllt, daß ich nach der baldigen Entfernung des merkwürdigen Beſuchs einzig von ihm reden und ihm nachſinnen mußte. Man ſcherzte darüber, und weil der Scherz faſt verdrießlich wurde, ſo trotzt' ich ihm deſto eifriger durch Niederſchreiben eines Sonetts, das den empfangenen Eindruck begeiſtert ſchildern wollte, und das ich die Dreiſtigkeit hatte, eben weil man ſie mir bezweifelte, am andern Tage verſiegelt abzuſchicken, ohne daß ich weiterhin etwas von der Sache gehört oder ihr nachgefragt hätte. Rahel Lewin ſelbſt wiederzuſehen war mir darauf Jahre lang nicht beſchieden. Ihr Namen aber blieb mir als ein ungeſchwächter Zauber in der Seele, nur ahndete ich auf keine Weiſe, daß mit jenem frühen Begegnen und jenen vorlauten Zeilen ein erſter Ring gefügt worden, an welchen viele folgende ſich einſt anreihen und die entſcheidendſte Wendung und die dauerndſte Vereinigung meines Lebens geknüpft ſein ſollte.

Alles und jedes mehrte nur immer unſre Gedichte, und ſie wuchſen bald allzu gedrängt, als daß ſie nicht endlich aus dem Pult unruhig an das Licht geſtrebt hätten. Der Gedanke des Druckenlaſſens ging mir und Chamiſſo'n plötzlich auf, als wir am ſpäten Abend allein im Garten wandelten, wir vereinigten uns auf der Stelle zu ſeiner gemeinſamen Ausführung, zu welcher die Herausgabe eines Muſenalmanachs ſo bequem als anſtändig erſchien. Wir theilten die Sache Neumann mit, der voll Eifer beitrat. Als wir aber unſre Vorräthe näher unterſuchten, fanden wir das Meiſte wegen perſönlicher Rückſichten kaum mittheilbar, und da wir nur das Beſte liefern wollten, ſo fiel die Auswahl ſo klein aus, daß wir uns nach andern Zuſchüſſen umſehen mußten. Chamiſſo unternahm es auf Werbung auszugehen, und einige Freunde anzuſprechen, von deren poetiſchen Liebhabereien er ſchon Kenntniß hatte. Allein, noch ehe wir ſelbſt gedruckt waren, ſahen wir uns gleich zuerſt in Stolz und Macht des Richteramts verſetzt, und mußten die erſten

Beiträge, die uns angeboten wurden, des Druckes unwerth erklären. Beſſer gelang es mit andern. Der damalige Referendarius beim Kammergericht, jetzige Kriminaldirektor Hitzig, übergab willkommene Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen, Engliſchen und Italiäniſchen, nebſt ein paar eignen Stücken unter ſeinem Vornamen Eduard; Ludwig Robert, Bruder von Rahel Lewin, ſteuerte aus ſeinem Schatze reichlich bei, und ein Kandidat des Predigtamtes von der franzöſiſchen Kolonie, Franz Theremin, beglückte uns mit einigen Blättern, denen er aber jede Andeutung ſeines Namens verſagte. Durch eine unglückliche Nachgiebigkeit von Chamiſſo kam auch ein Gedicht von dem ſogenannten Naturdichter Gottlieb Hiller hinein, das wir nachher hundertmal verwünſchten. Nun war ein leidliches Manuſkript beiſammen und geordnet, allein jetzt mußte damit ein Durchbruch bei irgend einem Verleger verſucht werden, und hier zeigten ſich große Schwierigkeiten. Chamiſſo's und meine Bemühungen bei Buchhändlern die wir kannten oder nicht kannten, ſchlugen ſämmtlich fehl, man wagte nicht an der Vortrefflichkeit unſrer Gedichte zu zweifeln, aber man wollte Namen, die ſchon bekannt und berühmt wären, und wir mußten voll Ingrimm ſehen, daß man dafür auch ſolche gelten ließ, über die wir uns weit erhoben glaubten, und deren wir uns nur geſchämt hätten. Endlich war nichts anders zu thun, wenn wir gedruckt ſein wollten, als es auf unſre Koſten zu werden, und Hitzig ſchaffte einen guten Mann in Leipzig, der ſeine Firma dazu hergab. Chamiſſo war es eigentlich, der mit ſeinem Gelde das Unternehmen machte, und obgleich Neumann und ich einen Theil der Exemplare ihm abkauften, wird er doch bei dem ſonſtigen geringen Abſatz nicht ganz ohne Einbuße davongekommen ſein. Genug, wir waren gedruckt, wir Alle zum erſtenmal, und das war keine Kleinigkeit!

Von dem litterariſchen Werthe dieſer Jugendverſuche kann gar keine Rede mehr ſein; ganz unabhängig von dieſem aber verknüpfte ſich für uns Theilnehmer jedoch ein unendlicher Lebensgewinn mit dieſem grünen Buche, wie es von der Farbe ſeines Umſchlags fortan hieß. Unſre Freundſchaft befeſtigte ſich durch dieſes gemeinſame Auftreten, neue ſchloſſen ſich zahlreich an, verwandtes Streben und empfänglicher Sinn nahmen, wenn auch nur im Stillen von uns Kunde, und in weiter Ferne und ſpäten Jahren begegneten uns noch werthe Wirkungen einer damals erregten günſtigen Aufmerkſamkeit. Aber auch unmittelbar durften wir unſern Muth, unſre Zuverſicht und ſelbſt unſer Talent durch ein Erſcheinen erhöht fühlen, daß wir unter keines fremden Namens Gunſt und Schutz, ſondern als Neulinge ſelbſtſtändig in eigner Leitung gewagt. In den Stand eines Autors zu treten, wäre es auch nur mit ſo geringen Mitteln, als die unſrigen damals, dürfte zu keiner Zeit, ſo lange nicht die litterariſchen Verhältniſſe und ſelbſt die Sitten eine große Umwandlung erfahren, als etwas Gleichgültiges anzuſehen ſein. Die Ehre und der Reiz, welche damit verbunden ſind, ſchimmern lockend auch den Königen und Helden, und von allen Genüſſen, die dem Alter nach und nach abſterben, hält dieſer am längſten aus. Man denke daher, welch ein Schritt für uns Jünglinge dies war; wir empfingen damit eine neue Mündigkeit, die wir ſelbſt uns gaben; wir traten auf das Feld, wo die Kränze lagen, und wenn wir Dichter zu ſein behaupteten, ſo mochte dies im äſthetiſchen Sinne noch ferner wie bisher bejaht oder verneint werden können, im litterariſchen waren wir es aber einmal gewiß.

Aufſehen genug bewirkten wir; in unſerm nächſten Kreiſe das außerordentlichſte; die Frauen beſonders waren gereizt und geſchmeichelt, an dem Schmuck unſrer Dichtung, der jetzt erſt gefaßt worden, ſo nahen Theil zu haben. Herr Cohen war faſt empfindlich, und prüfte ſich, ob er ſelber nicht auch zu dem Muſenalmanach hätte beitragen können, er wollte ſich das gar nicht verneinen, und gab zu verſtehen, ſein ſchlummerndes Talent hätte wohl gleiche Aufmerkſamkeit wie das ſeines Neumann verdient. Kieſewetter, den ich noch von Zeit zu Zeit ſah, fand unter meinen Gedichten zwar die Ueberbleibſel deſſen, was er an mir gerühmt und gefördert hatte, allein zugleich ein Sonett an Friedrich Schlegel und überhaupt ſo viel Sonette, daß er mich gradezu für verloren gab. Bald kamen aber auch die öffentlichen Kritiken, einige Tagesblätter gaben uns ein mäßiges Lob, andre ſetzten uns tief hinab. Man wußte nicht recht was man aus uns machen ſollte; die Hauptfrage, ob wir der neuen oder der alten Schule angehörten? war nicht leicht zu entſcheiden, da wir keine Fahne trugen und ſowohl für das eine wie für das andre ſich Zeichen fanden. Einige Schlegelianer ſahen das Alte für überwiegend an, und geißelten uns tüchtig, indem ſie auch das, was zu dem Neuen ſtrebte, für verfehlt erklärten. Am ſchlimmſten aber verfuhr Garlieb Merkel mit uns, der verrufene kleine Kritiker, der den Verſtand und Geſchmack gegen die neue Schule zu verfechten unternommen hatte, und in dieſem Kampfe das poſſirlichſte Schauſpiel und die traurigſten Blößen gab. Doch galt er bei vielen Leuten noch als eine Stütze der guten Litteratur, und weil er uns unbedingt für Jünger der neuen Schule erklärte, ſo mußten wir es auch ſein, obgleich weder durch litterariſche Richtung noch durch perſönliches Anſchließen irgend einer von uns bis jetzt dahin zu rechnen war, ſondern bei Einigen vielmehr noch Abneigung und Widerwillen beſtand. Der Fall, daß ich Partheifarbe tragen ſollte, die mir fremd war, hat ſich in der Folge oft genug wiederholt, und wird ſich immer da einfinden, wo ein redlicher Sinn dem eignen Lichte folgt, ohne dieſes ſo ſtark leuchten laſſen zu können, daß Andre ihm folgen, denn nichts will die Welt ſchwerer glauben, als daß man nicht ſein Heil in der Menge ſuche, und daher, wenn man nicht Dienſte austheilen kann, ſolche nehme.

Ich kann es noch heute (1831), da achtundzwanzig Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, mit tiefſter Wahrheit eben ſo wie damals betheuern, daß mir dieſe ungünſtigen und zum Theil höhniſchen Kritiken wenig Kummer machten, ſie empörten mich eher, aber mich niederſchlagen konnten ſie nicht. Der ächten Lebensquelle in mir war ich verſichert; daß ſie ſtrömte, war nicht meine Willkür, ob meine Gedichte für ſich ſelbſt vor dem Publikum beſtehen konnten, oder nur zu dem Gedichte meines Lebens gehören ſollten, das mußte ſich eben erweiſen, und wie ſehr ich das erſtere wünſchen und hoffen mochte, ſo blieb doch das letztere auch noch ein gutes Loos. Auch wandten wir Freunde den Sinn von dem Publikum völlig ab, und ſuchten Gewinn und Luſt einzig im Innern unſers eignen Treibens, welches in ſich ſelbſt erhoben wurde, und auch von außen Zuwachs erfuhr.

Chamiſſo machte mich zuvörderſt mit den Poeten des Almanachs, die mir perſönlich noch fremd waren, bekannt. Ich ſah Hitzig und Robert, und endlich auch Theremin, der mir ſogleich als ein höherer unter dieſen Geiſtern erſchien, und mich beſonders durch ſeine ſchöne, wohlklingende und edle Sprache einnahm. Was für Ideen wir austauſchten, mit welchen Kenntniſſen wir einander gegenſeitig aushalfen, in was für Anſichten und Urtheilen wir uns abwechſelnd einigten und ſchieden, welche Entdeckungen uns aufgingen, das ließe ſich für ſolche, die nicht ähnliches erlebt haben, kaum darſtellen. Weil jeder den Tag über ſeine Geſchäfte hatte, ſo verlegten wir unſre Zuſammenkünfte auf den ſpäten Abend bis tief in die Nacht. Dieſe poetiſchen Thee's des grünen Buches, wie wir ſie nannten, weil daſſelbe die Grundlage und Hauptbeziehung unſres Zuſammenkommens blieb, nahmen ihren Anfang ſehr einfach bei Hitzig, der vielen Raum hatte, und durch liebenswürdigen Sinn und geſelligen Geiſt den anziehendſten Vereinigungspunkt bildete; und ſo gaben uns dieſe Zuſammenkünfte durch innige Wärme der Freundſchaft und durch geiſtige Erhebung ein reines Glück zu koſten, welches die Nacht uns von den Sternen herabzurufen ſchien, im Gegenſatze des Tages, der die Verbundenen wieder in die mannigfachſten Geſchäfte einer Wirklichkeit zerſplitterte, die ſich auch noch von jenem geheimen Lichte möglichſt erhellen ſollte. Die ſpäteren Thee's, die dann abwechſelnd auch bei Lippe, Robert und Theremin gehalten wurden, hatten ſchon die Einfachheit und Unſchuld der erſten nicht mehr, es drängten ſich ſchon mehr Anſprüche und Abſichten herzu. Auch hatte die Geſellſchaft ſchnell zugenommen. Ein ſinnvoller gutmüthiger Stubengenoſſe und nachheriger Schwager Hitzig's, Adolph von Uthmann, und ein liebenswürdiger Schickſalsgefährte Chamiſſo's, Graf von Lafoye, franzöſiſcher Emigrirter und preußiſcher Offizier wie er, und auch in Kenntniß und Uebung des Deutſchen ihm nachſtrebend, brachten dem urſprünglichen Ton und Behagen keine Aenderung. Unruhiger, verſchiedenartiger, belebter und zerriſſener wurden die Abende durch die Einführung Koreff's, eines jungen Arztes aus Breslau, der ſeine Studien in Berlin vollendete, und ſeine univerſelle Genialität auch in Gedichten, unerſchöpflich aber in jeder Redeweiſe, in erhabenen, humoriſtiſchen und poſſenhaften Ausbrüchen an den Tag legte; mit ihm gleichzeitig wurde auch der Buchhändler Georg Reimer, der Geheimrath Piſtor, Herr von Redtel und darauf noch einige andre wirkliche oder angebliche Poeſiefreunde zu unſern Verſammlungen gezogen, wo nun die glänzendſte Unterhaltung gepflegt wurde. In der Folge kehrte mehr Einfachheit und Innigkeit zurück, die Geſellſchaft war kleiner, Koreff tiefer mit uns befreundet und gefühlvoll-ernſt in ſeinen Mittheilungen; meiſtens trafen wir bei Chamiſſo auf der Wache zuſammen, wenn er ſie am Brandenburger oder Potsdamer Thore hatte, und zwiſchen den militairiſchen Unterbrechungen hin verwachten wir halbe und ganze Nächte in Geſprächen über Poeſie oder Studien- und Lebensplane, deren Ausführung uns leider ondh ferne lag.

Manches Aufmunternde kam uns während dieſer Zeit noch von andern Orten zu. Zacharias Werner, Verfaſſer der Söhne des Thales, ſandte von Warſchau eine umſtändliche Rezenſion unſres Almanachs an ſeinen Freund Hitzig mit einem begeiſterten Brief; er nahm jeden von uns einzeln vor, urtheilte mit verſchiedenen Modifikationen von jedem günſtig, und belegte ſein Urtheil durch angeführte Stellen; dies war ſo ſchmeichelhaft, als belehrend, und ſetzte uns in einige Bewegung, doch blieb die Rezenſion ungedruckt, weil wir den nöthigen Betrieb nicht daran wandten. Auguſt Wilhelm Schlegel hatte ſich, ſo hörten wir, aufmunternd für uns geäußert, und nahm als unzweifelhaft an, daß wir Jünger der neuen Schule ſeien, ſchon weil uns Merkel als dahin gehörige geſchimpft hatte. Mit Bernhardi machten wir Bekanntſchaft, mit Winzer, der als Schriftſteller Adolph Werden hieß, und damals einen ſtärkeren Schwung nehmen wollte, als er ausführen konnte. Auguſt Bode bezeigte von Weimar her ſeine Theilnahme für uns. Den größten Werth aber behielt Fichte's Urtheil, und daſſelbe war beſonders mir vortheilhaft, wie ich bei folgender Gelegenheit erfuhr. Als ich eines Tages die Treppe zu ihm hinaufſtieg, hörte ich hinter mir einen Offizier gleichfalls nach ihm fragen, wir wurden beide vorgelaſſen, und der Offizier übergab einen Brief aus Warſchau von Mnioch. Es war der Hauptmann von Löwenſtern, ein Freund von Hitzig und Uthmann, und ſchon längere Zeit von ihnen erwartet. In dieſem rauhen Kriegshelden hatte ſich die ſchäumendſte poetiſche und philoſophiſche Begeiſterung angeſetzt, und trieb ihre Bläschen immerfort bis zur größten Berauſchung. Von Mnioch und Werner aufgereizt kam er nach Berlin, blos um Fichte und Schlegel zu hören, und nebenher einige wilde Aufſätze drucken zu laſſen, welche er wie Thaten behandelte, die für ihn und die Welt gleiche Wichtigkeit hätten. Der wunderliche Heilige, der mich ſpäterhin beſuchte und langweilte, war nahe daran, verrückt zu werden, denn ein paar eingeſehene philoſophiſche Sätze freuten ihn ſo unmäßig, daß er ſie überall im Munde führte, und einſt durch die nachdrückliche Behauptung, er ſei Gott und ſchaffe als Gott, die er ohne beſondern Anlaß und Widerſtreit in demſelben baaren Tone, wie er etwa hätte ſagen können, er ſei vierzig Jahr alt, unaufhörlich wiederholte, meine Zöglinge nicht wenig erſchreckte, die ihn ſeitdem nur mit ängſtlicher Scheu von der Seite anblickten. Er hat nachher im Kriege ſich ſehr brav gehalten, und dieſe Wirklichkeit ſcheint ihn von ſeinen Phantaſieen geheilt zu haben. Damals aber mußte man ihm ſeinen guten Willen anrechnen, wie auch Fichte that. Dieſer nun fragte mich bei Gelegenheit dieſes Beſuchs, ob ich Mnioch kenne, welches ich verneinte. Aber aus ſeinen Schriften würde ich ihn doch kennen, meinte jener, und als ich auch dies verneinte, und eine Art Befremden darüber durch die Bemerkung beſeitigen wollte, daß ich erſt ſeit wenigen Monaten freie Zeit habe, mich in der neueſten Litteratur umzuſehen, wunderte ſich Fichte und ſetzte unerwartet hinzu: „Wenigſtens geſchafft haben Sie länger, das ſieht man!“ Ein beſtimmtes Urtheil über meine Gedichte, um welches ich jetzt ihn zu bitten wagte, wollte er weiter nicht geben, und meinte, es liege ſchon in dem vorigen, ſagte aber denn doch, er halte mich für den kunſtreichſten unter den Genoſſen, wiewohl um Dichter zu ſein, jetzt kleine lyriſche Stücke nicht ausreichten, ſondern man müſſe ein größeres Ganze, einen Roman, ein Epos oder ein Drama geliefert haben. Das letztere nahm ich mir tief zu Herzen, dem erſteren Theil ſeines Spruchs aber konnt' ich im Innern nicht beiſtimmen, als höchſtens in Betreff einiger proſodiſchen Fertigkeit; für das Weſentliche der Poeſie ſetzt' ich Chamiſſo größtentheils und Theremin unbedingt über mich.

Da Auguſt Wilhelm Schlegel zum Winter äſthetiſche Vorleſungen ankündigte, ſo ließen wir uns dieſe gute Gelegenheit nicht entgehen. Seine Ueberſicht der deutſchen Dichtkunſt in ihrer geſchichtlichen Entwickelung und die Beiſpiele, die er aus früheren Zeiten reichlich mittheilte, waren mir von großem Nutzen. In den Wuſt von einzelnen Kenntniſſen und Anſichten, die ich nach Zufall aufgehäuft, kam mehr Ordnung und Zuſammenhang, ich lernte auch für mein eignes Dichten feſtere Bahn betreten, und was zu vermeiden und zu erſtreben ſei, wurde mir klarer. Uebrigens muß ich geſtehen, daß Schlegel uns ſchon damals ſchien mehr Talent als Geiſt zu haben, und wenn ihm auch Neumann und ich noch großes Zutrauen widmeten, ſo wollte er doch den Andern wenig mehr genügen, beſonders Robert und Theremin ſprachen geringſchätzig von ihm, welches ich ihnen als Uebermuth anrechnete. Eine ſtarke Stütze gab ihnen freilich das Urtheil Fichte's, der einmal unumwunden erklärte, Tiefe fehle dem ältern Bruder und Klarheit dem jüngern; gemeinſam ſei ihnen beiden aber der Haß, welchen ſie allerdings gegen das Gemeine hätten, und die Eiferſucht, die ſie gegen das Höhere empfänden, welches ſie weder zu ſein noch zu läugnen vermöchten, und daher aus Verzweiflung übermäßig lobten, ſo ihn ſelbſt und Goethe'n. Unwillkommen ſchloſſen ſolche Aeußerungen mir das zerrüttete Innere von litterariſchen Zuſtänden und Verhältniſſen auf, die ich für die reinſten und einträchtigſten gehalten hatte.

Allein mir ſchien, daß auch der Eigenheit Fichte's etwas nachzuſehen ſei, und ich wollte daher die Sachen nicht ganz ſo ſchlimm glauben, als er ſie ausſprach, und am wenigſten konnt' ich den Andern zugeſtehen, ihrerſeits ſo zu richten und zu verdammen, wie dies etwa Fichte thun durfte, weil er eben Fichte war.

Einen luſtigen Abend brachte uns die Aufführung von Robert's „Ueberbildeten", eines ſatyriſchen Luſtſpiels, das er nach Molière's précieuses ridicules ſehr artig bearbeitet und den neueſten Thorheiten angepaßt hatte. Wir waren ſämmtlich im Theater, und obwohl die Ausfälle auf die neue Schule und beſonders das Lächerlichmachen der Sonettform und der Aſſonanzen im Alarkos uns zum Theil nicht behagten, ſo dachten wir doch ſchon partheiiſch genug, um darüber hinzuſehen und durch vereintes Klatſchen ſowohl das Einzelne wie das Ganze gegen Wind und Wetter durchzubringen. Nach geendigtem Schauſpiel gingen wir zum Italiäner, ließen Punſch und ſüße Weine geben, und berauſchten uns mehr noch als in dieſen in unſern eignen Reden, Stegreifgedichten und theatraliſchen Auftritten. Ich zog im erhitzten Taumel Chamiſſo's Degen, und als man mich entwaffnen wollte, wurde Lafoye an der Hand geritzt, glücklicherweiſe nicht bedeutend, auch ging der Abend ungeſtört ſo fort bis tief in die Nacht, wovon mir weiter keine Erinnerung blieb, und ein paar wüſte Tage die ſtrafende Folge waren.

Der Winter war unter ſolchen Freuden und Fahrten verſtrichen und ein neuer Frühling angebrochen. Unſrer Dichtergenoſſenſchaft aber drohte, nachdem ſie kaum ſich recht einzuleben angefangen, leider auch ſchon ein nahes Auseinandergehen. Hitzig wurde durch ſeine juriſtiſche Laufbahn von Berlin nach Warſchau entführt, Theremin ſollte in Genf ſeine geiſtlichen Weihen empfangen, Koreff wollte nach Halle zurückkehren um zu promoviren, Lafoye erhielt die Nachricht von dem Todesfall ſeines Vaters, und ſeine Mutter berief ihn dringend nach Caen, wo er fortan ihr zum Troſt immer verbleiben ſollte. In dieſer Zeit grade ſchloſſen ſich auf's innigſte unſre Herzen aneinander, unſre Empfindungen, Vorſätze und Geiſtesrichtungen entfalteten und erhoben ſich auf den Schwingen der glühendſten Vereinbarung, unſer Vertrauen kannte keinen Rückhalt, alles Aeußere lag zwiſchen uns wie vernichtet. Als Haupt und Meiſter unſres Bundes ſtand jetzt entſchieden Koreff da, welcher an Kenntniſſen und Geiſtesregſamkeit uns Alle übertraf, und durch ſein tiefergriffenes Gemüth, in welchem eine hoffnungsvolle Leidenſchaft für Mariane Saaling mehr und mehr aufwogte, und ihn weicher und lyriſcher ſtimmte, wie durch ſeine verſchwenderiſche Phantaſie uns hinriß und feſſelte. Was wir noch zu lernen hatten, war ihm längſt erworben, er gab uns Anleitung und Rath, ſelbſt den erſten Unterricht, z. B. im Griechiſchen, wollte er beſtreiten. Seine Liebe und ſein Wollen für uns zeigten ſich gränzenlos. Beſonders galt mir ſeine Zuneigung und Aufmunterung. Er tadelte mich heftig, daß ich der Medizin entſagen wolle, er pries die göttliche Heilkunſt als den erhabenſten Beruf, er ſtellte ſie in das hellſte poetiſche Licht, und verſetzte ſie aus dem dürftigen Boden, auf welchem ich ſie nur kannte, in die Mitte alles Ideenreichthums der Naturphiloſophie, die mir durch ihn zuerſt aufging, als auf ihr wahres Gebiet, wo ſie als Königin ſchalte. Mit der Poeſie ließ er die Medizin Hand in Hand gehen, ein Sonett und ein Rezept waren in ſeiner Darſtellung nur verſchiedene Ausflüſſe derſelben Göttlichkeit. Genug, es war ihm ausgemacht, daß ich den Homer und Platon griechiſch leſen, aber daneben Schelling und Reil ſtudiren, und zugleich eigne Dichtungen hervorbringen müſſe. Seine Vorſtellungen waren lebhaft, eindringlich, bezaubernd, ſein eignes Beiſpiel wirkte verführeriſch, denn ſelten mag ſich in einem Menſchen ein ſolch angeborner Sinn und Geiſt für die Heilkunſt mit ſo zuſtimmend entwickelter allgemeinen Bildung vereinigen, wie in Koreff der Fall war, der auch als Student ſchon nach allen Weltſeiten hin ein gemachter Mann war, und als Arzt mit größtem Zutrauen und Erfolg vielfältig in Anſpruch genommen wurde. Da er wußte, daß mein Erziehungsgeſchäft und die ganze Lage im Cohen'ſchen Hauſe mit vielem Beklagenswerthen und wenigen Hoffnungen verbunden war, ſo lag er mir an, dieſes Verhältniß ungeſäumt, oder ſobald ich in der Folge mich entſchließen könnte, völlig aufzugeben, und mit ihm nach Halle zu gehen, und ſeine Studien wie ſeine Mittel, die für uns beide zureichen würden, mit ihm zu theilen. Trotz aller Exaltation, in welche dieſe Mahnungen und Anerbietungen mich verſetzten, hatte ich doch Beſonnenheit genug, das Bedenkliche und Ungewiſſe einzuſehen, ob ein ſolch überſchwänglich guter Wille des Augenblicks ſeine ſtrengen Folgerungen durch eine lange Reihe ſchwerer Ausführungen auch wirklich werde leiſten können, und lehnte daher den ſonſt unausſprechlich reizenden Vorſchlag beharrlich ab. Doch kam Koreff immer auf ihn zurück, betheuerte mir mit tauſend Schwüren, ich könne jederzeit, wo er auch ſein möge, mein Loos an das ſeinige knüpfen; und er ließ mich unter gleichen Betheurungen ihm das Verſprechen geben, daß, wenn Noth oder Ungeduld dazu trieben, ich nicht ſäumen würde, mich zu ihm auf den Weg zu machen. Ich ſah Koreff nun immer häufiger, ſowohl bei mir als bei ihm, oft auch Abends in der Familie von Mariane Saaling, wo auch Neumann, Robert und Eberty ſich gern einfanden.

Um bei ſo vielfacher Trennung, die uns bevorſtand, durch ein äußeres Zeichen auch in der Ferne uns verbunden zu halten, mit deſſen Verleihung weiterhin auch neue Freunde gleich an dem geſammten Bunde Theil haben könnten, wählten wir den Polarſtern zu unſrem Sinnbilde, und es wurden Siegelringe angefertigt, die mit dem Stern die griechiſche Bezeichnung τὸ τοῦ πόλου ἄστρον enthielten. Ein Geheimnißbild von Auguſt Wilhelm Schlegel, welches dieſer aus Franz Baader's pythagoräiſchem Quadrat entlehnt hatte, und worin Religion, Sittlichkeit, Poeſie und Wiſſenſchaft mit den vier Himmelsgegenden verknüpft werden, die Wiſſenſchaft aber dem Norden entſprechen ſoll, hatte uns den Nordſtern wählen laſſen, als welcher auch die andern Richtungen zu beſtimmen helfe. Ich empfing den Ring als Geſchenk von Koreff, Chamiſſo und Lafoye mit beiderſeitiger Freudigkeit und Rührung. Wir ſiegelten fortan alle unſre Briefe mit dieſem Zeichen, fügten die Buchſtaben τ. τ. π. α. überall unſrer Namensunterſchrift bei, und ſelbſt zum Anruf und Gruße gebrauchten wir die uns angenehm tönenden Worte gleich mauriſchen Erkennungslauten. Die Sache ging nicht weiter und wurde neben ihrem Ernſt, auch häufig zwiſchen uns im Scherz betrieben; nach Außen aber gab ſie uns bisweilen das Anſehn einer geheimnißvollen Geſellſchaft, die für beſtimmte Zwecke arbeite.

Im Frühjahr 1804 ſah Berlin bedeutende litterariſche Gäſte ankommen. Schiller's Anweſenheit erregte große Bewegung, nicht nur in allen Geſellſchaftskreiſen bemühte man ſich um ihn, auch im Theater und auf der Straße vor ſeiner Wohnung ſchallte ihm der Jubel entgegen. Leider hab' ich ihn nicht geſehen; ich war grade verſtimmt, und mochte die Gelegenheit, die ich beſonders bei Fichte ſehr gut finden konnte, nicht aufſuchen. Eben ſo entging mir Frau von Staël, von der allgemein geſprochen wurde, und die uns ſchneller, als ihre Abſicht war, wieder entſchwand, weil ſie die Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit ihres Vaters empfangen hatte. Sie entführte Schlegel'n mit ſich nach der Schweiz, was wir nicht umhin konnten ihr zur Ehre zu rechnen, obgleich wir es ihm verdachten. Ungefähr in dieſer Zeit kam auch Johann von Müller von Wien, um in Berlin eine höchſt liberale Anſtellung zu genießen, und der Geſchichtſchreiber Friedrich's des Großen zu werden. Auch dieſe Erſcheinung machte Aufſehn, und der Name klang uns bedeutungsvoll entgegen, wenn auch wenigſtens mir der Mann ſelbſt damals noch nicht bekannt wurde.

Noch ehe der Sommer kam, und bevor die Freunde ſich dahin und dorthin nach ihrem Berufe zerſtreut hatten, ſchien auch für mich die Nothwendigkeit eines Entſchluſſes zur Aenderung meiner Lage ſich dringender aufzuſtellen. Einerſeits waren mir neue Lockungen, Entwürfe und Ausſichten zum Studiren geworden, andrerſeits mußte ich mein bisheriges Verhältniß als völlig unterhöhlt erkennen, ich konnte meiner Arbeit auf dieſem Boden täglich weniger Frucht und Gedeihen verſprechen, auch ſeine Lebensblüthen für mich waren abgeblüht und ſchienen keiner Erneuung fähig, und endlich durfte ich mir die ſteigende Gefahr von Ausbrüchen nicht verhehlen, welche bisher nur durch ängſtliche und rückſichtsvolle Wachſamkeit waren vermieden worden, aber trotz aller Vorſicht doch unvermuthet ihren Augenblick finden, und dann zwiſchen Herrn Cohen und mir plötzlich alles enden konnten. Von dieſer Lage der Sachen durchdrungen, beſprach ſelbſt Madame Cohen mit inniger Theilnahme die Möglichkeit einer andern und beſſeren Zukunft für mich, als mir in der gegenwärtigen Bahn zu erwarten ſein konnte. Jedoch drängte grade nichts zur Eile, alles ging im täglichen Geleiſe ruhig fort, es bedeckte den innern Widerſtreit ſogar ein täuſchender Anſchein von fröhlicher Zufriedenheit; bei einem italiäniſchen Sprachmeiſter hatten Herr Cohen und ich heimlichen Unterricht, um ſpäter glänzend mit der neuen Kunde zu überraſchen; es war vielfach davon die Rede, das Schauſpiel: „Was ihr wollt“ nach Schlegel's Ueberſetzung aufzuführen; muſikaliſche Vergnügungen wurden nicht verabſäumt, und ſich das Leben angenehm zu machen hatte man auch ſonſt noch allerlei Betrieb. Daß Madame Bernhard erkrankt war, und ſeit Monaten mit krampfhaften Anfällen und neben wirklichen auch mit eingebildeten Leiden zu ringen hatte, durfte keine zu große Störung in dem gewohnten Lebenszuge ſein, und gab nur der Tochter Mühen und Sorgen, zu deren Erleichterung ſie ihre Schweſter anrief.

Doch mittlerweile war im Stillen ein Verderben reif geworden, welches ſchon längſt am tiefſten Innern dieſer Zuſtände gezehrt hatte, und jetzt ſich anſchickte die dünne Oberfläche zu durchbrechen, welche nur noch von Täuſchungen bekleidet war. Von dieſer Seite war denn auch meinen Verwickelungen unerwartet die Löſung bereitet, die in jedem Fall auch aus ihnen ſelbſt erfolgen zu müſſen ſchien, nur daß zweifelhaft bleibt, zu welchem beſtimmten Zweck und mit welcher Wendung dies ohne jene beſondre Schickung geſchehen ſein würde.

Mitten im Laufe der vergnüglichen Tage zeigte ſich plötzlich die heitre Laune des Hausherrn gewichen, und an ihrer Statt verdrießliche Befangenheit; die Mißſtimmung dauerte am nächſten Tage fort, und zugleich wurde von früh bis ſpät auf dem Komtoir mit ungewöhnlicher Beeiferung gearbeitet. So war es auch die folgenden Tage, Neumann hatte keinen Augenblick frei, mit Freunden von bewährten kaufmänniſchen Kenntniſſen fanden langwierige Berathungen Statt, und es blieb endlich auch mir nicht verhehlt, daß das Haus in Gefahr ſei zu ſtürzen und ſeine Zahlungen werde einſtellen müſſen. Der Schrecken und die Verwirrung, welche dieſer Entdeckung folgten, ſind nicht zu beſchreiben. Madame Bernhard, deren ganzes Vermögen bedroht war, wurde von dem Schlage faſt geſund, wenigſtens verließ ein Theil ihrer Uebel ſie von dem Augenblick; Frau von Boye, die ſchon der kranken Mutter wegen hatte kommen ſollen, kam nun um ſo eiliger von Stralſund herbei, auch ihre Habe, die jetzige und künftige, ſtand auf dem Spiel. Jetzt enthüllte ſich Zug um Zug ein immer größeres Verderben. Die Handlungsbücher waren in Unordnung, es bedurfte vieler Zeit und Mühe, um nur zu einer klaren Ueberſicht zu gelangen. Hätte man dieſe von Anfang gehabt, ſo wäre noch vieles zu retten geweſen, allein es herrſchte vielmehr bis an's Ende die wahnſinnigſte Verblendung. Herr Cohen hatte ſein Geſchäft gleich ſeinem geſelligen Weſen betrieben, mit Einbildung, Unwiſſenheit, Leichtſinn und Täuſchung. Er hatte aus Holland kein Vermögen mitgebracht, ſondern Schulden, das Vermögen ſeiner Frau, der Mutter und Schweſter derſelben und einiger Fremden war die alleinige Grundlage eines Unternehmens, das den Schein eines fünfmal größeren Reichthums geben ſollte, und in dieſem Verhältniſſe waren auch die Ausgaben. In weichlichem, eitlen Genuſſe des Tages hatte er ſich über den Zuſtand und Ertrag der Fabrik willkürlichen Vorſtellungen überlaſſen, und um dieſe deſto ſichrer zu behalten, weder ſelbſt auf den Grund ſehen wollen, noch Andern einen ſolchen Blick geſtattet. Auch bei ſchon eingetretener Verlegenheit, und als die nöthigen Gelder zu fehlen anfingen, beharrte er in dieſem ſtrafbaren Selbſtbetrug, wollte ſich und Andern aus Schwäche und Eitelkeit den Umfang des Uebels abläugnen, und handelte noch ſtets in dem Sinne, als ſei die Grundlage gut und feſt, und als komme es nur darauf an, eine vorübergehende Stockung mit geringen Opfern zu heben. Auf dieſe

Weiſe bewirkte er, daß ſeine Frau, die ein Vermögen von 100,000 Thalern als Eingebrachtes vor allen andern Gläubigern zu fordern hatte, nach und nach die größten Summen, und endlich alles, zur Deckung der am ſtärkſten herandrängenden Gläubiger verſchrieb, immer nicht einſehen wollend, daß das Flickwerk ſchon für morgen nicht mehr ausreichen könnte, und der Riß ſchon unheilbar das Ganze durchdrang. Die Hoffnung, daß der Staat ein Unternehmen, wobei er ſelbſt betheiligt, nicht würde fallen laſſen, ſchlug fehl; vermeinte Gönner zeigten ſich als Feinde, und Herr Cohen mußte erfahren, daß er durch ſein bisheriges Treiben mehr Achtung und Zuneigung verſcherzt als gewonnen habe. Auch ſeine ſonſtige Unwiſſenheit kam jetzt ſchrecklich an den Tag; der große Mathematiker, der von der höheren Analyſis wie von einer Kleinigkeit zu ſprechen pflegte, konnte der Schmach nicht entgehen, wegen einer gewöhnlichen Theilungsrechnung, mit der er auf keine Weiſe fertig werden konnte, in Gegenwart der Familie, freilich unter verzweiflungsvollen Kämpfen der ſterbenden Lüge, den Rechenmeiſter ſeiner Kinder herbeirufen zu müſſen, der als tüchtiger Mathematiker allgemein bekannt, doch bisher vor den höheren Einſichten des Mannes ſich hatte beugen ſollen. Auftritte der Erbärmlichkeit und hinwieder der Leidenſchaft traten hier ein, die ich nicht zu ſchildern unternehme. Das Unglück offenbarte ſich endlich ganz. Für Frau von Boye, von der ich, durch den Stand der Sachen und das Benehmen, welches ſie in dieſer Spannung zeigte, mehr und mehr mich geſchieden fühlte, wurden einige Kapitalien gerettet, für Madame Cohen nichts, und Madame Bernhard verlor alles. Die Wechſelgläubiger drangen heran, und ſetzten den Schuldner unter Bewachung, ſeine Abführung in's Gefängniß war ſchon feſtgeſetzt. Noch wurden thörichte Opfer gebracht, um nutzloſe Friſten zu gewinnen. Für den Mann ſelbſt war nichts mehr zu hoffen, als langwieriges Gefangenſitzen, ihm und den Seinigen nur zu täglich erneutem Jammer, für die Sache war grade ſeine Gegenwart das ſichtbarſte Unheil, das mit jedem Tage ſich als ſolches noch mit friſcher Thätigkeit bewies. Unter dieſen Umſtänden riethen wir Alle, die im Rath und Geheimniß waren, zur Flucht. Sie wurde im letzten Augenblicke, da ſie noch eben möglich war, beſchloſſen und ausgeführt. Neumann mußte den jetzt völlig Verzagten bis über die Gränze begleiten, und kehrte dann zurück. Herr Cohen aber gelangte glücklich nach Holland, wo ſeine Verwandten ihn aufnahmen. Er wußte ſich dort bald wiederum, nur nach kleinerem Maßſtabe, ſein Leben in eitle Geſchäfte und genießenden Müßiggang zu theilen, gab ſich gleichen Einbildungen hin, und übte gleichen Trug, und eben jetzt, da ich dies ſchreibe, nach 28 Jahren, hat der elende Greis dort einen gleichen Bankrott verübt, wegen deſſen er abermals flüchtig werden mußte, und durch den wiederum zumeiſt die Seinigen, und darunter ſein älteſter Sohn, den er als verzogenen Liebling bei ſich hatte, ihre geringe Habe eingebüßt!

Seine Flucht entzog ihn dem Gefängniſſe, aber nicht den Steckbriefen der Gerichte, die auch den Prozeß wegen muthwilligen oder gar betrüglichen Bankrotts einleiteten. Der Untergang eines noch vor kurzem ſo blühenden Hauſes, des Sammelplatzes und Anhalts ſo vieler Beziehungen, die Verarmung der dazu gehörigen, bis dahin reich geſchienenen Familien, war nun entſchieden und unaufhaltſam. In der Folge der einzelnen Tage und Begegniſſe dies mitzumachen, war furchtbar, und von durchaus tragödienhaftem Eindruck. Ich hatte mit allen Kräften, ſeit dem Beginn der Kriſis, die lebhafteſte Theilnahme auf alle Weiſe bethätigt, in die Geſchäfte ſchreibend und redend eingegriffen, perſönlich manches ausgeführt oder vertreten, und mir blieb daher von dieſer ſchrecklichen Erfahrung kein Theil erſpart. Der Gegenſatz des noch äußerlich fortdauernden Scheins und der Gewißheit einer Wirklichkeit, die unabwendbar an die Stelle treten mußte, war ſchneidend. Noch wohnten die Zurückgebliebenen in dem Palaſt, in den ſchönen Zimmern, umgeben von dem gewohnten Hausgeräthe, das aber größtentheils durch Verſiegelung dem Gebrauch ſchon entzogen war, derſelbe Garten ſtand noch offen, die Roßmühle trieb ihr gewohntes Getöſe, die Spinnmaſchinen rauſchten auf und nieder, die Fabrikleute zu Hunderten kamen und gingen, und alle äußere Lebhaftigkeit dauerte fort, wie ſonſt, aber im Innern war Trübſal und Oede, ſchon gehörte dies alles nicht mehr den früheren Beſitzern, ſondern fremden Gläubigern, und die Gerichte führten die Verwaltung. Kaum auf einige Monate war Ausſicht hier nur noch wohnen zu dürfen, und für mich nicht einmal ſo lange. Denn Madame Cohen hielt mit Recht für ganz unſtatthaft, daß in der verarmten Familie, welche grade jetzt die vielfachſten Rückſichten zu nehmen hatte, ein Hauslehrer bliebe, denn daß dieſer uneigennützig nur eine jetzt doppelt erwünſchte Stütze, und noch immer der wohlfeilſte Unterricht den Kindern ſein würde, war nicht für jederman ſogleich offenkundig noch wahrſcheinlich.

Nach einigem Rathſchlagen und Ueberlegen ſchied ich aus dem Hauſe, nicht ohne den innigſten Schmerz; denn die theuerſten Erinnerungen und die treuſte Anhänglichkeit hielten mich ihm auf immer verknüpft. Ich zog zu Chamiſſo, der mir gaſtliche Zuflucht angeboten hatte. Meine Mittel waren äußerſt beſchränkt, ich mußte ſelbſt für die Zwiſchenzeit, bevor ich einen weiteren Beſchluß faſſen konnte, auf Erwerb denken. Ein paar begehrte Aufſätze für eine Monatſchrift, die in Hamburg erſchien, konnten nur unbedeutendes Honorar bringen, die Hauptſache ſollten Unterrichtsſtunden thun. Zwei franzöſiſche Kaufleute nahmen deutſchen Sprachunterricht bei mir, und die Sache war mir mehr Vergnügen als Laſt. Der gute Profeſſor Nolte, der dem Grafen Caſa Valencia Stunden im Deutſchen gab, übertrug mit deſſen Zuſtimmung mir dieſen Unterricht, der ſich bald in Geſpräche über Poeſie, und in Unterricht, den ich im Spaniſchen erhielt, auflöſte. Caſa Valencia war ſelbſt ein glücklicher Dichter, und oft ſchrieb er in meiner Gegenwart improviſirend artige Verſe hin, oder überſetzte die eben geleſenen deutſchen in ſpaniſche; die Spinnerin von Goethe und ein Lied von mir waren ihm in Aſſonanzen, die ich noch bewahre, beſonders wohlgelungen. Zwei Bändchen ſeiner handſchriftlichen Gedichte, die er als Offizier im Felde mitführte, hatte er durch einen Ueberfall in den Pyrenäen eingebüßt, aber da die Quelle ſeiner Lieder ihm nach Wunſch immer ſtrömte, ſo bekümmerte jener Verluſt ihn wenig. Die ſpaniſche Litteratur kannte er gut, und als gründlicher Sprachkenner wurde er dem Profeſſor Ideler bei ſeiner in Berlin erſcheinenden vortrefflichen Ausgabe des Don Quijote ſehr behülflich. Er ſprach mir auch von Rahel Levin, die er oft ſah, und deren Witz und Art ihn lebhaft anregte; er konnte ihr Weſen nicht ganz begreifen, bewunderte aber deſſen Eigenheiten, indem er zugleich verſuchte, wiefern ſich ihnen widerſprechen ließe. Meinen eifrigen Wunſch, dort eingeführt zu werden, wollte er erfüllen; wir kamen aber zu ſchnell aus einander. Er wurde nach einiger Zeit vom Geſchäftsträger, welches er damals war, zum Geſandten befördert, und verließ Berlin noch vor dem Jahre 1806. In der ſpaniſchen Revolution nahm er, gleich den meiſten ſpaniſchen Diplomaten, mehr gezwungen als willig, Parthei für Joſeph Bonaparte, gerieth ſpäter in's Gedränge und zog ſich nach Amerika, wo er das Unglück hatte, in einer Volksbewegung zu Mejico das Opfer des Haſſes zu werden, der ihn als Vornehmen und als Altſpanier treffen mußte.

Die freie Zeit benutzt' ich nach Herzensluſt. Ich war jeden Tag im Cohen'ſchen Hauſe, gewöhnlich Abends, und auch Chamiſſo bezeigte der Familie treue Anhänglichkeit. Dort ſahen wir in dieſer Zeit den von Brockes und Lippe empfohlenen Heinrich von Kleiſt, einen liebenswürdigen, belebten jungen Mann, der ſich uns freundſchaftlich anſchloß, aber ſorgfältig noch verhehlte, daß er ſchon als Dichter aufgetreten und Verfaſſer des Trauerſpiels „Die Familie Schroffenſtein“ ſei, und überhaupt den Genius und die Kraft noch nicht verrieth, durch die er ſich nachher berühmt gemacht; er gab ſich nur als einen antheilvollen Strebenden, und ſchrieb mir in ſolchem Sinne in mein Stammbuch: „Jünglinge lieben in einander das Höchſte der Menſchheit, denn ſie lieben in ſich die ganze Ausbildung ihrer Naturen ſchon, um zwei oder drei glücklicher Anlagen willen, die ſich eben entfalten. Wir aber wollen einander gut bleiben.

Heinrich Kleiſt.“

Eine ſtärkere Bewegung verurſachte Julius Klaproth unter uns, der von Halle ankam, und Briefe, Empfehlungen und Gedichte von Koreff an uns mitbrachte. Ein gemachter Gelehrter, der in ſeinem Fache, der chineſiſchen Sprachkunde, für einen Adler galt, oder zum wenigſten gelten wollte, der ganz friſch von Weimar, Jena und Halle kam, überdies von Koreff uns geſendet und in den Polarſternbund aufgenommen war, und ſich unſren jungen, unreifen Sachen mit nachſichtsvoller Gleichſtellung anſchloß, mußte uns von außerordentlichem Reize ſein. Für ſeine orientaliſche Studien und einige Poeſieen der neuen Schule bezeigte er vollen Ernſt und einige Achtung, alle andern Gegenſtände behandelte er mit Scherz und Uebermuth. Poeſieen deklamirte er in Fülle, und meiſt ging er aus dem urſprünglichen Text in parodirenden Humor und in die tollſten Stegreiffratzen über. Wir gingen viel mit ihm, und brachten Tage und Nächte mit einander zu, im Thiergarten, beim Italiäner, bei ihm, bei uns, oft bei ganz geringer, zuweilen bei üppiger Bewirthung. Er ſchien darauf auszugehen, alle Leute und Verhältniſſe zu verhöhnen, und leiſtete darin alles, was geübter Witz, muthwillige Ausgelaſſenheit und freche Dreiſtigkeit vermögen. Aus kleinen Unfällen machte er ſich nichts, gegen manche ſchützte ihn das Anſehn des berühmten und geachteten Vaters, bei welchem er auch wohnte, andern wich er zu rechter Zeit durch Davonreiſen aus. Wir erlebten tauſend Spaß mit ihm, und ließen uns um deswillen auch manche Verlegenheit oder üble Nachrede gefallen, beſonders hielt ſich Neumann zu ihm, und war faſt ſein beſtändiger Begleiter. Wir waren indeß ſo leicht nicht abzufinden, auch eine ernſte und fruchtbare Seite mußte das Verhältniß uns gewähren. Klaproth konnte nicht umhin, uns mit der Lage und dem Inhalt ſeiner näheren Studien bekannt zu machen, und dies blieb nicht im Allgemeinen ſtehen, ſondern bildete ſich auch im Beſondern zu förmlichen Unterrichtsſtunden im Perſiſchen aus, das er uns als leicht und gewinnreich anrühmte, und Chamiſſo drängte ihn ſogar zu den Anfangsgründen des Chineſiſchen. So wenig dieſe Studien eigentlichen Grund bei uns hatten, und ſobald ſie auch abbrachen, ſo lieferten ſie den Gewinn, für alle Folgezeit immer auf's neue ſchätzbar, dieſe eigenthümliche Welt einmal aus einem ihr ſelbſt angehörigen, mit ihren eignen Mitteln errichteten Standpunkt auch nur von der Gränze näher angeſehen zu haben. Klaproth war auf dieſem Gebiete, wenn auch nicht ganz gründlich und zuverläſſig, doch noch am meiſten feſt und ſicher, in jeder andern Richtung durfte man ihm keinen Augenblick trauen, er windbeutelte mit Kenntniſſen wie mit Verſprechungen, und ſeine fabelhaften Thorheiten gingen ohne viel Bedenken auch in böſe Streiche über. Wenn er einen mahnenden Gläubiger in unſrer Gegenwart weg komplimentirte, und dem Vertröſteten, den kaum die Thüre entlaſſen hatte, feierlich den Homeriſchen Vers anwandte:

„Jener hofft's! Doch mit nichten gewähret ihm ſolches Kronion!"

Oder wenn er die Akademie der Wiſſenſchaften, in deren Verſammlungsſaal er bei Gelegenheit, daß Handwerker darin zu thun hatten, als müßiger Herumſtörer einen Augenblick mit hinein gedrungen war, dadurch verhöhnte, daß er einen alten Degen am Bindfaden von der Decke des Zimmers auf den grünen Tiſch herabſchweben ließ, und auf dieſen dazu die Verſe aus Horaz mit dicker Kreide ſchrieb:

Destrictus ensis cui super impia
Cervice pendet . . . .

ſo war dies allerdings nur poſſenhaft, und im Nothfall bezahlte der Vater die Schulden, wußte auch den Zorn ſeiner akademiſchen Mitbrüder zu beſänftigen. Aber es gab andre Fälle, wo die Tücke wirklichen Schaden anſtiftete, oder gar polizeiliche Strafe zur Folge haben konnte. Die bald nach meiner Abreiſe von Berlin vorgefallene Schändung der Marmorſtatue des alten Deſſauer's im Luſtgarten, welche man eines Morgens mit einer ätzenden Lauge ſchwarzfleckig beſudelt fand und auf keine Weiſe von dem Schmutze zu befreien vermochte, dieſer Frevel, deſſen Thäter auch ungeachtet hoher ausgebotenen Belohnungen nie ausgemittelt werden konnte, iſt allen Vermuthungen nach von niemand anders, als von Klaproth verübt worden, der in dem Laboratorium ſeines Vaters ganz bequem die freſſende Miſchung dazu hatte bereiten können. Schlimm genug war auch die andre Richtung ſeiner Unarten, daß er unſittliche und gräuelhafte Schriften und Bilder begierig aufkaufte und als

Koſtbarkeiten vorzeigte; doch war ſie wieder mit der Laune verbunden, daß er mit vielem Anſtand und Ernſt behauptete, er beabſichtige die ganze Sammlung, wenn ſie erſt vollſtändiger und der Mühe werth geworden, der Regierung zum Kauf anzubieten, die für den Gewinn, eine ſolche Maſſe Gift mit einemmale aus der Welt ſchaffen zu können, ihm gewiß eine namhafte Summe verabreichen laſſen und ſeinen löblichen Sammlerfleiß belohnen werde.

Inzwiſchen konnte ich mir nicht läugnen, daß ich mich in einem zwecklosen und wenig fruchtbaren Lebensgange befand. Die mir nöthigſten Studien lagen brach, meine Tage verwilderten, und ſo fand ich mich überall in unbequemer Enge, was ſelbſt meine Kleider mir zu bezeugen anfingen, die Unterrichtsſtunden mehrten ſich nicht, und der geringe Ertrag reichte für die täglichen Bedürfniſſe nicht hin. Die Anerbietungen Chamiſſo's auch ſeinen Tiſch mit mir zu theilen, durft' ich nicht annehmen, eben ſo wenig hätte ich die offne Aufnahme in der Cohen'ſchen Familie zu dieſem Zweck auch nur gebrauchen, geſchweige denn mißbrauchen mögen, und ſo fand ich mich überall beengt und geſtört. Fichte, nachdem er mich ſcharf gefragt, ob ich mir genug Muth und Entſagung zu dem allerdings heroiſchen Unternehmen zutraue, machte mir den Vorſchlag in das ſtrenge und kärgliche, aber meine Lage nothdürftig ſichernde, meinen Studien gewiß heilſamſte Verhältniß eines Schülers an der Fürſtenſchule zu Pforta einzutreten; er ſelbſt war dort erzogen worden, Griechiſch und Lateiniſch, meinte er, würde ich dort aus dem Grunde lernen. Ich ſagte mit Freuden ja, und er ſchrieb ſogleich an den Rektor Ilgen. Allein die Antwort fiel verneinend aus, die Freiſtellen waren nur für ſächſiſche Landeskinder und auch andre Umſtände nicht entſprechend. Während nun allerlei Plane und Zweifel ſich bei mir durchkreuzten, meine Freunde in Hamburg und Berlin noch hofften, mir für die Univerſität hinlängliche Stipendien zu verſchaffen, und ich bald Schüler, bald Lehrer werden ſollte, denn auch an einer Penſionsanſtalt in Berlin bot man mir ein feſtes Verhältniß an, ich aber um ſo weniger einen Entſchluß faſſen konnte, als zur glücklichen

Zeit eingegangenes Honorar wieder freieren Spielraum gab, in dieſer Stimmung und Lage empfing ich unerwartet den Antrag zu einer neuen Erzieherſtelle in Hamburg, bei dem reichen jüdiſchen Banquier Hertz. Die Familie war Eberty'n und auch Mariane'n Saaling verwandt, und jener war abermals der thätigſte Vermittler. Die Verhältniſſe waren von allen Seiten höchſt günſtig und reizend, die äußern Vortheile überſtiegen alles, was in Berlin als möglich zu denken war, unter ſolchen Bedingungen konnten ein paar Jahre mir ſchon die Mittel zur Freiheit der folgenden gewähren. Ein angeknüpfter Briefwechſel beſtätigte alle Verheißungen und überbot ſie noch. Wenn ich nicht in Berlin bleiben, oder nach Halle gehen konnte, ſo war mir der Gedanke in Hamburg zu leben noch am liebſten. Mutter und Schweſter waren mir dort und liebe Freunde. Fichte, Madame Cohen, Nolte und andre Freunde redeten mir eifrig zu, und ich ging den Vorſchlag ein. Man erwartete mich in Hamburg mit Ungeduld. Schmerzlich nahm ich Abſchied von der Cohen'ſchen Familie, von den lieben Zöglingen, den theuern Freunden, von Fichte, der mir eine Empfehlung an Klopſtock, den Bruder des Dichters und Oheim der Fichtin, mitzugeben nicht unterließ, und ſo reiſte ich gegen Ende des Monats Auguſt meinem neuen Schickſale zu. Die Reiſe war ſchwermüthig, ich verließ den Poſtwagen mehrmals, um weite Strecken einſam zu Fuß zu gehen, wo ich an Feldblumen und Wolken mich erfreute, und meine beſondern Betrachtungen hatte, wie jede Geſtalt und Bewegung in der Natur, durchaus ohne Rückſicht auf den Menſchen, ſondern zunächſt für ihr eignes Weſen angeordnet, und grade deswegen für deſſen Zwecke am ergiebigſten ſei, und daß der Menſch wohl am beſten thue, ſich eben ſo zu verhalten, indem er dann nicht verfehlen werde, grade dadurch auch für die Abſichten der Götter ſich trefflichſt darzubieten. Auf dieſen Wanderungen führte ein zufälliges Begegniß mich unerwartet in meine Kindheit zurück. Ich traf zwei Fußgänger, die es nicht aus Wahl waren, ſie ließen ſich leicht als Schauſpieler erkennen, muntre Geſellen die in Hamburg bei dem Vorſtadttheater erwartet wurden; ich hörte von ihnen ein paarmal den Namen Ruth, fragte eifrig nach, und erfuhr, daß ſie zu der Kindertruppe dieſes Theaterhaupts gehört hatten, und es fand ſich, daß wir in Düſſeldorf als Knaben Spielkammeraden geweſen waren. Die Freude dieſes Wiederfindens war groß, ich erleichterte ſogleich ihre Reiſe und bezahlte die Poſt für ſie bis Hamburg. Wir ſchieden aber noch vor der Ankunft, denn mir war der erwachſene Bruder meiner Zöglinge mit einem Freunde ein paar Stunden entgegen gefahren, nahm mich in ſeinen Wagen, und brachte mich raſch und freudig in den Kreis meiner neuen Beſtimmung.

Siebenter Abſchnitt.

Hamburg.

1804 — 1806.

Nach den erſten Begegniſſen der freundlichſten Aufnahme und günſtigſten Einführung in die reichlichen und angenehmen Verhältniſſe meiner neuen Lage, den gerührten Liebesbezeigungen meiner Schweſter und allem Antheil der erfreuten Mutter, und nachdem ich auch alte Freunde und die werthen Oertlichkeiten der Stadt und Gegend im Fluge wieder begrüßt, war mir nun Muße und Reiz genug, mich in meinem nächſten Lebenskreiſe genauer umzuſehen.

Ein angeſehenes thätiges Handelshaus, das aus beſchränkten Anfängen ſich durch Fleiß und Redlichkeit zu großen Glücksgütern und allgemeinem Vertrauen emporgearbeitet hatte, verbreitete über ſeine Mitglieder Fülle des Wohlſtandes, die man doch weniger zu genießen als ſtets noch zu mehren trachtete, da Geſchick und Luſt für letzteres ohnehin vorhanden waren, für erſteres hingegen noch größtentheils erſt hätten erworben werden müſſen, wohin weder der herrſchende Bildungszuſtand der älteren jüdiſchen Glaubensgenoſſen noch ihre ſonſtigen Verhältniſſe ſo leicht führen konnten.

Der Hausherr, Jakob Hertz, erſchien auf den erſten Blick als ein biedrer, zutraulicher, muntrer, heftig wollender und doch ſtets nachgiebiger Alter, der ſein Geſchäft mit höchſtem Eifer trieb, und von früh bis ſpät, beſonders an Poſttagen, ſich in Arbeit vergraben mochte. Einen reichen

Vorrath von Scherzen, Maximen und Gleichnißreden, die der lebhafte Mann in ſeiner Jugend theils aus eignen Erlebniſſen, theils aus dem fleißigen Beſuche des damals unter Schröder's Leitung ſo glänzenden hamburgiſchen Theaters aufgeſammelt, pflegte er in den Zwiſchenzeiten, wo er an Geſpräch und Unterhaltung Theil nahm, beſonders auch bei Tiſch, zur Ermunterung mitzutheilen, wobei auch ſeine ernſthaften Anſichten und Meinungen, nicht ſelten auf Beweisreden des vielgeſehenen und vielbewunderten Hamlet geſtützt, ſich ſtark und entſchieden ausſprachen, ohne jedoch den Sinn und die Handlungen der Andern im geringſten bedingen zu wollen; niemand willigte leichter und vollſtändiger in fremde Weiſe, wenn man ihm nur die ſeinige auch ließ, denn als ſeinen wahren Grund und Boden ſah er nur das Komtoirgeſchäft an, dem er mit Einſicht, Eifer und unermüdetem Fleiße vorſtand, gemeinſchaftlich mit zweien älteren Brüdern, und von einem eignen und einem Bruderſohn unterſtützt. Für den achtungswürdigen Karakter dieſer Gemeinſchaft und zum Lobe ihrer Theilhaber läßt ſich kein beßres Zeugniß anführen, als die Thatſache, daß bei einem Geſchäft, welches weſentlich auf Gewinn abſehen muß, der perſönliche Vortheil unter den Brüdern ganz außer Betracht gelaſſen war. Die beiden älteren Brüder arbeiteten am wenigſten und verbrauchten am meiſten; der eine pflegte große Reiſen zu machen, der andre hatte außer dem eignen Hausweſen auch den beſondern Aufwand einer anſpruchsvollen und verwöhnten Schwiegertochter zu beſtreiten; dagegen arbeitete der jüngſte Bruder Tag und Nacht, lebte am eingezogenſten, erwarb noch perſönlich große Summen durch Maklergeſchäfte, und gleichwohl war für alles nur eine und dieſelbe gemeinſchaftliche Kaſſe, wohin alles floß und woher alles kam; was die drei Haushaltungen jährlich gebraucht hatten, ohne Rückſicht, in welchem Verhältniſſe jede — und dabei kamen Summen vor, wie für die Ausſtattung einer Tochter, den Ankauf eines Hauſes, je nachdem Bedürfniß oder Belieben es fügte —, wurde beim Abſchluſſe des Jahres ungeſchieden in Rechnung gebracht, und dann das Vermögen jedesmal auf's neue dreifach gleichgetheilt. Ein merkwürdiges und vielleicht einziges Beiſpiel brüderlicher Eintracht und großartiger Geſchäftsverbindung, durch vierzigjähriges ehrenvolles Beſtehen und geſegnetes Gedeihen inmitten ſtürmiſcher und drangvoller Zeiten geprüft und bewährt! In ſolchem uneigennützigen Sinne war auch das übrige Benehmen dieſer ſonſt perſönlich nicht eben liebenswürdigen Männer, die jedem kleinen redlichen Gewinne unverdroſſen nachgingen, im Nehmen vorſichtig, im Geben großmüthig waren, und eintretenden Verluſt ohne Bekümmerniß verſchmerzten.

Jakob Hertz hatte von einer erſten Frau zwei ſchon erwachſene Söhne. Als Wittwer und bereits in reiferen Jahren ward er aber durch den Anblick eines jungen blühenden Mädchens ſo eingenommen und hingeriſſen, daß er ungeachtet des Unterſchiedes im Alter und trotz vielfacher Abmahnungen der Brüder um die Schöne zu werben beſchloß. Sie war aus Potsdam, von wenig bemittelten Eltern, und lebte in Hamburg als Geſellſchafterin bei einer kränklichen Dame. Der Antrag erſchien als ein glänzendes Glück, Neigung war nicht vorhanden, aber auch nicht gefordert, alles drängte zur Annahme, und die Heirath fand Statt. Drei Kinder, worunter meine beiden Zöglinge, waren die Frucht dieſer in jedem gewöhnlichen Sinne überaus glücklichen und beneideten Verbindung.

Fanny Hertz war als Mutter und Hausfrau in der That glücklich zu nennen; daß ihr Loos aber allen Anſprüchen ihres Weſens genügen könnte, und gerade den tiefſten und beſten, durfte ſchon der erſte Anblick zweifelhaft machen. Sie war eine hohe ſchlanke Geſtalt, von ſchönen Gliedern getragen, voll heitrer Anmuth und reizender Beweglichkeit; ihre wohlgebildeten Geſichtszüge vereinigten den Ausdruck von Lebhaftigkeit und Sanftmuth, beſonders durch die lieblichſten blauen Augen, die mit reichem dunklen Haarwuchs glücklich kontraſtirten. Unbefangen folgte ſie jeder Eingebung, deren ſie nur gutmüthige und heitre hatte, ſie war theilnehmend, menſchenfreundlich, wohlthätig bis zum Uebermaß, freiſinnig, vorurtheilslos, das Nächſte mit Billigkeit ſchätzend, dabei doch nicht ſelten von ihm verletzt, einer feineren Bildung ſchon theilhaftig und zu höherer eifrig emporſtrebend.

Eine jüngere Schweſter hatte ſie als Gehülfin und zur Erziehung bei ſich, ein rothwangiges muntres Mädchen von gutem Willen und ſchönen Anlagen; eine andre Schweſter war in Penſion bei Madame Meyer, einer Tochter Mendelsſohn's, die in Altona eine Erziehungsanſtalt mit Verſtand und Anmuth leitete. Der älteſte Stiefſohn Moſes, durch auffallende Häßlichkeit, über die er ſelber zu ſcherzen nicht unterließ, aber eben ſo durch unverwüſtliche gute Laune und ungemeine Gutmüthigkeit ausgezeichnet, war ein fleißiger Arbeiter auf dem Komtoir; hatte er aber dort das Seine gethan, ſo gab er ſich ganz dem Vergnügen hin, das er in und außer dem Hauſe reichlich zu finden wußte, beſonders zog das lebendige franzöſiſche Theaterweſen ihn an, und die Lieder und Redensarten der Schauſpieler wiederhallten durch ſein glückliches Nachahmungstalent bei allen Gelegenheiten. Da er gern ritt und ich die Reitbahn auch fleißig beſuchte, ſo gab dies manche nähere Gemeinſchaft zwiſchen uns. Der jüngere Stiefſohn war in auswärtiger Anſtalt, um Apotheker zu werden, was er, unbegreiflich bei ſolchen Vermögensausſichten und Familieneinrichtungen, jedem andern Berufe mit beharrlichem Eigenſinn vorgezogen hatte. Meine Zöglinge, erſt fünf und vier Jahre alt, waren allerliebſte Knaben; ein kleines Mädchen wurde noch auf den Armen getragen. Mit dieſen Kindern war natürlich nur eine ſpielende Beſchäftigung möglich, eine verſtändige Aufſicht, und es machte ſich ganz von ſelbſt, daß ich mit ihnen die meiſte Zeit bei der Mutter zubrachte, und daß, während der eine Theil des Hauſes ſich in Arbeit und Geſchäft abſonderte, der andere ſich zum freigegebenen Genuſſe des Tages nur um ſo beſſer vereinigte.

Ein freundlicher Garten hinter dem Hauſe gab den gelegenen Raum für Spiel und Erquickung im Freien zu jeder Stunde und mit jeder Bequemlichkeit. Das ſchöne Sommerwetter reizte aber an Vormittagen und Abenden zu weiteren Spazirgängen auf den hohen ſchattigen Wällen, dem Jungfernſtieg, am Hafen, oder noch beſſer zu den ſchönſten Fahrten die Elbufer hinab, in die reizenden Alſtergegenden, oder nach andern ſchönen Orten der reichen Landſchaften um Hamburg. Ich zählte die Stunden und Tage, die ich im Genuſſe der herrlichſten Natur, unter prangendem Himmel, bei reinſter Luft, im Anblicke der mächtigen Elbe mit ihren grünen Inſeln und weißen zahlloſen Segeln, daneben blühender Gärten und reizender Landhäuſer, ſolchergeſtalt im friedlichſten Behagen hingebracht, zu den glücklichſten meines Lebens, und an die Namen Rainville, Flottbeck, Blankeneſe, ſowie andrerſeits Harvſtehude, Eimsbüttel und Wandsbeck, knüpfen ſich die liebſten und traulichſten Bilder, die ich irgend aus meiner Vergangenheit hervorzurufen vermag.

War man zu Hauſe geblieben oder Abends zum Thee wieder heimgekehrt, ſo war auch hier ein gutes Zuſammenſein angeordnet; die Kinder begaben ſich zum Schlafen, die Frauen forderten mich zum Vorleſen auf — ich las auch hier wiederum Wilhelm Meiſter — oder wir führten Geſpräch bis zur ſpäten Stunde des Abendeſſens, wo dann auch Vater und Sohn ſich einſtellten, welches beim Mittagsmahl, der Börſe wegen, nicht regelmäßig der Fall ſein konnte.

Selten wurde dieſer ſtille Gang der Tage durch Beſuch unterbrochen oder lebhafter; den läſtigen hatte man von jeher vermieden, die Familie war nicht eben zudringlich, und willkommene, gebildete, geiſtreiche Geſellſchaft nicht leicht zu haben, eine Klage, die man an allen arbeitſamen Handelsplätzen vernimmt, in Hamburg aber mehr als anderswo, und zu der damals in einem jüdiſchen Hauſe noch ganz beſonderer Grund war. Mit den Frauen der Mendelsſohn'ſchen Familie, von der ein Zweig ſich in Hamburg niedergelaſſen hatte, beſtand als mit Verwandten und gebildeten preußiſchen Landsmänninnen ein naher Umgang, doch ſah man ſich nur in abgeriſſenen Augenblicken; ein paar jüngere Leute von Talent und Bildung kamen als Freunde des Sohnes zuweilen Abends, eine beſondere Auszeichnung aber hatte keiner.

Unter ſolchen Umſtänden war mir nothwendig eine hervorragende Bedeutung zugetheilt, die mir Aufmerkſamkeit und Wohlwollen brachte. Schon gleich in den erſten Tagen meines Aufenthalts war ich auf dem beſten Fuße mit den Alten wie mit den Jüngeren; mein guter Wille und lebhafter Eifer, mein jugendliches Streben und dabei beſcheidner Ernſt, nahmen die ganze Familie für mich ein. Man ſah wohl, daß man keinen gewöhnlichen Hofmeiſter vor ſich hatte, und wollte mich mit keinem dieſes Standes vergleichen; auch bedauerte man faſt, als man nähere Einſicht in meinen Lebenszuſammenhang erhielt, daß ich in dieſe Verhältniſſe gerathen ſei, ſo ſehr man ſich ſelber dazu Glück wünſchen wollte; man meinte, es ſei doch recht ſchade, daß ich nicht vorher habe ordentlich ſtudiren können, und man hoffte, ich würde dies nun ſpäter nachholen, wozu die Mittel gewiß nicht fehlen ſollten. Wurde ſolche Theilnahme von Seiten der Alten vielfach laut, ſo zeigte ſie bei den Jüngern ſich nur noch inniger und zarter in perſönlicher Fürſorge und anerkennendem Bezeigen jeder Art. Beſonders von Seiten der Madame Hertz wurde dies ſichtbar. Es ließ ſich nicht verhehlen, ſondern fügte ſich ſo offenbar wie nothwendig, daß hier zwei jüngere Perſonen — ich zählte 19 Jahre und Fanny nur einige Jahre mehr — inmitten eines ihnen fremdartigen äußeren Treibens als Haus- und Familiengenoſſen mit allen ihren Intereſſen und Regungen unmittelbar auf einander angewieſen waren. Zu ganzen Tagen frei und unbeachtet ſich ſelbſt überlaſſen, zu manchem Vertrauen durch die Stellung der Dinge ſogar genöthigt, und beide durch Unbefriedigung in Geiſtes- und Gemüthsſtreben, durch Verſagungen des Geſchickes und Schranken der Welt leidend und hoffend aufgeregt, mußten ſie ſich bald einander ſehr nah und wirklich verbunden fühlen, ehe noch eine Betrachtung darüber in ihnen entſtehen konnte. Wohlgefallen, Neigung und Leidenſchaft wirkten unaufhaltſam ein. Ich fand mich unvermerkt in Beziehungen verflochten, die ich keineswegs geſucht hatte, die ich kaum wollte beſtehen laſſen, und doch als unwiderſtehlich reizende empfinden mußte; auch waren ſie durchaus nicht abzuwenden, die Natürlichkeit und Unſchuld dieſes Zuſammengehörens lag ſo klar vor Augen und das ganze Verhältniß ſtellte ſich als ein ſo richtiges dar, daß darin kein Geheimniß Statt fand und auch kein Tadel noch Argwohn uns treffen konnte. Das ganze Haus fand es nur in der Ordnung, daß der junge Mann und die jugendliche

Frau, der Erzieher und die Mutter, der Lehrende und die Wißbegierige, zu einander hingezogen waren und ſich zuſammenhielten, wie man es natürlich findet, daß zwei Perſonen, die gern Schach ſpielen, ſich unter Nichtſpielern aufſuchen und ihre Parthie machen.

Eine Zufälligkeit traf in dieſen Stand der Dinge, wodurch derſelbe augenblicklich ſeinen Sinn thätig aufſchließen konnte, ſo wie jene durch ihn erſt recht bedeutend wurde und für meine ganze Folgezeit von wichtigem Einfluſſe blieb. Es verhielt ſich damit folgendermaßen. Auf dem Komtoir, wo ſeit ſo langen Jahren Tauſende von Geſchäften betrieben worden, geſchah eine Aufräumung alter Beſtände und mannigfacher Sachen, die ſich aus dem Strom der Tageswellen gleichſam abgelagert hatten. Eine Menge von Goldmünzen, großentheils Seltenheiten und Schauſtücke, kamen an den Tag und wurden freigebig ausgetheilt. Den beträchtlichſten Theil erhielt der älteſte Sohn, der Vater meinte aber, ich ſollte davon die Halbſcheid bekommen, und jener ohne Zögern und voll Freude nöthigte mir faſt das Ganze auf. Es waren die prächtigſten Stücke darunter, ſpaniſche und portugieſiſche Münzen von außerordentlicher Größe, merkwürdige Medaillen, doch fehlte auch gangbares Gepräge nicht. Bisher war noch keine ſo große Summe als hier der bloße Goldwerth betrug in meiner Hand geweſen, ich ſah darin die erlangte Gewißheit künftiger freier Studien; doch freute mich im Augenblicke weniger der Beſitz als das überraſchende, von allen Seiten gleichmäßige Wohlwollen, das mir bewieſen wurde. Fanny blieb dabei nicht zurück; ſie machte mir in fürſorglicher Beeiferung alsbald das Anerbieten, den kleinen Schatz für mich zu verwahren und zu verwalten, wobei ſein Anwachſen unzweifelhaft ſein würde und ich bald im Stande ſein ſollte, nach meiner Wahl eine Univerſität zu beziehen. Es war im Hauſe gleichſam ſchon abgeredet, daß es eine Sünde ſei, mich meinem höheren Berufe auf die Dauer entzogen zu halten, und es ſtand feſt, ich ſolle die Erziehung der noch ſehr kleinen Kinder nicht vollenden, ſondern vorher meine eignen Studien machen und könne dann ſpäter vielleicht zurückkehren, wobei die Ausſicht zu ſchönen Reiſen nach England, Frankreich und Italien eröffnet wurde. Der Schatz hatte ſich in ſo guter Hand nach Verlauf eines halben Jahres ſchon beträchtlich vermehrt. Die Ausſichten rückten näher, alle Innigkeit der Gegenwart ſtand mit der verheißungsvollſten Zukunft in Bezug. Da trat unvermuthet ein andrer Vorfall ein, der die Sachen in neue Geſtalt brachte. Fanny bekannte mir eines Tages mit Verlegenheit und Betrübniß, mehrere Koſtbarkeiten und auch der mir gehörige Schatz ſeien aus ihrem Zimmer entwendet; der Verdacht fiel auf einen entlaſſenen Bedienten, allein aus tauſend Gründen wollte ſie förmliche Anzeige und polizeiliche Nachforſchung vermeiden, und übernahm lieber, den ganzen Diebſtahl zu verſchweigen und nach und nach zu erſetzen; im Verlaufe der Zeit und nach Maßgabe meines Bedarfs würde das Verlorene, meinte ſie, doppelt und dreifach ſich erſtatten laſſen. Ich war nur bemüht, ſie zu beruhigen und dachte nicht weiter an den Verluſt, der in der That für mich keiner ſein konnte. Aus dieſem Zuſammenhange zuerſt, und noch ganz unberührt von Antrieben und Empfindungsgründen, die ſich nachfolgend entwickelten, ergab ſich das förderude Verhältniß, daß ich eine Reihe von Jahren hindurch, nachdem ich das Hertziſche Haus verlaſſen, zuerſt auf dem Gymnaſium in Hamburg, dann auf der Univerſität von der lieben Freundin fortgeſetzt einen Theil der Mittel empfing, deren meine Studien bedurften und in denen auch noch Freunde zuweilen Hülfe fanden. Die urſprünglich mir gehörige Summe, deren Betrag ohnehin nicht genau zu beſtimmen war, mußte freilich zuletzt wohl überſchritten ſein; aber Fanny wollte dies nie zugeben, ſondern meinte, das durch ihre Fahrläſſigkeit mir abhanden gekommene Kapital habe ja die Möglichkeit der klügſten Benutzung und des größten Gewinnes in ſich getragen, daher dürfe jeder Erſatz zu gering dünken, und ſo fuhr ſie fort, nur als Schuld abzutragen, was ich von der geliebten Hand eben ſo gern als freies Geſchenk anzunehmen in meinem Innern nicht das geringſte Bedenken haben konnte!

Ich muß es der edlen Freundin dankbar nachſagen, daß ſie mit großmüthigem Selbſtvergeſſen nur ſtets daran dachte und dahin ſtrebte, für Andre Gutes zu wirken, für Andre gelingen zu machen, was ihr ſelber, auf eignen Lebenswegen, nicht beſchieden ſein ſollte. Ich erfuhr die Kraft und Wärme dieſes unerſchöpflichen Triebes in vollen Maßen. Nur immer bemüht war ſie, mich auf meiner Bahn zu fördern, die Erfüllung deſſen zu bewirken, was meinen Anlagen und Wünſchen gemäß war, auch wenn gerade dies mich von ihr entfernen oder gar trennen ſollte. Und in dieſem Karakter bewährte ſich immer auf's neue das ganze Verhältniß. Denn was auch im Wechſel ſo vieler Tage an mannigfachen Vorgängen und Stimmungen bald als trübere Gluth, bald als hellere Wärme hervorbrechen wollte, wie auch die leidenſchaftlichſten Empfindungen ſich geſtalten mochten, ſo herrſchte doch von Anfang und behauptete ſich bis zuletzt eine höhere Geſinnung, ein Gefühl und ein Willen der Entſagung, die wir uns auferlegt glaubten, ich mir durch die Macht des Geiſtes, die mich vor allem zu Studien und Weltanſchauung unwiderſtehlich trieb, Fanny durch die ſchon geknüpften Lebensbande, welche ſie durch ihre Kinder als unauflösliche fühlte. In dieſem Sinne waren wir frühzeitig einverſtanden, ſelten trübte er ſich, und als eine Zeit lang der entgegengeſetzte, daß wir uns dennoch künftig, und ſelbſt mit gewaltſamer Umänderung der Verhältniſſe, ganz angehören wollten, als die Vorſtellung dieſes einzigen Glückes die Oberhand zu haben ſchien, war es doch nur ein Wahn, der zwar mich als Vorſatz und Hoffnung ernſtlich ergriffen hatte, aber für Fanny, wie ſie ſpäter eingeſtand, immer nur eine Täuſchung des Tages geblieben war, welche den Unmuth der Trennung und das Leid der Gegenwart durch ein Bild erheitern ſollte, das ſie niemals im Ernſte hegen noch glauben mochte.

Wegen entfernter Wohnung ſah ich Mutter und Schweſter weniger oft als ich gewünſcht hätte, und beide noch am meiſten im Hertziſchen Hauſe, wo man ihnen mit größter Vorliebe begegnete; eben ſo ſprach ich meinen Freund Lüders weniger nach Wunſch, als nach Gelegenheit, die auch ihm nicht mehr zu Gebote ſtand. Gleich in den erſten Tagen war ich bemüht geweſen, mich dem Konſul Kirchhof zu zeigen, den ich aber verſchiedenemale nicht traf, und als ich ſeiner Mutter, der Senatorin, die ich gleichfalls beſuchte, mein Fehlgehen klagte, geſtand mir die alte würdige Dame, ſie glaubte, ihr Sohn wünſche mich jetzt lieber nicht zu ſehen, da ihm mein Anblick nur den peinlichen Vorwurf erneuern würde, daß er durch ſeine Handlungen auch mein Geſchick zerrüttet habe; er würde ſpäter ohne Zweifel ſchon ſelbſt Veranlaſſung treffen, daß wir uns ſähen, ich möchte ihm nur die nöthige Zeit laſſen. Er befand ſich aber, wie ich erfuhr, in einer andern häuslichen Umgebung, als ich ihn früher geſehen hatte, und wohnte mit einer nicht angeheiratheten Gefährtin und mehreren Kindern eng zuſammen, ſo daß auch vielleicht nur dies ihm unangenehm war, daß ich ihn in ſolchen Verhältniſſen finden ſollte. Ich hatte in jedem Falle ſeinen Wunſch zu berückſichtigen und mußte mich, ſo leid es mir that, von ihm zurückhalten, und da er von ſeiner Seite mich fortwährend vermied, ſo geſchah es, daß ich ihn nie wiederſah, und ſeinen, nach mehreren Jahren erfolgten Tod um ſo wehmüthiger zu betrauern hatte. Bei Viktor Ludwig Klopſtock, wo ich das Empfehlungsſchreiben Fichte's abgab, fand ich die freundlichſte Aufnahme. Erſt ein Jahr war ſeit dem Tode des Dichters verfloſſen, dem ich einen begeiſterten Hymnus gewidmet hatte, und ich bedauerte innigſt, den Mann nicht mehr unter den Lebenden zu finden, den ich früher nur aus ehrerbietiger Ferne geſehen hatte, und mit dem ich nun unter ſo günſtigen Umſtänden in nähere Bekanntſchaft würde gekommen ſein. Der Bruder, Herausgeber der Hamburger Adreß-Komtoir-Nachrichten und ich glaube däniſcher Kommerzienrath, war ein guter alter Mann, der in behaglichen und geachteten Verhältniſſen lebte, übrigens aber keinen Funken von Poeſie hatte und den Ruhm und das Verdienſt des Sängers des Meſſias als einen Familienſchatz ehrte und feſthielt, ohne ſich eine nähere Würdigung deſſelben anzumaßen. Ich erfuhr durch ihn viele Einzelheiten aus dem Leben des Dichters, Urtheile aus deſſen letzten Jahren, in denen er durch ſchmerzhafte Krankheit und herben Mißmuth ſehr gelitten zu haben ſchien. Gar oft hab' ich in der Folge bedauert, ſolche Züge nicht gleich damals niedergeſchrieben, ſondern bloß dem Gedächtniß überlaſſen zu haben, das ſie nicht treu genug bewahrt hat!

Von ſelbſt fand ich mich auf das Haus und deſſen Kreis beſchränkt, und dies konnte mir nur lieb ſein. Die tüchtigen, guten, wohlwollenden Leute in ihrer ſchlichten Bürgerlichkeit waren mir gerade recht. Mein eigentliches Leben dacht' ich ohnehin dieſer Wirklichkeit ganz entrückt zu halten, und theils in gründlichem Lernen und Arbeiten, theils in der geiſtigen Gemeinſchaft mit den entfernten Lieben zu führen, in den Erinnerungen des Hauſes und Gartens, die wie eine Zauberwelt abgeſchloſſen hinter mir lagen, und in dem Dichten und Leben der mitſtrebenden, jetzt weit über viele Länder und Orte zerſtreuten Freunde, ſo daß meine ſehnſüchtigen Blicke und heißen Wünſche in zwiefacher Richtung über das Nächſte hinweg in den engen Kreis glücklicher Vergangenheit oder in große Bahnen der Zukunft ſich verloren. An Koreff's und Theremin's hohen und freien Wandel konnt' ich faſt nicht ohne Thränen denken, mit Chamiſſo, Neumann und Eberty, die gleich mir noch in untern Regionen zu kämpfen hatten, mußt' ich unaufhörlich das entſchwundene Zuſammenſein zurückwünſchen. Auch das Schickſal der Cohen'ſchen Familie behielt ich ſtets im Auge und nahm fortwährend an deſſen ſtufenweiſer fernern Entwickelung geſpannten Antheil.

Ich ſchrieb zahlreiche Briefe, mancherlei Aufſätze und Gedichte, und las mit Eifer und Luſt viele Bücher, die ich mir mit einer Art von Verſchwendung anſchaffte, weil ich ſelbſt nach anſehnlichem Zurücklegen noch überflüſſig Geld behielt. Voſſen's Homer, Schleiermacher's Platon, Schlegel's Shakeſpeare und vieles andre aus der neueſten Litteratur mußte meine Bücherbretter zieren. Da ich aber keineswegs mit bloßem Genuſſe mich abzufinden meinte, ſo hatte ich auch alle Hülfsmittel zum Griechiſchen mir angeordnet, und ganz allein, ohne Lehrer und Gefährten, ſtürzt' ich mich alsbald in dieſen Abgrund mühſeligen und ſchweren Studiums. Bernhardi hatte mir noch zuletzt in Berlin guten Rath und ſichre Anleitung ertheilt, ich ſollte Buttmann's Grammati und dann Xenophon's Anabaſis unermüdlich durcharbeitenk und recht eigentlich das Kleinſte und Aeußerlichſte ſtreng üben und feſthalten. Fichte war für einen andern Weg eingenommen, ich ſollte mit Homer anfangen, die Sprache geſchichtlich verfolgen und Geiſt und Wort gleichzeitig auffaſſen. Die Verſchiedenheit der Anſichten zweier ſo bedeutenden und ſonſt einverſtandenen Männer trat mir gleich zu Anfang verwirrend entgegen, doch entſchied mein Urtheil und meine Neigung bald für den erſtern Weg. Mehr jedoch als dieſer Widerſpruch ſchreckte und ängſtete mich das, worin beide einig waren; das Griechiſche hat wahrlich ſeine Schwierigkeiten, und beſonders für mich mußten ſie groß ſein, allein Bernhardi ſowohl als Fichte hatten ſie mir als ungeheuer vorgeſtellt, und weil ich auf dem ſtrengen Wege des nur allmähligen Fortrückens lange Zeit ohne Ueberſicht des Folgenden blieb, ſo lag dieſes wie ein furchtbarer Alp auf mir, unter dem ich ſchwer und bang athmete und oft ganz verzweifelte. Auf dieſe Weiſe brachte ich in großer Qual und Anſtrengung der Vorſtellungen mehrere Monate hin, die ich fröhlichern und beſſern Muthes überſtanden hätte, wenn ich weniger geſchreckt und meine Erwartung mehr auf das Maß, welches ich ſpäter durch Erfahrung erhielt, geſtellt geweſen wäre. Indeß war die Freude, die Sache leichter zu finden, dann auch um ſo größer, und die frühere Vorſtellung hatte meinen Fleiß nur um ſo mehr geſpornt.

Als willkommene Erfriſchung in dieſer trocknen Arbeitsmühe kam aus Berlin der verſpätete, aber noch endlich dem Drucke fertig entwundene zweite Jahrgang des Muſenalmanachs mir zu. Die Beiträge der früheren Theilnehmer bezeugten ohne Zweifel manchen Fortſchritt, das Steigen unſeres poetiſchen Vereins aber that ſich bedeutend in den neuen Theilnehmern dar. Koreff, Karl von Raumer, Auguſta Klaproth und Wolfart waren hinzugekommen, Theremin hatte ſeinen Namen genannt, unſren Stolz und Ruhm aber krönte, daß Fichte ſelber mit vier Gedichten in unſrer Reihe ſtand. Der Almanach war diesmal in ordentlichen Verlag gegeben, es fehlte nicht an den Hülfsmitteln der Verbreitung, auch kam er in den Tagesblättern genug zur Sprache, aber im Buchhandel konnte er, gleich dem vorigen, zu keinem Leben gelangen. Seine Wirkung war dennoch in einem weiten Kreiſe nicht unbedeutend und mehrte bei ſolchen Poetiſchgeſinnten, welche dem neuern Weſen ihren Sinn oder ihr Herz eröffnet hatten, unſer Anſehn und unſre Verhältniſſe.

Einige Bekanntſchaften von höherer Anregung hatten inzwiſchen auch in meinem nächſten Bereiche ſich aufgethan, und es kamen die poetiſchen und überhaupt die litterariſchen Intereſſen bei Gelegenheit des grünen Büchleins nur um ſo lebhafter zur Sprache. Am eifrigſten und am hingegebenſten zeigte ſich Heinrich Julius, der nach einer in Berlin bei Feßler überſtandenen Erziehung nun im väterlichen Hauſe bequem ſeine Kenntniſſe erweiterte, bis er zu ſeiner Zeit irgend einen Lebensentſchluß faſſen würde. Er ſtudirte ſpäter in Heidelberg Medizin und hat ſich in der Folge durch ſeine Arbeiten zur Verbeſſerung der Strafanſtalten und Gefängniſſe bekannt gemacht. Sein Eifer hatte aber damals ſchon etwas Unerquickliches und Kaltes, indem er mehr das Aeußerliche der Litteratur bemerkte und gleichſam regiſtrirte, als daß er ſelbſtthätig im Innern mitgelebt hätte; auch zu ſeinem nachherigen eifervollen und katholiſirenden Chriſtenthume würde ein Kundiger vielleicht den Keim ſchon damals erkannt haben. Er hatte weder Arg noch Dünkel, und hierin ſtand ihm ſein Freund Adolph Schleſinger weit nach, der mit einigem leichten Talent und geringen Kenntniſſen die eitelſte Klugheit und borſtigſte Anmaßung verband. Durch vielſeitige Bildung und feines, ſichres Betragen zeichnete ſich der holländiſche Geſchäftsträger Reinhold aus, den ich ſchon in meiner Knabenzeit als jüngern Bekannten meines Vaters geſehen und jetzt wieder aufgeſucht hatte. Mit alter und neuer Litteratur war er vielfältig vertraut, er las unaufhörlich und dichtete leicht und ſchnell. Den Petrarca hatte er, indem er ihn bloß leſen wollte, nebenher zugleich überſetzt, jedes Stück in derſelben Reimweiſe, treu und glatt, und dies in der unglaublich kurzen Friſt nur eines Jahres. Aehnliche Verſuche betrafen auch griechiſche und engliſche Dichter, alles aber nur zur eignen Ergötzlichkeit, ohne vor dem Publikum damit auftreten zu wollen. Dies letztere entſchuldigte bei mir jedoch keineswegs den Mangel tief durcharbeiteter Gründlichkeit, die ich überall anforderte. Als ein heitrer gefälliger Mann ſuchte er ſoviel als möglich auf meine Schlegel'ſchen Kanones der äſthetiſchen Schätzung einzugehen, ſchauderte aber doch alsbald und bekannte ſich lieber als Eklektiker, der bei all und jedem, und alſo gewiß auch bei Schlegel, das Gute anerkenne, aber leider auch dem größten Genie bisweilen Unwerthes nachzuſehen habe. Er hielt beſonders auch auf die franzöſiſche Litteratur und pries mir lebhaft die Briefe der Frau von Sevigné, in deren Leſen er mit ſeiner Schweſter gerade begriffen war. Ich hatte jedoch für die reizende Urſprünglichkeit dieſer lebensvollen Frau, in welcher die raſche Wahrheit zur geiſtreichen Laune wird, weder den erforderlichen Sinn, noch die zu ihrem beſſeren Verſtändniß nöthige Kenntniß ihrer Zeit, und las lieber den Roman Faublas von Louvet und die Liaisons dangereuses von Laclos, worin das Schlüpfrige mir gleichgültig oder ſogar widrig war, aber die Behandlung mich anzog und denen eine ähnliche Proteſtation, wie die in der Lucinde, gegen das Gemeine und Falſche eines bloßen Schlendrians ſittlicher Vorſtellungen zum Grunde zu liegen ſchien. Wegen Schiller führten wir große Streitigkeiten, Reinhold liebte ihn heftig, auch mir galt er wahrlich ſehr viel, aber mein Urtheil war durch die Schlegel'ſchen Ausſprüche befangen, und ich glaubte an deren Richtigkeit, ſelbſt gegen mein Gefühl. Wollte dann Reinhold wieder die Schleiermacher'ſche Ueberſetzung des Platon nicht gelten laſſen, ſondern darin die Anmuth und Heiligkeit des göttlichen Philoſophen vermiſſen, ſo bemüht' ich mich vergebens, das Gegentheil darzuthun. Wir lebten in ſtetem Widerſpruch, und doch eigentlich in beſter Eintracht, Reinhold's ächtes und edles Gemüth, ſein feſtes Maß und ſein friſcher Geiſt übten immer die verſöhnlichſte, mildeſte Wirkung auf meinen oft irrig eingenommenen und leidenſchaftlichen Sinn.

Wilhelm Tiſchbein war aus Neapel, wo er lange Jahre als Direktor der Mahlerakademie in angeſehenen und glücklichen Verhältniſſen gelebt, der Kriegsunruhen wegen nach Deutſchland zurückgekehrt, und hielt ſich abwechſelnd in Eutin und in Hamburg auf. Er verabſcheute den Norden, fand dieſe Länder eigentlich nur für Bären bewohnbar, ſehnte ſich täglich nach Neapel zurück und bejammerte ſein und ſo vieler liebenswürdigen und edlen Menſchen Geſchick, die gleich ihm verdammt wären, in dieſem winterlichen Klima zu leben, pries ſich und ſie aber doch glücklich, hier wenigſtens Ruhe und Ordnung des bürgerlichen Lebens zu finden, die freilich in jenem von der Natur begünſtigten Lande fehlten, nicht nur jetzt, ſondern auch ſchon vorher, ehe noch die franzöſiſchen Revolutionsſtürme dort eingedrungen. Er war in ſeinem Benehmen und in ſeinen Aeußerungen ſehr eigenthümlich, ſeine große Lebenserfahrung reſumirte ſich gern in Bildern und Sprüchen, die er dann humoriſtiſch auslegte, mit oft grillenhafter, doch immer ſinnvoller Laune, die gern didaktiſch wurde, ohne je langweilig zu werden. Für ſeine Jahre — er ſtand in den Fünfzigen — war ſeine Liebenswürdigkeit noch jugendlich, und die Empfänglichkeit ſeines Herzens wollte ſich nicht verbergen. Ich lernte ihn und ſeinen Neffen, den Mahler Unger, in beſonders günſtiger Weiſe kennen. Wir trafen in einer Familie zuſammen, wo Tiſchbein von der Anmuth der Dame des Hauſes lebhaft ergriffen war, aber auch bald bemerkte, daß andre Beeiferungen ſchon begünſtigt wurden. Der Aeltere ſuchte den Jüngern nur leiſe zu bekämpfen, nur ſo weit, um abnehmen zu können, derſelbe ſtehe auf ſichrem Boden, und ſchloß ſich dann freundlich dem Mitbewerber an, machte ihn geltend und erhob ihn ſoviel er konnte. Ich habe ſpäter dieſe Erfahrung in andern Beiſpielen noch oft wiederholt geſehen, und es ſcheint in ſolchem Benehmen ein gutmüthiges Selbſterkennen doch mit einiger Argliſt wunderlich gemiſcht zu ſein; damals aber empfand ich nur den Vortheil davon, und ließ mir ihn wohlgefallen. Wenn Tiſchbein von Neapel erzählte, von der reichen Natur und dem üppigen Leben, von den Geſchichten des Hofes und den Sitten des Volkes, hörten wir ihm ſtets mit Vergnügen zu; weniger Beifall erwarben ſeine Lehren in Betreff der Thierphyſiognomieen, auf welche er die menſchlichen Geſichter zurückführen wollte, und dabei den Einen von uns ohne weiters als Schaf den Andern als Hund, den Dritten als halb Schaf halb Eſel bezeichnete, ohne mit dieſen Namen im geringſten einen Schimpf verbinden zu wollen, der aber in der Schadenfreude der Anweſenden doch immer nahe genug ſchwebte. Aeußerſt unterhaltend war das Durchmuſtern der Zeichenbücher, in die er wie ſeine großen Naturanſchauungen und ernſten Stimmungen auch ſeine geiſtreichen Launen und Einfälle, ſeine ſeltſamen Anblicke und Begegniſſe, mehr oder weniger flüchtig eingetragen hatte und in deren Erläuterung und Nutzanwendung er unerſchöpflich war. Goethe hatte unternommen, mehrere Darſtellungen dieſer Zeichenbücher mit anmuthigen Reimen zu begleiten; dieſelbe Gunſt erbat nun Tiſchbein auch von unſrer Dame, die vergebens betheuerte, ſich dergleichen nicht anmaßen zu dürfen, ſie mußte wirklich die Feder nehmen, und wurde der läſtigen Aufgabe nur dadurch frei, daß ſie merken ließ, ſie würde ſich von mir helfen laſſen; von dem Augenblick an war von der Sache nicht mehr die Rede. Wir beſuchten Tiſchbein auch öfters in ſeiner Wohnung, um ſeine größeren Gemählde zu ſehen. Sein neueſtes, damals noch nicht fertiges Bild, Ajax und Kaſſandra, erregte allgemeine Bewunderung, beſonders wurde Zeichnung und Färbung des reinen und zarten Leibes der Kaſſandra höchlich gerühmt; mir aber mißfiel, daß der Künſtler einen gradezu ſinnereizenden Eindruck darin beabſichtigt zu haben heimlich eingeſtand, und ich verhehlte nicht, daß mir das ganze Bild, wenn auch die techniſche Meiſterſchaft darin noch ſo ſehr zu rühmen ſei, als eine ſchwache Kompoſition und ohne innere Nothwendigkeit erſcheine. Zu einem ſo verwegenen Urtheil hielt niemand mich berechtigt, und ich wurde übel dafür angeſehen; man erblickte darin einen Ausbruch jener göttlichen Frechheit, zu welcher die Schlegel'ſche Schule ſich bekannte, und dieſer ſollt ich nun einmal angehören! Tiſchbein, dem ſchon meine Stummheit und Kälte vor ſeinem Bilde verdrießlich geweſen, erhielt einige Kunde von meinem frevelhaften Tadel, und die geringe Anziehung, die zwiſchen uns Statt gefunden, ſchwand nun völlig. Ich ſah ihn noch öfters wieder und erkannte gern ſeine großen Vorzüge in Kunſt und Leben, ſo oft ſie mir als ſolche einleuchteten; allein mein aufrichtiges unbefangenes Gefühl für böſen Trotz und willkürliche Laune ausgegeben zu ſehen, regte mich gegen die Andern auf, welche ſelber willkürlich und eigenſinnig mir ſolcherlei beimaßen.

Der bedeutendſte Mann, welchen ich in dieſer Zeit ſah, war ohne Zweifel Doktor Veit, ein von Breslau gebürtiger, in Hamburg anſäſſiger Arzt. Zwar verhielt er ſich zu meinen mediziniſchen Vorſtellungen faſt eben ſo, wie Reinhold zu meinen poetiſchen; allein er hatte ſtrengwiſſenſchaftlichen Grund und Geiſt, und ſein tiefer gebildeter Verſtand führte ihn ſicher und feſt auch in Gebieten, die nicht gerade die ſeinigen waren. Ein Aufſatz von ihm über Pascal, auch manche mündliche Erörterungen gaben mir einen hohen Begriff von ſeiner Einſicht, desgleichen mußt' ich in ihm den Arzt dankbar verehren, gleichwohl ermaß ich ſeinen vollen Werth damals nicht, woran zum Theil ſeine unangenehm ſcherzhafte und etwas mephiſtopheliſche Manier Schuld war, die ihn als Hausarzt am wenigſten kleidete und ihm noch oft genug völlig verunglückte. Daß ich in ihm einen Jugendfreund Rahel's zu ſchätzen und ſeine gehaltreichen, mit ihr gewechſelten Briefe aufzubewahren haben würde, lag in jener Zeit ungeahndet verborgen.

Eines neuen Zweiges der Familie Mendelsſohn muß ich hier auch gedenken. Der jüngere der beiden Brüder, Abraham Mendelsſohn, kam von Paris, holte ſich eine Berlinerin, Lea Bartholdy, zur Gattin und zog mit ihr nach Hamburg, wo er an der Handlung des ältern Bruders Joſeph, Theil nahm. Die Bildung des jüngern Paares zeichnete ſich vortheilhaft aus und ihr entſprach ein redlicher und wohlwollender Karakter, der ſich in der Folge gleich den übrigen Eigenſchaften in wachſendem und gedeihendem Familienleben nur immer reicher entwickelte.

Ein helleres Licht ſtrahlte mir auf, als Fr. H. Jacobi im Februar 1805 zum Beſuch von Eutin nach Hamburg kam. Er ſtand im Begriff, Holſtein zu verlaſſen und ſich nach München zu begeben, wohin er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften mit anſehnlicher Beſoldung berufen war. Wollte ich den berühmten Landsmann noch ſehen, der, ſchon ein Dreiundſechziger, aus dem nördlichen Teutſchland für immer ſich entfernte, ſo durfte ich dieſe Gelegenheit nicht verſäumen. Mehr aber als der Landsmann reizte mich in ihm der mit Fichte in Verkehr ſtehende, der von Fichte im

Leben Nicolai's hocherkannte Geiſtgenoſſe, der Freund von Goethe, von Voß, von J. P. Richter und ſo vielen Andern. Ich faßte mir ein Herz und ging zu ihm. Mit ungemeiner Liebenswürdigkeit nahm er mich auf, er hatte meinen Vater kaum, aber noch ſehr wohl meinen Großvater gekannt; meine Beziehung zu Fichte und mein Eifer für die neuere Poeſie regten ſein beſonderes Intereſſe und ich darf ſagen ſeine lebhafte Neugier auf, denn es war das erſtemal, daß ihm ein Jünger aus jenem Kreiſe perſönlich vor Augen ſtand, und dieſes lebendige Beiſpiel gab ihm einen offnen Blick in dieſe Zuſtände und Geſinnungen, von denen ſo viel Abentheuerliches im Schwange ging, und in ſein eignes Verhältniß zu denſelben, wie er denn kaum erwartet hatte, dort noch ſo gut zu ſtehen und ſo gerechnet zu werden, wie es aus mir hervorleuchtete. Er führte mich zu ſeinen beiden Schweſtern, in welchen mich die niederrheiniſche Natur ſtärker anſprach, als in ihm, der in allgemeiner geiſtiger Bildung das Oertliche oder Provinzielle mehr überwunden hatte. Da er bei Sieveking's im Hauſe wohnte, ſo wurde ich ſeinetwegen daſelbſt eingeladen, wo ich mich in einer großen gemiſchten Geſellſchaft von Herren und Damen fand, aber nicht ahndete, daß ich es war, auf den dieſe Verſammlung ihr Augenmerk vorzüglich richtete. Denn Jacobi hatte das Wunder erzählt, daß er unvermuthet einen Landsmann gefunden, der noch nicht lange von Berlin gekommen und ein eifriger Schlegelianer ſei, und nun hatten es die Andern recht eigentlich darauf angelegt, mich auf die Probe zu ſtellen. Jacobi redete mich über Tiſch bei allgemeiner Stille mehrmals ſehr liebreich an, und gab mir Anlaß mancherlei Urtheile zu äußern, weitre Geſpräche verknüpften ſich damit, und wiewohl alles in beſter Geſtalt und ohne eigentliches Gefecht ablief, ſo hatte das Ganze doch etwas von kriegeriſcher Demonſtration, bei welcher man die Truppen, die ſich ſchlagen könnten, wenigſtens hin und her rücken läßt. Mir fiel aber gar nichts bei der Sache auf, und mir ahndete nichts von der gefährlichen Rolle, in die man mich geſtellt hatte. Ich war freimüthig wie immer, und beſcheiden aus wahrhafter Achtung.

Erſt viele Jahre nachher ſagte mir Perthes, der auch zugegen und im Geheimniß geweſen, daß man mich habe auf's Korn nehmen und zum Uebermuth verleiten wollen, da man denn nachher um ſo leichter mich würde in Verwirrung und in mir die Schlegel'ſche Schule zu einer Niederlage gebracht haben. Aber Perthes meinte, ich habe mich damals vortrefflich aus der Sache gezogen, mit ſolcher ſchicklichen Haltung und gemeſſenen Gewandtheit, daß man mir nichts anhaben gekonnt, ſondern mit Verwundrung mich habe gelten laſſen. Er fügte hinzu, ich hätte ſchon damals meinen Beruf als Diplomatiker völlig bewährt. Wenn ich dieſes Lob einmal annehmen ſoll, ſo trägt lediglich meine Unbefangenheit davon die Ehre, denn ich kann betheuern, daß ich weder Abſicht merkte, noch hatte; und dieſe Wirkung einer Eigenſchaft, an deren Statt man meiſtentheils lieber Klugheit vorausſetzen will, habe ich noch oft zu meinem großen Vortheil, aber auch nicht ſelten zu meiner gänzlichen Verkennung erfahren müſſen.

Bei wiederholten Einladungen und vertraulichern Geſprächen konnte ich Jacobi'n meine ganze Lage umſtändlich aufdecken. Er bewies mir väterliches Wohlwollen, verſprach in München, wo ſich ihm ſo mannigfacher Einfluß eröffne, an mich zu denken und hielt nicht für unmöglich, daß ich als geborner Pfalzbaier von der dortigen Regierung für meine Studien unterſtützt würde. Vor allen Dingen ermahnte er mich zum Fleiß, um, nach Seneca's Spruch, mit der Eile der Zeit durch die Schnelligkeit ihrer Benutzung zu wetteifern. An meinem Verlangen zum Griechiſchen nahm er um ſo erregtern Antheil, als er ſich in gleichem Falle mit mir befand, und den Mangel ausreichender Kenntniß dieſer in neuere Bildung ſtets gewaltiger eingreifenden Sprache mit jedem Jahre ſchmerzlicher empfunden und nie erſetzt hatte. Mein Bemühen fand ſeinen ganzen Beifall, aber es dünkte ihn zu hart und ſchwer, ohne fremde Hülfe durch die Anfangsgründe ſich durchzuringen, er machte mich mit dem Profeſſor am Gymnaſium und Direktor der Johannisſchule, dem erſt kürzlich von Kloſter Bergen hieher verſetzten Doktor Gurlitt bekannt und hoffte, es werde ſich mit dem trefflichen gelehrten Mann ein Unterricht irgendwie verabreden laſſen. Bald nachher reiſte Jacobi nach München ab, und ich habe ihn nicht wiedergeſehen, noch mit ihm eine weitere Verbindung gehabt. Der edle Eindruck aber ſeiner ſchönen hohen Geſtalt, der geiſtreich milden Geſichtszüge, der eindringlich angenehmen Rede und der würdigen und feinen Weltbildung kann mir niemals erlöſchen. In ſeiner Erſcheinung war die Vornehmheit eines Weiſen und eines Staatsmannes vereinigt, wobei doch ſein Gemüth einige Neigung verrieth, die auf einen, weder dem Geiſte noch der Leidenſchaft nach, völlig beruhigten Zuſtand deutete, welchen er gleichwohl in ſich zu haben und nach außen darzuſtellen nicht aufgeben konnte. Sein perſönlicher Umgang aber war ſo anmuthig und gewinnend, daß auch frühere Gegner, wie Tieck und Schleiermacher, ihren eignen litterariſchen ſpöttiſchen Urtheilen zum Trotz bei ſpäteren Beſuchen in München als ſeine innigen Verehrer von ihm ſchieden.

Daß ich nicht früher daran gedacht, mich an Gurlitt zu wenden und durch ſeine Vermittlung Privatunterricht zu nehmen, deſſen wenn auch noch ſo große Koſten in meiner jetzigen Lage reichlich vorhanden waren, läßt ſich ſchwer begreifen; allein mir war es ungeprüft als eine Unmöglichkeit vorausgeſetzt, daß in Hamburg noch außer Gurlitt ein tüchtiger Lehrer des Griechiſchen ſein ſollte, und für Privatſtunden hätte ſich in der That nicht ſogleich Auskunft gefunden. Gurlitt ſchlug mir auch einen andern Weg vor. Er hatte als erfahrner Schulmann mein Bedürfniß ſchnell überſehen und meinte, die Hauptſache ſei, mir baldigſt und gründlich über das hinwegzuhelfen, was die Knaben mit Leichtigkeit und Erfolg mechaniſch lernen und einüben, was aber ältere Perſonen, eben weil ſie es anders treiben, nur höchſt ſchwierig und unvollkommen ſich anzueignen pflegen. Der Vortheil der ſtrengen Schule, behauptete er, laſſe ſich nur durch ſie ſelbſt erlangen, und er rieth mir, ſie durchzumachen, und mich unter die Knaben auf die Schulbank zu ſetzen. Faſt gegen ſeine Erwartung, aber zu ſeiner leuchtenden Freude, entſchloß ich mich auf der Stelle dazu, machte mir vier Stunden wöchentlich frei, und beſuchte in denſelben die unterſte griechiſche

Klaſſe, welche der Konrektor Bieſterfeld hielt, ein alter, liebreicher und kundiger Mann, der ſein Geſchäft mit treuem Fleiß und ſtiller Hingebung führte. Mich koſtete es gar keine Ueberwindung, aber auch gar keine, mich als Mitſchüler in der Reihe kleiner Knaben zu finden, und im Lernen mit ihnen ganz gleich zu gehen. Die Andern aber konnten es nicht genug preiſen, daß ich als Zwanzigjähriger, der ſchon ſelbſtſtändige und anſehnliche Verhältniſſe habe, Dichter und Schriftſteller ſei, aus reinem Eifer für die Sache einen ſolchen Entſchluß habe faſſen können, und namentlich wußte Gurlitt ſeine Zufriedenheit und ſeinen Stolz, daß ihm dies zugekommen, nicht freudig genug auszudrücken, noch oft genug zu wiederholen. Der Erfolg rechtfertigte das Unternehmen glänzend, ich machte die ſchnellſten Fortſchritte, und ſah mich in die Geläufigkeit der grammatiſchen Formen und in das Leſen und Verſtehen hineingekommen, ich wußte ſelbſt nicht wie. Für meinen Eifer und Fleiß gab es keine Gränze, als die von meiner häuslichen Lage bedingte; dieſe jedoch drängte leider überall ſehr nahe. Wirkliche Arbeit oder ernſtliche Aufgaben des Leiſtens hätten mich beſchäftigt und zerſtreut, aber der geſellige Müſſiggang, dem ich nicht entgehen konnte, drückte ſchwer auf mir, und ich wollte oft verzweifeln, wenn ich die ſchönen Tage mit Nichtsthun oder gleichgültigen Vergnügungen hingehen ſah, und bei mir bedachte, was ich alles in ſolchen Stunden hätte thun können! Ganz mein waren nur die der Nacht, die ich redlich nutzte, ſo weit es meine Geſundheit erlaubte, deren öftere Störungen mich ſehr quälten.

Mit den näheren Freunden unterhielt ich lebhafte Verbindung; daß aber Koreff und Theremin auf meine heißen Briefe nicht antworteten, betrübte mich ſehr, ſpornte mich indeß auf der andern Seite, ihnen durch die That zu zeigen, daß ich ihres Antheils zum wenigſten würdig ſei. Die herrlichſte Freude war mir in dieſer Zeit von Berlin her zugedacht. Neumann hatte durch den Sturz des Cohen'ſchen Hauſes ſeine bisherige Stellung eingebüßt, des Lebens und Treibens mit Klaproth war er längſt überdrüſſig, und die Verſuchung, denſelben auf einer Reiſe nach St. Petersburg, wohin er von der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften berufen war, zu begleiten, und von dort mit weiteren Reiſen und Studien nach Aſien vorzudringen, konnte ungeachtet der verſprechendſten Aufforderungen nur gering ſein, beſonders nach der völligen Durchſchauung eines Karakters, der in ſo vertrautem Zuſammenleben ſich keinen Zwang auferlegt, und in Betreff ernſtlich zu knüpfender Verhältniſſe die gerechteſten Bedenken und Zweifel nur gehäuft hatte. Neumann beſchloß daher, ſich von Klaproth zu trennen, und zugleich von Berlin wegzugehen, wo der Aufenthalt ihm verleidet, und ihm in keiner Art eine günſtige Ausſicht eröffnet war. Sein Vormund hatte ihm eben eine Summe von etwa tauſend Thalern übergeben, mit welchen er nun ſchalten konnte, und wiewohl er entſchiedenen Drang zu den Studien hatte, ſo glaubte er doch fürerſt noch die Sicherheit ſeiner Gegenwart und Zukunft durch einigen Erwerb mehren zu müſſen; er kam deßhalb nach Hamburg, und hoffte eine neue kaufmänniſche Beſchäftigung oder auch eine Erzieherſtelle zu finden, bis dahin aber ſeine Tage und auch nachher ſeine freien Stunden mir und den Büchern zu widmen. Er hatte ſich in neuern Sprachen ſehr gut umgeſehen, und war beſonders des Engliſchen und Italiäniſchen mächtig, in den alten aber ſehr fremd, und ging daher beſonders darauf aus, dieſe ſich anzueignen. Gleichzeitig mit Neumann war auch Chamiſſo unruhig in ſeinem ſtockenden Militairverhältniſſe geworden, und wünſchte daſſelbe, welches er noch hemmender fand als unſre Lagen, ebenfalls mit einem Lehreramte zu vertauſchen, wozu ſogar meine eigne Stelle, die ich über kurz oder lang aufzugeben ſchon gewiß war, in Vorſchlag kommen durfte. Neumann aber, gedrängter zugleich und freier, entſchied ſich raſch, und kam gegen Ende des März nach Hamburg. Mit welchem Entzücken nahm ich ihn auf, welch erhöhtes Leben brachte mir ſeine Gegenwart! Jetzt war ich wieder in unmittelbarem Zuſammenhange mit allem, was ich in Berlin gewonnen hatte, und alles, was mich in Hamburg umgab, wurde mir freundlicher. Auch er ſchien unſer Zuſammenſein als ein Glück zu empfinden, und vermehrte dadurch das meinige. Er fand mich übrigens in dem angedeuteten Zuge des Griechiſchlernens und ſäumte nicht, ſich anzuſchließen; ich führte ihn zu Gurlitt, der einen zweiten Schüler dieſer Art mit freudiger Verwundrung aufnahm, und ihm denſelben Gang, wie früher mir, anwies. — An eine Stelle zum Erwerb oder Unterkommen wurde nun nicht gedacht, ſondern bei ſparſamer Lebensart ſollte vor allem jetzt das Lernen betrieben ſein. Auch mit meiner Schweſter, mit meinen Freunden und beſonders mit der Familie Hertz machte ich ihn bekannt, und in der letztern konnte er an meinen geſelligen Mußeſtunden, ſo wie an Landfahrten und Spazirgängen beliebig Theil haben. Da ſo viele Zeit nothwendig der Unterhaltung verbleiben mußte, welche keinen griechiſchen Spracheifer, wohl aber mancherlei Litterariſches in ſich aufnehmen konnte, ſo ließen wir es an dieſem nicht fehlen, laſen und beſprachen Goethe, Tieck, Shakeſpeare, Cervantes, die Europa von Friedrich Schlegel und mit manchen andern Erzeugniſſen auch die eines eben unter dem Namen Pellegrin auftauchenden Dichters, deſſen Erſtlinge Auguſt Wilhelm Schlegel herausgegeben hatte. Die Frauen des Hertziſchen Hauſes ließen ſich dergleichen Gegenſtände gern gefallen, eifrig aber ging meine Schweſter darauf ein, welche mich ſchon an meinem Geburtstage mit einer Sammlung eigner Gedichte angenehm überraſcht hatte, in welchen ein zarter, einfacher Sinn ſich klar und glücklich ausdrückte.

Dieſes harmloſe Vereintſein ſtrebender Freunde zu gemeinſamer Arbeit und geſelliger Muße hatte kaum einige Wochen gedauert, als ein widriger Unſtern, durch die bösartigſte Nemeſis herbeigerufen, unvermuthet dazwiſchenfuhr, und das begonnene Glück grauſam zerſtörte. Neumann hatte vor vielen Jahren, als er kaum zum Jüngling herangewachſen war, einen Muthwill verüben helfen, der die Juden gröblich zu verhöhnen beabſichtigte. In Berlin war die Sache längſt vergeſſen, Neumann ſelbſt würde ſich der Knabenunart nur noch mit Scham erinnert haben, zumal er täglich in den beſten jüdiſchen Häuſern war, wo man ihn achtete und liebte. Ein Unhold aber, den der Zufall von Berlin nach Hamburg führte, neidiſch und grimmig, daß Neumann im Hertziſchen Hauſe gut aufgenommen war, hatte nichts Angelegneres zu thun, als jene Geſchichte mit aller Gehäſſigkeit aufzufriſchen, und die größten Schmähungen damit zu verbinden. Wer es weiß, welche nicht zu verſchmerzende Leiden ſich den Bedrückten aus dem Hohne und der Rohheit des geringen und vornehmen Pöbels täglich erneuern, und welche fertig aufgehäufte, jedem neuen Funken entzündbare Empfindungen von Beleidigung, Schmach und Abſcheulichkeit bei dem Worte „Riſches“, womit der Verfolgungshaß der Chriſten bezeichnet wird, ſich in den gekränkten Gemüthern regen, der mag begreifen, wie in ſolcher Bezeichnung, die von ſo ſprechender Thatſache unterſtützt werden konnte, mein Freund unrettbar verloren war. Mit Schrecken theilte Fanny Hertz mir die Kunde von dem gehäſſigen Geklatſch mit, und den unvertilgbaren Eindruck, den daſſelbe gemacht; ſie geſtand, hiergegen nichts zu vermögen, und ich ſelbſt, des Bodens kundig, war weit entfernt, auch nur einen Verſuch zur Ausgleichung zu machen, die ich im voraus unmöglich wußte. Ich ſprach mit Neumann, und es war für ihn nichts übrig, als ſich zurückzuziehen, und mich ferner nur auf meinem Zimmer, aber nicht mehr in der Familie zu beſuchen. Der Schlag war hart für mich, er zerſtörte die Ruhe und das Behagen meiner häuslichen Beziehungen, und wenn ich nach wie vor den größten Theil des Tages in ihnen zubrachte, ſo ſchienen mir die Stunden doppelt hingeopfert, erſt dem Studium entzogen und dann der Freundſchaft. Wir ſetzten indeß unſre Arbeiten und unſern Umgang wohlgemuth fort, und wenn Neumann die gewöhnlichen Zerſtreuungen weniger mitmachte, ſo konnte er nur um ſo beſſer ſeine Zeit dem Fleiße zuwenden. In der That machte er ſchnelle Fortſchritte, und als wir in den nächſten Monaten die untre Klaſſe verließen, um gleich in die erſte einzutreten, nahm er an ſämmtlichen griechiſchen und lateiniſchen Lehrſtunden dieſer Klaſſe Theil und beſetzte ſeine Tage auf dieſe Art vortrefflich, während ich bei meinen vier Stunden wöchentlich ſtehen blieb. Gurlitt, der die meiſten jener Unterrichtsſtunden ſelbſt gab, war außerordentlich mit Neumann zufrieden, und rühmte ſeinen Fleiß wie ſeine Fähigkeiten ungemein. Auch holte er mich im Lateiniſchen mit jedem Tage mehr ein, ſo großen Vorſprung ich darin anfangs hatte, und im Griechiſchen behauptete er gleichen Schritt. Gegen Ende des Mai hatten wir eine Gelegenheit, unſre Faſſung und Standhaftigkeit bei einer harten Anfechtung darzuthun. Die bisherigen ungünſtigen Rezenſionen unſrer Almanache hatten uns mehr oder minder verdroſſen, aber nicht kränken dürfen, da ſie von keinem Orte herkamen, den wir anerkannten, ſondern im Gegentheil meiſt von ſolchen, denen wir zuerſt uns als Feinde gezeigt. Wir tröſteten uns mit unſerm eignen Bewußtſein und mit der ausgeſprochnen oder vorausgeſetzten Zuſtimmung der Häupter, welchen wir als erwählten Führern angehören wollten. Die neue Jenaiſche Allgemeine Litteraturzeitung, das Blatt, bei welchem Goethe an der Spitze ſtand, Auguſt Wilhelm Schlegel, Bernhardi und ſogar Werner mitwirkten, und welches überhaupt als das Organ des raſchen geiſtreichen Fortſchreitens galt, hatte bisher über uns geſchwiegen; wir dachten, wenn daſſelbe nur erſt von uns ſpräche, ſo würde damit unſre litterariſche Empfehlung vollendet ſein. Jetzt brachte die Jenaiſche Zeitung uns ihren Spruch, aber wie ſollten wir überraſcht werden! Nicht mit Einer Rezenſion, wie gewöhnlich, ſondern ausnahmsweiſe gleich mit zweien, einer kürzeren und einer ausführlichern, durch zwei verſchiedene in ätzender Schärfe wetteifernden Rezenſenten wurden wir abgefertigt, für flache, talentloſe Nachahmer der Schlegel erklärt, als abſchreckende Beiſpiele der traurigſten Verirrung aufgeſtellt, gänzlich verworfen, und zuletzt noch durch ein Spottſonett grimmig verhöhnt. Das war mehr, als wir verdient hatten; in manchen Beſchuldigungen war die Ungerechtigkeit offenbar, der Tadel auf äußern Schein begründet, z. B. die Bezeichnung einiger Gedichte in unſerm Almanache durch Sternchen wurde für eine ſchlechte Nachäfferei des Schlegel-Tieck'ſchen Muſenalmanachs ausgegeben, wo auch ſolche Sternchen vorkämen, wobei der Rezenſent freilich nicht ahndete, daß jene wie dieſe gerade ein und dieſelbe Perſon verdeckten, nämlich Fichte'n. Ich hielt die Litteraturzeitung ſelbſt und bekam die Blätter ganz friſch von der Poſt. In ſolcher Lage befindet man ſich wohl ſelten, wir ſahen einander an, zergliederten das Geſagte und jemehr wir Stoff darin zum Widerſpruche fanden, um deſto ſchlimmer ſtellte ſich die Thatſache, daß wir gerade von dorther ſo arg mißhandelt waren. Unter den entfernten Freunden richtete dieſe geplatzte Bombe nicht geringe Verwüſtung an, Koreff war höchſt unwillig, Theremin konnte nach Jahren noch ſeine ſchmerzliche Empfindlichkeit nicht verläugnen, Robert verſchwor in ſeiner Unluſt alles fernere Druckenlaſſen, Chamiſſo war wenigſtens arg verdutzt. Was mich über die Mißempfindung ſchneller hinweghob, war der Eindruck, welchen die Sache nach außen machen wollte. Ein Uebelwollender hatte ſich die einzelnen Blätter am Tage ihrer Ankunft verſchafft, und im Hertziſchen Hauſe anonym abgegeben.

Der gute alte Hertz verſtand ſo viel, daß uns darin ſehr weh gethan ſei, und wollte mit zarter Schonung alles in Stillſchweigen vorübergehen laſſen, Fanny Hertz war gleicherweiſe voll ängſtlicher Sorge, bis ich ſelbſt von der uns zu Theil gewordenen Geißelung zu reden anfing, und ſie nun auch jene Bosheit und dieſes Mitleid mir erzählen konnte. Das aber ſetzte mich gleich in gerüſtete Verfaſſung, ich konnte jenen üblen Willen verachten, und bedurfte dieſer bedauernden Schonung nicht; mit Heiterkeit bot ich den forſchenden Blicken und liſpelnden Gereden den überlegenſten Trotz, und mir war wirklich ſo zu Muth, daß ich mich über das ganze Ereigniß ernſthaft und ſcherzend weit hinausſetzen konnte. Veit, der vielleicht mit etwas Schadenfreude mich gebeugt zu ſehen erwartet hatte, und mich ſo guter Dinge fand, urtheilte gleich geringer von dem, was ſo wenig erſchüttert hatte, und Reinhold lachte nur mit uns über die uns widerfahrne Ehre. Denn auffallend zeigte ſich von den böſen Rezenſionen durch Rückſchlag ſogar eine günſtige Wirkung, wo wir ſie am wenigſten erwartet hatten. Richtung und Gang der neuen jenaiſchen Zeitung waren keinesweges allgemein gebilligt, geheim und öffentlich ſtanden dem neuen Geiſte viele durch Gelehrſamkeit und Würden achtbare Männer entgegen, und weit entfernt, daß wir z. B. bei Gurlitt durch den Tadel von Jena her verloren hätten, ſtiegen wir dadurch bei ihm, und der alte wackere Ebeling meinte, daß wir zu gut wären, um der neuen Schule anzugehören, und uns derſelben nun völlig entſchlagen ſollten.

Aber ganz und gar nicht war das unſre Meinung. Ein Brief von Friedrich Schlegel aus Köln erfriſchte und beſtärkte in dieſer Zeit noch mehr das Vertrauen, welches uns nach dieſer Seite zog. In einem Hefte der Europa hatte Schlegel die litterariſche Anfrage ergehen laſſen, ob und wo die deutſche Ueberſetzung, welche Adam Olearius, wie die Vorrede zu Meninsky's Lexikon erwähne, von dem Guliſtan und Boſtan des Dichters Saadi aus Perſien mitgebracht habe, vielleicht handſchriftlich noch vorhanden ſei? Der Zufall aber hatte mich dieſe Ueberſetzung gedruckt auffinden laſſen, und ich nicht verſäumt, dies zu melden, indem ich zugleich unſern Almanach überſandte und von unſern Beſtrebungen umſtändlichen Bericht gab. Hierauf nun antwortete Schlegel ſehr freundlich und wohlmeinend, billigte unſre Studien, weniger unſre Poeſie, indem er, wie ſchon früher Fichte, ſtatt kleiner lyriſchen Stücke, bei welchen noch überdies die Gefahr walte, daß ſie nach und nach bloß Wiederholungen ihrer ſelbſt würden, größere Arbeiten verlangte; und wiewohl ſeine Worte eher abſchreckend als aufmunternd zu deuten waren, ſo dankte ich ſie ihm der ernſten Meinung und des gewichtigen Inhalts wegen doch von ganzem Herzen, und fand mich durch ſolchen Zuſpruch mehr geehrt, als durch Schmeichelei oder Schonung. Der Brief wurde auch den Freunden emſig mitgetheilt und von allen hoch aufgenommen, hatte jedoch in Betreff unſrer Gedichte keinen hemmenden Einfluß, wir machten lyriſche nach wie vor, jenachdem der Tag ſie gab und erlaubte, und verſchoben größere Plane auf künftige Zeit.

Durch Neumann's Fortſchritte wurde mein eigner Eifer bis zur Ungeduld angeregt, und empfand um ſo peinlicher die Schranken, welche ihn ſeinen vollen Lauf zu nehmen hinderten. Auch Neumann's Trennung von dem Hauſe, wonach mir nur die Wahl blieb, mich mit ihm auf mein Zimmer zurückzuziehen, oder in der Familie verharrend, ihn zu entbehren, ließ eine täglich wiederholte Störung empfinden. Unter dieſen Umſtänden reifte der Entſchluß, auf welchen ohnehin gleich von Anfang alles gezielt und ſeitdem auch wirkſam eingeleitet war; Fanny Hertz hielt es für unverantwortlich, daß mein wahrer und ſo tief gefühlter Beruf mir noch verkümmert bliebe, da die Bahn jetzt nach Wunſch eröffnet ſei, und nach innigen, bewegten Geſprächen, welche den Schmerz, aber auch den Muth des ſchönſten Wohlwollens offenbarten, wurde das Ergebniß feſtgeſtellt, daß ich das Haus baldigſt verlaſſen ſollte, um ganz den begonnenen Studien zu leben. Freilich war hierzu fürerſt noch Hamburg der Ort, und ein fortgeſetztes Zuſammenleben uns noch gewiß; allein über die Bedeutung und nothwendige Folgenwirkung eines ſolchen Auflöſens bisheriger Verhältniſſe konnte man ſich nicht täuſchen, ſo wenig wie darüber, daß dieſes halbe Scheiden ein ſpäteres ganzes nur ſchneller herbeiführen helfe. Durch die ſchmerzlichen Empfindungen einer ächten Anhänglichkeit wurde jedoch der vernünftige Entſchluß nicht wankend, und ſeiner Ausführung konnten wir auch unter wehmüthigen Thränen, doch mit Freudigkeit entgegenblicken. Das ganze Haus hatte an dieſer Gefühlsweiſe mehr oder minder Theil, Alle waren betreten, traurig und dabei voll guter Wünſche für mich, der alte Jakob Hertz weinte wie ein Kind, und ſagte, er hätte gewünſcht, mich nie weggehen zu ſehen, da mein Glück aber auf andrer Bahn liege, ſo hoffe er nur, ich würde nie aufhören, ſein und der Seinigen Freund zu ſein. An eine Wiederbeſetzung meiner Stelle wurde nur obenhin gedacht, einige ſchon früher in Anregung gebrachte Vorſchläge fanden keinen Eingang, man konnte eine Penſionsanſtalt einſtweilen verſuchen, was mancherlei Gründe empfahlen, da ſich im Hauſe trotz aller Sorgfalt noch immer zu viel des alten Judenthums fand, von dem die Kinder um jeden Preis frei bleiben ſollten. So lagen dieſe Sachen, und die Trennung war ausgeſprochen und nahe, als ein ſonderbares Walten noch unvermuthet ſchleuniger ſie hervorrief. Mitten in ſo vieler Zuneigung und Theilnahme hatte ſich ein Dämon thörichten Haders für einen Augenblick einniſten können, ein raſches Anerbieten wurde eben ſo raſch angenommen, durch Zufall befeſtigt, und ich ſchied gleich an demſelben Tage noch. Die Heftigkeit, mit der das geſchah, that der innigen Freundſchaft, welche nach allen Seiten beſtand, keinen Eintrag. Der alte Hertz bat mich mit Handſchlag und Thränen, ſchon am nächſten Tage ſein Gaſt zu ſein, und ſo fortzufahren, wie und wann ich wollte. So geſchah es auch, und es vergingen, ſo lange ich noch in Hamburg war, ſelten zwei, drei Tage, ohne daß ich die Familie beſucht und einen Theil meiner freien Stunden ſo dort zugebracht hätte, als gehörte ich nach wie vor dem Hauſe an.

Ich zog bei Neumann ein, und wir befanden uns zwar in einiger Enge, aber doch ganz gut. Ungehemmten Eifers warfen wir nun uns mit allen Kräften auf das Griechiſche, und nahmen jede Gelegenheit wahr, die ſich unſerm Verlangen darbot. Wir ließen uns förmlich zu Mitgliedern des Gymnaſiums aufnehmen, beſuchten aber hauptſächlich die Lehrſtunden des Johanneums. Zum erſtenmale genoß ich frei und ungetrübt das hohe Glück, ohne Hemmung noch Ablenkung die herrlichen Geiſteswege zu durchſchreiten, zu welchen heiße Neigung und tiefes Bedürfniß mich ſchon ſo lange Zeit hindrängten, wie keine Jugendleidenſchaft es heftiger zu andern Gegenſtänden gekonnt hätte. Die ſchönen Sommertage waren es jetzt mir dadurch erſt recht, daß ich dem Freunde gegenüber, im Genuß aller Lockungen des lichten und milden Wetters, aber durch noch höheren Reiz gefeſſelt, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend angeſtrengt über den Büchern ſitzen konnte, und ich empfand in dem beharrlichen, nachdrücklichen Fleiß eine Befriedigung, ein Wohlſein und Gedeihen, wie ſie nicht oft im ſo vielfach geſtörten Leben erreicht werden. Die Wochen, welche uns auf dieſe Weiſe dahinfloſſen,. gehören gewiß zu den beſten, die wir verlebt haben. Warum konnten ſie nicht ungehemmt ſo fortdauern und ſich zu Jahren aufreihen? Weiß der Himmel, was hier dem klaren Aether ſich wieder als Streifgewölk einſchleichen durfte, aber dieſer Zug von Tagen wollte ſich nicht in's Unbegränzte fortführen laſſen. Nicht daß wir aufgehört hätten, fleißig und eifrig zu ſein, keineswegs! Aber der friſche grade Hauch, der in unſre Seegel blies, der uns raſch und freudig auf hoher Fluth unſren Sternen zuführte, dieſer Glückswind, der zugleich in und um uns wehte, hatte etwas von des Wetters Wandelbarkeit, wie er von deſſen Schönheit hatte. Der Erfolg würde außerordentlich geweſen ſein, hätten wir ſo fortfahren können, denn zum Erſtaunen ſahen wir uns die ſchäumenden Wogen durchſchneiden und die Strecken des Weges hinter uns laſſen; ich kann ſagen, daß dieſer Ruck mir für alles weitere Studium den eigentlichen Durchbruch gegeben. Wir hatten Uebungen im Lateinſchreiben, hörten Vorträge über den Cicero vom Redner, über den Livius, dann über Homer's Ilias, über den Herodotos, und bald auch über den Pindar, die Satyren des Horaz und den Plutos des Ariſtophanes. Wir waren ſolchergeſtalt auf einmal mitten in das Wogengedränge des Alterthums verſetzt und mußten wacker arbeiten, um ſchwimmend im Strom zu bleiben. Gurlitt hatte ſeine Freude daran, und half uns wohlwollend und einſichtsvoll mit Rath und That. Der Homer war mir nach Inhalt und Farbe nicht mehr ſo neu, daß ich ihm eine erſte Liebe jetzt erſt hätte zuwenden können, aber ein wachſendes Verſtehen im Zauber dieſer herrlichen Sprache und im Reize der beflügelten Hexameter ſich anzueignen, war eine beſtändige Luſt, ein überbelohntes Bemühn. Stärker noch zog diesmal der gute Herodotos meine Neigung an, den ich zuerſt hier und gleich in ſeiner urſprünglichen Anmuth und Lieblichkeit kennen lernte. Die Erzählung des griechiſchen Freiheitskrieges gegen die Perſer entzückte mich, ich eilte aber der Schule, wo dieſer Abſchnitt grade geleſen wurde, weit voran und ſuchte in den Autor von mehreren Seiten zugleich einzudringen, wozu ich mir auch die Weſſeling'ſchen und Valckenaer'ſchen Anmerkungen, in welchen ich das eigentlich philologiſche Weſen näher beſchauen lernte, zu Hülfe nahm. Mit dem Lateiniſchen mocht' ich mich weniger befaſſen, und die gebildeten Horaziſchen Sermonen wurden neben den gewaltigen Griechen mir faſt peinlich.

Das Erſte, was den gleichmäßigen Gang unſres Fleißes und unſrer guten Stimmungen gewaltſam erſchütterte, war eine unerwartete Todesnachricht aus Berlin. Die reizende Karoline Lehmann hatte den Wünſchen ihrer Eltern nachgegeben, dem alten Muzio Clementi ihre Hand gereicht, und mit ihm eine Reiſe nach Italien gemacht. Eben war ſie nach Berlin zurückgekehrt, um ihre Niederkunft zu halten; ſie brachte einen Knaben zur Welt, der am Leben blieb, während ſie ſelbſt in den Armen ihrer mütterlichen Freundin Madame Cohen unrettbar verſcheiden mußte! Auch Fremde, welche nur davon hörten, widmeten dem traurigen Ereigniß und ſeinen näheren Umſtänden eine wehmüthige Theilnahme. Uns Freunden war es die ſchrecklichſte Beſtürzung; am ſchrecklichſten für Neumann, deſſen tief im Herzen getragene Neigung ich erſt jetzt erfahren ſollte, indem ich den Auftrag erhielt, ihm die Nachricht ſchonend beizubringen. Ich benahm mich dabei auf eine abentheuerliche und gewagte Weiſe, führte den Freund und noch einen guten Geſellen, der uns grade genehm ſein konnte, zu einer Abendgaſterei, wie bisweilen in Berlin gepflogen worden, und wobei der ſüße Wein nicht geſpart blieb. Wir ſprachen dabei viel Ernſthaftes und Kräftiges, laſen auch mancherlei Gedichte, die Todtenopfer von Wilhelm Schlegel, die Euphroſine von Goethe, das Lied von Novalis: „Lobt doch unſre ſtillen Feſte“. Als die geſpannte und ahndungsvolle Erregtheit die Spitze erreicht hatte, bracht’ ich das Heil und Andenken aller uns Entſchlafenen heftig aus, und nachdem Neumann zagend — denn er wußte, daß mir von Berlin ein Brief zugekommen war — angeſtoßen hatte, zerſchmetterte ich die Gläſer, ſagte den Namen, deſſen Andenken wir gefeiert hätten, und las nun den ganzen Inhalt des Briefes vor. Unausſprechlich war der Jammer, wir brachten den Unglücklichen unter Wehklagen heim. Die Geliebte war ihm, ſo lange ſie noch lebte, nicht völlig geraubt geweſen, jetzt erſt fühlte er ſie ganz verloren, und drückte dies herzzerreißend aus. Eine ganze Nacht durchwimmerte er, bis ihn am Morgen der Schlaf überwältigte. Dann aber konnte er ſich gekräftigt aufrichten, der Schmerz hatte ſeine höchſte Gluth gehabt, gegen welche körperlich und geiſtig ein ſchmerzlinderndes Opium im voraus genoſſen war, und ſo dauerte er nur noch in ſchweigender Wehmuth fort, keine Klage tönte mehr, und mit neuem Entſchluſſe, dem bald Heiterkeit folgte, wandte ſich der Sinn zu erhöhtem Fleiß und Geiſtesſtreben.

Hinterher mußt' ich mich wohl fragen, ob ich nicht in dem kühnen Wagniſſe, das zwar den wirkſamſten Erfolg und den innigſten Dank erwarb, dennoch freventlich mit dem Freunde geſpielt? und mir iſt noch jetzt nicht wohl dabei, wenn ich mir die Sache in ihrer nicht zu läugnenden Trübheit vergegenwärtige; allein ich muß zu meiner Entſchuldigung ſagen, daß ich eigentlich keiner Ueberlegung folgte, und von jeder Aufführung eines Spieles weit entfernt war, ſondern durch Verlegenheit und Umſtände ſchrittweiſe getrieben wurde, und nur das Ausgehen beſtimmt gewollt, und das Vorleſen auf gut Glück bereitet hatte. Der Begleiter und Zeuge, welchen der Zufall herbeigezogen, und deſſen antheilvolle und doch fremdhafte Gegenwart nur zum Maßhalten wirkte, war Löbell, ein Bekannter Neumann's aus Berlin, der kürzlich dorther gekommen war, begeiſtert von Fichte's Philoſophie und von den Alterthumsſtudien, denen zu lieb er auch bald wieder von Hamburg, wo für ſeine ſonſtigen Zwecke keine Ausſichten waren, nach Halle abging.

Wir konnten mit den zahlreichen Mitſchülern nicht täglich zuſammen ſein, ohne alsbald diejenigen unter ihnen ausgefunden zu haben, mit denen eine geiſtige Annäherung möglich war. Dieſe gelehrte Schule hegte in ihrer ſtillen Tüchtigkeit mehr wackern und ausgezeichneten Geiſt, als wir je vermuthet hätten. Zuerſt habe ich Karl Sieveking zu nennen, den jetzigen Syndikus ſeiner Vaterſtadt, der ſchon damals durch ſeine Bildung und vielfache Kenntniſſe ſich bemerkbar machte, ſo z. B. hatte er zu Luſt und Uebung eine Tragödie des Aeſchylos metriſch überſetzt; ferner Middeldorpf, der jetzt Profeſſor der Theologie in Breslau iſt, und ſchon damals ſeine Vorliebe für das Hebräiſche zeigte; dann wäre Emanuel zu nennen, der ſpäter ein tüchtiger Schulmann im Preußiſchen geworden, Noodt, erſt Prediger in Berlin und dann in Hamburg, Moldenhawer, Arzt in Berlin und manche Andere. Doch wurden uns die meiſten von dieſen nur halbvertraut, wegen einer gewiſſen Nüchternheit, aus welcher ſie nicht herauskonnten, und in die wir einzugehen keine Fähigkeit hatten.

Zu wahrhaft innigem Verein gelangten wir nur mit

David Mendel, einem ſtillen und ſcheuen Jüngling, der aber von tiefer Gluth erfüllt war. Aus Göttingen gebürtig, war er mit Mutter und Schweſter früh nach Hamburg gekommen, wo er mit der Ausſicht künftiger Unterſtützung für die Univerſität den Schulſtudien fleißigſt oblag. Sein Aeußeres war ganz vernachläſſigt; ob ſein Haar ordentlich, ſeine Wäſche rein, ſeine Hände geſäubert waren, kümmerte ihn nicht, ſeine Bücher und Papiere waren herumgeſudelt und zerfetzt, Dinte ſchwärzte ſeine Finger, die mit gleicher Unbeachtung in Oel oder Sand griffen, Lichtſchnuppe oder Poſtpapier anfaßten; von Kleidung wußte er nichts, ſeinen Hut trug er verbogen, wie der Zufall es wollte, Riſſe und Löcher bemerkte er nicht; Eſſen und Trinken war ihm wirklich nur ein gemeines Bedürfniß, das ſich mit jedem erſten beſten leicht befriedigte; hiebei im höchſten Grade kurzſichtig, ungeſchickt mit allen ſeinen Gliedern bis zur Unbrauchbarkeit, blöde und ſtockend im Geſpräch — was blieb dem armen Jungen übrig, für den die Sinnenwelt keinen Reiz, kein Vergnügen, keine Zerſtreuung, ja kaum einen Gegenſtand bot, als auf ſein Inneres beſchränkt in dieſem einen geiſtigen Erſatz für ſo viel Entbehrungen zu finden? Er war immer fleißig, weil er ſonſt wirklich nichts ſein konnte, und beſaß in den alten Sprachen große Geläufigkeit. Das Griechiſche hatte ihn auf den Platon geführt, und ſeit er dieſen gefunden, ſaß er nun und ſtudirte ihn unabläſſig, beſonders die Bücher vom Staat, deren Ideen er ganz in ſich aufnahm und verarbeitete. Es gereicht dem würdigen Gurlitt zur Ehre, und zeugt von dem beſſern Geiſte, der unter ſeiner Leitung die hamburgiſche ſtudirende Jugend beſeelte, daß David Mendel, bei ſolchem Aeußern und ſolcher Eigenheit, und dazu ein Jude, zwar hin und wieder zu Bemerkungen und Scherzen Anlaß gab, auch wohl manche Neckereien erfuhr, aber niemals böſen Muthwill oder kränkende Anſpielungen zu ertragen hatte, ſondern im Gegentheil wegen ſeines Wiſſens und Eifer wahrhaft geachtet wurde, worin die angeſehenſten und gerade nach außen ſtattlichſten Mitſchüler, wie Sieveking, das Beiſpiel gaben. Sein philoſophiſcher Eifer verband ſich leicht mit unſerm poetiſchen, beide waren in ihrer Unreife einander ähnlich genug. Er zog uns in ſeine Platoniſchen Kreiſe hinein, und wir gewannen wenigſtens an Kenntniß und Uebung des Griechiſchen, ſo wenig ihm ſelbſt an der Sprache als ſolcher etwas gelegen war; dafür brachten wir ihm manchen Funken und Strahl aus der neueren Litteratur zu. Für den griechiſchen Staat, für die griechiſchen Religionsvorſtellungen, überhaupt für das griechiſche Leben, war er leidenſchaftlich eingenommen, eben ſo für die franzöſiſche Freiheit und Gleichheit, von deren Erſcheinungen er genug wußte, um ſich als erklärten Anhänger der Girondiſten zu bekennen, welche mit Geiſt und Tugend eine Republick gewollt und für ihre Idee größtentheils das Leben geopfert hatten. Das Chriſtenthum verachtete er tief, als eine Religion demüthiger und knechtiſcher Geſinnung, die er auch an den Pſalmen zu tadeln fand, deren Erhabenheit er nicht zugeſtehen wollte, ſo ſehr auch Gurlitt ſie in's Licht zu ſtellen und mit den Pindariſchen Geſängen zu vergleichen ſich bemühte. Dergleichen Beſonderheit erregte Kopfſchütteln, wie auch die ungemeine Liebe zum Platon zwar nachgeſehen, aber doch als Schwärmerei mißbilligt wurde; ſie dauerte jedoch beharrlich fort, und ſchloß nach und nach auch andre Philoſophen, beſonders die Pythagoräer, mit ein, von den Neuern Spinoza und Fichte. Niemals vielleicht war mehr ſpekulativer Drang bei weniger ſpekulativem Talent, denn im Grunde, wie die Folge gezeigt, mangelte dies ganz, und der heftige Trieb, welcher ein geiſtiges Bedürfniß befriedigen mußte, konnte ſich gleich andern mit irgend was für Stoffen abfinden, die ſchon genügten, wenn nur für Gefühl und Geiſt eine gehörig würzhafte und berauſchende Nahrung damit angeordnet war.

Unſer poetiſches Treiben blieb nicht hintangeſetzt. Ein dritter Jahrgang des Grünen ſollte erſcheinen, und die Beiträge kamen von allen Seiten reichlich; wir ſandten aus Hamburg außer den unſrigen auch von Reinhold und von meiner Schweſter mehrere, in Berlin wurden ihrer ein paar von Bernhardi, ſehr vorzügliche von Fouqué, unter dem Namen Pellegrin uns ſchon bekannt und geehrt, und ſelbſt von deſſen Gattin auch einige erlangt. Die Rezenſionen hatten alſo weder uns abgeſchreckt, noch Andere gegen uns verſchüchtert; im litterariſchen Kreiſe ſtanden wir nur günſtiger, aber vom Publikum freilich noch immer ſehr fern, ſo daß der Verleger nicht ſonderliche Bereitwilligkeit zeigte.

Inzwiſchen waren die Ferien herangekommen, und wenn auch unſer Fleiß darin keine Unterbrechung erleiden ſollte, ſo entbehrte derſelbe doch der gelehrten Leitung und Anregung. In dieſer Zeit ſahen wir oft ſehnſüchtig nach Berlin, wo auch Fanny Hertz grade zum Beſuch war. Im ſüdlichen Deutſchland entzündete ſich ein gewaltiger Krieg zwiſchen Franzoſen und Oeſterreichern, auch in unſeren Gegenden waren kriegeriſche Andeutungen und Gerüchte, und auf Preußens Entſchließung harrte man in größter Spannung. Da kam unerwartet die Nachricht, das Regiment, in welchem Chamiſſo ſtand, habe Marſchbefehl und werde an einem beſtimmten Tage in's Feld rücken; wir konnten den Freund, wenn wir ſogleich reiſten, noch eben zum Abſchied umarmen. Dies berechnen, unſre Bündel packen und den Poſtwagen beſteigen, war Sache weniger Augenblicke. Wir kamen im ſchönſten Herbſtwetter dort an, ich einen Tag ſpäter als Neumann, denn ein Abentheuer, das ich mir zugezogen hatte, zwang mich den Umweg mit Extrapoſtpferden über Potsdam zu machen, und eine junge, hübſche Frau von Wartenberg dort bei ihrem Gatten, der Offizier in des Königs Regiment war, abzuliefern, und ſelber für den Reſt der Nacht bei ihm Quartier zu nehmen; eine ſeltſame Geſchichte, die zu erzählen ohne große Weitläuftigkeit gar nicht gelingen und auch dann noch vielleicht nur mißverſtändlich gerathen würde. Wir kehrten bei Chamiſſo ein, wo wir durch andre Gäſte das Zimmer zwar ſchon beengt, aber doch Raum genug für uns fanden. Ein Kandidat von der franzöſiſchen Kolonie, Franceſon, kam Abends und nahm ſeine Herberge bei Chamiſſo auf einem Strohlager, und Profeſſor Bourguet, ein nicht ungeſchickter Chemiker, aber durch Unordnung und Schulden verdorben, war ſchon zufrieden, auf einem Schemel in die Ecke gedrückt die Nächte ſitzend durchzubringen. Den Tag über war niemand zu Hauſe, mit der Dunkelheit aber bevölkerte ſich der Raum mehr und mehr mit uns ſeltſamen Nachtvögeln. Von dem Ausmarſche war es noch ſtill, und wir durften einigen Wochen ungeſtörten Zuſammenſeins glücklich entgegenſehen. Wir eilten zu Madame Cohen, wo wir noch alles im vorigen Gange fanden, zu Eberty, Bernhardi, Fichte, der von Erlangen in Berlin zurückgekehrt war, zu den andern Freunden und Freundinnen, und des Wiederanknüpfens, Austauſchens, Berichtens und Verabredens gab es die Fülle. Eberty hatte mich mit befangener Freude aufgenommen, eine noch größere Befangenheit mußte ich bei Fanny Hertz wahrnehmen, ſie konnte einen ſtörenden Affekt nur ſchlecht verbergen, und ſchmerzliche Wogen bedrohten jeden Augenblick ihre Faſſung. Peinlich verzögerte ſich die Gelegenheit ſie allein zu ſprechen, aber mit dieſer trat auch der völlige Aufſchluß ein. Durch ihr vielfaches Bitten hatte Eberty ſich bewegen laſſen, ihr meine Briefe zu leſen zu geben, und wenn dies von ihm in jedem Betracht eine große Unvorſichtigkeit war, wegen deren er ſich kaum rechtfertigen konnte, ſo rief ein beſondrer Umſtand noch gar den Verdacht gegen ihn hervor, daß er mit Abſicht eine Treuloſigkeit begangen habe. Nämlich unter den Briefen war einer, der von Fanny's Weſen mit einigem Mißmuthe ſprach, und ſie überhaupt als nicht vergleichbar mit beſtimmten andern Perſonen bezeichnete; dieſer Brief war in keiner Art der erſte einer Reihe, gleichwohl lag er aus der Mitte herausgehoben allen früheren voran, und es ſchien die Abſicht, daß gleich zuerſt auf ihn der Blick fallen ſollte. Dies war auch geſchehen, die Freundin, von dem unerwarteten grellen Bilde, das Freundeshand von ihr gezeichnet, im Innerſten verletzt, würde bald nachher ganz andre Schilderungen gefunden haben; aber ſie vermochte gar nicht weiter zu leſen, ſondern überließ ſich dem vollen Schmerze der kränkendſten Verkennung. Betreten über die Größe dieſes Eindrucks mußte Eberty noch überdies gewahren, daß er auch für ſich ſelbſt damit keinen günſtigen, wie er vielleicht gehofft, bereitet habe. In dieſe Verwirrung traf meine Ankunft, und eiligſt ſuchte Eberty durch abgedrungene Verſprechungen Fanny's ſich das tiefſte Geheimniß zu ſichern. Allein ſie vermochte weder ihre Gemüthsbewegung in meiner Gegenwart zu bemeiſtern, noch mir, als wir allein waren, die Urſache zu verhehlen. Da war es denn ein Leichtes, durch die bloße Hinweiſung auf das Datum des Briefes, ſo wie auf den Zuſammenhang mit ſo vielen folgenden, die ganze Sache in ihr gehöriges Licht zu ſtellen, jede Anklage zu vernichten und ein volles freudiges Vertrauen zurückzurufen. Die Verpflichtung des Schweigens war aber nun auf mich übergegangen, und ich durfte gegen Eberty nichts erwähnen, der auch ſeinerſeits jedes anklingende Wort ſorgfältig vermied, und nur in Wunder und Staunen blieb, an der Stelle der noch eben tief getrübten und zwieſpaltigen Empfindungen ſo ſchnell wieder die freundlichſt einverſtandenen zu ſehen. Eberty's Benehmen, das ich mir nur als einen eitlen Verrath zu deuten wußte, als einen ſchwächlichen Reiz zu irgend einem Handeln in unerlaubtem Stoffe, verdroß mich tief; es war das erſtemal, daß ich von einem Freunde dergleichen erfuhr, und ich hatte Mühe, mich wieder in Gleichmuth gegen ihn zu ſetzen, beſonders da er die Sache auch in der Folge nicht freiwillig eingeſtand, ſondern in kleinlichen Wendungen blieb, denen ich zuletzt allen Rückhalt abſchnitt.

Dieſe Störung war kaum verwunden, als ein politiſches Ereigniß ganz Berlin und auch unſre Kreiſe heftig erſchütterte. Eine franzöſiſche Truppenmacht, eilig aus dem nordweſtlichen Deutſchland zu dem großen Heere Napoleon's gegen die Donau hinanziehend, hatte in Franken den kürzeſten Weg unangefragt über das preußiſche Gebiet genommen und durch dieſe Verletzung einen allgemeinen Schrei des Unwillens und der Rache in Preußen aufgeregt. Was bis dahin noch zweifelhaft geſchienen, daß Preußen an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen würde, mußte jetzt als ausgemacht gelten. In Berlin ſchrie alles laut von verletzter Nationalehre, von blutiger Vergeltung, und von kriegeriſchen Machtgeboten, welche dem unfehlbaren und raſchen Siege folgen müßten. Die bisher langſamen Rüſtungen und Bewegungen wurden jetzt kräftig beſchleunigt, die Truppen zogen ſich zuſammen, Chamiſſo mußte jeden Augenblick gewärtig ſein, daß auch ſein Regiment Berlin zu verlaſſen hätte. Unſer ſchwacher Antheil an dem politiſchen Treiben hatte ſich bisher ſchon immer auf der Gegenſeite Napoleon's gehalten, auch für Preußen fühlten wir einige Zuneigung, und das geſammte Deutſchland ließ uns auch nicht gleichgültig. Allein zu einem wahren politiſchen Eifer, der ſich ausſchließlich und den ganzen Tag mit politiſchen Nachrichten und Verknüpfungen beſchäftigen mag, hatten wir es noch lange nicht gebracht, das allgemeine und einzige Geſpräch von Krieg und Staat langweilte uns, und wir ſuchten vergebens unſre ſchönen Stimmungen und Geſellſchaften wiederzufinden, die wir uns auf dieſem geweihten Boden zu erneuern gehofft. Für Begeiſterung und Empfindſamkeit war keine Stätte, alles drängte zerſtreut und geſtört in's Weite. Chamiſſo ſollte uns auf ungewiſſe Zeit und zu unſicherem Geſchick entzogen werden, ſeine Studien waren aufgehoben, die Poeſie trat in den Hintergrund. Kaum daß wir bei Madame Sander ein paar litterariſche Abende hatten, wo unter andern das Kreuz an der Oſtſee von Zacharias Werner zur Vorleſung kam, uns aber wenig Geſchmack abgewann. Hier ſah ich auch den Profeſſor Darbes wieder, der ſeine Laune und Zutraulichkeit unverändert erhielt. Den ſchwediſchen Geſchäftsträger und nachherigen Geſandten Guſtav von Brinckmann, der dieſen Kreis oft beſuchte, ließ mich der Zufall ſtets verſäumen, und ich habe nachher niemals Gelegenheit gehabt ihn zu ſehen; ſeine Gedichte reizten uns nicht, doch mußten wir ihm große Kunſtfertigkeit im Versbau zugeſtehen. Dagegen ſah ich den Dichter des Lacrimas, Wilhelm von Schütz, den ich ſchon früher perſönlich gekannt, jetzt in freundſchaftlicher Annäherung wieder; hier fanden ſich denn freilich alle Arten und Unarten der Schlegel'ſchen Schule zuſammengedrängt!

Fanny Hertz war inzwiſchen nach Hamburg ſchon zurückgekehrt, Chamiſſo's Abmarſch aber verzögerte ſich auf's neue ganz unbeſtimmt, und wir unſrerſeits durften nicht länger ſäumen, unſre abgebrochenen Studien wieder aufzunehmen. Wir gelangten wohlbehalten heim, und ſchickten uns ſogleich zu neuem Fleiß an.

Wir laſen ungefähr dieſelben Autoren in der Klaſſe weiter, griffen aber auch nach eigner Luſt und Wahl noch dies und jenes an, was außerhalb des vorgezeichneten Weges lag. Ich überſetzte z. B. die Epigramme Platon's und noch viele andre aus der griechiſchen Anthologie, wobei das Metriſche nicht immer leicht, oft gar nicht zu überwinden war. Auch einzelne Erzählungen des Herodotos verſuchte ich deutſch wiederzugeben. Eine Ueberſetzung in Jamben von Racine's Britannicus gedieh nicht über den erſten Akt, der in Feßler's Eunomia gedruckt wurde. Es geſchah immer viel, und wurde auch viel gewonnen, die Fortſchritte waren fühlbar und wurden ſtets gelobt; aber dennoch, ſei es, daß wir unruhiger geworden waren, und ſchon zu ſehr nach der Univerſität hinausblickten, oder daß die Stufe ſelbſt, auf der wir uns befanden, weniger heitre Befriedigung gewähren konnte, genug, in ſolchen Strom und in ſolches Glück des Fleißes, wie in der Mitte des verfloſſenen Sommers geweſen war, konnten wir nicht wieder hineinkommen, und zu dem abgeſchloſſenen Ringe jener Tage wollte mit aller Arbeit kein ähnlicher ſich ſchmieden laſſen, wenn auch jetzt wie ſpäterhin die gute Anwendung und der gute Ertrag der Zeit uns im Einzelnen gar nicht mangelte.

Wir waren kaum eine Weile in Hamburg zurück, als der hingehaltene Ausmarſch der Truppen von Berlin nun dennoch unerwartet erfolgte und ein lebhafter Briefwechſel mit Chamiſſo unſre Theilnahme ſtärker auf die Truppenbewegungen und die Kriegesereigniſſe hinzog. Die Siege Napoleon's erſchreckten uns, aber die Wünſche für die Gegenſeite wurden auch leicht irre, und wenn wir uns die tapfern franzöſiſchen Soldaten einen Augenblick wieder als die Kämpfer der Freiheit denken durften, wandten wir ihnen gern unſer Wohlgefallen zu. Das zweifelhafte Benehmen Preußens hielt uns eine Weile geſpannt, ging aber bald aus dem kriegeriſchen Drohen in friedliche Ausgleichungen über. Die Truppen jedoch kehrten nicht ſofort in ihre Standorte zurück, und anſtatt nach Berlin ſah Chamiſſo am Ende der mancherlei Herumzüge ſich zur Beſetzung der eingetauſchten hannover'ſchen Lande mitbeſtimmt, wo ſein Regiment in die Feſtung Hameln zu ſtehen kam. Seine Entfernung ließ in Berlin den Muſenalmanach verwaiſt, der in einzelnen Bogen langſam aus der Druckerei ſchlich, in Eberty den verderblichſten Korrektor fand, und ſpät nach Neujahr als eine wahre

Muſterkarte der gräulichſten Druckfehler völlig todt zur Welt kam. Für dieſes Mißgeſchick, das um ſo ſchmerzlicher war, als die Sammlung diesmal beſonders verſprechend dünkte, mußte uns ein litterariſcher Streifzug einigermaßen tröſten, den wir gegen Garlieb Merkel unternahmen. Berlin hatte uns das Treiben dieſes Kritikers im widrigſten Eindruck aufgefriſcht, einige gedruckte Stellen über ihn von Jean Paul Richter, von Schlegel und Andern, lagen zum erneuten Gebrauche fertig, handſchriftliche Scherze und Bitterkeiten fanden ſich dazu, und alles zuſammen ließen wir als Testimonia auctorum de Merkelio der eben angekündigten Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften empfehlend vorauslaufen. Das Büchlein, mit einer Fratze geziert, ſauber gedruckt und geheftet, machte Glück, wurde uns obenein gut bezahlt, und verband uns neue Genoſſen und Freunde. Wir hatten jedoch unſre Namen diesmal zurückgehalten, und auch die Theilnahme Bernhardi's ſorgfältig verſchweigen müſſen; das Geheimniß war um ſo rathſamer, als Merkel eben in höhere Gunſt gekommen war, und im Auftrag der Staatsbehörde mit Johannes von Müller vereint eine politiſche Zeitſchrift herausgeben ſollte, eine Zuſammenkuppelung, die nicht ungeſchickter und ſchmähliger auszudenken war, denn Müller's geehrter Namen war durch Merkel's verachteten mehr als aufgewogen.

Einige litterariſche Erſcheinungen regten unſern ſtärkſten Antheil auf. Des Knaben Wunderhorn von Clemens Brentano und L. A. von Arnim veranlaßte mich zu einer empfehlenden Anzeige, welche den doppelten Erfolg hatte, die freundliche Aufmerkſamkeit der beiden Herausgeber und den ſchnöden Unwillen Merkel's zu erregen. Die ſchwungvolle Ergießung Arnim's über Volkslieder begeiſterte mich zu einem Sonett, das ich ihm zuſandte, und dann fünfundzwanzig Jahre ſpäter unter werthen Andenken von ihm aufbewahrt wiederſah. Auch ſeine frühſten dichteriſchen Sachen, Hollin's Liebeleben und Ariel's Offenbarungen, laſen wir mit großem Eifer. Fichte's Vorleſungen über das Weſen des Gelehrten und Schleiermacher's Weihnachtsfeier hielten uns tief in die Nächte hinein munter. Ueberhaupt betrieben wir alles geſellig, und da ſo viele Gegenſtände auf uns eindrangen, für welche wir eine dialektiſche Behandlungsweiſe ſtets bereit hatten, ſo waren unſre Erörterungen und Streitigkeiten oft ſehr lebhaft. Eines beſondern Falles, wo die Hitze des Streites ſo weit ging, daß er darüber in Gewaltthätigkeit häßlich zerplatzte, muß ich zu meiner noch heutigen verdienten Beſchämung gedenken. Neumann und ich hatten in die Nacht hinein langwierig disputirt und legten uns endlich nieder, aber der Streit dauerte auch aus den Betten noch fort, und ganz überwacht und ruhbedürftig hörten wir nicht auf, uns mit ſtets erneuten Beweisführungen wechſelſeitig zu reizen. Bis hieher trugen wir gleich, wir hatten in Hitze und Aerger uns die ſchlechteſten Gründe wie die beſten an den Kopf geworfen, aber weiß der Himmel, was für ein Wurf ſolcher Art mich eben auf das empfindlichſte getroffen hatte, ich gerieth in Wuth, ſprang aus dem Bette zu dem Gegner hin, und indem ich über ihn hingebogen ihm beide Arme faßte, verlangte ich heftig, er ſolle ſich für überwunden bekennen! Derſelbe Moment aber kühlte mich ab, Neumann hatte kaum verwundert mich anrufen können, als mich der Unſinn und die Lächerlichkeit meines Beginnens durchzuckte und verwirrte; meine Beſchämung war vollſtändig, mich dem Freunde zum Verlachen preiszugeben ſchlug nicht an, er war zu ernſtlich gekränkt, ich mußte ihn lange um Verzeihung bitten, und konnte das widerwärtigſte Gefühl erſt nach noch langem Wachen im ermüdeten Bewußtſein verwinden. –

Der Winter brachte mir wie gewöhnlich mancherlei Unwohlſein, beſonders war mir die rauhe Morgenluft ſchädlich, und ich mußte die Frühſtunden mehr und mehr verſäumen. Die Schulſtudien geriethen mir dadurch in mißbehagliche Störung, allein gleichzeitig mußt' ich auch von andrer Seite mich ihnen allmählig entrückt fühlen. Wir hatten das Nachzuholende in der Hauptſache wirklich nachgeholt, unſre Lebensjahre widerſprachen dem längern Verharren in einem Verhältniſſe, das für uns nur richtig ſein konnte, ſo lange es durchaus nothwendig war, und Gurlitt ſelbſt fand, daß wir genug vorbereitet ſeien, und das etwa noch Wünſchenswerthe aus dieſer Sphäre auch in der höheren nicht verabſäumen würden. Für David Mendel war ohnehin der Abgang vom Gymnaſium ſchon feſtgeſetzt, und ſo beſchloſſen auch wir, zum Frühjahr 1806 die Univerſität Halle zu beziehen und wo möglich unſern Freund mit dahin zu entführen. Der Leibmedicus Stieglitz in Hannover, der dem Mendel'ſchen Hauſe ehemals in Göttingen große Verbindlichkeit ſchuldig geworden, und aus Dankbarkeit jetzt den Sohn deſſelben ſtudiren ließ, hatte zwar wie natürlich Göttingen zur Univerſität für ihn beſtimmt, allein wir glaubten dieſe Bedingung nicht unabänderlich. Vorher war jedoch eine andre zu erfüllen, von welcher der Gönner ſchlechterdings nicht ablaſſen wollte; ſein Schützling ſollte nämlich nicht als Jude auf die Univerſität gehen, und dieſer, ungeachtet alles Widerwillens gegen das Chriſtenthum, mußte ſich die Taufe gefallen laſſen, zu der auch ſchon alles ohne ſein Zuthun eingeleitet war. Neumann gab ihm, ſeinen Muth anzufriſchen, eine Schrift von Jakob Böhm über die Taufe zu leſen, und hier zum erſtenmale ſah er das Chriſtenthum von einer hohen geiſtigen Seite gefaßt und fühlte ſich davon angezogen. Der wackre Prediger Boſſau ertheilte ihm den eigentlichen Unterricht mit verſtändigem Sinn, hielt eine würdige Rede, und vollzog dann die Taufhandlung, bei welcher nur Gurlitt, Neumann und ich Zeugen waren; der neue Chriſt hieß nun Joh. Aug. Wilhelm Neander, und unter dieſem Namen iſt er mit großen Ehren bekannt geworden.

Wir ſetzten unſre Abreiſe zum Ende des März an, und ſuchten uns den vielfach ſchmerzlichen Abſchied durch allmählige Gewöhnung der Gedanken zu erleichtern. Auch von Gurlitt und dem Gymnaſium zu ſcheiden that uns ſehr weh, die herrlichſten Seegenswünſche von Lehrern und Mitſchülern begleiteten uns. Reinhold wollte uns den letzten Tag durchaus noch zum Mittageſſen haben, wir konnten es nicht abwenden, hätten aber den freundlichen Mann zu guter Letzt beinahe noch ernſtlich böſe gemacht, weil wir über alle Gebühr auf uns warten ließen. Als wir endlich ſehr verſpätet eintraten, war in der That der Empfang etwas kühl, und die vorgewieſene Uhr ſprach unſre Schuld ganz beſtimmt aus, aber unſre Entſchuldigung trugen wir eben ſo klar an uns.

Wir hatten uns nämlich neue ſchwarze Röcke machen laſſen, und der Schneider ſie uns nur auf wiederholtes Schicken endlich gebracht, die Stunde war längſt vorüber, aber nun ging erſt der rechte Aufſchub an, wir probirten und probirten, und keiner konnte den Rock finden, der ihm gehörte, bis zuletzt ſich entdeckte, daß in der Beeilung die Aermel vertauſcht, die kleineren an meinen, die größeren an Neumann's Rock geſetzt waren, und da der Schneider die alten Röcke zu einer ſchleunigen Aenderung gleich wieder mit genommen hatte, ſo blieb uns keine weitere Wahl, wir mußten uns entſchließen, in dieſem Ungemach nur eilig aufzubrechen, um nicht gar erſt zum Abend anſtatt zum Mittag zu erſcheinen. Kaum hatten wir unſre Entſchuldigung vor Augen gebracht, als die Geſichter ſich ſogleich erheitern mußten, meine vorgereckten Armblößen und Neumann's pantaloniſche Aermelfülle waren ein ſo luſtiger Anblick, daß niemand des lauten Lachens ſich enthalten konnte, zu welchem jede Bewegung den Anlaß noch oft erneuerte, und ſo erwuchs aus der unmuthigen Anlage eine der fröhlichſten und angenehmſten Mahlzeiten, die auch noch für die Folge zur heiterſten Erinnerung blieb.

Mit dieſer Luſtbarkeit reiſten wir ab. Unſer Weg führte über Haarburg zuerſt nach Hannover, wo wir Neander bei Stieglitz abſetzten, und dann eilten wir nach Hameln, wo Chamiſſo unſres Beſuches harrte. Sehr groß war die Freude des Wiederſehens, wir tauſchten alles aus, was wir inzwiſchen erlebt, gelernt und geſonnen hatten, beſonders beſchäftigten uns die Plane für die nächſte Zukunft. Für Neumann und mich war die freudigſte Bahn eröffnet, mit Verdruß erblickte Chamiſſo ſeine Wege verworren und abgebrochen. Was konnte dieſer preußiſche Friedensdienſt ihm verſprechen, als nach durchquälten beſten Jahren eine traurige Verſorgung im Alter, wenn dies erſt wirklich erreicht wurde? Ein Krieg allerdings enthielt Möglichkeiten der Auszeichnung und des Glücks, aber ein Krieg war nur gegen die Franzoſen zu denken, und inſofern für unſern Freund, der alsdann ſeinen Landsleuten gegenüber ſtand, am wenigſten erfreulich; jetzt war aber auch die Ausſicht des Krieges verſchwunden, und an ſeiner Statt, wie bisher, höchſtens noch ferneres Herumſchleppen zu erwarten. Das ſchlummernde Frankenthum in Chamiſſo war übrigens durch einen beſondern Umſtand hier mächtig erweckt. Die Franzoſen hatten, wie ganz Hannover, ſo auch Hameln den Preußen vertragsmäßig geräumt, und an letzterem Orte nur einige Kranke zurückgelaſſen, mit deren Obhut ein Offizier beauftragt war. Dieſer hieß Ponſard, war aus Burgund, diente von frühen Jahren an, hatte die Feldzüge Napoleon's mitgemacht, und zeigte bei lebhaftem Geiſt und beredter Offenheit nicht nur als Krieger, ſondern auch als Menſch eine edle und liebenswürdige Geſinnung. Mitten unter all den Preußen, die für ihn wenig Sinn und kaum guten Willen hatten, fand er den unvermutheten Landsmann als einzigen Troſt und ein näherer Umgang war ſchnell eingerichtet. Wir fanden das Verhältniß in voller Blüthe, und nahmen gleich daran Antheil, ſo daß Chamiſſo mit ihm und uns faſt immer zuſammen geſehen wurde, nicht ohne den Scheelblick einiger ſeiner Obern und Kammeraden, denen ſeine Abwendung nicht unbemerkt bleiben konnte. Ponſard ſtellte uns in ſeiner Perſon den franzöſiſchen Krieger von der beſten Seite dar, der Kaiſer Napoleon war ihm nur ein Ausdruck für das Vaterland, deſſen Siegesmacht noch immer nach außen die Freiheit ſchützte, welche der Geiſt des Krieges und Ruhms im Innern, wie nicht zu läugnen war, ſchon etwas überwältigt hatte. Seine Erzählung von früheren Feldzügen, beſonders von der jüngſten großen Schlacht bei Auſterlitz, wo er mitgefochten, ſeine freimüthigen Urtheile und Anſichten, alles nahm für ihn und das franzöſiſche Heerweſen ein, welches als ein Inbegriff der beſten Eigenſchaften der Nation erſchien, und im wachſenden Gebrauch für ſtrenge Zwecke eines gebietenden Oberhauptes die urſprünglichen Elemente jugendlicher Kraft und Begeiſterung noch nicht völlig eingebüßt hatte. Dagegen war auf unſrer Seite von dem, was am Kriegsdienſte reizend ſein konnte, wenig zu ſpüren, ſelbſt die Erinnerungen waren pedantiſch geworden, und der ſiebenjährige Krieg neben den neueſten Feldzügen wie ein alter Griesgram unter glänzenden Jünglingen, durch ſein Koſtum, ſeine Sprache und Manieren eine völlig vergangene Zeit darſtellend. Chamiſſo fühlte ſich von dieſer Seite des deutſchen Lebens, wo ſeine Landsleute ſo ſehr im Vorzug erſchienen, nur um ſo heftiger nach derjenigen gedrängt, wo die Deutſchen ſo mächtig überragten, nach der Seite der Wiſſenſchaft und der Geiſtesbildung. Eines Abends, da er den Wachtdienſt an einem der Thore hatte und wir ſpät im Mondſchein auf den Wällen und Brücken mit ihm hin und her wandelten, kam ſein kämpfendes Wollen zum feſten Entſchluß, und auf der Stelle weihte er gleichſam ſich mit uns zum halliſchen Studenten ein, denn er wollte gleich nach unſrer Wegreiſe ſeinen Abſchied fordern und uns dann unverzüglich folgen, um ordentliche Studien zu treiben, wozu die Steigerung ſeiner bisher aus der Heimath bezogenen Hülfsmittel für einige Jahre zu hoffen war.

In Hameln, wo wir ein paar Wochen in fröhlicher Läſſigkeit angenehm verlebten, machten wir noch eine Bekanntſchaft, die uns recht erinnern konnte, daß wir in Deutſchland waren, wo jeder kleinſte Ort und Winkel irgend einen tüchtigen und eigenthümlichen Antheil an der allgemeinen Bildung zu hegen pflegt, und die Edlen jetzt noch eben ſo vereinzelt und mannigfach in den verſchiedenſten Amts- und Lebensverhältniſſen über das ganze Land verbreitet ſind, wie ehemals in Burgen und Schlöſſern. Zu geſchweigen, daß in Hameln der Apotheker Weſtrumb wohnte, der als Chemiker weit und breit berühmt war, ſo fand ſich daſelbſt unvermuthet auch in dem wenig genannten Stadtſchulzen ein Mann, dem unſre Zuneigung und Achtung ſich eifrig anſchloß. Er hieß Avenarius, war gründlich gelehrt und ein Freund ſeltner Bücher, deren er während eines langen Lebens eine hübſche Anzahl geſammelt hatte; er ſuchte auch in der neueſten Litteratur nicht ganz zurückzubleiben, und bei dem Namen **Goethe** verklärten ſich ſeine Züge in freudigem Stolz. Er war nämlich ein Studiengenoſſe deſſelben aus jenem frühen Univerſitätsleben in Leipzig, deſſen Andenken ein köſtliches Stammbuchblatt von Goethe, ſo wie deſſen ſcherzhafte Verſe auf den Kuchenbäcker Hendel, von denen wir die erſte Kenntniß damals in Hameln empfingen, und ähnliche Zeugniſſe und Erinnerungen, von Gellert, Zachariä und Andern, lebendig hervorrieſen. Er muß in ſeinen Jugendjahren ſehr aufgeweckten und ſchwunghaften Geiſtes geweſen ſein, Johann Georg Jacobi rühmte ſich ſeines vertrauten Umgangs mit Begeiſterung. Dem wackern Manne ſollte aber auch ſeinerſeits eine angenehme Ueberraſchung zu Theil werden, denn indem es ihn ſchon ſehr freute, ſeine Schätze von jungen Leuten unverhofft ſo gewürdigt zu ſehen, hatte er noch die ſeltenere Merkwürdigkeit zu erfahren, daß ſogar die von ihm ſelbſt faſt vergeſſenen Spiele ſeiner Jugend auch jetzt noch von Jüngern gekannt ſeien, denn ich ſagte ihm, ich beſäße aus dem Jahre 1771 ein Schriftchen, betitelt: Aelurias, epos jocosum, eine Ueberſetzung von Zachariä's Murner, in lateiniſchen Verſen von Avenarius, und ich könne nicht zweifeln, daß er dieſer Autor ſei, welches denn auch eingeſtanden werden mußte, und die gemeinſame Zufriedenheit nur vermehrte. Im Uebrigen war der wackre Mann, wie faſt alle hannöverſchen Beamten, ein treuer Anhänger ſeiner Regierung, und wehrte ſich gegen die eingedrungene preußiſche Macht ſoviel ſeine ſchwache Stellung es erlaubte. Gegen uns brauchte er ſeine Meinung nicht zu verbergen, und wir ſchätzten ihn nur um ſo mehr.

In dieſer Zeit glaubte das preußiſche Militair ſich zum größten Unwillen berechtigt, daß man ihm die Thaten und Ehren, zu deren Gewinn das Heer ſo zuverſichtlich ausgerückt war, nicht gegönnt, ſondern den Krieg durch Unterhandlungen und Verträge abgewendet hatte. Aeußerungen des bitterſten Haſſes trafen die Männer, welche man für die Urheber dieſer Wendung hielt; eifrige Theilnahme dagegen bezeigte man für diejenigen, welche der ſogenannten Kriegsparthei zugerechnet wurden. Ich erfuhr dieſe Wirkung an mir ſelbſt durch ein Mißverſtändniß, das zwar nur einen Augenblick, aber grade lange genug dauerte, um mich einen durchdringenden Zug dieſer Verhältniſſe empfinden zu laſſen. Das Gerücht verkündete, der Staatsminiſter Freiherr von Hardenberg habe aus Empörung über den Sieg ſeines franzöſiſch geſinnten Kollegen Haugwitz allem Antheil an den Staatsgeſchäften entſagt, und ſei eben hier in der Nähe auf einem Gute angekommen, um die Zeit der Trauer und Schmach hier zurückgezogen zu verleben. Wir hatten mit Chamiſſo grade das Fort St. George beſtiegen, und da er uns einem Oberſten daſelbſt vorſtellte, verſtand dieſer anſtatt meines Namens den Namen Hardenberg, da ihm denn die Ankunft des Miniſters beſtätigt und ich ihm als ein Sohn deſſelben erſcheinen konnte. Augenblicklich bezeigte er die dringendſte Beeiferung, die befliſſendſte Achtſamkeit, welche ſichtbar grade dieſem Namen gelten ſollte; natürlich war die Aufklärung ſchnell zur Hand, nicht ganz ſo ſchnell jedoch als es ohne Chamiſſo's Deutſchfranzöſiſch möglich geweſen wäre, und nun ſank alles ohne Säumen wieder in das rechte Geleiſe, oder ſogar unter daſſelbe. Mir aber wuchs dagegen im Innern das zornigſte Gefühl, daß ich zwar einem Herrn von Hardenberg in vieler Hinſicht gar wohl nachſtehen könne, aber durch nichts erinnert ſein wollte, daß ich in irgend einer Beziehung nothwendig weniger gelten müſſe. Um dieſer entſchloſſenen Empfindung willen, deren ich mich noch freue, und als ein auffallendes Zeichen der zwiefachen Tagesgeſinnung, die ſich hier begegnete, iſt mir der ſonſt völlig unbedeutende Vorgang merkwürdig geblieben, und ſo möge er auch hier ſeine Stelle haben.

Wir verließen Hameln unter treulichſten Verſprechungen und Hoffnungen eines baldigen Wiederſehens in Halle, auch mit Ponſard ſchüttelten wir herzlich die Hände und gelobten uns gegenſeitig wirkſame Freundſchaft, wie und wo wir uns auch in der Welt wiederfänden. Wir fuhren nach Hannover, um Neander noch zu ſehen, in deſſen Ausſichten aber durch unſre Ankunft eine plötzliche Veränderung eintrat. Der Leibarzt Stieglitz meinte, ſo gern er es ſonſt zugäbe, daß Neander mit uns nach Halle ginge, ſo müſſe er doch für das Studium der Rechte Göttingen vorziehen, ein anderes würde es freilich ſein, wenn von Theologie die Rede wäre, da möchte Halle den Preis verdienen. Dies faßte Neander auf und erklärte mit Entſchloſſenheit, ſo wolle er denn lieber Theologie ſtudiren! Stieglitz war nicht wenig verwundert, fand aber bei ſolcher Miſchung von düſtrem Starrſinn und leichter Wandlung in dem jungen Manne faſt gleichgültig, welche Fakultät er wählte, da er in jeder doch nur ſein

Weſen fortſetzen würde, und dies ſchien in der Theologie noch am leichteſten zu betten. Er willigte daher in den Wechſel des Studiums und des Orts, wobei er wenigſtens den Vortheil ſah, daß ſein unbeholfner Schützling mit fürſorgenden Freunden bliebe. Neander kam triumphirend uns ſeine Glückswendung zu verkündigen, die Marſeiller Freiheitshymne anſtimmend trat er zu uns herein, wirklich berauſcht von dem Erfolg, den er nicht mehr gehofft hatte. Wenn man in ſeinem künftigen Leben das Chriſtenthum und die Theologie als beſtimmende Richtung und eigentlichen Gehalt ſeines Weſens unſtreitig anzuerkennen hat, ſo muß man dem Erzählten zufolge dabei doch geſtehen, daß er zu beidem auf eine ſehr zufällige Weiſe und mittelſt ganz äußerlicher Beſtimmungsgründe gekommen iſt. Einen der ſeltſamſten Gegenſätze bildete Neander in dieſer Zeit auch mit ſeinem leiblichen Vater, der von Göttingen gekommen war, um ſeinen Sohn nach vielen Jahren der Trennung wiederzuſehen. Herr Mendel Gumprecht war auf der Univerſität ein betriebſamer Geſchäftsmann, gewandt und geprüft im Verkehr mit den Studenten, einen kleinen Scherz mit dem Vortheil gern in den Kauf nehmend; der lebeluſtige, ſinnliche Mann ſah mit Verwunderung die Sohnesart an, die aus ihm hervorgegangen war, faſt peinlich aber mußte für den Sohn die Nähe eines Vaters ſein, deſſen Aeußerungen eine ſonderliche Hochachtung weder zuließen noch ſelbſt verlangten. Es war eine Erleichterung für uns, dieſe widerſtreitenden Perſonen bald wieder auseinander ſcheiden zu ſehen.

Der kurze Aufenthalt in Hannover wurde mir auch noch durch das Wiederſehen eines Privatgelehrten, Namens Fricke, der mir ſchon in frühſter Zeit in Berlin einmal vorgekommen war, und jetzt als Hofmeiſter in einem angeſehenen Hauſe lebte, höchſt erfreulich; ich wußte nicht, daß der Mann irgend etwas geſchrieben hätte, ſeine Perſönlichkeit aber zeigte die ſchönſte, ebenmäßige Durchdringung ſtrenger Kenntniß des griechiſchen Alterthums und freien Geiſtes der neueren Zeit. Seine ſtolze Haltung und gebildete Sicherheit machten ihn zu einer Goethiſchen Geſtalt; auch er wußte ſeinen Platon gut, aber in einer andern Richtung als Neander, deſſen Auffaſſungsweiſe und ganzes Weſen er als trüb und unſchön faſt mit Feindſchaft von ſich abwies. Ich habe ſpäter nie mehr von ihm gehört, ſeine Erſcheinung aber mußte ich ſtets unter die merkwürdigſten Beiſpiele rechnen, welch eigenthümliche und bedeutende Perſonen ungenannt und ſtill in unſres Vaterlandes unzähligen Lebenskreiſen leuchten und wirken.

Wir reiſ'ten nun zu Dreien mit dem Poſtwagen über Braunſchweig nach Halle. Da wir auch die Nächte durchreiſ'ten, und oft in dem noch rauhen Wetter auf unbedecktem Wagen, ſo hatten wir viel von Neander's Schwäche zu leiden, der zwar ein völliger Stoiker ſein wollte, jedes Ungemach und jede Entbehrung für nichts achtete, aber in der That auch nicht die geringſte ertragen konnte, ſondern jedem augenblicklichen Bedürfniſſe unwiderſtehlich anheimfiel, mit Gefahr zurückgelaſſen zu werden, oder ſchlaftrunken in die Räder zu fallen, ſo daß wir ihn unaufhörlich erinnern, halten und bewachen mußten. Weckten wir ihn bei nöthigen Anläſſen gewaltſam, oder mußten wir ihm die Befriedigung des Hungers oder Durſtes verzögern, ſo wurde er bittergrob, und wir ſahen wohl, daß wir uns ein großes Kind aufgebürdet hatten, deſſen verſäumte äußerliche Bildung uns noch viel zu ſchaffen machen würde.

Achter Abſchnitt.

Die Univerſität.

(Halle, 1806.)

In der erſten Tagesfrühe des 21. Aprils fuhren wir in Halle ein, Raſſeln und Stöße des Wagens auf dem holperigen Steinpflaſter entriſſen uns der Schlaftrunkenheit, und die alterthümliche noch in tiefer Ruhe liegende Stadt mit ihren ſtillen Straßen und Fenſtern ſprach uns Ermunterte geiſterhaft an. Ich fühlte das ganze Gewicht dieſes Augenblicks, der mich in ein neues Leben eingehen ließ, das ich längſt erſehnt und gehofft hatte, und in ſeiner Erfüllung faſt noch bezweifelte! Mir war zu Muth, als beträte ich ein Heiligthum, eine geweihte Stätte. Die Stille hatte etwas Ahndungsvolles und Schauerliches, ſie verhüllte ein unendliches Leben der Jugend und des Geiſtes, das mit der ſteigenden Sonne ſogleich neben allem Treiben der ſtädtiſchen Welt in tauſendfachen Regungen zu erwachen begann. Unſer Freund Loebell, der von Hamburg ſchon früher unſre Aufträge empfangen hatte, war ſchnell aufgefunden, und ein erſter Ausflug nach Wohnung, verſchaffte uns gleich die entzückendſte, außerhalb des Thores, in den ſogenannten Pulverweiden, dicht an der Saale, die hier einen ihrer rauſchenden Waſſerfälle bildete; unſre Fenſter zeigten uns üppige Wieſen, ſchöne Pappelreihen, dahinter die ſich erhebende Stadt, auf der andern Seite den gebogenen Lauf der Saale, Feld und

Wald jenſeits, und über die hohe Brücke hinaus die Felſenwände eines großen Steinbruchs. Mit welch ſeliger Befriedigung ſetzten wir uns hier feſt, mit welchen herrlichen Ausſichten auf den Vollgenuß des göttlichſten Studienlebens! Unſre Zimmer lagen in zweien Stockwerken, ſie waren nicht dreifach abzutheilen, und Einer von uns mußte Neander'n bei ſich aufnehmen; wir looſten, und er fiel mir zu, da wir denn in Stube und Kammer uns gemeinſchaftlich zu behelfen ſuchten. Von einem kärglichen Mittageſſen an einem Studententiſche, das unſrer Begeiſterung nicht ſtörend wurde, eilten wir in Stadt und Umgegend, vorläufig Kenntniß der Oertlichkeit zu nehmen, und für ſo viele bedeutende Namen und Beziehungen, die wir ſchon wußten, nun auch die wirklichen Gegenſtände zu erblicken. Beſonders beglückte uns Gibichenſtein mit ſeinen traulichen Ufern, hohen Felſen, alten Sagen und friſchen Erinnerungen, die ſich uns dort aus Koreff's Erzählungen anknüpften. Zum erſtenmal in einer Univerſitäts-Stadt von dem Anblicke des Studentenweſens getroffen, empfingen wir auch von dieſer Seite Reiz und Stoff der lebhafteſten Betrachtung; Benehmen, Tracht und Sprache der Jünglinge bezeugte ihre Freiheit, die denn doch durch eigne Satzungen und Regeln in vieler Art gezügelt und auch ſonſt durch Sitte, Dürftigkeit und Rückſichten genugſam wieder beſchränkt wurde, um nicht unleidlich zu erſcheinen. Die Mehrzahl der Burſchen zwar lebte in dem üblichen Herkommen, hatte ihre Fechtübungen und Zweikämpfe, ſo wie ihre Gelage und Heldenthaten im Breihahntrinken und Tabackrauchen, gönnte aber jedem, der ſich nicht zu ihnen halten mochte, und ihr Treiben nur nicht etwa ſonderbar finden wollte, — wie denn dieſer Ausdruck ſelbſt höchlich verpönt war — gern ſeinen eignen Weg, ſogar auf dem breiten Stein in der Mitte der Straßen, den man ſich unter einander ſchon leichter freigab, und nur den ſogenannten Philiſtern mit Eiferſucht beſtritt. Die Frequenz war ſehr groß, man rechnete gegen fünfzehnhundert Studirende, die ſich in verſchiedene Landsmannſchaften theilten, wiewohl auch eine nicht geringe Anzahl ſich wenig oder gar nicht an dieſe Vereine hielt. Wir blieben natürlich von ſolcher Theilnahme fern, und konnten überhaupt uns nicht verhehlen, daß wir das eigentliche Studentengefühl doch nicht in uns hegten, daß wir in manchem Betracht die Univerſität, die vor uns lag, ſchon im Rücken hatten, und ſchon weiteren Verhältniſſen angehörten, die mit völliger Hingebung an die neue Lage kaum vereinbar waren.

Der Bezug dieſer Verhältniſſe erſchien mir in ſtarker Mahnung gleich bei dem Immatrikuliren, zu welchem wir uns bei dem Prorektor Maaß meldeten. Schon während der Reiſe hatte ich über die zukünftige Geſtalt meines Lebens ernſtlich nachgedacht, und wohl gefühlt, daß es Frevel wäre, ohne Rückſicht auf die gewöhnlichen Fügungen durchaus eine geniale Laufbahn anzuſprechen. Wollte ich einen freien Stand und eine gründliche Thätigkeit in der bürgerlichen Welt haben, dachte ich ſo viele Erwartungen und Wünſche, die mir zugewachſen waren, nicht völlig zu täuſchen, oder in ungemeſſene Ferne zu ſchieben, ſo mußte ich nothwendig die Arzneiwiſſenſchaft wieder pflegen, da die Philologie entweder nur handwerksmäßig dem Schulfache zuführte, oder für andre Stellung eine Meiſterſchaft erforderte, die wir uns keineswegs vermaßen ſo ſchnell — wenn irgend je — zu erwerben. Ich ließ mich daher als Befliſſenen der Medizin und Philologie einſchreiben, zur Verwunderung der Andern, die meines Sinnes noch nicht kundig waren, und indem ich mein Augenmerk fortan wieder auf jene Studien richtete, gab ich mir nur die beruhigende Friſt, noch wenigſtens das erſte halbe Jahr ungetheilt meiner freieſten Neigung zuzuwenden, welches auch um ſo leichter anging, als mir eine gewiſſe Stufe in der Kenntniß der Alten und in allgemeiner Geiſtesbildung unentbehrliches Bedürfniß war, und meine mediziniſchen Vorkenntniſſe mich über die ſchwierigſten Anfänge dieſes Stadiums weit hinwegſetzten.

Nach der Einſchreibung begaben wir uns zuvörderſt zum Geheimen Rath Wolf, an den uns Gurlitt und Nolte Empfehlungsſchreiben gegeben hatten, und meldeten uns zu ſeinen Vorleſungen; leider las er diesmal nicht über den Homer, noch ſonſt über einen alten Schriftſteller, doch waren wir auf ſeine Geſchichte der alten Völker ſehr begierig. Friedrich Auguſt Wolf erſchien unter den Gelehrten wie ein König, umgeben von ſolchem geiſtigen Anſehn, von ſolcher Macht und Größe der Gegenwart. Seine hohe, behagliche Geſtalt, ſeine großartige Ruhe und alles wie durch Gebot leicht beherrſchende Thätigkeit gaben ihm den Glanz einer Würde, deren er nicht einmal zu bedürfen ſchien, denn er ſtellte ſich bereitwillig den Andern gleich, und liebte, nach Art eines Friedrich, auch ohne den Prunk ſeiner Macht, bloß als Menſch in freiem Witz, in Laune und Scherz, noch immer herrſcherlich zu wirken. Er beſaß alle Güter und Hülfsmittel der Pedanterie, aber alle hatte er durchgeiſtet, und ſchaltete frei mit ihnen, ſo daß er wie über ſeinem Wiſſen auch über allen ſeinen Wiſſensgenoſſen ſtand, und hinwieder durch ſein Wiſſen jedem andern Gelehrten eine beneidenswerthe Grundlage aller Geiſtesbildung zu ſchauen gab. Sein freundlicher Empfang, ſeine Fragen und Rathſchläge, ließen uns gleich die ſcharfgeiſtige Munterkeit empfinden, auf die man uns ſchon vorbereitet hatte; ſeine herzliche Achtung für Gurlitt that uns wohl, über Bernhardi und Nolte hatten wir auch nur Erwünſchtes zu vernehmen, und als wir uns nicht ohne Abſicht rühmten, von letzterem auch an Niemeyer empfohlen zu ſein, der uns längſt als Zielſcheibe der ſcharfen und neckenden Pfeile des fernhintreffenden Helden bekannt war, hatten wir uns des heiterſten Scherzes zu erfreuen, der höchſt anmuthig den Gegenſtand gleichſam durch die Finger gleiten ließ, ohne ihn halten zu wollen, noch geradezu wegzuwerfen. Späterhin fand ich bei Niemeyer denn doch einen wohlmeinenden Sinn, der an ſeiner Stelle viel Gutes gewirkt haben mag, aber freilich im Wiſſenſchaftlichen einer eitlen Mittelmäßigkeit fröhnte, die ſich auch im Geſelligen nicht verläugnen konnte, und mich ungeachtet der eifrigſten Einladungen nur abſchreckte, ihn und ſein Haus öfters zu beſuchen.

Durch Lea Mendelsſohn, war ich dem Kapellmeiſter Reichardt empfohlen, der in Gibichenſtein mit zahlreicher Familie ein eignes Haus bewohnte, und einen ſchönen Garten mit glücklichen Anlagen und Pflanzungen hügelauf erweiterte.

Kunſtübend und gaſtfrei, dabei litterariſch und nach Umſtänden politiſch vielthätig, mit Gelehrten und Vornehmen weit und breit verbunden oder bekannt, führte Reichardt in Halle gleichſam das Anſehn und Wort des gebildeten Weltmannes, und wenn auch ſeine vermittelnde oder beſchützende Vornehmheit heimlich einigen Spott erfuhr, ſo wurden ſie doch in offenbarer Weiſe nicht leicht ſtreitig gemacht. Selbſt die Studenten, von denen er in einer Zeitſchrift allzu leichtſinnig geſagt, ſie ſeien leider noch ſehr roh und ungeſittet, und die ihm deshalb kürzlich die Fenſter eingeworfen hatten, erkannten ſeine Ueberlegenheit mit lächelnder Billigung an, als er gleich darauf in derſelben Zeitſchrift unter Berufung auf das Vorgefallene ſeine frühere Aeußerung widerrief. Auch für mich und Neumann eröffnete ſich freundlich ſeine Gönnerſchaft, und er machte es zu einer Hauptſache, daß wir ſeinen Schwiegerſohn Steffens und deſſen und ſeinen Freund Schleiermacher, für welche wir unbegränzte Verehrung bezeigten, zuerſt bei ihm ſehen ſollten. Dies geſchah am nächſten Sonntage zu Mittag, und gerade in der reichen Umgebung weniger günſtig. Denn der heitre, jugendlich hübſche, von beredter Geiſtigkeit ſprudelnde Steffens ließ zwar unter keinen Umſtänden ſich in ſeiner Lebhaftigkeit ſtören, und war eine ſo liebenswürdige als geniale Erſcheinung; aber der unanſehnliche, in ſeinem Benehmen zurückhaltende, Gemüth und Begeiſterung faſt verläugnende und nur zuweilen kurz und ſcharf dazwiſchen redende Schleiermacher verſchwamm in der Geſellſchaft, die ihn mehr bedeckte als trug, und beide Freunde zeigten ſich in eingeübten Scherzen und übereinkömmlichen Redensarten dieſes Kreiſes mehr daheim und behaglich, als uns, die wir ſolchen Männern vor allem unſre Bewunderung und unſer Zutrauen anzubringen ſtrebten, lieb ſein konnte. Beſonders war Schleiermacher ganz wider unſre Erwartung, ohne daß dies jedoch der großen Verehrung, die wir für ihn hegten, Abbruch that, denn was er der Einbildungskraft nahm, erſetzte er durch klaren leuchtenden Verſtand. Die Frauen des Hauſes huldigten ihm ſehr, und man widerſprach ihm nicht leicht, welches Steffens ſchon eher leiden mußte, beſonders von Reichardt, der ſeine

Nächſten auch wohl in Dingen, worin ſie ihn überſahen, zu berichtigen liebte, und ſo auch ſeinen Schwiegerſohn, zu unſerm großen Aergerniſſe, zuweilen etwas zu hofmeiſtern verſuchte. Die Kapellmeiſterin war ſchweigſam, dem Anſcheine nach eine ſteife Fee, aber in Wahrheit ein hartnäckiges Familienhaupt, welches die ganze Verwandtſchaft und den Haushalt in gegebene Eigengehörigkeit ſtreng zuſammenhielt. Luiſe, die älteſte Tochter, von den Blattern mißhandelt und vom Schickſal, das ihr hinter einander zwei ausgezeichnete Bräutigame, Eſchen und Gareis, durch frühen Tod geraubt, hatte als Tonkünſtlerin Verdienſt und Ruf, übrigens aber, bei ſehr tüchtigen und werthvollen Eigenſchaften ein weichmüthig empfindelndes Reden und Benehmen, das dem Belächeln allzu leichtes Spiel gab. Die Profeſſorin Steffens ſtrahlte in geſunder Schönheit, ſie war an Huldigungen gewöhnt, erwartete ſie jederzeit, dankte nie dafür, und zeigte bei Gelegenheit einen ſtolzen und harten Karakter; hierin ſtimmte ihr eine jüngere ſchöne Schweſter, Friederike, merklich zu, was man indeß noch eher als jugendliche Schalkhaftigkeit auslegen mochte; eine jüngſte Tochter Sophie und ein Knabe Fritz, waren noch Kinder, der letztere jedoch ſchon merkwürdig verzogen und verhätſchelt. Die ganze Familie gebärdete ſich vornehm, ſang und muſizirte ausgezeichnet, und faſt im Uebermaße. Schleiermacher's Schweſter Nanny machte dazwiſchen eine ſtille, doch zuweilen auch auflachende, herrnhutiſche Erſcheinung, Wilhelmine Wolf die eines begabten und munteren Weltkindes; Karoline Wucherer ſtellte ein harmoniſch gebildetes Frauenzimmer von Gefühl und Verſtand, und von gediegenem Werthe dar, und einige ab- und zugehende Freundinnen, ſo wie auch mancherlei Herren, aus dem Kreiſe der Stadt und der Univerſität füllten die Statiſtenrollen dieſer Geſellſchaft zahlreich aus.

Schleiermacher und Steffens luden uns zu ihren Geſellſchaften ein, wozu jeder von ihnen einen beſtimmten Abend in der Woche auserſehen hatte. Wir kamen dadurch ſogleich in ein näheres Vernehmen mit dieſen Lehrern, denen uns anzuſchließen wir die entſchiedene Neigung auch in jeder Weiſe darlegten. Nicht an feſtgeſetzten Tagen, aber zuweilen, nach

Gunſt und Gelegenheit, lud uns auch Wolf zu ſich, und Haus und Garten von Reichardt ſtanden faſt jederzeit dem Beſuch eröffnet. Von allen dieſen Beziehungen hatte ſich gleich anfangs Neander hartnäckig zurückgehalten, und ſeine zum ſtarren Trotz gewordene Schüchternheit war durch kein Zureden zu überwinden. Er machte die nothdürftigen Beſuche bei den Profeſſoren, deren Vorleſungen er zu hören dachte, ließ ſich mit ein paar jungen Theologen, Budde und Strauß, bekannt werden, die hinter dem Sonderling einige bedeutende Eigenſchaften witterten, und ſaß übrigens immerfort bei ſeinen Büchern, indem weder Natur noch Geſelligkeit für ihn den geringſten Reiz hatten. Dieſe angehende Entfernung zwiſchen uns mußte aber gerade durch die große Nähe unſres Zuſammenlebens noch ſtärker hervorwachſen; die Unordnung, der Schmutz und die Zerſtreutheit des Stubengenoſſen wurden mit jedem Tage unerträglicher, ich konnte weder meine Papiere und Bücher, noch meine Wäſche und Kleider gehörig ſchützen; alles Geräthe des täglichen Gebrauchs war ohnehin Preis gegeben; wenn er Luſt bekam laut zu leſen, ließ er ſich durch keine Einwendung hindern; meinen Platz am Schreibtiſch, wenn er ihn beſetzt hatte, wollte er nicht räumen, ja ich fand ihn ſogar, anſtatt in ſeinem Bette in dem meinigen liegen, weil ihm dergleichen Vertauſchung ganz gleichgültig war, und er meinte, ſie ſollte es dem Andern eben ſo ſein. Die wiederholten Zurechtweiſungen, die ſich nach Verhältniß der wachſenden Ungebür ſteigerten, waren ihm unleidlich, er ſah ſie als willkürliche Chicanen an, und da er überdies das Mißgeſchick hatte, faſt bei jedem Gange zur Stadt und nach Hauſe, den doch ſehr einfachen Weg zu verfehlen, ſo entſchloß er ſich eines Tages kurz und gut, nahm mit Hülfe jener Theologen eine eigne Wohnung in der Stadt, und ſagte mir die Gemeinſchaft auf, wodurch ich einer großen Laſt ledig wurde, wiewohl ich mit Neumann nicht wenig in Sorgen ſtand, was nun aus dem Unbeholfenen werden ſolle, bis wir uns verſichert hatten, daß ſeine neuen Bekannten ihm die dringendſte Aushülfe nicht fehlen ließen.

Aber auch ich ſollte des reizenden Wohnortes auf dem

Lande in dieſer gewonnenen Erleichterung nicht lange froh ſein. Das Haus hatte eine Gaſtwirthſchaft, welche in der Woche faſt gar nicht, und ſelbſt an Sonntagen nur mäßig beſucht wurde. Die meiſte Zeit war der ganze Raum, Saal, Garten, Stromufer und Wieſen, wie für uns allein da; herrliche Vormittage und Abende verlebten wir im Freien, und nicht ſelten ließen wir den Geſang Homer's am Waſſerfall mit den ſchäumenden Wogen laut in die Wette rauſchen. In dieſer ſchönen Freiheit fand mich noch Eberty, der mich auf ein paar Tage von Leipzig her beſuchte, und ſich meines Glückes theilnehmend freute. Gleich nachher aber änderte ſich alles dies plötzlich, indem der Saal dicht neben mir vermiethet wurde, und die pommerſche Landsmannſchaft ihren Fechtboden dahin verlegte. Hunderte von Studenten ſtrömten nun zu allen Tageszeiten ab und zu, und das Geklirr der Waffen und das Geſchrei bei den Fechtübungen überſtieg alle Vorſtellung, keine Abgezogenheit hielt gegen dieſe Betäubung Stand, und da eine ſolche Nähe auch in andrer Hinſicht manches gegenſeitige Mißbehagen und Gränzſtreitigkeiten erwecken mußte, die noch zum Glück bei großer Dreiſtigkeit von meiner Seite, ohne Reibung abliefen, ſo fand ich es gerathen, dieſe Wohnung zu verlaſſen und ebenfalls in die Stadt zu ziehen, während Neumann ein Stockwerk höher ungeſtört noch verbleiben konnte. So war wenige Wochen nach unſrer Ankunft das gewollte und erlangte Zuſammenleben durch zufällige Aeußerlichkeiten ſchon wieder aufgehoben, und von uns Dreien wohnte keiner mehr mit dem andern, ja ſogar die Studien, in welchen wir ſo eng vereint zu ſein dachten, trieben uns bereits in abweichende Richtungen.

Die Vorleſungen hatten angefangen, und fleißiger und eifriger als wir in dieſer Zeit waren, ließen ſich wohl keine Zuhörer denken. Die alte Geſchichte bei Wolf war ungemein reichhaltig und anregend, er trug weniger eine Erzählung als vielmehr eine fortlaufende Kritik vor, und verſetzte die Zuhörer unmerklich in ſolche Selbſtthätigkeit und Mitarbeit, daß man am Schluſſe der Stunde ſich ſtets in der heiterſten und wärmſten Stimmung, in der angenehmſten Aufregung aller Geiſteskräfte fand. Meiner philologiſchen Neigung verſagte ich nicht, in den Frühſtunden die Exegeſe der Briefe des Apoſtels Paulus bei Schleiermacher zu hören, und meinen mediziniſchen Abſichten ſollten vorläufig die zwiefachen Vorleſungen von Steffens über philoſophiſche Phyſiologie und experimentale Phyſik genügen, indem vor den völlig mediziniſchen Vorleſungen eines Reil, Loder oder Kurt Sprengel, mich noch einigermaßen ſchauderte. Bei Schleiermacher empfand ich bald entſchiedenen Gewinn; ſeine Behandlung des Gegenſtandes, die ſichre Kritik, die feine Dialektik, waren bildend auch für anderweitige Einſicht, und ſelbſt dem Gemüth eröffneten ſich aus dieſen geordneten und klaren Geisteswegen ſittliche Einwirkungen. Steffens hingegen riß gleich von Anfang ſeine Zuhörer in Begeiſterung fort, es war unmöglich in dieſem Gedränge von tiefen Anſchauungen, großartigen Verknüpfungen und blühenden Sprechweiſen, die ſeiner Beredſamkeit entquollen, ſich einer aufwallenden Theilnahme zu erwehren. Ich verſetzte mich mit Leichtigkeit in die naturphiloſophiſchen Anſichten und Ausdrücke, ich ſah mit Bewunderung den begeiſterten Lehrer einen ungeheuern Stoff herrſchend durchſchalten, ich freute mich der Liebenswürdigkeit eines Vortrags, der immer ein bewegtes Herz erkennen ließ, und ſelbſt in dem ſteten Kampfe des Dänen mit der nur halb bezwungenen deutſchen Sprache einen neuen Reiz empfing. Dieſe Vorleſungen waren auf ſolche Weiſe ein ſtets erneuertes Feſt, ein Genuß, dem man mit gleichem Vergnügen nachſah und wieder entgegenblickte; ſie zeigten aber ihren höchſten Werth erſt dann, wenn man ſie mit den Schleiermacher'ſchen gleichſam in ein Ganzes verflocht; dieſe Beſonnenheit und jene Begeiſterung ſchienen ſich wechſelſeitig zu vervollſtändigen, und beide Männer in den Hauptſachen einverſtanden und zuſammenſtimmend, ſahen ſich gern in dieſe Gemeinſchaft geſtellt, welche für die näheren und vertrauteren ihrer Jünger in aller Kraft wirklich beſtand, ſo daß die Theologen auch Steffens hörten und die Naturbefliſſenen ſich Schleiermacher'n anſchloſſen.

Mit treuem Fleiße ſetzten wir neben allem andern unſre griechiſchen Studien fort, und beſonders blieb unſer Eifer dem Homer zugethan. Wir verſchafften uns leicht die früheren Vorleſungen Wolf's über die Ilias in nachgeſchriebenen Heften, die Prolegomena wurden nach Inhalt und Form wiederholt in Betracht gezogen, und ſelbſt die Weitläufigkeiten des Euſtathios ſchreckten nicht ab, ich las einen großen Theil ſeines Kommentars mit genauem Aufmerken durch.

Wie das Homeriſche durch Wolf, war aber auch das Platoniſche durch Schleiermacher jetzt in Halle ſtark im Schwunge, und wir ſelbſt hatten deſſen auch ſchon zu viel mitgebracht, als daß nicht die fernere Beſchäftigung damit ſich uns in dieſer Luft unwiderſtehlich aufgedrängt hätte. Die Arbeiten von Heindorf, in welchem ſich der Schüler Wolf's und der Freund Schleiermacher's bei demſelben Stoffe glücklich vereinigt fanden, und die Wolfiſche Ausgabe des Gaſtmahls, ſo wie die beider Bände der Schleiermacher'ſchen Ueberſetzungen gewährten die erwünſchteſten Hülfsmittel und unerſchöpfliche Anregungen. Ich ſetzte auch den Herodotos noch fort, und machte mir mancherlei mit der griechiſchen Anthologie zu ſchaffen. Das Tüchtigſte aber, was wir unternahmen, und was uns, hätten die Umſtände nicht zu frühe Unterbrechung herbeigeführt, außerordentlich gefördert haben würde, war die Privat-Uebung, die wir unter Immanuel Bekker's Leitung, welchen damals Wolf ſeinen gediegenſten und liebſten Schüler nennen durfte, im Leſen des Ariſtophanes und im Schreiben des Griechiſchen anſtellten. Es war uns ſchon heilſam des geringen Standes unſrer Anfänge neben einer ſolchen Meiſterſchaft recht inne zu werden und zu bleiben.

Was irgend in Halle von ausgezeichneten jungen Leuten war, konnte uns nicht entgehen, denn außer den genannten Vereinigungsorten gab es ſchwerlich andere, wo Geiſt und Bildung bedeutend aufgeſtrebt hätten. Ich muß einige dieſer Jünglinge hier vorläufig nennen, auf deren Weſen und Wirkung ich noch öfter werde zurückkommen müſſen. Einer der erſten und merkwürdigſten war Nikolaus Harſcher aus Baſel, der Medizin befliſſen, aber ſeit längerer Zeit faſt nur Zuhörer von Steffens und Schleiermacher, indem die philoſophiſche Richtung bei ihm jede andre zurückdrängte. Sein dialektiſches Hebezeug, durch eine unglaubliche Leichtigkeit eines gar nicht ſchönen, aber raſchen und bezeichnungsvollen Sprechens unterſtützt, ſcheute weder die größten Maſſen noch die feinſten Verwickelungen. Mit den Naturwiſſenſchaften ſchon ziemlich vertraut, hatte er ſeine Stätte jetzt vorzüglich in Schleiermacher's Ethik aufgeſchlagen, und von hier aus ſich um das Alterthum, worin er ebenfalls mit Hülfe Bekker's das Verſäumte nachzuholen ſtrebte, um Geſchichte und Dichtkunſt eifrig bekümmert, beſonders aber die Lebensverhältniſſe ſelbſt, die Neigungen, Thätigkeiten und Formen des einzelnen Daſeins wie der Geſelligkeit zum Gegenſtande ſeiner nie raſtenden Unterſuchungen und Beſprechungen erwählt. Da er mit ſeinen eignen Zwecken und Neigungen gar nicht auf dem Reinen war, auch in perſönlicher Hinſicht ſowohl durch Drüſenkrankheit, als auch wahrſcheinlich durch irgend ein heimliches Gebrechen ein eignes Mißbehagen gegen die Natur empfand, ſo war ſein Geiſt gar ſehr zum Ironiſchen und Humoriſtiſchen hingetrieben, und darin eben ſo gewandt als kühn, und oft wirklich bewundernswerth. Eine tiefe Eitelkeit, die er ſelbſt verdammte, beherrſchte ihn, er mochte ſich nicht unvortheilhaft zeigen, und weil er doch in mancher Hinſicht nicht anders konnte, that er es nun gerade aus Rache, und eitelte mit ſeiner gekränkten Eitelkeit, wie er denn ſein etwas röthliches Haar, das ihm abſcheulich dünkte, doch wieder mit Stolz in größter Ueppigkeit an Backen und Unterkinn erſt recht zur Schau trug. Ich fühlte mich ſehr zu ihm hingezogen, und voll Theilnahme für ſeine Gaben und Schwächen; er aber hielt ſich anfangs etwas zurück, und ließ ſich erſt nach und nach gewinnen. Einen näheren Freund hatte er ſchon in Adolph Müller, einem Mediziner aus Bremen, der ganz das Gegentheil von ihm war. Ein ſchöner, geſunder und einfacher Jüngling, hatte dieſer ſein erwähltes Studium gemeſſen verfolgt, und dabei die höheren Bahnen der Naturphiloſophie und der Ethik nicht verabſäumt, auch die Gaben der Poeſie reich in ſich aufgenommen. Künſtleriſche Uebung der Muſik, worin auch Harſcher mit Liebhaberei wiſſenſchaftliche Einſicht aufſtrebte, vollendete ſeine perſönliche Bildung zu harmoniſcher Bedeutenheit. Mit beiden in geiſtiger mehr als herzlicher Innigkeit ſtand Alexander von der Marwitz, aus der Mark, erſt neunzehnjährig, aber an klaſſiſcher Bildung, an Geſchichtskenntniß, philoſophiſcher Auffaſſung und perſönlicher Haltung, ganz außer Verhältniß dieſer Jahre reif und ſicher. Er war edel, ſtolz, ernſt und raſch, gebieteriſch von Gemüth und Geiſt, aber auch fein und zart im Beſchauen und Bemerken, für künſtleriſche Sprachdarſtellung mit Sinn und Gaben vorzüglich ausgeſtattet, wodurch auch ſeine Freundſchaft mit Bekker um ſo feſter begründet wurde. Unter ſeinen nächſten Landsleuten erſchienen von Voß und von Gerlach beſonders ausgezeichnet, mit denen wir uns in Gibichenſtein und anderwärts gern begegneten. Ein Schleſier, von Przyſtanowski, ungeachtet ſeines polniſchen Namens ganz deutſch, bildete ſeine guten Anlagen für philoſophiſche Naturwiſſenſchaft im Stillen beharrlich aus. Zwei Brüder Ruſt aus Deſſau, beide der Muſik wohl kundig, zeigten den beſten Willen. Die beiden Focke aus Berlin drängten ſich lebhaft heran, der ältere mit mehr Eifer als Berechtigung, wie es ſchien, und daher ohne ſonderlichen Erfolg und Dank. Auch ein paar preußiſche Edelleute machten ihre Namen und Empfehlungen einen Augenblick geltend, ohne doch ſonderlich beachtet zu werden. Ein Doktor Klinger aus Wien, und der Prediger Blanc, welcher von Berlin nach Halle geſetzt worden war, fehlten bei Schleiermacher ſelten; auch ſah ich daſelbſt vor ihrem Abgange von der Univerſität noch mehrmals die Philologen Karl Thiel und Johannes Schulze, von welchen der letztere als Schriftſteller durch mancherlei Verſuche, und mehr noch als preußiſcher Staatsbeamter durch thätige Wirkſamkeit für Univerſitäten und Schulen ſich bekannt gemacht hat. Ich ſuchte ferner einen jüngeren Bruder meines Theremin auf, lernte Neander's neue Freunde Strauß und Budde flüchtig kennen, und erinnere mich auch dem damals ſehr jungen Börne aus Frankfurt am Main, der unter Reil's Aufſicht und Obhut ſtudirte, öfters begegnet zu ſein.

Umgang und Freundſchaft ſolcher Art auf der Univerſität zerſtreuen nicht, ſie beleben und kräftigen vielmehr die Studien, und gehören weſentlich mit ihnen zuſammen, denn die Wiſſenſchaften und Geiſtesarten treten dabei in ihrer Wechſelbeziehung hervor, und die Gemeinſchaft wie die Verſchiedenheit der Gegenſtände, mit denen man beſchäftigt iſt, wird jedem ächten Streben zur größten Förderung. Ein wichtiges Erforderniß ſcheint jedoch hiebei, daß der Verkehr möglichſt unter Studirenden abgeſchloſſen bleibe, und nicht nach andern Lebensgebieten zu ſehr hinaus verlockt werde, wo der wiſſenſchaftliche Boden weicht, und die befangenen und auch wohl oberflächlichen Verhältniſſe einer entwickelteren Lebensſtufe anheben. Neumann und ich, die wir früher in die Prüfungen des Erlebens geworfen, als zu den Studien gekommen waren, hatten den Willen, uns jetzt in dieſe redlich einzuhalten, allein die Thatſache, daß unſer Sinn großentheils darüber hinausging, ließ ſich weder läugnen noch abwenden, ſo wenig eine völlig aufgegangene Blüthe ſich wieder auf den Stand einer zugeſchloſſenen Knospe zurückzwängen läßt. Schon den Andern waren wir mehr als gewöhnliche Studenten. Unſre Schriftſtellerei machte ſich ruchtbar, und fand hier ſogar Beachtung; unſer neuſtes Opus, der Ausfall gegen Merkel, wurde gutgeheißen, und man las in vielen Zeitſchriften Lob darüber. Die Profeſſoren behandelten uns als junge Gelehrte. Dies trat recht auffallend hervor, als gegen Ende des Mai, Bernhardi auf ein paar Tage nach Halle kam. Wir waren beſtändig mit ihm, und wer ihn haben wollte, lud auch uns mit ein. So war ich der Gaſt des Geheimen Rath Schmalz und des Profeſſor Hoffbauer in der Geſellſchaft auf dem Jägerberge, einem ſchönen Luſtort in der Stadt, wo der berliner Freund bewirthet wurde. Wir genoſſen auch das gute Glück des vertrauten Zugegenſeins und Theilnehmens, als die würdigen Alten bei Fröhlichkeit und Wein wieder jung wurden, und ihren Geiſt in ſtudentiſche Freiheit ſetzten. Der gute Hoffbauer ließ nicht nach, ſondern ſchleppte uns Alle noch zu beſſerem Weine, wie er ſelbſtgefällig verſicherte, in ſeine Behauſung, wo er uns, während er ſelbſt in den Keller hinabſtieg, zu einer Gartenlaube wies. Hier trafen wir einen Mitbewohner des

Hauſes, den Profeſſor Konopack, der im Schlafrock bei einer Pfeife den Brunnen trank, und ſich ungern geſtört ſah. Da er dies ſogar merken ließ, ſo wurde er ſogleich die Zielſcheibe eines Schwarms von Sticheleien, die mehr oder minder empfindlich ausfielen. Wolf ergriff eine Waſſerflaſche, und ihren Inhalt verächtlich erkennend, rief er aus: „Was iſt das Herr Kollege, ich glaube gar, Sie laſſen das jus strictum laxiren? — Nun, das wollen wir auch thun, und ſo machen Sie uns vor allem etwas Platz, damit wir das ſchlechte Waſſer hier durch guten Wein erſetzen!“ — Der Nüchterne entzog ſich hierauf ganz im Stillen. Wolf aber war im Zuge, freute ſich, daß der Konopack ſich gepackt habe, und alle die Scherze, Launen, Bemerkungen und Witzeleien, die geiſtreich und unerſchöpflich aus ihm hervorgingen, wären ſchon damals kaum zu behalten geweſen, geſchweige denn jetzt wiederzugeben. Als Hoffbauer endlich mit Flaſchen beladen taumelnd emporſtieg, wandte ſich die Verhöhnung auch gegen ihn, ſeinen köſtlichſten und theuerſten Wein fand man abſcheulich, und Wolf, der ungeachtet der luſtigen Stimmung ſich durchaus nicht betrinken wollte, täuſchte und vereitelte alles Aufnöthigen des beeiferten Wirthes, der gerade jenes zu bewirken wünſchte, durch das einfache Hülfsmittel, daß er die erneuten vollen Gläſer ſtets willig annahm, aber jedesmal vor unſern Augen den Inhalt hinterrücks ausgoß, indem er laut verſicherte, es fehle an Feuchtigkeit, die Pflanzen verdorrten und müßten begoſſen werden. Ich deute natürlich nur den äußerlichen Umriß dieſer Sachen an, die geiſtige Belebung derſelben mag ſich jeder nach dem Bilde hinzu denken, welches er von Wolf's aufgeregtem und völlig freigelaſſenen Genius zu faſſen im Stande iſt. Aber auch Bernhardi's muntre Geſelligkeit muß dabei in Anſchlag kommen, ſo wie der liebenswürdige Eifer des tauben Hoffbauer, der ſchon des Zuſtandes genoß, in welchen die Andern gleichfalls zu verſetzen, er weder Koſten noch Bemühen ſcheute. Mir wenigſtens blieb dieſer Abend als Maßſtab und Beiſpiel für ſo manches dieſer Art, was erlebt und berichtet wird, zum ſteten Rückblick unzerſtörbar im Andenken.

Während der ſchönen Sommermonate kam hierauf noch andrer Beſuch nach Halle, der uns ſchon eine Zeitlang angekündigt und uns höchſt erwünſcht war. Achim von Arnim erſchien, und bezog in Gibichenſtein bei Reichardt die für ihn ſchon bereit gehaltene Gaſtwohnung. Seine ſtattliche Größe und edle Haltung, ſein ungezwungener Freimuth und geſelliger Frohſinn vereinigten ſich zu einem durchaus wohlthätigen Eindruck. Man ſah ihm ſogleich an, daß in ihm weder über ihn ſelbſt, noch über die Außendinge ein ſtörender Zweifel war, daß er ſeinen Neigungen harmlos folgte, und durch keinerlei falſche oder verdeckte Anſprüche geleitet wurde. Auch daß das Glück ihn durch Naturgaben und Umſtände günſtig bedacht, ihn zu keinen verkehrten oder beengten Verhältniſſen hinabgedrückt, ſondern ihm jede Entwickelung erleichtert hatte, ließ ſich an dieſem gelungenen Menſchengebilde wohl wahrnehmen. Ich ſpreche hier von ſeiner damaligen Erſcheinung, was in ſpäterer Zeit dieſes heitere Bild hin und wieder getrübt haben mag, bleibt künftigem Orte, ſofern es nöthig ſein wird, vorbehalten. Arnim war für mich ein herrlicher Anblick, den einiges übelwillige Reden Harſcher's, und kopfſchüttelnde Lächeln von Marwitz und ſelbſt von Steffens, ſo wenig wie die Reichardt'ſche Umgebung, welche hier ganz untrennbar war, mir nicht verkümmern konnten. Mit mehr liebevoller Offenheit war mir noch niemand entgegengekommen, mein grüßendes Wort aus Hamburg hatte den freundlichſten Sinn zu herzlicher Erwiederung aufgefordert, und ich ſah mich auf den beſten Fuß zu dem anſehnlichen jungen Manne geſtellt. Gleichwohl entſtand keine eigentliche Vertraulichkeit, und ſowohl das Reichardt'ſche Weſen, als auch unſre ſehr abweichenden Beſchäftigungen hielten uns aus einander.

Eine zweite ausgezeichnete Erſcheinung war Karl von Raumer, der Freund Koreff's und auch ſchon unſer Genoſſe durch ſeine Almanachsbeiträge. Von mittler Geſtalt, leicht und beweglich in Gliedern und Sinn, verband auch er Heiterkeit und Ernſt in ſeinem jugendlichen Weſen, das neben kräftigem Uebermuth auch zarte Schwärmerei durchblicken ließ. Er hatte mit beflügeltem Geiſte die Kunden der Natur und der Geſchichte ausgebeutet, und alles Wiſſen zu den glänzendſten Ideen verarbeitet, die er reich, gebildet und ſanft jeder Mittheilung lebhaft darbot. Steffens war mit ihm in traulichſter Freundſchaft, Schleiermacher aber, der ſich mit dem Jünglinge Du nannte, zeigte eine faſt verehrende Liebe für ihn, und nahm ſeine oft nur flüchtigen Aeußerungen, wie goldne Sprüche eines Begeiſterten auf. Auch Raumer eilte uns mit Herzlichkeit zu empfangen, ſprach mir von ſeinen großen Studien zur Begründung philoſophiſcher Geſchichtseinſicht, die nach Maßgabe der damals noch ſehr dürftigen Mittel, ſchon geradezu auf Indien und auf das Sanskrit losdrangen, und zeigte mir in ſeinen Auszügen und Sammlungen Früchte eines erſtaunlichen Fleißes, die ich aus meinen Büchern mit einigen ſeltenen Gaben ſehr erwünſcht vermehren konnte. Zu meinem Leidweſen aber war auch Raumer von dem Reichardt'ſchen Kreiſe ganz befangen, und zwar mit den ſtärkſten Banden, denn er war heftig in die ſchöne Friederike verliebt, ſchon mit der Hoffnung ſie zu heirathen, wie auch ſpäter in Erfüllung ging. Dieſe Gebundenheit wirkte kühlend auf unſer Verhältniß, und die außerordentliche Gunſt Schleiermacher's und die künftige Verſchwägerung mit Steffens konnte Raumer'n auch ſonſt in dem jüngern Kreiſe nicht gegen die ſcharfen Zweifel und Angriffe ſchützen, welche Harſcher und Marwitz, deren ſtolze Strenge im Verſagen oft bis zur Härte ging, über die Tüchtigkeit und Gründlichkeit ſeines Strebens und Wiſſens faſt mit Feindſchaft ausdrückten; ihren Liebling gegen dieſe zu vertheidigen, gelang den Meiſtern ſelbſt nicht immer, um ſo weniger mir, der ich mich ſeiner doch ſtets annahm, während jene dagegen feſt auf ihrem Sinn, auch in der Folgezeit verharrten. Bekker und Przyſtanowski aber, welche auch ſchwer ſich zur Anerkennung bequemten, und Raumer'n damals gar nicht wollten gelten laſſen, mußten in ſpäterer Zeit ſeine Anziehungskraft um ſo ſtärker erfahren, indem ſie bei näherem Zuſammenleben leidenſchaftliche Zuneigung für ihn faßten.

Unter den Ausflügen, die wir in die Landſchaft machten, — am häufigſten nach Gibichenſtein, niemals nach Paſſendorf, wo die Menge der Studenten jenſeits der preußiſchen

Acciſe im Sächſiſchen, zu wohlfeilerem Taback und Bier täglich hinzog, — war auch eine Fahrt nach Lauchſtädt, dem lieblichen Badeorte, wo die weimariſche Schauſpielertruppe im Sommer ihre Vorſtellungen gab. Neumann, Marwitz, ich und noch zwei Andere beſtiegen an einem ſchönen Tage zuſammen ein Wägelchen, das uns auf den ſchlechten Wegen, mit Hülfe eifrigen Geſprächs, noch ſchnell genug an Ort und Stelle brachte. Die ſchattenreichen, breiten Anlagen, einladende Gebäude, und bunte regſame Geſellſchaft überraſchten uns wie eine erquickliche Oaſe in der Oede der zurückgelegten und nochmals zurückzulegenden Stunden und Räume. Wir trafen, wie dies an Theaterabenden gewöhnlich war, noch viele halliſche Gäſte dort, ſo wie auch aus Leipzig, Merſeburg und Weimar der Beſuch nicht fehlte. Unſre Hoffnung Goethe'n zu finden, blieb aber leider getäuſcht. Um ſo eifriger waren wir, ſeine Eugenie zu ſehen, welche zu unſrer Freude, ſtatt eines angekündigten anderen Stückes gegeben wurde. Arnim, der auch mit Geſellſchaft gekommen war, fand ſich zwiſchendurch zu uns, und unſer gemeinſames Vergnügen wurde noch durch den Reiz erhöht, welchen die anmuthige Erſcheinung der Demoiſelle Jagemann aus Weimar für uns hatte; ſie war nicht zum Mitſpielen, ſondern nur als Zuſchauerin gekommen, da ſie jedoch mit Arnim wohl bekannt und von ihm lebhaft empfangen war, ſo hatten auch wir näheren Gewinn von ihrer Gegenwart. Das Stück wurde vortrefflich gegeben, die Hauptrollen mit leidenſchaftlicher Wirkung, das Ganze mit einem ſchönen Maße und wohlthätiger Ordnung, daß man alsbald fühlte, über dieſem Kunſtweſen müſſe großer Verſtand und tiefe Bildung mächtig ſchalten. Graff als Herzog, Madame Wolf als Eugenie, machten einen tiefen Eindruck, der auch die ſonſt laute Studentenſchaar zu aufmerkſamer Stille bezwang. Ueberhaupt thaten Schauſpieler und Zuhörer beiderſeits ihr Beſtes, und das kleine Haus, von deſſen Erbauung uns Goethe ſo antheilvollen Bericht giebt, konnte in der That ein Muſentempel dünken, in welchem Sinn, Anſtand und Zuſammenſtimmung des Oertlichen wie des Spiels, den Mangel reicherer Mittel völlig vergeſſen machten.

Die Verbindung mit den entfernten Freunden litt bei den neuen Bekanntſchaften auf keine Weiſe; mein in jedem Sinne lebhafteſter Briefwechſel fand mit Hamburg ſtatt, ſowohl mit Fanny Hertz, die ſich als die theilnehmendſte Freundin erwies, und deren Briefe, ſo wie die meinigen, wären ſie nicht verbrannt, mich jetzt in die ganze Fülle jener Lebenstage am reichſten zurückverſetzen könnten, als auch an meine Schweſter, welche mit jener in wachſendes Vertrauen und Bündniß getreten war. Auch an Lüders, an Reinhold und Gurlitt verſäumt' ich nicht zu ſchreiben. In Berlin waren Madame Cohen, Bernhardi und Eberty unſerm gemeinſchaftlichen Andenken theuer und anregend, und mit Theremin, der dort wieder aus Genf und Paris eingetroffen und Erziehungsaufſeher in einem polniſchen Hauſe geworden war, entſpann ſich ein eifriger Verkehr. Am wenigſten wurde Chamiſſo vergeſſen, der in Hameln ſeiner verlangten Entlaſſung aus dem Kriegsdienſt ungeduldig harrte, und dann unverzüglich zu uns zu kommen dachte. 1806 Er hatte in Nenndorf die Bekanntſchaft des Barons und der Baronin von Fouqué gemacht, und uns von dem Ehepaar viel Liebes mitgetheilt. In ſeinen Planen und Abſichten wurde er auch von dieſer Seite nur beſtätigt, da Fouqué ebenfalls das Kriegsweſen verlaſſen, und ſich ganz der Dichtkunſt ergeben hatte. Der Sommer war indeß ſtark vorwärts geſchritten, und die Antwort auf das eingereichte Abſchiedsgeſuch kam nicht, aus ſehr natürlichem Grunde, denn daſſelbe war bei dem Oberſten unbefördert liegen geblieben, und mußte wiederholt werden. Aber in der Zwiſchenzeit hatten die politiſchen Ausſichten ſich wieder getrübt, und die Möglichkeit eines Krieges war näher getreten, der Abſchied, welcher früher ohne Schwierigkeit zu erlangen geſchienen, wurde jetzt verweigert, und Chamiſſo war gezwungen, wenn er nicht auffallende und ihn manchem Mißurtheile ausſetzende Schritte thun wollte, eine entſchiedenere Wendung der Dinge, in ſeiner bisherigen Lage ferner abzuwarten. Er und wir mußten uns in das Unvermeidliche, wenn auch noch ſo unwillig fügen, und hofften nur, daß die Ungewißheit nicht lange dauern würde. Unſer Briefwechſel aber diente zugleich unſrer litterariſchen Thätigkeit, denn ich hatte mit Chamiſſo die Fortſetzung des Almanachs und mit Neumann die Herausgabe einer andern Sammlung von Aufſätzen im Sinn, wozu wir die angemeſſenen Beiträge verabreden und einfordern mußten. Chamiſſo ließ uns Verſe und Proſa nicht fehlen, Bernhardi gab ein humoriſtiſches Todtengeſpräch, meine Schweſter, eine wohlgearbeitete Novelle, und Reinhold und Theremin verſprachen Gedichte, ſo wie auch Fouqué, der mir durch Bernhardi ein Exemplar ſeiner eben erſchienenen dramatiſchen Hiſtorie vom Ritter Galmy überſandt, und mir durch ein ſolches unverhofftes Ehrengeſchenk, an welches ein brieflicher Verkehr ſich ſogleich anſchloß, keine geringe Freude gemacht hatte. Zwar der Almanach kam nicht zu Stande, weil der hamburgiſche Buchhändler der unentgeldlich angebotenen Waare mißtraute, gern aber verlegte er die andre Sammlung, welche er ſogar mit einem Friedrichsd'or den Bogen honorirte. Manche der dem Almanach beſtimmt geweſenen Gedichte mochten wir ungern zurücklaſſen, und ſchoben ſie daher zwiſchen die andern Aufſätze ein, da der gewählte Titel: „Erzählungen und Spiele“, jede Miſchung erlaubte; wir handelten darin ganz naiv und arglos, und waren einigermaßen betroffen, aber doch gleich mit dem Witze des Schickſals einverſtanden, auf welchen Chamiſſo aus der Ferne uns erſt aufmerkſam machen mußte, daß durch unſre Anordnung der genarrte Verleger nun dennoch druckte und ſogar bezahlte, was er umſonſt nicht gewollt hatte.

Ich zeigte mehreres zum Druck Beſtimmte vorher Schleiermacher'n, und erbat ſein Urtheil und ſeine Rathſchläge. Neumann's Ueberſetzungen aus dem Italiäniſchen des Boccacio und Machiavelli, konnten als zu wörtlich der fremden Sprache folgend, und daher die deutſche verrenkend, keinen förmlichen Beifall erhalten; allein ſo überwiegend neigte die von Voß und Wilhelm Schlegel in Gang gebrachte Ueberſetzungskunſt, zu der auch Schleiermacher bei ſeinem Platon ſich bekannte, auf Nachbildung äußerer Formen hin, daß jene Mißgebilde, welche ſpäter in Woltmann's Tacitus ſogar noch überboten wurden, als äußerſte Verſuche noch immer des Druckes werth dünkten. Ein Mährchen von Chamiſſo fand Schleiermacher ſehr ſchön, und lobte auch ein dramatiſches Spiel von mir, welches in künſtlichen Formen einen erzwungenen Stoff mit einiger Gewandtheit verarbeitete. Früher ſchon hatte er meine Ueberſetzungen der Epigramme Platon's mit Wohlgefallen aufgenommen, und mit genauer Sorgfalt mir manche Verbeſſerung angegeben. Der Beifall und die Aufmunterung eines ſolchen Meiſters waren mir unſchätzbar, und ich verhehlte nicht, mit welchen heißen Empfindungen ich hier mich anzuſchließen begehrte, wo mir ſolche Gunſt und Förderung ſchon gewährt wurde. Dergleichen ſentimentale Bezeigungen wies die ſonſt kühle Beſonnenheit Schleiermacher's gar nicht ab. Je mehr ich aber unter Einwirkung ſeines Umgangs und ſeiner Vorträge in eigner Bildung fortſchritt, deſto mehr empfand ich Zurückhaltung und Scheu, meine Verehrung in jener anſpruchsvollen Weiſe nach augenblicklichen Aufwallungen darzulegen; durch ſteigenden Gehalt und tiefere Innigkeit wurde meine Ehrfurcht nur beſcheidener und ſchweigſamer. Dies aber wurde von Schleiermacher unglücklicherweiſe verkannt, die Veränderung entging ihm nicht, allein er ſchob ſie irrig auf ſelbſtiſche Kälte und hoffährtigen Dünkel, welche mein beſſeres Gefühl verdrängten. Er äußerte etwas dieſer Art, Löbell erfuhr davon, ich weiß nicht wie, und machte eine gehäſſige Klatſcherei daraus, die mir durch Neander endlich zu Ohren kam. Kein größeres Unrecht konnte mir widerfahren, ich empfand es gekränkt, aber mehr noch empört, und ſtand jetzt nur um ſo trotziger in dem Scheine da, welchen zu zerſtreuen ich um keinen Preis auch nur die kleinſte Bewegung gemacht hätte. Daß zugleich meiner vielen und ſchönen Kenntniſſe gedacht worden, und Schleiermacher gemeint hatte, ſie machten mich hoffährtig, erregte mein bitteres Lachen, denn ich fühlte tief die Unzulänglichkeit alles meines Wiſſens, ſah mich in vielem hinter den gemeinſten Anfängern zurückſtehen, glaubte nie genug zu thun, um die beſchämenden Blößen zu decken, deren ich mir bewußt war. Meine Hochachtung für Schleiermacher wurde jedoch durch dieſes Begegniß nicht geſchwächt, noch mein Benehmen gegen ihn ſeitdem verändert. Auch wandte er ſich bei nachfolgenden Gelegenheiten auszeichnend und traulich zu mir, indem er zugleich gegen Andere meine Geſinnung und meine Fähigkeiten rühmte; aber dennoch warf jenes erſte unglückliche Mißverſtehen den Keim einer Unvereinbarkeit zwiſchen uns, welche in der Folge neue Irrungen nur um ſo leichter entſtehen ließ.

Von Berlin her war die Gründung eines beſondern Gottesdienſtes für die Univerſität betrieben, und ſo weit gefördert worden, daß dieſe Anſtalt am 3. Auguſt, dem Geburtstage des Königs, wirklich eröffnet werden konnte. Eine leerſtehende, bisher zu andern Zwecken gebrauchte Kirche, war der Akademie überwieſen, und Schleiermacher zum akademiſchen Prediger beſtellt. In jetzigen Tagen würde ſich niemand über eine ſolche Einrichtung wundern, ſondern die meiſten ſie ganz in der herrſchenden Ordnung finden, und mancher vielleicht mit jammerndem Rückblick auf die arge Vergangenheit ſogar die Frage aufſtellen, wie man bis dahin ohne dergleichen nur habe beſtehen und einen ſolchen Mangel verantworten mögen? Man muß aber in die Stimmung von damals ſich zurückverſetzen, um zu begreifen, welch auffallende Neuerung und welch gewagter Verſuch dieſe Sache war. Das Chriſtenthum war durch philoſophiſchen Anſchluß und poetiſche Behandlung in der letzten Zeit allerdings wieder zu größerem Anſehn gekommen, aber deßhalb glaubte man doch der kirchlichen Seite noch völlig fremd bleiben zu dürfen. Es gehörte der ganze Ruf Schleiermacher's, als eines tiefdenkenden, geiſtreichen, gelehrten Mannes dazu, um ein ſolches neues Predigtamt bei Ehren zu halten, indem Profeſſoren, Bürger und Studenten, deren Mehrzahl ſich kaum einfallen laſſen konnte, eine fromme Erbauung zu ſuchen, nun doch insgeſammt gewiß ſein durften, eine durch Scharfſinn und Gewandtheit merkwürdige Rede zu vernehmen. Wirklich war die Kirche gepreßt voll, und eine angemeſſene Stille ehrte den Redner, der aber die herrſchende Stimmung ſeiner bunten Gemeinde ſo gut kannte, daß er einen höheren Standpunkt, auf welchen er ſie zu erheben wünſchte, gleich durch die Wahl des Textes andeutete, und über die Worte des Apoſtels Paulus predigte: „Ich ſchäme mich des Evangelii von Chriſto nicht; denn es iſt eine Kraft Gottes, die da ſelig macht

Alle, die daran glauben.“ Man hörte ihn aufmerkſam und ehrerbietig an, und verſprach ſich, dieſe würdige Unterhaltung fortzuſetzen, in welcher wir näheren Jünger eine ſegenreiche Kraft ſchon lebendiger verſpürten. In der That hatte die Sache guten Fortgang, und das religiöſe Element, auf deſſen Hervorrufung Schleiermacher ſeine ganze Kraft richtete, gewann mehr und mehr Boden, indem auch die hiefür empfänglichen Gemüther ſich eifriger heranzogen, und die blos aus Bildung oder Neugier Zuhörenden, mehr und mehr abfielen.

Ich verſäumte dieſe Vorträge nie, wiewohl mich kein eigentlich religiöſes Bedürfniß zu ihnen zog. Ich wüßte keinen Abſchnitt meines Lebens, in welchem ich der Innigkeit frommer Empfindungen ganz entbehrt hätte, ein geheimes Erkennen und Verehren der göttlichen Macht und Liebe hatte mich ſelbſt in den Anwandlungen des Uebermuthes und Haſſes nie verlaſſen; ich führte meinen Gnadenbrief, um hier ſo zu ſprechen, wenn auch zuſammengedrückt und zerknittert, ſtets bei mir, und er konnte jeden Augenblick wieder entfaltet werden. Allein keine meiner Beziehungen zur Frömmigkeit hat jemals einer Kirche ſich wahrhaft verknüpfen wollen; die katholiſche hatte mir von Kindheit an nur Eindrücke des widrigſten Aberglaubens und der ſchnödeſten Verkehrtheit gegeben; die proteſtantiſche ſchien mir den Glauben, mit welchem ſie ſich noch trug, entbehren zu können, und was dann übrig blieb an guten Lehren und Bildern, pflegt wahrlich trocken und nüchtern genug zu ſein. In dem Zwieſpalte der Vernünftelei dieſer Kirche und des Aberglaubens der katholiſchen ſchien das religiöſe Gebilde völlig entſchwunden; das Reinſittliche konnte ohne ſolche Unterlage für ſich recht gut beſtehen, und die Gottergebenheit war auch aus der Philoſophie herzuleiten, womit die vorchriſtlichen Weiſen der Griechen und Römer ſich ohnehin hatten behelfen müſſen. Die geſchichtlichen Geſtalten der weltlichen Erſcheinungen des Chriſtenthums durften am wenigſten anziehen, ſie hatten zu der verkündigten Liebe nur allzu oft kein andres Verhältniß, als die Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution zu den Verheißungen der Freiheit und Gleichheit, und mir war ſchon früh aus den Betrachtungen des Weltganges das Ergebniß unzweifelhaft, daß dieſes hierarchiſche Chriſtenthum ſich überlebt habe und völlig weichen müſſe, während der geiſtige Hauch und die liebliche Wärme der urſprünglichen Lehre freilich zu ewigem Fortwirken berufen ſeien. In dieſem Sinne verfuhr auch Schleiermacher, und ſein unverhohlenes Beſtreben ging hauptſächlich da hinaus, die Religionslehre von dem Buchſtaben der Bibel ganz unabhängig zu machen. Nicht anders, als dieſes mein Verhältniß in Betreff der Religion, habe ich das der meiſten Menſchen gefunden, die ich während meines Lebens gekannt habe, der Vornehmen und Geringen, der Starken und Schwachen, und oft genug, wenn irgendwo ſich eine Wunder- und Offenbarungsgläubigkeit noch behaupten wollte, ergab ein näheres Erprüfen, daß hiebei nur ein täuſchender Schein waltete. Die kleine Zahl derer, welche ganz im Schooße des unbedingten Glaubens ruhen, konnte gegen die ungeheure Mehrheit ſchon nicht mehr in Betracht kommen, welche mit den Füßen allenfalls noch auf den alten Vorſtellungen weilt, das Haupt hingegen längſt von denſelben abgewendet hat. Und wenn ich nicht nur auf den Glauben, ſondern auch auf den Wandel und die Werke ſehen wollte, ſo durft' ich mit allem Rechte gegen meine jüngern Freunde und auch gegen Steffens und Schleiermacher die ärgerliche Forderung aufſtellen, man möchte mir doch einmal Chriſten zeigen, denn ich hätte deren leider noch keine getroffen, wenn ich nicht etwa ein paar fromme Juden ſo nennen ſollte, die ich in Armuth und Verachtung nicht nur ſtreng rechtſchaffen, ſondern auch gottergeben und milde ihren Bedrückern Liebes erzeigen geſehen. Durch meine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit bei Schleiermacher und durch die nachziehende Macht ſeiner Lehrweiſe fand ich mich jedoch hier zum erſtenmale aus der weiten Breite meiner Religionsanſichten zu den Schranken einer beſtimmten Kirchenlehre hingeleitet, und es gelang mir einigermaßen, das proteſtantiſche Chriſtenthum, ſo weit ich es kannte, im Sinne des Bedürfniſſes und der Empfindungen, die mir urſprünglich gegeben waren, aufzufaſſen. Allein ſchon verlautete, dieſe Lehre ſei keineswegs die altbeglaubigte und anerkannte, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich ſelber das Bedürfniß und die Empfindungen, die mir urſprünglich gegeben waren, ergänzend hinzuthun mußte. In dieſen lag mir aber die ſicherſte Ausgleichung für manches Vorgetragene, dem in ſeiner glänzenden Ausſtattung geiſtig zu widerſtehen ich nicht gerüſtet war, das aber gleichwohl in mein Gemüth nicht eindrang. So hielt Schleiermacher unter andern eine gewaltig fortreißende Predigt über das Sterben, in welcher die Verneinung perſönlicher Fortdauer nach dem Tode von den lichtvollſten Gedankenreihen umhüllt war, die ſich gleichſam zum Erſatz jenes abgewieſenen Troſtbildes herandrängten; ich ließ mich eine Zeit lang überreden, jenes Verneinen, dem auch die Naturphiloſophie ihrerſeits kühn zuſtimmte, ſei die Wahrheit, und ich fühlte, nach einigem Schrecken, den eine ſo neue, bisher nie an meine Seele gelangte Anſicht wohl erregen durfte, mich bei ihr alsbald ſo beruhigt, wie ich es vorher geweſen war; allein mit beſſerem Fug und Recht, als in ihr ſelbſt lag, denn es dauerte nicht lange, ſo wurde ich gewahr, daß ich die neue Anſicht nur als ſolche gefaßt, ſie aber nicht als Ueberzeugung in mein Innerſtes aufgenommen hatte, ſondern im Gegentheil, während ich mich zu ihr zu bekennen meinte, der feſte Glauben an die Unſterblichkeit der Seele mir im tiefſten Weſen unerſchütter ich fortlebte. So ging es mir auch mit andern Lehrſätzen, bei denen mehr eine geiſtige Entwickelung, und oft nur eine dialektiſche Gewandtheit im Spiele war, kaum aber ein wahrhaft religiöſer Inhalt zur Sprache kam, daher denn auch dieſer für ſeine anderweitige Entwickelung glücklich frei blieb.

Dieſe Schleiermacher'ſchen Predigten waren kaum im Zuge, als uns die Religion auch von einer ungewöhnlichen Seite und in einer ganz beſonderen Zubereitung nahegelegt und angetragen werden wollte. Zacharias Werner hatte ſeine Weihe der Kraft geſchrieben, und Iffland ſie in Berlin auf die Bühne gebracht. Der Dichter wollte die Religion, welche an und für ſich als unſchmackhaft und bitter, ſo häufig nicht mundete, mit Hülfe eines guten Geſchmacks, den er hinzumiſchte, dem Publikum eingeben, und hoffte bei dieſer Gelegenheit auch ſeine vorräthigen äſthetiſchen Gaben nur um ſo beſſer an Mann zu bringen. Die „Söhne des Thals“ und das „Kreuz an der Oſtſee“ waren ſchon in dieſem Sinne gearbeitet. Ein Schritt weiter, und Luther ſtand auf der Bühne, wo er in jedem Fall von Wirkung ſein mußte; um dieſe jedoch auf's äußerſte zu verſtärken, hatte der Verfaſſer dem tüchtigen und derben proteſtantiſchen Helden ein kindiſches Beiwerk von myſtiſch ſein ſollender Tändelei zugeſellt, wie ſolche wohl auf der unterſten Stufe katholiſcher Bildung, grobſinnlich dargeboten wird. Dies Beiwerk war ihm eigentlich die Hauptſache, die er nur noch nicht eingeſtehen wollte, auf dem Theater aber galt vorzüglich die Rolle Luther's, oder vielmehr in ihr Iffland, der ſie mit Meiſterſchaft darſtellte. Jetzt kam er mit dem Manuſkript nach Halle, und da hier keine theatraliſche Aufführung möglich war, ſo las er das ganze Stück gegen ein mäßiges Honorar vor. Alles war neugierig und drängte ſich heran. Iffland las vortrefflich und ärntete beſonders in ſeiner eignen Rolle, die er aus dem Gedächtniſſe herſagen konnte und größtentheils wirklich ſpielte, lauten Beifall. Dieſen Beifall auch dem Stücke ſelber anzueignen, waren im Anfang manche Stimmen ſehr bemüht; Reichardt, der bei neuen Dingen ſtets voran war, und ſeine Unterſtützung dem Landsmanne Werner, Ifflanden, und dem ganzen Vorgange ſchuldig glaubte, drängte ſich umher, und munterte zur Bewunderung auf; Madame Eliſe Bürger, die eigends wegen dieſer Vorleſung nach Halle gekommen war, ſprach ihr Entzücken mit dem Nachdruck einer Kunſtverwandten aus, welche ſich nicht ſcheute in ſolcher Verſammlung ziemlich laut zu reden, da ſie ſchon gewohnt war als Hauptperſon ſelber einem ähnlichen Zuhörervolke muthig dazuſtehen. Dergleichen Fürſprache und Bemühen gab ſich aber nutzlos Blößen, und ſchadete ſogar, das Stück mißfiel, auch dem natürlichen Sinne der meiſten Studenten, wir Freunde ließen uns hart darüber aus und hatten die Befriedigung, unſre Urtheile durch höhere Autoritäten ſofort beſtätigt zu finden. Reichardt, nachdem er inne geworden, woher und wie ſtark der Wind wehte, zog die Segel wieder ein, und that dies, wie er pflegte, mit guter Art, indem doch immer einige Punkte übrig blieben, an welchen ein Lob des dramatiſchen Talents, der guten Verſe, und anderes der Art haften konnte, die Meiſterſchaft Iffland's aber ohnehin kaum beſtritten wurde. Werner hatte ſchon vor längerer Zeit durch einen Brief an Chamiſſo voll der albernſten und frechſten Fratzen uns widrig abgeſtoßen, indem er uns heftig anzuziehen wünſchte. Die Zeichen unſres Polarſternbundes waren ihm aufgefallen, er hatte ſich danach erkundigt, hielt uns für eine gute Beute, und glaubte ein ſolches noch ziemlich loſes Bündel friſcher junger Leute für ſeine Zwecke beſſer zuſammenſchnüren zu können. Dieſes Gelüſt, unſre Oberleitung zu übernehmen, zog ihm nur zu, daß ich durch ſcheinbare Hingebung ihn zu myſtifiziren beſchloß, und in dieſem Sinne auch an ihn ſchrieb. Was weiter hierin zu verſchiedenen Zeiten erfolgte, iſt bereits im Zuſammenhange auf einem beſondern Blatt aufgezeichnet, das künftig irgend einzuſchalten ſein wird.

Die Kriegsgerüchte und Truppenbewegungen hatten ſchon den ganzen Sommer mit ſchwächeren Friedensausſichten abgewechſelt, bis dieſe, nachdem Napoleon durch Stiftung des von ihm abhängigen, und offenbar gegen Preußen gerichteten Rheiniſchen Bundes tief in Deutſchland hinein feſten Fuß gefaßt, völlig ſchwinden wollten, und in Preußen alles, was eine Stimme hatte, heftig nach Krieg verlangte. Reichardt war nicht der Letzte und verſuchte ſich in Kriegsliedern, die an den preußiſchen Grenadier nicht eben vortheilhaft erinnerten; es wurde den Oeſterreichern darin ſehr unziemlich vorgehalten, man habe im vorigen Jahre bei Ulm wohl geſehen, daß ſie keine Preußen bei ſich gehabt. Auch Achim von Arnim dichtete eine Anzahl Lieder von politiſchem Inhalt, und ein Lied auf den Rheinbund, das er mir vorlas, war in der That von glücklichſter Tonart und ſchönſter Laune. Preußiſche Truppen, welche ſich allmählig gegen Süden und Weſten zogen, waren in und bei Halle zu ſehen, und erhöhten das Vertrauen und die Luſt zum Kriege. Einige Hitzköpfe geriethen völlig in Wuth, wenn man einen friedlichen Vergleich noch für möglich halten, oder die Ueberlegenheit der preußiſchen Kriegsmacht über die franzöſiſche nicht unbedingt annehmen wollte. Ich erinnere mich, daß ich mit dem Geheimen Rath Schmalz über den Markt ging, und ein Offizier ihn mit Neuigkeiten anſprach, daß der Krieg nun entſchieden ſei und nichts den tollen Bonaparte mehr vom Untergange retten könne. Als ich von franzöſiſchen Generalen ſprechen wollte, fiel er heftig ein: „Generale? wo ſollen die herkommen? wir Preußen haben Generale, die den Krieg verſtehen, die von Jugend auf gedient haben, jene Schuſter und Schneider, die erſt durch die Revolution etwas geworden, können vor ſolchen Männern nur gleich davonlaufen. Ich bitte Sie um Gotteswillen, ſprechen Sie mir nicht von franzöſiſchen Generalen!“ — Das war mir zu arg, ich erwiederte kurz, die wahren Generale ſeien gerade die, welche es trotz ihrer Geburt oder ihres früheren Standes durch den Krieg geworden, ſie kämen überall her, vom Dreſchflegel, von der Elle, ſogar zuweilen vom Paradeplatz und vom Wachtdienſt, aber von letztern beiden wohl am wenigſten gewiß. Der Mann ſah mich mit grimmigem Erſtaunen an, Schmalz aber, der als heftiger Preuße doch jenes Unſinns ſich ſchämte, trat eilig vermittelnd auf, beſtätigte jedoch im Allgemeinen die letztere Aeußerung, indem er ſie zugleich milder einkleidete, und das ungebärdige Geſpräch verlief ſich zuletzt in einem Schwall nutzloſer Redensarten, unter denen man ſich trennte.

Die Truppenzüge dauerten fort, in Halle nahm der General Graf von Wartensleben ſein Quartier, und es hieß, ſeine Mannſchaft würde fürerſt in dieſer Gegend ſtehen bleiben. Wir waren Freitag Abends wie gewöhnlich bei Schleiermacher beiſammen, und beſprachen dieſe Dinge, als wir unerwartet durch die Nachricht geſtört wurden, am nächſten Sonntage werde Schleiermacher nicht predigen können, indem der Graf von Wartensleben ſich die akademiſche Kirche habe überweiſen laſſen, um ein Magazin dort unterzubringen, und man fange bereits an, Säcke hineinzuſchaffen. Schleiermacher war äußerſt betroffen, er ſah die kaum eingerichtete Anſtalt, welche ſo reichen Segen verhieß, durch die Widerwärtigkeit im Beginn, und auf weit hinaus gehemmt, denn man konnte vorausſehen, daß auch mit dem Abzuge der Truppen die Fortſchaffung des Magazins noch keinesweges erfolgen würde. Der Magiſtrat war beeifert geweſen dem General dieſen ſchon früher zu ſolchen Zwecken gebrauchten Raum anzuweiſen, der Prorektor hatte dazu die Achſeln gezuckt, und ſo ſchien die Sache für diesmal nicht mehr zu ändern. Während nun alle in größter Aufregung den Fall beſprachen, über die Willkür der einen und die Läſſigkeit der andern Behörde ſich ausließen, und was zu thun ſei, hin und her riethen, regte ſich in mir ein raſcher Thattrieb, ich hatte ſchnell einen Plan gemacht, ſchlich mich im Stillen fort und eilte zur Ausführung. Es war offenbar, daß beiderlei Behörden den akademiſchen Gottesdienſt für etwas Gleichgültiges angeſehen hatten, dies ſollte widerlegt werden durch den Eifer der Studenten ſelbſt, welchen aufzuregen ich mich unterfing. Nichts Durchgreiſendes aber konnte geſchehen ohne die Landsmannſchaften, mit denen ich keine Verbindung hatte, und zugleich war kein Augenblick zu verlieren, denn bis zum nächſten Sonntage war nur noch ein Tag übrig. In dieſer Noth wandte ich mich zunächſt, um nur Namen und Wohnung der Senioren der Landsmannſchaften zu erfahren, an die Frau Gevatterin, eine unter dieſem Namen weit und lange berühmte Obſthändlerin, die ihre Bude auf dem Markte hatte, und ſchon ganz herkömmlich gleich den Halloren das Vertrauen der Studenten beſaß. Dieſe gute Frau gab mir willig die erwünſchte Auskunft und dazu einen Knaben, der mich, da es ſchon dunkel geworden, die Wege führte. Als ein ganz Fremder mich den Senioren vorzuſtellen, ſie nur zu dem Geſtändniß zu bewegen, daß ſie dieſe ſeien, und dann ihre Unterſtützung für eine ſo ungewöhnliche, dazu von einem Nichtbruder betriebene Sache zu gewinnen, dies alles durfte wahrlich für keine Kleinigkeit gelten. Ich weiß ſelbſt nicht mehr, was ich für glückliche Formen fand, und mit welch eindringlicher Beredtſamkeit ich den Gegenſtand, von dem ich freilich ſelber glühend ergriffen war, ihnen als eine Sache ſtudentiſcher Ehre und Begeiſterung vortrug, genug es gelang mir mit dem Erſten, den ich anſprach, und nach ſo gutem Anfang, auf den ich mich berufen konnte, mit Allen; ſie erwiederten mein Benehmen mit freundlichem Sinn, fanden ſich geſchmeichelt, daß ſie, wie bisher in gemeinen perſönlichen Händeln, nun auch in höheren geiſtigen Dingen angeſprochen werden ſollten, und ſagten ihre kräftigſte Mitwirkung zu. Noch am nämlichen Abend war in ihren Händen ein ſchriftlicher Entwurf, durch welchen die Studirenden bezeugten, wie hohen Werth der akademiſche Gottesdienſt für ſie habe, wie ſchmerzlich ihnen die drohende Unterbrechung ſein würde, und ſchließlich den Prorektor baten, ihr Recht und ihre Wünſche bei der Militairbehörde geltend zu machen. Mehrere Abſchriften waren ſchnell genommen und am andern Morgen durch die Genehmigung der Landsmannſchaften empfohlen, in den frühſten und beſuchteſten Vorleſungen zur Unterſchrift ausgelegt. Gegen Mittag ſtanden ſchon über ſechshundert Namen unterzeichnet. Die Gleichgültigen wurden fortgeriſſen, die neue Bewegung freute jeden, und ſelbſt viele Profeſſoren lächelten antheilvoll zu dem lebhaften Treiben. Jetzt rief ich Marwitz auf, der nebſt Harſcher anfangs die Sache nur ungläubig mit angeſehen hatte, jetzt aber ſich bereit finden ließ, mit noch einem Studenten als Abgeordnete der Geſammtheit die Adreſſe dem Prorektor zu überbringen, ſo wie auch dem General von dem Vorgegangenen unmittelbar Nachricht zu ertheilen, denn ich fühlte, daß ich mein perſönliches Auftreten hier klugerweiſe abzubrechen, und auch die Ehre und Verantwortung Andrer in die Sache zu verflechten hatte. Die Abgeordneten wurden ſehr gut aufgenommen, und erhielten guten Beſcheid; die Kirche konnte zwar ſo ſchnell nicht mehr geräumt werden, aber der Prorektor und der General nahmen Rückſprache mit dem Magiſtrat, der nun nicht umhin konnte, uns den Mitgebrauch der ſtädtiſchen Kirche zu vergönnen, ſo daß der akademiſche Gottesdienſt ſeinen guten Fortgang behalten konnte, und bis zu den Ferien, ich glaube nur ein einziges Mal ausgeſetzt blieb. Dieſe Geſchichte, in welcher ich mir allerdings eine raſche und erfolgreiche Thätigkeit anrechnen darf, konnte ſchon damals auf meinen künftigen diplomatiſchen Beruf deuten, ſie gewährte mir ungemeine Befriedigung, und erwarb auch von Seiten Anderer mir Beifall und Lob. Die Adreſſe ſelbſt wurde nach Berlin an das Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten eingeſandt, das ſie mit vorzüglicher Gunſt aufnahm und in ſolchem Sinne die Univerſitätsbehörde darauf beſchied; dies erzählte bald nachher in Berlin mein alter Lehrer Nolte mit beſonderer Annehmlichkeit, indem er als Rath im Miniſterium die Sache zu leſen gehabt, und mich als den Schreiber des Aufſatzes gleich durch meine Handſchrift erkannt, und wegen meiner Zuerſtunterzeichnung aber auch als den Anſtifter des Ganzen vermuthet hatte.

Die kriegeriſchen Zeitumſtände veranlaßten mich noch in einer andern Sache perſönlich aufzutreten, aber mit ungleichem Erfolg. Der hamburgiſche Buchhändler ließ das Buch, welches er von Neumann und mir in Verlag genommen, zu unſrer Bequemlichkeit in Halle drucken, und daſſelbe unterlag daher der dortigen Zenſur. Nun hatte uns Chamiſſo eine gute Anzahl Epigramme zugeſchickt, in welchen allerlei bittre Scherze auch über die politiſchen Verhältniſſe vorkamen und er nebenher auch ſeiner kleinen Franken mit Beifall erwähnt hatte, das Ganze ſollte Enchiridion heißen, und konnte bei aller Freimüthigkeit mancher Wendungen, noch immer recht gut von einem preußiſchen Offizier unterſchrieben werden. Wir hatten auf die Wirkung dieſes Beitrags ſchon vorzüglich gerechnet, als unerwartet die Zenſur ihm das Imprimatur verweigerte. Der Prorektor Maaß war Zenſor, und ich eilte zu ihm in der Abſicht ihm vorzuſtellen, daß der Aufſatz von ſeinem Verfaſſer, einem preußiſchen Offizier perſönlich vertreten würde, das Buch aber als ein in Hamburg verlegtes gelten müſſe, der Druck eben ſo gut in Halle wie in Leipzig geſchehen könne, und der Zenſor daher nur geſtatten möge, was er doch nicht ganz zu hindern im Stande ſei. Er war etwas verwundert, daß ein Student auf dieſe Weiſe mit ihm in Erörterung treten wollte, behauptete aber ſein Recht der Verweigerung, und gab mir, als ich ihm ſagte, ich würde ihn verklagen, ſelbſt die Behörde an, wo ich meine Beſchwerde anbringen könnte, worauf ich ihn ſehr unzufrieden verließ.

Eine Beſchwerde in Berlin durfte wenig Erfolg verſprechen, in Leipzig, wo wir den Verſuch machten, war auch der Zenſor entgegen, und die Bogen in Hamburg drucken zu laſſen, wo nur für Zeitungen eine Zenſur beſtand, ſchien doch zu umſtändlich; um daher ohne Weitläufigkeit von der Sache zu kommen, mußten wir uns entſchließen, den Beitrag aufzuopfern, wodurch das Buch gerade die paar Floßfedern verlor, mit denen es in der unglücklichen politiſchen Ueberſchwemmung, in die ſein Erſcheinen gerade fiel, noch einigermaßen hätte ſchwimmen können.

Die Herbſtferien waren unterdeß herangekommen. Marwitz war ſchon früher nach Friedersdorf, dem bei Küſtrin gelegenen Gute ſeines Bruders abgegangen, um daſelbſt die Verwaltung zu führen, während ſein Bruder als Offizier dem Kriegsdienſte zu folgen hatte. Neumann ſchloß ſich mehreren Kameraden an, die einen Ausflug nach Sachſen machten, und ich, von Theremin wiederholt eingeladen, nahm gutes Muthes den Weg nach Berlin, um vor dem Winter und ſeinem neuen Studien-Anlaufe das Gemüth erſt recht wieder in Freundſchaft und Muße zu erfriſchen. In wenigen Wochen mußten wir in demſelben Kreiſe wieder zuſammenſein. Keinem fiel ein, daß die Ereigniſſe unſre Bahn im Geringſten ſtören könnten.

Daß große Entſcheidungen ſich vorbereiteten, daran wurde ich doch auf dem ganzen Wege lebhaft genug erinnert, überall begegneten mir Soldaten in größern und kleinern Abtheilungen, Kriegsfuhrwerk, Geſchütz. In Treuenbrietzen ſah ich den alten Feldmarſchall von Möllendorf, der gleichſam als letztes Zeichen des nun nicht mehr zu bezweifelnden Krieges zum Heere abreiſte, und ihm als einer der Helden des ſiebenjährigen Krieges noch die letzten Funken damaliger Thaten zur Entflammung neuen Siegs und Ruhms überbringen ſollte. Ich ſah ihn aus ſeinem Wagen heraus dem umſtehenden Volke lachend und behaglich die ſchönſten Verheißungen zurufen, und unter dem Jubel der Menge abfahren. Die Soldaten ſangen muntre Lieder, freuten ſich, daß es endlich in's Feld ging, und überall war es lebhaft von Nachzüglern und ſonſtigen Leuten, die ſich dem Kriegsweſen anſchloſſen. Ueber Potsdam hinaus verklang allmählig dieſer bunte Lärm, alles lag in ungewöhnlicher Stille, und bei heiterem Sommerwetter durfte ich meine wärmſten Empfindungen wieder ungetheilt den Erwartungen zuwenden, die mich perſönlich angingen.

Neunter Abſchnitt.

Berlin.

Herbſt 1806.

Voll freudigen Hoffens, ſowohl für die allgemeinen, als für die perſönlichen Verhältniſſe, kam ich Ende Septembers munter in Berlin an, und herzlich aufgenommen fand ich bei meinem Gaſtfreunde Theremin eine Reihe der ſchönſten Tage. Sein bei höchſter geiſtigen Anregung und reichſten Kenntniſſen jedem Schulſtaub entrücktes, feines und vornehmes Weſen hatte mir ſtets eine beſondre Verehrung eingeflößt, ich ſtellte ihn ſehr hoch, und mir war nie eingekommen, mich als ihm gleich anzuſehen. Jetzt aber ſollt' ich mich zu ihm ganz emporgehoben fühlen. Die innige Vertraulichkeit, ſchon durch das Zuſammenwohnen behaglichſt herbeigeführt, durch rückhaltloſe Mittheilungen jeder Art noch beſonders zur wünſchbarſten Höhe geſteigert, machte mich überaus glücklich. Schon gleich Morgens beim Erwachen, da wir dieſelbe Stube als geräumiges Schlafgemach theilten, begannen heitre Geſpräche, die ſich beim Frühſtück fortſetzten und oft über den halben Vormittag hinzogen, bis daß ein Geſchäft oder ſonſt ein Vorhaben uns unterbrechen wollte. Mit heißer Begier ſog ich des reifen, vielfach eingeweihten jungen Mannes ſinnige und wohlgeſtützte Anſichten und Urtheile über Dichter und Dichtungen, über klaſſiſche und romantiſche Autoren, über die nächſte Welt und mitlebenden Perſonen ein, wie er ſeinerſeits über meine Bemerkungen und Angaben oft das größte Vergnügen zu erkennen gab. Seine Platoniſchen Studien, für welche ich den größten Maßſtab an den in Halle durch Schleiermacher angeregten mitbrachte, wußt' ich ſelbſt durch dieſen mit Achtung anerkannt, und wir überſchauten oftmals, lüſtern uns in ihnen zu vertiefen, dieſe fruchtbaren Gefilde des Schönen und Guten. Doch ſtärker und leichter noch folgt' ich ihm zu der reizenden Arbeit, die er eben vorhatte, nämlich zur Ueberſetzung des Romans von Cervantes, die Leiden des Perſiles und der Sigismunda. Schon ihn die fertigen Probeſtücke daraus vorleſen zu hören, mit ſeiner wohltönenden, biegſamen, meiſterhaft durchgeübten Stimme, war ein köſtlicher Genuß; nun kamen aber noch die Erörterungen des Einzelnen, die Abſchweifungen auf Nahes und Fernes, die Rückblicke auf eigne Arbeiten, und überhaupt die tauſendfachen Bezüge eines ſolchen zur litterariſchen Begeiſterung werdenden Geſchäfts; wir überlegten gemeinſam die Uebertragung mancher ſchwierigen Stelle, beſonders der eingeſtreuten Verſe, wobei ich mich in das Spaniſche einleiten ließ; wir prüften die ſich darbietenden Sprachformen, und erfreuten uns oft wie an einem Wunder an dem kunſtvoll erlangten Abbilde, daß der Ueberſetzer nicht ſelten mit Verwerfung des Genügenden noch in's Vollkommenere zu ſteigern wußte; ſo konnte meine lebhafte Theilnahme ein Werk allerdings fördern helfen, zu dem im Uebrigen mir alles gefehlt haben müßte.

Was unſre Vertraulichkeit aber mit noch tieferem Reiz ausſtattete, waren die Bekenntniſſe, welche wir uns gegenſeitig von unſern Herzensangelegenheiten machten. Theremin ſprach mit dem raſchen und feurigen Eifer einer in ſich zwar befriedigten, aber im äußern durch vielfachen Zwang geſtörten, noch durch kein Freundesvertrauen aufgenommenen Neigung von ſeinem leidenſchaftlichen Verhältniſſe zu Madame Sophie Sander, bei der er auch nicht ſäumte mich einzuführen, und zwar gleich in aller glänzenden Gunſt eines mitwiſſenden und zuſtimmenden Vertrauten. Er hatte die Bekanntſchaft dieſer Dame durch ſeinen Freund Adam Müller gemacht, dem er ein allzu genauer Nachfolger ſchon zum zweitenmale wurde.

Adam Müller hatte nämlich vorher einen ernſtlichen Liebeshandel mit Madame Vogel geführt, und nicht geruht, bis auch ſein Freund bei ihr ein- und ausging und von ihren Vorzügen durchdrungen war. Der Freund aber war nun bald ein Nebenbuhler geworden, und knüpfte um ſo leichter ſeine Fäden an, als bereits jene früheren ſich löſten, indem Adam Müller eben damals Madame Sander kennen lernte, und ſich ganz wohl dabei befand, aus dem alten Verhältniſſe durch Eintreten eines lieben Freundes ſo glatt und ſanft abzuſcheiden. Unklug unterhielt er dieſen jedoch fortwährend auch von ſeiner neuen Anbetung wieder, machte ihn der Ueberſchwenglichkeit der neuen Geliebten kundig, ſtellte, noch unklüger, ihn mit ihr in vertrauliche Beziehung, und übergab, im höchſten Grade unklug, zur Zeit eines ihm ſelbſt auferlegten Verreiſens, jenem die Sorgſalt für das ganze Verhältniß. Theremin ſollte durch ſeinen angenehmen, und bei anderweitiger Herzensbeſchäftigung hier unſchädlichen Umgang die ſchöne Dame möglichſt unterhalten, die vorhandene Neigung nähren und ſchüren, jede gefahrvolle Bewerbung durch ſeine Gegenwart abwenden. Wiefern überhaupt die Freundſchaft im Fordern ſo weit gehen dürfe, von einem Verliebten, außer ſeiner eignen, auch noch die Abwartung einer fremden Liebe zu verlangen, mögen Andre ausmachen, im gegebenen Fall aber war die Aufgabe ſicherlich zu groß. Das Uebergewicht des neuen Zaubers über den alten wirkte für Theremin, wie es für Adam Müller gewirkt hatte, und die arme Madame Vogel, einmal beſtimmt von Madame Sander beraubt zu werden, verlor an ſie den zweiten Anbeter wie den erſten. In der Folge ſollte ſie nochmals einen Freund Adam Müller's in ihrem höchſten Vertrauen hegen, den Dichter Heinrich von Kleiſt, aber dieſer hielt treuer bei ihr aus, wenigſtens im Tode, denn am Leben beide verzweifelnd, beſchloſſen ſie vereint zu ſterben, fuhren zuſammen nach Potsdam, und am Ufer eines der dortigen Seen erſchoß er ſie und dann ſich ſelbſt. Dies war aber fünf Jahre ſpäter, damals war ſolche düſtre Stimmung ihr noch fern, und Theremin's Entweichen ſchien ſie nicht allzu tief zu ſchmerzen. Seine neue Bewerbung hatte auch nicht ſogleich den gewünſchten Erfolg. Allein die Macht und das Recht der Gegenwart waren auf ſeiner Seite; geſchickt und ausdauernd wußte er den Abweſenden nach und nach zu verdrängen, ſich ſelber feſtzuſetzen, doch nicht ſo ſchnell, um nicht manche Rückfälle überſtehen zu müſſen, und zu ſehen, wie jener noch lange Zeit der geliebtere war, der Eindringlich hatte noch zu kämpfen, als er ſchon im Beſitze zu ſein ſchien, und nur erſt, als jener gar nicht wiederkam, ſiegte er zuletzt völlig.

Diesmal indeß wollte Adam Müller, der doch bereits auch wieder auf neuen Herzensgewinn ausging, keineswegs friedlich in den drohenden Verluſt einwilligen. Als er durch den veränderten Ton der Briefe, welche immer weniger heucheln konnten, zuerſt merkte, was vorging, ſchrie er laut über Verrath, zürnte und ſchalt; aber vergebens! Da er nicht alsbald perſönlich erſchien, blieben ſeine ſchriftlichen Ausbrüche wirkungslos, und ſeine Sache fiel nun ſchneller in Nachtheil, je unbequemer ſie wurde. Jetzt war ſein Name ſchon mehr als vergeſſen, er war ganz gleichgültig. Theremin erzählte mir die Geſchichte mit behaglichem Genügen und kunſtvoller Darſtellung, wie die ſchönſte ſpaniſche Novelle, und lachte herzlich mit mir über die von Müller unter andern auch ausgedrückte ſchwere Drohung, daß er nun auch die Geheimniſſe ſeiner Philoſophie vor dem treuloſen Freunde zurückhalten werde, und dieſer ſolchen Schatzes unkundig bleiben ſolle. Dieſe Philoſophie, als Lehre vom Gegenſatze durch eine vorläufige Druckſchrift ſchon damals einigermaßen enthüllt, doch nie völlig ausgeführt und bald von dem Urheber ſelbſt wieder aufgegeben, mochte Theremin in ihrer geiſtreichen Spitzfindigkeit früher vielleicht angeſtaunt haben; allein jetzt war er ſchon lange himmelweit entfernt, neben einer ſchönen Frau ſolchen problematiſchen Schatz noch irgend in Rechnung bringen zu wollen. Auch Madame Sander behandelte die ganze Sache jetzt mit Heiterkeit, und mit einer ſanften, reizenden Perfidie, die ihr ungemein artig ließ, lud ſie mich eines Abends ſcherzend ein, ich ſolle mich durch Theremin doch nun auch mit Madame Vogel bekannt machen, und in ſie verlieben. „Alsdann", fügte ſie mit launigem Seitenblick auf jenen Dabeiſtehenden hinzu, „gehen Sie auch mir nicht verloren, denn die dortigen Anbeter werden unfehlbar die meinigen; es iſt einmal ſo, wiewohl ärgerlich genug, denn ich ſehe nicht ein, warum einer nicht eben ſo gut gleich bei mir anfangen könnte?“ Wegen dieſer mit mir ihm gedrohten Zukunft wußte ſich Theremin, ſo gut wie wegen der Müller'ſchen Vergangenheit, nun wohl hinlänglich ſicher, denn er war bereits, und Madame Sander durch ihn, ausreichend unterrichtet von meinen Verknüpfungen in Hamburg, und erkannte deutlich genug, daß hier keine Gefahr walte. Ihm war von andrer Seite Unluſt und Schwierigkeit bereitet. Der Buchhändler Sander, zwar von Geiſtesverwirrung befallen, beſorgte doch noch ſelber ſeine Handlung und ſein Haus, wozu auch ſein Zuſtand ihn theilweiſe recht gut befähigte. In dieſem Verhältniſſe wurde er ſelbſt und ſeine Freunde der armen Frau durch Zumuthungen und Rathſchläge äußerſt läſtig. Theremin ſah ſeine täglichen Beſuche widerwärtig angeſehen, und ſich zu mancherlei Rückſichten und Erduldungen genöthigt. Von Zacharias Werner's unbeſcheidener Einmiſchung in dieſe Eheſachen und Theremin's bittrem Groll darüber iſt ſchon anderwärts geſagt, ich ließ es meinerſeits an ermuthigender Zuſtimmung und Erregung gegen die Zwingherren nicht fehlen, und lud mir überhaupt alle herkömmliche Laſt eines redlichen Vertrauten fleißig auf.

Außerdem brachte ich viele Zeit in der Cohen'ſchen Familie zu, wo mannigfaches Leid fortwucherte. Ich beſuchte ferner Fichte, Bernhardi, Kieſewetter, Reimer, welche insgeſammt für den Krieg geſtimmt waren, und ſich mit Nachdruck patriotiſch ausſprachen. Ungeduldig harrte man der Nachrichten vom Heere, man ſah die letzten Truppen, die zur Reſerve unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg gehörten, glänzend und freudig durch Berlin nach der Elbe rücken, und fürchtete nur noch ſtets, es würde ein unerfreulich und haltungslos geflickter Frieden danach das Schwert abermals in die Scheide bannen. Ganz Berlin nahm an der Aufregung Theil, faſt alle Erwartung war Hoffnung, nur ſelten wagte ein zweifelhaftes oder ängſtliches Wort ſcheu ſich hervor. Das Kriegsmanifeſt erſchien endlich aus Erfurt vom 8. Oktober datirt, und man freute ſich, daß wenigſtens dieſer Schritt gethan war; der heiße Durſt nahm ein ſolches Aktenſtück als einen Labetrunk, und gierig wurde er hinuntergeſchluckt. Nun aber wurde das Bedürfniß nach weiteren Neuigkeiten, nach Siegesbotſchaften, wie man ſie zweifellos erwartete, zum wahren Ungeſtüm; ein ſeltſamer Zuſtand war in der That bei dieſer heftigen Unruhe des Publikums die unverbrüchliche amtliche Stille, mehrere Tage vergingen durchaus ohne Nachrichten, die Staatsbehörde machte nichts bekannt, auch Briefe und Reiſende gaben wenig Aufſchluß, aus der verhängnißvollen Gegend, wo man die Heere im Kampfe begriffen vermuthete, ſchallte kein Laut herüber, die Hauptſtadt ſchien wie abgelöſt von dem Hauptquartier, wo die Hoheit und Kraft des Staats wie ſein Thun und Intereſſe ſich vereint befand. Dieſe unerträgliche Dumpfheit und Nüchternheit, in welcher das ſtolze Prahlen und Verheißen einzelner Militairperſonen ſich ſchon kleinlauter vernehmen ließ, gab alsbald mancherlei bangen Ahndungen, dann den verwirrendſten Gerüchten und unerforſchlichſten Sagen Raum, und wurde zuletzt durch die gewaltigſten Schläge furchtbar aufgeriſſen! Die erſte ſichre Nachricht, die unſre erwartungsvollen Zweifel traf, war die von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld den ungünſtigen Ausgang eines übereilten Gefechts, wie man ſagte, nicht hatte überleben wollen. Nicht zu ſchildern iſt der Eindruck, den der Verluſt dieſes liebenswürdigen, thatendurſtigen, dem Heer und den Bürgern und auch den Frauen wohlbekannten, der Welt und dem Leben durch die mannigfachſten perſönlichen Verhältniſſe angehörigen Prinzen allgemein verurſachte. Zwar wollten ihn auch jetzt manche Stimmen nur der Unbeſonnenheit zeihen, ihm ſeinen frühen und wie ſie glaubten nutzloſen Tod zum Vorwurf machen, aber die Folge zeigte nur zu ſchrecklich, daß unter den Looſen dieſes Krieges einer Perſönlichkeit wie der ſeinen kaum ein würdigeres beſchieden ſein konnte, und daß er darin vorwurfsloſer und beneidenswerther erſcheinen durfte, als die meiſten ſeiner Kriegsgefährten.

Der finſtre Anfang weiſſagte nichts Gutes, doch ſtand im Allgemeinen ein ſtarkes Vertrauen zu den preußiſchen Waffen noch feſt, zwar durch vergebliches Siegsgeſchrei mehrmals getäuſcht, doch erſt durch unläugbare Zuverläſſigkeit ſchrecklicher Entſcheidungen völlig niedergeſchlagen. Als die unglückliche Botſchaft von einer verlorenen Schlacht die Stadt erreichte und durchzuckte, war die erſte Regung, die Nachricht nicht anzunehmen, nicht zu glauben, man rannte auf den Straßen hin und her, ſammelte ſich vor den Häuſern, wo die höchſten Staatsbeamten wohnten, beſonders in der Behrenſtraße vor dem Hauſe des Generals und Miniſters Grafen von der Schulenburg-Kehnert, man drang hinein, man wollte Auskunft, man redete ohne Unterſchied Fremde und Bekannte, Vornehme wie Geringe mit Ungeſtüm an; ganze Schaaren ſtrömten von einem Orte zum andern, je nachdem eine zufällige Aeußerung an einem oder dem andern beſtimmte Befriedigung hoffen ließ. Endlich erſchien an den Ecken ein gedruckter Anſchlagezettel, worin Schulenburg mit kurzen Worten bekannt machte, der König habe eine Bataille verloren, und Ruhe ſei jetzt die erſte Bürgerpflicht, welcher gutgemeinte, aber ungeſchickt dargebotene Zuſpruch in der ſteigenden Bitterkeit der Ereigniſſe eine traurige Berühmtheit erlangen mußte. Die erſte Empfindung im Volke war jedoch die des Muthes und der That. Eine Anzahl junger Leute, durch wackre Fürſprecher geleitet, drangen zu Schulenburg ein, wollten eine Freiſchaar bilden, begehrten Waffen und Marſchrouten zum Heere, und als Schulenburg über dieſes Anſinnen in höchſter Verlegenheit nur ablehnend, ja verweiſend ſich äußerte, und zuletzt auch das unbedingte Anerbieten zum gemeinen Soldatendienſt mit Verdruß und Widerwillen zurückſtieß, meinend, er wiſſe nicht, was er mit den Soldaten, die er ſchon habe, anfangen ſolle, geſchweige denn mit neuen, — da mußte freilich jeder klar einſehen, daß in dieſen Formen und Bahnen dem Bürgerſinn allerdings nichts übrig ſei, als das Fallende ruhig fallen zu laſſen, und das Verhängte ruhig zu tragen. Auch mein Sinn war in jenen Tagen auf den Kriegsdienſt gerichtet, und ich ſuchte, trotz meiner mahnenden Bruſtbeſchwerden, die

Mittel, dieſem Drange zweckmäßig zu genügen, als mir jene Unmöglichkeit gezeigt und damit jedes Vorhaben niedergeſchlagen wurde.

Berlin ſah nun allen früheren Stolz und alle frühere Kraft ſich beugen, alle Hoffnungen ſchwinden; man ſah die Königlichen Kaſſen, die Hofhaltungen auf dem Schloſſe, die höchſten Beamten und manche ſonſt durch ihre Verhältniſſe bemerkbare Perſonen eiligſt einpacken und zum Thore hinaus fahren. Später kam es auch an das Zeughaus, langſam wurden die vorräthigen Gewehre auf Kähne geladen, mit deren Abfahrt auch noch geſäumt wurde. Endlich zog Schulenburg mit den vorhandenen Truppen, einige tauſend Mann, nach der Oder ab, nachdem er durch öffentlichen Anſchlag die Stadt dem Oberbefehl ſeines Schwiegerſohnes, des Fürſten von Hatzfeldt, überlaſſen hatte. Die Bürger hielten den Wagen des Abreiſenden an: „Ich laſſe euch ja meine Kinder hier!“ rief er beſchwichtigend, und man ließ ihn fahren.

Inzwiſchen hatte das Gerücht die unglückſeligſten Vorfälle Schlag auf Schlag gemeldet, nicht, wie ſonſt zu geſchehen pflegt, vergrößernd, ſondern im Gegentheil nur immer ſchrecklicher und gehäufter enthüllte ſich das Unglück. Man erfuhr von den Schlachten von Auerſtädt und Jena, von der tödtlichen Verwundung des Herzogs von Braunſchweig und des Generals von Rüchel, von der weiteren Zerſprengung der Truppen, die ſich bei Magdeburg hatten ſammeln ſollen. Noch glaubte man, die Elbe würde behauptet werden, die noch nicht im Feuer geweſene Reſerve wußte man bei Halle aufgeſtellt; aber ſchnell entſchwand auch dieſer Troſt, die Ueberbleibſel des Heeres flüchteten ſchon nach der Oder hin, der Prinz Eugen von Würtemberg war am 17. Oktober durch den Marſchall Bernadotte überfallen und geſchlagen; die Königin zuerſt und bald auch der König hatten die Richtung nach Preußen genommen; die Franzoſen waren in Leipzig erſchienen, hatten bei Deſſau und unterhalb Magdeburg die Elbe überſchritten, und drangen von allen Seiten in ſiegreichen Schaaren heran. Unbeſchreiblich iſt das dumpfe Entſetzen und angſtvolle Harren, in welchem die Hauptſtadt lag; das Furchtbare beſtand auch darin, daß man keine Preußen, wenn auch geſchlagene und flüchtige nur, wiederkommen ſah; das in Stolz und Kraft ſtrahlende Heer hatte man in's Feld rücken ſehen, und, als wenn die Erde es verſchlungen hätte, ſollte an dieſes noch ganz nahe Bild jetzt unmittelbar das des Einzugs eines verhaßten und verachteten Feindes ſich reihen! Wirklich hatte keine der Heertrümmer nach Berlin gelangen können, ſie waren weiter hinaus nordwärts verſprengt, und wurden, theils ſchmachvoll ohne Widerſtand bei Prenzlau, theils rühmlich nach tapfrem Kampfe bei Lübeck durch Uebergabe kriegsgefangen.

In Berlin war jetzt nur Noth und Sorge, keine Behörde trat wirkſam auf, alles war ſich ſelbſt überlaſſen. Der Fürſt von Hatzfeldt bewies ſich als rathloſer Feigling, und wurde damals ſchon tief verachtet. Manche Leute, an die feindliche Einquartirung denkend, ſchafften Wein und gute Koſt an, um durch bewirthende Aufnahme den Ungeſtüm der Krieger zu beſchwichtigen; andre, ihrer ſelbſt eingedenk, ſuchten durch Kartoffelvorräthe die eigne Nahrung zu ſichern; eine ſchwache Hoffnung auf angebliches Heranrücken ruſſiſcher Truppen hielt manche Perſonen noch aufrecht, einige gab es auch, die ſich der franzöſiſchen Truppen freuten, unter andern mein Lateinlehrer, Profeſſor Schloſſer, der in ihnen noch die alten Freiheitsſoldaten ſehen wollte, und überdies einen dem Studiren entlaufenen Sohn unter ihnen hatte. Den Profeſſor Friedrich Buchholz beſchuldigte man ebenfalls der Freude über den Sieg der Franzoſen, deren Kaiſer ſchon längſt ſein Held war. Auf die Nachricht, daß Heſſen-Kaſſel ſich von der preußiſchen Sache getrennt, und für neutral erklärt habe, beeilte ſich Kieſewetter, ſeine Hausthüre mit dem hiezu von der Erbprinzeſſin von Heſſen, die auf dem Schloſſe wohnte, ihm ſchnell verliehenen Titel eines Heſſen-Kaſſelſchen Rathes zu ſchmücken; doch ohne Gewinn für ihn, denn die Franzoſen ließen jene Neutralität nicht gelten, unterſchieden Heſſen und Preußen nicht, und Kieſewetter hatte mit den Einquartirungslaſten, deren ihm keine erſpart wurde, noch den Verdruß der verfehlten Liſt und die Schadenfreude der Mitbürger, von denen er ſich hatte losſagen wollen, zu ertragen. Reimer'n ſprach ich, als er grade von Johann von Müller kam, der ſich ihm ganz rath- und ausſichtlos bekannt hatte, alles für verloren hielt, bald flüchten, bald ſich verſtecken wollte, und nur auf vieles Zureden in Berlin blieb. Fichte entſchloß ſich kurz und gut, dem ſtörenden Getümmel zu entweichen, er ließ Gattin und Sohn zurück, und reiſte mit dem Leibarzt Hufeland, der dem Könige zu folgen berufen war, nach Königsberg ab.

Ich ſelbſt war leidenſchaftlich bewegt. Zu dem unmittelbaren Eindrucke der Tagesgegenwart kam auch der nächſte Antheil an dem in Halle geſchehenen; die Stadt war bei dem Gefecht geplündert worden, und Schleiermacher und Steffens hatten dabei manches eingebüßt, die Univerſität aber auf Napoleon's Geheiß auseinandergejagt, alle Studenten hatten ſich ungeſäumt entfernen müſſen, Neumann, Harſcher, Neander, ſo viele Andre, mußt' ich mir umherſchweifend denken, ohne Hülfsmittel und Ziel. Ein verſprengter Student, der nach einigen Tagen ankam, aber leider von meinen Freunden nichts wußte, brachte mir die erſte, nachher von mehreren Seiten beſtätigte Erklärung des unerwarteten plötzlichen Ingrimms gegen die Univerſität. Napoleon war am 19. Oktober in die eroberte Stadt eingerückt, und hatte ſeine Wohnung im Meckel'ſchen Hauſe auf dem großen Berlin genommen, die mitgekommenen Truppen waren einquartirt, und nach den ſtürmiſchen wüſten Vorgängen ſchien eben zuerſt wieder einige Ruhe und Stille der Nacht einzutreten. Nur die Studenten waren noch hin und wieder aufgeregt, und eine kleine Schaar ſaß beim Trunk und verhandelte lebhaft die Ereigniſſe der letzten Tage. Durch Geſpräch und Wein erhitzt brachen ſie endlich auf, zogen durch die öden dunklen Straßen, kamen zum großen Berlin, ſahen die hellerleuchteten Zimmer, wo Napoleon wohnte, und riefen mit burſchikoſer Tollkühnheit dem Kaiſer luſtig ein lautes Pereat. Sie ſtoben ſogleich auseinander, die Wache nicht abwartend, aber Napoleon, von dem Sinn des durchdringenden Schrei's unterrichtet, und ohnehin gegen die ſtudirende deutſche Jugend ungünſtig eingenommen, befahl die augenblickliche Fortſchaffung aller Studenten, und man ſagt, der Befehl habe anfangs auch den Profeſſoren gelten ſollen, und die Ausführung ſei nur durch Wohlmeinung einiger Mittelsperſonen um einen Tag verzögert und dann blos auf die Studenten beſchränkt worden. Bei Erzählung dieſes unerhörten Wageſtücks wurde eines ähnlichen frühern gedacht, wo ein Student zu Halle, mit Kanonen und Stürmer und wirbelndem Tabacksqualm ungeſtüm anſchreitend, den König von Preußen, der ihm zu Fuß begegnete, vom breiten Stein weggedrängt, und auf den verwunderten Nachruf, wer er ſei? trotzig und kurzweg nur: „Ein Halliſcher Burſch!“ geantwortet, darauf aber ſeinen Weg mit ſporenklirrendem Tritt ruhig fortgeſetzt habe. Was aber auch der Halliſchen Univerſität den Stoß gegeben haben möge, jener doch noch mit einigen Zweifeln behaftete Streich, oder irgend eine andre Bewandtniß, die Zerſtörung ſelbſt griff mir an's Leben; dort hatte ich meine Heimath, meinen Rückhalt für die Zukunft; jetzt war ich ein Vertriebener, ein Flüchtling, ich hatte keinen feſten vorgezeichneten Weg mehr, ich mußte Entſchlüſſe faſſen, zu welchen ſich faſt nur Zweifel darboten. Mitlerweile war auch die Reichardt'ſche Familie von Gibichenſtein angekommen, die im Augenblicke des ſich bei Halle eröffnenden Gefechts eilig die Flucht ergriffen hatte; der Kapellmeiſter, der ſich gegen die Franzoſen und Napoleon großer Frevel bewußt war, — man hielt ihn, was genug war zum Erſchießen, für den Verfaſſer des Buchs „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk“, — ſetzte die Flucht gleich weiter nach Preußen fort; die Familie blieb fürerſt in Berlin, durch ſie erfuhr ich viel unglückliche Nachrichten, ich war ſehr bewegt, und wälzte die unruhigſten Gedanken in mir.

In der allgemeinen bangen Erwartung der Franzoſen wollt' ich wenigſtens da nicht fehlen, wo man meiner bedürfen konnte. Ich war in einigen Familien, wo grade kein Mann zum Schutze gegenwärtig war, mit Rath und That zur Hand. Vormittags trieb ich mich umher, zu Mittag aß ich gewöhnlich mit Theremin, der auch gern noch einen Theil des Nachmittags mir widmete, bis ihn gegen Abend ſein Stern zu der geliebten Freundin führte, wo er Krieg, Politik und alles vergaß. Im Grunde war nur ſeine

Phantaſie von den Ereigniſſen berührt, nicht ſein Gemüth von ihnen getroffen; er ſah den Staat überhaupt ſehr leicht an, über deſſen rohe Formen ein feineres Geiſtesleben ihn hinausführen ſollte. Er machte, wetteifernd mit mir, den Verſuch einer Canzone auf den Sturz Preußens, aber ſie blieb unvollendet, und er geſtand mir mit geheimer Luſt, er ſehe all den Sturm und Wirrwar nur ſo an, als habe derſelbe nur den einzigen Zweck, daß die franzöſiſche Kolonie darüber vergäße, ſich über ſein Verhältniß zu Madame Sander mit böſem Geklatſch aufzuhalten.

Die Franzoſen, ſchon ganz in der Nähe, ließen ſich mehrere Tage erwarten; ſie waren nordwärts, durch die ſchnellſten Erfolge fortgeriſſen, über Berlin ſchon hinaus, deſſen empfangbereites Harren ſie kaum ahnden konnten. Endlich am 24. Oktober erſchien der Feind, ich hatte den Anblick der erſten Franzoſen, welche hereinkamen; ein Offizier im blauen Ueberrock und drei bis vier Jäger zu Pferde ritten Mittags von den Linden her nach der innern Stadt, ſie unterbrachen ihren ſcharfen Trab nur, um ungeſtüm nach der Munizipalität oder dem Rathhauſe zu fragen, hießen die andrängenden Perſonen zurückweichen, und ſprengten weiter. Jetzt waren ſie alſo da! Noch zwar hörte man auf der Straße, als ſie eben vorüber waren, manche Leute behaupten, nicht Franzoſen ſeien es, ſondern Ruſſen, man ſähe es an den grünen Röcken, aber eine Viertelſtunde ſpäter hielt kein Wahn mehr, große Schaaren Reiterei und Fußvolk zogen ein, und am folgenden Tage war die ganze Stadt mit den Kriegsvölkern des Marſchalls Davouſt angefüllt. Nun begann ein neues Leben in der bis dahin faſt erſtorbenen Einwohnerſchaft. Man athmete auf, als man ſtatt wilder, racheſchnaubender Plünderer wohlgeordnete muntre Soldaten fand, die man ſchon durch Franzöſiſchreden völlig zu entwaffnen ſchien, und deren Offiziere ſich größtentheils durch höfliche Manieren auszeichneten. Dieſen erſten günſtigen Eindruck löſchten auch ſpätere rohe Auftritte, die bei den geſteigerten eiligen Bedürfniſſen ſo vieler durchziehenden und theilweiſe verweilenden Völker ſich ereigneten, nicht wieder aus. Man fand noch immer, daß man Gott zu danken habe, keinen ſchlimmern Feind zu ſehen. Doch machte freilich das nachläßige, ungeputzte, auch wohl zerlumpte Einherziehen der unanſehnlichen, kleinen, frech redenden und witzelnden Kerls die an preußiſche Haltung und Scheinſamkeit gewöhnten Augen gewaltig irre, und man wollte nur um ſo ſchwerer begreifen, wie ſolches Geſindel, — denn dieſer Name lag zu nah, — ſolche Soldaten habe können aus dem Felde ſchlagen.

Einige Tage ſpäter, am 27. Oktober Nachmittags, zog nun auch der franzöſiſche Kaiſer, von dem man ſchon ſagte, er getraue ſich nicht nach Berlin herein, an der Spitze ſeiner Garden von Charlottenburg her in die Stadt. Ich ſah den Einzug nicht mit an, ich wollte nicht, Schmerz und Trauer waren zu groß in mir, ich haßte den Sieger, und mochte ihn nicht angaffen. Von Freunden hörte ich, der Volkshaufen unter den Linden, ſei gemiſcht genug geweſen, daß doch theilweiſe ein Vivat für den Kaiſer daraus hervorſchallen gekonnt. Aber die Berliner im Ganzen waren keineswegs zu ſolchem Rufe geſtimmt. Bernhardi z. B. ſagte mir, er habe genau die Umſtände des Einzugs beobachtet, und ſich verſichert, ein kühler Mann würde leicht Gelegenheit zu einem Mordſtreiche gefunden haben; der Gedanke und Wunſch aber eines ſolchen Verſuchs begegnete einem häufig ſchon damals, und ſpäterhin nur noch häufiger, denn man ſah den Kaiſer durchaus nicht wie einen mit den andern Fürſten Gleichſtehenden an, ſondern er mußte für einen rechtloſen Unterdrücker, für einen Räuber und Böſewicht gelten, und dieſe Meinung empfing ihren ſtärkſten Grimm von derjenigen Seite her, wo man der franzöſiſchen Freiheit anhing, und ihn als deren Mörder betrachtete, ſogar der Haß, den die Royaliſten ihm wegen des Todes des Herzogs von Enghien hegten, war minder entbrannt und rächeriſch.

Mein Weg führte mich täglich, wenn ich von Madame Cohen aus der kleinen Promenade zu Theremin nach dem George'ſchen Hauſe zurückkehrte, durch den ſogenannten Luſtgarten. Als ich am 27. Oktober Abends wie gewöhnlich dieſen Weg nahm, ſetzte mich ein neues Schauſpiel, das ſich hier unerwartet darbot, in das wundervollſte Staunen. Der ganze Mittelraum des bis dahin ſorgſam geſchonten Raſens und ſelbſt der Straßenplatz nach dem Schloſſe hin war bedeckt mit unzähligen hellflammenden Wachtfeuern, um welche her die kaiſerliche Garde in tauſend Gruppen muntrer Fröhlichkeit und Geſchäftigkeit ſich bewegte. Die mächtigen Feuer beleuchteten taghell die prächtigſten, ſchönſten Leute, die blankſten Waffen und Kriegsgeräthe, die reichſten, bunten Uniformen, in deren ſich tauſendfältig wiederholenden Roth, Blau und Weiß die volle Macht der franzöſiſchen Nationalfarben die Augen traf. Ungefähr 10,000 Mann waren in dieſem lodernden Bivouak in Bewegung, den das matter beſchienene Schloß, wo der Kaiſer ſeine Wohnung hatte, düſter begränzte. Einen großen Eindruck gewährte der Ueberblick des Ganzen, und wenn man das Einzelne unterſuchte, denn man konnte frei hindurchgehen, und jede Neugier befriedigen, ſo mehrte ſich nur die Bewunderung, jeder Soldat ſchien an Ausſtattung, Benehmen, Wohlbehagen und Gewicht ein Offizier, jeder ein Gebieter, ein Held. Sie ſangen, tanzten und ſchmauſten bis tief in die Nacht hinein, dazwiſchen rückten kleine Abtheilungen in ſtrengſter kriegeriſcher Haltung mit Trommeln und Muſik zum Dienſt aus und ein. Es war ein einziger Anblick, wie ich nie wieder einen gehabt; ich verweilte ſtundenlang, und konnte mich kaum losreißen. Die Garden blieben noch viele Tage und Nächte hier gelagert, und immer auf's neue hafteten die Augen auf dem verhaßten ſchönen Schauſpiel; aber jenem erſten Abende kam kein folgender gleich; die Feuer brannten mäßiger, die Truppen wurden zum Theil anderweitig untergebracht, das Ganze verlor ſich endlich in eine geringe Mannſchaft Reiterei, die neben ihren Pferden hier zum Aufſitzen fertig ihr Nachtlager hielten. Für die Sicherheit des Schloſſes konnte die zahlreiche Hauptwache im innern Schloßhof völlig genügend dünken.

In den nächſten Tagen nach Napoleon's Einzug hatte ein Vorfall Statt, der durch die Zeitungen bekannt gemacht wurde, und großes Aufſehen erregte. Der Fürſt von Hatzfeldt, ſo wurde berichtet, habe nach dem Einrücken der Franzoſen, über die Anzahl und die Bewegungen derſelben geheime Kundſchaft an den König abgeſandt, welche aber in franzöſiſche Hände gefallen und Urſache geworden wären, daß Napoleon im Zorn den Befehl gegeben, den Fürſten zu erſchießen, darauf ſei jedoch die Fürſtin herbeigeeilt, habe ſich dem Kaiſer zu Füßen geworfen, und ſo die Begnadigung ihres Mannes erwirkt. In dem ſo erzählten Verlaufe lag ohne Zweifel nichts, was dem Fürſten preußiſcherſeits verargt werden konnte, im Gegentheil; allein ſchlimme Gerüchte deuteten ſchon gleich damals auf einen andern Zuſammenhang hin, und Hatzfeldt's Name wurde von den eifrigſten Preußen nur mit Schmach und Verachtung genannt. Man wollte wiſſen, er ſei nach dem Unglück Preußens unverweilt auf die Seite der Franzoſen übergetreten, habe in Potsdam, wo er am 26. Oktober mit den Abgeordneten der Stadt Berlin die Bitte um Schonung anzubringen gehabt, dem franzöſiſchen Kaiſer unwürdig geſchmeichelt, und bei ihm ſich ein Verdienſt daraus gemacht, die Abfahrt der mit den Waffen des Zeughauſes beladenen Kähne nicht zugelaſſen, ſondern dieſe, wie noch vieles andre, dem Kaiſer zur Darbietung zurückgehalten zu haben. Der Oberpräſident von Baſſewitz, in ſeinem ſchätzbaren, meiſt auf amtliche Angaben gegründeten Werke „Die Kurmark Brandenburg von 1806—1808“ berichtet hierüber: „Wegen der Transportirung der noch im Zeughaus befindlichen ungefähr vierzigtauſend Gewehre, die unter Aufſicht des Magiſtrats vom Grafen Schulenburg geſtellt waren, erklärte ſich der Fürſt Hatzfeldt gegen den Major von Pirch, der ſolche noch fortzuſchaffen hoffte, er fände dies ohne ausdrücklichen Königlichen Befehl nicht zuläßig, indem der herannahende Feind ſolches, als eine ihm nachtheilige Maßregel, der Stadt zur Laſt legen könne. Hierdurch wurden, da die Königliche Beſtimmung nicht mehr eintreffen konnte, die Gewehre nicht verſchifft und fielen in die Hände des Feindes, ſo wie ungefähr fünfzig im Zeughauſe noch vorhandene Kanonen.“ Auch etwa zweitauſend Zentner Pulver in dem Pulvermagazin in Moabit vor den Thoren Berlins fielen den Franzoſen in die Hände, da der Fürſt aus gleichem Grunde deren Verſchiffung oder Zerſtörung verhindert hatte, durch den beſtimmten Befehl, die Vorräthe ganz unberührt zu laſſen. Um ihn ſicher zu ſtellen gegen die Rache Preußens, ſagte man ferner, habe Napoleon eingewilligt, die Poſſe zu ſpielen, als ſei der Fürſt vielmehr wegen ſeines preußiſchen Dienſteifers in Lebensgefahr gerathen. Da Hatzfeldt große Güter am Rhein beſaß, und ſich weiterhin im beſten Vernehmen mit den Franzoſen und dagegen in offenbarer Mißſtimmung wider Preußen zeigte, ſo konnten ſolche Gerüchte, wie viel Unwahrſcheinliches auch in einigen Umſtänden lag, ſich durch die Folge nur beſtärken. Die verhinderte Einſchiffung der im Berliner Zeughauſe vorfindlichen Gewehre war ein Anklagepunkt, der beſonders die Königin, welche ſchon früher wider den Fürſten eingenommen war, mit zürnendem Eifer geltend machte. Sie ſprach damals öfter mit Unwillen darüber zu Stägemann, und fragte lebhaft: „Warum hat er denn die Gewehre nicht abfahren laſſen? warum ſie mit Gewalt für den Feind als Beute zurückgehalten? waren es etwa ſeine Gewehre? hatte er irgend ein Recht daran?“ — Thatſache iſt, daß nach geſchloſſenem Frieden noch im Jahre 1810 ein fiskaliſcher Prozeß gegen den Fürſten geführt und ihm ſeltſam genug die Bezahlung jener Gewehre angemuthet wurde. Bignon erzählt, Napoleon habe, ſobald er von dieſem Prozeſſe gehört, mit Unwillen befohlen, dem preußiſchen Geſandten in Paris das Aergerniß eines ſolchen Verfahrens vorzuhalten, zugleich aber den Herzog von Cadore, ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, beauftragt, den franzöſiſchen Geſandten in Berlin zu noch ſtärkeren Erklärungen anzuweiſen. „Ecrivez à M. de Saint-Marsan“, ſagte Napoleon in ſeinem Schreiben, „que les ennemis du prince d'Hatzfeldt sont les miens, que ceux qui l'attaquent m'attaquent, et que je reconnais là l'influence de la cabale qui a causé tous les maux de ce pays.“ Dies Schreiben erließ Napoleon aus Berg-op-Zoom, wo er ſich grade befand, am 9. Mai 1810. Der Prozeß wurde wirklich eingeſtellt, und eine Kabinetsordre des Königs vom 22. Auguſt — mittlerweile war auch die Königin geſtorben — hob zuletzt alles weitere Verfahren gegen den Fürſten auf, indem erklärt wurde, der König habe in den Eingaben des

Fürſten die Gründe für deſſen Rechtfertigung überwiegend gefunden. — In der Folge wußte ſich Hatzfeldt vermittelſt ſeiner Verbindungen, ſeines Namens und Vermögens doch wieder am preußiſchen Hof einzuſchmeicheln, beſonders nach dem Tode der Königin, galt wieder für einen Getreuen, indem er vielleicht fortwährend ein Verräther war, und ſtand zuletzt, auf ſeinem Geſandtenpoſten zu Wien, in einem Anſehen und Einfluß, daß ſelbſt der Miniſter Graf von Bernſtorff eine Zeitlang auf dem Punkte ſtand, durch den jetzt an Oeſterreich und an den Fürſten von Metternich ungebührlich hingegebenen Achſelträger aus ſeinem Poſten verdrängt zu werden. Der ſich hofklug dünkende Nagler und der durch jedes niedrige Anſchließen plump aufſtrebende Otterſtedt rechneten ſchon ganz darauf, mit Hatzfeldt vereint an die Spitze der Angelegenheiten zu gelangen, als dieſer, für Preußen zum wahren Glück, in Wien plötzlich ſtarb, und mit ihm der größte Theil des unwürdigen und verderblichen Einfluſſes, den das öſterreichiſche Kabinet auf das preußiſche ausübte. Der Fürſtin von Hatzfeldt war ſpäterhin die Fußfallſzene vor Napoleon, die ſie in allen Büchern als einen Zug der Großmuth des Kaiſers erzählt und durch viele Kupferſtiche und Gemählde immer auf's neue vorgeſtellt fand, eine höchſt ärgerliche Erinnerung, ſie wünſchte ſich aus dieſer Art von Schmach jetzt herauszuziehen und zugleich den verſtorbenen Gemahl als vortrefflichen Preußen hinzuſtellen, und vertraute ſich zu dieſem Zwecke gar unglücklich dem Major Wagner an, der als ehemaliger Magiſter die Feder gut zu führen im Rufe ſtand, und ſich einem ſo vornehmen Verlangen eifrigſt unterzog. Der Aufſatz, der zu Stande kam, und in der Staatszeitung erſchien, war ſo ungeſchickt und troſtlos, daß er grade die entgegengeſetzte Wirkung that, weder den Fußfall mit Erfolg läugnete, noch ſonſt bewies, was er beweiſen ſollte, ſondern nur die ſchon halbvergeſſenen Anſchuldigungen nach mehr als zwanzigjährigem Beruhen heftig wieder aufregte, neue ungünſtige Zweifel hinzufügte, und dem Hof und der Stadt wie auch dem Auslande nur Aergerniß und Unwillen gab, der Fürſtin aber allgemein, und ſelbſt von ihren Nächſten, bittern Tadel zuzog, durch ihre Thorheit das ſchon immer zweideutige Andenken ihres Mannes erſt recht in Nachtheil geſetzt zu haben.

Ein Befehl der franzöſiſchen Kommandantur an den Magiſtrat, daß die Einwohner Berlins ihre ſämmtlichen Waffen ungeſäumt abzuliefern hätten, ſetzte dieſen in Schrecken, und er ließ unter ſcharfen Androhungen die Bürger auffordern, dieſen Befehl augenblicklich zu erfüllen. Ich hatte einen ſchönen Säbel, der noch von Hamburg her mich auf der Reiſe begleitete, desgleichen zwei engliſche Terzerole; nichts war leichter, als dieſe Stücke in einem ohnehin verdachtloſen Hauſe zu verbergen, ich wollte mich nicht davon trennen, und die Gefahr der Entdeckung auf mich nehmen. Aber nichts glich der aufgeregten Beſorgniß Theremin's, um keinen Preis wollte er dieſe Waffen in ſeiner Wohnung dulden, er ſah die entſetzlichſten Maßregeln gegen mich, gegen ihn, ſchon in Ausübung, er bat inſtändigſt, er machte endlich größeren Ernſt, als ich je bei ihm geſehen hatte. Soviel dingt' ich ihm doch ab, daß er einwilligte, ſtatt ſie abzuliefern, dürfte ich die Waffen im weitläufigen Garten einem tiefgemauerten, zu dem Eiskeller gehörigen Schachtloche anvertrauen. Die Terzerole behielt ich dennoch zurück, der Säbel aber wurde hinabgeſtürzt, und Laub und Zweige drüber hin. Kaum war dies leider geſchehen, ſo erſchien in den Zeitungen von Seiten des Kommandanten ein beißender Verweis an den Magiſtrat, daß derſelbe die guten Bürger durch übertriebene Androhungen ohne Noth erſchreckt habe, die Entwaffnung einer feindlichen Hauptſtadt, hieß es, ſei zwar eine ordnungsgemäße Maßregel, hier aber keineswegs mit ſolcher Eile und Gewaltſamkeit zu verlangen, die Ablieferung möge gelaſſen weiter gehen, man ſei franzöſiſcherſeits mit den guten Bürgern zufrieden, und es bedürfe des vorwitzigen Eifers nicht, mit dem der Magiſtrat die Abſichten der franzöſiſchen Behörden übertreibe. Mir that mein Säbel leid, den ich nun ohne Gefahr behalten konnte, aber ihn heraufzuholen war nicht ſo leicht, als ihn hinabfallen zu laſſen, und Theremin wußte ihn doch am liebſten da, wo er eben lag; ſo blieb er denn einſtweilen liegen, und ſpäterhin fand er ſich nicht mehr. Mir aber war das Benehmen der Franzoſen hiebei ſehr bemerkenswerth. Es ſcheint, ſie hatten den Schrecken allerdings bezweckt, und der Magiſtrat ſollte, indem er nach ihrer Angabe handelte, dieſe zugleich mißverſtanden zu haben ſcheinen, und ihnen ſo die Gelegenheit geben, nach geſchehener Sache durch deren Mißbilligung noch in großmüthiger und zutrauenvoller Ueberlegenheit nur um ſo höher zu ſtehen. Dieſen an ſich freilich unbedeutenden Vorgang ließ ich mir eine gute Lehre ſein, — weshalb ich ihn auch hier erzählt habe, — daß für jede Sache ein eignes Maß zu finden, und durch Eifer leicht eben ſo viel, als bisweilen durch Vorſicht, zu verſäumen ſei.

Zwiſchen allen Zerſtreuungen und Nachrichten aber lag mir das Mißgeſchick der Halliſchen Univerſität ſchwer auf dem Herzen. Ich mußte in dieſer Angelegenheit etwas verſuchen, das war entſchieden, und ich brachte Theremin dahin, daß wir eine franzöſiſche Bittſchrift aufſetzten, durch die wir durch Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr der Studenten zu erlangen hofften. Ich, Theremin für ſeinen Bruder, und noch ein paar Andre unterſchrieben, wir wünſchten aber noch mehrere Namen aufzuſtellen. Ein Herr von Gerlach, der nachherige Kammergerichtsrath, eben von Halle gekommen, fand die Sache ſehr gut, wollte aber doch lieber ſeinen Namen dabei ſchonen, erhielt über ſeine philiſterhaften Aengſte von mir einige ſchneidende Aeußerungen, wegen deren er mich zur Rechenſchaft ziehen wollte, anfangs ſehr trotzig, dann aber, als ich mich keineswegs einſchüchtern ließ, und er doch gar nicht geſonnen war, ſeine Perſon weniger als ſeinen Namen zu ſchonen, ſo mußte er voll tiefer Beſchämung und Ingrimms über die verlorne Mühe des mißlungenen Bravthums mit doppelter Beladung von Spott und Hohn, in den auch Theremin ſcherzend eingeſtimmt hatte, ſich glimpflich zurückziehen. Ich habe allen Grund zu glauben, daß er es mir, ungeachtet er ſeitdem mit ſeiner ganzen Sippſchaft zur eifrigſten Frömmigkeit übergegangen, noch auf die heutige Stunde nachträgt. Theremin erbot ſich, die Uebergabe der Schrift ohne mich zu beſorgen, vielleicht weil er mir nicht zutraute, am bedenklichen Orte die gehörige Mäßigung zu beobachten. Er gelangte zum General Clarke, dem Gouverneur von Berlin, wurde gut aufgenommen, und erhielt das Verſprechen, man wolle die Schrift anbringen, einſtweilen aber gab man ihm die Beruhigung, der Kaiſer habe mehr zu thun, als an die Studenten zu denken, jener Befehl ſei im Zorn ertheilt worden, und wenn wir nach Halle zurückkehren wollten, und dort, bis weitere Entſcheidung erfolgte, fürerſt nur ſtill blieben, würde uns niemand ein Hinderniß in den Weg ſtellen. Dies war freilich nicht, was wir anſprachen, aber es war doch tröſtlich für den Anfang, und eröffnete namentlich mir wieder freundliche Ausſichten.

Eine neue Sorge verurſachte uns Chamiſſo, und ſie löſte ſich auf ähnliche gute Weiſe. Napoleon hatte aus Bamberg vom 7. Oktober ein Dekret erlaſſen, welches alle geborne Franzoſen, die mit den Waffen in der Hand als Feinde Frankreichs zu Gefangenen gemacht würden, zu erſchießen befahl. Die Abſicht ging ohne Zweifel dahin, die zahlreichen franzöſiſchen Emigrirten, welche im preußiſchen Heere dienten, einzuſchüchtern und zu lähmen, und wenigſtens alle bourboniſchen Einwirkungen abzuſchneiden. In jenem Falle nun befand ſich nur allzu deutlich unſer Freund, der zur Beſatzung von Hameln gehörig jeden Augenblick in franzöſiſche Hände gerathen konnte. Er ſelbſt war von dem Dekret unterrichtet, und nicht ohne Sorge deßhalben, wiewohl nur um ſo feſter auf ſeinem Poſten, wie er noch zuletzt geſchrieben hatte. Entſetzlich war uns die Vorſtellung der bloßen Möglichkeit, daß er vor ein Kriegsgericht geſtellt und das Opfer eines grauſamen Buchſtabens werden könnte. Wir thaten Schritte ſeinetwegen, und erlangten von hohen Militairbehörden wenigſtens die beruhigende Zuſicherung, daß jener Befehl, im Augenblicke der noch ungewiſſen Ereigniſſe aus übergroßer Vorſicht ertheilt, jetzt nach den unerwartet glücklichen Entſcheidungen auch nicht die geringſte Folge haben würde; ſie lachten ſogar, und meinten, man laſſe die Leute nicht ſo ohne weiteres erſchießen, kein Menſch denke an ſolche Grauſamkeit; übrigens unterließen ſie nicht, in unſrem Bemühen ein ſchönes Beiſpiel der ſchon immer gerühmten deutſchen Freundſchaftstreue zu bewundern und uns rühmend anzurechnen. Wir aber konnten uns der Bemerkung nicht erwehren, die ſich in den nachfolgenden Jahren in ungeheuren Maßen immer mehr beſtätigte, daß der allgewaltige Kaiſer auf ſeines beſtimmten einzelnen Befehls eifrige und raſche Vollziehung wohl mit Gewißheit rechnen konnte, für die Ausführung ſeines Willens im Allgemeinen und für die Ausführung derartiger Beſchlüſſe und Vorſchriften aber keine Bürgſchaft hatte, ſondern meiſt Läſſigkeit und ſogar offenbaren Ungehorſam fand.

Die Wirkungen der politiſchen Welt trafen auch mich ſelber von einer andern Seite zwar mittelbar, doch ſehr unbequem. Der Graf Djalyeski, bei deſſen Sohne ſich Theremin als Lehrer befand, war nach Poſen gereiſt, und nahm dort an der Bewegung, zu welcher der Kaiſer die Polen aufregte, ſehr lebhaft Theil, er ſagte ſich ganz von Preußen los, und rief demnach auch ſeine Familie ſogleich von Berlin ab. Für Theremin blieb nur die Wahl, mit nach Polen zu gehen, oder ſein Verhältniß auf der Stelle aufzugeben. Er wählte natürlich das letztere, und wir mußten nun daran denken, die Wohnung zu räumen. Den nächſten Abend kam Theremin ſehr verſtimmt und unwillig nach Hauſe. „Denke Dir“, ſagte er, was mir begegnet iſt! „Ich ſitze ruhig mit Sophie beim Thee, ein Buch in der Hand, da öffnet ſich unvermuthet die Thüre, der dicke Sander, was er nie zu thun pflegt, tritt ein, ſtellt ſich vor mir hin, und redet mich finſter an: «Herr Theremin, es mißfällt mir, daß Sie Ihre Abende immer bei meiner Frau zubringen, ich will mir Ihre Beſuche in meinem Hauſe künftig ganz verbeten haben.» Darauf wendet er ſich, und geht ab. Sophie und ich hatten eben überlegt, wo ich hinziehen ſollte, um uns bequemer noch und öfter zu ſehen.“ Die Sache war allerdings ſtörend, nebenher auch etwas lächerlich. Aber der Gipfel des Lächerlichen und Beißenden zeigte ſich in der unmittelbaren Folge jener trotzigen Verweiſung; ich weiß nicht genau zu ſagen, durch was für Uebergänge und Wendungen es geſchah, aber gewiß iſt, daß gleich am nächſten Tage Theremin, anſtatt aus dem Hauſe wegzubleiben, lieber völlig in daſſelbe einzog, ein bequemes Hofzimmer einnahm, und nun nicht nur als Mitwohner, ſondern auch durch Frühſtück und Mittags- und Abendtiſch ganz und gar dieſem Haushalt angehörte. Der Hergang blieb nicht unbekannt, Theremin und Madame Sander ſelbſt mußten darüber lachen, und es fehlte von Andern nicht an Scherz und Spötteleien, die doch bisweilen unangenehm und verletzend waren. Für mich, da ich in ſolche Gunſt und Verhältniſſe den Freund unmöglich begleiten konnte, blieb nichts anders übrig, als mich in ein Wirthshaus einzumiethen.

Mittlerweile hatte die Niederlage Preußens von Tag zu Tage ſich größer und ſchmachvoller kund gegeben; waren die verlorenen Schlachten, die verkehrten Maßregeln, die Rathloſigkeit und der Unbedacht der Regierung arg zu nennen, ſo übertrafen doch die Kapitulationen und Uebergaben der Feſtungen alles, was man ſich hatte als möglich denken dürfen. Der Fall von Magdeburg ſchien ein Traum, ohne Schwertſtreich eine Beſatzung von 20,000 Mann kriegsgefangen und jenes ſtarke Bollwerk des Staates ohne Schuß übergeben zu ſehen, wollte man nicht für Wirklichkeit halten. An das Fabelhafte gränzte es, daß Stettin, und nun gar Küſtrin, faſt unangreifbar zu achten, durch feige Erſchrockenheit der Befehlshaber, die überall von demſelben Schwindel befallen waren, ſich der erſten Annäherung franzöſiſcher Reiter eiligſt ergeben hatten! Ein gränzenloſes Verderben, das ſchon lange den Staat in ſeinen weſentlichen Verhältniſſen unterwühlt hatte, wurde offenbar. Man erlag der Schande, welche auf das preußiſche Kriegsweſen gefallen war, man vermochte den Gedanken dieſer Schmach nicht zu faſſen. Im Uebermaße des Schmerzes ſchimpften die Preußen ſelbſt am heftigſten auf ihre unglücklichen Landsleute. Ein preußiſcher Offizier galt ſonſt als der Inbegriff der Ehre, des tapfern Stolzes und der tüchtigſten Kriegskunde, jetzt war der Name eine Bezeichnung der prahlhaften Feigheit, des erbärmlichſten Unwerthes. Man blickte mit Empörung auf die herrſchende Gewalt zurück, die ſich das Militair in allen Verhältniſſen angemaßt hatte, und die man ihm höchſtens dann verzeihen konnte, wenn daſſelbe wirklich als das felſenfeſte Wehr des Staates, als die Bürgſchaft dauernden Ruhmes und ſtets erneuerter Siege beſtand, jetzt wollte mancher im Gegentheil ſich über die Siege der Franzoſen freuen, als wodurch dieſe einheimiſche Despotie, wie ſie ein Rüchel zum Beiſpiel gewollt und ausgeübt, glücklich zerſtört wäre. Wer es nicht erlebt hat, kann es kaum noch glaublich finden, in welchen Ausdrücken der Ingrimm preußiſcher Patrioten gegen das Militair wüthete, mit welcher haßerfüllten Verachtung die einſt geprieſenen Namen Kleiſt, Ingersleben, Romberg, Wartensleben, Schöler und andre ſolche, auf denen der Vorwurf der Feigheit und des Verraths haftete, genannt wurden. Ich ſelbſt hatte in ſolcher Beziehung einen Auftritt mit dem Geheimen Rath Alberti. Ich traf ihn bei ſeinem Schwager Geheimen Rath Piſtor, der eine Tochter Reichardt's zur Frau hatte, wie jener eine Stieftochter deſſelben. Dieſer zorneifrige Mann erklärte gradezu alle preußiſchen Offiziere für ſchlechte Kerle; ich ſuchte ihn zu mäßigen, wollte Ausnahmen vorbehalten, und meinte, ich hätte unter den preußiſchen Offizieren perſönliche Freunde, in Betreff deren er jenen Ausdruck gewiß zurücknehmen werde; er ſagte eben ſo grob als unſinnig nein, ſie ſeien alle ſchlecht, und ſchon deßhalb dieſer Bezeichnung werth, weil ſie in dieſem nichtswürdigen Kriegsweſen einmal mitſteckten. Wenn er es ſo nehmen wolle, erwiederte ich, nun ebenfalls bitter, ſo wundre ich mich nur, daß er beim Militair ſtehen bleibe, ich könnte auch dieſe Anſicht nehmen, aber müßte dann einen weitern Geſichtskreis faſſen, der auch jeden Zivilbeamten einſchlöſſe, weil dieſer ja gleichfalls an dieſem verfaulten Staatsweſen Antheil und Mitſchuld habe. Betroffen, aber nur um ſo mehr herausfordernd, ſagte er: „Wollen Sie damit andeuten, ich ſei auch ein ſchlechter Kerl?“ Lebhaft verſetzte ich: „Ich will alles damit ſagen, was daraus folgt.“ Sein Aerger, durch einen jungen Menſchen, bei eigentlich gleicher Geſinnung, ſo zum Abſurden geführt, beſchämt und beleidigt zu ſein, wußte ſich nicht zu laſſen, er lief wüthend davon, indem Piſtor noch hinter ihm drein ſchimpfte, er ſei ein dummer Kerl, und wenn er ſo albernes

Zeug rede, verdiene er ſolche Abfertigung. Ich habe ihn ſeitdem in vierundzwanzig Jahren noch oft wiedergeſehen, aber nie wieder haben wir zuſammen ein Wort gewechſelt. Das Schelten auf das preußiſche Militair war indeß allgemein, und in der That ſehr oft ungerecht; der Feind ſelbſt dachte in manchem Betreff billiger, als die Einheimiſchen, übernahm öfters die Entſchuldigung der Geſchlagenen; aber damals wäre es vergeblich geweſen, gegen den Strom zu ſchwimmen. Wirklich eine Fluth war es zu nennen, was nur an Druckſchriften heranſchwoll; der ſchamloſe Kriegsrath von Cölln, machte durch ſeine „Vertrauten Briefe“ und „Feuerbrände“ den Anfang zur rückſichtsloſen Aufdeckung aller Gebrechen und Schwächen des Staats; nicht ſo gemein, aber doch ungehörig und voreilig ſchrieb Friedrich Buchholz, der ſeine politiſchen Abſtraktionen mit der ſiegenden Sache zu verbinden ſuchte, und nun hinter dem Siege her, mit ſeiner Weisheit leicht prunken konnte; die unermüdliche Feder des Oberſten von Maſſenbach bereitete ebenfalls manches Aergerniß. Am ärgſten trieb es ein feiler, dem franzöſiſchen Intereſſe verkaufter Schreiber Namens Lange, der ein neues Blatt, „der Telegraph“ genannt, herausgab, worin nicht nur alle Ereigniſſe feindlich und hämiſch zum Nachtheil Preußens erzählt, ſondern auch die gehäſſigſten perſönlichen Schmähungen, ſelbſt gegen die unglückliche hochverehrte Königin, ausgeſtoßen wurden, ſo daß das Volk darüber in Wuth gerieth, und der Zeitungsſchreiber und ſein Laden oftmals durch franzöſiſche Wache geſchützt werden mußte. Rahel gab in jener Zeit, wenn die Leute im tiefſten Kummer und bittrer Aufregung ihr klagten, was der freche Menſch alles vorzubringen wage, ihnen den klugen Rath, ſie möchten es machen, wie ſie das Beiſpiel gäbe, nämlich ſie leſe kein ſolches Blatt, und dadurch exiſtire für ſie der ganze Inhalt nicht; machten es Viele, machten es Alle ſo, ſo würden ſie den gleichen Vortheil haben; man fand die Bemerkung richtig, fuhr aber fort, das ſchändliche Blatt begierig zu kaufen und ſeinen Aerger daran zu nähren. Doch nicht bloß im Schreiben, auch in ſonſtigem Handeln zeigten ſich unwürdige und verrätheriſche Geſinnungen mancher Art; ein ehemaliger Prediger Hauchecorne von der franzöſiſchen Kolonie war ein Aufſpürer verſteckten preußiſchen Staatseigenthums, das er den Franzoſen anzeigte, um die dafür verſprochene Belohnung zu gewinnen, das ſchändliche Gewerbe hat ſeinen Namen gebrandmarkt, er ſelbſt aber, nachdem er in Karlsruhe, wo ſeine Tochter einem General von Freiſtedt verheirathet war, eine Zeit gewohnt, lebte noch in ſpäteren Jahren unangefochten in Berlin.

Eigne Gerüchte über den berühmten Geſchichtsſchreiber der Schweiz, Johann von Müller, gingen umher. Es war bekannt geworden, daß er, derſelbe Mann, der noch eben gezittert hatte wegen ſeiner Poſaune Mahomet's von dem Feinde zur Verantwortung gezogen zu werden, vielleicht fortgeſchleppt, oder gar, gleich dem unglücklichen Buchhändler Palm, erſchoſſen zu werden, durch einen wunderbaren Glückswechſel zu der Gnade gelangt ſei, perſönlich zu dem franzöſiſchen Kaiſer gefordert zu werden, mit dieſem eine lange Unterredung zu haben, und deſſen Gunſt und Beifall zu gewinnen. Daß er ſeitdem ganz umgeſtimmt, von Napoleon begeiſtert, der neuen Herrlichkeit zugewendet und ſchon ein Vertheidiger derſelben geworden, konnte die ihn Näherkennenden nicht wundern; aber in den eigentlich preußiſchen Gemüthern erzeugte ſich ihm von daher großer Haß, und es fielen die bitterſten Reden gegen ihn vor. Jenes günſtige Geſchick bei Napoleon erklärte ſich übrigens bald. Alexander von Humboldt, Müller's Gartennachbar, von der unruhigen Angſt des Mannes getrieben, nahm Gelegenheit, einigen franzöſiſchen Großen, deren er die meiſten von Paris her gut kannte, von jenem zu ſprechen, unter andern dem Staatsſekretair Maret, nachherigen Herzoge von Baſſano, der darauf in guter Stunde den Kaiſer von dem großen Geſchichtsſchreiber unterhielt, der bei den Deutſchen in größtem Anſehen ſtünde, und, zwar bisher ein Gegner der Franzoſen, doch wohl für den Dienſt des Kaiſers zu gewinnen ſein möchte. Napoleon wollte ihn ſprechen, und da Müller ſich ſogleich enthuſiaſtiſch und übrigens geſchickt genug benahm, ſo fiel die Unterredung vortrefflich aus, und hinterließ auf beiden Seiten den beſten Eindruck. Welch eine Berufung ihm in Folge des bei Napoleon gemachten Lobes noch bevorſtehen ſollte, konnte Müller damals nicht ahnden, ſondern hatte fürerſt nur das Ungemach einer zweideutigen Lage um ſo bittrer zu empfinden, als ſie nicht nur in den äußern Umſtänden, ſondern auch in ſeinem Innern gegründet war, das zwiſchen entgegengeſetzten Richtungen allen Halt verloren hatte, und ſeitdem nie wiedergewann.

Dieſe Anſchauungen, Eindrücke, Intereſſen und Erfahrungen erfüllten und bewegten mich auf die mannigfachſte Art. Sie gaben mir viel zu denken und zu prüfen. Die preußiſchen Zuſtände wie die franzöſiſchen hatten ihre bedeutende, antheilgebende, lehrreiche Seite. Die franzöſiſchen Soldaten waren in ihrer Art höchſt merkwürdig, und machten in ihrer Miſchung von Feinheit und Verwilderung ein eignes Weſen, das ſeinen Reiz hatte, manchen Offizieren, die ich von ungefähr kennen lernte, mußte ich entſchieden wohlwollen. In Napoleon ſah ich zwar mit allem Haſſe den Unterdrücker der franzöſiſchen Freiheit und den Feind der deutſchen Bildung, allein ich gewann es doch über mich, ihn auch in ſeinen großen Eigenſchaften zu würdigen, und wenn ich zu wiederholtenmalen im Luſtgarten ungeſucht ihn ſelbſt inmitten ſeiner Generale vor den Truppen ſah, und das ganze Schauſpiel mit Muße betrachtete, und auf mich wirken ließ, ſo konnte ich wohl begreifen, daß die Seinigen auf den ſtets erneuten Ruhm- und Siegeszügen ihm mit Begeiſterung folgen mochten.

Bisher hatte das ſchönſte klare und milde Wetter angedauert, die ſtrenge Jahreszeit gleichſam verläugnet und alles Daſein erleichtert. Nun aber trat plötzlich ein düſtres, naßkaltes Winterwetter ein, und alles veränderte den Anblick. Die franzöſiſchen Truppen waren größtentheils nach Polen und Preußen vorgerückt, Napoleon brach mit dem Reſt nun ſelbſt dahin auf, und die Stadt merklich verödet, verſank unter Laſten und Ungemach, die täglich drückender wurden, zu ſichtbarer Noth und Auflöſung. Ein Frieden, zu deſſen Abſchluſſe der General von Zaſtrow abſeiten des Königs zu Napoleon abgeſandt worden war, kam nicht zu Stande, weil die beiſpielloſen Glückserfolge dem Kaiſer alle früher gutgeheißenen Bedingungen jetzt verworfen machten. Es blieb, unter fortwährend niederſchlagenden Nachrichten nur eine traurige Folge von Tagen und die jammervollſte Zukunft abzuſehen. Mich traf das Unheil, daß ich mit Eintritt des rauhen Wetters auch heftig an der Bruſt zu leiden begann. Ich nahm meine Zuflucht zum Doktor Erhard, und ſeine wirkſamen Arzeneien begleiteten mich nach Halle, wohin ich denn doch zurückzukehren endlich beſchloß, da Berlin weder Reiz mehr für mich hatte, noch mein rechter Aufenthalt ſcheinen wollte, ich fand mich durch die verlängerte Trennung von meinen Büchern, Vorſätzen und Anhaltungen höchſt unbehaglich, und dabei durch Krankheit und Theurung im Wirthshauſe noch mehr verſtimmt. Von Schleiermacher hatte ich Nachricht, der, wie Steffens und Wolf, mich ſtark anzog, ich hörte, daß mehrere Studenten, und unter ihnen Harſcher, ruhig in Halle fortlebten; von Neumann, der mit Neander nach Göttingen gezogen war und mir ſchon von dort geſchrieben hatte, durft' ich hoffen, daß er gern mit mir in Halle wieder zuſammentreffen würde, die Reichardt'ſche Familie dachte ebenfalls an Rückkehr, wir hofften alle auf Herſtellung der Univerſität, und bis dieſe erfolgte, ſchienen Ort und Umſtände dort noch immer am meiſten den Studienberuf zu begünſtigen, ſei es, daß man einſamen Fleiß oder lebendige Gemeinſchaft wünſchte. Zur mehreren Sicherheit nahm ich einen Paß als privatiſirender Gelehrter oder homme de lettres, ein für Franzoſen ſo geläufiger als anſtändiger Titel, der jeder Schwierigkeit, die man mir hätte machen wollen, hinreichend begegnen konnte.

Meine Krankheit hatte aber ſehr zugenommen, und meine Freunde ſahen mich oft bedenklich darauf an. Meine Empfindungen waren durchaus traurig und niedergedrückt, zu dem Gefühl des Krankſeins kam die Ungeduld über meinen geſtörten Studiengang; ich ſah nur Verwirrung und Trübſal für meine nächſten Zeiten; mir kam es bisweilen vor, als ſei nicht viel verloren, wenn ich es nicht weit mehr triebe. Die Poſt war mittlerweile ſchon beſtellt, ich nahm von den Freunden traurigen Abſchied, und ſagte unter andern zu Madame Cohen mißmuthig ſo hin: „Wer weiß, ob ich glücklich bis über die Elbe komme!“ Sie ſah mich eine Weile forſchend an, und verſetzte darauf: „Ihnen darf man ſchon ſo etwas ſagen, jedem Andern würd' ich's verſchweigen! Mein Knabe Jonny, der über Ihre Wegreiſe ſehr betrübt iſt, hat von Ihnen geträumt, er ſähe Sie an einem großen Waſſer in dringender Gefahr, riefe Ihnen zu, aber vergeblich, es ſei keine Hülfe mehr geweſen.“ In dem Augenblick erinnerte ich mich einer unwillkürlichen Empfindung auf der Deſſauer Elbbrücke bei der Herreiſe, ob ich wohl wieder glücklich über dieſe Brücke zurückkommen würde? Und ſo vieles Zuſammentreffen ſchien denn doch eine Vorbedeutung! Aber ich empfand keine Scheu, ſah dieſe Sache heiter an, reiſte getroſt ab, kam zur Elbe, wo ich denn freilich jene Brücke nicht wiederfand, ſondern nur die halbverbrannten Pfähle als ſchwarze Stumpfen noch aus dem Waſſer ragen ſah, und hatte eine wirklich gefahrvolle Ueberfahrt, indem die Fähre durch die Strömung eine Strecke fortgeriſſen und nur mit Mühe zum Landungsplatze zurückgebracht wurde, kam aber doch glücklich auf dem andern Ufer, und zwar krank und leidend, aber gutes Muthes in Halle an, wo ich mit unausſprechlichem Behagen mich in meiner ſtillen Wohnung zu der meinem Zuſtande angemeſſenſten Lebensart eingerichtet fand.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweiter Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Zehnter Abſchnitt: Halle. 1807 1

Elfter Abſchnitt: Studien und Störungen. Berlin, 1807 .. 19

Zwölfter Abſchnitt: Hamburg. 1807 66

Dreizehnter Abſchnitt: Berlin. 1807. 1808 77

Vierzehnter Abſchnitt: Beſuch bei Jean Paul Friedrich Richter. Baireuth, 1808 136

Funfzehnter Abſchnitt: Tübingen. 1808. 1809 152

Sechzehnter Abſchnitt: Berlin. Mai 1809 178

Siebzehnter Abſchnitt: Die Schlacht von Deutſch-Wagram, am 5. und 6. Juli 1809 192

Achtzehnter Abſchnitt: Wien. 1809 254

Neunzehnter Abſchnitt: Ungarn. Preßburg. Waghe. Szered. Tyrnau. 1809 278

Zwanzigſter Abſchnitt: Nach dem Wiener Frieden. 1809. 1810 306

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Zehnter Abſchnitt.

Halle.

1807.

Der Anblick Halle's war freilich ganz verändert. Die Abweſenheit der Studenten machte die Straßen leer und die Häuſer öde, alles hatte ein trauerndes Anſehn, nicht einmal durch franzöſiſche Einquartirung belebt, denn außer den nöthigſten Verwaltungsbeamten und wenigen dienſtfähigen Kriegsleuten waren hauptſächlich nur Verwundete und Kranke dort geblieben, von welchen man die Geneſenden hin und wieder ſchleichen ſah.

Herzlich empfingen mich Harſcher und Adolf Müller, die den Sturm ruhig überſtanden und dem franzöſiſchen Bannſpruche nicht gehorcht hatten, eben ſo mit Traulichkeit Schleiermacher und Steffens, ſehr freundſchaftlich und heiter Wolf.

Für die Univerſität waren alle Ausſichten noch verſchloſſen, die Studenten unwiderruflich ausgetrieben, die Profeſſoren ohne Wirkſamkeit und Beſoldung. Die Bürger hatten zu der überſtandenen Plünderung auch noch die vorauszuſehende Nahrungsloſigkeit und mit den zurückgelaſſenen Schulden der akademiſchen Jugend zugleich die Laſten des fortwährenden Krieges, die Unterhaltung eines franzöſiſchen Lazareths und manches andre zu tragen, und dieſe Umſtände mußten dem begonnenen Winter einen düſtern Verlauf allgemein troſtloſer Lebenslage verheißen. Aber es kam grade das Gegentheil. Zwar entbehrte man in allen Ständen viel des gewohnten Behagens, und ſelbſt, was in andern Zeiten als Anſtändiges oder gar als Nothdürftiges gelten wollte, wurde knapp oder ging völlig ein; aber da man ſich des Mangels nicht ſchämte und die Zeitläufte grade nur ſtärker zur Mittheilung und zur Gemeinſchaft hindrängten, ſo rückte man gern näher zuſammen, richtete ſich kleiner und ſparſamer ein, ſah einander darum anſpruchsloſer und öfter, und da der Krieg durch ſeine Fortdauer die Gemüther in Spannung und den Blick und die Hoffnung in der Ferne wach erhielt, ſo lebte man getroſt ſo fort und war bald bei dem Wenigen ſo vergnügt und heiter, als man vorher bei dem Reichlichern, unter wechſelſeitig geſteigerter Anforderung, kaum geweſen war.

Die Profeſſoren vermochten zum Theil aus gutem Ertrage früherer Zeiten einiges zuzuſetzen, andern half irgend ein Nebenwerk aus, hauptſächlich Schriftſtellerei, wozu die Muße, bei dem Stillſtehen der Vorleſungen, um ſo größer, und die Gelegenheit in dem leſe- und ſtudienbedürftigen Deutſchland, auch neben dem verheerenden Kriege und faſt mitten in ihm, noch genugſam dargeboten war. Wolf, Reil, Niemeyer, Kurt Sprengel und andre ſolche Altſäſſige gehörten zu der erſtern Klaſſe; Schleiermacher und Immanuel Bekker zu den letztern; jener hatte gleich nach der erſten Verwirrung ſich ſchnell gefaßt und mit verdoppeltem Eifer ſeine Platoniſchen und theologiſchen Arbeiten wiederaufgenommen; dieſem hatte Wolf die jenaiſche Litteraturzeitung eröffnet, wo die gelehrten, geiſtreichen und mitunter grimmigſcharfen Kritiken, mit dem Zeichen Δαμ. oder Δμ. verſehen, als nothgedrungene Erwerbsarbeiten doch zugleich dämoniſche Boten der in der Folge ſo vielfach bewährten philologiſchen Tüchtigkeit ihres Verfaſſers ſein durften. Ganz ohne Aushülfe und durchaus übel daran war nur der arme Steffens, zum Schreiben damals noch ohne Uebung und Selbſtvertrauen, für keine neue Thätigkeit geſchickt, vom Tage den Tag fordernd, ſtatt eines Rückhaltes vielmehr von Schulden gedrückt. Er ſah ſich ſpäterhin genöthigt, um nur Boden zu haben, mit Frau und Kind den Einladungen ſeiner nördlichen Freunde zu folgen, die ihm theils in Kopenhagen neue Anſtellung, theils in Holſtein und Hamburg gaſtliche Zuflucht boten, wie er denn am letzten Orte im reichen und edlen Hauſe Sieveking eine geraume Zeit ſorgenlos hinbringen mochte. Sein Weggehen war uns Allen ein tiefer Schmerz; die nothwendigen Beſtandtheile unſres Zuſammenlebens ſchienen unvollſtändig geworden, in allen gewohnten Kreiſen wurde ein geiſtiger Zuſatz vermißt, in manchen die ganze Würze; ſelbſt bei Schleiermacher entbehrte man den wohlthätigen Einfluß der friſchen Naturfülle auf dieſe ſanften, weiten, aber zuweilen auch in's Kleine zuſammengeengten und ſchwachhaltigen ethiſchen Gebilde. Die Reichardt'ſche Häuslichkeit, in bedrängten Umſtänden nach Halle zurückverſetzt, entblößt von dem weltmänniſchen Treiben und Anſtand ihres Hauptes und von der geiſtreichen Lebendigkeit des Schwiegerſohns, erwies ſich als dürftiges ſchmackloſes Ueberbleibſel eines beſſern Zuſtandes, der dadurch nicht zurückkehrte, daß ein ärmlicher Schein geretteter Vornehmheit ohne die nöthigen Mittel angeſtrebt wurde; das unter vielen weſentlichen Entbehrungen vor allen Dingen wieder angeſchaffte Fuhrwerk machte in ſeiner traurigen Geſtalt den Witz rege, der Wagen müſſe wohl nur ein Fiacker, ſo wie die Pferde Ackervieh ſein! Wir haßten als junge Leute redlich und heftig alle Ziererei, die ſich nicht etwa durch Eingehen in unſre herrſchenden geiſtigen Richtungen einige Gnade zu erwerben, oder ganz zu verſtecken wußte. Das Reichardt'ſche Benehmen hatte nichts von dieſer uns verſöhnenden Art; die im Schwange gehenden Lebensmeinungen und Kunſtübungen dieſes Kreiſes dünkten uns gar gering, beſonders erfuhr das ganze Muſikweſen der Familie die unbarmherzigſte Verdammung abſeiten Harſcher's und Müller's, die ſich ſelber dagegen in dieſer Kunſt durch Kenntniſſe, Geſchmack und eigne Ausübung höchſt befähigt hielten. Die äußerliche Vornehmthuerei der Familie verlor mit Verneinung der Kunſtanſprüche allen Rückhalt, die zarte Bildung, welche mit Gefühlen oft weichherzig genug tändelte, ließ bei Gelegenheit die ſtarreſte, härteſte Selbſtſucht durchblicken, und reizte nur um ſo ſchärfere Gegenſtimmung auf. Was uns aber dieſen Familienkreis beſonders widrig machte, war die Anziehung, die er auf Steffens und Schleiermacher nach unſrem Dafürhalten viel zu mächtig ausübte, indem beide, ſo wie des erſtern Frau und des letztern Schweſter, die wir mit Jünger-Pietät hochhielten, und auch die Frauen der Häuſer Wolf, Wucherer und Reil, die wir ſchätzten und liebten, dort ihren meiſten und liebſten geſelligen Verkehr hatten, weshalb es auch ſchwer wurde, unſrerſeits jenen Kreis ganz aufzugeben, wozu gleichwohl Harſcher und Müller ſich bald entſchloſſen hatten. In der ſteten Berührung und Reibung, durch Scherzreden und Spitznamen, die uns die Reichardt'ſchen Mädchen gaben, auch von dieſer Seite genährt, entſtand eine wahrhaft bittre Oppoſition, die ſelbſt Schleiermacher, der ſie ganz mißbilligte, und noch weniger Steffens, der vielleicht im Stillen genug Grund hatte, ihr beizupflichten und wenigſtens die frühere Xenienbosheit gegen ſeinen Schwiegervater lachend gutheiß, nicht aufheben noch mäßigen konnte, die ſich weit in das ſpätere Leben erſtreckte, und von der ſogar einige litterariſche Zeugniſſe ſich erhalten haben. War ich in der erſten Zeit jetzt viel bei Reichardt's und ſuchte ihnen gefällig und nützlich zu ſein, ſo ging doch die Annäherung bald wieder in Kälte über, und als ſie erſt wieder aus der Stadt nach Gibichenſtein hinausgezogen waren in die geplünderte und halbzerſtörte, aber doch beſſ're Wohnung, herrſchte unumſchränkt mit dem maulſpitzenden ſelbſtgefälligen Dünkel die ſteifſte Aufſpreizung. Auch mein anfänglicher guter Wille hielt es immer weniger mit dieſem Weſen aus, welches noch durch Aufnahme einer jungen Koſtgängerin, die Herr von Redtel als Bräutigam mit unglücklicher Wahl in dieſem Kreiſe aus einem Kinde zu ſeiner künftigen Gattin wollte heranbilden laſſen, auf den ärgerlichſten Gipfel getrieben wurde.

Von andern halliſchen Einwohnern ſah ich wenige, und dieſe nicht oft; nur Schmalz, Hoffbauer und ein paar andre, denen ich von Berlin her etwa Beſtellungen zu machen hatte. Ich mußte natürlich von der Hauptſtadt viel erzählen, und man hörte mich genugſam ab. Dies geſchah ganz beſonders auch in der Geſellſchaft auf dem Jägerberge, wohin Schmalz mich in eine Art Klub einführte, der patriotiſche und freimaureriſche Elemente verband. Hier führte der als Kriegsgefangner auf ſein Ehrenwort entlaſſene General von Hinrichs das Wort, derſelbe, welcher ſpäterhin den unfruchtbaren Spaß machte, den von den Franzoſen in Sansſouci weggenommenen Degen Friedrich's des Großen für einen unächten, ſchon vorher vertauſchten, auszugeben und den ächten als gerettet und in guter Hand befindlich anzudeuten. Der preußiſche Militairkarakter, früher ſo vorlaut und durchfahrend, war aber damals ungemein herabgeſtimmt und an ſich haltend, und ich Student durfte mit Erfolg und Beifall die früher nicht zu wagende Dreiſtigkeit haben, einem General frank und frei zu widerſprechen, und in Staats- und Kriegsſachen eine andre Meinung gegen die ſeinige zu behaupten.

Einen Patrioten eigner Art lernte ich in dem Kanonikus Auguſt Lafontaine kennen, an den ich einen Brief ſeines Freundes, des Buchhändlers Sander, abzugeben hatte. Dieſer einſtmalige Liebling der deutſchen Frauen und Mädchen hatte im behaglichen Genuſſe des Ertrages ſeiner Feder und der Pfründe, die ihm der König und die Königin von Preußen als dankbare Leſer ſeiner beliebten Romane zugewendet, ſich zu faßartiger Beleibtheit aufgemäſtet, und war dabei als Schriftſteller ſo rüſtig und raſch geblieben, daß er, wie er mir ſelbſt erzählte, ſeiner Geſchwindigkeit dadurch Hemmketten anlegte, daß er ſich nur an zweien Tagen der Woche zu ſchreiben erlaubte, weil er ſonſt übermäßig viel ſchreiben würde, und den Werth ſeiner Hervorbringungen durch Ueberfülle herabzudrücken fürchtete. Er hatte eine häßliche Frau, aber eine artige junge Nichte bei ſich, die er ſehr eingezogen hielt; er glaubte ihre Unſchuld nicht zart genug bewahren zu können, und erlaubte ihr kaum unter Leute zu gehen, nur zu Reichardt's allenfalls, wo die ſtrenge Haltung ſeine Anforderungen befriedigte und ſeine Vorurtheile ſicher machte; das gute Mädchen hatte nicht einmal den Genuß, an dem reichlichen Hausbrunnen den jugendlichen Durſt zu ſtillen, denn ſie durfte keine Zeile von des Oheims Romanen leſen, die er wie das ärgſte Gift ihr vorenthielt, mit dem er doch alle fremden Haushaltungen zu überſchwemmen kein Bedenken trug, wenig ſchmeichelhaft in der That für das Publikum, das er ohne Umſtände mit einer Labung abfand, deren geiſtige und moraliſche Verdaulichkeit er bei den Seinigen mehr als zweifelhaft verneinte! Er hatte in ſeinem artigen Landhaus und Garten, an der Saale dicht vor dem Thore, durch die Plünderung hart gelitten, brauchte aber nur einen dritten Tag mehr in der Woche ſich zum Schreiben zu geſtatten, um hoffen zu dürfen, daß aller Verluſt bald wieder eingebracht ſein werde. Die vielen weichlichen Empfindungen und edlen Verhältniſſe, welche er in ſeinen Romanen durcharbeitet und ausgelegt, waren bei ihm ſelbſt, vielleicht eben wegen des ſteten Aufwandes und Verbrauchs, jetzt in geringem Vorrathe zu ſpüren, er nahm alles ziemlich hart und plump, und wollte die Zärtlichkeit für ſeinen Freund Sander, deſſen traurige Gemüthskrankheit ich ihm ſchilderte, nicht ſonderlich aufkommen laſſen. Als preußiſcher Patriot dagegen zeigte er ſeine Eigenheit in dem Bekenntniſſe, daß er ſich auch unwahre Siegesnachrichten mit Vergnügen erzählen laſſe, und bei dem beſtimmten Vorauswiſſen, man lüge ihm was vor, ſeine Begierde, weiterzuhören, doch nicht geſchwächt werde!

Harſcher lebte in dieſer halliſchen Zeit ſeine vergnügteſten Tage; nicht durch eigne Verſäumniß, die er ſich doch immer zum Gewiſſen gemacht hätte, ſondern durch die Macht der Umſtände, gegen die ſein Widerſpruch nicht fehlte, ſah er ſich von allem Zwange befreit, den ſeine Beſtimmung ihm auferlegte; die mediziniſchen Vorleſungen, vor denen er ſich fürchtete und denen er ſich endlich um ſo ſtärker hingeben mußte, je länger ſchon er ſie bisher gemieden hatte, wurden gleich allen übrigen nicht gehalten, ihn konnte nicht der geringſte Vorwurf treffen, daß er ſie nicht beſuchte; an Fleiß und Eifer andrer Art ließ er es aber nicht mangeln, im Gegentheil, er war einer der Menſchen, die unaufhörlich ſtudiren, nicht nur über den Büchern ſitzend, was er auch vortrefflich konnte, ſondern im Gehen und Stehen, in jedem Geſpräch, bei allen Gegenſtänden, aber ſeine Studien wollten dieſer Art gemäß auch möglichſt frei ſein, ohne äußern Plan und vorgeſtecktes Ziel nur ihrem eignen Bedürfniſſe folgen;

dies fügte ſich jetzt von ſelbſt, alles war ja für die nächſte Zeit ſtillgeſtellt, und er wie jeder andre einzig auf's Abwarten angewieſen.

Der Kreis der dagebliebenen oder in der Stille zurückgekehrten jungen Leute war in Halle noch anſehnlich genug. Adolf Müller, Harſcher's herzvertrauter Freund, Przyſtanowski, die beiden Ruſt aus Deſſau, der junge Loder, dazu noch Bekker, machten ſchon eine bunte Geſellſchaft aus. Bald kam auf meine dringende Aufforderung auch Neumann von Göttingen zurück, bezog ein Zimmer auf gleichem Flur mit dem meinigen, und wenn unſre Beſchäftigungen uns mitunter trennen durften, ſo hielten alle andern Bezüge uns doch täglich und innig vereint.

Durch den Fortgebrauch der Arzneien Erhard's war meine Geſundheit allmählig geſtärkt worden, ich griff das Leben und die Studien wieder mit heitern Kräften an. Mit ſtärkſtem Willen warf ich mich auf die Arzneiwiſſenſchaft und quälte mich mit dem Gründlichſten, mit der nie genug zu wiederholenden Betrachtung der Knochen, rechtſchaffen ab; auch las ich mediziniſche Bücher mit fleißigem Bedacht. Aber wie ſtreng ich auch wollte, die Sache ging ſchlecht von Statten, ſie fand in der Unmittelbarkeit der Gegenwart keinen fortwirkenden Antrieb, keine Genoſſenſchaft und kaum die nöthige Gelegenheit, denn auch der Bedarf an Büchern und andern Hülfsmitteln war nicht immer leicht herbeigeſchafft. Die Studien allgemeiner Bildung dabei zu verabſäumen, hätte mir überdies ein Hochverrath geſchienen, ich pflegte ihrer alſo nebenher, und ſchnell waren und blieben ſie im Vortheil. Ich arbeitete mit größtem Fleiße den Homer durch, beſonders zu wiederholtenmalen die Ilias, wobei ich wiederum Wolf's Hefte und den Euſtathios zu Hülfe nahm, ſuchte in den Platon einzudringen, in den griechiſchen theils, theils in den durch Schleiermacher verdeutſchten, las mit Neumann zuſammen und deßhalb mit erhöhtem Vergnügen den Xenophon, und war auch mit andern griechiſchen und lateiniſchen Autoren noch mannigfach beſchäftigt. Das Anregendſte und Ergiebigſte aber waren unſre gemeinſchaftlichen Unterhaltungen, wo Harſcher, unter ſtets erneutem Zweifel und Gegenſtreit, mit eigenthümlicher und unerſchöpflicher Dialektik uns alle Heer- und Schleichwege der philoſophiſchen Forſchung durchmachen ließ, und wir die Lehren von Schleiermacher und Steffens, daneben Platon's und Plotin's aus entſprechendem Standpunkte, dann Schelling's und Fichte's, im Hintergrunde ferner Kant's, Leibnitz'ens und Spinoza's, in vielfachſter Wendung betrachteten und handhabten, zu unſäglicher Geiſtesübung, wenn auch nicht zu ſonſtigem Stoffertrag.

Eine ſtets erneute Stärkung und Nahrung für dieſe Geſpräche waren die Abende bei Schleiermacher, die regelmäßig Freitags wieder gehalten wurden, und für die ſich hoher Ernſt und freie Laune wie Offenheit und feine Rückſicht zum ſchönſten Gleichmaße verbunden hatten. Schleiermacher war an ſolchen Abenden meiſt ſehr liebenswürdig, ſeine Schärfe galt damals mehr den Gegenſtänden als den Perſonen, den Anweſenden nie, er ſprach ſinnig und angenehm über wiſſenſchaftliche Dinge, beſonders über die ſchwierigſten und anziehendſten ethiſchen Fragen, welche Harſcher mit unermüdetem und gewandtem Eifer zur Sprache brachte; dabei wurden auch die politiſchen Nachrichten, zwar mit ſtärkſten Wünſchen und Hoffnungen für Preußen, doch im Ganzen, beſonders von Schleiermacher ſelbſt, mit Umſicht und Billigkeit, ihrem Intereſſe gemäß aufgenommen und beurtheilt.

Wir Jüngern ſaßen oft ſchon Nachmittags in ernſten und lebhaften wiſſenſchaftlichen Geſprächen zuſammen, bis die Stunde heranrückte und wir zu Schleiermacher gingen, wo wir das heftig Durchgeſtrittene nun vor der leitenden Einſicht gleichſam in höherer Klaſſe nochmals ruhiger und feiner beſprachen, und ſchneller und entſcheidender zu einem Ziele kamen; ja es geſchah mitunter, daß wir am ſpäten Schluſſe des Schleiermacher'ſchen Abends des Erörterns und Verhandelns noch nicht genug hatten, ſondern dort weggegangen wieder bei mir einkehrten, und noch bis in tiefe Nacht unſre arbeitende Geſelligkeit fortſetzten, welche ſelten durch irgend eine Bewirthung, und niemals durch andre als die mäßigſte, getragen wurde. Einmal blieben Harſcher, Neumann und ich auf dieſe Weiſe nach dem Schleiermacher'ſchen Abend auf meinem Zimmer die ganze Winternacht hindurch beiſammen, und das Geräuſch des wiederaufſtehenden bürgerlichen Verkehrs und das graue Licht des ſpäten Morgens fiel in unſre noch lebhaften Geſpräche; ein heißer Kaffee nahm uns die Schauer der Ueberwachung leicht hinweg, erfriſcht und geſtärkt mochten wir jetzt nicht ſchlafen gehen, der Tag leuchtete heller auf den gefrornen Schnee, und ſo waren wir kurz entſchloſſen, und ſchritten frohen Muthes nach dem drei Meilen entlegnen Petersberge zu, beſtiegen die Ruine, hielten in einer Bauernſchenke mit Eiern unſre Mittagsmahlzeit, und kehrten dann, durch die anfangs noch ſonnenglänzenden, ſpäter nur ſchnee- und ſternenhellen, ſchweigenden Froſtgebilde nach Halle zurück, mehr noch erregt als ermüdet durch die äußere und innere Bewegung, aber denn doch endlich des Schlafes bedürftig, den wir uns reichlich verdient hatten.

Wolf war uns in dieſer Zeit weniger zugänglich, ausgenommen Bekker'n, der ſeine Neigung wie ſein Heil ganz auf ihn geſtellt hatte, und ihn faſt jeden Tag ſah. Wahrhaft vornehm in Studien und Leben hielt Wolf ſich mit Ernſt und Witz den Zeitumſtänden ſtets überlegen. Wir wußten ihn thätig und munter, vernahmen manches ſchlagende Wort von ihm, genoſſen unabläſſig mittel- und unmittelbar der Früchte ſeines Geiſtes und Wiſſens, und waren ſehr mißvergnügt, als plötzlich dieſer Mann in den Lärm eines niedrigen Geklatſches gezogen wurde, und gegen gemeine Gegner öffentlich in die Schranken treten mußte. Von jeher ſind auf unſern Univerſitäten die zahlreichen Unbedeutenheiten, die ſich durch trockne, geiſtloſe, doch unläugbar auch ſo noch ihres Orts nützliche Fortpflanzung des gemein Erlernten, zu dem Profeſſorſtand aufgeſchwungen haben, in welchem ſie ſich äußerlich auf gleicher Stufe mit dem ſchöpferiſchen und tiefdenkenden Genie ſehen, gegen die einzelnen Bedeutenheiten verſchworen, durch die ſie verdunkelt werden. Dies war in Halle, bei großer Achtung und Furcht, auch die herrſchende Richtung gegen Wolf, der in ſeiner Größe und Rüſtung den Reil, Steffens, Schleiermacher, Nöſſelt und andern ſolchen zwar eine Freude, den Dabelow, Voigtel, Niemeyer, Maaß, Schmalz und ihres Gleichen aber ſtets ein heimlicher, nie zu verwindender Aerger war. Nun hatte ſich auch in letzterm Kreiſe, wie in jedem, die Einnahme und Plünderung von Halle mit allen ihren Auftritten und Bedrängniſſen gehörig durchgeklatſcht; manches beſchämende Geſchichtchen eigner Verwirrung und Schwäche hatte man durch Aufſpüren und Heranziehen fremder Begegniſſe wenigſtens auszugleichen, wo nicht zu überbieten geſucht. Wolf's beißender Witz war ſeinen Kollegen oft genug empfindlich geworden, mit höchſter Schadenfreude daher vernahm und förderte man das Gerede, auch Wolf, der große Wolf, habe zur Zeit des Gefechts im Keller geſeſſen, und nachher, als er ein Exemplar ſeines Prachthomer als begütigende Ehrengabe dem Marſchall Bernadotte habe darbringen wollen, ſei ihm die Zueignung an den König von Preußen bedenklich geworden, die er daher durch den das Buch tragenden Bibliothekdiener noch auf der Straße habe herausſchneiden laſſen, der ſie auch ſpäter, da die Ueberreichung durch Zufälligkeit unterblieben war, wieder habe hineinkleben müſſen. Die erſte Angabe warf einige Lächerlichkeit auf Wolf, die zweite aber war durchaus gehäſſig, ſeiner Ehre wie ſeinen künftigen Verhältniſſen zum höchſten Schaden geſtellt. Manche Leute glaubten dergleichen überhaupt gern, andre, die ein ſo thörichtes und ſchlechtes Verläugnen einer Beziehung, die ſelbſt der erbitterte Feind als natürlich und achtbar anerkennen mußte, nur mit dem Verſtande Wolf's nicht zu reimen fanden, wollten doch ſeinen Karakter weniger als Hinderniß dabei angeſehen haben.

Kaum indeß vernahm Wolf die ſchmähliche Nachrede, als er ſich mannhaft hinſtellte, und in dem halliſchen Wochenblatt eine ausfordernde Zurechtweiſung ergehen ließ, welche in ihrer gelungenen bündigen Art hier eine Stelle wohl verdient. Seine Erklärung lautete: „Es umſchleicht mich ſeit ein paar Monaten hier in der Stadt, vielleicht auch in Briefen nach fremden Orten, über eine am 18. Oktober vorigen Jahrs von mir beabſichtigte Handlung, ein lügenhaftes unwürdiges Gerede, welches auch weiterhin von Perſonen, die mich nicht kennen, oder von der Veranlaſſung nichts wiſſen, noch mehr von Uebelwollenden, auf eine gehäſſige, ja ehrenrührige Weiſe wiederholt und ausgebildet werden kann. Dies zwingt mich, hiedurch öffentlich anzuzeigen, daß ich ſeit dem 20. Januar, nach dem Gutachten eines Rechtsgelehrten, eine rechtliche Unterſuchung darüber bei einem hieſigen Gerichtshofe veranlaßt habe. Bis zur Beendigung der Unterſuchung erkläre ich hiemit einen jeden, der ohne Beweis die verbreitete Geſchichte weiter erzählt, oder ſie auf irgend eine Art zum Nachtheil meiner Ehre erwähnt, den erſtern für einen leichtſinnigen, verächtlichen Schwätzer, den letztern für einen boshaften Verläumder. Möchte dieſe Anzeige, außer ihrer nächſten Abſicht, zugleich jedem, der es in gegenwärtiger Zeit bedarf, bei ſeinen Reden nicht weniger als bei Handlungen, Vorſicht empfehlen, damit ihm nicht nach ſo vielem andern auch Geſundheit des gemeinen Menſchenverſtandes oder des Herzens verloren gehe. Für ſolche werden hier, dem Zwecke dieſes Blattes gemäß, ein paar Verſe eines alten Sittenlehrers am rechten Orte ſtehen:

Laß dich nicht ſchadfrohes Gered' ablocken von Arbeit!
Wenige Zeit hat übrig für Zank und Getümmel des Marktes,
Wer nicht Habe daheim auf ein völliges Jahr ſich geſammelt.

Halle, den 15. Februar 1807. F. A. Wolf."

Der Schluß fand inſonderheit allgemeinen Beifall, wegen der anmuthigen Nutzanwendung, die auf manche der Schächer, die man ſo ziemlich alle namentlich herzählen konnte, nur allzu gut paßte. Schleiermacher hatte ſeine herzliche Freude über Wolf's Erklärung und zweifelte nicht an deſſen gutem Rechte dazu, wir Jüngern ſtimmten ganz überzeugt und mit Leidenſchaft für ihn. Allein, grade weil man die Namen ſo beſtimmt wußte und nannte, konnten die ſcharf Getroffenen doch nicht ſogleich ſchweigen, ſondern mußten wenigſtens verſuchen, ſich ſolchem Unglimpf leidlich zu entwinden. Die Sache wurde vielfach verhandelt, auch vor Gericht in aller Ausführlichkeit, und nach mancher Verwickelung und Weiterung durch Zeugen und Eide, wobei Voigtel, Dabelow und Lange ſich in traurigen Rollen zeigten, Maaß aber und Schmalz auch nicht ſonderliche Ehre einlegten, kam es zu dem Beſchluſſe, daß der Bibliothekdiener, auf deſſen verworrner Ausſage zuletzt alles beruhte, und dem jene Leute in unſchicklicher Vertraulichkeit die für ihren Appetit mundrechten Geträtſche gleichſam aufnöthigend abgefragt hatten, wegen ſeiner verläumderiſchen Angaben, die er nicht erweiſen konnte, mit verdienter Gefängnißſtrafe belegt wurde. Hiemit war aber noch nicht alles abgethan; Voigtel ließ nach einigen Monaten, da Wolf ſchon Halle mit Berlin vertauſcht hatte, eine ſogenannte aktenmäßige Erzählung der Sache drucken, welches für Wolf der Anlaß werden mußte, die Unrichtigkeiten und Verdrehungen, die ſich jener in dieſem Bericht erlaubt hatte, in einer ausführlichen Schrift darzuthun, welche jedoch durch die Ungunſt eines ſolchen verdrießlichen Stoffes, den die auch ihrerſeits diesmal etwas gezwungene Witzlaune des Verfaſſers nicht aus aller Langweiligkeit herausfördern konnte, einen nicht befriedigenden Eindruck machte, ja das Mißgeſchick hatte, manche ſchon weggeworfene Zweifel über die Sache wieder aufzuregen, und das Endurtheil im Ganzen unſicher geſtellt zu laſſen. Ich meinestheils aber war und blieb immer überzeugt, daß Wolf's mir übrigens wohlbekannte Schwächen, die in kleinen Liſten und Vorkehrungen zuweilen ſichtbar wurden, doch nie zu dem Aeußerſten einer ſolchen Thorheit und Unſchicklichkeit ſich verirrt haben konnten, als jenes angebliche Herausſchneiden der Zueignung, dem auch alle Zeichen und Umſtände völlig widerſprachen, unter den damaligen Verhältniſſen geweſen wäre.

Auf der Univerſität ohne ſogenannte Suiten zu leben, hätte keine Art gehabt. Wir hatten aber die unſrigen in eigner Weiſe. Dahin kann wohl gerechnet werden, daß wir bei dem Konditor Schelling am Markte unſre Laune bald gegeneinander ſelbſt, bald gegen die dort verkehrenden Philiſter, doch meiſt harmlos, walten ließen. Einmal ſchnitt ich, aufgefordert, aus farbigen Papieren, die ich nebſt Scheere immer bei mir führte, allerlei fratzenhafte Figuren aus, mit denen ich die nach dem Markte gehenden Fenſterſcheiben des Ladens beklebte. Außen waren die Bilder kaum erblickt, als die müßige Jugend ihre Freude darüber bezeigte, Dienſtmädchen und Handwerker geſellten ſich dazu, jede neue Figur wurde mit ſchreiendem Jubel begrüßt, zuletzt blieben auch die ordentlichſten Leute ſtehen und ſahen dem Spaße zu, der ganze Markt war auf dieſer Seite bald ein dichtes, lärmendes Gepränge. Polizei und Bürgerwache wollten das nicht geſtatten, ſondern ſuchten den Auflauf auseinander zu treiben, ſie reinigten auch auf Augenblicke den nächſten Platz vor den Fenſtern, aber gleich drängte ſich alles wieder voll, und da ich fortfuhr, als wenn mich die Sache gar nichts anginge, meine Bilder auszuſchneiden und anzukleben, ſo ließ ſich auch der Jubel bei jedem neuen Erſcheinen nur um ſo lauter vernehmen; die Polizei wirkte nämlich nur auf das Volk, mir, dem Studenten, ſagte ſie keine Silbe, ſo groß war die Scheu und Rückſicht für uns übriggebliebene wenige Repräſentanten der Anderthalbtauſend, nach deren Rückkehr die ganze Stadt ſeufzte, und der Kontraſt, daß die Polizei ihr vergebliches Bemühen gegen Hunderte von Menſchen richtete, und den Einen, den Urheber des Tumults, nicht zu ſtören wagte, ſondern nur durch die Glasſcheibe getrennt ſelbſt mit Augen ſah, wie er ſeine Sache weitertrieb, war ſo luſtig und ſeltſam, daß die Freunde im Laden nicht aufhörten zu lachen. Zuletzt ging das Papier aus, und ſo nahm der Lärm ſein natürliches Ende in der Dämmerung, ohne daß der geringſte Unfall ſich ereignete.

Ein andresmal hatte einer von uns den Eid von Herder im Laden deſſelben Konditors aus der Hand gelegt, der neugierige, durch ſeinen vornehmen Philoſophennamen noch beſonders zum Scherz aufregende Ladenwirth greift darnach, ſchlägt das Buch auf und ſieht den Titel an; man fragt, ob er ſich auch auf Bücher verſtehe? — O ja, meine Herren, erwiedert er, das ſeh' ich gleich, daß dieß ein juriſtiſches Buch iſt. — Ein juriſtiſches? fragen wir verwundert, ei wie ſo? — Nun, es heißt ja der Eid, antwortet er, das iſt doch ein juriſtiſcher Gegenſtand. — Man kann denken, wie gelacht wurde. Aber nun wollte man dem Alten zeigen, mit wie großem Rechte man ihn auslache. Keine Möglichkeit! Er blieb feſt bei ſeinem Eide, man mochte ſich noch ſo viele Mühe geben, ihm das deutliche E vorzuhalten, ihn zu belehren, daß das Wort Eid ein Name ſei, ihn zu überzeugen, daß das Buch eine Geſchichte in Verſen und keine Abhandlung enthalte, er ließ ſich nichts weißmachen, wie er für die Abſicht nahm, ſah zwanzigmal wieder das ihm aufgedrungene Blatt an, und las mit ſelbſtzufriedenem Lachen, wie einer, der ſeiner Sache gewiß und über ſolche Fopperei hinaus iſt, richtig jedesmal: der Eid! Wir hatten wirklich die volle Verzweiflung, in unſrer Weisheit und Geſchicklichkeit — denn nun war es zur ordentlichen Aufgabe des Ehrgeizes und Wetteifers geworden — keine Mittel zu haben, keinen Weg zu finden, um den guten Mann ſeines groben und offenbaren Irrthums inne werden zu laſſen. Wir mußten beſchämt abziehen, und verkannten im Scherz und Lachen keineswegs die ernſte Seite eines ſolchen im Leben oft bedeutend hervortretenden Beiſpiels von vergeblichem Kämpfen entſchiedner Einſicht gegen die in ihrer Beſchränktheit nur um ſo feſter ſtehende vorgefaßte Meinung.

Bei der mit vorſchreitendem Jahre ſich günſtiger anlaſſenden Witterung pflegten wir unſre Ausflüge häufiger nach Gibichenſtein zu nehmen, wo wir bei guten Wirthsleuten in warmer Stube oder ſpäter in freier Laube mit dem Blick auf die Saale oft mehrere Stunden unſre Kaffeezeit hielten, und lebhaft ſtreitend unterſuchten und durchſprachen, was uns im Ernſt oder im Scherz anregend beſchäftigte. Auch hier fanden hunderterlei Poſſen ſtatt, die an ſich nichts ſind, aber im Augenblicke ſelbſt über ein ſolches Zuſammenſein unendlichen Reiz verbreiten, und dem Ganzen in der Erinnerung das heiterſte Bild ſichern. Harſcher war ein Strom von Laune und Beredſamkeit, Neumann hatte den wirkſamſten Einzelwitz, Bekker war unſtreitig der zuverläſſigſte Lacher, und wenn die Wirthstochter gerufen wurde, und ich der etwa nöthigen Beſtellung eine Anrede von lauter Partikeln voranſchickte, welche ohne Sinn gehäuft, aber in ihrem Klange doch den Schein eines Sinnes darboten, den zu erfaſſen das Zuhören ſich nur um ſo eifriger anſtrengte, ſo konnte man gewiß auf Bekker rechnen, daß er durch ſein hervorſtürzendes Wiehern alles mit ſich fortriß.

Zwiſchen unſren geiſtigen Arbeiten und geſelligen Scherzen drängte ſich aber noch eine beſondre Thätigkeit hervor, welche beide Elemente in ein gemeinſames Erzeugniß geſtaltend vereinigte. Unſre Studien, Geſpräche und Erholungen, wie reichhaltig und lebhaft ſie auch ſein mochten, blieben doch, ohne den Zuſchuß der Vorleſungen, gleichſam verwaiſt, konnten kaum unſre Zeit ganz erfüllen, aber bei weitem nicht unſre Triebe und Kräfte, welche viel größere Anſprüche machten, als wir ſelbſt befriedigen konnten. Daß wir in dieſem Zuſtande die Dichter zu leſen nicht vergaßen, verſteht ſich von ſelbſt, wir lebten eben ſo ſehr mit den Geſtalten ihrer Welt, als mit denen der wirklichen. Da regte ſich der Eifer eignen Hervorbringens, und durch Jean Paul Richter's Flegeljahre, die uns wie alle Schriften dieſes Autors ſehr anzogen, geriethen Neumann und ich auf den Einfall, gemeinſchaftlich einen Roman zu ſchreiben. Kein Plan wurde verabredet, als der, die neueſte Zeit und deutſche Verhältniſſe zu behandeln, die äußere Gleichmäßigkeit zu beachten und mögliche Einheit zu ſuchen, im Uebrigen aber nach Kräften einander entgegenzuarbeiten. Ich ſchrieb flugs das erſte Kapitel, Neumann eben ſo raſch das zweite, ſo ging es mit dem dritten und den folgenden weiter, und wir hielten uns mit widerſtreitenden Richtungen, mit ſtörenden Wendungen und abſichtlich bereiteten Schwierigkeiten ſo treulich Wort, daß eine Reihe von mehr als zehn Kapiteln ſich in größter Spannung und ganz beſonderem, dieſer Entſtehungsart zu verdankendem Reize darſtellte, wir uns aber auch ſo verfahren hatten, daß wir kaum noch hofften, ohne Gefährde des auch äußerlichſten Zuſammenhangs weiterzukommen. Nun griff von Nennhauſen her noch Fouqué, dem ich davon geſchrieben hatte, als dritter Theilnehmer bereitwillig ein, und löſte durch ein hübſches Kapitel den Knoten, den er ſofort aber wieder ſchürzte. Das auf dieſe Weiſe vermehrte Manuſkript gab auch uns neuen Sporn, und ſo rückte der Roman, bei nicht grade regelmäßigem Wechſel der Ausarbeitung, endlich bis zu einem vollſtändigem erſten Bande vor, unter tauſend geſelligen Erheiterungen, die durch wiederholtes Vorleſen und Beſprechen des Fertigen, durch eifriges Erſinnen des Künftigen, durch zahlloſe Anſpielungen, Ironieen, kleine Ränke und Frevel der Abfaſſung, ſo wie durch hunderterlei Beziehungen des Tages, die ſich an ſolche Thätigkeit anknüpften, für uns und unſern engern Kreis eine unerſchöpfliche Quelle des Vergnügens wurden. Außerdem, daß wir uns ſelbſt und andre lebende Perſonen, mehr oder minder deutlich, und nicht grade geſchmeichelt, darin abgebildet hatten, war dem Buche, hauptſächlich durch Neumann's Einfall und Talent, noch ein beſondrer Gewinn der wirkſamſten Figuren geworden. Gleich im zweiten Kapitel parodirte er vortrefflich des Geſchichtſchreibers Johann von Müller ſchwungvollen und knappen Stil, dann kam Jean Paul Richter in komiſchem Abbild, ich brachte ein ſolches von Johann Heinrich Voß in ſchwerfälligſten Hexametern aus, endlich ließen wir gar, die Wanderjahre Wilhelm Meiſters vorwegnehmend, dieſen Helden mit dem Markeſe umherreiſen und gar üble Begegniſſe erleben; ſpäter zogen wir die Vorfälle des letzten Krieges herbei, wo denn einige Deutſchheit und einiges Preußenthum mit einfloß, und wenigſtens an gedrängter Fülle des mannigfachſten Inhalts und Intereſſes hat es dieſem Buche nicht gefehlt. Ich fürchte nicht, daß Freundſchaft oder Eigenliebe mein Urtheil hier beſtechen, wenn ich ſage, daß einige Parthieen des Buches, namentlich aber das Bruchſtück aus Hans Striezelmeier's eigner Lebensbeſchreibung in Johann von Müller's Manier und der Steckbrief Jean Paul Richter's auf ſich ſelbſt, beides von Neumann, zu den köſtlichſten Scherzen unſrer Litteratur gehören, und durchaus werth ſind, erhalten zu werden.

Um hier gleich alles abzuſchließen, was dieſen Roman betrifft, ſo führ' ich noch an, daß wir uns mit dem Manuſkript noch lange herumtrugen, in Berlin manchen Kreis damit ergötzten, ſogar Schleiermacher'n zum Bewunderer hatten, in Nennhauſen bei Fouqué, in Friedersdorf bei Marwitz die größte Ehre einlegten, und endlich das Ganze, wozu noch Fouqué ein paar Kapitel, Bernhardi eine Epiſode von Anekdoten beigetragen hatte, Harſcher aber ein Kapitel über Muſik, welches beſonders gegen Reichardt gerichtet werden ſollte, ſchuldig blieb, und ein Beitrag von Chamiſſo zu ſpät kam, unſerm Freunde Reimer unter dem Titel „Die Verſuche und Hinderniſſe Karl's“ in Verlag gaben. Der Druck wurde erſt gegen Ende des Jahres 1808 fertig, da im ſüdlichen Deutſchland ſchon ein neuer Krieg Oeſterreichs gegen Frankreich bevorſtand und im nördlichen allerlei Unruhen drohten; Reimer wagte nicht, ſeinen Namen als Verleger auf den Titel zu ſetzen, noch das Buch gehörig anzeigen zu laſſen, und ſo gewann dieſes nicht den Schwung und machte nicht das Glück, wozu ſonſt, nach dem Inhalt und den Beziehungen, alle Hoffnung begründet geweſen wäre. Doch ging die Erſcheinung nicht ohne einiges Aufſehen ab, und wurde in manchen Kreiſen lebhaft beſprochen. Auguſt Wilhelm von Schlegel, dem ich das Buch nach Genf, wo er bei Frau von Staël lebte, zugeſchickt hatte, glaubte mich den alleinigen Verfaſſer, und der berühmte Kritiker, der früher ſchon einmal die Proſa der Frau von Wolzogen für die von Goethe gehalten hatte, merkte nichts von der Verſchiedenheit der Zeugſtücke, die hier, und zum Theil doch mit ziemlich groben Näthen, zuſammengefügt waren!

Zwölf Jahre ſpäter, als mit den ächten Wanderjahren Wilhelm Meiſter's zugleich die falſchen erſchienen waren, kam auch unſer Doppelroman wieder zur Sprache. Unſer Einfall, Wilhelm Meiſter'n perſönlich und gegen Goethe tadelnd auftreten zu laſſen, war offenbar die Wurzel jenes berüchtigten Buches, und ich erlebte für meinen Antheil an der Ungebühr die gerechte Strafe, an vielen Orten, und auch in Weimar ſelbſt, eine Zeit lang für den Verfaſſer der falſchen Wanderjahre gehalten zu werden. Er hat nur ſeinen frühern Einfall weiter ausgeführt, dachte man, und ließ meine ſonſtige Denkart, Richtung und ich darf ſagen Fähigkeit, die alle dem ſchlechten, heuchleriſch-albernen Buche widerſtritten, ganz außer Rechnung. In Hamburg war das Gerücht ſo allgemein verbreitet und ſo beſtimmt geglaubt, daß ich mich zu einer öffentlichen Berichtigung gedrungen ſah.

An einen zweiten Theil des Doppelromans war wohl gedacht worden; einiges lag ſogar angefangen und mehreres war vorbereitet; allein Reiſen und andrer Wechſel des Lebens hielten uns zuerſt viele Jahre getrennt, und als Neumann und ich uns vom Jahre 1819 an wieder auf längere Zeit in Berlin vereinigt ſahen, und es uns artig dünkte, dieſe Jugendluſtbarkeit wieder aufzunehmen, wobei Neumann ſchon vorſchlug, nun der Zeit gemäß mit gleicher Keckheit die Schreibart von Jahn, Steffens und Adam Müller zu parodiren, und die Ironie dadurch zu vollenden, daß auch Fouqué, der frühere Mitarbeiter, jetzt als tauglicher Stoff zum Inhalte des Romans verwendet würde, unterblieb doch jeder Verſuch, da wir bald wahrnehmen konnten, wie uns die Jahre und Verhältniſſe zwar nicht die Freude an dem Einfall verkümmerten, aber doch den zur Ausführung erforderlichen nachhaltigen Humor und Eifer, ſo wie ſelbſt die nöthige Muße verſagen durften.

Elfter Abſchnitt.

Studien und Störungen.

(Berlin 1807.)

Das Frühjahr trat mit ſtarken Schritten ein, ohne für Halle günſtigeres Geſchick, noch dem in Preußen fortwüthenden Krieg eine erwünſchte Wendung zu bringen; wir fühlten Alle, daß ein längeres Abwarten der Dinge für uns unſtatthaft ſei, und wir das beginnende Sommerhalbjahr wenigſtens ſo gut als thunlich zu benutzen hätten. Steffens war bereits in Hamburg, Wolf aber und Schleiermacher wandten die Augen nach Berlin, und zu dieſem Orte zogen auch unſre Verhältniſſe und Studien uns am ſtärkſten hin. Adolph Müller wollte in jedem Falle die mediziniſchen Anſtalten dort benutzen, für mich boten dieſe reichlich dar, was ich am dringendſten bedurfte, und meinem und Neumann's philologiſchen und allgemein wiſſenſchaftlichen Treiben war hier, beſonders wenn Wolf und Schleiermacher folgten und ihre beabſichtigten Vorleſungen hielten, noch immer mehr bereitet, als auf jeder andern uns bekannten Univerſität. Für uns waren Entſchluß und Ausführung am leichteſten, und ſo fanden wir beide uns die erſten auf dem Wege, bei ſchönem Wetter um die Mitte des April, aus ſtudentiſcher Vorliebe und aus Sparſamkeit diesmal zu Fuß, welches beides jedoch nur von Halle bis Deſſau und von Potsdam bis Berlin vorhielt, denn zwiſchen Deſſau und Potsdam übernahm uns die traurige Oede und mühſame Beſchwerlichkeit der ſandigen, damals noch ungebauten Landſtraße zu ſehr, und wir beſtiegen den Poſtwagen, der ſchon lange neben uns fuhr, und jetzt unſrer Reiſe zwar wenig Beſchleunigung, aber doch einſchläferndes Ausruhen gewährte.

Wir ſahen in Berlin der Reihe nach unſre Freunde mit herzlichſtem Willkommen. Leider entging uns nicht, daß der Druck des Krieges in der ganzen Stadt hart fühlbar war, überall zeigte ſich Zerrüttung der Verhältniſſe, Verringerung der Hülfsmittel, Einſchränkung der Lebensweiſe, dazu die unerſchwinglichen Laſten der Kriegsabgaben und der Einquartirung, und eine große Muthloſigkeit in Betreff der Zukunft. Ein knappes und ſpärliches Weſen, das von jeher an dem Berliner Leben im Gegenſatz üppigerer Hauptſtädte bemerklich wurde, zog ſich noch mehr in's Enge und Bange, und ſtach nur um ſo widriger gegen das Wohlleben ab, welches die fremden Sieger auf Koſten des bezwungenen Landes führten. Auch für uns ſelbſt wurde dieſer Zuſtand unmittelbar empfindlich, denn ſo manche Hülfsquellen, auf die wir hoffen durften, blieben aus, beſonders in Neumann's Verhältniſſen trat völlige Ebbe ein, und wir waren beide geraume Zeit auf die Mittel beſchränkt, welche mir von Hamburg zukamen, und bei denen für zwei doch manches Behelfen nöthig wurde; wir wohnten und lebten indeß gemeinſchaftlich, ſo gut es ging.

Mein Studiren war bald angeordnet. Ich warf mich bei den Unſicherheiten, die ich in unſrer deutſchen Welt herrſchen ſah, nur um ſo ernſtlicher auf die Medizin, als worin mir Stand und Waffe zum bedenklichen Kampfe des bürgerlichen Lebens vor allem gewonnen ſein mußte, um demnächſt wo möglich auch andre Zwecke und Ausſichten verfolgen zu können. Manche Zwiſchenſtufe, zu welcher ich ſpäter zurückzukehren dachte, für jetzt überſpringend, und im Grunde wirklich genugſam vorbereitet, eilte ich ſogleich in die Mitte der ausübenden Heilkunde und machte den kliniſchen Lehrgang in dem Charité-Krankenhauſe mit, welchen der Profeſſor Horn leitete; außerdem hörte ich bei Willdenow Botanik und Arzneimittellehre, und, damit ich mir an Gründlichkeit nicht erließe, nochmals, ich glaube zum ſiebenten oder achtenmalbei Kampe, die Oſteologie. In beſtimmten Stunden trieb ich mit Theremin das Spaniſche, mit Eberty Engliſch, und Italiäniſch mit andern Freunden, und kein Tag verging, da ich nicht im Homer und in der griechiſchen Anthologie geleſen und aus der letztern ein paar Stücke metriſch überſetzt hätte, welches letztere mir gewöhnlich ſchon zuerſt am Morgen, beim Ankleiden und Frühſtücken, ohne Anſtrengung gelang. Neumann unterdeſſen, für welchen es keine Vorleſungen gab, wandte ſich mit angeſtrengtem Fleiß auf die Ueberſetzung der florentiniſchen Geſchichte des Machiavelli, wovon er ſich gute Frucht verſprach, beſonders wenn Johann von Müller bewogen werden könnte, wie wir hofften, durch eine Vorrede und Anmerkungen das Buch empfehlend auszuſtatten.

Dieſer Grund wirkte ſtark mit, daß ich mich beeilte, um auch die perſönliche Bekanntſchaft des großen Geſchichtsſchreibers, dem wenigſtens damals die herrſchende Meinung keinen Lebenden an die Seite ſtellte, mir nicht länger entgehen zu laſſen. Die Verſtimmung, welche ſich mit ſeinem Namen verbunden hatte, war mir einigermaßen geſchwunden, indem die Erſten und Beſten der Nation, von denen ich nur Goethe, Wolf und Schleiermacher hier nennen will, fortwährend ſein Verdienſt hervorhoben und ſeine Schwäche entſchuldigten. Ich beſchloß, ihn zu beſuchen, und zwar gradezu, ohne Empfehlung oder Anfrage, wie mir das ſchon immer am beſten eingeſchlagen war. Der Empfang konnte in der That nicht freundlicher ſein, und wunderbarerweiſe fand ich mich ohne es zu wiſſen ſchon durch meinen eignen Namen empfohlen. Das hing ſo zuſammen. Der ſpaniſche Geſandte in Berlin, General Benito Pardo de Figuera, ein Mann von gutem Sinn und vielfachen Kenntniſſen, hatte die ſeltne Gabe, ſeine dichteriſche Ader in griechiſche Verſe ausſtrömen zu können, und wiewohl weder das Dichteriſche noch das Griechiſche von erſter Qualität waren, ſo blieb doch dieſe Verbindung eines griechiſchen Poeten und eines ſpaniſchen Generals und Geſandten eine unerhörte Merkwürdigkeit, welche in der gelehrten wie in der vornehmen Welt kein geringes Aufſehen machte. Der General nahm mit liebenswürdiger Eitelkeit die Bewundrung auf, die ihm auf dieſem deutſchen Boden zum erſtenmal ſo recht zu Theil wurde, und ließ ſein Licht beſtens leuchten, ſelbſt in den höchſten Kreiſen, wo ſeit den Zeiten der Königin Chriſtina von Schweden die Galanterie ſchwerlich in dieſer Sprache ſich hatte vernehmen laſſen. Ein griechiſches Sinngedicht auf die Schönheit der Königin Luiſe hatte in den Berliner Zeitungen geſtanden, und war aus der unwürdigen Stellung zwiſchen den gewöhnlichen Anzeigen dieſes grauen Löſchpapiers zu dem Glanze des Hofes gehörig emporgezogen worden. Die Unglücksfälle Preußens rauſchten über dieſen Eindruck hin, und hatten ihn faſt verwiſcht, als ein zweites Gedicht hervortrat, auf ſchönem Papier mit ſaubern Typen gedruckt, eine ſapphiſche Ode an den ſpaniſchen Dichter Arriaza, gewürzt mit dem Lobe des Friedensfürſten, den auch jener beſungen hatte. Wolf bekam das Blatt nach Halle zugeſandt, gab es mir als eine Merkwürdigkeit zu leſen, mein techniſcher Trieb hatte gleich eine Ueberſetzung fertig, ſie wurde von Wolf eingeſiegelt und nach Berlin abgefertigt, wenige Tage vor meinem eignen Aufbruche dahin. Jetzt fand ich hier dieſe Ueberſetzung, zugleich mit einer lateiniſchen und einer franzöſiſchen, einem neuen Abdrucke des griechiſchen Originals beigefügt, und Müller in höchſter Freude betheuerte, ich müſſe ohne Säumen mit ihm zum General Pardo, der über jene Zuſendung aus Halle ganz entzückt geweſen, der mich mit offnen Armen empfangen würde, und der überhaupt ein höchſt liebenswürdiger und vortrefflicher Mann, dazu ſein ganz beſondrer Freund ſei. Ich verſäumte nicht, Müller'n auch alsbald das Anliegen Neumann's zu eröffnen, und fand ihn bereitwillig genug, das Unternehmen zu fördern. Mit Innigkeit und Ehrerbietung ſprach er von Alexander von der Marwitz, den er ſelbſt früher an Wolf nach Halle empfohlen hatte. Eifrig und dringend begehrte er von meinen Studien und Abſichten das Nähere zu wiſſen, bot mir alle ſeine Bücher an, und als ich ein Wort von der griechiſchen Anthologie hatte fallen laſſen, freute er ſich über die Maßen, holte gleich Brunck's Analekten herbei, ſchlug mehreres auf, fragte mit Haſt und Unruhe, wie ich denn die vielen ſchönen Sachen auf die Knabenliebe in meinen Ueberſetzungen zu behandeln dächte, und als ich erwiederte, ich gäbe ſie unbefangen ſo wieder, wie ſie daſtünden, lobte er dieſe Vorurtheilsloſigkeit übermäßig und hielt der ganzen Sache in Betreff ihrer Wirkungen auf die Freundſchaft und Bildung der Jünglinge eine überſchwängliche Lobrede, die mich in ernſtes Erſtaunen ſetzte. Ueber ſeinen eignen, von manchen gutwilligen Seelen, die wohl gar auf ihre Beſcheidengläubigkeit noch recht ſtolz ſind, hart abgeläugneten Hang ließ er nicht die geringſte Ungewißheit, ſo wenig wie über die ſchmutzige Richtung deſſelben noch ein Zweifel bleiben konnte, als er eines der ärgſten Epigramme, ein Räthſel von Straton, mit fröhlichem Wohlbehagen laut zu leſen ſich erlaubte. Auch ſeine Freundſchaftsbezeigungen, ſein Händedrücken, Umarmen, ſeine Schmeichelworte und Blicke hatten etwas Aengſtliches, bis etwa ein ſchroffer Ernſt alles dies zurückſcheuchte und unterdrückte, und dann ein verſtändiger Sinn, ein heitres Wohlwollen und ein unendliches Wiſſen in freiem ungetrübten Geſpräche ſich würdig darlegen mochten, und in dem Zuhörer die größte Befriedigung, nicht ſelten ſogar Begeiſterung erweckten. Sein ganzes Aeußere, die geſchwächten entzündeten Augen, die bläßliche feine Haut, die faſt kindiſchen Züge des Mundes, die unangenehme ſchweizeriſche, mit franzöſiſchen Einſchiebſeln durchbrochene Sprache, die Unruhe der Glieder des nicht großen und ziemlich dicken Körpers, alles dieſes war dann leicht zu vergeſſen, weil ſein Innres von einem wahren Feuer des Wiſſens und der Geſinnung doch wirklich erglüht war, und die Funken davon mit kräftiger Wirkung ausſtrömte. Meine Verehrung für dieſe Geiſteswürde ließ mich über die bemitleidenswerthen Unwürdigkeiten, die ſich derſelben angeniſtet, wie über Ungeziefer hinwegſehen.

Bei dem General Pardo wurde mir die verheißene Aufnahme. Der Mann ſchwelgte in Liebhaberei zu den alten Sprachen, zur klaſſiſchen Gelehrſamkeit, täglich hatte er Gelehrte bei ſich zu Tiſch, und zeigte ihnen ſein Wiſſen, wie er das ihre begierig annahm. Ließ von dieſer Seite eine kleine Schwäche ſich kaum verbergen, ſo zeigte er dagegen von andern Seiten wirklich einen erfahrnen, geſcheidten und wohldenkenden Mann. Ein längerer Aufenthalt in Mexico hatte ihn mit mannigfachen Anſchauungen erfüllt, er ſprach lebhaft und offen, die Vorurtheile eines Spaniers hatte er meiſt abgelegt, und die für ſeine frühen Schulſtudien beibehaltene Neigung war ihm nur günſtig anzurechnen. Ich war mehrmals bei ihm zu Tiſch, gewöhnlich mit Müller, auch mit dem öſterreichiſchen Grafen Bombelles und dem Prediger Catel, meinen Mitüberſetzern, ſpäterhin auch mit Wolf. Hier wurde denn nach Herzensluſt homeriſirt und pindariſirt, dichteriſche Vorzüge in's Licht geſtellt, Eignes und Fremdes mitgetheilt, alles mit größter Freiheit. Mein Franzöſiſch kam mir hier gut zu Statten, weil alles in dieſer Sprache vorging; aber auch meine ungefähre Kenntniß des Spaniſchen, und meine frühere Bekanntſchaft mit dem Grafen Caſa Valencia gereichten hier zur Annehmlichkeit. Wurde zuweilen Politik verhandelt, ſo geſchah auch dies ohne viel Zurückhaltung, doch durften dann keine Franzoſen gegenwärtig ſein, in deren Sinne die Spanier eigentlich ſprechen ſollten, aber keineswegs Alle dachten, zwar Pardo ſelbſt und Urquijo noch ſo ziemlich, aber der Andaluſier Montalbo, der ſpäterhin aus ſeiner diplomatiſchen Anſtellung zu den kriegeriſchen Reihen ſeiner Landsleute glücklich entkam, verhehlte ſchon damals nicht, daß er ein Feind der Franzoſen ſei und dem Kaiſer Napoleon alles Unheil wünſche.

Johann von Müller zeigte bei ſolchen Gelegenheiten eine ſtets belebte und ſtets ſachenreiche Mittheilung. Ich ſtritt öfters mit ihm über die Angelegenheiten des Tages, und er ſuchte dann ſtets einer mildern Beurtheilung der franzöſiſchen Sachen Eingang zu verſchaffen, für Napoleon aber ſprach er unbedingte Bewunderung aus. Der Anlaß brachte ihn einesmals dazu, daß er ſeine bei dem Kaiſer gehabte Audienz ausführlich erzählte, ungefähr mit denſelben Umſtänden, welche auch in den verſchiedenen ſpäterhin im Druck erſchienenen Briefen angegeben ſind. Eines Zuges jedoch erinnere ich mich, deſſen ich nirgends erwähnt finde, und den ich als einen höchſt bezeichnungsvollen hier aufbewahren will. Unter den Gegenſtänden des Geſprächs, erzählte Müller, kam auch Cäſar vor, in deſſen Lob Napoleon eifrig einſtimmte; Müller bemerkte dem Kaiſer, es ſei zweifelhaft, welchen Gebrauch

Cäſar, wenn er nicht durch Meuchelmord übereilt worden wäre, von ſeiner errungenen Obergewalt zunächſt würde gemacht haben, einige Andeutungen gingen darauf, daß er das Innere der Republik neu geordnet haben würde, andre hingegen, daß er die Parthen zu bekriegen im Sinne gehabt; bis dahin habe der Kaiſer ruhig zugehört, dann aber ſogleich raſch ausgerufen: „Il aurait fait la guerre aux Parthes!“ und dieſe Worte mehrmals heftig wiederholt. Müller durfte uns dieſen Zug, der allerdings die Stimmung und den Geiſt Napoleon's ſehr bedenklich zu erkennen gab, mündlich wohl anvertrauen, doch liegen auch die Gründe nahe genug, welche ihn abhalten konnten, dergleichen während des höchſten Schwebens jener Machtverhältniſſe ſchriftlich in die Ferne mitzutheilen.

Adolph Müller traf nun auch aus Halle ein, wo er noch im Stillen eilig Doktor der Medizin geworden war. Dieſer junge Mann, früher oft geiſtig ſchwankend und geſellig zurückhaltend, entfaltete jetzt die herrlichſten Schwingen, und erſchien als ein edler, ſtarker, für das Leben und die Wiſſenſchaft ausgerüſteter, frei und ſicher umſchauender, entſchloſſen und maßvoll thätiger Arzt und Menſch, der auf der Stelle Gunſt und Zutrauen gewann, ja durch Feinheit und Würde eines nie fehlenden und doch ſtets lebhaften und beſeelten Betragens Liebe und Bewunderung erweckte. Man konnte von ihm ſagen, je ſtärker er in die Wirklichkeit des Lebens einging, am Krankenbette beſchäftigt war, Anſtalten beſuchte, Verhältniſſe anknüpfte, deſto reiner und kräftiger lebte er in höheren Sphären, und jener Sommer war unſtreitig für ihn eine Zeit ununterbrochenen Glückes, das durch die Ausſicht auf eine Reiſe nach Paris, ſo wie auf den künftigen Aufenthalt in Bremen, wo ihm alles die ſchönſten Lebenstage verſprach, noch erhöht wurde. Der Reimer'ſche Kreis mit ſeinen Frauen, wohin auch die Hofräthin Herz gehörte, Reimer ſelbſt, der Kammergerichtsrath Eichhorn, der nachherige Staatsrath Schulz, waren ganz von ihm eingenommen; Marwitz, der vom Lande hereinkam, ſtaunte den ſchnell emporgeſtiegenen an, und knüpfte innigere Freundſchaft mit ihm; Theremin, Wilhelm von Schütz, Bernhardi, wer ihn nur kennen lernte, bewieſen ihm achtungsvolle Aufmerkſamkeit. Einige Schärfe und Strenge, die bisweilen aus ſeiner urſprünglich milden, aber durch Frühling und Glück aufgeregten Gemüthsart hervorbrachen, verletzten wohl tief, aber nicht lange, da weder Abſicht noch Folge dabei zu ſpüren waren. Wenigſtens verzieh ich ihm gern und leicht, wenn er in ſolcher Art gegen mich bisweilen ſich übernehmen wollte.

Bald kam auch Schleiermacher mit ſeiner Schweſter, und kurz darauf Wolf an, ſo daß der Halliſche Kreis in Berlin ſich gleichſam neu anbaute. Nur Harſcher und Bekker fehlten mir noch, aber auch ſie wollten kommen, und aus Frankreich erwartete ich Chamiſſo'n. Die fortdauernden Kriegsunfälle und die ſteigende Verarmung ſtörten den Drang und Sinn ſteigender Thätigkeit nicht, ſie belebten ihn vielmehr. Wolf bereitete ſeine Zeitſchrift der Alterthumswiſſenſchaft in heitrer, mittheilungsfroher Geſchäftigkeit vor; Schleiermacher las einer anſehnlichen Zuhörerſchaft von Jünglingen und Männern die Geſchichte der griechiſchen Philoſophie, ein geiſtreiches Kollegium, noch beſonders merkwürdig durch den freien, redneriſchen Vortrag, der ohne Stocken in ſchönem Ebenmaße gebildeter Sprache klar dahinfloß, ohne daß der Sprechende ein leitendes Heft, oder auch nur, bei ſo vielen wörtlichen Citaten griechiſcher Stellen, ein aushelfendes Blatt zur Hand gehabt hätte. Auch verſäumte er nicht die Gelegenheit zu predigen, die ſich bald in dieſer Kirche, bald in jener darbot, und wozu wir uns gewiſſenhaft immer einfanden, wiewohl uns die frühere halliſche Innigkeit und Klarheit in dem Redner oftmals zu mangeln ſchien. Eben ſo wenig verſäumte ich die Predigten, welche Theremin damals zuweilen franzöſiſch hielt; von frommen Anregungen war hier wenig, deſto mehr aber von redneriſcher Wirkung, die er recht eigentlich ſtudirt und für die er ſogar manches von Talma's Gebärden und Intonationen ſich angeeignet hatte.

7. Die nächſten Pfingſtferien benutzte ich zu einem Beſuch bei Fouqué in Nennhauſen, einem bei Rathenow im Havellande gelegenen Gute ſeines Schwiegervaters, des Herrn von Brieſt, wohin ich ſchon längſt eingeladen war und ſehnlich verlangt

hatte. In Geſellſchaft Bernhardi's, der trotz ſeiner außerordentlichen Dickleibigkeit ſehr gut zu Fuße war, machte ich mich frühmorgens auf den Weg, und mit Hülfe einer für die letzten Meilen genommenen Poſtfuhre kamen wir noch bei guter Zeit daſelbſt an. Schon unterwegs hatte Bernhardi, der mehrmals dort geweſen und dem ganzen Hauſe vertraut war, mich mit den Perſonen und Verhältniſſen vorläufig bekannt gemacht, und ſo dankenswerth dies im Augenblicke ſelbſt mir gelten mußte, ſo war es im Grunde doch eher das Gegentheil, denn mein Gefährte konnte ſich in ſeiner ſatyriſchen Laune eines Zuges von Gemeinheit nicht wohl erwehren, und pflegte neben weichlicher Empfindſamkeit ſeine Wahrnehmungen gern in das Grobſinnliche zu treiben, wobei nicht ſelten nur das Widrige und Schlechte übrig blieb. So war denn auch in Betreff Nennhauſens, noch ehe ich es betrat, meine Unbefangenheit ſchon geſtört und meine Aufmerkſamkeit unfreiwillig zu mißliebigen Gegenſtänden hinabgedrängt. Der Beſitzer von Nennhauſen war Herr von Brieſt, ein vortrefflicher, in jedem Betracht ehrwürdiger Mann, von großer hagerer Geſtalt, milder Freundlichkeit und wohlthuendem Ernſt. Er hatte noch im ſiebenjährigen Kriege gedient, dann als Rittmeiſter ſeinen Abſchied genommen, und ſich auf ſein Land zurückgezogen, wo er in geiſtiger und wirthſchaftlicher Beſchäftigung ein edles Leben führte. Ein ſchöner Park war durch ihn entſtanden, ausländiſche Bäume und Geſträuche hatte er angepflanzt, und jeden Fortſchritt im Landbau für ſich und ſeine Dorfleute beſtens zu benutzen geſucht. Die letztern liebten und ehrten ihn als einen väterlichen Herrn, bei welchem ſie in allen Fällen guten Rathes und wirkſamer Hülfe verſichert waren. „Von dem Mann“, ſagte mir ein alter Bauer, „hab' ich noch mein Lebtag nichts Ungeſchicktes gehört.“ Der Name von Brieſt lebte in dieſen Gegenden ſchon von alten Zeiten her in beſtem Ruhme; ein Landrath dieſes Namens hatte bei des großen Kurfürſten Ueberfall der Schweden in Rathenau zu dem Siege weſentlich mitgewirkt, wie deſſen auch Friedrich der Große in den brandenburgiſchen Denkwürdigkeiten ehrend erwähnt. Jetzt war derſelbe Namen auch mit den Vorzügen deutſcher Wiſſenſchaft verknüpft; in Fichte's und Niethammer's philoſophiſcher Zeitſchrift hatte Hülſen, der eine Zeit lang in Nennhauſen bei ſeinem Freunde gelebt, philoſophiſche Briefe an Brieſt drucken laſſen. Ein Augenblick von Schwäche nur, den er in ſeinen hohen Jahren für eine ſein Hausweſen leitende Verwandte gehabt, und in deſſen Folge er dieſe geheirathet hatte, gab zu mancherlei Bemerkungen Anlaß, die beſonders das Mißverhältniß betrafen, daß die Tochter des Hauſes, Frau von Fouqué, in ihrer ehemaligen Dienerin nun ihre Stiefmutter anerkennen mußte. Eben ſo erfuhr ich, daß Fouqué, nachdem er wegen Bruſtbeſchwerden aus dem Kriegsdienſte ſeinen Abſchied genommen, ſich von einer früheren Gattin mit Aufopferung von Hab und Gut eiligſt habe ſcheiden laſſen, um nur ſo ſchnell als möglich ſeine jetzige Frau zu ehelichen, die ihrerſeits ſchon einem Rittmeiſter von Rochow verheirathet geweſen, aber auch bereits wieder von ihm geſchieden, und ſich von dem zärtlichen Spiel des blonden Minneſängers in der Einſamkeit zu Nennhauſen hatte rühren laſſen. Früher hatte ſie in Potsdam gelebt, in dem muntern und leichtſinnigen Kreiſe der Kammeraden ihres Mannes, der ſpäterhin wegen Zerrüttung ſeiner Umſtände, und beſonders, wie man ſagte, wegen Spielſchulden ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Frau von Fouqué, groß und wohlgeſtaltet, ſchön von Geſicht, deſſen edle Züge nur durch die überaus mächtigen Lippen geſtört wurden, ihrer Reize wohlbewußt, wie ſich denn ihr wunderſchönes Bein mit natürlicher Kunſt immerfort und reichlich dem Anſchauen darbot, dabei höchſt lebhaft und feurig in ihren Regungen und Anſprüchen, wurde als die Herrin des Hauſes geſchildert, die ſich über Vater, Stiefmutter und Gemahl leicht hinwegſetzte, alles auf ſich beziehe, für ſich alles vorwegnehme, und ihre Perſon und ihre Zimmer viel höher ausgeſtattet und geſchmückt zeige, als es dem übrigen Hauſe möglich ſei. Der gute Fouqué erſchien hierbei als ein argloſes Kind, welches in den Spielen der Einbildungskraft ſich mit aller Freiheit vergnügen dürfe, auch in Ehre und Anſehen keineswegs verkürzt werden ſolle, aber in allen Beziehungen der Wirklichkeit nicht mitzuſprechen habe. Bernhardi lachte, und meinte, ich ſolle mich nun entſcheiden, ob ich es mit der Frau oder mit dem Manne halten wolle, in jedem der beiden Fälle würde ich es gut haben, nur beide vereinigen könne ich nicht, das ſei nur ihm ſelber einigermaßen gelungen, als welcher den Mann aufrichtig liebe, und dabei mit kluger Weltkunde ſich dem Zutrauen der Frau nicht verſchließe, die von ihm glücklicherweiſe auch weiter nichts verlange. Ich war ohne Bedenken für den guten Fouqué entſchieden, der mir in dieſer Lage ſchon gedrückt und bezwackt genug ſchien, um nicht auch noch den Erſatz, den die Freundſchaft leiſten kann, ihm verkümmern zu wollen. Das Vorurtheil, mit welchem ich dieſen Erörterungen zufolge den neuen Kreis betrat, war tüchtig eingerammt, und hielt auch wirklich feſt, ungeachtet es im erſten Augenblick eine ſtarke Prüfung zu beſtehen hatte. Denn als ich mit Bernhardi, der uns gar nicht erſt ankündigen ließ, die Geſellſchaft in ihrem gewöhnlichen Beiſammenſein am Abend bei ſchon angezündeten Lichtern überraſcht und nach den erſten Begrüßungen Platz und Umſicht genommen hatte, ſo konnte ich mich eines ungünſtigen Eindrucks, den mir Fouqué's kleine gedrückte Geſtalt und piepende Stimme machte, ſo wenig wie des höchſt günſtigen erwehren, den ich von Frau von Fouqué empfing, deren Blicke und Reden bei jener erſten Bekanntſchaft eine angeregte Theilnahme bezeigten und mir wider Willen eine gleiche abnöthigten. Wer weiß auch, welches Geſchick hier die Vorſätze im Spiele der Neigungen und der Umgangskünſte gehabt hätten, wenn nicht Bernhardi, der mit mir in demſelben Zimmer ſchlief, noch vor Schlafengehen unerbittlich den Mephiſtopheles gemacht, und mir dieſe Baronin, wie Jarno dem Laërtes jene im Wilhelm Meiſter, durch die ſchlimmſten Bilder und Gleichniſſe verleidet, in den folgenden Tagen aber ſie ſelbſt nicht ſo manches Abſtoßende gezeigt hätte, beſonders eine Art von berechnetem Eigennutz, der mir eine Frau häßlicher macht, als körperlicher Schmutz, und daneben eine Plumpheit adeligen Stolzes, wogegen Fouqué's Ritterthum als ein artiges Spiel erſchien. Sie merkte ſehr bald, daß wir nichts zuſammen gemein haben würden, und da ihr doch nicht entgangen ſein konnte, daß der Stoff dazu in mir nicht völlig gemangelt habe, ſo ſtellte ſich die Verneinung nur um ſo feindlicher zwiſchen uns, und in den erſten Tagen war eine Scheidewand gezogen, die auch in der Folge nie ganz wegfallen konnte. Wir nahmen von einander nur im Dichteriſchen und Schriftſtelleriſchen die nöthige Kunde. Das Vorleſen der mitgebrachten Kapitel des Doppelromans regte großes Ergötzen und das Verſprechen der Mitwirkung auf, perſönlich aber blieben wir höflich und kalt, oder vielmehr in ſchroffer Gleichgültigkeit, als lägen unüberſteigliche Klüfte zwiſchen uns.

Deſto liebevoller und befriedigender ſtellte ſich das Verhältniß mit Fouqué. Wer ihn blos in ſpäteren Jahren gekannt, wird ihm einen tiefen Grund von Edelſinn und Gutmüthigkeit nicht abſprechen dürfen, wenn auch dieſe ſchönen Eigenſchaften, und ſogar ſeine dichteriſche Gabe, jetzt nur von vielem Dünkel und mancher Verbitterung, die ihm das Leben zugeführt, und von unläugbarer Narrheit getrübt hervorleuchten. In jener Zeit aber waren dieſe Seiten noch völlig zugeſchloſſen, und der lebhafte, beſcheidene, freiſinnige und herzliche, von jedem beſten Willen beſeelte Mann das Bild der reinſten Liebenswürdigkeit. Er ſah auf eine zum Theil ſchmerzvolle Vergangenheit ſo ergeben zurück, als hätte er nichts mehr zu hoffen, und hoffte ſo friſch und fröhlich von jedem neuen Tage das Beſte, als hätte er noch gar nichts erlebt. Seine Dichtung ſtand auf der Höhe des genußreichſten Hervorbringens, mit jedem kleinen Erfolg um ſo leichter befriedigt, als es eigentlich auf allgemeinen Beifall nicht einmal abgeſehen war; die üppigſte Fruchtbarkeit und anmuthigſte Leichtigkeit ließen ihm alles zu Gedichten und Reimen werden, was er nur berührte, und dieſe Art von Stegreifdichten, die ſtete Gegenwart und Flüſſigkeit dieſer poetiſchen Regung und Aeußerung, erhöhte für ſeine näheren Freunde, die das Hervorbringen mit anſahen, den Reiz und die Wärme ſeiner Dichtergebilde, welche für ſich allein und von ihrem Entſtehen getrennt betrachtet, allerdings etwas zu ſtark in die grünen Blätter geſchoſſen dünkten. Mich aber bezauberte dieſer reiche Wachsthum, der ſich gleichſam unter meinen Augen entfaltete und mehrte, denn Fouqué hatte nicht nur ganze Schubladen mit ſchon abgeſchloſſenen Handſchriften gefüllt, ſondern in der kurzen Zeit unſrer Anweſenheit ſahen wir den Vorrath um große und kleine Stücke bereichert; jeder Tag und jede Stunde, beſonders aber regelmäßig der frühere Nachmittag, fand Fouqué'n zum Schreiben aufgelegt, und dann ſchrieb er ſeine Sachen, Lyriſches oder Dramatiſches und gleicherweiſe epiſche Proſa, faſt ohne auszuſtreichen, ununterbrochen hin, ſo ſchnell die Feder laufen mochte. Viele Stunden wurden mit Vorleſen verbracht, andre mit Erzählungen, ein guter Theil des Tages auch mit Spazirengehen in dem herrlichen Park, welchen der alte Brieſt mit Einſicht gepflanzt hatte und noch täglich mit Liebe pflegte; ein Wald ſchloß ſich an, ein dunkelblauer See breitete ſich aus, die geringen Anhöhen waren wohlbenutzt, und ſo machte Rennhauſen ordentlich den Eindruck einer ſchönen Gegend. Wir machten auch einigen Beſuch in der Nachbarſchaft, andrer kam, andrer fand ſich ein. Die Abende verbrachte man geſellig bei Thee und Abendeſſen, zwiſchen welche für den alten Brieſt wohl eine Schachparthie ſich eindrängte; zuweilen auch ergötzte man ſich mit Piſtolenſchießen oder Kegeln, letzteres vorzüglich einem alten verkrüppelten Offizier aus dem ſiebenjährigen Kriege, Herrn von Laßberg, zu Liebe, der bei ſeinem Freunde Brieſt für den Reſt ſeiner Lebenstage großmüthige Aufnahme gefunden hatte, und bei jenem Spiel beſonderes Vergnügen und ſeinen kleinen Vortheil fand.

Das Unglück Preußens und die geringen Hoffnungen, die man von dem damals noch fortdauernden Kriege haben konnte, wurden reichlich durchgeſprochen, wie im Gegenſatz auch die glänzenden Zuſtände und Erſcheinungen des preußiſchen Militärlebens vor dem ungeheuern Fall. Man faßte den eingetretenen Wechſel nicht, man ſah die Folgen rieſengroß vor ſich, und konnte nicht an ſie glauben, man wußte in den Weiten der Welt kein Rettungsmittel mehr, denn auch an den Ruſſen verzweifelte man ſchon, und auf die Oeſterreicher wollte man nicht rechnen; aber dennoch meinte man, es könne und müſſe alles wieder umgewendet werden, und zwar jetzt und ganz, dieſe Aufgabe drückte ſich der Empfindung mit tauſend Stacheln unaufhörlich ein. Unter den zahlreichen Erzählungen von Ereigniſſen und Schickſalen, welche nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerſtädt ſich über die einzelnen Perſonen und Verhältniſſe ergoſſen hatten, iſt mir beſonders eine nachgehends oft wieder vergegenwärtigt worden. Fouqué erzählte nämlich, daß einer ſeiner Freunde, ein junger, mit allen Uebungen des Kriegs und der Waffen von Kindheit auf vertrauter Offizier, dem es auch an Geiſt und Willenskraft bis dahin nie gefehlt habe, in der entſetzlichen Verwirrung jener Unglückstage vom Schlachtfeld weggeritten und als Verſprengter nach Magdeburg gekommen ſei, dort von Neugierigen umringt und befragt, alles für verloren erklärt habe, dann unaufhaltſam durch die Stadt und zum andern Thore wieder hinausgeritten, und ſo bis Nennhauſen gelangt ſei, wo er durch ſeine Nachrichten alles in Schrecken geſetzt und ſeinerſeits nicht anders gethan habe, als gäbe es keine preußiſche Sache mehr. Nach mehreren Tagen hätten ihn Brieſt, Fouqué und ſelbſt Frau von Fouqué bedenklich angeredet, er könne doch nicht in dieſem abgeſchiedenen Orte ſitzen bleiben, oder gar die Ankunft der Franzoſen und ſeine Gefangennehmung abwarten, ſeine Pflicht ſei, ungeſäumt die preußiſchen Truppen aufzuſuchen, und die weitern Schickſale Preußens, welche ſie auch ſein möchten, auf ſeinem angewieſenen Platze hinzunehmen. Der junge Mann habe dieſe Mahnung als richtig erkannt, ſei nun eben ſo beeifert, wie er gekommen, wieder weggeritten, und habe das Glück gehabt, ſchon in der Nähe auf Truppen von Blücher zu ſtoßen, den ehrenvollen Rückzug nach Lübeck mitzumachen, und ſelbſt der dortigen Uebergabe durch Einſchiffung nach Königsberg perſönlich zu entgehen. Dieſer junge Mann war Ernſt von Pfuel, mit dem ich nachher in Böhmen bekannt wurde und dann im ruſſiſchen Dienſte während der Feldzüge von 1813 und 1814 ſtets zuſammen war, wo ſein unerſchrockner Muth, ſeine klare Einſicht und feſte Beſonnenheit in allen Gelegenheiten hervorleuchteten, wie er denn auch jetzt unſtreitig einer der tüchtigſten und ausgezeichnetſten Generale Preußens iſt und als ſolcher von allen Seiten das gegründetſte Vertrauen genießt. Wie er jetzt daſteht, kann ihm jener Vorgang auch nicht im geringſten zur Unehre gereichen, wohl aber für jedes übereilte Urtheil zur lehrenden Warnung dienen, über einen ſonſt gehaltvollen Menſchen nicht für immer nach einzelnen ungünſtigen Augenblicken hochmüthig abzuſprechen.

Ein andrer Gegenſtand, der uns viel und ernſthaft beſchäftigte, war Bernhardi's Angelegenheit. Der bedeutende Kreis, in welchem er ſeine ſchönſten Jahre mitgelebt, hatte ſich allmählig aufgelöſt, Friedrich Schlegel war nach Paris gezogen, Wilhelm Schlegel in der Schweiz, Ludwig Tieck in München; aber ſchlimmer als dieſe äußere Trennung hatte innerer Zwieſpalt hier die ſcheinbar ſo tiefen Bande der Vereinigung zerſtört. Bernhardi war mit der Schweſter Tieck's verheirathet, und, wie man ſagte, hatte er ſich dieſe Heirath durch Tieck aufſchwatzen laſſen, der ſich der Schweſter, nachdem ſie ihn mit romantiſcher Zuneigung und durch unbequemes Anhängen lange gequält, auf dieſe gute Art zu entledigen gewußt. Sie ſelbſt hatte auch nur mit Widerſtreben eingewilligt, und lebte nicht glücklich, der wohlbeleibte Gatte war ihr zu materiell, und obwohl er alles that, ihrem ätheriſchen Weſen zu huldigen, ſo hatte er doch wenig Dank davon. Wilhelm Schlegel, der bei Bernhardi wohnte und aß, gefiel ihr beſſer, und es entſtand große Vertraulichkeit, die in dieſem Kreiſe, wo es faſt eingeführt war, ſich wechſelſeitig alles zu gönnen und zu geſtatten, kaum auffallen konnte, um ſo weniger, als auch Bernhardi mit Schlegel's Frau, der nachherigen Schelling, eine Zeit hindurch in gar gutem Vernehmen geſtanden hatte. Wie aber das muntre und geiſtreiche Zuſammenleben nach und nach einging, wuchs das Mißvergnügen und die Unruhe der Madame Bernhardi, ſie wurde kränklich und ſollte zu ihrer Zerſtreuung nach Weimar reiſen, wohin ſie ihre beiden Knaben mit des Vaters Einwilligung mitnahm, ein liefländiſcher Edelmann von Knorring aber, den ſie mit ihren ſchwachen Reizen wunderbar gefeſſelt und zu ihrem Retter erſehen hatte, kam ihr heimlich nach, und führte ſie von Weimar nach Italien fort. Bernhardi erfuhr dies alles durch Andre, und fand dieſes Betragen der Frau ganz unverſchämt, den Raub ſeiner Kinder aber nimmermehr zu dulden. Seine Briefe, durch welche er die Rückgabe der letztern forderte, blieben unbeantwortet, und endlich ſchrieb Ludwig Tieck ihm kurzweg, ſeine Schweſter habe es mit einem ſo ſchändlichen Menſchen, wie er ſei, nicht mehr aushalten können, habe ganz Recht gethan, von ihm wegzugehen, und auch die Kinder ſollten nie zu ihm zurückkehren. Schlag auf Schlag ſagten auch Friedrich Tieck und Wilhelm Schlegel ſich von ihm los, alle Sippſchaft und Anhänger derſelben feindeten ihn heftig an, und der hart getäuſchte Mann ſtand plötzlich in ſchrecklicher Oede, von ſeinen Nächſten verrathen und dabei belaſtet mit dem bitterſten Haſſe, den er um ihretwillen von allen ihren Widerſachern nur allzu eifrig auf ſich genommen. Als der Minderbegabte und Schwächere überall im Nachtheil, und gränzenloſer Verläumdung ausgeſetzt, ſah er durch den vor Gericht anhängig gemachten Streit noch ſogar ſeine bürgerliche Stellung bedroht, indem hier Dinge zur Sprache gebracht wurden, welche dem Schulmann allerdings nicht geziemten, und, wenn ſie unwiderlegt blieben, leicht zur Entſetzung von ſeinem Amte führen konnten. In dieſer Noth aber nahm ſich der bedrängte Mann nur um ſo tapfrer zuſammen, er ſchrieb an Knorring eine Ausforderung auf Piſtolen, erklärte ihn für einen ehrloſen Schurken, wenn er ſich nicht ſtellte, ließ auch beide Tieck und Wilhelm Schlegel wiſſen, was er von ihnen halte, und betrieb ſeine Sache vor Gericht mit klugem Eifer. Durch offene Darlegung aller Verhältniſſe hatte er Fichte'n von ſeinem guten Rechte überzeugt, auch Fouqué und Wilhelm von Schütz für ſich gewonnen, wie ſehr auch beide ſonſt mit der andern Seite befreundet waren. Jedoch eines thätigeren Beiſtandes bedürftig, als dieſe ihm gewähren konnten, hatte Bernhardi auch mir, ſchon bei meiner vorjährigen Anweſenheit in Berlin, ſeine ganze Sache vertraut, und mich zum Zeugen und Helfer ſeiner Maßregeln aufgefordert. Ein beſſerer wäre ihm auch nicht zu finden geweſen, denn ich war, nachdem ich einmal ſeine Sache für die beſſere hielt, eben ſo bereit mit dem Degen, als mit der Feder und dem Worte für ihn aufzutreten, obgleich ich ſehr gut wußte, welchem großen und vielfachen Haſſe ich mich bloßſtellte. Ludwig Tieck ſchien ſeine ganze Dichterkraft jetzt zum Verderben

Bernhardi's aufzubieten, und nahm ſich des Prozeſſes mit nachdrücklicher Thätigkeit an. Er hatte dem Gericht eine ausführliche Schilderung ſeines Schwagers eingereicht, von welcher dieſer ſelbſt geſtand, ſie ſei ein Meiſterſtück von gewandter Darſtellung, aber auch von teufliſcher Bosheit, indem Sachen früheren Vertrauens, welche Bernhardi'n mit ſeinem Vater entzweien und noch ſonſt die ärgſten Mißdeutungen veranlaſſen mußten, mit großer Kunſt darin verwebt waren, ohne daß ſie eigentlich zur Sache gehört hätten. Hiergegen hatte nun auch Bernhardi ſcharfe Waffen, wie die Gegenſeite ſie nicht vermuthete; die Mägde ſeiner Frau hatten ſich das Vergnügen gemacht, mit Kreideſtrichen die Zahl der Küſſe anzumerken, welche ſie im Nebenzimmer ſchallen hörten, wenn Madame Bernhardi mit Knorring ſo lange allein blieben, bis der beſorgte Ehemann aus der Apotheke zurückkam, wohin er ſelber zu eilen pflegte, um die vorgeſchriebenen Arzneimittel gegen die Krampfanfälle der Gattin herbeizuholen; der ehrwürdige Fichte bezeugte auf Verlangen gerichtlich, daß er bei Madame Bernhardi, als er unerwartet in deren Schlafzimmer getreten ſei, den ältern Schlegel in ſonderbarſter Verfaſſung angetroffen habe, und was dergleichen Aergerniſſe mehr waren. Wegen einer Liebelei, deren Bernhardi mit einer Verwandten Tieck's beſchuldigt wurde, konnte er anführen, daß dieſer ja ſelbſt darin vorangegangen war, und die läſtig gewordene Liebſchaft an den bequemen Schwager gleichſam abgeſetzt hatte. Ueberhaupt ſchrieb nun Bernhardi ſeine Bekenntniſſe und Denkwürdigkeiten, die er als letzte Nothwehr wollte drucken laſſen. Aber das war eben Gegenſtand der Ueberlegung und Berathſchlagung, was im gegebenen Augenblicke zu thun, welche Waffe zu gebrauchen, welche noch zurückzuhalten ſei, denn hundert Rückſichten und Umſtände bedingten einander, und Bernhardi wollte vor allem die Kinder wiederhaben, ſonſt aber nur im ſchlimmſten Falle gegen die Andern das Aeußerſte thun, welches auch für ihn ſchlimm genug blieb, und nur wenn ſein eignes Verderben durch die Gegner entſchieden gewollt und unabwendbar herbeigeführt würde, auch ſeinerſeits mit Ueberwindung eigner Scham jene rückſichtslos vernichten. Wir lobten Bernhardi'n ſehr wegen ſeiner Forderung der Gegner zum Zweikampf, und bezeugten ſie ihm gern, wiewohl wir uns hüten mußten, daß nicht durch Zeugniſſe dem Schulmanne ein doppelt ſchlimmes Spiel vor Gericht bereitet würde, denn die Gegner wünſchten grade dies. Wir riethen ihm, ſeine Denkwürdigkeiten wenigſtens vollſtändig zu ſchreiben, und bereit zu halten, mit ihnen aber dann erſt hervorzubrechen, wenn doch ſchon alles verloren wäre. In ſolch tiefe innere Zerrüttung ſcheinbar ſchöner und glücklicher Dichterverhältniſſe hineinzuſchauen, war mir nicht wohlthätig, eine Menge häßlicher Zuſtände und widriger Gebrechen enthüllten ſich mir, auch auf der Seite des Freundes, der mir dadurch ſehr verleidet wurde, obgleich ſeine nunmehrige Lage meinen ganzen Eifer erweckte, und auch die obengenannten Ehrenmänner ganz für ihn Parthei nehmen ließ. Daß dieſe Geſchichten mir äußerlich ſchaden konnten, und mir durch den weitverbreiteten Einfluß der Gegner wirklich ſchadeten, kam in keinen Betracht, daß ſie mir aber auch innerlich ſchädlich wurden, indem ſie mir einen traurigen Stoff zur wichtigen Beſchäftigung gaben, und durch letztere meine Schärfe wie durch erſtere doch nur meine Unreinheit vermehrten, dies habe ich ſpäterhin wohl erkennen dürfen.

Kaum waren wir von Nennhauſen in Berlin zurück, ſo ergab ſich daſelbſt für uns die Gelegenheit eines ſchönen Feſtes. Wolf konnte nicht in Berlin ſein, ohne daß ſeine ehemaligen Zuhörer aus allen Kreiſen der Hauptſtadt ihn eifrig begrüßten, und die eigentlichen Philologen ſich fortwährend um ihn ſammelten. Die verſchiedenen Generationen ſeiner Schüler lagen zum Theil weit aus einander, Heindorf und Ideler zum Beiſpiel ſtanden gegen uns Jüngſte ſelbſt wieder als Lehrer da. Unſre gemeinſame Huldigung ihm aber in dieſer Mannigfaltigkeit vereinigt darzubringen, verabredeten wir ein Mittagsmahl im Thiergarten; Wolf wurde hingeführt, wie zu einem gelegentlichen Mittageſſen von vier oder fünf Perſonen, und der treffliche Mann war ſo überraſcht als gerührt, eine ſo ſtattliche Verſammlung von mehr als dreißig Gäſten zu finden, worunter nur zwei oder drei, wie z. B. Buttmann, nicht ſeine halliſchen Schüler waren.

Eine geiſtreiche Munterkeit, fern von jeder Pedanterei, durchſtrömte die ganze Geſellſchaft, Wolf's heitrer Genius beherrſchte die Gemüther, man fühlte ſich von dem Hauche der gebildeten Vorwelt überall angeweht. Ich aber hatte im Stillen noch eine andre Ueberraſchung vorbereitet, zog nun Heindorf und Buttmann in's Vertrauen, und während unter ſämmtliche Gäſte die Abdrücke eines Gedichts ausgetheilt wurden, forderten jene mich auf, daſſelbe vorzutragen. Gleich das Motto aus Goethe: „Erſt die Geſundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend uns auch ruft in die vollere Bahn" wurde mit ſtürmiſchem Beifall und Klange der Gläſer aufgenommen, dann las ich mit tiefer Bewegung und freudiger Kraft in die horchende Stille einen Dithyrambus in Galliamben, wie ſchon ehemals Voß einen an Wolf gedichtet hatte, wozu ich nun in Deutſchland das erſte Seitenſtück lieferte. Nur ein ſo ſchwieriges Metrum, einſt von Wolf ſelber als faſt unnachahmbar Voſſ'en zur Aufgabe geſtellt, konnte dieſer Gelegenheit würdig entſprechen, ſein Schritt und Tanz trugen im Schwunge den nicht allzu klaren und feſten Inhalt ſiegreich dahin, und erregten die ſchon günſtigen Hörer zu ausbrechendem Jubelruf. Ich war als Verfaſſer nicht genannt, aber niemand hatte darüber Zweifel, und Wolf richtete an mich, nachdem auf ſein Wohlſein nochmals mit Begeiſterung getrunken worden, zum Danke zwei Galliamben, die er aus dem Stegreif herſagte, auch hierin alſo unter ſeinen Jüngern ſich als überragender Meiſter behauptend, denn Galliamben aus dem Stegreiſe, wem außer ihm hätte das nur einfallen dürfen! Lange ſuchte ich in meinen Papieren und in meinem Gedächtniß vergebens dieſe Verſe wieder aufzufinden, erſt in ſpäter Zeit kamen ſie mir durch einen glücklichen Zufall wieder unverhofft vor Augen. Sie lauteten:

Wie gelehrt und kunſtvoll wagſt du, o du Zauberer des Geſangs,
In des Galliambus Taktſchritt die begeiſterte Melodie!

Die herrlichſte Stimmung dauerte nun fort, viel heitres und wichtiges Philoſophiſche kam zur Sprache, man verabredete feſter die Herausgabe des Muſeums der Alterthumswiſſenſchaft, und ich weiß kaum ein zweites Feſt, das durchgängig in ſo ſchönem Ausdruck geiſtiger Erregung verblieben wäre.

Der Zeitfolge nach muß ich nun einen Vorfall erzählen, der ſich mir jetzt in der Erinnerung ſo unwillkommen aufdrängt, wie damals in der Wirklichkeit. Die Eindrücke von Nennhauſen und die fortwährende Verarbeitung der großen Verräthereien und Brüche, welche Bernhardi zu leiden hatte, trugen dazu bei, daß ich mich heftiger in dieſer Sache benahm, als ſie eigentlich erfordern mochte. Mein Freund Theremin hatte mir ſchon oft ſchmerzlich geklagt, daß die Launen ſeiner Freundin Sophie ihn unglücklich machten, immer fürchte ſie Gefahr für ihr Verhältniß, und wolle doch nichts thun, es zu befeſtigen; immer ſetzte ſie voraus, er werde plötzlich enttäuſcht werden und ſie verlaſſen, ja der täglich wiederholte Zweifel, ob er wirklich bei ihr ein wahres Glück finden könne, raube ihm daſſelbe mehr und mehr; beſonders eiferſüchtig ſei ſie auf mich, ſie argwohne ſtets, ich tadle ihr Verhältniß, ich ſuche ihm die Augen darüber zu öffnen, und ſie fühle ſehr wohl, daß mich all ihr Schmeicheln und Zuvorkommen nicht habe gewinnen können. Sie verbot ihm ſogar, mit mir umzugehen, und war doch die erſte, mich immer freundlichſt einzuladen, ja wenn es ſich traf, daß wir einige Zeit allein blieben, ſo klagte ſie mir wohl ihrerſeits, daß Theremin von allen ſeinen Freunden geſchieden ſei, ich möchte ihn nur nicht auch verlaſſen, und was dergleichen Widerſprüche mehr waren, die mir um ſo weniger entgehen konnten, als Theremin kein Geheimniß vor mir hatte. So ſtanden die Sachen, als eine Buſenfreundin von Madame Sander, die verwittwete Hofräthin Spazier, Schwägerin Jean Paul Richter's, aus Leipzig eintraf, welche als eine ſchriftſtellernde, lebhafte, liebenswürdige, nicht gleichgültig laſſende Frau durch vielfache Geſpräche ſchon angekündigt war. Einige muntre Abende wurden hingebracht, der Dr. Mann, jetzt Superintendent, ſuchte ſein Herz anzubringen und gab uns viel zu lachen, zur Steigerung unſres Vergnügens ſollte er noch eiferſüchtig gemacht werden, und dazu wurde ich erſehen; meine verabredete Bewerbung wurde mit verabredeter Gunſt aufgenommen, und Dr. Mann in große Wuth geſetzt. Madame Sander hatte aber darauf gerechnet, meine Rolle würde nicht bloße Rolle bleiben, ſie wünſchte mich um jeden Preis in ſolche Verwickelung gebracht, Theremin ſagte mir's, und wir lachten auch darüber. Mir mißfiel es jedoch ſehr, als er mir ferner vertraute, er habe den Auftrag mich zur Dreiſtigkeit zu ermuntern, es ſei hier gar leicht gutes Glück zu haben, ich ſah die fremde Dame wahrlich nicht in Freundſchaftshänden, ſo wenig wie mich ſelbſt. Ich ließ es mir indeß gefallen, und ſchon glaubt' ich das loſe Spiel zu Ende, als ich entdeckte, die Hofräthin ſei von meinen Verhältniſſen in Hamburg genau unterrichtet, und leicht drang ich ihr das Bekenntniß ab, Madame Sander habe ihr alles geſagt, ja ich erfuhr in fernerem leidenſchaftlichen Geſpräch, die Freundin habe mich als eine gute Beute bezeichnet, welche der hamburgiſchen Dame entriſſen werden müſſe, und Theremin habe mit freudigem Lachen eingeſtimmt. Meine Entrüſtung war gränzenlos; ich ſelbſt alſo, mehr als der arme Dr. Mann, war der Genarrte, aber zugleich, was ſchlimmer war, der Verrathene; meine zarteſten und heiligſten Geheimniſſe, welche Theremin verſprochen hatte, ſogar gegen ſeine Geliebte zu verſchweigen, waren nicht nur dieſer, ſondern von beiden vereint einer ganz fremden Dame ausgeplaudert, und dieſe hatte man gegen mich zugleich mißgeſtimmt, indem man ihr geſagt, ich ſuche ihre Gunſt zu gewinnen, um nachher damit zu prahlen und ihrer zu ſpotten. Ich war außer mir über dies Gewebe von Argliſt und Schwäche, ich forderte die Hofräthin auf, ſogleich mit mir zu Madame Sander zu gehen, um alles nach der Wahrheit aufzuhellen, allein wir wurden nicht angenommen. Ich ſprach dann Theremin, aber unſre Erklärungen halfen zu nichts, eben ſo wenig diejenigen, welche die beiden Frauen mit einander hatten. Es kamen immer ärgere Sachen an den Tag, ein völliger Bruch war unvermeidlich, und ich ſtellte dem Freunde nur den Ausweg, ohne Säumen mit derjenigen zu brechen, die uns ſo verhetzt und ihn wie mich unwürdig mißbraucht hatte. Er wies das weit von ſich, und ich, deſſen Blut von mehr als einem Feuer leider ſchon kochte, beging die Schwäche, ihm eine Herausforderung zu ſchicken, und als er dieſe nicht annahm, noch in beſondern Zuſchriften an ihn und ſeine Freundin meine jetzt haſſenden und verachtenden Geſinnungen gegen ſie nachdrücklich auszuſprechen. Adolph Müller war dabei mein Beſteller, und als er und Marwitz denn doch hinterher meinten, ein Prediger dürfe wohl eigentlich ſeinen Stand nicht vergeſſen, und inſofern hätte ich ihn nicht herausfordern dürfen, erwiederte ich nicht ohne Grund, er habe ſelber dieſen Stand in Betreff der Liebſchaften und Ränke längſt ſo ſehr vergeſſen, daß ich ihn auch in Betreff des Zweikampfes habe vergeſſen dürfen.

In der Sache ſelbſt gaben mir die nahen und fernen Freunde ſämmtlich Recht; nur Schleiermacher wollte mir übel deshalb, doch ohne je ein Wort zu äußern. Mir war der Verluſt eines Freundes, den ich ſo geliebt und verehrt hatte, ein ungeheurer Schmerz, aber bereuen konnt' ich es nicht, daß ich keinen Augenblick dieſe trüben Ränke und lügneriſchen Verwirrungen hatte dulden wollen. Wäre es nur möglich geweſen, ſelber ſo ganz rein daraus hervorzugehen! Aber, wie gelöſt auf der einen Seite, ſah ich wider Willen auf der andern mich verknüpft. Die Hofräthin Spazier hatte in der Freundin auch den ganzen Reiz ihres Aufenthalts verloren, ſie rechnete auf mich, ich hatte ſie zu tröſten, zu führen und begleitete ſie, als ſie nach kurzer Zeit die Rückreiſe nach Leipzig antrat, bis Potsdam. Sie bekannte mir ihre ganze Lage, wie ihr Wittwenſtand ſie dazu dränge, ſich irgendwo wieder anzuſchließen, wie ſie einige Bande leichter Neigung feſtzuhalten geſucht, aber noch unentſchieden zwiſchen mehreren ſchwanke, die einſtweilen gleicherweiſe von ihr begünſtigt würden; auch ich ſollte dieſe Begünſtigung erfahren und an ſolchem Band oder Bändchen mich gehalten fühlen, allein ich war durch ſo viele ſcharfe Geſchichten abgehärtet genug, um diesmal ohne Zagen die noch ſchwachen Fäden gleich wieder abzureißen, obgleich mehr gebunden war und zerriſſen wurde, als ich damals ahndete und nachher glauben wollte. Ich beſuchte in Potsdam noch Hitzig, der als preußiſcher Regierungsrath in Folge des von Napoleon erregten polniſchen Aufſtandes aus Warſchau hatte weichen müſſen, und kehrte verſtimmt und mit mir ſelbſt unzufrieden nach Berlin zurück.

Wenn nicht irgend eine ſchaffende Richtung ſich damit verbindet, ſo laſſen Fleiß und Eifer in den Studien nicht viel Beſonderes von ſich ſagen, das bloße Erlernen ſtellt ſich nur als einförmige Wiederholung dar. Letzteres war jetzt mein Fall; mir ging eigentlich nirgends ein neues Licht auf, ich ſuchte mir in ſchon bekannten Feldern nur immer größeres Material anzueignen, ich verſäumte die Kollegia ſelten, und eilte ihnen in meinen Vorbereitungen oft nur allzuweit voraus, was freilich nur um ſo leichter zur Folge hatte, daß ſie gegen den Schluß mir unerträglich wurden, und ich ſie meiſt eine Zeit vorher ſchon aufgab. So viele Verhältniſſe und Zwiſchenſpiele ſtörten mich in meinen Arbeiten zuweilen, dieſe bekamen aber auch neue Friſche und Stärke durch die Anregungen, von denen ich ergriffen, aber nicht erfüllt wurde. Im Gegentheil, mit jedem Tage mehrte ſich mir die Menge der Lebensverhältniſſe und der Beſchäftigungen. Der Oberbibliothekar Bieſter hatte mir den Gebrauch der Königlichen Bibliothek ſehr liberal verſtattet, ohne weitere Empfehlung und Bürgſchaft, als daß ich mein Begehren gleich perſönlich bei ihm anbrachte, und dabei von Litteratur und Gelehrten mit ihm ſo frank und frei geſprochen, als wüßte ich gar nicht, daß er einer beſondern und ſehr beſtimmten Parthei in dieſem Reiche angehöre, und uns junge Poeten in ſeiner Berliner Monatsſchrift bitter rezenſirt habe; daß ich die Schlegel rühmte, Fichte'n bewunderte, Schleiermacher und Steffens pries, ließ ihn arge Geſichter ſchneiden, wenn ich dagegen Wolf hochverehrte, erheiterten ſich ſeine Züge wieder, und er ſchmunzelte vor Wohlgefallen, als ich über Zacharias Werner mich luſtig machte; er ſchien zu glauben, in der neuen Schule gäbe es gar keine Unterſchiede, wer ihr angehöre, müſſe es mit Haut und Haar, und jedes dumme Götzenbild gutheißen, das irgendwo in der äußern Uebereinſtimmung mit dieſer Kirche vortrete; er ſchüttelte den Kopf, ſprach aber nicht ungern mit mir, und ließ mich in den Sälen der Bibliothek ungehindert umherſtöbern. Ich verfiel unter andern auf die deutſche Litteratur aus den

Zeiten des dreißigjährigen Krieges, und las mich bald mit großer Vorliebe hinein. Die Harsdörfer'ſchen Schriften eröffneten einen Wuſt halbverarbeiteten poetiſchen Stoffes, Paul Flemming, den ich ſchon früher theilweiſe gekannt, wurde für immer eines meiner Lieblingsbücher, unerſchöpfliche Luſt und Nahrung aber gaben mir die Geſchichte des Philander's von Sittewald, oder Moſcheroſch, wie der Autor eigentlich hieß, und daneben der bedeutende Roman vom abentheuerlichen Simpliciſſimus nebſt ſeinen zahlreichen Anhangſchriften in ähnlichem Sinne oder von demſelben Verfaſſer, der noch jetzt ſeinem wahren Namen nach nicht bekannt iſt, denn daß Samuel Greifenſon von Hirſchfeld nicht der wahre Namen für Germann Schleifheim von Sulzfort, ſondern nur wieder ein erdichteter ſei, war mir ſogleich unzweifelhaft. Die ſchreckliche Verwilderung in den deutſchen Zuſtänden jener Zeit hielt den Zeiten, die wir ſelbſt erlebten, einen noch tröſtlichen Spiegel vor. Die Lebhaftigkeit und völlig ungehinderte Derbheit der Darſtellung that einer Stimmung wohl, die auch aus argen Wirklichkeiten hervorgetrieben war, und Sprache und Schreibart des Buches reizten ein ſtarkes philoſophiſches Intereſſe auf. Feiner, höher und auch etwas alterthümlicher, ſprach und ſchilderte Philander; die großen Vorzüge dieſes Proſaiſten ruhten auf gelehrtem Ertrag und friſchem Leben zugleich. Ueber den Simpliciſſimus gedacht' ich eine litterariſche Unterſuchung auszuarbeiten; ſie unterblieb wie ſo vieles andre, was im Augenblicke verſäumt wird, und wozu ſpäter die Gelegenheit ſich nicht wiederfindet. Aber ich hatte die Freunde und Bekannte ſo viel und oft von den Eigenheiten und Ergötzlichkeiten dieſer Autoren unterhalten, ſie mit ſo häufigen Anführungen und Redensarten von dorther gequält, daß endlich beſchloſſen wurde, man wolle ein für allemal ſehen, was an der Sache ſei. Es wurde ein Abend beim Italiäner feſtgeſetzt, Schleiermacher, Reimer, Bernhardi, Adolf Müller, auch Marwitz und Schütz, wenn ich nicht irre, und noch einige Andre, kamen bei Thiermann zuſammen, ich gab einige Worte zur Einleitung, und las dann im Simpliciſſimus von Anfang ein tüchtiges Stück, und darauf aus der Mitte ſprungweiſe die würdigſten Kapitel, mit einer Wirkung und einem Beifall, den ich mir nicht vorgeſtellt hatte, oft mußt' ich innehalten, um den Jubel und das Gelächter verbrauſen zu laſſen; man that ſich in Florentiniſchen Weinen gütlich, aber noch mehr in Erſchütterung des Zwerchfells, und beſonders am [illegible] konnte man recht anſchaulich wahrnehmen, was der deutſche Ausdruck: „Eine Lache aufſchlagen“ eigentlich bedeuten wolle. Mit gleicher Fröhlichkeit wurde auch dem Doppelroman ein ſolcher Abend gewidmet, und wenn manche Hörer, unter welchen auch nothwendig Schleiermacher ſein mußte, zu mehreren perſönlichen Anſpielungen eben nicht einſtimmen wollten, ſo wurden ſie doch unwiderſtehlich in den ironiſchen Humor fortgeriſſen, welchen das Ganze gebot, und der volleſte, lauteſte Jubel wurde ſelbſt den Stücken, die man mißbilligte, zu Theil.

Die Geſellſchaft bei Reimer war damals ſehr belebt. Eine kleine Sommerwohnung im Thiergarten, die kaum für ſeine Familie ausreichte, nahm Abends die zahlreichſten Gäſte auf, und eine Hauswirthſchaft, welche in den Bedrängniſſen der Zeit oft kaum für den andern Tag Rath wußte, bot immer noch Mittel genug, um Thee und Brod für die Abendgeſellſchaft nicht fehlen zu laſſen; abwechſelnd übernahm auch die Hofräthin Herz die Bewirthung, dann wieder Schleiermacher, die auch alle ihre Freunde zum Beſuch dorthin beſchieden. Marwitz und Schütz fanden ſich hier ein, ſo oft ſie vom Lande zur Stadt kamen, der Regierungsrath Schede, der als preußiſcher Beamter aus Kaliſch vertrieben war, Redtel und ſein Schwager, der nachherige Staatsrath Schulz, den ein gleiches Schickſal aus Franken hergeworfen hatte, ein ſeltſamer Karakter, der hinter mildem Ernſt und anmuthiger Gelaſſenheit die bitterſte Leidenſchaft und Starrheit hegte, die in ſpäteren Jahren durch wüthige Streitigkeiten mit ſeinen Vorgeſetzten und Kollegen ſich austobten, ferner Eichhorn, der nachherige Diplomat, und ſein Freund von Bothmer, der in der Folge Kriegsdienſte nahm, der Prediger Gaß, der liebenswürdige Solger, der Major Wilhelm von Röder, ein von Vaterlandsliebe und Franzoſenhaß glühender Mann, und ſpäterhin ein Haupteiferer im Tugendbunde; überhaupt war jeder willkommen, der ſich als Deutſcher, als Preuße gab; nur konnte es nicht verhindert werden, daß manchmal auch ein etwas räudiges Schaf in die Heerde kam, ein ſolches war der Kammerherr von Wülknitz, ein reicher Edelmann und Landſtand der Kurmark, der aber bei feinſter und allgemeinſter franzöſiſcher Weltbildung von ſo was, wie Patriotismus, keine Ahndung hatte, ſondern als unverhohlener Egoiſt offen bekannte, König und Staat ſeien für ihn nicht da, und wenn er ſich mit ſeinen Gütern gut dabei ſtehe, könne ſeinethalb immerhin Napoleon die Mark behalten, wie er bald nachher ſogar gegen den Kaiſer ſelbſt, den er als Mitglied einer Deputation um Schonung des Landes anzuſprechen hatte, nicht Anſtand nahm zu äußern, von dieſem aber verdienterweiſe dafür barſch abgefertigt wurde. Die Gattinnen, Schweſtern und ſonſtige Befreundung dieſer Genoſſen brachten bunte Miſchung in die Geſellſchaft, an Spielen der Zu- und Abneigung war kein Mangel, noch weniger aber an Scherzen und Neckereien, die bisweilen zu kleinen Geſchichten wurden. Merkwürdig war es, daß ein paar junge Frauenzimmer, deren Werth übrigens nur ſchwach leuchtete, einen höheren dadurch anſprachen, daß ſie ſich in Schleiermacher förmlich verliebten, ihre kranke Leidenſchaft ohne Scheu zeigten, und ſo dem ausgezeichneten Mann eine Theilnahme abzugewinnen ſuchten, die ſchnurſtracks zur Ehe führen ſollte. Man gedachte dabei des Falles, wie eine Berlinerin ſich Jean Paul Richter'n mit ſanfter Gewaltthätigkeit zum Gatten angeeignet hatte, die Hofräthin Herz dachte ihren Freund aber nicht von ſolchen albernen Mädchen als guten Biſſen verſpeiſen zu laſſen, ſondern ſann für ihn ſchon auf beſſeres Eheloos, und die ſchmachtenden Fängerinnen wurden auf Jagdreviere, die ihnen gemäßer waren, hingewieſen.

Ich hatte während des Sommers eine raſche Reiſe nach Hamburg machen wollen; aber es waren dort einige Umſtände grade zu dieſer Zeit nicht günſtig, und der Beſuch wurde auf den Herbſt hinaus verlegt. Dagegen erhielt ich eine freundliche Aufforderung, in der Nähe auf dem Lande ein paar Tage des heißen Sommers zuzubringen. Marwitz waltete in Friedersdorf, dem bedeutenden Rittergute ſeines Bruders, der ſelber fern in Preußen dem ſchon verzweifelten Kriege noch mit brennendem Eifer beiwohnte. Ungeachtet der Laſten und Leiden vom Feinde, unter welchen das ganze Land ſeufzte, war das herrſchaftliche Leben auf dem Gute noch reichlich genug ausgeſtattet, und Marwitz entbot ſeine Freunde in ſeine gaſtliche Einſamkeit. Schleiermacher befand ſich ſchon ſeit mehreren Tagen dort, und zwiſchen Arbeit und ländlichem Vergnügen ſehr behaglich. Nun machten auch Reimer, Adolf Müller und ich uns auf, um ebenfalls einige Tage dort zu bleiben, und dann mit Schleiermacher zurückzukehren. Den größern Theil des Weges, ſo weit wir der Straße nach Frankfurt an der Oder folgten, fuhren wir, den übrigen Theil, links ab über Landwege hin, legten wir zu Fuß zurück, und erreichten durch unerfreuliche Gegend und gewaltige Tageshitze noch früh genug, um durch ein nachträgliches Mittagsmahl uns erlaben zu können, den ſtattlichen Edelhof, der indeß weniger durch ſeine Gebäude, Gärten und Luſtanlagen ſogleich in die Augen fiel, als durch ſeine umliegenden, bis in den Oderbruch hinab ſich erſtreckenden und vortrefflich bewirthſchafteten Ländereien ſeinen gründlichen Werth nach und nach zu erkennen gab. Marwitz bemühte ſich, nach beſten Kräften den Wirth zu machen, wir lernten ſeine ganze Liebenswürdigkeit kennen; die Hülfsmittel der Gegend, welche wirklich gegen den Oderbruch hin einigen Reiz gewann, des Bemerkenswerthen, aus der in Bildern und Denkmalen vergegenwärtigten Geſchichte des Hauſes, die beſtehenden grundherrlichen und landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, alles wurde betrachtet, beſprochen, was an Büchern und Kunſtſachen vorräthig war, daneben was Küche und Keller vermochte, mit Fröhlichkeit genoſſen. Nur hatten die erſten Stunden des Zuſammenſeins leider eine harte, ſchwere Verſtimmung dazwiſchen zu verarbeiten. Wir brachten nämlich die Berliner Zeitung und mit ihr die erſte zuverläſſige Nachricht von den Bedingungen des am 9. Juli zu Tilſit 1807 geſchloſſenen Friedens mit. Wir hatten ſchon in Berlin die Sache genug verhandelt, unſren Schmerz und unſre Wuth zur traurigen Faſſung hinabgeredet. Nun fanden wir mit unſrer troſtloſen Gewißheit uns noch muthigen Hoffnungen, geſpannten Erwartungen gegenüber. Marwitz und Schleiermacher waren in Niedergeſchlagenheit ganz betäubt, als ſie dieſe ſchmachvollen Bedingungen der Reihe nach vernahmen; ſie hatten keine Gunſt des Siegers gehofft, ſondern großen Verluſt erwartet, aber auf dieſe Herabſetzung Preußens, auf ſo ungeheure Abtretungen und Verpflichtungen, in welche man willigen gemußt, auf ſolches Benehmen, wie das noch eben verbündete Rußland zeigte, waren ſie nicht gefaßt. Alle Plane und Ausſichten, die man für den ſchlimmſten Fall im Sinne gehabt, waren zerrüttet, man ſah keinen Boden mehr, denn ſelbſt das unbeſtimmte Verbleiben der Franzoſen auch in den Ländern, welche der König zurückerhalten ſollte, war ſchon ausgemacht, und dem kläglichſten Zuſtande kein Ende abzuſehen. Der Eindruck war bis zur Beſchämung abſchwächend, und drängte ſich zwiſchen allem Zerſtreuenden immer wieder vor, für uns Ankömmlinge noch beſonders peinlich, die wir uns das Mitgebrachte ſchon im voraus übel genug hatten ſchmecken laſſen. Geiſteskraft und Jugendmuth ſetzten ſich aber doch bald wieder ſoweit in's Freie, daß ſinnvolle, forſchende Geſpräche mit den gewöhnlichen Tagesdarbietungen abwechſeln und auch Scherzreden ſich wieder einfinden konnten. Laue Abende der köſtlichſten Art wurden bei Sternenflimmer im tiefen Schattendunkel hoher Bäume weit über die Mitternacht hinaus verlängert, und niemand mochte an's Schlafengehen denken, während die reinſte Luft die Bruſt erfriſchte, und die edelſten Gedanken über Natur, Welt, Geſchichte, Wiſſenſchaft und Poeſie ausgeſprochen wurden; denn Marwitz hatte den Willen und die Kraft, immer das Höchſte und Größte zur Sprache zu bringen, und auch Schleiermacher's oft hartnäckige Schweigſamkeit in ſchönen Redefluß aufzuthauen. Manche Stunde, des früheren Nachmittags etwa, im Garten oder Saal, wurde auch dem Vorleſen gewidmet. Glückliche Ueberſetzungen aus griechiſchen Schriftſtellern hatte Marwitz verſucht, eigne Abhandlungen philoſophiſch-geſchichtlicher Art verfaßt, dann kamen Sachen von Goethe an die Reihe, der Aufſatz unter andern von den Gemählden Polygnot's zu Delphi, deſſen

Inhalt mit Begeiſterung gehegt und verarbeitet wurde. Der neuſte Zuwachs des Doppelromans, der mitgenommen worden war, um nach Zeit und Stimmung ihm vielleicht ein Kapitel zuzulegen, gab auch ſeinen Theil zur Unterhaltung. So vergingen mehrere Tage in einem wahrhaft erhöhten und befriedigten Daſein, dem zuletzt auch das politiſche Ungethüm des heilloſen Tilſiter Vertrags nicht viel mehr anhaben konnte. Wenn etwas im Innern dieſes kleinen Kreiſes hätte ſtören können, ſo wäre es nur eine gewiſſe unangenehme Reizbarkeit Schleiermacher's geweſen, die er gegen mich zu haben begann, und von der einige ſchnöde Ausbrüche mir damals zuerſt auffielen. Er hatte zwar ſchon längere Zeit vieles gegen mich, es ſchien ihn manches zu verdrießen, ſowohl in meinem guten als auch in meinem ſchlechten Vernehmen mit ſeinen näheren Freunden, allein er bezeigte mir es nicht. Jetzt aber ließ er ſich in einzelnen Augenblicken unwillkürlich gehen, und ſuchte mich bisweilen mit meinen Behauptungen ſo recht eigentlich abzukappen, in manchen Fällen gewiß ganz unverdient, ſo daß wir ihn deßhalb mit Verwunderung anſahen. Ich glaube faſt, daß ihm auch meine politiſche Geſinnung nicht genügt, und manche meiner übermüthigen Aeußerungen ihm, jedoch mit größtem Unrecht, den Verdacht gegeben habe, ich könne auch allenfalls zu den Franzoſen mich bequemen, und es iſt möglich, daß ich über ſeine Niedergeſchlagenheit, obgleich mein Schmerz gewiß nicht geringer war als der ſeine, mich zu raſch und überlegen hinweggeſetzt habe. Seine ſcharfen Ausfälle, die indeß nur einzeln blieben und ſein übriges Benehmen gegen mich nicht veränderten, hatten darum keine wirkliche Störung zur Folge, weil ich ſie nur abgleiten ließ, und mehr ihre Wunderlichkeit zu begreifen ſuchte, als ihre Spitzen zurückwerfen wollte. Von verehrten, geiſthohen Perſonen habe ich dergleichen einzelne Feindlichkeit wohl öfters gelaſſen ertragen, ohne mich des Rechtes der Gegenwehr zu bedienen, oder auch nur die Klage zu führen, daß mir Unrecht geſchehen ſei, und nur einmal erinnere ich mich, daß es mich große Ueberwindung koſtete, eine verletzende Ungebühr von Friedrich Schlegel hinzunehmen, und die Vollbetrachtung ſeines Werthes in meinem

Innern gegen die gerechte Empfindlichkeit zu dem großmüthigen Entſchluſſe zu ſteigern, daß ich ihm verzeihen wolle. Welcherlei Geringfügigkeiten aber Schleiermacher aufgriff, um ſeiner bittern Laune gegen mich Luft zu machen, kann folgendes Beiſpiel zeigen, das mir beſonders erinnerlich geblieben iſt. Mir war im gewöhnlichen Geſpräch, ganz harmlos und flüchtig, als von maroden Soldaten die Rede war, die Bemerkung entſchlüpft, dieſer Ausdruck werde im Simpliciſſimus ganz eigen abgeleitet, nämlich von einem kaiſerlichen Regimente von Merode, deſſen Leute wenig vor dem Feinde, aber ſo häufig auf allen Landſtraßen und in allen Quartieren rückwärts zu finden waren, daß, wo man einen ſolchen Nachzügler antraf, man ſchon im voraus wußte, der ſei von Merode, und daher die ganze Gattung nur Merodebrüder genannt habe. Dieſe Bemerkung ſchaltete ſich zwanglos ein, man konnte ihr den Platz gönnen, man konnte ſie auch fallen laſſen, es war ganz gleichgültig. Mit hitzigem Eifer aber fuhr Schleiermacher dagegen los, widerſprach der Zuläſſigkeit dieſer Etymologie, und tadelte mich hart, wie ich nur ſo aberwitziges Zeug aufſtellen könne, da ſei ich einmal wieder ohne Sinn und Ordnung verfahren, kurz, ich wurde gleichſam in ein gewaltiges Vergehen geſtellt, wodurch zugleich ein Zuſammenhang mit früheren Sünden angedeutet und mir eine tiefe Zerknirſchung aufgebürdet werden ſollte. Ich hatte jene Ableitung indeß gar nicht behauptet, ſondern nur erzählt, aber ſelbſt wenn ich ſie heftig und mit Eigenſinn verfochten hätte, würde ich mich darum noch nicht als ein ſo ſtrafbarer Beleidiger des Sinnes und der Ordnung gefühlt haben, der auf den rechten Weg müſſe zurückgeſcholten werden! Ich ſah vielmehr in dieſer auffahrenden Hitze einen Mangel ſittlichen Maßes, und die Andern ſchienen Aehnliches zu empfinden; nachdem ich Schleiermacher'n beſcheiden, doch trocken genug, erwiedert, er ſolle das nicht mit mir, ſondern mit dem Simpliciſſimus ſelber abmachen, ſetzte ſich das Geſpräch über die Geſchichten und Schnurren jenes Romans munter fort. Keine Spur von Verſtimmung haftete, und auch Schleiermacher befand ſich leicht wieder im freundlichſten Geleiſe. Indem ich dieſes niederſchreibe, fällt mir noch ein andres Geſchichtchen dieſer Art ein, das ich erzählen muß. Aus dem Leſen altdeutſcher Bücher waren mir manche alterthümliche Ausdrücke und Formen geläufig, und ich brachte ſie zuweilen anſtatt der gewöhnlicheren im Geſpräch mit an. So ſagte ich ohne Umlaut, nicht nur „es kommt", was auch bei Andern ſchon häufiger gehört wird, als „es kömmt", ſondern auch eben ſo gern „fallt, fahrt, ſchlagt, tragt", wo freilich jetzt Gebrauch und Regel „fällt, fährt" u. ſ. w. verlangen. Hierüber ſchalt mich Schleiermacher mit beißenden Worten, und um mich recht zu beſchämen, meinte er, die Juden ſprächen ſo, und es hätten ſchon Leute wegen meines Mitmachens dieſer kauderwelſchen Art ihn gefragt, ob ich denn ein Jude ſei? Dieſer Verdacht aber, der mich ganz niederdonnern ſollte, war mir nur zum Vergnügen, ich lachte herzlich darüber und ſagte, das ſei ſo was Böſes nicht und wir beide hätten ja gemeinſame Freunde und Freundinnen — ich nannte insbeſondere Henriette Herz —, von denen wir, weil der Pöbel ſie ſo ſchimpfen könne, nicht geringer dächten. Diesmal war Schleiermacher der Abgefertigte. Der Sprachſtreit über dieſe Formen aber dauerte noch ſpäthin fort, und gab in unſrem Kreiſe noch mehrmals zu Erörterungen und Neckereien Anlaß, die mich indeß nicht irre machten. Lange nachher, beim Wiederſehen nach einer Abweſenheit, in welcher ſich viel an mir verändert hatte, fragte mich Chamiſſo mit Luſtigkeit: „Sagſt du noch es fallt?" — Wie's fällt! erwiederte ich.

Als wir Gäſte endlich wieder abziehen wollten, mußte ich dennoch einen tief verſtimmenden Eindruck hinnehmen, den ich aber in mir verſchloß. Wir hatten zum beſtimmten Tag einen Wagen aus Berlin nach Müncheberg beſtellt, bis dahin wollten wir zu Fuß wandern. Dies aber gab Marwitz nicht zu, ſondern nöthigte uns für dieſen Theil des Weges ſein Fuhrwerk anzunehmen. Worin aber beſtand dieſes? Den Wagen freilich gab er ſelbſt, den Vorſpann aber mußten die Bauern liefern, vier Pferde wurden eben ſo vielen Landleuten in der Zeit der dringendſten Feldarbeit zur Frohnfuhre für die Herrſchaft abgefordert, und als einige Beſchwerde darüber und ſogar eine halbdreiſte Erkundigung, wie ſo dieſe offenbar nicht landwirthſchaftliche Leiſtung jetzt von ihnen gefordert werde, unter den Bauern laut wurde, bedeutete man ihnen gebieteriſch, ſie ſollten „zur Tanzfuhre“ anſpannen, denn allerdings waren ſie durch ein altes Herkommen verbunden, wenn die Herrſchaft zum Tanz fahre, ſie mit vier Pferden hin und zurück zu ſchaffen. Die herrſchaftliche Berechtigung war ſchon drückend genug, in dieſem Fall aber die Anwendung eine ſo ungerechte als unwahre, und die armen Leute, die doch klar vor Augen hatten, daß nicht die Herrſchaft und eben ſo wenig zum Tanze gefahren wurde, mußten ſich unter das Uebergewicht des trotzig entgegengehaltenen Namens beugen, deſſen ſonſtige Gültigkeit ſie nicht beſtreiten wollten, gegen deſſen augenſcheinlichen Mißbrauch hier aber ſich zu empören ihnen jedes Hülfsmittel fehlte. So kamen wir alſo mit der Tanzfuhre, über die noch genug geſcherzt wurde, nach Müncheberg, wo wir die guten Leute, die mit ihren Pferden einen ganzen Arbeitstag verſäumt und dabei möglichſt knapp von Mitgenommenem gezehrt hatten, durch reichliches Trinkgeld einigermaßen ſchadlos hielten. Daß dergleichen drückende Verhältniſſe und Mißbräuche, die auf dem armen Volke laſteten, zerſtört würden, fand ich an dieſem Beiſpiele wieder recht wünſchenswerth, und pries im Stillen die franzöſiſche Revolution, die ſolche verfaulte Ueberbleibſel am kräftigſten zu zertrümmern angefangen hatte, und noch durch Napoleon's Siege, in dieſem Betracht heilſam, zu zertrümmern fortfuhr. Auch dieſe Bauern würden erleichtert, auch dieſe Edelleute gedemüthigt werden, vertraute ich feſt, und die hohe, feine Bildung eines edlen Ritterthums, das freie, behagliche Daſein eines vornehmen Lebens, wie ich es doch mir ſelbſt wünſchte und als Element ſuchte, wurde mir zuwider, wenn ich mir denken ſollte, daß ihm ſolche Mißverhältniſſe zur Grundlage nothwendig ſeien.

Berlin empfand von dem Frieden nichts. Eine theilweiſe verſuchte Fenſterbeleuchtung in mehreren Straßen der Stadt gab ein ſchlechtes Bild dürftiger Freude, wo in der That mehr Urſache zum tiefſten Schmerze vorhanden war. Einige preußiſche Offiziere hatten ſich die Befriedigung nicht verſagt, ihre bis dahin geächtete Uniform wieder anzulegen, allein ſchnell belehrte ein ſtrenges Verbot des franzöſiſchen Kommandanten die Voreiligen, daß hier noch niemand ſich unterſtehen dürfe, wieder ein Preuße zu ſein. Franzöſiſche Verwaltung, franzöſiſche Beſatzung, die letztere noch die wenigſt feindliche, ſetzten ihr Weſen fort, als habe der Krieg noch nicht aufgehört; ſie richteten ſich auf längere Zeit nur noch bequemer und drückender ein, und verhehlten es nicht, daß ſie nun erſt recht alle Hülfsmittel des Landes noch erſchöpfen wollten. Vorſtellungen der ſtädtiſchen Behörden, der ſtändiſchen Körperſchaften, der Gemeinden, nichts fruchtete, die Laſten ſtiegen in's Ungeheure, der Baron Bignon wetteiferte in ſcharfer und unerbittlicher Ausübung ſeines Amtes mit dem Grafen Daru, mit beiden die Befehlshaber und die Verpflegungsbeamten der Truppen, die zahlreich angehäuft und in beſtändiger Bewegung erhalten waren. In dieſer Zeit des Jammers fühlte man ſich gewaltſam auf das geiſtige Leben hingeworfen, man vereinte und ergötzte ſich in Ideen und Empfindungen, welche das Gegentheil dieſer Wirklichkeit ſein wollten. Nicht wenig verſtärkt wurde dieſer Sinn durch das Wiedererſcheinen Fichte's, der von Königsberg über Kopenhagen nach Berlin unerwartet gegen Ende des Auguſt zurückkam. Er hatte geglaubt, nach dem ausgeſprochenen Frieden nicht länger ſchicklich bei der Königsberger Univerſität als Gaſt verweilen zu dürfen, und ſeinen weitern Beruf jetzt auf der alten Stätte abwarten zu müſſen. Eine öffentliche Thätigkeit freilich war für den Augenblick nicht abzuſehen, auch ſchloß er ſich gern in die Abgeſchiedenheit einer mitten im George'ſchen Garten anmuthig gelegenen Wohnung ein, nur bewährten Freunden zugänglich. Außerordentlich freuten wir uns ſeiner hellen, kräftigenden Gegenwart, ſeiner unerſchütterlichen Denkart und ſeiner feſten Zuverſicht. Bernhardi, Wilhelm von Schütz und ich hielten uns treulich zu ihm. Fichte hatte viel von dem Königsberger Aufenthalte zu erzählen, unſre Anſichten und Urtheile über Ereigniſſe und Perſonen empfingen neues Licht. Unter andern brachte er die Zeitſchrift Veſta mit, welche von ihm ſelbſt anziehende Aufſätze über den Macchiavelli enthielt, und uns in den

Herausgebern von Schrötter und von Schenkendorf zwei eifrige Kämpfer kennen lehrte, von welchen die deutſche Sache ſich noch manches verſprechen durfte. Auch die Anfänge des nachher ſo berühmten Tugendbundes, oder ſittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins, wie er eigentlich hieß, lagen hier ſchon verknüpft, wurden aber in vorſichtiger Heimlichkeit nur dunkel angedeutet. Lebhafter und tagfreudiger ſtrahlte uns ein Gedicht an, das Fichte gleichfalls mitgebracht hatte, und mit ſeinem gewaltigen Nachdruck bedeutend vorlas. Es war eine dem ruſſiſchen Kaiſer bei ſeinem Einzug in Königsberg gedruckt überreichte Ode, worin der Geiſt Friedrich's des Großen die tröſtlichſten Verheißungen in den ſtärkſten Bildern ausſprach. Wenn wir Strophen hörten wie dieſe:

Doch trifft von niemals fehlendem Bogen, doch
Der Rache Pfeil die Ferſe Napoleon's,
Und wär' er dreimal, wie ſein frevelnd
Herz, in der Stygiſchen Fluth gebadet.

ſo fühlten wir die zwiefachen Schauer der poetiſchen Macht und der politiſchen Kühnheit, und ſahen die Poeſie gleich einem Krieger zum Tode gerüſtet die wirklichſten und unmittelbar nächſten Gefahren muthig durchwandern. Denn der unglückliche Palm war um nicht Größeres erſchoſſen worden, und Napoleon's Haß und Grimm ſah in dem Feinde niemals einen Edeln, mit dem ein glimpflicheres Verfahren geboten ſein könnte, ſondern ſtets nur den gemeinen Gegner, deſſen man ſich möglichſt raſch und kurz entledigt. Wir fragten begierig nach dem Verfaſſer und hörten, als ſolcher bekenne ſich ohne Hehl der Geheime Ober-Finanzrath Stägemann in Königsberg, bisher nur als Dichter in Scherz- und Liebesgeſängen bekannt, jetzt aber in höherem Schwunge ſein glückliches Talent dem Vaterlande weihend, ein Mann von unanſehnlichem Aeußern, auf zwei mißgeſtalteten Füßen ſchwierig einhergehend, aber ein vortrefflicher Kopf, auch in Staatsgeſchäften als ſolcher gerühmt. Wir riefen ihm Heil und Segen zu, und gelobten es uns wechſelsweiſe, wer von uns die Gelegenheit haben würde, ihn perſönlich zu ſehen, ſolle zu ihm gehen, ihm von dieſer begeiſterten Stunde ſagen, und ihm in unſer Aller Namen für die Freude danken, die wir durch ſein Gedicht empfunden. Wir nahmen übrigens Abſchrift von dieſem, und gaben ihm unter der Hand nah und fern möglichſte Verbreitung.

Ein Kern wackrer Offiziere, die nur auf die Gelegenheit warteten, um für ſo viel erlittene und von ihnen ſelbſt grade am wenigſten verdiente Schmach des preußiſchen Namens eine ruhmvolle Vergeltung zu nehmen, geſtaltete ſich unter den Einwirkungen des Tugendbundes immer feſter, und in dem Reimer'ſchen Kreiſe konnte mir manches von dieſem Streben nicht entgehen, ohne daß man mich unmittelbar hineinzuziehen verſuchte. Auch in dem Ehegatten von Henriette Hübſchmann, Herrn von Bardeleben, fand ich einen ſolchen Eiferer, der in anſcheinender ländlichen Ruhe zu Charlottenburg, wo ich ihn ein paarmal beſuchte, ganz in politiſchen und militairiſchen Gedanken lebte, und ſich großen Gefahren ausſetzte, um den gemeinſamen Zweck zu verfolgen. Jede gute Geſinnung wurde herbeigezogen und befeſtigt, jeder gute Willen, jedes einſt brauchbare Hülfsmittel ſorgfältig wahrgenommen, dabei der Gang der großen Ereigniſſe aufmerkſam beobachtet und jeder Nachtheil des Feindes begierig hervorgehoben. Dieſer vereinten, von ſo vielen Seiten mit unzerſtörbarer Zuverſicht und Beharrlichkeit fortgeſetzten Arbeit, die in den engſten Schranken und mit den dürftigſten Mitteln gegen die Rieſenmacht Napoleon's zu wirken unternahm, dieſen im Stillen genährten und geweckten Kräften war es doch zu danken, daß die Flamme des Vaterlandes auch in der größten Verdunkelung nie ganz erloſch, und ihre vorbereiteten Stoffe in der Folge ſogleich erfaſſen konnte. Allein dieſe Eingeweihten und Entſchloſſenen waren verhältnißmäßig doch immer nur eine kleine Schaar aus den Tauſenden von Offizieren, die durch Zertrümmerung des preußiſchen Heeres dienſtlos in die Welt verſprengt waren. Die wenigen Truppen, welche Preußen nach dem Frieden von Tilſit in ſeinen traurigen Umſtänden noch behalten konnte, bedurften nicht des zehnten Theils der ehemaligen Offiziere, und waren für den Augenblick ſogar überfüllt. Die große Menge mußte ſich andere Auswege ſuchen, und es fehlte nicht an merkwürdigen Beiſpielen, was alles aus einem preußiſchen Offizier werden könne. Die Meiſten jedoch wollten oder mußten bei dem gewohnten Handwerke bleiben, und wenn auch die Schande, noch während des Krieges ohne Abſchied als Meineidige in die Reihen des Feindes übergetreten zu ſein, im Ganzen nur auf denjenigen ruhte, die das von dem Fürſten von Yſenburg für den Dienſt Napoleon's aus preußiſchen Kriegsgefangenen errichtete Regiment bilden halfen, ſo war doch jetzt nach geſchloſſenem Frieden der Drang allgemein, wo nicht unter feindlichen, doch unter fremden Fahnen ein Unterkommen zu ſuchen. Geburt und Verhältniſſe, ſeltner freie Wahl, führten eine beträchtliche Anzahl in den Dienſt des neugegründeten Königreichs Weſtphalen; andre fanden Anſtellung im Großherzogthum Berg, im Königreich Sachſen, im Herzogthum Warſchau; die ſüddeutſchen Staaten, welche der Rheinbund zu größeren militairiſchen Anſtrengungen nöthigte, nahmen gern aus der preußiſchen Pflanzſchule, wo man Zucht und Fertigkeit einheimiſch wußte, die eingeübten Exerziermeiſter und Dienſtordner, deren ſie bedurften. Beſonders nach Baden und Würtemberg kamen in dieſer Zeit manche Männer, die nachher dort ein ausgezeichnetes Glück gemacht. Ich wüßte kaum, daß damals gleicherweiſe ein Zug nach Oeſterreich ſtattgefunden hätte, eine vererbte Abneigung lieh dieſem Lande in dem preußiſchen Sinne noch zu viel Feindliches, das erſt einige Jahre ſpäter ſich einigermaßen verſöhnen wollte.

Das Verhältniß dieſer Geſchicke trat mir perſönlich näher durch die Bekanntſchaft, welche ich mit einem würtembergiſchen Rittmeiſter, Auguſt von Zieten, machte. Derſelbe war nicht ganz in einem der angeführten Fälle, aber in einem für ſein Gefühl faſt ſchlimmern. Er hatte früher in einem preußiſchen Huſarenregimente gedient, aber lange vor dem Kriege ſeinen Abſchied genommen, aus jugendlicher Unruhe und romantiſcher Luſt. Ein ſchöner, lebensmuthiger, kräftiger Mann, von aufſtrebendem Geiſte, für Kunſt und Künſtlerleben entbrannt, mit guten Kenntniſſen der Muſik und einer überaus ſchönen Tenorſtimme begabt, war er bereits manche Gunſt und Ungunſt bewegter Tage durchgangen, als er in Weimar, unter Goethe's Augen und Geiſteseinfluß, ſich der Schauſpielkunſt widmete, und unter dem Namen Liberati, welcher die Bedeutung ſeiner neuen Lebensſtufe bezeichnen ſollte, die dortige Bühne betrat. Er meinte, dieſen Beruf in ſeiner ganzen Würde zu entfalten, und verband die höchſten Vorſtellungen damit. Unglücklicherweiſe entſprach ſein Talent dem guten Willen keineswegs, er mußte geraume Zeit in untergeordneter Sphäre ſich abmühen, und die Meiſterſchaft ſchien nur grade da, wo er ſie am wenigſten verlangte, in komiſchen Rollen, ſeinen Beſtrebungen erreichbar. Unterdeſſen hatte ſeine Familie nicht verſäumt, ihn wieder in die Laufbahn zurück zu rufen, die ſeinem Namen die einzig angemeſſene ſchien, eine Stelle als Rittmeiſter im würtembergiſchen Dienſte wurde ihm durch Verbindungen verſchafft, und im Verdruß über den geringen Fortgang ſeines theatraliſchen Streben nahm er ſie an. Der Krieg fand ihn in dieſen Verhältniſſen und führte ihn zum Kampfe gegen ſeine Landsleute, ſeine ehemaligen Kammeraden. Zwar hatte Zieten kaum den Degen aus der Scheide ziehen dürfen, da in Schleſien, wohin die Würtemberger zogen, ſeine Waffe beim Angriff gegen Feſtungen wenig zu thun hatte; aber dennoch blieb es ihm ein heimlicher Stachel, daß er gegen Preußen im Felde geſtanden habe. Jetzt kam er zwar nach Berlin, um Vater und Bruder, die ganz ohne Hülfsmittel waren, gleichfalls für den würtembergiſchen Dienſt in erhöhtem Rang anzuwerben, welches auch ſehr vortheilhaft für Beide zu Stande kam; allein er geſtand uns heimlich ein, daß er für ſich ſelbſt nur daran denke, dieſen Dienſt, wiewohl ihm derſelbe durch beſondere Gunſt eine außerordentliche Beförderung verhieß, bei erſter Gelegenheit wieder aufzugeben, und es neuerdings mit der Kunſt zu verſuchen, für die er, entfernt von ihrer Ausübung, um ſo leichter wieder Talent und Neigung fühlte, und ſeine Anlagen durch die Zwiſchenzeit gereift fühlte. Ich ſah ihn bei Bernhardi, mit welchem er von früheren Jahren her, da beide mit Leidenſchaft dem Theater nachhingen, innig vertraut war, und eine Reihe muntrer Tage, wo ſeine Liebenswürdigkeit, ſein edles Gemüth und menſchenfreundlicher Sinn ununterbrochen ſich bewährten, verflocht auch mich mit ihm in die Bande der herzlichſten Zuneigung. Ein ſorgloſer Leichtſinn und ein damit verbundener Mangel an ſtrengem Urtheil und ausdauerndem Entſchluß hat ſeinen ſchönen Eigenſchaften fortwährend Schaden gethan, ihn die Gelegenheit und Aufforderung des Jahres 1813 unglücklich verſäumen laſſen, und ſo fortwährend in ein gewöhnliches, geplagtes und fruchtloſes Theaterleben gebannt gehalten, aus dem er nie aufhörte, in ein edleres, wirkſames Kunſtleben emporzuringen. Noch will ich hier gedenken, daß meine Gegenwart dem neuen Freunde zu Charlottenburg, im Kreiſe ſeiner Angehörigen, wo unter ſchönen und liebreichen Geſchwiſtern die heiterſten Stunden bei Geſang und Zitterſpiel dahinſchwanden, zum Schutz und Heil wurde, indem ſie noch eben zu rechter Zeit eine Arznei von ihm abwandte, die gegen ein leichtes Erkältungsübel ihm von der Hand einer liebevoll bemühten Schweſter dargeboten wurde; ſie hatte gehört, eine bezeichnete Flaſche in einer Reiſeapotheke enthalte das erforderliche Mittel, ſie füllte arglos einen Eßlöffel voll, und eben ſollte dies verſchluckt werden, als ich entdeckte, daß es Opiumtinktur ſei, und dieſe nun bloß tropfenweiſe nehmen ließ.

Wilhelm von Schütz war in dieſer Zeit bemüht, ideale Erkenntniſſe in Dichtung auszubilden, und wählte dafür unter andern die Form des antiken Dramas, die er aber unglücklicherweiſe nicht den urſprünglichen griechiſchen Vorbildern abſah, ſondern den ungenügendſten Ueberſetzungen, und namentlich wurde der Sophokles von Aſt ſein Grund- und Hauptbuch. Die harte, verrenkte Sprache, den in genauer Nachahmung erſtarrten Versbau, kurz alle zufälligen Gebrechen dieſer einzelnen Ueberſetzung nahm er ſich zum Muſter, und arbeitete ſo mit Fleiß und Sorgfalt wahre Mißgebilde aus, die zwar wegen darüber ſchwebender Ideen den Geiſt im Allgemeinen wohl anſprachen, und inſonderheit von Fichte und Bernhardi mit großer Zärtlichkeit aufgenommen wurden, auch durch viele glückliche Bilder und lebensreiche Ausdrücke ächten Dichterſinn bezeugten, aber doch als wahre Kunſtgeſtalten in keiner Weiſe beſtehen konnten. Die Tragödie Niobe war ſchon gedruckt und ſollte, wie im Vertrauen geſagt wurde, einen Strahl der Wiſſenſchaftslehre in ſich tragen, von dem man nun erwartete, ob und wie er in den Gemüthern leuchten würde. Schon aber war Schütz mit einer zweiten Tragödie dieſer Art, die Gräfin von Gleichen, weit vorgerückt und ſogar ſchon mit einer dritten beſchäftigt, wozu Charlotte Corday die Heldin war, und das Pariſer Volk den antiken Chor vorſtellte. Ich hatte gleich gegen dieſe Richtung vieles einzuwenden, beſonders auch gegen die metriſche Bearbeitung und proſodiſche Willkür. Da jedoch Schütz, wenn er vom Lande auf kurze Zeit zur Stadt kam, ganz von dieſen Dingen erfüllt und mit dem ſchönſten Feuer ſeines damals noch jugendlichen Strebens darin thätig war, die Freunde zu heitrer Theilnahme ſtimmte, und zu mannigfachen Verhandlungen, die niemals unangenehm wurden, den beſten Anlaß gab, ſo hatten wir von ſeiner verfehlten Arbeit dennoch günſtigen Eindruck und erwünſchten Ertrag. Seinen kleineren Gedichten, Romanzen und Liedern konnten wir dagegen größtentheils unſern vollen Beifall widmen, denn obgleich er auch hier die Poeſie bisweilen als bloßes Gefäß eines myſtiſchen Inhalts gebrauchen wollte, ſo wurde ihm doch gegen die Abſicht meiſt freie Poeſie daraus, nur konnte er ſich von der Sprachquälerei, die ihm der Aſt'ſche Sophokles angethan hatte, nie ganz erholen.

Ich betrieb meine Studien eifrig genug, beſonders fehlte ich nicht im Krankenhauſe der Charité, wo es wirkliche Dinge zu ſehen gab, und eingreifende Thätigkeit wenigſtens mit prüfendem Antheil zu begleiten war. Nur die trocknen Vorleſungen, wo das Unnütze, Leere und Falſche mir täglich zu wachſen ſchien, wurden mir zu langweilig, und ich verſäumte ſie mehr und mehr, nicht aus läſſiger, ſondern aus wackerer Stimmung. Beſonders mußt' ich die theoretiſchen Vorträge verabſcheuen, die eigentlich dem Beſuch am Krankenbette zur Leitung dienen ſollten, und in welchen der Profeſſor Horn die mißlichen, ſchlechtgefaßten und verquälten Lehrſätze des Brown'ſchen Syſtems auf die geiſtloſeſte, trübſte Weiſe den Erſcheinungen und Thatſachen anzuhängen ſuchte, die gleich im Saale nebenan dem Sinn und Geiſt ganz andre Anſprache und Ausſprüche lebendig darreichten! Ich habe nie begreifen können, wie ſo dieſer nachher zum Geheimen Rath beförderte Arzt in der Stadt zu ſo großem Ruf und ausgebreiteter Praxis hat gelangen können, denn auch nach einer Zwiſchenzeit von mehr als zwanzig Jahren habe ich ihn ganz als denſelben Mann wiedergeſehen, der mir ehemals ſo ſchauderhafte Eindrücke gegeben, und dieſe auch jetzt noch erneuerte. Seine dürftige und in manchem Betreff gradezu verkehrte Lehrart bewirkte für mich die vortheilhafte Wendung, daß ich am Krankenbette bemüht war, vor allem die Krankheit unmittelbar zu mir ſprechen zu laſſen, die Bücher und Vorleſungen im Bewußtſein zu verdecken, und nur den reinen Eindruck der Naturerſcheinung aufzunehmen, zu deſſen Aufnahme und Würdigung der Sinn durch gehörige Sachkenntniſſe allerdings vorbereitet ſein mußte. In dieſer Art von praktiſchem Anſchauen und Verſtändniß hätte ich es wahrſcheinlich ſehr weit gebracht, wenn ich Arzt geblieben wäre, einige Verſuche am Krankenbette, denen ich mich bei meinen Wirthsleuten und andern nachbarlichen Bekannten trotz alles meines Widerſtrebens gar nicht entziehen konnte, gelangen mir ſehr glücklich, und ich war jedesmal einer Art von Eingebung gefolgt, wozu die aufzeigbaren Gründe ſich erſt hinterher fanden.

Der Mangel eines gründlichen Lehrers in dieſen Studien war mir doch ſehr empfindlich, auch verurſachten mir die Zerſtreuungen meines Berliner Lebens manche Laſt, der Kreis der Freunde gewährte wenig Befriedigung, Harſcher und Chamiſſo blieben aus, Adolph Müller ſchickte ſich zur Reiſe nach Paris an, Bekker ging als Hauslehrer zu Herrn von Wülknitz auf's Land, Neumann lebte die freudeloſeſten Tage in fürerſt noch ertragloſer Arbeit am Macchiavelli ſtumm neben mir an, und Schleiermacher wurde ſtets unfreundlicher, nicht bloß gegen mich, ſondern gegen ſeine ganze Umgebung. An die Errichtung der gehofften Univerſität war nicht zu denken, ſolange der Feind im Lande blieb und deſſen Kräfte aufzehrte oder lähmte.

Der Zuſtand von Berlin wurde täglich trauriger, immer mehr Menſchen ſahen ihre Einkünfte verſiegen, ihre Nahrung knapper werden, die Kaſſen zahlten nicht, die ausgeliehenen Kapitalien brachten keine Zinſen, überall ſah man ängſtliche Verlegenheit und dringende Noth. Mir kam ſehr leicht der

Gedanke, daß ich dieſer Trübſal durch einen raſchen Entſchluß völlig entgehen könne, daß meine Lebensplane mich eigentlich zu einer wirklichen Univerſität drängten, und daß ein andrer Ort mir in vieler Hinſicht zum Vortheil gereichen müßte; hiezu kam der lebhafte Wunſch, meinen hamburgiſchen Verhältniſſen näher zu ſein, und allen dieſen Betrachtungen erſchien die Univerſität Kiel, welche auch wegen ihrer mediziniſchen Lehrer ſehr gerühmt wurde, am glücklichſten zu entſprechen. Als ich die Abſicht ausſprach, zum Winter dorthin zu reiſen, empfing ich von Hamburg die freudigſten Aeußerungen, aber in Berlin vereinigten ſich alle Stimmen, mir die Sache auszureden. Beſonders wurde Schleiermacher ganz liebevoll, verhieß mir in kurzem eine Univerſität in Berlin, rühmte meine bisherige Beharrlichkeit, und meinte, wir halliſchen Vertriebenen gehörten doch weſentlich zuſammen und müßten ſo lange als möglich vereinigt bleiben. Seine freundlichen Worte, die mir zugleich einen feſten Anhalt für das tiefgefühlte Bedürfniß meines Geiſtes und Gemüths neu zu eröffnen ſchienen, machten großen Eindruck auf mich, und hatten mich im Grunde gleich gewonnen, wiewohl ich noch keine Zuſage ertheilen wollte. Ich behielt mir vor, die völlige Entſcheidung erſt in Hamburg zu faſſen, denn dorthin während der Ferien zu reiſen, ließ ich mir nicht nehmen. Nennhauſen lag von dieſem Wege nicht zu ſehr ab, Neumann wollte mich bis dahin auf einige Tage begleiten, während welcher ein ihm geſchehener Antrag, bei den Grafen von Redern als Erzieher einzutreten, zum Schluſſe kommen ſollte, und Chamiſſo, der nun doch ernſtlicher ſeine Rückkehr nach Deutſchland ankündigte, war angewieſen, zur feſtgeſetzten Zeit bei Fouqué einzutreffen, um dann mit mir weiter nach Hamburg zu wallfahrten, wo man ſeiner als willkommenen Gaſtes ſchon harrte.

Ehe wir uns aufmachten, kam noch unerwartet Freund Harſcher von Halle, vorzüglich in der Abſicht, ſeinen geliebten Adolph Müller noch zu ſehen, bevor derſelbe in größere Ferne rückte. Sein Erſcheinen verurſachte mir die herzlichſte Freude, konnte jedoch mein Vorhaben nicht ſtören, beſonders da er ſelbſt, auch im Fall er für den Winter ſeinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen ſich entſchlöſſe, doch vorher nach Halle auf einige Zeit zurückkehren wollte, wohin auch Schleiermacher zu reiſen gedachte, um ſeine Auswanderung von dort nach Berlin deſto gründlicher abzumachen. Auch Wolf's Tochter ſollte von Halle mitkommen, und noch andre Freunde und Freundinnen ſuchten der nunmehr zum verhaßten, aus preußiſcher, heſſiſcher, braunſchweigiſcher und hannöverſcher Länderbeute errichteten Königreiche Weſtphalen gehörigen und ganz verwaiſeten Stadt ſo viel als möglich zu entgehen. Harſcher zeigte die größte Anhänglichkeit an den halliſchen Kreis, und erklärte gradezu, daß er keine andre Heimath habe, noch haben wolle, und bei Verſetzung jenes Kreiſes nach Berlin nicht zurückbleiben werde. Jedoch wurden ſchon damals die Spuren eines Widerſtreites merkbar, in welchem er die vertraulichſte Innigkeit und die geſpannteſte Entfernung wechſeln ließ und faſt zu gleicher Zeit hegen konnte. Seine krankhaften Zuſtände ſtimmten ihn ſehr reizbar, er machte übertriebene Forderungen, und lauerte und rechnete argwöhniſch, ob und wie ſie erfüllt würden, dann warf ihn der Mißmuth faſt auf ſich ſelber zurück, und ſeine Vorſätze und Zuſagen vernichteten und erneuerten ſich nach den kleinſten Zufällen. Es war durchaus zweifelhaft, ob er, einmal nach Halle zurückgekehrt, nicht dort ſitzen bleiben und anſtatt den lebensmuthigen Menſchen auf neue Bahn zu folgen, nicht der düſtern abgeſtorbenen Oertlichkeit ſich treu erweiſen würde.

Im Anfange des Oktobers wanderten Neumann und ich nach Nennhauſen, wo wir, ungeachtet franzöſiſche Einquartirung das Schloß wie das Dorf beläſtigte, die beſte Aufnahme fanden. Ich hatte bei Frau von Fouqué in der Zwiſchenzeit ſehr gewonnen, und ſie bezeigte mir gern die dankbare Neigung, die ich mir durch ſtreitbare Fürſorge für eines ihrer Kinder bei ihr verdient hatte. Ich muß den Vorfall erzählen, weil er meine damalige Art, wenn auch gar nicht zu meinen Gunſten, getreu abbildet. Frau von Fouqué ließ in Berlin den zweiten Theil ihres Romans Roderich drucken, und ich übernahm ſtatt Bernhardi's, der zu nachläſſig dabei verfuhr, die Durchſicht der Probebogen.

Gleich auf dem erſten, welchen ich zugeſandt erhielt, fand ich zu meinem Erſtaunen eine beigeſchriebene Bemerkung des Vorſtehers der Druckerei, welcher auf einige Sprachſchnitzer der Verfaſſerin aufmerkſam machte und hinzufügte, daß in dem Roman überhaupt eine abentheuerliche und läppiſche Phantaſie herrſche. Daß dieſer Menſch die heilige Sache der Poeſie ſo frevelhaft antaſtete, daß er mit ſeinen Urtheilen ſo unberufen hervortrat, und ſie gleichſam an mich wandte, das forderte Strafe und Rache. In vollem Grimme ſchrieb ich unter ſeine Bemerkung, er ſolle ſich um die Druckfehler kümmern, den Preßbengel ginge der Inhalt nichts an, überdies ſei es allzu lächerlich, wenn ein Eſel über lange Ohren ſpotte, wer ſelber Schnitzer mache — unglücklicherweiſe war er in einen verfallen — dürfe ſich über fremde nicht aufhalten. So ſandte ich das Blatt ruhig in die Druckerei zurück. Noch deſſelben Tages kam Bernhardi, und fragte halb lachend, halb erſchrocken, warum ich denn ſo gewaltig wüthe? Der Mann ſei außer ſich, der Bogen mit allen jenen Injurien ſei durch die Hände aller Arbeiter in der Druckerei gegangen, das Anſehen ihres Vorgeſetzten habe durch Spott und Schadenfreude den tödtlichſten Stoß erlitten, und, was die Sache noch ärger mache, der Mann ſei kein gemeiner Faktor, ſondern ein Doktor der Philoſophie, der auch dieſe Würde gegen die Leute zu vertreten habe, und dem um ſo mehr ein freies Urtheil gebühre, das er übrigens freundſchaftlich an den ihm ſchon bekannten Bernhardi zu richten geglaubt habe, nicht an einen unbekannten Studenten, der ihm ganz fremd bei der Sache ſei. Bernhardi ſetzte hinzu, er habe alles angewandt, um den Menſchen zu beruhigen, derſelbe ſei aber durch alles Zureden nur hitziger geworden, und ich müſſe erwarten, daß er mir auf das Zimmer rücke. Wirklich erfolgte dies am nächſten Morgen in aller Frühe. Der Doktor der Philoſophie hatte ſich bei der Wirthin zurechtgefragt, klopfte an die Thür, und trat auf gewöhnlichen Zuruf entſchloſſen ein. Ich bin der und der, fing er an, und ſtürmte ohne weiteres mit heftigen Vorwürfen los. Aber das erſte Zimmer war Neumann's, und auf dieſen ſprudelte er, ſeinen Mann gefunden glaubend und bei deſſen ſchmächtigem und gar nicht ſtreitſüchtigen Anſehn ſich um ſo mehr vertrauend, ſeinen ganzen Zorn aus, der im höchſten ſächſiſchen Singen eine durchaus komiſche Wirkung hatte. Gelaſſen ſtand Neumann vom Schreiben auf, ließ den Mann eine Weile reden, und ſagte dann: „Sie wenden ſich an den Unrechten; ich heiße Neumann, wenn Sie zu Varnhagen wollen, da müſſen Sie hier eintreten“, und damit zog er die halboffne Thüre des zweiten Zimmers völlig auf. Schon durch den Irrthum ganz außer Faſſung, noch mehr aber betroffen, als ich nun vor ihm ſtand, groß und ſtark genug, um ſeinesgleichen nicht zu fürchten, und doch nur ihn anlachend, weil mir ſein Zorn im ſächſiſchen Dialekt und ſein mißfahrener Eifer jeden Ernſt unmöglich machte, ſo gerieth der Aermſte in völlige Verwirrung, ſtotterte, fand keinen Anfang, und wußte zuletzt nichts anderes vorzubringen, als die Verſicherung, er habe noch niemals jemanden ſo grob gefunden wie mich. Er glaubte damit jedoch das Ungeheuerſte ausgeſprochen zu haben, und ſah mich neugierig an, welche Wirkung das haben würde. Im heiterſten Lachen verſetzte ich: „Das freut mich von Herzen, den Ruhm ſuch' ich lange!“ — Kaum hatte ich das geſagt, ſo änderte ſich die Stimmung meines Gegners, der Zorn machte der reinen Verwunderung Platz; „Das freut Sie? das freut Sie?“ rief er wiederholt, wie der unbegreiflichſten Sache gegenüber, und lachte nun ſelber faſt. In Sachſen hatte er immer den Ruhm der Höflichkeit als den größten preiſen hören, nun ſtand jemand vor ihm, der in der Grobheit Auszeichnung ſuchte! Einem ſolchen Menſchen war leicht zu verzeihen, und nachdem noch einige Worte gewechſelt waren, die ihn doch auch ſein erſtes Unrecht empfinden ließen, ſchied er zuletzt, wenn auch nicht ganz zufrieden geſtellt, doch mit wirklich erleichtertem Herzen, und ließ uns reichlichen Stoff der ergötzlichſten Erinnerung und Mittheilung. Frau von Fouqué hatte durch Bernhardi bald erfahren, welches Ritterthum ich für ihren Roman ausgeübt, und rechnete mir dieſes Lanzenbrechen außerordentlich an, ich hatte mir gleichſam das Recht verdient, ihre Farbe zu tragen, und ſie wußte, welcher

Dank dem Kämpfer gebühre; da ich ihn nicht einforderte, blieb er mir einſtweilen ſicher auf Zinſen liegen.

Neumann und ich lebten mit Fouqué im ſchon gewohnten Stil unſrer freundſchaftlichen und litterariſchen Angelegenheiten, und lebten eigentlich nur mit ihm, wenig bekümmert um alles andere, was neben uns vorging. Außer den ſchon zahlreichen Stammbewohnern des Hauſes waren auch Fouqué's Stiefſöhne, die beiden Jünglinge Guſtav und Wilhelm von Rochow, zum Beſuche dort, ferner ein Bruder des ſchon genannten Ernſt von Pfuel, der viele Jahre ſpäter die gute Clara von Rochow zur zweiten Frau nahm; auch fand ein wackrer Offizier und ehemaliger Kammerad Fouqué's, der Rittmeiſter von Welk, ſich ein, der bis zuletzt im Kriege mitgeweſen, jetzt aber nach dem Frieden in Preußen kein Bleiben mehr fand, und als geborner Sachſe fürerſt in ſeine Heimath bei Meißen ſich zurückzuziehen dachte. Als der wichtigſte Gaſt aber, durch ſein Verhältniß wie durch ſeine Perſon zur erſten Rolle zu ſpielen berechtigt, ſtand der franzöſiſche Huſarenoffizier vor Augen, der mit ſeiner Schwadron hier einquartirt lag. Er hieß Jules von Canouville und war von altadeliger Herkunſt, welches ihm nicht nur in Nennhauſen, ſondern auch im neuen Kaiſerthum, das noch von Freiheit und Gleichheit getragen war, zu merklicher Begünſtigung diente; er brannte leidenſchaftlich für Napoleon's Sache und ſetzte auf ſie alle Hoffnungen ſeines Ehrgeizes; übrigens war er von kräftig ſchöner Jugend, ungeſtümer Lebhaftigkeit und leichtſinnigem Uebermuth. Man mußte ihm einige Ungezogenheit ſchon verzeihen, um ſo mehr, als ihm nicht zu verdenken war, daß er ſich aus dieſer Einöde in die glänzende Hof- und Damenwelt von Paris wünſchte, und es als eine Art Ungnade bejammerte, daß man ihn, der als Ordonanzoffizier Berthier's eigentlich dieſem zu folgen Anſpruch hatte, ſo lange beim Regimente ließ, wo es nichts mehr zu thun gab; ſeine Sehnſucht äußerte ſich mit einer Ungeduld, die für ſeine Umgebung wenig Verbindliches hatte, aber freilich in ſeiner Lage natürlich war. Dankbarkeit ſchien ſeine Tugend nicht, ſonſt hätte er Frau von Fouqué, die ihren Antheil für den ſchönen jungen Mann ohne Hehl zeigte, nicht ſo häufig durch auffallende Unbeachtung in Verlegenheit geſetzt. Uns mißfiel Frau von Fouqué in ihrer Aufmerkſamkeit für den kecken Fant ungemein; wir ſonderten uns ganz von ihr ab, und als ihr Geburtstag von dem ganzen Hauſe mit Gaben und Artigkeiten gefeiert wurde, hielten wir halb ungeſchickt und halb trotzig uns dergeſtalt zurück, daß wir erſt zu Mittag, als ſchon alles zu Tiſche ſaß, uns blicken ließen, ſchweigend unſre Plätze nahmen, und auch nachher keine Silbe eines Glückwunſches vorbrachten. Ja wir empfanden eine rechte Schadenfreude, als Canouville eines Abends eine goldne Kette, die er gefunden zu haben vorgab, dem verſammelten Hauſe zeigte, um den Eigenthümer, wie er ſagte, auszumitteln, da denn Frau von Fouqué nicht verläugnen konnte, daß es die ihrige ſei, die ſie jedoch nie zu tragen pflegte, und über deren Verlieren und Finden ſich Alle höchlich und ſeltſam verwunderten, ſo daß, anſtatt über ein wiedergefundenes Kleinod ſich zu freuen, die Eignerin faſt eher die Art bittren Verdruſſes ſichtbar werden ließ, den man über die beleidigende Rückgabe eines verſchmähten Geſchenkes zu empfinden pflegt. Jn Canouville ſchien dergleichen Bosheit wohl denkbar, ſofern nur überhaupt ein ſolcher Zuſammenhang ſich hätte annehmen laſſen. Wir wollten übrigens dem Franzoſen keinen Erfolg beneiden, und hielten auf ihn ſo wenig, wie er auf uns, kamen aber leidlich genug mit ihm zurecht, und der Beziehung, daß wir Briefe aus Vertus und St. Menehould empfingen, und von dorther ſogar einen Freund erwarteten, konnte er ſeine Theilnahme nicht verſagen. Bernhardi's Traum, daß ich in Streit mit der franzöſiſchen Einquartirung gerathen, erfüllte ſich nicht; aber durch dieſe wurden wir doch des Aufenthaltes früher überdrüſſig, und waren herzlich froh, als endlich unſer Aufbruch durch Chamiſſo's Ankunft ſich feſtſetzen ließ.

Der Freund brachte aus der Heimath die neueſten Nachrichten, Anſichten und Stimmungen des kaiſerlichen Frankreichs mit, von denen wir indeß wenig erbaut waren, und er ſelbſt, wiewohl von manchen Eindrücken lebhaft angeregt und ſogar befangen, wandte willig und entſchloſſen dem franzöſiſchen Treiben den Rücken zu, um ſich ganz und ausſchließlich in das Leben deutſcher Dichtung und Wiſſenſchaft zu verſenken, zufrieden, wenn man ihm für ſeine Landsleute die Verherrlichung gelten ließ, deren ſie als Krieger im ſieggewohnten Heere theilhaftig waren. In Fouqué, Chamiſſo und Canouville fanden ſich drei Franzoſen der verſchiedenſten Epochen und Richtungen hier beiſammen, ein Refugié, ein Emigrant und ein Kaiſerſoldat, deren gemeinſames Weſen alle Klüfte, welche durch Zeit und Welt zwiſchen ſie eingeſchoben lagen, noch immer leicht genug für den Augenblick überſchwebte. Nach kurzem Beiſammenſein, da die Jahreszeit täglich mahnender wurde, ergriffen Chamiſſo und ich den Wanderſtab, empfingen von Neumann, der am nächſten Tage nach Berlin zurückkehren wollte, und von Fouqué noch das Geleit bis halbwegs Rathenau, und erreichten mit zweien Märſchen in Perleberg die Straße nach Hamburg, die wir bald, der Langſamkeit und des Ungemachs einer Fußreiſe in dieſer Jahreszeit und Gegend überdrüſſig, mit der Poſt vollends zurücklegten.

Zwölfter Abſchnitt.

Hamburg.

1807.

Wir trafen am 20. Oktober Nachmittags in Hamburg ein, wo wir in dem Hauſe, wo meine Mutter und Schweſter wohnten, unſer beſtelltes Quartier fanden. Das Wiederſehen war überaus freudig, und Chamiſſo genoß dabei den doppelten Vortheil, in voller Neuheit zu erſcheinen, und doch im beſten Sinn altbekannt zu ſein. Die theure Fanny, von unſrer Ankunft benachrichtigt, kam ſogleich zu Wagen uns abzuholen. Sie hatte ſeit den anderthalb Jahren an Schönheit nichts eingebüßt, an liebenswürdigem Geiſte und gehaltener Bildung aber bedeutend gewonnen. Unſre treue Freundſchaft war in der Abweſenheit nur gewachſen, und bewegte ſich leicht und ſicher in den Formen der heiterſten Neigung und edelſten Zuverſicht. Das Verhältniß wirkte ſo eigenthümlich in ſeiner Wahrheit, daß von allen Seiten ihm beigeſtimmt wurde, und ein jeder nach Maß und Vermögen daran Theil zu nehmen ſtrebte. Schon mit meiner Schweſter hatte Fanny die herzlichſte Freundſchaft geſchloſſen; es war nicht ihre Schuld, daß früherhin mit Neumann ein näherer Bezug nicht erfolgen können, jetzt aber war Chamiſſo alsbald eben ſo ihr Freund, wie der meinige; und in dieſem Aufnehmen und Mithegen der ſchönſten Verhältniſſe erhob und befeſtigte ſich das unſre, dem dieſe Theilnehmer und Zeugen nun gleichſam eben ſo viele Bekräftiger und Bürgen wurden, an deren Feuer und Innigkeit die unſre, wenn es nöthig geweſen wäre, ſich neu hätte entzünden müſſen. Der wackre Alte, die lieben Knaben, welche ſich gleich mit größter Herzlichkeit wieder an mich anſchloſſen, der ältere Sohn des Hauſes und die beiden Schweſtern Fanny's, Alle nahmen es nicht anders, als ob ein naher Verwandter zum Beſuch gekommen wäre, und einen Freund mitgebracht hätte. Der zweideutige Schein eines gewöhnlichen Frauenverhältniſſes vermochte an dem guten und feſten Kern unſrer innern Beziehungen gar nicht zu haften, und keine Spur einer Mißdeutung oder Störung von dieſer Seite her, wiewohl es in der Familie nicht an gemeinen, argwöhniſchen und roh eingreifenden Gemüthsarten fehlte, wurde jemals für uns bemerkbar. Eine Reihe ſchöner Tage that ſich vor uns auf, die wir auch mit bewußtem Eifer redlich zu genießen trachteten. Die Umgegend ließ ihren mannigfachen Reiz auch im Herbſte noch wirkſam fühlen, die Bewegung der großen Handels- und Hafenſtadt war durch die ſperrenden Maßregeln noch nicht verſiegt, und in der reichen Volksmenge bot ſich außer dem allgemeinen noch eine ganze Welt beſonderen Intereſſe's für uns dar.

Die Herrſchaft der Franzoſen waltete auch hier mit verhaßter, unterdrückender Gewalt; ohne weitere Rechtfertigung und Anfrage, blos weil es ihm ſo gefiel, hatte der franzöſiſche Kaiſer ſich der Hanſeſtädte bemächtigt, hielt ſie beſetzt, und ließ ſie durch ſeine Prokonſule drücken und ausſaugen. Doch dem klugen und gewinnreichen Handelsgeiſte waren die Liſt und Gewandtheit der Napoleoniſchen Polizei nicht gewachſen, und jener fand Begünſtigung, Nachſicht und Gewinntheilnehmer in denen ſelbſt, welche mit den ſtrengſten Hemmungen und Bewachungen beauftragt waren. Mehr als irgend ein Vorgänger und Nachfolger wurden in dieſer Hinſicht der Marſchall Bernadotte, Fürſt von Ponte-Corvo, gerühmt und geprieſen, der grade damals in dieſer nordiſchen Gegend die von dem Kaiſer verliehene Macht ſehr mild und nachgiebig ausübte, und für die Sache der Stadt und der bedrängten Kaufleute nicht erſt, wie ſo manche Andre, durch Eigennutz gewonnen werden durfte, ſondern ihr durch freies

Wohlwollen und heitre Gutmüthigkeit urſprünglich geneigt war. Was aber die Macht und den Umfang der franzöſiſchen Obergewalt diesmal am auffallendſten und unſchädlichſten, für uns zum anregendſten und unerſchöpflichſten Reize bedeutend bezeichnete, war die Anweſenheit ſpaniſcher Truppen. Napoleon hatte bei dem ungeheuern Bedarf und den wichtigen Rückſichten ſeiner wechſelnden Kriegszüge auch dieſe Verbündeten aus der abgeſchloſſenen Heimath auf den Schauplatz der Ereigniſſe herangebracht, und Spanier fanden ſich, zu ihrer eignen Verwunderung, an die Ufer der Elbe und bis zu den Küſten der Oſt- und Nordſee verſchlagen. Gegen 20,000 Mann, unter Anführung des Marques de la Romana, erſtreckten ſich durch Holſtein und Schleswig bis nach Jütland und auf die Inſeln Fühnen und Seeland hinüber, wo ſie zum Schutze Dänemarks gegen die Unternehmungen der Engländer dienen ſollten. Das Hauptquartier aber war in Hamburg, und einige Regimenter, ſowohl Fußvolk als Reiterei, lagen ebenfalls dort. Nichts war merkwürdiger und eigenthümlicher, als dieſe Truppen. Einige Kompagnieen Grenadiere, welche gewöhnlich die Ehrenwache bei dem Hotel des franzöſiſchen Marſchalls verſahen, konnten im Sinne jedes Militairs für ſchön und prächtig gelten. Im Ganzen aber mußte man die Vorſtellungen, die man ſich von andern Truppenanſchauungen gebildet, zum Theil fallen laſſen, und die Spanier nach einem ihnen eignen Maßſtabe würdigen. Muth und Entſchloſſenheit leuchteten aus jedem Einzelnen kühn und drohend hervor, an der Tapferkeit dieſer Leute ließ ihr Anblick nicht zweifeln, und dennoch mußte man ſich geſtehen, daß dieſe Truppe ſich neben Franzoſen und Deutſchen, oder gar gegen ſie, auf dem Kriegsfelde ſchwerlich vortheilhaft bewähren würde; denn ſchon auf dem Exerzirplatze gab ihre Langſamkeit und Umſtändlichkeit im Handhaben der Waffen, wie ihr geringes Geſchick in Feldbewegungen zu manchem Scherz und Spotte Gelegenheit. Auch ihre Ordnung und Zucht, ſowohl in als außer dem Dienſte, ſchien weniger das Ergeben einer ſtrengen Einrichtung, als vielmehr der freiwilligen Art eines jeden, der ſich bequem und läſſig einer militairiſchen Gewöhnung fügte, die einmal vorhanden war. Und hinwieder mußte man die gravitätiſche Würde, die ſtolze ſelbſtſtändige Haltung, und das folgerecht durchgeführte ſtrenge Benehmen ſtaunend bewundern, wodurch dieſes Militair ſogar die ſpöttiſchen Franzoſen und die pedantiſchen Deutſchen zu ehrender Hochachtung nöthigte. Gewiß iſt es, daß die gemeinen Spanier, einzeln oder geſchaart, bei ſeltſamer und oft mangelhafter Ausrüſtung und Bekleidung, immer den gleichmäßigen Eindruck von vornehmen Leuten machten, ſie ſchienen alle von Adel, auch im niedrigſten Zuſtande ſich bewußt, der beſten Verhältniſſe werth und fähig zu ſein. Wirklich ertrugen ſie mit großem Anſtand und vollkommener Faſſung das tiefe Mißgeſchick, in welchem ſie ſich befangen fühlten, denn ſie verhehlten es nicht, daß es ihnen eine Schmach ſei, nach der Laune eines fremden Herrſchers, den ſie haßten, wie ſie ſeine Nation verachteten, ſo in der Welt umherzuziehen, und ihre Unterwürfigkeit zur Schau zu tragen. Mit hohem Antheil ſahen wir dieſe edlen ſüdlichen Naturen voll Ernſt und Feuer, von denen früher nur vereinzelte Beiſpiele uns genügen mußten, jetzt in ſolcher Vielheit und Maſſe, als eine wandelnde Poeſie vor unſern Augen, mit Entzücken horchten wir den Klängen der herrlichen Sprache, die auf den Straßen von allen Seiten uns zutönten; und nicht ſelten die gemeinſte Oertlichkeit durch Guitarrenſpiel und Geſang veredelten, die unſrer berauſchten Einbildungskraft in dieſer Art nur in Granada und Sevilla möglich geſchienen hatten. Der romantiſche Zauber dieſes ſpaniſchen Lebens wirkte nicht auf uns allein, auch die Franzoſen empfanden ihn und wichen gleichſam ſtaunend und betroffen vor ihm zurück, der roheſte Hamburger ſprach ihn durch Wort und That aus. Die Theilnahme und Vorliebe für die Spanier, die Achtung und Verehrung für ihre Nationalität, die Sorgen und Wünſche für ihr Wohlergehen waren allgemein, und in dem erzproteſtantiſchen Hamburg wurden diesmal ſogar die häufigen Zeugniſſe eines ſtrengkatholiſchen Kirchendienſtes, der ſich mit dem militairiſchen Dienſte verflochten hatte, weder angefeindet noch verſpottet.

Wirklich aber betrugen ſich dieſe Fremden auch höchſt muſterhaft, und ganz im Gegenſatze der Franzoſen. Stolz, mäßig, ehrbar, ſchien auch der gemeine Soldat nur dahin zu ſtreben, ſeinem Wirthe ſo wenig als möglich zur Laſt zu fallen. Größere Unordnungen fielen beinahe gar nicht vor, leidenſchaftliche Aufwallungen wurden durch ein ehrendes Wort leicht in Güte beigelegt. Muſik und Geſang waren in jedem Hauſe willkommenes Vergnügen. Wo nähere Verſtändigung eintrat, fand ſogleich ein politiſches Vertrauen Nahrung, man erkannte ſich als gleichgeſinnt und verbündet im Haſſe gegen die Franzoſen. War die Gelegenheit günſtig für noch engere Vertraulichkeit, ſo wurden auch dann die erwünſchteſten Eigenſchaften nicht vermißt, und die ſtille Gluth und der feſte Eifer des Spaniers trug über die einnehmende Leichtfertigkeit des Franzoſen meiſt den Sieg davon. Man ſah nicht wenige Geſtalten und Geſichter von vollkommen männlicher Schönheit. Unter den Offizieren fanden ſich Männer von größter Auszeichnung des Betragens, und der Marques de la Romana, welcher im Buchladen von Perthes bei dem erſten Beſuch eine Auswahl griechiſcher und römiſcher Autoren eifrig angekauft hatte, vereinigte mit der feinſten Weltbildung und der edelſten Herzensgüte ſogar eine ſeltene Gelehrſamkeit.

Uns war dieſe ſpaniſche Welt noch beſonders angenähert durch den Umſtand, daß auch das Hertziſche Haus zwei ſpaniſche Offiziere zur Einquartirung hatte, mit denen wir bald auf dem vertraulichſten Fuße lebten. Einer derſelben, Don Manoel de Ciria, Lieutenant im Regimente Princeſa, war das Bild einer reifen Jünglingsſchönheit, und hatte bei allem Feuer, welches ſeinen Augen entſprühte, ſo würdevollen Ernſt und ſo gemeſſene Haltung, daß ein Vierzigjähriger ſie nicht beſſer haben konnte. Seine perſönliche Erziehung war ganz vernachläſſigt worden, doch ſprach er franzöſiſch, wußte Muſik, und war auch in Sachen des Kriegsweſens nicht ganz unkundig. Ein glückliches Naturell aber, von dem allgemeinen Vortheile der Nationalbildung unterſtützt, hatte den edelſten Karakter aus dieſem Boden hervortreiben laſſen. Der junge Mann verſtand groß- und freiſinnig die ihn umgebende Welt, um ſo ſicherer, je ungemeiner er ſie faſſen durfte.

Sich in einem Judenhauſe zu ſehen, mochte ihm wunderbar genug vorkommen, aber das Vorurtheil, einmal erkannt und ausgeſtoßen, fand auch nicht die kleinſte Stätte mehr in dieſem Gemüth. Eben ſo begriff er die Stellung und das Weſen Chamiſſo's, und öffnete ſein Herz auch dem Franzoſen willig. Das Merkwürdigſte jedoch war, daß dem jungen ſpaniſchen Offizier ein ſo eignes, zartes und mißverſtehbares Verhältniß, wie das zwiſchen mir und Fanny, keineswegs verborgen zu werden brauchte; er nahm daſſelbe ſogleich im hohen Style, ehrte und hegte es in beſcheidenem Mitvertrauen, und beurtheilte überhaupt jede Erſcheinung und jeden Vorgang als etwas Eignes und Beſonderes, das ächte Wahrzeichen eines edlen Geiſtes, während die Gemeinheit ſich nur immer ſchnell auszuhelfen ſucht und abfindet, indem ſie alles in ſchon Bekanntes und Gewöhnliches unwiderruflich einreiht. Ein auffallender Zug möge dieſes Bild vollenden. Der junge Spanier verhehlte nicht, daß er auf Wegen der Liebſchaft und Neigung zu wandeln ſich wohl erlaube, und daher einer ſchönen Gunſt ſich wie ein Andrer gern erfreue; als aber ein ſchönes, noch überaus junges Mädchen von gutem Hauſe, in faſt kindiſcher Dreiſtigkeit und unerfahrener Koketterie, dem ſchönen Manne, den ſie bei den Ihrigen aus- und eingehen, und auch den andern Frauen ungemein gefallen ſah, eine zärtliche Erklärung und Beſtellung zugeſteckt hatte, wußte er mit beſonnener Klugheit nicht nur dieſe ſonſt wohl reizen dürfende Anſprache ablehnend zu beſchwichtigen, ſondern auch das leichtſinnige Mädchen vor ähnlichen Uebereilungen liebreich zu warnen, und verſäumte nicht, ſelbſt einer ältern Verwandten derſelben einen gemeſſenen Wink zu geben, der künftigen Gefahren, ohne die ſchon eingetretene zu verrathen, heilſam vorbeugen konnte. Einen Tugendhelden wollte er um ſo weniger durch dies Benehmen vorſtellen, als er nicht läugnete, daß er, hätte er anſtatt kindiſcher Gefallſucht ernſtliche Neigung und ſelbſtſtändiges Alter vor ſich gehabt, gar nicht würde ſo zurückhaltend geweſen ſein.

Meine gute Schweſter, die ſich herzlich gefreut hatte, daß ich bei ihr im Hauſe wohnen und ſie mich daher mehr als ſonſt ſehen würde, fand es nicht allzu ſchön, daß ich nicht ſelten ſchon nach dem Frühſtück heitern Muthes davon ging und vor dem ſpäten Abend nicht heimkehrte. Doch war es mir wohl billig zu verzeihen, daß ich dem Zuge eines Magnets folgte, dem auch bei ihr die ſtärkere Kraft als rechtmäßige ſchon zugeſtanden war. Einigen Erſatz bot Chamiſſo's Anweſenheit. Er blieb zu ganzen Tagen daheim, anfangs wegen einer Fußverletzung, die nach jeder Nichtachtung neue Schonung nöthig machte, dann auch aus Neigung und Behagen; ſeine Mittheilungen und Ausdrucksweiſe waren für Mutter und Schweſter die reichſte und belebendſte Unterhaltung, und daher auch für ihn ſelbſt um ſo befriedigender. Doch waren wir Alle ſo oft als möglich im Hertziſchen Hauſe oder auf gemeinſamen Ausflügen vereint. Alte und neue Beziehungen nahmen mich freilich oft auch allein in Beſchlag, oder nur Chamiſſo war mit mir, da denn halbe und ganze Tage, wenn auch übrigens angenehm verbracht, ein ſtilles Sehnen und Bedauern in ſich nährten, das bei fortgeſetzten Störungen in lauten Unwillen überging. Mein Freund Lüders war beſcheiden in ſeinen Anſprüchen, und wir ſahen ihn meiſt nur als rüſtigen Gefährten auf unſern Beſuch- und Spazirgängen. Doktor Veit, Perthes, Reinhold und ſein Freund Doktor Georg Kerner konnten bei ſo viel Zuvorkommenheit und bei dem wirkſamen perſönlichen Eindruck, die wir von ihnen erfuhren, nicht vernachläſſigt werden. Zu unſrer Freude fand ſich auch Steffens in der Nähe; der von Kopenhagen zurückgekehrt war, und als Gaſt des edlen Sieveking'ſchen Hauſes in Neumühlen lebte, einem reizenden Landſitze an der Elbe, wo er uns freilich nicht ganz bequem abzureichen war, und wenn er nach Hamburg kam, ging es auch nicht ohne Stören und Verfehlen hin. Die liebevollſte Beeiferung aber hatte für uns der wackre Gurlitt, der uns auch nicht erließ, eine feierliche Mahlzeit bei ihm einzunehmen, und uns auf gut hamburgiſch durch eine zahlreiche und ausgedehnte Gaſterei ehren wollte. Zur größern Freiheit für Zeit und Stimmung hatte er den Abend gewählt, und über zwanzig Perſonen fanden ſich nach und nach ein, brave Männer vom

Schulfach, einige Prediger, Aerzte, auch vom Kaufmannsſtande ein paar Mitglieder, und nachbarliche Beamte oder Gutsbeſitzer aus Holſtein; die behaglichſte Einrichtung und die geſchmackvollſte Bewirthung wetteiferten mit einander, und nachdem man ſich als gleichgeſtimmt oder ſinnverwandt leicht erkannt hatte, löſte das Geſpräch ſich aller Feſſeln, und nahm die freieſte Wendung, ohne je aufzuhören gehaltvoll zu ſein. Die Gelehrſamkeit bot aus ihren unerſchöpflichen Schätzen die feinſten Züge, die witzigſten Anſpielungen dar, man erfuhr die bedeutendſten Sachen aus der alten Welt, das lebendige Intereſſe der neuen aber drängte ſich immer dazwiſchen, und ließ keine Pedanterie aufkommen. Gurlitt und der alte Bieſterfeld konnten ſich an mir, als ihrem ehemaligen Schüler nicht ſatt freuen, und wenn ich über philoſophiſche Meinungen Wolf's einige Auskunft zu geben hatte, und zufällig ein Wort griechiſch mitunterlief, ſo ſtrahlten ſie von Entzücken, und ſtaunten die von ihnen ausgegangene, wohlgelungene Wirkung an. Beſonderes Intereſſe und Gefallen aber hatte Gurlitt an Chamiſſo's Deutſchheit, über deren Grund und Art er in ſteter Verwunderung blieb, und deſſen friſche Nachrichten aus Frankreich und eigenthümliche politiſche Anſicht einen außerordentlichen Reiz für dieſe Männer hatte, welche nur gar zu ſehr fühlten, daß auch dem geiſtigen Grund ihrer Verhältniſſe, dem innern Weſen ihrer Thätigkeit, ſo gut wie der äußern Geſtalt ihres Bürgerthums, mit jedem Tage bedenklicher die Eingriffe der fremden Herrſchergewalt nahten. Daß dieſer Franzoſe den Aeußerungen in Betreff des Kaiſers Napoleon keine Rückſicht auferlege, wagte man nicht ſogleich vorauszuſetzen, ſondern verſuchte ſich anfangs in allerlei Wendungen, bis man mit frohem Staunen gewahr wurde, man könne mit gutem Vertrauen darin weiter und weiter gehen. Damit in dieſer Hinſicht gar kein Zweifel mehr bliebe, mußte Chamiſſo ſelber mich auffordern, die Ode von Stägemann vorzuleſen, worin der Untergang der Napoleoniſchen Macht durch Preußen und Rußland geweiſſagt wurde, und die ich in ſeiner Abſchrift bei mir führte. Der Eindruck war unbeſchreiblich, man bewunderte und jauchzte, und trank in den beſten Weinen wiederholt die Geſundheit des kühnen Dichters. Chamiſſo fing nun auch ſeinerſeits eigne Gedichte zu deklamiren an, und nun ſollte er umſtändlich ſagen, wie er zu ſeinen deutſchen Studien gelangt, und durch welche Hülfsmittel er darin fortgeſchritten ſei. Man nahm an ſeinen Lebensgeſchicken, an ſeiner Perſon und Eigenart den lebhafteſten Antheil, und Gurlitt insbeſondere ſchien von fürſorglichen Geſinnungen erfüllt und bewegt. Während er nun mit Zärtlichkeit dem lieben und außerordentlichen Gaſte horchte und zuſprach, war dieſer in das Herſagen von Verſen ſchon verfangen, und zwiſchen die Antworten, die er zu geben hatte, flocht' er gelegentlich die allbekannten Worte ein:

„Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterei und Medizin,
Und leider auch Theologie
Durchaus ſtudirt mit heißem Bemühn!“

Mit ſteigendem Pathos vorgetragen machte dies gute Wirkung, und das Gedächtniß hätte ihn gewiß noch eine weite Strecke ſo fortfahren laſſen, als der liebe Gurlitt, in ſeinen Alten ſo trefflich zu Hauſe, und auch in den Neuern ſonſt beleſen genug, nur grade mit den unkorrekten Neuſten nicht vertraut, die ganze Tirade für ein perſönliches Bekenntniß aufnehmend, verwundert und antheilvoll mit faſt gleichem Pathos, indem er ſich mit erhobenen Armen hinüberneigte, den Deklamator eilig anrief: „O was! das haben Sie ..?“ und ihm damit plötzlich den Strom der Rede im offnen Munde ſtocken machte. Eine allgemeine Stille trat auf einen Augenblick ein, Chamiſſo war wirklich aus aller Faſſung, und ſah bald Gurlitt, bald mich an, ſein Lachen kaum hinunterwürgend, und ich ſelbſt hatte alle Mühe, mit guter Art zuerſt den lieben Alten zu bedeuten, jene Worte ſeien der Anfang zu Goethe's Fauſt, worauf ich ſie einige Zeilen weiterführte, da es ja ſchiene, ſo ſagte ich, als laſſe das Gedächtniß meines Freundes ihn im Stich. So hatte der grundgelehrte Mann zuletzt noch eine zwar ſehr verzeihliche Unwiſſenheit bloßgeben müſſen, die ihm aber doch empfindlich blieb, wiewohl bei weitem nicht in dem Maße, als wenn ſeine Mißkennung irgend einen Spruch aus dem Horaz oder Virgil betroffen hätte. Wir haben des reichbelebten bis tief in die Nacht hinein fortgeſetzten Gaſtmahls ſeitdem noch oft mit frohem und dankbaren Sinne gedacht, und uns dabei immer des drolligen Vorganges gern erinnert, der unſrer Verehrung und Zuneigung für den würdigen theuern Lehrer nicht im geringſten ſchaden konnte.

Einer neuen Bekanntſchaft wurden wir durch Fanny zugeführt, welche es ſich angelegen ſein ließ, unſern geiſtigen Wünſchen und Neigungen förderlich zu werden, auch wenn ſie ſelbſt dabei zurückzutreten habe. Nun war ſie ordentlich ſtolz darauf, auch einmal ihrerſeits aus unſrem geweihten Kreiſe für uns zu ſchöpfen, und uns einen Buſenfreund und Wiſſenſchaftsgenoſſen Koreff's in einem Arzte Meyer vorzuſtellen, der eben von Paris angekommen war, wo er lange Zeit in engſter Gemeinſchaft mit jenem gelebt hatte. Der junge Mann war ein Bruder der Madame Hinny Mendelsſohn, in ſeiner Familie vorübergehend zum Beſuch, und dachte zu weitern Studien bald wieder abzureiſen. Wir fühlten die größte Begierde, einen Freund unſres Freundes zu ſehen, der von deſſen Leben und Treiben berichten konnte, und er kam uns mit eben ſolchem Eifer entgegen. Allein wir waren ſchon mehr Kritiker als Enthuſiaſten, und der neue Freund machte bei weitem den Eindruck nicht, auf den gerechnet war. Er hatte nichts von dem lebendigen Feuer, der natürlichen Fülle und Beweglichkeit Koreff's, aber deſſen ſchwungvolles Reden und weitgreifendes Wiſſen hatte er ſich mühſam angeeignet, trug in philoſophiſch-myſtiſcher Sprache die Weisheit Schelling's, Ritter's, Troxler's und jede feſtgehaltene Notiz aus dem Gebiete der Arzneiwiſſenſchaft vor, warf erhabene Blicke über Kunſt und Leben hin, und wußte jedem Treiben die tiefſinnigſte Verzeichnung zu ertheilen. Doch alles dies war ſo kühl und nüchtern, ſo mühſam und erzwungen, wie ſein ganzes Aeußere, das blaß und eingefallen einen durch übermäßige Anſpannung erſchöpften Menſchen anzeigte, und das allzu theuer erkaufte Analogon von Genialität nicht mehr tragen konnte. Sein Weſen machte uns keine Freude, und wenn er z. B. aus der Stelle Homer's, daß ein Arzt viele andre Männer werth ſei, womit Koreff höchſtens ein ſprühendes Ergötzen für die Einbildungskraft würde angezündet haben, im kälteſten Ernſte geradezu beweiſen wollte, der Arzt als ſolcher ſei aller Wiſſenſchaften mächtig, ſo waren wir nahe daran, allen Ernſt mit ihm aufzugeben und nur ironiſch mit ihm fortzufahren. Er ließ in der Folge als Doktor Wallenberg, welchen Namen er angenommen hatte, eine lateiniſche, akademiſche Schrift drucken, die von ſolchen Sätzen und Beweisgründen ſtrotzte, und in mancher Hinſicht ſchon eine Andeutung des Wahnſinns geben konnte, in welchem er nicht lange nachher ganz überreizt und abgeſchwächt hinſtarb. Wir verloren ihn aber ſchon nach der erſten Bekanntſchaft gleich wieder aus den Augen, wozu der Umſtand beitrug, daß ein widriger Vorgang in dem Hauſe ſeines Schwagers Joſeph Mendelsſohn uns nach dieſer Seite plötzlich verfeindete.

Der Aufenthalt in Hamburg hatte mich im Ganzen wohlthätig erquickt und geſtärkt, meinen Muth und meine Vorſätze befeſtigt, und mir wurde in der heitern Gemüthsſtimmung, die mich zu der glücklichſten Gewißheit die froheſte Zuverſicht geſellen hieß, der heranrückende Abſchied minder ſchmerzlich. Wir fuhren unter Freuden- und Segenswünſchen ab, hüllten uns gegen das einbrechende Winterwetter in unſre guten Mäntel, und harrten die langſame Poſtreiſe, die uns nach Berlin zurückführte, geduldig aus. Ueberall, wo wir durchkamen, ſahen wir franzöſiſche Truppen und Verwaltungen zum Ueberwintern in das bedrückte Land ausgetheilt; ein trauriger Anblick, der dadurch nicht beſſer wurde, daß auch die Franzoſen dieſes Loos ihrerſeits gar nicht beneidenswerth fanden, wie uns die Reſignirteſten noch in vergeblichem Grimm eifrig betheuerten.

Dreizehnter Abſchnitt.

Berlin.

1807. 1808.

Eine neue Lebensreihe begann, und für mich ganz ungewöhnlich unter eigenthümlichem Unbehagen, da bisher faſt immer bei jedem Abſchnitte frohe Stimmung und günſtiges Ereigniß mich getragen hatten. Auch half es nichts, daß ich jenes Gefühl mir verläugnen, ſeine Wirkung durch Fleiß und Geiſtesmacht aufheben wollte; von allen Seiten häufte ſich mir eine beſondre Widrigkeit, die denn auch nur allzu ſchnell in mancherlei Mißhelligkeiten ſich entladete. Vieles davon lag allerdings in meiner Gemüthsart, deren Anlagen und Triebe ſich in voller Freiheit ohne Scheu bewegen durften, andres aber in meinen Verhältniſſen, welche, aus Ueberreifem und Unreifem zuſammengeſetzt, außer allem Gleichgewichte ſchwankten, und indem ſie dieſes ſuchten, bald nach oben, bald nach unten übermäßig anſchlugen. Das Meiſte jedoch muß ich dem allgemeinen Zuſtande anrechnen, der unwiderſtehlich den Einzelnen ergriff, wie er die Geſammtheit ergriffen hatte; wohin man blickte, ſah man Störung, Zerriſſenheit, nach allen Richtungen nur ungewiſſe Zukunft; den politiſchen Kräften widerſtrebten vergebens die geſelligen und geiſtigen, ſie mußten es fühlen, daß der bürgerliche Boden, der ſie trug, erſchüttert war. Daß die Univerſität Halle niedergeworfen blieb, war vielleicht für keinen Menſchen ein ſo großer Verluſt, als eben für mich; dort hätte ſich mir in geordneter maßvoller Lebenshaltung und richtig umſchränkter Bahn alles vereint, deſſen ich bedurfte, und das ich nun in dem großen Weltwirrniß mit weitgreifenden und eifrig geſchäftigen Mühen doch nur vergebens wieder zuſammen zu faſſen trachtete. Denn auch für die Wiſſenſchaften fehlte jede Einheit und Zuſammenſtimmung, ſie boten ſich keiner Ueberſicht mehr dar in nothwendig erachteten und doch der Auswahl freigeſtellten Lehrgängen, die Führer bildeten keine Gruppen mehr, noch weniger die Schüler; jeder ging nach Zufall dem augenblicklichen Gewinne nach, wie der Tag ihn geben wollte. Denn wie locker auch das Band ſein mag, welches die verſchiedenartigſten, einander entlegenſten Disziplinen, und in den gleichartigen oder einander naheliegenden die ſelten befreundeten und einſtimmigen Lehrer auf unſern Univerſitäten zu verbinden pflegt, ſo gewährt doch ſchon der Rahmen, der alles dieſes, wenn auch ſcheinbar willkürlich und gewaltſam, gleich dem eines Landſchaftbildes, zuſammenhält, einen ſichern und beruhigenden Abſchluß, und die Anſtalt müßte ſehr verfallen ſein, die nicht innerhalb ihres Rahmens eine wenigſtens annähernde Vollſtändigkeit deſſen hätte, was in den Ueberlieferungen des Wiſſens zur Zeit wirklich geſtaltet und ausgebildet, alſo unerläßlich iſt, und aus dem geordneten Vorrathe, deſſen Geſammtheit beſtändig vor Augen bleibt, um ſo entſchiedener dem Einzelnen das ihm Angemeſſene und Nützliche entgegenhielte, ſo daß, auch wenn er für ſich abweichende Bahnen einſchlägt, ihn die Stellung und Bewegung des Ganzen immer wieder in Bezug und Maß mit einer allgemeinen Richtſchnur ſetzt. Hierin helfen die Studirenden eben ſo und in vielen Fällen mehr noch als die Lehrer, und der Blick auf deren Zahl und Kraft iſt dem Studenten nicht weniger belebend und ermuthigend bei ſeinen Anläufen, als dem Soldaten, der zum Sturme vorſchreitet, das Anſchauen der Schaaren, die unter namhaften Führern zu gleichem Werke vorangehen oder nachfolgen. Aber mir fehlte in dieſem Zeitraume durchaus jedes Vorbild, welchem ich hätte nachſtreben, das mir hätte ein Beiſpiel ſein können. Die tiefe, erſt heimliche, dann mehr und mehr ſich offenbarende Stimmung und Unluſt, welche die Folge aller dieſer Zuſtände war, wurde nur allzu ſchnell ein mitwirkender Theil derſelben, und half ſie in dem gegebenen Kreiſe noch mehr hervorbringen.

Als großen Nachtheil mußte ich empfinden, daß mir im Zuſammenwohnen mit Chamiſſo, wozu wir unſrer Neigung gewiß und reichen Studiengewinn hoffend uns leicht entſchloſſen hatten, die Zuflucht der ſtillen Einſamkeit genommen war. Die Gegenwart des Freundes blieb mir zwar ſtets erwünſcht, wir konnten beide ſtundenlang ſchweigen um uns in Arbeiten nicht zu ſtören, und wenn wir uns hinwieder dem Geſpräch bis in die tiefe Nacht überließen, ſo hatten wir uns der vertraulichen Nähe zu erfreuen. Allein im Grunde verträgt nur die erſte Jugend ſolch unbedingte Kammeradſchaft, ſpäterhin laſſen tauſend Umſtände und Rückſichten es nicht mehr ſo leicht vergeſſen, daß man zu Zweien iſt. Außer andern Unbequemlichkeiten fühlten wir auch die des zahlreichen und wiederholten Beſuchs, den jedesmal gemeinſam abzuwarten, wenn er auch nur dem einen galt, wir nicht vermeiden konnten. Mir lag aber außerdem von ihm eine Laſt auf, die er nicht von mir zu tragen hatte, nämlich ſeinen unaufhörlichen Tabacksqualm auszuhalten, und dabei noch, weil er mit der brennenden Tabackspfeife zu Bette ging, ſein Einſchlafen abzuwarten, damit kein Feuer entſtünde, was er zwar als etwas Unmögliches nur belächelte, eines Abends aber durch ſein angebranntes Schnupftuch, das auf der Erde neben ſeinem Bette dieſes gleich anzünden konnte, mit großer Betroffenheit als ſehr möglich erkennen lernte.

Ich beſuchte wieder die praktiſchen Anleitungen Horn's am Krankenbette, konnte mich aber mit ſeinen theoretiſchen Lehrſtunden ſtets weniger vertragen. Das Studium, ſo faſt ohne Lehrer, oder vielmehr im Widerſinne gegen den amtlich beſtellten, ohne Zutrauen und Nacheifer, ſondern an deren Statt mit kritiſchem Aufpaſſen und kühlem Geringſchätzen, konnte nicht erfreuen, und ich war deſto eifriger, von anderer Seite Geiſtesnahrung anzunehmen. Ich ſah Fichte'n zuweilen, ich ſah Wolf, und hielt mit Bernhardi und mit Wilhelm von Schütz fleißige Gemeinſchaft. Des Letztern Trauerſpiel, „Der Graf und die Gräfin von Gleichen“, mir vom Entſtehen her durch fortrückende Mittheilung ſchon vertraut, war jetzt im Druck erſchienen, und gab mir zu mancherlei dem Autor nicht willkommenen Aeußerungen Anlaß, die ich, um ſie gegen lebhaften Einſpruch beſſer zu vertheidigen, ſchriftlich zuſammenfaßte, woraus die nachher in der Jenaiſchen Litteraturzeitung abgedruckte Rezenſion wurde, welche Bernhardi, der als Mitarbeiter oft um Beiträge gemahnt wurde, dorthin abſchickte, und mit Hülfe einer aufdringlichen Täuſchung einſchwärzte, indem er die Buchſtaben rnha zur Bezeichnung wählte, welche der Redaktion als der Kern ſeines Namens unbedenklich einleuchteten, während ſie doch eben ſo, was den grammatiſchen Grübeleien dieſes auch gar gern ſpielenden Sprachgeiſtes nicht entgangen war, den Kern meines Namens bildeten, welchen aber als den eines Fremden und Unaufgeforderten niemand rathen konnte. Die Redaktion war in der Folge, als ſich der kleine Streich entdeckte, ſehr ungehalten gegen Bernhardi, und fand ſeine Entſchuldigung keine ſchöne Liſt, mir aber verſchloß ſie mit der mißbrauchten Hinterthüre nun auch das Hauptthor um deſto ſorgſamer. So hatte weder Schütz, dem ich draſtiſches Talent abſprach und nur lyriſches Weſen in dieſen angeblich dramatiſchen Formen zugeſtand, noch ich ſelbſt, der ſich jener kritiſchen Anſtalt ſchlecht empfohlen hatte, und am wenigſten Bernhardi, deſſen Verbindung dort ſeitdem völlig aufhörte, von dieſem Verſuche viel Vergnügen, und ſogar das Honorar für die wenigen Blätter ſollte in der Aufrechnung einiger Rückſtände durch die bloße Ziffer verzehrt werden. An ſonſtigen kritiſchen Aufſätzen, z. B. über den Simpliciſſimus, an Gedichten, Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, Entwürfen und Bruchſtücken zu größeren Arbeiten, bracht' ich in dieſer Zeit manches zu Papier, was mir nicht bewahrt geblieben iſt.

Heitrer und kräftiger ließ unſer Treiben ſich an, als im Dezember Schleiermacher mit ſeiner Schweſter und der Tochter Wolf's von Halle zurückkehrte, um nun, möge es werden wie es wolle, ſich ganz in Berlin feſtzuſetzen. Im

Januar 1808 folgte auch Harſcher endlich nach, begleitet von Wilhelm von Williſen, einem neuen Freunde, den er in Briefen ſchon genannt hatte. Dieſer war als junger Offizier in der Schlacht von Auerſtädt am Fuße verwundet worden, und nach Halle gekommen, um ſeine Heilung abzuwarten; er zeigte edles und tiefes Gemüth, hatte ſich an Harſcher, mit dem er zufällig in demſelben Hauſe wohnte, innig angeſchloſſen, die freien Studien liebgewonnen, und wollte jetzt, da ſeine Heimath Magdeburg leider im Frieden abgetreten war und ihm fürerſt doch keine militairiſche Laufbahn mehr vorlag, mit aller Kraft und Anhaltſamkeit ſeines gründlichen Sinnes die Kenntniſſe erwerben, die ihm fehlten, und deren Wichtigſtes, Latein und Griechiſch, mit großer Aufopferung aus den rohſten Schulanfängen zu ſchöpfen war. Wir fanden uns gegenſeitig bald befreundet, doch entzog er ſich in der erſten Zeit faſt allem geſelligen Umgang, ungeachtet alles Reizes und Ertrages, der dabei für ihn ſein konnte, weil er fühlte, wie ſehr er ſich zuſammenzunehmen Urſache habe, um die Stufe zu erklimmen, auf der ihm erſt wahre Befriedigung erwachſen ſollte. Chamiſſo, der ſich in zerſtreuenden Bekanntſchaften beinahe zum Alltäglichen herabgeſtimmt, und für ſich allein kaum einer dauernden Anſtrengung fähig fand, ſah hier einen Mann vor ſich, mit dem er in wenig unterſchiedenem Falle war, und glaubte in der Gemeinſchaft mit deſſen Entſchloſſenheit und Fleiß auch ſeine eigne Beharrlichkeit zu ſichern, zog daher mit ihm zuſammen auf daſſelbe Zimmer, und meinte im gleichmäßigen Auswendiglernen und Ueberhören der lateiniſchen Anfangsgründe dieſe endlich zu bemeiſtern; allein ſeine Zeit war noch nicht gekommen, er konnte nicht ſitzen, und während Williſen mit eiſernem Wollen vom Morgen bis zum Abend an die Bücher feſtgeſchmiedet blieb, wurde der Genoſſe nach kurzem Verſuch unruhig, warf die Grammatik fort, und lief entweder zu allerlei Beſuchen aus, wo er angenehme Stunden fand, oder wählte ſich zu ſeiner dampfenden Pfeife entſprechenden Zeitvertreib in leichteren Büchern, wie er denn die Romane Retif's de la Bretonne mit heißhungrigem Ergötzen verſchlang, und dafür von uns Allen, wenn wir ihn darüber betrafen, mit hartem Tadel angelaſſen wurde, ohne daß es ihn ſonderlich anfocht, denn er ſelbſt ſchien an ſeiner Fähigkeit zum Lernen ſchon völlig zu verzweifeln, und ſich darein ergeben zu haben, ſeinen geiſtigen Aufwand fernerhin von dem, was er ſchon hatte, zu beſtreiten. Ich aber knüpfte nun um ſo freier alle alten Bande wieder vorzugsweiſe mit Harſcher, der bei ſeinen Studien mit mir faſt in gleichem Falle, auch nicht recht zu ſeinem Ziele fortzuſchreiten wußte, und in der vertrauten Gemeinſchaft mit einem Mitringenden wenigſtens einige Tröſtung genoß, in unſern geſelligen Ausarbeitungen aber ſein eigentlichſtes Lebenselement empfand. Wir vermißten ſehr Neumann, der ganz zu ſeinen Grafen gezogen und mit ihnen beſchäftigt war. Ein Herr von Winterfeld, dem Studium der Muſik und der ſpaniſchen Sprache eifrig nachhängend, bemühte ſich unſern geiſtigen Unterhaltungen und Fortſchritten durch guten Willen und beſcheidenen Beitrag mitanzuhören, und Leopold von Gerlach, ein junger hübſcher Fähnrich, der kurz vor der Schlacht von Jena ſeinen Kriegsdienſt begonnen, und gleich darauf mit Gefangenſchaft beendigt geſehen, fand es gleichfalls angenehm, ſeinen aufgeweckten Kopf mit unſern Kurioſitäten zu erfriſchen, die ſeiner Neigung beſonders von Seiten Chamiſſo's entgegenkamen. Dem dialektiſch beweglichen, ſpöttiſch leichtgeſinnten und muthwillig ſeinen Jüngling ſah es damals kein Menſch an, daß er einſt als wohlbeleibter Major und finſtrer Ultra zu Hengſtenberg's Kirchenzeitung und Haller's und Adam Müller's politiſchen Anſichten ſchwören, und in dieſer Richtung mit herbem Eifer nach Kräften wirken würde.

Fichte begann im Dezember ſeine Vorträge, und ich verfehlte nicht, ihnen beizuwohnen, die in dem runden Saale des Akademiegebäudes vor einer zahlreichen Verſammlung von Herren und Frauen gehalten wurden. Der treffliche Mann ſprach mit kraftvoller Begeiſterung dem gebeugten und irrgewordenen Vaterlandsſinne Muth und Vertrauen zu, ſchilderte ihm die Größe der Vorzüge, die ſich der Deutſche durch Unachtſamkeit und Entartung habe rauben laſſen, die er aber gleichwohl jeden Augenblick als ſein unveräußerliches Eigenthum wieder ergreifen könne, ja ſolle und müſſe, und wies dafür als das wahre, einzige und unfehlbare Hülfsmittel eine von Grund aus neu zu geſtaltende und folgerecht durchzuführende Volkserziehung an. Sein ſtrenger Geiſt ging auf vollſtändige Umſchaffung unſrer Zuſtände aus, wobei er nichts weiter verlangte, als daß überall das Weſentliche im Sittlichen wie im Geiſtigen gefördert und ausgebildet, das Scheinſame und Hohle dagegen aufgegeben und ſeinem eignen Abſterben überlaſſen würde, dann, meinte er, werde ſich ohne gewaltſame Umkehr, durch bloße Entwickelung, aus dem Vorhandenen und Beſtehenden die ganze Kraft und Herrlichkeit, deren die Nation ſeufzend entbehre, unmerklich und unverhinderlich von ſelbſt hervorbilden. Dabei war er billig genug, ſeiner ſonſtigen Art entgegen, welche ſogleich alles oder nichts gegeneinander ſtellte, auch jeden geringſten Keim des neuen Lebens, jeden theilweiſen noch ſo kleinen Anfang der gebotenen Entwickelung dankbar aufzunehmen und ſchon mit ſolchem fürerſt ſich begnügen zu wollen. Sein geiſtig bedeutendes, mit aller Kraft der innigſten und redlichſten Ueberzeugung mächtig ausgeſprochenes Wort wirkte beſonders auch durch den außerordentlichen Muth, mit welchem ein deutſcher Profeſſor im Angeſichte der franzöſiſchen Kriegsgewalt, deren Gegenwart durch die Trommeln vorbeiziehender Truppen mehrmals dem Vortrag unmittelbar hemmend und aufdringlich mahnend wurde, die von dem Feinde umgeworfene und niedergehaltene Fahne deutſchen Volksthums aufpflanzte, und ein Prinzip verkündigte, welches in ſeiner Entfaltung den fremden Gewalthabern den Sieg wieder entreißen und ihre Macht vernichten ſollte. Der Gedanke an das Schickſal des Buchhändlers Palm war noch ganz lebendig, und machte manches Herz für den unerſchrockenen Mann zittern, deſſen Freiheit und Leben an jedem ſeiner Worte wie an einem Faden hing, und der durch die von vielen Seiten an ihn gelangenden Warnungen, durch die Bedenklichkeiten der preußiſchen Unterbehörden, welche Verdruß und Schaden für ſich von den Franzoſen befürchteten, ſo wenig, wie ſelbſt durch den Anblick eingedrungener franzöſiſcher Beſucher ſich in dem begonnenen Werke ſtören ließ. Man konnte ſie nicht ohne Ergriffenſein und Begeiſterung anhören, dieſe Reden, welche mit Recht über den Kreis der unmittelbaren Zuhörerſchaft hinaus ſich als Reden an die deutſche Nation erklärten, als ſolche weit und tief gewirkt haben, und noch ſpät mit größtem Rechte der Ehre theilhaft wurden, im wiederhergeſtellten, nicht mehr von außen, aber leider im eignen Innern vielfach bedrückten und verkümmerten Vaterlande durch die Mainzer Unterſuchungsbehörde, dem geſammten Deutſchen Bunde als eine frühſte und ſtärkſte Erregung der volksthümlichen Anſprüche und Betriebe in Deutſchland angezeigt zu werden, weßhalb auch die preußiſche Cenſur im Jahre 1822 den Wiederabdruck in Berlin nicht geſtattete, und der Verleger die nöthig gewordene zweite Auflage in Sachſen bewirken mußte. Merkwürdig iſt es, daß dieſes Werk bei ſeiner bedeutenden Verbreitung und Wirkſamkeit, dennoch ſeinen unmittelbaren Abſichten und Vorſchlägen keinen Eingang gewonnen hat; nirgends iſt auch nur ein Verſuch gemacht worden, ſolche Volkserziehung einzuführen, und wenn einige Schüler Fichte's ſpäterhin eine Erziehungsanſtalt in ſeinem Sinne zu gründen ſuchten, ſo hat dieſelbe doch gar bald, indem ſie ſich den gewöhnlichen Anforderungen des Tages mehr und mehr bequemte, die beſondern Eigenthümlichkeiten, worin ſie dem Geiſte des verehrten Meiſters zu huldigen glaubte, wieder abſtreifen müſſen. Von meinen näheren Freunden hörten nur Bernhardi und Schütz dieſe Vorleſungen; die andern hielten ſich davon zurück, ungeachtet das geringe, einem wohlthätigen Zwecke beſtimmte Honorar von noch nicht voll zwei Thalern den Eintritt möglichſt erleichterte. Daß Harſcher, der Fichte'n noch gar nicht gehört und geſehen hatte, dieſe Gelegenheit ungenutzt vorübergehen ließ, war unverzeihlich; aber Schleiermacher wirkte dabei wenigſtens mittelbar ein, er zeigte bei jedem Anlaſſe nur Abneigung gegen Fichte, ſpöttelte gern über deſſen Beginnen, und es reizte ihn weniges ſo auf, als wenn man Fichte's Geiſt und Richtung anrühmte. Unter den Zuhörern fand ſich Ludwig Robert, mit dem ich die faſt abgebrochene Bekanntſchaft erneuerte; auch ſeine Schweſter Rahel ſah ich mit ihm regelmäßig eintreffen, und ich widmete ihrer anziehenden Erſcheinung die lebhafteſte Aufmerkſamkeit, wobei doch ein ſo nah und leicht unter ſolchen Umſtänden ſich ereignendes Anknüpfen des Geſprächs diesmal durch Eigenſinn des Zufalls unterbleiben ſollte.

Ich hörte die Vorleſungen Schleiermacher's über Ethik mit großem Eifer, fand aber nicht die Befriedigung, die ich, beſonders nach Harſcher's Anpreiſungen, der in dieſen mehr ſinnreichen als tiefen Schematen lebte und webte, und mit ihnen überall herumleuchtete, hatte erwarten dürfen. Das Nachſchreiben, womit ich mich quälte, ermüdete mich vollends, ich gab dieſes ſehr bald, und allmählig auch ſelber die Vorleſungen auf, welches mir freilich in dem ganzen Kreiſe nicht zur Empfehlung gereichte. Ueberhaupt regte ſich in dieſer Zeit zwiſchen uns viel Abſonderndes und Entzweiendes. Mit den Vorträgen Froriep's über vergleichende Anatomie ging es eine Zeitlang beſſer, es gab wenigſtens fortwährend mancherlei zu ſehen und der Stoff legte ſich den Augen in leiblicher Ordnung dar; die geiſtige Verarbeitung dieſes Stoffes aber blieb jedem für ſich allein überlaſſen, oder wurde wohl gar unter dem verrufenen Namen naturphiloſophiſchen Fürwitzes völlig abgewieſen. Ich hielt auch hier nicht bis zu Ende aus, und ein paar widrige Ausfälle gegen Steffens gaben meiner Geduld den Reſt; ich ſtellte bei nächſter Gelegenheit Froriep zu Rede, und vernahm einige kahle Entſchuldigungen, daß es nicht ſo böſe gemeint geweſen, ja nur in Vorausſetzung des Beifalls der Zuhörer ſo ausgeſprochen worden, die doch ſämmtlich als Mediziner gern den Vorrang der Erfahrungswiſſenſchaften vor den Vernunftgrübeleien behaupten würden.

Bei Madame Cohen und ihren Kindern fühlte ich mich ſtets am meiſten heimathlich und vertraut; das Unglück, mit welchem dieſe werthvolle Familie fortwährend rang, konnte die Bande, welche mich ihr verknüpften, nur befeſtigen, und mußte ſie über alle zufälligen Einwirkungen, die mich nach andern Seiten ſo leicht wandelbar erſcheinen ließen, ſicher hinwegheben. Frau von Boye war aus Schweden zum Beſuch gekommen, und wohnte bei der Schweſter, wodurch auch für dieſe wieder etwas mehr Geſelligkeit ſich aufſchloß. Herr von Brockes, der Freund des Grafen zur Lippe, fand ſich hier ein, die Hofräthin Herz, ſelbſt Schleiermacher; auch Madame Sander und Theremin traf ich hier unvermuthet, jedoch ihnen nicht zum Vergnügen, und wenn auch Madame Sander mit heiterer Faſſung eine leichte Unbefangenheit den ganzen Abend glücklich durchſpielte, ſo zeigte doch Theremin keine ſo dauerhafte Haltung, indem er zuerſt das verſprochene Vorleſen gänzlich von ſich wies, und dann nach anderthalb Stunden mühſamen Zwanges die Geduld verlor, ſich aus dem Staube machte, und ſeine Dame im Stich ließ, die darauf ich mit aller Artigkeit durch die nächtlichen Straßen nach Hauſe geleitete. Frau von Boye, welche wegen älterer Sachen von mir ſchon mancherlei beſchwerliche Neckereien zu ertragen gehabt, wollte mir es übel nehmen, daß ich ihren eingeladenen Gaſt Theremin durch meine trotzend fortgeſetzte Anweſenheit, aus ihrem Zimmer gleichſam verjagt hatte; ich aber rächte mich dafür, indem ich meine ſchärfſten Pfeile gegen einen jungen Diplomaten richtete, den ſie als anſtändigen Begleiter und dienſtfertigen Schüler und nebenher auch als verpflichteten Anbeter ſich gefallen ließ, einen Herrn von Koopmanns aus Dänemark, in der That einen der unwiſſendſten und geputzteſten Pinſel, die mir in dieſer an ſolchen Subjekten ſo reichen Klaſſe jemals vorgekommen ſind.

Unſre gemeinſamſte Vereinigung hatten wir jüngern Freunde in dem Reimer'ſchen und Schleiermacher'ſchen Hauſe, ſo wie auch bei der Hofräthin Herz; beſonders zu der Letzteren kamen wir gern und oft, weil hier die freundlichſten und zarteſten Bezüge zugleich durch Bildung und Freiheit begünſtigt waren, und keine Störung auch nur denkbar ſchien. Hier fanden wir auch Karl Schede wieder, nebſt ſeiner Schweſter Wilhelmine, die mit großem Eifer alles aufnahm, was in anerkanntem Geleiſe vorſtrebend ſich bemerklich machte. Das Erlernen und Ueben fremder Sprachen war bei Madame Herz ſchon eine althergebrachte Gewohnheit, und gab den Halt- und Mittelpunkt der vielfachſten geſelligen Verbindungen, die vermöge ſolches in regelmäßigen Parthieen abwechſelnden Stoffes nicht ganz leer werden konnten, bis nicht zum wenigſten eine ganze Litteratur erſchöpft war.

Bekker las griechiſche Autoren mit ihr, Schede ſpaniſche und altdeutſche, im Engliſchen und Italiäniſchen wurde ſie ſtets von mehreren Seiten als Lehrerin um Hülfe angeſprochen, und ſie ſelbſt verſäumte die Gelegenheit nicht, auch des Portugieſiſchen und Däniſchen kundig zu werden. Aber außer dieſen Litteraturen und Sprachen nahm ihr gebildeter Geiſt auch an Gegenſtänden des Denkens und Betrachtens allen liebreichen Antheil, den man von der Freundin Schleiermacher's wohl erwarten durfte. Harſcher empfing für ſeine dialektiſchen Nachfragen und Grübeleien hier eine unerſchöpfliche Nahrung, und alles was er über beſtimmte perſönliche Verhältniſſe zur Berichtigung oder Erweiterung ſeines Wiſſens zu erfahren wünſchte, ſo wie das, was er von ſeinen idealen Vorſtellungen für das wirkliche Leben an einem taktfeſten Bewußtſein — dafür aber galt ihm jedes ächt weibliche — zu prüfen ſuchte, wurde hier durchgeſprochen, und in allen möglichen Formen, mit allen nahen Belegen litterariſcher und perſönlicher Beiſpiele geſchmückt, meiſtens geiſtreich und nicht ſelten kühn und wunderlich erörtert. Liebe, Freundſchaft, Weiblichkeit, und andre ſolche Gegenſtände haben den großen Reiz, daß ſie, auch wenn man das Allgemeine über ſie ſchon ausgemacht und abgethan hätte, noch ſtets für die nächſte Anwendbarkeit ein weites, mehr oder minder fruchtbares Feld eröffnen, auf dem jeder im Stillen ſeine Perſönlichkeit mag weiden laſſen. Auf der andern Seite war freilich dem Uebelſtande nicht ganz zu entſchlüpfen, daß unter geiſtig verbundenen Perſonen, denen in den wiſſenſchaftlichen Räumen alle Thüren geöffnet waren, das Geſpräch bisweilen unerwartet in irgend eine abgelegene Kammer ſich verlief, wo man ſich unbequem und verfangen fühlte. So geſchah es wohl, daß Liebe ſich zur Eheſcheidung wandte, Weiblichkeit zu Sitten der Griechen und Orientalen führte, was denn Harſcher ohne viele Umſtände bis zur befriedigenden Einſicht verarbeitete, die Damen hingegen nicht ohne ſchmerzlich beibehaltenes Lächeln in Verwunderung und Verlegenheit vorübergehen ließen. Weit härter noch, und bis zur Grauſamkeit peinlich konnte Marwitz werden, der eines Abends am Theetiſch alle ſeine Beredtſamkeit aufbot, um der gütigen

Wirthin, der großen und ſtarken Frau, gründlich in's Geſicht hinein zu demonſtriren, weibliche Grazie ſei mit einer ſolchen Geſtalt, die er beſchrieb, ſchlechterdings unverträglich. Vergebens boten wir alles auf, das ſchreckliche Geſpräch zu beendigen, wenigſtens abzulenken oder zu mäßigen, wir ſahen dieſe ſchönen, noch mit Mühe freundlichen Züge ſchon ganz dem Uebergange zum Weinen nahe, aber nichts konnte den argloſen Redner ſtören, er verſtärkte nur immer mehr ſeine Gründe und Beweiſe, und als er endlich, durch fühlbare Winke aufmerkſam gemacht, ſeines abſcheulichen Verſtoßes inne wurde, vollendete er ihn dadurch, daß er nun ganz erſchrocken um Verzeihung bat, und wiederholt betheuerte, ganz ohne Bemerkung der Perſon ſo geſprochen zu haben. Schleiermacher kam ſelten zu dieſen gewöhnlich ungemein heitern und ergötzlichen Abenden; auch pflegte ſeine Anweſenheit uns nicht zu erfreuen, er war gewöhnlich müde, verdrießlich, ſchnitt die Unterhaltung ab, und wenn er alles gehörig in's Stocken gebracht, ſchlief er wohl gar ein. Auch in ſeinem eignen Hauſe und bei Reimer war ſeine Verſtimmung auffallend, und man ſchrieb ſie größtentheils körperlichem Uebelbefinden zu, das freilich in dieſer Zeit einem wo nicht gebeugten doch bedrängten Geiſte leichter als ſonſt obherrſchend wurde.

Unter den mancherlei Perſonen, die wir aus dem vieljährig geſammelten Lebensſchatze unſrer Freundin hier oft beziehungsreich nennen oder ſchildern hörten, waren die Brüder von Humboldt und Frau von Humboldt, Friedrich Schlegel und ſeine Frau, Tieck, und noch andre ſolchen Ranges und Intereſſes vorgekommen, kein Name jedoch vielfältiger und bedeutender, als der von Rahel Lewin. Die übrigen waren fern, dieſe aber lebte mit uns in derſelben Stadt, ſie war mit Schleiermacher und der Hofräthin Herz genau bekannt, und nur zufällig jetzt außer Umgang mit ihnen; das Verlangen ſie kennen zu lernen, wurde deßhalb oftmals rege. Madame Herz ſprach von ihr immer als von etwas Einzigem, Unvergleichbaren, und wenn auch in das ſtrömende Lob hin und wieder einiger Tadel einfloß, z. B. von allzu großer Freiheit im Ausſprechen ihrer Denkart und von zu geradem und ſelbſtſtändigem Befolgen der eigenthümlich gefaßten Ueberzeugung, wobei die Weiblichkeit zuweilen mehr Bewahrung des Scheins und wenn auch nur verſtellten Einklang mit der Welt verlangen dürfte, ſo hatte ſie es doch auf keine Weiſe hehl, daß ſie vor ihr ſonſt in jeder weſentlichen Beziehung alle Segel ſtrich. Wenn eine Frau, die ſelber ſo gebildet, ſo kenntnißreich, ſo fein und ſittig vor unſern Augen ſtand, daß ſie uns für alles Frauenweſen, wie es in der Schleiermacher'ſchen Ethik ſich darſtellte, faſt ein höchſtes Muſter und die lebendige Ausübung zu ſein ſchien, in ſolcher Weiſe von einer andern ſprach, und ſie unbedingt über jede Vergleichung erhob, ſo war das freilich ſehr auffallend, und Harſcher insbeſondere drang darauf, Madame Herz möchte ihre Freundin einmal mit uns zuſammen einladen, wo er denn doch die Vergleichung zu Gunſten der Erſteren ausfallen zu ſehen im voraus entſchloſſen war, und dies offen genug bekannte. Der Beſuch wurde verabredet, Rahel erſchien, aber nur auf eine Stunde, da ſie an Fieber litt, und alſo wenig dazu geſtimmt, den etwas befangenen Zuſchnitt der kleinen Geſellſchaft abzuändern; Harſcher gewann ihr keine Aufmerkſamkeit ab, und als Schleiermacher kam, und gleich erfreut und ermuntert ſich neben ſie ſetzte, und mit ihr in lebhaftes Geſpräch einging, wurde jede andere Anknüpfung unmöglich. Wir waren nicht wenig erſtaunt, ſowohl im Scherzen als im Ernſte Schleiermacher nur in zweiter Rolle zu ſehen, indem er willig eine gebotene Unterordnung anzunehmen ſchien, und wirklich ein paarmal wie geſchlagen verſtummte, oder doch gar ſehr zu kurz kam. Als der für diesmal nicht auf längere Zeit beabſichtigte Beſuch ſich wegbegab, brachte er die Dame zu ihrem Wagen hinab, und konnte, als er zurückgekehrt war, ihres Rühmens kein Ende finden, mehr aber als die Worte zeugte ſeine Stimmung für den guten Eindruck, denn ſie blieb aufgeweckt und gekräftigt für den ganzen Abend. Für uns war das ein doppeltes Phänomen, wir hatten ihn noch niemals untergeordnet, und ſeit langer Zeit nicht ſo belebt geſehen. Madame Herz ſuchte vergebens bei Harſcher den Dank für ihre bereitwillige Veranſtaltung, er war mißvergnügt, daß alles gleichſam nur für Schleiermacher geweſen und dann verſchwunden, ihn ärgerte ſogar deſſen fortdauernde Munterkeit, und gern hätte er die ganze Erſcheinung verneint oder verkleinert, deren Uebergewicht er doch zu fühlen genöthigt, und deren vollen Werth zu ahnden er gewiß fähig war. Ich theilte ſeine Mißempfindung, allein in ganz anderm Bezuge, denn ich wünſchte ſehnlich mit dieſem wunderbaren Weſen näher bekannt zu werden, gegen welches die andern ſo ſchnell verblaßten, und ſchon ſah ich insgeheim mich mit ihm einverſtandener und zuſammengehöriger, als mit dieſen.

Eine ziemlich gleichartige, in Zahl der Perſonen nicht allzu beſchränkte, und doch gewiſſermaßen abgeſchloſſene Geſellſchaft bildet ſich alsbald ein Gemeingut von Urtheilen, Empfindungsweiſen, Formen und Scherzen des Umgangs, woraus jeder ſeinen täglichen Bedarf ohne Anſtrengung nehmen, und mit faſt unfehlbarem Erfolge verbrauchen kann. Dieſes Kotterieweſen, welches ſo bequem, aber auch ſo gefährlich iſt, weil es den Geiſt des Einzelnen faſt entbehrlich macht, die Eigenthümlichkeit auflöſt, und die Stelle nicht einmal, wie doch das Leben in der großen vornehmen Welt noch thut, wenigſtens leer läßt, ſondern ſogleich mit Geringem auszufüllen ſucht, dieſer beſchleichende Anhauch wurde uns durch Friſche der Studien, durch unruhige Jugendkraft, und ſelbſt durch den allgemein ausgebreiteten Ernſt der Weltverhältniſſe größtentheils abgewehrt; einiges aber quoll dennoch wie durch Ritzen und Spalten in unſrer Mitte hervor, und bethörte uns zu ernſtlichthuendem Spiel. Aus unſerm vielfach hin und her bewegten ſprachlichen Betrachten und Ausüben erhob ſich der ſogleich mit Gunſt aufgenommene Vorſchlag, uns fernerhin gegenſeitig nicht mehr mit Sie, ſondern im ſchönen ritterlichen Altdeutſch mit Ihr anzureden. Die Probe der Ausführung trat ohne Verzug ein, und die Sache war ſo ſchnell eingeübt und befeſtigt, daß es ſchien, als hätten wir nie anders geſprochen. Als wir zuerſt unter Fremden damit hervortraten, war das Erſtaunen allgemein, und die Sache fand zwar einigen Widerſpruch, aber viel mehr Beifall, wir breiteten ſie durch Ueberredung und Gewalt aus, und bald war ein großer und uns ſchon nicht mehr recht angehöriger Kreis davon angeſteckt. Da wir die Sache wirklich zum Exceß trieben, ſo legte ſich endlich Schleiermacher in's Mittel, und machte beſonders den Frauenzimmern ernſtliche Vorſtellungen, welch unangenehme Bezüge ſich für ſie in bevorſtehenden Fällen mit dieſer Neuerung und Sonderbarkeit verknüpfen könnten; ihn verdroß auch wohl, daß ſeine Freundin, die ſich mit ihm Du nannte, gegen uns eine ähnliche Vertraulichkeit allgemein machte. Sein dringendes Abmahnen fand natürlich bei den Frauen leicht Gehör, aber unſer Verdruß darüber ſollte wenigſtens die Schadenfreude erfahren, daß ſowohl bei Madame Herz als bei Wilhelmine Schede das Uebel ſo eingewurzelt war, um in der erſten Zeit allen Vorſätzen hartnäckig zu widerſtehen, und noch nach vielen Wochen im achtloſen Geſpräch immer wieder hervorzubrechen, worüber denn der ſittenrichterliche Wiedereinſetzer des Sie genug ſchmerzliches Leid und ſpöttiſches Belächeln zu ertragen hatte. Dieſe Scherze ſtreiften ganz nah an heftiger Entzweiung hin, denn wir hielten eiferſüchtig darauf, jede Zumuthung, die den Schein einer Autorität haben könnte, ſchnöde zurückzuweiſen, und meinten anfangs ſogar die den Frauen ertheilte Abmahnung als einen Eingriff in unſre Rechte zu behandeln, ja ſogar die Abtrünnigkeit vom Ihr mit der gewaltſamen Aufnöthigung des noch weit empfindlicheren Du rückſichtslos zu ſtrafen. Ich hatte das Unglück in ſolchen Tücken und Härten, wenn ſie einmal da waren, ſtets einer der Letzten von ihnen abzulaſſen, und ohne gutmüthige Freundeshülfe den Uebergang zur milden Ausgleichung nicht leicht zu finden.

Anmuthigeres Verhältniß, worin jedoch unterweilen auch ein ſtechender und beißender Zuſatz aufduckte, gab mir zu faſt allen jungen Frauenzimmern unſrer großen Bekanntſchaft mein Talent im Ausſchneiden; ſie begehrten in die Wette Landſchaften, Blumenkörbe und andre ſolche Bildwerke von mir, die ich denn auch wohl in Begleitung von Gedichten lieferte, und mir damit manchen Dank verdiente, bis ich zuletzt ungeduldig erklärte, wer von mir etwas haben wolle, müſſe auch für mich etwas thun, und ich würde fortan auf Gegengaben rechnen. Es kamen nun in der That die ſchönſten und feinſten Handarbeiten als Geſchenke, Damen in Halle, die mir perſönlich kaum bekannt waren, ſandten köſtliche Werke, das Reichardt'ſche Haus, Nanny Schleiermacher, Wilhelmine Wolf, die Reimer'ſchen Frauen, alle bezeigten auf dieſe Art ihre Dankbarkeit oder ihre Anſprüche; ich ſollte ganz überſchüttet und beſchämt ſein, erwartete man, daß mein zwar poetiſch ausgedrücktes, aber doch immer dreiſtes Preisfordern ſo erwiedert werde. Als ich dieſe Meinung merkte, war und zeigte ich gerade das Gegentheil, betrachtete die Arbeiten, ging ſie der Reihe nach kritiſch durch, ließ ſie endlich als gut genug gelten, und äußerte nur, die Damen möchten ſie ſchwerlich ſelbſt verfertigt, ſondern guten Lohnſtickerinnen ein tüchtiges Stück Geld zu verdienen gegeben haben. Ein tiefer Schrei des Unwillens und der Empörung ſcholl gegen mich auf; die zarten Seelen fanden ſich durch den ſchändlichen Verdacht ſchwer beleidigt, und kündigten mir Haß und Strafe dafür an. Die Gelegenheit dazu bot mein nächſter Geburtstag, zu welchem ich von ſchöner Hand Geſchenke zu empfangen, die übermüthige Erwartung zeigte, an deren Erfüllung jetzt am wenigſten zu denken ſein konnte. Frühmorgens aber wurde mir ein Käſtchen überbracht, das ein unbekannter Bote abgegeben und ſich dann eilig wieder entfernt hatte. Beim Eröffnen fiel mir zuerſt ein Blatt Papier in's Auge, zierlich geſchrieben, Verſe, die alſo lauteten:

An Varnhagen,

zum 21. Februar 1808.

Dichter laſſen gern ſich ſchenken,
Freu'n ſich ſchöner Angedenken,
Wollen ausgezeichnet ſein.
Drum emfange heut' die Gaben,
Welche wir bereitet haben,
Freundlich ſo gedenkend Dein.

Du verachteſt nicht das Kleine,
Liebſt vielmehr das Zierlichfeine,
Drum iſt klein, was wir geſandt: —

Handſchuh' erſt, daß ſie nicht leidet,
Die ſo ſauber mahlt und ſchneidet,
Deine kunſterfahr'ne Hand.

Deine Stimme zart und ſüße,
Daß nicht für den Kopf ſie büße,
Sieh ein Mützchen warm und ſchön!
Wärmend wird's auch dazu dienen,
Wenn die Muſe Dir erſchienen,
Die Begeiſtrung zu erhöh'n.

Auch ein Jäckchen zu der Mütze!
Glaube nur, es iſt Dir nütze
Bei den Abendſtreiferei'n.
Heb' es auf für ſchlimm're Tage,
Mög' es von der Krankheit Plage
Heilend Dich ſodann befrei'n!

Dichter ſind ja arme Teufel,
Darum iſt wohl ſonder Zweifel
Dir die Börſe groß genug. —
Um den Dank Dir zu erſparen,
Sollſt Du nimmermehr erfahren,
Wer geſpielt Dir den Betrug! —

Die hier benannten Sachen lagen in der That alle zierlich gearbeitet vor Augen, doch überaus klein, zu keinerlei Gebrauch. Der Scherz hatte ein allerliebſtes Anſehn, und bei allem Muthwillen die gütigſte Freundlichkeit. Der Urſprung war mir keinen Augenblick zweifelhaft, und daß Schleiermacher die Hand im Spiele gehabt, und die artigen Verſe dazu gemacht hatte, bezeugte von ſeiner Seite denn doch große Zuneigung und Werthſchätzung, wie ich ſie nicht mehr vorausſetzte, und die gerade durch die Art, wie ſie in dieſen Scherz verflochten waren, mich nur um ſo tiefer rührten. Um keinen Preis aber hätte ich dieſe Rührung verrathen mögen, ich verhehlte ſie mit aller Sorgfalt, und ſetzte meine angenommene Rolle fort. Abends bei Reimer, wo die ganze Geſellſchaft beiſammen war, fing ich mit gleichgültiger Ruhe die Geſchenke herzuzählen an, die ich bekommen habe, erſt fälſchliche Blumentöpfe und Porzellantaſſen, deren Geberinnen ich wohl errathen könne, dann nannte ich die in dem Käſtchen gelegenen Handarbeiten der Reihe nach, hütete mich aber wohl der Kleinheit zu erwähnen; man hörte mir geſpannt, doch mit guter Faſſung zu, und niemand verrieth ſich, als ich aber wie verloren hinzuſetzte, die geſtrickte Jacke ſitze mir vortrefflich, denn ich habe ſie auf der Stelle in Gebrauch genommen und trage ſie auch eben jetzt, ſo war das Gekicher nicht zurückzuhalten, und der Anblick der Sachen ſelbſt, die ich darauf nebſt dem Gedicht hervorzog, und von denen manche Anweſende jetzt erſt erfuhren, machte die Luſtbarkeit vollkommen. Die Liſt in Tieck's blondem Eckbart hatte hier glücklich geholfen. Der Schlußvers behielt jedoch inſofern Recht, eingeſtanden wurde der Zuſammenhang nie, wiewohl der Augenſchein des Benehmens jeden Zweifel aufheben mußte, und beſonders das Gedicht noch heutiges Tages ſeinen Vater nicht verläugnen kann, weßhalb auch ſeine Aufbewahrung hier um ſo günſtiger verziehen ſein mag, da ſtets merkwürdig bleibt, was ein ſolcher Mann auf dergleichen verſtohlenen Nebenwegen bisweilen glücklich erzielt!

An allen dieſen heitern und ernſten Vorgängen nahm Harſcher lebhaften Antheil, zwar nicht immer durch perſönliche Gegenwart, denn er hielt ſich oft von unſern Geſellſchaften zurück, und mußte es zum Theil auch, weil ſeine ſich immer nachdrücklicher anmeldende Drüſenkrankheit ein ſorgfältiges Verhalten forderte, und auch ſeiner Stimmung und ſogar ſeiner Lebensluſt die trübſten Nebel überwarf; aber deſto geſchäftiger war ſein Betrachten, Klügeln, Erörtern und Folgerungziehen, womit er alles und jedes begleitete, zerlegte und verarbeitete, was irgend in unſerm Kreiſe zu erblicken oder zu faſſen war. Da wurde jedes vorgekommene Geſpräch, jede zufällige Aeußerung, immer nochmals durchgeſprochen und erwogen, jedes Verhältniß, jede Perſönlichkeit umſtändlich geprüft, und nicht nur das Wirkliche, ſondern auch das nur Mögliche oft in die ſonderbarſte Beleuchtung geſtellt, wobei die Ergebniſſe ſolcher ſtundenlangen, oft beharrlich durch Tage und Wochen fortgeſetzten Unterſuchungen in ſchneidende Urtheile und kräftige Vorſätze des Benehmens nicht ſelten mit Uebereilung ausgeprägt und in gewaltſamer

Anwendung verſucht wurden. Der Scharfſinn und Humor, mit welchen Harſcher ſeine ſonſt mehr theoretiſchen Grübeleien jetzt vorzugsweiſe am Stoffe der lebendigen Gegenwart ausübte, hatten Reiz und Werth genug, um zu ſolchen Unterhaltungen anzulocken, und der Gegenſtand ſelbſt hielt ſie leicht im Gange. Was in ihnen neben großem Witz und Licht dennoch Kränkliches und Kleinliches war, zu welchen Abwegen der fürwitzigen Neugier, des ängſtlichen Zweifels und mißtrauiſcher Empfindlichkeit dieſe Richtung führte, ja welche unnöthige Spannungen und Irrungen ſie verurſachten, kam damals wenig zu unſerm Bewußtſein, obwohl die Wirkungen ſich in den Thatſachen unaufhaltſam entwickelten. Zuvörderſt hatte der arme Harſcher ſelbſt unſäglich von den Folgen dieſer Sinnesart und Gewöhnung zu leiden. Mit gleicher peinlichen Strenge und unziemlichen Nachforſchung, wie er als Leibes- und Seelen-Zergliederer die nächſten vor Augen liegenden Verhältniſſe durchſchnitt und durchwühlte, behandelte er auch die entfernten, heimathlichen, und brachte ſich durch briefliche Aeußerungen, nachdem er ſchon lange Zeit den Seinigen unverſtändlich und nicht ſelten verletzend geworden war, mit ſeiner Familie in völliges Zerwürfniß. Die Eltern, ihren Sohn für krank haltend, oder doch ſeine jetzige Lebensluft ihm unzuträglich glaubend, begehrten ſeine Rückkehr, die er unwillig verſagte, und als jene nur um ſo mehr darauf beſtanden, hörte er auf ihnen zu ſchreiben, was denn zur Folge hatte, daß ſie kein Geld mehr ſchickten. Dieſer Zuſtand unſeliger Entzweiung und ſtörender Unſicherheit dauerte faſt ein Jahr, und es läßt ſich nicht ſagen, was alles in dieſer Zeit über die ganze Sache geſprochen, verhandelt, erſonnen und verſucht wurde. Harſcher durchforſchte nun mit ſchonungsloſem Eifer den ganzen bürgerlichen und ſittlichen Beſtand ſeiner Familie, ließ Eltern, Geſchwiſter und die einflußübenden Verwandten der Reihe nach an ſein Maß und in ſeine Wage treten, bot alle ſeine Erinnerungen ſeit frühſter Jugend auf, um daraus die Züge und Farben zu vermehren, mit welchen er ein düſtres und verzerrtes Bild immer gehäſſiger überlud. Es kam dahin, daß er ſeinen Vater völlig als einen Feind betrachtete, dem er entgegenzutreten und ſcharfe Vorwürfe zu machen habe, wozu er ſich, weil doch ſeinem eignen Rechte zu einer ſo unnatürlichen Rolle das innere Gefühl widerſprach, zugleich als Anwalt ſeiner Mutter zu ſtärken ſuchte, deren vermeintliche Beſchwerden er mit der ſeinen in Gedanken verflocht. Das Studium der Medizin durfte unter dieſen Umſtänden kaum fortzuſetzen ſein, wenigſtens war ein Vorwand gefunden, daſſelbe nur läſſig zu betreiben, und Plane wurden gemacht, ein unabhängiges Daſein in Bremen durch ein Lehramt, oder durch irgend eine Thätigkeit in Berlin, ſogleich zu ſichern.

Einen nahen und nicht minder unheilvollen Stoff peinlicher Aufreizung hatten wir an den Streitigkeiten, in welchen Bernhardi mit ſeiner entflohenen Frau und deren Brüdern ſtand. Unſer Geſellſchaftskreis war in dieſer Hinſicht ſehr verſchiedenartig getheilt. Schleiermacher mußte in der Sache größtentheils Bernhardi'n Recht geben, aber Tieck war ihm perſönlich werther, und die Eindrücke der Reichardt'ſchen Familienſtimmung wirkten noch lebhaft mit. Schede war ganz mit Tieck verbunden, und gab ihm gelegentlich rechtskundigen Rath und dienliche Nachweiſungen. Wir andern waren größtentheils auf Bernhardi's Seite, welches nicht hinderte, daß wir Schede'n ſehr oft, und ich, weil ich zu ſeiner Hülfe im Griechiſchen den Homer mit ihm las, faſt täglich, in voller Vertraulichkeit ſahen, ohne uns durch den mißhelligen Punkt ſtören zu laſſen, der dagegen bei Schleiermacher in gereizten und bisweilen erbitterten Geſprächen durchaus unangenehm hervorgehoben wurde. Bisweilen jedoch ſchien Schleiermacher meine Streitfertigkeit günſtiger anzuſehen, und mir als ritterlichen Muth anzurechnen. Dies zeigte ſich auffallend bei einer Gelegenheit, wo ich es am wenigſten erwartete. Auf dem Gendarmenmarkt hatte der Mechaniker Schütz ein Puppenſpiel eröffnet, dem wir ſchon vor mehreren Jahren, auch jetzt wieder unſre Vorliebe zuwandten, und an einem ſchönen Winterabende zog die ganze Geſellſchaft von Reimer's in die Vorſtellung des Fauſt. Zuletzt füllte ſich der Saal noch mit einer Schaar franzöſiſcher Offiziere, die ſehr laut wurden, ihre Späße zwiſchen die der Marionetten einſchalteten, und endlich auch, trotz der Anweſenheit der Damen, ihren Witz in Unſauberkeiten ausließen. Ich ſtand neben dem Sitze der Hofräthin Herz, und nicht geſonnen, ihr Ohr ungeſtraft ſo beleidigen zu laſſen, wandte ich mich an den nächſten der Offiziere, und hieß ihn und ſeine Kammeraden ein beſcheidneres Betragen annehmen. Nach einem kurzen Augenblicke verwunderungsvollen Erſtaunens erhob ſich ein allgemeines franzöſiſches Widerbellen, und ich ſah mich durch die heftigſten Anreden beſtürmt. Ich ging mit mehreren Offizieren hinaus, die bei Erwähnung der Piſtolen ſogleich alles in Ordnung fanden, meine Adreſſe nahmen, und darauf mit mir wieder in den Saal gingen, und das Stück nun ganz ruhig zu Ende hörten. Wir brachten den übrigen Abend bei Reimer zu, wo das Vorgefallene näher beſprochen wurde; Schleiermacher gab mir die größten Lobſprüche, daß ich ſeine und meine Freundin ſo wacker vertreten, hieß mich aber zugleich bedenken, wie viel beſſeres ich werth ſei, als mein Leben bei ſolchem Anlaſſe jedem ſchlechten Franzoſen bloß zu ſtellen, die vaterländiſche Sache habe in aller Art höhere Anſprüche an mich, und er ließ nicht nach, ich mußte ihm, nach großem Widerſtreben, endlich mit Handſchlag verſprechen, daß ich den Zweikampf nicht ohne äußerſte Nothwendigkeit eingehen würde. Damit ich nicht allein ſei, ſandte er mir Reimer's Schwager, Reinhard, frühmorgens zu, der von der Univerſität her mit ſolchen Sachen vertraut und ein guter Fechter war, aber kein Wort franzöſiſch konnte, und daher, als zwei franzöſiſche Offiziere kamen, ein ſtummer Zeuge blieb; die Herren wollten allenfalls mit der blanken Klinge, gleichſam zum Scherze, gegen mich ferrailliren, aber zu Piſtolen hatten ſie keine Luſt, und als ich erklärte, ein Deutſcher müſſe jetzt mit Franzoſen ſich nicht anders als ganz ernſtlich zum Gefechte ſtellen, meinten ſie nach einigem Hin- und Widerreden, ſie wollten die Sache, die ja gar nicht ſo ſchlimm, ſondern eigentlich unbedeutend und ohne ehrenrührige Schimpfreden geblieben ſei, bewenden laſſen, und empfahlen ſich mit vieler Artigkeit.

Ich ärgerte mi[illegible] nachher, daß ich [illegible]ch vielleicht zu nach-

Bayerische Staatsbibliothek München

giebig geweſen, und trug es Schleiermacher'n grollend nach, daß er mich dazu verpflichtet hatte. Er aber verfiel ſchnell wieder in die vorige Weiſe, und liebte es, mir ſo oft als möglich mit Schärfe zu widerſprechen. Dies that er oft ohne weiteren Anlaß, als daß er dem älteren Focke, den wir durchaus nicht leiden konnten, und dem wir disputirend und rechtend nur allzu gern zuſetzten, und Spott und Abfertigung nicht erſparten, daß er dieſem, übrigens auch ihm ſelbſt nicht ſonderlich angenehmen Geſellen die Stange halten wollte, und ihn gegen uns vertrat. Dies erbitterte uns nur um ſo mehr, und wir beſchloſſen, ihn bei erſter Gelegenheit recht ordentlich ſchachmatt zu ſetzen. Dieſe Gelegenheit gab er ſchneller und ſtärker, als wir vermuthen konnten. Er erzählte eines Abends bei Schleiermacher in unſrer und Schede's Gegenwart, Bernhardi habe jetzt bei Gericht eine, durch Aufforderung an ausländiſche Obrigkeiten unterſtützte Ermächtigung erlangt, ſeine Kinder, wo er ſie treffe, der Mutter wegzunehmen. Focke hatte kein Recht, ein Geheimniß des Gerichts, bei welchem er arbeitete, zur Unterhaltung auszuplaudern, im Beiſein Schede's, des Freundes der Gegenparthei, wurde dies geradezu ein Verrath, welcher den Zweck der Maßregel vereiteln konnte, und in unſrer Empörung beſchloſſen wir, daß er diesmal der verdienten Strafe nicht entgehen ſolle. Ich ſagte den Vorgang zuerſt Bernhardi'n, der mir den erwünſchten Auftrag gab, in ſeinem Namen Herrn Focke einen dummen Eſel zu heißen. Wir beſprachen den Fall und kamen überein, von ſolcher wichtigen Vollmacht einen feierlichen Gebrauch zu machen, und dabei auch in unſerm eignen Namen das Nöthige anzubringen. Der nächſte Abend, den wir wieder bei Schleiermacher zubrachten, verlief in ungewöhnlicher Schweigſamkeit und Haltung; eben ſo gingen wir ſtill zuſammen fort, und ruhig die Straße hinab, Focke mit uns. An dem erſten Scheidewege machten wir Halt, ich trat vor, und richtete in einer förmlichen Anrede Focke'n die von Bernhardi gegebene Beſtellung aus, der ich hinzufügte, daß auch wir Andern ſeine Gegenwart ſchon längſt unangenehm fänden, und ihm riethen, die Orte zu meiden, wo er uns vermuthen könnte; ich fügte noch hinzu, daß wir ſeinen in Halle erduldeten Verruf, kraft deſſen niemand ſich mit ihm ſchlagen durfte, in Berlin nicht rechnen wollten, und ſo möchte er denn wiſſen, daß wir unſre Worte gegen ihn auf jede Art zu behaupten vollkommen bereit wären. Focke, nach einiger ſtotternden Gegenrede, beging die unbegreifliche Dummheit, es für einen guten Ausweg zu halten, daß er mir unverſehens einen Schlag auf den Arm gab und dann fortrennen wollte. Allein der Weg war nicht frei, ich war ihm mit Einem Schritt auf den Hacken, und als er zwei mächtige Stockſtreiche auf dem Rücken fühlte, wandte er ſich wieder, ſuchte gut juriſtiſch zu läugnen, daß er zuerſt ausgeſchlagen, und erſt als er ſah, daß er damit nicht durchkam, nahm er die Sache muthig, forderte mich auf Piſtolen, und ſetzte die Bedingung, daß einer von uns auf dem Platze bleiben müſſe, welches angenommen wurde. Nun gingen wir beiderſeits unſre Wege ruhig nach Hauſe, Focke allein, ich mit Williſen, Winterfeld, Harſcher und Chamiſſo; die beiden Gerlach waren gleich anfangs, um in nichts Aergerliches verflochten zu werden, mit ängſtlicher Haſt fortgeeilt.

Am andern Tage kam der jüngere Focke zu Harſcher, beklagte das ſchlechte Benehmen ſeines Bruders, und erzählte, derſelbe wolle Bernhardi'n verklagen, was dieſem jetzt gewiß das Unangenehmſte ſein würde, und habe auch mich verklagen wollen, jedoch meine Schleiermacher, bei dem er in aller Frühe ſich Rathes erholt, ohne Zweikampf könne er wohl in Betreff meiner nicht füglich aus der Sache kommen, er rathe ihm, ſich gut einzuüben, und mir dann wo möglich ein Denkzeichen zu geben, welches ich ſehr verdiente, denn ich hätte immer Zänkereien, und noch nicht lange ſei es her, daß ich mit franzöſiſchen Offizieren Händel angefangen. Die Partheilichkeit Schleiermacher's in der ihm erſt einſeitig bekannten Sache, that mir wehe, die Entſtellung und falſche Anwendung aber, die er dem Vorfall im Puppenſpiel gegen ſein eignes beſſres Wiſſen gab, empörte mich. Als er mir daher auf der Straße begegnete, und mich mit Vorwürfen anſprach, was ich denn wieder angeſtiftet, und nach ſolchen Dingen könne ich ſein Haus nicht mehr beſuchen, fand er mich vollkommen gerüſtet, ich antwortete ihm mit Heftigkeit, warf ihm meinerſeits vor, daß er, ein Prediger, ſo unwürdige Rathſchläge ertheile, und beſonders, daß er den Vorgang mit den Franzoſen, den er mir ſo lobend zur Ehre gerechnet und deſſen glimpflichen Ausgang er ſelber zum Theil bedingt habe, jetzt zu meinem Nachtheil angeben wolle; übrigens werde ihn ſein Schützling, könne ich ihm vorausſagen, häßlich im Stich laſſen, denn der Rath, den er in Waffenſachen beim Prediger geſucht, ſei ihm viel zu kriegeriſch ausgefallen, und er werde ihn nicht befolgen. Schleiermacher war beſchämt und betroffen, wie ich ihn vorher und nachher nie geſehen, die Thatſache ſelbſt, daß ich dies alles wußte, zeigte die Unwürdigkeit des Ausplauderers, der das Vertrauen und die Wohlmeinung gleich ſo mißbraucht und ſeinen Rathgeber dadurch bloßgeſtellt hatte; die Anzüglichkeit für den chriſtlichen Prediger, die ich mit Abſicht nachdrücklich wiederholte, verdroß ihn beſonders, er mußte dann den ganzen Hergang auch von meiner Seite umſtändlich vernehmen, und manches ihm von Focke Verſchwiegene, oder ganz falſch Erzählte, in wahrhaftem Bericht hören, und ſagte zuletzt mit Unwillen, wenn Focke ſich im Verlaufe der Sache nicht beſſer betrüge, als bei dieſem Anfange, ſo bliebe ihm freilich kein Anſpruch auf Ehre und Achtung mehr. Unſer Geſpräch war höchſt leidenſchaftlich, aber gerade dadurch auch der Rührung ſehr nahe, wir gingen Stunden lang in größter Bewegung und ſchmerzlichſter Erörterung durch die Straßen hin, und als wir endlich dennoch unverſöhnt auseinander gingen, waren uns beiden die Augen feucht. Harſcher und Williſen, als ſie dieſes Zwiſchenſpiel erfuhren, waren überzeugt, Schleiermacher werde ſeine Partheilichkeit für den Unwerthen bald bereuen, ſeine harten Aeußerungen zurücknehmen, und uns nach wie vor freundlich ſein.

Mittlerweile war auch Bernhardi von der Sache in Kenntniß geſetzt worden; dieſer aber, ängſtlich gemacht durch die Drohung gerichtlicher Klage, bat Schleiermacher'n um Begütigung des Beleidigten, indem er ein Bedauern ausdrückte, das einer Abbitte nur allzu ähnlich ſah. Ich machte mir nichts daraus, daß ich die Laſt allein tragen ſollte, bemitleidete Bernhardi'n, und ſchritt nur um ſo ernſtlicher vor. Focke wurde benachrichtigt, daß ich mir Williſen zum Beiſtand erwählt, und wenn er wegen der bewußten Sache nähere Verabredung wünſche, ſo möge er nur an dieſen ſich wenden. Bald erſchien auch bei Williſen ein Herr von Madeweis aus Halle, als Focke's Beauftragter, um einen Kampf nach halliſcher Art mit Hiebern und Hieb abfangenden Sekundanten vorzuſchlagen; allein er wurde ſehr bald verſtändigt, hier ſei von ganz andern Dingen als ſolcher unſchädlichen Spielerei die Rede, es ſeien Piſtolen genannt, und der Gegner ſelbſt habe die Bedingung geſetzt, daß einer auf dem Platze bleiben müſſe. Herr von Madeweis zuckte die Achſeln, und meinte, dann ſehe es ſchlimm aus, denn Focke habe nur nach großem Zureden und mit vielem Zagen ſich auf jene Fechtart einlaſſen wollen, indeß wolle er demſelben dieſe Erwiederung berichten. Nach ein paar Tagen erſchien Herr von Madeweis wieder, aber nur um zu ſagen, daß er ſelber jetzt von Focke ſich völlig losſage, und mit deſſen Sache nichts mehr zu thun haben wolle, denn derſelbe benehme ſich ganz jammervoll, nehme ſeine ſcharfe Herausforderung als übereilt zurück, und werde ſich höchſtens auf jene halliſche Art, wenn dies aber nicht beliebt würde, gar nicht ſchlagen, ſondern die Sache beruhen laſſen. Williſen wies den Hiebervorſchlag mit Verachtung ab, und erklärte, er würde niemals zugeben, daß eine Forderung auf Piſtolen, wobei er das Amt eines Sekundanten übernommen, eine ſo klägliche Herabſtimmung erleide. Damit war die ganze Sache aus. Williſen aber ſchrieb an Schleiermacher über dieſen Ausgang einen kurzen Bericht, welchen auch Harſcher, Chamiſſo und Winterfeld mitunterzeichneten, und der mit der Andeutung ſchloß, daß Schleiermacher nun doch wohl werde bekennen müſſen, ſeiner Erwartung durch ſeinen Schützling gar wenig entſprochen zu ſehen. Da ich ihn nicht mehr beſuchen konnte, ſo vermieden auch die Freunde ſeine Wohnung, und da er nichts that um einzulenken, ſo ſetzte ſich dieſe Scheidung ganz und gar feſt. Zwar benutzte Schleiermacher ſpäterhin die Gelegenheit eines litterariſchen

Gaſtmahls im Thiergarten, wobei wir mit ihm zuſammentrafen, um mir, zum Erſtaunen und Wunder der Uebrigen, die ausgezeichnetſte Freundlichkeit recht auffallend zu bezeigen, indem er ſeinen Platz verließ und hinter meinen Stuhl tretend eine lange Zeit mit ſchmeichelhafter Beeiferung zu mir ſprach, und beſonders auch Witz und Scherz an mich richtete; allein wie ehrenvoll dies auch für mich erſcheinen, wie ſehr es einem Reuegeſtändniß, einem Wiedergutmachen ähnlich ſehen mochte, und allen von dem Zuſammenhange näher Unterrichteten wirklich dafür gelten mußte, ſo kam doch das ausdrückliche Wort einer Reparation nicht vor, die Zurücknahme der ausgeſprochenen Ausſchließung erfolgte nicht, und der Bruch dauerte ungeheilt fort. Ja nach dieſem Auftritte ſchien er das Recht mir zu grollen, nur noch entſchiedener feſthalten zu wollen, und that noch zwölf Jahre ſpäter aus demſelben Grunde ganz böſe gegen mich. Ob er damals gedacht habe, nach ſolchem Entgegenkommen, ſei nun an mir die Reihe, bittende Demuth zu zeigen, oder ob er es meiner argliſtigen Betriebſamkeit zugeſchrieben, daß meine Freunde gegen ihn im Trotz verharrten, der ihm ſo empfindlich war, als ihm von ihrer Seite unbegründet ſchien, oder ob neue Antriebe ſich hinzufanden, vielleicht durch entſtellende Klätſchereien: ich weiß es nicht, und habe niemals Aufſchluß über dies Benehmen erlangen können, das auch allen mitwiſſenden Freunden, ſelbſt Reimer'n und der Hofräthin Herz, völlig räthſelhaft geblieben iſt.

So hatte ich denn binnen Jahresfriſt nach vielen Seiten lebhafte und trennende Händel genug gehabt, und mich auf dem Wege zum Zweikampfe zu dreienmalen befunden, ohne daß es je wirklich dazu gekommen wäre; ein Fall, den mir das Schickſal beſonders auserſehen haben muß, denn er wiederholte ſich mir in der Folge noch öfters, ohne daß ich den Anlaß geſucht, noch hinwieder den ſcharfen Ausgang vermieden hätte!

Dieſe heftigen Vorgänge und Spannungen regten mein Gemüth ſtörend auf, aber ohne doch tief in deſſen Innerſtes einzudringen, der Grund eines feſten und heitern Daſeins blieb mir unerſchüttert, denn in liebevollen Neigungen und ſtrengen Richtungen trug ich den Gegenſatz all jener übermüthigen Schärfe oder leichtſinnigen Aufwallung, und dem innern Bewußtſein fehlte auch die Zuſtimmung von außen nicht, welche mich bei manchem einzelnen Tadel, doch im Ganzen wegen meines Treibens und Benehmens nicht nur freiſprach, ſondern auch belobte. Sollte mir jedoch in der Abrechnung zwiſchen gehabtem Recht und begangenem Unrecht ein Ueberſchuß von letzterem zur Schuld bleiben, und irgend ein Bezug mir als verdiente Strafe dafür zu deuten geweſen ſein, ſo gab zu einer ſolchen Deutung der Stoff ſich nur allzu leicht und ſchnell an die Hand. Denn gerade in jenen Neigungen und Richtungen, die als feſte und unerſchütterliche unter ſo vielem Wandelbaren mich für dieſes tröſteten, ſah ich mir Schwankungen und Störungen zukommen, die ich darin nicht verſchuldet zu haben glaubte. Die Briefe von Fanny begannen eine trübe, ſchwermüthige Färbung anzunehmen, und gingen mit herzlichem Vertrauen und ſchöner Innigkeit mehr und mehr in Erörterungen und Bekenntniſſe über, welchen ich leidenſchaftlich widerſprechen mußte. Das Weſentliche davon war, daß meine Freundin, gerade indem ſie unſre Freundſchaft als das ſchönſte Glück ihres Lebens und als die reichſte Ausſicht ihrer Zukunft pries, doch den Sinn und die Geſtalt unſrer Verbindung in einer Weiſe bezeichnete, die jenem Glück und jener Ausſicht nur verdüſternde Umwölkung brachte. Die vernünftigen Gründe, welche ſich dieſer Reſignation beigeſellten, wären leicht zu bekämpfen geweſen, aber die leidenſchaftlichen Antriebe, welche ſich in ihr nicht verhehlten, machten mich beſtürzt und rathlos. Es wirkte hier in der That eine tiefe Empfindung, welche ſich nicht abtödten, ſondern vielmehr um ſo reiner und ſichrer bewahren wollte, indem ſie den Wagniſſen und Verwirrungen entſagte, die ihrem Weitergehen, dem innern ſowohl als dem äußern, bevorzuſtehen ſchienen. Anſtatt aber dieſen Sinn anzunehmen und zu ehren, oder, im Fall ich ihn zu theilen unfähig war, dem prüfenden Einfluß einer künftigen Gegenwart ruhig zu überlaſſen, erregte ich mir und meiner Freundin die ſchmerzlichſten Qualen des Gemüths, und gab mich endlich nur inſofern zufrieden, als mir ein Vorbehalt auf künftigen andern Spruch ſich befeſtigen durfte; womit ich doch eigentlich mich ſelber nur täuſchte, denn es war zu meinem Leiden unwiderſprechlich gewiß geworden, daß meine innerſten Lebenspunkte von Zweifel und Gefahr berührt werden konnten, und ich ging unmerklich zu der Vorſtellung über, die ich beſtreiten wollte.

Bei ſolchen Unruhen und Störungen hielt ich noch kräftig genug an meinen Studien feſt, die auch den dialektiſchen Erſchütterungen, welche Harſcher gegen unſern gemeinſamen mediziniſchen Beruf täglich erneuerte, glücklich widerſtanden. Außer der Neigung, welche mir für dieſe Studien doch theilweiſe noch immer blieb, beſtärkte mich in dieſer Bahn auch der Wunſch, den Erwartungen zu entſprechen, welche ſich bei den Freunden meines Vaters, die auch die meinigen ſein wollten, ganz ohne Frage feſtgeſtellt hatten, ich würde einſt meinen Vater in dieſem Fach erſetzen, und ſie bethätigten ihre gute Meinung durch anſehnliche Unterſtützung, die ſie mir ſeit meiner letzten Anweſenheit in Hamburg, zukommen ließen, wie ich glaube, aus den Hülfsmitteln der ſogenannten patriotiſchen Geſellſchaft, deren eifriges Mitglied mein Vater geweſen war. Das von dieſen guten Bürgern auf mich vererbte Zutrauen ging ſo weit, daß ſie mir geradezu verhießen, ſie warteten nur darauf, daß ich als Doktor in Hamburg mich niederließe, um mich ſogleich zum Arzt anzunehmen. Ich trieb das Griechiſche nebenher mit Eifer, las auch viel Franzöſiſches, beſonders die Schriften von Diderot mit ſo viel Erſtaunen als Vergnügen. An dem Doppelroman wurde läſſig fortgearbeitet, auch verſuchte ich allerlei in eignen Gedichten; dagegen wies ich das Anſinnen des ſpaniſchen Geſandten Generals Pardo, eine griechiſche Idylle von ſeiner Arbeit zu Ehren des Friedensfürſten Godoï in deutſche Hexameter zu überſetzen, weit von mir weg, und vernachläſſigte die ganze Bekanntſchaft, welche mit meinem politiſchen Sinne ohnehin gar nicht übereinſtimmte. Die Freunde gingen übrigens in aufgereizter Deutſchheit, in mühſamen Sprachſtudien, in befangener Geſelligkeit, und in nachahmendem Philoſophiren und Dichten ihren Gang ſchlendernd fort, und keiner von ihnen mochte mit mir Schritt halten, der ich allerdings in ganz andern geſteigerten Bedürfniſſen des Gemüths und Geiſtes lebte. Das Unterſuchen und Klügeln, worin Harſcher ſich eingeſponnen hatte, wurde täglich lebloſer, und die unfruchtbare, verzweiflungsvolle Oede dieſer in ein ewiges Einerlei verfallenden Wiederholungen ließ mich heftig nach einer neuen friſchen Lebensquelle ausblicken.

In dieſer Stimmung, ſo vorbereitet, ſo empfänglich reif und bedürftig in Geiſt und Gemüth für neuen Reiz und neuen Troſt, begegnete ich eines Nachmittags in noch ſchneeigem Frühlingswetter unter den Linden unvermuthet Rahel Lewin; ihre Begleiterin, Nettchen Markuſe, war mir vom Cohen'ſchen Hauſe her wohl bekannt, ich redete dieſe an, und indem ich eine Strecke mitging, ergab ſich ſo unbefangen als erwünſcht auch ein Geſpräch mit Rahel. Ich fand mich außerordentlich angezogen, und bot all meinen Witz auf, um die ſchöne Gelegenheit nicht ungenutzt vergehen zu laſſen; ich wußte unter andern eines ihrer eigenthümlich ausdrucksvollen Worte, das auf Umwegen bis zu mir gelangt war, mit Bedeutung ſo hinzuwerfen, daß darin halb eine ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit, halb ein neckender Angriff lag. Sie bemerkte beides, ſah mich durchdringend an, gleichſam mein Unterſtehen an mir ſelber abzumeſſen, und erwiederte dann, ſie könne es wohl vertragen, daß man ſie citire, aber nicht füglich zugeben, daß es falſch geſchehe; ſie hatte in der That einiges in der Aeußerung, welche als die ihrige gegeben war, zu berichtigen. Ich entſchuldigte mich, daß mir die Aechtheit deſſen, was ich leider ſo weit von ſeinem Urſprunge nach Gunſt des Zufalls auffangen müſſe, nicht verbürgt ſein könne, und die Folge meiner artigen Wendung war der Rath, mich lieber ſelbſt bei der Quelle ſolcher Aeußerungen einzufinden. Gleich in den nächſten Tagen machte ich von dieſer Erlaubniß den erſehnten Gebrauch. Rahel wohnte damals in der Jägerſtraße, der Seehandlung ſchräg gegenüber, in Obhut und Fürſorge der trefflichen Mutter, deren altwürdiges und reichliches Hausweſen auch noch andre Familienglieder hegte. Zuweilen hatte ich um Ludwig Robert zu beſuchen dieſe Wohnung gleichgültig betreten; mit wie viel andern Erwartungen und Geſinnungen, und zu welch andern Geſchickeseinflüſſen betrat ich ſie jetzt.

In einzelnen Menſchen, oder in einer Gemeinſamkeit einander ſich ergänzender und übertragender Perſönlichkeiten war mir ſchon einigemal das Heil wiederfahren, mich durch das bloße Lebensbegegniß, ohne mühſames Streben und Verdienſt, ohne Pein der Allmählichkeit, ſondern im Schwunge des vollen Glückes und gleichſam durch Einen Ruck, auf ein erhöhtes Lebensfeld verſetzt zu ſehen, wo ſchon die Luft, die ich athmete, die Sinneseindrücke, die mir zukamen, das lebendige Spiel der umgebenden Elemente, mir ein neues Daſein erſchloſſen und mich einer neuen Bildung theilhaft machten, wo dann weiterhin wohl Eifer und Mühe folgerecht und nachhaltig mitwirken und den Gewinn ordnen und bewahren konnten, ihn ſelbſt aber nimmermehr hervorzubringen vermocht hätten. Solcher geſteigerten Lebensſtufen zählte ich bis dahin hauptſächlich drei, das erſte Andringen allgemeinen geiſtigen Lebens im Beginn meiner Studien zu Berlin, das Freiwerden eines ſich ſelbſt beſtimmenden und lebensthätigen Daſtehens im Cohen'ſchen Hauſe, die kräftigende Weihe der akademiſchen Herrlichkeit zu Halle. Jetzt kam, acht Jahre nach jener erſten, die vierte hinzu, durch das Bekanntwerden mit Rahel; ein Wiederaufnehmen, ein Zuſammenfaſſen und ein Abſchließen aller früheren, ja der ganzen Erlebungsweiſe, denn wie viel Neues, Großes und Unerwartetes auch ferner mir in einem wechſelvollen Leben begegnet iſt, wie mancherlei Gutes und Liebes ſich mir entwickelt und angeeignet hat, ſo iſt doch in dieſen vierundzwanzig Jahren, die ich ſeit jenem Zeitpunkte zähle, mir kein Begegniß, keine innere noch äußere Lebenserfahrung mir wiedergekehrt, die ich jener genannten anreihen, und mit ihr und den vorhergegangenen in gleichen Werth ſtellen könnte. So iſt mir noch heute Rahel*) das Neueſte und Friſcheſte meines ganzen Lebens, und indem ich aufzeichnen will, von welchen Umſtänden und Stimmungen unſer beginnendes Verhältniß begleitet war, darf ich den warmen und zarten Hauch jener ſchönen Vorſtellung nicht erſt künſtlich hervorrufen, denn ich fühle ihn und freue mich ſeiner noch wie damals; aber zu fürchten hab' ich gleichwohl, daß meine Schilderung ſich durch die Bekümmerniß verdüſtert, welche, während ich dieſes ſchreibe, meiner Seele in vielfacher Sorge um die geliebte, von ſtürmiſchen Leiden hart befallene Freundin angſtvoll auferlegt iſt! Welch tröſtlichſter Rückblick wird hier zum ſchmerzlichſten gewandelt!

---

*) Geſchrieben im Sommer 1832.

Ich darf hier keine Schilderung meiner theuern Rahel verſuchen; ſie ganz zu kennen und zu würdigen, kann ich niemanden zumuthen, der nicht in anhaltender Fortdauer und in allen Beziehungen ihr vertrauter Lebensgenoſſe war; denn ſelbſt ihre Briefe, wie reich und eigenthümlich auch die Quellen ihres Geiſtes und Gemüthes dort ſprudeln, geben nur ein unvollkommnes Bild von ihrem Weſen, deſſen Hauptſache gerade die urſprüngliche, unmittelbare Lebendigkeit iſt, wo alles ganz anders ausſieht, leuchtet und ſchattet, erregt und fortreißt, begütigt und verſöhnt, als irgend Bericht oder Darſtellung wiederzugeben vermag. Ich will nur unternehmen, in kurzen Zügen den Eindruck zu bezeichnen, welchen dies Weſen damals auf mich machte.

Zuvörderſt kann ich ſagen, daß ich in ihrer Gegenwart das volle Gefühl hatte, einen ächten Menſchen, dies herrliche Gottesgeſchöpf in ſeinem reinſten und vollſtändigſten Typus vor mir zu haben, überall Natur und Geiſt in friſchem Wechſelhauche, überall organiſches Gebild, zuckende Faſer, mitlebender Zuſammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geiſtes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unſchuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie in Handlungen die raſcheſte, gewandteſte, zutreffendſte Gegenwart. Dies alles war durchwärmt von der reinſten Güte, der ſchönſten, ſtets regen und thätigen Menſchenliebe, der zarteſten Achtung für jede Perſönlichkeit, der lebhafteſten Theilnahme für fremdes Wohl und Weh. Die Vorzüge menſchlicher Erſcheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beiſammen, Geiſt und Witz,

Tiefſinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskraft und Laune
verbunden zu einer Folge von raſchen, leiſen, graziöſe
Lebensbewegungen, welche, gleich Goethe's Worten, gan
dicht an der Sache ſich halten, ja dieſe ſelber ſind, un
mit der ganzen Macht ihres tiefſten Gehaltes augenblicklic
wirken. Neben allem Großen und Scharfen quoll aber auc
immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welch
beſonders den Augen und dem edlen Munde, den lieblichſte
Ausdruck gab, ohne den ſtarken der gewaltigen Leidenſcha
und des heftigſten Aufwallens zu verhindern.

Ob man ſich in dieſer Miſchung von entgegenſtehende
Gaben und ſtreitigen Elementen, wie ich ſie anzudeuten ver
ſucht habe, ſogleich zurecht finden wird, bezweifle ich faſ
Mir wenigſtens war es beſchieden, erſt vermittelſt manche
Ungewißheit und manches Irrthums auf die rechte Bah
zu kommen, indem ich nur in dem Einen auf der Stel
beſtimmt und auf immer feſt war, daß mir der außerorden
lichſte und werthvollſte Gegenſtand vor Augen ſei. Irgen
ein Vorurtheil, wie das mißfällige Gerede der Leute au
den verſchiedenſten Kreiſen und Standpunkten ſeit ſo lang
Zeit mir wohl hätte aufbürden mögen, hatte ich nicht, au
wäre daſſelbe an ihrer Gegenwart ſogleich zerſchellt; d
ſchlichte natürliche Empfang, die harmloſe Klarheit und da
anſpruchsloſe Wohlbehagen des anfänglich nur auf Gleic
gültigkeiten fallenden Geſprächs, mußten jede mitgebrach
Spannung auflöſen, und nach und nach erhob ſich dageg
eine neue, die ganz dem Augenblicke ſelber angehörte, un
ſchon darin begründet lag, daß jedes Wort, rein und laut
wie der friſche Quell aus dem Felſen, auch dem Gleic
gültigſten einen Reiz des Lebens, einen Karakter von Wah
heit und Urſprünglichkeit gab, welche durch die bloße B
rührung jedes Gewöhnliche zu Ungewöhnlichem verwandelte
Ich empfand auf dieſe Weiſe eine neue Atmoſphäre, die mi
wie Poeſie anwehte, und zwar durch das Gegentheil deſſe
was gemeinhin ſo heißt, durch Wirklichkeit anſtatt der Tä
ſchung, durch Aechtheit anſtatt des Scheins. Es konnte
doch nicht fehlen, daß unſer Geſpräch, dem nach allen Seit
ſo viele Wege vollkommen vorbereitet waren, ſehr bald a

bedeutendere Dinge überging, und endlich ganz in Beziehungen des innern Lebens verweilte, zu welchen Bücher, Perſonen und Verhältniſſe, die jeder von ſeiner Seite kannte und auch dem andern bekannt wußte, den ergiebigen Stoff nicht mangeln ließen. Wir ſprachen von Friedrich Schlegel, von Tieck, von Frau von Staël, von Goethe, theils in litterariſcher, theils in geſellſchaftlicher Hinſicht, und unſre eigne Sinnesweiſe konnte ſich an dieſen bedeutenden Anknüpfungspunkten ſehr gut entfalten und ungewöhnliche Bekenntniſſe mit vieler Freiheit wagen, ohne die Zurückhaltung einer erſten Bekanntſchaft zu überſchreiten.

Nicht gar zu lange waren wir allein geblieben, ſo fand ſich andre Geſellſchaft ein; der Major von Schack, vom Regiment Gensd'armes, der das Unglück und die Schmach des preußiſchen Militairs mit großer Faſſung trug, und noch ſogar einigen Schimmer in die jüngſt vergangene Zeit zurückwarf, wo er und die Seinigen als Glanz und Blüthe dieſes ſtolzen Kriegsweſens erſchienen waren; der ſtattliche, weltmänniſch frei und klug ſich bewegende, in allen Untugenden erfahrne, dabei perſönlich tapfre Edelmann würde doch ſchwerlich einen günſtigen Eindruck gemacht haben, hätte ihm nicht, als Zuflucht des Beſſern in ihm und als Auflöſungsmittel von Schlechterem, ein unerſchöpflicher Humor gedient, der in Witz und Satire einen geiſtigen Gehalt kund gab, und dadurch manchem ſonſt Verwerflichem ein Gegengewicht wurde; ihn begleitete bei ſeinen podagriſchen Leiden ein führender Freund, Namens Vetter, ein ausgemachter Civiliſt, vortrefflich angezogen, fein und gewandt, mehr ausweichend als vordringend, nach eignem Sinne aufmerkſam und träumeriſch, in ſeinen unwillkürlichen Aeußerungen meiſt überraſchend original und launig, und von ſeiner Stimmung oder ſeinem Standpunkt aus auch gründlich wahr. Ich hatte von ihm ſchon oft und mancherlei gehört, jetzt konnte ich die fremden Urtheile an ihm ſelber meſſen. Nächſt einigen andern Perſonen, worunter ein gutmüthiger franzöſiſcher Offizier, Kapitain Bribes, als Einquartirung, erſchien auch unvermuthet noch Frau von Boye, die für mich unter ſo vielen Fremden zwar kein Anhalt mehr ſein konnte, aber doch vermittelnd wirkte. Die Geſellſchaft war ungemein belebt, in größter Freiheit und Behaglichkeit, jeder gab ſich als das, was er ſein konnte, es war kein Grund noch Hoffnung des Gelingens, hier irgend einen Schein zu heucheln, die Unbefangenheit und gute Laune Rahel's, ihr Geiſt der Wahrheit und des Geltenlaſſens, walteten ungeſtört; ich durfte mich mit jugendlicher Uebertreibung gegen die Franzoſen ereifern, ein Andrer ſeine theatraliſchen Mittheilungen auskramen, der Franzoſe empfing in ſeinen Liebesangelegenheiten launigen Rath von Schack, und dieſer ließ Vetter ſeine heftig demokratiſchen Geſinnungen anhören; alles ging leicht und harmlos dahin, jeder zu herbe Ernſt wurde von Witz und Scherz aufgefangen, die ihrerſeits wieder, bevor ſie ausarten konnten, von Wahrheit und Verſtand ergriffen wurden, und ſo blieb alles belebt zugleich und gemäßigt; ein wiederholter Anflug von Muſik, wozu das offne Fortepiano einlud — Rahel war ſinnvolle Kennerin und fertige Meiſterin —, vollendete das Ganze, und man trennte ſich noch bei guter Zeit, in erhöhter und klarer Stimmung, die ich für mich allein dann unter dem reinen Sternenhimmel noch eine Weile nachgenoß, indem ich vergebens in meinen bisherigen Erinnerungen einen ähnlichen Abend ſuchte.

Wenige Tage nur ließ meine Ungeduld einem wiederholten Beſuche vorangehen, und ſchon mit dieſem wuchs das Vertrauen ſo ſchnell, daß ich nun täglich zu kommen mich berechtigt hielt. Ich war begierig dieſe neuen Anſchauungen zu verfolgen, dieſen eigenthümlichen Wahrheiten und großartigen Aufſchlüſſen, welche ſich mit jedem Schritte glänzender vor mir ausbreiteten, noch näher zu treten, und dieſe neuen, von Einſicht durchſtrömten Empfindungen zu genießen, deren ich gewahr wurde. Unendlich reizend und fruchtbar war dieſe Erſtlingszeit eines begeiſterten Umganges, in welchem auch ich die beſten Güter zum Tauſche brachte, die ich beſaß, und inſofern kaum geringere als ich empfing. Hier fand ich das Wunder anzuſtaunen, daß Rahel, in gleichem Maße, als Andre ſich zu verſtellen ſuchen, ihr wahres Innere zu enthüllen ſtrebte, von ihren Begegniſſen, Leiden, Wünſchen und Erwartungen, mochten ihr dieſelben auch zum Nachtheil auszulegen ſein, ja ihr ſelber als Gebrechen und Fehl erſcheinen, mit eben ſolcher Unbefangenheit und tiefen Wahrheit ſprach, als hätte ſie nur Günſtiges und Schmeichelhaftes anzuführen, ſich nur der ſchönſten Glücksfälle zu rühmen gehabt. Dieſe Aufrichtigkeit, derengleichen ich nie in einem andern Menſchen wieder geſehen habe, und deren ſogar J. J. Rouſſeau nur in ſchriftlicher Mittheilung fähig geweſen zu ſein ſcheint, konnte mich ſogar einigermaßen bedenklich und irre machen, indem oft ſcharfe Härten aus den leidenſchaftlichen Bekenntniſſen hervorſprühten, und in dem Erlebten wie in dem darüber Gedachten ein eignes Element aufwogte, das als gewaltſam und ſchonungslos leicht widrige Empfindungen weckte, beſonders wenn man vorausſetzte, daß nach der gewöhnlichen Weiſe auch hier neben dem Ausgeſprochenen noch Verſchwiegenes im Hintergrunde liege. Dies war aber hier der Fall keinesweges, Rahel ſagte in Betreff ihrer ſelbſt rückſichtslos die ganze Wahrheit, und würde, auch die beſchämendſte und nachtheiligſte, wäre eine ſolche vorhanden geweſen, demjenigen nicht verhehlt haben, der im Schein edlen Vertrauens und einſichtiger Theilnahme ſie darum befragt hätte. Sie glaubte, indem ſie wahr ſei, niemals ſich etwas zu vergeben, noch durch Verſchweigen etwas zu gewinnen, und dieſes höchſte, ausgleichende, verſöhnende Intereſſe für die Mittheilung der Wahrheit, welches ſie empfand, ſetzte ſie für deren Würdigung auch bei Andern, ſtets, wiewohl leider meiſt fälſchlich, immer auf's neue voraus. Ich ſah nun Rahel auch in ihrer Familie, die treffliche Mutter war mir bald gewogen, die Andern aber ließ ich in gleichgültiger Höflichkeit, und Ludwig Robert fand mich freilich für ſeine Verſe jetzt noch weniger aufmerkſam, als früher. Hier mußte mir nun ſofort ein unermeßlicher Abſtand klar werden, der zwiſchen Rahel und ihren ſämmtlichen Geſchwiſtern lag. Sie ſtand in der Mitte eines größeren Familienkreiſes völlig allein, nicht verſtanden, nicht anerkannt, nicht gehegt und geliebt, wie ſie es bedurfte und verdiente, ſondern gleichgültig außer Acht gelaſſen, oder eigenſüchtig benutzt und mißbraucht, wenn die Gelegenheit ſich anbot; ihre außerordentlichen Gaben, ſofern ſie als Thatſachen auch äußerlich hervortraten, konnte man ihr nicht abſprechen, eigenthümliche Denk- und Sinnesart, Gemüthskraft, Geiſt, Witz und Laune, mußte man ihr zugeſtehen, aber keiner von ihren Brüdern glaubte davon nicht wenigſtens eben ſo viel zu haben, und noch dazu die größere Beſonnenheit und Ruhe, wofür man ſich die nüchterne Selbſtſucht und theilnahmloſe Mattigkeit anrechnete. Mit dem, was Rahel ihnen großmüthig lieh und als Almoſen ſpendete, glaubten die Andern ihr überlegen zu ſein. Von der Flamme edler Begeiſterung, von dem Triebe menſchlich reinen Mitgefühls, von dem heiligen Dienſte der Wahrheit, welche Rahel's Inneres erfüllten, ihre Eigenſchaften beſeelten und bewegten, von dieſem innern Weſen wußten die Andern nichts. Sie ſelbſt aber ſetzte alles, was in ihr war, auch bei ihnen voraus, nahm jeden Funken von Gabe und Willen, von Sinn und Leiſten, mit höchſter Anerkennung, mit entzückender Güte auf, und konnte es nicht begreifen, wenn die weitern Aeußerungen und Handlungen dann mit den ſo günſtig Gedeuteten nur allzu bald nicht mehr übereinſtimmen wollten. Aus dieſem Gegenſatz und Irrthum entſtanden natürlich viele Unrichtigkeiten und Nachtheile, deren Folgen ſich ſpäterhin traurig genug darſtellten; die Sache ſelbſt aber war mir ſchon damals deutlich, und ich wollte mein Einſehen nicht einmal ſehr verhehlen. Ich glaubte Iphigenie'n unter den Barbaren in Tauris aufzufinden, und fühlte mich nur um ſo ſtärker zu ihr hingezogen, als ich mir bewußt war, ihr einen Erſatz anbieten zu können, ihr eine Gebühr darbringen zu dürfen, die ihr nur allzu oft verſagt wurde.

Unſer Vertrauen wuchs mit jedem Tage. Gar zu gern theilte ich alles mit, was ich als wichtigſten und daher auch in mancher Art geheimſten Ertrag meines bisherigen Lebens wußte, und dem ich keine edlere Stätte finden konnte, keine, wo ein lebhafterer, einſichtsvollerer und wahrheitfriſcherer Sinn ihm entgegengekommen wäre. Weit entfernt, Billigung für alles zu finden, vernahm ich manchen Tadel, und andres Mißfallen konnt' ich auch unausgeſprochen errathen; nur fühlte ich wohl, daß die Theilnahme für mich dabei nicht litt, ſondern eher wuchs, und bei dieſem Gewinn konnte mir alles Uebrige nichts anhaben. Auch wurde ich mir ſelbſt gleichſam entrückt in der gewaltigen Anziehung der außerordentlichen Gebilde, welche zum Austauſche meiner Gaben ſich vor mir ausbreiteten. Mir war vergönnt, in das reichſte Leben zu blicken, wie nur der Mund der Wahrheit und die Hand der Darſtellung daſſelbe aus der nahen Vergangenheit heraufzubeſchwören vermochten. Das Leben war reich in ſeinen äußern Verhältniſſen, unendlich reicher aber durch ſeinen innern Gehalt, dem jene ſich gänzlich unterordneten. Prinz Louis Ferdinand, der geniale, heldiſche Menſch, den ſein hoher Standpunkt leider mehr für ſeine Fehler als für ſeine großen und ſchönen Eigenſchaften begünſtigte, hatte hier ſeine reinſten Empfindungen, ſein innigſtes Streben und Denken, ſeine edelſten Erhebungen, im Genuß einer geiſtesregen, gemüthvollen Freundſchaft gehabt, einer Freundſchaft, deren ſtarkem Vertrauen eben ſo ſein politiſches Sinnen, wie ſeine verliebte Leidenſchaft und jede Wendung des bedrängten Geiſtes und Herzens ſich erſchließen durfte, eines Antheils gewiß, wie ſonſt nur die mitergriffne Neigung ihn hervorzubringen pflegt. Männer wie Gentz und Friedrich Schlegel und beide Humboldt waren dieſem Kreiſe beeifert zugethan, bald um Blüthen und Früchte von daher zu ſammeln, bald um deren zu bringen und immer ihren beſten Beifall hier zu finden. Graf von Tilly, Guſtav von Brinkmann, der Baumeiſter Hans Genelli, von Burgsdorf, Major von Gualtieri, Ludwig und Friedrich Tieck, Fürſt von Ligne, Graf Caſa Valencia, Fürſt Reuß, Navarro, und ſo viele andre Diplomaten, Militairs, Gelehrte und Künſtler hatten ſich eingefunden und mit höherem Sinn und erregtem Bedürfniß geiſtigen Behagens ſich angeſchloſſen und einheimiſch gemacht. Von ausgezeichneten Frauen wäre Karoline von Humboldt zu nennen, deren jüngere Jahre als ungemein reizend geſchildert wurden, dann Friedrich Schlegel's nachherige Frau Dorothea Veit, ferner die Gräfin von Schlabrendorf, die Gräfin Pachta aus Böhmen, die liebliche Schauſpielerin Friederike Unzelmann, und die merkwürdigſte, eigenthümlichſte und reizendſte von Allen, Pauline Wieſel, deren noch ſpäterhin zu gedenken ſein wird. Eine herrliche Bildergalerie, durch welche ich unter lebensprühenden Erklärungen geleitet wurde! Die Bilder nämlich allein waren noch gegenwärtig, der Kreis ſelber jetzt durch die Zeitverhältniſſe völlig aufgelöſt, nachdem ſchon die einzelnen Menſchengeſchicke durch Tod, Entfernung und andre Wandelbarkeit die dichten Reihen gelockert hatten.

Aber nicht nur dieſe reiche Sammlung bedeutender Bildniſſe wurde mir gezeigt, ſondern noch ein andrer Schatz aufgeſchloſſen, der das antheilvolle Gemüth ungleich ſtärker anſprach. Rahel gehörte zu den ſeltenen Weſen, denen die Natur und das Geſchick die Gabe zu lieben nicht verſagt hatten. Was dazu gehörte, was daraus entſtehen mußte, wenn die Weihe der höchſten Empfindung dieſen Geiſt und dieſen Sinn vereinend ergriff, ſie emporzuheben, ſie zu zerſchmettern, das konnte ein Dichtungskundiger ahnden; doch übertrafen die Einblicke, die mir wurden, alles was ich zu ahnden fähig geweſen war. Die Gluth der Leidenſchaft hatte hier überſchwänglich die edelſte Nahrung gefunden und aufgezehrt; andres Leid und andrer Untergang erſchien dagegen gering und kaum noch mitleidswerth. Eine erſte Neigung hatte Graf Karl von Finkenſtein erweckt, und durch jahrelange Bewerbung geſteigert; allen Hinderniſſen zum Trotz war eine förmliche Verbindung ſo gut wie gewiß, als ein edles Selbſtbewußtſein gegen die Mißgunſt des Geſchickes muthig hervortrat, ihr keine zweideutige Gabe danken, ſondern nur die reinſte annehmen wollte, dem Freunde alle ſchon geknüpften Bande gelöſt in die Hand legte zu freiem Schalten, alle Zuſagen für nichtig erklärte, um ſie nur durch ganz freien Entſchluß rein und vollſtändig, oder gar nicht wieder zu erhalten. Der Erfolg allerdings rechtfertigte die Probe, denn der Freund, ſchwach und unſicher, beſtürmt von Verwandten, welche damals noch auf Standesgleichheit zu halten ſuchten, gegen ſein beſſeres Innere hart, hatte die ſchlechte Stärke, die dargebotene Großmuth anzunehmen. Der Bruch wurde lebenslang als ſchmerzliche Kränkung empfunden, doch weder perſönlich angerechnet, noch je bereut. Nach längerer Zwiſchenzeit, in welche eine ſchwere Krankheit und darauf eine Reiſe nach Paris gefallen war, hatte Rahel ſich ein neues Lebensloos geworfen geſehen; der Spanier Urquijo, von ſeinem Geſandten bei ihr eingeführt, nahm ihren Sinn, ihr Herz, ihr ganzes Weſen unwiderſtehlich ein. In welchen Gluthen dieſe Leidenſchaft niederbrannte, welche Qualen aus ihr emporſtiegen, und welche Trümmer davon übrig blieben, dieſe tragiſche Geſchichte wurde mir ſowohl mündlich in ihren noch unerloſchenen Zügen mitgetheilt, als auch ſpäterhin durch die ſchriftlichen Denkmäler vergegenwärtigt, welche davon erhalten waren. Die Briefe und Tageblätter, welche mir aus einziger Gunſt des Vertrauens zum Leſen gegeben wurden, enthielten eine Lebensfülle, an welche das, was von Goethe'n und Rouſſeau in dieſer Art bekannt iſt, nur ſelten hinanreicht: ſo mögen die Briefe von Frau von Houdetot geweſen ſein, deren Rouſſeau ſelbſt als unvergleichbar mit allem andern erwähnt, ein ſolches Feuer der Wirklichkeit mag auch in ihnen gebrannt haben. Dieſe Papiere, nachdem ſie lange in meiner Verwahrung geweſen, ſind leider im Jahre 1813 verloren und wahrſcheinlich vernichtet worden, bis auf wenige, die kein genügendes Bild geben. Es ſcheint als ſolle dergleichen nicht zum litterariſchen Denkmal werden, ſondern heimgehen mit den Perſonen, denen es unmittelbar gehörte. Nächte lang ſaß ich über dieſen Blättern, ich lernte kennen, wovon ich früher keinen Begriff gehabt, oder vielmehr, was in meiner Ahndung geſchlummert, wurde mir zur wachen Anſchauung. Nur das dünkte mich ein Traum, daß ich zu dieſen Schriften gekommen war, und an ſolchem Daſein ſo nahen Antheil gewann.

Die Fülle und Kraft perſönlicher Lebensentwickelung waren mit der Schönheit und Erhebung dichteriſchen und philoſophiſchen Geiſteslebens in engem Bündniſſe, ſie bewegten ſich beiderſeits in bezugvoller Uebereinſtimmung. Schon ſehr früh, weit früher, als irgend eine litterariſche Meinung der Art ſich gebildet hatte, war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht ſeines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn über jede Vergleichung hinausgeſtellt, ihn für den höchſten, den einzigen Dichter erklärt, ihn als ihren Gewährsmann und Beſtätiger in allen Einſichten und Urtheilen des Lebens enthuſiaſtiſch angeprieſen. Jetzt erſcheint das ſehr leicht und natürlich, und niemand will Goethe's eminentes Hervorragen verneinen, denn ſogar im Bemühen ſie einzuſchränken giebt man die Bejahung zu; allein damals, wo der künftige Heros noch in der Menge der Schriftſteller mitging, und an Rang und Ruhm ganz andere weit voranſtanden, wo die Nation über den Gehalt und ſogar über die Form der geiſtigen Erzeugniſſe noch ſehr im Trüben urtheilte, und meiſt an kleinlichen Nebenſachen und äußerlichen Ueberkommniſſen hing, damals war es keine Kleinigkeit mit geſundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuſchungen und Ueberſchätzungen ſogleich das Aechte und Wahre herauszufühlen und mit freiem Muthe zu bekennen. Die Liebe und Berehrung für Goethe war durch Rahel im Kreiſe ihrer Freunde längſt zu einer Art von Kultus gediehen, nach allen Seiten ſein leuchtendes, kräftigendes Wort eingeſchlagen, ſein Name zur höchſten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, ſchon berührt und ergriffen von jenem Kultus, dieſe Richtung in der Litteratur feſtzuſtellen unternahmen. Gedenkenswerth erſcheint es, daß, während dieſe Männer ihre Anbetung doch nicht ohne einige Abſicht auf Ertrag und Lohn ausübten, Rahel ihrerſeits mit völligem Selbſtvergeſſen verfuhr; ſie hatte Goethe'n im Karlsbade perſönlich kennen gelernt, und er mit Aufmerkſamkeit und Antheil ihres Umganges gepflogen, wie auch noch ſpäterhin deſſelben mit Hochſchätzung gedacht, ohne daß ſie im Geringſten eine Verbindung feſtgehalten, einen Briefwechſel veranlaßt hätte; im Gegentheil, ſie erwähnte wenig der Perſon, deſto beeiferter aber des Genius, und nicht die zufällige Bekanntſchaft, ſondern die weſentliche, die das Leſen ſeiner Schriften gab, genoß und zeigte ſie mit Stolz und Freude. Spät erſt entdeckte ich unvermuthet in vergeſſenen Briefen die aus Goethe's Mund über Rahel vernommenen und ihr berichteten rühmlichen Aeußerungen. In der Philoſophie ſtand ihr gleicherweiſe der edle Fichte voran, für deſſen Geiſteskarakter ſie ſtets in gleicher Verehrung blieb, wenn auch ſein Geiſtesgehalt bei weitem nicht alles abſchloß, was ihr Gedankenflug forderte oder geſtatten mochte. Friedrich Schlegel, Rovalis, Schleiermacher, ja ſelbſt Schelling und Steffens waren ihr theils perſönlich, theils den Schriften nach bekannt und werth. In der Muſik waren ihre Lieblinge Gluck, Mozart und Righini; die Italiäniſche Schule im Geſang und nebenher auch im Tanze allem andern vorausgeltend. Und damit dem Schätzen und Lieben auch der Gegenſatz des Mißachtens und Verwerfens nicht fehlte, ſo waren ihr eben ſo früh und ſo entſchieden, wie jene im Guten, die damals beliebten Bühnenherrſcher Kotzebue und Iffland im Schlechten bemerkt, lange vorher, ehe noch die zum Bewußtſein erwachende litterariſche Kritik ihre muthigen Angriffe gegen dieſe Götzen der Maſſe gerichtet hatte. Namentlich klagte ſie, daß Iffland, abgerechnet ſein großes perſönliches Talent, das doch dem ächten Genius eines Fleck nicht zu vergleichen war, durch ſein wachſendes Anſehen und Einwirken die Bühne und Schauſpielkunſt in Berlin auf weithinaus zu Grunde richte, in's Gemeine und Manierirte hinabziehe, und der leitenden Behörde wie ſelbſt dem Publikum die falſcheſten Maximen und Urtheile einflöße und verhärte. Dieſe Polemik hat Wurzel gefaßt und ſich in der Folge durch namhafte Autoritäten ausgebreitet, doch lange nicht ſo ſehr, daß nicht noch heutiges Tages das Verdienſt der richtigen Vorausſagung durch vielfältigen Augenſchein leider bewährt ſtünde.

Einen Umgang, der ſich allerdings in den höchſten Geiſtesregionen und reichſten Lebenswogen getragen fühlte, lediglich in dieſen ſchönen Sphären auch feſtzuhalten und ohne Störung fortzugenießen, das wäre mehr geweſen, als der Lauf irdiſcher Tage zu ſchenken pflegt. Aber das Verlangen, einen ſolchen dargebotenen oder begonnenen Aufflug nicht von jedem äußern Hauche verwehen oder unterbrechen zu laſſen, ſtellte ſich deßhalb nicht minder ein. Und da war es denn, wo ich für ſo vieles außerordentlich Erfreuliche und Genußreiche alſobald auch verhältnißmäßig zu leiden haben ſollte. Der eignen Familie zu geſchweigen, deren ſehr verſchiedenen Mitgliedern Rahel nicht nur jeden Antheil und Eifer, ſondern auch bereitwillig ihre Stunden und Tage widmete, ſie an allem, was vorging, ſo viel ſie nur wollten, Theil nehmen ließ, und alles Beſte auch ihnen zuwandte, ſo muß ich hier doch vor allem der Verbindung erwähnen, worin Rahel damals mit einer Freundin ſtand, von der ſie in allen Beziehungen damals gewaltig in Anſpruch genommen war, ohne daß dieſer Anſpruch recht wäre zu begründen geweſen. Madame Friedländer, in der Folge unter dem Namen Regina Frohberg bekannt, war eine Schweſter von Mariane Saaling, und zwar nicht ſchön, wie dieſe, aber doch hübſch und gewandt und klug genug, um die Beeiferung der Männer auf ſich zu ziehen, und nach Gelegenheit auch zur dauernden Bewerbung zu ſteigern. Dem Joch einer frühen Heirath hatte ſie durch Scheidung ſich bald wieder zu entziehen gewußt, nicht ohne beſonnene und muthvolle Anwendung der wenigen im jüdiſchen Geſetz hiefür einer Frau übrig gelaſſenen Hülfsmittel. Sie lebte nun für ſich allein, in eleganter Weiſe ihre Zeit ausfüllend mit feiner Geſelligkeit, emſigem Bildungsfleiß und thätiger Sorge für eine zerrüttete Geſundheit. Ihre heftigen Krämpfe ſtörten wenig die Artigkeit ihrer Erſcheinung und kaum die geſelligen Leiſtungen und Vorgänge, in denen ſie ſich gerade gefallen mochte, wie ſie denn durch keine Nervenreizung je verhindert war, in ſteifer Kragenhülle und feſtem Anzuge dazuſitzen, noch beim Ausreiten jemals von der Sonnenhitze noch von Wind und Regen Schaden litt; aber was von der eigentlichen Urſache ihrer Leiden im Vertrauen geflüſtert und aus manchen hingeworfenen Worten und entſchlüpften Winken gar leicht errathen wurde, rief nicht den Arzt allein, ſondern andre beſuchende Freunde und Bekannte zu näherem Antheil auf, und jeder mochte ſich gern Mannes genug dünken, hier helfend beizuſtehen, oder doch den beſondern Fall mit Intereſſe zu verfolgen. Man durfte nämlich glauben, das Opfer einer zu frühen und unvollkommenen Verbindung vor Augen zu haben, das nun den Qualen unerfüllter Wünſche hingegeben, durch dieſe in ſtets erneuten Kampf gegen die Forderungen der Sitte und gegen die Vorſchriften der Tugend geführt wurde, unter welchen hohen Namen denn auch viel andres mitlief, was gar wenig damit verwandt war, oder ſchon gar dem Entgegengeſetzten mit Haut und Haar angehörte.

Wirklich war ſie einer gewiſſen Freimüthigkeit in dieſen Dingen, ſobald nur kein Aergerniß zu befürchten ſtand, gar nicht abhold, nur hätte ſie um keinen Preis den Ruf einer damenhaften Bewahrung, noch das einmal beſtehende Intereſſe ihrer Situation, noch die Ausſicht auf eine vortheilhafte neue Heirath einbüßen oder auf's Spiel ſetzen mögen, denn alles dies, verbunden mit dem Anſpruch auf halb vornehme und halb litterariſche Theegeſellſchaft und ſprachenkundige Unterhaltung machte die unerläßlichen Beſtandtheile ihres Daſeins. Moritz Robert, Rahel's jüngſter Bruder, war in Hamburg mit ihr wohlbefreundet geweſen, hatte ſie darauf in Berlin ſeiner Schweſter zugeführt, und dieſe fand ſich nun mit ihr und ihren Zuſtänden, ſowie mit ihren Bekenntniſſen und Erwartungen, vollauf beſchäftigt. Als dialektiſche Uebung für Gemüth und Verſtand und für kräftigendes Einwirken zur Seelen- und Körpergeſundheit war die neue Freundſchaftsrolle anſprechend genug, ſie belohnte ſich durch manchen ſichtbaren Erfolg und an dankbarer Anſchmiegung fehlte es nicht. Das Verhältniß ſteigerte ſich durch faſt täglichen Beſuch und faſt eben ſo täglichen Briefwechſel, der den mündlichen Verkehr erſetzen oder ergänzen half. Dieſe mir in der Folge von beiden Seiten geſchenkten Briefe beweiſen noch heute unläugbar, daß in dieſem Verhältniſſe an eine Gleichſtellung nie zu denken war, ſondern Rahel aus ihrer Geiſtesſtimmung und Weltanſicht ſtets hinabſteigen, ſich untergeordneten Fähigkeiten fügen mußte, der geringeren Natur die Gaben der höheren meiſt vergeblich anbot, und ihrerſeits alles that, um einer Fluth von Mittelmäßigkeiten durch Zumiſchung der beſten Elemente einigen Geſchmack und Werth zu geben. In der That war weder die Freundin ſelbſt, noch deren ſonſtige Umgebung und Geſellſchaft, Rahel's würdig, und da weder vornehmer Stand, noch ſonſt ein ſichtbarer Vorzug ihr ein äußeres Uebergewicht ſicherten, die innern Vorzüge aber im geſelligen Verkehr ſich theils freiwillig aufgaben, theils tückiſch geläugnet ſahen, ſo war hier ein Mißverhältniß unvermeidlich gegeben, das, wenn auch ſtill, doch ſtets mitging und auf die Länge vor peinlichen Ausbrüchen nicht zu bewahren blieb. Mir war gleich dieſer Stand der Sachen klar, und die ganze Richtung hatte nichts Anziehendes für mich. Aber da war keine Gnade, Rahel ließ die ſtrengen Unterſcheidungen nicht gelten, Menſchen waren ihr Menſchen, und ſie behauptete bei den Einen wie bei den Andern ungefähr daſſelbe zu finden, viel Rohes bei den Gebildeten, viel Edles bei den Geringen, Aechtes und Falſches, Schätzbares und Unwerthes bei Allen. Wollte ich ihres Umgangs genießen, ſo mußte ich demſelben auch dahin nachfolgen, wo ſeine Wege ſchon gebahnt waren, und ſie konnte mit argloſer Grauſamkeit die ſchönſten Nachmittage und Abende, die ich in höchſter Anregung zuzubringen hoffte, nach Zufall und Willkür dem gewöhnlichſten Geſellſchaftsanſpruch opfern, ſei es, daß ſie Beſuch annahm, oder eine Begleitung zu ſolchem forderte, wobei ſie denn immer vorausſetzte und mir auferlegte, daß ich auch mit dieſer Wendung ganz befriedigt zu ſein, und mit den jedesmaligen Perſonen mich freundlich und geiſtreich zu benehmen hätte, da denn immer ein Ertrag auch für mich ſelbſt am Ende nicht fehlen würde. Nicht immer konnt' ich mich in dieſes Anſinnen fügen, oder das Bemühen hielt nicht aus, und das Mißbehagen und der Widerſpruch machten ſich in unbequemen Neckereien und launiſchem Unmuthe Luft, woraus nicht ſelten ein dauernder Verdruß entſtehen wollte. Das Recht, welches ich mir dazu nahm, war freilich ſchon halb verwilligt, bevor ich mir es anmaßte, und fand ſich gewöhnlich durch jede Wiederholung noch mehr beſtätigt.

Wie jedoch der Geſellſchaftsſinn, welchen Rahel übte und auch von mir verlangte, im Grunde von ächt franzöſiſcher Bildung war, ſo bewies er ſeine Kraft auch vorzüglich und am leichteſten in franzöſiſcher Umgebung, denn dann ſtimmte alles vortrefflich zuſammen, man fühlte ſich geneigter ein Opfer zu bringen und den Erſatz dafür anzunehmen. Einige Zeit vorher hatte die Blüthe franzöſiſcher jüngern Welt in dieſem Kreiſe verweilt; mehrere Auditoren des Staatsraths, welche der Kaiſer zur Verwaltung des eroberten Landes gleichſam in die Schule berufen, jetzt aber, weil er ſtrengerer Werkzeuge bedurfte, ſchon wieder heimgeſandt hatte; Perregaux, Houdetot und Campan gehörten darunter, von welchen der letztere ſich als ein ſinniger und redlicher Freund erwies, und bis an ſein Ende im Briefwechſel mit Rahel blieb; auch einige ältere Beamte, in denen wohl gar ehemalige Emigranten erkannt wurden; ſodann Offiziere, durch Bildung und Wohlmeinung ausgezeichnet, und zum Theil von Paris her empfohlen. Auch jetzt noch kamen eine Anzahl Franzoſen öfters hier zuſammen; die Einquartirung ging obenein. Einen ſanften, feinen, gutmüthigen Gascogner Namens Bujac, der ungern als Geſchäftsmann dem Kriegszuge folgte, für die Deutſchen die herzlichſte Zuneigung hatte, und eigentlich ganz in Muſikliebhaberei lebte, gewann ich wahrhaft lieb, ſowie auch der bildſchöne Kapitain und Ritter der Ehrenlegion Bribes, aus den Pyrenäen gebürtig, durch harmloſe Natürlichkeit und ehrliche Geſinnung mir ſehr werth wurde. Ein paar pfiffige, weltkluge, anekdotenreiche, Scherz und Vergnügen athmende Lebeleute kamen auch wohl vor, und verdarben die Stimmung nicht. Wirkten und herrſchten dieſe franzöſiſchen Elemente, ſo ließ ich mir die Störung noch am willigſten gefallen, denn das Zuſammenſein lieferte dann, wenn auch gerade kein eindringliches Strahlenlicht, doch wenigſtens ein luſtiges Wärmefeuer, an dem man ſich behaglich fühlte, und ich erinnere mich nicht, daß ich dieſen guten Leuten gegenüber mich ſo ungeduldig gefühlt hätte, als wenn der alte Johanniterordens-Komthur Graf von Wartensleben, oder Herr Delmar, oder wer ſonſt von Stadt- und Sippſchaftsgenoſſen ſich einfand, die ſchönen Stunden bezwängten und verdarben.

Ich war nicht ſobald in dieſen neuen Lebensſtrom eingegangen, als ich ſchon eilte, meinen Freunden eifrigen Bericht zu geben, ihnen Schritt für Schritt den neuen Gewinn aufzuzeigen und ihnen alles zu gönnen, was ſie davon ſich anzueignen Fähigkeit und Luſt haben möchten. Die Hofräthin Herz war verwundert, wollte nicht recht begreifen, wie Rahel und ich uns auf die Dauer verſtehen könnten, meinte jedoch lächelnd, intereſſant und original würde ich nachher nicht leicht eine Frau mehr finden. Chamiſſo und Neumann kannten Rahel ſchon längſt, doch ohne Näherung, und meine begeiſterte Rede wurde ihnen eine Art Vorwurf, daß ſie das Ausgezeichnete entweder nicht zu würdigen verſtanden, oder nicht anzugehen gewagt; in beiden zeigte ich mich jetzt ihnen überlegen, und wenn ſie auch einigen Zweifel und Unglauben ſpielen ließen, der mich ſcherzend verwirren ſollte, ſo mußten ſie doch bald den Ernſt meiner Ueberzeugung erkennen, und ſich zuletzt der, durch hundert unabweisliche Zeugniſſe ſprechenden Geiſtesmacht beugen. Aber ein hartnäckiger Widerſacher blieb mir Harſcher, wiewohl ich gerade ihm die eindringlichſten und häufigſten Mittheilungen machte. Er war ſehr fähig anzuerkennen und zu bewundern, und zeigte ſich oft ganz hingeriſſen von tiefen und reichen Einzelheiten, die ich ihm berichtete, ſo daß er die Andern ſchalt und beſchämte, welche bei ihm Tadel und Widerſpruch gehofft hatten, und es gab wohl Fälle, wo er ſtaunend ausrief: „Hier iſt alle Tiefe der Schleiermacher'ſchen Ethik, was ſag' ich? hier iſt mehr als Schleiermacher, denn hier iſt die Wiſſenſchaft in Form des Lebens ſelbſt!“ Doch dergleichen Entflammung dauerte nicht lange, ſondern gab unvermerkt wieder einem Mißwollen und einer Uebellaune Raum, welche tief in ſeinem Gemüthe lagen, und gegen ein ſo freies und geſundes Weſen, wie ſich in Rahel darſtellte, um ſo bittrer ausbrachen, als dies mit ſeinem krankhaften und zerknitterten im hellſten Gegenſatze war. Er konnte etwas ſo ſelbſtſtändiges, aus dem Ganzen Lebendes, und ohne Kunſt und Anſtrengung Wahrheit und Schönheit Produzirendes ſchlechterdings nicht vertragen, ja eine Art Neid und Eiferſucht ergriff ihn, und er wandte alles an, um mich von dem neuen Verhältniſſe wieder abzuziehen. Er ſelbſt folgte mir zwar zu Rahel, erfuhr die liebreichſte Aufnahme, genoß der belebendſten Geſpräche, und konnte des Staunens und Betrachtens kein Ende finden; allein gerade das verdroß ihn wieder, er wollte ſich nicht überboten ſehen, und blieb wieder weg, weil er den Zauber, wie er ſagte, nicht wollte Herr über ſich werden laſſen. Seine ernſtlichen Erörterungen aber, ſeine ſpöttiſchen Launen, und was er ſonſt verſuchte, nichts hatte diesmal die geringſte Gewalt auf mich; er ſah es ſelber ein, und ließ mich meiner Wege gehen, zufrieden, daß ich neben der neuen Hinneigung auch unſerm alten Verhältniſſe nach wie vor die treuſte Befliſſenheit widmete, und mich nach dieſer Seite eben ſo wenig wie nach jener irre machen ließ.

In meinen Briefen nach Hamburg war ich gewohnt, mit völliger Offenheit meine Lebensbegegniſſe und meinen Sinn auszuſprechen, ich verhehlte der lieben Freundin keine der Bewegungen, die meinen Geiſt oder mein Gemüth ergriffen, und ſo hatte ich ihr auch in der Freude meines Herzens ganz begeiſtert von Rahel geſchrieben. Mein Vertrauen war um ſo rückhaltloſer, als gerade dies mich am ſtärkſten mit Fanny verband, ſeit von ihr ſo dringend feſtgeſetzt und betheuert worden war, daß unſre wechſelſeitige Theilnahme und Zuneigung uns zwar immer verbunden halten, aber einzig als Freundſchaft uns beglücken ſolle. Meine Erwähnungen von der Bekanntſchaft mit Rahel, und wie ſehr ich an ihrem Umgange Gefallen fände, bewirkten jedoch Verſtimmung, und wurden durch die wehmüthige Klage, ich würde neben einer ſo überaus klugen Frau nun wohl jede andre dumm finden, und durch mißtrauiſche Warnungen erwiedert, woraus ich wohl ſehen konnte, daß bei gewiſſen Verzichtungen und Losſagungen, wenn ſie auch vollkommen Ernſt ſind, doch der Fall der Anwendung immer peinlich wird, und daß man leichter ſein Wort geben mag, als dabei genommen ſein will. Aber dennoch blieb Fanny bei ihren einmal gegebenen Erklärungen, daß ſie in ihrem ſchon beſtimmten Looſe verharren und mit mir kein neues theilen werde, wie reizend und beglückend dies ihr immer leuchten wolle. Sie wies jede Gegenvorſtellung mit verſtärkten Gründen von ſich. Die Worte mochten aber ſein, wie ſie wollten, in der Sache fühlte ich nur zu gut den ungeheuern Zwieſpalt, in den ich mich hatte kommen laſſen, und aus dem ich mir mit beſtem Willen nicht zu helfen wußte. Ich empfand es deutlich und ſchmerzlich, daß die Bande meines Innern gegen Fanny keineswegs gelöſt, gegen Rahel aber in bedeutender Anknüpfung begriffen ſeien. Ich war aufrichtig nach beiden Seiten und gegen mich ſelber dazu, aber auch dadurch wurde in der Sache nichts gebeſſert, und da nach keiner Seite ein Grund oder Anlaß des Aufgebens vorhanden war, im Gegentheil die ſtärkſten Triebe des innigſten Feſthaltens gleichmäßig fortwirkten, ſo ſah ich mir dieſelben Verſchlingungen, die ich ſchon in dieſem Betreff mit Harſcher zu tragen hatte, nochmals und mit weit ſchwererem Druck über den Kopf geworfen. Für mich hatte dies fürerſt nach außen die Wirkung, daß ich nun ſelbſt verdrießlicher und abgeſchloſſener gegen die Andern wurde, und ſie nach ihrem ſparſamen Sinn auch ſparſamer behandelte.

Rahel bezog im Laufe des Sommers eine ländliche Wohnung in Charlottenburg, und ich ließ mir angelegen ſein, ſie dort ſo oft als möglich zu beſuchen. Meine Arbeiten drängte ich zuſammen auf den früheren Theil des Tages, meinen ſonſtigen Umgang ſchränkte ich mehr und mehr ein, und wenn der Nachmittag mir noch nicht frei wurde, ſo ließ ich ſelbſt den dunkelnden Abend mich nicht abhalten, die Stunde Weges zu Wagen oder zu Fuß eilig zu durchmeſſen, um den meiſt drangvollen Tag in der labendſten Erholung zu beſchließen. Die größere Einſamkeit, in welcher ich die Freundin hier ſah, gab unſerm Geſpräch und ganzen Zuſammenſein einen freieren Gang und reicheren Ertrag; der heimliche Schattenplatz vor der Thüre des kleinen Hauſes in der abgelegenen Schloßſtraße, die kühlen Spazirgänge in den duftenden Gartenwegen, durch die breiten bäumereichen Straßen des damals überaus ſtillen Ortes, längs des Ufers der Spree und über die Brücke, dieſe Reize der Oertlichkeit, oft noch erhöht durch die volle Pracht des Mond- und Sternenhimmels, ſind mir in der Erinnerung unauflöslich verwebt mit den erhabenſten Geiſtesflügen und den zarteſten Schwingungen des erregten Gemüths, welches denn doch zugleich leidenſchaftlichen Spannungen und geſelligem Widerſtreite genugſam eröffnet blieb, und daher von ſentimentaler Verweichlichung gar nicht bedroht war.

Die ſeltnern Beſuche der Franzoſen Bribes und Bujac wurden mehr zur vorübergehenden Zerſtreuung, als daß ſie dauernd geſtört hätten, beide waren mir oft auf den nächtlichen Rückwegen zur Stadt erwünſchte Gefährten; auch die

Nähe von Regina Frohberg, welche ebenfalls in Charlottenburg eine Sommerwohnung bezogen hatte, wirkte nicht ſo beläſtigend als vielmehr befreiend, indem ſie den Beſuch, auf welchen wir ſchon gern verzichten mochten, wie von ſelbſt in ihre Kreiſe zog. Von einer beſondern Seite jedoch mußte auch ich ihr unmittelbar pflichtig werden. Ihr geduldiger Fleiß hatte ſich lange Zeit auf Ueberſetzungen beſchränkt, kleine Romane mußten als Uebungsſtücke aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen in's Deutſche und wieder zurück wandern, wobei wiederholtes Nachbeſſern und ſorgfältiges Abſchreiben nicht geſpart wurde. Die Beſchäftigung, ſolche Geſchichten äußerlich niederzuſchreiben, führte nah und leicht in den Verſuch, dergleichen aus eignem Erfinden zu verfaſſen, und es war der mühſamſten Anſtrengung endlich eine Liebeserzählung entſproſſen, deren alltägliche Dürftigkeit und Rohheit den Eifer lobhudelnder Theegäſte nicht abhielt, ſie als ein zartes, ſinniges Gebild weiblicher Phantaſie und Herzenskunde höchlich anzupreiſen, und vor allem ſie des Druckes würdig zu erklären. Beſonders ein Obermundſchenk Graf von Egloffſtein, der vor einigen Jahren, als einer der beſten Frömmler am preußiſchen Hofe verſtorben iſt, damals aber ein ausgelernter Frauenjäger und aller Gänge der Eitelkeit gut kundig war, ſchwur mit höchſter Begeiſterung, ein ſolches Werk müſſe an das Tageslicht treten, und werde ſeine Verfaſſerin gleich in die Reihe der erſten Schriftſtellerinnen einführen. Er ſprach mit einem Buchhändler, der ſich willig zeigte, dem ſo unterſtützten Andringen war nicht zu widerſtehen, und das köſtliche Manuſkript wurde hingegeben. Vor dem Drucke aber ſollte denn doch zu größerer Sicherheit noch eine prüfende Durchſicht Statt finden; ich hatte ſchon manches drucken laſſen, ich hatte für Frau von Fouqué mich in ſolchem Liebesdienſte ſchon eifrig erwieſen, und ſchien daher durchaus der rechte Mann. Mit Schrecken ſah ich mir die Ehre dieſes Vertrauens angethan; es war unmöglich, dieſe traurigen Anfänge der Schriftſtellerei ohne ſpöttiſche Beluſtigung durchzuarbeiten, in manchen Augenblicken machte ich mir ein Gewiſſen daraus, dem Zutrauen nicht ſogleich durch dringendes Abrathen zu entſprechen; allein man ſtellte mir vor, es gäbe ein Publikum, das immer noch ſchlechter ſei, als dieſe Schriften, und es ſei noch gar nicht ausgemacht, daß deren Erſcheinung übel ausfallen müſſe, auch ſah ich die Herausgabe ſchon beſchloſſen und keinesweges von meinem Rath abhängig; ich nahm alſo den Text vor, und da ich das Innere nicht verändern konnte, ſuchte ich wenigſtens dem Ausdrucke treulich nachzuhelfen, und ſchaffte eine Menge kleiner Flecken fort, ein Geſchäft, deſſen redliche Erfüllung mir doch zu viele Qual verurſachte, als daß ich nicht hinterdrein durch einige ſatyriſche Ausfälle mich zu entſchädigen geſucht hätte, wodurch ich mir alles ſchon erworbene Verdienſt wieder zerſtörte, und den Keim zu Mißverhältniſſen legte, die ſpäterhin zu vollen Saaten aufſchoſſen. Rahel war unendlich nachſichtig gegen dieſes litterariſche Auftreten ihrer Freundin, das ihr wie eine andre Art von Ausreiten vorkam, wie eine nützliche Zerſtreuung, wobei man ſich über Urtheile und Nachreden der Leute, eben ſo wie in andern Fällen, getroſt hinwegſetzen dürfe. Gleichwohl konnte auch ſie ſich der einzigen Unterhaltung nicht verſchließen, die es uns gewährte, unter dem Fortſchreiten des Druckenlaſſens und Schreibens die Einbildung, den Stolz und ſogar den Erfolg und die Geltung eines litterariſchen Daſeins aufſteigen und dieſes unglaubliche Gebild ſogar gegen uns ſelber ſeine Kräfte verſuchen zu ſehen.

Einige Vorfälle ließen den gewaltſamen Drang des politiſchen Zwieſpaltes heftig empfinden, den wir zwar immer vor Augen hatten, aber im höheren Einverſtändniſſe freimenſchlichen Sinnes perſönlich von uns abhalten mochten. Der Frieden war geſchloſſen, der Feind aber noch im Lande, und Gelegenheit und Reiz ihm nachträglich entgegenzutreten machten manchen preußiſchen Offizier, der ohne ſein Verſchulden die Schmach der allgemeinen Niederlage trug, und auch jetzt noch nicht wieder in Uniform erſcheinen durfte, zu Händeln entzündlich, die ihm wenigſtens auf einige Augenblicke die vom Feinde ſelbſt bewilligten Waffen wiedergaben. So hatte auch Herr von Chaſot, Abkömmling jener in Preußen aufgenommenen franzöſiſchen Glaubensvertriebenen, doch mit Herz und Sinn ganz hier heimiſch geworden, ſich an der Wirthstafel in einem Gaſthofe, wo ein Franzoſe im leichtſinnigen Redefluß einen ungebührlichen Ausdruck über den König von Preußen hingleiten ließ, ſogleich mit heftigem Ernſt erhoben, ſeinen Militairkarakter angegeben, und die Beleidigung ſeines Herrn hart gerügt. Durch ſolche Wendung war jederman überraſcht, am wenigſten hatte der Franzoſe ſie beabſichtigt, den preußiſchen Offizier in dem ſchlichten Bürgerrocke nicht ahndend und übrigens in einem freien Geiſte redend, der dem preußiſchen Sinne gar wohl gefallen durfte, denn gegen Napoleon's Gewaltmacht und Kriegswuth wurden die Ausfälle nicht geſpart, gegen ihn ſei allgemeine Volkserhebung, hieß es, das einzige Hülfsmittel, und gerade deßhalb, weil der König das Aufgebot der Volkskräfte unterlaſſen, ſollte er des Mangels an Einſicht ſchuldig ſein. Da jedoch Chaſot ſich nicht bedeuten ließ, die viel ſtärkeren Worte gegen Napoleon nicht als Ausgleichung hinnehmen wollte, und dem Franzoſen wiederholt erwiederte, er ſei ein impertinent: ſo forderte dieſer ihn zum Zweikampf heraus. Chaſot wählte Piſtolen, der Franzoſe wandte nichts dagegen ein, man ſchoß ſich auf zwölf Schritt, und der Preuße traf den Gegner durch beide Schenkel. Man erzählte die Sache durchaus zum Lobe des Franzoſen; Herr von Quaſt, Chaſot's Sekundant, bezeugte überall, daß jener auch nach ſeiner Verwundung noch ſehr gut hätte ſchießen können, aber es nicht gewollt, und ihm ſchon vorher geſagt habe, wie tief es ihn ſchmerzen würde, ſeinen Gegner, der ſchon ein Fünfziger, und Gatte und Vater dreier Kinder war, zu tödten. Man nahm den größten Antheil an dem edelmüthigen Manne, allein wie ſteigerte ſich dieſer Antheil für uns, als wir nach einigen Tagen von ungefähr vernahmen, der verwundete Franzoſe ſei niemand anders, als unſer Bujac! Wir eilten zu ſeinem Krankenlager, und da zeigte ſich ſeine ganze Liebenswürdigkeit; ſeine vier Wunden ſchienen nicht gefährlich, machten ihn aber ſehr leiden, und der feine hagre Mann war für dergleichen rohe Zukommniſſe nicht eingerichtet, Quaſt und Chaſot ſelber beſuchten ihn, Prinz Auguſt von Preußen, Schack, Wilhelm von Röder und viele andere Preußen, bewieſen ihm die lebhafteſte Theilnahme, die ſorgſanfte Pflege wurde ihm angeordnet, und die liebevollſten und dankbarſten Empfindungen in ihm behaupteten ſich neben allen körperlichen Schmerzen. Leider waren ſeine Kräfte zu früh erſchöpft, und nach kurzem Anſcheine der Beſſerung verſchlimmerten ſich ſeine Wunden, nach wenigen Wochen war er uns durch ſanften Tod entriſſen, beweint in der Nähe und Ferne von Allen, die ihn gekannt.

Beſſer für unſern Sinn fiel ungefähr in derſelben Zeit ein andrer Zweikampf aus, deſſen Theilnehmer ein Herr von Rochow, Verwandter der Fouqué'ſchen Stiefſöhne, und Herr von Cannouville, der uns von Nennhauſen her wohlbekannte, waren. Dieſer Letztere hatte in gemeinſter Weiſe rohe Beleidigung verübt, wollte nur auf den Säbel, nicht aber auf Piſtolen, Genugthuung geben, mußte zu letzterer Waffe gezwungen werden, und erhielt einen Schuß in den Arm, was ihm jedoch, nachdem die erſten Tage überſtanden waren, ſchon wieder zur Annehmlichkeit wurde, indem ein Arm in der Binde dem ſchönen Manne bei den Frauen in ſeiner Einbildung nur erhöhten Werth geben mußte. Wie verſchieden hatten ſich hier der Bürgerliche und der Edelmann, der Unkriegeriſche und der Mann vom Waffenhandwerk in ähnlicher Gelegenheit benommen! Sie ſchienen faſt gänzlich die Eigenſchaften ausgetauſcht zu haben, welche die gewöhnliche Annahme den äußerlichen Standesverſchiedenheiten beimeſſen wollte. Ich unterließ nicht, beide Vorfälle nach Nennhauſen zu berichten, in dem gehörigen Ausdruck, der meiner Schadenfreude gegen dortige einſeitige Sinnesarten und heimliche Neigungen zu einiger Befriedigung diente.

Der im Stillen fortarbeitende Gegenkampf der Preußen wider den ſchwerlaſtenden Unterdrücker konnte ſich doch nur unerfreulich in ſolchen vereinzelten Beiſpielen zeigen, die mehr oder minder dem Zufall überlaſſen waren. Einen größeren und offneren Volkswiderſtand vergegenwärtigte uns ein Anblick, der ſich eines Morgens überraſchend darbot, als ich die Friedrichsſtraße hinabging, und ein langer Zug Reiterei vom Oranienburger Thore mir entgegenkam. Gewöhnt an das Hin- und Herziehen franzöſiſcher Truppen, pflegte man der geringeren Abtheilungen oft gar nicht mehr zu achten; diesmal aber fiel mir ſogleich etwas Fremdartiges auf, das mich näher anzog; nicht Deutſche konnten dieſe Leute ſein, noch Franzoſen, noch wußte man ſie unter den ſchon bekannten Bundestruppen der letzteren irgendwo einzureihen, eben ſo wenig konnten ſie für Kriegsgefangene gelten; ſtolz und ernſthaft war ihr Ausſehen, ſie ſchienen die neue Stadt und die Zuſchauer gar nicht zu beachten, die dunklen Geſichter ſchauten wie muthig ergeben in ein unausweichliches Geſchick vor ſich hin; franzöſiſche Gendarmen ritten hie und da zur Begleitung nebenher, und ſchon wollte ich einen derſelben befragen, als aus dem Zuge, wo einige Pferde ungeſtüm wurden, ein paar Worte hervorſchollen, die mir ſogleich alles Licht gaben, die Worte waren ſpaniſch, und es blieb kein Zweifel, daß dieſe Reiter zu den traurigen Ueberreſten gehörten, die auf den Küſten Dänemarks zurückgeblieben und wieder in die Gewalt der Franzoſen gerathen waren, als der Marquez de la Romana vor mehreren Wochen zur Rückkehr in das Vaterland ſich mit dem größten Theile der Seinen glücklich eingeſchifft hatte! Im tiefſten war mir das Herz bewegt; ich fühlte die ſtille Freude dieſer Gefangenen mit, die, was ihnen mißlungen war, doch ihren Kammeraden gelungen wußten, und nun ihr eignes bedrückendes Loos mit ſolch anſtändiger Haltung trugen! Sie waren, wie ich vernahm, nach den Feſtungen an der Oder beſtimmt, wo man ſie, nachdem ſie ihre ſchönen andaluſiſchen Pferde abgegeben, ohne Gefahr zum innern Dienſte verwenden konnte. Wahrſcheinlich ſind ſie noch weiter fortgeſchafft und verſplittert worden, wenigſtens habe ich von dem Schickſal dieſer durch Berlin gekommenen Spanier in der Folge nichts mehr erfahren können. Auch wir blickten ſeufzend, als wären wir dort einheimiſch, in jenes Land hinüber, wo das hochherzige Volk in offnem Aufſtande gegen das Joch Napoleon's kämpfen konnte. Wir fühlten uns von jedem Verſuche dieſer Art ausgeſchloſſen, denn das ganze Land war überall vom Feinde mit kluger Vorſicht bewacht, und ſchwerlich gab es damals einen Boden und ein Volk, die hülfloſer und verlorener anzuſehen geweſen wären, als Preußen.

Schon lange trug dieſer Jammer weſentlich dazu bei, mir den Aufenthalt in Berlin zu verleiden. Auch meine Freundin Rahel war darüber in Verzweiflung und ſprach vielfältig vom Wegreiſen; allerlei Plane, in Böhmen oder in der Schweiz zu leben, wurden aufgelegt, die Beſchränktheit der verfügbaren Mittel aber blieb allen ein Hinderniß. Doch nicht genug, daß ich nun auf keine Weiſe mehr an dieſem Ort mich befinden mochte, ſo war mir ihn zu verlaſſen auch ſchon um deswillen ein Bedürfniß, weil ich anderwärts für meine Zukunft neue Faſſung zu finden hoffte, denn leider war mir dieſe völlig ausgegangen. Die bewegte Welt, in der ſo vieles zuſammenſtürzte, und die Zerrüttungen in meinem Innern, das zwiſchen entgegengeſetzten Neigungen, Fähigkeiten und Aufgaben hin und wieder ſchwankte, hatten mir die Laufbahn des Arztes, wie ſie gedenkbar vor mir lag, immer mehr verdunkelt, und beſonders fühlte ich den nächſten Beſtimmungsgrund, der mich bisher auf ihr meinem Glück entgegenzuleiten verſprach, völlig hinweggerückt. Es kam mir wie die größte Thorheit und Albernheit vor, daß ich mich, ohne Gewährung häuslichen Glückes, bürgerlich niederlaſſen und in dürftigen Anfängen abſchließen ſollte, bei ſolchen Vorſtellungen, in ſolch jungen Jahren, bei ſo vielfacher Anſprache der Welt an mich. Der Kriegsdienſt lockte mich an, die Vaterlandsliebe beſeelte dieſe Richtung mit den höchſten Gedanken, für politiſche Verhältniſſe und Geſchäfte fühlte ich mich nicht ungeeignet, und die freie Thätigkeit der Schriftſtellerei erſchien mir vor allem leicht und wünſchenswerth, ſobald nur erſt der rechte Anhebungspunkt dafür gewonnen wäre. Weil nun aber dieſer Zwieſpalt nach keiner Seite günſtige Entwickelung erfuhr, und ich im Grunde doch innerlich die Medizin noch gar nicht los geworden war, ſo fiel ich zunächſt immer auf dieſe wieder zurück, und gerade in meinen kräftigſten Augenblicken glaubte ich mich ihren Forderungen fügen zu können. Ich warf mir meine Unbeſtimmtheit als Schwäche vor, die Wahl ſollte durch ihre eigne Macht die in dem Gegenſtand liegenden Gründe vervollſtändigen, und ſo dachte ich es mit der Medizin ohne weiteres zu erzwingen, und kam in der erhöhten Stimmung, welche der Umgang Rahel's mir gewährte, nun zu dem feſten Entſchluſſe, alles an den Verſuch zu ſetzen. Zu dieſem Zwecke war es vor allem nöthig Berlin zu verlaſſen, wo mich zu viele Gegenſtände ablenkten, und die theuerſten nicht einmal ſicher waren. Wie früher nach Kiel, ſo richtete ich nunmehr mein Abſehen nach Tübingen, wo Kielmeyer und Autenrieth für mein Vorhaben als günſtige Sterne leuchteten, und wohin auch Harſcher, der ſich den gleichen Zweck vorſetzte, und ſich endlich zum Arzt entſcheiden wollte, mich zu begleiten nicht abgeneigt ſchien. Daß wir in Berlin, weil die Gründung der Univerſität ſich verzögerte, nicht Doktoren werden konnten, kam gleichfalls in Betracht und hieß uns nach dieſen Verhältniſſen unſere Schritte einrichten.

Für dieſen Bezug ergab ſich indeß anderweitig Rath und Aushülfe ganz in der Nähe. Die Univerſität Erfurt war mit ihren akademiſchen Würden nicht ſchwierig, ihr ganzes Daſein beſtand faſt einzig noch in Ausübung dieſer Gerechtſame, und, ſchon längſt mit Aufhebung bedroht, eilte ſie, ihre akademiſche Waare, wie zum Ausverkauf, ſo leicht und wohlfeil als möglich loszuſchlagen. In Berlin beſorgte der Hofrath Profeſſor Hecker dieſe Geſchäfte regelmäßig, und wies der Erfurter Fakultät gegen einigen Antheil an den Gebühren möglichſt viele Kandidaten zu. Dies war ohne Zweifel ein Mißbrauch und in andrer Zeit und bei andern Umſtänden hätte ich mir es zur Schande gerechnet, auf dieſe Art Doktor zu werden. Die Lage der Dinge ſchien diesmal zu entſchuldigen, daß ich der ſchnellen Aushülfe mich bediente, die mir von ältern Studiengenoſſen vorgeſchlagen und diesmal wenigſtens für meinen Fall von den würdigſten Männern gebilligt wurde, da niemand glauben durfte, ich wolle nur der ſtrengen Prüfung auf dieſe Weiſe entgehen. Profeſſor Hecker begnügte ſich mit den vortheilhaften Zeugniſſen, die ich über mein mediziniſches Studium reichlich einlieferte, wollte von gar keinem Examen hören, empfing die nöthige Summe Goldes, und binnen wenigen Wochen ſollte dafür das Doktordiplom in meinen Händen ſein. Es war mir eine angenehme Vorſtellung, ſchon mit dieſem Titel verſehen in Tübingen anzukommen, wo ich nun noch zum hauptſächlichen Zweck hatte, mich unter Autenrieth's Leitung in der Klinik vollſtändig auszubilden, denn meine Kenntniß und Erfahrung wollte mir gerade in dieſem Zweige gar nicht genügen, und ich fühlte, daß ich nie ſo leichtſinnig, wie die meiſten meiner Mitſtudirenden, die bei geringerem Wiſſen mehr Selbſtvertrauen hatten, die praktiſche Laufbahn würde betreten können. Dieſe Erwerbung des Doktorgrades ſollte mir indeß nicht ſo glatt und ſchnell nach Wunſch erfolgen. Der Mäkler pflegte die Gebühren nicht richtig einzuſenden, ſondern ſich in eignen Verlegenheiten damit zu helfen; jene hielten dann auch die beſtellten Diplome zurück, und es entſtanden die peinlichſten Hinzögerungen. So erging es auch mir; vergebens drängte ich den Mann, der von einer Woche zur andern die Ankunft der Ausfertigungen zuſagte, er hatte das Geld verthan, und konnte ſolches in der Eile nicht wieder aufbringen. Nach langem Harren mußte ich mich zuletzt entſchließen, ohne Diplom abzureiſen, das mir aber unmittelbar nachfolgen ſollte. Hitzig verſprach, die Sache nicht aus dem Auge zu laſſen; allein auch ſein dringendes Mahnen und mein ſcharfes Schreiben blieben noch lange Zeit fruchtlos, und erſt im folgenden Jahre, als ich ſelbſt wieder nach Berlin, durch nicht vorausgeſehene Wendung der Dinge, zurückgekehrt war, gelang es meiner perſönlichen harten Anſprache, den Mann zur Herbeiſchaffung der traurigen Urkunde zu nöthigen, welche ich gerade in dem Augenblicke empfing, als mir ſchon beinahe gewiß war, daß ich niemals noch einen Gebrauch davon würde zu machen haben!

Theils mit ſich ſelber als mächtiger Gegenwart erfüllt, theils zur unbeſtimmten Zukunft gewaltſam hinausſtrebend, war die ſchöne Sommerzeit verfloſſen, und während der Ferien mußten die Entſcheidungen ausgeführt werden, welche wir gefaßt hatten. Jemehr der Zeitpunkt der Trennung herannahte, deſto inniger fühlten Rahel und ich den Werth und das Glück unſrer Verbindung. Wir ſuchten den Schmerz durch Geiſtesſtärke zu verſcheuchen, aber mitten in aller Freudigkeit, daß wir noch zuſammen ein Glück empfanden, dem auch die Trennung ſein Weſen laſſen mußte, überſchlich uns die trauervollſte Wehmuth. Es ſchien Thorheit, Wahnſinn, daß wir uns trennten, und doch blieben die gefaßten Vorſätze unverändert, und durchaus einwilligend ſtimmte Rahel mir bei. Wir hatten den Muth uns zu trennen, geſtärkt durch die Kraft des Zuſammenſeins. Meine Lebensentwickelung war noch unvollſtändig ſogar in ihren Umriſſen, deren Geſtalt ſich abſchließen, ſich nach mehreren Seiten über vielen Lücken hin ergänzen mußte. Wie hätte ich bleiben ſollen, in welcher Stellung, in welcher Richtung? Der ſtrebenden Thätigkeit hätte kein Glück mich entſagen laſſen, im ruhigen Genuſſe weicher Tage wäre ich nur unglücklich geweſen. Ich mußte fort, um als ein Andrer wiederzukommen, und mußte immer wieder fort, bis nach genugſamen Kämpfen und Stürmen das innere Leben ſich zu dem äußern in gehöriges Verhältniß gebracht hatte. Ich fühlte dieſe unwiderſtehliche Nothwendigkeit, ohne derſelben klar bewußt zu ſein, und alle entgegengeſetzten Verſuche mußten mißlingen, bis die rechte Zeit gekommen war. Der gewonnene Schatz aber blieb mir fortan gewiß; der Wechſel des Lebens und die Vielgeſtalt der Welt vermochten über ihn nichts; auch wußten wir beide dies mit ſtärkſter Gewißheit, und in der hierdurch gewährten Herzensfreudigkeit erſchien ſelbſt die Trennung nur als Nebenſache, die ſich nur jetzt nicht ändern ließe, künftig aber unfehlbar weichen werde. Bis zuletzt nahmen zerſtreuende Thätigkeiten uns in Anſpruch; Rahel zog von der Mutter weg in eine beſondere Wohnung, und hatte mit Einrichtungen aller Art zu ſchaffen; mir gab Harſcher's Unentſchloſſenheit unaufhörlich zu thun, er fand immerfort neue Gründe in Berlin zu bleiben, und für ihn war die Nothwendigkeit der Reiſe noch dringender, als für mich, zuletzt ſuchte er nur Friſt und Aufſchub, wodurch der rechte Zeitpunkt verloren gehen konnte. Als die Tage des Scheidens nun wirklich eintraten, ich mir vorſtellen mußte, daß ich dieſe Augen bald nicht mehr ſehen, dieſe Hand nicht mehr küſſen, dieſe Stimme nicht mehr hören ſollte, da mußt' ich gleichwohl verzagen, und das nahe Bild der verlaſſen zurückbleibenden Freundin brachte mich zur Verzweiflung, aus der nur die Gelübde des Wiederſehens ſich um ſo ſtärker emporhoben, und einigen Troſt gewährten. Glücklicherweiſe geſchah ihr ſelber in dieſen Tagen von ganz gleichgültiger Seite ein Antrag zu einer Reiſe nach Leipzig für die Zeit der Meſſe; die Gelegenheit war günſtig, aber ſie geſtattete keine Zögerung. Ich dankte dem Himmel für dieſen Glücksfall, der uns am mildeſten über die herbe Trennung hinausbrachte, der noch früher Rahel als mich von Berlin entfernte, und gleichzeitig ihr wie mir durch neue Gegenſtände die ſchreckliche Leere erträglicher machen half. Unter eifrigen Thätigkeiten vergingen die letzten Stunden, ich gelobte mir, indem ich das ſchmerzliche Lebewohl ausſprach, ein freudiges Wiederſehen, und dies hielt mich aufrecht, indem ich den Wagen dahinrollen ſah.

Ich war damals vierundzwanzig Jahr alt, Rahel um mehr als die Hälfte dieſer Jahre älter, und dieſer Umſtand, welcher unſre ganze Lebensſtellung weit auseinander zu rücken ſchien, hätte dies vielleicht wirklich vermocht, wäre er in ſich ſelber wahr geweſen. Allein er beſtand mehr als Zufälliges, und war in allem Weſentlichen aufgehoben und vernichtet. Dieſes edle Leben, dem ſchon ſo mannigfache Weltanſchauung geworden, ein ſo großer Reichthum von Glücks- und Leidensloofen zugetheilt geweſen, dieſes Leben erſchien unzerſtörbar jung und kräftig, nicht nur von Seiten des mächtigen Geiſtes, der in freier Höhe über den Tageswogen ſchwebte, ſondern auch das Herz, die Sinne, die Adern, das ganze leibliche Daſein, waren wie in friſche Klarheit getaucht, und die reinſte, erquickendſte Gegenwart ſtand herrſchend mitteninne zwiſchen erfüllter Vergangenheit und hoffnungsreicher Zukunft. Eine dauernde Vereinigung mußte uns jedoch damals noch verſagt ſein. Zweimaliger Kriegsdienſt, Reiſen, Zerſtreuung in glänzender Welt, Lockungen des Ehrgeizes, Neigungen und Mißverſtändniſſe, zu welchen die langwierige Entfernung Anlaß geben wollte, nichts konnte jemals in meinem Innern das feſte Band berühren, das mich mit Rahel verknüpft hielt, die tiefe Ueberzeugung, daß ich mein Lebensglück gefunden wiſſe, erſchüttern, und das unermüdete Hinſtreben zu dieſem Ziel auch nur einen Augenblick ſchwächen. Sechs

Jahre vergingen auf dieſe Weiſe, nur unterbrochen durch kurze Zeiten des Wiederſehens, in welcher die Vorſätze und Hoffnungen ſich neu beſtärkten. Endlich, nach erfolgtem Umſchwunge der allgemeinen Verhältniſſe, nach erlangtem Sieg und Frieden des deutſchen Vaterlandes, von Paris, wo ich ſchwer krank gelegen, unter glücklichen Zeichen heimkehrend, konnte ich, aller Hemmungen frei, die geliebte Freundin in Böhmen wiederfinden, den ſchönſten Sommer mit ihr verleben, und darauf in Berlin, am 27. September 1814, mein Lebensloos für immer dem ihren anſchließen.

Die neunzehnjährige Zeit unſeres ſodann wenig unterbrochenen, zu ſtets erneutem Bewußtſein des Glückes erhobenen und in innerer Entwickelung reichen Zuſammenlebens zu ſchildern, darf ich vielleicht in ſpäterer Zeit, wenn die Fortſetzung der begonnenen Denkſchriften mich wieder anziehen kann, mit geſtärkten Kräften zu unternehmen hoffen. —

Einige Tage nach Rahel's Abreiſe trieb ich mich in der verödeten Stadt umher, zwiſchen Reiſegeſchäften und Sehnſuchtsweh getheilt, bis auch endlich unſre Abfahrt erfolgen konnte, deren erſtes Ziel Dresden war, wo Harſcher ſich ein paar Wochen zu verweilen ausbedungen hatte, weil er die dortigen Kunſtſchätze, ehe er Norddeutſchland, vielleicht auf immer, verließe, gehörig betrachten und in ſich aufnehmen wollte.

Vierzehnter Abſchnitt.

Beſuch bei Jean Paul Friedrich Richter.

Baireuth, 1808.

Baireuth, Sonntag den 23. Oktober 1808. Heute Vormittag ging ich zu Jean Paul. Harſcher war verſtimmt, und wollte durchaus nicht mitgehen, ich glaube, es verdroß ihn zu ſehr, ſeine äußeren Anſprüche gegen ſeine inneren ſo weit zurückſtehen zu finden, und einen Mann, mit dem er ſich geiſtig auf gleicher Linie fühlte, nur als unſcheinbarer Student zu begrüßen, deſſen innrer Werth zufällig noch zu keiner Namhaftigkeit ausgeprägt worden. Denn von Jean Paul eingenommen und bezaubert iſt er mehr noch als ich, und ſeinen Wunſch, den Mann wie er leibt und lebt zu ſehen, hatte er bisher oft und lebhaft ausgeſprochen. Ich bin auch nur ein unſcheinbarer Student, aber das iſt mir eben recht, und ſo ging ich getroſt hin! Eine angenehme, freundlich neugierige Frau, die mir die Thür öffnete, erkannt' ich ſogleich als Jean Paul's Gattin an der Aehnlichkeit mit ihrer Schweſter. Ein Kind wurde geſchickt, den Vater zu rufen. Er kam bald; war auf meinen Beſuch durch Briefe aus Berlin und Leipzig ſchon vorbereitet, und empfing mich ſehr liebreich. Als er ſich neben mir auf das Sopha niederſetzte, hätte ich ihm beinah in's Geſicht gelacht, denn indem er ſich etwas bückte, ſah er genau ſo aus, wie ihn unſer Neumann in den „Verſuchen und Hinderniſſen“ ſcherzhaft beſchrieben hat, und wie und was er ſprach, verſtärkte den Eindruck in derſelben Weiſe. Jean Paul iſt wohlbeleibt, hat ein volles, gutgeordnetes Geſicht, kleine, feuervoll ſprühende und dann wieder gutmüthig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schweigen leiſe bewegten Mund. Seine Sprache iſt ſchnell, faſt eilig, und daher bisweilen etwas ſtolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir ſchwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemiſch von fränkiſchem und ſächſiſchem ſein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftſprache feſtgehalten.

Ich mußte ihm zuvörderſt alles erzählen, was ich von ſeinen Berliner Bekannten irgend wußte oder gar zu beſtellen hatte. Gern dachte er der Zeit, da er in Berlin als Nachbar von Markus Herz in dem Leder'ſchen Hauſe gewohnt, wo ich vor ſieben Jahren im Garten an der Spree ihn zuerſt geſehen, mit Blättern in der Hand, die man mir als zum „Hesperus" gehörig insgeheim bezeichnete. Dies Perſönliche, und manches Litterariſche, das ſich damit verflechten mußte, regte ihn außerordentlich an, und er hatte bald mehr zu ſagen, als zu vernehmen. Seine Rede war durchaus liebenswürdig und gutmüthig, immer gehaltvoll, aber in ganz ſchlichtem Ton und Ausdruck. Wiewohl ich es ſchon wußte, daß ſein Witz und Humor nur ſeiner Schreibfeder angehören, und er nicht leicht ein Zettelchen ſchreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen ſein mündlicher Ausdruck ſelten etwas davon verräth, ſo fiel es mir doch ſehr auf, bei dieſer beſtändigen inneren Bewegung, in der ich ihn ſah, und bei dieſer Lebhaftigkeit, der er ſich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu ſehen. Sein übriges Betragen glich ſeinem Sprechen; nichts Vornehmes, nichts Geſpanntes, nichts Abſichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; ſeine Höflichkeit war die größte Güte, ſeine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rückſichtsvoll, aber für ſich ſelber dabei möglichſt ungezwungen. Auch der Eifer, in welchen der Reiz des Beſprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundſtimmung niemals, nirgends lauerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten ſeiner nicht ſcharfumgränzten Natur, überall offne Bahn für ihn, und hundert Uebergänge aus einer in die andere, mit völlig unbekümmertem Darſtellen ſeiner ſelbſt. Erſt lobte er alles, was von neuern Erſcheinungen zur Sprache kam, und wenn wir dann etwas näher in die Sache kamen, war dann alsbald doch Tadel die Hülle und die Fülle. So über Adam Müller's Vorleſungen, über Friedrich Schlegel, über Tieck und Andere. Er meinte, die deutſchen Schriftſteller müßten ſich immer nur an das Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo ſchon alles verdorben und verloren ſei; und hatte doch eben Adam Müller'n gerühmt, daß der es verſtehe, ein gründliches Wort an gebildete Weltleute zu bringen. Er iſt überzeugt, daß aus dem Aufſchluſſe der indiſchen Welt für uns nichts zu gewinnen ſei, als zu den vielen Dichtungsgärten, die wir ſchon haben, noch einer mehr, aber keine Ausbeute von Ideen; und doch lobte er einige Minuten vorher Friedrich Schlegel's Bemühungen mit dem Sanskrit, als müſſe ein neues Heil daraus hervorgehen. Er hatte es nicht hehl, daß ein rechter Chriſt ihm jetzt nur als ein proteſtantiſcher denkbar ſei, daß ihm eine wahre Verkehrtheit dünke, wenn ein Proteſtant jetzt katholiſch werde, und mit dieſer Anſicht hatte ſich kurz vorher doch die größte Hoffnung vertragen, daß der katholiſche Geiſt in Friedrich Schlegel mit dem indiſchen vereint viel Gutes wirken werde! Von Schleiermacher ſprach er achtungsvoll, meinte aber doch, ſeinen Platon könne er nicht recht genießen, und in Jacobi's und Herder's Seelenſchwunge glaubte er viel mehr von jenem göttlichen alten Weiſen zu ſpüren, als in allem gelehrten Scharfſinne Schleiermacher's, was ich freilich nicht ohne ſtarken Widerſpruch durchlaſſen wollte. Fichte, von deſſen Reden an die deutſche Nation, gehalten in Berlin unter dem Geräuſch franzöſiſcher Trommeln, ich ihm viel erzählte, war und blieb ihm unheimlich; die Entſchiedenheit dieſer Kraft ängſtigte ihn, und er ſagte, er könne dieſen Autor nur noch gymnaſtiſch leſen, mit dem Inhalte ſeiner Philoſophie habe er nichts mehr zu thun.

Jean Paul wurde hinausgerufen, und ich blieb eine Weile mit ſeiner Frau allein. Auch dieſer wußte ich von ihrer Vaterſtadt Berlin mancherlei zu erzählen, und ihre Theilnahme für dortige Verhältniſſe und Perſonen hatte nach allem, was ſie ſchon mit angehört, noch eine große Nachleſe zu halten. Die Frau gefiel mir ungemein; ſanft, fein, ſittig, verband ſie mit dem ſchönſten Eindruck der Häuslichkeit zugleich höhere Geſellſchaftsgaben und freiere Welteinſicht, als Jean Paul zu haben ſchien. Sie wollte ſich aber dem trefflichen Mann auch in dieſer Beziehung gern unterordnen. Aus allem ging hervor, daß beide Gatten ein recht glückliches Leben zuſammen führten. Ihre drei Kinder ſind ſchöne, liebliche, friſche Geſchöpfe. Ein Knabe, Max, von fünf Jahren, iſt der Liebling des Vaters, der einen künftigen Kriegshelden in ihm ſieht; in der That iſt er ganz Kraft und Muth, und auch von Körper ausgezeichnet, ich fühlte die ſtarken Knochen und Sehnen ſeiner kleinen Arme mit Erſtaunen. Zwei Mädchen, Emma und Ottilie, älter und jünger als der Knabe, ſahen ſehr lieblich aus, und zeigten, bei ſchon merkbarer Verſchiedenheit der Anlagen, das gemeinſame Gute der Eltern unzweifelhaft. Alle drei ſind völlig unbefangen, ganz frei und ganz kindlich, weniger zum Guten erzogen, als darin aufgewachſen. Ich hatte recht herzliche Freude an ihnen, und ſie riefen mir andre liebe Kinder in's Gedächtniß, mit denen ich noch kürzlich zuſammen war! Als der Vater wieder eintrat, war es ziemlich ſpät geworden, ich wollte weggehen, wurde aber nur entlaſſen, um meinen Reiſegefährten zu benachrichtigen, daß ich nicht mit ihm eſſen würde; Harſcher zu Jean Paul's Mittagstiſche mitzubringen, wie ich aufgefordert war, durfte ich nicht hoffen.

Fortwährend geſprächig und äußerſt gutgelaunt verbreitete ſich Jean Paul über die mannigfachſten Gegenſtände. Ich brachte ihm unter anderm auch einen Gruß von Rahel Levin und die beſcheidene Frage, ob er ſich ihrer noch erinnere? Sein Geſicht ſtrahlte von vergnügter Heiterkeit: „Wie könnte man ein ſolches Weſen je vergeſſen?“ rief er lebhaft aus; „Das iſt eine in ihrer Art einzige Perſon, ich bin ihr von Herzen gut geweſen, und werde es noch täglich mehr, denn der Eindruck von ihr wächſt mit allem, was ſonſt in mir an Sinn und Verſtändniß zunimmt; ſie iſt die einzige Frau, bei der ich ächten Humor gefunden, die einzige humoriſtiſche Frau!“ (Jean Paul dachte wohl nicht an Frau von Sévigné, oder war nicht darauf gekommen, ihrer Eigenthümlichkeit den rechten Namen zu geben; denn was die Franzoſen an ihr ſo ſehr als Natürlichkeit preiſen, iſt in den meiſten Fällen grade das, war wir Humor nennen.) Nun ging er in großes Lob einzelner Eigenſchaften ein. Als ich dieſes Lob unterbrach, und ihn verſicherte, aller Verſtand, Klugheit und Witz, die er von Rahel rühme, ſeien in meinen Augen doch viel geringer, als die Innigkeit und Güte ihres Gemüths, wunderte er ſich nicht, ſondern glaubte mir dies gern, und wiederholte nur, jene ſeien aber ungeheuer groß. Er rühmte ſich zweier Briefe von Rahel, und ſagte, der eine aus Paris ſei mehr als zehn Reiſebeſchreibungen werth, ſo habe noch nie jemand die Franzoſen und die franzöſiſche Welt auf den erſten Blick eingeſehen und karakteriſirt; was das für Augen wären, die ſo ſcharf und klar gleich die ganze Wahrheit, und nur die Wahrheit, ſähen! Als ich ihm ſagte, wie viele Briefe ich von ihr beſäße, nicht an mich geſchriebene, ſondern mir geſchenkte, wurde er ganz neidiſch; wenn ich in derſelben Stadt mit ihm wohnte, ſagte er, ſo müßte ich ihm wenigſtens zwei Worte aus jedem Briefe mittheilen; das ſei ein ungeheurer Schatz, ein einziger; Rahel ſchreibe vortrefflich, es ſei aber nothwendig, daß ſie an jemand ſchreibe, ein perſönlicher Anreiz müſſe bei ihr alles hervorlocken, mit Vorſatz ein Buch zu ſchreiben werde ſie wohl nie im Stande ſein. „Ich bin jetzt fähiger“, fuhr er fort, „ſie zu verſtehen, als damals in Berlin; ich möchte ſie jetzt wiederſehen! je öfter mir von den Bemerkungen und Ausſprüchen, die ſie nur ſo hin zu ſagen pflegte, etwas wieder einfällt, je mehr ſtaune ich! Sie iſt eine Künſtlerin, ſie hebt eine ganz neue Sphäre an, ſie iſt ein Ausnahmsweſen, mit dem gewöhnlichen Leben in Krieg, oder weit darüber hinaus; — und ſo muß ſie denn auch unverheirathet bleiben!“ Er pries mich glücklich, eine ſolche Freundin zu haben, und fragte mich, gleichſam prüfend und meinen Werth meſſend, wodurch ich, noch ſo jung, mir das verdient habe? Ich gewann ſichtbar in ſeinen Augen durch dieſe Beziehung. Als ich am

Abend dies alles Harſcher'n wiedererzählte, war auch dieſer ganz benommen von der Macht ſolcher Aeußerungen, denen er ſich doch nur gezwungen beugte, denn wo er die Anerkennung nicht ſelbſt aufgebracht, wo er ihr nur zuſtimmen mußte, war ſie ihm jedesmal ſchwer und faſt peinlich.

Montag, den 24. Oktober. Der empfangenen Einladung zufolge, ſtellte ich mich heute Nachmittag früh genug bei Jean Paul ein. Harſcher behauptete, nothwendig Briefe ſchreiben zu müſſen, und blieb unbeweglich im Wirthshauſe. Jean Paul war eben von einem Spaziergange heimgekehrt, die Frau mit dem einen Kinde noch nicht zu Hauſe. Wir kamen auf ſeine Schriften, dieſe bei den meiſten Autoren ſo bedenkliche Saite, welche der eine gar nicht berührt wiſſen will, der andre immerfort will klingen hören. Er war dabei ſo liebenswürdig, wie ich nie erwartet, frei, unbefangen und gründlich in ſeinem ganzen Weſen. Der Anlaß dieſes Geſprächs war der neuſte Cotta'ſche Damenkalender, worin Goethe's „Pilgernde Thörin“ und Jean Paul's „Traum einer Wahnwitzigen“ ſtehen. Es war noch kein Exemplar nach Baireuth gekommen, ich aber brachte von Dresden her eines mit, Jean Paul wünſchte es zu behalten, und wies mir in Tübingen bei Cotta den Erſatz an. Solche Phantaſieen, ſagte er, wie jener Traum eine ſei, könne er immerfort ſchreiben, die Stimmung dazu, wenn er nur geſund ſei, habe er ganz willkürlich in ſeiner Gewalt, er ſetze ſich an's Klavier, phantaſiere da auf das wildeſte, überlaſſe ſich ganz dem augenblicklichen Gefühl, und ſchreibe dabei ſeine Bilder hin, freilich wohl nach einer gewiſſen vorbedachten Richtung, aber doch ſo frei, daß dieſe ſelbſt oft verändert würde. Ganz eben ſolcher Stimmung folge er, fügte er hinzu, wenn er den Leibgeber oder Schoppe in der höchſten Begeiſterung reden laſſe, dieſe Figur ſei dann ganz er ſelber. Noch erfüllt von den Bildern jenes Traumes, von der Rieſenhaftigkeit der Gedanken, die hier hin und her geworfen werden, und die zu den größten und gehaltvollſten aller Mährchenpoeſie gehören, mußte ich nur um ſo mehr erſtaunen, als ich die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit vernahm, mit welcher dem Dichter dieſe Gebilde zuwachſen. Er hatte ſich in dieſer

Art einmal vorgenommen, eine „Hölle“ zu ſchreiben, die kein Menſch ſollte aushalten können, und vieles davon iſt wirklich fertig, jedoch nicht für den Druck beſtimmt. Ich fragte nach den „Flegeljahren“, und hörte zu meiner größten Freude, daß er ſie ganz gewiß fortſetzen wird; er betrachtet ſie wie ſein beſtes Werk, worin er recht eigentlich wohne, da ſei ihm alles heimiſch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sopha, und vertraute fröhliche Geſellſchaft. Auch iſt er überzeugt, ſeine eigenthümlichſte und wahrſte Richtung in dieſem Buche befolgt, ſeine wahre Art gewiß darin getroffen zu haben; andre ſeiner Bücher, meinte er, könnte er mit ſeinem Talent gemacht haben, in den Flegeljahren aber habe ſein Talent ihn ſelbſt ergriffen, auch ſeien Vult und Walt nur die beiden entgegengeſetzten und doch verwandten Perſonen, aus deren Vereinigung er beſtehe.

Wir ſprachen noch vielerlei über Schriften und deren Abfaſſung, deren Triebwerke und Hülfsmittel. Dabei kamen wir denn auch auf das Darſtellen von Gegenden und Landſchaften. Jean Paul iſt darin ein großer Meiſter; kein Wunder, da er von je mit der Natur gelebt, in ſeinen früheren Jahren oft halbe Tage im Freien zugebracht, Wolken und Luft, Land und Waſſer, ja jede Blattwindung und Halmſtellung liebevoll beobachtet, das Größte wie das Kleinſte, und zu ſeiner Erinnerung immer alles aufgeſchrieben, ſo viel dies nur möglich war. Er erſchrak ordentlich, als ich es wagte, Goethe'n als weniger geſchickt in dieſer Parthie zu bezeichnen, und erinnerte ſogleich an zwei im „Werther“ beſchriebene Gegenden und Landſchaften, denen in der That die Meiſterhaftigkeit nicht abzuſprechen iſt. Wie aber die Sache anzugreifen ſei, welche techniſche Vortheile es dafür gebe, darüber ſtritten wir eine Weile. Endlich ſagte Jean Paul ſehr ſinnvoll, um eine Gegend dichteriſch aufzufaſſen, dürfe der Dichter nicht bei ihr anfangen, ſondern er müſſe die Bruſt eines Menſchen zur camera obscura machen, und in dieſer die Gegend anſchauen, dann werde ſie gewiß von lebendiger Wirkung ſein; nichts aber ſei todter, als wenn der ſich neugierig umſehende Reiſende nur den ſinnlichen Stoff als ſolchen erzähle und beſchreibe. Jean Paul verlangte, der Dichter ſolle auch wirkliche Gegenden doch immer nur aus der Phantaſie beſchreiben, die allein könne das Richtige und Wahre liefern. So habe er ſelber ſchweizeriſche und italiäniſche Gegenden, letztere z. B. im „Titan“, ſehr richtig — wenigſtens die bewährteſten Kenner ſagten es — geſchildert, ohne ſie je geſehen zu haben, und auch in Nürnberg, deſſen Oertlichkeit in den „Palingeneſien“ bis zum kleinſten Einzelnen vorkomme, ſei er erſt lange nachher, und auch da nur auf einen halben Vormittag, geweſen. Mir ſchien eine tiefe Wahrheit in dieſer Paradoxie zu liegen, der doch nicht unbedingt beizuſtimmen war; gilt für das Bild ein anderes Geſetz, als Meſſen und Aufzählen, ſo muß doch die Phantaſie, um Bilder einer beſtimmten Wirklichkeit hervorzurufen, wenigſtens ähnliche Beſtandtheile ſtets als Gleichniß bereit haben. —

Das Geſpräch wandte ſich auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf den Zuſtand von Deutſchland, auf die Machtherrſchaft der Franzoſen. Mir ſind die politiſchen müſſigen Verhandlungen ſehr zuwider, es kommt wenig dabei heraus, man tappt im Finſtern, und alles iſt meiſtentheils ganz anders, als man die Sachen gewöhnlich im erſten Augenblick wiſſen kann und behaupten will. Aber entzückend war es mir, Jean Paul bei ſolchem Anlaſſe die reinſten vaterländiſchen Geſinnungen ausſprechen zu hören, und um dieſer Felſeninſeln willen durchſchwamm ich freudig das leere Geſluth unſichrer Nachrichten und ſchwankender Vermuthungen, das um jene her wogte. Was Jean Paul ſagte, war tief, verſtändig, herzlich, tapfer, deutſch bis in die kleinſte Faſer hinein; kurz tauſendmal beſſer als ſeine „Friedenspredigt“, über die wir uns in Berlin geärgert hatten. Ich konnte ihm vielerlei erzählen, von Napoleon, den er nur aus Bildniſſen kannte, von Johannes von Müller, über deſſen Kataſtrophe und Karakter er begierig Aufſchluß wünſchte, von Fichte, dem er jetzt gezwungen ſeine höchſte Bewunderung widmete, von dem Marquez de la Romana und ſeinen Spaniern, die ich in Hamburg geſehen hatte. Jean Paul zweifelte keinen Augenblick, daß die Deutſchen einſt gleich den Spaniern ſich erheben, daß die Preußen ihre Schmach rächen und das

Vaterland befreien würden; er hoffte, ſein Sohn werde es erleben, und wollte es nicht läugnen, daß er ihn zum Soldaten erziehe. Meine Mittheilungen und Anſichten konnten ſein Vertrauen nur beſtärken; ich brachte ihm Zeugniſſe in Menge, wie hohl und ſchwach die Macht Napoleon's in ſich ſelber ſei, wie tief und ſtark die Geſinnung, die ihm entgegenſtehe. In dieſe abgelegene Provinz waren viele Thatſachen noch gar nicht hingedrungen, eine Menge von Bezügen waren hier ganz neu. Jean Paul hörte mir begierig zu, und barg ſein Entzücken nicht, als ich ihm mehrere Strophen der Ode von Stägemann gegen Napoleon herſagte, wobei er doch ſorgſam warnte, dergleichen nur vorſichtig mitzutheilen und nicht ſchriftlich bei mir zu führen, und allerdings mußte ich zugeben, daß man um weniger ſchon hier Freiheit und Leben verlieren könne. Aber bald vergaß er ſelbſt ſeiner Warnung, und wollte eine Abſchrift haben. Nun drückten wir uns erſt recht als gleichgeſinnte Freunde die Hände, und tauſchten rückhaltlos unſre Meinungen aus. Die Spanier machten den freudigen Refrain zu allem, auf ſie kamen wir immer zurück.

Die Erwähnung der Reden Fichte's brachte uns auf das Erziehungsweſen, für den Verfaſſer der „Levana“ natürlich ein ſehr ergiebiger Gegenſtand. Er billigte faſt alles, was ich ihm als Ergebniß meiner Erfahrungen hierüber vortrug, und ſchloß endlich mit dem Satz, daß man nur ſeine eignen Kinder, aber keine fremden, erziehen könne. Dieſes Erziehen der eignen Kinder nun, ich muß es ſagen, leiſtet er auf die vortrefflichſte Weiſe, ich habe es in dieſen zwei Tagen ſo gut erkannt, als ob es hundert geweſen wären. Die Kinder ſind glücklich, gedeihen in zarter Liebe und geſunder Stärke, entwickeln ſich nach eigner Art, und für dieſe Eigenheit hat Jean Paul das leiſeſte Gefühl, die ſorgſamſte Acht und Leitung.

Nürnberg, Donnerstag den 27. Oktober. Ich habe noch einiges von meinem letzten Abend in Baireuth bei Jean Paul nachzuholen. — Die Frau war nach Hauſe gekommen, und nahm an dem letzten Geſpräche einigen Antheil, entfernte ſich aber bald wieder in häuslichen Geſchäften. Die zwei jüngſten Kinder waren eingeſchlafen. Ich wollte den lieben Kindern gern ein Andenken von mir zurücklaſſen, ſetzte mich daher zum Tiſch und begann einige Bildchen für ſie auszuſchneiden. Als Jean Paul dieſe kleine Kinderwelt aus Papieren ziemlich ſchnell vor ſeinen Augen entſtehen ſah, wurde er ſelber von Kindergefühlen ergriffen, mit vergnügter Lebhaftigkeit rief er ſeine Frau herbei, weckte ſeine Kinder auf, das dritte hatte ſich ſchon an mich geſchmiegt, und nun ſollte ich umſtändlich von Allem Rechenſchaft geben. Meine kleinen Arbeiten wurden von den Kindern mit Jubel aufgenommen, ſie behaupteten, ich ſei das Chriſtkindchen, das ihnen Geſchenke bringe, und auf die Bemerkung, ich ſei aber doch ſchon ſo groß, blieb der Knabe dabei, nun ja, ich ſei ein großes Chriſtkindchen, welches Wort den Vater ungemein freute, ſo daß es mir erſt hiedurch auffiel. In ſolchen Geſprächen und Beſchäftigungen ging ein guter Theil des Abends hin, ich fühlte mich ganz beglückt in der Mitte dieſer ſchönen, reinen Familie, die ſo herzlich gegen mich war und mich ſchon keine Fremdheit mehr empfinden ließ.

Ich blieb zum Abendeſſen, gegen meinen Vorſatz, denn ich hatte Harſcher'n verſprochen, nicht ſpät wiederzukommen, da wir am andern Morgen früh abreiſen wollten. Die Frau war überaus gütig, Jean Paul ſo traulich und aufgeweckt, daß ich dem beiderſeitigen Zureden nicht widerſtehen konnte. Bei dem artigen und ſchon ſüddeutſch reichlichen Mahle herrſchte die beſte Laune. Unter andern gab uns der Vorfall ſehr zu lachen, daß mir Jean Paul eine Empfehlung nach Stuttgart an einen ſeiner — wie er ſagte — herzlichſten Freunde geben wollte, es aber unterlaſſen mußte, weil er ſich durchaus nicht auf deſſen Namen beſinnen konnte! Von ernſthafter Art hingegen waren die Geſpräche über Tieck, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Bernhardi, Schütz, mit Einem Wort, über die ſogenannte romantiſche Schule. Jean Paul hatte dieſelbe in ſeiner „Vorſchule der Aeſthetik“ gleichſam anerkannt, allein aus bloßer Achtung für Talent und Geiſt; gegen den eigentlichen Kern jenes ganzen Zuſammenhangs hegte er fortwährend das tiefſte Widerſtreben. Beſonders gegen Tieck war ſeine Stimmung jetzt von manchen

Seiten ſehr aufgebracht. Er behauptete, Tieck habe eine ganze Gattung ſeines Komiſchen von Bernhardi entlehnt, wie man deutlich aus den „Bambocciaden“ ſehe, einen andern Theil habe er ſeinen, Jean Paul's, Schriften nachgebildet, wie er ihm ſelber einſt eingeſtanden; dann habe er viel von Shakeſpeare angenommen; ſein Ernſthaftes und Rührendes aber ſei theils aus alten Volksbüchern, theils — wie die ſchönſten Anklänge der „Genoveva“ — aus dem Mahler Müller geſchöpft; die Kunſtempfindſamkeit in den „Phantaſieen“ und im „Sternbald“ kam auf Rechnung Wackenroder's, und die äußerſt komiſche Erzählung vom Schneider Tunelli ſollte faſt wörtlich aus einem alten Buche wiederabgedruckt ſein. So kam es über Tieck hier faſt zu einem ähnlichen concursus creditorum, wie die Schlegel im Athenäum muthwillig einen über Wieland eröffnet hatten. Allein ich mußte mich dieſem doch ſehr ungerechten und übereilten Verfahren entgegenſetzen. Die Anklage wegen der Benutzung der Genoveva des Mahler Müller ſei, konnte ich mit Grund behaupten, von Tieck ſchon längſt ſiegreich zurückgewieſen. Die Bambocciaden, ſo wußte ich von Bernhardi ſelbſt, gingen zwar unter deſſen Namen, rührten aber dem beſſern Theile nach von Tieck her. Die Nachbildung alter Stoffe, wandt' ich ferner ein, ſei von jeher den Dichtern erlaubt geweſen; ſie habe nie zum Vorwurfe gereichen können, ſobald eine neue Schöpfung dabei ſtattfinde, das letztere ſei aber bei der Genoveva, dem Oktavianus und vielen andern, ganz unläugbar. Schließlich konnte ich Bernhardi's Wort anführen, der in den Zeiten feindlicher Spannung einſt mit edler Aufrichtigkeit mir das Bekenntniß abgelegt, er möge es bedenken wie er wolle, er möge ſich fragen her und hin, immer bleibe er von der tiefen Wahrheit durchdrungen, immer trete ihm neu die Ueberzeugung auf, daß von allen Anführern der romantiſchen Schule doch nur Tieck der wahrhaft geniale und der ſei, von dem man ſagen könne, er trage die Gottheit im Buſen! Jean Paul wurde nachſinnend, es vergegenwärtigten ſich ihm die Vorzüge, ſein Herz neigte ſich ohnehin lieber zum Anerkennen und Bewundern, und ſo geſchah es bald, wie mir ſchon geſtern mehrmals begegnet war, daß er bei ganz andern Ergebniſſen anlangte, als der Beginn hatte erwarten laſſen; die Mißſtimmung mit allen ihren Gründen und Antrieben verſchwand, und Tieck blieb uns ein Dichter, ein hoher und trefflicher!

Dieſe Biegſamkeit in Jean Paul's Urtheilen, dieſe Eingeſchloſſenheit in beſtimmte Gedankenzüge, dieſe kleinen Scheuleder an den Seiten, die ihn nur ſeine grade Straße vor ſich hinſehen laſſen, dieſe augenblickliche Beſchränkung und Einſeitigkeit, alles dieſes hängt unſtreitig mit ſeinen beſten Eigenſchaften zuſammen, und rührte mich als eine liebenswürdige Schwäche, die auch ſeinem Weſen weniger ſchädlich iſt, als ſie es einem andern wäre, das ſich mehr in eingreifendem Handeln und ſcharfem perſönlichen Vortreten gefiele. Jean Paul's Ungerechtigkeit iſt nur eine in ihm, nicht in der Welt, ſie überſchreitet das ſtille Gehege ſeiner Privatgedanken nicht. Und die Rückkehr zur Freundlichkeit und Güte wiegt hundertmal die kurze Abwendung auf.

Ich lernte Jean Paul aus dieſen Geſprächen mehr kennen, als die Perſonen, die er beſprach. Es iſt ein reiner edler Menſch, kein Falſch und kein Schmutz iſt in ſeinem Leben, er iſt ganz wie er ſchreibt, liebevoll, innig, ſtark und brav. Auch an perſönlicher Tapferkeit fehlt es ihm gewiß nicht, und käme die Gelegenheit, ſo würde er, ich traue es ihm zu, mit dem Degen ſchneller bei der Hand ſein, als mancher Andre.

Als ich mir den trefflichen Mann in ſeinem Werthe ſo betrachtete und erwog, ſchlug mir plötzlich das Gewiſſen. Ich mußte an unſern Doppelroman, die „Verſuche und Hinderniſſe“, gedenken, und an die komiſche Figur, welche Jean Paul unter dieſem ſeinen Namen und in ſeiner eigenſten Manier darin ſpielt. Zwar hatte ich grade an dieſer Figur den wenigſten Antheil, ſie war, ihren beſten und eindringendſten Zügen nach, das Werk von Neumann, aber an dem Ganzen war ich doch mitſchuldig, und es kam mir wie eine Treuloſigkeit vor, von Jean Paul jetzt zu ſcheiden, ohne ihm den Frevel zu bekennen. Ich erzählte ihm alſo die Entſtehung des Buches, den ungefähren Inhalt, und daß und wie neben Johannes von Müller und Johann Heinrich

Voß auch er ſelber darin vorkomme. Er hörte mich ganz gelaſſen an, freute ſich des Scherzes, den er als gut und gelungen anzuerkennen hoffte, und rechnete es mir beſonders an, daß ich den Drang gefühlt, ihm davon zu ſprechen. Er verſtand vollkommen, wie es gemeint war, und begriff die Stimmung, die uns verleiten gekonnt, grade unſre gefeierten Helden mit dergleichen Muthwillen anzugreifen; er wiſſe recht gut, ſagte er, daß die Soldaten Cäſar's, die bei deſſen Triumphzuge die bekannten Spottlieder ſangen, darum doch die tapferſten und treuſten blieben, auf die jener ſich in Gefahr und Kampf am ſicherſten verlaſſen konnte. „Alles, alles aber“, rief er aus, „kommt darauf an, daß die Sache wirklich gelungen iſt! Das Aeſthetiſche muß euch retten, iſt das nicht gut, dann habt ihr auch das Moraliſche zu verantworten; kann ich jenem aber Beifall geben, ſo nehm' ich dieſes auf mich!“ Es gefiel ihm nicht übel, daß auch wir uns ſelber, wie ich ihm erzählte, in dem Buche nicht geſchont, ſondern zu ſtarken Zerrbildern verarbeitet hätten. „So iſt die Jugend“, ſagte er lachend, „gilt es einen durch den Regen zu jagen, ſo ſcheut ſie ſelber die Traufe nicht! Doch wenn die Wirthe denn miteſſen, werden die Gäſte ja wohl auch das Vorgeſetzte noch hinunterbringen!“ Von Müller und Voß meinte er, ſie würden ſich doch ſehr ärgern, die verſtänden nicht ſo Spaß wie er. Indeß empfand auch er einigen Schreck und Entrüſtung, als er vernahm, daß wir Goethe'n zu necken gewagt, und auch die Figur Wilhelm Meiſter's frevelhaft mißbraucht hätten. „Kinder, was habt ihr da gethan!“ ſagte er bedenklich, „das hättet ihr unterlaſſen ſollen! Goethe iſt ein geweihtes Haupt, der ſteht anders, als alle Uebrigen. Den geb' ich weniger preis, als mich ſelbſt!“ Ich hatte in meinem Bericht die Farben eher zu ſtark als zu ſchwach aufgetragen, und freute mich ſchon, daß Jean Paul das Buch wenigſtens nicht ſchlimmer finden würde, als er es ſich jetzt vorgeſtellt. Wegen Goethe's ſuchte ich ihn wieder etwas zu beruhigen. Von dieſem ſprachen wir nun noch eine Weile, und Jean Paul mit ſteigender Bewunderung, ja mit einem Schauder von Ehrerbietung.

Das herrlichſte Obſt war zum Nachtiſch aufgetragen. Plötzlich erhob ſich Jean Paul, gab mir die Hand, und ſprach: „Verzeihen Sie, ich gehe zu Bett! Da es aber noch ſehr früh iſt, ſo bleiben Sie in Gottesnamen noch hier und plaudern mit meiner Frau, es wird noch mancherlei vorzubringen ſein, was ich nicht aufkommen ließ. Ich bin ein Spießbürger, die Stunde iſt da, wo ich ſchlafen muß!“ Er nahm ein Licht, und ſagte Gutnacht. Wir ſchieden in großer Herzlichkeit, und in dem beiderſeitigen Wunſche, daß ich künftig einmal längere Zeit in Baireuth verweilen möchte.

Noch eine ganze Weile blieb ich mit der trefflichen Gattin in lebhaftem Geſpräch, deſſen Gegenſtand meiſt Jean Paul ſelbſt war, dann auch mancherlei mir bekannte Verhältniſſe, denen ſie einen neuen Antheil widmete. Ich kam ſpät in unſer Wirthshaus, und fand Harſcher ſchon eingeſchlafen, merkte noch eilig in meine Schreibtafel die wichtigſten Züge dieſes Abends an, und als wir am andern Tage wieder unterwegs waren, fehlte mir für meinen Begleiter die unerſchöpflichſte und willkommenſte Unterhaltung nicht, indem ich ausführlich ſchilderte und beſprach, was alles er verſäumt hatte!

Während ich in Tübingen war, kam der ſogenannte Doppelroman wirklich an das Tageslicht. Neumann und ich waren doch nicht ohne Beſorgniß, wie Jean Paul die Sache aufgenommen habe. Jedoch gelangte zu uns darüber keine Kunde. Das Buch, wiewohl erſchienen, und hin und wieder angekündigt, fand noch lange Zeit keinen Weg in Jean Paul's Hände. Noch am 20. März 1809 richtete er nach Tübingen folgendes Blatt an mich: „Ihre Scheeren-Plaſtik macht nicht bloß meinen Kindern, ſondern auch meinen Freunden und mir große Freude; nur dauert mich bei dieſer Zeichnungs- oder Bildungskraft zweierlei: erſtlich, daß ſie nicht zu ordentlichen künſtleriſchen Zwecken ſich einlenkt, — und zweitens Ihre Augen. Doch letztere noch bei Ihrer feinen, kleinen Handſchrift. Haben Sie denn ſo viel Augen als Argus, daß Sie nach ein paar weniger nicht fragen? —

Sie ſind der größte Augenverſchwender, da Sie ſogar fremde mit verſchleudern. In unſerm illitterariſchen Baireuth kann ich Ihren Roman nicht bekommen, wenn Sie mir ihn nicht ſchicken. Iſt er gut, ſo hat meine Perſönlichkeit keinen Einfluß auf meine Unpartheilichkeit. Ich wünſchte ihn ſehr. Grüßen Sie Demoiſelle Levin, mich könnte ſie am beſten grüßen laſſen durch ein Schock voller Bogen. Leben Sie wohl! Ihr Jean Paul Friedrich Richter."

Dieſes Briefchen aber traf mich nicht mehr in Tübingen, ſondern irrte in der Welt umher, nach Hamburg, Berlin, Oeſterreich und Ungarn, und kam erſt nach Verlauf eines Jahres, im März 1810, zu Prag in meine Hand. Die Welt hatte unterdeſſen einen neuen Umſchwung erlitten, auch mein perſönliches Geſchick entſcheidende Wendungen erfahren. Nicht jedes frühere Wort war zu behaupten, nicht jede Anknüpfung fortzuſetzen, Verhältniſſe und Richtungen hatten gewechſelt. Ich mochte das meinem Sinne ſchon ferngerückte Buch an Jean Paul nicht mehr ſchicken, auch wäre mir in Prag dergleichen noch ſchwerer aufzutreiben geweſen, als ihm in Baireuth. Doch unterließ ich nicht, ihm zu antworten, ſchon um zu bemerken, daß ſein Brief grade ein Jahr gebraucht, um von Baireuth nach Prag zu kommen, und dann des ſonderbaren Zuſammentreffens wegen, daß ich eben Jean Paul's neueſtes Buch, des Doktor „Katzenberger's Badereiſe", geleſen, dann mich ſelber auf einer Badereiſe mit dem Fürſten Ferdinand Kinsky und deſſen Arzte, einem zu meinem Erſtaunen wirklich ſo heißenden Doktor Katzenberger, nach dem Kinsky'ſchen Badeort Mſcheno befunden hatte, und beim Abſteigen vom Wagen den Brief Jean Paul's von vorigem Jahre eingehändigt erhielt. Dies alles dünkte mich ſo Jean Paul'ſch, daß ich es ihm ſagen zu müſſen glaubte. Hiemit brach der Verkehr ab; neue Reiſen und Veränderungen lenkten mich nicht zu ihm. Ich habe ihn leider nicht wiedergeſehen. Auch Neumann ſah ihn nie. Wir haben nicht erfahren, was er von ſeinem keck verzerrten, aber dabei meiſterhaft ähnlichen Bilde geurtheilt hat, ob er ſich daran mit heitrer Ueberlegenheit ergötzt, oder mit doch reizbarer Empfindlichkeit geärgert. Auch gegen einige unſrer Freunde, welche ſpäter mit ihm in enge Verbindung kamen, hat er nie ein Wort über die „Verſuche und Hinderniſſe“ geäußert, vielleicht iſt ihm das Buch ſelbſt nie vorgekommen! Nicht zum erſten= noch letztenmale wäre das Druckenlaſſen einem geheimen Niederlegen und Verwahren gleich geweſen, wo der öffentlich verborgene Gegenſtand auf dieſe Weiſe am beſten gegen alles Gefunden= und Erkanntwerden geſichert iſt!

Fünfzehnter Abſchnitt.

Tübingen.

1808. 1809.

Tübingen, Anfang Novembers 1808. Da ſind wir denn in Tübingen! Am 1. ſpät Abends, bei vollem Mondſchein, der die Berge und ihre vom Herbſt wunderkräftig gebräunte Waldung ſchön beleuchtete, fuhren wir munter hier ein, und haben in den erſten Tagen die Stadt und Gegend, die Anſtalten und zum Theil auch die Menſchen, ſchon zur Genüge angeſehen. Ob wir recht gethan, hieher zu reiſen? Es war eine kühne, friſche That, alle Gründe waren dafür, — und doch fürcht' ich ſchon, daß der Ausgang es als ein unnützes Abentheuer erſcheinen läßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, die Gegend iſt ſchön, das Volk unterhaltend, die Männer, die uns anzogen, ſind ihres Rufes werth; aber das Ganze wirkt auf uns gräßlich niederſchlagend! Wir haben ganz daſſelbe Gefühl, Harſcher und ich, da doch ſonſt unſre Seelenſtimmungen weit auseinander liegen, ſo wie die Gegenſtände verſchieden ſind, von denen wir bewegt werden. Diesmal muß alſo doch etwas in der Sache ſein, was uns beide ſo benimmt und beängſtigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beſchuldigen, aber deſto mehr die grelle Verſetzung, die wir zu leichtſinnig gewagt, den ungeheuren Abſtand des Lebens hier von unſrem in Berlin; wir dachten den ſo leicht zu ertragen, und ich ſehe ſchon, wir beide können es nicht! — Für mich iſt das

Schlimmſte, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu ſein glaubte, ſich hier grade am heftigſten erneuen. Von allen Seiten beſtürmen mich Zweifel und Lockungen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefſten des Herzens will, das iſt mir klar und gewiß; aber davon iſt nicht die Rede! Die Rede iſt davon, daß ich eine Geſtalt finde, in der mein Leben ſich das Ziel jenes innerſten Wollens aneignen könne, und da ſind ſo viele Wege, da begegnen mir auf jedem günſtige und widrige Zeichen. Es iſt kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieſer Beruf iſt mir lieb, und ich kann darin glücklich ſein. Aber es liegt in den Umſtänden, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und ſo lieb mir der Ort an und für ſich iſt, ſo wenig darf ich ihn jetzt für mich wünſchen, — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulaſſen, die franzöſiſcher Herrſchaft unterworfen iſt, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes ſich als freie Deutſche erhalten! Soll man überhaupt in ſolcher Zeit ſich niederlaſſen? Und was kann man ſonſt thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich alſo auch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutſchland iſt noch lange nicht völlig unterjocht, und noch lange nicht völlig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen werden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, ſo bleibt mir ein entſchiedener Anſpruch ewig unbefriedigt. Aber auch geiſtige Thätigkeit reizt mich, litterariſche, auf das geſellſchaftliche Leben wirkſame; ſollt' ich nicht als Schriftſteller leben können, und auch hier mitunter die gewünſchte Kriegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der Augenblick drängt; was ſoll ich wählen, was kann ich ergreifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden, ſo fern ich gewählt habe, und auch da zuerſt nur unfruchtbaren! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das ſteht dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'ſchen Buchhandlung fragte, und man mich in ein Lädchen wies, wo ich mich faſt ſchämte einzutreten; ſo winzig, eng und ſchmucklos hab' ich neue Bücher noch nie wohnen ſehen, alte wohl! Und noch dazu iſt dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hauſe ſind, von wo ſie ausgehen. Der eine, emſig beſchäftigte, aber dennoch gutmüthig aufmerkſame Diener, den ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete mich, da ich den Herrn Doktor ſprechen wollte, zwei ſchmale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es aber doch etwas elegant ausſah, ſogar ein Sopha breitete ſich hinter einem Tiſche, das einzige bis jetzt, das ich in Tübingen zu ſehen bekommen, denn Studenten und Profeſſoren haben ſo ſchwelgeriſche Gewohnheiten nicht. Cotta trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geſchmeidig in eckigen Manieren, in ſchwäbiſcher Gemächlichkeit raſch; er war prompt, artig und meinen Wünſchen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch ſchon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit ſeiner Frau und ſeinen zwei artigen Kindern ſah, als freundlichen, liebevollen Hausvater, den das luſtige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beſte Laune ſetzte; auch die Frau war voll Güte, doch ſehr gehalten, maßvoll und verſtändig, im Praktiſchen gewiß nicht leicht zu irren noch umzugehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte gefliſſentlich eine prächtige Beſchreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungfernſtieg, von der reizenden Lage, der ſchönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten kauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländiſcher Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das ſüßeſte Behagen, daß man hier ſolchen Glanz nicht nöthig habe, und in der geringſten Einrichtung ſich behelfe. Dabei läugnet Cotta ſeine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honorar, kauft Güter und Häuſer, und in ſeinen Geſchäften gedeiht alles beſtens. Und wie klug ſpricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig iſt ſein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er die buchhändleriſchen Intereſſen verſteht, ſo ſind ſie ihm doch gar nicht das Höchſte; er hat ſein eignes Urtheil, ſeinen eignen Geſchmack. Wir ſprachen von Heinrich von Kleiſt's Pentheſilea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß, und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde; überhaupt war er gegen die neuere Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einſiedlerzeitung ihm übel mitſpielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zuſammenzog, und ſeine Kämpfer Weiſſer und Haug gegen ſie anrief. Auch in politiſchen Urtheilen fand ich ihn ſcharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, vorausſehend, unerſchrocken, gar wohl als tapferer Offizier zu denken. So ſehr wir, beſonders in litterariſchen Dingen, entgegengeſetzter Meinungen waren, ſo leicht und friedlich tauſchten wir dieſe aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert ſchien. Ich glaube, mir dem Norddeutſchen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachteſſen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit ſei zu gehen; um 8 hatte ſchon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häuſern abſcheulich, ein ſchmutziges Neſt, ſchwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, ſehen ſchrecklich aus, mittelalterige Fenſterchen, ſchiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tiſch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch ſich ſelbſt daran aufzuhängen, ſind die Möbel. Was man verlangt, iſt nicht zu haben, fremd, vom Hörenſagen bekannt; man ſchämt ſich, man ſcheint ſich frech, ſo viele Anſprüche zu machen. Dagegen iſt die Landſchaft prächtig, das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den ſchönſten Spazirgängen ein, die Hügel bieten die reichſten Ausſichten, die ganze Gegend hat einen lieblich ſchwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben ſoll. Wie reizend fänden wir dieſes Stück Natur, wie genügend dieſen beſchränkten Umfang, könnten wir unſer berliniſch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir ſchon mehrere Bekanntſchaften gemacht. Ein Mediziner, der nächſtens als Arzt in ſeine Vaterſtadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philoſophie und Poeſie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktiſche, ſtreng auf ſein Fach verſeſſen, und wohlbeſchlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und ſpäter Ehrenmänner nennt, will ſich unſrer annehmen, und uns mit dem Reſte, wo er ſich ſo gut hat flügge werden laſſen, ausſöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und ſeinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch ſchon willkommene Brücke zur Bekanntſchaft mit einem andern jungen Mann, mit Juſtinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einſiedlerzeitung gedruckt ſind; er iſt ein unſchuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachläſſigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verſtehen uns aber wenig, er kennt nur ſein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich geſehen und geſprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth, nun die Männer bedürfen unſres Lobes nicht, aber — es iſt doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum iſt vortrefflich, eine lebendige Darſtellung, ſcharfſinnig, eindringlich belehrend; doch die Anſtalt iſt klein, erſt im Entſtehen, und er ſelbſt wundert ſich, daß Reil und andre ſolche Rathgeber uns hieher gewieſen haben. Indeß könnten wir ſehr zweckmäßig unſer Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle ſtehen, zaudern wir, erſchrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unſerm Beruf, an dieſer Bahn wenigſtens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeſchnitten ſind. Wir haben ſchon zuviel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, geſellige Anregung, reizenden Umgang, Kunſt, große Tagesſtoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harſcher könnte noch eher ſich in Studien einſpinnen, ſeine Ideen können auch in der Einſamkeit geſund reifen, er iſt weniger auf das Leben in und mit der Welt beſchränkt, als ich; beſchränkt, das iſt der Ausdruck, denn angewieſen darauf iſt er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus dieſem Loch, in das wir gefallen ſind, ſich um jeden Preis hinausretten. Wir haben ſchreckliche Tage unter wechſelſeitigen Bekenntniſſen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußeren Umſtände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieſer großen Kriſis war: fürerſt weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, beſonders für mich, der ich von Urſprung an in widerſtreitenden Bezügen gerungen habe, zurückgehalten von dieſen, fortgeriſſen von andern, verſpätet und verfrüht zugleich! Harſcher nun, ſo nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in dieſen Tagen nach Baſel; dort wird er ſich beſinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch ſobald meine jetzt erſchöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachſen ſind, was zum Frühjahr gewiß geſchieht, aber auch vielleicht früher, mache ich mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das ſein wird? Ich weiß es ſelbſt nicht; jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit iſt mir recht, — wenn ſich das Eine mir erfüllt! Wien ſteht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider ſchwank' ich nicht allein, Alle ſchwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Ausſichten; wo kein Punkt feſt iſt, alles nur in fortwährender Bewegung ſich gegenſeitig bedingen ſoll, da iſt ſchwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch giebt uns der neuſte Entſchluß wieder Muth, wir ſind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harſcher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich ſelbſt habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier.

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harſcher iſt längſt in Baſel, und ladet mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hauſe mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat ſich Juſtinus Kerner ſehr an mich angeſchloſſen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erſt recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menſchen, ächte, urſprüngliche Seelen, reich begabt mit innerem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoeſieen ſchon bekannter Name, jene unreifen, vergeſſenen Gedichte ſind es, die mir dieſe neuen Freunde verſchafft, aus dieſem geringen Faden ſpann ſich die ſchönſte Verbindung. Die uns damals wegen unſres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn iſt ein ganz anderer, und wie reich iſt uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Troſt für ſchlechte Poeten, für ſchlechte Schriftſteller, aber in der That ein Troſt, ſobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird.

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handſchriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in friſche Dichtungsfluth! Seine Lieder ſind Goethiſch; das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, ſondern in gleichem Werthe mit deſſen Liedern: eben ſo wahr und rein, ſo friſch und ſüß! Uhland behilft ſich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl ſpricht und die Anſchauung, daher iſt ſein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis ſeiner Dichtung, aber ſein Geiſt iſt doch aus unſerer Zeit, ſein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derſelben, und ſo iſt er der Auffaſſung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchſtrömen ihn, und auch dies macht ihn mir werth. Ich ſchicke euch einige Lieder von ihm, „des Knaben Berglied“ und „die drei Lieder“ gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Proſa ſtehe hier; von einer Geliebten wird geſagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenſtern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abſchiedskuß! Und ſind wir uns nicht beſtimmt für's Leben, ſo mögen wir uns doch beſtimmt ſein für einen Kuß. Und drängt ſich in einen ſolchen Kuß nicht eines Lebens Luſt und Schmach?“ — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittelung, denn er iſt der entſchloſſenſte, hartnäckigſte Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unſern Beller ſogar! keine Verlegenheit, keine Angſt wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und ſchweigt. Redet er aber, ſo iſt, was er ſagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichſt kurz; ohne alle Abſicht und Ziererei iſt es ſo, aus freier Natur heraus. Iſt das nicht ſchön? Und ſo iſt der ganze Menſch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preiſt jeder, der ihn kennt, als unerſchütterlich und probehaltig. Er wird nächſtens die Univerſität verlaſſen, und eine Reiſe nach Paris unternehmen. Er iſt im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es iſt, werden ihn die Franzoſen nicht glätten, und geſprächig machen noch weniger.

Nun muß ich aber auch von Kerner mancherlei erzählen! Auch er iſt nicht nach unſrer norddeutſchen Weiſe gebildet und geſprächig, aber den guten Willen hat er, ſich anzuſchmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demſelben Hauſe, — der ſich ſo wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Menſch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tiſche ſeine Diſſertation ſchreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später ſieht er dann mit Bewunderung, wie ich Thee trinke, anſtatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier ſo wohlſchmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich ſo manche bittre Bemerkung ausſtoße, iſt ihm eine wahre Herzenskränkung; er ſieht wohl meiſtens ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund iſt, er erkennt in manchen Fällen ſogar ſeine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigſtens das Bittre, indem er den beſten Humor daraus macht. Er hat den lebendigſten Sinn für Scherz, für alles Komiſche und Barocke, und eine Art von Leidenſchaft, daſſelbe an's Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einſiedlerzeitung hält, ſo hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n ſelbſt, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch iſt ſeine Geſinnung, wie die ſeines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerſtörbar rechtſchaffen, edel, tapfer, und ſo menſchenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher ſollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Univerſität, er folgte der Beſtimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es ſei ſo wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müſſe, damit die Zeit verſtreiche, und ſo das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts ſonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich ſchmerzt, und ſo lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier ſtudirt, hat er ohne Anſtrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und auch ſchon Kranke mit Geſchicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reiſ't er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte ſchon wirken! Zu ſeiner Diſſertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Verſuche mit Thieren angeſtellt. In ſeiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänſen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechſen, Mäuſen, und wer weiß was noch ſonſt für Gethier, ganz freundſchaftlich zuſammen, und hat nur ſeine Noth, Thür und Fenſter zu verwahren, daß ihm die Gäſte nicht entſchlüpfen; ob ſeine Bücher oder Kleider in Gefahr ſind, ob ihn ein Thier im Schlaf anſchnopert, oder unverſehens aufgeſchreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Verſuche ſind ſchlau und ſinnreich, und er ſucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt ſteht er der Natur ſehr nah, und beſonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geiſterhaftes und Frommes; ſein Herz kann er willkürlich ſchneller ſchlagen machen, aber es nicht eben ſo wieder hemmen; die Erſcheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelſchwingungen des Ringes am ſeidnen Faden, das Umdrehen des Schlüſſels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetiſches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er ſelbſt hat etwas Somnambüles, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange ſinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnſinnige kann er nachmachen, daß man zuſammenſchaudert, und obwohl er dies poſſenhaft beginnt, ſo iſt ihm doch im Verlauf nicht poſſenhaft dabei zu Muth. In der Poeſie iſt ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandteſten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; ſo ſpricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will ſie nicht ablegen und verſtockt ſich wohl gar gegen die Schriftſprache. Der Sinn für gebildete Kunſt tritt zurück; in der Muſik hat er ſich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Inſtrument die zarteſten und rührendſten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachſte, ganz vernachläſſigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man ſich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, ungraden Gang, eine ſtete Neigung ſich anzulehnen, oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem ſitzt, und bei allem dieſen einen doch ſchlanken, wohlgewachſenen, ganz hübſchen Jungen, — ſo habt ihr ein vollſtändiges Bild meines Kerner's.

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz ſchlecht, die Landſtraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Poſthalter gab uns ſehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußte ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die ſchwarzblauen Berge ſtachen ſcharf gegen den Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunklen Ernſt überall die dünnen Wolkenwogen, welche um ſie her ſpielten. Nachdem wir das Neckarthal verlaſſen, eröffneten ſich neue ſchönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einſt mit denen von Tübingen harte Kriege geführt, und zuletzt den kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt;

alles in dieſem Schwaben iſt ſo gedrängt und nah, kaum iſt ein Gegenſtand erſehen, ſo iſt er auch ſchon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine ſolche Stadt zu ſehen, die ordentliche Häuſer hat, ſehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebſame, wohlhabende Einwohnerſchaft, deren Schlag mir hübſcher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die erſten Geſichter mich irre führten. An allem ſieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsſtadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinſinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da iſt, iſt von ſonſt. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die ſich durch Arbeitſamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigſten Antheil an dem ganz demokratiſchen Gemeinweſen hatten, und ihre jährlichen Magiſtratsperſonen frei wählten; daß ſie auch kriegeriſch in früherer Zeit geweſen, bezeugen die hohen Mauern, feſten Thürme, und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war als ob die Leute mir die ſchmerzlichen Empfindungen anſähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsſtadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier ſchütteten ſie ihre bittern Klagen über die erlittene Veränderung vertrauenvoll gegen mich aus. Die armen Leute ſehen die Franzoſen als die allgemeinen Unheilsſtifter an, die ehmals Freiheit mit Worten verkündigt, in der That aber überall Herren eingeſetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrſchaft, denn die Franzoſen drückten ſchwer auf die Fürſten, und dieſe dann um ſo ſchwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrſchte dieſe Unzufriedenheit, der franzöſiſche Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieſes ſteht nirgends mit ihnen in einer gemeinſamen, einträchtigen Maſſe vereint. Wunderbar ſtellen ſich damit die neuen preußiſchen Anordnungen in Gegenſatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen leſen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinweſens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden ſoll, wenn auch meines Bedünkens nicht grade durch den beſten Mund, doch gewiß im beſten Sinne, — die Zeitungen melden von einer Adreſſe an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt ſei abzufaſſen. Ich habe hier, wie ſchon früher in Franken, die regſte Theilnahme und ein feſtes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, deſſen Unglücksfälle niemand als letzte Entſcheidungen anſehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir beſuchten aber den berühmten Buchdrucker Juſtus Fleiſchhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl verſahen. Der Nachdrucker, der zunächſt am Volke ſteht, für deſſen Bedürfniß wohlfeile und geringe Ausgaben liefert, iſt für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete ſorgende Verleger, und der Name Fleiſchhauer macht ihm einen beſſern Eindruck, als alle Cotta, Göſchen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker, wie man Zigeuner liebt, aus dem romantiſchen, geſetzloſen Hang im Menſchen, wobei man doch nicht anſteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unſer Mann erzählte, ſeit die Stadt Königlich geworden, habe ſich ſein Abſatz ungemein beſchränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, ſondern der alte Text treu wiedergegeben würde, verſetzte der Mann, unſre Meinung mißverſtehend, er würde gern manches ändern, aber es ſei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob!“ ſeufzte Kerner, „haben Sie nur immer recht viel zu thun!“ Dieſe warme Theilnahme für ſein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner verſprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt ſeltnen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er verſprach beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorſtellen, für etwas närriſch, daß wir uns mit ſeinem Löſchpapier befaſſen, und um ſeine Ausgaben kümmern. Daß auf unſrer Rechnung der Kaiſer Oktavianus wie ein bloßes Format als 8vian angeſetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geſchah in dunkler Nacht, bei kaltem

Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen. — Die Briefe von Rahel ſind jetzt mein einziger Troſt. Was ſie mir ſchreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Stärke. Mir iſt als wär' ich erſt durch ſie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämmerung gekannt. Beſonders iſt der ältere Briefwechſel, den ſie mir geſchenkt, reich an ſtarkem Ausdruck des Lebens, aus den höchſten ethiſchen Standpunkten, in reichſter Wahrheitsgluth. Harſcher, mit dem ich zuletzt noch viele Blätter las, auch einige aus den neueſten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preiſen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht, nach dieſem Leſen beſonders nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können.

Tübingen, Donnerstag den 1. Dezember 1808. Nach einem zerſtreuten, unnütz verbrachten Abend nahm ich den Wilhelm Meiſter, und las ein ziemliches Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darſtellung. Es war als hörte ich eine ſchöne, kräftige Troſtſtimme in der Bruſt, als fühlte ich eine ſanfte ſtreichende Hand auf den Augen, als flöſſe der Tag wieder in ſilbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Nie hat mich der Meiſter ſo entzückt, wie bei dem diesmaligen Leſen, er rührt mich innig, und reißt mich zu ſtaunender Bewunderung hin; ich entdeckte, indem ich die alten bekannten Züge ſchärfer faſſe, tauſend neue. Den Stil ſtudir' ich bis in's genaueſte Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn ſehr gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu ſtellen, im Deutſchen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Harſcher die Weihnachtsfeier von Schleiermacher als etwas Aehnliches pries, ſo dünkt mich jetzt dieſe Proſa gegen jene doch nur wie eine affektirte Melina neben der anmuthigen Philine. Und dieſer Zauber der Vortrefflichkeit, dieſer wunderbare Lichtreiz, erſcheint mir am ſtärkſten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und Lücken in dem Buche aufzuſpüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — reichlich finde und aufzeichne. Es iſt aber als ob die Einſicht in dieſe Schwächen auch die Vorzüge heller ſtrahlen machte. Mir iſt als wandelte ich an einem Feiertage durch die kunſtreiche, geheimnißvolle Werkſtatt des Dichters, ſähe ſeine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinſten Gebild, in das er verarbeitet worden, ſähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er ſich bedient, und könnte ihm ſein ganzes Verfahren abſehen, und es ſo gut wie er machen, — wenn er mir zu allem dieſen nur noch ein bischen ſeinen Kopf und ſeine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Sinnesart führt mich immerfort in ſolche Unterſuchungen, wobei viel Einzelnes genau zu betrachten iſt; ſogar die Ueberſicht eines Ganzen und ſeiner Gliederung gewinn' ich meiſt nur auf dieſe Weiſe; und ich finde nach dem abſichtlichen Aufmerken auf das Einzelne auch mein Verſtändniß der ganzen Geſtalt und ihrer Bedeutung erhöht. — Ich leſe aber auch, weil ich ihn doch perſönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Heſperus, den ich eben vorhabe, hängen eine Menge bunter Papierſtreifen, die als Abfall ausgeſchnittener Bilderchen auf meinem Tiſche lagen, als Zeichen und Freudenbänder ſchöner Stellen heraus; die Bilderchen waren für Jean Paul's Kinder, und ſo giebt er mir Geſchenk für Geſchenk zurück, daß ich beinah ſagen kann, dieſe Stelle ſei der Dank für dieſes Bildchen. Wie aus Jean Paul's Zettelkaſten, nicht wahr?

Tübingen, Freitag den 9. Dezember 1808. Ich habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gedenken werde. Aus Cotta's Laden hatte ich die eben erſchienene Theorie der Geiſterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Titelbild, die weiße Frau vorſtellend, machte ſchon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, reizte uns der ſchauerliche Inhalt. Es iſt merkwürdig, wie Jung ſich zugleich als ſchlechter Denker und als geſchickter Darſteller zeigt. Sein raſtloſer, gläubiger Eifer, die wirkliche Frömmigkeit, mit der er ſchlechthin alles auf den Buchſtaben des Chriſtenthums zurückführt, alle geſelligen und politiſchen Ereigniſſe davon abhängig macht, das Feuer ſeiner Ueberzeugung, alles dies reißt unſern Glauben auf einen Augenblick hin, und unſre Phantaſie nimmt er auf's ungeheuerſte dadurch ein, daß er alles, was für ſie gelten ſoll, grade als die baarſte Wirklichkeit nicht ihr, ſondern der ſinnlichen Anſchauung aufdrängt. Wer dürfte alles, was er erzählt, Täuſchung nennen, aber in einigen Stücken iſt doch der plumpe Aberglauben handgreiflich! Die Erſcheinungen des Magnetismus muß man am meiſten zugeſtehen, doch ſind das dunkle Regionen, mit denen ſich der beſonnene, dem Tage zugewandte Geiſt nicht gern befaßt, ſondern ſie den Forſchern überläßt, die dazu durch Naturanlage begünſtigt ſind. Jung war Arzt, indeß davon kommt dem Buche nichts zu gut, als daß er bei manchen Wundern zweifelt, und ſie als Verirrungen des Aberglaubens verwirft. Aber ſeine willkürlichen Vorſtellungen vom bläulichen Dunſtkreis der Seele, vom Hades, und andres dergleichen, ſtellt er als unzweifelhafte Naturwahrheiten hin. Seine Gläubigkeit iſt rührend, ſeine Abſicht ſehr redlich, nur hat er nicht friſche Geiſteskraft und ſcharfen Verſtand genug, um die wahre Bahn zwiſchen Unglauben und Aberglauben zu beſtimmen. Dieſe Bahn beſtimmt ſich für jeden Menſchen wohl nach eignem Maße. Die auffallende Prophezeihung von Cazotte zum Beiſpiel, die hier nach Laharpe mitgetheilt wird, hat das Anſehen der gröbſten Erfindung, der handgreiflichſten Zuſammenſtellung nach dem Geſchehenen, und doch hörte ich einmal von Schleiermacher, dem in Halle auf den Grund dieſer Geſchichte erzählt wurde, Cazotte habe Szenen der franzöſiſchen Revolution vorhergeſagt, die merkwürdige Aeußerung: „Warum nicht? Ein Menſch, der die Biondetta hat ſchreiben können, bei dem iſt es nicht unglaublich, daß er auch wirklich habe prophezeihen können.“ Dieſe Biondetta hab' ich nun ſeitdem geleſen, und finde das Mährchen ein wahres Kleinod, unbegreiflich in der franzöſiſchen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch in der That ſpaniſchen Urſprungs, wie ja ſchon der Stoff ſpaniſch iſt; aber auf mich macht das Stück nicht einen ſolchen Eindruck, daß ich jener ungeheuern Folgerung beiſtimmen könnte. Dagegen iſt mir eine Geſchichte, welche Jung ebenfalls erzählt, ſehr einleuchtend, von einer Frau, die eine Freundin zu ſich heranbannt durch den bloßen Willen. Es giebt ſo etwas; man kann verwandte Sehnſucht fühlen und ihr folgen müſſen;

ich glaube es. Daß nicht jeder, und nicht immer, ſo leiſen Regungen offen ſteht, iſt ſo natürlich, als daß nicht jeder in einer Symphonie den leiſeſten Mißton jedes Inſtruments heraushört, oder, wie der ausgelernte Spieler, mit den Fingerſpitzen ein As und ein Bild unterſcheidet. Aber davon will ich eigentlich nicht reden, ſondern euch erzählen, wie es uns erging. Wir laſen, und merkten auf, prüften, lachten, verwarfen, wurden nachdenklich, und endlich von einer Geſchichte nach der andern ſo übernommen, durch die wiederholte Terminologie und die ſich ſteigernde Aufdringlichkeit dieſes ganzen Geiſterſpuks dergeſtalt befangen, daß wir nach Mitternacht todtſchläfrig und aufgereizt in banger Verſtimmung einander gegenüber ſaßen, und uns von Zeit zu Zeit anſahen, ob wir's auch noch wären, und nichts Geiſterhaftes ein Spiel mit uns treibe! Wir verwünſchten das Buch, billigten die Baſeler Regierung, die es weislich verboten, konnten aber aus der Gewalt ſeiner Schauer nicht los, fürchteten, einzeln und einſam dieſer noch mehr zu verfallen, und beſchloſſen, die Nacht beiſammen zu bleiben; Kerner hatte nur wenige Schritte über einen Flur und eine Treppe hinab zu ſeinem Zimmer, allein er mochte nicht fortgehen, und ich bat ihn, mich nicht zu verlaſſen. Spät und verſtört ſchliefen wir ein, und ein unerfreuliches Erwachen trug noch die Spuren der unſeligen Lukubration!

Dieſes Würtemberg iſt recht die Heimath des Spuk- und Geſpenſterweſens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven ſind nach dieſer Richtung beſonders ausgebildet. Das Land iſt gepfropft voll von Sagen, Prophezeihungen, Wundern, Seltſamkeiten dieſer Art. Die Phyſiognomie des Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, ſie ſpricht im Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt ſich einſam und wie aus der Welt geſchieden in dieſen beſchränkten Thalſtrecken und auf dieſen mäßigen Höhenzügen; überall trifft der Blick auf zerſtörte Burgen, einſame Kapellen, man wird an ein vergangnes Leben erinnert, zwiſchen deſſen Trümmern ſich die Gegenwart kleinlich ausnimmt. Tübingen beſonders hat in ſeinem Oertlichen etwas Ahndungsvolles, Seltſames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar iſt es, daß gegen dieſe Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirkſamkeit des Proteſtantismus, der hier in den trefflichſten Anſtalten und Geiſtlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung iſt, bisher nichts vermocht hat.

Kerner iſt nun in dieſen Richtungen der wahre Ausdruck ſeines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der unterſten Region in eine höhere, wo wiſſenſchaftliche Einſicht und dichteriſche Phantaſie zu dem Volksthümlichen ſich miſchen. Seine Natur wirkt ſo entſchieden, daß in ſeiner Gegenwart mehr möglich ſcheint als ſonſt, daß die Empfänglichkeit andrer Gemüther durch ihn wächſt. Er hat ſelbſt einmal — voriges Jahr am Weihnachtsabend — etwas Seltſames erlebt. Es war tief im Winter, und er ſaß mit einem Freunde, einem freiſinnigen, aufgeklärten Menſchen, Abends bei Licht auf ſeiner Stube, eine Guitarre lag zur Hand, und er fing an darauf zu ſpielen. Während des Spielens fühlte er eine wunderbare Beklommenheit, die ſchnell zunahm, er war in einem unbegreiflichen Zuſtand, den er nie vorher gekannt, ihm fehlte jeder Maßſtab und jeder Ausdruck für ſeine Empfindung, die dadurch noch fürchterlicher wurde, daß er ganz deutlich ſah, wie ſein Freund, von ähnlichem Eindruck erfüllt, ganz erſchrocken über ihn hinaufblickte; jetzt war ihm, als drücke von obenher eine ſchwere Maſſe ihn gewaltſam nieder, und in demſelben Augenblicke, als die fürchterliche Angſt auf's höchſte geſtiegen war, ſprang der Freund auf, ſchrie voll Entſetzen: „O Jeſus, Kerner!“ und ſtürzte zur Thür hinaus. Kerner fiel hin, und lag eine Weile beſinnungslos, nicht durch den Schreck, wie er ausdrücklich ſagt, ſondern durch die davon unabhängige Steigerung ſeines innern Zuſtandes. Als er zu ſich kam, verließ er eiligſt das Zimmer, und ging einige Zeit im Freien umher; die ſternenhelle Winternacht erquickte ihn, und er konnte, als er in ſeine Stube zurückgekehrt war, ruhig einſchlafen. Am Morgen traf er mit dem Freunde zuſammen, beide waren verlegen, doch endlich erzählte der Freund, noch ganz angegriffen und erſchaudernd vor der Erinnerung, es ſei ihm vorgekommen, als habe über Kerner’s Kopf, während des Spielens, ſich eine Geſtalt undeutlich gebildet, und ſei dann längs der Wand hingezogen. Kerner wußte nur, daß ihm unendlich weh geweſen, mit den Guitarrentönen ſeine Angſt wie von obenher vermehrt worden, ihm dann plötzlich ſo kalt, und alles umher licht und hell geweſen ſei. Kein äußrer Umſtand, der zur Erklärung hätte dienen können, war aufzufinden, das Licht hatte Kerner bei der Wiederkehr erloſchen gefunden, die Luft nicht beengt. Sie wußten ſich einander keine Rechenſchaft von ihrer Empfindung zu geben, die Worte fehlten ihnen; „Mer hänn nicks ſchwätze könne“, ſagte mir Kerner mehrmals, indem er ſeine Erzählung beſchloß, die ihn ſelber noch jetzt heftig angriff, und ihm fürchterlich war. Die Empfindung, meinte er, ſei ſo ſchrecklich geweſen, daß er davon auf der Stelle hätte todt bleiben oder wahnſinnig werden können; vorher war er ſehr luſtig und guter Dinge, in den Tagen nachher aber fühlte er ſich krank, bekam eine Art von Veitstanz, und mußte längere Zeit unter ärztlicher Behandlung bleiben. Er will auch jetzt noch die ganze Geſchichte nur als Krankheit angeſehen wiſſen, und verwirft jede geiſtergläubige Deutung, obwohl er die wunderbare Erſcheinung ſich nicht wegſtreiten kann. Faſt gereut ihn, die Sache mir erzählt, und dadurch ſie wieder ſo lebhaft in ſich aufgerufen zu haben.

Nicht unterdrücken kann ich bei dieſer Gelegenheit eine ſonderbare und artige Mähr, die meinen Tübinger Freund einen Augenblick in für ihn vorweltliche Beziehung und Mondſcheinnacht verſetzt. Seine Mutter, eine gute fromme Frau, die ihren Mann frühzeitig verloren, fiel vor mehreren Jahren in eine hitzige Krankheit, die ſie zwar glücklich überſtand, aber von der ſie doch eine Schwäche behielt. Sie dachte viel und gern an die Vorfälle früherer Lebenszeit, wobei ſie leicht ängſtliche Anwandlungen hatte. So hatte ſie mehrmals im Stillen ihren Sohn herbeigewinkt, und ihn ſorgfältig unterſucht, ob er nicht verborgne Schuppen habe, und war immer ſehr zufrieden, weder Schuppen noch ſonſt etwas, das an Fiſch erinnerte, zu finden. Der Grund dieſer ſeltſamen Vorſtellung blieb lange verborgen, bis die gute Frau einmal ihrem älteſten Sohne Folgendes vertraute. Sie ſei eines Abends mit ihrem Manne am Ufer des Neckar ſpaziren gegangen, und da es am Tage ſehr heiß geweſen, ſo habe ihr Mann Luſt bekommen ſich zu baden, unterdeſſen ſei ſie im Schatten eines nahen Gebüſches geblieben. Eine Weile habe ſie ihn im Waſſer plätſchern hören, dann plötzlich aber ſeinen Hülferuf vernommen; im Augenblicke der Noth, nur von dem Einen Gedanken erfüllt, zu ihrem Manne zu eilen, ſei ſie aus dem Gebüſch herausgeſprungen, und mit allen Kleidern wie ſie war in's Waſſer gegangen; da habe ihr Mann ſie ſogleich umfaßt und ſcherzend beruhigt, er habe nur ſehen wollen, ob ſie ihn ſo lieb habe. Dann habe er ſie zu dem Gebüſch zurückgeführt. Sie aber, da ſie einige Zeit darauf in's Kindbett gekommen, habe ſich ſehr gefreut, daß ſie ein hübſches Knäbchen und keinen Fiſch zur Welt gebracht. Der ganze Vorgang war mehr Einbildung als Wahrheit, in Betreff der Zeit gewiß irrig; allein der Furcht, ſolcherlei möchte doch eine Sünde geweſen ſein und durch ein Zeichen geſtraft werden, konnte die gute Frau, in der Schwäche nach der Krankheit, auf Augenblicke ſich doch nicht erwehren.

Durch Juſtinus Kerner lern' ich nun auch ſeinen Bruder Georg, den ich in Hamburg doch nicht aufmerkſam genug beachtet, näher kennen. Dieſes Geſchlecht hat eine ſolche Stärke und Fülle von Anlagen, daß ſie vertheilt auf die verſchiedenen Zweige noch in jedem als beſondrer Reichthum erſcheinen. Es iſt dieſelbe Kraft, die im einen Bruder Natur und Welt magnetiſch und humoriſtiſch erfaßt, und im andern einen ſprühenden Feuergeiſt für Staats- und Bürgerleben erweckt hat; ein dritter Bruder ſteht als Oberſt in würtembergiſchen Kriegsdienſten, wo er wegen ſeines guten Kopfs und tapfren Muthes gleich geſchätzt iſt. Das Leben Georg's aber, in die franzöſiſche Revolution verflochten, iſt durch Friſche und Reinheit des Eifers, wie durch Muth und Selbſtſtändigkeit des Willens ein ſo achtungswerthes als abentheuerliches Karakterſtück; eine deutſche Ehrlichkeitsrolle in franzöſiſchen Verhältniſſen und Hoffnungen, die wie billig mit dem Ausſcheiden des Helden endigt. Geniale Züge bezeichnen dieſe Bahn von Anfang bis zu Ende; einige derſelben habe ich mir beſonders aufgezeichnet. Es wäre der Mühe werth, daß dieſer Mann ſein eignes Leben ſchriebe, wozu doch ſeine praktiſche Raſtloſigkeit ihn ſchwerlich gelangen läßt.

Tübingen, Donnerstag den 29. Dezember 1808. Hier hat ſich noch ein Poet eingefunden, mit dem ich bei Cotta einen Abend zugebracht habe. Es iſt der Däne Jens Baggeſen, der mir auf das Wort von Voß, Erhard, und Andern, bisher viel galt, und der mir nun auf ſein eignes wenig gilt. Er kommt von Paris, hat gegen Napoleon einen politiſchen Fauſt gedichtet, den er natürlich nicht kann drucken laſſen, macht Spottgedichte gegen die deutſchen Romantiker, will ſogar von Goethe wenig wiſſen, und meint, man ſei ein Dichter, wenn man ſich ſelbſtgefällig über alles erhebt, und von Voß die Schmiedearbeit deutſcher Hexameter gelernt hat! Er iſt gränzenlos eitel, trägt ſich immer vor, paßt ſich alte Anekdoten und Geſchichten an, ſucht Effekt darin zu machen, und das läuft bisweilen ſo ſchal und kläglich ab, daß ich mich für ihn ſchäme. Er thut ſehr wichtig damit, daß er die franzöſiſchen Sachen und die bedeutenden Perſonen in Paris einigermaßen kennt, ſpricht von ſeinen großen Verbindungen, Planen, ſogar Gefahren. Cotta'n hat er ganz für ſich eingenommen, und die Frau gleichfalls. Sie ſind beide geſchmeichelt durch die Art, wie er ſich um ihren Beifall bewirbt, und Cotta findet, daß er Geiſt und Witz im Uebermaß habe. Ich aber empfehle mich nicht durch meinen Witz, daß ich ſage, ſein Fauſt ſei doch nur eine Fauſt in der Taſche! — Baggeſen ſcheint in Stuttgart etwas zu ſuchen, und einiger Gunſt ſchon verſichert zu ſein, das wirkt auch bei Cotta mit, wie ich das ſchon in Betreff Matthiſſon's geſehen, der die entſchiedene Vorliebe des Königs gewonnen und eine ſchöne Anſtellung erhalten hat, weßhalb ihm nun von allen Seiten auf die widerwärtigſte Weiſe der Hof gemacht wird, und er in poetiſchen und litterariſchen Dingen plötzlich eine Miniſterautorität ſein ſoll; das Morgenblatt iſt da denn eifrig auf dem Platz, und lächelt huldigend!

Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meiſter der Poeſie, der aber nicht am Hofe zu ſuchen iſt, noch in Cotta's Abendgeſellſchaft, ſondern — im Irrenhaus. Wie ein Straffſchauder traf es mich, als ich zuerſt vernahm, Hölderlin lebe hier ſeit ein paar Jahren als Wahnſinniger! Der edle Dichter des Hyperion, und ſo manches herrlichen Liedes voll Sehnſucht und Heldenmuth, hatte allerdings eine Ueberſetzung des Sophokles in Druck gegeben, die mir ziemlich toll vorgekommen war, aber nur litterariſch toll, worin man bei uns ſehr weit gehen kann, ohne grade wahnſinnig zu ſein, oder dafür gehalten zu werden. Dieſe Tollheit zu rügen, war völlig erlaubt, und ich hatte mir für den Doppelroman, zu den übrigen litterariſchen Figuren, auch einen Ueberſetzer Wachholder ausgedacht, der wie Hölderlin's Sophokles werden ſollte. Nur durch Zufall unterblieb es, und wahrlich mir zum Heil! Denn mir wäre es ein ſchrecklicher Gedanke, einen Geiſteskranken verſpottet zu haben, eben ſo ſchauderhaft, wie eine Leiche prügeln zu wollen! Wie kläglich erſcheint das irdiſche Beginnen, wie ohnmächtig der Haß und die Liebe, gegen das unerreichbar Entrückte! wie heiligend der Tod und großes Unglück! Der Scherz gegen Hölderlin hätte freilich ihn ſelber nie berührt, wäre nicht böſe gemeint geweſen, war in ſeiner Vorausſetzung nicht unrecht einmal, und dieſe Vorausſetzung war die argloſeſte! aber doch iſt es mir unendlich lieb, daß dieſer Ausfall nicht geſchah, ich fühlte mich wie einer großen Gefahr, einem tiefen Frevel entgangen. — Der arme Hölderlin! Er iſt bei einem Schreiner in Koſt und Aufſicht, der ihn gut hält, mit ihm ſpaziren geht, ihn ſo viel als nöthig bewacht; denn ſein Wahnſinn iſt nicht grade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raſet nicht, aber ſpricht unaufhörlich aus ſeinen Einbildungen, glaubt ſich von huldigenden Beſuchern umgeben, ſtreitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt ſie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt großer Werke, die er geſchrieben habe, andrer, die er jetzt ſchreibe, und all ſein Wiſſen, ſeine Sprachkenntniß, ſeine Vertrautheit mit den Alten, ſtehen ihm hiebei zu Gebot; ſelten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geiſtreiche Verknüpfung, in den Strom ſeiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden ſind. Als Urſache ſeines Wahnſinns wird ein ſchrecklicher Auftritt in Frankfurt am Main angegeben, wo er Hofmeiſter in einem reichen Hauſe war. Eine zarte liebenswerthe, unglückliche Frau würdigt den hohen Dichtergeiſt, das reine Gemüth des in ſeiner Lage gedrückten und verkannten Jünglings, es entſteht eine unſchuldige Freundſchaft, die aber dem roheſten Argwohn nicht entgeht, und Hölderlin wird thätlich mißhandelt, ſieht auch die Freundin mißhandelt! Das brach ihm das Herz. Er wollte ſeinen Jammer in Arbeit vergraben, er überſetzte den Sophokles; der Verleger, der den erſten Theil drucken ließ und ausgab, ahndete nicht, daß in dem Buche ſchon manche Spur des Ueberganges zu finden ſei, der in dem Verfaſſer leider nur allzubald ſichtbar wurde.

Tübingen, Anfang Januars 1809. Ich lebe in der größten Einſamkeit. Ein paar Abende ausgenommen, von denen ich den einen ſehr langweilig bei Cotta, den andern angenehm bei Froriep zugebracht, bin ich gar nicht aus dem Hauſe gekommen. Bei Froriep iſt es norddeutſch, Halle und Berlin klingen mir dort nach, ich bin in heimathlicher Luft, auch freuen mich die Kinder ſehr, die mich öfters beſuchen. Man bleibt bei Froriep bis in die Nacht hinein, das heißt bis nach 10 Uhr, freilich auf die Gefahr, als Nachtſchwärmer, auf der Straße dem Wächter aufzufallen.

Ich warte das Frühjahr ab, weil ich muß; unterdeſſen laß' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, was ich alles treibe, die heterogenſten Sachen neben einander, und nicht aus willkürlichem Wechſel, nein, ſie haben alle ihren nothwendigen Bezug in mir, und was nicht Räderwerk zum Weiterkommen iſt, iſt Oel zum Räderwerk. Ich habe abſatzweiſe ſtarke mediziniſche Arbeiten gemacht, ich habe den ganzen Livius durchgeleſen, ich habe Studien zu einem Trauerſpiel von unſerm Kaiſer Heinrich dem Vierten gemacht, und ein paar Novellen, und vielerlei Aufſätze, und unzählige Briefe geſchrieben; mehr aber noch innerlich mit Welt und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft.

Macht jetzt keine Anſprüche an mich, laßt mich gehn! Vielleicht erfüll' ich künftig eure Erwartungen um ſo beſſer.

Tübingen, Mitte Januars 1809. Kerner, der nach ſeiner ehrenvollen Doktorpromotion gleich nach Hauſe gereiſt war, iſt wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. Autenrieth iſt ſein Arzt, und bleibt auch ganze Stunden. Da giebt es die lebhafteſten Geſpräche; die romantiſche Schule, die Naturphiloſophie, und vor allem das Wunderhorn, werden ſchrecklich angegriffen, hartnäckig vertheidigt. Autenrieth iſt voll ſchwäbiſcher Phantaſie und Laune, da er aber auch großen Verſtand beſitzt, und der ihn mißtrauiſch gegen ſein Naturell macht, ſo hat er dieſes jenem ganz dienſtbar untergeordnet, und nun ſtreiten dieſe muntern Kräfte wider das, was ihnen eigentlich befreundet iſt. Ich habe ihm das einmal bewieſen, daß ſein Eifer gegen die Volkslieder nur verſteckte Freude an ihnen iſt, und er lachte ſehr vergnügt darüber. Ein paar junge Tübinger, Pregitzer und Köſtlin, nehmen warmen Antheil an dieſen Verhandlungen, für Kerner ſind ſie ſtärkende Arznei; Uhland ſchweigt in ſchroffem Ernſt, und ſeine Gegenwart verhindert uns auch wohl, die ſtreitigen Meinungen allzu ſtark hervorzurufen. Ich habe aber noch von einem andern Abendgaſte zu reden, den ich bei Kerner treffe, abermals einem Poeten, und zwar wieder von ganz anderm Schlag, als die bisher genannten; hoffentlich hab' ich mit ihm nun alle Dichterſorten des hieſigen Platzes erſchöpft. Ich ſtelle euch den Profeſſor Conz vor. Laßt es euch nicht ſtören, daß er ſo ausſieht, wie Focks in den „Verſuchen und Hinderniſſen" beſchrieben iſt, er iſt doch ein ganz wackrer und guter Kerl! Was kann er dafür, daß er in frühere Jahre fiel, wo es für Dichtergluth eine andre Heizung gab, als jetzt? Er hält eine ſehr gute Vermittelungslinie zwiſchen Schiller und Voß, weiß Metrum und Reim zu handhaben, hat ſich um Kantiſche Philoſophie bekümmert; wär' er jünger, ſo machte er Sonette, wüßte von Aſſonanzen, ließe Schelling'ſche Formeln in ſeinen Dichtungen durchſchimmern. Conz iſt hier der eigentliche Philolog an der Univerſität, und wirklich ein gründlicher, auch geſchmackvoller Alterthumskenner, eifrig in ſeinem Fach, und überhaupt für Schönes und Hohes leicht entzündbar. Da er aber als Anempfinder wenig Feſtigkeit und Schärfe beſitzt, ſich theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Schwäche, leicht einſchüchtern läßt, ſo kann er ſeine Sachen nicht mit dem nöthigen Anſehn durchſetzen, die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen ſich leichtfertig, zu Hauſe giebt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Litteratur die einzige Zuflucht, — aber in der herrſcht ein neuer Geiſt, der von ihm und all dem Seinen nichts wiſſen will! So lebt der Mann hier ſeit Jahren gedrückt und gehemmt, und ſeufzt nach Menſchen, die ſeine Gegenſtände kennen, ſeine Richtungen einſehen, ſein Streben würdigen. Unvermuthet findet er mich, mich, liebe Freunde, und nun erwägt, was das heißt! Muß ich es euch Hartſinnigen doch umſtändlich erörtern? Nun, ſo hört! Er findet einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach iſt, aber den Homer und Platon lieſt, der mit Wolf und Gurlitt bekannt iſt, der den Dichter und Ueberſetzer Voß hochſchätzt, der die Verdienſte metriſcher Ueberſetzungen würdigt, dem die Oden Klopſtock's vertraut ſind, der zum Erſtaunen der Anweſenden ganze Reihen von Hexametern und Pentametern herſagt aus einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch Bonaparte geweiſſagt wird, und dieſe Elegie iſt von Conz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, hat es ſeit Jahren nicht ſo gut gehabt, kann alle ſeine langverhaltenen Reden an mich richten, iſt unerſchöpflich in Mittheilungen, erzählt von ſich und Andern, führt ſeine eignen nicht recht bekannt gewordenen Schriften an, er ſieht, daß er verſtanden, daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies ſeltne Glück einen geheimen Stachel von der Nemeſis eingepflanzt! Denn, wenn ihr es noch nicht wißt, ſo erfahret es jetzt, Conz iſt der Rezenſent in der Halliſchen Litteraturzeitung, der unſre Gedichte dort ſo ſcharf mitgenommen und heruntergeriſſen hat, und jetzt, da er an mir ſeine größte Freude, ſo ganz ſeinen langentbehrten Mann findet, iſt er beſchämt und beſtürzt wegen jener That, und fragt Kerner'n ängſtlich, ob ich wohl etwas davon wiſſe, und fürchtet, daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er iſt ja für ſein

Uebelthun ſchon genug geſtraft durch die Sache ſelbſt, daß er denjenigen getadelt, den er nun liebt und ſchätzt, und daß dieſer ihn nun doch meidet und flieht; denn er langweilt mich ungeheuer, und verhöhnen mag ich ihn nicht, weil er das nicht verdient, und ohnehin ſchon geplagt genug iſt! — Ich ziehe aus der lächerlichen Geſchichte die lehrreiche Warnung, daß man im Rezenſiren vorſichtig ſein und bedenken müſſe, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man ſpäter ſich werde hinſetzen wollen.

Tübingen, Donnerstag den 16. Februar 1809. Ich konnte heute nicht ſchreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Bruſt wie in einen jungen Baum ſeine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht ſelber ſchön, aber ſchöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die ſchmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch ſchon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreiſe nahm mir heute die Angſt, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte ſich frei ergehen, und ſich jedem lieben Eindruck überlaſſen. Die Luft war warm und ſtill, die Gegend hell, die Landſtraßen feſt und trocken, und ſehr belebt. Rings am Himmel ſtand doch viel Gewölk, aber klein, ſtill, und vielfarbig in mattem Glanz; die Wolken ſchienen ſich nur zu bewegen, um ſich in einen zarten weißen Flockenſchleier über die Himmelsbläue langſam auszubreiten; ſeine Nebelfäden ſchwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löſte ſich das dichtere Gewölk ſanft in duftigen Nebel auf, der ſpielend heranwogte mit dem Abend. Längs einem Seitenbache des Neckars ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinſeins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben Freunden, dieſes Ziel fehlte mir! Und ſo mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verſtummen des vorher ſo lauten Herzens, mich in die Stadt und in mein Zimmer zurückfinden, umdüſtert von dickem Abendnebel, der dicht vor meinen Fenſtern die ſchwarzen Dächer überſchwebt. Als ich hinausging, ſah ich Küraſſe ſchmieden, auf dem Rückwege begegneten mir würtembergiſche Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal ſchon manches an Krieg, der ſich aus Oſten und Weſten allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt!

Ich habe die franzöſiſchen Bülletins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgeleſen, und mehr daraus erſehen, als ſie zeigen wollen. Näher aber, als dieſe Vorgänge, berühren mich die Nachrichten von den Rüſtungen in Oeſterreich. Dort ſcheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgeſehen, und Begeiſterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier — und wo nicht in Deutſchland? — iſt die Regierung mit den Franzoſen verbündet, das Volk aber iſt für Oeſterreich, mit deſſen Sache die deutſche ihm diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegeriſchen Ausſichten machen auch all meine Plane wieder ungewiß. Wo ſoll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in Deutſchland ausſehen? — In Hamburg find' ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es verſuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen ſich vielleicht neue Ausſichten! In Wien ſtehen ſie einladend offen. Meine Wege ſind leider ſtets Umwege.

Sechzehnter Abſchnitt.

Berlin.

Mai 1809.

In Berlin ſah es wüſt und wandelbar aus. Der König weilte zögernd noch in Preußen. Die Franzoſen waren fort, aber ſchwer laſtete der Druck ihrer Macht noch auf dem ganzen Lande; arm und fortwährend bedrängt wußte man nicht, ob man die letzte Habe nothdürftig zuſammenhalten oder vollends in die Schanze ſchlagen ſollte. Schill's kühnes Unternehmen hatte alles noch mehr verwirrt; der Zweifel, ob er lediglich auf ſeinen Kopf ein tolles Abentheuer gewagt, oder mit verabredetem Zweck und Rückhalt gehandelt habe, durchkreuzte ſich mit dem andern, ob ganz Preußen jetzt nothgedrungen in die gebrochne Bahn mit allen Kräften nachſtürzen müſſe, oder durch Verdammung des Geſchehenen ſich gegen Napoleon's Mißtrauen und Rache noch werde retten können. Die Einwirkung des Tugendbundes war in dieſer Zeit äußerſt lebhaft, doch dadurch weniger ſtark, daß ſeine tüchtigſten Glieder ſchon größtentheils auf den eröffneten Kampfplätzen zerſtreut waren; die ganze Parthei drängte überall, ſo viel ſie vermochte, zu kriegeriſchen Entſchlüſſen, beſonders wurde die Entſcheidung Preußens eifrig bearbeitet. Den Willen des Königs glaubte man aus der veränderten Beſetzung einiger Behörden, die bei der Schill'ſchen Sache gegen die Franzoſen zu arg kompromittirt ſchienen, noch nicht ſo beſtimmt abnehmen zu dürfen, jene raſche Maßregel konnte vom Augenblick erfordert ſein, und gleichwohl entgegengeſetzte zur Folge haben. Es fehlte nicht an Perſonen, welche den Krieg gegen die Franzoſen auch allenfalls zu erzwingen hofften. Bedeutende Staatsbeamte und Offiziere zeigten ſich in dieſer Art unverhohlen thätig, andre wenigſtens geneigt, einem ſolchen Sinne kräftig beizutreten. Ganz Berlin befand ſich ſolchergeſtalt in unſichrer Schwebe und in dumpfem Harren.

Ich traf Marwitz und Williſen; ſie kamen von Schill zurück, dem jener von Berlin nachgeeilt war, dieſer in Halle ſich angeſchloſſen hatte; nach dem Gefechte bei Magdeburg, wo ſie tapfer mitgekämpft, waren die beiden Freunde völlig überzeugt, daß Schill bei ſeinem Zuge nicht Plan noch Ziel habe und für ſich allein auch nicht zu faſſen noch zu verfolgen im Stande ſei, daß die Kühnheit ſeines Wagniſſes nothwendig einer höheren Leitung bedürfe, und alles darauf ankomme, einen tüchtigen Befehlshaber höheren Ranges herbeizurufen; ſie verſtändigten ſich hierüber mit den angeſehenſten Offizieren, und wurden beauftragt, in Berlin dieſerhalb das Nöthige zu betreiben, und zugleich das Feuer dort möglichſt zu ſchüren, um eine allgemeinere Bewegung zu entflammen. Sie waren mit noch ein paar Genoſſen kaum angekommen, als ſie die Umſtände leider ſogleich ſich gänzlich verändern ſahen; die Waffen der Franzoſen drangen ſiegend in Oeſterreich vor, der Aufſtand in Heſſen war eben ſo ſchnell gedämpft als ausgebrochen, der Zug Schill's hatte ſich, anſtatt kühne Schläge vorwärts zu verſuchen, unergiebig und faſt ſchon unrettbar auf Mecklenburg und Pommern zurückgewandt, und Preußen ſäumte nicht das eigenmächtige Unternehmen mit allem Nachdruck zu verdammen und ſeinem Schickſale preiszugeben. Unter dieſen Umſtänden war es für Marwitz und Williſen ein Gebot der Klugheit, ſich in Berlin den Blicken nicht allzu offen hinzuſtellen; denn wenn auch im Ganzen auf die Nachſicht der meiſten preußiſchen Behörden in ſolchem Falle wohl zu rechnen war, ſo gab es doch deren auch, die lieber dem Buchſtaben folgten, und dies auch zuweilen mit Eifer für die Franzoſen thaten. Bevor man wußte, woran man war, durfte man das Schlimmſte als möglich denken. Marwitz und Williſen und einige ihrer Genoſſen hatten keine beſtimmte Wohnung, ſie waren bei guten Freunden abgetreten, nahmen der Sicherheit wegen jetzt abwechſelnd ihre Schlafſtelle bald bei dem einen, bald bei dem andern, und gingen bei Tage ſo wenig aus als möglich. Auch Chamiſſo, Franzoſe wie er war, mußte öfters die nöthige Herberge darbieten. Wenn die Gelegenheit zur Nacht nicht günſtig war, half auch der Thiergarten aus, wo Scheibeler mehrmals und Schepeler ſogar regelmäßig biwackirte. Ich lebte mit den Freunden, ohne ihren Anſichten ganz beizutreten; man warf mir vor, im Haſſe gegen die Franzoſen allzu lau zu ſein, obgleich mein Vorhaben am Kampfe gegen ſie Theil zu nehmen ausgeſprochen war.

In dieſer mehr als ernſthaften Lage, wo mit den Schickſalen des deutſchen Vaterlandes und des preußiſchen Staats der Einzelne auch ſein perſönliches Loos allen Zufällen bloßgeſtellt, die Freiheit und das Leben ſelbſt jeden Augenblick in Gefahr ſah, und doch willig zu wagen fortfuhr, in dieſer Lage und Stimmung wußte ein ihr entſprechender Muthwill ſich Raum zu gewinnen, ein gefährliches und unwillkürlich zur Höhe der grauſamſten Myſtifikation hinaufgetriebenes Spiel, das als eine der tollſten und gelungenſten Suiten wohl verdient, hier epiſodiſch aufbewahrt zu werden.

Marwitz war bei edelſten und lichtvollſten Geiſtesgaben auch von gewaltthätigſter Leidenſchaft getrieben. Beſonders war Befriedigung der Rache, wenn er eine Beleidigung erfahren hatte, ihm in der erſten Zeit heiß angelegen. Ein ſtarkes Beiſpiel ſolcher Leidenſchaft hatte er vor ein paar Jahren auf dem Lande gegen einen benachbarten Pächter ausgeführt, von dem er gröblich beleidigt war, und den er zur Strafe, mit Hülfe einiger dazu gern willigen Franzoſen, und ſelber als ſolcher verkleidet, durch nächtlichen Ueberfall in furchtbarſten Schrecken verſetzt hatte. Freilich war der Streich ſchwer auf ihn zurückgefallen, denn die Uniform des im Lande hauſenden Feindes zu einer privaten Gewaltthätigkeit mißbrauchen, mußte in jeder Art bedenklich erſcheinen, dieſem ſelbſt ein Verrath an ſeiner Ehre und Sicherheit dünken, ſo daß Marwitz auf geſchehene Anzeige durch franzöſiſche Gendarmen nächtlich abgeholt und in Ketten nach Küſtrin gebracht wurde, und nur auf dringende Fürſprache ſeine Freiheit wiedererlangte. Genugthuend blieb ihm aber auch ſpäterhin doch die Erinnerung, daß jener Pachter im Schrecken des Ueberfalls eine ganze Nacht angſtvoll im Sumpfe verſteckt geſeſſen hatte! Nicht ſolch wilde und äußerſte, aber doch einige Rache glaubte Marwitz gegen einen Freund jetzt ausüben zu müſſen, der, nach ſeiner Anſicht, unverzeihlich an ihm ſich vergangen hatte.

Herr von Winterfeld, Referendarius beim Stadtgericht, war in unſerm Kreiſe ſowohl wegen ſeines allgemeinen guten Willens, als auch insbeſondere durch kenntnißreiche Liebe für Muſik und für ſpaniſche Sprache und Poeſie günſtig angeſehen. Ein unverhältnißmäßig großer Kopf und dickes rundes Geſicht auf kleinem unterſetzten Rumpfe mit ſtarken Gliedmaßen gab ſeinem Aeußern etwas Wunderliches, Auffallendes, worin ſeine innern Eigenſchaften ſich bald erkennen ließen; Gutmüthigkeit und Beſcheidenheit, ruhige Ordnung und Folge, ſprach man ihm auf den erſten Blick zu, Scharfſinn aber, Umſicht und Gewandtheit konnte man ihm nicht beimeſſen. Marwitz wußte jede Virtuoſität zu ſchätzen, und hatte ſich mit Winterfeld, der ihn in ſpaniſchen Sachen förderte, leicht näher befreundet. Aber nun machte er auch alle andern Forderungen der Freundſchaft, denen jener zu genügen weder fähig noch willens war. Auch Winterfeld hatte ihn beherbergen ſollen, aber mit übergroßer Angſt ihn aufzunehmen abgelehnt; dieſes zaghafte Verſagen einer Leiſtung, die in dieſer Zeit ſchon dem Preußen und dem Edelmann kaum zu erlaſſen ſchien, konnte Marwitz noch weniger dem Freunde verzeihen, und nun hatte er keine Ruhe, bis er ihn dafür gebührend beſtraft wußte. Sogleich ſchritt er an's Werk; die bezeigte Aengſtlichkeit ſollte durch auszuſtehende Angſt vergolten werden, und ein kurzer Anſchlag hiezu war ſchnell mit einigen Freunden verabredet. Ich wurde nur obenhin von dem Vorhaben benachrichtigt, jedoch mit den Andern eingeladen, dem Spaß beizuwohnen. Mit ganz andern Gedanken erfüllt, ohne Luſt und Fröhlichkeit zu der Sache, ging ich gleichgültig hin, und verſprach mir keine ſonderliche Unterhaltung.

Ein ſchöner Nachmittag war zur Ausführung erſehen. Winterfeld wohnte bei ſeinen Aeltern in der Behrenſtraße, wo er in einem Seitenflügel des Hauſes auf dem Hofe zwei Treppen hoch ein paar Zimmer hatte. Als ich zur verabredeten Stunde bei ihm eintrat, war Scheibeler ſchon da, und ich ſchien ein eifriges Geſpräch zu ſtören. Winterfeld's Befangenheit war ſichtbar, ſie ſteigerte ſich zur Beklemmung, jemehr auch Scheibeler ſich wegen meiner Anweſenheit verlegen ſtellte, bis dieſer, nach kurzem halblauten Berathen mit ihm, der darüber große Tropfen ſchwitzte, geradezu herausplatzte, ich ſei zwar halb franzöſiſch geſinnt, aber vertrauen könne man mir doch, und ſo wollten ſie, da ich doch Ungewöhnliches merken müßte, mir lieber offen ſagen, was eben jetzt vor ſei und ihnen Sorge mache. Marwitz ſei entdeckt, hieß es, man habe ihn als einen von Schill's Offizieren angegeben, und die preußiſche Behörde könne nicht anders als ihn verhaften; noch zu rechter Zeit ſei er gewarnt worden, für die Nacht habe er ſeine Flucht veranſtaltet, bis dahin aber müſſe er ſich zu verbergen ſuchen, und dieſen letzten Dienſt, für wenige Stunden nur, fordre er von Winterfeld; ſchon ſei er durch Scheibeler angemeldet, und jeden Augenblick erwarteten ſie ihn ſelbſt. Obgleich die Angſt Winterfeld's bei dieſer kurzen Wiederholung der Sache, die durch einen Mitwiſſer mehr nun ihm auch wieder um ſo viel gefährlicher dünkte, ſich auf höchſt komiſche Weiſe gebärdete, und ich Mühe hatte das Lachen zu unterdrücken, ſo nahm ich doch meine Rolle wahr, fand die Sache ſehr mißlich, und außer Marwitz auch beſonders Winterfeld zu bedauern, die Gefahr des Freundes ſo zu der ſeinigen machen zu müſſen, denn es ſei bekanntlich keine Kleinigkeit, als Verheimlicher eines Staatsverbrechers entdeckt zu werden, aber freilich, fügte ich hinzu, könne man ſich ſolcher Aufopferung nicht entziehen.

Nun erſchien von Williſen begleitet Marwitz ſelbſt, eilfertig, unruhig, ein Flüchtling, der ſich verfolgt weiß. Er ſchien betroffen, mich zu finden, beruhigte ſich aber, als man ihn verſtändigte, ich wiſſe alles. Mitgebrachte Waffen wurden hingelegt, und Williſen äußerte dabei, ihm ahnde nichts Gutes, es habe ihm auf der Straße verdächtig ausgeſehen, er fürchte, ihr Eintritt in dieſes Haus ſei nicht unbemerkt geblieben, in jedem Fall müſſe man entſchloſſenen Muthes ſein. Die Mahnung wirkte ihr Gegentheil, Winterfeld ſah uns mit forſchender Traurigkeit an, und ich, wie aus Angſt, als wollte ich nur mit Ehren wegkommen, machte die Bemerkung, es ſei nicht gut, daß wir hier ſo viele beiſammen wären, wir andern, die wir hier nichts zu thun hätten, ſollten fortgehen. Winterfeld ſtimmte ein, und wäre am liebſten auch mit fortgegangen, aber kaum hatte ich ausgeſprochen, als Scheibeler heftig auffuhr, und mir meine unzeitige Beſorgniß vorwarf; im Gegentheil, meinte er, wenn wir beiſammen blieben, könnten wir uns auch mit beſſerem Erfolge wehren, und im Nothfall einen oder ein paar Franzoſenknechte todtſchlagen. „Doch hier auf Winterfeld's Zimmer nicht?“ rief ich erſchrocken. „Warum nicht?“ verſetzte jener, und fügte trotzig und lachend noch manches der Art hinzu. Schwerathmend trat Winterfeld jetzt an mich heran, als deſſen Empfindungen den meinigen noch am meiſten zu entſprechen ſchienen; ich ſagte ihm unverhohlen, daß ich mit dem Prahlen nichts gebeſſert ſähe, vielmehr jede Beſorgniß hier gerechtfertigt fände, und dies um ſo mehr, als ich ſolche Tollheiten vernehmen müßte; heimlich ſetzte ich hinzu, ein Menſch von Scheibeler's Art könne hier kein Heil bringen, ich würde alles verſuchen, ihn mit guter Art fortzuführen; mit gerührtem Blick und dringendem Händedruck ſuchte mich Winterfeld in dem Vorhaben zu beſtätigen.

Kaum aber, um zu dieſem Zweck mit Scheibeler zu ſprechen, hatte ich mich neben ihn in's Fenſter gelehnt, aus dem er vorgelegt in den Hof blickte, als unten ein Mann erſchien, und ſtracks unſre Treppe zu beſteigen begann. Erſchrocken und mit lautem Schrei: „Winterfeld, da kommt einer! der iſt von der Polizei!“ warf Scheibeler das Fenſter heftig zu. „Sind Sie denn raſend, ſolchen Lärm zu machen?“ nahm ich, nun auch meinerſeits heftig, das Wort, — „dadurch muß ja erſt recht der Verdacht geweckt werden, ich bitte Sie um Gotteswillen, alles nur ruhig und ſtill, nur beſonnen, und nichts auf's äußerſte gebracht!“ Winterfeld hing an meinen Lippen, meine Mäßigung war ihm ein Labſal, er bekannte mir, auch ihm ſei Scheibeler's Wildheit ein Gräuel, mit dieſem Menſchen müſſe man aus allen Verhältniſſen zu kommen ſuchen. Einige bange Augenblicke gingen hin, da erſchollen draußen Tritte, Marwitz floh in die Schlafkammer, es wurde an die Thüre geklopft, und ein Polizeibeamter, in Uniform, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe, trat herein. Er muſterte uns der Reihe nach, wir ſtanden verzagt vor ihm, er begann ſo: „Ich ſuche hier den Herrn von Marwitz; wer von ihnen iſt der Herr von Winterfeld? Sie? bei Ihnen ſoll er ſich aufhalten.“ In dieſem wichtigen Moment nahm der Geängſtete alle Kräfte zuſammen, und beſtand ein ſcharfes, drängendes Examen, zwar ſchwitzend und ſtotternd, aber doch mit ziemlicher Faſſung; er läugnete nicht, daß Herr von Marwitz bei ihm geweſen, er ſei aber, wie zu ſehen, nicht mehr hier, keiner der anweſenden Herren ſei Herr von Marwitz. „Das glaub' ich wohl, Sie haben ihn verſteckt“, antwortete jener. „Ich kann betheuern“, ſagte Winterfeld raſch und ſicher, „daß ich ihn nicht verſteckt habe!“ Gleichviel, hieß es darauf, wir werden ihn ſchon zu finden wiſſen. Es war lächerlich anzuſehen, wie der Polizeibeamte durch ſeine Fragen den Redeſtehenden liſtig zu umgarnen ſuchte, und dieſer als Rechtskundiger alle Vorſichten und Aushülfen, die ihm zu Gebote ſtanden, hervorholte, um ſich in ſeinen Ausſagen möglichſt zu wahren und nicht unnöthig zu verfangen; doch leider entging ihm nicht, daß er ſchon längſt im vollen Nachtheile rang, und mit jedem Worte nur mehr verſinken mußte.

Daß nun auch wir der Reihe nach befragt, und unſre Namen aufgezeichnet wurden, ging nicht ohne einiges Gelächter ab, welches aber für Winterfelden, ſtatt ihn aufzuklären, nur eine Verhöhnung der Obrigkeit, und daher, wie er am beſten wußte, in jedem Falle eine Verſchlimmerung unſrer Lage war, beſonders da Scheibeler ungeduldig dazwiſchen immer brummte: „Man muß den Kerl abmurxen! laßt uns die Beſtie doch todtſchlagen!“ und andres der Art mehr. Die kurze Friſt des Aufathmens war ihm nur vergönnt, ſich in der troſtloſen Betrachtung recht zu beſchauen. Der Hauptſchlag kam erſt. Unſer Verhör war beendigt, ohne Erfolg; da warf der Polizeibeamte ſich in die Bruſt, erklärte feſt, wir müßten um Marwitz'ens Verſteck wiſſen, und wenn wir ihn nicht gutwillig auslieferten, ſo würden wir Alle mit Herrn von Winterfeld verhaftet. Scheibeler kochte ſchon lange ſichtbarlich, jetzt brach er in Wuth hervor: „Eh das geſchieht, wollen wir uns noch wehren“, und ſchon hatte er blank gezogen, und ſchwang den Säbel. Winterfeld erblaßte. „Um Gotteswillen“, rief er, „nur kein Blut vergoſſen! ach, wir ſind Alle verloren!“ Gelaſſen aber ſtand der Polizeibeamte: „Herr von Winterfeld“, ſagte er mit Nachdruck, „ich mache Sie für alles verantwortlich, was mir in Ihrer Wohnung begegnet“; zwar wurden nun Williſen und ich auch hitzig und ſprachen von Niederhauen, ſo daß Winterfeld uns ſchwindelnd und weinend in die Arme fiel; aber als jener kaltblütig fortfuhr: „Mich können Sie umbringen, aber entkommen wird keiner, das Haus iſt von meinen Leuten beſetzt“, entfiel uns der Muth, und rathlos ſahen wir uns einander an.

In dieſem Augenblicke ſtürzte Marwitz zu unſer Aller Schrecken aus der Kammer hervor, verſicherte großmüthig, ſeine Freunde ſollten nicht für ihn leiden, er überliefre ſich ſelbſt, und um ſo lieber, als er in dem Polizeibeamten einen Schulfreund wiederfinde, zugleich umarmte und duzte er ihn, dieſer ihn ebenſo, und ſprach nun mit freier Stimme, gegen die man die vorige als eine verſtellte erkennen mußte; beide lachten, und ſo gingen ſie Arm in Arm ab. Lautes Gelächter ſcholl ihnen nach. Die Strafe war an Winterfeld ausgeübt, in vollem Maße und drüber, der Spaß war zu Ende, man konnte nach Hauſe gehen.

Mit nichten! Für Winterfeld war nichts beendigt, nichts aufgehellt, für ihn dauerte das Spiel noch in voller Kraft, er hatte nichts gemerkt; die offenbare Enttäuſchung, da wir ſogar in unſerm Reden nichts mehr verbargen, denn er ſollte ja wiſſen, daß er zur Strafe geneckt worden, ſcheiterte an ihm, ſein Ohr und Auge vernahmen nur im Sinn und

Dienſte der einmal gefaßten Einbildung. Marwitz'ens Benehmen ſchien ihm der Gipfel der Großmuth und Klugheit, unſer Lachen ein frevelhafter Leichtſinn. Als er zu unſerm höchſten Erſtaunen und Nichtbegreifen uns gewiß machte, daß der Faden ſeiner Verblendung ſich noch ungeſchwächt fortſpinne, ging Scheibeler unter dem Vorwande des Kundſchaftens hinunter, um den Fortgegangenen das Wunder zu melden, und vielleicht eine Fortſetzung auch unſrerſeits anzuzetteln, wie auch geſchah; er kam wieder, uns zu benachrichtigen, er habe ſo eben durch den größten Glücksfall Marwitz'en flüchtig geſprochen, der dem Polizeibeamten, ſicher gemacht durch die vorgeſchobene Schulfreundſchaft, auf der Straße wieder entkommen ſei, jetzt wolle er ſich bei Varnhagen verſtecken bis zur Nacht, dann heimlich aus Berlin ſchlüpfen, vorher aber müſſe er nothwendig noch Winterfeld ſprechen, und erwarte ihn. Als dieſer das ſtarke Mährchen mit noch ſtärkerem Glauben aufnahm, und auch noch die lächerliche Uebertreibung, die Scheibeler dann fratzenhaft hinzufügte, es ſchlichen unten ſchon Kerls von der geheimen Polizei mit rothen Mänteln um's Haus, wir ſollten den Augenblick wahrnehmen, da wir noch fortkönnten, bald würde es zu ſpät ſein, ſo brachen wir abermals in das unwiderſtehlichſte Lachen aus, wieder glaubend, nun ſei alles am Ziel und die Entdeckung da. Doch nichts glich der Starrheit im Glauben, zu der Winterfeld nach der überſtandenen Gluthſchmelze der Angſt jetzt erkaltet war. Ihn freute nur, daß es nicht ſein Zimmer war, das ferner in Anſpruch genommen wurde, daß ſeine Verhältniſſe hoffentlich geſchont blieben; für Marwitz und uns Andre hatte er wenig Sorge; unſren Muth, unſre Klugheit, glaubte er allem überlegen oder doch gewachſen.

Ich hatte bei geringen Wirthsleuten in der Dorotheenſtraße ein kleines Zimmer im zweiten Stock nach dem Hofe, mein Wandnachbar war der Spanier Liaño, der ſich um einigen Lärm nicht kümmerte; der Schauplatz war alſo durchaus günſtig. Wie es anfing zu dämmern, machten wir vier, Winterfeld, Williſen, Scheibeler und ich, uns dahin auf den Weg. Unmöglich wäre es, alles Unſinnige und

Alberne einzeln wiederzuſagen, was die einmal geweckte Laune uns verüben oder ausſprechen ließ. Schon unterwegs begannen die Anfechtungen grimmig. Die empfohlene Vorſicht, zu Zweien zu gehen, da denn Winterfeld meinen Arm wählte, wurde ungeſtüm gebrochen durch Scheibeler, der ſeinen Gefährten verließ, und ſich als Dritter lautredend uns andrängte; ich verwies es ihm, aber Vernunft nahm er nicht an, und als wir in der Charlottenſtraße bei der Reiterwache vorübergingen, hatte er gar die Ungeſchicklichkeit, ſeinen unter der Kurtka bisher verborgenen Säbel auf das Steinpflaſter niederraſſeln zu laſſen, und hob ihn dann ebenſo ungeſchickt lärmend wieder auf. Die Soldaten ſahen es, doch, wie natürlich, ohne ſich darum zu kümmern; für Winterfeld aber war es kein geringer Schrecken, den ich ſogleich in Pflege nahm, und mich in bittern Vorwürfen und ſchmerzlichen Betrachtungen über die unerhörte Gefahr erſchöpfte, in die wir uns durch ſolchen Leichtſinn unnöthig immer auf's neue ſtürzten. Winterfeld zitterte am ganzen Leibe, und ſchmiegte ſich feſt an meine Seite, begierig meine Weisheit anhörend, die doch nur ſeine Troſtloſigkeit zu vermehren geeignet war.

Auf meinem Zimmer fanden wir Marwitz. Nun ging es an neue Berathungen, in deren Tollheit wir durch Lachen und Reden jeden Augenblick alle Täuſchung aufhoben; aber wider Wollen und Erwarten ſtellte ſich das Spiel, ſo oft wir es preisgaben, gleich durch Winterfeld ſelbſt wieder her; die Angſt, die Beklemmung nahmen die luſtigſten Geſtalten an; wollte ſie aus ſich herausgehen, und nahm ſie einen Anlauf, muthig zu thun, ſo wurde ſie gleich um ſo tiefer in den Wirbel der Schreckniſſe zurückgeſtürzt. Das Fürchterlichſte ſtand noch bevor. Die Thüre that ſich auf, und o Entſetzen! der Polizeibeamte, derſelbe wohlbekannte, trat auch hier jetzt ein. Triumphirend rief er: „Hier kommt nun keiner fort, jetzt hab' ich Wache unten!“ Wir ſchrieen heftig durcheinander; wir müſſen uns durchſchlagen, hieß es, und nun griffen wir zu umherliegenden Waffen, der Polizeibeamte zog ebenfalls, und im Uebermuthe hieben wir keck auf einander los, daß es ein Wunder blieb, wenn in dem engen Raume kein Unglück erfolgte.

Eine Weile hatte dieſer Tumult von Säbelgeklirr, von Lachen und Schreien gedauert, und Winterfeld indeß wer weiß was ausgeſtanden, als ein neuer Auftritt begann. Der Polizeibeamte ließ den Degen fallen, und mit dem Ausruf: „Ich bin verwundet!“ ſank er auf einen Stuhl hin. Neue Noth und Angſt; er ſei tödtlich getroffen, hieß es, das Blut fließe unter den Kleidern in die Stiefel, die ſich ſchon füllten, er werde uns unter den Händen ſterben! Sollte man noch ärztliche Hülfe rufen? oder ihn vollends abtödten? was aber jedenfalls mit der Leiche machen? wie uns ſelbſt retten? Für uns war nur der Ausweg, über die Dächer zu entfliehen, das mußte verſucht werden; was aber dann? Die zärtlichſte Beſorgniß vereinigte ſich für Winterfeld, wir wären wie der Vogel in der Luft, hieß es, er aber habe die theuerſten, ſolideſten Verhältniſſe, ſein Loos ſei das beklagenswertheſte. Man ermahnte ihn albernerweiſe in dieſem Augenblicke, doch ja ſeine Karriere im Staatsdienſte nicht zu verderben. „O die iſt ſchon verdorben!“ rief er verzweiflungsvoll, und rang die Hände; wie er ſich hatte und gebärdete, war ohne Lachen auszuhalten nicht möglich. Man fand ſeinen Ausſpruch wahr, ſchrecklich wahr, und nach raſchem Ueberlegen wurde entſchieden, daß nun ihm nur zweierlei übrig bliebe, er ſolle entweder mit Kourierpferden nach Memel eilen, und dort Gnade erflehen, oder die Schill'ſche Truppe aufſuchen, und deren gutes oder ſchlechtes Geſchick zu dem ſeinen machen. Nachdem der Beſtürmte eine Zeit lang zwiſchen dieſen beiden äußerſten Entſchlüſſen ſchrecklich hin und her geſchaukelt worden, unter Zuſpruch und Rathſchlägen, die einer toller als der andre waren, inmitten ſichtbaren Beiſeiteredens und Lachens, bekam ein andrer Einfall die Oberhand. Ich entdeckte, der Kerl ſei doch wohl nicht ſo arg verwundet, er ſtelle ſich vielleicht nur ſo, um aus unſrer Angſt Vortheil zu ziehen, am Ende ſei es auf eine Gelderpreſſung abgeſehen, und wir könnten froh ſein, aus dem Handel ſo loszukommen. Als der Mann von Geld hörte, wurde er aufmerkſam. Nach einiger Unterhandlung erklärte er ſich bereit, mittelſt einer anſehnlichen Summe das Geſchehene gut ſein zu laſſen, er ſei ohnehin deutſch geſinnt, und helfe uns gern, er werde mit ſeiner Wache abziehen, und höheren Orts berichten, er habe uns nicht auffinden können. Man dingte die Summe mühſam auf 500 Rtl. herab; doch auch ſoviel nur hatten wir nicht baar; der Mann wollte zwar einen Wechſel annehmen, aber nur von Winterfeld, der ihm als anſäſſig und als vermöglicher Aeltern Sohn allein ſicher ſchien. Von der größten Noth aufathmend, und aus der fürchterlichſten Entſcheidung erlöſt, ſah der Arme gleich wieder ſich vor den Riß geſtellt, und ſperrte ſich gewaltig, die Rettung Aller auf Koſten nur ſeines Beutels zu erkaufen; der Muth und die Beharrlichkeit, mit welchen er diesmal der Gefahr zu trotzen verſuchte, gaben uns die höchſte Ergötzlichkeit; es half aber alles nichts, er mußte ſich doch endlich dazu bequemen, und die geforderte Verſchreibung ausſtellen. Der Polizeibeamte, nachdem er das Blatt ſorgfältig durchgeſehen, dankte höflichſt, und wollte uns nun nicht länger beſchwerlich fallen, er ging ab, und wir Alle, wenn auch Winterfeld noch unter einiger Laſt ſeufzte, ſahen uns fröhlich als befreit an.

Mir gegenüber in derſelben Straße wohnte ein Freund von Marwitz, der Referendarius Salemon; bei dieſem, der einen geräumigen Saal hatte, wollten wir, meinte Marwitz, von den ausgeſtandenen Drangſalen uns erholen, und zum Thee zuſammenbleiben; er nahm es auf ſich, uns bei ſeinem Freunde zu vertreten, den ich allerdings gar nicht kannte. Wir gingen hin. Salemon empfing uns freundlich, ließ ſich unſre Gefahren treuherzig erzählen, zweifelte, fragte, und half waidlich auf den Polizeikerl ſchimpfen, unter Scherzen und Höhnen ohne Ende; als der Kerl näher beſchrieben wurde, bemerkte man, daß er große Aehnlichkeit mit Salemon habe, man machte Winterfelden dringend aufmerkſam darauf, in der That ſehr große Aehnlichkeit, gab er zu, aber nichts half; er ſah nichts und argwöhnte nichts, unſre offenbare Enthüllung der Myſtifikation, unſer ganz unverhohlenes auffallendes Lachen und Wundern, Anſpielen und Ausſprechen ſogar, gab ihm keinen Aufſchluß noch Zweifel, er hielt es vielmehr für wacker und hübſch, dieſe Art, ſoviel er nach Fähigkeit und Umſtänden es erſchwingen konnte, munter mitzumachen.

Das Allerunglaublichſte aber bleibt, daß Winterfeld mit Salemon (denn kein andrer als dieſer, nur durch Perrücke und Brille und angenommenes Weſen verkleidet, denn ſelbſt die Uniform war ſeine gewöhnliche, die damals alle Referendarien mit den Polizeibeamten faſt übereinſtimmend trugen, hatte die Rolle des Polizeibeamten geſpielt) ebenſo wie Marwitz auf du und du bekannt war, noch am ſelbigen Tage früh ihn geſehen und geſprochen hatte, und dennoch keine Ahndung faßte, nachher ſo wenig als im Lauf der Sache ſelbſt, daß in dem Schreckensmann ein guter Freund ihn gepeinigt hatte!

Am folgenden Tage wollte man ihm alles frei bekennen, das Wie und Warum ſagen, und ihm eine gute Nutzanwendung damit verknüpfen. Man eröffnete ihm daher, Salemon ſei wirklich jener angebliche Polizeibeamte geweſen, die Sache ſei verabredet worden, ... aber keine Möglichkeit! Er lächelte klug dazu, und meinte, das ſolle man einem Andern einreden, bei ihm würde die Myſtifikation, daß man eine wahre Begebenheit ihm als eine erdichtete aufbinden wolle, nicht gelingen, und was man auch ſagen mochte, er blieb überzeugt, daß man ihn jetzt nur zum beſten habe, aus dem argen Ernſte zum Schluß noch einen Spaß mache. Da ließ man denn ab, und als man gewiß geworden, daß er ſeinerſeits keinen Scherz trieb, wurde in ſpäterer Berathung förmlich der Beſchluß gefaßt, Winterfeld ſolle nunmehr, da er die Sache ſo feſt glaube, die ohnehin zu weit gegangen und das Verhältniß der Freundſchaft doch allzuſehr verletzt habe, für immer bei ſeinem Glauben gelaſſen werden. Die Geldverſchreibung wurde ihm ſofort zurückgeſtellt, zu ſeiner außerordentlichen Freude, denn er hatte die häusliche Kompromittirung und das Bloßſtehen vor der Familie faſt noch mehr als das politiſche Unheil gefürchtet; man habe das Blatt, hieß es, dem ſchuftigen Kerl unter ſtarken Bedrohungen wieder abgetrotzt, und ſchweigen müſſe derſelbe, weil er ſich doch der Beſtechlichkeit ſchuldig gemacht. Daß Marwitz ruhig in Berlin blieb, wurde mit dem Vorgeben beſchönigt, er habe ſich durch ſeine Verbindungen eine Sicherheitskarte von der franzöſiſchen Geſandtſchaft ſelbſt erwirkt. Was Winterfeld ſich nicht zutraute, ja unmöglich wußte, das traute er überſchwänglich den Freunden zu, Verwegenheit, Klugheit, Glück. Mir hatte mein Benehmen ſeine Gunſt etwas erworben, gegen Scheibeler behielt er eine entſchiedene Abneigung. Wir ſprachen nicht viel von der Sache mehr, doch wären leicht, bei ſo verführeriſchem Stoffe, neue Myſtifikationen angeſponnen worden, die glücklicherweiſe doch unterblieben.

Winterfeld glaubt noch heutiges Tages, eine wahre Geſchichte erlebt zu haben, und würde den auslachen, der ihn eines andern, hier freilich in der That nicht beſſern, ſondern ſchlimmern, belehren wollte. Wir Uebrigen aber fanden in der Folge noch oft, mit mehr Staunen noch als Behagen, uns dieſer einzigen Suite zu erinnern, deren Ausgelaſſenheit uns inmitten des größten Ernſtes der Lebens- und Weltgeſchicke hatte bemeiſtern können.

Siebzehnter Abſchnitt.

Die Schlacht von Deutſch-Wagram,

am 5. und 6. Juli 1809.

Nach den großen Unfällen in Baiern, dem Verluſte von Wien, und dem Fehlgehen ſo mancher Aufſtandsverſuche, von denen man die größte Erwartung gehegt, mußte die öſterreichiſche Sache, und mit ihr die deutſche, diesmal wiederum verloren ſcheinen; — und urplötzlich, ein paar Tage ſpäter, da niemand dies mehr hoffen durfte, ſtand ſie in dem herrlichſten Siegesglanze! Die geſchlagenen, ermüdeten, mit allen Nachtheilen eines ſchleunigen Rückzuges ringenden Truppen hatten den ſtolzen Gegner bei ſeinem weiteren Vordringen über die Donau ſtreitfertig aufgenommen, in zweitägiger Schlacht am 21. und 22. Mai bekämpft und überwältigt, und über den Fluß zurückgeworfen. Die Schlacht von Aſpern erklang weithin durch Deutſchland, und erregte mächtig die Gemüther. Napoleon war, ſeit ſeinem Auftreten, noch in keiner Schlacht überwunden worden; dies war die erſte, die er verlor, und vollſtändig verlor, im offnen Kriegsfelde, eine große Hauptſchlacht. Der Erzherzog Karl zuerſt entrang dem gewaltigſten Schlachtengewinner der neuern Zeit einen ſolchen Sieg; und wenn auch ſpäterhin Napoleon wiederholte und größere Niederlagen erleiden mußte, ſo überließ er doch niemals wieder nur Einem Gegner ſo ungetheilt den Siegeskranz.

In Berlin, in Schleſien, wo wir durchreiſten, war die Begeiſterung allgemein; der Zauber der Unbeſiegbarkeit, durch die jüngſten Glücksfälle erſt recht befeſtigt, war von Napoleon gewichen, man ſah die Möglichkeit durch die That; im vollen Siegeslaufe hatte der Widerſtand ihn gehemmt; er war geſchlagen, ſein Heer zerrüttet, auch er konnte zu Grunde gehen, wie er bisher die Andern zu Grunde gerichtet hatte. Ja, wenn man die Landkarte betrachtete, wie tief im feindlichen Lande, und wie entfernt und faſt geſchieden von Frankreich, er die mißlichſte Lage überſtehen ſollte, ſo konnte die Hoffnung ſchimmern, es wende ſich mit ihm ſchon jetzt zum Untergange; und er habe die Worte an ſeine Soldaten, im Beginne des Krieges, dies ſolle ſein letzter Feldzug in Deutſchland ſein, ſich ſelber zum Verhängniſſe geſprochen. Wirklich war Tyrol noch im vollen Aufſtande, Norddeutſchland jeder neuen Bewegung offen, England thätig, Preußen zum Ausbruche geneigt, der Rheinbund ſelbſt nicht ſicher, ſeine Fürſten konnten von Napoleon abfallen, gegen ihn die Volkskräfte ſich überall erheben. Man hielt alle günſtigen Ausſichten, mit denen man ſich vor Eröffnung dieſes Krieges geſchmeichelt, abermals, und mehr als vorher, der Erfüllung nahe.

Unter ſolchen Vorſtellungen, Glückwünſchen und Verheißungen, ſetzten wir eilig unſre Reiſe fort. Zwei unſrer Reiſegenoſſen mußten aber in Schleſien noch zurückbleiben, und wir kamen nur unſer vier nach Mähren, mit deſſen Boden wir nun unwiderruflich eine neue Lebensbahn betreten hatten. Herrlich ſprach uns das Land mit ernſten und heitern, von mächtigen Verhältniſſen und großem Zuſammenhange zeugenden Eindrücken an. Sonderbar dünkte uns die Stimmung der Menſchen, weder lebhaft aufgeregt durch den Sieg, wie wir ſie zu finden dachten, noch eigentlich antheillos, wie dieſer Mangel an Begeiſterung zu fürchten gab. Ein gelaſſenes Zutrauen ſchien über Glück und Unglück hinaus ſich einer guten Sache verſichert zu halten, und für dieſe pflichtmäßig und treu zu handeln, ohne damit einen ungewöhnlichen Aufwand geiſtiger Bewegung zu verbinden. Althergebrachtes weitſchichtiges Regierungsweſen, und das

Verhältniß einer größtentheils ſlaviſchen Bevölkerung zu dieſem, ſchienen uns, bei näherer Betrachtung, den anfangs befremdlichen Eindruck hinlänglich zu erklären. Auch waren, wo nicht alle verfügbaren, doch die höheren und tüchtigeren Kräfte des Landes ſchon vorwärts in Thätigkeit; die Beſitzer der Herrſchaften und Güter, die junge Mannſchaft aus den Dörfern und Städten, die kaiſerlichen Beamten ſelbſt, alles war zur allgemeinen Vertheidigung bei Linientruppen oder Landwehr eingerückt, und nur hin und wieder ſah man einige ſchwache Abtheilungen neuausgehobener Truppen, welche gleichfalls zu dem Heere ſtoßen ſollten, und vorher nur nothdürftig abgerichtet wurden.

In Olmütz fanden wir den ausführlichen Bericht über die Schlacht von Aspern, wie er amtlich abgefaßt worden und eben im Druck erſchienen war. Begierig griffen wir nach dieſem Heft, welches den früheren, eiligen und kurzen Nachrichten zur Ergänzung diente, und uns nunmehr ein deutliches Bild des großen Ereigniſſes vor Augen ſtellte. Die ſachgründliche Erzählung, zuweilen lebhafter einſchreitend, machte auf uns einen begeiſternden Eindruck, ſie wurde laut vorgeleſen, vielfältig überdacht und beſprochen; vor- und rückwärts knüpften ſich hier die mannigfachſten Betrachtungen für uns an. Als wir den Verluſt der Oeſterreicher mit ihrer anfänglichen Stärke verglichen, und das Ergebniß fanden, daß der vierte Mann getödtet oder verwundet worden, lag die Bemerkung nah, daß für eine neue Schlacht in gleichem Verhältniß auch von uns Vieren Einer zu rechnen ſei, und ich warf die Aeußerung hin, ich würde dieſer wohl ſein; ich mußte das ausſprechen, ohne daß weder ich ſelbſt noch die Andern ſich weiter dabei aufhielten.

Wir eilten weiter zu kommen, voll Sorgen und Unruhe, daß wir etwas Bedeutendes verſäumen könnten, da ſchon die bis dahin dauernde Waffenſtille ein Wunder dünkte, deſſen Fortſetzung mit jedem Tage ſich weniger glauben ließ. Für Marwitz war noch ein beſonderer Grund der Eile; ein jüngerer Bruder von ihm war ſchon früher in das öſterreichiſche Heer getreten, bei Aspern verwundet und darauf nach Nikolsburg gebracht worden, wo er ſchwer danieder lag. Wir fanden ihn in einem üblen, faſt hoffnungsloſen Zuſtande. Ihm war aufgetragen worden, mit einer kleinen Schaar gegen feindliches Geſchütz anzuſprengen, damit deſſen Aufſtellung und Stärke durch das Abfeuern kund würde; dieſer Zweck wurde erreicht, dem edlen Jüngling aber dabei durch eine Kartätſchenkugel der Oberſchenkel zerſchmettert, und kaum hatten die Seinigen ihn vor den Mündungen der feindlichen Kanonen noch aufraffen und zurückbringen können. Den Bruder, ſo weit von der Heimath in dieſem Jammer, und ſo mancher Hülfe und Pflege doch entbehrend, wiederzuſehen, war ein großer Schmerz, der dadurch noch vermehrt wurde, daß dieſes Wiederſehen nicht einmal dauernd, ſondern nur auf kurze Zeit beſchränkt ſein konnte. Das Beiſpiel eines ſolchen traurigen Vorganges mußte den Eifer der beſchloſſenen Nachfolge noch anſpornen und befeſtigen; man fühlte ſich fremdem Leide wie verpflichtet, dem eignen nun um ſo williger entgegenzugehn. Da jedoch Marwitz mancherlei Anordnungen zu treffen hatte, und dabei ſeine tröſtliche Gegenwart dem Unglücklichen gern einige Tage gönnen wollte, wir Andern aber nur müßige Zuſchauer ſein konnten, ſo trennten wir uns hier, um jeder nach eignem Rath und Mittel ſein ferneres Geſchick aufzuſuchen. Marwitz war des Eintritts in das Regiment Klenau Chevauxlegers, wo ſein Bruder diente, ſo gut wie gewiß, die Andern hatten ihr Abſehen gleichfalls auf die Reiterei geſtellt, ich aber dachte bei dem Fußvolk einzutreten, und wollte ein ganz friſches Verhältniß nur durch mich ſelber finden, daher ich auch alle Empfehlungsbriefe und ſonſtige Anknüpfungen verſchmäht hatte. Wir ſchieden froh und leicht, und ich zuerſt fuhr mit Kourierpferden dem großen Hauptquartire zu.

Einem Feldwebel, der auf der Landſtraße gleichen Weges dahinſchritt, war mein Fuhrwerk eine gute Gelegenheit, um ſchneller fortzukommen, und mir ſein Geſpräch ganz erwünſcht, um von manchen Dingen, die mir jetzt wichtig werden mußten, nähere Kundſchaft einzuziehen. Aller Eindruck, den ich bisher von preußiſchem oder franzöſiſchem Soldatenweſen gehabt, mußte hier gänzlich ſchwinden, und ein durchaus verſchiedener nahm die Stelle ein. Hier waren alle Beſtandtheile und Verhältniſſe anders geſtellt, wie ſchon dem flüchtigſten Blick auffallen mußte, und eine zwar in Worten ſchwer auszudrückende, aber für die Anſchauung unverkennbare Eigenart trat deutlich hervor, die auch in der Folge ſich nur beſtätigte, und mit dem Namen: ein öſterreichiſcher, oder vielmehr, wie aus früherer Gewöhnung noch üblich war zu ſagen, ein kaiſerlicher Soldat, die urſprünglichſte, ſelbſtſtändigſte, und man möchte ſagen unveränderlichſte Geſtalt eines Kriegsweſens bezeichnete, das auf der ſtarken Verknüpfung der verſchiedenartigſten Völkerſchaften und auf der ununterbrochenen Ueberlieferung von Jahrhunderten ruht.

Mit der frühſten Morgenhelle des 21. Juni traf ich in Deutſch-Wagram ein, und bevor ich dem Halbſchlummer mich völlig entwunden, der in der Nachtfriſche über mich gekommen war, fuhr der Poſtillon bis vor die Wohnung des Erzherzogs, wo die aufgepflanzte Fahne und eine Grenadierwache mir ſogleich in die Augen fielen. Man glaubte, ich ſei ein Kourier, und wollte den Erzherzog eiligſt wecken, welches ich nur mit Mühe hindern konnte, indem ich wiederholt verſicherte, daß ich keine Botſchaft zu überbringen hätte, ſondern nur in meinen perſönlichen Angelegenheiten käme. Man verſtand wenigſtens, daß der Generaliſſimus nicht dürfe geſtört werden, und ließ es damit gut ſein. Ich aber fand mich in einer ſonderbaren Lage. Sämmtliche Gebäude des großen Dorfes waren mit Einlagerung überfüllt, die nächſten alle mit hohen Offizieren oder Kanzleien beſetzt, wie ſich an den vielen Schildwachen abnehmen ließ, die faſt vor jeder Thüre ausgeſtellt waren; ein Wirthshaus gab es unter ſolchen Umſtänden überhaupt nicht mehr. Da der ganze Ort noch in großer Stille lag, auch einſtweilen ſich niemand um mich bekümmerte, ſo ſuchte ich auf gut Glück in dem nächſten Hauſe, wo ſchon einige Bewegung zu blicken war, ein vorläufiges Unterkommen. Ich fand Stabsfouriere dort, die mich gaſtlich aufnahmen, und mir ſogar Theil an ihrem Frühſtück anboten. Hier konnte ich mich den neuen Eindrücken und Betrachtungen, die ſich aufdrängten, bequem überlaſſen, und mir den ferneren Verlauf meines Abentheuers in Gedanken feſtzuſtellen ſuchen. Einige Offiziere kamen, und nachdem ſich leicht ein Geſpräch angeknüpft, ſahen ſie mich faſt ſchon wie einen der Ihrigen an, und gaben mir guten Rath, den ich aber nicht recht verſtehen konnte, auch widerſprachen ſich ihre Meinungen theilweiſe. Ich ſetzte mein Anliegen, jedoch in Kürze, ſchriftlich auf, und ließ dies Blatt durch dienſtwillige Hand höheren Ortes abgeben.

Als die Sonne höher geſtiegen und das ganze Hauptquartir lebhaft geworden war, begab ich mich wieder in's Freie. Ich ſah mir Deutſch-Wagram und das anſtoßende Lager an, und wunderte mich nur, daß ein Fremder, unter Hunderttauſenden hier vielleicht der einzige dunkelblau Gekleidete, überall ſo ungehindert umhergehen konnte; niemand fragte mich, wer ich ſei oder was ich wolle, meinen Paß hatte ſeit Olmütz noch niemand wieder zu ſehen begehrt. Ein wunderbares Gewirr bewegte ſich vor meinen Augen. Die unabſehbaren Lagerreihen wimmelten von Kriegsvolk, und in Wagram floſſen die Strömungen dieſer mannigfachen Regſamkeit zuſammen. Alle Truppengattungen und Grade, in den verſchiedenſten Geſchäften und Koſtümen, in Kitteln und im Glanze, zur Arbeit, zum Wachdienſte, zur Erkundigung von Neuigkeiten und zum Genuß und Verkehr jeder Art, bewegten ſich bunt durcheinander hin. Unter den Uniformen in Oeſterreich ſind die ſchönen ganz außerordentlich ſchön, die der Huſaren, Uhlanen und ungariſchen Grenadiere gewährten den herrlichſten Anblick; neben dieſen nahmen ſich freilich manche andre, beſonders auch die des deutſchen Fußvolks, um ſo unanſehnlicher aus, wiewohl das letztere in größeren Maſſen zuſammenſtehend doch auch einen vortrefflichen Eindruck machte. Merkwürdig erſchien die Tracht der Generale, die durch hechtblaue Röcke und rothe Hoſen das Unſcheinbare und Auffallende ſonderbar vereinigten. In dem Ausdrucke der Geſtalten und Geſichter waren ähnliche Gegenſätze wahrzunehmen; zwangloſe Beweglichkeit und pedantiſche Starrheit, muntre Laune und finſtrer Ernſt, behagliche Trockenheit und wilde Leidenſchaft. Deutſche, Franzoſen, Wallonen, Slaven, Italiäner, Magyaren erkannte man weniger im Einzelnen, als vielmehr in dem Ganzen das Gemiſch aller dieſer. Daß die Verſchiedenheit ſo vieler

Völker, Sprachen, Geſtalten und Sitten hier in der Gemeinſchaft nicht verſchwand, aber doch wie von einem höheren Zuſammenhange gebunden erſchien, war grade das Eigenthümliche dieſes kaiſerlichen Heeres. Im Allgemeinen konnte man glauben, noch daſſelbe Soldatenweſen vor Augen zu haben, welches Schiller im Lager Wallenſtein's dargeſtellt hat, und in der That hätten ſich nicht nur die ähnlichen Verhältniſſe und Vorgänge, ſondern großentheils auch noch dieſelben Truppenſtämme jener Zeit in den heutigen Regimentern nachweiſen laſſen. Aus den wunderlichen Szenen und altbewahrten Redensarten, welche hier im Vorbeigehen plötzlich die Aufmerkſamkeit anregten, wehte mich unterweilen auch die Luft des abentheuerlichen Simpliciſſimus noch an, jenes einſt vielgeleſenen Romans aus dem dreißigjährigen Kriege; und als der Generalgewaltiger reitend durch das Lager mir gezeigt wurde, glaubte ich den Rumormeiſter jener wilden Zeit leibhaftig vor mir zu ſehen!

War in dem Hauptquartire die Bewegung freier, glänzender, und nicht ohne die Zugaben vornehmer und reicher Lebensweiſe, ſo ging es dagegen im eigentlichen Lager ernſthafter und ſtiller zu. Jeder Raum war abgemeſſen, die Anordnung der Reihen und Gaſſen ſtreng beobachtet. Ueberall war die wachſamſte Aufſicht und Ordnung, kein wilder Lärm, kein Streit; die Truppen ſah man beſchäftigt, theils ihre Waffen und Geräthe in Ordnung zu halten, theils andre Arbeiten zu verrichten, welche der Tag erforderte, am meiſten aber mit Exerziren. Vom frühen Morgen an wurden kleinere und größere Abtheilungen eingeübt; denn die erlittenen ſtarken Verluſte waren durch junge Mannſchaft erſetzt worden, welche nun eilig ausgebildet werden ſollte. Dieſe fleißigen Uebungen, und die Pünktlichkeit, mit welcher die mannigfachen Dienſtverrichtungen nach eingetheilter Zeitfolge wechſelten, gab der kriegeriſchen Bewegung einen Anſchein ruhiger Friedensordnung. Dreimal täglich traten die Regimenter herkömmlich zum Gebet in's Gewehr; immer auf's neue berief der Trommelſchlag die Feldwebel und Korporale zum Anhören der auszutheilenden Befehle; wurde Vergatterung geſchlagen, ſo war im Augenblicke die unabſehbare Front ſchweigſam aufgeſtellt; die zahlreichen Lagerwachen hielten vorwärts ihre Poſtenkette beſetzt, und nur mit einbrechender Dunkelheit unterbrach ihr wechſelſeitiger Zuruf die große Stille. Die Truppen lagen ſämmtlich unter freiem Himmel; aus der Mitte jedes Regiments erhob ſich nur Ein Zelt, welches als Feldkapelle für den Gottesdienſt beſtimmt war, zugleich aber dem Oberſten einen bedeckten Raum darbot; alle übrigen Offiziere, wie die Gemeinen, begnügten ſich mit Erdgruben, denen etwan ein Dach von Raſen und Laubgezweig das Anſehn von Hütten und einigen Schutz gegen das Wetter lieh. Betrachtete man dieſes Kriegsvolk in ſeiner ausdruckvollen Kräftigkeit, gelaſſenen Bewegung, mäßigen Lebensart und unwandelbarem Gehorſam, ſo mußte man ſich wohl bekennen, ein ausgeprägtes Bild des deutſchen Karakters vor Augen zu haben, und wenn man ſich gegenüber die franzöſiſche Beweglichkeit, üppige Luſt und entzündbare Leidenſchaft dachte, ſo glaubte man jenen Kräften um ſo ſichrer vertrauen zu dürfen, als ſie diesmal von beſter Feldherrnhand geführt wurden. Einige Züge, welche den öſterreichiſchen Soldaten ganz bezeichnen, mögen als jenen Tagen angehörig hier aufbewahrt ſtehn. Ein ſchwerverwundeter Reiter wurde während der Schlacht zurückgebracht, und von begegnenden Kammeraden theilnehmend angerufen, wie es ihm gehe? „O recht gut“, erwiederte er, „der Feind iſt ſchon im vollen Zurückweichen gegen die Donau hin!“ Einem Grenadier wurde das Gewehr in der Hand durch eine Kanonenkugel wie ein Waldhorn zuſammengekrümmt, ſtaunend betrachtete er den Schaden, und ſagte bedauernd: „Ein ſo gutes Gewehr!“ Einen Trupp Grenadiere, die eben Sturm gelaufen hatten, fragte ein heranſprengender Offizier, wo ihr Bataillon ſei? „Wir ſind das Bataillon“, war die ſchlichte Antwort; die Andern lagen dahingeſtreckt. Der einfache Gradſinn macht hier das Erhabene.

An dieſem und dem nächſten Tage war ich auch von der Gegend der eigentlichen Heeresſtellung einen beſtimmten Begriff zu erlangen bemüht. Die Oeſterreicher ſtanden ſeit dem Siege von Aspern noch faſt auf derſelben Stelle, nur hatten ſie ihre Linie mehr rückwärts gezogen und in größeren

Bogen ausgedehnt. Aspern und Eßlingen lagen weitab vor der Fronte, beide Dörfer jetzt außerordentlich verſchanzt, und mit Geſchütz und Truppen wohlbeſetzt. Die Donau ſtrömte zwiſchen ihnen und dem Feinde, der hauptſächlich auf der Inſel Lobenau, gewöhnlich Lobau genannt, ſich feſtgeſetzt und durch große Schanzarbeiten gedeckt hatte. Weiter oberhalb, bei Nußdorf und höher hinauf, war das öſterreichiſche Heer mit dem rechten Flügel unmittelbar an die Donau gelehnt, entfernte ſich dann ſchräg von dieſer gegen Stamersdorf und Wagram hin, und dehnte ſeinen linken Flügel, der am fernſten von der Donau war, in das Marchfeld bis nach Markgrafen-Neuſiedel aus. Deutſch-Wagram lag faſt im Mittelpunkte der Stellung; links von dieſem Ort erhebt ſich der Boden, und bildet oſtwärts eine Hochfläche, die gegen Süden terraſſenförmig abfällt; etwa hundert Schritt vorwärts fließt in der tieferen Ebne ein mit Weiden bepflanzter Bach, der Rußbach, welcher von Wolkersdorf her durch Wagram, Baumersdorf und Markgrafen-Neuſiedel ſich in das Marchfeld hinzieht. In weiter Ferne, über die Ebne hinweg und jenſeits der Donau, erblickte man am nebligen Horizont den Stephansthurm von Wien; und es war ein eigenthümlicher Reiz, die vom Feinde beſetzte Hauptſtadt täglich vor Augen zu haben, und nicht anders erreichen zu können! Die öſterreichiſche Hauptſtellung war nicht verſchanzt, durch ihre natürliche Beſchaffenheit aber vortheilhaft genug, und beſonders bot ſie, im Fall es hier zu einer neuen Schlacht kommen ſollte, der Reiterei in dem weiten Marchfelde den freiſten Spielraum. Dagegen waren längs der Donau, beſonders bei Aspern und Eßlingen, wo die beſten Uebergangspunkte zu ſein ſchienen, ſtarke und weitläufige Verſchanzungen angelegt. Sich gegenſeitig in ihren guten Stellungen beobachtend und feſthaltend, ohne viel unternehmen zu können, hatten beide Theile das unnütze Schießen größtentheils eingeſtellt. Bei der Fortdauer dieſer ſtillen Spannung mußte, ſo ſchien es, der Vortheil ſich mehr und mehr auf die Seite der Oeſterreicher wenden. Napoleon ſtand im feindlichen Lande, mitten in einer unruhigen Bevölkerung, die Donau war geſperrt, man fürchtete in Wien ſchon Mangel an Lebensmitteln, Tyrol war im Aufſtande, Steiermark nicht ſicher, die Bewaffnung in Ungarn gewann täglich an Stärke und Ausbildung. Durch Entſendungen nach der obern Donau ſuchten die Oeſterreicher dem Feinde ſeine Verbindungen im Rücken noch mehr zu erſchweren, die Aufſtände zu fördern; abwärts, bei Preßburg, behaupteten ſie auf dem rechten Donauufer den ſtarken Brückenkopf, welchen der tapfre Erzherzog Johann gegen die täglichen Stürme der Franzoſen ruhmvoll vertheidigte. So konnte das Wort des Erzherzogs Karl, das man ſich mittheilte: jeder Tag, den man hier ſtehen bleibe und den Feind unthätig feſthalte, ſei als ein Sieg zu betrachten, unter ſolchen Umſtänden ſehr wohl gelten, beſonders da auch die politiſche Ausſicht, die ſchon zum Theil ſich erfüllte, durch Zeitgewinn die günſtigſten Wandlungen verſprach. Daß vielfachere und raſchere Thätigkeit dem Feinde hätte verderblich werden, daß die Vorkehrungen hätten ausgedehnter und eifriger ſein können, läßt ſich wohl behaupten; indeß muß man bedenken, daß der Geiſt der Kriegführung weſentlich von dem Körper abhängig iſt, mit dem er wirken ſoll, und daß dieſer aus alten Einrichtungen und Gewöhnungen durch den kräftigſten Willen nicht plötzlich zu jeder neuen Brauchbarkeit umgewandelt werden kann. Dies gilt von manchen Vorſchlägen, welche zu jener Zeit gemacht wurden, die aber in's Werk zu ſetzen damals allzu ſchwierig dünkte. Das Abſehen des Erzherzogs Karl war mit Recht auf eine Feldſchlacht gerichtet, für welche die Truppen frei verfügbar bleiben, und an keine Verſchanzungen gebunden ſein ſollten, als deren Zweckmäßigkeit für die künftig möglichen Umſtände doch nicht voraus zu berechnen war, und deren Vorhandenſein dann ſtörend und nachtheilig werden konnte. Jenem weſentlichen Zwecke, das Heer für eine Schlacht in Bereitſchaft zu halten, mußte die Hauptſorge des Feldherrn gewidmet bleiben und ihm raſtlos zu thun geben, alle übrigen Hülfsmittel konnten erſt nach jenem in Betracht kommen, ſo ſehr man auch ſpäterhin wünſchen durfte, daß der linke Flügel auf Verſchanzungen der Hohenleithen ſich geſtützt, daß bewaffnete Schiffe die Donau beherrſcht, und daß eine Telegraphenlinie zur ſchleunigen Verbindung zwiſchen den getrennten Heerestheilen beſtanden hätte!

Sehr hatte mich verlangt den Erzherzog ſelbſt endlich zu ſehen, wozu die Gelegenheit ſich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am erſten Vormittage konnte ich vor ſeinen Fenſtern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantaſiren, worin er meiſterhafte Geſchicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, ſtieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück, und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er ſah aus, wie ein tapfrer, biedrer und menſchenfreundlicher Mann, der ſogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und die Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernſt und Hoheit. Seine kleine ſchmächtige Geſtalt erſchien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beſchaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit ſeinen Anſtrengungen und Rauhigkeiten hatte eine ſanfte Anmuth aus dieſen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei ſeinem erſten Auftreten gehabt haben ſoll, der im Beginn ſeiner Laufbahn eben ſo mager geweſen war, jetzt aber ſtark geworden ein weniger gutes Anſehen hatte. Was aber den Erzherzog beſonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit ſeines Weſens, die gänzliche Abweſenheit alles Gemachten und Geſpannten; aus der Läſſigkeit mancher ſeiner Bewegungen würde man zuweilen faſt auf einen Mangel an Kraft geſchloſſen haben, hätte nicht das Feuer ſeines heldiſchen Auges jeden ſolchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerſchrockener Muth, der ſtets das Beiſpiel perſönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, ſeine menſchenfreundliche Sorgfalt, ſein gerechter und ſtandhafter Sinn, ſo wie das Andenken ſeiner frühen Thaten und Siege, hatten ihm die höchſte Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmiſchen Soldaten, denen er als Generalkapitain ihres Landes noch beſonders angehörte. Wo er ſich zeigte, ſchallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf den Vorpoſten dem Feinde leicht ſeine Anweſenheit verrieth, aber nicht ganz unterſagt werden konnte. Als Generaliſſimus ſtand er in einer Macht und Wirkſamkeit, wie ſie ſeit Waldſtein kein öſterreichiſcher Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegsweſen erſtreckte ſich ſein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, ſtrafen und belohnen, nach eignem Ermeſſen; die Führung des Krieges ſollte ſeiner Einſicht durchaus überlaſſen, alle Kräfte des Staates ihm hiezu verfügbar ſein. Nur wegen Ungarns offenbarten ſich in dieſem Betreff einige Schwierigkeiten, und auch andre geheime ſcheinen den bedungenen Rechten ſchon im Beginn ſtörend entgegengewirkt zu haben.

Schon zwei lange Tage hatte ich mich in dem Hauptquartir und Lager umhergetrieben, und der wüſte Zuſtand, in welchem ich mich fühlen mußte, wurde mit jeder Stunde unerträglicher. Auf meine ſchriftliche Eingabe war mir durch Mißverſtand eine verkehrte Antwort zugekommen; dagegen hatte ein Flügeladjutant des Erzherzogs, Major Graf von Cavriany mir ſehr freundlich und theilnehmend mündliche Auskunft und Anleitung gegeben, mich dem Oberſten von Oberndorf empfohlen, welcher das Regiment Reuß-Plauen befehligte, und über das Wunder ſcherzte, daß nun doch wirklich einige Deutſche in Folge der Aufrufe des Kaiſers und des Erzherzogs ſich zum Kriegsdienſte einfänden; er bedauerte, daß bei ſeinem Regimente alle erledigten Offizierſtellen eben erſt wieder beſetzt worden, meinte jedoch, dies habe noch nicht bei allen Regimentern geſchehen können, und verſprach mir deßhalb Erkundigung einzuziehen. Er machte mich auch mit ſeinem Regimentsinhaber, dem Feldzeugmeiſter Fürſten von Reuß-Plauen bekannt, und dieſer treffliche Mann bezeigte mir gleich das größte Wohlwollen. Indeß verging ein dritter Tag, ohne daß ſich etwas entſchied; ich hatte aber die Freude, Williſen eintreffen zu ſehen, mit dem ich weite Spaziergänge machte, wobei wir uns in allerlei Betrachtungen ergingen, und die allgemeinen und perſönlichen Verhältniſſe vielfach überlegten. Er begab ſich dann zu dem

General Grafen von Carneville, um in deſſen Freiſchaar einzutreten, die rückwärts von Wagram, bei Bockfließ, errichtet wurde. Mich aber rief, da meine Gedanken faſt ſchon andre Richtung nahmen, der Oberſt von Oberndorf unvermuthet an, und wies mich zu dem Oberſten des Regiments Vogelſang, das links von Wagram auf der oben erwähnten Terraſſenhöhe lagerte; dort, meinte er, würde ich ſogleich zum Dienſt eintreten können. Dieſer Oberſt war der Graf zu Bentheim, aus Weſtphalen, ein noch junger Mann, von ſchönem Anſehn und einnehmendem Weſen, der durch ſeine Auszeichnung in der Schlacht bei Aspern ſo früh zu der anſehnlichen Befehlshaberſtelle gelangt war. Ein kurzes Geſpräch ſetzte mein Verhältniß leicht in's Klare, der Oberſt war ſehr zufrieden mich in ſein Regiment aufzunehmen, ernannte mich zum Fähnrich, und gab mich zu der erſten Kompanie, die der wackre Hauptmann von Marais befehligte. Ich erkaufte die Equipirung eines bei Aspern gebliebenen Offiziers, vertauſchte den Hut mit dem Tſchako, ſchnallte die breite Degenkuppel mit dem kaiſerlichen Doppeladler um den Leib, machte mit den Offizieren nähere Bekanntſchaft, und ſchlief in der erſten Nacht in der Erdhütte neben meinem Hauptmann und noch einem Offizier, als hätte ich nie ein anderes Verhältniß gehabt!

Die nächſten Tage hingegen waren ſchwer und öde. Die große Sommerhitze hatte Laub und Gras verdorrt, die Weiden des Rußbaches waren längſt entblättert und zum Theil entrindet, auf der endloſen Ebene zeigte ſich nirgends ein Schatten, nur dunkle Staubwolken, von Stoßwinden plötzlich herangeführt, verhüllten augenblicklich den Sonnenhimmel, und überſchütteten alles mit heißem Sandregen. Man mußte das Exerziren einſtellen, und verkroch ſich in die Erdhütten. Der beſte Wille der Kriegskammeraden brachte doch nur eine traurige Unterhaltung zuwege. Geſichtspunkte und Antriebe, die wir Norddeutſchen für dieſen Krieg hatten, waren hier größtentheils fremd; man ſah in dem Kriegshandwerk ein erwähltes Fach, deſſen Vortheile man geltend machte, man rechnete die zu hoffenden Beförderungen aus, man rühmte das Garniſonleben in Prag. Der Oberſt allein kannte Gentz und wußte von Friedrich Schlegel, den Andern waren dies unbekannte, bedeutungsloſe Namen. Das Regiment war überdies ein böhmiſches, und die meiſten Soldaten ſprachen nur dieſe Sprache. Begeiſterung und Poeſie mußten hier völlig erlöſchen; auch ſelbſt die der Gefahr fehlten für jetzt; weit und breit fiel kein Schuß, alles war in tiefſter Ruhe. Man zweifelte, daß noch eine bedeutende Waffenentſcheidung vorfallen würde; man ſprach vom nahen Frieden, und wünſchte ihn. Daß unterhandelt wurde, ſtand außer Zweifel; franzöſiſche Beauftragte waren wiederholt in Wagram geſehen worden, ſelbſt ſeinen Vertrauten Duroc wollte man von dem Kaiſer Napoleon mit Vorſchlägen an den Erzherzog Generaliſſimus abgeſchickt wiſſen. Ich konnte die Niedergeſchlagenheit, die ich hievon empfand, nicht verhehlen; in meinem Unmuthe muß ich mich ganz verzweiflungsvoll, und den Wunſch, wieder fortzugehen, ſehr heftig ausgedrückt haben, denn der Hauptmann von Marais eröffnete mir mit großer Theilnahme, wenn dies mein Ernſt ſei, ſo könne mir vielleicht noch geholfen werden, er zweifle, daß ich höheren Ortes ſchon gemeldet ſei, und ſo könne der Oberſt wahrſcheinlich noch ohne fremdes Zuthun mich entlaſſen. Mir fuhr der Gedanke durch den Kopf, zu dem Herzoge von Braunſchweig-Oels zu gehen, von deſſen Unternehmungen die Rede war, oder zu dem Major von Noſtitz, des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen geweſenen Adjutanten, der an der Gränze von Franken eine Freiſchaar ſammelte; von dieſen Beiden ſagte man laut, ſie würden keinen Frieden machen, ſondern lieber wie Schill auf eigne Hand zu Grunde gehen. Es war aber zu ſpät; bereits in die Liſten eingetragen, hätte ich ein förmliches Abſchiedsgeſuch einreichen müſſen, was während der Kriegszeit unthunlich war. Der Oberſt, dem ich meine Unruhe nur im Allgemeinen, nicht aber in ihren beſondern Gründen zeigen mochte, wußte nicht, was er von mir denken ſollte; über die Waffenruhe und den Friedensanſchein aber, die ich verwünſchte, ſuchte er mich zu tröſten, und meinte, mit jedem Tage könne ſich das ändern, worüber niemand froher ſein würde, als er ſelbſt. Ich blieb alſo einſtweilen wo ich war.

Die ſchlimmſte Prüfung war in der That ſchon überſtanden. Nach einem heißen, langweiligen, verzehrenden Tag, der nur eben ſolchen wieder erwarten ließ, erſcholl am 30. Juni Abends plötzlich von der Donau her Kanonendonner, dem Gemüth eine labende Erfriſchung! Eine Parthei Franzoſen, ſo vernahm man bald, waren von der Lobau mittelſt Kähnen auf eine kleine Aue, die Mühleninſel genannt, übergegangen, die ſich nur durch einen ſchmalen Arm von dem linken Donauufer ſcheidet; ſie legten eine Brücke anf dieſes Ufer herüber und beſchützten dieſelbe durch einen kleinen Vorwall; unſre Batterieen bei Eßlingen wollten dem Feinde dieſe Ausbreitung nicht geſtatten und ſeine nächſten Kanonen auf der Lobau feuerten nun ebenfalls. Die Unterhandlungen, hieß es, ſeien abgebrochen, der Kaiſer Napoleon habe ſeine Truppen zuſammengezogen, um neuerdings mit ganzer Macht überzugehen und eine Schlacht zu liefern. Die Beharrlichkeit des Erzherzogs Generaliſſimus in ſeiner Stellung mußte ſich hiedurch gerechtfertigt zeigen, da der Feind keine beſſere Gegend für ſeinen Verſuch wußte, als dieſe gegen ihn vorbereitete und vertheidigte. Mit einbrechender Nacht ſahen wir in der vor uns liegenden Ebene die Alarmſtangen brennen, und das ganze Lager gerieth in Bewegung. Der Kanonendonner verſtummte zwar nach einiger Zeit, allein um 1 Uhr Nachts erhielten die auf der Anhöhe bei Wagram lagernden Regimenter den Befehl, in der Stille anzutreten, und rückten ſchweigend etwa anderthalb Stunden gegen die Donau hinab; der erſte, zweite und dritte Heertheil lagerten daſelbſt zwiſchen Breitenlee und Stadt-Enzersdorf, der vierte Heertheil ſtellte ſich bei Wittau, die Reiterei bei Rasdorf; jeden Augenblick erwarteten wir, daß der Feind angreifen würde; das Kanoniren erneuerte ſich von Zeit zu Zeit; allein die Franzoſen rückten nicht vor, ſondern begnügten ſich, ihre begonnene Brückenſchanze zu vollenden. Der Erzherzog begab ſich zuerſt nach Rasdorf, ſodann nach Stadt-Enzersdorf, und beſtieg den dortigen Thurm, um die Anſtalten des Feindes zu überſchauen, darauf nahm er ſein Hauptquartir in Breitenlee. Indeß mußte bald klar werden, daß die Anſtalten an dieſer Stelle für einen ernſtlichen Uebergang zu unbedeutend blieben; es war offenbar, daß der Feind hier nur die Aufmerkſamkeit beſchäftigen wolle, und daß er ſeinen wahren Uebergang entweder oberhalb bei Nußdorf, oder unterhalb in der Gegend von Ort vorhabe, wobei das öſterreichiſche Heer in ſeiner jetzigen Stellung ſogleich die rechte oder linke Flanke bloßgeben würde; daher ſchien es vortheilhafter, bei der Ungewißheit, welchen Punkt der Feind wählen werde, die rückwärtige Stellung wieder einzunehmen, aus welcher man frei und leicht nach jeder nöthigen Richtung hervorbrechen könne. Dieſem Rathſchluſſe zufolge erhielten wir am 3. Juli Mittags unvermuthet Befehl, wieder in unſre vorige Stellung bei Wagram zurückzukehren. Dieſer Vor- und Rückmarſch iſt in dem öſterreichiſchen Bericht unerwähnt geblieben, und doch war die Vorwärtsbewegung nicht gleichgültig; ſie erlegte dem Feinde gleichſam eine Schlacht in ähnlichen Verhältniſſen wie die von Aſpern auf, während unſer Rückmarſch ihm ſtatt jener Enge die erwünſchtere Ausdehnung freigab, in welcher die Schlacht von Wagram möglich wurde. Da dieſe verloren ging, ſo konnte man nachher bedauern, zu ihrer Entwickelung den Raum gegeben zu haben, den man, wie es ſchien, gleich anfangs verſagen, wenigſtens mit Vortheil ſtreitig machen konnte, wenn man näher an der Donau den Kampf aufnahm.

Der Anſchein, als ſolle das Leben der vorigen Tage, ohne andern Inhalt als Sonnenbrand und Staubwolken, auf's neue fortgehen, dauerte diesmal nicht lange. Von den Abſichten des Feindes hatte man keine zuverläſſige Kenntniß, nur unſichere Vermuthungen, doch deuteten alle ſeine Anſtalten auf irgend ein großes Unternehmen. Die Befeſtigungen der Lobau, die Herſtellung und Sicherung der Hauptbrücken über den großen Arm der Donau, die Anlegung vieler Verbindungsbrücken zwiſchen der großen und den kleinern Inſeln, die fortgeſetzte Arbeit an Zimmerwerk und Schiffen, die Inſtandſetzung der Wege auf der Lobau, die Anfuhr von Geſchütz und Pulverwagen, alles dies konnte nicht verborgen bleiben; am entſcheidenſten aber waren die Bewegungen der Truppen, die von der obern und untern

Donau ſich hierherzogen; unter andern ſah man vom Biſamberge aus am 2. Juli das ſogenannte italiäniſche Heer in jener Richtung anrücken. Der Erzherzog Generaliſſimus beſchloß, das Unternehmen des Feindes zu zerrütten, dem Hauptangriffe zuvorzukommen und ihm den Rückhalt zu verderben, den die Lobau darbot. Die öſterreichiſchen Abtheilungen an der obern Donau hatten Befehl erhalten, den Feind lebhaft zu beunruhigen; desgleichen der Erzherzog Johann, mit ſeiner Hauptſtärke aus dem Brückenkopfe von Preßburg auf das rechte Ufer der Donau hervorzubrechen; jetzt wurde dieſem am 4. Juli um 7 Uhr Abends der Befehl geſandt, ſeine Truppen wieder auf das linke Ufer herüberzuziehen, und zugleich bis Marcheck vorzurücken, um für den Fall einer Schlacht auf die rechte Flanke des Feindes wirken zu können. Auch bei uns war ein kräftiges Eingreifen angeordnet. Am 4. Juli Abends erhielten wir die Weiſung, wenn in der Nacht kanonirt würde, bis Tagesanbruch in Ruhe zu bleiben, dann aber marſchfertig zu ſein. Wirklich begann, ſobald es dunkel geworden, vor uns an der Donau ein heftiges Geſchützfeuer, der Himmel leuchtete immerfort von den Blitzen der Kanonen, von den Wurfbahnen der Bomben und Granaten; faſt zwei Stunden dauerte der Wetteifer von beiden Seiten, denn die Franzoſen hatten faſt gleichzeitig auch ihren Angriff unternommen, und während wir ihre Werke auf der Lobau zu zerſtören dachten, die Zerſtörung der unſrigen und die Einäſcherung von Stadt-Enzersdorf vorbereitet. Das öſterreichiſche Geſchütz vermochte wenig gegen die ſtarken Werke der Lobau; die franzöſiſche Mannſchaft auf der Mühlau, welche als vermuthlicher Uebergangspunkt am heftigſten beſchoſſen wurde, legte ſich nieder und litt nicht viel. Dagegen zeigte ſich die Wirkung des feindlichen Angriffs bald nachtheilig; in ſeinem Zwecke lag zuſammenhängendere Abſicht und ſtärkerer Nachdruck; ſein Geſchütz war zahlreicher und wirkſamer; in kurzer Zeit ſtand Stadt-Enzersdorf in Flammen, und unſre Batterieen ſtrebten fruchtlos gegen die feindliche Uebermacht. Nachdem die Gegend eine Zeit lang durch den Brand der kleinen Stadt erhellt geweſen, verdunkelte ſich der Himmel mit ſchwarzen Gewitterwolken, der Regen ſtrömte nieder, die Flammen minderten ſich, das Geſchütz feuerte ſeltner und verſtummte zuletzt völlig. Ein furchtbares Sturmgewitter, wie niemand ein ähnliches erlebt zu haben meinte, wüthete nun über das weite Marchfeld, das von dem Gekrach des Donners erbebte, und im Brauſen der Regenfluthen und dem Geheul des Windes ſo ertoſte, daß daneben auch das Geſchütz hätte verhallen müſſen.

Den Feind, deſſen Vorſatz feſt und reif und deſſen Hülfsmittel bereit waren, mußte dieſe Sturmnacht äußerſt begünſtigen. Er hatte die neben der Lobau ſtromabwärts auf dem linken Ufer über Mühlleithen und Wittau ſich erſtreckende Fläche zum erſten Antritt ſeines Ueberganges erſehen, wo ſeine Truppen ungehindert Fuß faſſen und im Angeſichte des Brandes von Stadt-Enzersdorf ſich rechtshin ungehindert entwickeln konnten. Dieſe Richtung hatte man öſterreichiſcherſeits am wenigſten möglich erachtet; ſie war kühn und gefahrvoll, beſonders wenn der vierte öſterreichiſche Heertheil bei Wittau ſtehen blieb, oder ſogleich wieder dorthin vorrückte; es gehörte zu ihrem Erfolge die ganze Meiſterſchaft der gründlichen Anordnungen und zutreffenden Berechnungen Napoleon's, die ſichere Ausführung aller ſeiner Befehle durch eben ſo ſtrenge als geſchickte Werkzeuge, die Schnelligkeit und Kraft, welche dadurch ſeinen Bewegungen verliehen war. Er rechnete darauf, den bedenklichen Augenblick ſchon überſtanden zu haben, bevor der Gegner ihn benutzen könnte. Schon um zehn Uhr Abends ließ der General Oudinot 1500 Voltigeurs unter der Anführung des Generals Conroux überſetzen; ſie wurden von dem Oberſten Baſte mit 10 Kanonierſchaluppen begleitet, deren Feuer die Landung beſchützte. Die öſterreichiſchen Vorpoſten zogen ſich aus den Schanzen, welche ſie hier aufgeworfen und mit einigen Feldſtücken beſetzt hatten, ohne Verluſt zurück, und der Feind konnte ſich vor Mühlleithen auf der Schuſterwieſe und dem Hanſelgrunde feſtſetzen. Gleichzeitig war der Oberſt Sainte-Croix, Adjutant des Marſchalls Maſſena, mit 2500 Mann übergeſchifft und weiter abwärts bei Schönau gelandet. Hierauf wurden in der Eile ſechs Brücken geſchlagen, zu denen alle Geräthſchaft fertig gehalten war. In raſchem Laufe zog zuerſt das Fußvolk des Marſchalls Maſſena, nebenan deſſen Reiterei und Geſchütz, auf das linke Ufer, weiter abwärts die Truppen des Marſchalls Davouſt, des Generals Oudinot; ſtill und geordnet nahmen ſie ihre vorherbeſtimmten Stellungen. Um 3 Uhr Morgens ſtanden mehr als 40,000 Mann zuſammengedrängt bei Mühlleithen, während die übrigen Truppen eiligſt nachrückten; erſt um Mittag trafen die letzten ein, während die vorderſten ſchon im vollen Gefecht und Vormarſch waren. Die anfängliche Schlachtordnung war folgende. Im erſten Treffen als linker Flügel, zunächſt der Donau, der vierte Heertheil, unter dem Marſchall Maſſena; als Mitte der zweite Heertheil, von dem General Oudinot befehligt; als rechter Flügel, gegen Wittau, der dritte Heertheil, unter dem Marſchall Davouſt; hinter dieſem, als zweites Treffen, die Truppen des Marſchalls Bernadotte oder der neunte Heertheil, das italiäniſche Heer unter Anführung des Vicekönigs Eugen, und der eilfte Heertheil des Marſchalls Marmont; als Schluß und Rückhalt die Garden und die Küraſſiere. Die ganze Streitmacht Napoleon's betrug hier mehr als 160,000 Mann, worunter 15,000 Mann Reiterei mit 600 Kanonen. Uebergang und Aufſtellung waren mit bewundernswerther Schnelligkeit und Haltung im Sturm und Regen und bei größter Dunkelheit begonnen, wie nachher im vollen Tagesglanze vollendet worden.

Die erſte Morgenfrühe des 5. Juli beleuchtete dieſes gelungene Ergebniß; der Sturm hatte ſich inzwiſchen gelegt, die Sonne verſprach einen heitern Tag, und nach 4 Uhr erhob ſich mit erneuter Gewalt der Donner des Geſchützes. Neue Rauchſäulen ſtiegen aus Stadt-Enzersdorf empor, der Marſchall Maſſena ließ durch ſeine Adjutanten Sainte-Croix und Pelet den Ort wiederholt angreifen, den ein Bataillon des Regiments Bellegarde tapfer vertheidigte, aber der Oberſt Sainte-Croix endlich wegnahm; eben ſo wurde das Schloß Sachſengang zwiſchen Mühlleithen und Wittau nach kurzem Widerſtand erobert. Ein Theil der öſterreichiſchen Vortruppen unter dem General von Nordmann bedrohte, über Rutzendorf anrückend, noch einen Augenblick die rechte Flanke der Franzoſen, aber der General Oudinot drängte ſie bald zurück, und unaufhaltſam entfaltete ſich nun die Angriffslinie Napoleon's, überall durch zahlreiches vorangehendes Geſchütz bezeichnet. Der Marſchall Davouſt drängte die öſterreichiſchen Vortruppen von Großhofen zurück, und zog rechts von Rutzendorf gegen Markgrafen-Neuſiedel heran, ſeine äußerſte Rechte durch zwei Dragonerdiviſionen unter den Generalen Grouchy und Pully ſo wie durch eine Diviſion leichter Reiterei unter dem General Montbrun gedeckt; die Mitte unter dem Marſchall Bernadotte wandte ſich gegen Pysdorf und Rasdorf; der Marſchall Maſſena rückte rechts gegen Breitenlee vor, links hielt er ſich an der Donau, und beſetzte, nach Maßgabe, daß ſie geräumt wurden, die öſterreichiſchen Verſchanzungen von Eßlingen und Aspern. Die Verſchanzungen, gegen die Lobau gerichtet, waren im Rücken offen, und durch die Bewegung des Feindes jetzt überflügelt nicht mehr haltbar; ſie wurden nur langſam verlaſſen, und ſogar die ſchwerſten Geſchütze ruhig mit fortgeführt.

Der Erzherzog Generaliſſimus hatte den raſchen und unter Begünſtigung der ſtürmiſchen Nacht ſo glücklich gelungenen Uebergang nicht mehr hindern können; die feindliche Stärke hatte nicht nur Fuß gefaßt, ſondern ſich auch ſchon beträchtlich ausgebreitet und zum ferneren Angriffe günſtig geordnet; ihre ſämmtlichen Heertheile waren in zuſammenhängender Bewegung, überall wechſelſeitiger Unterſtützung fähig und verſichert; die öſterreichiſchen Heertheile aber ſtanden noch viel zu weit aus einander, als daß ſie dem ſo raſch entwickelten Feinde gleich mit gehöriger Macht hätten entgegenrücken und ihn gegen die Donau zurückwerfen können. Die Geſammtſtärke der Oeſterreicher betrug nicht voll 100,000 Mann, nebſt 410 Stück Feldgeſchütz; die Truppen waren in nachfolgender Weiſe eingetheilt. Eine Vorhut von allen Waffen, unter dem Befehl des Feldmarſchalllieutenant von Nordmann hatte vorwärts an der Donau geſtanden, weiter hinauf lehnte ſich an den Strom rechts der ſechste Heertheil unter dem Feldmarſchalllieutenant Grafen von Klenau, welcher den Freiherrn von Hiller, mit dem der Oberfeldherr unzufrieden war, in dieſer Befehlführung abgelöſt hatte; weiter zurück hielt der fünfte Heertheil unter dem Feldzeugmeiſter Fürſten von Reuß-Plauen die Umgegend des Biſamberges beſetzt; dann folgte linkshin rückwärts der dritte Heertheil unter dem Feldzeugmeiſter Grafen von Kolowrat bei Hagenbrunn, hierauf die von ſämmtlichen Regimentern zuſammengezogenen Grenadiere unter dem Feldmarſchallieutenant von Prochaska bei Säuring, und bei Breitenlee die Maſſe der Reiterei unter dem General der Reiterei Fürſten von Liechtenſtein; ferner bei Wagram der erſte Heertheil unter dem General der Reiterei Grafen von Bellegarde, und in derſelben Richtung angeſchloſſen bei Baumersdorf, der zweite Heertheil unter dem Feldmarſchallieutenant Fürſten von Hohenzollern, und der vierte Heertheil bei Markgrafen-Neuſiedel unter dem Feldmarſchallieutenant Fürſten von Roſenberg. Es wären daher zu jenem Zwecke nur die drei Heertheile hinter dem Rußbach nebſt der Reiterei zur Hand geweſen, die Grenadiere nicht ſogleich, und die beiden Heertheile am Biſamberge ſtanden noch faſt zwei Meilen entfernt. Unter dieſen Umſtänden ſah ſich der Erzherzog Generaliſſimus genöthigt, die Schlacht nicht an der Donau, ſondern erſt weiter rückwärts anzunehmen, die Zeit des Anrückens der Franzoſen zur Zuſammenziehung ſeiner Kräfte zu verwenden, und in der vortheilhaften Stellung, die er zwiſchen Samersdorf und Markgrafen-Neuſiedel einnahm, den erſten Stoß abzuwehren, dann aber mit aller Stärke ſelbſt anzugreifen, ſich vorzugsweiſe auf den linken Flügel des Feindes zu werfen, ihn von ſeiner Brückenverbindung abzudrängen, und durch das unerwartete Eintreffen des Erzherzogs Johann in der rechten Flanke und im Rücken des Feindes den Hauptſchlag zu thun. In dieſem Sinne traf er alle Anordnungen. Die Vortruppen hatten den Befehl, ſo wie auch die längs der Donau vorgeſchobenen Abtheilungen des ſechsten Heertheils, ſich fechtend zurückzuziehen, und ſich, jene dem linken Flügel, dieſe dem rechten der Hauptſtellung anzuſchließen. Der vierte Heertheil und die Grenadiere wurden aus ihrer zu großen Entfernung näher herangezogen, um hierdurch den weiten Halbkreis, welchen das Heer bildete, enger zuſammenzuziehen. Die an die obere Donau bei Krems und Linz entſendeten Truppen waren zu fern, und in jenen Gegenden, beſonders wenn der Feind eine Niederlage erlitt, zu wichtig, um auch ſie herbeizurufen; dagegen wurde dem Erzherzog Johann am 5. Juli früh Morgens nach Preßburg ein neuer Befehl geſandt, mit allen dortigen Truppen ungeſäumt aufzubrechen, über Marcheck heran zu marſchiren, und in Gemeinſchaft mit dem linken Flügel des Heeres an der Schlacht Theil zu nehmen. Derſelbe Befehl wurde gleich darauf nochmals wiederholt, weil die Beſorgniß, daß der linke Flügel des Heeres, der keinen rechten Stützpunkt hatte und ſeitwärts bloßgegeben war, bis zur entſcheidenden Stunde einen ſchweren Stand haben könnte, das Herbeikommen friſcher Truppen auf dieſer Seite noch beſonders zu beſchleunigen fand. Der am 4. Juli Abends nach Preßburg abgeſandte Kourier war am 5. früh dort eingetroffen, die folgenden kamen ebenfalls ungehindert an; aus den zurückkehrenden Nachrichten ergab ſich, daß zwar am ſelbigen Tage jene Truppen nicht mehr zu erwarten ſeien, daß aber ihrer Ankunft früh am 6. auf dem Schlachtfelde kein Hinderniß entgegenſtehe. Bis dahin jedoch ſchien der Kampf ſich leicht und gewiß ausdehnen und ſchwebend erhalten zu müſſen, da ſo große Kräfte in ſo weiten Räumen ſich auszutoben hatten.

Zur näheren Beobachtung des Feindes war ein Theil der Reiterei des Fürſten von Liechtenſtein von Breitenlee gegen Rasdorf und Pysdorf vorgerückt, wo ſie lange Zeit das immer wachſende Kanonenfeuer des Feindes aushielt, welches endlich ſo mörderiſch wurde, daß das Küraſſierregiment Hohenzollern bald den ſechsten Theil ſeiner Leute und Pferde verloren hatte, und durch Tod und Verwundung der ältern Offiziere ein junger Preuße, Guſtav von Barnekow, der nur eben erſt als Rittmeiſter eingetreten war, die Führung des Regiments nächſt dem Oberſten überkam, wobei er ſich perſönlich durch Muth im Handgemenge unter den Augen des Erzherzogs ſo hervorthat, daß dieſer ihn laut belobte, und ſagte: „Barnekow hat wie ein Löwe gefochten!“ Gegen Mittag beſtand dieſe Reiterei ein lebhaftes

Gefecht mit dem über Rutzendorf andringenden Heertheil des Marſchalls Bernadotte, und warf die ſächſiſche Reiterei deſſelben mehrmals zurück; in dieſem Begegnen fügte es der Zufall, daß auch zwei Regimenter auf einander trafen, öſterreichiſche Küraſſiere und ſächſiſche Dragoner, welche beide von demſelben Inhaber, dem Herzoge Albert von Sachſen-Teſchen, den Namen führten. Die öſterreichiſche Reiterei behauptete eine Zeit lang das Feld, mußte dann aber dem zahlreich entwickelten Fußvolk und Geſchütz weichen. Sein Hauptabſehen hatte der Kaiſer Napoleon auf die Stellung von Wagram ſelbſt und auf den linken Flügel der Oeſterreicher gerichtet, deſſen äußerſte Spitze durch einen alten viereckten Thurm bei Markgrafen-Neuſiedel bezeichnet wurde. Oeſterreichiſcherſeits erkannte man die Richtung ſehr wohl, beſetzte die Anhöhe jenes Thurmes mit einer Batterie, und wollte ſogar in der Eile noch Schanzen aufwerfen. Aber der Anmarſch des Feindes ließ wenig Zeit zu neuen Vorkehrungen. Nachmittags hatte Napoleon's rechter Flügel Glinzendorf erreicht; ſeine Mitte ſtand in Rasdorf; am wenigſten war der linke Flügel vorgedrungen, er hielt nur Aspern beſetzt. Immer ſtärkere Batterieen fuhren auf, immer größere Truppenmaſſen kamen in's Gefecht, die ganze Linie ſtand im Feuer und rückte immer vor. Wir hatten von unſerer höheren Stellung bisher den Bewegungen und Kämpfen vor uns wie einem Schauſpiele zugeſehen, jetzt rückte der Kampf näher heran, die Luft über uns ſauſte von Kanonenkugeln, die man uns verſchwenderiſch zuſchickte, und bald krachten antwortend auch unſre Batterieen. Das Fußvolk erhielt Befehl, ſich auf die Erde niederzulegen, und die feindlichen Kugeln trafen anfangs wenig, da jedoch der Feind unaufhörlich vorrückte, ſo ſtellten die Regimenter ſich alsbald in's Gewehr. Der Erzherzog Generaliſſimus ſprengte mit ſeinem Stabe vorüber und hielt dann vor unſrer Fronte; er theilte Befehle aus, blickte in die Ebene nieder, wo die feindliche Linie ſtets näher rückte, man ſah es ihm an, daß er Gefahr und Tod nicht achtete, daß er ganz in ſeinem Berufe als Feldherr lebte; der Entſcheidungskampf ſchien ſeinem ganzen Weſen ein nachdrücklicheres Anſehen zu verleihen, eine höhere Spannung voll freudigen Muthes, den er auch rings um ſich her einflößte; die Soldaten blickten auf ihn mit Stolz und Zuverſicht, manche Stimme begrüßte ihn. Nachdem er weiter gegen Baumersdorf geritten war, kam einer ſeiner Adjutanten raſch zurück, und rief: „Freiwillige vor!“ Sogleich war faſt die ganze Kompanie des Hauptmanns von Marais bereit; wir dachten, es gelte die nächſte Batterie des Feindes zu ſtürmen, welche durch die vorliegenden Kornfelder herannahte, und jauchzend mit lautem Geſchrei eilten wir den Abhang hinab, da kam ein zweiter Adjutant mit dem Befehl, wir ſollten nur den Rußbach beſetzen, dort den Uebergang vertheidigen, aber nicht eher feuern, als bis der Feind ganz nahe ſei. In Plänkler aufgelöſt, hinter Weidenſtämmen und hohem Korn, harrten wir ſchußfertig, gegen die Kanonenkugeln gedeckt, aber durch Flintenſchüſſe und Haubitzgranaten getroffen, die der Feind zahlreich auf unſre Gegend richtete. Ueber eine Stunde weilten wir hier, unter dem unaufhörlichen Krachen des Geſchützes, das über uns hinwegſchoß; leider mußten wir bald bemerken, daß das feindliche die Uebermacht der Zahl hatte und wenigſtens doppelt ſo viele Schüſſe lieferte, als das unſre, welches doch weit beſſere Bedienung hatte, um ſo mehr aber bewunderten wir den thätigen Eifer und die wackre Ausdauer, durch welche der ungleiche Kampf dennoch unterhalten wurde. Da unſer Geſchütz batterieweiſe vereinigt ſtand, ſo konnte der Feind ſich ihm leichter entziehen, dagegen das ſeinige längs der ganzen Linie auf allen Punkten wie ausgeſäet war, und gleichſam anſtatt der Plänkler überall das Gefecht eröffnete. Gegen Baumersdorf allein hatte der General Oudinot 40 Kanonen vereinigt, und wiederholt war ſein Fußvolk, die Diviſionen Grandjean und Tharreau, in den brennenden Ort eingedrungen, aber von dem tapfern General Grafen Ignaz von Hardegg immer wieder zurückgeſchlagen worden.

Der Kaiſer Napoleon indeß ſah mit Ungeduld den Tag unentſchieden hingehen, er glaubte den Hauptſchlag noch heute ausführen zu können, und wollte nicht umſonſt ſein Uebergewicht hierher gewendet haben. Raſch ordnete er ſeine

Truppen zum Sturm. Der Marſchall Bernadotte erhielt Befehl, über Atterkla gegen Wagram vorzudringen, und durch Wegnahme dieſes Ortes die Mitte der öſterreichiſchen Linie zu ſprengen. Zwei gedrängte Sturmſchaaren ſollten zu gleicher Zeit rechts und links von Baumersdorf über den Rußbach dringen, die Höhen der öſterreichiſchen Stellung erſteigen und die dortigen Truppen aufrollen. Feindliches Fußvolk war mittlerweile ſchon dicht an unſre Stellung herangekommen; die Plänkler wurden vom Rußbach zurückgerufen und traten in die Linie wieder ein, längs deren ganzer Ausdehnung ſich nun ein furchtbares Gewehrfeuer entſpann. Dieſer ungeheure Lärm des immerfort erneuten Losknallens und noch weit mehr des unendlichen Eiſengeräuſches bei Handhabung von mehr als zwanzigtauſend Flinten in ſolcher Nähe und Enge, war eigentlich der einzige neue und wunderbare Eindruck, der mir in dieſen erſten Kriegsauftritten, die ich erlebte, zu Theil wurde; alles andre war theils meiner vorausgefaßten Vorſtellung gemäß, theils ſogar unter ihr; alles aber, auch der Donner des zahlreichſten Geſchützes dünkte mich gering gegen das Sturmgetöſe des ſogenannten Kleingewehrs, dieſer Waffe, durch welche gewöhnlich auch unſre neueren Schlachten zumeiſt mörderiſch werden. Indem dieſes Feuer eine Weile lebhaft anhielt, und der Erzherzog Generaliſſimus nach Wagram ſprengte, weil auch dort das Schießen zunahm, hieß es plötzlich, feindliche Reiterei breche auf dem linken Flügel hervor. Es war nicht Reiterei, ſondern Fußvolk, welches auf die Höhen ſtürmend andrang. Der Brand von Baumersdorf und der Pulverdampf des Geſchütz- und Gewehrfeuers begünſtigte den Ueberfall. Ein Schwarm von Plänklern, in wilder Unordnung und mit Geſchrei anlaufend, brach zuerſt die Bahn. Hierauf ging rechts von Baumersdorf ein Theil der franzöſiſchen Garden unbemerkt über den Rußbach, ſie erſchienen plötzlich auf der Höhe und ſtürmten gegen den linken Flügel des Heertheils von Hohenzollern, wo jedoch der General Bureſch an der Spitze der Regimenter Zach und Joſeph Colloredo ſie mit Entſchloſſenheit empfing, und der Fürſt von Hohenzollern das Chevauxlegersregiment Vincent gegen ſie anführte. In dem Gefolge dieſes tapfern Generals müſſen wir den damals neunzehnjährigen Huſarenlieutenant Joſeph von Zedlitz anmerken, der ſchon im Laufe des Krieges durch Tapferkeit ſich ausgezeichnet hatte, ſpäterhin als Dichter berühmt wurde. Durch das Gewehrfeuer des ſtandhaften Fußvolks erſchüttert, durch das ungeſtüme Einhauen der Reiter über einander geworfen, war der Feind ſchnell genöthigt, über den Rußbach zurückzuweichen; der General Graf Ignaz von Hardegg brach nun aus Baumersdorf hervor, fiel auf die Fliehenden und trieb ſie mit großem Verluſt weit in die Ebene gegen Rasdorf. Der links von Baumersdorf über den Rußbach gedrungene Feind, zwei Diviſionen, geführt von den Generalen Macdonald und Lamarque, denen zwei andre Diviſionen, vom General Grenier befehligt, unter des Vicekönigs Eugen eigner Anführung nachrückten, benutzte eine Schlucht, welche ſie ſchnell auf die Höhe und grade auf den Zwiſchenraum des erſten und zweiten Heertheils führte; ſie warfen ſich gegen den Flügel des erſteren, und begannen denſelben aufzurollen. Der franzöſiſche General Dupas führte den Angriff mit aller Kraft; es erhob ſich ein ſcharfer Kampf, man wechſelte Gewehrfeuer in größter Nähe, man erhob die Kolben und legte das Bajonet ein. Der feindliche Stoß auf unſern linken Flügel war jedoch zu heftig, als daß die ſchwache Linie hätte widerſtehen können, ſie wurde geſprengt, die äußerſten Enden ſchlugen ſich in Haken um, und die Regimenter Argenteau, Vogelſang und ein Theil von Erzherzog Rainer ſahen ſich auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Im erſten Anſtürmen des Feindes traf mich ein Schuß durch den Oberſchenkel, und ich konnte von nun an nur müßiger Zeuge der ferneren Vorgänge ſein, welche das Schlachtfeld darbot. Die Verwirrung war eine Zeit lang ſehr groß, und konnte ſchlimme Folgen haben. Der Erzherzog Generaliſſimus, begleitet von ſeinen Gehülfen, den Generalen Graf von Grünne und Freiherrn von Wimpfen, eilte ſelbſt herbei, rief und ordnete die Truppen, und führte ſie perſönlich gegen den Feind wieder vor; der General Graf von Bellegarde bewies denſelben Eifer; der Oberſt Graf zu

Bentheim ergriff eine Fahne des von ihm befehligten Regiments Vogelſang, ermuthigte durch Ruf und Beiſpiel die Truppen, und gewann mit ihnen im Sturmſchritt den verlorenen Boden wieder; zugleich eilte aus dem zweiten Treffen das Regiment Erbach, von dem Major von Fromm angeführt, in Diviſionsmaſſen heran und warf die Stürmenden zurück; der Fürſt von Hohenzollern, mit ſeinen tapfern Chevauxlegers von dem ſiegreichen Einhauen wiederkehrend und dieſe zweite Abtheilung des Feindes wahrnehmend, ſäumte nicht, auch dieſe anzugreifen, und während ſie unter den Säbelſtreichen blutete, richtete zugleich der Oberlieutenant Löffler eine halbe Batterie mit Kartätſchenſchüſſen in die Flanke der Flüchtigen. So von allen Seiten und von allen Waffen gedrängt und zerſchmettert, erleiden die Franzoſen ungeheuern Verluſt; ſie ſind ohne Geſchütz, weil daſſelbe nicht über den Rußbach hatte folgen können; ihre Reiterei, vom General Sahuc befehligt, nach großen Schwierigkeiten endlich kühn hinüberdringend, will zwar die Sachen aufnehmen, aber auch ſie wird von dem Fürſten von Hohenzollern, der zu den Chevauxlegers von Vincent noch 4 Schwadronen Huſaren von Heſſen-Homburg heranzieht, völlig niedergerannt, und nur Trümmer retten ſich. Ueberall, wo der Kampf am heißeſten, ſah man den Erzherzog Generaliſſimus voran; der Hauptmann von Weitenfeld vom Regimente Vogelſang hieb einen Franzoſen nieder, der eben auf den Erzherzog ganz nah ſein Gewehr abſchießen wollte; ein franzöſiſcher Offizier, der in der Verwirrung noch einen guten Fang zu machen dachte, wurde zuſammengeſchoſſen, als er ſchon dem Erzherzoge zurief, er ſolle ſich ergeben; der Erzherzog bekam einen Streifſchuß, ungeachtet deſſen er zu Pferde blieb und ſeine Aufmerkſamkeit auf ſein Feldherrnamt keinen Augenblick unterbrach. Der damalige Prinz von Oranien, jetzige König der Niederlande, der im öſterreichiſchen Heere als General diente, hatte ſchnell hinter einander zwei Pferde unter dem Leibe verloren. Auf beiden Seiten war großer Verluſt an Todten und Verwundeten. Die Oeſterreicher, als zuletzt im Vortheil, machten viele Gefangene, unter ihnen einen General und mehrere Stabsoffiziere. Eine Fahne wurde vom vierten

Legionsbataillon erobert; eine des Regiments Argenteau ging verloren, weil der Fahnenträger niedergehauen war; dagegen riß, dieſen Schimpf zu rächen, der Oberlieutenant Tittmayer deſſelben Regiments, einen franzöſiſchen Adler aus Feindesreihen. Der Erzherzog Generaliſſimus verlieh auf der Stelle, nach der ihm zuſtehenden Befugniß, mehrere Belohnungen für tapfre Thaten, unter andern dem Regiment Erbach das Vorrecht, den Grenadiermarſch zu ſchlagen.

Inzwiſchen hatte auch der Marſchall Davouſt mit einem Theile ſeiner Truppen bei Markgrafen-Neuſiedel den Rußbach überſchritten, und während er die öſterreichiſche Stellung aus 40 Kanonen in der Front mit größtem Nachdruck beſchoß, griffen die beiden Diviſionen Morand und Friant auf dem linken Ufer des Rußbachs den Ort heftig an, während die leichte Reiterei des Generals Montbrun die linke Flanke der Oeſterreicher zu gewinnen ſuchte. Alle dieſe Angriffe wurden durch den Fürſten von Roſenberg muthig abgeſchlagen, und mit einbrechender Nacht mußten die Franzoſen über den Rußbach zurückweichen; ſie lagerten hinter Glinzendorf.

Etwas ſpäter, als dieſe geſcheiterten Angriffe, kam der gegen Wagram gerichtete zur Ausführung. Der Marſchall Bernadotte führte die Sachſen gegen dieſen Ort, welchen der Oberſt von Oberndorf mit dem Regimente Reuß-Plauen heldenmüthig vertheidigte; nachdem dieſer verwundet worden, drang der Feind auf kurze Zeit durch den Eingang von Atterkla her in die Mitte des Dorfes ein, wurde jedoch durch zwei Bataillone, die von beiden Seiten anrückten, in ein mörderiſches Kreuzfeuer genommen und mit großem Verluſt an Todten, Verwundeten und Gefangenen hinausgeſchlagen. Die Dunkelheit hemmte jede weitere Unternehmung, manches brennende Dorf jedoch beleuchtete hin und wieder die Gegend; ganz in der Nähe loderten hohe Flammen von Baumersdorf und Wagram auf; dieſer ſchauerliche Anblick und der freudige unſres Oberſten mit der Fahne in der Hand waren die letzten, die ich von dem Schlachtfelde mit mir nahm. Lange noch, während ich mit andern Verwundeten langſam zurückgebracht wurde, flogen die Kanonenkugeln um uns her, bis tief in die Nacht hörten wir den Geſchützdonner, allein er entfernte ſich mehr und mehr, und uns begleitete der Eindruck eines ſiegreichen Vorſchreitens. Wirklich war das höchſt gewagte, aber großartige Unterfangen Napoleon's, das noch unerſchütterte Heer im erſten Anlaufe zu ſprengen, gänzlich fehlgeſchlagen und in eine theilweiſe Niederlage ausgegangen. Er konnte ſeinen Verdruß und Grimm darüber nicht verhehlen, und beſchuldigte theils den üblen Zufall, daß Franzoſen und Sachſen aus Irrthum auf einander geſchoſſen haben ſollten, theils die Läſſigkeit des Marſchalls Bernadotte, dem er ohnehin ſchon grollte und den er in der Meinung herabſetzen mochte. Jedoch konnte er ſeinem Glücke noch danken, welches zwar den raſchen Sieg ihm heute noch verſagte, aber auch größeres Unheil ihm abwandte. Denn hätte der Erzherzog Generaliſſimus hier noch friſche Truppen in's Gefecht bringen, oder über eine zahlreichere Reiterei verfügen und ſeinen Vortheil augenblicklich mit Nachdruck verfolgen können, ſo würde es um das franzöſiſche Heer ſchlecht ausgeſehen haben; die vier von der Höhe zurückgeſchlagenen Diviſionen warfen ſich auf die rückwärtsſtehenden, und riſſen ſie mit ſich fort, die ganze Linie war in größter Verwirrung und wich während der Nacht immerfort zurück. Nur die kaiſerliche Garde ſtand bei Rasdorf unerſchüttert, und gab einen feſten Anhalt, um welchen ſich die Truppen wieder ſammelten. Die öſterreichiſchen Heerestheile, welche noch nicht gefochten hatten, waren zu fern, auch ihren ſchon früher geſetzten Beſtimmungen nicht ohne Gefahr zu entziehen; die geſammte Reiterei bei dem Heere betrug nicht über 10,000 Mann, und von dieſen waren ſtarke Abtheilungen einzeln verwendet, andre ſchon den ganzen Tag im Gefecht geweſen. Die Nacht verfloß daher ohne weitere Unternehmung, und beide Theile benutzten ſie nur, um den Kampf am nächſten Tage mit gerüſteten Kräften zu erneuern. Den Verfolg dieſer Ereigniſſe, welche bisher aus unmittelbarem Anſchauen erzählt worden, liefern vielfache Nachrichten, denen eine ſichre Prüfung und zuverläſſige Geſtalt um ſo leichter zu geben war, als für ſo engverknüpfte Begebenheiten jener Vortheil auch da, wo er eigentlich ſchon aufhört, noch gewiſſermaßen nachwirkt.

Diesmal ſcheint auf öſterreichiſcher Seite der Ueberblick und Entſchluß, was nunmehr zu thun ſei, ſchneller und kräftiger gefaßt worden zu ſein, als auf franzöſiſcher, wo der ungünſtige Ausgang des letzten Gefechts in der Dunkelheit nur Ungewißheit und Schwanken erhielt. Der Kaiſer Napoleon begnügte ſich während der Nacht, ſeine Truppen bei Rasdorf zuſammenzuziehen, um aus dieſer Mitte ſie leichter in jeder Richtung verwenden zu können, und erſt mit Tagesanbruch entſchied er ſich zu neuen Angriffsbewegungen. Der Erzherzog Generaliſſimus aber ließ noch vor Mitternacht aus Wagram, wo er nach gelöſchtem Brande in einem der geretteten Häuſer wiederum ſein Hauptquartir genommen, für die zu erneuernde Schlacht an ſämmtliche Befehlshaber folgende Anordnungen ergehen. Der rechte Flügel, beſtehend aus dem ſechsten und dritten Heertheil und den Grenadieren, ſollte ſich auf den feindlichen linken werfen, und rechts an die Donau geſtützt in gleichlaufender Richtung mit dem Fluſſe von Stamersdorf gegen Breitenlee und Süßenbrunn vordringen, in der linken Flanke durch die Reiterei des Fürſten von Liechtenſtein gedeckt. Mit dieſer Bewegung im Zuſammenhang beſtimmte ſich das Vorrücken der Mitte; der erſte Heertheil nach Atterkla, links an den Rußbach geſtützt, jedoch die Höhe links von Wagram auch noch beſetzt haltend, welche Stellung gleichfalls dem zweiten Heertheil angewieſen blieb. Der linke Flügel oder der vierte Heertheil erhielt den Auftrag, den feindlichen angreifend zu beſchäftigen, bis der Erzherzog Johann demſelben von Preßburg her in den Rücken fiele. Der fünfte Heertheil blieb als Rückhalt in ſeinen Poſten an der obern Donau, wo der Feind gleichfalls Truppen zeigte, und von dem dritten Heertheil wurde eine Brigade nebſt einer Batterie auf der Höhe von Stamersdorf aufgeſtellt. Der ſechste und dritte Heertheil ſollten um 1 Uhr aufbrechen, die Grenadiere um 3 Uhr, der erſte und vierte Heertheil um 4 Uhr. Die Stille wurde beſonders empfohlen und das unwirkſame Schießen auf zu große Entfernungen verboten. Die Schlachtordnung des Fußvolks waren Bataillonsmaſſen, mit Plänklern voran. Dieſe Schlachtordnung hatte der Erzherzog Generaliſſimus bei dem Heere eingeführt, und ſie war in der Schlacht bei Aspern durch den größten Erfolg bewährt worden. Die Bataillone, jedes gewöhnlich zu ſechs Kompanieen, ſtellten dieſe zu zwölf bis achtzehn Gliedern Tiefe, und bildeten hiedurch gefüllte Vierecke, welche, in großen Zwiſchenräumen von einander aufgeſtellt, eine Reihe von undurchdringlichen Körpern darboten; ſie marſchirten in dieſer Ordnung, ſchlugen Reiterangriffe zurück, ſtürmten ihnen ſogar entgegen, wurden im Weichen nicht leicht zerſprengt; gegen Geſchütz waren ſie im Nachtheil, doch gab es auch hiergegen manche Aushülfe.

Der ganze Angriff war berechnet, den Feind von ſeiner Verbindung mit der Lobau abzuſchneiden und in die Ebene des Marchfeldes zu verſprengen. Der Schnelligkeit und Kraft des Entſchluſſes entſprach leider die Ausführung nicht; ſchon die Ueberbringung der einzelnen Befehle verzögerte ſich in der Dunkelheit der Nacht; für die Truppenbewegung ſelbſt aber wäre bei ſo großen Räumen ein raſcheres Einſchreiten nöthig geweſen, als in ſo kurzen Friſten die gewohnte Ordnung leiſten konnte. Neue Befehle an den Erzherzog Johann, zur Beſchleunigung ſeines Anrückens, wurden am 6. Juli früh um 2 Uhr abgefertigt.

Der Kaiſer Napoleon, welcher in dieſer Schlacht keineswegs mit ſo ſichrer Ueberlegung und Vorausſicht, als man ſpäter wollte glauben machen, einen feſten Plan verfolgt, ſondern mehrmals ſchwankend nur nach den Umſtänden des Augenblicks verfahren zu haben ſcheint, und dabei große Wagniſſe beging, dachte am 6. Juli den am vorigen Abend fehlgeſchlagenen Verſuch zu erneuern, aber mit größerer Vorſicht und Stärke. Er zog deßhalb ſeine Macht mehr zuſammen gegen die Mitte ſeines Heeres, in die Gegend bei Rasdorf, wo die Gezelte ſeines Hauptquartirs aufgeſchlagen waren und er ſelbſt, an der Spitze ſeiner Garde, während der weiteren Schlacht, ſich aufhalten wollte. Der Marſchall Davouſt mußte mit dem rechten Flügel ſich dieſer Mitte nähern, und hinter Großhofen aufſtellen, der Marſchall Maſſena mit dem linken Flügel die Donau verlaſſen, wo nur die Diviſion Boudet bei Aspern zum Schutze der Lobaubrücken ſtehen blieb, und ſich rechts gegen Atterkla heranziehen. Schon waren dieſe Bewegungen angeordnet und Napoleon harrte ungeduldig ihrer Ausführung, als unerwartet das Feuer des Geſchützes und des Kleingewehrs längs der Linie von Markgrafen-Neuſiedel bis Wagram begann und durch ſein Näherkommen zeigte, daß die Oeſterreicher zum Angriff vorrückten. Napoleon bewunderte dieſe Kühnheit, und traf ſeine Anſtalten nur deſto ſorgſamer, um ſeinem entſchloſſenen Gegner keine Blöße zu geben. Kein Ungeſtüm, keine Verwegenheit fand in den nächſten Stunden auf der Seite der Franzoſen Statt, ſie wichen auf mehreren Punkten zurück, und es bedurfte mannigfacher Vorbereitung, ehe die gewohnte Leitung des Kampfes wieder für ſie zu gewinnen war. Ein erneueter Verſuch gegen Wagram, wie er wohl im Sinne Napoleon's gelegen haben mag, wäre in dieſem Augenblicke ſchon deßhalb unmöglich geweſen, weil auch auf dieſer Seite der Angriff der Oeſterreicher im Vortheil war.

Der erſte Heertheil nämlich, bei welchem der Erzherzog Generaliſſimus ſeinen perſönlichen Aufenthalt wählte, hatte das wenigſt ferne Ziel für ſeinen Marſch. Der Rittmeiſter von Tettenborn machte an der Spitze einer Schwadron von Klenau Chevauxlegers den Vortrab, fand Atterkla von den Sachſen verlaſſen, die während der Nacht nach Rasdorf abgezogen waren, und beſetzte das mit ſächſiſchen Verwundeten angefüllte Dorf. Hierbei nahm er mehrere Offiziere gefangen, darunter einige vom Generalſtabe des Marſchalls Bernadotte, warf dann die nächſten feindlichen Poſten zurück, und ſchloß darauf dem Regimente ſich wieder an, welches vorgerückt war, um zwei Batterieen zu decken, deren Feuer den Feind nöthigte, den rechten Flügel ſeines an den Rußbach vorgerückten Treffens, die Diviſion Dupas, gegen Rasdorf zurückzunehmen. Atterkla wurde von Jägern und dem Fußvolk unter dem General Karl von Stutterheim beſetzt; der ganze Heertheil rückte zwiſchen Atterkla und Wagram vor, das erſte Treffen in Bataillonsmaſſen mit gehörigen Zwiſchenräumen, das zweite hinter demſelben in geſchloſſener

Linie. Hier entſpann ſich der erſte Kampf dieſes Tages, und weil die andern Heertheile noch im Anrücken waren, ſo konnte der Feind das ganze Geſchützfeuer ſeiner bei Rasdorf vereinigten Truppen gegen dieſen Angriff wenden. Die Oeſterreicher kamen daher bald wieder in Nachtheil, da ihr minderes Geſchütz gegen entſchiedene Uebermacht ringen mußte; dennoch unterhielten ſie den Kampf mehrere Stunden hindurch mit feſter Standhaftigkeit.

Inzwiſchen war der vierte Heertheil von den Anhöhen bei Markgrafen-Neuſiedel um 4 Uhr aufgebrochen, und rückte gegen Großhofen und Glinzendorf vor, um dieſe beiden Dörfer zu nehmen, welche der Marſchall Davouſt mit Geſchütz und Fußvolk beſetzt hielt, während Reiterei in zwei Treffen rückwärts aufmarſchirt ſtand. Der dritte franzöſiſche Heertheil war eben im Begriff, ſich dem erhaltenen Befehle gemäß gegen die Mitte zu ziehen. Die franzöſiſchen Plänkler räumten das Feld, und die Oeſterreicher, trotz des mörderiſchen Feuers ſchon zum Eingange der genannten Dörfer vorgedrungen, rüſteten ſich zum Sturm. Der Angriff hielt die Franzoſen nun feſt; der General Puthod hielt ſich mit ſeiner Diviſion in Großhofen, der General Friant mit der ſeinen in Glinzendorf, der Marſchall Davouſt ließ die Diviſion Gudin den Oeſterreichern die Flanke bedrohen. Der Kaiſer Napoleon eilte in Perſon herbei, ihm folgte die ſchwere Reiterei unter den Generalen Nanſouty und Arrighi, und ein Theil der Garde. Während er nun eine furchtbare Reihe Geſchütz auffahren und feuern ließ, ſandte er zugleich ſtarke Truppenzüge von allen Waffen gegen Loibersdorf, wo ſie über den Rußbach gingen und ſich auf Ober-Siebenbrunn richteten. Dieſe Bewegung in ſeine und des ganzen Heeres Flanke nöthigte den Fürſten von Roſenberg ſeine Reiterei, welche den Angriff ſeines Fußvolks unterſtützen ſollte, links zurückzuhalten, um jene Umgehung zu beobachten. Der Angriff des öſterreichiſchen Fußvolks wurde fortgeführt, doch im Augenblicke, da der Sturm geſchehen ſollte, traf der Befehl des Erzherzog Generaliſſimus ein, auf dem linken Flügel innezuhalten, weil die Heertheile des rechten Flügels ihrerſeits noch außer dem Gefecht waren, und das des linken Flügels allein, ſo lange der Feind über ſeine meiſten Kräfte frei verfügen konnte, leicht nachtheilig werden konnte, beſonders da von dem Anrücken des Erzherzogs Johann noch nichts zu vernehmen war. Dieſes durch keinen örtlichen Nachtheil hier bewirkte, aber im Zuſammenhange des Ganzen nöthig erachtete Innehalten war das erſte ſchlimme Zeichen, welches über den Ausgang dieſes Tages bedenklich machen konnte. Der Feind erſah darin ſeinen erſten Vortheil, den zu ergreifen und in ſeinem ganzen Umfange zu entwickeln er mit raſcher Kraft ſogleich bereit war. Auf den Höhen von Stamersdorf blinkten die Bajonette der öſterreichiſchen Heertheile, welche gegen den franzöſiſchen linken Flügel heranzogen, allein ihr Gefecht hatte noch nicht begonnen, und der Kaiſer Napoleon glaubte, daß ihm nun Zeit bleiben würde, den linken Flügel der Oeſterreicher zu ſchlagen, bevor ſein rechter in Gefahr käme, und er ſah ſich ſtark genug, den letztern, ehe er überwältigt würde, noch immer aus ſeiner Mittelſtellung zu rechter Zeit zu unterſtützen. Er ließ dem Marſchall Davouſt die Küraſſiere von Arrighi, befahl ihm den Angriff gegen Markgrafen-Neuſiedel nachdrücklich fortzuſetzen, und kehrte nach Rasdorf zurück. Die übrigen nach dem rechten Flügel in Bewegung geſetzten Gardetruppen erhielten den Befehl, gleichfalls in die Stellung bei Rasdorf zurückzumarſchiren. Indeß behielt der Marſchall Davouſt nun Truppen genug, um ſtarke Abtheilungen immerfort rechts auszudehnen und in die linke Flanke der Oeſterreicher mehr und mehr vorzudringen. Beſonders wurde das franzöſiſche Geſchütz immer zahlreicher und zertrümmerte durch ſein furchtbares Feuer einige der Batterieen gegenüber. Der öſterreichiſche linke Flügel mußte fortan auf bloße Vertheidigung beſchränkt bleiben.

Die Grenadiere von Säuring, über Gerasdorf gegen Süßenbrunn vorrückend, erſchienen nunmehr mit Bataillonsmaſſen in zwei Treffen auf dem Kampfplatze; die Reiterei ſtellte ſich zur Unterſtützung des erſten und dritten Heertheils in beider Flanken und Rücken auf. Endlich eröffnete auch der ſechste Heertheil zwiſchen Breitenlee und Hirſchſtätten ſeinen Angriff auf den linken Flügel der Franzoſen; ihr zahlreiches Fußvolk ſtand bei Aspern, die Auen zwiſchen Aspern und Stadelau waren mit Plänklern angefüllt; hier aber war das öſterreichiſche Geſchütz überlegen und erſchütterte den Feind durch wirkſames Feuer, dem bald ein allgemeines Anſtürmen folgte; der General Freiherr Auguſt von Vecſey drang in die Auen ein und reinigte ſie von den feindlichen Plänklern, der Major Michailowich an der Spitze des St.-Georger Bataillons rückte im Sturmſchritt durch Aspern in die linke Flanke des Feindes, während in deſſen rechte der General Graf von Wallmoden mit dem Huſarenregimente Liechtenſtein einbrach, ihm viele Leute tödtete und neun Kanonen eroberte, worauf die Franzoſen theils bei Aspern vorbei in die Mühlau, theils über Eßlingen nach Stadt-Enzersdorf zurückwichen und viele Gefangene verloren. Der Graf von Klenau beſetzte hierauf Aspern und Eßlingen, wie auch die Verſchanzungen innerhalb dieſes Bereiches wieder. In Bataillonsmaſſen zwiſchen Aspern und Breitenlee aufgeſtellt, harrten die Truppen ſodann der weiteren Vorgänge, welche zu ihrer Linken aus dem Kampfe der Mitte ſich ergeben mußten. Es war bereits zehn Uhr Vormittags, und inzwiſchen die Schlacht auf den andern Punkten ununterbrochen fortgeführt worden.

Der dritte Heertheil, bei Gerasdorf in zwei Treffen aufmarſchirt, war mittlerweile über Süßenbrunn vorgerückt, und ſtützte ſich rechts auf Breitenlee, welches Dorf drei Bataillons beſetzten. Mit großer Kühnheit rückte der Feldzeugmeiſter Graf von Kolowrat, indem er ſeinen linken Flügel verſagte und ſich auf den des Feindes warf, gegen die feindliche Hauptſtellung bei Rasdorf im Sturmſchritt an, drang bis zum neuen Wirthshauſe vor, und war eine Zeit lang im Vortheil, konnte dieſen aber nicht behaupten, ſondern mußte ſeinen rechten Flügel wieder auf Breitenlee zurückziehen.

Der Kaiſer Napoleon hatte im Galopp die ganze Ausdehnung ſeiner Linie beritten, ſich den Truppen gezeigt, ſie angefeuert, ihren begeiſterten Zuruf empfangen. Gegenüber von Atterkla traf er den Marſchall Maſſena, der eben mit drei Diviſionen ankam, er ſelbſt im Wagen fahrend, weil er geſtürzt war und kein Pferd beſteigen konnte. Napoleon umarmte ihn, befahl ihm Atterkla ungeſäumt anzugreifen, und ſprengte nach Rasdorf zurück, um zu ſehen, was bei den Heertheilen des Vicekönigs Eugen und des Generals Oudinot vorginge. Er gab unausgeſetzt Befehle und ordnete die Bewegungen an, welche den Stand entſcheiden ſollten; noch immer ließ er Truppen gegen Markgrafen-Neuſiedel ziehen und die dortige Umgehung der öſterreichiſchen linken Flanke eifrig fortſetzen; er hielt ſich für ſtark genug, beide Angriffe, den gegen den linken Flügel und den gegen die Mitte, gleichzeitig auszuführen. Der nächſte und dringendſte Zweck war allerdings, durch die Wegnahme von Atterkla ſeine Mitte ſicher zu ſtellen, welche der ungeſtüme und nachtheilige Andrang der Oeſterreicher zu gefährden anfing.

In der Ebene von Rasdorf, gegen Atterkla und Breitenlee, ließ der Marſchall Maſſena nunmehr eine ſtarke Linie franzöſiſcher Reiterei aufmarſchiren, und unmittelbar darauf führt er ſelbſt, weil ihm der General Carra Saint-Cyr mit ſeiner Diviſion nicht raſch genug vordringt, zwei gedrängte Schaaren Fußvolk rechts und links gegen Atterkla ſtürmend an; nicht das heftige Gewehrfeuer der öſterreichiſchen Grenadiere noch der mörderiſche Kartätſchenhagel des Geſchützes hemmt dieſe unerſchrockenen Truppen, bei jedem Schritt werden ihre Reihen gelichtet, aber ſie ſtürmen unaufhaltſam vorwärts. Schon war Atterkla von ihnen erobert, und die öſterreichiſchen Bataillone wichen beſtürzt dem ungeſtümen Anfall, der plötzlich über ſie kam und den Feind ſchon in ihre Linie eingedrungen zeigte. Die Gefahr war groß, und der Sieg auf dieſem Punkte konnte den des ganzen Tages nach ſich ziehen; die Franzoſen glaubten ihn ſchon gewiß, warfen ſich in die Zwiſchenräume der Maſſen, die ſie abzuſchneiden und aufzulöſen dachten. Allein jetzt wurde die Unordnung, in welche das Vordringen ſie ſelber brachte, auch ihnen verderblich. Der Erzherzog Generaliſſimus, der General Graf von Bellegarde, die andern Generale und Stabsoffiziere, unter denen der Oberſt Freiherr von Zechmeiſter verwundet wurde, ſtellten durch Beiſpiel, Zuruf und

Anordnung die erſchütterten Truppen wieder her, überzeugten ſie von der Kraft ihres gedrängten Zuſammenhaltens, und führten die ermuthigten Maſſen nun mit gefälltem Bajonet auf den Feind zurück. Dieſer vermochte ſeine auseinander gekommenen Schaaren nicht ſo ſchnell wieder zu vereinigen, wurde geworfen, überflügelt und in ungeordnetem Haufen, bevor er Atterkla erreichte, großentheils niedergemacht; zwei franzöſiſche Regimenter, das vierundzwanzigſte und das vierte, wurden hier faſt aufgerieben, mehr als 1000 Mann fielen, 500 wurden gefangen und vier Fahnen erobert. Ein Bataillon von Kolowrat, von dem Major Haberein geführt, und drei Grenadierbataillone Scoveaux, Putheany und Brzezinsky, ſtürmten hierauf Atterkla und bemächtigten ſich nach hartem Kampf auch dieſes Dorfes wieder. Der General Karl von Stutterheim wurde hierbei durch eine Kanonenkugel verwundet, worauf der Erzherzog Generaliſſimus die fernere Vertheidigung dieſes Ortes ſeinem Bruder, dem Erzherzog Ludwig, übertrug. Noch mehrmals ſtürmte der Feind mit friſchen Truppen an, um das Dorf wieder zu nehmen, wurde aber jedesmal von den Grenadierbrigaden Merville und Hammer tapfer zurückgeſchlagen, verlor viele Todte, mehrere Gefangene und noch zwei Fahnen. Auf öſterreichiſcher Seite war gleichfalls der Verluſt nicht gering, noch zuletzt wurde der General Merville, nachdem er den wiederholt eingedrungenen Feind zweimal aus dem Dorfe hinausgetrieben, durch eine Flintenkugel verwundet. Die franzöſiſche Reiterei war während dieſes Gefechts aufmarſchirt ſtehen geblieben; eine Diviſion der öſterreichiſchen unter dem Fürſten Moritz von Liechtenſtein hielt ſie durch drohendes Heranrücken auf ihre Flanke in Unthätigkeit; zwei Reiterregimenter, Kronprinz und Roſenberg, hatten das vorwärts Atterkla aufgepflanzte Geſchütz gerettet, welches bei dem erſten Andringen des Feindes einen Augenblick verloren ſchien. Der Kaiſer Napoleon ſah die verwirrte Flucht ſeiner Truppen und eilte herbei. Seinen und des Marſchalls Maſſena's vereinten Anſtrengungen gelang es, die Ordnung einigermaßen herzuſtellen; es war Zeit, denn ſchon wieder wurde neue Kraftentwickelung nöthig, um andrem Andrang zu begegnen.

Die ſiegreiche Behauptung von Atterkla vereitelte die Hoffnung Napoleon's, in dieſer Richtung die öſterreichiſche Linie zu ſprengen; nicht wiſſend, daß ſeine Truppen ſich des Dorfes wirklich ſchon bemächtigt hatten, ſoll er mehrmals ausgerufen haben: „Wäre ich doch nur einige Minuten im Beſitz von Atterkla geweſen!“ Durch die Tapferkeit der Oeſterreicher war allerdings eine große Gefahr abgewehrt. Indeſſen hatte der Stoß des Feindes gegen Atterkla das Vorrücken der öſterreichiſchen Linie aufgehalten, die verſchiedenen Heertheile ſchloſſen noch nicht in engerem Bogen zuſammen, und die Truppen waren nicht zahlreich genug, um den ausgedehnten Raum zu füllen. Die noch übrigen beiden Grenadierbrigaden Murray und Steyrer rückten zwar ebenfalls in die Linie von Atterkla und Breitenlee vor; allein ihre Bataillonsmaſſen konnten nur das erſte Treffen bilden, hinter welchem als zweites ſich die Reiterei aufſtellen mußte. Der Fürſt Johann von Liechtenſtein, ſcharfblickend und wohlentſchloſſen, wollte deßhalb weiter vordringen und gemeinſchaftlich mit dem dritten und ſechsten Heertheil die Hauptſtellung des Feindes in der Flanke und im Rücken angreifen. Durch den früher bereits erwähnten Abzug des Marſchalls Maſſena von der Donau gegen Rasdorf und Atterkla war dem rechten Flügel des öſterreichiſchen Heeres freier Spielraum gegeben. Sein drohendes Vorrücken gefährdete ſchon die Verbindung Napoleon's mit der Lobau; der dritte und ſechste Heertheil brauchten vereinigt nur links einzuſchwenken, um in dem Rücken des franzöſiſchen Heeres zu ſtehen und daſſelbe zwiſchen zwei Feuer zu bringen.

Dieſer Bedrängniß weiß der Kaiſer nicht nur ungeſäumt Hülfe, ſondern er benutzt ſie, um einen großen Schlag zu thun. Er zieht aus ſeiner Mitte beträchtliche Streitkräfte heran und ordnet ſie zum Angriff; der Marſchall Maſſena läßt ſeine Diviſionen links gegen Neu-Wirthshaus abmarſchiren, dem öſterreichiſchen dritten Heertheil entgegen, an ſeine Stelle rückt mit drei andern Diviſionen der General Macdonald, der Vicekönig Eugen und die Garden folgen zur Unterſtützung. Furchtbares Geſchützfeuer eröffnet die Bahn. Der Marſchall Beſſières führt ſechs ſchwere Reiterregimenter der Garde zum Angriff, Napoleon ermuntert jedes durch kräftigen Zuruf und ermahnt ſie, ihre Waffen nicht zum Hauen, ſondern zum Stechen zu gebrauchen; ſie ſtürzen gegen den Punkt hin, wo die öſterreichiſchen Grenadiere und der dritte Heertheil noch nicht vollkommen zuſammenſchließen. Der Fürſt Johann von Liechtenſtein läßt ſeinen rechten Flügel wieder gegen Süßenbrunn zurückweichen, wodurch dem Feind ein Spielraum eröffnet wird, welchen das Feuer der Grenadiere und das des dritten Heertheils gleicherweiſe beſtreicht. Hinter und neben der franzöſiſchen Reiterei hat ſich auch Fußvolk zum Sturm geſtellt, die gedrängten Schaaren achten des kreuzenden Feuers nicht, dringen muthig vor, und greifen die Bataillonsmaſſen Georgi und Friſch mit dem Bajonet an. Dieſe halten ſtandhaft aus und ſtrecken den mehrmals andringenden Feind auf hundert Schritt mit einem mörderiſchen Gewehrfeuer nieder, während die Grenadierbataillone Porter und Leiningen eben ſo die feindliche Reiterei durch muthiges Entgegengehen abweiſen und zurückwerfen. Eine feindliche Schaar gelangt bis an die Bajonete des Bataillons Georgi, und verliert daſelbſt ſeinen Anführer, der vom Pferde geriſſen und gefangen wird, und in der öſterreichiſchen Maſſe noch zwei Angriffe ſeiner Reiter und ein unaufhörliches Kanonenfeuer aushalten muß. Der Oberſtlieutenant Graf von Leiningen nimmt perſönlich vor der Fronte ſeines Bataillons einen franzöſiſchen Stabsoffizier gefangen.

Allein der Kaiſer Napoleon hatte bereits einen neuen Rückhalt herangezogen. „Das Geſchütz der Garde ſoll vorrücken“, rief er, und 60 Kanonen, befehligt von den Oberſten Drouot und Daboville, werden von jenſeits Rasdorf herbeigeholt, 40 andre ſchließen ſich an, ſie fahren im ſchrecklichſten Feuer der Oeſterreicher auf halbe Schußweite auf, und aus dieſen 100 Stücken, deren Reihe faſt eine Viertelmeile einnimmt, ſprüht ein Regen von Kugeln, Haubitzgranaten und Kartätſchen, wie niemand einen ähnlichen erlebt zu haben meint; die Maſſen der Oeſterreicher werden gelichtet, ihr Geſchütz zuſammengeſchoſſen; mehrere Bataillone ſtürmen wiederholt in dieſes mörderiſche Feuer, ſie ſuchen die franzöſiſchen

Kanonen wegzunehmen, aber Kartätſchenhagel ſtreckt ſie nieder, wirft ſie zurück; doch leiden auch die Franzoſen großen Verluſt, ſie büßen einen Theil ihrer Kanoniere, ihrer Beſpannung ein.

Der Kaiſer Napoleon hatte den Marſchall Maſſena linkshin zurückgewendet, hielt jedoch deſſen weitere Bewegung noch feſt. Er ſelbſt verweilte zwiſchen Rasdorf und Atterkla im ſtärkſten Kanonenfeuer unbeweglich, mit ſcharfem Auge alles beachtend und anordnend. Durch den mehrmaligen Wechſel der Truppen war die Schlachtordnung ſeiner Mitte mehrmals geſtört worden, er ſtellte ſie durch Aufreihung neuer Truppen her. Inzwiſchen kamen Meldungen von Maſſena, der rechte Flügel der Oeſterreicher gewinne noch immer Boden, die Diviſion Boudet ſei auf die Lobau zurückgeworfen und habe ihr Geſchütz verloren, die Oeſterreicher ſeien der Brücke nah, ihr Geſchütz feure ſchon im Rücken des franzöſiſchen Heeres. Napoleon hatte bisher alles ruhig vernommen und nichts erwiedert, ſondern nur den Blick mehrmals forſchend auf die Gegend von Markgrafen-Neuſiedel gerichtet. Als er vernahm, daß der Marſchall Davouſt die Höhe dort gewonnen und ſein Geſchütz die Flanke der Oeſterreicher überflügelt habe, rief er: „Jetzt iſt es Zeit!“ und ſandte dem Marſchall Maſſena den Befehl zum Angriff des öſterreichiſchen rechten Flügels, er ſelbſt ordnet die Diviſionen Lamarque und Brouſſier, denen andre folgen, und wendet dieſe Schaaren unter der Anführung des Generals Macdonald neben Atterkla vorüber gegen Süßenbrunn, auf den öſterreichiſchen dritten Heertheil, deſſen linker Flügel der erſte Stoß trifft. Der Erzherzog Generaliſſimus iſt auch hier gegenwärtig, führt die Bataillone zum Kampf, verwandelt die Vertheidigung wieder zum Angriff. Der tapfre General Vukaſſovich empfängt im Vorrücken eine tödtliche Wunde, allein ſeine Truppen laſſen ſich nicht erſchüttern; die Generale Graf von Saint-Julien und Lilienberg dringen in die linke Flanke des Feindes, deſſen geſchwächte Schaaren kaum noch widerſtehen. Napoleon läßt ſein Fußvolk durch die Küraſſiere des Generals Nanſouty und durch die Reiterei der Garde unter dem General Walther unterſtützen, allein ſie werden durch Kartätſchen zurückgeſchmettert. Darauf rücken die franzöſiſche Diviſion Serras und die baieriſche Diviſion Wrede vor, gefolgt von der jungen Garde unter dem General Reille; zu beiden Seiten von Macdonald, um dieſem Luft zu machen, wenden ſich die Diviſionen Pacthod und Durutte, jene auf Wagram, dieſe auf Breitenlee. Das Gefecht hartnäckig und mörderiſch auf beiden Seiten, kommt eine Weile zum Stehen, doch haben die Oeſterreicher einen beträchtlichen Raum eingebüßt.

Es war unter dieſen Ereigniſſen Mittag geworden, und die Schlacht dauerte auf der ganzen Linie mit Heftigkeit fort. Wo die Truppen noch nicht in der Nähe fochten, wie der ganze zweite öſterreichiſche Heertheil, der zur Vertheidigung des Rußbachs bei Baumersdorf aufgeſtellt war, oder wo ſie theilweiſe innehielten, wie der ſechste öſterreichiſche Heertheil bei Aspern, der das Vorrücken der andern abwartete, da ſtanden ſie doch unausgeſetzt im Bereiche des heftigſten Kanonenfeuers, das von der Donau bis jenſeits Markgrafen-Neuſiedel ununterbrochen wüthete, ja mit jedem Augenblicke ſchien die Zahl und die Gewalt der Geſchütze ſich zu vermehren.

Der linke Flügel aber des öſterreichiſchen Heeres war mittlerweile nicht weniger hart bedrängt worden. Gegen 10 Uhr hatten die franzöſiſchen Truppen, welche bei Loibersdorf über den Rußbach gegangen waren, bei Ober-Siebenbrunn die Beobachtungs-Reiterei des Generals von Frelich vertrieben, und ſtanden dem vierten Heertheil völlig in der linken Flanke, gegen welche ſie zum Angriff vorrückten. Während nun der Fürſt von Roſenberg gegen dieſe Umgehung zwei ſeiner Regimenter eine Flankenſtellung nehmen und die übrigen in Bataillonsmaſſen zuſammenrücken ließ, zogen drei andre feindliche Treffen von Ober-Siebenbrunn und Glinzendorf heran, vor ihrer Front eine lange Reihe von Geſchütz, welches feuernd näher kam; der Erzherzog Generaliſſimus war perſönlich hierher geeilt und leitete das Gefecht. Er befahl dem Küraſſierregimente Hohenzollern, auf das feindliche Fußvolk einzuhauen und daſſelbe zurückzuwerfen; allein die Unmöglichkeit des Gelingens einſehend und noch dringendere Gefahr von der feindlichen Reiterei wahrnehmend, welche mehr und mehr die linke Flanke gewann, richtete er den Angriff der Küraſſiere dorthin, und ſprengte zu der Linie der Fußvölker, wo ſeine Gegenwart nöthig ſchien. Mehrere Stürme des Feindes auf Markgrafen-Neuſiedel wurden tapfer abgewehrt. Endlich aber, nachdem auch der Erzherzog durch die ihm gemeldete Gefahr ſeines rechten Flügels wieder abgerufen worden, hatten die ermüdeten Truppen der Uebermacht weichen müſſen und das Dorf den Franzoſen überlaſſen. Der tapfre General Freiherr Peter von Vecſey wurde hier tödtlich verwundet. Sehnlichſt hoffte man, der Erzherzog Johann werde endlich im Rücken des Feindes erſcheinen und dem allzu nachtheiligen Kampfe eine andere Wendung geben. Schon war zu fürchten, dieſe Truppen würden zu ſpät eintreffen, allein ſo lange ihr Eintreffen noch möglich ſchien, mußte die Stellung mit angeſtrengter Kraft behauptet werden. Der Feind indeß zog immer zahlreichere Truppen rechtshin und ſuchte die Umgehung des linken Flügels mehr und mehr auszudehnen. Da hierdurch dem zweiten Heertheile bei Baumersdorf nur wenige Truppen gegenüber blieben, der Fürſt von Hohenzollern alſo für ſeine Front nicht beſorgt ſein durfte, wohl aber den vierten Heertheil hart bedrängt ſah, ſo ſandte er dieſem aus eignem Antriebe fünf Bataillone und vier Schwadronen Verſtärkung; das Gefecht wurde durch deren allmähliges Eintreffen auf der äußerſten linken Flanke, die ſie verlängern halfen, wohlzeitig erfriſcht, jedoch in ſeinem Gange nicht verändert. Das Mißverhältniß der Kräfte war ſchon zu groß. Der Marſchall Davouſt hatte ein Drittheil der ganzen franzöſiſchen Heeresſtärke hier beiſammen. Die öſterreichiſchen Truppen waren alle ſchon im Kampfe, kein Rückhalt ſtand zu ſchneller Aushülfe bereit, während die bei Rasdorf aufgeſtellte feindliche Truppenmaſſe unerſchöpflich nach jeder Richtung immerfort Verſtärkungen ausſandte. Der General Oudinot rückte nun auch wieder gegen Baumersdorf vor, und der zweite Heertheil der Oeſterreicher ſah ſich neuerdings angegriffen. Der hitzigſte Kampf aber wurde fortwährend bei Markgrafen-Neuſiedel unterhalten. In ſechs geſchloſſenen Maſſen, zahlreiches Geſchütz vor und neben ſich führend, von Plänklerſchwärmen umgeben, drangen die feindlichen Diviſionen Gudin und Puthod wiederholt zum Sturm heran, während die Diviſionen Morand und Friant ihre Linie rechtshin immerfort ausdehnten. Die öſterreichiſche Reiterei unter dem Feldmarſchalllieutenant Grafen von Noſtitz, dem General Grafen von Wartensleben, dem Oberſten Sardagna und Prinzen von Koburg, den eine Kugel verwundete, warf ſich wiederholt den Angreifenden entgegen, ſie ſchlug die Reiterei der Generale Grouchy und Montbrun mehrmals zurück, allein ſie war zu ſchwach, um in das Fußvolk einzudringen, und mußte zurückweichen. Das Fußvolk der Brigade Mayer, an deren Spitze der Feldmarſchalllieutenant von Nordmann ſich geſtellt hatte, hielt gegen die beiden erſten Treffen des Feindes guten Stand, als aber dieſer tapfre Anführer getödtet, der General von Mayer verwundet und das dritte feindliche Treffen herangekommen war, konnte die hiedurch erſchütterte Truppe nicht länger widerſtehen und der Feind gewann mehr und mehr Raum. Jetzt griff die Diviſion Morand den Thurm von Markgrafen-Neuſiedel an und ſetzte ſich in demſelben feſt. Bei dieſem Angriffe — nach einigen Nachrichten früher, oder gar ſchon am Tage vorher — wurde der Anführer des 17. Linienregiments, Oberſt Oudet, tödtlich getroffen, von deſſen Zauber der Perſönlichkeit uns Nodier ſo wunderbare Dinge meldet. Noch hielten ſich die öſterreichiſchen Bataillonsmaſſen auf dem rechten Flügel des Heertheils am Rande der Höhen; unter Anführung des Feldmarſchalllieutenants Fürſten von Hohenlohe-Bartenſtein und des heldenmüthigen Prinzen Philipp von Heſſen-Homburg, der hier durch eine Kartätſchenkugel verwundet wurde, ſchlugen ſie mehrere Angriffe ſtandhaft zurück. Der Fürſt von Roſenberg wollte ſogar dem Feinde den Thurm wieder entreißen, mußte jedoch den Verſuch aufgeben, da ein kreuzendes Kartätſchenfeuer ſeine Leute niederſchmetterte und das Uebergewicht des Feindes nicht mehr zweifelhaft erſchien. Auf die Ankunft des Erzherzogs Johann war jetzt nicht mehr zu harren noch zu rechnen, der letzte günſtige Augenblick, wo das unerwartete Erſcheinen friſcher Truppen im Rücken des Feindes entſcheidend einwirken konnte, war vorüber. Der rechte Flügel der Oeſterreicher hatte bisher geſiegt, die Mitte ſich ſtandhaft behauptet, allein der linke Flügel war umgangen und geſchlagen, und ſein Loos mußte den Rückzug des ganzen Heeres entſcheiden.

Gegen 1 Uhr Nachmittags kam vom Erzherzog Generaliſſimus dem vierten Heertheil der Befehl, ſich zurückzuziehen. Nochmals warf die öſterreichiſche Reiterei hier die franzöſiſche von Arrighi zurück und erleichterte den Abmarſch des Fußvolks, allein der Feind drang nichtsdeſtoweniger unaufhaltſam vor, entwickelte zuletzt acht Diviſionen, und folgte langſam den öſterreichiſchen Truppen, die ſich in Bataillonsmaſſen geſchloſſen fortbewegten, in der Richtung auf Bockfließ.

Hätten die waldigen Anhöhen der Hohenleithen durch Verſchanzungen einen feſten Anhalt dargeboten, ſo würde hier der linke Flügel des öſterreichiſchen Heeres ſich haben ſtützen und den Feind geraume Zeit hemmen, ja mit Verluſt zurückſchlagen können. Am Vormittage hatte man wirklich angefangen, einige Schanzen aufzuwerfen, allein ehe die Arbeit noch vorgerückt war, wurde ſie als verſpätet und zwecklos wieder aufgegeben. Der vierte Heertheil blieb die Nacht auf den Anhöhen ſtehen und hielt Bockfließ beſetzt. Die Regimenter Hiller und Sztarray hatten die Nachhut gebildet und die Verfolger ſtets in gehöriger Ferne zurückgewieſen; bei Bockfließ hielt eine ſchwache Bataillonsmaſſe des Regiments Kerpen gegen die feindliche Reiterei Stand, bis vier öſterreichiſche Schwadronen von Erzherzog Ferdinand Huſaren herbeieilten und den Feind durch unerwarteten Angriff verjagten. Einige Bataillons und Huſarendiviſionen unter dem Feldmarſchallieutenant Grafen von Radetzky, von welchem bei dieſem Anlaß in dem amtlichen Berichte geſagt wird, daß er die rühmlichſten Beweiſe ſeines Eifers und ſeiner militairiſchen Talente abgelegt habe, beſetzten die Uebergänge des Weidenbachs bei Schweinwart und Hohen-Ruppertsdorf. Hierauf mußte der zweite Heertheil, der nun in der linken Flanke ganz entblößt und bald heftig angegriffen war, beſonders aber durch das ſeitwärts einſchmetternde Geſchützfeuer litt, ebenfalls ſeinen Rückzug nehmen. Auch in der Fronte drang der Feind jetzt ungeſtümer an, und ſein verheerendes Kreuzfeuer traf die öſterreichiſchen Maſſen. Der General Graf Ignaz von Hardegg vertheidigte Baumersdorf gegen alle Angriffe, und erſt, als er Befehl dazu erhalten, überließ er den Ort dem Feinde. Hinter Wagram mußte das Fußvolk über den Rußbach, der hier aufwärts ſich gegen Weſten wendet, zurückgehen und ſeine geſchloſſene Ordnung einen Augenblick unterbrechen, dieſen wollte die feindliche Reiterei benutzen und ſprengte heran, wurde jedoch durch das unerwartete Feuer einiger Bataillone, welche den Graben des Rußbachs beſetzt hielten, und durch das Chevauxlegersregiment Vincent zurückgewieſen. Alles Geſchütz wurde glücklich fortgebracht und der ganze Heertheil zog ohne Verluſt in feſter Ordnung über Säuring gegen Enzersfeld. Die eine Brigade des erſten Heertheils, welche auf der Höhe bei Wagram ſtand, folgte dieſer Bewegung; die übrigen Truppen dieſes Heertheils behaupteten ſich noch in ihrer Stellung bei Atterkla, wo beſonders die auf dem linken Flügel aufgepflanzte Batterie des Oberlieutenants Löffler dem Feinde großen Abbruch that, bald aber in der Fronte und in der Flanke zugleich durch überlegenes Geſchütz beſchoſſen wurde. Erſt nach 2 Uhr empfing dieſer Heertheil Befehl zum Rückzuge, der geordnet und langſam angetreten wurde. Als der zahlreiche Feind ungeſtümer nachdrängte, warf der Oberſt Graf von Bentheim mit dem Regimente Vogelſang ſich im Sturmſchritt entgegen, wobei er verwundet wurde, und hemmte durch dieſen muthigen Angriff einige Zeit die Verfolgungsluſt. Der Marſch wurde ſodann über Gerasdorf in beſter Haltung fortgeſetzt. Doch mußte man in den Dörfern Atterkla, Süßenbrunn, Gerasdorf, Baumersdorf u. ſ. w. eine große Anzahl Verwundeter zurücklaſſen, von denen wenige gerettet wurden, als dieſe Dörfer, zum Theil ſchon Tags vorher in Brand gerathen und wieder gelöſcht, abermals in Flammen aufgingen. Nun kam in dem allgemeinen Rückzuge die Reihe an die Grenadiere und die Reiterei, welche derſelben Richtung über Gerasdorf folgten. Der Feind beſchoß die Abziehenden lebhaft, und eine Kanonenkugel verwundete tödtlich den Feldmarſchalllieutenant d'Aſpre, als er die von ihm befehligten Grenadiere durch das brennende Dorf Atterkla führte. Der dritte Heertheil zog über Süßenbrunn auf die Höhen von Stamersdorf in ſo guter Verfaſſung, daß der Feind anfangs nichts gegen ihn zu unternehmen wagte; als aber die Dämmerung eintrat, ſtürmten unerwartet die franzöſiſchen Garden heran, nahmen eine Batterie, und ſuchten ihren Vortheil zu verfolgen, während zugleich die Reiterei in das Fußvolk des erſten Heertheils einzubrechen ſtrebte; dieſer aber, ſchnell in Maſſen geordnet, ſchlug die dreimaligen Angriffe zurück. Die öſterreichiſche Reiterei ſprengte nun herbei, das Küraſſierregiment Liechtenſtein fiel in die Flanke des Feindes, die Uhlanen von Schwarzenberg und die Chevauxlegers von Klenau machten wiederholte Angriffe, der Rittmeiſter von Gallois des erſtern Regiments hieb die verlorne Batterie wieder aus den Händen des Feindes, der Rittmeiſter von Tettenborn mit ſeiner Schwadron Chevauxlegers warf die feindlichen Küraſſiere zurück, und wurde von dem Erzherzog Generaliſſimus noch auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, worauf er ferner ſeine Schwadron und ein unter ſeinen Befehl geſtelltes Jägerbataillon zunächſt am Feinde hielt. Der ſechſte Heertheil hatte bereits um 1 Uhr Eßlingen, eine Stunde ſpäter Aspern geräumt, und darauf ſeinen Rückzug langſam unter ſtetem Gefecht gegen Stamersdorf fortgeſetzt. Auch hier wurde der ungeſtüm nachdringende Feind durch die tapfre Haltung der Bataillonsmaſſen des Fußvolks und durch die kühnen Anfälle der Huſaren von Kienmayer mit Verluſt zurückgeſchlagen. Der weitere Rückzug geſchah in geordneter und ſchlagfertiger Haltung; dem Feinde blieb das Schlachtfeld, allein der Sieg, den er gewann, war keine Niederlage der Oeſterreicher, und alle Anſtrengung der franzöſiſchen Befehlshaber und ihrer ſelbſteifrigen Truppen brachte die unwillig Weichenden nicht zu Verwirrung und Flucht. Der Kaiſer Napoleon bewunderte die ſtrenge Ordnung der vor ſeinen Augen langſam ſich entfernenden Heertheile, und verſagte dem Erzherzog Generaliſſimus das Lob nicht, welches ein ſo hartnäckiger Widerſtand und eine ſo feſte Führung auch in dem Feind erweckten.

Auf beiden Seiten hatte der Kampf ungeheure Anſtrengungen und Opfer gefordert. Der Feind hatte alle ſeine Kräfte vereint und noch während der Schlacht alle Truppen von jenſeits der Donau an ſich gezogen, ſodaß er im Ganzen gegen 200,000 Streiter zählte, von denen wenigſtens 160,000 gefochten hatten. Die Franzoſen verloren über 14,000 Mann an Todten und Verwundeten, 7000 an Gefangenen, 12 Adler und Fahnen, und 11 Kanonen. Von ihren Anführern blieben Laſalle und Duprat, Beſſières, Wrede und 14 andre wurden verwundet. Die Oeſterreicher entbehrten der Mitwirkung des Erzherzogs Johann, deſſen Vortruppen erſt Nachmittags um 4 Uhr bei Ober-Siebenbrunn anlangten, und einige Gefangene im Rücken des Feindes machten; allein da die Schlacht bereits verloren war, auch die Franzoſen jetzt Streitkräfte genug verfügbar hatten, um der ihnen unerwarteten Erſcheinung zu begegnen, ſo rückte der Erzherzog nicht näher heran, ſondern ging den Abend unverfolgt über die March zurück. Er war auf keinen Feind geſtoßen, der die Beſtimmung gehabt hätte, ihn abzuhalten oder auch nur zu beobachten; unbemerkt und unvermuthet kam er heran, und das franzöſiſche Heer war von dieſer Seite dem verderblichſten Ueberfall ausgeſetzt. Vergebens bemüht ſich der General Pelet, in ſeinem übrigens trefflichen Werke, uns glauben zu machen, der Kaiſer Napoleon habe gleich im Beginn der Schlacht auch dieſen Zug in ſeine Berechnungen aufgenommen, bei ſeinen Anordnungen berückſichtigt, und das Nöthige vorgekehrt. Die Thatſachen zeigen das Gegentheil. Dem Erzherzog iſt ſein ſpätes Eintreffen zum Vorwurf gemacht worden, er hat ſich dagegen mit Nachdruck vertheidigt. Die Tapferkeit, der Geiſtesmuth und die Feldherrngaben dieſes Prinzen ſind anerkannt, und niemand wird in Betreff dieſer Eigenſchaften ihn beſchuldigen. Im Allgemeinen muß geſagt werden, daß die Bewegung größerer Truppenmaſſen im öſterreichiſchen Heere nicht immer ſo leicht und raſch auszuführen war, als in manchen Fällen gewünſcht wurde, und ſelbſt der Erzherzog

Generaliſſimus hatte während ſeines oberſten Kriegsbefehls, unter welchem das öſterreichiſche Heer ſich zur größten Tüchtigkeit ausbildete, ihm dieſen Vorzug des Feindes nur zum Theil aneignen können. Auf öſterreichiſcher Seite fochten bei Wagram höchſtens 100,000 Mann. Von dieſen waren über 20,000 getödtet oder verwundet, gegen 8000 gefangen. Es blieben 4 Generale, unter welchen das franzöſiſche Bulletin den General von Nordmann einen Verräther ſchmähte, weil er franzöſiſcher Abkunft war und im Heere von Dumouriez das Loos dieſes Feldherrn getheilt hatte; der Erzherzog Generaliſſimus ſelbſt und 10 Generale wurden verwundet. Nur Eine Fahne blieb in den Händen des Feindes; an Geſchütz gingen 9 Stück verloren, deren Beſpannung getödtet war. „Es gehört unter die ſonderbaren Ereigniſſe dieſes Krieges“, ſagt der öſterreichiſche Bericht, „daß in dieſer Schlacht der Sieger mehr Trophäen verlor, als der Beſiegte.“

Wie wenig der Muth und die Kraft des öſterreichiſchen Feldherrn und ſeines Heeres gebeugt waren, zeigten ſchon die nächſten Tage. Der Erzherzog hatte ſeinen Rückzug, mit Ausnahme des vierten Heertheils, der aber auch gleich wieder herangezogen wurde, nicht gegen Brünn, ſondern wider alles Erwarten, aber kühn und abſichtsvoll, gegen Znaym genommen, wo er das Heer hinter der Taya aufſtellte, und am 10. und 11. Juli dem Sieger abermals eine Schlacht lieferte, deren lange zweifelhafter Vortheil ſich endlich ebenfalls auf die Seite der Franzoſen neigte; jedoch hemmte der Abſchluß eines Waffenſtillſtandes die weiteren Feindſeligkeiten. Bald darauf, nachdem auch der Erzherzog, durch perſönliche Verhältniſſe bewogen, ſeinen bisherigen Oberbefehl niedergelegt hatte, folgte der Friedensſchluß von Wien. Der Friede war durch große Nachtheile bezeichnet. Allein der Krieg des Jahres 1809, und beſonders die Schlachten von Aſpern, Wagram und Znaym, ließen in Oeſterreich das Gefühl eines Muthes und einer Stärke zurück, deren Bewußtſein nicht untergehen konnte. Auch den Franzoſen blieb dieſer Krieg ein Gegenſtand ernſten Eindrucks, und wenn ihre Kriegserfahrnen die Schlacht von

Wagram erwähnten, dämpfte Ehrerbietung die Ruhmredigkeit. Unter den Deutſchen aber, wem noch die Sache des Vaterlandes, der Ruhm deutſcher Tapferkeit und Kriegsehre am Herzen lag, der blickte mit Stolz und Vertrauen auf den Erzherzog Karl und das öſterreichiſche Heer des Jahres 1809.

Ziſtersdorf, den 20. Juli 1809.

Für euch, geliebte Freunde, will ich zu ſchreiben verſuchen. Habt ihr ein Blatt, das ich hier ſchon am 9. Juli zu ſchreiben unternahm, glücklich bekommen, ſo wißt ihr, wie es mir in der Schlacht ergangen, deren Namen ich damals noch nicht nennen konnte, wißt, daß ich am Leben, aber verwundet bin. Ich konnte das Schreiben nicht lange aushalten, ich ſank alsbald wieder zurück, nach jeder Zeile faſt, daher alles ſo kurz. Nun aber fahr' ich fort, ich hoffe mit beſſerem Gedeihen. O daß ich das Glück hätte, einen von euch bei mir zu haben, mündliches Geſpräch mit ihm zu führen! Nun muß doch die Feder noch glücklich zur Vermittelung dienen!

Als ich den Schuß in den Schenkel erhielt, fühlte ich zuerſt nur einen harten Schlag, der mich durchfuhr; ich ſah aber gleich, indem ich den Rockſchoß weghob, zwei Rinnen Blut hervorquillen, die Kugel war durch und durch gegangen. Hier galt aber kein Beſinnen, das Regiment, vom Feinde auf dem linken Flügel lebhaft angegriffen, wich dort eilig zurück, und bald war auch der rechte Flügel in die Flucht mit fortgeriſſen. Ich mußte die letzte Kraft anſtrengen, um nicht zurückzubleiben. Zwei Soldaten faßten mich unter den Armen, und halb gehoben, halb auftretend, kam ich bis rückwärts unſerer Lagerhütten. Viele Kanonenkugeln ſauſten über uns hin, eine ſo dicht, daß mein einer Führer zu Boden ſtürzte, unverwundet wie es ſchien; der andre brachte mich noch etwa hundert Schritte weiter, kehrte dann aber zum Gefecht zurück, das unterdeſſen wieder zum Stehen gekommen war. Ich konnte allein nicht fort, und ſtand betrachtend gegen den Kampf gewandt; da war es, wo ich den Oberſten zu Pferde mit der Fahne in der Hand die Truppen wieder vorwärts führen ſah; ihr Sturmſchritt und der aus unſern durch Zufall oder Abſicht angezündeten Lagerhütten ſich erhebende Vorhang von Rauchwolken entzog jene bald meinen Augen. Rechts und links aber, aus den Dörfern Wagram und Baumersdorf, ſtiegen bald ebenfalls mächtige Flammen und Rauchſäulen empor, und der Donner des Geſchützes hallte mit verſtärkter Wuth. Einige Verwundete, die herankamen, konnten mir Hülfe bieten, ein Soldat trug mich ſogar eine Strecke, bis wir einen zerſchoſſenen Pulverwagen trafen, der leer zur Reſerve fuhr. Auf dieſen ſetzte man mich, und nun ging's in der Abendkühle langſam fort, eine ganze Schaar Verwundeter ſchleppte ſich mit, bald nahmen Winſeln und Klagen überhand, das Schüttern des Wagens verurſachte mir großen Schmerz, das Blut, welches anfangs reichlich gefloſſen war und ſich im Stiefel angehäuft hatte, ſtockte jetzt, und Schenkel und Knie wurden kalt und ſtarr; ich litt, gleich den Andern, an ſchrecklichem Durſt, und auch die Nachtkälte wurde ſehr ſchmerzlich. Ein Wunder war es, daß in der Dunkelheit mein böhmiſcher Bedienter Lorenz ſich zu mir fand, er war leicht an der Hand verwundet, und folgte dem Zuge; nun blieb er fortwährend bei mir. In der Nacht gelangten wir nach Bockfließ, wo ein Wundarzt mich flüchtig beſichtigte, und ich bald in tiefen Schlaf ſank.

Mit Tagesanbruch weckte mich der Lärm; die Stube, wo ich lag, wimmelte von Verwundeten, ſo das ganze Haus und ſelbſt die Straße, und alle ſollten nun eilig weiter geſchafft werden. Der Kanonendonner verkündete ſchon die Erneuerung der Schlacht. Ich wußte, daß Williſen zuletzt in Bockfließ geſtanden, ihn jetzt zu ſehen fühlte ich die heftigſte Sehnſucht, ich gewann für anſehnliches Geld einen Boten, der ihn zu ſuchen unternahm, und wirklich hatte ich das Glück, ihn bald vor meinem Lager zu erblicken. Nicht ausſprechen kann ich es, welch ein Troſt mir in dieſer fremden Welt, in dieſem Gewirr geworfener und noch zu werfender Geſchickeslooſe, die Erſcheinung des Freundes war, wie er mir in ſeiner noch unverletzten Waffenfreudigkeit gefiel, wie mir ſeine Hoffnung, daß noch nichts verloren ſei, das Herz bewegte, und mit welcher Innigkeit der Theilnahme für einander wir ſchieden! Denn er konnte mir nur einige Augenblicke ſchenken, und mußte eiligſt wieder zu ſeiner Truppe, die vielleicht nun auch in die Kampflinie einrückte.

Meine Wunden hatten die ganze Nacht wieder geblutet, ich konnte mich nicht aufrichten, und wurde daher auf dem Strohſack, der mir zum Lager gedient, und den ich nebſt einem zerriſſenen Bettlaken für vieles Geld erkaufte, auf einen Leiterwagen geſchoben; ein paar andre Verwundete und mein Bedienter ſetzten ſich mit auf, und ſo ging's landeinwärts, ich fragte kaum wohin, und überließ mich den Fügungen des Geſchicks. Ein heißer Tag ſtieg herauf, die Sonne ſchoß glühende Strahlen durch die wolkenloſe Bläue, alles ſchwamm in Lichtglanz, und ich empfand lebhaft, wie ganz andern Zwecken und Ausſichten ein ſolcher Sommertag eröffnet ſein könnte, als diejenigen, die ſich mir und ſo vielen Genoſſen unwiderruflich geſtellt! Der Kanonendonner begleitete uns immerfort, ſchien ſich öfters ſogar zu nähern, und vorübereilende Verſprengte ängſtigten uns mit der Gefahr, von dem Feinde noch ereilt zu werden. Aber darum kamen wir nicht ſchneller fort. Der ſlowakiſche Bauer hielt ſeinen Vorſpann in gleichmäßigem Schritt, und überdies riefen wir Verwundete bei jedem Stein, über den das Rad ging, unſer klägliches: „Pomali!“ denn jeder Ruck ging durch Mark und Bein! Kein Schatten war im weiten Felde zu ſehen, nirgends ein Baum noch Strauch, keine Erquickung erreichbar, als etwa ein ſchlechter Trunk. Als wir Mittags an einem Orte anlangten, wo wir eine Stunde raſten ſollten, hatte die Sonne mir im Geſicht und am Halſe Blaſen gebrannt; mein Zuſtand jammerte den Offizier, der zur Förderung der Fuhren hierher kommandirt war, und er befahl, grüne Zweige über mich zu decken, wozu ein naher Nußbaum, trotz des Einſpruchs von Seiten des Eigenthümers, ſeinen ſchönſten Schmuck hergeben mußte. Unter dieſer ſchützenden Decke fuhr ich dann weiter, und empfand ſolche Labung von dem Schatten und dem Anblick und Dufte des kräftigen Laubes, daß ich ſogar die Schmerzen der Wunden weniger fühlte und zeitenweiſe in angenehme Träumereien verſank. Ja ich kann ſagen, daß ich in dieſer Lage gedichtet, denn mein Gefühl der Dankbarkeit floß in Lobesſtröme über für den Baum, der mir durch ſeine Blätter ſo wohlthätig wurde, und wenn keine Verſe und Reime, ſo iſt doch die Stimmung, aus der ſie hervorgehen, von daher mir vollkommen erinnerlich. Indeß wurde dieſe Stimmung leider allzu oft durch den Aufſchrei des Schmerzes unterbrochen, den jedes ſtärkere Anziehen der Pferde oder eine Ungleichheit des Weges verurſachte.

In Ziſtersdorf, einer kleinen Landſtadt, wo ein Spital noch von der Schlacht von Aſpern her eingerichtet iſt, trafen wir mit dem Abend ein, ich wurde aber nicht im Spital, ſondern in einem Bürgerhauſe bei armen Leuten untergebracht, zum erſtenmal eigentlich verbunden, durch einen ſtädtiſchen Wundarzt, den ich rufen ließ, weil von den Militair-Aerzten keiner kam; ich hatte abermals eine leidliche Nacht. Am folgenden Tage jedoch brach das Wundfieber aus, und ich litt vierundzwanzig Stunden die größten Schmerzen, wobei ich mir nicht verhehlte, daß gar leicht eine ſchlimme Wendung eintreten könnte. Da mein Arzt auf's Land in die Umgegend abgerufen wurde, ſo blieb der Verband unerneuert, und die Wunden, bei der großen Hitze ſchon brandig, forderten dringend entſchiedene Hülfe. Die wurde mir denn auch am vierten Tage, man brachte mich in das Spital, wo ich im Erdgeſchoß in ein kleines Gemach zu zwei andern Offizieren kam. Nur ein Unterarzt war es, der mich verband, und außer einem erſten Schrecken, den er mir verurſachte, hätte kein Generalſtabsarzt mich beſſer beſorgen können. Mit dem Schrecken ging es ſo zu. Ich war bisher der guten Zuverſicht, daß der Schenkelknochen nicht zerſplittert ſei, ich hatte ja noch einigermaßen auftreten können, und dies auch dem Arzte ſorglich geſagt; allein als er die Richtung des Schuſſes erkannt, und die Wunden ſelbſt betrachtet, rief er mit voller Gewißheit, den Kranken vergeſſend und nur ſeiner Kenntniß froh, lebhaft aus: „Da iſt ohne weiteres der Knochen geſplittert!“ Für mich war das eine Art Todesurtheil, meine ärztliche Kunde ſagte mir, daß unter ſolchen Umſtänden man für nöthig erachten könne, das Bein abzuſchneiden, und daß dies doch wieder ſo hoch oben faſt kaum thunlich ſein würde, daß im günſtigſten Falle die ſchmerzvolle und ſtets bedenkliche Kur ſich über ſechs, acht und mehr Monate erſtrecken könne; da in der andern, von mir bisher gehegten Annahme kaum ſo viele Wochen nöthig ſein würden. Einſtweilen mußte ich wohl dem Ausſpruche des Arztes glauben, dem aber doch eine leiſe Stimme in mir noch immer einige Zweifel entgegenſetzte. Nach vielen Tagen, die von jener Vorſtellung ſchlimm verdüſtert waren, gab der Arzt endlich zu, daß er ſich irren könne, und ſagte mir heute faſt verdrießlich, ich würde wohl keine ſehr langwierige Kur auszuſtehen haben! Seine Behandlung übrigens iſt vortrefflich, nur die nöthigſte Berührung, und ſo leiſe und zart als möglich; blos Kampherwaſſer wird angewandt, und bei dieſem einfachen Mittel ſchreitet die Heilung beſtens vor. Seit einigen Tagen erhol' ich mich merklich, bin muntern Geiſtes und friſcher Hoffnung. Nur darf ich mich nicht regen, und mit Kunſt und Mühe hab' ich es dahin gebracht, daß ich mich etwas aufrichten und auf einem vorgelegten Brette ſchreiben kann; zuerſt meinte der Arzt, es ſei geradezu toll, daß ich ſchreiben wolle, da er aber ſah, wie heftig mein Wunſch und wie jeden Tag mein Befinden beſſer ſei, ſo ließ er es endlich zu. Seitdem ſind die kurzen Viertelſtunden, die ich für euch, geliebte Freunde, an dieſe Blätter wende, die glücklichſten des Tages, die mich für viele lange Stunden der Oede und Ungeduld tröſten müſſen.

Der Brief aus Ziſtersdorf an die Freunde nach Berlin und Hamburg läßt meine Lage und Stimmung nach der Schlacht hinreichend und die Färbung des Augenblickes ſelbſt, erkennen. Ich ſchrieb noch insbeſondre an Rahel, an Fouqué und an meine Schweſter, aber die Briefe mußten ihren Weg über Wien ſuchen, und die Ungewißheit, ob ſie ihn finden würden, hemmte den Eifer des Schreibenden. Die Sorge für das Allgemeine war in mir anfangs ungemein rege, ſo daß ich mein perſönliches Geſchick daneben kaum beachten wollte; aber ſie wurde mit jedem Tage mehr und mehr niedergedrückt und gedämpft, denn alle Nachrichten, wie ſparſam und unſicher auch ſie zu uns gelangten, ſtimmten doch darin ſchmerzlich überein, daß nach der Schlacht bei Wagram auch eine zweite bei Znaym verloren worden, darauf ein Waffenſtillſtand eingetreten und jetzt ein Friedensſchluß nahe ſei, den ſo ſchlecht als möglich für uns vorauszuſehen wir alle Freiheit hatten. Ja was das Schlimmſte war, von allen Seiten wurde der Friede, wie er auch ſein möchte, nur eiligſt gewünſcht und verlangt, die paar Beamten des Ortes, die Bürger, die Geiſtlichen, die Aerzte, die Offiziere ſelbſt und die Soldaten im Spital, alle drückten einſtimmig dieſes Begehren und die Zuverſicht aus, daß die Erfüllung nahe ſei. Für mich war dann in Oeſterreich kein Zweck des Bleibens mehr, meine Gedanken ſchweiften in's Weite, aber zunächſt immer nach Berlin, und ich ſehnte mich ungeduldig nach Heilung meiner Wunden, um nur bald dorthin zurückzukehren.

Einſtweilen aber war ich auf die Geduld des Abwartens hingewieſen, ſowohl für meinen eignen Zuſtand, als für den allgemeinen. An den beiden Offizieren, die daſſelbe Gemach mit mir theilten, hatte ich keine Geſellſchaft, ſie waren zu matt und ſtumpf, um mittheilend zu ſein; der jüngere, kaum fünfzehn Jahr alt, dem eine Kanonenkugel den Fuß zerſchmettert hatte, konnte nicht gerettet werden, da die Abnahme des Beins, die gleich in den erſten Tagen hätte geſchehen müſſen, auch jetzt noch unmöglich war, weil die chirurgiſchen Werkzeuge dazu fehlten, die man der Sicherheit wegen lieber geflüchtet hatte! Der geringe Austauſch, der zwiſchen uns Statt finden konnte, war bald erſchöpft. Die Beſuche des Amtmanns, ſeiner Frau und Tochter, und einer artigen Verwalterin, die mir bisweilen friſche Blumen brachte, füllten nur hin und wieder eine Viertelſtunde, und die langen Sommertage ſchleppten ſich leer dahin. Ich fragte nach

Büchern, und bekam eine Anzahl Cramer'ſcher Romane, in deren Fluth ich willig ſtürzte, und an eingeſtreute Worte von Goethe oder Schiller mich wie ein Ertrinkender heftig anklammerte; tröſtlicher wurde mir ein alter Cornelius Nepos und ein eben ſo zerleſener Julius Cäſar, die ich mit Eifer wieder durchſtudirte, und die mir in der That neu waren, da ich für ihre Kriegsgeſchichten jetzt einen andern Sinn mitbrachte.

Der ſchwerverwundete Jüngling wurde täglich ſchwächer, und wiewohl er feſt an ſeine Geneſung glaubte, ſo gab er doch dem Rath eines alten Feldwebels nach, und wünſchte den Beiſtand eines Geiſtlichen. Der Pfarrer kam, hörte die Beichte des jungen Menſchen, und gab ihm dann die Abſolution. Wie ſehr ich es auch vermeiden wollte, ſo war es doch bei der Art, wie unſre Betten ſtanden, nicht anders möglich, ich mußte die Beichte großentheils mithören, wahrſcheinlich der dritte Offizier eben ſo, und die Heiligkeit des Geheimniſſes war gewiſſermaßen entweiht. Es kamen nur geringfügige Sünden vor, die Aufrichtigkeit und das Zutrauen des jungen Menſchen rührten mich tief; aber der ganze Vorgang, die Art wie er unternommen und abgethan wurde, gab mir keinen guten Eindruck, es war ein bloß äußerliches Werk, und machte keinen Anſpruch etwas andres zu ſein. Der Pfarrer fragte dann obenhin bei uns andern Beiden an, ob wir etwa ſeiner Hülfe benöthigt wären, und ſchien einigermaßen froh über die Verneinung; mit mir, dem er an der Sprache gleich anhören wollte, daß ich von draußen aus dem Reiche ſei, ließ er ſich in näheres Geſpräch ein, er war ſelber auch früher am Rhein geweſen, hatte dort gute Ausſichten gehabt, die aber durch die Siege der Franzoſen zerſtört worden; nun hatte er eine gute Pfarre hier in Oeſterreich, eine zwar arbeitvolle, aber ſehr gute, ſagte er mit Bedeutung, doch nun käme das verfluchte Volk ihm auch bis in dieſe Lande nach, dem armen Orte ſei franzöſiſche Einlagerung ſchon angekündigt, das Pfarrhaus werde bei ſolcher Gelegenheit nicht verſchont, und Küche und Keller würden ſehr leiden müſſen. Ich verſicherte ihn, ich ſähe ſeine Noth vollkommen ein, doch wenn nur ſeine Haushälterin das kanoniſche Alter habe, ſo ſei ſein Fall noch keiner von den ſchlimmſten; er aber verſetzte mit Selbſtgefälligkeit, dieſem Uebelſtande habe er vorgeſehen, und das junge Blut in Sicherheit zu Verwandten jenſeits des Marchfluſſes geſchickt. Sein fürſorglich berühriges Weſen kam auch mir zu Statten. Mich verpflichtete zu aufrichtigem Danke der Eifer, mit dem er meinem Verlangen nach Büchern zu helfen ſuchte, ich erhielt durch ihn Schmidt's Geſchichte der Deutſchen, einige Theile von Hormayr's öſterreichiſchem Plutarch, und nun hatten meine Tage wieder feſten Rückhalt.

Seitdem erſchien auch, von dem Pfarrer dazu ermuntert, öfters ein Franziskanermönch bei uns, nur wie zu geſellſchaftlicher Freundlichkeit, aber mir auch zu wahrem Troſt. Er war an Schlichtheit und Gutmüthigkeit ein ächtes Bild des Leſſing'ſchen Kloſterbruders, kannte das Leben genug, um zu wiſſen, was den Menſchen, den höchſten wie den geringſten, noth thut, und ging immer auf dies Weſentliche hin, um das Aeußerliche wenig bekümmert, und kaum davon geſtört. Mit Vergnügen hört' ich ihm zu, und gern beantwortete ich ſeine wohlmeinenden, nie unbeſcheidnen Fragen. Seine gelehrten Kenntniſſe waren erbärmlich, er theilte arglos mit, was er gläubig überkommen hatte; und ſo gab er mir in kurzen Worten einen Abriß der Luther'ſchen Reformation, den kein Proteſtant ſich hätte träumen laſſen, alles lief auf kleine Eiferſuchten der Mönchsorden, auf einige Kloſter- und Hofränke hinaus, und das Unbegreifliche war nur, wie dergleichen in der Welt hatte ſo groß und wichtig werden können; die dogmatiſchen Unterſchiede kannte er doch recht gut, und über Luther's Perſon ſprach er billig. Indem ich über den guten Alten lächeln mußte, fand ich ihn doch eben ſo unterhaltend als ehrwürdig, ſeine Nähe that mir wohl, und wenn ſein Verhalten zu den Menſchen durchaus liebevoll erſchien, ſo gab ſeine Faſſung in Betreff eignen Lebens und Sterbens ein ſchönes Beiſpiel der ruhigſten Ergebung. Ich konnte über ſein Kloſter wenig von ihm erfahren, nur ſoviel entnahm ich aus einzelnen Andeutungen, daß man in früherer Zeit ihm allerlei Widriges angethan, in ſeinen ſpätern

Jahren aber ihn unangefochten habe gewähren laſſen; das Kloſter war übrigens durch die Weltereigniſſe ſehr herabgekommen, und ſchon lange dem Ausſterben nahe, da war den mönchiſchen Leidenſchaften und Händeln das Gebiß der Noth angelegt.

Ein Verſuch, den ich machte, an Krücken zu gehen, fiel nach Wunſch aus, und mit Wonnegefühl betrat ich den kleinen Blumengarten unter meinem Fenſter, dann den Schloßhof, und endlich das freie Feld, unter ſchattigen Bäumen das ſonnenbeſchienene Land überſchauend, zu den duftigen Anhöhen hin, wo noch vor kurzem der Kanonendonner getobt hatte. Ungeachtet meiner Rührung und Sehnſucht, denen der Friede ſchmeichleriſch erſchien, konnt' ich mich doch des Wunſches nicht erwehren, daß der Krieg ſich erneuern möchte, denn die lockenden Bilder der Ruhe fanden nirgends einen Boden, wo ſie ſich hätten niederlaſſen können. Auch im Orte ſelbſt war alles wieder voll Sorgen und Bewegung, die Franzoſen rückten heran, zwar in friedlicher Ordnung und in Folge des Waffenſtillſtandes, aber man ſah ihnen doch mit Furcht entgegen. Der Amtmann, dem aus Wien bei jetzt offnen Wegen eine hübſche Verwandte zu Beſuch gekommen war, und der mich, ſeit ich ausgehen konnte, täglich einzuladen pflegte, ſtellte ſeine Einladungen jetzt ein, und beeilte die hübſche Baſe, nach Wien zurückzukehren; dagegen nahm er drei verwundete franzöſiſche Offiziere in's Haus, um die ſich niemand bekümmert und von deren Anweſenheit im Spital ich gar nicht gehört hatte. Nun macht' ich doch Bekanntſchaft mit ihnen, und ſie wollten, ich ſollte mit ihnen eſſen, was ich ablehnte; mein Nothbehelf war der Mittagstiſch des Pfarrers. Hier war die Koſt gar nicht ſchlecht, und der Landwein gut, einige Gäſte ließen ſich beides ſchmecken; auch der Franziskaner war dabei, ein Mitbruder meines vorhinerwähnten, aber ſehr verſchieden von ihm: hager, gierig-ſcharfen Blickes und bleichgelben Geſichts, gab er das Bild des Neides zu erkennen, und offenbar war der Gegenſtand deſſelben unſer guter Wirth, deſſen Lage und Wohlſein er ſtets mit bittrem Rückblick auf ſich ſelbſt betrachtete, er geſtand mir, eine Pfarrei ſei das höchſte Ziel ſeiner Wünſche geweſen, und dieſe war ihm nie geworden, und nun, bis zu ſeinem Tode, war immer nur das Kloſter ſein beſchieden Theil, mit allen Entbehrungen und Unterwerfungen, denen der Pfarrer ſich entrückt fühlte; die augenblickliche Verſtörung des letztern wegen der Ungewißheit in Betreff der Franzoſen war dem Schadenfrohen ordentlich ein kleiner Troſt! Als wir die Dinge, welche da kommen ſollten, hin und her beſprachen, und der Franziskaner ſich für den nächſten Tag, als dem für die Ankunft der Franzoſen anberaumten, bei dem Pfarrer wieder zu Tiſch anſagte, um durch ein paar franzöſiſche Redensarten, die er wußte, zur Dolmetſchung behülflich zu ſein, erſcholl plötzlich Trompetengeſchmetter, und die ganze Geſellſchaft fuhr erſchrocken empor und ſtürzte nach den Fenſtern. Stattliche Reiterzüge ſchwenkten eben um die Ecke und rückten ſtracks vor das Haus, es waren Jäger, der Oberſt und mehrere Offiziere ſaßen ab, und ehe man ſich noch beſinnen konnte, waren ſie im Zimmer. Der Oberſt entſchuldigte ſich mit befliſſener Höflichkeit, daß er beſchwerlich falle, auch daß er einen Tag früher komme, allein er habe die bisherigen Quartiere ſchon heute räumen müſſen, übrigens werde er und die Seinigen leicht zu befriedigen ſein. Dieſe Rede verſtand unter allen Anweſenden nur ich, und natürlich übernahm ich das Amt eines Dolmetſchers. Ein neues Mittagsmahl wurde in kürzeſter Zeit aufgetragen, und ich bewunderte nur, wo daſſelbe ſo ſchnell herkam; aber der Pfarrer hatte klüglich vorhergeſorgt, Wildpret, Fiſch und Paſteten kamen zum Vorſchein, und der Franziskaner ſah mit wiederholten Ausrufungen ſtaunenden Neides all den Segen an. Nach geendigter Mahlzeit wurden die Zimmer beſehen und der Raum etwas enge gefunden, und da der Oberſt hörte, der Amtmann habe ſchönere Wohnung, ſo dankte er dem Pfarrer verbindlichſt für die erſte Bewirthung, verſicherte aber, es ſei gegen ſeine Grundſätze, ſich bei den Geiſtlichen einzuquartiren, beſonders der ehrwürdige Stand der Pfarrer müſſe geſchont werden, und er wolle ſich lieber bei dem Amtmann behelfen. Dieſer war nicht wenig erſchrocken, noch vor Abend die zahlreichen Gäſte bei ſich einrücken zu ſehen, aber jeder Widerſpruch wäre vergeblich geweſen, auch mußten die drei Verwundeten dort bleiben, und ich, der öſterreichiſche Offizier, den man geglaubt hatte bei Seite halten zu müſſen, war der nothgedrungene tägliche Gaſt der Fremden!

Der Oberſt gehörte einer leicht zu durchſchauenden Menſchenart an, die mir ſchon öfters bei Kriegsleuten vorgekommen war. Als ein tapfrer Haudegen hatte er ſich von untenauf emporgeſchwungen, und wußte wohl, daß nur ſeine kriegserfahrne Tapferkeit ihn zu ſeiner jetzigen Stellung geführt, wo doch auch andre Eigenſchaften, und mit jedem Tage mehr, gefordert ſchienen. Sein Ehrgeiz war, ſich durch ungemeine Höflichkeit und den Ausdruck menſchenfreundlicher Geſinnungen das Anſehn höherer Bildung zu geben, und dies gelang ihm ſo ziemlich, wiewohl ſeine Uebertreibungen ihn dem Kundigen doch allzu leicht verriethen; dabei wollte er in der Wirklichkeit nichts einbüßen, und wußte ſein Behagen und ſeinen Vortheil trefflich wahrzunehmen. Gegen die wohlerzognen und unterrichteten jungen Leute, welche jetzt immer häufiger aus vornehmen Familien und höheren Lehranſtalten gleich als Offiziere bei den Regimentern eintraten, hatte er einen entſchiedenen Haß, und ſetzte ſie vielem Ungemach und harten Prüfungen aus, indem er perſönlich die größten Artigkeiten an ſie verſchwendete, mit denen er ſie zum Beſten zu haben meinte, ihnen aber ſelber auch wieder lächerlich wurde. Dieſe Gelbſchnäbel, ſagte er, ſeien das Verderben des Heeres, und der Kaiſer thue unrecht, ſie ſo ſehr zu begünſtigen, man müſſe ihnen die feine Erziehung erſt mit dem Säbel abwiſchen und ihrem Hochmuth etwas zur Ader laſſen, dann würden ſie erſt brauchbare Soldaten. Er hatte ein paar ſolcher Herrchen in der Nähe, auf die er und ſeine ihm gleichgeſinnten alten Schnurrbärte ein ſcharfes Auge hatten.

Im täglichen Verkehr mit dieſen Leuten ſtellte ſich bald ein näheres Vertrauen ein, man that ſich um meinetwillen in Meinungen und Urtheilen keinen Zwang an. Ich hörte mit heimlicher Freude, wie große Unzufriedenheit doch überhaupt im Heere herrſchte, wie wenig noch im Ganzen die Franzoſen dem Willen Napoleon's entſprachen, wie viel Freiheitsſinn neben dem Kriegsgehorſam fortbeſtand. Die Klage über die Verſchlechterung des Heeres war allgemein, und kein Zweifel über die Urſachen, als welche man Napoleon's Hoffahrt und Verblendung angab, die ihn vergeſſen ließen, daß er vor allem Feldherr und dadurch Kaiſer ſei, und daß Verdienſt anerkennen und belohnen beſſer ſei als Gunſt austheilen. Unbeſtritten wurde der Satz aufgeſtellt, eine Diviſion der republikaniſchen Heere Bonaparte's, Moreau's, Jourdan's habe ſo viel gegolten, wie jetzt drei oder vier in dem Heere des Kaiſers. Auch über die neueſten Kriegsvorfälle erfuhr ich merkwürdige Bekenntniſſe, von denen die Napoleoniſchen Bulletins keine Ahndung zuließen; eine Uebermacht franzöſiſcher Küraſſiere war durch die öſterreichiſchen Huſaren von Blankenſtein zuſammengehauen worden, hier hatte das Fußvolk ſeine Schuldigkeit nicht gethan, dort ein General Dummheiten begangen, ja der Kaiſer ſelbſt nur ſchlechte Arbeit gemacht. Sie ließen ſich in Betreff der Thatſachen nichts einreden, ſie wußten recht gut und ſagten es dürr heraus, daß Napoleon ein Schalk ſei. Dagegen nahmen ſie in andrer Richtung blindlings an, was er ihnen hinwarf. In einem ſeiner Bulletins hatte Napoleon den Krieg des Kaiſers von Oeſterreich gegen ihn als einen Aufſtand bezeichnet, denn der Kaiſer Franz ſei ein Lothringer, und Lothringen gehöre zu Frankreich; die Richtigkeit und Macht dieſer Folgerung galt für unantaſtbar, und da ich die Frage: „Iſt er ein Lothringer oder nicht?“ nur bejahen konnte, ſo wurde jede weitere Erörterung abgelehnt und für Sophiſterei erklärt. Am hartnäckigſten waren hierin ein Rittmeiſter aus dem Elſaß und ein Wundarzt aus Worms, ſie ſetzten den Streit gegen mich in deutſcher Sprache fort, und der Oberſt mußte ihnen zuletzt Schweigen auferlegen. Der Wundarzt beſonders, der ſich volksthümlich ganz als Deutſcher fühlte und die Franzoſen geringſchätzte, wollte politiſch alles Recht auf ihrer Seite ſehen, und meinte, eine deutſche Sache gäbe es nicht.

Mit jedem Tage wurden meine Wunden beſſer, das ſchönſte Wetter begünſtigte die Heilung; ich konnte in kurzem die eine und bald auch die andere Krücke ablegen. Ich hatte die enge Krankenſtube des Spitals verlaſſen, und ein heitres Zimmer bei dem Verwalter bezogen, deſſen Familie mir keine noch wünſchbare Pflege fehlen ließ. Daß der Frieden mittlerweile unterhandelt wurde, war bekannt, allein das Ergebniß ſchwebte in noch unſichrer Ferne; die öſterreichiſchen Streitkräfte, deren Oberbefehl der Erzherzog Karl abgegeben hatte, zogen ſich nach Ungarn zuſammen, um neue kriegeriſche Stellung zu nehmen, und was noch mehr an dem Frieden zweifeln machte, man war wegen einer perſönlichen Auswechſelung der Kriegsgefangenen übereingekommen, da man bei zuverläſſiger Friedensausſicht eher die Freilaſſung in Maſſen würde feſtgeſetzt haben. Die Umſtände bedingten meine Lage ſehr eigen; die Franzoſen waren in Folge des Waffenſtillſtandes nach Ziſtersdorf gekommen, das Spital hätte alle Zeit gehabt weiterzuziehen, nur aus Schonung für die vielen Schwerleidenden und im Vertrauen auf den Schutz der franzöſiſchen Befehlshaber war es dageblieben. Nun aber erklärten die Franzoſen uns alle für kriegsgefangen, und unſer Einſpruch wurde nicht angenommen. Ich gedachte mich ſo gutwillig dem Unrechte nicht zu fügen, und traf mit einem braven Bürgersmanne die Abrede, daß er mich in einer dunkeln Nacht über den Marchfluß nach Ungarn fahren ſollte, wie es ihm ſchon mit ein paar Geneſenen glücklich gelungen war. Dem Oberſten hatte ich wiederholt erklärt, ich betrachte mich als frei, und er hätte mir es kaum verdacht, wenn ich mich ohne Abſchied entfernt hätte. Zum Unglück erhielt er unvermuthet aus Wien den Befehl, alle Oeſterreicher, deren Fortſchaffung aus dem Spital möglich wäre, zum Behuf der Auswechſelung ſofort nach Wien zu ſenden. Eine meiner Wunden war noch offen, aber das konnte nicht hindern, der Oberſt bewirthete mich noch zu guter Letzt, und mit ſeinen beſten Glückwünſchen, unter dem lauten Weinen der Frau und Tochter des Amtmanns nahm ich Platz auf dem Vorſpannswagen, neben dem ein franzöſiſcher

Jäger ritt. Mein Bedienter Lorenz begleitete mich; er hatte bis dahin ſein Gewehr vor dem Feinde zu bewahren gewußt, und fand Mittel, daſſelbe auch hier ſicher im Stroh zu verbergen und mitzunehmen. Wir kamen ohne weiteres Ereigniß am 14. Auguſt mit der Dämmerung in Wien an.

Achtzehnter Abſchnitt.

Wien.

1809.

Nach der traurigen Fahrt über einen Theil des ſtillen verödeten Schlachtfeldes von Wagram und gegen die Donau hin, wo die unheimlich einſame Gegend nur düſtre Bilder aufkommen ließ, überraſchten die ſtarkbefahrnen Donaubrücken und ſodann die erfüllten Straßen von Wien mich mit neuen Lebenseindrücken, und ich mußte mir ſagen, daß in dieſer noch ungekannten Welt mir zunächſt eine neue Wendung meines perſönlichen Geſchickes zu gewärtigen ſei, wobei die größten Wechſelfälle vorhanden, und mein eigner Wille wie meine Thätigkeit ſo gut wie ausgeſchloſſen waren. Doch für dieſe Gedanken blieb nur wenige Zeit, wir hielten vor der franzöſiſchen Kommandantur, ich vernahm, daß die Auswechſelung der Kriegsgefangenen ſchon im Gange ſei, und wurde vorläufig, bis die Reihe an mich käme, in der Stadt einquartirt.

Dies geſchah bei einem Gaſtwirthe, einem reichen Bürger, der vor dem Kriege aus brennendem Vaterlandseifer eine Summe von zwanzigtauſend Gulden zu den Rüſtungen geſchenkt, und jetzt, um nur keine Franzoſen aufnehmen zu müſſen, abermals eine große Summe geopfert hatte, um ſich von aller Einquartirung loszukaufen. Das Quartiramt ließ ihm ſagen, man wiſſe wohl, daß er von ſolcher Belaſtung frei ſei, aber das Zutrauen zu ſeiner Vaterlandsliebe laſſe hoffen, daß er einen verwundeten „Unſrigen" dennoch gern aufnehmen werde. „Nun", ſagte der Mann, „wenn man ſo gut von mir denkt, ſo will ich es auch wahrmachen!" und als er meinen Tſchako ſah mit dem Namenszeichen des Kaiſers Franz, und den Doppeladler auf dem Schloſſe meiner Degenkuppel, konnte er ſich der Thränen kaum erwehren. Er umarmte mich, führte mich zu ſeiner Familie, ließ mir ein ſchönes Zimmer anweiſen, und war mit den Seinigen beſtens für mich bemüht. Die Frau, eine ächte Wienerin, fragte und ſagte Dinge, die mich in eine ganz eigenthümliche Volks- und Sittenart blicken ließen; die bildſchönen Töchter dagegen hatten ſchon mehr Erziehung, und ihre unſchuldige Lebhaftigkeit äußerte ſich mit anmuthiger Zurückhaltung, es ließ ſich mit ihnen allerliebſt plaudern.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft war Napoleon's Geburtsfeier, und es war alles angeordnet, um dieſelbe auf das prächtigſte zu begehn. Soweit die Anſtalten unmittelbar von den Franzoſen ausgingen, kam freiwilliger Eifer dem Gebot reichlich entgegen, allein wo die wiener Bürger mit betroffen waren, da zeigte ſich nur Unwillen und vielfaches Widerſtreben. Mein Wirth war in Verzweiflung, ſein Haus Abends erleuchten zu müſſen, konnte ſich aber doch der allgemein angeordneten Maßregel nicht entziehen. Die Neugier der Töchter brachte den guten Vater ſogar dahin, daß er mit ihnen ausging, um die Beleuchtung auf ihren glänzendſten Stellen und beſonders auf der Baſtei zu ſehen, wo man den freien Ausblick über die Glacis hinweg nach dem Rundgemählde der Vorſtädte genoß. Wir waren noch nicht weit gekommen, als der eifrige Bürger, durch die vielen Lichter und Lichtgebilde, die alle dem Feinde zu Ehren brannten, ganz außer Faſſung geſetzt, im höchſten Unmuth erklärte, er gehe nicht weiter, mir die Töchter anvertraute und nach Hauſe eilte. Die ſchönen Kinder ſchmiegten ſich feſt an mich; wir begegneten einigen ihrer Bekannten, vor denen ſie auf die Begleitung ihres öſterreichiſchen Offiziers etwas ſtolz thaten, und als das Gewühl auf der Kärntnerthor-Baſtei allzu groß wurde, ſuchten und fanden wir eine ziemlich einſame Bank, wo wir unbeläſtigt ausruhen konnten. Wir beſprachen das Feſt, die wiener Lebensweiſe, die Verhältniſſe des Hauſes; die jüngere Schweſter wollte auch von mir allerlei wiſſen, und ich mußte von meinen letzten Schickſalen umſtändlich erzählen, man geſtand, daß man mir gern zuhöre, daß man meine Sprachweiſe ſo hübſch fände; hiezu ſtimmte die ältere Schweſter lebhaft ein. Es verging eine geraume Zeit, die mir ſehr kurz erſchien. Nur wenige Spaziergänger waren an uns vorbeigekommen, ſie hatten unſer und wir ihrer nicht geachtet. Plötzlich aber ſtanden ein paar junge Damen, von einem franzöſiſchen Offizier geführt, vor uns ſtill, die eine ſah mir näher in's Geſicht, und „Wahrhaftig, Sie ſind es!“ rief ſie aus, ließ ihren Begleiter los, umarmte mich, und gab mir einen Kuß. Es war die Baſe des Beamten aus Ziſtersdorf, ich erkannte ſie gleich, nur blieb ihr lebhaftes Bezeigen mir befremdlich, denn unſere kurze Bekanntſchaft war in ganz äußerlichen Formen ſtehn geblieben, ſie jedoch fuhr fort, mich mit ſchmeichelnder Freundlichkeit zu überſchütten, und von unſrem Zuſammenleben in Ziſtersdorf wie von einer Wonnezeit zu reden; ich war nicht ſo verblendet, um nicht bald einzuſehen, daß ich hier nur als Mittel gebraucht wurde, und daß unſre angebliche Vertrautheit entweder dem Franzoſen oder der Begleiterin vorgeſpielt wurde, ein Zweck, dem ich ohne die größte Unhöflichkeit mich nicht entziehen konnte. Nach einer Weile, als ich meinen Beſuch verſprochen, und die Angabe der Wohnung empfangen hatte, ſchieden wir unter eifrigen Händedrücken, und ich begann nun meinen Begleiterinnen lachend zu erklären, wie jene Bekanntſchaft eigentlich geweſen. Doch wie groß war mein Erſtaunen, wie bewegt mein Gemüth, als ich bemerkte, die jüngere Schweſter wehre vergeblich ihren Thränen. Ich empfing auf meine antheilvollen Fragen nur ablehnende Antwort, und ich fühlte wohl, daß hier ein dringenderes Forſchen nichts nützen würde. Die ältere Schweſter verhielt ſich gleicherweiſe ſchweigſam, und ihre Kälte ließ erkennen, daß auch ſie wenig zufrieden ſei. So kamen wir in nicht angenehmer Stimmung nach Hauſe, wo noch alles im hellſten Lichtglanze ſchimmerte, und der Vater die Mädchen zu Bette gehen hieß, mich aber in ein beſonderes Kämmerchen aufnahm, wo er mit ein paar vertrauten Freunden in gutem Weine die Geſundheit des Kaiſers Franz und der Erzherzoge trank.

Am nächſten Tage meldete ich mich bei dem Generalmajor Freiherrn von Rothkirch, der von öſterreichiſcher Seite mit der Auswechſelung der Kriegsgefangenen beauftragt war. Ich ſtellte ihm vor, daß ich mich als ſolchen nicht bekennen dürfe, und nur die franzöſiſche Willkür uns in Ziſtersdorf Vorgefundene dafür anſpreche; allein er zuckte die Achſeln, meinte, hier ſei die Willkür mit der Macht verbunden, wir dürften nicht neue Schwierigkeiten machen, und die Hauptſache bliebe, daß ich nur ſchnell wieder zum Regimente käme. Da der General ſo urtheilte, und gewiß ganz der Sachlage gemäß, ſo kam es mir nicht zu, fernere Einſprache zu thun, und ich beſchloß, den Geſchäftsgang der Auswechſelung ruhig in Wien abzuwarten. Doch erklärte ich, meinen Degen würde ich nicht ablegen, und trug ihn wirklich immerfort und unangefochten. Ich war nämlich, da mein Gepäck mit dem des Regiments gleich im Beginn der Schlacht war zurückgeſchickt worden, auf die Kleidung beſchränkt, die ich im Augenblicke meiner Verwundung angehabt, und machte mit meinem zerſchoſſenen grauen Ueberrock und abgetragenen Tſchako eine klägliche Figur, die nur durch den Degen etwas gehoben wurde. Auch freuten ſich die Leute, einen bewaffneten kaiſerlichen Offizier zu ſehen, und wo ich ging und ſtand, hört' ich die Worte: „Das iſt ein Unſriger!“ und freudiger Blick und Gruß und Zuruf bezeigten die Theilnahme, welche allgemein für das öſterreichiſche Heer empfunden wurde. Zwar hätte ich viel bequemer und ſchicklicher mich in gewöhnliche Bürgerkleidung geſteckt, allein dieſe neu anzuſchaffen ging weit über meine Kräfte, und die wenigen Gelder, die ich noch hatte oder in Wien beziehen konnte, waren für dringenderes Bedürfniß anzuwenden oder aufzuſparen. Ich machte demnach alle meine Gänge und Beſuche in jenem ſchlechten, aber militairiſchen Aufzuge, und die Leute, mit denen ich zuſammenkam, freuten ſich des Trotzes, der darin zu liegen ſchien, und diejenigen, die ich in's Vertrauen zog, waren nicht wenig erſtaunt, anſtatt des Trotzes nur Armuth zu finden! —

Jener Napoleonsabend hatte mir meinen Wirthsleuten gegenüber eine Befangenheit gegeben, welche ſich in den nächſten Tagen nicht minderte; jeder Ernſt lag mir fern, Scherz und Leichtſinn wären hier Frevel geweſen, und ſo blieb nichts übrig, als einander zu vermeiden. Unter dieſen Umſtänden war es mir nur erwünſcht, als ich in den nächſten Tagen umquartirt wurde; ich nahm von den guten Leuten herzlich Abſchied, verſprach ſie zu beſuchen, und zog bei dem Grafen von Gatterburg ein.

Auch hier fand ich die günſtigſte Aufnahme, mir wurde meine Eigenſchaft als öſterreichiſcher Offizier hoch angerechnet, und daß ich „aus dem Reiche“ war, ſtand ebenfalls in beſonderem Werthe, weil damit ein Vorurtheil von Bildung und Thätigkeit ſich verknüpft hatte. Der Graf von Gatterburg, der die feindliche Einquartirung möglichſt entfernt von ſich hielt, kam mir gleich mit dem Wunſch entgegen, daß ich an ſeinem Tiſche vorlieb nehmen möchte; er hatte ſich in den oberſten Stock ſeines großen in der Dorotheengaſſe gelegenen Hauſes zurückgezogen, und führte hier, abgeſondert und faſt verſteckt, das behaglichſte Leben fort, ſah wenige vertraute Gäſte bei ſich, und vergaß beim üppigen Mahle die Stürme, welche draußen tobten. Er hatte gedient, war als Offizier nach Venedig gekommen, und als ein ſchöner, lebhafter Mann dort einer Erbtochter des Hauſes Moroſini werth geworden, die Heirath hatte ihn längere Zeit an Venedig gefeſſelt, ſeit kurzem lebte er aber wieder in Wien, während ſeine Gattin auf ihren großen Beſitzungen im Venetianiſchen verweilte. Er haßte die Franzoſen und ihren Kaiſer mit dem doppelten Haſſe des Oeſterreichers und Venetianers, hatte jedoch in der angenommenen letztern Eigenſchaft auch gegen die öſterreichiſche Herrſchaft ſchon manche Abneigung eingeſogen, und ſeiner Wiener Behaglichkeit etwas italiäniſches Mißvergnügen beigemiſcht. Da wir oft allein aßen, und nach dem Eſſen der Kaffee ſich tief in den Nachmittag zu verlängern pflegte, ſo fehlte es nicht an Zeit und Gelegenheit zu mancher vertraulichen Mittheilung, ich wurde über die innerſten Verhältniſſe des Landes und der Regierung auf die unmittelbarſte Weiſe aufgeklärt, durch Erzählung von Thatſachen, in welchen, ſie mochten wichtige oder geringere Gegenſtände betreffen, für mich immer etwas Bezeichnendes lag. Bisweilen verlor er ſich in alterthümliche Unterſuchungen, erörterte den Urſprung der Geſchlechter, ſeines eigenen und der Moroſini, holte Diplome und Urkunden hervor, und eines Tages auch ein ſchönes Manuſkript, die Denkwürdigkeiten des Helden Moroſini, der den Türken die Halbinſel Morea glücklich abgerungen, und dafür den Beinamen der Peloponneſiſche empfangen; der Graf wollte mir dieſes Manuſkript jedoch auf keine Weiſe zum Leſen anvertrauen, dieſer geſchichtliche Inhalt ſchien ihm koſtbarer als die Tagesgeheimniſſe der öſterreichiſchen Monarchie, und meine Neugier mußte ſich an einigen flüchtigen Einblicken genügen laſſen. Er wußte nicht, und ich damals ebenſowenig, daß das Buch längſt im Druck erſchienen war.

Das Haus hatte mehrere Miether, mit denen ich nothwendig Bekanntſchaft machen mußte. Ein wohlhabender Baron bewohnte den erſten Stock, war aber nie zu ſehen, ſondern brachte den ganzen Tag und oft auch die Nacht in einer chemiſchen Küche mit alchemiſtiſchen Verſuchen zu. Seine Frau hingegen war geſellig, wünſchte die Huldigungen, welche früher ihre Schönheit empfangen, fortgeſetzt zu ſehen, und konnte nicht umhin zu bekennen, daß die Franzoſen in Betracht der Artigkeit und Feinheit den plumpen Wienern ſehr vorzuziehen wären, ſie rühmte beſonders ihre jetzige Einquartirung, einen jungen Mann von gewiß vornehmer Herkunft, denn ſonſt würde er ſo früh nicht den hohen Verwaltungsposten erlangt haben, den er bei der Garde des Kaiſers bekleide. Dieſen Bemerkungen war im Allgemeinen nicht zu widerſprechen; doch als ich gleich darauf den belobten Franzoſen zu ſehen bekam, durft' ich die Richtigkeit der Anwendung wohl etwas in Zweifel ziehen; es war ein ſchlanker rothbäckiger Burſche, überſchwänglich in Höflichkeiten und dreiſten Schmeicheleien, des Bodens, auf dem er ſtand, allerdings wie es ſchien ſchon kundig und ſicher, und von der Dame mit lächelnder Zufriedenheit aufgemuntert. Er führte das große Wort bei Tiſch, begleitete die Baronin auf die Baſtei und in's Theater, und wurde wie ein Mitglied der Familie gehalten. Die Freude dauerte nicht lange. Eines Tages, als ich die Treppe hinaufgehen wollte, rief mich die Baronin zu ſich hinein, ich fand ſie in aufgebrachter Stimmung, ſie hatte vor Aerger geweint, doch jetzt flammte nur Zorn in ihren Augen, und rief mit Heftigkeit: „Wiſſen Sie denn, wie mir's ergangen iſt? Der Schlingel von Franzos, der ſich bei mir eingeſchlichen hat, wiſſen Sie, was er iſt? Garde-magasin nennen's die Leute, ich hab' Wunder geglaubt, was das iſt, ich hab' mir nicht träumen laſſen, daß das nur ſo ein „kleines Viech“ iſt, wie ich jetzt erfahre! Und er unterſteht ſich, und kneipt meinem Kammermädel in die Backen! Nein, ich möchte Gichter kriegen! Auf der Stelle müſſen mir Beide aus dem Hauſe, das Mädel iſt ſchon fort, und der Franzos ſoll umgelegt werden, das Quartiramt hat's mir verſprochen!“ Ich ſollte nun geloben, mit dem Menſchen kein Wort mehr zu wechſeln, ja ich ſollte als Oeſterreicher ihm zeigen, daß wir ihn als unſern Feind haßten, ihn als Menſchen verachteten. Ich konnte die unerwartete Zumuthung nur ſonderbar und mich zu dem plötzlichen Ritterthum aus keinem Grunde verpflichtet finden, lehnte daſſelbe daher ſo glimpflich als möglich ab, wiewohl mir nicht entging, daß ich ſelber dadurch in der bisherigen Gnade merklich ſank. Bald hatte ich dieſelbe ganz verloren, und wurde nicht mehr eingeladen; vielleicht war inzwiſchen auch in Betreff meiner die Entdeckung geſchehen, daß ich im Grunde doch nur ſo ein „kleines Viech“ ſei. — Mit einer andern Familie, die im Hauſe wohnte, wurde ich ebenfalls bekannt, und behielt mit den braven liebenswürdigen Leuten ein gutes Verhältniß noch über die Dauer meines damaligen Aufenthalts hinaus. —

Bei dem Grafen von Gatterburg ſah' ich öfters zwei ihm verwandte Damen, Mutter und Tochter, von denen die letztere, Gräfin Laura, durch Schönheit, muntre Laune und klaren Verſtand einen ſehr angenehmen Eindruck machte. Sie war bei der letzten Bombardirung Wiens durch ein Stück einer geſprungenen Haubitzgranate am Bein verwundet worden, und hinkte noch etwas davon, wiewohl die Wunde ſchon geheilt war; ich befand mich in gleichem Falle, und ſo wurden wir ſcherzend als zuſammengehörige Kriegsgenoſſen anerkannt. Der Scherz leitet in ſolchen Gelegenheiten oft nur den Ernſt ein, der für ſich vielleicht gar keinen Zugang fände, und in der That fühlten auch wir bald einen gegenſeitig annähernden Zug, der aber nur eine freundliche Offenheit und ein gutes Vertrauen zum Ergebniß hatte, wie ſie denn bald wegen einer Bewerbung, die um ſie geſchah, und gegen die ſie nicht gleichgültig zu ſein bekannte, mich um Rath fragte, den ich nur günſtig ertheilen konnte, mit den eifrigen Wünſchen der Mutter übereinſtimmend, wiewohl aus andern Gründen als den ihrigen. Auf dieſes Verhältniß, deſſen ich hier nur vorläufig erwähne, wird weiterhin noch zurückzukommen ſein. —

Außer mir waren noch drei polniſche Offiziere bei dem Grafen einquartirt, ein Saal zwiſchen unſern Zimmern diente uns als gemeinſchaftlicher Eingang, und man konnte nicht umhin, ſich hier zu begegnen; dem Gruße folgte Geſpräch, und das zufällige Zuſammentreffen wurde abſichtliches. Die Polen waren Männer von Auszeichnung und Bildung, ſie ließen ſich auf allgemeine Anſichten ein, auf Geſchichts- und Rechtserörterung, und von einem Norddeutſchen, einem Preußen, der ich ohne Frage ſein mußte, glaubten ſie manches vernehmen zu können, was ihrem Sinn oder wenigſtens ihrer Neugier entſpräche. Wir waren bald in ſo weit einverſtanden, daß wir, wie auf dieſes Saales Boden, auch oft auf dem der Vaterlandsliebe uns recht gut zuſammenfanden, dann aber freilich nach verſchiedenen Richtungen gingen. Sie waren leidenſchaftlich für ihr Land, für ein ſelbſtſtändiges, freies Polen begeiſtert, und hingen den Franzoſen nur an, ſofern dieſe unbezweifelt ſich als die thätigſten Freunde und Förderer der polniſchen Sache erwieſen. Sie fanden mich in meinem vollen Rechte, ein Deutſcher ſein zu wollen, beſtritten mir aber, dies in Oeſterreich ſein zu können, wo die deutſche Sache von jeher nur geopfert oder beſchädigt worden ſei; ſie führten frühere Ereigniſſe ſchlagend an, die Preisgebung des deutſchen Reiches während des

Raſtatter Kongreſſes, die Auslieferung der Feſtungen an den Reichsfeind, ja ſelbſt die Niederlegung der Kaiſerkrone vor dem Preßburger Frieden, ich hatte es mit unterrichteten Sachwaltern zu thun! Ich ſetzte ihnen die Behauptung entgegen, der jetzige Augenblick ſei ein andrer, ein ganz neuer, der ſich von aller Vergangenheit ablöſe; hätten früher die Völker ohne und wider ihren Willen den Zwecken der Fürſten gedient, ſo dienten jetzt unwillkürlich die Fürſten dem Volksthume, und ihre Dienſte ſeien wohl anzunehmen. Wir gingen hierauf in die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zurück, und fanden hier unſre Sympathieen wunderbar übereinſtimmend, unſre Urtheile über Menſchen und Vorgänge meiſt ganz dieſelben. Wir erkannten uns in Grundſätzen und Intereſſen mehr mit einander verbunden, als jene es mit ihren franzöſiſchen Kampfgenoſſen, ja mit manchen ihrer polniſchen Landsleuten waren, und als ich es mit den meiſten meiner öſterreichiſchen Kameraden ſein mochte. Und doch waren wir jeden Augenblick gewärtig und bereit, in feindliche Stellung auseinander zu treten, und uns wechſelſeitig zu tödten, zu beſchädigen! Ein Widerſpruch, den wir nicht löſen, dem wir uns nicht entziehen konnten, den wir ſogar mit Willen feſthielten, der aber unſern friedlichen Umgang nicht ſtörte, ſondern vielmehr erhöhte. Daß über den Kämpfenden ein Höheres ſchwebt, für das beide Theile ſtreiten, daß die Geſchichte für ihre einfachen Ergebniſſe widerſtrebender Richtungen bedarf, und auch die ſcheinbar überwundene das Drama fördern hilft gleich der augenſcheinlich ſiegenden, dieſer Troſt der geſchlagenen dämmerte mir aus unſern Betrachtungen damals auf; in der That ließ Wien inmitten der Unterdrückung manchen Funken leuchten, der ohne ſie nie hervorgeſprüht wäre! —

Ich ſah mich ſchon in größeren Kreiſen um, und konnte Leben und Treiben der Wiener auf den reichſten Schauplätzen beobachten. In dem Banquierhauſe, dem ich empfohlen war, und durch das ich eine geringe Geldhülfe zu beziehen eilte, machte ich manche Bekanntſchaften, und Herr Leopold von Herz erbot ſich, mich im Arnſtein'ſchen Hauſe einzuführen. Ich lehnte ſeinen Antrag ab, und ging allein hin. Man hatte mir nämlich von Hamburg her die Bemerkung nicht erſpart, wie es nun recht bedauerlich ſei, daß ich durch gewiſſe Schroffheiten die ſchätzenswertheſten Empfehlungen, nämlich an das Haus Arnſtein und Eskeles, mir verſchlagen habe, und deutete mir Umwege an, wie ſolche vielleicht noch zu erlangen wären. Dies verdroß mich, und ich wollte nun den Zweck, deſſen Werth ich ohnehin noch als ſehr problematiſch anſah, nur durch mich ſelbſt erreichen. Ich ließ mich bei Frau von Arnſtein melden, und ſagte ihr einfach, woher und wieſo ich nach Wien gekommen, und daß ich ihre Bekanntſchaft zu machen ſchon längſt gewünſcht. Die erfahrne Weltdame war kaum befremdet, ſondern gleich leidenſchaftlich entzückt, nur wieder eine öſterreichiſche Uniform zu ſehen; denn, unter die Gewalt der Franzoſen gebeugt und von Franzoſen umſchwärmt und umlagert, nährte und äußerte ſie den glühendſten Haß gegen das Volk und insbeſondere gegen Napoleon. Ich fragte nach Frau von Schlegel, der Gattin Friedrich's, die ich im Arnſtein'ſchen Hauſe gaſtlich aufgenommen wußte, während der Mann den Kriegsereigniſſen nach Ungarn gefolgt war. Sie wurde gerufen und erſchien, ſie erkannte mich auf den erſten Blick, ſenkte aber traurig den Kopf, und ſagte mit herbem Vorwurf: „Ich weiß noch recht gut, wie Sie in Dresden auf der Galerie die franzöſiſchen Truppen lobten, mir zum Schmerz und Verdruß, aber das dacht' ich nicht, daß ich Sie ſelber hier unter ihnen finden würde!“ Durch den wunderlichſten Irrthum hielt ſie mich für einen franzöſiſchen Offizier. „Aber was reden Sie denn“, rief Frau von Arnſtein, „ſehen Sie denn nicht, daß es ein Unſriger iſt?“ Frau von Schlegel blickte auf, und wie von einer Laſt befreit überließ ſie ſich der lauteſten Freude. Nun begann ein Fragen und Erzählen, an welchem bald alle Anweſenden Theil nahmen, beſonders aber Frau von Arnſtein, deren Intereſſen ſtets heftig, vollgiebig und für den Augenblick ausſchließlich waren. Die ausgezeichnete Frau und ihre geſellige Kraft und Wirkſamkeit iſt ſchon anderweitig geſchildert worden; hier füge ich nur die Bemerkung bei, daß die Anweſenheit des Feindes den geſelligen Glanz des Hauſes nicht ſtörte, ſondern in manchem

Betracht ſogar erhöhte. Man mußte mit den Franzoſen verkehren, man konnte ſie nicht abweiſen, es war wichtig und nebenher angenehm, ſich mit ihnen gut zu ſtehen, ihre Generale und Oberbeamte, wie ihre jungen Elegants, zum Theil aus alten vornehmen Geſchlechtern, wußten ſich in der Geſellſchaft geltend und den Grund ihrer Anweſenheit vergeſſen zu machen. Der Haß der Wirthin gegen den Kaiſer wurde als die liebenswürdige Thorheit einer Frau lachend hingenommen, ja nicht ſelten ſtimmten vornehme Franzoſen in die böſen Reden ein, mit denen jene nicht karg war. Es war ein ſeltſames Verhältniß, das überall, wo die Gebildeten zweier kriegführenden Nationen friedlich zuſammenkommen, mehr oder minder hervortreten muß, das die Franzoſen aber beſonders geeignet ſind anzubauen. Die Wiener ihrerſeits, anſtatt ſich zurückzuziehen, ſtrömten eifriger als je herbei; es war der augenſcheinlichſte Gewinn, mit den unvermeidlichen, und hinwieder ſo anziehenden Feinden ſich im fremden Salon zuſammenzufinden, der für viele andre die Aufnahme und Bewirthung dieſer Gäſte abmachen zu wollen ſchien.

Auf ähnliche Weiſe, wie bei Frau von Arnſtein, nur in etwas minderem Maße, ging es bei ihrer Schweſter Frau von Eskeles und bei ihrer Tochter Frau von Pereira geſellſchaftlich her. Ich war in beiden Häuſern günſtig aufgenommen, und fand mich von den gewählten kleineren Kreiſen mehr angezogen, als von dem großen Durcheinander bei Arnſtein's. Frau von Eskeles hatte nicht die Lebhaftigkeit ihrer Schweſter, vereinigte aber mit dem feinſten Ton und leiſeſten Takt einer vornehmen Wirthin das gutmüthigſte Wohlwollen, das auch dem Geringſten ihrer Gäſte zu Gute kam. Zwei ſchöne Kinder waren die Freude ihres Herzens, und da beide, und beſonders das Mädchen, gleich am erſten Tage ſich mir innigſt anſchmiegten, ſo genoß ich des vollen Zutrauens auch der Mutter. Daſſelbe war der Fall im Hauſe Pereira, wo drei wunderſchöne Knaben die zarte liebliche Mutter heiter umſpielten, und dieſe durch kluges Maß den oft allzuheißen Liebeseifer der Großmutter ſanft auszugleichen wußte.

Bei Frau von Fließ, einer Schweſter des Herrn von

Eſkeles, war ebenfalls ein anziehender Geſellſchaftskreis. Denon und andre Franzoſen von Bildung und Anſehn ſprachen hier gern ein, und lebten mit den guten Wienern, die hier Stammgäſte waren, als gäbe es keinen Krieg in der Welt. Hier war es auch, wo die geachtete und ehrenwerthe Wiener Schriftſtellerin Karoline Pichler mir zuerſt begegnete, und zwar nach einer tiefen Gemüthsbewegung, die ich ihr ohne Abſicht und Wiſſen verurſacht hatte. Sie fand nämlich im Vorzimmer meinen Degen und meine Schärpe, beide von ihr ſogleich als öſterreichiſch erkannt, und bei dem unerwarteten Anblick in Thränen ausbrechend konnte ſie ſich nicht enthalten, die vaterländiſchen geliebten Zeichen zu küſſen. Sie erzählt dies in ihren Denkwürdigkeiten, giebt aber eine irrige Zeit dafür an, nämlich die des geſchloſſenen Friedens. Es kann aber nur in der Zeit des Waffenſtillſtandes geweſen ſein, und als die Franzoſen Wien noch nicht geräumt hatten. Denn damals war ich genöthigt, in Uniform einherzugehen, weil ich andre Kleidung weder beſaß noch anſchaffen konnte; als ich nach dem Frieden in Wien war, ging ich, wie alle Offiziere, in bürgerlicher Kleidung, wenn nicht grade der Dienſt die Uniform erforderte, die nun aber in dieſem Fall auch keine Seltenheit mehr ſein konnte. Uebrigens war in meinem Gedächtniß keine Spur mehr jenes kleinen Vorganges, bis ſie durch obige Erwähnung wieder aufgeregt wurde. Von allen dieſen Perſonen und Familienverhältniſſen hatte Reichardt in ſeinen kurz vorher erſchienenen Briefen über Wien öffentlich geſprochen, und obſchon er nur loben wollte, ſo hatte er es damit doch nicht immer gut getroffen, und ich hörte mancherlei Beſchwerden gegen ihn, ja man muthete mir zu, da meine litterariſche Seite nicht verborgen geblieben war, meine vermeintlich beſſere Anſchauung der ſeinigen entgegenzuſtellen. Meine Frage, ob ich nur von den Frauen reden dürfe, oder auch von den Männern ſprechen müſſe? verrieth allzuſchnell, daß mir bei der Sache doch nicht ganz zu trauen ſein möchte, und man ließ ſie fallen.

Kamen in dieſen Häuſern wirklich faſt nur die Frauen in Betracht, und war von den Männern kaum die Rede, ſo machte doch Herr von Eſkeles hierin eine bedeutende Ausnahme. Er war einer von den hochbegabten, vielumfaſſenden Geſchäftsmännern, die neben der wachſamſten und unermüdlichſten Aufmerkſamkeit auf die Staats- und Handelswelt auch noch lebendigen Sinn und friſche Thätigkeit für höhere geiſtige und allgemein menſchliche Verhältniſſe bewahren. Seine große Umſicht und ſtrenge Zuverläſſigkeit hatten ihm ſchon früh das Zutrauen des Staatsminiſters Freiherrn von Thugut erworben, der ſich dadurch nicht irren ließ, daß man ihm den trefflichen Banquier politiſch verdächtigte, er wußte, daß Eskeles, bei ſeinem unverläugneten Freiheitseifer, von öſterreichiſcher Vaterlandsliebe durchglüht, und, trotz ſeiner republikaniſchen Denkart, für den Dienſt des Kaiſers von unverbrüchlicher Pflichttreue erfüllt war. Auch jetzt wieder, wie erſt in der Folge bekannt wurde, hatte Eskeles, mit eigner Aufopferung und ſelbſt Gefahr, dem Staate große Summen gerettet, die ohne ſeine kluge Fürſorge den Franzoſen zugefallen wären. Sein ſcharfer Blick und richtiges Urtheil bewährte ſich im Kleinen wie im Großen, wo er unterſtützte, forthalf, Rath ertheilte, geſchah es ſtets mit Sachkenntniß, Richtigkeit, und daher meiſt mit Erfolg. Arme und Leidende jeder Art, von der Willkür der Macht oder des bürgerlichen Zuſtandes Getroffene, Künſtler, geiſtig ſtrebende und durch irgend eine Tüchtigkeit ausgezeichnete Menſchen, hatten ein entſchiedenes Anrecht auf ſeine Theilnahme und Hülfe. Das Gefühl des Wohlwollens, das er hegte, und ſein gutes Bewußtſein gaben ſeinem ernſten Geſicht einen Ausdruck froher Heiterkeit, die auch in Witz und Laune reichlich ausſtrömte. Doch ſein perſönliches Weſen vollſtändig zu bezeichnen, ruf' ich am beſten die Worte Rahel's zu Hülfe, die von ihm in einem Briefe aus der ſpäteren Kongreßzeit treffend ſagt: „Eskeles, den ich ſehr liebe, weil ihm ſeine Klugheit bis aus den Poren dringt, er ißt, er ſchweigt, er lacht klug, er ſagt lauter Selbſtgedachtes, Originales! Ja! er amüſirt mich in gewiſſem Sinn hier beſſer, als alle andere Leute; weil er ganz altväteriſch geblieben iſt, mit geiſtigen Gaben, und ein reiches Leben über ihn weggegangen iſt, welches er ganz nach ſeiner Art bearbeitet hat, und lauter Originales davon ausgiebt, mit der aisance des geliebteſten Menſchen auf gut altteſtamentliche Weiſe.“ Um dies letztere Wort in ſeiner vollen Bedeutung zu ſehen, mußte man freilich ſchon etwas im Vertrauen ſein, denn während in den Zimmern der Frau von Eskeles alles, durch Pracht und Geſchmack der Ausſtattung wie durch Vornehmheit der Geſellſchaft und des Geſprächtons, mit den höchſten Kreiſen von Wien wetteiferte, ja die Kinder nicht die entfernteſte Ahndung von ihrer eigentlichen Herkunft hatten, ſo pflegte Eskeles ſelbſt, nachdem er eine Weile nach Gebühr und Würden in dieſer vornehmen Welt erſchienen, alsbald in eine Hinterſtube zu entſchlüpfen, wo er die Beſuche ſeiner Glaubensgenoſſen empfing, alter Haus- und kluger Geſchäftsfreunde, und bei Taback und Bier rückſichtslos und behaglich den Reſt des Abends hinbrachte.

Die politiſche Lage der Dinge hielt alles in Spannung; der Waffenſtillſtand dauerte fort, und Friedensverhandlungen waren eröffnet, doch rüſtete man ſich auf beiden Seiten zu neuem Kampfe. Die Kriegsanſtalten der Franzoſen hatte man vor Augen; Nachrichten aus Ungarn rühmten die Stärke und Streitbegier der öſterreichiſchen Schaaren. Frau von Schlegel hatte einen Brief ihres Mannes, der neben tiefem Schmerz auch neue Hoffnungen ausdrückte; ſie forderte mich auf, ihm zu ſchreiben, und ich that es mit Freudigkeit, er ſchien ſo ganz für ſich allein zu ſtehen, ſo unerkannt und unbenutzt in dem Thun und Treiben ſeiner Umgebung, daß jeder Anklang verwandter deutſcher Geſinnung ihm ein Troſt ſein mußte. Seine Frau ſelber hoffte ſchon einzig auf den Frieden, und wünſchte nur ſicher nach Ungarn reiſen zu können, um ihn dort abzuwarten; durch beides verletzte ſie Frau von Arnſtein, die weder von Frieden noch je von dem Wegziehen eines Gaſtes hören wollte. Im Grunde glaubten Wenige an die Fortſetzung des Krieges; wer hinter den Vorhang ſah, hielt ſie auf öſterreichiſcher Seite für unmöglich und im Falle des Verſuchs für das unausbleiblichſte Verderben; man zweifelte nicht an dem Muthe der Krieger, an der Willigkeit des Volkes, aber durchaus an der Kraft und Geſchicklichkeit der oberſten Leitung, die ſelbſt in der fähigſten Hand an dem Mißtrauen, der Unentſchloſſenheit und den Partheiränken der unfähigſten aber unlenkſamſten Köpfe zunicht werden mußte. Daß der Erzherzog Karl den Oberbefehl wieder empfinge, war nicht zu hoffen; und wenn auch ſeine Fähigkeiten durch andre hätten erſetzt werden können, ſo wußte man ſchon voraus, daß dieſe doch nur in untergeordneter Stellung würden verbraucht werden. Dieſe Kenntniß des innern Zuſammenhanges der Dinge war weiter ausgebreitet, als man denken ſollte, ſie war ſchon in das untere Volk eingedrungen, deſſen Stimmung ſich in heftigen Schimpfreden gegen diejenigen ausließ, die es ſonſt zu verehren gewohnt geweſen. Die Beſonnenſten meinten, bei dem Bewußtſein ſeiner ſelbſt, das man öſterreichiſcherſeits haben müſſe, ſei das Klügſte, ſo ſchnell als möglich Frieden zu ſchließen und nur einzig darauf zu ſehen, daß man den Feind aus dem Lande ſchaffte, und lieber Geld als Gebiet abträte. Dieſer letzteren Meinung war auch Eskeles, der hier ſeine Eigenſchaft als Banquier verläugnete, und die ungeheuerſten Geldopfer als gering anſah in Vergleich zu denen, die man an Land und Leuten zu bringen hatte.

Unter den großen und kleinen Schwankungen, den Leiden und Laſten, die ſich im Allgemeinen und für jeden Einzelnen fühlbar machten, übte der Tag mit ſeinen nächſten Darbietungen ſein Recht, und zwiſchen die wichtigen Fragen, die zur Entſcheidung ſchwebten, drängten ſich andre, der Neigung, der Eitelkeit, der Vergnügung. Wiener und Franzoſen wetteiferten hierin mit einander, und beiderſeits gab es Verhältniſſe genug, die weder den Krieg noch den Frieden wünſchen konnten, weil ſowohl der eine wie der andre ſie aufheben mußte, und nur dieſer Mittelzuſtand ihr Boden war. Wenn auch für mich ſelbſt unbetheiligt, lebte ich als Zuſchauer, als Vertrauter, in ſolchen Tagesreizen mit, und bewunderte die dichteriſche Fruchtbarkeit des wirklichen Lebens, das neben ſeinen Helden- und Staatsgeſchichten ſo manchen Roman und unzählbare Novellen ſpinnt, wunderſam und abentheuerlich, daß keine Dichtung hierin es ihm zuvorthut. Ich ſchrieb einiges der Art nieder, in der Abſicht es künftig auszuarbeiten, allein die Blätter ſind mir verloren gegangen, und mit ihnen zum Theil die Erinnerung des Stoffes, der ohnehin von der unſtatthaften Angabe der genauſten Wirklichkeit ſchwerlich ablösbar geweſen wäre. Auf dieſem Gebiete traf ich mit Bartholdy zuſammen, dem Neffen der Frau von Arnſtein, welcher von Berlin kurz vor der Erhebung Oeſterreichs gekommen war, ſich an den Oberſten von Steigenteſch angeſchloſſen hatte, und, als Landwehroffizier in Wien zurückgeblieben, gleich mir ſeine Auswechſelung erwartete. Für ihn war dieſe Geſchichte völlig zu Ende, er wollte gar nichts mehr davon hören, ſein Abſchiedsgeſuch lag ſchon fertig, und harrte nur der ſchicklichen Zeit. Mit allen ſeinen Kräften wandte er ſich dem Leben des Genuſſes und der Zerſtreuung zu, wobei doch ſein nicht gemeiner Geiſt und ſein reger litterariſcher Trieb nicht ausgeſchloſſen ſein wollten. Er hatte noch in Berlin ein artiges und feines Luſtſpiel „der Liebe Luſtgewebe“ in Druck gegeben, und ſchickte ſich an, dem glücklichen Verſuche andre folgen zu laſſen, in welchen wirkliche Vorgänge nur ſchwach verhüllt werden ſollten; ſeine Auffaſſung der Novellenſtoffe war von üppiger Derbheit, mehr italiäniſch luſtig, als ſinnig deutſch, und wäre er zur Ausarbeitung gekommen, oder dieſe an's Licht getreten, ſo würden in Wien manche Verdrüſſe nicht gefehlt haben.

Im Hauſe von Eskeles lernt' ich zwei berühmte Wiener Aerzte kennen, den ausgedienten, in ſeinem hohen Alter originell dreiſten Freiherrn von Quarin, und den angehenden, ſcharfgeiſtigen, ſchnell und tief blickenden Malfatti, der ein Schüler der Naturphiloſophie mit dem Naturphiloſophen Dr. Troxler eng verbunden war. Auf den letztern hatt' ich es abgeſehen, da ſeine Schriften mir in hohen Ehren ſtanden; doch traf ich nur Einmal mit ihm zuſammen, wo er den Stand der Philoſophie und ihr Verhältniß zur Heilkunde mit großem Geiſte beſprach, und mich tadelte, daß ich der letztern untreu geworden, indem er deren Ausübung weit über alle politiſche und militairiſche Wirkſamkeit erhob. Mir gefiel ſein freier Geiſt wie ſein edles Aeußere, und es that mir ſehr leid, daß wir durch Zufall nicht wieder zuſammenkamen, er ſelbſt war in Wien als Fremder, und dachte ernſtlich an die Rückkehr in die ſchweizeriſche Heimath.

Unmöglich darf ich Herrn von Sonnenfels hier ungenannt laſſen, dem ich in dem Arnſtein'ſchen Kreiſe begegnete. Er ſtellte in ſeiner ſchon ziemlich verfallenen Perſon eine weit rückwärts liegende Zeit vor, die Zeit Kaiſer Joſeph's des Zweiten, deren Bildung längſt untergegangen iſt, deren Einfluß auf Welt und Menſchen aber noch heute in nachhaltiger voller Wirkung ſteht. Sonnenfels, der einſt in allen Fächern als ein Stern erſter Größe geglänzt, und wirklich im Staate viel vermocht und geleiſtet hatte, konnte ſich nicht in die Fortſchritte finden, die er doch ſelber mit hervorgerufen, und die ihn jetzt völlig in Schatten ſtellten. Er galt in Wien vorzugsweiſe für den philoſophiſchen Kopf, und es gab allerdings noch Kreiſe, wo man ihn als den kühnen Denker und Neuerer bewunderte, was ihn für die Vernachläſſigung, die er von anderen Seiten erfuhr, wenig tröſten konnte. Zu dem Wiener Philoſophen ſollte mir auch der Wiener Poet nicht fehlen, es war Joſeph Ludwig Stoll, der mir durch Frau von Pereira bekannt wurde. Ich erinnerte mich, daß ſchon früher einmal in Berlin, als ich mit Koreff ging, er dieſen angeredet und dann auch mit mir geſprochen, aber freilich mit einer ganz andern Stimme, als die er jetzt losließ, denn ſeine damals feine Kinderſtimme war zum kräftigen Baß geworden. Dieſe plötzliche, ihm ſelbſt unverhoffte und unerklärliche Verwandlung, die er als eine Rettung aus erniedrigender Schmach anſah, hatte er in einem rührenden Gedicht ſchön beſungen. Wo ein wahrer innrer Antrieb ihn beſeelte, war ſein Talent kräftig und reich. Aber daſſelbe würdig zu nähren und ſittlich zu verwalten, fehlte ihm jedes Geſchick. Goethe's Gunſt hatte er erworben, Fichte war ihm wohlgeſinnt; aber für ihn war auch ſolcher Vorzug und Anhalt fruchtlos. Losgebunden von aller Ordnung, nur der Laune des Augenblickes lebend, von jedem Einfall fortgeriſſen und immer Neues ergreifend, hatte er im phantaſtiſchen Herumtreiben ſein ererbtes Vermögen und zum Theil auch ſeine Geſundheit zugeſetzt, und lebte jetzt kümmerlich von dem Ertrage, den er als Theaterdichter und durch andere litterariſche Aushülfen erwarb. Faul und unluſtig, ja wirklich unvermögend, wenn es irgend eine nöthige Anſtrengung galt, war ſein Gemüth doch gleich erweckt und zu jedem Handeln fähig, ſobald ſeine Eitelkeit gereizt, ſeine Gedichte oder ſein Dichternamen gerühmt wurde. Wer ihm ſchmeichelte, der konnte mit ihm machen, was er wollte, wer von ſeinen Verſen nichts wußte, der, mochte er ſonſt noch ſo ausgezeichnet und merkwürdig ſein, war für ihn nicht da. Von ſeinem kleinen Zweiperſonenſpiel „Scherz und Ernſt“, das noch dazu nicht ſeine Erfindung, ſondern einem franzöſiſchen Stücke nachgebildet war, machte er ſo viel Weſens, daß man glauben konnte, es ſei von einer Reihe großer Werke die Rede, die eine neue Epoche für die Schaubühne begründeten. Ich mußte den ſonſt harmloſen, nur ſich ſelber zum Schaden lebenden Menſchen aufrichtig bemitleiden, aber angezogen fühlt' ich mich zu Leuten ſeiner Art niemals. Leo von Seckendorf, mit welchem vereint Stoll vor dem Kriege eine Zeitſchrift, Prometheus, unternommen hatte, in welcher der Anfang der Goethiſchen Pandora zuerſt erſchienen war, würde mir beſſer zugeſagt haben, allein er war mit in den Krieg gegangen und bei Ebersberg erſchoſſen worden. Ihm wurde im Pereira'ſchen Hauſe ein wehmüthiges Andenken gewidmet, um ſo mehr, als aus manchen Umſtänden zu erhellen ſchien, daß nicht Vaterlandseifer allein, ſondern auch der Schmerz unerwiederter Neigung ihn zum Kriegsdienſt und in den Tod getrieben habe. —

Ich erfuhr, daß zwei Offiziere des Regiments Vogelſang gleich mir als Kriegsgefangene in Wien ſeien, und ſuchte ſie auf. Da wir beim Regiment einander nicht gekannt, ſo hatte der eine, Fähndrich Sternwagen, meinen Namen, als er ihm auf der Auswechslungsliſte zu Geſicht gekommen, für eine Verunſtaltung des ſeinigen gehalten, und daher dieſen herſtellen laſſen, ſo daß ich alſo ausfiel, und ohne die neue, von mir ſogleich beeilte Berichtigung gar nicht zur Auswechslung gekommen, ſondern ewig kriegsgefangen geblieben wäre! Der andre Offizier hieß Wenzelmann, war aus Berlin, ein Vetter von Karl Thiel, kannte Chamiſſo, Schleiermacher, und hiernach hätten wir gute Gemeinſchaft haben ſollen, allein es fand ſich, daß wir einander wenig leiſten konnten, und auch unſer verabredetes Zuſammenreiſen nach

Ungarn unterblieb, denn ich mußte, durch die Schuld jenes Irrthums, länger in Wien bleiben.

Von angeſehenen Franzoſen, mit denen ich in der Geſellſchaft öfter zuſammen war, habe ich zuförderſt La Boüillerie zu nennen, der ſein wichtiges und hartes Amt, die Einziehung der Kriegsauflagen, durch Menſchenfreundlichkeit und Güte ſo viel als möglich vergeſſen machte, ferner den Grafen Turenne, Ordonanzoffizier Napoleon's und beredten Kriegserzähler, den Auditeur im Staatsrath, Finot, eben ſo liebenswürdig im Geſpräch, als hülfreich und wohlthätig in ſeinem nicht unbedeutenden Geſchäftskreiſe, endlich den berühmten General Grafen Rapp, einen biedern, treuherzigen Elſaſſer, ſeinem Kaiſer unverbrüchlich zugethan, aber billig gegen Andersdenkende.

Es fehlte nicht an Aufforderungen, mich in die Geſellſchaftskreiſe der franzöſiſchen Großen einführen zu laſſen; man wollte mich zu dem Vicekönige von Italien, Eugen Beauharnais, bringen, es wurde ſogar bemerkt, als geborner Rheinländer müßt' ich eigentlich dem Kaiſer der Franzoſen oder ſeinen Verbündeten dienen, und man gab mir zu verſtehen, ich würde, als beider Sprachen und der Feder mächtig, meinen Weg dort raſcher machen als in den öſterreichiſchen, ſich ohnehin jetzt noch verengenden Ausſichten. Meinen Weg! als ob *meinen* Weg hier jemand hätte nur ahnden können! Ich verſäumte die großen franzöſiſchen Bekanntſchaften, die mir nur bei Zwecken, die ich nicht hatte, der Mühe werth ſein konnten, und vernachläſſigte ſogar die deutſchen Kreiſe, wo jene zu ſtark vorwalteten. Ich brachte manchen Abend einſam für mich allein hin, und die Stunden, welche mir ſo verfloſſen, durft' ich zu meinen beſten rechnen, ich las mit einer durch die politiſchen Reizungen erhöhten Aufmerkſamkeit Montesquieu's Werk de l'esprit des lois, und jemehr ich in daſſelbe eindrang, deſto weniger konnt' ich die Mißachtung gelten laſſen, in welche neuere deutſche Urtheile das tiefſinnige und gründliche franzöſiſche Buch bringen wollten; Oberflächlichkeit und Dünkel erſchienen mir diesmal ganz auf der deutſchen Seite. Den heiterſten Genuß gewährten mir die Luſtſpiele Moliere's, die ich hier zum erſtenmale mit reifem Sinne las und in ihrer Bedeutung anſchauen lernte, gegen welche ſelbſt die des geliebten Racine merklich zurücktreten mußte. Solche Bücher leſend, konnt' ich nun dennoch behaupten, in Wien die Geſellſchaft der allervornehmſten und beſten Franzoſen nach Wunſch genoſſen zu haben! — Ich las aber noch andre Bücher, bei denen nicht ſo ſehr der Autor, als der Inhalt in Betracht kam, zum Beiſpiel Bertrand de Moleville's Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, wo mir die Anſichten vom Standpunkte der Emigration freilich nicht zuſagten, die ausführliche und mit urkundlichen Zeugniſſen belegte Erzählung aber doch mancher bisher gehegten Einſeitigkeit entgegentrat.

Die mir liebſten und angenehmſten Franzoſen ſollten mir aber nicht in Büchern oder im Salon begegnen, ſondern leibhaftig auf der Straße! So traf ich den geliebten Grafen von Lafoye ganz unerwartet in einem Durchgange; wir hatten uns in ſechs Jahren nicht geſehen, ſtanden plötzlich Stirn gegen Stirn, die Erkennung war gleichzeitig, und ohne ein Wort zu ſprechen, fielen wir einander in die Arme. Allein der Freund ſah ſehr betrübt aus, und ungeachtet er im Gefolge des Sieges hieher gekommen, ſchien er an dem Gewinn und Ruhm ſeiner Landsleute wenig Theil zu haben. Es ging ihm und ſeiner Mutter in der Normandie ſchon lange Zeit ſchlecht, er hatte an einen Stand, an einen Erwerb denken müſſen, und wiewohl er als Altadlicher und ſchon gedienter Offizier auf die günſtigſte Weiſe hätte in das Heer eintreten können, ſo war es doch ſeiner Geſinnung unerträglich, für Napoleon zu fechten, und er fand es ſeines Adels würdiger, mit Verläugnung deſſelben in den Stand eines gemeinen Verwaltungsbeamten unterzutauchen, als ſeine Herkunft im Dienſte des Uſurpators zur Schau zu tragen. Leider half ihm ſeine Demuth nicht viel, er war auf trügeriſche Zuſagen hieher geeilt, und hatte noch nicht die kleinſte Anſtellung gefunden! Zum Glück war er wenigſtens einquartirt, und wollte nun abwarten, was ſich ereignen würde. In ſeiner Noth konnte er noch, wie früher Chamiſſo, dem unſeligen Bourguet, der ſich ihm angehängt, Schutz und Obdach verleihen, denn auch dieſer hatte ſich eingefunden, um ſein verdorbenes und verſunkenes Leben irgendwie zu friſten. Das unverhoffteſte und glücklichſte Begegnen aber war das mit Ponſard, unſerm Freunde von Hameln her. Ich ſah einen Voltigeur aus einem Fiaker ſpringen, warf einen flüchtigen Blick in den Wagen, traute meinen Augen nicht, ſetzte dem Voltigeur nach, und fragte heftig, wie der Offizier hieße, der im Wagen ſitze? etwa . . . „Ponſard“ ſagte er mit mir zugleich. Ich zurück, den Wagen aufgeriſſen, hineingeſprungen, und dem Verwunderten die Hand gedrückt, er erkannte mich nicht, als ich aber Chamiſſo und Hameln genannt, wußte er auch meinen Namen, und ſtaunte nur, mich in dieſer Uniform zu ſehen. Wir blieben einige Stunden zuſammen, anfangs allein, dann mit mehreren ſeiner Kammeraden, am Abend reiſte er nach Auſterlitz, wo ſein Regiment ſtand, zu den Truppen des Marſchalls Maſſena gehörig. Er war jetzt Hauptmann, hatte das Kreuz der Ehrenlegion, bei Wagram war er an der Stirne leicht verwundet worden. Er ſagte mit tiefer Bewegung, er würde heiße Thränen vergoſſen haben, wenn er mich im Gefecht erkannt, verwundet oder todt geſehen hätte. Nach Chamiſſo und Neumann, den er beſonders liebte, fragte er mit herzlichſter Theilnahme, und erinnerte ſich mit heitrer Rührung jedes kleinen Umſtandes unſres Zuſammenlebens in Hameln, unſrer Gedichte, meiner Ausſchnitte, die er noch ſorgfältig bewahrte. Er ſprach über die Welthändel frei und kühn, unterrichtet, vorurtheilslos, in Napoleon liebte er die Kraft, den Schwung, ſonſt nichts, er ehrte den Nationalſinn der Spanier, die Tapferkeit der Oeſterreicher. Als er mich ſeinen Kammeraden einigermaßen deutlich gemacht, und daß ich im Grunde kein Oeſterreicher ſei, kam wieder die Mahnung, ich ſollte franzöſiſche Dienſte nehmen, Frankreich ſei ja ſchon mein Vaterland. Daß Chamiſſo wieder Franzoſe ſei, war für Ponſard eine frohe Nachricht. Als ich ihm ſagte, daß in unſrem Roman „die Verſuche und Hinderniſſe“ ſein Name vorkomme, wollte er ſich todt lachen, und theilte es ſeinen Kammeraden mit, ſo wie auch, daß er an dem Polarſternbunde Theil habe, einem Orden von Gelehrten, ſetzte er erklärend hinzu. Er trug mir beim Abſchiede die herzlichſten

Grüße an die Freunde auf, die ſeine innigſte Liebe hätten, deren Andenken ihm unvergeßlich ſei, er erneuerte ſeinen Bund mit uns, wollte in Briefwechſel mit uns bleiben, uns alle wiederſehen. Wir trennten uns in tiefer, doch freudiger Rührung. Ich hatte bisher oft und ſtets vergebens nach ihm gefragt, ihn todt geglaubt, nun hatte der ſeltenſte Zufall uns zuſammengeführt; einen Augenblick früher, und es wäre nicht geweſen. Leider hab' ich den trefflichen Mann nie wiedergeſehen und auch nie mehr von ihm gehört! —

Mit Lafoye, der es mir als Glück anrechnete, Ponſard ſo gefunden zu haben, und ſich als Mißgeſchick, nicht dabei geweſen zu ſein, lebte ich in alter traulicher Weiſe, wir machten große Spaziergänge, wir ſchoſſen unſre Hülfsmittel zuſammen, beſtritten gemeinſam kleine Verſchwendungen, und beſuchten auch die Theater mehrmals. Die Sängerin Anna Milder hörten wir wiederholt mit geſteigertem Entzücken, wiewohl die Opern, in welchen ſie den größten Beifall ärntete, das Waiſenhaus und dann die berühmte Schweizerfamilie, von Weigl komponirt, uns wenig gefielen. Schiller's Don Carlos ſahen wir mit Staunen und Lachen, ich aus Studium ſogar ein zweitesmal, weil ich mir deutlich zu machen wünſchte, wie es mit der kunſtreich falſchen, abentheuerlich verſchobenen und völlig lächerlichen Betonung, mit welcher der Schauſpieler Lange ſeit vielen Jahren Beifall und Ruhm erwarb, eigentlich beſchaffen ſei; aber es war uns nicht möglich, der Sache auf den Grund zu kommen; er betonte regelmäßig die Worte, von denen man es am wenigſten erwartete, es war ein fortwährendes Ueberraſchtwerden, und eine Regel, die doch vorhanden ſchien, ließ ſich nicht entdecken. Ein Luſtſpiel von Steigenteſch verſetzte uns durch die Gemeinheit und Nichtswürdigkeit, aus der das Ganze mit frechem Anſpruch auf Bildung und Zierlichkeit liederlich zuſammengeknetet war, in ſolche Empörung, daß wir daran dachten, dem Verfaſſer unſre Verachtung ſchriftlich kund zu geben, wobei wir freilich daran nicht dachten, was für ein neues und unerhörtes Verhältniß zwiſchen einem Fähnrich und einem Oberſten, in einem und demſelben Kriegsdienſte, durch ſolche That entſtehen müßte, für welche die Folgen erſt zu erfinden geweſen wären! Steigenteſch war übrigens in der Geſellſchaft von Wien ein vielgeltender Mann, bei dem vortrefflich gegeſſen und hoch geſpielt wurde, und der auch ſpäter in der Diplomatik noch von ſich reden machte. Ich war nachgehends oft genug mit ihm zuſammen, und mußte wohl dem Range ſeine Gebühr erweiſen, aber nichts hätte mich bewegen können, über Litteratur mit ihm zu ſprechen, oder eine nur laue Artigkeit über ſeine Schriften zu ſagen, die in der That noch tief unter Kotzebue ſtehen. Die Unterlaſſung blieb ihm nicht unbemerkt, und er ſeinerſeits ignorirte auch mich, was mir eben recht war. —

Lafoye hatte mittlerweile durch die Gunſt eines Gardemagasin ein kleines Unteramt erlangt, und mußte nach Znaym abgehen, dort beim Brodbacken die Aufſicht zu führen. Zum Abſchied ließ er mir eine kleine Ilias, die von Chamiſſo herkam, und die er in Caen noch aufgerafft hatte, in der Meinung, ſich unterwegs daran zu laben, er konnte aber mit den Abbreviaturen des uralten Druckes nicht fertig werden, und ſchenkte mir das Büchlein, das mir nachher zu großem Troſt gereichte.

Nach kurzer Zeit empfing ich die Anzeige, daß ich ausgewechſelt ſei, und meiner Abreiſe nach Ungarn nichts mehr im Wege ſtände. Bei meinen letzten Beſuchen empfing ich noch werthe Zeugniſſe der guten Geſinnung, die man mir hegte, und die mich von einigen Perſonen, bei denen ich ſie vielleicht weniger verdient hatte, um ſo mehr beſchämte. Die Gräfin von Engl, eine Freundin der Frau von Pereira, wollte mich nicht abreiſen laſſen, ohne mir die Karten zu ſchlagen. Sie that es, meines ſpöttiſchen Unglaubens nicht achtend, mit allem feierlichen Ernſt und Eifer, den eine ſo wichtige Handlung erforderte, und begann ihre Weiſſagungen. Ich erſtaunte mehr und mehr, ja ich wurde beſtürzt, als ihre Worte ſtets treffender meinen innerſten Zuſtand bezeichneten, und auf Verhältniſſe anſpielten, die durch bloßen Zufall ſo genau zu errathen unmöglich ſchien. Sie achtete meiner verwunderten Aufregung ſo wenig, wie vorher meines Zweifelns, und fuhr in ihrer Ausſage gelaſſen fort. Zuletzt verkündigte ſie mir, ich würde bald wieder in Wien ſein, wozu die Wahrſcheinlichkeit grade für mich, es mochte wieder Krieg oder nun Frieden werden, am wenigſten denkbar war. Mit ſolchem Spruch und beſten Wünſchen entlaſſen, räſte ich am 23. September nach Preßburg, wo ich zum Abend eintraf.

Neunzehnter Abſchnitt.

Ungarn.

Preßburg. Wagha. Szered. Tyrnau. 1809.

Dem Grafen Vinzenz Szápáry durch einen Brief wohlempfohlen, machte ich noch am Abend einen Beſuch bei dieſem Magnaten, und traf eine zahlreiche, doch wie ſich leicht erkennen ließ, vertrauliche Geſellſchaft dort verſammelt. Der Hausherr war ein Mann von Geſinnung und Verſtand, ſeine Naturwüchſigkeit entbehrte der Weltbildung nicht, und rauhe und feine Aeußerungen kamen aus ſeinem Munde in einer Weiſe gemiſcht, die ich ſpäterhin bei manchen ſeiner Landsleute wiederfand, und zuletzt als einen Vorzug anerkennen mußte. Sein Urtheil über die politiſche Lage der Dinge, denn dieſen nächſten Gegenſtand alles damaligen Geſpräches hatte meine Erſcheinung ſogleich mit erhöhtem Reiz hervorgerufen, zeugte von geſundem Sinn und guter Einſicht, aber da ſie einer troſtloſen Wirklichkeit keine phantaſtiſchen Hoffnungen laſſen wollte, ſo erregte ſie meinen Widerſpruch, der ſich freilich auf Ideen gründete, die allenfalls im Kreiſe meiner Halliſchen und Berliniſchen Freunde gelten konnten, hier aber als fremd und ſonderbar auffielen. Natürlich wollt' ich den Krieg fortgeſetzt wiſſen, ſprach von Möglichkeiten, welche den Anweſenden nur Träume ſchienen, hoffte auf die Erhebung des Volks, nicht nur in den öſterreichiſchen Ländern, ſondern auch in den norddeutſchen, der Erzherzog Karl, meinte ich, würde auf's neue an die Spitze des Heeres berufen werden, und er daſſelbe, bei ungehinderter Befehlsmacht, entſchieden zum Siege führen. Ich mußte viel von Wien erzählen, von dem Walten der Franzoſen daſelbſt, von der Stimmung des Volks, und wie man im Allgemeinen die Sache anſehe; ich hatte genug mitzutheilen, und konnte die meiſten Fragen gut beantworten. Aber ich merkte bald, daß ich nur Waffen gegen mich lieferte, denn meine Wahrnehmungen waren getreu aus der Wirklichkeit, und wurden auf der Stelle gebraucht, um meine Anſichten zu beſtreiten. In der That fühlte ich die Widerſprüche, in die ich gerathen war, und dachte ſchon auf einen klugen Rückzug, als unvermuthete Hülfe mich auf's neue das Feld behaupten ließ. Die Herren nämlich waren mir alle entgegen, ſie ſahen auf die thatſächliche Macht, auf die zählbaren Hülfsmittel, die gegebenen Einrichtungen und Verhältniſſe, und ſahen den unausweichlichen und dabei völlig nutzloſen Ruin Ungarns vor Augen, wenn die Feindſeligkeiten wieder anhöben; die Frauen hingegen hatten mir mit einigem Wohlgefallen zugehört, ſie traten jetzt auf meine Seite, und redeten der idealeren Meinung das Wort, erklärten der Begeiſterung und Vaterlandsliebe alles möglich, und eine jugendliche Dame mit dunklen feurigen Augen ging ſo weit zu behaupten, die Franzoſen ſelber hätten im Anfang der Revolution auch nur mit Hülfe des allgemeinen Volksaufſchwunges gegen alle Wahrſcheinlichkeit und Erwartung die tapferſten, eingeübteſten Heere und die erfahrenſten Feldherren beſiegt. Das Geſpräch wurde nun überaus lebhaft, die mannigfachſten Meinungen wurden kund, und ich erkannte mit Staunen, daß unter dieſen vornehmen Ungarn auch Freunde der franzöſiſchen Freiheit waren, die eben deßhalb den Kaiſer Napoleon am ſtärkſten haßten, während Andre, im Haſſe jener Freiheit, ſchon weniger gegen den Mann ergrimmten, der das franzöſiſche Volk wieder unter eine Krone gebeugt hatte. Auch von der Größe Napoleon's ſprach ein Anweſender ohne Scheu, rühmte ſeine Kriegsthaten, und meinte, es müßte eine Luſt ſein, unter ſolch einem Anführer in den Krieg zu ziehen. Genug, es herrſchte die größte Freiheit der Meinungen, und niemand wurde wegen der ſeinigen angefeindet, auch mir verdachte man die meine nicht, und ſchien willig zu vergeſſen, daß ich öſterreichiſcher Offizier, wie ich es ſelber wohl ein wenig vergaß. Als es ſpät wurde, zog ich mich ermüdet zurück, ein Mitglied der Geſellſchaft brachte mich durch die nächtlichen Straßen in mein Quartir, und ſuchte mir unterwegs noch manchen Aufſchluß über die eigenthümlichen Verhältniſſe, Anſprüche und Stimmungen Ungarns zu geben, auch hört' ich hier zum erſtenmale, daß Napoleon ernſtlich daran gedacht habe, Ungarn zum Abfall von Oeſterreich zu verleiten, und unter andern dem Grafen Feſtetics wirklich die ungariſche Königskrone angetragen, von dieſem aber eine ſtolze Abweiſung erfahren habe. Was ich über den Zuſtand der Dinge am Hoflager des Kaiſers Franz, über den Karakter dieſes Herrſchers, über die Erbärmlichkeiten der Partheiungen und Ränke, welche den Hof, die leitenden Behörden und die ganze Heerführung zerriſſen, und die alles Große und Gute ſchlechterdings unmöglich machten, von meinem wie es ſchien tiefeingeweihten Begleiter hören mußte, ließ meine noch eben vorher ſo flammenden Hoffnungen traurig zuſammenſinken. Ich erfuhr ſeinen Namen nicht; nur daß er ein Freund von Gentz ſei, ging aus einigen Worten deutlich hervor, und meine zufällig günſtige Erwähnung deſſelben hatte mir ein Vertrauen gewonnen, das trotz dieſes Umſtandes noch immer ſehr ungewöhnlich heißen konnte. —

Am andern Morgen fuhr ich mit friſchem Vorſpann aus Preßburg ab und weiter in Ungarn hinein; durch die Raſchheit der Pferde, die Munterkeit und Kühnheit des jugendlichen Lenkers, dem die Unebenheiten eines willkürlichen Weges wenig Sorge machten, dann durch den Reiz eines mir neuen Landes eine ganz luſtige Fahrt, welche den Eindruck der geſtrigen Geſpräche bald verwiſchte, und mich das Abentheuer meines Lebens auf's neue in romantiſchem Schimmer betrachten ließ. In Tyrnau ſah ich die erſten bedeutenden Schaaren öſterreichiſcher Truppen und alle Eindrücke des Lagers von Wagram wieder, wobei mir ein ſchon völlig heimiſches Gefühl das Herz erregte; der Feldzeugmeiſter Fürſt von Reuß-Plauen hatte hier ſein Quartir. Die Truppen des von ihm befehligten Heertheils lagerten in der Umgegend. Der ehrwürdige tapfre Fürſt empfing mich auf das gütigſte, beſtätigte mir, daß mein Oberſt Graf zu Bentheim nicht beim Regiment, ſondern wegen ſeiner bei Wagram erhaltenen Wunde noch im Bade zu Trentſchin ſei, und wollte mich bis zu deſſen Rückkehr bei ſich behalten, allein ich glaubte dies nicht annehmen zu dürfen. Bei der Mittagstafel, zu der ich doch bleiben mußte, gab mir der Zufall einen Hauptmann vom Generalſtabe zum Nachbar, den Baron d'Aſpre, der ſich ſogleich mit mir in's Geſpräch einließ, aber auch mit den andern Anweſenden rechts und links und querüber leichte und raſche Reden wechſelte. Seine unruhige Freundlichkeit konnte mich nicht gewinnen, ſondern verdroß mich vielmehr, und als er eine irrige Behauptung über frühere Kriegsvorfälle dreiſt vortrug, nahm ich Gelegenheit ſeine Angaben zu berichtigen. Er ſah mich verwundert an, und gab zu verſtehen, er ſei nicht gewohnt, daß man in ſolchen Dingen ihm widerſpreche, und da ich die Erwiederung nicht fehlen ließ, ſo meinte er mich dadurch in größten Nachtheil zu bringen, daß er gereizt mir vorwarf, ich träte durch meine Angaben der Ehre des öſterreichiſchen Heeres zu nahe. Dieſe Wendung war allerdings eine für mich, den Fremden unter lauter öſterreichiſchen Generalen und Offizieren, ſehr gefährliche, doch ſollt' ich bald erkennen, daß mein Gegner unter ihnen wenig Freunde habe, vielen mochte das laute Wortführen und Abſprechen deſſelben ſchon längſt mißfallen, genug ich fand unerwartete Zuſtimmung, und zuletzt that der Fürſt ſelber den beruhigenden Ausſpruch, was ich geſagt, ſei keiner Mißdeutung fähig und eine geſchichtliche Thatſache dürfe nicht geläugnet werden. Nach dieſem Scharmützel, der doch zu viel Aufſehen gemacht hatte, um nicht im Gedächtniß zu bleiben und noch ſpäter zu allerlei Anſpielungen zu dienen, beurlaubte ich mich heitern Muthes und ſetzte meine Reiſe über Szered nach Wagha fort, einem großen Dorfe an dem Fluſſe Wag, wo das Regiment in ziemlich engen Quartiren beiſammen ſtand.

Der Empfang der Kammeraden war überaus herzlich, und der einſtweilige Kommandant des Regiments, Oberſtlieutenant von Liezenmayer, ganz eingenommen von einem kurz vorher empfangenen Briefe, durch den ich meine nahe Rückkehr angemeldet hatte, wußte mir nicht genug Freundliches und Artiges zu erweiſen; der Brief war den ſämmtlichen Offizieren vorgeleſen worden, und galt für ein Muſter guten Ausdrucks; „geſchickt in der Feder“ war aber ein Lob, das allgemein in höchſtem Werthe ſtand, und von dem Einzelnen, der es empfing, auf die ganze Körperſchaft, der er angehörte, überzugehen ſchien. Nach einigen Flittertagen, in denen ich alles ſeit der Trennung Erlebte getreulich mitgetheilt und dafür das inzwiſchen bei dem Regiment Vorgefallene vernommen hatte, nahm die gewöhnliche Tagesweiſe mich in Anſpruch, und ich fand mich in eine von allen Seiten beſchränkte, in ihren Leiſtungen und Genüſſen langweilige, durchaus unergiebige Lebensordnung abgeſchloſſen. Als Vortheil mußt' ich mir anrechnen, wieder mit meinem Hauptmann von Marais zuſammenzuwohnen; aber auch der Oberlieutenant der Kompanie war unſer Genoſſe, und die Bauersleute, welche uns ihre kleine Stube hatten einräumen müſſen, wollten nicht ganz auf ſie verzichten. Dieſe Enge war ſehr beſchwerlich, beſonders für jemanden, der nicht rauchte, und der oft zu ſchreiben wünſchte. So lange das Wetter noch gut war, und man im Freien ſein konnte, fand ſich allenfalls Aushülfe; frühmorgens wurden die Truppen exerzirt, dienſtliche Geſchäfte vor dem Hauſe abgethan, darauf Spazirgänge und Beſuche gemacht; wir ritten in die Nachbarſchaft zu einigen Edelleuten, deren Töchtern wir den Hof zu machen verſuchten, welches doch nur den Entſchloſſenſten und Wenigſteklen gelang, denn dieſe Fräulein waren roh und ſchmutzig gleich den Bauerdirnen, nur Dünkel und Hoffahrt hatten ſie vor dieſen voraus, und erſchienen dadurch um ſo widerlicher. Ein paar Ausflüge nach Tyrnau zu dem Fürſten von Reuß-Plauen ließen außer der gleichmäßigen Freundlichkeit, deſſelben wenig in der Erinnerung. Oft beſucht' ich das Ufer der Wag; der reißende Strom ſtürzte ſeine wallenden Fluthen durch weite Wieſenfläche, die hin und wieder von Strauchwerk und Baumgruppen unterbrochen eine maleriſche Wildniß erſchien, wo mächtige Weidenſtämme theils modernd am

Boden lagen, theils in noch ſtehenden Trümmern üppig grünend abſtarben; in dieſer Einſamkeit, wo ich ungeſtört meinen Gedanken nachhing, und die Augen an den ſtarken Natureindrücken erfriſchte, verbracht' ich meine beſten Stunden, oft in tiefer Wehmuth, oft auch in kräftiger Ermuthigung; mehr als hundertmal las ich hier, unter den Zweigen eines ungeheuern Weidenſtumpfs, der wie ein Denkmal der Urzeit über die ganze Gegend hervorragte, die wenigen Briefblätter, die ich von Rahel noch bei mir führte, und ſteigerte das Andenken der Freundin ſo zur Gegenwart, daß ich mit ihr Geſpräche zu haben, ihre Stimme zu hören, ihr Urtheil und ihren Rath zu vernehmen glaubte; ſtets kehrte ich dann geſtärkt heim, und meine Kammeraden, die mich zufriedner und heiterer ſahen, meinten mit Recht, ich müſſe in der Nähe ein Geheimniß wünſchenswerther Zuſammenkünfte haben, deren Weg mir allein durch beſondere Gunſt eröffnet ſei. Ich ließ ihre Vermuthungen unberichtigt, und ſuchte mich ihren Scherzen und Unterhaltungen, in denen die gute Meinung immer offen lag, ſo viel als möglich anzubequemen, ſo daß ich allen bei der größten Verſchiedenheit der Anſicht und des Benehmens, doch im Ganzen als ein guter Kammerad galt und gehalten wurde.

Nur ein paar Perſönlichkeiten, in denen das Niedrige und Gemeine ſo vorherrſchte, daß mir kein Auskommen mit ihnen möglich war, wies ich entſchieden von mir ab, und nahm eine geradezu feindliche Stellung gegen ſie. Wenn Abends bei dem Stabsmarketender ein ziemlicher Kreis zuſammen war, der leibliche Wein fleißig genoſſen wurde, in Scherz und Lachen auch der Muth fröhlich und kriegeriſcher Geſang angeſtimmt wurde, ſo entſagt' ich gern aller Kritik, und ſang die fratzenhaften Strophen des Cramer'ſchen Liedes „Feinde ringsum“ ohne weiters mit, als wär' es eines von Tyrtäus ſelbſt; auch den Inhalt der ſchlechteſten Romane, der aus der Erinnerung erzählt und recht eigentlich mir zu Liebe aufgetiſcht wurde, um mir zu zeigen, daß in dem Regiment doch auch, wie ſein Standort Prag ohnehin erwarten ließ, einige Beleſenheit ſei, wußte ich anſtändig genug hinunterzuſchlucken und ließ mir nicht merken, wie ſchlecht mir es mundete; an die mehr handwerksmäßige als ritterliche Anſicht des Soldatenweſens hatte ich mich ſchon gewöhnt, und die elenden politiſchen Meinungen fochten mich wenig an, ich erkannte, daß dieſes alles hier vollkommen gleichgültig, dieſe Männer aber innerhalb ihres Berufes wacker und tüchtig ſeien, und ihre Stellung zwiſchen Höhern und Niedern gut genug ausfüllten. Allein es gab andre Anläſſe, die mir nicht erlaubten, meine Denkart zu verhehlen, ſondern mich zwangen, aus mir herauszutreten. Der älteſte Hauptmann des Regiments, Namens Floriano, hatte von der Pike auf gedient, nach langen Jahren durch Tapferkeit und ſonſtiges gutes Benehmen es zum Offizier gebracht, und war allmählig zu ſeiner nunmehrigen Würde aufgeſtiegen. Seine Manieren verläugneten ſeine Herkunft nicht, unwiſſend in allem, außer im Dienſte, den er pünktlich zu kennen ſtolz war, hatte er für nichts anderes Sinn, und da er von dem Bewußtſein ſeiner Stellung durchdrungen war, ſo ſprach und handelte er gern imponirend; wobei er ſich denn freilich oft arg vergriff und faſt immer lächerlich wurde, ſo daß Witzworte über ihn gang und gäbe waren, und mancher Muthwillen gegen ihn erſonnen wurde. Sein höchſter Ehrgeiz war, noch Major zu werden, was aber bei ſeiner Beſchaffenheit weder wahrſcheinlich noch rathſam war; als nun wirklich eine Beförderung im Regiment eintrat, und er übergangen wurde, fühlte er ſich tief gekränkt; die Anſtrengung, die er machte um dies doch einigermaßen zu verbergen, war gewiß höchſt ehrenwerth, und man vergaß ſeine Lächerlichkeit, um ihn aufrichtig zu bemitleiden. Nur einer der jüngern Hauptleute war ſo roh und grauſam, ihn wegen der erlittenen Zurückſetzung zu necken, und da der alte Mann die Stiche hinnehmen mußte, ohne Waffen dagegen zu haben, ſo war es bald kein Spaß mehr, ſondern nur ein Jammer, wie denn auch alles Lachen aufhörte; als jener aber in ſeinem unwürdigen Martern fortfuhr, enthielt ich mich nicht länger, ſondern ſchlug mich auf die Seite des alten Floriano und machte mit ſcharfen und bittern Worten dem Gegner ein ſo böſes Spiel, daß er bald in ſeinem Grimm verſtummte. Daß ein Fähndrich gegen einen Hauptmann ſo aufzutreten wagte, war nicht gewöhnlich, aber es ging mir ſo hin, und hatte keine weitere Folge, als daß ich fortan in gutem Anſehen ſtand. Bei einer andern Gelegenheit hatte ich es abermals mit einem Hauptmann zu thun, einem Ausbunde von Liederlichkeit, der in Böhmen mit einem jungen reichen Mädchen verlobt war, und zwar ſein ganzes zeitliches Glück von dieſer Verbindung hoffte, aber doch ſo ſchamlos war uns die größten Schändlichkeiten zu erzählen, die er mit ſeiner Braut theils vorgenommen habe, theils vorzunehmen denke; er ſah wohl, daß er die Zuhörer nur empörte, aber da es keiner ausdrückte, ſo trieb er es immer weiter, bis ich endlich ausbrach, und ihn verſicherte, heirathen ſolle er das Mädchen nun nicht mehr, nicht umſonſt habe er Namen und Wohnort genannt, ich würde ſie und ihre Eltern zu benachrichtigen wiſſen, welche Reden er hier geführt, die Zeugen fehlten nicht, und würden, bei ihrer Ehre aufgefordert, die Wahrheit nicht verläugnen. Die Frechheit ſank ſogleich in Erbärmlichkeit, der Mann bat verwirrt und kleinlaut, die Kameraden möchten ihm etwas Unart nachſehen, es ſei ja nur in die Luft geredet, und ſo arg nicht gemeint! Man zuckte die Achſeln, und ließ es gut ſein; ich aber habe mit ihm nie mehr ein Wort gewechſelt, wiewohl er ſeinerſeits keinen Groll zeigte, ſondern gern freundlich anknüpfen wollte. Späterhin verließ er das Regiment, und ich habe ihn darauf nicht wiedergeſehen.

In dieſer Zeit wurde mir auch zuerſt ein Anblick, den ich ſchon lange gewünſcht hatte, und der freilich in Ungarn kaum ausbleiben konnte. In der Nähe unſres Dorfes hatte ſich eine Horde Zigeuner gelagert, und ich war nicht wenig beeifert, mir dieſe Leute zu betrachten. Alles was von ihrer Herkunft, Lebensart, ihren Künſten und Eigenheiten mir bekannt geworden, Geſchichte und Poeſie, rief ich mir in's Gedächtniß, und ſuchte es an der Wirklichkeit zu prüfen. Nun konnten ſie zwar ſich der Neugier der Augen nicht entziehen, aber jeder vertraulichen Annäherung und Erforſchung wichen ſie ſorgſam aus; ſie arbeiteten emſig als geſchickte Schmiede, Keſſelflicker, Stellmacher, ſie ſagten die Zukunft vorher, wenn es verlangt wurde, ſie ſpielten auch zum Tanz auf; aber weiter ließen ſie ſich nicht ein, ein unüberwindliches Mißtrauen hielt ſie von uns getrennt. Die Männer waren durchgehends ſchön, und hatten ein trotziges, verwegnes Anſehen, von Weibern hingegen konnten nur ein paar jüngere leidlich heißen; die völlige Nacktheit der Kinder, und auch ſchon halberwachſener Jünglinge und Mädchen, in dieſer Jahreszeit, ſchien aus Zufall oder Dürftigkeit nicht zu erklären, ſondern auf irgend eine Satzung zu deuten. Eindringlich und aufregend klang ihr Nationalgeſang, der Rakoczy genannt, der ihren Wohlthäter, einen Fürſten von Siebenbürgen dieſes Namens, mit rührenden Klagelauten feierte. Dieſer hatte ſie aus ihrer ſchmachvollen Niedrigkeit zu erheben geſucht, ihnen bleibende Wohnſtätten anweiſen, ſie zu Waffenehren befördern wollen, aber ſein eigner Untergang ließ ſie nur um ſo tiefer in das Elend zurückfallen, und das räthſelhafte Volk ſchloß ſich wieder um ſo mehr in ſich ſelber ab. Sie wurden zum öſterreichiſchen Kriegsdienſte herangezogen, und man rühmte ſie als gute Soldaten, doch wollte man wiſſen, daß ſie als ſolche die Abhärtung und Unverdroſſenheit bald verlören, welche bei ihnen in freiem Umherſchweifen oft an das Fabelhafte gränzten.

Als eine Reihe von Regentagen eintrat, wurde der Zuſtand, der bisher ſchon peinlich genug geweſen, wahrhaft verzweiflungsvoll. Man war buchſtäblich auf die Stube beſchränkt, draußen watete man im Koth, jeder Schritt war eine Anſtrengung. Alles Exerziren wurde eingeſtellt, der Dienſt nahm wenig in Anſpruch. Daheim gab es keine Unterhaltung als etwa Rauchen und Kartenſpiel. Unſer enges Gemach, ſchon an ſich übervölkert, nahm noch mehrere Gäſte auf, Spielgenoſſen des Hauptmanns, welche den ganzen Tag nicht vom Platze wichen. Wir regneten völlig ein; keine Nachricht, keine Zeitung drang mehr zu uns, niemand empfing Briefe; Bücher waren weder im Dorfe noch im Regiment zu finden, mein kleiner Homer war in dieſen Nöthen ein Schatz, für den ich dem Himmel dankte, aber ihn zu genießen war ſo leicht nicht. Zu halben Tagen ſaß ich draußen am Feuerheerd und ſuchte zu leſen; aber, wie drinnen die Kartenſpieler, ſtörten mich hier die Slowaken; in andrer

Zeit wären ſie vielleicht der Gegenſtand unterhaltender Beobachtung geworden, ihr Weſen verrieth manches Eigenthümliche, aber dieſem nachzuſpüren, die Hülle von Schmutz und Störrigkeit und Mißtrauen, unter der es verſteckt lag, zu durchbrechen, fehlten mir damals Geſchick und Stimmung. In der Verzweiflung fiel ich über die Früchte her, die der Herbſt reichlich brachte, und aß immerfort Aepfel und Nüſſe, als wenn es eine Kur geweſen wäre. Zuletzt warf ich mich tagelang auf mein Bett, in deſſen Federn ich verſank, und befliß mich einer völligen Unempfindlichkeit nach außen, um ganz den innern Bildern und Träumen zu leben, die ich leicht hervorrief, und die mich in ihrer Art beglückten. Allein dieſes Glück mußte ich bald wieder aufgeben, denn der gewaltſamen Anſpannung der Nerven folgte ſchnell die Erſchlaffung, die um ſo bedenklicher war, als bereits die in Ungarn beſonders gefährlichen Herbſtfieber herrſchten und leicht in Nervenfieber ausarteten, die auch ſchon in Wagha häufig vorkamen. Ein paar Tage fühlt' ich mich dem Erkranken ganz nahe, und flößte auch der Umgebung ſchon Beſorgniſſe ein, indeß kam ich mit einigen leichten Schauern noch glücklich ab.

Das Wetter klärte ſich ein wenig auf, und ein frohes Ereigniß erheiterte meine Tage noch mehr. Alexander von der Marwitz, der mit dem Klenau'ſchen Chevauxlegersregiment ebenfalls nach Ungarn gekommen war, hatte meinen Aufenthalt erfahren, und kam mich zu beſuchen. Ich war überglücklich, hier in dieſer Oede einen norddeutſchen Freund zu umarmen; auch ihm war ich jetzt mehr, das war deutlich, als ich jemals in früherer Zeit ihm hatte ſein können. Das Bedürfniß, uns gegeneinander auszuſchütten, war auf beiden Seiten gleich groß. Was hatten wir nicht alles zu erzählen, zu erörtern, wechſelſeitig in Erinnerung zu rufen! Wir ſprachen von Rahel, von den Freunden, von den Kriegsvorgängen, den nächſten Ausſichten und Planen, den perſönlichen Begegniſſen und Empfindungen. Ueber ſein Mißgeſchick in Olmütz ging er mit düſtrem Unmuthe ſchnell hinweg, die ſchlimmen Folgen für ihn hatten ſich auf kurze Haft beſchränkt, er ſuchte den ganzen Vorfall zu vergeſſen.

Seine ſonſtige Lage und Stimmung war ungefähr der meinigen gleich, nur daß ihn die Umgebung noch fremdartiger anſprach, als mich, er legte unwillkürlich immer einen idealern Maßſtab an, und die Macht einer mißfälligen aber unabweisbaren Wirklichkeit brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Auch er litt gleicherweiſe an der Einſamkeit und an der Geſellſchaft, auch er hatte nur ein Buch, an dem er ſich labte, das er immer auf's neue las, nämlich Friedrich Schlegel's Gedichte, und da er meinen Homer entdeckte, ſchlug er mir vor, auf einige Zeit zu tauſchen. Er hatte ſich mit ernſten und ſchweren Dingen beſchäftigt, aber er geſtand mir, daß er unter dem Widerſpruch und Druck einer ſchalen Alltäglichkeit ſich endlich ſtumpf dieſer hingegeben, und den Zeiten gemäß eine ihm ſonſt fremde Leichtfertigkeit angenommen habe. Durch unſer Wiederſehen erglühte er auf's neue für höhere Anſichten. Er theilte mir einen Operationsplan mit, den er für den Wiederbeginn der Feindſeligkeiten ausgearbeitet hatte, und was auch der kundigere Stratege dawider einwenden mochte, Geiſt und Kühnheit ſprachen aus dem Werk, und mancher geſunde Gedanke lag darin, deſſen Würdigung aber eher bei dem Feinde zu ſuchen geweſen wäre, als bei dem öſterreichiſchen Hofkriegsrathe.

Wir verlebten ein paar Tage ſehr angenehm, ſoviel als möglich im Freien, denn die Geſellſchaft der Offiziere, wiewohl alle dem Gaſte die größte Zuvorkommenheit bezeigten, mußte unſre eigentlichen Geſpräche mehr oder minder ſtören. Als Marwitz ſich zur Abfahrt anſchickte, gab der Regimentskommandant mir ungefordert Urlaub, den Freund auf einige Tage zu begleiten. Wir hatten die herrlichſte Fahrt, genoſſen hundert neue Eindrücke, und gelangten beim prachtvollſten Sonnenuntergang in die Klenau'ſchen Quartire.

Hier war das Leben reichlicher ausgeſtattet als bei uns, hier hatte man beſſeren Zufluß aller Art, und wußte doch einigermaßen, was in der Welt vorging. Es hatten ſich eben neue Kriegsgerüchte verbreitet, und die jüngern Offiziere äußerten laut ihre Freude, während die ältern ungläubig blieben, und Marwitzens Schwadronskommandeur, der beſonnene und wohlunterrichtete Rittmeiſter Baron von Selby unerſchütterlich behauptete, der Frieden ſei nur allzugewiß, und werde je ſpäter nur deſto ungünſtiger geſchloſſen werden. Auch mir wurde in dieſem fremden Regimente die gaſtlichſte Aufnahme zu Theil, und wir konnten nicht umhin, öfters unſre Betrachtungen darüber auszutauſchen, wie bieder und herzlich dieſe Oeſterreicher im Allgemeinen ſeien, wie kammeradſchaftlich ſie zuſammenlebten, in wie gutem Ton und wechſelſeitiger Anerkennung, wobei denn doch ſchroffe Gegenſätze nicht ausgeſchloſſen waren, und ſich nicht ſelten hart berührten; aber leicht war alles geſchlichtet — wenn auch bisweilen erſt durch die Waffen —, und ausgeſöhnt und vertragen ließ der Zwiſt im argloſen Weiterleben keine Spur zurück. Wir geſtanden uns, daß bei unſern norddeutſchen Landsleuten dergleichen Erſcheinung ſeltner hervortrete, und daß ſie hier mit dem ganzen Zuſtande Oeſterreichs tief zuſammenhänge; das militairiſche Band hatte hier Ungleichartigeres zu verknüpfen, und machte ſich daher um ſo ſtärker geltend, während auch innerhalb deſſelben eine beſondere Bildungsſtufe gegen die gewöhnliche Umgebung ſchärfer abſchnitt.

Wir fanden auch hier ſchöne Spazirgänge, die uns im Genuſſe der nächſten Naturreize zu den fernſten Gegenden und Zeiten entführten, beſonders ergötzte uns das Homeriſiren, das heißt das Herſagen, Beſprechen und Anwenden Homeriſcher Verſe, die uns in einem ſeltenen Grade geläufig waren. So entgingen denn auch die prächtigen ungariſchen Viehherden in dieſer Beziehung unſrer Aufmerkſamkeit nicht, und waren ganz dazu gemacht, die griechiſchen Bezeichnungen zu tragen, ja dieſe wurden erſt recht wahr an ihnen, an dieſen ſtattlichen, kraftvollen und in ihren Bewegungen majeſtätiſch-graziöſen Farren und Kühen, mit den mächtigen, breit ausgebogenen Hörnern, den großen, ruhigen Augen, die wir mit Staunen und Wohlgefallen auf den Weideplätzen betrachteten. Einmal jedoch, als eine gewaltige Färſe uns auf dem Raſen, wo wir uns hingeſtreckt hatten, immer näher kam und ebenſowohl feindlich als nur neugierig ſein konnte, beſchloſſen wir die Störerin zu verſcheuchen, und warfen nach ihr mit kleinen Steinen, die umher lagen; anfangs fehlten wir und ärgerten uns über unſre wenige Geſchicklichkeit, während der Feind unbekümmert vorſchritt, und unſres Bemühens zu ſpotten ſchien; daher wir uns aufrichteten, und nun größere Steine mit erhöhtem Eifer ſchleuderten; alsbald gelang ein Wurf, und das ſchöne Thier, ſchmerzlich getroffen, ſtand ſtill, ſah uns mit den großen Augen eine Weile vorwurfsvoll an, wandte dann ruhig um, und ſchritt langſam in den Buſch zurück, aus dem es hervorgekommen war. „Haben Sie das geſehen?“ rief Marwitz, „welch impoſanter Rückzug!“ — Ja, verſetzte ich, die Kuh hat ſich vortrefflich betragen, wir aber ſehr ſchlecht! — Wir ſchämten uns, und obſchon wir lachen wollten und wirklich lachten, ſo blieb doch das ernſte Gefühl der Scham in voller Kraft, wir geſtanden uns, daß wir durch das Thier eine ſittliche Lehre empfangen hatten, die wir in gutem Werthe zu halten dachten, wie denn wirklich nach mehreren Jahren, als wir uns in Berlin wiederſahen, Marwitz mich nachdrücklich fragte, ob ich noch der Kuh in Ungarn gedächte, die uns ſo blamirt habe? —

So geſchieht es, daß unſer Sinn, während er für allgemeine Zuſtände, in deren Mitte wir leben, ſich zur Unempfindlichkeit verhärten muß, einzelne Vorgänge, die uns perſönlich durch einen ſittlichen Kern anſtoßen, mit aller wohlbewahrten Weichheit umfaßt. Gewiß hatten wir die Gewaltſamkeit der Kriegszuſtände in tauſend ſchreienden Zügen der Härte und des Unglücks vor Augen, und konnten in jeder Stunde hundertmal unſre Menſchenliebe und unſer Rechtsgefühl empört finden; ja wir halfen wohl gar unwillkürlich durch unſern Stand das Unrecht und die Leiden mehren, welche unſern Mitmenſchen widerfuhren; aber dieſe Mißgeſchicke waren nicht mit zarter Wehmuth zu behandeln, ſondern bedurften eher der zornigen Kraft eines Helden, der zu ſein der Unberufene ſich nicht anmaßen darf, dem aber, wenn er erſcheint, zu folgen und beizuſtehen jeder berufen iſt. Zwar die Feindſeligkeiten waren eingeſtellt und Blut wurde jetzt nicht vergoſſen, aber ſchwerer als Tod und Wunden auf dem Schlachtfelde trafen jetzt Krankheiten unſer armes Kriegsvolk und wütheten ſchrecklich in ſeinen Reihen! Der erkrankte Soldat gab ſich augenblicklich verloren, und er war es faſt immer, denn in das Spital gebracht, konnte er in den ſeltenſten Fällen der Anſteckung der dort ſchon herrſchenden Faulfieber entgehen! Schon hatten auch die Spitäler keinen Raum, die unglücklichen Leute lagen ſchaarenweiſe unter Wagenſchuppen, oder auch in Höfen unter freiem Himmel, aller Näſſe und Kälte des Oktobers ausgeſetzt; es fehlte in den meiſten Orten an ſchicklichen Gebäuden, die anſehnlichern gehörten faſt immer den Edelleuten oder bevorrechteten Körperſchaften, die nach ungariſchem Geſetz keiner Einquartirung unterworfen ſind. Man ſuchte die Noth dadurch zu mindern, daß man die Kranken zu Tauſenden nach Niederungarn ſchaffte; ich ſelbſt habe zahlreiche Stromkähne mit ſolcher traurigen Ladung die Wag hinabeilen ſehen, um nachher auf der Donau weiter zu ſchiffen; manche der Kähne, die bei Wagha anhielten, hab' ich beſtiegen, und das Herz mußte ſich bei dem Anblick empören! Die übergedeckten Bretter hielten nicht überall den Regen ab, an gehörige Erwärmung, Erquickung und Pflege war nicht zu denken; die Ausdünſtungen des Fluſſes verurſachten ſchnelle Verſchlimmerung, die ſpärlichen Arzneien blieben wirkungslos unter dieſen gehäuften Nachtheilen. Ob und wo die Armen lebend anlangten, hab' ich nicht erfahren, aber es iſt gewiß, daß keiner von ihnen zurückkehrte.

Dieſer Zuſtand, den wir heftig beſprachen und der unſer Menſchengefühl empörte, hatte nebenher auch ſeine politiſche Wichtigkeit. Das ganze Heer, welches im Auguſt und September mit bewundernswürdiger Anſtrengung ſich wieder ſtark und ſchlagfertig aufgeſtellt hatte, ſank im Oktober auf die Hälfte ſeines Beſtandes zurück, und die Angabe, daß neunzigtauſend Kranke gezählt wurden, war ein Hauptgrund, den Frieden um jeden Preis nöthig, die Wiederaufnahme des Kampfes für ganz unmöglich zu erachten. Unter ſolchen Umſtänden mußte auch dem Eifrigſten jede Luſt und Hoffnung des Krieges erlöſchen, und auch wir, die wir noch an künftigen, in beſſeren Händen nochmals möglichen Aufſchwung dieſer Sachen glaubten, mußten uns eingeſtehen, daß für jetzt ein ſchleuniger Frieden zu wünſchen ſei.

Für Marwitz und mich führten dieſe Verhältniſſe noch eine hartbedrängende perſönliche Beziehung herbei. Wir gehörten Oeſterreich nicht an, wir waren gekommen, um gegen die Franzoſen zu fechten, der Frieden ſchnitt uns von dieſem Zwecke völlig ab; wir mußten neue Bahnen eingehen, und im öſterreichiſchen Friedensdienſte zu bleiben, war ein eben ſo bedeutender Entſchluß, als den Abſchied zu nehmen. Doch ſchien, bei dem traurigen Zuſtande Norddeutſchlands und bei der Schwierigkeit, mit unſern erſchöpften Mitteln nach England oder Spanien zu gelangen, der öſterreichiſche Dienſt uns ein für die nächſte Zeit nicht zu verſcherzendes Gut, die einzige Stätte, uns für beſſere Zeiten ſicher und ehrenvoll aufzubewahren! In Marwitz, deſſen Stellung feſter und einfacher war, gediehen dieſe Ueberlegungen ſchon damals zu reifem Vorſatz, den er auch folgerecht ausführte. Ich, loſer geſtellt und in Wünſchen und Möglichkeiten auf mannigfachere Entwickelungen angewieſen, konnte wohl vorläufig dieſelbe Richtung einhalten, jedoch mit der Ungewißheit, ob ich nicht im nächſten Augenblicke würde genöthigt ſein ſie wieder aufzugeben.

Solch aufregende und beunruhigende Erörterungen konnten indeſſen den Gang unſres jetzigen Stilllebens nicht ändern, und führten daſſelbe in zwiefacher Richtung, nach außen in den gegebenen Verhältniſſen, nach innen wie Geiſt und Phantaſie es vermochten, gelaſſen fort. Kein einziger der beiderſeitigen Kammeraden verrieth einen Hang an der letztern Richtung irgend Antheil zu nehmen, oder hatte nur einen Begriff davon, aber alle ließen das Weſen gelten, ja ehrten daſſelbe, ohne den Anſpruch zu haben, in daſſelbe einzudringen; wir konnten nicht umhin, dies als eine ächte Freiſinnigkeit anzuerkennen, die wir auch unſrerſeits üben lernten, indem wir für jede einzelne Eigenſchaft und Tüchtigkeit in unſrer Umgebung einſichtig und gerecht zu ſein ſtrebten, und hiebei mit Verwunderung oft Gutes und Beſtes fanden, wo wir es am wenigſten erwartet hatten. Blieb uns eine gewiſſe norddeutſche Bildung, wie ſie litterariſch überliefert wird, für uns ſelber ein unentbehrliches Element, ſo erließen wir daſſelbe doch gern den Andern, wo das Licht ohnehin nur als Blendung hinſtreifte. Wir erkannten uns zu dieſer Billigkeit eigentlich ſchon durch Rahel angeleitet, denn wie unſre Kammeraden unter, ſo ſtand ſie offenbar über jenem Flitterſcheine, der in letztem Betracht ja wirklich nur Werth hat, inſofern er ein Weſentliches ausdrückt oder auszudrücken fähig iſt. Zu Rahel kehrten unſre Unterhaltungen immer zurück, und hatte ich den Vortheil, ſie länger und genauer zu kennen, ſo ſtand Marwitz mir in Sinn und Eifer für ſie kaum nach.

Als ich in Wagha zurück war, fand ich den jüngern Bruder des Oberſten, Grafen Eugen zu Bentheim, angelangt, der den Bruder beſuchen wollte und deſſen Ankunft ungeduldig erwartete. Dieſer junge Mann, bildſchön und lebenskräftig, war kurz vor Ausbruch des Krieges bei der Reiterei in Dienſt getreten, hatte die ungeheuern Schlachten mitgefochten und eine ſchöne Hiebwunde davongetragen, nahm aber dieſe wichtigen Vorgänge in unbändiger Jugendlichkeit ſo leicht, als wären es Knabenraufereien geweſen, und alles trat in den Hintergrund vor dem nächſten Augenblicke der unmittelbaren Gegenwart. Da dieſe ziemlich leer und arm erſchien, ſo ſuchte er ſie durch Muthwillen zu beleben, deſſen Stoff in ihm unerſchöpflich war. Eben ſo gutmüthig als lebhaft und heiter, war ſein Treiben uns die willkommenſte Ergötzlichkeit, und es war nicht ſeine Schuld, wenn er nicht mit allen Offizieren binnen vierundzwanzig Stunden auf Du und Du ſtand. Er allein belebte den düſtern armen Aufenthalt und lockerte und verwirrte einigermaßen die Fäden, in welche unſre Tagesordnung verknüpft war. Die Erſcheinung des Oberſten wurde ſehnlich gewünſcht, und gab denn auch allem ſogleich ein neues Anſehen. Alle Läſſigkeit ſchwand, Eifer und Hoffnung traten an die Stelle, neue Ausſichten eröffneten ſich. Er trug den bei Wagram verwundeten Arm noch in der Binde, ſah leidend aus und noch längeren Ausruhens bedürftig, aber auch voll Muth und Feuer, und recht wie ein Anführer, dem man gern folgen mag; er hatte auf der Herreiſe Freunde geſprochen, die im Wechſel der Schwankungen gerade von einer kriegeriſchen erfaßt waren, und dieſe Täuſchungen hatte er mitgebracht.

Der jüngere Bruder blieb nur noch ein paar Tage und ging dann wieder zu ſeinem Regiment. Für mich ordnete ſich bald ein angenehmes Verhältniß, der Oberſt bezeigte mir entſchiedenes Wohlwollen, zog mich in ſeine Nähe und gewöhnte ſich, der ſonſt gegen Untergebene ungemein zurückhaltend war, mit mir vertraulich zu reden, ſowohl über allgemeine Sachen, als auch über ſolche, die ihn und ſeine Familie betrafen. Nicht wenig kam hiebei mir zu Statten, daß ich gleich ihm aus Weſtphalen ſtammte, ein Vorzug, der bei ihm ſehr viel galt. Alles was ich mit Marwitz verhandelt hatte, kam auch hier wieder zur Sprache, wenn auch aus andern Geſichtspunkten und mit andern Ausdrücken. Ich erfuhr von dem Oberſten den genauen Stand mancher hohen Verhältniſſe, die in Oeſterreich dem vertrauten Kreiſe der Vornehmen kein Geheimniß zu ſein pflegen, aber es dabei doch für die übrige Welt oft lange bleiben. In allen Klaſſen und Gebieten findet ſich dergleichen, was der Wiſſende nicht leicht preisgiebt, und die Freimaurer ſagen nicht ohne Grund, wer ihr Geheimniß verrathe, habe daſſelbe nie recht gewußt. Auch mir wurde alles, was mich über dieſe Hof- und Staatswelt vertraulich aufklärte, zur wahren Einweihung, es wurde mir angehörig, aber band mich zugleich, ich fühlte mich nur um ſo mehr als Oeſterreicher. Schweigen iſt keine Billigung, und was für das Leben des Tages gefeſſelt ſein muß, wird für die Geſchichte der Vergangenheit ohnehin wieder frei; das Recht der Wahrheit bleibt ſomit ungeſchmälert, wobei indeß nicht außer Acht zu laſſen iſt, daß ſo vieles im Augenblicke Wichtige ſpäterhin völlig unbedeutend wird, und gerade die Geſchichte es iſt, welche, indem ſie die Form des Geheimniſſes zerbricht, auch ſeinen Inhalt oft wegwirft. In den Verhandlungen jener Zeit jedoch ſtiegen, ich kann es nicht läugnen, auch troſtloſe Erbärmlichkeiten zu bleibender Bedeutung auf, weil die Staats- und Volksgeſchicke leider weſentlich mit ihnen verflochten lagen! — Wir machten ein paar Ausflüge die Wag hinauf und hinab, nach Trentſchin und Komorn, und ſahen bei dieſer Gelegenheit, daß unſre Sachen nirgends ſehr glänzend ſtanden, alle Anſtalten waren vernachläſſigt, bei der Vertheilung der Truppen ſchien der Zufall gewaltet zu haben, in den Arbeiten an den Werken von Komorn zeigte ſich kein Eifer. Für die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten ſchien nichts vorbereitet.

Inzwiſchen wurden die kriegeriſchen Nachrichten wieder durch friedliche abgelöſt, und in den Truppen regte ſich faſt nur das Verlangen, baldigſt in die heimiſchen Standorte abzumarſchiren, wenigſtens für den Winter nicht in Ungarn zu bleiben. Der Oberſt, ungeduldig, beabſichtigte eine Fahrt nach Dotis in das Hoflager des Kaiſers, wo jetzt alle politiſche Betriebſamkeit vereinigt war, und ich ſollte ihn auf dieſer Reiſe als Adjutant begleiten. Ich freute mich ungemein, auf dieſe günſtige Weiſe dem Schauplatze näher zu treten, wo ſo viel Wichtiges zur Entſcheidung lag. Ich hoffte nun endlich auch Gentz und Friedrich Schlegel aufzufinden und mit ihnen von den Freunden in Berlin zu ſprechen. Schon war ein Tag für die Abreiſe vorausbeſtimmt und auch das Wetter ſchien ſich vollends aufzuheitern, als unerwartet alle frohen Ausſichten wieder ſchwanden.

Die noch unbefeſtigte Geſundheit des Oberſten wurde durch den Aufenhalt in Wagha, in der Nähe des Waſſers und ſo vieler Krankheiten, auf's neue erſchüttert, und ſeine Willenskraft, die anfangs dem Uebel trotzen wollte, bewirkte nur, daß der verzögerte Ausbruch um ſo heftiger wurde. Der Kranke wollte ſich noch immer nicht fügen und machte dem Regimentsarzt große Noth. Dieſer war ein guter Mann, auch geſchickt genug, aber etwas verzagt, und alles was der Kranke ſagte, klang ihm noch zu ſehr als Befehl des Oberſten, dem zu gehorchen er gewohnt war. Er war daher ſehr erfreut, als der Oberſt verlangte, er ſolle mich zu Rathe ziehen. Das Brown'ſche Syſtem, bei uns im Norden ſchon verdrängt, ſtand in Oeſterreich eben in voller Blüthe und auch unſer Arzt war ihm zugethan. Mir waren dieſe Formeln noch geläufig und ich verſtändigte mich leicht mit ihm. Seinen Anordnungen konnt' ich unbedingt beipflichten, es kam nur darauf an, ihnen bei dem Kranken das Gewicht meiner Zuſtimmung zu geben. Ein Aderlaß that die beſte Wirkung, und die beginnende Geneſung machte mir außerordentlichen Ruhm. Ich aber mußte theils lachen, theils ergrimmen, daß die Ironie des Schickſals mich, der ich die

Medizin fliehend die Waffen erwählt hatte, inmitten der Waffen doch wieder auf die Medizin warf. Aber ich ſollte dieſe Ironie bald noch ſchärfer empfinden!

Die Generale in Szered hatten die Erkrankung des Oberſten erfahren und drangen darauf, daß er aus dem ungeſunden Wagha nach dem beſſer gelegenen Szered gebracht würde. Vergebens thaten wir Einſpruch, der Oberſt ſelber wünſchte in Szered zu ſein, und die Stabsoffiziere entſchieden, ſeinem Wunſche und dem Verlangen der Generale ſei nachzugeben. Schon auf der Ueberfahrt verſchlimmerte ſich der Zuſtand und war gleich nach der Ankunft bedenklich. Statt des Regimentsarztes, der in Wagha blieb, übernahm ein Unterarzt, ein kenntnißreicher, wackerer Mann, der ſich in Szered befand, die Kur, und verſchrieb angemeſſene Arznei, die ich durchaus billigen mußte. Zum Unglück aber war ein Oberſtabsarzt in der Nähe, und als der von dem vornehmen Kranken hörte, drang er bei uns ein, that die üblichen Fragen, erſtattete den Generalen Bericht und machte ihnen begreiflich, daß ein Mann vom Stande durch einen Arzt von Rang behandelt werden müſſe. Er kehrte mit hohem Auftrage zurück, löſte den Unterarzt ab, verwarf die bisherigen Mittel und verſchrieb andere, weit ſchwächere. Der Kranke phantaſirte, merkte aber doch, daß ein andrer Arzt ihn behandelte, wurde darüber zornig und wollte nichts mehr einnehmen; da er ſichtlich ſchlimmer wurde, und die Mittel offenbar unzulänglich waren, ſo erlaubte ich mir, dem Oberſtabsarzt einige Bedenken zu äußern, die aber zur Folge hatten, daß er ſeine Arznei noch verringerte und höheren Orts vorſtellte, wie unerhört und unſtatthaft es ſei, daß ein Fähndrich ſich in ärztliche Sachen miſche.

Eines Nachmittags wurde ich von dem Krankenbette, das ich weder bei Tag noch Nacht verließ, durch eine Ordonnanz abgerufen, weil mich jemand ſprechen wolle, der unten vor dem Hauſe auf- und abging. Ein kleiner gedrungener Mann, von feinem und kräftigen Ausſehen, ſagte mir mit kurzen Worten, er ſei der General Freiherr von Wacquant-Geozelles, unſer Diviſionär, und habe vom kommandirenden General Grafen von Sommariva den Auftrag, mich zur Rede zu ſtellen und mir ſtreng zu unterſagen, in die mediziniſche Behandlung meines Oberſten irgendwie einzugreifen, wobei er in eignem Namen hinzufügte, er glaube wohl, daß ich in guter Meinung gehandelt, aber ich ſolle bedenken, welch gefährliches Spiel ich triebe, der Oberſt ſei ein Mann von größter Auszeichnung, im Heer und am Hofe höchſt geſchätzt, was ſich mit dem ereignete könne nicht unbeachtet vorübergehen, und wenn ſeine Krankheit einen ſchlimmen Ausgang nähme, würde es unfehlbar heißen, ich hätte ihn umgebracht; beten Sie nur zu Gott um ſeine Geneſung, ſchloß er ſeine Ermahnung, denn wenn er ſtirbt, ſo weiß ich nicht, wie Sie der ſchwerſten Verantwortung entgehen wollen! — Ich kannte den General ſchon von Wagram her und als einen unſrer tapferſten und gebildetſten Anführer. Ich hatte ihn ausreden laſſen, und obwohl im Innern heftig bewegt, erwiederte ich doch mit möglichſter äußerer Ruhe: wenn der Oberſt an dieſer Krankheit ſtürbe, ſo würde ich dies als ein ſo großes Unglück empfinden, daß mir alles, was mich ſonſt beträfe, dagegen gleichgültig wäre; ich aber hoffte, der Kranke werde geneſen, und geſchähe das nicht, ſo wäre nicht ich, ſondern der Eigenſinn und Dünkel des Oberſtabsarztes Schuld, der ihn unrichtig behandle, und deſſen Takt und Kenntniß ich für äußerſt gering erklären müßte. Darauf erzählt' ich ihm den ganzen Hergang, wie der Oberſt, von meinen Studien unterrichtet und meiner Einſicht ganz vertrauend, nur auf mich hören wolle, wie von ihm ſelbſt und von den Stabsoffizieren des Regiments mir anbefohlen ſei, bei ihm zu bleiben, und wie ich nicht freventlich noch leichtfertig, ſondern in der Noth der Umſtände, und dabei mit ſicherm Bewußtſein, mich einer Aufgabe unterzogen, die ich allerdings lieber gemieden hätte; ich legte ihm darauf dar, wie der Oberſtabsarzt nur ſchwache Mittel anwende, mit denen ein ſolches Nervenfieber nicht könne bezwungen werden, in vierundzwanzig Stunden ſei es vielleicht zu ſpät, und ich ſei entſchloſſen, dem Kranken, wenn man nicht durch Gewalt mich verhindre, noch in dieſer Nacht Moſchus und Kampher zu geben, weil ich wiſſe, daß dieſes die rechten Mittel ſeien, dies hätte ich auch ſchon, weil ich der Verantwortung nicht feige mich entziehen wolle, dem Unterarzt vertraut, der glücklicherweiſe mein Urtheil beſtätigt, und mir auch die Arzneien verſchafft habe; ich ſchloß mit der Erklärung, nachdem ich nun mein Gewiſſen befreit und die Lage der Dinge dargelegt, müſſe ich mich gänzlich der höheren Entſcheidung überlaſſen, und wenn der Herr General mir befehle, zum Regimente zurückzukehren, ſo würde die nächſte Viertelſtunde mich nicht mehr hier finden; was aber dann aus dem Kranken werden möge, das wolle ich nicht verantworten.

Ich will nicht läugnen, daß der Eifer dieſer Rede, wiewohl vor allem ein gutes Gewiſſen ſie ſtärkte, doch zum Theil auch durch das Gefühl der wirklich beängſtigenden Lage geweckt wurde, in die ich mich gedrängt ſah. Ich fühlte, daß ich Urſache hatte, hier alle Kraft aufzubieten, um die unglücklichſte Niederlage abzuwenden. Wir gingen vor dem Hauſe, und ſtanden auf Augenblicke ſtill, während welcher der General mich mit durchforſchenden Augen prüfte. Der treffliche Mann erkannte bald, daß hier ganz außergewöhnliche Umſtände walteten, und erwog die mannigfachen Momente mit raſcher Umſicht. Das Ergebniß war, daß er meinen Eifer und meine Hingebung rühmte, mein Verbleiben bei dem Kranken für unerläßlich erklärte, auch keineswegs mir die Hände binden wollte, ſo zu verfahren, wie ich es vor Gott und meinem Gewiſſen rechtfertigen könnte, nur gab er mir wiederholt zu bedenken, daß ein ſchlimmer Ausgang mir die Rechtfertigung vor den Menſchen faſt unmöglich machen würde! — Mit beſtürmtem Innern kehrte ich zu meinem Kranken zurück, der inzwiſchen unruhig nach mir verlangt hatte. Mein Entſchluß wankte nicht, und ich gab die ſchon bereitgehaltene Arznei. Mich konnte nicht ſtören, daß auch noch der Kommandirende, Graf von Sommariva, mich zu ſich auf das Schloß beſchied, und auf den empfangenen, wiewohl vortheilhaften Bericht des Generals von Wocquant mir doch deſſen Warnungen nochmals einſchärfen wollte. Die ganze Nacht und den folgenden Tag und abermals die ganze Nacht hindurch ließ ich regelmäßig Doſis auf Doſis folgen, unter größter Anſpannung des Körpers wie des Gemüths, es war ein Kampf auf Leben und Tod. Endlich erfolgte die Kriſis, die Krankheit war überwunden, die glücklichſte Herſtellung in Ausſicht. Aber nun galt es doppelte Sorgfalt, um alle ſchädlichen Einflüſſe abzuwehren, nicht nur ſolche, die der Zufall und der ſehr eigenwillige Kranke ſelbſt herbeiführen konnte, ſondern auch die einer blinden ärztlichen Behandlung, welche den unerwarteten Erfolg als ihr Verdienſt anſprechen wollte. Eine Veränderung, welche in der Stellung der Truppen vorging, entfernte glücklicherweiſe den Oberſtabsarzt, und nur ein wackerer Oberarzt, Dr. Maſchka — wenn ich mich recht erinnere, vom Regimente Erzherzog Rainer — beaufſichtigte die weitere Geneſung.

Dieſe ſchritt jedoch überaus langſam vor; wir waren im tiefſten, unfreundlichſten Herbſt, die Wohnung eng und ſchlecht, es fehlte an allen Unterſtützungen; auch die Generale hatten Szered verlaſſen, und ihre Theilnahme und Autorität mußten wir in ſo manchen Fällen ſehr vermiſſen. Wir hatten Quartir bei einem katholiſchen Pfarrer, der nebſt einer Schweſter, die ihm ſein Hausweſen führte, nur unmuthig die aufgebürdete Laſt ertrug, und jede kleinſte Gefälligkeit verſagte. Der Name Ketzer zeigte genug, was man von uns hielt. Glücklicherweiſe befand ſich außer der Dienerſchaft des Oberſten noch ein Korporal als Ordonnanz bei uns, der unter dieſen Umſtänden uns zur größten Hülfe wurde. Er hieß Buſch, und war von Köln am Rhein gebürtig, alſo eine Art Landsmann von mir und dem Oberſten. „Laßt mich nur machen!“ rief er, „ich bin aus einem erzkatholiſchen Ort, ich will gut kölniſch mit den Leuten reden; mögen ſie uns die Hölle heiß machen, aber nur auch das Feuer im Ofen und auf dem Heerd nicht ſparen!“ Wie er es angefangen, bleibe dahingeſtellt, genug er ſetzte ſich bei dem Bruder in Anſehn und bei der Schweſter in Gunſt, ſchaltete in der Küche nach Belieben, ſorgte für gute, reinliche Brühen, und uns Allen kam ſeine Bemühung zu ſtatten. Das Eine hatte er ſich ausgebeten, daß er ſich für einen Feldwebel ausgeben dürfte, denn als Korporal würde er kein Glück machen; die Scheinerhöhung wurde gern erlaubt, und dem durchtriebenen, in Liſten und Anſchlägen gewandten Mann gelang es in kurzer Zeit, den Schein zur Wahrheit umzuwandeln, er führte, als er zum Regimente zurückkehrte, anſtatt des Haſelſtocks wirklich das ſpaniſche Rohr. —

Wie die Kräfte des Oberſten nur etwas zunahmen, wuchs auch ſeine Ungeduld und die Schwierigkeit ihn zu behandeln. Er verlangte die Regimentsgeſchäfte zu führen, wollte den Stand der politiſchen Angelegenheiten wiſſen, ereiferte ſich über die Unkunde, in der wir lebten, äußerte den größten Mißmuth, und begehrte aus der Enge in die große Welt hinaus. Da der Frieden nicht zu bezweifeln war, ſo dachte er den Dienſt auf eine Weile zu laſſen, nach Piſa zu reiſen, und in den dortigen Bädern ſich von Wunden und Krankheit zu erholen, ſo wie des Unglücks der Zeit zu vergeſſen. Ich ſollte ihn auf dieſer Reiſe begleiten, und mußte vorläufig den Plan, der ihn ſchmeichelhaft beſchäftigte, ſeinen Angehörigen mittheilen, beſonders auch ſeiner Schweſter, der Fürſtin von Solms-Lich, die er zur Mitreiſe zu bereden wünſchte. Das Regiment lag noch immer in Wagha, in dem traurigen Orte durch die Entfernung des geliebten Oberſten völlig verwaiſt; täglich kamen Offiziere trotz Wegen und Witterung herüber geritten, um von ſeinem Ergehen zu hören, und als man ihm davon ſagte, wollte er ſie ſprechen, forderte die Stabsoffiziere zu ſich, und warf ſich in ein Gewirr von Sorgen und Anliegen, das weit über ſein Vermögen ging. Dieſe Aufregung der Nerven wurde bedenklich, es konnte ein Rückfall Statt finden, den zu verhüten wir alles aufboten. Sowohl die Stellung als die Gemüthsart des Kranken erforderten hiebei die zarteſten Rückſichten, und es fügte ſich von ſelbſt, daß die Laſt der Dinge hauptſächlich auf mich fiel, ſei es, daß eine Weigerung gegen ihn durchzuſetzen, oder eine Thätigkeit in ſeinem Namen auszuführen war. Seine Dankbarkeit für mich erwies ſich vorzüglich in dem gränzenloſen Zutrauen, das er mir nun ſchenkte, und nicht nur in Sachen, in denen ich daſſelbe rechtfertigen konnte, ſondern auch in Beziehungen, wo dies unmöglich war. Seinem Urtheil und ſeiner Willensmeinung konnte ich wohl ſchriftliche Geſtalt geben, und allenfalls auch die eigne Meinung dabei geltend machen, allein, wenn er die Höherſtehenden geradezu an mich verwies, und ihnen ſagte, ſie ſollten nur nach meinem Ermeſſen thun, ſo mußte dieſe Ungehörigkeit mich in die größte Verlegenheit bringen und den verdrießlichſten Verwickelungen ausſetzen.

Mein Verhältniß zu dem Oberſten war im Regimente bald bekannt, und zog mir mancherlei Anſprachen und Geſuche zu, die nicht immer ohne Schwierigkeit abzuweiſen waren. Sogar Stabsoffiziere ließen ſich herab, den Herrn Fähndrich zu bitten, daß er ihren Wünſchen förderlich ſein möchte. Abläugnen konnte dieſer ſeinen Einfluß nicht, denn der Oberſt ſelber ſagte immerfort: „Sprechen Sie nur mit dem Herrn Fähndrich.“ War mir aufgetragen, ein günſtiges Zeugniß oder Empfehlungsſchreiben auszufertigen, wie öfters vorkam, ſo ließen freilich die Ausdrücke und Wendungen ſich leicht von der Art finden, daß die Empfänger wohl befriedigt waren, und nie etwas Geſchickteres geſehen zu haben betheuerten, wobei die ganze Zierlichkeit und Kraft bisweilen nur auf einem gutangebrachten „ſowohl — als auch“ beruhten. Allein es kamen auch Geſuche, die ich dem Oberſten zur Unterſchrift nicht vorlegen wollte, ſondern auf die Zeit ſeiner völligen Herſtellung verwies. In den Tagen, wo ſein Zuſtand die größte Ruhe forderte, kamen die Hauptleute von Marais und von Pirner zu mir, im Auftrage des Oberſtlieutenants von Liezenmayer und Namens aller Offiziere, um mir vorzuſtellen, es ſei zuverläſſige Nachricht eingegangen, daß in Ausſicht des nicht mehr zweifelhaften Friedens binnen wenigen Tagen ein höchſter Befehl alles Avancement einſtellen werde, da ſei es dringend nöthig, für dieſen Fall die noch vorhandenen Lücken unverweilt auszufüllen, der Oberſt würde außer ſich ſein, wenn er ſpäterhin ſähe, daß dies verſäumt worden, von ihm aber müſſe die Sache ausgehen, ſeine Unterſchrift ſei durch keine andre zu erſetzen, nun ſeien zwei Lieutenantsſtellen im Regimente offen, und zwei Fähndriche könnten noch das Glück dieſer Beförderung genießen, der eine ſei von Rechts wegen der dienſtälteſte Fähndrich, ein tapfrer Soldat, eben erſt von ſeiner bei Znaym empfangenen Wunde geneſen, der andre möchte ich ſelber ſein, an dem zwar nicht die Reihe ſtehe, der aber in Betracht der ebenfalls erlittenen Verwundung dieſe Auszeichnung wohl verdiene. Ich fragte, was der nächſtfolgende Fähndrich, dem ich mich vorſchieben ſollte, für ein Mann ſei? „O ein tüchtiger, ehrenhafter Krieger, dem alles Gute zu gönnen iſt! Aber leider zwei Stellen ſind nur offen!“ Ich ließ mir die ſchon bereitgehaltenen Papiere geben, füllte die leergelaſſenen Namenlücken aus, und ging zu dem Oberſten hinein, den ich mit dem Zwecke bekannt machte und um ſeine möglichſt feſte und deutliche Unterſchrift bat. Als ich wieder hinauskam und den beiden Hauptleuten die nun vollzogenen Ernennungen übergab, ſahen dieſe mit Erſtaunen die Fähndriche Trinkwalter und Wolfzettel zu Lieutenants befördert. Sie umarmten mich voll Rührung. Ich verſicherte ſie, ich hätte nichts gethan, als mir das Recht bewahrt, künftig unter den Offizieren freien und offnen Blickes zu erſcheinen, denn wenn ich dieſe Umſtände für mich zum Nachtheil eines braven und mehrberechtigten Kammeraden benutzt hätte, ſo würde ich ſtets die Augen haben niederſchlagen müſſen. Das Regiment aber pries über die Maßen meine Selbſtverläugnung, und alle Offiziere, ältere wie jüngere, bezeigten mir um ſo mehr Achtung und Wohlwollen. Ich hatte wirklich nur die unerläßlichſte Pflicht und wahrhaftig ohne den geringſten Kampf erfüllt; auch um höheren Preis hätte ich nicht anders handeln können, aber freilich galt meinem Sinn und Abſehen ein ſolches Aufſteigen in den unterſten Graden nicht als ein ſo großes Heil, wie es allerdings für diejenigen erſcheinen mußte, deren ganzes Lebensziel innerhalb dieſer Stufenfolge lag.

Unſer Aufenthalt wurde von Tag zu Tag unangenehmer, beſonders da die Truppen aus der Gegend mehr und mehr wegzogen, und auch an das Regiment in Wagha die Reihe kam; daſſelbe auf den langſamen Herbſt- und Wintermärſchen durch das Slowakenland und Mähren nach Böhmen zu führen, konnte der Oberſt ruhig dem bisherigen Kommandanten überlaſſen, weder Pflicht noch Ehrgeiz litten dabei, und zum Ueberfluß empfing er von obenher ſogar die freundliche Aufforderung, ſich demnächſt in Wien einzufinden, den Zeitpunkt aber, daß der Weg dahin frei würde, einſtweilen in Tyrnau abzuwarten. Wir benutzten den erſten etwas ſonnigen Tag, uns mit gehöriger Vorſicht in dieſe Stadt überzuſiedeln, wo wir leidliches Quartier und manche Hülfsmittel fanden, die uns nach der langen Entbehrung in Szered von großem Werthe waren. Es gab wieder Zeitungen zu leſen, einige Bücher, auf den Straßen zeigte ſich einiges ſtädtiſche Leben, die Kaufläden, die Handwerke lieferten manches, was der Augenblick wünſchenswerth machte. Unter andern fand ſich ein Schachſpiel, und der Oberſt freute ſich, mir darin überlegen zu ſein und ſich als mein Lehrmeiſter zu benehmen.

In Tyrnau, wo jetzt vielfacher Durchzug war, fehlte es nicht an Beſuchen; ich ſah hier den Oberſten von Oberndorf wieder, der mich in Wagram zuerſt an Bentheim gewieſen hatte, und mich nun beglückwünſchte, daß ein ſo gutes Verhältniß entſtanden ſei; der General Graf von Weißenwolf war eine willkommne Erſcheinung, er wußte ſeine Laune und ſoldatiſche Derbheit angenehm zu verbinden, und erzählte beißende Anekdoten mit großer Gelaſſenheit; auch der General von Wacquant fand ſich zu einem Beſuch ein, wobei er mich zwar beſondrer Aufmerkſamkeit würdigte, aber doch jede Anſpielung auf jenes frühere Begegniß vermied, gleichſam als grauſe ihm noch vor der Gefahr, in der er mich damals ſchweben geſehen; ſein Beruf zur Diplomatie, in welcher ſeine Thätigkeit nicht weniger als im Kriege ſich hervorgethan, wurde in ſolchen Zügen auch bei geringen Anläſſen kenntlich. Mehr als alles erfreute mich das unerwartete Eintreten von Marwitz; er hatte mich abermals ausgeſpürt, und wünſchte mir Nachrichten aus Berlin mitzutheilen; jedes Geſpräch mit ihm war mir ein Reiz und ein Gewinn, jedoch mußte ich dießmal einen großen Theil der Unterhaltung dem Oberſt überlaſſen, der an Marwitz das ausgezeichnetſte Wohlgefallen hatte, und auch ihm den vortheilhafteſten Eindruck machte. Die militairiſchen Ereigniſſe, die politiſchen Ausſichten wurden gründlich und geiſtreich beſprochen; inmitten der traurigſten Demüthigung, die der unglückliche, ſchmachvolle Frieden uns gebracht, während die Truppen mit geſenkten Fahnen in geſchwächter Zahl heimzogen, nach dem größten Länderverluſt, dem auch alles vorräthige und noch zu erſchwingende Geld nachfolgen mußte, gab und empfing der ungeſchwächte Kriegsmuth ſchon wieder Handſchlag auf neue Waffenentſcheidung; nach vier Jahren, hieß es, werde Oeſterreich erholt ſein, und ſein Heer auf's neue in's Feld rücken; den Frieden könnten wir uns als Waffenſtillſtand gefallen laſſen. Auf welchen Umwegen ſich dieſe Vorherſagung erfüllen würde, das lag ungeahndet in Dunkelheit.

Auf des Oberſten dringende Einladung kam Marwitz noch ein zweitesmal nach Tyrnau. Es war eine neue Erhellung der im Grunde doch langweiligen Dämmerung, in der ich hinlebte. Als er eben zum Heimfahren in den Wagen ſteigen wollte, ereignete ſich das Glück, daß mir ein Brief eingehändigt wurde, ein Brief von Rahel, der erſte und einzige, ſeit meinem Weggehen von Berlin! Er war vom 8. Juli, und hatte vier Monate herumgeirrt, eh' er mich endlich in dieſem Neſte hier traf! Ein ſolcher Augenblick iſt nicht zu ſchildern, und daß Marwitz ihn noch mitgenoß, mußte mir ihn auch in Rahel's Sinn erhöhen. Wir vertheilten die theuren Blätter, und laſen gleichzeitig. Denn mir fiel nicht ein, daß für Marwitz, den ich von gränzenloſer Verehrung für Rahel erfüllt ſah, etwas geheim zu ſein brauchte. Der Oberſt geſtand, unſre Ergriffenheit überſteige ſein Verſtehen, von ſolchem Verhältniſſe habe er bisher keinen Begriff gehabt, nun ſehe er wohl die Wirkung, aber das müſſe ein wunderbares Weſen ſein, dem wir vereint ſo anhingen. —

Auch den Oberſten traf noch in Tyrnau zuletzt eine Neuigkeit, die ihm Geiſt und Gemüth lebhaft anſprechen mußte. Die Offiziere des Regiments hatten einſtimmig beſchloſſen, für ihn den Thereſienorden zu fordern, und deßhalb dem Ordenskapitel, das zum Schluſſe des Feldzugs Statt finden ſollte, ihr Anſuchen eingereicht. Die Regel dieſes Ordens beſtimmt zwei Bedingungen, unter denen allein er angeſprochen werden kann, nämlich daß eine Waffenthat unbefohlen aus freiem Entſchluſſe ausgeführt worden, und daß ein erheblicher Vortheil dadurch entſtanden ſei. Beide Bedingungen waren erfüllt, ſowohl durch den gelungenen Angriff am Abend des 5. Juli, als durch den nicht minder furchtbaren am Abend des 6., bei welchem der Oberſt verwundet worden war. Seine Anſprüche wurden durch das Zeugniß des Regiments, durch das der höchſten Generale, und beſonders durch das gewichtige und höchſt günſtige des Erzherzogs Karl, auf das bündigſte begründet. Wenn man weiß, was der Thereſienorden im öſterreichiſchen Heere bedeutet, ſo begreift man wohl, daß dieſe Angelegenheit mit großer Spannung und eifrigſter Sorgfalt behandelt wurde. Es gab mancherlei zu erwägen, und viel zu ſchreiben; mir lag die Beſchäftigung mit dieſer Sache ſehr an, und ich freute mich ihrer als wäre es meine eigne. Aber noch ein Offizier des Regiments, Hauptmann von Weitenfeld, hatte Anſprüche auf den Thereſienorden, und auch ihm ſuchte ich nach Kräften förderlich zu ſein. Daß er am Abend des 5. Juli bei dem Anſtürmen der Franzoſen vor der Fronte des Regiments den Erzherzog Generaliſſimus aus der Mitte von vier Franzoſen herausgehauen, dem einen, der eben abfeuern wollte, das Gewehr weggeſchlagen, den andern, der nach den Zügeln des Pferdes griff, niedergeſtochen, und die beiden übrigen in die Flucht gejagt hatte, war bezeugte Thatſache; zweifelhaft konnte nur ſein, wie hoch man den Werth dieſes Heldenſtücks anſchlagen würde. Der Hauptmann ſelbſt rechnete nicht ſehr auf den Orden, aber um ſo ſichrer auf ehrenvolle Anerkennung, die ihm auch gebührend zu Theil wurde.

Nachdem dies alles, ſo weit es jetzt geſchehen konnte, in Ordnung und Bereitſchaft gebracht war, kam endlich die längſterſehnte Nachricht von dem Abzuge der Franzoſen von Wien, wo noch zuletzt, ohne Fug und wie zum Hohn, auf Befehl Napoleon's die Feſtungswerke geſprengt worden waren. Ergrimmt über ſolches Verfahren, aber doch froh, nur endlich die Hauptſtadt frei zu wiſſen, beeilten wir die Abreiſe, und verließen Tyrnau und Ungarn, nach einem zweimonatlichen Aufenthalt, ohne ſonderliches Bedauern. Gegen Ende des Novembers langten wir wohlbehalten in Wien an.

Zwanzigſter Abſchnitt.

Nach dem Wiener Frieden.

1809. 1810.

Wie ganz anders jetzt bot Wien ſich dem Anblick dar, als noch vor wenigen Monaten! Ich hatte die Stadt im Sonnenſchein verlaſſen, erfüllt und belebt von Glanz und Ueppigkeit, — zwar des Feindes, aber eines Feindes, der zu gefallen ſuchte, — aufgeregt in den Anſprüchen des Tages und geſpannt in Erwartung der nächſten Zukunft; jetzt, in Dunſt und Regen eingehüllt, entblößt des fremden Glanzes und der Wiederkehr des eignen noch ungewiß, nun entſchieden die gebrachten Opfer und erlangten Nachtheile überſchauend, gedemüthigt durch den Frieden, noch hart bedrängt und unſelig bedroht durch deſſen nächſte Folgen, — das waren in der That ſtarke Verdunkelungen des vorher ſo hellen Bildes! Die Augen wurden zumeiſt beleidigt durch den nach allen Seiten unvermeidlichen Anblick der Bollwerke, die zerriſſen und geſtürzt als mächtige Trümmer den Kern der Stadt umlagerten. In den bürgerlichen Verhältniſſen begann die Entwerthung des Papiergeldes, das aus den abgetretenen Ländern zurückſtrömte und immer tiefer ſank, als ein neues Unheil fühlbar zu werden, und Sorge, Mißmuth und Widerwillen brachen aller Ecken und Enden hervor. Damit kein Uebel fehlte, ſuchte die Verſtimmung auch den Gegenſatz auszubeuten, der zwiſchen den Dagebliebenen und den Wiederkehrenden ſich finden ließ; dieſe warfen jenen vor, mit dem Feinde zu freundlich geweſen zu ſein, worauf die erſtern mit der Anklage antworteten, daß ſie dem Feinde preisgegeben, daß überhaupt der Krieg ſo ſchlecht ausgefochten worden.

Gleich nach uns war der Kaiſer Franz in Wien eingetroffen und hatte durch dieſe ſchnelle Wiederkehr die Einwohner freudigſt überraſcht und wirklich beglückt. Für einen Augenblick war alle Unzufriedenheit und Klage vergeſſen; man frohlockte, den geliebten Herrſcher wiederzuſehen; man drängte ſich ihn zu ſehen, ihm auf alle Weiſe zu bezeigen, wie er geliebt ſei, wie ſein treues Volk an ihm hänge. Im Burgtheater, wo er Abends in der Loge zuerſt öffentlich erſchien, jauchzte ihm unendlicher Jubel entgegen, das Beifallklatſchen und Leberufen wollte gar nicht enden und die dankenden Grüße und Verbeugungen des Kaiſers mußten ſeine Kräfte beinah erſchöpfen. Ich war ſehr nah, und ſeine ſchmächtigen, kummervollen Züge rührten mich tief; nur verwunderte mich die blitzartige Schnelligkeit, mit der ſie vom Ernſt in Freundlichkeit und von Freundlichkeit wieder in Ernſt überſprangen, denn der Anlaß zu ſolchem Wechſel erneuerte ſich immerfort. Man gab ein damals beliebtes Stück „Agnes Sorel“, worin der Anſpielungen auf einen bedrängten unglücklichen Fürſten genug vorkamen, die von den Zuſchauern mit Leidenſchaft aufgefaßt wurden und immer auf's neue einen Sturm der Begeiſterung erregten. Niemand ſchien ein Arg dabei zu haben, daß die Vorgänge auf der Bühne mit dem Geſchicke des Kaiſers doch auch bittre Gegenſätze lieferten, und daß man ihm ein Bild alles deſſen vorhielt, was ihm nicht zu Theil geworden war. Drei Nächte hindurch war die Stadt freiwillig beleuchtet und neues Leben ſchien die Bürger zu beſeelen, mit dem Kaiſer war ihnen Muth und Zuverſicht wiedergekehrt. Doch jemehr die Liebe und Begeiſterung für den Kaiſer laut wurde, deſto bittrer äußerte ſich zugleich der Grimm und Haß gegen die Perſonen, welche, wie man behauptete, ſeiner guten und hoffnungsvollen Sache durch Unfähigkeit oder Verrath geſchadet hatten; in demſelben Maße, wie der Herr geprieſen, wurden ſeine Diener verwünſcht. Durch den langen Aufenthalt der Franzoſen war ein Geiſt des Widerſpruchs, des Tadels und Hohnes in dem Volk erregt worden, den man in ihm früher ſo nicht gekannt hatte. Die Ehrerbietung vor den höchſten Namen war verſchwunden, der Unwillen achtete keiner Würden noch Formen, man konnte bedenklich wahrnehmen, was für gefährliche Elemente auch hier ſchon in der Menge hin und her wogten.

In dieſer Atmoſphäre, welche ſowohl die höchſten als die unterſten Kreiſe durchdrang, ſchien kein ſonderliches Behagen zu hoffen, und die ſonſtige Anziehungskraft des Wiener Lebens übte wenige Wirkung mehr. Auch mein Oberſt, von dem unfreundlichen Element widrig berührt, dachte nicht lange darin zu verweilen, ſondern nach Beſorgung der nothwendigſten Geſchäfte die Reiſe nach Italien alsbald anzutreten. Wir waren im Gaſthofe zum Erzherzog Karl eingekehrt, wo wir uns enge behelfen mußten, weil die beſten Zimmer noch von Franzoſen beſetzt waren, die mit den öſterreichiſchen Behörden noch allerlei abzuſchließen hatten. Die erſten Tage vergingen in trüber Zurückhaltung, denn wir mußten vor allem abwarten, daß unſre bürgerliche Kleidung fertig würde, da die öſterreichiſchen Offiziere die Uniform nur im Dienſte zu tragen pflegten. Nun begannen wir unſre Beſuche zu machen, jeder die ſeinigen, manche auch zuſammen.

Die Häuſer Arnſtein, Pereira, Eskeles fand ich offen und freundlich wie immer; allein die Art, wie in dieſen Kreiſen die herrſchende Unzufriedenheit ſich ausſprach, konnte mir nicht gefallen und wurde mir oft peinlich. Beſonders war Frau von Arnſtein leidenſchaftlich aufgeregt; ihren Haß gegen die Franzoſen überbot noch der Haß gegen diejenigen Oeſterreicher, denen ſie die Schuld der unglücklichen Kriegführung und des noch unglücklichern Friedens beimaß; natürlich kamen hiebei Aeußerungen vor, die ruhig anzuhören mir nicht geziemte. Bei einem ſolchen Anlaſſe, der durch die Zahl und Art der Zeugen noch unangenehmer wurde, gab ich ihr, mit Berufung auf Worte von Goethe, eine Erwiederung, daß ſie verſtummte, worauf ich mich empfahl und nicht wieder hinging. Bei Frau von Eskeles war dergleichen Verlegenheit nicht zu fürchten, alles war dort in gemäßigter Form, dagegen hatte die Unterhaltung viel von ihrem früheren

Reiz eingebüßt; die lebhaften Franzoſen, die ich dort früher geſehen, waren durch niemand erſetzt, am wenigſten durch Bartholdy, der in dieſen Kreiſen nun eine Hauptperſon war und in ſeinem eitlen Ehrgeiz oft die wunderlichſten Anſprüche machte; daß er Geiſt und Kenntniſſe hatte, war ihm von allen Seiten zugeſtanden, daß er aber bei ſeiner Häßlichkeit ein Liebling der Damen ſei und an Verſchwendung, Sittenfreiheit und Weltton den glänzendſten Kavalieren gleichſtehe, wollte man nicht gelten laſſen; auch das politiſche Anſehn, welches er ſich zu geben ſtrebte, hatte keinen Grund und Halt mehr, die öffentlichen Angelegenheiten wurden nun in enger Häuslichkeit abgethan, wo für fremden Dienſteifer kein Raum blieb.

Frau von Schlegel, die ich aufſuchte, lebte bald wieder mit ihrem Manne vereint, der aus Ungarn etwas ſpäter eintraf; auch ſie hielten ſich in beſcheidener Stille, weil ihnen der Umgang in jenen Häuſern, mit denen ſie doch nahe Verbindung hatten, wenig behagen konnte. Zwar regte ſich in Friedrich von Schlegel die Tadelſucht heftig und er mochte in manchen Urtheilen die Strenge der Frau von Arnſtein noch überbieten, aber in ſeinen Aeußerungen beobachtete er die größte Vorſicht, denn ungeachtet er ſchon damals ſeine eignen Wege im Auge hatte und dem Gange der öſterreichiſchen Sachen oft gar nicht zuſtimmte, ſo ſchloß er ſich doch möglichſt an die Staatsbehörde an und ſuchte den Maßregeln derſelben eine gute Seite abzugewinnen, die ſich loben ließe. Anfangs hatte er viele Offenheit für mich und verhehlte ſeine tieferen Gedanken weniger; als er aber bemerkte, daß ich gerade in dieſen von ihm abwich, wollte er auch ſeine Tagesmeinungen nicht mehr bloßgeben und verhielt ſich ſchweigend, wenn ich, unbefangen und rückſichtslos, frei herausſagte, was mir in den Sinn kam. Seinen Geiſt und ſeine edlern Geiſteswerke, ſeine Gedichte, Fragmente, kritiſchen Forſchungen verehrte ich mit treuem Eifer, der ihm auch in der Oede, die ihn damals umgab, doppelt wohlgefällig ſein mußte, denn er geſtand, daß kein eigentlicher Wiener das Geringſte von ihm wiſſe, oder höchſtens ihn mit ſeinem Bruder verwechſle, der das Jahr vorher als Begleiter der Frau von

Staël dort einigermaßen bekannt geworden war; in Ungarn aber ſei ihm widerfahren, daß man wohl von ihm gewußt, doch nur als von dem Verfaſſer der Lucinde, und daher gezweifelt habe, ob man ihn bei Damen einführen könne! Dieſen berüchtigten Roman und das ſinnliche Treiben, das ihm zu Grunde liegt, wollte er damals noch keineswegs preisgeben, wie er ſpäterhin zu thun doch gezwungen war, indem ſowohl er ſelbſt als auch die Forderung der Welt ſich in entgegengeſetzter Richtung ſteigerten. Nicht in eben ſolchen Ehren, wie ihn, konnt' ich ſeinen Bruder Auguſt Wilhelm halten, obſchon ich bekennen mußte, daß deſſen Meiſterſchaft und Eleganz der Formen von jeher wie ein Zauber auf mich gewirkt habe; es half nichts, daß in dieſer Zeit aus Coppet ein Brief von ihm eintraf, der mich und meine Freunde wegen des Doppelromans ungemein lobte, ich verſpottete die Vornehmheit und Beſchützerart, die aus ſeinem Briefe ſprachen, und gewann mir dadurch auch bei Friedrich keinen Dank, der wohl ſelbſt über den Bruder ſich gern luſtig machte, aber dies doch höchſt ungern von Andern ſah.

Der preußiſche Geſandte Graf Karl von Finckenſtein, deſſen Bekanntſchaft ich nicht entgehen konnte, denn er hatte in Ungarn, von Berlin her angeregt, ſich eifrig nach mir umgethan, war mir in mehrfacher Hinſicht merkwürdig. Wohlwollend, fein, mit Anſprüchen auf höhere Bildung, eifrig und ſogar nachdrücklich in ſeiner Aeußerungsart, gab er dem prüfenden Blicke doch im Ganzen nur ein Bild gutmüthiger Schwäche; im Sittlichen, im Aeſthetiſchen mochte er mit ſeinen angenehmen Eigenſchaften noch leidlich auskommen, im Diplomatiſchen dagegen, wo ſie noch am ehſten ſich verbergen zu können ſchien, war ſeine Schwäche ganz offenbar. In Zeiten der mächtigſten Kriſen war er unbedeutender geblieben, als es einem Geſandten Preußens, ſelbſt damals in der freilich ungünſtigen Lage ſeines Landes, erlaubt ſein konnte. Er hatte das Gefühl ſeines Mißgeſchicks, und allerdings trat ihm dieſes bei jedem Schritte deutlich genug entgegen; er ſtand wie außerhalb des diplomatiſchen Verkehrs, erfuhr kaum die nothdürftigſten Neuigkeiten, ſuchte in Bartholdy's Betriebſamkeit Rath, und gab ſich dadurch nur noch mehr bloß.

Früher war ihm einiger düſtre Franzoſenhaß noch günſtig angerechnet worden, jetzt durfte dieſer nicht zu ſehr vortreten, denn gerade die diplomatiſchen Formen hatten die Aufgabe, in dieſem Betreff den Schein freundſchaftlicher Verhältniſſe zu liefern. Von meinen Verbindungen in Berlin unterrichtet und dadurch ſich mir näher fühlend, faßte er Vertrauen zu mir, klagte über ſeine Lage, wünſchte ſich zurückziehen zu können, hielt dies aber doch in keinem Betracht für möglich. Der Einblick in dieſen liebenswürdigen, doch ſchwachen und für ein kräftiges Staatswirken ganz ungeeigneten Karakter machte mir vieles begreiflich, was ich früher von ihm gehört hatte, und ich empfand eine aufrichtige Theilnahme für den Mann, der bei mäßigen Lebensaufgaben ganz erfolgreich und glücklich hätte ſein können, durch den Zufall aber an zu große war gewieſen worden. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Geliebte, die ihn plagte und deren Gewalt er ſich nicht zu entziehen wußte. Unter allen dieſen Umſtänden mußte meine Theilnahme denn freilich eine unfruchtbare bleiben!

Bentheim, der mich in ſeine Kreiſe einführen wollte, verſäumte nicht, ſeinen Freunden mich auf das günſtigſte vorzuſtellen, und mir wurde faſt überall die beſte Aufnahme. Bei den Fürſten Moritz und Aloys von Liechtenſtein wurden vorzugsweiſe militairiſche Gegenſtände beſprochen, die letzten Kriegsereigniſſe führten auf die früheren Feldzüge zurück, und ſelbſt Plane für künftige wagten ſich hervor, denn der Friedensſchluß hatte die Geſinnungen nicht verſöhnt und in der Bruſt der Tapfern den Muth nicht gedämpft, der mit dem Feinde ſich bald wieder zu meſſen hoffte; man ſprach mit Verachtung von den Wenigen, die ſich zu Gunſten einer wirklichen Befreundung mit Napoleon äußerten, und ſchonte dabei die nächſten Angehörigen nicht; ſelbſt dem alten Fürſten Johannes von Liechtenſtein, deſſen Tapferkeit und Seelenſtärke allgemein geprieſen wurden, nahm man es hier übel, daß er zu Herbeiführung des Friedens allzu eifrig mitgewirkt. Neben der militairiſchen Gradheit und Rauhigkeit dieſer trefflichen Männer bewegte ſich das anmuthigſchöne Walten der Fürſtin Leopoldine, der durch Schönheit und Bildung ausgezeichneten Gattin des Fürſten Moritz, in freier Würde und Heiterkeit.

Ein glänzender Mittelpunkt für das geſellige Leben war der Graf Ferdinand Palffy, wo Theater, Kunſt, Laune und Vergnügen, und insbeſondere auch hohes Spiel, den politiſchen Antheil ganz in den Hintergrund drängten. Doch hatte dieſer Mann auf die letzten Verhandlungen einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, denn die Kaiſerin ſchätzte ſeinen hellen Verſtand und vernahm gern ſeine Anſichten; er war auf dieſe Art ein ſtarker Stützpunkt der Kriegspartei geweſen und nur ſpät erſt von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugt worden. Aber von dieſen Sachen war nun bei ihm keine Rede mehr, wenige Eingeweihte wußten um ſeine Betheiligung, und er ſelbſt war der erſte ſie zu vergeſſen. Man mußte doch wohl eine edle Stärke und geiſtige Freiheit in ſolcher Sinnesart anerkennen, welche ſich den wichtigſten Aufgaben eben ſo leicht entzieht als widmet, und in beiden Fällen kaum davon ſpricht. Sein Glück im Spiel, ſeine Theaterführung, ſeine pracht- und geſchmackvolle Eleganz lagen ihm jetzt mehr an, als der politiſche Ehrgeiz, der ohnehin jetzt auch der eifrigſten Arbeit nur kurze Früchte verheißen konnte.

Bald war auch das Haus des venezianiſchen Grafen Jenizeo wiedereröffnet, wo ſich eine auserleſene vornehme Welt einfand, die regelmäßig am großen Spiel hier Theil nahm; bedeutend waren die Summen, die jeden Abend hier umgeſetzt wurden und deren Verluſt bisweilen in die Lebensverhältniſſe erſchütternd eingriff; da mir das müſſige Zuſchauen nur langweilig war, und neben der Geſelligkeit des Spiels keine andre recht aufkommen konnte, ſo hatte das Haus für mich keinen Reiz, und wenn ich den Oberſten Abends dorthin begleitete, kehrte ich am liebſten ſchon vor der Thüre um.

Dagegen fand ich Behagen und Annehmlichkeit jeder Art in dem Kreiſe, der ſich um die Gräfin Eleonore von Fuchs, geborne Gräfin von Gallenberg, vereinigte. Sie war weniger ſchön als lieblich, reizend und fein, ſie hatte nicht eben hervorſtechenden Geiſt noch irgend ſolche Talente, aber die anmuthigſte Laune, eine ſanfte Munterkeit voll kleiner Blitze, die natürlichſte, offenſte Freundlichkeit, bemüht und ſorglos zugleich, mit einem Wort ein hinreißendes Benehmen, dem Männer und Frauen gleicherweiſe huldigten. Von denen, die ſich ihr angehörig bekannten, wurde ſie „die Königin“ genannt, ihre Unterthanen freuten ſich der Ausbreitung ihres Reichs, und lebten in größter Eintracht mit einander. Bentheim, der Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg, der Prinz Philipp von Heſſen-Homburg, der Graf Nugent, eben ſo die Prinzeſſinnen von Kurland, beſonders die jüngere, Herzogin von Acerenza, ferner eine Stiftsdame Gräfin Chriſtine von Kinsky, häßlich, aber überaus klug, in höchſtem Grade lebhaft und aufregend, und noch andre Damen hohen Ranges und Anſehens, waren hier ganz heimiſch. Der Fürſt Paul Eſterhazy, die Fürſten Moritz und Wenzel von Liechtenſtein, der Niederländer Boreel, der Engländer King, der Major Graf von Neſſelrode, und Andre beſchloſſen hier die meiſten ihrer Abende. Auch den Grafen von Cavriany, der im Lager von Wagram nützlich geweſen war, ſah ich hier wieder, wo ſeine heitern Einfälle viel zur Unterhaltung beitrugen. Man bedauerte die Abweſenheit von Gentz, der aus Ungarn gleich nach Prag gereiſt war, des Freiherrn von Tettenborn, des Fürſten von Windiſchgrätz, und Anderer, die ebenfalls dieſem Kreiſe angehörten. Dieſe Geſellſchaft, aus den glänzendſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzt, hatte durchaus nichts von dem Zwange der großen Welt, dagegen alle Bildung und Freiheit derſelben; Geſchmack und Feinheit waren hier ein gemeinſames Element, in welchem jeder ſich bewegte und ſeine Eigenheiten ſpielen ließ; von Schein und Anſprüchen konnte nicht die Rede ſein, ſie ordneten ſich von ſelbſt dem Wirklichen unter, was jeder war und leiſtete. Im beſten Sinne durfte dieſe Geſellſchaft die gute heißen, und ich habe ſelten genug andre gefunden, die ich ihr hätte gleichſtellen können. Zwiſchen muntre Scherze und leichten Austauſch unwichtigſter Kleinigkeiten drängte ſich die Erörterung großer Geſchichtsmomente, der Ausdruck tiefer Empfindungen für Vaterland und Freiheit, denn beide Begriffe waren auch damals eng verknüpft, wenn ſchon der Inhalt des letztern etwas beſchränkter gefaßt wurde, als ſpäterhin, ſo war doch die Vorſtellung des erſtern groß und weit, denn man dachte nicht Oeſterreich allein, ſondern immer auch Deutſchland, und nahm die Sache des einen für die des andern. Oft betrachtete ich mir im Stillen wie dieſe Vornehmſten und Erſten des Landes hier zuſammenſaßen, unpartheiiſch und vorurtheilslos die Gebrechen der öffentlichen Zuſtände aufdeckten, deren Abhülfe und Heilung beſprachen, und in Ermanglung ſolcher Möglichkeit wenigſtens Muth und Hoffnung in ſich aufrecht erhielten; ſie ſchienen dann ihrer Titel und Würden völlig zu vergeſſen, und nur edle Krieger zu ſein; ſie dünkten mich von bürgerlichen Verſchwörern, wie ich ſie im nördlichen Deutſchland kannte, durch nichts verſchieden. Den Prinzen von Heſſen-Homburg hörte ich einſt mit ſo eindringender Biederkeit über die deutſchen Zuſtände reden, daß er mir das innerſte Herz rührte, eben ſo den Grafen von Wallmoden, und einſt auch den Fürſten Paul von Eſterhazy, wovon dieſe Männer vielleicht keine Erinnerung mehr haben, mir aber blieb es eingeprägt. Sie erkannten die Nothwendigkeit an, daß das geſammte Volksleben neue Geſtalt gewinne, daß der Einzelne darin aufgehe, und ſcheinſamen Auszeichnungen entſage, um wirkliche zu gewinnen und durch dieſe zu gelten. So glücklich wirkt auf edle Gemüther Noth und Drangſal; es waren vom Schickſal hart Getroffene, in ihrem Stolz Gekränkte, auf Selbſtverläugnung Angewieſene, die ſo zuſammenſaßen.

Uebrigens darf ich dergleichen Richtung keineswegs für die allgemeine ausgeben. Die große Menge, vornehm und gering, trachtete nur alles Ueberſtandene zu vergeſſen und ſo ſchnell als möglich wieder in alten Gewohnheiten und Genüſſen zu leben. Kaum vier Wochen waren vergangen, ſo gewährte Wien ſchon wieder den Anblick einer belebten, volkreichen, üppigen Stadt, die bürgerliche Thätigkeit, die Luſtbarkeiten des Volks, die Geſellſchaften der Vornehmen, alles nahm einen neuen Schwung. Fünf Theater waren jeden Abend gefüllt. Man verſprach ſich eine herrliche Faſchingszeit. Die Nachwehen des Kriegs ſuchte man zu verſchmerzen, den Verluſten, welche das Papiergeld verurſachte, ſtanden andrerſeits ungeheure Gewinnſte gegenüber; es war auch hier ſichtbar, daß öffentliches Unheil nicht alle Schultern belaſtet, daß mancher Einzelne nicht nur frei ausgeht, ſondern auch unverhoffte Vortheile zieht; die Reichſten und Begütertſten des Landes wurden perſönlich ihre Einbußen oft kaum gewahr, die Größe ihrer Mittel bot ihnen immer noch im Ueberfluß alle gewohnten Annehmlichkeiten des Lebens. Wollte dem ſtrengern Sinne, der die traurigen Ereigniſſe und die allgemeine politiſche Lage nicht vergeſſen konnte, dieſes eilige Zurückſinken in Weichheit und Ueppigkeit, in den Wirbel alltäglicher Vergnügung und Langweile, nur widerwärtig und verächtlich dünken, ſo mußte ein billiger Betrachter doch zugeſtehen, daß in dieſem Leichtſinn auch ein Selbſtgefühl verborgen lag, welches mit Muth und Trotz nicht ohne Verbindung iſt. Wohlleben und Fröhlichkeit kleiden das Wiener Volk auch ganz beſonders gut, ihm ſcheint vor andern ein Recht darauf gegeben, deſſen Ausübung mit ſo viel Anmuth verbunden iſt, daß alles Anſtößige dabei verſchwindet. Unmerklich wird auch der widerſtrebendſte Sinn etwas hingezogen, der Luft, die man athmet, muß man einige Einwirkung ſchon geſtatten.

In unſerm Kreiſe der „Königin“ hatten ſich allerlei geſellſchaftliche Talente aufgethan; die Muſik in allen ihren Zweigen, von der meiſterhaften Ausführung Beethoven'ſcher Sonaten bis zum volksmäßigen Vortrag tyroliſcher und ſteiermärkiſcher Lieder, lieferte die reichſten Gaben; eben ſo wenig fehlte es an zeichnenden Talenten, launige Szenen und Einfälle, Bildniſſe, Landſchaften bereicherten die Albums, die in allen Formaten auf den Tiſchen umherlagen; ein Gemiſch von Bildung und Natürlichkeit, wie man es nur in Oeſterreich findet, lieferte die artigſten Erzählungen, Scherze des Nachahmens, den verzeihlichſten Muthwillen; nur eine Art der Unterhaltung, die im nördlichen Deutſchland bis zur Plage ſich aufdringt, und die auch faſt immer das Zeichen eines nothdürftigen Zuſtandes iſt, das eigentliche Vorleſen, fand keinen Raum, und mir war das ſehr recht, wenn ſchon meine Stimme und Sprache, bei gelegentlichem Leſen irgend eines Gedichts oder Aufſatzes aus dem Hormayr'ſchen Archiv über die Maßen gerühmt wurden. Dagegen machte mein Ausſchneiden entſchiednes Glück, und ich war bald genöthigt, mich nach einer neuen guten Scheere umzuſehen, welcher geringe Umſtand mir ſehr bedeutend werden und meinem Aufenthalt eine ganz neue Wendung geben ſollte.

Ich hatte nach dem beſten Stahlarbeiter gefragt, und war in den Laden des Herrn Turiet auf dem Graben gewieſen worden. Hier fand ich in der That die köſtlichſten Arbeiten aller Art, und auch vortreffliche Scheeren, ganz wie ich ihrer bedurfte, nur daß an den Spitzen noch eine Kleinigkeit fehlte, auf die es doch beſonders ankam. Um den Mann zu beſtimmen, auf dieſe Kleinigkeit den erforderlichen Fleiß zu verwenden, machte ich ihm den Zweck derſelben in einer Probe meines Ausſchneidens anſchaulich. Herr Turiet lächelte wohlgefällig und verſicherte, er wolle das Begehrte ſorgſam anfertigen. Was es doch für hübſche Talente gebe! — ſo fügte er hinzu, — ſo habe er eben auch ein ganz gewöhnliches Werkzeug unter Händen, für das ihm aber ungewöhnliche Genauigkeit anempfohlen ſei, eine Maultrommel nämlich, und gewiß, der Herr, der ſie beſtellt, wiſſe ihr wahre Zaubertöne zu entlocken. Mir ſchlug das Herz, ich dachte gleich an Juſtinus Kerner und an die Möglichkeit ſeines Hierſeins. Die Antworten auf meine raſchen Fragen beſtärkten nur meinen Verdacht; Namen und Wohnung des Beſtellers waren zwar unbekannt, aber er mußte ja wiederkommen, und dann ſollten nähere Angaben gefordert werden. Noch deſſelben Tages kehrte ich in den Laden zurück; es war richtig, Doktor Kerner hatte die Maultrommel abgeholt, und auf Befragen, wo und wann er zu treffen ſei, eine Abendſtunde im nahen Kaffeehauſe angegeben; er dachte nicht an mich, er meinte irgend ein Landsmann aus Schwaben möchte ſeine Spur entdeckt haben. Ich traf ihn am beſtimmten Ort, er ſaß gleichgültig da, das Geräuſch und Gewühl um ihn her ſchien er nicht zu bemerken, er ſah mißtrauiſch vor ſich hin, — da fällt ſein Blick auf mich, er ſpringt heftig auf, ſchreit meinen Namen, und liegt in meinen Armen. Ich wußte nichts von ſeinen Begegniſſen, und fragte, wieſo er in Wien ſei? Seine Geſchichte war kürzlich dieſe: er hatte nicht lange nach mir Tübingen verlaſſen, ſeinen Bruder in Hamburg beſucht, wo er mich wiederzufinden dachte, und als er mich ſchon abgereiſt fand, war er mir nach Berlin nachgefolgt, wo er mit Chamiſſo ein paar Tage verkehrte, wie in deſſen Briefen zu leſen iſt, darauf, um als junger Arzt die Hoſpitäler zu beſuchen, war er nach Wien gekommen, und hatte hier einen zweiten Bruder beſucht, der als Oberſt bei den Würtembergern ſtand, und erſt ſpät den Rückmarſch angetreten hatte; von dem Regimente Vogelſang war ihm bekannt, daß es nach den Schlachten von Wagram und Znaym nach Ungarn gezogen war, und nun durch Mähren nach Böhmen heimkehrte, mich glaubte er unzweifelhaft bei dem Regiment, und hätte nie gedacht, daß er mich in Wien finden könnte. Aber auch ich hatte ihn hier nicht vermuthen können; ich war ohne alle Nachrichten aus Hamburg und Berlin; hatte man mir geſchrieben, ſo waren die Briefe in die Irre gegangen, anſtatt von Kerner durch die Freunde zu hören, empfing ich jetzt durch ihn die neueſte Kunde von ihnen. Nachdem wir haſtig alles ausgetauſcht, überließen wir uns ganz der Freude des Augenblicks, und prieſen den Himmel, daß wir uns ſo glücklich gefunden, auch den Umſtand, daß dies Finden durch unſre kleinen Talente vermittelt worden, und ohne dieſe Vermittlung ſchwerlich geſchehen wäre.

Ich brachte Kerner'n ſogleich mit Bentheim zuſammen, der ihn zuvorkommend aufnahm, und es ganz natürlich fand, daß ich nun meine Zeit vorzugsweiſe dem unverhofft gefundenen Freunde widmete. Zwar den Morgen und einen Theil des Nachmittags hatte Kerner auf ſeine medizíniſchen Zwecke zu verwenden, aber die Abende waren wir größtentheils zuſammen. Er hatte mir beſonders von Hamburg viel zu erzählen, von dem genialen Bruder, deſſen ſehr ausgezeichneter Frau, von Reinhold, dem Herzensfreunde ſeines Bruders, und auch von meiner Schweſter, mit der er mehrmals zuſammengetroffen war. Er hatte, als der ſchlichte Naturſohn, und als der zwar kluge aber noch nicht gewitzigte Schwabe, der er war, unter den Anſprüchen der Geſellſchaft einen harten Stand, und vertraute mir wahrhaft Rouſſeau'ſche

Leiden, die über ihn gekommen, wobei beſonders auf Reinhold mancher Tadel fiel. Als einen Karakterzug von ihm muß ich mittheilen, daß er mir vorhielt, ich hätte von Tübingen über ihn ungünſtig an Reinhold geſchrieben, und mein Bild ſeiner ſogenannten Unarten und Fehler ſei oft gebraucht worden, ihn zu beſchämen und zu beſtrafen, das habe ihm unbeſchreiblich wehe gethan; indem er dies aber ſagte, blickte er mich mit den liebevollſten Augen an, und hegte nicht den geringſten Groll, noch wollte er mich eines Unrechts anklagen, ſondern nur ſeinen Schmerz mir erzählen. So war ſein ganzes Weſen, harmlos und liebenswürdig, und auch ſein ſatyriſches Talent hatte nie die Abſicht zu verletzen, wenn auch die Gewalt des Komiſchen ihn bisweilen weiter fortriß, wie in ſeinen Reiſeſchatten, die zwei Jahre ſpäter gedruckt wurden, aber damals ſchon größtentheils fertig waren. Das Leſen und Beſprechen dieſes wunderlichen Erzeugniſſes, das ſeiner poetiſchen Ader wie von ſelbſt entquollen war, gewährte uns viel Vergnügen. Er hatte mir aber auch Anliegen des Herzens zu vertrauen, die ſchon in Tübingen angeſponnen, mir dort aber unbekannt geblieben waren, und die auf ſeiner Reiſe zu tiefrührender Geſtalt ſich entwickelt hatten. Mich ergriff ſeine Mittheilung ſehr, es war der Stoff einer tragiſchen Idylle, der Reiz der ſchönſten Unſchuld darin, und ich war drauf und dran, das Ganze poetiſch zu verarbeiten. Der Himmel aber führte die Sache beſſer zum Ziele, und ließ anſtatt einer vielleicht erfolgloſen Dichtung eine glückliche Wirklichkeit daraus entſtehen.

Für unſer Zuſammenſein fehlte uns ſeltſamerweiſe ein paarmal der Ort, denn Kerner's Wohnung war entlegen und kein tauglicher Aufenthalt, mein Zimmer im Gaſthof aber hatte unbequeme Nachbarn, die jedes unſrer Worte hören mußten. Wir nahmen unſre Zuflucht zum Theater, wo wir behagliche Plätze fanden, und in den Zwiſchenakten noch immer genug plaudern konnten. Durch den Stand des Papiergeldes war der Eintritt überaus billig und überſtieg unſre Kräfte nicht, da wir — ich wenigſtens zum Theil — Silbergeld bezogen. Wir fanden Geſchmack an der Unterhaltung, und gewöhnten uns mehr und mehr zu ihr; beſonders war

Kerner ganz beeifert, als er zum erſtenmal den großen Reiz des Theaters in ſolcher Fülle und Folge genoß. Das deutſche Schauſpiel und Singſpiel mußten wir als vortrefflich anerkennen, wenn auch Einzelne — wie der alte Lange — uns in ihrer Manier zuwider oder mindeſtens fremd blieben, Andre uns keineswegs ſo hoch zu ſtehen ſchienen, als der herkömmliche Beifall es beſagen wollte. Für die Sängerin Anna Milder fühlten wir die reinſte Bewunderung, auch Brockmann und Ochſenheimer befriedigten uns ſehr, beſonders aber Krüger, der in humoriſtiſchen Feinheiten des Luſtſpiels unübertrefflich war. Mehr indeß als das Burgtheater, gefiel uns das Theater am Kärtnerthore, wo die italiäniſche Oper herrſchte, und beſonders Cimaroſa uns entzückte, deſſen matrimonio segreto ſo friſch und rund gegeben wurde, daß wir keine Wiederholung verſäumten; die Ballette, welche mit der italiäniſchen Oper verbunden waren, übertrafen alles, was wir je geſehen hatten, manche der Pantomimen, in welchen auch gewaltige Grotesktänzer auftraten, gingen in Muthwillen und Laune weit über den Ausdruck ſogar des Wiener Komiſchen hinaus, und verſetzten uns in die überſchwängliche halbtolle Volksart der Italiäner, wo denn Kerner für ſeinen Humor vielfachen Anklang fand.

Das Theater an der Wien leiſtete in ſeiner Weiſe ebenfalls Außerordentliches. Die großen Lärmſtücke mit Gefechten, Pferden, Verwandlungen, ließen in Betreff dieſer Erforderniſſe nichts zu wünſchen übrig. Auch niedrigkomiſche Vorſtellungen, beſonders wenn Haſenhut darin zu thun hatte, gewannen verdienten Beifall. Für uns blieben jedoch die Schauſpiele von Emanuel Schikaneder bei weitem die Hauptſache. Dieſer Mann, der als Direktor und Dichter einſt in Wien ſo hoch geſtanden und durch Talent und Thätigkeit eine große Bedeutung und mannigfachen Einfluß erworben hatte, genoß außerhalb Oeſterreichs nur einen ſchlechten Ruhm; von Jugend auf hatten wir ſeinen Namen nur als Bezeichnung des Verwerflichen, des Jämmerlichen gehört, und ſein Textbuch zu Mozart's Zauberflöte, das uns eben ſo gering dünkte als die Muſik herrlich, konnte die Verdammniß nur beſtätigen. Hier aber, wo wir die Schauſpiele des

Mannes kennen lernten, ſeine Bürger in Wien, ſeine Fiaker, dieſe Stücke, welche freilich nur in der Oertlichkeit wurzelten, nur hier verſtanden und gefühlt werden, ja auch nur hier die entſprechenden Darſteller finden konnten, erfuhr unſer Urtheil eine gänzliche Umkehrung. Ich mußte geſtehen, daß in Schikaneder's Erzeugniſſen eine poetiſche Kraft waltete, in der ſich Lebensverſtand und Phantaſie mit ernſtem Gehalt vereinigten; ich bedachte die Umſtände, unter denen er hervorgetreten und gewirkt, das Verhältniß der Litteratur und der Sprache, dem er unterworfen blieb, und mir wurde klar, daß ein großes Talent in ihm durch nothgedrungene Hingebung an das unmittelbare Leben gleichſam verbraucht und aufgerieben worden! Ein Geſchick, das wohl tragiſch zu nennen iſt und das in gewiſſem Sinne ein wahrhaft deutſches heißen kann, denn bei andern Nationen, wo Litteratur und Sprache in gleichmäßiger Geltung und mehr zur Einheit entwickelt ſind, kann ein ſolches Loos weniger vorkommen. Schikaneder hätte in der deutſchen dramatiſchen Litteratur gewiß Großes leiſten können, wäre ihre Bildung mit dem Volksthümlichen, das ihm zunächſt lag, vereinbar geweſen; aber um das allgemeine Deutſche anzuſtreben, hätte er das Wieneriſche zurückſetzen, und dadurch ſeiner wahren Kraft entbehren müſſen, ohne dieſe wäre er den Deutſchen doch immer nur gering, den Wienern aber gar nichts geweſen; es war natürlich, daß er dem ſtärkeren Zuge folgte und ſich dem ihm nächſten Element überließ, das ihn doch eigentlich verſchlang. — In der Poeſie wie im Staate und überhaupt in jeder Thätigkeit des Menſchen giebt es Epochen und Stellungen, die dem Einzelnen wohl als unheilvolle Sterne, die bei ſeiner Geburt leuchteten, erſcheinen dürfen.

Einen ſolchen Unglücklichen hatten wir ſogar unmittelbar vor Augen, nämlich den Dichter Stoll, von welchem ſchon früher die Rede war. Er hatte ſich eifrig wieder zu mir gefunden, und bald noch inniger mit Kerner verknüpft, der für ſolchen Kauz die größte Neugier und Theilnahme fühlte. Stoll's Talent war unzweifelhaft und hatte ſich eben in einem Luſtſpiele „die Schnecken“ wieder bewährt, das zwar nicht in dem Geleiſe der Bühne, ſondern quer in das Weite lief, aber dafür etwas Ariſtophaniſches anzuſtreben ſuchte, was in geringen Anfängen ſchon dankenswerth war. In einer früheren Zeit, und noch mehr in ſpäterer, würde Stoll mit ſeinen Fähigkeiten und Gaben ausgezeichnetes Glück gemacht haben; in der Gegenwart ſtand er mit ihnen ſo troſtlos, daß er dem Verhungern nahe war. Freilich hatte er weder Ordnung noch Folge in ſeinen Angelegenheiten, und ſein Talent allein war ihm nie Sporn genug zur Thätigkeit, er mußte um zu arbeiten den Stachel der Noth oder den Reiz des Beifalls empfinden; aber in günſtigen Zeiten würde der letztere ihm nicht gefehlt haben, und er hätte fruchtbar ſein können, denn an Einfällen und Plänen war er unerſchöpflich. Wir ſuchten ihm zu helfen, ſo viel wir konnten, und beſonders plagte Kerner ſich lange mit ihm.

Das Leopoldſtädter oder Kasperle-Theater, welches damals in der Höhe ſeines Glanzes ſtand, beſuchten wir weniger gern, und nur zweimal, ſo viel ich mich erinnere, das Joſephſtädter; dem Niedrigkomiſchen wie es dort ausgeführt wurde, ſprachen wir ſeine Vortrefflichkeit nicht ab, indeß waren wir doch weit mehr dem Humor zugethan, der uns auf den andern Bühnen angenehm entgegen trat; übrigens herrſchte in den kleinen Theatern ein Uebermaß von Rohheit, in welcher Schauſpieler und Publikum behaglich zuſammenſtimmten, wir aber keinen Reiz finden konnten.

Die Theaterluſt und Gewohnheit weckte bald auch einigen perſönlichen Antheil für die Schauſpieler. Bartholdy, der mir faſt verſchwunden war, aber plötzlich wieder auftauchte, erbot ſich, mich bei Mad. Pedrillo einzuführen, die früher als Mlle. Eigenſatz in den Berliner Kreiſen großen Eifer erweckt hatte, und auf die ich beſonders deßhalb neugierig war. Dieſe Einführung mußte aber mit einigem Geheimniß geſchehen; denn Bartholdy war damals eng verbunden mit Lady Fitzgerald, der berühmten Pamela der Frau von Genlis, und, wie behauptet wurde, Tochter derſelben und des Herzogs von Orleans-Egalité; ſie lebte als Wittwe des Lord Edward Fitzgerald, der im irländiſchen Aufruhr von 1798 umkam, und machte in Wien, wie es hieß, alte Familienanſprüche geltend, bei denen Bartholdy, ſagte man, ihr mit ſeinem Rathe behülflich war; dieſe Dame nun würde nicht geſtattet haben, daß ihr Freund eine liebenswürdige Schauſpielerin beſuchte, die allerdings fähig war jede Eiferſucht aufzuregen. Mad. Pedrillo hatte vor wenig Tagen als Page in Figaro's Hochzeit uns den größten Eindruck gemacht, und ich fand den ihrer wirklichen Perſon in keiner Art geringer; ich begriff wenigſtens nun die Leidenſchaften, welche ich von ihr eingeflößt wußte, und von denen auch Herzen entzündet waren, die bisher für unentzündbar gegolten hatten. Das Geſpräch, das zum Theil in beſcheidenen Winken jene Erinnerungen hervorrief, aber auch die Wärme der anmuthigen Gegenwart nicht verläugnete, dauerte ſchon einige Zeit und ließ mich der Uhr nicht gedenken, als Bartholdy nach einiger Unruhe, die ich nicht beachtet hatte, plötzlich aufbrach, da ich denn wohl mit ihm fortgehen mußte. Meinen Vorwürfen, daß er den ſchönen Beſuch ſo früh beendigt, begegneten die ſeinigen, daß ich ihn ſchon über Gebühr ausgedehnt, und ich wurde unterrichtet, die Dame habe ihrerſeits einen Freund, den ſie jeden Abend zu erwarten pflege und der ihr wegen neuer Bekanntſchaften leicht unangenehme Fragen thun könnte. Hiergegen ließ ſich nichts einwenden; ich fand jedoch den Beſuch nun ſo ſchön nicht mehr, als er mir noch kurz vorher geſchienen.

Mir war es unbehaglich, mit einem Gegenſtande täglich zu verkehren, ohne ihm ernſtere Thätigkeit zu widmen. Eine Reihe ſolcher Theaterabende, wie ich ſie mit Kerner und auch zum Theil mit Stoll verlebte, weckte mancherlei Betrachtungen auf. Ich ließ mir Leſſing's Hamburgiſche Dramaturgie geben, ich las einige Stücke von Molière und Racine wieder, einige von Goldoni, welche zugleich zur Uebung im Italiäniſchen dienten, begann mit Hülfe dieſer Eindrücke meine Anſchauungen zu läutern und verſuchte zugleich, ſie in lebendiger Weiſe darzuſtellen, nämlich die kritiſchen Berichte mit novellenartiger Erzählung zu durchflechten. Dieſer Verſuch blieb aber bald wieder liegen, da die Gefährten, deren Theilnahme ich aufforderte, keinen Eifer dafür hatten, und ſpäter ging er mit andern Papieren im Feuer auf. Friedrich von Schlegel übrigens hatte dem

Gedanken Beifall geſchenkt, und da er ſtark betrieb und hoffte, daß ihm die Herausgabe eines Tageblattes aufgetragen oder doch bewilligt würde, ſo konnte dergleichen Schriftſtellerei ihm für ſeine Zwecke in der Folge tauglich dünken; indeß war auch hierin kein Halt, die Sache mit der Zeitung fand Schwierigkeiten und Verzögerungen in Menge, und erſt nach längerer Zeit begann ſie unter dem Namen des Oeſterreichiſchen Beobachters, den aber Schlegel nach kurzer Friſt doch in andre Hände wieder abgeben mußte.

Mein Theaterbeſuch ließ mich die vornehmere Welt nicht ganz vernachläſſigen, die ohnehin erſt am ſpäten Abend zuſammenkam. Ich fand bei der Gräfin von Fuchs immer die gleiche liebenswürdige Stimmung, das innere Leben der Geſellſchaft nur erhöht, den Ton nur offner und traulicher. Mein Seltnerkommen war im Grunde für niemanden beachtenswerth, und wenn es zufällig zur Sprache kam, ſo war es nur in dem Sinne, daß man mir größere Freundlichkeit beweiſen wollte. Von dieſer Seite war alſo kein Mangel. Dagegen fühlt' ich einen ſolchen in mir ſelbſt, ich war in dem Kreiſe nicht mehr ſo behaglich, als in der erſten Zeit. Die Urſache war mir bald klar: der wahre Reiz einer ſolchen Geſelligkeit entſteht aus dem täglichen Zuſammenſein, aus der ununterbrochenen Gewohnheit, welche ſtets im Innerſten der Beziehungen weilt, ihre Anknüpfungen einmal gemacht hat und nun immer in derſelben Spannung erhält; treten Lücken ein und finden Abſchweifungen ſtatt, ſo lockern ſich die Fäden, hin und wieder reißt auch wohl einer ab, und man hat dann bei der Wiederkehr immer erſt wieder herzuſtellen, einzurichten. Wiewohl ich nun dies Geheimniß der Geſelligkeit genugſam einſah, ſo wollt' ich mich doch der Lehre, die daraus hervorging, nicht recht fügen, ſondern war faſt auf dem Punkt, aus dem einzigen Grunde, weil ich ſeltner gekommen, nun gar nicht mehr zu kommen, eine Thorheit, die mein Oberſt doch hinderte. Aber in dieſer kleinen Verſtimmung unterließ ich, andre Kreiſe zu betreten, die mir nicht gleichgültig ſein durften, namentlich verſäumte ich den Fürſten von Ligne und die Fürſtlich Clary'ſche Familie aufzuſuchen, auf welche ich angewieſen und wo ich des beſten Empfangs und der mannigfachſten Annehmlichkeiten verſichert war. Ich verſäumte auch, mit nachheriger Reue, den berühmten Hiſtoriker Freiherrn von Hormayr perſönlich kennen zu lernen, deſſen Geſchichte von Tyrol und öſterreichiſchen Plutarch ich mir doch nicht entgehen ließ. Gentz war nicht in Wien, ſondern aus Ungarn geradesweges nach Prag abgereiſt, wo er häuslich eingerichtet war.

Mittlerweile hatte ſich ein kleiner Kreis meiſt norddeutſcher Elemente gebildet, der Kerner'n eben ſo wie mich anzog. Eine Künſtlerin aus Königsberg, mit der gebildeten Welt von Berlin und Weimar, mit Frau von Kalb und Rahel Levin, mit Jean Paul Richter und deſſen Freunden Otto und Emanuel in Verbindung, führte ein ſtilles arbeitſames Leben in großer Zurückgezogenheit, die doch nicht ohne Geſelligkeit war. Ein junger Arzt aus Königsberg, Doktor Aſſing, der in Wien ſeine mediziniſchen Studien praktiſch vervollſtändigte, und hiebei mit Kerner zuſammentraf, ein Kaufmann aus Berlin, der ſehr angenehm ſang, ein Mahler aus Dresden, eine Lehrerin aus Danzig, die mit einem anſehnlichen Hauſe in Ungarn wegen ihres Eintritts in Unterhandlung ſtand, und einige andre Norddeutſche, die meiſtens in Wien noch nicht gefunden hatten was ſie ſuchten, kamen hier zuſammen, und ein Zeuge ihrer abendlichen Munterkeit hätte ſchwerlich vermuthet, daß die Meiſten, die Wirthin nicht ausgenommen, ihren Tag mühſam durchgekämpft. Aber das Spärliche ſelbſt, eingeſtanden und gemeinſam, wurde beinahe förderlich, es war ein ſtärkeres Band, als Reichthum und Ueppigkeit geweſen wären, man ſcherzte über die vielen Treppen, die man hatte ſteigen müſſen, man ſpottete der Wiener, denen Thee und Brod als Abendeſſen wie eine Art Hungerkur vorgekommen wäre, und das Backwerk, das doch bisweilen erſchwungen wurde, machte den größten Eindruck. Hier konnte ſich Kerner's Humor und Talent vollkommen entfalten, er und Aſſing unterſtützten und ergänzten einander. Denn auch dieſer letztere, der ſich des Hauptſitzes norddeutſchen Humors als ſeiner Heimath rühmen konnte, vereinigte Tiefſinn und Witz, Fülle der Empfindung und Schärfe der Satyre. Sein durchaus gediegenes Weſen, die grundfeſte Redlichkeit, die ſich in all ſeinem Thun offenbarte, und die friſche Gluth, mit der ſein Herz für alles Gute ſchlug, gewannen ihre Achtung und Liebe in gleich hohem Grade. Der Grundton von Schwermuth und Sehnſucht, der ſeine Laune und Heiterkeit ſtets begleitete, vermehrte nur die Anziehung, die er ausübte; wir konnten nicht ahnden, wie nahe wir uns in der Folge ſtehen ſollten, und unſre innige Befreundung geſchah erſt ſpäter. Ganz fehlte es doch auch an Wienern in dieſem kleinen Kreiſe nicht; ich ſah hier auch die beliebte Schriftſtellerin Karoline Pichler wieder, eine wackre, ſchlichte Frau, verſtändig und gutmüthig, an Sprache und Ausdruck eine vollkommene Wienerin, deren perſönliches Weſen ſich in völliger Proſa darſtellte, und ein dichteriſches Talent gar nicht vermuthen ließ, welches doch in ihren Schriften kräftig und ſchön hervortrat.

Wie ſehr wir auch von der eigentlichen Litteratur abgeſchnitten waren, ſo drang doch die Ankündigung der Goethe'ſchen Wahlverwandtſchaften, die nächſtens erſcheinen ſollten, früh genug bei uns ein, und ſetzte mich ſogleich in Bewegung. Ich beauftragte einen Buchhändler, mir das Buch ſobald es erſchiene, gleichviel ob erlaubt von der Zenſur oder verboten, um jeden Preis zu verſchaffen, denn ſolchen Schatz noch für die Reiſe nach Italien mitnehmen zu können war mir die wichtigſte Angelegenheit. Er verſprach alles auf's beſte, und als die Abreiſe ſchon ganz nahe ſchien, kamen richtig einige Exemplare an, welche, unaufgehalten von der Zenſur ſogleich vergriffen waren. Ungeduldig fragte ich nach dem meinigen, aber der Buchhändler war ſo unverſchämt mir zu ſagen, er habe mir keines beſtellt, ſondern mich auf ſeine Liſte geſchrieben für den Nachdruck, den er von dem Buche veranſtalte, der in drei bis vier Wochen fertig ſein würde. Man kann denken, daß meine Empörung in harte Schmähreden ausbrach; die Schändlichkeit des Nachdrucks, der mir geſpielte Streich, der Verdruß nun das Buch vor der Abreiſe nicht mehr bekommen zu können, alles erregte meinen Zorn auf's heftigſte. Da ſich der Anlaß fand, an Cotta zu ſchreiben, ſo ließ ich den abſcheulichen Vorfall mit einfließen, war aber nicht wenig verwundert, nach einiger Zeit im

Morgenblatte die betreffende Stelle meines Briefes abgedruckt zu finden, mit Angabe aller Namen. Das war ein Vorgriff, zu dem Cotta nicht berechtigt ſein konnte, er hatte ſeinem Eifer und Zwecke jede Rückſicht geopfert, und mich ungebürlich bloßgeſtellt, denn meine Ausdrücke waren nicht für die Oeffentlichkeit gewählt. Indeß war mir doch eine Genugthuung bei der Sache, und ich gönnte dem Nachdrucker die empfangene Ladung, die er auch ſtill hinnahm. Uebrigens war es merkwürdig, daß die während der Anweſenheit der Franzoſen begonnenen Nachdrücke von Schiller's und Goethe's Werken nach der Rückkehr der öſterreichiſchen Behörden ungeſtört fortgingen; man wollte die Verbreitung der erſten Schriftſteller der Nation doch nicht geradezu hemmen, und daß ſie durch Nachdruck geſchah, war ein Grund mehr ſie zu geſtatten, denn es galt noch ſehr die Anſicht, daß der Gewinn einheimiſcher Gewerbe unter allen Umſtänden zu fördern ſei.

Aus meiner damaligen Wiener Zeit muß ich auch eines Erdbebens noch erwähnen, das ich dort, und des einzigen, das ich überhaupt erlebte. An einem ſpäten Nachmittage, als ich mit Bentheim im Zimmer auf und ab ging, klirrten plötzlich die Fenſterſcheiben, und ein ungewöhnlicher Ruck erſchütterte den Fußboden, der Stoß war merklich genug und ein zweiter und vielleicht dritter folgten darauf, aber uns fiel nicht ein, hier eine ſo große Urſache zu vermuthen, bis anderweitige Nachrichten und unzweifelhafte Wahrnehmungen uns beſſer belehrten. Wir bedauerten nun, nicht achtſamer auf das Ereigniß und auf unſre Empfindung dabei geweſen zu ſein; zu den nachdenklichen Betrachtungen, die bei ſolcher Gelegenheit erweckt wurden, gab auch ein Geſchichtchen ſeinen Beitrag, das von einem Kinde erzählt wurde, dem der Vater bei dem erſten Schüttern unwillig zugerufen hatte, nicht an den Tiſch zu ſtoßen, und darauf bei dennoch wiederholtem Wanken zornig eine Ohrfeige gab; das Kind betheuerte jedoch hartnäckig ſeine Unſchuld, und als nachher die Umſtände genau erwogen und die Zeit berechnet worden, blieb kein Zweifel, daß an dem Kinde beſtraft worden, was das Erdbeben verſchuldet hatte. Ein ſprechendes Gleichniß für nicht wenige Begebenheiten in der Welt.

Die Reiſe nach Italien ſtand noch ſtets vor Augen, und mancherlei Vorkehr wurde in dieſem Sinn getroffen; indeß war das Jahr 1809 abgelaufen und bald auch der Januar des neuen Jahres ſchon größtentheils verfloſſen, ohne daß die Sachen zum Schluſſe kamen. Die Hoffnung auf das Karneval in Venedig wurde ſchon aufgegeben, und plötzlich ſtellten ſich der ganzen Reiſe unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Die Briefe aus Weſtphalen meldeten nur ungünſtige Vorgänge und immer trübere Ausſichten in der Heimath. Nicht beſſer lauteten die Nachrichten aus Prag vom Regimente, das inzwiſchen dort eingetroffen war; es gab Uebelſtände jeder Art, die zu beſeitigen, vielfache Anſprüche, die nur durch den Oberſten zu erfüllen waren; ſeine Anweſenheit wurde dringend gewünſcht, ja wurde durch die Umſtände faſt geboten. Der Uebergang aus dem Krieg in den Friedensdienſt, die Schwierigkeiten einer verwickelten, mit großer Verantwortung verknüpften und dabei peinlich beaufſichtigten Verwaltung, die überall im Kriegsweſen eintretende Sparſamkeit bei fortwährendem Sinken des Papiergeldes, alles mußte den Oberſten beſtimmen, ſich zuvörderſt zu dem Regiment zu begeben, mit dem er ohnehin noch wenig eingelebt war, und demſelben als Haupt und Führer kräftig vorzuſtehen. Wir reiſten demnach in den erſten Tagen des Februar von Wien ab, und nach einer dreitägigen Fahrt, die im trüben Winter und Lande nichts Erfreuliches hatte, gelangten wir glücklich nach Prag.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritter Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite
Einundzwanzigſter Abſchnitt: Prag. Weſtphalen. Wien. 1810 1
Zweiundzwanzigſter Abſchnitt: Das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg. Paris, 1810 45
Dreiundzwanzigſter Abſchnitt: Am Hofe Napoleon's. Paris, 1810 71
Vierundzwanzigſter Abſchnitt: Aufenthalt in Paris. 1810 .. 82
Fünfundzwanzigſter Abſchnitt: Steinfurt. 1810. 1811 144
Sechsundzwanzigſter Abſchnitt: Harren und Streben. Prag, 1811 171
Siebenundzwanzigſter Abſchnitt: Töplitz. 1811 188
Achtundzwanzigſter Abſchnitt: Prag. 1812 231
Neunundzwanzigſter Abſchnitt: Tettenborn. 1812. 1813 250
Dreißigſter Abſchnitt: Hamburg. Frühjahr 1813 274

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einundzwanzigſter Abſchnitt.

Prag. Weſtphalen. Wien.

1810.

Im düſtern Schneewetter nahm ſich die Stadt nicht erfreulich aus, aber nur um ſo großartiger; auf beiden Ufern der Moldau Höhen und Thal überdeckend ragten die Maſſen der Gebäude nur unbeſtimmt aus den ſtöbernden Wolken hervor, und regten die Phantaſie mächtig zur Ergänzung des Bildes an, und als dieſes bald darauf, bei hellgewordenem Himmel, in aller Klarheit vorlag, mußte der Sinn über die koloſſalen Umriſſe ſtaunen, die er nach allen Seiten zu verfolgen hatte. Die Eindrücke von Wien, von Dresden, jenes als Hauptſtadt, dieſes um ſeiner ähnlichen Flußlage willen ſich hier zur Vergleichung drängend, mußten gegen die von Prag weit zurückſtehen. Dem Anblick, der ſich auf der Moldaubrücke darſtellt, wüßt' ich keinen andern ſtädtiſchen vorzuziehen; einerſeits der Hradſchin mit ſeinen Paläſten, der Laurentiusberg mit ſeinen Kloſtergebäuden und Gärten, auf der andern Seite die aus der Niederung gedrängt emporſteigende Altſtadt, in der Nähe das ungeheure Jeſuitenkollegium, in der Ferne das Felſenſchloß Wiſcherhad, gradaus der ſtrömende Fluß mit ſeinen bepflanzten Inſeln, dazu die Brückenthürme, die großen Heiligenbilder auf dem Brückengeländer, alles vereinigt ſich zu einem mächtigen Eindruck; die ganze Oertlichkeit, an welcher die größten Geſchichtsereigniſſe haften, hat zugleich etwas Wundervolles, Zauberhaftes, das in die früheſte Mährchenwelt zurückführt, und von dieſer ſelbſt den neueſten Vorgängen einen Anhauch giebt. Wenn ich ſolche Eigenheiten und Vorzüge des neuen Schauplatzes, auf dem mein nächſtes Leben nun angewieſen war, lebhaft fühlte, ſo erhöhte dies doch fürerſt nur den Gegenſatz, welchen das Gefühl meiner ſelbſt mir auf die traurigſte Weiſe hier aufnöthigte. Uns war Wohnung in einem gräflichen Pallaſte gegenüber dem Jeſuitenkollegium angewieſen, ſchöne große Zimmer, die aber leer ſtanden, wie das ganze Haus, in welchem nur ein alter Dienſtmann waltete, und weder Aushülfe noch Anſprache zu finden war; den Oberſten überfiel gleich eine Maſſe der verdrießlichſten Geſchäfte; Rechnungsführer, Auditeur und Adjutant belagerten ihn an einem kleinen Tiſche, der für die Papiere, die ſich häuften, kaum Platz hatte; ich ſtand am Fenſter und blickte in die ſchmutzige, menſchenleere, von dem Rieſenbau gegenüber beengte und verdüſterte Straße; das Denkmal früherer Macht und Größe, jetzt kleinen Zwecken anheimgefallen, konnte auch nur trübe Gedanken wecken. Ich kannte in der großen Stadt noch keinen Gang, keinen Menſchen, die Offiziere ausgenommen, von denen diejenigen, welche ich zuerſt zu ſehen bekam, das Bild des Mißmuths und der Gedrücktheit waren! Doch ſie Alle hatten ihren erwählten Zweck vor Augen, den meiſten war die Stadt oder wenigſtens der Dienſt Heimath, aus den augenblicklichen Nachtheilen ſahen ſie mit Hoffnung in künftige Vortheile, jeder Tag half die erſehnte Förderung nähern, und irgend ein mäßiges Vergnügen half über den Tag hinweg. Das alles war nicht für mich; meinem Sinn widerſprach hier alles. Ich mußte nur immer die Betrachtung anſtellen, was mit mir ſei und was mit mir werden ſolle. Meine früheren Studien hatte ich aufgegeben, die neue Laufbahn war mit dem Frieden erloſchen; für den Drang, gegen die Franzoſen zu fechten, konnte ich nicht die Liebhaberei am öſterreichiſchen Wachtdienſt eintauſchen; ich trug andre Sehnſucht, andre Wünſche im Herzen. Heimath war mir, wo ich mit Rahel frei und würdig leben konnte; die Erringung dieſes Zieles und die Sache des Vaterlandes lagen aber feſt verknüpft. Mehr als je fehlte uns der Boden, alle deutſchen Länder ſtanden unter Herrſchaft oder Einflüſſen des Feindes, alle deutſchen Verhältniſſe waren zerrüttet, kraftlos. Hier im Binnenland in dürftiges Geſchick eingeklemmt, das mir keinerlei Verheißung in ſich trug, mußte ich mit Neid auf die meerentlegne Ferne blicken, wo noch Kampf und Hoffnung war, und wohin Andre gelangten, mir aber der Weg durchaus verſchloſſen lag. So lange ich noch den Sinn mit neuen Weltanſchauungen, mit Ausſicht auf Reiſen, mit romantiſchen Genüſſen nähren durfte, hatten meine Tage wenigſtens einen Inhalt, der ihnen noch zum Ertrag werden konnte; aber dies war alles nun verſchwunden, und ich mußte in Prag dem fruchtloſeſten Abmühen in langweiligem Einerlei entgegenſehen, ja in Kummer und Noth! Denn ich konnte mir nicht verhehlen, meine Geldmittel waren auf weithinaus erſchöpft, die Offizierseinkünfte aber zeigten ſich durch die noch ſtets zunehmende Verſchlechterung des Papiergeldes ſo gering und armſelig, daß man nicht begriff, wie mit ihnen auszukommen ſei. Die Verhältniſſe Bentheim's, wie glänzend ſie auch erſchienen, wußt' ich in ihrem Beſtande höchſt unſicher, und konnte es ihm auch glücken, ſein Fahrzeug zwiſchen allen Klippen noch leidlich durchzuſchiffen, ſo wäre es doch Thorheit geweſen, auch mein Geſchick hier auf gleichen Glücksfall ſetzen zu wollen. Dieſe Betrachtungen ließen mir keine Ruhe, und mancherlei Plane, doch leider nur kümmerliche und mißliche —, denn ſchon jeder Beginn einer Ausführung hatte die größten Schwierigkeiten —, durchwühlten mir Herz und Sinn. Die ſchlimmſte Lage iſt eine ſolche ja nur dadurch, daß ſie keine Auswege hat, und dieſe ſah ich der meinigen gänzlich fehlen.

Leider war auch meine Hoffnung, Briefe in Prag vorzufinden, getäuſcht. Weder aus Berlin noch aus Hamburg hatte ich Nachrichten, und ohne dieſe blieben meine Gedanken ziel- und ſteuerlos. Rahel's Mutter war geſtorben, und ich wußte noch nicht, welche Veränderung dies ihren Abſichten und Verhältniſſen bringen könnte. Meine Schweſter ſollte nach England abreiſen. Chamiſſo mußte ſchon nach Frankreich heimgekehrt ſein. Auf dem ſchwankenden Boden, wo alles ſich bewegte, auch das Bedingende wieder bedingt wurde, war eine feſte Verknüpfung ſchwer zu treffen. Ich hoffte, Gentz würde mir über die Freunde und Zuſtände von Berlin Auskunft geben können, aber auch er entging mir, und ehe ich ihn ſprechen konnte, war er unerwartet nach Wien abgereiſt, wohin er berufen worden, um in den bedrängten Finanzſachen Rath zu geben.

In dieſer Stimmung wurde ich am dritten oder vierten Tage von dem Oberſten angeſprochen, deſſen Miene, wiewohl ungemein freundlich, doch eine verdrießliche Mittheilung verrieth. Er begann mit der allgemeinen Klage, wie wenig befriedigend er den Zuſtand des Regiments gefunden habe, wie Zucht und Dienſt erſchlafft, Mangel und Armuth überall fühlbar, und allerlei Gunſt und Nachſicht eingeſchlichen ſei; aber dieſen Verfall werde er ſogleich hemmen und das Regiment wieder zu dem Glanz erheben, der ſeinem innern Werth entſpreche; je niederſchlagender die Zeitumſtände ſeien, je ſtärker müſſe Selbſtgefühl und Ehre den Muth erheben, und auch nach einem unglücklichen Kriege, unter den Einſchränkungen des Friedens, ja bei ſichtlich drohender Verarmung, ſolle das Militair der Haltung und des Eifers nicht vergeſſen, die ſein Stand und Beruf ihm vorzeichnen. Nun ſei er heute durch einen der Stabsoffiziere, der ſich durch ſchmeichleriſche Geſchäftigkeit auszeichne, lebhaft angegangen worden, er möchte doch mich, der ja ſein Hausgenoſſe und Geſellſchafter ſei, von den Plackereien des Dienſtes freiſprechen, niemand würde dagegen etwas zu erinnern finden. „Ich aber“, fuhr der Oberſt fort, „wußte ſchon, daß Ihre Stellung bei mir vielfach vom Neide beſprochen und getadelt worden, und wies daher den treuloſen Rath unwillig zurück, wobei ſich nun von ſelbſt ergiebt, daß Sie gleich allen Andern der Reihe nach Ihren Dienſt thun; ich hoffe, Sie werden darin nicht nachläſſig ſein; was Sie leiſten, werden Sie nicht nur ſich ſelber, ſondern auch mir thun; ſpäterhin wird ſich ſchon wieder Gelegenheit finden, Sie von dem läſtigen Zeuge zu befreien.“

Ich hatte in dieſem Betreff keine beſondere Gunſt erwartet, und fand die mir durch dieſes Vertrauen gewährte ſehr groß. Mit Vergnügen ſah ich mich wieder an den Hauptmann von Marais gewieſen, beſuchte mit demſelben die Kaſerne, wohnte der Wachtparade und den kleinen Vorübungen der Truppen bei, ließ mir die Exerzir- und Dienſtvorſchriften geben, und ſtudirte ſie theils allein, theils mit Hülfe eines Feldwebels, der ſich meine Fortſchritte zur Ehre rechnete. In den nächſten Tagen ſchon traf mich die Reihe, meinen erſten Wachtdienſt zu thun, ich führte meine Mannſchaft mit klingendem Spiel durch die Stadt, nahm auf dem Roßmarkt Beſitz von meinem Wachthaus, empfing den Beſuch mehrerer Kammeraden, wurde von ihnen abgehalten, die vorgeſchriebenen Ronden zu machen, denn niemand, hieß es, mache dieſelben bei ſo ſchlechtem Wetter, es ſei genug, wenn ſie als gemacht gemeldet würden, hatte eine ruhige Nacht, während der ich an Chamiſſo ſchrieb, und empfing am andern Tage nach meiner Ablöſung die beſten Glückwünſche. Die Sachen kamen mir ſo ſchwer nicht vor, und ich fühlte, wie die Gewohnheit ſie noch mehr erleichtern müſſe; doch wurde mir dieſe nicht, ich bezog im Ganzen nur dreimal die Wache, und bei der großen Menge überzähliger Offiziere wurde ich auch zu anderm Dienſte nicht oft befehligt. Der gute Ruf, den meine Befliſſenheit davontrug, war leicht erkauft, auch hatte ich die Freude, meine Kammeraden bald wieder voll Zutrauen zu ſehen, beſonders die älteren, welche gemeint hatten, ich müſſe durch die Gunſt des Oberſten und durch den Aufenthalt in Wien dem Regimente fremd geworden ſein, und nun mein ehrerbietiges und anſchließendes Benehmen um ſo mehr zu loben fanden. Für mich war die kleine Spannung heilſam, ich hatte Aufgaben, die mich beſchäftigten, und das traurige Sinnen und Brüten über Gegenſtänden, bei denen nichts zu thun war, beſchränkte ſich auf die wenigen Stunden, die ohnehin der trägen Muße zufielen.

Bentheim führte mich auf die ſogenannten Sozietätsbälle, wo die Prager vornehme und ſchöne Welt zuſammenkam; denn auch hier ging das herkömmliche Leben bald wieder ſeinen Gang, wie denn unter allen bürgerlichen Zuſtänden immer noch getanzt wird. Hier lernte ich nebſt andern bedeutenden Perſonen auch den Fürſten Ferdinand Kinsky kennen, der ſich im letzten Kriege ſehr ausgezeichnet hatte. Bei Errichtung der böhmiſchen Landwehr hatte der Fürſt ein Bataillon faſt ganz auf eigne Koſten geſtellt, und nachdem er kein Opfer geſcheut und jeden Eifer aufgewendet, war er zuletzt auch ſelber in Dienſt getreten und als Major an der Spitze ſeines Bataillons in das Feld gerückt. In der Schlacht bei Aspern kämpfte er ſo tapfer, hielt die Bataillonsmaſſe im Kartätſchenhagel und gegen wiederholte Reiterangriffe ſo gut zuſammen, daß der junge Anführer mit ſeinen Neulingen die Bewunderung der altgeprüften Soldaten erwarb, und der Erzherzog Generaliſſimus ihm auf dem Wahlplatze das Thereſienkreuz verlieh. Aber auch noch in anderer Richtung zeigte der Fürſt ſeinen edlen Muth. Nicht alle Landwehrbataillone hatten ſich hervorgethan, manche der Gelegenheit dazu entbehrt, und die Eiferſucht der Linientruppen, welche gleich anfangs zur Errichtung der Landwehr ſcheel geſehen, war nur allzu geneigt, ungünſtige Schlüſſe gegen dieſelbe aus allen Zufälligkeiten hervorzurufen. Als nach dem Frieden ausgeſprochen war, daß die Landwehr fortbeſtehen ſollte, äußerte ſich die Mißſtimmung der Linientruppen nur lauter, und es ſchien eine völlige Spaltung zwiſchen den Offizieren beider Truppen unvermeidlich. Hiergegen ſetzte ſich nun Fürſt Kinsky aus allen Kräften, er bot dem Vorurtheil und Dünkel herausfordernd jeden Kampf, und wo, wie auf den Sozietätsbällen, ausnahmsweiſe Uniform getragen wurde, erſchien er in der ſeines Landwehrbataillons. Ein ſo angeſehener Kavalier und tapfrer Degen er war, hätte er allein ſeine Sache doch ſchwerlich durchgeſetzt; aber ſein Beiſpiel entzündete auch andre Gemüther, und eine ſo gut vertretene Sache fand bald auch in den Linientruppen ſelbſt würdige Zuſtimmung. Das Uebel der Zwietracht konnte zwar nicht ganz erſtickt werden, wurde jedoch merklich gedämpft, und mich dünkte das Benehmen des Fürſten hierbei eben ſo muthig und lobenswerth, als das von ihm auf dem Schlachtfeld bewieſene.

Durch die Sozietätsbälle wurde ich auch mit der Gräfin von Schlick, einer angeſehenen Dame von großem Verſtand und feinem Sinn, mit den Grafen von Clam-Gallas und von Sternberg, ſodann mit dem Baron von Buol bekannt, einem öſterreichiſchen Diplomaten, der zuletzt Geſchäftsträger in Dresden und dort mit Adam Müller eng verbunden geweſen war; an dieſem Bezuge ſpann ſich leicht ein vertraulicher Umgang zwiſchen uns fort. Er führte mich zu dem Baron von Bildt, dem letzten ſchwediſchen Geſandten am Reichstage zu Regensburg, der mit ſeiner Familie in Prag die Ereigniſſe abwartete. Hier fand ich den Nachhall vieler Gentziſchen Reden, den heftigſten Haß gegen die Revolution, die unverſöhnlichſte Feindſchaft gegen Napoleon; aber das rohe Ariſtokratenweſen, das hier ohne Scheu verfochten wurde, die Emigrantenverſtocktheit, in der ſich beſonders die Weiber gefielen, und die Geſchmackloſigkeit, mit der ſich der ſchalſte Witz auf Koſten der Bonaparte'ſchen Familie unausgeſetzt gütlich thun durfte, langweilten und empörten mich, und nach ein paar Beſuchen ſagte ich den Leuten derb die Meinung und empfahl mich für immer.

Beſſere Bekanntſchaft vermittelte mir der General Graf von Weißenwolf, der mit uns in demſelben Hauſe wohnte. Er hatte Einſicht in meine Lage und meine Bedürfniſſe, und meinte, er werde mir einen Umgang zuweiſen, der für mich geeignet ſei, er glaube nicht ſich zu täuſchen, er werde Recht haben! Und ſo veranlaßte er, daß ich bei ihm den Hauptmann Meyern antraf, Wilhelm Friedrich Meyern, den Verfaſſer des berühmten Romans Dya-Na-Sore. Da ich von dieſem merkwürdigen Manne ſchon anderwärts geſprochen, und ſein Gedächtniß ſeitdem durch die treffliche Sorgfalt Ernſt von Feuchtersleben's und durch des Fürſten von Pückler anziehende Erzählungen aus dem Munde des Freiherrn von Prokeſch glücklich wieder aufgefriſcht worden, ſo will ich hier nur einiges nachtragen, was ſich näher auf mich bezieht. Meyern fand Gefallen an mir und machte mir gleich am nächſten Tage das ſchmeichelhafte Anerbieten, zu mir auf die Stube zu ziehen. Es geſchah noch vor Abend, ſein Gepäck war ſo leicht als das meine, und hatte auf einem Stuhle Platz. Indeß auch ein Stuhl war dafür nicht übrig, denn wir hatten ihrer nur zwei, einen gebrechlichen Tiſch, zwei ſchlechte Matratzen und gemeine Wolldecken, das war unſre ganze Ausſtattung in einem übrigens großen und ſtillen Zimmer. Dieſe Aermlichkeit ſtörte uns nicht, wir ſcherzten nicht einmal darüber, wir nahmen ſie als eine gleichgültige Zugabe unſers Beiſammenſeins. Meyern führte überhaupt ein Leben der Entbehrung und Abhärtung, und dies mitten im Genuſſe des größten Wohllebens und der üppigſten Bequemlichkeit, denn er lebte ſo viel er wollte das Leben der öſterreichiſchen Großen mit, war in vielen der erſten Häuſer ein ſtets willkommener Tiſch- und Wohngaſt, und hätte leicht auch ein vollkommen behagliches Daſein auf eignen Füßen haben können, wäre dergleichen nicht ganz außerhalb ſeines Augenmerkes geweſen. Ich glaube, er zog aus dem Hauſe des Fürſten Kinsky zu mir, dort hatte er alle Annehmlichkeiten des reichſten Lebens mitgenoſſen —, nicht verſchmäht, das wäre ſchon zu viele Beachtung geweſen —, bei mir entbehrte er alles, trank als Frühſtück gleich mir ein Glas Waſſer, ſchlief allenfalls auch neben ſeiner Matratze auf dem harten Boden, das war alles unerheblich für ihn. Bei ſeinen angeſehenen Freunden ſtanden ihm die üppigſten Tafeln, Abends im Theater die bequemſten Logen offen; ebenſo hätte er ihre Reit- und Wagenpferde benutzen können, allein wie leichtbefriedigter Koſtgänger, war er auch unerſchrockener Fußwanderer, der nicht Wind noch Wetter ſcheute, und bei den weiteſten Strecken ſelten ermüdete. Den größten Theil des Vormittags las und ſchrieb er ſtehend vor einem Stuhle, den er auf den Tiſch geſtellt; er las nie ohne Auszüge oder Bemerkungen dabei niederzuſchreiben. Buol hatte in Dresden Adam Müller's Vorleſungen über die Staatskunſt gehört und eine Abſchrift der urſprünglichen Hefte Müller's bekommen, welche von dem nachher gedruckten Werk in vielen Stücken abwichen; dieſe Hefte ſtudirte nun Meyern, und ſie gaben ihm reichen Stoff zu den fruchtbarſten Betrachtungen. Seine Geſpräche hatten die größte Anmuth bei der ſtrengſten Gediegenheit; in den Grundſätzen, von denen er ausging, ließ er ſich durch nichts irren, in der Vortragsweiſe hingegen war er duldſam und nachgiebig; er verfolgte allgemeine Gedanken bis in die weiteſte Ferne der Entwickelung, und ebenſo reihte er Thatſachen an Thatſachen, bis der Gedanke von ſelbſt aus ihnen hervorſprang; daß Gedanke und Erzählung unmerklich wechſelten und ſich gegenſeitig unterſtützten, war ein beſonderer Reiz ſeines Geſprächs. Doch in dieſem erzählte er eigentlich am liebſten, wie er ſchriftlich lieber den bloßen Gedanken feſthielt; für den Leſer ſeiner Schriften iſt dies ein Verluſt, denn das Lebendige, Anſchauliche, das er mündlich in reichen Maßen gab, war gleichſam die Woge, welche den Gedanken trug, der in der Schrift nun öfters etwas trocken daliegt. So gern er übrigens erzählte, von ſeinen Kriegserlebniſſen, ſeinen Land- und Seereiſen, ſeinem Leben auf engliſchen Schiffen, ſeinem Aufenthalt in Schottland, in Venedig und Rom, auf Sicilien, in Konſtantinopel und Kleinaſien, in der Moldau und Walachei, in Polen und Ungarn, von ſeinen Fußwanderungen in Deutſchland, und was ſonſt ſich in freier Gegenſtändlichkeit darbot —, ſo ungern und ſelten ging er auf Selbſtperſönliches ein. Von ſeinen nähern Lebensumſtänden und Verhältniſſen erfuhr ich nur, was gelegentlich mit einfließen mußte; doch ſo viel blickte durch, daß auch Herz und Gemüth in ihm große Stürme erfahren hatten.

In Franken, in der Nähe von Ansbach, geboren und erzogen, hegte er eine kindliche Liebe zu dieſer Heimath, deren Jugendeindrücke er innig feſthielt. Die Sage vom hohlen Landsberge, in welchen Kaiſer Karl der Große mit ſeinem ganzen Heer eingezogen ſei, und dort nun ein unterirdiſches Leben führe, hatte ihn als Knaben tief ergriffen; da es hieß, der Berg öffne ſich alle ſieben Jahre, und man könne frei hineingehen, müſſe aber, um die Oeffnung zu finden, eine wunderbare Schlüſſelblume haben, ſo war ſein größter Wunſch, daß die ihm zu Theil werden möchte; er gelobte ſich, das Abentheuer muthiger zu beſtehen, als vor vielen Jahren ein junger Menſch, von dem man erzählte, es ſei ihm gelungen, in den Berg einzugehen, wo er ein unendliches Volk angetroffen und am hohen Ende der Tafel den Kaiſer Karl ſelbſt in aller Herrlichkeit, aber er habe den

Anblick nicht ertragen, es ſei ihm angſt geworden, und als er draußen wieder aufgeathmet, ſei alle Spur der Oeffnung verſchwunden geweſen. Meyern ſagte, er habe es als eine tiefe Kränkung empfunden, daß ihm, dem nahberechtigten Anwohner, der Zugang zu den Urkräften des Vaterlandes nicht aufgeſchloſſen worden, und in dieſer frühen Kränkung, ſehe er nun wohl, ſei ihm ſein ganzes nachheriges Lebensgeſchick vorgebildet geweſen. Solche Sagen hielt er unendlich werth, und wiewohl ein vollkommener Freidenker und entſchiedener Feind alles kirchlichen, von Pfaffen genährten Aberglaubens, ſah er dieſen vom Volksgeiſt erhaltenen nur mit Bedauern ſchwächer werden.

Wie in ſeinem Karakter früh Zartheit und Stärke verbunden waren, beweiſt folgender Zug, den er mir auf meine Bemerkung, daß er zum Kaffee noch keinen Zucker genommen, mit ernſter Traulichkeit erzählte. Er und ſein jüngerer Bruder lagen einſt beide krank, doch der letztere viel minder gefährlich und ſchmerzhaft; dies war laut ausgeſprochen und ſtand für Alle außer Zweifel. Dennoch bemühte ſich die Familie vorzugsweiſe um den jüngern, und eines Morgens, nach einer für den ältern Bruder gefahrvollen und bedrängten, für den jüngern aber leidlichen Nacht, verſammelten ſich Alle voll Zärtlichkeit und Theilnahme um das Bette des jüngern, während der ältere, bedürftig harrend, in der andern Ecke des Zimmers verlaſſen lag. „Ohne Neid“, ſagte er, „blickte ich nach dem begünſtigten Bruder hin, ich auch hab' ihn ja lieb, dacht' ich, und verhielt mich ganz ſtill. Inzwiſchen wurde das Frühſtück gebracht, und aus lauter Sorgfalt für den Bruder vergaß man mir Zucker in die Schale zu geben. Da es nun dabei blieb, niemand auf mich Acht hatte, und ich doch die Ungerechtigkeit tief empfand, ſo kam mir der Gedanke, den Zucker, den man mir nicht bringe, wolle ich auch nicht bedürfen, und trank von der Zeit an, ohne ein Wort darüber zu ſagen, immer den Kaffee unverſüßt. Und es hat es auch niemand gemerkt!“

Sein Hauptgegenſtand, auf den er ſtets zurückkam, war das Volks- und Staatsleben, Regierungsformen, Geſetze, der Kampf des Menſchen mit den Naturkräften, die großen

Erfindungen und Arbeiten, die ſich hierauf beziehen. Ueber dieſe Gegenſtände war er unerſchöpflich, ſeine Bekanntſchaft mit den alten Klaſſikern, ſeine Geſchichtskunde und große Lebenserfahrung, vereinigten ſich hier auf's glücklichſte mit den Kenntniſſen, die er als Artillerie- und Generalſtabsoffizier beſaß, und die ſich ſeinem Geiſte zu den überraſchendſten Anwendungen fügten. Bei den Unfällen der öſterreichiſchen Heere in Italien, als Bonaparte durch Kärnten und Steiermark gegen Wien herandrang, hatte Meyern mit ſeinen Freunden, dem Altgrafen Hugo von Salm und den Grafen Wenzel und Franz von Paar, den erſten Anſtoß zu einer allgemeinen Bewaffnung gegeben, und dieſe vier Männer waren, wie Hormayr ſagt, die erſten Wiener Freiwilligen. Seitdem lag ihm der Gedanke allgemeiner Volksbewaffnung unaufhörlich im Sinn, und als die Rüſtungen im Jahre 1809 zum erſtenmal ernſtlich dieſe Richtung einſchlugen, half er mit allem Eifer und aller Thätigkeit die Sache zur Ausführung bringen. Aber ſeine Plane und Angaben waren freilich nur zum Theil befolgt worden. Er tröſtete ſich mit der Zukunft, denn er gehörte zu den Unverzagten, die ſchon jetzt wieder an Erneuung des Kampfes dachten. So hatte er gleich nach dem Frieden, mit der Aufmunterung des Generals Grafen von Radetzky, ſeine Landwehrentwürfe nochmals ſorgfältig überarbeitet und in einem kleinen Hefte, das er mir zu leſen gab, ein wahrhaft geſetzgeberiſches Werk geliefert, welches in enger Anſchließung an das Beſtehende die klarſten und ausführlichſten Vorſchläge enthielt, die aber gleichwohl geeignet waren, auf die ganze Nation kräftigend einzuwirken und dem kranken Staatsweſen gründlich aufzuhelfen. Die Ausführung blieb unverſucht, aber die Denkſchrift Meyern's muß noch jetzt, nebſt mancher andern von ihm, in dem Militairarchive zu Wien verwahrt liegen.

Es begreift ſich leicht, wie die Geſellſchaft dieſes Mannes mich erquicken, ſtärken, in jeder Art beſchäftigen mußte. Mein ganzes Daſein gewann eine andere Geſtalt, der Aufenthalt in Prag, die Tagesverhältniſſe, alles erſchien mir in neuer Färbung. Zwiſchen uns war der größte Austauſch, die lebhafteſte Erörterung, faſt immer tief in die ſtille Nacht hinein. Ueber Staat und Krieg konnten wir uns gewöhnlich leicht verſtändigen, nicht eben ſo über Philoſophie und Litteratur, hier waren wir gar zu verſchiedene Wege gegangen. Meyern ließ nach Kant nur einigermaßen Fichte noch gelten, und auch dieſen nur wegen der kriegeriſchen Tapferkeit ſeiner zuletzt in Berlin gehaltenen Reden; Schelling mit dem ganzen naturphiloſophiſchen Anhang, der katholiſch gewordene Friedrich Schlegel, der mit Frau von Staël herumſtreifende Auguſt Wilhelm Schlegel, Schleiermacher's geiſtreiche Theologie, Tieck's romantiſche Poeſie, alle dieſe Richtungen widerſtrebten ihm, er ſah darin nur Abwege, auf denen die edlern Kräfte der Nation ſich nutzlos abmühten, ja durch welche jedes geſunde, praktiſche Zuſammenwirken recht eigentlich verhindert werde. Er geſtand, daß er auch Schiller'n und Goethe'n leicht in den Kauf gebe, und daß er überhaupt eine Litteratur gar nicht für ſo nöthig halte, ein Volk möge auch ohne ſolche die höchſte und würdigſte Beſtimmung irdiſchen Daſeins erreichen; wenn man es recht überlege, ſo ſehe man mit Erſtaunen, mit wie wenigen Büchern man ſich behelfen könne. Unſer eigner Zuſtand widerlegte und beſtätigte dieſen letztern Satz; denn ein Salluſtius und ein Julius Cäſar, die ich beſaß, befriedigten mein Leſebedürfniß ausreichend, ſo wie Meyern ganz in Adam Müller und Burke vertieft war, welches aber nicht verhinderte, daß wir uns heftig bemühten, er, das neue Buch von Malthus über die Bevölkerung, ich, die neueſten Berliner Erzeugniſſe zu erlangen, und ſo mit Stolz und Freude darin wetteiferten, unſer leeres Zimmer durch einigen Büchervorrath auszuſchmücken! So zog eines Abends Meyern mit größtem Behagen einen Band Shakeſpeare aus der Taſche, während ich aus dem Buchladen den Wiener Druck von Goethe's Pandora heimbrachte. Die letztere gab ſogleich Anlaß zu einer lebhaften Streitigkeit. Meyern wollte die Bewegung, welche der mächtige Strom des Gedichts unwillkürlich in ihm erregte, gern dadurch einziehen und niederhalten, daß er den Tadel erhob, Gang und Ausdruck ſeien erkünſtelt, die Natur darin verdunkelt. Schon oft hatten mich ſeine gegen Goethe gerichteten Ausſtellungen verdroſſen, diesmal erhob ich mich nachdrücklich wider die

Ungerechtigkeit. „Ihr Blick iſt verdunkelt“, rief ich ihm zu, „öffnen Sie die Augen und ſehen Sie!“ Und nun gelang es meinem Eifer, das Gedicht im Ganzen und in ſeinen Theilen zu begründen, zu rechtfertigen, den hohen dichteriſchen Ausdruck auf gemeine Natürlichkeit zurückzuführen, und Zug für Zug darzuthun, wie es nur die Natur ſelber ſei, die hier im Kunſtgebilde erhöht walte. Der Unmuth gab mir überzeugende Kraft, und Meyern geſtand, es leuchte ihm das Geſagte ein, ſein Tadel ſei ungerecht, nur das bleibe ihm darin gültig, daß alle Poeſie ihm ein Luxus der Proſa dünkte. — Dieſer Widerſtreit des Verſtandes gegen die Poeſie wird immer wiederkehren und der auf die greifliche Wirklichkeit gerichtete Sinn kann nur in ſeiner höchſten und alſo ſeltnen Steigerung wieder poetiſch werden, wie dies in der That Meyern's Fall war; denn ſeine ſchaffenden Gedanken gingen entſchieden von Dichtung aus und kehrten auch dahin zurück; in ſeiner Jugend war das romanhafte Buch „die Inſel Felſenburg“ ihm in die Hände gerathen und hatte ſein Herz mit unausſprechlicher Gluth erfüllt, die endlich in Dya-Na-Sore mit erhöhtem Glanz ausbrach und die er ſein ganzes Leben hindurch nährte. Er wollte dichten und bilden im lebendigen Stoffe, eine neue Wirklichkeit hervorbringen, wobei er denn freilich von der alten meiſt unſanft zurückgeſtoßen wurde, und ſeine Zuflucht in der Fiktion finden mußte, die zwar nicht ſchon die Poeſie ſelbſt, aber doch eine Dienerin derſelben iſt.

So wenig Meyern im Ganzen der redenden ſchönen Kunſt huldigte, ſo groß war ſein Sinn und Eifer für die bildenden Künſte, für Mahlerei, Bildhauerei und Baukunſt. Der lange Aufenthalt in Italien hatte ihm dieſe Gebiete eröffnet, die einzigen, die ihm ſchwelgeriſche Genüſſe geben konnten. Seine Kenntniſſe waren ausgebreitet, ſein Geſchmack geübt und ſicher; die Anſchauungen der Kunſtwerke hielt er mit ſeltner Treue in der Einbildungskraft feſt und konnte ſie mit Leichtigkeit auch für Andre hervorrufen. Winckelmann war lange Zeit einer ſeiner liebſten Autoren, er kam bei ihm gleich nach Shakeſpeare. Nur Eine Kunſt lag ihm völlig abſeits, die Muſik, welche ihm bloß als Sinnenreiz galt, tauglich für mancherlei Zwecke, doch zum Ausdruck des Schönen nur ein untergeordnetes Hülfsmittel. Er führte als Zeugniß, wie unſelbſtſtändig und geſinnungslos dieſe Kunſt ſei, das Beiſpiel Mozart's an, der von den gemeinſten und ſchändlichſten Worten ſich zu der von Kennern geprieſenſten Muſik habe begeiſtern laſſen!

Ich verſuche hier kein vollſtändiges Bild des trefflichen Mannes, ſondern gebe nur einzelne Züge, hauptſächlich ſofern unſer Umgang dadurch bezeichnet wird. Dieſer war ungeſtört innig und herzlich, denn ſelbſt bei entgegengeſetzten Meinungen kam es zu keinem eigentlichen Streiten, und die heißeſte Erörterung führte nie Bitterkeit mit ſich; dies war ganz ſein Verdienſt, denn er ſelbſt behielt immer den Ausdruck liebevoller Freundlichkeit, und wie hätte jemand, der in ſein edles, ehrenhaftes Antlitz und in ſeine gutmüthigen Augen ſah, ihn kränken mögen! Für mich aber gewann Meyern noch eine neue Liebenswürdigkeit, als ich unvermuthet entdeckte, daß er Rahel kannte, daß er ihr Andenken als das eines wunderbaren Weſens in der Seele trug. Er hatte im Herbſt 1801, als er aus England mit dem Grafen Hugo von Salm heimkehrte, in Berlin Rahel beſucht, und ein paar Abende mit ihr in Geſellſchaft ſehr angenehm zugebracht; noch jetzt erinnerte er ſich lebhaft einiger Züge, die ihm damals aufgefallen waren, und aus denen ſich ein urſprünglicher und raſcher Geiſt wohl erkennen ließ. Weiter war ſeine Kenntniß nicht gediehen, doch wußte er durch ſeinen Reiſegefährten, der ſchon früher in Töplitz Rahel's Bekanntſchaft gemacht und ſich ihr innig angeſchloſſen hatte, daß hier noch andre Eigenſchaften als die der geiſtvollen Geſelligkeit zu finden waren, und vernahm nun deſto williger, was ich in vollem Herzensdrange ihm beſtätigend erzählte.

Inzwiſchen war aus Wien, anfangs in leichten zitternden Funken, die man ungläubig mißachtete, unmittelbar darauf in hochauflodernder, unbeſtreitbarer Flamme, die ungeheure Nachricht in Prag eingelaufen, daß der Kaiſer Napoleon ſich mit der Tochter des Kaiſers Franz vermählen werde. Der plötzliche Ausbruch eines ungeahndeten Vulkans hätte nicht wunderbarer überraſchen können, aller Sinn war betäubt, alle bisherigen Vorſtellungen lagen umgeſtürzt, die verwirrten Begriffe rangen nach neuer Faſſung und Folge. Man fragte erſtaunt, was dies Ereigniß bedeute, woher es ſtamme, wohin es ziele? ob neue Schlachten verloren worden, ob die äußerſte Gefahr abgewendet, oder ob Deutſchland und Italien als Gewinn verſprochen ſei? Daß alle Hoffnungen, in welchen die moraliſche Kraft und der Stolz und Troſt der Edlen ſich noch zuſammenhielt, plötzlich geſprengt, und da, wo noch eben muthiges Harren und Mühen gewaltet, nur unabſehbares Aufgeben und Verläugnen übrig war, dieſe Vorſtellung ergriff manche Gemüther mit Schrecken und Verzweiflung. Noch gab es Wunden von Wagram und Znaym, die nicht völlig geheilt waren, es ſchien jetzt ein Spott, dort geblutet zu haben! Die Kreiſe des höchſten Adels waren am meiſten in Aufruhr; freilich waren hier Männer wie der Freiherr vom Stein und die beiden Grafen von Stadion, Friedrich und Philipp, ſchon immer ſcharfe Wortführer, aber diesmal hatten ſie wenig voraus, der ganze Stand äußerte ſich mit gleicher Heftigkeit, von allen Seiten wiederhallte Ein Schrei des Unmuths und der Zerknirſchung. Nur noch Einmal in meinem Leben, in ſpäterer Zeit und unter ganz andern Umſtänden, habe ich ſolch plötzliche und gewaltſame Aufwallung in der vornehmen Geſellſchaft wiedergeſehen!

Für mich war der Schlag eine harte Zugabe zu den Schwierigkeiten meiner Lage; der Boden, auf dem ich ſtand, wurde vollends unſicher, und jeder nächſte Tag konnte mich zu einer raſchen Entſcheidung drängen, für welche nichts vorbereitet, nichts verabredet war. Nach Freiheit, nach dem Ziele der innerſten Wünſche mit ſchwacher Ausſicht ſtrebend, ſtand ich in Gefahr, jeden Augenblick in völlige Knechtſchaft der Umſtände zu verfallen. Denn mit der Nachricht von der Heirath verbreitete ſich zugleich die eines mit Frankreich ſchon geſchloſſenen Bündniſſes und eines ſofort gemeinſchaftlich gegen die Türken zu unternehmenden Feldzuges, ja man bezeichnete ſchon die Regimenter, welche zum Marſche nach Ungarn beſtimmt ſeien. Die Sache klang wahrſcheinlich genug und mochte für Manchen tröſtlich ſein; mir war ſie nur düſtres Unheil, ich mochte ſie aus freiem allgemeinen oder aus engem perſönlichen Geſichtspunkt betrachten. Von ſolchen Qualen der Ungewißheit, die Beſorgniſſe der Nöthigungen, wie uns damals täglich und ſtündlich bedrängten, haben die Späteren jetzt kaum einen Begriff. Wie dunkel ſah uns die Welt aus, wie verſchloſſen! Wie ſparſame nur und gefahrvolle Pfade zeigten ſich für den Wanderer, wie ſeltne Stätten des ſichern Verweilens, des Ausharrens, wenn man nicht mit dem Feinde Gemeinſchaft haben, der Unterdrückung nicht ſich beugen wollte!

Ich bekam in dieſer Zeit Briefe von Juſtinus Kerner aus Wien. Er ſprach in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe nur ſchwermüthige Stimmung aus. Stoll verſank immer mehr in Armuth und Narrheit. Friedrich Schlegel hatte Vorleſungen über neuere Geſchichte begonnen, die wohl Theilnahme fanden, aber bei dem Tagesereigniß um ſo mehr zurücktraten, als ſie unmöglich in der Richtung deſſelben ſein konnten. Kerner ſchrieb: „Die Wiener ſind toll wegen der Heirath; Napoleon iſt nun ein Gott, man betet für ihn in den Kirchen; die Beſiegung iſt Gewinn; ſie betrachten jetzt mit Entzücken die Ruinen von Wien; — die zerriebenen Steine der Feſtungswerke ſtreuen die Kaufleute zum ſüßen Angedenken an den göttlichen Mann in ihre Zimmer als Bodenſand, auch ſandeln ſie die Briefe damit und miſchen ihn unter den Marocco.“ Der Bericht über die Stimmung in Wien war niederſchlagend, aber bald konnten wir ähnliche Erſcheinungen auch in unſrer Nähe wahrnehmen. Die Thatſache war zu gewaltig, ihre Uebermacht zu fortreißend, vor ſo großen Befugniſſen und Weihen, welche durch zwei Kaiſernamen hier ausgeſprochen waren, beugte ſich bald die wankelmüthige Menge; die neue Richtung war entſchieden, es galt nun zu ſehen, was in ihr für neue Glücksfälle und Vortheile lägen; die Dreiſtigkeit der Schwäche fehlte auch hier nicht, und mit unglaublicher Raſchheit, von Stunde zu Stunde faſt, ging die völligſte Umſtimmung vor ſich. Der Oberſtburggraf Graf von Walles war einer der erſten, die den neuen Bund laut zu preiſen wagten, die mit Wohlgefallen im Rock vom neueſten Grün, das zu Napoleon's Ehren in

Wien ſogleich Mode geworden, ſich in den Straßen zeigten; wer heute noch tadelte, ahmte morgen ſchon nach; es war die völlige Gegenbewegung der früheren. Allerdings blieben genug Männer übrig, die zu ſolcher Umkehr unfähig waren und die tief trauerten über den Gang, den jetzt die Dinge zu nehmen hatten; aber ſie waren die Minderzahl, und hatten die Aufgabe, ſich den Zeiten mit der würdigen Haltung zu fügen, die wohl trägt, aber deßhalb nicht einwilligt. Ich brauche wohl nicht erſt anzumerken, daß Bentheim zu dieſen Männern gehörte, ſo wie der ganze Kreis unſrer nähern Bekanntſchaft; die höhern Militairperſonen insgeſammt hielten an der alten Geſinnung feſt, und an der Spitze derſelben ſtanden Krieger wie die Generale Hieronymus Graf von Colloredo, Graf von Klebelsberg, Graf von Murray, der Oberſt Freiherr von Scheibeler, der Oberſtlieutenant Graf von Leiningen, der Major Fürſt von Reuß-Köſtritz, der Graf von Paar, und noch viele Andre, die alle in dem ſpäteren Kriege zu hohem Rang und Ruhm emporgeſtiegen ſind. Meyern, durch Erfahrung ſchon gewitzigt, verſicherte mich, der Anblick der menſchlichen Wandelbarkeiten ſei zwar widerlich und beſonders in dieſem gegenwärtigen Falle abſcheulich, allein man dürfe die Sache nicht zu wichtig nehmen, die Leute wendeten ſich auch eben ſo leicht wieder, und mit ſtärkerem Drange ſogar, dem Rechten und Guten zu, und aus denen ſelbſt, die jetzt den Franzoſen zulieſen, würden ſich auch die Reihen der Unſern wieder rekrutiren.

Mir aber ward bald ein andres Leid beſchieden, das ich ſchmerzlich zu verwinden hatte. Meyern wurde durch den General Grafen von Radetzky nach Wien berufen, und verließ mich mit wehmuthsvollem Abſchied. Er hatte nur einige Wochen bei mir gewohnt, aber dieſe waren ſo reich an innerem Leben und dauerndem Gehalt, daß mir in der Folge die Täuſchung entſtehen konnte, die Wochen ſeien Monate geweſen. Wir hofften einander wiederzuſehen, und gaben uns die Hände darauf, es werde am guten Orte und zu rechter Stunde ſein! Einſtweilen aber trat völlige Trennung zwiſchen uns, denn auch an Briefwechſel war nicht zu denken, Meyern haßte ſeit einiger Zeit alles Briefſchreiben, und die ſeltenen Briefe, die er empfing, ließ er oft lange uneröffnet liegen. Ich wollte ſeinen Umgang wenigſtens meinen Freunden gönnen, und ſchrieb an Kerner, er ſolle ihn aufſuchen, deßgleichen ſpäter an Williſen, ſobald ich dieſen in Wien wußte. Eine Zeitlang nämlich hatte es geheißen, Williſen würde bei dem Regimente Vogelſang eingereiht werden, allein dieſe Nachricht, die mich mit begeiſterter Freude erfüllte, erloſch bald wieder, und Williſen kam zu einem Regiment in Mähren, ſpäter zum Generalſtab in Wien.

Nun begann wieder eine ſehr traurige Zeit für mich, ich fühlte die Einſamkeit ſchmerzlich und konnte nur in geiſtigen Arbeiten einigen Troſt finden. Neumann hatte mir von einer Zeitſchrift geſchrieben, die er mit einigen Freunden herausgeben wollte, und es war dabei auf meine Mitthätigkeit gerechnet; allein ich hatte wenig Luſt, mich in allerlei kleinen Aufſätzen zu verſplittern. Ein Buchhändler in Prag wollte ein Bändchen Gedichte von mir drucken, ſie waren aber nicht zur Hand, und die meiſten gingen mir in der einzigen Abſchrift, in der ſie vorhanden waren, bei dem Miniſter vom Stein verloren, den ich damals noch nicht näher kannte, der ſie aber von Berlin für mich empfangen haben ſollte. Von den Gelehrten in Prag kannt' ich niemand, und ich wollte dem Zufall überlaſſen, ob ich einem oder dem andern begegnen würde; der Name des Abt Dobrowsky ſtand mir in hohen Ehren, ich war einigermaßen angewieſen auf den Profeſſor Meinert, doch am liebſten hätte ich den Exjeſuiten Ignaz Cornova getroffen, der als Verfaſſer böhmiſcher Geſchichtsbücher geſchätzt, mir aber durch überkommne Kunde perſönlicher Beziehungen merkwürdig war, denn der anſehnliche, wohlausgeſtattete Mann hatte düſtre Leidenſchaften und mancherlei Novellenſtoff in ſich verarbeitet. Die traurigen Aſchenreſte einer andern Gluth, die einſt in edler Bruſt geflammt, kamen mir zufällig vor Augen in einer Jammergeſtalt, mit der ich im Buchladen zuſammentraf. Ein ſchmächtiger abgezehrter Greis, mit ganz weißen Haaren, gramvollen Zügen, feurigen aber dabei ſchüchternen Augen, durchmuſterte mit Haſt die angekommenen Neuigkeiten, und warf dazwiſchen ängſtliche Blicke umher, ob man auf ihn merke, ob man wohl beachte, welcherlei Bücher ihn anzögen? Bei ſolchem Verdacht legte er wohl eines ſchnell weg, als ſei es ihm gleichgültig, das er eine Minute ſpäter, wenn er ſich unbemerkt glaubte, heimlich wieder aufnahm und begierig durchblätterte. Man ſagte mir, der Mann ſei ein böhmiſcher Abbé, der in ſeiner Jugend von den Ideen der franzöſiſchen Revolution ergriffen worden und als begeiſterter Prediger der Menſchenrechte aufgetreten, darüber in Unterſuchung gerathen und dann als Staatsverbrecher auf eine Feſtung nach Ungarn gekommen ſei. Lange Jahre habe er dort in einſamem Kerker zugebracht und müſſe die größten Qualen des Körpers und der Seele ausgeſtanden haben, denn als er endlich, man wiſſe nicht auf welche hohe Fürſprache, in Freiheit geſetzt worden, ſei er als ein abgelebter und gebrochener Mann wieder erſchienen, unkenntlich für ſeine Freunde, mißtrauiſch und verzagt, erſchreckt von jeder Anrede, und gleichſam noch jetzt in elender Gefangenſchaft fortlebend; denn er habe ſchwören müſſen, von allem, was mit ihm vorgegangen, nicht das Geringſte zu ſagen; dieſes Verſprechen aber quäle ihn immerfort, denn obwohl er das Schweigen ſelbſt ſei, ſo fürchte er doch ſtets, er möchte etwas geſagt haben, und zittere, man werde ihn wieder in den Kerker ſperren. Dabei verſicherte man unzweifelhaft zu wiſſen, daß er vollkommen noch ebenſo denke wie vorher, daß er die frühſten Ueberzeugungen heilig bewahre, und allen Troſt und alle Hoffnung in ihnen habe, daß aber grade dies Bewußtſein ihm auch ſtets die Furcht erneuere, in neue Strafe zu fallen. Ich wagte ihn anzureden, aber meine gleichgültige Frage wegen eines vor uns liegenden Buches erſchreckte ihn. Der Buchhändler wollte ihn beruhigen und ſagte lächelnd: „O, Herr Abbé, mit dieſem Herrn können Sie ohne Scheu alles reden!“ Der Unglückliche ſah mich prüfend an, ſagte aber nur: „Ja, ja, das glaub' ich wohl!“ nahm ſeinen Hut und Stock und ging zur Thür hinaus, indem er unwillkürliche Thränen aus den Augen wiſchte. Ein tragiſches Wahrzeichen des dunkeln willkürlichen Gewaltverfahrens einer Zeit, die wir weit hinter uns glaubten, und die uns noch ſo nahe ſtand, ja deren Wiederkehr noch ſtets möglich war!

Einige Hoffnung, daß Rahel im Sommer nach Töplitz kommen werde, erheiterte mir den Blick in die Zukunft, und meine Sorge war nun, alles ſo einzurichten, daß ich dort wenigſtens auf einige Zeit mit ihr zuſammenlebte. Dieſe Hoffnung verſtärkte und minderte ſich abwechſelnd, alle Vorſätze waren noch von Bedingungen abhängig, und in die große Ungewißheit ſchoſſen immer neue Fäden ein, welche zu neuen Anknüpfungen dienen mußten. Marwitz war auf Urlaub in Berlin geweſen und ſollte mir mündliche Nachrichten bringen; doch bevor er noch ankam, erfuhr ich von dem Major Karl von Noſtitz, deſſen Bekanntſchaft ich eben gemacht hatte, daß aus Berlin die Schauſpielerin Friederike Bethmann in Prag eingetroffen ſei und für mich einen Brief habe, ohne Zweifel von Rahel. Ich eilte ſogleich in den Gaſthof, und Brief und Erzählungen, dabei die Gegenwart von Noſtiz und andern Preußen, gaben mir die Täuſchung, ich ſei in Berlin, und auch Rahel könnte jeden Augenblick ins Zimmer treten! Allein der Inhalt des Briefes war leider nicht ermuthigend, widrige Umſtände hielten den Reiſeplan noch ungewiß. Für mich hatten inzwiſchen neue Dinge ſich aufgethan, denen ich mich nicht entziehen konnte; es galt nun, aus Hemmniſſen und Strömungen geſchickterweiſe den für die eignen Vorhaben möglichen Gewinn zu ziehen. Wo jedoch nirgends ein feſter Punkt war, wo alles unſicher ſchwankte, und immer noch neue unvorhergeſehene Momente hinzukamen, da konnte keine Folge ſich bilden, da brachte jeder nächſte Augenblick ſein eignes Geſetz. Es war eine unſelige Spannung, ein kummervolles Bemühen.

Die neuen Dinge, welche ſich mir in Ausſicht geſtellt, beſtanden in Folgendem. Die Verhältniſſe des Hauſes Bentheim lagen in einer langwierigen Kriſe; aus mancherlei Widerſprüchen hatte ſich ein ſonderbares Einſtweilen zuſammengeſetzt. Der regierende Graf lebte in Paris noch im Anſehn eines ſelbſtſtändigen Herrn; das zum Großherzogthum Berg geſchlagene Land verwaltete der Erbgraf, die jüngern Brüder dienten in Oeſterreich und Dänemark. Mein Oberſt bedurfte wegen dringender Angelegenheiten einer vertraulichen Vereinbarung mit dem Erbgrafen, aber aus vielen Gründen ſchien es nicht angemeſſen, daß er perſönlich die Heimath beſuchte, und den Widerſpruch der gewählten Dienſte mit den aufgedrungenen Verhältniſſen auffallend vor Augen ſtellte. Er wünſchte daher mich als Vertrauten und Bevollmächtigten nach Steinfurt abzuſenden, und der Vorſchlag mußte mir genehm, ja inſofern erwünſcht ſein, als auch andre weſentliche Zwecke ſich mit der Reiſe von ſelbſt verbanden. Aus dem nördlichen Deutſchland über die dortigen Zuſtände und Stimmungen durch einen Augenzeugen ſichre Kunde einzuziehen, war für allgemeine und perſönliche Zwecke von beſonderem Werth. Der Kurfürſt von Heſſen betheiligte ſich dabei; der Kommandirende in Böhmen, General Graf von Kolowrat, gab ſeine Genehmigung. Ich ſollte mit einem bürgerlichen Paſſe als Doktor reiſen, möglichſt geheim, und auf eigne Gefahr. Uebrigens war doch keineswegs die Meinung, mich ernſtlichen Verlegenheiten bloßzuſtellen; ich ſollte meine Uniform mitnehmen, um nöthigenfalls aus dem Inkognito frei hervortreten zu können. Das Mißliche ſchreckte mich nicht, die Gefahr reizte mich, und nöthigenfads ſtand mir mehr als Ein ſichrer Anhalt auf dieſen Wegen zu Gebot. Aber die Ausführung der Sache fand unwillkommne Zögerungen, und ich verlebte eine Reihe peinlicher Tage voll Ungeduld und Sorge.

Madame Bethmann gab inzwiſchen Gaſtrollen auf der Prager Bühne und ärntete, wie zu erwarten ſtand, den größten Beifall. Ein beſondres Ereigniß nahm dabei die Theilnahme der Prager auf's lebhafteſte in Anſpruch. Nahe bei Prag wohnte zurückgezogen, aber allgemein gekannt, der ehemalige Schauſpieler Czechtitzky, der einſt, durch Geſtalt, Talent, Geſchicklichkeit im Billard und ungeheuern Erfolg im Kartenſpiel, ſich zu einer berühmten und beneideten Perſönlichkeit emporgeſchwungen hatte. Seine blühendſte Zeit war in Berlin, dort hatte er mit Friederike Unzelmann, der nunmehrigen Madame Bethmann, in jugendlichen Rollen geglänzt, und die Leidenſchaften, die er geſpielt, auch in der Wirklichkeit empfunden; er wollte das Andenken jener glücklichen Zeit erneuern, und jetzt in Prag um der alten Geliebten willen die Bühne nochmals betreten, der er ſeit vielen Jahren entſagt hatte; der kluge Schauſpielunternehmer Liebich ſah ein, welchen Vortheil ſeine Kaſſe davon ziehen müßte, und wußte von dem Oberſtburggrafen die Erlaubniß zu dem Unerhörten auszuwirken, daß ein bürgerlicher Freiwilliger auf den Brettern erſchiene. So ſah ich Madame Bethmann die Gräfin Orſina meiſterhaft und Czechtitzky neben ihr den Odoardo ſehr wunderlich ſpielen, aber bei dem für ihn günſtig geſtimmten Publikum mit dem größten Erfolg. Die Zerſtreuungen, welche mir durch die Anweſenheit des Berliner Gaſtes, durch den ſchnell vertraulich gewordenen Umgang mit Noſtitz, und durch andre Anregungen zu Theil wurden, hörten indeß bald wieder auf; Madame Bethmann ließ eine Tochter beim Prager Theater, und reiſte nach Wien, Noſtitz wurde durch eine Stafette ſchleunigſt nach Merſeburg gerufen, wo ſein Vater vom Schlage getroffen im Sterben lag.

Kerner ſchrieb mir aus Wien, daß er endlich Meyern's Bekanntſchaft gemacht habe, und nur wünſchte, ihn ſeinem Bruder und deſſen Freunde, dem General von Theobald zuführen zu können, er ſei ganz für ſie geſchaffen, ſie ſeien ganz ſo wie er, ſprächen faſt Gleiches; ein merkwürdiges Zeugniß für damalige würtembergiſche Oberoffiziere, das zu Ehren des deutſchen Geiſtes aufbewahrt zu werden verdient! Von Friedrich Schlegel ſchrieb er, derſelbe habe was recht Mattes auf die Hochzeit gedichtet, ein Karmen; dem Stoll hingegen habe der Hunger ein Lied auf Napoleon eingegeben, das er prächtig habe in Großfolio abſchreiben laſſen, und mit dem er nun wie mit einer Balancirſtange die Straßen durchirre. Dieſes Gedicht führte ihn ſpäterhin nach Paris; Napoleon's Leibarzt Corviſart, der für den Namen Stoll die größte Verehrung hegte, gab das Blatt dem Kaiſer, und erlangte für den Dichter ein Geſchenk von dreitauſend Franken. Aber weder dies Geld noch Corviſart's fortgeſetztes Bemühen konnten hier gründlich helfen, Stoll verarmte und verfiel ſchnell wieder, und trat verzweifelt die Rückreiſe an. Mitten im Winter, in dünner zerriſſener

Kleidung, halbverhungert, trat er eines Abends bei Kerner ein, der inzwiſchen in Schwaben an einem kleinen Orte ſich als Arzt niedergelaſſen hatte; dieſer half ihm nach Kräften, und er gelangte wieder nach Wien, wohin er jedoch in Folge der großen Entbehrungen und Leiden, die er auf der ſchrecklichen Winterreiſe erfahren, den Keim der Krankheit ſchon mitbrachte, an der er bald nachher ſtarb.

Die vielfachen Gemüthsbewegungen, das Frühjahr und die geringe Achtſamkeit, die ich auf mich ſelbſt hatte, brachten auch mir einige Krankheitsanfälle, denen ich vergebens trotzen wollte. Eben war jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt und für meine erſehnte Abreiſe alles bereit, da mußt' ich mich niederlegen. Ich hatte von der Verzögerung wenigſtens die Annehmlichkeit, noch in Prag die Nachricht zu empfangen, daß der Thereſienorden durch Ausſpruch des Ordenskapitels dem Oberſten zuerkannt worden, und dann unerwartet noch am letzten Tage von Marwitz beſucht zu werden, der von Berlin Aufträge und Mittheilungen in Fülle für mich hatte. Ich ſchöpfte manche Hoffnung aus ſeinen Berichten, aber auch manche Unruhe. Zu meiner Reiſe wünſchte er mir Glück, er meinte, ſie müſſe die beſten Ergebniſſe haben.

Am 11. April verließ ich Prag und kam ohne Gefährde nach Dresden, wo ich mich diesmal wenig aufhielt. Der Major von Boſe, auf den ich durch Noſtitz angewieſen war, befand ſich nicht in der Stadt, mit dem Grafen Alexander zur Lippe hatte ich nicht viel zu unterhandeln, er war ein Mann des Gefühls, in dieſem edel und zuverläſſig, aber ohne politiſchen Betrieb. Ganz andre Anknüpfungen fand ich in Leipzig. Hier war ein Mittelpunkt, wo Nachrichten und Menſchen zuſammenſtrömten, und hier beſtand auch, nicht ohne Gefahr vor der wachſamen, den Franzoſen ergebnen ſächſiſchen Polizei, ein kleiner Verein thätiger Deutſchgeſinnten, der in den Meßzeiten gewöhnlich zu bedeutender Verſammlung anſchwoll. In Halle ſah ich Steffens wieder, den wackern Prediger Blanc und einige Andre. Mir wurde hier manches vertraut, ich konnte meinerſeits vieles mittheilen; mir wurde klar, daß der Hauptort aller vaterländiſchen Gemeinſchaft doch Berlin ſei, und ich kämpfte lange mit mir, ob ich nicht einen Abſtecher dorthin machen ſollte, wohin ſchon das Herz mich zog. Ich unterließ es, nach ſchwerer Ueberlegung, weil es mich von meinem Wege zu weit abgeführt und meinen nächſten Zweck doch gefährdet hätte.

Da ich ſehr langſam reiſte, ſo kam ich erſt am 24. April nach Kaſſel. Das üppige, ſchamloſe Treiben am weſtphäliſchen Hofe war im vollen Schwange, theils vor Augen ſichtbar, theils aus aller Leute Mund zu hören. Mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, denen auch der Haß noch Gerechtigkeit widerfahren ließ, war hier das ſchlechteſte franzöſiſche Geſindel zuſammengefloſſen und ſuchte mit allen Mitteln ſich geltend zu machen, ſich emporzuarbeiten. An niedrigem deutſchen Pack fehlte es eben ſo wenig, es erſchien noch widriger und verächtlicher, weil es den Fremden ſich unterordnete, in ihrer Sprache, in ihren Manieren ſich bewegte. Ich ſah und hörte Mittags an der Wirthstafel und Abends im Theater von Deutſchen ſolche Gemeinheiten, daß auch die Franzoſen ihren Widerwillen nicht verhehlten. Leute, die ich in Hamburg und Berlin als wüthende Franzoſenhaſſer gekannt, fand ich in glänzender weſtphäliſcher Uniform oder in ergiebigen Hofgeſchäften wieder, und Einer wagte ſogar, den weſtphäliſchen Staat als einen zum Heil Deutſchlands gedeihenden zu preiſen, nach deſſen Verfaſſung andre Länder ſich billig ſehnen müßten! Aber auch an treuen Heſſen, Braunſchweigern, Magdeburgern fehlte es nicht, die den aufgedrungenen König mit ſeiner ganzen Regierung nur als eine Einquartirung anſahen, die ſie noch wieder loszuwerden hofften. Beſonders unter den Offizieren erhielt ſich, allen entgegengeſetzten Einflüſſen zum Trotz, ein ehrenhafter Geiſt, der bei künftigen Ereigniſſen für die deutſche Sache wichtig werden mußte. Viele wackre Männer, welche weder vom Lande ſich trennen noch ſonſt ein Unterkommen finden konnten, hatten das Waffenhandwerk aus Zwang und Noth ergriffen und ſtrebten, von der politiſchen Lage abſehend, daſſelbe wenigſtens durch Zucht und Tüchtigkeit emporzuhalten. Der Dörnberg'ſche Ausbruch vorigen Jahres, in ſeiner Unreife und Vereinzelung ſo ſchmählich mißglückt, hatte gleichwohl einen tiefen Eindruck hinterlaſſen, und nährte mancherlei Gedanken. Ich war veranlaßt, einen engliſchen Agenten Jones aufzuſuchen, der für einen Kaufmann aus Boſton galt, und hier viele Fäden in ſeiner Hand hielt. Auch Genoſſen des ſogenannten Tugendbundes hatten abwechſelnd in Kaſſel, in Braunſchweig und in Hannover ihr Zelt aufgeſchlagen; da ich jedoch dieſem Bunde nicht angehörte, ſo waren der Annäherungen nur wenige. Ueberhaupt mußt' ich eine große Abſonderung und oft Entgegenſetzung der verſchiedenen Elemente wahrnehmen, die doch im Haſſe der Fremdherrſchaft verbündet ſein wollten; die Zerſplitterung des Vaterlandes dauerte auch in den Geſinnungen derer fort, die daſſelbe einigen wollten, in Hannover war der Zuſammenhang mit England die Hauptſache, in Kaſſel und Braunſchweig die Anhänglichkeit an die vertriebenen Landesfürſten; der Tugendbund hatte allgemeinere Anſichten, hielt aber dabei doch vorzugsweiſe die preußiſche Richtung; ein ideales Deutſchthum, in welchem ſich die beſondern und örtlichen Intereſſen verlören, mußte allerdings ſtärker werden, je länger die Auflöſung der letztern dauerte, doch dieſe war im Jahre 1810 noch viel zu neu, und ſogar drei Jahre ſpäter hatte jenes Deutſchthum nur eine noch ſchwache Vertretung, die gegen Macht und Anſehn der beſtehenden oder ſich wiederherſtellenden Einzelſtaaten nicht aufkam, und ſich zuletzt in das Dunkel ſtudentiſcher und andrer Geheimbünde zurückgedrängt ſah. Damals aber galten die allgemeinſten Zwecke und Beſtrebungen grade für die beſten und wünſchenswertheſten, und auch in Oeſterreich wurde ein allgemeines deutſches Volksthum nicht ungünſtig angeſehen, dem man denn freilich den öſterreichiſchen Kaiſer als natürliches Oberhaupt dachte.

Die einzige wirklich gute, mir Sinn und Geiſt erfriſchende Bekanntſchaft, die ich in Kaſſel machte, war die der beiden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, an welche mir Steffens einen Brief mitgegeben hatte. Ihre tiefen und umfaſſenden Sprachſtudien kündigten ſchon die Ueberlegenheit an, welche im Gebiete des Altdeutſchen alle Vor- und Mitſtreber weit überflügelt hat; ihr redlicher und treuer Sinn aber offenbarte ſich in ihrem ganzen Weſen. Ich fühlte mich zu ihnen hingezogen, wenn mich ihre Schärfe auch einigermaßen verletzte. Sie waren erzürnt über Fouqué's Sigurd, den ich als Dichtung bewunderte, ſie aber verwarfen, weil ihnen die großen alten Sagen darin entſtellt dünkten. Ich hielt ihnen das Anſehn Friedrich Schlegel's entgegen, der gleich mir die Fouqué'ſche Arbeit preiſend anerkannte, allein ſie blieben bei ihrer Meinung. Auch in vielen andern Beziehungen waren wir entgegengeſetzter Meinung, und da ich die meinige auch wohl heftig ausſprach, ſo konnte es leicht geſchehen, daß die beiden Brüder, indem ſie mir im Ganzen den beſten Eindruck machten, von mir keinen ſonderlich guten erhielten, wie ſie dies auch an Steffens ſchrieben. Wilhelm Grimm erheiterte mir die peinlichen Wartetage, die ich in Kaſſel zubringen mußte, noch durch Mittheilung des alten ſchnurrigen Büchleins Schelmuffſky, welches damals die größte Seltenheit war; mit dieſem und einem kleinen Salluſtius, den ich bei mir hatte, füllte ich die nicht wenigen Stunden aus, die mir nach allem äußeren Verkehr ſtill im Gaſthof übrig blieben.

Ich würde noch manches Beſondere und Eigenthümliche hier mitzutheilen haben, wären meine Reiſeblätter aus jener Zeit noch vorhanden; doch könnten auch ſie der Erinnerung nur Anhaltepunkte liefern; denn ich hatte mir zum Geſetz gemacht, nur in aller Kürze und für mich allein verſtändlich das Nöthigſte aufzuſchreiben, beſonders aber keinen Namen noch überhaupt Bezeichnungen, durch welche jemand bloßgeſtellt oder verdächtig werden konnte; eine Vorſicht, welche von Andern damals viel zu wenig beachtet wurde, und aus deren Unterlaſſung viel Unheil entſtanden iſt! Im perſönlichen Geſpräch, in Angabe von Eindrücken und Geſinnungen, wie auch in Briefen, die nur mich betrafen, war ich keineswegs zurückhaltend, ſondern oft überdreiſt, und dies mit ſeltnem Glück, denn niemals entſtand mir oder Andern eine Unannehmlichkeit. Ich hatte auf der Fahrt durch Thüringen und Heſſen der Schreibtafel ein Lied anvertraut, aber bald der Sicherheit wegen wieder ausgelöſcht und nur dem Gedächtniß eingeprägt. Auf der Weiterreiſe von Kaſſel nach Paderborn und Münſter fand ich auf dem Poſtwagen gute Geſellſchaft, Leute, die ich zwar nicht näher kannte, bei denen aber ein wackrer Sinn zu erkennen war. Ein junger Gefährte beſonders fiel mir im beſten Sinne auf, das Geſpräch mit ihm ſteigerte ſich bald auf hohe Standpunkte vaterländiſcher Anſchauungen. In der Freude, einen ſolchen Geſinnungsgenoſſen zu finden, ſagte ich ihm mein Gedicht her, dem er und die andern Zuhörer vollen Beifall gaben. Der junge Mann war, wie ich nachher erfuhr, der Sohn eines weſtphäliſchen Präfekten, ich habe von ihm ſeitdem nichts weiter gehört; vielleicht lebt er noch und lieſt dieſe Zeilen, die ihm dann ein Gruß aus jener Zeit ſein mögen! Das Gedicht, das faſt unwillkürliche Ergebniß lebendiger Eindrücke, drückt ſo ganz die Stimmung jener Reiſe aus, daß ich die wenigen Strophen wohl hierher ſetzen darf.

Im Königreich Weſtphalen. 1810.

Heil'ge Wälder hör' ich rauſchen,
Alter Eichen Rieſenbau
Trägt mit ſtarken Aeſten grüne
Zweige hoch im Himmelblau,
Buſch und Gras in üpp'ger Fülle
Nähren treu das ſcheue Wild,
Aus dem ſchwankenden Gezweige
Munt'rer Vogelſang erquillt.

Dunkle Fluthen wogen leiſe
In dem hellen Wieſenbach,
Und die Sehnſuchtsblicke folgen
Ihrem Laufe brünſtig nach;
Ach, ſie fliehn von Bergeshöhen,
Wo die Freiheit nicht mehr weilt,
Bis im Meere freudig wieder
Freie Fluthen ſie ereilt.

Gold'nes Feld dort ſteht im Glanze
Sommerlichen Morgenſcheins,
Weit am Fuß der grünen Hügel,
Wo die Quelle rinnt des Weins;

Edler Fleiß und treue Pflege
Haben rings das Land beſtellt,
Doch des Jahres beſter Segen
Stets in Räuberhände fällt!

O geliebtes Land, umfaſſen
Möcht' ich mit den Armen dich!
An die heiße Bruſt dich drücken,
Küſſen mit den Lippen dich!
Herz der Treue, Mund der Lieder,
Geiſtesauge, Arm der Kraft,
Hand der Kunſt und Stirn des Denkens,
Mutterbruſt der Wiſſenſchaft!

Und in dieſes Landes Mitte
Schallet ſtets ein fremder Ton,
Ruft der trauten Muttererde
Des geliebten Landes Hohn?
Darf, wo deutſche Wälder rauſchen,
Unſre ſtolzen Fluthen gehn,
Unſres Fleißes Aehren wogen,
Fremdes Herrſcherwort ergehn?

Schnöde Schaar nichtswürd'ger Fremden,
Uns geſandt von blut'ger Hand,
Flog, ein wildes Raubgevögel,
In das unbewachte Land,
Schlug mit ſcharfen Adlerklauen,
Mit den gier'gen Schnäbeln feſt
In die heil'gen Waldeswipfel
Gift'ger Brut ein üppig Neſt!

Doch, o frevelndes Gezüchte!
Schon biſt du nicht ſicher mehr;
Bald erſteht uns der Befreier
Sieggekröntes Heldenheer!
Und du wirſt des Feldes Dünger,
Und du wirſt der Wellen Spiel,
Und du wirſt das Wild des Waldes,
Jedes Pfeils erwünſchtes Ziel!

In Paderborn und Münſter hielt ich mich nur wenig auf. Wegen des letztern Ortes war ich gewarnt worden, die franzöſiſche Polizei ſollte dort beſonders eifrige Diener zählen. Doch bei den neuen Verhältniſſen zwiſchen Frankreich und Oeſterreich war ein Reiſender aus Böhmen ſchon weniger ein Gegenſtand des Mißtrauens. Die Weſtphalen, beſonders die katholiſchen, dienten von alter Zeit her zahlreich im öſterreichiſchen Heere, und mehrere kamen jetzt, die günſtigen Umſtände benutzend, mit Urlaub in die Heimath ihre Verwandten zu beſuchen. Sie erfuhren keinerlei Anfechtung, die Behörden ſchwiegen, und die Einwohner bezeigten ihnen die lebhafteſte Anerkennung; ich ſah in Münſter öſterreichiſche Offiziere in Uniform über die Straße gehen mit großem Gefolge von Antheilvollen und Neugierigen, die Franzoſen konnten ſchicklicherweiſe dawider nicht einſchreiten, die Beeiferung für einen Krieger des Schwiegervaters des Kaiſers mußte mit als Beeiferung für dieſen gelten, ja wurde bei vielen franzöſiſchen Angeſtellten ſogleich ein Ziel der kriechendſten Augendienerei.

Aller Spannung aber zwiſchen Fremden und Deutſchen fühlt' ich mich auf der Stelle frei, als ich in Steinfurt angekommen war. Hier war kein Franzoſe, keine franzöſiſche Behörde; einer der reichſten und angeſehenſten Einwohner, Doktor Houth, war als Maire eingeſetzt, aber der wohlmeinende Mann übte ſein Amt ſehr beſcheiden, und weit entfernt, als Ortsobrigkeit ſich über die gräfliche Familie zu erheben, unterwarf er ſein Anſehn dem ihrigen und verehrte in ihr die rechtmäßige Landesherrſchaft. Aehnlichen Sinnes waren mehr oder minder alle Einwohner, und bei dem ſtillen Leben und den wenigen Verbindungen dieſer Gegend fand man ſich in der kleinen Stadt faſt außer dem Bereiche der politiſchen Einflüſſe, man lebte in patriarchaliſcher Abgeſchiedenheit, konnte hier viel thun und treiben, ehe davon eine Kunde nach außen drang. Nachdem ich auf dem Schloſſe meine Briefſchaften überreicht und mich noch ſonſt gehörig beglaubigt hatte, verſchwand ſogleich aller läſtige Zwang; man ermunterte mich ſogar, mein Inkognito zu verlaſſen und am Sonntage bei Tafel in meiner öſterreichiſchen Uniform zu erſcheinen, zum großen Vergnügen der Familie und der Gäſte aus der Stadt, denen der Kaiſerliche Doppeladler noch eine beſondre Ehrerbietung einflößte.

Meine Aufträge gingen zunächſt an den Erbgrafen Alexis. Einfach und verſtändig, die Weltbewegungen mit hellem Sinn und in dem Lichte der neuern Zeit betrachtend, führte er die Verwaltung mit beſtem Erfolg, und ſtand durch biedre Rechtſchaffenheit und leutſelige Güte in allgemeiner Achtung; für die jüngern Geſchwiſter ſorgte er mit mehr als brüderlicher, mit väterlicher Liebe. Die Mutter, eine geborne Herzogin von Holſtein-Glücksburg, vereinigte mit dem lebhaften Bewußtſein ihres Ranges ein menſchenfreundliches Wohlwollen und eine muntre Regſamkeit, wodurch ihre Gegenwart auch den jüngern Perſonen lieb und werth wurde. Zwei Töchter, die Gräfinnen Charlotte und Sophie, ausgezeichnet durch Bildung, Herzensgüte, Schönheit und Talente, waren noch unverheirathet zu Hauſe. Eine edlere, liebenswürdigere, im ſchönſten Sinne deutſchere Familie konnte man nicht ſehen. Der Aufenthalt war reizend durch die herrlichen Gartenanlagen, Bagno genannt, die man im ſchönſten Frühlingswetter genoß. Leider durfte hier mein Verweilen nur kurz ſein; die Geſchäfte waren ſchnell erledigt, und nur mit geringem Erfolg. Der Erbgraf erläuterte mir ohne Rückhalt die ganze Lage der Dinge, und verwies die Hauptſache an die Entſcheidung des Vaters, die aber ſchriftlich, meinte er, kaum zu erlangen ſein würde. Indeß gab er zu erwägen, ob unter den jetzt ſo günſtig erſcheinenden Umſtänden, da der Vater ſelbſt neue Hoffnungen auf die öſterreichiſche Verbindung ſetzte, es nicht thunlich ſein möchte, daß der Oberſt nach Paris reiſte und dort ſowohl ſeine eignen Anliegen als die des Hauſes perſönlich zu fördern ſuchte.

Ich trat am 4. Mai die Rückreiſe an. Ich mußte in Kaſſel abermals mehrere Tage verweilen. Der Engländer Jones wünſchte mir Briefe und Nachrichten mitzugeben, die er täglich von Helgoland erwartete, und die für die Freunde in Böhmen ſehr wichtig ſein ſollten. Ihr Ausbleiben machte mich ungeduldig, aber ſchmerzlich war es mir, kein Blatt von Rahel vorzufinden, da die perſönlichen Entſcheidungen, welchen ich nun entgegenreiſte, weſentlich durch die Nachrichten bedingt werden ſollten, die ich von ihr erwartete.

Da meine täglich wiederholte Nachfrage, ſowohl bei Jones als auf der Poſt, immer vergeblich blieb, ſo durft' ich nicht längere Zeit aufwenden, ſondern ſetzte meine Reiſe nach Halle fort.

Daß ich auch hier keine Briefe fand, beunruhigte mich auf's höchſte; der nächſte Gedanke war damals in ſolchem Falle nicht bloß Verzögerung oder Verſchleppung, ſondern auch Veruntreuung auf der Poſt, weil die polizeilichen Spürer hier überall eingriffen, und nicht ſelten ſolche Briefe, die ihnen nutzlos Mühe gemacht, ohne weiteres bei Seite warfen. Ich verweilte ein paar Tage, und dieſe waren erfüllt genug. Die Geſinnungen und Thätigkeiten, welche ſich um Steffens hier vereinigten, und von welchen er in ſeinen Denkwürdigkeiten umſtändlich berichtet, belebten mir den verödeten Ort, den ich nicht ohne die tiefſte Wehmuth in ſeinen Trümmern betrachten konnte, denn die jetzt weſtphäliſche Univerſität, wie ſie kümmerlich fortbeſtand, erſchien wie Trümmer gegen das blühendkräftige Leben, das ſie als preußiſche gehabt. Steffens allein war hier von den Männern noch übrig, die uns Jüngeren einſt hier Anziehung und Freude geweſen waren; an der Univerſität ſtand er ganz vereinzelt und gehörte nur wie ein Miſſionair hieher, der im fremden Land und in bedenklichen Verhältniſſen zurückgelaſſen worden, nicht ſeines Wohles wegen, ſondern um hoher Zwecke willen. Wie das feurigſte Naturell, hatte er auch die ruhigſte Beſonnenheit, das klarſte Urtheil, woran ſeine Gefährten es nicht ſelten fehlen ließen. Einer ſeiner Lieblinge, der Freiherr Werner von Haxthauſen, ein junger Mann von ernſter Geſinnung und früher Gewandtheit, den ich hier kennen lernte, ſetzte im Anfall ſtudentiſcher Laune oft mehr als das eigne Geſchick auf's Spiel, und ein junger Norweger Ström und ich, während wir zuſammen durch die Straßen wandelten, hatten oft Mühe, ſeinen nutzloſen Uebermuth zu bändigen. Als ein Muſter entſchloſſener Tüchtigkeit ſtand Blanc da, mit Steffens in völliger Einigung. Unſre Geſellſchaft mehrte ſich unerwartet durch die Ankunft des Kammergerichtsraths Eichhorn, ſo wie des Regierungsraths Schede und ſeiner Schweſter. Die alten Berliner Freunde wiederzuſehen, mit ihnen ſo vieles Vorgefallene zu beſprechen, war mir ein hoher Genuß; unglücklicherweiſe wußten ſie von Rahel und deren Vorſätzen nichts, nicht einmal ob ſie noch in Berlin weile. Die Geſchwiſter Schede waren übrigens von eignen Anliegen ganz erfüllt, und hatten in dieſem Augenblicke wenig Sinn für fremde; mir wurde vertraut, der Zweck der Reiſe ſei für den Bruder eine Brautſchau, der Name der Braut aber traf mich im Innerſten, denn ich wußte das treffliche Mädchen ſchon von anderer Seite geliebt und zur Gattin gewünſcht, und gedachte ſogleich des Eindrucks, den in der Ferne die Nachricht ihrer Verlobung machen würde; zwar der Freund, für den ich fürchtete, hatte im Grunde wenig Anſpruch und wußte ſich zu faſſen, ein andrer aber, wirklich getroffen in ſeiner tiefſten Neigung und Zuverſicht, beſtätigte durch ſein frühes Hinſcheiden den Ernſt ſeiner Empfindungen. Die friſche Gegenwart jedoch drängte die trüben Vorſtellungen leicht zurück, und wir verlebten die paar Tage nach unſrer Weiſe recht vergnügt. Der Kapellmeiſter Reichardt hauſte nun wieder in Giebichenſtein, wohin er ſich nach der kurzen Anſtellung in Kaſſel zurückgezogen hatte, und war wie früher in ſeinen Gartenanlagen und Pflanzungen beſchäftigt; vor drei Jahren noch gingen wir hier in ſo ganz andern Verhältniſſen und Stimmungen umher; ich ſah das alles nun wieder, als wenn ein klaſſiſcher Boden mich an uralte Vorzeit erinnerte!

Schede's wollten nach raſch entſchiednem Erfolg ihrer Sache die Rückreiſe über Lei[illegible] nehmen, und wir verabredeten die Fahrt dahin gemeinſchaftlich. Schon war ein Kutſcher beſtellt, das Gepäck fertig, und wir nahmen Abſchied, um des andern Morgens abzureiſen, da drang Harthauſen heftig in uns ein, das ſei treulos, ein ſo frühes Scheiden habe er nicht ahnden können, er laſſe uns nicht ſo fort, wir müßten noch den folgenden Tag bleiben und Abends auf dem Jägerberge ſeine Gäſte ſein. Wir ließen uns endlich bereden und gaben nach, beruhigten den Kutſcher, packten das Nöthigſte wieder aus und brachten den Tag in Spazirgängen hin. Wir beſuchten auch den Konditor Schelling wieder, und hatten unſern Scherz mit dem Muſterbilde aller

Philiſter; als er gefragt wurde, wie es denn beim Durchzuge der Truppen des Herzogs von Braunſchweig-Oels geweſen, ob er nicht Furcht gehabt? antwortete er ganz unſchuldig: „O das war der glücklichſte Tag für Halle, den ganzen Tag iſt mein Laden nicht leer geworden von Offizieren, die alle in baarem Gelde bezahlt haben!“ Harthauſen war unerſchöpflich in Laune und Verwegenheit; wir tauſchten die ſprechendſten Züge der Zeit wetteifernd gegen einander aus, Geſchichten aus dem Krieg, aus den Zuſtänden Berlins, Weſtphalens, Sachſens; Schleiermacher's tiefwitziger Spruch, der Pabſt werde bald der einzige Proteſtant ſein, wurde nicht vergeſſen; Steffens war eine reiche Quelle blitzender Bemerkungen und munterer Anregungen. So verging der Tag auf's beſte. Am andern Morgen, als uns denn doch faſt reute, die Abreiſe verſchoben zu haben, kam der Kellner und meldete, Herr von Harthauſen ſei früh dageweſen, habe aber, da wir noch ſchliefen, uns nicht wecken wollen, er laſſe ſich entſchuldigen, daß er die Einladung abſagen müſſe, er habe ſich im Tage geirrt und vergeſſen, daß er ſchon früher eine Fahrt nach Leipzig verabredet, und wirklich ſei er mit dem Präfekten vor ein paar Stunden ſchon abgereiſt. Wir waren nicht wenig aufgebracht, ſo geäfft zu ſein; doch meinen Zorn entwaffnete plötzlich die Dialektik eines der Mitgeäfften, der mit freundlichem Lächeln einwandte: „Sie können daraus ſehen, wie lieb und werth wir ihm müſſen geweſen ſein, daß er unſertwegen alle ſeine frühern Verabredungen vergeſſen konnte!“ Dieſe Art, aus dem Schlimmen das Gute hervorzukehren, gefiel mir außerordentlich, und um dieſes Ausſpruchs willen ſchätzte ich den Mann ſeitdem nur deſto höher, als darin wirklich eine ganze Richtung heitrer und gedeihlicher Lebensanſichten angedeutet iſt.

In Merſeburg traf ich Roſtitz, der ſeinen Vater verloren und eine Erbſchaft angetreten hatte, deren Betrag er möglichſt gering anzugeben und eiligſt nach Böhmen zu ſchaffen wünſchte. Als einer der unruhigſten, herzhafteſten und klügſten Betreiber jener Zeit, war er nicht wenig geſpannt auf die

Nachrichten, die ich mitbrachte, ſchüttelte aber ſehr den Kopf, und meinte, es werde nun für lange Zeit nichts zu thun ſein, denn England habe den Blick von Deutſchland abgewendet und richte alle Kräfte, wie auch recht, nach Spanien und Portugal, ohne fremden Beiſtand aber könne Norddeutſchland auch bei der größten Anſtrengung nichts unternehmen; auch wollte er in dieſen Sachen nur mit Militairperſonen zu thun haben, als welche allein wüßten worauf es ankomme, und auf die allein man im Handeln ſich verlaſſen könne, von Profeſſoren, Kaufleuten und andern Bürgern wollte er nichts hören, und ſich noch weniger mit ihnen einlaſſen. Ich ſah hierin ein neues trauriges Beiſpiel der Trennung und Zerſplitterung, in welcher die deutſchen Kräfte von jeher einander nur lähmen oder doch fremd bleiben!

Als wir in Leipzig mit Harthauſen wieder zuſammentrafen, ſtellte ſich alsbald das frühere Behagen her, indem er mit einer heftigen Anklage auftrat, behauptend er ſei Varnhagen, und mir, der ich Harthauſen ſein ſollte, ſeine Vertheidigung überwies; dieſes Spiel, zu welchem auch noch Ström ſich geſellte, ſo daß jeden Augenblick die Rollen wechſelten, gab zu den beißendſten Ausfällen Gelegenheit und wandelte alles noch übrige böſe Blut in Humor um, das in andrer Weiſe leicht neuen Verdruß und Schaden hätte erzeugen können. Uebrigens dauerte die Meſſe noch und Leipzig war durch den Zuſammenfluß vieler Fremden ſehr belebt. Ich erging mich mit Hamburger und Berliner Freunden, beſuchte den Doktor Adolph Wagner und Jean Paul Richter's Schwägerin, die Hofräthin Spazier, traf unvermuthet den Major von Welk, den ich von Nennhauſen her kannte, und wurde durch ihn dem Herzoge von Sachſen-Weimar vorgeſtellt, der kaum vernahm, daß ich in öſterreichiſchen Dienſten ſei, als er gleich in vertraulicher Weiſe die Kriegsereigniſſe zu beſprechen begann. Auch er, obgleich er die entgegengeſetzten Wünſche gar nicht verläugnete, hielt die Herrſchaft der Franzoſen nun auf geraume Zeit geſichert, und meinte, ſo günſtige Ausſichten, wie die deutſche Sache im letzten Kriege gehabt, dürften ſo bald nicht wiederkehren.

Sehr verbreitet war übrigens das Gerücht, daß Oeſterreich ſich zum Kriege gegen die Türken rüſte, dort liege, hieß es, die Entſchädigung, welche Napoleon ihm für den durch ihn erlittenen Verluſt anweiſe! Dieſe Ausſichten waren ſehr niederſchlagend; wer nicht auf jede Bedingung und gleichviel für welche Zwecke das Kriegshandwerk treiben wollte, mußte auf neue Stätten denken, wo nicht des Bleibens, doch des Abwartens. Der edle Herzog, als Rheinbundfürſt genöthigt ſeine Truppenſchaar mit den Franzoſen gegen die Spanier ziehen zu laſſen, hatte noch kürzlich, wie ich wußte, ehemaligen preußiſchen Offizieren die Mittel verſchafft, zu den Engländern nach Spanien zu gelangen, und dieſe Zuflucht ſchien ſo zweckmäßig als ehrenvoll. Aber die Wege waren jetzt ſorgfältig verſperrt, und um das Abentheuer zu unternehmen, bedurfte es größerer Summen, als mir und allen Freunden verfügbar waren. Mit dem Buchhändler Beſſer aus Hamburg hatte ich lebhafte Unterredungen, ſein Geſchäftsverbündeter Friedrich Perthes hatte die neue Zeitſchrift „Vaterländiſches Muſeum“ angekündigt, und das erſte Heft war im Druck; ich ſollte Beiträge dazu liefern, allein was ich hätte geben können, war zu ſtark, und für das was ich zu ſagen hatte, verſtand ich den litterariſchen Schleier nicht zu weben, der hier Bedingung war. So von allen Seiten aufgeregt und abgeſtoßen, durch das Allgemeine verſtimmt, für mich ſelbſt den unſicherſten Schwankungen überliefert, ſagt' ich den Freunden ein trauriges Lebewohl, und zog meinen Weg fürder.

Mit dem Grafen zur Lippe und dem Mahler Meier aus Rathenau verbracht' ich die kurze Zeit, die ich wieder in Dresden aufgehalten wurde. Ich gelangte dann ohne Gefährde nach Böhmen, wo mir unterwegs noch die Gelegenheit wurde, einem ehemaligen preußiſchen Offizier förderlich zu ſein, und war am 26. Mai glücklich wieder in Prag.

Ich fand keine Briefe, und meine Beſtürzung und Unruhe deßhalb wurden um ſo peinlicher, als die zerrütteten und ängſtlichen Verhältniſſe durch meine mitgebrachten Nachrichten nich gebeſſert waren, ſondern zu neuen Entſchlüſſen drängten, für welche mir Richtung und Boden fehlte. Mein Obeſt fühlte die Nothwendigkeit, nach Paris zu reiſen, um ſeine Angelegenheiten ſeinem Vater mündlich vorzutragen, doch hatte dieſes Unternehmen mannigfache Bedenklichkeiten. Während dieſe überlegt wurden, ergab ſich mir der Anlaß eines Ausfluges auf das Land zu dem Fürſten Ferdinand von Kinsky, der in Budenitz ein ſchönes Schloß bewohnte. Der liebenswürdige Fürſt hatte keine Vorſtellung von Geſchäftseile, er wollte vor allem den Gaſt durch ländliche Vergnügungen erfreuen, es gab allerlei zu beſehen, zu genießen, eine Fahrt nach dem ihm gehörigen Badeort Mſcheno wurde unternommen, noch andre Gäſte fanden ſich ein, die anmuthigſte Damengeſellſchaft war um die ſchöne, feine Fürſtin verſammelt. Nur mit Mühe konnte ich dieſem Aufenthalte mich wieder entwinden, ganz als Nebenſache wurde noch im letzten Augenblicke der eigentliche Zweck meiner Sendung mit vollem Erfolg abgethan.

Doch hatte ich ein paar Tage hier, wie ich meines Sinnes die Zeit rechnete, ſo gut wie verloren, und als ich nach Prag zurückkam, hörte ich, Madame Bethmann habe auf der Durchreiſe von Wien nach Berlin ſehr bedauert mich nicht zu finden. Ich war alſo wiederum einzig auf die Poſt verwieſen, die mir Unſicherheit und Verzögerung bot, für mich ſeit längerer Zeit gar nichts mehr brachte! Mittlerweile hatte ſich Noſtitz wieder in Prag eingeſtellt und wurde der Vertraute meiner Unruhe, meiner Verlegenheit; die Hauptfrage, ob ich den Oberſten nach Paris begleiten ſollte, wurde weitläufig zwiſchen uns verhandelt, Noſtitz verneinte ſie mit vielen Gründen und bot mir wiederholt, und als er zu ſeinem Standort Pardubitz wieder zurückgekehrt war, auch ſchriftlich eine lockende Zufluchtsſtätte bei ſich an, falls ich durch Ungewißheit und Aufſchub längere Zeiten des Abwartens beſtehen müßte. Ich nahm das Anerbieten dankbar an, doch nur für den ſchlimmſten Fall, und theilte es in dieſem Sinne auch nach Berlin mit. Endlich kam von dorther ein Brief, aber keiner, der ein ſchließliches Ergebniß faſſen ließ, alles ſtand unſicher, von Bedingungen abhängig, die noch zweifelhaft blieben. Einige Briefe waren nicht angekommen, das war klar, ihr Inhalt ergänzte vielleicht das Lückenhafte der vorliegenden, aber ihn zu errathen war unmöglich. Wie im Fieber ſetzte ich mich hin und ſchrieb aufs neue, die drängende Lage der Dinge ſcharf darlegend, aber ſchon verzweifelnd an der Kürze der Zeit, die nicht mehr geſtatten würde, eine Antwort abzuwarten. Abſichtlich verzögerte ich den Oberſten, der mir die Entſcheidung großmüthig anheimgeſtellt hatte, ihn zu begleiten, wie er ſehr wünſchte, oder während des Sommers Urlaub zu nehmen und ſpäter mit ihm zugleich wieder beim Regiment einzutreffen. Welche beklommene Tage und brennende Nächte erlebte ich in ſolcher Unſchlüſſigkeit! Jedoch die Zeit drängte, und der Tag der Wahl erſchien, ich faßte in heißer Seele nochmals die Widerſprüche prüfend zuſammen, und entſchied für die Mitreiſe. Noch am letzten Tage kam ein Brief, der mich zum Bleiben aufforderte, aber noch keine Antwort auf meinen letzten, noch vieles ungewiß laſſend, und überhaupt auch ſchon zu ſpät, ich konnte nicht zurücktreten, alle Anſtalten waren getroffen, und der 9. Juni fand uns ſchon auf der Reiſe nach Wien.

Hier mußte zuvörderſt der Urlaub zur Reiſe nach Frankreich erbeten werden. Für den Grafen von Bentheim hatte das keine Schwierigkeit, der Kaiſer wollte ſogar der Privatreiſe das günſtige Anſehn einer Sendung gönnen, indem er ein Schreiben an ſeine Tochter die Kaiſerin Marie Louiſe dem Oberſten mitzugeben verſprach. Unerwartet aber zeigten ſich Schwierigkeiten für mich, ſobald zur Sprache kam, daß ich in Düſſeldorf geboren ſei. Die Franzoſen trieben ihre ſinnloſe Anmaßung ſo weit, daß ſie alle Perſonen, die in den jetzt dem franzöſiſchen Reiche zugezählten Ländern, wenn auch lange vor Napoleon's Zeiten, geboren waren, als franzöſiſche Unterthanen anſahen, und manche öſterreichiſche

Offiziere hatten dieſerhalb, wenn ſie ihre Heimath beſuchten, ernſtliche Ungelegenheiten erfahren. Der Hofkriegsrath, um ſolche ärgerliche Verwickelungen zu vermeiden, hatte beſchloſſen, den Offizieren, welche dergleichen zu befürchten gaben, keinen Urlaub mehr nach franzöſiſchen Ländern zu ertheilen. Der General Graf von Bellegarde, mit welchem ich deßhalb ausführlich zu ſprechen hatte, ſetzte mir dieſe Verhältniſſe freundlich auseinander, und ließ ſich dabei in viele Betrachtungen ein, die von ſeiner Seite den beſten Willen und ein großes Zutrauen darlegten. Schon nahm ich es für eine Fügung des Geſchickes, die mich aus der Strömung, welche mich ſchon ergriffen hatte, doch noch herausziehen und mich der Richtung meiner Herzenswünſche übergeben wollte. Jedoch Bentheim war nicht der Mann, ſich durch eine Schwierigkeit dieſer Art abſchrecken zu laſſen; er verſicherte, das Hinderniß werde ſich beſeitigen, er wolle ſchon die Sache durchſetzen.

Inzwiſchen hatte ich in Wien einige Tage freier Muße, und benutzte ſie zu pflichtgemäßen Beſuchen und nöthigen Anordnungen. Mitten in dieſem ſehr proſaiſchen Thun überraſchte eine romantiſche Anſprache. Otto Heinrich Graf von Löben, der bei Friedrich von Schlegel meine Anweſenheit erfahren, beſuchte mich voll Eifers und wandte mir blindlings die überſchwänglichſte poetiſche Neigung zu. Wir machten ja beiderſeits Sonette, erkannten im Norden Fouqué, im Süden Uhland und Kerner als vorleuchtende Genoſſen an, ſo mußten wir unfehlbar als Verbrüderte einander an's Herz drücken! Löben war ein zarter, edler Jüngling, kaum ein Jahr jünger als ich, ein liebevolles weiches Gemüth, ein ſchönes leicht flüſſiges Talent, er ſchwelgte in hohen, innigen Gefühlen, in heftigen dichteriſchen Sehnſuchten, meiſt ohne feſten Gegenſtand, aber nur deſto unruhiger und ſchmerzlicher griff er nach allem, was ihm einen Augenblick einreden konnte, ſeinem poetiſchen Weſen zu entſprechen oder mit ihm zu verſchwimmen. In der Lauſitz, woher er gebürtig war, hatte ein Kreis bewundernder Stiftsdamen ihn frühzeitig gehegt und geliebt, in Heidelberg, wo er ſeine Studien gemacht, eine Schaar ſchwärmeriſcher Freunde ihn vergöttert. Als an letzterm Orte ſein erſtes litterariſches Erzeugniß, ein Roman „Guido“ unter dem Namen von Iſidorus Orientalis erſchienen war, jauchzten die verzückten Jünglinge ihm den unbeſchränkteſten Beifall, ſie erhoben ihn weit über Goethe, Tieck und Novalis, ſie behaupteten, er habe erreicht und vollendet, was der letztere, allerdings ihm geiſtverwandte, aber weniger vom Schickſal begünſtigte Dichter in ſeinem Ofterdingen nur angeſtrebt, nur verſuchsweiſe berührt habe! Löben wehrte ſich zwar gegen ſolche Ueberſchätzung und meinte, wenn er etwas ſei oder geleiſtet, ſo gebühre den Göttern die Ehre, nicht ihm, der verdienſtlos und faſt bewußtlos ihr Werkzeug geweſen; allein die Atmoſphäre der Schmeichelei hatte ihn doch zu lieblich umfloſſen, als daß ihm nicht angenehm geweſen wäre, dies weiche Element in Wien ebenſo wiederzufinden. Er hatte hier einen lieben Bruder, der öſterreichiſcher Offizier und Flügeladjutant des Erzherzogs Karl war, ein wackrer, gutmüthiger Mann, der die Poeſie des Bruders als ein Stück ſeines Weſens mitliebte, ſonſt aber nicht darauf einging und noch weniger ſie thätig erwiederte. So war ich denn ſeinem Herzen höchlich willkommen, und er umfaßte mich mit all ſeiner harrenden Sehnſucht, nicht gewahr der vielen ſcharfen Lebensdornen, die in mich hinein und aus mir heraus ſtachen. Ich muß bekennen, daß er mich wirklich überwältigte und mir auf Augenblicke mehr Empfindſamkeit aufnöthigte, als mein damaliger Lebensmoment tragen zu können ſchien. Seine eigentliche Kraft hiebei war aber eine ſittliche; er trieb ſeine Schwärmerei aus reiner, edler Seele, ohne eine Spur von Scheinſamkeit, aufrichtig und unſelbſtſüchtig, es war ihm nicht um Lob zu thun, er ſpielte keine Art von Rolle dabei, und ſo hatte ſeine Zartheit und Zärtlichkeit wirklich etwas Rührendes und Ehrwürdiges. Wir genoſſen eines reichen Austauſches von dichteriſchen Gütern, der Stoff der Mittheilung ſchien auf beiden Seiten unerſchöpflich. Aber im Grunde lagen mir gerade jetzt ganz andere Dinge an, und ich war etwas betroffen, als gleich nach dem erſten Beſuch ein feuriges Sonett mich überraſchte. Zu andrer Zeit hätte ich dergleichen zehnfältig erwiedert, jetzt ließ ich die prunkhaften Zeilen unbeantwortet, und überdachte nur im Innern, nicht ganz zu meinem Troſte, wie ſehr ich doch ein Andrer geworden ſei!

Bentheim kündigte mir an, wir müßten vor der Abreiſe auf ein paar Tage nach Baden gehen, wo er den Kaiſer noch ſprechen ſollte. Wir fuhren hinüber, und wohnten bei der lieblichen Gräfin von Fuchs, die uns als treue Unterthanen empfing. Auch Meyern fand ſich hier ein, und in der wünſchenswertheſten Geſellſchaft ergingen wir uns im reizenden Helenenthal, genoſſen der herrlichen lauen Abendluft, und mehr als alle Poeſie entrückte dieſe Wirklichkeit mich den Sorgen des Augenblicks, der doch mehr als irgend einer verhängnißſchwer über mir ſchwebte.

Denn noch ſtand ich auf einem entſcheidenden Wendepunkt, ungewiß, wohin er mich ſchleudern werde, nach Norden oder nach Weſten, ja ungewiß, welche von beiden Richtungen ich jetzt am meiſten wünſchen ſollte. Die Ankunft des Kaiſers erfolgte, mit ihr war der Ausſpruch über mein nächſtes Loos näher gerückt, noch an demſelben Abend mußte alles entſchieden ſein. Bentheim konnte den Kaiſer nicht ſprechen, derſelbe war mit Eintritt der Dämmerung ausgefahren, um die Beleuchtung anzuſehen, durch welche die Badener ſeine Ankunft feierten. Doch Bentheim gab ſeine Sache nicht auf. Er ſchrieb mir ein paar Zeilen an den Oberkammerherrn Grafen von Wrbna, und überließ das Weitere, wie er ſagte, meiner Geſchicklichkeit. Ich fand mich in der Kaiſerwohnung ein, aber der Oberkammerherr war mit dem Kaiſer, und dieſer noch nicht zurück; man führte mich in ein Zimmer und hieß mich warten. Unterdeſſen wurde im Nebenzimmer der Abendtiſch des Kaiſers bereitet, und die Verſpätung der Zurückkunft weckte mancherlei Ungeduld, es hieß, nun würde wohl keine Zeit mehr ſein, ich möchte lieber morgen wiederkommen; mir ſelber ſchien der Augenblick nicht günſtig, indeß beſtand ich darauf mein Heil noch heute zu verſuchen. Es verging noch eine ganze Weile, dann kam endlich der Kaiſer, und ich konnte ſehen, wie er ſich mit ſeinen Gefährten, dem Grafen von Wrbna und dem Generaladjutanten von Kutſchera eiligſt zum Abendeſſen hinſetzte. Ein Lakai trug dem Oberkammerherrn mein Briefblatt hinein, und ich ſah, wie er es flüchtig überlas, dann dem Kaiſer ein Wort ſagte, aufſtand, und zu mir herauskam. Nur ein öſterreichiſcher Herr, ich muß es zur Steuer der Wahrheit ſagen, kann mit ſo reiner Gutmüthigkeit, ſo freundlichem Selbſtvergeſſen, ſo fern von aller Hoffahrt und Einbildung, dem unbefangenen Antriebe des Augenblicks folgen, das Menſchliche und Billige ſo allem voranſtellen, wie diesmal der Graf von Wrbna that. Mit der Serviette in der Hand ſtand er zu mir geneigt, und fragte ſorgſam nach meinem Anliegen, bezeigte keinerlei Ungeduld, daß die Erklärung ſich ihrem Inhalte nach etwas dehnte, ließ dem Kaiſer, der indeß munter ſpeiſte, aber doch wiſſen wollte, was vorginge, zurückſagen, er werde bald kommen, und als er ſich die Sache etwas überlegt, ſagte er theilnehmend, es werde wohl gehen, er wolle es dem Kaiſer ſchon ſo vorſtellen. Nämlich mein Urlaub war nun nicht anders möglich, als durch ein ſogenanntes Handbillet des Kaiſers, welches als der höchſte Ausdruck ſeines Machtwillens alle ſonſtigen Vorſchriften überfliegt oder beſeitigt. Nach wenig gewechſelten Worten kehrte der Graf zurück, ſagte, der Kaiſer werde das Handbillet ſchreiben, ich ſolle nur darauf warten, trug mir die ſchönſten Grüße an Bentheim auf, und drückte mir zum Abſchiede glückwünſchend die Hand. Inzwiſchen war der General von Kutſchera herausgetreten, und hieß mich ihm in eine Schreibſtube folgen. Der General war bekannt als ein Mann von ſchwachen Mitteln und lächerlich plumpem Benehmen, und wiewohl man ihn ſeiner Stellung wegen fürchtete, ſo beluſtigte man ſich doch gar ſehr an den mancherlei Zügen, die er darbot. Auch mir gab er eine Probe ſeines Weſens, die kaum ergötzlicher ſein konnte. Ganz das Gegentheil des Grafen von Wrbna ließ er, ſobald uns der Kaiſer nicht mehr hören konnte, ſeinen Unmuth aus; er murrte gegen den Oberſten Bentheim, der den Leuten bei der Nacht keine Ruhe gäbe, ſo ein verwöhnter Kavalier meine, alles was ihm durch den Sinn fahre, müſſe auch gleich geſchehen. „Ich muß jetzt das Handbillet ſchreiben“, rief er aus, „ehe ich fertig bin, iſt der Kaiſer mit dem Eſſen fertig, und ich hab' das Beſte verſäumt! Meinen Sie, daß ich nicht hungrig bin? Und nun hab' ich gar nicht einmal eine Dinte! O Je, o Je! Nun ſo helfen Sie mir doch eine Feder ſuchen, Sie! Sie tragen ja ohnehin eine Brille!“ Alles dies muß man ſich im reinſten Oeſterreichiſch, in der kräftigſten Volksweiſe ausgeſprochen denken, wie ich es im Schreiben wiederzugeben nicht unternehme. Endlich fand ſich alles, das Handbillet wurde geſchrieben, unter ſteten Ausrufungen und polternden Klagen, die Unterſchrift des Kaiſers erfolgte ſogleich, und ich entfernte mich mit zierlicher Dankſagung und Entſchuldigung, denen aber der General unwillig entgegenwarf: „Ja was hilft das alles, ich bin um mein Eſſen kommen!“

Wir ergötzten uns nicht wenig an dieſem lächerlichen Zwiſchenſpiel. Bentheim war über das Gelingen ſeines Anſchlags hocherfreut. Mich übernahmen bald ernſte Gedanken über die neue Bahn, die nun entſchieden vor mir lag. In dieſen Betrachtungen fand mich Löben, der mir nach Baden nachgekommen war, und wir blieben im Freien zuſammen bis zur ſpäten Nacht. Er öffnete ſein ganzes Herz, und ich ſah die zarteſte Sinnesweiſe, die lieblichſte Seelenfreundlichkeit vor mir ausgebreitet; er ſprach begeiſtert von ſeinen dichteriſchen Entwürfen und Hoffnungen, ganz ohne Eitelkeit, wie von einem Auftrage, den er auszurichten habe, mit Freude zugleich und Wehmuth, denn er fühlte ſich zwar berufen, aber doch unzulänglich, und für das irdiſche Leben nicht kräftig genug ausgerüſtet. Wie ich ihn ſo vor mir ſah, ſeine ſchmächtige Geſtalt prüfend, mußt' ich unwillkürlich denken: „Armer, du wirſt nur allzubald dich aufreiben!“ und in demſelben Augenblicke rief er aus: „O ich weiß es wohl, ich bin ein dem frühen Tode geweihtes Weſen!“ Dieſes

Zuſammentreffen ſeiner Worte mit meinen Gedanken durchzuckte mich ſchmerzlich, und ich blieb lange davon erſchüttert, ohne ihn merken zu laſſen, was in mir vorgegangen. Er hat noch viele Jahre gelebt, und inſofern war die Ahndung falſch, aber früh erkrankt an unheilbaren Krämpfen ſtarb er doch im jugendlichen Mannesalter, und ſein Ausſpruch hat ſich alſo dennoch einigermaßen bewährt.

Unſer Scheiden — doch nur ein vorläufiges, wir wollten uns in Wien noch ſehen — geſchah in tiefer Rührung, und doch nicht ohne komiſche Beimiſchung. Er drückte mir, verſchämt und verſtohlen, wie man Almoſen giebt, ein Blättchen Papier in die Hand, und ein Almoſen auch war es, ein poetiſches, zarte Verſe mir zum „Lebewohl“ gedichtet. Bei ungeſtümer Umarmung fielen uns die Hüte vom Kopfe, ſie ſchlugen dumpf auf den Boden, rollten nach verſchiedenen Seiten, und es mag lächerlich genug ausgeſehen haben, als wir ſuchend uns bückten, um ſie wieder aufzuheben. Das Gedicht aber ſchloß ſehr artig:

Geh nur weiter, geh nur weiter!
Biſt du gleich vorbeigerauſchet,
Viele Wellen ſind vertauſchet,
Viele Wellen ſind Begleiter.

Und in der That blieb uns eine herzliche Theilnahme für einander auf lange Zeit lebendig.

Bentheim und ich kehrten nach Wien zurück, aber nur um abzureiſen. Der Graf von Bellegarde lächelte bedeutſam, als ich ihm den vom Kaiſer empfangenen Urlaub anmeldete, und meinte, ich ſei der erſte Fähndrich, der ſich einer ſolchen Gunſt rühmen könne. Der alte Fürſt von Metternich, Vater des nachherigen Staatskanzlers, empfahl mir Briefſchaften an ſeinen Sohn, den ich in Paris treffen würde; dem Fürſten von Schwarzenberg hatte mich der Fürſt von Ligne empfehlen wollen, aber zu ſpät an die Ausführung gedacht, es war auch überflüſſig, denn an der Seite meines Oberſten war ich ohnehin des beſten Einganges überall gewiß. Friedrich von Schlegel und ſeine Frau trugen mir Grüße an der letztern Schweſter Henriette Mendelsſohn auf. Am 18. Juni reiſten wir ab, ich ſchweren Herzens, wenn auch von mancher Hoffnung erfüllt.

Zweiundzwanzigſter Abſchnitt.

Das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg.

Paris, 1810.

In raſchem Fluge hatten wir die reichen Länderſtrecken von Wien bis Straßburg und von da nach Paris zurückgelegt. Der Juni ſtrahlte verſengend in ſeiner ganzen Kraft, und nachdem Staub und Hitze der Sonnengluthen uns im grünenden Freien faſt verzehrt hatten, tauchten wir Nachmittags in die dumpfe Schwüle und düſtre Straßenenge der unermeßlichen, volkbewegten Stadt. Im Hotel de l'Empire der Rue Cérutti, deren Namen ſeitdem gewechſelt haben, fanden wir beſtellte Zimmer und jede erwünſchte Erquickung, und konnten von den Mühen und Wallungen der Reiſe faſt ohne Ausruhen ſofort in den Wirbel dieſer geſchäftigen und genießenden Welt übergehen.

Wir ſahen von allen Seiten beſtätigt, was uns ſchon unterwegs überall war verkündet worden, daß in Paris jetzt kein größeres Anſehen, keine wirkſamere Empfehlung gelte, als die des öſterreichiſchen Namens. Auch war derſelbe, abgeſehen von dem überragenden, jedem Franzoſen ehrfurchtgebietenden Daſtehen der Kaiſerin Marie Louiſe, für welches die Geſchichte nichts Vergleichbares zu haben ſchien, in einer Weiſe repräſentirt, mit der ſchwerlich von irgend einer Seite gewetteifert werden konnte. Der öſterreichiſche Botſchafter, Fürſt Karl von Schwarzenberg, ein ſchöner ſtattlicher Mann voll Würde und Heiterkeit, als Kriegsmann und Diplomat ſeiner ſelbſt ruhig bewußt, ſtellte ein entſprechendes Bild der Hoheit ſeines Gebieters und zugleich des gutmüthigen Biederſinns jener deutſchen Landsleute dar, die dem einſt allgemeinen Oberhaupte noch in ſeiner Beſonderheit angehörig verblieben waren. Der leutſeligen Freundlichkeit des Fürſten ſtimmte die geiſtvolle Güte und regſame Theilnahme ſeiner Gemahlin, gebornen Gräfin von Hohenfeld, trefflich zu, die heranwachſenden, wohlgebildeten Söhne, von einem wackern Führer geleitet, zeigten ſich in gleichem Sinne belebt, und ſo die ſämmtlichen Hausgenoſſen. Die Ehren- und Geſchäftsverhältniſſe der Botſchaft waren durchaus günſtig und angenehm geſtellt, ſie waren in Paris die einzigen, welche von franzöſiſcher Seite mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelt wurden, und nichts von der geängſteten und hülfloſen Aufmerkſamkeit, von der peinlichen Spannung zu haben brauchten, welche den andern politiſchen Beziehungen am Hofe Napoleon's, ſelbſt die ſeiner Brüder nicht ausgenommen, höchſt widrig aufgezwungen blieben. So vermochten denn auch die verſchiedenen Diplomaten und Militairperſonen, welche dem Botſchafter beigegeben waren, in ihrer Thätigkeit und ihrem Benehmen die Gunſt ſolcher Umſtände äußerſt vortheilhaft geltend zu machen. Der Hofrath von Floret, ein feiner, ſtillfleißiger und undurchdringlicher Geſchäftsmann, der Major von Tettenborn, durch die glänzendſten ritterlichen Eigenſchaften ausgezeichnet, der Major Graf von Wratislaw, der Rittmeiſter von Böhm und andere höhere Angeſtellte, Alle lebten und wirkten in dem vergönnten Element, und inmitten der üppigen Pracht und feierlichen Würde, die der äußeren Erſcheinung im Ganzen überſchwänglich verliehen war, athmete das Schwarzenbergiſche Haus ein allgemeines, vertrauliches Wohlbehagen, ein faſt unterſchiedloſes Zuſammengehören, woran auch Fremde, welche dieſen Kreis betraten, nach Sinn und Luſt Theil nahmen. Wir Oeſterreicher aber wurden ſämmtlich als Mitglieder des Hauſes gerechnet, fanden zu jeder Stunde freundliche Aufnahme, günſtigen Rath, wirkſame Förderung, und waren für immer, wie groß auch die Zahl ſein mochte, zu Mittag wie zu Abend eingeladen.

Der Kreis der Oeſterreicher aber war damals in Paris nicht klein. Der ältere Bruder des Botſchafters, Fürſt Joſeph von Schwarzenberg, hatte nebſt ſeiner Gemahlin und übrigen zahlreichen Familie ſeinen Aufenthalt für einige Zeit in Paris genommen; ebenſo der Fürſt von Eſterhazy. Die Generale Graf von Wallmoden und Graf von Neipperg hatten beſondere Aufträge des öſterreichiſchen Hofes mit den franzöſiſchen Behörden zu verhandeln. Der Oberſt Graf von Bentheim, als Ueberbringer eines Schreibens des Kaiſers an ſeine Tochter, die Kaiſerin, der Graf Kaspar von Sternberg, der Graf von Paar, zwei Grafen von Sickingen, der Graf von Coudenhoven, und noch mehrere andre Oeſterreicher von Rang und Bedeutung, waren theils durch Geſchäfte und Verbindungen, theils durch die Anziehung der großen Welt und der Schauwürdigkeiten dort feſtgehalten. Politiſche Verhandlungen von größter Wichtigkeit hatten ſogar dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Metternich, den Anlaß gegeben, auf erhaltene Einladung des Kaiſers Napoleon, ſich perſönlich nach Paris zu verfügen, wohin Gemahlin, Kinder und Bruder, nebſt ſeinen diplomatiſchen Angehörigen, unter welchen der Ritter von Lebzeltern hervorragte, ihn begleitet hatten. Die wohlgebildete Perſönlichkeit des im kräftigſten Mannesalter ſtehenden Miniſters war höchſt einnehmend und bedeutend, bei gemeſſener Haltung vollkommen frei, in heiterer Gelaſſenheit lebhaft, und gleicherweiſe fähig erſcheinend, ſowohl den ſchwierigſten Staatsgeſchäften als den flüchtigen Bewegungen liebenswürdiger Geſelligkeit die entſchiedenſten Erfolge abzugewinnen. Ihm als dem Gaſte des franzöſiſchen Kaiſers war das Hotel des Marſchalls Ney, welches die herrlichſte Ausſicht auf den Kai der Seine hatte, zur Wohnung angewieſen, und alle Pracht und Ueppigkeit kaiſerlicher Bewirthung und Dienerſchaft zu Gebote geſtellt. Auch hier war jeder Oeſterreicher täglich eingeladen und willkommen, ſowie auch Fremde nicht fehlten; der Kreis aber, der ſich hier beſonders gern an den Vormittagen bildete, ging zuletzt doch wieder in den Schwarzenbergiſchen über.

War auf dieſe Weiſe ein großer Lebensraum auf beiden Seiten der Seine für uns heimathlich bezeichnet und erfüllt, ſo erweiterte ſolcher ſich doch noch in's Unbeſtimmte durch den eigenthümlichen Umſtand, daß in jener Zeit nicht bloß die Oeſterreicher, ſondern faſt alle Deutſchen in Paris, die Geſandten der Staaten des Rheinbundes, die Mitglieder der ſouverain gewordenen wie der mediatiſirten deutſchen Häuſer, alle Vornehmen, welche in Paris Huldigung oder Reklamation anzubringen hatten, und ebenſo die deutſchen Gelehrten und Künſtler, ſich eifrig und beharrlich zu der öſterreichiſchen Botſchaft hielten, an deren Annehmlichkeiten und Vorzügen Theil zu nehmen ſuchten, und perſönliches wie geſchäftliches Vertrauen ihr zuwandten, ſo daß vielleicht niemals vor- und nachher auf dieſem Punkte die ſämmtlichen deutſchen Intereſſen eine ſo wahrhaft vereinigende Mitte gehabt haben.

Dieſer zugleich glänzenden und angenehmen Welt als öſterreichiſcher Offizier ſchon vollkommen angehörig, noch beſonders aber durch günſtige Bezüge und Umſtände ihrem Innern vertraut geworden, durfte ich bald die glückliche Entdeckung machen, daß, ungeachtet der mit den Franzoſen befreundeten Außenſeite, in dieſem ganzen Kreiſe durchgängig eine wahrhaft deutſche Geſinnung lebe, ein unzweideutiger Widerwille gegen die neugeknüpften Bande, ein feſtes Halten an dem Vaterländiſchen, daß man den Kaiſer Napoleon noch immer als verhaßten Feind anſehe, und ſich in dem Andenken an die vergangenen Waffenthaten mehr als in dieſem Friedensglanze gefalle, ja im voraus an der Ausſicht auf künftig zu erneuernden Krieg ſchon jetzt ſich labe. Dieſe Empfindungen nach Erfordern des politiſchen Verhältniſſes zu verbergen, konnte nicht ſchwer fallen, da hier bloß Formen zu erfüllen waren, an deren leichten Austauſch, ſowie an die Unſicherheit ihres Inhalts, die Hof- und Staatswelt längſt gewöhnt war, und Napoleon nährte jenen Sinn faſt gewaltſam, indem ſein Verfahren es nicht hehl hatte, daß er auf die öſterreichiſche Verbindung zwar den höchſten Werth lege, ſofern ſie ihm ſchmeichele und ihn den Augen der Welt auf dem Gipfel der Größe zeige, daß er ſelbſt aber dadurch in nichts gebunden, noch zu irgend einer Rückſicht bewogen ſein wolle; und wirklich war er nur in den Formen minder ſchroff, in den Sachen aber nach wie vor hart und feindlich. Aus den herkömmlichen und als ſolchen ausdrücklich vorgeſchriebenen und demnach nichts weiteres beſagenden Redensarten und Bezeigungen durfte die abgeneigte Geſinnung um ſo freier zu Zeiten hervorblicken, als auch ein großer Theil der Franzoſen ſelbſt, und zwar der angeſehenſten und einflußreichſten, ihr zuſtimmte, und nicht bloß die Altadeligen und heimlichen Royaliſten, die ſich zahlreich am neuen Hofe eingefunden hatten, ſondern ſogar Männer, die ganz der Revolution oder auch allein dem Glücke Napoleon's anzugehören ſchienen; ſie ſuchten ihrem durch des letztern Handlungsweiſe oft erregten Unwillen, ihrer durch vielfache Umſtände geſteigerten Oppoſition, gern einen auswärtigen Anhalt, um ſo mehr, als ihnen jeder Eifer in dieſer Richtung jetzt nur günſtig auszulegen, ja gleichſam als Schmeichelei für den Kaiſer geboten war, und ſie dabei, wenn ihr Vertrauen und Bemühen weiter ging, in jedem Falle ſich auf dem Gebiete des unverbrüchlichſten Geheimniſſes ſicher wußten. So ſchwach war die Herrſchaft Napoleon's in der Zuneigung der Gemüther gegründet, daß man in der großen Zahl ſeiner höheren Vertrauten, Diener, Günſtlinge und ſonſtigen Angehörigen, die er alle mächtig und reich gemacht, ſchon damals kaum drei oder vier, namentlich Duroc, Rapp und Savary, bezeichnete, auf deren wahrhafte und unbedingte Hingebung er perſönlich rechnen dürfte.

Aber mehr als Politik und große Welt erfüllten mich die Gemüths- und Geiſtesneigungen, welche mir an dieſem Orte ſchon beſchieden waren, oder noch werden ſollten. Gleich am erſten Abende ſuchte und fand ich glücklichſt meinen Freund Chamiſſo, der nicht wenig überraſcht war, mich hier und ſo wiederzuſehen. Auch Immanuel Bekker, der halliſche Freund und Gefährte, ließ ſich auf der kaiſerlichen Bibliothek, dem täglichen Felde ſeines ſtaunenswerthen Fleißes, leicht erfragen. Schwerer war Koreff anzutreffen, der, als geiſtreicher und glücklicher Arzt von der vornehmen Welt gewaltig in Anſpruch genommen, im eleganten Kabriolet faſt immer unterwegs war. Ganz unerwartet fand ich in der Galerie des Louvre die lieben Tübinger, Ludwig Uhland und Pregitzer, und bald auch zeigte ſich aus Hamburg Karl Sieveking anweſend. Dieſen ältern Freunden reihten ſich ſchnell neue deutſche Bekanntſchaften an, die an Reiz und Herzlichkeit mit jenen zum Theil wetteifern konnten. Ich nenne zuerſt den alten ehrwürdigen Grafen von Schlabrendorf, dann den trefflichen Bibliothekar Doktor Haſe, ferner einen jüngern Harſcher aus Baſel, Olivier aus Deſſau, den lebensfrohen von Pilat, damals Privatſekretair des Grafen von Metternich; ſpäterhin wird auch noch Doktor Gall und endlich Alexander von Humboldt, hier zufällig zuletzt, immer aber weſentlich als ein erſter, zu erwähnen ſein.

Wir Jüngere lebten faſt jeden Tag gemeinſam, und unſre Beſchäftigungen, die jedem ſehr verſchieden und zum Theil ſehr ernſtlich und dringend oblagen, wovon ſpäterhin manches bedeutende Zeugniß kund geworden, wußten wir mit unſern Vergnügungen, worin wir ganz übereinſtimmten, auf das ſchönſte zu verflechten. In dem Muſée Napoleon hatten wir unſern zuverläſſigen Sammelort, nahmen von hieraus unſre Gänge zu andern Merkwürdigkeiten und Geſellſchaften, wo wir auf eigne Hand, abgezogen von der großen Welt, ein idylliſches, von geiſtigen und gemüthlichen Intereſſen erfülltes Leben führten, für welches ich mir von dem glänzenden Kreiſe, dem ich nicht ganz fehlen durfte noch wollte, jeden möglichen Urlaub nahm. Unſre ſtillen Abende in dem damals ganz verlaſſenen, aber noch ſtets dem wetterwendiſchen Publikum zum Trotz regelmäßig eröffneten und glänzend erleuchteten Frascati, wo wir oft ganz allein die leeren Säle durchſchritten und der zahlreichen Dienerſchaft zu einiger Bewegung Anlaß gaben, der eben ſo ſtille Aufenthalt in einem ſchönen Garten der Rue Richer, wo Friedrich von Schlegel's Schwägerin, Henriette Mendelsſohn, wohnte, die mancherlei deutſche und franzöſiſche Beziehungen um ſich her vereinigte, konnten wohl zu den erfreulichſten und ſeltſamſten Gebilden zu rechnen ſein, die aus dem gewöhnlichen Lebensgewühl von Paris ſich als demſelben ungleichartig abſonderten und forterhielten.

Das Intereſſe des Tages drang inzwiſchen überall durch, und ſo hörten wir denn auch von allen Seiten ſowohl die Feſtlichkeiten rühmen, welche bereits vorüber und von uns verſäumt waren, als auch beſonders das eine letzte Feſt hochpreiſend ankündigen, durch das unſer Botſchafter die ganze Reihe der bisherigen glänzend abſchließen und, wie jederman vorausſehe, überbieten werde. Wirklich ſah man in dem Botſchaftshotel, und hauptſächlich in dem weiten Gartenraume deſſelben, die umfaſſendſten Anſtalten täglich fortſchreiten, und bekam nach und nach einen Begriff von den verſchiedenen Theilen, aus welchen das Ganze zu einem wahren Wunderwerke ſinnreicher und üppiger Pracht ſich aufgliedern ſollte. Man betrat mit ungläubigem Zweifel wiederholt die Stätte, wo noch der Zimmermann geſchäftig war, und in wenigen Tagen ſchon ſeine rohe Arbeit unter dem koſtbarſten Prunke verſchwunden ſein mußte. Der 1. Juli war, nach manchem Verſchieben, als der Tag des Feſtes endlich angeſetzt, der Kaiſer und die Kaiſerin hatten die Einladung angenommen, und ſo ſtand dies Ziel unwiderruflich feſt. Der Eifer und die Hülfsmittel mußten nun verdoppelt werden, man arbeitete die Nächte hindurch, deren Friſche den Werkleuten ſogar zur Erleichterung wurde, denn viel härter war es, daß auch die brennende Mittagshitze des ſeit Wochen unabgekühlten Himmels keine Raſt bringen durfte. Heiß waren Balken und Bretter anzufühlen, noch heißer die Steine, welche täglich von der Sonne geglüht wurden; das Laub der Bäume und Sträucher verdorrte rings, und Raſen und Zweige, die grünend dem Feſte dienen ſollten, mußten künſtlich erhalten werden. Ueber das Oertliche müſſen wir noch einiges Beſtimmtere angeben.

Der Botſchafter bewohnte das ehemalige Hotel de Monteſſon in der Rue de Montblanc, ein anſehnliches, zwiſchen Hof und Garten gelegenes Gebäude, das jedoch für die außerordentliche Feierlichkeit nicht genügend ſchien; man hatte auch das nebenliegende Hotel für dieſe Zeit gemiethet, und überall die nöthige Verbindung angebracht. Dieſe weitläufigen

Räume waren mit geſchickter Anordnung eingetheilt, und den verſchiedenen Scenerieen und Momenten des Feſtes zugewieſen. Zunächſt den Prachtſälen des erſten Hotels hatte man ſeitwärts einen Gartenraum, der über Gras und Blumen gegen die vertiefte Mitte hin zu einer mäßigen Waſſerſtelle führte, mit großen Balken überlegt, und auf dieſen, nach damals in Paris üblicher und auch bei allen vorigen Feſten angewandter Sitte, den ungeheuern Hauptſaal von ſtarkem Zimmerwerk aufgeſchlagen. Die für ſolchen Fall ſchon bewährten und empfohlenen Baumeiſter hatten dieſen Aufbau, gleich den früheren, ſo geſchickt als geſchmackvoll ausgeführt, und in dieſer Hinſicht war alles nur in der hergebrachten Ordnung geſchehen. Die Decke und die Seitenwände, nach außen mit Wachsleinwand überhangen, wurden inwendig mit den prächtigſten Tapeten bekleidet, mit großen Spiegeln, Wandleuchtern, farbigen Lampen und glänzendem Zierrath ausgeſtattet, die Säulenbalken, welche den mittlern Raum von einer galerieartigen Umfaſſung abſonderten, mit den koſtbarſten Stoffen reich umhüllt, und durch zahlloſe Gewinde gemachter Blumen und durch Gehänge von Muſſelin, Gaze und andern zarten Geweben ſchön verbunden; mächtige Kronleuchter von Kryſtall ſchwebten im Innern, luftig getragen von gold- und ſilberdurchzogenen Blumenketten, durch Draperieen und Bänderſchleifen mit den übrigen Verzierungen in gedrängter Fülle zuſammenfließend. Im Hintergrunde des Saales, auf einer mäßig erhöhten, mit golddurchwirkten Teppichen belegten Bühnenſtufe, waren zwei prachtvolle Thronſitze aufgeſtellt, vor dieſen gab der ſchön zuſammengeſetzte und ſorgſam geglättete Fußboden dem Tanze freien Raum. Der Saal hatte drei Ausgänge; einer derſelben, im Hintergrunde, zunächſt den Thronſitzen, führte in das Innere des Hotels, und ſollte nur den nöthigen Verkehr der Hausgenoſſen erleichtern; im Vorgrunde, nach der Gartenſeite hin, ging zuerſt links eine breite und lange Galerie ab, welche, gleicherweiſe wie der Saal gebaut und verziert, ſich längs des Hotels hinzog, und deſſen Gemächern wie dem Garten ſich in vielfacher Verbindung unmittelbar anfügte; rechts, dieſer Galerie gegenüber, in halber Höhe des Saales, befand ſich eine Bühne für die

Muſiker, zu der aber nur mittelſt einer äußern Treppe zu gelangen war; der Hauptausgang des Saales, ein prächtiges Portal, eröffnete ſich in der Mitte des Vorgrundes, und führte über mehrere breit- und wohlgelegte Stufen in den Garten hinab, deſſen nächſter Raum hier auch für das Aus- und Einſtrömen einer großen Menſchenmenge gehörig erweitert und eingerichtet war.

Für Pracht und Bequemlichkeit, für Ordnung und Angemeſſenheit, war von allen Seiten beſtens Sorge getragen, und nichts verſäumt, was dem Feſte zur Auszeichnung dienen konnte. Im Gefühle jedoch, daß hier einmal, mitten in Paris und vor den Augen Napoleon's, auch die Deutſchheit ſich in voller Gültigkeit dürfe ſehen laſſen, hatte jemand den Einfall gehabt, da doch über dem Portal des Saales billig eine Inſchrift Platz finde, ſo müſſe der Nationalſtolz darauf beſtehen, daß ſie in deutſcher Sprache verfaßt ſei, und wenn ſich die Franzoſen darüber wundern und ärgern wollten, ſo möchten ſie es thun, denn ſie dürften es doch nicht allzu laut werden laſſen, da es die Sprache der Kaiſerin ſei, die man anwende, und die öſterreichiſche Botſchaft gewiß das Recht habe, bei einem jener zu Ehren gegebenen Feſte ihr, wie die Bilder, ſo auch die Sprache der Heimath zu vergegenwärtigen. Dies fand allſeitige Zuſtimmung, und noch am letzten Tage wurde die Hand an's Werk gelegt. Für zwei Zeilen war der Raum leicht ermittelt, aber auch nur zwei Zeilen nicht ſogleich ſchicklich ausgeſonnen. Die es vielleicht beſſer gemacht hätten, z. B. ich ſelbſt, lehnten die Aufforderung klüglich ab, und ſo drang freiwilliger Eifer um ſo leichter vor, und lieferte die beiden zwar nicht von beſtem Korn, aber doch von gehörigem Schrot befundenen und durch den Reim wohlgelötheten Alexandriner:

Mit ſanfter Schönheit Reiz ſtrahlt Heldenkraft verbunden,
Heil! Heil! die goldne Zeit iſt wieder uns gefunden!

Von Lapidarſtil eben kein Muſter, aber in Pappe für transparentes Oelpapier ausgeſchnitten von guter Wirkung; die Hauptſache waren die deutſchen Lettern, und dieſe prangten in bedeutender Größe an ihrer hohen Stelle ſtolz genug.

Der große Tag war endlich angebrochen, und unter letzten raſchen Nachhülfen ſchon großentheils dahingeſchwunden, die Anſtalten waren vollendet, und auch die Letztbeſchäftigten konnten ſich nun eilig und ganz der Sorge für die perſönliche Erſcheinung widmen. Nichts war verſäumt, dieſe prächtig und geſchmackvoll auszuſtatten. Der Reichthum und die Schönheit der öſterreichiſchen Uniformen überſtrahlte alles, was die Franzoſen in dieſer Art aufbieten konnten. Die Dienerſchaft, ſchon immer zahlreich und prächtig, war auf mehrere Hundert verſtärkt, deren ein Theil in franzöſiſcher Staatskleidung prangte.

Bei guter Zeit erſchien eine Abtheilung Grenadiere der kaiſerlichen Garde, und bezog als Ehren- und Sicherheitswache die angewieſenen Poſten. Noch war es heller Tag, als ſchon das ganze Hotel mit Angebäuden und Garten in tauſendfacher Beleuchtung ſchimmerte, und zwiſchen dem zu beiden Seiten der Straßen gehäuften Volksgedränge bereits die Wagen der Gäſte heranrollten. Sämmtliche Oeſterreicher hielten ſich zum Empfange der Ausſteigenden bereit, die Damen wurden mit ſchönen Blumenſträußen beſchenkt und zu dem großen Saale hinbegleitet.

Schon füllten ſich die ringsgeſtellten Sitze deſſelben, und ſchon fluthete in ſeinem mittleren Raume die Bewegung enger. Die Schönheit, der Reiz, die Erlauchtheit und Bedeutung der Perſonen wetteiferten ſteigend mit jedem Augenblicke. Schon waren Könige und Königinnen eingeführt, aber dieſe ſelbſt harrten noch der höchſten Erſcheinung. Endlich verkündigte der kriegeriſche Befehlsruf und das Anſchlagen der Waffen, dann das Wirbeln der Trommeln und das Schmettern der Kriegsmuſik die Ankunft des Kaiſers und der Kaiſerin, deren Prachtwagen unter zahlreicher Begleitung zwiſchen den aufgeſtellten Truppenreihen glänzend einfuhr. An den Stufen des Eingangs empfingen die Familien Schwarzenberg und Metternich dieſe erhabenen Gäſte, der Botſchafter hielt eine kurze Anrede, und die fürſtlichen Frauen überreichten auserleſene friſche Blumen, welche der Kaiſer annahm und ſeiner Gemahlin einhändigte, darauf ihr den Arm gab und ſie in das Innere führte, geleitet von dem

Botſchafter, und gefolgt von nachdringenden dichten Schaaren. Ich ſah den Kaiſer hier ganz nahe, und blickte ihn feſt an; zum erſtenmale war ich von der Schönheit ſeiner Geſichtszüge getroffen, aber auch von der Macht ſeines eiſernen Ausſehens. Seine Miene war ſtreng, unbiegſam, faſt böſe, ſein Blick vor ſich hingeworfen, von Freundlichkeit keine Spur, aus dieſem Munde konnten jeden Augenblick furchtbare Befehlsworte hervorgehen. Ich ſuchte dieſem Eindrucke, der mich befangen wollte, Trotz zu bieten, und es gelang mir, ihn ſoweit zu bemeiſtern, daß ich Gedanken verfolgen konnte, deren ſich zu rühmen damals nicht rathſam geweſen wäre.

Unter ſchmetternden Fanfaren ſchritt der Kaiſer durch die Vorſäle und die erwähnte Galerie bis in den Hauptſaal, wo er einige Minuten verweilte, den Ort und die Menſchenmenge mit ſcharfen Blicken flüchtig überſchaute, die dargebotenen Erfriſchungen zurückwies, und mit wenigen abgeriſſenen Worten einige nächſtſtehende Perſonen nachläſſig anredete. Auf die Einladung des Botſchafters zu einem Gange durch den Garten, folgte er nebſt der Kaiſerin dem vortretenden Führer durch das Portal, und die ganze Verſammlung zog gedrängt nach. In den kunſtreich erleuchteten Gängen und Gebüſchen waren an gewählten Punkten Sänger- und Muſikchöre vertheilt, die bei Annäherung des Kaiſers ihre Lieder und Harmonieen begannen, und ſolchergeſtalt dem Fortſchreitenden eine ununterbrochene Triumphbegleitung bildeten. Andere ſchmeichelhafte Ueberraſchungen, Sinnbilder und Anſpielungen, waren gleichzeitig für das Auge vorbereitet.

Vor einem großen, ſorgfältig geebneten Raſenplatze wurde Halt gemacht, für das kaiſerliche Paar und einige andere höchſte Perſonen waren Sitze geordnet, und die Ausſicht von da geradehin auf das Schloß Laxenburg gerichtet, das in glücklicher Nachbildung täuſchend daſtand. Um den heimathlichen Erinnerungen der Kaiſerin noch lebendiger zu ſchmeicheln, erſchienen aus den Gebüſchen, welche eine ländliche Bühne begränzten, in öſterreichiſcher Tracht Tänzer und Tänzerinnen, es waren die der großen Oper, und ſie führten mit unübertrefflicher Kunſt öſterreichiſche Volkstänze und eine artige Pantomime auf, welche für dieſen Anlaß eigends ausgeſonnen war; Krieg und Frieden ſpielten darin die Hauptrollen, von jenem blieben nach allen Schreckniſſen nur glorreiche Siegesehren zurück, und dieſer vereinte mit ihnen ſeine gabenreichen Segnungen.

Dieſes Schauſpiel endete kaum, als die Aufmerkſamkeit ſchon durch einen neuen Gegenſtand angezogen war. Wiederholtes Peitſchenknallen und andringendes Pferdegeſtampf verkündigte einen Kourier, der beſtäubt mitten aus der glänzenden und geſchmückten Verſammlung hervordrang, ſich achtlos bis zu dem Kaiſer Bahn machte, und ihm beeifert ſeine Depeſchen überreichte. Ein freudiges Gemurmel von großen Siegesnachrichten aus Spanien durchlief einen Augenblick die geſpannte Menge, allein der Kaiſer, der im Geheimniß war, ſagte ſogleich mit Lächeln, es ſeien Briefſchaften aus Wien, und ſtellte der Kaiſerin ein wirkliches Schreiben ihres Vaters zu, welches für den Gebrauch eines ſolchen Augenblicks eigends abgefaßt und aufbewahrt worden war.

Nach dieſer Scene, die nicht ohne heitre Theilnahme der Zuſchauer vorüberging, wurden die Sinne wieder in vollen Anſpruch genommen durch ein plötzlich aufblitzendes Feuerwerk, bei welchem die Kunſt alle ihre Erfindung angeſtrengt und keine Verſchwendung geſcheut hatte. Mitten im feuerſprühenden Getöſe drangen jedoch plötzlich zwiſchen den kunſtgerechten auch wilde Flammen hervor, durch einen Zufall war eines der Gerüſte in Brand gerathen, und der Anblick erregte Beſorgniß und Unruhe; allein mit größter Schnelligkeit rückten die ſchon bereitgeſtandenen Spritzenleute aus ihrem Hinterhalte zum Löſchen heran, und ſogleich war auch der Brand erſtickt. Man freute ſich des raſchen Erfolgs, belobte die Anſtalten und den Eifer der Leute, und niemand dachte, daß ſchon im nächſten Augenblicke ihre Hülfe noch dringender nöthig, und, wo nicht gänzlich vermißt, doch durchaus unzureichend ſein würde!

Der glänzende Zug hatte ſich ſchon wieder in Bewegung geſetzt, und war durch mannigfach geſchmückte Wege allmählig zu dem großen Saale zurückgelangt. Hier brannte die deutſche Inſchrift über dem Portal den Kommenden hell entgegen, und wurde geleſen, buchſtabirt, gedolmetſcht. Der Kaiſer ſoll anfangs über die fremde Sprache geſtutzt, dann aber ſchnöde gelächelt haben, und manche franzöſiſche Anmerkung gloſſirte den deutſchen Text. Von abermaligen Fanfaren begrüßt, traten der Kaiſer und die Kaiſerin in den Saal, nahmen die im Grunde deſſelben bereiteten Sitze ein, und die Muſik für den Tanz hob unverzüglich an. Die Zeit neigte ſich ſchon zur Mitternacht. Der glänzendſte und ſchwierigſte Theil des Feſtes war zurückgelegt, der noch übrige beſtens im Gange, und Ball und Bankett verhießen ihm in rauſchenden Freuden und üppigen Genüſſen die prunkvollſte Dauer bis zum andern Morgen. Die Königin von Neapel hatte den Ball mit dem Fürſten von Eſterhazy und der Vicekönig Eugen von Italien mit der Fürſtin von Schwarzenberg, der Schwägerin des Botſchafters, eröffnet.

Nach den Quadrillen wurde eine Eccoſſaiſe getanzt. Während dieſes Tanzes war der Kaiſer und die Kaiſerin aufgeſtanden und nach entgegengeſetzten Seiten längs den Reihen der Zuſchauenden vorgetreten, wandten das Wort an mehrere Perſonen, und ließen ſich einige zum erſtenmal Erſcheinende vorſtellen. Die Kaiſerin beendigte ihren Umgang ſehr bald, und war bereits zu ihrem Seſſel zurückgekehrt, der Kaiſer aber weilte noch am andern Ende des Saales, wo ihm ſo eben durch die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg, geborene Prinzeſſin von Aremberg und Schwägerin des Botſchafters, ihre Töchter waren vorgeſtellt worden, und er ſetzte hin und wieder einiges Geſpräch fort, als unverſehens nahebei, in der hinter den Säulen umlaufenden Galerie unfern des Ausgangs zu der großen Galerie, welche den Saal mit dem Hotel verband, eine der tauſend Kerzen und Lampen ihre Flamme, von einem zufälligen Luftſtrome bewegt, gegen eine leichte Gaze züngeln ließ, welche kaum berührt ſogleich aufflackerte und einen augenblicklichen hellen Schein gab, der indeß gleich wieder verſchwand, und nur noch ſchwach in ein paar getheilten Flocken nachſchimmerte. So gering war die Sache anfangs anzuſehen, daß der Graf von Bentheim durch Anwerfen ſeines Hutes eines der Flämmchen glücklich erſticken konnte, der Graf Dumanoir aber, Kammerherr des Kaiſers, an einem der Säulenbalken emporkletternd einen Theil des ſchon im Fallen erlöſchenden zarten Gewebes herabriß und auf dem Boden völlig austrat. Einige Flocken jedoch hatten ſich ſchon aufwärts mitgetheilt, höhere Gehänge, den Händen nicht mehr erreichbar, nahmen das Feuer an, und augenblicklich ſchlugen in verſchiedenen Richtungen raſche Flammen auf, die überall in nährende Stoffe fielen, über dem Sims der Säulen hin unaufhaltſam in den höheren Mittelraum des Saales überſprangen, und ſchnell die ganze Decke des Saales durchkreuzten. Die Muſik verſtummte, und erſchreckt verließen die Muſiker ihre zunächſt bedrohte Bühne, die zu einer äußern Treppe führende Thüre ließ eine ſtürmiſche Gewitterluft eindringen, welche mit aller Wuth in die Flammen ſtürzte, und ſie noch wilder anfachte. Der Tanz war ſchon aufgelöſt, man drängte verworren durch einander, doch ſuchte man nur erſt zu faſſen, was geſchah, was geſchehen könne.

Napoleon hatte den Urſprung der Sache mit angeſehen, und wurde daher durch kein falſches Urtheil geſtört, er war zu der Kaiſerin getreten, und ſtand kalt und ruhig, den weitern Verlauf beobachtend, während mehrere ſeiner Getreuen, die im erſten Taumel Verrath und ſchwarze Verbrechen fürchteten, ſich ungeſtüm zu ihm durchdrängten und zu ſeinem Schutze die Degen zogen. Der öſterreichiſche Botſchafter jedoch, voll Ruhe und Würde, war dem Kaiſer unverrückt zur Seite geblieben, und als er die Flammen mit erſchreckender Eile weitergreifen ſah, forderte er ihn dringend auf, den Saal, der nicht zu retten ſein würde, augenblicklich zu verlaſſen. Napoleon ohne zu antworten, gab der Kaiſerin ſogleich den Arm, und folgte dem Botſchafter gemeßnen Schrittes zu dem Gartenportale, indem er die rechts und links raumgebende Menge mit kurzen Worten zur Ordnung und Beſonnenheit ermahnte. Auch hielt ſich Alles in leidlicher Faſſung, bis der Kaiſer hinausgetreten war, dann aber hörte jede Rückſicht auf, und angſtvoll und gewaltſam drängte ſich die tobende Maſſe dem Ausgange zu.

Der Botſchafter hatte kaum vernommen, daß der Kaiſer ſogleich wegfahren wolle, als er auch ſchon mit klugem Vorbedachte von unterwegs einen ſeiner Adjutanten abſchickte, um die kaiſerlichen Wagen von dem Hofe des Hotels, wo ſie hielten, und wo jetzt die größte Verwirrung und Gefahr zu befürchten ſtand, nach einer ſtilleren Seitenſtraße beordern zu laſſen, die den Garten begränzte, und wo der Kaiſer an einer kleinen Pforte ungeſtört einſteigen, und unbemerkt abfahren, dadurch aber jedem Anſchlage, wenn ein ſolcher mit dieſem unglücklichen Zufalle ſich verbinden möchte, am ſicherſten entgehen konnte. Allein Napoleon, bei dem weiteren Gange durch den Garten ſogleich der veränderten Richtung inne, ſtand plötzlich ſtill, fragte wohin man ihn führe, und den erhaltenen Beſcheid des Botſchafters nicht gutheißend ſagte er kurz und beſtimmt: „Nein, nach der Hauptpforte will ich", kehrte ſtracks um, und hieß die Wagen, welche ſchon in die Seitenſtraße eingelenkt hatten, an die erſte Stelle zurückfahren, wodurch ein großer Zeitverluſt entſtand, welchen der Botſchafter in qualvoller Unruhe, doch äußerlich gelaſſen, Napoleon aber mit vieler Geduld abwartete, indem er einen feindlichen Streich dort viel eher als hier für möglich zu halten ſchien. Die Angabe des Moniteurs, daß der Kaiſer bei der Gartenpforte eingeſtiegen ſei, iſt, wie manche andre jener Schilderungen des Vorgangs, eine irrthümliche.

Späterhin erſt wurden dieſe Umſtände mir aus dem Munde der unmittelbaren Zeugen ſo genau bekannt. Wie mich ſelbſt aber das Ereigniß zunächſt traf und in Anſpruch nahm, will ich kürzlich angeben.

Ich war aus der ungeheuern Hitze, welche durch das Gewühl der Menſchen im Saale auf einen unerträglichen Grad geſteigert wurde, einen Augenblick zurückgewichen, und ſuchte in der freieren Galerie friſche Luft zu athmen, als das Geſchwirr und Geräuſch des Feſtes unerwartet in einen anderartigen Lärm überging; ich höre hinter mir einzelne Schreie, aufbrauſende verwirrte Stimmen, ich wende mich um und will neugierig zu dem Saale zurückkehren, mein erſter Blick ſieht helle Flammen zucken, die ſich raſch ausbreiten; aber weder Zeit zum Erkennen noch Raum zum Vordringen iſt mehr frei, eine wogende Menſchenfluth ſtrömt auf mich ein, und reißt mich ungeſtüm in ihrer Bahn fort; einige ſtarkbeleibte Generale, die voll Entſetzen ſchrieen: „O mein Gott, der Kaiſer, der Kaiſer iſt nicht gerettet", und Andre, die eben ſo nach Waſſer riefen, hatten mich ſo in ihre Flucht verwickelt, daß ich mich erſt im dritten Zimmer von ihnen losmachen und nach dem Schauplatze des Unheils zurückeilen konnte. Hier hatte die Galerie ihre Flüchtenden ſchon größtentheils in den Garten entlaſſen, der Zugang war durch Menſchen nicht mehr verſperrt, allein der ganze Saal ſtand in heller Gluth, während an dem Portale noch ein furchtbares Fluchtgedränge wogte, das unter entſetzlichem Weh- und Angſtgeſchrei mit gewaltſamer Eile in den Garten abſtürzte, während von innen die Flammen jeden Moment in verſtärkter Wuth nach ihrer Beute griffen, glühende Rauchwolken wirbelnd aufſtiegen, ſchwere Kronleuchter praſſelnd niederfielen, Latten, Bretter und Balken brennend übereinander ſtürzten, und der ganze Raum nur Gluth und Zerſtörung zeigte. Das in der Sommerhitze viele Tage hindurch ausgedörrte Holz, die feuerfangenden Stoffe aller Art, die Farbenfirniſſe, die Bekleidungen, alles brannte wie vorbereitet zum Luſtfeuer, die Eimer Waſſers, die man hineingoß, zerſtiebten augenblicklich in Dämpfe, und überall fand die Gluth Nahrung, nirgends Einhalt. Kein Gedanke an Hülfe, an Rettung konnte hier aufkommen. Schneller, als hier es ſich leſen läßt, war alles geſchehen, und in ein paar Augenblicken, die ich zum Heraneilen und Hineinſchauen im Fluge verwendete, liefen auch über mir ſelbſt die Flammen an der Decke der Galerie ſchon weit hinaus, fielen in meinem Rücken ſchon brennende Draperieen, Lampen und Leuchter herab, und ich durfte nicht ſäumen, ehe der Weg verſperrt wurde, in den Garten zu entkommen.

Hier zeigte ſich nun das gräßlichſte, bewegteſte Schauſpiel! Wer vermöchte es zu beſchreiben! Das ganze Feſtbauwerk loderte in Flammenſäulen empor, die noch eben in dieſen geſchmückten Räumen verſammelte Welt, an Pracht, Schönheit, Auszeichnung und Bedeutung jeder Art ein Inbegriff der Herrlichkeiten Europas, brauſte aufgelöſt durch einander; allgemeiner Schrecken, perſönliche Gefahr, Angſt und Sorge für die Nächſten, waren an die Stelle des freudigen Reizes, der ehrgeizigen Spannung getreten. Man ſuchte und rief die Seinigen, man durchbrach rückſichtslos das Gedränge, jeder hatte nur ſein perſönliches Ziel im Auge, ſtieß hinweg, was ihn hemmte, trat ohne Wahrnehmung darüber hin. Männer ſuchten ihre Frauen, Mütter waren von ihren Töchtern getrennt, hatten ſie zuletzt nur in den Reihen des Tanzes noch geſehen, oder dort glücklich fortgezogen, ohne ſie an der Hand behalten zu können. Keiner wußte das Schickſal des andern, man hörte Jammernde und heftig Tobende, man erblickte Andre, die ſich mit leidenſchaftlicher Freude den wiedergefundenen Lieben in die Arme warfen, man ſah Ohnmächtige, Verwundete. Die Stufen des Portals waren unter der Laſt der Rettungſuchenden eingebrochen, viele Perſonen geſtürzt, von Nachdringenden zertreten, von fallenden Bränden ſchwer verletzt, von den Flammen ereilt worden. Die Königin von Neapel war zu Boden geſunken, der Großherzog von Würzburg wurde ihr Retter. Die Königin von Weſtphalen dankte ihrem Gemahl und dem Grafen von Metternich die Rettung aus größter Gefahr. Der ruſſiſche Botſchafter, Fürſt Kurakin, wurde brennend und ohnmächtig durch den Dr. Koreff mit Hülfe öſterreichiſcher und franzöſiſcher Offiziere aus dem Gewühl hervorgezogen, und von andern hülfreichen Händen mit Pfützenwaſſer gelöſcht, während noch andre ihm die diamantnen Knöpfe vom Rock ſchnitten. Beſonders hatten viele Frauen das Unglück, durch das Feuer an ihren leicht brennbaren Kleidern erfaßt und lebensgefährlich verwundet zu werden.

Zwiſchen dieſes Gewühl drängten ſich die Diener und Arbeiter aller Art, die theils für die Aufwartung, theils für andre Bedürfniſſe der Feſtlichkeit zahlreich vorhanden waren, und jeder Unterſchied des Standes ſchien aufgehoben, nie wurde Stern und Ordensband gleichgültiger behandelt, die Hoheit und Majeſtät weniger angeſehen. Auch die vom Trinken abgerufenen Spritzenleute machten ſich für ihre ſpäte Hülfleiſtung gewaltthätig Raum, und die von feſtlicher Bewirthung aufgeſchreckten Tänzer und Tänzerinnen drängten ſich in ihren flitterhaften Koſtümen und mit noch geſchminkten

Geſichtern neugierig zwiſchen dem reichen Prunk und Staat der ſtolzen Hofwelt umher, die in ſolcher Zerrüttung jede Gleichheit unbeachtet walten ließ.

Mit leidenſchaftlicher Innigkeit hatte der Fürſt Joſeph von Schwarzenberg im Garten ſeine gerettete, doch ſchwer verletzte Tochter umarmt, aber um ſo verzweiflungsvoller ſuchte er nun die noch vermißte Gattin. Die Tochter war an ihrer Seite geweſen, aber durch brennendes Gebälk, das zwiſchen beide niederſtürzte, von ihr getrennt worden, und ſie hatte darauf die Mutter aus den Augen verloren. Wir ſchalten hier am beſten die Worte ein, mit welchen der Major von Prokeſch, in ſeinen leſenswerthen Denkwürdigkeiten Schwarzenberg's, die folgenden Umſtände wiedergiebt: „Der Fürſt Joſeph hatte, als der Brand ausbrach, unfern der Kaiſerin im Geſpräche geſtanden. Er wandte ſich auf den erſten Ruf der Gefahr hin nach dem Raume, wo die Reihen der Tanzenden ſo eben zerſtoben, und wies noch, da ihm die Gemahlin des Prinzen Eugen entgegenkam, dieſer und dem Vicekönige ſelbſt eine nahe Seitenthür, durch welche beide entkamen. Im Saale kämpften bereits Flammen und Dampf um die Herrſchaft. Er eilte hinauf, hinab; er fand ſeine Gemahlin nicht. Er gelangte glücklich über die Treppe in den Garten; er fragte dieſen, jenen; man wollte ſie geſehen haben; man verſicherte endlich mit Gewißheit, ſie ſei bereits im Garten. „Dort iſt ſie!“ rief eine Stimme ihm zu. Er ſtürzte nach dem Orte hin, und — es iſt eine Dame, die ihr ähnlich ſah. Da faßte ſeine Seele unnennbares Grauen. Die Folter der Ahndung, die ihn ergriffen hatte, war alle Grade durchgelaufen, und die Gewißheit leuchtete, ein ſchrecklicherer Brand, vor ihm auf. Er kehrte zurück zum Saale. Die Treppe iſt geſtürzt. Ueber einander wälzt ſich die fallende Menge. Man bringt ſein Kind halb verbrannt in ſchonender Verhüllung vorbei. Man ſchleppt die Gemahlin ſeines Bruders, der aller Schmuck vom Haupte getreten war, an ihm vorüber. Sein Blick fällt, in der fürchterlichen Beleuchtung des Brandes, auf eine winſelnde Geſtalt, der das Kleid am Leibe verzehrt und das ganze Diadem tief in die Stirne geglüht war. Es iſt die Fürſtin von der Leyen. Ein ſchwediſcher Offizier, der dieſe ſo eben aus dem Saale getragen hatte, verſichert, mitten in den Flammen eine Geſtalt wandeln geſehen zu haben, wunderbar zugleich und entſetzlich! Fürſt Joſeph kommt an den Eingang. Er will hinaufklettern über die brennenden Stufen. Da ſtürzt mit dumpfem Geraſſel die ganze Fußdecke des Saales ein, und wie aus hohler Eſſe wallt Rauch und Gluth aus den Trümmern empor. Alles iſt verloren.“

So weit dieſer Bericht. Seit dem Ausbruche des Feuers bis zu dieſem bezeichneten Augenblicke war kaum eine Viertelſtunde verfloſſen, und ich fortwährend auf dem Schauplatze des Ereigniſſes zugegen. Die mannigfachſte Hülfsthätigkeit für die Beſchädigten, Suchenden, Auffordernden, und die ſtürmende Eile aller Vorgänge ließen den flüchtig aufgedrungenen Eindrücken keine ſorgſame Prüfung zu. Allein für manche Angaben durften ſowohl die Wahrnehmungen des einzelnen Beobachters, als auch die allſeitigen damit verglichenen Ausſagen aller andern Augenzeugen ein ziemlich feſtes Ergebniß liefern. Wenn der Moniteur die Fürſtin von Schwarzenberg ſchon außerhalb des Saales, im Garten, mit dem Könige von Weſtphalen, dem Fürſten Borgheſe und dem Grafen Regnauld ſprechen läßt, ſo iſt dies zuverläſſig unbegründet, die Verwechslung des Namens war ſo leicht, auch konnte gutgemeinte Abſicht ſolche Verſicherung im Augenblicke hervorrufen. Wenn aber gar der ehemalige Palaſtpräfekt von Beauſſet in ſeinen Denkwürdigkeiten erzählt: „On vit s’élancer une femme jeune, belle, d’une taille élégante, . . . poussant des cris douloureux, des cris de mère“ . . . und in dieſer Weiſe fortfährt, die „désolante apparition“ zu beſchreiben, ſo folgt er lediglich einer dichteriſchen Einbildung. Niemand hat die unglückliche Fürſtin als ſchon gerettet außerhalb des Saales geſehen oder geſprochen, niemand ſie in denſelben zurückkehren ſehen. Eine ſolche Rückkehr wäre ſogar eine völlige Unmöglichkeit geweſen. In der erſten Zeit würde der entgegenſtürzende Menſchenſtrom es verhindert haben, und gleich nachher, ehe dieſer noch ganz verſiegt war, die ungeheure Gluth ſelber, welche ihn jagte und ſchon ereilte, und unmittelbar ſeine Stelle einnahm.

Dieſe Gluth wurde in wenigen Minuten ſo heftig, daß man den brennenden Eingang, wie ich als Augenzeuge, der ſelber das Aeußerſte hierin verſucht, betheuern darf, auf zehn Schritte nicht ohne die Gefahr nahen konnte, in dem verſengenden Anhauche des tödtlichen Qualms niederzuſtürzen, ja ſelbſt der Blick vermochte in dieſes Meer von Flammen und Rauch nicht mehr einzudringen, und die erwähnten Darſtellungen, ſo wie jede künftige, ſind nach dieſen verbürgten Angaben zu berichtigen. Von dem Schickſale der Fürſtin hatte man anfangs noch keine ſo ſchlimme Vermuthung, man durfte ſie gerettet hoffen, ſie konnte mit andern Perſonen weggefahren, ſie konnte ohnmächtig irgendwo im Garten hingeſunken, oder unerkannt in einem der Nachbarhäuſer aufgenommen ſein; man hörte nicht auf, ſie zu ſuchen, zu erforſchen, und der unglückliche Fürſt Joſeph erſchöpfte ſich in thätiger Nachfrage, in Sendungen und Verſprechungen.

Mittlerweile waren Saal und Galerie völlig niedergebrannt, und ungeachtet die Feuerſpritzen ſchon eine Weile thätig wirkten, hatte die Flamme doch das Hotel ſelbſt ergriffen, und drohte auch dieſes in Aſche zu legen. Das Archiv gerieth zuerſt in Gefahr, es zu retten war die größte Anſtrengung nöthig; alle Oeſterreicher legten Hand an, Waſſer zu tragen, Geräthe fortzuſchaffen, Haken und Aexte, wo es nöthig, anzuwenden. Man warf Hut und Degen ab, ſelbſt die Uniform, die in der Hitze nur läſtig, und wie die ganze Bekleidung, durch Brand, Waſſer und Arbeit ſchon vielfach beſchädigt war.

Die Fremden hatten ſich größtentheils verzogen; nur noch die näheren Angehörigen und einige vertraute Bekannte des Hauſes, ſo wie mehrere franzöſiſche amtliche Perſonen arbeiteten und forſchten noch immer auf dem Schauplatze ſo großen Unheils und Jammers. Anſtatt der geſchmückten und frohen Gäſte füllten kaiſerliche Gardeſoldaten, durch herbeigeeilte Verſtärkung wohl gegen tauſend Mann betragend, den Hof, die Säle und den Garten, und dieſer neue, ernſtprächtige Anblick ergriff das Gemüth durch den Kontraſt mit eigenthümlicher Macht. Ein noch ſtärkerer Eindruck ſtand bevor.

Der Kaiſer hatte die Kaiſerin nur bis zu ihrem Wagengefolge gebracht, das zur Rückfahrt nach St.-Cloud in den elyſäiſchen Feldern ihrer harrte, und war dann nebſt einem Adjutanten ſtracks zurückgekehrt. Unvermuthet trat er hervor im grauen Ueberrock, und ſein Erſcheinen verbreitete Ernſt und Schweigen. Er hieß alle vorhandenen Fremden ſogleich den Platz räumen, befahl die Zugänge überall zu beſetzen, und ordnete ſelbſt die Anſtalten gegen das noch nicht völlig bezwungene Feuer; der Waſſerſtrahl einer Spritze ſoll ihn hiebei unverſehens getroffen und faſt umgeworfen haben, ohne daß er ſich dadurch ſtören ließ. Die Erkundigungen über die Beſchädigten brachten nunmehr bald eine zuverläſſige Ueberſicht zuwege, die Nachforſchungen wegen der noch ſtets vermißten Fürſtin wurden mit durchgreifender Macht betrieben. Zugleich ging ein furchtbares Gericht über die Anſtalten und die dabei betheiligten Behörden. Der Polizeipräfekt von Paris, Graf Dubois, hatte einen harten Stand, er ſollte alles wiſſen, allem vorgeſehen haben, von allem Rechenſchaft geben; die rauhe Strenge Napoleon's beeiferte den geſchmeidigen Diener nur zu erhöhter Thätigkeit, er entſchuldigte ſich nur leiſe, wandte ſich nach allen Seiten, ordnend, bittend, fragend, jeden Augenblick zu dem Kaiſer zurückeilend, und ihm die inzwiſchen angehäuften neuen Vorwürfe und anfahrenden Worte demüthig abnehmend. Am ſchlimmſten erging es dem Anführer der Spritzenleute. Der General, Graf Hulin, der ſeinen Eifer zeigen und auch wohl zu eignem Beſten den Zornausbrüchen des Kaiſers einen Gegenſtand anweiſen wollte, ſtürmte mit brutaler Gewalt auf den armen Mann los, ſtieß ihn mit der Fauſt mehrmals vor die Bruſt und trat mit dem Fuße nach dem Zurücktaumelnden, unter heftigen Vorwürfen und Schimpfreden; Napoleon ſah ſtreng und blitzend in einiger Entfernung zu. Der Auftritt endete mit Verhaftung und Hinwegführung des Spritzenmeiſters, der nach langer Gefängnißſtrafe ſchimpflich aus dem Dienſt entlaſſen wurde. Von einiger Schuld der Fahrläſſigkeit mag er, wie der Herzog von Rovigo behauptet, nicht freizuſprechen geweſen ſein, die Hülfe war nicht ſchlagfertig, nicht im erſten Augenblicke wirkſam; allein es gab damals viele Stimmen, die ihn entſchuldigten, und allgemein war die Ueberzeugung, daß ſchon bei dem Austritte des Kaiſers aus dem Saale — und vorher konnte keine Spritze auf dem Platze, ja kaum gerufen ſein — keine Macht der Löſchanſtalten das brennende Gebäude könnte gerettet haben.

Indeſſen wurden die Bemühungen, über das Geſchick der vermißten Fürſtin Auskunft zu erlangen, heftig und angſtvoll fortgeſetzt. Die vornehmen Hof- und Staatsdiener Napoleon's flogen hin und her, die Boten eilten nach allen Richtungen und kamen wieder, immer fruchtlos, nirgends war eine Spur der Geretteten ſo wenig als der Verunglückten zu finden. Alle Wohnungen der Freunde und Bekannten waren beſchickt, die ganze Nachbarſchaft, jeder Winkel des Gartens, und auch die noch ſprühende Brandſtätte ſo viel als möglich durchſucht; alles umſonſt. Ein Bild des troſtloſeſten Jammers irrte der unglückliche Fürſt umher, bald in den Gartengängen, bald in den Sälen erſcheinend, die körperliche Erſchöpfung ließ ihn faſt ſchon zuſammenſinken, während die Qual des Gemüths ihn zu immer neuen Anſtrengungen aufregte. Man ſuchte ihn fortzubringen, zu beruhigen, aber nichts wirkte auf ihn, auch die Gegenwart und Anrede des Kaiſers glitten ſtumpf an dieſer ſtarren Verzweiflung ab.

Napoleon, des fruchtloſen Daſtehens überdrüſſig, und, nachdem das Feuer bis auf einzelne Gluthſtellen bezwungen worden, ſchon ohne Gegenſtand perſönlicher Thätigkeit, kehrte nach St.-Cloud zurück. Die Grenadiere ſeiner Garde aber richteten ſich zum Uebernachten ein, und ſelten mag ein Biwack ſo glänzende und köſtliche Bewirthung gefunden haben. Die für das Gaſtmahl des Hofes beſtimmten Speiſen und Weine wurden ohne vielen Unterſchied ausgetheilt.

Auch wir Andern, nach ſo vielfacher Arbeit und Erregung endlich müſſig und matt, von den auf einander gefolgten heftigen Eindrücken verſtört und überwältigt, mußten zuletzt Erholung und Stärkung ſuchen, ſetzten uns zu den erſten den beſten der reichgedeckten Tiſche, und genoſſen der vorhandnen Labung. Begierig tauſchten wir jetzt unſre einzelnen Wahrnehmungen und Vermuthungen aus, hier erläuterten ſich die mannigfachen Umſtände, ergänzten ſich die getheilten Anſchauungen, ſtellte ſich allmählig einiger Zuſammenhang auf; man hatte ſo vieles zu fragen, ſo vieles zu berichten, allein Schrecken und Beſorgniß wogten noch immer auf und nieder, und bei ſo vielem Unglück, das man wußte, blieben noch unruhige Zweifel und bange Ahndungen genug.

Das Gewitter, welches ſchon lange am Himmel geſtanden, brach jetzt als ein grauſenvolles Zwiſchenſpiel hervor, gräßliche Blitze entzündeten den Himmel, furchtbare Donner folgten Schlag auf Schlag, die Gebäude erzitterten, der Regen rauſchte in Strömen nieder, und die letzten Gluthen des Brandes wurden erſt durch ihn gelöſcht.

Als nach kurzem Austoben die Gewitternacht ſich wieder zertheilte, ſah zwiſchen den ſchweren Wolken ſchon die Tageshelle durch, und die Unruhe trieb uns neuerdings auf, die ſo eben durchlebten Ereigniſſe, welche, wie ein verworrener Traum, nicht faßbar noch verſcheuchbar auf der Seele lagen, in ihren daliegenden Ueberbleibſeln zu unterſuchen, zu betrachten. Wir waren nur noch wenige Männer, und vereinzelten uns bald in ſchweigendem Umherwandeln. Ich betrat die Brandſtätte, ein düſtres Angehäuf von Schutt und Wuſt; verkohlte Balken, zertrümmerte Mauerſteine, Geräth und Scherben durch einander geworfen, in den zufälligen Tieflücken ſchmutzige Waſſerpfuhle zuſammengeſtockt. Man fand Theile von Kronleuchtern, zerkrümmte Degen, Armbänder und andern Schmuck, den die Gluth faſt unkenntlich gemacht. Nicht weit von mir ſtiegen Graf Hulin und Doktor Gall forſchend über die Trümmer hin. Auf einmal bleibt Hulin ſtehen, ſieht ſtarr vor ſich hinab, und ich höre die halblaut gerufenen Worte: „Doktor Gall, kommen Sie hierher, hier iſt ein menſchlicher Körper!“ Ich gedenke noch mit Schauder des furchtbar eindringenden Tones, den dieſe Worte hatten; jeder Nerv wurde erſchüttert, die Bruſt mit Angſt erfüllt. Gall trat hinzu, ich war der Dritte, wir mieden jedes Geräuſch und ſuchten uns im Stillen des gefundenen Anblicks zu vergewiſſern; erſt nach und nach wurde er unſern Augen deutlich. Von Balken und Kohlen halb verdeckt lag in der Tiefe ein ſchwarzgebrannter, eingeſchrumpfter Leichnam, ganz unkenntlich, die menſchliche Geſtalt in dieſer Zerrüttung nur mit Hülfe der Einbildungskraft herauszufinden. Die eine Bruſt nur, welche zufällig im angeſammelten Waſſer zu liegen gekommen war, hatte ſich erhalten, und ihre friſche Weiße ſtach gräßlich gegen die übrigen mumienſchwarzen Körpertheile ab. Von Jugend auf nicht ungewohnt ſolcher Zerſtörungsanblicke, ſtieß doch dieſer mein Auge unwillkürlich zurück. Gall ſtieg in die Vertiefung hinab und glaubte die Fürſtin von Schwarzenberg zu erkennen; ein paar Ringe und ein Halsband fanden ſich an dem Körper, ſie wurden dem Botſchafter gebracht, der unſern im Garten mit einigen Begleitern umherging, und es blieb kein Zweifel mehr, das Halsband führte die Namenszüge ihrer Kinder; ſie hatte deren acht, ein neuntes, noch nicht geboren, theilte ihren Tod. In dieſem Augenblicke der ſich entfaltenden Gewißheit entſank Allen der Muth, tiefe Trauer ſenkte jedes Haupt, Thränen entquollen dem Auge. Ein paar ſtarke Gewitterſchläge, die letzten, erſchütterten gleichzeitig die Atmoſphäre, und ein betäubender Donner hallte lange nach.

Jetzt war die Sorge, dem Fürſten Joſeph von Schwarzenberg ſein Unglück beizubringen, und zu gleicher Zeit die nöthige Vorkehr in Betreff der Leiche gehörig anzuordnen. Der Ort und die Umſtände ihrer Lage gaben wenigſtens die tröſtliche Vermuthung, daß die Unglückliche nicht lebendig verbrannt ſei. Wahrſcheinlich hatte ſie, abgeſchnitten von dem Hauptausgange, oder das dort ſtockende Gedränge zu meiden wünſchend, den Nebenausgang in das Innere des Hotels zu gewinnen geſucht, war unterwegs gefallen, durch Rauch erſtickt und erſt nachher durch die Flammen ſelbſt ergriffen worden, mit dem einſtürzenden Bretterboden aber in jene Waſſertiefung hinabgeſunken.

Wir verließen nunmehr den Ort der Zerſtörung und des Jammers; doch an Schlaf und Ruhe war nirgends zu denken, die furchtbarſten Traumbilder ſchreckten das hinſinkende Haupt ſchnell wieder zum wachen Anſchauen der Wirklichkeit auf, und in den Straßen, welche durch das Ereigniß der Nacht nur um ſo volkreicher belebt waren, zeigte der Morgen ſchon ſeine volle Thätigkeit.

Ganz Paris war durch Schrecken und Neugier in unruhige

Bewegung verſetzt. Die Nachricht von dem Brande, durch den Gluthſchein unmittelbar verkündet, hatte ſich mit Schnelligkeit weithin ausgebreitet. Man vermuthete Anſchläge gegen das Leben des Kaiſers, den Ausbruch irgend einer großen Verſchwörung, Ungewißheit jeder Art ſpannte die Gemüther. Der Verdacht, daß das Feuer angelegt geweſen ſei, daß die Feinde des Kaiſers, innere und äußere, durch einen kühnen Streich ſich des verhaßten Herrſchers, ſeiner Familie und ſeiner anhänglichſten Diener entledigen gewollt, beſtand einen Augenblick allgemein, ſtreifte wenigſtens die Vorſtellung der meiſten Franzoſen, und war bei manchen auch ſpäterhin nicht leicht auszutilgen, die dawiderlaufenden Berichte und Zeugniſſe wurden zweifelnd angehört; erſt am dritten Tage erſchien der ausführliche Bericht im Moniteur, deſſen abſichtsvolle Faſſung wiederum nicht ganz befriedigte. Doch konnte gegen die Uebereinſtimmung ſo vieler Augenzeugen und gegen den ſtarken Beweis, welcher in Napoleon's fortgeſetztem Benehmen lag, kein grundloſer Wahn ſich halten, und zuletzt mußte in Frankreich wie im Auslande die verbürgte Wahrheit doch den Sieg behaupten.

Nun folgte eine Reihe trauriger Tage, in denen man faſt nur in dem Rückblick auf die allbeſprochene Begebenheit und in den düſtern Nachwirkungen derſelben fortlebte. Die Beſtattung der Fürſtin Pauline von Schwarzenberg wurde mit herkömmlichem Trauerprunke feierlich vollbracht. Dann kamen hinter einander die Leichenbegängniſſe der Fürſtin von der Leyen, der Generalin Touzard und noch mehrerer andern Frauen hohen Standes, die nach ſchrecklichen Leiden im Verlaufe der nächſten Tage oder Wochen an ihren Brandwunden ſtarben; im Ganzen waren über zwanzig Perſonen verunglückt, mehr oder minder beſchädigt über ſechzig. Die junge Fürſtin von Schwarzenberg, der Mutter gleichnamig, und nur kaum dem Loos entriſſen, das der unglücklichen geworden, lag an den empfangenen Verletzungen viele Wochen darnieder, während deren man für ihr Leben beſorgt war; auch das Wiederaufkommen des ruſſiſchen Botſchafters Fürſten Kurakin blieb noch lange zweifelhaft. Sehr bedeutend war von allen Seiten der Verluſt an Koſtbarkeiten; man ſchätzte ihn auf ein paar Millionen; der öſterreichiſche Botſchafter trug neben ſeiner eignen großen Einbuße auch die vieler andern Perſonen, denen er das Verlorne oder Beſchädigte erſetzte.

Ein tiefer und unheilvoller Eindruck des ganzen Ereigniſſes war unverkennbar. Er ſetzte ſich unwiderſtehlich in Gemüth und Einbildungskraft feſt, und wiewohl man von obenher alles anwandte, um ihn herabzuſtimmen und auszulöſchen, ſo erhob er ſich doch in düſtren Weiſſagungen, welche auf die Unglücksfälle bei Vermählung der öſterreichiſchen Erzherzogin Maria Antoinette und des franzöſiſchen Dauphins, nachherigen Königs Ludwig's des Sechzehnten, zurückgingen, ſolche mit dem ſpäteren jammervollen Ausgange des königlichen Ehepaares in Bezug ſetzten, und den neueſten Vorfall nur zur Beſtätigung dienen ließen, daß über den Verbindungen Frankreichs nach dieſer Seite ein warnendes Verhängniß ſchwebe. Die Folge der Begebenheiten aber wollte dem abergläubiſchen Wahne auch diesmal zum Theil ein wenigſtens ſcheinbares Recht nicht fehlen laſſen!

Dreiundzwanzigſter Abſchnitt.

Am Hofe Napoleon's.

Paris, 1810.

Unſre Anweſenheit in Paris dauerte ſchon mehrere Wochen, und noch immer fand keine diplomatiſche Audienz Statt. Endlich wurde dieſe angeſagt, und wir rüſteten uns, dem Kaiſer Napoleon vorgeſtellt zu werden. Vorher führte der Fürſt von Schwarzenberg uns noch zu einigen Großen des Hofes und Reichs, beſonders aber zu Berthier, dem Fürſten von Neufchatel und Wagram, wie er damals hieß. Wir fanden eine zahlreiche Verſammlung, die Herren herumgehend und im wechſelnden Geſpräch, dem man doch einige Behutſamkeit anmerkte, die Damen feierlich auf ihren Stühlen, und nicht ſehr lebhaft unterhalten. Der General Graf von Neipperg, mein Oberſt, und ich, waren wie es ſchien die einzigen Fremden, und man bemächtigte ſich unſer mit Beeiferung. Berthier war äußerſt freundlich, er hatte ein gutmüthiges, zuvorkommendes Weſen, und die Art Ruhe, welche mit großer Tüchtigkeit ſich immer gern verbindet. Mir hat er ſehr gefallen, und ich konnte die Meinung, welche ſchon damals ihm alle höhere Fähigkeiten abſprechen wollte, gar nicht gelten laſſen. Kraft, Sicherheit und Erfahrung ſprachen aus ſeinem ernſten Geſicht, und was er ſagte, war lebendig und klar. General Neipperg nöthigte ihn zu einem ziemlich ausführlichen Geſpräch über die Schlacht von Marengo, und einige Einzelheiten derſelben wurden eifrig durchgeſprochen. Berthier hatte dieſe Schlacht in einer beſondern Druckſchrift geſchildert, aber mit großen Irrthümern, ſowohl in Verſchweigungen als in falſchen Angaben, welche man faſt nur als abſichtliche anſprechen konnte, die Vorgänge waren ſo geſtellt, wie die ſpätere Willensmeinung des Kaiſers ſie forderte, hauptſächlich ging die Sage, dem in der Schlacht gebliebenen General Deſaix ſei manches Verdienſtliche beigelegt worden, welches noch Lebenden gebühre, aber in dieſen anzuerkennen und zu belohnen dem Sinne des Kaiſer nicht genehm ſei. Dem kundigen Neipperg gegenüber hatte Berthier einen harten Stand, doch führte er ſeine Sache gut, wußte immer neue Thatſachen und Gründe anzuführen, und wie damals, ungeachtet der Vortheile der Oeſterreicher, der Sieg dennoch den Franzoſen zufiel, ſo blieb hier auch im Geſpräch Berthier, ungeachtet der Gegner gewiß größeres Recht hatte, im Vortheil. Als darauf hingedeutet wurde, wie zweifelhaft noch ganz zuletzt, da Deſaix ſchon gefallen war, die Sachen geſtanden, und wie Bonaparte ſelber noch unſicher mißtraut habe, meinte Berthier, darin habe der Feldherr ganz Recht gehabt, wenn auch der Sieg ihm bereits errungen gedäucht, und fügte nachdrücklich hinzu: „C'est toujours après les succès que je crains le plus dans la guerre, et rien de si dangereux que le commencement d'une victoire." Die Ankunft mehrerer Damen ſtörte die Unterredung, Berthier ging jene zu begrüßen, und that es mit vieler Anmuth.

Man rühmte Berthier, daß er, ungeachtet ſeiner fürſtlichen Hofhaltung und großen Reichthums, in ſeinem Benehmen ſchlicht und in ſeinen Anſprüchen mäßig geblieben ſei, noch immer den alten Ton mit ſeinen Kriegsgenoſſen habe, und für den Kaiſer wohl die treuſte Anhänglichkeit, doch keineswegs den höfiſchen Dienſteifer zeige, den ſo viele Andre, und namentlich Davouſt, auf die alleruntergebenſte Weiſe an den Tag legten. Von Bernadotte hingegen erzählte man, daß er mit der ihm eigenen Fröhlichkeit laut über das Hofweſen ſpotte, den Kaiſer in ſeiner angenommenen Scheinwürde lächerlich finde, ſich ſelber noch immer zu republikaniſchen Grundſätzen bekenne, und ſeiner Fürſtenwürde ungeachtet mit den alten Waffengefährten ganz auf brüderliche Art umgehe.

Berthier hatte uns freundlich gefragt, wie wir uns in Paris vergnügten, ob wir die Kunſtſammlungen ſchon alle beſucht hätten, und davon nahm ein ältlicher franzöſiſcher General, deſſen Namen ich nicht erfahren konnte, die Gelegenheit über das Muſée Napoleon zu ſprechen, wobei er ſeine Verwunderung bezeigte, nur ſo wenige der eroberten Kunſtwerke in Paris zu ſehen, denn er habe in den fremden Ländern, ſagte er, wohl dreimal ſo viel einpacken ſehen, zwiſchen dem Abſchicken und Ankommen aber ſcheine ein großer Theil einzuſchwinden. Wie nachläſſig man überhaupt mit dem Weggeſchleppten umging, davon kann folgendes Beiſpiel genügen. Napoleon hatte das preußiſche Siegesdenkmal auf dem Schlachtfelde von Roßbach wegnehmen und nach Frankreich abführen laſſen; daſſelbe war ohne Kunſtwerth, eine ſchlichte Säule von Sandſtein, aber durch ſeine Bedeutung dem franzöſiſchen Kriegsruhm ein unſchätzbarer Beſitz. Gleichwohl verlor ſich dieſe Säule, und als man nach geſchloſſenem Frieden Muße fand an ihre Aufſtellung zu denken, war ſie nirgends zu finden. Der Kaiſer tobte, man erkundigte ſich unter der Hand, unter Andern auch bei Chamiſſo, wie ſie denn wohl ausgeſehen habe, und war nahe daran, eine falſche unterzuſchieben. Endlich fand ſich doch die rechte unverhofft in Breſt wieder, und man wußte nicht, wie ſie dorthin gerathen ſei. Sie ſteht jetzt, durch die Tapferkeit der Preußen wieder erobert, als zweifaches Siegesdenkmal auf ihrem urſprünglichen Ort.

Bei Berthier ſah ich auch Denon wieder, der aber mit all ſeiner Freundlichkeit nur einen widrigen Eindruck machte, und in ſeinem habit habillé mit Stahldegen und Spitzemanſchetten einem geputzten Affen gleich ſah. Auch ein ehemaliger Adjutant des Kaiſers, und jetziger Kammerherr, den ich in Wien als Militair ſehr hübſch gefunden, nahm ſich in ſeinem rothen geſtickten Hofrocke ganz vertrackt aus. Damit die Geſellſchaft noch bunter würde, kamen auch zwei Geiſtliche in rothen Strümpfen, und ſchienen ſich des bischen Lebens, das an dieſer Stätte der Revolution ihnen wieder zugefloſſen war, gar ſehr zu freuen. Berthier hatte ſich mittlerweile in ein Nebenzimmer entfernt, und die Geſellſchaft war entlaſſen. Als die Geiſtlichen weggingen, flüſterte mir der eine — es war der Kardinal Maury — im Vorbeiſtreichen die Worte bedeutend in's Ohr: „Nous avons beaucoup de joie de vous voir ici!“ Ich ſah ihm erſtaunt nach; was er laut und öffentlich als eine gewöhnliche Artigkeit hätte ſagen können, ſagt er mit heimlicher Freude, und mir? Es bezog ſich aber wohl auf den Umſtand, daß von öſterreichiſcher Seite ganz kürzlich die dringendſten Verwendungen für den Pabſt geſchehen waren.

Am Sonntage, den 22. Juli, war ſeit dem Brandunglück wieder die erſte Audienz des Kaiſers, und man verhieß, ſie würde ungemein feierlich und prächtig ſein. In Berlin hatte ich Napoleon oftmal unvermuthet und ungeſucht geſehen, auch in Wien und Schönbrunn nochmals, aber ſtets in zu großer Entfernung, als daß es ein beſtimmter Eindruck hätte werden können. Bei dem Feſte des Fürſten von Schwarzenberg hatte ſich mir der Anblick des Mannes in dem Sturme der entſetzlichen Vorgänge, welche dieſes Feſt unterbrachen, wieder verdunkelt. Ich nehme daher an, daß ich ihn zuerſt an dem Tage geſehen, wo ich ihn recht geſehen, nah und bequem, und hinreichend lange, an dem Tage jener Vorſtellung. Die häufige Gelegenheit, die ſich mir ſeitdem erneute, in den Tuilerieen und in Saint-Cloud, — an letzterem Orte beſonders bei den herrlichen, nur für den Kaiſer und ſeine Hofgäſte beſtimmten Bühnendarſtellungen, wo Talma, Fleury und die Raucourt glänzten, — diente nur dazu, jenen Haupteindruck zu befeſtigen und gleichſam auszuarbeiten.

Wir waren nach den Tuilerieen gefahren und kamen durch ein großes Gedränge von Garden und Volk in ein Gemach, von welchem ich unter dem Namen der Salle des ambassadeurs ſchon gehört hatte. Die Art, wie hier in dem engen, übelverzierten Pferch ſo viele erlauchte Perſonen dicht zuſammengedrängt ſtanden, hatte etwas lächerlich Beleidigendes, woran die Scherze der Pariſer ſich gar zu gern übten. Die reichſten Uniformen und Staatskleider arbeiteten ſich mit

Mühe und Sorge durch einander hin und her, von kaiſerlichen Livreen untermiſcht, die im Gedränge Erfriſchungen ausriefen, und durch die nahe Gefahr immer ihre Nächſten in allen Bewegungen gleichſam ſuspendirten. Das Geſpräch war laut und lebhaft von allen Seiten, man ſuchte Bekannte, beſſern Platz, größere Helle. Eine feierliche Stimmung, eine würdige Spannung ſchien Allen fremd, und was man mitzubringen nicht vermochte, war nichts vermögend hier zu erregen. Der ganze Anblick hatte etwas Fatales, man befand ſich ſchlecht und wartete verdroſſen. Mit beſonderem Wohlgefallen jedoch verweilte mein Auge auf den Mitgliedern der öſterreichiſchen Botſchaft, deren Haltung und Betragen nicht die Würde verläugnete, die dem alten Kaiſerhauſe gebührte. Beſonders hatte der Fürſt Schwarzenberg ein ſtattliches Anſehen, ſeine Ruhe war ohne Läſſigkeit, ſein Ernſt ohne angenommenes Gewicht, und eine rechtſchaffene Güte lag in dem Ausdruck ſeines ganzen Weſens, das ſich auf dieſe Art vortheilhaft unterſchied von der lächelnden Salonbetriebſamkeit, der hofmänniſchen Spannung, und der weltmänniſchen Nichtigkeit, die aus dem Weſen ſo vieler Andern, die ihre Stellung an dieſem Hofe nicht erkannten und kein Gefühl ihres Verhältniſſes hatten, widrig hervorblickten. Dies galt beſonders von den Perſonen, welche von der Zeit mit fortgeriſſen und doch von ihr vergeſſen waren, wie dies bei ſo vielen Hofleuten der neuen Höfe der Fall ſein mußte. Wenn dieſe Leute, die vornehmſten und gewandteſten, die in ſo vielen und weiten Kreiſen zu finden waren, wenn dieſe hier ſo unbedeutend und leer daſtehen, wenn ſie hier nicht glänzen, in ihren Edelſteinen, Stickereien und Kreuzen, im Gefühl aller Auszeichnung, in der Anerkennung aller ihrer Anſprüche, hier, wo einer der Augenblicke iſt, zu denen ſie erzogen, auf welche alle ihre Thätigkeit, ihre Einrichtung und Gewöhnung von Jugend auf gewandt worden, was ſollen ſie denn im Rathe des Fürſten, in des Landes höchſten Verwaltungsſtellen, im Angeſicht des Heeres ſein, lauter Dinge, die ſie nie ſo ernſtlich bedacht und geübt haben, als die Vortheile geſellſchaftlicher Erſcheinung? Mich ergriffen dieſe Betrachtungen um ſo lebhafter, als man gewohnt war, in öffentlichen Berichten, namentlich von den franzöſiſchen Höfen, als von dem Wohnſitze der Würde, der Feierlichkeit und imponirenden Größe zu reden, da man doch faſt nur Unordnung, Armſeligkeit und Lächerlichkeit fand.

Endlich erſchien die Zeit, zur Audienz hinaufzugehen; auf die erſte Ankündigung davon ſtürzte alles ordnungslos gegen die Thüre, man drängte ſich, ſtieß und ſchob den Nachbar ohne Umſtände. Kammerherren, Pagen und Garden füllten die Gänge und Vorzimmer; unruhige Geſchäftigkeit zog auch hier die Augen auf ſich, und die Soldaten ſchienen die einzigen, die ſich mit einiger Sicherheit in ihrem Dienſte zu benehmen wußten, was ſie freilich auch nicht am Hofe, ſondern von ihren Feldwebeln gelernt hatten.

Nachdem man im Audienzſaale einen Halbkreis gebildet, und ſich in mehrere gedrängte Reihen geſtellt hatte, kündigte bald der Ruf: l'Empereur! die Erſcheinung Napoleon's an, der von der hintern Seite des Saales hereintrat. In einfacher blauer Uniform, ſeinen kleinen Hut unter dem Arm, ging er ſchwerfällig auf uns zu. Seine Haltung drückte den Widerſtreit eines Willens aus, der etwas erreichen möchte, und eine Verachtung derjenigen, bei welchen es erreicht werden ſoll. Ein günſtiges Erſcheinen wäre ihm wohl lieb geweſen, und doch ſchien es ihm nicht recht der Mühe werth, der Mühe, die er ſich darum geben ſollte, denn von Natur hatte er es wahrlich nicht. Daher Nachläſſigkeit und Abſicht abwechſelnd in ihm hervortraten, und nur in Unruhe und Mißbehagen zuſammenfloſſen. Er wandte ſich zuerſt an die öſterreichiſche Botſchaft, welche die eine Spitze des Halbkreiſes einnahm. Die Folgen des unglücklichen Feſtes waren Anlaß mancher Fragen und Bemerkungen. Der Kaiſer wollte theilnehmend erſcheinen, er brauchte ſogar Worte der Rührung; doch gelang ihm dieſer Ton keineswegs, und er ließ ihn auch bald wieder fallen. Für den ruſſiſchen Botſchafter Kurakin hatte er ſchon minder freundlichen Ausdruck, und im weiteren Fortſchreiten mußte ihn irgend ein Anblick oder Gedanke heftig aufreizen, denn er gerieth in furchtbaren Aerger, fuhr gegen einen der Anweſenden, der nicht zu den bedeutendſten gehörte und deſſen Namen mir nicht mehr erinnerlich iſt, ſchrecklich los, war mit allen Antworten unzufrieden und forderte immer neue, ſchalt und drohte, und hielt den armen Menſchen eine geraume Zeit in qualvoller Vernichtung. Die nähergeſtandenen Zeugen, welche nicht ohne eigne Angſt dieſen Auftritt mitanſahen, betheuerten nachher, es ſei gar keine Urſache zu ſolchem Grimm geweſen, der Kaiſer habe nur Gelegenheit geſucht, ſeine üble Laune auszulaſſen, und er thue dies ſogar abſichtlich an ſolchem armen Wichte, damit alle Andern in Schrecken geſetzt und jeder Trotz im voraus unterwürfig geſtimmt würde.

Als er weiterging, ſuchte er wieder gemäßigter zu reden, allein ſeine Mißſtimmung klang noch immer durch. Er ſprach kurz, haſtig, hingeworfen, die gleichgültigſten Sachen mit einer leidenſchaftlichen Schnelle, ja wenn er gütig ſein wollte, klang es immer noch, als ſei er zornig. Ich habe kaum eine ſo rohe, ungezähmte Stimme gehört, als die ſeinige.

Seine Augen waren dunkel umwölbt, auf die Erde vor ſich niedergeheftet, und ſtreiften nur ruckweiſe ſchnell und ſcharf über die Anweſenden hin. Wenn er lächelte, ſo lächelte blos der Mund mit einem Theile der Backen, unbeweglich finſter blieben Stirn und Augen. Zwang er, wie ich ſpäterhin wohl geſehen habe, auch dieſe, ſo bekam ſein Geſicht einen noch verzerrtern Ausdruck. Dieſe Verbindung von Lächeln und Ernſt hatte etwas furchtbar Abſchreckendes. Ich weiß nicht, was ich von den Leuten denken ſoll, die in dieſem Geſicht Anmuth und ſeine Freundlichkeit einnehmend gefunden haben. Waren doch ſeine Züge, bei unläugbarer plaſtiſchen Schönheit, wie Marmor hart und ſtreng, jedem Vertrauen fremd, jeder Herzlichkeit unfähig!

Was er ſprach, war immer, ſo oft ich ihn reden hörte, gering, ſowohl dem Inhalt als dem Wortausdrucke nach, ohne Geiſt, ohne Witz, ohne Kraft, ja bisweilen ganz gemein und lächerlich. Faber hat in ſeinen Notices sur l'intérieur de la France ausführlich über die Fragen geſprochen, welche Napoleon bei vielen Gelegenheiten zu machen pflegte, und deren Scharfſinn und Kunde ſo oft mit Unrecht geprieſen worden, ich hatte damals das Buch noch nicht geleſen, fand aber ſpäter alles darin beſtätigt, was ich ſelbſt geſehen und gehört hatte. Sein Fragen glich nicht ſelten der Lektion eines Schulknaben, der, ſeiner Sache nicht ganz gewiß, beſtändig leiſe für ſich herſagt, was er für den Augenblick des Gebrauchs ſonſt vergeſſen zu haben fürchtet. Dieſes iſt wörtlich wahr von einem Beſuche, welchen Napoleon kurz vorher auf der großen Bibliothek gemacht hatte, da er ſchon auf der Treppe immerfort nach der klaſſiſchen Stelle im Joſephus ſchrie, wo dieſer von Jeſus ſpricht, und für diesmal kein anders Anliegen zu haben ſchien, als dieſe ſeine wahrſcheinlich eben erſt erlangte Kenntniß zu zeigen; es ſchien durchaus, als habe er ſeine Fragen auswendig gelernt. Einen anſehnlichen Mann aus dem nördlichen Deutſchland fragte er, aus welchem Lande er ſei, und als dieſer die nah an Holland gelegene Gegend genannt hatte, rief Napoleon im Weggehn halb trotzig und halb freudig: „Ah! je sais bien, c'est du Nord, c'est de la Hollande!“ Nicht ſo glücklich traf er es mit Lacepède in der Naturalienſammlung, dort ſah er die Giraffe für einen Vogel an, und pries das langhalſige Thier als ſolchen ſogar ſeiner Gemahlin, welche mit Lacepède über den Irrthum des Kaiſers ganz ängſtlich wurde, ſo daß dieſer, dadurch aufmerkſam gemacht, in ſeiner Rede unwillig abbrach und außerordentlich mißvergnügt davonging. Der kleinliche Eifer, mit dem Napoleon auch in dem Kreiſe der geſelligen Mittheilung, der ihm ganz fremd iſt, bewundert zu ſein ſtrebt, war ſehr oft geradezu lächerlich, es mißlang ihm hier alles in dem Grade, als ihm in andern Dingen, zu unſerm Unglück, alles gelang. Er liebte zwar eigentlich nur, den Menſchen etwas Beleidigendes oder wenigſtens Unangenehmes zu ſagen, allein auch dann, wenn er etwas anderes ſagen wollte, brachte er es höchſtens zum Unbedeutenden, und da traf es ſich wohl einmal, daß er einer ganzen Reihe von Damen, wie ich in Saint-Cloud ſelber mit anhörte, zwanzigmal nur immer daſſelbe Wort wiederholte: „Il fait chaud.“

Wahr iſt es, man führt ſehr kräftige Machtworte von ihm an, und ſeine Befehle ſind meiſtens ſtreng und kurz; allein ſelbſt darin iſt mehr die Macht bedeutend, und der Nachdruck der Worte kommt vom Kaiſer, nicht vom Redner. Mehrere glückliche Einfälle, welche die Herumträger ſeines

Hofes ihm zuzuſchreiben pflegten, gehörten Andern an, die ihr geiſtiges Eigenthum, das der Kaiſer einſteckte, ehrfurchtsvoll verläugneten. Sprach er anhaltend, in größerer Fülle der Mittheilung, wie er dies auch oft liebte, und ſich dann gränzenlos in Redensarten erging, Thatſachen und Gründe mit größter Geläufigkeit auf einander häufend, ſo vermißte man nur allzu ſehr Ordnung und Folge, Klarheit und Feſtigkeit der Begriffe; nur ſeine Zwecke und Abſichten verlor er dabei nicht aus dem Auge, wiewohl er dieſelben am wenigſten durch ſeine Reden, ſondern ſichrer durch andre Mittel, durch ſeine Ueberlegenheit als Feldherr und durch das eiſerne Machtgebot ſeines Willens erreichte. In dieſen Eigenſchaften iſt ſeine wahrhafte Größe, und man braucht ihm keine andre anzudichten, um in ihm ſtets einen der außerordentlichſten Menſchen zu ſehen, welche jemals erſchienen ſind. Die Gabe ſchöner Rede und anmuthigen Ausdrucks, deren Alexander, Cäſar und Friedrich theilhaft waren, hatte ſich Napoleon's Eigenſchaften nicht geſellen können, ſein Geiſt widerſprach ihr, und noch mehr ſein Gemüth.

Deßhalb, weil er auf dieſem Gebiete gar keine Waffen hatte, und nichts erwiedern konnte, war Napoleon auch ſo über alle Maßen empfindlich und aufgebracht, wenn irgend ein geiſtreiches, ſcharfes oder ſcherzhaftes Wort gegen ihn laut wurde, und ein ſpöttiſches Lied, ein ſchmähender Witz konnte ihn zu wahrer Wuth bringen. In jener Zeit ging ein Lied auf ſeine zweite Vermählung umher, das ganz im unterſten Volkston gedichtet, doch ohne Zweifel ſeinen Urſprung in der höheren Klaſſe haben mußte. Der Kaiſer ſah ſeinen Glanz und ſeine Macht durch ein gemeines Lied befleckt, und ſchnaubte Rache; aber die Polizei wußte den Verfaſſer ſo wenig als die Verbreiter zu entdecken. Auch mir war daſſelbe durch die Stadtpoſt ohne Namen in ſchlechter Abſchrift zugeſchickt worden, ich hatte mich mit den vertrauteren Freunden heimlich an den luſtigen Verſen ergötzt, und konnte ſie ſchon auswendig herſagen. Sehr ungelegen traten mir jetzt, als grade der Kaiſer übellaunig und finſter an mir vorüberging, unwillkürlich Worte und Melodie jenes Liedes in den Sinn, und je mehr ich ſie abweiſen wollte, deſto heftiger drängten ſie ſich hervor, ſo daß die von der Spannung des Augenblicks gereizte Einbildungskraft ſchon ſchwindelte, und bei dem geringſten Anſtoß unvermeidlich in das tödtlichſte Aergerniß ſtürzen zu müſſen glaubte, — als glücklicherweiſe die Audienz ihr Ende erreichte, und wiederholte tiefe Verbeugungen das Abtreten Napoleon's begleiteten, der an mich keines ſeiner Worte, ſondern nur einen durchdringenden Blick gewendet hatte, mit deſſen Weiterſchweifen eine wirkliche Gefahr mir zu ſchwinden ſchien.

Nach der Entfernung des Kaiſers athmete alles auf, wie befreit und erlöſt von einer ſchweren Laſt. Allmählig wurde die Geſellſchaft auch wieder laut, und ging dann völlig in die lärmende Unordnung, in die drängende Eile über, welche zu Anfang geherrſcht hatte. Beſonders waren die franzöſiſchen Höflinge bemüht, ihre noch eben gehabte furchtſame und erſchrockne Haltung durch nunmehrige Luſtigkeit wegzuläugnen, und noch auf den Treppenſtufen, die wir hinabſtiegen, erſchallten Ausbrüche des Lachens und Witzelns über den Hergang der Audienz, deren Würde und Schrecken ſchon hier aufhörten.

Napoleon's Perſönlichkeit wirkte zauberhaft und mächtig, wo er wirklich er ſelbſt war, an der Spitze der Truppen, im Felde, wenn er kriegeriſche Anordnungen traf, ſeine Machtgebote ergehen ließ. Wollte er aber ihm Uneignes vorſtellen, beabſichtigte er Eindrücke, ſuchte er in Gebieten zu gelten, die nicht die ſeinigen waren, ſo gab er nur allzu leicht die ſchlimmſten Blößen, und bethörte nur etwa Neulinge und Schwachſinnige. Die Erinnerung an ihn und ſein im Geiſte der Nachlebenden neuerſchaffenes Bild haben mehr Begeiſterung für ihn erweckt, als ſeine Gegenwart es vermocht. Es klingt unglaublich, iſt aber beſtimmt wahr, daß in Paris, bei aller Bewunderung und Furcht, welche der Kaiſer einflößte, doch weder im Volk, noch in den höhern Klaſſen, und am wenigſten in ſeiner gewohnten Umgebung, eine eigentliche Verehrung für ihn, ein Glauben an ihn als an ein höheres Weſen beſtand; die Franzoſen, ſofern ſie ihn als groß anerkannten, hielten ihn doch nur für groß in dem, was ſie Alle zu leiſten ſich getrauten; ſie ſahen in ihm nicht andre, ſondern die gemeinen, gäng und gäben Eigenſchaften, nur in ungemeinen Maßen.

Den damals in Paris ſehr zahlreichen Deutſchen muß ich es zur Ehre nachſagen, daß wenige von der Erſcheinung Napoleon's geblendet waren und ſeine Gunſt oder Ungunſt höher anſchlugen, als ihr nach lediglich äußerer Währung zukam. Die jüngeren Freunde, theils von Haß gegen den Unterdrücker des Vaterlands erfüllt, theils gleichgültig abgewandt von Beziehungen, die ſie nicht lenken noch ergreifen konnten, ſcherzten nur über den Vorzug, daß ich den Hof des Kaiſers beſuchte, und beneideten mir ihn nicht. Insbeſondere war unter den vielen Oeſterreichern meines Wiſſens keiner, welchen der Schimmer des augenblicklichen Verhältniſſes getäuſcht oder befangen hätte. Die deutſche Ruhe, Gradheit und Einfachheit erhielt ſich hier, wo ſo vieles verwirren konnte, in beſonnenem und klarem Urtheil. Die in dieſem Betreff Gleichgeſinnten hatten ſogar unter den Augen des Mächtigen durch einen gemeinſamen Ring, deſſen innere Zeichen ſeinen Sinn andeuteten, ſich zu dem Bekenntniſſe vereinigt, daß ſie der in Napoleon dargeſtellten Geſchickesmacht entgegenblickten, ohne ſich ihr zu beugen, noch ihr zu erſtarren!

Vierundzwanzigſter Abſchnitt.

Aufenthalt in Paris.

1810.

Man ſieht Paris nicht von weitem, man fährt auch nicht plötzlich hinein, ſondern wird allmählig, nachdem die Gebäude der Landſtraße, dann die Vorſtädte uns gleichſam eingeleitet, ohne überraſchenden Augenblick mitten in der Stadt gewahr, daß man wirklich in Paris iſt. Ich dachte, es ſollte noch erſt recht kommen, als wir ſchon in den Hof des Hotel de l'Empire einfuhren, wo wir uns beſtens aufgenommen fanden. Nach dem erſten Ausruhen und Erfriſchen, wobei das Bad nicht fehlen durfte, machte ich mich alsbald auf den Weg, die Stadt etwas näher anzuſehen. Sie machte mir keinen fremdartigen Eindruck, aber auch keinen gefälligen noch imponirenden, ich hatte ſchönere Straßen und Plätze, reichere Pracht, gedrängteres Menſchengewühl geſehen, alles zuſammen aber war doch größer und lebendiger, als jede der einzelnen Anſchauungen, die ich zur Vergleichung herbeiziehen konnte. Mich überkam ein Gefühl von Zuhauſeſein, das mir behaglich war, und mit welchem ich ohne Scheu in das Labyrinth von Straßen ſchritt, durch das ich mich zu meinem Ziele hinfragte.

Mein erſter Weg war nämlich zu Chamiſſo, den ich noch in Paris hoffte und auch glücklich fand. Seine Ueberraſchung und Freude waren groß, er hatte keinen Gedanken an mein Hierherkommen gehabt, und kein anderer Freund war ihm hier zur Seite. Mit ihm machte ich ſogleich weitere Ausflüge, er kannte die Stadt und liebte ſie, es war ihm ein Stolz, der Erſte zu ſein, der mich in ihren Merkwürdigkeiten herumführte. Die Hauptgebäude und Denkmale wurden angeſchaut, die Boulevards, Quais, die öffentlichen Plätze, das Palais-Royal, der Garten der Tuileries wurden durchſtrichen, und dann in erſter Ungeduld dem Schatze der Antiken und Gemählde ein Blick gewidmet. Doch hier fanden wir uns gleich gefeſſelt, und wir gingen nicht ſo bald, als wir gemeint hatten. Wir fühlten, hier ſei für uns eine große Hauptſache in Paris, ein Weltintereſſe, welches mit Paris eigentlich nichts zu ſchaffen hatte, außer daß dieſe Stadt ihm zufällig jetzt den Boden lieh. Die ſtarke Anziehung der geſammelten Kunſtſchätze empfanden wir jeden Tag, es verging ſelten einer, an dem wir nicht hier einſprachen. Da jene Zeit ſchon hiſtoriſch geworden und ſeitdem große Veränderungen eingetreten ſind, ſo werde ich Stoff und Eindruck wohl am beſten durch einen möglichſt wörtlichen Auszug meiner damaligen Aufzeichnungen überliefern.

Der größte Theil dieſer reichen Sammlungen, die unter dem Namen Musée Napoléon — des Kaiſers Büſte, koloſſal in Erz nach Canova, prangt über dem äußern Eingang — hier vereinigt ſind, iſt aus Italien, Deutſchland und Holland, einiges auch ſchon aus Spanien hierhergekommen, als Raub oder Opfer des Kriegs. Wirklich iſt auch der erſte Eindruck, als ſtehe man vor einem Siegesdenkmal, als ſehe man einen römiſchen Triumph hier abgelagert, denn mehr wegen des Ruhmes als um der Kunſt willen ſcheint alles angeordnet. Wie wenig dieſe unſchätzbaren Werke ihrer ſelbſt wegen beachtet werden, giebt ſich in zahlloſen Merkmalen kund. Der Regen iſt vielfältig eingedrungen und hat manches Gemählde beſchädigt, noch mehr aber iſt dies durch Kalk und Staub geſchehen, da die Bilder weder entfernt noch verhüllt wurden, wenn dicht neben ihnen Maurer und Zimmerleute zu thun hatten. Viele Tafeln haben von dem ſcharfen Luftzuge, der durch die dünnen Wände und ſchlechten Fenſter überall durchdringt, Riſſe bekommen und die Farben ſind hin und wieder abgeſprungen. Ein nicht kleiner Theil iſt beim Aufputzen verdorben worden, namentlich die berühmte Madonna della Sedia, welcher alle Farbenkraft entſchwunden iſt, und die von denen, welche ſie früher geſehen, kaum noch erkannt wird. Ueber tauſend Gemählde, darunter die größten und koſtbarſten, ſtehen ſtaubbedeckt zu Dutzenden über einander gehäuft in einem Saale, wo rohe Handwerker ihre Arbeit aufſichtslos treiben, geſägt, gehobelt, geklopft, Leim, Kalk und Geſtein gehandhabt wird, und wo täglich Tauſende von Menſchen durchgehen. Daß jederman freien Zutritt in dieſe Säle hat, iſt wohl ſchön und löblich; allein wenn Mittwochs und Sonnabends ganze Schaaren Pöbels, Fiſchweiber, Soldaten, Bauern in Holzſchuhen, Sackträger, mit dem Hut auf dem Kopf und die Tabackspfeife in der Hand, unter gemeinen Scherzen und rohem Lachen, auch wohl unter Stoßen und Drängen, zwiſchen den Geniuswerken ſich herumtreiben, dann überfällt uns doch ein ſchmerzlicher Jammer und wir erkennen die Wahrheit des Dichterwortes:

> Werke des Geiſtes und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.

Damit keine Art von Vernachläſſigung zurückbleibe, ſo hat Denon das Verzeichniß der Bilder abgefaßt, welches von Unwiſſenheit und Mißgriffen ſtrotzt, und dabei den entſchiedenſten Anſpruch auf ausgebreitete Gelehrſamkeit macht. Für ein Schaugepränge angehäufter Kriegsbeute mag dies alles genug ſein, ein Kunſtheiligthum darf höhere Sorgfalt und edlere Einrichtung fordern.

Von den neun zuſammenhängenden Sälen, welche die lange Galerie des Louvre bilden, iſt einer mit franzöſiſchen, vier mit deutſchen und niederländiſchen, und vier nebſt einem großen Vorſaal mit italiäniſchen Gemählden gefüllt. Die meiſten der franzöſiſchen Bilder ſind immer in Frankreich geweſen, doch hat auch die Eroberung einige geliefert, z. B. die vier herrlichen Claude Lorrain's aus Kaſſel, die jetzt aber nicht im Muſeum, ſondern in Malmaiſon hängen; die niederländiſchen Bilder ſind großentheils aus dem Haag, die deutſchen aus Nürnberg, Augsburg, Wien, Kaſſel, Berlin, Potsdam, Danzig und andern Städten entführt, die italiäniſchen aber aus ganz Italien zuſammengeraubt, wo ſie der Stolz und die Andacht der ganzen Nation, ja einzelne Bilder die Kleinodien ganzer Stadtgemeinden und andrer Körperſchaften waren, an dem beſtimmten Platze, für den der Mahler ſie gemahlt, in der Mitte der Menſchen, mit denen ſie in nächſter Beziehung ſtanden. Mit welchem Gefühle von Schmerz und Trauer ſteht man vor dieſen Bildern, wenn man die edle Einfalt und ſtille Größe der deutſchen, die mächtige Hohheit und berauſchende Farbenglut der italiäniſchen Bilder mit dem rohen Sinne dieſer Menſchen zuſammenhält, die nur einen frechen Genuß der Eitelkeit, ein gemeines Erſtaunen dabei empfinden! Wahrlich, dieſe auserwählten Kinder göttlicher Kunſt hätten nicht Unrecht, wenn ſie ihre Lebensfarben in Todesbläſſe erlöſchen ließen und in chemiſcher Zerſetzung aus dieſer Profanation ſich retteten!

Dieſe Empfindung der Profanation drängte ſich mir faſt noch ſtärker bei den Werken antiker Skulptur auf, die das untere Geſchoß des Muſeums füllen. Vielleicht iſt unter allen Gegenſtänden, die man lieber nicht in Paris ſähe, keiner, der durch dieſen Aufenthalt mehr gedemüthigt, ja ich möchte ſagen vernichtet wird, als dieſe höchſten Bildwerke der Alten. Die engen, ſchmutzig-düſtern Räume, mit abſcheulich bunten Decken voll allegoriſcher und mythologiſcher Mahlereien, das ſchlechte Licht, die bedachtloſe Aufſtellung der meiſten Bildſäulen, alles vereinigt ſich zu dem ungünſtigſten Eindruck, der ſich noch ſteigert, wenn auch hier an den öffentlichen Tagen das zahlloſe abgeſchmackte Volk hereinſtürzt und wie Gewürm unter den Göttern frech umherkriecht. Auch ſind mir die Antiken nie ſo fremd geweſen, als gerade in Paris. Ich erinnerte mich lebhaft der mächtigen Wirkung, mit der vor zwei Jahren in Dresden die erſte Anſchauung dieſer Art mich aufregte, wie die Mahlerei mir gegen die Skulptur zurückſtand, und wie beſonders der Marmor als ſolcher mir ſo lieb wurde. Solche Wirkung erneuerte ſich mir jetzt durchaus nicht! Vor dieſer Fülle göttlichen Lebens, deſſen bloße Ahndung in ungenügenden

Beſchreibungen und Abbildern mich oft in lichte Sehnſucht und unruhiges Entzücken aufgeregt hatte, vor dieſem Apollo von Belvedere, der Venus von Medici, dem Laokoon und andern weltberühmten Statuen, deren bloßer Name ſchon die Bruſt in Schwingung ſetzt, mußte ich hier ſo unfreudig, leidend, ſinnarm und nüchtern daſtehen, mit der ſtrafenden Mahnung, daß es nicht an den Götterbildern, ſondern nur an mir liege, wenn ſie mich nicht begeiſtern. Ich kam mir ſelbſt wie einer der Barbaren vor, die mich ſo ſehr empörten. — Mit Chamiſſo, mit Bekker, mit Sieveking, mit Bartholdy, bin ich faſt jeden Tag in dieſen Sälen umhergegangen, ohne für ihren Inhalt je die rechte Stimmung finden zu können, und ich hatte wenigſtens die Beruhigung zu ſehen, daß auch dieſe jungen Männer, ſo verſchieden an Auffaſſung und Neigung, zu der großen Kunſterſcheinung kaum mehr Sinn und Herz brachten, als ich ſelbſt, und weder Chamiſſo's verzerrter Kraftausdruck noch Bartholdy's ruhiges Kennerwort konnte mich darüber täuſchen; nur Bekker ſchien dieſer antiken Welt durch Gemüth, Studien und Abgeſchloſſenheit doch näher als wir Andern, und ſie ihm ergebener. Doch trotz der wenig entſprechenden Stimmung wirkte dennoch in einzelnen Momenten die volle Kraft der antiken Kunſt. Der Apollo vor allen überwand jeden ſtörenden Einfluß und ſeine Schönheit wie ſein Zorn ſtrahlten in Siegesglanz. Von Laokoon wandte ich nach langem Betrachten den Blick nur ab, um mein Unvermögen zu beklagen, dies unergründliche Werk nach Gebühr in mich aufzunehmen. Weniger machte mir die berühmte Venus zu ſchaffen, ſie ſchien keine Göttin hier, ſondern ein freches Mädchen. Die herrliche Diana, die gewaltige Juno, die rieſenhafte Muſe, allen wurde die gebührende Huldigung. Aber nächſt dem Apollo ſprachen am mächtigſten die beiden koloſſalen Flußgötter mich an, der Tiber und der Nil, Werke von größter Schönheit und tiefſtem Naturausdruck, an denen ich die Augen nicht erſättigen konnte.

Man erzählte, die Schönheit des Apollo habe den Sinn eines jungen Mädchens ſo befangen, daß ſie ganz in ſeinen Anblick verſunken ſei und, ſo lange es verſtattet geweſen, vor der Bildſäule anbetend gekniet habe, ja zuletzt nicht mehr habe weichen, ſondern Tag und Nacht verharren wollen, bis man ſie mit Gewalt entfernte. Sie ſoll des Vertrauens geweſen ſein, ihr inbrünſtiges Lieben und Beten müſſe endlich den Gott bewegen, daß er ſie erhöre und lebendig aus dem Stein hervortrete. Chamiſſo liebte dieſe Geſchichte beſonders, und ſagte mir auch, er würde ſie in Verſen bearbeiten, wenn nicht Helmina von Chézy darin ihm ſchon zuvorgekommen wäre.

Die Wirkung der Mahlerei, auch großartig und zauberiſch in ihrer Weiſe, traf uns näher, ſprach uns deutlicher an, als die geiſterhaften, einer kaum noch zu faſſenden Welt angehörigen und ſchon trümmerhaften Götterbilder. Auf der Galerie fanden wir uns bald behaglich und wie zu Hauſe. Wäre es auch nur zum Stelldichein für andre Ausflüge geweſen, faſt jeden Morgen beſucht' ich dieſe Säle, und vorzugsweiſe in dem letzten, bei den Raphaelen, konnte ich gewiß ſein, die Freunde zu finden, mit denen dann zu bleiben oder weiterzugehen war. Der Mahler Unger, ein Neffe des berühmten Tiſchbein, kopirte die Madonna della Sedia, bei ſeiner Staffelei und ſeiner heitern Unterweiſung verweilten wir gern, und techniſche und hiſtoriſche Notizen ſind bei Betrachtung von Gemählden ſtets willkommen. Uebrigens aber war mein Sinn hier keineswegs auf Kunſtgeſchichte oder Bilderkennerei gerichtet; mein Aufenthalt, zwar unbeſtimmt, aber jedenfalls auf nur kurze Zeit beſchränkt, meine Verhältniſſe und ſelbſt meine Neigung ließen ſolchem Zwecke nicht Raum. Ich wollte nur als Liebhaber das Herrlichſte der Kunſt genießen, und recht eigentlich das, was mir angenehm war, meinen Sinn und mein Gemüth am meiſten anſprach, meinen Augen gefiel; die Urtheile der Kenner ſollten mich dabei weder leiten noch irren. Ich befand mich bei dieſer Maxime ganz wohl, hatte das Vergnügen, daß nicht ſelten mein Geſchmack durch ſtrenge Autoritäten beſtätigt wurde, und daß auch meine Augen das Glück hatten, gleich zuerſt auf das zu fallen, was ſie dauernd anziehen durfte. So hatte ich mir aus der unermeßlichen Fülle gleich in den erſten Tagen eine Zahl von Lieblingen ausgeſucht, die in der großen Galerie eine kleine mir eigengehörige bildeten und denen, mit wenigen Ausnahmen, ich bis an's Ende treu blieb. Von Raphael, der hier in vorher nie beiſammen geweſenem Reichthum glänzte, war kein Stück ausgeſchloſſen, Leonardo da Vinci gab herrliche Beiträge, dann Giulio Romano, Tizian, Perugino, Guido Reni, Fra Baſtiano, Fra Bartolommeo, Domenichino, Giorgione, Chriſtoforo Allori, Garofalo, weniger Correggio, Murillo, und am wenigſten ſprachen mich die Carracci's an. Unter den Deutſchen und Niederländern waren es Holbein, Dürer, van Dyk, Rembrandt, Ruysdael, der angebliche van Eyck aus Danzig, von den Franzoſen neben Claude Lorrain nur noch Pouſſin und Leſueur, die mich feſthielten. Einen eignen Schmerz hatte ich bei Rubens, ich erkannte ſeine Vorzüge und durfte ihn nicht ſchelten, aber preiſen konnte ich ihn auch nicht.

Doch in dieſer Auswahl, zu welcher auch Chamiſſo, Bekker und Uhland mehr oder minder ſich bekannten, hatte ich noch wieder beſondere Anlockungen, bei denen die mahleriſchen Bezüge ganz in perſönliche ſich verloren. Zwei Bildniſſe hatten mich gleich zuerſt wunderbar getroffen, das eine die Mona Liſa von Leonardo da Vinci, dem Mahler, dem vorzugsweiſe das Sittliche auszudrücken gelingt, das zweite die Johanna von Aragonien von Raphael, dem größten Darſteller der reinen Schönheit. An das letztere Bildniß feſſelte mich ein eigner Reiz, ich wurde beim erſten Anblick überraſcht durch die Aehnlichkeit, welche daſſelbe mit der jüngſten Gräfin zu Bentheim hatte, und je länger ich hinſah, je mehr durfte ich glauben, daß es auch ihr Bild ſei. Die Jetztlebende durfte ſich rühmen, daß Raphael ſie gemahlt habe! Der Mahler ſtand gleichſam in der Mitte zweier ſchönen Menſchen, die durch Ort und Zeit weit aus einander, durch ihn aber verbunden waren, ſeine Tafel faßte als Doppelſpiegel Vergangenheit und Zukunft. Dieſes artige Bewandtniß gab mir folgende Zeilen ein:

Johanna von Aragonien. — Ihr Bild von Raphael. — Sophie Gräfin zu Bentheim.

Schönes Gebild, wettkämpfend erzeugt die Natur und die Kunſt dich.
Erſt durch irdiſchen Tag ſchritteſt als Lebende du!
Dann ſchuf Raphael's Kunſt von dir ein unſterbliches Abbild;
Jetzt in derſelben Geſtalt wieder du lebend erblühſt!
Doch nun bleibt die Natur in dem Wettſtreit Siegerin. Nochmals
Dich durch Kunſt zu erneun fehlet ein Raphael ſtets.

Eine Madonna von Leonardo, eine Tochter des Herodias von Solari und ein kleiner Johannes von Luini, beide letztere aus Leonardo's Schule, übten einen unergründlich lieblichen Reiz und zogen mich immer auf's neue an; deßgleichen, doch in entgegengeſetzter ſchauerlich erhabener Weiſe, das Meiſterwerk des Tizian, die Ermordung des heiligen Petrus von Mailand; eine Judith von Allori, in welcher der Mahler ſeine Geliebte Mazzaſirra, in der Magd die Mutter derſelben, und in dem Holoferneshaupte ſeine eigenen Züge abgebildet hat, ergriff uns durch den tragiſchen Ausdruck dieſer Andeutung, die, von Poeſie ſtrotzend, poetiſch doch ſo nicht wiederzugeben war.

Ueber Raphael's Werke hatte ich vieles aufgezeichnet und manches nach meinen Kräften ausführlich zu erörtern verſucht, doch das Bemühen, den Schwung der Begeiſterung und das innige Entzücken auszuſprechen, in welche ſein Anſchaun jedesmal verſetzte, und die Geheimniſſe zu erforſchen, welche zwiſchen ſeiner Kunſt und der menſchlichen Seele walten, blieb ein völlig ungenügendes, und darf ich hier alles über ihn zu dem Ausſpruche zuſammenfaſſen, daß die Schönheit keiner höheren Darſtellung fähig, der Menſch aber durch ſie ſchon über ſich ſelbſt erhaben iſt.

Nicht der Ausländer allein, der Deutſche und Italiäner, der Holländer und auch ſchon der Spanier, muß wehmüthig den Blick abwenden, wenn er in Paris die theuerſten Denkmäler ſeiner vaterländiſchen Geſchichte und Kunſt erblickt: auch dem Franzoſen ſelbſt iſt dieſes traurige Gefühl bereitet, und auch ihm muß die glänzende Hauptſtadt ein allverſchlingendes Ungeheuer dünken. Zwar iſt die Anhäufung der Kunſtſchätze ſo groß, daß der Ueberfluß wieder ausſtrömt und in den Departementſtädten Töchtermuſeen errichtet werden, allein ihr urſprüngliches Beſitzthum kehrt den beraubten Oertlichkeiten nicht zurück. Beim Eintritt in das Musée des monuments français drängt ſich dieſe Betrachtung lebhaft auf. Das alte Frankreich war im Laufe der Jahrhunderte überreich geworden an Denkmalen und Kunſtgebilden, wie theils andächtiger Sinn und fromme Liebe, theils prunkende Eitelkeit ſie errichten, und Kirchen, Schlöſſer, Abteien, Marktplätze und Privathäuſer dienten als Bewahrorte dieſer öfters kaum über ihren nächſten Kreis hinaus bekannten Alterthümer. Wie reich außer der Hauptſtadt auch die Provinzen in dieſem Betreff waren, erkannte man erſt recht, als es galt dieſe Gebilde zu zerſtören, dem furchtbaren Gebote gemäß, welches der Nationalkonvent hatte ergehen laſſen. Nichts, was mit dem Königthum, der Geiſtlichkeit, dem Adel zuſammenhing, durfte beſtehen, die ganze Vorzeit ſollte vernichtet werden. Groß war die Zahl der Zerſtörer, unermüdlich ihr Eifer, und ihnen gelang ihr Werk nur allzu ſehr; aber Zeit und Kräfte langten gleichwohl nicht hin, manches Denkmal widerſtand, manches wurde überſehen, viele litten nur Verletzungen. Schon während der Stürme, noch mehr aber, als dieſe nachzulaſſen anfingen, hatten einige wackre Männer, die es mit ihrem Lande wie mit der Kunſt redlich meinten, ſich im Stillen bemüht, ſolche Denkbilder zu retten, die halbzerſtörten unterzubringen, die zuſammengehörigen Stücke wieder zu vereinigen. Einer dieſer Männer war Alexandre Lenoir, der um die Sammlung und Aufſtellung dieſes Muſeums die größten Verdienſte hat. Als die Macht wieder in mildern Händen ruhte, durfte man den Vorſchlag wagen, das Gerettete öffentlich zu ehren, eine der Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt daraus zu machen, und das ehemalige Kloſter des petits Augustins wurde zu dem Zweck eingerichtet. Hier ſind nun ſtaunenswürdige Prachtwerke zu ſehen, beſonders Grabmäler der Könige und Königinnen, Steingebilde, Glasmahlereien, Säulen, Moſaiken, welche ſämmtlich die franzöſiſche Kunſt früherer Jahrhunderte auf das höchſte bewundern laſſen. In der Anordnung iſt die Folge der Jahrhunderte genau beobachtet, und den Eindruck zu erhöhen ſind auch die verſchiedenen Hallen, in welchen die Denkmäler ſtehen, dieſen gemäß ausgeſtattet, Verzierungen, Fenſter, Deckengewölbe, Fußböden, alles iſt, ſoweit die Mittel ausreichen, aus demſelben Jahrhundert. Man empfängt hier einen hohen Begriff von der franzöſiſchen Bildhauerei der früheren Zeit, die Namen Jean Goujon und Germain Pilon reiht man ſogleich willig denen der erſten Meiſter aller Zeiten an. Durchaus verſchieden von der griechiſchen Kunſt hatte dieſe einen eigenthümlichen, ſelbſtſtändigen, in ihrer Art durchaus gerechtfertigten Karakter. Zunächſt der Kirche angehörig, iſt dieſe Skulptur weſentlich eine architektoniſche, alles in ihr ſtrebt zum Gebäude, fügt ihm ſich an. Etwas Ehrwürdiges und Feierliches ſpricht aus dieſen Steinen, frommer Sinn, Kraft und Tüchtigkeit, Lebensernſt und Todesſchauer. Hier iſt nicht ſinnliche Schönheit der Zweck des Künſtlers, er will tiefe Gedanken anregen, durch den Sinn das Gemüth feſſeln. Unendliche Zierrathen und ſorgſamſte Künſtlichkeit des Einzelnen zerſtreuen die Geſammtwirkung nicht, ſondern erhöhen ſie nur. Die drei Grabmäler aus der Abtei von Saint-Denys, nämlich Ludwig des Zwölften und Anna's von Bretagne, die Grabkapelle Franz des Erſten, und endlich das Grabmal der Valois gehören gewiß zu dem Merkwürdigſten, was in dieſer Art zu ſehen iſt.

Zurückkommen aber muß ich auf den Eindruck des Ganzen, der wirklich nur der einer Merkwürdigkeit iſt. Man meint, die Ueberbleibſel eines längſt untergegangenen Volkes zu ſehen, deſſen Sprache uns fremd, deſſen Glaube und Liebe uns gleichgültig, und deſſen Geſchlechter und Ruhm und Größe uns nichts mehr angehen. So haben wir Sammlungen ägyptiſcher Bildſäulen und Denkſteine, Mumien ägyptiſcher Könige, als Zierden nordiſcher Hauptſtädte und niemand hat daran ein Aergerniß. Was aber ſoll ein Franzoſe hier empfinden, ein Franzoſe, der für ſeine Nation ein Herz und ein Gedächtniß hat! Die Grabmäler ſeiner

Könige, ſeiner Helden und Staatsmänner ſieht das noch lebende Volk aus ſeiner Geſchichte herausgeworfen, aus dem Zuſammenhange des Lebens und der Oertlichkeit geriſſen, um ſie in der Enge eines Muſeums zur Erinnerung des Geweſenen als einregiſtrirte Nummer zu beſitzen!

Ein großer Bilderſchatz befindet ſich im vormaligen Palaſt Luxemburg, jetzt Palaſt des Senats genannt, der ſich darin zu verſammeln pflegt. Maria von Medici hatte den Platz vom Herzog von Luxemburg gekauft, und dem ſchönen, großen Gebäude, welches ſie hier, nach dem Vorbilde des Palaſtes Pitti in Florenz, durch den franzöſiſchen Baumeiſter Debroſſe aufführen ließ, verblieb daher jener Name. Rubens wurde von ihr beauftragt, den neuen Palaſt mit Bildern auszuſchmücken, und er mahlte die Begebenheiten ihres Lebens in einer Folge von vierundzwanzig Gemählden. Sie waren in der Revolution zerſtreut worden, einige auf das Nationalmuſeum gerathen, andre fehlten lange; jetzt iſt die Reihe wieder vollſtändig hier vereinigt. Man hat ſich in Lobeserhebungen dieſer Bilder erſchöpft, man hat ſie das Gedicht von Rubens, Wallraff ſie neulich ein Epos genannt. Ich will ſeine große Erfindungskraft, ſeine kühne Bewältigung des oft widerſtehenden Stoffes, und ſeine freie, volle Ausführung dem Mahler nicht abläugnen, und wer ihn ſtudiren will, muß es gewiß vorzugsweiſe in dieſen Bildern; aber gefallen haben ſie mir nicht, ſie ließen mich kalt, wie ein neulateiniſches Gedicht, und mein früheres Urtheil über den außerordentlichen Mann konnten ſie nicht ändern. Weit anſprechender waren mir in einem andern Saale die vierundzwanzig Gemählde von Leſueur, welche das Leben des heiligen Bruno und die Gründung des Karthäuſerordens darſtellen; ſie wurden in den erſten Jahren Ludwig's des Sechzehnten den armen Karthäuſern abgeſchwatzt und in den Louvre gebracht, darauf noch viel herumgeſchleppt, und ſind nun ſehr verdorben. Nach der rohen Kraft und Wirklichkeit des Rubens war es wohlthuend, bei dem frommen ſanften Leſueur zu verweilen, ganz geeignet die Unruhe, welche jener aufgeregt hatte, zu beſchwichtigen. Ein dritter Saal enthält die berühmte Marine von Vernet, fünfzehn Anſichten von franzöſiſchen Seehäfen; dieſer Mahler ging auf Kraftblendung aus, und dieſe gelingt ihm auch; ſeine Nacht, ſein Mondſchein, ſein Waſſer, haben eine heftige, aufdringliche Natürlichkeit, die von der Natur ſehr verſchieden iſt, den rohen Sinn aber mächtig trifft. Dies war genug, ſeinen Ruhm gewaltig auszubreiten, die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts wußten ſo gut zu poſaunen, wie die heutigen. Chamfort erzählt, als Ludwig der Fünfzehnte ſich von dem Mahler Latour mahlen ließ, habe dieſer den König unterhalten wollen und dabei ſehr dreiſte Bemerkungen gewagt, unter andern über den Verfall des Seeweſens: „Eigentlich, Sire, haben Sie gar keine Marine!“ worauf der König trocken erwiedert habe: „Was ſagt Ihr da! Und Vernet? iſt das nichts?“ Er ſchob die gemahlte vor, abſichtslos witzig. Wir waren dies auch — ich ſpreche in Chamiſſo's und meinem Namen —, wir fanden die Seehäfen trocken und leer.

Auch ein Raphael und einiges von Tizian, Champagne, Ruysdael, Rembrandt, Oſtade findet ſich im Luxemburg, und man glaubt, dieſe Galerie ſolle noch ſehr vergrößert werden. Nach ſolchem Vorgeſchmacke mißfielen uns zwei Bilder von David über die Maßen. Brutus erſchien uns ein wahrer Abſcheu, der Schwur der Horatier, als ob er nach der franzöſiſchen Bühne kopirt wäre. Das Geniale in David, die großartige feſte Zeichnung und die kühne Gruppirung ſeiner Geſtalten gab uns keine Befriedigung; ſeine Behandlung der Farben ſchien uns eine Mißhandlung derſelben. Chamiſſo'n blutete das Herz, den Anführer und Stolz der neufranzöſiſchen Schule verdammen zu müſſen, aber unſere damaligen Standpunkte ließen es nicht anders zu. Wir waren freilich nicht reif, ſein Verdienſt einzuſehen, welches von uns um ſo größer anzuerkennen wäre, je beſtimmter die Meinung, daß vorzugsweiſe durch ihn der deutſche Mahler Schick angeregt worden, und durch dieſen die neuere deutſche Mahlerei überhaupt ſich ausſprechen und befeſtigen dürfte.

Wir beſahen auch den Thronſaal, wo der Senat ſich verſammelt, öfters unter dem Vorſitz des Kaiſers ſelbſt.

Eine ſchöne Treppe, mit Bildſäulen von Generalen und Rednern geſchmückt — Kleber, Hoche, Deſaix, Mirabeau, Vergniaud u. ſ. w. —, führt in eine Reihe prunkvoller Zimmer, die in jenen Saal enden. Ungeachtet der wirklichen Größe der Räume ſchien uns alles klein und eng, nur die eroberten öſterreichiſchen Fahnen, die hier an den Wänden prangen, machten einen eignen Eindruck, und erinnerten zu lebhaft an die Feindſchaft der Machthaber, die jetzt Verwandte waren und Freunde vorſtellten. Es war eben Sitzung geweſen; dem Throne des Kaiſers gegenüber ſtanden in Halbkreiſen hinter einander die prächtigen Lehnſtühle der Senatoren, wir ſetzten uns hinein und fanden ſie noch warm, der Kaſtellan fand uns zu dreiſt, und wollte uns nicht geſtatten, auch den Platz des Kaiſers zu verſuchen. Er hielt uns für vornehme Oeſterreicher, und hätte uns ſonſt, wie er ſelbſt ſagte, nicht eingelaſſen. Schon die Schildwache unten hatte uns den Zugang wehren wollen, und uns hart angefahren, heute ſei kein Tag für die Fremden. Wir ließen das gut ſein, und fragten ſie um Rath, wie wir es zu machen hätten, dennoch hinaufzukommen? Da gab ſie uns gefälligen Beſcheid, zeigte den Weg zum Kaſtellan, gab uns die beſte Anleitung, was wir dieſem ſagen mußten; alles ohne Eigennutz, denn der Schildwache durfte nichts angeboten werden. Dieſes plötzliche Umſchlagen des Benehmens iſt allem untern Volke gemein, zu dem die Soldaten noch gehören, doch von einer franzöſiſchen Schildwache der Napoleoniſchen Zeit hätten wir es am wenigſten erwartet.

Einen neuen Anlaß, Gemählde zu beſchauen und zu vergleichen, gab uns die Ausſtellung bei Gelegenheit der Prix décennaux, welche der Kaiſer für das Ausgezeichnetſte und Beſte, was ſeit zehn Jahren in Kunſt und Wiſſenſchaft erſchienen war, freigebig ausgeſetzt hatte. Die Franzoſen waren von dieſer Preisvertheilung außerordentlich angeregt, und hatten ein großes Weſen damit. Die große, durch alle Klaſſen dringende Theilnahme für dieſe Angelegenheiten zeugte vortheilhaft für die allgemeine Bildung. Die Urtheile der Preisrichter erfuhren ſcharfe Prüfung, und es wurden ſtarke

Einwendungen laut, aber daß auch der Kaiſer mit manchen Preiszuerkennungen höchſt unzufrieden war, machte bei der Menge, die ſich immer freut, wenn der Macht ein Schach geboten wird, vieles wieder gut. Um die Litteratur, die ebenfalls ihre Preiſe empfing, kümmerten wir uns gar nicht; was war uns an Lemercier, Arnault, Jouy und andern ſolchen Leuten gelegen! Die Mahlerei jedoch drang uns zu ſtark in die Augen, um auch ſie zu überſehen. Wer die Werke David's hier beiſammen ſah, mußte ihn denn doch für einen Meiſter halten. Die Arbeiten von Gérard und Guérin wurden ſehr bewundert, in denen von Gros die kühne Größe, in Giraudet die Wärme der Auffaſſung anerkannt. Immer jedoch, nachdem wir dieſen Bildern einige Zeit gewidmet, eilten wir den Sälen zu, wo Raphael und die andern Heroen unſer harrten, und vergaßen bald, daß außer dieſer Kunſt noch eine neuere beſtehe und ſich geltend machen wolle.

In den reichen Sälen des Musée d'artillerie, dieſer prächtigen Sammlung alter Waffen, Rüſtungen, Modelle und andrer künſtlichen Seltenheiten und Alterthümer führte der Vorſteher ſelbſt, Herr Regnier, uns dienſtbefliſſen umher. Als Mann von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, mit den ihm anvertrauten Schätzen wohl vertraut, und auch durch eignen Erfindungsgeiſt ausgezeichnet, genoß er eines großen Anſehens, und der Kaiſer, hieß es, halte gar viel auf ihn. Von ſeinen künſtlichen Vorlegeſchlöſſern war damals großer Lärm, alle Leute prieſen die ſinnreiche Erfindung, ſchafften ſolche Schlöſſer an, und auch wir kauften deren in verſchiedener Größe. Starke Meſſingringe — vier, fünf bis acht, auf jedem das Alphabet eingegraben — drehten ſich um eine Stahlwalze dichtgedrängt, und wichen nur dann von einander, wenn in einer bezeichneten Linie die Buchſtaben das Wort bildeten, zu welchem die Ringe geſtellt waren. Das Wort war unter tauſenden beliebig zu wählen, und das gewählte blieb das Geheimniß des Beſitzers; wer es nicht wußte, konnte ſich jahrelang umſonſt abmühen, unter den vielen möglichen Worten das rechte herauszuprobiren. Die Arbeit war vortrefflich, und Regnier auf dieſe faſt mehr ſtolz, als auf die Erfindung ſelbſt. Die letztere konnte ihm auch wirklich beſtritten werden. Ich hatte eine dunkle Erinnerung, dergleichen ſchon geſehen zu haben. Meine deßfalls gewagte Andeutung wurde zwar mit Zorn und Bitterkeit abgewieſen, und war allerdings im Augenblicke nicht zu begründen; nach langen Jahren aber, als mir ein Buch wieder in die Hände kam, das ich als Knabe oft und emſig durchgeblättert hatte, trat mir plötzlich das Regnier'ſche Schloß vor die Augen! Das Buch heißt Silvestri a Petrasancta symbola heroica, iſt in Amſterdam 1682 gedruckt und erläutert die S. 254 gegebene Abbildung mit den Worten: „Honorius de Bellis, serulae innexae orbibus volubilibus ac literatis circumscripsit hoc lemma: Sorte aut labore.“ Doch Zufall und Arbeit, welche hier noch als Mittel des Aufſchließens gelten ſollen, lagen in der neuen Kombination, bei der Unzahl der Fälle, ſchon außer Betracht, und die Sicherheit ſchien ſo groß, daß man ſogar die Kouriertaſchen auf ſolche Weiſe zu verſchließen pflegte.

Die Kaiſerliche Bibliothek iſt ein geräumiges Gebäude in der Rue Richelieu, einer der belebteſten von Paris; der ununterbrochene Lärm des mannigfachen Verkehrs bildet einen unangenehmen Gegenſatz mit den ſtillen Studien; außerdem droht die Nachbarſchaft des gegenüberſtehenden Opernhauſes den Bücherſchätzen immerfort Gefahr, denn kein Theatergebäude, ſagt man, ſterbe den Tod des Alters, im Feuer unterzugehen ſtehe jedem bevor. Der Kaiſer beabſichtigt auch in der That, die Bibliothek an beſſere Stätte zu verpflanzen. Der Zuſammenhang des Louvre mit den Tuilerieen ſoll, wie ſchon auf der Flußſeite durch die Galerie du Louvre, ſo auch auf der Stadtſeite durch eine ſolche Galerie zu Stande kommen. Dieſe neue Galerie ſoll eine Menge Sammlungen aufnehmen, die theils noch im Louvre, theils an andern Orten untergebracht ſind, der Louvre ſelbſt aber dann lediglich zu kaiſerlichen und prinzlichen Wohnungen und zur Aufnahme fremder Herrſcher eingerichtet werden. Doch der zwiſchen dem Louvre und den Tuilerieen dann eingeſchloſſene

Raum iſt zu groß, um leer bleiben zu können, er darf dies um ſo weniger, als unglücklicherweiſe die beiden Schlöſſer nicht in grader Richtung auf einander ſtehen, wie denn der Triumphbogen des Karruſſelplatzes mit dem Louvre einen mißfälligen Winkel macht. Dies zu verdecken und zugleich den großen Raum abzutheilen, iſt ein ungeheures Quergebäude beſtimmt, welches mit Ausſchluß alles Holzes ganz von Stein und Eiſen aufgeführt werden und künftig die Bibliothek feuerfeſt verwahren ſoll, ſogar die Bücherbretter würden von Eiſen ſein, und der Bau ſelbſt und die Einrichtung alles übertreffen, was in dieſer Art je erdacht worden. Dieſe Angaben empfing ich aus dem Munde des Grafen von Metternich, dem ſie der Kaiſer am Vormittage im Geſpräche mitgetheilt hatte. Zwar iſt die Ausführung dieſer koloſſalen Arbeiten noch ſehr im Weiten, ganze Straßen müſſen erſt abgetragen, ja der Louvre ſelbſt erſt vollendet werden; aber im Sinne Napoleon's iſt alles Gewollte ſchon fertig und ſeine Ungeduld eilt der Zeit ſo voran, daß er dem Louvre, an welchem noch ſtets gearbeitet wird, ſchon die Inſchrift gegeben hat, durch ihn ſei das Werk vollendet; eine Unwahrheit, die nach vieler Franzoſen Meinung ſtets eine bleiben wird, denn der Louvre dürfe nie fertig werden! Die berühmte und wirklich ſchöne Säulenfaçade von Perrault rings um das Gebäude zu wiederholen, vor dieſem Vorſchlage ſchreckte doch ſelbſt Napoleon zurück! — (Noch jetzt, nach ſo vielen Jahren, iſt die Bibliothek noch auf der alten Stelle.)

Für mich war natürlich hier nicht Studirenszeit, wie etwa für Bekker oder Uhland, aber ich hatte gleichwohl den reichſten Gewinn von dieſen Schätzen. Die Handſchriften, deren man über achtzigtauſend zählte, zogen mich beſonders an; die Gefälligkeit der Bibliothekare, der Herren Dutheil, Langlès, Dacier, Chézy und unſers lieben Landsmannes Haſe, beſtand jede Probe, ſie ließen nicht nur das Gewünſchte ſogleich herbeiſchaffen, ſie kamen den Wünſchen zuvor und halfen nöthigenfalls dem Ungeübten. Auch hier wurde genug Siegesbeute vorgezeigt, aus Rom, Venedig, Wolfenbüttel, Wien, aus [illegible] beſonders orientaliſche

Bayeriſche Staatsbibliothek

Handſchriften, von denen die Doubletten für Wien zurück zu erlangen doch eben dem Herrn von Hammer geglückt war, der aus eignem Antrieb und auf eigne Koſten zu dieſem Zwecke die Reiſe nach Paris unternommen hatte. Mich gingen Heinrich's des Vierten, Franz des Erſten und Ludwig's des Vierzehnten Briefe damals wenig an, hiſtoriſche Forſchungen lagen mir fern, auch Fenelon's viel durchbeſſertes Manuſkript des Telemach, die Turnierbücher des Grafen René von Provence, griechiſche und römiſche Autoren reizten meine Neigung nur flüchtig. Dagegen hatte ich die Maneſſiſche Sammlung der Minneſinger beſonders liebgewonnen, und las viel darin, ja begann auch Lesarten auszuziehen, und dachte den Dichter Süßkind, „der Jud von Trimberg" genannt, einzeln zu bearbeiten, bis ich hörte, daß ein junger Gelehrte gründlich darüber her ſei und jede vereinzelte Bemühung unnütz mache. Sieveking hatte mich auf einen Schatz, der uns Deutſche noch näher anging, aufmerkſam gemacht, und ich widmete ihm fortan manche Stunde. Dies waren ſechzehn Bände handſchriftlicher Auszüge und Bemerkungen von Winckelmann, welche aus Rom hierher gebracht worden. Für die Kenntniß des Mannes, ſeiner Studien, ſeiner Hülfsmittel ſind dieſe Schriften unſchätzbar, wiewohl oft nur Auszüge aus gewöhnlichen Büchern, z. B. aus einer engliſchen Sprachlehre, die der große Mann anſtatt für weniges Geld, das er nicht hatte, mit ſeinem koſtbaren Fleiße ſich hatte aneignen müſſen; alles in der feſten deutlichen Schrift, die ihm ſo förderlich war, denn für ſeinen Ruf nach Rom hatte der Umſtand nicht wenig Bedeutung, daß, wie er in ſeinen Briefen ſagt, ſeine griechiſche Hand dem Kardinal Paſſionei ſo ſehr gefiel; und in der That iſt gerade ſein Griechiſch überaus anmuthig. Die erſten Entwürfe zu ſeiner Geſchichte der Kunſt des Alterthums ſind hier aufbewahrt, mit zahlloſen Aenderungen, Herumwerfungen, ſo iſt z. B. mehrmals zu der Beſchreibung des Apollo von Belvedere angeſetzt. Hiezu kommen angefangene Briefe, kleine Aufſätze, Bemerkungen und Berichtigungen, in kräftigen, oft ergötzlichen Ausdrücken, genug eine Fundgrube von Zügen, die für die vertraute Kenntniß ſeiner Eigenart von Wichtigkeit ſind. Bei den Unterhandlungen im Jahre 1815 vor dem zweiten Pariſer Frieden, ſtrebte der preußiſche Miniſter von Altenſtein, zum Theil auf mein Anregen, dieſe Winckelmann'ſchen Bände, ſo wie die Maneſſiſche Handſchrift der Minneſänger, mittelſt annehmbarer Tauſchvorſchläge für die Königliche Bibliothek zu Berlin zu gewinnen. Die Franzoſen ſchienen auf den Handel einzugehen, ich reiſte von Paris in der Meinung ab, die Sache ſei gelungen, und glaubte lange Zeit, der Schatz ſei bei uns wohlaufbewahrt, bis ich in ſpäten Jahren erfuhr, jenes Bemühen habe keinen Erfolg gehabt.

Im Gebäude der Bibliothek befinden ſich noch andere Sammlungen, Münzen, Kameen und geſchnittene Steine, Kupferſtiche, ägyptiſche Alterthümer, römiſche, mittelalterliche. Dieſes alles wurde nur flüchtig beſehen, das Einzelne genauer in Betracht zu nehmen, war weder Zeit noch Luſt vorhanden. Die Apotheoſe des Auguſtus, die größte Kamee, die man kennt, ein Sardonyx, den ein Graf Balduin von Flandern nach Frankreich gebracht haben ſoll, hielt doch unſere Blicke länger feſt, eben ſo der Stein mit Keilſchrift aus Perſepolis, die Iſistafel, der ſogenannte Schild des Hannibal, die Waffen Franz des Erſten und der Degen Heinrich's des Vierten. Ein eherner, halbzerbrochener Stuhl, der Seſſel des Dagobert genannt, war uns durch ſeine Inſchrift merkwürdig, ſie heißt. „Ce fauteuil a été transporté à Boulogne pour la distribution des croix de la légion d'honneur, le 16 août 1804.“ Die Schauſpielerei mit alten Dingen, welche Napoleon ſeinem Namen zu verknüpfen ſtrebt, iſt ſelbſt den meiſten Franzoſen nur lächerlich; die Anſpielungen auf Karl den Großen, die ſo mannigfach und befliſſen ausgebreitet wurden, lieferten wenigſtens noch einige Vergleichungspunkte, an denen ſich die Einbildungskraft halten konnte; aber Napoleon und Dagobert, was haben dieſe zuſammen? Auch ſoll die Wirkung ſehr ſchlecht ausgefallen ſein, die Soldaten haben über den alten Plunder nur gelacht, deſſen Urſprung noch dazu ſehr zweifelhaft iſt; das Volk weiß von Dagobert nichts, als was das bekannte Lied Le grand roi Dagobert berichtet, und höchſtens in dieſe Lächerlichkeiten, nicht aber in hiſtoriſche Beziehungen hat der Kaiſer durch ſeine Poſſe ſich verflochten.

Die Zuſammenſtellung Napoleon's mit Karl dem Großen fanden wir auch bei Beſichtigung der Kirche Notre-Dame aufdringlich dargeboten. In dem dortigen Trésor werden Krone, Reichsapfel, Zepter und Gerichtshand Karl's des Großen aufbewahrt, und gleich daneben die Kronen Napoleon's und Joſephinen's. Die Krone Napoleon's iſt ein goldner Lorbeerkranz und äußerſt geſchmackvoll in ihrer Einfachheit; ihm lagen abwechſelnd der römiſche Imperator im Sinn und der König von Frankreich, in jener Rolle traf er es glücklicher als in der letztern, ſeine Adler waren ein gutgewähltes Sinnbild, das nicht nur im Heere ſogleich faßte, ſondern auch vom Volke günſtig angeſehen wurde, dagegen ihn ſeine Hervorſuchung der Hofkleider aus den Zeiten Ludwig's des Vierzehnten nicht nur lächerlich, ſondern auch verhaßt machte. Seine gekrönten und belorbeerten N und ſeine Bienen, die er überall mit Verſchwendung anbringen ließ, beſonders an den öffentlichen Orten, wo bisher die Zeichen und Sprüche der Freiheit geſtanden, waren ein rohes Mittel, ſich überall dem Sinn einzuprägen, aber für die Menge wohl zweckmäßig. Doch ſahen wir noch an manchen Mauern vergeſſene Freiheitsmützen, und noch nicht abgekratzte Beiſchriften: „Liberté, Égalité", oder „République une et indivisible", denn auch die Republik hatte nicht verſäumt, ſich in ſolchen Zeichen überſchwänglich darzuſtellen.

Da ich der Kirche Notre-Dame erwähnt, ſo will ich gleich anmerken, daß ihr Eindruck dem des Straßburger Münſters unendlich nachſtehen mußte und auch das Beſteigen der Thürme nicht ſehr belohnend war. Für den Ueberblick von Paris iſt die Ausſicht von der Höhe des Montmartre ſowohl jener von Notre-Dame, als der von der Höhe des Pantheon und der Säule des Platzes Vendôme weit vorzuziehen.

Die Vendôme-Säule iſt ohne Zweifel das tüchtigſte und eindrücklichſte der von Napoleon errichteten Denkmale. Der Stil iſt nicht neu, aber darum ſicher, die Arbeit gewaltig und faſt unzerſtörbar, die Kunſt in den Bildwerken, welche den Säulenſchaft in fortlaufendem Band umwinden, erſcheint wohl ſchwach und mangelhaft, aber ſchon dieſe Art der Umwindung kann künſtleriſch nicht viel gelten, ſondern iſt gleichſam eine Nachgiebigkeit gegen das Geſchichtliche, auch ſchwinden dieſe Bildwerke ſchnell in eine undeutliche Verzierung, und der Wirkung des Ganzen können ſie wenig ſchaden, die koloſſalen Verhältniſſe ſind hier die Hauptſache. Trotz dieſer Verhältniſſe wird das Aufſteigen im Innern des Schaftes doch etwas beklemmend. Uebrigens iſt hier einmal durchaus Wahrheit, in dem Werke ſelbſt und in ſeiner Bedeutung, ungeheure Kriegsthaten, vollſtändiger Sieg, entſchiedene Feldherrngröße, erobertes Erz; hier iſt kein falſcher Aufputz, kein Trug, kein eitles Spiel.

Wäre der Elephant auf dem Platze der ehemaligen Baſtille fertig, mit den unendlichen Waſſergüſſen, die er ſprudeln ſoll, ſo würde dies Denkmal wohl zunächſt mit der Vendôme-Säule zu nennen ſein. Auch hier iſt dem reinen Kunſtſinne nicht gehuldigt, es iſt ein Element roher ſinnlicher Kraft in dem Entwurf, das aber in Verbindung mit äußerer Größe und Gediegenheit unſern gemiſchten modernen Zuſtänden vielleicht beſſer anſteht, als die reinſten Schöpfungen der höchſten Kunſt. Hier wäre neben den ungeheuern, in den koloſſalen Thierkörper geformten Maſſen zugleich die überſchwängliche, jeden Augenblick den Sinnen ſich aufdrängende Gemeinnützigkeit des größten und ergiebigſten Brunnens der Welt ein mächtiges Moment, das manchen ſonſtigen Tadel überfluthete.

Die lockenden Ausflüge in die Umgegend von Paris machte ich meiſt mit Bentheim, und andere Oeſterreicher, und bisweilen aus Höflichkeit Franzoſen, pflegten ſich anzuſchließen. Verſailles, Trianon, Marly, Saint-Germain, Saint-Cloud, Sevres, Malmaiſon, auch Saint-Denys und Montmorenci, wurden beſucht, die Schauplätze vergangener Pracht und

Herrlichkeit, welche der Kaiſer gern wieder in Zeugen ſeiner Macht und Größe verwandelt hätte. Doch nur in Saint-Cloud und Malmaiſon war ihm gelungen, das Intereſſe der Gegenwart über das der Vergangenheit zu erheben; die alten Königlichen Schlöſſer und Gärten ſprachen noch immer nur ihre Zeit aus; das Leben, das hier Jahrhunderte hindurch auf und nieder gewogt, geſtürmt, auch wohl geraſet hatte, konnte noch in ſeinen Trümmern ſich der Fülle und Bedeutung des heutigen kühn entgegenſtellen. Die Anfänge der Revolution traten dem Beſchauer beſonders lebhaft aus dieſen Oertlichkeiten hervor, die Wanderung durch das Schloß und den Park von Verſailles wurde von ſelbſt ein Geſchichtslehrgang; die Kaiſerlichen Diener, welche uns herumführten, brauchten das jedesmal Bemerkenswerthe nur zu nennen, der beredteſte Vortrag hätte nicht mehr leiſten können. Der Theaterſaal im Schloſſe zu Verſailles ſtand noch eben ſo da, wie er für die verhängnißvollen Feſte der Gardes du Corps am 1. und 3. Oktober 1789 war eingerichtet worden, nur hatte die lange Verwahrloſung und hin und wieder auch wohl Plünderung ihm allen Glanz genommen. Verſailles wieder herzuſtellen, lag zwar im Plane des Kaiſers, und mancherlei Arbeiten waren ſchon im Gange, doch ſollen die Anſchläge der Summen, welche man für dies Unternehmen nöthig erachtete, ſo erſchreckend geweſen ſein, daß man nicht zweifelte, Napoleon würde den Plan wieder aufgeben.

Nach Saint-Cloud führte uns auch öfters der Beſuch des Theaters, zu welchem der Kaiſer einladen ließ. Ich weiß keinen Theatergenuß mit dieſem zu vergleichen; in den bequemſten, eleganteſten Logen hatten wir die kleine Bühne ganz nah, wo Talma, Mlle. Raucourt, Fleury, Mlle. Mars, Baptiſte und noch viele Andere ihr Beſtes thaten; wandte man den Blick von der Bühne, ſo hatte man auf der andern Seite eben ſo nah die Kaiſerliche Loge, und rings umher allen Reichthum und Glanz des Hofes. In den Zwiſchenakten wurden Erfriſchungen genoſſen und Geſpräche geführt, und dieſes Schauſpiel der aufgeregten Prachtgeſellſchaft überbot noch allen Reiz der Bühne! Nie konnte man ſo lange und ungeſtört den Kaiſer in der Nähe beobachten, nie die höchſte Kunſt Talma's ſo nah und ſcharf anſchauen, wie an ſolchen Abenden.

Ueber Talma wäre ein ganzes Buch zu ſchreiben. Er iſt unbeſtritten einer der größten Genien, ſeine Zeit und ſeine Nation weit überragend; wie der Dichter mit dem König, ſo geht auch der Künſtler mit dem Helden, und Napoleon und Talma ſind keine unziemliche Zuſammenſtellung. Die franzöſiſche Bühne iſt ein Weſen eigner Art, ein Gebild aus den tiefſten Eigenſchaften des Volkes durch die Arbeit zweier Jahrhunderte mühſam hervorgearbeitet, der Stolz und die Freude dieſes Volkes. Alles iſt hier auf unwiderſprochene Vorausſetzung, auf verabredetes Zugeſtändniß gebaut, erſt wer dazu eingeſtimmt hat, darf hier urtheilen. Mir war es ſchwer, ich geſtehe es, mich in dieſe Zumuthung zu fügen, als es aber geſchehen war, hatte ich den reichſten Gewinn. Was für dieſe Art der tragiſchen Kunſt aus höherem deutſchen Standpunkte zu ſagen ſein kann, hat Wilhelm von Humboldt in einem herrlichen Brief an Goethe ſcharfſinnig ausgeſprochen.

In Malmaiſon konnte man nicht verweilen, ohne ſtets der Kaiſerin Joſephine zu gedenken, die hier ihre beſten Tage geſehen hat. Selbſt die herrliche Gemähldegalerie, lauter ausgewählte Meiſterſtücke, ganz ohne Beimiſchung von Mittelmäßigem, kann der Betrachter nicht ſo hinnehmen, daß er nicht unwillkürlich an die entfernte Beſitzerin dieſer Schätze gedenken müßte. Sie war ſchon abgereiſt, als ich nach Paris kam, und ich habe ſie nie geſehen. Da ſie jedoch in den Bildern jener Zeit kein gleichgültiges war, und ſie mit unſern Beziehungen ſehr, wenn auch nur als Widerſpiel zuſammenhing, ſo benutze ich die Gelegenheit, einige Züge zu ihrem Bilde von anderer Hand in dieſe Blätter aufzunehmen. Die nachfolgenden Worte ſind aus den Tagebüchern des Grafen Karl von Clary — Enkels des Fürſten von Ligne —, der einige Monate früher nach Paris gekommen und vor meiner Ankunft wieder abgereiſt war.

„Dieſe arme Kaiſerin Joſephine hat ſehr Recht, dieſen

Wohnort Malmaiſon leidenſchaftlich zu lieben. Sie kam um die Mitte des Mai daſelbſt in aller Herrlichkeit an, überfroh wieder dort zu ſein. Als ſie nach Navarra abreiſen mußte, ſoll ſie in Verzweiflung geweſen ſein, und man will in Nanterre, als ſie durchfuhr, geſehen haben, wie ſie ſchluchzend das Geſicht in's Schnupftuch drückte. Man hatte ihre Abfahrt eilfertig, ja ſchonungslos angeordnet, ohne Garden, ohne ihre ſonſtige Umgebung, nur von Gendarmen begleitet; die Rückkehr war anſtändiger, und ſie ſchien wohlzufrieden. Die Könige, die Königinnen, der Großherzog von Würzburg machen ihr öftere Beſuche. Die Wege ſind bedeckt mit ſechsſpännigen Kutſchen, die gehen und kommen, mit Eilboten, Reitern u. ſ. w. Sie hat täglich zwanzig bis dreißig Perſonen zu Mittag, z. B. alle Talleyrands Madame Juſte de Noailles; doch heißt es bei all dem, ſie empfange nicht, und es werden ihr auch keine Fremden vorgeſtellt. Der Graf von Metternich beſucht ſie ebenfalls. Sie hat den Kaiſer noch nicht wiedergeſehen; wenn dieſes geſchehen iſt, wird ſie gleich nach Aix in Savoyen abreiſen. Es werden Wetten gemacht, ob ſie mit Kaiſerin Marie Louiſe vorher noch zuſammenkommt oder nicht. Der Vicekönig Eugen und die Vicekönigin wohnen, glaub' ich, in Malmaiſon, auch die Prinzeſſin Stephanie, wenigſtens war ſie neulich dort. Eine gute Frau iſt ſie, dieſe Kaiſerin, alle Leute bedauern ſie, und niemand ſagt Böſes von ihr; ſie hat niemals jemanden etwas zu Leid gethan; ſehr leichtſinnig, keiner Beſchäftigung fähig, außer etwas mit Botanik, gern den ganzen Tag von Leuten umgeben, von den Aeußerlichkeiten und dem Flitterglanze des Thrones befangen, prunkendes Erſcheinen, Diamanten und Putz leidenſchaftlich liebend, ohne beſondern Geiſt, aber mit Takt und Grazie ausgeſtattet, und daher im Stande, jederman etwas Angenehmes und Schmeichelhaftes zu ſagen — findet ſie ſich jetzt unbeſchäftigt und unglücklich dieſerhalb. Madame d'Audenarde bekennt laut eine große Anhänglichkeit für ſie, und kann nicht aufhören ihre ungemeine Güte, die ſchöne Art, wie ſie ihr jetziges Loos erträgt, anzupreiſen. Die Damen, welche ſie weit zugänglicher und mittheilender fanden, als die jetzige Herrſcherin iſt, wünſchen ſie zurück, beſonders ſolche, die, wie Madame de Montmorency und Madame de Mortemart, aus Rückſicht ihrer Namen, von Seiten einer Erzherzogin eine ganz andere Behandlung erwarteten, als ihnen zu Theil wurde; dieſe Weiber ſind wüthend und ſchreien laut.“

„Selbſt jetzt, da die Kaiſerin Joſephine ſo zurückgezogen lebt, ſieht man jeden Morgen — und ich glaube oft ſogar zweimal täglich — auf dem Wege nach Malmaiſon das Kabriolet von Leroi, der ſie friſirt. Dieſer Leroi z. B. muß gegen die Nachfolgerin ergrimmt ſein; Günſtling bisher, Orakel des Hofes und der Stadt, bedeutend reich geworden durch ſeinen Putzhandel, mußte Leroi ſich gegen die Schläge des Geſchickes geſichert glauben. In den erſten Tagen der Heirath bringt er der neuen Kaiſerin einige Kleider; ſie findet ſie zu ſehr ausgeſchnitten. — »Ach Madame, wenn man einen ſo ſchönen Hals zu zeigen hat, muß man ihn nicht verhüllen« — ſie klingelt: »Auf der Stelle hinaus mit dem Unverſchämten, und daß er ſich nie wieder vor mir blicken laſſe!« Leroi, vom Donner gerührt, traut ſeinen Ohren nicht, und ſteht mit offnem Maule! Er war bei der Andern etwas zu ſchmeicheln gewohnt und mit ſolchen Reden nie übel angekommen. Dieſe Ungnade hat großen Lärm verurſacht, doch hat die Kaiſerin diesmal, finde ich, ausnehmend wohlgethan.“

„Graf Fedor Goloſſkin hat die Dame von Malmaiſon ſeit ihrer Rückkehr noch nicht geſehen, obwohl Nachbar und Günſtling; ſeine Faulheit ſchützt Unwohlſein vor; er wagte ſich daher nicht in die Nähe des Schloſſes, ſondern wartete auf uns im Garten, während Flore und ich tapfer vorgingen und Madame d'Audenarde zu ſprechen verlangten. Ein Volk von Pagen, von Kammerherren, glaub' ich, von galonnirten Kammerdienern, von Basken — denn die Kaiſerin hat Basken, recht hübſch gekleidete und recht ſpringerhaft ausſehend — maßen und betrachteten uns eine Weile mit Staunen und führten uns dann in den Entreſol, wo ſie wohnt. Madame d'Audenarde empfing uns mit offenen Armen, ſie ſieht wohl etwas verändert und gealtert, aber doch noch zum Verwundern gut aus. Sie fragte uns, ob wir die Galerie ſehen möchten? wir wünſchten es ſehnlichſt. Darauf ging ſie hinunter und ſagte zur Kaiſerin: «Beſuchen Ihro Majeſtät heute die Galerie?» — «Ja, es ſind viele Arbeiter dort und es werden Gemählde aufgehängt. Warum?» — «In dieſem Falle wage ich Ihro Majeſtät meine Bitte nicht zu ſagen.» — «Was iſt's denn?» — «Die Fürſtin von Ligne und der Graf von Clary ſind bei mir, und ich hätte gewünſcht, ihnen die Galerie zu zeigen.» — «Wohl, führen Sie ſie hin, ich werde auch kommen.» — Nun kam Madame d'Audenarde uns zu holen, und wir gingen mit ihr hinab. Flore'n, trotz ihrer Neugier, ſchlug das Herz, und ich hatte kaum Zeit meine Kamaſchen abzunehmen, und erſchöpfte mich in Artigkeiten, und plötzlich ſtehen wir an der Thüre der Galerie und Naſe gegen Naſe mit dieſer Majeſtät, die mit reizender Anmuth auf uns zukommt, uns vortrefflich empfängt, und die Güte hat, ſelber uns herumzuführen und uns die ſchönſten Bilder zu zeigen, indem ſie ſagt: «Meine Galerie bedarf Ihrer Nachſicht, man arbeitet darin», und anderes der Art. Es iſt nicht möglich, mehr Grazie und Liebenswürdigkeit zu haben, als ſie dabei gezeigt. Nach einer Viertelſtunde entfernte ſie ſich, und ließ uns von ihr bezaubert. Ich fand ſie weit, aber weit beſſern Ausſehens, als ich erwartet hatte, und ſehr angenehm, wohlgewachſen, einfach aber ſehr gut gekleidet."

„Man kann kein ſchöneres Gemach ſehen, als dieſe Galerie, ſie iſt ſo gut gebaut, ſo gut und einfach bemahlt, mit ſo viel Geſchmack, ſo vollkommen erhellt von oben, von ſo ſchönem Verhältniß! Die Gemählde ſind nicht zahlreich, aber äußerſt gewählt."

„Endlich kehrten wir zu Goloffkin zurück, der mit großer Geduld auf uns gewartet hatte, und ſich ungemein freute, daß unſer Abentheuer ſo geglückt war. Die Wagen der Kaiſerin waren vorgefahren; man kann nichts Leichteres und Zierlicheres ſehen, ganz offne Kaleſchen mit einem ungeheuern Sonnenſchirm in der Mitte; ſo hübſche Pferde und Jokai's, genug alles von beſtem Anſehn. Auf dem Heimwege begegneten wir der Königin von Neapel mit ihrem treuen Cavaliere servente dem Großherzog von Würzburg, der wie ein kleiner Knabe in ſie verliebt ſein ſoll; ſie behandelt ihn ſehr gut, aber ich glaube doch, daß ein großer fremder Miniſter glücklicher iſt. Uebrigens iſt dieſer gute Großherzog geliebt und geachtet von der ganzen Familie und allen Leuten. Er iſt der einzige deutſche Fürſt, der noch ein wenig Anſehn hat. Uns Oeſterreicher behandelt er mit ausgezeichneter Artigkeit."

„Am 15. Juni iſt die Kaiſerin Joſephine nach Aix in Savoyen abgereiſt. Der Kaiſer hat ſie nur noch Einmal geſehen, ſagt man, und dabei zwei Stunden lang mit ihr in den Gärten von Malmaiſon geluſtwandelt. — Er iſt ihr noch ſo ſehr zugethan, als er es überhaupt ſein kann. Sie wollte zum Reiſen den Namen einer Herzogin von Navarra annehmen, aber der Kaiſer wollte es nicht, weil dies, ſagte er ihr, nur den Schein vermehren würde, als gebühre ihr nicht mehr der Titel Kaiſerin; ſie möge lieber unter dem Namen Frau von Arberg reiſen, was ſie denn auch thut. Madame d'Audenarde, Herr Pourtalès und noch ein Herr fahren mit ihr im Wagen."

So weit der öſterreichiſche Freund. In der That, die Kaiſerin Joſephine war allgemein beliebt, und in der Pariſer Geſellſchaft und ſelbſt am Hofe ließ ſie viele Anhänger zurück, die ſich offen zu ihren Gunſten ausſprachen. Jedoch die nächſten Anhänger Napoleon's, beſonders die noch der Revolutionsrichtung nicht ganz entſagt hatten, wollten behaupten, niemand habe ihm mehr geſchadet, als dieſe Frau, ſie habe ihn den Altadligen und dieſe ihm genähert, und die Anſchließung an dieſe und an die alten Dynaſtieen ſei eine Trennung von der Nation, er werde es ſchon noch erfahren! Solcherlei hörte ich im Jahre 1810 bei Schlabrendorf von klugen Franzoſen ausſprechen.

Im Tuilerieengarten und auf den Boulevards welkte das Laub ſchon in der Mitte des Sommers, die Champs-Elyſées und das Bois de Boulogne hatten längſt verzichtet Feld und Wald zu ſein; wollte man freie Natur und friſches Grün, ſo mußte man in den Garten von Saint-Cloud oder nach Montmorenci fahren. An letzterm Orte war ich mehrmals, die Familie Fould hatte dort ein Landhaus, die Gräfin von Metternich liebte dort im Walde ſpaziren zu gehen, auch fuhr Fräulein Mendelsſohn mit einigen ihrer Zöglinge bisweilen hieher. Wir machten dann ſchöne Eſelritte, die Eſel von Montmorenci waren unſre erklärten Lieblinge, denen man auch üble Launen gern nachſah, weil dieſe doch immer ergötzlich wurden. Aber Montmorenci hat einen andern Reiz: hier lebt auf allen Wegen und Stegen das Andenken von Jean Jacques Rouſſeau!

Ueber Rouſſeau zu ſprechen, iſt jetzt eine ſchwere Aufgabe, da die Mehrzahl heutzutage ſeine Werke kaum noch kennt, und ſich gewöhnt hat, mit ſeinem Namen ungeprüft die willkürlichſten Vorſtellungen zu verbinden. Wer kann über ihn urtheilen, ohne genau das Lebensmeer, von dem er getragen wurde, und jede Strömung und Woge, die ihn ergriffen, zu kennen und ihre Wirkung zu würdigen? Und wer darf über ihn urtheilen, der nicht, bei der Kenntniß dieſer Zuſtände, dennoch dieſe und alle Zeitumſtände wieder zu vergeſſen vermag, um zu den lichten Höhen des freien Geiſtes mit ihm aufzuſteigen? Denn Rouſſeau, wie tief verwickelt in die Aeußerlichkeiten ſeines Zeitalters und wie ſchnöde oft von ihnen beherrſcht, lebte ein innres Leben aus den Urquellen des Daſeins, ſtand im Bunde mit der friſchen Natur, und fühlte ſich ſelber als eine ganze Schöpfung. Da kommen die kleinen Leute, die von ſolchem Zuſammenhange nichts ahnden, und ſuchen an Rouſſeau's Sonderbarkeiten ſich zu ergötzen, beſchuldigen ihn der Eitelkeit, und finden in dieſer den Schlüſſel ſeines Weſens, ſeiner Schriften, beſonders der Confessions! Der Vorwurf der Eitelkeit iſt wahrlich bei Rouſſeau am wenigſten ſtatthaft, aber ich weiß wohl, er iſt der allgemein angenommene, wie er denn in der That wohlfeil und bequem genug iſt; — doch hat er auch ſeine verrätheriſche Tücke, und biegt ſich wohl auf diejenigen zurück, die ihn ſo unbedacht gebrauchen. Wie über Rouſſeau zu urtheilen iſt, das hat uns Fichte gezeigt; auf dieſem Wege iſt weiter zu gehen, aber dieſer Weg liegt ſeit langer Zeit öde, ſowohl von Deutſchen als von Franzoſen unbetreten. Doch wird die Zeit kommen, wo auch Rouſſeau wieder in all ſeiner Geiſtesmacht erkannt und ſein Verſtändniß den Herzen theuer ſein wird! Einſtweilen iſt er mir ein Prüfſtein für viele Menſchen, für die ausgezeichnetſten und beſten; denn wie jemand über Rouſſeau urtheilt, das giebt mir das entſcheidende Maß, was ich im höchſten Sinne von dem Urtheilenden zu halten habe! Am häufigſten, und verzeihlichſten noch, iſt die bloße Unwiſſenheit; wo aber eine nähere, freilich oft auch nur vermeinte, litterariſche Kenntniß doch nur zu ſchiefen Ergebniſſen und dürftiger Anſicht geführt, da weiß ich, mögen die Leute ſonſt noch ſo viel ſein und leiſten, von welchen Regionen ſie für ewig ausgeſchloſſen ſind!

Für ein gemächliches, vergnügtes, mit allen Reizen und Befriedigungen geſchmücktes Leben findet man ſchwerlich einen beſſern Ort als Paris. Die allmächtige Hauptſtadt zaubert das Ausgezeichnetſte und Vorzüglichſte jeder Art von allen Seiten her in ihren Kreis; alles was die Bildung und Erfindungskraft, nicht nur des eignen ſinnreich bemühten Volkes, ſondern auch des Auslandes, nah und fern, in irgend einer Kunſt, in irgend einem Zweige des Lebens, hervorbringt, gehört ihr ſogleich an, liefert ihr ſeine beſten Leiſtungen, bietet ihr ſich in genußfertigſter Anwendung. Der ganze Handel von Paris beſteht faſt nur in Sachen des Wohllebens und des Ueberfluſſes. Geſchmack in Kleidung, in Geräthe und Wohnung, Glanz und Verzierung jeder Art, Schmuck des Leibes und der Seele, die Freuden der Tafel, Geſpräch und Neuigkeit, die Künſte des Schauſpiels, der Muſik, des Tanzes, jedes Talent und jede Geſchicklichkeit, alles bemüht ſich, mit regem Wetteifer und glänzendem Erfolg, um reiche Ausſtattung des Pariſer Lebens; der Koch, die Maitreſſe, der Lakai, der Schmeichler und Augendiener verſtehen wohl nirgends ihr Fach beſſer, als gerade hier; kurz, es ſteht alles hier, auch der Geiſt und das Wiſſen, zunächſt im Dienſte der ausgebildeten Sinnlichkeit. Mit klugem Verſtande ſind alle Einrichtungen auf die ſchnellſte, wohlfeilſte und anmuthigſte Befriedigung unzähliger Bedürfniſſe berechnet; der unbedeutendſten Sache, der geringſten Verrichtung wird mit eigner Gewandtheit eine Art von zierlicher Wichtigkeit gegeben, ein Aufputz gefälliger Manier, die auch das Gemeinſte nicht als gemein will erſcheinen laſſen. Man ſieht es auch dieſem Leben gleich an, daß ihm, deſſen Ziel nur der Tag iſt, Jahrhunderte im Rücken ſtehen. Nur eine lange Folge von Geſchlechtern, ſtets erneut, bewegt und thätig in derſelben Richtung, nur der unaufhörliche Wetteifer und die tauſendfältige Durchkreuzung eitler Gefallſucht mit ſchmeichelnder Betriebſamkeit, thörichter Verſchwendung mit klugem Eigennutz, nur der ſtete Zuſammenfluß größter Laſter und ſchönſter Talente konnten dieſes Gebilde hervorbringen, das wirklich als ein abgerundetes Ganze erſcheint, bis in das kleinſte Geäder von demſelben Stoffe gemacht, von demſelben Geiſt erfüllt. Pracht und Aufwand mögen anderswo größer ſein, Genuß und Schwelgerei ſich kräftiger darſtellen, aber gewiß hat nirgends die Annehmlichkeit des Lebens ſo auf alle Klaſſen ſich ausgebreitet, ſo jede Geringfügigkeit der täglichen Begegniſſe durchdrungen, ſo durch leichte Formen das eigne Beſtehen geſichert. Klugheit und Feinheit erhöhen das Leben, aber ſie mäßigen es auch, und das Oel der Höflichkeit ſchwimmt beſänftigend und ausgleichend über allen Unebenheiten der erregten Wogen. In der That dünkt mich das Ganze des Pariſer Lebens mehr darauf berechnet, in ſteter Wiederholung und reichem Wechſel von tauſend Annehmlichkeiten gegen Langeweile und Unluſt geſichert zu ſein, als in Tüchtigkeit und in Erfüllung eigentliches Glück und ächte hohe Freude zu empfinden. Nirgend ſcheint es ſo gleichgültig, ob man lange lebt oder kurz, als in Paris, denn zehn Jahre ſind dort leicht wie eines, und eines wie zehn, in vergänglichem Wechſel vergißt man der Zeit, und für den, der ſich nie beſinnt und in ſich ſelbſt zuſammenfaßt, iſt die vergangene völlig bedeutungslos.

Und dennoch iſt dieſer Ort vorzugsweiſe der Heerd, wo ſich ſeit Jahrhunderten die größten Geſchichtsbewegungen entzünden, wo die heftigſten Erſchütterungen alltäglich ſind, die ſtärkſten Leidenſchaften und Schickſale den Schauplatz füllen? Allerdings. Gerade ſolch eine gleichförmige, in allen ihren Beſtandtheilen zuſammenſtimmende, nach derſelben Richtung ſtreichende und in den kleinſten Theilchen dieſelbe Wirkung äußernde Maſſe iſt das allerfähigſte Werkzeug der That für die genialen Kräfte, die leitenden Talente, welche aus ihr emporſteigen. Dieſer Boden iſt immer elektriſch, die leiſen Strömungen ſind überall, ſie wirken im gewöhnlichen Laufe nur ſanft belebend, aber jede Faſer giebt, auf Erfordern, augenblicklich ihren Beitrag zu den großen Gewittern, in welche die Anhäufung ſich entladet.

Außer den vielfachen Gegenſtänden, die ſich gewöhnlich hier vorfinden und drängen, und den Sinnen immerfort zu thun geben, verlangt und empfängt jeder Tag hier auch etwas Neues, das für den Augenblick eine Spannung erregt, geſehen und beſprochen werden muß, und als eigentlicher Gegenſtand des Tages gilt. Man kann auch um ſo eher lebhaften Antheil an dieſen Neuheiten nehmen, da bei der großen Volksmenge und ihrer eifrigen Regſamkeit ſchon die bloße Zahl der Antheilnehmer auch dem Unbedeutendſten wirklich eine Art von Wichtigkeit giebt, und was vorher nichts war, nun in der That etwas wird. „La foule s'y est portée“ las ich neulich im Moniteur, und der Ausdruck ſagt allerdings viel. Könnte der Zufluß von Neuheiten einmal verſtopft werden, und ſollte der Pariſer ohne ſie leben, es wäre faſt ſo ſchlimm, als wenn die Zufuhr von Lebensmitteln ſtockte, denn mit den alten Vorräthen käme man nicht weit. Die gewöhnlichen Reizungen können hier nicht genügen, um den zum Leben erforderlichen Grad der Erregung zu erhalten, ſo blaſirt iſt der Sinn des Pariſers über alles, immer lauern dicht unter der dünnen Schleierdecke des Vergnügens der Ueberdruß und die Langeweile.

Das Bedürfniß des Auffallenden und Eindringlichen zeigt ſich bei jeder Gelegenheit. Wer etwas zu verkaufen, ſeine Dienſte anzubieten, etwas bekannt zu machen hat, muß zu den außerordentlichſten Mitteln greifen, um nur bemerkt zu werden. Lächerlich ſind in dieſem Betreff beſonders die Aushängeſchilder, die Anſchlagzettel, die Inſchriften, welche in den belebtern Straßen überall wuchern. Ungeheure Tafeln, rieſige Buchſtaben, von allen Geſtalten und Richtungen, gedrückte, gedehnte, vorwärtsliegende, rückwärtsliegende, Bilder mit dem Anſpruch auf ſchöne Mahlerei, andre fratzenhaft verzerrt, oftmals die Zeichen der Waare zahlreicher als die Waare ſelbſt, alles um nur eben über Waſſer zu bleiben. Die Vervielfältigung der Abbilder wird in manchen Fällen wahrhaft komiſch. In der Rue Richelieu ging ich einſt mit dem Ritter von Eskeles, der kürzlich von Wien gekommen war, und wiewohl ſelbſt ein Großſtädter, doch hier über vieles verwundert war. Ihm fiel beſonders dieſe Verſchwendung der Schildzeichen auf, er ſtand vor einem Laden ſtill, betrachtete deſſen äußere Ausſtattung und ſagte bedächtig, indem er mich am Arme faßte: „Wenn einer hat zu verkaufen Würſt, ſollt' man denken, er wird heraushängen ſechs Würſt — zwölf Würſt — zwanzig Würſt“ — er hielt inne, dann, die bisher vor der Bruſt geſpreizte Hand ausſtreckend rief er mit einer Exploſion: „Hundert Würſt!“ Und er hatte wahrlich ganz Recht, das Uebermaß war lächerlich, und nicht bloß bei den Würſten, die dem guten Eskeles ſo beſonders aufgefallen waren. Aber die Kaufleute nehmen gern eine Lächerlichkeit auf ſich, ja ſie erſinnen ſie mit Fleiß, wenn es nur gelingt, den Zulauf damit zu locken. Bei den Tuilerieen befindet ſich ein Schnupftabacksladen, wo nicht nur Aushängeſchilder, ſondern die ganze Vorderwand des Gebäudes mit prächtigen lateiniſchen Sprüchen zum Eintreten auffordern. Ungemein ergötzlich iſt im Palais-Royal die Inſchrift eines Ladens, deſſen Beſitzer, ein Perückenmacher, auf mehreren großen und kleinen Tafeln ſich ſelber dieſes Denkmal geſtiftet hat:

TELLIER
INVENTA EN L'AN DIX
LES PERUQUES ELASTIQUES
IMITANT LA CHAIR.

Welche Begebenheit! Und en l'an dix! Welcher Lapidarſtil! — Ein Schulhalter lockt durch einen Vers aus Vigil an: „Disce, puer, virtutem ex me, verumque laborem.“ Ein andrer Mann, der freilich nicht anlocken, ſondern vielmehr abſchrecken will, denkt ſeine Mauer durch die beleidigenden Worte zu ſchützen: „Ici pissent les cochons!“ ohne doch jemals einen Beſucher in ſeinem Vorhaben irre zu machen. Ungemein erluſtigte uns auch eine Tafel, die uns etwas näher anging; ſeit der Vermählung des Kaiſers waren die Deutſchen im Werthe geſtiegen, man beachtete ſie, man wünſchte ſie anzuziehen; ein verdorbener Garkoch glaubte den ächten Deutſchheitsköder entdeckt zu haben, und an ſeiner ſchmutzigen engen Bude zwiſchen den Tuilerieen und dem Louvre ſtand herrlich:

„Hier Be Finden ſich die Deuſchen
vor das gud Saurgrauth.“

Er hatte die Freude, daß neben den Handwerksburſchen, die ihn beſuchten, auch manche vornehme Deutſche bei ihm einblickten, und wenigſtens ein Trinkgeld zurückließen.

Sie haben wohl Recht, die gewerbfleißigen Pariſer, daß ſie alles anwenden, einen wenn auch nur augenblicklichen Schwung zu erlangen, denn wer etwas Neues aufgebracht, wer von ſich ſprechen gemacht hat, iſt ſeines Gewinnes ſicher; ehe die ganze Maſſe der Neugierigen die Sache durchprobirt, die Täuſchung eingeſehen hat, iſt das Glück ſchon ergiebig genug geweſen, und die üble Nachrede kann nicht mehr ſchaden. Ja es haftet ſelbſt an dieſer noch einige Ehre, denn es gilt für keine Kleinigkeit, die klugen, feinen Mitbürger insgeſammt aufgeregt, beſchäftigt und wohl gar genarrt zu haben.

Glück aber gehört hier mehr als anderswo zu jeder Unternehmung, ein günſtiges Etwas, das ſich ſelten vorausſehen und noch ſeltner berechnen läßt; ein feiner Takt für das Oertliche, für Bedürfniß und Neigung mag wirkſam dabei ſein, iſt aber für ſich allein nicht hinlänglich. Und wunderbar, die Laune des eigenſinnigſten Publikums, das ſich in Widerſetzlichkeit gegen jede Autorität recht eigentlich gefällt, erweiſt ſich bisweilen von der verhaßteſten Seite abhängig!

So iſt auf dem Boulevard bei dem Théâtre des variétés ein ſchönes Haus und großer Garten, wo man Erfriſchungen bekommt, das ehemals berühmte Frascati, welches der Glacier Carchi auf's geſchmackvollſte und angenehmſte eingerichtet hat, wo das vortrefflichſte Gefrorne und die eleganteſte Bedienung ſtets bereit iſt, und wo ſonſt die Pariſer vornehme und feine Welt im höchſten Putz jeden Abend verſammelt war; dieſer Ort iſt jetzt ganz verlaſſen, nur wir Freunde beſuchen häufig die einſamen Räume, wo wir zwanglos und unbehorcht unſre traulichen Geſpräche führen. Man ſagt uns, der Kaiſer ſei an dieſer Verödung ſchuld, er habe den Herzoginnen von Baſſano und von Rovigo ſchmachvoll vorgeworfen, daß ſie ihre kaum empfangene Titelwürde in ſolchen Wirthshäuſern herumſchleppten; gleich ihnen mied nun jedermann den Ort, und das große Publikum zog ſich nach dem engen, geſchmackloſen Jardin turc, wo ihm alles, was in Frascati vortrefflich iſt, ſchlecht geboten wird. Carchi kündigte zwar zum Verſuch eine neue Art Eis an, eine „invention nouvelle qui surprendra le public" heißt es auf den Anſchlagzetteln, die Sache konnte Glück machen, ein günſtiger Stern ihm den großen Haufen zurückführen, Frascati für ein halbes Jahr auf's neue beleben, allein die Menge biß nicht an, und Frascati blieb leer. Vielleicht hilft ihm eine noch viel geringere Kleinigkeit wieder auf, ein Zufall, oder eine Dummheit, der Mann verliert wenigſtens den Muth noch nicht, und ſetzt mit großen Opfern die Einrichtung fort.

Der Einfluß des Kaiſers iſt ſonſt in dergleichen Dingen am wenigſten merkbar, und die Sitte und Geſelligkeit unterwerfen ſich ſeiner Herrſchaft keineswegs, ſondern folgen ihrem eignen Zuge, der ſich nicht ſcheut, der höchſten Gewalt zu widerſprechen. Wohin man blickt, wird man wohl an die Tagesgeſchichte erinnert; hier iſt ein café de Jéna, dort eines à l'archiduc Charles, au duc de l'Infantado; Namen der Straßen erinnern an Schlachten; Brücken, Brunnen, Triumphbogen verherrlichen den Sieger, deſſen Namenszug und Wappen aller Orten vervielfältigt iſt; die kleinen Theater geben häufig Stücke, deren Stoff den neuſten

Ereigniſſen entnommen iſt. Aber im Grunde nimmt der Pariſer an den großen Begebenheiten, die nicht unter ſeinen Augen vorgehen, nur geringen Antheil; ſie haben für ihn nur in ſofern Werth, als ſie in ſeinen kleinen Kreis eingreifen, ſich in Feſten und Luſtbarkeiten abſpiegeln. Es iſt kaum zu glauben, mit welcher Gleichgültigkeit hier die Nachrichten von neuen Kriegserfolgen des Kaiſers aufgenommen werden, als Zeitungsartikel ſind ſie dem Publikum allenfalls wichtig, nicht als wirkliche Ereigniſſe. Sogar für den franzöſiſchen Ruhm iſt man ſchon abgeſtumpft, „Nous en avons assez“ hört man in hohen und niedern Kreiſen. Vom Kaiſer wird gleichwohl viel geſprochen, doch meiſt nur in Bezug auf das kleine Leben, auf die Anordnungen des Tages, die Feſte, die Bauten, die Paraden, das Hofceremoniel, die Gunſt oder Ungunſt, in der einzelne Perſonen ſtehen, und anderes der Art; eine neue Uniform, die in den Straßen geſehen wird, iſt den Pariſern wichtiger, als ein Sieg in Spanien oder ein Gefecht in Calabrien. In den Provinzen ſoll dies anders ſein, und dort Napoleon mehr in ſeinen Thaten geſchaut werden und gelten. Darin kommen die meiſten Stimmen überein, daß dennoch der ſtets erneuerte Glanz der Waffenerfolge für das Beſtehen ſeiner Herrſchaft unentbehrlich iſt, und hauptſächlich durch dieſen die Unternehmungen ſeiner innern Gegner gehemmt werden. Dieſe Gegner zerfallen in zwei Klaſſen, Freiheitsfreunde und Königsfreunde, deren jede in ihrer Art ihm bedeutend erſcheint und furchtbar werden kann. Er wüthet gegen beide Partheien und ſucht auch aus beiden die Einzelnen zu gewinnen, was ihm auch bisher merkwürdig genug gelungen iſt, denn er hat die ärgſten Jakobiner in ſeinem Staatsdienſt und die altadeligſten Emigrirten zu Höflingen. Aber beide ſind ihm nur ſicher unter der Bedingung andauernder Glückserfolge. Außerdem iſt auf beiden Seiten ein ſtarker Kern, der ſich nicht gewinnen läßt und gerade dadurch um ſo bedeutender und beunruhigender iſt. Daß der Kaiſer mehr den Faubourg Saint-Germain, wo die Altadeligen ſitzen, fürchtet, als das eigentliche Volk, in welchem die Revolution noch ihre Nachſchwingungen hat, dünkt dem

Grafen von Schlabrendorf ein Irrthum, den einſt Napoleon ſehr kann zu büßen haben. Auffallend iſt es mir, wie wenig der Kaiſer im Volke gefürchtet wird; die meiſten Leute haben Furchtbareres erlebt, als ſeine Herrſchaft, und haben auch dies Furchtbarere plötzlich ſchwinden ſehen, ſo daß ihnen keine Gewalt als entſchieden befeſtigte vorkommt, ſondern bloß als proviſoriſche. Dieſe wird anerkannt für den Augenblick, aber nur ſoweit ſie ſich thatſächlich geltend macht, auf den guten Willen hat ſie nicht zu rechnen. Zuverläſſig iſt noch viel Revolutionaires im Volke, Freiheit und Gleichheit ſind noch immer nicht aufgegebene Vorausſetzungen, die Jakobiner brüten im Stillen, und eifrige Anhänger der Republik finden ſich überall, ſelbſt unter den erſten Großen und Betitelten des Reichs. Freilich iſt dieſe Meinung für jetzt ohne Bajonette und Kanonen, aber alle Macht in der Welt geht doch von der Meinung aus, und jene Werkzeuge fügen ſich ihr zuerſt. Man hat in Deutſchland, wo man das franzöſiſche Joch ſo ſchwer fühlt, kaum einen Begriff, wie wenig die Franzoſen ſelbſt unterjocht ſind. Ich habe überall ſehr frei ſprechen hören, doch freilich nicht auf offnem Markte, und auch hier iſt in Geſtalt des Witzes viel erlaubt. Das Volk ſelber iſt nicht nur witzig, ſondern auch gewitzigt und klug und fein von alter Zeit her; die Blendwerke und der Aufputz, durch die man auf daſſelbe einzuwirken ſucht, täuſchen nur den rohen Haufen, und oft dieſen kaum; man kennt die Leute, die jetzt etwas vorſtellen wollen, aus früherer Zeit, man weiß, wie es mit ihnen iſt, man lacht ihrer neuen Würden und Titel.

Ich gedenke mit beſonderm Vergnügen eines Marktſchreiers, den ich auf dem Boulevard einen kleinen Tiſch mit Puppen aufſtellen ſah; nachdem ein armſeliger Pagliaſſe durch ſchlechte Späße einige Leute herbeigezogen hatte, begann der Mann ſeine Rede. Seine Stimme klang ehern, ſeine Worte waren eindringlich, Haltung und Ton unverſchämt erhaben und ſicher. Er ſprach mit Würde und Bedeutung von ſeiner Kunſt — Flecken auszumachen, theilte die Flecken ſcharfſinnig in dreierlei Klaſſen, und handelte weitläufig in gelehrten Phraſen ſeine Mittel für jede Klaſſe der Flecken ab. Er verſicherte ſtolz, er käme nicht jeden Tag auf den Boulevard, er habe zu Hauſe genug zu thun, allein aus Menſchengefühl wolle er fernerhin zweimal die Woche öffentlich auftreten, weil ſonſt mancher Unglückliche nichts von ihm erführe. „Je pourrais aussi-bien qu' un autre", ſchloß er endlich, „prendre le nom pompeux de professeur de physique amusante, mais un homme comme moi dédaigne un titre vain et barbare, qui ne se trouve pas même dans les dictionnaires." Seine Fleckkugeln koſteten das Stück zwei Sous, und er verkaufte deren viele, ſeine Rede hatte Vertrauen und Gunſt erweckt. Ein paar Soldaten der kaiſerlichen Garde traten heran; ſogleich erwähnte er wie von ungefähr in ſeiner wiederbegonnenen Rede, daß ein ganzes Regiment ſich ſeiner Kugeln mit Erfolg bedient und durch die Reinheit der Bekleidung den Beifall des Kaiſers erworben habe; bei dem Namen des Kaiſers zog er den Hut ehrfurchtsvoll ab, „car, messieurs", ſagte er, „quand on nomme Sa Majesté l'empereur, il faut toujours ôter son chapeau." Aber niemand that es nach, im Gegentheil erklang ein Ziſchen, die Soldaten gingen lachend ab, und die bisher günſtigen Zuhörer zerſtreuten ſich mißvergnügt.

Als entſchiedene Männer des Widerſpruchs gegen die herrſchende Gewalt der Dinge nannte man unter andern den Senator Grafen Grégoire und den ehemaligen Kriegsminiſter und Direktor Carnot. Erſtern ſollte ich durch Schlabrendorf's Vermittelung kennen lernen, es gelang aber nicht; er war eben ſo rechtgläubiger Katholik als entſchiedener Republikaner, aber als Janſeniſt vielen Katholiken verhaßt, und als Katholik vielen Republikanern. Der Senator- und Grafentitel that ihm keinen Schaden, man wußte, daß er ſich daraus nichts machte. Mir war er noch beſonders wichtig, weil er die Bürgerrechte der Juden ſtets eifrig vertheidigt hatte, jedoch war es mir nicht möglich, ſeine vier Jahre früher gedruckte Schrift „De la régénération des Juifs" in Paris aufzutreiben, da der dortige Buchhandel ſich auf Neuigkeiten beſchränkte, und ältere Sachen dem Zufall überlaſſen blieben. Carnot's Bekanntſchaft entging mir ebenfalls, ich hatte an ihn geſchrieben, war aber ſchon abgereiſt, als ſeine Antwort eintraf, die mein Geſuch um ein Exemplar ſeines eben erſchienenen Werkes „De la défense des places fortes“, das ich überſetzen wollte, mit dem Bedauern ablehnte, die ganze Auflage gehöre dem Kaiſer, der ihn zur Abfaſſung veranlaßt hatte. Die Annäherung, in Folge deren dieſer Auftrag gekommen, ging von dem Kaiſer aus; er hatte vernommen, Carnot habe durch falſche Spekulation gegen ſechzigtauſend Franken verloren, das heißt den größten Theil ſeines Vermögens, und ſei in wahrer Dürftigkeit. Dies ſchien unglaublich, denn er beziehe ja, meinte Napoleon, als ehemaliger Miniſter ein Jahrgeld von zehntauſend Franken. Carnot, wurde ihm erwiedert, habe dieſes Jahrgeld nie bekommen. Erfreut, den ihm abgeneigten, aber ehrenwerthen und wichtigen Mann verbinden zu können, befahl er augenblicklich die Auszahlung aller Rückſtände und ernannte ihn zum Inſpecteur der Feſtungen, in welcher Eigenſchaft er alsbald obiges Werk herausgab. In der Vorrede ſagt er, ſein „Souverain“ habe ihm den Auftrag dazu gegeben. Dieſer Ausdruck machte die Leute ſtutzen, und ich habe große Streitigkeiten zwiſchen Franzoſen darüber angehört, wiefern der Kaiſer ihr Souverain heißen dürfte. Die Verneinung war faſt allgemein, der Titel komme dem Kaiſer nicht zu, wenn er auch gern von den Höflingen ſich ſo nennen höre, und Carnot wurde ſehr getadelt, wenn man ihm gleich nicht zutraute, eine Schmeichelei damit beabſichtigt zu haben. Aus allen ſolchen Zügen ſieht man, daß Napoleon noch keineswegs unbedingt in Frankreich herrſcht.

Napoleon’s wahres Bezwingungsmittel auch der Franzoſen bleibt immer das Kriegsheer, in welchem allein die verſchiedenen Partheien und Klaſſen wahrhaft verſchmolzen werden. Man hat bemerkt, daß nur hier die Royaliſten wie die Republikaner ſich einigermaßen in treue Anhänger des Kaiſers verwandeln, welches im Hof- und Verwaltungsdienſte keineswegs eben ſo gelingt. Auch ſcheint Napoleon dies recht gut zu wiſſen, und ſucht auf alle Weiſe den Soldatengeiſt in der Nation zu heben. Den Ehrenlegionsrittern ſchreibt er vor: „de préférer toujours la noble poussière des camps au vain luxe de la grande ville“; ſchöne, ſtolze Worte, denen nur ſein eignes Beiſpiel oft in mißfälliger Art widerſpricht, denn ſein Hofprunk und ſeine Feſte behalten immer etwas Plumpes, und aller Aufwand vermag nicht die feine Ueppigkeit ehemaliger Zeiten zurückzurufen. Auch iſt ihm nichts ſchmeichelhafter, als Altadelige in ſeinem Hofdienſte zu haben, die alten Namen klingen ihm angenehm in's Ohr. Der alte Name Hof dagegen beſtach eine gute Anzahl von jenen, ſie konnten dem Zauber nicht widerſtehen; die kleine Beſchämung ſuchen ſie durch Selbſtverſpottung zu überwinden. Der Graf von Segur war Oberceremonienmeiſter geworden, ſein Bruder unterzeichnete nun öfters: „Ségur, sans cérémonie“; aber auch dieſer Bruder nahm Dienſte, und hatte mit dem Bühnenweſen zu thun. Eines Tages wohnte er einer Opernprobe bei, und Elleviou benahm ſich gegen ihn ſehr ungebärdig, worauf jener das Unziemliche zu rügen, die witzigſte Wendung nahm: „Mais, mon cher Elleviou“, ſagte er ganz gelaſſen, „vous oubliez tout-à-fait que depuis la révolution je suis devenu votre égal!“ Dergleichen witzige Verknüpfungen, Widerſprüche und Gegenſätze bietet der Zuſtand der Dinge jedem Beobachter täglich in Menge an, es bedarf nur einer raſchen Auffaſſung.

Die politiſche Beredtſamkeit war zu jener Zeit in Frankreich verſtummt, mir zum größten Bedauern, denn meine Jugend hatte deren Wiederhall mit Begeiſterung vernommen. In Ermangelung der lebendigen ſuchte ich wenigſtens die durch Schrift bewahrte, und mir gelang die fünf Bände der „Travaux de Mirabeau à l'Assemblée nationale“ aufzufinden. Die akademiſche Beredtſamkeit, wie ſie im Nationalinſtitut nach den alten Muſtern noch betrieben wurde, mit ihren zarten Feinheiten, leiſen Kühnheiten, geſchickten Verſchweigungen, und allen Künſten litterariſcher Seiltänzerei, war mir ein Gräuel, und auch mancher ernſte

Franzoſe, der die Macht des Wortes in ganz anderer Geſtalt erlebt hatte, blickte darauf mit Verachtung. In Zeiten drückender Gewalt muß die wenige Freiheit wohl ſich winden und drehen, und alle Hülſen hervorſuchen, die Feinheiten der Sprache, die dichteriſchen Formen, den Witz und die Laune; aber wo dieſe Geſchicklichkeit überhand nimmt, wo ſie faſt die einzige Art wird, in der man ſich ausſprechen darf, da giebt ſich kund, daß es mit dem öffentlichen Leben ſchlecht beſtellt iſt. Die Franzoſen waren damals in dieſer harten Klemme, und gewiß, ſie haben viel gelernt in der großen Drangſal! Denn die reiche Beredtſamkeit, die ſich nach der Wiederkehr der Bourbons ſo mächtig entfaltete, und doch aus beſtimmten engen Schranken nicht herausdurfte, kam großentheils aus der Schule der ſchwierigen Geſchicklichkeiten, in welche alle Redemittheilung ſich geflüchtet hatte.

Auch von der Beredtſamkeit der Kanzel, in welcher die Franzoſen ehemals die größten Muſter gehabt, ſchien wenig mehr übrig zu ſein. Ich hörte in der Kirche von Saint-Roch eine Leichenrede auf eines der Opfer des Schwarzenbergiſchen Feſtes. Die Verſammlung war zahlreich und glänzend, der Prediger war gewiß unter den vorhandenen einer der beſten, und ſtrengte Geiſt und Stimme möglichſt an, aber der Eindruck war gering, es war ein hohles pomphaftes Geſchwätz, ohne leuchtenden Gedanken, ohne fromme Rührung. Wollten junge Geiſtliche für ihren Kanzelberuf rhetoriſche Studien machen, ſo gingen ſie nicht in die Kirche, wo ſich nichts Muſterhaftes darbot, ſondern in das Theater Français, und ſahen den Hand- und Stimmbewegungen Talma's ab, was für ihren Gebrauch dienlich dünkte.

Hingegen ſtand die gerichtliche Beredtſamkeit noch in voller Kraft. Ihre ausgezeichnetſten Talente zu hören, gab ein wichtiger Prozeß Gelegenheit, an welchem ganz Paris lebhaften Antheil nahm. Die Gültigkeit eines bedeutenden Teſtaments wurde angefochten, und außer einem reichen Kaufherrn Tönniges aus Danzig, der aber ſchon in Paris einheimiſch war, ſaßen zwei Notarien auf der Bank der

Angeklagten, ſie wurden alle drei beſchuldigt, ein falſches Teſtament zu Gunſten des erſtern und zum Schaden eines jungen Neffen des Erblaſſers geſchmiedet zu haben. Der Neffe hatte große Verbindungen, der alte Kaufmann ebenfalls, die Lage der Dinge geſtattete mancherlei Verdacht, und die öffentlichen Sitzungen des Gerichtshofes erregten die höchſte Spannung. Der Präſident Hémart, welcher die Verhöre leitete, war derſelbe, welchem früher die Unterſuchung gegen den General Moreau war anvertraut worden, und der deſſen Verurtheilung nicht ohne ſchlechte Ränke bewirkt hatte. Aus dieſer Erinnerung war großer Haß gegen ihn rege, er wußte es, und ſchien diesmal mit genauer Redlichkeit verfahren zu wollen. Aber ſein Geſicht hatte einen böſen Ausdruck, der an die Blutmänner der Revolution erinnerte. Noch mehr mißfiel mir der kaiſerliche Anwalt, der die Anklage mit hitzigem Eifer, ja mit Erbitterung verfolgte. Das Publikum theilte ſich in zwei Partheien, und man ſtritt heftig für und wider. Der Kaiſer hatte ſich für die Anklage ausgeſprochen, viele Stimmen ſprachen ihm nach; aber weit mehrere erklärten ſich in entgegengeſetztem Sinn. Es waren offenbar Nachläſſigkeiten bei Aufnahme des Teſtaments vorgefallen, aber ſolche, die bei gerichtlichen Handlungen häufig vorkommen, ohne böſe Abſicht und gewöhnlich auch ohne Folgen. Der kaiſerliche Anwalt bot alles auf, die Schuld der Fälſchung zu erweiſen, allein die damals berühmteſten Sachwalter Chauveau-Lagarde und Bellart plaidirten für die Angeklagten; ihre Vorträge waren eindringlich und bezeugten eine große Meiſterſchaft, doch konnten ſie die Freiſprechung nicht erwirken; eben ſo wenig aber der kaiſerliche Anwalt die ſtrengſte Verurtheilung, der Gerichtshof nahm einen Mittelweg, und nur die Notarien wurden weniger milde beſtraft. Napoleon machte dem Präſidenten öffentliche Vorwürfe über ſeinen Mangel an Strenge, die Ehre der franzöſiſchen Rechtspflege ſei beſchimpft, er habe ſie mit Schmach bedeckt. Wie hart dem alten Graukopf der Zorn des Kaiſers ſein mochte, ſo geſtand er doch, daß ihn die Meinung des Publikums noch ſchwerer gedrückt habe, und daß er hoffe, jetzt wenigſtens etwas beſſer in derſelben zu ſtehen.

Das tragiſche Feuerwerk, mit dem wir die Reihe der Vermählungsfeſte geſchloſſen hatten, konnte durch ſeine furchtbaren Eindrücke nicht hindern, daß auch die Witzfeuer, welche neben jenen Feſten reichlich aufgeflackert waren, noch häufig Anwendung und Beachtung fanden. Die verhallenden Klänge der Mißreden ſchlugen noch oft an unſer Ohr, und wir hörten nur allzu gern hin! Je ſtrenger dieſe Art Aeußerungen verboten waren, deſto größer war der Reiz, ſie zu verbreiten. Vorzüglich ſind die ſcharfen Calembourgs bekannt, mit denen der treffliche Schauſpieler Brunet bei dieſer Gelegenheit die Pariſer beluſtigte. „L'empereur n'aime que Joséphine et la chasse!“ iſt eines dieſer kühnen Wortſpiele; ferner, als in Saint-Cloud die bürgerliche Trauung nach dem Code ſtattfinden mußte, hieß es: „Jamais archiduchesse d'Autriche n'a fait un mariage civil.“ Das Stückchen, daß Brunet vor dem Triumphbogen, auf welchem die Pferde aus Venedig an dem noch leeren Siegeswagen geſpannt ſtehen, emporzeigend ausgerufen habe: „Le char l'attend!“ mußte jedem Vorbeigehenden immer auf's neue einfallen. Faſt jeden Abend im Théâtre des variétés nahm Brunet Gelegenheit, durch dergleichen Späße von der Bühne herab das nach ſolcher Würze begierige Publikum zu beluſtigen. Als die Sache zu arg wurde, ließ der Polizeipräfekt Graf Dubois ihn rufen, und gebot ihm mit harter Drohung, dieſe Richtung aufzugeben. „Mais que voulez-vous, que je fasse“, verſetzte Brunet mit kläglicher Stimme, „c'est mon métier de faire des calembourgs, j'y gagne ma vie, voulez-vous donc que je scie du bois?“ Der Witz konnte durch wiederholte Gefängnißſtrafe nicht gebrochen werden, wir ſahen noch oft genug ſein ungeſchwächtes Hervorſprudeln.

Der merkwürdigſte und ſchärfſte Spott aber, der die Heirath getroffen, iſt ohne Zweifel ein Poiſſardenlied, deſſen ich ſchon früher erwähnt habe, das in hundert Abſchriften verbreitet und von Tauſenden auswendig gelernt war, deſſen Verfaſſer jedoch, ungeachtet der Wuth Napoleon's und aller möglichen Anſtrengungen der Polizei, nicht ermittelt wurde; noch im September waren einige hundert Perſonen, die ſich des Abſchreibens oder Herſagens ſchuldig gemacht hatten, in Verhaft, aber alle Verhöre blieben fruchtlos, der Urſprung blieb unentdeckt. Ich theile das Lied hier mit, wie es mir eines Tages durch die kleine Poſt anonym zugekommen iſt, es gewährt einen Blick in die Stimmung des Volkes, das die Verſe, wenn auch nicht erzeugt, doch begierig aufgenommen hat.

Ah! l' biau mariage!

Air: Reçois dans ton galetas.

1.

C'est donc ben vrai qu' not' emp'reur
Épous' un' princess' d'Autriche;
Faut ben qu'un si grand seigneur
S'unisse avec queuq' zun d' riche,
Et pis c' t' homme a sa raison
Pour prend' un' femm' d' bonn' maison. (bis.)

2.

J'aurions ben gagé six francs
Qu'on n' li donn'rait pas c' te fille;
Car il était d' pis longtemps
Si mal avec la famille,
Qu' leur fit deux fois prend' par peur
Jacq' Délog' pour procureur.

3.

J' voyons des mariag' comm' ça
D' temps en temps à la Courtille;
Tout d' abord on ross' l' papa,
Pis on couch' avec la fille,
Et l' beaupèr' n'os' pas dir' non,
D' peur d'avoir z'encor l'ognon.

4.

Pour all'il s'est fait l'aut' jour
Peind'en bel habit d' dimanche,
Et des diamants tout autour,

Près d' sa figur' comm' ça tranche!
La p' tit' luronn', j'en somm' sûr,
Aim' mieux l' présent que l' futur.

5.

Ah! comm' all' va s'amuser
C' te princess' qui nous arrive!
Nous, j'allons boir' et danser,
N' s'enrouer à crier: Vive!
All' s' ra l'idol' d' la nation
J' l'ons lu dans l' proclamation.

6.

Stapendant sur mon honneur
J' plaignons c' te pauv' Joséphine,
All' fait cont' fortun' bon cœur,
J' savons ben qu' ça la taquine,
L' métier li semblait si bon!
V' là qu'on lui fait vend' son fond.

7.

Mais ent' nous, tout son malheur
Vient d' n' êt' pas en état d' grâce;
J' somm' si content d' not' emp'reur,
Que j' voulons voir des chiens d' race;
J' d' vait pour êt sûr d' son fait,
Prend' un' fill' qu'en eut d' jà fait.

8.

D' ces deux rein' chacun' rendra
Tour-à-tour visit' à l'autre,
A la jeun' l' ancienn' dira:
„J'ai fait mon temps, fait' le vôtre;
Si vous n' travaillez pas mieux
A Malm'son y a plaç' pour deux."

9.

J' tâch'rons d' nous placer 'n grand jour
Pour ben voir les réjou'ssances;
D'pis qu' l' emp'reur chang' tout' sa cour,
J' n'y ons pas tant d' connaissances,
Mais j'esp'rons ben par bonheur,
Raccrocher queuqu' dam' d' honneur. —

In dem Metternich'ſchen Frühſtückskreiſe war es immer ſehr lebhaft, die Stammgäſte fanden ſich zahlreich genug, und Fremde wurden faſt jeden Tag eingeführt. Der Graf von Metternich liebte geſellſchaftliche Regung, und ſcheute ſogar ernſthafte Erörterungen nicht, ja ſogar manche politiſche Bemerkung, die er in ſeiner Stellung nicht gutheißen konnte, ließ er freiſinnig mit hingehen, oder überhörte ſie großmüthig. Eines Tages wurde das vermeintliche Recht des Nachdrucks beſprochen, und ich enthielt mich nicht, daſſelbe heftig zu beſtreiten. Der Miniſter machte mir allerlei Einwendungen, von denen es zweifelhaft war, ob er ſie ernſtlich meinte, oder ſie nur hinwarf, um ſich an meinem Eifer zu ergötzen. Ich wurde von allen Seiten ſehr gedrängt, und ſchloß zuletzt mit dem Zugeſtändniſſe, daß der erweislich nicht gewinnſüchtige Nachdruck wohl zu geſtatten, der gewinnſüchtige aber ein Spitzbubenhandwerk ſei. Bentheim machte mir große Vorwürfe, daß ich ſo dreiſt und ſtark meine Meinung behauptet, und meinte, ich würde wohl den guten Willen und die Freundlichkeit des wichtigſten Mannes der Monarchie verſcherzt haben. Aber ganz und gar nicht! Beide ſchienen nur mehr noch als vorher mir gewährt, und gleich nach aufgehobener Tafel, als man ſich in den Sälen zerſtreute, hörte Bentheim mit Befriedigung, daß der Graf von Metternich einige meiner Worte wohlgefällig wiederholte.

Hier wurden gewöhnlich die Neuigkeiten des Tages ausgetauſcht, die friſch angekommenen deutſchen Blätter mitgetheilt. Ein Beiblatt des Oeſterreichiſchen Beobachters, den damals noch Friedrich von Schlegel herausgab, Pilat aber ſchon als ſein künftiges Eigenthum anſah, brachte uns das Gedicht Goethe's an die Kaiſerin von Oeſterreich bei ihrer Ankunft in Karlsbad, welches die mannigfachſten Urtheile hervorrief. Die Anerkennung, welche Goethe'n zu Theil wurde, hatte ſchon damals die Art angenommen, daß man im Ganzen ihn als den erſten Dichter pries, jedes neue Erzeugniß aber anſehen wollte, als ſei es des großen Dichters nicht werth und ſchmälere ſeinen Ruhm. Der Neid und die Verkleinerungsſucht, welche am liebſten den ganzen Goethe hätten verwerfen mögen, aber zu feig hiezu waren, ſuchten hinter dieſer allgemeinen Anerkennung mit ihrer Bosheit gegen das Einzelne deſto ſicherer Bahn zu finden; allein wo ich zugegen war, traf ſolches Bemühen jedesmal einen hartnäckigen Widerſprecher, und auch jetzt wurde von mir jenes Gedicht gründlich durchgekämpft, wobei ich wiederum das Vergnügen hatte, daß der Graf von Metternich, im Allgemeinen für Goethe nicht ſehr eingenommen, für den beſondern Fall mir größtentheils beiſtimmte.

Wir hatten hiedurch Anlaß gehabt, uns die hohen Eigenſchaften der Kaiſerin von Oeſterreich, an welche das Gedicht gerichtet war, zu vergegenwärtigen. Auch die Königin Luiſe von Preußen in ihrer edlen Erſcheinung, ihrem hohen Sinn und ihren Lebensgeſchicken zu betrachten, gab uns die Nachricht ihres unerwarteten Todes die trauervolle Gelegenheit. Dieſe Nachricht machte in unſerm Kreiſe einen erſchütternden Eindruck; nicht die Preußen allein, auch die Oeſterreicher und alle Deutſchen fühlten den Verluſt, der wirklich ein vaterländiſcher war. Alle deutſchen Hoffnungen waren mit dem Namen der herrlichen, durch das Unglück geprüften und aus ihm geläutert hervorgegangenen, ſo ſchönen als muthigen Frau verknüpft, und die durch ihren Hingang in Preußen entſtehende Lücke ſchien unerſetzlich. Daß auch Napoleon über ihren Tod ernſtlich betroffen geſchienen, wie verſichert wurde, dünkte den Meiſten nur Verſtellung, die er in den jetzigen Verhältniſſen etwa für ſchicklich erachte; Andre ſahen darin, wohl eben ſo unrichtig, die ſtrafende Erinnerung des verläumderiſchen Unglimpfs, den er einſt gegen den Ruf dieſer Fürſtin auszuüben verſucht hatte, ohne daß es ihm hatte gelingen können. —

Ich verſtand mich damals ſchlecht auf die franzöſiſchen Berühmtheiten und auf die Vortheile und Annehmlichkeiten großweltlicher Bekanntſchaften überhaupt, denn ich ließ die Gelegenheit unbenutzt, welche ſich hier täglich darbot, mit den namhafteſten Größen aller Art auf die günſtigſte Weiſe in perſönliche Beziehung zu kommen. Generale, Miniſter, die höchſten Beamten des Hofes und Staates, die angeſehenſten Gelehrten, alles ſtrömte hier zuſammen und bemühte ſich den beſten Eindruck zu machen. Nicht weniger als die Franzoſen waren die Fremden beeifert, beſonders die deutſchen Diplomaten, in der öſterreichiſchen Geſellſchaft gut aufgenommen zu ſein. Von den Franzoſen aber waren grade die, welche die meiſte politiſche Geltung hatten, für mich vom geringſten Werth, diejenigen, welche ich zu ſehen gewünſcht hätte, ſah man in dieſen Kreiſen nie. So kümmerten auch die deutſchen Diplomaten mich gar wenig; der preußiſche Geſandte von Kruſemark war mir bemerkenswerth durch die Unbeholfenheit, womit er ſeiner in der That mißlichen Stellung einen beſſern Anſchein zu geben ſuchte, ohne den geringſten Erfolg; nur der würtembergiſche Geſandte Graf von Zeppelin und ſeine ſchöne und liebenswürdige Gattin waren mir wegen rein menſchlicher Beziehungen, die in ihrem Umgange anmuthig hervortraten, ſehr ſchätzenswerth, und ſind es mir im langen Laufe der Zeiten ſtets geblieben.

Werthvoller konnte mir keine Bekanntſchaft ſein, als die des Freiherrn Alexander von Humboldt. In den Metternich'ſchen Sälen ſah ich ihn nur wie ein glänzendes, angeſtauntes Meteor vorüberſchweben, und es gelang mir kaum, mich ihm vorzuſtellen und einige der Namen ihm zuzuflüſtern, die mir ein nahes Recht auf ſeine Bekanntſchaft gaben, die Namen Rahel Levin, Hofräthin Herz, Wildenow, Johannes von Müller. Selten hat ein Mann ſo der allgemeinen Hochachtung, der Huldigung der verſchiedenſten Partheien, der Beeiferung aller Mächtigen genoſſen. Napoleon liebte ihn nicht, er war als ein freidenkender und in ſeiner Denkart nicht zu beugender Mann bekannt; aber der Kaiſer und ſein Hof und ſeine Staatsbehörden verläugneten nie den Eindruck, den ſie in der Perſon des kühnen Reiſenden von der Macht der Wiſſenſchaft und ihres nach allen Seiten ausſtrahlenden Lichtes empfingen; die Gelehrten aller Nationen waren ſtolz auf ihren hohen Standesgenoſſen, die Deutſchen insgeſammt auf ihren Landsmann, und alle Freiſinnigen auf den Geſinnungsverbündeten. Ein junger Freund führte mich ſpäter zu ihm, wir genoſſen mehrmals ſeiner lehrreichen Unterhaltung, beſahen mancherlei mit ihm, unter andern den Jardin des plantes und die ſchöne Sammlung antiker und orientaliſcher in Gyps und Kork nachgebildeter Baudenkmale des Architekten Caſſas. Auch der reichen und ſchönen Zeichnungen zu Humboldt's eignem Reiſewerke wurden wir durch ſeine Güte früher als das Publikum anſichtig. Zugleich in wiſſenſchaftlicher Thätigkeit und in großer Weltverbindung, in der einſamen Forſchung und den lebhafteſten Geſellſchaftsgewirr immer ſich ſelber gleich und ſelbſtſtändig hervorzuragen, wie Humboldt, iſt nur ſelten einem Manne verliehen worden, keiner aber iſt mir vorgekommen, der dabei ſo beharrlich und gleichmäßig ein ganzes Leben hindurch für Menſchenwohl mit reichſtem Erfolge beeifert und bemüht geweſen.

Nur einigemal erſchien in dieſem Kreiſe der Ritter von Eskeles mit ſeinem Begleiter Bartholdy. Mit wichtigen Finanzaufträgen von Wien nach Paris geſandt, erfuhr Eskeles hier von den Oeſterreichern jede Förderung ſeines Geſchäfts und jede perſönliche Auszeichnung; der Fürſt von Schwarzenberg und der Graf von Metternich bezeigten ihm die zarteſte Aufmerkſamkeit, luden ihn für immer zu ihren Geſellſchaften ein. Doch die Gräfin von Metternich theilte dieſes Benehmen nicht, ſie war dem Wiener Bankier nicht günſtig, und überſah entweder ſeine Anweſenheit oder bemerkte ſie mißfällig; Eskeles ließ ſich das nicht weiter anfechten, unterdrückte jedoch einige Sarkasmen nicht, die zu beißend waren, um nicht wiedergeſagt zu werden, und fühlte nachher wenig Beruf mehr einen Salon zu beſuchen, wo jetzt die Reihe nicht an ihm war ſich zu rächen.

Auch die Bekanntſchaft des Doktor Gall machte ich bei der Frühſtückstafel des Grafen von Metternich, der ihn eifrig beſchützte, wie auch der Fürſt von Schwarzenberg, und überhaupt alle Oeſterreicher, die ſich angelegen ſein ließen, dem berühmten Landsmanne wenigſtens im Auslande die Gunſt und Berückſichtigung zu bezeigen, welche die Heimath ihm verſagte, denn in Wien war ihm der Vortrag ſeiner Lehre verboten worden. Pilat führte mich ihm vor, und gab ihm auf, den Neuangekommenen, von dem er noch nichts wiſſen konnte, ſogleich nach der Schädellehre zu unterſuchen. Gall war etwas ungehalten über die Zumuthung, aber theils aus Nachgiebigkeit gegen Pilat, theils aus eigner Luſt an ſeinem Treiben, warf er doch einen Blick auf meine Stirne, und ſagte vor ſich hin: „Phantaſie, Phantaſie genug!“ Und nach wiederholtem Blicke fügte er hinzu: „Auch Raufſinn, ja Raufſinn!“ Pilat aber rief luſtig aus: „Gall, das hättet Ihr nicht beſſer treffen können, ſeht nur, wie Ihr Eurer Kunſt Ehre macht! Denn, der da vor Euch ſteht, iſt Soldat und macht Verſe!“ Da erheiterte ſich Gall's Geſicht, und er ließ ſich nun willig auf weitere Beſtimmungen ein. Pilat aber fand nöthig, mich wegen des Wortes „Raufſinn“ zu verſtändigen, indem bei Gall jederlei Tapferkeit damit bezeichnet werde, ſeine grobe und ungeeignete Terminologie ſei leider ein Hauptgebrechen ſeiner Lehre, und ſetze dieſe mancher Lächerlichkeit und großen Mißverſtändniſſen aus. Der von Gall über mich ertheilte Ausſpruch wurde darauf mit vielem Gepränge wieder erzählt, und ich vielfältig als neues beſtätigendes Beiſpiel der Richtigkeit des Syſtems angeführt, ſo daß mir der Urheber eine Art wohlwollender Aufmerkſamkeit widmete.

Ich aber hatte nicht die geringſte Neigung zu ihm, ſeine Lehre ſprach mich nicht an, den begeiſterten Anpreiſungen derſelben von Koreff hielt ich die höhern Naturanſichten von Steffens und Harſcher entgegen, und eines Tages gerieth ich über Steffens und ſeinen Werth mit Gall ſelbſt in Streit, wobei ſeine plumpe, handwerksmäßige Auffaſſung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände ſogar den ſonſt unkundigſten Zuhörern auffiel. Dieſen Streit, in welchem ich kein Haarbreit nachgab und auf dem ſcheinbar mir fremden Felde mich mit Erfolg behauptete, hat er mir nie verziehen, und wir begegneten einander fernerhin nur als Widerſacher, oder doch mit entſchiedener Kälte.

Dies hinderte nicht, daß er mir bei einer Gelegenheit ein Wort zuwendete, daß mich in ſeiner Verbindung unendlich ergötzen mußte. Es war ebenfalls beim Frühſtück des Grafen von Metternich, der Graf von Sternberg aus Prag war vor kurzem angekommen, und ich fand ihn und Gall in lebhaftem Geſpräch über Religion, ſie ſtanden beide in ſchroffſtem Gegenſatze, und beſonders Gall's Aeußerungen waren oft herb und ſchnöde, plötzlich aber vereinigten beide Männer ſich ſehr zufrieden in dem Satze, Religion ſei doch nothwendig! —

„denn, ſagte Sternberg ſich zu Pilat wendend, was ſollte am Ende aus der Welt werden, wenn nicht das gemeine Volk durch Religion noch einigermaßen gezügelt würde?“ und „was wollten wir anfangen“, ſagte gleichzeitig Gall zu mir gewandt, „wenn unſre Fürſten nicht durch Religion noch etwas in Furcht gehalten wären?“ Zum Glück hörte keiner der beiden Streiter was der andere ſagte, und nach wie verſchiedenen Seiten ihre vermeinte Einigkeit aus einander fuhr. Ich aber, der die Worte beider vernahm, hatte nun freilich einen Ueberfluß von Gründen, um nicht länger zweifeln zu dürfen, wie Religion doch nothwendig ſei!

Die Mittagsmahle bei dem Fürſten von Schwarzenberg — man ſpeiſte um 6 und auch wohl erſt um 7 Uhr — waren prunkvoller und feierlicher, als die Metternich'ſchen Frühſtücke, doch weniger fein und gewählt. Hier ſah man häufig die franzöſiſchen Großen, die Mitglieder der Diplomatie, die Vornehmen aller Länder, und ſelbſt die Herrſcher von einigen, mit Einem Worte, die ganze in Paris vereinigte große Welt. Waren einmal, was ſelten genug vorkam, nur Oeſterreicher oder andere Deutſche zugegen, ſo herrſchte die vertraulichſte Mittheilung, der freieſte Ton, man ſprach deutſch, und die behaglichſte Fröhlichkeit beherrſchte den ganzen Kreis, der dann wirklich ein Familienkreis zu nennen war. Der edle Fürſt, von Wohlwollen wahrhaft durchdrungen, die Fürſtin, eine Frau von genialem Verſtand und ächtem praktiſchen Freiſinn, eifrig und antheilvoll, in Kenntniſſen und Gedanken ſtets fortſchreitend, von guter Laune und ſie auch in Andern weckend, dazu die herrlichen, in Geſundheit und Geiſtesfriſche blühenden Kinder, und die treuergebenen, frohen Angehörigen und Freunde, — man konnte kein ſchöneres Bild deutſcher Häuslichkeit ſehen, alle Pracht und aller Stolz der Umgebung ſchwanden vor der edlen Einfachheit, für welche der Palaſt nicht mehr war als eine Hütte. Fand ſich der Graf von Metternich ein, ſo verbreitete ſich noch ein beſonderer Geiſt in der Geſellſchaft, dann konnte man nicht umhin, an witzigen Spielen Theil zu nehmen, die bisweilen zu ganzen Aufführungen wurden, deren Ergötzlichkeit auch diejenigen, welche ſonſt Myſtifikationen nicht liebten, unwiderſtehlich fortriß. Ein Teufelskerl von Franzos, den der Graf meiſterhaft den Stocktauben ſpielen ließ, brachte ſolche Auftritte hervor, daß Brunet ſie nicht beſſer hätte liefern, noch größern Beifall ärnten können!

Ungeachtet dieſer vielfachen Anziehung kam ich doch ſeltner zu dieſen Mahlzeiten; ſie waren mir zu ſpät und dauerten mir zu lange. Ich ſuchte lieber bei guter Zeit meine Freunde auf, und nachdem wir uns beliebig in der Stadt ergangen und nach allerlei Seiten umgethan, aßen wir dann im Palais-Royal, im Rocher de Cancale, in den Tuilerieen bei Véry, oder abwechſelnd bei Grignon und Beauvilliers, worauf uns noch ein gutes Stück Nachmittag und ein freier Abend blieb. So lange Chamiſſo noch in Paris war, hatte ich meine meiſten Gänge mit dieſem; er beſaß die vortreffliche Eigenſchaft, daß er ſich an den Franzoſen ergötzen und über ſie lachen konnte, als wäre er ſelbſt keiner. Das reizte zu mancher luſtigen Reibung, die ſich aber auch ungeſucht einfand. Einſt gingen wir zuſammen im Garten des Palais-Royal auf und ab, ein junger Theaterdichter, den Chamiſſo kannte, geſellte ſich zu uns, und in der großen Hitze wandelte uns die Luſt Erdbeeren zu eſſen an. Ehe wir uns noch beſinnen konnten, wo wir deren bekommen würden, erblickten wir ſehr ſchöne am Fenſter des Café de Valois. Wir traten ſogleich ein, und forderten Erdbeeren, Wein und Zucker. Der Garçon brachte drei Gedecke, meinte die Erdbeeren ſollten blos der Nachtiſch eines tüchtigen Frühſtücks ſein, und wartete auf weitere Beſtellungen; als er aber ſah, daß die nicht erfolgten, ließ er ſich's auch gefallen, und gab uns Erdbeeren. Das kleine Schautellerchen war bald leer, und wir forderten mehr, aber auch der neue Vorrath war ſchnell aufgezehrt, Chamiſſo verrichtete bei ſolchen Gelegenheiten große Thaten, und alle Augenblicke hieß es wieder: „Garçon! des fraises." Endlich waren alle Tellerchen leer, und als wir auf's neue dem Garçon riefen: „Des fraises", lief der Entſetzte hinaus zu ſeinem Herrn, und klagte mit Unwillen und Wehmuth: „Mon Dieu! ils demandent encore des fraises!“ Der Herr, wie ein Feldherr, der unerſchüttert eine üble Meldung empfängt, erwiederte mit ernſthafter Würde! „Eh bien! on leur en apportera.“ Man holte deren von außerhalb. Wir lachten indeß wie die Kinder, und um dem Garçon eine Freude zu machen, beſtellte ich mit unbefangenſter Gelaſſenheit noch eine Portion, in Hoffnung, jetzt würde er endlich in Wuth gerathen und uns offen verwünſchen. Dieſer aber, mit dem Ausdrucke des Erſtaunens, das ſich im Unbegreiflichen zu faſſen ſucht, blickte uns durchdringend an, und ſagte dann mit unnachahmlichem Tone: „J'y consens!“ Nur ein Pariſer konnte in ſolcher Drangſal dieſes Wort und dieſen Ton haben, ſo unwillig, perſiflirend, und doch noch ehrerbietig: „J'y consens!“ Chamiſſo verglich es mit dem berühmten „Qu'il mourût“, und wiederholte es immerfort. Der Theaterdichter bekannte, das Wort habe dramatiſche Kraft, der Garçon ſei ein verſtecktes Talent, und wir endeten damit ihn zu bewundern und für ſeinen Aerger reichlich zu entſchädigen. Aber „Des fraises!“ und „J'y consens!“ hallte ſeitdem noch oft unter uns nach. Chamiſſo war ein gefährlicher Umgang in Betreff ſolcher Späße, er machte ſie nie, aber ſeine ungemeine Luſt daran verlockte leicht, daß man ſie ihm zu Gefallen that. Daſſelbe war der Fall mit Bekker.

Ein kleines Begegniß gab uns ein neues Beiſpiel der Leichtigkeit und Witzlaune, mit denen der erſte beſte Franzoſe, wie man ihn zufällig auf der Straße traf, gleich auf alles einzugehen wußte. Ein Bekannter hatte mich aufdringlich mit einer Menge ſeiner Gedichte beſchwert, und mit einer Menge von Lügen obendrein, die Gedichte waren jedes einzeln auf große ſchöne Bogen geſchrieben, ich trug ſie als Rolle in der Hand, und traf Bekker, der vom Muſeum kam. Die Rolle wurde geöffnet, wir laſen das erſte Gedicht, es war ſchlecht, und im Uebermuthe ließ ich das Blatt auf die Erde fallen, ſo das zweite und dritte, bis zum letzten. Da kommt hinter uns ein feiner junger Mann, er hatte ein paar Blätter aufgerafft, reicht ſie mir ſauber dar und ſagt, wir hätten das verloren, es freue ihn, es wiederzubringen. Ich rief ihm zu: „Quoi, monsieur, vous voulez nous forcer de reprendre ces méchants vers? Mon Dieu! il n'y a donc pas moyen de se défaire de cela!" Kaum hatte ich geſprochen, ſo blitzte es durch die Geſichtszüge des jungen Franzoſen, er hatte es alles gleich gefaßt, nahm eine demüthige Miene an und ſagte mit höflichſter Beſcheidenheit: „Oh! je vous fais mille excuses, monsieur! Veuillez être persuadé, que je n'ai pas eu de mauvaise intention." Nun warf ich ſie auf's neue weg, ſie trieben in einen Waſſerpfuhl, aber ein Kerl ſah das große weiße Papier und zog es heraus. „On vous les présentera encore une fois!" ſagte der artige Franzos, und wir liefen alle drei davon, als wäre ein wüthiger Hund hinter uns.

Der den Pariſern eigne Witz und die Gabe, welche ſelbſt die unterſten Klaſſen haben, alles auf eine ſinnreiche, feine Weiſe zu wenden, macht aber auch, daß ſie ſich für die erſten Menſchen der Welt, für die klügſten und gebildetſten halten, und unbeſchreiblich wohl mit ſich ſelbſt zufrieden ſind; ihre Eitelkeit findet keine Lobſprüche zu groß, und preiſt mit unbefangener Offenheit die eignen Vorzüge. Ein garçon coiffeur im Hotel de l'Empire trat in den Dienſt des ruſſiſchen Botſchafters Fürſten Kurakin, und als er mich zum letztenmal raſirte, zeigte er mir die ſchönſten Raſirmeſſer, die er für den Fürſten angekauft, „C'est déplorable", ſagte er, „comme la toilette du prince est mal fournie!" Er that als ob er den Fürſten aus der größten Noth rettete, und ſchloß endlich: „Mais que voulez-vous? C'est un Russe, ça n'a point de goût, ça n'a rien!" — Jedes Umherſtreifen durch die Straßen, jedes zufällige Geſpräch mit einem Kaufdiener, mit einer Hökerin brachte uns ein artiges Geſchichtchen irgend einer Art.

Gleichwohl fand ich das Pariſer Volk bei all ſeiner Scherzluſt doch im Ganzen traurig, und die Stadt ſchien mir wohl hie und da luſtig, aber eigentlich ohne Freude. Ein alter Stamm ehrbarer und tüchtiger Bürger, wurde mir verſichert, lebe hier ruhig fort, abgeſchieden von der Leichtfertigkeit und den Laſtern der großen Stadt, und in dieſer Klaſſe finde ſich wahres Wohlbehagen und ächte Freudigkeit, der wahre franzöſiſche Volkskarakter, die levissima

Gallorum ingenia, von denen Julius Cäſar ſpricht, durch gute Sitten und Herzlichkeit gemäßigt. Aber dieſe Klaſſe lebte für ſich und der Fremde kam nur ſelten mit ihr in Berührung. Was zunächſt unſerm Verkehr ſich darbot, war keineswegs erfreulich. Man ſagte uns, Paris ſei überhaupt im Verfall, wir dürften aus dem, was wir vorfänden, nicht die früheren Zeiten beurtheilen. Die Volksmenge ſei auf fünfmalhundertſiebzigtauſend Seelen herabgeſunken, da man vor der Revolution gegen neunmalhunderttauſend Einwohner gezählt, der Handel und die Gewerbe gingen ſchwach, und trotz der Ueppigkeit und Pracht, die man zur Schau trage, ſeien Noth und Bedrängniß allgemein. Auch die ſonſtige Liebenswürdigkeit der Franzoſen, verſicherte man, habe ſehr gelitten, die zuvorkommende Artigkeit ſei verſchwunden, nur die Redensarten würden noch gebraucht, aber die Sache fehle; überhaupt ſcheine die ganze Nation bedroht, ihren Karakter zu ändern, die ewigen Kriege Napoleon's trügen dazu bei, den Grund aber habe ſchon die Revolution und beſonders die Schreckenszeit gelegt. Namentlich ſei alle Blüthe der Geſelligkeit, welche ſonſt der höchſte Glanz und Ruhm von Paris geweſen, unwiederruflich zerſtört.

Das Letztere beſtätigte auch Chamiſſo; er ſelbſt wußte kein altfranzöſiſches Haus, wo er uns hätte einführen können. Im Faubourg Saint-Germain fing man erſt an, wieder etwas zu Kräften zu kommen und ſich einzurichten, außerdem war man vorſichtig, und hielt ſich in engem Kreiſe. Die Großen und Reichen der Kaiſerzeit machten ihre Vortheile geltend, aber es waren nur äußerliche, alles wahrhaft Feine und Vornehme fehlte. Ich hatte nicht die geringſte Luſt, mich in dieſen leeren Prunk zu ſtürzen; die Pflichtbeſuche, denen ich mich nicht entziehen konnte, hatten mich ſchon genug ſehen und erkennen laſſen, was auf dieſem Boden zu gewinnen ſein könne, nämlich nur Widerwillen und Langeweile.

Dabei gab es ohne Zweifel noch reizende Geſelligkeit genug, und wer vom Glück einigermaßen begünſtigt war, fand ſich noch ein gutes Stück altes Paris in dem neuen wieder. Der Graf Fedor Goloſſkin z. B. lebte in ſolchem Ueberfluſſe geſelliger Verhältniſſe, daß er ſagte, um ganz ohne

Zwang in Paris zu ſein, habe er ſich mit etwa dreißig ſeiner beſten Bekannten entzweien müſſen, nun erſt genieße er mit denen, die ihm geblieben, das ganze Vergnügen eines ſolchen Aufenthalts. Frau von Genlis unter andern ſah immerfort einen Kreis feiner und ausgezeichneter Leute um ſich, wenn auch mit geringen Mitteln. Auch manche Künſtler und Gelehrte vereinigten glänzende Geſellſchaft, und man rühmte ſehr die Unterhaltung bei ihnen. Allein dies alles war doch ſehr vereinzelt, war nur verſuchsweiſe, und der Einfluß auf das Ganze ſehr gering. Die Klage über Mangel an Geſelligkeit und über Langeweile wurde in Paris überall gehört.

Für Einheimiſche und Fremde war glücklicherweiſe die Zuflucht der Theater offen; doch war für mich deren Reiz nicht groß, und ich vertauſchte ſelten ganz freiwillig das freie Himmelblau eines ſchönen Sommernachmittags mit der lampenerhellten Gruftenge ſchwieriger Logenplätze, wo man für einen ganzen Abend wie gefangen ſaß. Für das Trauerſpiel und höhere Luſtſpiel kamen mir, wie ſchon erwähnt, die Aufführungen in Saint-Cloud zu Hülfe; die große Oper beſuchte ich pflichtmäßig, und ſah die Veſtalin und den Triumph des Trajanus. Im Théâtre Feydeau durfte die beliebte Cendrillon nicht verſchmäht werden. Bei dieſer Bühne war unſtreitig Ellevion das merkwürdigſte Talent. Am ſtärkſten zog uns das Théâtre des variétés an, wo Brunet unſer Liebling war. Das Vaudeville und andere kleinere Theater gewannen uns wenig Beifall ab. Lieber verweilten wir bei den kleinen Wanderbühnen auf den Boulevards, bei Polichinell und Bobeche, oder in dem feſtlich erleuchteten Garten von Tivoli bei den muntern kleinen Stücken, die im Freien aufgeführt wurden, bei den Schauſpielern aus dem Stegreif und den Geſichterſchneidern, wo doch wenigſtens das ächt Volksthümliche hervortrat.

Die Vergnügungen in Tivoli dünkten mich im Kleinen das getreue Abbild des Pariſer Lebens. Vom erſten Eintritt bis zur Abfahrt wurde man einer Folge von Ergötzlichkeit gleichſam überliefert; jedes Winkelchen, jedes Zeitchen mußte ſeine beſondere Unterhaltung anbieten, von dem prächtigſten

Feuerwerk und der rauſchenden Militairmuſik bis zu kleinen optiſchen Spielereien und beſcheidenem Guitarrenſang war alles erſchöpft, um nur jedem Augenblick einen Zeitvertreib anzuweiſen. Dieſe vervielfachten Anſtalten und Einrichtungen, dieſer Groß- und Kleinkram, dieſe Klaubereien des Vergnügens, was zeigen ſie anders an, als daß es überall fehlt? Und in Wahrheit, ich habe in Tivoli kein fröhliches Geſicht geſehen, ſondern überall nur den Ausdruck der Blaſirtheit, der Enttäuſchung, des quälenden Bedürfniſſes, dem Gefühle der elendeſten Nichtigkeit zu entfliehen, dem Tode, vielleicht dem Gewiſſen.

Nach dem vielfachen Tagesgewirr, und wenn weder Fraskati noch eines der Theater beſucht wurden, oft auch ſchon vom frühen Nachmittag an, gewährte mir ein Garten in der Rue Richer den traulichſten beruhigendſten Aufenthalt. Dort wohnte in einem Gartenhauſe Henriette Mendelsſohn, die ſinnvolle, feingebildete Schweſter der Frau von Schlegel, und leitete eine Penſionsanſtalt kleiner Mädchen. Sie ſelbſt war unanſehnlich, etwas verwachſen, aber dennoch eine Erſcheinung, von der man ſich angezogen fühlte, ſo ſanft und doch ſicher, ſo beſcheiden und doch zuverläſſig war ihr ganzes Weſen. Sie hatte ſcharfen Verſtand, ausgebreitete Kenntniſſe, helles Urtheil und dabei die feinſte Weltſitte, den erleſenſten Takt. Mit der Litteratur der Deutſchen, der Franzoſen und Engländer, zum Theil auch der Italiäner, war ſie wohlvertraut, und ſprach das Franzöſiſche und Engliſche wie eine Eingeborne. Bei ſolchen Eigenſchaften konnte ihr ein edler Geſellſchaftskreis nicht fehlen, den ſie jedoch um ihres Pflichtberufes willen möglichſt einzuſchränken ſuchte. Als Frau von Stael noch in Paris ſein durfte, kam ſie öfter zu Fräulein Mendelsſohn, eben ſo Benjamin Conſtant; Frau von Conſtant ſah ich zuerſt bei ihr. Mad. Fould, welche das Vorderhaus des Gartens bewohnte, führte bisweilen ihre Gäſte der angenehmen Freundin zu; Spontini ſaß hier ganze Abende mit uns im Mondſchein, und ſann auf neue Lorbeeren, die er den durch die „Veſtalin“ jüngſt gewonnenen hinzufügen könnte, wenigſtens ſchien er ſehr zerſtreut, und nahm an den Geſprächen wenig Theil. Frau von Pobeheim brachte den Dänen Heiberg mit, der durch Talleyrand im auswärtigen Miniſterium angeſtellt worden war, aber Muße genug behielt, um vorzugsweiſe der Litteratur zu leben. Auch Frau von Chézy und Frau von Quandt, beide aus Berlin, ſah ich hier zum erſtenmal. Humboldt ſtand, wenn auch jetzt etwas entfernt, in beſtem Andenken; Koreff und der Baron Drieberg erſchienen ſeit einiger Zeit ſelten; deſto häufiger der Ritter von Eskeles, der früher in Wien um die Hand der liebenswürdigen Erzieherin geworben hatte, und noch jetzt ihr mit Neigung zugewandt war.

Hier fanden oft merkwürdige Unterhaltungen ſtatt; die deutſchen und franzöſiſchen Anſichten, welche meiſt keine Vermittlung zuzulaſſen ſchienen, empfingen ſie unerwartet durch die glückliche Ueberſetzung, welche Fräulein Mendelsſohn ihnen zu geben wußte, und wobei gerade die Worte am wenigſten überſetzt werden durften. Hier wurde der Inhalt des noch unter der Preſſe befindlichen Buches der Frau von Stael über Deutſchland im voraus erörtert, und ich erhielt darauf im tiefſten Vertrauen die Aushängebogen deſſelben ausgeliefert, die ich wohl mit Spannung, aber auch mit Mißbehagen und zum Theil mit Unwillen las, indem ich einſeitig und ungerecht nicht erwägen wollte, was und wie das Buch in Frankreich wirken müſſe, ſondern nur wiefern es für uns das Deutſche wiedergäbe. Bisweilen traten auch, wenn der Boden ſicher war, die politiſchen Meinungen ohne Scheu hervor, und da war es merkwürdig, welche Kenntniß der geheimſten Verhältniſſe und Thatſachen hier von ſtillen Privatperſonen oft überraſchend dargelegt wurde, eine Kenntniß, nach welcher ich die Diplomaten nicht ſelten mit äußerſter Anſtrengung und doch vergebens jagen ſah. Die nähern Urſachen der Entlaſſung Fouché's, die Ränke des nachher ſo berüchtigten Ouvrard und was ſonſt damit zuſammenhing, alles wurde hier in größter Genauigkeit mitgetheilt.

Lieber als die geſellſchaftlichen Abende waren mir die einſamen, wo ich Fräulein Mendelsſohn ganz in ihrer Häuslichkeit traf, und in deutſcher Sprache nur deutſche Gegenſtände beſprochen wurden. Die Fenſter ihres Salons waren von außen mit Weinlaub dicht überkleidet, welches zugleich der Sonnengluth wehrte und die Abendkühle milderte; hinter ſolchem Vorhange ſaßen wir auf dem niedrigen Fenſterbrette bisweilen ſtundenlang, und riefen die theuren Bilder des Vaterlandes hervor, die gemeinſamen Freunde und Bekannte, deren ſich immer mehr fanden, die uns liebſten Erſcheinungen der Poeſie und Kunſt, und oft auch wurden die höchſten Anliegen des Menſchen der Stoff unſrer Betrachtungen. Fräulein Mendelsſohn huldigte durchaus der Vernunft, und wies alle andern Quellen der Erkenntniß entſchieden zurück. Ihre Liebe zu Frau von Schlegel war getrübt, ſeit dieſe mit ihrem Manne katholiſch geworden war; ſie hatte Rechenſchaft über dieſen ihr ganz unbegreiflichen Schritt von der Schweſter gefordert und nicht erhalten, ſondern nur die eifrige Mahnung, ſich ebenfalls der römiſchen Kirche in die Arme zu werfen, eine Zumuthung, welche nur mit Unmuth verlacht und ein für allemal war verbeten worden. Ich mußte genau erzählen, was ich von den Neubekehrten wußte, wie ich mir die Sache vorgegangen dächte, welche Erklärung ſich dafür annehmen ließe, denn daß ein Geiſt wie Friedrich von Schlegel ſich blindlings dem Glauben der römiſchen Kirche ergeben könne, ſchien ſo wenig möglich, als ihm bloß irdiſche Triebfedern ſchuld zu geben.

Eine andre lebhafte Theilnahme zog unſre Blicke in den Kreis der Frau von Stael, die dreißig Lieues von Paris entfernt bleiben mußte, und mit ihrer Geſellſchaft in Chaumont lebte. Auch hier waren manche Lebensräthſel aufgeſtellt, Gemüths- und Denkarten im Kampfe mit ſich ſelbſt und mit dem Schickſale zu betrachten. Mad. Recamier, Matthieu von Montmorenci, Barante, Auguſt Wilhelm von Schlegel und Andere umgaben die berühmte Verbannte, welche durch den Druck ihres neuen Werkes in geſpannter Thätigkeit und wegen der Hoffnungen und Beſorgniſſe, die ſich mit der Herausgabe verbanden, in einer Art Lebenskriſe war. Sie ſchmeichelte ſich, der Erfolg ihres Buches könne ihr die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erwirken; ſorgſam entfernte ſie alles, was dem Kaiſer mißfällig ſein könnte; andrerſeits durfte ſie doch nicht die Richtung und Art verläugnen, von welchen ſie ihren Erfolg beim Publikum bedingt wußte. In dieſen Aengſten ſandte ſie Botſchaften über Botſchaften nach Paris, auch Fräulein Mendelsſohn empfing Aufträge, wurde um Rath gefragt, um Auskunft erſucht. Seit auch Chamiſſo Paris verlaſſen und bei Frau von Stael eingekehrt war, empfing ich ebenfalls öftere Nachrichten aus dieſem Kreiſe. Die ganze Niederlaſſung mit ihrer litterariſchen Thätigkeit, ihrem geſellſchaftlichen Treiben, ihrem Ineinanderwirken, bildete einen Staat, in welchem Frau von Stael als das gebietende Haupt emporragte, und allerdings die größten Anſprüche machen durfte. Ihr Weſen, ihre Gaben und Verhältniſſe gaben in der That unaufhörlichen Stoff der Frage, des Zweifels, der Unterſuchung. Doch für Fräulein Mendelsſohn war ſie längſt kein Räthſel, ſie hatte, gleich Rahel, den Grund dieſes Karakters klar aufgefaßt. Sie hielt ſie für außerordentlich gut, aber ihren Geiſt bewunderte ſie nicht; die großen Gaben der Diskuſſion und Rede und die Wirkungen derſelben waren unläugbar, aber ſie gewährten gleich dem aus ihnen hervorgegangenen Ruhm ihrem Herzen keine Befriedigung; ſie ſuchte auch am liebſten auf dieſes jene Wirkungen zurückzuführen, doch mit geringem Erfolg. Ihre Schriftſtellerei, ihre politiſche Unruhe waren von Zeit und Umſtänden dargebotene Befehle, über deren Ungenügen die ſtarkfühlende Frau ſich doch nie täuſchte.

Von ſolch ernſten Unterhaltungen ermahnt, daß beſſer als alles Grübeln und Streben in's Weite die unbefangene Hingebung an das nächſte Leben ſelbſt, wie es der Tag und Gelegenheit natürlich darbieten, uns beglückt und fördert, wandt' ich mit uralter Neigung mich fröhlich den Kindern zu. Ein franzöſiſches Kind, gutgeartet und wohlgezogen, hat einen beſondern Reiz, alle Eigenſchaften der Nation ſpielen ſchon in ihm, aber als unſchuldige Anfänge. Die kleinen Mädchen, die hier erzogen wurden, waren meiſt unter ſieben Jahren, und ſtanden im hellſten Glanze knospender Jugend; in den zarten Geſchöpfen ließen ſich dennoch die verſchiedenſten Anlagen deutlich unterſcheiden. Eine Lolo Fould, ſchwarz, anmuthlos, unbeholfen, zeigte ſchon bei ſechs Jahren einen unverkennbaren Karakter von Gutherzigkeit und Beſtimmtheit. Die lebhafte Felicie Fauvau, in welcher man ein Abbild der belle jardinière des Raphael zu ſehen glaubte, war das lieblichſte Bild franzöſiſcher Feinheit und Grazie. Die kleine Bonapartiſtin, die ſie damals war, iſt eine heftige Bourboniſtin, aber auch eine ausgezeichnete Künſtlerin, und zwar Bildhauerin geworden, und lebte als ſolche lange Zeit in Florenz. Als reinſte Blüthe roſiger Kindheit erſchien Roſa Potocka, eine kleine Polin von hinreißender Schönheit und Anmuth. In einer ſchon etwas größern Eliſe Tönniges aus Danzig erkannte man deutſche Karakterzüge. Mit dieſen und andern Kindern ſtand ich im lebhafteſten Verkehr, bald ſammelten ſie ſich zu mir um den Tiſch, um meinem Ausſchneiden zuzuſehen, und die entſtandenen Bildchen zu empfangen, bald ſpielten ſie im Garten mit mir, unter Lachen und Necken, Laufen und Scherzen aller Art. Wenn ich in ſolchen Spielen Zeit und Stunde und allen andern Beſuch vergeſſen hatte, und endlich zur Geſellſchaft zurückgerufen wurde, mußt' ich gegen dieſe wohl einige Beſchämung empfinden, in mir ſelbſt aber ſprach ein Bewußtſein, daß ich meine Zeit nicht beſſer hätte zubringen können. Ein Bewußtſein, das in Paris vielleicht mehr noch als an anderm Orte ſeinen Werth hat.

Wie gut es mir auch erging, wie mannigfache Anregung ich auch empfand, wie vieles ich anzuerkennen und zu bewundern hatte, und wie ſehr ich mein perſönliches Loos als begünſtigt preiſen durfte, ſo muß ich doch ſagen, daß der Aufenthalt im Ganzen mir keine Freude machte. Die ewige Zerſtreuung, das ſtete Inſichaufnehmen, ohne eigentliches Studiren oder gar ſelbſtthätiges Bilden, das leichte Hinflattern der Tage ohne feſtes Ziel, ohne leitenden Gedanken, dies alles ermüdete mich bis zur tödtlichſten Langenweile, die dadurch nicht beſſer wurde, daß die ergötzlichſten Vorgänge und lebhafteſten Spannungen als Ausnahme darin mitwogten. Das Gewühl der Menſchen machte mich nur traurig.

Oftmals am Abend, wenn die Sonne zum Untergange ſich neigte, vom Boulevard des Italiens ging ich den Weg nach der Porte Saint-Denys und Porte Saint-Martin hinauf, wo die Boulevards breiter werden, bis dahin, wo der Boden ſich allmählig erhöht, dann ſtand ich ſtill, ſah zurück, und der goldene Sonnenſchein lag vor mir ausgebreitet, und traf über die tiefer wühlenden Menſchen hinweg in mein Auge. Die weite Strecke, nur endlich durch die Krümmung abſchließend, fluthete in der bunteſten Bewegung, die Menſchen arbeiteten ſich gleichgültig unter einander fort, jeder ernſthaft dem eignen Zwecke nachgehend, den ich bei den meiſten nur als einen des Eigennutzes, der Selbſtſucht, des Betrugs, der Hinterliſt und Verführung vorausſetzen mußte, und mich jammerte die große Menſchenmaſſe, die mir nur in Verſuchen zu leben befangen ſchien, ohne das Leben ſelbſt je finden zu können. In dieſem ſonnebeſchienenen Gewühl ſprach der wehmüthige Eindruck, den mir Paris machte, ſtets am lauteſten; denn hier und auf den Quais dünkte mich die Stadt am meiſten ſie ſelbſt. Wenn ich dagegen in ſpäter Nacht dieſen Weg ging und die dann menſchenleeren Boulevards, in ihrer großen Weite vom Mondſchein überdeckt, und dieſer von ungeheuern Schatten durchſchnitten, ſtill und feierlich dalagen, dann glaubte ich friſches Leben um mich her zu fühlen, dann verſchwand mir der Eindruck von Paris, und ein heimathlicher wehte mich an.

Die Sehnſucht nach Deutſchland, nach deutſchem Boden und deutſchem Volke, verließ mich keinen Augenblick. Die deutſchen Freunde theilten dieſe Empfindung, auch Schlabrendorf, nur meinte er, von Paris aus geſehen, erſcheine das Vaterland eine Geſammtheit, käme man aber zum Rhein, ſo fände man nur Zerſtückeltes, und fühle die Verlegenheit eines Menſchen, der ein Chriſt ſein möchte, aber dies nicht werden könne, ſondern nur ein Katholik, ein Lutheraner, Reformirter, Herrnhuter u. ſ. w. Beiſpiele genug zeigten, daß Deutſche bei längerem Aufenthalt ſich dort heimiſch fühlten, und in ihrem Weſen dabei nicht beeinträchtigt wurden. Als ſolche wurden Leuchſenring und Oelsner angeführt, von denen ich den erſtern nie und den andern erſt viel ſpäter kennen lernte.

Ein heftiger Verdruß war es uns, daß eine neue Beſchränkung des Bücherverkehrs mit Deutſchland in dieſe Zeit fiel, die Verſchärfung der Zenſur in dieſem Betreff ging von Napoleon ſelbſt aus, und kam einem Verbote gleich. Wir hatten in deutſchen Blättern die Ankündigung deutſcher Bücher geleſen, und waren äußerſt begierig, uns dieſe zu verſchaffen; das nachgelaſſene Werk Johann von Müller's über die allgemeine Geſchichte, von dem man ſich damals die höchſte Vorſtellung machte, Goethe's Farbenlehre, und ſo manches aus dem näheren Freundeskreiſe, weckte unſre ganze Sehnſucht, an ſolchen friſchen Quellen uns zu laben. Doch der Buchhändler Schöll erklärte, ſelbſt im Falle dieſe Bücher erlaubt würden, könne er ſie vor einem halben Jahre nicht liefern, er bot uns dafür alten Plunder an, und ſelbſt franzöſiſchen, den er die Dreiſtigkeit hatte, weit über alles zu ſtellen, was Deutſchland hervorbrächte. Wir verwünſchten ihn und den Kaiſer, und betraten ſeinen Buchladen nie wieder.

Es hatten mich während meines ganzen Aufenthalts immerfort eine Unruhe und Sorge bedrängt, die endlich zur wahren Angſt wurde. Seit Prag war ich ohne Nachrichten von Rahel, meine Briefe waren ohne Antwort geblieben. Alle Briefe waren unſicher, theuer, ſogar gefahrvoll, man ſchrieb ungern und ſelten; auch hatte Rahel nach Töplitz reiſen wollen, vielleicht wurden ihr dahin keine Briefe nachgeſchickt, vielleicht wollte ſie von dort nicht antworten, und meiner ſtets nah verkündigten Rückkehr harren; dies alles bedacht' ich mir, und ſuchte meine Beſorgniſſe zu beſchwichtigen, allein es gelang mir keineswegs. Von den Freunden Neumann und Fouqué empfing ich Nachricht, und endlich gleichzeitig mit der, daß Rahel ſchwer erkrankt geweſen und zwar jetzt wieder in voller Beſſerung, aber noch des Schreibens kaum fähig ſei, kam dennoch ein Brief von ihr ſelbſt! Aber was für ein Brief! Ein Brief, im Frühjahr geſchrieben, den ich in Kaſſel hätte finden ſollen, und der nun im Anfange des Septembers mich in Paris erreichte! Wäre ſein Inhalt mir noch in Prag oder Wien bekannt geworden, ſo hätte mein Sommer wohl eine ganz andre Geſtalt angenommen. Das Verhängnißvolle in dieſer Zufälligkeit drückte mich ſchwer, und ich konnte mich nicht zufrieden geben.

Jetzt wurde mir Paris völlig zuwider, ich harrte mit Ungeduld der Abreiſe, die einigemal angeſetzt war, aber ſich wieder verzögerte. Der Tag erſchien endlich, und ich wähnte mich berechtigt, mit Rouſſeau zum Abſchied auszurufen: „Adieu donc, Paris, ville célèbre, ville de bruit, de fumée et de boue; où les femmes ne croient plus à l'honneur ni les hommes à la vertu. Adieu Paris; nous cherchons l'amour, le bonheur, l'innocence; nous ne serons jamais assez loin de toi."

Fünfundzwanzigſter Abſchnitt.

Steinfurt.

1810. 1811.

Gegen das Geräuſch und den Glanz des Pariſer Aufenthalts machte die Einſamkeit und Stille, die wir beim Eintritt in Weſtphalen empfanden, den ſchneidendſten Gegenſatz. Die ganze Beſchaffenheit des Landes, die Art, wie daſſelbe bewohnt und bebaut wird, alles giebt ihm ein ſtilles, düſtres Anſehn. Bewaldete Hügel beſchränken den Blick, in der Fläche wechſeln Sand und Wald, Moor und Haide, zwiſchen denen ſich Ackerfelder mühſam hervorarbeiten. Da es keine Dörfer giebt, ſondern die Bauerhöfe vereinzelt liegen, und zwar meiſt abſeits der Straße im Gebüſch verſteckt, ſo ſcheint die Bevölkerung noch geringer, als ſie wirklich iſt. Wie abgeſondert dieſe Leute von der übrigen Welt leben, ergab ſich unter andern in der treuherzigen Neugier, mit der ſie uns fragten, ob es denn wirklich wahr ſei, was man erzähle, daß der Kaiſer Napoleon ſeine erſte Gemahlin verſtoßen und zur zweiten eine Tochter des Kaiſers Franz bekommen habe! Sie wollten es nicht recht glauben, ſo wenig wie ſie früher an die Siege der Franzoſen hatten glauben mögen, bis die Einſetzung franzöſiſcher Behörden begreiflich machte, daß das Münſterland wenigſtens für jetzt der fremden Herrſchaft unterworfen ſei, doch zweifelte keiner, daß über kurz oder lang endlich dennoch Anton Viktor kommen und als Fürſt in ſeine

Rechte treten würde; dieſer öſterreichiſche Erzherzog war nämlich noch zuletzt, als ſchon die Stürme der Zeit das Land ergriffen hatten, zum Fürſtbiſchof von Münſter gewählt worden, und das Volk hoffte auf ihn, wie auf einen Verheißenen, und nannte ſeinen Namen öfter und bedeutſamer, als es vielleicht geſchehen wäre, wenn er wirklich regiert hätte.

Im Frühjahr, als ich Steinfurt von Böhmen aus beſuchte, hatte ich mir nicht träumen laſſen, daß ich im Herbſte wiederum dort einſprechen würde, und zwar von der entgegengeſetzten Seite; mir war aber dieſe Wiederkehr nicht unlieb, und ich hoffte die Muße der nächſten Monate für mancherlei Arbeiten wohl anzuwenden.

Steinfurt, oder Burgſteinfurt, wie der Name eigentlich heißt, bis dahin der Hauptort der gleichnamigen Grafſchaft, war jetzt ein franzöſiſches Städtchen, das ſeinen Maire hatte, dem die frühere Landesherrſchaft eigentlich wie die übrigen Einwohner untergeordnet war. Allein die willkürliche Verfügung hatte die tauſendfachen Sach- und Namensbezüge des auf Jahrhunderte gegründeten frühern Zuſtandes ſo plötzlich nicht umwandeln können, dieſer frühere Zuſtand war in allem, was das Oertliche betraf, nach wie vor in ungeſtörter Wirkſamkeit, und für den Anſchein keine Veränderung merklich, als daß die gräfliche Leib- und Schloßwache von fünfzig Mann, welche ehemals bewaffnet und von einem Hauptmann befehligt waren, jetzt ohne Waffen und ohne Offizier, aber doch in ihrer rothen Montur, ihren Dienſt verſahen.

Die gräfliche Familie bewohnte das dicht an der Stadt liegende, von dem kleinen Fluß Aa rings umgebene und ehemals wohlbefeſtigte Schloß, auf deſſen einer Seite der große, prächtige, von dem regierenden Grafen mit eifriger Liebhaberei und ungeheuern Koſten angelegte, weit und breit berühmte Luſtpark, Bagno genannt, ſich über einen bedeutenden Raum erſtreckte, der mit herrlichen großartigen Spazirgängen, See- und Waldſtrecken, mächtigen Waſſerfällen und Springbrunnen, aber auch mit Grotten, Tempeln, Sälen, Kiosken, Moſcheen und ſo weiter, überall erfüllt war, und in letzterer Hinſicht den Geſchmack einer vergangenen

Zeit nicht allzu günſtig darſtellte. Alles war zum Schauplatz eines reichen und feierlichen Hoflebens eingerichtet, zu großen Feſtlichkeiten, bei welchen die Pracht und Herrlichkeit des Gebieters zur vollen Erſcheinung kommen ſollte; ein großer Saal war eigends für die Konzerte erbaut, welche von der Kapelle des Grafen aufgeführt wurden, und in denen neben ſeinen wohlbeſoldeten, aus Italien mit großen Koſten verſchriebenen Kammerſängern, auch er ſelbſt bisweilen ſich auf der Flöte hören ließ, die ihm zu ſolchem Behuf ein Edeldiener auf ſeidnem Kiſſen darzubieten hatte; es fehlte nicht an geräumigen Tanz- und Speiſeſälen, nicht an ſchicklichen Räumen, wo ein Hofzirkel gehalten und die Vorſtellung anweſender Fremden mit gehöriger Feierlichkeit geſchehen konnte; in einer Bucht des See's lagen geſchmückte Prachtſchiffe bereit, um ſowohl die Herrſchaft und etwaige vornehme Gäſte, als auch begleitende Janitſcharenmuſik, in langſamer Prunkfahrt umherzuführen; an andrer Stelle ſtieß man auf ein ungeheures Schachbrett im Freien, wo die Spieler zwei entgegengeſetzte Bühnen beſtiegen, und von da aus die beſtellten Diener anwieſen, die mächtigen Figuren auf die beſtimmten Felder hinzurücken; an hohen Tagen, wo die Waſſerfälle ſtürzten, und die Springbrunnen ihre Strahlen bis über hundert Fuß hoch trieben, durften die Einwohner von Steinfurt und der Umgegend denen von Verſailles kaum nachzuſtehen glauben Der regierende Graf liebte nach alter Weiſe, durch ſolche Außerordentlichkeiten einen hohen Begriff von der Stellung und Macht zu geben, denen ſo Staunenswerthes möglich war, und er ſelber fühlte ſich ſo ſehr als Mittelpunkt eigner Selbſtſtändigkeit, daß er darüber den wirklichen Umfang derſelben faſt zu vergeſſen ſchien. Nicht nur, daß er Hofſtaat und Leibwachen und Beamte und Dienerſchaft jeder Art in möglichſt großer Menge hatte, er war auch bedacht, in allgemeineren Bezügen Land und Unterthanen in einer Art von Staatshäuslichkeit zu befriedigen. Er hatte Gemählde, Münzen, Bildwerke, Alterthümer und Bücher in einem eigends erbauten Kunſthauſe vereinigt; er ſandte eingeborne Jünglinge, die einige Anlage verriethen, zu ihrer Ausbildung auf Reiſen oder auf die Univerſität, mit dem

Beding, ihre erworbene Geſchicklichkeit künftig im Vaterlande, das heißt im herrſchaftlichen Gebiete des Grafen, auszuüben; er ging damit um, eine Verfügung zu erlaſſen, daß niemand im Lande ein Amt erhalten ſolle, der nicht ſeine Vorbereitungsſtudien auf der Schule zu Steinfurt gemacht habe. So ſehr klein war das Gebiet doch nicht; der Graf hatte zu der Grafſchaft Steinfurt die beträchtlichere Bentheim ererbt, und weil dieſelbe an Hannover von dem letzten Beſitzer verpfändet war, ſogleich die Einlöſung zu bewirken geſucht, welche jedoch erſt durch Frankreich zu Stande kam, indem Napoleon in die Rechte Hannovers getreten zu ſein behauptete, und die Löſungsſumme für ſich einzog; der Graf beſaß ferner die Herrſchaft Alpen am Niederrhein, in Holland die Herrſchaft Batenburg und einen Zoll an der Maas. Bei allem Aufwand war er zugleich ein ſtrenger Haushalter und ſeinen Vorbildern auch darin ähnlich, daß er einen baaren Schatz geſammelt hatte. Sein begründeter Wohlſtand und ſein ſtrebendes Anſehn hatten in der That ſo günſtig für ihn gewirkt, daß bei der Auflöſung des deutſchen Reichs, als den vormaligen Reichsunmittelbaren nur zweierlei Looſe blieben, entweder zur Oberherrlichkeit erhöht in den Rheinbund zu treten, oder zu Unterthanen ſolcher Begünſtigten hinabgedrückt zu werden, es ſich in der Meinung ſehr natürlich darbot, dem Grafen von Bentheim könne nur das erſtere Loos beſchieden ſein. Die Eröffnungen hierzu von Seiten Frankreichs hatten wirklich ſtattgefunden, Verhandlungen mit dem Miniſter Talleyrand waren dem Abſchluſſe nah, Karten des künftigen, durch zu mediatiſirende Nachbarn ſehr vergrößerten Gebietes waren ſchon gezeichnet, die Oberherrlichkeit des Grafen ſo gut wie anerkannt, als plötzlich eine andre Anſicht in Paris alles bisher Eingeleitete verwarf, und dieſe Verhältniſſe in drückender Unſicherheit ſtocken ließ. Der Graf war ſogleich nach Paris gereiſt, um ſeine Gerechtſame zu vertheidigen, ſeine Anſprüche geltend zu machen. Hier wurde er am Hofe Napoleon's mit allen Ehren aufgenommen, und perſönlich als ein regierender Herr behandelt, während ſeine ſachlichen Anſprüche immer weniger Rückſicht erfuhren, und die franzöſiſchen Behörden in ſeinem Lande immer entſchiedener eingriffen. Je ungünſtiger ſeine Verhältniſſe daheim ſich ſtellten, je weniger mochte der Graf zurückkehren, ſondern blieb in Paris, als dem einzigen Orte, wo er noch als regierend galt, und wo er Hoffnung hatte, es auch wieder zu werden. In dieſer Lage hatten wir ihn dort gefunden, reklamirend, proteſtirend, ſollizitirend, Napoleon und ſeine Miniſter bei jeder Gelegenheit angehend, in Förmlichkeiten genau und ſich nichts vergebend, ſonſt aber höchſt eingezogen und ſparſam in ſeiner Lebensweiſe. Er hatte den ehemals allgemeinen Gebrauch beibehalten, rothe Abſätze an den Schuhen zu haben, und zog dadurch, und durch andre nicht mehr übliche Vornehmheit in Haltung und Ausſchmückung ſeiner Perſon, die Blicke auf ſich, wenn er im Garten des Palais-Royal ſpaziren ging, und ſein Sekretair ihm voranſchreiten mußte; allein das Lächeln hierüber ſchwand in Vergeſſenheit, ſobald man ihn ſprach und näher kannte, man fand einen einſichtsvollen, wohlunterrichteten und in ſeiner Sphäre höchſt gebildeten und gewandten Herrn, deſſen Verſtand und Urtheil auch Napoleon ſelbſt alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wie ſchon früher Lord Malmesbury in ſeinen Denkwürdigkeiten dies gethan. Auf ſolchem Fuß blieb er in Paris viele Jahre, während er daheim ſtets ungünſtiger zu ſtehen kam, erſt als Mediatiſirter dem Großherzogthum Berg unterworfen, und zuletzt gar mit Frankreich einverleibt wurde, da er denn, weil ein Unterthan des franzöſiſchen Kaiſers keine andern Titel haben konnte, als welche dieſer ihm verliehen oder beſtätigt hatte, nunmehr ſtaatsbürgerlich mit jedem ſeiner ehemaligen Unterthanen gleichgeſetzt war. Unverdroſſen harrte er in Paris auf Herſtellung oder Entſchädigung, bis er endlich den Sturz Napoleon's erlebte, und darauf ſpäterhin, unter ganz veränderten Verhältniſſen, hergeſtellt in bedeutende Gerechtſame und für andre durch die Fürſtenwürde entſchädigt, in die Heimath zurückkehrte.

Damals aber, als wir von Paris in Steinfurt angekommen waren, lag eine ſolche Wendung der Dinge faſt außer dem Bereiche jeder Hoffnung. Die gräfliche Familie hatte ſich, in Erwartung einſtiger Wiederkunft ihres Hauptes, mit den obwaltenden Verhältniſſen leidlich eingerichtet, und führte unter dem Druck und der Einſchränkung, welche mehr den Stand des Hauſes im Allgemeinen trafen, aber den einzelnen Mitgliedern kaum fühlbar wurden, ein heitres, vergnügtes Leben. Der Erbgraf war unverändert derſelbe; mit der Schwierigkeit der Zeiten ſchien die Stärke ſeines Karakters nur zu wachſen, er kämpfte mit Eifer und Maß für die Rechte des Hauſes und das Wohl der Seinen. Die beiden jüngern Schweſtern erſchienen noch vortheilhafter, als bei meinem erſten Beſuch, die kurze Zeit, welche inzwiſchen verfloſſen, hatte beſonders die Schönheit der jüngſten noch erhöht. Eine ältere Schweſter, Fürſtin Henriette von Solms-Lich, ſchon in jungen Jahren verwittwet, eine ſchöne Frau voll Anmuth und Seelenadel, befand ſich mit ihren vier Söhnen zum Beſuch anweſend. Ein Bruder, Graf Ludwig, in däniſchen Kriegsdienſten angeſtellt, wurde von Kopenhagen erwartet. Jüngere und ältere Geſellſchaft bot die Stadt und Umgegend gar nicht ſparſam dar: das Hofleben hatte ſich allmählig in ein geſelliges bequemes Landleben herabgeſtimmt, und die Annehmlichkeit und Befriedigung aller Theilnehmenden dabei nur gewonnen. Selbſt die Wirthſchaftsſorge trat als willkommene Thätigkeit in die Vergnügungen des Tages, und bildete freilich einen wunderlichen Gegenſatz mit manchen noch beibehaltenen feierlichen Formen; die ausgeſchmückten Trompeter, welche im Schloßhofe regelmäßig zur Mittags- und Abendmahlzeit blaſend einluden, riefen freilich manchmal die Hofdamen von der Beſorgung der welſchen Hühner, den Kanzleirath von der Einzählung der Baumfrüchte ab, doch wurde ſelbſt dies nur ein Anlaß heitern Scherzes, und erhöhte das Bewußtſein, wie frei man ſich in ſolch unentſchiednen Zuſtänden aller beengenden Rückſichten entäußere. Der feſte Grund innrer Würde und edler Geſinnung konnte in dieſer trefflichen Familie niemals wanken, mochte ſie in den ſtolzen Anſprüchen eines regierenden Hauſes, oder in den beſcheidenen einer Gutsherrſchaft erſcheinen!

Einige Jahre vor mir hatte Juſtus Gruner als junger Gelehrter in Steinfurt eingeſprochen, und in ſeiner nachher gedruckten Reiſebeſchreibung ſowohl das Leben als die Perſon umſtändlich geſchildert; ich fand alles noch ziemlich in demſelben Stande, wie er es beſchrieben, und mußte beſonders in das Lob einſtimmen, welches er den gräflichen Damen ertheilte, wiewohl ich daſſelbe weder ſo ſchwungvoll noch ſo empfindſam ausgedrückt haben würde, als Gruner, der ſich dieſer ſchon damals veralteten Art noch zu guter letzt mit allem Eifer hingegeben hatte. Die Damen waren wohl anfangs etwas betroffen, ihre Erſcheinung, Vorzüge, Aeußerungen und nebenher ſo manches Unerhebliche, öffentlich beſprochen zu ſehen, allein die beſeelte Anerkennung und faſt leidenſchaftliche Verehrung, die der junge Enthuſiaſt ausdrückte, beſonders wenn er die herrlichen Geſangſtimmen pries, die ihn hier entzückt hatten, erwarben ihm Verzeihung für eine Dreiſtigkeit, die offenbar aus beſter Meinung hervorging. In der That war ſowohl die Fürſtin von Solms-Lich, als ihre beiden jüngern Schweſtern, mit großartiger, durch beſten italiäniſchen Unterricht zu höchſter Meiſterſchaft ausgebildeter Stimme begabt, deren mächtige Wirkung mit ſo vielem andern Zauber vereint den Hörer unwiderſtehlich hinreißen mußte.

Das geſellige Leben auf dem Schloſſe war anziehend und genußreich; das Bagno bot den täglichen Spazirgängen hinreichende Abwechſelung, auch Fahrten in die Nachbarſchaft wurden unternommen; der Austauſch von Meinungen und Erzählungen war lebhaft, Ernſt und Munterkeit fanden unerſchöpflichen Stoff. Der Sonntag war nach alter Sitte eine Art Hoftag, die gräflichen Beamten wurden zur Tafel gezogen, die angeſehenſten Herren und Frauen des Städtchens für den Nachmittag und Abend eingeladen. Dann erſchien auch regelmäßig der Maire, ein reicher Arzt Doktor Houth, der früher in Holland ſein Glück gemacht und darauf der Praxis überdrüſſig hieher ſich zurückgezogen hatte; in bequemem Hauſe und ſchönem Garten genoß er nach ſeinem Sinne ruhige Tage, die er durch das ihm auferlegte Amt ungern unterbrochen ſah. Er hatte große Kenntniſſe, ſtudirte noch immer weiter, liebte Gemählde und Muſik, und war durch Denkart und Geſchmack ganz dem Schloß ergeben, wo man hinwieder die freiwillige Unterordnung und Dienſtwilligkeit eines Mannes, der durch ſein Amt unendliche Vexationen ausüben konnte, dankbar zu ſchätzen wußte.

Wir machten Ausflüge nach Borghorſt und nach Langenhorſt, zweien Fräuleinſtiftern, wo über das Schickſal der unverheiratheten alten und jungen Damen, denen nach der Abſicht fürſorglicher Vorfahren hier ein begünſtigtes Daſein bereitet ſein ſollte, die eigenſten Betrachtungen anzuſtellen waren. Mir kam es vor, als wenn die ältern und jüngern Damen mit einer Art von Verzweiflung dieſe Begünſtigung genöſſen, und durch die ihnen gelaſſene Freiheit auch des letzten Troſtes entbehrten, des Troſtes gezwungen zu ſein! Mehr aber, als das Schickſal dieſer Erwachſenen, zog mich das eines Kindes an, das ich an einem jener Orte kennen lernte. Die Mutter war eine Edeldame aus dem Münſterſchen, der Vater ein franzöſiſcher Emigrant, der jene verführt hatte; beide waren davongegangen, und das Kind von der Aebtiſſin aus Mitleid aufgenommen worden. Bei dem vornehmen und ſtrengen alten Fräulein galt aber die Erziehungsweiſe, welche Häring in ſeinem Cabanis ſo lebendig zu ſchildern gewußt: das kleine, zarte Mädchen wurde mit äußerſter Härte behandelt, mußte angeſtrengt arbeiten, bekam nicht ſatt zu eſſen, und erlitt bei dem geringſten Verſehen die grauſamſten Strafen; oft blieb es Tage lang an einem finſtern Ort eingeſperrt. Urſprünglich von lebhaftem Naturell, war das arme Luischen doch ſchon ſo abgemüdet, daß es der härteſten Strafen gar nicht mehr achtete, ſondern ſie mit dumpfer Gleichgültigkeit als unvermeidliches Geſchick hinnahm. Um ſeinen Hunger zu ſtillen, ſtahl es freilich bei jeder Gelegenheit Brot, Zwieback und dergleichen, doch ohne andere Sachen, als nur Eßwaaren anzutaſten. Mehrmals war es ſchon fortgelaufen, aber immer bald wieder entdeckt und zurückgebracht worden, um die ſtrengſte Beſtrafung zu erleiden. Dabei klagte dann die Aebtiſſin, die ſich gegen das Kind ſelbſt und gegen Fremde immer einer abgöttiſchen Liebe für daſſelbe rühmte, über die ſchwärzeſte Undankbarkeit, eingeborne Bosheit und tückiſchen Trotz. Ich ſah das arme Kind, das mir im voraus als ein Ausbund der Verderbtheit bezeichnet worden war, und ließ mich näher mit ihm ein; es war bleich und mager, die Augen gutmüthig, doch unterdrückten Blickes, die Geſichtszüge ſchienen im Uebergange zur Verzerrung begriffen, ſie mußten mit der Zeit häßlich werden, die kleine Stirn war ſchon wie von Leid und Gram verwüſtet. Aus reinſter Wahrhaftigkeit, die keiner Heuchelei wie keiner Klugheit fähig war, hatte es ſchon mehrmals, das fünfjährige Kind, zur Aebtiſin geſagt: „Gott! es ſterben ja immer Leute, warum ſtirbſt du nicht? Wenn du doch nur erſt todt wärſt!“ Als ich dort war, wollte es nach der Kirchmeſſe gehen, um die aufgebauten Buden zu betrachten, und ſich für einige durch Stricken verdiente Stüber etwas Kuchen zu kaufen, aber ein Regen trat ein, und nun mußte der Ausgang unterbleiben: „Ach! ich möchte ſo durch die Luft hinfliegen!“ ſagte es am Fenſter ſtehend, die nun vergeblichen Stüber in der Hand, und betrübt der vielleicht nicht wieder zu hoffenden Gelegenheit nachblickend; und doch konnte es mir gleich darauf wieder den ſo grauſamen Regen rühmen, daß er gut ſei für's Land und das Korn wachſen mache, das ſchon ſo hoch ſei, wie das gebreitete Händchen von der Erde auf zeigte. Ich war erſchüttert von den Eindrücken, die ich empfing. Dies war kein böſes Kind, vielmehr ein liebes, gütiges, aber tiefunglückliches! Eine Kindheit ohne Liebe und Hülfe, freudenlos, verkümmert, allen Wohlthaten entrückt, welche die Natur auch der Armuth noch ſpendet, und zwiſchen das Räderwerk falſcher Begriffe und Bildung geworfen, und ohn' Erbarmen von dieſem zerquetſcht und zerſtört! Vier Monate ſpäter hatte ich in der Wetterau ein anderes Kind zu ſehen Gelegenheit, von dem man mir gleichfalls geſagt hatte, es ſei ein Beiſpiel urſprünglicher Bösartigkeit, die durch keine Mittel ſich bezwingen laſſe. Die kleine Joſephine war nicht, wie Luischen, eine arme Waiſe, ſie lebte im Schoß der Familie, in hoher und reicher Sphäre, ſie genoß gütiger Behandlung, hinlänglicher Freiheit und zweckmäßigen Unterrichts; ſie hatte nicht zu klagen, aber Alle klagten über ſie; ein Mißverhältniß war allerdings vorhanden, und das achtjährige Mädchen konnte dies nicht aufheben. Ich fand auch dieſes Kind durchaus nicht böſe, im Gegentheil heiter und unbefangen, aber heftig, und, einmal geſtört, unbeugſam hartnäckig. Der erſte übereilte Ausſpruch, ſie ſei böſe, war ihr als eine unverdiente Beſchuldigung auf die Seele gefallen, und hatte ſie zu der Irrbahn getrieben, auf der nun alles ſie befeſtigte, ſtatt ihr die Hand zu reichen, um wieder davon abzukommen. Für Joſephinen war ein verſtändigendes Wort einzulegen; Luischen konnte nur eine Schickung retten, zu der ich nicht das Werkzeug zu ſein vermochte! Aber im Schmerz über dieſe und ähnliche mir aufgeſtoßene Beiſpiele ſchrecklicher Kindermißhandlung und Verwahrloſung ging ich einige Zeit mit dem Gedanken um, unter dem Namen einer Pädodicee einige Blätter in die Welt zu ſchicken, an denen ſich vielleicht hin und wieder ein trübes Loos dieſer Art etwas erhellte. Das Vorhaben war indeß zu unreif, um nicht gegen näher anliegende Thätigkeit und Beſchäftigung zurückzuſtehen.

Wir hatten einen der ſchönen Herbſttage benutzt, um eine Fahrt nach Bentheim zu machen. In großen, ſchweren, aber je mit ſechs Pferden beſpannten Kutſchen legten wir die drittehalb Meilen ſchlechten Weges raſch genug zurück. Man fährt über die ſogenannte Brechte, eine wüſte Strecke, die noch während des dreißigjährigen Krieges ein ſchöner Wald war. Das Land wird in dieſer Richtung hügelig und romantiſch, man glaubt ſich aus der weſtphäliſchen Ebene weit weg in ein Gebirgsland verſetzt. Schon von fern ſieht man das alte Schloß auf ſeiner anſehnlichen Höhe aus dem großen, wohlhabenden Marktflecken hervorragen, der ſich am Fuße des Abhangs hinzieht; daſſelbe liegt auf einem weiten Felſenboden, der ſich bald mehr bald weniger erhebt, und giebt mit ſeinen mächtigen Mauern und ſtarken Thürmen ein Bild unbezwinglicher Feſtigkeit. Ganz glaublich hat ſchon Druſus hier ein römiſches Kaſtell erbaut, um die in dieſer Gegend wohnenden Tubanter in Gehorſam zu erhalten, der Ort war zu einem feſten Kriegspoſten vorzüglich geſchickt, und weit umher kein ähnlicher zu finden. Römiſche Münzen ſind hier öfters ausgegraben worden. Der Grundbau des jetzigen Schloſſes ſoll entſchieden römiſches Mauerwerk ſein, und auch die ganze ſüdliche Steinwand, die von ungeheuern Quadern hoch aufgethürmt die ganze Länge des Hauptbaues glatt abſchneidet, wird für älter als die eigentliche Ritterzeit gehalten. Dieſe gewaltige Wand dürfte keine Sturmleiter zu fürchten haben, und kaum durch das ſchwerſte Geſchütz zu zerbröckeln ſein; ein runder Thurm, der die ſüdweſtlichſte Ecke bildet, zeigt wirklich an ſeinen Mauern, die einige Ellen dick ſind, die Spuren abgeprallter Kanonenkugeln, welche von den Franzoſen in frühern Kriegen, als hannöverſche Truppen ſich hier feſtgeſetzt hatten, fruchtlos verſchoſſen worden, nur das Dach wurde zertrümmert. Ein viereckiger Thurm auf der ſüdöſtlichen Seite ſcheint noch feſter, doch hat der Blitz oben auf der Plattform eines der vier ſteinernen Wachthäuschen aufgeriſſen. Die nördliche Seite iſt ohne Thürme, weil der Felſen hier höher emporragt, und durch ſeine Steilheit jeden Angriff unmöglich macht. Ein alter Heidentempel iſt auf dieſer Seite mit in das Schloß verbaut, man weiß aber nicht, welche Gottheit hier verehrt worden. Durch zwei unterirdiſche Treppen, welche durch die Felſen durchgebrochen ſind, kommt man hier zu den ſchönſten Spazirgängen, die ſchon außerhalb der Burgmauer, aber noch ganz auf der Höhe liegen; uralte Bäume ragen hier empor mit gewaltigen Stämmen und ungeheuern Wipfeln, Epheu ſo ausgebreitet und dicht, wie ich es vorher nie geſehen; der ganze Abhang, der ſich dann allmählig zur Ebene ſenkt, iſt mit Bäumen und Buſchwerk reich überwachſen. Von einer hohen mächtigen Vormauer eingeſchloſſen, und ganz noch zur Burg gehörig, liegt öſtlich ein geräumiger Obſtgarten, wo man nach allen Seiten die herrlichſte Ausſicht hat, nach Steinfurt, und weit in das Münſterland, während nach der andern Seite von den Thürmen das Auge tief in Holland eindringt. Weſtwärts dicht am Fuße des Schloſſes ſtehen noch einige ſonderbare glattgeſpülte Felſenmaſſen; die eine, oben flach, wie ein aufrecht ſtehender runder Pfühl, der von oben zuſammengedrückt worden, heißt des Teufels Ohrkiſſen, denn der Sage zufolge hat dieſer einmal mit dem Kopf auf dieſem Kiſſen geſchlafen, und einige oben bemerkbare Linien gelten für die Spuren ſeines dem allzu weichen Stein eingedrückten Ohrs. Die Macht des Pflanzenwuchſes zwiſchen all dieſen Felſen und Mauern war außerordentlich, ſeit undenklicher Zeit hatte ihm niemand gewehrt, aus allen Fugen der Steine ſchoß ellenhohes Gras, Bäume ſchwankten an der hohen Mauerbrüſtung, das mühſame Menſchenwerk war wieder im Uebergange zur Wildniß.

Einige Zimmer, zu ſolchem Behuf leidlich eingerichtet, dienten zu unſrer Bewirthung; wir hielten ein fröhliches Mahl unter lebhaften Geſprächen, denen der Ort und ſeine Eindrücke unerſchöpflichen Anreiz boten. Nachmittags beſuchten wir auch die unterirdiſchen Gemächer und das Innere der Thürme; ſeltſame und grauſame Gefängniſſe zeigten ſich, ein tiefes Burgverließ, in welchem die Hinabgelaſſenen verſchmachten mußten, eine Marterkammer, deren ſcheusliche Werkzeuge jetzt verroſtet umherlagen, aber noch lebte ein alter Mann auf dem Schloſſe, der in ſeiner Jugend ſie hatte anwenden ſehen. Viele Rüſtungen, Lanzen, Schilde und Pfeile waren in einem dunkeln Gemach aufgehäuft. Eine Anzahl noch ziemlich erhaltener, zum Theil lebensgroßer Bildniſſe vergegenwärtigte die ehemaligen Häupter dieſer hingeſtorbenen Welt; das Bild der berühmten weißen Frau, die auch hier bei wichtigen Ereigniſſen, ſo fern ſie die Familie betreffen, und beſonders bei Todesfällen ihr Weſen treiben ſoll, wurde als durch die Zeit zerſtört angegeben, oder ſollte aus beſondern Gründen nicht gezeigt werden; die uralte kleine Schaffnerin aber, welche behauptete, mehr als zehnmal die ſchreckliche Erſcheinung geſehen zu haben, hätte ſich allenfalls ſelber dafür ausgeben können, ſo ſchauerlich und düſter war ihr ganzes Weſen. Nachdem wir noch im Wald unfern der Burg eine neuentdeckte reichhaltige Schwefelquelle beſichtigt, und einen Blick auf die nahegelegenen ungeheuren Steinbrüche geworfen, aus deren Steinen unter andern das Rathhaus zu Amſterdam erbaut worden, fuhren wir mit einbrechender Nacht zurück, und kamen durch die dunkle Wüſte ſpät und voll ſchauerlicher Betrachtungen in Steinfurt wieder an, das uns mit ſeinen Lichtern und bekannten Wohnräumen wie der neuſte, heiterſte Ort erſchien.

Noch vor Eintritt des Winters kehrte die Fürſtin von Solms-Lich mit ihren vier Söhnen nach der Wetterau zurück, und die Geſellſchaft in Steinfurt wurde merklich einfacher und ſtiller. Die naſſe Witterung erlaubte weniger, im Freien zu ſein, und man ſah ſich auf die Hülfsquellen winterlicher Unterhaltung beſchränkt. Die Ausſicht, daß auch wir die Rückreiſe nach Wien und Prag bald antreten könnten, verhüllte ſich mehr und mehr, und wir mußten uns darin ergeben, einen Theil des Winters hier abzuwarten. Für mich und mein Bedürfniß war am leichteſten geſorgt, der frühere Abend ging mir in der herkömmlichen Geſelligkeit angenehm hin, und wenn dieſe Pflicht ſo weit erfüllt war, als die Neigung mit ihr Schritt hielt, zog ich mich gewöhnlich bei Zeiten auf mein Zimmer zurück, und fing mein arbeitſames Nachtleben wieder an. Die reiche Bücherſammlung des Grafen war mir zum Gebrauch eröffnet, und ich ſchwelgte in den mannigfachſten Geiſtesrichtungen. Große Sammlungen, wie Schlözer's Briefwechſel und Staatsanzeigen, las oder blätterte ich durch, und merkte mir durch Auszüge vieles an. Ein näheres Eingehen in die Geſchichte von Weſtphalen führte mir in den langweilig ausgeſponnenen Einzelnheiten des Geſchichtſchreibers von Steinen unerwartet mein eignes, lange vergeſſenes Geſchlechtsregiſter wieder vor die Augen. Franzöſiſche Memoiren las ich in Menge, auch ſtrengere Geſchichtswerke und ſogenannte philoſophiſche Schriften. Was mich aber mehr als alles anzog und erfreute, und mir für die ganze Folgezeit eine Quelle tiefſter Befriedigung eröffnete, war die Bekanntſchaft, die ich hier zuerſt mit den Schriften des Johannes Tauler machte. Ich fand eine Ausgabe nicht nur der Predigten, von denen ich ſchon einige Kenntniß hatte, ſondern auch des ſeltneren und wichtigeren Werkes von der Nachahmung des armen Lebens Chriſti. Dieſe mehr wiſſenſchaftlich geordnete Darſtellung der myſtiſchen Wahrheiten hätte mir nicht zu gelegnerer Zeit kommen können. Ich werde ſpäter davon im Zuſammenhange näher zu berichten haben, und ſage hier nur ſo viel, daß ſich mir durch dieſes Buch gleichſam die dunkeln Wände aufthaten, um mich in herrliche, weithin ausgebreitete Landſchaft blicken zu laſſen! —

Alles dies regte mich außerordentlich an, und ich verbrachte nun ganze Nächte leſend und ſchreibend. Hiebei jedoch konnte ich mich nicht erwehren, abermals, wie früher in Tübingen, der örtlichen Stimmung des Landes und der Menſchen, unter denen ich lebte, durch beſondere Eindrücke inne zu werden. Das katholiſche Weſtphalen im nördlichen Deutſchland ſteht nämlich in ähnlichem Verhältniſſe, wie das proteſtantiſche Würtemberg im Süden; das gleichſam in die Fremde verſprengte Glaubensweſen ſcheint die ihm eigenthümlichen Kräfte hier zu beſonderm Nachdruck zu ſteigern, und ſie in die äußerſten Auswüchſe wuchern zu laſſen. Daher in beiden Ländern, wie die ſtrengſte Lehre und der feurigſte Eifer, auch der entſchiedenſte Aberglaube und Wahn ſich eingeniſtet hat. Die Münſterländer ſind berühmt wegen der Stärke ihres Kirchen- und Volksglaubens; die wundervolle Nonne von Dülmen iſt das katholiſche Gegenſtück zu der proteſtantiſchen Seherin von Prevorſt; Vorherſagungen, Wundergeſchichte, Traumverkündigungen, Geiſterbegriffe, ſind in ganz Weſtphalen heimiſch und verbreitet, wie in Würtemberg. Und wieder möcht' ich einen Theil dieſer Hinneigung auf die Art und Weiſe des Landes, einen andern Theil aber auf den Volksſtamm rechnen. Hier iſt überdies die vereinzelte Lebensart in einſamer, oft öder Natur, und die dünne Bevölkerung ſolchen düſtern Einbildungen noch beſonders günſtig. Zahlreich ſind hier die Leute, welche von Geſichten heimgeſucht werden, Fernſeher, denen Verborgenes offenbar wird, ſei es in der Vergangenheit oder Zukunft; ein vereinzeltes Bild ſtellt ſich dar, das aber auf ganze Reihen von Thatſachen ſchließen läßt, ſo werden Todesfälle, Hochzeiten, Feuersbrünſte, Glückserhöhungen vorhergeſehen, beſonders aber, und dies hauptſächlich in der neuern Zeit, politiſche Ereigniſſe, man ſieht fremde Truppen marſchiren, deren Uniform unbekannt iſt, oder ſieht wegen des Nebels die Mannſchaft nicht, wohl aber die Spitzen der über die Schulter ſchräg liegenden Gewehre, die in endloſen Zügen raſch vorüberziehen; auch ſchon in Kindern iſt dieſes Sehen noch nicht wirklicher Dinge häufig, man erzählte einen Fall, wo ein kleines gutartiges Mädchen, wegen langen Außenbleibens geſcholten, ganz unſchuldig ſich darauf berufen, ſie habe ja ſo lange ſtill ſtehen müſſen, bis all die Kanonen und Pulverwagen vorbei geweſen, und man hatte ſie wirklich geſehen, wie ſie auf der einen Seite der Straße gleichſam abgewartet, daß der Weg querüber frei würde. Die Menge und Mannigfaltigkeit und ſtete Wiederholung ſolcher Geſchichten muß am Ende, wo nicht den Glauben an ihre Wahrheit, doch einen unheimlichen Eindruck, eine Art Anſteckung erzeugen, gegen welche der aufgeklärteſte Verſtand nicht ſicher iſt; ich ſah manche Perſonen, die ſich durch Bildung weit über ſolchen Aberglauben hinweg dünkten, doch in einem geheimen Winkel der Seele davon ergriffen. Das Schloß zu Steinfurt war nicht frei von trüben Sagen und Verkündigungen; man fühlte, daß man auf altem Boden des Ritterthums lebte, und dieſe modern-gefälligen Zimmer mit ihren harmloſen Tagesvorgängen auf düſtern Gewölben, blutigen Unthaten und grauſem Entſetzen ruhten. Der Gang durch die Schloßkapelle, welcher am ſpäten Abend zur Verbindung mit dem einen Schloßflügel nicht gut vermieden werden konnte, hatte jedesmal etwas Schauerliches, und ein unregelmäßiger, mit rothen Ziegelſteinen belegter Vorplatz, der gleichfalls zu durchſchreiten war, hat gewiß noch nie einen Fuß zum Verweilen angelockt. Am unbehaglichſten und störendſten empfand ich bisweilen den Blick eines der Schloßdiener, den ich öfters dabei betraf, daß er mit finſterer Aufmerkſamkeit mich anſchielte; er war ein langer, hagrer Menſch, von blaſſem trüben Geſicht, ſchweigſam in ſich gekehrt, und ohne daß man ihm etwas Beſtimmtes ſchuldig geben konnte, fand man ihn nicht ſonderlich aufgelegt zum Guten. Die Gabe des Vorherſehens, der Erſcheinungen und Ahndungen des Verborgenen wurde ihm in hohem Grade zugeſprochen, und wegen mancher unangenehmen Vorgänge, wo dieſelbe ſich auffallend bewährt haben ſollte, vermied man ſorgfältig ſie herauszufordern. Einige meinten, er trage ſeine Gabe als ein Unglück, und um ſeinen Mißmuth zu vergeſſen, ergebe er ſich dem Trunk; der Erbgraf aber meinte kopfſchüttelnd, der Trunk möchte wohl eine der Hauptquellen ſeiner Geſichte ſein, und hielt überhaupt den Mann etwas feſter im Augenmerk.

Mit den Nachtſtunden von jeher vertraut, in anregender Geiſtesbeſchäftigung, und in meinem Innern entſchieden der Lichtſeite zugewendet, konnt' ich auch hier dergleichen Eindrücke wohl abweiſen, aber doch nicht völlig vernichten. Wie im Fluge ſtreifte mich bisweilen die Unruhe, als würde ich belauſcht, als ſtünde jemand draußen vor meiner Zimmerthüre. Indeß ſetzte ich meine Lebensweiſe ruhig fort, und arbeitete allerlei, was mir Vergnügen machte oder auch zunächſt Nutzen bringen ſollte. Einige Erzählungen, die ich ſchon in Tübingen angefangen hatte, ſchrieb ich um; in manche geſchichtliche Stoffe ſucht' ich einzudringen. Täglich erneute ſich mir auch die Aufforderung, meine über Paris aufgezeichneten Merkworte und Andeutungen zu lesbaren Schilderungen auszuführen. Ich machte in dieſer Arbeit ziemliche Fortſchritte, theilte einiges davon im Vertrauen mit, und erhielt großen Beifall. Aber eines Tages entdeckt' ich, nicht wenig betroffen, daß mir mehrere Blätter fehlten; da ich ſehr klein und auch auf kleine Blätter ſchrieb, ſo konnten ſie allerdings leicht zwiſchen andre gerathen ſein, ſich verkrochen und verirrt haben, aber die ſorgfältigſte Nachforſchung entdeckte keine Spur davon, und wie ſie weggekommen ſein ſollten, blieb ganz räthſelhaft. Unglücklicherweiſe enthielten ſie ſtarke Aeußerungen gegen den franzöſiſchen Kaiſer, und auch das Poiſſarden-Lied auf ſeine Vermählung nebſt den beigeſchriebenen Muſiknoten, durch welche das eine der Blätter dem Auge ſogleich auffallend erkennbar war. Wer ſich jener Zeiten erinnert, dem kann über die Gefahr, ſolche Papiere verloren zu haben und nicht in ſichrer Hand zu wiſſen, kein Zweifel ſein. Und nicht ich allein war bloß geſtellt, ſondern eine ganze erlauchte und würdige Familie, die man für mein Vergehen mitverantwortlich zu machen nicht unterlaſſen hätte. Ich war in äußerſter Pein, und um nicht noch mehr angſtvolle Beſorgniſſe aufzuregen, verſchwieg ich den Fall auf dem Schloſſe gänzlich, vertraute ihn aber, ohne den Inhalt der Blätter völlig anzugeben, dem Doktor Houth; dieſer wohlwollende Mann nahm aufrichtig Theil an meinem Verluſt, wußte aber auch keinen Rath, als den ſonderbaren, mit dem er zögernd hervorrückte, er wollte den Seher auf dem Schloſſe befragen, vielleicht könne der vermittelſt ſeiner Gabe den Ort entdecken, wo die Blätter jetzt ſeien. Ich mußte an die bekannte Geſchichte Swedenborg's denken, und durfte den guten Willen nicht hemmen. Das Ergebniß war auffallend genug; der Seher hatte bei der Frage das Geſicht verdreht, anfangs gar nicht antworten wollen, endlich aber nach ſchlafähnlichem Hinträumen, die kurze Auskunft ertheilt, die Blätter ſeien weit weg, und ſonſt war nichts aus ihm herauszubringen. Dieſe Andeutung erſchloß eine Möglichkeit, die mir früher nicht eingefallen war, und jetzt einige Wahrſcheinlichkeit gewann; ich konnte die Blätter aus Verſehen einem Briefe nach Hamburg oder Berlin beigefügt haben; doch dieſerhalb deutlich anzufragen, war kaum rathſam in einer Zeit, wo kein der Poſt anvertrauter Brief ſicher dünkte, und je mehr ich es bedachte, je weniger konnt' ich mir jenes Verſehen zutrauen.

Mehr als dieſe Ungewißheit aber bekümmerte mich die allgemeine, in welche mein eignes Loos ſo tief verflochten war. Daß ein großer Strich des nördlichen Deutſchlands, und darin die bisher zu dem Großherzogthum Berg gerechneten Grafſchaften Steinfurt und Bentheim, ſo wie die noch mit einem Schatten von Freiheit beſtandenen Hanſeſtädte, nun unmittelbar mit Frankreich vereinigt und in franzöſiſche Departements umgewandelt wurden, raubte mir die letzte Heimath, welche mir in Hamburg noch geſchimmert hatte. Die Nachrichten aus Berlin, die ich nach langem Harren erhielt, waren ſpärlich und traurig, doppelt traurig für mich, da ſich darin auch eine Unzufriedenheit kund gab, die ich zu verſchulden ſchien, ohne daß ich dieſen Schein abwenden, noch die Wirklichkeit genügend aufhellen konnte. Je weniger ich Mittel und Freiheit hatte, für den Augenblick handelnd hervorzutreten, um ſo mehr befeſtigte ſich mein Inneres, und ich wußte und empfand, daß meine Hoffnungen und Vorſätze nicht zu zerſtören waren.

Der Froſt und Schnee des Winters eröffnete neue Vergnügungen; das Bagno wurde fleißig beſucht, und die Eisdecke des See's zum Schrittſchuhlaufen benutzt, woran auch die Damen mit größtem Erfolg Theil nahmen, und wobei man bekennen mußte, daß für die Schönheit und Grazie der Erſcheinung wohl keine andre Uebung dieſem ſchwebenden Wandeln den Preis ſtreitig machen kann. Dem Winterleben dürfen einige Bälle, Muſik, Vorleſungen, und ſelbſt kleine dramatiſche Ergötzlichkeiten nicht fehlen, welche letztere, ganz aus dem Stegreif und nur als Spiel des Augenblicks behandelt, gerade hierin ihren Werth hatten.

Eine Fahrt nach Münſter gab Gelegenheit, ſich in dieſer merkwürdigen Stadt wiederholt umzuſehen. Die Geſchichte der Wiedertäufer, die ich ſo eben, zum Theil nach Handſchriften, mit Unmuth und Widerwillen bis in ihre Einzelheiten verfolgt hatte, iſt hier durch Denkmale erhalten, welche jener wahnſinnigen und gräßlichen Ereigniſſe würdig ſind, durch die ſchrecklichen eiſernen Käfige am St.-Lambertsthurm, in denen die gemarterten und verſtümmelten Körper der drei Hauptwüthriche zur Schau aufgehängt worden. Angenehmer weilte die Betrachtung auf den Bildniſſen der Geſandten, die einſt am weſtphäliſchen Frieden hier und in Osnabrück arbeiteten; es ſind darunter die bedeutendſten Phyſiognomieen, mit denen mancher Geſchichtszug ſich verwebt. Dieſe Sammlung ſollte durch treue und ſorgfältige Nachbildung vervielfacht werden, damit ſie dem Geſchichtsfreund überall zu Gebote ſtünde; ein Wunſch, der ſich auch lebhaft bei der von Gleim hinterlaſſenen Sammlung in Halberſtadt aufdrängt, wo die zum Theil vortrefflichen Bildniſſe ſeiner Freunde uns die theuerſten litterariſchen Namen gleichſam perſönlich vorführen. Wir beſuchten in Münſter den franzöſiſchen Präfekten Freiherrn von Mylius, der es in ſeiner Stellung beklagen mußte, gleich ſo vielen andern Weſtphalen auch ſeinen eignen Bruder noch in öſterreichiſchem Kriegsdienſte zu wiſſen. Wir ſahen dann auch die Familie Droſte von Viſchering, welche in Münſter durch ihre altbegründeten Verhältniſſe und ſtrengkatholiſchen Geſinnungen in höchſtem Anſehen ſtand, und dieſes unter den franzöſiſchen Behörden zu behaupten wußte. Zu dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, der, bald nach ſeinem Uebertritte zur katholiſchen Kirche, hier hauptſächlich der Familie von Droſte wegen ſeinen Wohnſitz genommen hatte, mochte ich nicht mitgehen; es that mir leid, ihn zu verſäumen, und doch hatte ich keine Stimmung für ihn, ich konnte mir ſein ganzes Verhältniß zur Welt nur als getrübt und verſchoben denken. Was die Andern von ihrer mit ihm gehabten Unterhaltung nachher erzählten, veränderte dieſe Meinung nicht. Er zeigte ſich von dem ſtärkſten Haſſe gegen die Franzoſen und ganz beſonders gegen Napoleon erfüllt, allein wie ſehr auch hierbei die Triebfedern rege waren, die er als Deutſcher, und wieder beſonders als deutſcher Graf empfand, ſo war ihm doch jetzt bei weitem die Hauptſache, daß Napoleon vom Papſte in den Bann gethan war, ein Umſtand, der damals im Münſterlande, trotz aller Aufſicht der Franzoſen, durch die Geiſtlichen heimlich im Volke recht bekannt und beſprochen wurde. Alſo wenn Napoleon, ſo durfte man fragen, nur den Papſt zufrieden ſtellte, und dieſer etwa, wie er ihn ſchon krönen helfen, ihm einen geweihten Hut und Degen ſchickte, ſo mußten wir andre Augen für den Feind unſres Vaterlandes haben? Dieſe Folgerungsart ging mir nicht ein, und ich hätte mich ſchwerlich enthalten, ſie durch Anführungen, wie die obigen, zu unterbrechen. Stolberg war vortrefflich, wo ſein edler Geiſt und ſeine reichen Kenntniſſe im Feuer der Einbildungskraft und der Geſinnung glühen durften, und wo es auf nichts weiter ankam; zum eigentlichen Denken war er nicht begabt, und was er in dieſer Richtung, ſeinem Naturell entgegen, dennoch leiſten wollte, zeigte nur ſeine Schwäche. Das ganze Mißverhältniß, in welches er durch dieſen Mangel gerathen war, aufzudecken und in ſeinen Gründen und Folgen zu erörtern, war neun Jahre ſpäter dem alten Voß auferlegt, bei deſſen ſcharfer Anklage und Stolberg's bald nachher erfolgtem Tode ich doch wiederum bereuen mußte, der perſönlichen Anſchauung des letzten verluſtig geblieben zu ſein.

Von den unheimlichen Anwandlungen, deren ich früher gedacht, merkt' ich im Verfolg des Aufenthalts in Steinfurt wenig mehr, und ſie waren faſt erloſchen, als meine ihretwegen gefühlte Befangenheit plötzlich auf ein ganz anderes Feld überſprang. Ich hatte eines Abends mich auf mein Zimmer zurückgezogen, war aber noch zu dem Oberſten gerufen worden, und verweilte ziemlich lange bei ihm, während das Licht bei mir fortbrannte, meine Thüre aber verſchloſſen war. Als ich ſpät wiederkam, erſtaunte ich nicht wenig, einen Mann gebückt vor der Thüre ſtehen zu finden, der bemüht war, durch das Schlüſſelloch zu ſehen. Er war von der Dienerſchaft, hatte hier aber nichts zu ſuchen. Mein plötzliches Erſcheinen in ſeinem Rücken, da er mich im Zimmer glaubte, erſchreckte ihn ſo, daß mein ſcharfes Fragen nichts aus ihm herausbekommen konnte, ſondern nur ſeine Verwirrung mehrte. Doch war mit dieſer Neugier, über der ich ihn ertappt, eine ſträfliche Abſicht nicht grade zu verbinden, und ich ließ den Mann mit einem Verweiſe gehen. Daß ich ſchon öfter auf dieſe Art belauſcht worden, war ſehr wahrſcheinlich, und leiſe Bewegung und Menſchennähe überhaupt mochten bisweilen auf meine in der Nachtſtille empfindlichen Nerven gewirkt haben, da denn, eher als der Sinn, die Einbildungskraft ſich der unſichern Wahrnehmung bemächtigte. Die Entdeckung war mir ſehr unangenehm; ich dachte unwillkürlich an die Blätter, die mir weggekommen waren, und quälte mich mit argwöhniſchen Vermuthungen aller Art. Daß dieſe nicht ganz ungegründet wären, ſollte ſich bald durch neue Anzeigen beſtätigen.

Mittlerweile hatten vom Niederrhein und von Holland her allerlei Bewegungen unter den franzöſiſchen Truppen angefangen, und es war deutlich zu erkennen, daß dieſelben allmählig immer ſtärker nach den nördlichern Gegenden ſich zuſammenzogen. Das langſame, aber anhaltende und übereinſtimmende Fortrücken in gleichmäßigen Richtungen ließ einen noch entfernten, aber entſchiedenen Zweck vermuthen. Wirklich waren dies erſte vorläufige Zurüſtungen zu dem Kriege gegen Rußland, der in der Seele Napoleon's als unfehlbar vorausgeſehn und beſchloſſen, in den öffentlichen Verhältniſſen noch unter dem Schein der größten Freundſchaft verhüllt war, und daher für grundloſen Wahn erklärt werden konnte. Die Beſtimmtheit ſolchen Abläugnens machte auch die Kundigſten wieder irre, und ſo wußte man oft ein Ereigniß lange vorher, aber kurz vorher nicht, weil man wieder aufgehört hatte, es zu glauben. Bei dieſen Truppenzügen durch Weſtphalen kam auch eine Abtheilung durch Steinfurt; ein franzöſiſches Regiment Jäger zu Pferde bezog daſelbſt für einige Zeit Quartiere. Dieſe Gäſte brachten in unſre Tage einen ganz neuen Schwung; der franzöſiſche Oberſt wohnte auf dem Schloſſe, er und die meiſten ſeiner Offiziere nahmen an der Geſellſchaft eifrig Theil; die Geſpräche konnten nicht immer unterhaltend ſein, und nahmen oft eine nicht angenehme Wendung, denn ſowohl der Uebermuth, mit dem die Franzoſen von ihren Siegen ſprachen, als die Kammeradſchaft, die ſie uns jetzt aufdringen wollten, waren in gleichem Maße peinlich und kaum zu dulden. Daß in dieſer Zeit mehrere öſterreichiſche Offiziere, aus Weſtphalen gebürtig, das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich benutzten, um ihre Heimath wiederzuſehen, aber hier von den franzöſiſchen Behörden mißtrauiſch angeſehen und beobachtet wurden, mit den franzöſiſchen Offizieren aber ſchon mehrmals in widrige Berührung gekommen waren, konnte auf beiden Seiten die Spannung nur vermehren. Zur Aushülfe, und um weniger Geſpräche führen zu müſſen, wurde das Spiel herbeigezogen. Nachmittags gingen einige Stunden im Billardſaale hin, Abends nahmen Karten oder Schach die Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Indeß traten auch hier bei näherem Umgange aus der anfänglichen Gleichmäßigkeit die perſönlichen Eigenarten ſichtbarer hervor. Der franzöſiſche Oberſt war nichts als ein Kriegsmann, in ſeinem Handwerk eifrig und ganz beruhigt, dem Kaiſer ergeben ſoviel als nöthig war, um nicht zurückzubleiben, übrigens von wenig Bildung, aber ſehr bemüht, dieſen Mangel zu verdecken. Ein paar jüngere Offiziere wollten bei jeder Gelegenheit ihren Ehrgeiz in der Begeiſterung für den Kaiſer befriedigen, einer derſelben von altadeliger Geburt, that nicht anders, als ſei Napoleon in grader Erbfolge der Fortſetzer der Bourbons. Ein alter Rittmeiſter gehörte der früheren Revolutionszeit an, hatte zuerſt unter Bernadotte und Moreau gedient, und verhehlte nicht, daß ihn der neuſte Zuſtand der Sachen wenig befriedige. Auf einem Spazirgange ſchloß er mir ſein Herz völlig auf, nannte Napoleon den Unterdrücker der Freiheit, und verabſcheute deſſen ganzes Regierungsweſen, das überall nur auf rohe Gewalt gegründet ſei und auf Entſittlichung hinwirke. Wenn mir bei ſolchen Reden noch einiges Mißtrauen geblieben war, ſo mußte dieſes völlig ſchwinden an dem letzten Nachmittage vor dem Abmarſch der Franzoſen. Ich ging mit dem Rittmeiſter im Bagno einſam ſpaziren, der nahe Abſchied bewegte ihn, er drückte mir die Hand, und verſicherte mich, meine Denkart, ſo weit er ſie habe kennen lernen, freue ihn, ja ſie gebiete ihm für mich eine nähere Theilnahme. Dann plötzlich überraſchte er mich durch dieſe Anrede: „Sie ſind jung, Sie können noch viel erleben, bewahren Sie Ihre Denkart für beſſre Zeiten, aber deßhalb auch ſich ſelbſt! Sie ſind nicht vorſichtig, Sie ſtürzen ſich nutzlos in Gefahr! Was ſchreiben Sie für Briefe? Ich will nichts wiſſen, mißverſtehen Sie mich nicht, ich will ſie nur warnen! Hören Sie als Beweis meines Zutrauens, was ich Ihnen mittheilen muß! Als ich neulich in Münſter war, fragte mich ein alter Kammerad, der jetzt in einem höheren Bureau dort angeſtellt iſt, wie es mir in Steinfurt ginge, die Leute dort müßten uns recht haſſen, und als ich ihn fragte, was ihn zu dieſer Meinung beſtimme, erfuhr ich, daß man genaue Kundſchaft von dort habe, und das Schloß durch allerlei Spürhunde beobachtet werde; man wiſſe, daß hier gegen die franzöſiſche Regierung gearbeitet, daß ganze Nächte hindurch geſchrieben würde. Junger Freund, damit können nur Sie gemeint ſein, nehmen Sie ſich in Acht, Sie wiſſen nicht, was unſre Polizei für ſchändliche Mittel anwendet. Stellen Sie allen Briefwechſel ein, ſo lange Sie hier im Lande ſind!“ Ich wurde nicht wenig durch dieſe Mittheilung beunruhigt; zwar Briefe hatte ich nur wenige und ſehr unſchuldige geſchrieben, aber mir fielen meine vermißten Blätter ein, die ich nun gewiß böslich entwandt glauben mußte. Ich ſonderte nach dieſer biedern und dankenswerthen Warnung nun alles Verfängliche in meinen Papieren aus, und was ich nicht verbrennen wollte, brachte ich vorläufig in ſichren Verſteck.

Glücklicherweiſe trat bald nachher auch der Zeitpunkt unſrer Abreiſe ein, und wir verließen gegen Ende des

Januars 1811 dieſe Gegend, um fürerſt einige Wochen in Lich zuzubringen, von wo wir auch Laubach und Utpha in der Wetterau beſuchten. Darauf brachten wir kurze Zeit in Frankfurt am Main zu, und reiſten dann ohne Aufenthalt, wiewohl nicht ohne Abentheuer, nach Wien.

Meine Blätter über Paris, ſobald ich ſie glücklich nach Oeſterreich gebracht, vervollſtändigte ich wieder, und nachdem ſie von mehreren Freunden mit Antheil waren geleſen worden, forderte ſie von mir, im Sommer 1811 zu Töplitz, der preußiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Graf von der Golz, aus deſſen Nachlaß ich ſie erſt im Jahre 1834 wiedererhielt. Von den entwandten Blättern aber fand ich eine Spur im Jahre 1813 in Hamburg. Man brachte in das ruſſiſche Hauptquartir Schriften und Bücher, die ſich in der Wohnung des franzöſiſchen Polizeihaupts Grafen d'Aubignosc zurückgelaſſen fanden. In einem alten beſtäubten Pack fiel mir ein Blatt auf, welches ich bald als eine in's Franzöſiſche überſetzte Stelle von mir über Napoleon erkennen mußte, die als Extrait d'une lettre bezeichnet war. Dabei lagen zwei Abdrücke der Ode von Stägemann an den Kaiſer Alexander. Die Nachbarſchaft war ehrenvoll, aber auch gefährlich. Zum Glück waren dieſe Anklageſtücke beiſeit geſchoben worden, und jetzt, in unſern Händen, nur Zeugniſſe, wie ſehr die Zeiten ſich verändert hatten!

Frankfurt am Main, den 20. Februar 1811. Mein lieber Fouqué freut ſich, daß er ſeinen Brief mir in dieſe Gegend ſchickt, und wünſcht anſtatt des Blattes ſelber hier zu ſein. „Das mir ſehr liebe Frankfurt! — ſo ſchreibt er mir aus Nennhauſen, — das mir von langer Zeit wie ein freundliches Weihnachtsbild herüber ſieht. Der ſilberblaue Main, mit ſeinen milden Ufern! Zuletzt habe ich das alles auch im Winter geſehen, und es war dennoch ſo ſchön. Doch will ich freilich nicht mit Sicherheit behaupten, wie viel des eignen Lichtes von den Gegenſtänden ausging, und wie viel auf ſie hinſtrahlte aus meiner Jünglingsſeele, in allem Stolz auf den vollbrachten erſten Feldzug, in aller traumumglänzenden Hoffnung auf neue, weit glorwürdigere, in aller romantiſchen Erwartung unerhörter Abentheuer und Liebesgeſchichten. Ich taugte damals nicht viel. Die raſende Selbſtheit des Zeitalters mit ihren thörichten Schwindeln hielt mich ſchlimm beſeſſen; es war nur grade ſo viel des Rechten und Guten noch in mir wach, als taugte und nothwendig war zur Ausſaat in eine beſſere Zukunft. Ich dichtete auch wenig, und ſchlecht, weil ich mir mein Leben ſelbſt zu einem wunderbaren, höchſt prahlenden Epos ausſpann; aber eben deßhalb leuchteten die wirklichen Umgebungen wie goldne Feenſchlöſſer mit Demantengehängen verziert, und, wie geſagt, ich weiß nicht, ob alles ſo ſchön war, als es mir in der Erinnerung mit hellen Farben aufſteigt, ſobald einer ſagte: Frankfurt am Main!“ — Mit welcher Wehmuth erfüllt mich der Brief meines Freundes! Wie ganz anders fühl' ich mich jetzt hier, auch nach meinem erſten Feldzug, und auch noch jung (morgen werd' ich fünf und zwanzig Jahr), um nicht des Alters wegen den ſüßen Einbildungen glücklicher Lebensgeſchicke entſagen zu müſſen! Unwillig von Schmerz und Zorn ergriffen, ohne Ermunterung irgend einer Art, jeder begeiſterten Stimmung fremd, in ſtetem Warten ohne Halt und Ruhe, ſeh' ich die flüchtigen Tage vorübergehen. Meine Wünſche für mich ſelbſt ſind beſcheiden, aber faſt hoffnungslos, ich ſehe mich ſtets auf's neue weitab verſchlagen! Und ſo auch liegt das Allgemeine, für das ich die kühnſten Wünſche mit feſtem Vertrauen hege, mir noch in dunkler, dunkler Ferne.

Wie jedes deutſche Land und jede deutſche Stadt früher auf eigne Weiſe die Kraft und das Gedeihen der Nation darſtellte, ſo auch jetzt wieder auf eigne Art ſpricht jedes Land und jede Stadt den allgemeinen Jammer aus. Welch verſchiedene Bilder geben Hamburg, Münſter, Halle, Wetzlar, Hannover, Regensburg, oder Heſſen, Baireuth, Tyrol, überall iſt es ein andrer, ein eigenthümlicher Verluſt, und überall doch nur die eine Urſache dazu, die fremde Herrſchaft! Wie traurig ſteht auch dieſes einſt ſo glückliche und ſtolze Frankfurt da! Die alte Reichsſtadt, welche in ihren Mauern ehemals die Wahl und Krönung des Kaiſers geſchehen ſah, froh der Freiheit und des mit ihr verbundenen Wohlſtandes, wie ſehr iſt ſie geſunken! Zwar belebt ſind auch jetzt noch die Straßen und Märkte, mancher gute Erwerb iſt noch in den Händen der Bürger, ja ſogar auch neuer Reichthum entſtanden, und der Name der Stadt iſt auf das ganze Gebiet eines bedeutenden Großherzogthums ausgedehnt worden; allein der innere Kern deutſchen Lebens iſt angegriffen, und ſchwindet täglich mehr dahin. Die Verfaſſung der Stadt war voller Mängel und Mißbräuche, das giebt jeder Verſtändige zu; aber nur aus eigner, einheimiſcher, freier Entwicklung können ſolche Fehler verbeſſert werden; die fremde Hand kann abſchaffen, aber nicht heilen, nicht verbeſſern. Das bezeugen auch hier tauſend Klagen, die laut den Arm des Rächers und Befreiers anrufen. So fordert eine ſtrenge Konſkription — an ſich die gerechteſte Maßregel, aber unter dem fremden Joche die ſchrecklichſte — nun auch das Blut der Unglücklichen, das in fremden Schlachten am Tajo und vielleicht an der Wolga ſoll verſpritzt werden, damit die Nachbleibenden um ſo ſichrer gefeſſelt ſeien! Eine billige Vorſtellung der Bürger, daß die Befreiung vom Kriegsdienſte durch Stellvertreter auf dieſelbe Weiſe, wie es in Frankreich geſchieht, eingeführt würde, iſt mit Härte abgewieſen worden, und die Behörde zieht das Loskaufgeld ein, während die übrigen Kriegspflichtigen nun doch die beſtimmte Anzahl zum Dienſte ſtellen. So haben es die Deutſchen in vielen Stücken ſchlimmer, als ſelbſt die Franzoſen, und ich habe ſchon von vielen Leuten hören müſſen, für das äußre Gedeihen müßte das Volk wünſchen, gleich völlig zu Frankreich geſchlagen zu werden. Doch iſt es wahrlich nicht der äußre Vortheil allein, der die Wünſche des Volks beſtimmt. Hier iſt ſeit langer Zeit ein Stapelplatz des franzöſiſchen Weſens für Deutſchland, unzählige Bezüge reichen nach Frankreich hinüber, ſeit Jahren ſind hier franzöſiſche Truppen und Verwaltungen, aber ungeachtet alles deſſen hat ſich faſt nichts von franzöſiſchem Sinn hier feſtgeſetzt, vielmehr eine immer ſtärkere Gegenſtemmung erhoben. — Ich habe einem Balle des Caſino beigewohnt; die Geſellſchaft war zahlreich, alter Adel, Kaufleute, Offiziere von der franzöſiſchen Beſatzung. Unter den Frauen waren bildſchöne Geſichter, die Anzüge reich und geſchmackvoll; man verſicherte mit Beſtimmtheit, ſeit fünfzehn Jahren habe keine namhafte Frankfurterin ſich mit einem Franzoſen verheirathet. Der Gouverneur der Stadt, Graf Taſcher, ſcheint ein gutmüthiger, muntrer Menſch, er befand ſich anſpruchslos in der Geſellſchaft, und man bekümmerte ſich wenig um ihn; aber andre Franzoſen wollten ſehr als Herren auftreten, und nahmen dem Gouverneur ſogar übel, daß er ſein Anſehen nicht ſtrenger behauptete. Sehr angenehm war mir die Bekanntſchaft des Herrn von Gontard, ehemaligen öſterreichiſchen Oberſtlieutenants im Klenau'ſchen Chevauxlegersregiment, der mich nach vielen ſeiner alten Kammeraden fragte. Wie ein romantiſches Land, von dem wüſte Meere trennen, lebt in dem öſterreichiſchen Heere noch das ſogenannte „Reich" in beſtem Andenken, und wiederum ſteht den Reichern eben ſo das ſchöne kaiſerliche Heer in der Erinnerung, welches in dieſen Gegenden ſo lange Zeit mit wechſelndem Glücke gekämpft. Wie viele Frankfurter ſprachen mit Entzücken von jenen frühern Jahren! Nun ziehen täglich hier unter unſern Fenſtern die franzöſiſchen Truppen vorbei, und lärmen mit ihren Trommeln und ihrer Muſik durch die Straßen. Ich ſollte deſſen ſchon gewohnt ſein. Ich werd' es nie gewohnt.

Das Denkmal, welches Friedrich Wilhelm der Zweite vor dem Friedberger Thore den dort am 2. Dezember 1792 gefallenen Heſſen hat errichten laſſen, iſt mir noch werther und lieber geworden, als im Frühjahr 1809, da ich es zum erſtenmale ſah. Friedrich Wilhelm der Zweite hatte in Künſten hohen und edlen Geſchmack. Die Einfachheit des Ganzen, der viereckige Stein, der auf Baſaltſchichten ruht, die großen ehernen Sinnbilder, Helm, Schild, Widderkopf und ſo weiter, alles zuſammen macht einen würdigernſten Eindruck, wie ſelten ſolche Denkmäler pflegen, die gar leicht in der Anlage verunglücken. Auch die Namen der Gemeinen ſtehen auf der ehernen Tafel. Solcher Steine ſollte man mehr in Deutſchland finden! Sie reden zu allem Volke, während Schrift und Erzählung nur in einem ſich ſtets verengenden Kreiſe fortbeſtehen.

Ich will mich abwenden vom Staat und Krieg; Gottlob, das Vaterland hat noch andre Seiten, die nicht gleich jenen beſchädigt und verdorben ſind. Hier iſt Goethe geboren; deß will ich gedenken, und mich freuen! Die ganze Stadt iſt mir ſein geweihtes Denkmal: hier erblühten die kindlichen Sinne, hier ſogen ſie zuerſt die Lebensnahrung ein, die nachher aus ſeinen herrlichen Schöpfungen über die ganze Nation ſich verbreitete; dieſe Häuſer hat er betreten, dieſe Straßen durchwandelt, unſchuldig und ahndungsvoll, dieſer Glockenſchlag tönte ihm und maß ihm die Stunden ab, dieſe Mitbürger umwogten ihn! Wie im Zauberſchwunge rauſchen alle früheren Auftritte und Begegniſſe Wilhelm Meiſter's neubelebt an mir vorüber, und die reine blühende Seele Goethe's tritt daraus hervor. Geliebter Dichter, der du aus deutſchem Boden und Leben wie ein Rieſenbaum dich erhebſt, und den grünenden laubreichen Wald jüngerer Bildung um deinen mächtigen Stamm verſammelſt, ein Mittelpunkt und Urbild des Vaterlandes, laß mich hier dich in Gedanken als zartes Bäumchen umfaſſen, und deine junge Rinde küſſen!

Sechsundzwanzigſter Abſchnitt.

Harren und Streben.

Prag, 1811.

Nach dem wechſelvollen Leben, das ich ſo lange geführt, erſchien der herkömmliche Beſatzungsdienſt und überhaupt der ganze Aufenthalt in Prag ſehr beſchränkt und einförmig. Die drückenden Zeitläufte machten ſich überall fühlbar, der ſinkende Werth des Papiergeldes verurſachte auf allen Seiten Verluſt und Unſicherheit, der geſellige Zuſammenhang war ſchwach, und außer der ſchroffen Trennung der Stände wirkte hier auch der Unterſchied der Volksſtämme ſehr merklich. Doch ſtanden die deutſch und die böhmiſch redenden Eingebornen noch nicht ſo ſehr von einander ab, als von beiden wir deutſche Ausländer, die wir an Sinn, Richtung und Gewohnheiten hier entſchieden fremd waren, und trotz manches Bemühens nicht heimiſch wurden. Beſonders traf dies die zahlreichen Offiziere, welche aus Norddeutſchland wegen des Krieges nach Oeſterreich gekommen waren, und jetzt im Heere noch fortdienten. Auf einander angewieſen, hielten wir ſo viel als möglich zuſammen, erfuhren aber auch, daß die Gleichheit des Aeußerlichen noch lange keine Gemeinſchaft bildet. Die mir am werthvollſten geweſen wären, hatte der Zufall entfernt, und der Nähe und Bereitwilligkeit mancher Anweſenden mocht' ich mich lieber entziehen. Dagegen hört' ich zwei deutſche Namen jetzt in Prag nennen, nach denen ich früher dort und anderswo vergebens gefragt hatte, und zu welchen ich mich lebhaft hingezogen fühlte. Der Hauptman Ernſt von Pfuel, mir aus dem Lebenskreiſe von Nennhauſen ſehr wohl, aber noch nicht perſönlich, bekannt, war der eine dieſer Männer; der ehemalige preußiſche Miniſter Freiherr vom Stein, geächtet von Napoleon und hochgeehrt von allen deutſchen Vaterlandsfreunden, war der andre.

Stein war in Berlin durch die franzöſiſche Achtserklärung mitten in ſeinen Amtsgeſchäften überraſcht worden, und hatte ſeine Zuflucht nach Oeſterreich genommen. Hier waren während des Krieges ſeine Hoffnungen und ſein Haß heftig angeregt, und auch nach dem Frieden hielten beide ſich voll unmuthigen Eifers aufrecht. Er wollte jetzt in Prag möglichſt ruhig abwarten, wie die Weltereigniſſe ſich ferner entwickeln würden; der Ort war zu Beobachtungen wohlgelegen, bot vielerlei Hülfsmittel, und auch geſelligen Anhalt genug für einen Mann, der durch Geburt und Würden überall zu den Kreiſen der hohen Ariſtokratie gehörte.

Von ſeiner unbeugſamen Geſinnung, der Schärſe ſeines Geiſtes und der ungemeinen Heftigkeit ſeiner Gemüthsart erzählte man vielerlei Züge, welche ihm überall, wo der Franzoſenhaß glühte, Bewunderung und Zutrauen erwarben, und einen Helden in ihm ſehen ließen, auf den das Vaterland einſt würde rechnen dürfen. Zwar fanden ſich ſchon damals manche Stimmen, welche ſo raſchem Muthe nicht ganz vertrauen wollten, an den Grundſätzen des Staatsmannes vieles tadelten, ihn thörichter Vorurtheile für alles Alte beſchuldigten, und denen die Befreiung Deutſchlands weit eher durch maßvolle Klugheit und beſonnene Tapferkeit, als durch heftigen Ungeſtüm zu hoffen ſchien; ſolche Stimmen riefen dann auch wohl die Umſtände zurück, durch welche Stein in ſeine jetzige Lage gerathen war, und höchſt unzeitig einen Wirkungskreis verloren hatte, der ihm für ſeine Zwecke nicht ſchöner geboten ſein konnte. Dieſe Umſtände konnten allerdings ſeiner Beſonnenheit nicht zum Lobe gereichen; doch waren ſie damals nur ungefähr bekannt, der genauere Hergang aber war folgender. Von Königsberg ſollte der Aſſeſſor Koppe mit Aufträgen nach Berlin und weiter in das nördliche Deutſchland abgeſendet werden. Stein kam von einer Mittagstafel, wo viel getrunken worden war, und fand den ſchon Reiſefertigen, der ſich die letzten Befehle erbat; Stein hieß ihn einen Augenblick warten, trat an ein Pult, und ſchrieb ſtehend in Eile und Eifer noch an den Fürſten von Wittgenſtein einen Brief, den jener empfing, und dann abreiſte. Die Sache blieb ſo gut wie vergeſſen, als plötzlich die Nachricht kam, Koppe ſei von den Franzoſen aufgefangen und ſeiner Briefſchaften beraubt worden. In der Unruhe und Beſorgniß, welche dies erregte, bekannte der Graf von der Golz, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, er ſei in großer Angſt wegen einiger Briefe, in denen er ſich über Napoleon ſcherzend ausgelaſſen. „Das war recht dumm von Ihnen!“ fuhr ihn Stein ſogleich an; und ſodann befragt, was er ſelber denn für Briefe geſchrieben, verſetzte er gutes Muthes: „O was ich geſchrieben habe, das dürfen die Franzoſen alles leſen!“ Bald nachher las er ſeinen Brief an den Fürſten von Wittgenſtein im Moniteur abgedruckt, und mußte nun den Inhalt, auf den er ſich vorher kaum hatte beſinnen mögen, allerdings für verfänglich und unbedacht erkennen. Bei dem lautgewordenen Unwillen Napoleon's konnte Stein nicht füglich preußiſcher Miniſter bleiben. Er reichte daher ſeine Entlaſſung ein, dachte indeß auch jetzt ſo wenig an Gefahr, daß er vorläufig nach Berlin zu reiſen wagte. Hier aber las er unerwartet im Moniteur ein Dekret Napoleon's aus Madrid, durch welches le nommé Stein, als Aufruhrſtifter gegen die Franzoſen, vogelfrei erklärt wurde. Für Stein blieb nun nichts übrig, als zu fliehen. Da die Wege nach England verſperrt waren, ſo konnte nur Oeſterreich eine ſichere Zuflucht bieten. Die franzöſiſchen Behörden hatten den preußiſchen bereits die Auslieferung des Geächteten nachſuchen müſſen, thaten jedoch nichts, was ſeine Flucht hindern konnte; in dem Dekrete war le nommé Stein nicht auch als der Miniſter bezeichnet, dieſe Unbeſtimmtheit kam ihm zu Statten, er behielt zwei Tage Zeit, ſeine Anſtalten zu treffen, und gelangte glücklich nach Oeſterreich.

In ſolchen Fällen aber zeigt ſich die Aechtheit eines Karakters im glänzendſten Lichte; die wahre Größe iſt von ihren ſie begleitenden Mängeln unabhängig, und Schwächen und Irrthümer werden ihr nicht angerechnet; die Stimme des Volks, von richtigem Gefühl geleitet, hält ihre ächten Helden über Unfälle und Mißgeſchicke empor, und ſpricht ſie los von der Verpflichtung des Erfolgs. Daß Blücher bei Lübeck ſich mit ſeinen Truppen gefangen geben mußte, hat ihm in der Meinung nicht geſchadet, man ſah in ihm nicht minder den Helden, dem die Zukunft anzuvertrauen ſei. Eben ſo können wir von Stein ſagen, daß die erzählte Uebereilung, welche ſo große Entwürfe und Bereitungen zerrüttete, ihm in der Meinung eigentlich kaum geſchadet hat; man bedauerte das Vorgegangene, lächelte darüber, aber die Verehrung und das Zutrauen nahmen nicht ab, im Gegentheil, Stein's Unfall beglaubigte ihn als unwiderruflichen Feind der Franzoſen, dem keine Ausſöhnung möglich ſei, und deſſen Verſehen ſogar nur den Eifer kund gab, der in jeder auch kleinſten Gelegenheit ſich ſelber bloßzuſtellen kein Bedenken trug. In ſolchem Anſehen und ſolcher Würdigung lebte Stein bei den Beſten und Würdigſten in Prag.

Er ſtand mit den vornehmen Familien in hergebrachtem Verkehr, hielt ſich aber im Ganzen ſehr zurückgezogen, und hatte nur wenig Umgang, der auch ſelten ſeinen Anſprüchen genügen konnte. Denn er machte unausgeſetzt die größten Forderungen. Ehrenfeſt und deutſch wollte er die Menſchen, aber auch fein und wohlgeſittet, von wiſſenſchaftlicher Bildung, aber auch entſchloſſen und thatkräftig, wo möglich noch unterhaltend durch Geiſt und Witz. Freilich war er ſelbſt dies alles, aber nur ſelten wurde ihm dergleichen dargeboten, in Prag nur durch Pfuel, die Grafen von Sternberg, und vielleicht noch zwei bis drei Andere. Er war auch ſchon zufrieden, ſolche Eigenſchaften theilweiſe vorzufinden, oder in ſolcher Richtung den guten Willen. Ich hatte über Paris und Napoleon mancherlei aufgeſchrieben, war kürzlich durch einen großen Theil von Deutſchland gereiſt, hatte ja auch ſchon gegen die Franzoſen gefochten, dies alles, wovon Stein hörte und angezogen wurde, verſchaffte auch mir die Gunſt, daß er mich kennen lernen wollte. Pfuel führte mich zu ihm.

Der Empfang ſollte freundlich ſein, die Abſicht war nicht zu verkennen, aber trotz derſelben gerieth er doch ziemlich ſchroff und rückſichtslos. Man ſah es dem Manne gleich an, daß er ohne viele Umſtände zu verfahren liebte, und faſt nur gezwungen, durch entſchiedenes Machtanſehen, wahre Geiſteskraft oder trotzige Selbſtſtändigkeit, einen andern Menſchen ſo gelten ließ, um mit ihm auf einer Art von gleichem Fuße zu verkehren. Ich werde mich nicht rühmen, gegen Stein irgend eine Poſitur behauptet zu haben; wie hätte ich daran denken und dies mir gelingen können. Aber ich kann ſagen, daß auch er mir im geringſten nicht imponirte, und daß ich ihm gegenüber meine Selbſtſtändigkeit irgend beſchränkt gefühlt hätte. Ich fand ihn einfach und ungezwungen, ganz ohne Stolz und Schein, und ſo war ich ebenfalls einfach und natürlich, ohne andere Unterordnung, als welche der äußerliche Abſtand gebot. Gleich bei dem erſten Beſuche, bei Erwähnung mancher politiſchen Bezüge, in dem Urtheil über Perſonen und Schriften, thaten ſich merkliche Verſchiedenheiten der Anſichten hervor, und Stein ſchien verwundert, daß ich die meinigen nicht ſogleich berichtigen ließ. Doch reizte ihn der Widerſpruch nicht unangenehm, und er lud mich lebhaft und dringend zu häufigen Beſuchen ein. Ich hatte dazu mehr als Einen Antrieb. Meine Verehrung war aufrichtig und unbegränzt; den hohen Werth eines ſolchen Mannes erkannte ich mit allem Eifer, mit entſchiedener Hoffnung künftigen Erfolgs, ſowohl für die allgemeine Sache, als für mich insbeſondere. Hier ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, ſchien in meinen Lebenszwecken ganz eigentlich begründet, früher oder ſpäter mußten wir doch in gleichen Richtungen zuſammentreffen, und ich konnte mir nicht verhehlen, daß mir dabei nur Ehre und Vortheil erwachſen würde. Aber ich hatte noch ein anderes Anliegen. Für meine künftige Laufbahn mußte ich Studien unternehmen, die ich früher hatte vernachläſſigen dürfen, und für welche mir jetzt in Prag ſowohl Anleitung als Bücher fehlten. Mit völligem Vertrauen hatte ich dem kenntnißreichen Staatsmanne meine Unwiſſenheit aufgedeckt, und ſeinen Rath und Beiſtand erbeten, um auf kürzeſtem Wege in die Zweige praktiſcher Staatskunde einzudringen, deren ich am meiſten zu bedürfen ſchien. Sehr bereitwillig ſagte er mir Hülfe zu, ſowohl durch mündliche Belehrung, als durch den reichen Vorrath ſeiner Bücher, die er nach Prag hatte nachkommen laſſen.

So oft ich nun zu Stein kam, hörte ich gleichſam ein privatissimum über Gegenſtände der Staatswirthſchaft, erläutert durch Beiſpiele aus dem Geſchäftsleben ſelbſt, wobei zwar keine geordnete Folge herrſchte, aber doch die wichtigſten Anſichten und Thatſachen mir auf die lebendigſte Weiſe dargeboten wurden. Seine eigne Lebhaftigkeit riß ihn fort; jede Unkunde, die er wahrzunehmen glaubte, jeder Zweifel, der ſich zu äußern wagte, ſteigerte ſeinen Eifer und er nahm ſich die Geduld, in die ausführlichſten Erläuterungen einzugehen. Bei ſolcher Gelegenheit fehlte es nicht an perſönlichen Bemerkungen, beſonders über preußiſche Staatsbeamte, und die Kritik ihrer Handlungen gab ihm noch mehr Herzenserleichterung, als mir Belehrung, wobei mir nicht entging, daß in der Sache und in der Form ſeine raſchen Ausſprüche als parlamentariſche Oppoſition oft von außerordentlicher Wirkung hätten ſein müſſen. In ſeinen Lieblingsvorſtellungen ganz ritterlich geſinnt, auf einen ſtarken und reichen Adel haltend, war Stein zugleich der eifrigſte Bauernfreund, und wollte den Landmann durchaus frei und ſelbſtſtändig wiſſen. In dieſem Betreff rühmte er die neue preußiſche Geſetzgebung, die zwar nicht, wie man faſt allgemein geglaubt, von ihm ausgegangen war, aber doch jede Förderung erhalten hatte. Hierbei kam er auf die Verdienſte des in Königsberg verſtorbenen Profeſſor Kraus, deſſen Schriften er mir gab und empfahl, und den er gegen neuere Angriffe mit Zorn vertheidigte. In Berlin nämlich gab damals Heinrich von Kleiſt deutſche Blätter heraus, in welchen Adam Müller den Werth von Kraus ſehr herabſetzte, und ihn für einen bloßen Nachſprecher Adam Smith's erklärte, deſſen Grundſätze, als den Gewerbefleiß zum

Nachtheil des Adels begünſtigend, ſchon nicht mehr gelten ſollten. Stein aber ſagte von Kraus: „Der Mann hat mehr gethan, als dieſe Herren je vernichten werden. Die ganze Provinz hat an Licht und Anbau durch ihn zugenommen, ſeine Belehrung drang in alle Zweige des Lebens, in die Regierung und Geſetzgebung ein. Hat er keine neuen glänzenden Ideen aufgeſtellt, ſo iſt er dafür auch kein ruhmſüchtiger Sophiſt geweſen, und die einfache Wahrheit klar und rein vorgetragen, auf ihren richtigſten Ausdruck gebracht, und Tauſenden von Zuhörern erfolgreich mitgetheilt zu haben, iſt ein größeres Verdienſt als durch Geſchwätz und Paradoxieen Aufſehen zu erregen. Aber ſo verhält es ſich nicht einmal: Kraus war kein Nachbeter, Kraus hatte eine unſcheinbare und doch geniale Perſönlichkeit, die ſeine Umgebungen mächtig ergriff, er hatte Blitze neuer Einſichten, großer Anwendungen, und ſetzte uns durch ſein unerwartetes Urtheil oft in Erſtaunen. Wenn er indeß ſein A. B. C. vortrug, ſuchte er das B. nicht hinter das C. zu ſetzen, und eine ſolche Neuerung als geiſtreich auszuſchreien. Leſen Sie ſeine Schriften, klar und einfach iſt da alles, und mehr brauchen Sie für jetzt nicht. Nebenher leſen Sie mir auch die Franzoſen, um zu vergleichen und zu prüfen, die Leute haben auch was gethan!“ Wenn Stein ſo eiferte, gerieth ſeine Stimme und Gebärde in eine eigene Art von Zitterung, wobei er die Augen zudrückte, und die Worte zuletzt kaum noch ausklingen ließ. Aber wie traf gleich darauf ſein Blick groß und durchdringend den Zuhörer, welchem er dann jeden geheimen Widerſpruch auf dem Geſichte las, und mit neuem, oft hartem und verletzendem Anlauf entgegen drang! Mit ihm ein Geſpräch zu haben, war ein ſteter Kampf, eine ſtete Gefahr, nie konnte man ſicher ſein, durch eine plötzliche Wendung ſich feindlich behandelt zu ſehen, weil es ihm beliebte, den gerade Anweſenden, mochte dieſer auch ganz einſtimmig ſein, ſich als Widerſacher vorzuſtellen; und dies ohne üblen Willen, ohne perſönliche Abſicht, und ohne irgend einen bleibenden Eindruck in ihm ſelber. Dies gab dann auch dem Umgange Stein's einen eignen Reiz und ließ die Erregung, in welche ſein Geſpräch verſetzte, eher aufſuchen, als meiden; wie denn insbeſondere der Kaiſer Alexander ſpäterhin von dieſem rüſtigen und derben Weſen, das ſich den höchſten Perſonen gegenüber nur etwa durch einen Zuſatz von Laune mäßigte, ganz bezaubert war, und für Stein eben ſo große Zuneigung als Bewunderung empfand.

Durch Stein wurde ich auch mit mancherlei Zuſammenhang der politiſchen Dinge bekannt, der mir bisher entgangen war. Ich bekam Aufſchluß über allerlei, was in Berlin und im nördlichen Deutſchland vorbereitet wurde, und ſah nun Weg und Feld mit zahlreichen Fäden überkreuzt, die beim Weiterſchreiten nicht unbeachtet bleiben durften. Stein hatte thätige Verbindungen beibehalten, und war von allem, was in Berlin vorging, genau unterrichtet. Scharnhorſt und Gneiſenau waren die Männer ſeines Herzens. Nächſt ihnen rühmte er Niebuhr, den er als praktiſchen Staatsbeamten und als gründlichen Gelehrten gleich ſehr ſchätzte, und deſſen Buch über die Geſchichte Roms er mir zuerſt mittheilte, wobei er in aller Bewunderung des Scharfſinns und der Gelehrſamkeit doch bedauerte, daß Niebuhr eigentlich kein Deutſch ſchriebe, ſondern im Deutſchen immer Engliſch werden wolle, durch deſſen frühes und eifriges Studium er ſeinen Stil verdorben habe. Von den deutſchen Gelehrten dachte er im Ganzen nicht vortheilhaft; doch lobte und empfahl er die Schriften von Heeren als gründlich und praktiſch, und beſonders pries er Fichte'n wegen ſeiner Reden an die deutſche Nation; die Philoſophen mochte er ſonſt wenig leiden, und erklärte die damaligen neueſten geradezu für verrückt. Auch Schleiermacher's philoſophiſche Religion war ihm zu geiſtreich und in Betreff der Rechtgläubigkeit mehr als verdächtig. Große Stücken hielt er auf Juſtus Gruner, von deſſen Muth und Gewandtheit im Geheimkriege der preußiſchen Behörden gegen die franzöſiſche Polizei und Herrſchaft die merkwürdigſten Beiſpiele erzählt wurden. Von ihm wird ſpäter noch die Rede ſein.

Hatte ich bei dieſen Unterweiſungen und Aufſchlüſſen mich nur belehren zu laſſen und fügſam und dankbar zu erweiſen, ſo gab es dagegen andere Gegenſtände, bei welchen mir eine thätigere Rolle zugewieſen war. Um ſeine vielen Stunden würdig und zugleich fruchtbar auszufüllen, hatte Stein ein ernſtes Studium der franzöſiſchen Revolution vorgenommen, er wollte dieſen Ereigniſſen, aus welchen die Geſchicke der Welt noch unmittelbar herabſtrömten, Einmal auf den Grund ſehen, ihre ſtarken und ſchwachen Seiten kennen. Die damals erreichbaren Hülfsmittel lagen auf ſeinen Tiſchen, er las die Schriften aller Partheien, und ſcheute die großen Bände des Moniteur nicht, um die öffentlichen Verhandlungen aus der Quelle zu ſchöpfen. Seine Geſpräche lenkten natürlich jedesmal auch auf dieſen Gegenſtand ein, über den ſeine Empfindungen und Anſichten auszuſprechen er am liebſten ſelbſt eine Rednerbühne beſtiegen hätte. Jeder meiner Beſuche fand ihn fortgeſchritten, in dem Geſchichtsgange, und ich konnte die Eindrücke jeder Epoche genau wahrnehmen. Sein Haß gegen die Revolution war gränzenlos, beſonders in den erſten Zeiten, wo noch ſo oft durch wenige Maßregeln und einige Entſchloſſenheit alles hätte gewendet werden können. Die Franzoſen von 1789 waren ihm ſchon die jetzigen, die Republikaner ſchon die von Napoleon unterjochten und den Deutſchen ſchmachvoll aufliegenden kaiſerlichen Kriegsknechte; die Vorgänge, in denen das Volk ſiegte, erfüllten ihn mit Grimm, er hätte dem Hof, den Miniſtern, den Generalen noch jetzt ſeine Kraft und Entſchloſſenheit leihen mögen. Wenn Mirabeau und Lafayette einige Gnade bei ihm fanden, ſo war es, weil ſie ſolche Kraft, die ſie zuerſt gegen den Hof wandten, zuletzt auch der Volksmeinung entgegenſetzten. Sonſt verwarf er alle Theilnehmer der Revolution in ein- und dieſelbe Verdammniß. Ich ſtimmte ihm hierin nicht bei, und faßte überhaupt die Ereigniſſe mehr in ihrer Beſonderheit auf, ſuchte ſie aus ihren eigenthümlichen Umſtänden und Antrieben zu erklären, und wollte eine unabwendbare Entwickelungsfolge in ihnen ſehen. Stein fand dies kleinliche Geſchichts-Sachwalterei, wollte von genauen Erwägungen wenig hören, und hielt ſich als Mann der That und des Kampfes an den kurzen Entſcheid: alles dort drüben ſei der Feind, und er müſſe in Summa geſchlagen und vertilgt werden.

Jedesmal hatten wir hierüber Streitigkeiten. Ich gab zu, daß im Schweben der Schlacht kein Unterſchied zu machen ſei, aber nach dem Kampfe folge die Geſchichte wie ein Lazareth, wo man auch den Feind ſchonend behandle und wohl Rückſicht nehme, ob er aus Wahl und Abſicht oder Zufall und Zwang es geworden ſei. Ich war in der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte, beſonders in den Anfängen, nicht unbewandert, und konnte manche Thatſache, manchen Karakterzug anführen, welche Stein nicht ganz verwerfen durfte; bisweilen ließ er ſich den Widerſpruch gefallen, wie er denn überhaupt mit jeder Entſchiedenheit artiger umging, als mit feigem Nachgeben, welches er gewöhnlich mißhandelte. Allein ich ſtand in jedem Betracht hier zu ſehr im Nachtheil, um dieſe Erörterungen zu lieben, welche doch jedesmal den ganzen Umgang auf's Spiel ſetzten. Verſchweigen wollt' ich meine Meinung nicht, aber ſie ganz herauszuſagen war oft kaum thunlich. Ich erinnere mich, Einmal gereizt und gedrängt zu Stein geſagt zu haben, er ſei ein Reichsfreiherr, ein Adeliger und Vornehmer, und habe als ſolcher im gegebenen Falle ein beſtochenes Urtheil. Ich erſchrak, als ich dieſe Kühnheit ausgeſprochen. Stein aber ſchwieg einen Augenblick, wurde ganz gelaſſen, und ſagte mit mildem Ernſt und großer Würde: ich machte ihm da einen Vorwurf, der einigen Schein habe, jedoch um mir zu zeigen, daß er ihn im Allgemeinen doch nicht ſo ganz verdiene, wolle er mir beiſpielsweiſe nur ſagen, daß, wenn er auch zu dem älteſten Adel gehöre, und in adeligen Gewöhnungen und Anſichten herangewachſen ſei, doch die eigentlichen vertrauten Freunde, die er in ſeinem Leben gehabt, freilich aber ſpäter wieder habe aufgeben müſſen, beide bürgerlich geweſen; er meinte Rehberg und Brandes. „Nicht wahr?“ fügte er hinzu, „das haben Sie wohl nicht gedacht?“ Meine Beſchämung konnte mich ſo ſehr nicht beugen, daß nicht der Anblick des trefflichen und in ſolchen Momenten wahrhaft liebenswürdigen Mannes mich noch mehr erhoben hätte.

Eines Tages aber fand ich ihn wieder über dem Moniteur und ganz ungewöhnlich aufgeregt. Er ſprach mit Lebhaftigkeit über die Revolution, aber ſchimpfte nicht. Er war zu dem Nationalkonvent gelangt, und hier, wo ſein Haß den Gipfel erreicht haben mußte, wo die Verurtheilung und Hinrichtung Ludwig's des Sechszehnten, die gehäuften Gräuel und Schreckniſſe aller Art ihn empören mußten, ſah er ſich zu ſtaunender Bewunderung hingeriſſen durch die ungeheure Kraft und beiſpielloſe Macht, mit welcher der Wohlfahrtsausſchuß das innere Frankreich beherrſchte, und nach außen allen Feinden ſiegreich die Spitze bot. Dieſe gewaltſamen Maßregeln, dieſe furchtbare Strenge und faſt übermenſchliche Thätigkeit, imponirten ihm, dieſe waren ſeines Weſens und Geſchmacks, ſolche hätte er ſelber jetzt zur Rettung Deutſchlands gegen die Franzoſen anwenden mögen. Wie kräftig dieſe Leute geweſen, was ſie alles geleiſtet und durchgeſetzt, hörte er nicht auf zu preiſen, und hielt eine begeiſterte Lobrede auf jenen Ausſchuß, den er mir vorwarf nicht gehörig zu erkennen. Denn freilich konnt' ich auch diesmal ihm nicht beiſtimmen: manche Vorgänge der Revolution waren mir in günſtigem Licht erſchienen, ich hatte die erſte Nationalverſammlung bewundert, die talentvollen Girondiſten beklagt, aber von frühſter Zeit waren mir die Jakobiner und ihre Gräuel zum Abſchen, und die Größe eines Danton und Robespierre nur ſchauderhaft. Schon bei dem nächſten Beſuche hatte auch Stein von ſeiner Bewunderung nur noch Abſchen, und im weitern Verfolge der Revolutionsgeſchichte fand ich ihn nur noch Einmal beſonders aufgeweckt, als er zu den Unfällen des Direktoriums gekommen war, wo es ihm wohlthat, ſeinem Haſſe auch einmal volle Verachtung beimiſchen zu können. Man wird mir zugeben, daß ich durch die Geſprächsbegleitung des Stein'ſchen Studiums einen Kurſus über die neuere Zeitgeſchichte gemacht, wie er nicht leicht wieder vorkommt!

Mehr, als mit meinen mündlichen Aeußerungen war Stein mit meinen ſchriftlichen Aufſätzen zufrieden, in denen ich einen Theil meiner Reiſewahrnehmungen niedergelegt hatte. Er trieb mich unaufhörlich zum Schreiben an, zum Schreiben im deutſchen Sinn, zum Schreiben gegen die Franzoſen. Es könne nicht genug in dieſer Art geleiſtet werden, und der Augenblick, meinte er, wo dergleichen gedruckt werden könne, werde ſchon kommen. Er freute ſich, daß Graf Schlabrendorf, von dem ich viel hatte erzählen müſſen, durch ſein Buch über Napoleon dieſem den größten Schaden gethan, und die Augen der Welt enttäuſcht habe, er freute ſich der Blätter Arndt's, die zu ihm gelangt waren. Jede feindliche Aeußerung gegen das franzöſiſche Kaiſerthum that ihm durchaus Genüge. Ueberhaupt blieb das Vernehmen, ſo lange ſein Aufenthalt in Prag dauerte, ziemlich ungeſtört. Später wurde der Abſtand in Meinungen nicht nur, ſondern auch in Rang und Stellung allzu trennend. Seine Heftigkeit hab' ich als auf mich perſönlich gerichtete nie erfahren, wohl aber oft peinlich beſtanden, wenn er ſich wider Andre tobend ausließ.

Stein's Raſchheit und Ungeſtüm hing ganz mit ſeiner körperlichen Organiſation zuſammen. Er fragte mich einmal nach der Zahl meiner Pulsſchläge, und hielt mir dann lachend die Hand hin, ich ſolle die ſeinigen einmal zählen. Es waren über hundert in der Minute. Dies, verſicherte er, ſei von jeher ſein gewöhnlicher Puls, bei dem er ſich vollkommen wohlbefinde. Er ſchien ſelber dieſe Eigenheit als einen Freibrief der Natur anzuſehen, der ihm ſchon erlaube, etwas lebhaftere Aufwallungen zu haben, als andere Menſchen. Bei Gelegenheit Stein's, auf den ich in der Folge noch oft zurückkommen muß, hab' ich auch eines Staatsmannes zu erwähnen, den ich in Prag einigemal mit ihm zuſammen ſah. Dieſer war der ehemals mainziſche Domherr Graf Friedrich von Stadion, zuletzt öſterreichiſcher Geſandter in München. Er und ſein Bruder Philipp, der öſterreichiſche Finanzminiſter, waren Enkel des berühmten Grafen von Stadion auf Warthauſen, des hochgebildeten

Staats- und Weltmannes, von dem und ſeinem Zögling Laroche uns Goethe ſo merkwürdige Züge berichtet hat. In vielem Betracht war Graf Friedrich das Gegentheil von Stein, ruhig, milde, tiefen und zarten Sinnes, dabei welt- und geſchäftskundig im größten Stil; an Rechtſchaffenheit aber und edler Geſinnung ſtand er wohl mit Stein zu vergleichen, ſo wie an Entſchloſſenheit und Kraft, wo es galt beſonnen und nachhaltig auf einen beſtimmten Zweck hinzuwirken. Die Wendung der öffentlichen Angelegenheiten hatte ihn von den Geſchäften entfernt, und er befand ſich, wie Stein, zu ſtiller Betrachtung und Erwartung verurtheilt. Sie achteten und liebten einander beide, und wenn man ſie zuſammen ſah, ſo verſchieden an Geſtalt und Art, aber beide ſo edel und tüchtig, ſo einfach und durchbildet, dann konnte man die würdigſte Vorſtellung von deutſchem hohen Adel faſſen, dem dieſe beiden Männer ſo ausgezeichnete Vertreter waren.

Nur allzuſchnell erlitt dieſer belehrende und unterhaltende Umgang eine Unterbrechung. Schon früher eingeleitete Geſchäfte veranlaßten, daß ich zu deren Betreibung nach Wien geſchickt wurde. Ich hatte den Erzherzog Karl, die Generale Grafen von Radetzky, Fürſten Aloys von Liechtenſtein, Grafen von Neipperg, und viele andre Perſonen hoher Stellung und Wirkſamkeit, anzugehen, und es geſchah meiſt mit glücklichem Erfolg. Dem Grafen von Metternich fand ich mich auf's neue verpflichtet durch das ausgezeichnete Wohlwollen, das mir ſeit Paris bei ihm unverändert fortbeſtand. Ich war beglückt, meine Freunde Williſen und Meyern wiederzuſehen, beſuchte eifrig das Humboldt'ſche Haus, verſäumte das Arnſtein'ſche nicht, hatte öftere Geſpräche mit Gentz, mit Friedrich Schlegel, und fand in der Wiener Geſellſchaftsfluth, welche der Jahreszeit gemäß eben am höchſten ſtand, alte und neue Bekannte in Menge.

In Betreff der allgemeinen Stimmung, welche richtig aufzufaſſen mir beſonders angelegen war, erſchien mir merkwürdig, wie hier das Leben zwei verſchiedene Richtungen, die keiner Vereinigung fähig ſchienen, ganz friedlich zuſammenflocht. Der äußerlichen Geltung nach war alles in Freundſchaft und Bündniß mit Frankreich, der öffentliche Ausdruck hievon war überall ohne Widerſtreit angenommen; in den Geſinnungen aber trat durchaus das Gegentheil hervor und alle nicht unmittelbar jenem Ausdruck angehörigen Regungen ſtrebten offenbar in entgegengeſetzter Richtung. Daß der Zwang jenes äußerlichen Verhältniſſes nicht dauern ſolle, daß er abgeworfen werden müſſe, darüber herrſchte allſeitiges Einverſtändniß und zweifelloſe Zuverſicht. Nur über den Zeitpunkt und Anlaß konnten die Meinungen verſchieden ſein, daraus einige Partheiung entſtehen. Die Kriegsmänner und die geſchäftslos Wartenden, wie Stein, Stadion und viele Andere, waren ungeſtüm; die aber im Drange des Tages Ringenden fühlten die Nothwendigkeit klugen Zögerns. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten hatte hier die ſchwierigſte Aufgabe, die er bewundernswürdig löſte, indem er die fremde Gebühr und eigne Aufrichtigkeit in freier und ruhiger Haltung zu vereinigen wußte. Im Schreiben herrſchte große Vorſicht, und man vermied, in Briefen die politiſchen Gegenſtände zu berühren; die mündliche Mittheilung aber war frei und kühn, und hatte in der That wenig zu fürchten, da ein Verräther oder Angeber in dieſem Gedränge gleichartiger Geſinnung ſchnell erſtickt worden wäre. Die Nachrichten aus Spanien von den Unfällen der Franzoſen konnten in England nicht freudiger aufgenommen, die Hoffnungen für Oeſterreich und Deutſchland nirgends eifriger genährt werden, als in dieſen Lebenskreiſen, und die Ausſicht eines Krieges zwiſchen Frankreich und Rußland erhöhte die Spannung der Gemüther durch die wichtigen Fragen, welche dieſer Fall für Oeſterreich zur Entſcheidung bringen mußte. Einen ſolchen Krieg an der Seite der Franzoſen mitmachen zu ſollen, dünkte Vielen unerträglich, während Andre behaupteten, im Vertrauen auf ein künftiges Ziel dürfe man keine Verläugnung ſcheuen, und müſſe jede Zwiſchenſtufe getroſt betreten. So ruhig, wie jetzt, ließen ſich aber dieſe entgegengeſetzten Meinungen damals nicht anſehen und verfolgen; in ihnen lag allerdings die Möglichkeit, welche auch wirklich geworden, daß Männer, welche noch eben als Waffenbrüder denſelben Fahnen angehörten, künftig unter feindlichen mit dem Degen einander gegenüber ſtünden, und ſo war es natürlich, daß in dieſem Zwieſpalt vielfach Anklage und Mißtrauen wechſelſeitig ausgeſprochen wurde. Der Gedanke, in ruſſiſche Dienſte zu treten, keimte ſchon in manchem Gemüth, und beſonders die Deutſchen aus dem ſogenannten Reich, welche nicht durch Geburt dem öſterreichiſchen Kriegsdienſte verbunden waren, glaubten ſich nicht verpflichtet, dieſem in allen ſeinen Wendungen zu folgen.

In dieſer Zeit kam die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom nach Wien, und das, wie nicht zu läugnen war, unabſehbar folgenreiche Ereigniß brachte die mannigfachſten Eindrücke hervor. Die Gegenſätze, welchen die damalige Epoche verfallen war, traten in das hellſte Licht. Die in den perſönlichen Verhältniſſen gegründete ächte Theilnahme durfte niemand anzugreifen wagen; die amtlichen Freudenbezeigungen und Feſtlichkeiten wurden dagegen um ſo feindlicher behandelt. Ich ſelbſt, durch des Grafen von Metternich ausdrückliche Fürſorge, wohnte dem großen Feſte bei, durch welches der franzöſiſche Botſchafter Otto die Geburt des franzöſiſchen Thronerben feierte, und wo der kaiſerliche Hof und hohe Adel Wiens in größtem Glanz erſchien; allein von achthundert Eingeladenen waren doch kaum ſechshundert erſchienen, und nachdem ſich der Kaiſer entfernt hatte, verſchwand auch ein merklicher Theil von dieſen. Für mich aber hatte dieſes Feſt noch einen beſondern Gegenſatz in einem andern, von dem ich wußte und abſichtlich erzählte. Während ich, mir ſelber ſonderbar genug, am 20. Mai bei dem franzöſiſchen Botſchafter das Feſt des Königs von Rom mitmachte, war in Prag für den 21. Mai zur Feier des Jahrestags der Schlacht von

Aſpern, ein Feſt bereitet, deſſengleichen man nicht geſehen hatte. Mein Oberſt, geſinnungsvoll und freimüthig, hatte es gerade in dieſer Zeit gelegen und zweckmäßig erachtet, dem neuſten Zuſtande der Dinge das Andenken dieſes noch ſo friſchen Sieges entgegenzuhalten, den man faſt gefliſſentlich vergeſſen zu wollen ſchien. Er gab daher ſeinem Regimente, welches in jener Schlacht mit Auszeichnung gefochten, ein militairiſches Feſt, an welchem, da die ſchönen öffentlichen Anlagen an der Moldau, der Bubnetſch oder Baumgarten genannt, der Schauplatz waren, die ganze Stadt Prag Theil nahm. Frei und ſelbſtſtändig ſchaltend, hatte er das Ungewöhnliche nicht geſcheut, und es erregte frohes Staunen und lauten Beifall, daß die Gemeinen hier in eine Ehrengenoſſenſchaft gezogen wurden, zu welcher meiſt nur die Offiziere ſich abzuſchließen pflegen. Einige Soldaten, welche von Aſpern her die Ehrenmünze im Knopfloche trugen, wurden von dem Oberſten und den Stabsoffizieren in offnen Wagen abgeholt, mußten obenan ſitzen, und bekamen auch an der Tafel die Ehrenplätze. An der Bewirthung fehlte es nicht, an Trinkſprüchen, Anreden und Geſängen eben ſo wenig; die vortreffliche Muſik der böhmiſchen Regimenter iſt bekannt, und ſo bedarf es keiner Verſicherung, daß der Eindruck des Feſtes weit über deſſen Anlage hinausging, und das eine Regiment nicht mehr ſich ſelbſt, ſondern das ganze Heer und Volk zu vertreten ſchien. Die friſche Kraft und Munterkeit dieſer Ausführung gefiel allgemein, und ſelbſt höheren Ortes wurden die kühnen Eigenheiten, welche doch gewaltig von dem Geiſte der Zeit zeugten, mit Lächeln belobt.

Bei meiner Rückkehr nach Prag fand ich noch alles erfüllt von dem erlebten Schauſpiel, und manche meiner jüngern Kammeraden ſo aufgeregt, daß ſie erwarteten, ich müſſe von Wien wo nicht ſchon die Kriegserklärung, doch die Gewißheit mitbringen, daß ein Ausbruch nahe ſei, und man hoffen dürfe, nächſtens wieder gegen die Franzoſen in's Feld zu rücken. Ich konnte ihnen freilich von allem dieſen nichts, ſondern nur berichten, wie ich ein Feſt zu Ehren des Königs von Rom mitangeſehen, worauf denn die Kriegserwartungen ſich für den nächſten Sommer noch in die friedlichen Ausſichten auf die herkömmlichen Waffenübungen verwandeln mußten!

Ich für mein Theil aber war auch dieſer glücklicherweiſe überhoben, und konnte ſeit langer Zeit wieder zum erſtenmal einem erſehnten Zuſammenſein mit Rahel entgegeneilen.

Siebenundzwanzigſter Abſchnitt.

Töplitz.

1811.

Rahel hatte mir geſchrieben, ſie würde nach Töplitz in's Bad gehen, ich möchte ebenfalls dahin kommen, und, wenn es möglich wäre, ſie wenigſtens von Dresden abholen. Ich verließ Prag mit dem Gefühle friſchen Lebens und froher Hoffnungen; endlich ſollte mir gewährt werden, was mein Herz erſehnte; bisher hatten ſelbſt die Wege und Kämpfe, die ich deßhalb eingegangen war, um dieſem Ziele näher zu kommen, mich nur weiter von ihm abgelenkt, jetzt aber fuhr ich ihm geradeswegs zu, und mit raſchen Pferden war ich, eh' ich daran dachte, in Töplitz. Doch für jetzt konnte ich den Ort nur flüchtig grüßen, ſelbſt meine beſtellte Wohnung mochte ich kaum anſehen, ſondern eilte nordwärts weiter, und war am 1. Juni in Dresden. Hier fand ich den Mahler Friedrich Meier aus Rathenau, wie auch den Grafen Alexander zur Lippe, welche mit mir erwartungsvoll der nahen Ankunft Rahel's entgegen ſahen, und durch ihre Theilnahme meinen Eifer nährten und mäßigten. Wir durchſtreiften die reichen Kunſt- und Naturſchönheiten, durch deren vereinten, täglich erneuerten Reiz der Aufenthalt in Dresden ſo anziehend wird, und überließen uns ohne Rückhalt dem Austauſche der mannigfachſten Eindrücke und Strebungen, die das Leben uns ſehr verſchiedenartig zugeführt hatte.

Meier war ein tiefes Gemüth, in welchem ſich Schmerz und Heiterkeit zu der glücklichſten Laune gemiſcht hatten; er handhabte die Außendinge, die gewöhnlichen Vorkommniſſe des Tages, wie zuſammenzuſetzende Buchſtaben, man ließ ſich von ihm leicht in das Spiel mit hineinziehen, und ſtaunte dann, was für Worte bedeutenden und ſchönen Sinnes aus dem gemeinen Stoffe ſich herausbuchſtabirten; in dieſem Verfahren war er ſeinem und unſerm Freunde Harſcher nicht unähnlich; mit ſolchen Menſchen umzugehen, viele Stunden des Tages mit ihnen hinzubringen, wird ſtets als eine Annehmlichkeit empfunden und als ein Gewinn erkannt; nur hatte Meier den großen Vorzug, daß ſeine Schärfe nie verletzte, daß ſein Unmuth nie krankhafte Bitterkeit wurde. An letzterer ließ der Graf zur Lippe es nicht fehlen, der die Sprünge der flüchtigſten Laune plötzlich hemmte, und ſie nun in ſeltſamen, oft unmöglichen Stellungen als ſchweren Ernſt feſthalten wollte; die wunderlichſten Zänke, Entzweiungen und ſelbſt Bedrohungen ergaben ſich auf dieſe Weiſe, die zwar bald unſchädlich in freundliche Beſchwichtigung ausliefen, aber durch die Wiederholung und Folgeloſigkeit auch langweilig wurden.

Mit Meier hatte ich große Geſpräche über einen beſondern Gegenſtand; er war vor kurzem Freimaurer geworden und ganz erfüllt von den Angelegenheiten des Ordens, der durch den Philoſophen Krauſe, Bruder Redner der Loge in Dresden, einen neuen geiſtigen Anſtoß erhalten hatte, einen Anſtoß, der das Ganze zu beleben verhieß, aber auch faſt aufzulöſen drohte. Krauſe fand, daß das Gehäge von Geheimniß, worin die Maurerei bisher einen edlen Kern eigenthümlicher Bildung ſicher bewahrt hatte, der allgemeinen Bildung gegenüber nunmehr ohne Bedeutung ſei, und ganz und gar wegfallen müſſe; er wollte den geſchloſſenen Bund der Brüder zu einem offnen Menſchheitsbund erweitern, und gab in dieſem Sinne eine Wochenſchrift heraus, die er „Tagblatt des Menſchheitlebens" nannte, und worin die Fragen und Entwickelungen, welche ſpäter im Saint-Simonismus mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit ausbrachen, als geiſtige Erſchaue und Wünſche theilweiſe ſchon vorſpielten. Seiner Ueberzeugung gemäß, daß das Geheimniß nicht mehr an der Zeit ſei, hatte er auch ſchon angefangen, von den Myſterien manches bisher nur unter dem Siegel des Eides Mitgetheilte frei herauszuſagen, und ſein Buch: „Die drei Kunſturkunden der Freimaurerei“, das zwar eigentlich nur für Maurer gedruckt war, aber Einmal gedruckt nun unvermeidlich auch in profane Hände überging, erſchien als ein wahrer Verrath, über den ſich von allen Seiten arges Geſchrei erhob. Die Brüder von altem Schrot und Korn wollten den Neuerer nicht länger dulden, es erging hier Krauſe'n, wie in Berlin mehrere Jahre vorher Fichte'n, er ſcheiterte an den uralten, ehrwürdigen Formen, die er durch Philoſophie zu beleben und für philoſophiſche Entwickelung zu benutzen meinte, und ſah ſich abgewieſen und ausgeſchloſſen, ohne daß er für ſein Theil der Gemeinſchaft ganz entſagt hätte. Wenigſtens ſah er den Boden der Maurerei noch immer als den ſeinigen an, und wirkte im Stillen unter den Brüdern fort, deren ihm viele anhingen. Zu dieſen gehörte auch Meier, der noch ein Neuling im Orden und doch faſt ſchon ein Abtrünniger war, von welchem Mißverhältniſſe er, bei ſeiner zarten Denkart, viel zu leiden hatte. Denn mit der Loge zu brechen, wo ihm noch eben die größte Zuvorkommenheit und Theilnahme von wackern, zum Theil hochgeſtellten Männern bewieſen worden, dünkte ihn unmöglich, und verläugnen wollte er doch auch ſeine Hinneigung zu Krauſe nicht; in dieſen Zweifeln ſprach er mit mir von ſeiner Verlegenheit, anfangs mit einigem Rückhalt, bald aber, da er mich als einen zwar nicht auf dem herkömmlichen Wege, aber doch genugſam Eingeweihten erkannte, ganz ohne Scheu, und der, was man auch ſagen und ſpotten mag, ſo ſehr anziehende, merkwürdige und wichtige Gegenſtand wurde von uns ausführlich erörtert. Wir befeſtigten uns gegenſeitig in der guten Meinung von der wunderbaren, aus dunklem Urſprung aufgeſtiegenen, in allem Wechſel der Zeiten erſtarkten, und mit eigenſinnigen, beſchränkten Formen doch das allgemeine Menſchliche rein umfaſſenden Genoſſenſchaft, die noch überdies das Freiſinnige habe, nicht zu verlangen, daß ihre Angehörigen zu jeder Zeit und an jedem Orte ſich zu ihr halten.

Sehr verſchieden von uns hatte dieſe Sachen ein andrer junger Mann aufgefaßt, deſſen Bekanntſchaft uns in Dresden zu Theil wurde. Sein Eifer war ganz auf das Geheimnißvolle geſtellt, und in dieſem lag ihm, wo nicht der Werth, doch der Reiz des Bundes. Er verhehlte nicht, wie wohlgefällig ihm der Gedanke ſei, einer ſo anſehnlichen und verbreiteten Geſellſchaft anzugehören, Mitwiſſer ſo bedeutender Myſterien zu ſein, und er beklagte nur, daß zu viele Leute, und viel zu leicht, ebenfalls dazu gelangen könnten. Gegen Krauſe fühlte er den Unwillen Alexander's des Großen gegen den Ariſtoteles, als dieſer Weisheitslehren, welche nur Auserwählten gehören ſollten, der allgemeinen Kunde Preis gegeben hatte. Wir vertheidigten Krauſe's Anſichten, ohne ſein perſönliches Verfahren in allen Stücken rechtfertigen zu wollen. Aber unſer Widerpart wollte davon nichts hören, und als er gar vernahm, daß ich ſelbſt wohl eingeweiht, aber nicht förmlich aufgenommen ſei, machte er Meier'n Vorwürfe, daß er ihn hievon nicht früher benachrichtigt habe, denn von ihm ſelber ſei nun gewiß manches ausgeſprochen worden, was nicht hätte geſagt werden ſollen, ſah ſich als Wiſſender aber nun auch weit erhaben über Alles, was ich ferner vorbringen mochte, wobei ihm nur unbequem fiel, daß Meier ſeine Würde als Wiſſender nicht gleicherweiſe geltend machte. Zuletzt mußte ich mir ſagen laſſen, ich ſolle mir nicht einbilden, Wilhelm Meiſter's Lehrjahre gründlich zu verſtehen, denn ohne Freimaurer zu ſein, könne das niemand, ja nur erſt, wenn man Freimaurer geworden, vermöge man zu überſchauen, was alles Einem vorher unverſtanden geblieben! Auf dieſes Feld hätte der Gegner den Streit nicht ziehen ſollen, ich fühlte zu ſehr meine Vortheile, und war zu jung und zu ſcharf, um ſie nicht geltend zu machen; durch Ernſt und Spott gedrängt, gehetzt, außer Athem gebracht, verließ er hochrothen Geſichts den Kampfplatz, und es hat ſich ein leidliches Vernehmen in der Folge kaum hergeſtellt.

Meier und ich hatten in noch mehreren Richtungen die traulichſte Uebereinſtimmung. Seiner Liebe zu Jean Paul Richter, den er nun auch perſönlich kennen gelernt und deſſen Bild er ſehr glücklich gemahlt hatte, gab ich durch meine

Erzählungen und Eindrücke neue Nahrung; eben ſo herzlich und liebevoll beſprachen wir die Vorzüge und Eigenheiten Harſcher's, beſonders aber den uns ſo lieben und vertrauten Kreis von Nennhauſen, wir waren in gleicher Weiſe innigſt eingenommen von Fouqué, und fühlten für Frau von Fouqué die größte Bewunderung, wir zählten ſie unbedingt den ausgezeichnetſten Frauen bei, und waren darin einig, daß in ihrer Schriftſtellerei noch lange nicht ihr höchſter Werth erſcheine, ſondern ihr Talent, wie groß es auch ſei, doch ihrem Gemüth und Geiſte weit nachſtehe. Wir beklagten für ſie, daß die Zeitläufte dem litterariſchen Gedeihen ſo wenig Hoffnung ließen, und daß ſie noch mehr eine großweltliche geſellſchaftliche Wirkſamkeit hinderten.

Ein großes gemeinſames Leid war uns die Nachricht, die wir in dieſer Zeit empfingen, daß unſer Freund Adolph Müller in Bremen geſtorben ſei. Er hatte lange hingekränkelt, als Arzt ſich nicht geſchont, ſondern durch einige magnetiſche Kuren ſich vollends erſchöpft, und war zuletzt ſtill entſchlafen, wie Novalis, unter lieblicher Muſik, die er ſich von ſeiner kunſtbegabten Schweſter ausgebeten hatte. Daß er, von einem tiefen Seelenleiden ergriffen, ſich gern ſterben ließ, und wie der ganze Zuſammenhang ſeines Unglücks durch eigne Beſcheidenheit und fremdes Eingreifen ſich entwickelt hatte, wußten wir noch nicht. Er war der Erſte unſeres jüngern Kreiſes, der aus dem Leben abgerufen wurde, für uns um ſo ſchmerzlicher überraſchend, als wir gerade ihn auf der ſchönſten Lebensbahn, in geſundem und raſchem Fortſchreiten, und ihn ſelbſt, wie durch ihn auch viele Andre, gegen den Tod noch lange geſichert glaubten.

Von einem Spazirgange über die Brücke heimkehrend, ſprachen wir in bewegter Trauer von dieſem ſo früh geſchiedenen Freunde, als uns ein andrer friſch lebender begegnete, den ich in dieſen Tagen ſtets verfehlt hatte. Der Mahler Hartmann, mit dem ich aus früherer Zeit wohlbekannt war, und dem ich ſeine menſchlichen Eigenſchaften gern um ſo höher anrechnete, je weniger ich in die Bewunderung ſeiner künſtleriſchen einſtimmen konnte, hatte von meiner Anweſenheit in Dresden gehört, darüber die innigſte Freude geäußert, und Meier'n beauftragt, mir dringend auszuſprechen, wie heftig er verlange, mich zu ſehen. Dieſer beſtellte mir alles treulich, und fügte nur die Bemerkung hinzu, daß er bisher die Freundſchaft zwiſchen jenem und mir in ſolcher Kraft und Beeiferung gar nicht geahndet habe, wogegen ich denn die gute Meinung und Zuneigung, die jener verdiene, deſto lebhafter hervorhob, als ich wohl wußte, daß Meier nicht nur den Künſtler in ihm, ſondern auch den Menſchen gar nicht günſtig beurtheilte. Jetzt nun ſah Meier, ſchärferen Geſichts als ich, fern in der Straße Hartmann uns entgegenkommen, und wollte mich zu dem bevorſtehenden Wiederſehen allein laſſen. Ich aber, durch unſer Geſpräch traurig und verſtimmt, und durch das ironiſche Weſen Meier's noch kühler durchſchauert, hielt ihn feſt, und mit ihm zu einer Seitengaſſe einlenkend, geſtand ich, daß auch ich grade jetzt Hartmann lieber nicht ſprechen, ſondern ſpäter einen günſtigeren Augenblick wahrnehmen wolle. „Er hat uns ſchon geſehen", verſetzte Meier, brach aber in demſelben Augenblick in das lauteſte Gelächter aus. „Ja, geſehen hat er uns", fuhr er fort, „aber auch er weicht ſchon in einen Nebenweg aus, auch er ſcheint das Wiederſehen auf beſſere Zeit verſchieben zu wollen; nun ſeh' ich erſt recht, wie groß eure Sympathie iſt, auf beiden Seiten völlig daſſelbe Gefühl!" Und nun hatten wir wohl Stoff der Erheiterung genug, aber einer gewaltſamen, die für mich den Reiz der Neuheit ſchon gar nicht mehr hatte, denn mir waren die Widerſprüche zwiſchen der äußern und der innern Welt ſchon geläufig genug, und ich wußte längſt, daß die Uebertreibung der Worte oft nur einen Mangel der Empfindung decken ſolle, ohne daß letztere darum ganz zu fehlen brauche, wie ich denn ſelbſt in dem vorhandenen Falle noch behaupten konnte, daß dieſe beiderſeitige Anwandlung des Vermeidens noch gar nicht die Aufrichtigkeit des früheren Eifers in Zweifel ſtellen dürfe.

Wie unbequem aber auch die Aufrichtigkeit bisweilen werden könne, und wie nöthig Zurückhaltung und Vorſicht ſei, wurde mir durch ein Beiſpiel eingeſchärft, deſſen ich kürzlich erwähnen muß. Ich hatte in Dresden einen öſterreichiſchen Offizier getroffen, und ihn als Kammeraden begrüßt, er war aus Sachſen gebürtig und gleich mir erſt während des letzten Krieges zum Heer gekommen. Einen andern Antrieb, als einen deutſch-vaterländiſchen, hiebei vorauszuſetzen war mir unmöglich, und ich ſprach in dieſem Sinne unverhohlen die Meinung aus, daß nun, nach dem Abtreten Oeſterreichs vom Kampfplatze, vielleicht Preußen zunächſt wieder an die Reihe kommen, gegen die Unterdrückung ſich erheben und uns zu ſeinen Fahnen rufen würde; doch hiemit verſtieß ich gewaltig gegen die Geſinnung meines Gefährten, der ſeinen beſchränkten Widerwillen gegen Preußen einem höheren, allgemeinen Geſichtspunkte nicht aufopfern wollte, und entſchieden betheuerte, keinerlei Freiheitsidee habe ihn nach Oeſterreich geführt, ſondern Familienverhältniſſe, die ihm ein günſtiges Aufſteigen dort verhießen, und mit der Wendung der Dinge, daß Frankreich uns befreundet worden, ſei er von Herzen zufrieden. Der Streit wurde lebhaft, einige ſächſiſche Offiziere hörten ihn theilweiſe mit an, und ich war um ſo mehr im Nachtheil als ich ohne höheren Urlaub mit einem Bürgerpaß über die Gränze gegangen war, und vor Fremden meinen Stand gar nicht bekennen durfte, wenn ich nicht zugleich meinen Oberſten und die Paßbehörde den größten Unannehmlichkeiten bloßſtellen wollte. Doch der unangenehme Auftritt erfuhr eine lächerliche Wendung, mein Gegner wurde plötzlich abgekühlt, und empfahl ſich mit eiliger Höflichkeit, die ſächſiſchen Offiziere aber begrüßten laut einen neuen Ankömmling, dem ſie lachend den eben Weggegangenen noch zeigten; der Angekommene, den ich nicht kannte, war, wie ich ſpäter hörte, der Major von Boſe, berühmt durch ſeine launigen und trotzigen Reden, mit denen er nicht aufhörte, die deutſche Sache zu preiſen und die franzöſiſche zu ſchmähen, und auch jenen Landsmann ſchon hart bedrängt haben mochte; er diente trotz ſeines Ingrimms bei den von Frankreich abhängigen ſächſiſchen Truppen fort, um ſeine Geſinnung unter ihnen geltend zu erhalten. In ſolche Widerſprüche waren damals die Deutſchen gewaltſam eingedrängt!

Eine öffentliche, den vaterländiſchen Geſinnungen gemäße und doch dem Feinde keinen Argwohn gebende Stellung war in jener Zeit ein ſeltnes Glück, und ein ſolches hatte der ſachſen-weimariſche Major Rühle von Lilienſtern, welcher dem jungen Prinzen Bernhard von Sachſen-Weimar zur Seite ſtand und mit demſelben in Dresden lebte. Der tägliche Umgang mit dieſem trefflichen Manne gereichte mir zu Troſt und Erheiterung, bei ihm fand ich ungebeugte Hoffnung und Zuverſicht auf die Sache des Vaterlandes mit reifer Beurtheilung der Staats- und Kriegsverhältniſſe im lebendigſten Verein. Seine kriegskundigen Erörterungen waren höchſt lehrreich, und erweckten die Vorahndung einer Zeit, die ſolche Kenntniſſe und Einſichten einſt für unſere Sache in thätige Anwendung rufen könnte. Er hatte das Buch von Carnot über die Vertheidigung feſter Plätze, welches ich mir in Paris nicht hatte verſchaffen können, durch den Herzog von Weimar erhalten, und nicht nur eine Ueberſetzung, wie ich ſie beabſichtigt hatte, ſondern auch eine kritiſche Würdigung des Ganzen, alſo weit mehr geliefert, als mir möglich geweſen wäre, und ich kann es betheuern, daß ſeine gediegene Arbeit mich mehr freute, als wenn ich die meine vor Augen gehabt hätte. Ich bezeigte meine aufrichtige Theilnahme wenigſtens durch eine rühmende Anzeige, die ich für den Oeſterreichiſchen Beobachter aufſetzte, wo ſie jedoch nur unter Weglaſſung der beſten Stellen erſcheinen durfte.

Unter ſolchen Anregungen und Zerſtreuungen, zu denen noch der tägliche Beſuch der Bildergalerie und bei dem anhaltenden ſchönen Wetter die ſchönſten Spazirgänge kamen, vergingen zehn Tage ſehr ſchnell, doch mir keineswegs unbemerkt, denn mit großer Ungeduld zählte ich immerfort jede Stunde, um die ſich die erſehnte Ankunft meiner Freundin verzögerte, und als endlich die Nachricht eintraf, ihre Abreiſe ſei aufgeſchoben, und ich berechnet hatte, noch vor derſelben in Berlin ſein zu können, eilte ich ohne Säumen dorthin. Ich traf noch eben zu rechter Zeit ein, denn ſchon am Tage nach meiner Ankunft war ich mit Rahel und ihrer Freundin Regina Frohberg, die ſich ihr als Reiſegefährtin angeſchloſſen hatte, wieder auf dem Rückwege nach Dresden. Noch zwei andre Damen aus Berlin, Frau von Crayen und ihre Tochter, machten dieſelbe Reiſe; bei den Mahlzeiten und Nachtlagern trafen wir immer zuſammen, und die Geſellſchaft war äußerſt unterhaltend. Frau von Crayen, geboren zu Berlin am Tage des Erdbebens von Liſſabon, war ſchon weit in den Fünfzigen, aber ihr Geſicht zeigte noch unverkennbar, daß ſie eine große Schönheit geweſen. Sie ſtammte aus einer achtbaren Familie der franzöſiſchen Réfugiés, und hatte die ſorgfältige Erziehung empfangen, welche in dieſem Kreiſe herkömmlich war; doch ſchloß dieſer ganz franzöſiſchen Bildung ſich nothwendig eine deutſche Lebensſeite an, worin die ungekünſtelte Natur geſunder Volksthümlichkeit waltete. Der Verein beider Elemente war der Entwickelung munterer Geiſtesgaben beſonders günſtig. Im Rufe dieſer letztern und zugleich der größten Schönheit wuchs Fräulein Leveau glänzend heran, und empfing frühzeitig die ſchmeichelhafteſten Huldigungen, auch von den höchſten Perſonen, deren Aufmerkſamkeit ſie nicht entgehen konnte. Nach Leipzig verheirathet, ſtrahlte ſie dort viele Jahre als die ſchönſte und geiſtreichſte Frau der Stadt, alle hohen und ausgezeichneten Perſonen, welche dorthin kamen, drängten ſich zu ihrem belebten Geſellſchaftskreiſe. Als Wittwe zog ſie wieder nach Berlin, und lebte dort in der großen Welt als eine der namhafteſten, witzigſten und unterhaltendſten Frauen, die man begierig aufſuchte, und nirgends miſſen wollte. Sie hatte noch alle jugendliche Lebhaftigkeit des Geiſtes, und das thätige Gedächtniß, welche ihrer Erzählungsgabe und ihrem Witz unerſchöpfliche Stoffe und Bezüge lieh; jeder leiſeſte Anſtoß erregte ihren ſatyriſchen und pikanten Humor, der ſeine Wirkung nie verfehlte, und eben ſo beliebt als gefürchtet war. Sie ſtand in freundſchaftlicher Verbindung und vertraulichem Briefwechſel mit den geiſtreichen Herzogen von Gotha und Weimar und mit dem auch im hohen Alter noch lebensfrohen Fürſten von Ligne; dieſer und der Herzog von Weimar waren als Gäſte in Töplitz angekündigt, und ſolche Verehrer mußten den Reiz des Aufenthaltes im voraus erhöhen; doch hatte Frau von Crayen dort eine noch ſtärkere Anziehung, ihr Herz freute ſich vor allem auf das Wiederſehen eines Sohnes, der bei den weimariſchen Truppen diente, und jetzt mit dem Herzoge kam, um für ſeine in Spanien empfangenen Wunden die Heilkraft der Bäder zu verſuchen.

Günſtig genug war unſre kleine Reiſegeſellſchaft zuſammengeſetzt, und Witz und Laune, welche in Rahel und Frau von Crayen immer gutwillig bereit waren, erhielten uns in beſter Stimmung; doch die öde Einförmigkeit der Gegend und die Langeweile des Hinſchleppens auf ſchlechten Wegen übte auch ihr Recht, und ich beſonders mußte mir ſagen laſſen, mein Geiſt und Sinn würden in Töplitz wohlerhalten ankommen, denn ſie ſeien ſehr gut eingepackt. Doch waren ſie letzteres nicht ſo vollſtändig, daß ich nicht manche kleine Züge beobachtet hätte, in denen ich die Keime künftiger Mißhelligkeiten wahrzunehmen glaubte. Der Fürſt von Ligne hatte nicht Frau von Crayen allein durch gedruckte Briefe gehuldigt, ſpäter gekommene Anſprüche hielten ſich für beſſer berechtigte, und bei perſönlichem Zuſammenſein konnte das Gleichgewicht unmöglich erhalten bleiben. Rahel hörte meine Bemerkungen lächelnd an, hielt ſich aber bei ſolchen Gegenſtänden wenig auf, und wandte lieber den Blick in's Freie. „Sind nicht", ſagte ſie, „der Himmel, die Sonne, das Grün des Feldes und der Bäume auch in der dürftigſten Gegend ſchön?" Sie war dankbar und freudig bei der geringſten Darbietung, und wer ihr Entzücken ſah über herrliche Bäume und ſaatenreiches Feld im glänzenden Abendſcheine bei Dobrilugk, der hätte glauben können, ſie habe nie begünſtigtere Gegend erblickt!

In Dresden verweilten wir zwei Tage, im vergnügten Umgang mit Lippe, Meier, Rühle von Lilienſtern und noch andern Bekannten, theils anſäſſigen, theils durchreiſenden, die man leicht und angenehm, bei den Sehenswürdigkeiten, oder auf der Brücke und andern Spazirgängen traf. Einen Wagen voll liebenswürdiger und ſchöner Berlinerinnen, den wir mit Freudigkeit im Thore anhielten, mußten wir zwar nach Karlsbad abfahren laſſen, doch nicht ohne die Zuſage, ſpäter auch in Töplitz einzuſprechen. Von bleibendem Eindruck und dauerndem Gewinn war uns die Bekanntſchaft von Sulpiz Boiſſeree aus Köln, der eben aus Weimar kam, wo er ſeine herrlichen Zeichnungen des Kölner Doms Goethe'n vorgelegt hatte. Dieſe Zeichnungen, ſo wie vier ſchöne Blätter von Cornelius zu Goethe's Fauſt, wurden auch vor unſern Augen ausgebreitet, und erweckten unſern Beifall, unſere Bewunderung. Wenn dieſe Wirkung noch heute wie damals Statt findet, und es unnöthig ſcheinen könnte, dergleichen noch beſonders auszuſprechen, ſo ſei hier ſogleich bemerkt, daß in jenen Tagen der noch nicht überſättigte Kunſtſinn eine friſche Empfänglichkeit hatte, die ſeitdem immer ſeltner geworden, und daß ſich mit den erwähnten Bildern lebhafte Empfindungen noch ganz andrer Art verknüpften, von denen die Gegenwart glücklicherweiſe nur eine ſchwache Vorſtellung haben kann. Von jenſeits des Rheins, aus den an Frankreich verlorenen deutſchen Ländern, herrliche Zeugniſſe alten und neuen deutſchen Lebens zu empfangen, das große Denkmal volksthümlicher Kunſt und Beeiferung aufgefaßt zu ſehen, und zwar durch ein Werk, das ſelber als ein ſolches Denkmal in bei uns ſeltner Würde und Pracht erſchien, — das ſchlug damals wie ein mahnender Vaterlandsruf in jedes Herz, und durchzuckte den Sinn mit Schauern der Rührung und der Zuverſicht. Wie ein Sendbote froher Verkündigung ſchien mir Boiſſeree mit ſeinen Bildern durch das Land zu ziehen, und es war mir Pflicht und Freude, ihn nach Kräften zu fördern. Ich gab ihm Briefe nach Prag an den Grafen zu Bentheim, ich ſchrieb nach Wien und Berlin, und wenn auch die Sache mein Bemühen gar wohl entbehren konnte, ſo wollte ich meinerſeits doch dieſes nicht ſparen. Die Art, wie Rahel von dieſen erhabenen Gegenſtänden ergriffen und bewegt wurde, gewann ihr für immer das freundliche Zutrauen Boiſſeree's und das ganze Herz Meier's. Der Kölner Dom führte natürlich das Geſpräch auf Friedrich Schlegel, der über altdeutſche Bauwerke geſchrieben hatte, und deſſen Zögling Boiſſeree geweſen war. Dieſer wunderte ſich nicht wenig, von mir zu hören, daß Schlegel jetzt in der altdeutſchen Baukunſt überall Allegorie und Symbolik erkenne, und in allen ihren Gebilden die Andeutung von Geheimlehren geheimer Geſellſchaften ſuche, eine Richtung, die ihm durch Franz von Baader gegeben war; Boiſſeree ſtellte dagegen auf, wie gut er ſich erinnere, daß Schlegel früherhin jede ſolche Deutung unbedingt verworfen und bei jenen Wunderwerken die Kunſt rein in ihren eignen Zwecken abgeſchloſſen habe. Doch ſollten dergleichen Widerſprüche dem verehrten Meiſter nicht zum Tadel oder Spott gereichen, Boiſſeree hatte den ſchönſten Erklärungsgrund dafür, er meinte, dieſe gänzliche Hingebung an ein Aeußerſtes und dieſes Uebergehen in das Entgegengeſetzte ſeien bei Schlegel nur Wirkungen ſeines tiefen Ernſtes, er ſei jedesmal einſeitig und übertrieben aus Gründlichkeit, man müſſe ihn nur ſeine Schulen alle ruhig durchmachen laſſen, zuletzt würden doch die reifſten, maßvollſten Ergebniſſe daſtehen. Wenn auch dieſe Verſicherung durch die Folge ſich nicht ſo recht beſtätigt hat, ſo liegt ihr doch eine richtige Wahrnehmung zum Grunde, und wie mich vor dem Jahre in Halle Eichhorn's ſinnreiche Apologie eines wortbrüchigen Freundes eingenommen und entwaffnet hatte, ſo durfte mich auch dieſe gleich beſtechen, da mir ohnehin ſchon immer Urtheil und Kritik ihren beſten Vortheil — ganz im Gegenſatze vom Krieg — nicht im Angriff, ſondern in der Vertheidigung zu haben ſchienen.

Wir kamen im ſchönſten Wetter in Töplitz an, und hatten uns in unſern verſchiedenen Wohnungen bald eingerichtet. Rahel war aus früherer Zeit mit der Oertlichkeit ſchon vertraut; für mich war ſie eigentlich neu, und mit großer Befriedigung durchſtreifte ich an der Seite der Freundin die nahen Bergeshänge, den großartigen Schloßgarten, die mannigfachen Anlagen und Vergnügungsorte. Vom Wetter fortdauernd begünſtigt, begannen wir auch bald die anmuthigen Fahrten, die ſich in dem vielgeſtaltigen ſchönen Lande ſo reich darbieten, daß deren Reihe faſt unerſchöpflich erſcheint. Doch darf ich auf nähere Schilderungen der bekannten und oft beſchriebenen Gegend nicht eingehen, und wende mich ſofort zu den Lebensbezügen, welche hier verſammelt und thätig waren.

Zuerſt muß ich von der Fürſtlich Clary'ſchen Familie ſprechen, als der Herrſchaft des Ortes, und als deſſen höchſtem geſelligen Mittelpunkte. Der Fürſt Johann Nepomuk war ein ſtiller verſtändiger Herr, von ſchlichtem und würdigem Aeußern, geiſtreicher Geſelligkeit gewohnt, mit Litteratur und großer Welt wohlbekannt; allein ſein eigentlicher Sinn ging auf zweckmäßiges Anordnen und Erhalten; er verwaltete ſeine ſchönen Beſitzungen mit guter Einſicht, hatte als Haushalter neben dem Nützlichen aber auch vorzüglich das Edle und Schöne zum Augenmerk, und es wirklich durch unabläſſige, geräuſchloſe Sorgfalt dahin gebracht, daß ſein Schloß und Park, ſeine Gärten und Luſthäuſer, ſeine Meierhöfe, ſeine Forſten und Jagden, ſo wie alle Anſtalten wirthlichen und geſelligen Lebens, immerfort in dem beſten Zuſtande erſchienen, daß alles für den Anblick friſch und ſauber, für den Gebrauch behaglich war. Durch ſein Verdienſt war der anſehnliche Schauplatz, auf dem ſich ein reiches häusliches Leben bewegte, und unaufhörlich eine glänzende fremde Welt mitwogte, ſtets wohlgefällig und den Umſtänden angemeſſen, und jederman in dieſem Kreiſe hatte die Wirkung eines fürſorglichen Waltens mitzugenießen, das doch in ſeiner Anſpruchsloſigkeit kaum von dem Zehnten eigentlich bemerkt wurde. Neben dieſem trefflichen Manne ſtand als Gattin die Tochter des Fürſten von Ligne, Chriſtine, eine gute, harmloſe Dame, die nur franzöſiſch ſprach, weder Sorge noch Leid kannte, mit Geſchmack an ſchöner Litteratur den Sinn für Witz und Geiſt und die Luſt muntrer Spiele verband, in ihrem Leben wenig Leid erfahren und gewiß mit Abſicht keins verurſacht hatte; alles war bemüht, ihre Wege zu ebnen, ihren heitern Eigenheiten nachzugeben, und ſo war ſie in der That, wie ihr Vater bemerkte, bis in's Alter ein verzogenes Kind geblieben, dem der Ernſt des Lebens ſelten einmal hatte nahen dürfen. Ihr ſtand dieſe Art gut an, und den Andern nicht minder, welche liebevoll ſie umgaben: zuerſt dem Gatten, und ſelbſt dem Vater, dann dem treuen Sohne, Grafen Karl, und deſſen edler, jedes Lobes würdigen Gemahlin, gebornen Gräfin von Chotek, unter deren Obhut ſchon ein neues Geſchlecht lieblicher Kinder heranwuchs; ein jüngerer Sohn der Fürſtin war im Kriegsdienſt abweſend; noch zwei Töchter Ligne's, Euphemia, dem Grafen Palffy von Erdöd, und Flora, dem Oberſten Freiherrn von Spiegel verheirathet, waren heimiſche Gäſte des Hauſes und demſelben im beſten Sinne angehörig, die erſte von lebhaftem, doch maßvollem und ſogar ſtrengen Weſen, die letztere bisweilen in ihrer ruhigen Verſtändigkeit durch Züge tiefen Nachdenkens überraſchend. Der Hauptglanz in dieſem reichen Schimmer war aber der Fürſt von Ligne ſelbſt, von ihm strömte Leben und Munterkeit in jedem Wort, in jeder Miene, alles war heiter und mild um ihn her, alles beugte ſich ihm lächelnd, alles beeiferte ſich für ihn. Ich darf hier auf die Schilderung verweiſen, die ich ſchon anderwärts von ihm zu geben verſucht habe, und will nur noch bemerken, daß in der Liebenswürdigkeit ſeiner Erſcheinung die dreifache Würde der hohen Geburt, des höchſten Dienſtranges und des hohen Alters zwar immer ſchwinden wollte, aber doch ſtets fortwirkte, weil man nicht vergeſſen konnte, daß dieſe weltlichen Ueberlegenheiten nur der noch größern des Geiſtes den Rang ließen. In dieſem ganzen Kreiſe herrſchte ein froher Lebensſinn, der auch Unglück und Widrigkeit nicht allzuſchwer nehmen wollte; nur Ein großes Leid hatte tiefer eingegriffen, und ſtand ſeit Jahren als dunkles Bild feſt, auf das man nicht hindeuten konnte, ohne ſchmerzliche Trauer zu erregen. Der Fürſt von Ligne hatte im Revolutionskriege ſeinen älteſten, heißgeliebten Sohn verloren, in der Blüthe des Lebens, inmitten der ſchönſten Hoffnungen. Aber auch dieſer Schmerz hatte einen Uebergang in tröſtlichen Liebeseifer gefunden, der ſich auf die hinterlaſſene Tochter des jungen Mannes wandte, Titine Gräſin von Odonnel, deren Geiſt und Liebenswürdigkeit den Stamm, aus dem ſie entſproſſen war, nicht verkennen ließen, und die von der ganzen Familie auf Händen getragen wurde; es iſt dieſelbe, an welche Goethe freundliche Verſe gerichtet hat.

Der Fürſt von Ligne war noch nicht angekommen, die übrige Geſellſchaft aber bewegte ſich ſchon zahlreich und munter; der Herzog Ferdinand von Würtemberg, öſterreichiſcher Feldmarſchall, brachte gern dem Vergnügen der Geſelligkeit die kleinen Opfer, welche ſie ſeiner Gutmüthigkeit auferlegte, und ſein ächtes Wohlwollen wie ſein redlicher deutſcher Sinn wurden von Allen anerkannt, die ihm nahten; die Königswürde ſeines Hauſes durfte ihn freuen, ohne daß er darum die Verbindung deſſelben mit Frankreich weniger gehaßt hätte, er ſah dieſe Verbindung, wie für Würtemberg ſo auch für Oeſterreich als ein vorübergehendes Mißgeſchick an, aus dem ein reinigendes Hervorgehen zu hoffen ſei.

Ein entſchiedener Anhalt aber und ſtarker Träger ſolcher Hoffnungen war vor allen der Herzog von Weimar, der hier im ſichern Böhmen manchen Zwang abwarf, und unter Freunden ſeine politiſche Geſinnung gar nicht verläugnete. Mein eignes vorjähriges Bekanntwerden mit ihm hatte mich hierüber ſchon in's Klare geſetzt, er war nicht ängſtlich im Vertrauen, und iſt bei ſeiner unbefangenen Zuverſicht vielleicht beſſer bewahrt geblieben, als Andre bei allzu befliſſener Verſtellung. Mir iſt nicht bekannt, daß er dem franzöſiſchen Kaiſer wäre verdächtigt worden und von dieſer Seite ernſtlich wäre gefährdet geweſen; gleichwohl hatte er nicht geringe Wagniſſe auf ſein Haupt genommen. Noch kürzlich, in dem letzten Kriege, als die Sachſen mit den Franzoſen gegen Oeſterreich fochten, hatte nach der Schlacht von Aspern ein bedeutender Kern ſächſiſcher Kriegsmänner ihm eröffnen laſſen, daß in gewiſſen möglicherweiſe zu erwartenden Fällen die ſächſiſchen Truppen den verhaßten Bund, der ſie mit den Franzoſen vereine, zerreißen, für Deutſchland kämpfen, und den Herzog an ihre Spitze rufen würden; die Wendung der Ereigniſſe ließ jene Fälle nicht eintreten, aber die Verbindungen und Verabredungen dauerten fort, und wir ſehen aus dieſen Angaben, wie früh die im Jahre 1813 endlich hervorgetretenen Ereigniſſe vorbedacht und bereitet waren; wir ſehen darin auch für unſre Zeit den Troſt, daß dem ächten Streben ſein Ziel nicht ausbleibt, auch wenn die Gegenwart es für den Augenblick ſtreng verneint. Die Perſon des Herzogs übte eine ſtarke Anziehung; unter dieſem muntern, ſinnlich-kräftigen, ſcheinbar nur dem Tag und dem Augenblicke gewidmeten, aber nach allen Seiten aufmerkſamen und thätigen Behaben erkannte der Schärferſehende leicht die großen Eigenſchaften des geiſtesregen, ſchaffenden Fürſten, den klaren Blick über Welt und Menſchen; beſonders aber fanden die Kriegsleute ſich zu ihm hingezogen, ſie fühlten, daß ihr Handwerk in ihm einen Genoſſen, einen Gönner hatte, der auch hier das Schätzenswerthe und Verdienſtliche leicht erkannte, und dem in deſſen Umgebung behaglich zu Muthe war. Die öſterreichiſchen Offiziere hielten ſich zu ihm mit wahrer Liebe, wie zu einem ihnen angehörigen Kriegsobern, es war eine Freude und eine Pflicht, ihm zu huldigen. Dieſe Beziehung wäre genug geweſen, auch mich dem Herzoge innig zu verknüpfen. Nun aber kam für mich noch hinzu, daß er Goethe's Herzog war, und ſchon deßhalb auch Rahel's. Entſtanden bei dieſer Betrachtungsweiſe auch bisweilen auffallende Gegenſätze, und mußte die ideale Anforderung oft gegen die reale Darbietung zurücktreten, ſo konnte doch dies den Geſammteindruck nicht verändern, und nicht ſelten mußte man ſogar ſich freuen, daß der Fürſt kein bloß litterariſcher, ſondern ein recht wirklicher, der Welt angehöriger war. Der Herzog war Rahel's Nachbar, und konnte mit ihr von Fenſter zu Fenſter ſprechen, ich wohnte ihm ebenfalls nah, und ein behaglicher, täglicher Verkehr ergab ſich hiebei um ſo leichter. Gleich das erſte Geſpräch mit dem Herzog ließ uns leider wenig Hoffnung, Goethe'n dieſes Jahr in Töplitz zu ſehen; er wollte von Karlsbad, hieß es, unmittelbar nach Weimar zurückkehren. Auch auf Gentz hatten wir uns vergebens gefreut; er ſchrieb, daß er Wien nicht verlaſſen, oder höchſtens auf einige Wochen nach Baden gehen würde.

Andre Gäſte von Rang und Namen fanden ſich zahlreich ein. Ich erwähne die Gräflich Bucquoy'ſche Familie, der auch der Graf ſelbſt bald folgte, bekannt ſchon damals durch ein ernſtes wiſſenſchaftliches Streben, das auch in techniſche Ausübung überging, und hier, ganz im Gegentheil der gewöhnlichen Annahme, ausgezeichnetes Gelingen hatte, während im reinen Denken das Autodidaktiſche doch allzu abgeſchloſſen blieb. Fürſtin Jablonowska, Graf und Gräfin Eſterhazy, Graf Feſtetics, Graf von Khevenhüller, der preußiſche Staatsminiſter von Brockhauſen, Baronin von Grotthuß aus Berlin, verweilten längere oder kürzere Zeit. Von bedeutenden Kriegsmännern iſt zuförderſt Fürſt Alfred von Windiſchgrätz hier zu nennen, damals Oberſt eines Reiterregiments, und unter den jüngern ritterlichen Anführern, auf welche die kriegeriſchen Hoffnungen der Zukunft ſich ſtützten, einer der glänzendſten. Ihm hatte ſich der

Graf von Trogoff angeſchloſſen, Major im Regimente Vogelſang, aber faſt immer beurlaubt, ein geborner Bretagner, der bei den erſten Revolutionsſtürmen mit dem Grafen von Artois Frankreich verlaſſen hatte, und als leidenſchaftlicher Anhänger des Königthums das kaiſerliche wie das republikaniſche Frankreich mit gleichem Haſſeseifer anſah, einer der witzigſten und beredteſten Franzoſen der alten Zeit, der unerſchöpflich in beißenden und luſtigen Antworten war, und die Unterhaltung auch über ernſte Gegenſtände nicht leicht ſtocken ließ; ich hatte mit ihm viele und ausführliche Geſpräche, in denen wir uns aufrichtig eingeſtanden, daß wir durch die Stellung der Dinge für den Augenblick zwar in gleicher Richtung ſtänden, unſre Denkart aber völlig verſchieden ſei, und uns, bei geringer Aenderung der Sachen, leicht einander entgegenſtellen könne; übrigens war er in allem, was nicht die Bourbons anging, äußerſt freiſinnig, ſpottete über die Vorurtheile, die in Staat und Kirche und Geſellſchaft noch herrſchten, und ertheilte mir, da er mich ſehr gern hatte und fördern wollte, ſeine beſten Rathſchläge, wie ich in kurzem aufſteigen, und die zahlreichen vornehmen Unfähigkeiten, von denen es wimmele, überflügeln müßte, wobei es nur ſchade war, daß ſeine Klugheit noch wenig an ihm ſelber ſich hatte bewähren wollen! Bald erſchien auch der durch ſeine großen dem Vaterlande gebrachten Opfer wie durch ſeine bei Aspern bewieſene Tapferkeit rühmlichſt namhafte Fürſt Ferdinand von Kinsky, Oberſtlieutenant im Klenau'ſchen Chevauxlegersregiment, das in der Nähe ſeine Standquartiere hatte, und deſſen Offiziere in Töplitz ab- und zugingen. Ein vollkommenes Bild deutſchen Ritterſinnes war der General Fürſt Aloys von Liechtenſtein, dem ſein älterer Bruder, der Fürſt Moritz, in Tapferkeit und Treue würdig zur Seite ſtand. Durch meinen Oberſten, der durch Kriegstüchtigkeit und Adel der Geſinnung wie durch Geburt und Verhältniſſe ſich den Beſten gleichſtellen durfte, wurde auch ich dieſem Kreiſe näher gerückt, und die faſt täglichen traulichen Unterhaltungen, welche die Vergangenheit kriegsgeſchichtlich erörterten und hoffnungsvolle Blicke und Plane in die Zukunft warfen, erfriſchten und ſtählten den Muth, der in der troſtloſen Oede der öffentlichen Zuſtände kaum durch die Nachrichten, die uns verkümmert aus Spanien und Portugal zukamen, noch einige Labung empfing. Ich erinnere mich, mit dem Fürſten Aloys von Liechtenſtein einmal die Schlacht von Wagram ausführlich durchgeſprochen zu haben. Ich erwähnte dabei, daß mir in Betreff dieſer Schlacht eine wahre Seltſamkeit kund geworden; in Oeſterreich gebe es, ſchon ſeltſam genug, außer den Dienſtvorſchriften für die untern Grade, ſo auch eine Anleitung für die Generale und Oberſten; keinem einzigen aber ſcheine bekannt geweſen, wenigſtens hätten wohl zwanzig und mehr mit Staunen meine Entdeckung vernommen, daß eine Schlacht bei Wagram in dem Buche prophetiſch vorkomme, nämlich eine erdichtete Schlacht, in die wirkliche genau wiedergegebene Gegend von Wagram hineingezeichnet, nur daß die Namen der Ortſchaften, Inſeln u. ſ. w. in willkürliche verwandelt wären. Der Fürſt räumte die Seltſamkeit ein, meinte jedoch, wenigſtens ihm ſei der Plan nur allzugut bekannt geweſen, und er habe ihn, als er verwundet den Kanonendonner der Schlacht gehört, auf dem Tiſche vor ſich liegen gehabt, mit heftiger Unruhe den Gang verfolgend, den die Dinge nahmen und nehmen konnten. Erörterungen dieſer Art wurden für mich ungemein lehrreich und förderlich. Außer meinem Eifer, der ſich entſchieden darlegte, mußten, ich geſtehe es, auch die Geſichtspunkte, die ich hatte, mich bei ſolchen Gelegenheiten höher ſtellen, als meinem Dienſtverhältniſſe irgend zukam, und ich weiß nicht, ob anderswo, als in Oeſterreich, ein junger Offizier mit Generalen ſo hätte ſtreiten und auf ſeinen Meinungen beharren dürfen. Den Vortheil einer großartigen Unbefangenheit grade bei den höchſten Ständen in Oeſterreich habe ich noch oft auch in andern Zeiten und Beziehungen anerkennen müſſen. Daß aber die Vertraulichkeit der Höheren nicht immer Gewinn oder Genuß bringt, mußte ich augenblicklich miterfahren, denn ein alter Feldmarſchalllieutenant, Freiherr von Ulm, der mich ſo gut angeſchrieben ſah, wollte auch ſeine Gnade mir nicht fehlen laſſen, und hielt mich ſtundenlang an ſeiner Seite feſt, mir ſeine Anſichten vorzutragen, mich von dem Werthe ſeines alten Adels zu unterrichten, Titel und Würden der

Andern in ſcharfe Prüfung zu nehmen, und mehr dergleichen, was mir alles völlig ſchmacklos war. Dabei mußte ich mich ſehr in Acht nehmen, ihn nicht Exzellenz zu nennen, denn wenn mir dies Wort entſchlüpfte, ſo erfolgte jedesmal eine große Strafpredigt und Auseinanderſetzung, wie in Oeſterreich einem Feldmarſchalllieutenant ſolch Prädikat nicht gebühre, und es eben ſo eine Beleidigung ſei, jemanden zu hoch, als ihn zu niedrig zu betiteln, die Ehre gebiete, genau nur das zu geben und zu empfangen, was der Perſon zukomme. Die Andern beſchuldigten ihn, mit dieſer wiederholten und ſehr läſtigen Ablehnung nur zu bezwecken, daß man höhern Orts erinnert würde, ihm jenes Prädikat vermittelſt der Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes rechtmäßig beizulegen, woran aber niemand zu denken ſchien. Auch wurde ich wegen dieſer großen Zuneigung, die ich zu tragen hatte, genug verſpottet, indem jederman frei und ſcharf über den Alten urtheilte; was mir doch wenig half, denn immer blieb er für mich der Feldmarſchalllieutenant, und wenn er mich faßte, konnte ich ſo leicht nicht loskommen, und in dieſem Falle waren auch die Generale und Oberſten nicht beſſer daran; ihnen wie mir war das einzige Heil, ſich nicht fangen zu laſſen.

Meine Damen hatten die Bekanntſchaft einer liebenswürdigen Baronin von Heer gemacht, gebornen Prinzeſſin von Hohenzollern-Hechingen, deren Schwiegervater, geweſener Hofmarſchall am Hofe zu Hechingen, mir von Tübingen her bekannt war. Bald erſchien auch deren Schweſter, Gräfin von Waldburg-Truchſeß, die als Oberhofmeiſterin am weſtphäliſchen Hofe zu Kaſſel gelebt hatte, aber kürzlich aus dieſen verworrenen und ſich täglich mehr verwirrenden Verhältniſſen ausgeſchieden war. Sie hatte eine jüngere noch unverheirathete Schweſter bei ſich, doch ſie ſelbſt verdunkelte alles um ſich her. In der That, eine glänzende Erſcheinung, die man nicht ſehen konnte, ohne ihr zu huldigen! Schönheit, Reiz, Gewandtheit, Sicherheit, alles was Natur und Weltleben verleihen kann, hatte ſie in hohem Grade. Dabei zeigte ſich im Hintergrunde eine Karakterkraft, die über den eitlen Zoll der Anbetung, an welchem ſo manche Frauenſchönheit ſchwächlich ſich genügen läßt, hinauszublicken und höhere Zwecke zu faſſen und zu verfolgen vermag. Der Herzog von Weimar fühlte lebhaft die Anziehung dieſer ausgezeichneten Eigenſchaften, die bald in dem größeren Kreiſe walteten, der ſich vorzugsweiſe um Frau von Crayen her bildete. Für uns zu keinem Gewinn! Denn die Keime von Mißhelligkeit, die ich auf dem Wege von Berlin nach Dresden bemerkt hatte, waren indeß auf dem heißen Boden des Badeorts ſchon aufgegangen, und daraus eine Kälte entſtanden, die auch mich ihre Wirkung empfinden ließ. Ich ſah mich zu jenem Kreiſe bald in eine Stellung gebracht, von der mir die entgegengeſetzte natürlicher und anmuthiger geweſen wäre. Doch war die Trennung wenigſtens zwiſchen Rahel und Frau von Crayen weder feindlich noch ſchroff, ſondern behielt mehr das Anſehn einer Zufälligkeit, wobei man noch oft genug zuſammentraf, und ſo that und ſprach, als wenn alles in ſchönſter Ordnung wäre.

Auf dem Clary'ſchen Schloſſe fand ohnehin die höhere Geſellſchaft ihre ungeſtörte Vermittlung und Vereinigung. Man brachte die behaglichſten Abende dort in größter Freiheit und beſtem Anſtande hin. Ich hatte meine Sache am meiſten mit des Fürſten älteſtem Sohne, dem Grafen Karl — nach öſterreichiſcher Weiſe gewöhnlich nur Lolo genannt —, der mit einer edlen, wohlwollenden Gemüthsart die feinſte Weltbildung und einen ausgezeichneten litterariſchen Geſchmack vereinigte. Alles Neuſte aus der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Litteratur war bei ihm zu finden. Er urtheilte mit Feinheit, und in ſeiner Sphäre mit Sicherheit. Er hatte Sinn für Naturgenuß, für Landſchaft und Gegend, die er mit Künſtlerblick auffaßte, ſeine Zeichnungen, oft nur leicht mit der Feder entworfen, verriethen ein ſchönes Talent. Alles Menſchliche ſtand ihm nah, das Intereſſante, das Eigenthümliche und Sonderbare war ihm meiſt nur dafür eine Form. Ueber manche ſeiner Reiſen hatte er Tagebücher ausgearbeitet, leichte, den Gegenſtänden und der Stimmung des Tages angehörige Schilderungen, durch raſche Federſpiele und andre Bildchen verſinnlicht, von natürlicher Anmuth und friſcher Eleganz, in dem reizendſten Franzöſiſch. Er vertraute mir viele dieſer Hefte, und ich las ſie mit großem Vergnügen, ſchon damals von der Wahrnehmung durchdrungen, die ſich ſo oft beſtätigt, daß nicht immer die Schriftſteller es ſind, die am beſten ſchreiben. Der Graf von Clary war aus franzöſiſcher Bildung hervorgegangen, er hatte in ſeiner Herkunft und Stellung kaum rechten Grund ein Deutſcher zu ſein; um ſo angenehmer war es, ihn doch wirklich als ſolchen zu finden; ſeine Denkart und Geſinnung waren ganz deutſch, nur ſein Witz hing nach Frankreich hinüber, ſein Gefühl aber nach Italien, deſſen weiche, genußvolle Muße ihm als das ſchönſte Glück vorſchwebte. Sage man was man wolle, ſolche Menſchen ſanften Sinnes und ſtiller Muße ſind der Welt eben ſo nöthig und wohlthätig, als die Männer raſtloſer Thätigkeit. Gewährt nicht Frau von Sevigné noch heutiges Tages vielen Tauſenden heitern Genuß und erhebenden Troſt, und leiſtet ſie damit nicht mehr, als wenn ſie für ein Dutzend Hausleute genäht und gekocht hätte? Wer weiß, was einſt noch die Clary'ſchen Reiſe- und Tagebücher leiſten! So viel weiß ich, hat er deren über das Jahr 1811 geſchrieben, ſo könnten ſie einſt das reichſte Hülfsmittel zur Erhellung und Berichtigung meiner Angaben darbieten, und es iſt vielleicht verwegen, daß ich ihrer herausfordernd Meldung thue. Doch thue ich es unbedenklich. Noch muß ich von ihm ſagen, daß er es vermied, über Menſchen entſchiedene Urtheile auszuſprechen, nicht weil er nicht urtheilte, ſondern weil er glaubte, es ſei Unrecht, ſich und Andern die Unbefangenheit zu nehmen, mit der man doch jeden, auch den ſchon verurtheilten, aufnehmen und behandeln müſſe, als ſei er ein noch unbekannter, friſcher Menſch; eine Ausdehnung des Prinzips der Höflichkeit und guten Lebensart, wie nur der menſchenfreundlichſte Sinn ſie eingeben konnte, und zu der beſonders Rahel aus vollem Herzen einſtimmte!

Wir hatten eine Reihe der ſchönſten Tage. Morgens, nach Bad und Frühſtück, oder ſchon vom Spazirgange zurückgekehrt, verſammelte man ſich im Clary'ſchen Garten, wo gewöhnlich die fürſtliche Familie und ein Theil ihrer Geſellſchaft einem an ſich reizloſen Kugelſpiel oblag, das aber als Vereinigungspunkt im Freien angenehm war. Der Graf Karl verlor ſich bald mit ſeinem Buche in einſame Gänge, oft auch ſchloſſen Begleiter ſich an, oder Zeichenbrett und Griffel traten an die Stelle des Buches, die vorbehaltenen Theile des Gartens wurden beſucht, in Gondeln der ſchöne Teich beſchifft, alles bewegte ſich in traulichem Behagen, in zwangsloſer Artigkeit. Die Nachmittage waren den größeren Spazirfahrten gewidmet, ſelten kehrte man zu rechter Zeit zurück, um noch das Schloßtheater einen Augenblick beſuchen zu können, wo eine kleine Truppe aus Böhmen tägliche Vorſtellungen gab, und der unvergleichliche witz- und launenreiche Swoboda bisweilen die komiſche Kunſt in eigenthümlichſter Vollendung zeigte, ſo daß ſelbſt die große Schauſpielerin Madame Bethmann aus Berlin nicht Anſtand nahm, ihn den größten Talenten der deutſchen Schaubühne beizuzählen. Die Abende waren im Schloßgarten beſonders lebhaft und mannigfaltig an Gruppirung und Bewegung. Wenn nicht Ball oder ſonſtige Verabredung die Geſellſchaft in dem großen Gartenſaale zuſammenhielt, ſo vereinigte ſich ein ausgewählter Kreis gewöhnlich noch zuletzt im Clary'ſchen Salon. Oft, wenn wir zu ſpät nach Hauſe kehrten, war es ſchwer, das Freie ſchon zu verlaſſen, die hellen Sterne am dunkeln Himmel, die mächtigen Baumſchatten, die Stille der lauen Luft, alles wirkte wie Zauber auf das Gemüth, und wenn dann bei offnen Fenſtern Karoline Longhi, eine ſchöne Harfenſpielerin aus Neapel, ihre Uebungen vornahm, oder unter den Fenſtern des Herzogs von Weimar böhmiſche Muſiker meiſterhaft ſpielten, ſo war es unmöglich, ſolchem nächtlichen Zauber nicht ſelbſtvergeſſen zu lauſchen. Noch ein beſonderer Reiz wirkte hiebei mit. Den Norddeutſchen war damals das Jodeln der Tyroler und Steiermärker größtentheils unbekannt, und die eigenthümliche Sangesweiſe machte den wunderbarſten Eindruck. Ein junger böhmiſcher Offizier hatte darin die größte Meiſterſchaft erlangt, und wenn er, allein, oder von einigen Kameraden unterſtützt, vor der Wohnung des Herzogs die ſeltſamen Liedertöne erſchallen ließ, öffneten ſich alsbald die Fenſter der ganzen Nachbarſchaft, und der geſellige Herzog ſpann neue muntre Geſpräche an, und Einmal, verwundert, von Rahel zu hören, daß ſie ſo ſpät noch Kaffee trinke, begehrte er dieſe intereſſante Neuigkeit, die ſich der des Jodelns ſo trefflich geſellte, auf der Stelle durch eigne Erfahrung mit zu erproben.

Die Badegäſte mehrten ſich täglich, außer den Oeſterreichern waren beſonders die Preußen und Sachſen zahlreich, man ſah wenige Ruſſen und Polen, nur ein paar Franzoſen und keinen Engländer, wie denn das ganze Feſtland keinen aufwies, außer gefangene in Frankreich, und kämpfende in Spanien und Portugal; ein ſchon lange in Prag einheimiſcher engliſcher Sprachmeiſter, der mit dem Grafen von Bentheim nach Töplitz gekommen war, mußte hier wie dort, der Sicherheit wegen, für einen Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika gelten. Im Allgemeinen waltete großes Vertrauen unter den Leuten, es genügte, daß man ſich unter Deutſchen wußte, um ohne Hehl politiſche Geſinnungen zu äußern, die, am ſchlimmen Orte angezeigt, die ſchwerſte Ahndung erwarten konnten. Wenn es Schlechtgeſinnte und ſelbſt Verräther unter den Deutſchen gab, ſo hielten auch dieſe noch einige Mäßigung, und ſcheuten ſich die Fäden anzutaſten, die nicht gefahrlos zu verfolgen waren, denn ſie umſtrickten mit den Niedern auch die Hohen, und verloren ſich bisweilen ſogar in den innerſten Kern der Fremdherrſchaft. Der Franzoſenhaß verknüpfte die verſchiedenſten Stände, irgend ein Handelsdiener wurde der Vertraute und Briefbeſorger einer Fürſtin, eines hohen Beamten; der Schauſpieler Bethmann theilte die mehr ſchmeichelhaften als zuverläſſigen Neuigkeiten, an denen er nie Mangel hatte, täglich der hohen Ariſtokratie mit, die ihn dafür mit lächelnder Gunſt beehrte, und wer ſein Ankläger geworden wäre, der hätte noch viele andre Namen nennen müſſen, von denen arge Rückſchläge zu befürchten waren.

Als der Jahrestag des Todes der ſchönen Königin Luiſe von Preußen zum erſtenmal widerkehrte, waren alle Preußen beeifert, dieſen Trauertag mit würdiger Feier zu begehen, und auch die Nichtpreußen verhehlten den Antheil nicht, den ſie dem Gedächtniſſe der herrlichen Fürſtin aufrichtig widmeten. Doch die heftigſten der Eiferer wollten aus dem Feſte vor allem eine Darlegung ihres Franzoſenhaſſes und ihrer Deutſchgeſinnung machen, und, wie es zu geſchehen pflegt, die Unberufenſten waren hiebei die Thätigſten. Die Gemäßigten und Beſonnenen zogen ſich von dem Unternehmen, das ungeſchickt anhob und geſchmacklos ausging, allmählich zurück, und es war in der That ſchwer zu ſagen, wer dabei eigentlich befriedigt ſein ſollte, daß es hieß, Berliner Juden hätten für die reformirte Königin ein katholiſches Hochamt halten laſſen! Doch war derſelbe Eifer, der ſich in dieſes Unternehmen verirrt hatte, gar nicht abgeneigt, diejenigen Preußen, welche der ungeſchickten Aufforderung nicht gefolgt waren, wenigſtens lauer Geſinnungen zu beſchuldigen.

Von der preußiſchen Seite her kam inzwiſchen immer neuer Zuſchuß. Als Durchreiſender von Berlin nach Prag beſuchte mich Clemens Brentano, der mir von allen meinen Freunden die genaueſten und unterhaltendſten Nachrichten brachte. Ich ſah ihn zum erſtenmal, und war ganz bezaubert von ſeiner geiſtreichen Laune, ſeinen überraſchenden, oft das Tiefſte aufſchließenden, immer feuerwerkartigen Bemerkungen. Doch weil er den Boden ſicher und empfänglich fand, fing er bald die ihm willig zugeſtandene Freiheit zu mißbrauchen an, und alle meine Freunde der Reihe nach zu lächerlichen und widrigen Geſtalten zu verzerren, wogegen ich ſolche Einſprache thun mußte, die unſrer Bekanntſchaft ein ſchnelles Ende gebracht hätte, wenn er nicht ohnehin gleich am nächſten Tage weitergezogen wäre. Willkommen und kernhaft ſtärkend war mir das Erſcheinen Fichte's, ſo wie Friedrich Auguſt Wolf's, deren Gegenwart mich in die glücklichſten Studienzeiten zurück verſetzte. Mit Wolf entſpannen ſich ſogleich proſodiſche Erörterungen, er hatte ſchon ſeine erobernden Ueberſetzerzüge begonnen, und glücklich wie niemand vor ihm die halsbrechenden Schwierigkeiten des Ariſtophanes überwunden; man mußte geſtehen, daß er die Kunſt der Silbenmeſſung und des Versbaues auf den Gipfel geführt habe. Doch indem ich meine Bewunderung nicht verſchwieg, erhob ich leiſe Zweifel, ob die Dichtkunſt auf dieſer philoſophiſchen Höhe ſich erhalten könne, ob nicht für den ächten Dichter die Läſſigkeit des Goethe'ſchen und Schiller'ſchen Hexameters vorzuziehen bleibe, wovon aber Wolf nichts hören wollte, im Gegentheil meinte er, jene Dichter ſeien in Gefahr, bei fortſchreitender Ausbildung der deutſchen Proſodie, durch grammatiſche Meiſterhand in die Formen ſpäterer Anforderung umgeſetzt zu werden! Doch das Beiſpiel ſchon der Homeriſchen Geſänge war ihm entgegen, die mit allen Mängeln der Form richtig auf die Nachwelt gekommen ſind. — Wolf war nicht eigentlich krank, ſondern lebensfroh und geſellig, wie er denn an allen Fahrten und ſonſtigen Verabredungen gern Theil nahm. Bei Fichte, der an rheumatiſcher Lähmung litt, war dies ganz anders; er blieb auch hier der einſame Denker, der ſtrenge Waller, unbekümmert um Geſellſchaft und Welt. Der Druck, unter dem Deutſchland ſeufzte, beſchäftigte ihn ſehr, und da er alles in die Tiefe führte, ſo ſuchte er auch den geheimen Vereinen, welche für die deutſche Sache thätig waren, eine Geſtalt und Bedeutung zu finden, wobei die Philoſophie mit der Politik zuſammen gehen könnte. Wir kamen von dieſen Vereinen natürlich auf die Freimaurerei, welche als ſchon fertiges und ſicheres Werkzeug ſehr brauchbar ſchien, manche Anſichten und Geſinnungen im Stillen auszubreiten. Sie wurde franzöſiſcherſeits auf dieſe Weiſe ſchon gebraucht, in manchen Logen höherer Grade zu Paris gelobte man, für Napoleon und ſeine Dynaſtie Gut und Blut einzuſetzen, warum ſollte nicht auch deutſcherſeits verſucht werden, unſre politiſche Zwecke vermittelſt der Logen zu fördern? Fichte hielt die Maurerei ihrem Weſen nach ſehr hoch, und ließ das Ganze nicht entgelten, daß ihn die Berliner Logen mit ſeinen Vorſchlägen zur Erneuung und Erhöhung ihrer Grundlagen ſchnöd abgewieſen hatten. Er rühmte, daß die Maurerei für viele Menſchen, denen ſonſt keine allgemeine Bildung zugekommen wäre, eine Schule edler Menſchheit geworden ſei, und in der Zeit nach dem ſiebenjährigen Kriege hätten Hunderte von preußiſchen Offizieren ihre geiſtige Erhellung einzig aus der Loge geſchöpft. Er deutete an, daß in der Geſchichte der geiſtigen Entwickelung neben dem exoteriſchen Zuſammenhange der Wiſſenſchaft — „Ich habe es nie geläugnet", ſagte er, „daß ich durch Kant angeregt worden, wie Kant es von Hume geweſen, und ſo weiter zurück" — auch ein eſoteriſcher Zuſammenhang denkbar ſei, deſſen Vermittelung und Erhaltung ſehr wohl das Geſchäft und der Beruf einer geheimen Geſellſchaft ſein könne; wiefern dies der Maurerei wirklich obgelegen oder durch ſie geſchehen, wolle er jetzt nicht unterſuchen, es genüge, die Möglichkeit anzunehmen, daß ſie eines ſolchen Gehaltes fähig ſei. Er wollte überhaupt nur geiſtige Stärkung und Erhebung, aus der die kühne That dann von ſelbſt hervorgehen würde, und verwarf die äußerliche Feſtſetzung einer ſolchen, zu der man ſich verſchwören und deren beſonderem Zwecke man alles opfern ſolle. Fichte's Einſichten in die Maurerei waren offenbar nicht aus ihr ſelbſt, ſondern aus ſeinem philoſophiſchen Standpunkte genommen, auch hatte er es im Orden nie weiter gebracht, als zu der Lehrlingsſtufe, wiewohl Friedrich von Schlegel und Franz von Baader ihm gern die höchſten Grade beimaßen, und ſogar behaupteten, er habe aus den ihm eröffneten geheimſten Lehren vieles für ſeine Philoſophie geſchöpft. Ganz im Gegentheil hatte Fichte, nachdem er in Jena Freimaurer geworden, und von dem neuen Weſen einigermaßen ergriffen war, gleich darauf geſonnen, ob er nicht etwas erfinden könne, das, wie die Analyſis für das Rechnen, ein untrügliches Werkzeug für das Denken wäre, eine Waffe des Geiſtes, die jeden, dem man ſie gäbe, ſtark machte; wenn ihm dergleichen gelungen wäre, ſo würde er die Maurerei dann gern zur Bewahrerin und Verwalterin ſeiner Erfindung gemacht haben, wie er es ſpäterhin verſucht hatte, die Wiſſenſchaftslehre in die Logen einzuführen, und darüber mit ihnen zerfallen war.

Der Dichter Tiedge, welcher mit der Gräfin von der Recke kam, war in politiſcher Hinſicht unſer eifriger Bundesgenoſſe, wie auch die Gräfin ſelber, während wir das äſthetiſche Treiben Beider in keiner Weiſe gelten ließen. Dieſelbe Uebereinſtimmung fand ſich mit der Gräfin Karoline von Schlabrendorf, die aus Schleſien eintraf; aber alle

Uebereinſtimmung im Franzoſenhaſſe konnte nicht den weit größeren Gegenſatz tilgen, in welchen die Schroffheit ihres Gemüths und die Schärfe ihres Urtheils mit jedem gerieth, der ihr zu widerſprechen wagte.

Ich wurde in dieſer Zeit ſehr beunruhigt durch Nachrichten, die ich ſowohl aus Hamburg als aus Berlin empfing. An beiden Orten war durch Leichtſinn und Unklugheit mancherlei ruchtbar geworden und zu des Feindes Kenntniß gekommen, was ſtreng hätte verſchwiegen bleiben ſollen; die Ungewißheit, ob nicht auch Verrath im Spiele ſei, gab nicht nur großen Beſorgniſſen Raum, ſondern weckte auch Mißtrauen und Scheu im Kreiſe des bisherigen Vertrauens. Die Polizei der Franzoſen, des Marſchall Davouſt inſonderheit, wurde wachſamer und thätiger, und erſtreckte ihre Wirkung auf alle Staaten des Rheinbundes; im Königreich Weſtphalen geſchahen Verhaftungen, von denen die weſtphäliſche Behörde nichts wußte, man ſprach von franzöſiſchen Anforderungen an Preußen, daß die dem Kaiſer Napoleon mißfälligen Perſonen nicht geduldet, einzelne hartbeſchuldigte ſogar ausgeliefert werden ſollten. Für den gegen Rußland zu unternehmenden Feldzug, hieß es, wolle man den Rücken frei, die Länder der Bundesgenoſſen von Uebelgeſinnten gereinigt hinter ſich haben. Die Freunde in Norddeutſchland waren in großer Bewegung, es wurden Papiere vernichtet, Aufenthaltsorte gewechſelt, alte Verbindungen abgebrochen, neue geheimere angeknüpft; es ſchien, als könnten ſich die bisherigen Betreibungen nicht länger in den vom Feinde beſetzten oder ſeinem Einfluſſe Preis gegebenen Ländern halten, als müßte dieſem das Feld für den Augenblick überlaſſen werden; es geſchahen Anträge, die Leitung der deutſchen Sachen aus dem Norden nach Böhmen herüberzutragen, wo der Boden noch friſch, noch unverkundſchaftet ſei, und wo außerdem, bei der Anweſenheit des Kurfürſten von Heſſen und des Freiherrn vom Stein, reiche Hülfsmittel und feſter Anhang nicht fehlen würden. In der That hatte Oeſterreich bisher noch mit vielem Glücke ſich gegen den franzöſiſchen Einfluß abgeſchloſſen, man lebte beſonders in Böhmen von dieſer Seite in Sicherheit und Ruhe, die franzöſiſchen Behörden wußten wenig von dem Innern des Landes, und ſcheuten einigermaßen hier ſtörend einzudringen. Allein die Zuflucht, welche hier gewährt war, wurde durch den Preis der Unthätigkeit erkauft, zu welcher alles, was hieher flüchtete, ſich verurtheilt ſah. Die Menſchen wurden geduldet und geſchützt, aber ihre Betreibungen mußten erlöſchen, theils von ſelbſt in dem fremdartigen Boden, theils durch Maßregeln, die allen Verkehr beaufſichtigten, und einen raſchen, ſichern mit dem Auslande unmöglich machten. Die Verlegenheit war daher nicht gering, als die Anfrage geſtellt wurde, wiefern Freunde, die bisher im Norden gewirkt hatten, ſich mit Erfolg in Böhmen feſtſetzen könnten, ja ob man wohl im Stande wäre, einem oder zweien, im Fall ſie allzu heftig verfolgt würden, einen Verſteck in Böhmen zu vermitteln. Unter den vorhandenen Umſtänden mußte die Frage durchaus verneint werden, ſchon deßhalb, weil es zweifelhaft war, ob ſie nicht ſchon durch unvertraute Hände gegangen. Der kaiſerliche Rath Eichler, vertraut mit dieſen und vielen andern Geheimniſſen, war kein ſichrer Mittelsmann mehr, ſeit er der eignen Regierung verdächtigt und deßhalb auch aus ſeinem früheren Amte eines Badekommiſſair in Töplitz entfernt worden war. Im unmittelbar vorhandenen Drange der Noth wäre mein Oberſt alles zu thun bereit geweſen, aus angebornem Edelmuth, aus hochherziger Erwiederung jedes Zutrauens; aber gegen den allgemeinen problematiſchen Fall war das Gefühl ſeines eignen Dienſtverhältniſſes zu ſtark, und er konnte die Gränzen deſſelben nicht überſchreiten wollen. Doch war es unmöglich, den Gegenſtand einer ſo großen Unruhe und Bekümmerniß völlig abzuwerfen, man lebte in täglich erneuter Sorge, welche nicht nur die beſten Freunde und Kammeraden, ſondern auch die nächſten Blutsverwandten umfaßte. Es gab Tage, wo die Ungewißheit über das Schickſal des Erbgrafen Alexis in Steinfurt, von deſſen Geſinnungen ſich das Stärkſte erwarten ließ, und deſſen Verbindungen die ſchlimmſten ſein konnten, die qualvollſten Beſorgniſſe einflößte.

Ein unglücklicher Zufall verdüſterte für unſern nächſten

Kreis die Stimmung noch mehr. Ein preußiſcher Rittmeiſter von Tornau, der im Feldzuge von 1807 mit Auszeichnung gefochten haben mußte, denn er war noch jung und hatte den Verdienſtorden, war auf dem Balle aus Unkunde der angeordneten Folge der Tänze mit öſterreichiſchen Offizieren in Streit gerathen, ſie nahmen ſeine Unkunde für Trotz und er ihre raſche Anrede für Beleidigung; die Folge war ein Zweikampf, der am nächſten Tage in einem nahen Wäldchen vor ſich ging. Der Preuße ſchlug ſich mit zwei Klenau'ſchen Offizieren, dem Grafen Ottolini und dem Grafen von Noſtitz, auf den Degen, er verwundete den einen tödtlich in die Bruſt, den andern fällte er durch einen Hieb in den Schädel, und er ſelbſt flüchtete mit drei Wunden über die Gränze nach Sachſen. Der Vorfall hinterließ auf beiden Seiten ſtarke Erbitterung, und zeigte auf's neue, wie leicht die deutſchen Kräfte, anſtatt ſich einander anzuſchließen, in Streit und Kampf geriethen; für einige Zeit ſchien die alte Eiferſucht, die man längſt erloſchen glaubte, wieder aufzuwachen, und von beiden Seiten regte ſich noch mancher jugendliche Muth zur Fortſetzung jener unſeligen Fehde, die ſchon allzu blutig geworden war.

Es war Zeit, daß ein neues und freundliches Element auf die Geſellſchaft einwirkte, und andre Lebensrichtungen weckte. Der Fürſt von Ligne brachte, wie immer, Heiterkeit und gute Laune in ſeine nähere Umgebung, und auch die entferntere mußte daran einigen Antheil nehmen. Seine Witzworte, treffend immer und faßlich, wurden mit Luſt wiedererzählt, und jeder Tag, jede Stunde lieferte neuen Zuſchuß. Den Damen, welchen er ſeine Huldigungen widmete, ſandte er ſchon frühmorgens geiſtreiche Billete und Verſe, die er mit unglaublicher Leichtigkeit auf das erſte beſte Papier hinwarf. Ueberhaupt befliß er ſich im Aeußerlichen nicht eben großer Achtſamkeit, ſein Anzug war oft ſeltſam vernachläſſigt und ſtach gegen die Vornehmheit ſeiner Haltung und Manieren wunderlich ab. Er machte, wenigſtens in ſeinen Ausdrücken, noch ſtets den Anſpruch, verliebt zu ſein, und ſogar den, geliebt zu werden, und da er wohl wußte, wie dieſe Anſprüche durch ſein Alter bedingt ſeien, ſo machte er auch in dem der Frauen kaum noch einen Unterſchied, ſondern richtete mit gleichem Eifer ſeine Bewerbung an eine Sechszehnjährige und an eine Fünfzigjährige. Nicht alle nahmen ſeine Beeiferung als Scherz, wenigſtens Ehrgeiz und Eitelkeit fanden noch reichlich ihre Rechnung dabei. Er bekam von mancher Seite zärtliche Antworten, mit denen er nicht eben geheimnißvoll that; wenn aber das Unglück wollte, daß er die Rückſeite eines ſolchen Blattes zu Verſen an eine Andre benutzte, ſo konnte Lachen und Spott auf der einen, und Verdruß und Bitterkeit auf der andern Seite nicht ausbleiben. Einſt geſchah ihm, als er zu Regina Frohberg, die er beſonders anbetete, und deren Theeſtunde er nicht verſäumen wollte, eilig durch die Straßen ſtolperte, daß dieſe Dame, ebenfalls verſpätet, aus dem Schloßgarten nach Hauſe eilend und ihn einholend, an ſeine Seite trat, und ihn eben anreden wollte, als der Alte, in ſeinen Roué-Dichtungen befangen, plötzlich ein verliebtes Abentheuer möglich glaubte, und der Dame, die er mit ſeinen geſchwächten Sinnen im Abendlichte nicht erkannte, eine feurige Liebeserklärung herſagte. Da ſie, um ſich und ihm die Beſchämung dieſes Verkennens zu erſparen, eiligſt entſchlüpfte, ſo ſetzte auch er ſeinen Weg fort, fand ſeine liebenswürdige Wirthin ſchon am Theetiſch, und ſagte ihr alle Artigkeiten, die er ſoeben an ſie verſchwendet hatte, zum zweitenmale; als zuletzt ſeine Untreue denn doch offenbart wurde und nicht ungerügt blieb, konnte er ſie noch immer, da nur ſeine Meinung irrig, die Perſon aber doch die ächte geweſen, für eine wirkliche Treue ausgeben!

Mit dem Herzoge von Weimar war der Fürſt durch das ſchönſte Verhältniß wechſelſeitiger Anerkennung ſchon längſt verbunden; als tapfere Kriegsleute, als freiſinnige Lebemänner, als edle Schätzer des Geiſtes, fanden ſie ſich auf gleichem Boden, die Sphären ihres Erfahrens und Wirkens aber waren doch ſehr verſchieden, und es gehörte friſcher Sinn und guter Wille dazu, daß der Herzog die Blüthe der Galanterie und des Scherzes von Verſailles, vom Oeil-de-Boeuf, und der Fürſt die Macht Goethe's und den Glanz Schiller's ſo treulich würdigten. Als Frau von Heygendorf auf einige Tage Töplitz beſuchte, war dies für den Fürſten ein neuer Anlaß, der Schönheit und dem Liebreize begeiſtert zu huldigen, und er machte unbedenklich den Nebenbuhler des Herzogs, indem er hiedurch freilich nur deſſen Geſchmack und Sinn ſchmeichelhaft beſtätigte.

Hier iſt der Ort, nun auch eines Franzoſen zu gedenken, der ſchon mehrere Wochen in Töplitz umherhinkte, und dem das Bad, wie er angab, ſeiner Wunden wegen verordnet war. Er nannte ſich Graf d'Eſtourmel, und war ſehr befliſſen nach Bekanntſchaften, wußte ſich ungemein in die Umſtände zu fügen und Anmaßung und Eitelkeit im Zügel zu halten. Dennoch gelang es ihm nicht, ſich beliebt zu machen, er ſtand in der deutſchen und deutſchgeſinnten Geſellſchaft ſehr allein, man hielt ihn allgemein für einen ausgeſandten Späher, und wirklich hat ſpäterhin der Herzog von Rovigo in ſeinen Denkwürdigkeiten erwähnt, daß er im Sommer jenes Jahres ſeine Kundſchafter in den böhmiſchen Bädern gehabt, und wir können hinzuſetzen, daß er ſchlecht genug bedient worden, falls jener einer von ihnen war! Clary's hatten ihn ablaufen laſſen, der Herzog von Weimar ſich ihn vom Halſe zu halten gewußt, Frau von Crayen wollte ihn nicht annehmen. Die öſterreichiſchen Offiziere, denen er ſich anſchließen wollte, trieben ihren Spott mit ihm; einer derſelben, ein Jägerhauptmann, Freiherr von Knorr, ausgerüſtet mit Humor und Tapferkeit, und in beiden gleicherweiſe ſchlagfertig, hatte es ſich zur Aufgabe gemacht, den Andringling zu necken, und führte wahre Poſſenſpiele mit ihm auf, die man mit hohem Eintrittsgeld hätte bezahlen mögen, hätte man ſie nicht umſonſt gehabt. Einmal machte er dem Franzoſen ernſtliche Vorſtellungen, es zieme ſich nicht, daß er bald mit dem rechten und bald mit dem linken Fuße hinke, er ſolle ſich jetzt gleich entſcheiden, an welchem Fuße er verwundet ſein wolle, und mit dieſem nur dürfe er fortan hinken, ſie Alle würden genau darauf ſehen und keinen Wechſel mehr dulden. Der Franzoſe war klug genug, zum böſen Spiel gute Miene zu machen, und betheuerte, es ſei ein Vorurtheil, daß die Deutſchen nicht den Scherz zu handhaben verſtänden, ſie ſcherzten meiſterhaft! Als der Fürſt von Ligne gekommen war, gewann der Mann doch etwas mehr Boden, der Fürſt war zu gutmüthig, ihn ganz abzuweiſen, und ein Franzoſe hatte nebenher immer etwas Reiz für ihn. Er führte ihn bei Regina Frohberg ein, und dort fiel die ſchon anderwärts erzählte Anekdote vor, wo jener verſprochen hatte, den Fürſten geſchickt auf die Kaiſerin Katharina zu bringen, und dies doch gar nicht zu bewerkſtelligen wußte, bis Rahel es plötzlich durch die geradeſte Frage that. Der Mann war übrigens weder abgeſchmackt noch ununterrichtet, und am wenigſten boshaft, nur ſeine Rolle machte ihn ungeſchickt, und thöricht war es, daß er ſie übernommen. Ich glaube wirklich nicht, daß er irgend jemanden Schaden gethan, aber freilich auch nicht, daß er bei ſeinem Herrn und Meiſter durch ſeine Sendung viel Ehre eingelegt habe.

In aller ſeiner leichten Anmuth und Scherzhaftigkeit war der Fürſt dennoch ein Mann von Grundſätzen, und wich von der Bahn, die er einmal gewählt, durchaus nicht ab. Ihm war freilich vermöge ſeines Witzes leicht, über Schwierigkeiten und Widerſprüche, in welchen Andere ſich verſtrickten, mit guter Art hinwegzukommen; allein er ſelbſt auch übte manchen Widerſpruch, und ſeine beflügelten Worte, die niemals zu Boden fielen, waren oft Kritik und Strafe für ſolche Männer, an welche Anderer Tadel nicht hinaufreichte. Er mißbilligte damals mit mehr Bitterkeit, als ſeinen Scherzen gewöhnlich war, die Verbindung Oeſterreichs mit Frankreich, und die Gegenſätze, welche dieſes Verhältniß lieferte, boten freilich, und nicht ihm allein, den unerſchöpflichſten Stoff ſchreiender Verknüpfungen. Die Vorgänge in Spanien erregten ſeinen wärmſten Antheil, und brachten ihn faſt aus dem Geleiſe ſeines Scherzes, er konnte nicht vergeſſen, daß er ſelbſt ein ſpaniſcher Grande war. Demnach war der Fürſt in den damaligen Stimmungen und Bedrängniſſen kein gleichgültiger Beſtandtheil, ſeine großen Verbindungen und leichten Formen dienten in zahlloſen Gelegenheiten zur Förderung der deutſchen Sache, er empfing vielſeitiges Vertrauen, und bewahrte daſſelbe heilig, vielleicht weniger aus politiſcher Tugend, als aus edler Sitte der guten Geſellſchaft, die am rechten Orte ſo wie zu reden auch zu ſchweigen lehrt.

Im Verlaufe der Badezeit mehrte ſich die Geſellſchaft aus Norddeutſchland. Der Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, ausgezeichnet durch hohe Geiſtesbildung und enthuſiaſtiſche Kunſtliebe; ſeine durch Anmuth wie durch Schönheit bezaubernde Schweſter, die Prinzeſſin von Solms, begleitet von ihrer liebenswürdigen, im ſchönſten Jugendglanze heranblühenden Nichte, der Prinzeſſin Thereſe von Thurn und Taxis; der tapfere Prinz Auguſt Ferdinand von Preußen, Bruder des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis; alle dieſe willkommenen Erſcheinungen erregten Antheil und Zuneigung. Einen neuen Mittelpunkt bildete die gräflich Golziſche Familie; galt der preußiſche Staatsminiſter Graf von der Golz nicht gerade im höchſten Sinne als politiſcher Karakter, ſo war dagegen ſeine lebhafte Gattin, geborne von Schack, deſto entſchiedener ein geſellſchaftlicher, und durch ſie fanden bald Landsleute und Fremde hier den ſchönſten und munterſten Kreis, den das bewegliche, oft witzige, immer anregende Talent der Gräſin gut in Athem hielt, und in welchem die Tochter des Hauſes, die liebliche Gräſin Auguſtine, nebſt ihren anmuthigen Geſpielinnen, Fräulein Natalie von Alopeus und Adelaide von Reede, als ſchönſter Jugendſchmuck glänzten. Auch der Bruder Achim's von Arnim, nach ſeiner auffallenden Aehnlichkeit mit dem engliſchen Miniſter William Pitt meiſtens nur Pitt-Arnim genannt, verſtärkte die preußiſche Anſiedelung durch ſeine heitre, ſtets in gleichmäßiger Stimmung und freier Weltbildung ſich bewegende Geſelligkeit.

Durch Rahel wurde ich mit der Golziſchen Familie bekannt, und ich ſelbſt hatte bald meinen Oberſten dort einzuführen, ſo wie auch ſeinen jüngern Bruder, Grafen Eugen zu Bentheim, einen jungen Menſchen von blühender, kraftvoller Schönheit und unverwüſtlicher Muthwillslaune, die oft Störung und Mißvergnügen verurſachte, und der man doch nie dauernd gram ſein konnte. Wir machten mit der Golziſchen Familie herrliche Spazirfahrten, nach Graupen, Mariaſchein, Dux, Oſſegg; der Prinz Auguſt nahm einigemal Theil, der Graf Eugen zu Bentheim, der Freiherr von Dalwigk. Letzterer war Adjutant des Kurprinzen von Heſſen, pflegte beſtändig hin und her zu reiſen, zwiſchen Prag und Berlin, und auch wohl weiter in Norddeutſchland, unter mancherlei Gefahren und Geſchäften; in alle geheime Betreibungen eingeweiht, erſchien er den Verbündeten immer willkommen, er brachte nachdrückliche Ermunterung und Hülfe von dem Kurfürſten, der mit ſeinem geretteten Schatze, auch ohne viel davon aufzuwenden, doch die Zuverſicht ſtärkte und den Willen erfriſchte. In der freien ſchönen Natur, bei munterer Geſelligkeit, ſchloſſen ſich auch die politiſchen Meinungen bald ohne Rückhalt auf, und wir — die Gräfin nicht die letzte — äußerten Anſichten und Hoffnungen, denen der preußiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten kaum das Ohr leihen durfte. Er that mir aber die Ehre an, mich genau zu befragen, wie ich den Zuſtand von Frankreich anſähe, und welche Eindrücke mir Paris und der Hof Napoleon's gegeben; da er eine ſchriftliche Mittheilung wünſchte, ſo gab ich ihm meine in Steinfurt abgefaßten Denkblätter, ſo weit ich ſie noch beſaß, und erſt nach ſeinem Tode, wie ſchon erwähnt, drei und zwanzig Jahre ſpäter, empfing ich ſie aus ſeinem Nachlaſſe zurück. Der Graf hatte keine Energie des Willens, aber neben guter Kenntniß der Geſchäfte und viel Takt in ihrer Behandlung ein geſundes Urtheil; er billigte nicht die politiſchen Betreibungen in Norddeutſchland, weil er ihnen, ſo lange nicht die Franzoſen entſcheidende Unfälle erlitten hätten, keinerlei Erfolg zutraute und in den Theilnehmern nur nutzloſe Opfer einer Verwegenheit ſah, die ſich für günſtigere Zeit aufſparen ſollte. Er geſtand uns, die preußiſchen Verhältniſſe ſeien ſo unſicher geſtellt, daß man nie vorher wiſſen könne, ob nicht binnen vierzehn Tagen zu den Waffen gegriffen werden müſſe, weil kein anderes Heil mehr übrig ſei; wobei er denn nicht verhehlte, daß dieſer Fall, ohne Oeſterreichs Hinzutreten und ohne raſches Vordringen der Ruſſen, für Preußen ein wahrhaft verzweifelter ſein würde. Die Gefahr, die er uns zeigte, wurde für uns nur ein ſo größerer Anreiz, den Blick dahin zu wenden, wo die Hülfe nah und gewiß wäre, auf das eigne Volk, deſſen allgemeiner Aufſtand gegen die Franzoſenherrſchaft uns der beſte Bundesgenoſſe Preußens dünkte.

Unter den perſönlichen Geſchicken, die aus jenen großen Spannungen der politiſchen Welt auf einzelne Häupter niederfielen, erregte das des Herrn Bathurſt lebhaften, und durch das Geheimniß, welches dabei waltete, ſchaudervollen Antheil. Er war als engliſcher Bevollmächtigter während des Krieges 1809 am öſterreichiſchen Hoflager thätig geweſen, und hatte nach dem Wiener Frieden, als ſeinen Zwecken keine Hoffnung mehr übrig und längeres Verweilen gefahrvoll wurde, die Rückreiſe nach England nördlich verſuchen wollen, da der ſüdliche Weg über Malta viel weiter und faſt eben ſo unſicher war. Seine Beſorgniß, den Franzoſen in die Hände zu fallen, war übergroß, und ſchon bei der Abreiſe aus Oeſterreich ſeinen dortigen Freunden von übler Vorbedeutung; doch tröſteten ſie ſich, ihn von beſonnenen, gewandten Leuten begleitet zu ſehen. Herr Bathurſt kam den 25. November 1809 Nachmittags in Kletzke, der Station vor Perleberg, in einem ſtattlichen Reiſewagen an, begleitet von einem Sekretair und einem Bedienten. Sein Paß nannte ihn Kaufmann Koch. Er ſtieg aus, und verlangte ſchleunigſt Pferde, indem er die größte Eile zu haben vorgab. Im Paſſagierzimmer fragte er genau und ängſtlich nach den Wegen, ob und wo er auf franzöſiſche Truppen ſtoßen würde, zog dann zwei Piſtolen aus der Taſche, beſah ſie unaufhörlich, ſpannte den Hahn, ſetzte ihn wieder in Ruhe, und als die Pferde längſt angeſpannt waren, trieb er dieſe Beſchäftigung noch lange fort, bis man ihn endlich benachrichtigte, er werde das Warten der Pferde tarifmäßig bezahlen müſſen, aber auch dieſer Erinnerung achtete er nicht, bezahlte die Gebühr, und erſt geraume Zeit nachher ſtieg er in den Wagen und fuhr ab. Abends bei völliger Dunkelheit in Perleberg angelangt, verließ er auch hier ſogleich den Wagen, fragte nach dem Kommandanten, Herrn von Klitzing, trat in deſſen wegen einiger anweſenden Gäſte hell erleuchtetes Haus, begehrte ihn allein zu ſprechen, und nachdem er ſich verſichert, daß niemand lauſchen könne und daß er mit einem Ehrenmanne zu thun habe, entdeckte er ihm, wer er ſei, und fragte, ob er auf dieſer Straße ſicher nach Hamburg gelangen könne? Herr von Klitzing bejahte dies, und gab ihm alle dienliche Auskunft und Anleitung, bemerkte aber, daß der Reiſende in einer an Verwirrung gränzenden Aufregung ſei; er ſchwebe in größter Gefahr, ſagte dieſer, zweimal ſchon habe man ihn vergiften wollen, aber mit Gift richte man bei ihm nichts aus, denn er führe Gegengift! um ſo mehr aber fürchte er die franzöſiſchen Polizeiſpäher, die Zollſoldaten und Küſtenwächter, durch deren Linie er ſich ſchleichen müſſe. Durch die Angaben des Kommandanten einigermaßen beruhigt, verließ er das Haus, indem er die beſten Wünſche mitnahm, und ging, ſo ſchien es, zur Poſt zurück; vor den Fenſtern eines nahen Hauſes, wo die Töchter des vorigen Poſtmeiſters wohnten, war er noch geſehen worden, dann aber nicht mehr, und blieb ſeitdem verſchwunden. Ob er zu Fuß die Stadt verlaſſen, um auf der Landſtraße in den Wagen zu ſteigen, ob er ſich von dieſem und ſeinen Leuten habe trennen wollen, um allein ſicherer durchzukommen, ob er nah oder fern von Perleberg erſchlagen und verſcharrt, oder aufgehoben und fortgeſchleppt worden, ob er die mecklenburgiſche Küſte erreicht und ſich dort eingeſchifft und dann in den Wellen ſein Grab gefunden — niemand weiß es. Seinen Hut fand man zwar nahe bei Perleberg am Ufer der Stepnitz, aber dieſe einzige Spur berechtigte zu keinem ſichern Schluſſe, der kleine Fluß wurde ſpäter abgelaſſen und das Bett bis zur Elbe trocken gelegt, doch ohne daß ſich irgend ein näheres Anzeichen ergeben hätte. Als das ſeltſame Verſchwinden auch in England ruchtbar geworden war, wandte ſich die Gattin des Vermißten an den Kaiſer Napoleon, der ihr auch die beſondere Erlaubniß ertheilen ließ, an Ort und Stelle perſönlich alle Nachforſchungen zu veranlaſſen. Ich ſah im Jahre 1810 zu Paris bei Schlabrendorf dieſe Dame, die in Begleitung des bekannten Reiſenden Röntgen eben aus der Priegnitz wiederkehrte, wo alle mit dem Beiſtande der Behörden und mit dem größten Geldaufwande, aber freilich gerade hiedurch in weitläuftige Verwickelungen gezogenen, eifrigſten Unterſuchungen durchaus erfolglos geblieben waren. Aber auch in allen folgenden Jahren brachten alle erſinnlichen Bemühungen kein Licht in den räthſelhaften Vorgang, und noch heute, nach Verlauf von mehr als dreißig Jahren, iſt die Sache ſo dunkel, wie am erſten Tage. Die ſich am meiſten aufdringende Vermuthung war doch immer, der Unglückliche ſei verrathen worden, und als ein Opfer franzöſiſcher Schergen gefallen, denen man die Mittel, einzelne Menſchen verſchwinden zu laſſen, nicht fremd wußte. Führte man doch deutſcherſeits auch bisweilen, aus Noth, um ſich gegen Verrath zu ſchützen, ſolche furchtbare Schläge! Und wie nahe uns dergleichen Gräuel vorüberzog, wie faſt unter unſern Augen und Händen er ſich durchwand, ſollte ich ſogleich erfahren! Der öſterreichiſche General Graf Murray kam von Prag auf einige Tage nach Töplitz, und vertraute mir, was ihm vor kurzem begegnet war. Ein Engländer, der unter angenommenem Namen als Handlungsdiener reiſte, hatte ſich einem franzöſiſchen Kourier angeſchloſſen, um mit ihm nach Konſtantinopel zu fahren; er bezahlte demſelben einen Theil der Reiſekoſten, bewirthete ihn, und hatte ſich dadurch ſehr in Gunſt geſetzt; doch in Prag fürchtete er, nicht Geld genug zu haben, und ging deßhalb den General um einen Vorſchuß an aus ſolchen Geldern, die er bezeichnete. Sein Wiſſen um dieſe Gelder war dem General hinreichende Beglaubigung der Richtigkeit des Anſpruchs, er gab daher das verlangte Geld, und fragte nur noch, was jener denn eigentlich vorhabe? Der Engländer antwortete ganz trocken, er wolle die Depeſchen des Kouriers haben, und werde dieſen der Sicherheit wegen todtſchlagen, in Böhmen gehe es nicht wohl an, das ſehe er wohl, in Ungarn vielleicht auch noch nicht, in der Türkei aber werde die Gelegenheit nicht fehlen. Der General erkannte auf den erſten Blick, daß der Mann ſolcher That fähig ſei, er ſtutzte und ſchauderte, wußte aber nichts bei der Sache zu thun, und fand, daß hier Vorſtellungen nicht angebracht wären. Welche Zeiten ſind das, wo die edelſte Sache, die des Vaterlandes und der Freiheit, ſich mit unmenſchlicher Treuloſigkeit ſo verwickelt, daß man ſie von dieſer nicht mehr zu ſcheiden vermag! Mögen wir ſie in Deutſchland unter keiner Geſtalt wiederkehren ſehen!

Mehr und mehr neigte ſich der Sommer zum Herbſt, und die ſchon längeren Abende gaben der Geſelligkeit, die ſich zuletzt ganz in den Clary'ſchen Kreis zuſammenzog, feſteren Umriß und Halt. Die Geiſtesart der preußiſchen Gäſte ſtimmte beſſer zu der Ligne'ſchen, als bei der ſonſtigen großen Verſchiedenheit zu vermuthen war; der alte Fürſt war innig erfreut, jedes ſeiner Worte ſo gut und ſchnell gefaßt, keines verloren zu ſehen, und äußerte dankbar, nach wirklichen Franzoſen ſeien die Preußen ſchon ſeit Friedrich dem Großen ſein beſtes Publikum. Dagegen fand auch die raſche Lebhaftigkeit der Gräfin von der Golz den fröhlichſten Anklang und die billigſte Würdigung. Um ſo gutes Zuſammenſein noch mehr zu erhöhen, wurde beſchloſſen, einige kleine Theaterſtücke aufzuführen; dieſe waren bald ausgewählt, die Rollen vertheilt, und im Anfange des Septembers wurde die aus früherer Zeit noch fertig ſtehende Bühne eröffnet. Einem dramatiſchen Sprichwort, in welchem der Fürſt von Ligne einen alten langweiligen Schwätzer in aller Meiſterſchaft der franzöſiſchen Schule gab, folgte das Luſtſpiel „Le mari intrigué“, worin neben dem Grafen von Clary und der Gräfin von Odonnel die preußiſchen Talente glänzten, Gräfin Auguſtine von der Golz, welche ihren erſten Verſuch dieſer Art mit bewundernswürdiger Freiheit und Geſchicklichkeit ausführte, und Pitt-Arnim, der als ein ſchon eingeübter Liebhaber ſein Beſtes that; den Preis aber gewann doch der wirkliche Franzoſe, Graf von Trogoff, den man ſcherzend beglückwünſchte, daß er, wenn er nach Frankreich zurückkehrte, dort ſogleich eine große Rolle ſpielen könnte, was denn auch in der Folge wirklich nicht ganz ausgeblieben iſt! Andre nicht minder anſprechende Unterhaltung gab die Muſik; der Kapellmeiſter Himmel, dieſer wüſte Sonderling, der faſt nur noch behaglichem Champagnerrauſch und troſtloſer Nüchternheit lebte, ließ uns im Golziſchen Hauſe und bei Clary's, wie auch ſpäter in einem Konzert, ſein Fortepianoſpiel hören, das auch heute noch, nach dem Urtheil der Kenner, in den neueren großen Fortſchritten dieſer Kunſtübung keineswegs verdunkelt ſein würde; Karoline Longhi gewann in demſelben Konzert durch ihre Harfe großen Beifall.

Doch in derſelben Zeit war ich mit einem Muſiker bekannt geworden, gegen welchen mir jene ganz in den Schatten traten. Es war Beethoven, deſſen Anweſenheit wir ſchon lange wußten, aber niemand hatte ihn noch geſehen. Seine Harthörigkeit machte ihn menſchenſcheu, und ſeine Eigenheiten, die ſich in der Abſonderung nur immer ſchroffer ausbildeten, erſchwerten und kürzten bald wieder den wenigen Umgang, auf den ihn der Zufall etwa ſtoßen ließ. Er hatte aber im Schloßgarten auf ſeinen einſamen Streifereien einigemal Rahel geſehen, und ihr Geſichtsausdruck, der ihn an ähnliche, ihm werthe Züge erinnerte, war ihm aufgefallen. Ein liebenswürdiger junger Mann, Namens Oliva, der ihn als treuer Freund begleitete, vermittelte leicht die Bekanntſchaft. Was Beethoven den dringendſten Bitten hartnäckig verſagte, was in einem ſchrecklichen Falle, als in Wien ein Fürſt ihn zwingen, körperlich zwingen wollte, ſeinen Gäſten vorzuſpielen, ihm keine Gewalt abtrotzen gekonnt, das gewährte er jetzt gern und reichlich, er ſetzte ſich zum Fortepiano und ſpielte ſeine noch unbekannten neueſten Sachen oder erging ſich in freien Phantaſieen. Mich ſprach der Menſch in ihm noch weit ſtärker an, als der Künſtler, und da zwiſchen Oliva und mir bald enge Freundſchaft entſtand, ſo war ich auch mit Beethoven täglich zuſammen, und gewann zu ihm noch nähere Beziehung durch die von ihm begierig aufgefaßte Ausſicht, daß ich ihm Texte zur dramatiſchen Kompoſition liefern oder verbeſſern könnte. Daß Beethoven ein heftiger Franzoſenfreſſer und Deutſchgeſinnter war, iſt bekannt, und auch in dieſer Richtung ſtanden wir uns gut zuſammen.

Die Badejahrszeit ging inzwiſchen ſichtbar ihrem Ende zu. Auch das Hauptereigniß, von dem es hieß, es dürfe nie ausbleiben, eine Heirathsverbindung, war ſchon eingetroffen, und zwar eine ſehr anſehnliche, die Prinzeſſin von Hohenzollern-Hechingen war die Braut des jungen Grafen

Feſtetics geworden. Nach und nach reiſten die fremden Herrſchaften ab, der Herzog von Weimar zu weiteren Ausflügen, der Prinz Auguſt von Preußen nach der Schweiz zum Beſuche der Frau von Staël; auch die Golziſche Familie kehrte nach Berlin zurück, wo die kriegeriſchen Ausſichten immer drohender wurden. Die Herzogin von Sagan, ſpät gekommen, zeigte ſich wenig, ſie war meiſtens leidend, und hielt ſich deßhalb vor allem zurück, doch nahm ſie die Beſuche einiger Auserwählten an, und das Lob ihrer Liebenswürdigkeit wurde oft vernommen. Zuletzt war nur ein Kern von hauptſächlich öſterreichiſcher Geſellſchaft noch täglich beiſammen, und vergnügte ſich deßhalb um nichts ſchlechter. Der Fürſt von Ligne hatte nahe bei Töplitz einen kleinen Bergkegel ſich angeeignet, oben ein Schirmdach aufſtellen laſſen, und gab auf dieſem ſogenannten Mont-Ligne nun bisweilen allerliebſte Theegeſellſchaft. Eines Abends war dieſe beſonders zahlreich. Der Aufgang war beſchwerlich, inmitten des Abhanges finden wir die Fürſtin Jablonowska, die Gräfin Eſterhazy, den Herzog von Würtemberg, und noch andre Damen und alte Herren, die wegen ſteiler Steine und Geröll nicht vorwärts können. Meine Kletterkunſt war nie groß, doch gelingt mir das halsbrechende Unternehmen, und ich bringe Rahel glücklich hinauf, muß aber ſogleich zurück, um eine Dame nach der andern zu holen, auch ſogar den Herzog, der über ein ſteifes Bein klagte, und zuletzt noch die Gräfin von der Recke und ihren Begleiter Tiedge, der mit ſeinen Klumpfüßen wirklich nicht fort konnte. Daß ich, ſelber der Hülfe bedürftig, den Andern half, war mir um ſo lächerlicher, als ich wirklich die Sache für unmöglich gehalten hatte, und gar nicht begriff, daß ich nicht zwanzigmal in die Tiefe glitt; doch merkte ich endlich, daß ich im Grunde weniger die Andern hielt, als mich auf ſie ſtützte, welche Entdeckung denn das ſchönſte Thema zum Lobe der Vereinbarung und Gemeinſchaft gab, die ſogar aus lauter Mängeln und Schwächen Sicherheit und Kraft hervorzurufen im Stande ſei. Oben war es ſehr ſchön und belebt, das Wetter herrlich, der Untergang der Sonne prachtvoll anzuſehen, die Berge verfloſſen mit der Landſchaft in Claude-

Lorrain'ſchen Düften. Eine ernſte Stimmung verdrängte den anfänglichen Scherz, auch der Fürſt von Ligne verhehlte nicht, daß er mit Sorgen auf Preußen blicke, welches den Kampf der Verzweiflung gegen Napoleon unternehmen müſſe. Tiedge war ein Franzoſenfeind wie irgend einer; noch am Tage vorher hatte er zu mir und Beethoven das kräftige Wort über Napoleon geſagt: „Sie können ja den Menſchen gar nicht ſehen, wegen des Glückes, das vor ihm ſteht!“ Jetzt benutzte er den Anlaß, uns den dichteriſchen Kriegsaufruf „Germania an ihre Kinder“ von Heinrich von Kleiſt mitzutheilen, eines Dichters, den er ſonſt wenig zu lieben bekannte, aber in dieſem Liede Tyrtäiſch fand. Wir dachten nicht, daß wir ſeinen Schwanengeſang hörten, und daß wir zwei Monate ſpäter durch die Nachricht ſeines gewaltſamen Todes erſchüttert werden ſollten, den er ſich gab, weil er überhaupt am Leben verzweifelte, und ſeine letzten Hoffnungen auf den nahen Krieg in dem wieder peinlich fortgeſetzten Frieden ſchmählich erloſchen waren.

Der Fürſt von Ligne, der öfters mit mir über militairiſche ſowohl als litterariſche Gegenſtände geſprochen hatte, und mir ſchon als dem Freunde Rahel's gewogen war, ſetzte mich zuletzt noch in Verlegenheit durch überraſchende Anerbietungen, die er mir eröffnen ließ. Er wünſchte, mich zu ſeinem Regimente verſetzt zu ſehen, wollte mich dann als Adjutanten zu ſich nach Wien nehmen, und mir zugleich — er meinte, der Kaiſer würde es ihm wohl nicht abſchlagen — Hauptmannsrang verſchaffen. Wie ſchmeichelhaft auch und außerordentlich dieſe Verſprechungen waren, und wie große Annehmlichkeit und Förderung mir aus einem ſolchen Verhältniß erwachſen konnte, ſo hielt doch bereits eine andere Richtung meinen Sinn gefeſſelt, und in mir hatte der Entſchluß ſich befeſtigt, den Kriegsdienſt, der ſchon überall die Gefahr brachte, mit den Franzoſen als Verbündeter ziehen zu müſſen, bei erſter Gelegenheit zu verlaſſen, und wo möglich eine andre Laufbahn in Preußen zu beginnen. Bis zum Eintritt dieſes Zeitpunkts aber konnte ich nichts Beſſeres wünſchen, als in Prag und bei meinem Oberſten zu bleiben. Ich dankte dem Fürſten daher für ſeine gute Abſicht, und erklärte ihm, wie die Bahn des Kriegsdienſtes mir kein ausſchließlicher Beruf ſei, dem ich unter allen Umſtänden zu folgen gedächte, ſondern daß ich dieſen Stand nur gewählt, um gegen die Franzoſen zu ſtreiten; wenn das Gegentheil dieſes Zweckes einträte, ſo bliebe mir nichts übrig, als auszuſcheiden, und überdies dürfe ich ihm wohl vertrauen, daß mein höchſtes und theuerſtes Ziel ſei, mit Rahel verbunden zu leben, was in Berlin, wenigſtens in preußiſchen Verhältniſſen, am nächſten erreichbar ſcheine. Der Fürſt ließ meine Gründe vollkommen gelten, und ich konnte leicht erkennen, daß ich durch ſie in ſeiner Meinung nicht verloren hatte.

Auch Rahel dachte nun an die Rückkehr nach Berlin. Sie hatte von den Bädern nicht den gehofften Erfolg, die ſcheinbar günſtigen Lebensverhältniſſe waren nicht ohne mannigfache Widrigkeiten und herbe Verdrüſſe, Sorgen der Zukunft und des Augenblickes ließen ſich nicht abweiſen, der ſo lange erſehnte, ſo ſchwer errungene Aufenthalt in Töplitz war im Grunde ein mißglückter. Ihre Stimmung konnte die Gefühle ſolchen ſtillen Bekenntniſſes nicht ganz verhehlen, allein ſie vermochten weder ihrem Geiſte die Friſche noch ihrem Herzen die Wärme zu rauben, deren Ausſtrömung ihr Lebensthätigkeit war. Am fremden Ort, unter Leuten, die keinerlei Anſpruch an ſie haben konnten, die nie in den Fall kamen, auch nur ihren Namen zu nennen, bei äußerſt beſchränkten Mitteln und in der Ausſicht naher eigner Bedrängniß, hatte Rahel hier im Stillen das menſchenfreundlichſte Wohlthun geübt, in ſo beſondrer Weiſe, daß die Liebe dabei unendlich mehr als die Gaben war, auch in der äußern Wirkung mehr, denn die Gaben hätten fehlen können, und die Theilnahme des Herzens allein wäre ſchon als rettende Wohlthat erſchienen! Vielleicht kann ich ſpäterhin dies ausführlicher darlegen; für jetzt genüge die bloße Andeutung, welche ich nicht ohne Scheu, ſo geweihte Stätte des Herzens zu berühren, hier niederſchreibe, aber mir doch nicht verſagen darf, weil es mir Bedürfniß iſt, den Ausdruck damit zu verknüpfen, daß meine Verehrung und Liebe für Rahel durch ſolches Zeugniß ihres tiefſten Weſens mit jedem Tage erneut und erhöht wurden, und ich mein Leben ihr zu widmen als das ſchönſte Glück erkannte!

Gegen die Mitte des Septembers reiſte Rahel nach Dresden, wo Marwitz ſie erwartete, und bald darauf nach Berlin zurück. Ich begleitete ſie bis Mariaſchein. Der Abſchied brach mir das Herz, nur die gewiſſe Zuverſicht, alles zu einem dauernden Wiederſehen zu lenken, gab mir den Muth, dieſe Trennung zu ertragen. Die Theilnahme des guten Oliva, des braven Beethoven half mir über die nächſten Tage hinweg, dann war auch meine Zeit um, und ich kehrte zu dem Regimente nach Prag zurück. Der ganze Badeaufenthalt ließ mir den Eindruck eines muntren Feſtes, das den Ernſt und die Mühſale düſtrer Kriegszeiten durch heitern Schimmer zurückdrängt, und doch ſelber von kriegeriſchen Mahnungen und Nachrichten nicht ungeſtört bleibt.

Achtundzwanzigſter Abſchnitt.

Prag.

1812.

In Prag erwarteten mich viele Arbeiten. Der Umgang mit Stein erneuerte ſich, und beförderte wie früher meine Studien und Vorſätze. Allein ich hatte mancherlei Hinderniſſe zu bekämpfen, und blieb von vielen Zufälligkeiten abhängig. Die ſeltſamſten Nebendinge drängten ſich in meine ernſten Beſchäftigungen. Ich hatte Beethoven einen Operntext verſprochen, einen andern, den er ſchon bearbeitete, ſollte ich verbeſſern; äußerer Rückſichten wegen überſetzte ich den Britannicus von Racine in deutſche Jamben, und obwohl ich in acht Tagen damit fertig war, und mehr Gewinn davon zog, als von irgend einer andern litterariſchen Arbeit, ſo reute mich doch die ſchöne Zeit, die ich lieber anders hätte verwenden mögen. Zu Hormayr's Archiv, zu Fouqué's und Neumann's Muſen gab ich litterariſche Beiträge, die mich ebenfalls zwar nicht viele, doch immer einige Zeit koſteten. Eine kleine Sammlung von Stellen aus Rahel's Briefen, welche, da ſie größtentheils Goethe'n betreffen, Cotta nicht ohne deſſen Erlaubniß drucken wollte, gab Anlaß, in Weimar anzufragen, woraus mir die erſte unmittelbare Berührung mit Goethe entſprang, deſſen Wahrheit und Dichtung eben erſchienen war, und mich neu mit ihm erfüllt hatte. Den Zerſtreuungen der Geſelligkeit, des Theaterbeſuchs, der Spazirfahrten konnte ich nicht entgehen, und mußte mich damit tröſten, auch dieſe Vergnügungen manchen ernſten Gewinn tragen zu ſehen.

Beethoven, der von Töplitz in Begleitung ſeines und meines Freundes Oliva nach Wien zurückreiſte, hielt ſich nicht lange in Prag auf; dagegen kam Clemens Brentano in der Abſicht, den ganzen Winter hier zu verleben, und gönnte mir täglich ſeine zwar überaus erfreuende, aber, wie ich zu meinem Schaden erfahren ſollte, auch gefährliche Geſellſchaft; gefährlich, inſofern ſie das tiefſte Vertrauen hervorlockte, ohne dieſem doch Sicherheit zu gewähren. Ich machte Bekanntſchaft mit der Gräfin von Pachta, der Jugendfreundin Rahel's, und mit dem Profeſſor Meinert. Auch den berühmten Altmeiſter der ſlaviſchen Sprachforſchung, Abbé Dobrowsky, lernte ich näher kennen. Dagegen hatte es wenig Anreiz, die böhmiſchen Großen in ihren Häuſern aufzuſuchen, weit belohnender war es, ſie in dem gaſtfreien Hauſe des Schauſpieldirektors Liebich zu treffen, um außer der Blüthe der eigentlichen Thaterwelt, in welcher beſonders die Damen Auguſte Brede und Julie Löwe, beide durch Schönheit und Talent und die erſtere auch durch eine ſeltene Geiſtesbildung hervorragend, zu bemerken waren, auch die ausgezeichnetſten Perſonen aus der höhern Geſellſchaft ſich einfanden, und wo überhaupt ein eben ſo anſtändiger als ungezwungener Ton herrſchte.

Ich übergehe hier eine Menge von Erſcheinungen, Wirren und Entwickelungen, welche zum Theil den reichſten Stoff romantiſcher Lebensbilder darböten, und eile zunächſt nur die Züge flüchtig zu erfaſſen, welche mit der Wendung der politiſchen Angelegenheit in Zuſammenhang ſtehen.

Der Winter war mir trotz aller Zerſtreuungen doch größtentheils in Stille und Fleiß vergangen. Mit dem Frühjahr wurden die Ausſichten zum Kriege zwiſchen Rußland und Frankreich immer deutlicher, und ſetzten alles in unruhige Bewegung. Die Uebungen friſcher Thätigkeit wurden vorgenommen: die Reitbahn, der Fechtboden, die von dem Grafen von Bentheim mit thätigſter Beihülfe Pfuel's errichtete Schwimmſchule wurden fleißig beſucht. Die größten

Zweifel und Ueberlegungen aber kämpften in den Gemüthern, welchen Antheil bei den bevorſtehenden Ereigniſſen der Einzelne in den jetzigen Verhältniſſen hoffen könne, welche neue er wählen dürfe? In Prag hatten ſich die ſtärkſten Mächte und Antriebe zum Haſſe gegen Napoleon zuſammengehäuft. Der Kurfürſt von Heſſen-Kaſſel lebte dort als Vertriebener, mit vielem Anhang und ſeinem größtentheils geretteten Schatze, voll Trotz und Vertrauen auf einen Umſchwung der Dinge, und ſtets bereit, zu einem ſolchen aus allen Kräften mitzuwirken. Von Stein iſt ſchon geſprochen. Karl von Noſtitz, Pfuel, und noch andre Norddeutſche, die ſich hier zuſammenfanden, waren nur zum Kriege gegen die Franzoſen in öſterreichiſchen Dienſt getreten, und keineswegs geneigt, nun an der Seite der bisherigen Feinde zu fechten. Franzöſiſche Emigrirte der beharrlichſten Art, und meiſt in öſterreichiſchem Kriegsdienſt, unter ihnen der Fürſt von Rohan, der Major von Trogoff, der Marquis von Favras, Sohn des im Anfange der Revolution hingerichteten Vertrauten Monſieur's nachherigen Königs Ludwig's des Achtzehnten, hatten hier ihren Aufenthalt; deßgleichen ein Korſe, der Hauptmann Pozzo di Borgo, Neffe des berühmten Diplomaten und wie dieſer voll bittern Haſſes gegen den allgewalt'gen Landsmann. Die Zahl ſolcher Unzufriedenen mehrte ſich mit jedem Tage. Aus Sachſen traf der Major von Boſe ein, dann der Oberſt Rühle von Lilienſtern. Von Berlin nahm der bisherige Polizeipräſident Juſtus Gruner hieher ſeine Zuflucht; aus Hamburg kam als Flüchtling unter fremdem Namen der Buchhändler und Schriftſteller Bran, welchen der Marſchall Davouſt wegen Ueberſetzung und Bekanntmachung der ſpaniſchen Aktenſtücke des Cevallos wollte erſchießen laſſen; er dankte ſeine Rettung nur dem Umſtande, daß die Leipziger Polizei, kopfſchüttelnd über den unglaublichen Namen Bran, den das franzöſiſche Verfolgungsſchreiben angab, ſich feſt einbildete, der Mann müſſe Brand heißen, und daher einen Mann dieſes Namens feſtnehmen ließ, wodurch der nur allzu richtige Bran gewarnt wurde, und ehe der Irrthum aufgeklärt war, nach Böhmen entwich.

Daß Preußen in ſeiner Lage nur mit Frankreich ſich verbünden könne, war längſt ausgemacht. Bald wußte man auch mit Sicherheit, daß eine öſterreichiſche Hülfsmacht mit den Franzoſen vereint ſein würde. Eine allgemeine Beſorgniß zeigte ſich, welche Regimenter dies Loos treffen würde, dem entgehen zu können als das größte Glück erſchien. Selbſt als man vernahm, der tapfre und hochverehrte Fürſt Karl von Schwarzenberg bringe den Umſtänden das Opfer, und werde den Oberbefehl über dieſe Truppen annehmen, ſah man weniger auf dieſes Beiſpiel, als auf das entgegengeſetzte des Generals von Wintzingerode, des Majors von Tettenborn, des Generals Grafen von Wallmoden, welche den Abſchied ſchon genommen hatten oder nehmen wollten, um in ruſſiſche Dienſte zu treten.

Mittlerweile hatte der franzöſiſche Kaiſer von allen Seiten ſeine und ſeiner Verbündeten Schaaren zuſammengezogen, und der ungeheure Heereszug wälzte ſich unaufhaltſam durch Preußen und Polen gegen Rußland hin. Napoleon ſelbſt kam mit ſeiner Gemahlin nach Dresden, wohin der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich, welche ſeit kurzem in Prag eingetroffen waren, ſich nun ebenfalls verfügten. Während dieſer Zuſammenkunft, auf welche die Augen der Welt gerichtet waren, hatte Prag eine nicht geringe Bedeutung, als ein ſo naher Sammelort entgegengeſetzter Strebungen, als Beobachtungspoſten engliſcher und ruſſiſcher Agenten, und, bei ſolcher Nähe, gleich wohl nicht im Bereich der Macht und Willkür Napoleon's. Dies letztere werde in einem Vorgange, der unter unſern Augen geſchah, ſo auffallend als tröſtlich offenbar.

Durch die wachſenden Anſtalten zum ruſſiſchen Kriege, die Größe und Wichtigkeit des Kampfes, der ſich ankündigte, war das Gemüth Stein's in heftige Bewegung geſetzt, die Ankunft und Gegenwart Gruner's, der öfters heimlich zu ihm kam, hatten ihn noch mehr aufgeregt, und wo und wann man ihn nun ſehen mochte, immer fand man ſeine Stimmung auf gleicher Höhe gereizt und leidenſchaftlich. An ein ruhiges Geſpräch war nicht mehr zu denken. Von

Arndt, der ſich nach Rußland geflüchtet hatte, war der zweite Theil ſeines Geiſtes der Zeit erſchienen, und Stein, wahrſcheinlich der Einzige in Prag, war im Beſitz der Druckbogen. Aus dieſen las er mit geſteigertem Ausdruck die heftigſten Stellen laut vor, doch ſelten brachte er eine ganze Seite zu Ende, ſo ſtark ergriffen ihn Zorn und Freude, und ſo heftig fühlte er den Drang, ſelber dazwiſchen zu reden. „Seit Burke“, rief er aus, „iſt nichts von ſo ächter politiſcher Beredtſamkeit erſchienen, von ſo eindringlicher Wahrheit!“ Dieſe Schreibart empfahl er mir zur Nachahmung: „Auf dieſem Wege“, ſchrie er mich an, „mögen Sie ſich verſuchen, thatſächliche Wahrheit, nicht metaphyſiſche Phraſen! Verſtehen Sie mich, Herr Metaphyſikus?“ Durch was ich dieſen Titel mir verdient haben mochte, weiß ich nicht, aber Stein bezeichnete mich noch in der Folge mehrmals ſo, und ich behielt davon lange Zeit eine Art Kriegsnamen, der freilich nicht eben kriegeriſch lautete. Doch meinte er es keineswegs übel mit mir. Er hielt mich unverbrüchlich der guten Sache zugethan, und ſprach Erwartungen aus, zu deren Erfüllung er mich nur ſtärker anſpornen wollte. Schließlich meinte er, in einer Zeit, wo ſo viele Hunderttauſende ſich einander die Hälſe zu brechen eben im Begriff wären, ſei es beſſer, gar nicht zu ſchreiben, ſondern ſelber mit loszuſchlagen.

Während der Zuſammenkunft der beiden Kaiſer in Dresden war Stein doch beſorgt, die Franzoſen möchten ſeine Auslieferung fordern, oder die öſterreichiſche Behörde, vielleicht um jenes zu vermeiden, ihn den Augen des Feindes in größere Ferne entrücken wollen. Dieſe Beſorgniß mußte auf's höchſte ſteigen, als er unerwartet von Seiten des ruſſiſchen Kaiſers die Einladung empfing, ohne Säumniß nach Rußland zu kommen, und dort eine bedeutende, zunächſt auch für die deutſchen Verhältniſſe wichtige Wirkſamkeit zu übernehmen. Stein war ohne viel Beſinnen ſogleich entſchloſſen, ſeine Familie ſollte in Prag bleiben, er ſelbſt machte ſich reiſefertig; aber die Sache hatte nicht ganz geheim bleiben können, und einige Tage gingen jedenfalls noch in unerläßlichen Anordnungen hin. Aengſtlich blickten wir während dieſer Tage nach Dresden hin, jeder Augenblick brachte Gefahr, das Vorhaben Stein's konnte angezeigt werden, der Befehl, ihn zu verhaften, ſeiner Abreiſe zuvorkommen. Einmal in der Gewalt des Feindes, war ſein Leben ſchwerlich zu retten. Stein ſelbſt beſtand dieſe Kriſis mit voller Kenntniß der Gefahr, doch in unerſchütterter Seelenſtärke. Dabei verhehlte er ſich nicht, welch zweifelhaften Schickſalen er entgegenging. Wurden die Ruſſen überwunden, ſo war er für immer auch der letzten Zuflucht, die ihm in Deutſchland noch geblieben war, beraubt, für immer von den heimathlichen Verhältniſſen, Beſitzungen, Hülfsmitteln, ja ſogar von ſeiner Familie getrennt, und ſelbſt Rußland vielleicht gewährte keine Freiſtätte mehr für ihn. Doch nichts änderte ſeinen Entſchluß. „Wundern Sie ſich nicht", ſagte er zu einem Bekannten, der im Vertrauen war, „daß ich auf gut Glück, wie ein junger Menſch, eine neue ungewiſſe Bahn antrete! Wer ſein Vaterland verloren hat, der iſt nothwendig ein Abentheurer. Ich habe keine Wahl; ich muß Freiheit und Vaterland am Ende der Welt ſuchen!" Um die Mitte des Mai reiſte er ab. Als wir nach einiger Zeit hörten, er ſei durch Mähren und Galizien glücklich nach Rußland gelangt, athmeten wir auf, denn noch immer halten wir gefürchtet, noch unterweges möchte ein Unglück ihn anhalten. Seine Abreiſe machte einen ungeheuern Eindruck; daß man in Rußland an ihn gedacht hatte, gab einen hohen Begriff von der dortigen Einſicht und Umfaſſung, man ſah in der ruſſiſchen Sache nun auch die deutſche, ſie war in Stein gleichſam anerkannt und einverleibt.

Die öſterreichiſchen Behörden hatten die Sache ruhig geſchehen laſſen; als in Dresden das Geſchehene ruchbar wurde, ließ der franzöſiſche Kaiſer mehr Verwunderung als Verdruß darüber aus, und that verächtlich, als ſei im Grunde nichts daran gelegen. Ein großer und verhängnißvoller Irrthum, der ſchwer zu büßen war! Stein's Anweſenheit in St. Petersburg war ein außerordentliches Gewicht auf der ruſſiſchen Seite; ſein Anſehn und Einfluß wirkten auf die Beſchlüſſe des Kaiſers, auf die Stimmung der höchſten Kreiſe, und überhaupt auf die Maßregeln und Anſtalten des Krieges mit unwiderſtehlicher Gewalt. In den ſchlimmſten Augenblicken, als die Franzoſen in Moskau eingezogen waren, wankte ſein Muth und ſeine Stärke nicht. Sein beredter Haß fachte zum Widerſtande, zur Ausdauer an. Unter den Mächten, durch welche Napoleon geſtürzt worden, wird Stein immer in erſter Reihe zu nennen ſein.

Inzwiſchen erreichte die Zuſammenkunft in Dresden ihr Ende, Napoleon eilte ſeinem ſchon an die Grenzen Rußlands vorgerückten Heere nach, und der Kaiſer und die Kaiſerin von Oeſterreich nebſt der Kaiſerin der Franzoſen kamen nach Prag, wo zu Ehren der geliebten Herrſcher und des fremden hohen Gaſtes alles ein feſtliches Anſehen gewann, und der Krieg und alle politiſche Sorge und Befangenheit eine Zeit lang vergeſſen ſchien. Der Graf von Metternich ſtrahlte in allen Vorzügen ſeiner Perſönlichkeit, und während er mit hellem Blicke die großen Möglichkeiten, die ſich für ganz Europa nunmehr aufſchlöſſen, erfaßte und erwog, die Verbindungsfäden ſorgſam in der Hand hielt und zurecht legte, ſchien er nur mit heitern und angenehmen Dingen beſchäftigt, nur bedacht, die Vorkommenheiten des Tages mit Würde und Anmuth gelaſſen abzuthun. Ich hatte das Glück, ihn faſt jeden Tag zu ſehen, und nie werd' ich beſonders die herrlichen Abende bei ihm auf dem Hradſchin im Palaſte des Fürſten von Lobkowitz vergeſſen, wo eine kleine Geſellſchaft in völliger Unbefangenheit und Gleichheit, die ſelbſt durch die Gegenwart des Großherzogs von Würzburg kaum geſtört wurde, ſich bis in ſpäte Nacht der anmuthigſten Unterhaltung erfreute, und geiſtreiches Geſpräch mit vortrefflicher Muſik abwechſelte. Der Kapellmeiſter Pär, zum Gefolge der Kaiſerin Marie Luiſe gehörig, ſetzte ſich zum Fortepiano und phantaſirte; mit ihm wetteiferte der Freiherr von Kruft, aus der öſterreichiſchen Staatskanzlei, der gleichfalls ein Meiſter war; bisweilen ſpielten ſie beide zugleich, und ſuchten durch zwiefaches Improviſiren ein Ganzes hervorzubringen, eine geniale Uebung, wobei ſie einander die Gedanken an den Augen abſahen, aus erſten Andeutungen ganze Richtungen errathen mußten, und durch Begegnen, Meiden, Einlenken, Wiederfinden, Loslaſſen und Zuſammenſtimmen eine geſpannte Theilnahme und oft die außerordentlichſte Wirkung hervorbrachten.

Die Theilnahme an ſolchen Vergnügungen hemmte jedoch den Fortgang der Entwürfe nicht, zu denen die Zeitumſtände immer dringender aufriefen. Ich war entſchloſſen, den öſterreichiſchen Dienſt zu verlaſſen, von Pfuel und Williſen wußte ich daſſelbe, und wenn meine Lage und Verhältniſſe mir den Weg nach Rußland für jetzt verſperrten, ſo war auch Norddeutſchland ein weites Feld, auf welchem, in möglichen Fällen, mancherlei zu unternehmen ſein konnte. Hierin beſtärkte mich Gruner, der nach Stein's Abreiſe etwas thätiger hervortrat, aber nun auch ſchon mehr Aufmerkſamkeit weckte, und ſich beobachtet und gefährdet wußte. Er war in Berlin der Mittelpunkt weitverzweigter Verbindungen, und als Leiter der hohen Polizei im Beſitz großer Mittel und Kundſchaften geweſen. Die gefährlichſten franzöſiſchen Späher waren in ſeine Schlingen gerathen und ſpurlos verſchwunden; ſeine Liſt wie ſeine Verwegenheit brachten den Franzoſen großen Schaden, aber dieſe erkannten ihn längſt für ihren Feind, und als, in Folge des Anſchluſſes von Preußen an Frankreich, franzöſiſche Truppen auf Berlin marſchirten, durfte er deren Eintreffen nicht abwarten, legte ſein Amt nieder und entwich nach Böhmen. Er ſtand mit den ruſſiſchen Behörden in thätigem Vernehmen, und hielt in ganz Deutſchland ſeine gleichgeſinnten Verbündeten rege. Sein großer, klug angelegter und bei ſeinen Hülfsmitteln gar nicht unausführbarer Plan war, im Rücken der franzöſiſchen Heere, ſobald dieſe weit genug in Rußland vorgedrungen wären, überall ihre Kriegsvorräthe in Brand zu ſtecken, jede Nachfuhr zu hemmen, beſonders aber die Pulverwagen aufſliegen zu laſſen. Daß er in Prag ungeſtört bleiben durfte, die gelungene Ueberkunft Stein's und die günſtige Stimmung, die er überall antraf, machten ihn aber allzu ſicher, er prüfte nicht genug, wem er ſein Vertrauen ſchenken dürfe, und beſonders unvorſichtig war ſein Briefwechſel. Das Beiſpiel Stein's hätte ihn warnen ſollen, allein er ging in Leichtſinn nur weiter. Er hielt ſeine Briefe noch für ganz ſicher und ihre Geheimſchrift für unentdeckt, als ſchon längſt fremde Augen ſie durchlieſen, den Inhalt erforſchten, und den ganzen Zuſammenhang einſahen. Vergeblich wurde er gewarnt, er glaubte ſeinen Beobachtern überlegen zu ſein, und ihnen, wie er ſich ausdrückte, eine Naſe gedreht zu haben. Eine Unterredung mit dem Grafen von Metternich, mehrere vertrauliche Beſprechungen mit dem General Freiherrn von Koller, anſtatt ihn zur Beſonnenheit zurückzurufen, regten nur ſeinen Uebermuth an. Die öſterreichiſche Regierung ſah den Zeitpunkt kommen, wo ſie ihn nicht mehr würde ſchützen können; die franzöſiſchen Behörden in Berlin, in Hamburg hatten gegen ihn die ſchärfſten Angaben in Händen, jeden Augenblick mußte man erwarten, ſeine Auslieferung begehrt zu ſehen, und mit ſo triftigen Gründen und gebieteriſchem Drange, daß man nicht würde widerſtehen können. Um ihn zu retten und größeres Unglück zu verhüten, kam man den Franzoſen zuvor, Gruner wurde unerwartet von öſterreichiſcher Seite verhaftet und als Staatsgefangener nach Peterwardein abgeführt; ſeine Papiere und Gelder entgingen auf dieſe Weiſe den Franzoſen ebenfalls. Er ſelber hat in der Folge dies Begegniß als eine Wohlthat anerkennen müſſen, behielt aber doch eine bittre Erinnerung dabei, welche der erſte Eindruck in ihm hinterlaſſen hatte.

Uns Andern, die wir gleich ihm des Schlüſſels noch entbehrten, verurſachte dies Verfahren große Betroffenheit und Sorge. Wir hielten unſre Abſichten mehr verſchwiegen, und ſuchten jeder ſeinen Weg für ſich allein. Der Graf von Metternich kannte meine Wünſche, in Preußen angeſtellt zu werden, und wiewohl er verbindlichſt äußerte, mich lieber in Oeſterreich behalten zu wollen, bot er mir doch von freien Stücken ſeine wirkſamſte Empfehlung bei dem preußiſchen Staatskanzler an. Auch empfing ich dieſe von ihm, noch bevor er Prag verließ, wo er auch nach der Abreiſe des Hofes noch einige Zeit verblieben war. Seltſam genug hatte ich auch ſchon von Gruner ein ſolches Empfehlungsſchreiben an Hardenberg, und ein drittes ſollte mir auf die günſtigſte Weiſe durch Wilhelm von Humboldt zu Theil werden. Dieſen nämlich hatte ein höchſt erfreuliches und erwünſchtes Ereigniß, die Ankunft des Königs von Preußen in Prag, von Wien hierher gerufen, und daſſelbe rückte mich plötzlich allen preußiſchen Verhältniſſen näher, als es Briefe und Empfehlungen vermocht hätten. Mein Oberſt erhielt den angenehmen Auftrag, den König bei Beſichtigung der Stadt und Umgegend zu begleiten. Williſen, der vor kurzem von Wien angekommen war, und bei mir wohnte, war hiebei mitthätig, und als das Schlachtfeld, wo Schwerin gefallen war, beritten wurde, zeigte er ſo klare Kenntniß und ſichern Ueberblick, daß ihm die größten Lobeserhebungen zu Theil wurden. Ich vernahm für mich gnädige Aeußerungen, die meinen Wünſchen die beſte Hoffnung gewährten.

Nachdem der König zum Gebrauch des Bades nach Töplitz abgegangen war, gedachten Williſen und ich nun auch ernſtlich unſrer Abreiſe nach Berlin. Dabei ſtieg indeß nunmehr manches Bedenken auf, an welches früher nicht gedacht worden war. Die Franzoſen und ihre dienſtbaren Helfer, deren es damals unter den Deutſchen leider viele gab, waren endlich auf die Perſonen und Betreibungen, welche von Prag ausgingen, aufmerkſam geworden, beſonders beunruhigte ſie der Kurfürſt von Heſſen-Kaſſel, der alles zu unterſtützen bereit ſchien, was im nördlichen Deutſchland gegen die Franzoſen unternommen werden mochte. Die franzöſiſche Heeresmacht verlor ſich in immer größere Ferne, im Rücken lagen große Landſtriche faſt entblößt, der Einbruch einer kleinen feindlichen Schaar konnte die größte Verwirrung anrichten. Man hatte die kühnen Züge Schill's, des Herzogs von Braunſchweig-Oels, den Streifzug des Lieutenants von Katt, den Aufruhrverſuch des weſtphäliſchen Oberſten von Dörnberg noch in gutem Andenken. Unter dieſen Umſtänden wurden die franzöſiſchen Geſandtſchaften, die Polizei- und Kriegsbeamten zu größter Wachſamkeit und Strenge angewieſen; der Mittelpunkt aber aller polizeilichen Aufſicht für das ganze nördliche Deutſchland war der Graf d'Aubignosc in Hamburg, mit welchem die Behörden in Dresden und Berlin fleißige Verbindung unterhielten. Pfuel hatte ſich zuerſt aufgemacht und Prag verlaſſen. Sein Ziel war Rußland, aber der Weg, den Stein noch hatte nehmen können, war jetzt verſchloſſen, und ihm blieb nur der größere Umweg über Dänemark und Schweden. Ernſt und ſchweigſam, hatte er ſein Vorhaben nicht unnöthig mitgetheilt, und ſuchte daſſelbe mit größter Klugheit auszuführen. Aber ſchon war er jenen Behörden verkundſchaftet. Durch kluge Liſt entkam er in Hamburg den Nachſtellungen des Grafen d'Aubignose, der ihn aber um ſo ſicherer in Kopenhagen zu fangen meinte, und deßhalb einen Befehl dorthin ergehen ließ. Pfuel fand in Kopenhagen den ihm von Dresden her innig befreundeten öſterreichiſchen Geſchäftsträger Baron von Buol, der ihn weiterbefördern ſollte. Die Unterſchrift des Paſſes war nicht ſogleich zu erlangen, die beiden Freunde gingen am Hafen ſpaziren und verabredeten ihre Maßregeln, wobei Buol eine ungewöhnlich weiche Stimmung verrieth und zuletzt über einiges Unbehagen klagte. Als Pfuel in ſeinem Gaſthofe wieder angekommen war, hörte er von polizeilicher Nachfrage, die ihm Verdacht erweckte; er packte ſogleich ſeine Sachen zuſammen, und der Morgen graute kaum, ſo eilte er zu Buol, trat in deſſen Schlafzimmer und wollte ihn wecken. Allein Buol war todt, in der Nacht ſtill entſchlafen! In Verzweiflung rannte Pfuel fort, und erhielt nun durch den ruſſiſchen Geſandten ſeinen Paß zur Weiterreiſe. Zwiſchen Kopenhagen und Helſingör hielt der Poſtillon, da kein Pferdewechſel ſtattfand, zum Futtern an, und Pfuel brachte anderthalb Stunden in grauſamer Pein hin, ſtets den Kopenhagener Weg ſcharf beobachtend, feſt entſchloſſen, im Fall er Verfolger herankommen ſähe, den nahen Meeresſtrand zu gewinnen und nach Schweden hinüber zu ſchwimmen. Doch gelangte er glücklich nach Helſingör, und nachdem er auch hier einige Schwierigkeiten bei dem Hafenmeiſter überwunden, beſtieg er ein Boot mit zwei Leuten, die ihn nach der ſchwediſchen Küſte ruderten, nicht ahndend, daß er zwei Piſtolen unter dem Mantel geſpannt hielt, um die Ueberfahrt, falls ein Zeichen vom Lande das

Boot plötzlich zurückriefe, mit Gewalt zu erzwingen. Doch der nacheilende Verhaftbefehl kam erſt in Helſingör an, als Pfuel ſchon in Sicherheit war. Dieſer Vorgang, welcher uns in der Hauptſache ſogleich bekannt wurde, gab uns viel zu denken, beſonders weil wir befürchten mußten, daß derſelbe Verrath, der ihn betroffen, auch uns nicht verſchonen werde. Dieſer Verrath, falls eine ſpätere Vermuthung ſich beſtätigt fände, wäre, den begleitenden Umſtänden nach, einer der ſchändlichſten, die je verübt worden, und ich unterlaſſe daher, einen ſo argen Verdacht näher anzudeuten. Jedoch reiſten wir nach der Mitte des Auguſt endlich getroſt ab.

In Töplitz, wo wir uns dem König von Preußen auf's neue vorſtellten, und deßhalb ein paar Tage verweilten, widerfuhr mir eines der wunderbarſten und wichtigſten Begegniſſe. Williſen und ich verſäumten nicht, uns im Schloßgarten dem Könige zu zeigen, der uns kaum erblickt hatte, als er uns freundlich antrat und eine ganze Zeit mit uns im Geſpräch verweilte, während ſein Begleiter etwas abſeits mit andern Leuten ſprach. Nachdem wir entlaſſen waren, ſetzte der König ſeinen Weg mit ſeinem Begleiter fort, in welchem wir den Oberkammerherrn Fürſten von Wittgenſtein vermutheten. Ich wandte mich zurück, um nach ihm zu ſehen, bemerkte aber, daß auch er, im Geſpräch mit dem Könige, ſich in demſelben Augenblicke nach mir umſah. Ich war ihm durch den Major Karl von Noſtitz dringend empfohlen, und war geſonnen, mich unverzüglich bei ihm anmelden zu laſſen. Doch als wir nach einigem Umherſtreifen in unſrem Gaſthof ankamen, fand ich ſchon eine Botſchaft von ihm, die mich ohne Zögern zu ihm beſchied.

Ich ging zu dem Fürſten, und begann einige Redensarten, die mir dem Anlaſſe gemäß dünkten, allein er ließ mich nicht ausreden, nahm mich bei der Hand und führte mich zum Sopha, ſetzte ſich mir gegenüber, und ſagte mit zutraulichem Ernſt: „Sie ſind mir durch Herrn von Noſtitz angelegentlich empfohlen, ich ſchätze den Herrn von Noſtitz, und weiß, daß er ſeine Empfehlungen nicht verſchwendet, zudem intereſſirt ſich der König für Sie, und ich habe von Seiner Majeſtät eben gehört, daß Sie nach Berlin reiſen wollen. Da muß ich Ihnen denn gleich etwas anvertrauen, was Ihnen bei dieſem Vorhaben von größter Wichtigkeit ſein muß, ja Sie ohne Zweifel abhalten wird, Ihre Reiſe fortzuſetzen. Hören Sie mir ruhig zu! Ehe wir von Berlin abreiſten, vertraute mir der franzöſiſche Geſandte Graf von Saint-Marſan, er ſei vom Grafen d'Aubignosc in Hamburg angewieſen, ſobald ein gewiſſer Pfuel und Varnhagen und ein Dritter — ohne Zweifel war Williſen gemeint, — nach Berlin kämen, ihm ſchleunigſt dieſe Ankunft zu melden, dieſe Männer auch in keinem Falle weiter reiſen, ſondern ſie verhaften zu laſſen, denn ſie ſeien beſchuldigt Aufſtände gegen die Franzoſen anſtiften zu wollen; Pfuel ſei zwar glücklich entkommen, deſto ſchärfer aber werde man nun mit den Andern verfahren." Ich beſtätigte Pfuel's Entkommen, verſicherte aber, daß wir von ſeinen Zwecken und Wegen nichts Näheres wüßten, und daß jene Beſchuldigungen in Betreff unſrer ganz grundlos wären, unſre Geſinnung ſei wider die Franzoſen, und wir würden mit Freuden auf's neue gegen ſie fechten, doch Aufſtände gegen ſie anzuſtiften das läge außerhalb unſres Geſichtskreiſes und unſrer Fähigkeit. Der Fürſt wollte ſich auf dieſe Erörterung nicht einlaſſen. „Genug", ſagte er, „ich mußte Sie warnen, und Sie wiſſen nun, woran Sie ſind. Sehen Sie Ihre Papiere durch, und nehmen Sie nichts mit, was übel ausgelegt werden könnte! Seien Sie auch in Ihren Reden vorſichtig; die Franzoſen ſind gut bedient! Ein Unglück iſt leicht geſchehen, und nachher fragt kein Menſch mehr darnach. Ich muß Ihnen auch ſagen, ich bin überzeugt, der Graf von Saint-Marſan, der ein guter und redlicher Mann iſt, hat mir die Sache grade zu dem Zwecke vertraut, um Unglück zu verhüten, und ihm ſelbſt würde es ſehr leid ſein, wenn er durch Ausübung ſeiner Pflicht, Sie in's Unglück bringen müßte." Der Fürſt hatte mich die ganze Zeit, während er mild und herzlich ſprach, mit durchdringendem Ernſt angeſehen, und fügte, gleichſam als Ergebniß ſeines prüfenden Forſchens gelaſſen hinzu: „Uebrigens geb' ich mich durch das, was ich Ihnen vertraut habe, ganz und gar in Ihre Hände; wenn Sie von meiner Warnung etwas verlauten laſſen, ſo iſt es mit mir und mit dem Grafen von Saint-Marſan vorbei. Doch ich weiß, bei Ihnen iſt mein Zutrauen gut angelegt, und ich bin ganz ruhig deßhalb." Der Fürſt wollte keinen Ausdruck des Dankes annehmen, er that als wenn er nur ein ihm obliegendes Geſchäft abgethan hätte, und entließ mich mit der Mahnung, die Sache mit meinem Reiſegefährten zu überlegen, und auch ihn zur Vorſicht aufzufordern.

Williſen war über meine Mittheilung nicht wenig erſtaunt. Die Anklage war wirklich bei dieſer Reiſe völlig grundlos, wir ſannen vergeblich, was etwa Thatſächliches uns bloßſtellen könnte. Unſre Papiere hatten wir ſchon zum voraus geſichtet, ſie enthielten nichts Verfängliches. Wir kämpften eine Zeit lang, und überlegten Gefahr und Gewinn; da jedoch unſre nächſten Zwecke wirklich harmlos waren und nicht über Berlin hinausgingen, keinerlei Beweis gegen uns möglich ſein konnte, und ſelbſt unſre Eigenſchaft als öſterreichiſche Offiziere uns ſchützen mußte — wir hatten klüglich nur Urlaub genommen, und gedachten den Abſchied nach Umſtänden einzureichen —, ſo ließen wir uns nicht abſchrecken, ſondern beſchloſſen getroſt unſre Reiſe fortzuſetzen.

Wir blieben ein paar Tage in Töplitz, wo es an Bekannten nicht fehlte. Die ſchöne liebenswürdige Auguſte Brede gebrauchte das Bad, ſah einen angenehmen Kreis um ſich verſammelt, und hatte die Genugthuung, daß der gütige König ſelber ſie zu Gaſtrollen aufforderte. Die ganze vornehme Welt ſtrömte bei Clary's zuſammen, wo der König an der edlen Zwangloſigkeit ein ungemeines Behagen fand, und immer der beſten Laune war. Ich hatte daſelbſt ein Geſpräch ganz eigner Art mit ihm; von den politiſchen Dingen konnte nicht die Rede ſein, aber von militairiſchen Einrichtungen durfte man ſich wohl unterhalten, und ſo brachten einige Fragen, das öſterreichiſche Heerweſen betreffend, leicht auf das ruſſiſche. Ich erwähnte einer Anordnung in Betreff der Rekrutenſtellung, der König ſagte, das ſei nicht ſo, ich beſtand auf meiner Angabe, mit beſcheidenem Ton, aber doch feſt, und auch ein drittesmal ſetzte ich gegen das Nein des Königs mein Ja. Die Umſtehenden wurden verlegen, und der König ſagte zwar lachend aber auch etwas ärgerlich: „Muß ich ja beſſer wiſſen, bin ja ſelbſt dageweſen, und kenne die Sachen ſehr gut!“ Ich erlaubte mir zu bemerken, die Einrichtung ſei ganz neu, gab meine Quellen an, und während die Andern, wie ſie mir nachher geſtanden, ſchon glaubten, der König würde mir unwillig den Rücken kehren, ſagte er ganz freundlich: „Das hab' ich nicht gewußt, werde mich doch näher erkundigen.“ Ich ſah, wie leicht es iſt, mit den Mächtigen umzugehen, wenn man nur ohne Selbſtſucht und Anmaßung ruhig das ausſpricht, was man weiß oder meint. Unmittelbar darauf ſollt' ich ſehen, wie ſchwer man ſich die Sache macht, wenn man ſich auf Schmeichelei und Schönthun einläßt. Es war von einem franzöſiſchen Marſchall die Rede, und ein öſterreichiſcher Graf, ſonſt ein Muſter von Feinheit, bemerkte mit Hohn, der gefallen ſollte: „Der wird wohl auch bald König werden!“ Kaum aber war das Wort heraus, ſo wurde er des Unpaſſenden inne, und ſchlug die Augen nieder; doch der König, der ungern Verlegenheit ſah, kam dieſer zu Hülfe, indem er munter entgegnete: „Da hat er einen guten Platz!“ Er fragte mich ſodann nach der Prager Bühne, und ich ſchilderte die Vorzüge derſelben, aber auch die Mängel, welche größtentheils in dem einen Uebelſtande gegründet waren, daß zu viele Perſonen ſich in die Leitung einmiſchten. Derſelbe Graf, der früher ſo unglücklich geweſen, hatte auch diesmal kein beſſeres Glück, und warf in die erſte kleine Pauſe die Bemerkung ein: „Ja, ja! Es muß ſchwer ſein zu regieren!“ Auch diesmal folgte der Unbeſonnenheit die Beſinnung auf dem Fuße, wollte ſchnell die Sache gut machen, und ſtürzte mit dem eiligſt hinzugefügten, höflichen Einſchränkungsworte: „Wenigſtens beim Theater!“ nur um ſo tiefer. Das Lachen war ſchwer zu verbeißen, und auch der König wandte ſich ab, um das ſeinige ſchonend zu verbergen. Daß bei dieſer nachſichtigen Güte doch nicht jede Dreiſtigkeit gerathen ſei, ſollte ich noch am ſelbigen Abend zu meiner Warnung erfahren. Ueber die Kunſtliebhaberei einer hohen Perſon war ein Ausdruck gebraucht worden, der den Spott enthielt, daß nicht ſo ſehr die Kunſt geliebt werde, als die Künſtlerinnen; dieſe Anſpielung mißfiel dem Könige, er fragte mit Ernſt, was man meine? und drängte die Erklärung aus einer Ausflucht in die andre, ſo daß eine wahre Angſt entſtand, und es immer unmöglicher wurde, den Scherz einzugeſtehen, bis zuletzt der König die diesmal mit ſtrafender Abſicht erhöhte Verlegenheit großmüthig endete. Dieſe Züge, in welchen die Milde und Strenge eines verehrten Fürſten ſich abſpiegeln, durfte ich hier, da ich ſie ſelbſt erlebt, nicht füglich weglaſſen.

Wir reiſten durch Sachſen ohne uns aufzuhalten; der bekannte Weg war durch die Trägheit der Poſtillone doppelt langweilig. Ein kleines Abentheuer in der Gegend von Großenhain ermunterte uns einen Augenblick. Im Abendſonnenſcheine begegneten wir einem leichten Wagen mit vier hübſchen Fräulein, ihr Geplauder und Gelicher weckte uns aus dem Schlaf; unſer Ausſehen mochte nicht das hellſte ſein, dies und der Wurſtwagen, auf dem wir ſaßen, reizte die Fröhlichkeit der Mädchen, ſie verſpotteten uns im Vorüberfahren, und ſahen uns rückwärts noch lange nach, indem jeden Augenblick ein Kopf über das zurückgeſchlagene Halbverdeck aufſchnellte, und lachend wieder verſank, um einem andern Platz zu machen. Uns gefiel die Luſtbarkeit, obwohl auf unſre Koſten verübt, und wir bedauerten nur, ſie nicht ein wenig ſtrafen zu können. Der Poſtillon ſagte, die Fräuleins ſeien Töchter eines in der Nachbarſchaft begüterten Edelmanns, deſſen Namen er nannte. Sie waren uns bald aus den Augen, und wir ſchleppten uns auf's neue langweilig den ſchlechten Waldweg weiter. In der bald eingetretenen Dämmerung geſellte ſich ein Reiter zu uns, der erſt mit dem Poſtillon, dann mit uns ein Geſpräch anknüpfte. Mir fuhr plötzlich eine Vermuthung durch den Sinn, und ich fragte den Herrn, ob nicht ein Edelmann ſo und ſo hier in der Nähe wohne? Ich ſah ſogleich, daß meine Vermuthung richtig war. „Kennen Sie den Edelmann?“ fragte der Reiter. „Nein“, war die Antwort, „aber ſeine Töchter.“ Nun ſtutzte er noch mehr, und ſchien weitere Erklärung eben ſo zu fürchten als zu begehren. Sie wurde ihm heiter gegeben, und nun mit dem Vater — denn der Reiter war kein andrer — ein förmliches Komplot geſchmiedet, die guten Kinder für ihren Muthwillen gehörig zu necken und zu ängſtigen; wir ſchieden in beſter Eintracht und Laune; ſogar der Poſtillon fühlte ſich von letzterer etwas angeſteckt, und fuhr uns eine Zeit lang raſcher. Wie das faſt vergeſſene Begegniß nach vielen Jahren unvermuthet nochmals auftauchte, wird ſeiner Zeit erwähnt werden. — Wir gelangten ohne weiteres Ereigniß nach Potsdam, wo wir bei Alexander von der Marwitz einſprachen, und fuhren dann vollends nach Berlin.

Die preußiſche Hauptſtadt war von franzöſiſchen Truppen beſetzt, und wir meldeten uns herkömmlich bei dem Marſchall Augereau und bei dem Kommandanten General Durutte, gleicherweiſe bei der preußiſchen Behörde. Ungeachtet des guten Anſcheins, mit dem wir aufgenommen wurden, bemerkten wir bald, daß man uns beobachtete, welches wir uns indeß nicht beſonders anfechten ließen. Nach einigen Wochen wollte Williſen ſeine Eltern bei Magdeburg beſuchen, hatte aber kaum das weſtphäliſche Gebiet betreten, als er verhaftet und auf das Kaſtell nach Kaſſel abgeführt wurde. Nur dies erfuhr man über ihn, und weiter nichts. Durch dieſen Vorfall wurde natürlich auch meine Lage geſpannter und bedenklicher, ich durfte nicht wagen, den Umkreis der Stadt zu überſchreiten. Von den Kämpfen und Mißgeſchicken, die ich hier zu beſtehen hatte, den Hoffnungen und Ausſichten, die ſich abwechſelnd erhellten und verdunkelten, werd' ich vielleicht künftig eine Schilderung verſuchen, die durch das Eigne einer ſolchen Uebergangszeit wohl anziehend werden könnte. Ich erwähne hier nur, daß ich an dem Hauſe des öſterreichiſchen Geſandten Grafen Stephan von Zichy den ſicherſten Anhalt fand, bei dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg die günſtigſte Aufnahme genoß, ja ſogar von dem Grafen von Saint-

Marſan durch Einladungen ausgezeichnet wurde. Doch ungeachtet alles guten Anſcheins blieb ich in der ſchwierigſten und bedenklichſten Lage, gehemmt bei jedem Schritt, in jeder Thätigkeit. Obgleich in glanzvoller Geſelligkeit, verlebte ich einen traurigen Winter. Mein Troſt war Rahel, in deren Nähe zu ſein mir alle Widrigkeiten überwog. Ein andrer Troſt erſchien, und bildete ſich zu immer helleren Hoffnungen aus, da der Brand von Moskau kund wurde, die Siegesrufe der Franzoſen verſtummten, die Nachricht von ihrem Rückzug und Verderben erſcholl, und dieſes endlich vor Augen erſchien in den jammervollen Trümmern des großen Heeres. Die Ruſſen rückten ſiegreich heran, überſchritten die Oder und ſtanden ſchnell vor Berlin, wo der Oberſt von Tettenborn mit ſeinen Koſacken im erſten Anlaufe den Feind einige Stunden durch die Straßen jagte, nach wenigen Tagen aber die verſtärkten ruſſiſchen Truppen entſchieden einrückten.

Aus peinlichem Zwang aufathmend, im vollen Gefühl der Freiheit und neuen Lebens eilte ich zu Tettenborn. Ich fand hier Pfuel als Major vom Generalſtabe angeſtellt. Wir Alle freuten uns des Wiederſehens. Mein Verhältniß war ſchnell entſchieden, Tettenborn nahm mich ſogleich als Hauptmann für den ruſſiſchen Dienſt in Anſpruch, und vertraute mir ſeine auf Hamburg gerichtete Unternehmung. Ich war zu allem bereit, aber ich war auch ſchon in preußiſchen Kriegsdienſt berufen, und hatte zunächſt Depeſchen der preußiſchen Behörde als Kourier nach Breslau zu überbringen, wo der König, der Staatskanzler und die übrigen Häupter der Geſchäftsführung ſich ſchon ſeit einiger Zeit aufhielten. Da die Sache der Ruſſen und Preußen hier ſchon für ein- und dieſelbe erklärt war, ſo hatte mein Anliegen keine Schwierigkeit. Breslau war zum Kriegsheerd geworden, alles flammte von Eifer, Waffen und Kampf war das allgemeine Verlangen. Auch von dieſen Tagen wird künftig noch einiges Nähere zu berichten ſein. Ich ſah auch Stein hier wieder, zwar auf dem Krankenbette, aber auch krank noch in voller Kraft!

Ich eilte nach Berlin zurück und von da nach Hamburg, welches Tettenborn mittlerweile ſchon glücklich erreicht und beſetzt hatte. Bevor ich nun zur Schilderung der Kriegsereigniſſe übergehe, denen ich in den Jahren 1813 und 1814 beigewohnt, möge mir erlaubt ſein, von dem tapfern Anführer, dem ich das Glück gehabt als einer ſeiner Adjutanten anzugehören, etwas ausführlicher zu reden, und deſſen frühere Lebensverhältniſſe und Thaten kürzlich hier einzuſchalten.

Neunundzwanzigſter Abſchnitt.

Tettenborn.

1812. 1813.

Das Leben der Kriegsmänner hat den eignen Reiz, daß neben dem Talente hier hauptſächlich der Karakter wirkt, der ſo frei und ſchnell nirgends hervortritt, als im Aufruf aller Kräfte des innern und äußern Menſchen, im Kriege; nirgends erſcheint entſchiedener der Vorzug einer ſtarkausgeprägten und ſchnellgültigen Perſönlichkeit, von der zuletzt doch faſt alles in den Ereigniſſen des Lebens abhängt, indem ſogar das, was man Glück zu nennen pflegt, meiſt nur der Inbegriff der Wirkung iſt, die aus dem dunkleren Zuſammenhange der Eigenſchaften aufſteigen. Ein Beiſpiel ſolcher Betrachtung bietet auch der Lebenslauf des tapfern Generals, von dem wir jetzt und fernerhin zu reden haben, und der unter den Befehlführern in den denkwürdigen Kriegen der Jahre 1813 und 1814 als einer der eigenthümlichſten und bedeutendſten anzuerkennen iſt.

Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn wurde am 19. Februar 1778 geboren. Sein Vater war früher dem öſterreichiſchen Kriegsdienſte gefolgt, wo der Name Tettenborn ſchon aus älterer Zeit in gutem Andenken ſtand, hatte dann dieſe Laufbahn verlaſſen und als Markgräflich badiſcher Jägermeiſter in der Grafſchaft Sponheim eine ſeinen Wünſchen gemäße Anſtellung erhalten. Als in der Folge Napoleon mit gewaltſamer Willkür die Forderung durchſetzte, alle in dem Umfange ſeiner Herrſchaft auch vor derſelben Gebornen dürften nur ihm dienen, wurde ſtatt dieſes Geburtsorts ein anderer vorgeſchoben, nämlich das Stammgut Tettenborn in der Grafſchaft Hohenſtein, und dieſe Angabe pflanzte ſich irrthümlich fort, nachdem ihr Zweck längſt aufgehört hatte. Nur bis in ſein ſechstes Jahr blieb der junge Tettenborn auf dem linken Rheinufer und kam dann nach Raſtatt, wohin ſein Vater als Oberjägermeiſter war befördert worden. Er empfing im väterlichen Hauſe ſorgfältigen und nach damaliger Weiſe gründlichen Unterricht, der ſogar zu gelehrter Bildung führen ſollte, wiewohl bald ſichtbar wurde, daß dies nicht die Richtung ſei, zu welcher die unläugbar guten Anlagen ſich neigten. Aber auch in der ſpäteren, frei gewählten Bahn, unter ganz veränderten Lebensumſtänden, bewährte ſich die Wirkung dieſes erſten Unterrichts als guter Gewinn. Daſſelbe gilt von dem Einfluſſe frommen Sinnes und Beiſpiels, welche durch die Mutter auf den Knaben wirkten; ſie war eine geborne Gräfin von Arz, eigentlich Arzio, eines Geſchlechts im ſüdlichen Tyrol. Günſtig war dem Jugendleben auch das Amt und Streben des Vaters, dem das badiſche Land die größten Anlagen und Pflanzungen dankt, wo denn die Gelegenheit und Aufforderung ſich ununterbrochen darbot, in freier Natur zu verweilen und umherzuſtreifen.

In ſeinem dreizehnten Jahre, als er groß und wohlgebildet herangewachſen war, wurde der Knabe an den Kurfürſtlichen Hof nach Mainz geſchickt, und daſelbſt unter die Pagen des Kurfürſten aufgenommen. Noch lebt in mancher Erinnerung die Pracht, Feſtlichkeit und geſellſchaftliche Bewegung, welche damals den Mainzer Hof auszeichneten und die Stadt erfüllten; in heitrer Sorgloſigkeit lebte man den täglich wechſelnden Vergnügungen, ungeſtört von dem Geiſte der Prüfung und des Widerſpruchs, der gegen die alten Zuſtände ſchon allgemein erweckt war, hier aber höchſtens als ein neuer Reiz der Unterhaltung eingelaſſen wurde. Auch die drohende Nachbarſchaft der weiter und weiter ſchreitenden franzöſiſchen Revolution, und der ſchon ausgebrochene Krieg machten auf die leichtſinnige Ueppigkeit wenig Eindruck, als plötzlich um ſo furchtbarer im Herbſte 1792 die unerwartete Annäherung der Franzoſen alles aus dem Taumel aufſchreckte. Bei dem Erſcheinen des Generals Cuſtine flüchtete der Kurfürſt mit ſeiner Geliebten und ſeinen Günſtlingen eilig nach Aſchaffenburg, der übrige Hof ſtob aus einander, und hat ſich größtentheils nie wieder zuſammengefunden. Tettenborn ſah noch die franzöſiſchen Truppen in Mainz einziehen, und kehrte wenige Tage darauf in das väterliche Haus nach Raſtatt zurück.

Die Wendung der Ereigniſſe ſchien auf weit hinaus die bisherigen Verhältniſſe zu verwirren, auf deren Herſtellung zu warten dem Vater thöricht ſchien; und um den Sohn ſeine Zeit gleich wieder zweckmäßig anwenden zu ſehen, ſandte er ihn ſchon im nächſten Jahre nach Waltershauſen, um ſich unter der Leitung des berühmten Bergraths Bechſtein den Forſtwiſſenſchaften zu widmen. Hier blieb er jedoch nicht lange, ſondern bezog noch im nämlichen Jahre die Univerſität Göttingen, welche er in Folge einer jugendlichen Uebereilung bald wieder mit Jena vertauſchen mußte. Von hier rief ihn unvermuthet die Nachricht nach Hauſe, daß ſein Vater erkrankt ſei, den er auch nicht mehr am Leben fand. Seine unbezwingliche Neigung zum Kriegsdienſte, bisher nur mühſam unterdrückt aus Rückſicht für den Vater, der in ſeinem angeſehenen und einträglichen Amte den Sohn zum Nachfolger zu haben wünſchte, brach nun, da kein Einſpruch mehr ihn hindern konnte, indem auch ſeine Mutter ſchon früher verſtorben war, mit aller Heftigkeit aus; er verließ die angefangenen Studien, und trat gleich im Jahre 1794 als Kadet bei dem Joſeph Kinsky'ſchen, ſpäterhin Klenau'ſchen, Chevauxlegersregiment in das öſterreichiſche Heer.

Hier begann für den ſechszehnjährigen Tettenborn eine Laufbahn, die ſeinen militairiſchen Eigenſchaften alle Gelegenheit zur Entwicklung bot, und für ihn reich an perſönlicher Auszeichnung wurde. Das öſterreichiſche Heer, welches den Karakter eines durch mehrere Jahrhunderte ohne Unterbrechung fortbeſtandenen Kriegsweſens bis auf den heutigen Tag bewahrt, vereinigt mit den daraus fließenden, beſonders nach innen höchſt bezugreichen Vortheilen zugleich die einer ſtets friſchen, durch neue, und nach der Lage der Gränzen ſehr verſchiedene Kriege, unaufhörlich geübten Erfahrung. Seine Zuſammenſetzung aus den mannigfachen Elementen, welche die öſterreichiſchen Erblande in glücklichem Verhältniſſe dazu lieferten, empfing noch einen erwünſchten, und beſonders geiſtig unſchätzbaren Zuſatz durch den Umſtand, daß ſo geraume Zeit hindurch dieſes Heer für alle Deutſchen zugleich als das Heer ihres Kaiſers, und ſonach als ihre eigentlich vaterländiſche Kriegsmacht daſtand, welcher die beſten Kräfte des ſogenannten Reichs in jeder Weiſe zuſtrömten. Der eigenthümliche Geiſt, der ſich aus dieſer Miſchung erhoben, beurkundet ſich in vielen Zeichen, die wohl unläugbar als deutſche anzuerkennen ſind. Die unzerſtörbare Selbſtſtändigkeit innerer Ordnung, die große Kraft der Wiederherſtellung, die Vernachläſſigung des bloßen Scheins, die Sparſamkeit äußerer Belohnungen, und die daher in den untern Graden angehäufte Thatfülle und Verdienſtlichkeit, dies alles bildet eine breite und feſte Grundlage, auf welcher die dennoch durchgedrungene Auszeichnung nur um ſo glänzender ſich erhebt.

Das Regiment, in welches Tettenborn getreten war, ſtand in den Niederlanden gegen die Franzoſen, und nahm ruhmvollen Antheil an den Kriegsthaten, durch welche die Oeſterreicher und Preußen damals für ſich ſelbſt wohl Ehre genug erfochten, für die Sache ihrer Herrſcher aber, bei dem Mangel an gehörigem Zuſammenwirken, keine bleibenden Erfolge gewinnen konnten. Einzelne Kompagnieen Fußvolk, eine Schwadron Reiter, ja bloße Patrouillen, kämpften ſehr häufig einer zehnfachen Uebermacht entgegen, hielten ſie auf, warfen ſie zurück, oder wagten wohl ſelbſt den Angriff; den Ruf, den manche Regimenter in ſolchen Vorfällen erwarben, und die Anſprüche, welche die eigne und die öffentliche Meinung an ſie machten, gränzten oft an die romantiſchen Erzählungen früherer Zeit. Die Feldzüge im Ganzen waren darum nicht weniger unglücklich, und die Hauptvortheile meiſt auf der Seite des Feindes, aber eine beſſere Schule des Kriegs, eine an perſönlichen Aufgaben und Erfahrungen reichere, als das öſterreichiſche Heer in jener Zeit darbot, konnte ſchwerlich nochmals zu finden ſein.

Nach wenigen Monaten zum Lieutenant befördert, fand Tettenborn häufige Gelegenheit, ſeinen Muth zu bewähren und vielfache Kunde des Felddienſtes einzuſammeln. Die Reiter zogen gern mit ihm aus, der als Führer entſchloſſen und gewandt, und als Kämpfer jedem Gemeinen ein Muſter war. Die Wagſtücke und Erfolge des kleinen Kriegs, von denen die Geſchichte nichts zu melden pflegt, haben für die betheiligten Truppen oft mehr Werth, als manches größere Ereigniß; in ihnen begründet ſich am ſicherſten die perſönliche Schätzung, der Ruf des Mannes und der Waffe.

Der Gang der damaligen Feldzüge in den Niederlanden und am Rhein iſt bekannt. Tettenborn folgte dem Wechſel derſelben in den Bewegungen ſeines Regiments, dem wenig Ruhe gegönnt war, und das wir, nach manchen Begegniſſen, im Jahre 1799 bei dem Heere des tapfern Erzherzogs Karl wiederfinden. Von den zahlreichen Vorfällen, welchen Tettenborn hier mit Auszeichnung beiwohnte, heben wir nachfolgende Züge aus, welche ihn insbeſondere angehen.

In dem Treffen bei Frauenfeld hatte das Regiment Kinsky einen harten Stand, und bewies gegen den überlegenen Feind auf ungünſtigem Boden die ausdauerndſte Unerſchrockenheit. Viele ſeiner trefflichſten Offiziere wurden getödtet oder verwundet. Die Franzoſen hatten das öſterreichiſche Fußvolk aus einem vorliegenden Walde verdrängt, und dadurch die auf der Straße vorgerückten Truppen in die Flanke genommen, der Augenblick war dringend, und forderte ſchleunigſt Hülfe; da ließ Tettenborn eine halbe Schwadron abſitzen, und ſtürmte zu Fuß mit dieſer Mannſchaft den Wald, aus welchem der Feind, beſtürzt durch den unerwarteten raſchen Angriff, eiligſt hinausgetrieben wurde, ſo daß die kleinere Schaar den Raum wieder einnahm, den die größere nicht behaupten gekonnt! Drei Tage darauf, bei dem Gefechte von Winterthur, machte die Schwadron Tettenborn's den Vortrab, und wurde von den Franzoſen, die vor der Stadt ſechs Stücke Geſchütz aufgepflanzt hatten, mit heftigem Kartätſchenfeuer empfangen, das ſogleich mehrere Leute niederſtreckte; er aber beſann ſich keinen Augenblick, und ſprengte an der Spitze ſeines Zuges geradezu auf die feindlichen Kanonen an; ſchon waren die Artilleriſten, welche ihr Geſchütz wacker vertheidigten, im Handgemenge größtentheils niedergemacht, als die Franzoſen zur Unterſtützung derſelben mit zahlreicher Reiterei ungeſtüm hervorbrachen, und die öſterreichiſche wieder zurückwarfen; Tettenborn's Pferd, von einem Kanonier durch Säbelſtiche verwundet, ſtürzte in dieſem Augenblicke zwiſchen die Kanonenpferde nieder, er ſelbſt lag zu Boden und ſchien verloren, umgeben von feindlichen Huſaren, die nach ihm hieben und ſchoſſen, und ihn wenigſtens gefangen nehmen wollten, als die Tapferkeit ſeines Rittmeiſters, des nachherigen Generals von Meyer, ihn noch eben zu rechter Zeit aus dieſer großen Gefahr wieder befreite. Nach Beendigung des Feldzuges in der Schweiz rückte der Erzherzog Karl raſch an den Oberrhein, und nahm die damals noch wohl befeſtigte Stadt Mannheim mit Sturm. Der Feind hatte ſich mit einem Theile ſeiner Truppen noch außerhalb der Feſtung behaupten wollen, und mußte erſt in dieſe zurückgetrieben werden; dies geſchah durch eine Reihe hitziger Angriffe, in welcher die Reiterei die beſten Dienſte leiſtete, und beſonders in einem ſcharfen Gefecht am Neckarauer Wald das franzöſiſche Fußvolk völlig zerſprengte und großentheils niedermachte, wobei Tettenborn ſich ſo ſehr hervorthat, daß er öffentlich dafür belobt wurde. Bei dem Sturme, der ſodann auf die Stadt geſchah, war er einer der Erſten, die durch die aufgehauenen Thore in die Stadt eindrangen, und machte in den Straßen noch eine Menge Gefangene, während die Hauptmaſſe der Franzoſen fechtend die Rheinbrücke gewann, und ſich aus der Stadt auf das jenſeitige Ufer zog.

Als der General von Kray den Oberbefehl des öſterreichiſchen Heeres übernommen hatte, und dieſes zum Rückzuge vom Rhein gegen Ulm genöthigt wurde, zeigte Tettenborn beim Nachtrab in häufigen Gefechten ſeinen Muth wie ſeine Geſchicklichkeit. Bei Biberach hielt er ſo ſtandhaft gegen den andringenden Feind, daß er in zwei Stunden drei Pferde unter dem Leibe verlor. Nicht minder zeichnete er ſich in dem Gefechte bei Ried-Eſchingen aus, am Tage der Schlacht von Engen. Nach dem Treffen von Neuburg aber empfing er von dem General Grafen von Giulay den beſondern Auftrag, mit einer eigends hiezu ausgewählten Abtheilung Chevauxlegers und Huſaren die Truppenſchaar, welche gegen Landshut ging, ſeitwärts zu begleiten, und die Brücken der Iſar zu zerſtören. Indem er dieſen Auftrag beſtens vollzog, hatte er Gelegenheit, noch einen andern wichtigen Dienſt zu leiſten, der den Bewegungen des Heeres wohl zu Statten kam; er hielt ſich neun Tage zu Freiſingen gegen den ſehr überlegenen Feind, der ſeine Angriffe oft erneuerte, aber durch das muthige und geſchickte Benehmen Tettenborn's getäuſcht, ihn für ſtärker hielt, als er war, und nicht das Aeußerſte wagen wollte. Endlich, nach hartnäckiger Gegenwehr, dennoch gezwungen, Freiſingen zu verlaſſen, nahm Tettenborn ſeine Richtung gegen München, wo gleich eine neue Ausführung ſeiner wartete; denn, kaum in dortiger Gegend angekommen, erblickte er jenſeits der Iſar eine beträchtliche Anzahl franzöſiſcher Packpferde einherziehen, — es waren die des Generals Lecourbe, — ſogleich ſuchte er fünf ſeiner entſchloſſenſten Reiter aus, ſchwamm mit dieſem kleinen Häuflein durch die reißende Iſar, und ſtürzte mit ſolchem Ungeſtüm auf die ſtärkere Bedeckung, daß dieſe ihr Heil in der Flucht ſuchte, und ihm alles zur Beute ließ, mit welcher und mehreren Gefangenen er ungeſtört auf das andere Ufer zurückkehrte.

Bei großen Unglücksfällen, durch welche ein ganzes Heer zerrüttet oder vernichtet wird, und deren Urſache faſt immer nur in den höchſten Anordnungen liegt, iſt man nur wenig geneigt, auch bei den Beſiegten tapfre Auszeichnung anzuerkennen, und die Vorgänge, in welchen dieſe ſich zeigt, werden kaum beachtet. Aber gerade in ſolchen Unglücksfällen treten Muth und Tapferkeit einzelner Schaaren und Anführer meiſt am entſchiedenſten auf, und ohne dem Ganzen eine andere Wendung geben zu können, ſetzen ſie dem Unheil Schranken, und bringen im Kleinen zum Theil wieder ein, was im Großen verloren worden. Auch in dem unglücklichen Feldzuge, der zur Schlacht von Hohenlinden führte, traten ſolche Auszeichnungen und Leiſtungen zahlreich und mannigfach hervor, hauptſächlich durch die leichten Truppen, welche in kleinen Gefechten faſt immer die Oberhand hatten. Tettenborn war in ſolchen Gelegenheiten beſonders thätig und erfolgreich. Bei der genannten Schlacht, deren Ergebniſſe die franzöſiſchen Berichte noch immer mit den übertriebenſten Zahlen ausſchmücken, war Tettenborn einer der Letzten, die am ſpäten Abend das Schlachtfeld verließen; er kämpfte in der tapfern Nachhut, welche den Rückzug des linken Flügels deckte, warf den andringenden Feind mehrmals zurück, und leiſtete überhaupt ſo gute Dienſte, daß ihm darüber die beſondere Zufriedenheit der höchſten Befehlshaber bezeigt wurde.

Er war inzwiſchen zum Rittmeiſter und Schwadronskommandanten vorgerückt, und kehrte aus dem Felde mit dem Ruf eines tapfern und kühnen Offiziers in die Friedensſtation nach Böhmen zurück. Er hatte ſeinen Namen ſo vortheilhaft bekannt gemacht, daß man die größten Erwartungen von ihm hegte. Auch im Frieden wußten ſeine perſönlichen Eigenſchaften die günſtige Aufmerkſamkeit eines großen Kreiſes zu feſſeln, während er in dem engeren des Regiments die Zuneigung und das Wohlwollen aller Kammeraden im höchſten Grade genoß. Der freie Jugendmuth, der überall das Beſte anſpricht, die rege Kraft, welche dem Genuß überlegen bleibt, die heitre Unbefangenheit, welche ihr Vertrauen auf Glück und Gelingen ſelten betrogen ſieht, und ſelbſt dann jeder Sorge und Zagheit widerſteht; dazu eine großmüthige Hingebung für Andre, ein erfreulicher, heitrer Umgang, eine bei ſtarkem perſönlichen Auftreten deſto einnehmendere Leutſeligkeit, eine glänzende Erſcheinung, und eine Freigebigkeit ohne Gränze und Rückſicht: dieſer Verein von wirkſamen Eigenſchaften konnte nicht ohne die größten Erfolge bleiben, für welche die glänzende Geſelligkeit von Prag und Wien, das reiche Landleben der böhmiſchen Großen, dann auch Dresden, und ſelbſt Berlin, den abwechſelnden Schauplatz boten. Frauengunſt, Spiel, jugendlicher Ehrgeiz, alles, was Ernſt und Freude des Militairlebens gewähren, mußte hier vielfache Abentheuer wecken, welche, in der Weiſe franzöſiſcher Denkwürdigkeiten behandelt, den Stoff der anziehendſten Erzählungen geben könnten! Auch an neuen Proben eines Muthes, den viele

Kenner von dem Muthe auf dem Schlachtfelde für ſehr verſchieden halten, fehlte es in ſolchem Lebensgewirre nicht, und auch in dieſem Betreff wurde Tettenborn's Namen mit größter Auszeichnung genannt. Unter den angeſehenen Befreundungen, die ihm zu Theil wurden, war auch die mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, der ſich bei einem Beſuche in Böhmen überall große Zuneigung erwarb, mit den öſterreichiſchen Offizieren als Kammerad lebte, und in Tettenborn eben ſo ſehr den tüchtigen Krieger würdigte, als er in ihm den heitern Lebensgenoſſen liebte.

Dieſe Befreundung wurde noch inniger, als Tettenborn im Jahre 1804 mit einem Auftrag an den öſterreichiſchen Geſandten Grafen von Metternich nach Berlin geſchickt wurde, und hier mit dem Prinzen, den er auch ſchon auf deſſen Landſitze beſucht hatte, in täglichem vertrauten Umgang lebte, den die Zeitumſtände durch die Kriegsgeſinnung, welche ſich in Preußen, wie Oeſterreich regte, nur noch ſtärker beſeelten. Von dieſem Aufenthalte Tettenborn's in Berlin wird ein beſondrer Zug erzählt, den wir unverbürgt wiedergeben, wie wir ihn gehört, indem er auch als Sage bezeichnet iſt. Tettenborn hatte nämlich in Berlin die nicht unbeträchtliche Erbſchaft eines im Preußiſchen verſtorbenen Verwandten erhoben, und ſollte, bevor er wieder abreiſte, von dem außer Landes gehenden Vermögen das übliche Abzugsgeld bezahlen; er aber, verwundert über eine ſolche Forderung, fand dieſelbe um ſo ungereimter, als er keineswegs mehr im Falle war, ſie erfüllen zu können, er bewies, daß er von der ganzen Erbſchaft nicht das geringſte mitnehme, ſondern während ſeines kurzen Aufenthalts den vollen Betrag, man ſagte zwanzig tauſend Thaler, ſofort verbraucht und ausgegeben, und alſo das Geld im Lande gelaſſen habe!

Im Jahre 1805 erhob ſich Oeſterreich aufs neue zum Kriege gegen die Franzoſen, und ſah bekanntlich durch wiederholte Unfälle ſeine Hoffnungen abermals getäuſcht. Tettenborn war mit einem Theile des vormals Kinsky'ſchen, jetzt Klenau'ſchen Regiments, bei welchem er ſtand, in Ulm geblieben, während der andre Theil unter dem Oberſten ſich nach Bregenz gezogen hatte. Mehrere Streifzüge und Rekognoszirungen, die ihm aufgetragen wurden, führte er zur größten Zufriedenheit aus. Als aber der Oberbefehlshaber des Heeres, General von Mack, in unbegreiflicher Verblendung befangen, und dann plötzlicher Muthloſigkeit hingegeben, zuletzt in Ulm kein andres Heil mehr ſah, als in der Uebergabe, da wußte ſich ein Theil des Heeres dieſer Schmach glücklich zu entziehen. Der Erzherzog Ferdinand faßte den kühnen Entſchluß, mit dem Theile der Reiterei, der unter ſolchen Umſtänden noch in der Eile zuſammenzuraffen war, durch den Feind durchzubrechen und nach Böhmen zu entkommen. Tettenborn genoß bereits eines ſolchen Vertrauens, daß zur Führung des Vortrabs niemand fähiger ſchien als er, und der entſcheidende Schlag, der Durchbruch der franzöſiſchen Umzingelung, wurde von ihm geführt. Mit außerordentlicher Geſchicklichkeit und heldenmüthiger Anſtrengung gelang das ganze Unternehmen, welches im Rücken der franzöſiſchen Heere von ſteter Gefahr begleitet war, bis endlich, nach mehreren Gewaltmärſchen und hitzigen Nachtrabsgefechten die böhmiſche Gränze erreicht wurde. Tettenborn hatte das Glück, auf dieſem Zuge die vollkommene Zufriedenheit des Erzherzogs, ſowie des die Reiterei befehligenden Fürſten Karl von Schwarzenberg zu erwerben. Ihm wurde ſogleich ein neuer Auftrag ertheilt, die Deckung der Straße, die über Waldmünchen nach Böhmen führt. Mit der ihm anvertrauten Truppenſchaar, größtentheils Reiterei, wußte er ſich in der Oberpfalz durch geſchickte Bewegungen und einzelne glückliche Gefechte mehrere Wochen zu behaupten, und zwiſchen Amberg und Waldmünchen die franzöſiſchen Streifpartheien mehrmals zurückzuwerfen, bis der General Baraguay d'Hillers über 8000 Mann gegen ihn heranführte, ihn zum Rückzug nach Böhmen nöthigte, und darauf ſelbſt in Böhmen einzudringen ſuchte. Tettenborn verzweifelte nicht, im eignen Lande auch dieſer Uebermacht die Spitze bieten zu können. Er rief zwiſchen Pilſen und Klentſch alles Landvolk zu den Waffen, ließ in allen Dörfern die Sturmglocke läuten, und wagte nun den ihm ſechsmal überlegenen Feind anzugreifen, der, durch dieſe Kühnheit und den gutgeleiteten Aufſtand geſchreckt, ſich zuerſt nach Klattau zurückzog, und bald darauf Böhmen völlig verließ.

Nach erfolgtem Frieden wurde Tettenborn durch die Nachricht überraſcht, daß die unter ſeinem Befehl geſtandenen Offiziere der Regimenter Klenau und Roſenberg für ihn das Thereſienkreuz verlangt hätten, eine Auszeichnung, welche in Oeſterreich von den höchſten Perſonen als das köſtlichſte Kleinod militairiſcher Ehre erſtrebt, und nur dem anerkannteſten Verdienſt ertheilt zu werden pflegt, auch noch jetzt eben ſo ſelten als werth gehalten. Beſondere Bedingungen beſchränken die Verleihung dieſes Ordens, auf den nur derjenigen Tapferkeit Anſpruch geſtattet iſt, welche vor dem Feinde ſich durch Thaten ausgezeichnet, die weder durch ausdrücklichen Befehl noch durch unerläßliche Pflicht geboten waren. Das zur Prüfung der Anſprüche und Zeugniſſe verſammelte Ordenskapitel erkannte die Forderung der Offiziere für Tettenborn als völlig begründet an, und ſprach ihm einſtimmig den Orden zu.

Mit neuem Ruhm und neuen Vortheilen kehrte er wieder zu den Beſchäftigungen des Friedensdienſtes und in den Glanz der Hauptſtädte Prag und Wien zurück, wo er in den angeſehenſten Kreiſen nur immer günſtiger bemerkt wurde. Im Jahre 1808 geſchah ihm der Antrag, den Fürſten von Schwarzenberg, der als öſterreichiſcher Botſchafter nach St. Petersburg ging, als erſter Adjutant und Botſchaftskavalier zu begleiten. Tettenborn ſah hier eine neue Laufbahn eröffnet, für die er ſchon vielfach vorbereitet war, und die ihn mächtig anziehen mußte; er willigte ein, empfing noch vor der Reiſe den kaiſerlichen Kammerherrnſchlüſſel, holte den Fürſten, der ſchon voraus war, in Wilna ein, und kam mit ihm gegen Ende des Jahres in St. Petersburg an. Der dortige Aufenthalt war durch die politiſchen Verhältniſſe mit ſehr ſchwierigen Rückſichten verknüpft, und forderte große Kunſt des Benehmens; wenn dem Fürſten von Schwarzenberg unbeſtritten der Ruhm gebührt, bloß durch ſein perſönliches Verdienſt alles bewirkt zu haben, was damals am ruſſiſchen Hofe für Oeſterreich noch zu erlangen war, ſo darf ſeine in derſelben Hinſicht für Tettenborn vielfach ausgeſprochene Zufriedenheit ein um ſo bewährteres Zeugniß auch für dieſen ſein. Als im Mai 1809 die Nachricht von dem Ausbruche des neuen Krieges zwiſchen Oeſterreich und Frankreich in St. Petersburg eingetroffen war, wurde Tettenborn von dem Fürſten mit beſondern Aufträgen als Kourier zu dem Hauptheere geſandt, welches unter dem Erzherzog Karl inzwiſchen den glorreichen Sieg bei Aspern erkämpft hatte, und einer neuen Schlacht auf dem Marchfelde entgegenſah. Dieſe erfolgte nach mehreren Wochen, die Schlacht von Deutſch-Wagram. Wir haben ſchon anderwärts erwähnt, daß Tettenborn für ſeine Tapferkeit und Auszeichnung in dieſer Schlacht durch den Erzherzog Karl auf dem Schlachtfelde zum Major befördert, ſein Name in dem amtlichen Bericht rühmlichſt genannt, und ihm die Deckung des Rückzuges, den die Oeſterreicher in beſter Ordnung gegen Znaym nahmen, übertragen wurde. Nach wenigen Tagen wurde bei dieſem Orte ſchon wieder eine zweitägige Schlacht geliefert, welche aber durch den inzwiſchen abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand unterbrochen wurde. Auch in dieſer Schlacht ärntete Tettenborn die ausgezeichnetſten Lobſprüche ſowohl des Erzherzogs Karl als auch des Generals Grafen von Bellegarde, welcher den erſten Heertheil der Oeſterreicher befehligte, zu dem das Regiment Klenau gehörte. Bei der Unterhandlung des Waffenſtillſtandes wurde Tettenborn von dem Erzherzoge, der großes Vertrauen in ſeine perſönlichen Gaben ſetzte, mehrmals an den Fürſten von Neuchatel und an Napoleon ſelbſt geſendet, wodurch der Abſchluß auf vortheilhafte Bedingungen ſehr gefördert wurde.

Nach dem Wiener Frieden ging der Fürſt von Schwarzenberg als öſterreichiſcher Botſchafter nach Paris, und Tettenborn begleitete denſelben in gleicher Eigenſchaft wie früher nach St. Petersburg. In neueren Zeiten iſt wohl ſelten eine Botſchaft von ſolchem Glanze, ſolch reicher Zurüſtung und bedeutendem Anſehn, und zugleich von ſo ruhiger Würde und großartiger Einfachheit geſehen worden. Alle Deutſchen fanden in dem Schwarzenbergiſchen Hauſe ihren ſichern Anhalt, ihr vertrauteſtes Zuſammenſein, während zugleich das ausgeſuchteſte Prachtleben hier den Preis vor allen franzöſiſchen und fremden Häuſern behauptete. Mit welcher Weltkunde, Klugheit und Anmuth ſich Tettenborn in dieſen Verhältniſſen bewegte, kann ſchon aus dem bisher Mitgetheilten ermeſſen werden; er war in dem tiefſten Vertrauen des Fürſten, und wurde zu den innerſten Geſchäften zugezogen, außerdem aber lag ihm ein großer Theil der äußern Darſtellung und des mannigfachen perſönlichen Hervortretens ob, zu welchem dieſe großen Verhältniſſe unaufhörlich Anlaß gaben. Mit Gewandtheit löſte er die ſchwierige Aufgabe des fortgeſetzten Umgangs mit den Franzoſen; er hatte äußerlich das beſte Vernehmen mit den Großen des Hofes, den anſpruchsvollen Frauen und eitlen Günſtlingen, ohne daß er jemals zu Schmeicheleien ſeine Zuflucht genommen, oder die deutſchen Geſinnungen, die ihn beſeelten, durch Verläugnung beleidigt hätte. Dieſen Leuten durch trotzige Feſtigkeit Achtung und Scheu einzuflößen, war die einzige Art mit ihnen fertig zu werden. Sie verſuchten einigemal, die ſchroffe Selbſtſtändigkeit zu beugen, doch da dies nicht gelingen wollte, wie manche zu ihrem Schaden erfahren mußten, ſo beeiferten ſie ſich nun um ſo mehr, dieſelbe anzuerkennen. Napoleon ſelbſt, der gegen Tettenborn immer Abneigung empfand, und dies wenig verhehlte, ließ ihn am Ende gelten.

In dieſe Zeit fällt das durch ſeinen Ausgang unglücklich berühmte Feſt des Fürſten von Schwarzenberg, wo mehrere der angeſehenſten Perſonen verbrannten, und viele durch die Flammen ſchwer beſchädigt wurden. In der erſten Beſtürzung konnte manchem der Anweſenden wohl der Gedanke von Verrath aufſteigen; ein franzöſiſcher General, von ſolchem Argwohn ergriffen, wandte ſich heftig an Tettenborn mit einer unziemlichen Frage; doch dieſer, empört durch den Verdacht und erfüllt vom Drange des Augenblicks, faßte ſtatt aller Antwort den dreiſten Frager an beiden Schultern, und ſchleuderte mit zürnender Kraft ihn rücklings zu Boden. Napoleon, Zeuge des Urſprungs und der Ausbreitung des Feuers, war von jedem Mißtrauen entfernt, und glaubte vielmehr die Anſtrengung und Beeiferung, welche mehrere Mitglieder der Botſchaft bei dieſer Gelegenheit auch für ſeine und der

Kaiſerin Sicherheit bewieſen hatten, beſonders belohnen zu müſſen. So empfing denn auch Tettenborn den Orden der Ehrenlegion.

Napoleon's perſönliche Stimmung aber wurde damit nicht günſtiger. Im Gegentheil ging er öfters darauf aus, auch an Tettenborn, wie an ſo viele Andere, die ihm nicht gefielen, unangenehme und verwirrende Fragen zu richten, die ihm aber auch öfters unangenehm erwiedert wurden, und dies im Augenblicke meiſt ungeſtraft, weil Napoleon wohl ſchreckende Worte, aber nicht den Witz zurückſpielende führte. Als er den Befehl gegeben hatte, daß an ſeinem Hofe auch die Militairperſonen, welche bisher in ihrer dienſtmäßigen Uniform erſchienen waren, nur in franzöſiſcher Hofkleidung erſcheinen durften, und dies auch die fremden Geſandtſchaften traf, wollte Tettenborn, der von dem Regimente Klenau zu den Huſaren von Radetzky verſetzt worden war, mit der Uniform doch nicht zugleich den unerſetzlichen Schnurrbart aufopfern, und erſchien mit dieſem in der neu vorgeſchriebenen Hofkleidung; Napoleon ärgerte ſich darüber, und redete ihn höhniſch mit den Worten an: „Ein Schnurrbart iſt doch recht lächerlich bei dieſem Rock!“ worauf Tettenborn raſch und trotzig verſetzte: „Vielmehr dieſer Rock bei einem Schnurrbart!“ Eine Antwort, die doch nicht jedem und nicht jedesmal ſo folgenlos hingegangen ſein möchte!

Tettenborn reiſte einigemal bei wichtigen Anläſſen von Paris nach Wien. Niemals aber wurde dieſe Reiſe ſchneller ausgeführt, als da er die Nachricht von der Niederkunft der Kaiſerin Marie Louiſe zu überbringen hatte, und die hundert und zwanzig Stunden von Paris nach Straßburg reitend zurücklegte, und dann zu Wagen in ſolcher Eile weiter, daß er die ganze Reiſe binnen vier Tagen und zehn Stunden vollendete. Man ſprach allgemein von dieſem Reiterſtück, und gedachte dabei ähnlicher, die dem Herzoge von Alba und Karl dem Zwölften von Schweden nachgerühmt werden.

Doch die Zeit nahte ſchon, in welcher ſolchen Kräften und Anſtrengungen das ernſtere Kriegsfeld ſich wieder eröffnen ſollte. Längſt ſchon erkannte man, daß ein Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland unvermeidlich ſei, und Tettenborn konnte früher als Andre vorausſehen, daß Oeſterreich diesmal nicht als Feind gegen Napoleon auftreten werde. Er aber wollte nicht in den Fall kommen, mit den Franzoſen zu dienen, ſondern gegen ſie fechten. Er fand ſich demnach im Frühjahr 1812 bewogen, ungeachtet ſeiner glänzenden Stellung und ſeiner verſprechenden Ausſichten, ſeinen Abſchied einzureichen, und begab ſich nach kurzem Aufenthalte in Wien, wo er unter Kammeraden und Höheren mehr Billigung und Zuſtimmung fand, als ſich öffentlich zeigen durfte, über Ungarn nach Rußland, wo er ſchon rühmlichſt bekannt war, und mit offnen Armen empfangen wurde.

Tettenborn trat in das ruſſiſche Heer als Oberſtlieutenant ein, und wurde zu dem General Freiherrn von Wintzingerode geſandt, der mit anſehnlicher Truppenſtärke die Straße von Twer zu decken hatte. Bei dieſem General, als einem ebenfalls im öſterreichiſchen Dienſte geweſenen Waffenfreunde, durfte er die günſtigſten Verhältniſſe erwarten, allein unglücklicherweiſe war derſelbe kurz vorher in franzöſiſche Gefangenſchaft gerathen, aus der erſt ſpäter die Koſaken ihn wieder befreiten, und der General Kutuſoff, Neffe des Feldmarſchalls, hatte den Befehl über jene Truppen übernommen. Dieſer General galt allgemein als ein ſtarker Widerſacher aller Fremden im ruſſiſchen Dienſt, aber ſonſt als ein rechtſchaffner, wohldenkender Mann und als ein ausgezeichneter tapfrer Krieger. Seine Abneigung gegen die Fremden ſchien anfangs auch gegen Tettenborn zu walten, nach einiger Zeit aber, als mehrere Gefechte vorgefallen waren, nahm er ſchon eine günſtigere Geſinnung an, und wurde zuletzt, im Verfolge des Feldzugs, der theilnehmendſte und thätigſte Anerkenner eines Verdienſtes, daß ſich unter ſeinen Augen ſo trefflich bewährte, und dem er Gerechtigkeit zu verſagen nicht fähig war.

Nach dem Abzuge der Franzoſen von Moskau rückte Tettenborn mit dem Vortrabe der Kutuſoff'ſchen Truppen zuerſt wieder daſelbſt ein, wo unter rauchenden Trümmern alle Gräuel der Verwüſtung und Auflöſung fortdauerten, denen nicht ohne Kampf Einhalt zu thun war. Unmittelbar darauf erhielt er die Befehlführung eines abgeſonderten Truppentheils, und den allgemeinen Auftrag, dem Feind auf ſeinem Rückzuge allen möglichen Abbruch zu thun. Er that dies mit ſolchem Erfolg, lieferte ſo glückliche Gefechte, und nahm dem Feinde ſo viele Gefangene, daß ihm der Oberbefehlshaber, um dieſe Vortheile zu vergrößern, die unterhabenden Truppen anſehnlich mehrte. Hiedurch war Tettenborn in den Stand geſetzt, die wichtigſten Dienſte zu leiſten, da die Umſtände jenes ewig denkwürdigen Rückzugs dem entſchloſſenen Anführer einer fliegenden Truppe ſolche Unternehmungen möglich machten, deren Schwierigkeiten, in gewöhnlichen Kriegsverhältniſſen, für ganze Heeresabtheilungen unüberſteigbar ſein konnten. Wir ſahen Tettenborn früher durch abgeſeßne Reiter einen Wald angreifen und einnehmen; Bei dem Bach Pliſſe lieferte er das Gegenſtück dazu, indem er den Uebergang, den ein franzöſiſches Bataillon hartnäckig vertheidigte und dadurch das Vorrücken der Ruſſen hemmte, an der Spitze einer Schwadron Huſaren mit dem Säbel in der Fauſt erzwang, und das feindliche Fußvolk ſämmtlich gefangen nahm. Tag für Tag griff er den Feind auf dem weiteren Rückzuge bis zur Bereſina unermüdlich an, drängte deſſen Flucht, und nahm ihm Kanonen, Pulverwagen, Gepäck und beſonders viele Gefangne. Er wurde ſodann nach Lepel entſandt, um die dort aufgeſtellten baieriſchen Truppen zu überfallen, die er aber ſchon abgezogen fand. Zu Kobilnicki und in der Umgegend machte er alle noch zurückgebliebenen feindlichen Truppentheile gefangen, und ſetzte darauf mit angeſtrengter Eile ſeinen Marſch nach Wilna fort, wo er ſpät am Abend mit ermüdeten Reitern anlangte, aber dennoch ſogleich die Vorſtadt wegnahm, und daſelbſt über 3000 Franzoſen gefangen nahm.

Wilna war der Hauptort für die Franzoſen geworden, wohin die ganze Rückzugsmaſſe des Heeres ſich drängte, und daſelbſt, in Hoffnung vorhandener Hülfstruppen und großer Vertheidigungsanſtalten, das erſehnte Ziel zu finden wähnte, wo dem ſchrecklichen, durch Kälte, Hunger und Schwert raſtlos andringenden Verderben endlich Einhalt geſchehen würde. Doch dieſe Hoffnung war eitel; auch hier war keine

Rettung bereitet, und an dauernden Widerſtand gegen die verfolgenden Ruſſen nicht zu denken; der Rückzug mußte, unter faſt eben ſo verzweiflungsvollen Umſtänden wie bisher, immer fortgeſetzt werden, und kaum, daß die Weichſel noch eine Schutzwehr ſcheinen konnte. Aber wenn auch auf keine Weiſe Wilna gegen ruſſiſches Fußvolk lange haltbar war, ſo fanden ſich doch für den Augenblick ſo zahlreiche franzöſiſche Truppen, wenn gleich in Unordnung, dort zuſammen, ſo große Hülfsmittel und Vorräthe dort angehäuft, daß der Feind, bis das ruſſiſche Fußvolk herankam, leicht Zeit gewinnen konnte, ſich in beſſern Stand zu ſetzen, die nicht zu rettenden Vorräthe zu zerſtören, und beſonders die Truppenmenge, jetzt faſt nur aufgelöſte Haufen, aber doch immer herſtellbar in geordnete Kriegerſchaaren, an die Weichſel zurückzuſchaffen. Daher war es für den ganzen Feldzug von äußerſter Wichtigkeit, hier dem Feinde keinen Augenblick zur Beſinnung zu laſſen. Tettenborn, nur die Nachtheile des Verzuges im Auge habend, ließ ſich durch keine Schwierigkeiten abſchrecken, ſondern trotz des faſt allgemeinen Zweifelns und Abrathens beſchloß er ungeſäumten Angriff, und noch vor Anbruch des Tages ſtürmte eine Kompagnie Fußjäger, die er auf Schlitten hatte nachkommen laſſen, die nächſten Thorpoſten, nach deren Bewältigung er von zweien Seiten mit drei Koſakenregimentern und vier Schwadronen Iſum'ſcher Huſaren in die Hauptſtraßen eindrang, wo einige noch zuſammenhaltende franzöſiſche Bataillone anfangs ihm herzhaft entgegenrückten, bald aber, umgangen und von allen Seiten angegriffen, theils das Gewehr ſtreckten, theils im Fliehen niedergemacht wurden. Der Angriff hatte den Feind dergeſtalt überraſcht, daß die Gegenwehr ohne Plan und Umſicht nur nach Zufall geſchah, und die Stadt binnen kurzer Zeit in den Händen der Ruſſen war. Zum Theil hatten die Juden, welche überall in Polen gegen die Franzoſen heftig entbrannt waren, dieſe während des Gefechts im Rücken angegriffen und entwaffnet, ſo daß ſie ganze Schaaren als ihre Gefangne ablieferten.

Der Verluſt, den die Franzoſen durch dieſen unerwarteten Schlag erlitten, war ungeheuer. Sie verloren in Wilna

48 Kanonen, 7 Fahnen, 6000 Gefangne, ungerechnet 24000 Kranke, die in den Spitälern lagen, ferner außerordentliche Vorräthe von Kriegsbedürfniſſen aller Art. Der letzte Anhalt des zerrütteten Heeres auf dieſer Seite war verloren. „Von dieſem Zeitpunkte hauptſächlich“, ſagt Napoleon in ſeinen dem General Montholon diktirten Bemerkungen, „begannen die großen Verluſte dieſes Feldzuges, und nichts konnte unvorhergeſehener ſein, als dieſes Ereigniß von Wilna.“

Tettenborn übergab die Stadt dem General Tſchaplitz, der mit dem Vortrabe des Admirals Tſchitſchakoff herangeeilt war, und rückte gleich am folgenden Tage gegen den Niemen vor, um die Verbindung des Marſchalls Macdonald, der noch bei Mitau ſtand, mit dem Könige Murat, der in Königsberg die zerſtreuten Truppen ſammelte, zu unterbrechen. In dieſer Gegend ſtieß Tettenborn auf preußiſche Truppen, mit welchen es aber, da man ſich gegenſeitig gute Geſinnung zutraute, zu keinem ernſtlichen Gefechte kam; nach einigen Scharmützeln erhielten ſie Befehl, ſich über den Niemen zurückzuziehen, und Tettenborn ging ungehindert nach Tilſit vor, wo die Einwohner ihn mit begeiſtertem Jubel empfingen. Nach einigen weiteren leichten Gefechten zwiſchen Tilſit und Ragnit hob der inzwiſchen von dem General von Yorck mit den ruſſiſchen Befehlshabern eingegangne Waffenſtillſtand auch dieſen Anſchein von Feindſeligkeit zwiſchen den Ruſſen und Preußen auf, dieſe letztern trennten ſich von den Franzoſen, und Tettenborn konnte nun den Marſchall Macdonald, der ſeinen Rückzug über Königsberg ohne Aufenthalt fortſetzte, mit größtem Nachdruck verfolgen.

In Königsberg aber wurde Tettenborn durch eine Roſe am Fuß, die als Folge der überſtandenen Beſchwerden und der ſtrengen Kälte dieſes außerordentlichen Winterfeldzugs ihn befallen hatte, mehrere Tage im Bette gehalten. Zugleich waren auch wegen Weiterverfolgung der Franzoſen allerlei Bedenken eingetreten. Schon am Niemen hatten die Ruſſen Halt machen wollen, dann ſollte die Weichſel das unüberſchreitbare Ziel ſein, indem die Beſorgniß waltete, man möchte die Stärke und Ueberlegenheit, die ſich gegen den eingedrungenen Feind gezeigt hatte, mit jeder zunehmenden Entfernung von den ruſſiſchen Gränzen wieder einbüßen. Allerdings waren die Truppen, welche unmittelbar hinter dem Feinde her waren, ihn drängten und jagten, nur gering an Zahl, und auch die übrigen, in weiten Abſtänden nachfolgenden, hatten durch Gefechte, Märſche, Entſendungen vielfache Schwächung erlitten. Die Franzoſen hingegen waren nun ihren unermeßlichen Hülfsquellen wieder näher, geboten über ganz Deutſchland, und der Beſitz aller feſten Plätze von der Weichſel bis zum Rhein gewährte ihnen überall Sicherheit, ihre geretteten Heerestrümmer zu ſammeln und mit neuen Zuſchüſſen aus dem Innern Frankreichs und ſeiner Bundesländer zu verſtärken. Alle dieſe Betrachtungen jedoch konnten gegen die Macht der Thatſachen nicht beſtehen; das Verderben des Feindes offenbarte ſich mit jedem Augenblicke vollſtändiger und verzweifelter, Furcht und Schrecken gaben willig auf, was die Waffen vielleicht nur ſchwer errungen hätten, an Widerſtand im offnen Felde war nicht zu denken, die Flucht ging unaufhaltſam fort, die Verfolgung ſtürzte faſt gezwungen in den leeren Raum. Unter ſolchen Umſtänden, zu welchen ſich die lautwerdende Stimme des deutſchen Volksgeiſtes und die guten Ausſichten diplomatiſcher Thätigkeit geſellten, empfingen die ruſſiſchen Truppen neuen Befehl vorzugehen, und den Ereigniſſen blieb überlaſſen, wie und wo ſie ihr Ziel finden möchten.

In Folge dieſer veränderten Anſicht erhielt nun Tettenborn, der inzwiſchen Oberſt geworden war, von dem General Grafen von Wittgenſtein den Befehl, mit den ihm anvertrauten Truppen über die Weichſel zu gehen und ſo weit vorzudringen, als es die Umſtände zuließen. Tettenborn empfand hierüber ſo große Freude, und fühlte ſich ſo glücklich, der erſte zu ſein, der ſeinen deutſchen Landsleuten als Verkündiger der Befreiung von der Franzoſenherrſchaft erſcheinen ſollte, daß er ungeachtet ſeines Fußübels unverzüglich von Königsberg aufbrach, und ſeinen Marſch über Konitz und Soldin bis zur Oder fortſetzte. Noch hielten zwar anſehnliche franzöſiſche Truppenſchaaren ſich auf dem rechten

Ufer der Oder, die Feſtungen waren alle ſtark beſetzt, und die Hauptſtärke der Ruſſen noch weit zurück; allein Tettenborn beſchloß dennoch, auf das linke Ufer der Oder vorzurücken, um dem Feinde hier keine Zeit zu neuen Maßregeln zu laſſen und die bereits angeordneten zu hintertreiben.

In Wriezen, wo der Uebergang geſchah, traf der Oberſtlieutenant Konſtantin von Benkendorf, welcher den Vortrab Tettenborn's befehligte, ein weſtphäliſches Bataillon, nahm daſſelbe nach geringem Widerſtande gefangen, und Tettenborn empfing gerade bei'm Uebergehen über den Fluß als gutes Vorzeichen zwei eroberte Fahnen. Er rückte nun raſch gegen Berlin vor, welches der Marſchall Augereau noch mit 10000 Franzoſen und zahlreichem Geſchütz beſetzt hielt. Dieſer ſandte den General Poinſot mit etwa 2000 Mann bis Werneuchen, drei Meilen von Berlin, den Ruſſen entgegen, um ſie von der ſchon durch mancherlei Gährung bewegten Hauptſtadt noch abzuhalten. Die Franzoſen hatten keine Reiterei, die Ruſſen kein Fußvolk, und ſo mußten beide Theile mit großen Schwierigkeiten kämpfen, indem jene das freie Feld nicht behaupten, dieſe hingegen den Angriff der Ortſchaften und feſten Stellungen nicht unternehmen konnten. Tettenborn wollte jedoch nicht vergeblich ſo weit vorgedrungen ſein; noch jenſeits der Oder, doch ſchon in der Nähe, ſtreifte mit einer fliegenden Schaar der General Tſchernyſcheff, dieſen forderte Tettenborn auf, ſich mit ihm zu einer gemeinſchaftlichen Unternehmung zu vereinigen, und fand bereitwilliges Gehör. Tſchernyſcheff ging mit ſeinen Koſaken und Huſaren über die Oder, vereinigte ſich mit Tettenborn bei Landsberg, indem dieſer den General Poinſot bei Werneuchen durch einige zurückgelaſſene Poſten über ſeinen Abmarſch noch einige Zeit getäuſcht erhielt, und beide Anführer rückten nun vor Berlin.

Die beabſichtigte Ueberrumpelung dieſer Stadt wurde jedoch durch ungünſtige Umſtände verzögert, und dann brachte der Zufall ſie nur theilweiſe zur Ausführung. Die Ruſſen waren nicht lange in Pankow angekommen, als eine ſtarke franzöſiſche Rekognoszirung vorrückte, welche zurückzutreiben Tettenborn ſogleich einige Koſakenregimenter vorführte. Der Feind gerieth in Unordnung, und ſuchte ſchnell das Thor von Berlin wieder zu erreichen; Tettenborn aber drang in raſcher Verfolgung dahin nach, überwältigte die Thorwache, und ſprengte mit ſeinen Reitern raſch in die Stadt, die alsbald nach allen Richtungen von Koſaken umſchwärmt und unerwartet der Schauplatz kriegeriſcher Auftritte war. Tettenborn ſelbſt rückte bis auf den Alexanderplatz, wo ſich einiges franzöſiſche Fußvolk wieder geſammelt hatte, und einen geordneten Widerſtand lebhaft unterhielt. Inzwiſchen hatten die Koſaken ſchon im erſten Augenblick gegen 500 Gefangene und viele Beutepferde fortgeführt, jagten zum Schrecken der überraſchten Franzoſen und zum Jubel der Einwohner durch die Straßen ſogar der Friedrichsſtadt, und obgleich die Franzoſen in Berlin noch gegen 8000 Mann ſtark waren, einzelne Truppenabtheilungen ſchon vorher unter dem Gewehr, und auf mehreren Plätzen und Brücken Kanonen aufgepflanzt ſtanden, ſo war doch die Beſtürzung des Feindes ſo groß, daß dieſe Anſtalten nutzlos blieben; ganze Salven aus dem Kleingewehr gingen in die Luft und wenn das Geſchütz losgebrannt wurde, war gewiß kein Koſak mehr in der Richtung deſſelben. Die Unruhe des Volks brach auf mehreren Punkten unverhohlen aus, und konnte jeden Augenblick den Franzoſen verderblich werden; jedoch fehlte ein entſchloſſener Anführer, der die Geſinnung zur That gemacht hätte. Weil nun den eingedrungenen Koſaken von den ruſſiſchen Truppen, die vor der Stadt geblieben waren, keine Unterſtützung kam, ſo gewann der Marſchall Augerau die nöthige Zeit, ſeine Truppen in der Wilhelmsſtraße zuſammenzuziehen, und rückte mit zahlreichem Fußvolk und Geſchütz heran, wodurch Tettenborn, nachdem er drei Stunden ſich in der Stadt behauptet hatte, endlich zum Weichen gezwungen wurde. Er zog faſt ohne Verluſt wieder auf das freie Feld, wohin der Feind, ungeachtet ſeiner Uebermacht, nicht zu folgen wagte.

Der kühne Handſtreich war in der Hauptſache zwar nicht gelungen, machte aber für die ruſſiſchen Waffen den vortheilhafteſten Eindruck, und zeigte, welchen Erfolg man hätte hoffen dürfen, wenn von allen Seiten mit gleicher Entſchloſſenheit, wie von der einen, wäre eingewirkt worden. Allgemein galt das Unternehmen für einen der glänzendſten Reiterzüge, wie denn auch der Kaiſer Alexander zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit den St. Wladimirorden zweiter Klaſſe mit ſchmeichelhaften Ausdrücken an Tettenborn ſenden ließ. Der ganze Ueberfall koſtete wenige Koſaken, die einzeln in den Straßen verirrt, ſich zuletzt abgeſchnitten fanden; ein tapferer und liebenswürdiger Offizier, Wilhelm von Blomberg, der auch ſchöne dichteriſche Gaben hatte, war gleich im erſten Anreiten durch eine Kugel getödtet worden. Die Franzoſen verſchwiegen ihren Verluſt, allein die Gefangenen konnte man in Pankow angehäuft ſehen, wohin die Berliner, trotz der franzöſiſchen Wachſamkeit, in den nächſten Tagen ſchaarenweiſe ſtrömten.

Nachdem der Marſchall Augereau den General Poinſot von Werneuchen wieder an ſich gezogen hatte, hielt er Berlin und das linke Ufer der Spree noch mehrere Tage beſetzt, um die Trümmer aufzunehmen, welche der Vicekönig Eugen von der Oder zurückbrachte, wodurch die franzöſiſche Macht in und um Berlin auf 16000 Mann ſtieg. So verſtärkt und wieder mit einiger Reiterei verſehen, wagten die Franzoſen nun öftere Ausfälle, und vor den Thoren fielen täglich blutige Gefechte vor, in welchen die letzten Ueberbleibſel franzöſiſcher Gardereiterei von den Koſaken übel zugerichtet wurden. Dieſer Zuſtand dauerte fort, bis das ruſſiſche Fußvolk über die Oder gegangen war und gegen Berlin heranrückte, auf welche Nachricht die Franzoſen theils nach Magdeburg, theils nach Wittenberg abzogen. Tettenborn rückte an der Spitze ſeiner Truppen in die Stadt, wo die Einwohner ihn mit größten Freudenbezeigungen empfingen; die Koſaken warfen ſich ſogleich auf den abziehenden Feind, deſſen letzte Züge ſie noch innerhalb der Stadt erreichten, und blieben in beſtändiger Verfolgung hart auf ſeinen Ferſen. Der General Graf von Wittgenſtein langte mit ruſſiſchem Fußvolk an, und traf die kräftigſten Anſtalten zur weitern Kriegsführung.

In Berlin mußte Tettenborn abermals das Bette hüten, weil die Roſe bei der ſchonungsloſen Anſtrengung wieder ſchlimmer geworden war. Dies hinderte ihn jedoch nicht, mit raſtloſem Eifer neuen Unternehmungen nachzuhängen. Schon früh hatte ſich das Augenmerk der Ruſſen auf Hamburg gelenkt; außer den militairiſchen Gründen, die einen Zug dorthin anriethen, waren auch politiſche Abſichten vorhanden, unter welchen die nahe Einwirkung auf Dänemark, die Eröffnung der unmittelbaren Verbindung mit England, und ſelbſt der Eindruck, welchen die Befreiung der wichtigen Handelsſtadt in St. Petersburg machen mußte, ſehr in Betracht kamen. Die unzufriedene Stimmung der Hamburger war bekannt, ſo wie auch der ſchwache Zuſtand der franzöſiſchen Macht in jenen Gegenden, wo man einen äußeren Angriff noch gar nicht erwartete. Jedoch würde dieſer Zug nach Hamburg, ſo zweckmäßig und günſtig er auch erſchien, wohl nicht zur Ausführung gekommen ſein, wäre nicht in Tettenborn zugleich der tüchtigſte und bereitwilligſte Führer vor Augen geweſen, der kein Bedenken trug, ſich mit einer kleinen Schaar auf vierzig Meilen weit von der Hauptſtärke zu entfernen, und ſich in eine Verwicklung von Ereigniſſen einzulaſſen, deren Wendung niemand abſehen konnte. Er legte ſeine Entwürfe vor, erörterte die Aufgaben, die ſich darbieten konnten, zeigte die Maßregeln, die er auszuführen dachte, und alles wurde gutgeheißen und angenommen. Er empfing die nöthigen Befehle und Vorſchriften, und an der Spitze von 4 Koſakenregimentern, 2 Schwadronen Iſum'ſcher Huſaren, 2 Schwadronen Kaſan'ſcher Dragoner, und 2 Stücken leichtes Geſchütz, verließ er am 12. März Berlin, und rückte raſch gegen Mecklenburg vor. Ein ſchreckender Ruf, der die Zahl der Truppen ungeheuer vergrößerte, ging vor ihm her und erhöhte eben ſo den Muth der Freunde, als er den des Feindes niederſchlug.

Wir gehen jetzt zu der näheren Betrachtung derjenigen Ereigniſſe über, welche dieſen Zug und ſeine Folgen darſtellen, und bemerken nur noch, daß die Erzählung, ſowohl der hamburgiſchen Sache als auch der ferneren Kriegszüge Tettenborn's nicht erſt neuerlich aufgeſetzt, ſondern größtentheils noch im Laufe der Begebenheiten ſelbſt niedergeſchrieben, und ſchon in den Jahren 1813 und 1814 gedruckt worden iſt. Im Weſentlichen dieſe frühere Auffaſſung beizubehalten, ſchien um ſo nöthiger, als eine vollſtändige Ueberarbeitung ſchwerlich Statt finden könnte, ohne zugleich die Urſprünglichkeit zu gefährden, welche vielleicht den ganzen Werth unſerer Darſtellung ausmacht.

Dreißigſter Abſchnitt.

Hamburg.

Frühjahr 1813.

Die Geſchichte der Tage, in welche wir jetzt eintreten, ſchien anfangs in dem Aufſtehen anderer Städte und Länder Deutſchlands, wozu damals Hoffnung und Ausſicht war, ſich wiederholen zu müſſen, und Hamburg keinen Anſpruch zu haben, in der allgemeinen Erhebung mehr zu bedeuten, als ihm nach Verhältniß der Lage und Kräfte zukam. Nachdem aber das Beiſpiel dieſer Stadt ohne Nachahmung geblieben, und ihr allein das Loos geworden, für ihre kühne Entſchloſſenheit die ſchweren Geſchicke zu erdulden, welche wie ein großes Trauerſpiel die Theilnahme der Zeitgenoſſen heftig aufregten, ſo ſteht auch ihre Geſchichte während dieſer Zeit als ein eignes, abgeſchloſſenes Ganzes da, und gewinnt einen höheren von den allgemeinen Ereigniſſen faſt unabhängigen Werth.

Der Verfaſſer konnte nicht ohne die tiefſte Bewegung des Geiſtes und Herzens dieſe Entwicklungen betrachten, die unter ſeinen Augen vorgingen, und ihm die weſentlichen Momente aller Volkserſchütterungen vorführten; er faßte früh den Gedanken, ſich einen Antheil an dieſen Vorgängen, da zur eingreifenden That das bloße Wollen nicht genügt, wenigſtens durch Ueberlieferung und Ausbreitung zu erwerben. Von dieſem Vorſatz konnte der Schmerz über den unerwarteten Ausgang ihn eine kurze Zeit ablenken; die obige Betrachtung aber, wie viel wichtiger nun dieſe Ereigniſſe geworden, und die verworrnen und falſchen Anſichten, welche ſich verbreiteten, mußten ihn darauf zurückführen.

Denn das Urtheil der Menge wie der hervorragenden Einzelnen ſchwankte in entgegengeſetzten Irrthümern, und die Unwiſſenheit entſtellte wie die Lüge mit verläumderiſchen Zügen das edle Bild dieſer vaterländiſchen Thatſachen. Auch konnte nicht ſo leicht die Wahrheit inmitten ſo vieler Leidenſchaften und Meinungen durchbrechen, denen insgeſammt das Licht der klaren Einſicht fehlen mußte. Denn alles, was den Staat betrifft, verweilt bei uns Deutſchen größtentheils in der Heimlichkeit ſtiller Verhandlungen, und ihrem Weſen nach können die Gründe und Triebfedern deſſen, was ſichtbar wird, nur wenig Eingeweihten bekannt ſein; die Vorgänge in und bei Hamburg machten hievon keine Ausnahme, ſie erfuhren überdies einen Zuſammenfluß der ungewöhnlichſten Verwicklungen, wie in ſo kurzer Friſt und ſo engem Raume ſich ſelten vereinigt finden. Der Verfaſſer aber war ſo glücklich, einen Standpunkt zu haben, der ihm in das Innere und Aeußere einen gleich freien Blick gewährte, und die Erforſchung des Einzelnen wie die Ueberſicht des Ganzen erleichterte; und wenn er auch die wärmſte Theilnahme bekannte, ſo durfte er ſich doch von allen Vorurtheilen frei fühlen, welche grade hier den Sinn ſo vielfältig befangen hielten. Wer ſelbſt eingeweiht iſt in den ganzen Zuſammenhang, wird leicht erkennen, wiefern der Verfaſſer es iſt; wer aber bloß Augenzeuge der Erſcheinungen war, der möge von der Wahrheit ihrer Darſtellung einen günſtigen Schluß auf die Wahrheit der andern Angaben machen, welche der Prüfung minder offen ſtehen.

Die Spannung, in welcher der Anfang des Jahres 1813 die Gemüther durch das ganze nördliche Deutſchland fand, hatte in raſcher Stufenfolge ſich auf's höchſte geſteigert, aus der dumpfen Erwartung mußten heftige Bewegungen hervorbrechen. Der Haß gegen die franzöſiſche Herrſchaft war durch alle erſinnliche Maßregeln der Strenge, der Beſchränkung, der Argliſt und Verführung, mehr genährt als zurückgedrängt worden, und zeigte ſich offner und unruhiger, je näher die jammervollen Reſte des in Rußland untergegangnen Heeres den Anblick einer Niederlage brachten, für welche weder Erfahrung noch Einbildungskraft einen Maßſtab hatten; die Berichtigung, anſtatt, wie ſonſt, auf geringere Angaben zurückzuführen, fand nur immer zu ſteigern und hinzuzuthun: ein weit größeres Verderben hatte Napoleon ſeinem eignen Heere gebracht, als jemals einem fremden. Jetzt fühlte jederman, daß auch für Deutſchland der Augenblick der Freiheit gekommen ſei; nur wie er zu ergreifen wäre, lag noch in dunkler Ungewißheit. Beſonders hatten diejenigen Landſchaften, welche in franzöſiſche oder weſtphäliſche Departements verwandelt waren, den größten Anreiz, ihre Bande abzuwerfen, doch, ihrer Fürſten beraubt, ohne Zuſammenhang und Vertrauen, fühlten ſie zu ſehr ihre Vereinzelung und Schwäche, um ſelbſtſtändig die Waffen zu ergreifen. Deſto ſehnſüchtiger blickten ſie auf die Annäherung der ſiegreichen Ruſſen.

Gleichwohl eilte der ungeduldige Eifer der Unterdrückten dieſem Zeitpunkt auch zuvor. Im franzöſiſchen Gebiete ſelbſt, in einer Stadt, welcher die ruſſiſche Hülfe damals noch ſehr entfernt war, in Hamburg, wo die franzöſiſche Herrſchaft recht im Gegenſatze mit dem vorigen Freiheitsglück die unerträglichſte Qual und Lebenshemmung geworden war, brach am 24. Februar, bei einem unbedeutenden Anlaß am Altona'er Thor, der langverhaltene Grimm furchtbar aus. Eine große Menſchenmaſſe, die ſich wegen aufreizender, von den franzöſiſchen Douaniers mit barſcher Strenge ausgeführter Durchſuchungen angehäuft hatte, drang endlich im Gefühl ihrer Kraft, auf dieſe verhaßten Diener der fremden Gewalt kühn und entſchloſſen ein, überwältigte und entwaffnete ſie, zertrümmerte das Wachthaus, und riß eine lange Reihe ſtarker Palliſaden, welche zur Abſperrung dienten, in einem Augenblicke nieder. Der ſiegesfrohe Haufen tobte ſodann wüthend durch die Straßen der Stadt, rief den Franzoſen Tod und Verderben, ſuchte die franzöſiſchen Beamten auf, die ſchon größtentheils geflohen oder verſteckt waren, ſtürmte deren Wohnungen, zerſchlug beſonders die Zeichen der Kaiſerſchaft, und rief Schmähungen und Flüche gegen Napoleon und ſeine Helfer aus. Weil jedoch in der bewegten Menge weder Einheit und Plan war, noch ein Anführer auftrat, der ihr beides hätte geben können, ſo verlor ſich der Tumult nach und nach in dem Dunkel der Nacht. Gleich am folgenden Tage gingen Gewerb und Handel, als wäre nichts vorgefallen, in gewohnter Ordnung ruhig wieder ihren Gang. Einige däniſche Huſaren, die auf dringendes Anſuchen der vom erſten Schrecken aufathmenden Franzoſen in die Stadt gerückt waren, wirkten zur Beruhigung mit, indem ſie den Behörden zum Schutz dienten, ohne ſich dem Volke feindlich zu bezeigen. Dieſes erkannte auch ſogleich ihre Geſinnung, benahm ſich friedlich gegen ſie, und zeigte ausdrücklich, daß es ſie von der Sache der Franzoſen trenne. Die letztern durften ſich nicht allzu dreiſt hervorwagen, oder liefen Gefahr, beleidigt und angefallen zu werden. Daß auch im unterſten Volke bei dieſer Feindſeligkeit noch ein anderer Trieb walte, als rohe Widerſetzlichkeit und Plünderungsluſt, mußten ſelbſt die franzöſiſchen Beamten zugeſtehn, und dies verdroß und beſchämte ſie am meiſten, ein allgemeiner Haß machte ſich Luft, dies war nicht zu verhehlen noch zu beſchönigen. Keine Verletzung des Eigenthums, keine Mißhandlung, keine Ausſchweifung hatte der Pöbel begangen, die nicht lediglich gegen die Franzoſenherrſchaft gerichtet geweſen wäre, ja beim Plündern einiger Kaſſen hatten Leute von zerlumptem Anſehn die vollen Beutel jubelnd auf die Straße unter die Menge ausgeworfen, und das Geld wurde in den folgenden Tagen größtentheils wieder eingeliefert.

Im Vortheil beſtehender Einrichtung und geordneter Wirkſamkeit, wußten ſich die Franzoſen mit kluger Vorſicht doch noch im Beſitze der Macht zu erhalten, und bald wieder die Oberhand zu nehmen. Sie zogen die angeſehenſten Bürger zu Rath, übertrugen dieſen manche Maßregeln und Anſtalten, und vertrauten theilweiſe der Bürgerſchaft ſogar die Waffen wieder, die man ihr früher mit ſorgſamer Strenge abgenommen hatte. Die Bürger fügten ſich zwar ungern in ſoldatiſche Ordnung, zumal ſie wohl fühlten, daß ihre

Bewaffnung weniger ihre eigne Sicherheit, als die der franzöſiſchen Gewalt bezwecke, doch nahmen ſie die aufgedrungenen Waffen meiſt in der Hoffnung an, ſie bald auch nach eignem Sinne und wider den nicht zweifelhaften wahren Feind zu gebrauchen. Einſtweilen aber mußten ſie deſſen Macht und Anſehn verſtärken helfen; dies geſchah in ſolchem Maße, und Mißtrauen und Zweifel hatten ſo zugenommen, daß die Franzoſen ſogar wagen durften, eine Anzahl von Schlachtopfern, welche als Rädelsführer des Aufruhrs gelten mußten, aus der unterſten Volksklaſſe herauszugreifen, und nach kurzem Verfahren ſogleich erſchießen zu laſſen. Hiedurch aber wurde das Volk aus der Betäubung, in die es verfallen war, wieder aufgeſchreckt, und einen Tag ſpäter hätte keine Hinrichtung wiederholt werden können. Eine furchtbare Gährung brauſ'te nun immerfort, bald lauter, bald dumpfer; die Lage der Franzoſen wurde täglich bedrängter und angſtvoller, ſie fühlten, daß ſie weder auf die däniſchen Hülfstruppen, noch auf die hamburgiſche Bürgerbewaffnung ſonderlich rechnen durften; franzöſiſche Truppen waren nirgends in der Nähe, und aus der Ferne nicht zu hoffen. Ueberzeugt, dem Kaiſer dieſen wichtigen Platz nicht erhalten zu können, und doch wieder voll Furcht, ihn zu früh aufzugeben, ſchwankten ſie in wechſelnden Eindrücken des Schreckens, des Grimms, der Hoffnung und des Zagens, und durften zuletzt nicht einmal Fortſendungen wagen, die dem Volke das Bild eines nahen Abzugs zu ſehr vergegenwärtigt hätten. Die Löſung dieſes geſpannten Zuſtandes rückte indeß von außen mit beſchleunigten Schritten jeden Tag näher.

Schon am 14. Mai war Tettenborn an der Spitze einer vorausgeeilten Koſakenſchaar in Ludwigsluſt eingetroffen, und hatte durch ſein kluges, rückſichtsvolles, aber auch entſchloſſenes Betragen den Herzog von Mecklenburg-Schwerin ſogleich beſtimmt, das franzöſiſche Bundesverhältniß augenblicklich aufzugeben und ſich für die Ruſſen und Preußen zu erklären. Dies erſte Beiſpiel eines deutſchen Fürſten, der die aufgedrungene Fremdherrſchaft abzuwerfen wagte, und für die Freiheit und Ehre des Vaterlandes ſich jeder Gefahr unterzog, zeigte dem ganzen nördlichen Deutſchland, was zu thun ſei, und wirkte beſonders auch in Hamburg auf die Gemüther, welche den Tag nicht fern ſahen, der auch ihre Entſcheidung fordern würde.

Nach dieſem erlangten Gewinne zog Tettenborn ſogleich weiter, und war mit ſeinem Vortrab am 15. März eben in Lauenburg eingerückt, als ihn dort eine Meldung traf, welche für den Augenblick die ganze Bewegung ſtocken machte, ja ſogar zweifeln ließ, ob nicht der ganze Zug auf Hamburg ſchon als geſcheitert anzuſehen ſei.

Während nämlich Tettenborn durch Mecklenburg gegen Hamburg vordrang, war gleichzeitig der franzöſiſche General Morand auf dem Marſche durch dieſes Land gegen die Elbe hin, und beide Marſchlinien mußten hier zuſammentreffen. Morand kam mit 2500 Mann Fußvolk einiger aus Douaniers beſtehender Reiterei nebſt 16 Stücken Geſchütz, aus Schwediſch-Pommern, welches er auf erhaltenen Befehl geräumt hatte, und ſeine Stärke war hinreichend, den Marſch der Ruſſen völlig aufzuhalten. In Mölln angekommen, und durch den Anblick einiger hier nicht vermutheten Koſaken ſtutzig geworden, ließ er ſeine Truppen plötzlich Halt machen. Ihn im Rücken ſtehen zu laſſen, durfte Tettenborn nicht wagen, ihn anzugreifen war der einzige Rath, doch die Ausführung jedenfalls mißlich, da nur Reiterei ihm zu Gebote ſtand. Morand indeß wartete dies nicht ab, ſondern wandte ſich, in der Ungewißheit über die Stärke und Abſicht der Ruſſen, noch während der Nacht mit allen ſeinen Truppen nach Bergedorf, wo ſich die franzöſiſchen Beamten aus Hamburg mit den Douaniers und ſonſtigem Anhang, welche in der gährenden Stadt den Eingebungen der Furcht nicht länger widerſtanden hatten, mit ihm vereinigten. Die Franzoſen ſtanden demnach zwiſchen die Ruſſen und Hamburg vortheilhaft eingeſchoben. Ihnen aber wollten die Vortheile ihrer Stellung keineswegs einleuchten. Morand glaubte ſich ſtark genug, die von jenen ſchon ganz aufgegebene Stadt noch als guten Zufluchtsort behaupten zu können, und wollte dorthin marſchiren; allein die Dänen, beſorgt, daß Holſtein nicht der Schauplatz der Feindſeligkeiten würde, hatten bereits mit 300 Mann und vielem Geſchütz ihre Gränzen beſetzt, und weigerten den Durchzug durch ihr Gebiet, über welches die Hauptſtraße führte; die Nebenſtraße hingegen durch die hamburgiſchen Niederungen des Billwärders ſchien den Franzoſen unrathſam.

Unter dieſen Umſtänden mußte Morand ſich wenigſtens in Bergedorf und den Vierlanden behaupten, und da er inzwiſchen auch erkundet, daß die Ruſſen nur Reiterei hätten, ſo ſandte er am nächſten Morgen 500 Mann mit 8 Kanonen nach Eſcheburg, den von Lauenburg heranrückenden Ruſſen entgegen. Tettenborn ließ durch den Oberſtlieutenant Konſtantin von Benkendorf ſogleich den Feind angreifen und den ganzen Tag bis zur Nacht unaufhörlich beunruhigen. Die Gegend war den Ruſſen ſehr unvortheilhaft; von Eſcheburg bis Bergedorf iſt ein einziger Engweg, den der Feind beſetzt hielt, und deſſen linke Seite nach dem Elbufer, des niedrigen und zerſchnittenen Bodens wegen, für Reiterei unzugänglich, die rechte Seite aber nur in weitem Bogen zu umgehen war. Der Eifer und die Gewandtheit der Koſaken erſetzte bald den Nachtheil dieſer Umſtände. Tettenborn ließ eine Anzahl abſitzen und zu Fuß mit dem Feinde plänkeln, ſie ſchlichen durch das Gebüſch ganz nah zu den feindlichen Kanonen, deren Kartätſchenſchüſſe ſie geſchickt vermieden, und dann mit Hurrahgeſchrei verhöhnten, ſie ſelbſt aber nahmen die franzöſiſchen Kanoniere zum Ziel und tödteten deren viele.

Während dieſe Koſaken den Feind in der Fronte beſchäftigten, ſandte Tettenborn eine andere Abtheilung auf Umwegen nach Bergedorf, wo Morand ſeine Haupttruppe beiſammen hielt; die Feldwachen, keines Angriffs gewärtig, wurden überfallen, und flohen in Unordnung bis in die Stadt, wo ſie alles mit Schrecken und Beſtürzung erfüllten; die Franzoſen mußten ihre nach Eſcheburg vorgerückte Mannſchaft vernichtet glauben. Als nun gar noch Koſakenzüge ſich in der rechten Flanke zeigten, welche den Weg nach der Elbe hin zu ſperren drohten, meinte Morand dies nicht abwarten zu dürfen; er hatte ſchon in der Nacht ſein Gepäck beim Zollenſpieker über die Elbe geſchickt, am 17. März ganz in der Frühe brach er ſelbſt mit allen Truppen in derſelben Richtung auf, um ſich auf das linke Elbufer zurückzuziehen. Tettenborn folgte ihm auf dem Fuße nach, und drängte ihn dergeſtalt, daß eine Viertelſtunde von Zollenſpieker die Franzoſen Halt machen mußten, und auf einem querlaufenden Deich eine Batterie von 6 Kanonen aufpflanzten, welche den einzigen Deich, auf welchem die Ruſſen nachrücken konnten, durch lebhaftes Feuer beſtrichen. Aber auch hier ſaßen viele Koſaken ab, nahmen die Büchſe zur Hand, und unterhielten das Gefecht, bis Tettenborn ſeine beiden Kanonen auf dem Deiche trotz des feindlichen Feuers vorfahren ließ, von denen jedoch nur die eine zum Feuern kam, denn der Feind, nun gar Geſchütz bei den Ruſſen wahrnehmend, verlor die Luſt weitern Widerſtandes, ſuchte eiligſt die Boote zu erreichen, die zur Ueberfahrt bereit ſtanden, verlor aber durch die nun um ſo hitziger anſprengenden Koſaken noch viele Leute, und mußte ihnen auch die 6 Kanonen überlaſſen, welche ſchon eingeſchifft waren, doch nicht mehr abfahren konnten.

Der Weg nach Hamburg war nun frei, und auf dem rechten Elbufer kein Franzoſe mehr. Die Einwohner dieſer Stadt und der umliegenden Gegend hatten die zwei Tage fortdauernden Kampfes in freudigbanger Erwartung und ungeduldiger Hoffnung zugebracht. Einzelne Reiter aus der Stadt hatten ſchon in der Gegend von Eſcheburg ſich bei den Ruſſen eingefunden, waren Zeugen der glücklichen Gefechte geweſen, und hatten zurückkehrend durch ihre Erzählungen die ganze Bevölkerung zu den Ausbrüchen der leidenſchaftlichſten Freude aufgeregt, welche durch die kurze Anweſenheit einer ſchon am 17. in die Stadt gedrungenen Streifparthei Koſaken noch ſtärker entflammt wurde. Der Maire und ſeine Beiſtände aus der Bürgerſchaft ſandten nun dem ruſſiſchen Befehlshaber Abgeordnete entgegen, ihn zur Beſetzung der Stadt einzuladen und ihm deren Wohl zu empfehlen. Tettenborn empfing dieſe Abgeordneten Nachmittags in Bergedorf, als er eben nach Beendigung des Gefechts gegen Morand dahin vorgerückt war. Sie legten dringend ihre und ihrer Mitbürger Wünſche vor, durch ihn das Joch der franzöſiſchen Herrſchaft von ihnen genommen zu ſehn. Hier war es, wo Tettenborn durch Einſicht und Karakter den für Hamburgs

Freiheit und Selbſtſtändigkeit entſcheidendſten Anſprüchen die Bahn eröffnete, und für die deutſche Sache überhaupt das nachahmenswürdigſte Beiſpiel hervorrief, indem er den Abgeordneten erklärte, die Ruſſen könnten allerdings das Begehrte thun, ſie könnten es aber auch unterlaſſen, und Hamburg als eine dem Feinde abgenommene Stadt behandeln; das Letztere ſei vielleicht für die ruſſiſchen Waffen vortheilhafter, allein dergleichen Erwägungen dürften hier nicht gelten, die ruſſiſche Sache ſei mit der deutſchen verſchwiſtert, und dieſe fordre, daß die Hamburger ſelbſt ihre Freiheit herſtellten; ſie möchten daher unverzüglich die franzöſiſchen Behörden abſchaffen, ihre ehemaligen eignen wieder einſetzen; er werde die Stadt nicht eher als Freund betreten, bis dies geſchehen wäre. Mit dieſer Antwort ſandte er die Abgeſandten, unter denen einige vormalige Rathsherren waren, nach der Stadt zurück. Kaum war hier Tettenborn's Erklärung kund geworden, als ihr auch ſchon genügt war. Die Mairie, und was noch ſonſt von franzöſiſchen Formen beſtand, wurde abgeſchafft, die alte Verfaſſung wieder eingeſetzt, Rath und Bürgerſchaft zuſammenberufen und die Freiheit der Stadt öffentlich verkündigt. Neue Abgeordnete wurden an Tettenborn geſandt, um ihn von dem Geſchehenen zu benachrichtigen; dieſe erſt erkannte er als wahre Hamburger an, und verſprach ihnen ſeines Kaiſers Schutz und Beiſtand.

Am Mittage des 18. März hielt Tettenborn ſeinen Einzug in die Stadt. Nie gab es ein größeres Feſt: das ganze Daſein einer ungeheuern Bevölkerung verlor ſich in das Eine Gefühl der wiederkehrenden Freiheit, und alles Gewicht der Erinnerung vieljährigen Unglücks und Leidens fiel an dieſem Tage von den aufgerichteten Gemüthern ab. Aus allen Tiefen, wohin er ſich hatte verbergen müſſen, drang der Ausdruck der wahren, langverhaltenen Empfindungen mächtig hervor, und wurde zum lauten Ruf der Begeiſterung. Solche Leidenſchaft und Herzensgewalt, wie in dieſem Volksjubel ſich offenbarte, hatte keiner der Anweſenden je geſehn, noch den Deutſchen als möglich zugetraut. Jeder auch minder bedeutende Umſtand dieſes Tages wurde durch die unausſprechliche Innigkeit und Liebe, welche alles durchdrang, rührend und groß. Bis zwei Meilen von Hamburg waren dreißig Bürger zu Pferde den ruſſiſchen Truppen entgegengekommen, und zogen ſodann mit lautem Jubel vor ihnen her, um ſie in ihre Stadt einzuführen. Je näher man dieſer kam; deſto anſehnlicher wurde die Schaar dieſer Begleiter, deſto lauter und begeiſterter tönte ihr unaufhörlich erneuertes Hurrahrufen, das in der bei jedem Schritt zahlreicher verſammelten Volksmenge wiederhallte. Eine Ehrengarde zu Pferde ſtand an dem ſogenannten Letzten-Heller, wo der Nebenweg, den die ruſſiſchen Truppen von Bergedorf herkamen, wieder in die durch das däniſche Gebiet abgeſchnittene Hauptſtraße fällt, in Parade aufmarſchirt, und ſetzte ſich an die Spitze des voranreitenden Zuges, dem ſich weiterhin die Schützengilde anſchloß. Gärten, Landhäuſer und Alleen, die ſich weit vor die Stadt hinaus erſtrecken, waren von einer ungeheuern Menge Menſchen beſetzt, ein unabſehbares Gewimmel breitete ſich, wohin die Augen blickten, verwirrend aus. Immer neue Wogen von Hurrah und Lebehoch kamen dem annähernden Zuge entgegen, während zu beiden Seiten und weit im Rücken das Geſchrei mit Heftigkeit fortdauerte. Zwiſchendurch vernahm man den Geſang der Koſaken, die ihre vaterländiſchen Lieder angeſtimmt hatten. Vor dem Thore empfing Tettenborn von den Abgeordneten des Raths und der Bürgerſchaft die Schlüſſel der Stadt. Im Thore ſelbſt bekränzten ihn weißgekleidete Mädchen mit Blumen, indem ſie ihn als Retter und Befreier willkommen hießen, unter lautem Beifallrufen des Volks. Jetzt ſtieg der Jubel und die Begeiſterung auf den höchſten Gipfel. Das Gedränge in der Stadt nahm überhand. Die Fülle der Menſchen war nur Eine große Fluth, die wie ein langſamer Strom in ſeinen Ufern, durch die Straßen fortrückte, und jeden Augenblick ſchwellend ſtockte. Alle Glocken läuteten, Freudenſchüſſe aus Flinten und Piſtolen dauerten ununterbrochen fort, alles war trunken und außer ſich vor Entzücken. „Vivat Kaiſer Alexander, unſer Erretter, unſer Erlöſer!“ und „Hurrah“ und „Vivat Tettenborn! Vivat Wittgenſtein!“ und „Heil den Ruſſen, den Koſaken“, und „Heil“ und „Lebehoch“ ohne Zahl ſchallte durch die Lüfte, daß alles davon erzitterte.

Aus den Fenſtern wehten Fahnen und Flaggen; Frauen und Mädchen ſchwangen weiße Tücher; Hüte mit grünen Zweigen ſah man auf Degenſpitzen und hohen Stangen getragen, oder jauchzend durch die Lüfte geſchleudert. Man drängte ſich, mit Gefahr zertreten zu werden, zwiſchen die Pferde, bekränzte ſie mit grünen Zweigen und Blumen, die zum Theil aus den Lüften geflogen kamen, ja man küßte ſelbſt die Pferde im Uebermaße des Glücks. Man ſah weinen und lachen vor Freude, Alt und Jung die Hände zum Himmel erheben, Bekannte und Unbekannte einander umarmen und beglückwünſchen, mit ſeinem Todfeinde wollte ſich jeder verſöhnen um dieſes Tages willen, eine allgemeine Bruderliebe hatte die Menſchen ergriffen. In mehreren Straßen waren Bruſtbilder des Kaiſers Alexander aufgeſtellt und mit Lorbeern bekränzt, vor jedem derſelben hielt Tettenborn ſtill, ſenkte den Degen, und brachte ſeinem Kaiſer ein Hurrah, das jauchzend von dem Volke wiederholt wurde. Unter tauſend verſchiedenen Ausbrüchen berauſchten Entzückens gelangte er bis zu ſeiner Wohnung, wo der Jubel ununterbrochen fortwährte. Ungemein erhöhte den Eindruck, daß keine große Kriegsmacht, ſondern eine kleine Schaar, kein fremder Fürſt oder Feldherr, ſondern ein Deutſcher, ein ritterlicher Anführer wunderbarlicher, niegeſehener Reiter, die mehr ſeinem Heldenmuth als ſeinem Befehle anzugehören ſchienen, dieſen Strom des überwogenden, unerſchöpflichen Willkommens empfing; es ſchien die Zeit wiedergekehrt, wo von Wenigen, wo von Einem die größten Dinge vollbracht wurden. Die Stadt war Abenderleuchtet; auch hier erfand der Eifer des begeiſterten Volk alle nur erſinnlichen Mannigfaltigkeiten, um den Antheil an dem allgemeinen Entzücken, jeder auf beſondere Art, darzuthun. Im Schauſpiel wiederholte ſich das rauſchende Getümmel des Beifalls, ſobald Tettenborn mit ſeinen Offizieren in der ihm bereiteten Loge erſchien; alle Zuſchauer, auch die Frauen, ſtanden auf und ſangen feierlichſt das Lied: „Auf Hamburgs Wohlergehn“, worauf nun erſt das Schauſpiel beginnen konnte; es war ein Gelegenheitsſtück, das unzähligemal bei jeder leiſen Anſpielung durch ungeheuern Beifall unterbrochen wurde. Die berühmte, und in Hamburg beſonders beliebte Schauſpielerin Sophie Schröder trat mit der ruſſiſchen Kokarde auf und wurde ſtürmiſch beklatſcht. Als Tettenborn das Schauſpiel verließ, ſpannten ihm die Bürger die Pferde aus und zogen ihn mit Jubelgeſchrei nach Hauſe, wo ſie ihn auf ihren Schultern aus dem Wagen trugen. Er hatte ſeinen ſchönſten Tag erlebt; er war der Held des Volks geworden, ſein Name ſchallte weit im Land umher und über die See hinüber.

Am folgenden Tage erſchienen ſogleich zwei Bekanntmachungen, durch welche Tettenborn auf höhern Befehl den Hamburgern freie Schifffahrt und Handlung ankündigte, dagegen alles franzöſiſche Eigenthum anzugeben und einzuziehen befahl. Die gefüllten Douanenſpeicher, welche für mehr als 400,000 Thaler eingezogener Waaren enthielten, übergab er der Stadt, damit das nachzuweiſende Eigenthum den ehemaligen Beſitzern unentgeltlich zurückgegeben würde. Die alte Regierung der Stadt, die nun als eine freie und ſelbſtſtändige Macht angeſehen wurde, erhielt den Auftrag, dieſes Geſchäft, ſo wie alle andern, ihr Inneres betreffenden Einrichtungen, zu übernehmen. Durch dieſes uneigennützige Verfahren erwarb Tettenborn auf die Dankbarkeit der Hamburger neue Anſprüche, und überall wurde ſein Name geprieſen und ſein Ruhm verherrlicht. Daß es ſeine Nachtheile hat, dem Volke als ein zu großer Wohlthäter zu erſcheinen, haben viele alte und neue Beiſpiele dargethan, allein wir rühmen doch immer die, deren edler Trieb ſolche Klugheit verachtete.

Unmittelbar nach dieſen Anordnungen wandte Tettenborn ſogleich die ganze Kraft ſeiner Thätigkeit auf die Werke des Krieges und die neuen Streitkräfte, die hier geſchafft werden ſollten. Die Rückſicht auf den Feind durfte keinen Augenblick vernachläſſigt werden, die Mittel ihn zu bekämpfen und die Völker zum bewaffneten Aufſtande gegen ihn zu bringen, blieben das Wichtigſte und Erſte, was vor allem andern nöthig war. In Hamburg konnte man, durch den Schein der Gegenwart verführt, ſich leicht der Täuſchung hingeben, daß von den Franzoſen gar nicht mehr die Rede zu ſein brauche, und ein großer Theil der Einwohner folgte nur allzuſehr dieſem Wahne, der überhaupt in Deutſchland großen

Raum gewonnen hatte, und an die Stelle des frühern Glaubens an die Unüberwindlichkeit der Franzoſen getreten war. Worauf es aber in dieſen Zeiten ankomme, und wohin zunächſt die vereinigte Kraft aller Gutgeſinnten ſich zu wenden habe, eröffnete Tettenborn gleich am 29. März durch folgenden Aufruf! „Hamburger! Ihr löſtet die unter der franzöſiſchen Regierung beſtandenen Behörden auf, noch ehe die ruſſiſchen Truppen euer Gebiet betraten, und ſetztet die alten herkömmlichen Behörden wieder ein. Dieſe männliche und würdige That, womit ihr das Werk eurer Rettung begonnen, und euch dem ganzen Deutſchland als Beiſpiel aufgeſtellt habt, macht euch der Zufriedenheit meines erhabenen Kaiſers und der Achtung der ruſſiſchen Nation werth. Nicht in eine neufranzöſiſche, ſondern in eine altdeutſche Stadt führtet ihr uns ein, und ſo nur durften wir euch als Brüder begrüßen, Euer Jubel bei unſerm Einzuge in eure Stadt hat jeden unter uns tief bewegt; doch, ihr deutſchen Männer und Brüder! eure Freude wird nur alsdann die wahre Bedeutung gewinnen, wenn ihr Hand mit anlegt an das große Werk der Befreiung Deutſchlands. Zu den Waffen demnach, wenn die Unterdrückung eine Schmach war; zu den Waffen für Vaterland und Recht! Noch iſt das Werk der Rettung nicht vollbracht, und darum denke keiner bis dahin an Erholung und Genuß. Das ehrenvollſte Geſchäft iſt jetzt, das Schwert zu ziehen und die Fremdlinge vom deutſchen Boden zu verjagen, die bereits dreihundert Meilen weit von den ſiegreichen ruſſiſchen Heeren verfolgt werden. Schande und Schmach für jeden, der in dieſer verhängnißvollen Zeit, wo um die höchſten Güter der Menſchen gefochten wird, die Hände in den Schooß legt. Noch Einmal alſo: zu den Waffen! zu den Waffen! Unter dem Schutze meines erhabenen Kaiſers werdet ihr euch unter eignen Panieren verſammeln, und ich freue mich, daß mir das Loos beſchieden, euch zuerſt gegen den Feind zu führen, und Zeuge eurer Tapferkeit zu ſein. Tettenborn.“

Er kündigte hierauf dem Rath und der Bürgerſchaft an, daß er, dem Auftrage ſeines Kaiſers zufolge, eine hanſeatiſche Legion aus freiwilligen Jägern zu Fuß und zu Pferde errichten werde, die als Bundestruppen der Hanſeſtädte für die Dauer des Krieges mit den Ruſſen und Preußen vereinigt fechten ſollten. Die Aufforderung, ſich zu dieſer Legion zu melden, erging unter dem 20. März, und zugleich wurde ein ähnlicher Aufruf an die Stadt Lübeck erlaſſen, wo unterdeſſen der Oberlieutenant von Benkendorf mit einigen ruſſiſchen Truppen eingezogen, und mit gleicher Begeiſterung und Freude, wie in Hamburg, aufgenommen worden war.

Der Zulauf, um ſich unter die Freiwilligen einſchreiben zu laſſen, war außerordentlich. Nach wenigen Tagen ſchon betrug die Zahl der eingeſchriebenen mehrere Tauſend, doch mußten von dieſen manche, weil Kräfte und Alter nicht immer dem Eifer entſprachen, abgewieſen werden. Viele angeſehene junge Leute, die der ſorgfältigſten Erziehung genoſſen hatten, und in üppiger Lebensweiſe aufgewachſen waren, ſah man hier als Gemeine eintreten. Manche, die kurz vorher durch große Summen ſich von der franzöſiſchen Konſkription losgemacht, und Stellvertreter gekauft hatten, eilten mit Freuden, ſich jetzt ſelbſt unter die Waffen zu ſtellen.

Tettenborn hatte gleich anfangs den Herren des Raths erklärt, daß er mit allen Geldverhältniſſen, die bei Errichtung der Legion vorkommen würden, nichts zu thun haben wolle, ſondern bloß anzeigen werde, was zur Ausrüſtung der Truppen nöthig ſei, die Anſchaffung ſelbſt aber der Stadt überlaſſe. Es wurden daher durch Rath- und Bürgerſchluß 200,000 Thaler als vorläufige Summe für die Koſten der Einrichtung bewilligt, und einer eigends dazu beſtellten Kommiſſion die Verwendung übertragen. Wer irgend von den Summen, welche Hamburg von jeher zu politiſchen Ausgaben verwendet hat, unterrichtet iſt, und da weiß, mit welch äußerſter Leichtigkeit Millionen aufgebracht, und in den ſchon unglücklichen Zeiten noch Hunderttauſende hingegeben wurden, die man zu erſparen nicht einmal den Verſuch machte, der wird über die Geringheit jener angewieſenen Summe erſtaunen, zumal wenn man bedenkt, welchen Zweck und welchen Gewinn für Hamburg es hier galt. Es iſt bemerkenswerth, daß der Rath ſogar nur die Hälfte jener Summe anfänglich in Anregung brachte, und grade die Bürgerſchaft, welche ſie zahlen ſollte, die vorgeſchlagene Summe verdoppelte. Aber freilich zeigte ſich ſchon hier, noch mehr aber in der Folge, ein Unterſchied der Geſinnung, der die nachtheiligſten Wirkungen äußerte, und wohl eingeſehn, aber nicht abgeändert werden konnte. Die Anordnungen aller Art wurden von den alten Behörden ſo unzulänglich und langſam betrieben, daß ganze Tage der koſtbarſten Zeit verloren gingen, und nichts zu Stande kommen wollte. Hinderniſſe wurden angeführt, Schwierigkeiten erörtert, Beſorgniſſe gezeigt, Sicherungen verlangt und Anſtöße genommen, wo, am rechten Ende gefaßt, und mit klarem Sinne angeſehn, die Sache von ſelbſt gehen mußte. Tettenborn hatte mit unſäglicher Mühe und Anſtrengung überall ſelbſt anzuordnen und zu befehlen, mußte in die kleinſten Einzelnheiten der Ausrüſtungen eingehen, und am Ende aller Arbeit doch durch das Anſehn der Gewalt bei jenen Behörden durchdringen. Die entſchiedene Sprache, die bei dieſen Gelegenheiten geführt wurde, half auf einige Zeit und brachte regſamere Thätigkeit hervor. Die folgenden Worte über die inneren Verhältniſſe Hamburgs werden darthun, wie ſowohl jene Unannehmlichkeiten, als auch manches andere Uebel, das ſich ſpäter entwickelte, tief in der Sache begründet waren.

Die Hamburger waren ein wirklich freies Volk, der Obrigkeit aus Wahl und mit Bewußtſein untergeben, und durch einen kräftigen Geſetzeszuſtand bei der glücklichſten Verfaſſung erhalten. Die Unabhängigkeit konnte jedem Einzelnen, ſobald er es wollte, das Gefühl des perſönlichen Geltens erhöhen, ſie mußte ihn auf ſich ſelbſt, auf ſein eignes Wirken und Wollen, vorzüglich anweiſen, und dadurch ſeinen Karakter kräftigen. Die Hamburger ſind daher auch von allen Zeiten her, vor andern Großſtädtern, beherzt und kühn geweſen, zum Raufen aufgelegt, und auch der Geringſte, weit entfernt ſich etwas bieten zu laſſen oder ohne Noth zu dulden, iſt zu dreiſten Rückwirkungen ſtets bereit, wie denn im Auslande allgemein der Hamburger als grob verſchrieen iſt. Die ſtarken Arbeiten, der Matroſenverkehr, und die Wohlhabenheit, trugen ſämmtlich dazu bei, dieſen Sinn zu nähren. Dieſe Unterlage bildete ſich bei dem Mittelſtande in eine große bürgerliche Tüchtigkeit aus, die ſich auf mannigfache Art offenbarte, in gewöhnlichen Zeiten durch ſtrenge Ehrbarkeit des Lebens, und durch muſterhafte bis zum Eigenſinn getriebene Rechtſchaffenheit im Handel, in bedrängten Umſtänden durch große Aufopferung, in dieſen letzten Zeiten durch den außerordentlichen Eifer, mit welchem man Hand anlegte, und die Sache des Vaterlands führen half.

Ueberhaupt waren die Gedanken der Hamburger von jeher auf den Staat gerichtet, und zwar weniger auf die äußern Verhältniſſe deſſelben, als vielmehr auf deſſen innere, ſtille Einrichtungen, die nirgends ſo eigenthümlich, reichlich, zweckmäßig waren, als in dieſer nur durch künſtliche Vereinigung raſtloſer Thätigkeiten beſtehenden, an ſich landarmen, zum Theil auf moraſtigen Inſeln unter vielem Ungemach zuſammen gedrängten Stadt. England mit den vielen anlockenden Bewegungen ſeines politiſchen Lebens lag hier den Blicken nah; Frankreichs Veränderungen fanden hier vorurtheilsfreiere Beurtheilung; die Kraft altdeutſcher Staatseinrichtungen war hier länger lebendig geblieben, und mit Einem Worte, was unſre Zeit grade am meiſten bedurfte, politiſcher Sinn, fand ſich vielfach vorbereitet und angeſammelt. So hatte auch Hamburg immer eine große Menge praktiſcher Männer und edler Patrioten, deren erfolgreiche Thätigkeit das Gemeinweſen herrlich förderte, und ein unendlich nützliches Wirken im ſtillen Leben des vaterſtädtiſchen Kreiſes verbarg; das Andenken der Reimarus, Sieveking, Kirchhof, Büſch, und vieler Andern, die dieſen ähnlich waren, lebte ſelbſt in dieſen Zeiten der Zerſtörung und des Leichtſinnes noch fort. So viel Vortreffliches fand ſich in Hamburg vor, ſo viel Großes war möglich durch die nun zum Ausbruch freier Thatkraft wieder berufene Geſinnung, wäre nicht dies alles großentheils gelähmt, ja wohl gar zerſtreut und vernichtet worden durch einen Umſtand, der nicht unglücklicher hätte ſein können! Die Sache verhielt ſich, wie folgt. Als noch vor dem Einzuge der ruſſiſchen Truppen die freie Verfaſſung hergeſtellt wurde, war es wohl bei klugen und einſichtsvollen Männern zur Sprache gekommen, ob denn ſo unbedingt die alte Verfaſſung wieder anzunehmen, und die Leitung der Dinge grade denſelben Händen, die ſie ehemals geführt hatten, zu übergeben ſei. Es galt hier die folgenreiche Entſcheidung zwiſchen der Wahl eines ganz neuen Senats und der Wiedereinſetzung des alten, deſſen Mitglieder zum Theil auch unter den Franzoſen dieſelben Aemter, wie vorher, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie franzöſiſche Formen hatten, verwalteten. Das Anſehn und Herkommen ſprach für letzteres, die Erwägung deſſen, was zu leiſten ſei, für jenes, die Furcht, im erſten Augenblick ſolcher lebhaften Bewegung das Gewicht frühern Anſehns und Gewohnheiten nicht entbehren, und die Hoffnung nach und nach die gewünſchten Aenderungen dennoch herbeiführen zu können, entſchieden zuletzt für die unbedingte Einführung der alten Verfaſſung mit allen noch vorhandenen ehemaligen Mitgliedern derſelben. Der größte Theil der Senatoren war alt und ſchwach, der Geſchäfte entwöhnt, und ohne Neigung, ſich auf's neue damit zu befaſſen. Die wenigen Beſſern hatten nicht Kraft genug, die geſammte Laſt der Arbeiten zu tragen, und waren ohnedies auf ihre neue politiſche Rolle kaum vorbereitet; ſo kam es denn, daß alles, was die ausübende Gewalt betraf, wie aus einer andern Zeit herbeigeholt, ohne Sinn für die Bedürfniſſe der Gegenwart, ohne Geiſt für ihre Leitung blieb. Ebendaſſelbe galt von dem Kollegium der Oberalten und den andern Ausſchüſſen der Stadt, ſo wie von den Anführern der Bürgerwachen; nirgends fand ſich unter den wirklich in der alten Verfaſſung Angeſtellten ein Mann, der, kraft ſeiner Stelle und ſeines Amtes, mit überwiegendem Nachdruck gehandelt und gewirkt hätte. In der Bürgerſchaft war Friſche, Lebendigkeit und Eifer, in den Behörden Nichtigkeit, Beſorgniß und Unfähigkeit. Alle Verſuche, dies zu verbeſſern, mußten vergeblich ſein, ſo lange nicht der Senat erneuert wurde, eine Maßregel, die niemand vorzuſchlagen eilte, und deren Ausführung allerdings viel Mißliches haben mochte. Es war alſo eine Regierung vorhanden, die wenig von dem erfüllte, was man von ihr erwartete. Der ruſſiſche Befehlshaber mußte ſie anerkennen, ſich an ſie wenden, mit ihr verhandeln, mittlerweile ſelbſt alles befehlen und einrichten, was von ihr hätte ausgehen ſollen. Wenn bei manchen Dingen hinreichend iſt, daß man ſie geſchehen mache, gleichviel, ob gern oder ungern, ſo giebt es dagegen unendlich viele, bei denen ohne den perſönlichen guten Willen und Eifer des Ausübenden nichts erreicht wird. Es iſt unmöglich, den Menſchen das Innere zu befehlen, und grade das Innere nur konnte hier wirken, grade die freie Neigung und Kraft mußte die hier obliegenden Arbeiten verrichten helfen, um ihr Gelingen möglich zu machen. Statt deſſen ergab ſich, ſo oft mit den Behörden zu unterhandeln war, Beſchwerde, Verdruß, Unordnung und Unzulänglichkeit, ja ſelbſt hin und wieder, doch zur Ehre der Stadt ſei es geſagt, ſelten, ausdrücklich und unverkennbar übler Wille. Dieſe Mühſeligkeiten und Hinderniſſe erfuhren nicht allein die fremden Militairperſonen, ſondern auch die trefflichen Bürger, die mit lebhafterem Eifer ſich das Wohl des Ganzen angelegen ſein ließen, und hiebei nicht ohne Geſetzmäßigkeit wirken wollten. So geſchah es, daß die ganze Stadt, ohne ihr Verſchulden, oft unvortheilhafter erſchien, als die Geſinnung und Bereitwilligkeit der Einwohner verdiente, und daß die Möglichkeit großer Kraftwirkungen in der Ungunſt ſolcher Umſtände faſt erlöſchen mußte. Statt im Bewußtſein ihrer wiedergekehrten, und von den Ruſſen anerkannten Selbſtſtändigkeit frei und kräftig zu handeln, wagte der Senat kaum, die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, daß er das Befohlene ausgeführt hatte; ſtatt mit Dänemark, mit England und Preußen unverzüglich eigne, zur Befeſtigung der vaterſtädtiſchen Sache nothwendige Verbindungen anzuknüpfen, brachte er nach langem Zaudern kaum die Abgeordneten an den Kaiſer Alexander auf den Weg. Man könnte noch vieles anführen, was eben ſo verſäumt worden iſt, wenn nicht an dieſem ſchon genug wäre. Der Senat war und blieb in allen Stücken hinter den Forderungen zurück, welche der Drang der Zeit ihm auferlegte, und daher fanden die mannigfachen, ſchönen Kräfte nirgends Einheit und Zuſammenhang. Eine Friſt von ſechs Monaten hätte in lebendiger Entwickelung das Zerſtreute ſammeln und ordnen, das Verwahrloſte aufnehmen können, und nach und nach wäre die gewünſchte Einheit entſtanden; dieſe Zeit wurde den Hamburgern nicht gewährt. Hierin lag etwas Verhängnißvolles. Nach der großen Schuld, die hier auf die Umſtände fällt, kann man nur die geringere Schuld noch den Menſchen zurechnen.

Wir kehren zu den Arbeiten zurück, die jetzt in Hamburg alle Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Aller Schwierigkeiten ungeachtet, ging die Errichtung der hanſeatiſchen Legion raſch vorwärts. Die theils dem Feinde abgenommenen, theils als altes Eigenthum der Stadt vorgefundenen Kanonen gaben Veranlaſſung auch eine Abtheilung Artillerie zu errichten und der Legion einzuverleiben. Man verſchrieb die fehlenden Waffen aus England, man erbaute Lavetten und Pulverwagen, errichtete ein Laboratorium, ſorgte für die Beſpannung, ließ Waffen aller Art verfertigen und ausbeſſern, ſchaffte die übrigen Rüſtungsſtücke ſo gut als möglich herbei. Die ſonſt an Hülfsmitteln ſo reiche Stadt bot deren für die militairiſchen Bedürfniſſe unglaublich wenige dar; manche Gegenſtände mußten unter großen Schwierigkeiten aus dem Däniſchen herbeigeſchafft werden; die Unbekanntſchaft mit allen kriegeriſchen Anordnungen und Beziehungen ſetzte jedem Schritte unausweichliche Hinderniſſe entgegen, die nur durch unermüdete Aufſicht und unverdroſſene Selbſtbemühung endlich weggeräumt werden konnten. Es fehlte ſehr an gedienten Offizieren, gänzlich an Unteroffizieren für die neuen Truppen, Vorſchriften und Anleitungen zum Dienſt und zur Uebung wurden daher um ſo nöthiger, und man eilte dieſelben abzufaſſen. Außer den Hanſeaten bildete ſich nach Tettenborn's Befehl und Anleitung ein Bataillon Lauenburger in Ratzeburg unter dem hannöverſchen Major von Berger, auch dieſe waren aber größtentheils ohne Waffen. Ein anderes Bataillon aus den Herzogthümern Bremen und Verden wurde auf gleiche Weiſe in Stade zuſammengebracht. Der Oberſt Graf von Kielmannsegge warb hannöverſche Jäger. Der Graf Auguſt von Rantzau, deſſen muthiger Eifer alles Vertrauen des Herzogs von Oldenburg rechtfertigte, ſtand an der Spitze der holſtein-oldenburgiſchen Bewaffnungen.

Inzwiſchen hatte ſich in Haarburg, Lüneburg, Stade, und in dem ganzen Striche Landes längs der Elbe bis Bremen, ein Aufſtand gebildet, der Befehle, Waffen, Unterricht und Hülfe von Tettenborn forderte, und ſo viel möglich erhielt. Verlaufne franzöſiſche Soldaten, Douaniers, ja ſogar Gendarmen und Offiziere wurden von dieſen Leuten täglich als Gefangene nach Hamburg eingebracht, wobei es jedesmal die größte Mühe koſtete, die Wuth des erbitterten Pöbels zu bändigen, der beſonders den Douaniers mit Koth und Steinen arg zuſetzte. Von Zollenſpieker, aus dem Billwärder, Ochſenwärder und den Vierlanden kamen wackre Männer, die ſich erboten, den Landſturm in ihrer Gegend einzurichten und anzuführen; ſie erhielten Befugniß und Unterweiſung. Auch in dieſen Landſchaften gab es oft mit der Schwäche und Beſorglichkeit der Behörden zu kämpfen, und Schwierigkeiten zu behandeln, die nicht immer ohne Strenge zu beſeitigen waren. Ueberall traten die alten Beamten wieder in Wirkſamkeit, die meiſten hatten auch bei der franzöſiſchen Regierung ihre Dienſte fortgeſetzt, und veränderten mit dem neuen Eintauſch ihrer alten Titel nicht immer die inzwiſchen eingeſogenen fremden Geſinnungen; in einem kleinen Umkreiſe waren die Behörden verſchiedener Länder, die Rechte mannigfacher Oberherren zu berückſichtigen. Die Gegenſtände der Schifffahrt und des Handels, obgleich übrigens ganz den Verfügungen der hamburgiſchen Regierung anheimgeſtellt, mußten doch in vielem Betracht die Einwirkung des ruſſiſchen Befehlshabers anſprechen, der die Ausrüſtung zweier Kaper, und anderer, theils bewaffneter, theils zum Transport von Pferden eingerichteter Schiffe betreiben ließ.

Eine andre Beſchäftigung gab die anbefohlene und mit aller Strenge ausgeführte Einziehung des franzöſiſchen Eigenthums, und die ſorgfältige Aufmerkſamkeit, welche auf die zahlreichen Franzoſen gewendet werden mußte, die ſich, zum Theil von älterer Zeit her in Hamburg und der Umgegend aufhielten, und denen viel Geſindel aus allerlei Nationen beizurechnen war, das während der franzöſiſchen Herrſchaft und in ihrem Dienſte ſich hier eingeniſtet hatte. Dieſes alles auszukehren, hätte eine längere Zeit erfordert, da beſonders die Bevölkerung von Hamburg eben ſo gemiſcht, als die Oertlichkeit in und außer der Stadt überaus verworren und ſchwer zu beaufſichtigen iſt. Hiezu kommt noch, daß die hamburgiſche Regierung, nach der großartigen Weiſe freier Staaten, die Fremdenpolizei von jeher läſſig betrieben hatte, und die Ruſſen dies Fach ganz allein verſehen mußten, ohne Mitwirkung und Hülfleiſtung dazu beſtimmter Beamten. Der nichtswürdigſten Verräther, die das öffentliche Urtheil einſtimmig als ſolche bezeichnete, waren eine große Anzahl vorhanden, vornehme und geringe, arme und reiche; gefährlicher noch mußten die verſteckten ſein, deren Treiben weniger bekannt geworden war. Die Unterſuchung der auf mancherlei Angebungen verhafteten Perſonen nahm viele Zeit weg, war mühſam und blieb doch meiſtentheils ungenügend. Die entſchiednen Schelme, Kundſchafter und Knechte der Franzoſen, die ſchändlichen Werkzeuge ihrer Erpreſſungen, wurden, höherem Befehl gemäß, auf deſſen ſtrenge Ausführung beſonders der Miniſter von Stein im Hauptquartier des ruſſiſchen Kaiſers unerbittlich beſtand, zur Ausſetzung an der franzöſiſchen Küſte beſtimmt. Manche gaben zwar vor, dort ihren gewiſſen Tod zu finden, weil auch die franzöſiſche Regierung ſie als Feinde verfolge; andre wollten ihren Haß gegen Napoleon jetzt durch die größten Schmähungen darthun; franzöſiſche Emigranten, die ſich den Gewalthabern Napoleon's zu den niedrigſten Dienſten verkauft hatten, meinten eiligſt ihre adelige Geburt und royaliſtiſche Geſinnung wieder geltend zu machen; Stein aber wollte von keinen Rückſichten hören, keine Unterſchiede, ja kaum eine genaue Prüfung geſtatten. Ungefähr dreißig Perſonen wurden wirklich eingeſchifft und an der holländiſchen Küſte gelandet. Allein ſchon die zweite Sendung unterblieb, und nach dem erſten Schrecken regte ſich der franzöſiſche Anhang nur um ſo thätiger, wie denn bald der Feind von allem, was vorging, die ſchnellſte Kundſchaft empfing. Die größte Strenge, der furchtbarſte Schrecken wäre hier vonnöthen geweſen, um das Uebel auszurotten, und ſelbſt blutige Schauſpiele hätte man nicht tadeln können. Aber man fing ſchon an, eine mögliche Umkehr der Dinge zu berückſichtigen; man wollte nicht künftige Rache herausfordern, berief ſich auf Menſchlichkeit und Großmuth, und verlangte von dem Kaiſer Alexander die Zurücknahme der anbefohlnen Strenge. Nicht zu berechnen iſt, wieviel die Gelindigkeit, welche darauf in allen Maßregeln eintrat, der hamburgiſchen Sache geſchadet hat. Nachdrückliches Verfahren verſichert die Gemüther und beruhigt den Geiſt; und um der Guten willen mehr, als wegen der Schlechten, iſt in Staatsſachen beharrliche Strenge nützlich. Die Sache Hamburgs aber erforderte unnachlaſſende Kraft, geſchloſſene, unerdringliche Feſtigkeit; jede Lücke, jede Weichheit öffnete dem Feinde den Eintritt. So geſchah es auch hier. Der Eifer der Untergeordneten ward irr und erſchlaffte, ſobald er von obenher geringern Ernſt zu ſehen meinte. Viele ſonſt wohlgeſinnte Männer, den Zuſtand des Kriegs und der Empörung, in dem ſie ſich befanden, verkennend, wollten ſchon überall den Maßſtab ruhigen Friedens anlegen, und mußten aus ihrem Wahn bisweilen hart aufgerüttelt werden.

Inzwiſchen hatte der engliſche Major von Kenzinger von Helgoland aus mit einigen hundert Mann Kuxhaven beſetzt, und den Aufſtand der Bauern bei Bremerlehe, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, unterſtützt. Tettenborn ſetzte ſich ſogleich mit ihm in Verbindung, und erfuhr zu ſeinem Leidweſen, daß von Helgoland vor einiger Zeit alle vorräthig geweſenen Gewehre wieder nach England abgeführt worden, ein beklagenswerther Zufall, deſſen Nachtheil durch nichts erſetzt werden konnte. Jedoch eilte Tettenborn, die mit England aufgeſchloſſene Verbindung möglichſt zu benutzen, und ſchickte einen ruſſiſchen Offizier, den Rittmeiſter von Bock, dem er einen doniſchen Koſaken zur Begleitung gab, mit Briefen an den Prinzen-Regenten und an den ruſſiſchen Botſchafter nach London, wo die Erſcheinung eines Koſaken, des erſten, den man je dort geſehen, die außerordentlichſte Aufregung machte.

Der nahen Nachbarſchaft wegen mußten die Dänen die ganz beſondere Aufmerkſamkeit der Hamburger ſowohl als der Ruſſen auf ſich ziehen. Das Verhältniß zu Dänemark behielt, ungeachtet der bezeigten Annäherung des Kabinets zu der ruſſiſch-preußiſchen Sache, zwei ſchwierige Seiten, die ſo viel als möglich umgangen werden mußten. Die Ruſſen nämlich waren Verbündete der Engländer und der Schweden, von denen die erſteren wegen der alten Beleidigungen, die letzteren wegen der Abſichten auf Norwegen, den Dänen gleich verhaßt waren. Die Schifffahrt auf der Elbe konnte ohne die Einwilligung der Dänen nicht Statt finden, die Verbindung mit den engliſchen Schiffen mußten ſie wenigſtens nicht zu hindern verſprechen. Die verſchlungenen Gränzen zwiſchen dem hamburgiſchen und däniſchen Gebiete trennten beide längſt nur dem Namen nach, der mächtige Lebensverkehr ging darüber hin, und dieſen zu erhalten, waren Vergünſtigungen und ſtillſchweigende Uebereinkünfte unentbehrlich. Der Kommandant von Altona, Oberſtlieutenant von Haffner, bot hiezu bereitwillig die Hand. Nur im Betreff der verlangten Entfernung vieler von Hamburg nach Altona gezogenen Franzoſen, die dort frei das Geſchäft des Ausſpähens trieben, waren alle Vorſtellungen und Beſchwerden lange fruchtlos, und das nachtheilige Treiben dauerte, ungeachtet des von däniſcher Seite endlich ertheilten und oft wiederholten Verſprechens, bis zu Ende fort. Die überwieſenen Kundſchafter, die in Hamburg ſeitdem noch oft ergriffen wurden, waren ſämmtlich von Altona hereingekommen.

Die thätige Mitwirkung der Schweden zu dem Kriege gegen Napoleon war längſt erwartet; ſie ſchien nun bald erfolgen zu müſſen, und es war wichtig, von allem, was in dieſem Betreff vorging, frühzeitig unterrichtet zu ſein, um davon zum Beſten der hamburgiſchen Angelegenheiten jeden Vortheil ſchnell wahrzunehmen. Tettenborn knüpfte deßhalb die nöthigen Verbindungen an und widmete dieſen Verhältniſſen die größte Aufmerkſamkeit.

Eine dringende Verhandlung wurde gleichzeitig mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin gepflogen. Tettenborn ſtellte dem Herzog lebhaft vor, wie wichtig es für ihn ſei, daß Hamburg gehörig behauptet würde, und weil der faſt gänzliche Mangel an Fußvolk hiebei ſehr bedenklich war, ſo erſuchte er ihn, das Bataillon Grenadiere, welche in Ludwigsluſt ihm zur Leibwache dienten, nach Hamburg rücken zu laſſen. Der Herzog willfahrte, und ſtellte das 500 Mann ſtarke Bataillon, die einzige Truppe, die ihm ſeit den Verluſten im ruſſiſchen Feldzuge noch geblieben war, unter der Anführung des Oberſten von Both zu Tettenborn's Verfügung.

Alle dieſe zahlreichen und mannigfachen Geſchäfte, die in unendliche Verwickelungen und Einzelnheiten übergingen, laſteten mit vielen andern ganz auf Tettenborn, der ſeine militairiſchen, unmittelbar den Feind betreffenden Aufgaben mit diplomatiſchen Maßregeln, mit den Geſchäften ſo verſchiedener Errichtungen, mit den Rückſichten für mannigfache Regierungen und Völker, mit der Entſcheidung politiſcher und ſogar kaufmänniſcher Fälle, mit dem bald ſchonenden, bald ſtrafenden Anregen läſſiger Behörden, mit Verhören, Verabredungen und Berichten, in unaufhörlichem Wechſel und Drang der Arbeit verbinden mußte. In ſeinem Hauptquartier arbeitete vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht die raſtloſeſte Thätigkeit, und er ſelbſt war ſtets das Vorbild unermüdlichen Eifers und angeſtrengter Hingebung. Er entzog ſich den Huldigungen, die ihm von allen Seiten entgegenkamen, den begeiſterten Ehrenbezeigungen des dankbaren Volkes, das auf den Wegen, wo man ihn zu ſehen hoffte, ungeduldig und meiſt vergebens harrte; ihn beſchäftigten ausſchließlich die ernſten Aufgaben, welche ſich hier überreich zuſammendrängten. Mit treffender Urtheilskraft und ſchneller Findung wußte er das Nothwendige einzuſehen und herbeizuführen, die Umſtände zu benutzen, Hinderniſſe zu entfernen, das Unerwartete zu verarbeiten. Die reifſte Ueberlegung konnte ſelten Treffenderes liefern, als die erſte Eingebung des Augenblicks gewöhnlich ſchon dargeboten hatte.

Eine große Anzahl ausgezeichneter Offiziere hatten ſich bei Tettenborn eingefunden, theils durch ſeine Perſönlichkeit und den Ruf ſeines Namens angezogen, theils durch die Sache ſelbſt, welche er unternommen hatte, ihm zugeführt. Sein Kriegsgefolge vergegenwärtigte die älteſten deutſchen Zeiten, wo freiwillige Anſchließung mehr als verpflichteter Dienſt die Truppen ihrem Anführer verband. Außer den ruſſiſchen Offizieren, welche ſeiner Truppenſchaar und ſeinem Stabe unmittelbar angehörten, dem Rittmeiſter von Lachmann, den Majors von Gunderſtrup, von Laſchkareff, und Andern, gab es deren viele, welche von ihren Vorgeſetzten die Erlaubniß erhalten hatten, den Krieg in ſeinem Gefolge mitzumachen, junge Ruſſen aus den angeſehenſten Familien, ein Graf von

Gurieff, ein Fürſt Gagarin, ein Graf von Pahlen, der Graf Friedrich von Neſſelrode, zwei Freiherrn von Schilling, der Marquis de la Maiſonfort, ein Graf Orurk, ein Freiherr von Berg; aus Oeſterreich kamen die ehemaligen Regimentskammeraden Tettenborn's, Freiherr von Droſte-Viſchering und Freiherr von Herbert, beide ſeinethalben in ruſſiſche Dienſte tretend; aus Oldenburg der Graf von Münnich, aus Hannover ein Graf von Hardenberg, Rittmeiſter von Wenckſtern aus Hoya, aus Heſſen der Graf Karl von Heſſenſtein, aus Mecklenburg der Graf Chriſtian von Bothmer, ein Herr von Blücher, und viele Andre noch aus den benachbarten Ländern. Beſonders zahlreich waren die Preußen, unter ihnen ſtand obenan der Freiherr von Canitz, Adjutant des Generals von Yorck, ein ausgezeichnet kriegskundiger und tapfrer Offizier, der in höherem Auftrage dieſen Kriegszug begleitete, der Rittmeiſter von Bismarck aus Schönhauſen; ein Rittmeiſter von Hobe; Herr von Arnim aus Kriwen in der Ukermark; ein Herr von Klitzing aus der Priegnitz; Herr von Hochwächter aus Pommern, und noch Viele, deren Namen zum Theil ſpäter zu nennen ſein werden. Der ſchwediſche Huſarenlieutenant Albert von Stael, Sohn der berühmten Schriftſtellerin, von ſeinem General mit einem Auftrage nach Hamburg geſandt, erlangte die Erlaubniß, einſtweilen bei Tettenborn bleiben zu können. Manche dieſer Offiziere fanden Anſtellung bei den neuen Truppen; der Graf Joſeph von Weſtphalen, ſchon längere Zeit in dieſen Gegenden auf ſolche Gelegenheit harrend, half die hanſeatiſche Reiterei errichten, zu deren Anführer er beſtimmt wurde; ſein Bruder Rudolph, der als Domherr ſeine Ausſichten zu katholiſchen Kirchenwürden aufgab, trat ebenfalls bei dieſer Truppe als Offizier ein. Die Hanſeaten mußten doch immer noch den größten Theil ihrer Offiziere aus ihrer eignen Mitte nehmen, und es fehlte nicht an wackren jungen Männern, die ſich hiezu eigneten. Mehrere derſelben traten in den Stab und das Gefolge Tettenborn's: Eduard Sieveking, ein trefflicher junger Mann, ſo gebildet als tapfer; Roodt, aus einem Kandidaten der evangeliſchen Kirche zum thätigen Kriegsmann umgewandelt; Adolph von Philippsborn, ſchon mit dem Geſchützdienſte vertraut, und ausgezeichnet durch Muth und ſcharfen Blick; Behrens aus Lübeck, mit kriegstechniſchen Kenntniſſen ausgerüſtet; Redlich und Böhm, junge wackre Reiter voll Eifer und Thätigkeit. Dieſe zahlreiche und glänzende Geſellſchaft vermehrte ſich ab und zu durch den Beſuch von Offizieren, welche, andern Truppenſchaaren angehörend, hier zeitenweiſe ſich aufhielten, und an den Unternehmungen und Gefechten Theil nahmen; der ruſſiſche Major von Grabbe, ein heldenmüthiger hoher Kriegsgeiſt; die Hauptleute von Kiel und Alexander von Rennenkampff, beide ausgezeichnet im Kriege, wie in Litteratur und Kunſt; dann der aus öſterreichiſchem in ruſſiſchen Dienſt herübergekommene Major Karl von Noſtitz, welcher auch hier den ſchon erworbenen Ruhm bewährte; der Prinz Adolph von Mecklenburg-Schwerin; ferner Alexander von der Marwitz; der Graf von der Gröben, und noch Andre, welche theils aus dem Wallmodenſchen, theils aus dem Dörnbergſchen Hauptquartier ſich einfanden.

Für die Mannigfaltigkeit und den Drang der Fürſorgen und Geſchäfte, welche hier zuſammenkamen, waren jedoch der Gehülfen immer noch zu wenige, beſonders da die Mehrheit derſelben auf perſönliche Leiſtung vor dem Feinde angewieſen war; hierin aber ließen die Koſaken wenig zu thun übrig, und die neuen Truppen mußten erſt ausgebildet werden. Für die ſchwierigeren Aufgaben des Anordnens, Einrichtens, der Verwaltung, der ſtets erneuerten Unterhandlungen und Rückſprachen, der Ermittlung von Hülfsquellen, des Wahrnehmens der Vortheile und Rückſichten, welche ſich aus den täglich wechſelnden Umſtänden ergaben, für alle dieſe Geſchäfte und Arbeiten blieb nur eine geringe Anzahl von Perſonen übrig; Canitz und Droſte hatten in dieſer Hinſicht großes Verdienſt; hauptſächlich aber ſtand der Major Ernſt von Pfuel in aller Kraft und Tüchtigkeit an Tettenborn's Seite, und griff mit den ihm eignen großen Fähigkeiten in das Ganze dieſes bewegten Treibens fördernd ein. Ihm lag beſonders die Errichtung des hanſeatiſchen Fußvolks ob, für welches er auch eine gedrängte Exerzier- und Dienſtvorſchrift zu entwerfen unternahm. Leider mußten manche Geſchäfte, welche höherer Leitung und Aufſicht bedurft hätten, dem guten Willen der damit Beauftragten überlaſſen bleiben, und wo dieſer nicht ausreichte oder gar fehlte, traten Uebelſtände ein, welche nicht ſogleich ſichtbar und auch dann nicht immer abzuſtellen waren. Tettenborn hatte in dieſem Betreff, wie jeder Leitende in ſolchen Umſtänden, die ſchlimmſten Erfahrungen zu machen, und manche Nachläſſigkeit und Ungebühr kam erſt dann zu ſeiner Kenntniß, wenn es zur Abhülfe zu ſpät war. Dies war beſonders der Fall hinſichtlich der freiwilligen Beiträge für die hanſeatiſche Legion, deren Kaſſe einem ehemaligen preußiſchen Kriegsrath Oswald ſehr zweckmäßig anvertraut ſchien, aber von dieſem auf die frechſte Weiſe veruntreut wurde. Aller Vorſicht und aller Strenge konnte es nicht gelingen, in einem ſolchen Gewirr von Menſchen immer die Guten auszuwählen und die Schlechten zu entfernen.

Ermuthigend für Tettenborn und allem Begonnenen förderlich war die aus dem großen Hauptquartier eingehende Nachricht, daß der Kaiſer Alexander ihn mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen zum Generalmajor ernannt habe, und alles bisher Angeordnete und Eingeleitete unbedingt gut heiße. Die bei den neu errichteten Truppen angeſtellten Offiziere wurden unbedingt in dem ihnen verliehenen Range beſtätigt, und den ruſſiſchen Offizieren, deren Ehren- und Feldzeichen ihnen zu tragen erlaubt wurde, völlig gleichgeſtellt.

In der hamburgiſchen Bürgerſchaft zeichneten ſich Ludwig von Heß und Friedrich Perthes durch ihren Vaterlandseifer aus. Erſterer, als patriotiſcher Schriftſteller vortheilhaft bekannt, war früher in ſchwediſchen Dienſten Offizier geweſen, lebte aber ſeit vielen Jahren in Hamburg eingebürgert. Früheren, ſchon in Berlin empfangenen Anregungen gemäß, trug ihm Tettenborn die Errichtung und Führung einer Bürgergarde auf, die, durch Rath- und Bürgerſchluß beſtätigt, endlich nicht ohne Widerſtand der ehemaligen Bürgerwachen, wobei die gänzliche Spaltung nur durch nachdrückliche Maßregeln verhindert wurde, zu Stande kam. Sie wurde in 6 Bataillons, jedes zu 1200 Mann, abgetheilt; eine Anzahl wohlhabender Bürger dienten zu Pferde; ſpäterhin wurde, außer dem hanſeatiſchen, auch ſtädtiſches Geſchütz errichtet, deſſen Dienſt von Bürgern, welche ſich demſelben freiwillig widmeten, verſehen wurde. Jeder Bürger vom achtzehnten bis zum fünfundvierzigſten Jahre ſollte zu dieſer Garde gehören, die von Offizieren aus ihrer Mitte befehligt, und zunächſt zur Vertheidigung der Stadt beſtimmt wurde. Als ein eigenthümlicher Kopf wußte Heß die Gemüther, auch ohne äußerliche Beredtſamkeit, durch glückliche Gedanken kräftig zu faſſen, und füllte eine geraume Zeit die Lücken, welche die Neuheit der Sache überall übrig ließ, durch geiſtigen Antrieb aus, bis ſpäterhin leider das Sinken ſeiner perſönlichen Kraft dem allgemeinen Sinken der Meinung weniger nachfolgte als voranging. Ihm kräftig zur Seite ſtand Friedrich Perthes, ein edler deutſcher Mann, voll beweglichen Geiſtes, der in einem lautern und empfindungsreichen Gemüth wurzelt. Seine unermüdliche Thätigkeit im Anregen, Berathen, Ausgleichen und Zurechtſprechen wirkten mehr, als äußerlich in die Augen fiel. Die anerkannte untadelige Rechtſchaffenheit des Mannes, und die ihm eigne Mäßigung im Handeln, hatte ſchon früher ſeinem ſtillen Thun großen Einfluß bei den Mitbürgern, ſeiner Perſon Zuneigung und Vertrauen bei den Wohlgeſinnten und Edlen verſchafft. Als einen wackern Förderer der deutſchen Sache müſſen wir auch hier den geſchäfts- und ſtaatskundigen Banquier Dehn aus Altona nennen, deſſen vielfache Kenntniſſe und einflußreiche Verbindungen großen Vortheil brachten. Nicht vergeſſen dürfen wir hier des Eifers, womit faſt alle hamburgiſchen Prediger in ihren Kanzelreden die Sache des Vaterlandes zu fördern ſuchten; ihr Wirken konnte in Hamburg um ſo kräftiger anregen, als hier die Religion und ihre Diener von jeher in großem Anſehn ſtanden. Auch einige andre öffentliche Bemühungen ſind dankbar anzuerkennen. Ein Rechtsgelehrter, Doktor Beneke, gab eine kleine Schrift unter dem guten Titel „Heergeräthe für die hanſeatiſche Legion“ heraus, geſchichtliche äußerſt zweckmäßige Nachrichten, verbunden mit edlen Ermahnungen; die Grundſätze und Abfaſſung ſind gleich muſterhaft, und wir tragen kein Bedenken, dieſe Schrift für eine der beſten zu erklären, welche dieſe Zeitbegebenheiten hervorgerufen haben. Der Verfaſſer einer andern Schrift, „Patriotiſche Beherzigungen“ betitelt, iſt nicht bekannt geworden; auch ſie enthält viel Vorzügliches. Ein Liederbuch für die hanſeatiſche Legion, aus alter und neuer Zeit geſammelt, lieferte Runge, der Bruder des gleichnamigen Künſtlers, durch deſſen frühen Tod die Kunſt wie ſeine Freunde einen ſchmerzlichen Verluſt erlitten. Der unzähligen Flugſchriften, Tageblätter und Lieder von unterm Range erwähnen wir nicht. Alte Zeitungen lebten wieder auf; den „Unpartheiiſchen Korreſpondenten“ mit dem hergeſtellten hamburgiſchen Wappen begrüßte der Dichter Leopold Graf zu Stolberg durch eine feurige Ode. Neue Blätter traten hervor. Unter dieſen war der „Deutſche Beobachter“ beſonders heftig, und hatte unter allen deutſchen Blättern wohl die meiſte Kühnheit. Pfuel und Canitz gaben Beiträge. Man hielt ſich ſchadlos für den erlittenen Zwang, und las eifrig die dargebotenen Schriften.

In Lübeck wiederholte ſich beinahe jedes, was in Hamburg geſchah; die geringere und weniger zuſammengeſetzte Volksmenge geſtattete dort ruhigere Ueberſicht, und der Ordnungsgeiſt und die Tüchtigkeit der Einwohner zeigte ihre vortheilhafte Wirkung auch in den jungen Kriegesſchaaren, welche die Stadt zur hanſeatiſchen Legion beitrug, und welche ſich an Haltung und Auswahl ſogar vor den Hamburgern auszeichneten. Den dortigen Zuſtand im Allgemeinen giebt folgendes Schreiben des Oberſtlieutenants Konſtantin von Benkendorf an Tettenborn zu erkennen: „Mein Herr General! Indem ich die Ehre habe, Ihnen die noch offenen Liſten über den Fortgang der hieſigen Rüſtungen einzuſenden, kann ich mir das Vergnügen nicht verſagen, Ihnen auch im Allgemeinen die erfreulichſten Berichte über die Stimmung und den Eifer der hieſigen Einwohner mitzutheilen. Die Zahl derjenigen, welche ſich freiwillig zu den Waffen geſtellt haben, und die hoffentlich in kurzem über tauſend begreifen wird, könnte zwar ſchon allein den guten Geiſt beweiſen, der in Lübeck herrſcht, und ſo kräftige Anſtrengungen hervorbringt; allein auch auf jede andre Art, öffentlich und im Stillen, hat ſich die Vaterlandsliebe und der Sinn für edle Hingebung bewährt, welche man von einem braven und der Freiheit noch nicht allzu lange entwöhnten Volke erwarten konnte. Die ſchöne Begeiſterung für die gute Sache hat ſich nicht minder wirkſam in der Summe ſowohl, als in der Art der freiwilligen Gaben bezeigt, die noch täglich für die neuen Bewaffnungen zuſtrömen, und zu welchem beſonders die Frauen mit ausgezeichnetem Eifer beigetragen haben, indem ſie ihren letzten Schmuck darbrachten, deſſen äußerliche Zierde ſie freilich nie ſo ſchmücken konnte, wie die edle Geſinnung, die ſie demſelben entſagen hieß. Ich bekenne mit Freuden, daß ich alle Urſache habe, mit dem, was gegenwärtig geſchieht, zufrieden zu ſein, und daß ich das feſte Vertrauen hege, die genommenen Maßregeln und die eifrige Thätigkeit der Bürger immer wirkſamer werden zu ſehen. Ich ſage Ihnen, mein Herr General, den lebhafteſten Dank für den glücklichen Auftrag, den Sie mir ertheilt haben, die erſten Schritte dieſer frohen Bewegungen einzuleiten. Ich habe die Ehre u. ſ. w.

Benkendorf.“

Mittlerweile hatte Tettenborn die Hälfte ſeiner Reiterei über die Elbe auf der Straße nach Bremen vorgeſandt. Der franzöſiſche General Morand, der ohne Noth ſich mit ſeinen Truppen bis zur Weſer zurückgezogen hatte, ſchien ſeinen Fehler wieder gut machen zu ſollen, und rückte, vermuthlich auf ausdrücklichen höheren Befehl, wieder gegen die Elbe vor, indem er ſogar die Abſicht äußerte, auch Hamburg wieder zu beſetzen. Die Koſaken ſchwärmten um das geſchloſſene Fußvolk herum, und neckten und beunruhigten daſſelbe, ohne jedoch ſeinen Marſch hindern zu können. Sie zogen ſich nach Maßgabe des feindlichen Anmarſches zurück, und der Feind kam wieder in die Gegenden, welche gegen ihn die Waffen ergriffen hatten. Die Nachricht von der Annäherung der Franzoſen erregte in Hamburg Beſtürzung und Sorgen, Geflüchtete vom linken Elbufer verbreiteten Angſt und Schrecken; man hatte ſich zu ſehr dem Taumel des Glücks überlaſſen, um nicht auf ſolche Wechſel, wie jetzt plötzlich als möglich erſchienen, gänzlich unvorbereitet zu ſein. Dieſe niederſchlagenden Eindrücke wirkten zu heftig und zu allgemein, als daß man nicht hätte verſuchen ſollen, ihnen den Troſt, den man mit Wahrheit geben konnte, in wenigen beruhigenden Worten zu ſagen. Tettenborn ließ am 27. März folgenden Aufruf anſchlagen: „Hamburger! Einige unter euch ſcheinen beunruhigt über das Anrücken der Franzoſen von Bremen her, ich finde daher nöthig, mit euch zu reden, damit ihr wißt, um was es ſich handelt. Der Feind, der ſich ohne Grund vom linken Elbufer bis Bremen zurückgezogen hatte, rückt wieder, wie vorauszuſehen war, auf der Straße von Bremen vor, um die Bewegungen auf dem platten Lande zu dämpfen. Doch er wird die Bewegungen auf dem platten Lande nicht dämpfen, ſondern nur noch mehr zu ſeinem Verderben aufregen! Die Sturmglocke geht im ganzen Lande; von allen Seiten ziehen die Bauern, von Offizieren geleitet und von 600 Koſaken unterſtützt, heran gegen den Feind. Es iſt dieſelbe Abtheilung, die ich vor zehn Tagen über die Elbe geworfen habe, und auch jetzt bin ich allein hinreichend, um allen ihren Unternehmungen die Spitze zu bieten. Hamburger! ihr werdet 20,000 Feinde nicht zu fürchten haben, wenn ihr muthvoll ſeid, und bereit, das Eurige zu thun. Die wenigen Hunderte, ohne Reiterei, und bald von allen Seiten umringt und geängſtigt, dürfen euch nicht beunruhigen. Der Feind iſt nicht im Stande, etwas zu unternehmen. Um ſo weniger, da die Generale Tſchernyſcheff, Benkendorf und Dörnberg bereits am 25. dieſes Monats über die Elbe gegangen ſind, alle dieſſeits geſtandenen feindlichen Vorpoſten aufgehoben, und ihre Vorpoſten bereits bis Salzwedel vorgeſchoben haben.“

Niemals hat ſich eine Verſicherung dieſer Art glänzender bewährt. Man vertraute zwar den gegebenen Hoffnungen gern, niemand aber konnte eine ſolche Erfüllung erwarten, wie die war, welche alsbald erfolgte! Da man erfuhr, daß bei den Truppen des Generals Morand viele Sachſen befindlich, ſo erließ Tettenborn einen Aufruf an ſie, der ſie zum Uebergehn aufforderte, und alſo lautete: „Sachſen! Hört, was ich euch ſagen werde: ihr ſeid betrogen und verrathen! Die Franzoſen ſchleppen euch im Lande herum, hierhin, dorthin, um das Landvolk zu ſchrecken, das in gerechter Wuth über die von den Franzoſen erlittenen Mißhandlungen überall die Waffen ergreift; ſie ſchleppen euch herum, um unter euerm Schutze ſich ſelbſt vom Untergange zu retten. Ihr ſeid von tauſend Koſaken und Jägern umringt, und ſchon läutet die Sturmglocke im ganzen Lande. Alles, was deutſch iſt, ſteht auf; und ihr nur wollt noch fechten für eure Unterdrücker, und gegen die, welche euch befreien wollen? Ihr wißt nicht, was vorgeht; die ruſſiſchen und preußiſchen Heere rücken bereits unaufhaltſam in eurem Vaterlande vor; in Dresden ſprengte Davouſt eure ſchöne Brücke aus Muthwillen, um ſich an den Einwohnern zu rächen, die dem General Reynier die Fenſter eingeworfen und einige drohende Reden gegen übermüthige Franzoſen ausgeſtoßen hatten. Ueberall flieht der Feind aus eurem Vaterlande, alle Gegenden verheerend, durch welche er zieht. Jetzt bedenkt und erwägt! Wollt ihr noch fechten gegen uns, ſo iſt Untergang, ſchmählicher Untergang euer Loos; denn jeder Deutſche, ſo hat der Kaiſer, mein Herr, befohlen, der mit den Waffen in der Hand gefangen wird, ſoll nach Sibirien geſchickt werden. Wollt ihr dagegen nicht fechten für eure Feinde, ſo werdet ihr an uns eure Brüder finden."

Der Zeitpunkt ſchien günſtig, um die zwar ſchon eingeleitete, aber noch auf Schwierigkeiten ſtoßende Errichtung der Bürgergarde raſch durchzuſetzen, und in dieſer Abſicht erſchien am 29. März abermals eine Bekanntmachung an die Einwohner Hamburgs, deren unruhige Beſorgniß ſchon wieder einigermaßen in thätigen Eifer erloſchen war und nur durch wenige Uebelgeſinnte noch genährt wurde; ſie lautete: „Gerüchte, wie die, welche geſtern in Umlauf waren, liefern einen untrüglichen Probeſtein des Muthes und der Feſtigkeit des Volks. Hamburger! ich habe den eurigen bewährt gefunden, und ich lobe das Vertrauen, welches ihr in die Maßregeln ſetztet, die von mir zur Sicherheit der Stadt genommen waren. Eure Selbſtvertheidigung darf ſich jedoch nicht auf ein augenblickliches Aufgebot, das nur im Momente der Gefahr ſtattfindet, gründen, ſondern muß gehörig vorbereitet und geordnet ſein. Damit ihr Vertrauen zu euch ſelbſt gewinnt, ſoll die Bürgergarde unverzüglich organiſirt werden. Eilet, euch einſchreiben zu laſſen, eilet, ein mächtiges Bollwerk gegen jeden vorrückenden Feind aufzuſtellen! Heß iſt euch zum Anführer geſetzt, vertraut ihm, wie er euch vertraut. Das große Ziel der Befreiung im Auge, muß jeder mit ſeiner ganzen Kraft es zu erreichen beitragen, und Hamburg müſſe unter allen Städten des ſich befreienden Deutſchlands groß, würdig und kraftvoll gerüſtet daſtehn.“

Bevor jedoch der Erfolg dieſer Anordnungen gegen den Feind wirkſam werden konnte, übereilte dieſen, unter welchem leider die Sachſen mitbegriffen blieben, ein raſches Verderben. Der engliſch-hannöverſche General von Dörnberg, eine aus Ruſſen und Preußen gemiſchte Schaar von etwa 2000 Mann befehligend, war ſchon am 14. März bei Werben über die Elbe gegangen, hatte ſich aber vor der feindlichen Uebermacht, die ſich von Magdeburg aus gegen ihn wandte, wieder auf das rechte Elbufer zurückziehen müſſen. Inzwiſchen war General Morand mit 3000 Mann und 11 Kanonen über Toſtädt nach Lüneburg vorgerückt, wo die Einwohner kurz vorher unter dem Beiſtand von 50 Koſaken eine franzöſiſche Schwadron, welche die Stadt beſetzen wollte, mit den Waffen in der Hand zurückgetrieben hatten. Ein hartes Schickſal ſchien deßhalb die unglückliche Stadt zu erwarten, und keine Hülfe ſie retten zu können. Die Franzoſen waren kaum eingerückt, als ſie auch ſchon die Schlachtopfer ausſuchten, die ihrer Rache fallen und am 2. April Vormittags erſchoſſen werden ſollten. General von Dörnberg hatte ſich aber mit Tſchernyſcheff und Alexander von Benkendorf vereinigt, war auf's neue über die Elbe gegangen, und gegen Lüneburg ſtracks im Anzuge. Sie trafen eben zu rechter Zeit ein, um die Sache des Feindes zu hindern, und griffen ihn mit Ungeſtüm an. Die Franzoſen wehrten ſich tapfer, doch als General Morand tödtlich verwundet worden, und nirgends ein Ausweg zu erſehen war, ſtreckten die übrigen das Gewehr. Tettenborn hatte dem Feinde 600 Koſaken in den Rücken geſchickt, und ihm dadurch jedes Entkommen unmöglich gemacht. Ein vollſtändigerer Sieg und ein glänzenderes Gefecht können wohl ſchwerlich gefunden werden. Die Truppen hatten die größte Tapferkeit bewieſen, und den durch Zahl und Stellung ſtärkern Feind nicht nur geſchlagen, ſondern vernichtet. Die Einwohner ſelbſt hatten abermals an dem Gefechte Theil genommen, und mehrere Franzoſen niedergemacht. Man rühmte auch die Unerſchrockenheit eines Lüneburger Mädchens, Johanna Stegen genannt, die im heftigſten Feuer den preußiſchen Jägern Pulver und Blei zugetragen hatte.

Der Sieg Dörnberg's bei Lüneburg verbreitete in Hamburg die außerordentlichſte Freude, die zaghafteſten Gemüther wurden wieder beruhigt, man faßte wieder Vertrauen und neuen Eifer für die Sache des Vaterlandes. Dieſer Ausgang brachte alles ſchnell wieder in Bewegung, was in der Erwartung und Ungewißheit deſſelben geſtockt hatte. Jetzt erſt glaubten ſich endlich auch die an den Kaiſer abgeordneten beiden Rathsherren mit Sicherheit auf die Reiſe begeben zu können.

Indeß mußte der diesmal geſcheiterte Verſuch der Franzoſen, ſich wieder an der Niederelbe feſtzuſetzen, die Beſorgniß begründen, daß ein ſolcher ſich günſtiger wiederholen könnte; überhaupt aber gewährte der Gang der Kriegsereigniſſe in Sachſen nicht mehr die glänzenden Hoffnungen, welche man vor einiger Zeit gehegt hatte, Deutſchland baldigſt bis an den Rhein befreit zu ſehen. Unter ſolchen Umſtänden konnte auch Hamburg noch große Gefahr zu beſtehen haben, und wurde es nöthig, die raſche Eroberung der Koſaken durch gediegene Vertheidigungsmittel zu behaupten. Da die Hauptſtärke der Ruſſen und Preußen in Sachſen keine Truppen mehr abgeben konnte, ſo blieb Tettenborn auf die Mittel angewieſen, die er ſelber noch erſt hervorrufen ſollte. Außer den 500 mecklenburgiſchen Grenadieren, die ſein perſönliches Uebergewicht ihm geſchafft hatte, erlangte er noch mit Mühe, daß ihm der preußiſche Hauptmann von Lucadou mit 200 Mann zugeſchickt wurde. Die hannöverſchen Truppen, die ſich unter Tettenborn's Schutz und Beiſtand eiligſt zu bilden angefangen hatten, waren entweder noch nicht fertig, oder die ſchon fertigen die Elbe weiter hinauf gezogen, wo ſich unter dem Oberbefehl des Generals Grafen von Wallmoden ein beſonderer Heertheil des künftigen Nordheeres bilden ſollte. Unter dieſen Umſtänden verdoppelte Tettenborn ſeinen Eifer, die hanſeatiſchen Truppen baldigſt in's Feld zu ſtellen. Hamburg lieferte 2 Bataillons und 6 Schwadronen, Lübeck 2 Schwadronen und 600 Mann zu Fuß. Das erſte Bataillon wurde dem Hauptmann von Stelling anvertraut, das zweite dem Hauptmann von Glöden, die 600 Lübecker bildeten mit den 200 Preußen des Hauptmanns Lucadou unter deſſen Anführung das dritte hanſeatiſche Bataillon. Die Reiterei der Hanſeaten betrug gegen 1000 Pferde; die erſte Schwadron, von ihrem Rittmeiſter Godefroy befehligt, übte der Rittmeiſter von Herbert ein, und führte ſie auch zuerſt gegen den Feind in einem glücklichen Streifzug jenſeits der Elbe. Ein Bürger von Hamburg, Namens Hanſſt, hatte auf eigne Koſten eine ganze Schwadron ausgerüſtet, meiſtens Schlächtergeſellen, weil er ſelbſt ehemals Schlächtermeiſter geweſen war; weil er jedoch zur Befehlführung nicht taugte, ſo wurde er nur als Stabsrittmeiſter angeſtellt, und dadurch ſein Ehrgeiz mehr gekränkt als befriedigt. Auch an Geſchütz wurde gedacht, und es gelang, zwei Batterieen zu errichten, eine von 6 Stücken zu Fuß, welche dem Hauptmann Wertheim, und eine reitende von gleicher Anzahl, welche dem Hauptmann Spooreman übertragen wurde; außer dieſen beiden Offizieren, die ſich willig angeboten, wäre kein dritter dieſes Fachs zu finden geweſen! Eben ſo hielt es ſchwer, die nöthigen Artilleriſten zur Bedienung der Kanonen zuſammenzubringen, da hier unmöglich, wie bei andern Waffen, bloße Neulinge eintreten durften. Beinahe alle Gegenſtände der Bewaffnung und Ausrüſtung fehlten, und waren nur mit unſäglicher Mühe und großen Koſten zuſammenzubringen. Nicht allein, daß es an Gewehren mangelte, auch ſogar Piſtolen und Säbel waren nicht in hinreichender Anzahl aufzutreiben; in der Eile wurden fürerſt Piken für das Fußvolk ausgetheilt; auch einige Schwadronen empfingen ſtatt der Säbel nur Lanzen, welche ſie nachher aus Wahl beibehielten.

Die Bürgergarde, gleichfalls füreſt nur mit wenigen Gewehren, und größtentheils nur mit Piken verſehen, wurde fleißig geübt, und fing nach und nach an, ſich in das ungewohnte Neue zu finden, und der Ernſt der Sache drängte ſchnell alle die Spielereien und Lächerlichkeiten zurück, welche bei ſolchen erſt im Entſtehen begriffenen Anſtalten kaum zu vermeiden ſind. Herr von Heß griff die Sachen entſchieden und tüchtig an, und leiſtete Außerordentliches. Wären unter allen dieſen Bewaffneten nur 1000 Mann Preußen oder andre deutſche Soldaten von einiger Dienſtkenntniß und Kriegserfahrung geweſen, ſo hätte ſich das Neue, dem es nur an Unterricht und Muſter fehlte, bald an dem Alten erziehen und ihm gleichartig werden können. Allein die Mannſchaft, welche den Hanſeaten und der Bürgergarde zum Vorbild und Anhalt dienen konnte, war der Zahl nach zu gering, und überdies auch ſelber ſchon größtentheils anderweitig gebraucht.

Die Bewegung des General Morand, die mit der Niederlage bei Lüneburg geendigt hatte, war in der That nicht ſo ganz planlos geweſen, als ſie beim erſten Anblick ſcheinen mochte. Es zeigte ſich gleich darauf, daß ſein Vorrücken gemeinſchaftlich mit andern Truppen, welche von der Elbe kamen, angeordnet und Lüneburg zum Vereinigungspunkte beſtimmt geweſen war. General Montbrun rückte mit 4000 Mann, denen der Marſchall Davouſt an der Spitze der Haupttruppe folgen ſollte, am 4. April in Lüneburg ein, wo er aber ſtatt des Generals Morand nur die Spuren ſeiner Niederlage fand. Dörnberg hatte ſich nämlich nach Boitzenburg zurückgezogen, um den dortigen Uebergang über die Elbe, den der Feind wohl hätte mit ſeiner Macht verſuchen können, zu vertheidigen. Hamburg ſah ſich auf's neue bedroht, die Stadt war offen, zwar mit Wällen umgeben, aber die Bruſtwehren und Thore waren abgetragen, und die Brücken überall unterdammt; es fehlte an Geſchütz, die Beſatzung beſtand faſt nur aus Reiterei. Die Einwohner kamen in große Bewegung; man hatte durch die frühere Unruhe ſchon gelernt, daß Hamburg der Schauplatz kriegeriſcher Ereigniſſe werden könne, und daß man auf ernſthafte Prüfung gefaßt ſein müſſe. Der Muth und Eifer der Beſſern war mit dieſem Gedanken vertraut, und zweifelte nicht, ſich gegen den verhaßten Feind durch eigne Kraft zu behaupten. Tettenborn verſäumte keinen Augenblick, die Maßregeln zu treffen, welche die Umſtände erforderten und zuließen. Die Truppen wurden in Bereitſchaft geſetzt, die gefahrvollſten Punkte bewacht, und wo Ueberſchwemmungen möglich waren, dieſe ſo weit vorbereitet, daß ſie auf den erſten Wink eintreten konnten. Glücklicherweiſe waren in dieſen Tagen einige tauſend Gewehre aus England angekommen, und konnten ſogleich vertheilt werden. Die drei hanſeatiſchen Bataillone wurden nun völlig bewaffnet; auch 3000 Mann der Bürgergarde empfingen Flinten, die übrigen mußten ſich noch ferner mit Piken behelfen. Der Major von Berger, der mit ſeinem Bataillon in Ratzeburg nur auf Waffen gewartet hatte, ſetzte ſich ſogleich nach deren Empfang in Marſch gegen die Elbe. Das erſte hanſeatiſche Bataillon marſchirte nach Bergedorf, das dritte nach dem Zollenſpieker, während das zweite noch in Hamburg blieb. Auch einige hanſeatiſche Reiterei rückte ſchon aus; die erſte Schwadron unter der Leitung des Rittmeiſters von Herbert. Beim Zollenſpieker kamen am 6. April die erſten hanſeatiſchen Truppen mit den Franzoſen in's Gefecht. Eine Abtheilung von 20 lübeckiſchen Schützen nebſt 10 Dragonern zu Fuß war über die Elbe gegangen, um Nachricht von dem Feinde einzuziehen. Sie ſtießen beim erſten Dorfe auf etwa 80 Mann franzöſiſchen Fußvolks, mit welchen ſie ein lebhaftes Geplänkel anfingen, worin die Franzoſen einige Leute verloren und zwei Lübecker verwundet wurden. Der Feind wagte ſich trotz ſeiner Ueberlegenheit faſt gar nicht hervor, und die Hanſeaten gingen unverfolgt und ohne weitern Verluſt über die Elbe zurück. Die Koſaken hatten ebenfalls fortdauernd glückliche Scharmützel, und täglich ſah man in Hamburg Gefangene und Ueberläufer, bald in größerer, bald in geringerer Zahl, einbringen. Der Feind fand nicht rathſam, an der Elbe zu verweilen, wo zahlreiche

Streifparteien in ſeinem Rücken jeden Augenblick ſeine Verbindungen unterbrachen, und ihm bei jedem unerwarteten Angriff das Beiſpiel des Generals Morand ſchreckend vorſchweben mußte. Er zog ſich von dem Ufer zurück. General Montbrun räumte am 9. April Lüneburg, und der Marſchall Davouſt ging mit allen ſeinen Truppen hinter die Aller zurück, deren Brücken er ſorgfältig hinter ſich abbrach. Den größten Theil der ruſſiſchen Reiterei nebſt 2 hanſeatiſchen Schwadronen und 2 ruſſiſchen Kanonen ſandte hierauf Tettenborn unter Anführung des Oberſtlieutenants von Benkendorf gegen die Weſer und bis vor die Thore von Bremen. Viele einzelne Unternehmungen und Plänkeleien, die immer glücklich ausfielen, übten die neuen Truppen, die mit den Koſaken vereint den Dienſt verſahen, und hielten den Feind in Unruhe.

Man hatte jedoch bei dieſer Gelegenheit eingeſehen, wie nothwendig es ſei, Hamburg vor einem erſten Anfall zu ſchützen, und war bedacht, die Stadt in ordentlichen Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Dieſe Aufgabe war nicht klein. Tettenborn ließ durch den Major von Pfuel die Oertlichkeit genau in Augenſchein nehmen, und die Punkte beſtimmen, wo Schanzen angelegt werden ſollten. Die erſte Vertheidigungslinie war die Elbe ſelbſt, mit ihren vielen Inſeln, vom Zollenſpieker bis Haarburg; allein bei einer Ausdehnung von vier Meilen blieb es ſchwer, jeden Punkt derſelben mit ſo wenigen Truppen zu beſetzen, und es war zu vermuthen, daß es dem Feinde bei wiederholten Angriffen gelingen müſſe, irgendwo durchzubrechen. Die ganze Gegend beſteht aus Niederungen, die durch Deiche gegen Ueberſchwemmungen geſchützt, und mit unzähligen Gräben durchſchnitten ſind. Der ganze Billwärder konnte unter Waſſer geſetzt werden, und die zweite Vertheidigungslinie bilden, in welcher die Stellung am Eichbaum von beſonderer Wichtigkeit war. Die Hauptſache blieb aber immer die nächſte Vertheidigung der Stadt durch ihre Wälle und durch einige vorliegende Werke, die theils aus alter Zeit übrig waren, theils erſt errichtet wurden. Der Hammer Brook, der ganz überſchwemmt wurde, machte von dieſer Seite Hamburg unangreifbar, ſo lange die Brücken über die Bille vertheidigt wurden, und hier waren die beſten Vorkehrungen getroffen. Ueberall an den bedrohten Stellen wurden Schanzen aufgeworfen und einiges Geſchütz aufgeſtellt, das, ſo unzulänglich es auch war, doch der Vertheidigung ein gutes Ausſehn gab; der Hauptwall erhielt ſeine Bruſtwehr wieder, ſo wie auch die Außenwerke an dem Steinthore; die Eingänge wurden durch Schanzen gedeckt, die unterdammten Thorbrücken wieder in ihren ehemaligen Zuſtand gebracht, indem man die Erde in tiefen Einſchnitten wegnahm, und ſo den Graben herſtellte. Auch auf der ſogenannten Feddel, einer Inſel jenſeits des Grasbrooks, ſtiegen Schanzen empor.

Alle dieſe Arbeiten wurden mit Eifer betrieben und bis zu Ende thätig fortgeſetzt, ſo daß man über das, was in der kurzen Zeit fertig oder doch der Vollendung nahe war, nicht genug erſtaunen konnte. Die Franzoſen ſelbſt, ſo gern ſie die Anſtalten der Ruſſen verkleinert und geſchimpft hätten, konnten nicht umhin, das Geleiſtete öffentlich zu loben. Außer dem Major von Pfuel hatte der Hauptmann Schäffer, ein vorzüglicher Genieoffizier, das größte Verdienſt um dieſe Sache; in dem weiten Bereich dieſer Befeſtigungen ordnete er alles ſelbſt an, führte die beſtändige Aufſicht, und leitete alles mit eben ſo großem Eifer, als bewährter Geſchicklichkeit; ohne ſich ſeiner Leiſtungen zu überheben, wirkte er im Stillen mit unermüdeter Anſtrengung fort, und war nicht allein geſchäftig, die Schanzen gegen den Feind anzulegen, ſondern auch ſie zu vertheidigen, wie er denn auf der Inſel Wilhelmsburg, auch außer ſeinem Beruf, freiwillig unter die vorderſten Plänkler in's heftigſte Feuer ging.

Zu gleicher Zeit war auch die Unzulänglichkeit der Bürgergarde vielfach zur Sprache gekommen, und die wohlgeſinnteren Bürger ſelbſt wünſchten nichts eifriger, als ſie geregelt und in ſtrengerem Dienſt unterrichtet zu ſehen, um ſie aus dem ungewiſſen Schwanken zu reißen, in welches die Unwiſſenheit über das, was zu thun ſei, und wie man ſich in eintretenden Fällen zu benehmen habe, ſie immer auf's neue verſetzen mußte. Friedrich Perthes war hiezu beſonders thätig, und indem er kräftig zur Einigkeit rieth und wirkte, und ſeinen Freund Heß auf alle Weiſe unterſtützte, war er zugleich bedacht, von einer andern Seite zu erſetzen, was dieſem fehlte. Man bedurfte eines einſichtsvollen, kriegserfahrenen und dienſtkundigen Offiziers, der mit Heß gemeinſchaftlich an der Spitze ſtehen, und die Formen, die zu militairiſcher Brauchbarkeit unentbehrlich ſind, nach und nach einführen ſollte. Tettenborn konnte keinen ſeiner Offiziere dieſem Geſchäft ganz hingeben, dem nur wenige im Stande waren vorzuſtehen, und das auch niemanden anlocken konnte, der ſchon an ſeinem militairiſchen Platze ſtand. Um ſo glücklicher war es, daß gerade derjenige, welcher durch Herz und Geiſt und Kenntniß dazu am meiſten erwünſcht ſein mußte, wenigſtens zum Theil dieſen Auftrag erhielt. Der Hauptmann von Canitz wurde beſtimmt, Heß mit Rath und That an die Hand zu gehen. Dies geſchah mit dem beſten Erfolg, und es wurde geleiſtet, was nur immer in der kurzen Zeit und unter dieſen Umſtänden möglich war. Freilich wäre zu wünſchen geweſen, daß er ganz und gar den Oberbefehl über dieſe Bürgergarde übernommen hätte; allein eben ſo ſehr ſchien der Geiſt dieſer Anſtalt einen Hamburger, und einen Bürger, zum Anführer zu erheiſchen, als das Verhältniß eines preußiſchen Offiziers nicht wohl auffordern konnte, ſich einer ſolchen Aufgabe zu unterziehen. Canitz verfaßte jedoch, außer dem wohlthätigen Einfluß, den er im Allgemeinen ausübte, für die Bürgergarde eine ſchriftliche Anweiſung, wie ſie ſowohl vor dem Feinde als auch in jedem andern Dienſte ſich zu verhalten habe, und legte ſo den Grund zu einer Anordnung und Brauchbarkeit, die leider nicht Zeit behielt, ſich völlig zu entwickeln.

War in dieſem Zweige der hamburgiſchen Angelegenheiten vieles, was den treuen Freund der vaterländiſchen Sache bekümmerte, und nach Mitteln ausſehen ließ, das Gehemmte zu fördern, das in falſcher Richtung Schreitende zu berathen, ſo mußte in andern Zweigen, die nicht ſo unmittelbar mit der ruſſiſchen Behörde zuſammenhingen, und durch deren Antrieb gekräftigt werden konnten, der Mangel an lebhafter Regſamkeit und geordnetem Eingreifen zu wahrer Verwirrung werden, für welche man vergebens ſich nach Hülfe umſah. Es wurde bei dieſer Gelegenheit zum Erſtaunen offenbar, wie karg unter die Menſchen die Gabe ſtaatsordnender Einrichtungen und die Fähigkeit zu geſetzgeberiſcher Wirkſamkeit vertheilt ſind. Jeder weiß, was Noth thut, jeder erkennt den Fehler, wo es gebricht, jeder fühlt ſich willig, zum Guten zu helfen; aber öffentliches Auftreten, entſchloſſenes Anfangen und Fortreißen der Genoſſen wird durch tauſend Umſtände des bürgerlichen und geſelligen Lebens gehindert, ſo daß es dann immer an dem Erſten fehlt, ohne welchen die zahlreichen Zweiten und Dritten ſich in ungenutzter Anlage verlieren. Der Mangel an ſittlichem Halt in den Begriffen und die Abweſenheit feſter Grundzüge in den Gemüthern des Volks hindern jede durchgreifende Maßregel Einzelner, die nicht von Gewalt, ja von Schrecken begleitet iſt.

Eine Hoffnung jedoch, dieſem Uebel in der Folge abgeholfen zu ſehen, zeigte ſich auch für Hamburg in der gemeinſamen Verwaltungsbehörde, welche der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen für das nördliche Deutſchland einſetzten, und der Leitung des Miniſters Freiherrn vom Stein übertrugen. Die Lage forderte laut einen ſolchen Mann, in deſſen ſtarker Seele der Eifer für die vaterländiſche Sache zu heftiger Leidenſchaft geworden war. Sein untadeliger Wandel und die Reinheit ſeiner Geſinnung gaben ihm das Recht furchtloſer Strenge und Wahrheit gegen jederman. Als ſeine Gehülfen nannte man die trefflichſten Männer. In Hamburg hegten mehrere angeſehene Einwohner den Wunſch, es möchte der preußiſche Geheime Staatsrath Niebuhr als Beauftragter der Mächte dort erſcheinen; in ſeiner frühern Stellung als Bankdirektor zu Kopenhagen hatte er den Ruf großer Geſchäftskenntniß und ſtrenger Rechtſchaffenheit erworben, und wiewohl er ſeitdem in Preußen aus aller Staatsthätigkeit zurückgetreten war, um ſich ganz ſeinen gelehrten Arbeiten zu widmen, ſo hatte er doch dieſe bei dem erſten Schimmer der beſſern Hoffnungen wieder verlaſſen, in Berlin ein neues Tageblatt, den preußiſchen Korreſpondenten, gegründet, und ſuchte kräftigſt im vaterländiſchen Sinn einzuwirken. Mit Perthes, Heß, mit Dehn in Altona, und vielen Andern, ſtand er in freundſchaftlichen Beziehungen; es war die Rede davon, aus eignem Antrieb ihn zu berufen, da er denn, an der Spitze ſolchen Zutrauens, leicht die Beſtätigung abſeiten der Mächte würde empfangen haben. Das Gerücht nannte bald auch andre preußiſche Staatsbeamte, denen die Verwaltung der Hanſeſtädte abſeiten Stein's zugedacht ſein ſollte, und mit Wohlgefallen wurde der Name Stägemann vernommen; allein die Ernennung verzögerte ſich, und fiel endlich auf keinen der Genannten, ſondern auf den ruſſiſchen Geheimen Rath von Alopeus, den ältern der beiden Brüder, einen Mann von ſtarkem Karakter und von großem Rufe in der Diplomatik, der aber ſelbſt bekannte, ſich in ſeiner neuen Beſtimmung noch ziemlich fremd zu fühlen. Er war zum Kommiſſarius für die deutſchen Länder nördlich der Elbe beſtellt, traf aber in einer Zeit ein, wo Hamburg ſchon täglich in Gefahr ſchwebte, und er blieb daher in Mecklenburg, wo er ſpäterhin ſich der hamburgiſchen Sachen zwar annehmen wollte, jedoch ohne Frucht und faſt ſchon ohne Gegenſtand. Für Hamburg fiel alſo dieſe wichtige Hülfe, welche ſich aus der Stein'ſchen Verwaltungsbehörde hätte ergeben können, durch die anfängliche Säumniß und die nachherigen Umſtände gänzlich aus.

Inzwiſchen hatte Tettenborn von Seiten der Dänen immer größere Annäherung erfahren, ſie bewarben ſich fortdauernd um die Freundſchaft der Ruſſen, und ſuchten dieſelben durch zuvorkommende Gefälligkeit zu verdienen. Nicht nur die Ruſſen und Hamburger, ſondern auch die Engländer ſelbſt, fanden die Elbſchifffahrt vollkommen frei, ſogar von Altona ſegelten Schiffe nach England ab, das Kriegsverhältniß zwiſchen Dänemark und England ſchien vergeſſen; auch ſpäterhin, als die Elbe wegen der franzöſiſchen bewaffneten Fahrzeuge nicht mehr ſicher war, ging der Poſtenlauf nach England durch Holſtein bis zum Ausfluß der Elbe ohne irgend ein Hinderniß. So war auch an die däniſchen Behörden in Holſtein der Befehl von Kopenhagen ergangen, die von den Ruſſen wieder eingeſetzten hanſeatiſchen Obrigkeiten anzuerkennen, und mit ihnen als ſolchen in Verkehr zu treten. Noch entſchiedener bezeigte ſich die freundſchaftliche Geſinnung der Dänen durch die vertrauliche Eröffnung, welche Tettenborn abſeiten der däniſchen Befehlshaber empfing, daß ſie angewieſen ſeien, alle ihre Truppen, ſobald der General es verlange, ihm zur Beſetzung von Hamburg und Lübeck anzubieten.

Was mit dieſer letztern Zuvorkommenheit gemeint ſei, erklärte ſich bald durch ein Schreiben des Fürſten Sergius Dolgorukii, der am 23. März mit beſondern Aufträgen des Kaiſers Alexander in Kopenhagen angekommen, und mit dem däniſchen Kabinet in raſche Verhandlung getreten war. Der Kaiſer, wohlgeſinnt für Dänemark, hatte wie überall ſo auch hier den Weg der Güte und Ausgleichung verſuchen wollen, und ſeinen Abgeſandten beauftragt, dem däniſchen Hofe für den Verluſt von Norwegen, der durch die früheren mit Schweden geſchloſſenen Verträge wider Dänemark ausgeſprochen war, reichliche Entſchädigung zu verheißen, im Falle Dänemark gleich auf der Stelle dem franzöſiſchen Bund entſagen und ſeine Waffen mit denen der Ruſſen und Preußen vereinigen wollte. Der däniſche Hof war auf dieſe Eröffnung eingegangen, und wünſchte ſich in der Ausſicht auf jene Entſchädigung zunächſt der Hanſeſtädte zu verſichern. Der Fürſt Dolgorukii, erfreut über das ſchnelle Gelingen ſeiner Unterhandlung, und voll Eifer, der Sache der Verbündeten einen im Augenblicke ſo bedeutenden Zuwachs von Streitkräften zuzuwenden, ſagte den Dänen die einſtweilige Beſetzung von Hamburg und Lübeck zu, und forderte demgemäß Tettenborn auf, ungeſäumt die beiden Städte den däniſchen Truppen zu überlaſſen, und dagegen deren unmittelbare Mitwirkung gegen die Franzoſen zu gewärtigen. Tettenborn, höchſt betroffen über eine Zumuthung, welche den Fortgang des ſo glücklich begonnenen Werkes der Befreiung plötzlich zu hemmen, das Beiſpiel des Aufſtandes gegen den Feind für das übrige Deutſchland zu vernichten, und alle Hülfsquellen dieſer Gegenden für den Augenblick in fremde Hände zu liefern drohte, war weit entfernt, hierauf ſo ſchnell einzugehen. Er wußte, daß des Kaiſers Abſicht nicht ſei, die kaum hergeſtellte Freiheit und Selbſtſtändigkeit der Hanſeſtädte gefährden zu laſſen, er durchſchaute die Sache in allen ihren Beziehungen, ſowohl politiſchen als militairiſchen, und verſagte einen Schritt, welchen auszuführen er ſich nicht einmal für befugt halten durfte. Er antwortete dem Fürſten Dolgorukii, daß er eine Sache von ſolcher Wichtigkeit nicht ohne unmittelbaren Befehl ſeiner Kriegsobern entſcheiden könne, und überdies das Geforderte dem Vortheile des Kaiſers und ſeiner Verbündeten keineswegs gemäß halte. Er beförderte ſogleich einen Eilboten in das große Hauptquartir, um über dieſen Vorgang zu berichten, und die wahre Lage der Dinge dort würdigen zu laſſen. Was er vorausgeſehen hatte, geſchah; der Kaiſer Alexander belobte Tettenborn's richtige Anſicht und kluge Zurückhaltung, und empfahl ihm die fernere Behauptung der beiden Städte; der Fürſt Dolgorukii, ſo wurde hinzugefügt, ſei in ſeinem Eifer, wenn auch in beſter Abſicht, zu weit gegangen, und ſeine mit dem däniſchen Kabinet genommene Abrede wurde als ein Ueberſchreiten ſeiner Vollmachten für ungültig erklärt. Den däniſchen Befehlshabern, welche nach den von Kopenhagen empfangenen Weiſungen nun immer zudringlicher ihren Beiſtand anboten, und ſich bereit erklärten, Hamburg und Lübeck mit ihren Truppen zu beſetzen, dankte Tettenborn mit großer Höflichkeit für ihr Anerbieten, von welchem er ſich vorbehielt Gebrauch zu machen, ſobald die Umſtände, die jedoch in dieſem Augenblicke noch nicht dringend wären, es erheiſchen würden. So ſahen ſich die Dänen, welche gemeint hatten ihre Bereitwilligkeit nur zeigen zu dürfen, um eiligſt in den Beſitz der beiden wichtigen Städte zu gelangen, jetzt nur auf weiteres Abwarten verwieſen, und durch ihr eignes Wort ſich zu denjenigen Leiſtungen verpflichtet, die abgeſondert von dem vorausgeſetzten Gewinn ihnen nur eine bedenkliche Laſt ſein konnten!

Das däniſche Kabinet verfolgte indeß, ungeachtet das Ausweichen Tettenborn's einige Verſtimmung verurſachte, ſeine neue Richtung mit thätigem Eifer. Dänemark ſchien in der That, den Verbündeten angeſchloſſen, nach eigenem

Willen eine große Rolle übernehmen zu können, ſich gewiſſermaßen die Stelle und das Verdienſt, welche für Schweden offen ſtanden, noch vor dieſem aneignen, und bei günſtiger Wendung des Krieges die größten Vortheile hoffen zu dürfen. In dieſem Sinne wurden ungeſäumt die nöthigen Schritte gethan. Der Graf Karl von Moltke wurde an den ruſſiſchen Kaiſer, der Graf Joachim von Bernſtorff mit umfaſſenden Vollmachten nach London abgefertigt, um Dänemarks Beitritt zu dem Bunde gegen Frankreich anzubieten, und auf möglichſt vortheilhafte Bedingungen abzuſchließen. Tettenborn empfing von beiden Unterhändlern auf ihrer Durchreiſe durch Hamburg die beſten Zuſicherungen über die Entſchiedenheit jenes Beitritts, und über den Nachdruck, mit welchem derſelbe ausgeführt werden würde; ſie wiederholten eifrigſt das Anerbieten däniſcher Hülfstruppen, und in gleichem Sinne lauteten die fernern Briefe des Fürſten Dolgorukii aus Kopenhagen, ſo wie die Erklärungen des Generals von Wegener und des Oberſtlieutenants von Haffner, welche wiederholt verſicherten, ſie hätten Befehl, ihre Truppen auf das Verlangen Tettenborn's vorrücken zu laſſen. Einen unangenehmen Eindruck machten neben dieſen Verſicherungen einige freilich aus untergeordnetem Betrieb hervorgegangene Verſuche, unter den Einwohnern von Hamburg den Wunſch anzuregen, daß die Stadt ſich in den Schutz und die Obhut Dänemarks begeben möchte, wobei denn die Geſinnungen und Abſichten der Ruſſen mehrfach verdächtigt, und auch die Verhandlungen des Fürſten Dolgorukii in mancherlei Entſtellungen abſichtlich verbreitet wurden. Es war nicht zu verwundern, wenn allerdings manche Hamburger unter ſolcherlei Gerüchten und Vorſtellungen einiges Bedenkliche aufgriffen, und mit der Zuverſicht auch den Eifer ſinken ließen. Doch von andrer Seite wurde derſelbe wieder um ſo ſtärker angefacht.

Während alles dieſes vorging, begann es nämlich an der obern Elbe, nach einem langen, damals unbegreiflich dünkenden, und gewiß höchſt nachtheiligen Stocken der Kriegsbewegungen, nach und nach lebhaft zu werden, und alles deutete auf ein nachdrückliches Vorrücken der Heere. Die

Schweden, die noch zögerten, die Dänen, die bereit ſtanden, beide ſchienen kaum noch einigen Theil an dem Feldzuge gewinnen zu können. Das, was geſchehen war, ſchien über das, was bevorſtand, zu täuſchen. Die nordiſchen Hülfstruppen konnten der, wie man meinte, anderweitig genugſam verbürgten Sicherheit Hamburgs, ein überflüſſiger Zuwachs erſcheinen, die Aufſtände in den Ländern jenſeits der Elbe verſprachen einen ungeheuren Stoff zur Bildung neuer Kriegsvölker, wie damit auch im Mecklenburgiſchen, in Hamburg und Lübeck thätig fortgeſchritten wurde. Dieſe und ähnliche Betrachtungen mögen wohl Urſache geweſen ſein, daß man nicht für nöthig hielt, neue Truppen nach der untern Elbe abzuſenden, indem nur etwa 150 Mann preußiſcher Dragoner unter dem Major von Schill, einem Bruder des bei Stralſund gebliebenen, als einziger Nachſchub ankamen. Dagegen traf am 17. April der Generallieutenant Graf von Wallmoden in Hamburg ein, der den öſterreichiſchen Kriegsdienſt mit dem großbritanniſchen vertauſcht hatte, aber auch dem ruſſiſchen angehörte, und die Beſtimmung erhalten hatte, einen Heertheil des Nordheers zu befehligen, der aus verſchiedenen Bundestruppen zuſammengeſetzt werden ſollte. Der Ruf ſeiner Auszeichnung in frühern Feldzügen, ſeines hellen Blicks in die Staatsverhältniſſe, ſeiner tapfern Entſchloſſenheit vor dem Feind, und der edeln Eigenſchaften ſeines Gemüths, war ihm vorausgegangen, und vielmals wurde ſein Name in Deutſchland mit großen Erwartungen genannt. Er fand keine andern Truppen vor, als die wenig zahlreichen Abtheilungen Tettenborn's, Dörenberg's und Benkendorf's, und die neu errichteten, kaum völlig ausgerüſteten und jedenfalls ungeprüften Schaaren, welche wenigſtens einer Beimiſchung alter Truppen bedurft hätten, um an dieſen einen feſten Anhalt zu finden. Da jede jener Abtheilungen in ihrer Weiſe thätig war, und ſchon ihre durch den Augenblick gebotene Aufgabe hatte, ſo war an Zuſammenziehen dieſer Kräfte nicht zu denken, und eben ſo wenig an eine ſtrenge Einheit des Oberbefehls, da auf allen Punkten die Umſtände ſchnell wechſelten, und raſche Maßregeln forderten. Wallmoden erkannte dieſe Lage der Dinge und wollte nicht ſtörend in ſie eingreifen; er ließ Tettenborn die hamburgiſche Sache in der angefangenen Art fortführen, und begab ſich nach Lauenburg und weiter hinauf an der Elbe, von wo er ſpäter einige glückliche Züge gegen den General Sebaſtiani und den Marſchall Davouſt unternahm.

Tettenborn, der häufig den Uebungen der Fußvölker beiwohnte, und ſowohl die Hanſeaten und Bürgergarden, als auch die Arbeiten an den Feſtungswerken faſt täglich in Augenſchein nahm, hatte auch den Feind nicht aus den Augen verloren, ſondern eine ſtarke Schaar Reiterei nebſt zwei ruſſiſchen Kanonen unter Anführung des Oberſtlieutenants Konſtantin von Benkendorf gegen die Weſer vorgeſchickt. In Bremen war ſeit dem 27. März mit Napoleon's beſondern Aufträgen der General Vandamme angekommen, und ſollte in die vom General Carra-Saint-Cyr nur läſſig betriebene Kriegsanſtalten größere Thätigkeit bringen. Das Erſcheinen der Ruſſen und Hanſeaten ſo nah vor den Thoren ſetzte ihn in Wuth, allein da ihm wenig Reiterei zu Gebote ſtand, ſo konnte er nichts ausrichten. Die kleinen Gefechte fielen ſtets zum Vortheil der Ruſſen aus. Faſt täglich wurden aus dortiger Gegend Gefangene nach Hamburg eingebracht. Mit Ungeduld ſah Tettenborn dem Tage entgegen, an welchem er an der Spitze der neuen Fußvölker ausmarſchiren könnte, um das dem Feind ſo lang überlaſſen gebliebene und unter ſeinen Mißhandlungen ſeufzende Bremen ebenfalls zu befreien und als Hanſeſtadt wieder herzuſtellen.

Man hatte unabläſſig und mit unſäglicher Anſtrengung an der Ausbildung dieſer Truppen gearbeitet; in der Erwartung, ſie in kurzem ſo weit gefördert zu ſehen, daß ſie dem Feinde entgegengeführt werden könnten, wurde am 21. April in der großen St. Michaelis-Kirche die feierliche Weihe der Fahnen angeordnet, die von edlen Hamburgerinnen kunſtreich und prächtig geſtickt worden waren. Der ehrwürdige Senior der hamburgiſchen Prediger, Doktor Rambach, verrichtete die Feierlichkeit in Gegenwart Wallmoden's und Tettenborn's, des Senats und einer großen auserleſenen

Verſammlung, unter Paradirung aller in Hamburg anweſenden Truppen. Die allgemeine Stimmung machte den Tag zu einem rührenden und begeiſterten Feſte, und die vaterländiſche Geſinnung wurde hier durch die frommen Eindrücke kirchlicher Gebräuche geſteigert und befeſtigt. Auch das für die Einwohner der Hanſeſtädte eingeführte Zeichen des rothen Kreuzes im weißen Felde wurde nun immer häufiger am Hut getragen, und bald ohne irgend ein Geſetz ſo allgemein, daß ſich niemand ohne daſſelbe zeigen durfte. Als eines beſondern Ausdrucks der Geſinnungen der Hamburger für Tettenborn müſſen wir hier noch gedenken, daß demſelben durch einſtimmigen Beſchluß des Senats und der Bürgerſchaft das Ehrenbürgerrecht ertheilt wurde, eine Auszeichnung, welche ſeit dem tauſendjährigen Beſtehen der Stadt auf dieſe Weiſe vor ihm niemandem widerfahren war. Der Senator Bartels, deſſen Muth und Thätigkeit in dieſen drangvollen Tagen vielfach voranſtehen mußten, erließ an Tettenborn bei Ueberſendung des Bürgerbriefs ein Schreiben, welches ihm ſpäter den Grimm der Franzoſen und die Achtung von Seiten des Marſchalls Davouſt zuzog.

Vandamme indeſſen, da er die ruſſiſchen Truppen keinen ihrer häufigen Vortheile mit Nachdruck verfolgen ſah, urtheilte bald, daß es ihnen noch ganz an Fußvolk mangeln müſſe, und wollte daher den Schimpf, von einigen Koſaken und Hanſeaten auf Bremen beſchränkt zu ſein, nicht länger ertragen. Er rückte mit etwa 3000 Mann zu Fuß und 6 Kanonen am 22. April gegen Ottersberg vor, und drängte die ausgeſtellten Poſten bis Rothenburg auf den Haupttrupp zurück, indem die plänkelnden Koſaken wohl wie früher die dichten Maſſen des Fußvolks umſchwärmten, aber nicht durchbrechen, und alſo deren Marſch nicht aufhalten konnten. Allein kaum hatte Benkendorf bei Rothenburg die Zurückgedrängten aufgenommen, als er ſogleich mit ſeiner ganzen Reiterei, unterſtützt von zwei Kanonen, die vorgedrungenen Franzoſen ungeſtüm anfiel, ſie in die Flucht warf, und unausgeſetzt bis vor die Thore von Bremen verfolgte, unter beſtändigem Kartätſchenfeuer, das raſch vorrückend die flüchtigen Reihen lichtete und dem Feinde gegen 300 Mann tödtete und verwundete, während die Reiterei ihm über 100 Gefangene und alles Gepäck wegnahm, das derſelbe mit ſich geführt hatte. Die hanſeatiſche Reiterei hatte an dieſem Gefecht rühmlich Theil genommen, und die gute Vorbedeutung, die man daraus für das Betragen des hanſeatiſchen Fußvolks nehmen konnte, wurde eine Aufforderung mehr, daſſelbe bald auf die Probe zu ſtellen, und etwas Ernſtliches damit gegen den Feind zu unternehmen. Den Tag darauf ging eine ſächſiſche Abtheilung, 50 Mann ſtark, mit ihrem Offizier an der Spitze, von den Franzoſen zu den Ruſſen über, indem ſie erklärten, für die deutſche Sache fechten zu wollen. Die Mannſchaft rückte mit Waffen und Zeug unter Anführung ihres Offiziers in Hamburg ein, wo ſie alsdann dem zweiten Bataillon der Hanſeaten einverleibt wurde. Der früher erlaſſene Aufruf an die Sachſen war alſo doch nicht ganz fruchtlos geblieben, wie ſehr auch befeſtigtes Vorurtheil dem Offizier, und vielfache Hinderniſſe anderer Art dem Soldaten dieſen kühnen Schritt des Uebergehens erſchweren mochten. Die vielen Deutſchen, welche Vandamme unter ſeinen Truppen hatte, waren eben ſo geſtimmt wie dieſe Sachſen, und man mußte nur eilen, ihnen die günſtige Gelegenheit zu bieten, durch welche die Geſinnung zur That werden konnte. Die kleinen Gefechte dauerten inzwiſchen fort; ohne Unterlaß wurden Gefangene eingebracht, und eben ſo oft ſolche, die von den Landſtürmern und bewaffneten Bürgern regriffen waren, als ſolche, die ſich den Koſaken hatten ergeben müſſen. Unter den erſtern befanden ſich häufig Offiziere, und unter andern ein Adjutant des Marſchall Davouſt, Namens Lachelle.

Doch konnten dieſe Vorgänge nicht hindern, daß der Feind, im Bewußtſein des großen Uebergewichts an Fußvolk und Geſchütz, eine entſcheidende Bewegung unternahm, welche die Ruſſen zwang, das linke Elbufer für jetzt aufzugeben. Glücklicherweiſe wurden dieſe frühzeitig von dem feindlichen Vorhaben unterrichtet. Der hannöverſche Poſtmeiſter zu Soltau hatte einen franzöſiſchen Kourier, der ſich als Ueberbringer wichtiger Befehle ankündigte, todtgeſchlagen und die Papiere deſſelben nach Hamburg an Tettenborn abgeliefert. Aus dieſen ergab ſich, daß der Feind geſonnen ſei, die bei Lüneburg durch Morand's Niederlage vereitelte Bewegung zweier von verſchiedenen Seiten auf einen und denſelben Punkt vorrückenden Truppenabtheilungen in größerem Maßſtabe zu wiederholen. Der Marſchall Davouſt rückte mit 12,000 Mann von der Weſer gegen Lüneburg vor, während der General Sebaſtiani mit 8000 Mann von der mittlern Elbe her gegen Giffhorn marſchirte. Die ſämmtlichen verbündeten Truppen in dieſen Gegenden waren nicht einer einzelnen dieſer feindlichen Abtheilungen gewachſen, um ſo weniger alſo den vereinigten, und die vorgerückte Reiterei mußte daher, um nicht abgeſchnitten zu werden, ungeſäumt von der Weſer zurück auf das rechte Elbufer gezogen werden. Der Rittmeiſter von Herbert war mit 100 hanſeatiſchen Reitern und 250 Koſaken am 27. April noch in Ottersberg, und zog ſich, von 4000 Mann und 4 Kanonen angegriffen, auf den Oberſtlieutenant von Benkendorf nach Rothenburg zurück, wo abermals ein ſehr glänzendes Gefecht Statt hatte, in welchem der Feind mit großem Verluſt zurückgetrieben und verfolgt wurde. Allein da die Franzoſen indeſſen ſchon Lüneburg beſetzt hatten, ſo mußten die Ruſſen von Rothenburg ihren Rückzug gegen die Elbe nehmen. Dieſer geſchah ohne Verluſt in größter Ordnung; nur eine kleine Anzahl zerſtreut geweſener Koſaken konnte Haarburg nicht mehr gewinnen, ſondern mußte ſich zu Stade einſchiffen, und gelangte auf dieſe Art am 30. April nach Hamburg. Damit der Feind nicht verſuchte nachzufolgen, wurden die vorhandenen Fahrzeuge ſo viel als möglich auf das rechte Elbufer herübergezogen oder zerſtört, die Inſeln und Uebergangspunkte aber durch ausgeſtellte Poſten bewacht, hin und wieder ſogar durch aufgefahrenes Geſchütz geſichert.

Der Marſchall Davouſt hatte ſich nun wirklich mit dem General Sebaſtiani vereinigt, und beide blieben einige Zeit in der Gegend von Haarburg und Lüneburg unſchlüſſig ſtehen; da ſie aber den ſchwierigen Elbübergang nicht zu unternehmen wagten, und ihre wohlerſonnene aber vereitelte Bewegung keinen weitern Zweck haben konnte, ſo kehrte der

General Sebaſtiani mit ſeinen Truppen wieder nach der Gegend von Magdeburg zurück, der Marſchall Davouſt hingegen behielt mit ſeiner Hauptmacht Lüneburg und Winſen beſetzt, von hieraus die wichtigſten Elbübergänge bewachend und bedrohend, und ſandte zugleich abwärts nach Stade und Kuxhaven ſtarke Schaaren, um ſich dieſer Orte zu verſichern. Der engliſche Major von Kenzinger begab ſich mit ſeiner Mannſchaft von Kuxhaven an Bord der daſelbſt liegenden Kriegsſchiffe.

Von jetzt an trat für Hamburg die verhängnißvolle Zeit ein, da von Tag zu Tag in unaufhaltſamer Entwickelung ſein Untergang näher kam, der nun durch den ſtets mit neuen Mitteln erneuerten Widerſtand noch eine Zeit lang aufgehalten wurde, bis die Erſchöpfung dieſer Mittel mit der Vermehrung derer des Feindes in größtem Mißverhältniſſe ſtand, und längere Gegenwehr zuletzt unmöglich machte! Bei der großen Uebermacht der Franzoſen konnte man nicht hoffen, durch Angriffe die Vertheidigung kräftig zu führen, man ſah ſich auf die troſtloſe Vertheidigung der bloßen Abwehr beſchränkt, und für lange Zeit darauf angewieſen, alle Bewegungen und Anſtalten nur nach denen des Feindes abzumeſſen.

Die Franzoſen näherten ſich der Elbe mit großer Vorſicht; es vergingen einige Tage, ehe Davouſt ſein Hauptquartier über Winſen hinaus nach Haarburg zu verlegen wagte. Tettenborn hatte, wie ſchon erwähnt, mit aller Sorgfalt Schiffe, Kähne und Boote von dem jenſeitigen Ufer auf das dieſſeitige ſchaffen laſſen, um dem Feinde den Uebergang wenigſtens zu erſchweren, aber freilich konnte die weite Strecke des Ufers von Kuxhaven bis Haarburg, mit allen Inſeln, Flüſſen und Kanälen, nicht ſo beaufſichtigt werden, daß nicht Schiffe verſteckt geblieben, oder von der däniſchen Seite wieder hinübergegangen wären; in einer auf den Verkehr zu Waſſer ſeit Jahrhunderten eingerichteten Gegend, wo faſt jeder Anwohner des Stroms ein Schiffer iſt, und ſelbſt die täglichen Bedürfniſſe des Lebens von den Bauern zu Schiffe nach den Märkten geführt werden, ließ ſich um ſo weniger in der kurzen Zeit eine genügende Maßregel verfügen, als man an die meiſten Orte nur den Befehl, nicht aber Leute ihn auszuführen, ſchicken konnte, und ein großer Theil des Ufers, das däniſche der ganzen Länge Holſteins nach, der ruſſiſchen Anordnung nicht Folge zu leiſten brauchte. Deſſenungeachtet hatten die Franzoſen in der erſten Zeit große Mühe, auch nur einige Kähne zu finden, und als ſie deren eine geringe Zahl verſammelt hatten, ſahen ſie dieſelben gleich darauf durch eine von Tettenborn zu dieſem Handſtreich ausgeſandte Abtheilung Mecklenburger abgeholt. Sie ließen jedoch nicht nach, ſich deren neue zu verſchaffen, und an dem Eifer, womit ſie dieſelben zum Theil auf Wagen aus den innern Flüſſen herbeiführten, konnte man entnehmen, auf wie ernſtliche Unternehmungen es abgeſehen war. So hatten ſie unter andern auch aus der Eſte eine Anzahl Schiffe geführt, und Leute aus der umliegenden Gegend gepreßt, um dieſelben nach Haarburg zu bringen. In der Nacht des 5. Mai's ſchifften abermals 100 Mecklenburger unter der Anführung ihres Oberſten von Both dahin, ſtiegen unter dem feindlichen Feuer an's Land und ſtürzten auf die Franzoſen los, die mit Hinterlaſſung einiger Todten und Verwundeten die Flucht ergriffen. Man ſetzte die gepreßten Leute in Freiheit, und ſie entliefen ſogleich voller Freuden in ihre Heimath, die Schiffe aber, einige 20 an der Zahl, wurden weggeführt. Ein Schiffer, der einen Franzoſen zur Aufſicht hatte, damit er nach Haarburg ſchiffte, ſperrte ihn, als er ſeekrank wurde, in die Kajüte ein, und meinte, da doch die Franzoſen ſagten, ſie wollten nach Hamburg gehen, ſo wäre es wohl am beſten, dieſen gleich dorthin zu bringen. Unter ſolchem wiederholten Verdruß und vielfacher Mühe brachte der Feind doch einige Fahrzeuge endlich zuſammen, baute aber, da ſie nicht hinreichten, zu gleicher Zeit Flöße, die zum Ueberſetzen von Truppen dienen ſollten. Der Marſchall Davouſt war inzwiſchen nach Bremen zurückgekehrt und hatte dem General Vandamme die Leitung der Sachen überlaſſen.

Tettenborn's Aufgabe war, Hamburg auf das äußerſte zu vertheidigen, und er hatte von Anfang laut erklärt, daß er hiezu feſt entſchloſſen ſei. Sein Entſchluß wurde zwar von manchen Seiten getadelt, auch von ſonſt Kriegskundigen, die nur das Unmilitairiſche der Stellung in's Auge faßten. Allein die Wichtigkeit des Platzes, die Verpflichtung gegen die Einwohner, und die aus dem großen Hauptquartier empfangenen Weiſungen durften kein Zurückweichen erlauben, ſo lange nur noch die Möglichkeit des Behauptens fortdauerte. Demnach ordnete Tettenborn folgende Maßregeln an. Der größte Theil der Reiterei wurde aus der Stadt, wo ſie nur hindern konnte, und im Fall eines Unglücks verloren war, hinausgezogen und auf das Land verlegt. Das Fußvolk, in allem etwa 3300 Mann ſtark, wurde folgendermaßen vertheilt. Das erſte hanſeatiſche Bataillon beſetzte die Inſel Wilhelmsburg, das zweite die Stellung beim Eichbaum und dem Ochſenwärder, das dritte den Zollenſpieker und die Hooper Schanze; jedes dieſer drei Bataillone zählte ungefähr 600 Mann. Das Lauenburger Bataillon von 700 Mann war in Bergedorf und beim Zollenſpieker vertheilt; ein Bataillon aus Bremen und Verden, nur etwa 300 Mann, rückte ebenfalls nach Bergedorf, welches der einzige Verbindungspunkt war, der mit Wallmoden offen blieb, und für den Fall eines Unglücks geſichert ſein mußte. Die hannöverſchen Jäger, kaum 100 Mann, verſtärkten das Bataillon Hanſeaten auf der Inſel Wilhelmsburg. Zur Beſetzung der Stadt Hamburg ſelbſt blieb nur das Bataillon Mecklenburger, 700 Mann ſtark, von denen jedoch zwei Kompanieen gleichfalls nach Wilhelmsburg beordert waren, und dann noch ungefähr 3000 Bürgergarden übrig, denn nur ſo viele hatte man von 7200 eingeſchriebenen gehörig bewaffnen können. Von dem ſchweren Geſchütz, das ſich auf der hamburgiſchen Admiralität noch vorräthig gefunden, waren zwei Vierundzwanzigpfünder auf Lavetten gebracht, und einer beim Zollenſpieker, der andere auf der Spitze von Wilhelmsburg gegenüber Haarburg, ſo wie an jedem dieſer Punkte noch zwei leichtere Kanonen und eine Haubitze aufgepflanzt worden. Auch Schiffe hatte man eiligſt ausgerüſtet und bemannt; ein Kutter von 6 kleinen Kanonen lag bei Haarburg, ein anderes Schiff von eben ſo vielen Kanonen beim

Zollenſpieker, die haarburgiſche Jacht von 8 Kanonen dicht vor dem Hafen. Die Seeleute, welche ſich auf dieſen Schiffen befanden, waren eben ſo wenig, wie ihre Anführer, mit dem Kriegsdienſte vertraut, und dieſer Umſtand verminderte ſehr den Gebrauch einer Waffe, bei der, mehr als bei jeder andern, Kenntniß und Urtheil den tapfern Muth unterſtützen müſſen. Die Ueberſchemmungen wurden bereit gehalten, die Schanzarbeiten unabläſſig fortgeſetzt. Tettenborn ſäumte nicht, die plötzlich bedrängt gewordene Lage von Hamburg ſowohl an Wallmoden und in das Kaiſerliche Hauptquartier, als auch nach London und Stralſund zu berichten, an welchem letzteren Orte ſtündlich der Kronprinz von Schweden erwartet wurde, deſſen Truppen ſchon größtentheils in Mecklenburg ſtanden, und den Franzoſen der Zahl nach wohl die Spitze bieten konnten. Aus England erwartete man eine Anzahl Kanonierſchaluppen, die zur Beherrſchung der Elbe und ihrer Inſeln unentbehrlich und von Tettenborn dringend gefordert worden waren; zwar konnte ihre Ankunft durch die Dänen bei deren noch zweifelhaftem Verhältniſſe zu England erſchwert, aber ſelbſt durch die Kanonen der Feſtung Glückſtadt nicht ganz gehindert werden, und man durfte hoffen, daß die däniſchen Befehlshaber in Holſtein, welche von der Sendung des Grafen von Bernſtorff nach London unterrichtet waren, den Engländern nicht allzu große Schwierigkeiten machen würden.

Von der Höhe des St. Michaelisthurms ließ Tettenborn jede Bewegung der Franzoſen genau beobachten; man ſah ihren Uebungen und Anſtalten zu, und zählte im voraus jedes Stück Geſchütz, das ſie in ihre Batterieen aufführen wollten. Noch glaubte er ſie durch Scheinangriffe hinhalten zu können, und ließ bald ihre Uebungen durch Kanonenſchüſſe ſtören, bald mitten in der Nacht vierundzwanzigpfündige Kugeln in ihr Lager ſenden, und ſogar kleine Abtheilungen wieder über die Elbe ſetzen, und die Gegend beunruhigen. Am 6. Mai früh ging ein Theil des zweiten hanſeatiſchen Bataillons, von dem Ochſenwärder aus, auf das jenſeitige Ufer; noch ehe dies völlig erreicht war, ſprangen die jungen Leute ungeduldig aus den Kähnen in's

Waſſer, und wateten dem Deiche zu, den der Feind ſehr gut beſetzt hatte; der ungeſtüme Angriff warf ihn aber auf ſeine Unterſtützungspoſten zurück, wo das Gefecht anderthalb Stunden lang mit hartnäckiger Tapferkeit von den Hanſeaten fortgeſetzt ward, die ſich vor dem überlegenen Feind erſt dann zurückzogen, als ſie ſich verſchoſſen hatten. Ihr Verluſt war gering, er beſtand in 2 Todten und 10 Verwundeten, während der Feind durch die Ueberraſchung und anfängliche Flucht viele Leute verloren hatte.

Der Wechſel des Krieges wog aber dieſe kleinen Vortheile bald wieder durch eben ſolche Nachtheile auf, welche durch keine Achtſamkeit und Sorgfalt völlig zu vermeiden ſind. Durch einen unglücklichen Zufall ging ſo der bei Haarburg aufgeſtellte Kutter verloren, indem während der Ebbe, da er auf dem Grund lag, einige Franzoſen herangeſchlichen und hinaufgeklettert waren, wo ſie die ſchlafende Wache niedermachten und die Beſatzung gefangen nahmen. Damit dieſes Schiff den Franzoſen, welche daſſelbe ſogleich ſtark beſetzten und flott zu machen ſuchten, nicht gewonnen bliebe, ſo ſchoß man es durch den auf der Wilhelmsburg aufgepflanzten Vierundzwanzigpfünder völlig zuſammen, und tödtete oder verwundete zu gleicher Zeit einen großen Theil der Beſatzung, deren Klagegeſchrei man vernehmen konnte. Auch das Schloß Haarburg wurde mehrmals beſchoſſen und mit Granaten beworfen, weil man das franzöſiſche Hauptquartier darin vermuthete; der Verſuch, es in Brand zu ſetzen, wollte jedoch nicht gelingen.

Es fand kein Zweifel darüber Statt, daß Hamburg ſich in einer höchſt bedrohten Lage befände; die franzöſiſchen Truppen ſah man mit jedem Tage ſich vermehren, und nach Maßgabe dieſer Vermehrung ſich zu ernſtlicherern Unternehmungen bereiten. Sie waren meiſtens ungeübte neue Soldaten; doch dieſer Umſtand traf leider die Truppen, denen die Vertheidigung Hamburgs oblag, in größerem Maße, und war bei den Franzoſen, die wegen ihrer Zahl und Stellung die Angreifenden ſein mußten, durch die Kräftigung, welche der Angriff gewährt, einigermaßen aufgewogen. Der Fürſt Dolgorukii, der in dieſen Tagen aus Kopenhagen in Hamburg eintraf, verſicherte zwar, die Dänen würden niemals zugeben, daß die Franzoſen wieder nach Hamburg kämen; allein es war Tettenborn nicht verborgen geblieben, daß die Dänen, verdrießlich über die vereitelte Hoffnung, die Hanſeſtädte an ſich zu bringen, noch immer in Ungewißheit ſchwankten, und manche zweideutige Schritte thaten, indem ſie mit den Franzoſen neue Verbindungen ſuchten. Die Einwohner Hamburgs, welche von den Freuden und den Genüſſen der Freiheit ſtärker und ſtärker auf die Arbeiten und Drangſale derſelben hingewieſen wurden, bezeigten noch immer Eifer genug, doch war es natürlich, daß viele derſelben, hellſehend und mißtrauiſch, an dem Ausgange dieſer ſchwierigen Verhältniſſe zweifelten, andere ſogar jede Rettung für unmöglich hielten; die ſpäterhin immer zahlreicheren Auswanderungen, beſonders der Frauen und Kinder, fingen ſchon in dieſer Zeit an; ſie konnten jedoch nicht auffallend ſein, weil um Hamburg her das nächſte holſteiniſche Gebiet mit Landhäuſern beſäet iſt, die das Eigenthum von Hamburgern ſind, und jetzt eben auch, wie gewöhnlich für den Sommer bezogen wurden. Viele Schiffe, befrachtete und leere, ſegelten aus dem Hafen, wenn auch nur bis Altona, um dort ſicherer zu ſein. Der Handel ſtockte völlig, die meiſten Gewerbe ruhten, und alles dachte nur an Waffen und Krieg, vorzüglich in der unterſten Volksklaſſe, die ſich beſonders thätig und muthvoll zeigte, und keine andere Meinung, als die der hartnäckigſten Gegenwehr, aufkommen ließ. Die Gewalt, womit der Donner des Geſchützes unwillkürlich das Gemüth in furchtbare Einbildungen verſetzt, übte jedoch auch hier ihre zauberhafte Wirkung häufig aus, und ein hallender Kanonenſchuß brachte anfangs die ganze Stadt in Unruhe und Bedenklichkeit; die Behörden dachten wenigſtens das Geld zu retten, und ſtellten jede Auszahlung, oft der dringendſten Bedürfniſſe, vorſichtig ein, bis man nach und nach einigermaßen erkannte, wie unwirkſam und nichtsbedeutend oft die heftigſten Kanonaden ſind.

Das Vertrauen der Einſichtigern ſank noch mehr, als die Nachrichten aus Sachſen nur ein langſames Vorrücken der verbündeten Heere, und bald eine blutige Schlacht meldeten, die zwar als ein Sieg verkündet wurde, aber doch das Zurückgehen der Sieger zur Folge hatte. Verbunden mit dieſen Nachrichten wirkte die Thatſache, daß der ſchon bis Bremen zurückgedrängt geweſene Feind wieder im Angeſichte von Hamburg ſtand, verwirrend und niederſchlagend. Man wußte, daß Rußland und Preußen thätig mit Oeſterreich unterhandelten, und alle Hoffnung hatten, das Bündniß gegen Napoleon durch dieſe Macht verſtärkt zu ſehen. Allein bis zur Ungeduld ermüdete das Zögern, welches inzwiſchen alle Unternehmungen traf; man begriff die Nachſicht und Schonung nicht, welche hinſichtlich des Beitritts von Sachſen Statt fand, und man klagte laut, daß ſelbſt die Aufrufe und Anreden an Volk und Truppen, früher ſo reichlich ausgetheilt, jetzt verſtummten. Die Unterhandlungen ſchienen ſich verderblich zu durchkreuzen; die Führung der Heere glaubte man, wenn ſie auch in guten Händen ſei, doch wieder in allen den Hinderniſſen befangen, durch welche ſo oft die gemeinſamen Unternehmungen vereitelt worden. Auch glaubte man keine Bürgſchaft der Ausdauer zu erblicken, und fragte ſich, was bei einem Frieden, der etwa jetzt geſchloſſen würde, irgend Günſtiges für Hamburg zu erwarten ſei? Uebelgeſinnte ſuchten ſelbſt die Abſichten der Verbündeten zu verdächtigen, die Unterhandlungen des Fürſten Dolgorukii in Kopenhagen wurden zur Sprache gebracht, und es fehlte nicht an Leuten, welche geradezu behaupteten, Hamburg und Lübeck ſeien ſchon Eigenthum der Dänen, und man ſcheute ſich nicht, angeſehene Namen zu nennen, um dergleichen zu erhärten. Dieſe Zweifel und Unſicherheiten wirkten in Hamburg und in der ganzen Umgegend höchſt verderblich; an die Stelle des früheren Eifers trat ängſtliches Zurückhalten, ja Manche ſuchten im Stillen mit dem Feinde ſich abzufinden, während die Meiſten doch zu weit vorgeſchritten waren, um ſolchen Ausweg auch nur verſuchen zu können. Die engliſchen Behörden hielten für nöthig, um bei den hannöverſchen Unterthanen nicht alle Luſt zur Theilnahme am Kriege erſterben zu ſehen, in die Zeitungen eine Bekanntmachung einrücken zu laſſen, die aus höherem Auftrag die Zuſicherung ertheilte, daß

England niemals in die Abtretung Hannovers willigen würde.

Durch dieſe allgemeinen Bezüge mußte natürlich auch Tettenborn ſich mehr oder minder gehemmt fühlen. Wirklich hatten die verbündeten Mächte, von ernſten Erwägungen geleitet, und beſonders auch durch die mit Oeſterreich angeknüpften Verhandlungen bewogen, unter ſich den Grundſatz feſtgeſtellt, daß in Deutſchland fernerhin keine Aufſtände und Volksbewegungen angeſtiftet, ſondern der Eifer und die Kraft der Völker nur nach Maßgabe des Vorrückens der Heere unter der Obhut geregelter Verwaltung benutzt werden ſollten, weßhalb denn auch in den Ländern, welche im Rücken der franzöſiſchen Heere oft ganz von Truppen entblößt nur eines Anſtoßes zum Ergreifen der Waffen bedurften, ein ſolcher nicht verſucht, ſondern im Gegentheil die ſchon entzündeten Flammen eher gedämpft wurden. Aber dieſes öffentlich auszuſprechen, wäre kaum thunlich geweſen, beſonders da für die Franzoſen die Volksaufſtände das größte Schreckbild blieben, und Hamburg großentheils durch dies nur ſich noch erhielt. Nur ſelten im Falle, den Hamburgern ſichre und tröſtliche Nachrichten mitzutheilen, nicht befugt, ihren Eifer noch heftiger anzufachen, und nicht willens ihn zu täuſchen, ſah auch Tettenborn ſich genöthigt, in dieſer Zeit, wo man Aufrufe und Bekanntmachungen am meiſten erwartete, mit ſolchen keineswegs freigebig zu ſein. Wir weiſen auf dieſe Umſtände hin, weil Unkundige ihm jene Unterlaſſung zum Vorwurf gemacht haben.

In dieſer Lage der Dinge wurde die Stadt plötzlich durch die Nachricht erſchreckt, daß der Feind auf Wilhelmsburg gelandet ſei, und indem er die flüchtigen Schaaren vor ſich hertreibe, mit Macht gegen Hamburg vorrücke. Die Inſel Wilhelmsburg hat einen flachen Marſchboden, der überall von Waſſergräben durchſchnitten iſt, ſo daß man ſich mit Truppen und Geſchütz nur auf den Deichen bewegen kann, welche rings in mancherlei Bogen die Inſel vor der Fluth ſchützen, und ſelbſt dieſe ſind bei ſchlechtem Wetter kaum zu befahren. In Betracht dieſes Umſtandes hatte Tettenborn die ſüdliche Spitze der Inſel, wegen ihrer Entlegenheit von aller Unterſtützung, als durchaus unhaltbar gegen einen ernſthaften Angriff im voraus Preis gegeben, und weil man doch einmal, um die Elbe und Haarburg zu beſtreichen, das Geſchütz dorthin hatte bringen müſſen, wo es weder zu retten noch zu vertheidigen war, die Vorkehrung getroffen, daß die Kanonen, im Fall ſie zurückzulaſſen wären, auf der Stelle unbrauchbar gemacht werden könnten. Als der günſtigſte Ort für den Widerſtand ,war der nördliche Theil der Inſel und die ſogenannte Feddel auserſehn, wo auch an Verſchanzungen thätig gearbeitet wurde. Als daher in der Nacht vom 8. zum 9. Mai der General Vandamme, unter Begünſtigung der Dunkelheit, mittelſt zuſammengebrachter Flöße eine ſtarke Truppenmacht, deren 5500 Mann bei Haarburg verſammelt ſtanden, überſetzen und auf Wilhelmsburg landen ließ, mußte der Oberſt Graf von Kielmannsegge, welcher auf der Inſel den Befehl führte, ſeine vordern Poſten auf die Feddel zurückziehen, und ſeinen eigentlichen Widerſtand dort erſt anheben. Allein der Feind hatte unglücklicherweiſe die äußerſten Feldwachen in ſträflicher Ruhe überraſcht, und war deßhalb ſchneller herangekommen, als man von ſeiner Landung benachrichtigt war. Die Unordnung und Verwirrung, welche dadurch unter den jungen und unerfahrnen Truppen entſtand, und bald, nach einigem vergeblichen Schießen, in übereilte Flucht überging, konnte den Verluſt der ganzen Inſel nach ſich ziehen, da eine geraume Zeit das Bemühen der wenigen Offiziere, die für ſolche Fälle Erfahrung und Kenntniß hatten, vergeblich blieb, und in dem wirren Getümmel hätte ſelbſt die Feddel von dem Feinde genommen werden können. Doch wagten die Franzoſen nicht, ſo raſch vorzugehen. Tettenborn, der ſein Hauptquartier auf dem Grasbrook hatte, ſandte nach Wilhelmsburg 2 Kompanieen Mecklenburger zur Unterſtützung, und den Hauptmann von Canitz, der die Leitung der Sachen übernahm; dieſer ſammelte die zerſtreute Mannſchaft, ſtellte ihre Reihen her, und flößte ihnen durch ſeine eigne Feſtigkeit neues Vertrauen und neuen Muth ein; dann ſetzte er ſich an die Spitze der Mecklenburger, ermahnte ſie mit kurzen, ſcharfen Worten, und führte ſie voran zum Angriff, die Hanſeaten folgten. Alles rückte im Sturmſchritt vor, und ehe man zum Handgemenge kam, warf ſich der Feind eiligſt in die Flucht, die er durch Anzünden einiger Häuſer und einer Mühle zu decken ſuchte. Während des Verfolgens traf Canitz unerwartet den däniſchen Oberſtlieutenant von Haffner, der als Parlementair zu den Franzoſen gegangen war, angeblich um ſie zu benachrichtigen, daß die Dänen ihnen nicht geſtatten würden, ſich wieder in den Beſitz von Hamburg zu ſetzen. Er war von ungefähr 20 Franzoſen umgeben, mit denen er in die Hände der Ruſſen fiel, und dies Zwiſchenereigniß veranlaßte einen kurzen Waffenſtillſtand, während deſſen man ſich wechſelſeitig erklärte. Der Oberſtlieutenant von Haffner wurde ſogleich freigegeben, die ihn begleitenden Franzoſen aber gefangen genommen, weil auch auf deren Seite einige Hanſeaten, die dem Stillſtande vertraut hatten, hinterliſtig waren feſtgehalten worden. Der Feind wurde darauf wieder unter das Feuer ſeiner jenſeitigen Kanonen verfolgt, und in weniger Zeit die ganze Inſel gereinigt. Dies Gefecht hatte dem Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 300 Mann gekoſtet. Die Hanſeaten und Mecklenburger hatten 150 Mann verloren, worunter 13 Offiziere. Die Kanonen, altes hamburgiſches Geſchütz, waren vernagelt zurückgelaſſen worden.

Die Franzoſen hatten gleichzeitig einen Angriff auf den Ochſenwärder gemacht, und fingen an, hier ſich allmählig auszubreiten, indem ſie die 600 Hanſeaten, welche dort aufgeſtellt waren, zurückdrängten. Tettenborn beorderte auf dieſe Meldung das Lauenburgiſche und das dritte hanſeatiſche Bataillon von Bergedorf und dem Zollenſpieker her dem auf Ochſenwärder gelandeten Feind in die rechte Flanke; dieſe Truppen griffen lebhaft an, und die Franzoſen, welche abgeſchnitten zu werden fürchteten, widerſtanden nicht lange, ſondern ſchifften ſich mit einem Verluſt von 200 Mann wieder ein, indem ihre Batterieen auf dem jenſeitigen Ufer ein heftiges Feuer machten, um den Rückzug zu decken. Die

Hanſeaten hatten hier etwa 150 Mann verloren, worunter 7 Offiziere.

Dieſe beiden Gefechte waren glücklich geendigt worden, allein der gute Erfolg konnte nicht die Einſicht täuſchen, die ſich aus den beiden Vorgängen für die Hamburger eben ſo wohl, als für Tettenborn und ſeine Offiziere in der Schwäche und Mißlichkeit der ganzen Lage eröffnet hatte. Dem Feinde konnte dieſe Lage wenigſtens nicht ganz verborgen geblieben ſein, er durfte ohne bedeutenden Nachtheil denſelben Verſuch hundertmal wiederholen, der ihm nur Leute, woran er Ueberfluß hatte, koſtete, während auf der ruſſiſchen Seite auch der Sieg die ſchon ſo geringe Truppenzahl vermindern, und ein einziger Unfall beim Zollenſpieker, Ochſenwärder, oder auf Wilhelmsburg, die Stadt auf's Spiel ſetzen mußte. Tettenborn meldete ſeine Lage durch Kouriere auf's neue, an allen Orten, wo er glaubte Hülfe und Unterſtützung zu erlangen, während er zugleich eifrig daran dachte, die vorhandenen Mittel in ſich ſelbſt zu verſtärken. So abgeneigt von jeher alle Kriegsleute ſind, den Befehl von Landſtürmen, Aufgeboten und andern, mehr durch Willen und Eifer, als Zucht und Uebung beſtehenden Bewaffnungen zu übernehmen, ſo gab doch Tettenborn ſich der Nothwendigkeit des Augenblicks willig hin, und verſuchte, ſich auf die Bürgergarden zu ſtützen, die ſeinem Wunſche allerdings begierig entgegenkamen, und laut begehrten, an der Vertheidigung der Stadt Theil zu nehmen, ja gegen den Feind auszumarſchiren. Heß hatte in der kurzen Zeit dennoch eine gewiſſe Ordnung und Haltung eingeführt; der Ernſt und das Gewicht der Ueberlegung ihres Zuſtandes entfernten jeden Uebermuth, und machten Geſetzmäßigkeit und Eintracht wünſchen und fördern. Sie mußten dem Feinde furchtbar ſein, da dem einzelnen Soldaten der Volksaufſtand ſchrecklicher und verderblicher iſt, als geregelte Truppen, und da jedem bekannt war, daß dieſe Bürger genug gegen ihren ehemaligen Herrſcher verbrochen hatten, um wohl zu fühlen, welche Strafen ſie abzuwehren hätten.

Die neuen Vorkehrungen fanden ſchnell Gelegenheit ſich zu bewähren. Nachdem es nämlich den Vormittag des 10. Mai's ruhig geblieben war, entſtand plötzlich gegen Mittag ein großer Allarm, es hieß, die Franzoſen wären 7000 Mann ſtark in Billwärder eingedrungen, und rückten gegen das Steinthor. Die Trommeln gingen in allen Straßen, die Sturmglocken wurden geläutet, Reiter ſprengten hin und her, alles eilte zu den Waffen, Schaaren von Flüchtlingen, mit Weibern, Kindern und Gepäck zogen zu den Thoren hinaus, und ſchlugen größtentheils den Weg nach Altona ein, wo man ſich einſtweilen am ſicherſten glaubte. Die Bürgergarden eilten auf ihre Waffenplätze, und fanden ſich jetzt zum Ernſte zahlreicher ein, als jemals zuvor zu den Uebungen. Es war ein herzerhebender Anblick, dieſe wackern Bürger mit Muth im Blick, das Gewehr oder die Pike in der Hand, aus ihren Häuſern hervorſtürzen, durch die Straßen eilen, und bei ihren Bataillons eintreten zu ſehen. Das friedliche, gewerbfleißige, üppige Hamburg ſchien ſtatt des Goldes jetzt nur Eiſen zu haben! Wie alles bereit ſtand, und gegen den Feind zu marſchiren dachte, ergab ſich, daß der Lärm bloß durch einen unbedeutenden Scharmützel, bei dem einige Schüſſe gefallen, veranlaßt worden, und kein Franzoſe mehr dieſſeits der Elbe ſei. Tettenborn war unterdeſſen nach dem ſogenannten Letzten Heller hinausgeritten, wo der bedrohte Punkt zu ſein ſchien, und hatte perſönlich alle Maßregeln angeordnet, um der etwanigen Gefahr zu begegnen. Ein Bataillon Bürgergarden wurde nach dem Grasbrook, ein anderes bis zur blauen Brücke beordert, wo ſie gleich alten Truppen unter freiem Himmel biwakirten. Jedoch blieb alles ganz ruhig. Die Dänen, ungeachtet ſie bei dieſen Ereigniſſen lauer geworden waren, und eine Veränderung in den Abſichten ihres Hofes vorausſehen konnten, hatten gleichwohl noch keinen Gegenbefehl erhalten, und ſollten ihrem Verſprechen gemäß zur Vertheidigung Hamburgs beitragen; Tettenborn, durchdrungen von der Einſicht in die Unzulänglichkeit ſeiner eignen Mittel, und ohne Hoffnung deren größere noch zu rechter Zeit von anderer Seite zu bekommen, nahm von dem entſtandenen Tumult Anlaß, die

Dänen zur Hülfeleiſtung aufzufordern, die er freilich nur in der äußerſten Noth begehren wollte, weil zu befürchten ſtand, daß die hereingezogenen Truppen nicht wieder herauszubringen ſein würden; aus gleichem Grunde, um nicht ganz in ihre Hände zu gerathen, wurde auch nur eine mäßige Truppenzahl gefordert, da ſchon der Eindruck däniſcher Uniform gut auf die Bürger und unangenehm auf die Franzoſen wirken mußte. Tettenborn hatte die Unterhandlungen darüber mit dem Oberſtlieutenant von Haffner in Altona, und mit dem General von Wegener, der in der Gegend von Schiffbeck etwa 3900 Mann befehligte, angefangen, und trotz dem, daß nicht wenige Schwierigkeiten gemacht wurden, ſo weit geführt, daß der General von Wegener endlich Abends auf dem Letzten Heller perſönlich erſchien und alles Verlangte zu leiſten verſprach.

Am folgenden Tage, den 11. Mai, blieb alles ruhig. Es kam ein franzöſiſcher Parlementair, der Oberſtlieutenant Reveſt, vom Generalſtabe des Generals Vandamme, auf der Elbe am Eingange des Hafens an, und wurde von dort unter Begleitung zweier Offiziere nach dem Baumhauſe gebracht. Sein Verlangen, den General Tettenborn zu ſprechen, wurde rund abgeſchlagen, daher er ſich bequemen mußte, ein Schreiben des General Vandamme abzugeben, und ſeinen mündlichen Auftrag den beiden Offizieren zu ſagen. Er begann mit der prahleriſchen Erwähnung des Sieges, welchen Napoleon bei Lützen erfochten habe, und ſchloß mit der Aufforderung, daß die Ruſſen Hamburg, um dieſe wichtige Stadt nicht der Verwüſtung auszuſetzen, durch Vertrag übergeben ſollten. Einige zurechtweiſende Antworten brachten ihn bald außer Faſſung, und er wußte nun in ſeinem Aerger bloß über die lange Zeit zu klagen, die er auf Antwort warten mußte, da man ſein Schreiben nach dem Letzten Heller hatte ſchicken müſſen, wo Tettenborn daſſelbe erſt bei ſeiner Wiederkehr von einer Beſichtigung vorfand, und dann ſogleich beantwortete. Gegen Abend fuhr der Parlementair ab, nicht ohne Schauder über den Anblick des zahllos am Hafen wimmelnden Volkes, das in ſeiner Wuth kaum zu zügeln war. Als es dunkel geworden, kam er unvermuthet zurück, unter Betheurungen, daß die Franzoſen ihn jetzt nicht mehr erkennen, und vom Ufer aus das Boot in Grund ſchießen würden, worauf man ihm denn bewilligte, auf dem Blockhauſe zu bleiben, von wo er am andern Tage nach vielem ungebärdigen Betragen über Wilhelmsburg nach Haarburg zurückkehrte. Das Volk bezeigte ein großes Vergnügen darüber, daß ihn Tettenborn nicht hatte ſprechen wollen, und obgleich über ſeine Sendung nichts bekannt gemacht wurde, ſo war es doch bald ruchtbar, daß ſeine Aufforderung ſchnöd' abgewieſen worden.

Den 11. Abends rückten nun wirklich die Dänen in Hamburg ein, zur unbeſchreiblichen Freude der Einwohner, die ſich nun ſchon für ganz gerettet und für immer geſichert glaubten; ein Bataillon nebſt 10 Kanonen zog auf den Grasbrook, ein anderes wurde auf dem Hamburgerberg aufgeſtellt, ebenfalls von einer Batterie unterſtützt, während andere Truppen ſich bei Bergedorf verſammeln ſollten, um den Zollenſpieker im Auge zu behalten. Mit unglaublichem Eifer wurde für die Dänen von den Bürgern geſorgt; nur daß ſie im Biwak lagen, ſonſt konnten ſie Gäſte ſcheinen, die man eingeladen, um ſie zu bewirthen, ſo reichlich wurde ihnen an Speiſe und Getränken das Beſte dargereicht. Sie erſchienen als gute Nachbarn, die in der Noth hülfreich bei der Hand ſind, und die brave Mannſchaft hatte in der That keinen andern Wunſch, als nun wirklich einmal auf die Franzoſen loszuſchlagen, mit welchen ſie durch einen verabſcheuten Bund, der ihren Groll eben ſo heimlich genährt, als öffentlich zurückgehalten hatte, ſo lange Zeit vereinigt geſchienen.

Um die Dänen gleich in die Sache thätig einzuführen, und ihre Anweſenheit beſtens zu benutzen, wollte Tettenborn am folgenden Tage einen allgemeinen Angriff auf die Wilhelmsburg machen, wozu auch einige Kompanieen Bürgergarden ſich freiwillig erboten. Hier aber zeigten ſich gleich die Bedenklichkeiten der däniſchen Anführer; ſie hatten bei Bewilligung der Hülfe nach den früher erhaltenen Befehlen gehandelt, die ſie jetzt, bei ſo veränderten Umſtänden, gegenüber den wieder zum Angriff herangerückten Franzoſen, nicht mehr in ganzem Umfang auszuführen und doch auch nicht ganz zu unterlaſſen wagten; ſie ſahen wohl, daß Tettenborn ernſtlich vorhabe, ſie mit in den Krieg hinein zu verwickeln, und zu Maßregeln zu treiben, die in Kopenhagen gemißbilligt werden konnten; doch wollten und durften ſie auch nicht unnütz daſtehen, während ſelbſt die Bürger in's Feuer gingen, und ſo ſtellten ſie denn, nach vielem Verhandeln, die Bedingungen feſt, daß ihre Truppen, ihr Geſchütz und ihre Kanonenboote vertheidigungsweiſe aus ihren jetzigen Stellungen dem Feinde wehren würden, nach Hamburg vorzudringen; daß aber nur zwei Kompanieen auf Wilhelmsburg hinübergeſchifft werden ſollten, um die dortige Beſatzung zu verſtärken. Die letztere Beſchränkung blieb wenigſtens noch geheim, und ließ denn doch für Freund und Feind die Thatſache ſichtbar werden, daß die Dänen gegen die Franzoſen kämpften, und ſchon um deßwillen befahl Tettenborn, ſobald die zwei Kompanieen übergeſetzt waren, raſch zum Angriff vorzurücken. Dies geſchah von der Feddel her mit großem Ungeſtüm; Dänen, Mecklenburger, Hanſeaten, Bürgergarden, alles wetteiferte an Tapferkeit, und eine franzöſiſche Brigade leichter Truppen unter dem General Gengould wurde in die Flucht geſchlagen. General Vandamme eilte hierauf ſelbſt herbei, und ſtürzte mit der Diviſion Dufour auf die Verbündeten, die in zu lebhaftem Verfolgen ihre Ordnung nicht genug bewahrt hatten, und nun, von der großen Uebermacht gedrängt, ſo ſchnell nicht wiederfinden konnten. Das Gewehrfeuer war ſehr heftig, kaum eine Viertelſtunde hielten die kleinen Schaaren den Andrang der großen Maſſen zurück, dann aber mußten ſie den Rückzug nach der Feddel nehmen. Hier war eine Kanone auf dem Deiche aufgepflanzt, die aber den Feind nicht beſchießen konnte, weil die eignen zurückkommenden Truppen den Weg verſperrten. Eine Schanze lag ſeitwärts des Deiches, um die Rückkehrenden aufzunehmen, die von hieraus dem Feinde, der auf dem Deiche marſchiren mußte, jedes weitere Vordringen unterſagen, und ſich gegen eine viel größere Uebermacht halten konnten. Unglücklicherweiſe ergriff der Schrecken des plötzlich herangenaheten Gefechtes eine Anzahl von einigen hundert Schanzarbeitern, die aus der Schanze auf den Deich und eiligſt rückwärts nach dem Ueberſchiffungsplatze flohen, ihr Hinausdringen hinderte die Truppen ſich in die Schanze zu werfen, vermehrte die Verwirrung, und riß endlich alles in übereilte Flucht fort; die Truppen, anſtatt die Schanze zu beſetzen und von dort aus den Feind zu hemmen, ſuchten nur die Schiffe zu erreichen, um nach dem Grasbrook zurück zu gelangen. Man machte den Dänen den Vorwurf, die Flucht begonnen zu haben, wenigſtens hatte Tettenborn ſie mit Abſicht an die Spitze des Angriffs geordnet; die Hanſeaten waren die letzten, welche das Feld räumten, und verloren am meiſten, unter andern ihren Bataillonsführer, der mit einer Anzahl ſeiner Leute in die Schiffe nicht mehr aufgenommen werden konnte und gefangen wurde. Auch die Dänen und die Bürger hatten einige Mannſchaft verloren; einige Dänen aber, die von den Franzoſen gefangen worden, ſchickte der General Vandamme zurück, indem er behauptete, Frankreich ſei mit Dänemark nicht im Kriege. Das verlorne Geſchütz war von geringem Werthe.

Unterdeſſen hatte auch das zweite hanſeatiſche Bataillon von dem Ochſenwärder wieder nach Wilhelmsburg übergeſetzt und gleichfalls die Franzoſen angegriffen, ſuchte beſonders nach dem Ueberſchiffungspunkt der Franzoſen zwiſchen Haarburg und Wilhelmsburg vorzudringen, um ſie abzuſchneiden und ſie den andern, von der Feddel andringenden Truppen entgegen, zwiſchen zwei Feuer zu bringen. Der Anfang war ungemein glücklich; bald aber drang auch hier der Feind, der inzwiſchen durch eine ganze Brigade, deren Anführer ein in franzöſiſche Dienſte getretener Fürſt von Reuß war, mit großer Uebermacht auf die Hanſeaten ein, die eine Stunde weit bis zu ihrem Landungsplatze in guter Ordnung und unter beſtändigem Feuern zurückwichen; hier aber konnten die Schiffe die ganze Mannſchaft nicht auf Einmal überſetzen, ſie fuhren mehrmals hin und her, und holten immer mehrere Leute ab, die noch auf dem Waſſer fleißig feuerten, während die Zurückbleibenden entſchloſſen gegen den Feind Stand hielten, der ſie von allen Seiten umgab, und ihnen zurief, ſich zu ergeben. Mit dem Rücken gegen das Waſſer, im Angeſicht und zu beiden Seiten die feindliche Uebermacht, blieb ihnen, als ſie ſich verſchoſſen hatten, kein Ausweg übrig. So fiel auch der Anführer dieſes Bataillons mit etwa 300 Mann in feindliche Hände.

Der traurige Ausgang dieſer Gefechte iſt nicht zu verwundern, wenn man die Uebermacht der Franzoſen, die ſelbſt aus den Berichten des Generals Vandamme, wo nur von Brigaden und Diviſionen die Rede iſt, hervorgeht, und gegen welche auf unſrer Seite, alles mitgerechnet, höchſtens 2000 Mann gefochten, in Anſchlag bringt, und doch lag es nur an einigen Zufällen, die oft im Kriege ſo bedeutend werden, und ſich nicht beherrſchen laſſen, daß nicht der Tag zum Nachtheil der Franzoſen endigte.

Da der Feind jetzt Meiſter der ganzen Inſel Wilhelmsburg und der daran ſtoßenden Feddel war, ſo konnte er aus dieſer Nähe die Stadt mit Granaten und Bomben bewerfen, und es war vorauszuſehen, daß dies eine große Beſtürzung hervorbringen würde. Die beiden hanſeatiſchen Bataillons waren größtentheils aufgerieben, der Ueberreſt erſchöpft und zerſtreut. Der üble Erfolg verbreitete allgemeinen Mißmuth; die Bürger hatten Augenblicke der Entflammung, wo ſie begehrten die Feddel und Wilhelmsburg wieder zu nehmen, allein in ihrer Unkunde des Kriegs quälten ſie ſich neben dieſem Muthe auch wieder mit tauſend Meinungen und Beſorgniſſen unnütz ab. Ueberall waren gefahrvolle Poſten, viele darunter von höchſter Wichtigkeit, und keiner konnte hinreichend mit Truppen beſetzt werden, auf deren kriegsgeübte Feſtigkeit wäre zu rechnen geweſen. Die geringſte Unternehmung des Feindes, die jetzt gelang, konnte entſcheidend werden. Zwar legten einige däniſche Kanonenboote ſich zwiſchen die Inſeln und die Stadt, allein der Wechſel der Ebbe und Fluth hinderte ſie zu den günſtigen Stellen hinzudringen, und ſie konnten nur einen Theil der vielen Uebergangspunkte beſtreichen. Tettenborn behielt ſein Hauptquartier auf dem Grasbrook, und ließ, hier, der Feddel gegenüber, einige Batterieen errichten; ungefähr 1000 Bürgergarden und eine Abtheilung Mecklenburger nebſt den Dänen biwakirten rückwärts davon. Als Befehlshaber auf dieſer Seite wurde der Oberſt von Both beſtellt. Auf dem Hamburgerberge ſtanden Bürger mit ihrem Geſchütz, und die Dänen mit dem ihrigen; der Oberſtlieutenant von Gunderſtrupp vom Iſumſchen Huſarenregiment führte hier den Befehl. Das Bataillon von Bremen und Verden, unter Anführung des Majors von Buſch, wurde nach dem Stadtdeiche gezogen, und ihm ebenfalls Bürger zugegeben, von denen auch eine ſtarke Abtheilung zur blauen Brücke geſchickt wurde. Den Hafen, die Thore, das ganze Innere der Stadt hatten die Bürger beſetzt. So war die Lage der Dinge nach dem unglücklichen Verluſte der Inſel, nicht eben tröſtlich, doch nicht ganz ohne Hoffnung.

Allein ſie ſollte nicht lange mehr ſo verbleiben, und gleich an demſelben 12. Mai, wo das zwiefache Gefecht Statt gefunden hatte, erhielt Tettenborn eine Nachricht, die nicht unheilbringender hätte ſein können. Der däniſche Abgeſandte Graf Joachim von Bernſtorff war in England gar nicht angenommen, ſondern ſchnöde zurückgewieſen worden, indem das engliſche Kabinet erklärte, mit Dänemark nur im Einverſtändniſſe Schwedens unterhandeln zu wollen. Die Wirkung einer ſolchen Abweiſung war leicht zu berechnen, es ſtand zu erwarten, daß Dänemark nun auf's neue ſich an Frankreich anſchließen, oder, wenn nicht dies, doch auf jeden Fall ſeine Truppen zurückziehen würde; in fünf bis ſechs Tagen konnte der Befehl dazu eintreffen, denn der Graf von Bernſtorff war bereits zu Glückſtadt an's Land geſtiegen und auf dem Wege nach Kopenhagen. Dieſe ſchreckliche Vorausſicht ſo lange als möglich geheim zu halten, um bis auf die letzte Stunde der däniſchen Truppen noch verſichert zu bleiben und die Bürger nicht allen Muth verlieren zu laſſen, mußte des Generals erſte Sorge ſein, die zweite auf Mittel zu ſinnen, den unabwendbaren nahen Verluſt durch irgend eine neue Hülfe zu erſetzen. Die dringendſten Berichte ſandte er an Wallmoden und in das große Hauptquartier; allein in letzterem mußte die entlegene hamburgiſche Sache gegen dringend nahe Angelegenheiten zurückſtehen, und Wallmoden hatte den gemeſſenen Befehl, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die mittlere Elbe und die Gegend von Magdeburg zu wenden. Der Kronprinz von Schweden war noch nicht angekommen, Briefe und abgeſandte Boten erwarteten ihn in Stralſund. Unter dieſen Umſtänden blieb nichts anderes übrig, als zu verſuchen, ob nicht die ſchwediſchen Truppen, die in Mecklenburg, den Kronprinzen abwartend, ſtillſtanden, zur Rettung Hamburgs herbeizuziehen wären. Tettenborn wandte ſich an den General Döbeln, der mit einer ſchwediſchen Diviſion am nächſten ſtand, und ſchilderte demſelben die bedrängte Lage Hamburgs mit der Aufforderung, in dieſer Noth Hülfe zu leiſten; allein die Unterhandlung zog ſich in die Länge und blieb noch unentſchieden.

Die Franzoſen ſäumten indeß nicht, ihre Fortſchritte zu benutzen und neue zu verſuchen. Nachdem ſie ſich auf der Wilhelmsburg feſtgeſetzt und von dieſer Seite der Stadt nahe gekommen waren, trachteten ſie auch den Uebergang bei'm Zollenſpieker zu erzwingen, wodurch Bergedorf und die einzige Verbindung zwiſchen Tettenborn und Wallmoden bedroht worden wäre. In der Nacht des 13. Mai's, nachdem die Hooper Schanze auf dem jenſeitigen Ufer von den Hanſeaten ſchon früher hatte geräumt werden müſſen, landeten etwa 220 Franzoſen unter einem heftigen Kanonenfeuer auf einer kleinen Elbinſel bei'm Zollenſpieker, um zum weitern Uebergang vorläufig feſten Fuß zu faſſen. Der tapfre Major von Berger hatte aber nicht ſobald ihren Landungsplatz in der Dunkelheit entdeckt, als er Bretter über einige Boote werfen und 200 Mann Hanſeaten und

Lauenburger unter dem Hauptmann von Lucadou dahin überſetzen ließ. Die Kähne des Feindes waren grade zurückgekehrt, wahrſcheinlich um andere Truppen nachzuholen. In dieſer Lage war ihm kein Rückzug möglich, und gezwungen unterhielt er anderthalb Stunden das heftigſte Gewehrfeuer, dann aber ſtürmten die Hanſeaten und Lauenburger, von ihrem tapfern Anführer ermuntert, mit gefälltem Bajonnet hervor, worauf die Franzoſen die Waffen wegwarfen und ſich gefangen gaben. Mehrere, die ſich durch Schwimmen retten wollten, ertranken, über 70 waren getödtet, die übrigen, worunter 40 Verwundete, gefangen. Der Verluſt der Unſern betrug 24 Mann, worunter 2 Offiziere. Dieſem verunglückten Verſuche ließen die Franzoſen hier keinen zweiten folgen; man begnügte ſich gegenſeitig, von Zeit zu Zeit das Geſchütz auf einander ſpielen zu laſſen, wo unſre vierundzwanzigpfündigen Kugeln dem Feinde großen Schaden verurſachten, und unter andern ein paar Schiffe voll Franzoſen, die ſich vom Ufer in die Mitte des Stroms gewagt hatten, in Grund bohrten.

Der Wechſel von Beſtürzung und Freude, den dieſe Vorfälle erregten, erhielt alles in unruhiger Spannung; die nahe Bedrängniß führte aber, bei allen Stürmen der Gedanken und Gemüther, immer auf's neue zu der ungewöhnlichſten Thätigkeit. Die Zahl der Arbeiter an den Wällen wurde verdoppelt und verdreifacht. Die Bürgergarde raffte die Leute von den Straßen dazu weg; ohne Waffen durfte ſich kein Menſch mehr blicken laſſen; die Thore wurden genau bewacht, Pferde und Wagen zum Dienſte der der Stadt zurückgehalten, kein Mann hinausgelaſſen, damit ſich niemand der Schanzarbeit und den Waffen entzöge; wer im geringſten verdächtig ſchien, wurde angehalten und auf die Hauptwache geführt, die bald mit Verhafteten angefüllt war. Alles dies thaten die Bürger aus eigner Bewegung mit dem größten Eifer, der freilich oft genug ſich in unnöthiger und verkehrter Thätigkeit abmüdete; zum Verwundern iſt es, wie bei dieſer Maſſe von Bewaffneten, die zum Theil ohne Befehl und Aufſicht blieben, und aus allen Volksklaſſen zuſammengetreten waren, während ſo vieler heftigen Anläſſe nichts Ausſchweifendes noch Unwürdiges, keine Beleidigung noch Unordnung vorfiel. Der General mit dem größten Theil ſeiner Offiziere, alle Truppen und die meiſten Bürgergarden, befanden ſich außerhalb der Stadt, der Senat und die übrigen Behörden hielten ſich zurückgezogen, keine Regung ging in dieſer Zeit von ihnen aus, keine Abſicht oder Geſinnung wurde von ihnen in dieſen ſtürmiſchen Tagen kund gegeben. Das, was ſie nothgedrungen beſorgen mußten, die Verpflegung der Truppen unter andern, geſchah mit der größten Unordnung, auf manchen Poſten litt die Mannſchaft über vierundzwanzig Stunden lang Mangel, in einer Stadt, wo alles in Fülle und die Zahl der Truppen höchſt gering war; ſogar die eignen Mitbürger, die unter tauſend Ungemach auf entlegnen Poſten ſtanden, wurden häufig vergeſſen. Außerdem waren die Sendungen von Lebensmitteln bei'm Abgehen meiſt größer, als bei'm Ankommen. Unter ſolchen Umſtänden mag die Stadt das Vierfache deſſen bezahlt haben, was wirklich verbraucht worden iſt. Eine allgemeine Unzufriedenheit äußerte ſich laut und heftig gegen dieſe Unordnung. Gegen einzelne Perſonen wurden Beſchuldigungen ausgeſprochen, welche zwar grundlos, aber darum nicht minder gefahrvoll waren. Beſonders verdächtigte man die wieder eingetretenen Mitglieder des Senats, welche auch unter den Franzoſen Aemter geführt hatten. Für Tettenborn's Verhältniß und Lage war dies alles höchſt beſchwerlich und nachtheilig.

Am 14. Mai glaubten die Vorpoſten bei anbrechendem Tage durch den Nebel große Maſſen franzöſiſchen Fußvolks auf der Feddel zu ſehen, die gegen das Ufer marſchirten, um ſich einzuſchiffen, ſogar Kanonen meinte man zu erkennen, und als dieſe Meldung ſich in der Stadt raſch verbreitete, hielten die Einwohner jetzt den nachdrücklichſten Angriff auf den Grasbrook, der kaum noch zu vertheidigen ſchien, für gewiß, ja die Wälle der Stadt ſelbſt ſah man ſchon in den Händen des Feindes. Die Sturmglocken und Trommeln riefen die Einwohner zu den Waffen, während das Flüchten der Wehrloſen nach Altona und auf das Land das Getümmel vermehrte. Die Batterieen der Bürger auf dem Grasbrook donnerten unaufhörlich, und grauſenvolle Ungewißheit, ob der Feind ſchon gelandet ſei, ob er vordringe, machte den Zuſtand der Einwohner verzweiflungsvoll. Die Allarmplätze waren jedoch mehr als jemals von Bewaffneten erfüllt, indem auch ſolche, die ſonſt den Dienſt meiden mochten, ſich jetzt einfanden. Als der Nebel verging, ſah man keinen Feind auf der Feddel, die Franzoſen lagen ruhig hinter den Deichen, und von Batterieen fand ſich keine Spur. Indeß wurde auch in den folgenden Tagen, da alles ſtill blieb, und der Feind ſich begnügte, ſeine künftigen Angriffe vorzubereiten, niemand der Ruhe froh, ſondern alles lebte in angſtvoller Erwartung, die von dem kleinſten Anlaß in heftige Bewegung geſetzt wurde. Das Unglück, das ſich näherte, kündigte ſich den geſpannten Gemüthern in finſterer Schrecklichkeit an, die Mittel, es abzuwehren, lagen zu ſehr vor Augen, als daß jetzt nicht ihr Mißverhältniß unwiderſprechlich eingeleuchtet hätte, und die ruhigen Dänen erſchienen eben durch dieſes Ruhigbleiben ſchon als eine unzulängliche, unzuverläſſige Hülfe; daß Tettenborn, bei ſeinem kühnen und kriegsmuntern Geiſte, mit den Dänen keinen Angriff unternehmen ſollte, ſchien undenkbar, und da dennoch der Angriff auf Wilhelmsburg unterblieb, ſo konnte man die Urſache nur in dem Nichtwollen der Dänen ſuchen, welches die Hamburger auf das ſchlimmſte zu deuten alle Urſache hatten. Und doch wußten die Meiſten nur halb, wie die Sachen ſtanden, und konnten die Folgen der unerwarteten Rückkehr des Grafen von Bernſtorff noch nicht überſehen.

In manchen Augenblicken ſchmeichelten ſie ſich wieder mit der Fortdauer der däniſchen Hülfe, mit der Annäherung der ſchwediſchen, mit herbeieilender, ruſſiſcher oder preußiſcher Verſtärkung, mit dem bei Groß-Görſchen von den Ruſſen und Preußen erfochtenen Siege und deſſen zu hoffender Nachwirkung, auch auf die Verbeſſerung des Zuſtandes an der Niederelbe; während der Eingeweihte längſt von allem dieſen wenig oder nichts hoffen durfte, ſondern von allen Seiten nur immer mehr und mehr eine verhängnißvolle Wendung der Dinge herannahen ſah. Die unglücklichen Menſchen aus ihrer Täuſchung, ſofern dieſe noch beſtand, zu reißen, verbot die Klugheit, um nicht die letzte geringe Kraft zu lähmen; ſie abſichtlich darin zu befeſtigen, wäre ein grauſames Spiel geweſen, das doch nicht lange hätte beſtehen können. Unter dieſen Umſtänden ſchien das Beſte, ganz zu ſchweigen, und nur die Thatſachen reden und wirken zu laſſen, da die Triebfedern zur verzweifeltſten Gegenwehr nicht erſt in den Gemüthern erweckt zu werden brauchten, ſondern jedem Bewußtſein glühend eingedrückt waren. Die in den Zeitungen mitgetheilten Nachrichten von dem Vorrücken der ſchwediſchen Truppen an die Elbe, und andre dergleichen Angaben, waren nicht auf die Hamburger, ſondern auf die Franzoſen berechnet, die über Altona unſre Tagesblätter bekamen, und durch ſolche Vorſpiegelungen allerdings langſamer und vorſichtiger wurden. Es erſchien kein Aufruf, kein Tagesbefehl, der Verſprechungen gegeben oder gefordert hätte, man konnte nur ſagen, was nicht nöthig war zu ſagen, denn der Wille und die Geſinnung bedurfte keiner Bearbeitung, ſondern nur Vertrauen auf ſich ſelbſt und auf nahen Beiſtand; letzterer mußte fremden Mächten durch kluges und glückliches Unterhandeln gleichſam abgezwungen, erſteres in dem gährenden Volke ſelbſt entwickelt werden, und freilich iſt eine Bevölkerung von 150,000 Menſchen ein Stoff, aus dem ſich unendliche Kräfte entwickeln können; wo ein ſolcher gegeben iſt, darf man nichts für unmöglich halten, man mußte wenigſtens abwarten, was für Mittel noch an das Licht treten würden, denn was ein Volk thun wird, läßt ſich nicht berechnen noch vorherſehn, und man durfte Hamburg nicht aufgeben, ſo lange es ſich nicht ſelbſt aufgab. Die Bürgergarde war der kleinſte Theil des Volks. Sie war durch den anhaltenden Biwak während einer regnigten Zeit, und durch den vielen, von ihr aus großem Eifer ſogar übertriebenen Dienſt, nach wenigen Tagen erſchöpft, und unzufrieden begehrten Viele nach Hauſe. Es wäre den Meiſten recht lieb geweſen, von Tettenborn angeführt, mit ganzer Macht ſich in offnen Kampf zu ſtürzen, und in blutiger, aber kurzer Entſcheidung Tod oder Freiheit zu ſuchen; allein ſolcherlei Ausführung war weder rathſam noch möglich. Die Oertlichkeit einer überall durchſchnittenen Gegend, die an unzähligen Stellen bewacht werden mußte, durch Waſſer, Dämme, Schiffe, Häuſer überall bedingt, geſtattete durchaus keine Anwendung großer Maſſen, noch ſelbſt deren Vereinigung unter perſönlichen Oberbefehl, und ſo legten die Umſtände den Hamburgern grade den härteſten Theil des Kriegs auf, der mehr in ſtandhaftem Ertragen unaufhörlicher Mühſale und Beſchwerden, und im willigen Hingeben an die Einzelheit geringfügiger Leiſtungen, als in den Anſtrengungen der Schlacht und den begeiſternden Zuſtänden der Gefahr beſteht.

Tettenborn ſah nur zu bald erfüllt, was er vorausgeſehen hatte; kaum war man in Kopenhagen von der Abweiſung, die der Graf von Bernſtorff in England erfahren hatte, unterrichtet, als auch ſogleich an die däniſchen Truppen der Befehl abgeſandt wurde, ſich zurückzuziehen und Hamburg ſeinem Schickſale zu überlaſſen; dieſer Befehl traf am 18. Mai in Hamburg ein, und ſollte ſogleich ausgeführt, ſo wie den Franzoſen dies angezeigt werden. Tettenborn beſtürmte den General von Wegener und den Oberſtlieutenant von Haffner mit Vorſtellungen und Ermahnungen, um ſie wenigſtens zu einem Aufſchub in Vollſtreckung jenes Befehls zu bewegen; die Erörterung der Lage Dänemarks gegen die Verbündeten, die von däniſcher Seite ſchon verübten Feindſeligkeiten gegen Frankreich, das noch eben erſt auf Wilhelmsburg vergoſſene däniſche Blut, die Ehre der däniſchen Truppen und ihre eigene Beſtürzung über dieſe ſchnelle Umkehr, kurz alles, was die perſönliche Geſinnung und die Kunſt der Ueberredung nur immer darbot, wurde angewandt, um wenigſtens vierundzwanzig Stunden zu gewinnen, die denn endlich auch zugeſtanden wurden, mit dem Verſprechen, daß erſt nach deren Ablauf die Franzoſen däniſcherſeits von dem Zurückziehen der Truppen benachrichtigt werden ſollten. Dieſe kurze Friſt benutzte Tettenborn, um auf's neue Eilboten an den General Döbeln zu ſenden, ſo wie an alle die Orte, von denen für Hamburg zwar nicht in dieſem Augenblick, aber doch ſpäter Hülfe zu erwarten war, und für welche die Nachricht dieſer

Veränderung große Wichtigkeit haben mußte. Als endlich am 19. Abends, da es ſchon dunkel geworden war, die däniſchen Truppen wirklich abzogen und von dem Grasbrook und Hamburgerberg ihr Geſchütz wegnahmen, verwandelte ſich aller noch übrige Muth in troſtloſe Niedergeſchlagenheit. Die Meiſten gaben alle Hoffnung auf, die Stadt, die ſogar mit der Hülfe der Dänen nicht gegen die große Uebermacht des Feindes ſicher geweſen war, nun ohne ſolchen Beiſtand noch länger zu behaupten. Zwar verkündigte Tettenborn unmittelbar darauf die Annäherung der Schweden, die der General Döbeln inzwiſchen wirklich verſprochen hatte zu ſchicken, allein theils hielt man dieſe noch für entfernt, theils hatte ein durch die lange Gewohnheit entſtandenes Gefühl ihrer Lage die Hamburger in dem nachbarlichen Beiſtand der Dänen eine viel ausdauerndere Sicherheit hoffen laſſen, die allerdings, wegen der Nähe von Altona und wegen des ganzen holſteiniſchen Elbufers, durch Dänemarks eignen Vortheil noch beſonders verbürgt ſchien. Um die Sache auf das äußerſte zu bringen, gaben auch ſogleich in derſelben Nacht die Franzoſen ihre Kunde von dem Abzuge der Dänen dadurch zu erkennen, daß ſie die Stadt aus Kanonen und Haubitzen heftig beſchoſſen, indem ihre Batterieen auf der Feddel in der Zwiſchenzeit trotz des hindernden Regens fertig geworden waren. Der Schaden, den ſie anrichteten, war nicht beträchtlich, und auf einen kleinen Theil der Stadt beſchränkt, während ängſtlicher Schrecken, den der nächtliche Donner des Geſchützes und der Anblick der hoch in den dunkeln Lüften fliegenden Granaten verurſachte, die ganze Stadt erfüllte. Seinen eignen Kräften allein überlaſſen, ſchien Hamburg in dieſer furchtbaren Nacht einem nachdrücklichen Angriff erliegen zu müſſen, den man jeden Augenblick erwartete. Die Wachſamkeit war überall verdoppelt, die Poſten verſtärkt, alle Offiziere in Thätigkeit; ohne großen Verluſt ſollte der Feind nicht eindringen, ſo gewiß auch ſeine große Zahl von Truppen ihm dies am Ende ſichern mußte; den eingedrungenen konnte man hoffen in den Straßen noch zu bekämpfen, vielleicht zu vertilgen. Allein der Angriff unterblieb, und auch das Beſchießen der Stadt, das den Kriegsleuten überhaupt wenig bedeutet, und das aus den Batterieen auf dem Grasbrook noch ziemlich erwiedert wurde, hörte gegen Morgen auf. Der Tag fand viele Hamburger ſchon auf der Flucht, Altona war überfüllt mit Ausgewanderten, die zum Theil ihre beſten Habſeligkeiten mit ſich führten; tief im Holſteiniſchen, in Kopenhagen ſogar und London, ſuchten viele ihre Zuflucht gegen die Rache des Feindes, der ſich, ihrer Meinung nach, diesmal nicht auf Hamburg beſchränken, ſondern auch nach Altona und den nächſten däniſchen Gebietstheilen übergreifen würde.

Den ganzen folgenden Tag, wie auch die Nacht, und wieder den folgenden Tag, blieb alles ruhig. Unbegreiflicherweiſe verſuchten die Franzoſen während dieſer ganzen Zeit keinen Angriff, ja hielten ſogar mit dem Beſchießen inne, da doch keine Zeit ihnen günſtiger ſein konnte, als dieſe, wo die entblößte Stadt ihnen beinahe Preis gegeben ſtand. Sie müſſen aber ſchlecht unterrichtet geweſen ſein, oder vielleicht den Dänen noch nicht getraut haben, die allerdings nicht alle die Geſinnungen ihrer Regierung theilten. So vergingen dieſe Tage unter ängſtlichem Harren, die Beſorgniß ſtieg deſto höher, je länger die Hülfe ausblieb, und mit Schrecken dachte man daran, daß der Feind nicht lange über den Zuſtand der Stadt getäuſcht bleiben könne. Endlich erſchien der erſehnte Augenblick, und am 21. Abends langten drei ſchwediſche Bataillons, die der General Döbeln, abgeſandt hatte, unter dem General von Boye bei Hamburg an, zwei davon rückten ſogleich durch die Stadt nach dem Grasbrook und dem Hamburgerberge, während das dritte zur Erhaltung der Verbindung in Bergedorf ſtehen blieb. Tettenborn war ihnen vor das Steinthor entgegengeritten, wo eine Abtheilung der Bürgergarde aufmarſchirt ſtand, und eine große Menge Volks die ankommenden Retter mit Jubelgeſchrei empfing. Man athmete wieder freier, und glaubte, nachdem man dieſe Tage glücklich überſtanden, für die Zukunft weniger befürchten zu dürfen.

Auch war es die höchſte Zeit, daß dieſe Truppen ankamen, denn gleichſam als ob der Feind durch irgend einen wunderbaren Einfluß nur eben ſo lange zurückgehalten worden ſei, bis ihm wieder friſche Truppen entgegengeſetzt werden könnten, erneuerte er grade in dieſer Nacht ſeine Angriffe, und auf ſo kühne Weiſe, daß, wenn er gleiches Wageſtück in anderer Richtung verſucht hätte, die größte Gefahr für die Stadt daraus entſtanden wäre. Die hamburgiſche Jacht lag unfern des Hafens in der Elbe vor Anker, und hatte außer den Seeleuten etwa 30 Mann Hanſeaten zur Beſatzung. Die Franzoſen aber ſchifften ungefähr 170 Mann in eine Peniſche und 16 Boote ein, um während der Nacht dieſes Schiff wegzunehmen. Sie ließen ihre Fahrzeuge leiſe ſtromab treiben und kamen geräuſchlos und unbemerkt in der Dunkelheit an das Schiff. Die Hanſeaten griffen eiligſt zu den Waffen, und vertheidigten ſich eine halbe Stunde lang mit heftigem Gewehrfeuer; allein die franzöſiſchen Seeleute benutzten ihre große Ueberzahl, und während ein Theil von ihnen durch Feuern die Beſatzung beſchäftigte, erſtieg eine andre Abtheilung das Schiff; ſie nahmen die Hanſeaten gefangen, kappten die Anker, und fuhren mit aufgeſpannten Segeln davon. Indeſſen hatte der Tag angefangen zu dämmern, und man ſah nun auf der ganzen durch das nächtliche Schießen allarmirten Linie am Ufer, was geſchehen war. Der Feind mußte nahe vorbeiſegeln, und gerieth in das Feuer von drei Batterieen und zwei Bataillons, welches ihn dergeſtalt beſtürzte, daß er nicht allein der Gegenwehr, ſondern auch der Lenkung des Schiffes vergaß, das alsbald auf den Sand lief. Jetzt wurde das Feuer noch mörderiſcher, da jeder Schuß ſein feſtes Ziel hatte. Die Franzoſen warfen ſich in die Boote, um ihr Heil in der Flucht zu ſuchen, allein mehrere dieſer Boote wurden in Grund gebohrt, die übrigen, von Todten und Verwundeten erfüllt, entkamen mit genauer Noth. Die Jacht wurde darauf wieder genommen, die Hanſeaten befreit, und dagegen viele Franzoſen, die ſich darauf verſpätet hatten, gefangen gemacht. Der Verluſt des Feindes betrug 132 Todte und Verwundete, während die Hanſeaten nur 13 Mann verloren hatten. Als die Fluth zurückkehrte, brachte man die Jacht in den Hafen. Ein ſo nahes und heftiges Gefecht hatte wieder die ganze Stadt in Bewegung gebracht, man glaubte den Feind auf dem Hamburgerberge gelandet, und dankte Gott, daß den Abend vorher die Schweden angekommen waren. Der gute Ausgang der Sache konnte nicht ganz für den Schrecken und die Besorgniß, die man ausgeſtanden hatte, ſchadlos halten, man ſah im Grunde nichts gewonnen, ſondern nur einen Verluſt abgewendet, vielleicht auf nur kurze Zeit, und erhielt die beunruhigende Einſicht, wie viele Blößen die hamburgiſche Vertheidigung dem Feinde zu benutzen laſſe, die einzeln wohl zu decken ſeien, aber durchaus nicht alle zugleich.

Die Franzoſen begannen auch bald auf's neue, die Stadt zu bombardiren, und beſchoſſen ſie die ganze Nacht vom 23. auf den 24. mit der größten Lebhaftigkeit, doch ohne ſonderlich Schaden zu thun; das Feuer wurde, noch ehe es recht ausbrach, jedesmal glücklich gelöſcht; die Geſchützkugeln und Bombenſtücke verwundeten einige Bürger in den Straßen, die aufgeſtellten Truppen erlitten keinen Verluſt. Am meiſten fürchtete man für das ungeheure Theermagazin auf dem Deiche, allein zum Glück richteten die Franzoſen ihr Geſchütz nicht dahin, und man gewann Zeit, die Tonnen in die Ebene zu rollen und Haardecken und Erde darüber zu werfen, bei welchem Geſchäft ein junger Mann, Namens Flügge, den unerſchrockenſten Muth und kundigſten Eifer bewies. Tettenborn war bald auf dem Grasbrook, bald auf dem Hamburgerberg, bald in der Stadt, um alles ſelbſt zu leiten und anzuordnen, und die Thätigkeit jeder Art durch ſeine Gegenwart zu beleben. Er hatte die Truppen der entgegengeſetzteſten und jetzt gegen einander feindlich geſtimmten Völker nach einander zu dem Einen Zweck der Vertheidigung Hamburgs glücklich herangezogen, und er durfte hoffen, jetzt, da das Schlimmſte überſtanden war, die Stadt fernerhin behaupten zu können, und wenn nur erſt Zeit gewonnen, auch größere Unterſtützung nach und nach ankommen zu ſehen. Dann konnte die Stadt, ſelbſt bei weiterem Rückzuge der Hauptheere, ein feſter, in ſich geſchloſſener und mit allen Vortheilen der Seeverbindung ausgeſtatteter Waffenplatz für die Verbündeten werden, der ſogar bald im Stande ſein konnte, eine Belagerung auszuhalten. Allein das Betragen der Dänen, die täglich mit den Franzoſen eifrige Verhandlungen pflogen, erweckte ſchon jetzt Bedenklichkeiten, die alle dieſe Ausſichten zu vernichten drohten.

Die nächſten Tage waren zwar wieder ruhig, aber die düſtre Erwartung, in der alles ſchwebte, gönnte niemanden, ſich in dem Genuſſe dieſer Ruhe zu erholen. Man mußte beſtändig in Bereitſchaft ſtehen, die Bürgergarden waren unaufhörlich im Dienſt, ein großer Theil des Volks durch Schanzarbeit, die mit Anſtrengung fortgeſetzt wurde, unabläſſig beſchäftigt. Man ſah kein andres Gewerbe mehr, als das Bezug auf den Krieg hatte, niemand ging ohne Waffen, aller Verkehr und Erwerb ſtockte; da die biwakirenden Bürger von der Stadt verpflegt werden mußten, ſo wurde der Dienſt zuletzt für die ärmeren Einwohner die Quelle des Lebensunterhalts.

Die Dänen hatten inzwiſchen das Einrücken der Schweden in Hamburg, von wo ſie in zehn Minuten nach Altona marſchiren konnten, als für ſich gefährlich betrachtet, und ihre Truppen mit allem Geſchütz aus Altona zurück nach Blankeneſe gezogen; ſie thaten ängſtlich, als hätten ſie einen feindlichen Ueberfall zu fürchten, und als wären in Gemeinſchaft der Schweden ihnen jetzt auch ſogar die Ruſſen unſicher. Die Schweden ihrerſeits zeigten Beſorgniß wegen der Dänen, welche durch Stärke und Stellung allerdings im Vortheil waren. Dieſe Beſorgniß griff auch der Kronprinz von Schweden ſogleich auf, der endlich am 17. in Stralſund angekommen war, und meinte, die ſchwediſchen Truppen fänden ſich in Hamburg gleichſam in einen Sack eingeſchloſſen. Er mißbilligte das eigenmächtige Benehmen des Generals Döbeln, und ſandte unverzüglich den General Lagerbrinke nach Hamburg, um die Schweden von dort ſogleich wieder abzurufen. Seltſame Verwickelung der Verhältniſſe, daß hier Dänen und Schweden in feindlicher Entgegenſetzung zum Unheil Hamburgs doch nur das Gleiche thaten. Gegen die Mißverhältniſſe der beiden nordiſchen

Mächte, die ſich auf dieſem Punkte begegneten, mußte das Schickſal der einzelnen Stadt verſchwinden, und dieſe im Widerſtreit fremder Politik erliegen. Die ſchwediſchen Truppen marſchirten am 25. Mai Abends wirklich von Hamburg ab. Welche Beſtürzung unter den Einwohnern, welche Niedergeſchlagenheit unter den Truppen dadurch entſtand, iſt kaum zu beſchreiben. Es gehörte der ausdauernde Muth und die beharrliche Geſinnung Tettenborn's dazu, um nach dieſem zweiten Fehlſchlagen, das er in ſeinen unternehmenden Anſtrengungen erfuhr, nicht ganz zu verzweifeln; aber der Schmerz ſelbſt, von dem ſein Inneres bei dieſen Vorgängen zerriſſen war, wurde ihm zum neuen Anreiz, ſeine Thätigkeit zu verdoppeln, ſeine Kraft zu ſpannen, und gegen alle zum Untergang verſchworne Gewalten eines hartnäckigen Geſchicks wenigſtens eben ſo hartnäckig zu ringen.

Die dringendſten Vorſtellungen gingen an den Kronprinzen von Schweden, dem die Wichtigkeit dieſer Stadt, ihre jetzige Lage und ihr bevorſtehendes Unglück an's Herz gelegt wurde, um ihn zur Rettung derſelben zu bewegen; für ganz Deutſchland konnte Hamburg gerettet das beſte, verloren das abſchreckendſte Beiſpiel werden. Auch die beſondere Theilnahme, die der Kronprinz für dieſe Stadt aus früherer Zeit, da er als Marſchall Bernadotte in den angenehmſten Verhältniſſen mit den Einwohnern geſtanden, noch haben mußte, wurde in Anſpruch genommen. Der Senat hatte an den Kronprinzen alsbald nach ſeiner Landung die Abgeordneten Pariſh, Gries und Karl Sieveking geſandt; der letztere, damals in noch ſehr jungen Jahren, zeigte ſchon die großen Vorzüge des Geiſtes und Karakters, welche er ſeitdem in ſeiner ehrenvollen Laufbahn ſtaatsmänniſchen Wirkens zum Wohl und Ruhm ſeiner Vaterſtadt vielfach dargethan. Der Kronprinz hörte die Vorſtellungen der Abgeordneten theilnehmend an, vermied aber jede beſtimmte Zuſicherung. Allein ſelbſt im günſtigſten Falle, wenn er alles gewährte, was in ſeiner Macht ſtand, mußten viele Tage hingehen, bevor die Hülfe eintreffen konnte, die mit jeder Stunde, welche dieſer Zuſtand fortdauerte, Gefahr lief, zu ſpät zu kommen. Es blieb daher nichts übrig, um nur einigen Halt in die Sachen zu bringen, als von Wallmoden Verſtärkung zu beziehen. Dieſer ſandte ein preußiſches Bataillon, welches zwar nicht ſehr ſtark war, aber aus Kerntruppen beſtand, bei Lüneburg das Gefecht ruhmvoll entſchieden hatte, und in dem Oberſtlieutenant von Borck ſich des tapferſten Anführers rühmen konnte. Am 27. Mai traf das Bataillon in Hamburg ein, und brachte einen neuen Schimmer von Hoffnung für die Einwohner mit, welche dieſer Truppen endlich glaubten gewiß ſein zu können.

Wunderbar genug blieb auch jetzt, nach dem Abzuge der Schweden, wie früher der Dänen, der Feind ganz ruhig, und wagte keinen Angriff, ja ließ ſogar im Bombardiren der Stadt nach. Er dachte auf eine leichtere Art zu deren Beſitz zu gelangen, als durch einen Angriff, deſſen Erfolg doch immer zweifelhaft war, und der auch im Gelingen eine große Menge Leute koſten mußte. Die Dänen waren das Mittel, welches ihnen dies alles erſparen ſollte. Die Unterhandlungen zwiſchen Altona und Haarburg wurden täglich lebhafter; der Präſident von Kaas war aus Kopenhagen angelangt, um in das Hauptquartier Napoleon's zu reiſen, und hielt ſich unterwegs in Haarburg eine Zeit lang bei dem Marſchall Davouſt auf; was man von den gepflogenen Unterhandlungen erfuhr, deutete nicht allein auf Annähern, ſondern auf ein völliges Anſchließen Dänemarks an Frankreich. Bei dem vertrauten Verkehr zwiſchen den Nachbarſtädten, die ſich in vieler Hinſicht als Eins betrachteten, und denen die kaufmänniſchen Verbindungen ein engeres Band blieben, als das, womit jede einer andern Regierung angehörte, waren die geheimſten Verhandlungen der Dänen in Hamburg bekannt; man ſprach laut davon, daß letztere mit den Franzoſen vereinigt die Stadt angreifen, oder dieſelbe auf glimpfliche Weiſe doch einſtweilen beſetzen und den Ruſſen nur freien Abzug geſtatten würden, und ſo ſahen die unglücklichen Hamburger aus denſelben

Truppen, die noch eben ihre Bundesgenoſſen und Beſchützer geweſen, plötzlich drohende Feinde werden, und zwar um ſo gefährlicher, als man nach dieſer Seite die wenigſten Vorkehrungen getroffen hatte, da die Freundſchaft der Dänen ſich höchſtens in Neutralität ſchien verändern zu können. Gegen die Franzoſen waren die an der Elbe aufgeworfenen Befeſtigungen auch bei noch fortdauernder Arbeit ſchon haltbar, da der Strom ſie deckte; von dem Lande her boten die noch unvollendeten tauſend Blößen. Ein anderer Umſtand erweckte noch bedenklichere Sorge. Nach dem großen Verbrauch in der letzten Zeit fing nun das Pulver an zu fehlen; der Vorrath reichte für das Kleingewehr nur noch auf einige Tage hin, für das Geſchütz auf den Wällen nur auf wenige Schüſſe. Dies alles, und die Erwägung, daß, wie auch der Krieg enden möge, Dänemark für Hamburg immer der nächſte Nachbar bleiben würde, von deſſen Händen die Stadt fortdauernd Unheil oder Heil ſchon durch die Beherrſchung der Elbe zu gewärtigen habe, machte die Einwohner gänzlich verzagen, auch gegen dieſen Feind mit äußerſtem Trotze aufzutreten. Heß, als Befehlshaber der Bürgergarde, der ſchon lange mit abwechſelndem Erfolg gegen die mannigfaltigen Stimmungen gekämpft hatte, und zum Theil von ihnen niedergebeugt war, erſchien bei dem General, und machte ihm förmlich die Anzeige, daß auf die Bürgergarde ferner nicht zu rechnen ſei, und ſie namentlich gegen die Dänen nicht fechten würde. Die Hamburger befanden ſich allerdings in einer fürchterlichen Lage; ohne alle Möglichkeit der Ausſöhnung mit Napoleon, bedrängt und bombardirt von der Uebermacht eines rachesinnenden Feindes, ſahen ſie eine Stütze nach der andern weichen, eine Hoffnung nach der andern verſchwinden, und nirgends einen aufrichtigen Freund erſcheinen. Muth und Entſchloſſenheit ſind es meiſt nur bedingungsweiſe, daß der Einzelne wiſſe und vertraue, auch die Andern, und wo nicht Alle, doch die Meiſten, ſeien ihm gleichgeſinnt. Dieſe Ueberzeugung fehlte, und ſie zu erregen wären Hülfsmittel nöthig geweſen, vor denen die Beſonnenen zurückſchauderten.

Ein begeiſterter Volksheld aber, der die dunkeln Kräfte der Waffen an's Licht zu rufen und zugleich zu leiten gewußt hätte, erſtand nicht. Die Entbrannteren ſahen alle auf Tettenborn, und erwarteten ſeinen Anſtoß; allein er konnte heldenmüthige Entſchlüſſe wohl fördern, aber nicht vorſchreiben. Es wäre ſchön geweſen, dies gutgeſinnte, eifrige Volk, deſſen Aufſtand gegen die Franzoſen ein ſo großes Beiſpiel gegeben, durch hinlängliche Kriegsmacht, wo möglich vorwärts an der Weſer ſchützen und vertheidigen zu können, und ihm den Wiedergewinn der Freiheit in ungetrübtem Glücke beſchieden zu ſehen, die verbündeten Mächte und ganz Deutſchland hätten ihm ſolches Wohlergehen freudig gegönnt; allein das Geſchick hatte nun einmal ſeine härteſten Looſe hier ausgeworfen und dem Orte ſelbſt, wo das kühne Wagniß hervorgetreten, waren auch alle Unglücksfolgen deſſelben zugetheilt. Es war jetzt, gleichviel durch weſſen Schuld, mit Hamburg auf das äußerſte gekommen, wo es nur noch galt, ſich bis zur Verzweiflung zu wehren, und lieber unterzugehen, als ſich zu ergeben. Aber obgleich der Reichthum und Wohlſtand der Hamburger nicht in ihren Wohnſitzen beſteht, die ohne Freiheit wenig werth ſind, und die Betriebſamkeit, die Kenntniß und das Vertrauen des Handels, ihr wahrer Reichthum, ſie überall hinbegleitet hätten, ſo ſchauderten dennoch alle vor dem Gedanken, ihre Stadt den Flammen zu überantworten, und dem Feinde zum Gegenſtande ſeiner Wuth nur als eine rauchende Brandſtätte zurückzulaſſen. Als Tettenborn ihnen nichts mehr zu bieten hatte, als rothe Fahnen und Pechkränze, zogen ſich die Unſeligen zurück, für die es eine Wohlthat, nicht Grauſamkeit, geweſen wäre, wenn man, ſogar wider ihren Willen, das Heldenwerk Raſtoptſchin's wiederholt hätte. Tauſende haben es ſeitdem bereut, nicht dieſen Untergang gewählt zu haben; allein es war nöthig, daß erſt die Wiederkunſt der Franzoſen mit allen Gräueln der überlegteſten langſamen Zerſtörung ihnen jene ſchnelle wünſchenswerth machte!

Noch einmal erſchien für Hamburg ein günſtiger Sonnenblick, um dann ganz und für lange Zeit von ſeinem Himmel zu verſchwinden. Der Kronprinz von Schweden hatte Hamburgs Schickſal zu Herzen genommen, und endlich den Abgeordneten der Stadt ſeinen unverzüglichen Beiſtand zugeſagt; am 27. Mai kam der General von Roſen von Seiten des Kronprinzen zu Tettenborn, um demſelben den Anmarſch neuer ſchwediſcher Truppen anzukündigen. Ein Theil derſelben ſollte in Hamburg ſelbſt einrücken, die Hauptmaſſe aber Wallmoden's Heertheil zu einer kräftigen Unternehmung auf das linke Elbufer und gegen Haarburg verſtärken, um die Franzoſen durch dieſen Angriff im Rücken zu nöthigen, von ihrem Angriff auf Hamburg abzulaſſen. Nichts konnte erwünſchter ſein, und ſchon war alles abgeredet, als noch der General von Boye eintraf, um wegen der ſchwediſchen Truppen von den Dänen, durch welche ſie in Hamburg jeden Augenblick eingeſchloſſen werden konnten, eine Sicherſtellung zu verlangen. Er forderte nur, daß die däniſchen Generale ſich verpflichteten, jede Aenderung ihres neutralen Verhaltens gegen die Schweden achtundvierzig Stunden früher anzuzeigen, ehe ſie thätig einſchritten.

Mit dieſem Auftrage ging der General von Boye am 29. Mai ſelbſt nach Altona, und Tettenborn ſchlug alle ihm durch Eifer und Klugheit eröffnete Wege ein, ſeinen perſönlichen Einfluß auf die Entſchließungen der däniſchen Befehlshaber geltend zu machen.

Während dieſer Verhandlungen hatten die Franzoſen die mehrtägige Ruhe durch einen unerwarteten raſchen Angriff wieder unterbrochen. Sie waren früh vor Tages Anbruch am 29. Mai von Wilhelmsburg aus nach dem Ochſenwärder übergegangen, hatten den ſchwachen Poſten des lauenburgiſchen Bataillons daſelbſt überall zurückgedrängt, und ſich bereits in dieſer Inſel ſehr ausgedehnt und theilweiſe feſtgeſetzt, ehe die Meldung davon an Tettenborn gelangte. Dieſer eilte ſogleich dorthin, und führte die zurückgewichenen, aber durch ſein Erſcheinen gleich ermuthigten Truppen perſönlich gegen den Feld vor, und ließ ſie eine günſtige Stellung nehmen, wobei er ſich lange Zeit dem heftigen Kugelregen der feindlichen Plänkler ausſetzte. Da jedoch die Franzoſen hier mit Macht übergegangen waren, und weiter vordringen zu wollen ſchienen, um die Ruſſen von dieſer Seite abzuſchneiden, ſo ließ er ſchleunig das Bataillon Preußen aus der Stadt in die wichtige Stellung beim Eichbaum marſchiren, um dieſe ſo lange zu behaupten, bis der von Wallmoden auszuführende Angriff den Feind von ſelbſt hier wieder zum Rückwege nöthigen würde; er ſelbſt nahm ſein Hauptquartier bei der Billkirche.

Die Lage war mißlicher als je; um dem Angriff im Ochſenwärder zu begegnen war die Stadt entblößt worden; wurde dieſe angegriffen, ſo konnte man nichts dahinſchicken, was nicht anderswo eine Lücke gelaſſen hätte, und ſo blieb nur auf die ungewiſſe Hoffnung zu rechnen, daß die Franzoſen ihren Angriff auf die Stadt ſelbſt noch nicht machen würden. Mit Ungeduld erwartete man die Ankunft der Schweden und die verlangte Zuſicherung der Dänen; von beiden Seiten erhielt Tettenborn zugleich Nachricht. Die Schweden, ſtatt in Bergedorf einzutreffen, hatten ſich tiefer in das Innere des Landes zurückgezogen; die Dänen dagegen waren vorgegangen, und ſtanden ſchlagfertig in Altona und in Schiffbeck, ſo daß ihre Stellung eben ſo drohend erſchien, als ihre Abſicht feindlich zu vermuthen war, ſie brauchten nur noch einen Schritt zu thun, um Hamburg ſelbſt und alle dortigen Truppen unrettbar einzuſchließen.

Auf das Verlangen des Generals von Boye hatte der, ſtatt des abgerufenen Generals von Wegener in Holſtein jetzt den Befehl führende Generalmajor von der Schulenburg geantwortet, nur zwei Stunden vorher, ehe er zu Feindſeligkeiten überginge, würde er die Anzeige davon machen. Zugleich erhielt man durch wohlunterrichtete Perſonen die Gewißheit, daß zwiſchen den Dänen und Franzoſen ein Vertrag abgeſchloſſen, und die däniſche Kriegsmacht in Holſtein ganz den Verfügungen des Marſchalls

Davouſt überlaſſen ſei, daß alſo jeden Augenblick ein förmlicher Angriff, von ihnen ſelbſt, oder über das däniſche Gebiet von den Franzoſen, zu erwarten ſtehe. Der ſchwediſche General erklärte hierauf, in dieſem Fall hieße es die ſchwediſchen Truppen, die nach Hamburg kämen, geradezu dem Feinde als Gefangene überliefern, und ihre rückgängige Bewegung, ſchon durch das Vorgehen der Dänen veranlaßt, könne nur fortzuſetzen ſein. Unter dieſen Umſtänden, bei der Mißſtimmung der Bürgerſchaft, dem Mangel an Schießbedarf der geringen Truppenzahl, der Entfernung der Schweden und Feindlichkeit der Dänen, mußte Tettenborn, der noch immer außerhalb der Stadt bei der Billkirche dem ſtets ſich verſtärkenden Feinde kämpfend entgegenſtand, in der Nacht auf den 30. Mai dem Major von Pfuel nach Hamburg den Befehl ſenden, die Stadt zu räumen, und mit den wenigen dort noch befindlichen Truppen durch den Billwärder den Rückzug nach Bergedorf anzutreten. Der Senat hatte ſchon früher aus eignem Antrieb die Uebergabe der Stadt berathſchlagt, und ſandte jetzt Abgeordnete nach Altona, um die däniſche Vermittelung zu erbitten.

Heß löſte durch eine ſchon für ſolchen unglücklichen Fall im voraus gedruckte Bekanntmachung die Bürgergarde förmlich auf, die der That nach ſchon nicht mehr beiſammen war, und ſich in den letzten Tagen nur in ſehr geringer Zahl auf den Sammelplätzen eingefunden hatte. Die angeſehenſten Einwohner, beſonders ſolche, die ſich auf irgend eine Weiſe für die Freiheit Hamburgs hervorgethan hatten, befanden ſich zum Theil ſchon im Däniſchen, theils begaben ſie ſich jetzt dahin. Der Abzug der Truppen, ungefähr 800 Mann, geſchah in aller Stille und mit der größten Ordnung, einige Schüſſe, welche die Franzoſen gegen Morgen von der Feddel gegen die Stadt thaten, wurden noch von den Batterieen auf dem Grasbrook beantwortet.

In Altona wurde der Generalmarſch geſchlagen, und die däniſchen Truppen ſetzten ſich in Bewegung.

Während des Zuges durch den zwei Meilen langen Engweg des Billwärders ſah man der ganzen Länge nach däniſche Truppen mit zahlreichem Geſchütz aufgeſtellt, die Kanoniere mit brennenden Lunten bei den Kanonen, die hinter unzugänglichen Verhauen längs der Gränze die Landſtraße beſtrichen. Eine Stunde ſpäter hätten ſie vielleicht ſchon Befehl zum Angriff gehabt, und das kleine Häuflein wäre in den Engen des Billwärders vernichtet oder gefangen worden. Der General von der Schulenburg band ſich auch nicht an die zugeſagte zweiſtündige Aufkündigung, ſondern fing die Feindſeligkeiten ſogleich an; die Dänen rückten in Hamburg ein, und verfolgten durch das Steinthor den Nachtrab der Ruſſen, nahmen 4 hanſeatiſche Reiter gefangen, und wechſelten noch am Abend mit den Koſaken bei Bergedorf einige Schüſſe. Von Bergedorf an machte das preußiſche Bataillon die Nachhut, und der Tag ſollte nicht vergehen, ohne die Franzoſen noch daran zu erinnern, daß nicht ihre Tapferkeit Hamburg gewonnen habe. Bei der Nettlenburger Schleuſe waren ſie in zahlreicher Menge auf Stegen und gelegten Brettern übergegangen, und drängten die preußiſchen Plänkler zurück. Der Oberſtlieutenant von Borck eilte dahin, ſetzte ſich an die Spitze ſeiner tapfern Leute, redete ſie kräftig an, und ſetzte ein hartes Wort darauf, wenn einer von ihnen einen Schuß thäte; ſo ſtürzten ſie mit gefälltem Bajonnet auf die Uebermacht des Feindes, und warfen alles nieder, was ihnen auf dem Wege war. Es fiel kein Schuß, der Feind verlor über 400 Mann, von denen ein Theil durch Bajonnet und Kolben, ein Theil im Waſſer umkam, nur wenige retteten ſich über den Fluß zurück. Von den 80 Preußen, die dieſes Heldenſtück ausgeführt, wurde nicht einmal einer verwundet, zum Beweiſe, daß es die Truppen ſchonen heißt, wenn man ſie mit dem Bajonnet angreifen läßt.

Tettenborn kam ohne weiter verfolgt zu werden und ohne irgend einen Verluſt am 31. Mai nach Lauenburg, wo er an die Truppen Wallmoden's angelehnt ſtand, und ehe wieder von der einen oder andern Seite etwas begonnen wurde, die Nachricht des abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes erhielt. Wie es der Stadt Hamburg erging, nachdem die Dänen den Franzoſen Platz gemacht hatten, möge ein Augenzeuge erzählen, dem zu einer ſolchen Schilderung der erbitterte Schmerz Kraft giebt, und der nicht ſcheut die herzzerreißende Wirkung ſolchen vaterländiſchen Trauerſpiels wie Phrynichos in verwünſchendem Danke zu erfahren.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Vierter Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Einunddreißigſter Abſchnitt.

Kriegszüge von 1813 und 1814.

Ich glaube weder Unnützes noch Unwillkommenes zu thun, wenn ich die ferneren Kriegsereigniſſe, denen ich als Augenzeuge beigeſellt geweſen, mit treuer Wahrheit und freiem Urtheil zu ſchildern verſuche. Denn war auch dieſe Kriegsbahn nicht die eines der Hauptheere, noch ſelbſt eines großen Heertheils, ſondern nur einer mäßigen Truppenzahl, ſo darf ſie doch durch die Selbſtſtändigkeit des Anführers und durch die Leiſtungen und Erfolge, welche von ihr ausgingen, an Wichtigkeit und Anreiz mit mancher höheren in gleiche Reihe treten. Sie gewährt eines der eigenthümlichen Bilder, aus denen das Geſammtbild dieſes ganzen Krieges ſich zuſammenſetzt, der auf unſrer Seite kaum als eine Einheit aufgefaßt werden kann. Aber noch eine andere Wahrnehmung kommt uns hier zu Statten!

Salluſtius ſagt, er habe bei Betrachtung der römiſchen Thaten und Schickſale oft überlegt, wodurch wohl am meiſten unter ſo großen Erſchütterungen und Gefahren der Staat erhalten und gerettet worden, und er bekennt, die Kraft und Trefflichkeit weniger einzelnen Männer habe dies vollbracht. Auch die deutſche Geſchichte hat ſolche Zeiten, welche ganz durch das Daſein einzelner Helden getragen werden, ſo die Zeiten Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürſten, ſo die Friedrich's des Großen. Aber völlig das Gegentheil von ſolcher Erſcheinung zeigt ſich in dem letzten Befreiungskriege,

Bayeriſche Staatsbibliothek München

wo der Ruhm der Ereigniſſe, durch welche die deutſche Sache in ſo hartem und gefahrvollem Ringen glücklich emporgehalten worden, kein einzelnes [illegible] welches er in ganzer Fülle ſich niederſenken könnte. Viele haben Theil an ihm, edle Fürſten, tapfere Feldherren, einſichtsvolle Staatsmänner; doch eben deßhalb nennt er ſich nach keinen ausſchließlich, ſondern ſchwebt als namenloſes Eigenthum in hoher Gemeinſchaft über der ganzen Nation.

Bei dieſer Eigenthümlichkeit des vergangenen Krieges, daß der Trieb und die Macht des Ganzen nicht bloß in einem großen Hauptquartier zuſammengedrängt, ſondern mit dem geiſtigen Gehalte der Zeit in den ganzen Umfang der Bewegung ausgebreitet erſcheint, und faſt in jedem Beſtandtheile gleichartig ſich wiederfindet, bei dieſer Eigenthümlichkeit darf die abgeſonderte Erzählung einer einzelnen Reihe von Kriegsereigniſſen, auch ſelbſtſtändiger auftreten, als dies der Fall wäre, wenn wir aus den Feldzügen Cäſar's, Friedrich's oder Napoleon's eine ſolche Nebenreihe darzuſtellen hätten; in den letztern iſt die Perſon des Oberfeldherrn die feſte Mitte alles Wichtigen und Bedeutenden, und jede Beſonderheit nur eine Ausſtrahlung von dort; hier umgekehrt ſtrömen die Strahlen aus dem Umkreiſe zu einer ſolchen Mitte zuſammen, zu der ſogar auch Blücher und Schwarzenberg nur ihren Beitrag geben. Und wo es einmal nur Beiträge gilt, da darf auch der, welchen die nachfolgenden Blätter ſchildern, ſich den namhaften anſchließen.

Der Fall Hamburgs machte den erſchütternden Beſchluß einer Reihe von Kriegsereigniſſen, welche der freudigen Zuverſicht, die ſie anfangs erweckt hatten, im Fortgange nicht entſprachen, ſondern die vaterländiſchen Hoffnungen bald wieder zu bangen Zweifeln herabſtimmten. Die Schlachten von Groß-Görſchen und Bautzen, die Gefechte bei Magdeburg, Halle und Haynau, hatten das verbündete Heer mit friſchem blutigen Lorbeer bereichert, aber doch wieder zurückgeführt zu den Ufern der Oder, von woher die Schaaren erſt kürzlich gegen den ſchon fernen Feind ausgezogen waren, der jetzt mit angeſtrengter Raſchheit wieder nah, und gleich in Schleſien wieder eingedrungen war. Die Schlachten ſelbſt waren für den Feind kaum Siege zu nennen, aber in ſeinen Händen ſah man erſtaunt alle Früchte des Sieges, eingenommene Länder, bezwungene Völker, beſtärkte und neue Bundesgenoſſen. Das ruſſiſche Heer mußte beſorglich gewahr werden, welch neue Wechſelfälle ſo fern von der Heimath ihm zu beſtehen waren; die preußiſchen Truppen konnten die im Rücken liegenden Landesſtrecken ermeſſen, welche faſt ſicher der Schauplatz, aber nur ungewiß die Mittel des weiteren Krieges darboten. Die Schweden harrten, an die Küſten der Oſtſee zurückgezogen, auf den Abſchluß der zum Theil ſchwierigen Bedingungen, unter denen ſie dem Bunde gegen Napoleon beitraten; ihre Hülfe ſchien überdies für jetzt durch den neuen Feind aufgewogen, den grade ſie am meiſten uns in den Dänen erweckt hatten. Oeſterreich rüſtete, aber ſein Beitritt zu dem Bunde war noch keineswegs erklärt, und die ſchwebende Ungewißheit erregte Unruhe und Sorgen. Der Feind, wieder im Beſitz von Sachſen und einem Theile Schleſiens, bot in aller ſeiner Macht unterworfenen Ländern die gewaltigſten Anſtrengungen auf, und ſeine Heere wuchſen täglich an Zahl und Vertrauen. Mißlich und gefahrvoll ſtand die zuſammengeſetzte Befehlsmacht der Verbündeten dem kriegeriſchen Alleingebieten des furchtbarſten Schlachtengewinners gegenüber, dem das Glück wieder zu lächeln ſchien. Eine dumpfe Verzweiflung war über das nördliche Deutſchland ausgebreitet; das Verhängniß ſchien die Anſtrengungen und das Flehen der Bedrängten zu verwerfen, und den franzöſiſchen Kaiſer nach kurzem Zürnen wieder als geliebten Sohn aufzunehmen; mit dem Fall von Hamburg wurde der letzte Aufflug der beſtürzten Hoffnungen gefeſſelt.

Aber dennoch waren Muth und Kühnheit in den Kriegern nicht ermattet, ſondern lebten hoffnungslos faſt nur ſo ſtolzer fort, und in unſern Reihen wünſchte jeder nur die Fortſetzung des Krieges, und wollte ihn lieber an die Ufer der Düna zurückgeworfen, als hier an der Elbe durch kläglichen Frieden geendet ſehen. In dieſem Sinne bereitete ſich alles zu hartnäckigen, erbitterten Kämpfen.

Tettenborn hatte in der Behauptung Hamburgs das Aeußerſte geleiſtet; er hatte Streitkräfte geſchaffen, erborgt, erzwungen, gegen die auf dieſem Punkte zuſammengehäuften Schwierigkeiten unabläſſig und oft mit wunderbarem Erfolg angekämpft, und erſt am Rande des Unterganges die ihm anvertraute Schaar ohne Verluſt wieder zurückgeführt; nur Unkundige mochten die Zumuthung längerer Vertheidigung gegen ihn aufſtellen, die Männer vom Kriegeshandwerke hatten jede militairiſche Obliegenheit dazu ſchon längſt verneint. Der Kaiſer Alexander ſandte ihm zur Anerkennung ſeiner verdienſtvollen Ausdauer den St. Annenorden erſter Klaſſe mit den ſchmeichelhafteſten Ermunterungen. Der beſte Troſt lag in dem Gedanken an neue Kämpfe und Unternehmungen, zu denen Tettenborn, jetzt nicht mehr hinter Wällen und Gräben eingeengt, ſondern mit ſeiner Reiterei wieder im freien Felde, und ſeinem eigentlichen Elemente zurückgegeben, ſich entſchloſſen anſchickte.

Er hatte in den nächſten Tagen nach der Räumung Hamburgs ſeine Truppen bei Lauenburg zuſammengezogen, und ſeine Vorpoſten gegen Bergedorf und die Gränze von Holſtein vorgedrängt. In Boitzenburg ſtanden die wenig zahlreichen Truppen Wallmoden's. Der Feind hatte eine große Ueberlegenheit an Mannſchaft und Geſchütz, denn obwohl die Angaben in der wieder franzöſiſchen hamburgiſchen Zeitung die Anzahl der eingerückten Franzoſen prahleriſch übertrieben, ſo befanden ſich doch in Hamburg, nach ſichern Nachrichten, die uns von dorther nie fehlten, wenigſtens 10,000 Mann, gewiß das Vierfache der Unſrigen, und was in dieſen der entſchloſſene Eifer, das konnte in jenen für den Augenblick der Uebermuth des gelungenen Erfolgs wirken. Die Beihülfe der Dänen vermehrte die Zahl des Feindes in's Unbeſtimmte, und verlieh ihm zugleich Reiterei, an der es ihm bis dahin gefehlt hatte. Wir ſahen in der That auch alsbald däniſche Huſaren gegen uns erſcheinen, und mit den Koſaken und hanſeatiſchen Reitern plänkeln, und obwohl die däniſchen Truppen überhaupt nur mit Widerwillen ſich den franzöſiſchen verbündet ſahen, ſo machte doch das, nach alter Erfahrung, in dem ſtrengen Gange kriegeriſcher Verhältniſſe keinen Unterſchied, und die Dänen fochten gegen uns wie die Franzoſen, denen untergeordnet zu ſein ſie ſich bald gewöhnten. Hätte Tettenborn bloß den Eingebungen des Augenblicks folgen wollen, ſo würde ihm, nachdem die Dänen ſich ſo raſch in Feinde verwandelt hatten, völlig frei geſtanden haben, mit aller Reiterei ſogleich in Holſtein einzufallen, das Land zu überſchwemmen, die Truppen zu zerſtreuen oder zu entwaffnen; wie leicht jenes Einbrechen geſchehen konnte, hat das Gelingen des ſpätern, viel ſchwierigern Verſuchs gezeigt. Allein er wollte die höhern Entſcheidungen abwarten, die erſt den Geſichtspunkt aufſtellen mußten, aus welchem das neue Verhältniß der Dänen zu behandeln ſei. Dieſes verzögernde Abwarten, und die Hoffnung, daß die Schweden jetzt in jedem Fall lebhafter den Krieg betreiben würden, in welchem ſie ihre eigentlichſten Feinde nicht länger als Gegner vermiſſen ſollten, erhöhte die Spannung nach dieſer Seite außerordentlich.

Die Franzoſen hatten kaum einige Tage damit zugebracht, ſich in dem unglücklichen Hamburg feſtzuſetzen und ihre vorhabenden Zerſtörungen zu beginnen, als ſie auch ernſtere Verſuche machten, in das Lauenburgiſche einzudringen, durch deſſen Beſetzung wir nach ihrem Sinne noch in Frankreich waren. Tettenborn ſah die Unmöglichkeit, dem Vorrücken zahlreichen Fußvolks auf die Dauer mit Vortheil zu widerſtehen, da die Einengung dieſes Landſtrichs zwiſchen der Oſtſee und dem Elbſtrom nicht erlaubte, den Feind mit der Reiterei, durch raſche Angriffe auf ſeine Flanken und kühne Einfälle in ſeinen Rücken, zu ängſtigen und aufzuhalten, die einzige Art dieſes gegen eine Uebermacht, der man von vorn nicht gewachſen war, möglich zu machen. Auf der andern Seite konnte man berechnen, daß der Feind, deſſen Hauptmacht ſich noch nicht unbedingt von Hamburg entfernen konnte, nicht weiter als bis in den Anfang Mecklenburgs ſtreifen würde, wo er zu der natürlichen Hemmung, welche die Gefahr größerer Entfernung ihm auferlegte, überdies noch an der Elbe auf die Truppen Wallmoden's und längs der Oſtſee auf die Schweden treffen mußte, von welchen, obgleich ſie bis jetzt nicht vorgingen, doch nicht zu erwarten war, daß ſie ſich ohne Gefecht noch weiter zurückziehen würden. Es ſchien daher das Beſte, dieſe Gegend ganz aufzugeben, und die Truppen, die hier in erfolgloſer Vertheidigung unnütz würden, anderwärts nützlicher zu verwenden. Den Spielraum, den das rechte Elbufer verſagte, bot das linke deſto herrlicher dar, und der nicht raſtende Unternehmungsgeiſt Tettenborn's nahm ſogleich dorthin ſein Augenmerk, um in das Hannöverſche und Braunſchweigiſche einzufallen, durch kühne Streifzüge gegen die Weſer und den Harz den Feind zu beunruhigen, und, zu raſcher Wendung bereit, deſſen Stellung an der Oberelbe und Niederelbe im Rücken gleicherweiſe zu bedrohen.

Bevor jedoch dieſer Zug unternommen werden konnte, wurden wir plötzlich durch die Ankunft eines franzöſiſchen Offiziers überraſcht, der in Begleitung eines ruſſiſchen aus dem großen Hauptquartier kam, um auf der ganzen Linie die Feindſeligkeiten, zufolge eines geſchloſſenen Waffenſtillſtandes, einzuſtellen; er traf in dem Augenblicke ein, als die Franzoſen von mehreren Seiten gleichzeitig zu einem ernſthaften Angriff auf unſre Vorpoſten anrückten. Hatte die nachtheilige Wendung der Ereigniſſe die Gemüther tief betrübt, aber nicht den Kriegsmuth erſchüttert, der den Sieg, wenn er ſonſt nirgends zu finden wäre, im Tode aufzuſuchen bereit war, ſo erfüllte dagegen die Nachricht des Waffenſtillſtandes auch die Muthigſten mit Beſtürzung, und wurde gleich der Nachricht einer Niederlage angenommen, gegen welche alles Unglück im Felde nur gering erſchien. Lieber geſchlagen werden, als zu fechten aufhören, war die Geſinnung aller Krieger. Die Bedingungen ſchienen im Ganzen vortheilhaft genug, doch in Rückſicht auf Hamburg konnten ſie nur auf's neue den unſeligen Schmerz aufreizen, den der Verluſt dieſer beſten deutſchen Stadt uns tief eingedrückt hatte. Breslau zu räumen, hatten die Franzoſen eingewilligt; für Hamburg wäre die gleiche Bedingung möglich geweſen, allein weder Freund noch Feind wußte bei den Hauptheeren ſchon deſſen Fall; die geringſte Kunde hinwieder, welche uns von dem geworden wäre, was dort verhandelt wurde, hätte dieſen Fall verhüten können, denn die Stadt wäre bei der Ausſicht, daß der Waffenſtillſtand nach acht Tagen die erſchöpften Kräfte ablöſen würde, eine ſo kurze Zwiſchenzeit hindurch gegen alle Uebermacht noch zu behaupten geweſen, und hart an der Gränze des Verderbens gerettet worden. Damit dieſer Schmerz noch erhöht wurde, mußte auch erſt in Lauenburg ein Schreiben des ruſſiſchen Staatsſekretairs Grafen von Neſſelrode eintreffen, welches vorausſetzte, Tettenborn ſei noch in Hamburg, und ihn benachrichtigte, der Kaiſer wünſche die Stadt um jeden Preis gerettet, und ſolle daher der General Graf von Wallmoden nöthigenfalls ſein geſammtes Fußvolk hineinwerfen, bei der dringenden Eile aber habe er dieſe Zeilen ſelbſt, nach dem Willen des Kaiſers, als den Befehl dazu anzuſehen. Eines oder das andere, dieſes Schreiben, oder jene Nachricht von dem Waffenſtillſtande um einige Tage früher, und Hamburg war in der That gerettet, und blieb in ruhmvollem Stolze fortan unſer, denn der Waffenſtillſtand hätte hier alles geliefert, deſſen man bedurfte, Zeit zur Befeſtigung der Stadt, zur Uebung der Truppen und Bürger, zur Anſchaffung von Pulver, zur Ankunft angemeſſener Verſtärkung, zur Entſcheidung der däniſchen und ſchwediſchen Verhältniſſe.

Zufolge gegenſeitiger Uebereinkunft wurde die ruſſiſche Waffenſtillſtandslinie von dem Ausfluſſe der Trave vorwärts Ratzeburg, Mölln und Lauenburg an die Elbe gezogen, die franzöſiſche lief vor Lübeck und Bergedorf hin, die zwiſchen beiden Linien eingeſchloſſene Strecke wurde für neutral erklärt, und ſollte von beiden Theilen unbeſetzt bleiben. Die Neigung der Franzoſen zur gewaltſamen Anmaßung und zur Uebertretung der Verträge, ſo oft nur, nicht einmal immer ihr Vortheil, ſondern bloße Laune aus Gewohnheit ſie dazu anreizte, blieb während aller wechſelnden Zuſtände des Krieges immer dieſelbe, und auch hier wurden ſie nicht müde das neutrale Gebiet zu betreten und auszubeuten, und ſich über Verletzungen von unſrer Seite zu beſchweren, ſo wenig auch jemals Anlaß dazu war. Tettenborn beantwortete ihre Beſchwerden mit verachtendem Schweigen, und ließ ihre thatſächlichen Eingriffe durch den ſeine Vorpoſten befehligenden General Deniſoff kräftig zurückweiſen. Er ſelbſt nahm ſein Hauptquartir in Boitzenburg.

Während dieſes langen und verlängerten Waffenſtillſtandes entwickelten und geſtalteten ſich die Kräfte der Verbündeten in außerordentlichen Anſtrengungen zu großem Umfang und innerer Stärke, denen ſelbſt Napoleon mit ſeiner ungeheuern Thätigkeit in den ſchon völlig auf den Krieg berechneten Verwaltungsmitteln ſeines großen Reichs, wie die Folge gezeigt, nicht gleiche entgegenzuſetzen vermocht hat. Allein die zerſtreuten Zurüſtungen der Verbündeten ließen ſich, beſonders im Anfange, nicht gleich ſo tröſtlich überſehen und ermeſſen, und man durchlebte in großer Beſorgniß dieſe Waffenruhe, die man von dem Feinde beſſer, als von uns ſelbſt benutzt zu ſehen fürchtete, und die, neben der Ausſicht eines zweifelhaften Kriegs, auch die Möglichkeit eines ſchlechten Friedens durch fortdauernde Unterhandlungen feſtgebannt hielt. Ja die beſten Hoffnungen derjenigen, welche der Beharrlichkeit der Fürſten und dem Eifer der Völker alles zutrauten, wurden durch das Bängliche und Schwankende, dem jeder Bündnißkrieg ausgeſetzt iſt, oft gelähmt und zweifelhaft.

Die preußiſchen Rüſtungen gaben das Beiſpiel einmüthiger Stärke und heldenmüthiger Anſtrengung, wie ſie ſeit dem Anfange des franzöſiſchen Freiheitskrieges nicht waren geſehen worden; die Zahl der Bewaffneten wurde zu einer Höhe gebracht, auf der ſie nur durch die weiſeſten Maßregeln der Regierung und die allſeitige Hingebung des Volks erhalten werden konnte; die Zweckmäßigkeit der Anordnungen und die Fülle der Leiſtungen gaben den preußiſchen Rüſtungen in tiefer Stille einen ſo ſichern und reichen Erfolg, daß man bald mit Staunen Größeres geſchaffen fand, als man hatte bereiten ſehen. Der Anmarſch ruſſiſcher Verſtärkungen dauerte unaufhörlich fort: darunter fand ſich auch die ruſſiſch-deutſche Legion, die nach der Niederelbe beſtimmt war. Die Schweden machten nun wirklich einen Theil unſrer Streitmacht aus, da der Kronprinz von Schweden den Oberbefehl eines zuſammengeſetzten Bundesheers, in welchem Wallmoden's Truppen einen Heertheil, und in dieſem die Truppen Tettenborn's eine beſondere Schaar bildeten. Engliſche Truppen landeten an der mecklenburgiſchen Küſte. In Mecklenburg ſelbſt wurde die Einrichtung einer Landwehr und eines Landſturms, nach dem Muſter der preußiſchen mehr betrieben als ausgeführt, der geringe Umfang des Landes, die Ungewohntheit kriegeriſcher Anſtalten, und ſelbſt die Störungen durch die Anweſenheit ſo vieler fremden Truppen, ließen den wiederholt gegebenen Befehl des Kronprinzen von Schweden wenig wirkſam werden; beſſern Fortgang hatte die Errichtung und Vermehrung des eigentlichen Militairs, dem es ſpäterhin nicht an Gelegenheit fehlte, ſich auszuzeichnen. Ueber Oeſterreich und den Gang der angeknüpften Verhandlungen lag noch ein Dunkel ausgebreitet, welches vertrauensvolle Zuverſicht jedoch bald hell und heller eröffnet zu ſehen hoffte.

Der Kronprinz von Schweden, deſſen Nichttheilnahme an dem Kriege Napoleon's gegen Rußland ſich um die Ruſſen das größte Verdienſt erworben hatte, ſollte nun, zur Theilnahme an dem Kriege gegen Napoleon übergehend, ſich daſſelbe mit größerm Dank von den übrigen Völkern erwerben. Für die Verzichtung auf die Wiedererlangung des unverſchmerzten Finnlands war den Schweden von England und Rußland der künftige Beſitz Norwegens zugeſichert, eine Zuſicherung, welcher nun auch Preußen beizutreten veranlaßt war. Wenn die Staatskunſt hier ſich zu Maßregeln gedrungen fühlte, die einen Fürſten ſeines rechtmäßigen Beſitzes willkürlich berauben ſollten, ſo kann man zur Entſchuldigung anführen, daß der däniſche Hof ſchon ein Jahr vorher gewarnt und benachrichtigt worden war, zu welchen Bedingungen ſich Rußland, wenn Dänemark fortführe dem franzöſiſchen Bündniß treu zu bleiben, gegen Schweden verpflichten müſſe, weil Rußland bei dem bevorſtehenden gewaltigen Kampfe nicht beider nordiſchen Mächte zugleich unverſichert bleiben könne. Das däniſche Kabinet ſchien auch in der That, nach dem Untergange des großen franzöſiſchen Heeres in Rußland, ſich den Ruſſen und Preußen in dem Maße nähern zu wollen, als das Glück ſich von den Franzoſen entfernte. In der Hoffnung, wegen Norwegen eine gütliche Ausgleichung treffen zu können, und Dänen und Schweden gemeinſchaftlich der guten Sache zuzuführen, hatte der Kaiſer von Rußland die däniſchen Annäherungen wohlwollend aufgenommen, und die preußiſche Regierung fand unter dieſen Umſtänden den Abſchluß mit Schweden nicht zu übereilen. Allein der Kronprinz von Schweden fand hierin einen bedenklichen Anſchein, der ihm deſto unangenehmer war, als eine große ſchwediſche Parthei nur ungern die Beziehungen zu Frankreich aufgegeben ſah, und ſich zu einem Mißtrauen berechtigt glaubte, das erſt durch den Erfolg widerlegt werden ſollte. Die Blüthe der ſchwediſchen Kriegsmacht war nach einer ſtürmiſchen Ueberfahrt in Pommern gelandet, zu einem Kriege beſtimmt, in welchem Schweden nur auf Koſten Dänemarks gewinnen konnte; die Ausſicht, durch das geringſte Verſehen jene, für Schweden nicht wie für andere Länder erſetzliche, Schutzwehr des Landes verlieren zu können, ohne Norwegen zu gewinnen, forderte zu einer Sorgfalt auf, die allerdings verbot, ſich in raſche Thätigkeit vorſchnell einzulaſſen. Die Truppen, welche ſchon auf dem Meere gelitten hatten, beiſammen zu halten und das Weitere abzuwarten, ſchien unerläßlich, wenn nicht Schwedens eigne Sicherheit gegen Dänemark auf's Spiel geſetzt werden ſollte. Der Kronprinz ſtand in doppelter Eigenſchaft da, als ſchwediſcher Thronfolger und als Feldherr; als jener ſah er ſich wegen des Vortheils ſeines Landes wenig beruhigt, als dieſer ſeinen Erwartungen wegen des Bundesheeres, deſſen Oberbefehl ihm zugeſagt war, nicht entſprochen. Schweden ſah ſich aller ſeiner Hoffnungen beraubt, ſeine ganze Bedeutung in dieſem Kriege verloren, wenn nicht Dänemark der Feind der Verbündeten blieb, ſondern mit dieſen und alſo auch mit Schweden in friedliche Verhältniſſe trat. Das Benehmen der Dänen, welche Hamburg hatten fallen laſſen, und dadurch allgemeinen Haß auf ſich zogen, kam den Wünſchen der Schweden nur allzugünſtig entgegen, und wurde von ihnen eifrig benutzt.

Aber auch die Schweden hatten Hamburg retten können, und es im Gegentheil verlaſſen, und mußten dieſerhalb harte Beſchuldigungen erleiden. Dieſe wurden am ſtärkſten laut, als man das harte Geſchick des Generals Döbeln erfuhr, welcher auf den Hülferuf Tettenborn's in der größten Noth drei ſchwediſche Bataillons nach Hamburg hatte vorrücken laſſen, ohne durch höhere Befehle dazu ermächtigt zu ſein. Er war von der Befehlsführung abgerufen und vor ein Kriegsgericht geſtellt worden; während des Waffenſtillſtandes kam nebſt andern zahlreichen Widerwärtigkeiten, zu denen die Ruhe Zeit gab, auch dieſe traurige Angelegenheit zum Spruche. Vergebens zeigte der General Döbeln den ganzen Zuſammenhang der Verhältniſſe und das Dringende der Aufforderung, vergebens berief er ſich auf die edeln Triebfedern, die ihn auch diesmal beſtimmt hatten, wie ſchon früher, da er, gleichfalls ohne Befehl, zweimal das Vaterland zu retten geholfen, vergebens entblößte er ſeinen von Wunden zerſchmetterten Schädel, um zu zeigen, welches Haupt man zu verdammen in Begriffe ſei; er wurde zum Tode verurtheilt, und der entrüſtete Mann vernahm nur mit Unwillen, daß ihm das Leben geſchenkt und er zu Feſtung begnadigt ſei. Er hatte der Form nach unſtreitig gefehlt; aber wer in ſeiner Stellung — ſo urtheilten damals die tapferſten und höchſten Kriegsmänner — der Aufforderung Tettenborn's im Stande geweſen wäre, nicht Folge zu leiſten, der wäre vielleicht ein klügerer Soldat geweſen, als der General Döbeln, aber kein größerer Ehrenmann.

Während im Rücken vielfache Beſchäftigung auf eine ereignißvolle Zukunft deutete, kamen täglich traurige Boten aus Hamburg als lebendige Zeugen einer jammervollen Gegenwart an, mit welcher wir uns in ſo naher Berührung fühlten. Die Verhaftungen, Unterſuchungen und Bedrückungen nahmen kein Ende, und die Franzoſen zeigten unverhohlen, daß diesmal ſogar die Gelderpreſſungen nicht bloß Geld, ſondern eigentlich den Untergang der armen Stadt zum hauptſächlichſten Zwecke hatten. Die beſten Männer des ganzen Gemeinweſens wurden geächtet, jeder Hamburger war durch einen oder den andern Artikel der grauſamen Nachverfügung Napoleon's der Willkür ſcheuslicher Schergen verfallen; die reichſten Leute konnten durch kein Geld, die ehrwürdigſten weder durch Amt noch Alter ſich vor der Schanzarbeit ſchützen, zu der man ſie gewaltſam hinzog, um ſie dem ſchändlichſten Hohn und mißhandelndem Spott bloßzuſtellen. Wer konnte, wanderte aus; täglich erſchienen Bürger, zum Theil mit Frauen und Kindern, die ſich glücklich durchgeſchlichen hatten, und begaben ſich tiefer in das Mecklenburgiſche, wo ſich ein Häuflein hamburgiſcher Bürgergarden um Perthes und Metlerkamp zu verſammeln anfing; ihre Klagen über den unerhörten Druck und die ſchnöde Mißhandlung, über das gewaltſame Zerſtören der Häuſer, ihre Schilderung des Umhauens aller Bäume und des Verwüſtens der Gärten, gaben das traurigſte Bild eines öffentlichen Unglücks, das in jedem einzelnen Leiden die Oberhand hatte.

Die Unterhandlungen Oeſterreichs waren inzwiſchen dahin gediehen, daß ſeine Verbindung mit Frankreich immer loſer, die mit Rußland und Preußen immer feſter wurde, und endlich ſelbſt dem Feinde, der hier zum erſtenmale die unangenehme Wahrheit abſichtlich hinter Täuſchungen ſich ſelbſt verhehlen zu wollen ſchien, kein Zweifel mehr über den nahen Zeitpunkt bleiben konnte, der die öſterreichiſchen Heere den ruſſiſchen und preußiſchen geſellen würde.

In dieſer Vorausſetzung erhielten unſre Anſtalten zur Wiedereröffnung des Kriegs erneuerte Kraft und Zuverſicht, und die Bildung und Aufſtellung der Heere wurde in Gemäßheit des neuen Zuwachſes bedingt und angeordnet. Aus guten Gründen hatte man, um die Wahrnehmung abgeſonderter einzelner Rückſichten und Vortheile bei den verbündeten Heeren dem höheren Geſichtspunkt des allgemeinen Vortheils ſo viel als möglich unterzuordnen, die Truppen der verſchiedenen Heere vertheilt, deren kein einziges aus den Truppen bloß Eines Volkes beſtand. Am mannigfaltigſten war die Miſchung bei dem Nordheer unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden, welches aus Ruſſen, Preußen, Schweden, Engländern, Hanſeaten und andern deutſchen Kriegsvölkern zuſammengeſetzt war, und dies wieder am meiſten in dem Heertheile Wallmoden's, unter deſſen Befehl, nebſt den abgeſonderten Truppen einzelner Länder, auch die zuſammengemiſchten von ganz Deutſchland in der ruſſiſch-deutſchen Legion ſich befanden. Ein ſolcher Körper war ohne Zweifel in dem Grade weniger beweglich und zuverläſſig, als ihm

Feſtigkeit und innere Einheit fehlten. Auch Tettenborn, welcher von ruſſiſchen Truppen bei der neuen Vertheilung nur vier Koſakenregimenter behalten, und ſeine ruſſiſchen Dragoner, Huſaren, Jäger und Kanonen anders wohin abgegeben hatte, bekam ſtatt dieſer jetzt preußiſche Truppen, nämlich die geſammte Lützow'ſche Freiſchaar, welche aus allen Waffengattungen beſtand, und ein neuerrichtetes preußiſches Bataillon Jäger. Wallmoden hatte die ſchwierige Aufgabe, mit höchſt geringen und unzuverläſſigen Kräften das Vorrücken der Uebermacht des Marſchalls Davouſt, dem zugleich die däniſchen Hülfsvölker untergeordnet waren, mit möglichſter Anſtrengung aufzuhalten und zu lähmen. Tettenborn empfing die Beſtimmung, hiebei mit ſeinen Truppen dem Feind am nächſten zu ſein, und nach eigner Einſicht und Kühnheit zu verfahren.

Wir können nicht umhin bei dieſer Gelegenheit, da wir der Lützow'ſchen Freiſchaar erwähnt haben, einige Worte über dieſe mannigfach beurtheilte Truppe hier einzuſchalten. In der freien Geſinnung, welche die Rettung des Vaterlandes unter jeder Geſtalt und auf alle Weiſe erringen wollte, waren viele treffliche Leute ſchon frühe zuſammengetreten, und obgleich größtentheils Preußen, ſo hatten ſie doch in der Erwägung, daß preußiſche und deutſche Geſinnung, die jetzt eins waren, in manchen Fällen wieder geſondert ſcheinen könnte, vorzugsweiſe die deutſche erwählt. Dieſe Geſinnung herrſchte bei Stiftung der Freiſchaar, an deren Spitze der Major von Lützow geſtellt wurde. Bei der Ausſicht, daß der größere Theil Deutſchlands ſich in allgemeinem Aufſtand erheben würde, dünkte eine ſolche Schaar der Kern, um welchen ein großes deutſches Heer ſich zu unabhängiger Streitmacht verſammeln konnte; und in der That mögen ſolch glänzende Erwartungen vielen Mitgliedern der ſogenannten ſchwarzen Schaar um ſo lebhafter vorgeſchwebt haben, als die Freiſchaar in der Auswahl und Menge trefflicher junger Leute eher die Offiziere eines künftigen Heeres, als die Gemeinen einer vorhandenen Truppe zu beſitzen ſchien. Der Ausdruck „ſchwarze Erde", welcher hin und wieder bei dieſer Schaar vorkam, erinnerte mit abſichtlicher Bedeutung an die rothe

Erde der Vehme, und wies auf einen ausgebreiteten Wirkungskreis hin. Allein der Gang der Begebenheiten war der Entwickelung dieſer Beſtrebungen durchaus nicht günſtig, und die verbündeten Mächte ſelbſt wollten lieber den langſamen Beitritt der Rheinbundfürſten abwarten, als die raſche Kraft der Völker zur augenblicklichen Theilnahme aufrufen. Der Sammelplatz allgemeiner deutſchen Geſinnungen mußte dadurch bald veröden, und den örtlichen nachſtehen, die den Baier, den Rheinländer, den Weſtphalen, in ſeinem eignen Kreiſe zu den Waffen rief; die Lützow'ſche Schaar, eben ſo wie die deutſche Legion, kam dadurch um ihre politiſche Bedeutung, und behielt bloß, gleich andern Truppen, eine militairiſche. Jedoch wurde es ſchwer, jener Bedeutung ſogleich zu entſagen, und ein unzufriedener Mißmuth über die getäuſchte Erwartung bezeichnete noch lange ihr nicht gänzliches Erlöſchen. Als bloße Truppe betrachtet, zeigte die Lützow'ſche Schaar aber bald unvereinbare Elemente; die herrlichſten Jünglinge und Männer, aus den Städten größtentheils den Studien und Staatsämtern entzogen, oft noch in der Unſchuld und Begeiſterung höherer Bildung, fanden ſich neben den roheſten Geſellen, denen Wildheit über Freiheit ging, und unter verſchmitzten Heuchlern, welche in den Schein des Vaterlandseifers ihre Raubſucht hüllten. Daher die zahlloſen Klagen über Gewaltſamkeiten aller Art, die man von den ſogenannten Schwarzen wollte erlitten haben. Daher aber auch die Begeiſterung, welche andre Mitglieder dieſer Schaar an vielen Orten erweckten. Allein auch die Beſſern, die ſich hier vereint fanden, waren nicht an günſtiger Stelle; was vertheilt auf ganze Regimenter als erfriſchender Geiſt wirken konnte, verlor ſich hier in ſich ſelbſt lähmender Gleichartigkeit. Kein Wunder, wenn unter ſolchen Umſtänden die auf bloß militairiſche Verwendung beſchränkte Schaar auch in dieſer bei aller Tapferkeit doch den aus Landvolk beſtehenden Feldregimentern nicht gleichkam, da, nächſt der Tapferkeit, hauptſächlich die körperliche Kraft und Ausdauer bei dem Krieger in Betracht kommt. Die Lützower aber waren williger zu jeder Anſtrengung und Entbehrung, als fähig.

Die Zeit des Waffenſtillſtandes näherte ſich ihrem Ende, und die geſpannten Gemüther ergriff lebhaftere Thätigkeit; auf ſolchen Entſcheidungen, wie jetzt ganz nahe waren, hatte unſere Sache noch nie geſtanden! Der Kronprinz von Schweden gab dem Nordheer in der Mark Brandenburg eine ſolche Stellung, daß die Hauptſtadt Berlin gegen den ganzen Lauf der Elbe hin umgeben, und vor dem Feinde, er mochte von Süden oder von Weſten andringen, geſichert war. Seinen äußerſten rechten Flügel an der Niederelbe gegen Holſtein bildete Wallmoden, unter deſſen Befehlen die ruſſiſchen Generale von Tettenborn und von Arentſchildt, die engliſchen Generale von Dörnberg und Lyon und der ſchwediſche General von Vegeſack ſtanden, welcher letztere jedoch im voraus beſondere Weiſungen erhalten hatte, die ihn von dem übrigen Heer einigermaßen trennten, wie er denn im Fall eines Rückzuges mit ſeinen ſchwediſchen und den mecklenburgiſchen Truppen ſich längs der Oſtſee nach Stralſund ziehen ſollte, während den andern Abtheilungen für ſolchen Fall die Richtung nach Berlin gegeben war. Dieſe ſämmtlichen Truppen Wallmoden's betrugen ungefähr 25,000 Mann, die man am Tage der Schlacht unter dem Gewehr zu haben rechnen konnte. Das Geſchütz betrug kaum 40 Kanonen, die nicht alle im beſten Stande waren, ja zum Theil noch erwartet wurden. Da nach den Anordnungen des Kronprinzen auf dieſer Seite kein heftiger Angriffskrieg Statt finden konnte, ſo war im voraus beſtimmt, daß man der Uebermacht des Feindes, ſobald ſie vordränge, langſam weichen und ſich in den oben angegebenen Richtungen fechtend zurückziehen ſollte. Demgemäß, um die Stecknitz dem Feinde einigermaßen ſtreitig zu machen, wurden vor Lauenburg noch in den letzten Tagen des Waffenſtillſtandes auf vortheilhaften Anhöhen drei Schanzen eiligſt angelegt, und mit der Nacht vor dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten glücklich vollendet. Eine neue Brücke über die Stecknitz bei Lanz verſicherte die rückwärtige Verbindung dieſes Poſtens; die ſumpfigen und buſchreichen Ufer erſchwerten jeden andern Uebergang. Wallmoden verlegte ſein Hauptquartir von Grabow nach Hagenow, Tettenborn das ſeinige von Boitzenburg nach Büchen, und vertheilte ſeine Truppen auf der Linie von Mölln nach Lauenburg, welche beide Städte er nebſt den Schanzen bei letzterer beſetzt hielt. Seine Stärke betrug etwa 3000 Mann Fußvolk, 4 Koſakenregimenter, zuſammen beinah 1500 Pferde, und ungefähr 400 Pferde von der ſeit dem Ueberfalle bei Kitzen nicht wieder ergänzten Reiterei von Lützow; einige Stücke leichtes Geſchütz waren wenig brauchbar. Noch am 16. Auguſt wußte man bei uns nicht, ob die Feindſeligkeiten wirklich ausbrechen würden, oder der Waffenſtillſtand verlängert wäre, keine Anzeige, kein Befehl deßhalb war eingetroffen, und der Zweifel wurde erſt am folgenden Tage durch die That gehoben, indem die Franzoſen die Feindſeligkeiten wirklich anhoben.

Am 17. Auguſt um Mittag bekam Tettenborn die Nachricht, daß der Feind von Hamfelde, mit 3000 Mann, worunter auch Dänen, und 6 Kanonen, durch das bisher neutrale Gebiet gegen Mölln vorrücke, und bald darauf, daß derſelbe mit beträchtlicher Stärke auch gegen Lauenburg im Anzuge ſei. Sogleich wurden Patrouillen von Büchen rechts und links vorgeſchickt, um den Feind in ſeinen Flanken zu beobachten. Durch Nachläſſigkeit einiger Poſten aber wurde auch gleich an dieſem erſten Tage das bei Mölln aufgeſtellte Koſakenregiment überfallen, und von dieſem Punkte, jedoch ohne den geringſten Verluſt, zurückgeworfen, ſonderbar genug, da ſeit Jahr und Tag bei dieſen Truppen dergleichen weder geſchehen war, noch in der Folge je wieder geſchah. Der Feind verfolgte jedoch auf dieſer Seite ſeinen augenblicklichen Vortheil nicht. Deſto ernſthafter war ſein Andringen bei Lauenburg, wo zwei Bataillons Jäger und ein Koſakenregiment den Feind empfingen. Die Jäger verließen ihre Schanzen und begegneten dem Feinde auf freiem Feld, warfen ihn nach einem hitzigen Gefecht, ungeachtet ſeiner Ueberzahl, zurück, und überließen ihn den Koſaken zu weiterer Verfolgung; von beiden Seiten blieben viele Leute. Den Tag darauf verſtärkte der Feind ſeinen Angriff und rückte mit 5 Bataillons und 3 Kanonen an, zwei der letztern wurden bald unbrauchbar gemacht, und während aus den Schanzen unſere Kanonen feuerten, brachen die Jäger und Schützen abermals in das freie Feld hinaus, und ſchlugen ſich den ganzen Tag mit dem überlegenen Feinde herum, der endlich im Walde Schutz ſuchen mußte, nachdem er, vorzüglich durch die unter dem braven Hauptmann Riedel den Lützowern geſellten Tyroler Schützen, über 400 Mann verloren hatte. Die Unſrigen hatten 100 Todte und Verwundete, worunter 11 Offiziere, die bei jeder Gelegenheit mit entbranntem Muthe vorangingen. Noch am nämlichen Abend verſuchte der Feind durch einen neuen Angriff mit dem Bajonnet die Schanzen wegzunehmen, und wurde nochmals blutig zurückgewieſen; da jedoch ſeine ganze Macht nachrückte, und die Truppen zum Angriff ſich ſtündlich vermehrten, ſo gelang es ihm am folgenden 19. in der Frühe des Morgens die Hartnäckigkeit der Unſern zu überwältigen, und er nahm die Schanzen mit Sturm, wobei wir gegen 200 Mann verloren; die Kanonen waren ſchon am Abend vorher, da ſie nun augenſcheinlich in Gefahr ſtanden, zurückgezogen worden. Auf dieſe Art Meiſter der beiden Flügelpunkte unſrer Stellung an der Stecknitz, drang der Feind endlich auch gegen die Mitte nach Büchen vor, wo er aber die Brücke zerſtört fand, und ebenfalls auf hartnäckigen Widerſtand ſtieß. Tettenborn hatte ſich bereits nach Greſſe zurückgezogen, ließ aber den Uebergang noch durch den Rittmeiſter Grafen von Bothmer mit 50 Koſaken vertheidigen, welche der Feind durch anhaltendes Kanonenfeuer bis auf den Abend, wo ſie abzuziehen Befehl hatten, vergebens zu vertreiben ſuchte. Nachdem die Franzoſen ſich nun aller Uebergänge über die Stecknitz bemeiſtert hatten, konnten ſie ungeſtört und raſch vorgehen; allein Tettenborn blieb mit ſeinen Koſaken immer hart an ihnen, beunruhigte ſie ſo ſehr auf allen Seiten durch unaufhörliches Plänkeln, und gönnte ihnen ſo wenig Raum ſich vorwärts aufzuſtellen, daß ſie nur in ganzer Maſſe, wo das Fußvolk und ſelbſt das Geſchütz an der vorderſten Spitze immer zur Hand ſein mußte, langſam vorzugehen wagten. Unter beſtändigem Geplänkel von allen Seiten, wobei der Feind gegen die abgeſeſſenen Koſaken jedesmal Geſchütz aufführte, um ſie zu vertreiben, und jedes kleine Gefecht durch Kanonendonner verherrlichte, zogen wir uns langſam und ohne Verluſt über Greſſe, Badekow und Schildefelde nach

Bellahn, wo Tettenborn früh am 21. Auguſt eintraf, und weil es ihm unerträglich fiel, mit ſeinen tapfern Truppen vor dem zaghaften, aber übermächtigen Feinde noch weiter zurückzugehen, ſo wollte er hier dem Feinde, deſſen von Büchen und Boitzenburg heranziehende Abtheilungen hier vereinigt über 25,000 Mann betragen mußten, kämpfend Stand halten. Der Marſchall Davouſt war ſelbſt an der Spitze der Vorrückenden, hatte aber in vier vollen Tagen nur wenige Meilen zurückgelegt, ſeine Reiterei wagte er kaum zu zeigen, alle ſeine Truppen machten gleichſam Vorpoſten, Kanonen wurden Plänkler. Wir konnten dieſes Uebermaß von Vorſicht um ſo weniger begreifen, als wir aus aufgefangenen Briefen wußten, daß Napoleon den Marſchall Davouſt angewieſen hatte, die Truppen Wallmoden's als neu errichtete und ſchlechte gar nicht für bedeutend anzuſehen. Später klärte ſich dies freilich auf; Davouſt glaubte feſt, der Kronprinz von Schweden ſtehe ihm in ganzer Stärke gegenüber, oder doch in der Nähe, ja er meinte, gleich bei Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten, in den Gefechten bei Lauenburg, habe derſelbe perſönlich den Befehl geführt.

Die Gegend von Bellahn hat Höhen und Wald; hinter dieſen legte Tettenborn, nach getroffener Verabredung mit Wallmoden, der ſein Hauptquartier in Klodran genommen, und den General von Dörnberg in die linke Flanke des Feindes vorgeſchoben hatte, auf die zweckmäßigſte Weiſe Reiterei und Geſchütz in Verſteck, um im rechten Augenblick unerwartet hervorzubrechen; das Dorf Bellahn wurde ganz mit Jägern beſetzt, während vor demſelben ein Theil der Koſaken ebenfalls verſteckt hielt, und der andere Theil den Feind unter beſtändigem Plänkeln herbeilockte. Sein Vorrücken geſchah jedoch an dieſem Tage noch langſamer als gewöhnlich, und erſt ſpät am Nachmittage verkündigten Kanonenſchüſſe ſeine Annäherung. Durch dieſe Zögerung des Feindes mußte die Reiterei Dörnberg's zu früh erſcheinen, und eher geſehen werden, als Zeit zum Angriff war. Die Franzoſen wandten ihre Aufmerkſamkeit ſogleich auf ihre linke Flanke, und das Gefecht entſpann ſich zuerſt mit einem Bataillon der ruſſiſch-deutſchen Legion, das von den Huſaren der engliſch-deutſchen Legion und 4 Kanonen unterſtützt wurde. Dieſe Truppen ſchlugen den Angriff, ungeachtet des feindlichen Kartätſchenfeuers, tapfer zurück. Aber die Hauptſache war verſäumt, und die Erwartung, den Feind zur vorbereiteten Niederlage näher zu locken, blieb getäuſcht. Unter dieſen Umſtänden nahm Tettenborn 3 Koſakenregimenter zuſammen, und ſprengte, er ſelbſt der Erſte, unter lautem Hurrah, auf die Franzoſen ein, die in großer Ausdehnung und Anzahl hier zuerſt wieder ſich in Plänkler aufgelöſt hatten, und bei dieſem lebhaften Angriff in Menge niedergeſtochen wurden. Auch Wallmoden fand ſich perſönlich hier ein, und ermunterte, mit Tettenborn vereint, die Koſaken durch das muthigſte Beiſpiel zu kühner Verfolgung, die auch beinah eine Stunde Wegs fortdauerte, ungeachtet des Kartätſchen- und Kanonenfeuers, und der Bataillonsmaſſen, welche den Flüchtigen zu Hülfe kamen; ungefähr 400 Franzoſen blieben auf dem Platze, lauter Fußvolk, weil die Reiterei ängſtlich zurückgehalten und von jenem zur Sicherheit in die Mitte genommen war. Die ganze Linie des Feindes war im Feuer, das bis in die ſpäte Nacht dauerte; unſre Truppen behielten ihre alte Stellung bei Vellahn, und hatten das Feld weit vor ſich hin geſäubert; denn der Feind, ſtutzig geworden, zog ſich in der Nacht noch weiter zurück. Dieſes Gefecht, in welchem höchſtens 5000 Mann gegen mehr als 20,000 geſtanden hatten, ſo ruhmvoll als erfreulich für die Unſern, zeigte dem Feinde, was er von den neuen Truppen, die er verachten ſollte, unter ſolchen Anführern zu erwarten habe.

An den folgenden beiden Tagen harrten wir vergebens, daß uns der Feind nach Toddin, wo unſere Truppen höchſt vortheilhaft aufgeſtellt waren, nachfolgen, oder uns bei Hagenow, wohin wir ſodann zogen, angreifen ſollte. Er nahm ſeine Richtung links auf Wittenburg, und von da weiter auf der Straße nach Schwerin, während nur einzelne Abtheilungen ſich unſern Plänklern entgegenſtellten, und nach lebhaftem Kanoniren gleichfalls in jener Richtung abzogen. Kaum war Tettenborn von dem Einrücken des Feindes in Wittenburg unterrichtet, als er ſogleich Partheien in den durch dieſe Seitenbewegung eröffneten Raum ſchickte, die im Rücken des Feindes Gefangene machten, Fuhren wegnahmen und Boten auffingen; ein Koſakenregiment blieb bei Wittenburg ſelbſt an die Hauptmaſſe der feindlichen Truppen dicht angeſchloſſen, und beobachtete deren kleinſte Bewegung. Eine andere Abtheilung wurde nach Schwerin und von da vorwärts auf der Straße nach Wittenburg dem Feinde entgegengeſchickt, der ſchon in dieſer Richtung vorrückte und mit jener Abtheilung, die ſich beobachtend zurückzog, faſt zugleich in Schwerin ankam, gleich zuerſt mit etwa 10,000 Mann, dann mit den übrigen Truppen, deren geſammte Stärke über 30,000 Mann betrug, und ſich zwiſchen den Seen bei Schwerin lagerte.

Tettenborn ging nun ſelbſt mit allen Koſaken und der Lützow'ſchen Freiſchaar in den Rücken des Feindes, und auf derſelben Straße, welche dieſer genommen, über Wittenburg ihm nach gegen Schwerin; allein der Feind hatte keine Truppenabtheilung zurückgelaſſen, ſondern alles eifrig beiſammen gehalten, und den Nachtrab fleißig mitgenommen, ſo daß die Hoffnung, dieſen zu überfallen, fehlſchlug.. Doch machten wir zahlreiche Gefangene, die von allen Seiten eingebracht wurden, und hemmten durch dieſen Marſch die Verbindung des Feindes mit ſeinem Rücken, indem wir zugleich alle nöthigen Nachrichten über ihn einzogen. Von Warſow aus wurde der Major von Lützow mit einer ſtarken Parthei nach Trebbow abgeſandt, um den Feind ganz zu umſtellen, und ihm auch von dieſer Seite alle Nachricht abzuſchneiden. Dieſer letztere Zweck erhielt durch die Lage des Augenblicks die höchſte Wichtigkeit. Während nämlich der Marſchall Davouſt mit allen Truppen in gedrängter Stellung am Schweriner See ſtand, und nach jeder Richtung die leichte Umzäunung, welche die Koſaken dicht um ihn gezogen hatten, durchbrechen konnte, um mit ſeiner Uebermacht etwas Entſcheidendes auszuführen, ſo daß man mehr als gewöhnlich behutſam ſein mußte, um ihn nach keiner Richtung unbemerkt einen Marſch gewinnen zu laſſen, kam die Nachricht bei uns an, daß die franzöſiſche Hauptmacht aus Sachſen gegen das Heer des Kronprinzen von Schweden hervorgebrochen ſei, und dieſer in der Nähe von Berlin bei Teltow alle Truppen zuſammenziehe, um eine Schlacht zu liefern, deren Vorſpiel ſchon begonnen habe. Da zugleich auch von Magdeburg aus eine beträchtliche Truppenſtärke auf der Straße nach Berlin im Anmarſch war, und der Kronprinz weder ſeine verſammelten Truppen vor der nahen Schlacht ſchwächen, noch in ſeiner Flanke die gefährliche Bewegung des Feindes ungeſtraft geſchehen laſſen durfte, ſo ſandte er an Wallmoden den Befehl, den Marſchall Davouſt zu verlaſſen, und ſchleunigſt nach der Elbe gegen den aus Magdeburg vorgedrungenen Feind zu marſchiren. Tettenborn ſollte mit ſeinen Truppen ſtehen bleiben, und den Marſchall Davouſt über den Abmarſch der andern zu täuſchen ſuchen. Wallmoden ſetzte ſich ſogleich am 25. Auguſt in Bewegung. Alle Anordnungen wurden der Schwierigkeit dieſer neuen Lage gemäß getroffen, und unter andern auch das Gepäck weiter in's Land zurückgeſandt. Tettenborn zog ſich über die große Ebene bei Schwerin aus dem Rücken des Feindes wieder rechts in die Fronte deſſelben, ſowohl um nicht die Rückzugsſtraße gegen Berlin und das Heer des Kronprinzen zu verlieren, als auch um die ſchöne und vollkommen offne Ebene, welche ſich von Schwerin gegen Ludwigsluſt unüberſehbar ausdehnt, auf den Fall eines Treffens für ſeine Reiterei vor ſich zu haben; er nahm ſein Hauptquartir in Fahrbinde, wo Bäume und Buſchwerk die Ebene zu unterbrechen anfangen, die zwiſchen dem Feind und den Unſrigen liegend jede Angriffsbewegung ſogleich entdecken ließ, auch im unwahrſcheinlichen Falle, daß die dicht um die feindlichen Lager gezogenen Koſakenpoſten überfallen und verſprengt würden.

Der Marſchall Davouſt hatte während der Abweſenheit Wallmoden's alſo nur höchſtens 5000 Mann vor ſich, von welchen er ſich, der jetzt mehr als 40,000 Mann hatte, die ſpäterhin nach authentiſchen Liſten bis zu 51,000 Franzoſen, ohne die 10,000 bis 15,000 Dänen, anwuchſen, glücklicherweiſe in der Enge halten ließ; er ahndete ſo wenig, was bei uns vorging daß er noch ängſtlicher als vorher ſich auf ſeine Stellung beſchränkte. Eine kühne Bewegung von ſeiner Seite in dieſem Augenblick, und ein raſches Vordringen durch die

Priegnitz in die Mark Brandenburg hätte, in Verbindung mit den andern Bewegungen der Franzoſen von Wittenberg und Magdeburg her, für Berlin höchſt gefährlich, ja bei Davouſt's Truppenzahl für den Feldzug auf dieſer Seite entſcheidend werden können, wenigſtens würden ihm Tettenborn und Wallmoden, wenn ihm auch nicht gelungen wäre ſie zu ſchlagen, immer rückwärts haben weichen müſſen, und der Kronprinz von allen Seiten bedroht, ja für ſeinen Rückzug nach Stralſund beſorgt, hätte mit ſeinen geringen Kräften ſchwerlich Stand halten können. Allein Tettenborn löſte glücklich die Aufgabe, von deren Wichtigkeit er durchdrungen war, und dieſe bangen Tage gingen vorüber, ohne daß der Feind unſere Lage erfahren hätte. Keine Nachricht drang zu ihm, kein Kourier fand einen unbeſetzten Weg, überall ſchwärmten Koſaken, deren Anzahl durch ihre ſtete Bewegung unberechenbar groß erſchien; die Patrouillen des Feindes, welche ſich in die nur wenig von dem Lager entfernten Dörfer wagten, wurden jedesmal angegriffen, verjagt, und ließen immer mehrere Gefangene zurück; ſo gewann es den Anſchein, als wenn wir, weit entfernt, einen Angriff zu fürchten, vielmehr ſelber anzugreifen bereit wären. Dieſe geſpannte Lage dauerte jedoch nicht lange; ſchon am 26. Auguſt kam die Nachricht von dem Siege des Generals von Bülow bei Groß-Beeren, und den Tag darauf kehrte auch Wallmoden mit ſeinen Truppen zurück, da der Kronprinz nach der gewonnenen Schlacht bereits andere näherſtehende Truppen in die Gegend von Magdeburg abſenden konnte.

Unbeſchreiblich, und vielleicht zu ſehr vergeſſen iſt der Eindruck, welchen dieſe erſte Siegesnachricht in den Gemüthern hervorbrachte; der Krieg hatte ſich für uns jetzt gleich im Anfang mit Glück eröffnet, das ſeitdem der Gefährte unſerer Waffen blieb, und nur bisweilen zu ſchlummern ſchien, um deſto herrlicher aufzuwachen. Die Rettung Berlins, ſchon früher bei Luckau, jetzt wieder bei Groß-Beeren durch die Preußen unter Bülow erfochten, und die bald nachher bei Dennewitz demſelben General zum drittenmale gelang, hatte dem Siege durch die Theilnahme einer dankbaren Bevölkerung einen erhöhten Glanz verliehen. Auch unſere Stellung gegen den Marſchall Davouſt gewann nun eine andere Anſicht, ſein Vordringen konnte weder ſo gefährlich, noch unſer fernerer Rückzug ſo nachtheilig werden, da jenes keine andern Bewegungen mehr unterſtützte, und dieſer bei jedem Schritt auf größere Verſtärkungen führte.

Unſere Partheien fuhren fort, den Feind nach allen Richtungen zu beläſtigen und ſeine Wirkſamkeit einzuengen. Der Major von Lützow überfiel bei Wittenburg einen großen Zug franzöſiſcher Wagen, nahm ihn, und machte viele Gefangene; die übrige Mannſchaft der Bedeckung wurde größtentheils niedergehauen. Bei dieſem Gefechte büßten wir auch einige der Unſrigen ein, unter ihnen den jungen Grafen von Hardenberg und den Lieutenant Theodor Körner, letzterer bekannt durch die glückliche Dichtergabe, welche ihn inmitten aller Abwechslungen des Kriegslebens nie verließ. Er war von Wien, wo er in glücklichen Verhältniſſen lebte und noch glücklichern entgegen ſah, dem frühſten Waffenrufe gefolgt, und nebſt vielen ſeiner ſächſiſchen Landsleute in die Lützow'ſche Freiſchaar getreten, wo er ſowohl wegen ſeines frohherzigen Umgangs und heitern Dichtergeiſtes, als wegen ſeiner heldenmüthigen Tapferkeit allgemeine Liebe erworben hatte. Bei Kitzen durch mehrere Säbelhiebe in den Kopf gefährlich verwundet, dachte er zu ſterben, und in der That verſchob ſeine Geneſung nur auf kurze Zeit den ihm zugedachten Tod. Mit eifriger Eile hatte er ſich bei ſeinen Waffengefährten wieder eingefunden, mit ungeſtümer Verwegenheit ſtürzte er bei dem erſten Begegnen auf den Feind, und fiel von vier Kugeln in den Leib getroffen, todt vom Pferde. Seine Lieder konnten der Gegenwart genügen, ſeine Geſinnung allen Zeiten; ein Gedicht von Stägemann feiert das Andenken von beiden mit milder Ueberlegenheit. Noch ein anderer Offizier von unſchätzbarem Werthe, der Hauptmann Schäffer, deſſen wir ſchon Gelegenheit fanden zu erwähnen, verdient, daß ſein Name nicht ſogleich vergeſſen werde; er war in dieſen Tagen auf ſeinem Streifzuge jenſeits der Elbe, wo er, obgleich Ingenieuroffizier, und durch keinen Beruf dazu verpflichtet, mit kampfbegierigem Muthe auf den Feind eindrang, bei Dannenberg von einer Flintenkugel getödtet worden.

Inzwiſchen hatte der Marſchall Davouſt den General Loiſon gegen Wismar abgeſchickt, und dieſer, nach mehrern Gefechten mit dem General von Begeſack, die Stadt beſetzt. Die Beute war nicht ſo anſehnlich, als man erwartet hatte, deſto beträchtlicher ſollten die Gelderpreſſungen ausfallen, die ſich der General Loiſon daſelbſt nebſt der ſchnödeſten Behandlung der Einwohner erlaubte. Eine Unternehmung auf Roſtock, wo große Waarenlager aufgehäuft waren, reizte die unbefriedigte Raubſucht, und ein Verſuch, dahin vorzudringen, wurde ſogleich gemacht. Allein der General von Begeſack ſchlug die Franzoſen bei Neu-Bukow, und warf ſie wieder auf Wismar zurück, welches ſie darauf ebenfalls früher räumen mußten, ehe die verlangten Geldſummen vollſtändig gezahlt waren.

Bei Schwerin hielt der Feind ſich fortwährend ganz ruhig in zwei Lagern, bei Neumühlen und Wittenförden, an welchem letztern Orte die Dänen geſondert ſtanden, da ſie auf Märſchen und in Gefechten mit den Franzoſen gemiſcht erſchienen. Die Patrouillen, die der Feind in die nahegelegenen Dörfer nach Lebensmitteln, vorzüglich nach Vieh, ausſchickte, beſtanden immer aus Fußvolk, ja bisweilen aus ganzen Bataillons, hinter welchen Geſchütz folgte, das bei jedem Angriff der Koſaken ſogleich vorgefahren wurde und zu feuern anfing. Tettenborn verlegte ſein Hauptquartir nach Orthkrug, näher Schwerin, um den Feind enger zu beſchränken, und noch mehr zu beunruhigen und zu necken. Nicht genug, daß er von hier aus fortfuhr, durch Partheien in klug gewählten Richtungen die ganze rückwärts gelegene Gegend durchſtreifen zu laſſen, auch in dem Lager ſelbſt ließ er dem Feinde von nun an keine Ruhe. Nacht für Nacht wurden ſeine Poſten angegriffen, zurückgeworfen und in das Lager geſprengt. Durch die Papiere, welche ein aufgefangener Kourier bei ſich gehabt, erſah man, daß der Feind in beſtändiger Beſorgniß war von uns ernſthaft angegriffen zu werden, und daher die nordwärts des Schweriner Sees vertheilten Truppen zurückrief, um ſeine ganze Stärke beiſammen zu haben. Seine Poſten zog er aus Vorſicht alle ein, damit dieſelben nicht aufgehoben würden. Tettenborn ließ nunmehr mit den Koſaken Jäger zu Fuß ausrücken, damit der Feind auf den Vorpoſten Fußvolk ſähe, und ließ jede Nacht die feindlichen Lager alarmiren. Die Jäger ſchlichen bis auf dreißig Schritt zu den Wachtfeuern hinan, durch Dunkelheit und Gebüſch gedeckt, und ſchoſſen ihre Büchſen ab, der Lärm durchdrang ſogleich das ganze Lager, und mitten durch hörte man das Gewimmer der Verwundeten. Die Unſern ſtreuten die Zeitungsblätter mit den Nachrichten von den glücklichen Fortſchritten der verbündeten Heere auf den feindlichen Wachtplätzen aus, und zogen ſich vor Tag wieder auf ihre Poſten. Der Major von Lützow wurde mit einer Parthei nach Boitzenburg geſandt, welchen Ort aber noch vor ſeiner Ankunft der Feind in eiliger Flucht verließ. Der Major von Arnim hatte mit der hanſeatiſchen Reiterei bei Bicheln einen guten Angriff gemacht und den Feind geworfen. Durch alle dieſe glücklichen, zwar kleinen, aber durch ihre Menge zu bedeutendem Vortheil anwachſenden Unternehmungen wurde der Feind immer mehr und mehr eingeſchüchtert, und wagte zuletzt aus Zaghaftigkeit ſich zu keinem Gefecht mehr hervor. Seine Lage wurde noch bedenklicher durch den Mangel an Nachrichten, der ſo groß und ſo peinlich war, daß der Marſchall Davouſt ſogar ein Kind aus Schwerin nach der Berliner Zeitung ausſchickte, ohne in dieſem Falle glücklicher zu ſein, als in andern. Der Dichter Friedrich Rückert hat dieſe Abgeſchiedenheit des Marſchalls in Schwerin durch ein ſcherzhaftes Lied artig beſungen. Ein mit dem Kourier, der ihn überbringen ſollte, aufgefangener Brief der Marſchallin Davouſt an ihren Gemahl gab durch ſeinen merkwürdigen Inhalt ebenfalls Anlaß zu ſcherzhafter Beluſtigung.

Die Begierde ſich mit dem Feinde zu meſſen, war durch das Betragen deſſelben bei unſern Truppen täglich ſtärker entbrannt, es ſchien eine Schande, den nicht anzugreifen, der ſich vor unſerm Angriff ſo offenbar fürchtete. Auch Tettenborn bedurfte der größten Selbſtüberwindung, um nicht die ruhige und zögernde Haltung, die ihm vorgeſchrieben war, zu überſchreiten; und Wallmoden zeigte häufig Luſt, dem Gegner eine Schlacht zu liefern, und traf mancherlei dahin zielende Anordnungen, die er aber jedesmal zu rechter Zeit noch zurücknahm; denn die Ueberzahl des Feindes, ſeine gute Stellung, und ſodann die Zuſammenſetzung unſrer Truppen, waren Gründe, die bei jeder neuen Erwägung mehr Gewicht zu erlangen ſchienen, um von jedem Hauptſchlage abzumahnen. Auch blieb es bei dieſem Zaudern, und es wurde nichts unternommen, bis endlich der Feind Miene machte, ſich ſtärker gegen Roſtock hinzuziehen, worauf Wallmoden über Krivitz nach Warin zu marſchiren beſchloß, um mit dem General von Vegeſack vereinigt dem Feinde zu begegnen, während Tettenborn fortfahren ſollte, Schwerin zu beobachten.

Wallmoden, bekannt als ein erfahrner Kriegsmann von ſcharfem Verſtand und gelaſſenem Urtheil, hatte in dem Ergebniß ſeiner Gründe unter den vorhandenen Umſtänden vollkommen Recht; wir erlauben uns aber, bei dieſer Gelegenheit über die Neuheit der Truppen einige Bemerkungen einzuſchalten, welche ſich ſchon in früherer Zeit aufgedrungen und während dieſes Kriegs nur beſtätigt haben. Wenn Truppen neu ſind, ſo iſt dies ein Uebel, das man berückſichtigen muß, ſobald es ein ernſthaftes Unternehmen gilt; aber das Uebel iſt noch viel größer, wenn die Truppen neu bleiben, und dies Uebel kann der Feldherr entfernen, denn ihm liegt ob, durch ſeinen Geiſt die feſte Gemeinſchaft zu bilden, die aus verſchiedenartigen Völkern Ein Heer, aus unverſuchten Neulingen geprüfte Soldaten, mit Einem Worte, aus ſchlechten Truppen gute macht. Allein die meiſten neuerrichteten Truppen, beſonders die ſogenannten Legionen, haben immer eine ſchlechtere Rolle geſpielt, als ſie durch ihren innern Werth verdienten, weil das Behandeln der Begeiſterung und des Volkſinnes in unſerer Zeit und Nation noch wenig reif, und durch militairiſche und politiſche Vorurtheile geſtört war. Selbſt die Thatſachen ſcheinen nicht lehrreich genug, und es erhält ſich trotz der überzeugenden Erfahrung ſo vieler Kriege und auch dieſes letzten, eine militairiſch-vornehme Abneigung gegen Landwehren und neue Bewaffnungen, welche ſich doch, wenn ein großer Antrieb ſie zu ächtem Eifer entflammt, noch immer mit Erfolg den beſten altgeübten Heeren entgegen geſtellt haben. Freilich gehört Zeit zur Bildung und Uebung des Soldaten, und beide dürfen ihm nicht fehlen; allein Begeiſterung und Volksſinn kürzen die Lehrzeit bis auf ein oft erſtaunenswürdiges Minimum ab, wie ſich dies ehemals bei den Franzoſen, und jetzt neuerdings eben ſo bei den Preußen, erwieſen hat. Mit dieſen letztern jedoch war der größte Theil der Truppen Wallmoden's nicht zu vergleichen, als deren Neuheit ſchwerer zu vernichten und deren Unzuſammenhang kaum aufzuheben war.

Früh am 3. September erhielt Tettenborn in Orthkrug die Meldung, daß der Feind um Mitternacht Schwerin gänzlich verlaſſen und der Marſchall Davouſt mit allen Truppen den Weg über Gadebuſch rückwärts nach der Stecknitz eingeſchlagen habe. Die Poſten, die er hatte ſtehen laſſen, um ſeine Bewegung zu verdecken, wurden ſogleich angegriffen, über den Haufen geworfen, und größtentheils gefangen gemacht. Wallmoden, der auf der entgegengeſetzten Seite des Schweriner Sees nach Warin in Marſch war, wurde durch Eilboten von dem Vorgegangenen benachrichtigt, inzwiſchen aber alle einzelnen Abtheilungen der Truppen ſchleunigſt zum Vorrücken befehligt; der Rittmeiſter von Herbert folgte mit einem Koſakenregiment dem Feinde auf dem Fuße über Gadebuſch nach, der Rittmeiſter Graf von Münnich, ebenfalls mit einem Koſakenregiment, ſuchte demſelben die Flanke abzugewinnen, der Oberſt Graf von Kielmannsegge rückte mit ſeinen hannöverſchen Jägern von Neuhaus nach Boitzenburg vor, die geſammten übrigen Truppen Tettenborn's wurden von ihm ſelbſt unverzüglich in gerader Richtung nach Wittenburg in Marſch geſetzt. Er traf mit Wallmoden in Schwerin zuſammen, wo das Volk ſie mit dem größten Jubel empfing und in der brauſenden Aufwallung einen der Einwohner, der ſich von den Franzoſen zum Spion hatte brauchen laſſen, beinah zum Tode mißhandelte, ſo daß man denſelben mit Mühe der Volkswuth entriß und zur Unterſuchung gefangen ſetzte.

Der Marſchall Davouſt hatte den Schwerinern geſagt, der Kronprinz von Schweden habe bei Berlin einige Vortheile erlangt, dies veranlaſſe ihn, eine feſte Stellung rückwärts zu nehmen, man möge ſich wohl hüten, darin eine Flucht zu ſehen, er werde früher wiederkommen, als man vermuthe. Zugleich hatte er ein Blatt mit Neuigkeiten von den Heeren in Sachſen und Böhmen drucken laſſen, worin die Gefechte bei Dresden und das Eindringen der Franzoſen in Böhmen, von welchen auch wir Nachricht erhalten hatten, auf das vortheilhafteſte geſchildert waren. Er hatte jedoch nicht einmal die Vertheilung dieſes Blattes abgewartet. Die Nachrichten, die durch einen Zufall diesmal zu ihm gelangt waren, begannen allerdings mit Vortheilen, die aber zu Niederlagen geführt hatten, und dieſe erſchreckten den Marſchall Davouſt dergeſtalt, daß er ſeine ängſtliche Lage nicht länger auszuhalten vermochte, ſondern plötzlich, von Furcht ergriffen, die Stecknitz wieder zu gewinnen eilte. So beſchloß dieſer Feldherr ſeinen mecklenburgiſchen Feldzug, in welchem er den Kriegsruhm, den er etwa mitgebracht hatte, völlig und für immer einbüßte, und mit ſeiner beträchtlichen Streitmacht einer geringen Truppenſchaar gegenüber zum Geſpötte wurde. Napoleon hatte ihm, ſo lautete die Sage, zur Belohnung der Thaten, die er ausführen würde, im voraus das Herzogthum Mecklenburg beſtimmt; allein er ſelbſt ſchien nicht genugſames Vertraun auf dieſe Schenkung zu ſetzen, um in jeder Verheerung des Landes ſchon ſein Eigenthum beſchädigt zu glauben: die Franzoſen hatten ungeſtraft alle Plünderungen und Ausſchweifungen begangen; die ſchlimmſten Klagen aber führte man über die Dänen, welche von den franzöſiſchen Behörden durch mangelhafte Verpflegung abſichtlich genöthigt wurden, ihren Bedarf unordentlich und gewaltſam herbeizuſchaffen. Die däniſchen Gefangenen, welche wir gemacht, klagten alle bitter hierüber.

Der Feind hatte inzwiſchen durch ſeinen nächtlichen Marſch mehrere Stunden Vorſprung gewonnen, und wurde erſt jenſeits Gadebuſch erreicht, wo die Koſaken ſeinen Nachtrab angriffen und unter beſtändigem Plänkeln bis Groß-Turow verfolgten, wo der Feind ſich widerſetzte, um nicht ſeinen Rückzug in eine völlige Flucht ausarten zu laſſen. Tettenborn erfuhr in Wittenburg am 3. September, daß von Gadebuſch ungefähr 2000 Franzoſen, welche mehrere Kanonen bei ſich führten, nach Zarrentin gezogen waren, deren Abſicht nur ſein konnte, durch Gewinnung der ſüdlichen Spitze des Schaalſees die Koſaken zu verhindern, den um die nördliche Spitze geſchehenen Rückzug in der Flanke zu beunruhigen. Sogleich eilte Tettenborn am folgenden Morgen mit etwa 1000 Jägern und Koſaken und 3 leichten Kanonen gegen jene Schaar, die aber bei ſeiner Annäherung Zarrentin ſchon wieder verließ und den Weg nach Mölln einſchlug. Erſt auf den Höhen hinter Gudow ſtellte ſie ſich zum Gefecht, das durch Kanoniren eröffnet wurde, während deſſen unſer Fußvolk anrückte, und der Haupttrupp deſſelben in Zarrentin eintraf. Man ſchlug ſich mit Erbitterung, und der Feind, welcher durch unſere Jäger aus den Hecken und Büſchen des offneren Feldes bald vertrieben war, ſchien ſich in dem Walde behaupten zu wollen, beſonders da er bald merkte, daß er mehr und beſſeres Geſchütz als wir habe. Aber eine plötzliche und raſche Bewegung, welche Tettenborn mit einem Koſakenregiment in die rechte Flanke des Feindes ausführte, entſchied dieſen ſogleich, ſeinen Rückzug auf Mölln eilig fortzuſetzen. Der Major von Lützow erhielt den Auftrag, ihn zu verfolgen, und drang bis vor die Thore von Mölln, wo der Feind eine Verſtärkung von 3 Bataillons erhielt, und nun wieder vorrückte. Man ſchlug ſich bis ſpät Abends, mit abwechſelndem Glück und beiderſeitem Verluſt. Tettenborn hatte inzwiſchen auch eine Parthei gegen Büchen geſandt, und dieſen Poſten, ſo wie nordwärts die Dörfer Kogel und Salem dem Feinde abgenommen, der aber noch zum zweitenmale daraus vertrieben werden mußte, ehe wir ſie behaupten konnten. Der Feind, welcher ſeine Reiterei gegen die unſere nicht zu zeigen wagte, verlor deßhalb bei jeder ſolchen Gelegenheit eine Menge Leute, die verſprengt und flüchtig den raſchen Koſaken nicht entgehen, und in ihrer eignen Reiterei keine Hülfe finden konnten.

Während der folgenden Tage dauerten dieſe einzelnen Poſtengefechte lebhaft fort, ohne daß weder die Unſrigen noch die Franzoſen eigentliche Fortſchritte machten. Doch hatte der Feind auf dieſem kurzen Rückzuge bloß durch Tettenborn gegen 500 Mann an Gefangenen, und in den Gefechten eine nicht geringere Anzahl an Todten und Verwundeten verloren. Unſer Verluſt mochte über 200 Mann betragen, worunter viele der beſten Lützow'ſchen Jäger. Auch in der Richtung von Lübeck war der Feind durch die hanſeatiſche Reiterei mit vielem Glücke verfolgt und bis an die Thore der Stadt gejagt worden, wo, ſchon im Zurückreiten nach dem letzten Angriff, noch der tapfere Major von Arnim durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, ein Verluſt, den die von ihm geführte hanſeatiſche Reiterei ſchmerzlich empfand. Inzwiſchen waren auch die Truppen Wallmoden's nach und nach angelangt; allein die Verfolgung hatte bereits ihr Ziel gefunden, und der Feind den ernſten Entſchluß gezeigt, die Stecknitz mit Anſtrengung zu vertheidigen, weßhalb er auch jeden unſrer Verſuche auf Mölln mit aller Macht vereitelte. Das Hauptquartir des Marſchalls Davouſt befand ſich in Ratzeburg, wo er ſich, wie in Schwerin, der durch Seen und ſumpfiges Uferland geſchützten Stellung erfreute, und zwar weniger bedroht, aber eben ſo unthätig blieb.

Der Beobachtungskrieg, auf welchen ſich bald alles, was der Feind wollte und wir konnten, hier beſchränken mußte, zeigte eine trübe Ausſicht, die ſich unberechenbar ausdehnte, und ſowohl den Anführern, als den Truppen, mit jedem Tage läſtiger wurde; in unruhiger Spannung erſpähte man eine Gelegenheit zu kräftiger Unternehmung, und gab ſcharf Acht, ob irgend eine Bewegung des Feindes jene Gelegenheit herbeiführen möchte. Die vielen einzelnen glücklichen Gefechte hatten die allgemeine Kampfbegierde mehr gereizt als geſtillt, und man fand in dem Benehmen des Feindes die dringendſte Aufforderung, ſeinen freiwilligen Rückzug in eine gezwungene Flucht zu verwandeln. Allein die Franzoſen rührten ſich nicht, und der Marſchall Davouſt begnügte ſich in ſeinem ruhigen Aufenthalt zu Ratzeburg mit der Anordnung unbedeutender Streifereien, die ſelten über eine halbe Stunde weit geſchahen und meiſtens übel abliefen.

Wallmoden und Tettenborn hatten ſchon früh ihr Augenmerk auf das linke Elbufer gerichtet, wo ein offnes Feld für raſche Unternehmungen ſich darbot, und wohin die Hoffnung theilweiſer Aufſtände im Hannöverſchen mahnend zu rufen ſchien. Auch konnte der Marſchall Davouſt, ſobald wir auf dieſer Seite nachdrucksvoll vorgingen, unmöglich in Hamburg und an der Stecknitz ruhig bleiben, ſondern mußte für ſeine Verbindung mit Frankreich ſowohl, als mit den franzöſiſchen Heeren höchſt beſorgt werden, und deßhalb irgend eine Gegenwirkung verſuchen, zumal noch nicht der Zeitpunkt gekommen war, wo er ſich auf ſich ſelbſt beſchränken und darein ergeben durfte, innerhalb ſeiner Bollwerke eingeſchloſſen zu ſein. Daß er unſer Weggehen aus Mecklenburg zu neuem Vordringen benutzen würde, war nicht zu befürchten, da das Land, auch ohne Truppen, ſich durch die Gefahr, welche der Feind in ſeinem Entfernen von Hamburg ſah, hinlänglich geſchützt, und überdies durch die in jedem Fall zurückbleibenden Truppen des Generals von Vegeſack eine gute Stütze für ſeine Landwehr und ſeinen Landſturm fand. Zufolge dieſer Erwägung verlegte Wallmoden ſchon am 6. September ſein Hauptquartir nach Dömitz, wohin ſich auch alle unſere Truppen in Marſch ſetzten. Kleine Abtheilungen Jäger hatten ſchon ſeit einiger Zeit gegenüber von Dömitz größere und kleinere Streifzüge tiefer in das Hannöverſche gemacht, und die Stadt Dannenberg faſt ohne Unterbrechung beſetzt gehalten. Der Feind, um alle ſeine Streitkräfte an der Stecknitz zu vereinigen, hatte dieſe Seite ganz entblößt. In dieſen Tagen jedoch ſandte der Marſchall Davouſt ein Bataillon nach Lüneburg, dem aber keine zahlreicheren Truppen, wie man anfangs vermuthen wollte, nachfolgten. Tettenborn war der Meinung, die Stadt Dömitz, welche nicht ohne Befeſtigung war, zum Mittelpunkte der Bewegung zu machen, eine Brücke daſelbſt über die Elbe zu ſchlagen, einen ſtarken Brückenkopf auf den jenſeitigen Ufer anzulegen, und dann mit geſammter Macht über die Elbe zu ſetzen, die Stellung an der Stecknitz aber einſtweilen nur bewachen zu laſſen. Jenſeits traf man entweder auf den Marſchall Davouſt, im Fall er auf unſere Bewegung auch über die Elbe ginge, und konnte ihm, da er ſeine Macht wegen der Beſetzung Hamburgs mehr als wir die unſrige getheilt haben mußte, mit vortheilhafter Ausſicht eine Schlacht liefern, oder man hatte, im Fall er ſich nicht rührte, freie Hand zu den wichtigſten Unternehmungen. Wallmoden ließ in der That alles zu dem Brückenbau in Bereitſchaft ſetzen, und ſchickte größere Partheien auf Kundſchaft über die Elbe hinüber. Weil aber in dieſen Tagen die feindlichen Poſten bei Ratzeburg wieder etwas lebhafter wurden, und größere Abtheilungen, mit Geſchütz verſehen, auf mehrern Punkten vorzurücken verſuchten, ſo kehrte er ſelbſt mit allen Truppen am 12. September nach Zarrentin an den Schaalſee zurück. Tettenborn, welcher ſeit dem Gefechte bei Gudow und Mölln bald in Granzin, bald in Boitzenburg und Zarrensdorf geſtanden, war ſchon Tags vorher in Zarrentin eingetroffen. Ein Verſuch, dem Feinde eine ſeiner vorgerückten Partheien zu überfallen und abzuſchneiden, wurde durch die Vorſicht der Franzoſen vereitelt, die ſich immer früh genug zurückzogen, und dann vollkommen ruhig blieben. Sie in ihrer ganzen Stellung anzugreifen, konnte niemand, der die Lage der Dinge gehörig vor Augen hatte, thunlich finden.

Wallmoden hatte überdies mit manchen innern Hemmungen zu kämpfen, die aus den höheren Verhältniſſen herabkamen. Die Befehle, welche derſelbe von dem Kronprinzen von Schweden erhielt, geſellten zu den vorhandenen Hinderniſſen oft neue; die Klarheit der eigentlichen Abſicht und die Strenge der kriegeriſchen Aufgabe glaubte man bisweilen darin zu vermiſſen, und ſtatt derſelben nur ein Gewebe dunkler Vorſtellungen zu finden. Sie alle zu befolgen, war ſchon wegen der Widerſprüche unmöglich, ſie auch nur theilweiſe auszuführen immer mißlich. Dieſe dem Oberbefehlshaber häufig vorgeworfene Unbeſtimmtheit findet gleichwohl wieder eine Entſchuldigung in ſeinen eignen höchſt peinlichen Verhältniſſen; ſein perſönliches Gewicht war zuſammengeſetzt aus dem der verſchiednen Mächte, deren Bundesgenoſſe er war, und jeden Augenblick mußte er dieſes bei denen ſelbſt geltend machen, die es ihm verliehen; die Schweden ſahen mißtrauiſch auf die künftigen Vortheile, welche ſie durch vorausgeleiſtete Dienſte erſt eintauſchen ſollten; die ruſſiſchen und preußiſchen Generale, welche unter dem Oberbefehl des Kronprinzen ſtanden, zeigten offenbaren Widerwillen gegen dies Verhältniß, das bald in lauter Mißhelligkeiten beſtand, und in gemiſchten Rückſichten die Macht eines gebietenden Feldherrn ſehr beſchränkte. Der Kronprinz, um dieſer Abneigung ſo wenig als möglich Wirkſamkeit zu laſſen, mochte ſeine eigentlichen Abſichten und Wünſche nicht im voraus immer Preis geben, ſondern glaubte ſie gewiſſer auszuführen, wenn er erſt im Augenblicke ſelbſt, wo die Gelegenheit es forderte, ſich mit feſter Beſtimmtheit ausſpräche, bis dahin aber alles in dunkler Unſicherheit ſchweben ließe. Wir müſſen zugeſtehen, daß er im Ganzen dieſer Kriegführung nie des richtigen Scharfblicks, der beſonnenen Vorſicht und des perſönlichen Muthes bei irgend einer Gelegenheit entbehrt habe; ſeine theilweiſen Anordnungen aber weckten oft Unzufriedenheit und Widerſpruch, denen nicht immer durch die That zu begegnen war. Seine Betheiligung in dieſem Kriege überhaupt zeigte ſich allerdings ſehr verſchieden von derjenigen, zu welcher die deutſchen Gemüther aufgefordert waren; allein ſeine Freiheitsgeſinnung und ſein Haß gegen Napoleon verbanden ihn der deutſchen Sache dennoch nahe genug.

In dieſen Tagen hatten wir die umſtändlichen Nachrichten von den an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz erfochtenen Siegen empfangen, und die unbeſchreibliche Freude, welche ſie erregten, wurde uns nur dadurch verbittert, daß wir uns gegen die ſiegreichen Waffenbrüder noch ſo ſehr zurück fühlten, und der traurige Beobachtungskrieg uns wenig Ausſicht zeigte, gleich ihnen dem Feind entſcheidende Schläge beizubringen. Zwar konnte die Lähmung und Feſthaltung des Marſchalls Davouſt und ſeiner überlegenen Macht leicht ein eben ſo großes Verdienſt und ein nicht geringerer Vortheil für das Ganze dünken, als irgend einem andern Heertheil von gleicher Truppenſtärke zu erwerben vergönnt geweſen war, und in der That empfingen Wallmoden und Tettenborn aus der Nähe und Ferne die Glückwünſche aller Kriegskundigen über die bisherigen Leiſtungen, welche auf dieſer ſo ſehr gefährdeten Seite noch keinen Augenblick wirklicher Gefahr hatten aufkommen laſſen; allein ſie ſelbſt waren dadurch nicht befriedigt, ſo wenig als die kampfbegierigen Truppen, denen die Wichtigkeit des Geleiſteten nicht den Glanz erſetzen mochte, der von größern Waffenthaten ausgeht. Mit deſto lebhafterm Eifer wurde daher die Gelegenheit ergriffen, die ſich endlich zu zeigen ſchien, in Einer Unternehmung an Tapferkeit und Ruhm zu vereinigen, was bisher in unzähligen theilweiſen Erfolgen vereinzelt und zerſtreut geblieben war.

Durch aufgefangene Papiere erfuhren wir, daß der Marſchall Davouſt den General Pecheux mit einer franzöſiſchen Diviſion von 7000 Mann auf das linke Elbufer ſende, um aufwärts gegen Magdeburg das Land von unſern Partheien zu ſäubern, welche täglich verwegner wurden. Es blieb zweifelhaft, ob dieſe Abſendung nur dieſen Zweck habe, oder auch eine Verſtärkung der Truppen in Magdeburg beabſichtige. Die frühere Bewegung Wallmoden's nach Dömitz ſcheint den Marſchall Davouſt zu dieſer Maßregel, die für uns nicht beſſer gewählt ſein konnte, verlockt zu haben. Der Entſchluß Wallmoden's war ſogleich gefaßt. Der General von Vegeſack blieb mit ſeinen Truppen zur Bewachung der Stecknitz zurück, er hatte ſein Hauptquartir in Grevismühlen; damit der Feind auf den Vorpoſten keine Veränderung bemerke, und über den Abmarſch getäuſcht bliebe, ließ Tettenborn auch ein Koſakenregiment auf der Ebene zwiſchen Büchen und Mölln zurück; einige Bataillons Lützower, die hanſeatiſche Legion und das zweite Huſarenregiment der ruſſiſch-deutſchen Legion beſetzten die übrige Gegend zwiſchen Roggendorf und Boitzenburg. Das hanſeatiſche Fußvolk war nämlich nun, nachdem es durch engliſche, diesmal jedoch nur ſpärliche, Aushülfe ſich einigermaßen erholt hatte, auch wieder brauchbar befunden und in die Linie vor den Feind gezogen worden; mit Unrecht hatte man ſeit dem Wiederbeginn der Feindſeligkeiten dieſe Truppe vernachläſſigt, ſie hatte ſich bisher immer trefflich geſchlagen, und ſchlug ſich auch jetzt wieder, nach ſo vielen herabſtimmenden Erfahrungen, dennoch mit ausgezeichneter Tapferkeit.

Am 13. und 14. September marſchirten wir über Bellahn, Langenheide und Lübtheen nach Dömitz, wo die Truppen ſich ſammelten und noch am Abend des 14. über die Elbe gingen und nach Dannenberg vorrückten. Tettenborn führte die Vordertruppen, ließ ſogleich vorwärts gegen den Wald, die Görde genannt, den Feind ausſpähen, und ſandte, um ſich in ſeinen Flanken zu ſichern, rechts und links Partheien gegen Bleckede und Uelzen. Der Feind war, laut der eingezogenen Nachrichten, bis zur Görde gekommen und hatte mit unſern Koſaken geplänkelt. Man ſchätzte ihn auf 8000 Mann, nebſt 8 Stücken Geſchütz; die Einwohner des Landes leiſteten uns durch Zutragen von Nachrichten und Verſchweigen unſerer Anweſenheit gegen den Feind die trefflichſten Dienſte, die Franzoſen erfuhren durchaus nichts, was ſie nicht durch Patrouillen, zu welchen ihnen die Reiterei fehlte, abreichen konnten. Wir erwarteten am folgenden Tage, der Feind würde vorrücken und in ſein Verderben hineingehen, weßhalb unſere Truppen hinter den Anhöhen, welche ſich wellenförmig über die Gegend erſtrecken, verdeckt aufgeſtellt blieben. Allein wir warteten den ganzen Tag vergebens; der Feind, ſchon ſtutzig durch das unvermuthete Zuſammentreffen mit Koſaken, hatte Halt gemacht, und ſchien ſich beſinnen zu wollen. Der General Pecheux, durch die frühere Bewegung unſrer Truppen gegen die Elbe irre geführt, hatte dem Marſchall Davouſt wiſſen laſſen, daß es ſehr gefährlich ſei weiter vorzugehen; dieſer, ſich der Anweſenheit Wallmoden's in Zarrentin verſichert haltend, hatte jenem über ſeine zaghaften Beſorgniſſe hart und mit kränkenden Worten geantwortet, als deren Folge wir ſpäterhin die überaus hartnäckige Tapferkeit, mit welcher er Widerſtand leiſtete, zu erkennen glaubten. Die Koſaken hatte er als Vorläufer mehrerer Truppen angeſehen, aber die Ruhe des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht benahm ihm dieſe Vermuthung wieder, und während zweimal 24 Stunden blieb dem Feinde jede Kunde unſerer Nähe glücklich verborgen. Selbſt wenn irgend jemand aus verrätheriſcher und gewinnſüchtiger Abſicht dem Feinde hätte Nachricht bringen wollen, ſo würde er unſern Koſaken in die Hände gefallen ſein, welche mit meiſterhafter Geſchicklichkeit einen weiten Strich Landes in großem Umkreis völlig abſchloſſen.

Am 16. September früh um 4 Uhr brachen wir endlich mit allen Truppen von Dannenberg auf, und rückten gegen die Görde vor, in der Hoffnung, dem Feinde in dieſer Richtung zu begegnen; der Marſch blieb durch die zwiſchenliegenden Hügel und Waldgebüſche gänzlich verdeckt, und eben ſo nachher die Stellung, die wir vor dem Anfange des Waldes nahmen, um den Feind zu erwarten. Allein er rückte keineswegs vor, ſondern blieb in ſeiner Stellung rückwärts des Jagdſchloſſes Görde, welches er mit Jägern beſetzt hielt, auf einer vortheilhaften Anhöhe vor dem Dorfe Oldendorf, ſandte gegen die vorgeſchickten Koſaken einige Plänkler aus, und als jene, um die ſeinigen zu verlocken, ſich zurückzogen, ließ er ſie nicht verfolgen, ſondern zog auch die ſeinigen wieder ein, und man hörte ſchon kaum noch hin und wieder einen Schuß fallen. Als wir bis Mittag vergebens gewartet hatten, beſchloß Wallmoden den noch übrigen Theil des Tages zu benutzen und den Feind anzugreifen. Wir hatten jedoch noch ein gutes Stück zu marſchiren, und konnten erſt gegen 2 Uhr Nachmittags zum Angriff kommen. Tettenborn eröffnete das Gefecht; Abtheilungen Koſaken ſprengten, indem ſie rechts durch Thäler und Schluchten, links durch die Waldungen drangen, gegen die Flanken des Feindes vor, umſchwärmten denſelben plötzlich von allen Seiten, und machten ihm von dieſem Augenblick unmöglich, nach irgend einer Richtung klar zu ſehen; keine Streiferei, keine Erkundigung konnte er vornehmen. Die preußiſchen Jäger warf Tettenborn links in den Wald, ließ ſie von Koſaken ſeitwärts am Rande begleiten und dann raſch gegen den Feind anrücken, der ſich bei dem Jagdſchloſſe ſtark geſetzt hatte, und zwar anfangs beſtürzt wich, bald aber in großer Ueberzahl das Gefecht mit Erbitterung im Walde erneuerte; der General Pecheux befand ſich in Perſon daſelbſt. Tettenborn war unterdeſſen vor die Hauptſtellung des Feindes mit einer Abtheilung Koſaken und Lützow'ſcher Reiter und 4 hanſeatiſchen reitenden Kanonen gerückt, und griff dieſelbe in der Front an. Der Donner des Geſchützes ließ den General Pecheux nicht länger in Zweifel, daß die Sache diesmal ernſthaft abgeſehen ſei. Er ſammelte ſeine Schützen ſo viel als möglich aus dem Wald, wo das heftige Gefecht kaum noch zum Vortheil der Unſrigen erhalten worden war und mehrmals zum Nachtheil geſchwankt hatte, und ſuchte in gedrängter Maſſe über eine ebne Strecke die Anhöhe zu gewinnen, wo ſein Geſchütz aufgepflanzt war, und ein überlegenes Feuer gegen das unſere richtete. Der Hauptmann Spooremann von der hanſeatiſchen Artillerie ſchoß gut und ſchnell, und richtete zuletzt, unbekümmert um das feindliche Geſchütz, mit großer Kaltblütigkeit ſeine Schüſſe in jene Maſſe Fußvolk, wo man das Einſchlagen der Kugeln wahrnehmen konnte, ſie kam, nicht ohne großen Verluſt, flüchtig und zerſtreut auf der Anhöhe an. Während man ſich hier auf dieſe Weiſe ſchlug, und einige engliſche Kanonen den hanſeatiſchen zur Unterſtützung herbeikamen, ſo daß das unausgeſetzte Feuer des Feindes nun mit gleichem beantwortet werden konnte, und bald überboten wurde, führte der Oberſt von Pfuel eine von dem General von Arentſchildt befehligte Brigade der ruſſiſch-deutſchen Legion und 6 Kanonen links auf einem Umwege durch die Görde, um dem Feind in den Rücken zu kommen; ihm war aufgetragen worden, zuerſt nur das Fußvolk durch den Wald zu führen, die Kanonen aber am Eingange zurück zu laſſen, und ſie erſt ſpäter, wenn das Fußvolk aus dem Walde vorgerückt und ihr Gebrauch von nöthen ſei, nachkommen zu laſſen. In Betracht aber der ſpäten Tageszeit und des weiten Weges durch den Wald, nahm derſelbe die Kanonen vielmehr an die Spitze ſeines Marſches, und beſchleunigte die Truppen ſelbſt ſo viel als möglich. Der Feind ſtand trotzig in ſeiner Stellung auf einer gutgewählten Anhöhe, um welche eine weit abgeflachte Vertiefung ſich bogenförmig hinzog, ſein Feuer war vortrefflich, ſein Fußvolk zeigte ſich unerſchrocken, und der im Walde verſpätete Theil deſſelben ſetzte in unſerer linken Flanke ein heftiges Geplänkel lebhaft fort. Der Tag war ſchon weit vorgerückt, die Zeit verging in wechſelſeitigem Schießen, und die raſche Kraft unſeres Angriffs litt Gefahr gänzlich zu ſtocken, und ſich in ein gewöhnliches Kanoniren, das nichts entſcheidet, aufzulöſen. Die übrigen Truppen Wallmoden's hatten den weiten Weg noch nicht zurückgelegt, und Pfuel brach noch immer nicht aus dem Walde im Rücken des Feindes hervor; er fand die Räume und Schwierigkeiten größer, als man ſie angegeben hatte, und ohne ſeine verſtändige Eile wäre er erſt mit anbrechender Dämmerung erſchienen. Jetzt aber, im dringenden Augenblicke, verkündigten Kanonenſchüſſe vom Rande des Waldes uns und dem Feinde ſeine Ankunft, gleich darauf ſah man das Blinken der Gewehre, und die Bataillons aufmarſchiren; die Stellung des Feindes, der jetzt gänzlich umgangen war, wurde nun im Rücken und von vorn mit entſcheidendem Erfolg beſchoſſen, und ſein Geſchütz bald zum Schweigen gebracht. Pfuel erſtürmte ein Dorf, das der Feind in ſeinem Rücken beſetzt hatte, und drang immer näher heran. Jetzt auch erſchienen die übrigen Truppen, die bisher noch zurückgeweſen waren, auf dem Kampfplatz, und verſtärkten den Angriff in der Front und in der linken Flanke des Feindes. Die Koſaken machten einen allgemeinen Angriff auf die noch übrigen Plänkler, von allen Seiten rückten unſere Truppen zum Sturm vor. Der General Pecheux hatte, ſobald er ſich umgangen und von der Straße nach Lüneburg abgedrängt ohne Hoffnung eines Rückzugs ſah, den Entſchluß der verzweifeltſten Gegenwehr gefaßt, und in ſeinen Soldaten dieſelbe Geſinnung erweckt. Die Franzoſen ſtanden mit unerſchüttertem Muthe, und unterhielten ein mörderiſches Gewehrfeuer, indem ſie zugleich aus ihren noch brauchbaren Stücken Kartätſchen in unſere Reihen ſchmetterten. Der Major von Lützow ſprengte mit ſeinen Reitern auf das feindliche Fußvolk an, wurde aber durch eine Kugel in den Leib ſchwer verwundet. Der General von Dörnberg war inzwiſchen herangerückt, und erneuerte den Angriff; zwei Maſſen, auf welche der Oberſtlieutenant Karl von Noſtiz (jetzt ruſſiſcher Generallieutenant), bekannt durch ſeine rückſichtloſe Unerſchrockenheit, an der Spitze einiger Schwadronen Huſaren eindrang, wurden zuſammengehauen, gefangen; eine dritte Maſſe erlitt gleiches Schickſal durch den Oberſtlieutenant von der Golz. Immer noch wehrten ſich die Franzoſen mit größter Entſchloſſenheit, ihr Gewehrfeuer tödtete uns viele Leute. Aber immer näher drangen die Unſern vor, preußiſche Jäger eroberten ſtürmend die letzte Haubitze des Feindes, unſere Kanonen feuerten von allen Seiten in ſeine Reihen, die ſchon durch kein eignes Geſchütz mehr vertheidigt wurden. Unter dieſen Umſtänden ſuchte der General Pecheux mit dem Reſt ſeiner Truppen auf ſeiner linken Flanke gegen die Elbe hin ſich zu retten, und zog ſich von Anhöhe zu Anhöhe. Allein hier ſollte ſeine Niederlage erſt recht vollſtändig werden. Wallmoden an der Spitze der Truppen drang unausgeſetzt vor, und ermunterte im heftigſten Kugelregen die Seinigen durch das Beiſpiel heldenmüthiger Ruhe. Die beiden hannöverſchen Bataillone Langrehr und Bennigſen ſtürzten mit gefälltem Bajonnet auf den Feind; der Major von Berger führte gleicherweiſe ſein Bataillon als Sturmmaſſe zum Bajonnetangriff. Tettenborn ſprengte mit ſeinen Koſaken heran, und brachte eiligſt alles reitende Geſchütz hart an die ſchon ungeordneten Reihen des Feindes, der jetzt nicht mehr Stand hielt; und kaum hatte ſich das immer ſchwächer werdende Häuflein mit einem Kriegsmuthe, der uns Bewunderung und Mitleid abnöthigte, auf einem neuen Hügelrande wieder geſtellt, als es auch ſchon durch das Feuer unſrer Kanonen, die in größter Nähe nachfuhren, gleich wieder niedergeſchmettert und wie weggehaucht war. Hiezu kam der Schrecken, den die zuerſt hier in dieſem Kriege gebrauchten Congreve'ſchen Brandraketen als etwas Neues und Unerhörtes in den Franzoſen erregten; das unauslöſchliche Feuer, das ſauſend durch die Lüfte fuhr, verbrannte mit weitem Sprühen alles, was in ſeinen Bereich kam, bis zuletzt eine zerſpringende Granate noch zerſchmetterte, was jenes verſchont hatte. Es waren in der That einige Franzoſen durch dieſes Feuer verbrannt worden, und die Flüchtlinge klagten in den Ortſchaften, wo ſie durchkamen, mit Entſetzen über das Anwenden dieſer hölliſchen Erfindung. Uns jedoch ſchien die Wirkung der Kanonen noch größer und ſicherer. Der Einbruch der Nacht nahm die geringen Reſte des Feindes in ſchützendes Dunkel; und in wegloſer Waldung, die unſere ohnehin ermüdete Reiterei endlich vom Verfolgen abhielt, ſetzte er die Flucht fort. Der General Pecheux ſelbſt und 600 Mann waren entkommen, und gewannen noch in ſelbiger Nacht Lüneburg, wo ſie nur kurze Zeit ruhten, und dann nach Hamburg aufbrachen. Die ganze Diviſion von 7000 Mann war vernichtet, alle Kanonen, 8 an der Zahl, genommen, alles Gepäck in unſere Hände gefallen. Die Niederlage konnte, außer daß der oberſte Befehlshaber entkommen war, nicht größer ſein. Der General Pecheux verzweifelte, und vergoß auf der Straße in Lüneburg Thränen über ſein ſchmachvolles Unglück, das wegen des großen Heldenmuthes, mit welchem die Schuld des gewarnten, aber ſtarrſinnig beharrenden Vorgeſetzten durch den Tod ſo vieler Tapfern gebüßt worden, in wirklich tragiſcher Geſtalt erſchien, und dem unglücklichen Feind unſere Hochachtung und unſer Mitgefühl zu Begleitern gab. An Todten und Verwundeten verloren die Franzoſen in dieſem Treffen bei der Görde über 2500 Mann, die übrige Mannſchaft war gefangen oder zerſtreut; noch nach vier Tagen ſchleppten die Bauern aus dem Walde viele Verſprengte herbei, die theils dort verwundet liegen geblieben, theils ſich dahin verkrochen hatten. Tettenborn ließ beſtens für die Verwundeten ſorgen und durch den verdienten hanſeatiſchen Stabsarzt Doktor Redlich ihnen alle ärztliche Hülfe zukommen, welche die Umſtände geſtatteten. Unter den Gefangenen befand ſich ein polniſcher General, ein franzöſiſcher Oberſt, die beiden Adjutanten des Generals Pecheux, und viele Offiziere, die größtentheils in Spanien gedient hatten, und zu den Truppen in Deutſchland verſetzt worden waren. Ein ſehr ausgezeichneter franzöſiſcher Offizier, Major Ville, war auf dem Schlachtfelde an ſeinen Wunden geſtorben. Wir verloren in dieſem Treffen an Todten und Verwundeten gegen 1000 Mann. Wallmoden hatte durch eine Kanonenkugel ein Pferd unter dem Leibe verloren, Tettenborn das ſeinige zweimal wechſeln müſſen; dieſe beiden Generale nebſt dem General von Dörnberg hatten die Gefahr vielleicht begieriger aufgeſucht und verwegener herausgefordert, als man den Feldherrn gewöhnlich erlauben will; zwar haben die Gründe, welche man anzuführen pflegt, um die Anführer in der Schlacht unnöthiger Gefahr zu entrücken, vieles für ſich, allein wir geſtehen offen, daß die ausgezeichnete perſönliche Tapferkeit ein zu ſchöner und edler Theil des Kriegsruhms iſt, als daß ihn ſelbſt der oberſte Anführer dem gemeinen Soldaten ganz überlaſſen dürfte; und alle ächte Feldherren haben wenigſtens nicht verſchmäht, immer mit Luſt und Eifer den Ruhm zu erneuern, den zu erwerben ſchon nicht mehr nöthig war; und iſt es nicht ſchon ein Vorzug, im Fall, wie wohl zu geſchehen pflegt, der Ruhm des Feldherrn ſtreitig gemacht würde, doch den eines tapfern Kriegers zu behalten?

Wir brachten die Nacht in der Görde zu, wo Wallmoden die Meldung erhielt, daß der Marſchall Davouſt, vielleicht unterrichtet von der geringen Stärke der ihm entgegenſtehenden Truppen, ſowohl gegen Boitzenburg als gegen Zarrentin im Vorrücken ſei. Auf dieſe Nachricht ſchickte Wallmoden gleich am folgenden Tage den größten Theil ſeiner Truppen über die Elbe zurück, er ſelbſt nahm ſein Hauptquartir in Dannenberg. Tettenborn aber blieb in der Görde, wo noch immer Gefangene eingebracht wurden und mancherlei Erfolge der ausgeſandten Partheien abzuwarten waren. Der Rittmeiſter von Herbert war bei Lüneburg vorbeigegangen, und hatte auf der Straße nach Celle einen heftigen Scharmützel mit einer Abtheilung Franzoſen, die größtentheils zu Gefangenen gemacht wurden. An der Elbe war alles ruhig, wenige Verſprengte von dem Treffen bei der Görde wurden in Bleckede aufgefangen, mehrere in den Waldungen. Ueber Uelzen hinaus waren einzelne Partheien weit in's Land geſtreift, ohne irgend etwas vom Feinde erfahren zu können, das ganze Land bis Braunſchweig und Hannover lag offen da. Der Lieutenant von Schimmelpfennig war geradezu auf Lüneburg gegangen, und in die Stadt, welche der Feind in größter Eile früher befeſtigt, aber mit Uebereilung verlaſſen hatte, ohne Widerſtand eingerückt. Auf dieſe Nachricht brachen wir am 18. September aus der Görde auf, und marſchirten nach Dalenburg, wo das Fußvolk und die Kanonen zurück blieben, während Tettenborn mit den Koſaken weiter zog und noch denſelben Nachmittag Lüneburg erreichte. Unverzüglich ſandte er von hier aus den Rittmeiſter von Herbert in der Richtung von Toſtädt auf die Straße von Hamburg nach Bremen; dieſer ließ den Lieutenant von Hochwächter auf die Straße von Hamburg nach Celle vorgehen, wo derſelbe ſogleich einen Scharmützel gegen Gendarmen und Douaniers zu beſtehen hatte, mit großer Tapferkeit den Feind warf, und mehrere Gefangene machte. Andere Partheien rückten ſchnell nach

Winſen vor, und beſetzten an der Elbe Artlenburg, Bradede und Honsdorf, Lauenburg gegenüber. Die Stadt Lüneburg wurde auf das ſorgfältigſte verſchloſſen und bewacht, um den Feind über unſere Stärke in völliger Ungewißheit und Täuſchung zu erhalten. Durch dieſes Vorrücken und Ausſenden von Partheien erhielt unſer bisheriger Stand gegen den Feind plötzlich eine ganz andere Wendung; ſeine Hauptverbindung rückwärts mit Bremen ſah er bedroht und erſchwert; ſeine Stellung an der Stecknitz in der Front durch Truppen bewacht, die wenigſtens ſtark genug waren, um jeden Streifzug zu verbieten, und in der Flanke auf dem linken Elbufer durch Truppen beunruhigt, deren Stärke er nicht zu ſchätzen, aber, nach allen Anordnungen, die er machen ſah, für ſehr bedeutend halten mußte; die Hauptmaſſe der Truppen Wallmoden's ſtand im Hintergrunde, und konnte nach Willkür auf der einen oder der andern Seite der Elbe das Uebergewicht geben. Jeder Irrthum, jedes Verſehen des franzöſiſchen Feldherrn konnte entſcheidend werden, und ihn zur Räumung des Feldes zwingen.

Inzwiſchen erhielten wir auf dem nächſten Wege über Bleckede die Nachricht, daß der Feind, ſobald er Boitzenburg beſetzt geſehen, auf dieſer Seite Halt gemacht, auf der andern aber nach dreiſtündigem heftigen Gefecht Zarrentin genommen habe, worauf die Unſern auch Boitzenburg verlaſſen hätten. Allein der Feind zog ſich auch von Zarrentin bald wieder zurück, und nach Boitzenburg kam er gar nicht, ſo daß ſeine ganze Angriffsbewegung ein bloßer Scheinverſuch blieb, ſei es nun, daß er gleich anfangs nur einen ſolchen beabſichtigt habe, oder durch die Beſetzung Lüneburgs und die Bewegungen Wallmoden's von ſeiner frühern Abſicht abgebracht worden. Weil aber dennoch die Franzoſen an der Stecknitz in mancherlei Bewegung blieben, befürchtete Wallmoden ein neues ernſthaftes Vordringen derſelben in das Mecklenburgiſche, und rief auch Tettenborn ungeſäumt nach Dannenberg zurück, um ſodann bei Dömitz auf das rechte Elbufer überzugehen. Alle ausgeſandten Partheien wurden demzufolge nach Dömitz beſchieden, mit Ausnahme der von dem Rittmeiſter von Herbert befehligten, und einer andern, die unter dem Lieutenant von Schimmelpfennig in Lüneburg zurückblieb; denn Tettenborn wollte wenigſtens die Eiferſucht des Feindes nach dieſer Seite rege erhalten, und traf alle Anſtalten, um ihn noch ferner zu täuſchen und zu irren. Am 20. September Mittags marſchirten wir von Lüneburg ab, nahmen die in Dalenburg ſtehen gebliebenen Truppen unterwegs mit, und langten Abends in Dannenberg an. Die Bewegungen des Feindes hatten ſich inzwiſchen aufgeklärt, ſie waren eine Folge der Beſorgniſſe, welche die Unſrigen ihm erregt hatten, und die Franzoſen, weit entfernt, etwas Kühnes vorzuhaben, zogen zahlreiche Verſtärkungen von Lübeck und Ratzeburg nach der Elbe, um Lauenburg und die Hooper Schanze gehörig zu beſetzen, und einem Angriff von dieſer Seite widerſtehen zu können. Wir kehrten daher nach erhaltenem Gegenbefehl am 21. September ſogleich wieder nach Dalenburg zurück, wo das Fußvolk und das Geſchütz abermals ſtehen blieb, und rückten am folgenden Tage mit der Reiterei wieder nach Lüneburg. Die verſchiednen Partheien zogen wieder an die Elbe und gegen Haarburg aus, und nahmen zum Theil ihre vorigen Stellungen wieder, bevor noch der Feind deren Entblößung bemerkt oder benutzt hatte.

Lüneburg wurde nunmehr der Hegeort, aus deſſen Mitte dem Feinde unendliche Anläſſe zu Verdruß, Beſorgniß, Nachtheil und Zweifel zuſtrömen ſollten, für deren Größe man aus ſeinen Gegenwirkungen eine Art von Maßſtab finden konnte. Seine Truppen wurden bald gänzlich auf Haarburg und die Hooper Schanze beſchränkt, die Koſaken übten wieder einen Theil ihrer alten Schreckensmacht aus, und niemals wagten die Franzoſen ohne die größte Ueberzahl ihnen die Spitze zu bieten; überhaupt hatte die Niederlage des Generals Pecheux, die im ganzen Lande noch vergrößert herumgetragen wurde, den Muth des Feindes ſehr geſchwächt, und das Vertrauen des Volkes zu unſern Waffen neu belebt. Die Lüneburger verbrannten mit großem Jubel auf öffentlichem Markte die Adlerzeichen der franzöſiſchen Herrſchaft, die ſämmtlichen Schriften der Douanen, und dieſes Freudenfeuer dauerte mehrere Tage. Nicht geringen Eifer bewieſen die Einwohner in Aufſuchung verſteckter Franzoſen und An=

zeigung franzöſiſchen Eigenthums. Außer unſerm eignen Siege brachten wir auch die erſten Nachrichten von den fortdauernden Schlägen, welche der Feind auf allen andern Seiten zahlreich erlitten hatte; dieſe Nachrichten hatte man den Truppen wie den Einwohnern mit ſtrenger Sorgfalt vorenthalten, und erdichtete dafür untergeſchoben; ſie wurden daher mit unglaublicher Freude und Begierde aufgenommen. Da in dem ganzen Lande bis an die Weſer und über Hannover hinaus von dem Feinde nur wenig zu ſehen war, und ſeine Behörden ohne Truppen wenig vermochten, ſo war bald alles mit den Kriegsberichten überſchwemmt, die in Lüneburg zur Befriedigung des ungeſtümen Verlangens mehrmals gedruckt wurden, und der Feind ſah bis an den Harz und die Ems ſeine mühſamen Täuſchungskünſte zu Schanden gemacht. Am beſchwerlichſten wurden ihm jedoch die unaufhörlichen Streifzüge unſerer Partheien, die bald hier bald dort plötzlich erſchienen, ſich vereinzelten und ſich wieder zuſammenfanden, und jedem feindlichen Begegnen gewachſen oder verſchwunden waren; ſie fingen Kouriere, Poſten und Zufuhren auf, machten alle franzöſiſche Verwaltung unmöglich, ſchnitten Nachrichten ab und verbreiteten deren, überfielen kleinere Truppenabtheilungen auf dem Marſch und in den Quartiren, und beunruhigten die ganze Gegend. Da ihre Beweglichkeit ſtets in Ungewißheit über ihre Stärke ließ, und wenn man alle Koſaken, die an demſelben Tage an verſchiedenen Orten geſehen worden waren, zuſammenrechnete, eine unglaubliche Zahl herausbrachte, ſo vermehrte dies nur die Schwierigkeit, etwas gegen ſie zu unternehmen. Der franzöſiſche General von Oſten marſchirte von Haarburg mit Fußvolk und Geſchütz gegen die Streifereien, welche der Rittmeiſter von Herbert nach Buxtehude und Welle führte, allein die Franzoſen richteten nichts aus; bei Hitfeld entſtand ein heftiges Gefecht, worin ſie eine Anzahl Gefangene verloren, worauf die Uebrigen im Schrecken nach Haarburg zurückflohen. Während auf der einen Seite unſere Patrouillen bis Celle kamen, drangen andere bis Zeven vor, um den Kourieren, die zwiſchen Hamburg und Bremen gingen, aufzulauern, ſo daß dieſe endlich zu dem Umwege über Stade und Bremervörde, ja ſogar über Ritzebüttel und Bremerlehe genöthigt wurden. Von dem franzöſiſchen Oberſten Grafen von Salm-Kyrburg, der zufolge der Briefſchaften eines aufgefangenen Kouriers mit 400 weſtphäliſchen Reitern einen Partheigang gegen uns machen wollte, war nichts weiter zu erfahren.

Etwas beſſer hielt ſich der Feind zunächſt der Elbe; die Beſatzung von Haarburg war bis auf 4000 Mann verſtärkt worden, und die Hooper Schanze und der Zollenſpicker wurden mit mehrern Bataillons beſetzt; auch wir hatten inzwiſchen gegen 300 Jäger aus Dalenburg herangezogen, und konnten den Angriffen, die der Feind von dieſer Seite wagte, die Spitze bieten. Bei Winſen, Artlenburg und Honsdorf ſchlug man ſich beinahe täglich, und der Feind verlor durch die wiederholten nachtheiligen Gefechte im Ganzen ſehr viele Leute; wir hatten in manchen dieſer Scharmützel keinen Mann verloren, und der Feind allein an Gefangenen wohl 50 bis 60 Mann eingebüßt. Bei einem ſolchen Gefecht war im Dunkel der Nacht ein franzöſiſcher Offizier mit 6 Mann verſprengt worden, und wurde erſt einige Tage nachher im Walde aufgehoben und nach Lüneburg gebracht; er hatte die Abſicht gehabt, ſich durch nächtliche Märſche bis nach Magdeburg durchzuſchleichen, und war ſo überzeugt von der Niederlage unſerer Heere, daß er den Tagsbefehl, worin der Marſchall Davouſt den Truppen das Einrücken Napoleon's in Berlin anzeigte, als eine Neuigkeit an Tettenborn überreichte, und mit dem Achſelzucken der Zuverſicht hinzufügte: „Aber, es hat Leute gekoſtet, viel Leute!“ — Ein Adjutant des Generals Vichery, der Ueberbringer wichtiger Befehle war, wurde durch den Rittmeiſter von Herbert gefangen genommen. Unſere Mittheilungen dagegen gelangten durch dieſen letztern ſicher bis zu den engliſchen Schiffen, die vor der Mündung der Elbe lagen.

Einen Hauptverdruß machte den Franzoſen in Hamburg die Zeitung aus dem Feldlager, die in Lüneburg ihren Anfang nahm. Die Begierde der Einwohner nach unſern Nachrichten von dem großen Kriegsſchauplatze machte es uns zur Pflicht, die Hauptſachen jedesmal ſchleunig durch den Druck mitzutheilen, um ſolchem Eifer möglichſt zu entſprechen.

Das Zuſtrömen von guten Neuigkeiten nöthigte in kurzem zu einer Reihenfolge von Druckblättern, die von ſelbſt eine Art von Zeitung bildeten, und nur eines gemeinſchaftlichen Namens bedurften. Die durch unſern Zweck erzeugte Rückſicht auf die Oertlichkeit der nächſten Gegend machte den Marſchall Davouſt bald zu einem Hauptgegenſtande dieſes Blattes, welches, mit dem Hauptquartir Tettenborn's ſeinen Erſcheinungsort wechſelnd, und unentgeltlich ausgetheilt und verſandt, in kurzem eine ungeheure Gunſt und Nachfrage fand. Es fehlte nicht an ſatyriſchen Ausfällen, in welchen die gute Laune unſers Hauptquartirs ſich ergoß, und zu denen mehrere Offiziere, und unter andern auch Jahn, der bekannte Turnlehrer, der als Hauptmann bei den Lützowern ſtand, ihre Beiſteuer gaben. Die Franzoſen waren bisher gewohnt, ſolche Feindſeligkeiten allein auszuüben, und geriethen ganz außer ſich, als man ihnen nicht das Gleiche, ſondern Beſſeres vor, und ihr erſchöpfter Witz nichts mehr zu finden wußte, um die treffende Wahrheit zu entkräften, mit welcher der Marſchall Davouſt hier bald als der Vandale Gänſerich, bald als Robinſon und Hermite de Ratzebourg bezeichnet wurde. Dieſe Zeitung hat uns ſeitdem überall hinbegleitet, nach Bremen und Dänemark, bis ſie zuletzt in Frankreich mit dem 16. Stücke, das die fremde Sprache angenommen hatte, aufhörte, und noch ihr letztes Wort der Marſchall Davouſt blieb. Wir haben der litterariſchen Nebenſache hier vorzüglich deßhalb gedacht, um in Tettenborn das nach unſrer Meinung nicht geringe Verdienſt anzuerkennen, daß er mit kräftigem Muthe auch in dieſer Weiſe offen und für immer mit dem Feinde gebrochen, und keine Möglichkeit einer Ausſöhnung ſich habe vorbehalten wollen, die er unter jeder Bedingung zu verſchmähen fand, während manche öffentliche Blätter durch Rückſichten und Glimpf aller Art noch ſorgfältig dieſe Möglichkeit zu erhalten bedacht waren.

Nicht unerwähnt vorbeigehen dürfen wir hier das Mädchen von Lüneburg, Johanna Stegen, welche am Tage des Treffens, in welchem der General von Dörnberg den Sieg über den General Morand hier erfocht, mit hochherzigem Muthe den preußiſchen Jägern, die ſich verſchoſſen hatten, inmitten des Gefechts Patronen in ihrer Schürze zutrug. Als die Franzoſen endlich wieder Meiſter von Lüneburg wurden, hatte ſie ſich verſtecken müſſen, und auch ſpäterhin noch manche Bedrohung, manche Härte von Seiten der Fremden und ſogar mancher Einheimiſchen erfahren müſſen, bis ſich die Erinnerung ihrer That nach und nach in der Stille des untergeordneten Lebens verlor. Tettenborn aber ließ ſie aufſuchen und zu Tiſche einladen, als eine würdige Kriegsgenoſſin; ihr Betragen war hier eben ſo unbefangen ſittſam, als es dort unbefangen muthig geweſen war. Um ſie nicht neuer Rache des Feindes auszuſetzen, wurde ſie, die bald entſchloſſen war, alte Verhältniſſe gegen neue zu vertauſchen, mit für ſie günſtiger Ausſicht nach Berlin befördert. Es iſt ein Zeichen des Geiſtes, der unſern Krieg belebte, daß auch Weiber aus edlem Triebe ſich zu dem Kampfe berufen glaubten, der ſonſt nur Männern obliegt; eine Erſcheinung, die ſchwerlich in andern, als wahrhaften Volkskriegen, gefunden wird, und unwiderſprechlich die gerechte Sache zu erkennen giebt. Wir nennen bei dieſer Gelegenheit noch Eleonore Prochaska, ein Mädchen aus Potsdam, die der Ruf der Waffen und des Vaterlandes ihrem ſtillen Lebenswandel entführte, und unter dem Namen Auguſt Renz in unentdeckter Verkleidung den Lützow'ſchen Jägern beigeſellt hatte. Sie war gleich im Anfang des Treffens bei der Görde durch einen Schuß verwundet worden, allein das heldenmüthige Mädchen war nicht bloß als Mädchen, ſondern wäre auch als Mann ausgezeichnet geweſen, und ging nicht aus dem Gefecht, bis ein zweiter Schuß in den Schenkel ſie nöthigte, beides, das Gefecht und ihre Verkleidung zu verlaſſen. Sie entdeckte ſich einem Offizier, durch deſſen Vermittlung ſie alle mögliche Schonung und Hülfe erlangte. Allein nach wenigen Tagen ſtarb ſie an ihren Wunden, beklagt von allen ihren Kammeraden, deren Liebe und Achtung ſie in hohem Grade beſeſſen hatte.

Die Nachrichten von unſern großen Heeren meldeten fortdauernd die glücklichſten Vortheile, die von allen Seiten über den aus Böhmen, Schleſien, und der Mark Brandenburg ſchon ganz nach Sachſen zurückgedrängten Feind erfochten waren. Große und zahlreiche Streifſchaaren zogen in ſeinem Rücken und auf ſeinen Flanken ungeſtraft umher, und beſuchten Braunſchweig und ſogar Kaſſel, gegen welchen letztern Ort der Kronprinz von Schweden den General Tſchernyſcheff mit 3000 Pferden vorgeſchickt hatte. Die Nachricht, daß Baiern dem großen Bunde beigetreten, kam ebenfalls in dieſen Tagen. Alles dies forderte zu kühnen Unternehmungen auf, denen die großen Ereigniſſe immer feſtere Grundlage boten. Der Marſchall Davouſt hatte ſeine Hauptſtärke jetzt an die Elbe gezogen, und im Ochſenwärder, beim Zollenſpieker und bei Lauenburg verſammelt; er ſchien äußerſt beſorgt wegen eines Angriffs auf Haarburg, deſſen Befeſtigung er eilig vermehren ließ. Bei dieſer Lage der Dinge erſuchte Wallmoden den Kronprinzen von Schweden, die Stecknitz bloß durch den General von Begeſack beobachten zu laſſen, da der allgemeine Zuſtand der Sachen kein Eindringen des Feindes mehr auf dieſer Seite zu befürchten gab, ihm ſelbſt aber zu erlauben, nach Hannover vorzugehen, wo alles nur auf ſein Erſcheinen wartete, um ſich gegen den Feind zu bewaffnen. Allein der Kronprinz war keineswegs damit einverſtanden; und was er in Rückſicht des Marſchalls Davouſt wohl bewilligt hätte, mochte er wegen der Dänen nicht zugeſtehen. Dieſen war bisher noch kein bedeutender Nachtheil beigebracht, und ihm dem Schweden doch vor allem daran gelegen, dieſe Feinde nicht länger unangetaſtet in ſeinem Rücken zu laſſen, wenn er, wie er ſchon am Ende Septembers ankündigte, über die Elbe ginge, um ſich nach Halle und Leipzig zu wenden. Er ſandte daher an Wallmoden den Befehl, vielmehr einen Verſuch an der Stecknitz zu machen, wo möglich die Dänen von den Franzoſen zu trennen, und jene, von welchen man wußte, daß ſie bei dem erſten Anlaß ſich hinter die Eyder zurückziehen würden, geſondert anzugreifen. Wallmoden rief in Gemäßheit dieſes Befehls Tettenborn abermals von Lüneburg auf das rechte Elbufer zurück, und wollte ſeine Truppen bei Gadebuſch zu einer kräftigen Angriffsbewegung verſammeln. Tettenborn ließ bloß den Rittmeiſter von Herbert und Lieutenant von Klitzing mit einer ziemlichen Anzahl Koſaken in und bei Lüneburg zurück, ging am 5. Oktober bei Bleckede auf Kähnen, die er früher hatte zuſammenbringen laſſen, über die Elbe, und marſchirte nach Boitzenburg. Gleich der folgende Tag war zu einem allgemeinen Angriff beſtimmt; allein der Marſchall Davouſt hatte diesmal die Sache nicht unrecht vorhergeſehen und ſchleunig alle Truppen aus dem Ochſenwärder wieder an die Stecknitz gezogen, ſo daß die natürliche Schwierigkeit, welche die ſumpfigen Ufer der Stecknitz jedem Uebergange entgegenſetzten, durch die zahlreiche Stärke des Feindes zur Unmöglichkeit wurde. Die ganze Sache lief auf ein heftiges Kanoniren hinaus, das bei Büchen den ganzen Vormittag des 6. Oktobers andauerte, ohne irgend etwas in der Stellung der beiderſeitigen Truppen zu ändern. Auch in den folgenden Tagen blieb alles in dem alten Zuſtande; der General von Begeſack machte einen Angriff auf die ihm gegenüber ſtehenden Vorpoſten, bei welchem die hanſeatiſche Reiterei ſich ſehr tapfer auszeichnete, allein ohne einen Erfolg zu bewirken. Ein trefflicher hanſeatiſcher Offizier, der junge Godefroy aus Hamburg, war unter den Gebliebenen.

Auf's neue der Langenweile eines Beobachtungskriegs, dem man nimmer entfliehen zu können ſchien, übergeben, mochte Tettenborn nicht länger einen Zuſtand ertragen, der allen ſeinen Eigenſchaften widerſprach und ſeine ausgezeichnetſten Gaben beinahe unnütz ruhen ließ. Die Nachricht, daß Blücher mit dem ſchleſiſchen Heer über die Elſter gegangen ſei, und den Feind fortwährend hart bedränge, ſo wie alles Andere, was man von der obern Elbe erfuhr, belebte immer auf's neue die Ausſicht auf glückliche Partheigänge, die gerade jetzt an der Zeit zu ſein ſchienen, während die Heere des Feindes noch das Feld hielten, und doch ihr Rückzug ſchon unvermeidlich dünkte. Der Zug des Generals Tſchernyſcheff nach Kaſſel und die glänzende Einnahme dieſer Stadt hatte Schrecken und Beſtürzung weithin verbreitet; allein durch ſtärkere, von Frankfurt her im Anmarſch befindliche franzöſiſche Truppen bedroht, waren die Ruſſen von Kaſſel wieder aufgebrochen, und eilten, indem ſie ganz rechtshin zur Seite auswichen, die Brücke bei Dömitz zu gewinnen, um gleich wieder über die Elbe gehen zu können.

Gerade in dieſem Zeitpunkte, als die Franzoſen auf allen Punkten aufgeweckt waren, faßte Tettenborn den Plan, mit einer fliegenden Schaar an die Weſer vorzudringen und Bremen zu überfallen. Wallmoden, obgleich an dem Gelingen zweifelnd, willigte ein, um den Unternehmungsgeiſt ſeines Freundes nicht länger zu lähmen. Allerdings waren die Schwierigkeiten, die ſich dieſem Unternehmen entgegenſetzten, ungemein groß. Von Boitzenburg bis Bremen waren, je nachdem größere oder kleinere Umwege nöthig waren, 20 bis 24 Meilen, alſo ein viertägiger angeſtrengter Marſch durch zum Theil unwegſame Gegenden. Die geringſte Nachricht aber, die während dieſer Zeit der Feind von unſerer Bewegung erhielt, mußte deren Zweck vereiteln. Bremen ſelbſt war mit Wall und Graben befeſtigt, die Thore durch Schanzpfähle geſichert; zwiſchen Bremen und Haarburg lag der Zwiſchenpoſten Rothenburg, der ſehr gut verſchanzt und ſtark beſetzt war; der Marſchall Davouſt konnte ohne alle Gefahr eine anſehnliche Truppenſtärke von Hamburg aus abſenden, um uns auf unſerm Marſche in die Seite zu fallen, und uns, wenn auch erſt auf dem Rückmarſche, abzuſchneiden, während die Beſatzung von Bremen, Nienburg und Minden uns auf der andern Seite entgegenrückte; gegen alle dieſe Gefahren blieb nur ein einziges Mittel, nämlich daß die Sache bis zur völligen Ausführung glücklich verheimlicht bliebe, wozu die Weite des Wegs und die Länge der Zeit wenig Hoffnung gab. Allein Tettenborn ließ ſich durch keine Betrachtung von Schwierigkeiten abſchrecken; was er mit großer Kühnheit entworfen, das führte er mit ſorgfältiger Vorſicht aus, und indem er dieſe beiden entgegengeſetzten Eigenſchaften mit ſtarker Kraft zuſammenhielt, errang er bei allen ſeinen Unternehmungen den wohlverdienten Erfolg, der den Augen der Welt ſo gern als das Glück des Feldherrn erſcheint, und doch meiſtentheils die innerſten Beziehungen auf deſſen Karakter und auf das Zuſammenfaſſen der Dinge in ſeinem Geiſte hat. So war es hier, wo die Kühnheit in's Verderben führen, die Vorſicht die Unthätigkeit feſſeln mußte, und nur beide in hohem Grade zur Einheit gebracht, der Sache gewachſen waren.

Abends am 9. Oktober verſammelte Tettenborn auf dem linken Elbufer bei Bleckede die Auswahl von Truppen, welche er zu ſeinem Zuge nach der Weſer beſtimmt hatte, nämlich 800 Koſaken, eben ſo viel preußiſche Jäger, die zum Theil auf Wagen gefahren wurden, und 4 reitende hanſeatiſche Kanonen, worunter 2 Haubitzen. Nachdem der Lieutenant von Hochwächter mit einer Abtheilung Koſaken nach Welle geſchickt worden, um allen Verkehr gegen Haarburg hin auf das ſtrengſte zu ſperren, und ein gleicher Befehl nach Lüneburg an den Lieutenant von Klitzing ergangen war, brach Tettenborn am 10. Oktober mit den genannten Truppen in aller Frühe von Bleckede auf, und marſchirte ohne Aufenthalt in Einem Zuge über Bienenbüttel und Amelinghauſen nach Bispingen. Am zweiten Tage ging der Marſch nur bis Soltau. Am dritten über Viſſelhövede nach Verden, wo wir am 12. Nachmittags eintrafen. Durch die tiefen Moore und wegloſen Oeden der Lüneburger Haide, unter unaufhörlichem Gußregen und allen Beſchwerden eines Marſches, der auf Nebenwegen unbemerkt ſein Ziel zu erreichen ſtrebte, war das Fußvolk, dem die Wagen ſelbſt bald zu Hinderniſſen wurden, und das Geſchütz mit unbeſchreiblicher Arbeit in eilendem Zuge fortgerafft worden, und folgte gleichwohl nur langſam den Koſaken nach, die in einzelnen Partheien ſchon weit vorausſtreiften. Von Viſſelhövede aus ſchickte Tettenborn den Oberſten von Pfuel mit einer ſtarken Abtheilung Jäger und Koſaken nebſt einer Kanone gegen Rothenburg ab, um dieſen wichtigen Poſten zu gleicher Zeit wie Bremen anzugreifen, und ihn zu verhindern, ſowohl Hülfe nach Bremen, als Nachricht nach Haarburg zu ſenden. Der Major Deniſoff eilte mit einer andern Abtheilung Koſaken voraus, um bei Hoya durch die Weſer zu ſchwimmen, und alle Ausgänge von Bremen auf der andern Seite im voraus zu ſperren. Die nach allen Seiten ausgeſtreuten einzelnen Koſaken hielten jeden Beobachter von unſerm Marſche entfernt, und ließen keinen Menſchen über ihre ausgedehnte Linie hinausſchlüpfen; vermöge dieſer Anordnung konnte der Feind höchſtens erfahren, daß hin und wieder einzelne Koſaken geſehen würden, was ihn wenig beunruhigen durfte, da er ſchon gewohnt war, dieſe in der größten Entfernung von ihrem Haupttrupp zu finden, was aber hinter dieſen vorgeſchobenen Streifzüglern ſich in dunkler Maſſe bewege, das konnte niemand ahnden und blieb unverrathen. Einige Franzoſen, theils Gendarmen, theils Beamte, die ſich bei unſerer Ankunft flüchten, oder nach derſelben durchſchleichen wollten, wurden glücklich entdeckt und angehalten, Tettenborn ſelbſt wandte mehrmals durch ſein ſcharfes Auge die Gefahr ab, die unſerm Unternehmen durch die frühe Entdeckung drohte; einen franzöſiſchen Offizier, der zu Pferde ſchon faſt entkommen war, entdeckte er in ſchon großer Ferne, und ließ ihn noch glücklich wieder einholen und einfangen.

In Verden wurde den Truppen nur eine Raſt von drei Stunden gegönnt; mit Einbruch der Nacht traten wir den Marſch wieder an, um mit dem frühſten Morgen vor Bremen zu ſein. Die vier Meilen von Verden nach Bremen ſind eine fortwährende Sandſtrecke, in welcher Menſchen und Thiere nach den vorhergegangenen großen Anſtrengungen vollends ermüdeten. Die Truppen rückten nur langſam fort, und Tettenborn, der mit den Koſaken an der Spitze des Zugs war, mußte ſchon in Arbergen einen geraumen Theil der Nacht auf die zurückbleibenden Jäger warten. Unterwegs war ein Poſtknecht in unſere Truppen hineingeritten, der ungeſtüm nach dem General fragte; zu Tettenborn geführt, übergab er dieſem, den er unbedenklich für einen franzöſiſchen General nahm, da er ſich nicht einbilden konnte, daß hier ein ruſſiſcher ſein könne, ein Schreiben von dem Anführer eines franzöſiſchen Poſtens in Ottersberg, worin dieſer dem Befehlshaber in Bremen die Annäherung ruſſiſcher Truppen anzeigte. Eine Patrouille wurde ſogleich nach Ottersberg geſchickt, und hob den franzöſiſchen Poſten auf. Der Zufall, der hier ſein Spiel ausgeübt hatte, galt uns für ein glückliches Zeichen, und wir ſetzten unſern Marſch getroſt fort. Aber in Arbergen ſelbſt drohte uns ein böſer Verrath; der daſige Maire, getreu den ſchlimmen franzöſiſchen Vorſchriften, welche die Furcht in Anſpruch nahmen, um die Leiſtungen, die ſie von der Anhänglichkeit nicht hoffen durften, zu erzwingen, und welche jeden Maire verpflichteten, das Erſcheinen fremder Truppen in ſeiner Gemeinde auf der Stelle anzuzeigen, hatte während unſeres Aufenthalts in Arbergen einen Boten mit der Nachricht, daß Koſaken anrückten — von Fußvolk und Geſchütz, das noch nicht angelangt war, konnte er nichts wiſſen —, nach Bremen abgefertigt; allein dieſer kam glücklicherweiſe nicht viel früher als wir ſelbſt an, und jener Maire hatte bloß die Schande, wir nicht den Nachtheil ſeiner feigen Folgſamkeit.

Erſt nach 7 Uhr am 13. Oktober trafen unſere Truppen in der Nähe von Bremen ein; der Feind, aufgeſchreckt durch die Meldungen, daß Koſaken ſich zeigten, glaubte es nur mit dieſen zu thun zu haben, und ſchickte ſogleich, da erſt vor einigen Tagen 1200 Schweizer in Bremen eingerückt waren, eine ſtarke Abtheilung derſelben in die Vorſtadt und das daranſtoßende Dorf Haſtett, die auch alsbald mit den Koſaken ein lebhaftes Geplänkel begann. Jeder Aufenthalt gab dem Feinde Zeit zur Beſinnung und Gegenwehr, weßhalb Tettenborn eilte, ihn über den Haufen zu werfen. In größter Schnelligkeit ließ er eine Kanone herbeiholen, abprotzen und feuern; kaum war ein einziger Schuß geſchehen, als er an der Spitze der Koſaken kühn die Straße hinabſprengte und alles niedermachte oder gefangen nahm, was in den Häuſern und Gärten ſich zum Plänkeln zerſtreut hatte; ganz richtig hatte er auf die plötzliche Wirkung gerechnet, welche der unerwartete Schrecken anweſenden Geſchützes auf die Gemüther machen würde, die nun überzeugt waren, eine beträchtliche Macht gegenüber zu haben, und ſogleich zur Flucht gewandt wurden. Die Flüchtigen fanden erſt hinter den Wällen Schutz, von welchen ein heftiges Feuer auf die nachſetzenden Koſaken gerichtet wurde, die bis an das Oſterthor drangen, die Zugbrücke aber aufgezogen fanden. Gegen 300 Gefangene, worunter mehrere Offiziere, fielen in unſere Hände, die meiſten ergaben ſich ohne Widerſtand unter Umſtänden, welche der Hälfte dieſer Mannſchaft erlaubt hätten, uns den ganzen Tag das Weiterdringen ſtreitig zu machen.

Inzwiſchen war hiemit noch immer nicht viel gewonnen, die Beſatzung war uns an Stärke überlegen, durch ihre Stellung hinter Wall und Graben vortheilhaft geſichert, und die Stadt ohne Mitwirkung der Einwohner ſchwerlich einzunehmen, da der Augenblick des Ueberfalls ſchon verſäumt war. Ein förmlicher Sturm ſollte bis auf den äußerſten Nothfall verſchoben bleiben, weil Tettenborn der Stadt die Schreckniſſe dieſer harten Maßregel, die im gegebenen Falle beſonders fürchterlich werden konnte, zu erſparen wünſchte. Auch war das Fußvolk noch nicht völlig herangekommen, und fürerſt galt es, den Feind hinzuhalten. Das Oſterthor, obgleich das ſtärkſte, wohin aber die Verfolgung uns zunächſt geführt hatte, wurde ſogleich angegriffen, und aus den Häuſern der Vorſtadt ein heftiges anhaltendes Gewehrfeuer gegen den Feind, welcher den Wall beſetzt hielt, gerichtet, wobei man beiderſeits viel Leute verlor. Um in der Stadt die Bürger, bei denen man die beſte Geſinnung vorausſetzen mußte, zur thätigen Mitwirkung gegen den Feind, der in der Front genug beſchäftigt wurde, aufzureizen, und ihnen Veranlaſſung zu geben, die Thore gewaltſam von innen zu eröffnen, ließ Tettenborn ihnen die Gefahr zeigen, ihre Häuſer in Flammen aufgehen zu ſehen. Während mit Kartätſchen von vortheilhaft gelegener Höhe die eine Seite des Walles beſtrichen wurde, warfen die beiden Haubitzen unaufhörlich Granaten in die Stadt, und es dauerte nicht lange, ſo brach an mehrern Stellen Feuer aus. Der Hauptmann Spooremann bezeigte eben ſo großen Eifer als Geſchicklichkeit, und machte mit dem wenigen Geſchütz ein ſo wohl unterhaltenes Feuer, daß man unſere Stücke für zahlreicher halten mußte, als ſie waren. Hanſeatiſches Geſchütz half diesmal zuerſt eine Hanſeſtadt erobern und befreien!

Die Koſaken hatten ſich inzwiſchen um die ganze Stadt vertheilt, und bewachten alle Ausgänge, auch auf dem linken Weſerufer war jeder Zugang genau beſetzt, und mehrere Wagen, die auf dieſer Seite flüchten wollten, kehrten beim Anblick der Koſaken eiligſt nach Bremen zurück. Von den Bürgern jedoch zeigte ſich bald, daß auf ihre Mitwirkung nicht zu rechnen ſei; das Unglück Hamburgs erhöhte die Furcht vor dem noch übermächtig ſcheinenden Feind, und ſchwächte das Vertrauen zu unſern, diesmal allerdings nur im Fluge ſchimmernden Waffen. Der franzöſiſche Befehlshaber, Oberſt Thullier, ein alter geprüfter Soldat und Mann von Kopf, hatte überdies alle zweckmäßigſten Maßregeln ergriffen, um eine übelwollende Volksmaſſe unſchädlich und im Zaum zu halten. Zahlreiche Patrouillen trieben die Leute von den Straßen in die Häuſer hinein, welche verſchloſſen werden mußten.

Tettenborn ließ daher, nachdem gegen 200 Granaten in die Stadt geworfen worden, das Feuer aus dem groben Geſchütz einſtellen, und bloß das Gewehrfeuer dauerte mit abwechſelnder Lebhaftigkeit fort. Er nahm ſein Hauptquartir in Haſtett, und hielt die Stadt eng eingeſchloſſen, zog den Oberſten von Pfuel mit den Truppen von Rothenburg an ſich, ließ dann die beſten Angriffspunkte erforſchen, und alles zum Sturme vorbereiten. Eine Abtheilung Fußvolk ſollte über die Weſer ſetzen, die Stadt auf dem jenſeitigen Ufer angreifen, durch ein aufgeſprengtes Thor raſch über die Weſerbrücke vordringen, und ſo den Feind zwiſchen zwei Feuer bringen. Gegen Abend kamen Koſaken von dem jenſeitigen Weſerufer ſchwimmend zurück, und kehrten mit Befehlen für den Major Deniſoff auf dieſelbe Weiſe wieder zurück, zur großen Verwunderung des Feindes, der von den Wällen zuſah, wie der Fluß für dieſe Reiter nirgends ein Hinderniß war. Die eingetretene Waffenruhe benutzten die Unſern zu langentbehrter Erholung, jedoch nur auf kurze Zeit, denn gleich früh am andern Tage erneuerte ſich das Gewehrfeuer, und durch einen der Zufälle, die ſo oft im Kriege entſcheidend ſind, wurde an dieſem Morgen der Oberſt Thullier auf dem Walle erſchoſſen. Dieſes Ereigniß, das wir erſt am Nachmittage erfuhren, begünſtigte unſere Sache ausnehmend, indem nicht leicht ein ihm an Ausdauer und Trotz gleicher Nachfolger zu erwarten war. Der Oberſt von Pfuel kam inzwiſchen mit den übrigen Truppen an; er hatte, als er zum nächtlichen Ueberfall gegen Rothenburg anrückte, die Wumme ſo ſtark ausgetreten gefunden, daß kein Wegweiſer die Lage des Bodens mehr zu erkennen wußte, und daher nach einigem Verſuch, den Feind durch Liſt zur

Uebergabe zu bringen, ſein Unternehmen aufgegeben. Die Truppen waren nun alle vor Bremen verſammelt, der Sturm in allen ſeinen Theilen angeordnet, alle Vorkehrungen getroffen, und die nächſte Nacht vor Tages Anbruch zur Ausführung beſtimmt. Um nichts unverſucht zu laſſen, ſchickte Tettenborn am nämlichen Tage den Rittmeiſter von Herbert mit einem Trompeter an das Thor, um den feindlichen Befehlshaber zur Uebergabe aufzufordern. Gegen alles Erwarten wurde ſein Antrag keineswegs verſchmäht, ſondern ein franzöſiſcher Offizier kam aus der Stadt und verlangte zu dem ruſſiſchen Befehlshaber geführt zu werden, um wegen der Uebergabe in Unterhandlung zu treten. Der Fall des Oberſten Thullier hatte den Muth der franzöſiſchen Beamten, welche am meiſten beſorgt geweſen waren und zur Vertheidigung aufgemuntert haten, gänzlich niedergeſchlagen, die Truppen, größtentheils Schweizer, bezeigten keine ſonderliche Luſt zu fechten, und die Bürger fingen nun doch an unruhig zu werden. Die anſehnlichen Kaſſen und Vorräthe, welche ſich in der Stadt befanden, erſchwerten die Bedingungen der Uebergabe, weil die franzöſiſchen Beamten alles Preis zu geben Bedenken trugen, und manches zu retten hofften, wenn ſie zögerten. Dazu kam, daß man noch nicht einmal gewiß wußte, ob nicht eine bloße Streifſchaar nur im Vorbeigehen einen Verſuch auf Bremen mache, und bei fortgeſetztem Widerſtande bald wieder abziehen würde. Daher verlangte der franzöſiſche Offizier, da man Tettenborn's Anweſenheit bezweifelte, dieſen ſelbſt zu ſehen, um ſich, weil er ihn perſönlich kannte, zu überzeugen, daß dieſer General in Perſon gegenwärtig ſei. Als man in der Stadt die Gewißheit erhielt, daß wirklich der General Tettenborn vor den Thoren ſei, dachte man an keinen fernern Widerſtand; ſein Ruf war ſchon längſt von der Art, daß man nicht zu hoffen wagte, er würde ſein Unternehmen ſo leicht aufgeben, und man nicht vorausſetzte, er könnte es ohne hinlängliche Kraft der Ausführung begonnen haben. Man war ſogleich zur Uebergabe bereit, nur über die Bedingungen wollte man noch unterhandeln. Es verſtrich darüber der Reſt des Tages und der größte Theil der Nacht, bis endlich Tettenborn, des langen

Zögerns überdrüſſig, gegen Morgen die Truppen zum Sturm anrücken ließ, und Befehl gab, wenn nicht in einer Stunde die Uebergabe unterzeichnet wäre, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. So kam denn die Sache baldigſt zu Stande, der Oberſt von Pfuel und der neue franzöſiſche Befehlshaber, Major Devallant, ſchloſſen die Bedingungen ab. Der Beſatzung wurde freier Abzug mit allen Kriegsehren zugeſtanden, und das Verſprechen abgefordert, binnen einem Jahre nicht wieder zu dienen; man wußte aber ſchon vorher, daß die meiſten Schweizer bei uns Dienſt nehmen, die übrigen ſich zerſtreuen würden. Alle Kaſſen, Vorräthe, Geſchütz und ſonſtige Kriegsbedürfniſſe wurden überliefert, die Reiterei mußte ihre Pferde abliefern und zu Fuß abmarſchiren. Wir fanden 14 Kanonen und 2 Bombenkeſſel von ungeheurer Größe, ſie waren zur Vertheidigung von Hamburg beſtimmt geweſen, und ſollten von den Wällen dieſer Stadt bis Haarburg reichen können. Die franzöſiſchen Beamten erhielten ruſſiſche Päſſe, um nach Frankreich zurückzugehen, ſobald es die Umſtände erlaubten. Gegen 10 Uhr Vormittags, am 15. Oktober, beſetzten die preußiſchen Jäger das Oſterthor, und eine Stunde ſpäter, nachdem die franzöſiſchen Truppen mit klingendem Spiel ausmarſchirt waren, die übrige Stadt. Als die Franzoſen nach dem Ausmarſche ſahen, wie gering die Zahl des Fußvolks ſei, dem ſie wichen, entſtand unter ihnen ein Gemurmel, die Uebergabe ſei erſchlichen und brauche nicht gehalten zu werden, ein paar ältere franzöſiſche Offiziere ſprachen laut in dieſem Sinne. Tettenborn aber ließ die Kanonen mit Kartätſchen laden, und drohte, bei dem geringſten Widerſtande alles niederſchießen zu laſſen. Auch brach das Volk, das ſich ſchon während der Unterhandlungen kaum gemäßigt hatte, jetzt unaufhaltſam los, ſtürmte jauchzend nach den Thoren und Wällen und erfüllte drohend die Straßen um das Präfekturgebäude, wo die ſämmtlichen franzöſiſchen Behörden, um den Präfekten Grafen von Arberg verſammelt, zitternd und zagend den Tumult des Volks anwachſen ſahen. Schon war ein unglücklicher Douanier, der ſich am Thore unvorſichtigerweiſe in ſeiner Uniform hatte blicken laſſen, durch die Wuth des Volks umgekommen, und der Präfekt ſandte eine Botſchaft an Tettenborn, um ihn zu beſchwören, ſo eilig als möglich herbeizukommen, und durch ſeine Gegenwart den Geängſtigten ſichern Schutz zu verleihen. Unter ungeheuerm Jubel zog Tettenborn an der Spitze der Koſaken in Bremen ein, die Straßen und Fenſter waren gedrängt voll Menſchen, Blumenkränze fielen herab, weiße Tücher wehten, und des Leberufs war kein Ende.

Gleich nach Beſetzung der Stadt ſandte Tettenborn nach allen Richtungen zahlreiche Koſakenpartheien aus, um jede Bewegung des Feindes zeitig zu erfahren, und in weitem Umkreis alle Nachrichten abzuſchneiden, die er über unſere Stärke hätte erhalten können. Die Einnahme der Stadt ſchien aber erſt recht im glücklichen Augenblick erfolgt, als Abends nicht ſehr ferner Kanonendonner die Annäherung feindlicher Truppen verkündigte. Die Franzoſen hatten nämlich auf die Nachricht von Bremens bedrohter Lage ſich von Rothenburg und zu gleicher Zeit von Nienburg aus in Bewegung geſetzt, um Hülfe zu bringen. Allein die Truppen von Rothenburg waren bald auf Koſakenpartheien geſtoßen, vor welchen ſie ſich nach einigen gewechſelten Schüſſen eilig wieder auf ihre Verſchanzungen zurückzogen; die zahlreicheren Truppen von Nienburg kehrten, auf die bloße Nachricht von der ſchon erfolgten Einnahme Bremens, erſchrocken wieder um, hielten ſich ſelbſt in Nienburg nicht ſicher, und zogen von da nach Sprengung der Weſerbrücke gegen Minden ab.

Die Wegnahme von Bremen und das ungeſtrafte Schalten ruſſiſcher Truppen auf beiden Ufern der Weſer im Rücken des Marſchalls Davouſt und ſeiner ganzen franzöſiſch-däniſchen Heeresmacht erregte weithin im ganzen Lande ein freudiges Erſtaunen und muthige Gährung unter den Einwohnern, Furcht und Schrecken in allen franzöſiſchen Beamten, die ſchon nicht mehr in Sicherheit auf ihren Poſten bleiben konnten. Der Marſchall Davouſt war jetzt völlig von aller andern franzöſiſchen Heeresmacht abgeſondert, und konnte nun ſeinen Feldzug nur noch gleichſam für ſich allein fortſetzen. Als volkreiche Stadt, als feſter Platz, als Mittelpunkt der Verwaltung, als Verbindung zwiſchen Hamburg und Holland war Bremen für die Franzoſen von außerordentlicher Wichtigkeit, für uns geſellte ſich die wiederangeknüpfte unmittelbare Verbindung mit England, die bald ſo höchſt erfreulich werden ſollte, die Wirkung in der öffentlichen Meinung, das gewonnene Geſchütz und die anſehnliche Beute an Geld und Vorräthen dazu. Die Beute wurde größtentheils den ſeit langer Zeit bedürftigen Truppen ausgetheilt, eine bedeutende Geldſumme aber dem Kaiſer Alexander überſandt. Die Pferde wurden faſt alle der Lützow'ſchen Reiterei gegeben. Die Schlüſſel der Stadt überbrachte der Rittmeiſter von Herbert dem Kronprinzen von Schweden, den er auf dem Schlachtfelde vor Leipzig traf, und der ſogleich die glückliche Botſchaft dem Kaiſer Alexander zuſandte, als den ſchönſten Glückwunſch zu dem ſchon entſchiedenen Siege, der durch die Erſtürmung Leipzigs eben vollendet wurde. Wir aber blieben noch lange Zeit in Ungewißheit über die Lage der Dinge in Sachſen, und erhielten erſt am 24. Oktober in Verden die Nachricht von den Ereigniſſen, die über Deutſchlands Loos entſchieden hatten.

Die ſtädtiſchen Behörden in Bremen beſtanden zwar größtentheils aus bremiſchen Bürgern, behielten jedoch vorläufig ihre franzöſiſche Geſtalt noch bei, um nicht die Rachſucht eines Feindes, deſſen Entfernung noch keineswegs als immerwährend verbürgt war, durch einen Schritt aufzureizen, der ſpäterhin mit größerer Sicherheit und mehr Nutzen geſchehen konnte. Tettenborn ſelbſt gab aus billiger Schonung den Wünſchen vieler eifrigern und in ihrem Muthe durch keine Furcht gehemmten Bürger, welche ſogleich die alte Verfaſſung wieder einführen wollten, kein Gehör, ſondern vertröſtete ſie mit ihren Hoffnungen auf eine Zeit, deren ſchnelles Annähern alles verkündigte. Dieſes gänzliche Unberührtbleiben der innern Angelegenheiten zeigte den beſorgtern Bürgern, wie wenig ſie noch der Gegenwart vertrauen könnten, eine Ueberzeugung, die noch mehr beſtärkt wurde durch alle Anordnungen, die man treffen ſah. Nicht allein wurden aus allen Kräften und mit möglichſter Eile die Werke von Bremen geſchleift, woraus man ſchließen konnte, daß die Ruſſen die Stadt nicht ſowohl vertheidigen, als vielmehr dem Feind ſchwer zu vertheidigen hinterlaſſen wollten; ſondern auch das

Fußvolk, deſſen man gehofft hatte mehr und mehr nachkommen zu ſehen, marſchirte unverzüglich wieder ab, und nahm ſeine Richtung nach der Elbe zurück. Wallmoden wollte nämlich, nachdem, faſt wider ſein Erwarten, die Unternehmung auf Bremen gelungen war, die Truppen von dort wieder an ſich ziehen, um ſeine Stärke beiſammen zu haben, im Fall der Marſchall Davouſt ſich regen ſollte, da mancherlei Zeichen auf dieſer Seite wieder ſtärkere Beſorgniß erregten. Nicht nur fanden ſeit kurzem zahlreiche Scharmützel an der Stecknitz Statt, ſondern der Feind zog auch, um durch das Eine oder das Andere zu täuſchen, in Haarburg eine beträchtliche Macht zuſammen. Eine große Truppenſchaar unter dem General Kellermann war überdies wieder in Kaſſel eingerückt, und man wußte nicht, welche Richtung ſie nehmen würde. Tettenborn ſandte daher ſein Fußvolk mit allem genommenen Geſchütz gegen Lüneburg zurück, und indem er weder Bremen ganz aufgeben, noch den erhaltenen Befehl vernachläſſigen wollte, verlegte er ſein Hauptquartir am 18. Oktober nach Verden, nahe genug vor Bremen, um die Stadt vermittelſt einer Koſakenabtheilung noch zu behaupten, und nicht zu weit von Wallmoden, um nicht ſogleich im Nothfall durch zwei Eilmärſche wieder mit ihm vereinigt zu ſein. In Bremen blieb der Major von Schultz, vom Kaſan'ſchen Dragonerregiment, als Befehlshaber zurück, und ſorgte dafür, daß das Abtragen der Wälle und Ausfüllen der Gräben fortgeſetzt würde, damit in keinem Falle der Feind hier ſogleich wieder einen Stützpunkt fände. Die Nachricht, daß 2000 Franzoſen von Osnabrück her im Anmarſche wären, machte die Beſchleunigung dieſer Arbeit um ſo nöthiger. Unbegreiflich blieb die Gelaſſenheit, mit welcher der Marſchall Davouſt alles ertrug, was in ſeiner Flanke und in ſeinem Rücken vorging; er konnte wenigſtens den Ueberfluß ſeiner Truppen mit einigem Geſchütz gegen uns abſenden, und Tettenborn, ohne es zu fürchten, erwartete dies; allein von dieſer Seite blieb alles ganz ruhig, außer daß die Beſatzung von Rothenburg Verſtärkung erhielt, und von Haarburg aus eine Streiferei nach Lüneburg unternommen wurde. Da Tettenborn jetzt nur allein Reiterei bei ſich hatte, ſo befand er ſich in völliger Freiheit, und konnte auf den hannöverſchen Haiden, ſelbſt wenn von Kaſſel, Haarburg und Minden zugleich feindliche Truppen heranrücken ſollten, inmitten aller des ſichern Rückzugs verſichert ſein. Seine Partheien waren dem Feinde auf der Straße nach Osnabrück entgegengegangen, und zogen ſich allmählig vor deſſen Annäherung wieder gegen Bremen zurück. Eine Parthei unter dem Rittmeiſter Grafen von Bothmer hatte Nienburg beſetzt, die Weſerbrücke herſtellen und die Feſtungswerke ſchleifen laſſen. Gegen die Mündung der Weſer hinab, wo die beiden Schanzen bei Bremerlehe und Blexen ſtark von dem Feinde beſetzt waren, gegen Rothenburg und Haarburg hin ſtreiften unaufhörlich Koſakenpatrouillen, die den Feind nicht nur beobachteten, ſondern auch irre machten und ſchreckten, und ihm alle Nachrichten entzogen, die ihm zu einer vereinigten Bewegung aus allen dieſen feſten Punkten zugleich nöthig geweſen wären. Als der Feind von Osnabrück her immer näher gegen Bremen rückte, und ſchon in Baſſum angelangt war, ohne daß man genau ſeine Stärke wußte, ſo ließ Tettenborn die Koſaken die Stadt räumen und den Major von Schultz ſeine Aufſtellung in Achim nehmen; zugleich wurde nach Celle der Befehl geſchickt, die dortige Brücke über die Aller ſchleunigſt herzuſtellen, um nöthigenfalls, ſtatt eines Rückzugs, auf's neue einen kühnen Seitenzug nach Hannover oder Braunſchweig machen zu können.

Am 22. Oktober rückten die Franzoſen, 1500 Mann ſtark, unter dem General Lauberdière wieder in Bremen ein, doch ohne weiter gegen Achim vorzudringen, und ohne ſich mit den andern feſten Punkten, die mehr noch durch Koſaken als durch den Raum von einander getrennt waren, in Verbindung zu ſetzen. Der Feind wagte aus Vorſicht nicht einmal in der Stadt zu übernachten, ſondern rückte Abends auf das freie Feld, und dann frühmorgens wieder in die Stadt. Wir erhielten in dieſen Tagen die Nachricht erſt von dem Siege Blücher's bei Groß-Kugel, und dann durch den zurückkehrenden Rittmeiſter von Herbert von dem großen allgemeinen Siege bei Leipzig. Das Viktoriaſchießen aus unſerm hanſeatiſchen Geſchütz bereitete den Feind auf die Nachrichten vor, die er am folgenden Tage auch eigenerſeits von der erlittenen Niederlage erhalten ſollte. Der General Lauberdière hielt nun nicht für rathſam, länger an der Weſer zu verweilen, und verließ Bremen gleich am 26. Oktober, nachdem er die Stadt vier Tage wieder inne gehabt. Der Major von Droſte folgte ihm mit einem Koſakenregimente ſogleich über Hoya in der Richtung von Diepholz nach, und nahm ihm noch viele Gefangene ab; der Major Deniſoff rückte wieder in Bremen ein. Die Partheien gingen nach allen Seiten wieder auf's neue weiter vor. Der Lieutenant von Hochwächter meldete, daß ſich der Feind ſowohl in Haarburg als am Zollenſpieker außerordentlich anſammle, allein die Bewegungen des Marſchalls Davouſt waren ſeit der Schlacht von Leipzig nicht mehr von großem Gewicht, und hatten bloß zur Folge, daß Wallmoden einige Truppen unter dem Oberſtlieutenant Karl von Noſtitz nach Lüneburg vorrücken ließ, und ſein Hauptaugenmerk auf das linke Elbufer richtete, für den Fall, daß der Marſchall Davouſt, weil dem Kaiſer Napoleon vielleicht in dem Augenblicke mehr an den Truppen als an dem Platze Hamburg gelegen ſein könnte, zur Deckung Hollands hätte abmarſchiren wollen. Um dieſen Abmarſch jedenfalls zu erſchweren, ließ Tettenborn in dem Straßendamme zwiſchen Ottersberg und Bremen zahlreiche Einſchnitte machen, die den Feind wenigſtens ſo lange aufhalten mußten, als nöthig dazu war, daß Wallmoden ihn einholen konnte. Allein der Marſchall Davouſt blieb durchaus ruhig, und begnügte ſich, einige Truppenabtheilungen aus Stade nach Horneburg und Bremervörde zu ſchicken, die mit den verſtärkten Beſatzungen von Bremerlehe und Blexen eine Art Vertheidigungslinie vor dem ſüdlichen Elbufer bildeten. Tettenborn ließ dieſe bloß beobachten, und ſandte ſeine ſtärkſten Partheien nur immer vorwärts, um dem Feinde nirgends Ruhe zu laſſen, und ihn in übereilter Flucht aus dem Lande zu jagen. Der Lieutenant von Schimmelpfennig rückte in Ordnung ein; der Major von Droſte, der von der Verfolgung des Generals Lauberdière zurückgekehrt und gleich in andrer Richtung wieder ausgeſandt worden war, warf den Feind in einem hitzigen Gefechte bei Weſterſtede, überfiel eine Menge einzelner Poſten und flüchtiger Haufen, und drang bis nach Aurich und Emden vor; der Rittmeiſter von Bismarck ging über Osnabrück bis nah an Münſter, wohin ſich der General Lauberdière, nachdem er in Osnabrück die Beſatzung von Minden aufgenommen, zurückgezogen hatte, um mit dem General Carra-Saint-Cyr vereinigt den Rhein zu gewinnen; der Rittmeiſter Graf von Bothmer beſetzte Minden. Eine beträchtliche Anzahl Gefangene wurden durch dieſe verſchiedenen Partheien, deren einzelne Gefechte und Ueberfälle hier nicht zu erzählen ſind, eingebracht; die Franzoſen mußten überdies in der Eile der Flucht alles zurücklaſſen, was ihre Regierung und ſie ſelbſt an Geld und Vorräthen auf Koſten der armen Einwohner zuſammengehäuft hatten. Das Volk empfing unſre Truppen überall mit den größten Freudenbezeigungen, und ſchlug ſich in manchen Gegenden noch vor ihrer Ankunft mit den plündernden Douaniers und Gendarmen herum. Tettenborn leitete, obwohl unpäßlich, alle dieſe Bewegungen von Verden aus, wo er fortwährend verblieb, bis er am 4. November ſein Hauptquartir wieder nach Bremen verlegte.

Jetzt wurde nicht länger gezögert, den unheimlichen Zwang fremden Scheins abzuwerfen; Tettenborn zeigte den Bremern an, daß zufolge höherer Befehle die franzöſiſchen Behörden von dieſem Augenblicke an aufhörten, und die Stadt wieder als freie Hanſeſtadt in ihre frühere Verfaſſung zurückkehre. Da jedoch eine Menge neuer Thätigkeiten, auf welche dieſe Verfaſſung nicht berechnet ſein konnte, dem langſamen Gange geſetzmäßiger Verhandlungen nicht überlaſſen werden durfte, ſo wurde, auf den Vorſchlag Tettenborn's, die Leitung der Geſchäfte während dieſer dringenden Zeiten einſtweilen einem Ausſchluſſe von Rathsherren und Bürgern mit Einwilligung des Raths und der Bürgerſchaft übergeben. Der Senator Smidt, den Eifer des Bürgers mit den Fähigkeiten des Staatsmannes vereinend, ordnete und leitete hier die ſchwierigſten Angelegenheiten; Doktor Georg Kerner in Hamburg hatte dieſen ſeinen Freund einſt als den Franklin von Bremen bezeichnet, was ſpäter an den Marſchall Davouſt gelangte, der aber aus Irrthum hiebei ſtatt des

Namens Franklin den Namen Lafayette auffaßte, und daher Befehl gab, dieſen gefährlichen Mann zu verhaften und nach Frankreich abzuführen; nur durch beſonnene Entſchloſſenheit entging Smidt dieſem Loos, und konnte nun gleich ſeine erhaltene Freiheit der wiedererlangten ſeiner Stadt widmen. Auch Friedrich Perthes aus Hamburg fand ſich ein, und wirkte durch Rath und That erfolgreich zu allem Guten. Die erſte Beſchäftigung des Ausſchluſſes beſtand darin, den bremiſchen Beitrag zur hanſeatiſchen Legion ſchleunigſt bewaffnet und gerüſtet aufzuſtellen. Schon am 17. Oktober hatte Tettenborn durch folgenden Aufruf dazu eingeladen: „Einwohner von Bremen! Eure hanſeatiſchen Mitbürger in Hamburg und Lübeck haben euch das edle Beiſpiel gegeben, und ſich zahlreich zu den Waffen geſtellt, um in dieſem heiligen Kriege für die allgemeine Freiheit, und für die Freiheit der alten Hanſa, die ſich unter dem Schutz der hohen Verbündeten neu erhebt, ruhmvoll mitzufechten. Ihr konntet ihnen dieſe Theilnahme und dieſe Anſtrengungen beneiden, aber der Gang der Ereigniſſe mußte euch von dem unmittelbaren Antheile eine Zeitlang noch entfernt halten. Endlich erſcheint euch der Augenblick, edle Jünglinge und Männer Bremens, wo kein drohender Zwang mehr euern Entſchluß und eure Neigung hemmen darf! Steht auf, und greift zu den Waffen! Nur die, welche für die Sache des Vaterlandes mitkämpfen, ſind würdige Söhne deſſelben, nur ſie ſind der Mitgenoſſenſchaft an dem künftigen Glücke werth. Schon haben die Krieger der hanſeatiſchen Legion in vielen Gefechten ſich rühmlichſt ausgezeichnet; die Scham müßte jeden von euch antreiben, wenn es nicht die Ehre thäte. Auf alſo, bewaffnet euch, ſammelt euch zu den Fahnen der Hanſa, und beweiſet, daß auch ihr ein Recht habt an dem Ruhm und Glücke dieſes Bundes! Eilt zu euern Mitbürgern, die euch mit Sehnſucht entgegenblicken, und euch mit offenen Armen erwarten. Tettenborn!“

Die Stadt errichtete ein Bataillon Fußvolk, das der Major von Weddig befehligte, und eine Schwadron Reiterei unter dem Befehl des Rittmeiſters von Eelking; die Truppen waren bald ausgerüſtet, und zeichneten ſich durch Haltung und

Betragen vortheilhaft aus. Ein Bremer Kaufmann, Namens Böſe, errichtete auf ſeine alleinigen Koſten überdies eine ganze Kompanie Jäger, die er auch im Felde zu unterhalten ſich verpflichtete, nahm ſelbſt die Büchſe in den Arm und ging mit.

Die Folgen der Schlacht von Leipzig entwickelten ſich indeß von Tag zu Tag immer herrlicher. Schon war eine neue Schlacht, in weiter Ferne von jener, bei Hanau geliefert worden, und ſo glücklich ſtanden die Sachen, daß Napoleon, ſchon um nur fliehen zu können, ſiegen mußte. Auf allen Straßen wälzten die zahlreichen Heere ſich vorwärts in die befreiten Länder, im Vorrücken wachſend durch ungeheure Ströme neuer Kraft, während die feindliche Macht mehr und mehr verſiegte. Alle Länder, zwiſchen Elbe und Weſer, die Küſten der Nordſee bis an Holland, und das ganze Rheinufer bis hinauf zur Schweiz, ſahen mit freudigem Erſchrecken die alten Ketten abfallen, in denen ſie ſo lange geſchmachtet hatten. Zwiſchen allen Feſtungen hindurch zogen die Schaaren unſerer heldenmüthigen Truppen unaufhaltſam dem Rheine zu; der Sieg war diesmal Thatſache in tauſend Segnungen, die keine Liſt des Gegners, keine Unzulänglichkeit der Unſern mehr anhalten oder umwenden konnte. Im nördlichen Deutſchland rückte das Heer des Kronprinzen von Schweden vor; die ſchwediſchen Truppen marſchirten nach Hannover, die Preußen gingen über Minden weiter nach Weſtphalen, die Ruſſen zogen ſich an der Weſer hinab nach Bremen. Während die geſchlagenen und zerſtreuten Heerſchaaren Napoleon's nach Frankreich entwichen, um dort in neuer Kraft und neuem Muthe wieder furchtbar angewachſen dazuſtehen, und die Geſammtheit Deutſchlands mit aller Anſtrengung dorthin die Kräfte richtete, blieb im Norden ein gefährlicher Feind zurück, auf den ſich das Augenmerk des Kronprinzen von Schweden richten mußte; der Augenblick war gekommen, wo er das Bundesheer gegen die Dänen führen, und in dem allgemeinen Feind ſeinen beſondern unmittelbar bekämpfen konnte. Als eine Folge der großen Ereigniſſe hatte man, wie ſchon oben erwähnt, vermuthen dürfen, daß der Marſchall Davouſt ſeine Truppen zuſammennehmen und nach Holland durchzubrechen verſuchen würde; mehrere ſeiner Maßregeln beſtärkten in dieſer Vermuthung; die Generale Pecheux und Oſten ſtanden mit 5000 Mann in Haarburg, Stade war von 3000 Mann beſetzt, die ſtarken Poſten von Rothenburg, Bremerlehe und Blexen konnten ſich an dieſe anſchließen, und die noch übrige franzöſiſche Beſatzung in Hamburg entweder durch Dänen ergänzt, oder auch dieſe Stadt ganz den letztern überlaſſen und alle Franzoſen mitgenommen werden. Wallmoden wandte ſeine ganze Wachſamkeit auf dieſe Seite, um den Feind wo nicht ganz zu hindern, doch nicht unbeſchädigt abziehen zu laſſen, und Tettenborn hielt in gleicher Abſicht fortdauernd die Weſer beſetzt. Erſt in ſpäterer Zeit erfuhr man, daß Davouſt allerdings den Befehlen Napoleon's zufolge hätte mit allen Truppen nach Holland ziehen ſollen, allein dies nicht mehr für möglich gehalten hatte.

Die ruſſiſchen und ſchwediſchen Truppen rückten bald näher heran, und machten jede Beſorgniß in Rückſicht des Marſchalls Davouſt verſchwinden: der General von Wintzingerode traf am 12. November mit dem von ihm befehligten ruſſiſchen Heertheil in Bremen ein, und ſechs Tage ſpäter der Kronprinz von Schweden. Die günſtigen Nachrichten aus Holland, wo die Franzoſen durch das aufgeſtandene Volk überall verjagt wurden, die Uebergabe der Schanzen bei Bremerlehe und Blexen, und die Räumung von Stade, ließen kein Hinderniß und keinen Zweifel mehr übrig, um zur Ausführung deſſen zu ſchreiten, was gegen Dänemark beſchloſſen war. Alle unſere Truppen ſetzten ſich in Marſch von der Weſer nach der Elbe zurück, mit Ausnahme der Preußen unter dem General von Bülow, der in den Niederlanden neue Siegesbahnen brach, und eines Theils der Truppen des Generals von Wintzingerode, mit welchem dieſer bei Düſſeldorf über den Rhein ging.

Indem der Feldzug gegen Dänemark eingeleitet und angeordnet wurde, änderte ſich auch das Verhältniß, in welchem Tettenborn bisher geſtanden hatte; der Kronprinz von Schweden nahm ihn unter ſeinen unmittelbaren Befehl, und ertheilte ihm, am Schluſſe vielfacher Verabredungen, keine andere als ganz allgemeine Vorſchriften, die Art und Weiſe der Ausführung und jede Berückſichtigung neuer Umſtände ganz ſeinem freien Urtheile überlaſſend. Das preußiſche Fußvolk und das hanſeatiſche Geſchütz gab Tettenborn demnach ab, und behielt zu dem ferneren Feldzuge bloß ſeine Koſaken, mit denen er ſich am freieſten bewegen und auf jede kühne Unternehmung ungehindert einlaſſen konnte. Dieſe Koſaken hatten ſchon die Vortheile regelmäßiger Truppen mit ihren eignen verbinden gelernt, ſich an ſtrengere Kriegszucht und an beſtimmteres Gehorchen vor dem Feinde gewöhnt, und nahmen es nicht nur mit jeder Reiterei auf, ſondern auch, im Plänkeln auf durchſchnittenem Boden, mit dem beſten Schützen zu Fuß.

Nachdem alle andern Truppen bei Boitzenburg, wo eine Schiffbrücke geſchlagen worden, über die Elbe zurückgegangen waren, und ſich wieder längs der Stecknitz verſammelt hatten, brachen auch wir am 4. Dezember von Boitzenburg auf, um zwiſchen den andern Abtheilungen durch, als fliegende Reiterſchaar, in das Innere von Holſtein raſch einzudringen. Der Marſchall Davouſt hatte gleich bei Annäherung des Kronprinzen von Schweden ſeine Truppen von der Stecknitz zurückgezogen, während die Dänen 10,000 bis 12,000 Mann ſtark, unter dem Befehl des Prinzen Friedrich von Heſſen ſich bei Oldeslohe verſammelten und daſelbſt eine gute Stellung nahmen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die däniſche Regierung, durch diplomatiſche Vorſpiegelungen und untreue Hoffnungen eingeſchläfert, lange Zeit nicht an die Möglichkeit eines feindlichen Einbruchs in Holſtein glauben mochte, und noch bis zuletzt überzeugt war, daß außer den Schweden keine andern Bundestruppen thätigen Antheil daran nehmen würden. Da es nun gleichwohl ernſt damit wurde, und eine ſo große Truppenſtärke, die man über 40,000 Mann ſchätzen konnte, plötzlich drohend an den Gränzen erſchien, ſo fand ſich nichts vorbereitet, um einen feſten Widerſtand zu leiſten, den doch die Art des Landes ſo ſehr begünſtigt, und die vereinigte Kriegsmacht Dänemarks auch wohl mit Glück ausgeführt haben würde.

Aber weder war eine zu dieſem Zwecke hinlängliche Anzahl Truppen zuſammengezogen, noch die Landesvertheidigung gehörig angeordnet, noch eine der Feſtungen auch nur mit dem Nothwendigſten verſehen. So ſtand die reichſte und wichtigſte Landſchaft dem Beginn unglücklicher Verhängniſſe offen, die den däniſchen Staat an den Rand des Verderbens bringen ſollten! Die däniſche Staatskunſt wurde großer Fehler beſchuldigt, daß ſie den Bund mit den Franzoſen eingegangen, ohne kräftig darin aufzutreten, und daß ſie eben ſo wenig im rechten Augenblicke ſich davon loszuſagen gewußt, ſondern das Unglück habe kommen ſehen, ohne daſſelbe abwenden zu können, noch ſich darauf vorbereiten zu wollen. Dies alles wurde ihr laut und ſcharf vorgeworfen, und überhaupt die Sache Dänemarks auf die ungünſtigſte Weiſe dargeſtellt. Beſonders that ſich Auguſt Wilhelm von Schlegel hervor, der als Sekretair des Kronprinzen von Schweden ſich in deſſen Hauptquartir befand, und im ſchwediſchen Sinne mehrere franzöſiſche Flugſchriften und Aufſätze ſchrieb, welche hauptſächlich gegen die Dänen gerichtet waren. Doch bewährte ſich auch diesmal die alte Bemerkung, daß jede Staatsführung leichter anzugreifen, als irgend eine zu vertheidigen ſei, und ſo konnten auch die däniſchen Wortführer die Sache ihres Landes am beſten durch Gegenbeſchuldigungen vertreten.

Am 4. Dezember rückte der Kronprinz von Schweden mit ſeiner ganzen Truppenmacht über die Stecknitz nach Holſtein vor. Der Marſchall Davouſt zog alle franzöſiſchen Truppen zuſammen und gegen Hamburg zurück, wodurch er die rechte Flanke der bei Oldeslohe aufgeſtellten Dänen unbedeckt ließ. Die Beſorgniß des Marſchalls, daß die Dänen, um die drohende Gefahr abzuwenden, dem Bündniſſe mit Frankreich allzuſchnell entſagen möchten, hatte ihn abgehalten, ſie auf das Herannahende aufmerkſam zu machen, und zu den kriegeriſchen Maßregeln aufzufordern, durch welche ſie vielleicht mit Glück hätten widerſtehen können. Er traute den Dänen ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr recht, und überließ dieſelben jetzt unbedenklich ihrem Schickſale. Während der General Woronzoff mit 7000 Ruſſen über Bergedorf die Franzoſen gegen Hamburg verfolgte, rückte Wallmoden gerade auf Oldeslohe, und der Marſchall Stedingk mit den ſchwediſchen Truppen gegen Lübeck vor. Tettenborn ſeinerſeits eilte über Trittau in das Innere von Holſtein einzudringen, ſchnitt alle Verbindung zwiſchen Hamburg und Oldeslohe ab, und bedrängte die rechte Flanke der Dänen, indem er ſich des Dorfes Elmenhorſt bemächtigte, welches mehrmals genommen und wiedergenommen, zuletzt aber von den Koſaken behauptet wurde. Bevor aber die Vortheile auf dieſer Seite verfolgt werden konnten, verließ plötzlich der Prinz Friedrich von Heſſen die Stellung bei Oldesloher, die durch uns umgangen und durch Wallmoden auch in der Fronte bedroht war, und zog ſich über Segeberg gegen Kiel zurück. Tettenborn hatte nicht ſobald Nachricht von dieſer Bewegung, als er ſchleunigſt aufbrach, um dem Feinde in der Flanke zu bleiben, und ihn wo möglich zu überholen. Durch die entſetzlichſten Wege, wo die Pferde oft bis an den Bauch in Moraſt ſanken, dann über tiefe Graben ſetzen und häufig ſtundenlang ſich durch Buſchgewäſſer und einbrechendes Eis fortarbeiten mußten, ging nun unſer Marſch in den folgenden Tagen ohne Unterſchied Tag und Nacht gegen die Eider fort, indem nur in den zum Futtern unumgänglich nöthigen Stunden geruht wurde. Am 6. Dezember vor Tagesanbruch erſchien Tettenborn in Bramſtedt, zum größten Erſtaunen der Einwohner, die noch kaum an einen Feind gedacht hatten. Einige däniſche Offiziere, die ſich ruhig im Rücken ihrer Truppen zu befinden meinten, wurden gefangen genommen; die wichtigſten Papiere aller Art fielen in unſere Hände. Das Merkwürdigſte war ein Schreiben des Königs von Dänemark an den Prinzen Friedrich von Heſſen, worin die ganze Lage der däniſchen Sachen auf das deutlichſte enthüllt wurde. Die Franzoſen, hieß es unter andern, hörten ſchon ſeit drei Monaten auf, die feſtgeſetzten Summen zu bezahlen, es fehle daher gänzlich an Geld wie an Truppen, und der Krieg könne unmöglich fortgeſetzt werden, ohne ſelbſt Jütland in Gefahr zu bringen, es müſſe daher auf alle Fälle ſchleunigſt ein Waffenſtillſtand geſchloſſen werden, damit der Graf Chriſtian von Bernſtorff im großen

Hauptquartir der Verbündeten inzwiſchen Einleitungen zu dem ſo nöthigen Frieden treffen könne. Von dem Marſchall Davouſt war weiter nicht die Rede, als daß er, falls die Verbündeten es wollten, mit in den Waffenſtillſtand eingeſchloſſen werden könne. Dieſes Schreiben wäre auf jeden Fall zu ſpät gekommen, um dem Prinzen Friedrich von Heſſen noch zu nützen, da er ſchon in völligem Rückzug war; dem Kronprinzen von Schweden hingegen offenbarte daſſelbe immer früh genug die ganze Schwäche der Feindesſeite, um mit deſto größerer Zuverſicht das Angefangene durchzuführen.

Von Bramſtedt aus ſandte Tettenborn eine Parthei unter dem Rittmeiſter von Bismarck unmittelbar gegen Kiel vor, die häufig mit däniſchen Abtheilungen in's Gefecht kam, und nachdem ſie vor den Thoren von Kiel ſich gezeigt hatte, inmitten aller Feinde glücklich ihren Rückzug bewerkſtelligte; eine andere Parthei, von dem der Gegend ſehr kundigen Rittmeiſter Grafen von Bothmer geführt, ging ſeitwärts nach Itzehoe, drang plötzlich in die Stadt und überfiel eine Abtheilung von mehr als 200 däniſchen Reitern, die nach vergeblichem Widerſtande ſämmtlich gefangen oder niedergemacht wurden. Mittlerweile war auch die franzöſiſche Reiterei, welche unter dem General Bichery den General Woronzoff bei Wandsbeck noch zuletzt angegriffen hatte, durch die ruſſiſche Reiterei des Generals von Pahlen mit großem Verluſt geworfen und zum Theil niedergeſtochen worden. Lübeck hatte ſich an die Schweden unter dem Marſchall Stedingk ergeben, deſſen Truppen den Dänen auf dem Fuße nachfolgten. Bei Bornhöft, einem durch eine frühere Niederlage der Dänen, wo auch hanſeatiſche Bundestruppen gegen ſie mitfochten, berühmten Orte, kam es zu einem heftigen Treffen, worin die Dänen geſchlagen wurden.

Unſer Marſch ging nun über Neumünſter und Nortorp eiligſt gegen die Eider fort, und zunächſt auf die Feſtung Rendsburg, welche von den Dänen nur erſt ſchwach beſetzt war. Unterwegs nahmen wir dem Feinde eine Anzahl Pulverwagen, 120 andere Wagen, die von Altona nach

Rendsburg gehen ſollten, nebſt deren Bedeckung, und über 300 Gefangene. In einem Dorfe, wo däniſche Truppen verſteckt lagen, befand ſich Tettenborn mit wenigen Koſaken mitten unter ihnen, ohne es zu wiſſen, bis ſie entdeckt und als Gefangene hervorgezogen wurden. Vor Rendsburg hielt der Feind das Dorf Jevenſtedt mit beträchtlichem Fußvolk und 6 Stücken Geſchütz beſetzt, und hatte daſſelbe gegen einen erſten Angriff der Koſaken behauptet; Tettenborn wandte ſich daher, weil auf dieſer Seite ohne Fußvölker nicht durchzudringen, und Wallmoden ſchon in vollem Vorrücken hieher begriffen war, mit ſeinen Koſaken links an der Eider hinab, um einen Uebergang zu ſuchen, und Rendsburg auf der andern Seite abzuſperren, die Zufuhren zu verhindern, und in das Innere von Schleswig zu ſtreifen. Am 9. Dezember Abends erreichte er das Ufer der Eider, gegenüber von Friedrichsſtadt, und ließ noch am nämlichen Tage eine Abtheilung Koſaken überſetzen und in die Stadt einrücken. Am folgenden Tage wurde auch Tönningen und gleich darauf Huſum beſetzt, wo die däniſchen Truppen eiligſt abzogen, und 10 Kanonen zurückließen. Alle Koſaken Tettenborn's befanden ſich ſchon auf dem rechten Ufer der Eider, und ſeine Partheien ſtreiften rechts gegen Rendsburg und Schleswig, vorwärts auf den Straßen nach Flensburg und Tondern, links gegen die Nordſee hin, wo die Schanze von Vollerwiek, den Ausfluß der Eider beherrſchend und mit 28 Kanonen vertheidigt, eng eingeſchloſſen wurde. Schon bereitete ſich Tettenborn zu einem kühnen Ueberfall auf die Stadt Schleswig ſelbſt, und hatte eine ſtarke Parthei nach Flensburg abgeſchickt, wodurch alle Verbindung zu Lande zwiſchen der däniſchen Kriegsmacht und den rückwärtigen Gegenden aufgehoben worden wäre; allein ein unvorhergeſehenes Ereigniß nöthigte denſelben ſeine Truppen möglichſt zuſammenzuziehen, und zwiſchen Rendsburg und Schleswig ſeine Aufmerkſamkeit zu theilen.

Wallmoden hatte den General von Dörnberg mit dem größten Theil ſeiner Truppen zwiſchen Rendsburg und Kiel am 9. Dezember über die Eider geſandt, um den in Kiel angelangten Feind von Eckernvörde, wohin man glaubte, daß er ſeinen Rückzug nehmen würde, abzuſchneiden. Schon war Dörnberg über Wittenſee hinaus vorgerückt, und hatte 7 Kanonen genommen, als der Feind plötzlich bei Gettorf den Weg nach Rendsburg einſchlug und dadurch die Verbindung zwiſchen Dörnberg und Wallmoden, die über Kluvenſiek Statt fand, unterbrach. Wallmoden, der mit den übrigen Truppen nachfolgte und am 10. Dezember mit Dörnberg wieder vereinigt zu ſein dachte, ſah ſich plötzlich durch die ganze däniſche Truppenmacht, welche nach Rendsburg marſchirte, überraſcht und angegriffen. Das Dorf Sehſtedt wurde eine Zeitlang durch Fußvolk der ruſſiſch-deutſchen Legion hartnäckig vertheidigt, allein endlich von den Dänen genommun, deren ganze Macht über 10,000 Mann betrug, während Wallmoden kaum 4000 beiſammen hatte. Die Gegend war den Dänen günſtig, und zur Entwickelung ihrer Streitkräfte hinlänglich offen, die Unſern ſtanden beengt zwiſchen Einhegungen, Gebüſch und Sümpfen, welche die alte Eider hier bildet. Ein Bataillon rechts konnte nicht durchdringen zum Angriff, und mußte umkehren; die andern Bataillons ſtanden zwiſchen Sehſtedt und der Eider und hielten die Straße beſetzt. Der Feind drang unaufhaltſam vor mit Fußvolk, Geſchütz und Reiterei, und das Treffen wurde lebhaft und allgemein. In dieſem Augenblick brach die däniſche Reiterei, welche ſich bei allen Gelegenheiten als eine vortreffliche Truppe bewährt hat, mit ſolch ungeſtümer Verwegenheit hervor, daß alles über den Haufen geworfen und verſprengt wurde, was ſich in ihrem Wege fand. Zwei Kanonen, die ſich im unrechten Zeitpunkt zurückziehen und die Straße gewinnen wollten, wurden von den Dänen genommen, Wallmoden ſelbſt war in das Handgemenge gerathen. Einige Schwadronen Huſaren und die mecklenburgiſchen Jäger hielten den Feind endlich in ſeiner Verfolgung auf, und machten ſelbſt einen kühnen Angriff, durch den die Sachen wieder einigermaßen hergeſtellt wurden. Der Prinz Guſtav von Mecklenburg-Schwerin wurde bei dieſer Gelegenheit verwundet, als er die Seinen tapfer in's Gefecht geführt und den Feind ſchon zurückgeworfen hatte. Zwei Bataillons von Wallmoden, die links von ihm getrennt waren, ſchlugen ſich inzwiſchen auf eigne Hand mit dem Feinde herum, und nahmen 2 Kanonen, von denen jedoch eine wieder verloren ging. Das Gefecht dauerte bis ſpät Abends fort, während die Hauptmaſſe der däniſchen Truppen ruhig nach Rendsburg vorüberzog. Vergebens hatte Wallmoden die Ankunft des Generals von Vegeſack gehofft, der mit ſchwediſchen Truppen nahe hinter ihm folgte, aber erſt nach dem Gefecht eintraf. Die Schweden hatten überdies den Befehl, auf keinen Fall über die Eider vorzugehen.

Dieſes Treffen, in welchem jeder der beiden Theile über 1000 Mann verloren hatte, ſchien anfangs nachtheiliger, als ſich nachher fand. Dörnberg blieb eine Zeitlang ſeiner nächſten rückwärtigen Verbindung beraubt, und der Kronprinz von Schweden, welcher fürchtete, der Feind könne von Rendsburg aus mit Uebermacht über denſelben herfallen, ſandte eiligſt an Tettenborn den Befehl, ſeine Truppen bei Kropp zuſammenzuziehen, um Dörnberg nöthigenfalls aufnehmen und ſich mit ihm den Rückweg über die Eider bei Friedrichsſtadt ſichern zu können. Die Gefahr war aber ſogleich wieder entſchwunden, und Tettenborn eben im Begriff die Stadt Schleswig anzugreifen, als die Nachricht eines Waffenſtillſtandes, der zwiſchen Dänemark und dem Kronprinzen von Schweden auf vierzehn Tage abgeſchloſſen worden, unſeren Truppen eine willkommene und höchſt nöthige Ruhezeit ſchenkte.

Tettenborn verlegte ſein Hauptquartir nach Tönningen. Die wichtige Schanze bei Vollerwiek, welche anfangs keinen Vorſchlägen zur Uebergabe hatte Gehör geben wollen, war durch den Rittmeiſter von Philippsborn und Lieutenant Behrens ernſtlich angegriffen und aus den ſchon früher eroberten und dienſtbar hergeſtellten Kanonen ſo wirkſam beſchoſſen worden, daß ſie noch vor dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes ſich hatte ergeben müſſen. Die Beſatzung erhielt freien Abzug unter der Bedingung, in Jahresfriſt nicht wieder zu dienen. Große Vorräthe von Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfniſſen, nebſt 28 Kanonen, fielen in unſere Hände.

Der Waffenſtillſtand war durch öſterreichiſche Dazwiſchenkunft zu Stande gekommen, und der öſterreichiſche Bevollmächtigte Graf von Bombelles hatte den Auftrag, auch die Friedensunterhandlungen in der Eigenſchaft eines öſterreichiſchen Vermittlers einzuleiten. Die Bedingungen des Waffenſtillſtandes waren hart, denn indem auf der Hauptſeite die Waffen ruhten, durfte die Beſchießung von Glückſtadt und Friedrichsort ungeſtört fortgehen, und beide Feſtungen fielen. Aber die Lage der däniſchen Sachen konnte auch nicht große Anſprüche begründen. Die eigentlich ſtreitfertige Kriegsmacht hatte das Feld geräumt, und bildete die kaum hinlängliche Beſatzung von Rendsburg, wo ſie ohne Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen in der unvorbereiteten Feſtung durch Uebermacht eingeſchloſſen war; die übrigen Truppen, in Schleswig, in Jütland und auf den Inſeln vereinzelt, waren weder als Heer beiſammen, noch ſelbſt einzeln im Stande gleich zu fechten, alle Bedürfniſſe fehlten, und das völlig ſchlagfertige Heer des Kronprinzen von Schweden, das nur geradezu in das unvertheidigte Land hineinzumarſchiren brauchte, ließ auch die eiligſten Maßregeln zu ſpät kommen. Keine auswärtige Hülfe war zu hoffen, denn alle Mächte, außer Frankreich, führten Krieg gegen Dänemark, keine innere Erhebung war möglich, denn das däniſche Volk, das ſeinen Wohlſtand ſchon lange leiden, und nun ſein Letztes auf's Spiel geſetzt fand, ſuchte die Urſache ſeines Mißgeſchicks nicht in den Verbündeten. In Holſtein und Schleswig waren die Herzen der Einwohner unbedingt unſerer Sache ergeben, die ſie allgemein als die Sache der Freiheit anſahen; ja manche Eiferer wünſchten jeden Frieden mit Dänemark hintertrieben zu ſehen, um die Hoffnung zu haben, bei fortgeſetztem Kriege von dieſem Staate abgeriſſen und rein deutſchen Verhältniſſen zugetheilt zu werden. An die Errichtung des Landſturms in den Herzogthümern konnte nur denken, wer die allgemeine Stimme für ſich hatte, in dieſem Fall unbezweifelt die Verbündeten. Erſt im Jütland konnte die däniſche Regierung auf einige Mithülfe des Volks rechnen, das ſie durch den General von Wegener zu den Waffen aufrufen ließ; doch auch dieſes begründete nur geringe Hoffnung. Ohne Geld und Vertrauen, im Innern zerrüttet, die beſten Landſchaften vom Feinde beſetzt, die übrigen zu Waſſer und zu Lande bedroht, konnte Dänemark durch verzögernden Zeitgewinn nur neue Gefahren, neue Feinde auf ſich ziehen. Norwegen abzutreten ſchien in dieſem Falle nur ein geringes Opfer für die Rettung des Uebrigen. Wie und durch weſſen Schuld Dänemark in dieſe verzweifelte Lage gerathen war, darüber galt jetzt keine Unterſuchung, es ſah die Thatſachen vor ſich, und mußte im Zwange derſelben handeln. Allein ſei es, daß die öſterreichiſche Vermittelung eine zu große Stütze dünkte, ſei es, daß man hoffte, den Kronprinzen von Schweden durch die dringenden Wünſche der Verbündeten, und vielleicht durch ihre Lage, bald nach dem Rhein abgerufen zu ſehen, genug, der däniſche Bevollmächtigte von Bourke willigte zwar ſehr bald in die Abtretung Norwegens, forderte aber dagegen ſolche Entſchädigungen, daß man alle Verhandlungen abbrechen wollte. Die Hanſeſtädte, ein großes Stück von Hannover, und die ganze Nordſeeküſte bis Oſtfriesland hätten allerdings einen ſchönen Zuwachs des däniſchen Staats gebildet, der dadurch eine neue Macht in Deutſchland geworden wäre. Nachdem dieſe und ähnliche Anträge verworfen, und der Waffenſtillſtand unter ungenügenden Verhandlungen beinahe abgelaufen war, ohne daß man däniſcherſeits ernſthafte Anſtalten zum Frieden, wohl aber die eiligſten zum Kriege machte, ſo glaubte der Kronprinz von Schweden in der däniſchen Regierung keine andere Abſicht zu erkennen, als die, Zeit zu gewinnen, um die übrigen Verbündeten gegen die Forderungen Schwedens zu ſtimmen, und dann nur allein gegen dieſe Macht den Streit auszufechten; denn die Dänen ſcheuten den Kampf gegen die Schweden keineswegs, ſobald nur die denſelben verbündeten Truppen ſich abgeſondert hätten. Der Kronprinz wurde in ſeiner Meinung beſtärkt, als vor dem völligen Ablauf des Waffenſtillſtands der Bevollmächtigte von Bourke und der Graf von Bombelles auf's neue in ſeinem Hauptquartir zu Kiel erſchienen, und, ſtatt wegen der Hauptſache, nämlich wegen des Friedens, neue Eröffnungen zu machen, bloß eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes nachſuchten, für alles Weitere aber ohne Vollmacht zu ſein bekannten. Der Kronprinz äußerte mit zorniger Bitterkeit, daß für eine bloß militairiſche Anordnung, wie die Verlängerung eines Waffenſtillſtandes wäre, es hier mit einem Trompeter, der einen Brief auf den Vorpoſten abgegeben hätte, vollkommen genug geweſen wäre, und die Erſcheinung von Miniſtern, die ſolch untergeordneter Sache wegen kämen, und ſobald man die Hauptſache berühren wolle, ſich mit dem Mangel an Vollmachten entſchuldigten, nur ein diplomatiſches Gaukelſpiel ſei. Er verſammelte die ſeinem Hauptquartire folgenden Miniſter der verbündeten Mächte, und hielt in ihrer Gegenwart dem däniſchen Unterhändler alles vor, was die däniſche Regierung gegen die allgemeine Sache verſchuldet habe, und was ſie noch verſchulde durch das ſträfliche Hinhalten, mit welchem ſie die verbündeten Waffen, die ſchon am Rhein gegen den Hauptfeind gebraucht werden könnten, hier aufhielte. Er führte mit ſtarker Beredtſamkeit das Bild der gegenwärtigen Lage aus, rühmte ſich des treuen Beiſtandes ſeiner mit ihm ganz übereinſtimmenden Bundesgenoſſen, und erklärte die Vermittelung Oeſterreichs für eine Maßregel, die nur zu Gunſten Schwedens angeſehen werden dürfe, ſo ſehr auch die Dänen ſich und Andre von dem Gegentheile überreden möchten. Das Feuer der Rede führte ihn dann in weiteres Feld und größere Anſichten, und er ſchloß mit den damals kühnen und ſtets denkwürdigen Worten: „Aber was auch im Werke ſein und wie die Dinge ſich wenden mögen, ich erkläre hier feierlich und betheuere es bei meinem heiligſten Ehrenwort, daß nicht Napoleon in Frankreich herrſchen bleibt, und nicht der König von Rom; vielleicht glaubt jemand, daß ich ſelbſt darnach ſtrebe, allein meine Blicke erheben ſich nicht dahin; das Volk wird wählen, und ſich dem anvertrauen, den es dazu würdig hält.“ Die Verlängerung des Waffenſtillſtandes ſchlug der Kronprinz anfangs ab, bewilligte ſie aber auf vieles Bitten endlich bis zum 5. Januar, jedoch unter der Bedingung, daß in der Zwiſchenzeit keine däniſchen Truppen von den däniſchen Inſeln auf das feſte Land übergeſetzt würden. Beinahe hätte auch dieſen Vertrag eine neue Unannehmlichkei wieder geſtört. Ein däniſcher General hatte einem Kourier, der, aus dem großen Hauptquartir kommend, während des Waffenſtillſtandes durch Rendsburg ging, um Wallmoden aufzuſuchen, ſeine Briefſchaften abgenommen und deren einige erbrochen, darauf dieſelben an Wallmoden mit der Entſchuldigung weitergeſandt, daß er der Neugierde nicht habe widerſtehen können nachzuſehen, ob etwas über den Frieden darin enthalten geweſen.

Allein auch dieſe Verlängerung führte zu keinem Ergebniß, und die Dänen ließen es zum Wiederausbruch der Feindſeligkeiten kommen, um wenige Tage ſpäter am Belte die Bedingungen einzugehen, die ſie mit Verſchonung des Herzogthums Schleswig ſchon an der Eider eingehen konnten. Tettenborn hatte ſeine Koſaken, nachdem er ihnen 4 Feldſtücke zugegeben, die ſie mit Geſchicklichkeit bedienen gelernt, frühzeitig bei Huſum zuſammengezogen, und brach am 6. Januar nach Schleswig auf, welches der Feind bereits geräumt hatte. Der Marſch ging in den folgenden Tagen unausgeſetzt mit größter Schnelligkeit, weil die Dänen überall wichen, über Flensburg, Apenrade, Hadersleben und Chriſtiansfelde gegen Kolding, wo der Feind zuerſt wieder Stand hielt. Eine ſtarke Parthei hatte Tettenborn eben ſo an der weſtlichen Küſte über Tondern nach Rypen vorgeſchickt. Unterwegs waren uns der däniſche Unterhändler von Bourke und der Graf von Bombelles begegnet, die eiligſt zu dem Kronprinzen von Schweden nach Kiel zurückkehrten, wo er geblieben war, um die Belagerung von Rendsburg in der Nähe zu betreiben; überhaupt war außer Tettenborn nur noch der General Skjöldebrand mit einiger ſchwediſchen Reiterei nach Flensburg vorgeſchickt worden, alle übrigen Truppen aber an der Eider zuſammengehalten. Schon hatten bei Wönſild Tettenborn's Koſaken einige heftige Scharmützel gehabt, und die Dänen, nachdem ſie durch den Major von Droſte und den Rittmeiſter von Herbert aus dem Orte vertrieben und gegen Kolding zurückgeworfen worden, waren mit trefflicher Reiterei wieder vorgedrungen, ſo daß Tettenborn nun ſelbſt gegen ſie aufbrechen wollte, als am 9. Januar Abends die Nachricht eintraf, daß der Frieden ſo gut wie abgeſchloſſen und einſtweilen von beiden Theilen eine abermalige Waffenruhe anbefohlen ſei. Während Tettenborn die Entſcheidung dieſer Dinge in Hadersleben abwartete, rückte aber ein däniſcher Oberſtlieutenant mit beträchtlicher Truppenſtärke von der Inſel Alſen in unſerm Rücken gegen Apenrade vor, und wollte den Krieg für ſich allein fortſetzen. Tettenborn ſandte ſogleich ein Regiment Koſaken unter dem Major von Droſte dahin, um den Feind zurückzuwerfen; dieſer fand ihn aber ſchon innerhalb der Linie zurückgezogen, die ihm der General Skjöldebrand nachgiebig zugeſtanden hatte.

Nach manchen Mißhelligkeiten und ſchwierigen Verhandlungen wurde endlich der Frieden wirklich unterzeichnet, und wir verließen in Eilmärſchen das Herzogthum Schleswig, gingen bei Friedrichsſtadt über die Eider, raſteten einige Tage, während welcher die Beſtätigung des Friedens von Seiten des Königs von Dänemark erwartet wurde, in Heide, und traten am 24. Januar von dort unſern Marſch nach dem Rhein an. In dem däniſchen Kriege war unſerer Sache ein neuer Bundesgenoſſe erobert, und 10,000 Dänen vermehrten das Heer, mit welchem der Kronprinz von Schweden nach dem Rhein eilte, während die Belagerung von Hamburg dem von der obern Elbe herangezogenen ruſſiſchen Heer des Generals von Bennigſen übertragen wurde.

Nach vorübergehenden Bedenklichkeiten waren die verbündeten Heere in Frankreich von allen Seiten eingedrungen, und bewegten ſich langſam in großen Maſſen von dem ausgedehnten Bogen zwiſchen den Niederlanden und der Schweiz gegen Paris, als die Mitte des Landes, vorwärts. Die Neigung, Frieden zu ſchließen, ſtellte ſich nach jedem glücklichen Fortſchritt mit den dringendſten Mahnungen regelmäßig ein, und hätte bei dauernden Unfällen ſich unwiderſtehlich aufgedrängt; der Anblick von Baſel erregte die Sehnſucht nach einem zweiten Baſeler Frieden, für den es doch kein Zeichen günſtiger Vorbedeutung ſein konnte, daß er unter den Kanonen der noch uneroberten franzöſiſchen Feſtung Hüningen hätte abgehandelt werden müſſen! Die Reihe von Feſtungen, welche drohend im Rücken, und ſelbſt dem ſiegenden Vordringen gefährlich bleiben mußten, konnte leicht diejenigen ſchrecken, welche alles an dieſen Kampf zu ſetzen noch nicht entſchloſſen waren. Allein die drängende Gewalt des allgemeinen Geiſtes und Muthes, ja die Entwickelung der äußern Verhältniſſe ſelbſt, riß jedesmal die Sache über die Bedenklichkeiten hemmenden Rückhaltes hinweg, und führte ſie muthig vorwärts zur größern Ausführung eines Krieges, der ſeine Vollendung nur im Herzen von Frankreich finden konnte. Im Gegenſatze jener beſorglichen Meinungen und einlenkenden Rathſchläge wirkten muthige Begeiſterung und nachdrückliche Beharrlichkeit tapfer fort, erregten die ganze Kraft Deutſchlands zu bewaffnetem Aufſtehen, errichteten Landwehren und Landſturm ſoweit deutſche Völker befreit ſtanden, und ſorgten mit unerſchütterlichem Ernſt und weiſer Einſicht, daß die ſtreitenden Heere unaufhörlich ergänzt, vermehrt und durch neue unterſtützt würden. Nie kann den Deutſchen vergeſſen ſein, wie glücklich ihr zerſtreuter guter Wille, ihre einzelne Kraft, in dem ſtrengen Muthe des Freiherrn vom Stein aufgefaßt und vereinigt worden. Ihm hatte das Vertrauen der verbündeten Herrſcher eine beiſpielloſe Verwaltungsmacht gegeben, deren Größe ſich erſt in Unfällen und Zwiſtigkeiten aufgethan haben würde, jetzt aber unter glücklichen Erfolgen einträchtig mit den übrigen Maßregeln der Verbündeten zu demſelben Ziele wirkte. Dieſen kräftigen Bemühungen, in welchen die früh durchdachte und kühn durchgreifende Thätigkeit des preußiſchen Oberſten Rühle von Lilienſtern, des Kammergerichtsraths Eichhorn, des Grafen von Solms-Laubach und anderer Gehülfen Stein's, ſich ein hohes Verdienſt um das Vaterland erwarben, hatte man es zu danken, daß, ohne die preußiſchen und öſterreichiſchen Kriegsvölker, bloß aus den früher den Franzoſen dienſtbaren deutſchen Ländern, im Frühjahr 1814 über 300,000 Deutſche ſtreitfertig unter den Waffen ſtanden, und überhaupt im ganzen Lande für die Freiheit keine Hand mehr unbewehrt blieb! In allen Ländern, durch welche der Marſch nach dem Rhein uns führte, erſcholl der Ruf der Waffen und erhob ſich kriegeriſche Anſtalt. Ausgeglichen im voraus ſchien durch das, was in Deutſchland geſchah, jeder Nachtheil, der uns in Frankreich betreffen konnte. Es war nöthig, dieſe Zuverſicht in einen Kampf mitzunehmen, der bei aller begünſtigenden Hoffnung noch keineswegs entſchieden und mehr als je gefährlich war. Denn der Kaiſer Napoleon bot ſeinerſeits alle Kräfte ſeines heftigen Willens und ſeines zu deſſen Folgeleiſtungen auf alle Weiſe ausgebildeten Volkes auf, um dem Andrange ſo vieler Völker zu widerſtehen; wie ſonſt die Lüge, gebrauchte er jetzt die Wahrheit, und ſtellte den Ruhm und den Untergang Frankreichs neben einander; er ſelbſt, furchtlos und unerſchreckt inmitten alles hereinbrechenden Verderbens, verlangte mit heißer Begier und kaltem Entſchluß nur Krieg und Schlacht, ſein durch keinen Unfall ihm fremdgewordenes Element, in welchem er jetzt auf doppelt heimiſchem Boden ſtand, und jedem Gegner doppelt furchtbar werden mußte. Seine aus Spanien zurückgeſchlagenen Kerntruppen zog er an ſich, das Volk regte er durch alle Künſte geübter Verlockungen gegen uns auf, und ihm gelang es noch, die ſchon wankende Stimmung der Franzoſen doch ungünſtiger gegen uns, als gegen ihn ſelbſt, zu erhalten. Was konnten wir ihnen auch bieten? Moreau war todt; die Bourbons ſtanden beiden Theilen in dunkler Ferne, und mit Napoleon unterhandelten wir noch immer!

Unter dieſen Umſtänden konnte das Erſcheinen des Kronprinzen von Schweden in Frankreich, als Marſchall Bernadotte den Franzoſen noch in gutem Andenken, und durch ſeine Eigenſchaften und Verhältniſſe fähig viele Gegenſätze zu vereinigen, die Lage der Dinge in Frankreich zu bedeutenden Veränderungen führen. Er ſelbſt dachte in der Richtung von Soiſſons vorzugehen, und ordnete alles zu einem Feldzuge an, den perſönlich auszuführen der ſpätere Gang der Ereigniſſe ihn verhinderte. Seine Geſinnung ſprach ſich fortdauernd offen aus, und noch in Köln gab er den Abgeordneten der Stadt in einer ſchönen Rede die Verſicherung, daß dieſe Länder, die er einſt als franzöſiſcher General für Frankreich erobern geholfen, und jetzt davon abreißen helfe — beidemal für die Freiheit —, niemals wieder an Frankreich zurückfallen würden. Tettenborn erhielt von ihm den Auftrag, vorauseilend zwiſchen dem Nordheer, von welchem ein großer Theil unter den Generalen von Wintzingerode und von Bülow ſchon in der vorderſten Linie ſtand, und dem von Blücher geführten ſchleſiſchen in Frankreich einzudringen, zwiſchen beiden die ſo dringend nöthige Verbindung zu erhalten, und vor deren Front und auf deren Flanken nach Umſtänden thätig zu wirken.

Nachdem unſere Truppen durch angeſtrengte Eilmärſche am 11. Februar den Rhein erreicht und bei Köln übergeſetzt hatten, raſteten wir einige Tage in Bonn und ſetzten dann unſern Marſch über Andernach, Kaiſersesch und Wittlich nach Trier fort, ohne die bremiſchen Hanſeaten abwarten zu können, welche auf ihr dringendes Verlangen dem Oberbefehl Tettenborn's gleichfalls angehören ſollten; da die Folge uns mehr und mehr ihrem Nachrücken entfernte, ſo blieben ſie bei dem Kronprinzen in den Niederlanden zurück. In Trier hielten die Truppen, ermüdet von den entſetzlichen Gebirgswegen und den Beſchwerlichkeiten der ungünſtigen Witterung, abermals einige Tage Raſttage, die um ſo nöthiger waren, als noch ſchlechtere Nebenwege in höherem Gebirge, einem Zuge der Ardennen, uns bevorſtanden, und uns dicht unter den vom Feinde beſetzten Feſtungen Luxemburg und Montmedy, in der Mitte zwiſchen den beiden andern Sedan und Verdun, durchführen ſollten; unter allen dieſen Feſtungen war nur Luxemburg umſtellt, und zwar durch heſſiſche Truppen, die, ganz neu errichtet und ohne Patronen, nur eine ſchwache Schutzwehr gegen die häufigen Ausfälle des Feindes bilden konnten. Um den wieder deutſch gewordenen, aber durch franzöſiſche Nähe am meiſten beunruhigten Ländern Zuverſicht und Ordnung zu geben, hatte der Generalgouverneur des Mittelrheins, Juſtus Gruner, der ſeiner öſterreichiſchen Haft durch die Wendung der Dinge längſt entledigt, und von Stein alsbald angeſtellt worden war, ſeinen

Sitz in Trier genommen. Stein hatte ihn vorzugsweiſe für dieſe Gegenden ausgeſucht, wo Kühnheit und Geſchicklichkeit den gefährlichſten Proben plötzlicher Ereigniſſe ausgeſetzt waren; er befand ſich auf dieſem vorgerückten Poſten gewiſſermaßen als wirklicher Kriegsgenoſſe, und erfüllte alles mit der Sicherheit und dem Muthe, die ihn auch in zweifelhaften Dingen nie verlaſſen haben. Wir fanden bei ihm den aus der früheren Revolutionsgeſchichte bekannten Bürger Rebmann, der nicht ohne Lächeln geſtand, wie ihn Gruner's Rolle lebhaft an die des franzöſiſchen Konventskommiſſairs Merlin von Thionville während der Belagerung von Mainz erinnere. Die einſichtsvolle Klugheit Gruner's und der feſte Gang ſeiner Maßregeln hatten in der kürzeſten Zeit dieſes eben noch franzöſiſche Land wieder einem deutſchen ähnlich gemacht, und er war gerade im Begriff, dem Volke, das ſich gern durch bewaffnete Kriegsmacht in ſeiner neuen Hoffnung beſtätigt ſehen wollte, dieſe Beſtätigung durch eigene Bewaffnung zu verleihen.

Tettenborn verließ Trier am 19. Februar, und marſchirte über Grevenmachern, an Luxemburg vorbei, über Arlon auf Montmedy, welche Feſtung er, während die Truppen vorüberzogen, umſtellen und beobachten ließ, und ſodann nach Stenay, wo er über die Maas gehen wollte. Dieſer ganze Marſch mußte mit größter Vorſicht geſchehen, da nicht allein alle Nachrichten über den Waffenzuſtand des Landes ſehr beunruhigend waren, ſondern auch die Beſatzungen aus den zahlreichen unberennten Feſtungen völlig freies Spiel hatten, unvermuthet erſcheinen und in den Gebirgen und Engwegen für die aus bloßer Reiterei beſtehende Truppenſchaar höchſt gefährlich werden konnten. Die Brücke bei Stenay, welche die Franzoſen, die von Montmedy öfters herabkommen konnten, geſprengt hatten, war bald hergeſtellt und der Uebergang über die Maas am 23. Februar bewerkſtelligt. Am folgenden Tage, bevor wir Vouziers erreichten, hatten wir in den Waldungen ein hitziges Gefecht zu beſtehen; die Förſter der ganzen umliegenden Gegend, die Gendarmen, und was ſich ſonſt an Kriegsleuten fand, hatten ſich auf die Nachricht von dem Anrücken feindlicher Truppen, deren hier noch keine geſehen worden waren, zuſammengerottet und wollten uns den Weg ſtreitig machen. Sie griffen den Vortrab muthig an, und wichen erſt in die Wälder zurück, als ſie merkten, daß die Haupttruppe nachkäme, und ſie es mit mehr als einer bloßen Streifparthei zu thun hätten. Die Einwohner des ganzen Landes ſchienen nicht abgeneigt, bei erſter Gelegenheit feindlich gegen uns aufzutreten, ſie waren bewaffnet und zum Theil erſt vor kurzem von Seiten der Regierung mit allen Kriegsbedürfniſſen verſehen und zum Aufſtande angereizt worden; aus den nahen Feſtungen konnten ſie alle Hülfe erwarten, und im äußerſten Falle darin für ihre Perſonen und Habſeligkeiten eine ſichre Zuflucht finden. Hiezu kam noch, daß durch die eilfertige Sorge der franzöſiſchen Regierung bereits die Nachricht von den Unfällen verbreitet war, welche Blücher ſoeben bei Montmirail, Etoges und Champaubert erlitten hatte, und die wir zuerſt in Vouziers erfuhren, und nur den prahleriſchen Verkündigungen dieſer und früherer Ereigniſſe hatten wir es zu danken, daß das Volk, im Zweifel an der völligen Wahrheit derſelben, den Lockungen zum Aufſtande noch nicht folgte. Dieſer Eintritt in Frankreich zeigte uns gleich anfangs, welch ernſten Karakter der Krieg hier annehmen könne, und Tettenborn verdoppelte ſeine Vorſicht, Strenge und Aufmerkſamkeit.

Am 25. Februar erreichten wir endlich, nachdem wir uns ohne irgend einen Verluſt zwiſchen allen Feſtungen und durch das gährende Land durchgewunden, wieder die erſten ruſſiſchen Truppen und trafen Abends in Rheims ein, wo der General von Wintzingerode ſein Hauptquartier hatte. Die Lage, in welcher wir die Dinge fanden, wollen wir in Kürze mittheilen. Blücher hatte ſeinen Rückzug auf Chalons ſehr glücklich bewerkſtelligt, und das ſchleſiſche Heer war durch die Verbindung mit dem großen Hauptheere Schwarzenberg's, das ſich zu dieſem Behufe etwas zurückgezogen hatte, wieder in Stand geſetzt dem Feinde die Spitze zu bieten. Dieſen beiden Heeresmaſſen gegenüber bewegte ſich Napoleon mit ſeinen Schaaren in ungewiſſen Entwürfen, und obwohl übermüthig ſich brüſtend mit den zuletzt errungenen Vortheilen, ſchien er gleichwohl eine allgemeine Schlacht in dieſem Augenblicke nicht gerade erzwingen zu wollen. Nie hatte man ein entſchiedneres Bedürfniß nach der vereinigten Heeresmacht des Kronprinzen von Schweden gefühlt, als gerade jetzt, da eine ſolche Macht, unter einem ſolchen Anführer, in Napoleon's linker Flanke aufgeſtellt, deſſen Aufmerkſamkeit hätte theilen und ſeine freien Bewegungskünſte hemmen müſſen.

Das Nordheer aber war größtentheils noch in den Niederlanden zurück, und nur zwei Heertheile, die Ruſſen unter Wintzingerode und die Preußen unter Bülow, ſtanden vorgeſchoben bei Rheims und Soiſſons, aber ohne Rückhalt, vereinzelt, und viel zu ſchwach, um nicht im Falle, daß Napoleon mit aller Macht ſich auf ſie würfe, eiligſt bis nach den Niederlanden zurückweichen zu müſſen. Wintzingerode hatte deßhalb ſeine Maßregeln mit größter Vorſicht getroffen, und deßhalb auch Soiſſons, welches er mit Sturm genommen, dem Feinde wieder überlaſſen, um ſeine ganze Aufmerkſamkeit gegen die Marne und Aube zu wenden. Der General Alexander von Benkendorf, welcher auf dieſer Seite die ruſſiſchen Vortruppen befehligte, hielt Epernay beſetzt, und ſandte Partheien aus, die jedoch, ohne etwas vom Feinde zu entdecken, wiederkehrten. Die Stille und Ungewißheit, welche ſeit jenen Siegen Napoleon's in den Kriegsbegebenheiten herrſchte, gab dem ganzen Zuſtande etwas Bedenkliches, das durch die fortdauernden Unterhandlungen mit Napoleon, die zu Chatillon gepflogen wurden, und durch die mancherlei Anzeigen von unentſchloſſenem Wanken ſo großer Kräfte, unangenehm vermehrt wurde. Napoleon's unermüdeter Unternehmungsgeiſt, und mehr noch ſeine durch alle Unfälle nicht unterdrückte Sicherheit in behaglichem Feldherrngefühl, wirkte ſchreckend fort, auch als ihm ſchon in dem Sinken und Abnehmen ſeiner Heere das Werkzeug ſeiner Arbeit zu verſagen begann. In einem ſchnellen Frieden, den man jetzt noch ziemlich vortheilhaft hoffen konnte, ſchien den Meiſten der beſte Ausweg für alle mißmuthige und ängſtliche Betrachtung, und dies Verlangen nach Frieden gewann um ſo leichter laute und freie Stimme, als jeder die Ueberzeugung haben wollte, nur das Allgemeine, dem er ſeinen perſönlichen Wunſch nachſetze, damit zu berathen.

Nachdem Wintzingerode die anfängliche Beſtimmung Tettenborn's für den gegenwärtigen Augenblick beſonders zweckmäßig befunden und demſelben völlige Freiheit gegeben hatte, ſeine Bewegungen nach eigner Beurtheilung zu leiten, marſchirte dieſer ſogleich an die Marne vor, und übernachtete am 26. Februar in Ay oberhalb Epernay. An dieſem Tage war bei dem General von Benkendorf, nach längerer Ungewißheit über die Ereigniſſe bei den großen Heeren, die Nachricht eingetroffen, daß Blücher die franzöſiſche Heeresmacht dem Hauptheere Schwarzenberg's gegenüber habe ſtehen laſſen, die Verbindung mit dieſem freiwillig aufgegeben habe, und mit dem ganzen ſchleſiſchen Heere in ſtarken Märſchen wieder in der Richtung auf Paris nach Meaux vorrücke. Dieſe kühne herrliche Bewegung, vielleicht die richtigſte in dem ganzen Feldzuge, und ein erfreulicher Beweis, daß weder der Feldherr noch ſein Heer, ſelbſt nach den letzten Unfällen, ſich durch das Anſehn Napoleon's ſchrecken ließen, wurde gleichwohl anfangs verkannt und erregte einige Beſorgniß, indem man das Hauptheer Schwarzenberg's ſowohl, als auch die einzelnen Heertheile von Wintzingerode und Bülow, dadurch der Ueberlegenheit Napoleon's völlig Preis gegeben zu ſehen meinte. Aber vielmehr Napoleon's eigne Flanke und ſeine Hauptſtadt Paris waren durch den kühnen Entſchluß des alten unerſchütterlichen Feldherrn, der, ohne zu zaudern, wieder zum kräftigen Angreifen überging, gefährlich bedroht, und Napoleon durfte dies nimmermehr ruhig zugeben. Was jedoch in Folge dieſer Bewegung Blücher's bei dem franzöſiſchen Heere vorging, darüber war alles in völliger Ungewißheit, da in dieſem Augenblicke nirgends eine nahe und feſte Berührung mit dem Feinde beſtand, und er hinter dem Vorhange ſeiner äußerſten Poſten ungeſtört hin und her marſchiren konnte. Tettenborn faßte ſogleich ſeinen Entſchluß, brach am folgenden Morgen mit ſeiner Koſakenſchaar von Rheims auf, ging bei Epernay über die Marne und nahm ſeinen Marſch in gerader Richtung gegen die Aube nach Arcis, mit dem Vorſatz, nicht eher anzuhalten, bis er auf den Feind ſtieße, überzeugt denſelben auf dem Marſche rückwärts gegen Paris, oder vielleicht gar noch in ſeiner Stellung zu finden. In Vertus traf er den General Grafen von Langeron, der von Chalons mit etwa 1000 ruſſiſchen Reitern Blücher'n nachfolgte, aber von den Bewegungen des Feindes ebenfalls nicht das Geringſte wußte. Tettenborn ſetzte jedoch mit Gewißheit voraus, daß Napoleon auf eine ſo große Bewegung, wie die von Blücher unternommene, eine entſprechende Gegenmaßregel getroffen haben müſſe; ſeine Beurtheilung ſagte ihm, jene Gegenmaßregel könne nur darin beſtehen, daß Napoleon dem ſchleſiſchen Heere eilig nachgehe und daſſelbe ſeitwärts einzuholen trachte, und er ſetzte daher ſeinen Marſch unverändert in der Richtung fort, die ſich mit der des Feindes kreuzen mußte. Abends langte er in Fère-Champenoiſe an, und gedachte erſt am folgenden Tage mit dem Feinde zuſammenzutreffen. Dennoch aber ſandte er den Rittmeiſter von Bismarck mit einer Abtheilung Koſaken auf die Straße, die ſchräg vor uns von Arcis nach Sezanne führte, und noch in der Nacht kam dieſer unerwartet mit dem Feinde in's Gefecht. Andere Partheien waren nach Hauſſimont, Mailly und Sezanne abgeſchickt worden. In Fère-Champenoiſe kam Nachts Feuer aus, und der Umſtand, daß daſſelbe in einem unbewohnten Gebäude entſtanden, führte zu der Vermuthung, daß die hochaufſchlagende und in der Ebene weit geſehene Flamme als ein abſichtliches Zeichen unſer Einrücken verkündigen ſollte. Wir waren jedoch gegen jeden Ueberfall vollkommen geſichert, und brachten die Nacht, ungeachtet des Gefechts, welches der Rittmeiſter von Bismarck ganz in unſrer Nähe unterhielt, ziemlich ruhig zu. Mit anbrechendem Tage aber wurde dieſer plötzlich durch die größte Uebermacht gedrängt, und eine franzöſiſche Truppenſchaar von beinahe 3000 Reitern und vielem Geſchütz warf ſich gegen uns herüber. Wir waren alsbald zu Pferde, räumten Fère-Champenoiſe, und zogen uns auf die Ebene, die ſich von dieſem Orte rückwärts gegen Vertus wellenförmig hinzieht. Der Vortrab der Franzoſen rückte nach, und wurde hier, ungeachtet er 10 Schwadronen entwickelte und 4 Stücke Geſchütz ſpielen ließ, von Tettenborn mit 2 Koſakenregimentern nicht nur im Vorrücken gehemmt, ſondern auch einigemal mit gutem Erfolg zurückgejagt.

Die Plänkler, welche ſich hervorwagten, wurden größtentheils von den Koſaken niedergeſtochen, viele gefangen, Mammelucken und Dragoner der Kaiſerlichen Garde. Nun war kein Zweifel, daß Napoleon in der Nähe ſei und der Kern ſeiner Truppen. Gleich darauf bedeckten ſich die Höhen ganz ſchwarz mit dichten Reitergeſchwadern, und man unterſchied deutlich 7 Regimenter, der Ausſage der Gefangenen nach ſämmtlich von der Garde. Auf die erſten Schüſſe war Napoleon herbeigeeilt, um zu ſehen, was es gebe, hatte dann eine große Maſſe Reiterei hier vorgeſchoben, die Plänkler perſönlich angetrieben und die Kanonen ſelbſt gerichtet, während ſeine eigentliche Heeresmaſſe auf der Straße nach Sezanne unaufhaltſam fortmarſchirte, von unſern Partheien aufmerkſam begleitet. Die Koſaken zogen ſich in guter Ordnung und im Schritt zurück, indem ſie von Zeit zu Zeit umkehrten, um die vorgeſandten Plänkler zu überraſchen, die der Haupttrupp des Feindes ihrem Schickſale überließ, indem er weder geſchloſſen hervorzubrechen, noch ſich zum Einzelgefecht ebenfalls aufzulöſen wagte. Tettenborn hielt ſich mit der Auswahl ſeiner Koſaken zunächſt am Feind, engte ihn in ſeinem Vorrücken immer noch ein, und bewirkte durch ſeine drohende Entſchloſſenheit, daß die Franzoſen nicht weit über Fère-Champenoiſe vorgingen, ſondern bald ſtehen blieben, und gegen Abend den andern Truppen nach Sezanne nachfolgten. Napoleon's Bewegung aber war durch dieſes Gefecht entdeckt, und ſeine ganze Abſicht enthüllt. Die wichtige Nachricht von dieſem Marſche, den Napoleon mit etwa 30,000 Mann Garden und andrer alten Truppen vollführte, theilte Tettenborn ſogleich den verſchiedenen Befehlshabern der zunächſtſtehenden Truppen mit, und ſandte Kouriere links zu Schwarzenberg und rechts zu Blücher, hier das Annähern, dort das Weggehen des Kaiſers und ſeiner Garden meldend. An beiden Orten war man höchſt erfreut, die Gewißheit von dem zu erfahren, was man einigermaßen vermuthet hatte, doch keineswegs als ſchon geſchehen wußte. Napoleon ſah ſeine doppelte Hoffnung getäuſcht, indem er nun weder Blücher'n überraſchen, noch Schwarzenberg länger über die Schwäche der ihm gegenüber ſtehen gebliebenen Truppen in Irrthum erhalten konnte.

Tettenborn folgte in den nächſten Tagen unabläſſig der Bewegung des franzöſiſchen Kaiſers in deſſen rechter Flanke nach, ſandte Partheien voraus und hinterher, und behielt ſo die genaueſte Kunde von der Richtung des Marſches mit jedem Schritte. Unſer Haupttrupp ging über Vertus, Champaubert und Montmirail, die Partheien von dort gegen Revillon, La-Ferté-Gaucher und Rebais. Sie brachten alsbald die Gewißheit, daß die franzöſiſche Macht die Richtung auf La-Ferté-ſous-Jouarre nehme, und dort über die Marne gehen werde. Tettenborn beſchloß ſogleich, den Feind auch jenſeits der Marne zu begleiten, und zu dieſem Zwecke höher hinauf ebenfalls über den Fluß zu gehen; wir marſchirten noch Abends am 2. März von Montmirail nach Chateau-Thierry ab, wohin ſchon früher der Major von Droſte mit einem Koſakenregiment vorausgegangen war, und jenſeits den preußiſchen Major von Falkenhauſen, der eine Streifparthei des ſchleſiſchen Heeres befehligte, getroffen hatte. Durch dieſen ſo einſichtsvollen als tapfern Offizier ließ Tettenborn auf's neue die Nachrichten von dem Herannahen Napoleon's an Blücher gelangen. Die Brücke bei Chateau-Thierry war aber leider ſchon geſprengt, und Tettenborn mußte noch höher hinauf an der Marne einen andern Uebergang ſuchen, der am 3. März bei Dormans auf Kähnen geſchah, wodurch freilich beinahe der ganze Tag verloren ging.

Auf dem Wege nach Montmirail hatte die von Tettenborn dorthin vorgeſandte Koſakenparthei einen franzöſiſchen Kourier aufgefangen, der von Paris nach Troyes geeilt, und weil er den franzöſiſchen Kaiſer dort nicht mehr gefunden hatte, ſchleunig umgekehrt war, und ihm gegen die Marne nachfolgen wollte. Seine Briefſchaften waren eben ſo merkwürdig, als zahlreich. Alle laufenden Dienſtgeſchäfte, ſowohl des Kriegsminiſters als des Miniſters des Innern, Liſten von Truppen und Nationalgarden, Berichte über die Fortſchritte Lord Wellington's im ſüdweſtlichen Frankreich, über die ſchlechten Erfolge der Bewaffnungsanſtalten, und vieles Andere, das zur Enthüllung des wahren Zuſtandes der Sachen Napoleon's beitrug, befand ſich in unſern Händen. Das Merkwürdigſte waren jedoch Auszüge der auf der Poſt zu Paris geöffneten Briefe; von den Schweſtern Napoleon's an bis zu den geringſten Beamten und Krämern war jederman dieſer geheimen Unterſuchung ausgeſetzt, Lobreden und Schmähungen, Klagen und Hoffnungen gelangten auf dieſe Weiſe reichlich an den franzöſiſchen Kaiſer, dem jeder Poſttag auf dieſe Weiſe eine Anzahl von Perſonen zum Opfer früherer oder ſpäterer Rache darbot. Aus einem Schreiben der Königin Hortenſia ſah man, daß Napoleon ſelbſt einen Augenblick alles für verloren gehalten, nämlich nach der Schlacht bei Brienne, bald darauf aber neue Hoffnung gefaßt, und nach der Zurücktreibung des ſchleſiſchen Heeres ſeine alte Zuverſicht wiedergefunden, und nun auch das Volk wieder mächtig aufgeregt habe.

Ueber die Bewegungen Blücher's blieben wir in den folgenden Tagen völlig ungewiß; aller Vermuthung nach zog er ſich über La-Ferté-Milon gegen Soiſſons zurück, welche Stadt Wintzingerode, der auf die Nachricht von Napoleon's Marſche ſich von Rheims näher an Blücher gezogen hatte, entſchloſſen geweſen war, wieder zu nehmen. Zwiſchen ihm und uns befand ſich das franzöſiſche Heer, das ſich gegen Nordoſten gewendet hatte, und uns abermals die rechte Flanke bot, in der wir, nun auf dem rechten Ufer der Marne und von dem Fluſſe aus vorgehend, alle Bewegungen beobachteten. Allein Napoleon war mit außerordentlichen Eilmärſchen, auf welchen die Truppen kaum einige Stunden Raſt halten konnten und haufenweis ermattet liegen blieben, ſogleich weithinaus rechts marſchirt, und als wir am 4. März nach Fère-en-Tardenois marſchiren wollten, fanden wir dieſen Ort ſchon vom Feinde beſetzt, und uns bereits, ſtatt in ſeiner Flanke, in ſeinem Rücken. Vor Chateau-Thierry rückte der Feind, der uns entdeckt hatte, und hier unſer ungeſtörtes Walten nicht dulden durfte, längs der Marne herauf gegen uns an, und da die Gegend der Reiterei nicht günſtig, auch der Feind überlegen und mit vielem Geſchütz verſehen war, ſo zogen wir ebenfalls rechts ab nach Ville-en-Tardenois, um von da über Rheims die Verbindung mit Wintzingerode im Bogen wieder zu gewinnen. Am 5. März marſchirte Tettenborn von Ville-en-Tardenois nach Rheims, wohin ſchon in der Nacht eine Parthei vorausgeſandt worden war. Nahe bei der Stadt erfuhr er aber, daß ſchon am frühen Morgen die Franzoſen Rheims überfallen und beſetzt hatten, wobei die dort zurückgelaſſene geringe ruſſiſche Beſatzung durch Mithülfe der Einwohner gefangen worden ſei. In demſelben Augenblicke wurde er ein Regiment franzöſiſcher Dragoner gewahr, das mit 6 Kanonen auf der Straße von Fismes nach Rheims zu marſchirte. Unverzüglich warf er ſich mit 2 Koſakenregimentern auf die franzöſiſche Reiterei, die zur Kaiſerlichen Garde gehörte, und ſprengte dieſelbe nach verſchiedenen Angriffen in die Flucht, eine Schwadron, die länger Stand halten wollte, wurde gänzlich vernichtet, viele Offiziere und über 60 Dragoner gefangen. Die Nähe von Rheims rettete die Kanonen, indem franzöſiſches Fußvolk und Geſchütz uns nun auch von der Stadt entgegenkam, die verfolgenden Koſaken nahe vor den Thoren abhielt, und geraume Zeit ein ununterbrochenes Feuer fortſetzte. Durch die Gefangenen erfuhren wir, daß Napoleon den Tag vorher in Fismes geweſen war, und dieſen Abend in Bery-au-Bac ſein wolle, indem er mit ganzer Macht unaufhörlich rechts hinaufziehe, um den linken Flügel des ſchleſiſchen Heeres zu umgehen, oder daſſelbe um ſeine rückwärtige Verbindung beſorgt zu machen und zu eiligem Rückzug zu veranlaſſen.

Uns blieb nun, da wir Rheims in der Gewalt des Feindes fanden, nichts übrig, als auf dem nächſten Wege Epernay zu gewinnen, und uns jenſeits der Marne in Sicherheit zu ſtellen. Von dem Heertheile Wintzingerode's ſo wie von dem Heere Blücher's gänzlich abgeſchnitten, und ohne Hoffnung, auf den unberechenbaren Umwegen nah zum

Tage der unvermeidlich nahen Schlacht jene Truppen zu erreichen, konnte Tettenborn ſeiner Beſtimmung zufolge jetzt nichts Zweckmäßigeres thun, als im Rücken Napoleon's zu bleiben, deſſen Bewegungen zu beobachten, und von jeder dem Heere Schwarzenberg's ſogleich genaue Nachrichten zu geben. Dieſes Heer war ſeit der Abweſenheit des franzöſiſchen Kaiſers und ſeiner beſten Truppen nur wenig vorgerückt, und wartete ab, was auf dem rechten Ufer der Marne erfolgen würde. Jedoch war Troyes wieder genommen und die alte Stellung an der Seine wieder beſetzt worden; der Attaman Platoff ſollte mit 2000 Koſaken über Sezanne gegen La-Ferté-Gaucher vorrücken, blieb jedoch nach erhaltenem Gegenbefehl ſchon in Fère-Champenoiſe ſtehen.

Bei Epernay war alles zum Sprengen der Marnebrücke bereit, im Fall der Feind von Rheims eine Truppenſchaar hierher abſenden würde. Ein Koſakenregiment von den Truppen des Generals Nariſchkin, welches ſich verſpätet und ebenfalls Rheims wider Erwarten ſchon vom Feinde beſetzt gefunden hatte, kam nach Epernay zurück und ſchloß ſich an Tettenborn an. Gleich am folgenden Tage erhielt dieſer die Nachricht, daß der ruſſiſche General Graf von Saint-Prieſt mit 6000 Mann ruſſiſcher und preußiſcher Truppen und 26 Kanonen von Chalons gegen Rheims vormarſchirt ſei, und in Beaumont ſein Hauptquartier habe. Dieſer gab die Stärke des Feindes in Rheims auf 1000 Mann und 6 Kanonen an, und forderte Tettenborn auf, zur Wegnahme dieſer Stadt am 7. März mitzuwirken. Obgleich dies nicht in des Letztern Plane lag, ſo war er doch ſogleich dazu bereit, erſchien am frühen Morgen vor Rheims, zog die Aufmerkſamkeit des Feindes durch Angriffe und heftiges Plänkeln nach der weſtlichen Seite, und dehnte ſeine Koſaken auf der Straße von Fismes aus, um das Entfliehen der franzöſiſchen Reiterei zu verhindern. Ein Dorf vor der Stadt, welches von den Franzoſen mit Fußvolk beſetzt war und von dieſen und zugleich von den Einwohnern heftig vertheidigt wurde, nahmen die Koſaken mit Sturm; die franzöſiſchen Dragoner wurden, ſo oft ſie ſich auf dem Glacis zum Plänkeln hervorwagten, ſowohl einzeln als in Maſſe in die Flucht gejagt. So verging die Hälfte des Tages und der General Graf von Saint-Prieſt kam nicht, obwohl er nur einige Stunden entfernt war; erſt nach Mittag ſandte er den General Emmanuel mit einigen Truppen und 4 Kanonen vor, ohne jedoch irgend Anſtalten zum Sturm zu treffen, und ſo verging der Tag im matten Kanoniren, wobei viele Leute nutzlos verloren wurden. Als der Feind, der den ganzen Tag Zeit gehabt hatte, alle ſeine in der umliegenden Gegend befindlichen Truppen zu benachrichtigen, endlich gegen Abend ungefähr 1000 Mann Reiterei zur Verſtärkung von der Seite von Bery-au-Bac erhielt, ließ man dieſe ruhig nach Rheims einrücken, und der General Emmanuel zog ſich mit einbrechender Dämmerung wieder ganz auf die Haupttruppe zurück, wobei der Major von Droſte mit einem Koſakenregiment ihm den Rückzug decken mußte. Tettenborn fand keinen Beruf, zu ſolchen Unternehmungen ferner mitzuwirken, und ging am 8. März nun auch mit ſeinen Truppen wieder nach Epernay, indem er jedoch ſowohl Rheims als Fismes durch Partheien fortdauernd beobachtete.

Schon am 7. März hatten wir vor Rheims eine ununterbrochene entfernte Kanonade aus der Gegend von Soiſſons und Laon gehört, die am folgenden Tage fortdauerte, und am 9. März noch heftiger zu werden ſchien. Durch den Rittmeiſter von Bismarck, der im Rücken des feindlichen Heeres bis über Fismes hinaus geſtreift war, einige glänzende Gefechte gehabt und mehr als 100 Gefangene gemacht hatte, erfuhren wir einige vorläufige Nachrichten über die Wendung der Ereigniſſe, und ſogleich eilte Tettenborn am 10. März von Epernay, welches er durch den Major von Droſte beſetzt ließ, längs der Marne hinab nach Port-à-Bainſon, von wo er den Oberſten von Pfuel mit 2 Koſakenregimentern noch weiter nach Dormans vorſchickte, um die Marne auf allen Punkten zu beobachten, und den Rückmarſch Napoleon's über dieſen Fluß keinen Augenblick unentdeckt zu laſſen. Inzwiſchen hatten der Major von Falkenhauſen und der Major von Lützow ſich mit dem General

Grafen von Saint-Prieſt in Verbindung geſetzt, und dieſem von dem General von Gneiſenau den Befehl zukommen laſſen, mit allen ſeinen Truppen, die jetzt durch die von Vitry und Chalons nachgerückten Verſtärkungen über 11,000 Mann betrugen, gegen die Aisne vorzudringen, um dem Feinde den möglichſt großen Schaden zuzufügen. Auf dieſem Wege erhielten wir endlich auch beſtimmte Nachrichten über die Vorfälle am 7. und 9. März, die uns, weil weder die Franzoſen noch die Unſern gleich darauf entſcheidende Bewegungen machten, ziemlich zweideutig geblieben waren. Es wird zum völligen Verſtändniß nöthig ſein, dieſer Vorfälle in einigen Worten zu erwähnen.

Blücher hatte von Meaux ſeine Partheien ſchon bis Lagny, ſechs Stunden von Paris vorgeſchickt, als die Annäherung des franzöſiſchen Kaiſers auf ſeine linke Flanke ihn nöthigte, zurückzugehen und ſich mit den Generalen von Wintzingerode und von Bülow zu vereinigen, wodurch er in Stand geſetzt wurde mit 100,000 Mann die Schlacht zu beſtehen, welche Napoleon, der ſchon mit den Marſchällen Marmont und Mortier vereinigt war, erzwingen zu wollen ſchien. Da Soiſſons ſich dem General von Bülow am 3. März übergeben hatte, ſo konnte die Vereinigung des ſchleſiſchen Heeres mit den beiden Heertheilen des Nordheeres über jenen Ort ohne Hinderniß geſchehen. Weil aber Napoleon, mit einer ihm gewöhnlichen Bewegung, deren Zweck er auch diesmal nicht ganz verfehlte, den äußerſten linken Flügel unſeres Heeres zu gewinnen ſuchte, um daſſelbe für die Verbindung im Rücken beſorgt zu machen und von dem großen Hauptheere bei Troyes völlig zu entfernen, deßhalb längs der Front immer weiter rechts hinauf marſchirte, bei Fismes über die Vele, bei Bery-au-Bac über die Aisne ging, wo er durch den General Nanſouty in einem hitzigen Gefecht ſich der Brücke bemächtigte, und endlich ſogar über Corbeny und Craonne ſchon gleichſam von hinten gegen Laon vorrückte: ſo ſah ſich Blücher genöthigt, ſeine vortheilhafte Stellung zwiſchen Soiſſons und Bailly zu verlaſſen, und dem Feinde nachzugehen, um bei Craonne mit ihm zuſammen zu ſtoßen. Hier ſollte es am

6. März zur Schlacht kommen, allein Napoleon hatte auch dieſe Stellung überflügelt, Craonne und die umliegenden Wälder beſetzt, und ſeine Hauptmacht ſchon gegen Laon vorgeſandt. Dahin zog nun auch eilig Blücher ſeine Truppen zuſammen. Auf dieſem Marſche wurde am 7. März der General von Wintzingerode, der größtentheils Reiterei und reitendes Geſchütz bei ſich hatte, und zunächſt an dem Feinde hinaufziehen ſollte, um den erſten Anfall abzuhalten, von der ganzen franzöſiſchen Macht unweit Craonne angegriffen. Das Treffen wurde von den ruſſiſchen Truppen mit größter Tapferkeit eine ziemliche Zeit beſtanden, bis ſie endlich, nachdem das ſchleſiſche Heer ſeinen Marſch nach Laon vollendet, ſich ebenfalls gegen Laon zogen, nicht ohne bedeutenden Verluſt, der jedoch bei den Franzoſen nicht geringer war, unter deren Verwundeten man auch den Marſchall Victor und den General Grouchy zählte. Inzwiſchen war auch Soiſſons von den Unſrigen verlaſſen worden, und die Franzoſen rückten auch von dieſer Seite gegen Laon vor, wo es am 9. März früh zwiſchen den beiderſeitigen Heeren zur Schlacht kam. Die Franzoſen nahmen die Dörfer Semilly und Ardon, die ganz in der Nähe von Laon gegen Soiſſons hin liegen, allein der General von Bülow eroberte ſie noch am Vormittage wieder. Der Hauptangriff der Franzoſen geſchah von der Seite von Corbeny auf den linken Flügel des verbündeten Heeres, wo die Generale von York und von Kleiſt mit den preußiſchen Truppen ſtanden. Der Feind drang Nachmittags aus Féthieux vor, und ſchickte ſtarke Abtheilungen Reiterei noch mehr rechts, um unſere Rückzugslinie nach den Niederlanden zu gewinnen. Bei dem Dorfe Atheis, wohin die Preußen hatten zurückweichen müſſen und nun Stand halten wollten, kam es zu einem mörderiſchen Gefecht, das unentſchieden bis zum Abend dauerte, indem beide Theile ein Stück des Dorfes inne behielten. Aber noch gegen Ende des Tages griffen York und Kleiſt den ſchon der Ruhe zugewendeten Feind unvermuthet an, und warfen denſelben, nach einem kurzen Gefecht, in welchem die Preußen mit dem Bajonnet in das Kartätſchenfeuer vorgingen und auf das Geſchütz eindrangen, gänzlich über

den Haufen. Der Heertheil des Marſchalls Marmont und die Reiterſchaar des Generals Arrighi wurden geſprengt, 46 Kanonen genommen, und 3000 Gefangene gemacht. Der franzöſiſche Kaiſer hatte inzwiſchen fortdauernd vor Laon den Haupttruppen Blücher's gegenüber geſtanden, und griff nun ſeinerſeits am 10. März dieſen wiederholt an, zuletzt die Stadt Laon ſelbſt, mit aller Wuth und Verzweiflung, die er ſeinen ermatteten Soldaten noch einzuflößen gewußt; er ſelbſt war im Eifer vom Pferde geſprungen und hatte eine Kanone gerichtet; doch alle ſeine Anſtrengungen waren vergebens, ſeine Angriffe wurden überall kräftig zurückgeſchlagen, und in der Ueberzeugung, hier nichts ausrichten zu können, zog er endlich am Abend ſeine Truppen aus dem mörderiſchen Gefecht. Napoleon hatte ſein Vorhaben aufgeben müſſen, und war bei Laon in ſeinem Unternehmen geſcheitert; aber keineswegs konnte man dies eine Niederlage nennen, nach allen ſeinen Verluſten ſtand er noch immer ſchlagfertig, und zog ſich weder nach Soiſſons noch an die Marne zurück. Es vergingen mehrere Tage in einem zweifelhaften Stillſtande, in welchem Napoleon neue Plane ſann und neue Gelegenheiten erſpähte; die Erwartung deſſen, was er nun thun würde, hielt alle Gemüther in höchſter Spannung. Blücher war erkrankt, und außer ihm wagte niemand, dem furchtbaren Gegner die Einleitung der Ereigniſſe zu entreißen, und die Ruhe, welche dieſer ſich gab, ließ man ihm ungeſtört.

Es trat nun eine ſehr ſchlimme Zeit ein, in welcher nordwärts das ſchleſiſche Heer, nach ſo vielen Märſchen und Schlachten, und bei der Krankheit Blücher's, nothwendig in ſeinen Unternehmungen innehalten mußte, ſüdwärts aber das Hauptheer unter Schwarzenberg erwartungsvoll harrte, daß Napoleon, dort abgewieſen, ſich ihm wieder entgegenwerfen würde; und in der Mitte zwiſchen beiden hielt nun auch der gehetzte Gegner ſein wunderbares Spiel eine Weile eingeſtellt. Seinen nächſten Bewegungen ſah man mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit entgegen, die Verbindung zwiſchen den getrennten Bundesheeren wurde täglich eifriger geſucht, und das Einziehen von Nachrichten gewann die größte Wichtigkeit. Niemand war ſo ſehr im Stande, dem allgemeinen Verlangen hierin Genüge zu leiſten, als Tettenborn, der an der Marne recht eigentlich im Rücken des franzöſiſchen Heeres ſtand, und mit unglaublicher Thätigkeit nach allen Richtungen die glücklichen Streifzüge ſeiner kühnen Partheien ausdehnte. Rechts ſtand er mit dem General Grafen von St.-Prieſt, der noch immer in der Gegend von Rheims geblieben war, über Epernay in Verbindung, links über Vertus mit dem tapfern und kriegskundigen General Kaiſſaroff, der jetzt ſtatt des Attamans Platoff die Koſaken in Fère-Champenoiſe befehligte; jener gehörte zu dem Heere Blücher's, dieſer zu dem Heere Schwarzenberg's, und ſo war eine zwar loſe und weitläufige, aber doch zuſammenhängende Verbindung längs der ganzen Heereslinie zuwege gebracht. Nur machte die Nachläſſigkeit, welche zuweilen im Beſorgen der Briefe Statt fand, und bei ſo vielen Zwiſchenpoſten einer ſo verſchiedenartig zuſammengeſetzten Kriegsmacht unvermeidlich war, oftmals die eingezogenen Kunden durch Verſpätung fruchtlos, und manche gelangten wenigſtens nicht an Alle, denen ſie beſtimmt waren. Auch wurde das Einziehen und das Mittheilen der Nachrichten durch einen Umſtand, der mit jedem Tage bedeutender wurde, ſchwierig und gefahrvoll.

Das unverhinderte Hin- und Hermarſchiren und beliebige Vorrücken Napoleon's hatte, wenn auch keinen andern, doch den Erfolg, daß es ſeinen heftigen und unabläſſigen Anregungen mehr und mehr gelang, das Landvolk gegen uns zu bewaffnen. Anfangs beſchränkte ſich dies allein auf die Ortſchaften, wo er mit ſeinem Heere erſchien oder unmittelbar hinwirken konnte, in dieſen waren die Einwohner gezwungen mit den Soldaten gemeinſchaftliche Sache zu machen; faſt überall hätten ſie lieber vermeiden mögen, ihr Leben und ihre Habſeligkeiten durch dieſe Theilnahme auf's Spiel zu ſetzen, allein in Napoleon's Willen lag zwingende Gewalt, er mißhandelte die Maire's, ſchmähte und ſtrafte die Gemeinden, welche ſeinen Aufforderungen nicht Folge geleiſtet hatten, und brachte es am Ende dahin, daß die Leute den Schein und das Verdienſt freiwilligen Aufſtandes dem Zwange der Nothwendigkeit, dem ſie doch nicht entgehen konnten, vorzogen. Einmal bewaffnet und der Theilnahme am Streit ſchuldig geworden, ſahen ſie ſelten einen Rückweg offen, und mußten nun für ihr eignes Heil fortſetzen, was ſie ungern begonnen hatten. Die Ausſchweifungen unſrer Truppen, von welchen die franzöſiſchen Blätter ſchreckliche Beſchreibungen machten, und von denen Napoleon nicht aufhörte dem Volke vorzureden, waren weit geringer, nicht nur als jene Beſchreibungen, ſondern ſogar als diejenigen, welche ſich die franzöſiſchen Soldaten in ihrem eignen Lande erlaubten; allein der Eindruck des Schreckens, der durch dieſe wiederholten Vorſpiegelungen entſtand, begann allmählig diejenigen Anordnungen und Gewaltſamkeiten hervorzurufen, die früher bloß erlogen waren. Niemals nämlich kann ein unklugeres und blödſinnigeres Betragen gefunden werden, als das von dem nicht ſtreitenden Theile der Franzoſen in dieſem Kriege beobachtete. Kamen wir in ein Dorf oder in eine Stadt, ſo waren alle Thüren und Fenſterladen dicht verſchloſſen, die Menſchen von den Straßen verſchwunden, die Behörden verſteckt; hatte man den Maire endlich aufgefunden, ſo hieß es jedesmal, es ſei nicht das Geringſte zur Verpflegung der Truppen vorhanden, vielfache Plünderung habe alles erſchöpft, man bitte um gehörige Zeit, um zu verſuchen, ob aus den umliegenden Gemeinden etwas herbeizuſchaffen ſei. So verging gewöhnlich eine geraume Zeit, während welcher nichts geſchah, als Wortemachen, und nach langem Warten erſchienen noch immer weder Lebensmittel noch Futter. Der Soldat, der ſelten eines Augenblicks verſichert iſt, und Ruhe und Erholung kaum aufſchieben darf, oder Gefahr läuft ſie ganz zu verlieren, wurde ungeduldig, ſuchte nach, und fand gewöhnlich alles im Ueberfluſſe, und erbittert zu perſönlicher Rache und übermüthiger Schadloshaltung, nahm er aus Küche und Keller das Beſte den Leuten weg, die ihn durch einen Biſſen Brod würden befriedigt haben. Nahm ein Koſak ein Bund Stroh vom Hofe, ſo ſchrie alles über Plünderung; forderte er einen Keſſel in's Lager, ſo klagte man über Gewalt, bis dann endlich Plün-

Bayeriſche Staatsbibliothek München

derung und Gewaltthätigkeit durch ſolches Betragen in reichlichem Maße entſtand. Daß die Wegweiſer an Stricken um den Hals mitgeführt wurden, war eine Folge ihres häufigen Entſpringens, und dieſe Maßregel, die man im Moniteur als unerhörte Menſchenherabwürdigung darſtellte, hatten die Koſaken in Rußland von den Franzoſen abgeſehen. Bisweilen war die Art, wie ſich die franzöſiſchen Bauern anſtellten, nur lächerlich; begegnete man z. B. unvermuthet auf der Landſtraße einigen Bauern, ſo war in der ganzen Champagne keine Gegend, wo nicht alle ſogleich anfingen zu hinken, um nicht als Wegweiſer mitgehen zu müſſen. An denjenigen Orten, wo einſichtsvolle Maire's und kluge Bürger den Bedürfniſſen der Truppen bereitwillig entgegenkamen, ging alles in größter Ordnung und beſter Freundlichkeit ab, die Mehrzahl der Ortſchaften jedoch blieb in jener verderblichen Halsſtarrigkeit. Die Einwohner flüchteten ſich häufig in die Wälder, wo Weiber und Kinder bei den beſten Habſeligkeiten im Buſch verſteckt lagen, die Männer aber, mit Flinten und Büchſen bewaffnet, am Rande des Waldes den vorüberziehenden Partheien, Zufuhren und Kourieren auflauerten. Entſprungene Kriegsgefangene, ausgediente Soldaten, Förſter, Gendarmen, und ſelbſt Offiziere, geſellten ſich nach und nach zu ihnen und brachten ſie in mehr militairiſche Ordnung, für die der Franzoſe bis zu einem gewiſſen Grad überhaupt ſo leicht empfänglich iſt. Aus den Feſtungen, die größtentheils nicht umſtellt, ja ſogar kaum beobachtet waren, erhielten dieſe Volksbewaffnungen immer mehr und mehr Unterſtützung, Antrieb und Zuſammenhang. Wirkliche Partheigänger mit alten Truppen ſtreiften im Rücken unſrer Heere, und waren an jedem Ort ſogleich durch die bewaffneten Bauern verſtärkt. Da die franzöſiſchen Bauern faſt ohne Ausnahme blaue Kittel tragen, ſo gaben ſie oft den Anſchein von wirklichen Truppen, nach deren Art ſie Poſten auf den Höhen aufſtellten, Patrouillen machten, und in Maſſe ausrückten. Legten ſie die Waffen beiſeit, ſo erſchienen ſie als ruhiges Landvolk, und Hunderte von franzöſiſchen Soldaten konnten in voller Uniform unter dem blauen Kittel unentdeckt einhergehen. Dieſer Aufſtand, der als ein merkwürdiges Beiſpiel der Macht daſteht, welche Napoleon's unermüdete Beharrlichkeit über die Menſchen ausübte, ein Aufſtand, den das Volk, ohne Begeiſterung, gegen Willen und Neigung, dennoch ausführte, nachdem es ihn erſt für unmöglich gehalten hatte, erſtreckte ſich von Lyon bis in die Picardie, vor unſern Heeren, auf ihren Seiten, und vorzüglich in ihren Rücken. Schon konnte kein Kourier mehr ohne Begleitung von wenigſtens 100 Pferden ſeinen Weg fortſetzen, jeder Befehl mußte durch eine Parthei überbracht werden, alle gewöhnlichen Verbindungen blieben unterbrochen, die Verwaltungskräfte des ganzen Landes gingen uns verloren, das Zuſammenbringen der Lebensmittel und der Zufuhr wurde äußerſt ſchwierig; in jedem Dorfe, in jedem Walde lag ein unzuberechnender Feind. Bei länger fortgeſetztem Kriege, wenn unſere Lebensmittel ſich erſchöpft, der Aufſtand ſich im Innern beſtärkt, und Napoleon uns nur einigermaßen noch die Spitze geboten hätte, ſo würden dieſe Blaukittel nicht der unwichtigſte Beſtimmungsgrund zu einem Rückzuge geweſen ſein, der uns vielleicht näher bevorſtand, als jetzt glaublich erſcheint; was die Wiederkunft der Franzoſen nach Deutſchland unmöglich machte, das bewaffnete Volk, konnte auch unſern Waffen in Frankreich zunächſt verderblich werden. Tettenborn hatte vorzüglich mit dieſem Uebel zu kämpfen; in der beſtändigen Entfernung von den großen Heeren, immer neben und hinter und oft mitten zwiſchen den feindlichen Truppen, konnte er weniger auf den Eindruck rechnen, der den allzu großen Eifer durch den Anblick der Gefahr und Uebermacht mäßigt. Häufig wurden ſeine Partheien angegriffen und durch Sturmgeläut auf ihren Streifzügen begleitet, die Verbindung mit dem General Kaiſſaroff koſtete regelmäßig einigen Koſaken das Leben; in dem Walde zwiſchen Epernay und Rheims, jenſeits der Marne, und diesſeits in den Gehölzen zwiſchen Epernay und Montmirail, hielten ſich Tauſende von bewaffneten Bauern auf. Unſre Anſtrengung und Thätigkeit wurde durch alles dieſes nur deſto höher geſpannt.

Der General Kaiſſaroff hatte am 10. März einen Kourier aufgefangen, aus deſſen Papieren ſich Napoleon's Abſicht ergab, ſobald er bei Laon geſchlagen hätte, wovon er den Ausgang natürlich als günſtig annahm, ſich ſogleich über Chalons gegen Arcis-ſur-Aube zu werfen, um das Hauptheer der Verbündeten in ſeiner rechten Flanke zu faſſen und zu ſchlagen. Dieſes dünkte unter den jetzigen Umſtänden nicht ſehr wahrſcheinlich, und wurde von Vielen gänzlich bezweifelt, indem ſie vorausſetzten, daß Napoleon nach den erlittenen Unfällen keinen neuen Angriff unternehmen, und ſich nur auf demſelben Wege, den er gekommen, wieder zurückziehen könne. Tettenborn war dieſer Meinung keineswegs; er legte ſich dem Heere Napoleon's längs der Marne in den Rücken, und bewachte jede ſeiner Bewegungen ſo genau, daß ihm auch nicht die geringſte entgehen konnte. Vom 10. bis zum 14. März ſandte er täglich zahlreiche Partheien aus, die mit beiſpielloſer Verwegenheit bis in den innerſten Bereich des franzöſiſchen Heeres eindrangen, und im ganzen Lande unbeſchädigt einherzogen. Von Epernay aus gingen beſtändig Partheien nach Rheims und auf die Straße nach Fismes, wo ſie ſich mit andern, von Dormans aus abgeſandten, begegneten. Das ganze rechte Ufer der Marne wurde durchſtreift, und über Fère-en-Tardenois, Oulchy-le-Chatel und Villers-Cotterets bis hart an Soiſſons und andere Punkte der Aisne täglich der Feind aufgeſucht und beobachtet, öfters auch angegriffen und zurückgedrängt. Gegen Chateau-Thierry gingen täglich mehrmals auf beiden Seiten der Marne Patrouillen. Auf dem linken Ufer der Marne hielten unſere Partheien über Orbais die Verbindung mit dem General Kaiſſaroff, andere ſtreiften über Vieux-Maiſons, Montmirail bis nach Coulommiers und La-Ferté-Gaucher. Die Nachrichten, welche auf dieſe Art von allen Seiten bei Tettenborn zuſammenſtrömten, beſtätigten auffallend, daß Napoleon noch keineswegs an einen Rückmarſch zur untern Marne denke, wo zwar bei La-Ferté-ſous-Jouarre die Brücke wohlerhalten ſo wie die zerſtörte bei Chauteau-Thierry hergeſtellt war, aber am 10. und 11. eine große Anzahl Truppen noch immer eiligſt die Richtung nach Soiſſons nahmen, wohin auch alle Nationalgarden der Gegend plötzlich aufbrachen. Es ſcheint in der That Napoleon's Abſicht damals noch geweſen zu ſein, die Angriffe gegen Blücher nachdrücklicher zu wiederholen.

Unſere Partheien mußten ſich bald durch Wälder durchſchleichen, bald in Dörfern gegen die Bauern ſchlagen, bald im offnen Felde feindliche Truppenabtheilungen beſtehen, das Glück war uns jedoch immer günſtig; ſelbſt am 12. März, als der Feind von Chateau-Thierry aus mit ziemlicher Stärke Dormans gegenüber erſchien, und die Einwohner des Städtchens ſich ſchon zu regen anfingen, wurde derſelbe durch die guten Anſtalten des Oberſten von Pfuel mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Bei aller Gewandtheit und Kühnheit der Koſaken würde Tettenborn gleichwol nicht mit ihnen allein dieſe glücklichen Züge haben ausführen können, die Unkunde der Sprache, die Sitte des Landes, und ſelbſt der Mangel höherer Umſicht, die durch die ſchärfſte untergeordnete nicht erſetzt werden kann, hätten unüberſteigliche Hinderniſſe entgegengeſtellt. Er hatte aber eine glückliche Anordnung getroffen, die in dieſer Rückſicht nichts zu wünſchen ließ und außerordentlichen Nutzen brachte. Alle Koſakenpartheien wurden nämlich von deutſchen Offizieren geführt, denen die Koſaken bald eben ſo gern folgten wie ihren eignen, und durch dieſe glückliche Miſchung wurden ſelbſt die ſchwierigſten Dinge möglich. Außer dem Oberſten von Pfuel und dem Major von Droſte, leiſteten die Rittmeiſter von Herbert, von Bismarck, von Philippsborn, Graf von Bothmer, ſo wie die Lieutenants von Hochwächter, Behrens, Redlich, und Sieveking, und Andere, hierin vorzüglich gute Dienſte.

Inzwiſchen hatte auch der General Graf von Saint-Prieſt, um nicht länger an der Spitze von 11,000 Mann unthätig zu bleiben, am 12. März frühmorgens die Stadt Rheims angegriffen, und da dieſelbe ganz unbefeſtigt, und nur ſchwach beſetzt war, nach einem kurzen Widerſtand alsbald genommen. Die Reiterei des Feindes und ein großer Theil des Fußvolks, zuſammen etwa 1000 Mann, und 11 Kanonen, fielen den Ruſſen in die Hände. Die unſrigen hatten nur wenig Leute verloren. Der Graf von Saint-Prieſt ſandte hierauf Partheien gegen Fismes und Very-au-Bac, um die Verbindung mit Blücher auf dem nächſten

Wege zu finden; ſie wurden aber bald durch feindliche Poſten zurückgewieſen. Napoleon, deſſen frühere Vorſätze nur verzögert, aber nicht aufgegeben waren, duldete nicht lange den Feind in ſeiner rechten Flanke und auf ſeinem vorhabenden Wege; ſchon den Tag darauf, am 13. März, ließ er den Marſchall Marmont wieder gegen Rheims vorrücken. Der Graf von Saint-Prieſt hatte alle Vorſicht vernachläſſigt; die Kanonen ſtanden auf dem Felde abgeſpannt, während die Pferde ſich in der Stadt zur Tränke befanden, die Reiterei hatte größtentheils abgeſattelt, und bei allem dieſen waren die Vorpoſten nur obenhin ausgeſtellt. Die Truppen wurden von dem Feinde unvermuthet angegriffen, und konnten unter dieſen Umſtänden keinen langen Widerſtand leiſten, ein Theil derſelben, vorzüglich die Preußen unter dem General von Jagow, zog ſich in guter Verfaſſung gegen die Aisne zurück, ein anderer Theil wurde gegen die Marne geſprengt. Saint-Prieſt ſelber büßte ſeine Fahrläſſigkeit mit dem Leben, er wurde erſchoſſen, als er die überfallenen Truppen zu ſpät ordnen wollte. Die Stadt Rheims, 10 Kanonen und 2000 Gefangene blieben in den Händen des Marſchalls Marmont.

Auf die Nachricht von dieſem Ereigniß konnte Tettenborn nicht länger in Port-à-Vainſon bleiben, zumal er das Vorrücken des Feindes nicht für ein einzelnes, ſondern vielmehr für ein in größerm Zuſammenhange ſtehendes Unternehmen anſah. Er zog daher alle ſeine Partheien, die noch bis zum letzten Augenblick in der ganzen Gegend der untern Marne keine Anſtalten zum Rückmarſche Napoleon's dorthin bemerkt hatten, wieder an ſich, und marſchirte am 14. März gegen Abend nach Epernay, um die obere Marne deſto genauer im Auge zu haben. Die von Rheims verſprengten Flüchtlinge ſagten einſtimmig aus, daß eine große Uebermacht dort erſchienen ſei und ſich zur Verfolgung der Unſern auf beide Straßen nach Chalons und Epernay gewendet habe. Man konnte daher eines Angriffs in Epernay gewärtig ſein, wenn die Abſicht des Feindes in Rheims auch nicht weiter ginge, als ſeine Flanken bis dahin aufzuhellen und zu reinigen. Zur rechten Zeit fand Tettenborn eine Verſtärkung hier in dem Major von Falkenhauſen, der mit zwei Schwadronen ſchleſiſcher Landwehr von Blücher abgeſchickt war, um deſſen Verbindung mit dem Hauptheere herzuſtellen. Dieſer durch Muth und Raſchheit in vielen glücklichen Unternehmungen höchſt ausgezeichnete Offizier ſchloß ſich an Tettenborn, den er mit demſelben Geſchäft beauftragt ſah, willkommen an. Am folgenden Vormittage erſchienen bereits franzöſiſche Truppen auf der Höhe des Waldes von Rheims, und zogen in das Thal gegen die Marne herab; unſre zerſtreuten Poſten waren nach leichtem Plänkeln bald zurückgedrängt, und ſchon näherte ſich der Feind, etwa 300 Mann Fußvolk und 3 Schwadronen ſtark, der Brücke von Epernay. Als derſelbe nahe genug herangekommen war, ließ Tettenborn ein Koſakenregiment unter der Anführung ſeines eignen Oberſten Barabanſchtſchikoff über die Brücke jagen und den Feind anfallen, der den Ungeſtüm dieſes Angriffs nicht aushielt; ſeine Reiterei wandte ſich augenblicklich zur Flucht, wurde aber eingeholt und größtentheils niedergemacht, das Fußvolk war abgeſchnitten und ſtreckte das Gewehr. Während dieſes Gefechts hatte ſich ein Vorfall ereignet, der unter minder günſtigen Umſtänden höchſt nachtheilig hätte werden können. Die ſteinerne Brücke über die Marne war ſo eingerichtet, daß ſie jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte, ſobald das Anrücken des Feindes dieſes nöthig machte. Unglücklicherweiſe wurde das Pulver durch einen Zufall zu früh entzündet, und die Brücke ſtürzte mit großem Knall zuſammen, eben als unſere Koſaken jenſeits im Verfolgen begriffen waren. Tettenborn ließ eiligſt 2 Kanonen auf der Wieſe von Epernay auffahren, um die Rückkehrenden, im Falle nun auch ſie wieder durch den verſtärkten Feind gedrängt würden, in Schutz zu nehmen; zugleich ließ er ſchleunigſt die Brücke, deren einer Rand ſtehen geblieben war, ſoweit in Stand ſetzen, daß einzelne Reiter übergehen konnten, und ſo kamen alle wohlbehalten nebſt einer großen Anzahl Gefangener zurück. Nicht lange nach dieſem Gefecht ſah man von den Waldhöhen auf's neue feindliche Truppen herabkommen, aber jetzt in ſtärkſter Anzahl, indem gedrängte Maſſen Reiterei einander in unabſehbarem Zuge folgten, mit vielem Geſchütz und einigem Fußvolk untermiſcht. Es war ſogleich unverkennbar, daß der Feind jetzt eine Hauptbewegung nach dieſer Seite mache, und den Uebergang über die Marne ſich nicht lange werde beſtreiten laſſen. Dennoch beſchloß Tettenborn, ihn ſo lange aufzuhalten als möglich, um ihn zu zwingen, ſein Geſchütz aufzufahren und einen größern Theil ſeiner Macht zu entwickeln. Er vertheidigte daher die Brücke mit 2 Kanonen, bis der Feind deren eine große Ueberzahl ſpielen ließ, und zog ſich erſt gegen Abend ohne Verluſt und unverfolgt zurück; der Feind konnte die Brücke an dieſem Abende nur erſt für Fußvolk gangbar machen und mußte mit ſeiner ganzen Reiterei jenſeits in der Ebne übernachten.

Jetzt blieb faſt kein Zweifel mehr, daß Napoleon, ſeinem anfänglichen Vorſatze gemäß, über Chalons und Epernay gegen Arcis-ſur-Aube vorrücken wolle; die völlige Gewißheit hierüber zu erhalten, ſandte Tettenborn noch in der Nacht eine Parthei nach Chalons, um ſich über den dortigen Zuſtand der Dinge zu unterrichten; er ſelbſt zog ſich von der Marne ab gegen Velie, am Flüßchen Somme-Soudé, wo er zwiſchen Chalons und Epernay, in beinahe gleicher Entfernung von beiden Orten, die feindliche Bewegung beobachten und ihr nöthigenfalls noch zeitig genug rechts gegen die befeſtigte Stadt Vitry ausweichen konnte. Am folgenden Morgen, den 16. März, erhielt Tettenborn durch jene zurückkehrende Parthei die Nachricht, daß der General Dawidoff, welcher mit 2000 Ruſſen und zahlreichem Geſchütz Chalons beſetzt gehalten, die Ankunft der Franzoſen nicht abgewartet, ſondern ſich mit allen Truppen nach Vitry zurückgezogen habe, worauf jene ohne Widerſtand ſo eben eingerückt ſeien, die Anzahl derſelben ließe ſich nicht genau ſchätzen, doch müſſe ſie ſehr beträchtlich ſein. Tettenborn, welcher ſchon am vorigen Tage Schwarzenberg von dem Anrücken des Feindes benachrichtigt hatte, eilte demſelben die Gewißheit davon zu beſtätigen. Auch dem General Kaiſſaroff, der noch bei Fère-Champenoiſe und Sezanne ſtand, theilte er ſchleunigſt dieſe wichtigen Nachrichten mit. Er ſelbſt zog ſich aus der Marſchlinie des Feindes rechts nach Cosle, um zum Wiederanknüpfen der Verbindung mit dem Heere Blücher's die Hand bieten zu können, und in der Flanke der feindlichen Bewegungen zu bleiben. Ueberall auf dieſem Marſche trafen wir die Vorpoſten des Hauptheeres, welche nach dieſer Seite in weiter Ausdehnung vorgeſchoben waren, um frühzeitig den Feind zu entdecken, auf deſſen Kommen man ſchon durch mancherlei Anzeigen, die man jedoch noch immer bezweifelte, vorbereitet und mit höchſter Aufmerkſamkeit geſpannt war. Da ſich auf dieſer bisher am meiſten geſicherten Flanke des Hauptheeres keine leichte Reiterei befand, ſo mußten die Garderegimenter, die am nächſten ſtanden, hier den Vorpoſtendienſt verſehen. Tettenborn war daher mit ſeinen Koſaken doppelt willkommen, indem er jene zum Theil ablöſen konnte. Er befand ſich nun an das Hauptheer Schwarzenberg's angeſchloſſen, und verweilte zwei volle Tage hier, um deſſen Vorpoſtenkette zu bilden. Seine Partheien durfte er in dieſer Lage wenig ausdehnen, noch viel weniger konnte er ſelbſt mit der ganzen Truppenſchaar ſeinen Standpunkt verlaſſen; er würde ſonſt ſogleich wieder aufgebrochen ſein, um dem Feind in den Rücken zu marſchiren und dort deſſen Stärke und Richtung genau zu erkunden. Der Mangel an Uebereinſtimmung in den Befehlen, welche er nun von verſchiedenen Seiten erhielt, wurde zu einer neuen Schwierigkeit, die ſich nicht immer ſogleich löſen ließ. Tettenborn hatte entſchieden behauptet, der Feind würde mit aller Macht von dieſer Seite gegen die Aube vorrücken; allein da ſich dies um einige Tage verzögerte, wahrſcheinlich weil Napoleon die bei Chateau-Thierry und La-Ferté-ſous-Jouarre übergegangenen Truppen erſt auf gleicher Höhe wiſſen wollte, ſo hatte man dieſes Vorhaben wieder ganz bezweifelt und unglücklicherweiſe auch die thätigern Ausforſchungen Tettenborn's gehemmt. Der General Kaiſſaroff war während der letzten Tage mehrmals in Sezanne von überlegener Reiterei, welcher Geſchütz und Fußvolk zur Unterſtützung folgte, angegriffen und zurückgedrängt worden, konnte aber, da er bloß in der Front des Feindes ſtand, nichts Genaueres über denſelben in Erfahrung bringen.

In der Vorausſetzung, daß die Wegnahme von Chalons und Epernay nur ein ſtarker Seitenverſuch des Feindes geweſen, der ohne weitere Folgen bleiben würde, erhielt der ruſſiſche General von Lambert aus dem großen Hauptquartier den Befehl, mit den Generalen Tettenborn und Dawidoff einen Verſuch zur Wiederbeſetzung Chalons zu machen. Tettenborn zog ſich daher am 18. März von Cosle nach Togny an dem Flüßchen l'Iſſon, und wollte auf dem linken Ufer der Marne nach Chalons hinabrücken, wohin ſchon Partheien vorausgeſandt waren. Inzwiſchen lief die Nachricht ein, daß die Franzoſen in ſtarker Anzahl durch Vatry gegen Sommeſous, alſo gegen die Aube, marſchirten und jenſeits Vatry auf mehrern Punkten ein lebhaftes Plänkeln gehört würde. Der General von Lambert veränderte daher das bisherige Vorhaben, übertrug Tettenborn allein den Verſuch gegen Chalons und die Sorge, ſich mit Blücher wieder in Verbindung zu ſetzen, und kehrte mit den übrigen Truppen nach Vitry zurück, um dieſen wichtigen feſten Punkt bei dem allgemeinen Vorrücken des Feindes nicht entblößt zu laſſen. Tettenborn ging demgemäß mit allen ſeinen Truppen durch die Marne, und marſchirte nun auf dem rechten Ufer gegen Chalons hinab.

Napoleon hatte bei Soiſſons Blücher'n gegenüber die beiden Marſchälle Marmont und Mortier mit hinreichender Macht ſtehen laſſen, und mit etwa 30,000 Mann ſeiner beſten Truppen und einem großen Theil neuer, von Paris gekommener Verſtärkungen ſich wieder gegen Süden gewandt, um das Hauptheer der Verbündeten anzugreifen. Er marſchirte in vier Abtheilungen, die bei La-Ferté-ſous-Jouarre, Chateau-Thierry, Epernay und Chalons über die Marne gingen. Wenn er den Bogen ſeines Umſchwungs jedesmal ausdehnte, und ſich unſere Heere, um nicht zu ſchlagen, jedesmal zurückzogen, ſo gewann er auch ohne Sieg immer mehr Boden, und konnte das nächſtemal, wenn er ſich wieder vorwärts wendete, ſogar ſchon die Maas erreichen. Sein Kunſtgriff war ganz einfach, er nahm jedesmal die innere Flanke unſerer Heere zum Ziel, warf ſeine Spitze keck zwiſchen beide vor, hielt ſie dadurch getrennt, und ſchreckte mehr zum Rückzug als er dazu nöthigte. Auf dieſe Weiſe fegte er die Champagne nach beiden Seiten rein, und dies konnte noch eine geraume Zeit ſo fortgehen. Wenn jemand bezweifeln möchte, daß unſere Sachen damals wirklich nicht glänzender ihm gegenüberſtanden, ſo braucht derſelbe nur zu erwägen, daß Napoleon mit 30,000 Mann noch immer unangegriffen und unaufhaltſam in dieſem Mittelraume nach Willkür umherzog, vor ſich ein freies Feld, hinter ſich den ſichern Rückzug, und gleichwohl auf jeder Seite rechts und links ein Heer von beinahe 100,000 Feinden hatte! Auch diesmal wäre ſeine Abſicht wieder vollkommen gelungen, wenn nicht der Zufall die Schlacht von Arcis-ſur-Aube gegen die Abſicht herbeigeführt hätte. Als nämlich das Anrücken Napoleon's endlich nicht länger zu bezweifeln war, verließ das Heer Schwarzenberg's ſeine bisherige Stellung, und ging an der Aube hinauf gegen Bar-ſur-Aube zurück, wo das Hauptquartier am 20. März eintreffen ſollte, nachdem es den Tag vorher in Pougy geweſen. Allein der Rückzug der an die Seine vorgeſchobenen Truppen war durch einen verhängnißvollen Zufall verſpätet worden, ein Befehl Schwarzenberg's dort nicht angelangt, wie dergleichen Dinge bei fremdartig zuſammengeſetzten Truppen wohl geſchehen, und jene Abtheilungen waren abgeſchnitten und verloren, wenn man nicht den Feind bei Arcis aufhielt. Schwarzenberg ging daher neuerdings dem Feinde mit aller Macht entgegen, fand ihn ſchon bei Plancy und Arcis dieſſeits des Fluſſes, und griff ihn nun, da kein andres Mittel war, entſchloſſen an. Nach heftigen dreitägigen Gefechten, in welchen unſere Truppen mit größter Tapferkeit den Feind überall ſchlugen, ohne daß eine förmliche Schlacht zu Stande kommen konnte, zog dieſer unverrichteter Sache und mit einem Verluſt von 11 Kanonen und vielen Gefangenen am 22. März von Arcis wieder ab, wo er ein zweites Laon gefunden hatte.

Inzwiſchen hatte Tettenborn Chalons vom Feinde ganz verlaſſen gefunden, und dieſe Stadt am 20. März Abends beſetzt, die nöthigen Erkundigungen eingezogen und nach allen Richtungen Partheien ausgeſandt, vorzüglich aber gegen Epernay und Rheims. Schon am folgenden Tage war die Verbindung mit dem nördlichen Heere glücklicherweiſe ganz hergeſtellt, indem die Partheien Tettenborn's in Rheims auf die Truppen Wintzingerode's ſtießen, der auch bald ſelbſt dort einrückte. Blücher zog ſich nun mit allen ſeinen Truppen näher an die Marne, und wollte ſich aller Uebergangspunkte verſichern, um ſie dem Feinde zu zerſtören, falls er ſich hieher zurückwendete, für ſeinen eignen Gebrauch aber die Brücke bei Epernay behaupten. Dieſen Ort hatte jedoch der Feind noch mit 800 Mann Fußvolk und 3 Schwadronen Reiter beſetzt. Tettenborn ſandte den Oberſten von Pfuel mit 2 Koſakenregimentern dahin, um den Feind zu verjagen. Der General Vincent, welcher in Epernay befehligte, rückte anfangs mit ſeiner Reiterei uns vor die Stadt entgegen, und hielt gegen mehrere Drohbewegungen Stand, bis unvermuthet die Koſaken mit lautem Geſchrei zu ernſtlichem Angriff heranſprengten, die 3 Schwadronen über den Haufen warfen und in die Stadt jagten; das Fußvolk, welches den Eingang derſelben beſetzt hielt, wurde niedergemacht und unter beſtändigem Gemetzel der Feind durch die Stadt bis wieder auf das Feld verfolgt, wo ſich der General Vincent mit einem geringen Ueberreſte in die Wälder rettete. Während dieſes glänzenden Gefechts erſchien jenſeits der Marne ſchon der Vortrab der Truppen des Generals von Wintzingerode, die über die hergeſtellte Brücke in Epernay einzogen.

Schon am 22. März fand Tettenborn aus den Berichten ſeiner verſchiedenen Partheien zu vermuthen Anlaß, daß Napoleon nach den Gefechten bei Arcis-ſur-Aube, deren Ausgang wir demzufolge nicht ganz ungünſtig für uns glauben mußten, ſich neuerdings gegen die Marne und zwar auf Vitry wende, wo die Marne überall zu durchwaten iſt, und er daher ohne Schwierigkeit die Straße von Nancy gewinnen, oder auch zunächſt unſrem Hauptheer in den Rücken kommen konnte. Ueber dieſe Bewegung ſo ſchnell als möglich beſtimmte Sicherheit zu erlangen, war nun eine der wichtigſten Aufgaben, von deren Löſung der ganze Feldzug eine andere Wendung erhalten konnte. Tettenborn ſandte daher auf beiden Seiten der Marne mehrere Partheien aus, um gegen Vitry hin den Marſch des Feindes zu entdecken, und über Coſle und Sommeſous, falls der Feind ſchon wirklich über die Marne gegangen, in ſeinem Rücken Nachrichten einzuſammeln und Kouriere aufzufangen. Der hanſeatiſche Lieutenant Redlich hatte das Glück, einen Kourier nach langem Verfolgen einzuholen, und lieferte Abends deſſen Papiere nach Chalons. Sie waren von der allergrößten Wichtigkeit. Außer einem durchgebeſſerten Bulletin von der Schlacht bei Arcis, welches einen Sieg auf ſolche Art verkündigte, daß uns kein Zweifel über den Vortheil der Unſrigen bleiben konnte, befanden ſich darunter die merkwürdigſten Briefſchaften in größter Menge; der Marſchall Lefebre z. B. ſchrieb an ſeine Gemahlin, Napoleon ſei bei Arcis mit ſeinem Gefolge durch den Angriff eines ungariſchen Huſarenregiments, das ohne Zweifel nicht wußte, wen es vor ſich hatte, in größte Gefahr gerathen, und habe ſelbſt nach Degen und Piſtole gegriffen, ein Pferd ſei ihm unter dem Leibe getödtet worden, er wolle aber nicht, daß man es wiſſe, und anderes dergleichen. Die Hauptſache war aber ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's ſelbſt an die Kaiſerin Marie Louiſe, worin er ausdrücklich ſagte, daß er auch ohne bei Arcis vollſtändig geſiegt zu haben, dennoch weiter vormarſchire, um ſich ſeinen Feſtungen zu nähern, und die feindlichen Heere ſowohl getrennt zu halten, als auch immer weiter von Paris abzuziehen. Das Schreiben, deſſen erſte Entzifferung mir unter nicht geringer Anſtrengung erſt nach einiger Zeit gelang, lautete: „Mon amie. J'ai été tous ces jours à cheval. Le 20 j'ai pris Arcis-sur-Aube. L'ennemi m'y a attaqué à huit heures du soir le même jour, je l'ai battu et lui ai fait 4000 morts; je lui ai pris 2 pièces de canon et même pris 2 obusiers quittés. Le 21 l'armée ennemie s'est mise en bataille pour protéger la marche de ses corps d'armée sur Brienne et Bar-sur-Aube. J'ai pris le parti de me porter sur la Marne, afin de les pousser plus loin de Paris et de me rapprocher de mes places. Je serai ce soir à St. Dizier. Adieu mon amie. Embrassez mon fils."

Tettenborn theilte dieſe wichtige Nachricht ſogleich nach beiden Seiten, ſowohl dem ſchleſiſchen als dem großen Heere mit, deren Verbindung nun auch ſchon ohne Hinderniß über Fère-Champenoiſe und Vertus hinter dem Rücken Napoleon's bewerkſtelligt war. Nach dieſen, beſonders den in den letzten Zeilen enthaltenen Aufſchlüſſen war keine Zeit zu verlieren. Wintzingerode nahm die ſämmtliche Reiterei ſeines Heertheils, etwa 7000 Pferde nebſt 46 reitenden Kanonen, und rückte am 23. März von Epernay gegen Vatri vor, zog Tettenborn aus Chalons an ſich, und marſchirte am 24. in der Richtung auf Vitry. Wir ſahen es im voraus als entſchieden an, daß jetzt die beiden Heere Blücher's und Schwarzenberg's, anſtatt vor Napoleon wie bisher ſeitwärts in größere Trennung ſich zurückzuziehen, jetzt hinter ihm zuſammenſtoßen und vereinigt bleiben mußten. Der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen trafen mit Schwarzenberg am 24. in der Nähe von Vitry zuſammen, und in einem unter freiem Himmel gehaltenen Kriegsrathe wurde beſchloſſen, was Blücher immer gewollt und angeſtrebt, und Schwarzenberg jetzt nicht länger verſagen konnte, mit geſammter Heeresmacht, anſtatt dem Kaiſer Napoleon wie er es wünſchte zu folgen, gradezu auf Paris loszugehen. Die Verbündeten konnten nun vielleicht mit Einem Schlage den Krieg endigen; ſei es, indem ſie vor Napoleon Paris erreichten und ſich dieſer Hauptſtadt bemächtigten, oder daß es, im Fall er ſogleich umkehrte, in der großen Ebene zwiſchen der Marne und Aube zur Schlacht käme, in der unſre zahlreiche und vortreffliche Reiterei, die bisher zu ſehr vertheilt geweſen und nicht gehörig gebraucht worden, in großen Maſſen wirkend ihr bedeutendes Uebergewicht darthun konnte.

Man darf dieſem Entſchluß das Lob einſichtiger Kühnheit geben. Daß auch einiges Wagniß dabei war, verhehlte man ſich nicht. Napoleon hatte den Kern ſeiner Truppen bei ſich und konnte ſich mit den zahlreichen Beſatzungen ſeiner Feſtungen vereinigen; der General Maiſon in den Niederlanden hatte ſich ſchon in Verbindung mit dem General Carnot geſetzt, bedrohte Brüſſel, und konnte bald vielleicht Napoleon die Hand bieten; hinter unſerm Heere war alles im Aufſtande, der durch Napoleon's Erſcheinen nur noch geſteigert werden mußte; der Marſchall Augereau befehligte zahlreiche Truppen bei Lyon, und konnte von dort herangezogen werden; unſere Heere verloren ſich immer tiefer in Frankreich, getrennt von ihren Hülfsquellen, in einem verwüſteten Lande, ohne Verbindung, Zufuhr, Erſatz, Stützpunkte, und konnten bald vor der Hauptſtadt des Reichs ſtehen, deren Volksmenge fähig war, ein großes Heer zu beſchäftigen, zu vernichten. Alles dieſes durfte die größten Bedenklichkeiten erregen; allein nie iſt das Weſentliche von dem Scheinbaren beſſer unterſchieden worden, und die erwählte Maßregel war die rechte, auch wenn ihr Erfolg minder günſtig ausgefallen wäre. Paris und Napoleon hatten ihre bisher vereinte Bedeutung ſchon von einander getrennt. Die großen Heere brachen am 24. und 25. März von der Aube und Marne nach Paris auf, und trafen am 25. bei Fère-Champenoiſe die vereinigten Marſchälle Marmont und Mortier, die von Soiſſons nun auch wieder an Napoleon ſich anſchließen wollten; nach kurzem, aber blutigem Kampfe wurden dieſe geſchlagen und vernichtet, und der Marſch gegen Paris unaufhaltſam fortgeſetzt.

Indeß durfte Napoleon ſelbſt nicht aus den Augen gelaſſen werden. Der General von Wintzingerode, jetzt gegen 8000 Reiter ſtark, erhielt den Auftrag, dem Marſche Napoleon's auf dem Fuß zu folgen, ſeine Truppen zu necken, zu ermüden und einzeln aufzureiben, vor allem aber ihn in der Täuſchung zu erhalten, daß das große Heer der Verbündeten ihm folge. Wintzingerode war am 24. Mittags über Vitry hinausgerückt, und ſetzte Nachmittags ſeinen Marſch auf dem rechten Ufer der Marne gegen Saint-Dizier fort. Tettenborn führte den Vortrab, der aus Koſakenregimentern, dem Iſum'ſchen Huſarenregimente und 8 reitenden Geſchützen beſtand, zuſammen etwa 1500 Reiter. Den General Tſchernyſcheff mit ungefähr 2000 Koſaken ſandte er auf dem linken Ufer in ſüdlicher Richtung vor. Nach der bei Craonne gemachten Erfahrung hätte man billig Bedenken tragen dürfen, Wintzingerode'n ſo große Reitermaſſen zu ſolch wichtigem Zweck anzuvertrauen, da ihm kühner Unternehmungsgeiſt und ſelbſt raſche Thätigkeit fehlte; allein er war einmal da, und man konnte ihn nicht übergehen; übrigens ſtand er bei dem Kaiſer in beſondrer Gunſt, und ſeine perſönliche Tapferkeit war anerkannt. Um der letztern Eigenſchaft willen ehrte ihn auch Tettenborn, und ſah ſich nicht ungern unter ſeinen Befehl geſtellt, da ſie ſchon vom öſterreichiſchen Dienſte her befreundet waren.

Der Feind war ſchon am Nachmittag aus der Nähe von Vitry weggezogen, und wurde erſt mit einbrechender Nacht in dem Dorfe Thièblemont erreicht, wo ſein Fußvolk erſt nach lebhaftem Geplänkel abzog. Am nächſten Tage wurde die Verfolgung heftiger fortgeſetzt, und eine größere Abtheilung des Feindes in Saint-Dizier eingeholt, wo ſich ſogleich ein hitziges Gefecht entſpann; Wintzingerode folgte ſeinem Vortrabe dicht auf dem Fuße, und hinderte dadurch jede freie Bewegung desſelben, ohne ihn weſentlich unterſtützen zu können, da die ganze Maſſe hinter ihm auf der Straße gedrängt ſtehen blieb, und der Raum ſchon für den Vortrab zu enge war. Der Feind hielt Saint-Dizier mit Fußvolk ſtark beſetzt; es war die Nachhut des Generals Gerard, der den zweiten franzöſiſchen Heertheil befehligte; ſeine Haupttruppe war über die Marne gegangen und zog am linken Ufer abwärts nach Valcour in der Richtung auf Waſſy, während Napoleon ſchon weiter auf Bar-ſur-Aube vordrang. Tettenborn ließ Saint-Dizier durch Koſaken umſchwärmen, und wandte ſein beſonderes Augenmerk auf die feindlichen Truppenzüge, die wir jenſeits der Marne in uns entgegengeſetzter Richtung längs des Ufers fort und dann links die Höhen hinauf nach Valcour marſchiren ſahen; ſie gaben uns auf der ganzen Strecke die rechte Flanke bloß. Eiligſt ließ Tettenborn dem Dorfe Valcour gegenüber bei Hoiricourt hart am Ufer ſeine 8 Kanonen aufpflanzen und ein mörderiſches Feuer auf die jenſeits abziehenden Truppen eröffnen. Die Wirkung war furchtbar; von derſelben Kugel ſahen wir drei, vier Mann ſtürzen, durch dieſelbe Granate ganze Züge in Verwirrung gerathen, die vorderſten Abtheilungen eilten die Höhe zu gewinnen, die ſpäteren ſtoben in Angſt und Schrecken aus einander, und retteten ſich vereinzelt in die Gehölze ſeitwärts der Straße. Da zugleich ein Koſakenregiment durch die Marne ſetzte und die in Saint-Dizier zurückgebliebenen Franzoſen, die ſich bis dahin tapfer gehalten hatten, abzuſchneiden drohte, ſo beeilten auch dieſe ihren Rückzug und ſuchten vor dem auch ihnen verderblichen Geſchützfeuer eine Zuflucht in dem nahen Walde.

Der Feind hatte jedoch nicht geſäumt einen Theil ſeines Geſchützes, das ſchon auf der Straße nach Waſſy voraus war, zurückzuholen und den ruſſiſchen Kanonen entgegenzuſtellen. General Gerard ließ auf dem Hochrande von Balcourt eine Batterie von 16 Kanonen auffahren, die bald ein heftiges Feuer auf die unſere richtete, um den Abmarſch von Saint-Dizier zu decken. Der ungleiche Kampf wurde noch eine Weile fortgeſetzt; Tettenborn ſelbſt war bei ſeinem Geſchütz und ermunterte die Kanoniere; da ſauſte eine feindliche Kanonenkugel ihm ſo dicht über den Kopf dahin, daß ihm die Mütze durch den Druck verſchoben wurde; in ruhiger Haltung nahm er die Mütze ab, ſchwang ſie in der Luft und dankte den Franzoſen für den ſchönen Gruß, welches den Koſaken ſo gefiel, daß ſie in ein lautes Hurrah darüber ausbrachen. Indeß war ein Pulverwagen durch eine franzöſiſche Granate entzündet und aufgeflogen, ein Lafettenrad ſchwer beſchädigt, und die ganze Stellung am niedern Ufer gegen die Uebermacht auf der Höhe nicht haltbar. Auch ſendete der Feind ſchon Voltigeurs über die Marne herüber, deren Plänklerfeuer den Koſaken und Kanonieren gefährlich wurde, während das zu deren Schutz vorgezogene Iſum'ſche Huſarenregiment in Kartätſchenhagel gerieth. Tettenborn zog daher die Kanonen und Huſaren aus dem Feuer zurück, und nur Koſaken blieben dicht am Feind und umſchwärmten deſſen Poſten.

Die Franzoſen behaupteten ſich auf der Höhe von Balcour bis zum Abend, dann zogen ſie ſtill in der Richtung von Waſſy ab. Tettenborn war augenblicklich davon benachrichtigt und folgte dem Feind auf dem Fuße nach, er ging mit allen ſeinen Truppen über die Marne, durch den Engweg, der aus dem Thal durch das Dorf Balcour auf die Höhe führte, erreichte die Nachhut bei dem Dorf Humbecourt, griff ſie ſogleich an, und vertrieb ſie aus dem Dorfe. Weiter vorzubringen aber war unmöglich; alle nächſten Dörfer waren ſtark mit Fußvolk beſetzt, und wo die Koſaken nahten, empfing ſie heftiges Gewehrfeuer. Hiernach mußte eine beträchtliche Truppenmacht ſehr in der Nähe ſein, die ſich nicht ungeſtraft antaſten ließ. Indeß dauerte das Plänkeln die ganze Nacht, während deren wir den Raum vor uns bis Waſſy in weiter Ausdehnung durch unzählige Wachtfeuer erhellt ſahen, die ſich beſonders auch zu unſrer Rechten längs des Waldes bis ganz in unſre Nähe erſtreckten. Tettenborn brachte die Nacht rechts von Humbecourt in Eclaron zu, und machte Wintzingerode'n, der ſein Hauptquartier in Saint-Dizier hatte, wiederholt Meldungen, und theilte ihm ſeine Wahrnehmungen in bündigſter Weiſe mit. Doch dieſer war immer noch der Meinung, man habe es nur mit einer Nachhut zu thun, die bald abziehen werde.

Frühmorgens am 26. März fand Tettenborn die Dörfer, welche der Feind am vorigen Abend beſetzt gehalten, keineswegs von ihm verlaſſen, ſondern die Franzoſen rückten aus denſelben mit viel ſtärkerer Mannſchaft dem Angriffe der Koſaken ſogar entgegen. Die 2 Koſakenregimenter in Humbecourt wurden durch das Vordringen einer beträchtlichen Feindesſtärke zum Abzuge genöthigt, ſtellten ſich aber dicht davor wieder auf. Benachrichtigt, daß Wintzingerode ihm 2 Reiterregimenter zur Unterſtützung ſende, verſuchte Tettenborn das Dorf Humbecourt wieder zu nehmen, doch die angreifenden Plänkler fanden die hartnäckigſte Gegenwehr, die zu brechen Tettenborn einen allgemeinen Angriff befahl. Dem plötzlichen Anſtürmen einer ſo ſtarken und entſchloſſenen Reiterei widerſtanden die Franzoſen nicht, ſie wurden geworfen, niedergemacht, in das Dorf zurückgeſprengt. Als aber die Ruſſen in dieſes eindringen wollten, wies Kartätſchenhagel und mächtiges Gewehrfeuer ſie mit Verluſt zurück. Sehr deutlich unterſchied man in der Ferne große Truppenmaſſen, die ſich immer näher zogen, und denen immer andre nachfolgten. Tettenborn ſchätzte ſie wenigſtens auf 30,000 Mann, unter denen ſehr viele Reiterei; es war kein Zweifel, daß Napoleon's Hauptſtärke hier anrückte. Schon gingen auch die Franzoſen auf allen Punkten zum Angriff über, und zwangen die Koſaken durch ſtarkes Gewehr- und Kanonenfeuer überall zum Weichen; auf beiden Flügeln entwickelten ſich beträchtliche Reiterſchaaren. Das Vordringen geſchah ſo ſchnell und in ſo großen Maſſen, daß an kein Aufhalten zu denken war; Tettenborn ſandte 6 ſeiner Kanonen und alle Huſaren ſogleich über die Marne zurück, mit den Koſaken und 2 Kanonen wollte er ſo lange als möglich auf dem linken Ufer ausdauern.

Wintzingerode, noch immer ungläubig, kam nun ſelber zu Tettenborn herangeritten, und meinte, es ſei zweckmäßig den Feind durch einen neuen Angriff zu völliger Entwicklung ſeiner Streitkräfte zu nöthigen, die man alsdann erſt richtig werde beurtheilen können. Er wollte, bevor er einen Entſchluß faßte, die Meldungen von Tſchernyſcheff erwarten, deren Ausbleiben er nicht begreifen konnte. Tettenborn gab ſogleich ſeine Befehle, doch ehe die Koſaken fertig waren, drangen auf allen Seiten die Franzoſen mit Uebermacht heran, im Galopp fuhren ihre Geſchütze auf, zahlreiche Reiterei entwickelte ſich, große Maſſen Fußvolk eilten rechts und links der Marne zu, gegen die 2 Kanonen, welche Tettenborn zur Unterſtützung der Koſaken auf den andringenden Feind feuern ließ, waren ſchnell 10 franzöſiſche Kanonen in Thätigkeit. An der Stärke des Feindes war nicht mehr zu zweifeln, man ſah, daß man es mit wenigſtens 20,000 Mann zu thun habe, denen noch immer neue Züge folgten. Nun kehrte Wintzingerode eiligſt nach Saint-Dizier zurück, um ſeine Truppen ſämmtlich in Bereitſchaft zu ſetzen.

Für Tettenborn war durch die Verzögerung, welche der Unglaube Wintzingerode's verſchuldet, die Lage ſehr ſchwierig geworden; er mußte für ſeinen Rückzug ſich erſt Luft ſchaffen, und dabei wo möglich für Wintzingerode's jetzt eilige aber faſt ſchon zu ſpäte Anordnungen einige Zeit gewinnen. Beides war nur dadurch zu erreichen, daß er ſelbſt wieder angriff. Trotz der ſtets wachſenden und raſch vordringenden feindlichen Uebermacht war er ſogleich dazu entſchloſſen. Er ſah den offen vor ihm liegenden Raum von beiden Seiten durch Gehölz beengt, ſo daß er ihn durch ſeine Koſakenlinien ausfüllen und für deren Flanken ohne Sorgen ſein konnte;

dieſe Gunſt des Bodens benutzend ſtürzte er an der Spitze von 3 Koſakenregimentern ungeſtüm auf den Feind, der dies jetzt am wenigſten erwartete, in Verwirrung gerieth und zum Theil die Flucht ergriff. Die Koſaken ſtachen viele Flüchtige nieder und nahmen mehrere gefangen, unter dieſen einen Generalſtabsoffizier, durch den die Vermuthung, daß Napoleon mit ſeiner Hauptſtärke ganz nahe ſei, beſtätigt wurde. Ehe die Franzoſen ſich vom Schrecken erholen und ihr heranrückendes Fußvolk in die Gehölze vordringen konnte, ordnete Tettenborn ſeinen Rückzug, den die zwei andern Koſakenregimenter deckten. Es war die höchſte Zeit, denn in der Front rückte ſchon wieder alles vor, Reiterei, Fußvolk, Geſchütz, auf beiden Seiten aber konnten feindliche Schaaren durch die Waldung gedeckt ihm an der Marne zuvorkommen und ihn abſchneiden. Durch den Engweg bei Valcour wieder auf freies Feld gelangt, mußte Tettenborn, bevor die Furt bei Hoiricourt erreicht wurde, noch mehrmals Front machen, um die vorderſten Verfolger zurückzuwerfen; in feſter Ordnung, gegen die Gewohnheit der Koſaken, ſtellten ſie ſich wechſelsweiſe auf und gingen zurück, ohne daß der Feind ihnen etwas anhaben konnte. Nachdem ſchon 4 Regimenter über der Marne in Sicherheit waren, wurde das letzte, bei welchem Tettenborn ſelbſt war, heftiger gedrängt, er ließ daſſelbe raſch wenden und auf den Feind anſprengen; ehe dieſer ſich beſinnen konnte, waren alle Koſaken plötzlich umgekehrt und über die Marne gelangt.

Als Wintzingerode nun nicht mehr zweifeln konnte, daß Napoleon ſelbſt herannahe, beſchloß er Saint-Dizier zu vertheidigen, und anſtatt ſeine gewaltige Reitereimaſſe zu freier Bewegung in der Hand zu haben, feſſelte er ſie an den ungünſtigen Ort. Die Gegend war zwar eine ziemliche Strecke eben, aber doch zu ſehr durch Weingärten und Zäune durchſchnitten, und zu nah von allen Seiten durch Gehölz und Niederungen umſchloſſen, als daß möglich geweſen wäre eine ſo zahlreiche Reiterei mit voller Freiheit zu gebrauchen. Wintzingerode wollte ein ruſſiſches Jägerregiment, das einzige Fußvolk, welches er bei ſich hatte und das den Ort beſetzt hielt, nicht verlieren, wie er ſagte, und verſchob daher den Rückzug noch.

Er ſandte demnach an Tettenborn den Befehl, die Straße nach Vitry zu behaupten, während er ſelbſt den Uebergang bei Saint-Dizier vertheidigen und im Nothfall ſich auf Bar-le-Duc zurückziehen würde. Die geſammte Reiterei marſchirte in größter Eile hinter und neben Saint-Dizier auf, vor ihrer Front ſtanden 20 Kanonen, die den flachen Raum vorwärts und die Krümmungen der Marne ſo wie die Furt bei Hoiricourt beherrſchten. Tettenborn hatte den äußerſten rechten Flügel dieſer Stellung, und 9 Koſakenregimenter, das Huſarenregiment Eliſabethgrod, 2 Schwadronen Iſum'ſcher Huſaren, und noch 2 Schwadronen preußiſcher Landwehrulanen des Majors von Falkenhauſen unter ſeinem Befehl. Den linken Flügel, der ſich links an Saint-Dizier lehnte, befehligte General Balk. Weiter zurück hielt Wintzingerode ſeine Hauptſtärke mit 26 Kanonen aufgeſtellt, die den Rückzug nach Bar-le-Duc ſichern mußte.

Mit unglaublicher Schnelligkeit aber entfaltete ſich die franzöſiſche Macht, Truppen drängten ſich an Truppen und wogten über Valcour in die Ebene hinab, und in wenigen Minuten ſtand alles im Gefecht. Eine große Anzahl Kanonen beſtrichen von der Höhe bei Valcour die ruſſiſche Front und die Stadt Saint-Dizier. Unter fortwährendem Kanonenfeuer ſetzte der Feind mit großen Maſſen Reiterei, mit Fußvolk, und ſelbſt mit Kanonen, durch die Marne, und rückte unaufhaltſam gegen die Straße von Vitry vor, immer näher ſchmetterte das heftige und überlegene Geſchützfeuer in die Reihen der Ruſſen, die noch nicht durchgängig geordnet waren. Gepäck und Handpferde waren noch nicht zurückgeſchafft, und ihr Herumirren veranlaßte Störungen, die ſehr nachtheilig wurden. Vor jener Straße von Vitry rechts ſeitwärts hielt Tettenborn mit etwa 1000 bis 1200 Reitern, worunter 4 Schwadronen Huſaren, die übrigen lauter Koſaken. Eine Maſſe von wenigſtens 10,000 franzöſiſchen Reitern war bereits über die Marne, und ſchob ſich zwiſchen Wintzingerode und Tettenborn trennend vor. Der General Sebaſtiani, ſo erfuhren wir ſpäter, war hier mit der Gardereiterei zuerſt über den Fluß gegangen, ihnen folgten Dragoner, Küraſſiere, Huſaren, die tüchtigſten franzöſiſchen Reitergenerale, Excelmans, Colbert, Milhaud, Kellermann, Lefebvre-Desnouettes ſtanden an der Spitze. General Gerard mit ſeinem Fußvolk war ebenfalls bei Hoiricourt übergegangen, der Heertheil von Ney und das Fußvolk der Garde war im Anzug, der Heertheil von Oudinot marſchirte aufwärts gegen Saint-Dizier.

Tettenborn erkannte die große Gefahr, jeden Augenblick konnten dieſe ſchwellenden Maſſen ſich plötzlich entfalten und alles überrennen, umſchließen, vernichten. Auch rückte noch immer mehr Fußvolk und Geſchütz über den Fluß und ſtellte ſich zum Kampf. Hier war keine andre Vertheidigung möglich, als ſelber zum Angriff überzugehen. Tettenborn ſandte ſeinen Adjutanten Rittmeiſter von Lachmann zum General Balk, und ließ ihn auffordern gemeinſam das Wagniß mit aller Kraft zu beſtehen. Balk aber wollte vorher die Franzoſen durch ſeine Kartätſchen mürbe machen und ließ ſein Geſchütz heranfahren. Inzwiſchen war die franzöſiſche Reiterei ſchon ganz nahe gekommen, die Gefahr auf's höchſte geſtiegen, es war der letzte Augenblick der ſich noch benutzen ließ. An Umkehren und Zurückweichen war nicht mehr zu denken, es wäre daraus bei dem Nachdringen des Feindes die wildeſte Flucht geworden. Da faßte Tettenborn für ſich allein den kühnen Entſchluß, nahm ſeine 1000 Reiter zuſammen, und warf ſich, er ſelbſt an der Spitze des erſten Treffens mit heftigem Ungeſtüm auf jene Maſſen, die eben anfingen ſich zu entwickeln. Mit unerſchrockener Tapferkeit fielen die Huſaren und Koſaken in die franzöſiſchen Schwadronen, durchbrachen die erſte Linie, hieben und ſtachen eine Menge Feinde nieder, jagten die Flüchtlinge vor ſich her; die zweite Linie war gleichfalls durch den plötzlichen Anprall erſchüttert, und ſchon hin und wieder gebrochen, beſonders da auch ein Dragonerregiment von Balk jetzt den Angriff unterſtützte. Allein die übrige ruſſiſche Reiterei nahm nicht Theil. Die Tettenborn'ſchen Reiter geriethen im Vordringen auf die feindlichen Küraſſierregimenter, die mit vorgehaltenen Stoßdegen eine undurchdringliche Linie bildeten. Plötzlich entfalteten ſich zu beiden Seiten neue Schaaren feindlicher Reiterei, deren immer mehr und mehr aus dem Hintergrund herbeikamen, das Mißverhältniß der Zahl war zu groß, und durch keine heldenmüthige Tapferkeit der Unſrigen auszugleichen; dieſe kamen unglücklicherweiſe nun auch in den Bereich des feindlichen Geſchützes, ja des Gewehrfeuers des aufmarſchirten Fußvolks, einer ſolchen Uebermacht war nicht zu widerſtehen, die Umkehr erfolgte von ſelbſt, und nachdem auch das zweite Treffen geworfen worden, ſtürmten Verfolgende und Verfolgte in wirrem Gemeng auf der Straße von Vitry fort, wohin auch das Gepäck und die Handpferde flüchteten und die Unordnung mehrten. Tettenborn, der mit ſeinen Offizieren bis zuletzt im Kampfe ausgehalten hatte, und lange Zeit perſönlich in größter Gefahr geweſen war, ſammelte raſch einen Schwarm Koſaken aus den Regimentern des zweiten Treffens, das nicht völlig verſprengt war, und warf ihn auf die linke Flanke des verfolgenden Feindes, der hiedurch aufgehalten die Flüchtigen einen großen Vorſprung gewinnen ließ. Schon bei dem Dorfe Perthe hatte Tettenborn ſeine Reiterei wieder in guter Ordnung beiſammen, hielt durch ſeine Plänkler dem Vortrabe des Marſchalls Macdonald tapfer Stand und zog erſt in der Nacht nach Marolles gegen Vitry zurück. Sein ganzer Verluſt betrug nur etwa 40 Mann, viele anfangs Vermißte waren nur verſprengt, und fanden ſich in der Nacht wieder ein.

Die Reiterei Wintzingerode's hatte ein ſchlimmeres Loos. Die Dragoner unter dem General Balk wurden geworfen, ehe ſie ſich in Bewegung geſetzt, ihren kämpfenden Waffenbrüdern zu Hülfe zu kommen. Auch Wintzingerode's Haupttrupp erlitt eine völlige Niederlage; Wintzingerode leiſtete anfangs heldenmüthigen Widerſtand, mußte aber zuletzt der Uebermacht weichen. Saint-Dizier, von den ruſſiſchen Jägern mit großer Aufopferung hartnäckig vertheidigt, mußte verlaſſen werden, die Reiterei wurde zum Theil in die Wälder verſprengt; ein Theil des Geſchützes ging verloren. Wintzingerode nahm ſeinen Rückzug auf Bar-le-Duc, ſetzte ſeine noch übrigen Truppen bald wieder in gute Verfaſſung, und wies den verfolgenden Feind, ſo oft er zu nahe kam, mit größter Tapferkeit zurück. Er hatte gegen 1000 Reiter, 500 Jäger zu Fuß und 4 Kanonen.

Dieſes Gefecht, obwohl es einen ungünſtigen Ausgang nahm, iſt für eines der glücklichſten des ganzen Feldzugs erkannt worden, weil es mit dem Irrthum verknüpft war, durch welchen Napoleon drei volle Tage verlor, während welcher Zeit ſeine Hauptſtadt Preis gegeben blieb. Er war nämlich überzeugt geweſen, daß das ganze Heer Schwarzenberg's hinter ihm herzöge, und Wintzingerode hatte dieſe Ueberzeugung dadurch klüglich genährt, daß er in Saint-Dizier Wohnungen für den Kaiſer von Rußland und den König von Preußen hatte nehmen laſſen, indem er ſeine Reiterei nur für den Vortrab des Hauptheeres ausgab, wie auch allerdings ganz glaublich ſchien. Napoleon, der dieſes auf der Stelle durch einige ihm ergebene Einwohner von Saint-Dizier erfuhr, machte deßhalb in Waſſy Halt, rief die vorausgegangenen Truppen wieder zurück, und dachte eine Schlacht zu liefern, bei welcher Boden, Stellung und Wirkung auf die Gemüther durchaus zu ſeinem Vortheil waren. Er befand ſich in Perſon bei der Reitermaſſe, auf welche Tettenborn einſprengte, deſſen beherzten und von richtiger Kriegserfahrung zeugenden Angriff er noch beſonders rühmte, als er ſchon auf der Reiſe nach Elba mit Unbefangenheit die Ereigniſſe beſprach, die ſeinen Sturz herbeigeführt hatten. Noch am folgenden Tage wollte er ſich nicht eingeſtehen, daß er ſich geirrt und in die Luft gegriffen habe, er rückte noch bis gegen Vitry vor, wo der tapfre preußiſche Oberſt von Schwichow mit ſeiner kleinen Beſatzung ſich ſchon ganz auf einen Sturm gefaßt machte. Hier aber, nachdem Napoleon ſeine koſtbare Zeit in unnützen Bewegungen verſchwendet, erfuhr er plötzlich die Niederlage der Marſchälle Marmont und Mortier, ſowie den Marſch der Verbündeten auf Paris, und eilig raffte er die ermüdeten, halbverhungerten Truppen in Eilmärſchen fort, um über Troyes, Sens und Fontainebleau der bedrohten Hauptſtadt zu Hülfe zu kommen. Ein Theil der Truppen blieb auf der Straße liegen, eine Menge Pferde fielen um, und eine Anzahl Kanonen wurden in's Waſſer verſenkt, weil die Beſpannung mit jedem Tage ſchlechter wurde. Nichts deſto weniger kam Napoleon nur um wenige Zeit zu ſpät, er war ſchon in Fontainebleau, als er die Uebergabe der Stadt Paris vernahm.

Welches auch am Ende der Ausgang geweſen wäre, ſo viel iſt gewiß, daß ſich Paris nicht ſogleich ergeben hätte, wenn Napoleon zu rechter Zeit erſchienen wäre, und daß die Erſtürmung dieſer Stadt bei einem dann gewiß allgemeinen Aufſtande des Volks zu den mißlichſten und zweifelhafteſten Unternehmungen gehört hätte; Napoleon, durch 100,000 Nationalgarden aus Paris und der nächſten Gegend verſtärkt, würde den Krieg mit neuer Kraft und Hoffnung fortgeſetzt haben, und in Rückſicht aller dieſer Betrachtungen war es, daß der Kaiſer Alexander bald die ſchmeichelhafte Aeußerung machte, er danke es dem General Wintzingerode, daß er ſchon in Paris ſei. Tettenborn's Angriff aber, obgleich die erſten Vortheile ſchnell wieder verloren gehen mußten, galt für eine ſeiner ſchönſten Waffenthaten, deren Erfolg darin unſchätzbar war, daß Napoleon noch mehr in ſeiner falſchen Richtung feſtgehalten wurde, und dabei eine Zeit verlor, die für die große Wendung der Dinge entſcheidend war.

Wintzingerode und Tettenborn konnten ſich nun in Chalons ungehindert wieder vereinigen. Wintzingerode bekannte ſeinen Irrthum und Fehler, bedauerte dem Blick und Urtheil Tettenborn's nicht vertraut und dieſen einem unverdienten Mißgeſchick ausgeſetzt zu haben, wiewohl daſſelbe gegen das, welches er ſelbſt erlitten, in keinen Vergleich kommen konnte. Die Schuld von allem aber warf er auf Tſchernyſcheff, auf deſſen Meldungen er ſich verlaſſen und der aus der ihm zunächſt angewieſenen Gegend, wo er die franzöſiſche Hauptmacht hätte entdecken müſſen, eigenmächtig abgezogen und auf Montier-en-Der vorgerückt ſei, ohne ihn ſeinen Vorgeſetzten davon zu benachrichtigen. Er verſicherte, in ſeinen Berichten an den Kaiſer, die er wie alle Generaladjutanten unmittelbar erſtattete, dieſe Anklage ſcharf ausſprechen ſo wie andrerſeits die Geiſtesgegenwart und Tapferkeit Tettenborn's gehörig rühmen zu wollen. Nach kurzer Erholung brachen wir am 28. März von Chalons über Saint-Dizier, Montier-en-Der, Brienne und Lesmont nach Troyes auf, wo wir am 30. ankamen, ohne jedoch den Nachtrab Napoleon's, der dieſen Weg nach Paris eiligſt gezogen war, zu erreichen. Auf jedem Schritte jedoch fanden wir die Spuren ſeines Durchmarſches, weggeworfene Kleidungsſtücke und Waffen, zerbrochene Wagen, auch Nachzügler, zum Theil in ſo traurigem Zuſtande, daß es nicht der Mühe werth ſchien ſie gefangen zu nehmen. Eine Poſt hinter Troyes hatte Napoleon die Truppen ihren Marſch allein fortſetzen laſſen, und war mit Kourierpferden, von einem einzigen Adjutanten begleitet, nach Fontainebleau vorausgeeilt.

Von Troyes ging Tettenborn mit ſeinen Truppen, immer noch als Vorhut Wintzingerode's, nach Villeneuve l'Archevêque. Hier fand ſich der Oberſt Karl von Noſtiz bei uns ein, von Tſchernyſcheff geſandt, um wegen der Geſchichten von Saint-Dizier, die ihn doch ſehr beunruhigten und deren für ihn nachtheiligem Eindruck auf den Kaiſer, er entgegenzuwirken wünſchte, gewiſſe Verſtändigungen herbeizuführen, nach welchen es dann in der Ordnung geweſen wäre, daß Tettenborn über Wintzingerode Klage geführt und dieſen beſchuldigt hätte, das ganze Unglück durch ſeinen Eigenſinn veranlaßt zu haben. Allein Tettenborn's freimüthige Gradheit war zu keinem ſolchen Schritte zu bewegen. Er war ein zu erfahrener und billigdenkender Kriegsmann, um in jedem Unglück oder Irrthum und Fehler eine Schuld zu ſehen, und meinte, die großen Siege und Glücksfälle der Verbündeten, die ja zum Theil doch mit dem Ereigniß von Saint-Dizier eng zuſammenhingen, ließen auch dieſes, ungeachtet ſeines nächſten Ausgangs, in günſtigem Licht erſcheinen, das man nicht trüben dürfe.

Wir zogen von Villeneuve l'Archevêque weiter auf Sens an der Yonne, welche Stadt noch vom Feinde beſetzt war, und faſt zu gleicher Zeit, als wir davor erſchienen, rückte von der andern Seite der General Allix mit franzöſiſchem Fußvolk ein. Die Vorſtadt wurde zwar von den Koſaken alsbald genommen, allein es war unmöglich ohne Fußvolk die Stadt ſelbſt anzugreifen. General Allix vertheidigte ſich tapfer, und auch die heftige Beſchießung der Stadt mit Granaten, welche verſchiedentlich zündeten, bewirkte nicht deren Uebergabe. Schon wollte Tettenborn einen andern Ort ſuchen, um die Yonne zu überſchreiten und gegen Fontainebleau vorzudringen; allein die Nachrichten von den Ereigniſſen in Paris, wo die Verbündeten eingerückt, die Thronentſetzung Napoleon's durch den Senat verkündigt, und die Rückkehr der Bourbons ausgeſprochen worden war, hemmten jede weitere Unternehmung, und es trat eine allgemeine Waffenruhe ein. Der General Allix verhehlte jedoch durch ſein Betragen nicht, wie unangenehm dieſe Wendung der Dinge ihm ſei, und wie gern er wenigſtens noch die Zwiſchenzeit, ehe die vollſtändige Beſtätigung einträfe, zur Ausübung des widerſpenſtigen Trotzes verwenden möchte, der ſich bald in allen franzöſiſchen Truppen zur herrſchenden Stimmung erhob. Dieſe Ruhe wurde für uns auf's neue unterbrochen, indem wir in Bray an der Seine den Befehl erhielten, unverzüglich auf die Straße von Auxerre zu marſchiren, um den Kaiſer Napoleon, der ſeine Abdankung noch verzögerte, und vielleicht nach dem Süden zu entkommen trachtete, wo er noch zahlreiche Truppen in ein furchtbares Heer zuſammenziehen konnte, in dieſem vermuthlichen Vorhaben zu verhindern. Wir marſchirten eiligſt von Bray in Einem Zuge fort bis Villeneuve-le-Roi, wo wir aber bereits öſterreichiſche Truppen fanden, dann die ſichere Nachricht von Napoleon's ruhiger Anweſenheit in Fontainebleau, darauf von ſeiner Abdankung und ſeinem Vertrage, und endlich den Befehl zum Rückmarſche nach Bray erhielten. Die Truppen wurden nach Sens und Pont-ſur-Yonne verlegt, von wo ſie bald nachher, indem ſchon der Frieden mit Frankreich geſichert und dem Abſchluſſe nahe war, den Weg nach dem Rhein zurück antraten.

Von Bray wurde ich mit Aufträgen an den ruſſiſchen Generalquartiermeiſter General von Diebitſch, ſo wie an den General von Wintzingerode, nach Paris vorausgeſandt. Auf erhaltene Einladung kam bald nachher auch Tettenborn ſelbſt mit den meiſten ſeiner Offiziere dort an. Ein merkwürdiger Schauplatz war in dieſer Hauptſtadt vor uns aufgeſchloſſen, welche nun die Krieger faſt aller Völkerſchaften Europa's in ſich vereinigte, ſowie die mächtigſten Herrſcher, aus deren Sieg und fernerem Bund eine neue Geſtaltung der Welt hervorgehen ſollte. Die franzöſiſche Revolution ſchien durch die Wiedereinſetzung der Bourbons und das verkündigte Verfaſſungsgeſetz, die Charte genannt, völlig abgeſchloſſen. Doch fehlte es nicht an Zeichen, daß Frankreich fortwährend einen ungeheuern Gährungsſtoff in ſich trüge, den die neue Regierung nicht ſo leicht beruhigen, vielleicht nur mehren würde. Die Kriegsherrſchaft Napoleon's lebte in den Trümmern ſeiner Heere, in ſeinen Einrichtungen und Anſtalten, die man größtentheils beſtehen ließ, heimlich und offenbar fort; die revolutionairen Grundſätze und Meinungen, welche nur Napoleon bisher niedergehalten hatte, wachten täglich belebter auf, und ſtellten ſich herausfordernd zum Kampfe gegen diejenigen Kräfte, welche die Zeiten vor der Revolution, trotz der Charte, erneuern zu wollen ſchienen. Doch der große Umſchwung der Dinge, der täglich neue Erſcheinungen, Thätigkeiten und Bezüge hervorrief, der Drang der Geſchäfte, zu deren Verfolg ſchon die Blicke nach London und nach Wien gerichtet waren, und beſonders das tägliche Lebensgewühl, welches Sinn und Geiſt umfing, ließen die Betrachtung auf den damals nur noch untergeordnet erſcheinenden franzöſiſchen Regungen nicht allzu ſehr weilen.

Ich ſah in Paris auch Stein wieder, in wie andrer Stellung als damals in Prag! auf dem Gipfel des Glücks, in Sieg und Macht, dem ſchmachvoll geſtürzten Gegner mit ſchon geſchwächtem Haſſe nachblickend. Aber auch die Revolution ſah er als völlig überwunden an, oder glaubte das, was noch übrig ſei, leicht unterdrückbar. Er wollte nicht von Bedenklichkeiten und Sorgen hören, und ſelbſt ſein Jugendfreund, der Graf von Schlabrendorf, der auf ganz anderm Standpunkte den Verlauf all dieſer Weltereigniſſe miterlebt, konnte mit keiner ſeiner Bemerkungen bei ihm durchdringen. Beide Männer, einig im Haſſe gegen die Herrſchaft Napoleon's und in der Freude über deſſen Sturz, gingen in allen Folgerungen, welche ſie von da ab wünſchten und hofften, nach ganz entgegengeſetzten Richtungen, und ſo bildete ſich frühzeitig in dieſen beiden Freunden die Spaltung ab, welche ſpäterhin ſo ausgebreitet und ausdauernd in Deutſchland die Meinungen und Anſichten ergriffen hat.

Von dem fernern Aufenthalt in Paris, dem Wiederſehen Metternich's, Hardenberg's, Wilhelm's von Humboldt, der Bekanntſchaft mit Frau von Staël und andern bedeutenden Perſonen, ſowie von manchen perſönlichen Begegniſſen und Erfahrungen wird in einem andern Abſchnitte zu reden ſein.

Zweiunddreißigſter Abſchnitt.

Paris.

1814.

Mein Geſchäft mit dem General von Diebitſch war auf das freundlichſte bald abgethan, nicht eben ſo leicht die Beſtellung, die ich dem General von Wintzingerode zu machen hatte; ich fand ihn noch aufgereizt von der Geſchichte bei Saint-Dizier her; der Kaiſer Alexander hatte ihm zwar hoch angerechnet, daß er dort die Uebermacht Napoleon's auf ſich gezogen, und dadurch den großen Heeren den Marſch nach Paris erleichtert hatte, allein dies Verdienſt war doch immer in Geſtalt einer empfangenen Schlappe erworben, und Wintzingerode hing immerfort der bittern Vorſtellung nach, daß er, beſſer unterſtützt, daſſelbe Verdienſt mit dem hätte vereinbaren können, gegen Napoleon ſich im Vortheil zu behaupten. Er ſah mit Verdruß, daß die Gunſt des Kaiſers den Neid und Groll andrer Generale nur ſtärker anregte, und daß man ſo that, als decke ihn nur die Gunſt, nicht dieſe Sache ſelbſt, gegen Verantwortung. Ich traf ihn umgeben von hohen Offizieren, mit denen er ſich ſchon im Geſpräch erhitzt haben mochte; mein Erſcheinen war ihm ſehr willkommen, er hielt abſichtlich eine große Lobrede Tettenborn's, pries deſſen unerſchrockenen Muth, deſſen treue Zuverläſſigkeit, und es war deutlich genug, daß dies Lob ein Tadel für Andre ſein ſollte. Für mich trat keine geringe Verlegenheit ein, als er laut ausrief, in dem Schreiben, das ich ihm von Tettenborn gebracht, berufe ſich dieſer darauf, die hauptſächlichen Mittheilungen ſeien mir mündlich anvertraut, und nun forderte er mich auf, ſogleich öffentlich vor all dieſen Herren meine Aufträge darzulegen. Dies war in Wintzingerode's eignem Betreff unmöglich, und da er keine Entſchuldigung wollte gelten laſſen, ſondern darauf beſtand, er wolle alles vor dieſen Zeugen hören, ſo blieb mir nichts anderes übrig, als einige unverfängliche Anliegen vorzutragen, die zwar einigermaßen erheblich, aber doch kaum wichtig genug ſchienen, um die Sendung eines Kouriers zu rechtfertigen. Am andern Tage, als ich ihn glücklicherweiſe allein fand, konnte ich denn wohl der wirklichen Aufträge mich ohne Hehl entledigen; aber anſtatt der Einſicht, wie ſchädlich es ihm geweſen wäre, wenn ich alles das vor vielen fremden und ihm nicht grade befreundeten Zeugen ausgeſprochen hätte, und anſtatt des Dankes, daß ich, vielleicht nicht allzu geſchickt, aber doch mit hinlänglichem Erfolge, dieſe Verwirrung ihm erſpart, bezeigte er ſein Mißvergnügen, daß ich nicht dennoch geſtern alles geſagt. Ich unternahm es, ſeine ſich verirrenden Vorſtellungen zu berichtigen, Beſonnenheit und Ueberlegung hervorzurufen, ſah aber bald, daß hier alles vergeblich war, und nach einer lebhaften, ſcharfen Erörterung, die für mich gefahrvoll genug war und mir ſchon drohende Worte zuzog, verließ ich ihn, voll Unmuthes, daß offenbare Verblendung und vorgefaßter Eigenſinn einen ſonſt geſcheidten und wohlmeinenden Mann ſo mächtig ergreifen konnten, um auch die einfachſten Verſtandeswahrheiten nicht mehr einzuſehen. Und grade die hohe Stellung, und daß dem Geringeren jeder Einſpruch zum Unrecht ausgelegt werden kann, reizt in ſolche Selbſtberauſchung, die ſich bei Kriegsbefehlshabern häufiger als anderswo findet, und die ſo leicht, wenn es große Entſcheidungen gilt, verhängnißvolle Folgen hat. Ich ſah Wintzingerode darauf noch ein paarmal wieder; er ſchien unſre verdrießlichen Begegniſſe vergeſſen zu haben, aber auch eine Beförderung, die mir noch ſchließlich zugedacht und in ſeine Hände niedergelegt worden war. Da ich nach Beendigung des Krieges ohnehin den Dienſt verlaſſen wollte, ſo kümmerte es mich nicht allzu ſehr, nicht als Major, ſondern nur als Hauptmann auszuſcheiden; in dem Gewirr und der Freiheit des Pariſer Aufenthaltes verſchwand für den Augenblick, wie aller Zwang, ſo auch beinahe der Werth der Dienſtverhältniſſe.

Ich war in dem wohlbekannten Hotel de l'Empire abgetreten; die nöthige bürgerliche Kleidung, in welche jeder Stand und Rang hier beeifert war unterzutauchen, war gleich zur Hand, und ich begann meine Fahrten und Gänge, mir das wohlbekannte und durch den Wechſel der Ereigniſſe doch völlig neue Paris in Augenſchein zu nehmen. Außerdem, daß die Fremden nun als ſolche, in ihrer Tracht und Wehr und Selbſtigkeit, zahlreich und angeſehen hervorragten, zeigten auch die Franzoſen eine von der frühern ganz abweichende Phyſionomie. Mit den Bildern ihrer Kriegsübermacht, die ihnen ſeit langen Jahren ſchmeichelnd vorgehalten worden, waren auch die meiſten andern Feſtigkeiten, an denen ſie ihr Leben regelſicher zu halten meinten, zuſammen gebrochen oder ſchwankend geworden, die tonangebende Meinung, das ſelbſtzufriedene Betragen, der helle und raſche Ueberblick ihrer Zuſtände und Welt, der ihnen im Praktiſchen von jeher ſo großen Vortheil gab, alles war plötzlich fort, mußte erſt wieder gefunden, wieder errungen werden, und das Wo und Wie lag in tiefem Dunkel. Napoleon's Stern war untergegangen, das war gewiß, ihm blickten ſehnend und trauernd einzelne Anhänger nach, aber die große Menge hatte ſich völlig abgewandt. Die Anhänger der Bourbons jubelten laut, und niemand ſtörte ſie, aber in ihren eignen Reihen war große Unruhe und ſchon mannigfache Spaltung; die wenigſten von ihnen hatten ihre Treue durchaus rein erhalten, die meiſten, und unter dieſen die vornehmſten und fähigſten mußten ſich größere oder geringere Abweichungen verzeihen laſſen; war doch ſogar Chateaubriand in dieſen Falle! Und während nun die Ausſchließlichen ſich den höchſten Lohn, den Andern aber gerechte Strafe zuerkannten, fühlten ſie doch ſogleich die Nothwendigkeit, auch den erſt heute entſtandenen Eifer gelten zu laſſen und ihm einige Anſchließung zu gönnen. Die Politiſchen hinwieder wollten von der Gegenwart ausgehend nur die Zukunft im's Auge faſſen; ihnen galt Geſinnung und Hingebung nur in ſo weit, als ſie heute zu brauchen waren, und es zeigte ſich bald, daß die eigentliche Kraft der Dinge bei ihnen war; die altadeligen Offiziere und Beamten, die unter dem Kaiſer gedient hatten, aber nun von ihm abgefallen waren, ſtanden im größten Vortheile des Augenblickes, ſie waren am meiſten geeignet, der neuen Sache mit Kraft und Erfolg zu dienen. Die Freiheitsfreunde und Republikaner, ſofern ſie nicht ſchon in das Kaiſerthum übergegangen waren, ſtanden zerſtreut und dunkel im Hintergrunde, von ihnen war kaum die Rede. Die Maſſe des Volkes hatte wenig Selbſtſtändiges, ſie harrte beklommen und neugierig der Dinge, welche kommen würden, und konnte mit mäßigen Zugeſtändniſſen befriedigt werden, ſobald nur Ordnung, Feſtigkeit und eine leidliche Uebereinſtimmung der Regierenden mit den bisherigen nationalen Entwickelungen zu hoffen blieb. Dieſe gutmüthige Hoffnung war allerdings bei Vielen vorhanden, und ſogar auf die verbündeten Herrſcher ſah man hiebei mit Zuverſicht, ſie hatten ihre eigne Sache kraftvoll und weiſe geführt, ihre Mäßigung war augenſcheinlich, und der Kaiſer Alexander führte eine Sprache, welche an die ſchönſten Ergüſſe aus den frühſten Zeiten der Revolution erinnerte. Man war überzeugt, aus ſo viel edlem Willen müſſe Gutes und Richtiges hervorgehn; die Maſſe des Volkes würde ohne Widerwillen den Verſuch gemacht haben, ſich von dem jungen Napoleon unter Regentſchaft ſeiner Mutter oder von dem Kronprinzen von Schweden regieren zu laſſen, die Wiedereinſetzung der Bourbons, die alsbald zu Stande kam, erfuhr dieſelbe halb gleichgültige, halb vertrauende Aufnahme, wiewohl nicht zu verkennen war, daß dieſer Verſuch im Allgemeinen die Gemüther doch bedenklicher ſtimmte, als es bei jenen andern ſchien folgen zu müſſen.

Doch das eben Geſagte gilt nur von dem kleinen Zeitraum der erſten acht oder zehn Tage, denn mit unglaublicher Schnelligkeit ging eine völlige Verwandlung vor. Das Ungewiſſe entſchied ſich, das Schwankende befeſtigte ſich, wie im Allgemeinen, ſo in jedem Einzelnen; die Beſtürzung hörte auf, die Beſinnung kehrte wieder, man erkannte ſich ſelbſt, überſchaute die Fremden, die Nächſten, die Feinde und Gleichgeſinnten, man erwog und rechnete, und binnen wenig Wochen zeigten ſich alle Vortheile der Stellung und des Benehmens im täglichen Verkehr wieder auf der Seite der Franzoſen. Aus dem Gewirr von Widerſprüchen und Partheien erhob ſich, als gemeinſamer Ausdruck aller, vorherrſchend die Richtung des Nationalen, und trat den Fremden gegenüber mit Erfolg auf; alle Kräfte und Eigenſchaften der Nation waren zu dieſem Werke thätig und eifrig, und wie ein über Nacht ſchnell aufgeworfner Wall die Dahinterſtehenden am Morgen in einer ganz neuen Stärke und Faſſung zeigt, ſo ſtanden uns die Franzoſen unvermuthet in neuer Sicherheit gegenüber, indem ſie mit ſtiller aber eiliger Arbeit, zu welcher alle Klaſſen beitrugen, ſich mit achtunggebietenden Linien der Nationalität umzogen hatten, die nicht verletzt werden dürfe, der alle Ehrerbietung und Huldigung zu widmen ſei. Wirklich ſah es bald aus, als wären wir nicht unſertwegen, ſondern der Franzoſen wegen, nach Paris gekommen, als müßten wir vor allem ſie zufrieden ſtellen, ihren Beifall gewinnen, uns das Zeugniß edler Denkart und feiner Sitte von ihnen ausſtellen laſſen. Wir fühlten wohl, und nicht ohne Mißmuth, daß unſre Sache in demſelben Maße erſchlaffte, als die der Franzoſen ſich ſteifte, wir fühlten, daß unſer Volksweſen, gemiſcht und unentwickelt gegen das franzöſiſche zurückſtände, daß unſre Anliegen zurückgeſchoben blieben, wie denn ſogar unſre Krieger im eroberten Lande ſchlecht quartiert und verſorgt waren; aber den Franzoſen durften wir deßhalb keinen Vorwurf machen, im Gegentheil mußten wir anerkennen, daß grade hierin ſie uns ein achtungswerthes Beiſpiel gäben, und die Erſcheinungen, aus denen es ſich zuſammenſetzte, waren im Einzelnen ſo gefällig, ſo luſtig, oder ſo ſcharf und bedeutend, daß ein unbefangener Sinn ſich unwillkürlich davon einnehmen ließ.

Mein erſter Gang war zu dem Grafen von Schlabrendorf. Im Hotel des Deux-Siciles, vor demſelben wurmſtichigen Schreibtiſch, auf demſelben gebrechlichen Stuhl und auch wohl in demſelben zerriſſenen Kittel, fand ich ihn wieder, ganz wie vor vier Jahren. Er war froh und keck, lebhaft wie immer, und ſah mit ſtolzer Zuverſicht aus ſeiner

Einſiedelei auf die Dinge hin, die ſich draußen in der Welt begaben. Die Ereigniſſe freuten ihn; ſo lange ſchon hatte er den Sturz Napoleon's geweiſſagt, aber die Erfüllung in unbeſtimmte Ferne geſetzt, nun war ſie plötzlich unter ſeinen Augen geſchehen! Doch keinen Augenblick hatte ſie ihn berauſcht, er durchſchaute beſonnen die Urſachen und die Folgen des Sturzes, und verhehlte ſich nicht, daß die Sache, für welche ſein Eifer ausſchließlich brannte, die Sache der Freiheit, dabei nicht hauptſächlich, ſondern nur gelegentlich betheiligt ſei, nur inſofern, als ſie bei jeder Bewegung gewinnen müſſe. An ſeinen Grundſätzen, den Ergebniſſen ſeines Nachdenkens und ſeiner Erfahrung, hielt er unverbrüchlich feſt, im Gebiete der Idee ließ er ſich nichts abdingen, keinen Anſpruch, keine Folgerung, unverkürzt und unverhüllt ſollten alle Erforderniſſe zugeſtanden ſein, die er als weſentlich zum Urbilde des Staates gehörige ſich ausgeklügelt hatte; dafür war er nachgiebig und billig für die Erſcheinungen, beurtheilte die Menſchen mild, und ſuchte gern überall das Beſte hervor. Er war der Erſte, und vielleicht der Einzige, der an demſelben Tage, wo Napoleon's Herrſchaft brach, gleich wieder an Republik dachte, und für ſie eiferte. Dennoch überſah er um ſeiner Träume willen keinen Drang der Wirklichkeit. Die Verbündeten waren in Paris eingerückt, mit verhältnißmäßig geringer Macht, umgeben von franzöſiſchen Truppen, die zwar kapitulirt hatten, aber mit andern in Berührung kamen, die noch als feindliche anzuſehen waren; die Schaaren Napoleon's konnten von Fontainebleau heranrücken, die Pariſer Nationalgarde war noch bewaffnet, das Volk gährte in drohenden Wallungen, mehrere Tauſend Napoleoniſcher Offiziere, von ihren Truppen abgekommene, neuer Anſtellung harrende, oder auch von Krankheiten und Wunden geneſene, ſtreiften aufregend durch die Stadt; die geringe Zahl der verbündeten Truppen, die ſchwachen Maßregeln zur Sicherheit des Kaiſers von Rußland und des Königs von Preußen wurden Anlaß zu einem verwegenen Plane, beide Herrſcher aufzuheben; die Truppen bei Fontainebleau waren benachrichtigt, auf ein gegebenes Zeichen anzurücken, fünfhundert Offiziere ſollten auf Leben und Tod den Hauptſtreich führen und in die Wohnungen der Monarchen eindringen, das Volk ſollte in Maſſe zu den Waffen gerufen, an mehreren Orten Feuer angelegt werden, und wenn auch Paris darüber in Flammen unterginge, hieß es, ſo ſei der Preis für Frankreichs Befreiung nicht zu hoch. Schlabrendorf, dem dergleichen ſchnell vertraut wurde, ſandte noch in der Nacht eine genaue Anzeige und Warnung an den König von Preußen, der ihm dafür danken ließ, und die nöthigen Maßregeln anordnete, um jeden Angriffsverſuch zu vereiteln. Einige bewaffnete Haufen kamen wirklich in den Straßen zum Vorſchein, wurden aber ſogleich auseinander geſprengt, und die vom Felde her ſich der Stadt nähernden Truppen zurückgetrieben. Nur der erſte Augenblick war hiebei der gefahrvolle, nachdem dieſer verloren und alles Verabredete fehlgeſchlagen oder unterblieben war, ſtand kein neues Unternehmen zu befürchten, ſolche Gelegenheit und ſolcher Muth wiederholen ſich nicht. Hatte ſich hiedurch Schlabrendorf um ſeinen König und um die Sache der Verbündeten verdient gemacht, ſo war er dagegen in andern Beziehungen ein unerſchütterlicher Freund der Franzoſen. Er wollte die Errungenſchaft der Revolution gewahrt wiſſen, keines ihrer theuer erkauften Güter ſollte verloren gehn. Gegen die Könige hatte er im Allgemeinen viel einzuwenden, er ſprach darüber mit einer Freiheit und Scheuloſigkeit, die, wie der jugendliche Ungeſtüm ſeiner geiſtreichen Ausdrücke, in Erſtaunen ſetzten, beſonders da er zu Franzoſen aller Partheien und zu Deutſchen jedes Ranges und Standes ſprach, denn ſeine Klauſe war zu manchen Tagesſtunden ganz überfüllt von Beſuchenden. Er wurde erinnert, daß manche ſeiner Aeußerungen doch gefährlich ſeien, die heutigen Machthaber dürften in gewiſſen Fällen ſogar ſtrenger ſein, als Napoleon geweſen. Er aber verſetzte lebhaft: „Die mich hören, müſſen ſich fürchten, mehr als ich, der ich ſpreche!“ Und ſo fuhr er fort, alles zu ſagen, was ihm in den Sinn kam.

Dem Fürſten von Metternich, den ich darauf beſuchte, ſtanden der Sieg und Ruhm der verbündeten Sache ſehr wohl zu Geſicht, er durfte ſich von dem vollbrachten großen Werk ein gutes Theil zurechnen, und wiewohl man behauptete, die letzten Wendungen ſeien nicht ganz nach ſeinen Abſichten erfolgt, und er habe andre Auswege, als die man gewählt, im Sinne gehabt, ſo war doch in ſeinem Weſen keine Spur eines Mißvergnügens zu merken, und wenn jene Meinung nicht ganz unbegründet geweſen, ſo wäre nur um ſo mehr die Ruhe und Größe zu bewundern, die das zur Thatſache Gewordene mit klarem Bewußtſein hinnahm, und nun aufrichtig und ſtandhaft das erkannte und förderte, was vorher vielleicht dem eignen Sinne weniger entſprechen mochte. Bisher hatte ſich mir neben der Ausſicht, nach Beendigung des Krieges eine neue Laufbahn in Preußen anzutreten, auch die Lockung, dies in Oeſterreich zu verſuchen, oftmals dargeboten, und es gab perſönliche Gründe genug, die mich vorzugsweiſe das letztere konnten wählen laſſen. Nach Verſchiedenheit der Umſtände und Eindrücke mußte ich bald mehr zu der einen Seite, bald mehr zu der andern neigen. Die große Anziehung des Fürſten, an den ſich anzuſchließen mir als das wünſchenswertheſte Glück erſchien, konnte jetzt durch ihren Zauber allem Schwanken ein Ende machen. Sie that es, jedoch im entgegengeſetzten Sinne, als ich erwartet hatte. Denn da ich aus dem überaus gütigen und vertraulichen Geſpräche des Fürſten bald entnahm, ihm gelte nicht als ausgemacht, daß ich im öſterreichiſchen Dienſte auch in ſeiner Nähe bleiben würde, ſo war aller Eifer mir gleich erloſchen, und ich fühlte deutlich, daß, wenn bloß der Staat in Betracht zu kommen hätte, ich unbedenklich Preußen vorziehen müßte.

Dies kam auch gleich zur Entſcheidung, als ich den Miniſter von Stein zu ſprechen bekam. Er lachte laut auf, daß Paris, das eroberte Paris der Ort ſei, wo wir uns wiederſähen! Die Freude und das Behagen glänzten in ſeinen Zügen, er hatte die reinſte, die vollſte Zufriedenheit, ihm waren die höchſten Wünſche erfüllt, der Feind lag darnieder, das Vaterland war frei, niemand ſchwelgte ſo uneigennützig, ſo ledig aller Nebengedanken, in dieſem friſchen Gefühle. Daheim würde ſchon alles zum Beſten ſich ordnen, meinte er, und wenn nur Recht und Wahrheit im Ganzen walteten, ſo dürfe man es mit einer Handvoll Gebrechen nicht ſo genau nehmen, deren würden in allen menſchlichen Einrichtungen immer zu finden ſein. Auch er hatte in ſeiner hohen Stellung öfters zwiſchen Preußen und Oeſterreich geſchwankt, bald dem einen, bald dem andern ſich ſtärker angeſchloſſen; allein während der letzten Monate war ſein Sinn entſchieden auf preußiſcher Seite befeſtigt worden und mit den politiſchen Anſichten des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg in volle Uebereinſtimmung getreten. Er fragte mich, was ich zu thun gedächte. „Sie werden doch nicht nach Rußland gehen wollen? Pfuel, Clauſewitz, Barnekow, die kehren alle nach Preußen zurück, und da rath' ich Ihnen auch ſich anzuſchließen. Da will man Sie brauchen, ich glaube im Fach der auswärtigen Angelegenheiten, Hardenberg hat es mir geſagt; der will ihnen wohl und denkt, Sie können gut ſchreiben. Werden Sie mir aber nur kein Schwätzer und kein Naturphiloſoph, ſtudiren Sie Grotius und Puffendorf, da ſteckt die ächte, die kernhafte Diplomatik drin.“ Die Warnung vor der Naturphiloſophie hatte ich mir noch von Prag her verdient, und er nannte mich, wie dort, auch hier bisweilen „Herr Metaphyſikus“. Der gutgemeinte Eifer des trefflichen Mannes wurde durch ſeine polternde Ausdrücke nur noch wohlthuender, ich hätte ſie für keine, noch ſo zierlichen eintauſchen mögen! Er hatte mir noch eingeſchärft, ohne Säumen bei Hardenberg anzuſprechen, ich würde vielleicht ſogleich da zu thun finden. Nun war das meine Meinung wohl nicht, ſo übereilt wollte und durfte ich Tettenborn nicht verlaſſen, und wenigſtens den Sommer wünſcht' ich mir frei zu erhalten, um ganz der eignen Neigung lebend mich zu erholen und zu ſammeln. Aber den Staatskanzler aufzuſuchen war mir Annehmlichkeit und Pflicht.

Bei Hardenberg ſah es preußiſch aus, prunklos und kriegsmäßig, als wäre man noch im Feldlager, gedrängt, geſchäftig. Generale und Offiziere in großer Anzahl, die freudige Stimmung noch mit etwas Trotz und Mißvergnügen gemiſcht, die Rede kühn und ſcharf, gern in Ironie auslaufend. Durch Wilhelm und Alexander von Humboldt, Gneiſenau, Kneſebeck, Rühle von Lilienſtern, Ancillon und

Jordan, die ich hier beiſammen fand, fühlt' ich mich ſogleich auf bekanntem Boden, der Staatskanzler ſelbſt war die hervorragende Mitte dieſes Kreiſes. Hier hörte ich zuerſt die bedeutenden Worte, der Krieg ſei noch nicht beendigt, der Frieden könne nur ein Waffenſtillſtand ſein, nur die Sache Napoleon's ſei abgethan, die Nationalſache zwiſchen Deutſchland und Frankreich aber nicht ausgefochten, man werde dazu nochmals auf den Wahlplatz zurückkehren müſſen. Wer konnte denken, daß die Prophezeihung Gneiſenau's im nächſten Jahre ſchon eine ſcheinbare Erfüllung finden würde! Doch allerdings nur eine ſcheinbare, denn abermals war es nur wieder die Sache Napoleon's, die ihre ſchließliche Entſcheidung empfing, die andere Sache ſteht noch jetzt, nach achtundzwanzig Jahren, eben ſo wie damals.

Der Eintritt zweier Franzoſen gab dem Geſpräch eine andre Richtung; der eine, Oberſt von Thierry, ein ſchöner und feiner Mann, hatte eine nahe Beziehung zu Preußen, denn er war mit der Gräfin von der Mark, der Halbſchweſter des Königs, verheirathet. Er kam von dem Könige her, ganz entzückt von deſſen ernſter Biederkeit und großmüthiger Fürſorge. Den Namen ſeines Begleiters erfuhr ich nicht. Man ſprach nun franzöſiſch, und ſowohl Wilhelm von Humboldt als ſein Bruder Alexander nährten die gute Stimmung durch heitre Einfälle und ſcharfe Bemerkungen; bald aber nahm Ancillon das Wort, und machte dem Staatskanzler Vorwürfe, daß er ſich mit ſo geringer Wohnung begnüge, nicht glänzender Haus halte, nicht mit mehr Gepränge auftrete, den Franzoſen müſſe man auch durch ſolche Mittel imponiren. Hardenberg lächelte, indem er ſein Gehör anſtrengte, dem Redner zu folgen; denn die freundlichen Phraſen gingen bald in feierliche Rede über, ſo daß alsbald das Scherzwort laut wurde, Ancillon ſpreche in dem hohen Stil, in welchem der Staatskanzler leben ſolle. Der Begleiter Thierry's zog mich bei Seite und fragte verwundert, wer dieſer Redner ſei? Ich gab ihm Auskunft. Er wollte gar nicht begreifen, daß derſelbe von Franzoſen abſtamme. „Nie hätte ich das geglaubt, rief er; ſehen Sie, bei allen kleinen Abweichungen des Tons und der Ausſprache, würde ich das Franzöſiſche dieſer beiden Herren — er deutete auf beide Humboldt — als natürlicheres und geläufigeres anerkennen, als das Ihres Réfugié's, auf das Sie ſo viel zu halten ſcheinen.“

Mein künftiges Verhältniß wurde von Hardenberg vorläufig ſo beſprochen, wie es für den Augenblick mir genügen konnte. Ich ſah meine Lebenswendung für entſchieden an, und Stein, dem ich es zu melden eilte, bezeigte die größte Zufriedenheit darüber; eben ſo Tettenborn, der inzwiſchen mit dem größten Theile ſeiner Offiziere gleichfalls in Paris eingetroffen war, und ſich freute, daß ich wenigſtens die nächſte Zeit noch mit ihm bleiben könnte. Er hatte für ſich und ſein Gefolge eine große prächtige Wohnung in der Rue du Helder genommen, und ich mußte nun in daſſelbe Hotel ziehn, ehemals Hotel de Mirabeau genannt, wie ich mit Vergnügen erfuhr. Das enge Zuſammenſein mit den Kriegskammeraden genoß ich als ein ſchönes Glück noch zuletzt vollauf, denn der geliebte General hielt uns gern vereint, und blieb auch auf dem heißen Boden der üppigen Hauptſtadt uns ein glänzender Führer zu allen Herrlichkeiten und Vergnügungen, wie früher im Felde zu Kampf und Anſtrengung. Die nahe Trennung war übrigens nur allzu gewiß, das Band, welches die verſchiedenartigſten Verhältniſſe innig zuſammengeſchlungen hatte, löſte ſich auf. Pfuel, Hochwächter und Bismarck kehrten nach Preußen zurück, Droſte von Viſchering und Herbert nach Oeſterreich, die Hanſeaten nach Hamburg, der Marquis de La Maiſonfort war ſchon kein Ruſſe mehr, ſondern wieder ein völliger Franzos, Ruſſen und Deutſche ſannen auf die Heimreiſe, manche der letzteren auf neue Abentheuer; als Adjutanten blieben bei dem General zuletzt nur die Rittmeiſter von Lachmann und von Philippsborn, ſie ſollten ihn fürerſt nach London begleiten, wohin auch mir mitzureiſen beſtimmt wurde.

Ich benutzte die Zwiſchenzeit auf's beſte, und fand in dem bewegten Drange ſo vieler Menſchen und Gegenſtände noch immer Zeit, auch durch Schreiben mannigfach thätig zu ſein. Zu Tagesbemerkungen, Denkſchriften und Aufſätzen gab es immer neuen Anlaß; Briefe waren zu ſchreiben, geſchäftliche und freundſchaftliche. Erſt kurz vor Paris hatte ich durch einen Zufall, nach ſechswöchentlicher Abgeſchnittenheit, wieder zwei Briefe von Rahel aus Prag empfangen, zwar nur ältere, aber bei nun wieder offner Verbindung belebte ſich der Briefwechſel. Rahel war in Sorgen um mich, eine Zeitung hatte gemeldet, Tettenborn ſei in einem der letzten Gefechte leicht verwundet worden, und einer ſeiner Adjutanten ſchwer; ſie hatte an Tettenborn, an Pfuel und Bentheim und viele Andre geſchrieben, um Nachrichten zu erlangen; erſt ſpäter und zufällig, durch einen Brief von Gentz aus Wien, erfuhr ſie, daß ich wohlbehalten in Paris ſei. Aber noch eine andre Angſt hatte ſie; ſeit dem Treffen von Montmirail fehlten alle Kunden über Marwitz, er konnte todt ſein, aber auch bloß verwundet und gefangen, und irgendwo krank und hülflos darniederliegen. Ich machte es mir gleich zum Hauptgeſchäft, jede Nachforſchung anzuſtellen, alle Behörden ging ich an, die franzöſiſchen wie die unſern, ich ließ Anfragen in die öffentlichen Blätter rücken, ich vertheilte ſie, trieb alle Freunde zur Thätigkeit an. Allein umſonſt, es ergab ſich keine Spur. Alle ſpäter eingeſammelten Angaben vereinigten ſich zuletzt in die kaum zweifelhafte Vermuthung, daß er bei Montmirail von einer Kugel tödtlich getroffen worden ſei. Vergeblich waren auch meine Nachfragen in Betreff Williſen's, von deſſen Geſchick, ſeitdem er am Kriege Theil genommen, ich nichts gehört hatte; wenigſtens erfuhr ich nichts Beunruhigendes, und tröſtete mich mit guten Hoffnungen; daß Canitz wohlbehalten ſei, wußt' ich von Tettenborn, der ſeines ehmaligen Begleiters mit liebreicher Geſinnung treu gedachte.

Henriette Mendelsſohn glaubte ich mit ihrem Zögling, der Tochter des Generals Sebaſtiani, in der Normandie, ich fand ſie aber unvermuthet, als ich grade zu Metternich gehen wollte, der im Sebaſtiani'ſchen Hotel wohnte. Mit ihr war durch den Eintritt in dieſes Haus eine große Veränderung vorgegangen, ſie war katholiſch geworden, nicht eigentlich ſchon im Beſitz eines feſten Glaubens, aber voll Hoffnung ihn zu erlangen, und ſo traten die äußern Ereigniſſe, wie groß ſie auch ſein mochten, ihr ſehr zurück gegen die innern, mit denen ſie täglich zu kämpfen hatte. Ich konnte ihr von keinem Troſte ſein, im Gegentheil mehrte ich nur ihre Unruhe, denn ſie ſah mich grade ſo reich, als ſie geworden war, ohne daß ich in dieſer Richtung reicher zu werden begehrte, was allerdings ihr Fall war, und wenn ihr dies zu werden gelang, ſo ſah ſie voraus, daß ſie mich würde verwerſen müſſen, was ſie nur eben jetzt noch nicht durfte, da ſie eingeſtandenerweiſe das mir Fehlende auch erſt zu erringen hoffte. Eine wunderliche Verwirrung, in der aber doch mehr Unbequemes als Unterhaltendes war, und die unſern Umgang etwas ermatten ließ.

Haſe's Wiederſehen auf der Bibliothek erfreute mich ſehr; er zeigte in dem ausländiſchen Verhältniſſe den ehrenhaften Sinn und die würdige Redlichkeit des deutſchen Karakters, die Umſtände konnten ihn nicht beſtechen, er verließ und nahm keine Parthei und genoß Achtung von jeder. Dr. Karl Sieveking aus Hamburg, Senator Smidt aus Bremen, brachten mir von den Freunden und Angelegenheiten im Norden gute Nachrichten, ich empfing Briefe von meiner theuern Schweſter aus Altona, wo die Nähe des Marſchalls Davouſt bis zuletzt viel Angſt und Sorgen verurſacht hatte. Nachrichten aus allen Gegenden des deutſchen Vaterlandes kamen allmählig an, man gelangte wieder zu einigem Ueberblicke, man erkannte ſich aus Todten und Lebenden heraus, und nach gehaltenem Abſchluſſe fing man auf neue Rechnung zu leben an. Unter den Verluſten ſchmerzte mich am meiſten Fichte, deſſen Tod mir erſt hier bekannt wurde. Wen alles ich von Lebenden hier wieder ſah, lieb und unlieb, erwartet und unvermuthet, aus allen Klaſſen, beſonders aber Offiziere, preußiſche, öſterreichiſche und ruſſiſche, — das wäre kaum aufzuzählen. Auch franzöſiſche Bekanntſchaften drängten ſich heran, ehmalige Emigrirte, die unſern Herren gedient oder in Deutſchland ſich aufgehalten hatten, die Brüder unſres Chamiſſo, ſogar einige Spanier, die ich von Hamburg her kannte, wo ſie mit dem Marquez de la Romana geweſen waren.

Smidt von Bremen wurde mir ein beſonders erwünſchter Gefährte, wir machten viele unſrer Gänge und Beſuche gemeinſchaftlich; in ſeiner launigen Heiterkeit ſchien er alles nur leicht zu nehmen, und nahm doch die Sachen, auf die es ankam, mit ſchwerem Ernſt und feſtem Nachdruck, ſo daß gewiß kein Punkt, wo ſeiner Stadt oder des Vaterlandes Intereſſe ſich anknüpfen ließ, ihm unbeachtet blieb, wobei doch ein ſichrer Takt ihn vor Vielthuerei bewahrte, wohin ſolche Gaben in zu beengtem Geſchäftskreiſe wohl zu verlocken pflegen. Smidt war als bremiſcher Abgeordneter während des letzten Feldzuges dem großen Hauptquartiere der Verbündeten gefolgt, und konnte mir von den dortigen Vorgängen mancherlei erzählen. Ein Mann von Geiſt gilt durch ſich ſelber mehr, als durch die Stelle, welche der Zufall ihm anweiſt. Smidt's Anſichten und Aeußerungen blieben nicht gleichgültig, und fanden bisweilen Wiederhall in den höchſten Regionen. So wußte er ein Lied auswendig, das der in Hamburg verſtorbene Dr. Kerner gedichtet hatte, als er ſich von den Franzoſen, denen er leidenſchaftlich angehangen, mit Wuth und Grimm losſagte, weil ſie ſtatt der früheren Freiheit nur Knechtſchaft und Schmach brächten; ſie waren darin als blaues Fieber bezeichnet, und in wiederholten, ſtärkſten Ausbrüchen verflucht, wobei Napoleon als der Oberſte der Blauen an ſeinem Theile nicht verkürzt wurde. Ohne eigentlich dichteriſchen Werth, hatte das Lied ungemeine Kraft und Heftigkeit, die auch dem Ohr und Gedächtniſſe leicht einging. Man ergötzte ſich an dem blauen Sturme, und der Kaiſer Franz, der ſich das Gedicht mittheilen ließ, wußte es bald auswendig, und fiel nun bei hundert Gelegenheiten in die bald allgekannten Zeilen ein. Der Krieg war noch unentſchieden, und mit Napoleon wurde noch unterhandelt; aber daß der Kaiſer Franz ohne Bedenken täglich in ſolchen Verſen den Blauen verwünſchen konnte, zeigte genugſam, daß keine Vorliebe für ſeinen Schwiegerſohn ihn beſeelte, und manche Betreibung und Nutzanwendung folgte aus dieſer Entdeckung. Ein andereſmal fand Smidt Anlaß, ſeine eigne poetiſche Kraft darzuthun. Als das große Hauptquartier nach Veſoul vorgerückt war, trat Charles Nodier's Ode gegen Napoleon zuerſt an's Licht, und machte, als das erſte werthvolle Erzeugniß dieſer Art in franzöſiſcher Sprache und von einem Franzoſen, ein ungeheures Aufſehn. Im Hauptquartiere ſah man in dieſem kühnen Beiſpiel eine Andeutung neuer Verbündeten, die man in Frankreich ſelbſt hoffen dürfe, und der edle Redeſtrom drang bezaubernd in die Gemüther. Auch Stein war von dem Gedicht ganz eingenommen, und der Name Nodier blieb einer der wenigen franzöſiſchen, die er bis an ſein Lebensende ſtets mit Ehren nannte. Eines Mittags aber wurde bezweifelt, daß es möglich ſei, das Gedicht deutſch wiederzugeben, und da Smidt dies bejahte, ſo ſollte er gleich den Beweis liefern; er willigte ein und nach wenigen Stunden brachte er die fertige Ueberſetzung. Sie iſt meines Wiſſens noch nicht gedruckt, und da ſie ein ſchönes Andenken aus dem Kriege iſt, ſo mag ſie hier wohl an guter Stelle ſtehen; das Franzöſiſche laſſen wir weg, da es in Nodier's überall verbreiteten Schriften leicht aufzufinden iſt.

Napoleon.

Ode von Charles Nodier.

Mag Pöbel nach wie vor im Staube liegen
Vor Sylla's Goldpalaſt, bald einer Tullia
Den Wagen ziehn, bald ſich dem Zepter ſchmiegen
Der Claudius und der Caligula!
Der Rache Götter herſchten ſie, mit Beben
Erfleht von ihnen ein verworfnes Leben,
Was ihrem Blutbann ſie geweiht.
Doch nur der Nachwelt ſtrafendem Gerichte
Barg ihre Frevelthaten die Geſchichte,
Entriß ſie der Vergeſſenheit.

Mag ſich ein Andrer feilem Dienſt ergeben,
Wer Lügen ſä't, ihm wächſt verdienter Lohn;
Der Freiheit Muſe darf ſich ſtolz erheben,
Zwang iſt ihr fremd, auch ſingt ſie nicht um Lohn.
Um Knechtſchaft betteln kann und werd' ich nimmer,
Zu theuer würde falſchen Ruhmes Schimmer,
Erkauft durch Schmach der Sklaverei.
Seufzt auch das Volk mit Ketten nun gebunden,
Ich habe kühn dem Joche mich entwunden,
Bin treu geblieben, athme frei.

Der Fremdling kam, mit ihm der Falſchheit Grauen,
Geſetz und Rechte trat er in den Staub;

Der Mörder Erbe reißt aus Henkers Klauen
Er, was noch übrig iſt vom Königsraub.
Der feige Flüchtling von des Niles Strande
Zu ew'gem Schandfleck unſerm Vaterlande,
Zum Unſtern ganzer Welten noch,
In unſern Schiffen birgt er Ruhm und Leben,
In Frankreichs Port wird ihm Aſyl gegeben,
Er ſchlägt es in ſein Eiſenjoch!

Wie konnteſt Du Dein eignes Werk zertreten,
Du, der den Ruhm an Frankreichs Fahnen band!
Es floh, begann das Volk Dich anzubeten,
Die Freiheit, weinend an des Siegers Hand.
Hat eitles Hoffen Deinen Sinn verdunkelt?
Laß ab vom Pomp, der thöricht Dich umfunkelt,
Sei Krieger, — ſo biſt Du begehrt.
Wähnſt Du die Schuld durch Großthat abzubüßen,
Dein Haupt des Himmels Blitzen zu verſchließen
Und daß kein Strahl durch Lorbeern fährt?

Hat Deiner ſich die Ehrſucht ſo bemeiſtert,
Hat unſrer Schande Staub uns ſo bedeckt,
Daß, nur von Herrſcher-Trunkenheit begeiſtert,
Dich ſelbſt im Traum kein Brutus-Dolch erſchreckt?
Blick auf, und ſieh den Tag der Rache nahen,
Des dunklen Schickſals Mächte Dich umfahen;
Dein heller Stern, er wird ſo bleich!
Tarpeja's Felſen hebt am Capitole
Sein dräuend Haupt, die Palme von Arcole
Umklammert ein Zypreſſenzweig.

Vergebens ſtreut man Dir in Deinen Sünden
Sogar an heil'ger Stätte Weihrauch nach.
Auch Fürſten ſterben, ihre Zauber ſchwinden,
Die Wahrheit ſetzt ſich an den Sarkophag,
Ein ſtreng Gericht ergeht, an ſolchem Tage
Entſinkt des Ruhmes Schimmerſtaub der Wage;
Es wird zum Scheuſal aller Welt
Auch Deine Aſche, feucht von Völkerthränen,
Sich Dir zum ungeheuern Grabmal dehnen,
Von Nationen aufgeſtellt.

Vergebens wähnſt Du, an des Sieges Wagen
Mit ſtarkem Arm zu feſſeln Dein Geſchick,
Vom Strom der Zeit wird bald hinweg getragen
Dein Ruhm, Dein Reich von einem Augenblick.

Der Ceder gleicht's, die ſich der Wolken freute
Noch geſtern, niedres Gras bedeckt ſie heute;
Gott Deiner Ketten iſt die Welt!
Aus Gleichen wird Dir nie ein Heer von Sklaven,
Wenn nicht zuvor der Kern von Frankreichs Braven
Wie Sidney unterm Beile fällt.

Meine liebſte und heilſamſte Zuflucht blieb jedoch Schlabrendorf, und der Tag, wo ich ihn zu ſehen verſäumte, was nur ſelten geſchah, galt mir als ein unbefriedigter. Die Geſellſchaft bei ihm war immer zahlreich und gemiſcht, ihn hinderte niemand, und da er meiſt allein ſprach, ſo konnte man im ſchlimmſten Falle nur für das verantwortlich gemacht werden, was man gehört hatte. Auf dieſe Gefahr wagten es doch die angeſehenſten Perſonen, ihn zu hören. Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Gneiſenau und eine Menge andrer Preußen, beſonders die vornehmen Schleſier, beſuchten ihn. Von Franzoſen erwähn' ich vor allen den liebenswürdigen, ſprachkundigen Fauriel, den ſcharfſinnigen, edlen Say. Zu ſeinen eifrigſten Beſuchern gehörte auch der Portugieſe Dr. Conſtancio, ein Arzt, der aber Politik und Litteratur zu ſeinem Fach erwählt hatte, und in beiden mehr England, wohin er ſchon als Knabe gekommen war, als Frankreich angehörte. Oelsner, früher in diplomatiſchen Geſchäften thätig, Keidel, Geſchäftsträger der Stadt Danzig, Schubart aus Bremen, buchhändleriſch und politiſch betriebſam, kannten Paris und die franzöſiſchen Verhältniſſe nach allen Richtungen. Sie und eine große Zahl ähnlich geſtellter und beſchäftigter Franzoſen, von alter Zeit her mit Schlabrendorf vertraut, legten regelmäßig den Ertrag ihrer zugeſtrömten oder eingeſammelten Neuigkeiten bei ihm ab, und empfingen ſie kritiſch geſichtet, erläutert und geſteigert von ihm zurück. Die friſcheſten Vorgänge waren hier gleich bekannt, die geheimſten Betreibungen enthüllt, die entlegenſten Bezüge ſogleich gefaßt und ihr Zuſammenhang aufgehellt. Alle Fragen des Tages, alle dabei namhaften Perſonen, wurden hier mit gründlicher Kunde und ergötzlicher Munterkeit beſprochen. Was für Debatten, was für Auseinanderſetzungen, welche Anklagen und Vertheidigungen hab' ich hier mit angehört!

Die Stunden flogen im Sturme dahin, und immer fand man die Sitzungen zu kurz; wäre man noch anders als mit Worten oder einem Glaſe Waſſer bewirthet worden, man hätte gern bis in die Nacht hinein ausgehalten!

Aber auch Stoff und Reiz der Tagesgegenſtände in jener Zeit waren übergroß; die Geſchicke der Welt, die Angelegenheiten von Europa, der Abſchluß einer ungeheuern Revolution, der Anfang einer neuen Wendung, die Dämpfung und Neugeſtaltung der lebhafteſten und bisher mächtigſten Nation, alles war in Paris zuſammengedrängt und arbeitete gährend unter einander. Ueber das künftige Regierungsweſen in Frankreich war ſchon kein Zweifel mehr, der Wiedereinſetzung der Bourbons konnte kein Hinderniß mehr entgegen treten, ſchon war der Graf von Artois, für den auch der altherkömmliche Titel Monſieur aufwachte, als Vorläufer und Stellvertreter ſeines Bruders des Königs in Paris eingetroffen, und von Behörden und Nationalgarden feierlich empfangen worden. Auch war jederman überzeugt, daß die neue Regierung konſtitutionelle Formen haben würde, nur über die Art und Stärke derſelben ſchwebte man in ängſtlicher Dunkelheit. Der Senat hatte zwar eine Konſtitution entworfen und veröffentlicht, in der Meinung, der von ihm berufene König werde ſie nicht abzuweiſen wagen; allein jene Körperſchaft entbehrte alles Anſehens und Vertrauens in der Nation, und es ſtand ihr ſchlecht an, ſich zwiſchen Volk und Herrſcher als Vermittlung aufzuſtellen; daß ſie die Sicherung der Dotationen ihrer Mitglieder in die Konſtitution aufgenommen hatte, brach beiden um ſo ſchneller den Hals, dem Senat und der Konſtitution.

Nicht geſetzlich, aber thatſächlich und unhemmbar, beſtand jetzt in Paris völlige Preßfreiheit; wer hätte ſie beſchränken, wer die Geſammtheit der Veröffentlichungen leiten, wer ſie nur überſchauen können? Noch unter dem eiſernen Zwange der Kaiſerherrſchaft, in den letzten Tagen derſelben, bevor die Verbündeten in Paris einzogen, hatte Chateaubriand mit Gefahr ſeines Lebens insgeheim ſeine heftige Schrift gegen Napoleon und für die Bourbons zum Druck befördert, und faſt gleichzeitig mit den Ereigniſſen, die ſie verkündete, trat ſie fertig hervor. Sie fand bei den Royaliſten und bei den Fremden ungemeſſenen Beifall, auch in den Anſchuldigungen gegen Napoleon bei vielen Franzoſen noch Zuſtimmung genug; allein die pomphaften und ſich den alten Formen anſchmiegenden Erhebungen des wiederkehrenden Königshauſes erregten Mißfallen und Argwohn, oder ließen kalt und gleichgültig. Auch Benjamin Conſtant ließ bald eine Schrift erſcheinen, durch die er beweiſen wollte, daß Napoleon Frankreichs Verderben geweſen, alles Heil aber nun von dem Königthume zu erwarten ſei; ſtrenger und gedankenſchärfer, als der bilderreiche Chateaubriand, hatte Conſtant den Gegenſtand behandelt, allein auch ihm warf man vor, daß er ſchon zu ſchmeichleriſch für die neue Herrſchaft rede, und Feindlichgeſinnte dachten daran, ſeine vor acht Jahren erſchienene Schrift des réactions politiques wieder abdrucken zu laſſen, worin er freilich hatte beweiſen wollen, daß die Wiederkehr der Bourbons nie zu wünſchen, nie für Frankreich heilſam ſein könne!

Dieſen edlern und höheren Schriften drängten ſich bald eine Unzahl gemeine und geringe nach, in welchen Bonaparte und ſeine ganze Familie, ſeine Anhänger und ſeine Herrſchaft auf alle erſinnliche Weiſe geſchmäht, alle verſchuldeten und unverſchuldeten Gebrechen ſeiner Staatsverwaltung gehäſſig hervorgezogen, und alles zum Aergerniß verarbeitet wurde. Eine ganze Litteratur entſtand in dieſer Richtung, eine jedem guten Geſchmack und Sinn durchaus ekelhafte. Ich ſah hier das Gegenſtück zu dem ſchon Einmal Erlebten, zu dem ähnlichen Hervorbrechen ſolcher ſchmähenden und ſchamloſen Schriften, das ich in Berlin in Folge der Unglücksfälle Preußens geſehen hatte, dieſes Höhnen der Geſchlagenen, dieſes Schmähen der für den Augenblick Wehrloſen, dieſes freche Zerreißen jeder Hülle, war mir jetzt hier, wie damals dort, in der Seele zuwider, und ich ſah mit Unwillen, daß die franzöſiſchen Schriften ſolcher Art von meinen Landsleuten begierig gekauft und genoſſen wurden. Sollte hier die Nemeſis ihr Recht haben, ſo war der Göttin wenigſtens edlere Sprache zu wünſchen, und wenn die Genugthuung nur darin beſteht, daß zu dem einen Unſchönen noch ein zweites komme, ſo iſt es wohl beſſer auf alle Vergeltung zu verzichten!

In ganz anderer Richtung und unerwarteter Kraft erſchienen alsbald auch Flugſchriften von der Freiheitsſeite her. Eine der früheſten und wichtigſten war die des Senators Grégoire, des ehemaligen Biſchofs von Blois, der, ungeachtet ſeines revolutionairen Eifers und ſpäteren Grafentitels, immer ein ſtreng katholiſcher Chriſt und ein ſtarrer Republikaner geblieben war. Er kritiſirte die von dem Senat entworfene Konſtitution mit eindringender Schärfe, und ſtellte politiſche Grundſätze auf, die man ſeit vielen Jahren nicht gehört hatte. Andere Schriften ſolcher Richtung, von genannten und ungenannten Verfaſſern, folgten raſch nach, und bei ſolcher Sprache und ſolchen Forderungen, wie hier aufgeſtellt wurden, begann man zu fühlen, daß die Revolution doch wohl nicht überall erſtickt ſei. Schlabrendorf ging mit verjüngter Luſt und Kraft in dieſe Erörterungen ein, er hatte die Schriften gleich zuerſt, erkannte ihren Sinn, ergänzte die Lücken, deutete die Anſpielungen, und hatte mit den Gründen auch ſtets die Gegengründe zur Hand, mit welchen letztern er ſeine Hörer oft nicht wenig überraſchte. Denn ſeine reife Erwägung drängte ſich ſelbſt ſeiner Partheineigung vor, und wo er falſche Anklagen zu finden glaubte oder oberflächliche Meinungen walten ſah, da berichtigte er ſtreng, und vertheidigte dann auch wohl das Königthum und die Bourbons mit größtem Eifer und ſiegender Beredſamkeit. Daß jede Seite gehört würde, darauf beſtand er unverbrüchlich, er pries gerade darum die öffentliche Verhandlung, weil auch das Dumme und Verkehrte ſich da ausſpreche und ſolchergeſtalt unſchädlich mache. Daher genügte ihm auch keines der Geſchichtsbücher über die franzöſiſche Revolution, weil alle zu wenig die Debatten überlieferten, in welchen doch oft einzig der Schlüſſel der Begebenheiten zu finden ſei. Als Zeugniſſe des Tages empfahl er die erwähnten Flugſchriften der Aufmerkſamkeit nicht nur des Staatsmannes, ſondern auch des Geſchichtſchreibers; er meinte, ihr weſentlicher Inhalt dürfe in einer Erzählung deſſen, was wir eben erlebten, nicht fehlen. Da er bedauerte, weder raſch und leicht noch gern zu ſchreiben, indem er ſonſt wohl eine ſolche Erzählung verſuchen würde, ſo nahm ich in ſeinem Sinne die Feder, und begann ein Bruchſtück „Die Rückkehr der Bourbons“ zu ſchreiben, welches ich ihm dann zeigte, und ihn damit zu reizen dachte, ſelbſt Hand anzulegen. Allein obgleich er die Auffaſſung billigte, ſo wollte er doch die deutſche Sprache für dieſen Gebrauch noch zu unbeholfen halten, er meinte, die Franzoſen müſſe man nur franzöſiſch reden laſſen. Er war nämlich damals ein großer Eiferer für deutſche Sprachreinheit, und wollte ſolche Wörter wie Revolution, Konſtitution, Monarchie, Souverainetät, und andere dieſer Art, im höheren deutſchen Stil nicht gelten laſſen, ohne ſie doch immer durch ſchickliche, und faſt nie durch gleichverſtändliche, reindeutſche erſetzen zu können. In Briefen gab er ſchon größere Freiheit zu, und im Geſpräch völlige. Zum eigenen Schreiben war er doch nicht zu bewegen, und lehnte auch in der Folge jede Zumuthung der Art entſchieden ab. Meine Arbeit blieb alſo liegen und mag nun, fragmentariſch und verſpätet wie ſie iſt, nur noch als Merkwürdigkeit, in der das Leben jener Tage und der Geiſt jenes ausgezeichneten Mannes wiederſcheint, wohlgünſtigen Leſern mitzutheilen ſein.

Ich beſuchte Schlabrendorf auch zu ſolchen Stunden, wo ich ihn allein wußte, denn ihn zu ſtören durfte man nicht befürchten, er war Tag und Nacht zum Sprechen und Erörtern bereit, und er ſchien beinahe dankbar, daß man ihn vom Leſen und Schreiben erlöſte, denn in der Einſamkeit war er doch zu einem von beiden nothwendig verurtheilt. In dieſen Geſprächen unter vier Augen nahm er einen ganz andern Schwung, als wenn er gemiſchte und darunter auch wohl ganz gewöhnliche Zuhörer vor ſich wußte; er verließ den realen Boden der Tageswelt, und erhob ſich in ideale Gebiete der Staatskunde, der Sittenlehre, der Geſchichte. Was er ſagte, waren meiſt Bruchſtücke ſeines großen Entwurfs einer Republik, die als Ganzes von ihm ſelber wohl nur als Hirngeſpinnſt bezeichnet wurde, deren Grundlinien aber und einzelne Beſtandtheile er in jedem gegebenen Staate wiederfand, ſchwächer oder ſtärker, wonach ſich denn auch die Stufe der Entwickelung beſtimmen ſollte, auf der ſich ein Staat befände, je nachdem er viel oder wenig von jenem Ideal darſtellte. Daß er hiebei auf die ſeltſamſten Dinge kam, unerhörte Verknüpfungen machte, und von Paradoxen zu Paradoxen ſich verſtieg, braucht kaum noch geſagt zu werden. So ſtand ihm z. B. Rußland in gewiſſen Beziehungen, doch freilich nur in dieſen ſcharfbezeichneten, dem Staatsideale weit näher, als Deutſchland und ſogar England; in andern Beziehungen wieder waren ihm die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Beiſpiel des ganz Verwerflichen. Genug, man konnte von ihm ſagen, wie Schiller's König Philipp vom Marquis Poſa, daß die Welt in dieſem Kopfe ſich ganz anders abgebildet habe, als in jedem andern! Ich ſchrieb mir manches von ſeinen derartigen Aeußerungen auf, und kann daher einige Beiſpiele davon, faſt in ſeinen eignen Worten hier mittheilen. „Alle gemäßigte Monarchie“, ſagte er eines Abends, „iſt nur als Stufe zur Republik zu betrachten; der Fürſt iſt das ſinnliche Zeichen, deſſen das Volk zur Ehrfurcht für das Geſetz bedarf; kommt einmal das Volk ſo weit, dieſe Ehrfurcht für das Geſetz ſelbſt zu hegen, ſo wird der Fürſt unnütz, und die Republik iſt da. Schlimm aber iſt es, wenn das Zeichen unnütz erſcheint, ehe der Sinn für das Weſen reif iſt, wie jetzt in England, wo der Geringſte im Volke weiß, daß ſein König wahnſinnig, daher für das Land wie gar nicht da iſt, und doch der Staat zuſammenhält. Fände ſich dagegen ein Volk ſo reif, republikaniſch ſein zu können, und ſo weiſe, freiwillig auf jener Stufe der Annäherung zu bleiben, ſo könnte man von ſolchem wohl die größten Erſcheinungen der Geſchichte erwarten.“ Ein andermal ſagte er: „Die Freiheit iſt untheilbar; wo man ein Stück von ihr zuläßt, da folgt unabwendbar das Ganze nach; jede einzelne ihrer Inſtitutionen zieht die andern mit ſtiller Gewalt heran. Volksbewaffnung, Bürgervertretung, Preßfreiheit, all dergleichen iſt ein Zweig der Freiheit, meint man den einen zu nähren und zu treiben, ſo nährt und treibt man alle andern mit, und unverſehens grünt und blüht der ganze Baum. Es iſt in dieſem Sinne ganz artig, daß die franzöſiſche Republik ſich jene Eigenſchaft, die doch nur von der Freiheit ſelber gilt, angemaßt, und ſich une et indivisible genannt hat.“ Dieſem Gedanken reihte ſich ein ähnlicher an: „Staaten ſo wenig wie Menſchen“, ſagte er, „können iſolirt ſich bilden und fördern; ſie verfallen in dumpfe Trägheit oder in wilde Wuth; es fehlt ihnen Tauſendfaches, was nur bei nachbarlichem Wetteifer erzeugt wird und beſtehen kann. Für die Vereinigten Staaten iſt es ein großes Glück, daß neben ihnen andre Freiſtaaten entſtehen, denn wiewohl jene noch vortheilhaft genug eine Mehrheit in ſich ſelber darſtellen, ſo ſind ſie doch ſchon ſehr in Einſeitigkeit erſtarrt, und bedürfen neuer Anfriſchung. Deßhalb konnte auch die franzöſiſche Revolution nicht gleich gelingen: Ein Volk für ſich allein kann ſo etwas nicht ausführen; man ſagte immer, Frankreich ſei zu groß für ſeine neuen Staatsformen, ich ſag' im Gegentheil, es war zu klein! Aber jetzt, da die Revolution nicht mehr ein iſolirtes franzöſiſches Faktum iſt, da ganz Europa willig oder gezwungen daran Theil genommen hat, und noch nehmen wird, jetzt kann es gelingen, daß ſie als das gemeinſame Werk ſo vieler Völker ſich bewährt und behauptet; die Völker von Europa gehören mehr zuſammen als man glaubt, ſie gehen im Ganzen nach derſelben Richtung, nach denſelben Grundſätzen.“ Solche Ausſprüche könnten ergiebige Texte mannigfacher Erörterungen werden, worauf wir uns doch hier natürlich nicht einlaſſen. Als ich ihm den Fortſchritt pries, der doch darin liege, daß, ohne allen Zwang, wenigſtens ſichtbaren und handgreiflichen, der König von Frankreich ſeinem Volke freie Inſtitutionen verheiße, rief Schlabrendorf ſtürmiſch aus: „Ja wohl ein Fortſchritt, aber kein Verdienſt! Fürſt und Volk ſollen zuſammen kommen, das iſt unwiderruflich; ſteigt nun der Fürſt nicht einige Stufen hinab und giebt, ſo ſteigt das Volk einige hinauf und nimmt; die Sache bleibt dieſelbe.“ Dann ſagte er wieder: „Die Fürſten können den Völkern nicht helfen, ſie dürfen ſich ihrer Macht auch um der Völker willen nicht begeben, denn die Uebergänge, einmal begonnen, hat nachher niemand mehr in ſeiner Gewalt, und ſie können eben ſo gut zum Verderben als zum Heile führen. Drum wer ein rechter Fürſt iſt, der bleibe es, und regiere kräftig fort, dann wird das Volk auch im Gehorſam ſich frei fühlen.“ Er verlangte, die Staatsverfaſſung ſolle niemanden zwingen wollen, frei zu ſein: „Mögen auch in der Republik Alle, die dazu Luſt haben, ſich zu Knechten, Kriechern und Schmeichlern machen! Aber das verlang' ich vom Staate, daß ſeine Formen von der Art ſind, um einem jeden zu erlauben, ohne gerade ein Held und ſtets kampf- und ſchlagfertig zu ſein, doch immer frei und würdig zu leben; dieſen großen Vorzug hat England, dem ehemaligen Frankreich aber fehlte er ganz.“ Menſchenfreundliches Wohlwollen war ein Hauptzug in Schlabrendorf's Staatsbildern; er verwarf es, daß Klaſſen oder Einzelne dem Staatszwecke zum Opfer fielen, er wollte Heil und Freude für Alle, ja ſeine Forderung freier Inſtitutionen geſchah nicht um des Kunſtwerks willen, das ſie darſtellen ſollten, ſondern weil er jeden einzelnen Menſchen dabei betheiligt ſah; „denn der Menſch entbehrt des höchſten Lebensreizes“, ſagte er, „wenn er nicht einem freien Gemeinweſen in thätiger Mitwirkung und höchſter Selbſtſtändigkeit angehören kann.“

Daß England im Kampfe mit Frankreich nicht unterlegen, freute ihn, beſonders da er dies Ergebniß ganz aus der Stärke herleiten durfte, welche den Engländern durch ihre Verfaſſung und Freiheit gegeben wird; allein auch die Gebrechen dieſer Verfaſſung und die Mängel dieſer Freiheit zeigte er ſcharfſinnig auf, und meinte, hier liege der Grund zu Englands einſtigem Fall, der nicht ausbleiben könne. „Und“, ſetzte er mit prophetiſchem Tone hinzu, „nie wird Englands Macht größer, nie glänzender und furchtbarer geweſen ſein, als am Tage vorher, ehe ſie zuſammenbricht.“ Er wandte den Spruch des Römers vom römiſchen Reiche „Jam magnitudine laborat sua“ auf England an. „Uebrigens merkten“, ſagte er, „die geſcheidteren Engländer es ſchon lange genug, wo es ihnen fehle, und daß ihr Land in vielen Dingen zurückgeblieben, und es ſtarke Schritte machen müſſe, um den Nachbarn — den Beſiegten —

wieder gleich zu kommen. Die Ertheilung der Bürgerrechte an die Katholiken, die Zufriedenſtellung Irlands, und die unausweichbare Parlamentsreform, würden nicht bloße Schritte, ſondern wahre Sprünge, halsbrechende Sprünge ſein.“

Reizende Schilderungen wußte er von dem Leben im Staate zu machen. Er nahm darin vier Stufen an, die des Jünglings, der aufſtrebt und lernt, des Bürgers, der ſeine ſelbſtſtändige Freiheit hat und ausübt, des Staatsbürgers, der an der Verwaltung thätig Theil nimmt, zuletzt des Altvaters, der als zurückgezogene ephoriſche Weisheit und Erfahrung, ohne Mitſtreben des Ehrgeizes, nur noch durch Rath und Vermittelung einwirkt. In dem Altvater mahlte Schlabrendorf in belebten, großartig rührenden Zügen unwillkürlich ſein eigenes Bild aus. „Wenn die Menſchen“, ſagte er, „bei ſolcher geſetzlich eingeführten Abſtufung, dann nur nicht über das rechte Maß hinaus auf derſelben Stufe verweilen wollten, ſondern einander zu gehöriger Zeit Platz machten, ſo könnte jeder Menſch, der lange genug lebte, ſie alle durchgehen, jeder am Gemeinweſen nach ſeiner Gebühr Theil haben, und ſo die höchſte Fülle menſchlichen Kraftgenuſſes und ſchönſter Lebensausſtattung empfinden, deren Reichthum man jetzt kaum ahndet.“ Wenn im Staat ein Altvaterſtand beſtimmt würde, dann, meinte er, käme auch wieder das Alter zu Ehren, dem man jetzt ſchon deßhalb wenig Achtung bezeige, weil es ſie nicht einmal annehmen wolle, weil es ſich ſelbſt lieber verläugne. Eine Hauptſorge des Staates müſſe ſein, die Männer nicht zu lange über ihre Lebensfriſche hinaus in Aemtern hinaltern zu laſſen, zu denen jüngere Rüſtigkeit erfordert werde, hier ſei es am angemeſſenſten, goldne Brücken zu bauen für die, welche ſich zurückzögen; es würde ein großes Verdienſt ſein, zu dieſem Zwecke große Stiftungen zu machen. Er meinte auch, es würde ſehr angemeſſen ſein, wenn in einem Parlamente ſich eine permanente Oppoſition aus lauter Altvätern bildete, die freiwillig aus den Aemtern getreten wären und keine mehr begehrten.

Ich verweile vielleicht manchem ſchon zu lange bei der Mittheilung dieſer Urtheile und Träume des liebenswürdigen Altvaters; allein außer dem Werthe, den ſie an ſich haben mögen, beſitzen ſie an dieſer Stelle einen örtlichen, den ich durch nichts erſetzen könnte und doch ungern vermiſſen würde. Sie kommen mir vor wie hohe Schattenbäume, zu deren ſtillem Dunkel man ſich gern einige Augenblicke zurückzieht aus dem heißen Staub und Lärm ſo vieler Leidenſchaften, ſcheinſamer Aeußerlichkeiten, leichtfertiger und unwürdiger Spiele, welche jeden ermüden, der ſich durch ein Stück Pariſer Leben drängt. Mir waren jene Geſpräche und Gedanken wirklich eine Zuflucht und Kräftigung, und wenn ich in ſpäter Nacht von dem Hotel des Deux-Siciles durch die einſamen Straßen heimging, ſo fühlte ich, daß ich ein Pfund bei mir trug, das der Zerſtreuung und Auflöſung des wiederkehrenden Tagelebens ein heilſames Gegengewicht hielt.

Mir war aber noch eine ſtille Zuflucht anderer Art beſchieden. Ich hatte nämlich den Ritter von Reinhold aufgefunden, der mir, ſeit ich ihn zuletzt in Hamburg geſehen, lange Zeit wie verſchollen geweſen war. Ich wußte, daß er von Berlin, wohin er als Geſandter, des Königs von Holland gegangen, bald wieder war abgerufen worden, weil Holland aufgehört hatte, ein ſelbſtſtändiger Staat zu ſein, ſondern mit allen ſeinen Beamten in das franzöſiſche Reich übergegangen war. Reinhold hatte ſeine Trauer über dies Ereigniß nicht verhehlt, und bezeigte wenig Neigung, dem Kaiſer Napoleon zu dienen, ſollte aber in Paris abwarten, daß ihm eine neue diplomatiſche Stellung zu Theil würde. Man hatte von ſeinem Talent und Karakter die beſte Meinung, doch weil er ſich um keine Gunſt bewarb, noch ſonſt Schmiegſamkeit zeigte, ſo ließ man ihm nur ein geringes Wartegeld, von dem er nicht leben konnte, und deſſen Auszahlung öfters unterblieb. Er trug die Ungerechtigkeit ohne Murren; ſie überhob ihn läſtiger Amtsthätigkeit, die man ihm hätte zumuthen können, und die nöthige Aushülfe ſuchte er in litterariſchen Arbeiten. So lebte er zurückgezogen mit Frau und Schweſter und zwei liebenswürdigen

Kindern in einer beſcheidenen Wohnung der Vorſtadt, beſchränkt, arbeitſam, nicht ohne Sorgen, aber befriedigt in ſeiner glücklichen Häuslichkeit, durch ſein reines Bewußtſein getröſtet, und ermuthigt durch ſeinen ſtets friſchen Geiſt, ſeinen klaren und ſichern Ueberblick der Weltverhältniſſe, die er ihrem nahen Umſchwung entgegen eilen ſah. Seine Gattin und ſeine Schweſter ſtimmten mit ihm völlig überein, und es war eine Freude, dieſen ſtillen heitern Kreis zu ſehen, der ein ganz deutſches Leben hegte, und in ſeiner Beſchränktheit nicht nur behaglich, ſondern auch noch geſchmackvoll erſchien, ja die höchſte Vornehmheit in den Geſinnungen bewahrte. Ich beſuchte dieſe Familie fleißig; mit Reinhold hatte ich ſo viel gemeinſam erlebt, ſo viel, was uns geſondert betroffen, nachzuholen, und nicht weniger rief die Gegenwart lebhaften Austauſch der Anſichten und Bemerkungen hervor; in ſehr vielen Wahrnehmungen und Urtheilen konnten wir uns wechſelsweiſe beſtätigen, wo wir verſchieden dachten, war es ohne trennenden Widerſpruch.

Eines Abends kam ich zu Reinhold, mich von der Ermüdung des Tages und von den widerwärtigen politiſchen Eindrücken, die mir von Franzoſen und Deutſchen reichlich zugekommen waren, zu befreien und auszuruhen. Es war ſchon etwas dunkel, Reinhold und ſeine Schweſter befanden ſich im Grunde des Zimmers, Frau von Reinhold aber ſaß mit dem einen Kinde auf einer Fußbank am Fenſter, ihr gegenüber eine fremde Dame, und ich ebenfalls rückte meinen Stuhl hier an. Nach einer Weile begann die fremde Dame etwas zu erzählen. Ihr erſtes Bewegen und ihr erſtes Sprechen ſchreckte mich auf, wie von einem Pfeil getroffen nahm ich mich zuſammen. Ich war in einen Wirbel dunkler Erinnerung gezogen, dieſe Art, ſo ganz ungewöhnlich und eigen, war mir tief bekannt. Ich hörte und ſann mit geſpannter Aufmerkſamkeit, endlich, nach langem Zweifeln und Schwanken, frag' ich unwillkürlich: „Sind Sie nicht eine Schweſter von Clemens und Bettine Brentano?“ Sie war es und ſie mußte es ſein, denn nicht auf Frankfurt allein führte dieſe Sprache, dieſe Eigenthümlichkeit zurück, ſondern geradezu auf jenen beſondern Familienboden. Es war Frau von Jordis, geborne Luiſe Brentano — unter den Geſchwiſtern Lulu genannt —, die jüngſte der begabten Schweſtern, und nicht die wenigſt liebenswürdige von ihnen. Dies Erkennen verurſachte eine angenehme Aufregung, es war im natürlichſten Geleiſe ein harmloſes Abentheuer. Nach einigem Hinundherreden darüber ſollt' ich nun auch meine Vorbegegniſſe, die mich mit den ihrigen zuſammengeführt, näher darlegen. Hier aber mußt' ich in Verlegenheit ſein, denn ich kannte die Familie in Frankfurt faſt gar nicht, und was ich mit Clemens in Prag und dann mit Bettinen in Berlin gehabt, war nicht eben von der Art, daß ich mich darauf hätte mit gutem Gefühl berufen dürfen. Am Ende bekannt' ich, daß es ſchlechterdings nicht angehe, mich ihr als einen Familienfreund vorzuſtellen, eher vielleicht als einen Familienfeind, wenn nicht auch das ſchon ihr gegenüber eine Unwahrheit ſein müßte! Sie nahm den Scherz gütig auf, und eben ſo gütig den Ernſt, der ſich damit verknüpfte und in Erörterung einiger früheren Lebensumſtände auslief. Sie ſprach mit klarer Einſicht und inniger Liebe von den Geſchwiſtern, wußte die Vorzüge anzuerkennen, die Sonderbarkeiten richtig zu erklären, und verſetzte mir ſo meine Vergangenheit wohlthätig verſöhnend in dieſe Gegenwart, nannte mich aber dazwiſchen doch immer wieder den Feind. Das Ganze war höchſt anmuthig, und alles Störende weit entwichen, auch Reinhold's, denen im Anfange doch etwas bange geweſen, zeigten die heiterſte Befriedigung; es war ein Abend, wie deren das reichſte Leben nicht viele zu haben pflegt, mir aber auch dadurch merkwürdig, daß ſchon Einmal mir Aehnliches begegnet war, und ich in dieſem Falle wiederholt erfuhr, wie ſchön Unbefangenheit und Witz im Vereine wirken.

Herr von Jordis, den ich bald kennen lernte, hatte früher am weſtphäliſchen Hofe zu Kaſſel in Geſchäften ſich aufgehalten. Von dorther ſtand er mit dem, jetzt wieder in preußiſchen Dienſt zurückgekehrten Grafen von Bülow in genauer Bekanntſchaft, und da ich ihren traulichen Geſprächen oft als Dritter zuhörte, ſo war ich bald in eine

Menge Geſchichten eingeweiht, die man im friſchen Uebermuthe gar nicht bedacht war zu verhehlen, die aber in der Folge, als ſich alles beſann und zurechtlegte, nicht mehr erwähnt wurden, und für die man ſchwerlich, um ihre beſtrittene Wahrheit zu erhärten, dann noch die frühere Erzählung hätte als Zeugen aufrufen dürfen. Uebrigens konnte man damals und auch ſpäter durchgängig bemerken, daß den meiſten Deutſchen, welche ſich am weſtphäliſchen Hofe zuſammen gefunden, in der Folge ſtets eine gewiſſe Gemeinſchaft geblieben, gleichſam als Theilnehmern derſelben Myſterien, oder als mit demſelben Gebrechen Behafteten, bei denen ſich ein geheimes Einverſtändniß, ſelbſt wenn es ſich verläugnen möchte, doch in manchen ſtillen Zeichen wirkſam erhält. — Auch den ehemals weſtphäliſchen General Freiherrn von Hammerſtein ſah ich öfters in dieſem Hauſe, gedrückt von einem ſchweren Geſchick, das er in keinem Betracht verdient hatte. Die unglückliche Errichtung des Königreichs Weſtphalen hatte auch ihn, wie ſo viele wackre Männer, aus ſeinem natürlichen Verhältniß in dieſes aufgedrungene geriſſen, und als der Augenblick herannahte, dieſes Mißgeſchick durch freie That abzuwerfen, wich der falſche Boden unter ihm, während der rechte unerreichbar blieb. Seine großen Geiſtes- und Gemüthsgaben, ſeine Geſinnung und ſeine Willenskraft waren eines beſſern Looſes werth, von dem nur einigermaßen begünſtigt, er unfehlbar unter den ausgezeichnetſten Helden der deutſchen Sache geglänzt haben würde!

Inzwiſchen war nun auch der König Ludwig XVIII. in der Hauptſtadt eingetroffen, und die franzöſiſchen Angelegenheiten zeigten eine mit jedem Tage feſtere Geſtalt. Die Emigrirten drangen von allen Seiten hervor, und nahmen Beſitz, nicht von ihren verlorenen Gütern, denn das war auf keine Weiſe thunlich, aber von der Gunſt, dem Einfluſſe, den Aemtern. Mit ihnen wetteifernd, rückte die Geiſtlichkeit in die Vortheile ein, die der Augenblick eröffnete; doch mußte ſie noch mit Klugheit und Schonung verfahren, denn der König ſelbſt war ihr nicht günſtig, und hielt nichts von ihren Formeln, die er nur als politiſches Hülfsmittel gelten ließ. Er war ein Philoſoph im franzöſiſchen Sinne, das heißt in unſrem Sinne ein Freigeiſt, der allen Kirchenglauben verwirft. Seltſamerweiſe hatte man ſogar, um dem Könige unter der Maſſe der Franzoſen Anhänger zu gewinnen, dieſe Seite von ihm gefliſſentlich gerühmt, und nicht ohne Erfolg, denn es ſchien darin eine Gewähr gegeben, daß die Prieſter kein ſchädliches Uebergewicht im Staat erlangen würden. Doch im Allgemeinen war gleich im Anfange die Stimmung kalt und mißtrauiſch, und auch die Royaliſten, die entſchiedenſten und heftigſten wenigſtens, vertrauten für ihre Sache mehr dem Grafen von Artois und der Herzogin von Angoulême als dem Könige ſelbſt. Bei dem Volke machte die Perſönlichkeit des Königs keinen guten Eindruck; ſie wurde bald Gegenſtand frecher Bilder und Witzworte. Eines der Spottlieder, die gegen ihn erſchienen, im Vergleich mit andern mehr luſtig als ſchlimm zu nennen, wurde noch am Tage des Einzugs auf den Boulevards ausgetheilt, es hat ſich unter meinen Papieren verwahrt, und ſo mag es auch hier ſeine Stelle finden!

Louis XVIII.

Air: Quand l'Amour naquit à Cythère.

Je vous revois, peuple fidèle,
Qui m'avez donné mon congé,
Pardon . . . . . ma goutte habituelle
M'ôte le peu d'esprit que j'ai;
Les grands rois, les hommes de tête
Font le malheur de leur pays;
Pour être bon faut être bête,
(le peuple s'écrie:)
Vive le roi! Vive Louis!

Vous étiez las de la victoire;
Vous n'en aurez plus sous ma loi,
On vit bien plus longtemps sans gloire,
J'ai soixante ans, regardez moi!
Je ne puis souffrir la vaillance.
Ça me fait mal de voir le sang,
J'arrive avec mon innocence,
Mes vertus et mon ruban blanc.

Bon jour, ma brillante noblesse!
Jadis vous m'avez planté là;
Mais aujourd'hui le péril cesse,
Je vous reconnais . . . . vous voilà!
Venez, ferme appui de mon trône,
Recevez le ruban de moi!
(les nobles s'écrient:)
Nous savons tous ce qu'en vaut l'aune,
Vive Louis! Vive le roi!

Das Gewirr des Pariſer Lebens wurde mir ſchon mit jedem Tage unleidlicher, und ich ſehnte mich, ungeachtet mir des Guten ſo viel begegnete, oft genug nach der Abreiſe, die mir aber noch lange verſagt bleiben ſollte. Um früher nach Deutſchland zurückkehren zu können, gab ich auch den Beſuch in London gern auf, und ſah mit Vergnügen, daß Tettenborn ſeine Gedanken gleicherweiſe ſchon anders gewendet hatte. Ich war der Unruhe und des Gepränges ſatt, neuer Anknüpfungen bedurft' ich nicht, am wenigſten ſucht' ich die hohen; die ſtillen und traulichen, die ich ſchon beſaß, die mir ein dauerndes Glück verhießen, waren allein vermögend, mich anzuziehen. Dennoch durft' ich die Gelegenheiten, die zunächſt auf meiner Bahn ſich darboten, nicht verſäumen. Ich wurde dem Könige von Preußen vorgeführt, der ſich meiner von Prag und Töplitz, und dann von Breslau her, gnädigſt erinnerte, und mir über meine Schilderung der hamburgiſchen Vorgänge im Frühjahr 1813 ein Wort des Beifalls ſagte, den mir bald darauf ein noch aus Chaumont erlaſſenes, nun erſt an mich gelangendes Kabinetſchreiben auch ſchriftlich ausdrückte. Den alten Feldmarſchall von Blücher beſuchte ich, um ihn doch auch hier geſehen zu haben; er war geſchwächt und verfallen, und fühlte ſich nicht mehr auf ſeinem natürlichen Boden, die mannigfache Welt hatte ihm nichts zu bieten, als was den Huſarenoffizier in ihm reizen konnte, und in einen ſolchen verlor er ſich meiſt, wenn er öffentlich erſchien, ſofern man einen Gang durch den Garten des Palais Royal und ſein Verweilen an der Spielbank ſo nennen will.

Gneiſenau war mir in anderer Art fremd, ich ehrte ihn hoch, aber ſein Umgang zog mich nicht an, ſeine Aeußerungen voll Haß und Grimm gegen alle Franzoſen konnten mir nicht gefallen, ſogar Stein war hierin billiger und beweglicher, ich konnte bisweilen entſchiedenen Widerſpruch gegen ihn wagen, und ſogar durchſetzen. Hardenberg und Humboldt hatten alle ihre Zeit und Sorgfalt dem ſchwerringenden Friedensgeſchäfte zuzuwenden; dies war auch der Fall bei Metternich, den ich nur noch ein paarmal ſah und nur flüchtig ſprach. Der Feldmarſchall Fürſt von Schwarzenberg bezeigte mir bei gelegentlichem Begegnen ein herzliches Wohlwollen, und verſprach mir von freien Stücken einige merkwürdige Papiere zur Geſchichte des eben beendigten Krieges, im Fall ich darüber zu ſchreiben dächte; allein ich ſah ihn dann nicht wieder, und er war auch ſchwer zu finden, da er meiſt von den höchſten Perſonen in Anſpruch genommen war. Wenn ich ſchon dieſe allgemein verehrten, mir bekannten, wohlgeneigten Männer wenig aufſuchte, ſondern zum Theil ganz vernachläſſigte, ſo konnte mir der Vorſchlag, dem Könige von Frankreich und den franzöſiſchen Prinzen aufzuwarten, jetzt wohl nicht ſehr genehm ſein. Er kam von dem Grafen von Trogoff, der aus einem öſterreichiſchen Major ſchnell ein franzöſiſcher Maréchal de Camp und Adjutant des Grafen von Artois geworden war; er ſchwamm im Glücke der neuen Herrlichkeit, im Taumel der größten Hoffnungen, und wollte mich aus guter Meinung dem Beſten, was er kannte, nahe bringen. Doch ich lehnte ſein Anerbieten beſcheiden ab, und wollte auch ihn ſelbſt lieber nicht wiederſehen, als mich in Gefahr ſetzen, mit ihm offenbar zu brechen, was bei der Verſchiedenheit der Anſichten auf die Dauer nicht wäre zu verhindern geweſen. Ich vermochte nur nicht zu begreifen, wie der kluge, ſcharfſinnige Mann plötzlich alle ſeine Verſtandesklarheit und Umſicht in blinde Verſtocktheit hatte umwandeln können.

Wie freudig war mir dagegen das Zuſammentreffen mit dem Herzoge von Sachſen-Weimar, das ganz zufällig im Palais Royal Statt fand! Ich war ſchon an ihm vorüber gegangen, er aber ſchickte mir nach und ließ mich zurückholen; er hatte ſich zum Frühſtück bei Véry mehrere Gäſte beſtellt, und ich mußte nun Theil nehmen, vorher aber von allen möglichen Sachen und Perſonen Auskunft geben, beſonders von Tettenborn, Bentheim, Pfuel, und auch von Marwitz, den der Herzog gut gekannt hatte und deſſen Tod er ſehr beklagte. Ich wünſchte zu wiſſen, was Goethe mache, und wie er wohl die neueſte Wendung der Dinge aufnehme; der Herzog aber ſagte etwas empfindlich, Goethe ſchreibe ihm nicht. Mit der Napoleonsverehrung würde es jetzt wohl aus ſein, meinte einer der Anweſenden; der Herzog wandte ſich raſch um und erwiederte: „O ganz und gar nicht, da kennen Sie Goethe nicht.“ Und er hatte Recht; ich hörte nach einiger Zeit, daß er, als man in ſeiner Gegenwart auf den Gefallenen heftig losgezogen, erſt einige Zeit geſchwiegen, dann aber mit ſtrenger Ruhe geſagt habe: „Laßt mir meinen Kaiſer in Ruh!“

In dem wechſelnden Tagesgewühle konnte man keinen Schritt gehen, ohne unvermuthet auf Bekannte zu ſtoßen, oder von neuen Ankömmlingen zu hören. In Breslau, als der Krieg eben beginnen ſollte, hatte ich Steffens zum Ausrücken bereit geſehen, und ihm ſcheidend die Hand gedrückt, jetzt, nach glücklich beendigten Feldzügen, konnt' ich ihm abermals die Hand unter herzlichen Glückwünſchen bieten. Er hatte im ſchleſiſchen Heere gedient, in Blücher's Generalſtab unter Gneiſenau, und alſo den ſchärfſten und entſcheidendſten Ereigniſſen beigewohnt, und erzählte mir herrliche Züge aus dem Kriegsleben. Neu war mir auch die muntre Mittheilung, daß er im Rheiniſchen Merkur von Görres ein Gegenwort wider mich geſchrieben; denn von mir ſei doch ohne Zweifel ein Aufſatz in der Feldlager-Zeitung, der die Möglichkeit annehme, die Franzoſen könnten an die Stelle Napoleon's den Kronprinzen von Schweden wählen; das hatte Steffens beſtreiten wollen. Dieſe Plänkelei ſtörte unſern Frieden nicht, ich fühlte mich vielmehr geſchmeichelt, ſolchen Gegner aufgereizt zu haben. In die Klemme des Widerſtreites, der damals heftig zwiſchen Dänen und Schweden erregt war, gerieth ich noch oft, wiewohl ich durch Geſinnung partheilos dabei war und nach beiden Seiten freundliche Verhältniſſe hatte, wie ich denn auch in Paris mit dem däniſchen Geſandten General von Waltersdorf und dem ſchwediſchen Grafen Löwenhjelm in aller Unbefangenheit gleichmäßig verkehrte.

Immerfort erſchienen neuangekommene alte Bekannte auf dem Platz, und des Anrufens, Verwunderns, Begrüßens und Umarmens war kein Ende. Aus Berlin ſah ich Kieſewetter, dann Abraham Mendelsſohn, den lieben Freund und wackern Bürger, der mit vollem Zutrauen, und mit ganzem Bewußtſein der Gefahr, in der ſchlimmen Zeit alle ſeine Kräfte als Geſchäftsmann und all ſein erworbenes Vermögen ſo dem Heil des Staates zu Dienſte geſtellt hatte, daß bei unglücklicher Wendung der Sachen auch für ihn keine Rettung geweſen wäre. Für mich hatte er noch das beſondere Verdienſt, unter den zahlreichen Menſchen, denen ſeine Fürſorge und Aushülfe zu Gute gekommen, auch Rahel durch Rath und That freundlich beigeſtanden zu haben, deſſen wir ihm zeitlebens eingedenk geblieben ſind. Was wir zuerſt beſprachen, war der Tod unſeres Freundes Veit in Hamburg, und ſo mußte man bei jedem frohen Begegnen immer auch einiges Leid hervortreten ſehen!

Erwähnen muß ich hier unter den preußiſchen Bekannten noch des Oberſten von Barnekow, des Oberſten Grafen von Kalckreuth, des Rittmeiſters Grafen Archibald von Keyſerling, des Oberſtlieutenants Grafen Hermann von Pückler, des Rittmeiſters von Goſchitzki, des Oberſtlieutenants Karl von Noſtitz, wiewohl ſie zum Theil nicht in preußiſchen Verhältniſſen ſtanden. Pückler war Adjutant des Herzogs von Weimar, und ſeine vortheilhafte Erſcheinung machte ſich wie immer geltend, von ſeiner kriegeriſchen Kühnheit erzählte man glänzende Beiſpiele, doch jetzt, im Frieden und in Paris, ſah man ſchon wieder mehr auf andre Auszeichnung, deren er keinen Mangel hatte. Noſtitz befeſtigte ſich mehr und mehr in dem Gedanken, nach Rußland zu gehen, wo er einen weiten Schauplatz ſeiner Thätigkeit zu finden hoffte; Paris gab ihm wenig Befriedigung, er mußte immer etwas ausgrübeln und anſtreben, eine Klugheit ausführen, einen

Gewinn erlangen, und indem er dieſe ungeheure Lebensbewegung vor ſich ſah, mit der Gewißheit, darin müßten alle Vortheile ſtecken, welche die europäiſche Welt irgend darbiete, empfand er ſtets den Verdruß, nicht die Angel zu haben, durch welche ſich die verſchwemmten Güter aus der Fluth herausziehen ließen. Zwei ſeiner Freunde wußten ſich anders zu helfen. Der Graf Karl von Bohlen hatte ſich treuherzig eingeſtanden, das Beſte von Paris ſei eben das, was man genießen könne, und die Verfeinerung der Küche, die Köſtlichkeit der Weine, die Unterhaltung in den Theatern, auf den Boulevards, in Tivoli, das alles dürfe den Sieger um ſo ausſchließlicher erfreuen, als gerade dies ſpäter in der Heimath nicht eben ſo zu finden ſein würde. Derſelben Ueberzeugung huldigte mit noch ſtärkerem Eifer der vormals ſächſiſche Major, jetzt ruſſiſche Oberſt von Boſe; er war mit in den Krieg gegangen, und bei Gelegenheit auch befördert worden, aber zu irgend einer Auszeichnung hatte er es nicht gebracht, und zum Unglück auch nicht das kleinſte Ordenskreuz erlangt. Er ſprach hierüber mit luſtiger Verzweiflung und knüpfte die Bemerkung an, da ſchon während des Krieges ihm die Rüſtigkeit eines Soldaten abgegangen, ſo wolle er ſich im Frieden, da ſie völlig unnütz geworden, nicht mehr deßhalb grämen, und ſeine Tage ſo gut hinbringen, als es ſein Körper fordere und erlaube. Demnach hatte er ſich bei Beauvilliers förmlich niedergelaſſen, wo er Morgens und Mittags ungeheure Mahlzeiten verzehrte; ſein ſtürmiſches Anpreiſen dieſes vortrefflichſten aller Reſtaurateure, ſeine überfließende Beredſamkeit über Tiſch, und ſein gutes Beiſpiel im Eſſen und Trinken, zogen zahlreichen Beſuch herbei, und während der dicke Boſe an ſeiner Tafel thronte, waren die Säle ſtets von deutſchen und ruſſiſchen Gäſten gefüllt, die hier am beſten zu ſpeiſen glaubten, oder auch ihm zuhören wollten, denn ſeine Erzählungen ebenfalls waren von der ausgeſuchteſten, üppigſten Zubereitung. Dieſe Herrlichkeit dauerte viele Wochen, endlich aber trat doch ein Tag ein, wo der Wirth, mit dem Nebenvortheil des Zulaufes nicht zufrieden, auch den beſtimmteren Lohn ſeiner Leiſtungen anſprach, und durch dieſen wunderlichen Einfall dem Ueberraſchten Eßluſt und Laune ſtörte. Glücklicherweiſe legte ſich die Hülfe hoher Gönner in's Mittel, um den tapfern Boſe perſönlich, wenn auch ſein Name noch übel angeſchrieben blieb, aus dieſem Gedränge herauszuziehen. Man ſagte, es ſei ſchade, daß er nicht beſſern Erfolg gehabt, denn unter allen Verbündeten ſei er doch der Einzige geweſen, der für die Leiden des Vaterlandes einige Vergeltung geſucht, der einzige, der es darauf angelegt habe, den Feind aufzufreſſen! Er hatte aber nicht das Glück, auch nur die Erinnerung ſo guter Zeit lange zu genießen, er ſank in Mißmuth und Schwäche, die Beredſamkeit verſiegte, die alte Spannung gegen Napoleon und die Franzoſen wollte ſich durch keine neue erſetzen laſſen, und ſo ſtarb er bald nach der Heimkehr ſtill und unbeachtet.

Zahlreiche neue Bekanntſchaften, zwar nur vorübergehende, aber das Herz innig erregende, machte ich durch Rahel, welche mir von Prag her ihre Jäger und Freiwilligen zuſchickte. Sie hatte, wie ſchon anderwärts erwähnt iſt, in Prag, wohin ſie geflüchtet war, auf eigene Hand eine Hülfsthätigkeit begonnen, die aus einfachen Anfängen in geräuſchloſem Walten zu dem reichſten Wohlthun erwachſen war. Nicht der Kranken und Verwundeten allein, die, beſonders nach den Schlachten in Sachſen und Böhmen, in erſchreckender Anzahl nach Prag gelangten, nahm ſie ſich mit kräftigſter Fürſorge zweckmäßig an, ſchaffte ihnen Nahrung, Kleidung, Unterkunft, ſo weit Mittel und Umſtände es nur zuließen, ſondern auch die oft eben ſo bedürftigen Geſunden, und vor allem die noch kaum Geneſenen, unterſtützte ſie mit jeder Aushülfe, die der Augenblick erforderte. Hunderte von preußiſchen Freiwilligen, die meiſten guter Leute Kind — wie man zu ſagen pflegt —, verſprengte, aus der Gefangenſchaft befreite, aus den Spitälern entlaſſene, wurden von ihr mit Kleidung, Wäſche, Schuhen verſorgt, ſogar mit Waffen neu ausgerüſtet, und dann mit Geld und Empfehlung den im Felde ſtehenden Truppen wieder zugefertigt. Um ihnen für mögliche Fälle auch in der Ferne Anhalt und Hülfe zu ſichern, pflegte ſie den

Beſſern die Namen derjenigen Freunde aufzuſchreiben, die ſie bei den Heeren wußte, und von denen ſie überzeugt war, daß ſie ſolche Anweiſung ehren würden. Tettenborn, Bentheim, Bartholdy, Noſtitz, Barnekow, gehörten hauptſächlich in dieſe Reihe, doch mein Name ſtand natürlich obenan. Dieſe auf die Freundſchaft gezogenen Wechſel wurden unweigerlich angenommen, und oft in überraſchender Weiſe geehrt. So lange der Krieg währte, und wir meiſt abgeſondert, an der Niederelbe, in Dänemark, und zuletzt in der Champagne, hin und her zogen, kamen nur ein Paar ſolcher jungen Leute in meinen Bereich; deſto mehr hingegen zu Bartholdy und Barnekow, die ihnen reichlich ſchenkten, und beſonders hat der letztere, in der Freude ſeines Herzens, und um Rahel's willen, anſehnliche Summen ſolchergeſtalt ausgetheilt. In Paris aber, dem allgemeinen Verſammlungsort, trafen ſie in großer Anzahl auch bei mir ein. Die jungen Leute, wenn ſie treuherzig ihren Gruß anbrachten und mir das Blatt vorzeigten, auf welches die geliebte Hand meinen Namen geſchrieben hatte, rührten mich oft zu Thränen. Rahel hatte ſich bei den meiſten ein dankbares Andenken geſtiftet, nicht durch ihre Gaben allein, ſondern eben ſo und noch mehr durch die Beſeelung, welche ſie damit zu verbinden wußte Den einen hatte ſie durch Zuſpruch getröſtet und ermuthigt, den andern von ſchlechten Dingen abgehalten, einem dritten günſtige Verhältniſſe eröffnet; ſie war mit den Eltern oder Verwandten in Briefwechſel getreten, hatte Nachrichten mitgetheilt, erwünſchte Sendungen veranlaßt; kurz alle die jungen Leute waren ihr ſo herzlich ergeben, und ſegneten auf's neue den theuren Namen, der ihnen zuletzt hier noch die erſprießlichſte Hülfe hervorrief; denn leider war für dieſe tapfre und preiswürdige Jugend nur ſchlecht geſorgt, und nach dem ruhmvoll beendigten Kriege und in der eroberten feindlichen Hauptſtadt waren ſie bedürftiger, als mitten in den Wechſelfällen der Feldzüge, ſie boten zum Theil den jammervollſten Anblick, und manche ſchämten ſich in ihrem ſchlechten Aufzuge die Straßen von Paris zu betreten. Schlabrendorf, den ſein eigener Neffe, ein junger Uhlanen-Freiwilliger, von dieſem traurigen Zuſtande ſo vieler ſeiner Kammeraden unterrichtete, that im Stillen viel Gutes; allein das Wirken Einzelner mußte doch immer nur beſchränkt bleiben.

Bei der großen Zahl angeſehener Perſonen, die ſchon theils durch Amt und Verhältniſſe genöthigt waren, offene Tafel zu halten, bei dem großen Eifer und der lockenden Gelegenheit zum gegenſeitigen Bewirthen, und bei ſo mannigfachen Anläſſen zu gemeinſamen Gaſtmahlen, war es ein ſeltner Fall, daß ich in einer Reſtauration für mich allein eſſen konnte. Doch erzwang ich es bisweilen durch beſtimmten Vorſatz, aus Bedürfniß der Abſonderung und Freiheit. Aber auch dann hing' der Erfolg noch von Umſtänden ab, in die man ſich ergeben mußte. So ſaß ich, eines Mittags bei Beauvilliers an meinem kleinen Tiſche, verdrießlich, und ganz behaglich dies ſein zu dürfen. Doch mußt' ich mir gegenüber bald einen fremden Herrn bemerken, deſſen Blicke mich ſcharf beobachteten, und mir bald ſo unbequem wurden, daß ich mein Mahl abkürzte und ſchon weggehen wollte; doch der Herr ſtand auf und trat mir entgegen. Er war eben erſt ſeiner Sache gewiß geworden, und begrüßte mich mit meinem Namen. Auch ich erkannte nun ihn, es war Diebel, ein früherer Studiengenoſſe aus der chirurgiſchen Pepiniere in Berlin, von Geburt ein Pole, und jetzt Generalchirurgus bei den polniſchen Truppen. Ich freute mich unſäglich, ihn wiederzuſehen, er war ein trefflicher Menſch, in ſeinem Fache von gründlichen Kenntniſſen, mit einem edlen Triebe zu allgemeiner Geiſtesbildung. Eine nicht begünſtigte Jugend und ein wenig anziehendes Aeußere hatten ihn keine glänzende Laufbahn hoffen laſſen, doch war ſeine wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit durchgedrungen, und hatte in Verbindung mit ſeinem glühenden Vaterlandseifer, dem er, ſeit wieder ein Polen als Herzogthum Warſchau erſtanden war, ohne Rückhalt hatte folgen dürfen, ihn zu der höchſten Stufe befördert, er trug mehrere Ehrenzeichen auf der Bruſt, und genoß unter ſeinen Landsleuten eines verdienten Anſehens. Wir hatten viel mit einander durchzugehen, von den Anfängen unſerer Studien der Kantiſchen Philoſophie bis zu den neueſten Kriegsereigniſſen und politiſchen Erwartungen, wobei unſre Standpunkte ſehr abweichende Schlüſſe gaben. Die wunderbarſte Erſchütterung aber empfand ich, als er den Namen Marwitz nannte, und mir erzählte, wie er dieſen habe kennen lernen. Ich wußte durch Rahel's Briefe, daß Marwitz in einem Reitergefechte an der Elbe von polniſchen Uhlanen vom Pferde gehauen worden und mit vielen Wunden in Gefangenſchaft gerathen war, daß ein polniſcher Arzt ihn dann menſchenfreundlich gepflegt und zwei polniſche Offiziere ihn großmüthig unterſtützt hatten, wie er ſelber dies ſpäter, als er befreit nach Prag kam, Rahel'n dankbar angerühmt. Der Arzt war Diebek geweſen, und als ſich ergeben, daß er in Berlin ſtudirt, hatte Marwitz ihn gleich nach mir gefragt, und durch dieſe Berufung nur noch erhöhte Theilnahme empfangen, die beiden Offiziere aber waren jetzt auch in Paris, Oberſt Szymanowski und Oberſtlieutenant Skrzynecki, mit denen Diebek mich in der Folge bekannt machte, deren Namen ich jedoch nicht behielt, und bei ihrer ſpäteren verhängnißvollen Berühmtheit als ganz neue lernte; denn daß es jene wären die uns ſchon früher ſo werthvolle Männer bezeichnet, ergab ſich erſt lange nachher bei wiederholtem Durchleſen von Rahel's Prager Briefen, wo die Namen mit abſichtlicher Deutlichkeit ſtanden, weil ſie für alle Wechſelfälle des Krieges uns empfohlen ſein ſollten! Diebek verweilte nur noch kurze Zeit in Paris, er ging nach Polen zurück, wohin er viele Kiſten voll franzöſiſcher Bücher mitnahm, größtentheils klaſſiſche und wiſſenſchaftliche, als reiche Ausſaat höherer Bildung. Gleich den meiſten ſeiner Landsleute war er voll Zutrauen und Eifer für den Kaiſer Alexander, der die von Napoleon für Polen erweckten Hoffnungen großmüthig erfüllen wollte. Ich habe von ſeinem weiteren Leben, ungeachtet wiederholter Nachfrage, nichts mehr erfahren können.

Spät noch kam von Berlin der Geheime Staatsrath Stägemann, den der Staatskanzler wegen der innern Verwaltungsgeſchäfte zu ſich berufen hatte, und mit dem ich den ihm neuen Boden von Paris treulich durchſtrich. Die Oertlichkeit der geſchichtlichen Ereigniſſe ſprach ſeinen dichteriſchen Sinn mächtig an, und mit Staunen und Beifall hörte er Schlabrendorf's wogende Beredſamkeit, welche die Bilder der Revolution in großen lebendigen Zügen anſchaulich machte. Bei Tettenborn hatten wir andere, dem neueſten Tage angehörige Unterhaltung, ausgezeichnete Militairperſonen aller Nationen kamen hier zuſammen, und ſolche Geſellſchaft war dem kriegeriſchen Sänger ſtets genehm, er liebte die Freimüthigkeit, den zwangloſen Sinn und friſchen Humor, die ſich mit der Tapferkeit ſo gern verſchwiſtern. Herzerfreuend war es, unter den Deutſchen ſo verſchiedener Länder faſt alle Trennung aufgehoben zu ſehen, der gemeinſame, glückliche Heerzug ſchien alle bisherigen Gränzen ausgelöſcht zu haben; auch hatten die Begebenheiten die Menſchen gut durcheinander gerüttelt; alte Waffenbrüder aus Oeſterreich begegneten einander in ruſſiſchen, in preußiſchen, in engliſchen Uniformen, preußiſche Offiziere hatten für Rußland, hannöverſche in Spanien gekämpft, die Baiern, Würtemberger, Sachſen, Badener, Heſſen, alle waren mit Beſtandtheilen gemiſcht, die früher in Oeſterreich, in Preußen gedient hatten.

Zu meinem Bedauern war Reinhold inzwiſchen abgereiſt, und beinahe plötzlich, denn kaum zwei Tage vorher hatte er ſeinen Entſchluß uns angekündigt und wenig früher ihn gefaßt. Aber meine herzlichen Glückwünſche begleiteten ihn, denn der von Napoleon zurückgeſetzte und vergeſſene Ehrenmann hatte von andrer Seite eine ſo ungeſuchte als verdiente Würdigung erfahren, die ihn zu ſeinen urſprünglichen, dem Herzen erwünſchten und dem treuen Sinne angemeſſenen Verhältniſſen zurückführte; der Prinz von Oranien, bald nachher den Thron des neuen Königreichs der Niederlande einnehmend, hatte ſogleich, bei Prüfung der ihm zunächſt in Betracht geſtellten Staatsdiener, den redlichen Sinn und die ausgezeichneten Fähigkeiten Reinhold's erkannt, und ohne Säumen ihn zu ſich nach dem Haag berufen, von wo gleich darauf mein Freund mir noch nach Paris die gute Nachricht ſchrieb, er gehe als Geſandter nach Rom.

Durch ſeine Abreiſe war mir eine große Lücke verurſacht, die ich möglichſt auszufüllen ſtrebte. Der Boden, wo ich

Frau von Jordis ſehen konnte, war bald und beſtens erſetzt, indem ich meine Beſuche bei ihr nun um ſo häufiger wiederholte. Hammerſtein, Rühle von Lilienſtern und andere Deutſche, beſonders Frankfurter, fanden ſich hier heiter zuſammen, und auch die Gegenwart eines Franzoſen, den ein geſetztes und beſcheidenes Weſen auszeichnete, ſtörte unſer geſelliges Behagen nicht, indem wir Alle in friedlicher Eintracht derſelben Liebenswürdigkeit gleichmäßig huldigten.

Neben dieſem ſtillen Lichte flammte nun aber plötzlich eine ſprühende Fackel auf, und die Augen wurden unwillkürlich zu dieſer Erſcheinung hingelenkt. Frau von Stael war in Paris eingetroffen, hatte ein ſchönes Hotel bezogen und ihre Geſellſchaftsabende begonnen. Sie war in früherer Zeit von den Royaliſten und Emigranten übel angeſehen, die Bourbons hatten allerlei Groll, allein die lange von ihr durch Napoleon erlittene Verfolgung war eine Art von Sühne geworden, und in den letzten Zeiten hatte die begabte Frau ſich offenbar um die Sache des Hofes verdient gemacht; dabei waren ihr die alten Freunde aus der Revolutionszeit nicht verloren, die aus der Kaiſerzeit hatten keinen Grund mehr ſie zu verläugnen, die Fremden aber wetteiferten in Verehrung und Aufmerkſamkeit. Sie hatte auf ihrer großen Fluchtreiſe durch Europa geſellig, litterariſch und politiſch vielfach gewirkt und ihren berühmten Namen mit Hoffnungen verflochten, die jetzt großen Theils erfüllt waren. Der Kaiſer von Rußland bewies für ſie die größte Beeiferung und beſuchte öfters ihre Abendgeſellſchaft, andre große Herren folgten dem allgemeinen Zuge, der Herzog von Wellington leuchtete den Engländern vor, Feldherren und Diplomaten aller Nationen drängten ſich, die Litteratoren und Künſtler hatten das unbeſtrittenſte Anrecht, es war eine glänzende Hofhaltung, wie die Bourbons erlebte auch Frau von Stael ihre Reſtauration. Einen ſolchen Kreis in der Nähe zu betrachten, durft' ich mir nicht verſagen, ich hatte ſogar perſönliche Aufforderung dazu. Durch Auguſt Wilhelm von Schlegel, bei dem ich zuerſt anſprach, wurde ich ſogleich angemeldet und eingeführt. Es war Vormittags, in einem

Gartenzimmer, Frau von Stael in leichter Morgenkleidung trat uns von dem Garten her entgegen, einen friſchen Zweig in der Hand, den ſie eben von einem der draußen ſtehenden Orangenbäume abgepflückt hatte. Ich wußte genug von ihr, um durch nichts überraſcht zu ſein, es war wie eine alte Bekanntſchaft, nur ſolche Unbefangenheit und ſchlichte Natürlichkeit hatte ich nicht erwartet, dieſen großen Reiz und wohlthuenden Eindruck hatte mir niemand an ihr gerühmt. Sie wußte auch einiges von mir, ſie hatte einige Erinnerung von dem Buche „Die Verſuche und Hinderniſſe", das in Coppet war geleſen worden, und von dem ich, nach Schlegel's Meinung, der alleinige Verfaſſer ſein ſollte. Ohne Zweifel hatte Schlegel ihr Gedächtniß hierüber eben erſt aufgefriſcht, wie er ſie jetzt auch erinnerte, daß ich ein Kriegsgenoſſe ihres Sohnes Albert geweſen; ſie wollte beeifert alles hören, was ich von dieſem wußte, wie wir zuſammen gelebt, wie er ſich gezeigt, welche Meinung man von ihm gehabt, was man von ihm gehofft. Die Umſtände des Zweikampfs, in welchem er getödtet worden, mußte ich genauer angeben, ſie weinte, doch that ihrem Herzen wohl, daß er ſich als ein Tapferer bewährt und weder Furcht noch Gefahr gekannt. Dieſer erſte Beſuch war nur ſehr kurz, es kamen neue Anmeldungen, und nachdem Frau von Stael mich noch zu ihren Abenden verbindlich eingeladen, empfahl ich mich und Schlegel begleitete mich, um ſogleich umſtändlicher zu vernehmen, wie mir ſeine Herrin gefallen habe. Ich konnte ihn wohl zufrieden ſtellen, mir ſelbſt aber nicht verhehlen, daß Frau von Stael, ſo achtungsvoll und intereſſant ſie ſei, mir doch eigentlich nicht gefalle, ich vermißte Anmuth, den lieblichen Ausdruck einer tiefen Seele; — Güte, Weichheit, Feinheit, die ich ihr zugeſtehen mußte, waren mir dafür kein Erſatz. Ihr Weſen gab mir das Gefühl eines Zwieſpaltes, der keine Vermittelung fand, mir ſtand in ihr zugleich eine Fürſtin vor Augen und eine Bürgerfrau, und welches von beiden, oder ob gar beides, nur Maske ſei, ſchwebte in beängſtigendem Zweifel. Ihr Buch über Deutſchland, früher auf Befehl Napoleon's zu Brei verſtampft, aber doch in einigen Abdrücken gerettet, war nun in mehreren gleichzeitigen Ausgaben wieder erſchienen, und wurde allgemein mit Eifer geleſen und geprieſen. Mir war es ſchon von jener früheren Zeit bekannt, und ich konnte jetzt nicht milder darüber urtheilen, als damals. Manches darin empörte mich, die ſichtbare Unfähigkeit in philoſophiſcher Richtung war nur durch die Anmaßung übertroffen, mit der die unruhige Frau alles Betaſtete ſchon begriffen zu haben wähnte, in den äſthetiſchen Beziehungen erkannte man die Einſeitigkeit der auf Treu und Glauben angenommenen fremden Ausſprüche. In meiner damaligen Stimmung überwogen dieſe Gebrechen allen ſonſtigen Werth des Buches, den ich ſpäter gern anerkannt und einmal gegen Tieck, der jene Vorwürfe erneuerte, lebhaft und zu deſſen eigenem Beifall vertheidigt habe; wenigſtens läßt ſich nicht läugnen, daß die Wirkſamkeit des Buches ungeheuer geweſen, und Folgen gehabt, welche von Deutſchen und Franzoſen gleich dankbar anzuerkennen ſind.

Um doch den perſönlichen Eindruck gleich friſch durch den litterariſchen zu vervollſtändigen, griff ich lieber zu dem Roman Delphine, der überdies, wie man verſicherte, das ideale Karakterbild der Verfaſſerin, ihre Gefühls- und Sinnesweiſe, vortrefflich ſchildern ſollte. Aber auch hier fand ich wenig Befriedigung; in dem großen Talent, bei der Macht der Gedanken und der Leidenſchaft des Herzens, die ſich in einer oft hinreißenden Sprache offenbarten, blieb mir immer etwas Störendes, was mich zu keinem rechten Genuſſe kommen ließ; mir gelang nicht, darüber völlig klar zu werden, und noch heute wüßt' ich es nur im Allgemeinen damit zu bezeichnen, daß man ſich nicht auf natürlichem feſten Boden fühlt.

Ich wagte nur Einmal bei Frau von Stael einen Abendbeſuch; eine glänzende, wogende, und doch verhältnißmäßig ſtille Geſellſchaft erfüllte den Saal, geſpannt und ehrerbietig lauſchte alles auf einzelne Stimmen, die ſich in nicht eben lauter Weiſe vernehmen ließen. Der Kaiſer Alexander war zugegen und gab ſich liebenswürdig hin wie ein Gleicher unter Gleichem; doch hatte nur Frau von Stael vor ihm ihre völlige Freiheit, und nährte faſt allein das Geſpräch. Als ich ein wenig vorgedrungen war, hörte ich, daß die muthige Wirthin den hohen Gaſt über Negerſklaverei zu reden veranlaßte, und daß er mit Unwillen ſie eine Schändlichkeit nannte; ein Portugieſe — ich weiß nicht, ob es der Marquis Marialva war — erlaubte ſich, dem Kaiſer vorzuhalten, in ſeinen Landen ſei doch Leibeigenſchaft; der menſchenfreundliche Herrſcher zuckte einen Augenblick, war aber gleich wieder gefaßt, und ſagte mit edler Feſtigkeit: „Sie haben Recht, in Rußland giebt es Leibeigene, aber der Unterſchied von ihnen zu den Negerſklaven iſt noch ſehr groß; doch will ich davon abſehen, und erkläre, daß auch die Leibeigenſchaft ſchlecht iſt, daß ſie abgeſchafft werden muß, und daß ſie mit Gottes Hülfe noch unter meiner Regierung aufhören wird.“ Ein Gemurmel des Beifalls verbreitete ſich durch den ganzen Saal, denn der Kaiſer hatte dieſe Worte laut geſprochen, und ſie wurden ſogleich weitergeſagt und erläutert. Ich war ſchon wieder zurückgedrängt, ich ſah keine Möglichkeit Frau von Stael auch nur zu begrüßen, die Hitze nahm überhand, und ich wählte den völligen Rückzug. An der Thüre traf ich mit Bartholdy zuſammen, der ebenfalls wegging; er ſchien von der Aeußerung des Kaiſers wenig erbaut, ganz und gar nicht aber von der Geſellſchaft, in der man, meinte er, wenn man nicht Fürſt oder Herzog ſei und drei bis vier Sterne habe, nur immer beſchämt und gedemüthigt daſtehe, ohne Vergnügen oder Nutzen, er werde gewiß nicht mehr hingehen. Ohne gerade ſeine Geſichtspunkte zu haben, ließ auch ich es bei dieſem Einenmale bewenden, und ſah leider Frau von Stael nicht wieder, was ich doch oft bereut habe, denn ihres näheren Umganges zu genießen, wäre mir in allem Betracht erwünſcht und vortheilhaft geweſen.

Mir wollte es überhaupt mit franzöſiſchen Bekanntſchaften in Paris nie ſonderlich glücken. Ich ſollte bei dem Fürſten von Talleyrand eingeführt werden, man hatte ihm geſagt, daß ich ſeine Denkſchrift über Kolonieen — worin er nach Algier und Tunis deutete — überſetzt und mit einem Vorworte in Druck gegeben habe; allein ich dankte, mir war der Mann gerade in dieſer Zeit ſehr zuwider. Gegen den Grafen Reinhard empfand ich ebenfalls nur Widerwillen. Gleicherweiſe, weil kein reines Verhältniß abzuſehen war, verſäumte ich Grégoire und Carnot, die mir doch weit wichtiger waren, und vernachläſſigte Chézy und Say, denen ich ſogar einige Neigung zugewandt hatte. Mit Boiſſy d'Anglas war ich ein einzigesmal zuſammen, bei längerem Aufenthalt hätte ich mich ihm wohl genähert, ſo wie auch dem ernſten Lanjuinais. Aber mir kam es immer ſo vor, als könne ich alle dieſe Franzoſen weit bequemer und kürzer in der deutſchen Ueberſetzung leſen, welche ich von ihnen in Schlabrendorf hatte; denn er war in der That ein Inbegriff und Auszug aller der Richtungen, die der Revolution angehörten. Nach meinen Bekannten am Hofe, Trogoff, Maiſonfort, oder nach Chateaubriand, Ferrand und andern ſolchen, hatt' ich noch weniger Neigung mich umzuthun.

Nun muß ich aber doch zu meiner Rechtfertigung anführen, daß ich in Paris keineswegs bloß der Zerſtreuung lebte, ſondern auch ernſtlich beſchäftigt war. Den politiſchen Fragen hätte ich wohl entfliehen mögen, aber ſie thaten mir Gewalt an, und ich mußte mich durch ſie durcharbeiten. Ich that dies in Briefen, Aufſätzen und Denkſchriften, die zum Theil an guten Orten hervortraten und wirkten, um ſo beſſer vielleicht, als kein Name dabei genannt wurde. Eine Denkſchrift ſehr zarten Inhalts, die ich zum Theil auf Stein's Aufforderung abgefaßt hatte, legte der ruſſiſche General Laharpe dem Kaiſer Alexander vor, eine andre ging durch die Hand des Fürſten Adam Czartoryski. Ich ſammelte und bereitete überdies ſchon jetzt Angaben und Hülfsmittel zu einer kriegsgeſchichtlichen Darſtellung, und auch verging faſt kein Tag, ohne daß ich aus Schlabrendorf's Geſprächen einiges niedergeſchrieben hätte. Bewegt und erfüllt von ſolcher mannigfachen und oft anſtrengenden Thätigkeit empfand ich das ſtärkſte Bedürfniß, in deutſcher Umgebung auszuruhen, und das Gefühl heimathlichen Behagens und ſtiller Sicherheit wenigſtens auf Augenblicke hervorzurufen. Daher ich dem höheren Salonleben größtentheils entſagte, und oft auf dem Wege zu glänzenden Kreiſen wieder umkehrte und zu deutſchen Freunden einlenkte.

Hiemit iſt einigermaßen auch erklärt, wie ſo ich bisher noch nicht des Theaters zu erwähnen gefunden. In dem Pariſer Leben ſind die Theater ein täglicher Beſtandtheil, der für alle Klaſſen die größte Bedeutung hat, auf die Fremden und Ausländer mit unendlichem Reize wirkt. Glücklicherweiſe hatte ich dieſe Luſt bei meinem früheren Aufenthalte hinlänglich genoſſen und konnte mich jetzt mit einigen ausgewählten Vorſtellungen von Talma, Mlle. Mars, von Brunet und Potier begnügen. Am wenigſten konnte mich die Pracht der Oper und des Ballets locken, und oft ließ ich die mir angebotenen oder vorbehaltenen Plätze ohne die geringſte Reue ungenutzt. Auch andere Vergnügungen und Luſtbarkeiten raubten mir wenig Zeit; ich begnügte mich dergleichen einmal zu ſehen, ohne den Wunſch des Genuſſes oder gar der Wiederholung.

Die großen Ereigniſſe, und nachdem ihr Ausgang ſich im Allgemeinen entſchieden, die tägliche Verarbeitung ihrer noch bewegten Einzelheiten, hielten Paris in einer Spannung, welche durch die Zahl und Verſchiedenheit der hier ungewöhnlich zuſammen gedrängten Menſchen noch verſtärkt wurde. Solche Spannung wirkt durchaus kräftigend, aber ſie pflegt, nachdem ſie eine gewiſſe Höhe erreicht hat, plötzlich nachzulaſſen und in weichliche Ermattung überzugehen. Dieſer Uebergang wurde wohl ſchon von den Meiſten empfunden, und mit ihm auch die ſtärkere Regung der Krankheitskeime, welche dann nicht ſäumen, aus ihrem Hinterhalt hervorzubrechen und das Leben in ſeiner Schwäche zu überfallen. Das Frühjahr war vorgeſchritten, und der Kampf in der Atmoſphäre zwiſchen Hitze und Kälte ſo heftig, daß es genug war, dieſe Luft zu athmen, um von katarrhaliſchen Uebeln ergriffen zu werden. Die Krankheit war faſt allgemein. Einheimiſche und Fremde litten gleicherweiſe, doch beſonders unſre jungen Leute, die in der Umgegend meiſt in ſchlechten Quartieren lagen, und ſich wenig helfen konnten. Auch Schlabrendorf entging dem Uebel nicht, Tettenborn mußte ſich niederlegen, und mich traf daſſelbe Loos; doch nur auf wenige Tage, während deren ich die Delphine zu Ende las, eine Auswahl von Briefen der Frau von Sévigné, Duclos' Geſchichte Ludwig's XI., und Chamfort's Schriften durchlief. Eine ſtarke Doſis Opium ſtellte mich raſch wieder her, und gab mir neues Zutrauen zu der Lehre Brown's. Auch Tettenborn genas bald wieder, und bereitete ſich zur Abreiſe nach Mannheim, wohin ich ihm ſpäter nachfolgen ſollte, denn einige wichtige Geſchäfte mußten mich noch eine Weile in Paris zurückhalten.

Mir war dies um ſo peinlicher, als der Aufbruch faſt allgemein war, und alles ſich zur Abreiſe, theils nach England, theils in die Heimath anſchickte. Hardenberg begleitete, wie auch Blücher und Gneiſenau, den König nach England; mir gereichte zum Vortheil bei'm Abſchiednehmen ſeinen Schwiegerſohn bei ihm zu treffen, den baieriſchen General Grafen von Pappenheim, den er ſehr liebte; denn der biedre und freundliche Mann, früher im öſterreichiſchen Dienſte Tettenborn's Kriegskammerad, ſtellte mich durch ſein zutrauliches und doch rückſichtsvolles Benehmen ſichtbar in der Meinung des Staatskanzlers um einige Stufen höher. Ich empfing die günſtigſten Verſicherungen von Hardenberg, die er mir auch noch ſchriftlich zufertigen ließ. Doch fand ich einen merklichen Unterſchied zwiſchen dem ſchriftlichen Ausdruck und dem mündlichen; mein Wunſch, noch eine Zeit frei zu bleiben, wurde zugeſtanden, aber es lautete, als hätte ich das Gegentheil gewünſcht und müßte mich gedulden. Solcherlei Zeichen eines im Stillen wirkſamen Widerſinnes habe ich ſpäterhin noch oft genug in wichtigeren Dingen und erhöhten Maßen zu erfahren gehabt.

Auch Stein bereitete ſich ſchon zur Abreiſe. Seine Geſchäfte in der Kriegsverwaltung deutſcher Länder waren noch nicht erledigt, und wurden jetzt wichtiger und dringender. Auch begleiteten ihn wieder ſeine treuen Gehülfen, Rühle und Eichhorn. Er war ungemein heiter. Eines Tages, da ich bei ihm zum Eſſen bleiben ſollte, aber es ablehnte, weil ich verſprochen habe, mit zweien Freunden bei Grignon zu ſpeiſen, mußte ich ſie ihm nennen; der eine war ein Philoſoph. „Da thäten Sie doch beſſer“, rief Stein, „Sie äßen bei mir, denn bei mir ſind Sie nicht in Gefahr verrückt zu werden“, und nun ergoß er ſich in munterer Schilderung deſſen, was er Metaphyſik nannte: ſie ſei bei den Menſchen das, was bei den Schafen das Drehen, doch ich wiſſe wohl gar nicht, was das ſei, ich ſolle ein Landwirth werden, da würd' ich ihn ſchon verſtehen! In dieſen Zorn hatte ihn ein Buch von Oken gebracht, das ihm in die Hände gekommen war. — Als ich ihn zuletzt mit Tettenborn beſuchte, um Abſchied zu nehmen, fanden wir Wilhelm von Humboldt dort, und es fielen wieder mancherlei ergötzliche Reden vor, bei denen Humboldt in gewohntem Uebergewicht erſchien.

Stein hatte mich immer mit ernſter Theilnahme nach Schlabrendorf gefragt, und öfters ein gefühlvolles Verlangen bezeigt ihn zu ſehen, aber ſich doch nie überwinden können, zu ihm zu fahren, der Gedanke mit Jakobinern, Bonapartiſten, und wer weiß was alles für Teufelszeug zuſammen zu treffen, war ihm zu widerwärtig. Schlabrendorf, der ſich ſchon entſchloſſen hatte ſeinen Bart abſchneiden zu laſſen und einige Beſuche zu machen, nahm es mit dem alten Freunde nicht ſo genau, und trat unvermuthet bei Stein in's Zimmer, als dieſer eben im Begriff war abzureiſen. Der alte Freund ſah wohl anders aus, als vor ſo vielen Jahren, wo Stein ihn zuletzt in England geſehen hatte, er mußte ſeinen Namen nennen, worauf denn Umarmung und freundliche Grußesworte folgten. Bald aber bemächtigte ſich Stein's einiger Unmuth, und die folgenden Wechſelreden ſind wörtlich aus der Erzählung Schlabrendorf's, der mir gleich nachher das Vorgefallene mittheilte. Stein. „Aber warum kommen Sie auch grad' erſt jetzt, da ich gleich in den Wagen ſteigen muß! Schlabrendorf. Das hab' ich denn doch wohl nicht berechnen können! Und reiſen Sie nach Frankfurt wie ich gehört habe? Stein. Ja, ich mag nicht mit nach England, mich vom Prinz-Regenten begaffen zu laſſen. Schlabrendorf. Späterhin aber rufen Ihre Dienſtgeſchäfte Sie wohl nach

Wien? Stein. Dienſtgeſchäfte? Ich habe keine, ich diene niemanden. Schlabrendorf. Schon recht, weil Sie Allen dienen. Das iſt eine republikaniſche Geſinnung, die mag in Deutſchland vielfältig noth thun. Stein. Aber wir wollen keine Republik in Deutſchland. Schlabrendorf. Nun, Sie haben ſich doch der freien Städte treulichſt angenommen. Stein. Das iſt ganz was anders. Schlabrendorf. Ich will auch gar nicht eigenſinnig ſein und will die Republik fallen laſſen, aber republikaniſche Geſinnung werden Sie doch in keinem Staate entbehren können, und jeder Fürſt muß ſie im eignen Intereſſe wecken und nähren. Stein. Was Sie meinen, erkenn' ich an; aber wir haben andere Benennung dafür, wir nennen's Gemeinſinn. Schlabrendorf. Auch gut, und mir um ſo lieber, weil es deutſch iſt, nur verſtehen die Deutſchen nicht immer das Deutſche ſo recht." — Die Scheideſtunde war herangerückt, und die alten Freunde ſagten einander Lebewohl. Zum Schluſſe rief Stein noch: „Auf Wiederſehn in Deutſchland! Denn wenn Preußen ein Parlament erhält, dann kommen Sie doch und werden Präſident? des Ober- oder Unterhauſes, wie Sie wollen!" — Sie ſahen einander nicht wieder. —

Schlabrendorf ſah ſich auch zu Beſuchen bei Hardenberg und Gneiſenau veranlaßt. Beide waren im Auftrage des Königs bei ihm geweſen, und hatten ihm mit deſſen Danke zugleich das Eiſerne Kreuz überbracht. Der König wollte dadurch den vaterländiſchen Eifer und die großmüthigen Aufopferungen anerkennen, durch welche Schlabrendorf um die preußiſche Sache ſich ſo vielfach verdient gemacht. Die Stiftung des Eiſernen Kreuzes hatte ihm gleich ungemein gefallen, und wiewohl ſonſt kein Freund von Orden, ließ er dieſen doch vollkommen gelten. Aber nie war ihm in den Sinn gekommen, ſelber ſo geſchmückt zu werden, und die Sache überraſchte und freute ihn, obgleich ſie ihn auch etwas verdroß, letzteres eben deßhalb, weil ſie ihn freute. Dieſes Gemiſch in ſeiner Empfindung war auch wohl Urſache, daß er mir bis dahin von dem ganzen Vorgange lieber gar nichts geſagt und mich ihn erſt jetzt wie zufällig erfahren ließ. Bei Gneiſenau wurden ebenfalls, wie bei Stein, ſcharfe Reden mit guter Laune ausgetauſcht, die mir Schlabrendorf nachher wiederholte, von denen ich aber nichts aufgezeichnet finde; ich erinnere mich nur, daß er mit Vergnügen anmerkte, bei einigen ſeiner Aeußerungen, welche Gneiſenau mit ernſter Miene ruhig angehört, hätten die jungen Adjutanten ſich des Lachens nicht erwehrt.

Der Frieden mit Frankreich war ſchon ſo gut wie geſchloſſen, man erwartete täglich die Unterzeichnung. Was von den Bedingungen verlautete, wollte jedoch weder den Franzoſen noch den Deutſchen genügen; nur die Engländer ſchienen erlangt zu haben, was ihnen gebührte und genehm war, nächſt ihnen waren die Ruſſen am meiſten befriedigt; für Preußen, überhaupt für Deutſchland, blieb noch manche Ungewißheit, deren Löſung auf den Kongreß verſchoben wurde, der im Sommer zu Wien Statt finden ſollte.

Von Napoleon, der auf der Inſel Elba ſich ruhig verhielt, hörte man wenig; ſein öſterreichiſcher Begleiter auf der Reiſe nach Elba, Graf Karl von Clam-Martinitz, erzählte mir von den wunderlichen Auftritten, die ſich unterwegs ereignet hatten, von dem Haſſe, der ſich gegen ihn gezeigt; jedermann glaubte ſeine Rolle zu Ende, und niemand wollte des Vertrags von Fontainebleau eingedenk ſein, deſſen Erfüllung die Bourbons ohnehin verweigerten. Plötzlich aber rief ein erſchütternder Schlag den Namen Napoleon's für einen Augenblick auf's neue in's Gedächtniß, und regte zu tiefen Betrachtungen auf. Die Kaiſerin Joſephine, Napoleon's geſchiedene Gattin, ſtarb am 29. Mai in Malmaiſon, ſehr ſchnell an dem herrſchenden Uebel, das auch ſie, doch anfangs nur ſehr gelinde, befallen hatte. Der Kaiſer von Rußland war ihr beſonders günſtig geweſen, die Bourbons nahmen ſich ihrer an, ſie ſollte in den nächſten Tagen am Hofe Ludwig's XVIII. erſcheinen; während der Glanz des im Uebermuthe des Glückes treuloſen Gemahls mehr und mehr erloſch, ging der Stern der Verſtoßenen noch Einmal wieder auf. Doch nur auf kurze Friſt! Ihr Tod wurde von vielen Franzoſen aufrichtig bedauert. Man überdachte den Eindruck, den die Nachricht auf Napoleon machen mußte. Viele wollten die Nemeſis erkennen, die ihm ſage, es ſei mit ſeinem Glücke vorbei, und die ihm furchtbarer Reue überliefere; Andre wollten darin die rächende Strafe für Joſephinen ſehen, weil dieſe den Feinden des Gemahls ſich befreunden wollte, ja man beſchuldigte ſie, am meiſten zu ſeinem Sturze beigetragen zu haben, denn ſie zumeiſt habe die Ideen in ihm genährt, die ihm das Faubourg Saint-Germain begünſtigen und eine zweite Heirath wünſchen ließen.

In den nächſten Tagen begann der faſt allgemeine Aufbruch nach England, auch die nur kürzlich erſt angekommenen Prinzeſſinnen von Kurland reiſten dorthin, wiewohl ſie ungern Paris ſo ſchnell verließen; mit der Herzogin von Acerenza war die Gräfin von Plettenberg gekommen, die wir noch vor wenigen Monaten auf ihrem Landſitze bei Münſter beſucht hatten. Das Wiederſehn nach ſolchen Umwandlungen aller Dinge, nach ſo großen Gemüthsbewegungen der Furcht und Hoffnung, hatte [illegible] Reiz, der ſich mit nichts vergleichen läßt.

Nur wenige Tage, [illegible] ſchien es, hatte ich noch in Paris zu verweilen, um einige militairiſche Ausfertigungen, die ſich in den Kanzleien hinſchleppten, abzuwarten, und meine Ungeduld hatte längſt alles, was von meiner Seite geſchehen konnte, zur Abfahrt vorbereitet. Allein mir ſollte dies erſehnte Glück ſo ſchnell noch nicht gewährt ſein. Meine Geneſung, anſtatt ſich zu befeſtigen, ging ſichtlich abwärts, und die nicht geheilte, nur unterdrückte und dadurch verſchlimmerte Krankheit brach in einem Rückfall neuerdings heftiger aus. Das Katarrhalfieber war in ein nervöſes übergegangen, und der herzugerufene Arzt Dr. Harbaur verrieth einige Bedenklichkeit. Eine Reihe ſehr ſchlechter Tage ging vorüber; erſt mit Beginn der Beſſerung ließ ich Schlabrendorf wiſſen, daß ich krank ſei; er kam nun, und ſaß ſtundenlang vor meinem Bette, zu meinem unausſprechlichen Troſte; ſeine Unterhaltung war die lieblichſte, erfreuendſte und ganz meinem Zuſtande angemeſſen, ſie wurde ſtärker und derber nach Maßgabe meiner wachſenden

Kräfte. In den Stunden des Alleinſeins labte ich meine Seele mit den heilſamen Eindrücken der Erzählungen Goethe's aus ſeinem Leben, wovon der dritte Theil eben herausgekommen und durch ein Wunder ſo früh nach Paris in die Hände von Henriette Mendelsſohn gekommen war; das Buch konnte gewiß kein zweitesmal hier gefunden werden. Frau von Jordis und Henriette Mendelsſohn ſandten mir Erquickungen. Der wackre Arzt ließ es ſeinerſeits an keiner Aufmerkſamkeit fehlen; und ſo war ich binnen kurzem ſo weit, an die Abreiſe denken zu dürfen, die ich als die zuverläſſige Ergänzung meiner Geneſung anſah.

Der Abſchied von Paris war mir leicht, der von den lieben Freunden ſchwer. Schlabrendorf geſtand mir, er ſelber denke jetzt zum erſtenmal ernſtlich an die Rückkehr nach Deutſchland; Paris, das er unter den ſchwerſten Umſtänden ertragen, das er in den ſchlimmſten Zeiten noch ſtets geliebt, werde ihm jetzt zuwider, und hauptſächlich aus einem Grunde, der geringfügig erſcheine im Vergleich mit andern Dingen, aber für ihn entſcheidend werde; die neue Regierung hatte nämlich eine ſtrenge Verordnung wegen der Sonntagsfeier erlaſſen, und er ſah darin den Anfang eines Pfaffenregiments, einer nun unfehlbar einreißenden, von oben begünſtigten und gebotenen Gleißnerei und Scheinheiligkeit, das Schrecklichſte, was ſeiner Meinung nach einem Lande widerfahren könne, denn alle wahre Religion und Tugend, alle Redlichkeit im Staate und alles Glück der Familien gehe dabei zu Grunde. Die Leute, die für ihre Andacht ſo tiefe Stille und ſo große Anſtalten nöthig hätten, dünkten ihm in der Frömmigkeit nicht ſo zurück zu ſein, wie jener Klempnermeiſter es im Schreiben war, der ſeinen Lehrburſchen in die Werkſtatt abſchickte mit der Weiſung, die Geſellen möchten doch eine Weile ſtill ſein, er habe eine Quittung auszufertigen! Dies mit anzuſehn, meinte Schlabrendorf, dieſe kirchliche Aeußerlichkeit als Frömmigkeit hinzunehmen, ſei ihm unmöglich, und grade weil die Sache ganz äußerlich hervortrete und täglich den Sinnen ſich aufdringe, werde ſie ihm zu täglich wiederholter Beleidigung.

Als ich ſpäter in Berlin dieſe von Schlabrendorf angeführte Beweggründe zum Weggehen von Paris dem General von Kruſemarck wiedererzählte, tadelte dieſer ſie heftig, und meinte, was das den Alten denn anginge, dergleichen könne ihm ganz einerlei ſein, ſobald man ihn nicht perſönlich zu etwas zwingen wolle. Allein Schlabrendorf nahm die Sache höchſt ernſt und wichtig, als eine perſönliche und allgemeine. Genug, er war entſchloſſen, Frankreich zu verlaſſen, und wollte zuerſt auf ſeinen Gütern in Schleſien nachſehen, was er dort etwa Nützliches unternehmen könnte. Es war ihm Ernſt genug, aber die Ausführung, gleich der ſo manches andern Vorſatzes, verlor ſich in der grübelnden Ueberlegung, in welcher Weiſe die Sache am zweckmäßigſten zu thun ſei. Ich fand ihn das nächſte Jahr noch ſtets im Hotel des Deux-Siciles.

Am 16. Juni reiſte ich nach Straßburg ab, und von hier ohne Aufſchub jenſeits des Rheins nach Baden-Baden, wo ich Tettenborn finden ſollte.

Dreiunddreißigſter Abſchnitt.

Der Wiener Kongreß.

1814. 1815.

Nachdem ich meine Aufträge in Hamburg glücklich ausgeführt und darauf in Berlin mich verheirathet, mußte ich ſogleich wieder in den Reiſewagen ſteigen, um nach Wien zu eilen, wohin ich durch den preußiſchen Staatskanzler beſchieden war. Ich mußte um ſo mehr eilen, als ich den Umweg über Frankfurt am Main zu machen hatte, wo der General von Tettenborn mich erwartete. Mit ihm und dem Freiherrn von Ompteda, der ſich anſchloß, reiſte ich ungeſäumt weiter, und ohne Aufenthalt bis Wien, wo wir im Anfang des Oktobers eintrafen.

Meine Abſicht kann hier nicht ſein, eine Geſchichte der Verhandlungen des Wiener Kongreſſes zu unternehmen; ein früher angekündigtes Vorhaben dieſer Art mußte wegen der in unſern deutſchen Verhältniſſen unüberſteiglichen Schwierigkeiten bald wieder aufgegeben werden. Auch zu einer vollſtändigen Schilderung der Zuſtände, zu einer durchgeführten Zeichnung der Perſonen würden mir zu viele Farben und Striche verſagt ſein, die Unzulänglichkeit der eignen Anſchauung und Hand noch gar nicht gerechnet. Aus dem Vorrathe perſönlicher Eindrücke, welche für jeden Beobachter nach Stellung und Antheil ſich ſehr verſchieden darbieten und beſchränken, kann ich nur diejenigen hier zuſammenreihen, an denen das ehemals Heißverfängliche heute ſchon etwas abgefühlt iſt, alſo nur Bruchſtücke von Bruchſtücken, zu deren Ergänzung mancherlei erfordert wird, von dem es noch dahinſteht, ob und wie es geſchrieben, oder das ſchon Geſchriebene künftig eingetragen werden mag.

Ich hatte Wien oft und in günſtigen Zeitpunkten geſehen, aber diesmal erkannte ich kaum die Stadt wieder. Die Volksmenge ſchien verdoppelt; Bewegung und Gedräng überall, und was für Bewegung und Gedräng! der höchſten, vornehmſten Gäſte, der namhafteſten, ausgezeichnetſten Perſonen, aus allen Gegenden hieher zuſammengeſtrömt, aus den gebildeten, anſehnlichen, reichen Klaſſen. Europa hatte den Glanz ſeiner Throne und Höfe, das Machtanſehen ſeiner Staaten, die Spitze ſeiner politiſchen und militairiſchen Verherrlichung, die höchſte Bildung ſeiner Geſelligkeit, ja die reichſten Blüthen aller Vornehmheit, Schönheit, der Kunſt und des Geſchmacks hieher geliefert, in dem Glück und Stolze des Sieges, in der Friſche der Hoffnungen, des Eifers, meinetwegen auch des Wahnes, in der vollen Spannung allgemeinſter ſowohl als perſönlichſter Erwartungen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens miſchte ſich zu dem heimiſchen und altgewohnten der Kaiſerſtadt, welche durch großweltliche Ueppigkeit, wie durch volksthümliche, durch Pracht und Behaglichkeit, und durch die Macht ihres ganzen Eindrucks, allem aus der Fremde Herangedrungenen doch überlegen blieb, und ihre Sinnesart, Neigungen, Redeweiſe, mit ſanfter Gewalt, unwiderſtehlich mittheilte. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der Kaiſerliche Hof für die große Anzahl ſeiner hohen Gäſte mit ihrem mannigfachen kaum überſehbaren Anhang und Gefolge die glänzendſte Aufnahme und reichſte Bewirthung darbot; dieſe durch viele Monate gleichmäßig fortgeführte, und nur etwa durch beſondre Feſtlichkeiten unterbrochene Anordnung ſetzte durch den Umfang und die Gediegenheit der, wie es ſchien, ohne Anſtrengung aufgebotenen Hülfsmittel in Erſtaunen; doch hatten ſich Fremde und Einheimiſche dies nach vorhandenen Maßen allenfalls vorſtellen können. Was ich aber hervorheben muß, was man ſich nicht genug vergegenwärtigen kann, wenn man es nicht durch Anſchauung erlebt hat, iſt die Atmoſphäre des Wiener Lebens, das Element, in welchem hier die Tage hinſchwimmen; die heitre, auf derben Genuß gerichtete Sinnlichkeit, die ſtark anſprechende Scherz- und Lachluſt, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmüthigkeit, der ſchon halb italiäniſche Müßiggang und die dazu gehörige ſchon halb italiäniſche Laune, die naive, ausdrucksvolle Mundart, ſo rundlich bequem hinzuwälzen, und doch ſo leicht in ſcharfen Witz zuzuſpitzen, — dieſe Mundart, die etwas von ihrem Weſen jeder andern deutſchen und auch der höchſten Sprachbildung unwiderſtehlich mittheilt, — und ſo viele andere Weiſen und Gebilde dieſes altbeſtehenden Phäakenlebens, — alles dies gehört ſo eigenthümlich zu dem Wiener Kongreſſe, zu deſſen beſtimmter Phyſiognomie, daß er ohne dieſe gar kein zuverläſſiges, lebendiges Bild mehr liefert. Daß dieſes Element bis in die politiſchen Verhandlungen und Beſchlüſſe unmittelbar eingedrungen, und auch dort ſeine Spur nachzuweiſen ſei, möchte ſich ſchwerlich behaupten laſſen, da vor der diplomatiſchen Schärfe ohnehin keine volksthümliche Farbe ſo leicht unzerſetzt beſteht; aber mächtig gewirkt hat dieſes Element ſicher auf alle Perſonen, die darin geathmet, und alſo gewiß auch mittelbar auf die Geſchäfte, welche von dieſen Perſonen geführt worden, und vielleicht in dieſer Hinſicht am bedeutendſten iſt der Wiener Kongreß eben der Wiener!

In dieſem Gewühl unterzukommen und Weg und Stätte zu finden, war keine leichte Aufgabe. Für uns war glücklicherweiſe geſorgt; der General hatte reichliche Wohnung in einem der beſten Gaſthöfe lange vorher beſtellt, und auch hier, wie im Felde, war er für uns der Mittelpunkt eines erwünſchten Zuſammenlebens. Mir gereichte bald zum Vortheil, daß ich in Wien ſchon gewiſſermaßen heimiſch war. Ich erneuerte die mannigfachen früheren Wiener Bekanntſchaften, traf bei jedem Schritt unerwartet auf ſolche, die ich früher in andern Orten geknüpft hatte, und mußte neue eingehen, die ſich nur zu reichlich darboten. Alles ſchwamm in Glanz und Feſtlichkeit, die der Geſelligkeit eröffneten Häuſer wetteiferten in Aufnahme und Bewirthung der Fremden. Natürlich gab es hier vielfache Abſtufungen, es gab Kreiſe, wo nur die höchſten Perſonen unter einander verkehrten, andere, die mit der vornehmſten und reichſten Ariſtokratie ſtreng abſchloſſen, dann wieder ſolche, wo dieſe ſich mit der größern Geſellſchaftswelt miſchte, welche hinwieder auch, bei manchen Feſtlichkeiten allgemein, oder bei beſondern Anläſſen einzeln begünſtigt, in jene höchſten Säle Eintritt gewann.

Beim Fürſten von Ligne war großer Zudrang, den die engen Räume kaum faſſen konnten. Der liebenswürdige Wirth war für ſeine Gäſte wie immer an Geiſt ein Verſchwender, und Scherz und Laune unterhielten ein beſtändiges Feuerwerk; doch wie anmuthig und leicht der altfranzöſiſche Witz auch die Gegenſtände des Tages hin und her bewegte, man fühlte doch mitunter, daß die neueſte Zeit eine ganz andere ſei als jene alte, und auf vielen Punkten ſchon unergreifbar weit von ihr ſich geſchieden habe. Auch empfand der heitere Greis nur allzu ſehr, wie der Sinn und Anſpruch der Jugend ohne ihre Kräfte eitel ſei. Er, der in jeder Auszeichnung, des Krieges, der Galanterie und des Hofes, glänzende Anbeter und Günſtling Katharinens der Großen, wie ſchien er berufen, jetzt ihren Enkel, den Kaiſer Alexander, in gleicher Weiſe mit den Huldigungen der feinſten Schmeichelei, der angenehmſten Unterhaltung zu umgeben, und im Schimmer dieſer Sonne ſelber in neuem Lichte zu ſtrahlen! Eine gewiſſe Anziehung ſchien in der That vorhanden, allein die Helden ſo verſchiedener Zeitalter konnten ſich leichter wechſelſeitig anerkennen als vereinigen, und der treffliche Fürſt von Ligne, der ſich wie in Munterkeit ſo auch in Aufmerkſamkeit und Dienſt unermüdet erweiſen wollte, mußte bald aufgeben, mit der jungen Welt Schritt zu halten. Von den höchſten Perſonen mehr vernachläſſigt, als ſeine Jugenderinnerungen ihn erwarten ließen, erhielt er wenigſtens daheim ſeiner ſcherzenden Laune die gewohnte Uebermacht, ſpottete allerliebſt, und ſchickte die glücklichſten Witzworte aus, welche der großen Welt zur Erinnerung dienten, daß ſein Geiſt annoch da ſei. Man ſah über dieſe Oppoſition hinweg, und ſeine Zimmer wurden nicht leer; ich ſah Menſchen des verſchiedenſten Schlages dort, die wohl öfters verwundert ſein konnten, ſich zuſammen zu ſehen. Indeß ließen andere Anziehungen mich nach ein paar Beſuchen dieſen franzöſiſchen Kreis vernachläſſigen, wo meine eigentliche Weide doch nicht ſein konnte.

Entſprechender meinem Sinn und Verhältniß war das Haus der liebenswürdigen und feinen Gräfin von Fuchs, deren ich ſchon bei früheren Jahren erwähnt habe, und die faſt im Ernſte den ſcherzhaften Namen „Königin“ führte, wie denn dergleichen Koterienamen ſtärkere Lebenskraft in Wien haben, als an irgend andern Orten. Sie beherrſchte durch den Zauber ihres Weſens ein weites Reich von Unterthanen, die mit ſeltner Treue an ihr hingen, und in deren Zahl zu gehören auch mir zum Verdienſt und Vortheil gerechnet wurde. Die größten Auszeichnungen der Wiener vornehmen Welt fanden ſich hier in traulicher Weiſe zuſammen, in doch großer Miſchung, wodurch der Reiz des Umgangs nur erhöht wurde. Prinz Philipp von Heſſen-Homburg, Gentz, die Fürſten Eſterhazy und Liechtenſtein, die Grafen Neipperg und Wallmoden, dazu die kurländiſchen Prinzeſſinnen, mögen beiſpielsweiſe genannt ſein. Auch hier aber veränderte die Kongreßzeit manches, und der freundliche deutſche Ton ging in einen ſpitzern franzöſiſchen über, ſchon dadurch, daß der Prinz Eugen Beauharnais, Napoleon's Stiefſohn und geweſener Vicekönig von Italien, ſich beinahe täglich einfand und manchen Anhang mit ſich zog. Dieſe Beimiſchung, wie artig und merkwürdig in manchem Betracht, verwandelte den urſprünglichen Stoff nicht günſtig, und das frühere Behagen war allerdings vermindert. Ueberhaupt drückte das Gewicht der zahlreichen, hohen und mächtigen Fremden doch zuletzt alle Wiener Geſellſchaft mehr oder weniger aus ihren Fugen, und mancher ältere Theilnehmer ſehnte ſich nach der Zeit, wo dieſer erhöhte Glanz wieder erloſchen ſein würde. In dieſem Betreff machte vielleicht nur grade das Haus eine Ausnahme, wo ſie am wenigſten ſchien Statt finden zu können. Es war dasjenige, dem die Gräfin Julie Zichy, geborne Gräfin Feſtetics, als Frau und Wirthin vorſtand, und wo die höchſten Monarchen gern in engerem Kreiſe zum Beſuch erſchienen. In dem reinſten Adel der Weiblichkeit ſtrahlte hier die größte Schönheit, der Ausdruck der Unſchuld und Tugend in aller Fülle der Weltbildung. Die Gegenwart der höchſten Gäſte ſchloß natürlich andere aus; doch konnte die herrliche Erſcheinung bei vielen Anläſſen auch der allgemeinen Bewunderung ſich nicht entziehen, und der äußere Anblick ſchon beſtätigte jeden vernommenen Ruf der innern Vortrefflichkeit. Als wenige Jahre ſpäter, noch in voller Jugendblüthe, dieſes Leben gebrochen wurde, ſchien der Bildner, der die Scheidende in der Geſtalt eines der Erde entſchwebenden Engels darſtellte, auch hierin nur eine ſchlichte Wahrheit auszudrücken. Ueber dieſes kurze, aber ſchöne und reiche Leben iſt ein brieflicher Aufſatz Friedrich's von Schlegel vorhanden, der künftig vielleicht an's Licht treten wird. Die Herzogin von Sagan bildete wie immer den Mittelpunkt eines lebensvollen Kreiſes, der diesmal durch Vornehmheit und Bedeutung noch geſteigert war. Das einnehmende, ſo mild gütige als ſchwungvoll kräftige Weſen dieſer ſchönen Dame wirkte mit ſiegender Macht, und es ſchien nur von ihr abzuhängen, auf große Entſcheidungen Einfluß zu gewinnen. Daß ſie dergleichen Ehrgeiz, bei ſolcher Befähigung dazu, nicht hegte, ſondern gern und leicht auf das den Frauen eigenſte Gebiet ſich beſchränken mochte, erhöhte nur den Reiz ihrer Liebenswürdigkeit.

Viele angeſehene, ſchöne und vortreffliche Damen wären theils als Wirthinnen, theils als Gäſte noch zu nennen, könnte hier die Abſicht ſein, alle geſellſchaftlichen Zierden dieſer großen Kongreßwelt auch nur zu nennen. Unter den fremden Bedeutendheiten glänzte die Fürſtin von Thurn und Taxis, geborene Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, welche durch die Geſichtszüge, wie durch Anmuth und Wohlwollen des Benehmens, an ihre Schweſter, die herrliche, leider vor dem ſiegreichen Umſchwunge der Dinge noch inmitten der Trübſal dahingeſchiedene Königin Luiſe von Preußen, erinnerte. Durch kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit zeichnete ſich die Fürſtin von Fürſtenberg aus, um welche ſich die bedrängten, durch den Rheinbund zu Unterthanen herabgedrückten fürſtlichen und gräflichen Standesgenoſſen zu Rath und That verſammelten; ferner die Fürſtin Eſterhazy, geborene Prinzeſſin von Taxis, die Fürſtin von Solms-Lich nebſt ihren Schweſtern, die däniſche Geſandtin Gräfin von Bernſtorff, und noch viele Andere, die zum Theil auch ſchon anderwärts genannt und geprieſen worden. Die Preußen vermißten die Frau von Humboldt, welche bis kurz vor dem Kongreſſe in Wien ein paar Jahre hindurch eine erwünſchte, ſo heitere als geiſtvolle Geſelligkeit gebildet hatte. Die ruſſiſche Fürſtin Bagration, durch längeren Aufenthalt und Lebensverhältniſſe in Wien halb einheimiſch, durch Schönheit und Aufwand einſt in erſter Reihe vorangehend, durfte auch jetzt noch darin dem Wetteifer nicht entſagen.

Als eine Schönheit erſten Ranges mußte man die Frau von Geymüller anerkennen. Sie war die angebetete Gattin eines der reichſten Banquiers, und hatte das ihrer begünſtigten Lage, zu der ſie doch nicht erzogen war, entſprechendſte Talent, mit aller Fülle des Dargebotenen frei und großartig zu ſchalten, ſich ſelbſt aber nicht davon bedingen zu laſſen. Wie Calderon in der Tochter der Luft die Semiramis darſtellt, war damals, weil die Ueberſetzung von Gries noch fehlte, in Deutſchland kaum bekannt; doch wurde Frau von Geymüller in Wien öfters mit dieſem Namen bezeichnet, der wohl einige Seiten ihres Weſens ausdrücken konnte, das im Ganzen mehr Bewunderung als Neigung zu erwecken ſchien.

Das durch allſeitige Gaſtfreiheit ausgezeichnetſte und für Fremde wie Einheimiſche bequemſte Haus war ohne Frage das Arnſtein'ſche, wo die Baronin Fanny von Arnſtein die unermüdete, lebenſprühende, alle Verhältniſſe umfaſſende und zweckmäßig fortbildende Wirthin machte. Im Allgemeinen habe ich zu dem, was ſchon an anderm Orte über dieſe unvergleichliche Frau geſagt worden, nichts hinzuzuſetzen; beſondere Einzelheiten anzumerken, wird in der Folge noch öfters Anlaß ſein, da ein nicht geringer Theil der Strömungen und Wirbel der Kongreßwelt hier ſein Bette fand oder grub, und die höchſten Mitglieder der Diplomatie, Cardinal Conſalvi, Fürſt von Hardenberg, Herzog von Wellington, Marquez Marialva u. ſ. w., hier mit andern Elementen der Geſellſchaft in eine Art von Gleichheit zuſammenfloſſen.

Der Frau von Arnſtein ſtand ihre Schweſter, Baronin von Eskeles, in vornehmer und eleganter Haushaltung wo nicht gleich, doch ſehr nahe, nur war der Zuſchnitt ein ganz andrer. Auch hier traf man die angeſehenſten Diplomaten, für welche nicht nur die gütige und feine Wirthin, ſondern auch der überaus kluge, in Finanz- und Handelsſachen mit ſchärfſter Einſicht begabte Hausherr große Anziehung hatte. Ich habe den Grafen Kapodiſtrias dort öfters von reizender Unterhaltung, den Grafen Pozzo di Borgo ganze Abende hindurch von überfließender Beredſamkeit geſehen.

Der Geſellſchaftsſäle waren unendlich viele eröffnet, ſie alle zu beſuchen, hätte auch der ausgemachteſte und müßigſte Viſitenheld nicht unternehmen können. Die alte Erfahrung jedoch bewährte ſich auch diesmal, daß nicht immer das Glänzende und Berühmte das in ſeiner Art Gute oder auch nur das Gute iſt. Kreiſe zweiter und dritter Ordnung vereinigten oft in reichen Maßen, was die der erſten bisweilen kärglich oder gar nicht darboten, wenigſtens eigneten Geiſt, Geſchmack, Güte und Liebenswürdigkeit keiner beſtimmten Klaſſe. Einen etwas litterariſchen Anſtrich bei der als Schriftſtellerin geſchätzten Frau von Pichler, muſikaliſches und überhaupt künſtleriſches Streben bei untergeordneten Dilettanten, ließen ſich zur Abwechſelung auch ſolche Perſonen gefallen, deren Anſprüche ſonſt hoch hinausgingen. Im Allgemeinen nöthigte ein Zuſtand, wo alles ſo ſehr emporgeſchraubt war, auch wieder zur Herabſtimmung.

Dem Fürſten von Metternich in dieſer Zeit nur gelegentlich und wie im Fluge zu nahen, war ſchon Gunſt genug, und ich bewunderte nur ſtets, wie auch ſolche Augenblicke immer ſeine ungemeine Freundlichkeit und ſeinen unbefangenen Gleichmuth zeigten, als wären keine Staatsſorgen in der Welt. Auch der Feldmarſchall Fürſt von Schwarzenberg, den die biedere Gutmüthigkeit eines deutſchen Kriegshelden für jeden Bekannten immer zugänglich machte, war doch größtentheils in den oberſten Kreiſen abgeſchloſſen. Gleiches galt, in mancherlei Abſtufung, von den Fürſten Moritz und Aloys von Liechtenſtein, dem Grafen von Neipperg und vielen Andern dieſes Ranges, mit denen ich in früheren Zeiten und Verhältniſſen mehr oder minder nah zuſammengelebt hatte.

Daß ich aber den Grafen zu Bentheim hier wiederfand, und bald auch den ihm durch Zuneigung verbundenen öſterreichiſchen Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern, meinen einſtigen Stubengenoſſen in Prag, gewährte mir einen ſteten und ſichern Anhalt täglich erneuter Erinnerung und das wohlthuende Gefühl, als dauerten neben meinen neuen auch die früheren, mir wahrlich theuern und dankenswerthen Verhältniſſe ununterbrochen fort.

Inzwiſchen hatte ich auch nicht geſäumt, mich bei den preußiſchen Freunden zu melden und umzuthun. Der Geheime Staatsrath Stägemann empfing mich mit der traulichen Fröhlichkeit, welche dem muthvollen, freien, auf eigne Tüchtigkeit wie auf alles Beſte der vaterländiſchen Ueberlieferung gegründeten Manne bis in ſpäte Tage glücklich verblieben iſt. Der Verein ſo entgegenſtehender Eigenſchaften, wie dichteriſcher Schwung und ſtrenge Geſchäftswaltung ſind, führt in Preußen auf das Beiſpiel Friedrich's des Großen hinauf, und kann hier in der That ſchon als ein Hochpunkt nationaler Eigenthümlichkeit gelten. Die Poeſie Stägemann's aber quoll ſtärker und friſcher, als die des Königs in ſeiner Zeit und Sprache es vermochte. Er war den Heeren der Verbündeten mit kühnen, waffenkräftigen Liedern gefolgt, und hatte beſonders die preußiſchen Thaten gefeiert, wie bis dahin noch kein Krieg dichteriſch begleitet worden. Daß aus aller Laſt der Geſchäfte bei ihm die Muſe ſich frei emporrang, wußte man wohl, und der Gedanke lag nahe, ob wie der Krieg nicht auch der Kongreß zu Gedichten Gelegenheit ſein würde? Doch Stägemann lächelte der Zumuthung, und meinte, die Poeſie habe zwar der Formen viele, aber hier möchte ſchwer zu wählen und die rechte erſt nach der, welche der Gegenſtand ſelbſt annehmen werde, zu finden ſein. — Bei dem Staatsrath Jordan erhielt ich über meine perſönlichen Anliegen zuvorkommende Auskunft und Leitung, und es machte den beſten Muth, zu ſehen, wie leicht und ſcharf auch hier alles Geſchäftliche behandelt wurde, und wie aus der Umgebung des preußiſchen Staatskanzlers alle Steifheit und Kleinlichkeit gewichen war. — In Wilhelm von Humboldt braucht' ich die frühere Bekanntſchaft nicht erſt anzuſprechen; doch wußte ich ſchon, daß er über meine Verbindung mit Rahel ſich gewundert und gezweifelt habe, ob mir eine ſolche Gefährtin auch zu gönnen ſei. — Sehr wohlmeinend und dienſtfreundlich erwies ſich Bartholdy, der als Hofrath in der preußiſchen Staatskanzlei und als Verwandter der Damen Arnſtein und Eskeles den Boden von Wien, als Mann von Geiſt und Welt aber auch den allgemeinen Boden ſehr gut kannte, mich in vielem orientirte, zunächſt aber wegen Rahel's zu erwartender Ankunft für ſchickliche Wohnung ſorgen half. — Bei Stägemann traf ich auch den Freiherrn von Otterſtedt, mir aus vielfachen Beziehungen ſchon lange dem Namen nach bekannt, und der gleich mir in preußiſche Verhältniſſe heimkehren wollte; ferner den als kühnen Patrioten und ſcharfſinnigen Kriegsdenker ausgezeichneten Doktor Karl Müller, der ein geborner Sachſe, aber durch Sinn und Eifer ein Preuße war, damals durch Schrift und Wort wacker eingriff, und mit ſeinen großen Talenten ſich allzu früh in beſchränkte Stille zurückgezogen hat. Mit ungemeiner Freude ſah ich den Doktor Koreff hier wieder, der Paris verlaſſen, dann in Italien gelebt hatte, und ſchon ſeit einiger Zeit ſich in Wien aufhielt, wo er, ſeinen großen ärztlichen und geſelligen Gaben gemäß, mehr als er wollte, in die ſich aufdrängende Praxis und in den Strudel der vornehmen Welt gezogen wurde. Herzlich ſchloß er ſich den preußiſchen Landsleuten an, den in Sieg und Ruhm jetzt wiedergefundenen, und ſie hatten auch ihrerſeits Freude an dem geiſtreichen Arzt, der in den Kreiſen, wo ſie eintraten, ſchon des größten Anſehns genoß.

Auch den Freiherren vom Stein muß ich als Preußen rechnen. Seinem Freunde Schlabrendorf hatte er zwar noch im Frühjahre zu Paris, als dieſer ihn nach ſeinem Dienſtverhältniſſe fragte, ſchroff erwiedert: „Ich habe nur Aufträge, ich diene keinem“; hier aber verhehlte er nicht, daß er nicht nur preußiſch ſein, ſondern auch wieder in den Staatsdienſt treten wolle. Im Beſitz des höchſten Anſehns und Vertrauens bei dem Kaiſer Alexander, durch ſeine Schickſale, Wirkſamkeit und Geſinnung überall eine Art Macht, hielt er ſich doch zumeiſt an den Fürſten von Hardenberg, mit welchem er in den Hauptfragen, ſofern ſie Preußen und Deutſchland betrafen, völlig einverſtanden ſchien. Die Unzufriedenheit, deren Herr von Gagern erwähnt, kann erſt in ſpäterer Zeit eingetreten ſein, wenn ſie überhaupt erheblich war. Stein's heftiges Weſen hatte ſchon manchem hohen Staatsmanne verwunderlich mitgeſpielt, keinem jedoch ärger, als einem ehrbaren Abgeſandten, dem Präſidenten von Wolframsdorf aus Deſſau, der als Bevollmächtigter zum Kongreß freilich eine kleine Figur, an dem herzoglichen Hofe aber, den er vertrat, keine geringe Perſon war; er hatte das Unglück, zu Stein hereingelaſſen zu werden, als dieſer allein bleiben wollte; durch den unbekannten Fremdling, der ihn demüthig anſprach, geſtört und erzürnt, ſprang Stein auf, ergriff den Gaſt, ohne zu fragen, wer er ſei, an beiden Schultern, ließ ihn durch einen kräftigen Ruck vollkommen Kehrt machen, und ſchob ihn zur noch offnen Thüre hinaus. Alles war das Werk eines Augenblicks. Nun kam es freilich zu aufgebrachten und ſchmerzlichen Erklärungen; Stein ärgerte ſich über ſeine unbedachte Raſchheit, die ihm leid genug ſein mochte; indeß bewog ihn doch kaum die eindringliche Vermittelung Andrer, die in ſolchem Falle unerläßliche Abbitte zu thun. Mein Vernehmen mit ihm erhielt ſich ganz leidlich; er wollte, daß für die deutſche Sache mehr geſchrieben, mehr gedruckt würde; er fürchtete, daß zu viel Rheinbündiſches erhalten bliebe. Mit Begierde las er, was Schlabrendorf mir über die Lage der Dinge ſchrieb, und heftig begehrte er, derſelbe ſolle Paris verlaſſen, und Präſident einer deutſchen Nationalbehörde werden! In nicht geringe Verlegenheit ſetzte er mich eines Tages, als ich angefangen hatte, ihm von einer wichtigen, aber geheimen Betreibung zu reden, welche die Unabhängigkeit eines benachbarten Landes betraf; er wußte, daß ich gut unterrichtet war, und bedachte den Gegenſtand ernſtlich; da traten einige öſterreichiſche Herren und ein ruſſiſcher

General zum Beſuch ein, und von jenem Gegenſtande durfte auf keine Weiſe mehr die Rede ſein, er aber verlangte ungeſtüm, daß ich fortfahren ſollte, und ſoviel er ſchon wußte, verrieth er ohne weiteres, ſo daß ich froh ſein mußte, nicht ſchon alles geſagt zu haben, und alle erſinnliche Mühe hatte, der Sache noch eine gute Wendung zu geben. Für die Zukunft aber gelobt' ich mir, gegen ihn zurückhaltender zu ſein.

Mit Stein in gutem, doch ebenfalls höchſt vorſichtigem Vernehmen ſtand der Graf von Solms-Laubach, der zwar die Anſprüche der reichsgräflichen Mediatiſirten, zu denen er gehörte, verfechten half, den größten Theil ſeiner Erwartungen jedoch unverhohlen auf die neuen preußiſchen Verhältniſſe gründete. Wir gedachten fröhlich der lebhaften und vertraulichen Geſpräche, die wir vor drei Jahren zuſammen in Laubach geführt; an manches damals Geſagte aber wollte er doch nicht zu laut, und am wenigſten in Gegenwart Stein's erinnert ſein, z. B. daß er in Napoleon die Erforderniſſe, welche die goldne Bulle für einen deutſchen Kaiſer aufſtellt, nicht ſo ganz vermißt habe. Ein ſolcher Einfall war dem gelehrten, geiſtesregen und immer dem Vaterlande treugeſinnten Manne ſchon zu Gute zu halten. Wenn Herr von Gagern äußert, auf dem Kongreſſe ſei allzu wenig Kenntniß des deutſchen Staatsrechts geweſen, ſo thut er nicht nur ſolchen Männern, die, wie Humboldt, Weſſenberg, Graf von Münſter, an der Spitze der Geſchäfte ſtanden, ſondern auch dem Grafen von Solms-Laubach entſchieden Unrecht, indem dieſer als ehemaliger Reichshofrath und als gelehrter Forſcher in den deutſchen Sachen völlig zu Hauſe war.

Nachdem ich den Fürſten von Hardenberg bald nach meiner Ankunft umſtändlich geſprochen, war mein preußiſches Dienſtverhältniß gleich entſchieden; ich ſollte meine diplomatiſche Laufbahn bei der Geſandtſchaft in Wien beginnen, vorerſt aber in den Geſchäften arbeiten, die mir der Fürſt perſönlich auftragen würde. In der That ſandte er mir alsbald einen mächtigen Stoß von Eingaben und Verhandlungen aus dem Kreiſe der deutſchen Angelegenheiten; ich ſollte dieſe Sachen überſichtlich zuſammenſtellen, ihm Vortrag darüber halten, und nach Maßgabe der möglichen Entſcheidung ſie erledigen. Indeß konnte ich dabei nicht lange verweilen, und nachdem der preußiſche Geſandte von Stuttgart, Geheime Staatsrath Küſter, angelangt war, wurde ihm dieſer ganze Schwall zugewieſen, mir aber eine Arbeit übertragen, auf die der Staatskanzler das größte Gewicht legte, und die meine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Die Sache betraf die preußiſche Erwerbung von Sachſen, welche zwar früher feſtgeſtellt worden war, jetzt aber von mehreren Seiten hart angefochten wurde, und immer ſchwerer und bedenklicher zu werden drohte. Auf die Meinung vermittelſt der Preſſe zu wirken, ſchien von äußerſter Wichtigkeit, zumal die Gegner dieſes Mittel mit großem Erfolg anwandten; freilich hatte ſchon auch auf preußiſcher Seite in jener Sache der Rheiniſche Merkur gute Dienſte gethan, auch hatte der Fürſt bereits durch den Staatsrath Hoffmann eine Schrift ausarbeiten laſſen, die unter dem Titel „Preußen und Sachſen“ eben im Druck fertig wurde, und eine andere ſollte von dem Geheimen Staatsrath Niebuhr in Berlin herausgegeben werden; allein dies alles genügte nicht, die Hoffmann'ſche Staatſchrift war allzu ſtatiſtiſch, trocken und ohne alle überredende Kraft; von der Niebuhr'ſchen erwartete der Fürſt ohnehin manches Schiefe und zu Scharfe, und ſo wünſchte er, neben dieſen Verſuchen noch einen dritten, ſeinen eigenen Sinn in gemäßigter und friſcher Sprache vorgetragen zu ſehen. Sehr ſchmeichelhaft eröffnete er mir, daß, wenn er mich zu dieſer Arbeit berufe, es hauptſächlich auf Mahnung des Miniſters vom Stein geſchehe, der darauf dringe, daß keine andere als meine Feder hier angewandt werde. Der Gegenſtand erforderte eine völlige Einweihung in den Stand der politiſchen Angelegenheiten, und dieſe wurde mir nicht nur von Seiten Hardenberg's ohne Rückhalt, ſondern auch von Seiten Stein's vollſtändig ertheilt, von letzterm freilich ganz in ſeiner Weiſe, unter Ausdrücken, die kein Andrer ſich erlauben durfte, mit heftigen Ausſchüttungen, die für ſie

Sache nichts nutzen konnten, im Gegentheil kamen für dieſe oft nur die ſchwächſten Hülfsmittel vor, wie er denn z. B. der Hinweiſung auf Grotius und Pufendorf, und deren Behauptung eines Rechts der Eroberung, die unwiderſtehlichſte Beweiskraft beilegen wollte, da hier doch zumeiſt ganz andere Gründe und Bedingungen gelten mußten. In völlig entgegengeſetzter Weiſe beſchied mich Hardenberg; nach zweiſtündigem Geſpräch war mir der Gegenſtand zur klarſten Deutlichkeit aufgehellt, der Kern der Sache mit allen Umhüllungen und Beziehungen vollkommen eingeſehen, und ich brauchte die ſofort begonnene Ausarbeitung durch keine weitere Anfrage, durch keine Bitte um beſtimmtere Anleitung zu unterbrechen.

Inzwiſchen war auch Rahel, meinem dringenden Wunſch und wiederholten Begehren nach, endlich von Berlin aufgebrochen und gegen Ende des Oktobers glücklich in Wien angelangt. Sie hatte mit Recht die Schwierigkeit des Unterkommens und den allgemeinen Zudrang gefürchtet, denn eine ſchon gemiethete übertheure Wohnung wurde uns widerrechtlich vorenthalten, und während ich noch im Gaſthofe blieb, wo keine Zimmer mehr zu heben waren, fand ſich für Rahel nur eine Zuflucht im Savoyiſchen Damenſtift, durch die Güte der Vorſteherin, Gräfin von Dietrichſtein. Schnell aber war auch dieſer beſchränkte Raum behaglich eingerichtet, und die lebendige Seelen- und Geiſtesfriſche ließ die Mängel der Umgebung kaum bemerken. Ich wenigſtens vermißte nichts, und als wir nach einiger Zeit in leidliche gemeinſame Wohnung zogen und nun wirklich beiſammen wohnten, hätte ich gern eingewilligt, für immer ſo zu bleiben; die alte Verſicherung von der Hütte, welche ſich dem befriedigten Herzen zum Palaſt verwandle, hatte ſich mir überreich verwirklicht! Nun fühlt' ich ein heimiſches Glück, und die fremde große Welt wurde mir täglich fremder, wie ich denn auch anfing, ſie mehr und mehr zu vernachläſſigen. Durch ernſte Arbeit beſchäftigt, durch die erwünſchte Nähe beglückt, empfand ich kein Bedürfniß der Zerſtreuung, und Neugier und Ehrgeiz lockten mich immer ſeltner, dem glänzenden Scheine nachzugehen, der ohnehin meiſt nur täuſchte.

Da jedoch ausgeſprochen war, daß ich nach dem Kongreſſe in Wien bei der Geſandtſchaft bleiben ſollte, ſo wollte ich auf dieſe wie es ſchien nicht ferne Zeit früh Bedacht nehmen. Mein Reiſegefährte, der Freiherr von Ompteda, hatte beim plötzlichen Weggehen von Wien im vorigen Jahre ſeine vollſtändige Einrichtung, die er als weſtphäliſcher Geſandter eben erſt angeſchafft, in guter Verwahrung zurückgelaſſen, und wünſchte ſich derſelben nunmehr, wenn auch mit bedeutendem Verluſte, zu entledigen. Ich war mit ihm ſchon ſo gut wie Handels einig und alles zum Abſchluſſe vorbereitet, als ich eines Morgens erfuhr, er ſei plötzlich nach Italien abgereiſt und habe ſeine Sachen, ich weiß nicht wem, zur freien Benutzung überlaſſen. Ich würde den Beſitz all dieſer Sachen, da mir jene Beſtimmung nicht blieb, bald ſelber nur wieder als eine Laſt empfunden haben; damals jedoch ſah ich mit Verdruß ihn mir entgehen. Die plötzliche Abreiſe nach Italien aber war die Folge verwickelter Verhältniſſe, in welche ich damals eingeweiht wurde. Der hannöverſche Edelmann konnte den Geſandten des Königs Hieronymus nicht vergeſſen machen, überall, wo er ſich zeigte, wurde er mit Kälte, ja mit Schnödigkeit aufgenommen, und ich ſelbſt hatte die in dieſem Punkt unerbittliche Frau von Arnſtein ihm eines Abends öffentlich grauſam mitſpielen ſehn; ſeine Faſſung war dreiſt und geſchickt genug, aber er fühlte wohl, daß dieſer Boden auf die Länge nicht zu behaupten ſei. Er brachte gelegenen Orts das Begehren an, man ſolle ihm eine Buße auferlegen, welche man wolle, aber ihn dann wieder in Gnaden haben. Man nahm ihn beim Worte; die Prinzeſſin von Wallis lebte in Italien, er konnte in ſeiner jetzigen Aechtung leicht Eingang bei ihr finden, und ſo den Stoff zu der Art von Nachrichten gewinnen, die man eifrig begehrte. Der Zuſammenhang dieſer Dinge iſt ſpäterhin öffentlich geworden, und mochte daher auch hier ohne Bedenken erwähnt werden. In der Folge, bei einigen dem großen Ausbruche des Aergerniſſes vorgängigen Ereigniſſen, werde ich noch merkwürdige Angaben beizubringen haben. Für mich aber war es ein ſchmerzlicher, bei jedem neuen Ringe dieſer Kette ſich wiederholender Unwille, ſie alle an dieſes erſte mir ſo ſicher bekannte Glied anreihen zu müſſen!

Ungeachtet der zahlreichen großen Geſelligkeitsmächte, welche in Paläſten hauſten, und zu deren Mittags- und Abendglanze ſich Willkommene und Unwillkommene drängten, war doch das Verlangen, ſich noch um andre, von jenen verſchiedene Mittelpunkte zu verſammeln, ſo groß und allgemein, daß auch der unſcheinbarſte Raum hiezu genügte, und das Bedürfniß der Herzlichkeit, des Zutrauens und des freiſinnigen Geiſtes überbot nicht ſelten die Anſprüche der Pracht und Ueppigkeit. So wurden alsbald außer den einheimiſchen ſtillern Kreiſen manche fremde bemerkbar, wo ſich, wie in den höchſten, Unterhaltung und Geſchäfte förderten, und von denen vielerlei ausging, was ſeinen dunklen Urſprung hernach verläugnete. So hatte Doktor Cotta mit ſeiner Frau man kann ſagen faſt nur ein Zelt aufgeſchlagen, ſo eng und flüchtig war alles beſtellt, allein dieſes Zelt war eine Mitte vieler Verknüpfungen. Cotta war nach Wien gekommen, um in Gemeinſchaft mit Bertuch aus Weimar die Sache des deutſchen Buchhandels zu vertreten und allgemeine Abhülfe gegen den Nachdruck zu erlangen. Allein unter dieſer beſcheidenen Hülle bargen ſich viele andere Aufträge und Betreibungen, der würtembergiſchen Landſtände, der deutſchen Sachen überhaupt; und zahlloſe Mahnungen, Einreden, Verſtändigungen fanden durch ihn, mittelſt der ihm gehörigen Allgemeinen Zeitung in Augsburg und des durch ſeinen Unternehmungsgeiſt auch in Hamburg erworbenen Deutſchen Beobachters, gleichſam eine öffentliche Rednerbühne. Daß er hiebei nach verſchiedenen Seiten gefällig ſein mußte, hinderte ihn nicht, im Ganzen doch immer ſeiner eigenſten Meinung und der von ihm gewählten Seite das Uebergewicht zu erhalten. Perſönlich ſtand er mit den größten Staatsmännern, ja mit gekrönten Häuptern in vertraulichem Verkehr, und ſeine Verſchwiegenheit und Klugheit, ſo wie die überall hinreichenden Hülfsmittel ſeiner litterariſchen Geſchäftsverbindung machten ihn zu dem ſicherſten und geſchickteſten

Träger mancher ſo wichtigen als zarten Anliegen. Unglaublich iſt es, in welcher Schlichtheit und Verläugnung dieſer angeſehene und auch bedeutend reiche Mann ſich unſcheinbar zu Fuß durchdrängte, alles ſelbſt that, keinen Gang ſich verdrießen ließ, kein Wetter ſcheute, und in allen oft kleinlichen Einzelheiten, die er beſorgte, doch immer den Blick frei und kühn auf das Große und Ganze gerichtet hielt.

Für die Angelegenheiten der deutſchen katholiſchen Kirche war in Wien der Kapitularvikar von Konſtanz, Ignatz Freiherr von Weſſenberg, thätig. Der milde und erleuchtete Geiſt dieſes edlen Deutſchen ſchien aber nicht römiſch genug, und andre Bevollmächtigte, welche ſich ſtrenger an den Papſt hielten, fanden für den Augenblick mehr Eingang. Dieſe waren der Domdechant von Wambold und der Kanonikus Helfferich, jener von Worms, dieſer von Speier. Der letztere, ein kleiner, gedrungener, ſcharf und lebhaft redender Mann, erinnerte an Fichte, dem er auch darin ähnlich war, daß er im ganzen Eifer leicht verfehlte, was er im halben gewiß erlangt hätte. Aber demſelben Gegenſtande war noch andre brünſtige Sorgfalt gewidmet, und dieſe beſonders dem Rath Schloſſer angelegen, der von Frankfurt am Main mit ſeiner Gattin, gleich ihm und ſeinem Bruder neubekehrt, hauptſächlich in dieſen Intereſſen ſich nach Wien begeben hatte. Für den Neffen-Goethe's weckte ſchon dieſe Verwandtſchaft vielfache Gunſt, noch mehr aber die ausgezeichnete Bildung und wackre Geſinnung, mit welcher das neuergriffene Element hier zu ſeinem augenſcheinlichen Vortheil zuſammenkam. Auch um dieſe Mitte bewegte ſich ein Kreis, der auf andere weithin wirkte.

Einſamer, doch durch lichte Gedanken und treffende Worte nah und fern eingreifend, lebte Doktor Troxler aus Luzern hier am Kongreßort in ſtiller Familienruhe, für die Angelegenheiten der Schweiz thätig bemüht, und keine Arbeit ſcheuend, über dieſe verworrenen Verhältniſſe die Diplomaten aufzuklären, in deren Händen die Entſcheidung dieſer Sachen lag. Den tiefſinnigen Naturphiloſophen und gründlichen Arzt hatte ich ſchon früher in Wien gekannt, nun lernt' ich auch den tapfern, alles Eigne dem Gemeinweſen opfernden

Vaterlandsfreund kennen. Ein durchaus edler Geiſt, wirkte er auch unmittelbar als ſolcher auf jeden ähnlichen ein. Lange hatte er für ſeine Beſchwerden und Vorſchläge gar kein Gehör zu finden gewußt; ich eröffnete ihm den Zutritt bei Humboldt, und ſowohl dieſer, als der Graf Kapodiſtrias, jener Preußens und dieſer Rußlands Stimme in dem für die Schweizerſachen niedergeſetzten Ausſchuß führend, haben mir eingeſtanden, jene Sachen würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn die Angaben Troxler's früher bekannt geweſen wären. Indeſſen ſuchte dieſer zu retten, was noch möglich war, und erlangte wenigſtens ſoviel, daß die ganz entgegengeſetzten Beſtrebungen, in welchen andere Schweizer bemüht waren, noch mehr als ſchon geſchehen des Veralteten wiederherzuſtellen, ohne weiteres abgewieſen wurden. Seltſam genug wollten anfangs auch dieſe Gegner Troxler's ihre Schriften mir zur Bearbeitung und Anbringung übergeben, da ſie denn erfahren mußten, daß ganz andere Vorliebe hier ſchon Beſitz genommen. Ich gab zuletzt noch eine kleine Schrift von Troxler über die Schweiz heraus und vertheilte ſie rechts und links, was damals keinen Tadel fand.

Unter ſolchen ſtillern, aber wirkſamen Kreiſen, deren Einfluß, wenn auch im Einzelnen nicht ſehr bemerkbar, doch im Ganzen bedeutend war, läßt ſich noch die Häuslichkeit des bremiſchen Geſandten mitrechnen, des Senators Smidt, der außer ſeiner amtlichen Thätigkeit eine ungleich größere geſellſchaftliche ausübte, durch ſcharfſinnig ausgedachte Verknüpfungen, zeitgemäße Einfälle und nachdrückliche Anregungen. Ich habe ſeiner ſchon früher gedacht, und werde noch mehrmals von ihm zu ſprechen haben.

Bei dem allgemeinen Drängen und Suchen der Menſchen nach Zufluchtsorten, wo häuslicher Herd und Tiſch zum Ausruhen von den Staatsſachen und zugleich zum freieren Beſprechen derſelben einlud, konnte es nicht fehlen, daß bald auch Rahel unwillkürlich die Mitte einer lebhaften Geſelligkeit geworden war. Dieſe war jedoch mit keiner andern zu vergleichen, und ſowohl in ihrer Richtung als in ihrer Zuſammenſetzung von eigenſter Art. Hier wurde nichts vertreten und bezweckt, als das allgemeine Menſchliche, und die freieſte Betrachtung deſſelben. Damit ergab ſich von ſelbſt, daß ohne Anſehen der Perſon nur das Maß des Willens und der Fähigkeit, ſich in jenem Elemente zu bewegen, den Antheil an demſelben entſchied. Stand und Namen und ſelbſt Volksangehörigkeit durften wenig in Betracht kommen. Perſonen des höchſten und gar keines Ranges ſtanden hier auf gleichem Boden. Waren die preußiſchen Freunde dennoch am zahlreichſten und vertrauteſten, ſo fand dies gewiß weniger Statt, weil ſie die Landsleute, als weil ſie die preußiſchen, und ſomit ohne Frage die in freier Geiſtesbahn am meiſten vorgeſchrittenen waren. Außer dieſen und allen andern Arten von Deutſchen waren insbeſondere Oeſterreicher, ſodann Franzoſen und Italiäner, Ruſſen, und auch wohl ein paar Engländer, in verſchiedener Abſtufung und Dauer hier bald einheimiſch. Die Geſpräche wurden oft, und dann gegen den Willen der Wirthin, zu ſtrengen Verhandlungen, und glückliche Ausdrücke, wohlgeſetzte Gründe, überraſchende Wendungen von daher klangen dann an ſolchen Orten wieder, wo ſie Gewicht erhalten konnten, oder tauchten unerwartet aus Tagesblättern hervor.

Von bedeutenden Menſchen, die mit größtem Vertrauen ſich an Rahel ſchloſſen, hätte ich zunächſt Bollmann zu nennen; doch das beſondre Denkmal, das ich ihm ſchon gewidmet, überhebt mich weiterer Angaben über dieſen ausgezeichneten Mann, deſſen Erſcheinung in Wien bald wichtig wurde und Wirkungen hinterließ, die noch fortdauern. Dem litterariſchen Forſcher und Beobachter zur Liebe muß ich aber noch die Merkwürdigkeit nachtragen, daß Bollmann, der über Paris friſch aus England kam und aus alter Gewohnheit neben den Erfindungen und Leiſtungen der Gewerbe auch die ſchöne Litteratur beachtet hatte, damals in Wien der Erſte war, der von Lord Byron und Walter Scott ſprach, ihre Dichtungen pries und mittheilte. Mag von ihnen in Deutſchland auch hin und wieder jemand gewußt haben, der großen Welt waren ſie noch unbekannt, und blieben es ihr auch damals noch großentheils, da man für Dichter auch nachher noch Zeit genug zu haben glaubte. Bollmann war mir durch Schlabrendorf zugewieſen, der in den neueröffneten Verkehr zwiſchen Deutſchland und Frankreich in dieſer Zeit thätig eingreifen zu wollen ſchien.

Ein anderer guter Mann, den Schlabrendorf an mich empfohlen hatte, war Doktor Keidel, bis dahin diplomatiſcher Agent des Freiſtaats Danzig in Paris, und jetzt ſeiner Meinung nach verpflichtet, den eroberten, aufgelöſten und zu keiner Herſtellung beſtimmten Staat auch in Wien zu vertreten. Die Wiener Zeitung führte ihn ohne weiteres als Kongreßbevollmächtigten auf, wogegen aber Preußen ſogleich einredete. Doktor Keidel wurde bedeutet, daß ſeine amtliche Eigenſchaft längſt erloſchen ſei, und daß er ſich fortan ruhig zu verhalten habe. Dies that er, und ihm ließ ſein perſönliches Loos wenig zu wünſchen, denn ſeine wirklich bis dahin für Danzig höchſt erſprießlichen Dienſte wurden durch Ausſetzung eines anſehnlichen Jahrgeldes belohnt, das er in Wien verzehren durfte, und in deſſen Genuß ich ihn zwanzig Jahre ſpäter noch als wohlbehaglichen Greis wiedergeſehen. Wichtig war der Mann in Wien nur durch die mannigfachen und ſeltſamen Ränke, die man mit ihm von verſchiedenen Seiten anzuſpinnen ſuchte, wegen Danzig, wegen Polen, und die er uns offenherzig mittheilte, wobei mancher Faden aus der höhern Politik zu erfaſſen war, und Geſinnungen und Abſichten bloß gab, die ſich gar wohl verſteckt glaubten.

Ich erwähne nur der Perſonen, zu denen ich einige nähere Beziehung gehabt; der Unzahl von Anſuchern und Bittſtellern, vornehmen und geringen, Abgeordneten und Beauftragten, geheimen oder öffentlichen, Beobachtern, Spähern, Machern aller Art hier zu gedenken, wäre über mein Vermögen wie gegen meinen Zweck. In der erſten Klaſſe befanden ſich die höchſten fürſtlichen Häuſer, die ſämmtlichen Mediatiſirten, die Frankfurter Judenſchaft; auf der zweiten Stufe war ebenfalls ein Gemiſch der Vornehmſten und Geringſten, hochfahrender Glücksritter, betriebſamer Gelehrten, aushelfender Finanzleute, bis zum gemeinen Börſenwucherer hinab. Die Macht des Hauſes Rothſchild war erſt im Entſtehen, ſonſt würde ſie viele Thätigkeiten und Intereſſen, die jetzt in vielen Händen zerſtreut lagen, ernſtlich zuſammengefaßt haben; doch that ihre Unterſtützung dem Anſpruch der Frankfurter Juden auf das dortige, ſo wie der Juden überhaupt auf das allgemeine deutſche Bürgerrecht, ſchon guten Vorſchub; jener Sache widmete insbeſondere Jakob Baruch, ein wackerer und feiner Mann, der Vater des nachher ſo berühmten Börne, ſeinen klugen Eifer, und die Angelegenheit der Juden in Lübeck war dem Doktor Buchholz übertragen. Dieſer Gegenſtand wollte von mehreren Seiten auch auf mich ſtark eindringen, berührte mich aber geſchäftlich nur im Vorübergehen.

Nicht loskommen kann ich von dieſer Aufzählung — denn auch das bloße Ablehnen wird eine — ohne vorher noch einige Geſtalten einzuführen, die mir ſonſt immerfort, wie unbefriedigte Schatten, den Weg vertreten. Der Frankfurter Rechtsgelehrte, Doktor Jaſſoy, iſt die eine; groß und ſtark, behaglich und heiter, in Leben und Geſchäften grundgeſcheidt. Er hatte vielfache Zwecke und Aufträge, unter andern auch die Beſorgung wichtiger Angelegenheiten des Hauſes Metternich. An zweiter Stelle iſt Wieſel zu nennen, der ohne Wahl und Abſicht mehr hieher verſchlagen war, als daß er gerade den Kongreß geſucht hätte; ein ſchon anderweitig mitgetheiltes Bild darf mir einen neuen Abriß erſparen; daſſelbe gilt von der dritten Geſtalt, dem ruſſiſchen Oberſten Karl von Noſtitz, geweſenen Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Dieſe drei, ungleich in faſt allem Betracht, hatten in Bezug auf den Kongreß die merkwürdigſte Gemeinſchaft. Ihr unbeſtreitbarſtes Eigenthum war der ſcharfe Weltverſtand, die kluge Einſicht in fremde Thorheit und Schwäche, der unbedingte Haß aller Selbſttäuſchung, die Luſt und Entſchloſſenheit, die ſich die nackte Wahrheit, und wäre ſie noch ſo häßlich, vor Augen zu ſtellen, daher Zweifel und Mißtrauen gegen alles, was in der Welt etwas bedeuten will. In dieſen Dreien hatte ſich die Verneinung, die Satire und der Hohn inkarnirt, ſie folgten allen Erſcheinungen und Vorgängen des Tages mit ihren zerſtörenden Bemerkungen, mit der unerbittlichen Schärfe, von welcher das nachherige Buch Jaſſoy's „Welt und Zeit“ einen ſchwachen Abglanz liefert, und mit einer Derbheit, für die es keine ſchriftliche Ueberlieferung giebt. Sie waren das Ariſtophaniſche Salz des Kongreſſes, die Mephiſtopheliſche Lauge, die, indem ſie das Scheinſame verzehrt, auch das wahrhaft Hohe und Heilige wenigſtens anzubeizen verſucht. Der Umgang mit ſolchen Geiſtern, vor deren Prüfung ſo wenig in der Welt beſtehen konnte, war nicht ohne Reiz, aber auch nicht ohne innere Gefahr; — von äußerer konnte nicht entfernt die Rede ſein, da alles nur in Gedanken verkehrte, und jedes Thun aus ſolchen Gedanken heraus gerade dieſen Geiſtern nur dumm und lächerlich geweſen wäre. Sie würden auch ſchon dieſe Zuſammenſtellung nicht dulden wollen, und jeder für ſich dagegen einreden, wie denn ihre Verhältniſſe, und ſelbſt ihre Meinungen und Neigungen, in der That ſehr verſchieden waren, ja das Gemeinſame in ihnen, das Verneinende, mußte ſie eben dadurch wieder auseinanderhalten, wie es auch die Umſtände thaten, indem nur Wieſel den Kongreß in Wien überdauerte, die andern beiden ſchon im Anfang und in der Mitte deſſelben abreiſten. Dem Geiſte nach gehörten ſie aber zuſammen und gaben zu dem Vielklang dieſer Epoche eine eigenthümliche, oft laut genug durchgellende Begleitung, die doch gewiſſermaßen dazu gehörte, und ohne die dem Kongreß wirklich etwas würde zu fehlen ſcheinen, ſo wie meinen Blättern ohne dieſe Zeilen, in denen die Wellen ſolcher Vorſtellung doch einigermaßen zu Ruhe kommen.

Von Jaſſoy muß ich noch den Ausgang ſeines Lebens erwähnen, welcher dem Anfang und der Mitte ſehr ungleich war. Inmitten dieſes ſcherzenden Uebermuthes und Hohnes hatte ſich ein tragiſches Geſchick angeſiedelt. Jaſſoy hatte das Glück, zwei Kinder zu beſitzen, die er zärtlich liebte. Eine artige Tochter war nicht ohne poetiſchen Geiſt. Ein Sohn aber, als junger tüchtiger Arzt in Frankfurt raſch gedeihend, war des Vaters größter Stolz. Unglücklicherweiſe gefiel ihm die Sinnesart des Vaters nicht, und er hielt ſich mehr zur Mutter. Bei ſeiner ſtarken Praxis wollte er doch die Eltern jeden Tag ſehen, und hatte, um dies zu ſichern, ſeinen Mittagstiſch bei ihnen. Daß er oft nachdenklich, ja ſorgenvoll war, fiel nicht auf, da ſein Beruf dies genugſam veranlaſſen konnte; nur wußte der Vater wohl, daß ſeine Aeußerungsweiſe den Sohn oft verletzte, was derſelben, bei aller Liebe, doch keine Milderung bewirken konnte. Eines Tages war der Sohn weggegangen, und hatte die Mutter noch zuletzt mit dem Ausruf umarmt: „Mutter, alles was gut an mir iſt, hab' ich doch von dir!“ An demſelben Tage, in einem Anfall von Lebensüberdruß, erſchoß er ſich. Jaſſoy war durch dieſes Ereigniß wie vernichtet; er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, ſah keinen Menſchen, blieb faſt ohne Nahrung und Schlaf, man hörte ihn Tag und Nacht beinah ohne Unterbrechung mit ſtarkem Schritt auf und ab gehen. Nach vier Tagen ſchloß er auf, wieder gefaßt, auch bald wieder ſcherzhaft und ſpöttiſch, und es war alles wie vorher. Allein auch die Tochter ſollte ihn auf ähnliche Art erſchüttern. Sie hatte ſich einem Manne, dem ſie romantiſche Eigenſchaften andichtete, heimlich verlobt, und erfuhr dann, daß der Vater nie die Verbindung zugeben würde; bald auch entdeckte ſie ſelbſt, daß ſie ſich in dem Manne geirrt hatte, und in dieſer zwiefachen Bedrängniß nahm ſie Gift, man fand ſie Morgens in ihrem Bette todt. Nach einiger Zeit erfuhr Jaſſoy ſelber einen Anfall von Schlagfluß, der ihn völlig verwandelte. Die Spötteleien hörten auf, weiche, liebevolle Gefühle und milde Urtheile traten an die Stelle, Güte und Nachſicht beſeelten ihn ganz. Die Bilder der Religion traten hervor, er ſprach mit Erhebung von ihren Vorſchriften, ihren Hoffnungen. Sein Geiſt ſchien erloſchen, aber ſeine Seele glänzte im Lichte. Als er ſchwächer wurde, verlangte er immer Waſſer, den Mund auszuſpülen, und ſeine Frau fragte ihn endlich, was er denn im Munde habe, daß er immer Waſſer begehre? „Ich habe“, antwortete er, „einen Heiligen im Munde, dem muß ich die Füße waſchen, denn er betet für mich, daß mir meine Sünden vergeben werden.“ Und ein andermal ſagte er, Chriſtus ſei ihm erſchienen, und habe ihm Troſt und Hoffnung zugeſprochen. So vegetirte er noch einige Zeit, und ſtarb dann ſanft. In ſeiner früheren Zeit hätte er dies alles für Faſelei und

Schwäche erklärt, und den bitterſten Spott dawider ausgeſtoßen. Wir aber wollen darin eine höhere Mitgabe anerkennen, die er unter der derben, ſcharfen Hülle zart und unverletzt durch das frühere Leben getragen, und die, im Zuſammenbrechen des Irdiſchen, ihre tröſtende Kraft entfaltete. Wie oft liegen die ſchönſten Keime ſo verſchüttet und verwahrt! —

Es iſt aber Zeit, von den mancherlei Nebengewäſſern ſich dem großen Strome wieder zuzuwenden. Wenn wir bisher unſere Erzählung immer nur wie einleitend umhergeführt, und noch auf keine rechte Bahn gekommen ſind, ſo geht es uns hierin nur wie dem Kongreſſe ſelber, der auch nicht ſo ſchnell in die Mitte der Sachen gelangen konnte, ſondern ſich in Vorworten mühſam heranarbeitete. Der Kongreß war im Pariſer Frieden auf den 1. Auguſt feſtgeſetzt, aber bald nachher, hauptſächlich aus Berückſichtigung engliſcher Verhältniſſe, um zwei Monate hinausgeſchoben worden, und ſollte nun vom 1. Oktober an als wirklich eröffnet gelten. Aber dem Weſen und der Form nach fehlte hieran noch viel. Schon am 8. Oktober war eine Erklärung in den Zeitungen erſchienen, wonach der Anfang der eigentlichen Verhandlungen auf den 1. November angeſetzt wurde, bis wohin die ſchwebenden Fragen durch freie und vertrauliche Erörterungen zur nöthigen Reife gebracht werden ſollten. Am 1. November aber kam eine neue Erklärung, welche ſtatt des Beginns der Verhandlungen wenigſtens die Prüfung der Vollmachten als begonnen verkündigte. Während diejenigen, von welchen das Handeln ausgehen ſollte, ſich der Schwierigkeiten, denen ſie begegneten, zu entledigen ſtrebten, konnte die Stockung auch den Zuſchauern ſchon nicht verhehlt werden.

Die Schwierigkeiten lagen aber tief in der Sache begründet, nicht in dem Willen oder den Fähigkeiten der Perſonen. Wenn man auf ältere Kongreſſe zurückblickt, auf die Hinderniſſe, welche durch bloße Förmlichkeiten verurſacht wurden, und mit denen z. B. in Münſter und Osnabrück, in Nymwegen, Utrecht u. ſ. w. unendliche Zeit verloren wurde, ſo muß man geſtehen, daß der Wiener Kongreß ſich bei dergleichen Nebendingen verhältnißmäßig wenig aufgehalten, ſondern ſie mit freiſinniger Uebereinkunft theils raſch erledigt, theils vorläufig beſeitigt hat. Allein ganz konnte die herkömmliche Weiſe, in der die Höfe und Staaten bisher unter einander verkehrt hatten, doch nicht umgangen werden, und dieſelben Formen, welche ſo lange Zeit nicht ohne Grund in diplomatiſchen Geſchäften bequem geweſen, mußten auch in ihrer Unbequemlichkeit geduldet bleiben. Nichts wäre kürzer geweſen, als daß die vier großen Mächte, welche den Kriegsbund gegen Napoleon geführt, unter einander einig ihren Willen ausgeſprochen und zum Geſetz erhoben hätten. Die Uebereinſtimmung hätte nicht gefehlt, ſie brauchte nicht erſt gegründet, ſondern nur gegen Andrang und Beimiſchung von außen bewahrt zu werden. Allein jene Mächte durften ſich nicht befugt glauben, nachdem ſie eben das Joch gebieteriſcher Gewaltherrſchaft, das auf Europa gelaſtet, zerſchlagen, dieſem ein neues aufzulegen, und ihre Mitverbündeten würden daſſelbe nicht willig angenommen haben. Auch konnte der Wille jener Mächte hinſichtlich einer Menge von Fragen, von denen ſie ſelbſt nur mittelbar berührt wurden, nicht unbedigt ſchon entſchieden haben; es galt hier, die Anſprüche zu wägen, das Rechte zu erkennen, das Angemeſſene zu finden. Alſo Berathung überhaupt, Mitwirkung für die höher Betheiligten, für die Unterſten wenigſtens Gehör, konnten nicht verſagt werden. Hier aber für einen ſo noch nie dageweſenen Fall Form und Maß zu ermitteln, das war keine geringe Aufgabe, und auch deren Löſung durch ein bloßes Gebot nicht möglich.

Als nächſte diplomatiſche Anknüpfung für den Kongreß galt der Pariſer Friede, und die acht Mächte, welche dieſen unterzeichnet hatten, oder ihm beigetreten waren, ſtanden in erſter Reihe. Aber durch Zutritt und Stimme konnte hier keine Gleichberechtigung erlangt werden, jeder Hof trat mit dem eigenthümlichen Gewicht ſeiner Macht, ſeiner Lage und Verhältniſſe ein; dieſer weſentliche Unterſchied konnte durch Stimmenmehrheit ſo wenig als durch Selbſtverläugnung aufgehoben werden, und es war undenkbar, daß die unangreifbare Größe Rußlands nur gerade ſo viel gelten ſollte, als Schweden, oder daß Spanien, verheert und erſchöpft, das ſiegskräftige England aufwöge. Dazu kam noch der Uebelſtand, daß Staaten, welche an Umfang und Kraft, vielleicht auch ſogar an Verdienſt um die gemeinſame Sache, wenigſtens gleichberechtigt ſchienen, in der Zahl jener acht Mächte doch nicht begriffen waren. So Dänemark, die Niederlande, Sardinien, der Pabſt, für welche doch grade die Stimmung ſehr günſtig wirkte und vorzugsweiſe ſorgte. Die deutſchen Angelegenheiten, welche noch ungeordnet, in jenem oberſten Rathe nur durch Oeſterreich und Preußen mitvertreten waren, ſollten erſt wieder zu einem Ganzen emporgebildet werden. Hier tummelten ſich die ſtreitendſten Anſprüche, die vielartigſten, verwickeltſten Forderungen. Um nur erſt feſten Boden zu gewinnen, bemächtigten ſich die fünf Höfe von Wien, Berlin, München, Hannover und Stuttgart der Berathung, von der ſich aber die mittlern Staaten und zuletzt auch die kleinſten nicht gutwillig ausgeſchloſſen ſahen, und zu der die Mediatiſirten und einſtige Körperſchaften ſich eifrig andrängten.

Die höheren politiſchen Fragen von allgemeiner Wichtigkeit wurden in hergebrachter diplomatiſcher Weiſe größtentheils durch Notenwechſel zwiſchen den Großmächten allein verhandelt; die Gegenſtände, welche mit jenen Lebensfragen nicht nothwendig zuſammenhingen, und theils beſtimmte Länder, theils einzelne Klaſſen, theils auch durchgreifende Allgemeinheiten betrafen, waren an beſondere Ausſchüſſe von Bevollmächtigten, zumeiſt der großen Höfe gewieſen, wo die Geſchäfte durch Sitzungen und Protokolle geführt wurden. Außer den deutſchen Gebiets- und Verfaſſungsfragen ſtanden deren auch für andre Länder manche höchſt wichtige zur Entſcheidung, und neben den Ausſchüſſen hiefür waren noch andere für die Abſchaffung des Negerhandels und für die Zähmung der afrikaniſchen Seeräuber aufgeſtellt.

Kam auf ſolche Weiſe die Einleitung und Vertheilung der Arbeiten endlich zu Stande, ſo fehlte doch viel, daß dies gleich von Anfang vollſtändig gelungen wäre, und daß der eingeſchlagene Gang von allen Seiten die nöthige Förderung erfahren hätte. Allem andern zuvor mußten die politiſchen Fragen in Betreff des künftigen Beſitzſtandes der großen Mächte unter dieſen abgemacht ſein; dieſe Grundlage ſchien bereits feſt gelegt, allein bei näherem Eingehen fanden ſich manche Stellen noch unſicher, andere wurden erſt jetzt wankend. Die Häupter der Kabinette, welche bisher die Sachen geführt, wußten recht gut, was ſie im Einzelnen wollten und im Ganzen wünſchten, und die beſondern Beſtimmungen, die ſie theils als Geſammtheit gegenüber von Frankreich ſich ausbedungen, theils unter ſich vorher ſchon getroffen hatten oder nachträglich feſtſetzten, ließen ihre Anſprüche und Erwartungen deutlich genug hervortreten. Thatſächliche Ueberlegenheit wird in der Welt unter allen Umſtänden anerkannt, und wo das Recht der Mindermächtigen, und ſchon ihr Vortheil ſogar, von der Macht, wie hier unläugbar der Fall, beachtet und mitvertreten ſind, da findet ſich eine in der Natur der Dinge begründete Unterordnung von ſelbſt. Dies war auch das allgemeine Gefühl in Betreff des Kongreſſes, und den vier Hauptmächten, ſofern ſie einig waren, mochte niemand eine Art von Diktatur beſtreiten. Ohne Zweifel wäre es für Europa und insbeſondere für Deutſchland vortheilhaft geweſen, wenn alle Entſcheidungen lediglich in jener höheren Region, ohne die trübende Einmiſchung beſchränkter, von unten emporſteigender Eiferſuchten und kleinlicher Betriebſamkeiten, hätten gefaßt werden können, und der Widerſpruch würde unerheblich geblieben und bald verſtummt ſein. Jedoch fiel die Sache weit anders aus. Innerhalb der Machtverbindung wurden Trennungslinien ſichtbar, die ſich durch hinzutretendes Einwirken leicht in Zwieſpalt vertiefen ließen. Es fehlte nicht an ſolchem Einwirken, wodurch bald Macht gegen Macht ſtand, und anſtatt einer freien, reichen Darbietung ein mißtrauiſch berechnetes und doch gerade dadurch verkümmertes Ergebniß davongetragen wurde.

Zweierlei Einflüſſe ſind in ſolchem Betreff hauptſächlich hier anzuführen. Bei uns Deutſchen hatten ſich in der öffentlichen Meinung die außerordentlichſten und theilweiſe ſeltſamſten Erwartungen mit dem verheißenen Kongreſſe verknüpft. Die Deutſchen waren allerdings in einem beſondern Zuſtande, wie keine der andern Nationen, mit denen ſie verbündet den Sieg errungen hatten. Rußland und England, Schweden, desgleichen auch Preußen und Oeſterreich, ſtanden da in alter feſter Geſtalt und brauchten die Früchte des Sieges nur an ſich zu ziehen und in das Beſtehende aufzunehmen. Polen und Italien, ſchon längſt ohne Selbſtſtändigkeit, und auch von Napoleon nur mit einem Scheine derſelben bethört oder gereizt, folgten dem Looſe der Eroberung, wobei ſie nicht weſentlich zu verlieren ſchienen. Spanien, Portugal, Dänemark ſtanden, wenn auch erſchüttert, auf altem Boden. Die Niederlande erfreuten ſich eines gewonnenen neuen Beſtandes, die Schweiz ihrer theilweiſen Erneuung und allſeitig ausgeſprochenen Sicherheit. In Deutſchland war alles zerſetzt, das Aufgelöſte zum Theil wieder neu gebunden, zum Theil Preis gegeben und verloren. Die Franzoſenherrſchaft hatte hier am ſtärkſten und nachhaltigſten, aber nicht gleichmäßig eingewirkt, ſondern nach den Zeiten und Gegenſtänden ſehr verſchieden; alle Wechſelgebilde der letzten dreißig Jahre waren hier geſchichtlich abgelagert, und neben einander wiederzufinden, eine Verwirrung von Zuſtänden, die in der größten Abweichung von einander nur darin übereinkamen, daß allenthalben die alten Verhältniſſe zerſtört, die neuen nicht abgeſchloſſen, und Recht, Unterdrückung, Sieg, Verdienſt, Vortheil und Verluſt wunderlich gemiſcht waren. Die Zwiſchenzeit, während welcher das Fremde geherrſcht, hatte zu lange gedauert, und zu vielerlei Eigengebildetes entſtehen laſſen, als daß man ſie und ihre Gebilde gradezu für nicht geweſen erklären konnte, und wo dieſer Verſuch gleichwohl gemacht wurde, da brachte er nur Verwirrung und Beſchämung hervor. Das Alte ungetheilt herzuſtellen, war im Allgemeinen unmöglich, und daher im Einzelnen ebenfalls, ſofern dieſes der Anknüpfung an ein Ganzes, worin früher ein ſo großer Werth gelegen, jetzt entbehren mußte. Wenn Kaiſer und Reich nicht wieder auflebten, ſo konnten es auch die ehemaligen Reichsſtände und Reichsverhältniſſe nicht, weil jene höchſten Bedingungen eines ſolchen Daſeins fehlten. So viel des Neuen hatte man in die Verbündung, als der Sieg noch nicht entſchieden war, aufgenommen, ſo wirkſam hatte es Antheil an ihm genommen und war durch ihn eben auch ſelbſt miterſtarkt, daß hier ſowohl das erworbene Recht als auch die wirkliche Macht eine rückſichtsvolle Ausgleichung auferlegten. Aber die großen Regierungen wollten auch jene Wiederherſtellung des Alten nicht, weil ihr eigner Vortheil dagegen war.

Legte ſich dem vorbereiteten politiſchen Entwickelungsgange dieſes Gewicht deutſcher Verhältniſſe und Bedürfniſſe drückend auf, und miſchte ſich von daher ein neues, in noch ungeſtalter Kraft unberechenbares, volkthümliches Element in die Verhandlungen, welche ſchon kein rein diplomatiſches Geſchäft mehr darſtellten, ſondern auch gleichſam ſtaatsgerichtliche und faſt parlamentariſche Vorgänge in ſich aufnehmen mußten, — ſo drang von anderer Seite ein politiſcher Einfluß heran, der ebenfalls in unerwartet begünſtigtem Anwachſen die bisherigen Berechnungen verwirrte und bedrohte. Dies war der Einfluß des wiederhergeſtellten Frankreichs. Allerdings hätten früherhin die Sieger alle Macht und Befugniß gehabt, dem beſiegten Frankreich den Zutritt zu Verhandlungen zu verſagen, welche gleichſam der letzte Abſchluß derjenigen Ereigniſſe und Beſtimmungen ſein ſollten, durch die, ohne Frankreich und gegen Frankreich, dieſes ſelbſt erſt wieder in ſeiner jetzigen Geſtalt erſtanden war. In der That konnte es unbillig dünken, und gefährlich ſogar, dieſes noch gährende und in vieler Hinſicht dem übrigen Europa fortwährend feindliche Frankreich in die Gemeinſchaft der bevorſtehenden Staatenberathung als gleichberechtigtes Mitglied unbedingt aufzunehmen; allein die Aufrichtigkeit der Verſöhnung ſchien dieſen Beweis des Vertrauens gewähren zu müſſen, das wiedereingeſetzte Bourboniſche Herrſcherhaus durfte ihn dringend fordern, und nicht die Großmuth der Geſinnungen allein, ſondern auch wichtige Gründe der Staatsklugheit hatten für die Zulaſſung entſcheiden müſſen, denn es war allerdings von großer Bedeutung, den neuen Feſtſetzungen, welche die Grundlage des künftigen politiſchen Beſtandes von Europa werden ſollten, den Antheil und die Mitverpflichtung eines Staates nicht fehlen zu laſſen, der ſeiner Lage und Beſchaffenheit nach unfehlbar binnen kurzem wieder in die Reihe der großen Mächte zu treten berufen war. Blieben auf jeder Seite dieſes Wechſelfalles Schwierigkeiten, die ſich nicht beſeitigen ließen, ſo folgt daraus nicht, daß ſie nicht bedacht worden wären, wie denn überhaupt Vorſicht und Erwägung in denjenigen Dingen, welche für die Kabinette ſelbſt wichtig waren, dieſen wohl ſelten gefehlt haben. Aber dem Antheil und Einfluß Frankreichs mochte man in keinem Falle den Umfang vorausſetzen, zu welchem er ſich in der That bald erhob. Hierin wiederum war der Aufſchub des Kongreſſes beſonders verhängnißvoll. Die kurze Zwiſchenzeit, der Verlauf deſſelben Sommers, welcher die Heere der Verbündeten ſich trennen und in die zum Theil weite Heimath zurückkehren ſah, war vollkommen hinreichend, die lebhaften, durch Schmach und Hoffnung im Innern aufgereizten Franzoſen als ein nach außen unter der neuen Herrſchaft wieder ziemlich vereintes und zum Kriege ſtarkes Volk aufzuſtellen. Wäre der Kongreß, wie es anfangs beſtimmt war, einige Monate früher begonnen und raſch zum Schluſſe geführt worden, ſo würde Frankreich aller Wahrſcheinlichkeit nach keine bedeutende Rolle haben ſpielen können noch wollen, und ſeine Theilnahme mehr eine formale geblieben ſein. War aber einmal Raum zur Vorbereitung und Entwickelung gegeben, ſo fiel aller Gewinn auf die Seite derjenigen Kräfte, die ſich in Deutſchland und Frankreich dem vorausgezeichneten Gang und Zwecke des Kongreſſes wachſend entgegenwälzten, während die zwiſchen den Mächten beſtehenden Verabredungen in demſelben Maße an Einigkeit und Feſtigkeit nur verlieren konnten. Doch dürfen wir, wenn wir billig ſein wollen, auch wegen dieſes verhängnißvollen Aufſchubes nur die Sache ſelbſt und die Geſammtheit der Leitenden, nicht aber Einzelne beſchuldigen, deren keiner dieſe Zögerungen in ſeiner Gewalt hatte, wenn auch, was zu bezweifeln, deren Folgen ſo klar, als ſie nachher zu überſehen waren, vorgelegen hätten, außerdem daß dieſe auf mancher Seite auch erwünſcht oder doch weniger zu fürchten ſein konnten.

Während aber die Geſchäfte ſtockten oder ihren Anfang noch unſichtbar zu ſpinnen hatten, war der Weltſchauplatz erfüllt von regem Leben, und in raſchem Wechſel drängten ſich Geſtalten und Ereigniſſe. Die Anweſenheit der größten Herrſcher, ſo vieler königlichen und fürſtlichen Häupter, der höchſten Frauen, umgeben von der Blüthe der vornehmſten Geſchlechter aller Länder, rief in täglich wiederkehrenden Anläſſen alle Pracht und Ueppigkeit der Kaiſerſtadt zu erneuerter Bewegung auf. Feſte folgten auf Feſte, die Schau- und Tanzluſt erhielt volle Befriedigung. Treffend ſcherzte der alte Fürſt von Ligne: „Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas!“ und das glückliche Wort flog ſchnell durch ganz Wien, ja durch Europa, zum Ergötzen auch derer, die es treffen konnte; denn wo ein Allgemeines krankt, fühlt ſich der Einzelne kaum noch verantwortlich.

Das moderne Feſt iſt weſentlich militairiſch; der frühere kirchliche, der ſpäter höfiſche Karakter öffentlichen Prunkes iſt ganz in den militairiſchen übergegangen, welcher am verſtändlichſten zu der Menge ſpricht, und ihr durch Ernſt und Tüchtigkeit noch am meiſten Ehrfurcht gebietet. Das Feſt im Prater am 18. Oktober, zur Feier der Schlacht von Leipzig, war in dieſem Betracht eines der allgemeinſten, prunkvollſten und würdigſten. Die Kriegsfürſten und die geringſten Krieger hielten zuſammen gemeinſchaftlich Mahl, und alles Volk nahm Theil an dem großen Anblick. Sechszehntauſend Mann wurden unter freiem Himmel geſpeiſt, der die Feſtlichkeit durch das ſchönſte Wetter begünſtigte, und das Wiener Volk ſetzte den Freudenrauſch fort bis tief in die Nacht hinein. Die Einigkeit der großen Herrſcher ſchien bei dieſem Gedächtniſſe des gemeinſamen Sieges auf's neue ſich zu verbürgen. Gleichen Eindruck empfing die öffentliche Meinung von der ſechs Tage darauf gemeinſam von den Monarchen unternommenen Luſtreiſe nach Peſt, wiewohl dieſe auch ſchon zu mancherlei eiferſüchtigen Bemerkungen Anlaß gab.

An Glanz und Geſchmack ragte beſonders ein von dem Fürſten von Metternich gegebenes Feſt hervor, wo die große Welt alles, was ihrer durch Schönheit und Auszeichnung würdig ſchien, herangezogen hatte. Das Feſt blieb lange Zeit für die Theilnehmer der Gipfel aller prächtigen Erſcheinung, und weit und breit wurde davon geſprochen. Eine begeiſterte Schilderung, noch ganz des empfundenen Taumels erfüllt, ſchrieb Koreff mit dithyrambiſcher Feder, und gab ſie in den Oeſterreichiſchen Beobachter, wo man ſie mit Vergnügen nachleſen und ſich den unmittelbaren Eindruck vergegenwärtigen wird. Ein zweites Feſt, deſſen Pracht und Herrlichkeit alles überſtieg, was man bis dahin geſehen hatte, war ein Karrouſel in der wunderbar ausgeſchmückten und erleuchteten Reitbahn, wobei beſonders die öſterreichiſchen Kavaliere durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer fabelhaften Ritterzeit hervorriefen.

In einer andern, minder hohen, aber allgemein anziehenden und beſchäftigenden Sphäre, in der des Theaters nämlich, erwarb die mimiſche Tänzerin Bigottini den größten Beifall und Ruhm. Von ihrer Darſtellung der Nina war der ganze Kongreß entzückt, und wiewohl Kenner manches an ihrer Kunſt zu tadeln und ſie namentlich mit der einſt bewunderten Vigano nicht zu vergleichen fanden, ſo durften ſie gegen die übermächtige, herrſcherliche Bewunderung kaum laut werden. Unter den einheimiſchen Talenten glänzte vor allen die großartige Sängerin Anna Milder, und war des tiefſten, allgemeinſten Eindrucks immer gewiß. Da hier des Theaters gedacht iſt, ſo muß ich auch der Gaſtrollen der ausgezeichneten Künſtlerin Auguſte Brede gedenken, die durch ihr feines gebildetes Spiel den ſchönſten Beifall gewann. Späterhin betrat die gewaltige Sophie Schröder die Bühne, und ſetzte beſonders die Ausländer in Erſtaunen, die ſolche Wirkungen bisher nur dem franzöſiſchen Theater möglich geglaubt hatten.

Nicht bloß der Abend, faſt jede Tageszeit hatte ihre beſondere Schauluſt. Frühmorgens zogen die Truppen zu Paraden und Kriegsübungen aus, wobei ſehr oft die Monarchen ſelbſt in zahlreicher Begleitung erſchienen und durch ihre Beeiferung gern einen Stand und ein Fach ehrten, dem ſie ganz perſönlich angehören wollten. Die Mittagszeit bot häufig die auserleſenſten Muſikaufführungen, worin von jeher Wien durch die außerordentlichſten Hülfsmittel, ſo wie durch wahre Liebe und großartige Pflege der Kunſt, ſich hervorthat. So lange das Wetter günſtig blieb, war die Baſtei der allgemeine Verſammlungsort zum Spazirengehen. Hier ſah man Arm in Arm den Kaiſer Alexander mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais, den Fürſten von Metternich mit dem Herzoge von Koburg, in Haltung und Benehmen die ſchönſten Erſcheinungen, die man ſehen konnte. Dagegen ſchritten Lord und Lady Caſtlereagh am hellen Sonnenlichte wie zum Maskenball einher, nicht merkend, wie ſehr ſie bemerkt wurden. Die beiden Großfürſtinnen, Katharina, verwittwete Herzogin von Oldenburg, und Maria, Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, geliebte Schweſtern des Kaiſers Alexander, gewährten das ſchönſte Bild der mit herrſcherlicher Hoheit vereinten Frauenhuld und Liebenswürdigkeit, und nicht ohne freudigen Antheil vernahmen diejenigen, welche in der Großfürſtin Katharina die ſeltenſte Begabung geiſtigen Hochſinns und leuchtenden Verſtandes näher zu würdigen im Stande waren, daß dieſe Prinzeſſin auf's neue Landesmutter zu werden beſtimmt ſei; ein Name, den ſie als Königin von Würtemberg ſpäter im wahrſten Sinne großartig bewährte; leider ſollte der ſchöne Beruf dieſes Lebens von nicht langer Dauer ſein! Glücklicher war hierin Weimar; noch heute ſtrömen ihm ununterbrochen die Segnungen des Ernſtes und der Anmuth, welche ſich dem Daſein und Wirken einer hohen Frau verbinden, von der Goethe mir einſt mit Wahrheit ſchreiben konnte, daß ſie jeden Stand zu erhöhen geeignet geweſen wäre, und ſelbſt auf dem höchſten noch perſönliche Bewunderung erregt. Ferner ſah man den zwar im letzten Kriege nicht zur Befehlführung berufenen, aber darum nicht minder in Ruhm ſtrahlenden Erzherzog Karl; den tapfern, ſo ritterlichen als freiſinnigen Prinzen Wilhelm von Preußen; den in friſcheſtem Kriegsruhme ausgezeichneten Kronprinzen von Würtemberg mit dem Freiherrn vom Stein; den ſchon früh für das Vaterland wie für Kunſt und Bildung erglühten Kronprinzen von Baiern mit dem Sieger von Hanau, dem Feldmarſchall Fürſten von Wrede; den Großherzog von Baden, jung, blaß, ungünſtig angeſehen, und wie zum Opfer vorherbeſtimmt; die Herzogin von Sagan nebſt ihren Schweſtern; den Grafen und die Gräfin von Bernſtorff, letztere eine der erſten Schönheiten des Kongreſſes; die Grafen Kapodiſtrias und Pozzo di Borgo; den Kardinal Conſalvi und an ſeiner Seite Bartholdy'n, der ihm die Menſchen und Verhältniſſe erklärte; den jungen Marquis von Cuſtine mit dem Grafen von Noailles; den Großherzog von Sachſen-Weimar, auch hier der leutſelige Fürſt voll geiſtiger Aufmerkſamkeit und menſchenfreundlichen Sinns; — doch jedes Aufzählen iſt hier ein thörichter Verſuch, und mit Einem Worte, ganz Wien und der ganze Kongreß floſſen hier in bunter Miſchung durch einander, und man konnte die Baſtei eine diplomatiſche Börſe nennen, wo auch die Geſchäfte gar nicht zur Sprache kamen. Nur Gentz und Humboldt, bemerkte man, wurden niemals dort geſehen, worin man etwas Bezeichnendes finden wollte. Dagegen verſuchte der badiſche Forſtjunker von Drais, in dieſem bunten Gedränge ſeine fußgetriebenen Wagen und ſeine damals neuerfundenen Draiſinen, welche der Großherzog von Weimar die fahrende Ritterſchaft unſerer Tage nannte, und in denen der Doktor Jaſſoy deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung ſehen wollte.

Doch ſo ausſchließlich heiter und ergötzlich konnte nicht alles hergehen, daß nicht auch Verdruß und Unheil ſich eingedrängt hätten, wozu immer den Menſchen, nach Maßgabe ihrer Menge und Verhältniſſe, eine Zahl von Looſen ausgetheilt iſt.

Wir haben ſchon des Verdruſſes gedacht, der einem wackern Manne durch den Freiherrn vom Stein zugefügt worden. Aehnliche Vorfälle, von denen einer den Fürſten von Talleyrand traf, dem auf einem Feſte durch einen Offizier Grobheiten geſagt wurden, zeigten durch ihre Folgenloſigkeit, daß die Diplomatie ſchon weniger empfindlich ſei. In letzterm Betreff gab der dem engliſchen Geſandten Lord

Stewart, Bruder von Lord Caſtlereagh, zugeſtoßene Händel am meiſten zu reden; mit Wiener Fiakern in Streit gerathen, ließ der Lord auf offner Straße ſich in Thätlichkeiten ein, welche eine ganze Weile zur Beluſtigung der Zuſchauer fortdauerten, bis endlich die Kämpfer getrennt wurden, worauf beide Theile ſich den Sieg zuſchrieben. Dem Anſehen des tapfern engliſchen Generals that dies Ereigniß bei ſeinen Landsleuten keinen Eintrag, ſo wenig als einige andre Ungezwungenheiten, die man ihm nacherzählte oder eigentlich nachrühmte; denn es fehlte nicht an Leuten, welche dem Engländer die Freiheit, ungeſtraft ſo manches Herkömmliche zu überſchreiten, höchlich beneideten. Ein beſonderer Unglücksfall traf den hannöverſchen Bevollmächtigten Grafen von Münſter, und erweckte den allgemeinſten Antheil; ſeine Pferde wurden ſcheu, er wurde umgeworfen und ſchwer beſchädigt, ſo daß er lange die Heilung abwarten mußte.

Aber auch ein Todesfall, gleich im Beginne des Kongreſſes, ereignete ſich auf wahrhaft bedauernswerthe Weiſe. Ein altgedienter ehrbarer Diplomat, der öſterreichiſche Geſandte in Stuttgart, Graf von Schall, von dem Schlage derjenigen, welche gerade durch ihre zuverläſſigen Fähigkeiten innerhalb einer Sphäre der Brauchbarkeit feſtgehalten werden, wo ihr Name zu keiner Berühmtheit gelangt, war von einem auswärtigen Poſten in die Hauptſtadt heimgekehrt. An einem Hoffeſte Theil nehmend, dachte er aus beſondern Gründen bald wieder fortzugehen, als er unerwartet zu einem Spieltiſche befohlen wurde, wo denn zu verweilen ihm Ehre und Pflicht ſein mußte. Er hoffte ſein Ungemach durch Willensſtärke zu bezwingen, wenigſtens hinzuhalten, ſeine Beleſenheit hielt ihm zu rechter Zeit das Beiſpiel des Herzogs von Saint-Simon vor, der in weniger gebieteriſchen Umſtänden das Unglaubliche in ſolcher Art geleiſtet. Allein unſer gequälter Diplomat fing bald an, die Erzählung Saint-Simon's prahleriſcher Uebertreibung zu beſchuldigen, bald aber vergaß er Beiſpiel und Nachahmung völlig. Die Mitſpielenden empfanden einige Unruhe. Der Diplomat wurde roth und blaß; mit bedauerlichſter Theilnahme ſahen ihn die Andern an. Man ſtand endlich auf, und wandte ſich von dem Unglücklichen ab, der nun Freiheit bekam, ſich eiligſt zu entfernen. Er begab ſich nach Hauſe, und nachdem er ſein Mißgeſchick überlegt, auch bald erfahren, wie daſſelbe niemanden zweifelhaft geblieben und ſchon allgemein bekannt geworden, glaubte er die Schmach nicht überleben zu dürfen, und in einem Anfall von Verzweiflung erſchoß er ſich! — Man bedauerte ihn ungemein, und konnte ſich doch nicht erwehren, die Geſchichte durch alle möglichen Erörterungen der Kaſuiſtik zu treiben, wie der Arme ſich am ſchicklichſten zu benehmen gehabt, und welche Aushülfe ihn noch in den verſchiedenen Stadien hätte retten können. Humboldt verſicherte, er würde in ſolchem Falle ruhig ſein Theil, die Andern möchten dann eben ſo das ihre getragen haben, in keinem Falle würde er ſich aus ſolcher Urſache erſchießen, — was man ihm von mancher Seite faſt als zu demokratiſch verdenken wollte.

Späterhin, mitten im Laufe des Kongreſſes, erweckte ein andrer Todesfall die allgemeinſte Theilnahme. Der Fürſt von Ligne, der anfangs nur leicht erkrankt ſchien, aber ſcherzend verhieß, er werde dem Kongreſſe, der ſich in Schauſpielen aller Art ſchon erſättigt, nun doch noch ein neues bereiten, nämlich das Leichenbegängniß eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls, machte den Scherz nur allzu ſchnell wahr, und ſchied aus einer Welt, die er lange belebt und erfreut hatte, zuletzt aber doch nicht ganz mehr als die ſeinige erkannte, ſo ſehr er ſie auch durch Laune und Fügſamkeit noch ſich anzueignen ſtrebte. Sein Verluſt wurde aufrichtig betrauert, und viele bereuten, die letzten Strahlen dieſer Geiſtesſonne nicht eifriger aufgeſucht zu haben. Mit ihrem Verlöſchen war in der That ein ganzes Zeitalter hinabgeſunken, dem wohl hin und wieder noch ein Zeuge, aber nun kaum ein Vertreter noch übrig war.

Viel zu reden gab auch der plötzliche Tod des heſſenhomburgiſchen Geheimen Rathes Major von Sinclair, der in der diplomatiſchen Welt noch kaum bekannt war, aber in der litterariſchen eines verdienten Rufes genoß. Er hatte den Cevennenkrieg dramatiſch bearbeitet, und unter dem Namen Criſalin ſowohl dieſe Dramen als auch andre Dichtungen in Druck gegeben. Sein ſchottiſcher Urſprung zeigte ſich wie im Namen ſo auch im ganzen Weſen, ein feuriges Blut trieb ihn zu raſchem Handeln, und in früheren Jahren, zugleich Soldat, Hofmann und Dichter, machte er einen faſt abentheuerlichen Eindruck. Jetzt, in reiferem Alter, hatte ſich ſeine Heftigkeit ſehr gemäßigt. Er hielt ſich viel zu Friedrich Schlegel, und auch ich ſah ihn öfters durch frühere Verhältniſſe in Berlin auf ſeine Bekanntſchaft angewieſen. Plötzlich erfuhr man eines Morgens, er ſei über Nacht vom Schlagfluß getroffen, und in einem Hauſe, wo man ihn nicht kannte, und wo niemand ihn geſucht hätte, todt gefunden worden.

Nach ſo vielem Vorläufigen und Beihergehenden, welches denn doch in unſrem Falle, wie faſt immer im Leben, mit den Hauptſachen nahe zuſammenhängt und ſie vielfach bedingt, müſſen wir wohl wieder mit einigen Worten der Geſchäfte gedenken, welche raſch genug mit ſteigendem Ernſt und Nachdruck zur Sprache kamen. Zuvörderſt aber dürfen wir eine Reihe von Bildniſſen derjenigen Männer vorüberführen, denen die Verhandlungen vorzugsweiſe vertraut waren, und von deren Einſicht, Geſinnung und Geſchicklichkeit ſie großentheils abhingen. Unſre Aufzählung wird keine nach dem Staatskalender ſein, weder die Perſonen wollen wir alle vollſtändig angeben, noch ihre Züge ausführlich zeichnen, ſondern nur die der eignen Erinnerung ſich vorzugsweiſe darbietenden, des Rechtes und Vortheils vollkommen eingedenk, daß wir Denkwürdigkeiten ſchreiben, welche ihresgleichen noch viele vorausſetzen oder gewärtigen, denen erlaubt iſt, Lücken zu haben, weil ſie ſelber vielleicht ſo am beſten andre ausfüllen.

Den Hauptſtamm des Kongreſſes bildeten die Mächte, welche den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, nächſt ihnen waren für die Anordnung der deutſchen Sachen die deutſchen Regierungen zur Theilnahme berufen, außerdem aber auch alle ſonſtigen politiſchen und ſelbſt privaten Anſprüche, die hier Erledigung hoffen durften, zu Gehör verſtattet. Die perſönliche Gegenwart der Machthaber ſchien ein großer Vortheil, ſowohl für dieſe ſelbſt, als für die Verhandlungen, welche dadurch manchen Zweifeln und Weitläufigkeiten entrückt werden konnten. Doch hatten nicht alle Monarchen ſich eingefunden, ſondern einige der wichtigſten bloß ihre Bevollmächtigten geſandt, die nun ihrerſeits verſucht waren, den Vortheil, welchen den andern Bevollmächtigten die Anweſenheit ihrer Machtgeber verlieh, durch den entgegengeſetzten aufzuwiegen, der ſich nicht ſelten aus der Entfernung derſelben ziehen ließ. Aber den Vortheil der perſönlichen Gegenwart beſchränkten auch andre, im Karakter der anweſenden Fürſten begründete, und deßhalb unverrückbare Umſtände.

Der Kaiſer Franz ſtand allgemein in dem Rufe eines ſchlichten, gutmüthigen, wenig unterrichteten, aber klarſehenden und mit launigem Mutterwitze begabten Mannes, der aufrichtig das Wohl ſeiner Völker wünſche, ſtarr und feſt an Recht und Geſetz halte, übrigens aber ſeinen Sinn, beſonders in politiſchen Sachen, dem Rath und der Leitung der damit Beauftragten gern unterordne. Seine ſchmächtige, faſt kümmerliche Geſtalt, ſein unbeholfenes und doch zwangloſes Benehmen, ſeine für jederman freundliche Offenheit, und beſonders ſeine ungezierte volksmäßige Mundart und Sprachweiſe, hatten ihm bei dem Volk eine zärtliche Theilnahme und herzliche Zuneigung gewonnen, die durch die wiederholten Unglücksfälle ſich zu begeiſterter Liebe ſteigerte, beſonders dem Feinde gegenüber, dem man auf ſolche Weiſe noch trotzen konnte. Aber die Hülle dieſes Karakters hegte einen Kern ganz andrer Art! Franz, ein geborner Italiäner und unter Italiänern aufgewachſen, hatte nur den Schein deutſcher Gutmüthigkeit und Beſcheidenheit, den er doch mit kluger Benutzung der dargebotenen Hülfsmittel lange zu behaupten wußte; im Hintergrunde hegte er ganz andre Eigenſchaften. Er war eigenſüchtig, verſchmitzt und argliſtig, voll Eiferſucht auf ſeine Macht, mißtrauiſch gegen ſeine Nächſten, gehäſſig und rachſüchtig gegen alles was ihn unangenehm berührte, daher ein Feind alles Ausgezeichneten, Selbſtſtändigen, ein geborner Gönner alles Mittelmäßigen und

Geringen; zu kurzſichtig und unſicher, um eigne Entſchlüſſe zu faſſen, zu ſchwach und feig, um bei den gefaßten zu beharren und ſie auszuführen, fühlte er ſtets die Qual, fremden Einflüſſen unterworfen zu ſein, und hegte die Neigung, dies auch an denen zu rächen, die ihm am treuſten und erfolgreichſten dienten. Mit großer Selbſtverläugnung ſtrebten ſeine Leiter ſtets ihm den Anſchein der Kraft und des Muthes zu erhalten, die ihm gänzlich fehlten; beſonders wandte der Fürſt von Metternich, hierin auch für ſich ſelber ein Gebot der Klugheit erfüllend, den größten Ernſt und Eifer an, dem Kaiſer den Ruhm und die Ehre jedes Erfolges zuzuſchreiben, und daß ihm dies in einer Art gelang, die den Kaiſer konnte glauben laſſen, es ſei aufrichtig gemeint, trug gewiß nicht wenig dazu bei, die ſeltne Amtsdauer eines Miniſters zu bewirken, der zu dieſem Herrn in keiner Weiſe zu paſſen ſchien. Metternich war ohnehin jetzt durch den Gang der Dinge getragen, der hingegen die früheren Einflüſſe gelähmt hatte; die geiſtvolle Kaiſerin — dritte Gemahlin des Kaiſers, dem für ſeine Sinnlichkeit ſtets die Ehe am bequemſten war — fühlte ſich durch vergeblichen Kampf und Kränklichkeit erſchöpft, die Erzherzoge ſtanden beſeitigt, andre Gegner waren wenig zu fürchten, und ſo hatte Metternicht allerdings in den Hauptſachen jetzt unbeſtritten das Heft in Händen. Damals war faſt die ganze Welt über den Karakter des Kaiſers getäuſcht; doch gab es in Oeſterreich eine nicht kleine Zahl von Perſonen, die ihn vollkommen einſahen, unter andern Gentz, der auch ſcharfe Umriſſe zu ſeiner Zeichnung niedergeſchrieben hat. Später iſt die öffentliche Meinung durch die in den langen Regierungsjahren ſichtbarer gewordene Sinnesart des Kaiſers und durch manche unerwartete Enthüllungen ſehr von der günſtigen Vorſtellungsweiſe zurückgekommen.

Ganz verſchieden verhielt es ſich mit dem Kaiſer Alexander. Für ihn beſtand kein erlogener Schimmer, keine durch Zufall und Abſicht erwirkte falſche Schätzung; man wußte ziemlich genau, was man ihm zuzurechnen und was man von ihm zu erwarten habe. Von urſprünglich edlen und wohlwollenden Regungen erfüllt, zu menſchenfreundlichem

Freiſinn erzogen, hatte er in unglücklichen Familienverhältniſſen zwar frühzeitig die Kunſt der Verſtellung lernen und üben, ſo wie manches düſtre Unglück erfahren müſſen; aber je mehr er in Jahren und Erfolgen fortſchritt, deſto mehr entſchlug er ſich den Angewöhnungen aus jener Zeit, und wie weit ſeine Geiſtes- und Willensfähigkeiten gingen, lag der Welt ziemlich offen. Was früher in ihm romantiſch geweſen war, ritterlich und galant, das hatte ſich, nach Erſchöpfung ſinnlichen Genuſſes, in eine fromme Richtung geworfen, die doch der galanten noch nicht alle Nebenwege verſchloß. Seine Taubheit abgerechnet, war er eine wohlgefällige Erſcheinung, durch Geiſtesbildung und Redefeinheit ausgezeichnet, für Beifall ſehr empfänglich; die perſönliche geſellige Geltung war ihm faſt wichtiger, als die politiſche. Doch unterzog er ſich den Aufgaben ſeiner Stellung mit Eifer und Gewandtheit. Er entſchied und beſtimmte vieles unmittelbar nach eignem Antrieb und Gutdünken; er wußte ſeine Vortheile wie die Schwächen der Gegner ſchlau zu handhaben, und ſein Willen und Benehmen kamen bei allen Unterhandlungen allerdings in Betracht. Aber die ruſſiſche Staatskunſt hatte damals ſehr einfache Aufgaben, ſie lagen durch die Natur der Dinge gebieteriſch vorgezeichnet, und Alexander brauchte, um vor- und durchzudringen, nur die Kräfte wirken zu laſſen, die ſchon im Gange waren. Ihm ſchmeichelte wohl, ſich als den Lenker der Staatsſachen zu denken, und er verſuchte ſpäter noch mancherlei, um als Schöpfer darin aufzutreten, indeß iſt er wohl ſelbſt von ſeiner Zulänglichkeit nie überzeugt geweſen, und das Gefühl des Mißlingens hat ſpäter ſeine Tage abkürzen helfen.

In dem Könige von Preußen iſt ein gerechter und gemäßigter Sinn von jeher mit Recht geſchätzt worden; er mißtraute leicht ſich ſelber, und folgte gern der Einſicht und dem Entſchluſſe Anderer, wenn er deren Fähigkeit einmal anerkannt hatte; doch behielt er ſich ſtets Aufſicht und Tadel vor, und wußte alles, was zu frei und kühn ſich aufſchwang, herabzuſtimmen und zu beſchränken. Trocken, verdrießlich und ſchweigſam, gewann er doch durch Wohlmeinung und

Güte, die auch in jenen Formen ſich auszudrücken verſtanden, die Herzen leicht. Aber die Enge ſeines Geſichtskreiſes, ſein Hang zum Kleinen und Gewöhnlichen, ſeine Bedenklichkeit und Hinzögerung im Entſchließen, machten es ſehr ſchwierig, Staatsgeſchäfte und beſonders ſo außerordentliche, wie der Kongreß ſie auferlegte, mit ihm zu bearbeiten. Auch fing ſchon damals, nach den großen Kriegserfolgen, das früher ſchlummernde Selbſtgefühl, König und Herr zu ſein, ſtärker ſich zu regen an, ohne doch die ſolchem Selbſtgefühl entſprechende Willens- und Thatkraft aufzuwecken. Trotz alles Lobes, das dieſem Fürſten reichlich gezollt worden, und das er großentheils in Wahrheit verdient, wird die Geſchichte nicht unterlaſſen können, auch gewichtige Stimmen anzuführen, die ſeine perſönliche Regierungsweiſe großer Schwachheit und Kleinmüthigkeit zeihen, und ſelbſt ſeiner geprieſenen Gerechtigkeit den Flecken des Wortbruchs und der Fahrläſſigkeit nachweiſen, daß er ſeinem Volke die verſprochene Verfaſſung vorenthalten, und Tauſende ſeiner Unterthanen dem Haß und der Willkür verfolgungsſüchtiger Behörden und augendieneriſcher dummer Beamten Preis gegeben, wobei er ſich mit dem Scheine rechtlichen Verfahrens beruhigt, und nicht einmal wahrgenommen habe, daß ſogar dieſer oft fehlte! —

Dieſe Monarchen, welche bisher, obwohl Alexander und Friedrich Wilhelm perſönlichen Muth hinreichend dargethan, in den Kriegsſachen die Oberleitung nicht geführt hatten, führten dieſelbe jetzt eben ſo wenig in den politiſchen Verhandlungen, ſie überließen deren Richtung dem allgemeinen Drange der in Staat und Volk eben wirkſamen Anſprüche und Forderungen, und der Gang blieb den Anſichten und Geſchicklichkeiten der Staatsmänner anheimgegeben, in deren Händen die Geſchäfte gerade lagen. Der politiſche Theil des Kongreſſes war daher von dem Einfluſſe jener Perſönlichkeiten nur wenig bedingt, keine drückte den Ergebniſſen das Gepräge eines beſtimmten Karakters auf. Aber ganz ohne Wirkung blieben ſie auch nicht, ſie mußten immerfort berückſichtigt und bearbeitet werden, und ſo gab ſich denn ihre Gegenwart beſonders durch Hemmungen und Schwierigkeiten kund. Sie hatten zum Fördern keine Kraft, aber zum Hindern und Stören waren ſie ſtark genug, da ihr herrſcherliches Anſehn doch nie bloßzuſtellen und ihr gelegentliches Meinen durch offnen Widerſpruch nicht aufzuheben war.

Nach dieſer Darlegung wird man gern glauben, daß die Könige, welche bei dem Kongreſſe nicht perſönlich erſchienen, deßhalb in den Verhandlungen keinen ſonderlichen Nachtheil ſpürten. Für den Prinz-Regenten von Großbritannien ſtand die Staatsverfaſſung im Wege, und außerdem würde die Gegenwart des alten Stutzers, deſſen üppige Nichtigkeit durch allen Reichthum ſeiner Umgebung und den wirklich ausgezeichneten Geſchmack ſeiner perſönlichen Eleganz nicht zu verdecken war, nur gehindert haben. Den König von Frankreich, Ludwig XVIII., mußte ſein körperliches Unvermögen abhalten, dem ſich politiſche Bedenken zugeſellten; denn in der That wäre es gefährlich geweſen, den kaum und kümmerlich beſetzten Thron wieder auf einige Zeit leer zu laſſen, um einer Reiſe willen, die den Franzoſen doch nur als eine neue Demüthigung gegen das Ausland erſchienen wäre. Der König Ferdinand VII. von Spanien hatte in ſeinem Lande vollauf zu thun, das edle Volk zu knechten und zu ſtrafen, das in dem heldenmüthigen Kampfe der Treue auch nothgedrungen zur Freiheit ſich erhoben hatte. Niemand vermißte die Beherrſcher von Portugal und Sardinien, eben ſo wenig den Pabſt, dem bei dieſem Kongreſſe nur die traurige Rolle eines Bittenden übriggeblieben wäre. Daß aber der König Joachim von Neapel nicht erſchien, hatte für ihn die bedauerlichſten Folgen; in Wien würde er perſönlich aus der Verlegenheit, welche die andern Herrſcher ihm gegenüber empfunden hätten, den größten Vortheil gezogen haben, und den Irrungen entgangen ſein, welche ſein Verderben wurden. Der Kronprinz Karl Johann von Schweden konnte am leichteſten der Anweſenheit auf dem Kongreß entrathen; abgeſehen davon, daß er in Stockholm eine Krone zu bewahren und in Wien anſtößige Erinnerungen zu vermeiden hatte, beſaß er bereits alles, was er anzuſprechen hatte, und die ſchwediſche Sache wurde von ihm durch geſchickte Vertretung in Wien ſicher und gut geleitet.

Wie wenig die perſönliche Gegenwart ohne den Hinterhalt anerkannter Anſprüche und gehöriger Mitverwickelung in den neueſten Zug der Dinge galt, ſah man deutlich an dem Könige von Dänemark, Friedrich VI. Dieſer Monarch war mehr durch unglückliche Umſtände, als durch eigene Neigung und Schuld, in das Bündniß mit den Franzoſen, das er verlaſſen wollte, zurückgeworfen worden; nächſt dem Könige von Sachſen hatte er den größten Schaden genommen; ſeine Mitbrüder ſahen das völlig ein, der Kaiſer Alexander insbeſondere, der wohl fühlte, daß er ſelber durch Zweizüngigkeit am meiſten dabei verſchuldet, nahm ſich ſeiner lebhaft an, der Kaiſer Franz nicht minder, und hundertmal lieber hätten die ſämmtlichen Mächte jetzt Dänemark als auf deſſen Koſten Schweden begünſtigt, das nach vollendetem Umſchwunge der Dinge allen gleichgültig oder übelangeſehen war; zudem gewann der König Friedrich perſönlich durch anſpruchsloſes, gütiges Benehmen jedermans Wohlwollen; aber dies alles hatte nicht die geringſte politiſche Wirkung für ihn, ſeiner dürftigen Entſchädigung für Norwegen durch Lauenburg konnte nichts hinzugefügt werden, und er ſchied von Wien, wie er gekommen war, nur um einige Geldſummen ärmer, welche der Aufenthalt gekoſtet hatte, und die bei den zerrütteten däniſchen Finanzen in Betracht kamen.

Von deutſchen Fürſten ſind noch die Könige von Baiern und Würtemberg zu erwähnen, dann der Großherzog von Baden, der Herzog von Weimar. Der König Max Joſeph von Baiern galt als ein guter Geſell, der mit jederman in behaglicher Laune verkehrte, und Stand und Würde nur zu haben ſchien, um ſie abzulegen, wodurch er den Vornehmen oft Aergerniß gab; in Staatsſachen hatte er keine Stimme noch Meinung, er folgte, überzeugt oder nicht, den Anſtößen, die er empfing. Dagegen war der König Friedrich von Würtemberg nicht ohne politiſchen Blick und Willen, aber ſeine Hoffahrt und Gewaltſamkeit, ſeine Laſter und Tücken hatten ihn bei Hohen und Niedern verhaßt gemacht, wie denn auch die Ueberfülle ſeines plumpen Leibes jederman widrig ſein mußte; er verſuchte trotzig aufzutreten, ſah aber bald, daß er nichts vermochte, und eilte nach Hauſe, wo ſeine aufgeregten Unterthanen ihm zu ſchaffen machten. Der Großherzog von Baden galt für dumm und ſchlecht, war aber beides nicht, ſondern trug nur die Folgen eines Geſchickes, welches auf ſeiner Jugend gelaſtet und ſeine reichen Anlagen erſtickt oder gelähmt hatte; ſein entkräftetes Wollen wirkte nur als Nichtthun, und hierdurch konnte er ſogar einige Wirkſamkeit auf die deutſchen Verhandlungen ausüben! Eine ſelbſtthätige Wirkſamkeit auszuüben war gewiß der Herzog von Weimar berufen, ſeine Verhältniſſe und perſönliche Geltung konnten nicht günſtiger ſein; doch im Gedränge ſo vieler Mächtigern mußte ſein politiſches Gewicht ſich in der Bedeutung halten, welche ſein Land ihm gab.

An der Spitze des Kongreſſes, wenn wir die Monarchen ſelbſt, wie billig, außerhalb der diplomatiſchen Kategorie laſſen, ſtand unläugbar der Fürſt von Metternich; in ihm erkannte man ſchon im voraus den Präſidenten dieſer hohen Verſammlung, die ihn auch bald ausdrücklich dazu erwählte. Da Oeſterreich gleichſam den Wirth machte, die Eingeladenen bei ihm zu Gaſte und in Obhut waren, ſo vereinigte der Miniſter dieſes Staates mit dem vollwichtigen Anſehn, das ihm als ſolchem überall inwohnen mußte, das ihm auch in Paris und London nicht hätte fehlen können, und mit der ohnehin wirkſamſten Geltung der bedeutenden Perſönlichkeit, zugleich allen Vorzug und Einfluß, den das Zuhauſeſein, das Zugeboteſtehen der ganzen Oertlichkeit, mit Einem Worte das Recht des Wirthes, hier unberechenbar gewährte. Ich habe von der ſchönen und einnehmenden Erſcheinung des Fürſten ſchon bei anderer Gelegenheit geſprochen, über ſeine ſtaatsmänniſche Bedeutung und Eigenheit im Allgemeinen manches aufgezeichnet, was aber in ſpätere Zeit als die des Wiener Kongreſſes fällt, und hier daher noch keine Stelle findet; demnach für dieſesmal, bis der Augen=

blick ſich ergiebt, wo die Ausführung eines ſolchen Bildes zu verſuchen ſein wird, muß ich mich beſchränken, einige der Züge, welche ſich während des Kongreſſes darbieten, vorläufig einzutragen.

Die perſönliche Bedeutung des Fürſten zeigte ſich ſchon in dem merkwürdigen Umſtande, daß ihm, deſſen Vorrang alle andere Bevollmächtigte anerkannten, auch der Kaiſer Alexander, der von den Monarchen am meiſten perſönlich in politiſche Verhandlung einging, für ſolchen Fall kaum noch als ein Höherer gegenüberſtand, ſondern der ruſſiſche Kaiſer und der öſterreichiſche Miniſter als zwei gleiche Kämpfer auf demſelben Boden geraume Zeit um den Preis des Sieges rangen. Anfangs ſchien das Verhältniß als ein durchaus günſtiges, und hätte als einträchtiges unwiderſtehlich alle andern Verhältniſſe des Kongreſſes beherrſchen müſſen; allein es erfolgten Abweichungen, Verſtimmungen und endlich völlige Entzweiung, wobei doch der gute Grund unerſchüttert blieb, auf welchem die achtungsvolle Anerkennung nie verloren ging, und ſpäterhin rückhaltloſes Vertrauen ſich wieder erzeugen konnte.

Für Oeſterreich war an zweiter Stelle der Freiherr von Weſſenberg. Er gehörte zu den unterrichteten, hellſinnigen, arbeitſamen Männern, von denen die Geſchäfte ſtets gefördert werden. Die Selbſtſtändigkeit ſeines Wollens hemmte jedoch ſeinen Einfluß in manchen Regionen, wo nur durch Anſchmiegen vorgerückt werden kann; der Verſtand, der ſich nicht unterordnet, iſt bald unbequem, und wird allmählig zur Seite gedrängt.

Die den Umſtänden entſprechendſte und dadurch wichtigſte und brauchbarſte Thätigkeit war ohne Zweifel in Gentz vorhanden. Auch von ihm iſt ſchon anderweitig zur Genüge geſprochen, und ich werde hier nur einiges nachtragen. Der öſterreichiſche Hofrath ſtand ſichtbar weit über dieſem äußern Rang und genoß eines europäiſchen Ruhmes und Anſehens. Seine Stellung in den öſterreichiſchen Staatsgeſchäften gab ihm ſchon Bedeutung genug, aber als Führer des Protokolls der Kongreßberathungen, als Mitglied ſo mancher Ausſchüſſe und Kommiſſionen, als kundiger Berather und lichtvoller Darſteller wurde er nach allen Seiten auch den höchſten Perſonen wichtig, und die erſten Staatsmänner gingen mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit um. Damals konnte kein Zweifel aufkommen, wer Gentz ſei und was es mit ihm auf ſich habe; die Betheiligten wußten es nur zu gut, und ſuchten die Früchte ſeines Geiſtes und ſeines Talents für ſich zu ärnten. Er vermochte vielerlei Anſichten zu erfaſſen, mannigfache Intereſſen dialektiſch zu vertreten, und ſein Geſpräch wurde durch ſeinen Reichthum belehrend für Freund und Feind; aber wo es beſtimmte Fragen galt, wirkliche Feſtſetzungen von unmittelbarer Anwendung, da verläugnete ſich ſeine glänzende Beweglichkeit, und wer ihn europäiſch, oder engliſch, oder vorzugsweiſe deutſch, oder auch etwa von Alters her noch etwas preußiſch wünſchte, der fand ihn zunächſt und hauptſächlich doch nur öſterreichiſch. Dafür mußte er viel Mißwollen und Gehäſſigkeit von Seiten derer leiden, deren eigenwilligen Erwartungen er nicht entſprach. Daß er einer der wichtigſten, thätigſten und geſchickteſten Männer auf dem Kongreß geweſen, bezeugt auch ausdrücklich Herr von Gagern, der mit ihm unmittelbar zu verhandeln hatte. Humboldt rühmte von ihm, daß unter ſeinen Händen nichts ungeſchickt bliebe, und daß immer, wo er eingriff, die Sachen eine angemeſſene, haltbare Geſtalt bekämen.

Wenn hier das Bild Friedrich's von Schlegel ſich anreiht, ſo iſt es keine diplomatiſche Thätigkeit — deren er gar keine hatte —, ſondern andere Bedeutung, in der ſein Name mit dem von Gentz mag verbunden werden. Er war, gleich dieſem, ein norddeutſcher Gelehrter, ein ausgezeichneter Schriftſteller, durch mancherlei Geſchicke in den öſterreichiſchen Staatsdienſt gekommen. Als beide Männer noch in Berlin zuſammenlebten, haßten ſie einander, und beſonders war damals der ſchon antirevolutionair geſinnte Gentz dem noch heftig die republikaniſche Freiheit anſtrebenden Schlegel ein Gegenſtand tiefſten Abſcheu's. Jetzt aber verehrte Schlegel nicht nur die politiſche Denkart des ehemaligen Gegners und ſuchte ihn darin noch zu überbieten, ſondern er mußte in ihm perſönlich auch eine Art Vorgeſetzten anerkennen, deſſen Gunſt und Billigung er nicht entbehren durfte. Gentz war ohne allen Rachſinn, ſah nur auf den jetzigen guten Willen, und glaubte, daß wenigſtens der Name des Mannes von Nutzen ſein könnte, deſſen Dienſte ihm doch ſehr zweifelhaft ſchienen, ja deſſen Geſinnungen er noch mit einigem Mißtrauen betrachtete. Denn Schlegel war katholiſch geworden, während Gentz immer proteſtantiſch geblieben war, und nur der politiſchen Seite Oeſterreichs angehörte, wogegen jener die katholiſche Seite vorzugsweiſe ergriffen hatte, und es nicht verhehlen konnte, daß in den häufigen Fällen, wo die Sache des Staates und die der Kirche ſich trennten, er ohne Frage der letztern zu folgen vorziehe. Aber in Wien wollte man auch an die Aufrichtigkeit ſeiner katholiſchen Ueberzeugung wenig glauben, und der fremde Neubekehrte war ſeinen neuen Staats- und Kirchengenoſſen vielfach verdächtig, ein bloß ehrgeiziger Heuchler zu ſein. Die unzweifelhafte Hochachtung nur, welche hochſtehende Gebildete dem geiſtvollen Schriftſteller zu bezeigen fortfuhren, und die Bürgſchaft, welche darin gleichſam für die Wahrheit und den Ernſt ſeiner neuen Richtung lag, halfen einen Namen aufrecht erhalten, dem jede Erinnerung an die berüchtigte Lucinde doch immer wieder einen Flecken anhing. Beſonders war in jener Hinſicht für Schlegel Wilhelm von Humboldt von Wichtigkeit, der als preußiſcher Geſandter mit ſeinem ganzen Anſehen ihn ſtützte. Auch er hatte, wie Gentz, ihm aus früherer Zeit mancherlei zu verzeihen, und that es mit heiterer Großmuth. Im Schlegel'ſchen Athenäum waren demjenigen, der beweiſen könne, Ramdohr's Charis geleſen zu haben, die äſthetiſchen Verſuche Humboldt's als Belohnung zugeſagt worden; häufig wurde des bittern Scherzes noch jetzt gedacht, nur Humboldt wollte ihn vergeſſen haben. Zum Unglück war auch Herr von Ramdohr jetzt, als preußiſcher Diplomat und Hardenberg's Landsmann und Bekannter, ein bedeutenderer Mann geworden, als der Schriftſteller je hätte werden können. Die ganze Vergangenheit laſtete auf Schlegel als ein Ungemach, und es hatte etwas Beluſtigendes, wie er die jetzt öfters unvermuthet auf ihn fallenden Rückſchläge ſeiner früheren

Unarten halb trotzig halb weinerlich hinnahm. In eigentlichen Geſchäften wurde er nicht gebraucht, hatte aber ſo eben die Aufmerkſamkeit durch ſein dem Fürſten von Metternich gewidmetes Buch über alte und neue Litteratur auf ſich gezogen, ein ausgezeichnetes, geiſt- und kenntnißreiches Werk, welches für das Haupterzeugniß ſeines Lebens gelten kann, und deſſen Ruhm und Erfolg nur durch die unheimliche Beimiſchung verkümmert wurde, die ein in ſich ganz herber, und nur im Ausdrucke noch ſchüchterner Glaubenseifer dazu geliefert hat. Durch ſein Denken und Sprechen, beſonders auch über ſo viele vaterländiſche Gegenſtände, mußte Schlegel im Getriebe ſo lebhafter Verhandlungen, wo alles Deutſche ſo ernſtlich in Frage kam, auch ohne unmittelbar geſchäftliche Theilnahme doch immer Einfluß erlangen. Er und ſeine geiſtvolle, wohlwollend-eifrige Frau hatten einen großen Kreis; alles was irgendwie den Bereich der weitverbreiteten und in Kunſt und Litteratur immer entſchiedner herrſchenden romantiſch-mittelalterlichen Bildung berührte, alles was mit deutſchen Gefühlen anknüpfen wollte und doch auf mittlern Stufen verweilen mußte, ſo wie auch mancher feurige Sinn, der ſich der höchſten Blüthe des Orients, den damals noch neuen von Schlegel eingeführten Sanskritſtudien zuwenden mochte, ganz beſonders aber alles der katholiſchen Kirche Angehörige, fand oder ſuchte hier einen Anhalt. Manche diplomatiſche Perſonen ließen hier gern ſich belehren und berathen, wenn ſie auch ſelten den Rath gebrauchen konnten, die Anwalte der deutſchen katholiſchen Kirche nährten ihre Hoffnungen hier, und ſelbſt der vom Pabſte zum Kongreß abgeſandte Kardinal Conſalvi benutzte die ihm dargebotene Willfährigkeit zu mancherlei Erkundigungen und Arbeiten. Doch fand der kluge Italiäner, dem es für das Heil der Kirche oft mehr auf weltliche Einſicht als auf geiſtigen Eifer ankam, bald viel erſprießlichere Dienſte in dem zwar akatholiſchen, aber ſich ihm ganz widmenden Freunde Bartholdy, der ſchon als preußiſcher Generalkonſul für Italien bezeichnet war, und daher das ihm wichtigſte Verhältniß fleißigſt anbaute. Für Schlegel war dieſer Vorzug, der einem ſonſt von ihm, auch bei eingetretener Verwandtſchaft, faſt überſehenen Mann gegeben wurde, ein wahrer Schmerz, und er klagte mit Bitterkeit, daß die katholiſche Kirche ſich ſelber nicht in dem Sinne vertreten wolle, der nach ſeiner Ueberzeugung der einzig rechte ſei; eine Klage, die ſich ihm auch in Betreff Oeſterreichs wiederholte, denn gerade diejenigen Anſichten, welche er ſich als weſentlich öſterreichiſche einredete, konnte er am wenigſten geltend machen, und ſo fand er auch eher bei den fremdeſten Staatsmännern Gehör, als bei den öſterreichiſchen, wie denn ſchon Gentz die Träume von mittelalterlichen Herſtellungen als die unbrauchbarſten Hirngeſpinnſte verwarf, und der Fürſt von Metternich für dergleichen Grübeleien in ſeinem von drängenden Lebensfragen erfüllten Tagewerke kaum eine Mußeſtunde haben konnte.

Später kam aus Tyrol, wo er an den Verwaltungsgeſchäften Theil genommen, Adam von Müller nach Wien, und ſtellte ſich als Mittelglied zwiſchen Gentz und Schlegel. Jenem gehörte er durch alte Freundſchaft und Verehrung, ſo wie insbeſondere als Schüler im Staatsweſen an; mit dieſem verband ihn der Uebertritt zum katholiſchen Glauben und der Eifer für denſelben. Er hatte nicht die Geſchäftskunde von Gentz, aber ſo große Leichtigkeit und Gewandtheit, daß er ſich in alles hineinarbeiten konnte, und ſeine ſchriftſtelleriſche Beredſamkeit ſchien in manchen Fällen die des Meiſters ſogar zu übertreffen. Er war überzeugt, dieſer habe ihn aus Eiferſucht ſo lange von Wien entfernt gehalten, und werde ihn auch jetzt nicht dort laſſen, ſondern ihm lieber eine vortheilhafte Anſtellung anderswo verſchaffen, wie ſich auch in der Folge als richtig erwies, indem für Müller das öſterreichiſche Generalkonſulat in Sachſen errichtet wurde. Vorher genoß er eine Zeitlang der perſönlichen Nähe und ausgezeichneten Gunſt des Fürſten von Metternich, der gewiß erkannte, daß höchſtens in Müller einigermaßen für Gentz ein Erſatz als möglich zu denken ſei. Müller hatte jedoch die Schwäche, daß fremde und ihm entgegenſtehende Meinungen ihn heftig beunruhigten, und in ſeiner Nähe ſie zu dulden wurde ihm zur größten Pein, weshalb er alle Mittel aufbot, die Menſchen, mit denen er lebte, zu bereden, zu bekehren. In dieſem Bemühen, und um Vertrauen durch Vertrauen zu gewinnen, theilte er alles mit, was er irgend wußte und dachte, und nicht nur ſeine eignen Geheimniſſe, ſondern auch die, welche er von Gentz und Schlegel wußte. Sein Freund Wieſel, deſſen weltlichem Verſtande er ſtaunend einſt gehuldigt hatte, jetzt aber in religiöſen Dingen gern die katholiſche Gläubigkeit aufgeredet hätte, benutzte dieſe Schwäche, und pumpte nach Belieben alles aus ihm heraus, was die innerſte Heimlichkeit, Hoffnung, Kühnheit, oder Beſorgniß der Parthei war, womit er dann ſeinen Hohn trieb, und den Freund zärtlich zu lieben dadurch beweiſen wollte, daß er demſelben in ſeinen Verrücktheiten, wie er es nannte, möglichſt Abbruch that!

Preußen war bei dem Kongreſſe auf reiche und vortreffliche Weiſe vertreten. Der Fürſt von Hardenberg hatte den ungemeinen Vortheil, als Staatskanzler an der Spitze nicht nur der auswärtigen Angelegenheiten, ſondern aller Zweige der Staatsverwaltung zu ſtehen. Sein Alter, ſeine durch vielfache Lebens- und Staatsgeſchicke bewährte Erfahrung, ſeine neueſte, durch die glänzendſten Erfolge bezeichnete Laufbahn, ſein munterer, umſichtiger Geiſt und ſeine menſchenfreundliche Liebenswürdigkeit, alles vereinigte ſich, ihm das größte Anſehen und die wirkſamſte Bedeutung zu geben. Zahlreich waren in Wien die ausgezeichnetſten Staatsmänner verſammelt, jedes Verdienſt und jeden Vorzug ſah man hier glänzen, aber unter den Hochbejahrten konnte keine Perſönlichkeit dem Fürſten von Hardenberg den Preis der edlen, ausdrucksvollen, durch Würde und Milde wohlthuenden Erſcheinung ſtreitig machen, wie unter den im kräftigen Mannesalter ſtehenden dieſer Preis eben ſo ſehr dem Fürſten von Metternich gebührte. Hardenberg war noch in ſeinen weißen Haaren ein ſchöner Mann, dem man es anſah, welch außerordentliches Glück er einſt bei Frauen gemacht hatte, ja der dieſem Lebensreize noch jetzt weniger nachging, als begegnete, und dem die geſellige Welt in jeder Weiſe nur immer Gunſt und Vortheil darbringen mußte. Dabei litt er an einem Gebrechen, das die damit Behafteten verdrießlich zu machen pflegt, ihn auch in der That gewaltig hinderte, jedoch ſeine heitere Anmuth nie ſtörte, und auch ſeiner lebhaften, ſcharfen und geiſtreichen Auffaſſung wenig Eintrag that. Er war nämlich harthörig, nach wechſelnden Umſtänden bald mehr bald weniger, doch immer beſchwerlich genug für ihn und die Andern, und die ihm nicht ſehr vertrauten Stimmen wurden ihm nur durch erhöhte Stärke oder durch reine Volltönigkeit verſtändlich.

Ihm als Kongreßgeſandter zur Seite ſtand der Freiherr Wilhelm von Humboldt. Zwiſchen ihm und dem Staatskanzler beſtand während der ganzen Dauer des Kongreſſes das vertraulichſte, ungetrübteſte Einverſtändniß und beide Männer ergänzten einander im beſten Sinne. Dem Staatskanzler als ſolchem ohne Frage untergeordnet, als diplomatiſcher Bevollmächtigter doch wieder ihm faſt gleichgeſtellt, an Geiſt und Geiſteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich die in ſolcher Miſchung von Verhältniſſen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und gerade durch das Beſtreben, ſie zur erſten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch ſeine äußere Verläugnung und innere Selbſtſtändigkeit aber recht eigentlich eine der erſten gleiche wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneiſenau's, welches eben ſo einzig und erſprießlich während des Krieges ſich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geſchäft ſtanden die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leiſtungen vertauſchen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenberg's war ſchon in deſſen Haupte von Humboldt's Beiſtand durchdrungen, ſo wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Erſteren immerfort als erwünſchte Förderung in ſich trug. Der Muth und Fleiß beider Männer wetteiferte in jeder Anſtrengung. Was Humboldt während des Kongreſſes alles gearbeitet, und wie umſichtig, gediegen, ſorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das überſteigt allen Glauben, auch forderte er in gleichem Maße von ſeinen Gehülfen und Untergebenen ſolche Thätigkeit; hier iſt hauptſächlich der Graf von Flemming zu nennen, Hardenberg's Neffe, der unter feiner und angenehmer Bildung, bei läſſiger Scherzweiſe, eine große Schärfe und innere Feſtigkeit beſaß, und ſich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt. Der Staatskanzler trug die Laſt der geſammten Staatsgeſchäfte in allen Zweigen, doch ging die diplomatiſche Thätigkeit für jetzt nothgedrungen jeder andern voran. In dieſem Gebiete arbeitete Hardenberg vieles ganz ſelbſt und ganz allein. Manche der wichtigſten Noten, beſonders als der Kampf um Sachſen am höchſten und bedenklichſten ſchwebte, ſchrieb er in durchwachten Nächten mit eigner Hand, und lieferte Meiſterſtücke der Klugheit, der Angemeſſenheit, der nachdrücklichen Stärke; eine ihm eigene Grazie und Sicherheit bezeichnet dieſe Arbeiten auch im Stil als die ſeinigen.

Wichtige Unterſtützung für die auswärtigen Geſchäfte fand er in dem Staatsrath Jordan, der ſeinerſeits wieder Andere zu beauftragen hatte; für die innern Angelegenheiten beſaß er den unſchätzbarſten Gehülfen an dem Geheimen Staatsrath Stägemann, der an Einſicht, Erfahrung, Raſchheit und Gediegenheit des Arbeitens wie an unermüdetem Fleiß als ein ſchwer zu erreichendes Vorbild daſtand. Die ſtatiſtiſchen Gegenſtände waren bei dem Staatsrath Hoffmann in beſten Händen. Andere beſondere Gegenſtände waren dem ehemals in Schleſien wegen revolutionairer Umtriebe lange in Verhaft geweſenen Geheimen Rath Zerboni di Spoſetti, noch andere dem Hofrath Bartholdy übertragen. Von allen dieſen Männern iſt theils ſchon geredet, theils wird weiterhin die Rede von ihnen ſein.

Der Geheime Staatsrath Küſter, preußiſcher Geſandter in Stuttgart, war nach Wien gerufen, nicht wie Herr von Gagern ohne jeden Grund berichtet, pour rectifier les erreurs de monsieur de Humboldt, ſondern um ſelber den Fehlgriffen, die aus Spannungen in Württemberg entſtehen und durch ihn allzu leicht eine preußiſche Farbe bekommen konnten, entrückt zu ſein. Da er einmal in Wien war, ſo wurde natürlich auch ſeine mannigfache, beſonders in deutſchen Sachen zuverläſſige Geſchäftskenntniß benutzt. — Im Verlaufe des Kongreſſes kamen auch noch der Finanzminiſter Freiherr von Bülow und der Kriegsminiſter von Boyen nach Wien.

Wollte man fragen, wie ſo dieſe herrlichen Gaben und Kräfte, beſonders die ſo glücklich vereinigten Talente Hardenberg's und Humboldt's, nicht größere Erfolge gehabt, auf dem Kongreſſe nicht entſcheidender gewirkt, ſowohl für Preußen unmittelbar, als für die von demſelben vertretenen Grundſätze, — ſo müſſen wir die alſo Fragenden — in wie großer Anzahl ſie auch ſein möchten — unbedenklich einer irrigen Vorausſetzung, einer falſchen Beurtheilung der Möglichkeiten und Wirklichkeiten zeihen. Uns hat die ruhige Betrachtung und fortgeſetzte Erwägung dieſer Dinge im Verlauf der Jahre den Schluß aufgedrängt, was allerdings im Augenblick ſelbſt anders ſcheinen konnte, daß, wie die Verhältniſſe einmal waren, Preußens Betheiligung bei dem Kongreſſe in keinerlei Hinſicht eine zurückſtehende geweſen, ſondern daß der Ertrag und Gewinn, wenn auch nicht vollkommen der gewünſchte, doch immer ein außerordentlicher geweſen. Wenn eine ſehr verbreitete Meinung dieſe Anſicht noch heute, oft mit bitterer Anklage und ſchwerem Seufzen, beſtreiten möchte, ſo ergiebt ſich hieraus nur die Höhe der Anſprüche, zu welcher die Nation ſich durch die Erfolge ſelbſt geſteigert hatte.

Die Behauptung, daß Preußen in den Verhandlungen weniger ehrenvoll und erfolgreich geweſen, als auf dem Kriegsfelde, wäre durch genaue Erörterung Punkt für Punkt erſt zu erweiſen. Nur ſind freilich in den Kämpfen der Kabinette die ſtreitenden Kräfte nicht ſo mit Zahlen auszudrücken, wie in Schlachten und Gefechten die der Sieger und Beſiegten, der Angriff und der Widerſtand ſetzen ſich aus gar mannigfachen Beſtandtheilen zuſammen, und wer die Schwierigkeiten und Hinderniſſe durchſchaut, gegen welche Hardenberg und Humboldt unausgeſetzt angingen, der wird das von dieſen beiden Staatsmännern Geleiſtete wahrlich nicht gering anſchlagen. Doch dies im Einzelnen auszuführen, dürfte auch heute, wiewohl ein Vierteljahrhundert ſeitdem verfloſſen, noch zu früh ſein, und möge dies künftigen Mittheilungen vorbehalten bleiben! —

Von Seiten Rußlands nahmen an den Berathungen der Fürſt von Raſumoffskii, der Graf von Stackelberg und der

Graf von Neſſelrode Theil, wobei jedoch die perſönliche Einwirkung des Kaiſers keinen Augenblick zu fehlen ſchien. Die Grafen Kapodiſtrias und Pozzo di Borgo ſtanden in dieſer Zeit noch nicht in erſter Reihe, zu der ſie jedoch bedeutend vorrückten. Die ruſſiſchen Diplomaten und Generale hatten ſich überhaupt zahlreich eingefunden, und ihr Benehmen und ihre ganze Erſcheinung wirkten bedeutend ein; mit dem Grafen Golofſkin, der gegen den Ausgang des Kongreſſes wieder nach Stuttgart geſandt wurde, iſt hier beſonders noch der Freiherr von Anſtett zu nennen, der in der Folge als ruſſiſcher Geſandter am deutſchen Bunde längere Zeit wichtig war; Raſumoffskii, von Bignon aus dem genommenen Standpunkte ganz treffend geſchildert, war faſt in Wien einheimiſch und vereinigte in ſeiner Hand Fäden, die ſonſt wohl ſelten zuſammenkamen.

Für England traten Lord Caſtlereagh und ſein Bruder Lord Stewart, ferner Lord Clancarty und Lord Cathcart, ſpäter auch der Herzog von Wellington auf. Caſtlereagh war ohne perſönlichen Schimmer, ſeine Anſichten galten für beſchränkt, ſeine Meinung ſchien oft von äußeren Eindrücken abhängig, und ſein Verhandeln geſchah mehr im Sinne eines Sachwalters, als eines Staatsmannes. Er ſprach viel, ohne viel zu ſagen; auch wußte man längſt, daß er im Parlamente nicht als Redner glänzte. Seinen Lieblingsausdruck „features“ gebrauchte er auch hier mit Uebermaß und Ungeſchick, zum großen Ergötzen Humboldt's, der ſolcherlei nicht umkommen ließ. Die ſchwierigen Verhältniſſe, die er für ſich, wenn er wieder zu Hauſe ſein würde, im Parlamente vorausſah, beſtimmten oft hauptſächlich, worauf er beſtand und worin er nachgab, und brachten vielen Gegenſtänden entſchiedenen Nachtheil. Clancarty war der ſorgſame, fleißige Arbeiter, dem die Einzelnheiten ſich leicht in gute Ueberſicht ſtellten, und der vieles ordnen half.

Schweden hatte den Grafen Karl Axel von Löwenhjelm als Bevollmächtigten geſandt, einen geiſtvollen und gewandten Diplomaten, der den Vortheil ſeines Landes und Königs gut wahrzunehmen wußte; die Lage der Dinge war von der

Art, daß mehr Mißliches und Uebles vermieden, als Erwünſchtes erlangt werden konnte.

Don Gomez Labrador, ein geübter, in ſeiner Aufgabe feſter Geſchäftsmann, wohnte für Spanien den Verhandlungen bei, doch nur in ſofern es ſpaniſche Anliegen zu vertreten gab, dann aber mit Eifer und Beharrlichkeit. Den Geſandten Portugals wurde daſſelbe nachgeſagt. Der Graf von Palmella hatte den Ruf eines klugen und kühnen Staatsmannes, und auch ſeine Gehülfen, Saldanha da Gama und Lobo da Silveira, wurden ſehr geachtet, aber mit Nachdruck traten ſie nur in der Sache des Negerhandels auf, deſſen Abſchaffung England forderte und Portugal und Spanien verweigerten. Von portugieſiſcher Seite machte ſich durch geſellige Annehmlichkeit und glänzenden Aufwand der bei dem Kaiſer von Rußland beglaubigte Geſandte Marquez von Marialva am meiſten bemerklich, durch hellen Verſtand und ſcharfe Einſicht aber der nachherige Geſandte in Wien, Rodrigo Navarro, der früher in Berlin und dort in den gebildeten Kreiſen einheimiſch geweſen war.

Die Vertretung Frankreichs ruhte auf vier Namen, von denen aber der des Fürſten Talleyrand die andern weit überragte. Ueber den berühmten Erzdiplomaten iſt ſo viel geſchrieben worden, von Thiers an, der ihm mit eindringendem Blicke in das geheimſte Innere nachgegangen, bis hinab zu dem ſittenrichterlichen Eifer, der ihn plump einen Schuft nennt, — daß es ſchwer ſein würde, hier über ſein Weſen etwas Neues zu ſagen. Die Rolle, welche er auf dem Wiener Kongreſſe in zwei Richtungen, erſt trennend und dann einend, mit Geſchicklichkeit und Erfolg geſpielt, tritt in den Ereigniſſen ſprechend genug hervor. Ich muß indeſſen bemerken, daß ich einen beſondern Bezug mit ihm hatte. Schon lange mit einer Arbeit über Mirabeau beſchäftigt, konnte ich das Verlangen nicht unterdrücken, den noch lebenden Zeugen und Freund einer großen Perſönlichkeit über ſie zu verhören. Man wandte mir ein, ſolches ganz außer der Zeit liegende Anſinnen würde nicht nur fruchtlos, ſondern auch, als dreiſt und ungereimt, mir ſelber in dem Urtheile des Mannes ſchädlich ſein. Ich glaubte das nicht, und ließ ihm meinen Wunſch eröffnen. Freundlichſt kam er demſelben entgegen, er hielt alles Schriftſtelleriſche, ſofern er nur irgend ein Talent dabei wahrzunehmen glaubte, für höchſt beachtungswerth, und wollte ſeine Vergangenheit gar gern in mildem Lichte ſehen laſſen. Bevor jedoch die Mittheilungen erfolgten, zu denen auch Handſchriften aus den Pariſer Schätzen herbeizuziehen geweſen wären, ſah ich mein Vorhaben von der Gewalt der Tagesfluthen überwogt, und ich verſäumte weitere Anknüpfungen. Was für ein Bild aber der merkwürdige Mann, theils durch ſich ſelber, theils durch das aus ſeiner Nähe über ihn Aufgenommene, mir von ſich zurückgelaſſen, das darf ich wohl hier einſchalten, indem das Urtheil jener Zeit ſich in der Hauptſache auch noch für das heutige geben kann. „Talleyrand gehört zu denjenigen Menſchen, welche das Leben durch mancherlei Wechſel am Ende doch nur zu deutlicher Selbſtſucht führt. Das Gefühl der Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beſeelte, war nicht ſtark genug, den Ereigniſſen zu widerſtehen; eben ſo wenig beſtand die Vorſpiegelung vaterländiſchen Ruhmes und Nutzens, die ſeinen Antheil an Napoleon's Staatsführung veredeln ſollten, und die er Andern und auch wohl ſich ſelbſt einzureden ſuchte. Der perſönliche Nutzen beſtimmte die Anſchließung an die Bourbons, wie früher die an Napoleon. Dieſe Triebfeder bildete ſich bei ihm deſto mehr in Geldgier aus, je ſchlimmer ihn frühere Armuth gedrückt hatte, und es ſcheint bei ihm Hauptmaxime alles Handelns geworden, um jeden Preis die Wiederkehr ſolchen Druckes zu vermeiden. In ſeinem ganzen Benehmen ſcheint das Prieſterthum noch durch, dem er zuerſt angehörte; die Verſchloſſenheit, die Ruhe, die geſellige Leichtigkeit, der nachdrückliche Ernſt und geiſtreiche Witz, welche ſich in ihm vereinen, haben viel Prieſterart. Er weiß ſehr gut, daß ſeiner innern Ueberlegenheit ſein äußeres Auftreten nicht entſpricht, und hält dieſes daher mit Fleiß in engen Schranken. Den ſchwärmeriſchen Ideen, die ihn nicht mehr beherrſchen, hat er darum noch nicht alle Neigung entzogen, im Gegentheil, er nimmt mit Vorliebe die Richtungen ſeiner Jugend wieder auf, und ließe ſich ſein Eigennutz mit den früheren Geſtaltungen verbinden, er ſähe dieſe am liebſten wieder die Welt beherrſchen. Man darf bezweifeln, daß er es mit den Bourbons ernſtlich meine, oder nicht wenigſtens zu der alten Bahn der Orleans'ſchen Faktion hinneige. Auf gleiche Weiſe, wie an jenen Ideen, hält er auch an ſeinen alten Freunden feſt, mit aufrichtigem Herzen und treuem Sinn; es müßte ſchon arg kommen, daß er ſie verläugnete. Die Gelehrten und Schriftſteller begünſtigt er auf alle Weiſe, und ſucht ſie für ſich zu gewinnen, weil er ihren ſtillen Einfluß wohl zu würdigen weiß. Die große Erfahrung und Ueberſicht, die er zu den Geſchäften mitbringt, und die Geiſtesſchärfe, mit der er gleich das Nächſte wirkſam faßt und bewegt, würden ihn bei dem Kongreſſe mehr, als er es ſchon iſt, bedeutend machen, wäre ihm nicht die Achtung der Beſſern entzogen, und raubte ſein verſtecktes und ränkeſüchtiges Weſen ihm nicht das Vertrauen, ſelbſt derer, die ihn beauftragt haben. Er arbeitet wenig und ungern, und ſein größtes Talent iſt, Andere für ſich arbeiten zu laſſen, und ſelbſt die bedeutendſten Menſchen in dieſer Art ſich unterzuordnen. Ueberhaupt verſteht er beſſer, die auf ſeiner Seite wirkenden Menſchen, als die ihm gegenüberſtehenden zu gebrauchen. Wo es auf's Handeln ankommt, läßt er ſich durch nichts irren, kennt weder Liebe, noch Haß, folgt keinem Nebeneindruck, ſondern ganz einfach und beſtimmt ſeinem wohlüberlegten Vorhaben; keine fremde Eigenſchaft wirkt auf ihn, und es bliebe wenig gegen ihn auszurichten, wenn er nicht doch das Geld zu ſehr liebte, und die Waffenentſcheidung immer fürchtete."

Außer Talleyrand waren noch der Herzog von Dalberg, der Graf von Latour-du-Pin und der Graf Alexis von Noailles von franzöſiſcher Seite bevollmächtigt. Den Namen Dalberg, hier auch jetzt wieder, wie ſchon bei Napoleon's Zeiten, im Dienſte Frankreichs zu ſehen, wurde von den Deutſchgeſinnten wie ein Hohn empfunden, und der Herzog, in welchem überdies der Bonapartiſt nicht erloſchen ſchien, mußte darüber manche Bitterkeit hinnehmen; ein Preuße, gegen den er ſich etwas überheben wollte, gab ihm ſein

Theil öffentlich in Geſellſchaft, ſo daß an keine Widerrede zu denken war. Als trefflicher Arbeiter bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft muß La Besnardière genannt werden, der aber auch den früheren Verhältniſſen mehr als den jetzigen ergeben ſchien.

Sardinien gehörte nicht zu den acht Mächten, welche den Pariſer Frieden unterzeichnet hatten, nahm jedoch auf dem Kongreß eine bedeutende Stellung und war nächſt den Niederlanden derjenige Staat, der die meiſte und fruchtbarſte Begünſtigung erfuhr. Sein Bevollmächtigter, der Marquis von Saint-Marſan, hatte keine ſchwierige politiſche Aufgabe, ſeine perſönliche führte er mit Würde und Beſcheidenheit; kaum zwei Jahre früher in Berlin als Geſandter Napoleon's mit der Strenge und dem Argwohn des Gewalthabers beauftragt, hatte er die Härte ſeiner Rolle zu mildern gewußt, und ſo konnte er jetzt als Vertreter ſeines angeſtammten Fürſten getroſt allen denen begegnen, mit denen er in ſeiner frühern Eigenſchaft zu thun hatte. Auch in Wien bewies er auf's neue ſeine Menſchenfreundlichkeit; der Freiſtaat Genua ſollte zufolge früherer, beſonders abſeiten Englands betriebener Beſchlüſſe, mit Sardinien vereinigt werden, hatte jedoch Abgeordnete nach Wien geſchickt, um wo möglich ſeine Slebſtſtändigkeit zu retten; der Verſuch war fruchtlos, und die Abgeordneten wurden zurückgewieſen, doch durch Saint-Marſan's Verwendung auf glimpfliche Weiſe und ohne daß ihnen weitere Gehäſſigkeit gefolgt wäre.

An Abgeordneten der ſchweizeriſchen Freiſtaaten war kein Mangel, wohl aber an Zuſammenhang und Nachdruck in allem, was hier zu wünſchen und zu bezwecken war. Der General Caeſar von Laharpe, einſtiger Lehrer des Kaiſers von Rußland und jetzt von demſelben als Freund behandelt, wirkte mehr durch perſönliches Vertrauen, als mit politiſchem Gewicht; die demokratiſch Geſinnten Troxler, Rengger und Charles Pictet hatten weder mit ihm noch untereinander ſich gehörig verabredet, aber auch ihr ariſtokratiſcher Gegner Zerleder wußte ſich mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen nicht zu finden und ſeine Sache wenig anzubringen.

Nicht an Gunſt der Geſinnungen, wohl aber an Gunſt der Umſtände fehlte es den Abgeordneten des Malteſer-Ordens, welche deſſen Herſtellung betreiben ſollten. Ihr Bemühen fand Anklang, allein die Inſel Malta war unwiderruflich engliſcher Beſitz, und da an ihrer Statt kein anderer Boden zu ermitteln war, ſo fiel die Sache von ſelbſt. Mit einem verwandten Betriebe hatte ſich aus eigner Macht der engliſche Admiral Sir Sidney Smith beauftragt; er wollte die Unterdrückung der afrikaniſchen Raubſtaaten. Das perſönliche Anſehen des berühmten Seehelden und die öffentliche Stimme unterſtützten ſeine Vorſchläge nachdrücklich genug; aber ſeine eignen Landsleute wurden beſchuldigt, ſeinem Eifer im Stillen entgegengewirkt zu haben.

Unter den Bevollmächtigten, welche die deutſchen Angelegenheiten beriethen, verdient beſonders der hannöverſche die ehrenvollſte Erwähnung. Wir können wegen des Weſens und Wirkens des Grafen von Münſter auf die treffliche Schilderung von Hormayr verweiſen, wo das Verdienſt des Mannes gehörig beleuchtet wird. Sein Unfall entzog ihn den vaterländiſchen Berathungen nicht lange, und er wurde hier bald ein Vorkämpfer für die Verfaſſungsgrundſätze, nach welchen ſowohl das Ganze der Verbindung als auch die einzelnen Staaten geordnet werden ſollten. Doch muß man ſagen, daß er mehr politiſche Geſinnung als Einſicht hatte, vorgefaßten Abneigungen nicht leicht entſagen konnte, und hiedurch jetzt und in der Folge ſich ſelbſt und Andern manchen unnützen Verdruß bereitete.

Für Baiern trat der Fürſt von Wrede ein, von deſſen kriegeriſchem Anſehen man mehr Erfolg erwartete, als von irgend einer diplomatiſchen Feinheit und Bedächtigkeit. Auch überwog im gegebenen Augenblicke gar leicht ein rauhes Wort, und erfreute ſich, in Behauptung und Widerſpruch, manches ſcheinbaren Sieges; aber im Ganzen fiel der Gewinn keineswegs ſo groß aus, und man ſah zuletzt die Geſchäfte in mancherlei Nachtheilen und Ungewißheiten abſchließen, an denen man noch lange zu tragen hatte, und die nachher noch oft beklagen ließen, daß nicht der Graf von Montgelas von Seiten Baierns zum Kongreß geſchickt worden. Man hatte dies anfangs, wo noch das Erzdeutſche allein zu gelten berechtigt ſchien, für unmöglich gehalten, und das Zuſammentreffen eines Stein und Montgelas hätte niemand verantworten mögen. Doch würde der umſichtige, feſt und klug vorſchreitende Staatsmann hier gar wohl an ſeiner Stelle geweſen ſein.

Würtemberg verſuchte ſeinen eignen Weg zu gehen. Der König griff allen Kongreßbeſchlüſſen vor, gab ſeinem Lande eine Verfaſſung, die freilich alsbald im Innern deſſelben heftigen Streit erregte, und kehrte, der erſte von allen in Wien verſammelten Fürſten, noch vor jedem Ergebniß der Berathungen, in ſeine Staaten zurück! Seine zurückgebliebenen Bevollmächtigten konnten wenig Boden finden; wo ſie einſprechen wollten, ging meiſt ſchon Baiern mit größerem Gewicht voran, und ſich dieſem eng anzuſchließen, wollte wieder bedenklich ſcheinen.

In der Mitte des Novembers waren die Berathungen des Ausſchuſſes für die deutſchen Angelegenheiten unterbrochen worden. Die Bevollmächtigten der in jenem Ausſchuß nicht vertretenen deutſchen Staaten erhoben den beſtimmten Anſpruch, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Sie waren deshalb ſchon zuſammengetreten, und handelten als Körperſchaft. Baden trat in gleichem Anſpruche für ſich allein und faſt allzu trotzig auf; ſein Bevollmächtigter, der Miniſter von Hacke, der für ſolche Aufgabe weder Haltung noch Bedeutung genug hatte, verließ Wien, und die ihn erſetzenden badiſchen Diplomaten, unter denen auch der Oberkammerjunker von Berſtett, konnten ebenſo wenig die begonnene Rolle durchführen. Nun brachten auch die Mediatiſirten ihre Begehren an, und das Gedränge wurde immer größer. In dieſer ſchwerfälligen Verwirrung von Anſprüchen und Forderungen, gerechten doch unhaltbaren, ungerechten und doch nicht zu beſeitigenden, ſtatthaften und unſtatthaften, bewegte ſich wunderbarerweiſe die deutſche Sache doch immer vorwärts, und der Eifer und Fleiß der damit Beauftragten ließ nicht nach, den Schwall dieſer Angelegenheiten ſo unverdroſſen zu bearbeiten, zu ſichten, zu erhellen, bis nach und nach das Ganze, an dem ſchon Viele verzweifelten, doch endlich zu einiger Geſtalt gelangte.

In dieſer hochverdienſtlichen Thätigkeit, die nach außen wenig Schein hatte und daher auch bei weitem nicht den Dank erwarb, der ihr gebührte, zeichneten ſich mehrere Männer aus, von denen einige hier namhaft zu machen ſind. Von Seiten Dänemarks erſchienen die Grafen Chriſtian und Joachim von Bernſtorff, ein treffliches Brüderpaar, deſſen Eifer und Anſehn immer auf die Seite der redlichen Geſinnung und der guten Zwecke trat. Der Kurfürſt von Heſſen hatte den Miniſter Grafen von Keller und den Geheimen Rath von Lepel beauftragt; ich hatte die Freude als Kanzlei-Angehörigen dieſer Geſandtſchaft den edlen Jakob Grimm wiederzuſehen, den Sprachgewaltigen, wie ihn Goethe treffend genannt; der ehrliche treue Deutſche hatte für das Vaterland nur glückliche Ausſichten, und wollte keinen Zweifel an deren Erfüllung erlauben; er wurde mir faſt gram, daß ich ihm ein andres, freilich düſtres Bild unterſchieben wollte. Er ahndete nicht, daß er ſo viele Jahre ſpäter die Mangelhaftigkeit deutſcher Zuſtände im eignen Geſchick erproben würde. Ein Mann wie er mußte vor allem am Wort, und beſonders am geheiligten, dem Eide, beharren, und ſein Eifer hierin war ſchon in frühеſter Zeit ſo groß, daß er bei jederman gleichen vorausſetzte. Für Mecklenburg-Schwerin ſprach der ehrenfeſte, freimüthige Miniſter von Pleſſen, der ſpäterhin am Bundestage ſo bedeutend wurde; für Naſſau der Miniſter Marſchall von Biberſtein; für Lippe und Waldeck der Präſident von Berg; von den Herzoglich ſächſiſchen Bevollmächtigten wirkte beſonders der weimariſche Geheime Rath von Gersdorf eifrig ein, von den Geſandten der freien Städte der bremiſche Senator Smidt und der hamburgiſche Syndikus Gries. Die Mediatiſirten fanden Anhalt und Mitte ihrer Berathungen bei der entſchloſſenen und klugen Fürſtin von Fürſtenberg, welche als Wittwe-Vormünderin die Rechte ihres Sohnes mit Kraft vertrat; dem Geheimen Rath Gärtner aber war die geſchäftliche Behandlung jener durch ganz Deutſchland verzweigten Angelegenheiten vertraut, und er führte ſie nicht ohne Geſchicklichkeit; nur weil er ſich gern rühmte, daß er ſo vieler hohen Häupter chargé d'affaires ſei, und dieſe wohlgefällig herzählte, konnte er dem Witz nicht entgehen, er ſei mehr als chargé, er ſei surchargé d'affaires!

Viel früher ſchon, käm' es hier auf eine andere Ordnung, als die der darſtellenden Bequemlichkeit an, hätte ich des Freiherrn von Gagern erwähnen müſſen. Er war von Seiten der Niederlande zugleich mit dem Freiherrn von Spaen bevollmächtigt. Herr von Gagern hat ſelber über ſich ſchon ſo ergiebig geſprochen und ich habe dies Geſprochene ſo ausreichend wiederbeſprochen, daß etwas Neues vorzubringen hier ſchwer ſein würde. Ich will wahrhaftig ſeine Verdienſte nicht ſchmälern, er hat deren um die deutſchen Angelegenheiten unläugbar ſehr mannigfache, und hat auf dem Kongreſſe, wie nachher am Bundestage und auf den darmſtädtiſchen Landtagen, manches zeitgemäße, kühne und wirkſame Wort ausgeſprochen, das von jedem andern Munde ungeſagt geblieben wäre, vielleicht auch, weil kein andrer es ſo hätte ſagen wollen. Denn die Manier des Herrn von Gagern beſteht darin, daß er manches, was in ſchlichter und bündiger Weiſe zu ſagen ganz unmöglich wäre, oder in ſolcher Weiſe geſagt das bedenklichſte Aergerniß und wohl gar die ſchärfſte Ahndung zur Folge hätte, daß er dergleichen theils in pedantiſch gelehrte, theils in pretiös elegante Formen hüllt, daß er durch ſtetes Einführen und Mitſpielen ſeines Ich's, wobei die perſönliche Eitelkeit man weiß nicht ob mehr gewinnt oder leidet, und durch burleske Sprünge und Zuſammenſtellungen den Hörer gleichſam befängt, unterhält, aufregt, und ihm, inzwiſchen derſelbe ſich an dem Muthwillen ergötzt und ſich ſolchen Poſſen weit überlegen glaubt, unverſehens alle beabſichtigten Haken einſetzt und Stiche und Drucker giebt, die er im erſten Augenblicke unter dem mannigfachen Gebärden und Luftfechten faſt nicht merkt, aber darum nicht weniger hat und tragen und verarbeiten muß! — Wenn manche Erfolge und Genugthuungen nur auf dieſe Weiſe zu erlangen waren, ſo gebührt dem Herrn von Gagern die Ehre, ſich zu dieſer Weiſe verſtanden und gleichſam geopfert zu haben. Allein uns bleibt doch kein

Zweifel, daß es in den meiſten Fällen vorzuziehen ſei, die vaterländiſche Sache manches Gewünſchte lieber mit der Würde und dem Ernſte des Schweigens vermiſſen zu ſehen, als daß ſie mit einem unter traurig luſtigen Gaukeleien erbeuteten Lappen, der ihr doch nicht die Blöße deckt, bettelſtolz einhergehe.

An den deutſchen Berathungen nahmen ſpät auch Bevollmächtigte des Königs von Sachſen Theil, nachdem dieſer durch den Kongreß in die Regierung der ihm verbliebenen Lande wieder eingeſetzt worden. Sie fanden das Meiſte ſchon gethan, oder dergeſtalt eingeleitet, daß wenig mehr zu ändern war. Die Hauptführung dieſer Angelegenheiten blieb, ungeachtet alles Zudranges und auch wirklichen Einfluſſes der Andern, doch immer in den Händen Oeſterreichs und Preußens, und ſo oft beide völlig übereinſtimmten, war ihr Uebergewicht entſchieden. Folgte dies Uebergewicht auch ſchon aus der allgemeinen Stellung der politiſchen Verhältniſſe, ſo wurde daſſelbe doch fortwährend im Beſondern ſtets erworben, und verdient durch den hellen Geiſt und den wachſamen, unverdroſſenen Fleiß, welchen Weſſenberg und ganz vorzüglich Humboldt von Anfang bis zu Ende dieſen ſchwierigen Arbeiten widmeten. Wenn ſogleich die Zeitgenoſſen, und noch viel ſtärker die Nachlebenden, an den Ergebniſſen vieles auszuſtellen fanden, Verſäumniſſe und Uebelſtände beklagten, ſo traf dies — die Verhandlungen bezeugen es — vorzugsweiſe diejenigen Beſtimmungen, für welche namentlich Preußen eine andere Faſſung gewünſcht hatte.

Den Vordergrund aller mannigfachen Bewegung nahmen aber fortwährend die Gebietsfragen ein, welche das Schickſal Polens und Sachſens betrafen, und für die ſich die Theilnahme täglich ſteigerte. Daß Sachſen mit Preußen vereinigt werden ſollte, war von allen verbündeten Hauptmächten ſchon völlig zugeſtanden, die andern aber hatten hierbei nicht einzureden, als inſofern man es ihnen geſtattete. Eine andere Frage jedoch war die Vereinigung Polens mit Rußland. Der Kaiſer Alexander hatte ſeine Forderungen in dieſem Betreff nie beſtimmt angegeben, ſondern nur immer allgemein ausgeſprochen, daß Rußland in Polen, Preußen in Deutſchland und Oeſterreich in Italien ihre Entſchädigungen und Gewinne zu nehmen hätten. Auch hierüber war man einverſtanden, aber nicht über das Maß der Ausführung. Die ruſſiſche Macht ſchien im Glanze des Sieges mit jedem Tage bedeutender; ſie bis an die Weichſel vorrücken zu ſehen, flößte die ſtärkſten Beſorgniſſe ein. Oeſterreich und England tauſchten zuerſt ihre Bedenken aus und Frankreich ſprach — anfangs noch ſchwachen, aber bald ſchon ſtärkeren Lautes — in ähnlichem Sinn; trat auch Preußen noch bei, ſo ſtand Rußland allein, und man durfte hoffen, deſſen Erwerbungen durch gemeinſamen Widerſpruch nach Wunſch einzuſchränken. In dieſem Abſehen wurden die Fragen über Polen und Sachſen eng verflochten und Preußens Anſprüche auf Sachſen ſchienen dann am wenigſten beſtritten, wenn ſeine Stimme, die Anſprüche Rußlands in Polen zu beſchränken, mitwirken würde. Jedoch eine ſolche Abwendung Preußens von Rußland war undenkbar, die perſönliche Zuneigung der Herrſcher, die ſiegreiche Waffenbrüderſchaft der Kriegsheere und ſelbſt die Stellung der politiſchen Verhältniſſe, ſowohl im Ganzen als namentlich für Preußen, knüpften und geboten die engſte Anſchließung. Der Widerſpruch der gegenüberſtehenden Mächte gegen Rußland in Betreff Polens dehnte ſich nun auch gegen Preußen hinſichtlich Sachſens aus.

Die ſächſiſche Frage erhob ſich aber auch aus eignen Kräften, und wurde der Kampfplatz, wohin alle Mittel des Angriffs und der Vertheidigung ſich zuſammendrängten. Frankreich fand hier den günſtigen Anſatz neuen politiſchen Einfluſſes. Die angeſtammten Herrſcherrechte als unverlierbare darzuſtellen, entſprach der eignen Lage der Bourbons, und in dem Könige von Sachſen den treuen Verbündeten — nicht ſowohl Napoleon's als Frankreichs — zu retten, zugleich aber den verhaßten Siegern den Gewinn zu ſchmälern, entſprach der nationalen Stimmung der Franzoſen. In Sachſen ſelbſt tauchten die alten Verhältniſſe und Neigungen, die der Krieg niedergehalten, wieder auf, und verſtärkten ſich durch die Fortdauer der thatſächlichen Unentſchiedenheit, in der alles ſchwebte; auch im übrigen Deutſchland traten Zweifel und Ueberlegungen hervor, an die früher kaum gedacht worden war. Beſonders ſchien Baiern die neue, ſich befeſtigende Größe Preußens mit Eiferſucht anzuſehen. Auf dieſe Weiſe fand die ſchon ſchwebende politiſche Frage mannigfach nachdrückliche Aufregung.

Indeß war auch die Sache Preußens in der öffentlichen Meinung wohl gegründet und hatte in Deutſchland nachdrückliche Zuſtimmung. Der Franzoſenhaß, wie er in Stein lebte, die Vorſtellung, Preußen müſſe als Kern eines kräftigen, unantaſtbaren Deutſchlands groß und ſtark ſein, die Hoffnungen eines leidenſchaftlichen, auch in Sachſen durch die Kriegseinflüſſe vielfach aufgeregten Volksgeiſtes, und noch ſonſtige Triebfedern und Gründe ſprachen laut und kräftig für Preußen. Zu den Heerführern und Staatsmännern, welche man hier an der Spitze der Angelegenheiten ſah, hatte man allgemein das größte Zutrauen, es ſchien nur Gewinn, hier ſich anzuſchließen, hier mitzugehen.

Die Störung, welche dieſer Gegenſtand in die Einigkeit der Kabinette von Oeſterreich und Preußen warf, blieb noch in mäßigen Schranken, und ſowohl Metternich als Hardenberg waren perſönlich bemüht, die Wirkung nicht auf die deutſchen Verfaſſungsſachen übergehen zu laſſen. Auch von Seiten Englands miſchte ſich gegen Preußen keine Bitterkeit ein; Lord Caſtlereagh, der kurz vorher die Ueberlaſſung Sachſens an Preußen für gerecht und zweckmäßig erklärt hatte, entſchuldigte ſeine nunmehr entgegengeſetzte Meinung kläglich damit, daß er die Kämpfe berückſichtigen müſſe, die er nach dem Kongreſſe würde im Parlamente zu beſtehen haben! Um dem engliſchen Staatsſekretair in dieſer Sache freiere Hand zu machen, wäre es nützlich geweſen, daß unſere Geſchäftsführer in London ſich mit den Häuptern der Oppoſition unmittelbar verſtändigt hätten, indem dieſe für manche Vorſtellungen und Aufſchlüſſe vollkommen zugänglich waren und überhaupt ihre Angriffe nur auf ihren Miniſter richteten, gegen Preußen ſelbſt aber keine Feindſchaft hatten. Indeß fehlten zu ſolchen Annäherungen die Wege, und Muth und Geſchick, ſie zu bahnen. Heftiger und feindlicher aber ſtellte ſich die Einſprache jener beiden Mächte gegen Rußland, und der Kaiſer Alexander ſchien mehrmals im Begriff, alle weitere Verhandlung abzubrechen.

In dieſer Zeit, wo die freien Stimmen aus England wieder ungehindert zu uns kamen, und auch die Franzoſen aus ihrer Beſiegung hervor dreiſt und vorlaut in Tagesblättern über alles mitſprachen, war nicht minder den Deutſchen ein freies Wort verſtattet, und es fehlte nicht an kühnen, ja verwegenen Führern deſſelben. Eine Schrift über Stein's Verwaltung der von den verbündeten Heeren eroberten Länder, von einem ſeiner treueſten und wackerſten Gehülfen, dem preußiſchen Kammergerichtsrath Eichhorn, wahr und freimüthig verfaßt, machte großes Aufſehen, und ich eilte, ſie in der Jenaiſchen Allgemeinen Litteraturzeitung anzurühmen. Bald nachher kam auch eine beſondere Rechenſchaft der vom Fürſten Repnin geführten Verwaltung Sachſens als kleine Schrift heraus, die der ſächſiſche Geheime Finanzrath von Oppel geſchrieben hatte. Stein freute ſich ungemein dieſer Veröffentlichungen, und meinte, jede deutſche Regierung müſſe künftig dies Beiſpiel nachahmen und von allen Einnahmen und Ausgaben öffentliche Rechnung ablegen. Görres, der feurige Redner des gefürchteten Rheiniſchen Merkurs, Arndt, Jahn und viele andere wackre Männer, deren Namen nicht zu gleicher Berühmtheit wie dieſe beſonders Begabten durchgedrungen, ſetzten mit der Feder muthig fort, was das Schwert begonnen hatte; die genannten Stimmen waren alle preußiſch, und der preußiſchen Sache, wenn auch im Einzelnen oft unbequem, doch im Ganzen förderlich. An eine durchgreifende Maßregel, die Preßfreiheit zu beſchränken und die Ausdrucksweiſe zu zügeln, wäre damals nicht zu denken geweſen, man konnte kaum den Willen, noch weniger aber die Mittel dazu haben. Aber auch preisgeben durfte man dieſes Gebiet nicht völlig. Gentz, der mit wichtigern Sachen beſchäftigt war, wies auf das von ihm verlaſſene Feld ſeine Nachmänner hin, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Woltmann, lauter norddeutſche Kräfte, wie man ſieht, und die, gleich ihm ſelbſt, faſt unmittelbar aus Preußen in Oeſterreichs Dienſte getreten waren. Adam

Müller, noch in Innsbruck, ſchrieb im Boten aus Südtyrol, Woltmann, der ſich in Prag angeſiedelt hatte, in der Prager Zeitung, Friedrich Schlegel aber hatte ſich hamburgiſchen Blättern zugewendet, und war deßhalb der wichtigſte. Seinen Aufſätzen, die doch meiſt nicht ſo arg gedruckt wurden, als ſie abgefaßt waren, wurde theils in denſelben Blättern, theils in der Augsburger Allgemeinen Zeitung entgegen gewirkt. Bartholdy, Karl Müller, ich ſelbſt, und andere, höherſtehende Perſonen, nahmen an dieſem Kampfe manchen Antheil, größtentheils als Freiwillige, und durften ſich unbedenklich das Uebergewicht zuſchreiben, indem ſchon unſere Stellung die günſtigere war. Betroffen wünſchte Gentz eine Unterredung mit mir, und ſchlug mir — wie er andeutete — nicht ohne höhere Ermächtigung, ein Abkommen vor, dergleichen Fehde ſtets zu gewiſſen Rückſichten herabzuſtimmen und wechſelſeitige Begünſtigungen nicht auszuſchließen; er verhehlte mir nicht, mein künftiges Verhältniß in Wien werde ſich hiernach bedingen, und er glaubte von dieſer Seite her mich ganz zugänglich zu finden. Meine Antwort überzeugte ihn vom Gegentheil, während ſie völlig zweifelhaft ließ, ob ich überhaupt in der vorausgeſetzten Weiſe thätig ſei. Den Staatskanzler, dem ich die gehabte Unterredung ſogleich mittheilte, ergötzte der Vorgang, und er bemerkte, was mein künftiges Verhältniß in Wien betreffe, ſo brauche mir daran nicht ſo viel zu liegen. Stärkere Widerſacher, als in Oeſterreich, erhoben ſich uns in Baiern, durch eine Zeitſchrift Allemannia, welche es ſich vorzüglich zum Geſchäft machte, den Rheiniſchen Merkur zu bekämpfen, und dabei mit Talent und Kenntniß die neuere hauptſächlich aus den franzöſiſchen Einflüſſen hervorgegangene Geſchichtsentwickelung gegen die älteren, die man aus deutſchen Quellen heranbringen wollte, nachdrücklich vertheidigte.

Der Kaiſer von Rußland erkannte den Zuſammenhang ſeiner Sache mit der preußiſchen, und war nur bedacht, dieſen durch enge Bundesgenoſſenſchaft zu befeſtigen. Höchſt wichtig war für die politiſche Lage der Umſtand, daß die in Frage ſtehenden Länder bereits von ruſſiſchen und preußiſchen Truppen beſetzt waren. Polen, im Umfange des von Napoleon geſtifteten Herzogthums Warſchau, befand ſich als Eroberung, welche von den Ruſſen allein vollbracht worden, ganz natürlich in deren Gewahrſam. Sachſen aber, durch die verbündeten Waffen erobert, war in Gemäßheit der gemeinſam angeordneten Austheilung den ruſſiſchen Behörden untergeben. Hardenberg, um die künftigen Verhältniſſe klar auszuſprechen und thatſächlich zu befeſtigen, hatte den Kaiſer Alexander früh dazu vermocht, Sachſen den Preußen zu übergeben. Die Ruſſen erhielten Befehl abzumarſchiren, ſo wie die Preußen einrücken würden, die unter dem General von Gaudi längſt hiefür bereit ſtanden. Aber als Hardenberg den König aufforderte, den nöthigen Befehl an Gaudi zu ſenden, wollte der König ſich nicht entſchließen, er fürchtete den Eindruck, wenn er dies ohne Einvernehmen mit Oeſterreich und England thäte, die doch nichts anderes erwarteten; er wollte Sachſen nicht zu nehmen ſcheinen, er wollte es ſich aufdringen laſſen. Vergebens bot Hardenberg Tag für Tag alle Beredſamkeit auf, den König zu überzeugen, wie nothwendig, wie unaufſchiebbar die Beſetzung ſei; der König beharrte bei ſeinem Zögern. Hardenberg wollte verzweifeln, er ſah den großen Gewinn gefährdet, und ſich ſelbſt in der größten Bedrängniß, denn, wie er im Stillen gegen Vertraute ausließ, verzichten wolle der König nicht, er wolle Sachſen haben, durchaus haben, beraube ſich aber aus unnützen Bedenken der Mittel, es zu erlangen! Endlich, nach Verlauf mehrerer Wochen, gab der König den Befehl, und am 8. November übernahmen die Preußen von den Ruſſen die Verwaltung Sachſens. Aber in der Zwiſchenzeit hatten die Gegner, der Unentſchiedenheit der Preußen ſchnell gewahr, ungeheuer an Boden gewonnen, und den Widerſpruch aller Orten verſtärkt. Dieſe Zögerung, welche dem Staatskanzler oft zum Vorwurfe gemacht worden, ohne daß er je ſich auf Koſten des Königs dagegen vertheidigt hätte, verdarb die ganze Unternehmung; die gezeigte Schwäche wurde zwar verhüllt, ſogar bis zu kriegdrohender Sprache, aber ohne Frucht, die Gegner wußten den innern Zuſammenhang. Die öffentliche Verkündigung des ruſſiſchen Generalgouverneurs Fürſten Repnin, daß die Verwaltung des Landes an Preußen übergehe, konnte ſich auf die Zuſtimmung der übrigen verbündeten Mächte berufen, da dieſe früherhin die Maßregel gebilligt hatten, allein jetzt, um ſo viel ſpäter und bei ganz veränderten Umſtänden, war ſolchem Vorſchritte Preußens, der doch nicht zu hindern war, jene Zuſtimmung längſt verloren.

Die Verhandlungen wurden ſchärfer, der Zwieſpalt deutlicher, ſchon fürchtete man ſeinen offnen Ausbruch, die Beſorgniſſe wurden allgemein. Der Einfluß Frankreichs wirkte beſonders nachtheilig und drängte ſich geſchickt ein; er ſtrebte den Annäherungen entgegen, zu welchen auf beiden Seiten die Geſinnungen urſprünglich doch ſtets geneigt waren, und ſuchte neue Verbindungen zu knüpfen, für welche er wieder die Mitte zu werden hoffte. Der Fürſt von Talleyrand richtete ſeine Betriebſamkeit nach allen Seiten, ſeinen ſtärkſten Eifer jedoch widmete er den engliſchen Verhältniſſen, von hier aus glaubte er die andern um ſo leichter zu gewinnen. In der That ſchien Lord Caſtlereagh ihm ein nicht allzu ſchweres Spiel zu machen, das Uebergewicht des Geiſtes übte ſein Recht. Stimmten aber Frankreich und England überein, ſo durfte Oeſterreich den Verbundenen eine Bedeutung zuerkennen, der ſich anzuſchließen unter den waltenden Umſtänden kaum vermeidlich war. Die Wirkung auf die Staaten zweiten und dritten Ranges blieb nicht aus, die Niederlande, in Deutſchland, Hannover und Baiern, reihten ſich der neuen Verbindung an. Die Franzoſen nahmen ſchon wieder eine drohende Sprache, die Zeitungen verkündigten Truppenbewegungen gegen den Rhein, nannten die Marſchälle, welche den Befehl führen ſollten. Daß dies alles im Namen der erſt wiedereingeſetzten, den Siegern verpflichteten, noch kaum befeſtigten Bourbons geſchehen konnte, dünkte beinahe fabelhaft. Allerdings zeugte dieſe Wendung von Talleyrand's Geſchicklichkeit, und man durfte ihn rühmen, die Schwäche ſo ſchnell in Stärke verwandelt zu haben. Allein, um dieſen glänzenden Erfolg zu erringen, wie einſeitig betrachtete er die Verhältniſſe, wie blind ließ er außer Acht, welcher Boden eigentlich die Bourbons in Frankreich trug, die noch offnen Abgründe der Revolution vergaß er, den ſchon wieder gezückten Degen Napoleon's ſah er nicht, und wandte nur alles auf, um den Mächten, welche gegen ſolche weſentliche Gefahren zu Schutz und Hülfe anzurufen waren, Frankreich im eitlen Flimmer diplomatiſcher Wichtigkeit erſcheinen zu laſſen. In Wahrheit, hat Talleyrand in dieſen Verwicklungen ſich als geſchickter Unterhändler gezeigt, ſo hat er ſich doch keineswegs als großer Staatsmann erwieſen. Auch ohne das unerwartete Ereigniß, deſſen gewaltiger Stoß alle Berechnungen zerrüttete, würden die der Talleyrand'ſchen Politik ſich ſchlecht bewährt haben. Und ein europäiſcher Krieg mußte, wo nicht Frankreichs Geſchick, doch unfehlbar das der Bourbons in Frage ſtellen.

Preußen konnte, wie überhaupt in Deutſchland, ſo auch in Sachſen, eines ſtarken Anhanges verſichert ſein; die umſichtigen, vorſtrebenden, thatkräftigen Geiſter waren ihm zugeneigt, und wenn ſpäter eine andere Stimmung vorherrſchte, ſo war dies wie der Wechſel der Jahreszeiten, die allgemeinen Verhältniſſe wirkten unwiderſtehlich ein, und die vom Herbſt entlaubten Bäume hatten darum nicht weniger im Frühling geblüht! Nicht minder günſtig ſtand die Sache Rußlands in Polen. Der Kaiſer Alexander war zuerſt als Beſchützer des polniſchen Heeres und dann der geſammten Nation aufgetreten, und ſchien berufen, alles in Wahrheit zu erfüllen, was Napoleon nur trügeriſch verheißen hatte. Die Polen fühlten, nur in dieſer mächtigen Hand könne ihr Volksthum neu erſtehen, ſie erkannten als möglich, daß in ihr einſt wieder das Zerſtückelte ſich zuſammenfügte und ein großes Volksdaſein herſtellte. Der Kaiſer hatte den Fürſten Adam Czartoriski perſönlich als Freund und in allen polniſchen Angelegenheiten als Rathgeber in ſeiner Umgebung, und die beſte Bürgſchaft ſeiner Abſichten für Polen war dieſer Name des bewährten Vaterlandsfreundes. Nach Warſchau, an die Spitze der aus dem letzten Kriege geretteten und wiedervereinten polniſchen Truppen, ſandte er von Wien aus ſeinen Bruder, den Großfürſten Konſtantin, eine Wahl, die alsbald wenigſtens durch die große Vorliebe ſich rechtfertigte, welche der Prinz für die Polen zeigte. Bei dem geſteigerten Widerſpruche, der ſich in Wien der Verbindung

Polens mit Rußland entgegenſetzte, lag die Auffaſſung nahe, dieſen Widerſpruch als gegen das Beſtehen und Gedeihen der Polen ſelbſt gerichtet anzuſehen, und wenn es zum Kampfe kommen ſollte, konnte dieſer die ganze Kraft des polniſchen Volksgeiſtes mächtiger als je vorher in's Feld rufen. Wirklich rief der Großfürſt, durch eine Bekanntmachung vom 11. Dezember, die Polen auf, ſich zu bewaffnen für die Vertheidigung ihres Vaterlandes, für die Bewahrung ihrer Selbſtſtändigkeit. Bei ſchon erklärtem Kriege hätte man nicht ſtärker ſprechen können. Dieſe Aufwallung machte auf den Kongreß ſtarken Eindruck, man erkannte den Ernſt und die Bedeutung eines Zuſammenſtoßes, der ſolche Elemente auf den Kampfplatz führen würde, falls es zu dieſem Aeußerſten kommen müßte. Indeſſen hatte ſchon im Voraus die Staatsklugheit der Gegner eingelenkt, und ſo großen Machtverhältniſſen gegenüber den allzu herben Eifer gemäßigt; gerade in dem Augenblicke, da der Aufruf des Großfürſten in Wien bekannt wurde, zeigten die Verhandlungen mindere Spannung, und ſo wollte man beiderſeits auf den Zwiſchenfall, der jene wieder mehren konnte, kein zu großes Gewicht legen.

Wollte der Drang dieſer Mißverhältniſſe und das Hinſchwinden ſo mancher Hoffnung die Seele gar zu ſehr verdüſtern, den Geiſt Widerwillen und Ermattung niederſchlagen, ſo kam das tägliche Leben glücklich zu Hülfe, und ſeine heilſame Fluth quoll und ſtrömte durch die rauheſten Geſchäfte. Der Wiener Tag ſchien aus beſonderem Stoffe gemacht, was er berührte, nahm er in ſein Behagen auf; was jederman täglich muß und will, und doch meiſt nur gleichgültig abthut, eſſen und trinken, ſich ergehen, umherſchauen, alles wurde in dieſer Lebensgewöhnung unwiderſtehlich zum Vergnügen und Genuß. In den höchſten Kreiſen, verſteht ſich von ſelbſt, mußten die Feſtlichkeiten und die glänzenden Verſammlungen aller Art täglich wiederkehren, und wie ſich dieſe Fülle von obenher ſtufenweiſe theils der ſehenden, theils der hörenden Neugier ergoß, ſo übte auch das Volksleben hinwieder nach oben ſeine Anziehung. Gekrönte Häupter ſcheuten nicht den

Strudel bürgerlicher Beluſtigungen, die verwöhnteſte Vornehmheit bequemte ſich zur Koſt vorſtädtiſcher üppig=derber Herbergen; die Theater waren gefüllt, und die untern meiſt von der großen Welt, die obern oft von der kleinen, ſie wollten einander wechſelſeitig ſehen; an den Winterfreuden, die ſich überall aufthaten, war weder Politik noch Geldkurs merkbar.

Der Fürſt von Ligne ſtarb, aber ſein Witz auf den Kongreß lebte munter fort, und verflocht ſich mit manchem andern, den ſcherzende Laune oder böslicher Muthwillen demſelben Gegenſtand widmete. Der Anblick dieſes ſchwankenden Getümmels, der ſchneidenden Gegenſätze, die daraus hervortraten, das Schwelgen der Sinne und das Kargen des Geiſtes, die Höflichkeit der Formen und die Grobheit der Meinungen wirkten herausfordernd auf die Menſchen ein, und es war faſt niemand, der nicht auf ſeine Weiſe ſich über das Schauſpiel, zu dem er ſelbſt mit gehörte, luſtig gemacht hätte. Als die Hoffnung eines friedlichen Ausgangs der Verhandlungen ſehr getrübt war, und wohlmeinende Menſchen den Gedanken kaum ertrugen, daß wieder Krieg, und Krieg zwiſchen den eben noch Verbündeten, entſtehen könne, nahm auch mein trefflicher Meyern ſich dieſen Zuſtand tief zu Herzen, und behauptete in ſeiner bei aller Güte doch ſcharfen Weiſe, die Herſcher ſollten feſtſetzen, daß, wenn wieder Krieg würde, alle Diplomaten, die vergebens am Frieden gearbeitet, unerbittlich mit zu Felde ziehen müßten, und zwar zuſammen in eine Kompanie Jäger vereint, unter einem altgedienten Hauptmann, der ſie nicht ſchonte; er wollte ſeinen Kopf zum Pfande geben, daß dann kein Krieg würde. Ueberhaupt fing in dieſer Zeit die Gewohnheit an, die noch immer fortdauert, den Diplomaten, welche bis dahin eine äußerſt geehrte und zart behandelte Klaſſe waren, alles Böſe nachzuſagen, ſie herabzuſetzen und lächerlich zu machen, und ich weiß recht gut, wer in dieſer Art das erſte Wort geſprochen! Kamen zunftgerechte Mahler und Zeichner, die eine ſo erlauchte Verſammlung in getreuen Bildniſſen ehrerbietigſt der Nachwelt überliefern wollten, ſo zeigten ſich vornehme Talente bemüht, die Perſonen und Vorgänge in

Zerrbilder zu bringen, und es wurden in dieſer Art verwegene Dinge verſucht. In einer Geſellſchaft, wo prinzliche und militairiſche Munterkeit zuſammenfloß, warf man die Frage auf, welches die lächerlichſte Figur auf dem Kongreſſe ſei, und man beſchloß, die Sache kongreßmäßig zu verhandeln, mit Protokollen, Noten, ſtatiſtiſchen Tableaux, Ausſchüſſen, und ſo weiter. Von ſieben oder acht Namen, die man nach vielen Debatten endlich gleichſam auf den engen Aufſatz gebracht hatte, konnte keiner die erforderliche Mehrheit erlangen und auch bei dieſem Ergebniß wollte man ſich freuen, daß es, wie behauptet wurde, ſo ächt kongreßmäßig ſei. Endlich vereinigten ſich die Meinungen für zwei Individuen, unter welchen der Preis getheilt wurde. Natürlich laſſen wir dergleichen Geheimniſſe auf ſich beruhen.*)

Wenden wir uns lieber zu Gegenſtänden reinerer Theilnahme, zu heiterer Kunſt und Bildung. Die Reichthümer Wiens in dieſer Art waren unerſchöpflich, und breiteten ſich dem Liebhaber immer ſtaunenswürdiger aus. Wer ſich auf Alterthümer, Mahlereien, Bildwerke und ſonſtige Kunſtſachen einließ, der konnte bald ſeiner Forſchungen und Gewinne kein Ende mehr abſehen. Von allen dieſen Sachen war noch wenig Lärm gemacht, ſie ſtanden als ruhiger Beſitz aufgehäuft, ſowohl in den Kaiſerlichen, als in den nicht minder reichen Privatſammlungen, und harrten ſtolz des einſamen Kenners, ohne die Augen der Menge anzulocken. Merkwürdiges dieſer Art zu erforſchen und zu genießen, war niemand aufgeweckter und ſorgſamer, als der Herzog von Sachſen-Weimar, der in allen Obliegenheiten und Geſchäften ſeiner fürſtlichen Verhältniſſe immer noch Tage und Stunden genug fand, ſeine ſtets rege Wißbegier zu befriedigen und ſeiner Theilnahme für alles Bedeutende nachzugehen. Wir ſahen mit ihm eine damals erſt vor kurzem aus dem Schloſſe Ambras in Tyrol nach Wien gebrachte Sammlung von Waffen, Kunſtſachen und Koſtbarkeiten, der Inhalt war völlig vergeſſen und man machte die überraſchendſten Entdeckungen. Seit zehn Jahren hatte Goethe's Ueberſetzung des Cellini deutſchen Leſern lebhaften Anreiz gegeben, dem berühmten Salzfaſſe des florentiniſchen Künſtlers nachzufragen, aber niemand, und Goethe ſelbſt nicht, wußte eine Spur, und man mußte das koſtbare Werk für verloren achten. Wie triumphirte der Herzog, nun ſeinem Goethe melden zu können, das Kleinod ſei aufgefunden, wohlerhalten, er habe es mit eignen Augen geſehen! Wirklich befand ſich das Salzfaß in der Sammlung von Ambras, und unbegreiflich war nur, wie ſo lange Zeit — nicht die Kunſt, denn das begreift ſich nur allzu wohl — aber das Gold unbeachtet bleiben konnte.

---

*) Eine ſpätere Aufzeichnung Varnhagens enthält die Worte: Die auf dem Wiener Kongreß für die beiden albernſten Kerle unter den Diplomaten Bezeichneten waren der preußiſche Geh. Staatsrath von Küſter und ein öſterreichiſcher Geſandter, einer der drei Binder von Kriegelſtein.

Muſikaliſche Genüſſe boten ſich von allen Seiten dar, Konzerte, Kirche, Oper, Salon, Virtuoſen und Dilettanten, alle gaben ihr Beſtes. Der Fürſt Anton Radziwill, der in ſeiner Kompoſition des Goethe'ſchen Fauſt ſchon weit vorgerückt war, und hier ſeinem muſikaliſchen Hange mit aller Innigkeit folgte, war mir Anlaß, meinen wackern Beethoven wieder aufzuſuchen, der aber, ſeit ich ihn nicht geſehen, an Taubheit und mürriſcher Menſchenſcheu nur zugenommen hatte, und nicht zu bewegen war, unſern Wünſchen gefällig zu ſein. Beſonders wollte er mit den Vornehmen nichts mehr zu ſchaffen haben, und drückte ſeinen Widerwillen mit zürnender Heftigkeit aus. Auf die Erinnerung, der Fürſt ſei der Schwager des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, deſſen frühen Tod er ſo ſehr betrauert hatte und deſſen Kompoſitionen er höchlich ſchätzte, gab er etwas nach, und wollte ſich den Beſuch gefallen laſſen. Doch hat ſich ſchwerlich ein näheres Verhältniß angeknüpft. Auch verzichtete ich darauf, den verwilderten Künſtler wiederum zu Rahel zu führen, denn Geſellſchaft machte ihn unwillig, und mit ihm allein, wenn er nicht ſpielen mochte, war gar nichts anzufangen. Uebrigens war ſein Namen, wenn auch berühmt, und verehrt, noch keineswegs auf der Höhe der Anerkennung, die er ſeitdem erſtiegen. In der hier zuſammengefloſſenen gemiſchten Menge erhielt ſich italiäniſche Leichtigkeit und Anmuth vor deutſchem Ernſte unverkennbar vorherrſchend.

Einiger feinen und auserleſenen Gaſtereien muß ich hier erwähnen, zu welchen bisweilen Gentz die Blüthe der Geſellſchaft bei ſich vereinigte. Die vornehmſten und ſchönſten Damen, die angeſehenſten Staatsmänner und Tonangeber ſahen es als eine Gunſt an, von ihm eingeladen zu werden, und immer war auf die Anweſenheit und Unterhaltung ſolcher Perſonen zu rechnen, welche durch Geiſt, Seltſamkeit, Ruhm, Gewicht oder ſonſt einen Anreiz die Bedeutung des Tages hatten. Der Herzog von Weimar war nicht der letzte, ſolchen Genuß zu ſchätzen und zu ſuchen. Talleyrand verſchmähte dergleichen Gelegenheit nicht, neue Verbindungsfäden anzuſpinnen. Humboldt gehörte aus jedem Rechte hierher. Ich erinnere mich eines Mittags, wo der Graf und die Gräfin von Bernſtorff, die Gräfin von Fuchs und viele andere Perſonen, die man zu ſehen oder zu hören erfreut war, mit uns dort zu Tiſche ſaßen, aber die ganze Geſellſchaft völlig verſtummte, um einzig die Wunder zu vernehmen, welche Bollmann von den Vereinigten Staaten Nordamerika's zu erzählen hatte. Das ganze Land war uns durch den langen Seekrieg fremd geworden, noch fremder die Vorſtellung eines ſolchen Freiſtaats, deſſen Entwickelung das fabelhafte, ja ſchreckbare Beiſpiel zeigte, daß gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzuſtellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen. Durch die Naivität der Fragen eines anweſenden Diplomaten, deſſen unermüdliche Wißbegier nie befriedigt werden konnte, wurde der Vortrag nach und nach ein vollſtändiger, mit ſchlagenden Beiſpielen ausgeſtatteter Kurſus republikaniſcher Grundlehren und Vorbilder, wie man grade hier bei dem Monarchenkongreſſe am wenigſten für möglich gehalten hätte. Gentz fühlte ſich durch das Gewicht der Sache wie zerſchmettert, und beunruhigt wie bei einem Attentat, das in ſeiner Gegenwart verſucht worden. Der gute Bollmann aber hatte kein Arg dabei; ſein Sinn war weder für die Uebelſtände der Freiheit noch für die Vortheile des Königthums blind.

Die Verhandlungen indeß, deren Spannung einen Augenblick nachzulaſſen geſchienen, zogen ſich bald wieder ſtraffer und ſtellten nunmehr beſonders Preußen in den Vorkampf. Es hieß bereits, Hardenberg werde abreiſen, und Preußen keinen Theil mehr an dem Kongreſſe nehmen. Daß der Widerſtreit, den urſprünglich Frankreich anfachte und nächſt ihm England verſchuldete, jetzt vorzugsweiſe das Anſehen bekam, als ſei Oeſterreich dabei Hauptführer, betrübte auf preußiſcher Seite die für Deutſchland Wohlgeſinnten, welche alles Heil von der Eintracht der beiden Mächte gehofft hatten, und dieſe Hoffnungen auch jetzt noch feſthielten. Aber andere, die Sache ſchroffer und vereinzelt faſſende Geſinnungen wurden erbittert, und zeigten ſich raſch bereit, die Forderungen des Rechts und der Ehre mit dem Schwerte zu behaupten. Wirklich nahmen die Kriegsgerüchte ſchon überhand, man fragte nach Stellung und Zahl der Truppen, und ſuchte Richtung und Umfang des neuen Unheils zu ermeſſen. In Berlin, wo man mit Ungeduld der Langſamkeit des Kongreſſes ſpottete, rief man ſchon laut, nicht Hardenberg, ſondern Blücher müſſe die Sache führen, und der greiſe Feldherr war nicht der letzte in jugendlichem Muth und Uebermuth. Scharfe Aeußerungen dieſer Art konnte man auch in Wien hören, und ſie verfehlten ihren Eindruck nicht. Ein im Dezember daſelbſt gedichtetes Kriegslied, über deſſen Verfaſſer niemand ungewiß ſein konnte, weil ſo tapfere Dichterhand nicht zweimal exiſtirte, ging in Abſchriften umher. Darin hieß es friſch und kühn:

„Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
Die ſchwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt Gemüth,
Ergreif den tapfern Stahl!

Denn dort ein feiger Mammeluk,
Und hier ein Jeſuit —

Das grinſt uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ihren reich umblüht:

Das hängt an unſer Hochgeſims
Pechkranzes brennend Reis,
Und hetzt die Hund' auf uns, voll Grimms,
Und mehr noch voll Geſchrei's:

Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unſrer Jagd.
Auf, Kugelnblitz! Auf, Lanzenpfeil!
Die Hunde wollen Schlacht.

Sie haben ſie! Geſchoß Apolls,
Verkünd' es durch die Gaun!
Was ſie geſchürzt, das Eiſen ſoll's
Auf ihrem Kopf zerhaun."

Was ſie geſchürzt, das Eiſen ſoll's auf ihrem Kopf zerhaun! Das klang furchtbar in das diplomatiſche Geflüſter und in die Munterkeit der Feſte, und wurde Loſung und Feldgeſchrei nicht nur preußiſcher Stimmen allein. Ich habe Männer, von denen man es nicht gedacht hätte, bei dieſen Zeilen erſchrecken, andere ebenſo ſie mit Jubel aufnehmen ſehen.

Unter banger Ungewißheit war Jahreswechſel eingetreten und das Jahr 1815 begann in angſtvoller Spannung. Es war ein ſonderbarer Eindruck, als wir den Zuſtand unerfüllter Wünſche und peinlicher Hinhaltung auch von einer Seite ausgeſprochen fanden, woher wir dergleichen am wenigſten erwarten konnten. Wir laſen in der Jenaiſchen Allgemeinen Litteraturzeitung Verſe von Goethe zum zweiten Januar, wo es gleich zu Anfang hieß:

„Sagt, wie ſchon am zweiten Tage
Sich ein zweites Feſt entzündet?
Hat vielleicht willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben ſie die Allgewalten
Endlich ſchöpferiſch entſchieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

„Nein! — dem Würdigen, dem Biedern,
Winden wir vollkommne Kränze,“ u. ſ. w.

Und ſo feiert der Dichter anſtatt des großen vaterländiſchen Stoffes, der da fehlt, den kleinen örtlichen, der ſich darbietet, nämlich das Jubiläum eines wackern herzoglich ſächſiſchen Staatsdieners. Dieſes faſt beſcheidene und doch ſo beſtimmte „Nein“ aus des Dichters Munde that auf Alle, die es vernahmen, eine unbeſchreibliche Wirkung, und aus der ſtillen Luft von Weimar in die trübgährende Atmoſphäre von Wien verſetzt, und hier den zu hundertmalen hergeſagten Fragezeilen immer ſo raſch und klar ſich anſchließend, klang es zuletzt wie die bitterſte Satyre, wie der ſtrafendſte Hohn. Solch ein Wort iſt um ſo ſchärfer, je harmloſer daſſelbe nur die ſchlichte Thatſache ausſpricht; der ungeheure Beifall, den ſpäter in Frankreich die Lieder von Beranger erwarben, beruht lediglich hierauf, und der franzöſiſche Dichter würde jenes „Nein“ unſers deutſchen, als Refrain zu Ende ſeiner Strophen ſieben- oder achtmal wiederholt, leicht zum dauernden Kongreßliede verarbeitet haben. Bei uns tauchte das vereinzelte Wort, nachdem es eine Weile zur Genugthuung gekränkter Gemüther gedient, bald wieder in das litterariſche Element zurück, aus dem es einen Augenblick hervorgeſchnellt war.

Auf der Gegenſeite hatten ſich die Beeiferungen in ihrem geſuchten Verein bald weiter, als es der anfänglichen Abſicht gemäß ſein konnte, fortgeriſſen geſehn. Gewiß war es nicht die Meinung, daß die Sachen zum Kriege kommen ſollten. Aber dieſen in Ausſicht ſtellen hieß ihn auch bereiten, und als die Sprache Preußens, aus einer feſten und ſtarken, nun auch eine drohende zu werden ſchien, Hardenberg ein Wort hinwarf, das keinen Hinterhalt übrig ließ, da ſchloſſen Oeſterreich, England und Frankreich förmlich ein Bündniß, und verpflichteten ſich durch einen am 3. Januar 1815 unterzeichneten Vertrag zu wechſelſeitiger Unterſtützung. Die Sache war geheim betrieben worden, und geheim ſollte auch der Vertrag bleiben. Oeffentlich mitgetheilt hat ihn zuerſt Herr von Gagern, wenn dieſer aber zugleich meint, Rußland und Preußen hätten gar nicht um ſein Daſein gewußt und der

Kaiſer Alexander erſt durch Napoleon den nähern Inhalt erfahren, ſo iſt dies ganz irrig, denn das Bündniß war auf der Stelle bekannt, und der preußiſche Kreis genugſam davon unterrichtet. Schon Bartholdy hatte von den Engländern den Anlauf der Sachen längſt erlauſcht. Ueberhaupt wird das Richtige und Wahre auch im politiſchen Fache leicht und ſchnell gewußt, nur verliert es ſich gewöhnlich in einer Maſſe von mit überkommenem Falſchen, welches den Draußenſtehenden oft völlig verwirrt, das aber der Eingeweihte ſonder Mühe erkennt und ausſcheidet.

Dieſes Bündniß war der Hochpunkt der Spannung, die hierauf nicht weiter ging, ſondern alsbald wieder nachließ. Den Theilhabern mochte die genommene Stellung doch ſchon bedenklich ſcheinen, und ein Rückſchritt wünſchenswerth dünken. Die Nachgiebigkeit erfolgte indeß zuerſt von derjenigen Seite, wo Macht und Selbſtſtändigkeit am wenigſten zu bezweifeln waren, von Seiten Rußlands. Der Kaiſer Alexander ſtimmte ſeine Anſprüche in Betreff Polens bedeutend herab, der öſterreichiſche Antheil wurde günſtiger geſtellt, der preußiſche beträchtlich ausgedehnt, Thorn und Krakau ſollten freie Städte werden, und von dieſen wurde ſpäter die erſtere noch zu Preußen gefügt. Hierdurch bekamen auch die Verhandlungen über Sachſen eine veränderte Geſtalt, und beiderlei Fragen rückten wieder gemeinſam einer, zwar noch immer herben und ſchweren, aber doch ſchon entſchieden friedlichen Löſung entgegen.

Ein beſonderes Schauſpiel von ſehr verſchiedenartiger Wirkung brachte der 21. Januar. Den Todestag Ludwigs XVI. hatte die Reſtauration in Frankreich zu einem allgemeinen Trauerfeſt erhoben, und trieb damit ein partheiſüchtiges Gepränge. Die Geſandtſchaften im Auslande wurden angewieſen, den Tag durch kirchliche Feier zu begehen, und Talleyrand durfte nicht zurückbleiben. Er ließ in der St. Stephanskirche einen Trauergottesdienſt halten, zu welchem der ganze Kongreß eingeladen wurde, und der prunkvoll ſein ſollte, und vielleicht koſtbar genug, aber doch gering ausfiel. In Frankreich war die Feier jenes trauervollen Tages, in welcher wenig Rührung aber deſto mehr Haß ſichtbar wurde, eine unkluge Herausforderung; in Wien erſchien ſie, wo nicht grade ärgerlich, doch wenig angemeſſen. Man hielt es für ſehr unnöthig, daß in Gegenwart ſo vieler Fürſten die Hinrichtung eines der angeſehenſten feierlich in Erinnerung gebracht wurde, man glaubte ein ſolches Ereigniß bleibe beſſer in Dunkel und Vergeſſenheit. Es kamen Dinge zur Sprache, die man lieber unbeſprochen laſſen mußte, und ſelbſt die Perſon Ludwigs XVIII. blieb nicht verſchont, denn natürlich wiederhallten die Stimmen aus Frankreich auch in Wien. Talleyrand hatte bei der Sache auch keine richtige Stellung, ſie mußte ihm jedenfalls peinlich ſein; der Gedanke an die Hinrichtung des Herzogs von Enghien lag ſo nahe, und bei dieſer Unthat ſchien einige Mitſchuld ihm doch beizumeſſen; überdies hatte er mit den Verurtheilern Ludwigs XVI. bis dahin ſtets im beſten Frieden und Verkehr gelebt. Genug, das Ganze machte einen falſchen Eindruck, und nahm ſich im Oeſterreichiſchen Beobachter zwar auch nicht ſonderlich, aber doch beſſer als in der Wirklichkeit aus.

Unterdeſſen war aus England der Herzog von Wellington eingetroffen und als Bevollmächtigter an Lord Caſtlereagh's Stelle getreten, der nach London zurückkehrte und vorläufig wenigſtens Ein Ergebniß des Kongreſſes mitbrachte, für das er die Theilnahme ſeiner Landsleute ſehr erweckt wußte, nämlich die Abſchaffung des Negerhandels. Der berühmte Feldherr hatte offenbar mehr Geſchick für diplomatiſche Geſchäfte als ſein Vorgänger, wußte zu hören, und wenn auch nicht ſo wortreich, doch mehr ſachgemäß zu reden. War ſeine Sendung darauf abgeſehen, durch den Kriegsmann zu imponiren und durch ſein Kraftwort die Andern zum Schweigen zu bringen, ſo blieb dieſer Zweck verfehlt, denn man konnte bald wahrnehmen, daß recht eigentlich ein Unterhändler, und zwar ein ſehr geſchickter und ſachkundiger, in ihm gekommen war. — Wellington fand in Wien einen Waffengefährten in dem preußiſchen General von Grolman wieder, der vormals unter ihm in Spanien den Krieg mitgemacht hatte. Der Umſtand war ohne Zweifel den preußiſchen Verſtändigungen günſtig, wenigſtens ſah man zwiſchen den beiden Kriegsmännern das freundſchaftlichſte Vernehmen, und Wellington zeigte bei jedem Anlaſſe gefliſſentlich, wie ſehr er den Mann perſönlich und in ihm die Preußen ehre. Bei Gelegenheit ſpäterer Verhandlungen wurde viel von einem würdigen und freimüthigen Schreiben geſprochen, das der General von Grolman aus eignem Antrieb an den Herzog gerichtet haben ſoll, um denſelben aufzufordern, gewiſſe Vorſchläge mit den Augen des Kriegers anzuſehen und nach den Eingebungen des Soldatenherzens zu entſcheiden. Wellington, ſo wurde verſichert, rühmte die franke Anſprache und hätte ihr gern durch die That genügt, allein die Sachen ließen ſich nicht mehr umlenken. Deßhalb, und weil überhaupt der Schritt als ein ganz unamtlicher geſchehen, ſcheint auch jede weitere Mittheilung darüber unterblieben zu ſein. Eine angebliche Abſchrift, die umherlief, wurde für unächt und untergeſchoben erklärt und durchaus verworfen.

Die deutſchen Angelegenheiten, welche in der allgemeinen Spannung und auch in ihrer eignen bisher geſtockt hatten, wurden wieder aufgenommen, ohne doch die nöthige Förderung finden zu können. Eiferſucht, Ehrgeiz und Mißtrauen regten ſich von allen Seiten, und der Andrang der mindermächtigen Fürſten und Staaten wurde den wohlmeinenden Abſichten Oeſterreichs und Preußens, für die Geſammtheit der Deutſchen eine durchgreifende Ordnung zu gründen, immer beſchwerlicher. Für dieſe Richtung war die Einigkeit beider Mächte faſt gar nicht geſtört worden, die Geſinnung der beiderſeitigen Staatsmänner beharrlich die gleiche geblieben. Auch der Kaiſer von Rußland nahm ſich der deutſchen Sache wohlwollend an, und wirkte mittelſt ſeines Anſehens und Einfluſſes überall für das Beſte der Geſammtheit, für die Sicherung volksthümlicher Rechte. Daß die Vertreter der kleinen deutſchen Länder ein Recht hatten mitzuſprechen, darf man nicht bezweifeln, denn es wurde ihnen zugeſtanden; daß in vielen dieſer Männer der redlichſte Eifer glühte und auch im Einzelnen die wichtigſten Dienſte leiſtete, wird ihnen ſtets rühmlichſt anzuerkennen ſein; aber im Ganzen müſſen wir wiederholt beklagen, daß die Geſtaltung der Dinge nicht aus engerem Rath hervorgegangen und ausſchließlich von den großen Stimmführern geleitet worden iſt.

Durch den Zuſammenſtoß der Anſprüche entſtanden auch ſolche Reibungen, welche perſönliche Abmachung zu fordern ſchienen. Die großen Mächte hatten kaum wieder aufgegeben durch die Waffen ihre Sache zu entſcheiden, ſo ſchien die Kampfluſt in die Einzelnen zu fahren und es fehlte nicht viel, ſo hätte der Kongreß das Zwiſchenſpiel merkwürdiger Zweikämpfe geſehen. Man erzählte von unerhörten Auftritten, welche Stein bei dem Grafen von Stackelberg gehabt, und wo der Reichsritter ſich wie Götz von Berlichingen oder Franz von Sickingen gefühlt, die ſich auch keinen Augenblick bedacht haben würden, ihre Fehden perſönlich auszufechten. Die Sache war folgende: Im Rheiniſchen Merkur waren Baiern und Würtemberg hart angegriffen und vom Kronprinzen von Baiern hieß es: er ſei einſt deutſch- und gutgeſinnt geweſen. Der Kronprinz hielt Stein für den Verfaſſer des Artikels, und als er auf dem Balle bei Stackelberg zufällig hinter dieſem ſtand, rief er ihm über die Schulter mehrmals in ſpöttiſchem Tone: „Geweſen! Geweſen!“ zu. Stein drehte ſich um, und fragt, ob ſich das an ihn richte? Der Kronprinz erwiedert: „Nun, Sie werden doch wiſſen, daß von mir die Rede iſt, im Rheiniſchen Merkur ſteht's ja, daß ich ehmals ein guter Deutſcher geweſen, nun aber nichts mehr ſei.“ — Ich erinnere micht nicht, verſetzte Stein, es geleſen zu haben. So? ſtand das dort? — „Der Verfaſſer wird ſich doch ſeiner Worte erinnern?“ rief der Kronprinz höhniſch. Da hielt ſich Stein nicht länger, hielt dem Kronprinzen die geballte Fauſt vor's Geſicht, und ſchrie mit bebenden Lippen: „C'est le propos le plus indécent et gare qui le répétera.“ Der Kronprinz von Baiern hatte noch einen andern Handel, und zwar mit dem Kronprinzen von Würtemberg; ſie hatten durch bittre Worte ſich entzweit, und ſchon Ort und Zeit beſtimmt, ihre Mißhelligkeit durch die Waffen auszugleichen, als noch eben die Vermittlung des Fürſten von Wrede den Zwiſt beilegte und ein ſo unheilvolles Beiſpiel verhütete. Gleicherweiſe wurde ein Zweikampf, zu welchem der Kriegsminiſter von Boyen den Miniſter von Humboldt aufgefordert hatte, noch gütlich auf dem Platze ſelbſt vermittelt, indem eine äußerliche Zurückſetzung, welche Boyen für eine abſichtliche hielt, ſich als ganz abſichtsloſe Zufälligkeit herausſtellte.

Auch in weniger hohen Kreiſen waren Streitigkeiten zu vermitteln, welche ohne Dazwiſchenkunft ruhiger Beſonnenheit einen ſchlimmen Ausgang nehmen konnten. Es kam die Rede darauf, ob nicht der Kongreß angegangen werden ſollte, den Zweikampf allgemein abzuſchaffen, und Ehrengerichte anſtatt ſeiner einzuſetzen. Gentz bat um's Himmels willen, die Mühewaltung der Diplomaten nicht durch neue Anſuchen zu vermehren, ſie abzuweiſen ſei ſchon des Leidens zu viel, nun gar aber einen ſolchen Gegenſtand aufzunehmen, auch für ihn einen Ausſchuß zu beſtellen, würde ihm der Gipfel der Thorheit dünken. Jemand ſchlug einen Ausſchuß vor, und wollte Gentzen als erſtes Mitglied, was dieſer ſehr übel nahm, nicht darum, weil der Scherz anzüglich war, ſondern weil ſolcher Gedanke ihn gleich im Ernſt quälte und auf Tage hinaus unglücklich machte.

Konnte man auch eines Humboldt oder Gentz in dieſer Zeit kaum habhaft werden, fehlte es doch an geiſtreichen Wortführern nicht, und lebendige Erörterungen allgemeiner Fragen fielen täglich vor. Der Oberſt von Noſtitz, Koreff, und der Mahler Meier aus Rathenau, glänzten hier in erſter Reihe. Letzterer war einer der begabten Menſchen, deren Sinn jeden Gegenſtand erfaſſen und in den eignen Kreis der Betrachtung ziehen kann. Ich hatte ihn früher in Dresden gekannt, außerdem war er mit dem Fouqué'ſchen Kreiſe in Nennhauſen und von Halle her mit Harſcher wohlvertraut; doch überflog er ſchnell ſolche Einführungsanſprüche bei uns, und ſtand in wenig Augenblicken als ein durch ſich ſelbſt

Berechtigter in größter Innigkeit. Er hatte den Befreiungskrieg rühmlich mitgemacht, dann kürzlich geheirathet, und wollte nun in Wien ſeine Kunſt ausüben, fühlte aber bald, daß er für andere Lebensthätigkeit geboren ſei und widerſtand nicht, als es wieder Krieg gab, der Luſt nochmals Soldat zu werden, leider zum Unheil, denn er kehrte nicht wieder! In der Schlacht von Bellealliance wurde er mit einem Befehl beauftragt, der ihn unter die feindlichen Kartätſchen führte, und er verſchwand ſpurlos. Den Dingen neue und unerwartete Seiten abzugewinnen, war ſeine Laune unerſchöpflich, und ſie kam aus einem tiefen und liebevollen Herzen; Jean Paul Richter, der ihn perſönlich gekannt und ſehr lieb gehabt, war ganz davon eingenommen. Sei dieſe Erwähnung hier ihm ein Denkſtein, deſſen ſein unbekanntes Grab ohnehin entbehrt!

Von antheilnehmenden Landsleuten hab' ich hier, außer dem Grafen von Flemming, noch des Majors von Eckardſtein und des Oberſtlieutenants von Hedemann zu erwähnen, in welchem die günſtige Vorſtellung, die ſich überall dem preußiſchen Namen verknüpfte, ihre würdigen Vertreter hatte. Ferner iſt als ausgezeichnete Erſcheinung Dehn zu nennen, der in ſchwediſchen Aufträgen eben aus Norwegen eingetroffen war, und den anſehnlichſten Geſchäften vorſtand. Er war einer der wenigen Männer ſeines Urſprungs und Standes, der beide, durch wahrhafte Bildung der großen und feinen Welt und durch ausgezeichnetes Betragen, gänzlich verläugnete, und deßhalb auch in den höchſten Kreiſen ſich ſeltner Erfolge rühmen konnte. Hat er ſeine Denkwürdigkeiten, die er wirklich zu ſchreiben angefangen, nicht zu früh wieder aufgegeben, ſo dürften wir ein Seitenſtück zu Gourville empfangen.

Die Frage über Sachſen war ſchon in das Geleiſe gebracht, in welchem ſie nun unverändert ihrer Entſcheidung entgegen rückte, alſo wenn auch nicht der Form doch dem Weſen nach entſchieden, als die von mir unternommene Druckſchrift erſchien. Hardenberg hatte ſie Cotta'n zur Beſorgung übergeben, dieſer aber ſie in Sachſen drucken laſſen, wo ſie abſichtliche Verzögerung erfuhr, und um mehrere Wochen verſpätet wurde. Sie trat nun gleichzeitig mit der von Niebuhr verſprochenen an's Licht, und mit noch einer andern, als deren Verfaſſer Eichhorn genannt wurde. Die Niebuhr'ſche machte, ſchon des Namens wegen, dann auch durch die eigenthümliche Behandlung der Sache, großes Aufſehen, doch wollte man von den beiden andern, anonym erſchienenen Schriften mehr Wirkung verſpüren, wenigſtens war der Eindruck verſöhnlicher und gewinnender. Gegen Niebuhr wollte Friedrich Schlegel auftreten, der ihm vorwarf, in römiſcher Welt und Geſchichte möchte er heimiſch ſein, von deutſchen Sachen aber verſtände er nichts. Schlegel ſelbſt urtheilte hier mit mehr Dünkel als Grund, und ich beſtritt ihn lebhaft, konnte aber bei manchen ſeiner Behauptungen nur die Achſeln zucken, und fragte ihn zuletzt, ob ihm denn überhaupt die Sache noch der Erörterung werth dünke, da nach ſeiner Ueberzeugung die Welt höchſtens nur noch hundert und ſechzig Jahre beſtehen werde? Wirklich behauptete der, bei allem Geiſte, von Einbildungen befangene Mann in allem Ernſte, nach Verlauf dieſer Zeit müſſe das Ende der Welt eintreten. Aus demſelben Munde nun das Lob meiner Schrift zu hören, konnte mich wenig freuen, ſo wie mich faſt verwirrte und beſchämte, daß auch Gentz ſich zufrieden erklärte, und daß die Allemannia nur mäßig ſchalt.

Die Franzoſen ſuchten die ſächſiſchen Fäden noch feſtzuhalten, hatten aber indeß andere aufgenommen, an welchen für ſie viel nähere Betheiligung hing. Aus dem Sturze Napoleon's hatten ſich nur zwei mit ihm emporgekommene gerettet, Bernadotte und Murat, beide durch Anſchließung an die Verbündeten. Allein wie das Beharren bei dem Feinde ſchon kein unnachſichtliches Vergehen mehr ſein ſollte, ſo durfte auch der Abfall von ihm nicht mehr als unbedingtes Verdienſt gelten, und in Betreff Murat's war die Aufrichtigkeit ohnehin zweifelhaft. Dieſen Eindringling fortwährend auf dem Throne von Neapel zu ſehen, war den Bourbons unerträglich, und Talleyrand hatte förmlich darauf angetragen, das vertriebene, nur Sicilien noch beherrſchende Fürſtenhaus auch in Neapel wieder einzuſetzen. Das Nebeneinanderſtehen der beiderſeitigen Abgeordneten Neapels und Siciliens auf dem Kongreß war allerdings eine ſeltſame Erſcheinung, und ſchrie laut die Thatſache aus, daß hier ein Bruch, eine Lücke ſei, wo kein Grundſatz hineinpaſſe. Der franzöſiſche Antrag verurſuchte große Aufregung, und fand, wie die gleichzeitigen Wünſche, daß Napoleon von Elba weg und in größere Ferne verſetzt würde, vielfache Zuſtimmung. Die geſchloſſenen Verträge jedoch waren ein ſtarker Schutz, und Murat's Bevollmächtigte, Herzog von Campochiaro und Fürſt von Cariati, benahmen ſich als Sieger, während die ſicilianiſchen Abgeordneten, Herzog von Serra-Capriola und Kommandeur Ruffo das Anſehen von Unterdrückten hatten. Wie die Sachen gekommen wären, wenn Murat ſeinen Vortheil verſtanden hätte, iſt ſchwer zu ſagen, vielleicht wäre er ſeinem Falle dennoch nicht entgangen, den nun freilich Unklugheit und Thorheit beſchleunigten. Durch die ausgeſprochene Feindſchaft der Bourbons aufgereizt, im Bewußtſein der eignen Handlungsweiſe, wenig durch die Verträge beruhigt, glaubte er durch eigne Kraft ſich behaupten zu können, träumte die Eroberung Italiens und knüpfte heimlich auch mit Napoleon wieder Verbindungen an. Seine Rüſtungen, angeblich gegen Frankreich gerichtet, aber zunächſt und weſentlich Oeſterreich angehend, konnten weder verborgen noch unbewacht bleiben. Lange ſchon zogen in der Stille immer mehr öſterreichiſche Truppen nach Italien, und als ſpäterhin auf jener Seite die Bewegung ſichtbar wurde, ſtand auch auf dieſer Seite ſchon ein Heer gerüſtet.

Bei dieſer Gelegenheit hörte man auch öfters die Geſellſchaft der Carbonari nennen, die ihr Abſehen auf die Einheit Italiens gerichtet haben ſollte. Wiefern Murat ihr Haupt geworden, ſie durch ihn oder er durch ſie ſtark werden könne, die Beſtandtheile, Verzweigung, Form dieſer Brüderſchaft, gaben den Stoff mannigfacher Vermuthungen und Betrachtungen. Carpani, einer der leidenſchaftlichen Italiäner, welche aus Liebhaberei Politik wie Muſik treiben, und der, ganz öſterreichiſch geſinnt, den heftigſten Haß gegen die Franzoſen hegte, war über das Weſen der Carbonari, ſo ſchien es, vollkommen im Klaren, und gab uns gleich damals zuverläſſigen Bericht, der ſich in den ſpätern Zeiten durch alle reichlichen Aufſchlüſſe nur beſtätigte. Er geſtand, daß der Bund eine lockende, eine für jeden Italiäner erhebende Seite habe, und er ſelber ſtimmte gleich ein, wenn Oeſterreich das Haupt ſein wolle, dagegen verwünſchte er heftig jede Anſchließung an Murat. Entgegengeſetzte Wendungen lagen damals noch beiſammen, und es ſchien nur von der Willkür abzuhängen, die eine oder andere vorzuziehen. Freund oder Feind, die Wahl ſchien offen. Niemand aber traute damals den Carbonari ſolche Bedeutung und Wirkſamkeit zu, als wir von ihnen ſpäter geſehen haben, noch konnte man ahnden, daß das Unheil ſolcher Umtriebe bald in unſerm ſtillen Deutſchland zu verfolgen ſein würde!

Während ſich die Blicke beſorglich nach Süden wandten, und der Norden ſich kaum erhellte, behielt Wien unverändert daſſelbe Anſehen, immer drängten ſich die Feſtlichkeiten und Vergnügungen, immer vereinigte wieder in Glanz und Freude der Abend, was der Morgen feindlich entzweit zu haben ſchien. Die lange Dauer des Kongreſſes minderte in nichts die gaſtfreie Herrlichkeit, den Reichthum und die Grazie der Bewirthung, man mußte die Hülfsquellen dieſes Aufwandes für unerſchöpflich halten. Die große Welt entſprach allen Forderungen, die ſie an ſich ſelber machte, und zeigte immer gleichen Eifer, gleiche Fülle. Der Zudrang mehrte ſich ſogar, und immer andere Fremde ſtrömten herbei, welche den Schauplatz neu belebten. Selbſt die Jahreszeit brachte den Reiz des Wechſels, die prächtigen bei nächtlicher Heimkehr von Fackeln beleuchteten Schlittenzüge, wandelte die lauere Luft in prunkvolle Wagenfahrten und Kavalkaden um. Das Gedränge der Baſteien wiederholte ſich im Prater, im Augarten, auf den Straßen nach Schönbrunn und Baden.

Auch an kirchlich-religiöſem Schauſpiel ſollte es dem

Kongreſſe nicht fehlen. Zwar Frau von Krüdener, welche vor andern Perſonen berufen ſchien, die vornehme Welt von dieſer Seite anzuſprechen, auch bereits mit dem Kaiſer Alexander in vertrautem Verkehr ſtand und bald in hohe und folgenreiche Wirkſamkeit trat, war nicht nach Wien gekommen, und hätte auch unter den vorherrſchend katholiſchen Einflüſſen des Orts mit ihrer proteſtantiſchen Myſtik ſchwerlich viel Glück gemacht. Dafür hatte Zacharias Werner ſich eingefunden, der königsbergiſche Preuße, Verfaſſer der Söhne des Thals, der Weihe der Kraft und anderer Theaterſtücke, der ſeinen lange verſteckten Sinn endlich offen bekannt hatte, katholiſch und bald auch Prieſter geworden war. Noch im vorigen Jahre hatte er in einem halb faſelnden halb trunkenen Gedicht „die Weihe der Unkraft" den Sieg der Verbündeten beſungen, und in ſeiner Weiſe, die alles durcheinander miſchte, die proteſtantiſche Königin Luiſe von Preußen, als eine der Heiligen mit aufgeführt, deren Wirken im Himmel das irdiſche Siegeswerk mit vollbracht. Seine nunmehrigen Glaubensgenoſſen achteten ſolcher Abſprünge eines verwilderten Gehirns nicht, und niemand mochte die poetiſche Lizenz rügen, mit der die dogmatiſche Unterſcheidung einen Augenblick der praktiſchen Verbündung hier zum Opfer gebracht wurde. Allein ſeit Jahresfriſt waren alle, bis dahin unbeſtimmt in einander fließenden, Meinungen und Denkarten zur Entwickelung vorgeſchritten, und hatten ſich geſondert und befeſtigt. So war denn auch Werner ſeitdem ſchon ein ganz anderer Katholik geworden, und jetzt der Erſte, ſolche poetiſche Milde, welche den Nichtkatholiken den katholiſchen Himmel öffnet, und ſie dort ſogar mit dem Heiligenſchein ſchmückt, als eine ſündhafte Verirrung zu verwerfen. Er drang auf ſtrenges Bekenntniß zur katholiſchen Kirche, auf unbedingte Unterwerfung unter den Pabſt, und hätte ſich um keinen Preis mehr erdreiſtet, Irrgläubigen einen Theil an der Seligkeit zuzuſprechen. In den Faſten trat er als Prediger auf, und der heftige Eifer, mit dem er die Sünder zur Bekehrung rief, ſein bekannter Name und Lebenslauf, wie ſein wunderliches Weſen überhaupt, das den Zuhörern mit dem geiſtlichen Ertrag auch reichlichſt weltliche Unterhaltung verſprach, zogen bald die ganze vornehme Welt zu ſeiner Kirche hin. Mehr noch, als je vorher im Schauſpiel- und Geſellſchaftsweſen entfaltete er ſeine Fratzenhaftigkeit jetzt auf der Kanzel. Ein zweiter Abraham von Sancta Clara, hatte er bald gefühlt, was alles ein eifernder Prediger ſich erlauben, was alles ſeine Dreiſtigkeit antaſten, ſeine Willkür herbeiziehen dürfe. Recht mit Luſt beſprach er ſeine eignen, perſönlichen Angelegenheiten, ſeine Sündhaftigkeit, ſeine Bekehrung und Buße, und indem er den Andern die Hölle heiß machte, ſchwelgte ſeine Eitelkeit in doppelter Selbſtbeſpiegelung, der ehemaligen Weltluſt und der jetzigen Auserwählung. Er machte reine Theaterſtreiche, nicht nur ärgerliche, ſondern oft geradezu unanſtändige. Er gefiel ſich in dem Wagniß, die Zuhörer durch zweideutige Ausdrücke aufzuregen, in Unruhe, Scham und Angſt zu verſetzen, ja dieſe bis zum Gipfel des Schreckens zu ſteigern, wo man ungewiß wurde, ob nicht Wahnſinn die Kanzel entweihen werde — und dann plötzlich ließ er von dieſer Spitze ſeinen Vortrag in das gewöhnliche Geleis hinabſtürzen, wo ſich alles in zuläſſiger Weiſe ruhig verlief. Wer von der Predigt Kenntniß hat, wo Zacharias Werner von dem allerſündlichſten und ärgerlichſten Theile des menſchlichen Körpers redet, die Eigenheiten und Unarten angiebt, durch die er ſich bemerkbar macht, endlich, nach der abſichtlich beunruhigendſten Aufzählung derſelben, mit unerhörter Dreiſtigkeit fragt, ob er ihn noch erſt nennen, oder gar ihn zeigen ſolle? — wobei unter den Zuhörern eine Mutter ihren beiden Töchtern angſtvoll zuflüſterte: „Seht nicht hin, ſeht nicht hin!“ — darauf aber ausruft: „Die Zunge iſt es!“ — der hat das ſprechendſte Beiſpiel, auf wie ärgerliche Weiſe dieſer Schäker Schimpf und Spott mit ſeinen Zuhörern trieb. Freilich kannte er ſeine Leute! Die vornehme Welt, Wiener und Fremde, waren entzückt, auch in der Kirche ſolchen hautgoût und das Heilige mit ſolchem Sinnenkitzel verquickt zu finden.

Wir haben von andern Dingen zu reden. Der Monat März hatte begonnen, er ließ ſich leidlich an. Der König von Sachſen war in Preßburg angekommen, und die Mächte, in Betreff der Theilung Sachſens nun einſtimmig, unterhandelten über ſeinen Beitritt zu dem Beſchloſſenen. In Wien ſchwebte das Schauſpiel einer ſtattgehabten Prachtfahrt des Hofes, das heißt, aller hier vereinigten Höfe, noch vor Augen, man unterhielt ſich, arbeitete und ſchlenderte, wie bisher; — da wurden plötzlich am 7. März die Sinne geblendet, es blitzte, und ein dumpfer Donner hallte lange nach. Der Blitz war die Nachricht, daß Napoleon am 26. Februar die Inſel Elba verlaſſen habe, und mit ſeiner Kriegsmannſchaft auf ſechs Schiffen nordwärts ſteuernd geſehen worden ſei.

Der Fürſt von Metternich erzählte den Hergang der Sache fünfundzwanzig Jahre ſpäter in einem Schreiben an mich vom 27. März 1840, wörtlich wie folgt: „Die erſte Kunde der Entfernung Napoleons von Elba habe ich und zwar auf die folgende Weiſe erhalten. Eine Konferenz zwiſchen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte ſich in meinem Kabinette in der Nacht vom 6. auf den 7. März bis nach 3 Uhr früh erſtreckt. Da die Kabinette zu Wien vereint waren, ſo hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, mich, wenn Kouriere ſpät nachts ankämen, nicht im Schlafe zu ſtören. Dieſem Befehle ungeachtet brachte mir derſelbe gegen 6 Uhr früh eine mittelſt Eſtafette eingelangte, „dringend“ bezeichnete Depeſche. Als ich auf dem Kouvert die Worte: „vom kaiſerlich-königlichen Generalkonſulate zu Genua“ las, und kaum zwei Stunden zu Bette war, legte ich die Depeſche uneröffnet auf den nebenſtehenden Nachttiſch, und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal geſtört, wollte dieſelbe jedoch mir nicht recht zu Gebote ſtehen. Gegen 7½ Uhr entſchloß ich mich, die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in ſechs Zeilen die Anzeige, der engliſche Kommiſſair Campbell ſei ſo eben in dem Hafen erſchienen um ſich zu erkundigen, ob ſich Napoleon zu Genua nicht habe erblicken laſſen, denn von Elba ſei er verſchwunden, worauf in Folge der verneinenden Antwort, die engliſche Fregatte ungeſäumt wieder in die See geſtochen ſei! In wenigen Minuten war ich angekleidet, und vor 8 Uhr bereits bei dem Kaiſer. Derſelbe las den Bericht, und ſprach ruhig und gefaßt, wie er dies in allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte zu mir: „Napoleon ſcheint den Abentheurer ſpielen zu wollen; dies iſt ſeine Sache. Die unſere iſt, die Ruhe, welche er Jahre lang ſtörte, der Welt zu ſichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiſer von Rußland und dem König von Preußen, und ſagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee alsbald den Rückmarſch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverſtanden ſein werden." — Um 8¼ war ich beim Kaiſer Alexander, welcher mich mit denſelben Worten beſchied wie der Kaiſer Franz. Um 8½ erhielt ich dieſelbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war ich zu Hauſe, wohin ich bereits den Feldmarſchall Fürſten von Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr ſtellten ſich auf meine Aufforderung die Miniſter der vier Mächte bei mir ein. Um dieſe Stunden waren bereits Adjutanten in allen Richtungen unterwegs, um den rückziehenden Armee-Abtheilungen den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Sie ſehen, daß der Krieg in weniger als einer Stunde beſchloſſen war. Als ſich die Miniſter bei mir einſtellten, war ihnen das Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand war der erſte, der eintrat; ich gab ihm den Bericht aus Genua zu leſen. Er blieb kalt, und zwiſchen uns fand das folgende lakoniſche Geſpräch Statt: Talleyrand. Savez-vous où va Napoléon? — Moi. Le rapport n'en dit rien. — Talleyrand. Il débarquera sur quelque côte d'Italie et se jettera en Suisse. — Moi. Il ira droit à Paris! — Dies iſt die Geſchichte in ihrer ganzen Einfachheit. Ein paar Tage ſpäter fuhren der Fürſt Talleyrand, der Herzog von Wellington und ich nach Preßburg, woſelbſt wir die Ausgleichung mit dem daſelbſt befindlichen Könige von Sachſen, im Auftrage des Kongreſſes bewirkten. Der Herzog von Wellington ließ dort drei auf ihrem Rückzuge nach Frankreich durchziehende Kavallerieregimenter vor ſich vorbei defiliren."

Dieſe Erzählung des Fürſten erregte in Berlin bei manchen Perſonen, die den Brief ſahen, Zweifel und Widerſpruch.

Der König bekannte, daß er ſich der näheren Umſtände gar nicht mehr erinnere, eben ſo war der Fürſt von Wittgenſtein ganz unſicher. Stägemann und Rother, als nächſte Räthe Hardenberg's, läugneten, daß dieſer die erſte Nachricht durch Metternich empfangen habe, und meinten, ſie ſei auch letzterem nicht ſo früh bekannt geweſen, als er jetzt angebe. Am ſtärkſten widerſprach der General von dem Kneſebeck, der ſeine genauen Erinnerungen beſtimmt den Metternich'ſchen entgegenſtellte. Doch hat Kneſebeck, der im Sommer 1840 in Wien mit dem Fürſten perſönlich darüber zu ſprechen Gelegenheit hatte, nachher geſagt, er ſei überführt worden, daß die Angaben Metternich's die richtigen ſeien. Hingegen erhebt ſich aber ein gewichtiger Einſpruch in dem Tagebuche von Gentz, wo es ganz unbefangen heißt: „Mardi 7 Mars. Chez le prince Metternich; de là au bain; visite chez le duc de Dalberg, malade. Rentré. Humboldt vient m'annoncer la nouvelle du départ de Bonaparte de l'île d'Elbe. Allé chez le duc de Campo-Chiaro. Diné chez moi. A 7 heures allé à la cour.“ ꝛc. Auch der Marquis von Saint-Marſan, ſardiniſcher Bevollmächtigter beim Kongreß, bemerkt in ſeinen Aufzeichnungen: „La nouvelle du départ de Bonaparte de l'île Elbe est arrivée à Vienne le 7. Peu après l'arrivée du courrier anglais parti de Gênes le 2 au matin, arriva un courrier autrichien avec les nouvelles du 2 au soir.“ Die Sache wäre an und für ſich gleichgültig, indeß erlangt ſie Wichtigkeit dadurch, daß der Fürſt Memoiren geſchrieben hat, und es ſehr gegen deren Glaubwürdigkeit ſprechen müßte, wenn ſich aus dieſem Beiſpiele ſchließlich ergäbe, daß in ſeiner Vorſtellung die Sachen zu leicht diejenige Geſtalt annehmen, welche für ihn am günſtigſten war. Starke Zweifel laſſen ſich beſonders gegen die dem Kaiſer Franz in den Mund gelegten Worte erheben, man kennt dieſen Fürſten anders, als ihn Metternich hier vorführt. Auch iſt die Angabe am Schluſſe nicht genau; nicht ein paar Tage nachher, ſondern gleich am folgenden, am 8. März, fuhr Metternich nach Preßburg.

Gegen Mittag war das Ereigniß durch ganz Wien bekannt, und der Eindruck iſt nicht zu beſchreiben, den die gleich einem Lauffeuer verbreitete Nachricht auf alle Menſchen machte. Jederman fühlte, daß dieſer Schlag eine Schickſalswendung ſein werde, wenn auch nur des Mannes, der ihn geführt. Alle Geſichtspunkte waren durch ihn verrückt, aller Anhalt unſicher, alles Bewegte ſtillgeſtellt. Daß es Gemüther gab, die nicht aus der Faſſung kamen, wird man ſchon glauben. Der Kaiſer Alexander ſagte, das Ereigniß werde ein geringes ſein, ſobald man es nur nicht als ein ſolches behandle. Der Gleichmuth des Fürſten von Metternich blieb unerſchüttert, ſein Blick hatte ſogar auf der Stelle erkannt, daß Frankreich bedrohter ſei als Italien; aber auch Gentz, der perſönlich ſo leicht erſchreckbare Gentz, blickte muthvoll in die allgemeine Gefahr, oder glaubte ſie noch nicht beſonders groß. Humboldt rief: „Vortrefflich! das giebt Bewegung!“ Ich muß auch ſagen, daß ich einen Diplomaten geſehen, der unter den Augen einer Dame, die ſeiner Huldigung verſichert ſein ſollte, die Nachricht als die allergleichgültigſte aufnahm, und mit ſeltener Bemeiſterung nur dazu benutzte, um darzuthun, wie ganz von anderm Gegenſtande jetzt Sinn und Geiſt ihm ſchon erfüllt ſeien! Die Franzoſen, Talleyrand an der Spitze, ſuchten die möglichſt gleichgültige Haltung zu behaupten; ſolche Stimmung, wahr oder erkünſtelt, herrſchte auch am Abend jenes bewegten Tages, wo alle hohe und vornehme Welt bei der Kaiſerin von Oeſterreich der Aufführung eines Schauſpiels beiwohnte. Talleyrand fürchtete wirklich am meiſten für Italien, wo er ein bedeutendes Gelingen für möglich hielt, an Frankreich ſchien ihm ein Einbruch Napoleon's gleich im Beginn zerſchellen zu müſſen. Doch glaubten die meiſten Menſchen, Napoleon werde ſich nach Frankreich wenden. Am 10. März brachte ein öſterreichiſcher Kourier aus Genua die Nachricht, daß Napoleon wirklich in Frankreich gelandet ſei, und das Schloß von Antibes zu überfallen verſucht habe. Am 13. kam abermals ein öſterreichiſcher Kourier aus Genua mit Nachrichten vom 5. Nun begann auch Talleyrand, und mit ihm der Herzog von Dalberg, zu zagen, beſonders da auch ein Kourier aus Paris mit Nachrichten vom 5. eintraf, an welchem Tage man dort von dem ganzen Ereigniſſe noch keine Kunde hatte. Nach glaubhaften Verſicherungen war Talleyrand einen Augenblick ſichtbar getroffen und ſtarrte ſtumm vor ſich hin; doch nur im erſten Augenblick, denn gleich im zweiten, rühmte man, habe er ſich wieder in ſeiner Stärke, ruhig, klar und thätig gezeigt. Die Italiäner freuten ſich, daß Napoleon ſich nach Frankreich geworfen; Carpani rief mit Heftigkeit, es ſei ein Uebermaß von Segen, der Himmel führe den Böſewicht grade dahin, wo ſeiner die unfehlbarſte Strafe harre. Ueberhaupt, ſo wie man nur erſt wieder ſich beſonnen, ſich wechſelſeitig geſprochen, ermuthigt hatte, brachen ungehemmt die Leidenſchaften aus, und Haß und Wuth machte ſich in den wildeſten Reden Luft. Frauen wetteiferten mit Männern, den Helden des Tages, der ſie durch ſein bloßes Erſcheinen ſchüttelte und zauſte, zu ſchmähen, zu verachten.

Dieſe Stimmung, welche, bei ſchon geringerer Beſorgniß, ſich nur erhöhtem Grimm überließ, wurde von Talleyrand eifrig benutzt, um Maßregeln zu erwirken, deren Gefahr ſeine Verhältniſſe nicht verſchlimmern konnte, deren Ruhm und Vortheil aber auch auf ihn günſtig zurückfallen mußten. Ihn nämlich hielt die herrſchende Meinung gleich für den Urheber, wenigſtens für den ſtärkſten Anſtifter des kraftvollen Beſchluſſes, durch welchen die zum Kongreß verſammelten Mächte am 13. März das Unternehmen Napoleon's feierlich verdammten, ihn ſelbſt außer dem Geſetz, und der öffentlichen Rache geweiht erklärten. Der Eindruck dieſer Erklärung war groß, wurde aber bald geſchwächt durch die Nachrichten, die in raſcher Folge aus Frankreich einliefen und Napoleon's reißende Fortſchritte meldeten. Anſtatt ihn umzingelt und gefangen zu ſehen, ſah man Grenoble ihm die Thore öffnen, die Truppen zu ihm übergehen, die Bourbons ſchwach und rathlos an Flucht denken. Eilig ſchritten nun die Mächte zum völligen Abſchluſſe der ſächſiſchen Frage, und überwanden durch ernſtliche Vorſtellungen, an denen Talleyrand noch beſtens Theil nahm, die bisherige Weigerung des Königs von Sachſen. Hiemit endete die franzöſiſche Wirkſamkeit auf dem Kongreß. Als Napoleon in Lyon eingerückt war, der Marſchall Ney, auf den man die unſinnigſten Hoffnungen geſetzt hatte, nichts ausrichtete, ſondern ſogar von ſeinen Truppen fortgeriſſen dem wiederkehrenden Kaiſer ſich anſchloß, mußte man wohl erkennen, daß gegen dieſen kein Widerſtand mehr zu erwarten, Paris ihm offen und die Sache der Bourbons für diesmal verloren ſei. Frankreichs Vertretung auf dem Kongreſſe ſchwand in ſich ſelber dahin, und als am 25. März Oeſterreich, Rußland, England und Preußen auf's neue ſich zum Kriege verbündeten, war für Talleyrand nichts mehr mitzuwirken oder zu unterzeichnen.

Nachdem Napoleon ohne Schwertſtreich in Paris angelangt, die Obergewalt wieder in ſeinen Händen und ganz Frankreich ihm zugefallen war, konnte man aus dem Gedränge von Schrecken und Angſt, Wahn und Enttäuſchung, von welchem die Seele beſtürmt worden, erſt wieder aufathmen, und den neuen, unerhörten Zuſtand in's Auge faſſen. Wir dürfen es wohl ſagen, Staunenswürdigeres und Fabelhafteres und in ſeiner Wirkung Gewaltigeres hat die Geſchichte nicht aufzuweiſen, als dieſen Zug Napoleon's von Cannes nach Paris. Um das Wunder zu erklären, dachte man die albernſten Dinge aus, nur den einfachſten Zuſammenhang wollte man nicht ſehen. Eines nur konnte man nicht läugnen, daß Frankreich und Napoleon wieder auf's neue zu gewaltiger Macht vereint uns gegenüber ſtanden, und daß man ſich mit dieſer abfinden müſſe, in Krieg oder Frieden.

Oder Frieden; denn auch dieſer Fall mußte ſich der Einbildungskraft aufdrängen, ungeachtet der Erklärungen und Bündniſſe, welche der vollſtändigen Entwickelung des Ereigniſſes vorangegangen waren, und daher durch dieſe nun neu bedingt werden konnten. Napoleon, im Wiederbeſitze der Macht und getragen von dem Sturme gährender Volksbewegungen, trat unerwartet friedlich und gemäßigt auf, und erbot ſich den Frieden von Paris anzuerkennen. Ein ſolches Erbieten verdiente wohl Erwägung, und der Zuſtand Europas, die Verhältniſſe der Mächte untereinander, mußten zu ernſten Betrachtungen auffordern. England verwahrte ſich ſchon, in dem bevorſtehenden Kriege nur gegen Napoleon, nicht aber für die Wiedereinſetzung der Bourbons kämpfen zu wollen. Sollte letztere nicht Zweck ſein, ſo durften andere Mächte lieber ſehen, daß Napoleon's Dynaſtie monarchiſch, als daß neue Revolutionsgewalten republikaniſch in Frankreich herrſchten, und die noch nicht aufgelöſten Verhältniſſe, welche Napoleon perſönlich mit Oeſterreich verknüpften, konnten dieſe Macht auch für ihn ſelbſt noch günſtig ſtimmen. Er griff von ſeiner Seite dieſe Möglichkeit begierig auf, und benutzte ſie zu verheißenden Vorſpiegelungen für die Franzoſen, bei Oeſterreich zu eindringlichen Eröffnungen. Sie fanden keinen andern Eingang, als höchſtens den, daß man vernehmen wollte, was er anzutragen hatte, wohin ſeine Abſichten gingen.

Das Unternehmen Napoleon's war auf zweierlei Grundlagen berechnet, auf die eine, daß Frankreich der Bourbons überdrüſſig ſei, und dieſe Angabe war ihm ſo entſchieden und drängend, daß ſie kaum erlaubte, auch die zweite, daß der Kongreß uneinig oder auseinander gegangen ſei, gehörig zu prüfen oder abzuwarten. So gut Napoleon in jenem Betreff unterrichtet war, ſo ſchlecht war er es in dieſem. Allerdings wollten die Monarchen Wien ſchon verlaſſen, die Tage des Bleibens wurden ſchon gezählt und die Abreiſe ſehr nah angegeben. Allein die Trennung der Herrſcher würde nicht den Frieden geſtört haben, im Gegentheil waren die Verhandlungen wieder in beſſerem Gange, und ihre Fortſetzung geſichert. Allerdings hätte Napoleon's Wiederkehr einen ganz andern Eindruck gemacht, und ſeine politiſche Argliſt einen ungleich größeren Spielraum gehabt, wären die Häupter des Kongreſſes nicht mehr beiſammen geweſen, und die Nachricht des großen Ereigniſſes jedem abgeſondert zugekommen; die Gemeinſamkeit der Entſchlüſſe und Maßregeln würde aus der Ferne höchſt ſchwierig zu unterhandeln geweſen ſein, die augenblickliche Schnelligkeit und nachdrückliche Kraft des Zuſammenſeins durch nichts zu erſetzen. Aber die Zuſtände Frankreichs waren die entſcheidendern, ſie litten keinen Aufſchub, und Napoleon hätte kaum zögern dürfen, auch wenn er über die Zuſtände in Wien weniger getäuſcht geweſen wäre.

Die öffentliche Aufmerkſamkeit mußte ſich bei dieſer

Wiederkehr Napoleon's vorzüglich auch auf ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn richten, welche während des Kongreſſes ihren Aufenthalt bisher in Wien und jetzt auf dem Schloſſe in Schönbrunn hatten. Ein Verſuch, den jungen Prinzen von letzterem Orte zu entführen, war von Paris kühn genug angelegt, mißlang aber im entſcheidenden Augenblicke. Die Sache machte großes Aufſehen, hatte aber nur die Folge, daß eine ſtrengere Bewachung eintrat.

Aber nicht auf Oeſterreich allein richtete Napoleon ſeine geheimen Betreibungen, auch andern Mächten ſuchte er die Vortheile darzulegen, deren ſie im Bunde mit ihm, oder wenigſtens durch Erhaltung des Friedens mit ihm, theilhaftig ſein würden. Gar leicht ließ ſich ermeſſen, welcherlei Verbindungen er zunächſt hoffte herzuſtellen, auf welchen Punkten ſeine Lockungen zumeiſt Erfolg haben könnten. Ueberall aber fand er ſeine Erwartung getäuſcht, nur Murat allein folgte den unheilvollen Antrieben, denen ſchon längſt ſein eigner Hang unruhig vorgearbeitet hatte. Der Prinz Eugen Beauharnais, der wohl vielfache und dringende Mahnungen empfinden konnte, ſich dem Feldherrn, Vater und Kaiſer anzuſchließen, blieb ſeinem Worte getreu, Wien nicht zu verlaſſen, und verdiente die Zuverſicht, welche namentlich der Kaiſer Alexander in daſſelbe ſetzte. Auch ſah man gerade in dieſer Zeit beide faſt täglich Arm in Arm auf der Baſtei luſtwandeln, und jeder Argwohn mußte hiedurch erſtickt werden. So hielten auch die Polen treu an dem Kaiſer Alexander, und Napoleon fand bei ihnen kein altes Vertrauen mehr zu wecken, welches auch in Deutſchland nirgends gelang, wiewohl der neue Zuſtand ſchon mancherlei Unzufriedene gemacht hatte. Merkwürdig war es, daß Napoleon nicht verſchmähte, auch ſeinen Feind Talleyrand mit Lockungen anzugehen, und daß er eine abermalige Umkehr deſſelben doch für möglich hielt! Der ihm durch Fouché zugefertigte Sendling Monteron, ſchlau, umſichtig, gerieben, ſah jedoch bald, daß die Stellung der Dinge in Wien unwiderruflich entſchieden ſei, und die Klugheit ſich beſſer auf dieſer Seite halte, als die entgegengeſetzte ſuche.

Das tägliche Leben wogte unverändert, die geſellſchaftlichen Strömungen, als wäre nichts vorgefallen, gingen ununterbrochen, aber in Betreff der Stimmung, des Betriebs der Geſchäfte und der Richtung derſelben, bot alles ein ganz anderes Anſehen. Der wiedererſtandene gemeinſame Feind ſtärkte die Bande der Vereinigung, des Zuſammenhaltens, zunächſt unter den großen Mächten, welche der Zwiſtigkeiten aufrichtig vergaßen und nur den großen Zweck vor Augen hatten, die revolutionaire Militairmacht in Frankreich nicht zu dulden. Die Verabredungen für den Krieg, die Rüſtungen aller Art, die Anordnungen der Heermaſſen, der Truppenmärſche, die Aufbringung der Hülfsmittel, traten nun in den Vordergrund. Mit dem Herzoge von Wellington hielten die in Wien anweſenden höchſten Militairperſonen der andern Mächte häufige Berathungen, die Kriegsminiſter kamen zuſammen, die Finanzminiſter wurden befragt. Bei den Oeſterreichern ſtand der General Graf von Radetzky als Heerbildner und Kriegsleiter in höchſtem Ruhme; die preußiſchen Anſtalten fanden überall kräftige Förderer, die Einſichten des Kriegers und des Staatsmannes in ſeltenem Verein bewährte wie ſchon früher ſo auch jetzt der General Freiherr von dem Kneſebeck in der höchſten politiſchen Sphäre, der Kriegsminiſter General von Boyen, der Oberſt Rühle von Lilienſtern, der Kriegsintendant Ribbentrop, wirkten in ihren Kreiſen mit Eifer und Erfolg.

Dabei galt es die Stimmung der Völker zu beachten, die Unzufriedenheit zu beſchwichtigen, den guten Willen anzuregen, den kriegeriſchen Eifer neu zu beleben. Nirgends waren die Geſinnungen feuriger, die Kräfte raſcher als in Preußen; hier bedurfte es nicht erſt der Verheißungen, wie ſie durch die berühmte Verordnung vom 22. Mai über eine ſchon im nächſten Jahre zu berufende Volksvertretung ertheilt wurden, dieſe Verordnung machte damals nur geringen Eindruck; willig zu jedem Opfer, über die kriegeriſche Leidenſchaft jede andere vergeſſend, erhob ſich die Nation dem neuen Rufe, die Linientruppen waren ſchnell ergänzt, die Landwehr unter Waffen, die Jägerſchaaren der Freiwilligen wiedererſtanden. Preußiſche Truppen ſtanden die erſten ſchlagfertig im Felde. Dem Kriegsminiſter General von Boyen, deſſen ungeirrte Einſicht mit feſter Hand überall am rechten Ende die Sachen angriff, wurde hierbei das größte Verdienſt einſtimmig zuerkannt, und ſein Namen dem ſeines großen Vorgängers Scharnhorſt würdig zur Seite geſtellt.

Wir haben der Verordnung vom 22. Mai 1815 gedacht, durch welche der König von Preußen ſeinem Volke eine ſogenannte Konſtitution verhieß, und mußten bemerken, daß dieſe Verordnung damals wenig Eindruck machte. Da jedoch die ſpätere Zeit ſich auf dieſe Urkunde vielfach berufen hat, ſo darf hier wohl ihre Entſtehungsart näher angegeben werden. Der Geheime Staatsrath Stägemann hatte in dieſer Zeit der allgemeinen Kriegsrüſtung, da man die politiſchen Handlungen raſch abſchließen und daneben die gute Meinung der Völker gewinnen wollte, die mannigfachen Beſitzergreifungs-Patente, Aufrufe und andere öffentlichen Erklärungen zu ſchreiben, in welchen wie gewöhnlich die beſten Verſprechungen nicht geſpart wurden. Er hatte dergleichen aber ſchon ſo viel niedergeſchrieben, daß er das Thema kaum noch zu variiren wußte, und erſchöpft und verdroſſen wandte er ſich an mich mit der Bitte, ihm mit einigen Entwürfen dieſer Art auszuhelfen. Das geſchah; es war nicht viel Zeit zur genauen Unterſuchung, jederman hielt die Sache für gut beſorgt, und ſo wurden die Papiere ſchnell unterſchrieben und abgeſandt. Aber nun ſollte noch ein großes und beſtimmtes Verſprechen dem ganzen Volke gegeben, ihm eine Repräſentativverfaſſung verkündigt und deren Verwirklichung ganz nah in Ausſicht geſtellt werden; im Augenblicke der größten Gefahr, während man den furchtbarſten Kämpfen entgegenging, ſchien kein Mittel unverſucht bleiben zu dürfen, um ſich einer guten Stimmung im Rücken zu verſichern. Stägemann erhielt vom Staatskanzler den Auftrag, auch dieſe Verkündigung einer Volksrepräſentation eiligſt abzufaſſen. Er wünſchte dieſe Arbeit anfangs mir aufzubürden, entſchloß ſich aber dann doch ſelber die Feder zu führen, und fragte mich nur, was für Beſtimmungen ich für unerläßlich in ſolcher Urkunde hielte? Wir ſprachen darüber hin und her, wurden ſchnell einig, daß die Ausdrücke Repräſentation und Verfaſſungsurkunde nicht fehlen dürften, und ſo war das Ganze bald aufgeſetzt. Der Staatskanzler fand die von ihm angegebenen Punkte, Provinzial- und Reichsſtände betreffend, richtig aufgefaßt, und an der Einkleidung nichts auszuſetzen; er legte daher den Entwurf dem Könige zur Unterſchrift vor. Auch dieſer war im Drange des Augenblickes mit allem wohlzufrieden, nur bei dem Ausdruck Reichsſtände hatte er ein Bedenken; dieſes war aber kein aus der Sache ſelbſt herrührendes, ſondern nur aus einer zufälligen Nebenbeziehung genommen, er ſagte nämlich zu Hardenberg, das Wort erinnere ihn unangenehm an die ehmaligen Reichsſtände des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation, womit ſich von Alters her in ihm die kläglichſten Vorſtellungen verknüpft hätten. Dieſer Abneigung mußte nachgegeben werden, und ſtatt der Reichsſtände wurden Landesrepräſentanten geſetzt, ein Wort, welches einer beſorglichen Prüfung wohl hätte verfänglicher erſcheinen müſſen, als jenes viel unbeſtimmtere und dabei doch beſſer klingende. Aber in jener Zeit ahndete niemand, daß in ſpäteren Jahren jeder Ausdruck dieſer bedeutenden Urkunde würde geprüft werden und den Boden für die ſtrengſten Anſprüche liefern ſollte. Und in der That, nachdem die Schlacht bei Belleallianee geſchlagen und der zweite Pariſer Frieden geſchloſſen worden, hatte Preußen mit ſeiner innern Verwaltung ſo viel zu thun, hatten die Männer des Freiſinns und der Verfaſſung ſo ſchwer mit perſönlichen Schwierigkeiten zu ringen, daß an eine ernſte Berufung auf jenes Verſprechen vom 22. Mai 1815 nur wenig gedacht wurde, und daſſelbe in der Geſetzſammlung lange Zeit für das Volk gleichſam vergraben lag, ohne daß jedoch die Lebenskeime dadurch erſtarben, denn die urſprüngliche Kraft der Sache wirkte im Stillen weiter, und die Regierung ſelbſt hielt nicht für gerathen, jene Zuſage förmlich aufzugeben, ſondern fühlte die Nothwendigkeit, ſie theilweiſe zu erfüllen, woraus einige Jahre ſpäter die Provinzialſtände hervorgingen.

Als eine neue Geſtalt in dem bunten Gedränge von Wien mußte in dieſer Zeit der Turnmeiſter Jahn auffallen, der von Berlin zum Beſuch gekommen war. Auffallen mußte der berühmte Deutſchthümler ſchon durch ſeinen Bart, ſeine langen Haare, ſeine altdeutſche Tracht, nicht weniger aber durch die Entſchiedenheit und den Trotz ſeiner Meinungen, den rückſichtsloſen baaren Ausdruck ſeiner kurzen Rede. Bei dem Fürſten von Hardenberg zur Tafel geladen, erſchien er in ſeiner ganzen Turndeutſchheit, in gewohnter Läſſigkeit des Anzugs, der Einzige in Stiefeln, und bei dem trockenſten Wetter in kothigen, ſo daß man glauben konnte, er halte das zum Koſtüm gehörig, und habe ſich mühſam eigends beſchmiert, wie Andere ſich blank machen. Aber man konnte nicht läugnen, er war ein Mann auf eigenen Füßen, und hatte durch ſein Weſen großen Einfluß. Dem Finanzminiſter Freiherrn von Bülow, der ſich gutwillig zur Verhandlung einiger Fragen und mehr als nöthig hergab, ſagte er ohne Blödigkeit harte Lehren, und da er merkte, daß er durfte, einige Grobheiten. Humboldt's Eifer, ſich durch mich ihm vorzuſtellen, verleitete den Kraftmann auch hier ſein Spiel zu verſuchen, das aber ſchlecht gelang, der überlegene Geiſt hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Faſſung ſtehen, als wiſſe er ſelbſt nicht recht, ob er gefoppt worden. Nachdem er noch eine Weile in Wien ſich umhergetrieben, und genug erkannt hatte, daß dort kein Boden ſei, auf dem er mit ſeinem Weſen Glück machen könne, kehrte er nach Berlin zurück, um daſelbſt, wo er auf ſeinem Platze war, das Kriegsfeuer in der Turnjugend anzuſchüren.

In den diplomatiſchen Verhandlungen war ebenfalls ein neuer Schwung bemerkbar. Der Beitritt der mittlern und kleinen Staaten zu dem erneuerten Bündniſſe erfolgte im Allgemeinen ohne Schwierigkeit, doch mußte ebenfalls die herkömmliche Form erfüllt werden, und die manigfachen Verhältniſſe forderten vielerlei Rückſichten. Die beſondern Feſtſetzungen aber, des Maßes der Kriegshülfe, der Art und Weiſe der Leiſtungen, des Anſchluſſes und der Folgereihe der Truppen, kamen nur unter Widerſpruch und Zögerungen zu Stande, und zwar erwieſen ſich die kleinſten Staaten hier oft als die ſchwierigſten, ſo daß ein preußiſcher Staatsbeamter gegen ſolche Quängeleien in voller Berathung zu den Worten in Goethe's Götz von Berlichingen ſeine Zuflucht nahm: „Wenn ein Kaufmann ſeinen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen und wenn Händel vorhanden ſind, daran dem Reich viel gelegen, kann euch kein Menſch zuſammenbringen.“ Die Schwerkraft der Dinge half denn doch zuletzt die nöthige Uebereinſtimmung und Fügſamkeit hervorbringen.

Den erſten Stoß der neuen Kriegsrüſtung zog Murat auf ſich, doch nur den der Oeſterreicher, welchen die Sachen in Italien zunächſt und allein oblagen. Er glaubte die Andern zu täuſchen, und war nur ſelbſt der Verblendete. In demſelben Augenblick, wo er mit Napoleon anknüpfte, verſicherte er die Verbündeten ſeiner Treue, gleich darauf erklärte er ſich offen für Napoleon, brach in den Kirchenſtaat ein, und rückte mit ſeinen Truppen gegen die Oeſterreicher an. Gleich der erſte Angriff wurde zurückgeſchlagen, und ſo in raſcher Folge von Niederlage zu Niederlage, binnen wenigen Wochen der ganze Feldzug beendigt; die Oeſterreicher beſetzten am 22. Mai Neapel und verhießen die Herſtellung der alten Dynaſtie; Murat ſuchte eine Zuflucht in Frankreich.

Dieſes Vorſpiel war glücklich entſchieden, ehe noch der Kampf gegen Frankreich beginnen konnte, und der gute Ausgang mußte das Vertrauen der Verbündeten erhöhen, doch fühlte man wohl, daß dieſer Nebengewinn wenig bedeute, ſo lange der Hauptſchlag noch nicht geſchehen, und daß Napoleon mit ſeinen Franzoſen von anderm Gewicht ſeien, als Murat und die Neapolitaner. Daher, als jemand ſich wunderte, daß der Einzug der Oeſterreicher in Neapel den Geldkurs in Wien faſt unverändert ließ, konnte mit Fug erwiedert werden: „damit der Kurs ſich beſſere, da müſſen wir nicht blos Neapolitaner, ſondern auch noch Franzoſen und vor allen Dingen Zwanziger ſchlagen.“ Die Nachrichten aus Frankreich lauteten keineswegs beruhigend. Wer von Paris kam, Bourboniſch geſinnt oder Napoleoniſch, beſtätigte die ungeheuern Anſtrengungen, welche dort zum Kriege gemacht wurden, den zwar Napoleon zu vermeiden wünſchte, aber ſchon als gewiß anſah. Der Anhang der Bourbons war vernichtet oder ohnmächtig, auf eine Mitwirkung von dieſer Seite im Augenblicke nicht zu rechnen. Als vorherrſchende Richtung erſchien die revolutionaire, republikaniſche, und die war noch mehr zu fürchten, als ſelbſt Napoleon, der ſie noch kaum bewältigte, indem er ihr nachgab; Carnot und Fouché, die er zu Miniſtern weniger gewählt als nothgedrungen angenommen, waren inhaltvolle Namen, deren Bedeutung auch das Ausland genugſam kannte. Der Buchhändler Schöll aus Paris, bald nachher im preußiſchen Staatsdienſt einflußreich angeſtellt, und immer der Sache der Bourbons leidenſchaftlich ergeben, konnte den Stand der Sache nicht anders ſchildern, als wie ihn auch der Graf von Schlabrendorf ſchilderte, der freiheitliebende, volksgeſinnte, der in jener wichtigen Zeit mir ausführliche Mittheilungen machte, von denen leider nur der kleinſte Theil an mich gelangen konnte. Wenn man die Verhältniſſe im Zuſammenhang erwog, durfte man zweifeln, ob es rathſamer ſei, die Franzoſen gleich anzugreifen, wodurch man ihnen die Unterwerfung unter ihren alten Kriegsanführer erſt recht aufnöthigte, oder ſie ſich ſelber zu überlaſſen, da ſie denn ihr neues Oberhaupt ſchon genugſam bändigen oder auch abwerfen würden. Ich ſetzte die letztere Anſicht in einer Denkſchrift auseinander, bei welcher mir beſonders auch die Gegenſätze vorſchwebten, in welche der Krieg uns ſtellte, deſſen Zweck ſich ſchon ganz in das Gegentheil des vorigen zu verkehren drohte.

Wunderliche Erſcheinungen in der That begleiteten die neue Bewegung. Mein Freund Juſtus Gruner, Generalgouverneur in Düſſeldorf, erließ Aufrufe und hielt Reden, die durch ihren Fanatismus erſchreckten, und faſt ärger waren als alles, was die Franzoſen in dieſer Art je geliefert. Auch in Berlin, wo der kriegeriſche Eifer ſo rein und edel war, zeigte ſich der politiſche Sinn dürftig, oder auf unſicherer Bahn; die Wortführer der letzten Jahre wußten noch immer nur von Franzoſenhaß, und er ſollte auch jetzt noch alles machen, da doch die Fragen der Zeit inzwiſchen ſehr gewechſelt hatten. Ich ſelber hatte das Unglück, in dieſer Zeit einen Aufſatz zu ſchreiben, der fanatiſcher ausfiel, als ich es meinte und wollte, und von dem ich ſpäterhin erfahren mußte, daß ihn der General Graf von Gneiſenau, der von dem Verfaſſer nichts wußte, in zehntauſend Abdrücken hatte vervielfältigen und überall austheilen laſſen!

In Wien entſtand während der Zwiſchenzeit, in der man ſich beſinnen und die Verhältniſſe überlegen konnte, auch ſehr natürlich die Frage, wiefern etwa die Umſtände zuließen oder gebieten könnten, daß Oeſterreich, in Folge ſeiner beſondern Verbindung, die Herrſchaft Napoleon's in Frankreich ſich gefallen ließe, und zwiſchen ihm und den andern Mächten den Frieden vermittelte. Der Hof und das Kabinet haben dieſen Gedanken wohl keinen Augenblick gehegt, aber angeſehene Männer ſprachen ihn freimüthig aus, und am meiſten verbreitet war er in der zahlreichen Klaſſe, die dem Volk am nächſten ſteht, ohne ſchon das Volk zu ſein. Daß Gentz, wie verſichert wird, im Augenblick der Schwäche, wo ihn die Verwirrung und Ungewißheit des Krieges erſchreckte, dieſen friedlichen Ausweg näher angeſehen habe, iſt glaublich genug.

Jedenfalls hatten die Mächte des Kongreſſes nicht für überflüſſig erachtet, ihre gegenüber von Napoleon und Frankreich genommene Stellung nochmals umſtändlich zu erörtern und das Ergebniß öffentlich darzulegen. Nach reifer Prüfung hatten ſie gefunden, daß ihre früheren Beſchlüſſe zu behaupten und der Krieg gegen Napoleon ungeſäumt mit vereinten Kräften zu beginnen ſei. Demnach mußte jeder Zweifel ſchwinden und alle Thätigkeit ſich der ausgeſprochenen Richtung zuwenden.

Der Kongreß konnte aber nicht ſchicklich auseinander gehen, ohne die noch ſchwebenden dringenden Fragen zu löſen, und namentlich auch den deutſchen Angelegenheiten ſchließlich eine feſte Geſtalt zu ertheilen. Demnach wurde die ſächſiſche Sache ernſtlich wieder vorgenommen, und mit allgemeiner Zuſtimmung am 18. Mai endlich zum Abſchluſſe gebracht. Die deutſchen Sachen aber behielten auch unter dem drohenden Krieg und den Sorgen des Augenblicks ihre zögernde und ſchwierige Art; ja die Bedenken und Einſprüche, kaum noch Hauptſachen betreffend, ſchienen gerade zuletzt alle Stärke und Starrheit aufzubieten, und mit unſäglicher Anſtrengung und Nachgiebigkeit der leitenden Mächte kam endlich am 8. Juni die deutſche Bundesakte zu Stande. Und auch da noch fehlten Würtemberg und Baden, die erſt in der Folge ihre Unterzeichnung nachlieferten. Die Urheber ſelbſt aber erklärten ihr Werk für mangelhaft, übereilt im Drange der Noth, und künftiger Ausbildung vorbehalten. Die Geſammtheit aller zu Wien eingegangenen Gebiets- und Verfaſſungs-Beſchlüſſe wurde ſodann, nebſt den beſondern Verträgen und Erklärungen, in eine allgemeine Urkunde zuſammengefaßt und am 9. Juni als Akte des Wiener Kongreſſes von den Bevollmächtigten unterzeichnet. Sämmtliche deutſche Staaten wurden ſpäter zum Beitritt aufgefordert. Damit aber auch hier die Schwäche menſchlicher Dinge gleich äußerlich ſichtbar würde, verſagte der Bevollmächtigte Spaniens, Don Gomez Labrador, ſeine Unterſchrift, nachdem er die Gründe ſeiner Weigerung einige Tage vorher durch eine dem Fürſten von Metternich übergebene Note dargelegt. Von den acht Mächten, die urſprünglich zuſammen getreten waren, unterzeichneten demnach nur ſieben, und außer der von Spanien ausgeſprochenen ſtolzen Verwahrung erging alsbald auch noch ein nachdrücklicher Einſpruch, durch den Kardinal Conſalvi im Namen des Pabſtes, gegen alle Verfügungen, welche der Kongreß irgendwie zum Nachtheil der katholiſchen Kirche getroffen habe.

Damit ſchloß der Wiener Kongreß. Doch die Enden der hier abgebrochenen Fäden hingen weit hinaus, und wurden jetzt oder ſpäter mit aufgenommen und weitergeſponnen. Zu unterſuchen, was im Ganzen geleiſtet, was gewonnen oder verſäumt worden, iſt hier nicht unſere Aufgabe. Im Allgemeinen dürfen wir wohl das Gleichniß einer großen Ueberſchwemmung heranziehen, wo es zuvörderſt gilt, die noch rettbaren Gegenſtände, eigne und fremde, möglichſt bald auf das Trockne zu bringen, da denn freilich oft das eine Theil ſchon an der Sonne liegt, während das andere noch im Waſſer ſchwimmt, und wobei auch nebenher manches Stück gewonnen wird, das man kaum gehofft, und nicht in erſten Werth geſtellt hatte. Auf das Trockne aber wurde viel gebracht, und es iſt nicht die Schuld des Kongreſſes, wenn ſpätere Arbeiter die Sache nicht gehörig weiter beſorgt oder gar Manches zerbrochen haben. Die neue Feſtſtellung und Gewährleiſtung des Beſitzſtandes wie auch mancher Verfaſſungsrechte wurde die Grundlage eines neuen Staatenſyſtems, das in ſeinem Aeußern ſeit zwanzig Jahren allerdings manche Veränderung erfuhr, im Weſentlichen aber noch fortdauert und der Boden iſt, auf dem wir ſtehen.

Inzwiſchen waren aus allen Gegenden und Fernen die großen und kleinen Heereskräfte unabläſſig gegen den Rhein und die Niederlande in Bewegung. In Beliegn ſammelte Wellington die engliſch-niederländiſch-hannöverſche Kriegsmacht, Blücher gleich daneben die preußiſche; die ruſſiſchen, die öſterreichiſchen Truppenmaſſen zogen dem Mittel- und Oberrheine zu. Viele der bisher in Wien vereinigten Fürſten, Staatsmänner, Generale, waren in ihre Heimath zurückgekehrt oder dem neuen Kriegsrufe gefolgt. Auch die großen Herrſcher hatten ihre Abreiſe längſt beſchloſſen, und verließen endlich Wien, um demnächſt im Feldlager aufs neue zuſammenzutreffen.

Wir waren durch den Frühling hindurch und tief in den Sommer hinein gegangen, und ſahen die winterlich vollgedrängte Kongreßſtadt nach und nach leer werden, die ländliche Umgegend öffnete ſich, die weite Ferne zog an, und nach und nach verlor ſich, was nicht dem Mittelpunkte der Geſchäfte angehörte. Auch wir genoſſen des Aufenthaltes nur noch als Scheidende, denn es war längſt ausgeſprochen, daß ich nicht in Wien bei der Geſandtſchaft, ſondern fortan in der Umgebung des Staatskanzlers bleiben und meine Arbeiten unmittelbar von ihm empfangen ſollte. Unſere Geſellſchaft war zerſtreut, Graf von Flemming und Baron Franz von Eckardſtein, Meier aus Rathenau, waren zum Kriegsdienſt abgegangen, desgleichen Tettenborn, Bentheim, Noſtitz und Andere unſeres Kreiſes, nur wenige Landsleute und näher Befreundete weilten noch. Wir machten ſchöne Fahrten in der herrlichen, reichen Gegend, genoſſen der friſchen Sommerluft im Augarten, in der Brigittenau, in Schönbrunn, Nußdorf, auf dem Kallenberg, in Weidling am Bach, oft wir Beide allein, zuweilen in Begleitung eines lieblichen Wiener Kindes, das uns durch ſeine Zuneigung und ſein unübertreffliches Wieneriſchreden gar ſehr erfreute. So lief der prächtige Kongreß mit ſeiner Hof- und Staatswelt und neuer Kriegsflamme für uns perſönlich in friedliche Bilder ländlich-idylliſcher Tage aus, bis die Mahnung des nahen Scheidens uns erinnerte, daß auch wir den Störungen angehörten, von denen die Welt erfüllt war. Ich war benachrichtigt, dem Staatskanzler nach Berlin, demnach in das Hauptquartier zu folgen. Rahel wollte die Wendung der Dinge in dem ſichern Wien abwarten, und war dringend eingeladen für die nächſte Zeit an dem Landhausleben der Frau von Arnſtein bei Wien und in Baden Theil zu nehmen. Solcher guten Obhut und Geſellſchaft für ſie verſichert, reiſte ich am 11. Juni mit dem Geheimen Staatsrath Stägemann, dem ich als Reiſegefährte zugewieſen war, von Wien ab. Wir gingen über Linz und Prag nach Berlin, wo Hardenberg noch vor uns eintreffen mußte, und in Friedens- und Kriegsgeſchäften ein neuer Strudel unſer harrte.

Vierunddreißigſter Abſchnitt.

Nach dem Wiener Kongreß.

Berlin. Paris.

1815.

Berlin, wo wir am 18. Juni Vormittags ankamen, und das nach Wien, Prag und ſelbſt Dresden uns ziemlich öde und ärmlich vorkam, ſchwebte in ſorgenvoller Betroffenheit; die Rückkehr Napoleon's von Elba und ſein neues Feſtſitzen als Herrſcher in Paris hatte die Leute ſchrecklich aus ihrer Siegesruhe aufgeweckt, alle Ausſichten getrübt, und auch augenblicklich ſchon die tiefſten Zerrüttungen verhängt, denn das Sinken aller Staatspapiere wirkte auf alle Vermögensverhältniſſe, und die allgemeine Unſicherheit brachte Stockung und Mißtrauen in alles Geſchäftsweſen. Man wußte, daß der Krieg beſchloſſen ſei, und ſah die Anſtalten dazu mit größtem Eifer betrieben, die preußiſche Heeresmacht ſtand in den Niederlanden ſchon kampfbereit, es hieß, der König werde unverzüglich dahin abreiſen, der täglich erwartete Staatskanzler ihm dann ſofort an den Rhein folgen, um in der Nähe der Ereigniſſe zu ſein. Aber wie dieſe Ereigniſſe ausfallen würden, das war die große Frage, an die faſt jederman nur mit Schrecken dachte. Die offenbar gewordene, durch die gemeinſame Gefahr nur zweifelhaft verſöhnte Uneinigkeit der Mächte, der ſeit den langen Verhandlungen des Kongreſſes in hingehaltenen Erwartungen, zum Theil unter dem Druck proviſoriſcher Verwaltung, ungeduldig gewordene Volksgeiſt, das jetzt ganz veränderte Anſehen eines an den Gränzen zu führenden Krieges, der nach der Meinung Vieler vermieden bleiben konnte, deſſen Zweck nicht jedem Sinn einleuchtete, und gegenüber die ſtaunenswerthe Einſtimmigkeit der Franzoſen, das raſche Zuſammenwirken von Heer und Volk, unter einem Haupte, das den Zauber alter Kriegsführung mit dem größern des jetzt wieder-aufgenommenen Freiheitsrufes verband: dies alles waren Zeichen, bei denen auch der Muthigſte auf unſerer Seite wohl bedenklich werden durfte. Ohnehin waren die Männer des Entſchluſſes und der That und die friſche Jugend meiſt beim Heer, und das zurückgebliebene Philiſterthum machte ſich in der Stadt ungeſtraft breit. Hiebei wurde bald bemerkbar, daß bei manchen Beamten und Geſchäftsleuten, deren Angſt innerlich die größte war, dieſe äußerlich den entgegengeſetzten Anſchein nahm, ſie wollten ſich mit Gewalt Muth machen und ließen ihre erdichtete Zuverſicht in die lächerlichſten Prahlereien ausgehen, ſie ſchwelgten im Franzoſenhaß, ſie fanden auf unſerer Seite alle Maßregeln vortrefflich, ſie wollten nun entſchieden Frankreich theilen und ſich gegen künftige Ruheſtörungen auf immer ſichern; dagegen wußte, wer hinter die Vorhänge ſah, daß gerade ſolche Leute, die das Wort ſo hoch führten, in der Stille ſich auf Unglück und Flucht vorbereiteten!

Ich ließ die unſinnigſten Meinungen und jämmerlichſten Urtheile ruhig an mir vorüberrauſchen, und mied Streitigkeiten, die zu nichts führen konnten; doch im engſten Kreiſe, und wenn die Anmaßung allzu aufdringlich wurde, konnte ich bisweilen nicht umhin, das vorlaute Gewäſch derb abzuweiſen.

Inzwiſchen hatte Napoleon, nicht ohne mächtigen Eindruck auf die Gemüther bei Freund und Feind, ſein Maifeld gehalten, einen neuen Vertrag mit der franzöſiſchen Nation geſchloſſen, und war darauf zu ſeinem Heer abgegangen, das an der Gränze der Niederlande verſammelt ſtand. Daß er bis zuletzt den Frieden anbot, daß er alles anwandte, um die Mächte einzeln zum Unterhandeln zu bewegen, war in ſeiner Lage gegründet. Ich wußte aus guten Quellen, daß in Oeſterreich eine ſtarke Meinung ſehr zum Frieden neigte und es ſogar beklagte, daß die Entführung des kleinen Napoleon aus Schönbrunn nicht gelungen ſei; man hatte durch die Kaiſerin Marie Louiſe einen zu guten Einſatz in dem Geſchicke Napoleon's, um nicht wie ſchon früher zu wünſchen, deſſen Glanz und Macht wenigſtens theilweiſe erhalten zu ſehen. Wankend waren auch, in manchen Augenblicken, die Geſinnungen des Kaiſers von Rußland geworden, und er hatte ſchon geäußert, die Achtserklärung des Kongreſſes gegen Napoleon ſei eine Uebereilung geweſen. Der Frieden ſchien alſo noch bis zuletzt wohl möglich, und Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Gneiſenau, Grolman und andere Männer ſolchen Sinnes und Ueberblicks konnten ſich der Befürchtungen nicht erwehren, welche mit einer derartigen Wendung der Dinge inſonderheit für Preußen eintreten mußten, das ohne die Aushülfen der andern Mächte in ſolchem Falle gegen Frankreich nächſt und vereinzelt übrig blieb. Andere Männer aber auch gab es, die den Frieden wünſchten, weil ſie beim Kriege für die Volksfreiheit fürchteten, die ihnen die Hauptſache war, und die in Frankreich ſchon wieder mitſprach, in Deutſchland noch kaum zu erwachen ſchien.

Von allen Seiten indeß führte der Zug der Dinge zum Kriege. Die Heere Oeſterreichs und Rußlands wälzten ſich gegen den Rhein, und Napoleon, der ſeine geheimen Unterhandlungen noch nicht verloren gab, ſah ſich gezwungen, einen großen Schlag zu thun, wenn auch nur, um jene zu fördern; galt es aber ernſten, fortgeſetzten Krieg, ſo war es um ſo dringender, die vorderſten Feinde zu ſchlagen, ehe die nachrückenden völlig herankämen. Doch glaubten wir nicht, daß die Franzoſen zum Angriffe ſchon bereit wären und dem unſern zuvorkommen könnten. Als wir in Berlin am 24. Juni den von Napoleon begonnenen Ausbruch der Feindſeligkeiten und zu gleicher Zeit die Nachricht von einem großen Siege der Preußen erfuhren, zeigte ſich in dem tiefathmenden Staunen und zögernden Glauben an die Größe des Erfolgs, wie wenige Gemüther auf einen ſolchen eigentlich vorbereitet geweſen. Daß zwei Schlachten geliefert und die erſte unſererſeits verloren worden, daß wir ſechszehntauſend Mann eingebüßt hatten, und Blücher ſelbſt beinahe gefangen worden wäre, gab ernſte Gedanken und kühlte die Siegesfreude; dazu fehlte noch der preußiſche Bericht, nur der des Herzogs von Wellington war eingetroffen und gab uns die Vorgänge fürerſt nur in der engliſchen Beleuchtung. Ich mußte dieſen Bericht bei einem großen Gaſtmahl in der Börſenhalle auf dringendes Begehren laut vorleſen, und brachte gute Wirkung hervor; aber die Ueberlegung des Geſchehenen und des nun weiter zu Gewärtigenden ließ noch manche bedenkliche Zweifel ſtehen. Man hörte mit Unruhe und Sorgen, daß Napoleon ſchon bei Laon ſich wieder geſetzt und Blücher mit den Preußen allein die Verfolgung übernommen habe, man fürchtete, der verwegene Huſar könnte diesmal zur Unzeit ſein Vorwärts ausgerufen und ſein Eindringen in das wieder waffenfreudige Frankreich ſchwer zu büßen haben. Denn jetzt war die Kraft Napoleon's wieder mit der Kraft der Revolution im Bunde, die er früher geſchwächt und unterdrückt hatte, jetzt aber an ſeiner Seite — wenn auch ungern — gelten ließ, und ihr nur ſeine Feldherrngröße lieh. Das in den Niederlanden geſchlagene franzöſiſche Heer aufgelöſt und vernichtet zu denken, fiel niemanden ein, im Gegentheil hörte man aus kriegsmuthigſtem Munde die Warnung, das Bild unſerer Niederlage bei Auerſtädt und Jena nicht voreilig auf die jetzigen Unfälle Napoleon's zu übertragen. Ich merke dieſe Aeußerung der Anſichten und Meinungen des Tages gefliſſentlich an, weil man ſie ſpäter völlig abzuläugnen pflegt, beſonders wenn der Ausgang der Dinge ſie verworfen hat und den entgegengeſetzten Stimmen, welche blind in's Ungefähr alles Erwünſchte prahlend verkündigten, den Schein eines Rechtes giebt, das in Wahrheit ihnen doch nicht gebührt.

In den verſchiedenartigſten Kreiſen hatte ich mit alten und neuen Bekannten vollauf zu thun; der ganze Tag verging in bewegten Mittheilungen, denn für jederman war das Wichtigſte, ſich über den augenblicklichen Stand der

Dinge ſchnell aufzuklären, oder die Wege genauer zu erforſchen, auf denen ſich die Sachen hingewunden hatten oder weiterwinden mochten. Hardenberg hatte mich beauftragen wollen, eine den Zeitumſtänden gemäße kleine Schrift auszuarbeiten, allein im Drange der ihn beſtürmenden Anſprachen und Geſchäfte, noch mehr aber durch die Unmöglichkeit, in dem verworrenen Durcheinander ſtreitender Bewegungen eine beſtimmte politiſche Richtung anzugeben, blieb es bei dem bloßen Wollen. Wilhelm von Humboldt war von dem Gefühl durchdrungen, daß jetzt vor allem der Sturm der Ereigniſſe abzuwarten und dann in der Nähe des Schauplatzes zu ermitteln ſei, was uns zu thun obläge und was möglich erſcheine; bis die Aufgaben ſich uns beſtimmt vorlegten und unſere Thätigkeit forderten, könnten wir harmloſer Muße pflegen, und ſo wandte er ſich getroſt an ſeine nie vergeſſene Lieblingsarbeit, die Ausfeilung ſeiner Ueberſetzung des Agamemnon von Aeſchylos, wobei Friedrich Auguſt Wolf ein willkommener Gehülfe wurde; ein reifer praktiſcher Sinn, der ſich der nutzloſen Sorge jeden Augenblick zu entſchlagen weiß, um zu rechter Zeit ſie deſto kräftiger aufzunehmen! Er glaubte übrigens, daß die Ungewißheit diesmal ſich weit hinausziehen und nicht ſo ſchnell entſcheiden würde; ein abermaliges Vordringen unſrer Waffen nach Paris hielt er nicht für wahrſcheinlich, ſchon deßhalb nicht, weil ſich in der Geſchichte nicht leicht kurz hintereinander dieſelbe Wendung wiederhole. Aehnliche Zweifel fand ich von den Miniſtern Beyme und von Altenſtein ausgeſprochen, beſonders aber von dem Geheimen Staatsrath Niebuhr, der einen langwierigen Krieg und gefahrvolle Wechſelfälle deſſelben fürchtete, in denen Deutſchland leider der ärgſten Verwilderung ausgeſetzt ſein würde, wie im dreißigjährigen Kriege, wo das Verderben von Freund und Feind nicht mehr zu unterſcheiden war; eine Beſorgniß, welche ſogar im kürzeſten Verlaufe der Dinge ſich bewährte, denn ernſtliche Uebelſtände, die noch vor Jahresfriſt bei dem Rückmarſche ſo vieler Truppen durch Deutſchland ſtatthatten, zeigten, was bei langer Kriegsdauer wäre zu erwarten geweſen.

Mein Freund Troxler, den die ſchweizeriſche Heimath noch nicht zu ſehr anzog, war von Wien mit ſeiner Frau zu deren Verwandten nach Potsdam gereiſt, und mit großer Freude ſah ich ihn jetzt wieder. Seine feurige Geſinnung verläugnete ſich auch hier nicht, eben ſo wenig ſeine klare Beſonnenheit, er beurtheilte die Franzoſen richtig, und eben ſo die Deutſchen, er hielt dieſe geiſtig höher, meinte aber, ſie könnten jener nicht entbehren, ſie müßten immerfort von jenſeits des Rheins angeregt werden, und ohne die Volksfreiheit jener werde die unſerige nicht gedeihen. Ich brachte ihn zu Niebuhr, deſſen Frau, was ich nicht wußte, eben geſtorben war, der aber deſſen ungeachtet unſern Beſuch annahm. Wir fanden den gefühlvollen Mann ganz in Schmerz verſenkt, ſahen aber mit Erſtaunen, wie ſtark ſein Geiſt aus der Traurigkeit zu freier Mittheilung ſich erheben konnte. Er ſprach aus hohen Geſichtspunkten, erörterte mit Troxler die ſchweizeriſchen Verfaſſungen, mit mir die Theilung von Sachſen, die er ſehr beklagte und dem Staatskanzler zum Vorwurfe machte, verwundert über die Aufſchlüſſe, die ich ihm gab, und nach denen der Vorwurf keineswegs auf Hardenberg laſten konnte; er rechnete ſeine und meine Schrift über Sachſen als zuſammengehörige, im Gegenſatze der vom Staatsrath Hoffmann ausgegangenen, die er mit Bitterkeit durchzog und verwarf. Obgleich er allem, was er ſagte, ſelbſt ſeiner Begeiſterung und ſeiner Trauer, einen Beiſatz von Schärfe und Galle mittheilte, ſo dient doch das eigene Uebermaß ihnen ſelber zum Gegenmittel, denn der Hörer dingte auf der Stelle das Nöthige ab und behielt nur den Eindruck der aufrichtigen Rechtſchaffenheit, die einer tiefen Ueberzeugung die vollſte Geltung geben wollte. Troxler ſchied von Niebuhr mit großer Hochachtung und hatte hinwieder dieſem ſehr gefallen, der auch nachher zu mir ſagte, Troxler müſſe für die Univerſität Berlin gewonnen werden, und als ich erwiederte, ſo lange ſeine Mutter in Luzern lebe, werde er der Schweiz nicht entſagen, ihn um dieſer Anhänglichkeit willen nur um ſo höher ſtellte.

Nicht geſäumt hatte ich die jüngeren Freunde aufzuſuchen. Neumann war bei den Truppen am Rhein, Hitzig aber, Ludwig Robert, Theremin und Chamiſſo lebten in Berlin, wo nun auch Koreff, der ſich dem Staatskanzler als Arzt angeſchloſſen, mit dieſem eingetroffen war. Wir alle hatten, ſeit unſerm dichteriſchen Bunde, mancherlei Schickſalsbahnen durchlaufen, und unſere damaligen Wünſche, uns in Welt und Leben umzuthun, waren zum Theil erfüllt worden, und neue Wandlungen ſtanden eben bevor. Das größte Abentheuer jedoch hatte Chamiſſo ſich ausgeſucht, eine Reiſe um die Welt. Er hatte ſich in einer Art von Verzweiflung dazu entſchloſſen, denn ſeine Verhältniſſe in dem gewohnten Lebensgange waren unerträglich geworden. Den Deutſchen im Innerſten angehörig, konnte er doch die Franzoſen als ſeine Volksgenoſſen nie verläugnen, und was in Frankreich geſchah, zuckte mehr als er es geſtand durch ſeine Nerven. Die abermalige Vertreibung der Bourbons verletzte ſeine Familiengefühle, die Ueberlieferungen ſeiner Kindheit, er ſtutzte über den Abfall des Heeres, des größten Theiles der Nation, aber insgeheim freute er ſich des Freiheitsſinnes, der dem allen zum Grunde lag, der volksthümlichen Kraft, die ſich ſo groß und raſch entwickelte. Nun hörte er von allen Seiten dieſes Volk verfluchen, ſeinen Eidbruch ihm vorwerfen, daſſelbe für ehrlos erklären, dem unverſöhnlichſten Haß und der ſchnödeſten Rache weihen. Man muthete ihm unbarmherzig zu, ſelber mit einzuſtimmen in dieſen Haß und in dieſe Verfluchung, ja man wollte natürlich finden, daß er wie hundert Andere dem vertriebenen Königshauſe zuliebe in die Reihen der Krieger träte, die als Vollzieher jener Achtserklärung auf ſein Vaterland eindrangen. Dies war ſeinem Gefühl eine Unmöglichkeit, er konnte ſeine Denkart nicht ganz verbergen und wurde von vielen Seiten zweideutig, ja mißtrauiſch angeſehen. Den glücklichen Ausdruck eines Freundes, daß dieſe Zeit für ihn kein Schwert habe, faßte er begierig auf, und noch begieriger die Ausſicht, entweder mit Auguſt von Stael eine Reiſe nach Nordamerika, oder mit einer ruſſiſchen Schiffsrüſtung eine wiſſenſchaftliche Weltfahrt anzutreten. Er entging alſo dem grauſamen

Mißverhältniſſe, zwiſchen thätigen Leidenſchaften unthätig und vereinzelt dazuſtehen und in ſeinen tiefſten Empfindungen täglich verletzt zu werden. Von ſolchen Gedanken erfüllt, mit Spannung der nächſten Antwort aus Rußland harrend, ſah er ſich ſchon als einen Geſchiedenen an. Seine Stimmung war düſter, und unſer Zuſammenſein ohne die ſonſtige Befriedigung. Aber es fehlte viel, daß wir überhaupt die frühere Zeit unverändert hätten zurückrufen können. Wir kamen im Schulgarten zuſammen und verſuchten die alten Töne anzuſtimmen, uns Vertrautern wäre es allenfalls gelungen, allein mancher der Freunde hatte neue Freunde mitgebracht, zum Theil auch nur Bekannte, die bloß äußerlich mit ihnen zuſammenhingen, und das Fremde überwog ſo ſehr, daß wir in eine zufällige Wirthshausgeſellſchaft gerathen ſchienen. Es half nichts, daß der Humoriſt Hoffmann ſich alle erſinnliche Mühe gab, uns durch Witz und Laune, zu unterhalten, daß er uns, und namentlich mir, alle Zuneigung eines unſerm Bund in der Ferne längſt Angehörigen herzlich entgegenbrachte, ſein ganzes Weſen ſtand mit dem unſern in vollem Gegenſatz, er riß wohl Koreff und auch Ludwig Robert in ſeine Art mit hinüber, aber in den krampfhaften Sprüngen dieſer Laune und in dem Lärm des meiſt groben Beifalls ging um ſo gewiſſer unſer früherer Sinn und Ton völlig unter. Hoffmann war ein braver Kammerad, und ohne Falſch und Arg, verlangte auch nicht zu herrſchen, gab ſich im Gegentheil dem Tadel und der Rüge willig preis, aber ſein Humor war aufdringlich und beunruhigend, und wurde für den, der nicht in dieſe zwar oft geiſtreichen, zuweilen aber auch albernen Verdrehungen und Ungeheuerlichkeiten eingehen mochte, auf die Dauer geradezu widerwärtig. Ich durfte mich, wie ich ſchon angedeutet, ſeiner Zuneigung rühmen, und habe ſpäterhin ſtets ein freundſchaftliches Verhältniß mit ihm gehabt, allein ich habe doch nie näheren Umgang mit ihm gepflogen, noch an ſeinen Schriften beſonderes Wohlgefallen finden können, im Gegentheil mich oft im Stillen gewundert, daß ſo viel Aufmerkſamkeit und Eifer ſich ihnen zuwandte.

Sehr anziehend war es mir, Frau von Humboldt in Berlin wiederzuſehen; ihre nachgiebige Einbildungskraft hatte die Erregung der Zeit ganz in ſich aufgenommen, weit mehr, als daß ich hätte mit ihr einſtimmen können; aus dem Gegenſatze unſerer Anſichten erzeugte ſich manches artige Gefecht, wobei ich den Vortheil hatte, ihren Gatten, und nicht ſelten auch Friedrich Auguſt Wolf, der hier täglich verkehrte, meiſt auf meiner Seite zu ſehen, und die Schadenfreude genoß, ſie praktiſch im beſtimmten Einzelfalle im auffallendſten Widerſpruch mit ihren heftigen allgemeinen Behauptungen zu finden. Sie hatte mit andern Tagesſtrömungen auch das Treiben mit dem Lebensmagnetismus eifrig erfaßt, welchen der Doktor Wolfart, auch ein Angehöriger unſeres Dichterbundes, in weiten Kreiſen, und wie man ſagte mit großem Erfolg, geltend machte. Nach langer Vergeſſenheit war der Mesmerismus durch den ſinnigen Arzt Doktor Kluge vor einigen Jahren in Berlin wieder an das Licht gezogen und durch eine gediegene Darſtellung dem allgemeinen Verſtändniß eröffnet worden; ſeitdem hatte Wolfart ſich dieſer Behandlungsweiſe mit vielem Glücke bemächtigt und Frau von Humboldt gehörte zu ſeinen Gläubigen. Als Koreff in Berlin anlangte, kam Wolfart ihm ſogleich mit der Anzeige entgegen, eine Hellſeherin habe ihm deſſen Ankunft als die eines ſtärkenden Gleichgeſinnten vorausgeſagt, und er begrüßte ihn freudig als den Verkündigten. Koreff, auf einen ihm ſo vertrauten Boden verſetzt, erging ſich nach Herzensluſt auf dieſem Tummelplatz, und lebte und webte nun in magnetiſchen Verſuchen und Berathungen. Doktor Erhard, ein ſtrenger Verſtandesmann, verneinte ſtarr alle die Erſcheinungen, die man ihm vorführte, und wollte ſich auf die Prüfung ſo dunkler Thatſachen gar nicht einlaſſen. Eben ſo wenig war Troxler zu gewinnen, denn indem er bereitwillig die wirkſame Kraft anerkannte, auch ihre heilende Anwendung gern geſtattete, läugnete er doch, daß dieſe Kraft eine höhere Sphäre des Daſeins aufſchließe, ſondern behauptete, nur zu einer unteren führe ſie zurück, zu einer von dem vernunftwachen Geiſte überwundenen, wie er dies in ſeinem trefflichen Buche „Blicke in das Weſen des Menſchen“ ſchön auseinandergeſetzt. Der Aufſchwung des Mesmerismus aber wurde durch ſolche Einwendungen in Berlin nicht gehindert, ſondern dauerte viele Jahre fort, die vornehme, zum Theil die gelehrte Welt. beugte ſich dieſem Einfluſſe, beſonders die Frauen, Hardenberg ließ ſich magnetiſch behandeln, Schleiermacher, und ſogar Erhard geſtand manche Thatſache zu, nur nicht die Folgerungen, die man damit verknüpfen wollte. Zuletzt erloſch die Theilnahme an der Ueberſättigung und an einigen ärgerlichen Vorfällen, die wohl darlegten, daß die Sache mißbraucht werden könne, allein über den Werth oder Unwerth derſelben eigentlich nicht entſcheiden durften.

Bei Stägemann war ich täglich und erfreute mich ſeiner tapfern Sinnesart, ſowie der Anmuth ſeiner edeln Gattin und ſchönbegabten Tochter. Frau von Crayen belebte einen großen Kreis, und ihre Begeiſterung für den König und ihr Stolz auf die preußiſchen Siege fanden nicht weniger eifrige Zuhörer, als der treffende Witz, durch den ſie ihre Geſellſchaft erheiterte; einer ihrer Söhne war Offizier im Blücherſchen Heere; ſie klagte, daß ſie ihren Freund den Fürſten von Ligne verloren habe, und ſollte bald den Verluſt jenes Sohnes beklagen, der nach heldenmüthigem Kampfe bei Verſailles als eines der letzten Opfer des Krieges an ſeinen Wunden in Frankreich ſtarb.

Die lebhafte Gräfin Julie von der Goltz, fern von allem empfindſamen und überbildeten Weſen, wurde mir durch die aufrichtige anerkennende Zuneigung lieb, die ich unerwartet für Rahel in ihr entdeckte. Ihre naturwüchſige Derbheit war eine willkommene Erfriſchung unter dem vielen eitlen Gezier und Gethue, das mit den Stichwörtern der Zeit von hochgebildeten Damen getrieben wurde, wo das Vaterland und das Chriſtenthum und die Weiblichkeit endlich zum abgetragenſten Modeputz wurden. Ich verkehrte mit Reimer, Kieſewetter, Doktor Heinrich Meyer, machte Oelsner's nähere Bekanntſchaft, die ich in Paris immer verfehlt hatte, ſah Kaufleute, Staatsbeamte aller Klaſſen, Diplomaten und Kriegsmänner, und lebte überhaupt in einem bewegten Gedränge, wie es die damaligen Zeitumſtände, wo kein Kreis abgeſchieden war, ſondern alle ineinander floſſen, faſt jederman unvermeidlich zuführten. Vierzehn Tage vergingen ſehr ſchnell und ſchienen den Inhalt vieler Monate zu tragen.

Unterdeſſen waren täglich Nachrichten vom Kriegsſchauplatz eingetroffen, und die erſten vorläufigen Angaben von den erfochtenen Erfolgen und dem ſiegreichen Losgehen auf Paris durch die ſpäteren und genaueren nur beſtätigt und geſteigert worden. Blücher hatte nach der Schlacht von Bellealliance den Major von Thile mit der Siegesnachricht an den König geſandt, der ſchon von Berlin nach dem Rhein abgereiſt war und die gute Botſchaft in der Vorſtadt von Merſeburg empfing, von wo er den Ueberbringer die Reiſe nach Berlin fortſetzen hieß, damit hier die weitere Veröffentlichung erfolgte. An die Stadt Berlin aber hatte Blücher auch ſchon einen Boten geſandt, den Lieutenant Nernſt, einen der tapfern Freiwilligen, der ſeinen Mitbürgern beſonders willkommen war; es war ein Volksfeſt, als dieſer Offizier unter Vorreitung von vierundzwanzig blaſenden Poſtillionen feierlich einritt. Bei dieſer Gelegenheit mag ein bezeichnender Zug hier ſeine Stelle finden. Der alte Feldmarſchall Graf von Kalckreuth, Gouverneur von Berlin, hatte den Lieutenant Nernſt noch nicht empfangen, als der Major von Thile anlangte und ſeine Meldung machte. „Wieder ein neuer Zweig in den Lorbeerkranz des Herrn von Blücher eingeflochten?“ fragte der Alte in ſeiner gewohnten Weiſe, die nicht mehr ohne ſpöttiſches Lächeln ſein konnte. „Ja“, erwiederte Thile, „und ein unverwelklicher!“ Der Feldmarſchall ſchwieg hierauf und ſchien nähere Umſtände gar nicht wiſſen zu wollen. Aber es befand ſich zufällig der geweſene Gouverneur von Moskau Graf Raſtoptſchin bei Kalckreuth im Zimmer, und in ſeiner Freude fragte er eifrig nach dem ganzen Hergange, ließ ſich alles erzählen und erklären, und konnte nicht genug den herrlichen Sieg und ruhmvollen Feldherrn preiſen, während Kalckreuth in ſeinem lächelnden Schweigen ſtarr verblieb. Raſtoptſchin erzählte den Vorgang nicht ohne ſcharfe Bemerkungen, und als die Sache bekannt wurde, hätte nicht viel gefehlt, ſo wären dem Feldmarſchall und Gouverneur für ſeine Gleichgültigkeit durch die Turnjugend die Fenſter eingeworfen worden!

Unſere Abreiſe wurde nun eilig angeordnet, doch immer noch von Tag zu Tag verſchoben, weil viele dringende Angelegenheiten vorher zu erledigen waren. So konnten wir auch noch Zeugen eines Partheikampfes werden, der in ſeiner Unſcheinbarkeit ein warnendes Bild der leidenſchaftlichen Gehäſſigkeit gab, die unter dem Schimmer begeiſterter Eintracht bisher geſchlummert hatte, und nach kurzer Friſt in hellen Flammen ausbrach. Eine gemeine Poſſe, von einem verſtorbenen Breslauer zur Verſpottung der Juden geſchrieben, „Unſer Verkehr" genannt, war von dem Intendanten der Königlichen Schauſpiele, Grafen von Brühl, auf den 1. Juli zur Aufführung angeſetzt, ſehr unſchicklich in dieſer Zeit und in der Hauptſtadt, wo die Juden durch dargebrachte Opfer und durch perſönlichen Andrang zu den Waffen mit den übrigen Einwohnern rühmlich gewetteifert, mehrere Juden Offiziere geworden oder das Eiſerne Kreuz erworben hatten, und auch jetzt wieder dem Feinde kämpfend gegenüber ſtanden. Aber ſchon regte ſich ein vornehmthuender, ſich für chriſtlich ausgebender Stolz, und von vielen Seiten barg man nicht die Freude, eine unbequeme Klaſſe von Mitbürgern durch jene Aufführung empfindlich beſchämt und gedemüthigt zu ſehen. Der Staatskanzler, zu rechter Zeit angerufen, ließ die Aufführung unterſagen, und da der Graf von Brühl, eines mächtigen Hinterhaltes verſichert, nicht ſogleich nachgeben wollte, ſo mußte das Verbot mit allem Ernſt eingeſchärft werden. Hierüber entſtand nun großer Lärm in der Stadt, man ſchrie, Hardenberg maße ſich eine Gewalt an, die ihm nicht zuſtehe, er beſchränke die Freiheit, und ſogar ſolche Perſonen, die dem Sinne des elenden Stückes nicht beipflichteten, ja daſſelbe auspochen wollten, tadelten heftig das Verbot. Das war ein Stoff zu traurigen Betrachtungen; Oelsner meinte, da zeige ſich, auf welcher geringen Stufe der Freiheitsentwickelung die Berliner noch ſtänden, nach der Preßfreiheit frage kein Menſch, kein Menſch nach öffentlichen Verhandlungen, man ertrage die unbedingte Ausübung der Polizeigewalt, aber wenn die Freiheit ſchnöder Verſpottung auf der Schaubühne mit Recht unterſagt werde, da ſchreie der gemeine und vornehme Pöbel, als greife man frevelhaft ſeine Vorrechte an! Stägemann nahm die Sache von anderer Seite und ſagte, wenn die blutigen Schatten der bei Lützen im Kampfe gefallenen Moritz Itzig und Hauſchildt unter den Zuſchauern ſichtbar würden, ſo dürfte dieſen die Luſt am rohen Spaße vergehen. Viele unſerer angeſehenſten Männer ſprachen mit gleicher Empörung. Für den Augenblick allerdings behielt der gute Sinn die Oberhand. Allein einige Zeit nach der Abreiſe des Staatskanzlers wußte die feindliche Parthei dennoch die Aufführung der Poſſe durchzuſetzen, und ein nicht ungeſchickter aber tief gemeiner Komiker Wurm feierte ſeinen würdigen Triumph darin! Einige Zeit nach dieſer Entweihung der Bühne — denn als eine ſolche wurde die Aufführung von Vielen bezeichnet —, ſtarb unerwartet die allgemein beliebte Schauſpielerin Bethmann, der Stolz des Berliner Theaters, die Freude des Publikums. Wir empfingen dieſe betrübende Nachricht in Paris, und Stägemann dichtete dort ſogleich einige Zeilen, die das letztere Ereigniß als die Strafe des erſteren bezeichneten und bald in vielen Abſchriften umliefen; andere derbere Stachelverſe ließ er nachfolgen, und die Gönner der Poſſe, nun ihrerſeits von ernſter Mißachtung und ſcharfem Spott getroffen, ſchämten ſich zuletzt, und niemand wollte mehr dafür thätig geweſen ſein.

Bis zum 4. Juli noch verzog ſich unſere Reiſe; am Morgen dieſes Tages fuhren wir nach Glienike, dem Landhauſe des Fürſten von Hardenberg, wo ſich die Reiſegeſellſchaft zuſammenfand und noch das Mittagseſſen einnahm, welches zwiſchen den zuletzt noch übermäßig gehäuften Arbeiten ſich einſchieben mußte. In dieſen ſpäten Augenblicken traf nun auch der preußiſche Schlachtbericht ein, der bisher ſo unbegreiflich gefehlt hatte. Der Staatskanzler reichte mir ihn und hieß mich ihn vorleſen. Der Eindruck war ſehr wunderbar, die Hörer empfingen ſtatt gewöhnlicher, auf Zahl und Maß begründeter Angaben eine Reihe lebhafter Bilder, welche den Wechſel der Ereigniſſe den Sinnen vorführten, man fühlte ſich aufgeregt und fortgeriſſen. Da hieß es, man ſehe, daß Gneiſenau die Feder eben ſo mächtig führe als den Degen, und Hardenberg erklärte den Bericht für ein Meiſterſtück. Der Name Gneiſenau ſtand allerdings unterſchrieben, aber gleichwohl hatte ſeine Feder ihn nicht aufgeſetzt. Ich hörte ſpäter den wahren Zuſammenhang. Als nach dem Gewinne der Schlachten alles nur zur Verfolgung des Feindes drängte, war an die Nothwendigkeit erinnert worden, von dem großen Kampfe auch einen raſchen Bericht abzufaſſen. Der Oberſt von Pfuel ſetzte ſich eiligſt an die Arbeit, aber während er ſchrieb, ritt Blücher fort, alle Generale folgten, und Gneiſenau wollte gleichfalls eben zu Pferde ſteigen, da hielt Pfuel ihm das noch naſſe Blatt zur Unterſchrift hin, die dann auch nach einigem Bedenken, ob auch die Sache zuläſſig, raſch gegeben wurde. Gneiſenau und Pfuel ſprengten ſodann dem Feinde nach, das Blatt ging rückwärts zu den Freunden. Dem Irrthum, der uns damals in Glienike befing, mußte jeder Leſer unterliegen, und noch heute findet ſich jener Bericht oft als das Werk Gneiſenau's erwähnt, deſſen Geiſteseigenheit man damit belegen will! — Erſt mit einbrechender Dunkelheit kamen wir zur Abfahrt und der lange Zug von Wagen ſauſte bald im Sturme durch die Nacht dahin. Ich war wieder nach beiderſeitigem Wunſche der Gefährte Stägemann's, und wir dachten lange nicht an Schlaf, beſonders da wir noch manches den Tag über in Glienike Vorgefallene zu beſprechen hatten, wobei die Eigenheit der Gemüthsarten ſchroff hervorgetreten war. Ich hatte den liebenswürdigen, ſonſt immer maßvollen und gütigen Fürſten in hellem Zorne die Mißdeutung ſeiner Befehle rügen, dreiſten Fürwitz kleinlaut werden, Humboldt in klarer Strenge das Verſtändige feſthalten ſehen; mir war merkwürdig, wie wenige Menſchen ihr gewöhnliches Weſen in den außerordentlichen Prüfungen behalten, bisweilen liegt die Kraft, weit öfter die Schwäche verſteckt in ihnen, eine maßvolle Stetigkeit ſcheint höchſt ſelten zu ſein. Hardenberg beſaß unſtreitig tiefe Willensſtärke, allein ſie bedurfte um zu wirken eines erheblichen

Anreizes, ich erkannte, daß in gewöhnlichen Dingen auf ihn kein ſicherer Verlaß ſei, daß er bis zu einer gewiſſen Gränze leicht nachgebe; Stägemann wußte hiefür genug Belege, und ſein eigenes Verhältniß hatte davon zu leiden, denn bis zu jener Gränze war ein weiter Spielraum, den Andere ſich vielfach zu Nutze machten, wo der ſtrenge Geſchäftsmann aber ſich zu tummeln weder Luſt noch Geſchick hatte.

Am andern Vormittage gelangten wir nach Deſſau, wo der bejahrte Herzog uns mit einem Frühſtück erwartete und in ſeiner Beeiferung die biedere Güte und den trefflichen Sinn wohlerhalten zeigte, die einſt in ſeiner Sorge für Erziehung und anderes Gemeinnützige ihn den Deutſchen ſo lieb und werth gemacht hatten. In Halle hatten die Einwohner uns einen wahren Triumpheinzug bereitet, die Wege waren mit Blumen beſtreut, die Straßen mit grünen Gewinden verziert, Bildniſſe Friedrich's des Großen an die Fenſter geſtellt, das Jubelgeſchrei erſchallte unaufhörlich, bis nach raſchem Pferdewechſel die Abfahrt uns ihm entrückte. Wir übernachteten in Merſeburg, von dem ehrwürdigen Staatsminiſter von der Reck und ſeiner Gemahlin beſtens aufgenommen; Hardenberg arbeitete noch bis in die Nacht hinein, um einige Gegenſtände der Verwaltung zu ordnen und entgegengekommene Depeſchen zu beantworten. Am folgenden Morgen fuhren wir in Weimar ein, ich mit klopfendem Herzen, denn ich hatte Goethe'n noch nicht geſehen, und konnte die Umſtände nicht beſſer wünſchen. Ich vernahm mit großem Weh, er ſei verreiſt, brauche die Kur in Wiesbaden. Die Spuren ſeines Wirkens und Schaffens aber glaubte ich auf dieſem Boden überall zu finden, im Schloß und Park, im Theater, im Geſpräch mit Hohen und Niedern. Der Herzog lud Hardenberg, Stägemann, Jordan und auch mich, der ich ihm ſchon bekannt war, zur Mittagstafel, und obſchon auch die Andern oft genug den Namen Goethe nannten, ſo war er doch mir und meinem Tiſchnachbar, dem Staatsminiſter von Gersdorf beinahe einziger Gegenſtand der Unterhaltung. Bei der zur Mode gewordenen erhitzten Deutſchheit ſollte der natürliche Wärmegrad des Vaterlandsgefühls nur als Kälte gelten, und Goethe's Geſinnung war in dieſem Sinne auf die ungerechteſte Weiſe angegriffen worden; ich hatte ihn noch mitten im Kriege gegen ſolchen Vorwurf öffentlich vertheidigt, auch Steffens war für ihn wacker aufgetreten; hier begegnete ich der lebhafteſten Uebereinſtimmung. Auch Goethe's Verhalten zu Napoleon wurde ſcharf zurechtgeſtellt, ich vernahm, er habe dieſen nie hochgeachtet und geliebt, aber betrachte ihn als eine merkwürdige Naturerſcheinung, und ſage, das dürfe man ihm doch nicht verargen, daß er diejenigen haſſe, die ihn in dieſer Betrachtung hindern wollten. Noch einen beſondern Zug erzählte mir der freundliche Nachbar; er ſelbſt nämlich überbrachte Goethe'n im vorigen Jahre die erſte Nachricht von Napoleon's damaliger Abdankung, und erwähnte wohl auch der Mißreden, wie man ſich wundere, daß derſelbe ſolchen Sturz überlebe; anfangs ſchien Goethe durch die Nachricht etwas unangenehm berührt, doch bald verſetzte er: „Hm! daß er den Leuten den Gefallen thun würde, ſich den Hals abzuſchneiden, habe ich freilich nie geglaubt!“ und brach dann ab, indem er in ganz verändertem Tone zur Betrachtung eines alten Jupiterkopfes einlud, der ihm eben zugeſchickt worden war.

Wir erreichten am nächſten Tage Hanau, wo Stägemann und ich die Nacht bleiben mußten, weil vom raſenden Fahren auf den zum Theil ſchlechten Wegen die Achſe des Wagens gebrochen war. Am folgenden Mittage trafen wir mit dem Staatskanzler wieder zuſammen, der in Frankfurt ſchon von allen Seiten Depeſchen, Beſuche und Anfragen empfangen und die für Stägemann geeigneten Arbeiten zurechtgelegt hatte. Jedoch erfuhren wir ſogleich, daß unſeres Bleibens hier nicht lange ſein ſollte. Der König mußte den letzten Nachrichten zufolge mit den Truppen jetzt ſchon in Paris ſein, und auch wir ſollten uns dieſem Ziele nähern; von einem Feldzuge ſchien kaum noch die Rede, nur von einer Reiſe, die freilich durch unſichere, verwüſtete Gegend, durch fremde Kriegsvölker und deren Nachzügler, und vielleicht durch aufſtändiſche Bauern führen konnte, wogegen uns aber auch wieder beſondere Maßregeln und von

Seiten der verbündeten Truppen die erforderlichen Bedeckungen zu Gebote ſtanden. Aus allen fleißig eingezogenen Erkundigungen, in deren Beſchaffung beſonders der preußiſche Geſchäftsträger von Otterſtedt unermüdlich war, ging hervor, daß der Weg auf Nancy für uns der rathſamſte ſei, und gleich der nächſte Tag wurde zum Aufbruch beſtimmt. Unſere Wagenreihe ſollte ſich durch mancherlei Anſchluß verſtärken, durch den Miniſter von Altenſtein, den Geheimen Legationsrath Renfner, den Doktor Karl Müller und Andere, auch Humboldt, der ſeinen Weg bisher allein gereiſt war, ſollte ſich mit ſeinem Gefolge einfinden, ſo daß wir eine anſehnliche Schaar ausmachten, die ſich in manchen Nöthen wohl ſelber zu helfen im Stande war. Dagegen fand man gerathen, daß die Damen Stägemann und Jordan, welche ihren Männern von Berlin nach Frankfurt vorausgeeilt waren, einſtweilen in dieſer ſichern Stadt verblieben, bis die Umſtände erlaubten, ſie ohne Gefahr nach Paris zu rufen. Der eine Tag, den wir in Frankfurt zubrachten, verging in Drang und Sturm. Hundert Dinge waren zu beſorgen, zu verabreden, immer neue Nachrichten einzuziehen, zu beurtheilen, neue Befehle zu erwarten. Ich beſuchte mit Stägemann das Hertziſche Haus, mit Jordan das des Senators von Guaita, an beiden Orten fanden ſich erwünſchte Anknüpfungen mit früheren lieben Bekannten; der öſterreichiſche Geſandte Freiherr von Hügel brachte mich mit dem jungen von Buchholz aus Münſter zuſammen, der ſpäter in Wien durch ſeine Geſchichtsarbeiten einigen Ruf erwarb, und damals in der Unruhe und Eile der kurzen Stunden mir ſchon denſelben trüben Eindruck machte wie nachher ſeine Bücher! Ich mußte den Doktor Jaſſoy aufſuchen, hatte dem Profeſſor Kieſewetter Rede zu ſtehen, nach Wien und Berlin zu ſchreiben, und fand erſt wieder Ruhe im Wagen, als es über Stock und Stein weiter ging.

Wir waren auf dem Wege nach Kaiſerslautern noch nicht weit gekommen, als der Staatskanzler eine Stafette mit der Nachricht erhielt, daß die preußiſchen Truppen am 6. Juli zufolge einer mit den franzöſiſchen Behörden abgeſchloſſenen Kapitulation in Paris eingerückt waren; unſere

Fahrt erſchien hierdurch nun völlig geſichert und wurde möglichſt beſchleunigt. In Kaiſerslautern, wo wir einige Stunden verweilen mußten, machte ich mit Jordan einen Spazirgang um die Stadt, wir ſuchten uns über die früher hier vorgefallenen Gefechte zu orientiren, verglichen die damalige Lage der Dinge mit der jetzigen, und waren der beſten Stimmung. Die Liebenswürdigkeit Hardenberg's erſchien auf der Reiſe in tauſend kleinen, oft wenig bemerkten Zügen, er gönnte und verſchaffte jedem gern alles Behagen, freute ſich der Laune und des Witzes ſeiner Gefährten, und wenn er harthörig manches Wort bei aller Anſtrengung nicht vernahm, ſo machte er ſich dies auch wohl zu nutz, um Anderes freiwillig zu überhören; unſere Verhältniſſe und Neigungen ſchien er gut zu kennen und ſpielte mit gutmüthigem Lächeln darauf an, ſo nahm er auch herzlichen Antheil an meiner Freude, daß mich hier unerwartet Briefe aus Wien von Rahel erreichten, voll Freude über die preußiſchen Waffenerfolge, und nicht ohne Hoffnung des Wiederſehens in Paris, er wollte alles wiſſen, was in dem Arnſtein-Pereira'ſchen Kreiſe vorging, und beſtätigte die Meinung, daß die Reiſe nach Paris nun für die Damen geſichert ſei. Ich aber ſchrieb damals ahndungsvoll, es ſei ein Unglück, daß die nächſten Staatsanordnungen wieder dieſen Abmachungsort haben ſollten, unſere Sache müſſe dabei leiden, unſere Häupter ſollten einen andern Ort wählen, und ſchloß mit dem Wunſche, daß unſere Diplomaten ſo würdig des Beifalls ſein möchten, als es unſere Krieger gewiß ſeien!

In Saarbrücken, wo wir am folgenden Mittag ankamen, eröffnete ſich uns ein wunderbares Schauſpiel. Die wackern Einwohner dieſer freundlichen Stadt und des dazu gehörigen Ländchens waren bei dem letzten Pariſer Frieden, der die durch den Revolutionskrieg verlorenen deutſchen Rheinlande wieder von Frankreich ablöſte, als einzige Ausnahme, gegen ihren laut ausgerufenen Wunſch, unverantwortlicher Weiſe dem fremden Staat überlaſſen worden. Jetzt ſahen dieſe nach ſo empörender Behandlung dennoch dem Vaterlande zugewandten Landsleute in den neueſten Ereigniſſen abermals einen Hoffnungsſchimmer, die aufgedrungene Gemeinſchaft abzuwerfen und die vaterländiſche einzutauſchen. Wir wurden daher mit lautem Jubel empfangen, und Abgeordnete der Stadt, unter ihnen der nachherige Oberbergrath Böcking, ſprachen ihre Geſinnung dem Staatskanzler mit Nachdruck aus, ſo wie das beſtimmte Verlangen, preußiſch zu werden. Der Fürſt verkannte als überſchauender Staatsmann nicht, wie ſchwierig hiebei ſeine Stellung ſei, und wie wenig er Befugniß und Macht hier zum Handeln habe, doch ſetzte ſein hochherziges Gemüth ſich über alle Bedenklichkeiten hinweg, und verſprach den braven Leuten, daß ihr Wunſch erfüllt, daß ſie Deutſche und Preußen werden ſollten. Der Jubel kannte keine Gränzen, die Häuſer wurden mit Laubgewinden und Blumenſträußen geſchmückt, das Volk wogte durch die Straßen, ſang vaterländiſche Lieder, Spott und Hohn den Franzoſen, Ehre und Liebe den Deutſchen, gegen Abend wurde die Stadt erleuchtet, am hohen Thurme las man den Namen Hardenberg in Feuerzügen, die Jungen trugen Lichter und grüne Zweige und Kränze auf Stangen umher, die ganze Nacht hindurch dauerte das Feſt und erneute ſich am andern Morgen, denn wir blieben noch über den Mittag, weil der Staatskanzler einen Kourier erwartete, der denn auch eintraf und die wichtige Nachricht von der Wiedereinſetzung der Bourbons mitbrachte, weßhalb der König um ſo dringender die Ankunft Hardenberg's in Paris wünſchte, denn dieſe Wendung verwickelte zugleich und beſchleunigte unſere Angelegenheiten; die Franzoſen gewannen einen Schild, der uns mit Vortheil entgegenzuhalten war, und hinter dem ſie fortfuhren, wider uns zu ſein, während wir auf ihn zu ſchlagen uns enthielten. Die Kunde, daß noch ſehr bedeutende Streitkräfte unter der dreifarbigen Fahne hinter die Loire zögen, daß der Bauernaufſtand in Elſaß und Lothringen erſt recht anhebe, und daß die Feſtungen ſich feindlich gegen uns abſchlöſſen, zeigte auf der Stelle, in welchen Widerſprüchen wir ſteckten, wir mußten den Bourbons das Volk erſt unterwerfen, um daſſelbe dann als das ihre nochmals gegen uns zu haben! Der Landſtrich, den wir noch vor uns hatten, war keineswegs ſicher, auf preußiſche und ruſſiſche Kriegsleute, welche wir bisher angetroffen und theilweiſe zu Begleitern gehabt hatten, war fernerhin nicht mehr zu rechnen, und erſt in der Gegend von Metz und Verdun ſollten wir wieder eine ruſſiſche Heerſchaar zu finden hoffen.

Humboldt, auf den wir auch hatten warten müſſen, war inzwiſchen angekommen, und ſeine Zuſtimmung mußte das Gewicht der Betrachtungen, in denen wir uns ergingen, ſehr verſtärken. Wir waren unter lauter Vertrauten, Eines und deſſelben Staates, ohne Vorurtheil ganz in der Sache, es herrſchte nur Ein Sinn und Eine Anſicht; ſpäter in Paris, bei den vielfachſten Einflüſſen, konnte das nicht mehr ſo der Fall ſein. Bei der Weiterreiſe, die wir wegen der nur ſchwach berennten Feſtungen mit einem Umweg über Pont-a-Mouſſon auf Chalons nahmen und auf der es viele Haltepunkte gab, empfanden wir Alle durch Humboldt's Gegenwart einen reichen Zuwachs von Heiterkeit und Zuverſicht. Einmal, beim Pferdewechſel, ich glaub' in Pont-a-Mouſſon, geriethen wir in einige Gefahr, das Volk verſammelte ſich um unſere Wagen, handfeſte Kerle in Kitteln, derbe Weiber in Holzſchuhen, alle vom wildeſten Anſehen, bald wurden böſe Reden laut, heftige Gebärden drohten, einige Stimmen riefen, man ſolle uns in die Maas werfen, man bedrängte die herbeigeführten Pferde, man wollte das Anſpannen hindern, und wer weiß wie es geendet hätte, wären die berufgetreuen eiligen Poſtillione nicht noch eben zu rechter Zeit fertig geworden, da es denn plötzlich unter dem gewaltigſten Peitſchenknallen durch die zurückweichende Menge glücklich auf und davon ging. Einen ähnlichen Auftritt gab es in Saint-Mihiel, nur gemildert dadurch, daß die Leute, was wir erſt nachträglich erfuhren, unſere Truppen in der Nähe wußten und daher ihre Redensarten einigermaßen zügelten; das Gedränge jedoch war ſo ſtark, die Geſichter ſo dreiſt, daß Stägemann und ich, die wir vom Wagen geſtiegen waren, bald daran dachten mit guter Art wieder hineinzukommen. Eine gemeine Frau, deren rüſtige Häßlichkeit, mit einem Kinde auf dem Arm einen ſeltſamen Eindruck von Mütterlichkeit machte, und die trotz ihrer zerriſſenen Kleidung doch ſehr achtungsvoll Madame Antoine genannt wurde, ſagte zu mir mit unterdrücktem Groll: „Monsieur, à-présent vous retournerez tous les ans à Paris, pour faire rentrer les Bourbons!“ Und ein junger Mann aus dem Haufen ſchrie mir zu: „Vous ne voulez pas de Napoléon, eh bien! nous ne voulons pas de Bourbons; qu'on les mette donc à la porte tous les deux! Nous ne sommes pas faits en France pour être gouvernés par des prêtres; d'abord nous ne sommes pas catholiques.“ .... Wieder hieß es: „Qu'est-ce que c'est que ce roi goutteux? il dit dans sa proclamation qu'il accourt; vite, une chaise de poste à six chevaux, et le voilà à Paris! Il nous faut un roi bambocheur, un roi qui nous sait mener à la guerre!“ Als ein Anderer einwarf: „Oh, pour la guerre, non! nous en avons assez!“ ſo verſetzte jener leichthin mit gleichgültigem Ton und etwas Lächeln: „Eh! il nous en faut toujours un peu!“ Karakter und Stimmung des Volks drückten ſich uns in dieſen kurzen Zügen deutlich und ergötzlich aus.

In Epernay gönnten wir uns einige Nachtruhe, nachdem wir vorher bei ſchlechtem Champagner und guter Laune mehrere Stunden gemeinſam beim Abendeſſen zugebracht hatten. Ueber den ſchlechten Champagner wurde geſcherzt, indem die Anekdote erzählt wurde, daß Ludwig XIV. einſt den ihm dargebotenen Ehrenwein einer kleinen Stadt gekoſtet und gelobt, der Bürgermeiſter ihm darauf dummlächelnd erwiedert habe: „Oh! nous en avons encore de meilleur!“ worauf der König mit Gelaſſenheit geſagt: „Vous le gardez sans doute pour meilleure occasion!“ „Ja, ja“, ſagte der Staatskanzler freundlich, „ſie haben beſſern Wein, aber ſie verſparen ihn auf beſſere Gelegenheit, für die Koſaken, die nicht wie wir nach dem Preiſe fragen.“ — Mit Humboldt konnte man nicht zuſammenſein, ohne auf gelehrte Sachen, Sprachbemerkungen, klaſſiſche Anführungen zu kommen. An Karl Müller, einem feſten Lateiner und Verſemeiſter, fand er ſeinen Mann; auch die Anderen, Altenſtein an der Spitze, ſuchten ihre klaſſiſchen Erinnerungen hervor, und keiner von uns entbehrte deren völlig. Daß ich bei der ich weiß nicht wie entſtandenen Frage, woher der berühmte Marcus Antonius Muretus ſeinen Namen habe? zufällig die Auskunft wußte, er ſei von ſeinem Geburtsorte und Familiengute Muret ſo genannt, gab mir bei Humboldt offenbar einen guten Stein in's Brett. Er ward aufmerkſam auf mich, wandte mir das Wort häufig zu, und noch öfter nahm ich es unaufgefordert auf, um ſeine ſcherzhaften Einfälle zu beſtreiten oder fortzuſetzen, zum Vergnügen Hardenberg's, der überhaupt an der geſellſchaftlichen Lebhaftigkeit um ſich her das anmuthigſte Wohlgefallen hatte. Als von den aufrühreriſchen Bauern erzählt wurde, ſie ſchlügen unſere Soldaten, deren ſie habhaft würden, an's Kreuz, und auch uns könne das noch bevorſtehen, ſo bemerkte Humboldt mit ruhigem Ernſt, dieſes ſei zwar gar keine gewöhnliche Art, allein er ſei der Meinung, der ſchon Mäcenas geweſen, daß man auch ſo leben könne, und daß Andere von der Sache viel zu viel Aufhebens gemacht. Solcher anmuthigen oder verwegenen Scherze gab es eine Fülle, und da dergleichen Laune in der Geſellſchaft nicht gut ohne beſondere Zielſcheibe ſein kann, ſo wurde dazu der Geheime Legationsrath Renfner auserſehen, der ſich dabei ganz nach dem Staatskalender verhielt, von dem Höheren alles heiter hinnahm, gegen Seinesgleichen derb antwortete, dem im Dienſte Geringern aber nicht den kleinſten Spaß erlauben wollte. Am meiſten quälte ihn Stägemann mit dem Phänomen, daß ſein Name, was man ihm auf den erſten Blick nicht anſah, vor- und rückwärts geleſen ganz derſelbe ſei, und wovon er ſich lange nicht überzeugen wollte. Unſere Reiſe hatte etwas vom Feldlagerleben, kein Wunder, daß die kurze Erholung ſich auch etwas dahinneigte.

Der Ernſt lag uns dabei ſchwer genug auf und drängte uns mit Macht vorwärts. Kouriere kamen uns von Paris entgegen und eilten, ſchnell abgefertigt, wieder dahin zurück und uns voraus. Am 15. Juli Abends trafen wir daſelbſt ein, und fanden unſere ſchon beſtellten Quartiere im Faubourg Saint-Germain, Rue de Varennes, der Fürſt im Hotel des Marſchalls Davouſt, Stägemann und ich nahebei. Doch wurden wir augenblicklich und ohne die Reiſekleider zu wechſeln wieder zum Fürſten gerufen, um mit ihm zu Abend zu eſſen, wo wir zu meiner großen Freude noch Juſtus Gruner fanden. Da wurde denn in raſchen Zügen das bisher Geſchehene zuſammengefaßt, der Stand der Dinge nach den unzweifelhaften Thatſachen erörtert und mit unſern Anſichten zuſammengehalten. Hier war denn leicht zu erkennen, daß die Hauptentſcheidungen ſchon vorweggenommen, die Sache der Franzoſen wieder in die für uns unvortheilhafteſte Geſtalt, in die des Bourboniſchen Königthums verwandelt ſei, und die Sache der Verbündeten in dem vorgreifenden Anſehen Rußlands und Englands für die doch nächſtbetheiligten deutſchen Angelegenheiten nur eine zweite oder dritte Stelle übrig laſſe. Hardenberg, mit welchem Stägemann, Gruner und ich längere Zeit ganz allein blieben, geſtattete uns die freieſte Aeußerung, und wir verhandelten mit ihm und vor ihm unſere innerſten Meinungen, die wunderbar unter einander und mit den ſeinigen übereinſtimmten. Ich erwarb mir an dieſem Abende Hardenberg's Beachtung und erhielt von ihm den Auftrag, in dem Sinne, wie ich die preußiſche Sache aufgefaßt, fleißig für die öffentlichen Blätter zu ſchreiben, wozu er mich fernerhin mit näheren Weiſungen verſehen wolle. Denn es war wohl auf dem diplomatiſchen Wege viel verloren, aber noch lange nicht alles, und es war die Abſicht, mit allen Kräften ſich zum Kampf aufzuſtellen und zu verſuchen, wie viel noch wiederzugewinnen, was zu behaupten ſei. Dabei konnten die Ereigniſſe uns allerdings zu Hülfe kommen; denn noch ſchwankte vieles und ließ neue Wendungen möglich, die wir zwar nicht herbeiführen, aber benutzen durften. Seit acht Tagen waren die Bourbons, ohne unſer Zuthun, nur durch den Schutz der Engländer begünſtigt, nach Paris zurückgekehrt und hauſten in den Tuilerien, aber dieſe acht Tage hatten auch ſchon gezeigt, wie feindlich ihnen die Maſſe der Nation ſei, wie ſchwer es ihnen ſein würde die Herrſchaft zu behaupten, beſonders bei der Wuth ihrer eigenen Parthei, unter deren Einfluß jede weiſe Mäßigung unmöglich wurde. Das Heer hinter der Loire behauptete noch eine drohende Stellung. Napoleon wußten wir in Rochefort, aber noch nicht eingeſchifft, es konnten noch Schlachten nöthig werden, die wir nicht einzig der Bourbons wegen zu fechten dachten, der Süden Frankreichs war voll Unruhen, aus denen ſich wunderbare Spaltungen entwickeln konnten.

Am nächſten Morgen war mein erſter Gang zu dem Oberſten von Pfuel, der von Seiten Blücher's als Kommandant der einen Hälfte von Paris, ſo wie der General von Müffling als Gouverneur derſelben eingeſetzt war, dagegen Wellington für die andere Hälfte ebenſo engliſche Befehlshaber ernannt hatte. Bei Pfuel fand ich unter den ihm zugetheilten Offizieren auch die Lieutenants Graf von Flemming und Graf von Holk wieder, und der Kreis erwünſchter Bekannten erweiterte ſich jeden Augenblick. Dieſe Kriegsmänner waren alle deſſelben politiſchen Geiſtes, voll Muth und Eifer für die Sache Preußens, voll deutſcher Geſinnung. Dem Haſſe gegen Napoleon geſellte ſich ſchon Achtung und Theilnahme, der Widerwillen gegen die Bourbons, welche auf dem Throne gleich wieder das feindliche Frankreich vorſtellten, wurde mehr und mehr zum ſchnödeſten Haß geſteigert, ihre Anhänger gaben uns ſchon deutlich genug und oft genug durch die That zu erkennen, die Verbündeten hätten das Ihrige nun geleiſtet und könnten als läſtige Gäſte nur eiligſt wieder abziehen, höchſtens möchten ſie ſich bereit halten wiederzukommen, falls man ſie brauchte; die Ehre, den rechtmäßigen Herrſcher wieder eingeſetzt zu haben, durften wir uns theilen, damit ſollten wir uns für überbelohnt halten. Gegen ſolches Meinen und Verfahren — denn wirklich traten uns die Bourboniſchen Behörden überall beengend entgegen, und unſere Truppen mußten die nöthigſten Bedürfniſſe mit Gewalt ertrotzen — erhob ſich eine wahre Erbitterung, deren Ausbrüche ſehr ſchlimm werden konnten, wenn nicht die verbündeten Herrſcher durch ihre Rückſicht und Nachgiebigkeit für die Bourbons den kriegeriſchen Aufwallungen Einhalt gethan hätten, ſo daß ſogar Blücher's herber Unmuth in dumpfes Murren herabgeſtimmt wurde. Die Stimmung in der gebildeten und höheren Region des preußiſchen Heeres war ziemlich gleichmäßig, doch ließ ſich eine zweifache Schattirung wohl bemerken, daß nämlich die

Einen unbedingt Frankreich bekämpfen, beſiegen, ſchwächen und allenfalls theilen wollten, unbekümmert um deſſen eigenes Geſchick, die Andern dagegen nach Beſorgung unſerer Sache auch die der Franzoſen wahrnehmen, ihnen keine Regierung aufdringen, ſondern jede ſelbſtſtändige innere Freiheit gönnen wollten; dieſe ſahen nicht ungern die dreifarbige Fahne und die beim Einrücken der Preußen noch thätige Kammer der Repräſentanten, die in ihren Berathungen anfangs von den preußiſchen Wachtpoſten ſogar beſchützt wurde; zu dieſer Schattirung gehörten kraftvolle und einflußreiche Befehlshaber, ſelbſt Gneiſenau und Grolman waren ihr nicht fremd, und Blücher lieh ihr in manchen Fällen ſein derbes Wort, ſie war diejenige, der auch Hardenberg und Humboldt bis auf einen gewiſſen Grad beiſtimmten; allein nach dem Gange, den die Sachen einmal genommen, war dieſe Richtung amtlich nicht mehr zu vertreten, und da mit der kundwerdenden Einſchiffung Napoleon's die Bourboniſten die letzte Furcht verloren, ſo mußte die großmüthige Theilnahme ſich allmählich in das Innere der Geſinnungen zurückziehen, und während ſolche Stimmen verſtummten, wurden die entgegengeſetzten, ritterlich für die Rechtmäßigkeit des alten Königshauſes und für die Vortrefflichkeit des alten Regierungszuſtandes eifervollen, um ſo lauter.

Was mir an der vollſtändigen Kenntniß des Geſchehenen noch fehlen mochte, ärntete ich reichlich bei dem Grafen von Schlabrendorf, den ich ſodann beſuchte und bei dem ich Stägemann einführte. Der treffliche Greis nahm ſich in dem langen Bart, den er ſich aus Bequemlichkeit hatte wachſen laſſen, wunderlich aus, aber von ſeinen Lippen ſtrömte die hellſte Kenntniß der Dinge, das reifſte Urtheil. In ihm war die deutſche Geſinnung ganz lebendig, aber etwas mit der Bekümmerniß belaſtet, daß ſolche jetzt bis zur Ungerechtigkeit gegen die Franzoſen geſteigert, in dieſen dem allgemeinen Geiſte der Freiheit leicht zu nahe treten könnte. Er hatte mir während der hundert Tage zweimal nach Wien geſchrieben, ausführliche Schilderungen der Lage der Dinge, beide Briefe waren über die Schweiz gegangen, aber mir nicht zugekommen, der größere erſte blieb verloren, der zweite kam ſpäter noch glücklich in meine Hände, und beweiſt noch heute den großen Blick des Mannes. Wir waren im eifrigſten Geſpräch, da trat unerwartet Wilhelm von Humboldt ein, der ihm für nächſtens den Beſuch Hardenberg's ankündigte, ihn aber bat, ſchon heute mit demſelben im Rocher de Cancale zu Mittag zu ſpeiſen, wozu auch Stägemann und ich im Namen des Fürſten durch ihn eingeladen wurden. Für Schlabrendorf war das nichts, er ging gar nicht aus, und lehnte die Einladung ab. Als wir Andern das berühmte Gaſthaus betraten, fanden wir unter den Geladenen auch Altenſtein, Flemming, Holk und ſonſtige Bekannte, der Fürſt aber verließ uns früh wieder; er hatte den ganzen Vormittag in Berathung mit dem Könige zugebracht, jetzt erwartete der ruſſiſche Kaiſer ihn. Wir ſaßen noch zuſammen, da ging die Thüre auf, und es zeigte ſich in voller Uniform der Feldmarſchall Fürſt von Blücher und der General Graf von Gneiſenau, ſie wollten den Staatskanzler begrüßen, nahmen aber nun, da ſie ihn nicht mehr fanden, auch bei uns Platz am Tiſch, deſſen Bedienung durch dies Ereigniß kaum eine Unterbrechung erfuhr. Blücher ſaß neben mir, und ich empfing aus erſter Hand die wunderlichen Ausſprudelungen des beinahe fabelhaften Helden. Er ſchimpfte heftig gegen die Bourbonen, wollte Ludwig XVIII. durchaus nicht beſuchen, zog gegen den Grafen von Münſter und gegen deſſen Spießgeſellen den Grafen von Hardenberg in Wien als gegen erklärte Preußenfeinde los, verſchonte ſelbſt ſeinen „Bruder Wellington“ nicht, und hielt über Könige und Fürſten, wie der Zufall ſie ihm vorführte, ein läſterliches Gericht. Manches klang auch für einige Anweſende nicht eben verbindlich, er ſagte zu Humboldt, er und alle Diplomaten hätten noch wegbleiben ſollen, ſie würden wieder alles verderben. Ungleichartigere Streitkräfte konnte man nicht ſehen, als Blücher und Humboldt gegen einander geſtellt; ob die Keule oder der Stoßdegen die beſſere Waffe ſei, blieb unbeſtimmt, aber ſoviel war klar, Humboldt ſtand nicht im Nachtheil, und als man ſich etwas näher verſtändigt hatte, ſtieß man zuſammen auf guten Erfolg und auf beſte Eintracht an.

Bei Hardenberg fand ſich am nächſten Tage zur Frühſtückstafel auch Alexander von Humboldt ein; die Geſellſchaft war zahlreich und durch einige fremde Gäſte beſonders glänzend. Alexander, als er hörte, Koreff ſei des Staatskanzlers Arzt, mißbilligte die Wahl höchlich, und unterließ nicht, in ſeiner ſatyriſchen Weiſe tüchtig auf jenen loszuziehen, woran ſich die Andern ungemein ergötzten, denn der neue Günſtling hatte ſchon Neider und Feinde genug in dieſem Kreiſe. Hardenberg hörte die Mißreden nicht, Wilhelm von Humboldt aber, der vertraute Gönner und Freund Koreff's, ließ den Bruder ruhig gewähren und ſchwieg, als ob ihm die Sache ganz gleichgültig ſei. Das verdroß mich, und als Alexander fortfuhr in ſeinen ironiſchen Witzeleien, die Andern in ihrem ſchadenfrohen Lachen, begann ich mich des Abweſenden lebhaft anzunehmen. Als Arzt, verſicherte ich mit Nachdruck, ſei Koreff jedes Lobes werth, und man dürfe den Fürſten beglückwünſchen, ihn gefunden zu haben, ich ſelbſt würde mir nie einen beſſern wünſchen. Doch Alexander wollte ſein Spiel ſo leicht nicht aufgeben, und ich ſah mich genöthigt, mit den höchſten Trümpfen herauszurücken, worauf er, verwundert über meinen Ernſt und empfindlich über meine Schärfe, doch zuletzt abließ und verſtummte. Nachher trat ich an Wilhelm von Humboldt heran, und fragte ihn im Tone des Vorwurfs, warum er geſchwiegen und ſeinen und meinen Freund dem üblen Willen des Bruders ſo völlig preisgegeben habe? Ich ſei dadurch, fügte ich hinzu, gezwungen geweſen, gegen ſeinen Bruder härter anzugehen, als ich es je wünſchen könne. Doch Wilhelm antwortete ganz artig: „O, mein Lieber, man muß niemals jemanden vertheidigen, glauben Sie mir das!“ Und darauf erörterte er dialektiſch belehrend, wie dabei wirklich meiſt nur Nachtheil herauskomme, er habe Koreff gewiß recht lieb, und habe ihn eben deßwegen nicht vertheidigt. Ich mußte über die Beweisführung lachen, wurde durch ſie aber nicht überzeugt. Nachdem die Geſellſchaft ſich größtentheils zerſtreut hatte, kam endlich Koreff ſelbſt, und beklagte beſonders, daß er, wie er höre, Alexandern von Humboldt, hier verſäumt habe, den er aber nun ſogleich aufſuchen wolle, um ihn ſeiner tiefſten Ehrerbietung zu verſichern, indem er die prunkvollſten Lobreden über ihn ergoß. Ich ſah an den Mienen einiger der Anweſenden, welche noch Humboldt's Aeußerungen mitangehört hatten, wie ſehr ſie ſich über dieſe Argloſigkeit luſtig machten, und es ſchien mir unwürdig, den Freund in dieſe Demüthigung blindlings hineinlaufen zu laſſen. Ich nahm ihn daher am Arm und führte ihn in den Garten, wo ich ihm rund heraus ſagte, er könne jetzt nicht zu Humboldt gehen, da dieſer vor allen Leuten ſchlimm über ihn geſprochen habe. Koreff dankte mir für die wohlgemeinte Weiſung, ſchien aber verlegen, und je länger wir ſprachen, je deutlicher ſah ich, daß es ihm unwillkommen und ärgerlich war, das Vorgefallene zu wiſſen und ſich darnach richten zu ſollen. Alexander von Humboldt war ihm für ſeine nächſten Abſichten ein nothwendiges Augenmerk, er hatte ſich ſchon ganz auf deſſen nähere Bekanntſchaft eingerichtet, und je ſchlimmer derſelbe von ihm dachte oder ſprach, deſto heftiger mußte er wünſchen, dies in das Gegentheil umzuändern. Er ließ ſich daher nicht abhalten, und ging, wie ich bald erfuhr, dennoch hin, wo ihm denn auch gelang, ein äußerlich freundliches Verhältniß anzuſpinnen, und dem früheren Gegner den thatſächlichen Widerruf ſeiner böslichen Aeußerungen glücklich aufzunöthigen. Mir aber zeigte Koreff ſeitdem einige Lauheit, und that als ob ich gegen ihn irgendwie im Fehle ſei, womit er die Beſchämung, die er vor mir empfand, einigermaßen zu verdecken meinte. So gab er mir denn reichen Anlaß, die Unzeitigkeit freundſchaftlichen Eifers und den mir anfangs ſo ketzeriſch dünkenden Ausſpruch Wilhelm's von Humboldt reiflich zu erwägen! —

Die franzöſiſchen Angelegenheiten waren für den Augenblick hauptſächlich in den Händen Talleyrand's und Fouché's, von denen der erſtere den Bourbons getreu geblieben, der letztere noch eben erſt der Miniſter Napoleon's geweſen war; dem Eifer der Bourboniſten machte das jetzt keinen Unterſchied, man duldete beide, weil ſie jetzt nothwendig ſchienen, und der ehemalige Jakobiner und neuerliche Bonapartiſt Fouché gerade am meiſten. Offenbar hatte er den von Elba wiedergekehrten Kaiſer, indem er ihm zu dienen ſchien, doppelt verrathen, an die Bourbons und an die Fremden; doch Napoleon war ſelber nicht aufrichtig geweſen, er hatte ſich in den Schein der Freiheit und Geſetzlichkeit gehüllt, und auch dies mehr aus Zwang als freiwillig, unter der Hülle blickte deutlich hervor, daß der Sieg alsbald ſie abwerfen würde; man bedauerte ihn daher wenig, und ſeine Entfernung galt dem Bürgerſinn als eine Wohlthat für Frankreich. Höhere Theilnahme wendete ſich den beiden Männern zu, welche inmitten der Erſchütterungen nur immer die Sache des Volks und der Freiheit im Auge gehabt und mit ihren redlichen Beſtrebungen gleicherweiſe dem Verrathe Fouché's unterlegen waren, den beiden von Seiten der Vaterlandsliebe untadlichen Männern Carnot und Lafayette, von denen der erſtere dem Wiederkömmling von Elba ſich angeſchloſſen, weil er in ihm die ſichere Wehr gegen den äußern Feind, der andere ihn geſtürzt, weil er von dieſer Wehr die innere Freiheit bedroht geglaubt. Während dieſe Männer mit allen Ehren und mit der Achtung ſogar der Feinde vom Schauplatz abgetreten waren, behauptete ſich Fouché auf demſelben, verabſcheut von Allen, die nicht mit ſeinen Ränken verflochten waren oder Vortheil davon zogen. Als Polizeiminiſter hatte er eine ungeheure Macht in Händen, eine zum Theil unſichtbare und daher nicht genau zu ermeſſende; indeſſen mißtrauten ihm die Bourbons, und ſchon wetteiferte eine geheime Polizei des Hofes, eigentlich der Prinzen, mit der ſeinigen, ſuchte ſie zu durchkreuzen, zu überliſten. Die Verbündeten durften ſich nicht unbewacht ſolchem Doppelſpiel überlaſſen, jede der Mächte traf ihre Vorkehrungen, preußiſcherſeits wurde Juſtus Gruner mit ausreichenden, von ihm ſelbſt beſtimmten Hülfsmitteln den Fouché'ſchen Betreibungen entgegengeſtellt, und entwickelte ſogleich eine lebhafte Thätigkeit. Sein freundſchaftliches Vertrauen theilte mir von dem, was er in Erfahrung brachte oder in Betrieb ſetzte, gar manches mit, was ihm für mich von irgend einer Seite bedeutſam erſcheinen konnte.

Der vormalige Buchhändler, nun preußiſche Hofrath Schöll, der unſere Quartiere beſorgt hatte, fand in ſeinem Eifer, daß wir nicht gut genug wohnten, und ließ für Stägemann, Jordan und mich, die wir überdies unſere Frauen erwarteten, in derſelben Rue de Varennes Nr. 22, dem Staatskanzler nahe gegenüber, das weitläufige Hotel de Caſtries einrichten, indem er diejenigen Erforderniſſe, welche das prächtige aber eine Zeitlang unbewohnt geweſene Haus nicht darbot, durch das Stadthaus von Paris ungeſäumt liefern ließ. Er verſtand ſich auf das Herbeiſchaffen, und wurde uns Allen durch ſeine genaue Kenntniß der Pariſer Verhältniſſe vielfach nützlich; mir konnte jedoch das Benehmen gegen die ehemaligen Mitbürger gar nicht gefallen, und da ich das keineswegs verhehlte, ſo kam bald eine kühle Entfernung zwiſchen uns, die ſich für immer feſtſetzte und mit der ich je länger deſto mehr zufrieden war. Das Hotel de Caſtries war ein geſchichtliches Gebäude und mir deßhalb merkwürdig. Der Herzog von Caſtries hatte im Anfange der Revolution einen ſeiner politiſchen Gegner, den Abgeordneten Lameth, um ihn für die Nationalverſammlung eine Zeitlang brach zu legen, zum Zweikampfe gefordert und darin verwundet, das Volk aber, über dies die Unverletzbarkeit der Deputirten nicht achtende Benehmen heftig erbittert, hatte das Hotel des Herzogs beſtürmt und im Innern alles zerſchlagen. Dieſe Verwüſtung hatte nach ſo vielen Jahren keine Spuren gelaſſen, doch war das Hotel nicht ſo ſchön und behaglich ausgeſtattet, um die üppige Zeit vor der Revolution zu vergegenwärtigen, noch ſo prächtig und geſchmackvoll, um die Verſchwendung der Neureichen aus der Kaiſerzeit anzudeuten, es drückte vielmehr den Mittelzuſtand einer alten Familie aus, die ungeheuer eingebüßt, aber dabei doch noch ſehr viel erhalten hat. Wir ließen uns die ſchönen Räume wohl gefallen, auch der Garten am Hauſe war uns ſehr angenehm. An der geſammten Wohnlichkeit wurde die Geſtalt eines ehemaligen Pariſer Haushalts dieſer Klaſſe vollkommen anſchaulich, beſonders mußten die vielen Anſtalten, ſowohl der Abſonderung als der Verbindung, die kleinen geheimen Gänge, Treppen, Tapetenthüren, verborgene Kabinette und Ausgänge auffallen, ohne welches alles jene Zeit ihre häuslichen Romane freilich kaum hätte fertig bringen können.

Das Wiederſehen alter Pariſer Bekannten war durch die Zeitumſtände getrübt, man ſtieß überall auf Unzufriedenheit und Klagen, und im Gewirre der Meinungen ſelten auf übereinſtimmende, alles war verſchoben und umgeſtellt, Neigung und Haß wechſelten mit dem Augenblick. Franzöſiſche Höflinge, welche ohne den Sieg von Belleallіance noch als Emigranten in Gent ſaßen oder gar in hülfloſe Flucht geſprengt waren, ſchimpften auf dieſen Sieg; Andere beſchuldigten uns mit Heftigkeit, daß wir die Revolutionaire nicht ſammt und ſonders aufknüpften; die Parthei der Prinzen ſonderte ſich ſchroff von den Anhängern des Königs und wirkte deſſen Behörden nach Möglichkeit entgegen. Unter den Fremden fand man erſt recht ſo viel Köpfe ſo viel Sinne, jeder hatte andere Sympathieen und Erwartungen. Schlabrendorf ſelber verlor bisweilen den Faden in dieſen Irrgängen, und wir geriethen öfters in Hader über Einzelheiten, ſo ſehr ich im Allgemeinen mich zu ſeinen Anſichten bekennen mochte. Seine Dienſtfertigkeit für Unglückliche hielt ſich von aller Partheiung fern, und er nahm die Einwirkung ſeiner Landsleute überall in Anſpruch, wo es die Abſtellung eines Unrechts galt. Blücher hatte bei dem Vorrücken in Frankreich erklärt, die Laſt des Krieges ſolle diesmal auf die Bonapartiſten fallen, als welche das Unheil am meiſten verſchuldet, und demgemäß war eine Liſte von Anhängern Bonaparte's angefertigt worden, deren Beſitzungen ſogleich unter preußiſche Kriegsverwaltung kamen. Da man für eine ſolche Liſte beim Heer keine genügenden Maße haben konnte, und alles nach ungefähren Angaben geſchehen mußte, je nachdem ein Name gerade auftauchte, ſo kann man ſich denken, wie mangelhaft, willkürlich und verfehlt die Sache ausfiel, abgerechnet ihre Richtigkeit in der Form und ihre Unhaltbarkeit in der Ausführung; denn wenn man Ludwig XVIII. als König anerkannte, ſo mußte man auch ſeine bei der Rückkehr ausgeſprochene Amneſtie gelten laſſen, und wie wollte man z. B. Fouché als Bonapartiſten ſtrafen, da derſelbe eben wieder, und zwar unter ſeinem Bonapartiſchen Titel als Herzog von Otranto, der einflußreichſte Miniſter des Königs war? Die Maßregel beſtand indeß, und ehe ſie höheren Ortes aufgehoben war, fühlte jeder von ihr Betroffene die augenblickliche Bedrängniß und Unſicherheit. Zahlloſe Einſprüche, Verwendungen und Bittgeſuche wurden laut, und Schlabrendorf hatte deren viele zu vermitteln. Ich konnte Fräulein Henriette Mendelsſohn nicht beſuchen, ohne ſofort vom General Grafen Sebaſtiani, in deſſen Familie ſie lebte, wegen der Aufhebung ſolchen Beſchlags angegangen zu werden, die mir auch durch einen Beſuch bei dem Intendanten des preußiſchen Heeres Geheimen Rath Ribbentrop zu erwirken gelang. Als ich Chamiſſo's Schweſter aufſuchte, ſo hatte deren Gemahl, der Königliche Oberſt d'Engente, ſogleich das dringendſte Begehren nach Waffen und Pulver, welche unſer Kommandant zum Dienſte ſeiner Meinungsgenoſſen liefern ſollte. Der Marquis de La Maiſonfort äußerte Wünſche, wegen der ich mit Gruner ſprechen mußte. Ein anderer ehemaliger Emigrirter hatte in dieſem Sturm des Vaterlandes und Königthumes die beſcheidene Beſonnenheit, ſein Streben nur auf die Gewinnung eines fremden kleinen Ordens zu beſchränken! Einer meiner deutſchen Freunde dagegen hatte in dieſer Zeit Gemälde bei ſich aufgeſtellt, deren Verkauf er befördern ſollte. Herr und Frau von Jordis, deren gaſtliche Freundlichkeit vorzüglich die Preußen aufnahm, wurden unſäglich angeſprochen um Verwendung ihres Einfluſſes, ihrer Gunſt. Der treffliche Doktor Bollmann, den ich unerwartet bei Schlabrendorf wiederfand, ſetzte alles in Bewegung, um für ſeinen edlen Freund Lafayette zu ſorgen. Selbſt Adam von Müller, der öſterreichiſchen Staatskanzlei angehörig, hatte bei den preußiſchen Behörden Wünſche anzubringen, unter andern für Jean Baptiſte Say, der mit Einquartierung geplagt war, und dem er ungeachtet der Verſchwiegenheit ihrer ſtaatswirthſchaftlichen Anſichten freundlich geſinnt war. Bei allen dieſen Sachen war ich mehr oder minder angeſprochen, während ich zugleich den näheren eigenen Fürſorgen jede Thätigkeit widmete. Meinem Freunde Troxler, der wieder in die Schweiz heimgekehrt und dort vielen Anfechtungen ausgeſetzt war, ſuchte ich daſelbſt durch den Staatskanzler den Schutz Preußens zu ſichern. Der Frau von Wolzogen, die in Frankfurt angſtvoll in Ungewißheit über das Loos ihres Sohnes ſchwebte, konnt' ich Nachricht von deſſen Leben und Wohlſein verſchaffen; während meine Nachforſchung über Friedrich Meier aus Rathenow minder glücklich nur den Tod deſſelben in der Schlacht von Belleallianсe beſtätigte.

Adam von Müller hatte ich beim Oberſten von Pfuel angetroffen, er war wie immer freundlich und gefällig, vermittelte meinen Briefwechſel mit Wien, und bezeigte mir ſogar Vertrauen. Die Nachricht, daß Gentz durch den Fürſten von Metternich dringend nach Paris berufen ſei und nächſtens ankommen werde, ſchien ihm weniger angenehm als mir. Er hatte bei dem Fürſten die Stelle des alten Meiſters und Freundes ziemlich eingenommen, allein keineswegs ausgefüllt, und wie leicht es ſeinen jüngern Kräften und vielſeitigern Talenten dünken mochte, jenen auszuſtechen, ſo mußte er doch bald erfahren, daß ihm das Maß deſſelben fehle. Er ſchrieb Zeitungsaufſätze mit großer Kunſt und Gewandtheit, und ſuchte die Geſinnung, den Ruhm und das Verdienſt Oeſterreichs in das beſte Licht zu ſtellen. Ein Artikel im Oeſterreichiſchen Beobachter machte beſonders aufmerkſam, daß Oeſterreich die von Napoleon während der hundert Tage gemachten Anträge zurückgewieſen habe, und hob gefliſſentlich hervor, wie lockend ſie geweſen; dann lenkte er den Blick von den entſcheidenden Schlachten auf die allgemeinen großen Kriegsanſtalten ab, wobei neben Oeſterreich auch Rußland geprieſen und der ſiegreiche Erfolg gleichſam auf das Ganze zurückbezogen wurde. Dies war alles ſehr klug und anſtändig hingeſtellt, und machte verdientes Aufſehen. Doch der Verfaſſer hatte nicht bedacht, daß man bisweilen wohl den Zweck will, aber durchaus nicht die Mittel ihn zu erlangen, beſonders wenn Aufſehen damit verbunden iſt. So lebhafte Worte war man an dieſer Stelle nicht gewohnt, und es durften dieſer Art keine mehr folgen.

In ſehr verſchiedener Weiſe durften meine Mittheilungen in öffentlichen Blättern ſprechen. Im Allgemeinen war ich der Zuſtimmung des Staatskanzlers gewiß, im Beſondern der eigenen Selbſtſtändigkeit überlaſſen. Ich wollte Deutſch und Preußiſch als Eins anſehen, und in beiden die Wahrheit und Gerechtigkeit feſthalten, überzeugt, daß ich auf dieſe

Art nie den wahren Staatsvortheil verfehlen könnte. Als ein Zeugniß deſſen, was ich damals in ſolchem Sinne zu ſagen unternahm, ſei hier folgendes Schreiben aus Paris vom 24. Juli eingeſchaltet, das im Deutſchen Beobachter zu Hamburg erſchien: „Aller Augen ſind gegenwärtig mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit auf die nächſten Beſchlüſſe gerichtet, welche die Verbündeten in Betreff der franzöſiſchen Angelegenheiten faſſen werden. Man kann ſagen, daß beide Theile, ſowohl die Deutſchen als die Franzoſen, nicht ohne einige Aengſtlichkeit dabei ſind, die erſten, weil ſie fürchten, das Beiſpiel vom vorigen Jahre könne ſich wiederholen, die zweiten, weil ſie fürchten, es könnte diesmal anders ablaufen. Wer den jetzigen Zuſtand von Frankreich und die Geſchichte der frühern Zuſtände, welche dieſen herbeigeführt haben, kennt, der fühlt allerdings, daß es für Fremde eine ſchwierige Aufgabe iſt, das künftige Loos eines ſolchen Landes in Abſicht ſeiner innern Verhältniſſe beſtimmen zu helfen. Soll dies auf eine dauerverſprechende und für uns ſelber fruchtbare Weiſe geſchehen, ſo muß es auf eine gerechte und menſchliche Weiſe geſchehen, und das hochheilige Recht der Volksthümlichkeit nicht verletzen, damit wir nicht dort mit Füßen treten, was wir bei uns in Ehren gehalten wünſchen. Der wahre, tiefe Wunſch des Volks, der demjenigen nicht verborgen bleiben kann, der ihn ernſtlich erkennen will, die Richtung zur Freiheit und zum edlern Bürgerthum muß von uns, die wir alles dieſes zu Hauſe wollen und pflegen, auch hier behauptet und geachtet werden; denn das wäre eine ſchlechte, entehrende Liebe zur deutſchen Freiheit, wenn ſie die Freiheit anderer Völker haßte und der Sklaverei derſelben bedürfte, wie England zu ſeinem freien Wohlſtande des in Unterdrückung ſeufzenden Indiens bedarf. Bei der unendlichen Schwierigkeit, in dieſem Geiſte der Gerechtigkeit vormundſchaftlich für ein fremdes Volk zu handeln, beſonders wenn dieſes in einem ſolchen Tumult der mannigfachſten Meinungen und Intereſſen gährt, ſcheint uns faſt das Gerathenſte, die Hand gänzlich von der Sache abzuziehen, und dieſe ſich ſelber zu überlaſſen, wenigſtens ſo lange, bis wir unſere eigenen Angelegenheiten gehörig beſorgt haben.“

„Unſere Sache aber von dem Standpunkte aus, wo wir gegenwärtig ſtehen, betrachtet, ſcheint zuvörderſt folgende Gegenſtände zu umfaſſen: Erſtens, daß noch einige Zeit die äußere militairiſche Sicherſtellung, zu welcher Deutſchland, und beſonders Preußen, mit ſo großem Kraftaufwand, durch die Franzoſen genöthigt worden, fortdauere und bei den ungewiſſen Schwankungen, welche noch in Abſicht der künftigen franzöſiſchen Regierung beſtehen, der Krieg gegen die Truppen und Feſtungen, die uns Widerſtand leiſten, eifrig fortgeſetzt werde; zweitens, daß unſere altdeutſchen Länder, welche Frankreich früher an ſich gebracht, wieder zu Deutſchland gezogen, und der ungeheuren Kriegskoſten, die wir jetzo wieder in aller Art aufgebracht, eine hinlängliche, doch nicht übermäßige, und den Ruin des Landes nicht gerade nach ſich ziehende Erſtattung geleiſtet werde. Dieſe drei Punkte ſind jetzt das Weſentliche, auf welches wir unſer Augenmerk zu wenden haben. Kein Franzoſe kann unſere daraus abzuleitenden Maßregeln ungerecht, anmaßend oder für ihn entehrend finden, es iſt nicht nur das Nöthige, ſondern auch das Billige. Was jenſeits dieſer Punkte liegt, die ſämmtlichen innern Verhältniſſe ihres Landes, die künftige Regierung und Verfaſſung, den ganzen Zuſammenhang politiſcher Meinungsthätigkeit und der daraus entſpringenden Formen, das alles möge den Franzoſen, wie jedem Volke, frank und frei überlaſſen bleiben; mögen ſie zum Herrſcher nehmen, wer ihnen der liebſte iſt, mögen ſie zuſammen bleiben oder ſich theilen, das alles iſt ihre Sache, über die wir die unſerige nicht vergeſſen wollen: erſt wenn wir dieſe beſorgt haben, mögen wir der fremden Sache, wenn es nöthig und gefordert würde, unſern Rath und unſere Beihülfe allerdings nicht verſagen!“

Dieſem Artikel folgte unter dem 2. Auguſt ein anderer, in welchem die damalige diplomatiſche Sprache Preußens unbeengt wiederklang: „Die Anhänger Bonaparte's verlieren ſich nach und nach vom Schauplatze, da die endliche Gefangennehmung des Oberhauptes ihnen vollends alle Hoffnung abſchneidet, durch Anzettelungen und Ränke noch etwas Bedeutendes zu wirken. Viele treten als Royaliſten wieder auf, welches ſie im Herzen heimlich immer geweſen zu ſein behaupten, aber ohne den Sieg Blücher's und Wellington's vielleicht auch für immer heimlich geblieben wären; dieſe wetterwendiſche Leichtigkeit von einer Sache zur andern überzuſpringen iſt wohl großentheils eine Folge der vieljährigen Revolution, die in ihren Partheiſtürmen nur wenige Leute in beharrlicher Geſinnung ließ, und wir dürfen daher in manchen, uns freilich auffallenden, aber doch im Ganzen unerheblichen Aeußerungen augenblicklicher Annahme nicht ſogleich den wahren Willen des Volks erkennen wollen. Es iſt gewiß, daß Bonaparte ſelbſt bei dem Heere viel weniger Anhänger hatte, als man allgemein geglaubt hat, und daß eine Menge Leute ſich nur in der Eile für ihn entſchieden, weil ihnen die andere Ordnung der Dinge noch mehr zuwider war. Dieſes wird die rückkehrende Regierung wohl bedenken, und ſtatt ſich eitlen Täuſchungen von allgemeiner Liebe und Anhänglichkeit zu überlaſſen, lieber ernſtlich den Urſachen nachſpüren, wodurch es möglich geworden, daß eine bloße aufrühriſche Soldatenrotte ſie aus der Mitte eines ganzen Volks, deſſen wahre Liebe wohl ein ſicherer Schutz dagegen geweſen wäre, vertreiben konnte. Auch jetzt, da doch die Schmeichler und Lügner gleich wieder bei der Hand ſind, den König Ludwig über ſein wahres Verhältniß zum franzöſiſchen Volke zu täuſchen, wird ihnen bei dem Gedanken an den Abmarſch der verbündeten Heere aus Frankreich doch gleich wieder bange, und man behauptet, es müßten wenigſtens 150,000 Mann zurückbleiben, um das Volk dem Könige unterworfen zu halten. Dieſer Wunſch wird wohl erfüllt werden, aber in größerem Maße, da die ſämmtlichen verbündeten Heere vor der Hand noch nicht an's Weggehen denken; allein man muß doch geſtehn, daß es ein höchſt zerrütteter und trauriger Zuſtand iſt, wenn fremde Bajonette einen Thron ſtützen müſſen. In dieſer Rückſicht iſt es beſſer, den Krieg gegen die franzöſiſche Kriegsmacht, die nicht auseinander gehen will, lieber ſogleich noch fortzuſetzen, damit ſo wenig als möglich von dem übrig bleibe, was den Bourbons, und womit ſie vielleicht in der Folge doch wieder uns ſchaden könnten; und dann wird ſich auch durch die neuern kriegeriſchen Entſcheidungen in dem franzöſiſchen Volke leichter die Geſinnung entwickeln und zeigen, auf die man bei Berathung der Zukunft fußen kann.“

„Es iſt bekannt, wie ſchon im vorigen Jahre die volksthümliche Geſinnung in Deutſchland ſehr ſchmerzlich empfunden, daß urſprünglich deutſche Länder, und namentlich der Elſaß, bei Frankreich gelaſſen wurden. Dieſelbe Geſinnung hat jetzt lauter und mächtiger ihre Stimme erhoben, und dringt heftig darauf, daß das Verſäumte jetzt nachgeholt werde, da eine wunderbare Schickung ſo unerwartet auf's neue die Gelegenheit darbietet. Dieſe hin und wieder verlautbarte Abſicht hat die Franzoſen in ein unglaubliches Schrecken geſetzt und alle Partheien allarmirt. Von allen Seiten ertönt das Geſchrei, wie ein ſolches Verfahren ganz Frankreich in Bewegung bringen und ſelbſt den König auf die Seite des Volks wenden müßte, das ihm nie verzeihen würde, an der Verkleinerung Frankreichs Schuld geweſen zu ſein. Und gleichwohl iſt jene Forderung durchaus nur gerecht; der Elſaß iſt ein deutſches Land, von Deutſchen bewohnt, nur deutſch wird darin geſprochen, die ehemalige Eroberung durch die Franzoſen war das einzige Recht, mit dem ſie dieſes Land hundert Jahre beſaßen, und dieſes ſelbige Recht ſpricht nun für uns und kommt zu den in der Natur begründeten, ewig unveräußerlichen Anſprüchen hinzu. Die Bourbons könnten auch um ſo eher dieſes, ſonſt freilich ſehr ſchöne und wichtige Land verſchmerzen, da daſſelbe ſo viele Beweiſe ſeiner Abneigung gegen dieſes Fürſtenhaus neuerdings gegeben hat, und doch nur immer ein ſtets glühender Feuerheerd für neue Unruhen bliebe.“

Die Gegenwirkung wider die Bourbons war in der That heftig und mannigfach. Das Heer hinter der Loire konnte noch nicht als ein ihnen unterworfenes angeſehen werden. In den Departementern herrſchte Zerrüttung und Gewaltſamkeit; wo die Parthei des Königthums die Oberhand hatte, wie beſonders im Süden, da geſchahen Gräuelthaten, in andern Gegenden hinwieder wurden die Edelleute und Prieſter verfolgt. In Paris ſelbſt, ungeachtet die Stadt von Preußen und Engländern beſetzt war, erneuerten ſich von Tag zu Tag die drohenden Zeichen gährender Unruhen. Im Tuilerieengarten tanzten wohl weißgekleidete Mädchen und Frauen, zum Theil aus den höheren Ständen, im Kreiſe und ſangen dabei Spottlieder auf den Père la Violette, wie Napoleon nun hieß, aber ſchnell ſtoben ſie auseinander, wenn eine Schaar mit dem Geſchrei Vive l'Empereur vorüberſtürmte. Abends unter den Fenſtern des Königs Ludwig forderte ein tauſendſtimmiges Gebrüll Vive le Roi! gebieteriſch ſein Erſcheinen am Fenſter, doch kaum zeigte ſich die wohlbeleibte unbehülfliche Geſtalt mit dankender Verneigung und Handgebärde, ſo fehlte nie aus der Mitte vorbereiteter Gruppen der ſchneidende Zwiſchenruf: „Vive l'Empereur! à bas les Bourbons!“ Die Schreier wurden wohl durch die Nationalgarden verhaftet, allein immer folgten andere, und ich habe eines Abends gegen tauſend Mann Nationalgarden vergebens bemüht geſehen, dem unverſchämten Hohn Einhalt zu thun. In der Vorſtadt Saint-Antoine zog das Volk am hellen Tage mit einem Schwein herum, dem an die Ohren große weiße Kokarden geſteckt waren, und ſang dazu mit rauher Wildheit: „Nous amenons le gros cochon.“ Ludwig XVIII. hieß nicht mehr le désiré, ſondern l'inévitable, die preußiſchen Soldaten nannten ihn mit Geſpött Louis tout de suite, und im Puppenſpiel auf dem Boulevard konnte man den Witz hören: „Vous croyez nous pouvoir imposer de si fortes contributions à cause de notre gros revenu!“ Einen muntern Zug nationaler Geſinnung übte die bewunderte und unübertreffliche Schauſpielerin Mlle. Mars aus. Ich war mit Pfuel im Théatre Français, als ſie am 2. Auguſt zum erſtenmal ſeit der neuen Wandlung der Dinge wieder auf die Bühne trat, unter dem ungeheuren Beifall der gedrängt vollen Verſammlung. Sie hatte Verdruß von Seiten der Behörde gehabt, weil ſie mit Veilchen, dem damaligen Zeichen Napoleon's aufgetreten war; heute trug ſie einen reichen Kleiderbeſatz von rothen Blumen, die aber beim Wechſel des Anzugs im zweiten Aufzug durch weiße und im dritten Aufzuge durch blaue erſetzt wurden; ſo waren denn die drei Farben, die zugleich nicht erſcheinen durften, nach einander doch vorgeführt und das nationale Sinnbild richtig zu Stande gebracht. Der Beifall ſteigerte ſich nun zum wahren Sturme, deſſen weiteren Verlauf wir nicht abwarteten; die Nationalgarde, welche zur Stillung des Aufruhrs herbeikam, war in ihrer Uniform ebenfalls dreifarbig anzuſehen, wurde darüber beklatſcht und hatte nun um ſo weniger Luſt einzuſchreiten.

Jene ärgerlichen Auftritte, deren Wiederholung aus der alleinigen Kraft der Mißſtimmung nicht zu erklären ſchien, wurden von Vielen den Royaliſten zugeſchrieben, als welche dadurch den König von der Nothwendigkeit ſcharfer Maßregeln überzeugen wollten, von Andern aber, und wohl mit mehr Grund, den Ränken Fouché's, der dadurch noch größere Gewalt zu erlangen hoffte, wiewohl die ihm ſchon zuſtehende hätte hinreichen ſollen, dergleichen zu verhindern; ließ er doch ſogar unter den franzöſiſchen Tagesblättern ſolche beſtehen, die ganz offen gegen die Bourbons ſprachen, der Aristarque Français wurde von dem Dichter Arnault in dieſem Sinne mit Fouché's Wiſſen herausgegeben. Zugleich aber war dieſe Aufregung gegen die Fremden gerichtet, und in dieſem Bezuge hatte Fouché, ſofern man ihn als den Anſtifter betrachtete, manche nationale und ſogar manche royaliſtiſche Stimme für ſich; gegen uns waren faſt alle Franzoſen einig, uns wünſchten alle ſo ſchnell als möglich zurückgeſchickt, höchſtens als dem Hofe willenlos Dienende, gleich den Schweizern, wollten ſie uns noch behalten. Die revolutionaire, konſtitutionelle, nationale Parthei, das war ſichtbar, gewann in der Verwirrung täglich mehr Stärke.

Die Preußen inſonderheit waren das Ziel der Angriffe und Neckereien; zwar den Uebermuth, der ſich zu thatſächlichem Trotz hervorwagte, ſchlug die Enſchloſſenheit der Kriegsobern und nöthigenfalls der Soldaten ſelbſt unbedingt nieder, aber gegen die Feindſeligkeit der Tagesblätter, gegen die unaufhörlichen Anſchwärzungen und Sticheleien, die von daher in die ganze Welt ſich verbreiteten und ſelbſt in Deutſchland die Gemüther ſtutzig machten, fanden wir uns ohne Vertheidigung. Ich wurde von Hardenberg beauftragt, hierüber an Fouché durch einen ſeiner Agenten, der mich zu beſuchen pflegte, eine Mittheilung zu machen und ihn zu warnen, wenn dieſe Ungebühr nicht aufhörte, ſo würden wir jene

Zeitungen unterdrücken und ihre Druckereien unter Siegel legen. Zugleich überſandte ich dem Journal des débats einen Aufſatz, der unſer Verhältniß und Verfahren in ſein rechtes Licht ſetzte. Der Aufſatz wurde abgedruckt, doch nicht ohne einige Verſtümmelungen und Zuſätze, und eine Zeitlang war wirklich ein mehr gemäßigter Ton in Betreff der Preußen wahrzunehmen. Es ſchien, als habe man eben nur gewünſcht, deßhalb angeſprochen zu werden. Mein franzöſiſcher Aufſatz aber hatte ſpäter noch bedeutende Folgen für mich.

Inzwiſchen ergab ſich ein Anlaß, bei welchem unſere Dazwiſchenkunft ſogar gewünſcht und gefordert wurde. Ludwig XVIII. hatte bei ſeiner Rückkehr eine Amneſtie für die in den hundert Tagen begangenen politiſchen Sünden der Franzoſen verkündigt, allein nicht unbedingt; die Mitglieder der Pairskammer, welche bei Napoleon's Wiederkehr in derſelben verblieben waren, wurden aus ihr ausgeſtoßen; und eine zwiefache Liſte, von neunzehn und von acht und dreißig Namen, ſprach über jene augenblickliches Gerichtsverfahren, über dieſe ſpäteres und einſtweilen Bannung aus. Unter die verhaßteſten Schuldigen gehörte der Oberſt Labédoyere, der an der Spitze ſeines Regiments bei Grenoble zuerſt zu Napoleon übergegangen war, und unglücklicherweiſe jetzt in der heißeſten Rachezeit ergriffen worden war. Ein Kriegsgericht ſollte über ihn ſprechen, das Todesurtheil war unfehlbar. Aber Labédoyere war altadlicher Herkunft, angeſehener Verwandtſchaft, ein junger ſchöner Mann, glücklich verheirathet, jenes Vergehen abgerechnet von ritterlicher, ſogar frommer Geſinnung, er weckte allgemeine Theilnahme, ſelbſt eifrige Royaliſten wünſchten ihn zu retten. Bei den Bourbons herrſchten blutdürſtige Stimmen, dort war keine Gnade zu hoffen. Man wandte ſich an den Kaiſer von Rußland, man rief die Kapitulation von Paris an, durch welche bedungen war, daß niemand wegen ſeines Antheils an den frühern Ereigniſſen verfolgt werden dürfe; der Kaiſer fühlte Mitleid, Frau von Krüdener, welche ihm nach Paris gefolgt war und religiöſe Unterhaltungen mit ihm pflog, wurde von Seiten der Franzoſen beſtürmt, den Kaiſer zu einem entſcheidenden Schritte zu vermögen, allein ſie ſelbſt war nicht eifrig genug, oder der Kaiſer zu ſchwierig, und bei Wellington's harter Zurückweiſung des Berufs auf die Kapitulation blieb Labédoyere rettungslos ſeinem Schickſal überlaſſen. Am 14. Auguſt war er verhaftet worden, am 19. wurde er in der Ebene von Grenelle erſchoſſen.

Die Wirkung dieſes Todes war verhängnißvoll, zunächſt im Eindruck auf den Kaiſer. Als er das Geſchehene erfuhr, war er untröſtlich. Um ihn zu beruhigen, wollte man ihn wenigſtens überzeugen, daß die Seele Labédoyere's gerettet ſei. Schon ſeit einiger Zeit hatten franzöſiſche Religionseiferer ſich der Frau von Krüdener angeſchloſſen, um durch ſie auf den Kaiſer zu wirken, ihn für die katholiſche Kirche, für die Bourbons, in Summa für Frankreich zu ſtimmen, und der Kaiſer war auf ihre Lockungen nur zu ſehr eingegangen. Sie ſchmeichelten der neuen Richtung ſeines Ehrgeizes, ein Auserwählter der Vorſehung, der Gründer einer religiöſen Politik zu ſein, er hörte täglich ſeine Großmuth, ſeine Frömmigkeit preiſen. Frau von Krüdener ſprach von Gemeinſchaft mit der Geiſterwelt, auf welche die früheren Unterhaltungen Jung-Stilling's den Sinn ſchon vorbereitet hatten. Da man den Kaiſer wegen Labédoyere's ſo tief niedergeſchlagen ſah, glaubte man, um ihn aufzurichten, eine Geiſterbeſchwörung wagen zu dürfen. Die Sache fand bei Frau von Krüdener wirklich Statt, Labédoyere's Geiſt erſchien mit den blutigen Mahlen der Kugeln, die ihn getödtet, und gab zu erkennen, daß er unter die Seligen aufgenommen ſei. Einer der Hauptanſtifter dieſer Sache war der alte Bergaſſe, ein ehemaliger Advokat, der ſchon vor der Revolution durch ſeine Gabe der Rede, durch ſeine Streitigkeiten mit Beaumarchais und durch ſeinen Glauben an den Lebensmagnetismus nicht unvortheilhaft bekannt geworden war; ſeitdem hatte er den Ruf eines redlichen Biedermannes und gefühlvollen Schwärmers behauptet; Frau von Krüdener gehörte ſchon früher in den Kreis ſeiner Verehrerinnen, im Jahre 1814 hatte der Miniſter von Stein ihn kennen gelernt, und ihn jetzt als einen der wenigen wohlgeſinnten und nützlich zu gebrauchenden Franzoſen an Gruner empfohlen. Hier lernt' ich ihn kennen, er gefiel mir aber gar nicht, ich fand ihn eingebildet und ſchlau, und hielt ihn für einen Schelm. Da er ſeine Leute ſchnell durchſchaute, und bald merkte, daß Empfindſamkeit und Schwärmerei bei Gruner nichts galten, ſo warf er die Verſtellung ab, und gewann ihn durch Aufrichtigkeit. Er theilte ihm die Geiſtergeſchichte ohne Hehl mit, und fügte hinzu: „Nous avons eu honte nous-mêmes des moyens que nous avons dû employer!“ Gruner lachte mitleidig, als er mir dieſe Aeußerung vertraute, und ich erkannte mit Abſcheu, daß ich dem alten Schelm in meinen Gedanken nicht zu viel gethan hatte!

Ein gleiches Loos, wie Labédoyere erlitten, ſchien der Marſchall Ney erwarten zu müſſen, der kurz nach jenem das Unglück gehabt, ſeinen Verfolgern in die Hände zu fallen. Für ihn ſprachen nicht minder wie für jenen eindringliche perſönliche Rückſichten, weit ſtärker aber allgemeine Betrachtungen. Sein ſtrahlender Kriegsruhm, ſein hoher Rang als Marſchall und Pair, die Anhänglichkeit der Truppen, die Geltung ſeines Namens bei Freund und Feind, alles machte ſeinen Tod zu einem Ereigniß von ernſthafteſter Bedeutung. Stark und laut, und faſt mit drohendem Nachdruck wurde auch für ihn der Schutz der Kapitulation von Paris angerufen, man ſchrie über treuloſen Wortbruch, und die Verbündeten wie die Bourbons wurden auf das heftigſte geſchmäht. Man fragte in den Tuilerieen ſchon beſorgt, ob ſein Tod die Vermehrung des Haſſes auch werth ſei, die er verurſachen werde? Seine Vertheidigung durch einen beredten Sachwalter wurde mit eifriger Gunſt geleſen. Auch weigerten ſich in der That ſeine Waffenbrüder, ſein Urtheil auszuſprechen, das Kriegsgericht erklärte ſich für unbefugt, und der Gerichtshandel mußte an die Pairskammer gebracht werden, die ſpäterhin wirklich das Todesurtheil ſprach, welches eben ſo grauſam als unklug erſcheinen mußte, und ihr ſeitdem oft als unauslöſchliche Schmach iſt vorgeworfen worden.

In welchen Verwickelungen Frankreich verſtrickt lag, ergab ſich am deutlichſten aus dem Berichte, welchen der Miniſter Fouché an Ludwig XVIII. amtlich erſtattete und zugleich durch den Druck veröffentlichte. Das Aufſehn war ungeheuer, ſowohl wegen der Form, als wegen des Inhalts.

Man ſah in dem Unternehmen den kühnen Verſuch, eine Zwiſchenſtellung zwiſchen der Volksmeinung und dem Hofe zu gewinnen, und ſich dadurch nach beiden Seiten unentbehrlich zu machen. Hauptſächlich war demnach der Bericht gegen die Fremden gerichtet, als welche beiden Theilen, der Nation wie dem Hofe, drückend und hemmend ſeien, wobei denn klüglich verſteckt wurde, daß ohne die Fremden die Nation in Gefahr ſtand, von der fanatiſchen Hofparthei rückſichtslos zertreten zu werden, der Hof hingegen die Ausſicht hatte neuer Empörung zum Opfer zu fallen. Die Wirkung dieſes Berichts war noch nicht erloſchen, als ein zweiter folgte, der denſelben Stoff noch umſtändlicher und ſchärfer an's Licht ſtellte. Das Erſtaunen der verbündeten Herrſcher und ihrer Miniſter und Feldherren über die auffallende Handlung eines Miniſters im Amte, der von ſeinem Könige nicht mißbilligt ſchien, war außerordentlich; allein bei der Verſchiedenheit der Anſichten, welchen die Kabinette folgten, und beſonders durch den Sinn der Vertreter Englands, die ſich am meiſten mit Fouché eingelaſſen hatten, und gern die Bourbons gegen die Mächte des Feſtlandes wieder in einer Art von Selbſtſtändigkeit ſehen wollten, kam es zu keiner nachdrücklichen Einſprache oder Rüge, wie ſie das unglaubliche Auftreten wohl verdient hätte. Die Feindſeligkeit des Fouché'ſchen Berichtes zielte augenſcheinlich am meiſten auf Preußen, und Gruner gab ſich deßhalb die Genugthuung, durch ein Schreiben an Fouché dieſem zu antworten. Dies blieb aber ſchon darum faſt ohne Wirkung, weil das Schreiben nicht durch den Druck öffentlich wurde.

Den Vorſpiegelungen Fouché's, ſo wie ähnlichen Salvandy's und anderer Schriftſteller des Tages hatte ich ſchon früher entgegenzuwirken geſucht in einem Schreiben aus Paris vom 21. Auguſt, das im Deutſchen Beobachter alſo lautete: „So lange wir den Feind gegenüber hatten, und alles Wohl und Wehe auf dem Schwerte beruhte, ging unſere Sache friſch vorwärts und führte in großen Entſcheidungen zum Ziele; jetzt, nachdem der eigentliche Feind von der Bühne verſchwunden und für uns in Frankreich der ſeltſame Zuſtand eingetreten, von dem wir nicht recht wiſſen, ob er

Krieg oder Frieden iſt, ſtockt alles plötzlich wieder, und wir ſcheinen von dem nahegeglaubten Ziele wieder in ziemliche Ferne getrieben. Die ſchnelle Rückkehr der Bourbons in das gegen ſie empört geweſene Land, und die Schonungen, welche die Anweſenheit einer Regierung, deren Anerkennung weder unbedingt zugeſtanden noch verſagt werden kann, den verbündeten Mächten auferlegt, haben die klare Anſicht der Dinge auch für die Beſtgeſinnten getrübt, und die politiſchen Verhältniſſe auf eine ſolche Art verwickelt, daß eben ſo viel Geiſt als Muth zu ihrer richtigen Auflöſung erforderlich ſein wird. Die deutſchen Vaterlandsfreunde ſchienen bisher keinen Zweifel über die Art und Weiſe zu hegen, wie die Waffenerfolge, die man ſo raſch und entſcheidend nicht zu hoffen gewagt, benutzt werden müßten, und genug Stimmen ſind hierüber aus verſchiedenen Gegenden Deuſchlands erſchollen. Keine jedoch kräftiger und erſchöpfender, als die in dem Rheiniſchen Merkur unter der Aufſchrift: „Was iſt zu thun?" gegebene Antwort auf die wichtigen Fragen der Zeit, die nun bei aller Einfachheit ſich wieder ſo ſehr müſſen verwirren und verzerren laſſen!"

„Die Franzoſen ſind jetzt ungemein mit den Wahlen für den neuen geſetzgebenden Körper beſchäftigt, welcher zum 1. September zuſammentreten ſoll. Die Regierung ſucht alles mögliche anzuwenden, um ihren Anhängern das Uebergewicht in dieſer Verſammlung zu geben, doch iſt in manchen Gegenden der Geiſt der Einwohner ſo entſchieden abgeneigt, daß man wenigſtens ein Drittel oder auch ein Viertel rechnet, welches aus Freiheitsfreunden und Männern der Revolution beſtehen wird. Die ganze Normandie, welche früher für ſehr royaliſtiſch galt, zeigt ſich jetzt ſeltſamerweiſe ganz antiroyaliſtiſch. Der 15. Auguſt, der in Paris ganz ruhig war, iſt in der Normandie und zum Theil in der Bretagne nicht ohne Gährung vorübergegangen, ſo daß an mehreren Orten die preußiſchen Truppen ſehr wachſam blieben. Nichts wäre aber falſcher, als wenn man den Schluß ziehen wollte, die Leute wären, weil ſie vive l'Empereur! ſchrieen, nun auch Anhänger Bonaparte's; jener Ruf iſt nichts weiter, als ein Oppoſitionsruf gegen das herrſchende Syſtem, für welches das Volk noch keinen andern Ausdruck gefunden hat.“ — Ein anderer Artikel, vom 29. Auguſt, ſprach ebendaſelbſt über die Zerrüttung der von uns nicht beſetzten Provinzen, wie folgt: „Nachrichten aus dem ſüdlichen Frankreich geben die traurigſte Schilderung von der ſchrecklichen Zerrüttung und Geſetzloſigkeit, welche dort herrſchen. Die hieſigen Zeitungen dürfen von den entſetzlichen Ausſchweifungen, die dort begangen, das wenigſte mittheilen, und ſelbſt die grauſame Geſchichte der Ermordung des Generals Ramel, die alles, was die Revolution Gräuelhaftes aufzuzeigen hat, wo möglich überbietet, hat ſich nur durch ein Verſehen in einige Blätter gegen die Abſicht eingeſchlichen. In den Städten und auf dem platten Lande kennt die Wuth des von den Royaliſten aufgehetzten Pöbels keine Gränzen, die Menſchen werden nach unerhörten Mißhandlungen ermordet, wenn ſie nicht ſo glücklich ſind, eine Gelegenheit zur Flucht zu finden, die Häuſer ausgeplündert und niedergeriſſen, ganze Gegenden mit Feuer und Schwert verheert. Die zahlreichen Proteſtanten, die ſich meiſtens durch Bildung und Wohlhabenheit auszeichnen, ſind vorzugsweiſe die Opfer dieſer fanatiſchen Wuth, die jedoch in blinder Raubſucht auch die angeblichen Freunde nicht verſchont, wenn die Ausſicht auf große Beute es bequemer dünken läßt, ſie für Bonapartiſten auszugeben. An der Spitze der verbrecheriſchen Rotten, denen die rothe Mütze unter andern Umſtänden ein ebenſo gültiges Zeichen, wie jetzt die Lilien für ihre Ausſchweifungen wäre, erblickt man mitunter Männer von Stand und Würden, und vornehme Beamte. Statt durch ihr Anſehen dieſem Unfuge zu ſteuern, ſcheinen ſie demſelben Beifall zu geben. Die königlichen außerordentlichen Bevollmächtigten werden in dieſer Rückſicht hart beſchuldigt. Ja die redlichen Bürger haben nicht ohne tiefes Seufzen die Proklamation des Herzogs von Angoulême dieſe Gräuelthaten mit Stillſchweigen übergehen geſehen, gleichſam als ſei alles in gehöriger Ordnung vor ſich gegangen, und ſei blos Gerechtigkeit geübt worden. — Alle Geſinnungen der Freiheit und des Beſſern, ſie mögen den entgegengeſetzteſten Partheien angehören, alle Theilnahme an den Begebenheiten von 1815 bis 1789 zurück, werden ohne Unterſchied hervorgezogen und mit wüthender Rache verfolgt. Nur das alte, plumpe Vorurtheil und die empörende Anmaßung tollen Blödſinns ſollen gelten. Von den Proteſtanten, von der ganzen Mittelklaſſe des Bürgerſtandes iſt im Sinne dieſer Wütheriche niemand mehr unſchuldig zu nennen. In Nismes hat nur die ſchleunige Flucht der noch übrigen Proteſtanten die Fortſchritte des blutigen Aufruhrs einigermaßen gehemmt. In Marſeille iſt ein Unglücklicher, bevor die Hülfe der Behörden ihn erreichen konnte, vom Pöbel lebendig verbrannt worden. Der Himmel weiß, wohin das noch führen und wo es enden wird. Die Urheber dieſer Gräuel werden auch ihrerſeits als Opfer des Haſſes fallen, den ſie erregen. Die Regierung, deren Name zu ſolchen Gräueln den Vorwand giebt, deren eifrigſte Anhänger ſolche Verbrecher ſich ungeſtraft nennen, wird unſchuldigerweiſe mit dem Fluche der Völker beladen und verliert die einzige Stütze, auf welche ihre Zukunft gebaut ſein kann, die Hoffnung auf Verſöhnung und Gerechtigkeit.“

Namentlich gegen Fouché und ſeinen zweiten Bericht ging der folgende, gleichfalls im Deutſchen Beobachter abgedruckte Artikel vom 6. September: „Fouché ſagt in ſeinem Berichte an den König über den Zuſtand Frankreichs mit dürren Worten, wenn die Sachen ſo fortgingen, ſo würden die Franzoſen bald nur noch bei der Verzweiflung Rath finden, jedes Werkzeug zur Waffe werden, und wenn man annehmen wolle, daß ein Volk von 30 Millionen Menſchen vertilgt werden könne, ſo würde mit den Unterdrückten ohne Zweifel auch ein großer Theil der Unterdrücker das gleiche Schickſal theilen. — Dieſe und ähnliche Redensarten ſind augenſcheinlich darauf berechnet, uns zu ſchrecken und unſere Beſchlüſſe durch die Flucht zu übereilen; ſie ſind ohne Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit. Nicht zwar, als ob wir glaubten, der franzöſiſche Volksgeiſt könne nicht kräftig erwachen und ſich gegen die Uebel, von denen Frankreich bedrückt iſt, vereinen, im Gegentheil, wir ſehen eine ſolche Bewegung als möglich, und als keineswegs zu verachten an. Allein der Zeitpunkt ſowohl, als die Richtung einer ſolchen

Bewegung ſind in dem angeführten Berichte falſch vorgeſtellt. Der Zeitpunkt, weil ihm der Natur der Sache nach eine Menge Entwickelungen vorangegangen ſein müſſen, von denen noch keine Spur zu ſehen iſt, indem die Partheien Frankreichs nicht nur in's Unendliche verſplittert ſind, ſondern auch keine einzige eine ſichere Geſtalt und feſte Grundſätze oder Häupter hat, um zum Mittelpunkte für das Anſchließen der Uebrigen zu dienen. Die Richtung, weil dieſe durchaus dahin gehen muß, wo das Uebel am größten iſt; die königliche Regierung könnte in dieſer Rückſicht viel gefährlicher ſtehen, als die verbündeten Truppen, die doch nur vorübergehend in Frankreich ſind, während jene als bleibend angenommen wird; wir fragen, wo iſt das größte Unglück? in den von den verbündeten Truppen beſetzten, oder in den bloß der königlichen Regierung anheimgeſtellten Ländern? Beide haben ſich ungefähr in die zwei Hälften getheilt; in der einen Hälfte fühlt man allerdings die Laſt fremder Truppen, die jedoch nach den erſten Kriegsſtürmen zu der ſtrengſten Ordnung und Zucht beruhigt ſind, ferner die Laſt der Kriegsſteuern und Verpflegung, aber Ruhe, Sicherheit, Ordnung beſteht für die Perſonen wie für das Eigenthum, die Arbeiten des Landmanns ſind ungeſtört, die Geſchäfte der Städte heben wieder an; in der andern Hälfte ſind keine fremde Truppen, aber deſto mehr franzöſiſche, in mancher Rückſicht mehr feindlich zu nennen, als die fremden; zu der drückenden Laſt ungewiſſer, ſich auflöſender und wieder vereinender Heerhaufen geſellt ſich, wie dort, der verhältnißmäßige Antheil zu den Kriegsſteuern, im übrigen aber iſt das Land der furchtbarſten Zerrüttung hingegeben, Mord, Aufruhr, Verfolgungen aller Art wüthen in den unglücklichen Ländern, ſo daß ſelbſt das Einrücken fremder Truppen, wie in Nismes, als einzige Rettung betrachtet wird. Die Anſtifter dieſer entſetzlichen Unruhen, die einen förmlichen Bürgerkrieg zu entzünden drohen, nennen ſich Royaliſten, ſie handeln im Namen, und nicht ſelten unter dem Anſehen der Prinzen ſelbſt mit königlichen Vollmachten, die ſie überſchreiten. Was haben die Verbündeten an dieſem Unglück für Theil? ſoll durch ihren Abzug ganz

Frankreich ſich ſolchen Gräueln zum Schauplatz eröffnen, der jetzt doch wenigſtens auf die Hälfte dieſes Landes beſchränkt iſt? Nein wahrlich das Zögern der Verbündeten hat diesmal nur zu ſehr ſeine triftigen Gründe, die wichtigen und bedenklichen Umſtände verlangen reife Ueberlegung. Wie können die Bourbons fordern, daß man durch ſchleunigen Abzug ihnen ganz Frankreich überlaſſe, bis ſie nicht den Theil, in welchem keine fremden Truppen ihre Maßregeln hemmen und hindern, in Frieden und Ordnung beruhigt, und dadurch gezeigt haben, daß ſie der Regierung des Ganzen gewachſen ſind? Wenn ihre Sache nicht die des Volks werden kann, wenn ſie nicht ſelbſt ſie dazu zu machen verſtehen, ſo wird weder unſere Anweſenheit noch unſer Weggehen ihnen darin helfen, und die durch die Wendung der Ereigniſſe den Verbündeten in dieſem Augenblicke auferlegte Pflicht, Frankreichs Geſchick ernſtlich zu berathen, müßte in ſolchem Falle eine andere Geſtaltung der Dinge unterſtützen. Wenn Fouché's Bericht die Verbündeten als die Urſache angiebt, daß die Regierung der Bourbons ſich nicht befeſtigt, ſo iſt er entweder verblendet, oder er will verblenden; im Gegentheil, die von uns beſetzten Länder mögen durch den Anblick unſerer Truppen unwillkürlich nur zu ſehr für die königliche Regierung geſtimmt werden, und wenn bei der Nationalſtimme ein Zwang Statt findet, ſo dürfte es eher im entgegengeſetzten Sinne ſein, als die Royaliſten uns wollen glauben machen."

Die Preußen ſtanden freilich in den Reibungen und Schlägen wider das franzöſiſche Weſen allen andern Verbündeten voran, und erregten durch ihr folgerechtes Verfahren eine geſteigerte Erbitterung. Ein ungeheurer tauſendfältig wiederhallender Wehſchrei erhob ſich bei der Zurücknahme der Kunſtwerke und Denkmale, welche Napoleon aus den eroberten Ländern nach Paris zuſammengebracht hatte. Bei dem erſten Pariſer Frieden war dieſer Gegenſtand gänzlich verabſäumt worden, und oft hatten die Friedensſchließer darob harte Vorwürfe hören müſſen. Auch bei dem zweiten Pariſer Frieden wäre es wohl nicht anders gegangen, hätte nicht Blücher mit ſeiner Feldherrnmacht hier vor- und durchgegriffen. Ehe noch die Monarchen in Paris waren, ließ er ſogleich alles vormals preußiſche Eigenthum dieſer Art zurückfordern und wegnehmen. An Widerſtand war in dieſem Augenblicke nicht zu denken, und der preußiſche Antheil war nicht ſo beträchtlich, daß die ungeheuren Pariſer Sammlungen den Verluſt nicht hätten verſchmerzen können. Als aber, auf Blücher's Anreiz, auch andere Beraubte ihre Zurückforderungen erhoben, und unter dem Schutze preußiſcher Waffen bewirkten, nahm die Sache eine bedrohlichere Geſtalt, und die Franzoſen aller Partheien ſtrengten alle Mittel an, den Verluſt abzuwenden. Den Monarchen wurde vorgeſtellt, daß dieſer Schimpf auf ihre Schützlinge die Bourbons zurückfalle, daß jene Kunſtwerke in Paris dem allgemeinen Genuſſe und für die ganze gebildete Welt offen ſtänden, und daß es eine Barbarei ſei, ſie auf's neue zu zerſtreuen. Rußland und England hatten in dieſem Betreff wenig oder nichts anzuſprechen, und waren nur allzu geneigt, für eine Großmuth zu ſtimmen, die ihnen nichts koſtete; Oeſterreich durfte ſchon bedenklicher ſein, hätte jedoch wohl nie aus eigenem Antriebe ſeine Forderungen geltend gemacht. Doch die Sache lag thatſächlich ſchon nicht mehr in den Händen der Monarchen, das Beiſpiel war gegeben, ein Theil des Unternehmens ſchon ausgeführt, die Arbeit ging friſch vorwärts, und eine ungeheure Gewalt der Meinung hatte ſich ihr beigeſellt, ſelbſt Wellington wagte nicht ihr offen entgegenzutreten, und ließ, wiewohl mit Bedauern, geſchehen, was ſein Bruder Blücher mit der Wucht des Säbels durchzuſetzen entſchloſſen ſchien. Nun einmal entſchieden war, daß jeder nach dem Seinigen greifen dürfe, blieb Oeſterreich nicht zurück, alle deutſchen Fürſten, die Niederlande, der Pabſt und ganz Italien, Spanien und Portugal traten auf, und nun zerſtob allerdings die angehäufte Kunſtherrlichkeit in alle Himmelsgegenden. Wie früher von preußiſchen Truppen wurden die Arbeiter nun ſogar von engliſchen geſchützt. Die größte Demüthigung dieſer Art erfuhren die Franzoſen zuletzt doch noch durch die Oeſterreicher, als dieſe auch noch das korinthiſche Viergeſpann von dem Triumphbogen der Tuilerieen abnahmen und nebſt dem Löwen von

Sankt Markus nach Venedig zurückführten. Was früher in der Abgeſchloſſenheit der Säle geſchehen war, geſchah nun öffentlich auf der Straße, ſichtbar auf immer, und auf immer ein Zeugniß erlittener Schmach. Die Aufregung des Volkes war hiebei ſo groß, daß nur unter dem Schutze einer anſehnlichen Truppenmacht die Arbeit vorgehen konnte.

Für Oeſterreich war mit dieſem Geſchäft der Zurücknahme mein trefflicher Freund Hauptmann von Meyern, Verfaſſer von Dya-Na-Sore, eigends beauftragt, dem übrigens in Paris wenig Freudigkeit erwuchs. Er war vielleicht der Einzige, der von dem Aufenthalte nicht nach und nach bezaubert wurde, an dem die tauſend Reize und Lockungen der großen Verführungsſtadt verloren gingen. Er hielt ſich von der großen Welt entfernt, hatte nur Umgang mit Bentheim, Schlabrendorf, Pfuel und mir, und eilte ſo bald er konnte nach Deutſchland zurück. Der berühmte Canova kam als Bevollmächtigter des Pabſtes, und er gab dem bisherigen Aufſeher der koſtbaren Sammlungen, dem in Sack und Aſche trauernden Denon erſt recht den Herzſtoß. In Sachen der Bibliotheken war Joſeph von Hammer für Wien, Thierſch für München, Wilken für Heidelberg und Immanuel Bekker für Berlin in eifriger Thätigkeit. In Bekker hatte ich wie früher einen lieben Genoſſen, deſſen Schweigſamkeit ein gründliches Geſpräch nie weigerte und meiſt nur darin zu bedauern war, daß ſie dem eitlen Gerede Anderer zu vielen Raum ließ. Seine ernſte Tüchtigkeit gab ſich diesmal eigenthümlich durch das gutmüthige Anerbieten kund, mit mir in dieſer Zeit den Thukydides zu leſen, was allerdings ein Mittel geweſen wäre, ſich über den verdrießlichen Wirrwarr dieſer bedrängten Tage ſtundenweiſe hinwegzuſetzen; und es fehlte nicht viel, ſo wäre die Sache zu Stande gekommen, die mir auch gar nicht ſo fremdartig war, hatte mir doch in ſchlimmern Umſtänden, auf Märſchen und in elenden Lagerſtätten, der Tacitus zum Begleiter gedient!

Der große Umſchwung der Dinge, welche jetzt in beſtimmte Geſtalt gefaßt werden ſollten, zog immer mehr Geſchäftsmänner nach Paris, und beſonders kamen unſere preußiſchen Landsleute zahlreich nach, da diesmal für ſie der Aufenthalt durch Anweiſung von Quartier und durch anderartige Vortheile ungemein erleichtert war. Bei dem Staatskanzler war unſer natürlicher Mittelpunkt, er machte wie immer den angenehmſten Wirth, und auch wenn er nicht zugegen war, fand man ſich in ſeinem Saal oder Garten behaglich vereint. Alexander von Humboldt war meiſt dem Könige zur Seite und auch ſonſt viel beſchäftigt, ſein ſeltenes Erſcheinen aber erfreute jedesmal durch ſo belebende als lehrreiche Mittheilung. Der Miniſter vom Stein, durch Hardenberg gerufen, war angekommen und erſetzte in den höchſten Kreiſen, da Blücher in ſein Hauptquartier nach Chartres abgegangen war, einigermaßen deſſen unbequeme Derbheit, er ſagte die rauheſten Wahrheiten ungeſchmückt, und als er ſah, daß ſie nichts fruchteten, zog er nach kurzem Aufenthalt wieder heimwärts; ich ſtand mich diesmal beſonders gut mit ihm, und er unterließ nicht, bei Gelegenheit meine Arbeiten ſehr zu loben. Der Generaladjutant des Königs, Freiherr von dem Kneſebeck hatte bei dem Friedensgeſchäfte eine wichtige Aufgabe und Fürſorge, ihn und Wilhelm von Humboldt, auf welchem gleiche Laſt ruhte, ſah man ſelten, außer in den Mußeſtunden der Tiſchzeit, wo dann leicht Anlaß zu mannigfachen Erörterungen war, die ich einigemal zur Streitigkeit erhitzte, wobei ich das Maß und die Billigkeit der höheren Gegner dankbar anerkennen mußte, um ſo heftiger aber meinen Groll auf einen Freund warf, der mit mir vollkommen gleich dachte, dies aber im kritiſchen Falle ganz verläugnete und ſich zur Parthei ſchlug, die das Amtsanſehn für ſich hatte. Bei Hardenberg ſah ich auch den Fürſten von Metternich zuerſt wieder, und als er mich gleich zu einem Spazirgang in den Garten nahm und über manches befragte, konnt' ich wohl ſeinen für mich gütigen Sinn wahrnehmen, aber zugleich die Verſchiedenheit ſeiner Anſichten von den preußiſchen nicht verkennen. Späterhin, als ich ihn eines Nachmittags auf dem Boulevard traf und mich auf ſeine Einladung ſeinem weiteren Spazirgang anſchloß, fiel mir dieſelbe Bemerkung noch ſchroffer auf, und ich glaubte, hier müſſe das gute Vernehmen aufhören, beſonders nachdem unvermuthet auch der Graf Kapodiſtrias ſich zu uns geſellt hatte, und nun das Geſpräch eine Wendung nahm, dem ich mich halb aus Beſcheidenheit und halb aus Trotz alsbald entzog. Ich theilte viel zu ſehr die leidenſchaftliche Aufregung unſerer Kriegsleute, und hegte zu feurige Ueberzeugungen, als daß ich diplomatiſche Klugheit hätte ausüben können. Ich beſchloß hierauf, ſowohl von den Oeſterreichern als von den Ruſſen mich entfernt zu halten, mit den Engländern hatte ich ohnehin keine Verbindung, und wirklich habe ich bis zuletzt, wenige Ausnahmen abgerechnet, allen Verhältniſſen nach jenen Seiten mich entzogen. Die Ankunft von Gentz ließ mich mehr als gleichgültig, ich ſah jetzt nur einen Feind in ihm; zwar wollte Adam von Müller mir einreden, er ſei gar nicht zu Geſchäften, ſondern zum Vergnügen nach Paris berufen, allein ich wußte ſchon, daß er wieder das Protokoll der Sitzungen des Miniſterraths der Verbündeten führte und von bedeutendem Einfluſſe war, den er auch bald darin zeigte, daß er ohne Minderung ſeiner Freundſchaft und Neigung für Müller dieſen als dreiſten Nebenbuhler doch bald entfernte; nicht vier Wochen verſtrichen, ſo ging Müller auf den für ihn eigends geſchaffenen Poſten als Generalkonſul nach Leipzig, allerdings mit ſolchen Vortheilen, daß er die Entfernung willig annahm. Gentz war übrigens ſogleich in den Strudel der höchſten vornehmen und nebenher auch in die Wirbel der allerniedrigſten Welt fortgeriſſen, und ich bekam ihn erſt ganz ſpät zu ſehen, ſo wie auch die meiſten andern Oeſterreicher und Ruſſen, mit denen ich früher in Beziehung geweſen.

Eines Tages kam ein hübſcher junger Mann zu mir, der eben die Univerſität Heidelberg verlaſſen hatte, weil er den Augenblick günſtig glaubte ſeine Geſchäftslaufbahn in Preußen anzutreten; er brachte mir einen Empfehlungsbrief von Otterſtedt, ich ſollte ihn bei Jordan, Stägemann und wo möglich auch bei Humboldt und Hardenberg einführen. Er war aus Mecklenburg, und bald zeigte ſich in ihm ein Waffengefährte aus dem Jahre 1813, er hatte noch ganz jung den Feldzug an der Niederelbe als Adjutant meines Freundes Karl von Noſtitz mitgemacht, und war mir perſönlich und mehr noch aus manchen Erzählungen des letztern bekannt. Ich erfüllte ſeinen Wunſch beſtens, ihm wurde von Hardenberg der Eintritt in preußiſche Dienſte bereitwillig zugeſagt, und Humboldt meinte, hier in Paris würde er jetzt ſchwerlich können beſchäftigt werden, aber nächſtdem in Frankfurt am Main, und man werde ſeiner ſchon eingedenk ſein; bis dahin möchte er ruhig nach Heidelberg zurückkehren und ſeine Studien abſchließen. Der junge Mann reiſte befriedigt und dankbar wieder ab. Noch ehe das Jahr ablief, war er neben dem Grafen von Flemming und dem Legationsrath Boisdeslandes in Frankfurt bei Humboldt angeſtellt, legte ſein Loos glücklich in deſſen Hände, ging mit ihm ſpäter nach London, wurde deſſen Schwiegerſohn und ſetzte ſeine Laufbahn, auch als jener zurückgetreten war, günſtig fort bis zu dem höchſten Poſten; es war der als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten viel zu früh geſtorbene Freiherr von Bülow.

Daß die hanſeatiſchen Diplomaten, der treffliche Senator Smidt von Bremen, und der witzige Syndikus Gries von Hamburg, dem Strome der Weltgeſchäfte hieher gefolgt, war ſehr natürlich, ſie hatten wichtigere Anliegen wahrzunehmen, und mußten erfreulichſt als eine Verſtärkung deutſcher Geſinnung gelten; eben ſo Doktor Karl Sieveking aus Hamburg und der ſchwediſche Generalkonſul Dehn aus Altona; die perſönlichen Verhältniſſe dieſer Männer waren bedeutend, und ließen manchen ſtillen Werkplatz, manchen feineren Zuſammenhang erkennen, die dem Dünkel hochgeſtellter Unwiſſenheit verborgen lagen. Doktor Bollmann wäre auch hieher zu rechnen, aber er hatte Paris bald wieder verlaſſen, um nach England und Nordamerika zurückzureiſen, wo er ſeine Töchter abholen wollte. Sein kurzer Aufenthalt hinterließ eine Frucht ſeiner Geſinnung und Thätigkeit in der eindringlichen Denkſchrift, die er über Napoleon's letztes Zurücktreten beſonders im Geſichtspunkte Lafayette's verfaßt hatte, und die durch mich für den Druck an Cotta befördert wurde.

Nicht mit reiner Empfindung, aber doch mit vorwaltend freudiger, ſah ich den Chinagelehrten Julius von Klaproth bei mir eintreten. Die Erinnerung des ſchönen Jugendkreiſes, in welchem ich ihn kennen gelernt, überwog die ſeiner oft läſterlichen Streiche und kleinen Verräthereien. Er kam aus Italien, wo er ſeine Fachgenoſſen durch biſſige Angriffe heftig erzürnt hatte, die er nun in Paris gegen Langlès auslaſſen wollte. Wirklich erſchien bald von ihm eine Schrift, die durch ihren Titel: „Grande exécution d'automne“ nebenher auch den politiſchen Leſer narrte, der einen Bezug auf die Tagesereigniſſe vermuthete, und mit Verdruß nur chineſiſche Streitſachen und die ihm nutzloſe Belehrung fand, daß in China die Hinrichtungen meiſt im Herbſt geſchähen. Mir bezeigte Klaproth diesmal ein freundliches, ja gefühlvolles Vertrauen, und wünſchte dringend, mit Preußen wieder ein näheres Verhältniß zu knüpfen. Auch ſeine alte Keckheit, ſein Uebermuth und ſeine Witzlaune ſprudelten ungeſchwächt, und ein Vergnügen war es allerdings, verlorene Stunden des Frühſtücks oder Spazirganges mit ihm zu verbringen. Erſchreckend blieb mir jedoch der Frevel, mit dem er auch ſein wiſſenſchaftliches Treiben verunzierte; bei Gelegenheit eines chineſiſchen Zeichens, das er nicht zu deuten verſtand, aber auch niemand ſonſt, wie er ſich überzeugt hielt, gab er keck eine willkürliche Auslegung, und lachte vergnügt, daß die Andern nun ſein Wiſſen anſtaunen würden und keinen Widerſpruch erheben könnten. Ein andermal ſaß er vor einer von ihm entworfenen aſiatiſchen Landkarte, und in trägem Hinblicken ſagte er plötzlich: „Da iſt ein gar zu leerer Fleck, ich will nur geſchwind einen Berg hineinzeichnen“, und that es, indem er ſich freute, was man künftig mit dieſem Berge für Scheererei haben würde. Möglich, daß er hiebei doch einer wirklich begründeten Kenntniß folgte, und nur mir dieſe Unredlichkeit vorprahlte, — denn mit was allem prahlt nicht die Verkehrtheit der Menſchen? Aber unheimlich bleibt ein ſolches Verfahren immer, und die Wiſſenſchaft wird den Boden, der unter ſolchem Anſchein bearbeitet worden, bis auf weiteres nicht als einen gewonnenen anſehen dürfen. Mein Umgang mit dem Unhold nahm bald ein ſchmählich Ende; er lieh mir eine Kleinigkeit ab, die ich ihm zehnmal geſchenkt hätte, und ließ ſich nicht wieder ſehen. Er blieb in Paris und trieb ſein Weſen noch lange, als Gelehrter von Preußen unterſtützt, bald aber auch dem Staate in ſolchen Dienſten eifrig, zu denen niemand verpflichtet oder gezwungen ſein kann. —

Als Paris etwas ruhiger geworden ſchien, waren unſere preußiſchen Damen nachgekommen, um den Anblick der merkwürdigen Weltſtadt zu genießen. Von Wien hatten ſich auch einige Frauen aus der hohen Geſellſchaft eingefunden, unter denen mich nur die Herzogin von Sagan näher anging; Frau von Arnſtein und ihre Tochter Frau von Pereira waren nur bis Frankfurt am Main gekommen, und dort verweilte auch Rahel ſeit dem 18. Auguſt, ohne ſich zur Weiterreiſe entſchließen zu können, was ich um ſo ſchmerzlicher empfand, als ich alles zu ihrem Empfange beſtens eingerichtet hatte, und wohl wußte, welchen Genuß jetzt Paris gerade ihr gewähren würde! Frau von Stägemann und Frau von Jordan wohnten im Hotel de Caſtries, und die erwünſchte Nähe gab reichlich Gelegenheit, ihnen auf Gängen und Fahrten zu Sehenswürdigkeiten als Führer zu dienen. Ich beſuchte mit ihnen die Muſeen und andere Sammlungen, die Theater, die Gärten, der Neugier wegen auch wohl eine Reſtauration, den Rocher de Cancale, Very in den Tuilerieen. Wir ſahen im Garten Ruggieri die prächtigen Feuerwerke; einen unerſchöpflichen Wechſel des Vergnügens, der Bewunderung und Fröhlichkeit gewährten Mlle. Mars und Talma, Brunet und Potier, die Sängerin Catalani, die Aufführung des Britannicus von Racine, der Pièce qui n'en est pas une in den Variétés, des unvergleichlichen Matrimonio segreto von Cimaroſa bei den Italiänern. Der ſinnigen Theilnahme der Frau von Stägemann ließ ſich auch die Aufſuchung der Oertlichkeiten nicht vorenthalten, die ihr aus den Briefen der Frau von Sévigné und andern Denkſchriften jener Zeit bekannt und lieb waren. Bei Frau von Jordis hatten wir angenehme Geſellſchaften; Hardenberg, Humboldt, Graf von Bülow, Pfuel und Andere ſpeiſten dort mehrmals; angenehme deutſche Damen fanden ſich dort zuſammen; mit Franzöſinnen ergab ſich nicht leicht ein näherer Verkehr. Dies alles würde weit anders geworden ſein, wäre Rahel dabei geweſen. —

Dem Kaiſer von Rußland war diesmal der Aufenthalt in Paris minder angenehm, als im vorigen Jahr, man fand ihn unruhig und mißmuthig, er wünſchte ſich den unerfreulichen Verwickelungen, wo weder ſeine Großmuth noch ſein Staatsvortheil freie Hand hatte, perſönlich zu entziehen, allein die Franzoſen ſahen in ihm nach Wellington ihren beſten Beſchützer, und ihren Bitten nachgebend willigte er in ſein längeres Verbleiben. Der Gedanke, ſein in Frankreich eingerücktes Heer, dem die Ereigniſſe keine Kriegsthaten übrig gelaſſen hatten, wenigſtens den Augen in aller Stärke und vollem Glanze darzuſtellen, bot ſich dem Sinne gefällig dar, und die merkwürdige Truppenſchau von Vertus wurde vorbereitet. Hundert und fünfzig tauſend Mann bezogen dort ein Lager, das mit aller Sorgfalt und größtem Aufwand ausgeſtattet wurde. Der Kaiſer lud ſeine Verbündeten zu dem großen Schauſpiel ein, und führte am 6. September den Kaiſer von Oeſterreich und den König von Preußen, denen Wellington und eine Unzahl anderer Heerführer und Offiziere folgten, in die Mitte der kriegeriſchen Feſtlichkeit. Alles was bei ſolchen Anläſſen üblich iſt, ging in größter Ordnung und Pracht von Statten. Der Kaiſer Alexander, ſeiner innern Richtung gemäß, hob in den militairiſchen Bezeigungen mit Vorliebe ein religiöſes Element hervor, und nach einem feierlichen Gottesdienſt, den die Augenzeugen als erhebendſten und ergreifendſten Anblick ſchilderten, verband er ſich mit den beiden andern Monarchen zu einem neuen Bunde, der die Lehren und Geſinnungen des Chriſtenthums zur Grundlage aller Staatslenkung zu machen verſprach. Der Kaiſer zog ein Blatt Papier hervor, ſo ward erzählt, das den Inhalt des neuen Bundes in wenigen Artikeln darlegte, und welches, von den drei Monarchen auf der Stelle unterzeichnet, einige Wochen ſpäter als Urkunde der vielbeſprochenen Heiligen Allianz bekannt wurde. Frau von

Krüdener, welche dem Kaiſer auf deſſen Wunſch in das Lager von Vertus gefolgt war, galt als Urheberin des Entwurfs, und hatte jedenfalls an dem Vorgange wirkſamſten Antheil, wogegen kein Miniſter dabei zugezogen worden, noch ſonſt jemand im voraus der Sache kundig war, als einige Geſinnungsgenoſſen, unter denen Graf Kapodiſtrias. Der Einfluß der Frau von Krüdener auf dieſe Dinge ſchien um ſo bedenklicher, als ihr von Natur gutmüthiger Sinn bei großer Verſtandesbeſchränktheit allen Schwärmern und Ränkeſchmieden offen lag und ſchon ſehr zu fanatiſchen Anwandlungen hinneigte. Ein Bittgeſuch der Einwohner von Kehl, deren Häuſer durch das Geſchütz der Verbündeten eingeäſchert worden, wollte ſie zwar bei dem ruſſiſchen Kaiſer durch ihr Fürwort unterſtützen, hielt jedoch den armen Leuten unwillig vor, eigentlich hätten ſie es nicht verdient, denn in Kehl ſeien die Werke Voltaire's gedruckt worden, nämlich vor fünfzig Jahren durch Beaumarchais, welches ſträflichen Unternehmens denn freilich dieſe Kehler Abgebrannten ſo wenig wie ihre Väter ſchuldig noch kundig waren, wie ſich aus ihrem Erbieten zeigte, beide Uebelthäter ſogleich auszuliefern! —

Nach der Rückkehr der Monarchen von Vertus mehrte ſich der Zufluß der Fremden in Paris ungemein, beſonders der Ruſſen, welche früher durch militairiſche Vorbereitungen und Pflichten waren abgehalten worden. Ich hatte die Freude, den General von Tettenborn wiederzuſehen, er zog in die Wohnung, welche Stein bisher innegehabt und ihm überwieſen hatte, ganz in meiner Nähe, und wir konnten mit Bequemlichkeit uns beſprechen und für den Tag verabreden. Nicht ſo leicht war dies mit dem General Grafen zu Bentheim, der weitab wohnte und auch durch den Dienſt in Anſpruch genommen war, denn die Brigade gehörte zu den Truppen, welche Oeſterreich zur Beſatzung von Paris beitrug. Wir waren jedoch ſo viel als möglich beiſammen, und um beide theure Kriegsobern ſo wie bei dem Oberſten von Pfuel vereinigten ſich die ſchönſten Kreiſe früherer Waffengenoſſen. Ich muß hier den Prinzen Philipp von Heſſen-Homburg, die Grafen von Wallmoden, Radetzky, Hieronymus Colloredo, den Fürſten von Windiſchgrätz, den Grafen von Clam-Martinitz, den Kriegsminiſter von Boyen, die Generale von Grolman und von Yorck vor andern namhaft machen, weil an jeden dieſer Namen ſich reiche Erinnerungen und ſchöner Ruhm knüpfen, deren anderweitige Ueberlieferungen für dankbare Nachkommen nicht fehlen werden. Auch Gentz begegnete mir endlich in dieſen Kreiſen, und ich ſah ihn nun öfters, nicht in allzu freundlicher, aber doch vertraulicher Weiſe, die zuletzt aber gleichwohl ſchwinden mußte, als er ſich der preußiſchen Sache allzu feindlich zeigte, und ſeinen urſprünglichen Landsleuten mehr als nöthig verhaßt machte.

Unſere preußiſchen Freunde kamen nun auch immer zahlreicher vom Heer und aus der Heimath an, die Geſellſchaft wurde bunter und lauter, denn jederman kam als Sprecher eigener Meinungen und als Vertreter fremder Stimmen, und bei völliger Freiheit der Aeußerung machten ſich die kühnſten Forderungen nachdrücklich kund. Es war auffallend, wie das Amt und die Stellung der Perſonen ſich bereits der Geſinnung unterordneten, die Meinung machte ſich geltend als ſolche, wer ſie ſagte, darauf kam wenig an; der untere Kanzleibeamte, der da wußte, daß Blücher oder Gruner ihm Recht gaben, ſtellte ſich trotzig dem Geheimrath, ja dem Miniſter entgegen, wenn Volksthümliches zu vertreten war. Wir ſahen den Oberſtlieutenant von Barnekow ankommen, deſſen natürlicher Freimuth arglos die ungeheuerſten Sachen in die Welt hinausſchrie, und in ſeiner rauhen Aufrichtigkeit nur durch ſeine ſchöne bewunderte Frau noch etwas gemäßigt wurde. Aus Berlin erſchienen der Doktor Heinrich Meyer, der Profeſſor Kieſewetter, Friedrich Schulz mit dem Beinamen vom Theater, und endlich auch der Turnmeiſter Jahn, alle gewaltige Mitſprecher, und deßhalb gefürchtet und geſchont von hochſtehenden Männern, die man ſolchen Zugeſtändniſſes kaum für fähig hielt. Jahn insbeſondere wurde ordentlich gefeiert, der Staatskanzler lud ihn ein, und ergötzte ſich an dem wilden Ausſehen, während die ſtarken Reden ihm größtentheils unvernommen vorübergingen; Miniſter, Generale und Geheimräthe ſuchten mit Jahn das beſte Vernehmen, er ſelbſt würde vielleicht geſagt haben, ſie bürderten mit ihm. Doch gefiel ihm der vornehme Kreis eigentlich nicht, er fühlte ſich trotz ſeiner Ungebundenheit doch beengt, und zog weit die Geſellſchaft ſeiner Geſellen und Kumpane vor, mit denen er ſich im Palais-Royal feſtſetzte, und dort durch ſein in aller Kraft und Breite ſich entfaltendes Deutſchthum ſowohl Franzoſen als Deutſche in Erſtaunen ſetzte. Zu den wälſchen Aufwärtern in der Kaffeekneipe wurde deutſch geſprochen, mit den undeutſchen Gäſten nicht viel Federleſens gemacht, bei Streitigkeiten gleich die Schelle oder die Fuchtel angeboten, jedoch unterblieben ernſte Kämpfe, weil man ſich nicht einmal zu dieſen verſtändigen konnte. Die Spazirgänger ſammelten ſich und ſtaunten die deutſchen Bären an, die ihnen bald mehr zur Luſt als zum Aerger waren. Jahn hätte gern nachträglich noch die Siegesſäule des Platzes Vendôme zerſtört, er ſchloß auch die Oeſterreicher in ſein Deutſchthum ein, und als dieſe die venetianiſchen Pferde von dem Triumphbogen vor den Tuilerieen abnahmen, ſtieg er mit vielen andern Zuſchauern, Deutſchen und Engländern, auf den obern Raum des Bogens, betrat den ſeiner Roſſe ſchon entblößten Siegeswagen, und ſprach von dieſer Rednerbühne herab eine freie Anrede an die Verſammlung, wobei er zuletzt noch beſonders an die Oeſterreicher ſich wandte, und ſie aufforderte, nun auch jene Säule nicht länger zu dulden.

Dergleichen Vorgänge waren bei den ſchwebenden Verhandlungen und Volksgährungen in Paris nicht unerheblich; ſie zeigten eine Stimmung, deren Umfang und Entwickelung niemand berechnen konnte. Im preußiſchen Heere waltete große Unzufriedenheit, die Krieger glaubten ihre Sache mit Frankreich noch weiter ausfechten zu müſſen, und meinten ein Recht zu haben, nach dem Erfolge zu fragen, der aus den Waffenthaten gewonnen ſein ſollte. Was man von den künftigen Friedensbedingungen hörte, ſchien unvortheilhaft und ſchmachvoll; man wußte wohl, daß Hardenberg und Humboldt angeſtrengt kämpften, aber als man vernahm, daß Preußen endlich nachgebe, glaubte man die leitenden Staatsmänner der Schwäche beſchuldigen zu müſſen, und warf ihnen vor, die Volksgeſinnung und Heldenkraft, auf die ſie ſich ſtützen ſollten, zu mißkennen, zu verabſäumen. Blücher, der jetzt ſein Hauptquartier wieder näher in Verſailles hatte, und ſo wie Gneiſenau nun häufig nach Paris kam, ſchimpfte in ſeiner Kraftſprache heftig, wollte dem Lord Caſtlereagh zu Leibe, glaubte dem Kaiſer Alexander die Augen öffnen zu müſſen, und ſeine Schritte wurden für die Miniſter ängſtlich und für die Monarchen unbequem, ſo daß man ſchon fragte, ob es zu dulden ſei, daß die Kriegsleute hier ſich eine Gewalt über ihre Gebieter anmaßten? Vor einiger Zeit war ich Zeuge geweſen, wie Gneiſenau bei Hardenberg nach der Mittagstafel den Staatsrath Hoffmann hart und ſchnöde angelaſſen und ihm vorgeworfen, während der Franzoſenzeit ein Napoleonsbewunderer und ein Widerſacher der deutſchen Beſtrebungen geweſen zu ſein; jetzt ſollte ich ſehen, wie Blücher ebenfalls nach Tiſch, dem Staatskanzler ſelbſt einen unangenehmen Auftritt machte und ihn des Mangels an Standhaftigkeit beſchuldigte, was dieſer jedoch mit Würde und Feinheit geſchickt abwies. Hardenberg verkannte in der That weder das Recht der deutſchen Anforderungen, noch ihre Stärke in der öffentlichen Meinung; allein auf ſeinem Standpunkte waren die Verhältniſſe der Kräfte nur nach Gewichten abzuwägen, die ſchon unwandelbar feſtſtanden. Er ſelbſt begünſtigte die öffentliche Meinung und wünſchte ſich auf ſie zu ſtützen, aber um dies zu können, mußte ſie in ſich ſelber erſt ſich beſſer gründen und ordnen. Er munterte Oelsner und Karl Müller auf, in deutſchen Zeitblättern volksthümliche und freiſinnige Meinungen zu nähren, dabei jedoch die Bedingungen und Maße zugleich deutlich zu machen, denen jede Handlung unterworfen ſei, zu der viele Theilnehmer mitzuwirken haben. Treffliche Aufſätze beider Männer überſandte ich an Görres für den Rheiniſchen Merkur, an Cotta für ſeine Blätter. Andere Artikel ſchrieb ich ſelbſt, zum Theil für die Berliner Zeitungen, wo jedoch nur weniges davon zum Druck gelangte, denn ſchon damals begann im Stillen manches Hemmniß gegen die oberſte Staatsbehörde, und ſollte bald genug auch ſichtbar ihr entgegenwirken. Der Kampf in den öffentlichen

Blättern war unſererſeits um ſo nöthiger, als die Franzoſen ungemein zahlreich und thätig dieſes Feld bearbeiteten, und auch in Deutſchland die gegen Preußen feindlichen Federn keinen Augenblick ruhten. Dem Nachtheil ſolcher fortgeſetzten, auch im Inlande ſich vielfach regenden Angriffe zu begegnen, rieth ich eine Miniſterialzeitung zu gründen, und ſchrieb den Entwurf dazu, welchen der Staatskanzler ungemein billigte und auszuführen beſchloß, wenn wir erſt wieder zu Hauſe wären, denn hier in der Fremde und im Ablauf unſeres Aufenthaltes war nichts dafür zu thun.

Das Verdienſt Hardenberg's nicht ſo ſchnöden Mißurtheilen, wie ſchon gegen ihn laut wurden, unvertheidigt preiszugeben, verſuchte ich daſſelbe für unverblendete Augen in das rechte Licht zu ſtellen, und ſandte folgenden Aufſatz in die Zeitungen von Hamburg und Augsburg: „Für denjenigen, der ohne andere Rückſicht lediglich auf den Sachinhalt der gegenwärtigen Verhältniſſe mit offenen, geraden Sinnen blickt, ſcheint die Beantwortung der Frage, was jetzt zunächſt zu thun obliege, ganz einfach, und er mag wohl oft ſehr verwundert ſein, daß ſie für ſo verwickelt gehalten wird. Den Sieg haben wir davongetragen, die Gewalt haben wir in Händen, thun wir daher was Rechtens iſt! Dies iſt die Stimme der öffentlichen Meinung, und nach dieſer Schlußfolge richtet ſie ihre Forderungen und Erwartungen über das zu Geſchehende ein. Eine edle Geſinnung, wie ſie dem beſſern Geiſte unſerer deutſchen Landsleute ſo herrlich inwohnt, läßt nicht zu, daß die Beſtimmung deſſen, was denn hier Rechtens ſei, bloß einſeitig für uns geſchehe; nein, dem beſiegten Volke unmittelbar nach dem Siege das Recht alles deſſen, was wahrhaft volksthümlich iſt, eben ſo zugeſprochen, wie uns, und ſchon wachen eifrig deutſche Schriftſteller für franzöſiſches Volksthum und Freiheit, wie für die unſerige. Wir wollen nicht, daß den Franzoſen eine Herrſchaft aufgedrungen werde, die ſie nur unwillig und vielleicht nur beim Anblick unſerer Waffen ertragen; wir wollen aber eben ſo wenig, daß uns vorenthalten werde, was wir zu fordern berechtigt ſind, da das

Glück der Waffen unſern unvertilgbaren Anſprüchen endlich Kraft gegeben hat. Dieſe allerdings ſehr einfachen Wahrheiten ſind es, welche in den Unterhandlungen durchbrechen ſollten; allein die Formen, in welchen die Staatsverhältniſſe geführt und betrachtet werden, erlauben keineswegs ſo unbedingt die Anwendung eines auch noch ſo glücklich herausgefundenen und deutlich erkannten Grundſatzes, und das Wiſſen und Wollen ſteht bei dem Staatsmanne, wie bei tauſend andern menſchlichen Bemühungen, von dem Handeln oft durch eine große Kluft entfernt, die freilich der nicht ſieht, der nicht über ſie hinweg zu kommen braucht. Wir mögen daher nur immer eingeſtehen, daß die hieſige Lage der Dinge, durch das Zuſammentreffen ſo außerordentlich verſchiedener Vortheile, Anſichten und Möglichkeiten, zu den allerſchwierigſten gehört, und wenn nicht größeres Unheil daraus erwachſen ſoll, keineswegs durchgeriſſen, ſondern entwickelt werden muß. Die Sprache des Staatsmannes darf nicht die Sprache des Volksredners ſein, jener ſoll vorſtellen, wo dieſer ergreifen kann, und allerdings iſt das freie Erfinden des Gedankens ein von dem Anwenden deſſelben unter gegebenen Bedingungen ſehr verſchiedenes Geſchäft. Wenn wir aber nicht eben zu denjenigen gehören, die von dem Staatsmanne alles ausgeführt verlangen, was in bloßer Gedankenverbindung als richtig erſcheint, ſo ſind wir dagegen auch ſehr von denjenigen entfernt, die mit ärmlicher Geiſtesbeſchränkung ihr diplomatiſches Geſchäft als eine abſonderliche Welt betrachten, die für ſich beſtehend in eigenen Formen fortgehen müſſe und von dem Leben der Völker nichts aufnehmen, noch von deren Anſprüchen Rechnung halten kann. Wir glauben vielmehr, daß beides ſich glücklich vereinigen läßt, ja gewiß jedesmal vereinigt ſein muß, ſobald nur ächte gute Geſinnung und Geſchicklichkeit zuſammen ſind. Warum z. B. ſollte nicht ein Staatsmann auftreten können, und über die eine der oben bezeichneten volksthümlichen Forderungen den verſammelten Miniſtern in aller Form Erörterungen vorlegen, in denen etwa Folgendes geſagt würde: „„Die Ruhe und Sicherheit der europäiſchen Staaten gegen die von Frankreich her unaufhörlich erneuerte Gefahr zu beſchützen, war der Zweck des neuen Bündniſſes der großen Mächte, deren Vereinigung in Wien glücklicherweiſe noch Statt fand, als die Ereigniſſe im Anfange des März ſo dringende Maßregeln geboten. Die Völker, allzulange dem Unglücke des Krieges und dem noch ſchrecklichern der grauſamſten Unterdrückung preisgegeben, erwarten endlich mit der Wiedererlangung des geſtörten Friedens auch die Bürgſchaft ſeiner Dauer; wir müſſen dieſe Bürgſchaft fordern, wenn wir im geringſten die Früchte ſo vieler Anſtrengungen und Opfer und ſo vielen vergoſſenen Blutes einärnten wollen. Die bisher zur Sprache gebrachten Punkte ſind für die Erreichung jenes Zweckes bei weitem nicht hinlänglich. Bonaparte iſt in den Händen der Verbündeten: das iſt unläugbar ſehr viel, aber noch lange nicht genug. Ein großer Theil ſeiner Anhänger befindet ſich noch in Frankreich und iſt mächtig und angeſehen, ſein Heer unterwirft ſich dem Scheine nach, aber derſelbe Geiſt beſeelt es noch immer, und ſeine Auflöſung ſelbſt zerſtreut vortheilhaft die Kräfte, die vereint beſſer mit Einem Schlage zu treffen wären. Der König kann nicht als Vermittler eines feſten und dauerhaften Friedens mit Europa betrachtet werden, da wir uns geſtehen müſſen, daß ſein Thron nichts weniger als feſt ſteht. Die Bourbons überhaupt haben wenige Freunde, und diejenigen, die ihnen wirklich ergeben ſind, vertrauen nicht ihrer Kraft. Da es für uns ſchwierig wäre, den Sachen in Frankreich diejenige Wendung zu geben, durch welche die Regierung volksthümlich, und daher ſicher und dauerhaft würde, ſo müſſen wir wenigſtens unſere Sache ſo zu ſtellen ſuchen, daß wir nicht ſtets neue Erſchütterungen zu fürchten haben. Wir bedürfen wirklicher Gewähr. Dieſe können wir weder in dem Vorſchlage, große Kriegsſteuern auszuſchreiben und zum Erbauen von Feſtungen zu verwenden, noch in dem andern Vorſchlage erkennen, eine bedeutende Truppenzahl in Frankreich zurückzulaſſen und die Gränzfeſtungen eine Zeitlang beſetzt zu halten. Solche Maßregeln ſind in mehr als Einer Hinſicht ungenügend und ſelbſt gefährlich; ſie ſteigern die Erbitterung auf's höchſte und geben, wie Preußen es gezeigt hat, dem unterdrückten

Volke mit der Zeit nur neue Kraft und Begeiſterung. Wir ſind fern davon, uns von dem Geiſte der Eroberung leiten zu laſſen, wir wollen aber auch nicht beſtändig in der Gefahr ſein, erobert zu werden. Hier iſt kein anderer Ausweg, als die Gränzen Frankreichs ſo zu beſtimmen, daß von der Nordſee bis zum Mittelmeer alle Angriffspunkte, die Frankreich früherhin über ſeine Nachbarn zu gewinnen gewußt, davon getrennt und dem Staatenverein, zu welchem ſie ehemals gehört, zurückgegeben werden. Keiner unſerer Verträge, keine unſerer Erklärungen kann uns darin hinderlich ſein, wie bereits in einer andern Denkſchrift bewieſen iſt; Deutſchland fordert es mit lauter Stimme; die Niederlande, die Schweiz, Sardinien fühlen daſſelbe Bedürfniß. Wir ſind unſern Zeitgenoſſen und unſern Nachkommen dafür verantwortlich, eine Sache von ſolcher Wichtigkeit, von der das Glück und die Geſtalt der Zukunft abhängen, nicht zu verſäumen. Bedenken wir, daß ſeit Heinrich II. die drei Bisthümer an ſich riß, die Geſchichte nicht aufhört, uns Eroberungen Frankreichs über das deutſche Reich zu zeigen; bedenken wir, wie oft die Franzoſen über Mainz in das nördliche Deutſchland einfielen, wie oft längs der Donau hinab in Oeſterreich, mit welcher Leichtigkeit ſie die Schweiz und Italien einnahmen! Ja die Schlacht am 18. Juni ſelbſt, wenn ſie glücklich geweſen wäre, führte Bonaparte'n ſogleich wieder an die Maas bis zum Rhein. Es wäre ein gefährlicher Irrthum, wenn wir glaubten, die Gemüther in Frankreich durch Schonung und Großmuth zu verſöhnen; ſie verzeihen uns nie, daß wir geſiegt haben. Seien wir gemäßigt und großmüthig in jeder andern Rückſicht, nur nicht wo es auf unſere Sicherheit, und bei uns Deutſchen auf das Recht unſeres Vaterlandes ankömmt. Rußland freilich, entfernt, mächtig und groß, hat hiebei nur ein mittelbares Intereſſe; aber ihm wie England muß gleicherweiſe daran liegen, Europa nicht immer neuen Stürmen Preis gegeben zu ſehen; Oeſterreich, Preußen, die Niederlande, alle deutſchen Mächte zweiter Ordnung, die Schweiz und Italien haben in dieſem Augenblicke kein dringenderes Intereſſe. Was Preußen insbeſondere betrifft, ſo würden ſeine Miniſter außerdem ſich es nicht verzeihen können, wenn ſie die ſo theuer erkaufte Gelegenheit verſäumten, von Frankreich eine Entſchädigung für die ungeheuren Erpreſſungen und Auflagen, unter welchen Preußen durch die Franzoſen geſeufzt hat, zurückzufordern, und die noch dauernden Anſtrengungen des Volks zu erleichtern, und die gebrachten Opfer wenigſtens zum Theil zu erſetzen.““ Dieſe Sprache iſt im Sinne der öffentlichen Meinung und im Geiſte der ächten Diplomatik; falls es nöthig wäre, die Wichtigkeit des Geſagten noch durch ein äußeres Anſehen zu erhöhen, ſo könnte dies wohl nicht beſſer geſchehen, als wenn wir unſern Leſern die Verſicherung geben, wie wir denn hiemit thun, daß wir ihnen keine bloß erfundene Redeübung, wie etwa *geſprochen werden könnte*, ſondern mit den Worten eines edeln und hochgeprieſenen Staatsmannes ein Beiſpiel deſſen, wie wirklich *geſprochen worden iſt*, mitgetheilt haben.“ Das eingeſchaltete Stück Rede war nämlich ein Auszug aus Hardenberg's Note vom 4. Auguſt, die er bei den Friedensverhandlungen eingereicht und auf deren Inhalt er ſo lange als möglich beſtanden hatte.

Ueber mein eigentliches Verhältniß zu dem Staatskanzler muß ich, da es meine Denkwürdigkeiten ſind, die ich ſchreibe, etwas Näheres beibringen. Hardenberg hatte ſchon in Wien beſchloſſen, daß ich künftig in ſeiner Umgebung bleiben ſollte. Jedoch konnte ich bald aus manchen Aeußerungen abnehmen, daß dieſe Abſicht noch nicht unwandelbar feſt ſei, und ſo ſehr mir eine ſolche Stellung genehm geweſen wäre, ſo fühlte ich doch ſelber einige Ungewißheit, wiefern mir, da ich vor allem auch Rahel's Zufriedenheit beachten wollte, nicht andere Verhältniſſe wünſchenswerther ſein dürften. Ich überließ die Sache daher ihrer eigenen Entwickelung, und Hardenberg begnügte ſich, mir bei jeder Gelegenheit, mochte nun mein Verbleiben bei ihm oder meine Anſtellung bei einer Geſandtſchaft in Rede kommen, ſein freundliches Wohlwollen zu bezeigen. Für den Augenblick genoß ich ſein ausgezeichnetes Vertrauen, er ſprach mit mir über die höchſten und geheimſten Angelegenheiten, und mußte dies auch, weil die Arbeiten, die er mir auftrug, es erforderten.

Ich ſchrieb ihm jeden Morgen auf ſein ausdrückliches Verlangen einen kurzen Bericht über den Stoff, welchen die franzöſiſchen Blätter darboten, mit den freimüthigſten politiſchen Bemerkungen, die er nie tadelte, aber des oft verwegenen Ausdrucks wegen mir zu meiner Sicherheit zurückgab, und die ich aus gleichem Grunde ſpäterhin verbrannte. Eine Merkwürdigkeit kann ich nicht verſchweigen, ſie läßt einen tiefen Blick in den Zwang der Umſtände thun, dem auch die entſchiedenſte Machtſtellung unterliegt. Der Staatskanzler hatte mir befohlen, an beſtimmten Tagen wöchentlich zweimal morgens um 9 Uhr zu ihm zu kommen, und mich durch nichts und niemand abhalten zu laſſen; wenn er verhindert ſei, werde er es mir dann ſelber ſagen. Man wird es kaum glauben, allein es iſt buchſtäblich wahr, daß ich während des ganzen Pariſer Aufenthalts kein einzigesmal dieſem Befehl habe nachkommen können! Als gleich der erſte Verſuch fehlſchlug, und ich Mittags vor dem Eſſen einfach angab, welches Hinderniß ich getroffen, gerieth er in großen Zorn, und ſagte, ich ſolle das nächſte mal zuverſichtlich eindringen, er werde die gemeſſenſten Befehle geben. Allein das zweitemal ging es zwar anders, doch nicht beſſer, und als dieſe abermalige Hemmung zur Sprache kam, wurde er nachdenklich, meinte, es würden bald ruhigere Tage kommen, und ich ſollte mich nur wie befohlen einfinden. Indeß, als auch das drittemal fehlſchlug, wurde meines Ausbleibens nicht weiter gedacht, und ich gab die nutzloſen Verſuche auf. Ich ſah den Staatskanzler nun, außer der Tafelzeit, nur wenn er mich ausdrücklich rufen ließ, was noch oft genug geſchah, aber in mancher Zwiſchenzeit auch ſpärlicher, und ich mochte zu dieſem Zwecke auch keinen übertriebenen Eifer anwenden. Ich wußte ſchon damals, daß der Werth der meiſten Erfolge zu unſicher iſt, um irgend einen, dem Wind und Wetter durchaus entgegen ſind, mit aller Gewalt anzuſtreben.

Hier iſt der Ort, eine allgemeine Bemerkung beizufügen. Weniges in der Welt hat ſo beharrlich mein Erſtaunen erregt, als wie zwiſchen glänzendem Weltleben und ſcheinbarer Sorgloſigkeit in denſelben Perſonen zugleich die Kraft und

Ausdauer des angeſtrengteſten Fleißes ſich bewährt. In Stellungen, deren Macht und Reichthum alle Befugniß zu geben ſcheint, die Kräfte fähiger Gehülfen für ſich eintreten zu laſſen, wo Pflicht und Gewohnheit der perſönlichen Erſcheinung unausweislich Stunden und Tage eitlem Glanz und leeren Zerſtreuungen zu widmen haben, wo überdies die Lockungen der Genußliebe für Sinn und Geiſt ſo leicht und mächtig ſich darbieten, in ſolchen Stellungen ſehen wir oft eine Selbſtthätigkeit, die faſt unbegreiflich erſcheint, und den gelehrten oder litterariſchen Fleiß weit überbietet. Bedenkt man die Wichtigkeit und Verwickelung der Gegenſtände, die hier zur Sprache kommen, in welchem Umfang, unter welchen Rückſichten, mit welcher Sorgfalt und Beſtimmtheit ſie zu behandeln ſind, den aufmerkſamen Widerſachern und Nebenbuhlern gegenüber, und daß auch die drängende Zeit hiebei in Betracht kommt, weil morgen vielleicht nutzlos iſt, was heute noch fruchtet, ſo wird man geſtehen müſſen, daß den Arbeiten des Kabinets andere ſo leicht nicht gleichzuſtellen ſind. Hiezu kommt die große Selbſtverläugnung, auf den Ruhm der Autorſchaft zu verzichten, denn falls dieſe nicht ohnehin ſchon durch Betheiligung Mehrerer faſt gänzlich verſchwunden iſt, ſo bleibt ihr Erzeugniß doch auf den kleinſten Kreis von Leſern beſchränkt, denen zunächſt nur die Sache gilt, und oft ſchon der nächſte Augenblick trägt es zu Grabe; kommt aber auch ſpäter eine ſolche Ausarbeitung zur öffentlichen Kenntniß, ſo iſt die Theilnahme ſchon erkaltet, das Verſtändniß getrübt, und nur unkundiger Tadel heftet ſich oberflächlich an. Allerdings werden die diplomatiſchen Schriftwerke eines Gremonville, eines Malmesbury, eines Metternich, Hardenberg und Humboldt, ſofern durch Gunſt des Zufalls einiges von den letztern an den Tag gedrungen, noch heute von Kundigen mit Bewunderung geleſen; aber wie wenig iſt dies im Vergleich deſſen, was wirklich geleiſtet worden! — Auch während dieſer Zeit in Paris wurde ungeheuer gearbeitet. Humboldt ſchrieb ſtundenlang bei Tag und Nacht in einem Zuge fort, oder in kleinſten Abſchnitten zahlreicher Unterbrechungen, immer in gleicher Klarheit, Schärfe und Sicherheit. Auf Hardenberg lag außer den politiſchen Verhandlungen zugleich die ganze Laſt der innern Verwaltung, und er bedurfte ſolcher rüſtigen Gehülfen, wie er an Stägemann, Jordan und Rother hatte, um nach allen Seiten wenigſtens das Dringendſte auszufertigen. Hardenberg erkrankte in der erſten Zeit, Humboldt ſpäterhin, aber dies that der Arbeit keinen Eintrag, im Gegentheil förderte ſie, indem nun manche ſtörende Obliegenheit wegfiel.

Die Franzoſen wurden unſeres langen Verbleibens mit jedem Tage überdrüſſiger, und hofften durch innere Befeſtigung der Regierungsmacht, durch Verſtärkung des Thrones mittelſt der Volksvertretung, uns gegenüber eine entſchiedenere Stellung anzunehmen. Die Kammern waren deßhalb einberufen, und man meinte, wir würden vor der öffentlichen Erörterung, der man eine gewiſſe Freiheit zugeſtehen mußte, ſchon früher die Flucht nehmen, oder doch nicht lange aushalten. Fouché hatte der Natur der Dinge nach alles Erdenkliche thun müſſen, um die Kammer der Deputirten vorherrſchend royaliſtiſch zu machen, die Umſtände wirkten zu dieſem Zwecke günſtig mit, im Süden hatten die Royaliſten augenblicklich die Oberhand, im Norden hielt die Truppenmacht der Verbündeten die Bonapartiſten und Liberalen im Schach, die Hofparthei war der nächſten Kammer ſicher. Doch mußte Fouché bald gewahr werden, daß er zu ſeinem eigenen Falle mitgeholfen, denn kaum ſah jene Parthei ſo feſten Boden unter ihren Füßen, als ſie um ſo ungebärdiger zu werden begann, und vor allem den Jakobiner Fouché und Bonapartiſtiſchen Herzog von Otranto nicht länger als Miniſter des Königs dulden wollte, deſſen Bruder durch die Zuſtimmung von jenem unter dem Henkerbeile gefallen war. Dem Könige jedoch war der verhaßte Miniſter bequem, und er hielt ihn noch einige Zeit, oder vielmehr der Miniſter ſich ſelbſt, indem er ſich als noch unentbehrlich vorſpiegelte; er ließ auch ſeine Vögel deßhalb wieder etwas im Sinne der Liberalen die Flügel ſchlagen. Mein Artikel im Deutſchen Beobachter vom 14. September drückt den damaligen Zuſtand folgendermaßen aus: „Nachdem die Monarchen nun ſämmtlich von Vertus zurück ſind, werden mit neuer Thätigkeit die Geſchäfte betrieben, und man ſagt allgemein, daß ſie binnen kurzem zum Schluſſe gebracht werden ſollen. Es ſcheint alles der Hauptſache nach ſchon völlig abgeredet, und die Hoffnungen derjenigen, welche ſo beiſpielloſe Erfolge nicht mochten fruchtlos wieder aus den Händen gegeben ſehen, ſind ſehr zuſammengeſchmolzen. Vergebens haben die preußiſchen Staatsmänner vorgeſtellt, daß eine ſolche Gelegenheit, zum zweitenmale verſäumt, vielleicht in einer langen Reihe von Jahren nicht wiederkehrt, und dann wieder mit ungeheuren Anſtrengungen, in harten, zweifelhaften Kämpfen, mit dem Blute und Leben von Hunderttauſenden erkauft werden muß, was jetzt mit einem Federſtrich gewonnen wäre; daß wir nichts Ungerechtes wollen, ſondern die gerechteſte Sache von der Welt, die als ſolche vor Gott und Menſchen beſtehen muß, die Integrität Deutſchlands, die Rückkehr der Länder zum deutſchen Staatenbund, die Unſchädlichmachung Frankreichs durch die Wegnahme ſeiner immerwährenden Angriffspunkte gegen Deutſchland: die Politik nimmt einen andern Weg, als dieſe Gedanken deutſcher Patrioten, die Politik in ihrer Vereinigung und Berückſichtigung verſchiedenartiger Intereſſen tödtet alle einzelnen, ſtatt ſie zu beleben, und ſo fanden ſich Hinderniſſe auf Hinderniſſe, ſo daß mancher, ſtatt ſeine gerechten Forderungen erfüllt zu ſehen, am Ende noch froh iſt, aus ſo vielfältiger Verwickelung mit heiler Haut herauszukommen, ohne neues eingebüßt zu haben. Der Freiherr vom Stein iſt wieder abgereiſt; ſeinen Unwillen theilen Viele, deren Mißvergnügen weniger ausbrechen darf. Das deutſche Publikum wird diejenigen nicht verkennen, die die Sache des Vaterlandes treulich verfochten haben; wenn man ihnen auch nicht zum Siege Glück wünſchen kann, ſo kann man es ihnen doch zur muthvollen Tapferkeit. Unter den Franzoſen dauert die Partheiwuth heftig fort. Die Royaliſten ſtrengen alle Kräfte an, um in der Verwaltung, im Heer, in den Kammern der Volksvertreter, und ſelbſt bei den fremden Mächten die Oberhand zu erlangen; ſie ſind blind und taub gegen alle Vorſtellungen der gemäßigten Parthei, ſie denken: jetzt oder nie! und haben darin recht, denn wenn ſie dieſen Augenblick verſäumen, ſo ſind ſie verloren auf ewig. Aber ſie werden die Oberhand ſie, und die [illegible] nicht behaupten, die Zahl der Köpfe iſt gegen und Muth iſt ihnen die [illegible] ebenfalls. An Fähigkeit, Einſicht überlegen. Die Jakobiner lachen der Freiheitsfreunde weit Uebergewicht der Royaliſten, ſie meinen, das augenblicklichen bedeuten, damit würden ſie ſchon fertig werden. Fouché, deſſen Sturz mit allen erſinnlichen Anſtrengungen verſucht wurde, ſteht feſter, als je, und läßt ſeine Macht mehr als vorher fühlen. Schon haben einige Zeitungen wieder mit großer Kühnheit gegen die Fanatiker geſprochen, und Chateaubriand's Rede im Wahlkollegium unkluger Albernheit bezüchtigt. Wenn es aber richtig iſt, daß Frankreich von ſcheinheiligen Schönſprechern und Redensartenſchmieden kein Heil zu erwarten hat, ſo iſt es jedoch nicht minder wahr, daß auch die feine Staatsklugheit und liſtige Thätigkeit dazu nicht hinreicht, und daß ein Miniſterium nöthig wäre, deſſen Mitglieder wirklich die wahre Achtung der Nation beſäßen, und keine frühere Flecken auf ſich trügen."

Allein die Aushülfe polizeilicher Ränke war ſchnell erſchöpft, der König widerſtand dem wiederholten Andrange der Prinzen nicht lange, Fouché bekam ſeine Entlaſſung; er hatte gethan, was man von ihm gewollt, nämlich ſich entbehrlich gemacht, wie es nicht anders ſein konnte, denn verrätheriſch nach allen Seiten hatte er keinen Halt als die Stellung des Augenblicks, jeder Schritt führte zum Abgrunde. Unter den Fremden ſahen diejenigen, denen er vertraut geworden war und die ferner mit ihm gut fertig zu werden hofften, ſein Ausſcheiden mit Bedauern. Aus Scham ließen ihm die Gegner noch eine Anſtellung auswärts, er wurde zum Geſandten nach Dresden beſtimmt, worin Argwöhniſche eine feindliche Poſtirung gegen Preußen ſehen wollten, wogegen von dieſer Seite die Ernennung Gruner's ebendahin die entſprechendſte Maßregel ſchien.

Unſer Verhältniß und unſere Stimmung in dem ganzen Getreibe, ſowohl der Franzoſen als der Verbündeten, ſtellt mein Schreiben vom 26. September in der Allgemeinen Zeitung mit lebhafter Tagesfarbe vor Augen: „Die Hauptſtärke des preußiſchen Heeres zieht ſich jetzt in der Gegend von Paris zuſammen, und das Hauptquartier des Fürſten Blücher iſt von Caen nach Verſailles verlegt; der Fürſt ſelbſt befindet ſich dieſen Augenblick in Paris. Sein Erſcheinen in der Hauptſtadt, das mit ſo vielfachen andern Bewegungen zuſammentrifft, macht auf die Franzoſen großen Eindruck, und überhaupt ſcheint bei den Maßregeln, die ſie genommen ſehen, kein naher Ausbruch der Gährung zu befürchten zu ſein, in welcher ſich das Volk allerdings befindet. Die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der Dinge ſteigt mit jedem Tage, der Hof wird mit jedem Tage verhaßter, und der große Haß, den die Franzoſen gegen die fremden Sieger hegen, hat neben den andern natürlichen Urſachen auch noch beſonders eine ſtarke Quelle darin, daß wir dieſen verhaßten Hof und deſſen verhaßte Grundſätze zurückgebracht zu haben ſcheinen, und noch jetzt gegen die Volksſtimme zu ſchützen und zu halten ſcheinen. Wir ſagen mit Recht bloß ſcheinen, denn die Sache hat ſich eigentlich von ſelbſt gemacht, und Fouché wagte es in den Tagen unſers Einrückens in Paris, den Franzoſen, durch ſeine bekannte Botſchaft an die Kammern, vorzuſpiegeln, die Rückkehr und Wiedereinſetzung der Bourbons ſei die unausweichliche Bedingung, unter welcher die Verbündeten Frieden mit Frankreich machen wollten! Die Engländer allein führten vielleicht eine ſolche Sprache; den übrigen Verbündeten iſt ſie nicht eingefallen, am wenigſten den Preußen, welche in dieſer Wendung der Dinge die gerechten und volksthümlichen Anforderungen der Deutſchen erſchwert, und die der Franzoſen, denen eine innere verfaſſungsmäßige Freiheit gern gegönnt würde, völlig getäuſcht ſehen. Die Bourbons haben ſich ſelbſt wieder auf den Thron geſetzt, und das Geſchehene, dem man ſehr ſchicklich hätte vorbeugen können, wäre nur mit Unſchicklichkeit abzuändern geweſen. Indeſſen wird ſich die Sache, wie ſie ſich von ſelbſt gemacht hat, auch von ſelbſt wieder zu Ende bringen; es iſt klar, daß die Stimme des Volks dem Hauſe der Bourbons heftig entgegen iſt und ihm täglich mehr entgegen wird, und unſere Bajonette, wenn ſie denſelben auch eine Zeitlang zum Schutz dienten, würden dies doch nicht immer und ewig zu thun im Stande ſein. Da jedoch gewiß in Frankreich, ſobald wir nur den Rücken wenden, Unruhen ausbrechen, ſo iſt es um ſo nöthiger, daß wir Deutſchen für dieſen Fall unſere Gränzen geſichert haben; darauf dringt das preußiſche Kabinet bei den Friedensverhandlungen am meiſten, und hat dabei die Zuſtimmung deutſcher Mächte; der Fürſt von Hardenberg ſteht an der Spitze des Betreibens dieſer großen Nationalangelegenheit der Deutſchen, und wäre nur zu wünſchen, daß ſein Wollen und Thun überall gehörig unterſtützt würde! Wenn auch viele unſerer Hoffnungen unerfüllt bleiben, und wir z. B. die Rückkehr des Elſaſſes und Lothringens zu Deutſchland einer folgenden Zeit, die vielleicht den rückkehrenden Brüdern ein weit lachenderes Deutſchland bieten wird, vorbehalten ſehen, ſo dürfen wir doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß unſere Hoffnung wegen des nach dem Verein mit Deutſchland ſchon jetzt ſeufzenden Saarbrückens gewiß erfüllt werden wird. Die braven Einwohner dieſer Stadt haben allen Gefahren Trotz geboten und mehrere Deputationen geſandt, um dieſe Vereinigung zu erzwecken. Wie ſehr ihnen dies, wenn ſie dennoch franzöſiſch blieben, nachgetragen würde, ſieht man aus der Erbitterung, mit welcher ſchon jetzt die hieſigen Zeitungen dieſe Sache darſtellen; ſie ſprechen davon, als wenn die Saarbrücker leibhafte Franzoſen und nur Einige unter ihnen ſo entartet wären, ein fremdes Joch zu erbetteln; ein fremdes Joch, wenn Deutſche deutſch zu ſein begehren! Die Saarbrücker werden den Zeitungsſchreibern die Antwort nicht ſchuldig bleiben.“

Es iſt aber endlich Zeit, auch dem eigentlich diplomatiſchen Gange der Friedensverhandlungen einen Ueberblick zu widmen. Die Schriften der Franzoſen ſind hier nicht ausreichend. Wir haben über dieſen Gegenſtand eben zwei ſchätzbare deutſche Schriften empfangen vom Profeſſor Schaumann und vom Freiherrn von Gagern, und ich kann auf dieſe verweiſend hier um ſo kürzer ſein. Tagebücher aus dieſer Zeit von mir ſelbſt und von Andern leihen meiner Erinnerung genaue Angaben und urſprüngliche Farben. Meine Betrachtung wird ſich indeß hauptſächlich auf die preußiſchen Verhältniſſe hier beſchränken.

Ich muß gleich zuerſt die Bemerkung aufſtellen, daß bei den Pariſer Verhandlungen ſo wenig wie bei denen des Wiener Kongreſſes nach eigentlichen Grundſätzen verfahren wurde, es galt vielmehr, wie bei allen praktiſchen Fragen, zunächſt die verſchiedenen Anſprüche wechſelſeitig zum Vergleich zu bringen, und wenn man ſich hiebei auf Grundſätze berief, ſo war es, weil ſie jenen dienten. Diejenige Macht ſelber, welche nun am eifrigſten den Grundſatz des Kronrechts der Bourbons und des fortbeſtehenden Bündniſſes mit ihnen durchführte, hatte dieſen Grundſatz früher am erſten verneint, gerade England hatte erklärt, der Krieg ſolle nicht den Zweck haben, dem franzöſiſchen Volk irgend eine Regierung aufzunöthigen. Die Monarchen handelten nach der Lage der Dinge, nach den entſchiedenen Thatſachen, oder nach den Ergebniſſen, die ſich als die wahrſcheinlichſten ankündigten. Wer hätte auch in dieſen außerordentlichen, ſchwer überſchaubaren, noch nie dageweſenen, raſch aufeinanderfolgenden Verhängniſſen, in dieſem Gewühl ſtürmender Kriegskräfte und kämpfender Leidenſchaften, ein unbeſtritten Rechtes nur erkennen, geſchweige denn feſthalten können? Solche Forderungen gelten in ruhigen, geordneten Zuſtänden; in revolutionairen Erſchütterungen gilt die That, und rechtfertigt ſich als ſolche durch ihren Inhalt; dies iſt nicht nur da der Fall, wo das Beſtehende umgeſtürzt wird, ſondern auch da, wo daſſelbe ſich gegen den Umſturz zu wehren hat; ein Nichtachten der Regel, ein Schweigen der Geſetze, eine Diktatur, findet in großen Bewegungen immer Statt, wenn auch der Name dabei nicht ausgeſprochen wird.

Unſtreitig war das politiſche Verhältniß der Verbündeten zu den Bourbons in den verſchiedenen Zeitpunkten dieſer ganzen Kriſe nicht immer gleich, daſſelbe wechſelte mehrmals; ein anderes war es bei der Landung Napoleon's, ein anderes während des Fluchtaufenthaltes in Gent, ein anderes nach der Entſcheidungsſchlacht, durch welche die Wiedereinſetzung möglich wurde und mit Wellington's Hülfe wirklich geſchah.

Die verbündeten Monarchen fanden bei ihrer Ankunft in Paris Ludwig XVIII. wieder auf ſeinem Thron und konnten dieſes nicht füglich ungeſchehen machen, dieſes Eine ſtand feſt, während ſonſt alles in Frage ſchwebte. Nachdem England den entſcheidenden Schritt gethan, und Rußland ihm, wenn auch minder eifrig beigeſtimmt, konnte Oeſterreich nicht widerſprechen, und Preußen ebenſowenig dazu berufen ſein. Einfache Verneinung hätte auch wenig gefruchtet, um etwas zu bedeuten hätte ſie zugleich für eine andere Seite ſich erklären und auf ſie ſtützen müſſen; wer aber, der auch nur obenhin die Verhältniſſe kennt, dürfte für denkbar halten, daß etwa Oeſterreich offen mit den Bonapartiſten, oder Preußen mit den Liberalen gemeine Sache gemacht hätte? — Die Wendung, welche den Dingen gegeben war, konnte für die Sache Preußens und Deutſchlands nicht ungünſtiger ſein, das iſt keine Frage, allein dieſe Wendung war einmal gegeben, und wir müſſen von vornherein nur gleich eingeſtehen, daß unter den waltenden Umſtänden keine vereinzelte Kraft oder Geſchicklichkeit mehr im Stande war, die daraus folgenden Nachtheile zurückzudrängen.

Als noch die Ereigniſſe eines ungewiſſen Krieges in Ausſicht ſtanden, hatten die vier Hauptverbündeten, um die hohe Leitung der gemeinſamen Angelegenheiten zu führen, einen Rath von Miniſtern eingeſetzt, der nunmehr von ſelbſt auch das Friedensgeſchäft in die Hände nahm. Jeder dieſer Staaten hatte zwei Bevollmächtigte; Oeſterreich war durch den Fürſten von Metternich und den Freiherrn von Weſſenberg vertreten, Preußen durch den Fürſten von Hardenberg und Freiherrn von Humboldt, für England traten der Herzog von Wellington und Lord Caſtlereagh ein, für Rußland der Graf Raſumoffskii und der Graf von Neſſelrode. Nach Umſtänden nahmen auch andere Beauftragte derſelben Staaten an den Verhandlungen Theil; als dieſe förmlicher zu werden begannen, von der Mitte des Septembers an, führte Gentz das Protokoll. Da die Monarchen, mit Ausnahme des Prinz-Regenten von England, perſönlich zugegen waren, ſo konnten die Miniſter leicht täglich und ſtündlich die Weiſungen empfangen, welche durch die mündlichen Beſprechungen der Monarchen ſich im voraus ſchon bedingt hatten. Scheinbar erleichtert, waren die Verhandlungen im Grunde hiedurch doch nur erſchwert, da die Einwirkungen mannigfach, augenblicklich, und gar nicht zu berechnen waren; dieſer Umſtand wurde beſonders dadurch erheblich, daß die Franzoſen, wiewohl von dem Rathe ſelber ausgeſchloſſen, doch im lebhafteſten Verkehr mit deſſen Leitern ſtanden. Unter ſolchen Umſtänden wurden die Pariſer Berathungen eröffnet, und zwar anfangs nur in vertraulichem, vereinzeltem Austauſche von meiſt noch unbeſtimmten Anſichten, Meinungen, Wünſchen. Ludwig XVIII. ernannte drei Bevollmächtigte, welche mit jenem Miniſterrathe in Verhandlung traten, aber deſſen Berathungen nicht beiwohnten, den Fürſten von Talleyrand, den Herzog von Dalberg und den Baron Louis. Sie waren gehalten, dem Miniſterrathe die Protokolle ihrer Sitzungen vorzulegen, und empfingen darauf die Mittheilungen, welche die Lage der Sachen für nöthig erachten ließ.

In der erſten Zeit konnte von eigentlichen Friedensgrundlagen noch nicht die Rede ſein; man hatte mit den dringenden Forderungen zu thun, welche den augenblicklichen Zuſtand betrafen, den Fortgang der Ereigniſſe, das Schickſal Napoleon's, den Rückzug und die Unterwerfung der franzöſiſchen Truppen, die fortgeſetzte Beſchießung der Feſtungen, ferner die Ausdehnung der Beſetzung des Landes, die Vertheilung und Verpflegung der in Frankreich eingerückten Heere, die Verwaltung der ihnen angewieſenen Provinzen, die Maßregeln der allgemeinen Sicherheit und Ordnung. Schon über dieſe Gegenſtände zeigte ſich in den Anſichten der Verbündeten eine merkliche Verſchiedenheit, nicht nur wegen des Antheils, den jede Macht dabei für ſich zu nehmen hatte, ſondern auch wegen der gemeinſamen Haltung gegenüber den Franzoſen. England und Rußland wollten Frankreich wieder als den Freund anſehen, den man in aller Weiſe ſchonen müſſe. Preußen war der Meinung, daß man in Feindesland und noch im Kriege ſei. Die Gewalt der Dinge erzwang, was die Gunſt gern verſagt hätte, den harten Druck des Krieges konnte nichts abwenden, denn die

Heeresmacht der Verbündeten war ſelbſt für die Bourbons unentbehrlich, das Land mußte ſie nähren und bezahlen, und Wellington ſo wenig als Blücher konnte ſeine Truppen darben laſſen.

Die vier Mächte kamen überein, die großen Angelegenheiten unter ſich allein abzumachen, und von den beigetretenen Verbündeten fürerſt keine Bevollmächtigten zuzulaſſen, doch ſollten deren Geſandte von dem Gange der Sachen in Kenntniß erhalten und ſpäterhin, wenn die beſondern Intereſſen zur Sprache kämen, auch zur Berathung zugezogen werden. Die geſchloſſenen Verträge hatten dies anders erwarten laſſen, und die Staaten zweiten und dritten Ranges, hauptſächlich aber die deutſchen, zeigten darüber großes Mißvergnügen. Beſonders Baiern, Würtemberg und Hannover, ſowie auch die Niederlande, beſchwerten ſich, allein ohne Erfolg; die großen Mächte fühlten ſchon zu ſehr den Mangel der Einheit, um einzuwilligen, daß größere Mannigfaltigkeit die Verwickelung noch vermehrte. Auch Preußen, übrigens der deutſchen Sache redlich vorkämpfend, hielt jenen Geſichtspunkt feſt und ſtimmte der Verneinung bei, welche von den andern Mächten ſchon ausgeſprochen, von England ſogar gegen Hannover, das heißt gegen ſich ſelbſt, da die Stimme Hannovers immer nur die von England ſein konnte.

Allerdings wäre es ein unermeßlicher Vortheil geweſen, wenn Preußen bei ſeinen Forderungen ſich auf das übrige Deutſchland hätte ſtützen können, dem Könige zunächſt wäre dadurch das Vertrauen erhöht worden, Oeſterreich hätte ſeinen Beitritt nicht verſagen können, England und Rußland wären ſolcher gedrängten Maſſe gegenüber nachgiebiger geweſen. Doch man werfe einen Blick zurück auf die damalige Beſchaffenheit Deutſchlands! Niemals war Deutſchland mehr auseinander, niemals mehr in Mißmuth, Argwohn und Feindſchaft verſtockt; der Deutſche Bund, der alles vereinen ſollte, war noch nicht in's Leben getreten, und was hätte ſelbſt der vermocht? Im Norden Sachſen und Hannover, im Süden Baiern, im Weſten die Niederlande gegen Preußen feindlich oder verſtimmt, wo hätten die Anknüpfungspunkte einer nationalen Gemeinſchaft ſich finden laſſen? War im Sturme der Ereigniſſe, in der verſtatteten kurzen Friſt dies alles zu ändern, das verwilderte Feld in fruchtbaren Acker umzuwandeln? Auf Einbildungen und Wünſche ſeine Rechnung zu ſtellen, wo ſolche thatſächliche Wirklichkeit vorliegt, darf dem Staatsmanne nicht zugemuthet werden.

Aber eben deßhalb, weil die Lage der Dinge ſo war und als ſolche nur ſo wirken konnte, wie der Erfolg es leider gezeigt, gerade deßhalb iſt dem Verlangen beizuſtimmen, daß für die Zukunft ein anderes Verhältniß ſich bilde, damit die Vertretung Deutſchlands nach außen in voller Kraft wirken könne und ein wahrhafter Ausdruck der Geſammtheit werde. In unſerem politiſchen Zuſtande iſt hier ein wunder Fleck, welchen Herr Schaumann richtig aufgezeigt hat, und deſſen Heilung unſere Staatsmänner ſich zur Aufgabe ſtellen mögen, die jedoch ſchwerlich als einzelne, ſondern nur im Zuſammenhange mit vielen anderen gelöſt werden kann! In dem bisherigen Entwickelungsgange des Bundesweſens iſt dafür nichts zu hoffen, hat doch nicht einmal der Zollverein auf dieſem Wege ſich bilden können, ſondern nebenan ſeine beſondere Bahn ſuchen und durchbrechen müſſen!

Der vorurtheilsloſe Blick auf die Thatſachen muß indeß überzeugen, daß Preußen bei den Friedensverhandlungen in Paris, obſchon Deutſchland weder vertretend noch von ihm unterſtützt, dennoch die deutſche Sache feſt in's Auge gefaßt und für ſie gekämpft hat, ſo lange nur Hoffnung war, im Rathe der Verbündeten dafür noch andere Stimmen zu gewinnen. Daß dies nicht gelang, daran war, außer der natürlichen Gleichgültigkeit der nichtdeutſchen Mächte für eine ihnen fremde Sache, beſonders das falſche Verhältniß ſchuld, in welches England und Rußland ſich gleich anfangs zu den Bourbons geſtellt hatten. Nachdem dieſe unter dem Anſehen und Schutz Englands thatſächlich wieder als Landesherrſchaft eingeſetzt waren, machte Rußland es ſich zur Aufgabe, jede Minderung ihres Landes zu hintertreiben.

Die wichtigſten Ergebniſſe wurden, wie bei ſolchen Gelegenheiten faſt immer, auch hier vertraulich und mündlich erzielt, ehe ſie amtlich und ſchriftlich hervortraten; jedoch müſſen wir uns hauptſächlich an letzterem Faden hinleiten, da jener unerreichbar im Dunkel liegt. Das erſte erhebliche Aktenſtück, dem wir begegnen in Bezug auf die Stellung der Verbündeten zu Frankreich, iſt eine Denkſchrift vom 28. Juli, welche ruſſiſcherſeits dem Miniſterrath übergeben wurde. Sie iſt vom Grafen Kapodiſtrias unterzeichnet und verfaßt, aber unzweifelhaft nichts anderes als der getreue Ausdruck des Sinnes, welchen der Kaiſer Alexander damals hegte. Das Verhältniß des Grafen war durchaus nicht von der Art, die Darlegung einer ihm perſönlichen Anſicht zu erlauben, wohl aber gründete ſich alle Gunſt, in welcher er aufzuſteigen begann, auf die Geſchicklichkeit und Feinheit, mit denen er den Sinn ſeines Herrn auffaßte, zum Theil errieth und vervollſtändigte, jedenfalls in Worte kleidete. Als Staatsmann, der ſeinem Herrn Rath ertheilt und Vorſchläge macht, trat er viel ſpäter auf, als er ſchon feſten Fuß in den Geſchäften hatte; damals galt er nur als Schreiber. In dieſer Denkſchrift nimmt ſich Rußland der Sache Frankreichs mit großmüthigem Eifer an, verneint, daß die Verbündeten mit dem jetzt wieder Königlichen Frankreich im Kriege ſeien, behauptet, daß Frankreich vielmehr mit ihm im Bunde ſtehe, will keine Gebietsabtretung von Frankreich fordern, ſondern nur Geldzahlungen, bis zu deren Abtrag ein Gränzſtrich des Landes von den Verbündeten beſetzt bleiben möchte. Für Rußland war dies allerdings genug; was hätten ihm Gebietsabtretungen gefruchtet, von denen ihm unmittelbar kein Antheil beſchieden ſein konnte? Statt ſolchen Antheils aber anderweitig ihm gelegene Erwerbungen zu machen, war zu ſchwierig und weitausſehend, um dafür eine Richtſchnur aufzugeben, welche ſowohl der perſönlichen Großmuth des Kaiſers als auch ſeiner Staatsklugheit am beſten entſprach. Denn Rußland hatte keinen Grund, das Bourboniſche Frankreich zu fürchten, und konnte deſſen Schwächung nicht wünſchen, da hiedurch nothwendig andere Mächte verſtärkt worden wären, die ſich einſt gegen Rußland wenden konnten, und denen in ſolchem Falle ein kräftiges Frankreich zur Hemmung wurde.

Die Franzoſen fanden ihre Sache durch die ruſſiſche Denkſchrift beſtens vertreten, und beeilten ſich, dieſelben Anſichten wiederholt und mit Nachdruck auszuſprechen. Beſonders bemühte ſich Talleyrand, durch einen den Verbündeten eingereichten Aufſatz, die künftige Sicherheit gegen Frankreichs revolutionaire Uebergriffe als vollkommen verbürgt durch deſſen künftige Regierungsform hinzuſtellen, obſchon ſie im Weſentlichen dieſelbe bleiben ſollte, die ſie ſchon vorher geweſen, und obſchon es am Tage lag, daß ſie ſelber durch nichts geſichert war, und Frankreich in keinem Falle durch ſie gehindert wurde, auf's neue gegen das Ausland, namentlich gegen Deutſchland, eine drohende Uebermacht zu entfalten. Talleyrand that ganz unbefangen, als wenn einzig die Revolution und Bonaparte die Ruhe und Ordnung der Staaten geſtört hätten, was von den früheren Königen ſeit mehr als anderthalbhundert Jahren in dieſer Weiſe ausgeführt oder verſucht worden, ſollte ganz vergeſſen ſein.

Allein den Deutſchen war es in friſchem Gedächtniß! Unſere Arndt, Görres, Rühs und Andere hatten es vielfach und nachdrücklich den Völkern in Erinnerung gebracht, und auch bei den Staatsmännern war der Gedanke lebendig, die Verhältniſſe auf den Grund reifer Geſchichtserwägung jetzt richtiger und ſchärfer feſtzuſtellen, als dies im erſten Pariſer Frieden geſchehen war. Stein hatte ſich in dieſem Sinne kräftig ausgeſprochen, Gagern und Münſter dachten eben ſo, unſere Kriegsmänner, an ihrer Spitze Blücher, Gneiſenau, Kneſebeck und Grolman, hatten kein anderes Abſehen. In dem Miniſterrathe der Verbündeten trat Preußen durch ſeine Bevollmächtigten Hardenberg und Humboldt für jene Richtung auf, und behauptete mit guten Gründen das Recht, von Frankreich außer beträchtlichen Zahlungen auch die Rückgabe ehemals deutſcher Lande zu begehren. Demgemäß wurde alsbald eine von Humboldt verfaßte Denkſchrift eingereicht, in welcher deſſen bewährter Scharfſinn die von Kapodiſtrias aufgeſtellten Sätze widerlegte, ihre Scheingründe in ihrer Unhaltbarkeit darthat, und ſowohl die Wirklichkeit des Kriegsſtandes als auch das Recht des

Sieges und das Bedürfniß neuer Gränzen für Deutſchland mit einleuchtender Folgerung erwies. Der Umfang der Abtretungen, die zu begehren ſeien, wurde hier noch nicht ausgeſprochen, doch blieb darüber kein Zweifel, denn in einer von Hardenberg ſelbſt verfaßten Eingabe vom 4. Auguſt, welche die Grundlagen der ganzen mit Frankreich zu führenden Verhandlung erörterte und aufſtellte, forderte er beſtimmt für die Niederlande die vorliegende Reihe von Feſtungen, für Deutſchland das Elſaß und die Feſtungen der Moſel und Saar. Dieſe Forderungen wurden durch eine zweite Denkſchrift Hardenberg's vom nämlichen Tage, die ich früher im Auszuge ſchon mitgetheilt, nochmals eindringlich vorgelegt, und dabei angedeutet, wie viel weiter man deutſcherſeits noch gehen könnte, wenn man alles zurücknehmen wollte, was die Franzoſen ſeit zweihundert Jahren durch Waffengewalt, und noch mehr durch Argliſt, von Deutſchland abgeriſſen.

Damit die gegen Frankreich geltend zu machenden Anſprüche in geſchloſſener Kraft und vollem Gewicht aufträten, fügte Hardenberg ſeinen diplomatiſchen Erörterungen zwei eben ſo gehaltvolle als einleuchtende Ausführungen bei, in welchen Kneſebeck den Gegenſtand mit feſtem Scharfblicke hauptſächlich aus militairiſchem Geſichtspunkte in's Auge faßte. Deßgleichen wurde eine bündige Denkſchrift Jordan's angeſchloſſen, worin die Bedrückungen und Verluſte, welche Preußen durch die Gewalt und weit mehr noch durch die Unredlichkeit der Franzoſen erlitten hatte, ausführlich nachgewieſen und in einer angehängten Ueberſicht zur ungeheuren Summe von elfhundert und fünf und achtzig Millionen Franken aufgerechnet wurden. Doch alle Rückerſtattungen durch Geld, welche ohnehin bis zu vollſtändigem Erſatz nicht aufſteigen konnten, erklärte Preußen für ungenügend, und beſtand auf Abtretung von Land, hierin den beſondern eigenen Vortheil kaum berückſichtigend, denn nur die verhältnißmäßig geringſten Strecken, das Saarbrücker Ländchen und andere kleine Stücke, konnten hiebei dem preußiſchen Looſe zufallen, gemäß ihrer Lage mußte die Hauptmaſſe der möglichen Abtretung den Verbündeten für andere Zwecke zur Verfügung ſtehen.

Wir wiſſen bereits, daß England und Rußland keineswegs auf dieſe Anſichten eingehen wollten. Von engliſcher Seite wurden durch Lord Caſtlereagh in einer Denkſchrift die Grundſätze, nach welchen Frankreich zu behandeln ſei, in ganz entgegengeſetzter Weiſe aufgeſtellt, deren Ungenügendes jedoch Hardenberg in einem Schreiben an Metternich glimpflich darlegte. Noch weniger haltbar war die von Kapodiſtrias in einer zweiten Denkſchrift verſuchte Antwort auf die Humboldt'ſchen Bemerkungen; da ſie aus dem Kreiſe ſchon widerlegter Annahmen nicht hinausgingen, ſo bedurften ſie keiner neuen Widerlegung. Allein auch Oeſterreich, ohne ſo warm die Sache Frankreichs zu führen, wie England und Rußland, hatte ſchon durch eine Denkſchrift Metternich's die Erklärung gegeben, daß der jetzt geführte Krieg nicht als Eroberungskrieg gelten und daher auch keine Gebietsabtretung zur Folge haben könne, eine ſolche würde nur die eben durch den Wiener Kongreß befeſtigten politiſchen Verhältniſſe auf's neue zerrütten, und einzig der bewaffnete Jakobinismus, gegen welchen allein der Krieg geführt worden, den weſentlichen Vortheil davon haben. Eine Entſchädigung für die Kriegskoſten, deßgleichen ein in militairiſcher Hinſicht wünſchenswerthes Umlegen einiger Gränzzüge wurden als billig angeſehen, dagegen als beſonders nothwendig die Annahme eines beſchränkenden Maßes für die franzöſiſche Verfaſſung hervorgehoben, damit dieſe künftig mehr im Einklange mit den Zuſtänden der anderen Mächte ſei. Der Ausdruck „bewaffneter Jakobinismus" war in dieſer Zeit ein Lieblingswort von Gentz, und er begriff darunter alles Konſtitutionsweſen, das er am liebſten von grundaus in Frankreich zerſtört geſehen hätte, zum guten Beiſpiel für Deutſchland, welchem dergleichen durch die Bundesakte zugeſichert zu ſehen ihn ſchon wie ein beängſtigender Alp drückte. Doch dieſer Punkt, die Verfaſſung zu beſchränken, welches mehr als jede andere Forderung die innere Selbſtſtändigkeit Frankreichs bedrohte und ganz geeignet war, nicht den Jakobinismus allein, ſondern die ganze Nation, die Bourboniſten mit eingeſchloſſen, unverſöhnlich zu erbittern und zu bewaffnen, kam in den weitern Verhandlungen nicht ernſtlich mehr zur

Sprache. Daß Oeſterreich keine Landabtretung von Frankreich wollte, darf uns wenig befremden, wenn wir die Lage dieſer Macht etwas näher in's Auge faſſen. Das Elſaß konnte nur eine Verſtärkung Süddeutſchlands werden, ſowohl im Falle der Vertheilung, als im Falle der Gründung eines neuen Staates, denn auch dieſer würde, wie ſchon Baiern, Würtemberg und Baden, ſich zu Oeſterreich bald in politiſchem Gegenſatze gefühlt haben, und ſelbſt der auch ſonſt nicht gerade zündende Gedanke, daß der Erzherzog Karl zum Fürſten des Elſaſſes erhoben würde, konnte jene Beſorgniß mindern. Uebrigens hatte Oeſterreich allen Grund, nicht durch neuen Ländertauſch im Weſten auch im Oſten ſehr unbeliebige Anträge deßfalls aufzuwecken, indem Rußland mancherlei Begehrlichkeit dort blicken ließ, und das neu errichtete Königreich Polen den Anſpruch auf weitere Gränzen gar nicht verhehlte. Die Staatsklugheit Oeſterreichs als ſolche war daher nicht zu tadeln, um ſo weniger, als ihm durch das Zuſammenſtehen in dieſer Frage mit Preußen kein Gewinn erwachſen konnte, wohl aber ſein Stimmen für Rußland ihm dieſe Macht und zugleich England und Frankreich verpflichten mußte, deren Mitwirkung zu manchen noch rückſtändigen Anordnungen in Deutſchland ihm nicht gleichgültig ſein durfte.

Mit jedem Tage gewann die Sache der Franzoſen mehr Beſtand und Einfluß, ihren Klagen, Vorſtellungen, Zuflüſterungen und Wünſchen diente die mannigfachſte, unermüdlichſte Beredſamkeit; ihre geſelligen Vortheile, ihre Gewandtheit und Schmeichelei fanden zahlloſe Zugänge. Was nicht im erſten Sturme gegen ſie war erlangt worden, wurde mit jedem Tage unmöglicher zu erlangen. Es half nichts, daß wackere deutſche Kräfte den Forderungen Preußens zuſtimmten, ohne doch dieſem ſich anzuſchließen, daß mit beſonderem Eifer Gagern in der Niederlande Namen und in ſeinem eigenen, daß der Graf von Münſter für Hannover, der Fürſt von Wrede für Baiern, der Graf von Wintzingerode für Würtemberg die gerechten Anſprüche Deutſchlands durch vereinzelte Denkſchriften vertheidigten, daß Stein das ganze Gewicht ſeines Namens und ſeine beim Kaiſer von

Rußland einſt vielvermögende Gunſt aufbot, um in deſſen Geſinnungen eine Aenderung zu bewirken: eben ſo verhallte die öffentliche Stimme in deutſchen Flugſchriften und Tagesblättern machtlos; nichts vermochte den einmal gefaßten und täglich durch raſtloſe Betriebſamkeit beſtärkten Willen der drei Mächte zu erſchüttern. Lord Caſtlereagh wiederholte mit Feſtigkeit die Anſichten ſeines Hofes in einer zweiten Denkſchrift vom 2. September, und trieb damit die Sachen zur Entſcheidung, denn wenn Oeſterreich in ſeiner bisherigen Haltung verblieb, und es nicht gelang den Kaiſer Alexander umzuſtimmen, ſo ſtand Preußen völlig allein und mußte ſich der Mehrheit fügen, oder aus dem Bündniß heraustreten.

Dem Schriftwechſel der Kabinette waren ſeither immer mündliche Verhandlungen zur Seite gegangen, und in der letzten Zeit hatten die wichtigſten Schritte hauptſächlich dieſen Weg eingeſchlagen. Der König von Preußen hatte mit dem Kaiſer von Rußland wiederholte Unterredungen, wobei die Freundſchaft, welche beide Monarchen verband, ſehr ernſte Worte nicht verhinderte; Hardenberg war zugegen, und einmal auch Humboldt, doch entwand ſich der Kaiſer, der geſchickt zu ſprechen wußte, immer wieder den Schlüſſen, durch die man ihn zu überzeugen hoffte. Am 5. September, am Tage vor der Abreiſe in das Lager von Vertus, als der Kaiſer und der König bei Hardenberg zu Mittag ſpeiſten, wurde der letzte Verſuch gemacht, das enge Einverſtändniß des Kaiſers mit England zu lockern, und da dies nach einer lebhaften Erörterung wieder völlig fehlſchlug, ſo ertheilte der König, noch ehe er die Reiſe antrat, dem Staatskanzler die Weiſung, in Betreff der Landabtretungen nachzugeben und auf die von den andern drei Mächten ausgeſprochenen Grundlagen einzugehen. Dies that Hardenberg durch eine Denkſchrift vom 8. September, welche natürlich die Kraft der früheren Eingaben nicht haben konnte, gleichwohl aber auch im Weichen noch einige Punkte feſthielt, namentlich die Hochſtellung der eigenen Geldforderungen, und die kleineren Abtretungen und Austauſche, die — wie Saarbrücken — für Preußen eine Ehrenſache geworden, oder zur beſſern

Sicherung der Gränzen nöthig dünkten. Mit dieſem Nachgeben Preußens war die Uebereinſtimmung der vier Mächte ſo ziemlich hergeſtellt, und dann erſt konnten ihre Unterhandlungen mit Frankreich in aller Form eröffnet werden.

Der Annahme, daß Hardenberg und Humboldt bisher verſchiedene Anſichten gehabt und abweichende Richtungen befolgt, muß ich durchaus widerſprechen. Sie waren im Gegentheil hier ganz einſtimmig, ſahen die Verhältniſſe gleichmäßig ein, hegten dieſelben Geſinnungen, empfanden dieſelben Hemmniſſe. Daſſelbe gilt von Kneſebeck, der zu ſehr in der Mitte des Treffens ſtand, um nicht alle Schwierigkeiten des Bodens genau zu kennen. Sogar Stein, ſolange er zum Mithandeln berufen war, hielt feſt an Hardenberg. Wenn Blücher, Gneiſenau, Grolman und Andere, denen die Sache Preußens am Herzen lag, ſtärkere Forderungen behaupten wollten, noch andere Möglichkeiten vorausſetzten, ſo kam das daher, weil ſie dem diplomatiſchen Treiben nur zuſahen, aber nicht ſelbſt darin thätig waren. Auch das iſt irrig, was Gagern einmal andeutet, daß Humboldt eine Zeitlang bei den großen Angelegenheiten weniger zugezogen worden, er hatte unausgeſetzt dabei dieſelbe Betheiligung; beide ſtanden in dieſer Zeit durchaus gemeinſam, als wackere Genoſſen, die für daſſelbe Ziel auch nur dieſelben Mittel haben. Aber auch gemeinſam beſaßen ſie nicht die Macht, aus eigener Willensmeinung zu handeln, ſondern hatten einer vorgeſchriebenen zu folgen, die nur zum Theil von ihren Einſichten und Vorſchlägen bedingt werden konnte, ſie wurden in den Kampf geſandt, wie tapfere Krieger, denen ſo wie Vorwärts auch Halt zugerufen wird, und die in beiden Fällen gehorchen müſſen. Alles was über Nebenrückſichten, perſönliche Bedenken, Karakterſchwächen oder ſonſtiges Zufällige vermuthet oder angenommen wird, ſchwindet in der Betrachtung jenes Verhältniſſes, und ich darf kühn ſagen, daß der Augenblick, wo Hardenberg und Humboldt während dieſer Verhandlung es an Muth oder Talent hätten fehlen laſſen, nie wird nachzuweiſen ſein.

Der weitere Verlauf läßt ſich kurz zuſammenfaſſen. Nachdem der Entwurf des neuen Vertrages abſeiten der

Verbündeten in mehreren bei Caſtlereagh gehaltenen Konferenzen berathen und am 19. September ſchließlich feſtgeſtellt worden, erfolgte am 20. September die Zuziehung der franzöſiſchen Bevollmächtigten Talleyrand, Dalberg und Louis, denen der Entwurf als der Ausdruck des gemeinſamen Willens der Verbündeten mitgetheilt wurde. Die franzöſiſchen Bevollmächtigten erklärten in ihrer ſchon im voraus bereiteten und fertig gehaltenen Antwort vom 21. September die Bedingungen für allzu hart, und ſprachen weitläufig über die Grundſätze, nach welchen die Lage Frankreichs müſſe beurtheilt werden. Da hierauf keine Rückſicht genommen wurde, ſo legten die franzöſiſchen Miniſter ihre Stellen nieder, weil ſie dergleichen Bedingungen nicht zu unterzeichnen, noch in den nächſtens zuſammentretenden Kammern zu vertreten wagten. An ihre Stelle trat der Herzog von Richelieu, der in ruſſiſchen Dienſten ſich das Zutrauen des Kaiſers Alexander erworben hatte, und jetzt für die Bourbons ein willkommener Vermittler war. Dieſer unterzeichnete nun in der Konferenz vom 2. Oktober die Friedensgrundlagen.

Mit Feſtſetzung dieſer Grundlagen war allerdings die Hauptſache ſchon gethan, und die Monarchen eilten nun Paris zu verlaſſen, der Kaiſer von Rußland ging ſchon am 28. September und der Kaiſer von Oeſterreich am 29. September fort, der König von Preußen am 9. Oktober; allein die Verhandlungen waren damit keineswegs zum Abſchluſſe gebracht, es waren noch zahlreiche Uebereinkünfte und Anordnungen zu treffen, militairiſche und finanzielle Maßregeln feſtzuſetzen, die Vollziehung des Beſchloſſenen einzuleiten. Die Franzoſen erlangten im Einzelnen noch manchen Vortheil; die wenige Landabtretung, die Geldzahlungen, der Umfang und die Dauer der militairiſchen Beſetzung eines Theiles von Frankreich, welche eben ſo zur Stütze der Bourbons als zur Sicherheit der Verbündeten angeordnet war, alles wurde auf ein geringeres Maß herabgedungen, nicht ohne den fortgeſetzten Widerſpruch Preußens, der aber bei der entſchiedenen Willfährigkeit Englands und Rußlands nichts ausrichten konnte. Der Abſchluß des vollſtändigen

Friedensvertrags mit allen ſeinen Beiwerken und Anhängen kam erſt am 20. November zu Stande. Das diplomatiſche Hauptquartier blieb aber noch bis zum Ende des Monats in Paris, die Miniſter, der Stab und der ganze Troß.

Die Geſchäftsthätigkeit war in der letzten Zeit nur noch vermehrt, allein ſie ging nun in vorgezeichneten Wegen und jeder einzelne Geſchäftszweig bot ſeine ablöſenden Gehülfen. Der Staatskanzler konnte aufathmen und den Blick ſchärfer auf unſere heimiſchen Angelegenheiten wenden, wo vielerlei ſeine Aufmerkſamkeit forderte, der Uebergang aus der Kriegsanſtrengung in eine erſt zu ſchaffende Friedensordnung manches Schwierige fand, und allerlei ſchiefe Richtungen ſich kund gaben. Ein tiefer Widerſtreit der Meinungen platzte überraſchend in die Oeffentlichkeit durch die Brandkugel, welche der Geheime Juſtizrath Schmalz in Berlin mit großem Unbedacht auffliegen ließ. Er trat als Angeber geheimer Verbindungen hervor, und ſeine Schrift, elend und ſchwach als litterariſches Erzeugniß, war als Partheiſchrei von größter Bedeutung, indem ſie allem, was bisher zur Rettung und Wiederherſtellung des Staates gewirkt, den Männern, die noch jetzt vorzugsweiſe galten, den gehäſſigſten Krieg ankündigte. Daß der Schwager Scharnhorſt's ſich entblödete, dieſen Helden unſterblichen Verdienſtes durch Schmähung der Grundſätze und Männer, mit denen er bis in den Tod verbündet geblieben, noch im Grabe zu erzürnen, erregte Widerwillen, daß der Schreiber einen ſtarken Rückhalt in höheren Kreiſen hatte, mochte man ihm gönnen, und das ganze Beginnen würde ohne ſonderliche Beachtung vorübergegangen ſein, hätte nicht ein hinzutretender Umſtand unerwartet die Sache zu einer höheren Bedeutung erhoben. Dem wunderbaren preußiſchen Aufſchwunge, der ſeit dem verlorenen Feldzuge von 1806 ununterbrochen gewaltet und nach innen wie nach außen den Staat neu gegründet, waren viele Leute feindlich, ſchon weil ſie keinen Theil daran gehabt; den Ruhm und Vortheil davon aber wünſchten ſie doch zumeiſt ſich anzueignen. Dieſen Leuten war Schmalz ein willkommener Schildknappe, und ſie wandten alles an, um ihn mit dem Anſehen höheren Schutzes zu bekleiden. Man umſchlich und beredete die Behörde dahin, daß ſie mit Umgehung des Staatskanzlers, der beſtehenden Vorſchrift entgegen, die Schrift als ein Zeugniß der eifrigſten Vaterlandsliebe unmittelbar an den König nach Paris ſandte und für den Verfaſſer als Belohnung das Kreuz des rothen Adlerordens erbat. Der König gewährte dies ohne Bedenken. Die Parthei rief dies als einen Sieg aus, der ſchon nicht mehr allein ſtand, denn auch der König von Würtemberg hatte Schmalz für die überſandte Schrift mit einem Orden bedacht; dieſe letztere Zierde kam indeß kaum in Betracht. Deſto größern Lärm aber verurſachte die Verleihung des inländiſchen Ehrenzeichens und die dabei ausgeübte Uebergehung des Staatskanzlers. Blücher warf mit Hundsföttern um ſich und ſpie gegen das Schlangenneſt aus, das uns im Rücken ziſche, Gneiſenau und Grolman waren in ihrem Unwillen nicht minder heftig, Gruner ſann auf vernichtende Gegenſtreiche, am lauteſten tobte Jahn, der ſogleich für die Anhänger des Widerſachers den Namen Schmalzgeſellen erfand, und ſie unter den Schlägen deutſchthümlichen Witzes jämmerlich Spießruthen laufen ließ. Alles blickte auf Hardenberg, der unmöglich bei der Sache ſchweigen konnte. Humboldt und Gneiſenau reizten den ſchon Unwilligen noch ſtärker auf; Stein ſchrieb in gleichem Sinne und Eifer an ihn. Allerdings hatte er bei dem Könige geklagt; indeß fühlte er ſelbſt, daß er keine Genugthuung anſprechen konnte, ohne daß das Königliche Anſehen eben ſo bloßgeſtellt würde, wie das ſeinige bloßgeſtellt war; auch bedachte er die Zukunft alles deſſen, was noch in ſeine Hände gelegt war, und glaubte nicht um einer vorübergehenden Armſeligkeit willen dies alles auf das Spiel ſetzen zu dürfen. Gruner ſah die Sache mit andern Augen an. „Geben Sie Acht“, ſagte er zu mir, „er hat eine Schlappe hingenommen, nun wird man ihm eine nach der andern bieten, und er wird eine nach der andern hinnehmen! Um jeden Preis hätte er dieſen Streich auf die Gegner zurückſchleudern müſſen; er wird es bitter bereuen, dies verſäumt zu haben!“ Stägemann wollte die Sache in's Lächerliche ziehen, wiewohl er ihren weitausſehenden Ernſt wohl erkannte. Wir beeiferten uns Alle, für die gute Sache das Wort zu nehmen, und die deutſchen Blätter wimmelten von Angriffen auf Schmalz und ſeine wenn auch hochgeſtellten doch dunkeln Verbündeten. Sehr gut ſchrieb Ludwig-Wieland in Weimar über die Sache. Aber die Hauptſchläge geſchahen in Berlin, der Geheime Staatsrath Niebuhr trat zuerſt mit dem Gewicht ſeines Namens in einer geharniſchten Schrift hervor, und ihm folgte Schleiermacher mit ſeinen wahrhaft tödtlichen Geſchoſſen. Der Kampf wurde bald von obenher verboten, aber nichtsdeſtoweniger dauerte er geheim oder offen ein Vierteljahrhundert fort, und ſcheint kaum jetzt ausgefochten. Den unſeligen Urheber konnte alles Behördenanſehen, das ſich ſchützend über ihn lehnte, vor dem Gerichte der öffentlichen Meinung nicht retten, und ich glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn ich behaupte, daß er bis zu ſeinem Ende nie wieder das Gefühl innerer Selbſtzufriedenheit genoſſen hat.

Dieſes Aergerniß hatte zur Folge, daß Blücher und Hardenberg wieder beſſer ſtanden, und dieſer ſogar einen Beſuch bei jenem in Verſailles abſtattete. Schlabrendorf zog aus dem böſen Zanke die Nutzanwendung, wie nöthig es ſei, daß Preußen politiſche Formen bekäme, ein Parlament, in welchem ſich die Leidenſchaften abtoben, die Anſichten ausgleichen könnten, zum Vortheil des Ganzen, wie es jetzt in wilder Unart nur zum Schaden geſchähe; „denn mit der ſtrengen Befehlsmacht“, fügte er hinzu, „und mit dem blinden Gehorſam, die ſonſt alles zuſammenhielten, iſt es bei uns, wie ich ſehe, doch für ewig vorbei!“

Mir ſollte in Paris auch ein perſönlicher Streit erwachen, deſſen ich am wenigſten gewärtig ſein konnte. Das Unglück Hamburgs im Jahre 1813 hatte dem Rathe und der Bürgerſchaft vielfache Widrigkeiten vererbt, die zuletzt in bittre Partheikämpfe ausbrachen. Meine Schrift über den Hamburgiſchen Aufſtand war bis dahin unangefochten geblieben, jetzt aber wurden die harmloſen Aeußerungen derſelben als Waffen gebraucht und bekamen eine andere Geltung als ſie urſprünglich hatten. Ludwig von Heß, geweſener

Anführer der Hamburgiſchen Bürgergarde, erbittert durch herbe Vorwürfe, die er ſich bewußt war nicht zu verdienen, hatte ſich durch eine Schrift, die er Agonieen der Republik Hamburg nannte, bei ſeinen Mitbürgern zu rechtfertigen geſucht, und hierbei auch nicht ermangelt, auch mehrere Stellen meiner Schrift, bei denen er ſich früher ziemlich beruhigt hatte, als ihn verletzende zu rügen, und begehrte herausfordernd eine Erklärung darüber. Perthes hatte mir von der Sache als von einer mich ſchwer belaſtenden geſchrieben, Sieveking in gleicher Weiſe geſprochen, und die beiden Freunde ſchienen bedenklich, wie ich aus dem ſchlimmen Handel herauskommen wolle. Da ich das Buch nicht hatte, ſo konnte ich nichts anfangen. Unvermuthet aber kam Heß in Angelegenheiten der Stadt Hamburg nach Paris, ich ſchrieb ihm und bat um ſein Buch, gegen das ich, wie ich höre, ſchreiben müſſe; er ſandte es auf der Stelle. Da ſah ich denn mit mehr Beſchämung als Freude, wie leichtes Spiel der gute Mann mir gemacht hatte. Ich brauchte nur ſeine eigenen Worte zuſammenzuſtellen, um in deren Widerſprüchen meine früheren Angaben völlig gerechtfertigt und erhärtet darzulegen. Ich that dies in einem Aufſatze, der in Hamburgiſchen Blättern und auch in der Litteraturzeitung von Jena gedruckt wurde, vorher aber unterwarf ich ihn der Durchſicht Schlabrendorf's, damit ſeine Mäßigung und Billigkeit alles nutzlos Herbe wegſtriche, denn ich wollte in Heß ſowohl die von ihm bewährte Geſinnung ehren als auch in ihm ein ſchon vorgerücktes Alter ſchonen. Indeß fand Schlabrendorf in beiderlei Betreff nichts abzuändern, und Heß hat ſeinerſeits meinen Erörterungen nichts mehr entgegengeſetzt, womit denn unſer Streit für immer beendet war.

Die Tage, ſchon etwas herbſtlich, verliefen in gewohnter Weiſe, es gab immer genug Arbeit und fehlte nicht an Erholung. Verabredete Zuſammenkünfte mit Gentz, Noſtitz, Gruner und Stägemann, entweder um Merkwürdigkeiten zu beſehen, oder um Morgens bei Auſtern, Abends bei Gefrornem, uns in freiem Geſpräch zu ergehen, ließen bleibende Erinnerungen zurück. Die Art, wie Paris die Zeitereigniſſe und ſich ſelbſt in Witz und Scherz abſpiegelte, uns Fremde gleich den Einheimiſchen in ausdrucksvollen Zerrbildern, in muntern Geſangsweiſen und luſtigen Worten neckend und beißend durchnahm, diente uns zur großen Beluſtigung. Eines Abends im Téâtre des Variétés ſah ich mit Noſtitz, Pfuel und Stägemann eine Vorſtellung der Anglaises pour rire, wo Brunet und Potier mit unübertrefflich komiſcher Kraft als engliſche Mädchen erſchienen, und das wiehernde Gelächter der Zuhörer keinen Augenblick innehielt, aber zum wahren Sturm anwuchs, als mitten im Stück mit Geräuſch eine Logenthür ſich aufthat und der Herzog von Wellington an die Brüſtung trat, den das Publikum ſogleich erkannte und nicht mehr aus den Augen ließ, um ſich an den Eindrücken zu weiden, die der über ſeine Landsleute ergoſſene Spott ihm verurſachte; er hatte den guten Sinn, fröhlich mitzulachen und bis zum Ende ruhig auszudauern. Unangenehmer war es einige Zeit vorher im Théâtre Favart hergegangen, als er daſelbſt bürgerlich gekleidet in der Königlichen Loge Platz genommmen hatte; das Publikum hielt die bürgerliche Kleidung für jene Loge nicht ſchicklich, und wollte darin eine Verletzung der Ehrfurcht ſehen, die dem Könige gebührte, und wiewohl man annehmen kann, daß unter den Anweſenden genug Leute waren, die ſelber den König wenig ehrten, ſo war doch die Bewegung gegen den fremden Feldherrn ſo einſtimmig und gewaltſam, der Ruf: „Milord à la porte!“ und „À bas l'étranger!“ und ſelbſt „A bas le voleur!“ ſo betäubend und andauernd, daß Wellington wirklich gezwungen wurde wegzugehen. Wir konnten nicht läugnen, daß die Franzoſen in ihrer damaligen grauſamen Demüthigung und Zerriſſenheit bei ſolchen Anläſſen immer noch eine Stärke und Einheit des Nationalgefühls erkennen ließen, die wir auf unſerer Seite gar ſehr vermißten.

Ich hatte während einiger Zeit den Staatskanzler ſeltener geſehen, oder nur zum Mittag, entweder bei ihm oder bei Frau von Jordis, und mir ſchien, als ſei er nicht ganz ſo wie ſonſt gegen mich. Hiezu ſtimmte, was mir Gruner in tiefem Geheimniß anvertraute, es ſei im Werke, mich zu einer Geſandtſchaft zu geben, und zwar ſei wieder von Wien die Rede, er aber meinte, daß ich lieber mit ihm nach Stuttgart gehen ſollte, wohin er zum Geſandten beſtimmt worden, da die Sache mit Dresden ſchon wieder aufgegeben ſei. Ich war über dieſe Eröffnung etwas erſtaunt, ſollte ich aber auswärts angeſtellt werden, ſo ſchien mir allerdings das Verhältniß mit Gruner und der Ort höchſt erwünſcht. Ich ging zu Hardenberg, und mit einiger Klage, daß er mich nicht bei ſeiner Perſon behalten wolle, erinnerte ich ihn an die ihm bekannten Schwierigkeiten wegen Wien und weßhalb ich Stuttgart vorzöge. Da hörte ich mit Erſtaunen, daß Hardenberg berichtet war, ich ſelber ſei es, der nicht bei ihm bleiben wolle, und nun er das Gegentheil höre, könne von einer auswärtigen Beſtimmung nicht mehr die Rede ſein! Ich verließ ihn mit großer Zuverſicht. Allein wenige Tage darauf beſchied er mich eines Vormittags zu ſich, und begann mit freundlichen Worten eine Entſchuldigung, daß er dennoch der letzten Verabredung entgegen mir eine auswärtige Beſtimmung zuweiſe; er habe meine Sache hauptſächlich im Geſichtspunkt meines eigenen Beſten überdacht, er wolle mir nur geradezu ſagen, daß er in mir die ungemeinſten Fähigkeiten erkenne, die mich entſchieden für die Laufbahn diplomatiſcher Miſſionen bezeichneten, in der ich es weit, er könne es mit Zuverſicht ausſprechen, ſehr weit bringen würde! — Da ſich dieſe Prophezeihung im Geringſten nicht erfüllt hat, ſo wird man es wohl nicht allzu ruhmredig finden, daß ich ſie hier anführe, wenigſtens will mich dies eher ein beſcheidenes Bekenntniß dünken; denn vorausgeſetzt, das günſtige Urtheil ſei richtig geweſen, — was hier doch nothwendig zweifelhaft wird, — ſo kann im Sinne der Meiſten wohl kein Vorwurf einen Menſchen ſchärfer treffen als der, daß er nicht gewußt habe ſeinen entſchiedenen Anlagen auch perſönlichen Erfolg zu geben! — Hardenberg aber in ſeiner guten Meinung fügte noch hinzu, er habe mir gleich für den Anfang wahrlich nichts Schlechtes ausgedacht, ich ſolle eine ſelbſtſtändige Miſſion erhalten als Geſchäftsträger in Karlsruhe, welcher Poſten in der nächſten Zeit durch die Umſtände von beſonderer Wichtigkeit ſein werde. Dies war freilich mehr, als ich irgend hätte anſprechen dürfen, und ich konnte mir den Wechſel gefallen laſſen; zumal ſich aus dem ganzen Zuſammenhange wohl errathen ließ, wie mißlich das Verhältniß geweſen wäre, das mich ohne weitere Stütze, als des Fürſten guten Willen, an ſeine Perſon gebunden hätte.

Alles bereitete ſich nun ſchon zur Abreiſe; die großen Arbeiten näherten ſich ihrem Schluſſe. Ein Theil der preußiſchen Beamten war ſchon heimgekehrt, ein anderer Theil ſollte bald nachfolgen; ich erlangte leicht die Bewilligung, einige Tage früher nach Frankfurt abzureiſen, wo Rahel mich erwartete, daſelbſt ſollte ich den Staatskanzler auf ſeiner Durchreiſe nochmals ſprechen, und ſpäter die für meine Beſtimmung nach Karlsruhe nöthigen Ausfertigungen empfangen. Ich reiſte am 30. Oktober von Paris ab, begleitet von einer Reiſegefährtin, welche wiederzuſehen Rahel ſchon lange Zeit vergebens gewünſcht hatte, von der einſt ſchönen und lieblichen Pauline Wieſel, in der ſich Philine jetzt wunderbar als eine Schülerin der Frau von Krüdener darſtellte, ohne doch den erſteren Karakter unter dem letztern lange verhüllen zu können. — In Metz drängte ſich um unſern Wagen viel gemeines Volk und ſtieß Drohworte gegen die Preußen aus, und die franzöſiſchen Truppen in der Nähe ſchienen wenig geneigt uns im Fall ernſtlicher Anfälle zu beſchützen; wir freuten uns der ſchnellen Poſtbeförderung, die uns allen weitern Verlegenheiten entzog. Wir kamen auch wieder durch Saarbrücken, wo nun die Gewißheit der Vereinigung mit Preußen alle deutſchen Herzen hoch erfreute, doch einige verlorene Stimmen in der Nacht auch franzöſiſche Rufe laut werden ließen, die den Zweck uns zu ärgern ganz verfehlten. Ohne weiteres Begegniß kamen wir im Anfange des Novembers in Frankfurt glücklich an.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Fünfter Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Fünfunddreißigſter Abſchnitt: Frankfurt am Main. 1815. 1816 … 1

Sechsunddreißigſter Abſchnitt: Karlsruhe. Baden. Mannheim. 1816 … 36

Siebenunddreißigſter Abſchnitt: Karlsruhe. Baden. Brüſſel. Berlin. 1817 … 99

Achtunddreißigſter Abſchnitt: Karlsruhe. Stuttgart. Baden. 1818 … 200

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Fünfunddreißigſter Abſchnitt.

Frankfurt am Main.

1815. 1816.

Rahel bewohnte an der Allee einige wohlgelegene Zimmer, und auch mir fand ſich noch das nöthige Gelaß. In der Ungewißheit, ob nicht der nächſte Tag eine Veränderung brächte, war an keine dauernde Einrichtung zu denken, doch gewährte die vorhandene noch Behagen genug. Aus dem politiſchen und geſelligen Treiben von Paris hieher verſetzt, fühlte ich mich wie in einem freundlichen Stillleben; wirklich hatte hier alles das Anſehen bänglicher Erwartung, und Aller Augen waren dorthin gerichtet, woher ſo manche Entſcheidung kommen mußte. Was ich mitzutheilen hatte, war nicht ſehr tröſtlich, und in der deutſchen Heimath regte ſich auch ſchon vielerlei, was den treuen Freund des Vaterlandes bekümmern durfte. Mit der verſchwundenen Gefahr ſchien auch ein guter Theil des bisherigen Eifers erloſchen, und in der Sphäre der Regierungen und Vornehmen offenbarten ſich unverhohlene Neigungen zu Rückſchritten, zur Abweiſung und Herabdrückung der Volkskraft, auf die ſie noch eben ſich geſtützt hatten. Das Schmalziſche Unweſen wucherte fort und ſetzte überall ſeinen faulen Schimmel an, während andere Mißgewächſe ihr Gift doch in etwas angenehmeren Düften verbreiteten. Ich unterließ nicht, dieſen Widerwärtigkeiten ſcharf entgegenzutreten, ſah jedoch wahre Hülfe nur in großen Anordnungen öffentlichen Staatslebens, dem ſich die Deutſchen damals gutmüthig nahe glaubten, während der Verlauf der nächſten dreißig Jahre nur immer mehr ihre Entfernung davon zeigen ſollte! Einſtweilen verſäumten wir nicht, ſo lange das gute Wetter es erlaubte, die Annehmlichkeiten des Ortes zu genießen, die ländlichen Umgebungen dieſſeits und jenſeits des Mains zu beſuchen, die ſtädtiſchen Alterthümer zu betrachten, wobei ſich vor allem auch der Vorzug geltend machte, daß dieſer Boden der Schauplatz von Goethe's Jugend geweſen war und noch ſo viele Zeugniſſe ſeines Daſeins trug. Ich konnte mich nicht zufrieden geben, Goethe'n ſelbſt hier verſäumt zu haben; denn während ich in Paris war, hatte er eine Woche hier zugebracht und auch Rahel beſucht, worüber ſo wie über andere Begegniſſe mit ihm ſie mir genau berichten mußte, nicht ohne das wiederholte Bedauern, die Gelegenheit eigentlich ſchlecht benutzt zu haben. Gegen unſern Eifer ſtach freilich die Gleichgültigkeit ſehr ab, mit welcher die Frankfurter in der Regel den Namen abfertigten, durch den ſie doch am meiſten vor aller Welt verherrlicht waren, und ich führte dagegen preiſend die tiefe und warme Verehrung an, mit der die Hamburger den unter ihnen lebenden Klopſtock allgemein gehegt hatten; von Denkmalen und Bildſäulen war damals noch keine Rede, die ſpäter ſorglich geſammelten Reliquien der früheren Lebenstage wurden kaum beachtet, aber auch die eifrige Mahnung von Rahel, wenigſtens die Straße, in der Goethe's Vaterhaus ſteht, mit wohlfeiler Ehrenbezeigung in eine Goetheſtraße umzutaufen, erregte bei dem Bürgermeiſter und den Schöffen, in deren Gegenwart ſie geäußert wurde, nur ein ſauerſüßes Lächeln.

Wir beſuchten die von Hardenberg in den Kriegsunruhen hieher verpflanzte Familie Hertz, wo ſich um eine ſchöne glänzende Jugend ein angenehmer Geſellſchaftskreis bildete, ferner das ſehr geſellige Haus des preußiſchen Geſchäftsträgers von Otterſtedt, und machten auch bald die Bekanntſchaft einiger angeſehenen Frankfurter; als alte Bekannte hatten ſich der ruſſiſche Generalkonſul Moritz von Bethmann, der Rechtsgelehrte Doktor Jaſſoy, Goethe's Neffe der Rath

Schloſſer, und Andere, ſchon eingefunden. Doch der angenehmſte Umgang für Rahel wurde die Reichsgräſin von Pappenheim, Tochter des Fürſten von Hardenberg, die für einige Zeit nach Frankfurt gekommen war, um wichtige Familienangelegenheiten theils zu betreiben, theils abzuwarten. Ich kannte ſie ſchon von Altona her, und ſie hatte durch gemeinſame Freunde ſo viel von Rahel gehört, daß ſie ſogleich zu ihr geführt ſein wollte. Viele Abende brachte ſie mit ihren Töchtern Adelheid und Helmina, beide zu ſchönſter Blüthe der Jugend und des Liebreizes ſich entfaltend, in unſerer beſcheidenen Häuslichkeit hin, unter reichen Geſprächen, denen ſie den anmuthigſten Stoff und die ausdrucksvollſte Auffaſſung nie fehlen ließ, und dabei gleicherweiſe die beſeelten Mittheilungen ſo wie die ſchwärmeriſche Begeiſterung der ältern eigenen Tochter und die friſche Naivetät der jüngern angenommenen nicht nur frei walten ließ, ſondern belebend aufnahm. Ich werde es nie vergeſſen, welchen Eindruck eines Abends die noch neuen Gedichte Uhland's auf Adelheid machten; in welcher der Keim der Dichtung ſich ihr unbewußt ſchon regte, und die dem nie geſehenen Dichter eine Art Liebeserklärung ſchreiben wollte! Eine zweite, nicht minder reizende und dabei ſich tiefer gründende Bekanntſchaft war die der Gräſin von Cuſtine, deren Sohn Aſtolf ſchon beim Wiener Kongreß uns vorgekommen war. Dieſe wunderbare Frau, in deren Seele heldenmüthige Stärke und liebliche Zartheit, in deren Erſcheinung hohe poetiſche Natur und feinſte Weltbildung glücklich verbunden waren, iſt theils durch die Schriften des Sohnes, theils durch andere franzöſiſche Mittheilungen ſchon näher bekannt. Die Herzogin von Abrantes ſagt von ihr unter anderm: „Mademoiselle de Sabran, qui épousa le fils du comte de Custine, était une de ces ravissantes créatures que Dieu donne au monde dans un moment de munificence: belle, jeune, aimée, Madame de Custine, ayant à peine vingt ans, s'enfermait à la Conciergerie avec son beau-père, le conduisait au tribunal, le soutenait dans ces moments d'épreuves! .... et puis lorsqu'elle l'avait reconduit dans son cachot, elle allait porter d'autres consolations et verser leur baume dans le cœur de son mari, qui, à peine lié à elle, voyait la mort se dresser entre eux!“ — Aber ich kann wohl ſagen, daß alles nur ein höchſt unvollſtändiges Bild ihres Weſens giebt, und ein vollſtändiges zu liefern würde auch mir nicht gelingen. Man müßte dazu mehr ſchildern, als nur ſie ſelbſt, denn ſie ſteht wie Frau von Sévigné auf dem Boden ihrer ganzen Zeitbildung als Genoſſin zugleich und als Ausnahme da. Sie hatte ſich dem Sturme der hundert Tage nach Deutſchland entzogen und wartete jetzt nur ab, daß die Ruhe ſich in Frankreich etwas befeſtigt hätte, um dahin zurückzukehren. Der Sohn war aus Belgien herbeigeeilt, und ſein ehemaliger Erzieher Bärſtecher, ein Elſaſſer von deutſchem Sinn und deutſchen Kenntniſſen, war noch jetzt ein treues Mitglied der Familie. Sie bildeten zuſammen eine Geſellſchaft, von deren mannigfachem Reize die verſchiedenſten Menſchen angezogen und gefeſſelt wurden. Chateaubriand und Koreff waren vertraute Freunde des Hauſes, Wilhelm von Humboldt und Graf von Flemming wurden es. Von der augenblicklichen Sympathie der Gräfin und Rahel's, und von ihrer wechſelſeitigen Eingenommenheit, die bis zum Tode beſtand, haben wir eine lebhafte Schilderung von Cuſtine ſelbſt, der auch ſeinerſeits mit Rahel in hohe geiſtige Freundſchaft trat, und ihre Eigenthümlichkeit vollkommen zu ſchätzen wußte. Des Deutſchen in ſeltenem Grade kundig, achtete er doch weniger die glänzende Seite unſerer Litteratur, ſondern wandte ſich mehr der ſtillen myſtiſchen zu, welche ſeinem ſtrengkatholiſchen Sinne entſprach, und mit deren vorzüglichſter Nahrung ſeine Freunde Friedrich von Schlegel und die Brüder Schloſſer ihn verſorgten. Mit Begierde las er die Schriften Tauler's, vernahm er die Sprüche des Angelus Sileſius, welchen Autor eben damals Schlegel aus tiefer Vergeſſenheit hervorzog, und über deſſen alles überfliegende Kühnheit er und die Freunde gewiß erſchaudert wären, hätte ſie nicht das für ſich ſelbſt wieder ſtaunenerregende Zeugniß beruhigt, daß der geſammte Inhalt dieſer frommen Freigeiſterei von der katholiſchen Kirche gebilligt und unter ihrem Schutze verbreitet worden. Auch in der franzöſiſchen Litteratur ſtrebte Cuſtine vor allem nach dem Tiefreligiöſen, Myſtiſchen. Ich hatte in Paris auf dem Quai bei einem Büchertrödler ein ſeltenes Buch, Saint-Martin's l'Homme de désir, erſtanden und für Rahel mitgebracht; als Cuſtine dies auf dem Tiſche liegende Buch zufällig in die Hand nahm, und ſich unter Freunden des unbekannten Philoſophen ſah, fühlte er ſich durch ein neues Band mit uns verknüpft, und der Autor und das Buch wurden nun Gegenſtand vielfacher Unterhaltung. An dieſer nahm auch Oelsner Antheil, der von Paris eingetroffen war, um gleich mir ſeine nähere Beſtimmung hier abzuwarten; ihm galt jedoch das Myſtiſche wenig, er duldete daſſelbe höchſtens als den Träger mancher Geiſtesblitze, die er ſo wie die Seelenſchönheit und Herzensgüte Saint-Martin's nicht in Abrede ſtellte, denn er hatte dieſen perſönlich gekannt und ihm bei ſeiner Ueberſetzung Jakob Böhme'ſcher Schriften oft geholfen, wobei ſich meiſt das ſeltſame Verhältniß ergab, daß Oelsner genau die deutſchen Worte übertrug, aber ihnen jeden Sinn abſprach, Saint-Martin hingegen lächelnd verſicherte, der Sinn ſei ihm vollkommen klar und nur das Wort als ſolches bisweilen ſchwierig. —

Eine plötzliche Unterbrechung erfuhr dieſer ſtille Lauf unſerer Tage, als nach erfolgtem Schluſſe der Pariſer Verhandlungen am Ende des Novembers der Fürſt von Hardenberg mit ſeinem Schweife zahlreichen Gefolges heranbrauſte, und alles von preußiſchen hohen und niedern Beamten, Kanzleien, ſo wie von mannigfachem litterariſchen und militairiſchen Anſchluß, gleichſam überſchwemmt wurde. Die drei Tage, welche der Staatskanzler in Frankfurt verweilte, waren erfüllt von Vorſtellungen, Audienzen, Geſuchen, Anfragen, Aufdringlichkeiten; aus der Umgegend, aus dem Rheinland, war jeder herbeigeeilt, der ein Anliegen bei Preußen hatte, dies oder ſeine Perſon in Erinnerung bringen wollte; Otterſtedt hatte alle Hände voll zu thun, dieſe Menge zu überſehen, einzuführen oder abzufertigen. Ohne einigen Mißmuth ging es dabei nicht ab; ſo verurſachte es nicht geringe Aufwallung, daß Amſchel von Rothſchild, der für die in Frankfurt noch hartbedrängte Judenſchaft die Zuſagen des Wiener Kongreſſes in Anſpruch nahm, vor dem Bürgermeiſter von Humpracht zur Audienz gelangte, und dieſer warten mußte, bis jener mit ſeiner Sache fertig war. Doch Hardenberg ſchien in dieſem Gedränge ſich nur zu erholen, mit unermüdeter Aufmerkſamkeit und Anmuth ſuchte er allen Forderungen zu genügen, und hatte noch am ſpäten Abend, wenn er ſeine Tochter, die Gräfin von Cuſtine und andere Damen zum Thee ſah, die friſcheſte Heiterkeit. Ich ſelbſt fand ihn freundlich für mich, aber doch merklich kälter als zuletzt in Paris; ich erfuhr auch aus einigen Aeußerungen, daß er glaubte, er habe ſich über mich zu beklagen, doch was er meinte, kam nicht an den Tag, und nur war mir klar, daß von irgend einer Seite ihm ungünſtig eingeſprochen worden. Meine Beſtimmung nach Karlsruhe blieb feſt; es wurde unnöthig erachtet, daß ich noch erſt mit nach Berlin reiſte, ich ſollte meine Ausfertigungen nur getroſt in Frankfurt abwarten. Ich war ſehr froh der Mitreiſe überhoben zu ſein, obſchon ich ſpäter einſehen mußte, daß dies nicht eben zu meinem Vortheil war.

Nach Hardenberg's Abreiſe blieb in Frankfurt eine Art preußiſcher Anſiedelung zurück, die ſich durch mancherlei Geſchäftsberufene ſo wie durch Nachzügler aus Paris und andere Reiſende abwechſelnd mehrte. Das Haupt derſelben war Humboldt, der die hieher verlegten Verhandlungen wegen der in Deutſchland noch unerledigten Gebietsſachen führen ſollte, die ihm beigegebenen Gehülfen Legationsrath Boideslandes und Graf von Flemming wurden noch durch den jungen Bülow aus Heidelberg verſtärkt. Wegen beſonderer Geſchäfte hatten hier preußiſche Verpflegs- und Kaſſenbeamten, Militairperſonen und andere Zuwarter ihren längern Aufenthalt. Auch der Miniſter vom Stein wollte den Winter in Frankfurt verleben und hatte deßhalb eine Wohnung an der ſchönen Ausſicht gemiethet; er hegte den eifrigen Wunſch und die ſichere Hoffnung, beim Deutſchen Bundestage, deſſen Eröffnung bisher verſchoben geblieben war, aber nun nächſtens erfolgen ſollte, als der Geſandte Preußens eine würdige vaterländiſche Wirkſamkeit zu erhalten, was bekanntlich unerfüllt blieb; denn nachdem er ausdrücklich erklärt hatte, er verbäte ſich dabei jede Beſoldung, was ihm als reichem, auf altererbtem und neugewonnenem Boden feſt gegründeten Manne wohl anſtand, ſo wollte man darin zu Berlin doch eher einen Stolz und Trotz erkennen, der ſich durch jenes Verzichten eine unabhängigere Stellung zu geben beabſichtige, als die Oberbehörde ihm geſtatten dürfe, und der König äußerte, wenn er Diener habe, die ſein Geld nicht nöthig hätten, ſo könne ihm das ganz recht ſein, aber ſolche, die es zu nehmen zu ſtolz wären, wolle er nicht haben. Uebrigens hatte die Sache noch lange Zeit, man wußte höheren Orts recht gut, daß der Bundestag ſo ſchnell noch nicht in's Leben treten, und bis dahin noch mancher Wechſel Statt haben würde.

Von Durchreiſenden ſahen wir den Major Franz von Eckardſtein und den Stabsarzt Doktor Ruſt, welche zuſammen in Erwartung ſehr verſchiedenen Looſes nach Berlin gingen, der eine um den Abſchied zu nehmen und ganz nach ſeiner Neigung ein bequemes Privatleben zu führen; der zweite um nach kurzem Ringen gegen übermächtige Widerſacher zu der glänzendſten und einflußreichſten Wirkſamkeit aufzuſteigen, wie ſie bisher in der preußiſchen ärztlichen Laufbahn kaum war geſehen worden. Bald erſchien auch der Miniſter von Altenſtein, der ſeine mühſamen Arbeiten zu Paris hinſichtlich der Zurückforderungen ſowohl des Staates, als ſo mancher Privaten mit Erfolg beendet hatte. Bei einem langen Beſuche, den er mir machte, entwickelte der ſinnige und gelehrte Mann mit vieler Wärme die ſchönen Hoffnungen, welche er für die nächſte Zukunft Preußens hegte; nach ſeiner Ueberzeugung durften wir einer niegeſehenen Blüthe der Volksbildung entgegenſchauen, er zweifelte als treuer Jünger Fichte's nicht, daß deſſen Ideen über Volk und Staat immer mehr durchgreifen, daß namentlich Unterricht und Erziehung einen hohen Schwung nehmen und Preußen zu einem Muſter für ganz Deutſchland erheben würden. Ein preußiſches Parlament, ſchon in Wien feierlich verſprochen, glaubte er ganz nahe, und war verſichert, daſſelbe würde das ruhmvollſte Beiſpiel von edler Eintracht des Volkes und der Regierung darſtellen. Solchen Hoffnungen konnte ich nur ſehr bedingt beiſtimmen; ich meinte, wir würden zwar zu allem gelangen, aber weder ſo ſchnell noch ſo leicht, als er es vorausſetze, es würde Zeit und Kampf erforderlich ſein. Wenn er ſich ſpäterhin während ſeiner vieljährigen Amtsführung als Miniſter des Kultus ſeiner heitern Ausſichten von damals noch erinnert hat, mit wie ſchweren Seufzern wird er ſich haben geſtehen müſſen, daß mein Trüb- und Schwarzſehen, wie er es nannte, verhältnißmäßig eher noch als blendende Helle zu bezeichnen geweſen wäre! —

Alles gerieth in Bewegung, als es hieß, auch der Fürſt von Blücher werde auf ſeiner Heimkehr durch Frankfurt kommen und einige Tage dort verweilen. Er traf am 18. Dezember ein und blieb bis zum 4. Januar 1816. Von ſeinem Aufenthalt, ſeinen Reden und Einfällen, von der Theilnahme, die ihm überall entgegenkam, und die er ſelbſt äußerte, hab' ich an anderm Orte ſchon berichtet. Ich bemerke hier nur noch, daß wir mit ihm den 21. Dezember auf einem großen Thee waren, zu welchem Otterſtedt die Einheimiſchen und Fremden in großer Anzahl geladen hatte; der alte Held erſchien zuerſt ganz artig und zahm, that ſchön mit den Damen und gab den Frankfurtern die angenehmſten Worte zu hören; aber bald wandte ſich das Blatt, es war unglücklicherweiſe der Schlacht von Waterloo erwähnt worden, und da ereiferte er heftig, daß man die Schlacht, die er von Bellealliance genannt habe, mit jenem Namen zu belegen ſich erdreiſte, wenigſtens in Deutſchland ſolle das nicht geſchehen, und nicht daß er es höre! Als ihm jemand einzuwenden wagte, daß der Name ja ein wälſcher, und dafür doch beſſer Schönbund zu ſagen ſei, rief er mit flammendem Zorn: „Hol' euch der Teufel mit eurem Schönbund! Putzt eure Zungen deutſch ſo viel ihr wollt, alles Wälſche kriegt ihr doch nicht herunter! Bellealliance heißt das Stück, das wir dort aufgeführt haben, und heißt ſo, wenn's auch nicht mehr wahr iſt, und die Allianz nicht Stich hält! England iſt ſchuld, daß wir arm wie Kirchenmäuſe nach Hauſe gehen, und die Franzoſen Elſaß und Lothringen behalten.“ Dergleichen Verdruß und Aerger ſpann ſich lange fort, bis irgend ein muntrer Einfall ihn auf andere Bahn führte, oder ein Vorſchlag zum Spiel alles Andere vergeſſen machte. Alter und Krankheit übrigens drückten ihn ſichtbar, und man durfte mit Recht befürchten, daß der Reſt ſeiner Tage in der begonnenen Friedenszeit nur mit manchem Uebelſtand ſich werde unterbringen. —

Zum Winter wurde die Geſelligkeit lebhafter und gemeinſamer. Die Bälle des Caſino vereinigten alle Vornehmheiten des Adels der Diplomaten und der Kaufleute, und die Eiferſucht dieſer verſchiedenen Stände ließ es nicht an Reibungen fehlen; Geburt und Amt ſtritten um den Vorzug und waren nur darin einig, daß ſie beide über den Kaufleuten ſtünden, daher es Erſtaunen und Entſetzen erregte, als ein junger Kaufmann, von dem ein Diplomat ſich beleidigt glaubte, dieſem anſtatt der erwarteten Abbitte kurz und gut Genugthuung auf Piſtolen antrug, und da man dem Eindringen eines neuen Zeitgeiſtes im gegebenen Falle nicht widerſtehen konnte, ſo bequemte man ſich zu einer Vermittelung, die man früher hochfahrend abgewieſen hatte. Zwiſchen den Damen konnte es nicht zu ſolchem Aeußerſten kommen, allein die Gegenſätze zeigten ſich darum nicht weniger in aller Schroffheit. Eine alte Fürſtin von Stolberg mit ihrer Tochter — Schweſter der berühmten Freundin Alfieri's, — die Burggräfin von Weſtphalen, die Reichsgräfin von Pappenheim, die Freifrau vom Stein, und Andere, bildeten einen ariſtokratiſchen Kern, der an jedem Hofe in erſter Reihe glänzen konnte, hier aber ſein reines Licht an der trüben Kaufmannswelt ungewürdigt verſchimmerte! Da gab es denn bisweilen kleine Worte und leiſe Bewegungen, die man für nichts achten konnte, aber einmal bemerkt für das erkennen mußte, was ſie waren, nämlich für den Ausdruck verachtenden Dünkels, und die Gegenwirkungen blieben nicht aus. Ich habe eine vornehme Dame bei den Ausdrücken des Unwillens, mit denen ein junger dreiſter Mann ſolchen ſchnöden Uebermuth nicht ihrer ſelbſt, ſondern nur einer ihrer Genoſſinnen laut und ſchonungslos rügte, erblaſſen und zittern ſehen, ſo daß man ſie einer Ohnmacht nahe fortführen mußte. Dergleichen Aergerniß und Mißliebigkeit fiel beinahe auf jedem Balle vor, und man ging wie zum Kriege hin. In allen geſelligen Dingen voller Muth und faſt immer des Erfolges gewiß, nahm Rahel, ſolchen Umſtänden und allen zaghaften Abmahnungen zum Trotz, eines Abends ein junges, ſchönes, gebildetes Fräulein, das aber in der Meinung der Leute ſelbſt den Kaufmannstöchtern nicht ebenbürtig war, auf den Ball mit; das Fräulein war durch Benehmen, Anzug, Tanz und Geſpräch vor den meiſten ausgezeichnet, wurde der Gegenſtand aller Huldigungen und Bewerbungen, und Rahel erlebte den vollkommenſten Triumph. Sie gedachte dieſes Vorganges gern, um zu beweiſen, daß man das Rechte nur entſchloſſen thun müſſe, das Gelingen folge dann von ſelbſt. Uebrigens kam das Fräulein ſpäter in ſo glänzende Verhältniſſe, daß ihm die Erinnerung an jenes gewagte Auftreten wohl nur ein mitleidiges Lächeln abgewinnen durfte!

Auch aus der Heimath wurden manche Züge kund, welche das abgeſtandene Alte mit dem friſchen Neuen in offenem Kriege ſehen ließen. Vorurtheile, die zwanzig Jahre geſchlummert hatten, Anmaßungen, die man für völlig erloſchen hielt, wachten unvermuthet in plumpen Regungen wieder auf, welche, durch kein öffentliches Anſehen gemäßigt, durch keine geordnete Kraft der Meinung gehemmt, nur allein den ſchroffen Gegenſatz hervorriefen, der dem beſonnenen Vaterlandsfreunde faſt eben ſo bedenklich erſchien. Man ſprach viel von einer Adelskette, die kürzlich geſtiftet worden war, und deren ſtählernes Zeichen alle ächten Edelleute verpflichten ſollte gegen den Bürgerſtand zuſammenzuhalten, und ihn auf ein Gebiet zurückzudrängen, das er weit überſchritten hatte. Dieſes Abſehen war um ſo gefährlicher, als ſeit den letzten Kriegen wenigſtens ein Drittheil der Offiziere des preußiſchen Heeres bürgerlich war, und an Tüchtigkeit und Waffenluſt nicht zurückſtand; bisher hatte niemand einen Unterſchied anzudeuten gewagt, gemeinſame Gefahr und Bildung waren das Band biederer Eintracht, die jetzt durch Mißtrauen, Empfindlichkeit und Leidenſchaft ſo häßlich getrübt werden konnte. Schon hieß es, die bürgerlichen Offiziere ſollten nach und nach wieder abkommen, oder wie ſonſt nur bei der Artillerie und den Huſaren dienen, durchaus aber nicht in den Königlichen Garden, als welche wie durch Beruf ſo auch durch Ehre bevorrechtet ſein müßten. Wider ſolcherlei Tichten wußte die Gegenſeite kein anderes Heil als das rohſte Volksthum, man warf ſich in die knappe Deutſchheit und in ihre kräftigen Auswüchſe, das Turnweſen und die Burſchenſchaft, wodurch dieſe an ſich vortrefflichen Einrichtungen leider entarten mußten. Aber nicht allein Ariſtokratie und Demokratie bedrohten den ruhigen Entwickelungsgang der gegen den äußern Feind ſo ruhmvoll wiedererkämpften Freiheit, eine dritte, weit gefährlichere Strebung zeigte ſich bemüht, allen in Geſinnung, freiwilligen Opfern und edler That ausgeprägten Ertrag der letzten Jahre zum Vortheil der alten Stockherrſchaft und Behördenmacht einzuſchmelzen, eine Strebung, die ſich durch den brutalen Ausfall von Schmalz gegen den Tugendbund keck angekündigt hatte, und in mancherlei Wegen durch Verunglimpfung und Anfeindung der beſten Männer offen und geheim betriebſam fortſetzte. Den klarſten Beweis der wachſenden Macht dieſer Parthei wollte man beſonders in dem von Berlin bald nach Anfang des Jahres ergangenen Verbote des in Koblenz von Görres herausgegebenen Rheiniſchen Merkurs erkennen. Dieſes einſt von Gentz hochgeprieſene Tagesblatt, von der öffentlichen Stimme dem Bunde wider Frankreich als mitverbündete Macht freudig zugezählt, in Kühnheit und Meiſterſchaft freier Rede unübertroffen, wurde durch einen Federſtrich unterdrückt, wegen geringen Anlaſſes, ohne Gehör und Vertheidigung. Unglaublich war der Eindruck dieſer Maßregel. Im ganzen weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland hatte das Blatt die eifrigſten Anhänger, es galt für eine Fackel der Wahrheit und Freiheit, und ſelbſt diejenigen Leſer, denen es wegen der darin bisweilen hervortönenden fanatiſchen Klänge zu mißfallen begann, bedauerten dieſes ſein Ende durch die Polizei. Das Blatt hatte bisher Herrſcher und Obrigkeiten ungeſtraft angreifen dürfen, kein noch ſo hoher Einſpruch war beachtet worden, man hatte ihm alles erlaubt, es ſtellte eine Inſel von Preßfreiheit dar, ein noch einzelnes Vorbild deſſen, was künftig allgemein werden ſollte. Dieſen Gedanken war nun mit Einem Schlage der Garaus gemacht. „Da ſeht ihr“, riefen die Nichtpreußen, „wie es bei euch gemeint iſt! Eure ſtolzen Einbildungen fallen wie Sternſchnuppen zu Boden. Mit eurer Verfaſſung wird es eben ſo gehen. Geht nur heim, und ſeid Preußen, wie ihr mögt und könnt, aber mit eurem Deutſchthum, in welchem ihr obenanſtehen und dem wir uns anſchließen ſollen, laßt uns ungeſchoren!“ Dergleichen Reden ſind wirklich geführt worden, und unſere höchſten Staatsbeamten klagten, daß ſie ſolche hätten verſtummend anhören müſſen. Humboldt aber vertraute mir die bedenkliche Bemerkung, wie ſehr doch Hardenberg im Augenblicke bedrängt, wie gefährdet ſein Anſehen und wie umſtrickt ſeine Hand ſein müſſe, um ſolche Maßregeln außerhalb des Geleiſes der bisher klüglich bezeichneten Bahn querfeldein zu treiben.

In Frankfurt ſelber regte ſich der Widerſpruch des Althergebrachten gegen die Neugeſtaltung nach Vermögen. Die unerwartet zur Selbſtſtändigkeit hergeſtellte Stadt hatte ſich bisher mit einem einſtweiligen Regierungszuſchnitt beholfen, der jetzt in eine ſchließliche Verfaſſung übergehen ſollte. Der Wiener Kongreß hatte dafür einige Beſtimmungen feſtgeſetzt, andere mußten aus dem Bürgerweſen ſelbſt hervorgehen. Man war geneigt, ſoviel als möglich die früheren Formen hervorzurufen, aber ganz war dies nicht möglich, ſchon weil Kaiſer und Reich nicht ebenfalls hergeſtellt waren, und jeder Bezug auf dieſe wegfiel; anderes hatte ſich längſt überlebt und durfte als Todtes nicht dem Lebendigen hinderlich werden. Das Verfaſſungswerk war eben in der Arbeit, und mehrere wohlgeſinnte Rechtsgelehrte, unter ihnen Doktor Jaſſoy, hatten dem Rath eine hierauf bezügliche Eingabe überreicht, welche zu gewiſſen zeitgemäßen Richtpunkten hinwies, vor andern unzeitgemäßen warnte. Dieſen Stimmen entgegen erhob ſich der Schöff von Fichard, welcher für ſeine Standesgenoſſen, die Mitglieder der Häuſer Limpurg und Frauenſtein, die früheren Vorrechte dieſer Patrizier heftig in Anſpruch nahm. Dieſer Mann, in ſtaatsrechtlichen Alterthümern bewandert und auch Schriftſteller in dieſem Fache, genoß doch weder als Gelehrter noch in ſonſtiger Hinſicht das erforderliche

Anſehen, einer ſolchen Sache vorzuſtehen, allein er wurde von vielen und einflußreichen Eiferern unterſtützt, ſowohl in als außer Frankfurt, man nannte bedeutende Namen, Chriſtian Schloſſer, Solms-Laubach, ſogar Stein, und deßhalb empfing die Schrift des Schöffs von Fichard mehrere Antworten, die ſchärfſte und bündigſte durch den Doktor Johann Gottlieb Dietz, der mittelſt weniger Blätter den armen Gegner ſo in die Enge trieb, daß er keinen Laut mehr hören ließ. Indeß hielten die Patrizier ihre Sache noch nicht für verloren und rechneten auf den erwarteten Bundestag, wo ſie genug Gönner und Freunde zu finden hofften. Doch ein freiſinniger, witziger Staatsmann, der ſchon in Frankfurt lebte um demnächſt als Geſandter bei dem Bundestage einzutreten, verdarb ihnen auch dieſe Hoffnung, indem er ohne Hehl erklärte, er würde in Betreff dieſes wiederzuerweckenden Stadtadels zu ſeinen künftigen Kollegen mit den Worten der Heiligen Schrift reden, wo es von dem geſtorbenen Lazarus heißt: „Er ſtinket ſchon, denn er iſt vier Tage gelegen“, und er wollte hinzufügen: „Fühlet ihr euch nun Kraft des Heiligen Geiſtes, ſo erwecket ihn“, da er denn überzeugt war, daß niemand ſich ſolche Kraft des Heiligen Geiſtes werde anmaßen wollen.

Einer andern Streitfrage widmeten die Frankfurter einen weit lebhaftern Eifer, ſie betraf das Verhältniß der Juden. In der alten Reichsſtadt hatten dieſe zum Theil älteſten Bewohner derſelben unter furchtbarem Drucke gelebt, durch die Regierung des Fürſten Primas und Großherzogs von Frankfurt war ihnen Antheil an den Rechten der chriſtlichen Mitbürger geworden, der jetzige Zuſtand drängte ſie möglichſt in die alte Beſchränkung zurück. Allerdings war der Wiener Kongreß bemüht geweſen, ein billiges Verhältniß für die Juden innerhalb aller Länder des Deutſchen Bundes feſtzuſetzen, allein dies war nur in allgemeinen Worten ausgeſprochen, und die Hauptſache blieb den örtlichen Einrichtungen überlaſſen. Das Vorurtheil gegen die Juden hatte ſich in Frankfurt unglaublich tief eingewurzelt, und nicht nur das gemeine Volk nährte den Haß mit niedriger Luſt, ſondern auch mancher Gebildete ſtand in dieſem Betreff mit dem rohen Volke vollkommen gleich. Der Senat und die Bürgerſchaft waren durchaus nicht geneigt, den Juden die Rechte zu bewilligen, die ſie ſchon als Staatsbürger des Großherzogthums Frankfurt genoſſen hatten; die Wiener Kongreßakte erfuhr die ungünſtigſte Auslegung; die dringenden Verwendungen Metternich's und Hardenberg's, ſonſt überall durchgreifend, zerſchellten an dem Eigenſinne des Vorurtheils. Der Bundestag, der hier einſchreiten und das richtige Maß angeben ſollte, war noch nicht vorhanden, und man ſprach ihm ſchon alle Befugniß ab, die Bürger einer freien Stadt zum Nachgeben zu zwingen. Die Unterſcheidung, welche ein Klügling aufſtellte, daß die Juden in andern Staaten mit dem Bürgerrechte nur dieſes, aber nicht Antheil an der politiſchen Macht erhielten, wie dies in Frankfurt der Fall ſein würde, galt für einen wichtigen Fund, der triumphirend emporgehalten wurde; doch dies weckte nur den Spott, man rechne in Frankfurt ſonſt mit Gulden und Kreuzern, jetzt aber ſolle eine Berechnung des Unendlichkleinen Statt finden! Eine triftigere Bemerkung war, daß alles Bürgerrecht, wo es vollſtändig ſei, immer auch politiſches Recht in ſich begreife, und daß, wo dieſes noch fehle, der Zuſtand eben mangelhaft ſei. Als der Senat in ſeinen beſchränkenden Maßregeln unbekümmert vorſchritt, erſchien für die Sache der Juden eine Verwahrung, gegen die Gewohnheit deutſcher Aktenſtücke ſo bündig, klar und feſt, daß ſie ungemein auffiel, und Rahel geradezu behauptete, der Verfaſſer müſſe ein Menſch von großen Geiſtesgaben ſein; das ſchien denn doch ſehr übertrieben; niemand wußte den Mann zu nennen, allein Rahel ruhte nicht, bis der Namen erforſcht war, da ihr denn mit einigem Lächeln berichtet wurde, diesmal habe ſie ſich doch geirrt, der Verfaſſer ſei ein wenig bekannter Jude, der unter dem Großherzog von Frankfurt ein elendes kleines Amt bei der Polizei gehabt, dies aber bei der freien Stadt gleich wieder verloren habe, natürlich ſchreie er nun, — ſein Vater heiße Baruch, er aber nenne ſich Börne. Noch in ſpätern Jahren freute Rahel ſich mit innigem Behagen, daß ſie den nachher berühmten Mann gleichſam entdeckt habe, aus der Klaue des Löwen! —

Die Unruhe, welche der Krieg unter die Menſchen gebracht hatte, dauerte gleich den aufgeregten Wellen nach dem Sturme fort, und dies um ſo mehr, als die militairiſche Beſetzung eines Theiles von Frankreich noch einen halben Kriegszuſtand anzeigte, und in Deutſchland nach dem großen Umſchwunge ſo vieles noch ungeordnet lag. Die Meinung, der Krieg ſei noch nicht ausgefochten und müſſe nochmals anheben, war ſehr verbreitet, auch im untern Volke. Frau von Krüdener zog mit großem Anhang im Lande umher, und predigte den Bauern dieſſeits und jenſeits des Rheins von nahen Strafgerichten, die nur durch Buße und Heiligung abzuwenden ſeien. Sie enthielt ſich zwar möglichſt aller beſtimmten politiſchen Andeutungen, aber ſie gab doch zu verſtehen, daß es mit den Bourbons nicht ganz richtig beſtellt ſei, und daß die chriſtlichen Herrſcher noch große Aufgaben zu erfüllen hätten. Ein Bauer in Wiesloch bei Heidelberg, der ſchon früher mit Weiſſagungen ſich abgegeben, wurde durch dieſes Beiſpiel aufgeregt, griff nach dem alten Handwerk, hatte in ſeinem Dorfe nicht Raſt mehr, und machte ſich auf den Weg nach Frankfurt. Hier fing er an zu prophezeihen, was binnen Jahresfriſt ſich ereignen werde, eine völlige Umkehrung der Welt, vor allem aber der Sturz der Bourbons und die Theilung Frankreichs, die vier verbündeten Monarchen würden darauf in Mannheim — ſein Flug ließ ſich gleich auf der nächſten, ihm bekannten und in die Augen ſcheinenden Stadt nieder — ein prächtiges Schloß vereint bewohnen und von hieraus die ganze Chriſtenheit gemeinſam regieren! Dies alles hatte der Geiſt ihm offenbart und ihm zugleich befohlen es zu verkündigen, ſeine Sendung war insbeſondere an den König von Preußen gerichtet, zu dem er ſchon einmal im Jahre 1807 nach Memel gewandert und von ihm und der ſchönen Königin für ſeine damaligen tröſtlichen Vorherſagungen reichlich beſchenkt ſein wollte. Die Geheimniſſe der Politik lagen ihm offen vor Augen, da er aber nicht wiſſen konnte, was im Augenblicke den Leuten wichtig war, ſo erbot er ſich, jede beliebige Frage dem Geiſte vorzulegen und deſſen Auskunft richtig zu überbringen. Mit den Kabinetten und Diplomaten ſchien es demnach zu Ende, der Inhalt aller Depeſchen war ohne Mühe durch den Seher zu erfahren, und Preußen vor allen ſchien auf ſeine Dienſte rechnen zu können. Er hieß Adam Müller, und dieſe Gleichnamigkeit mit dem öſterreichiſchen auch mit etwas Seherweſen behafteten Staatsdiener gab zu manchen Verwechslungen und Scherzen Anlaß. Der Wundermann wurde mir zugeſchickt und trank einen Nachmittag bei uns Kaffee, in Gegenwart Oelsner's, den er durch ſeine Ausſagen ungemein ergötzte. Mit großer Treuherzigkeit erzählte er ſeine Begegniſſe, an die er ſelber zu glauben ſchien, und bekräftigte alles durch Bibelſprüche, die er auf's gerathewohl anführte, paſſend oder nicht, ſo daß er eher bibeltoll als bibelfeſt heißen konnte. Seine Reden verriethen keinerlei trüglichen Zweck, er gefiel ſich nur in dem Aufſehen und Antheil, die ſein Prophezeihen erweckte; aber die Leute, die er gerade vor ſich hatte, ſchien er ziemlich gut zu durchſchauen, und mit ächter Bauernverſchmitztheit ſprach er ihnen nach dem Munde. Die Reiſe nach Berlin ließ er ſich nicht ausreden, allein er kam bald wenig befriedigt von dort zurück, und der Geiſt hatte nun auch für Preußen nur minder gute Vorherſagungen.

In der Varrentrapp'ſchen Buchhandlung war ein Bändchen Gedichte von mir erſchienen, die von den Freunden günſtig aufgenommen, ſonſt aber wenig bekannt wurden. Der junge Varrentrapp war auch der Verleger der neueſten Schriften des Hiſtorikers Friedrich Chriſtoph Schloſſer, und wollte mich durchaus mit ihm bekannt machen; er führte mich und Oelsner, der ſich anſchloß, eines Tages auf die Stadtbibliothek, wo Schloſſer neben ſeiner Profeſſur am Frankfurter Gymnaſium eine Anſtellung hatte. Hier war er ganz in ſeinem Fache, er wußte den Werth ſolcher Anhäufung von gelehrten Hülfsmitteln zu ſchätzen, und wie er für ſeine eigenen Arbeiten erwünſchten Gebrauch davon machte, ſo beeiferte er ſich beſtens, auch für Andere den bisher verwahrloſten Gemeinbeſitz aufzuſchließen. Er empfing uns mit zuvorkommender Höflichkeit, erwähnte Oelsner's Schrift über Mohammed, hatte von mir die Kriegszüge Tettenborn's geleſen, und nahm es ſehr gut auf, daß auch wir ihm mit der Kenntniß ſeiner Schriften dienten, ich ihm ſeinen Dulcin und Abälard, ſeinen Beza, Oelsner aber das neueſte Werk über die bilderſtürmenden Kaiſer anführen konnte. Schloſſer gab ſich ohne Hehl als einen Pedanten, dem die Gelehrſamkeit ein Stand und eine Würde ſei, von deren Höhe er auf das ununterrichtete Volk ſtolz herabſah, ſehr erbötig, daſſelbe zu belehren, aber als Herr und Meiſter, den man darum zu bitten und dem man dafür zu danken habe. Dies erfuhr gleich zu ſeinem Schaden der arme Varrentrapp, der ſich unterſtand mitzureden, und einem Ausſpruche, den Schloſſer eben gethan, einige Zweifel anzuhängen. „Schweigen Sie ſtill, Sie verſtehen davon ja gar nichts!" war die Antwort, die ihm noch mehr mitleidig als höhniſch hingeworfen wurde, und obſchon er Miene machte, den Beleidiger ſcharf anzuſprechen, ſo konnte er doch nicht zu Worte kommen, denn Schloſſer redete lebhaft weiter, indem er zugleich mit wiederholtem Handbewegen den Andern beſchwichtigte, und durch raſches Auffahren gegen einen eben Eintretenden unſer Geſpräch abſchnitt; dieſer Eintretende war ein Mitglied der kleinen Diplomatie, die ſich in Frankfurt geſchäftig zu machen anfing, und mochte Schloſſer'n ſchon öfters läſtig geworden ſein; er fragte nach einem Buche, bekam es und ſuchte darin eifrigſt. Schloſſer war wieder zu uns getreten, blickte lachend nach dem Manne hin, und ſagte zu uns überlaut: „Der kann lange ſuchen; was er ſucht, ſteht in dem Buche nicht. Ich weiß wohl wo es ſteht." Und warum ſagen Sie es ihm denn nicht? fragten Oelsner und ich zugleich. „O, der kann noch lange warten", war die Antwort, „die Unwiſſenden müſſen ihrer Unwiſſenheit erſt recht inne werden, und dann bitten, daß man ſie belehre." Das alles wurde ſo laut geſprochen, daß der Mann alles hörte, der aber ſeinen Aerger nicht merken ließ, ſondern ruhig weiterſuchte, und doch wohl ſeine Sache gefunden haben mußte, denn er ging mit dem Scheine der Befriedigung von dannen. Für uns verdoppelte Schloſſer ſeine Freundlichkeit, und bot uns wiederholt ſeine beeiferten Dienſte an; er zeigte in Geſchichte und Litteratur die umfaſſendſte Sachkenntniß, ein geſundes, entſchiedenes Urtheil, und auch über die neueſten Welthändel und Lebensverhältniſſe ſprach er mit klarem Verſtand und feſtem Sinn, friſch und heiter, und mit der Art von Geringſchätzung, die ihren Gegenſtand recht gut kennt, und auch in's Einzelne verfolgt hat, denn er ſetzte eine Ehre darein, nicht nur die Anekdoten des Hofes von Byzanz, ſondern auch die des Hofes von Verſailles zu kennen, und verlangte ausdrücklich, da ich mir Grimm's Korreſpondenz erbat, ich ſollte auch die Rezenſion leſen, die er darüber geſchrieben, und in der wirklich einige Anekdoten des Tages aus andern Quellen berichtigt oder erläutert werden. Ich erkannte in Schloſſer eine entſchiedene Tüchtigkeit, ſein Freiſinn, zugleich Freimuth, gefiel mir, und ſeine friſche Lebendigkeit ließ ſeinen pedantiſchen Tic, über den er ſelber lachte, nicht zur Herrſchaft kommen. Unter ſeinem barſchen, mitunter harten Weſen ahndete ich edles Gefühl und feinen Sinn, die auch in den folgenden Tagen, als er Rahel kennen lernte und ihre Einwirkung empfand, nicht verborgen blieben. Wie ich von ihm, fand auch er von mir ſich angezogen, ſeine Beſuche, Billete und Briefe folgten raſch auf einander, und da wir in den meiſten wichtigen Sachen, ſo wie in manchen zufälligen, ſehr übereinſtimmten, unſere Lebensbahnen aber weit auseinander lagen, ſo durften wir der beginnenden Freundſchaft guten Fortgang hoffen. Schloſſer wußte übrigens, daß ich nach Karlsruhe gehen ſollte, er vertraute mir ſein Abſehen auf eine Profeſſur in Heidelberg, und bekannte, daß ich ihm, da die Unterhandlungen mit der badiſchen Behörde noch ſchwebten, dort wichtige Dienſte würde leiſten können.

Meine ſchon bekannt gewordene Beſtimmung nach Baden verſchaffte mir eine andere Bekanntſchaft, die für mich im Augenblicke von größter Wichtigkeit war, und mir lebenslang höchſt ſchätzbar geblieben iſt. Der badiſche Miniſter von Reizenſtein, früher das Haupt und der Führer aller Angelegenheiten des Landes, jetzt aber nach Heidelberg in gelehrte Muße zurückgezogen, beſuchte Frankfurt auf einige Tage, und Oelsner vermittelte unſer Zuſammenkommen. Reizenſtein gehörte zu den ſeltenen Männern alten Schrots und Korns, die ihrem Beruf und Kreiſe mehr Fähigkeiten zubringen, als eigentlich gefordert wird, und deren Ehrgeiz, anſtatt nach außen zu ſtreben, ſich unverdroſſen nach innen zuſammenzieht. Solcher Tüchtigkeit und Geſinnung genügte als Wirkungskreis die kleine Markgrafſchaft, aber gerade unter ſeiner Verwaltung, durch Hülfe günſtiger Umſtände, war dieſelbe zum bedeutenden Großherzogthum angewachſen. Dem Fürſtenhauſe wie dem Lande mit unwandelbarer Treue zugethan, war er gleichwohl, als der franzöſiſche Einfluß herriſcher wurde, vom Schauplatze abgetreten und hatte ſich nur die Stelle eines Kurators der Univerſität Heidelberg nebſt einem nach ſeinem Willen ganz geringen Jahrgelde vorbehalten. Nach dem Sturze der Franzoſenherrſchaft hätte er wieder eintreten können, aber Leute, die nicht werth waren ihm die Schuhriemen zu löſen, hielten ihn von den Geſchäften lieber entfernt. Nur wenn ſchwierige Verhältniſſe eintraten, erwachte das alte Zutrauen auf ſeine Einſicht und ſeinen Eifer, er wurde dann in der Stille zu Rathe gezogen und beauftragt, und diente mit Eifer und Selbſtverläugnung, ohne aus ſeinem beſcheidenen Verhältniſſe herauszutreten. Eben jetzt war für Baden unſtreitig eine höchſt bedenkliche Zeit herangekommen, die nächſten Frankfurter Verhandlungen drohten Gefahr, und es wurde nicht bezweifelt, daß Reizenſtein gekommen ſei, den Stand der Sachen etwas näher in Augenſchein zu nehmen. Als tiefer Kenner des griechiſchen und römiſchen Alterthums hatte er die beſten Anknüpfungspunkte mit Humboldt. Auch unſer Geſpräch verweilte zuerſt auf philologiſchen Gegenſtänden, dann aber kamen wir auf die letzten Kriegsereigniſſe, in denen ihn Tettenborn's Laufbahn beſonders angezogen hatte, und endlich tauſchten wir vertraulich unſere Meinungen über den Zuſtand der deutſchen Sachen aus, die Lage der badiſchen Verhältniſſe gelangte dabei zur ausführlichſten Erörterung. Daß dem Großherzog nach dem Verluſte des erſten Erbprinzen jetzt eben wieder ein Sohn geboren worden, erſchien als ein großes Heil für Baden; die Thronfolge war geſichert, und die Gefahr einer Theilung, die dem Lande ernſtlich drohte, dadurch gemindert, wenn auch nicht aufgehoben, es ſtanden ſchwere Kriſen bevor. Mir blieb kein

Zweifel, in welcher Weiſe ich mich dabei zu verhalten hätte, nur war noch ungewiß, wiefern ich meinem Sinne würde folgen dürfen. Ich bedauerte ernſtlich, daß ich nicht mit Reizenſtein, ſondern mit Andern würde zu thun haben, die ich für ihre eigene Sache wenig beeifert und halb fremd wußte. —

Einem Staatsmann ganz anderen Schlages führte mich ebenfalls Oelsner zu. Der Freiherr von Barkhaus-Wieſenhütten hatte als Oberſtallmeiſter und Miniſter vormals am heſſendarmſtädtiſchen Hof eine bedeutende Rolle geſpielt. Auch er hatte in der kritiſchen Zeit, wo das deutſche Reich zerfiel und der Rheinbund erſtand, ſeinem Fürſtenhauſe die wichtigſten Dienſte geleiſtet, und ſich ſelber dabei nicht vergeſſen. Seinen mit dem glücklichſten perſönlichen Betrieb ausgeführten Geſandtſchaften nach London, Paris und Regensburg verdankte das Land ſeine Vergrößerung und Bedeutſamkeit. Mit Pitt und Talleyrand hatte er in vertrauter Verbindung geſtanden, Napoleon ſelbſt war von ihm eingenommen. Ein großer ſchöner Mann, noch im Alter von ſtattlicher Haltung, einſt ein meiſterhafter Reiter, ein trefflicher Tänzer, dabei voll heiterer, ſchalkhafter Galanterie und beißendem Witz, hatte er außerordentliches Glück bei Frauen gehabt; ſeine Abentheuer könnten den Stoff eines reichen Romans geben. Aber ſein Glück hatte ihn zum Uebermuthe verleitet, und er ſank ſchneller als er geſtiegen war. Seit Jahren blickte er ſehnſuchtsvoll in die verſchwundene Herrlichkeit, und hoffte noch immer ſie wiederzugewinnen, mehr um ſo ſich an ihr zu rächen, als um ſie auf's neue zu genießen; allein dieſe Genugthuung blieb ihm verſagt, ihm, dem früher alles gelungen, ſchlug jetzt alles fehl. Unverheirathet und kinderlos ſaß er nun mürriſch bald in ſeinem Hauſe zu Frankfurt, bald auf ſeinem reichausgeſtatteten Landſitze Karlshof bei Darmſtadt, grollte mit der Welt, verbrachte ganze Stunden im Stalle, ſeine vielen und ſchönen Pferde zu beſchauen, und lud dann doch wieder unvermuthet zahlreiche Gäſte, die er mit Ueppigkeit bewirthete und durch ſchlimme Anekdoten und verwegene Stachelreden wirklich gut unterhielt. Seine alten Verbindungen und ſein großer Reichthum, den er wo es galt gar nicht ſchonte, ſicherten ihm noch einen gewiſſen Einfluß, und es freute ihn beſonders, wenn ſelbſt in Darmſtadt manche geheime Springfeder durch ſeine Hand bewegt wurde. Mir ſchenkte er großes Vertrauen, und hoffte durch mich eine Sache, die für Preußen und für ihn ſelbſt erſprießlich werden ſollte, in's Werk zu ſetzen; damals konnte man vieles möglich glauben, was auf dem Wege, den die Sachen nachher eingeſchlagen, immer chimäriſcher werden mußte.

Unſere geſelligen Verhältniſſe erfuhren, ohne ſich weſentlich zu verändern, durch Ab- und Zureiſende manchen Wechſel. Wilhelm Neumann, der allen Freunden verſchollen war, meldete ſich auf meine durch die Zeitungen veröffentlichte Aufforderung brieflich aus Koblenz als dort angeſtellter Kriegskommiſſair, und kam auch bald ſelbſt nach Frankfurt, wo uns ein Paar Tage in herzlicher Freundſchaft angenehm verfloſſen. Dehn reiſte durch Frankfurt, dann auch Gruner, den zu ſehen Gneiſenau von Koblenz kam, wobei denn abermals die Tagesumſtände und beſonders der Gang, den die Sachen in Berlin zu nehmen ſchienen, ſo vertraulich als ernſtlich beſprochen wurden, und ich leider ſchon den Mangel an Zuſammenhang zwiſchen denen, die in den Hauptſachen als gleichgeſinnt anzunehmen waren, bemerken und beklagen mußte, denn Humboldt auf der einen Seite und Gneiſenau und Gruner auf der andern hielten ſich in mißtrauiſcher Kälte von einander mehr als billig getrennt. Die Gräfin von Pappenheim vereinigte an ihren Geſellſchaftsabenden die Frankfurter vornehme Welt, und regelmäßig Humboldt, Flemming, und was ſonſt von Preußen ſich gerade vorfand; auch den badiſchen Staatsrath Klüber lernte ich bei ihr kennen, der von Erlangen her dem Hardenberg'ſchen Hauſe anhänglich war, und ſpäter in preußiſche Dienſte trat, aus denen böſe Ränke ihn dann wieder ſchnell entfernten. Er war ein heller Kopf mit trefflichen Kenntniſſen und von außerordentlicher Brauchbarkeit, aber ſein entſchiedener Freiſinn hatte ſich ſeltſam mit Pedanterei verwebt, und nur in Begleitung von Urkunden, Staatsakten und überhaupt amtlichen Schriften vermochte er ſeine Meinung auszuſprechen.

Nach der bald erfolgten Abreiſe der Gräfin von Pappenheim ſammelten ſich die Zurückgebliebenen deſto eifriger um die Gräfin Cuſtine, um derentwillen auch die Fürſtin von Vaudemont einige Zeit in Frankfurt blieb, und durch die belebende Anmuth dieſer ausgezeichneten Frauen, durch die Theilnahme Humboldt's und Flemming's, Cuſtine's und Rahel's, nachher auch noch Friedrich's von Schlegel und ſeiner Frau, erlebten wir Abende, denen an freiem Geiſt, leichtem Scherz und heiterm innigen Behagen kaum andere zu vergleichen ſein dürften! In Folge der vollkommen guten Lebensart, der zur andern Natur gewordenen feinen Sitte, herrſchte ein allgemeines Wohlwollen, eine edle Gleichheit, welche durch die ſchroffſte Verſchiedenheit der Anſichten und Richtungen nie getrübt wurden, obſchon als Reiz der Unterhaltung auch Streit und Eifer mitzählten. Die Gräfin mahlte Bildniſſe in Oel und war ſehr glücklich im Treffen, ſie wollte auch Rahel's Bild verſuchen, doch kam es leider nicht dazu; nebenher war ſie ſehr fleißig im Deutſchen und überſetzte einige meiner Erzählungen, bei welcher Gelegenheit zur Sprache kam, daß ſchon die bloßen Titel deutſcher Sachen im Franzöſiſchen gar nicht wiederzugeben ſeien, wie z. B. das warnende Geſpenſt, die Geſchwiſter, die Schuld. Friedrich Schlegel war bei ſolchen Gelegenheiten merkwürdig, er bat um Zeit, über eine Aufgabe nachzudenken, oder verſchob dies auch wohl für die Nachhauſekunft, um dann nachträglich das Ergebniß anzuzeigen. Ebenſo nahm er ſeine künftige Beſtimmung als Rath bei der öſterreichiſchen Bundesgeſandtſchaft ängſtlich und ſchwerfällig, und machte ſich die ausgebildetſten Vorſtellungen von ſeiner Wirkſamkeit; er hoffte, der Bund werde ſich wieder zu einem mittelalterlichen deutſchen Reich entwickeln, und in dieſem ſollte die katholiſche Kirche wieder obenan ſtehen; die Deutſchen erklärte er für dasjenige Volk in der Geſchichte, welches zur höchſten Staatsbildung aufgeſtrebt und wirkliche Proben derſelben gegeben habe; ich konnte lange nicht ergründen, was er meinte, bis ich entdeckte, ſein Lob gelte der Erſcheinung, daß allein Deutſchland ſolche Menge geiſtlicher Staaten erzeugt und bewahrt habe, wo demnach die höchſte Annäherung an das

Reich Gottes erlangt worden ſei. Ruhige Altkatholiken ſtaunten wohl verwundert ob ſolch guter Meinung, die von ihren Anſtalten und Satzungen — ihnen meiſt ganz anders bekannt — durch die Neubekehrten ausgeſprochen wurde; dieſe fanden dagegen jene gewöhnlich zu lau, und klagten bitter über den Mangel rechten Glaubenseifers. Doch in Cuſtine fehlte dieſer nicht, und Schlegel und ſeine Frau wie beide Brüder Schloſſer bewieſen ihm die wärmſte Zuneigung und hegten ihn als einen ihrer Beſten, nicht ohne mißtrauiſche Blicke auf Rahel, deren Einwirkung ſie für ihn fürchteten.

Die Wichtigkeit der politiſchen Geſchäfte, welche in Frankfurt betrieben wurden, und noch mehr die bevorſtehende Eröffnung des Bundestages, zogen ſchon immer häufiger die Perſonen herbei, welche durch Erwartungen oder Beruf daran irgendwie betheiligt waren. Stein's Anweſenheit iſt ſchon erwähnt worden, doch hörte man wenig von ihm, er war mit häuslichen Einrichtungen, mit Anordnungen ſeines Beſitzthums beſchäftigt, und wartete die Geſtaltung der allgemeinen und perſönlichen Verhältniſſe mißmuthig ab. Der Graf von Solms-Laubach reiſte ab und zu, er hatte ſein Verhältniß in Darmſtadt zu ordnen, die Sache der andern Mediatiſirten mitzuberathen, in Frankfurt mit Stein und Humboldt zu verkehren, daheim in Laubach alles ſo zu ſtellen, damit er ſich ganz dem hohen von ihm übernommenen Verwaltungsamt in Köln widmen könnte. Wegen ſeiner Geſchäfte mit Preußen erſchien auch der General Graf von Pappenheim, und mir war es eine Freude, den biedern deutſchen Ritter hier wiederzuſehen. Den heſſendarmſtädtiſchen Geheimen Rath von Leykam, des geweſenen Großherzogs von Frankfurt geweſenen Miniſter von Eberſtein, den Grafen Georg von Waldeck, der von ſeinen Standesgenoſſen den Mediatiſirten beauftragt war, den ruſſiſchen Staatsrath von Faber, den badiſchen Staatsrath Klüber, und andere politiſche Perſonen ſah man aufmerken und ſich umthun, mehr noch als man ſah, mochte man ihnen zuſchreiben. Zum künftigen Bundestage waren ſchon der luxemburgiſche Geſandte Freiherr von Gagern, der badiſche Geſandte Freiherr von Berſtett nebſt dem ihn begleitenden Freiherrn von Blittersdorf, die Senatoren Smidt und Gries von Bremen und Hamburg auf dem Platz, auch für kurze Zeit der Freiherr von Albini, der den öſterreichiſchen Vorſitz am Bunde zu führen beſtimmt war, aber bald erkrankte und ſtarb; ihn erſetzte der Graf von Buol-Schauenſtein. Für die preußiſche Geſandtſchaft war der Geheime Rath von Hänlein im Vorſchlag, und er kam von Kaſſel, um ſich den Boden vorläufig anzuſehen; doch ſprach man auch noch von Stein und von dem ihm beizugebenden Geheimen Staatsrath von Küſter. Einer der Frühſten hatte ſich der franzöſiſche Geſandte Graf Reinhard eingefunden, der beim Bundestage beglaubigt werden ſollte, und es jetzt ſchon bei der freien Stadt Frankfurt war; er hatte gewiß einen ſchwierigen Stand, — am deutſchen Bundestage, noch ehe er ſelber fertig, ſchon im voraus ein Franzoſe, das weckte ſchlimme Gedanken, um ſo ſchlimmer, da der Franzoſe diesmal ſogar ein Deutſcher war, dem man allgemein mißtraute! Reinhard benahm ſich daher mit großer Vorſicht, ruhig und ſchweigſam, auch bei Cuſtine's, denen er ſonſt überaus freundlich entgegenkam, und hielt ſich ſo ſteif und übergerade, daß mehr als je das von Talleyrand über ihn geſprochene Wort wahr erſchien: „Il se tient si droit qu'il passe la perpendiculaire." Man verſichert, er habe nach Paris meiſterhafte Berichte geſandt, in Gehalt und Form die beſten, welche dort überhaupt eingingen; er hatte in ſeiner deutſchen gelehrten Bildung allerdings vieles voraus, was der ſcharfen und ſichern Auffaſſung zu gute kam. Man gab ihm anfangs manches Gehäſſige ſchuld, insbeſondere gegen Perſonen, die ihm andere Geſinnungen und Verhältniſſe gekannt, als er jetzt aufzeigte; doch beſtand ſolcher üble Verdacht nicht lange, und ſpäter gab ſeinem Karakter jederman in Frankfurt das beſte Zeugniß; auch ſein Umgang wurde als geiſtvoll und liebenswürdig anerkannt, ſofern nicht das Unweſen der Politik ihn befangen und ſchweigſam machte.

Ich kann nicht ſagen, daß das halb müßige halb thätige, zum Theil wichtige, doch mehr noch wichtigthuende Getreibe dieſer diplomatiſchen, ſachwalteriſchen, geldgeſchäftigen Welt ein beſonders erfreuender Anblick war. Auch nahm ich gern die Gelegenheit, ihm zeitweiſe zu entgehen. Mit Tettenborn, der von Mannheim kam, traf ich in Mainz verabredet zuſammen, und wir fuhren nach Koblenz, um Gneiſenau zu beſuchen, der dort noch den Oberbefehl führte, aber ſchon von Liſten und Ränken umſchlichen war, die ihn bald von dort entfernten. Ich brachte Rahel nach Mannheim, wo wir bei Tettenborn einige Zeit in eben ſo traulicher als glanzvoller Gaſtfreundſchaft lebten. Im ſüdlichen Deutſchland war große Gährung, Würtemberg hatte eine ſtändiſche Verfaſſung, in deren unbefriedigenden Formen aber nur die widerſtreitendſten Anſprüche ſich hin und her zerrten. In Baden war eine Verfaſſung kürzlich verſprochen worden. Vorzüglich regte ſich der Adel und machte den Regierungen zu ſchaffen; die mediatiſirten Fürſten und Grafen der verſchiedenen Länder ſtanden vereint, ihnen konnte zufolge ihrer Bedeutung und begründeten Anſprüche wohl gelingen, als ein eigenthümlich politiſcher Stand ſich zu behaupten, allein es fehlte der ſchöpferiſche Geiſt, der die Einzelvortheile mit dem Geſammtvortheil der Nation lebendig zu verknüpfen gewußt hätte. Die ehemals reichsunmittelbare Ritterſchaft ſchloß ſich der Bewegung an, der Landadel wollte nicht zurück bleiben. In Mannheim fanden wir alles in Grimm und Beſtürzung, weil eben die badiſche Regierung eine Adelseingabe ſchnöde beantwortet, und mehrere Unterzeichner derſelben ihrer Staatsämter oder Hofehren ohne weiteres entlaſſen hatte, wobei noch bitter darauf hingewieſen wurde, daß was ſchon den Reichsrittern nicht zieme, noch weniger den pfälziſchen Volksjunkern geziemen könne. Ich ſah in Mannheim viel den alten holländiſchen Admiral von Kinkel, der als niederländiſcher Geſandter in Karlsruhe beglaubigt war, allein ſeinen Wohnort in Mannheim behalten durfte. Dieſer in wichtigen Verhandlungen einſt vielgebrauchte, auch in Malmesbury's Denkwürdigkeiten oft genannte altholländiſche Diplomat ergötzte ſich nur an dem Flackerfeuer, das er insgeheim ſchürte und verlachte, und erzählte mir dagegen mit Ernſt und Eifer die großen Dinge, bei denen er früher mit thätig geweſen. Ein dem würtembergiſchen Präſidenten von Wangenheim widerfahrenes Mißgeſchick ließ uns auch dieſen geiſtreichen Staatsmann, der ſchon mit Ludwig Robert befreundet war, perſönlich kennen lernen. Er hatte ſeinem Könige über die öffentlichen Zuſtände einen Bericht erſtattet, der ſich über alles mit Freiheit ausſprach, aber deßhalb eben auch geheim bleiben ſollte; unerwartet erſchien er im Druck und erregte Aufſehen und Geſchrei von allen Seiten. Wangenheim reiſte nun nach Frankfurt, um ſowohl wegen des Druckes Nachforſchungen zu machen, als auch das Geſchrei zu beſchwichtigen, wobei ihm zu Statten kam, den nicht fehlerloſen Abdruck für unrichtig erklären zu dürfen. Ihn begleitete ſein Freund Friedrich Rückert, uns als Freimund Reimar in gutem Andenken und hohem Werth.

Wir machten beinahe tägliche ſchöne Fahrten in das reiche Land, das zu beiden Seiten des Rheins und des Neckars ſich als Ebene hinbreitet, aber ſowohl oſt- als weſtwärts und auch im Norden die nahen Berghöhen in zarten Linien über dem Geſichtskreiſe ſehen läßt; wir fuhren jenſeits des Rheines nach Oggersheim und Frankenthal, dieſſeits nach Schwetzingen, jenſeits des Neckars nach Neckarhauſen und Ladenburg, doch behielt Heidelberg die größte Anziehung. Hier ſah ich Schelver, den Jugendfreund Koreff's, den Naturphiloſophen, der aber ſchon anfing ſich zu den myſtiſchen Grübeleien hinzuneigen, die ihn ſpäter der Wiſſenſchaft und dem Lichtesleben durch Verdüſterung ganz entzogen haben. Sehr freute ich mich Sulpiz Boiſſerée hier zu finden, mit ſeinem Bruder Melchior und dem Freunde Bertram, die Drillingsfreunde von Köln, wie Goethe ſie nannte. Sie hatten ihren Schatz von niederrheiniſchen Gemählden bei ſich, aber nicht aufgeſtellt, und wir ſollten nur ein paar Tafeln zu ſehen bekommen. Unſer Staunen und Anerkennen mochte die Freunde höchlich erfreuen, allein der ungewöhnliche Antheil, welchen Rahel an den Bildern nahm, die tiefe Rührung, die ſie nicht verbergen konnte, und die eigenthümlichen Bemerkungen, die ſie ihr entlockten, dies alles gewann dem wunderlichen, andern Beſchauern oft launiſch herben Bertram ſo ſehr das Herz, daß er ſich nun keine Mühe verdrießen ließ, und alles Beſte hervorholte. Die Freunde befanden ſich gerade damals in einiger Verlegenheit; ſie waren vermögend, aber nicht genug, um eine ſolche Sammlung nach Würden aufzuſtellen und zu mehren, ſie ſuchten ein Unterkommen für die Bilder und zugleich für ſich ſelbſt, denn ſie wollten ſich von ihrem Schatz auch durch den Verkauf nicht trennen. Sie waren in Unterhandlung mit der preußiſchen Regierung, und hätten von dieſer alles erlangen können, allein aus Mißtrauen und Vorurtheil gegen Berlin machten ſie ſolche überſpannte Bedingungen, daß der Handel abgebrochen wurde. Sie haben dies in der Folge oft Urſache gehabt zu bereuen, denn die Verhältniſſe in Stuttgart und ſpäter in München konnten ihnen das, was Berlin für ſie ſein mußte, nicht erſetzen. Auch hat Sulpiz Boiſſerée, nachdem ſein Bruder und Bertram geſtorben, ſich in ſeinen ſpätern Jahren wieder nach Preußen gezogen, freilich nun doch von ſeinen Sammlungen getrennt! — Zu Heidelberg hatte ich auch mit Juſtus von Gruner bei ſeiner Durchreiſe nach der Schweiz, wohin er ſich auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten begab, eine Zuſammenkunft, die für uns nicht unwichtige Verabredungen ergab; er klärte mich über manche perſönliche Verhältniſſe, die in Berlin beſtanden, mit großem Vertrauen auf, ertheilte mir klugen Rath über mein künftiges Benehmen, und wir verſprachen einander treulich an den liberalen Grundſätzen zu halten, durch die wir befreundet waren. Daß er unter jener Bezeichnung indeß nicht ganz daſſelbe verſtand, lehrte die Folge nur allzu bald.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wo wir nun im ſogenannten Mohrengarten, einer ſtillen Sackgaſſe, in nächſter Nachbarſchaft mit Humboldt und Flemming und gegenüber von Cuſtine's wohnten, fanden wir bald Anlaß zu einem neuen Ausfluge. Vom herrlichſten Wetter gelockt, fuhren wir mit Oelsner zu Barkhaus, wo wir eine Reihe ſchöner Tage harmlos zubrachten. Auch Cuſtine's unternahmen ſolche Reiſefahrten, wie denn in der geſegneten Rhein- und Maingegend dazu immerdar Reiz und Gelegenheit iſt. Man ſah ſich dann um ſo vergnügter wieder und hatte friſche Ausbeute zu geben und zu empfangen. Unvermuthet eröffneten ſich für Rahel die günſtigſten Anerbietungen zu größeren

Reiſen, nach dem Haag, wo ſie ihre Schweſter zu beſuchen wünſchte, und nach Karlsbad, deſſen Brunnen ihr angerathen war, und wo ſie mit Cuſtine's, die ebenfalls dahin wollten, wieder zuſammen geweſen wäre; allein beide Plane zerſchlugen ſich, und im Grunde war es Rahel'n lieb, mich in dem Unmuthe des Abwartens nicht allein zurücklaſſen zu dürfen.

In der That, das Frühjahr ſchritt vor, und die mir von Berlin wiederholt als nahe verkündigten Ausfertigungen für meine Beſtimmung nach Karlsruhe ließen noch immer auf ſich warten. Ich wußte wohl, daß noch ſtets in den diplomatiſchen Stellen allerlei Wechſel beliebt wurden, daß nun der geheime Staatsrath von Küſter als Geſandter nach Stuttgart beſtimmt ſei, und daß auch Bewerber um den mir beſtimmten Poſten nicht fehlten, allein ich wurde verſichert, es ſtehe feſt, daß ich nächſtens denſelben antreten ſolle. Hier war nun nichts übrig, als ſich auf weiteres Warten ruhig einzurichten. Sah ich doch ebenſo den Bundestag verzögern, und mehr oder minder alle Staatsgeſchäfte, ſie mochten Namen haben wie ſie wollten! Jedoch war es mir unerträglich, eine ganze Zeitſtrecke vor mir liegen zu ſehen, die dem Müßiggange anheimfallen ſollte. Die Briefe und etwanigen Bemerkungen, welche der Tag erforderte und gab, konnte ich nicht als Arbeit rechnen. Ich entſchloß mich daher, die nächſten Monate einer Aufgabe zu widmen, an welche ich ſchon früher gedacht hatte; dies war eine Geſchichte des Wiener Kongreſſes, hauptſächlich in Bezug auf Deutſchland, und ich eilte mein Vorhaben anzukündigen, um die mir von manchen Seiten zugeſagten Hülfsmittel um ſo entſchiedener einfordern zu können. Ich war dabei willens, den Entwickelungen der Wiener Ereigniſſe kühn vorzugreifen und künftige Geſtaltungen anzudeuten, wie ich es ſchon in Betreff des noch ungeborenen Bundestages verſucht hatte; die Gefahr und Mißlichkeit hiebei für den Autor brachte ich freilich nicht in Anſchlag. Merkwürdig dürfte es aber noch heute ſein, das wieder anzuſehen, was man vor dreißig Jahren in deutſchen Blättern las.

Dieſe brachten nämlich unter dem 4. April 1816 folgenden Aufſatz: „Schon ſo oft war von der Einheit Deutſchlands in unſerer Zeit die Rede, unter ſo mannigfachen Bedeutungen hat dieſer Ruf ſich erneuert, und in ſo abwechſelnden Geſtalten fortgewunden, daß es wohl einmal der Mühe verlohnte, dasjenige zu unterſuchen, was mit dieſem Ausdruck „Deutſchlands Einheit“ Mögliches gemeint ſein kann. Am weitverbreitetſten war wohl die Vorſtellung einer ſolchen Einheit durch ein, über alle deutſchen Staaten waltendes Kaiſerthum, dem eine Reichsverfaſſung, wie die ehemalige, mit zeitgemäßen Abänderungen, zum Grunde läge; der Menſch greift ſo gern nach dem Alten, Bekannten, wenn es ihm nur nicht mit aller Gewalt gehindert wird! Die deutſche Gutmüthigkeit hatte auf dieſe Weiſe die Löſung der Aufgabe am eifrigſten und vertrauenvollſten in demjenigen geſucht, was die Stellung der inzwiſchen entwickelten Staatsanſichten bereits verworfen und unmöglich gemacht hatte! Der Wiener Kongreß fertigte dieſe Hoffnungen durch ſeine erſten Verhandlungen ab. Eine andere Vorſtellung der Einheit Deutſchlands trugen die Männer im Kopf, die im Jahre 1813, als ſie durch den heldenmüthigen Aufſtand der Deutſchen den fremden Unterdrücker vernichtet und den Rheinbund zerſtört ſahen, die Stiftung eines oder doch nur zweier großen Herrſcher-Reiche für möglich hielten, die alsdann alle deutſchen Länder auf gleiche Weiſe umfaßt hätten; aber dieſe Anſicht, der man eine gewiſſe Kraft nicht abſprechen, aber zugleich eine jakobiniſche Richtung Schuld geben wollte, fand keinen äußern Nachdruck, und die feurige Thatkraft, die etwas ſchaffen will, hatte ſich hier getäuſcht, wie dort die gelaſſene Gutmüthigkeit. Aber der Ruf nach Einheit hörte darum nicht auf, ein unvertilgbares Gefühl der Nothwendigkeit ſprach in den Meiſten für dieſen Zweck, und über das Bedürfniß eines feſtern Bandes für das ganze große Volk ließ kein Aufrichtiger ſich täuſchen. Wie aber nun? Keine der beiden vorhergehenden Meinungen konnte durchdringen: wollt ihr in jener mit fruchtloſen und leeren Bitten fortfahren und euch lächerlich machen? oder wollt ihr dieſe mit heimlichen Anſchlägen und Ränken durchzuſetzen hoffen, und mit ſträflichen Verſuchen die Länder in's Unglück ſtürzen? So fragen, allerdings mit einigem Rechte, die Gemäßigten, die, ihrer Ergebung in alles Vorhandene ſich bewußt und froh, nur zu leicht der eitlen Furcht Raum geben, daß hinter jedem Wunſche und jedem Gedanken nach etwas Beſſerem gleich ein Jakobiner verſteckt liegen möchte, und die daher überall nur Gefahr und Umſturz wähnen. Die Völker haben wahrhaftig nirgends große Luſt zu Revolutionen, man muß ſie auf's äußerſte dazu zwingen, ehe ſie daran wollen; das hat man an den Spaniern, an den Deutſchen geſehen, für die gerade die Energie eines Napoleon erforderlich war um ſie auf's äußerſte zu bringen, und die ſich von etwas ſchwächern als er in Gottesnamen noch lange hätten unterdrücken laſſen. Aber Geſetzloſigkeit führt nothwendig früher oder ſpäter zu Zerrüttungen, und dieſen vorzubeugen giebt es kein beſſeres Mittel als geſetzliche Kraft. Wir wollen daher ſehen, ob nicht auch dieſer Trieb nach Einheit, der in Deutſchland nun einmal gewaltig da iſt, und den zu unterdrücken nicht mehr möglich iſt, — es müßte denn ſein, wie man Waſſer ſtauet, um ihm die Kraft zu geben, die es noch nicht hatte, — ob nicht auch dieſem Triebe durch geſetzliche Verfaſſung zum Heil und Glück des Ganzen geholfen und genügt werden kann. Auch der Wiener Kongreß hatte ja die Richtigkeit dieſes Triebes der Deutſchen nach Einheit dadurch anerkannt, daß er ſie ſo viel ihm möglich war darſtellte, und durch die Bundesakte eine weite Möglichkeit zu Beſtimmungen offen hielt, über die ſogleich noch nicht abzuſprechen war. Nun ſieht aber jeder auf den erſten Blick ein, daß das Band, welches die Bundesakte noch zur Zeit um die Deutſchen ſchlingt, nicht an den rechten Stellen angelegt iſt und ganz der Willkür überlaſſen bleibt, indem nicht nur die großen Mächte kaum davon umwunden ſcheinen, ſondern auch die kleinſten durch nichts gehindert ſind, ihm zu entſchlüpfen, ſobald ſie nur irgend wollen. Die Bildner des Bundes haben auch wohl gefühlt, daß das Band, wenn es allein durch die Regierungen geſchlungen bliebe, nur loſe aufliegen und keine Nationaleinheit, ſondern bloß ein gewöhnliches diplomatiſches

Bündniß, wie in auswärtigen Verhältniſſen die Politik zwiſchen den fremdeſten Staaten wohl ſchließen kann, machen würde; ſie haben gefühlt, daß in dem Innern der verbundenen Staaten noch ein anderes Bindemittel beſtehen müßte, damit nicht bloß in den Regierungen, ſondern auch bis in die Unterthanen hinein die Vereinigung lebendig würde. Jederman kennt die Umſtände, die bei Abfaſſung der Bundesakte obwalteten, und wird es daher mit der ſyſtematiſchen Ordnung und Vollſtändigkeit derſelben nicht ſo genau nehmen; aber der Geiſt, der den dreizehnten Artikel derſelben eingegeben hat, der leuchtet hell und klar in die Zeit. Dieſer merkwürdige Artikel, der in der Bundesakte jetzt eine auffallende Erſcheinung macht, und mit den übrigen Artikeln ſo wenig gemein hat, daß er wie aus einem ganz andern Syſtem von Grundſätzen herrührend und hieher gleichſam nur verſchlagen ſteht, dieſer Artikel zeigt in ſeiner jetzigen Iſolirung gleichwohl das Gebiet von Grundſätzen, aus welchen die durch mehrjährige Bundestage umgeſtaltete künftige Bundesakte ganz und gar hergeleitet ſein wird. Verhehlen wir es denn nur nicht, da doch ſchon der Keim dieſer Erkenntniß durch die höchſten Staatsmänner ſelbſt mit weiſer Hand ausgeſtreut worden, ſagen wir es heraus, daß es mit dem Deutſchen Bunde nicht eher etwas Rechtes werden kann, als bis, wie jetzt die Abgeſandten der deutſchen Fürſten und freien Städte ſich mit den Inſtruktionen der Regierungen zum Bundestage verſammeln, ebenſo auch die Abgeordneten der deutſchen Völker, als höchſte Reichsſtände des gemeinſamen Vaterlandes, mit den Inſtruktionen der Stände ſich zu einem großen Landtage verſammeln, und mit jener Verſammlung gemeinſchaftlich das Vaterland berathen! Wenn dann die Regierungen nicht mehr ein Staatenband zu trennen vermögen, das zugleich ein Volksband iſt, und alle Verſuche des Auslandes unmittelbar auf die große Körperſchaft des geſammten deutſchen Volkes treffen, dann werden die Deutſchen erſt wahrhaft verbunden ſein und eine Einheit bilden, die, weit entfernt, wie man bisher fürchten wollte, den jetzigen Fürstenrechten gefährlich zu sein, gerade deren ſicherſte Befeſtigung werden muß. Der Gedanke, zu dem diplomatiſchen deutſchen Bundestage einen wahrhaft repräſentativen deutſchen Landtag zu geſellen, die deutſchen Völker als ſolche zu vereinigen, wie es die Fürſten als ſolche ſein wollten, iſt hier zum erſtenmal ausgeſprochen; ſeine weitere Auseinanderſetzung dürfte nicht ſchwer ſein, und die tauſend Fragen, die bei der Verfolgung dieſes Gedankens entſtehen könnten, würden ſich eben ſo durch die Verfolgung von ſelbſt wieder beſeitigen. Diejenigen, welche ihn belächelnd verwerfen, oder gar ſich darüber erzürnen zu müſſen glauben, mögen die Anſchauungen der Gegenwart in's Auge faſſen, und mit dieſem Auge einen Blick in die Zukunft werfen! Sie mögen ſich ſtellen, wie ſie wollen, ſie mögen ſo ungern wollen wie nur immer, wenn ſie ſich nur nicht abſichtlich täuſchen oder Andere blenden wollen, ſo werden ſie dort ſchwerlich Beſſeres, wohl aber neben ſolchem glücklichſten Ziele manche furchtbare Stürme und gräuelhafte Irrwege erblicken, vor denen unſere ſpätern Jahre die Klugheit der jetzigen mit göttlicher Hülfe bewahren wolle!“

Der hier zuerſt ausgeſprochene Gedanke eines ſolchen deutſchen Parlaments erregte nicht wenig Aufſehen. Einige Zeitungen rühmten ihn, andere fanden ihn überaus keck und gefährlich. Ein nachmaliger Bundestagsgeſandter faßte die Sache mit kluger Einſicht und berichtete günſtig darüber, ein anderer knüpfte daran bedeutende Winke für ſeinen Hof. Gneiſenau gab der Sache vollen Beifall, Humboldt meinte — und hatte wahrlich Recht — bis dahin ſei noch ein weiter Weg, und diejenigen, die den Anfang des jetzigen Bundestages ſähen, würden den Anfang des verheißenen nicht erleben! Eine in Leipzig 1816 erſchienene Schrift „Vom deutſchen Nationalſinn“ verſuchte die weitere Ausführung. Adam Müller merkte Unheimliches und ſprach in den Deutſchen Staatsanzeigen dawider, auch Gentz berührte die Sache in einem ſpäteren diplomatiſchen gegen Lindner gerichteten Rundſchreiben; Bignon in ſeinem Buche

„Les Cabinets et les Peuples“ erwähnt ihrer gleichfalls. Ein durch ſeine Geſinnung wie durch ſeine Schickſale die lebhafteſte Theilnahme anſprechender Schriftſteller, Wilhelm Schulz, hat — leider zu ſeinem Schaden — den Gegenſtand nachdrücklich aufgenommen, und erſt ganz neuerlich erinnert Droyſen in ſeinem trefflichen Werke über die Freiheitskriege, daß ſchon Juſtus Möſer neben dem fürſtlichen Oberhauſe in Regensburg an ein mächtiges Unterhaus gedacht; „Patriotiſche Phantaſieen“ aber, wie Juſtus Möſer in ſeiner Zeit ſie aufſtellen durfte, werden auch wohl heutiges Tages noch geſtattet ſein!

Welchen Eindruck ich von dem allgemeinen Zuſtande der Dinge damals hatte, giebt ein Brief zu erkennen, den ich am 13. Mai 1816 an Perthes ſchrieb, und der in deſſen Lebensbeſchreibung ohne meinen Namen bereits gedruckt worden:

„Sie klagen mich an, ſchrieb ich, daß ich alles ſchwarz und nur immer ſchwärzer ſehe? Alſo von allem, was ich am Rhein neuerdings erfahren, hier geſehen und aus Berlin, Paris, der Schweiz u. ſ. w. geſchrieben bekommen, will ich Ihnen lieber nichts ſagen. Lieber Perthes, wer den Aasgeruch ſpürt, ſoll der ſich nicht die Naſe zuhalten? Ich ſehe das Gute, was dieſe Zeit entwickelt, vielleicht in dem blendendſten Schimmer, in unruhiger Begeiſterung; ich bin der Anſicht und Betrachtung, die Sie mir in freundlichen Worten ſo wohlwollend und tröſtend mittheilen, keineswegs fremd; wer möchte, ja wer könnte ohne ſolchen Glauben, was ſage ich ohne Glauben — ohne ſolche beſtändig zuſtrömende Anſchauung die weltlichen Tage noch ertragen! Aber dieſe Anſicht führt mich weiter, als Sie es ausdrücken. Was über die Gegenwart erhebt, ändert die Gegenwart nicht. Jetzt iſt gerade nicht ein günſtiger Geſchichtsmoment auf der Erde; alles todt und faul, Neues erſt im Keime. Und was von dem Alten noch ſteht, das wird fallen; ich ſehe es, wie die es umſtürzen, die es halten wollen. Sie ſind älter als ich, lieber Perthes, und an Lebens- und Welterfahrung reicher, aber ich ſehe andere Dinge, wie Sie ſie in dem bei mittelmäßigem Winde wieder ziemlich in Gang gekommenen guten Hamburg aufgedrungen erhalten! Es ziemt mir nicht, Ihnen alles Einzelne ſchriftlich mitzutheilen; auch wäre es ſchwer; aber das kann ich Ihnen verſichern, bei Vielem ſchlügen ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen. Wenn ich alles zuſammenfaſſe, ſo muß ich als ſchwarzer Unglücksvogel Sturm verkünden, wo ſoll es hin? Les peuples existent, ſagt Mirabeau, mais malgré les gouvernements. Dieſe Letzteren arbeiten aber jetzt an ihrem eigenen Untergange mit einem Eifer, einer Thätigkeit, einer Geſchicklichkeit, daß man die Frucht ihres Schweißes bald wird genießen können. In Deutſchland kommt es ſo weit, wie es in Frankreich war, aber das kann noch eine Weile hin ſein. Es werden jetzt überall hübſche Ariſtokratien eingerichtet, damit der Adel nicht milde vergehe, wie die Natur es einem Sterbenden erlauben will, ſondern noch ſo viel Kraft einathme, um den Gang zum Schaffot auszuhalten. Raſend ſind die Menſchen verrückt; hörten Sie doch, was ſelbſt die Beſſeren im Vertrauen zu äußern wagen, ſähen Sie doch neben einander, was z. B. Gentz in ſeinem Innern erkennt und denkt und was er einem verehrungswürdigen Publikum kecklich mit Salbung vorlügt. Ich nenne das Allereinzelſte; es ſoll nicht beweiſen, am Wenigſten erſchöpfen, nur durch etwas Farbe beleben, was ſonſt als ein aſchgraues, geſichtsloſes Phantasma gelten möchte.“ — „Seit meinem letzten Briefe, heißt es vier Wochen ſpäter, hat ſich Manches näher gezeigt, was mich damals beſchäftigte; aber ſchöner iſt es nicht geworden. In Würtemberg nimmt die Sache eine recht ſchlechte Wendung; daran kann kein Wohldenkender noch Gefallen finden! Im übrigen Deutſchland — daß ſich Gott erbarm’; es mag gut ſein, daß die Völker mit ihrer friſchen Naturkraft wie rohe Kinder wild aufwachſen, aber Erziehung ſoll man das denn doch nicht nennen. Ich ſtehe an einer Stelle, von welcher man in dieſem Augenblicke vielleicht noch mehr als in Wien und in Berlin das gegenwärtige deutſche Staatenweſen, die gegenwärtig herrſchenden Geſinnungen und Abſichten erkennen kann und in ihrer Erbärmlichkeit verachten muß.“ —

Meine beabſichtigten Arbeiten geriethen jedoch bald in's Stocken. Gegen Mitte des Juli trafen die erwarteten Ausfertigungen von Berlin endlich ein, und wir reiſten ohne Verzug über Mannheim nach Karlsruhe.

Sechsunddreißigſter Abſchnitt.

Karlsruhe. Baden. Mannheim.

1816.

An einem trotz des Regens doch ſchönen Sommerabend in der Mitte des Juli trafen wir in Karlsruhe fröhlich ein. Rahel war angenehm überraſcht, eine freundliche, umfangreiche, großentheils wohlgebaute Stadt zu ſehen, die man ihr in Mannheim als den traurigſten, verlaſſenſten Ort vorgeſtellt hatte, in welchem alles und jedes fehle, und jede Kleinigkeit von außerhalb müſſe bezogen werden. Stattliche Wohnhäuſer und reiche Kaufläden, das gewerbliche und heitere Anſehen der Straßen, berichtigten ſchon beim Vorüberfahren jene Geringſchätzung, und der wohleingerichtete Gaſthof, in welchem wir abtraten, ſtand gegen die beſten in Mannheim und Heidelberg nicht zurück. Der günſtige Eindruck beſtärkte ſich durch die lebhafte Zuvorkommenheit, die wir von allen Seiten erfuhren, durch die beeiferte Anſprache, die uns bewillkommte. Schon früher geknüpfte Bekanntſchaften meldeten ſich eiligſt an, liebe Freunde aus Stuttgart führte der Zufall unvermuthet in denſelben Gaſthof, der Hofbanquier Haber bezeigte ſeine Dienſtbefliſſenheit, die anſäſſigen Geſandten, ungeduldig, den neuen Kollegen zu ſehen, begrüßten uns antheilvoll, Tettenborn kam auf einen Tag aus Baden und ebendaher der preußiſche Geſandte von Küſter, der beauftragt war mich in die neuen Verhältniſſe einzuführen. Nachdem Küſter mich dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Freiherrn von Hacke vorgeſtellt und dieſem meine Anmeldung beim Großherzog und bei den zahlreichen Mitgliedern des Großherzoglichen Hauſes empfohlen hatte, gab er mir die nöthige Einweihung in die Geſchäfte, da ich auf dieſem Boden zum erſtenmal auf eignen Füßen ſtehen mußte, und im kleinen Dienſte des Kanzleiweſens völlig unerfahren war. Die wichtigen, ſo viel Unwichtiges einhüllenden Formeln waren ſchnell gelernt, und gleich am erſten Tage fand ſich Gelegenheit ſie amtlich anzuwenden. Da das diplomatiſche Weſen auch auf die beſchränkteſten und dümmſten Köpfe berechnet ſein muß, und dieſe gewöhnlich mit Leichtigkeit und Glück ſich darin bewegen, ſo darf dazu natürlich kein beſonderer Geiſtesaufwand erfordert ſein, und was der Mittelmäßigkeit nicht allzu ſchwer wird, erweiſt ſich dem offnen Sinn als ein bloßes Spiel, das ihn kaum anſtrengen, höchſtens wie jedes andere durch geiſtloſe Wiederholung ermüden kann. Auch machte dies alles mir nicht die geringſte Sorge; deſto mehr aber hatten wir deren, um eine angemeſſene Wohnung zu finden, ſie gehörig einzurichten, mit den neuen Bekanntſchaften uns zu benehmen, Beſuche zu geben und zu empfangen; alles dieſer Art drängte ſich in dieſen erſten Tagen zuſammen, und wir durften nicht hoffen, ſie fürerſt anders ausgefüllt zu ſehen.

Von den diplomatiſchen Kollegen, mit denen allen ich ſogleich in freundlichen Verhältniſſen ſtand, konnten nur die Geſandten von Oeſterreich und Rußland auch als politiſche Freunde gelten. Doch der ruſſiſche Geſandte, Freiherr von Maltitz, war politiſch überaus zurückhaltend, weil er nur nach empfangenen Weiſungen handeln wollte, mit dieſen aber eben nicht ſehr bedacht wurde, und hiezu ſtimmte denn auch ſeine geſellſchaftliche Abſonderung; ſchwere Krankheitsleiden ſeiner Gattin ſtörten ſeine Häuslichkeit, aus deren Verdüſterung eine Tochter und zwei Söhne nur ſchwermüthig hervorblickten, die beiden letztern nur allein durch Dichtung, für welche beſonders der jüngere ein ſchönes Talent hatte, des Schimmers einer hellen Jugend theilhaft. Der öſterreichiſche Graf von Trauttmannsdorff hingegen, jung, ſinnig, aus dem Rauſche des Wiener Lebens nach Karlsruhe wie in eine Idylle verſetzt, genoß heiter die Darbietungen des Tages, und wußte ſich die kleine Geſelligkeit ganz angenehm zu machen; er kam mir mit Offenheit entgegen, auch er war neu in ſeiner Laufbahn, vertraute mir ſeine kleinen Zweifel und Verlegenheiten, und verſprach in möglichſtem Einvernehmen mit mir zu handeln, wiewohl ſich hiefür in der Folge nicht viel Anlaß ergab. Der franzöſiſche Geſandte, die von Baiern und Würtemberg, und ſpäter auch der hannöverſche, ſahen mich ſchon etwas mißtrauiſcher an, und ließen durchblicken, daß die preußiſchen Intereſſen nach Umſtänden ihnen als gegneriſche erſcheinen dürften. Der baieriſche Geſandte Graf von Seyboldtsdorf war mit Rahel von Berlin her bekannt und bezeigte ihr die größte Verehrung, er hatte Geiſt und Kenntniſſe und ein feines, taktvolles Benehmen; aber wegen eines ſchmählichen Uebels, an dem er litt, zog er ſich bei noch jungen Jahren in grämliche Abgeſchiedenheit, grollte mit ſich ſelbſt und der Welt, und wünſchte ſich tauſendmal des Tages von Karlsruhe weg in ein ſüdliches Klima, von dem allein er noch Linderung ſeines Unheils hoffte; ſein Amt verſah er mit Widerwillen, und eben deßhalb mit einer Heftigkeit, die ihm auf keiner Seite Gunſt erweckte; gegen mich hielt er ſich kalt und vorſichtig, weil er in mir dem Preußen einen Feind Baierns glaubte vorausſetzen zu müſſen. Gleiche Meinung, aber unter dem Schein von Wärme und Zutrauen, hegte der Geſandte Würtembergs, Graf von Gallatin, der ein geborner Genfer und Republikaner auf diplomatiſcher Wanderſchaft ſein Unterkommen bei dem eigenwilligſten Könige, wie ſein Bruder das ſeine im diplomatiſchen Dienſte der Vereinigten Staaten von Nordamerika gefunden hatte; Leute des Handwerks, die daſſelbe üben, wo und wie die Gelegenheit es giebt! —

Ich war kaum acht Tage in Karlsruhe, als unerwartet und plötzlich dort ein politiſches Brauſen entſtand, das in ſtarke Gewitterſchläge überzugehen drohte, und alles in fieberhafte Bewegung ſetzte. Der König von Würtemberg, unzufrieden vom Wiener Kongreſſe her, mißtrauiſch gegen die bevorſtehende Geſtaltung der Dinge am Bundestage, in unruhigem Selbſtgefühl zum Widerſtreben aufgelegt, und von ſeiner übermäßigen Beleibtheit ſelten in perſönlicher Ausführung deſſen was er wollte gehindert, hatte ſich eines Morgens von Stuttgart aufgemacht, und ſtürzte gleich einer Bombe verwirrend in den erſchrockenen Hofkreis von Karlsruhe. Nach ein paar Unterredungen mit dem Großherzog, kurzen Berathungen mit ſeinem und dem ruſſiſchen Geſandten, kehrte er am dritten Tag unwillig und mißvergnügt in ſein Land zurück. Der Zweck des ſonderbaren Beſuches, der ſich laut für geheim ausgegeben hatte, wurde ſogleich bekannt. Sein Abſehen war nichts Geringeres geweſen, als innerhalb des deutſchen Bundes eine engere ſüddeutſche Verbindung zu ſtiften, und zu dieſem Behuf hatte der König gleichzeitig auch in München und Darmſtadt die dringendſten Eröffnungen machen laſſen, in Karlsruhe war er ſelbſt erſchienen, weil er hier perſönlich alles durchzuſetzen und den von Wien her beängſteten Großherzog ohne Mühe fortzureißen hoffte. Der kühne Plan war zunächſt eine Schilderhebung gegen Oeſterreich und Preußen, ſollte dem Uebergewicht dieſer Großmächte im Bunde wehren, beſonders aber Süddeutſchland von ihrem Einfluſſe frei erhalten, und dieſe Unabhängigkeit nöthigenfalls durch eine Anſchließung an Frankreich befeſtigen, wo dergleichen Bonapartiſtiſche Rheinbundserinnerungen auch den Bourbonen ganz angenehm ſein mußten. Die Sache ſcheiterte theils an ihrer eignen Unreife und an dem geringen Vertrauen, das ihr Urheber einflößte, theils an den Zeitumſtänden, in welche ſie unvorbereitet traf. Baiern wollte nicht mit Würtemberg und Baden, ſondern für ſich allein etwas bedeuten, und hoffte eben jetzt, durch Oeſterreichs und Preußens Mithülfe, auf Koſten von Baden einen beträchtlichen Länderzuwachs zu gewinnen; in Karlsruhe und Darmſtadt aber herrſchte zu große Schlaffheit und Schwäche, als daß man den Muth hätte haben können auf ein ſolches Wagniß einzugehen, wie Würtemberg es vorſchlug, im Gegentheil hoffte man in Karlsruhe, bei den drohenden Anſprüchen Baierns, noch auf den Schutz derſelben Mächte, denen man jetzt feindlich entgegentreten ſollte. Der König ſah daher ſeine Vorſchläge nirgends begünſtigt, ſein Andringen überall abgewieſen, und grollte deßhalb ſeinen Nachbarn noch lange Zeit; der Gedanke ſolcher Entgegenſtellung aber wirkte fort, und es war vorauszuſehen, daß er bei künftiger Gelegenheit aufs neue hervortreten würde.

Das Ereigniß hatte die ganze Diplomatik in Aufruhr gebracht. Bevor die Nachrichten aus den verſchiedenen kleinen Hauptſtädten gehörig geſammelt und geſichert ſein konnten, herrſchte ſowohl in Frankfurt am Main als in Berlin und Wien die größte Ungewißheit über den Umfang und Erfolg des verſuchten Anſchlags, denn ſelbſt die vertraulichen Mittheilungen, welche den großen Höfen aus München und aus Karlsruhe zugingen, ließen vieles im Dunkel, und man glaubte, daß ſie manches abſichtlich verhüllten. Der Miniſter von Hacke fand ein Vergnügen daran, die fremden Geſandten im Zuſtande der Ungewißheit zu laſſen, ja ſie vorſätzlich irre zu leiten, und machte ſich hinterher luſtig über ihre Mißgriffe, wegen deren ſie von ihren Höfen dann geſcholten wurden. Auch mir legte ſeine Schalkheit bei dieſem Anlaß kleine Fallen; er war mir abgeneigt ſchon als einem Norddeutſchen, die er alle nicht leiden konnte, ſodann auch als einem Freunde Tettenborn's, deſſen Verhältniß zum Großherzog ihn beunruhigte. Mir war jedoch der Zuſammenhang der Sachen völlig klar, und ich ließ mich nicht irren, da ich die zuverläſſigſten Angaben aus der ſicherſten Quelle beſaß, nämlich aus der nächſten Umgebung des Großherzogs, der gegen ſeine Vertrauten arglos alles herausgeſagt hatte, und deſſen eigene Worte mir eben ſo arglos hinterbracht wurden. Ich ſtand nicht an, meine Auffaſſung in meinem amtlichen Bericht, und mehr noch in einem beſondern Schreiben an den Staatskanzler, mit Beſtimmtheit auszuſprechen, und wiewohl ich dabei den Vorwurf nicht verſchwieg, der auf das jüngſte preußiſche ſo überdachte als mißglückte Auftreten in Frankfurt fiel, als welches der nächſte Grund der würtembergiſchen Aufregung geworden war, ſo wurde ich doch wegen der ganzen Darlegung beſtens belobt, und mir fernere Wachſamkeit anempfohlen. An den Staatskanzler neben den amtlichen Berichten noch beſonders zu ſchreiben, und hier gerade das Wichtigere und mit größter Freiheit zu behandeln, war mir von erfahrenen Freunden gerathen worden.

Nach dieſen raſch zuſammengezogenen und ſchnell wieder auseinander geſtobenen Wolken trat eine große Stille ein, die ſich über Hof und Stadt ſichtbar und faſt beklemmend ausbreitete; die Begegniſſe und Geſchäftigkeiten, welche die erſten Tage einer Ankunft beleben, verſchwanden allmählig oder ſanken zu langweiligem Einerlei hinab; der Hof, dem ich übrigens noch nicht vorgeſtellt war, eigentlich eine Gruppe von Höfen, die ſich einander eiferſüchtig gegenüberſtanden, hielt ſich in größter Zurückgezogenheit, der arme Adel, in Hof- und Staatsämtern dienſtbar, ſaß ungeſellig zu Hauſe und lauerte mißvergnügt auf Gunſt und Vortheil; von der Mittelklaſſe war nicht die Rede, und das untere Volk, ein trübes Gemenge zufälliger Beſtandtheile, hatte geringe Regſamkeit; alles zuſammen machte den Eindruck geiſtloſer Oede, und düſterer Stockung.

Karlsruhe verdankte, gleich Mannheim und Raſtadt ſeinen Urſprung im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dem Mißbelieben, welches die Fürſten damals gegen ihre alten Reſidenzen empfanden. Der Markgraf Karl Philipp von Baden verließ das ſchöngelegene Durlach wegen eines Zwiſtes mit den Bürgern, und erbaute im Wald ein Jagdſchloß, welches er Karlsruhe nannte, und wo er forthin ſeinen Wohnſitz nahm. Dem Schloſſe ſüdlich gegenüber erhoben ſich einſtöckige kleine Häuſer im Kreisbogen, der gleichmäßig durch gerade Straßen durchbrochen wurde, ſo daß der ganze Anbau ſich in Geſtalt eines Fächers ausbreitete. Für die Umgebung eines Jagdſchloſſes mochte dieſe Anlage zuläſſig oder gleichgiltig ſein, aber für die ſpätere Hauptſtadt wurde ſie ein mißfälliger Uebelſtand, den alle folgende davon abweichende Erweiterung der Stadt nicht fortzuſchaffen oder zu bewältigen vermochte. Doch dem grillenhaften Eigenwillen waren noch andere Sonderbarkeiten nachzuſehen, die zum Glück nicht alle ſo dauerhaft wie Bauwerke ſein konnten. So hatte er eine Leibwache von ſechzig Mädchen, die als rothe Huſaren uniformirt und beritten ihn auf ſeinen Ausflügen begleiten, bei Tafel aufwarten, und auf der Schloßbühne ſingen und tanzen mußten, zur Nacht aber in den Zellen der Oberſtockwerke des Schloßthurms eingeſperrt und durch Wegnahme der Treppe von jeder Verbindung nach außen abgeſchnitten wurden.

Zu einiger Bedeutung gelangte Karlsruhe erſt unter der langen und guten Regierung des vortrefflichen Markgrafen Karl Friedrich, der ſein durch Erbſchaft und ſpäter durch das ihm aufgedrungene, höchſt ergiebige Bündniß mit Frankreich beträchtlich erweitertes Land als ein ſchönes Großherzogthum hinterließ, mit deſſen Anwuchs auch die Hauptſtadt zugenommen hatte. Er war ein wohlgeſinnter Landesvater, ein kluger Staatswirth, ein Freund und Beſchützer edler Geiſter. Man rechnete ihm hoch an, daß er Klopſtock einſt an ſeinen Hof gerufen hatte, wiewohl das Verhältniß gleich im Beginn an der Engherzigkeit zerfallen war, mit der man dem erhabenen Dichter allzu ſehr empfinden ließ, daß er nur bürgerlichen Standes ſei. Weniger wollte man loben, daß ſpäter der fromme Jung-Stilling nach Karlsruhe gezogen worden, deſſen Vorſtellungsweiſe wohl dem alternden, in freimaureriſchen und roſenkreuzeriſchen Geheimniſſen ſchwärmenden Fürſten, nicht aber dem jüngern, zu gröberer Weltlichkeit hingeneigten Geſchlecht gefallen konnte. Doch war auch Karl Friedrich neben ſeinen Geiſterſachen dem Sinnenreize nicht unzugänglich, und hatte als Wittwer noch im hohen Alter ſich morganatiſch mit einem Fräulein Geyer von Geyersberg vermählt, die vom Kaiſer zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde, welchen Namen auch die vier aus dieſer Ehe entſproſſenen Kinder führten, drei Söhne und eine Tochter, über deren ſpäte Erzeugung allerlei ſchlimme Reden gingen, beſonders in Betreff des jüngſten wahrhaft abſcheuliche!

Der aus ebenbürtiger Ehe entſproſſene Erbprinz war mit einer heſſendarmſtädtiſchen Prinzeſſin Amalia vermählt, und hatte ſchon eine blühende Nachkommenſchaft von ſechs Töchtern und einem Sohn, als er auf einer Reiſe in Schweden durch einen Sturz von hohen Felſen herab verunglückte, wodurch ſein Sohn — der ſpätere Großherzog Karl — der Nächſtberechtigte zum Thron wurde, aber noch zehn Jahre auf deſſen Erledigung warten mußte. Die Wittwe des Verunglückten, Markgräfin Amalia, ſtand bei ihrem Schwiegervater, dem alten Fürſten, in großem Anſehen, wurde die Vormünderin ihres Sohnes und leitete deſſen Erziehung ganz nach ihrem Sinne. Ihre beiden Schwäger, die Markgrafen Friedrich und Ludwig, erſterer mit einer Prinzeſſin von Naſſau in kinderloſer Ehe, dieſer unverheirathet, lebten in großer Zurückgezogenheit, und hatten keinen andern Einfluß, als den bisweilen die Markgräfin Amalia von ihnen fordern mochte.

Der Großherzog Karl war im Jahr 1811 zur Regierung gekommen, als er eben fünfundzwanzig Jahr alt geworden. Bis dahin hatte er ganz unter dem Einfluſſe ſeiner Mutter der Markgräfin Amalia geſtanden. Dieſe karakterfeſte, ſtarkſinnige Frau, voll Ehrgeiz und Selbſtgefühl, hatte nur mit größtem Schmerz ihre eignen Ausſichten zum Thron durch den unglücklichen frühen Tod ihres Gatten vernichtet geſehen, und daher ihren ganzen Eifer darauf gewendet, in der Regierung ihres Sohnes ſich den Antheil zu ſichern, der in der Regierung ihres Gemahls ihr nicht hätte fehlen können. Sie war demnach früh bedacht geweſen, den Sohn zu kindlichem Gehorſam zu gewöhnen, ihren Rath, ihre Leitung ihm unentbehrlich zu machen; ſie hatte ihm das Leben angenehm zu machen geſucht, mancherlei Vergnügungen ihm gern nachgeſehen, dafür ihn aber ſorgfältig von allen Geſchäften entfernt gehalten, und alle Luſt und Fähigkeit zu ernſten Arbeiten in ihm erſtickt. Dies letztere war in hohem Grade gelungen; zur Regierung gekommen, fühlte der junge Großherzog in ſich weder die Einſichten noch die Willenskraft, deren ein Fürſt bedarf, um ſeinem Beruf zu entſprechen; er war zu keiner eingreifenden Thätigkeit zu bewegen, die glücklichen Anlagen und nicht geringen Kräfte, mit denen die Natur ihn ausgeſtattet, folgten einzig dem Hange zum Sinnengenuß. Immer größere Zerrüttung und frühzeitige Abſtumpfung waren die traurige Folge dieſer Lebensweiſe. Seit der Rückkehr vom Wiener Kongreß war er nun auch kränklich, und in mißmuthiger Abſpannung und gleichgültiger Trägheit brachte er ſeine freudeloſen Tage hin, für die ſchon ſelten ein anregender Reiz zu finden war. Allein er hatte ein tiefes Gefühl ſeines Zuſtandes, und wußte wie ſehr und zu welchem Zweck er verwahrloſt worden war. Er verhehlte ſich nicht, daß er die Kraft zum Regieren nicht habe, aber ſo viel Kraft gerade war ihm geblieben, das, was er ſelbſt nicht vermochte, auch Andern nicht zu geſtatten. Er ehrte ſeine Mutter auf das ſorgſamſte, bezeigte ſich in allen Stücken als ein aufmerkſamer Sohn, hatte die größte Meinung von ihrem Verſtand, fürchtete ihre Unzufriedenheit; aber in dem Einen war er feſt und durch nichts zu erſchüttern, daß er ihren Einfluß auf die Regierungsſachen gänzlich abſchnitt, jeden Zugang ſorgfältig verſchloß. Er ſelbſt arbeitete nicht, machte ſelten in Staatsſachen ſeinen Willen geltend, ließ den Miniſtern offenes Feld, nur darin behielt er vollſtändig und beharrlich die Oberhand, daß an ſeiner Statt kein Anderer befehlen und anordnen durfte, und am wenigſten ſeine Mutter; kein verſuchter Trotz, keine angewandte Liſt vermochte ihm darin etwas abzugewinnen. Das Land hatte von dieſem bloß verneinenden Willen ſo mancherlei zu leiden, doch am ſchwerſten gewiß die Markgräfin. Zwar trug ſie die Ausſchließung, welche ihre liebſten und ſicherſten Erwartungen ſo grauſam täuſchten, mit großer Selbſtverläugnung, und in ihrer würdevollen Haltung, in ihrem verſtändigen und heitern Geſpräch konnte man keine tiefe Unbefriedigung, keinen bittern Kummer argwohnen, die doch ihr Gemüth, wie den Näherſtehenden nicht verborgen blieb, insgeheim mit dem Schmerz des Entbehrens und ſelbſt reuevoller Vorwürfe beſchlichen.

Als Familienhaupt übrigens wußte ſie ſich ſtets in größtem Anſehen zu erhalten, hier galt ihr Willen mehr als jeder andere, wirkte ihr Einfluß nah und fern ununterbrochen. Ihre ſorgſam erzogenen Töchter, von denen nur die ihr gleichnamige älteſte noch unverheirathet bei ihr war, die fünf andern auf die Throne von Rußland, Schweden, Baiern, Heſſen-Darmſtadt und Braunſchweig berufen worden, verſäumten auch in dieſen hohen Stellungen nicht, der verehrten Mutter bei jeder Gelegenheit zu huldigen, ihren Rath anzunehmen, ihren Weiſungen zu folgen. Die Markgräfin Amalia hatte in dieſen ausgebreiteten Familienbanden gleichſam ein eignes Reich, deſſen Glanz, der ihren perſönlichen Rang weit überſtrahlte, ſie klug zu verwalten verſtand. Zwar hatte dieſer Glanz in ſpäterer Zeit hie und da ſich verdüſtert, die Königin Friederike von Schweden war mit ihrem Gemahl des Throns entſetzt, die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland hatte keine Kinder und lebte zurückgezogen faſt in Einſamkeit, die Herzogin von Braunſchweig war früh geſtorben; aber auch bei ſolchen Einbußen machte die Markgräfin ſtets das Uebergewicht ihrer Vortheile geltend, und wenn ſie von ihren Töchtern ſprechend ma fille de Russie oder ma fille de Suède ſagen konnte, ſo ſchien der Ausdruck alles Erwünſchte in ſich zu tragen.

Nach anderer Seite freilich hatte die Markgräfin eine Verwandtſchaft eingehen müſſen, die mit all jener Herrlichkeit im ſchneidendſten Gegenſatze ſtand, allein Macht und Glanz fehlten auch hier nicht, und traten nicht nur gebieteriſch, ſondern auch mit reichen Gaben auf. Der Kaiſer Napoleon beſtimmte dem Lande Baden beträchtliche Vergrößerungen, zugleich dem Erbprinzen Karl, dem Sohne der Markgräfin, die Hand der Stephanie von Beauharnais, einer Nichte der Kaiſerin Joſephine. An Ebenbürtigkeit im alten Sinne war hier nicht zu denken, und das altfürſtliche Blut der Markgräfin empörte ſich gegen ſolche Mißheirath. Sie hatte den Muth, dem gewaltigen Kaiſer gegenüber ihre mütterliche Zuſtimmung zu der Heirath zu verſagen, und ertheilte ſie erſt, als der Kaiſer, dem ſolche Vorurtheile nicht ganz mißfielen, nachgiebig einwilligte die Nichte ſeiner Gattin vorher als Tochter anzunehmen, ſie zur Kaiſerlichen Hoheit und fille de France zu erklären. Durch dieſes Zauberwort wurde der Trotz gebrochen, die Heirath kam zu Stande. Die Markgräfin aber hatte nur ſich gefügt, und die Sache blieb ihr dennoch verhaßt. Die jugendlich ſchöne, liebenswürdig gute Prinzeſſin, die durch ihr Erſcheinen alle Herzen gewann, konnte den harten Sinn der Schwiegermutter nicht erweichen; dieſe ſah in ihr nur die aufgedrungene, die unberechtigte Fremde, durch die das reine Haus Zähringen befleckt werde. Sie wußte auch ihren Sohn durch ihre eindringlichen Reden ſo zu beſtricken, daß er ſeine Gemahlin mit größter Kälte behandelte, und lange Zeit mit ihr ohne nähere Gemeinſchaft blieb. Die in Schönheit und Anmuth ſtrahlende junge Fürſtin nahm ihr Loos unbefangen hin, ſie ahndete nicht, daß man ſie kränken, ſie demüthigen wollte, noch weniger, daß man ihrer Jugend, während ihr Gemahl ſie ganz vernachläſſigte, gefliſſentlich Fallſtricke legte, um ſie bei dem kleinſten Schatten, der auf ihr Benehmen fiele, mit dem Scheine des Rechtes heftig anklagen zu können. Ihrer Unſchuld und Tugend aber durfte keine Verführung nahen, ſie gingen fleckenlos aus allen Verſuchungen hervor. Ihr Gemahl mußte wohl endlich ihren Werth erkennen, und konnte nun auch nicht länger unempfindlich bleiben; die Ehe wurde jetzt erſt eine wirkliche, und bald auch mit Kindern geſegnet. — Als die Waffen der Verbündeten im Jahre 1813 die Macht Napoleon's gebrochen und im folgenden Jahre ihn ſelbſt geſtürzt hatten, flammte der Stolz und Widerwillen der Markgräfin nochmals auf, ſie erachtete den Zeitpunkt günſtig, mit der Herrſchaft Napoleon's auch die Napoleoniſche Schwiegertochter abzuſchütteln, deren Schimmer als Kaiſerliche Hoheit und fille de France ohnehin mit dem Kaiſer erloſchen ſein ſollte. Die Markgräfin gewann ihre Tochter, die eben zum Beſuch anweſende Kaiſerin von Rußland, leicht für ihren Vorſatz, und beide vereint bemühten ſich mit allem Eifer, ihren Bruder zu überzeugen, daß er ſeine Ehe auflöſen müſſe, und ſich nachher anderweitig ſtandesgemäß verheirathen könne. Doch der Großherzog war weit entfernt, ſolchen Vorſtellungen Gehör zu geben. Schon immer mißtrauiſch gegen den Rath ſeiner Mutter und ungeneigt ihm zu folgen, fühlte er auch tief das Unwürdige, das für ihn ſelber darin lag, den Umſchwung des Glückes in ſeine perſönlichen Verhältniſſe ſo ſchnöd eingreifen zu laſſen. Er widerſtand aller wiederholten Beſtürmung mit entſchiedenem Trotz, und weit entfernt, ſeine Gattin weniger zu ehren, weil ſie den mächtigen Beſchützer verloren hatte, ſchloß er ſich nur um ſo inniger an ſie, und nie war Stephanie entſchiedener die Großherzogin, als ſeit ſie es nicht mehr durch Napoleon war. Ein ſo redliches und mannhaftes Benehmen mußte die höchſte Achtung erwerben, die zuletzt auch diejenigen nicht verſagen durften, welche das Gegentheil gewünſcht hatten. Die Markgräfin, als eine kluge und praktiſche Frau, die ihr Aeußeres vollkommen beherrſchte, wußte ſich in dieſe Wendung der Sache, mit guter Art zu ſchicken, und lebte mit der unerwünſchten Schwiegertochter und dem widerſtrebenden Sohn, als wenn nichts vorgefallen wäre, in anſtändiger Freundlichkeit weiter.

Die Großherzogin Stephanie hatte keinen Ehrgeiz, und begehrte weder Macht noch Einfluß; ihr genügte, als Gattin und Mutter ihre Pflichten zu erfüllen, und darin nicht geſtört zu werden. Die häuslichen Verhältniſſe waren jedoch für ſie keineswegs glückliche; die Gemüths- und Sinnesart ihres Gemahls war ſchwer zu behandeln, ſeine Trägheit und Zähigkeit waren durch kein ernſtes Geſchäft, durch keine Nothwendigkeit der Entſchließung zu überwinden, gaben aber willig der Verlockung zu kleinen Abentheuern und Ausſchweifungen nach. Nur zu viele gefällige Höflinge umgaben ihn, welche dieſen Lüſten dienten, und ihn mehr und mehr zu niedern und rohen Vergnügungen herabzogen; der Ton der Geſpräche, die Geſchichten, mit denen man ſein läſſiges Weſen zu ermuntern, ihm ein Lachen abzunöthigen ſuchte, waren meiſt von der Art, daß die Großherzogin, die ſich nicht immer zurückziehen konnte, gern des Deutſchen unkundiger erſchien, als ſie es wirklich war. Sie hatte in dieſer Weiſe täglich zu leiden, abzuwehren, zu ſorgen, und mußte deutlich ſehen, daß der unglückliche Gatte, jeder edlern Zuneigung ſtets unfähiger, dem geiſtigen und leiblichen Verderben unrettbar entgegen ging. Ihr hoher Geiſt und reines Gemüth ließen ſie aber nicht in Trauer verſinken, ihre friſche Natur war zu heitrer Fröhlichkeit geſtimmt, und dieſe waltete ſogleich, wenn die Störung einen Augenblick nachließ; der Kampf, den ſie zu führen hatte, ſchien nur ihr ſchönes Innere heller hervorzuheben. Stephanie war in der berühmten Anſtalt der Frau von Campan erzogen worden, und die ſtrengen Grundſätze und harmloſen Spiele der Penſion ſchienen in ihr verbunden fortzuleben. Mit einer ſanften und liebevollen Frömmigkeit, die dem katholiſchen

Glauben zur Seite ging, vereinigte ſie den ſchweren Ernſt des Denkens, und ſcheute keinen noch ſo ſchweren Flug in das Reich der Ideen, wohin ſie auch die menſchlichen Angelegenheiten aus niederer Beſprechung ſtets zu erheben ſtrebte. Dieſes bei Frauen ſo ſeltene Talent des Denkens miſchte ſich auf das glücklichſte zu ihren andern Gemüths- und Geiſtesgaben, und ſicherte ihr in den verſchiedenſten Geſtalten, die ſie annehmen mochte, eine wohlthuende Ueberlegenheit. Uebrigens war ſie eine reizende Erſcheinung, voll Anmuth und Lieblichkeit, für jeden Menſchen ohne Gefallſucht aufmerkſam, unverſtellt immer ſie ſelbſt; ihr freundliches Lächeln und der Wohlklang ihrer Stimme gaben auch ihrem gewöhnlichen Reden einen beſondern Zauber.

Die Oheime des Großherzogs, Markgraf Friedrich und Markgraf Ludwig, lebten in ſtiller Unſcheinbarkeit, und ſcheuten ängſtlich jedes Hervortreten. Sie hatten ſich doppelt in Acht zu nehmen, um es weder mit dem Großherzog noch mit ihrer Schwägerin, der Markgräfin Amalia zu verderben, denn wie jener ſeine Selbſtſtändigkeit, ſo bewachte dieſe mit Eiferſucht jede Annäherung eines andern Einfluſſes als des ihrigen, und ein ſtets geſpannter Argwohn begleitete alle Bewegungen dieſer Familienglieder. Von dem Markgraf Friedrich iſt nichts weiter zu ſagen, als daß er ſchwach an Leib und Seele war. Des Markgrafen Ludwig aber wird ſpäter noch oft zu gedenken ſein. Er hatte als General in preußiſchen Kriegsdienſten geſtanden, aber wegen der Verhältniſſe Badens mit Frankreich den Abſchied nehmen müſſen. Auf ſein Preußenthum that er ſich viel zu gut, und noch mehr auf ſeine Auszeichnung im Kriege gegen Frankreich, ſetzte ſich aber dadurch in Widerſtreit mit den badiſchen Offizieren, die ihre Auszeichnung in der Gemeinſchaft mit den Franzoſen errungen hatten, und wie der Markgraf ihre Leiſtungen nicht ſonderlich zu achten ſchien, ſo machten ſie hinwieder die ſeinigen zweifelhaft, und es ging nicht eben allzuheimlich die Rede, daß er ſich ſeines in Preußen zurückgelaſſenen Rufes nicht ſehr zu rühmen habe. In früherer Zeit, als noch Hoffnung geweſen, daß der Großherzog ſich würde leiten laſſen, hatte der Oheim ſich mit der Mutter zu dieſem Zweck verbinden wollen, und obgleich dieſer nicht erreicht wurde, ſo hinterließ doch ſchon der bloße Verſuch ſolchen Zuſammenwirkens ein für immer trennendes Mißtrauen, indem jeder Theil ſich bald überzeugt hielt, daß es der andere mit ihm dabei nicht aufrichtig gemeint habe. Der Markgraf hatte unter den altbadiſchen Beamten und Offizieren noch einen kleinen Anhang, der ihm fleißig doch ſehr insgeheim zutrug, was in dem Hofkreiſe vorging; an unzuverläſſigſten Klatſchereien nährte ſich ſeine Schadenfreude, ſeine Hoffnung!

Außer dieſen verſchiedenen Höfen beſaß Karlsruhe noch einen von eigenthümlicher Art und Bedeutung. Die Königin Friederike von Schweden hatte nach der Thronentſetzung des Königs ihre Zuflucht hiehergenommen, und lebte mit ihren Kindern, dreien Töchtern und einem Sohn, in der Nähe ihrer Mutter der Markgräfin und unter dem Schutz ihres Bruders des Großherzogs. Schweden hatte der vertriebenen Familie eine anſehnliche Geldſumme zugeſtanden, und da der abgeſetzte König, der auf eigne Hand ſeinen ausſchweifenden Einfällen lebte, von dieſen Geldern nichts nehmen wollte, ſo kamen ſie ganz der Königin zu gut, die mit ihren Kindern davon ſtattlich Hof hielt. Sie war eine ſchöne Frau, einnehmend durch ſanfte Freundlichkeit und Milde, hinter denen jedoch bei längerm und ſchärferm Beobachten, Stolz und Starrſinn nicht lange verborgen blieben, ſo daß die Angaben, welche meinten, bei dem Unheil, welches ihr Haus getroffen, ſei auch von ihrer Seite manches verſehen worden, nur allzu leicht Glauben fanden. Der Prinz Guſtav, ohne eigne Schuld in das Geſchick ſeines Vaters verflochten, gab ſeine Anſprüche auf den ſchwediſchen Thron keineswegs auf, ſondern wurde in Hoffnungen erzogen, für welche der letzte große Umſchwung der Weltverhältniſſe nur günſtig ſchien; alle Mächte, beſonders aber das verſchwägerte Rußland, meinte man, müßten ſich beeifern, in Schweden das alte Königshaus wieder auf den Thron zu ſetzen. Für jetzt beſtätigte zwar nichts eine ſolche Ausſicht, allein die Gläubigen verſicherten, wenn erſt der Prinz Guſtav das gehörige Alter habe und perſönlich auftreten könne, würde der Beiſtand der

Mächte ihm nicht fehlen. Sein ſchweizeriſcher Hofmeiſter, Herr von Polier, ein ſchöner angenehmer Mann, der den Damen ſehr gefiel, zeigte den größten Eifer für die politiſchen Lehren und Anſichten, die jetzt an den meiſten Höfen vorzugsweiſe galten, und wurde dafür nach Gebühr gelobt und geſchätzt. Den ihm anvertrauten Zögling hütete er wie eine zarte Pflanze, die keiner rauhen Luft ausgeſetzt werden dürfe, der Königsſohn ſollte dem Thron, der ihm nicht entgehen könne, ſorgſam bewahrt werden; daß er auch für den Thron vorbereitet würde, dünkte weniger nöthig, war er doch für ihn geboren! War die Mutter ſchon voll Aengſtlichkeit und Unruhe, und wollte den Sohn, auf deſſem Haupt ein ſo großes Geſchick gelegt war, kaum aus den Augen laſſen, ſo ging Polier hierin noch viel weiter, und gewann durch das Uebermaß ſeiner Wachſamkeit und Sorge ein begeiſtertes Zutrauen. Immerfort hatte er geheime Nachrichten, bald verheißende, bald warnende, überall witterte er Gefahren, böſe Anſchläge, denen man ausweichen, die man vereiteln mußte. Ganz eingebildet waren dieſe Gefahren nicht, denn wenn auch niemand anders dem Prinzen nachſtellte, ſo that es doch der eigne Vater. Dieſer lebte jetzt in Frankfurt am Main unter dem Namen Oberſt Guſtavſon, den er allein noch führen wollte; gegen ſeine Gemahlin hatte er den heftigſten Grimm gefaßt, beſchuldigte ſie mannigfachen Unrechts und bediente ſich der ſchimpflichſten Ausdrücke. In ſeinem Wirr- und Irrſinn gerieth er auf den thörichten Einfall, ſeinen Sohn zu ſich zu fordern, in der ausgeſprochenen Abſicht, ihn auf die ſchwediſche Thronfolge feierlich verzichten zu laſſen. In Schweden ſah man das Vorhaben als eine Albernheit an, und erklärte ſolche Verzichtleiſtung für überflüſſig; allein in Karlsruhe bewirkte ſie Schrecken und Angſt. Man fürchtete, der Vater möchte den Sohn überfallen und fortſchleppen, man rief die Wachſamkeit der Polizei zu Hülfe, man verabredete im Nothfall die der badiſchen Truppen. Polier ließ den Prinzen nicht mehr ohne bewaffnete Begleitung aus dem Hauſe, er bewaffnete ſich ſelbſt, und zeigte ſich bereit ſein Blut für ihn zu verſpritzen. Der Heldenmuth war unnöthig, denn es gab nicht die geringſte Gelegenheit ihn zu zeigen, aber im Schmucke desſelben gewann Polier noch mehr die Gunſt der Frauen, obſchon er von dem Gipfel, den er ſpäter erſtieg, noch ſehr fern war. Der Prinz blieb unter ſtrenger Aufſicht, die er willig zu ertragen ſchien. Er war ſchlank und ſchmächtig, und wenig entwickelt, ſein Aeußeres hatte nichts Kräftiges und ließ auf das Innere nicht günſtig ſchließen. Daß er unter den Einflüſſen, die ihn beherrſchten, erſtarken könne, war nicht zu hoffen. Er hatte keinen Umgang, als mit Mutter und Schweſtern und deren Damen, die ihn alle verweichlichten, und mit Polier, der es nicht beſſer machte. Einige badiſche Offiziere, die ihn einſt derb anſprachen und zum Ausreiten und Jagen aufforderten, wurden mit Schrecken abgewieſen, und wegen ihrer Dreiſtigkeit beim Großherzog verklagt. Dieſer Prinz ſollte die Hoffnung des Hauſes, ja Schwedens ſein! —

Man ſieht aus dieſem Ueberblicke, daß in Karlsruhe die Hofwelt zahlreich und mannigfach zuſammengeſetzt, und zwar weniger durch die Perſonen, doch deſto mehr durch die Beziehungen, welche hier von ſo vielen Seiten zuſammenliefen, bedeutend genug war, um den Stoff politiſcher Beobachtung nicht fehlen zu laſſen. Für die Vorſtellung, in der Ueberlegung, war dies vollkommen wahr; allein um ſo mehr durfte man ſich wundern, daß der unmittelbare Eindruck ſo wenig davon ſpüren ließ. Dieſer mannigfache reiche Stoff lag in der Wirklichkeit wie leblos da, die verſchiedenen Beſtandtheile ſchienen nur auf einander zu wirken, um ſich gegenſeitig zu lähmen, auf das kleinſte Maß der Bewegung einzuſchränken. Die hohen Perſonen hielten ſich hinter ihren Stellungen, welche durch Geburt und Rang ihnen hier angewieſen waren, wie verſchanzt und verſteckt, hüteten ſich vor jeder Ueberſchreitung, und beobachteten mißtrauiſch ob eine von anderer Seite vielleicht gewagt werde, der man alsdann entgegenzuwirken bereit war. Sie warteten gleichſam mit dem Leben, daß irgend ein Anſtoß von außen käme, der das roſtende Getriebe in neuen Schwung ſetzte. In ſolcher Zurückhaltung hatte es beſonders der Großherzog weit gebracht; er fühlte die größte Scheu fremde Menſchen zu ſehen, aber nicht minder peinlich waren ihm ſeine Anverwandten; konnte er ihrem Beſuch, ihrem Geſpräch einmal nicht ausweichen, ſo konnte er noch lange nachher den Verdruß nicht verwinden. Stundenlang ſtand er am Schloßfenſter unthätig auf der Lauer, und beobachtete gegenüber das Haus ſeines Oheims des Markgrafen Ludwig, ob etwa die Thüre ſich öffnete, und wer herauskäme oder hineinginge. Die Miniſter konnten dann mit ihren dringendſten Geſchäften nicht vorkommen. Abweiſen, Warten, Wartenlaſſen, Aufſchieben, das war ihm ſtets das Erſte und Liebſte. Nur mit einigen vertrauten Günſtlingen, vor denen er ſich keinen Zwang anthat, trieb er im Dunkel der Faſanerie ſeine heimlichen Vergnügungen, die ihn doch ſelten erheiterten. Die Großherzogin fügte ſich ohne Klage dieſem Lebenszuge, der ſie auf den engen Kreis ihrer nächſten Umgebung einſchränkte; ſie beſchäftigte ſich viel mit ihren Kindern, außerdem ſah ſie öfters zwei Jugendfreundinnen, die ihr aus dem Campan'ſchen Hauſe nach Karlsruhe gefolgt waren, und deren eine ſie mit dem alten badiſchen General von Lingg verheirathet hatte. Eine Oberhofmeiſterin Gräfin von Walſch, die früher in der Vendée mitgefochten, dann ihren Frieden mit Napoleon gemacht, und zum Lohn dieſe Stelle von ihm empfangen hatte, zwei Hofdamen von gewöhnlicher guter Art, und eine mit wunderbarer Stimme begabte Kammerſängerin Fräulein Berenfels, waren die beſtimmte tägliche Geſellſchaft, deren Unterhaltung ſich in Leſen, Sticken und Spazierengehen abſchloß. — Die Markgräfin Amalia behauptete noch am meiſten Freiheit und Selbſtſtändigkeit, ſie hielt jeden Sonntag Hof, gab wöchentlich ein paar Mittagstafeln, und ſah Einheimiſche und Fremde nach Belieben; doch war auch bei ihr alles abgemeſſen, vorſichtig und kalt. Die übrigen Fürſtlichkeiten, die Gräfin von Hochberg mit ihren Kindern einbegriffen, lebten in ſtiller Unbedeutendheit dahin, niemand mochte nach ihnen fragen, niemand von ihnen hören. In dem Schwarm der Hofleute, deren bei ſo vielen Höfen nicht wenige waren, zeichneten ſich einige durch Talente, andere durch ehrbare Haltung aus, aber die Geſammtheit war ein widriges Gemiſch anſpruchsvoller Förmlichkeit, plumper Rohe heit, abgefeimter Verderbniß, lauernder Selbſtſucht und augendieneriſcher Schmeichelei. Fand ſich als Ausnahme darunter ein Anflug von Geiſt, von feinerem Sinn oder gar von Herzensgüte, ſo hielten dieſe Eigenſchaften ſich gewiß möglichſt verſteckt, und baten demüthig um Verzeihung, daß ſie ſich erdreiſteten auch dazuſein. Genug, das ganze Hofleben war kümmerlich, dünkelvoll und verzagt, großthuend und gemein, verderbt und freudlos, und ſo ſtill, ſo ſtill, daß man die Athemzüge hören konnte. —

Wir hatten unſere Wohnung in der Waldhorngaſſe bei dem Kreisdirektor Freiherrn von Wechmar genommen, und durch ſeine ſchöne, liebenswürdige Frau, geborne von Basmer aus Thüringen,, fanden wir unverhofft im Hauſe ſelbſt eine Spur norddeutſcher Geſelligkeit wieder. Der Graf von Trauttmansdorff brachte hier ſeine meiſten Abende zu; doch am liebſten mit der ſchönen Frau allein; und ſo gerieth auch hier alles bald wieder in's Stocken. Die Karlsruher Art war übrigens nicht zu bezwingen, niemand kam anders als wenn ausdrücklich eingeladen, im beſten Putz, und mit dem Anſpruch auf große Bewirthung; außerdem blieb man für ſich und ſaß in verſchloſſener Häuslichkeit, die ſich freilich fremden Augen meiſtens nicht gut durfte ſehen laſſen.

Man fand es ungewöhnlich für einen Diplomaten, daß ich mich auch in andern Kreiſen umſehen wollte, als in dem der geſtickten Uniformen und Hofkleider, aber ich kümmerte mich darum nicht, und hatte nur den Verdruß, überall denſelben Zuſchnitt zu finden, nur noch geringer und ungeſchickter. Doch gab es in der Stadt einige Männer von gutem Namen, die es wohl verlohnte kennen zu lernen. Ich beſuchte den berühmten Jung-Stilling einen ſchon hohen Siebziger, der aber noch ein rüſtiges Anſehen hatte. Wir fanden uns bald in vertraulichem Geſpräch, und an meiner Verehrung für Goethe und Jacobi, an meiner Bekanntſchaft mit Tauler's, der Frau von Guion, Lavater's, und ſeinen eigenen Schriften, bezeigte er inniges Gefallen. Ich ſah mit Rührung den ſanften und noch immer lebhaften Greis vor mir, deſſen merkwürdigen Schickſalen ich als Leſer einſt ſo warmen Antheil gewidmet. Er war einer der wenigen

Menſchen, in denen ich das treue Bild eines ächten Chriſten erkennen zu dürfen glaubte, indem die Mehrzahl derer, die ſich ſo nennen, und beſonders derer, die ſich mit anſpruchsvollem Eifer ſo nennen, keineswegs dieſen Namen verdient. In Stilling arbeitete ſich die Liebe immerfort über die Vorurtheile hinaus, welche er abzuwerfen doch nicht die Kraft hatte. Denn bei aller Stärke des Gemüths und der Einbildungskraft war ſein Denkvermögen nur ſchwach; in dieſem übertraf ihn ſeine Frau, ſeine dritte, die er noch in ſpäter Zeit ſich zur Gefährtin erwählt hatte, weil er ohne eine ſolche nicht leben konnte. Die Unglückliche ſah einem Schatten gleich, blaß und abgezehrt, von unaufhörlichen Zuckungen gepeinigt, welche ihr den Kopf und Hals immerfort verdrehten, ſelbſt im Schlaf arbeitete dieſes Unheil ohne Nachlaß. Es war ein jammervoller und doch erhebender Anblick, aus dieſem ſchmerzverkrümmten, unſcheinbar eingeſchrumpften Weſen die heiterſten Gedanken und ſchönſten Empfindungen hervorſtrömen zu ſehen, ſo daß die Leiden und Gebrechen wie verſchwunden ſchienen, wobei man die Ueberzeugung faſſen konnte, daß in dieſer körperlichen Unſeligkeit mehr ächtes Glück wohne, als in manchem von Natur und Welt mit höchſter Schönheit und Kraft ausgeſtatteten Menſchenkind. — Beide Gatten zeigten liebevolles Verlangen, auch Rahel kennen zu lernen, von der ſie ſchon viel Vortheilhaftes gehört hatten, beſonders von ihrer Pflege der Verwundeten und Kranken im letzten Kriege; eine vornehme Dame, die Rahel ſelber nicht kannte, hatte ihnen davon erzählt. Ich wünſchte ſehr dieſe Anknüpfung, denn ich hoffte für Rahel daraus manche Befriedigung; allein es kam nicht dazu; Jung mußte für einige Zeit auf's Land, wir verreiſten ebenfalls, und ſpäterhin machte ſeine zunehmende Kränklichkeit ihn auch mir meiſt unzugänglich.

Einen gleich ihm auf religiöſem Boden hervorgewachſenen Mann lernte ich in dem Kirchenrath Johann Ludwig Ewald kennen, der als ein Jugendbekannter Goethe's und ein Jünger Lavater's nicht ohne Anziehung für mich war. Er hatte Goethe'n in der Zeit ſeiner Neigung zu Lili gekannt, ſchilderte mit Begeiſterung den Zauber des herrlichen Jünglings, die ſtrahlende Anmuth der ſchönen Lili; er bewahrte noch die früheſte Abſchrift des Gedichtes „Lili's Park", und las daſſelbe mit — wie er verſicherte — genauer Nachahmung des Tons und Ausdrucks, in denen Goethe ſelbſt es vorgetragen hatte. Ueber Lavater ſprach er das merkwürdige Urtheil, derſelbe ſei in der Zeit ſeines erſten Auftretens ein gottbegeiſterter Seher, ein unſchuldsvoller Heiliger geweſen, aber nachdem er in das Getriebe der Welt tiefer eingegangen, und ſein ungeheures Talent des Scharfblicks und der Einſicht raſch entwickelt habe, ſei er eben ſo ſchnell zum klugen Schalk geworden; er habe ſeine wunderbare Gabe, die Menſchen augenblicklich zu durchſchauen, dann oft mißbraucht, mit ihnen ſein Spiel zu treiben. Hiemit ſtimmte Goethe's eigene Erfahrung ganz überein, woraus ſein ſpäterer Widerwillen gegen den einſt innig geliebten Lavater ſich vollkommen erklärt, ſowie auch ſein Ausfall in den Xenien gegen Ewald, der mit Lavater den gleichen Weg zu gehen ſchien, obgleich nur als ſchwacher Abglanz deſſelben. Ewald hatte die Zeit der Empfindſamkeit und Aufklärung in Deutſchland eifrig mit durchgemacht, und lebte und wirkte noch ſtets in beiden Richtungen fort. Weichliche Gefühlserbauung und ſchlaffe Denkweiſe fanden ſich in ihm behaglich vereint, und erzeugten mittelmäßige Schriften und Predigten, denen man doch alles Verdienſt nicht abſprechen konnte. Daß aber jene Miſchung den ſinnlichen Neigungen wenig Widerſtand zu leiſten, im Gegentheil ſie eher zu fördern geeignet war, davon gab er ſelbſt ein betrübtes Beiſpiel. Es war nämlich kein Geheimniß, daß der frömmelnde Kirchenrath, der eine kranke Gattin und erwachſene Töchter hatte, im Stillen kleinen Liebſchaften nachging, deren Flüchtigkeit doch bisweilen dauernde Folgen hinterließ, wobei der Anſchein der Ehrbarkeit nur mühſam gerettet wurde. Daneben machten ſeine Bücher, welche die Kunſt lehrten, ein gutes Mädchen und eine glückliche Gattin zu werden, im ſogenannten Mittelſtande ziemliches Glück. In neueſter Zeit hatte ſich ſein Ehrgeiz wie ſchon vormals auch wieder auf Tagesfragen geworfen, er war für die bürgerlichen Rechte der Juden aufgetreten, und machte dann, veranlaßt durch des Königs von Preußen erwachten Eifer, Vorſchläge zur Hebung des äußern Anſehens der Geiſtlichkeit und der Kirche, zu welchem Zwecke er geringe und rein äußerliche Mittel empfahl. Ich konnte ihm, wo er vernünfteln wollte, ſelten beiſtimmen, doch ſehr gern zuhören, wenn er erzählte. Für Rahel kam dieſe Bekanntſchaft wenig in Betracht; der Mangel alles Urſprünglichen konnte ihr nicht durch den litterariſchen Anhalt erſetzt werden, mit dem ich mich behelfen mochte. Mehr hätte vielleicht Hebel ſie angeſprochen, der Dichter der allemanniſchen Gedichte, der anmuthige Erzähler des rheiniſchen Hausfreundes; hier war eine entſchiedene Eigenthümlichkeit im Menſchen und Schriftſteller ausgeprägt, zwar eine ſehr auf Land und Ort beſchränkte, für die ſelbſt Goethe's anpreiſende Fürſprache die allgemeine Theilnahme nicht dauernd erregen konnte, allein für uns jetzt eine nahe und offene, da wir ja nun auch dem Lande und Orte angehörten.

Das Mißgefühl, welches die geſellſchaftliche Dürftigkeit, die Ausſicht auf die darin zu verlebende Zeit uns gaben, wurde noch durch den üblen Willen verſtärkt, der meine Vorſtellung bei Hof hinzögerte. Ich war dem Großherzog, wie ich wußte, auf das vortheilhafteſte angekündigt und empfohlen, er ſelbſt und die Großherzogin hatten mich im voraus verſichern laſſen, ſie freuten ſich meiner Sendung, und ſie würden alles thun, mir meine Stellung und meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Ich durfte an ihrem aufrichtigen Verlangen mich zu ſehen nicht zweifeln. Gleichwohl verging Woche auf Woche, ohne daß meine Vorſtellung erfolgte; der Miniſter von Hacke ſuchte ſie abſichtlich in unbeſtimmte Ferne hinauszuſchieben. Wenn ich ihn erinnerte, hatte er ſtets eine andere Ausflucht. Zuletzt gab er zu verſtehen, es beliebe ihm noch nicht, und ließ deutlich hervorblicken, ich dürfe überhaupt nicht darauf rechnen, einen Freund in ihm zu finden, er werde nur thun, was das Geſchäft erfordere. Dieſe Art Kriegserklärung hatte ich weder erwartet noch verdient, ich ſtand im Augenblicke dabei ſichtlich im Nachtheil; allein indem ich meine Aufwallung unterdrückte, ließ ich doch ein paar ſcharfe Worte fallen, und ließ ihn merken, daß ich ſeine Feindſchaft anzunehmen völlig bereit ſei, und er gefaßt ſein möge, auch ſeinerſeits Nackenſchläge zu empfangen, wozu die Gelegenheit nicht fehlen werde.

Blößen wenigſtens gab er genug, und ſeine Stellung war ſchon längſt von der Art, daß er eher hätte Freunde ſuchen ſollen als Widerſacher. Ein geborner Pfälzer, in der geſchmackvollen und lebhaften Geſellſchaft Mannheims aufgewachſen, und voll Dünkel auf die dortige Bildung, die doch ihm ſelbſt nicht eben reichlich zugekommen war, glaubte er auf die Karlsruher vornehm herabſehen zu dürfen. Er nannte ſie nur Böotier, deren dicke Köpfe zu keiner Geiſtesarbeit geſchickt und deren karge Sinne nicht einmal eines rechten Lebensgenuſſes fähig wären. Der letztere beſchränkte ſich für ihn aber einzig auf die Mittagstafel, deren Freuden ihm die höchſten waren, die einzigen auch, die er noch genießen konnte. Aufgeſchwollen zu einer unförmlichen Fleiſchmaſſe, die in einem ſchweren Hängebauch auslief, zeigte er ſchon durch dieſes Aeußere, daß er mehr ein Freſſer als eigentlich ein Gutſchmecker ſei, beſonders aber ein Koch, in deſſen Verrichtungen er gern perſönlich eingriff. Mit plumper Unbefangenheit trug er ſeine Neigung zur Schau, ließ ſich von den Geſchäftsleuten in der Küche finden, und legte wenn er mit ihnen ſprach kaum die weiße Schürze ab. Er war nicht ohne Witz, beſonders von der derben Art, machte ſich über alles luſtig, behandelte alles obenhin, und meinte, der rechte Staatsmann ſei derjenige, welcher an nichts glaube, auf nichts rechne, für nichts eingenommen ſei, und vor allem ſich ſelber bedenke und ſich einen guten Tag bereite. Dieſe Grundſätze, dabei ſein leichtſinniger Aufwand und ſeine üppigen Mahlzeiten, ſeine rückſichtsloſe Dreiſtigkeit auch in den Staatsgeſchäften, in denen ihm vieles über Erwarten gelungen war, imponirten den Kollegen, dem Hof, dem Großherzog ſelbſt, und man glaubte er ſei der Mann, um Baden durch manche drohende Gefahr glücklich durchzubringen. Aber niemand konnte ihn eigentlich leiden, und er hatte nirgends eine wahre Stütze. Während der Rheinbundzeit hatte er es mit den Franzoſen gehalten und ſich auf die

Macht des Kaiſers verlaſſen; nachdem dieſe zerfallen war, hatte er um andern Anhalt ſich nicht gekümmert, im Gegentheil noch zuletzt als Geſandter in Wien die Empfindlichkeit Oeſterreichs bitter gereizt, und deſſen Benehmen mit dem Fußtritt verglichen, den in der Fabel dem Löwen der Eſel giebt. Von ſeiner Unverſchämtheit erzählte man noch andere merkwürdige Geſchichten. Zum Beiſpiel, als die Bundesbehörde der Schweiz einen badiſchen Geſandten, der eines ſchändlichen Laſters offenkundig bezüchtigt wurde, nicht annehmen wollte, damit die Sittenreinheit der Eidgenoſſen nicht Gefahr liefe, gab Hacke in diplomatiſcher Förmlichkeit die freche Antwort, das angedeutete Laſter vertrage ſich mit dem diplomatiſchen Karakter ganz gut, wie viele Beiſpiele darthäten, was aber die Sittenreinheit der Schweizer beträfe, ſo möchten ſie doch nur an ihren berühmten Geſchichtſchreiber Johann von Müller denken, ferner an die zahlreichen Berner Junker, die in ganz gleicher Weiſe beſchuldigt würden. Eben ſo ſagte er dem Großherzog in's Geſicht, er ſei doch kein rechter Herr, weil er nicht den Muth habe, ſich öffentlich eine betitelte Maitreſſe zu halten; dabei nannte er Karlsruhe ein Dorf, das Schloß eine Bauerhütte, das Eſſen bei Hof einen Hundefraß; wenn er in ſolcher Aufzählung das Hoftheater verſchonte, ſo war es deßhalb, weil er ſelbſt ihm vorſtand und ſich darauf etwas einbildete. Genug er trieb es ſo toll als möglich, und es war kein Wunder, wenn ich im Kampfe gegen einen ſolchen Unhold auf Bundesgenoſſen in Menge zählen konnte. Durch die neue Geſtaltung der Dinge hatte ſein Anſehen ohnehin ſchon gelitten, es gab Stimmen, die ſeine vermeinten Talente in Abrede ſtellten, ſeinen Witz als rohe Dreiſtigkeit bezeichneten, ſein tolles Weſen, ſagte man, könne für Baden gerade jetzt nur verderblich ſein.

Dennoch war es mir peinlich, und für einen Anfänger auf meiner Stufe durfte es gewiß auch bedenklich ſein, dem Miniſter, bei welchem ich beglaubigt und auf den ich für allen Geſchäftsverkehr angewieſen war, in offener Feindſchaft entgegenzuſtehen. Ich ließ es nicht unverſucht, ihm durch Tettenborn's Vermittelung ein wenigſtens leidliches Verhalten gegen mich abzugewinnen, allein da dies fehlſchlug, und Tettenborn ſelbſt mir ſagte, Hacke müſſe gegen mich eine beſondere Tücke haben und ich könne von ihm nichts Gutes erwarten, ſo blieb mir nur übrig, auch meinerſeits auf dem Kriegsfuße zu ſtehen und meinen Vortheil abzuwarten. Doch was die Vorſtellung bei Hof anbelangte, ſo behielt der Gegner einſtweilen die Oberhand. Der Großherzog und die Großherzogin reiſten, von Hacke begleitet, in der Stille nach dem einſamen Brunnenorte Griesbach im Schwarzwalde, und es hieß der Aufenthalt werde mehrere Wochen, ja vielleicht Monate dauern. Dort war der Großherzog ganz unzugänglich, und bis zu ſeiner Rückkehr mußte daher meine Vorſtellung verſchoben bleiben.

Doch ließ die Großherzogin, die von mir aus Mannheim, wohl durch günſtige franzöſiſche Stimmen, allerlei gehört haben mochte, was ihrem Sinn gefallen konnte, mir vor der Abreiſe ausdrücklich ſagen, ſie ſowohl als der Großherzog bedauerten herzlich, daß die Umſtände den Zeitpunkt noch verzögerten, wo ſie mich ſehen und mir ſagen könnten, wie angenehm ihnen meine Anweſenheit in Karlsruhe ſei. Tettenborn erzählte mir überdies, daß die Großherzogin mit ihm offen und wahr über die innern Verhältniſſe des badiſchen Hauſes und beſonders über den Großherzog geſprochen, deſſen edle Eigenſchaften ſie lebhaft anerkannt, aber die Verwilderung und Düſterheit tief beklagt habe, in die er wie mit Abſicht hinabgedrückt worden; auch die politiſchen Wolken, die ſich über ſeinem Haupte geſammelt, hatte ſie unter den Einflüſſen aufgezählt, durch die ſein Mißtrauen, ſeine Menſchenſcheu und Trägheit bis zur Schwermuth erhöht würden; er wiſſe recht gut, daß ſeine Angelegenheiten in ſchlechten Händen wären und äußerſt verwahrloſt würden, allein ihm mangele der Entſchluß und ſogar die Geſchicklichkeit, aus eigener Wahl die nöthigen Aenderungen zu treffen. Mich wollte die Großherzogin im voraus als einen Freund anſehen, und ich möchte, hieß es, bei allem was irgend vorfiele, auf den Großherzog und ſie mein Vertrauen ſetzen. —

Schon früher, größtentheils durch Reizenſtein und dann durch Tettenborn war ich in den Zuſammenhang der badiſchen Sachen eingeweiht worden. Die Staatsverträge und geheimen Verabredungen zwiſchen Oeſterreich und Baiern in Betreff der Zukunft Badens gehören zu den willkürlichſten und gehäſſigſten Handlungen, welche die neuere Diplomatie begangen hat, und ſie werden dadurch nicht beſſer, daß auch die andern großen Mächte in gleichgültigem Unbedacht mehr oder weniger ihre Zuſtimmung gaben. Oeſterreich und Baiern waren einig geworden, letzteres ſolle den Erſatz der Gebietstheile, welche ihm Oeſterreich gewaltſam abgedrungen, aus dem Lande des Großherzogs von Baden erhalten, der ihrer Ausgleichung ganz fremd und weder gefragt war noch gefragt werden ſollte. Man ſetzte ganz willkürlich und unſchicklich voraus, der badiſche Mannsſtamm werde nächſtens ausſterben, und dann ſollte der Breisgau an Oeſterreich, die Rheinpfalz und überdies der Main- und Tauber-Kreis an Baiern kommen, oder wie man beſchönigend ſagte zurückfallen, als ob jene Staaten dieſe Gebiete nie durch völkerrechtliche Verträge unbedingt abgetreten hätten! Aber das Aergſte war, daß man dieſes Erlöſchen des Mannsſtamms als gewiß annahm, während der Großherzog in ſeinen beſten Jahren mit ſeiner jugendlichen Gemahlin in kindergeſegneter Ehe lebte, und ſtatt des frühgeſtorbenen eben wieder ein Erbprinz geboren war. Daß im Falle jenes Erlöſchens dann auch das Land noch Anſprüche und Rechte habe, ſich nicht zerſtückeln zu laſſen, ſondern als ungetheiltes Ganzes fortzubeſtehen, für das immer noch Näherberechtigte als jene Vertragſchließer vorhanden waren, dies konnte für Staatsmänner jener Zeit ſchon leichter außer Acht zu laſſen ſein! Bei der ganzen Verhandlung war ohnehin auf die noch lockere Verknüpfung der ungleichartigen Beſtandtheile des Großherzogthums, auf die allgemeine Unzufriedenheit mit der anerkannt ſchlechten Regierung, und beſonders auf die Schlaffheit des Großherzogs und die Schwäche ſeiner Rathgeber gerechnet.

Ueberzeugt von dem guten Rechte Badens, und durch alle Eindrücke und Erwägungen, die mir jeder Tag reichlich bot, mehr und mehr angeregt und befeuert, faßte ich alsbald den Vorſatz, in meiner Stellung, ſoweit die Umſtände es geſtatten würden, aus allen Kräften dahin zu wirken, daß Baden bei ſeinem Recht erhalten und gegen die Uebergriffe willkürlicher Gewalt bewahrt bliebe. Ich freute mich des Gedankens, den Beginn meiner diplomatiſchen Laufbahn dadurch zu bezeichnen, daß ich die Geſinnungen, welche mich in allem Wechſel meines Lebens geleitet hatten, auch auf dieſem Boden ſtets voranſtellte, und lieber von ihm wiche, als von jenen. An mein eigenes Gedeihen dachte ich nicht, oder doch nur nebenher, ich wollte allerdings weiterkommen, aber nur auf meine Weiſe, ohne Verläugnung der Antriebe und Grundſätze, zu denen ich mich ſchon öffentlich bekannt hatte; zwar wußte ich wohl, daß unſere Ueberzeugungen durch die verſchlungenen Weltpfade nicht geradedurchgehen können, daß ſie ſich winden und bedingen müſſen, und bald innehalten, bald abbiegen, aber indem ich bereit war, mich in die Umſtände zu ſchicken, — auf einem Gebiete, wo dies den Meiſten als die einzige Aufgabe erſcheint, — war ich feſt entſchloſſen, mir meine gewählte Richtung nie ſo verrücken zu laſſen, daß ſie in ihr Gegentheil umſchlüge.

Ich hatte im vorliegenden Falle die Sicherheit, daß preußiſcherſeits der anerkannte Gerechtigkeitsſinn des Königs und die wohlmeinende Ritterlichkeit des Staatskanzlers mir ihre Zuſtimmung nicht vorenthalten könnten, beſonders da die Thatſache, daß Preußens Vortheil gegenüber von Oeſterreich und Baiern eifrig die Erhaltung Badens zu wünſchen habe, für niemanden eines Erweiſes mehr bedurfte. Allein mir ſtanden dennoch vielfache, faſt übergroße Hinderniſſe entgegen. Ich hatte von Berlin keinerlei Vorſchrift empfangen, meine Geſchäftsführung und Benehmen waren meinem Gutdünken, meiner Klugheit überlaſſen, und wenn ich auch im Allgemeinen den Geiſt unſerer Staatsleitung kannte, ſo hatte ich mich doch keineswegs auf eine feſte und entſchiedene Weiſung zu berufen, die mich zu dem gewählten Gange ausdrücklich ermächtigte. Vielmehr mußte ich befürchten, daß eine beſtimmte Abſicht dieſer Art, von mir ausgeſprochen, ſogleich die Beſorgniß aufregen würde, ich möchte den Eifer zu weit treiben und die preußiſche Theilnahme mit der Haltung der übrigen Mächte wo nicht in Widerſtreit, doch in Ungleichheit ſtellen, was man um jeden Preis vermeiden wollte. Denn man fühlte, wie das gute Vernehmen der Mächte, welches beim Wiener Kongreß und beim zweiten Pariſer Frieden kaum noch gehalten, nur an ſchwachen Fäden hing, und von allen Seiten war man beſorgt, beſonders aber in Berlin, keine zu ſtarken Gewichte irgendwo daran zu heften. Wo es nicht unabweisliche, in die Augen fallende Gegenſtände der Wohlfahrt oder Ehre galt, und ſelbſt bei dieſen oft genug, führte man die vorſichtigſte Sprache der Beſcheidenheit, wollte vor allem die Meinung der andern Mächte hören, ſuchte durch dieſe anzuregen, was man ſelber vorzutragen ſcheute, und ein feſtes Auftreten und beſtimmtes Fordern waren ganz außer Uebung, alle Geſchäfte, deren Gang nicht ſchon durch frühere, im Drange der Noth oder in der Flüchtigkeit des Augenblickes gefaßte Beſchlüſſe vorgezeichnet war, litten ſchwer von dieſer rückſichtsvollen Zagheit. Aengſtlich ſuchte beſonders unſer Kabinet jeden Gedanken zu entfernen, als könnte es handelnd vorgreifen, oder auch nur Anſichten feſthalten wollen, die mit den andern Kabinetten nicht verabredet wären; nicht als hätte es an Gelüſten und Wünſchen gefehlt, im Hintergrunde regten ſich geſchäftig eine Menge von Anſprüchen, allein ſie zeigten ſich nur verſuchsweiſe, und zogen die Fühlhörner gleich wieder ein, wenn ſie Widerſtändiges berührt hatten. So wünſchte man in Berlin ganz entſchieden, daß Baden dem Schickſal, das über ihm ſchwebte, unbeſchädigt entginge, allein man wartete darauf, daß Rußland ſich ausſpräche, oder Oeſterreich anderweitig ſeinen Vortheil fände; niemals hätte man mir erlaubt als preußiſcher Diplomat auf jenen Zweck offen hinzuarbeiten; ich durfte daher eine ſolche Abſicht gar nicht aufſtellen, ſondern mußte mich beſchränken ſie durch Inhalt und Ton meiner Berichte unter Vermeidung alles Aufſehens zu fördern. Beſchäftigt und zerſtreut, wie damals die Geſchäftswelt in Berlin war, die in ſich ſelber gar viel zu ordnen oder zu rücken hatte, konnte mir auf ſolche Weiſe, das wußte ich, für lange Zeit freie Hand bleiben.

Doch weit größere Schwierigkeiten ſtanden mir in Baden ſelbſt entgegen. Hier war ſeit dem Zerfallen des Rheinbundes und der Franzoſenherrſchaft eine Art politiſcher Auflöſung, die alten Verhältniſſe und Perſonen galten nicht mehr, in die neuen, welchen der Deutſche Bund zur Grundlage gegeben war, hatte man ſich noch nicht gefunden, ja man ſetzte ſich ihnen feindlich entgegen, da man ſie für gefahrdrohende hielt. In rathloſem, unthätigem Schwanken hatte man alles verſäumt, was Baden zu dem ihm gebührenden Anſehen verhelfen konnte, man war, ungeachtet der glänzenden Verwandtſchaften, mit keinem der großen Höfe politiſch verknüpft, mit keinem der Nachbarn auf ſicherem Fuß des Vertrauens, mit keinem der Staatsmänner, welche den großen Kabinetten vorſtanden, hatte man nähere Berührung. Ohne dieſe gränzenloſe Vernachläſſigung wäre es nie dahin gekommen, daß die Mächte wider Recht und Schicklichkeit ſo leichthin über Badens Zukunft verfügt und darüber Verträge abgeſchloſſen hätten, aber der Staat ſchien ſich ſelber aufzugeben und bei der Mißachtung, in der er ſtand, nicht viele Rückſicht anzuſprechen. Allerdings konnte dieſer Nachtheil jeden Augenblick gehoben werden, eine kräftige Leitung an die Stelle der ſchlaffen treten, ein klarer feſter Gang das Schwanken endigen. Doch gerade hiezu war eben jetzt, wo die Gefahr mit jedem Tage größer wurde, nicht die geringſte Ausſicht. Der Großherzog ſah den jämmerlichen Zuſtand ein, aber ihm fehlten Entſchluß und Kraft ihn zu ändern, er ließ alles gehen wie es konnte, und ſchleppte ſich in gewohntem Geleiſe fort. Die Großherzogin ſtand ganz vereinzelt, ihre engern Beziehungen waren die alten franzöſiſchen, auf die ſie wohl verzichtete, doch ohne neue dafür eintauſchen zu können; die Familie war, wie ſchon erwähnt, in ſich entzweit, und die Selbſtſucht jedes einzelnen Mitgliedes gönnte keinem andern den Vortheil, der aus dem Heil des Ganzen ihm erwachſen wäre. Die Miniſter beſorgten jeder ſein Fach, gewiſſenhaft oder ſaumſelig, es kam nicht darauf an. Am ſchlimmſten war das politiſche Fach verſehen, da Hacke weder Eifer noch Umſicht, weder Anſehen noch Einfluß hatte, die fremden Kabinette außer Acht ließ und ihre Vertreter oft durch Hoffahrt und Uebermuth verletzte. Oeſterreich war feindlich, Rußland gleichgiltig geſinnt, Preußen, deſſen guter Wille hier am wichtigſten werden konnte, wurde ſchnöde vernachläſſigt, und dies beſonders an mir ausgeübt, der ich in meiner Stellung ſo ſehr nutzen konnte, und dazu ſo ſehr bereit war. Ich ſah mich daher genöthigt, in Baden ſelber Krieg zu führen, indem ich für Baden nach außen zu ſtreiten dachte, ohne einen Wechſel der innern Verhältniſſe war für die äußern keine Hoffnung, und meine Sache gegen Hacke war nicht bloß die meine mehr. Ein harter und mühſamer Kampf lag vor mir, von dem ich wohl ſah, daß ich ihn mit all meinen Kräften würde führen müſſen. Mit all meinen Kräften, das konnte hier wenig ſagen, wenn nur die gemeint ſein ſollten, die mein amtliches Verhältniß mir verlieh; zum Glück wußte ich mir andere, die, auf mein Amt geſtützt und von ihm gedeckt, bedeutendere Wirkung haben konnten. —

Nachdem der Großherzog und Hacke ſich von Karlsruhe für längere Zeit wegbegeben, fand ich mein Verbleiben an dem langweiligen Orte unnütz, und eilte mit Rahel nach Baden, wo wir mit Ungeduld erwartet wurden. Sie ſah dieſe Gebirgslandſchaft zum erſtenmal und war entzückt; nach den erſten Umblicken und Ausflügen bekannte ſie gern, daß dieſes Stück Erdboden eines der ſchönſten und reichſten ſei, die ihr vorgekommen. Das Allernächſte und das Entferntere wetteiferten an Reiz, ja die Herrlichkeit ſchien bei jeder Erweiterung des Kreiſes nur immer zauberiſcher zu werden. Weniger günſtig war im Allgemeinen der Eindruck, den die hier zuſammengeſtrömten Menſchen machten, eine Miſchung fremdartiger, mitunter ſogar unheimlicher Beſtandtheile. Der Krieg und die ihm gefolgten politiſchen Veränderungen hatten eine Menge von Leuten aus ihrer Lage gebracht, und auf dieſen Markt des Verkehrs geworfen, man ſah aus Frankreich, aus der Schweiz und aus Deutſchland ſelbſt, eine große Zahl Abentheurer, Glücksritter, Abgeſetzte, Verfolgte, den letztern zur Seite geheime Aufpaſſer, unſichere, mißfällige Geſtalten, und der weibliche Theil meiſt noch abſchreckender als der männliche. Rohes Benehmen und gemeine Stimmen, ſowohl deutſche als franzöſiſche, verleideten nicht nur die öffentlichen Säle, wo die Spielbank die höchſten Klaſſen und das niedrigſte Geſindel vereinigte, ſondern auch die Spazirgänge, die Ruheplätze im Freien; Auge und Ohr wurden auf das widrigſte beleidigt, während feinere Manieren nicht ſelten auch nur Argliſt und Betrug verdeckten. Die Ortspolizei war grundſchlecht, ſie machte ſtets Mißgriffe, wurde den ordentlichen Leuten beſchwerlich, und ließ die Schelme unangefochten. Einige Vorfälle, wo ſehr achtbare Perſonen in ärgerliche Verwickelungen gerathen waren, verbreiteten große Scheu mit unbekannten Perſonen ſich einzulaſſen, ſo wie den Schutz der Behörde anzurufen; die große Badegeſellſchaft bewegte ſich untereinander in geſpannter Fremdheit, in Mißtrauen und Verdacht.

Dieſes Treiben ging uns wohl wenig an, und konnte uns kaum berühren. Wir bekamen nur das gleichſam Durchgeſiebte, in dem großen und glänzenden Kreiſe, der uns bei unſerer Ankunft in Beſchlag nahm. Der General von Tettenborn bewohnte nämlich das damals ſchönſte und wohlgelegenſte Haus in Baden, und dieſes ſtand jeden Tag von früh bis ſpät den ihm aus aller Welt zuſtrömenden alten und neuen Bekannten gaſtfreundlich offen. Während er die elegante Welt prächtig bewirthete, ſie mit ſeinen zahlreichen Wagen- und Reitpferden zu den ſchönſten Luſtorten führte, dort ihr glänzende Feſte gab, wie dieſe Gegend ſie vorher nie geſehen, war er zugleich der Anhalt der Bedrängten, die Zuflucht der Bedürftigen, die ſich an ſeine unerſchöpfliche Freigebigkeit nie vergebens wandten. Sein Kreis war aus allen Nationen gemiſcht, beſonders aber reich an Ruſſen und Franzoſen. Von den letztern waren vorzugsweiſe die jetzt verfolgten Bonapartiſten bei ihm gut aufgenommen, deren viele ihn an Napoleon's Hof geſehen hatten, und nun es dankbar empfanden, daß der ihnen im Kriege ſo feindliche General ſie im Unglück jetzt ſo freundlich behandelte. Das Verfahren der zum zweitenmal wiedereingeſetzten Bourbons, welche ſich ganz den Händen der fanatiſchen Emigrantenparthei hingaben und jeden Tag durch Maßregeln des Haſſes und der Rache bezeichneten, erweckte bei allen Edelgeſinnten nur Widerwillen und Abſcheu, und warb der liberalen Parthei, mehr als deren Grundſätze es vermocht hätten, Anhänger und Beſchützer. Die Verfolger waren oft ſchuldiger als die Verfolgten, und ſchlugen nur um ſo grimmiger auf dieſe, damit die eigene Schuld um ſo eher vergeſſen oder verziehen würde. Beſonders empörte den beſſern Sinn der Deutſchen, das Heer feiler Kundſchafter, welche von den knechtiſchen Behörden jener frechen Parthei in die benachbarten Gränzländer ausgeſchickt wurden, und mit denen auch Baden überſchwemmt war. Hier galten die Spähereien nicht allein den Bonapartiſten und Liberalen, ſondern auch der Landesregierung, dem Hofe, wo die Anhänger Bonaparte's in der Großherzogin Stephanie eine wichtige Stütze haben ſollten; dies war völlig grundlos, aber die Frechheit ging ſo weit, daß man badiſchen Beamten zumuthete, ihre eigene Fürſtin an die franzöſiſche Polizei zu verkundſchaften! Auch bei Tettenborn wollten ſich hochbetitelte Sendlinge dieſer Art einſchleichen, allein ſie wurden mit Schimpf und Schande bald ausgewieſen. Alle Genoſſen unſeres Kreiſes, wie ungleich ſonſt in politiſcher Denkart, ſtimmten darin überein, daß die Regierung der Bourbons in niedriger Leidenſchaft ihr eigenes Verderben bereite; beſonders waren die Ruſſen und Engländer heftig im Ausdruck ihrer Verachtung und ihres Haſſes gegen die unwürdigen, oft grundloſen Verfolgungen.

Als ein tapferer Gleichgeſinnter zeigte ſich der öſterreichiſche Feldmarſchalllieutenant Graf Mazzuchelli, der unter Napoleon als Diviſionsgeneral gedient hatte, und mit ſeinem Vaterlande der Lombardei jetzt wieder zu Oeſterreich gehörte. Der tüchtige und gewandte Kriegsmann war in ſeinem neuen Verhältniß gleich einheimiſch geworden, ſtand in großem Anſehen, und wurde geehrt und gefürchtet; beſonders hatten die Behörden im Elſaß, welche als Bourboniſche jede Nachgiebigkeit von Seiten der Verbündeten fordern zu dürfen meinten, zu ihrem Schaden ſeine harte Unbeugſamkeit erfahren. Mit dieſem freigeſinnten Italiäner und ſeiner eben ſo denkenden Frau waren wir täglich zuſammen, und bald ſo vertraut, daß die innerſte Meinung ſich ohne Rückhalt ausſprechen konnte, welches bei ihm oft in aller Macht der Begeiſterung geſchah, die das Nationalgefühl den Italiänern ſo leicht erweckt, unter ſchmerzerpreßten Thränen über die Zerſplitterung und Knechtſchaft des geliebten Vaterlandes. Er iſt im öſterreichiſchen Dienſte alt geworden und zu Würden und Ehren gelangt, er hat in dieſen Verhältniſſen die gewiſſenhafteſte Pflichttreue geübt, aber auch ſeiner vaterländiſchen Geſinnung iſt er treu geblieben, und hat nie aufgehört, den ihm, wie ſo vielen edlen Landsleuten, gleichſam eingeborenen Gedanken der Einheit und Freiheit Italiens im Herzen zu tragen. Um ihr Land wiederhergeſtellt und vereinigt zu ſehen, hofften viele Polen auf Rußland, eben ſo mochte der Italiäner dieſelbe Hoffnung jetzt auf Oeſterreich ſetzen, fürerſt ſchon zufrieden, wenigſtens unter der Fremdherrſchaft vereinigt zu ſein! — Wenn Mazzuchelli mit hinreißender Gewalt uns Stellen italiäniſcher Dichter und Redner herſagte, welche das Vaterland feierten und beklagten, ſo konnten wir um ſo lebhafter ſeine Gefühle theilen, als wir uns nicht verhehlen durften, daß auch Deutſchland, ungeachtet der jüngſt ſiegreich geführten Befreiungskriege, ſeine nationalen Wünſche und Anſprüche noch lange nicht erfüllt ſehen werde. —

Den König von Baiern zogen alte Verbindungen und Neigungen ſtark zu den Franzoſen hin; er hatte ſeine beſten Tage als Prinz von Zweibrücken in Straßburg verlebt, als Oberſt eines franzöſiſchen Regiments, das dort in Beſatzung lag, und ſeine Anhänglichkeit war von den Königlichen auf die Kaiſerlichen Franzoſen übergegangen. Allein er wagte nicht ſeinem Hange zu folgen, wiewohl er ſich in Worten oft ohne allen Zwang ausſprach. Uebrigens lebte er ganz als Privatmann, ohne jedes Gepränge, und daß er keinerlei politiſches Abſehen haben konnte, zeigte ſich auf den erſten Blick. Er war gegen mich ſehr freundlich, bedauerte, daß ich als Düſſeldorfer nicht mehr Baiern angehörte, indeß würde ich, meinte er, den pfalzbaieriſchen Verhältniſſen doch ein gutes Andenken tragen. Von den ſchwebenden politiſchen Fragen zwiſchen Baiern und Baden ſchien er wenig zu wiſſen, oder ſich wenigſtens nicht um ſie zu kümmern.

Frau von Demidoff, geborne Stroganoff, die reiche Ruſſin, kam mit großem Gefolge aus Paris, und ließ uns den Wiederhall der dortigen Stimmung vernehmen, welche mit Ausnahme des Hofes und ſeiner engern Angehörigen durchaus liberal war, und gegen die Bourbons ſowohl als gegen die ſie beſchützenden fremden Truppen tiefen Haß nährte und gewaltſamen Ausbruch drohte: Eben ſo berichteten die zahlreichen Offiziere, die von dieſen in Frankreich zurückgebliebenen, beſonders preußiſchen und öſterreichiſchen Truppen zum Beſuch nach Baden kamen. Der noch jugendliche, aber ſchon vielerfahrene und kriegskundige General Bachelu, verbannt und flüchtig, weil er noch zuletzt bei Bellealliance in Napoleon's Heer gefochten, traf aus der Schweiz ein, und hatte dort von der großen Gährung in Burgund und Dauphiné gehört, wo das Stadt- und Landvolk noch ſehr an Bonaparte hing, oder vielmehr unter den alten Freiheitsgedanken, die unter ſeiner Gewaltherrſchaft zwar unterdrückt waren, jetzt aber mit ſeinem Andenken wieder verträglich wurden, weil beiden ein gemeinſchaftlicher Feind entgegenſtand. Durch die Thorheit der von Paris her täglich erneuerten Herausforderungen konnte der Volksunwillen jeden Augenblick in offenen Aufruhr übergehen, und der Bürgerkrieg ſich entzünden. Für uns Deutſche kamen noch die Beſorgniſſe hinzu, welche die Nachrichten aus der Schweiz, aus dem Schwarzwald, aus Würtemberg und ſelbſt aus Tyrol uns erregten; dieſen ganzen Zuſammenhang von Gebirgsländern durchzog ein Geiſt der Unzufriedenheit, der bei dem kraftvollen Sinne der Bewohner furchtbar werden konnte, wenn dieſen einmal gemeinſam zu handeln einfiel.

Der ehemalige Präfekt von Rom, Herr von Montbreton-Norvins, war ein Bonapartiſt, ohne Frage, und er verhehlte ſeine Anhänglichkeit an die Kaiſerzeit nicht; allein er gab ſich mit Poeſie ab, und aus ſeiner Feder floſſen keine Chanſons und Epigramme, ſondern ein Lehrgedicht in Alexandrinern über die Unſterblichkeit der Seele; dergleichen hielt man mit Recht für politiſch unſchädlich. Er ging und kam ungeſtört, blieb eine Weile in Straßburg wohnen, und zeigte ſpäter in Paris denn doch, daß ſeine Feder auch politiſcher Schärfen fähig ſei. Mit ihm verkehrten andere Bonapartiſten, deren Art rauher war, und die ihm dadurch unbequem wurden; er ſuchte ſie abzuſtreifen, und ſie rächten ſich dafür, indem ſie ihn der Zweideutigkeit beſchuldigten.

Waren manche jener Franzoſen einiger Unbeſonnenheit und eines Mangels an Vorſicht nicht freizuſprechen, ſo traf dieſer Tadel doch gewiß nicht einen Herrn Huart, der aus Belgien kam und ſich der großen Geſellſchaft anſchloß, aber zugleich in ihr ſchweigend und möglichſt unbedeutend bleiben wollte. Doch dieſe Rolle vermochte er nicht durchaus zu behaupten. Bei einer großen Luſtfahrt war er unſerem Wagen zugetheilt worden, und Ludwig Robert, allzu befangen in gewiſſen Anſichten, welche er unter früheren Einflüſſen in ſeinen Kämpfen der Zeit dichteriſch ausgeſprochen hatte, reizte ihn durch ungenaue, unhaltbare Vorſtellungen, die er über die Anfänge der franzöſiſchen Revolution darlegte. Der Fremde ſchwieg nicht ohne Zeichen der Ungeduld, ich aber konnte nicht umhin, manches zu berichtigen, und als er mehr und mehr die Sicherheit des Bodens erkannte, wagte er es und nahm Theil an der Erörterung, die ihn denn bald ſo hinriß, daß er durch den Fluß und die Kraft ſeiner Rede uns in Erſtaunen ſetzte, und uns die Ueberzeugung gab, dieſer Mann ſei kein gewöhnlicher, und kein Neuling im Vortrage. Als wir ihm freundlich andeuteten, wie verſchieden er plötzlich von dem erſcheine, den er bisher habe zeigen wollen, gab er lächelnd zu, daß mit uns Verſtellung unnöthig ſei, und noch denſelben Abend ließ er uns durch Bacheln wiſſen, daß ſein wahrer Name Teſte und er ein Freund von Arnault und andern in Belgien lebenden Verbannten ſei, für deren Geſchäfte zum Theil er auch dieſe Reiſe unternommen habe. Wir konnten uns nicht erwehren, der mächtigen Gegenſätze zu gedenken, welche der Zeitenlauf hervorgerufen, vor wenigen Jahren noch mußten ſich Deutſche in Deutſchland verbergen und verkappen, jetzt thaten es Franzoſen, und in dunkler Nähe geſtaltete ſich ſchon das Unheil, daß Deutſche in Frankreich als Flüchtlinge zu ſehen ſein ſollten! Ich hatte ſpäter Gelegenheit ihm einige Dienſte zu erweiſen, und er veranlaßte Arnault, deſſen Trauerſpiel Germanicus eben großes Aufſehen machte, mir aus Brüſſel zu ſchreiben und mir ſeine dort gedruckten Fabeln zu ſchicken.

Ein Ausflug in das nahe Elſaß ließ mich alles beſtätigt finden, was mir Deutſche und Franzoſen von der dortigen Stimmung berichtet hatten. In dieſem urſprünglich deutſchen Lande war der deutſche Karakter in voller Kraft wirkſam, aber nicht zu Gunſten der erſt aufgekommenen politiſchen Deutſchheit, welche eigentlich ein norddeutſches oder noch genauer ein preußiſches Erzeugniß war, und hier gar nicht verſtanden wurde. Was hätte auch in unſern heimiſchen Zuſtänden eine ſolche Sympathie wecken dürfen? etwa der Blick über den Rhein in das jämmerlich regierte Baden, in das bedrückte, uneinige Würtemberg, in die zerriſſene Pfalz? Da war es doch beſſer dem großen Frankreich anzugehören, das ſelbſt in der Unterdrückung unter den früheren Königen, unter Bonaparte und jetzt wieder unter den Königen, mit denen die Fremdherrſchaft in's Land gekommen war, mehr Freiheit und zugleich mehr Gedeihen und Wohlfahrt genoß, als Deutſchland nach ſeinen großen Siegen. So wenigſtens ſtellten die Elſaſſer ihre Lage dar, und das Thatſächliche war nicht zu widerlegen. Im Volke lebten die Eindrücke der Bonapartiſchen Zeit und weiter zurück die der Republik mächtig fort, die Reſtauration der Bourbons hatte hier noch nicht Wurzel gefaßt. Straßburg galt als eine der revolutionairſten Städte Frankreichs, hier ließ man noch oft den Kaiſer Napoleon hochleben, und ſchaffte auch die Dreifarben nicht völlig ab, welche den Augen ſeit einem Vierteljahrhundert vertraut und lieb geworden. Gar kein Wohlgefallen fand man aus gleichem Grunde an den neuen Königlichen Truppen, an den ſtatt der alten berühmten Regimenter neuerrichteten Legionen; dieſe konnten in der That keine Vergleichung mit den Kaiſerlichen Schaaren aushalten, wie dieſe durch und durch kriegeriſch ausgeſehen hatten, ſo ſahen jene nicht einmal ſoldatiſch aus, ihre Haltung war ſchlaff, ihre Waffenübung träge, Geiſt und Eifer fehlten ganz und gar, die alten Bonapartiſtiſchen Offiziere, die noch beibehalten waren, hielten ſich verſchämt zurück, die neuen Bourboniſchen Offiziere wagten ſich nicht hervor, die Truppen fühlten es, daß ſie ihrer Zuſammenſetzung nach untüchtige ſein mußten; nur die Artillerie machte noch eine Ausnahme. Der franzöſiſche Präfekt Graf Bouthillier behandelte die Einwohnerſchaft mit kluger Vorſicht, und ließ vieles unbemerkt, was im innern Frankreich die ſchärfſte Rüge würde erfahren haben. Wenige Monate ſpäter, fand er zu bereuen, dieſe Klugheit um des überwältigenden Anſehens willen, das mit dem Namen des Siegers von Waterloo verbunden war, außer Acht geſetzt zu haben. Wellington war auf einer Truppenbeſichtigungsreiſe auch nach Straßburg gekommen, und der Präfekt hatte angeordnet, daß bei dem Erſcheinen des Helden im Theater das Lied god save the king geſpielt wurde. Als der Lord die Ungeſchicklichkeit übte, hiezu durch Klatſchen ſeinen Beifall zu geben, brach ein ungeheurer Sturm los: „Weg mit fremden Liedern“, hieß es, „franzöſiſche, franzöſiſche!“ Der Tumult war ſo furchtbar, daß der Präfekt ſogleich nachgab, und mit ſeinem Gaſte ſich eiligſt entfernte, um perſönlicher Gefahr auszuweichen. Für den Augenblick mußte es ſchon eine Beruhigung ſein, daß die Unzufriedenheit, obſchon ernſt und zäh und darin ſehr deutſch, doch nicht die geringſte Hinneigung zu den Nachbardeutſchen zeigte. — Mit Rahel dieſe merkwürdige Stadt zu durchwandern, den Münſterthurm zu beſteigen, die früheren Zuſtände uns zu vergegenwärtigen, beſonders auch Goethe's hier verlebte Jugend und meine eigene an dem Oertlichen neu zu entzünden, gab mir einen hohen Genuß, den ich oft erſehnt hatte. Profeſſor Schweighäuſer der Sohn, mit Rahel ſchon von Paris her bekannt, war uns dabei ein erwünſchter, ſinniger Begleiter, der die Vorzüge Straßburgs und des Elſaſſes als gründlicher Kenner leidenſchaftlich anpries und vor Augen zu ſtellen ſuchte. —

Bei der Rückkehr nach Baden fanden wir die politiſchen Kreiſe noch in größter Aufregung wegen des Mißgeſchickes, welches der Geheime Rath von Hänlein, nun preußiſcherſeits wirklich zum Bundesgeſandten ernannt, noch vor der Eröffnung des Bundestags erlitten hatte. Dieſer Diplomat war in ſeine neue Stellung mit großem Gepränge und noch größerer Zuverſicht eingetreten. Er wollte dem öſterreichiſchen Präſidialgeſandten Grafen von Buol-Schauenſtein, der bisher in Kaſſel ſein Kollege geweſen war, weder an Aufwand noch an Geltung nachſtehen, und meinte hier ausdrücklich Preußens Macht und Größe auch durch äußere Mittel vertreten zu ſollen. Allerdings lag etwas dieſer Art in ſeinen von Berlin empfangenen Weiſungen; man bereute dort, dem öſterreichiſchen Hofe einen zu großen Vorrang zugeſtanden zu haben, und hoffte nach und nach davon einiges abzuringen; allein dies ſollte mit Klugheit und Vorſicht geſchehen, denn die Eintracht und das Zuſammengehen mit Oeſterreich war als oberſter Grundſatz angenommen. Hänlein's Aufgabe ſollte ſein, mit dem Grafen von Buol vertraulich zu verabreden, daß Preußen und Oeſterreich die Leitung mancher Geſchäfte und Einrichtungen gemeinſam übernähmen, den andern Bundesgliedern voraus, die alsdann den beiden vereinten Mächten gegenüber nicht ſehr widerſprechen würden. Buol nahm die Eröffnungen Hänlein's bereitwillig auf, meinte aber der Inhalt ſei in Frankfurt ſchon durch Briefe von Berlin her bekannt, und nun bleibe nichts übrig, als die vertraulichen Anträge gleich den ſämmtlichen Geſandten als förmliche offene darzulegen. Hänlein ging in dieſe Falle, fuhr mit einem Viergeſpann bei den Geſandten umher, und machte ihnen kund, was ſie nicht wiſſen ſollten. Ihr Staunen verwandelte ſich in Unwillen, ſobald ſie von Buol hörten, daß dieſer, weit entfernt ſich einverſtanden mit Hänlein's Schritten zu erklären, nur über deſſen unkluges Benehmen und Preußens gefährliche Vorgriffe bitter klagte, und die andern Geſandten in ihrer Aufregung beſtärkte. Von allen größern deutſchen Höfen, und beſonders von Wien, erfolgte ein Sturm von Klagen und Beſchwerden, denen man in Berlin keine triftigere Genugthuung geben konnte, als die förmliche Mißbilligung Hänlein's und ſeine ſofortige Abberufung. Er mußte auf ſeinen beſcheidenen Poſten nach Kaſſel zurückgehen. Aber das Aergerniß war ungeheuer, und unſerer ganzen Diplomatik empfindlich; man ſah uns als Leute an, die Arges im Schilde führten, aber ungeſchickt uns ertappen ließen und den Zweck verfehlten. Daß der ehemalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Graf von der Goltz darauf zum Bundesgeſandten Preußens ernannt wurde, konnte den üblen Eindruck nur halb verwiſchen, denn der hohe Titel war keine Bürgſchaft großer Eigenſchaften, und daß man auch dieſen Fähigkeiten nicht zu ſehr traute, verrieth die Beſtimmung, Goltz werde erſt ſpäter eintreffen, die noch immer hinausgeſchobene Eröffnung des Bundestages preußiſcherſeits durch den wegen der Gebietsausgleichungen noch in Frankfurt verweilenden Staatsminiſter von Humboldt geſchehen.

Mittlerweile war ein franzöſiſcher Geſandter, der Graf von Montlezun, in Karlsruhe eingetroffen, und für ihn hatte der Miniſter von Hacke die Antrittsaudienz beim Großherzog in Griesbach erwirkt. Das Hinzögern meiner Vorſtellung am Hofe wurde hiedurch nur um ſo auffallender. Montlezun kam gleich darauf nach Baden, und wir machten Bekanntſchaft. Er gehörte, wie ſich das von ſelbſt verſtand, zu den Ultraroyaliſten, und richtete ſeine Aufträge pünktlich aus, auch wenn ſie gehäſſige waren und Verfolgungen gegen andersdenkende Franzoſen zum Gegenſtande hatten, allein er betrieb dergleichen nicht aus eigener Luſt, und wünſchte überhaupt kein Aufſehen zu machen, da er ſelber nahe daran geweſen war, unter Bonaparte Dienſte zu nehmen, wenigſtens hatte er deſſen früherem Geſandten in Karlsruhe Herrn von Nicolai ſich angeſchloſſen. Von einem ſchmerzvollen Uebel geplagt, hielt er ſich auch geſellſchaftlich zurück; verſuchte er einmal witzig oder luſtig zu ſein, ſchmeckte es etwas nach der Wachtſtube, doch aus der alten Zeit. Uebrigens war leicht mit ihm auszukommen, und ich ſtand mit ihm, nach einigen ſcharfen Worten, die ich ihm zu hören gegeben, fernerhin auf leidlich gutem Fuße, obſchon er mich mit Bacheln und andern Verbannten in beſtem Vernehmen ſah und meine Vorliebe für die Liberalen wußte.

Fünf Wochen eines belebten Aufenthalts in Baden waren ſchnell verfloſſen, die Geſellſchaft, welche zumeiſt die unſerige geweſen, machte ſchon neuen Ankömmlingen Platz, auch Tettenborn kehrte nach Mannheim zurück, und wir folgten ihm gern dorthin, nach einem kurzen Aufenthalt in Karlsruhe, wo ich für jetzt nicht lange ſein wollte. Der Großherzog weilte noch in Griesbach, und meine Geſchäfte mit Hacke waren ohnehin nur ſchriftlich zu führen. Da ich des Großherzogs ſicher zu ſein glaubte, ſo durfte ich wagen, was ſonſt nicht rathſam geweſen wäre, ſtatt der Hauptſtadt dieſen Sitz der badiſchen Oppoſition zum Aufenthalt zu wählen; die Annehmlichkeiten des hieſigen Lebens ließen kein Bedauern deßhalb aufkommen. Mannheim iſt die im ſüdlichen Deutſchland am meiſten norddeutſche Stadt; ein Kern von höherer Bildung des Geiſtes und Geſchmacks hatte ſich unter dem Kurfürſt Karl Theodor fruchtbar angeſetzt, und pflanzte ſich in Geſelligkeit, Litteratur, Kunſtſinn, beſonders auch im wohlgepflanzten Theaterweſen, noch immer fort, manche Spätlingserſcheinung bezeugte durch Wort und That den Glanz jener frühern Zeiten. Die Familien von Dalberg, von Berlichingen, von Venningen, und andere dieſer Geltung waren hier anſäſſig; der in Karlsruhe beglaubigte niederländiſche Geſandte, Admiral von Kinkel, hatte hier ſeine feſte Wohnung; Fremde, wie der Freiherr Stryck van Linſchoten, der General von Tettenborn, der General von Knorring, Herr Abegg aus Elbing, ließen ſich gern auf längere Zeit hier nieder; an Beſuchenden und Durchreiſenden fehlte es nicht. Ohne Frage war Mannheim damals lebhafter und freundlicher als Karlsruhe; dort hatte ein verſchwundener Hof gute Wirkungen zurückgelaſſen, die ein vorhandener meiſtentheils vermiſſen ließ.

Ich war kaum vierzehn Tage in Mannheim, ſo erfolgte von Seiten Hacke's die verbindliche Aufforderung, mich zum nächſten Hofzirkel in Karlsruhe einzufinden, wo meine Vorſtellung geſchehen werde. Ich kam, und die Vorſtellung hatte in gewohnter Weiſe Statt, mit allem Zubehör von Beſuchen und Einladungen. Der Großherzog war äußerſt freundlich, und ſagte mir ſogar mit leiſer Vertraulichkeit, er rechne darauf nun außer Tettenborn noch einen zweiten Freund in der Nähe zu haben. Die Großherzogin that gleich, als wär' ich ein alter Bekannter, und gerieth mit mir bald in ein ſo ernſtes Geſpräch, daß es den Hofleuten auffiel, und beſonders Frau von Hacke ihre Ungeduld nicht bergen konnte; der Großherzog hatte ſich ſchon längſt entfernt, und noch immer ſtanden wir und ſprachen, die Hofleute mußten auch ſtehen und warten, bis ich endlich entlaſſen wurde. „Die Hoheit iſt ja ſehr gnädig gegen Sie geweſen, Sie müſſen ihr angenehme Dinge geſagt haben, ſo lange hält ſie ſonſt nicht aus“, ſagte mir Hacke beim Weggehen mehr ſpitz als artig, und ich erwiederte ihm eben ſo, daß ich recht gut wiſſe, welchen Dank ich ihm dabei ſchuldig ſei, zugleich macht' ich ihm die Anzeige, daß ich nochmals nach Mannheim zurückkehren würde, was ihm offenbar unerwartet kam.

Gleich darauf erfolgte auch die Vorſtellung bei der verwittweten Markgräfin Amalia und ihrer Tochter Prinzeſſin Amalie, darauf bei der Königin Friederike von Schweden und ihren Prinzeſſinnen Töchtern, dann bei den Markgrafen Ludwig und Friedrich; und zuletzt wurde auch die Gräfin von Hochberg nebſt Söhnen und Tochter anſtandshalber beſucht. Die verwittwete Markgräfin wandte mir ſogleich ihre Gunſt zu, ſprach über viele frühere Verhältniſſe in Preußen, die mir zum Theil wohlbekannt waren, und bezeigte ſich überhaupt ſo mittheilend, verbindlich und angenehm, daß ich überaus zufrieden ſein konnte. Mir entgingen dabei doch die Winke nicht, welche deutlich merken ließen, daß eine vorzugsweiſe hieher gerichtete Beeiferung und ein Anſchließen an die hier gültigen Intereſſen meinerſeits der Preis ſein müſſe, durch den ich ein ſolches Wohlwollen und eine ſolche Freundlichkeit mir verdienen und dauernd erhalten könnte. Ein Anſinnen, welches bei meiner ſchon ausgeſprochenen Ergebenheit für die Großherzogin ſchwierig zu erfüllen war.

Rahel war unterdeſſen nach Frankfurt am Main gereiſt, um mit Cuſtine's dort wieder zuſammenzutreffen, beſonders aber um Frau von Humboldt wiederzuſehen, die ſeit kurzem dort bei ihrem Gatten angelangt war. Während der vieljährigen Trennung der beiden Freundinnen hatte ſich gar vieles verändert, und Frau von Humboldt nicht zu ihrem Vortheil; ſie war in Wien eine vornehme Dame geworden, dann gar eine hocheifrig Deutſchgeſinnte, und hatte frühere Anſichten und Empfindungen vergeſſen, ja ganze Verhältniſſe ſo ſehr, daß ſie Rahel'n, der ſie einſt das Du ſchriftlich aufgedrungen, und noch zuletzt in häufigen Briefen immer geſchrieben hatte, beim erſten Begegnen mit Sie anredete. Für Rahel war dies nur eine kleine Verlegenheit, weiter nichts, ſie rechnete es ihr nicht an, und fand in ihr allen Zauber der Liebenswürdigkeit wieder, den ſie in der beſten Zeit gehabt. Ich nahm dies anders, und ſah ein Zeichen darin, das gar viel bedeute. Daß der ehemals freie Geiſt in manche Schranken des Gewöhnlichen ſich eingeengt, daß auch die freieren Gefühle, indem ſie ganz wie ſonſt ihren Neigungen folgten, doch das Gewand der herrſchenden frommen Ausdrücke angelegt hatten, das mußte Rahel freilich erkennen und bedauern. Ein Vorfall, bei welchem Rahel, um die Ehre eines Freundes nicht antaſten zu laſſen, den Fürwitz einer Dame zurechtwies, deren ſich Frau von Humboldt annehmen und dabei eine vermeintliche Ueberlegenheit geltend machen wollte, die aber an der wirklichen Ueberlegenheit Rahel's wie Glas an Stein zerſplitterte, konnte nicht beitragen, die alte Innigkeit herzuſtellen, und obſchon äußerlich ein gutes Vernehmen fortbeſtand, das auch von Rahel's Seite ein unzerſtörbar herzliches blieb, ſo war doch etwas Fremdes zwiſchengetreten, das durch neue Trennung nur größer werden mußte. Deſto feſter und ſchöner ſah Rahel ſich mit der Gräfin Cuſtine und mit deren tiefgeiſtigem Sohne verbunden; hier war auch manches Entgegenſtehende in Anſichten und Gewöhnungen, aber dort hatte ſich das Störende auf dem einſt freien Boden aufgethürmt, hier wich es zurück und gab der höheren Freiheit Raum.

In Mannheim genoſſen wir ſchöne Herbſttage, die reiche

Gegend lockte noch oft in's Freie, die Stadt bot angenehme, mannigfache Geſellſchaft, muſikaliſche Aufführungen, ein von alter Zeit her wohlbegründetes Theater, das von ſeiner ehemaligen Blüthe noch ehrenvolles Zeugniß gab. Auch einige politiſche Fäden zogen ſich hier durch das geſellige Leben heimlich durch, von denen ich einige hier berühren muß. Während des Krieges gegen Napoleon war England von dem Verkehr mit dem Feſtlande mehr und mehr abgeſperrt worden, und hatte ſich genöthigt geſehen, ſeine politiſchen Verbindungen ſelbſt bei den großen Höfen nur insgeheim und alſo durch unſcheinbare Agenten zu unterhalten. Zu ſolchem Dienſte gaben ſich unter dieſen Umſtänden angeſehenere Leute her, die ſonſt dergleichen als ihrer unwürdig verſchmäht hätten, ſo der unglückliche Bathurſt, deſſen Verſchwinden bei Perleberg noch heute ein ungelöſtes Räthſel iſt. In Wien war längere Zeit Herr King, Bruder des Lord King, ein ſolcher Agent, mit um ſo mehr Erfolg und Annehmlichkeit, als in der hohen Geſellſchaft ihn ſeine Geburt und bei den vornehmen Damen ſeine ſtattliche Erſcheinung ſehr empfahlen, und namentlich die kurländiſchen Prinzeſſinnen der Reihe nach ihn ſehr begünſtigten. Dieſer war, als der Umſchwung der Dinge dies erlaubte, nicht ſofort in die offenbare Diplomatik übergegangen, ſondern aus Liebhaberei noch auf den geheimen Wegen geblieben, und ſah ſich nun nach dreien Jahren noch auf ſolchen, da er es längſt nicht mehr wünſchenswerth fand; die Aufträge in Wien waren von ſelbſt erloſchen, die dortige Geſellſchaft in alle Welt zerſtreut, und die engliſchen Miniſter wußten für den Augenblick nichts Beſſeres, und gaben dem gutbeſoldeten Agenten den allgemeinen Auftrag, ſich in Deutſchland beobachtend umzuſehen. So kam er nach Mannheim, und führte ſich in die dortige Geſellſchaft ein; doch am meiſten war er bei Tettenborn, und in den vertraulichen Abendſtunden hielt er nicht mit ſeinen Wahrnehmungen und Erfahrungen zurück, und ſcherzte bitter über die Dummheit derer, an die er ſeine Berichte ſchrieb; denn obſchon ganz Tory, war er doch ſtets mit den Führern der Parthei ſehr unzufrieden. Ihm war ſeine jetzige Stellung zum Verdruß, beſonders da ihm nicht entgehen konnte, daß in der Geſellſchaft mancher zweifelhafte Blick auf ihn fiel. Sein Geſchäft mochte ſeinen Vorgeſetzten oft wichtig genug dünken, denn er empfing Depeſchen durch Kouriere und Stafetten, allein die Wichtigkeit hob die Anrüchigkeit nicht auf, und nach einiger Zeit, da kein geſandtſchaftlicher Poſten ſich für ihn aufthun wollte, trat er aus dieſen Verhältniſſen völlig zurück. So lange er in Mannheim lebte, war er uns eine reiche Quelle mannigfacher Angaben und Aufſchlüſſe.

Aber in Mannheim verwickelten und ſpannten ſich noch andere Geheimfäden engliſcher Verhältniſſe! Ich habe früher ſchon des hannöverſchen Freiherrn von Ompteda zu erwähnen gehabt, dem zur Buße dafür, in Dienſten des Königs von Weſtphalen geweſen zu ſein, der ſchändliche Auftrag geworden war, die Prinzeſſin von Wallis in Italien zu belauſchen und zu verrathen. Er fand ſich bei ihr unter dem Scheine eines von der Regierung Verſtoßenen ein, war als ſolcher willkommen und erfuhr die liebreichſte Aufnahme; die Prinzeſſin ſah in ihm einen Genoſſen und Freund, und that ſich vor ihm keinen Zwang an; um ſo ſicherer konnte er als Augenzeuge ihre vielfachen Verirrungen an den Grafen von Münſter berichten, der dem Prinz-Regenten in jener Zeit nichts wichtiger wußte, als Beweisſtücke gegen die Ehre ſeiner Gemahlin zu empfangen. Ihr Lebenswandel war nicht zu vertheidigen, und ihr engliſches Gefolge wurde durch ihre Aufführung ſo verletzt und beſchämt, daß einer nach dem andern wegging, und bald nur Italiäner bei ihr waren. Nur ein Herr Hannam war noch übrig, und auch dieſer hatte ſchon erklärt, daß er nicht bleiben wolle, da brachte ein Zufall den ſchwarzen Verrath Ompteda's an den Tag, und Hannam hielt ſich doch ſeiner Herrin noch zu ſehr verpflichtet, um nicht einer ſolchen Büberei gegenüber noch zuletzt für ſie aufzutreten. Ompteda war bereits geflohen, allein Hannam's Herausforderung folgte ihm nach Deutſchland, und er konnte ihr nicht ausweichen. Aber ſchlagen wollte er ſich keineswegs, im Gegentheil anſtatt ſein Leben zu wagen jetzt den Lohn ſeines Thuns genießen; in der That hatte der Graf von Münſter ihn zum hannöverſchen Geſandten in Rom ernennen laſſen, und wußte ihm auch über den Zweikampf hinauszuhelfen. Ompteda hatte Mannheim zum Stelldichein beſtimmt, und eben ſo den Zeitpunkt des Zuſammentreffens; Ompteda kam zur rechten Zeit, und wartete drei Tage, am letzten kam ein engliſcher Kourier und brachte ihm Depeſchen aus London, worauf er ſich ſeine Anweſenheit und Warten beſcheinigen ließ und augenblicklich nach Hannover abreiſte, um ſich von da nach Rom zu begeben. Erſt lange nachher erfuhr ich den ſchändlichen Zuſammenhang. Hannam war nach England gereiſt, um vor dem Zweikampfe ſeine häuslichen Angelegenheiten zu ordnen; als dies geſchehen und er im Begriff war nach Mannheim abzugehen, traf er unerwartete Schwierigkeiten und wurde gerichtlich verhindert London zu verlaſſen; dieſe Händel hatte Münſter angeregt. Hannam mußte den für Mannheim feſtgeſetzten Tag verſäumen, und als er nach weggeräumtem Hinderniſſe nicht mehr zu halten war, ſandte Münſter jenen Kourier voraus, jetzt möge Ompteda nur eiligſt abreiſen, und ſich darauf berufen, daß er auf den Gegner vergebens gewartet habe. Als Hannam eintraf und jenen nicht mehr fand, war er außer ſich, auf ihn den Unſchuldigen fiel nun ein zweideutiges Licht; er verwünſchte den Gegner, deſſen Weg und Ziel er nicht erfahren konnte, und kehrte nach England zurück. Was ſoll man zu ſolch niedrigen Ränken ſagen, verübt von Leuten hohen Ranges und Amtes, und die dabei noch immer für Ehrenmänner gelten wollen! —

In den Herbſt dieſes Jahres fielen einige politiſche Ereigniſſe, die ich nicht unerwähnt laſſen darf. Eines der wichtigſten und folgenreichſten geſchah in Frankreich; die Ultraroyaliſten, die Fanatiker, die weißen Jakobiner, wie ſie auch genannt wurden, hatten in der Deputirtenkammer, wie ſie nach den hundert Tagen durch Gewalt- und Trugwahlen zu Stande gekommen war, dergeſtalt die Oberhand und mißbrauchten dieſe zu ſo maßloſem Wüthen, daß ſie der Regierung ſelbſt gefährlich wurden und der König ſie fürchten mußte. Ludwig XVIII. hatte keineswegs den hellen Verſtand und den feſten Willen, die man ihm bisweilen zugeſchrieben, allein er war im höchſten Grade eiferſüchtig auf ſeine angeborene Macht und Würde, und wenn dieſe bedroht ſchienen, ſo konnte allerdings ſein träger Sinn zur Entſchloſſenheit gereizt werden. Sein Bruder und Thronfolger, der Graf von Artois, ſtand an der Spitze jener Parthei, die den König meiſtern wollte, und dieſer fühlte die Nothwendigkeit gegen die Parthei ſeines Bruders einen kräftigen Schlag auszuführen. Durch ſeinen Miniſter Decazes geleitet, gab er die berühmte Verordnung vom 5. September, durch welche die Deputirtenkammer aufgelöſt, neue Wahlen anbefohlen und zugleich die Verſicherung ertheilt wurde, daß die beſchworene Verfaſſungsurkunde unverletzt bleiben ſollte. Die Ultra's waren geſchlagen, eine gemäßigtere Kammer ging aus den neuen Wahlen hervor, die Regierung benahm ſich etwas freiſinniger; im Ganzen aber war wenig gewonnen, die Miniſter ſchalteten willkürlich wie vorher, die geſchlagene Parthei behielt Macht und Einfluß, und immerfort wurde ſie ängſtlich berückſichtigt, ihren Forderungen nachgegeben, beſonders wenn es galt Bonapartiſten und Liberale zu verfolgen. Dennoch kann man ſagen, daß jene berühmte Verordnung vom 5. September damals Frankreich gerettet, die Kataſtrophe, zu der die blinde Wuth der Reaktion die Bourbons drängte, noch auf viele Jahre hinausgeſchoben hat.

Daß der öſterreichiſche Kaiſer Franz, durch den Tod der edlen und geiſtvollen Kaiſerin Maria Ludovika von Eſte zum drittenmal Wittwer, zur vierten Heirath ſchreiten würde, war von Allen, die ihn kannten, vorausgeſagt worden. Er wählte die Tochter erſter Ehe des Königs Max Joſeph von Baiern, die früher dem Kronprinz von Würtemberg vermählt geweſen war; jedoch hatte dieſer die Ehe nicht vollzogen und ſie in der Folge als ungültig aufgelöſt. Dieſe neue Verbindung war für die ſüddeutſchen Verhältniſſe politiſch wichtig, inſofern ſie den Vergrößerungsgelüſten Baierns einen neuen Rückhalt an Oeſterreich gab, und deren vereinte Zwecke Würtemberg und Baden mißtrauiſcher und wachſamer machen mußte.

Wichtiger und unmittelbarer einwirkend war der plötzliche

Tod des Königs Friedrich von Würtemberg und die Thronbeſteigung ſeines Sohnes, des nunmehrigen Königs Wilhelm's I., der als Kronprinz, wie die meiſten Kronprinzen, große Hoffnungen erregt hatte. Seine Anhänger prieſen ſeinen Kriegsmuth und ſeine Feldherrngaben, für beides ſollte die Schlacht von Monterau zeugen; die Deutſchgeſinnten rechneten auf ihn, die Freigeſinnten nicht weniger. Man hoffte, der würtembergiſche Verfaſſungsſtreit würde durch ihn auf das glücklichſte erledigt werden; Stein war mit ihm in Briefwechſel, Wangenheim hatte ſein ganzes Vertrauen, aus dem Rathe ſolcher Männer glaubte man, müſſe Vortreffliches hervorgehen. Sehr bedeutend erſchien ſeine Gemahlin, die Königin Katharina, Schweſter des ruſſiſchen Kaiſers, auf welchen ſie nicht ohne Einfluß war und durch dieſes Verhältniß das Anſehen Würtembergs weit über das Maß ſeines eigenen Vermögens erhob. Für Baden konnte dieſer Weg auf Rußland einzuwirken, ſo wie die ganze Stellung des Königs nur günſtig ſein, wiewohl noch niemand daran dachte, beides zu benutzen; im Gegentheil ſuchte man dem Großherzog Mißtrauen einzuflößen, und den Verfaſſungseifer des Königs als für Baden nachtheilig zu ſchildern, wo das Wort Verfaſſung oder Stände dem Hof und dem bisherigen Regierungsweſen ein Gräuel war.

Für Deutſchland erſchien denn auch nach langem Harren endlich der Bundestag; er wurde am 5. November feierlich eröffnet. Der öſterreichiſche Präſidialgeſandte unterhielt in einer ſchwerfälligen ungelenken Rede die Verſammlung und demnächſt die Nation — denn die Verhandlungen mußten damals vorſchriftgemäß im Druck erſcheinen — von den guten Abſichten und großen Zwecken, welche die Regierungen durch den Bund erreichen wollten, und belehrte ſie ausdrücklich, daß der Bund kein Bundesſtaat, ſondern ein Staatenbund ſein ſolle, ein Unterſchied, auf den man eben erſt aufmerkſam geworden war. Wilhelm von Humboldt, der preußiſcherſeits bei dieſer Eröffnung auftrat, ſagte nichts Erhebliches, und auch die andern Geſandten gaben nur längere oder kürzere Zuſtimmung. Alles ging kühl, träge, pedantiſch her. Dem entſprach die öffentliche Theilnahme;

durch das lange Zögern und durch alles was von den vorbereitenden Anſtalten und Berathungen bekannt geworden, hatte ſich die Täuſchung, als werde hier den Deutſchen ein neues Heil aufgehen, längſt verloren, man ſah Preußen mit Oeſterreich einverſtanden oder dieſem nachgiebig, und von Oeſterreich wußte man, daß es nur den alten Einfluß in Deutſchland anſtrebte, um jede neue Entwickelung zu hemmen. Mit gleichgültiger, oder höhniſcher Neugier vernahm man die mannigfachen, oft lächerlichen Vorgänge, in denen der Bundestag ſich bemerklich machte. Für Oeſterreich und Preußen war er eine auswärtige, das Volk ſo gut wie gar nicht berührende Angelegenheit; Baiern und die übrigen ehemals rheinbündniſchen Staaten fürchteten eine Beſchränkung ihrer theuer erworbenen Souverainität; Sachſen und Hannover, erſteres durch Verluſt, letzteres durch zu geringen Gewinn mürriſch, zeigten keine Neigung zum raſchen Fortſchreiten; die Kleinſten der Bundesglieder wußten noch nicht, ob der Bundestag ihre Selbſtſtändigkeit aufheben werde oder befeſtigen, die Mediatiſirten ſahen ſchon, daß ihren Anſprüchen der Boden nicht günſtig ſei, und eben ſo war die katholiſche Parthei ſchon völlig überzeugt, daß die Wünſche und Strebungen ihrer Kirche hier nie durchdringen würden. Daß der Bundestag nicht dazu da ſei, die Sache des Volks und der Freiheit, der gemeinſamen Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes zu fördern, dieſe Ueberzeugung war allgemein verbreitet und leider nur zu ſehr begründet.

Dennoch gab es unter den Bundesgeſandten ſelbſt eine kleine Schaar vaterlandseifriger und muthiger Männer, deren Geſinnung und Kraft den Bundestag, ſeiner ſchlechten Anlage zum Trotz, und wider alles Gegenſtemmen der Großmächte, zu einer wirkſamen Nationalbehörde zu machen ſtrebten, zum geſetzlichen Anhalt für Recht und Freiheit, zur lebendigen Mitte des deutſchen politiſchen Lebens. Gagern von Luxemburg und Naſſau, Pleſſen von Mecklenburg-Schwerin, Berg von Oldenburg, Smidt von Bremen, ſtanden in dieſem Streben rühmlich voran, und ſuchten ſowohl die Arbeiten der Bundesverſammlung ſelber zu beleben und zu fördern, als auch für dieſelben nach außen den Antheil und die Gunſt der Nation zu gewinnen. Was in der erſten Zeit am Bundestage noch einigermaßen von Trieb und Thätigkeit zu finden war, die Berathung über die Weiterentwickelung des Bundes durch organiſche Geſetze, die Ernennung beſonderer Ausſchüſſe für beſtimmte Geſchäfte, das Annehmen und Erwägen aller Arten von Beſchwerden, dies und vieles Andere iſt hauptſächlich dem wackern Eifer dieſer thätigen und klugen Minderheit zu verdanken, vor deren Ueberlegenheit an Einſicht und Kenntniß, das große Anſehen des höchſtbeſchränkten Präſidialgeſandten ſich beugen mußte. Zum Theil mit ihnen verbunden, zum Theil unabhängig von ihnen, wirkten noch viele deutſche Männer zu demſelben Zwecke. Ich ſelbſt ließ es mir angelegen ſein, die Hoffnungen auf den Bundestag nicht ſinken zu laſſen, ihn als die ausgeſprochene Einheit der Nation zu bezeichnen, als das vorläufig um alle Stämme geſchlungene Band, das, wie ſchwach und loſe jetzt es noch ſein möge, durch unabläſſigen Eifer und gemeinſame Arbeit ein ſtarkes und feſtes werden könne. So lange jene Minderheit, aus der ſpäter durch Wangenheim's Zutritt eine kraftvolle Oppoſition entſtand, in ihrer Richtung thätig blieb, durften wir die Hoffnung, daß der Bundestag den gerechten Forderungen der Nation entſprechen könne, wirklich nicht aufgeben.

Als wir nach Karlsruhe gegen Ende des Novembers zurückkehrten, war der Hof dort bereits wieder beiſammen, und es verlautete, daß derſelbe für den Winter allerlei feſtlichen und geſellſchaftlichen Glanz entfalten werde, man wollte dem widerſpenſtigen Mannheim zeigen, daß Karlsruhe die Hauptſtadt ſei. Niemand hatte beſſeren Willen und ſchöneres Talent die Geſelligkeit zu beleben, als die Großherzogin, allein den Raum und Stoff dazu hätte ſie erſt erobern und ſchaffen müſſen, und hiefür war ſie weder kriegeriſch noch kräftig genug. Die ſteifen Formen des Hofweſens konnte ſie nicht durchbrechen; ſie hatte nicht die Macht, die engen Gränzen der herkömmlichen Einladungen zu erweitern, ja nicht einmal die, innerhalb dieſer Gränzen nach eigenem Sinn zu wählen. Das Hofgeſinde wollte zwar Aufwand und Gepränge, aber nur zur Befriedigung des eigenen Stolzes und Wohllebens; gleich Schauſpielern, die bei jedem aufzuführenden Stücke nur fragen, was ihnen darin Vortheilhaftes ſei, wollte jeder nur das gelten laſſen, wobei er perſönlich ſeine Rechnung zu finden glaubte. Eine Geſellſchaft bei der Großherzogin durfte ſicher ſein, von dem Anhange der verwittweten Markgräfin wenig ſchmackhaft gefunden zu werden, ein Gleiches geſchah den Geſellſchaften der Markgräfin von Seiten des Großherzoglichen Hofes; die Markgräfin Friedrich konnte dazwiſchen gar nicht aufkommen, und der Hochberg'ſchen Familie wäre es als eine Erdreiſtung ausgelegt worden, hätte ſie ſich als Geſellſchaftsmitte benehmen wollen. Unter dieſen Hemmniſſen von Neid und Eiferſucht, und wechſelſeitigem Aufpaſſen und Mäkeln war eine freie und geiſtige Geſelligkeit unmöglich, und ſtatt ihrer war es nur die Langeweile, welche die ſchönen Säle füllte und dort reichlich bewirthet wurde. So lange das Franzoſenthum geherrſcht hatte, waren Bürgerliche zugelaſſen worden, nachdem die Deutſchen geſiegt, wollte man wieder recht vornehm ſein, und jene wurden ausgeſchloſſen. Als mir der Geheime Legationsrath Friederich mit Unwillen erzählte, daß auch ihm, der früher allen Hofgeſellſchaften beigewohnt und als Dichter ſie verherrlicht hatte, jenes Loos zu Theil geworden, konnte ich ihm zu ſeinem Troſte verſichern, daß am Hofe zu Berlin daſſelbe Verfahren ſtattgefunden habe. Konnte für Friederich der höhere Rang im Staatsdienſte keinen Zutritt am Hofe begründen, ſo war dieſer noch weniger möglich für Männer, die bei größter Auszeichnung jenen Rang noch nicht erreicht hatten, wie der Finanzrath Nebenius und der Regierungsrath Winter, ſpätere Miniſter und ſchon damals allen Karlsruhern wohl bekannt, von denen aber in der höheren Geſellſchaft auch nur die Nennung ihrer Namen ſchon zu viel geweſen wäre! —

Mit Friederich kam ich bald in ein vertrautes Verhältniß; unſere politiſchen Geſinnungen ſtimmten ſehr überein, und nicht viel weniger unſere litterariſchen Neigungen. Seine gebildete Förmlichkeit gefiel den Frauen, und auch Rahel mochte ihn leiden, obſchon ſie vom erſten Augenblicke geurtheilt hatte, ſein Gutes ermangele der durchdringenden Kraft, und ſuche daher Hülfe in ſeinen Klügeleien und Berechnungen, ſo wie ſie vorherſagte, daß die angenehme Artigkeit, deren er ſich befliß, ſpäter in abſtoßende Pedanterei umſchlagen würde. Seine Zwecke verlor er nicht leicht aus den Augen und meine Bekanntſchaft war ihm in dieſem Betracht gewiß nützlich, mehr als mir die ſeinige, denn ich war am fremden Orte beſſer unterrichtet und feſter geſtellt, als er im heimiſchen. Mich mit Nebenius und Winter bekannt zu machen, lehnte er ab, weil er als geborner Pfälzer mit dieſen Altbadnern nicht in beſtem Vernehmen ſtand, und von ihnen mit Mißtrauen angeſehen wurde.

Doch im diplomatiſchen Kreiſe ſelbſt eröffnete ſich unerwartet eine heitere liebenswürdige Geſelligkeit, wie ſie nur zu wünſchen war. Der hannöverſche Geſandte von Reden traf in Karlsruhe mit ſeiner Familie ein, und alle Vorzüge norddeutſchen Umgangs folgten ihr. Der Geſandte war ein alter Staatsdiener aus den Zeiten vor der franzöſiſchen Revolution, ein geſchworener Feind von dieſer und allen ihren Folgen, ein ſtrenger Anhänger alten Rechtes und Herkommens, voll tiefer Ehrfurcht ſeinem Fürſten ergeben, mit blinder Zuverſicht alles ausführend und billigend, was ihm höheren Ortes befohlen wurde. Von Regensburg her hatte er gründliche Kenntniß des alten deutſchen Staatsrechts, aber auch ſonſt ungemeine Gelehrſamkeit, und in Sprachen, Geſchichte und beſonders Genealogie, ein Gedächtniß, dem jeden Augenblick ſein ganzer Reichthum zu Gebote ſtand. Dabei beliebte er, dieſe Kenntniſſe beeifert mitzutheilen, ſo wie ſeine Grundſätze zu bekennen, in lebhafter, beeilter, ſich überſtürzender Rede, die doch faſt niemals läſtig wurde; denn er ſpann nichts in's Weite aus, ging bereitwillig von einem Gegenſtande zum andern, weil ihm jeder fruchtbar war, und beachtete mit aufmerkſamer Güte ſo wohlmeinend den Geſchmack, die Verhältniſſe und Neigungen des Hörenden, daß dieſer ſich nicht gelangweilt, ſondern eher geſchmeichelt fand, und bei den oft heftigen Ausbrüchen des guten Alten ſeine überſchwängliche Herzensgüte, ſein menſchenfreundliches Wohlmeinen nicht verkennen konnte. Wer keinen andern Gewinn aus ſeiner Unterhaltung zog, der hatte wenigſtens den, ſeine Eigenheiten aufzufaſſen und bei Gelegenheit ſcherzend wieder vorzutragen. Seine Liebenswürdigkeit überwand jede Schroffheit, und ſo wurde es möglich, daß er in gleicher Weiſe meine Freigeiſtereien duldſam ertragen, wie ich lächelnd es anhören konnte, wenn er auf die verfluchten Konſtitutionellen ſchalt, ein Ausdruck, den einſt ſelber aus Grund der Seele ausſprechen zu ſollen ich mir nicht träumen ließ! Was aber dem alten Reden völlig mein Herz gewann, war ſeine hohe Werthſchätzung Rahel's, von deren Weſen er ganz eingenommen war. Frau von Reden ſtimmte wie in vielem andern ſo auch hierin mit dem Gatten überein, hatte aber ſonſt über Welt und Menſchen ihr eigenes, mitunter ſcharfes Urtheil! ſie hatte ſich darein ergeben, kränklich und alt zu ſein, doch merkte man, daß gewiſſe Anſprüche noch fortdauerten, und nur die Form gewechſelt hatten; auch bei ihr aber war behagliche Freundlichkeit und launige Geſprächsluſt vorherrſchend. In der älteſten Tochter Henriette zeigten ſich die guten Eigenſchaften der Eltern gleichſam verklärt, ſie hatte großen Verſtand und ein ſicheres Urtheil, raſche Gewandtheit und den leiſeſten Zartſinn, bei der freieſten Selbſtthätigkeit war ſie unabläſſig aufmerkſam und beſorglich für die Andern, lenkte vorſichtig alles Störende ab, half über Schwierigkeiten hinweg, füllte Lücken aus, und das alles ſo leicht und natürlich, daß ſie als ein wohlthätiger Genius für die Geſellſchaft arbeitete, in der ſie heiter und froh nur ſich zu unterhalten ſchien. Stiller und in ſich gezogen war die jüngere Schweſter Eliſe, doch der Grundton von Güte und Laune, der die ganze Familie auszeichnete, fehlte auch in ihr nicht, ſo wenig wie in einem Bruder und in einer nahen Verwandten, die auf längere Zeiten zum Beſuch kamen. In dieſer wahrhaft edlen und vortrefflichen Familie war jeden Abend nach norddeutſcher Sitte die Theeſtunde der Geſelligkeit gewidmet, und ſo groß war die Anziehkraft der Unterhaltung, die man dort zu finden verſichert war, daß auch Karlsruher Herren und

Damen ſich gern einfanden, doch ohne je das Uebergewicht zu erlangen. Das altariſtokratiſche Anſehen that hier ſehr gute Wirkung, ſodann aber auch die bildende Thätigkeit, welche von mehreren, einander in gleichem Sinne unterſtützenden Mitgliedern der Familie übereinſtimmend geübt wurde. Weder bei minderem Rang noch bei geringerer Zahl hätte eine Geſelligkeit dieſer Art in Karlsruhe Wurzel faſſen und beſtehen können; das Haus war das einzige dieſer Art in der Stadt, für uns in der erſten Zeit eine wahre Zuflucht. Nur blieb die Familie nicht immer am Orte, und wie wir nach Mannheim oder Baden, ging ſie zeitenweiſe nach Stuttgart oder Aſchaffenburg.

Rahel hatte gleich anfangs erklärt, daß ſie nicht an den Hof gehen würde; ſowohl Kränklichkeit als Geſchmack und Neigung mußten ſie von dieſen tödtlich langweilenden Anſtrengungen der geputzten Jämmerlichkeit zurückhalten. Die Großherzogin aber, die ſchon durch die Gräfin Walſch von ihr gehört hatte, war ungeduldig ſie kennen zu lernen und ſah ſie bei der Gräfin Walſch; der wechſelſeitigen Zuneigung, die ſich ſogleich zu erkennen gab, waren aber die Verhältniſſe nicht günſtig, und die Gelegenheit ungeſtörten harmloſen Sehens wiederholte ſich nicht oft. Leichter war dieſe für mich, und die Unterredungen, die ich mit der liebenswürdigen Fürſtin hatte, waren ſo ernſt und offen, wie es die Lage der Sachen erforderte. Sie verſicherte mich des unwandelbaren Wohlwollens und Vertrauens des Großherzogs, und fügte hinzu, daß ich es ſeiner bekannten perſönlichen Scheu und Trägheit zuſchreiben müſſe, wenn er ſeine Geſinnung nicht ſelbſt entſchiedener ausſpräche oder gar thätig werden ließe; die gelegentlichen Einflüſterungen, durch die mir Herr von Hacke bei ihm zu ſchaden geſucht, hätten nicht das geringſte gewirkt; im Gegentheil ſei er ſehr gegen dieſen ſeinen Miniſter verſtimmt und mißtrauiſch, und ihn zu entlaſſen geneigt, obſchon das zum Schaden des Landes wohl ſo bald noch nicht geſchehen würde. In der That zeigte der Großherzog mir bei den wenigen öffentlichen Gelegenheiten, wo ich ihn ſprechen konnte, — denn Hacke ſuchte mich ſogar mit Unhöflichkeit entfernt zu halten, — die freundlichſte Gewogenheit, und gleicherweiſe that die Großherzogin, ſo daß die widriggeſinnten Hofleute ihren Aerger darüber nicht verbergen konnten, und Hacke gegen meine Kollegen ſpöttiſch davon ſprach, was doch dem Großherzog ſo beſonders an mir gefallen möge?

Bei dem erklärten Kriege durfte ich den Feind in keiner Weiſe ſchonen. Für meine Angriffe gegen ihn war kein Boden günſtiger, als der Salon der verwittweten Markgräfin Amalia; ſie liebte es, daß an ihrer Mittagstafel und in ihren Abendkreiſen etwas vorging, das anregte und beluſtigte, und wenn der Scherz nur nicht alles Maß überſchritt, ſo konnte er auf ihren Beifall rechnen, dem das Einſtimmen der Andern nicht fehlte. Anweſend und abweſend mußte Hacke mir als Zielſcheibe dienen, die gar leicht und gut zu treffen war. Die Markgräfin gab ihn völlig preis; ihre Tochter aber, Prinzeſſin Amalie, nahm mich eines Tages bei Seite, und ſagte, ſie ſehe hinter dem Scherz einen ſchweren Ernſt, und wünſchte, daß ihr Bruder, der Großherzog, hören könnte, wie über ſeinen Miniſter geſprochen werde, der nach ihrer Einſicht zum großen Schaden des Landes jetzt dieſen Platz einnehme.

Wirklich hatte er in dieſer Zeit, wo Baiern mit unermüdeter Thätigkeit darauf hinarbeitete auf Badens Koſten große Erwerbungen zu machen, und zu dieſem Zwecke immer mehr Boden bei den großen Höfen gewann, dieſe in auffallender Weiſe vernachläſſigt oder ſogar aufgereizt. Auf Rußland nahm er gar keine Rückſicht, Frankreich und England ſchienen ihn nichts anzugehen, wider Preußen bezeigte er entſchiedenen Widerwillen, gegen Oeſterreich aber nahm er ſich eine ſolche Sprache heraus, daß der Fürſt von Metternich, damals gerade in Weimar, die badiſchen Noten gar nicht mehr annehmen wollte. Dabei rieth er dem Großherzog, der ganz unglücklich darüber war, in einige Landabtretungen an Baiern zu willigen. Die Ausſicht, von Baiern und vielleicht ſogar von Oeſterreich große Geldſummen als Entſchädigung zu bekommen, wurde weit eröffnet; ſie war um ſo lockender, als die badiſchen Finanzen ſehr ſchlecht ſtanden und die Bedürfniſſe des Hofes täglich wuchſen; dem Großherzog wurde noch beſonders damit geſchmeichelt, ſolche Geldſummen würde er, da es weder Stände noch Verfaſſung gab, ganz für perſönliche Zwecke verwenden können, und manche Höflinge, die ſehr wohl wußten, daß wo große Summen in's Spiel kommen, immer etwas für die Naheſtehenden abfällt, thaten ihr Mögliches, dieſen Ausweg als den allerbeſten vorzuſtellen. Die Gefahr war dringend; der Großherzog konnte zu einer unglücklichen Einwilligung überredet werden, es konnte aber auch, bei dem Stillſchweigen oder gar halben Zugeſtändniſſe Badens ein durch Baiern den großen Höfen zu entlockender Beſchluß als ein europäiſcher Machtſpruch dem Großherzog und ſeinen Dienern unwiderſtehlich dünken, und die Zerreißung des Landes, die Beſchränkung des Erbrechtes zur Folge haben. Ich erwog den Stand der Sachen mit Tettenborn, und durch ihn, der ihm als Freund und Landeskind nur Vertrauen, als unbetheiligter ruſſiſcher General kein Mißtrauen einflößte, ließ er ſich überzeugen, daß es Zeit zu thätigem Handeln ſei. Schwer war es, ihn zu den nöthigen Maßregeln zu beſtimmen, aber es gelang doch zum Theil. Zuerſt wurde der badiſche Bundesgeſandte in Frankfurt Herr von Berſtett angewieſen, mit dem von Hacke ganz unbeachtet gebliebenen, von Berſtett aber klug herangezogenen ruſſiſchen Geſandten von Anſtett die badiſche Sache zu berathen, und über den Erfolg ohne Hacke's Wiſſen unmittelbar an den Großherzog zu berichten. Dann mußte Hacke, der nicht ahndete, woher dem Großherzog dieſer Einfall kam, die außerordentliche Sendung des Generals von Schäffer nach St. Petersburg und des Generals von Stockhorn eben ſo nach Berlin veranſtalten; nach Wien aber eine ſolche Sendung ebenfalls anzuordnen, lehnte er beharrlich ab, und eben ſo wenig wollte er das Geringſte thun, um den guten Willen des durch die ruſſiſche Verbindung jetzt ſo wichtigen Würtembergs aufzuregen. Der badiſche Geſandte von Marſchall in Stuttgart, ſchien der Mann, der an Hacke's Stelle treten könnte, er wurde abgerufen, um in Karlsruhe zur Hand zu ſein; allein ſo lange er nicht wirklich das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten erhielt, war es nur ein Uebelſtand, daß er in Stuttgart fehlte. So zog ſich bei mancherlei Anſtalten alles in ungenügender Weiſe hin, und diejenigen, denen es am meiſten oblag, ſorgten am wenigſten. Der Sturz von Hacke ſchien unerläßlich, wenn aus der Halbheit heraus ein wirkſames Ganzes entſtehen ſollte.

Ich unterließ nichts, um darauf hinzuarbeiten; ich führte eine gute Sache, die des Landes und Fürſten, wo ich angeſtellt war, die dem preußiſchen Vortheil entſprechende, nebenher meine perſönliche. Hacke ſelbſt vermehrte unabläſſig die Waffen, die gegen ihn zu gebrauchen waren. Sein loſes Reden, ſein unſinniges Betragen machten ihm ſtets neue Feinde. In der Großherzoglichen Familie hatte er nirgends einen Anhalt. Mit dem niederländiſchen Geſandten Admiral von Kinkel entzweite er ſich in dieſer Zeit auf das bitterſte durch nichtsnutzige Klatſcherei; ebenſo beleidigte er die badiſchen Offiziere durch Spöttereien, die wenigſtens ihm nicht zuſtanden. Keiner der Diplomaten in Karlsruhe war ihm Freund, jeder hatte über ihn zu klagen. Sonderbar genug ſchien nur allein bei dem Großherzog noch einige Gunſt für ihn vorhanden, ſo daß ich bisweilen zweifeln durfte, wie es dieſer denn eigentlich wohl meine? —

Doch durfte mich das nicht irren, ich betrieb meine Sache mit feſter Thätigkeit. Mit Friederich hatte ich beinahe täglich hierauf bezügliche Unterredungen; auch beſprach ich die Lage der Dinge mit dem braven Miniſter von Marſchall, er überſah jedoch ihren weiteren Zuſammenhang nicht ganz, und war außerdem wegen der Unbeſtimmtheit, in der man ihn ließ, tief mißvergnügt, ja er ahndete ſchon, daß er gegen Andere werde zurückgeſetzt werden. Mir konnte nicht fehlen, auf die Geſandten von Reden, von Maltitz und ſelbſt auf den Grafen von Trauttmansdorff, der zwar gegen Baden aber auch entſchieden gegen Hacke war, im Stillen einzuwirken, ihre Depeſchen trugen gewiß manche Färbung aus meinen Mittheilungen. Daß der würtembergiſche Geſandte Graf von Gallatin abberufen wurde, iſt oben ſchon erwähnt. Einſtweilen verſah den Poſten ein

Geſchäftsträger Namens Coguard, der mir von ſeinem bisherigen Miniſter Grafen von Wintzingerode nachdrücklich empfohlen war; ich ſelbſt ein Neuling ſollte den Neuling leiten, denn an Dienſtjahren alt genug hatte er doch bisher nie ſelbſtſtändig zu handeln gehabt. Ich benutzte ihn, um zuvörderſt in Stuttgart die zweckmäßigen Eindrücke geben zu laſſen, die ſodann nach St. Petersburg übertragen werden konnten. Ich ſchrieb in gleichem Sinne nach Frankfurt am Main, wo der Heerd aller deutſchen politiſchen Angelegenheiten war, und jede Anſicht leicht ihre Verbreitung fand. Am eifrigſten und ſorgfältigſten berichtete ich den mißlichen Zuſtand Badens in meinen Depeſchen nach Berlin.

Inzwiſchen belebte ſich der Winter durch mancherlei Beſuch; Auguſte Brede kam von Stuttgart, und wohnte eine Zeitlang bei uns, deßgleichen der Freiherr von Otterſtedt, der in Stuttgart den neuen König begrüßt hatte, und auf der Rückreiſe nach Frankfurt in Karlsruhe ſcheinbar nur uns beſuchte, in der That aber ſich würtembergiſchen Aufträgen unterzogen hatte; der König war mit Baden etwas geſpannt, und wollte ſeinen eigenen Geſchäftsträger nicht gebrauchen, ſondern hielt ſein Anbringen durch einen fremden Diplomaten, mit dem man ihn allerdings von altersher vertraut wußte, für unverfänglicher; Otterſtedt ſollte die Verſicherung der freundnachbarlichſten Geſinnungen geben und zur Standhaftigkeit ermahnen, allein er fand niemanden, der ihn hätte anhören wollen, denn zum Großherzog war nicht zu gelangen, und Hacke durfte nicht erfahren, was ja zumeiſt gegen ihn ſelbſt gerichtet war. Ich kannte Otterſtedt's Schwatzhaftigkeit, und ſagte ihm nicht mehr als nöthig war, rieth ihm aber, in Frankfurt dem Herrn von Berſtett die Beſorgniſſe und den guten Willen, die man in Stuttgart hatte, mitzutheilen, was er auch that, und auf dieſem Wege wurde der Großherzog von allem unterrichtet. Unter den Beſuchen dieſes Winters muß ich noch den Fürſten von Solms-Lich anmerken, der keiner politiſchen Abſichten geziehen wurde, aber dem Hofe der Markgräfin Amalia, wo er ſein Lager aufſchlug, einige Beluſtigung gab durch das Bemühen im Vortrage franzöſiſcher Trauerſpiele die Meiſterſchaft Talma's zu erreichen. Zum Namenstage der Großherzogin, dem 26. Dezember, der diesmal durch Hoffeſte beſonders gefeiert wurde, erſchien auch aus Stuttgart der Geſandte von Küſter, mit dem ich in beſtem Vernehmen ſtand, ohne ihm doch mehr anzuvertrauen, als das amtliche Verhältniß es erforderte, denn er hatte Ausſicht als Geſandter nach München zu kommen und ſchien, wo nicht der baieriſchen Sache günſtiger als der badiſchen, wenigſtens gleichgültig für die letztere. —

Aber bei allem Eifer, den ich dieſer Sache widmete, ließ ich doch nicht meinen Blick ausſchließlich auf ſie geheftet; er umfaßte das ganze politiſche Gebiet, was zu Hauſe in Berlin vorging, was in Deutſchland, dieſer Muſterkarte mannigfacher Staatengebilde, zuſammen- und auseinanderſtrebender Beſtandtheile, ſich hervorarbeitete, die Gährungen in Frankreich und England, alles reizte und beſchäftigte mich, und in allem zumeiſt die Entwickelungen der Völker zur Freiheit, zu freien Verfaſſungen; was dahin ſtrebte zu fördern, zu ſteigern, war mir heiligſtes Anliegen. Der gute Schein, den in dieſer Beziehung Preußen von dem Wiener Kongreß her trug und in ſpäteren Verkündigungen nicht gerade abwerfen wollte, konnte mich in dieſer Richtung äußerlich genugſam ſchützen, und ich war verſichert, daß, ſo lange der Staatskanzler das Steuer führte, mich dieſerhalb kein amtlicher Vorwurf treffen würde, falls nicht ein beſonderes Aergerniß dazu aufforderte: ein ſolches aber war ſo leicht nicht zu befürchten, da ich nirgends öffentlich aufzutreten hatte, und meine Stimme nur in den namenloſen Erörterungen der Tagesſchriften und Zeitungen erhob; das mündliche Wort kam weniger in Betracht, wurde vergeſſen oder verziehen, oder gar als ein kluges Erfunden gedeutet, bei dem die eigene wahre Meinung nicht betheiligt ſei. In jener Zeitungsthätigkeit war ich ſeit Jahren heimiſch, hatte gute ſichere Verbindungen, und konnte begünſtigt von den Umſtänden manchen kühnen Wurf wagen. Die Funken ſprühten weit umher, zündeten vielfach, und die ſichtbare Wirkung wurde zum Anreiz, das Feuer unabläſſig fortzuſetzen, zu verſtärken. Unzählige kürzere und längere Aufſätze von mir liegen in den Jahrgängen der damals geleſenſten Zeitungen zerſtreut; was ſich davon bei mir durch Zufall erhalten hat, iſt von der Art, daß ich es noch heute in meinem Alter billigen kann, weder des Inhalts, noch des Ausdrucks hab' ich mich zu ſchämen, und wie ſehr ich aus dem tiefſten Sinn und Leben der Nation heraus geſprochen, dafür gilt als beſtes Zeugniß, daß dreißig Jahre ſpäter, als die Nation erwachte, und wirklich frei zu werden begann, meine früheren Worte großentheils ein Ausdruck deſſen waren, was die neueſte Zeit im Allgemeinen forderte. Meine Artikel ſprachen unaufhörlich für das Bürgerthum, gegen die Vorrechte des Adels, gegen die Willkür der Behörden, für die Erfüllung des dreizehnten Artikels der Bundesakte, für die Einheit der ſtändiſchen Vertretung; wo ſich Gleichgeſinnte zeigten, trat ich ihnen bei; Rotteck ſchrieb über ſtehende Heere, bald nachher Liebenſtein ebenfalls, Oelsner ſchrieb über das preußiſche Kabinet, ich zeigte ihre Schriften lobend an, nicht einmal oder zweimal, nein an den verſchiedenſten Orten und immer wieder. Ich war für das Schweizeriſche Muſeum von Troxler, für Luden's Nemeſis, beſonders auch für die Jenaiſche Litteraturzeitung thätig, und hier war, wenn die Zeitungen mehr den Plänkeleien dienten, bisweilen der Ort für ſchweres Geſchütz.

Ich kann mir nicht verſagen, ein paar kürzere Artikel, in der Mitte des Sommers 1816 veröffentlicht, als Merkwürdigkeit hieherzuſetzen. Der Deutſche Beobachter gab ein Schreiben aus Frankfurt am Main vom 5. Juli, das alſo lautete: „Nach manchem Hin- und Herwenden der Sache ſcheinen die Anzeigen nun doch größtentheils darauf hinauszulaufen, daß der deutſche Bundestag gegen die Mitte des Auguſtmonats eröffnet werden ſoll; Mißtrauiſche, die ſich bei dieſer Gelgenheit noch in großer Zahl zeigen, wollen auf noch längeren Aufſchub gefaßt ſein, ſo daß vielleicht die Eröffnung auf denſelben Tag, wie ſie anfangs feſtgeſetzt war, nur gerade ein volles Jahr ſpäter erfolgte; immerhin, wäre nur dieſer Zeitpunkt wirklich unaufſchiebbar angenommen, die Beſchämung für diejenigen, die ganz und gar an dem Zuſtandekommen des Bundestages zweifeln wollten, würde noch immer groß genug ſein.

Der Nachtheil, der für die Deutſchen aus einem ſo langen Liegenlaſſen ihrer allgemeinen Angelegenheiten entſteht, iſt wahrlich nicht gering anzuſchlagen. Das Volk im Ganzen fühlt es ſchmerzlich, und ſieht ſich von dem Auslande bemitleidet, daß ſelbſt die zerrütteten Franzoſen, ja die Polen ſogar, zur Betreibung ihrer Nationalſachen ſchneller und rüſtiger gelangen, als es den an Geiſt, Willen, Bildung und Muth ſo hochſtehenden Deutſchen gegönnt iſt. Der Nachtheil iſt groß, und darf mit Grund und Wahrheit eine Kalamität genannt werden. Zwar ſtehen unſere Berge und Häuſer darum nicht minder, die Flüſſe hören nicht auf zu ſtrömen, der Acker trägt nicht weniger, das Brot wird nicht kleiner, und es ſchießt ſich darum Keiner eine Kugel vor den Kopf; auch gehen die Abgaben richtig ein, und die Gehalte werden ausgezahlt, die Geſandten gehen an die Höfe, die Soldaten ziehen auf die Wache und die Schauſpieler auf die Bühne, zum Nutzen und Vergnügen ſcheint kein nöthiges Stück zu fehlen: aber im geiſtigen Staatsleben, im tieferen Volksthum leiden wohl die edelſten Theile, ſtocken die beſten Säfte, ermattet das muthige Herz, und verdorrt die friſcheſte Kraft! Ein Volk, wie das unſere, das noch ſo viel zu leiſten und die höchſten Stufen ſeiner wahrſcheinlichen Weltbeſtimmung noch in weiter Ferne zu erſteigen hat, darf nicht ohne traurige Folgen den Wirkungen zufälligen Auseinandergehens und vereinzelten Hinſchwebens, aus dem es ſich kaum erſt zu kräftigem Gange mit Selbſtbewußtſein endlich herausgearbeitet hat, auf's neue wieder zerſtreut und loſe überlaſſen werden!

Darum wollen wir keineswegs die Hoffnung, aber auch nicht die Forderung aufgeben, daß der Bundestag ſobald als möglich den deutſchen vaterländiſchen Angelegenheiten Form und Gemeinſchaft gebe, und mit Weisheit und Kraft über dem Ganzen des Bundes walte." Und gleich darauf ein anderes vom 8. Juli: „In unſerm lieben Deutſchland ſieht es wahrlich bunt aus; wohin man ſchaut, da erblickt man verwirrte Verhältniſſe, ſtreitige Rechte, Uneinigkeit und Auseinandergehen! Niemals war unſer gemeinſames Vaterland mehr aufgelöſt; wo ſoll man es faſſen, um ſich daran zu halten, wo und wie ihm ſeine Liebe und Hingebung beweiſen? überall ſind nur einzelne, zerſtückelte, einander mit Bitterkeit beſtreitende Elemente, alter verjährter Ruſt, alberner Dünkel, troſtloſe Dumpfheit: welcher Deutſcher kann und mag darin ſein Vaterland finden? Es iſt Zeit, daß der deutſche Bundestag eröffnet werde, ſo wenig man auch von ihm erwarten will, ſo iſt er doch das einzige gerettete Ueberbleibſel der großen Hoffnungen, die die deutſchen Völker nach der Leipziger Schlacht für ihre gemeinſame, ſtarke Verbindung, für ein freies und trotziges Selbſtbeſtehen faſſen konnten. Es müſſe ſich zeigen, ob wir auch diesmal wieder zu Zwietracht und Zerſplitterung rettungslos zurückſinken, als eine elende, nichtsnutzige Nation, der ihre Kräfte alle vergeblich verliehen ſind, oder ob wir noch zu einem großen, rechten Gemeinweſen durch Muth und Arbeit empordringen ſollen! — Wenn ein neuer Krieg kömmt, wie findet er uns? wie ſtehen wir da? als ein Volk, das die ihm von Gott geſchenkte Gelegenheit zu einem tüchtigen Werke benutzt hat? Möge die Zeit ſolcher Prüfung uns nicht zu ſchnell übereilen!" — In beiden Artikeln iſt ein Zuſtand ausgedrückt, der heute, im Juli 1850, noch und wieder ſo ſehr derſelbe iſt, daß die alten Worte der Klage und Anklage höchſtens darin eine Aenderung erleiden mögen, daß der Bundestag damals eine ſchwache Hoffnung war, jetzt aber ein Verrath und Hohn iſt. —

Wenn damals in faſt allen deutſchen Ländern freie Verfaſſungen gefordert wurden, für die man gutmüthig genug auch ſogenannte ſtändiſche noch hinnehmen wollte, ſo hatte das ſeinen guten Grund in den argen Erfahrungen, die man während der Fremdherrſchaft in Nord- und Süddeutſchland über die Willkürmacht der Fürſten gemacht hatte. Von Gewaltthaten im Bereiche des ehemaligen Rheinbundes, verübt durch die Fürſten und ihre Behörden, von Verwilderung der öffentlichen Zuſtände, von Geſetzwidrigkeiten, Verſchleuderungen der Staatsgelder, Unterſchweifen, Schändlichkeiten aller Art im Großen und Kleinen, wußten alle Leute in dieſen Ländern zu erzählen, und außer dem Offenkundigen, das man an Wirthstafeln laut hören konnte, gab es noch ſchlimmeres Geheime, das einem nur in's Ohr geraunt wurde. Von letzterer Art will ich ein Beiſpiel mittheilen, das mir anfangs unglaublich vorkam, in der Folge jedoch in allen ſeinen Angaben als durchaus wahr ſich erhärtet hat.

Ein angeſehener Hofbeamter in Karlsruhe, früher Lieutenant in preußiſchen Dienſten, nach dem Kriege von 1806 aber in Baden durch Gunſt gleich als Oberſt aufgenommen und bald bis zum Generallieutenant befördert, hatte in Poſen ein hübſches Bürgermädchen liebgewonnen, und ihr ſein Herz angetragen, und da ihr der junge Mann gefiel, ſo lebten ſie in traulicher Gemeinſchaft, die zwar nicht durch den Spruch des Prieſters, aber bald durch die Geburt einer Tochter geſegnet wurde. Das Verhältniß beſtand in Karlsruhe fort, obſchon es der jetzigen Glückslage des Mannes unbequem und wenig gemäß erſchien, doch einige Verſuche, die gemacht wurden es zu löſen, ſchlugen gänzlich fehl. Mittlerweile war dem Großherzog eine verſtohlene Liebſchaft mit einem am Hofe lebenden Fräulein zugeſpielt worden, und nach ſchnell eingetretenem Ueberdruſſe fand man gerathen, das Fräulein zu verheirathen, und zum Gatten erſah man jenen Hofbeamten, den man dadurch den mißliebigen Banden entziehen wollte, die ihn gefeſſelt hielten. Allein gegen alles Erwarten zeigte ſich die Herzensneigung ſtärker, als der ſonſt willige Gehorſam, und man ſah, daß man vor allem die alte Geliebte entfernen müſſe. Der Plan dazu war ſchnell gemacht, das Werkzeug ſogleich zur Hand. Ein vormaliger Handlungslehrling, Namens Hennenhofer, war unter Begünſtigung der Zeitbewegung in den Feldjägerdienſt getreten, und hatte ſich durch Gewandtheit und Willfährigkeit ſo gut höheren Orts empfohlen, daß er bald höhere Anſprüche machen konnte und Rittmeiſter wurde. Dieſer fand nicht das geringſte Bedenken, ſich der Frevelthat, die man von ihm verlangte, zu unterziehen. Unter falſcher Vorſpiegelung, als habe er einen geheimen Auftrag an ſie zu beſtellen, wußte er die unglückliche Geliebte in den nahen Hartwald zu locken, dort fand ſich ein Wagen mit Poſtpferden, ſie wurde mit Gewalt hineingehoben, der Verräther ſetzte ſich neben ſie, und nun ging es ohne Aufenthalt fort, Tag und Nacht, bis in's Poſen'ſche. Kein Angſtgeſchrei, keine Wehklage, kein verzweiflungsvolles Anrufen half der Unglücklichen; ihr Begleiter wies ſich überall den Behörden durch wohlbeglaubigte Papiere als vollkommen berechtigt aus, eine Verirrte auch wider ihren Willen in den Schooß ihrer Familie zurückzuführen. Sie wurde ihren Verwandten übergeben, und dieſen ein Jahrgeld zugeſichert unter dem Beding, daß ſie die Zurückgebrachte nicht wieder fortließen. Hennenhofer kehrte ſtolz und freudig zurück, und wurde belobt und belohnt. Das Mittel erfüllte den gewünſchten Zweck vollkommen; der Hofbeamte, von der Geliebten getrennt, über deren Verſchwinden er nicht Rechenſchaft fordern konnte, war jetzt ſchwach genug, in die ihm vorgeſchlagene Heirath zu willigen. Sie war keine glückliche, denn außer der Unbefriedigung, die er in dieſer aufgedrungenen Ehe ſtets empfand, hatte ſein Gewiſſen und ſein Herz eine tägliche Mahnung durch die Gegenwart ſeiner Tochter, die durch ein Verſehen bei dem Vater geblieben war, und die er nun um keinen Preis von ſich laſſen wollte. Später fand auch die Entführte doch Mittel ihren Aufſehern zu entkommen, und gelangte nach Straßburg, von wo ſie mit gerichtlichen und öffentlichen Klagen drohte, bis man ſich genöthigt ſah, mit ihr ein förmliches Abkommen zu treffen, wodurch ſie und ihre Tochter in guter Art verſorgt wurden, und ſogar den adeligen Namen des Mannes führen durften. — Der Ausführer jener Schandthat, Hennenhofer, wurde mit gebührendem Abſcheu angeſehen, doch wollten ihn manche entſchuldigen, und die ganze Schuld auf den Anſtifter werfen. Wer dieſer eigentlich ſei, wie hoch die Büberei hinaufreiche, das wollte niemand wiſſen; den Großherzog unmittelbar beſchuldigte man nicht, obſchon er, wenn auch durch glimpfliche Vorſpiegelung getäuſcht, um die Sache gewußt haben mußte, und ſeine Behörden ihr amtliches Anſehen zu dem Betrug und der

Bayeriſche Staatsbibliothek

Gewalt geliehen hatten; doch in ſeiner Seele konnte dergleichen nicht entſtanden ſein. In Carlsruhe, hieß es, gäbe es Böſewichter genug, man habe da ſtets die Auswahl. Als fähig zu jedem ſchlechten Streiche, der von obenher gewünſcht werden möchte, nannte man zum Beiſpiel den Oberſchenk Baron von Ende, einen hannöverſchen Edelmann, der von dem berühmten Freiherrn von Knigge war erzogen worden, und ſich durch vielfache Talente und ſchmiegſame Dienſtfertigkeit dem Hofe nützlich gemacht hatte. Er galt als ausgelernt in allen Ränken und Liſten, als heimiſch in allen Laſtern und Niederträchtigkeiten. Ich darf ohne Scheu ſeinen Namen hier nennen, denn ſeinen damaligen Ruf hat er leider nur zu ſehr thatſächlich beſtätigt, indem er viele Jahre nachher, nachdem er noch viel Schlechtes verübt und höhere Würden und den Titel Excellenz erlangt, durch Richterſpruch aller ſeiner Würden ſo wie des Adels entſetzt und zu lebenslänglicher Zuchthausſtrafe verurtheilt worden iſt.

Siebenunddreißigſter Abſchnitt.

Karlsruhe. Baden. Brüſſel. Berlin.

1817.

Das Jahr **1817** kündigte ſich als ein bewegungsvolles an, und führte eine Reihe merkwürdiger Vorgänge durch unſern Kreis und an ihm vorüber. Ich erwähne zuvörderſt einiger Veränderungen im diplomatiſchen Körper. Von würtembergiſcher Seite kam als Geſandter der Freiherr Gremp von Freudenſtein, ein kleiner vorwitziger Klügling, der ſich für einen vollendeten Weltmann hielt, und auf alles, was ihm nicht auf gleichem Boden zu ſtehen ſchien, mit vornehmer Ueberlegenheit herabſah. Er war ungern nach Karlsruhe gekommen, und fand daher den Ort abſcheulich, ein rechtes Judenneſt, wie er ſich ausdrückte, wodurch er es mit dem Hofbanquier Haber ſogleich für immer verdarb. In kurzem hatte er auch am Hofe der Frau Markgräfin Amalia, die er früher in St. Petersburg geſehen, in unziemlichen Ausdrücken geſprochen und behauptet, ſie habe auch als Schweſter der Kaiſerin dort nur den Rang einer Portraitdame gehabt, und auch der franzöſiſche wie der öſterreichiſche Geſandte waren durch ſeine rückſichtsloſen Aeußerungen verletzt. Mit mir blieb er auf gutem Fuß, er hatte ein Anliegen in Preußen, das er durch mich gefördert zu ſehen hoffte, und ſo war es mir nicht ſchwer, ihn bei dem Kampfe, den ich mit Herrn von Hacke fortzuführen hatte, einigermaßen auf meine Seite zu ziehen. Baiern ſandte anſtatt des abgerufenen Grafen von Seiboldtsdorf den Grafen von Reigersberg, Bruder des baieriſchen Juſtizminiſters, einen gutmüthigen heitern Mann, der aber auf politiſche Fähigkeiten keinen Anſpruch machte, und in Karlsruhe recht vergnügt geweſen wäre, hätte es nur ſeiner Frau beſſer gefallen wollen. Etwas ſpäter trat auch in der ruſſiſchen Geſandtſchaft eine Veränderung ein, der Freiherr von Maltitz wurde penſionirt mit der Erlaubniß, in Karlsruhe ſeinen Wohnſitz zu behalten, und an ſeiner Statt wurde der in Stuttgart lebende Geſandte Graf Goloffkin auch für Karlsruhe miternannt, und hier unter deſſen Obhut der Staatsrath von Struve als Geſchäftsträger angeſtellt; dieſer brachte eine zahlreiche Familie mit, die jedoch den Reiz der Geſellſchaft wenig erhöhte, und war ein harmloſer, in ſeiner Geſchäftsverwaltung pflichttreuer Mann. Den Grafen Goloffkin kannte ich von Prag her, hatte ihn in Wien wiedergeſehen, und da noch außerdem Rahels Bruder Ludwig Robert eine geraume Zeit in Stuttgart ſein Gaſt und Geſchäftsgehülfe geweſen war, ſo fehlte es nicht an guten Anknüpfungen, die ich für mich und die badiſche Sache beſtens zu benutzen ſtrebte.

Die badiſche Sache ſtand allerdings in großer Kriſe, und konnte jeden Augenblick verloren ſein; weniger durch das doch ernſte und bedenkliche Vordringen der Gegner, als durch die eigne Verwahrloſung und Ungeberdigkeit. Der Miniſter von Hacke hatte nach allen Seiten ſolche Verſtöße gemacht, die Sachen ſo verfahren, daß er zuletzt keinen Ausweg mehr wußte. Der General von Schäffer war mit dem Auftrage, die Bedrängniß Badens dem Kaiſer Alexander dringend vorzuſtellen, nach St. Petersburg geſandt worden, allein dort angekommen fand er, daß die ihm mitgegebenen diplomatiſchen Ausfertigungen nicht in gehöriger Form waren, und ſtatt eines amtlichen Geſchäftsverkehrs nur ein vertraulicher aus perſönlicher Rückſicht zugeſtanden wurde; Schäffer war wüthend, und erklärte geradezu, Hacke könne ein ſolches Verſehen nur abſichtlich begangen haben, um die Sendung ſcheitern zu laſſen, was einem Verrath gleich käme. Die Sendung des Generals von Stockhorn nach Berlin war beſtimmt und angekündigt, erfolgte aber immer nicht, und auch dies legte man dem Miniſter zur Laſt, daß er das dem Großherzog eigne Hinzögern in dieſem wichtigen Falle nicht durch entſchloſſenes Auftreten zu überwinden ſuchte. Der Großherzog war mit allem ſehr unzufrieden, allein von ſelbſt that er nichts, und wenn er ſeinen dicken Miniſter ſah, ergötzte er ſich an deſſen Thorheiten und plumpen Späßen, die oft die einzige Würze ſeiner langweiligen Tage waren. So erzählte er mit Wohlgefallen, daß, als er nach einem gehabten Vortrage Hacke'n entlaſſen, um auf die Jagd zu gehen, dieſer zuletzt ihm nachgerufen: „Nun, gnädiger Herr, draußen ſchießen Sie Säue und hierinnen ſchießen wir lauter Böcke", worauf er zwar erwiedert: Sie haben ein ungewaſchen Maul! aber jener flugs den Schluß geſetzt: „Ei, ſchicken Sie mir nur die Sau, nachher will ich mir das Maul ſchon waſchen!" Ein andermal ſagte Hacke zu Tettenborn ohne Rückhalt, die Wirthſchaft in Karlsruhe ſei die tollſte von der Welt, und er ſelbſt mache ſie nicht vernünftiger; es ſei keine Kunſt, wenn die fremden Geſandten von hier aus luſtige und arge Depeſchen nach Hauſe ſchrieben, er wollte an ihrer Stelle noch ganz andere Dinge ſchreiben, als irgend einer der Herren jetzt es etwa thue.

Da der Hof ſich bemühte, der Hauptſtadt einigen geſellſchaftlichen Schimmer zu geben, ſo fehlte es an feſtlichen Verſammlungen nicht, und auch die kleineren geſelligen Kreiſe belebten ſich wenigſtens äußerlich, denn im Ganzen blieb es ein erkünſteltes Weſen und ein matter Schein. Immer jedoch war es genug, um dem Miniſter von Hacke die Gelegenheit zu geben, ſeinen widrigen Sinn gegen mich durch auffallende Vernachläſſigung an den Tag zu legen. Bei Anläſſen, wo die ſämmtlichen Diplomaten erſchienen, ließ er mich uneingeladen, und wußte es ſo zu wenden, daß ich den Großherzog und die Großherzogin ſeltener zu ſehen bekam. Wenn er perſönlich mit mir zuſammentrat, war er voll Artigkeit und nach ſeiner Weiſe ſogar traulich, aber dem preußiſchen Geſchäftsträger, meinte er gegen Andere, dürfe er nicht zu viel einräumen. Galt die Vernachläſſigung zumeiſt meiner Perſon, ſo durft' ich ſie nicht leiden, noch viel weniger aber, wenn ſie meinem Amte galt. In jener Beziehung nahm ich meine Genugthuung auf der Stelle, indem ich den Feind mit ſcharfem Spott angriff und in der Meinung herabſetzte; wegen der amtlichen Beziehung wandt' ich mich zuvörderſt an Hrn. v. Küſter, als meinen nächſten Vorgeſetzten, der auch auf meine Beſchwerden willig einging, und ſeine Vermittelung bei Hacke ſchriftlich von Stuttgart aus verſuchte, jedoch von ihm nur unhaltbare Ausflüchte zur Antwort bekam, worauf ſowohl Küſter'n als mir nur übrig blieb, die Sache nach Berlin zu berichten und nähere Vorſchriften zu erbitten, wie ich mich dabei verhalten ſolle. Zu Tettenborn, der darüber mit dem Großherzog ſprach, ſagte dieſer vertraulich, Hacke ſei ein lächerlicher Kerl, wolle den Richelieu von Baden ſpielen — auch gegen ihn ſeinen Herrn —, nehme ein hochfahrendes Weſen an, beleidige rechts und links alle Verhältniſſe, und ſchade ihm mehr durch ſeine Thorheit, als er ihm durch alle ſeine Klugheit nützen könne; er werde ihm ernſtlich ſeine Meinung ſagen, daß er den gerechten Beſchwerden, die ich gegen ihn habe, ſofort abhelfe, — aber Tettenborn, ſetzte er mit ſcheuer Bitte hinzu, möchte es doch ebenfalls thun! Letzteres iſt wahrlich für die Perſonen und Verhältniſſe ſehr bezeichnend. Es erklärt auch hinlänglich, wie ſo mir möglich war, in meiner Stellung einen ſolchen Krieg zu führen, und ihn ſo zu führen, wie ich that.

Ich brachte den Feind mehr als Einmal in die Enge und brachte ihm unheilbare Wunden bei. Bei der verwittweten Markgräfin war ein mir vortheilhaftes Schlachtfeld. Als die Rede auf die Möglichkeit einer Revolution in Deutſchland kam, und was für Folgen dieſe haben könnte, ſagte ich trocken, ſie werde ſich von der franzöſiſchen darin unterſcheiden, daß in dieſer ein geweſener Koch wohl habe General werden können, bei uns aber ein Miniſter dann allenfalls Koch werden würde. Die Markgräfin fand dieſen Gegenſatz ungemein ergötzlich, aller Augen wandten ſich auf Hacke, der betroffen und ſchweigend daſaß. Ein andermal, wo er nicht zugegen war, ſagte ich der Markgräfin, die mich wegen des Theaters befragte, daß ich daſſelbe nicht beſuchte, denn es ſei zu ſchlecht, und ſchlecht müſſe es wohl ſein, weil Herr von Hacke unmöglich zwei ſo wichtige Fächer, wie das der auswärtigen Angelegenheiten und das des Theaters mit gleicher Sorgfalt verwalten könne, eines von beiden müſſe nothwendig leiden, und da gewiß die auswärtigen Angelegenheiten vortrefflich beſorgt würden, ſo leide natürlich das Theater, und ſo müſſe deſſen ſchlechter Zuſtand noch ein gutes Zeichen für Baden ſein. Die Markgräfin lachte und drohte mir mit dem Finger, und lachte nochmals, als ein anderer Gaſt mir widerſprach, und meinte, Herr von Hacke vernachläſſige das Theater nicht, ſondern gehe eben damit um, ihm einen Helden zu verſchaffen, denn er ſage, der Großherzog habe wohl zwanzig Generale, aber darunter keinen brauchbaren Helden, man müſſe einen verſchreiben. Da jedoch höhere Offiziere zugegen waren, die an dieſer Aeußerung großes Mißfallen hatten, ſo ſchlug auch dieſe verſuchte Vertheidigung nur zu Hacke's Nachtheil aus.

In dieſer Zeit gab er eine Blöße, die er ſich hätte erſparen können, denn nichts drängte ihn ſie zu geben, es geſchah ganz unnöthig, aus überkecker Eitelkeit. Von Mannheim her quälten ihn Erinnerungen von litterariſcher Bildung, von litterariſchem Ruhm, und er wünſchte den Karlsruhern ſeine Ueberlegenheit auch nach dieſer Seite darzuthun. In der Stille hatte er ſich an eine Ueberſetzung der Rochefoucauld'ſchen Maximen gemacht, eine leichte, zu gelegentlicher, abgeriſſener Beſchäftigung geeignete Arbeit, die er in Verdauungsſtunden mit der ſelbſtgefälligſten Willkür ausübte, und endlich vollſtändig fertig brachte. Dies Werk erſchien plötzlich gegen Ausgang des Januars im Druck. Allgemein war das Erſtaunen, den Miniſter von Hacke als Schriftſteller auftreten zu ſehen. Niemanden konnte er damit einen ſolchen Dienſt erweiſen, als mir. Die Arbeit war die jämmerlichſte von der Welt, voll Mißverſtehens, Flüchtigkeit und Plumpheit; man ſah, er war weder des Franzöſiſchen noch des Deutſchen mächtig, und machte in Betreff des Sinnes die lächerlichſten Schnitzer. Auf dieſe Schwächen aufmerkſam zu machen, war hinreichend, um den ſein wollenden Schöngeiſt in traurigſter Geſtalt hinzuſtellen. Der Großherzog, der ohne alles litterariſche Urtheil jedes Gedruckte für bedeutend hielt, die Großherzogin, welche mehr auf die Urſchrift als auf die Ueberſetzung ſah, wollten einen Augenblick an litterariſches Verdienſt des Miniſters glauben, allein dieſen Glauben ſogleich zu vernichten bedurfte es nur einer raſchen Beleuchtung der augenſcheinlichen Stümperei, die bald allgemein als ſolche erkannt und verurtheilt wurde. Hacke konnte ſich aus der Lächerlichkeit und Verhöhnung, in die er ſank, nicht mehr retten, und nachdem er vergebens verſucht hatte rechts und links zu beißen, ließ er wie ein geſchlagener Mann den Kopf hängen. Meine Kritik brauchte nur die Stimmen zu wecken, ſie wurden von allen Seiten laut. Er that ſich durch ſein litterariſches Machwerk mehr Schaden als durch allen Unfug, den er im Amte verübt, und die vollſtändige Niederlage des Schriftſtellers, half die des Miniſters kräftig vorbereiten. Sein Fall war eigentlich ſchon entſchieden, doch bei der Unſchlüſſigkeit und Zögerung, die in allem herrſchten, konnte ſein wirkliches Abtreten noch einige Zeit hinausgeſchoben bleiben.

Auch war er durch ſeine Stellung, ſo lange er ſie hatte, ganz im Vortheil gegen mich, und da der Großherzog mir zwar Recht gab allein nicht dazu verhalf, ſo fand ich gerathen, vorläufig wieder nach Mannheim zu gehen, und hier ruhig abzuwarten, was für Weiſungen von Berlin her in Betreff meiner Beſchwerden gegen Hacke mir zukommen würden. Tettenborn hatte ſo eben ſeinen zweiten Sohn verloren, denſelben bei dem ich Pathenſtelle im Namen des Königs vertreten, und die Betrübniß, die deßhalb in ſeinem Hauſe herrſchte, war ein Grund mehr für uns, daſelbſt auf's neue einzukehren. Der Großherzog, welcher es hätte übel nehmen dürfen, billigte mein Weggehen, und wußte mich überhaupt gern bei Tettenborn, den er für ſeinen einzigen wahren Freund hielt, und von dem er mit Vertrauen guten Rath annahm, wiewohl meiſtentheils nicht befolgte. Von dieſer Seite war ich daher völlig gedeckt, und brauchte des Geredes nicht zu achten, das mir mein häufiges und langes Verweilen in Mannheim, in dieſer Stadt der Oppoſition, zum Vorwurf machen wollte.

Wir hatten anfangs ſehr unfreundliches Wetter, und blieben daher meiſt auf das Haus beſchränkt. Aber dieſes war ungeachtet des betrübenden Trauerfalles ſehr belebt, und glänzte bald wieder in heiterer, prächtiger Gaſtlichkeit. Fremde

war ungeachtet des betrübenden Trauerfalles ſehr belebt, und glänzte bald wieder in heiterer, prächtiger Gaſtlichkeit. Fremde

von allen Nationen verſammelten ſich hier, beſonders Ruſſen und Franzoſen, von Einheimiſchen waren Frau von Wambold und Frau Crevenna willkommene Erſcheinungen; der hier mit ſeiner Familie eingebürgerte holländiſche Freiherr von Stryck-Linſchoten — einſt als Bürger Stryck Geſandter der bataviſchen Republik in Stuttgart, wo er ſeine Tochter, weil kein warmes Waſſer zur Hand war, mit Milch taufen ließ, — gab Stoff zu mannigfacher Unterhaltung, er hatte ein ſpaniſches Gedicht überſetzt, mit deſſen Vorleſen er die einen ergötzte, die andern quälte; der alte Admiral von Kinkel, der ſich ſelbſt den närriſchen nannte, ließ es an klugen und thörichten Schnurren nicht fehlen. Allerlei Reibungen mit der übrigen Mannheimer Geſellſchaft, vorzüglich mit dem abgeſchloſſenen Kreiſe des ſteifen Adels, gaben Gelegenheit zum kleinen Kriege, der von uns mit luſtiger Erinnerung an die wirklichen Feldzüge kräftig geführt wurde. Das Theater nahm die Aufmerkſamkeit ſehr in Anſpruch; ernſtere Beſchäftigung gaben uns die politiſchen Gegenſtände, die ſich in unſerem nächſten Geſichtskreiſe raſch folgten und immer wichtiger darſtellten.

In Karlsruhe war aus St. Petersburg der ruſſiſche General Balaſchoff erſchienen, der daſelbſt auf der Durchreiſe von Stuttgart nach Paris die Erklärung des Kaiſers abzugeben hatte, daß er die Gebietsausgleichungen die zwiſchen Baiern und Baden ſchwebten, nicht hindern wolle, aber dabei vorausſetzte, daß ſie ohne Zwang, aus gütlicher Uebereinkunft, geſchähen. Dieſe Erklärung war offenbar die Folge der badiſchen Sendung nach St. Petersburg, welche trotz der Formfehler, mit denen der Leichtſinn des Miniſters ihr Gelingen faſt unmöglich gemacht hatte, durch die Geſchicklichkeit des Generals von Schäffer doch in der Hauptſache ihr Ziel erreicht hatte. Der Großherzog wurde durch dieſe Erklärung geſtärkt und ermuthigt, ſein Miniſter aber that, als wäre ſie von keinem Werth und verſuchte kaum ſie geltend zu machen, ſo daß ſie dadurch allerdings faſt werthlos wurde, bald hieß es ſogar, Rußland billige die Anſprüche Baierns

Mich beſuchte zu Mannheim im Auftrage des nunmehrigen preußiſchen Bundesgeſandten Grafen von der Goltz

Mich beſuchte zu Mannheim im Auftrage des nunmehrigen preußiſchen Bundesgeſandten Grafen von der Goltz

ſein Sekretair Küpfer, der mir einen Briefwechſel antrug, um zwiſchen dem Grafen und mir eine regelmäßige Verbindung zu unterhalten. Küpfer, obſchon bürgerlich war dem Grafen ich weiß nicht wie verwandt, überdies vermögend, und hatte den diplomatiſchen Dienſt erwählt, weil dieſer ſeiner angebornen Neigung zum Spähen und Spüren am meiſten zu entſprechen ſchien. Damals war er ganz liberal geſinnt, ſtand mit Oelsner und Jaſſoy in gutem Vernehmen, rechnete auf Hardenberg und Humboldt; ſein Eifer kannte keine Gränzen, er ſchien nur für die politiſchen Geſchäfte zu leben, mit andern jungen Leuten und ihren Vergnügungen hatte er nichts zu ſchaffen. Den Frauen mißfiel er durchaus, und ſie machten ſich luſtig über den hölzernen Pedanten, der ein Diplomat ſein wolle. Freilich ſtand ſeine Geſchicklichkeit mit ſeinem Eifer in großem Mißverhältniß; er war voller Liſt und Schlauheit, aber er konnte ſie nicht verbergen, ſein plumpes Ausfragen wurde bald zur Laſt, und ſein Horchen und Spähen, denn er konnte kein beſchriebenes Papier liegen ſehen ohne zu verſuchen es verſtohlenerweiſe zu leſen, machte noch ſchlimmeren Eindruck. In Frankfurt nannte man ihn den Fuchs in Holzſchuhen, weil er zwar liſtig anſchlich, aber dabei nicht leiſe gehen konnte. Man warnte mich vor ihm, es ſei ihm nicht zu trauen, allein ich erwiederte, was ich ihm mittheile ſei von der Art, daß er es meinetwegen geheim und öffentlich ausplaudern dürfe, oder um ſeiner ſelbſt willen ſtreng geheim halten müſſe. Wegen des Grafen von der Goltz war mir indeß der Briefwechſel mit ihm nicht unwichtig.

In Mannheim hatte der dortige unzufriedene Adel ſehr mit Verfaſſungsentwürfen zu thun. Im Allgemeinen war ihm an ſtändiſchen Rechten nicht viel gelegen, ein dunkles Gefühl ſagte ihm, daß ſeine Vorrechte noch immer in dem jetzigen verfaſſungsloſen Zuſtande beſſer gewahrt ſeien, als ſie es in einer Verfaſſung ſein würden, die doch den Bürgern und Bauern auch Rechte zugeſtehen müſſe, und zwar ſolche, mit denen jene Vorrechte den unausweichlichen Kampf

auf die Dauer nicht aushalten könnten. Allein Verfaſſung und Stände waren das Feldgeſchrei, durch die man die ver-

auf die Dauer nicht aushalten könnten. Allein Verfaſſung und Stände waren das Feldgeſchrei, durch die man die verhaßte Regierung am beſten ängſtigen, ſie am eheſten zur Nachgiebigkeit bringen konnte; überdies hatte der Großherzog eine ſtändiſche Verfaſſung bereits förmlich angekündigt, und der dreizehnte Artikel der Bundesakte ſagte, daß ſie in allen Staaten des Bundes beſtehen werde. Man glaubte damals, keine Regierung werde ſich dieſer Verpflichtung entziehen dürfen, und arbeitete daher in dieſem Sinne vorwärts. Während Baden noch zögerte, waren bereits Weimar, Hannover und Sachſen eifrig am Werk, auch Preußen hatte ſeine Verheißung vom 22. Mai 1815 und ſprach bei jeder Gelegenheit von ſeiner zukünftigen Verfaſſung als von einer Sache, die ſich von ſelbſt verſtehe. In Würtemberg hatte der vorige König, in voreilender Haſt noch während des Wiener Kongreſſes eine Verfaſſung gegeben, durch die er alle Anſprüche nicht ſowohl befriedigen als abfertigen wollte; allein ſie waren nur heftig dadurch aufgeweckt worden, und er hinterließ die bittern Kämpfe bei ſeinem Tod unerledigt. Der jetzige König hatte den beſten Willen, eine Verfaſſung zu geben, die allen gerechten Forderungen entſpräche. Doch welches waren dieſe Forderungen, und wie weit durften ſie gehen, ohne ihm ungerechte zu werden? Sein geiſtvoller, muthiger, freigeſinnter Miniſter von Wangenheim, dem er in dieſen Dingen ganz vertraute, hatte ſich ein Urbild konſtitutionellen Gleichgewichts ausgedacht, eine Adelskammer, eine Deputirtenkammer, einen Staatsrath — in Würtemberg Geheimer-Rath genannt —, ein verantwortliches Miniſterium, einen konſtitutionellen König, alles nicht eben neu, wie man ſieht, aber durch Wangenheim ſinnreich erklärt und begründet für die würtembergiſchen Großen und Kleinen. Mit dieſem Werke war man emſig beſchäftigt, und der König bemühte ſich, demſelben allen Nachdruck zu geben und ihm auch auswärts gewichtige Stimmen zu verſchaffen; er war deßhalb mit Stein in Verbindung getreten, der ihn auch in Stuttgart beſuchte und der beredten Dialektik Wangenheim's nicht viel entgegen zu ſetzen wußte.

Wichtiger noch als dieſe Vorgänge in Würtemberg erſchienen die Veränderungen, welche in Baiern eintraten. Hier war der ſeit ſo vielen Jahren allmächtige Miniſter Graf von Montgelas, der unter franzöſiſchem Schutze Baiern zu ſeiner nunmehrigen Größe und Bedeutung erhoben hatte, plötzlich entlaſſen, und ſtatt ſeiner trat der Graf von Rechberg an die Spitze der Staatsleitung. Dies große Ereigniß hatte der Kronprinz bewirkt, und es hieß, Baiern werde nun einer wahrhaft deutſchen Richtung folgen und auf der konſtitutionellen Bahn ein großes Beiſpiel geben. In Baden wurde man hiedurch nicht wenig geängſtigt; man ſah einen großen Sieg Baierns in der öffentlichen Meinung voraus, die damals noch als eine Macht angeſehen wurde, und fürchtete den nachtheiligen Rückſchlag auf Baden. Dem Großherzog wurde durch Reizenſtein und Marſchall unter der Hand vorgeſtellt, wie nöthig es ſei, noch vor Baiern ſtändiſche Einrichtungen zu treffen, und dadurch die öffentliche Meinung für ſich zu gewinnen, auch forderte die Unordnung der Finanzen und die Willkür in der Verwaltung dringend eine Abhülfe, die nicht beſſer zu finden ſein konnte, als in einer ſtändiſchen Aufſicht; aber zu viele Perſonen ſahen ihren Vortheil zu ſehr mit der bisherigen Unordnung verknüpft, als daß ſie nicht alles angewandt hätten, jenen Rath zu vereiteln, was ihnen bei der Trägheit des Großherzogs nur allzuleicht wurde. Auch Tettenborn, der lebhaft für Verfaſſung ſprach, konnte nichts ausrichten; es hieß, man müſſe erſt ſehen, wie die Sachen in Würtemberg und Baiern abliefen.

von Montgelas, der unter franzöſiſchem Schutze Baiern zu

Gegen Ende des März richteten ſich alle Blicke neugierig nach Karlsruhe, weil ein merkwürdiger, ungewöhnlicher Beſuch dort eintraf. Die Prinzeſſin von Wallis hatte Italien verlaſſen, wo ſie zuletzt unter Ausſpähern und Verräthern gelebt, und kam, nach einigen fehlgeſchlagenen Verſuchen an andern Orten, auch nach Karlsruhe, um zu ſehen, ob ihr die Stadt zu längerem Aufenthalt gefalle. Man glaubte ihr die Aufnahme bei Hof nicht verweigern zu dürfen, wiewohl ihr Mißverhältniß zu ihrem Gemahl, dem Prinz-Regenten von England, nicht nur bekannt, ſondern auch ſichtbar genug war, und die Zuflüſterungen nicht fehlten, welche bemerklich machten, daß in England die Zurückweiſung dringend gewünſcht und hoch angerechnet werden würde. Der Großherzog meinte, er ſei nicht zum Richter jenes häuslichen Zwiſtes beſtellt, der Lebenswandel der Prinzeſſin gehe ihn auch nicht an, noch immer ſei ſie Prinzeſſin von Wallis, und als ſolche und als

immer ſei ſie Prinzeſſin von Wallis, und als ſolche und als

ſeine Verwandte habe ſie auf alle äußeren Ehren, die ihrem Range gebührten, ungeſchmälerten Anſpruch. Der ſonſt läſſige, unentſchloſſene, aber im Herzen edle und mit gutem Verſtande begabte Fürſt hatte ſolche Augenblicke großmüthiger und feſter Entſchließung, denen nur eine gedrängtere Aufeinanderfolge zu wünſchen geweſen wäre. Genug, die von mächtigeren Höfen abgewieſene Prinzeſſin fand an dem badiſchen, der hierin ſelbſtſtändiger war als jene, den begehrten Zutritt. Ihr Aufzug und Gefolge war allerdings ſeltſam und anſtößig, und gab weit und breit zu reden. Ein ſtarker, ſchwarzlockiger Italiäner, Bartolommeo Bergami von Crema, früher Reitknecht des Generals Pino, war Oberhofmeiſter, ſeine Schweſter Namens Oldi erſte Hofdame, ein anderer Bruder Luigi Bergami hatte ebenfalls ein Hofamt; die engliſche Dienerſchaft war entlaſſen oder freiwillig fortgegangen. Ich bin zwar von den Vorgängen in Karlsruhe kein Augenzeuge geweſen, allein ich kann meine Schilderung durch die eines freundſchaftlichen Briefes erſetzen, den ich in jenen Tagen vom Grafen von Trauttmannsdorff empfing, und den ich hier einzuſchalten mir wohl erlauben darf. Unter dem 28. März aus Karlsruhe wurde mir geſchrieben: — „Mit dem Vorhaben, Ihren Aufenthalt in Mannheim bis zur ſchönen Jahreszeit zu verlängern, bin ich ganz und gar nicht einverſtanden. Das Intereſſe, welches dieſe Stadt in äſthetiſcher und diplomatiſcher Hinſicht darbieten kann, verſchwindet neben jenem der badiſchen Reſidenz. Die Prinzeſſin von Wales beglückt letztere ſchon ſeit drei Tagen, und mit Erſtaunen gafft das Karlsruher Volk nach den Fenſtern des Poſthauſes, wo ſich von Zeit zu Zeit ein Türkenkopf aus dem ziemlich bunten Gefolge der Prinzeſſin blicken läßt. Am Hofe ſcheint man mit dem durchlauchtigſten Gaſte wohl zufrieden zu ſein. Man führt ein intereſſantes Geſpräch, man ſingt in den Konzerten der Großherzogin, reitet ſpaziren, und tanzt nur aus dem Grunde nicht, weil die Faſtenzeit einen Hofball nicht geſtattet. Die Schönheit der Prinzeſſin läßt ſich nicht ſchildern, man muß ſie geſehen haben, um ihren Reizen gehörig huldigen zu können. — Vorgeſtern gab ihr der Großherzog ein großes Diner, wozu ſich der Hof in Gala ſetzte, und bei dieſer Gelegenheit wurde ihr das diplomatiſche

ſetzte, und bei dieſer Gelegenheit wurde ihr das diplomatiſche

Korps vorgeſtellt. Wir nahmen uns recht ſchön aus. Da ſie uns in Beziehung auf ihre Reiſen nur die Bemerkung mittheilte, daß das Karlsruher Klima angenehmer ſei als jenes von München, und wir hierüber ſchon ziemlich genaue Notizen hatten, ſo vermag das genannte Korps über den weiteren Nutzen, welchen die Prinzeſſin aus ihren vielen Reiſen gezogen, nicht wohl zu entſcheiden. — Der Oberhofmeiſter Bergami iſt ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem ſtürmiſchen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünſcht' ich ihn mir als Vordermann. Bei Tiſche iſt er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich ſein, und den Kindern kann er als zweiter Saturn erſcheinen. An ſeiner Bruſt prangen drei Orden, auf ſeiner Rückſeite ein Kammerherrnſchlüſſel, und auf ſeinem Säbel die Portraite der Murat'ſchen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen ſehr feſten Reiter, und wird als ſolcher auch dahier geehrt. Die übrigen Gefährten, welche ſämmtlich in eine Art Jägeruniform geſteckt ſind, erregten nicht viel Aufmerkſamkeit. — Die Prinzeſſin wohnte geſtern der herrlichen Vorſtellung der Oper Johann von Paris bei. Der Saal war ſchön erleuchtet, und das Vergnügen durch das Talent einer vom Karlsruher Eſſig noch verſchont gebliebenen Tänzerin aus München Namens Kammet erhöht. Für heute iſt eine Fahrt nach Baden veranſtaltet, und Sonntag wird als der Tag der Trauer, des Scheidens genannt. — Reden iſt ſeit einigen Tagen in Stuttgart, wo er ſtillſchweigend «die verfluchten Konſtitutionellen» muſtert.“

Der Gegenſtand war damals noch ſcherzhaft genug, um ſo launigen Ton vollkommen zu rechtfertigen. Mir aber war ſchon zu viel von dem innern Zuſammenhange dieſer Geſchichten bekannt, und neuerdings noch in Mannheim bekannt geworden, um nicht empört zu ſein über die unwürdigen Anſchläge, welche immerfort gegen die Prinzeſſin geſchmiedet wurden, und bei jedem Redlichen ſogar die Frage nach ihrer

Schuld oder Unſchuld in den Hintergrund drängte. Der Prinz-Regent war voll Erbitterung gegen ſeine Gemahlin, die aber auch ihrerſeits von frühſter Zeit zu harten Anklagen berechtigt war, und er wählte zu Werkzeugen ſeiner Feindſeligkeit nicht ſeine engliſchen Geſandten, welche ſchwerlich ſeine Aufträge mit dem nöthigen Eifer vollzogen, ſie wohl gar abgewieſen hätten, ſondern ſeine hannöverſchen Diener. Es bleibt ein Flecken in dem Leben des Grafen von Münſter, dieſer Leidenſchaft ſeines Herrn ſo willig und beharrlich gedient, und überall die hannöverſchen Geſandten mit in dieſen gehäſſigen Handel hineingezogen zu haben. Auch der am Schluſſe des obigen Briefes erwähnte Freiherr von Reden, hannöverſcher Geſandter in Stuttgart und Karlsruhe, konnte nicht umhin, ſeiner Dienſtpflicht die Ausführung deſſen, was man in dieſem Falle von ihm verlangte, ſeufzend aufzuerlegen. Zwar hatte er ſich, um perſönlichen Berührungen auszuweichen, wie jener Brief ſchon andeutet, für die Zeit der Anweſenheit der Prinzeſſin in Karlsruhe nach Stuttgart entfernt; allein gleich nach ihrer Abreiſe erſchien er wieder, und der ergraute, von Zucht und Ehrbarkeit und würdigſter Geſinnung erfüllte Mann unterzog ſich den niedrigſten Nachforſchungen, wobei Kellner und Stubenmädchen verhört, und eine der letztern, deren Zeugniß beſonders werthvoll ſchien, durch vieles Geld bewogen wurde, ſich nach London abſchicken und dort reichlich verpflegen zu laſſen, bis endlich der heillos gegen die Königin eingeleitete Prozeß auch dieſe traurige Zeugin an das Tageslicht rief. Die genaueren Umſtände mag ich nicht mittheilen. Da ich nicht veranlaßt war, das mir authentiſch Bekanntgewordene zu verhehlen, und davon auch Engländer in Kenntniß geſetzt hatte, ſo lief ich allerdings Gefahr, in jenem ärgerlichen, und für alles Königthum grundverderblichen Prozeß auch meine Ausſage verlangt zu ſehen, wobei ich zwar nichts zu Gunſten der Königin, aber ſcharfe Anklagen gegen ihre Verfolger hätte ausſprechen müſſen. Ich ſah es als eine Gunſt des Schickſals an, daß dieſe Gefahr ſpäter nur drohend an mir vorüberging.

die aber auch ihrerſeits von frühſter Zeit zu harten Anklagen berechtigt war, und er wählte zu Werkzeugen ſeiner Feind

Unmittelbar nach dieſer kurzen Erſcheinung der Prinzeſſin von Wallis hatten wir in Karlsruhe einen Todesfall zu betrauern, der in ganz anderer Richtung die Gemüther aufregte. Jung-Stilling ſtarb am 2. April, nach längerer Krankheit, in hohem Alter. Ich hatte ihn während der letzten Zeit ſehr aus den Augen verloren, und ſein Tod überraſchte mich; die wenigen ausführlichen Geſpräche, die ich mit ihm gehabt, traten mir nun lebhaft vor die Seele, und ich warf mir vor, nicht häufiger mit ihm verkehrt zu haben. Er hatte eine ſanfte Wärme, die dem Herzen wohlthat, und nahm abweichende Meinungen und ſelbſt Widerſpruch gegen ſeinen Glauben mit liebevoller Nachſicht hin; nur Einmal hatte ich ihn erzürnt, und er fuhr heftig auf, allein es war nicht meine Schuld, er hatte meine Worte mißverſtanden, wie ihm ſeine fromme, in unaufhörlichen Leiden und Zuckungen doch ſtets geiſtesrege, und ihn weitüberſehende Frau ſogleich begreiflich machte. An Goethe'n hing ſein Herz noch immer und er zweifelte nicht an dem Heil des Freundes, deſſen Wege er doch nicht zu verſtehen bekannte. Von der Theorie der Geiſterkunde wollte er nicht gern ſprechen, er ſah ſie als eine Verirrung an. Gern und ſehr anmuthig erzählte er ſeine Lebensbegegniſſe, wobei mitunter ſehr merkwürdige Züge vorkamen. So hatte der Kaiſer Alexander ihn einſt, nach längern religiöſen Unterhaltungen, auf's äußerſte bedrängt, er ſolle ſagen, welche der chriſtlichen Partheien er am meiſten übereinſtimmend glaube mit der ächten reinen Chriſtuslehre? So hart war die Frage nicht geſtellt, wie die ähnliche, welche Nathan dem Saladin beantworten ſollte, auch nahm Jung zu keinem Mährchen die Zuflucht, ſondern bekannte frei heraus, er habe keine Antwort auf dieſe Frage, alle chriſtlichen Bekenntniſſe und Sekten hätten ihr Gutes, und keine der chriſtlichen Formen ſchlöſſe den Weg zur Seligkeit aus, es käme alles auf den Menſchen ſelbſt an, auf ſeine Geſinnungen und ſeinen Wandel. Der Kaiſer war hiemit nicht zufrieden, und meinte, es müſſe doch ein Mehr und Minder geben, und einem Forſcher wie Jung ſei doch gewiß nicht entgangen, wohin die Wage ſich neigen wolle. Auf erneutes Dringen des Kaiſers, und nach einigem Beſinnen, ob er ihm irgendwie nachgeben könne, hatte aber Jung doch nur wieder ſeinen Spruch, ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, einen Vorzug

ten Zeit ſehr aus den Augen verloren, und ſein Tod über-

einzuräumen. Endlich ſagte der Kaiſer, ihm ſelber ſei die Sache beinahe entſchieden, nur wünſchte er ſeine Meinung durch Andere beſtätigt zu ſehen, ihn dünke, die Herrnhuter entſprächen jenem Vorbild am meiſten. „O ja," verſetzte Jung, „die Herrnhuter ſind vortrefflich und mir gewiß lieb; aber die Form thut es auch hier nicht, und wenn der Menſch nur gut iſt, ſo kann er in jeder gedeihen." Der Kaiſer konnte nichts anderes aus ihm herausbringen.

durch Andere beſtätigt zu ſehen, ihn dünke, die Herrnhuter entſprächen jenem Vorbild am meiſten. „O ja," verſetzte

Ein anderer Zug von Jung-Stilling iſt merkwürdig in Betreff der Freiheit, zu welcher ſich noch in ſeiner letzten Zeit ein Geiſt erhob, der in ſeinem frommen Wallen faſt immer die Feſſeln des Wahnes und Aberglaubens ſchwer mitgetragen hatte. Der Tod ſtand lange vor ihm, zögerte aber ſtets, und der Greis, der zu ſterben wünſchte, konnte ſich der Klage nicht erwehren, daß ſein Leidenszuſtand ſehr groß ſei. Eine ſeiner Enkelinnen ſtand an ſeinem Bette, und glaubte ihn tröſten zu müſſen: „Bedenken Sie aber", ſagte ſie, „welche Herrlichkeit Sie bald ſehen werden", und nun mahlte ſie ihm den Himmel mit den genaueſten Zügen und Bildern, die in ſolchem Augenblicke doch allzu kindiſch erſcheinen mußten. Das fühlte Jung, fand die Tröſtungen unangemeſſen, und wies ſie mit der verdrießlichen Aeußerung zurück: „Das kann man ſo recht doch nicht wiſſen." Frau von Reden, die beinahe täglich den Sterbenden beſuchte, hat mir an dem Tage ſelbſt, wo ſie ſie gehört, dieſe merkwürdigen Worte wiedererzählt. Ich will keineswegs ſagen, daß ſie mehr bedeuten, als bei frommſter Zuverſicht, die Jung gewiß hatte, ihr ſchlichter Sinn ausdrückt: „Das kann man ſo recht doch nicht wiſſen."

Mehr als das Ableben des ſtillen Greiſes gab der Tod eines Kindes zu reden, der in der erſten Hälfte des Mai ſich unerwartet ereignete. Der Erbgroßherzog, ein zartes Kind, erkrankte plötzlich und ſtarb ſehr ſchnell an Krämpfen, ganz wie früher ſchon ein Brüderchen. Der Großherzog und die Großherzogin Stephanie waren auf das furchtbarſte getroffen und erſchüttert; mit dieſem Prinzen erloſch zum zweitenmale ihr unmittelbarer Erbe, denn die beiden Prinzeſſinnen, zu denen dieſes Jahr noch eine dritte kam, und welche alleſammt unangefochten heranwuchſen und blühten, während die Brüder früh ſtarben, hatten keinen Anſpruch auf die Regierungsnachfolge, die nunmehr auf die beiden Oheime des Großherzogs übergehen mußte; dieſe waren aber alt und ebenfalls ohne Kinder. So ſchien das Unwahrſcheinliche, was aber bei den Verhandlungen im Jahre 1815 doch als möglich war angenommen worden, ſich in der That dennoch verwirklichen zu wollen, nämlich daß das regierende Haus von Baden ausſtürbe! Das ganze Land vernahm mit Schreck und Beſtürzung den wichtigen Trauerfall und beſprach die davon zu erwartenden Folgen mit Angſt und Mißtrauen. Die Gerüchte von Vergiftung, die ſchon bei dem frühern Falle leiſe geflüſtert worden, erneuten ſich lauter und dreiſter; beſonders war das unterſte Volk geſchäftig, die abentheuerlichſten, unhaltbarſten Anſchuldigungen in ſeiner dunklen Vorſtellungsweiſe zu verarbeiten. Dem Großherzoge nagte leider ſchon in Betreff ſeiner ſelbſt insgeheim ein ſolcher Wurm am Herzen, und der Verdacht, daß einer ſeiner Diener, der ſich in Wien entleibte, ihm Gift beigebracht und ſich aus Gewiſſensangſt getödtet habe, wurzelte immer feſter bei ihm. Die Großherzogin, welche ihr Kind mit mütterlicher Sorgfalt ſelber täglich gewartet und gepflegt hatte, in der kurzen Krankheit nicht von ihm gewichen war, konnte freilich an die Möglichkeit eines begangenen Verbrechens nicht glauben, doch wurde ihre Einbildungskraft von dieſen düſtern Bildern mitergriffen, und nicht ohne Widerwillen konnte ſie manche Perſon ſehen, welche den hülfloſen Ausgang ihr zu lebhaft vergegenwärtigten.

Einige Wochen ſpäter ſtarb der jüngere Oheim des Großherzogs, Markgraf Friedrich; ſein Tod machte wenig Eindruck, der Markgraf war immer unbedeutend geweſen und hatte wiewohl verheirathet keine Kinder. Dagegen war das Anſehen des ältern Oheims, Markgrafen Ludwigs, durch den Tod des kleinen Erbgroßherzogs bedeutend geſtiegen und ihm die Ausſicht auf die Erbfolge eröffnet, er hatte keine Gemahlin, wohl aber Kinder, und konnte ſehr wohl durch ſtandesmäßige Heirath deren erbfolgfähige erzielen. Doch ſagte man, daß er ſolche Gedanken zu hegen ſich noch gar nicht getraue. Indeß gab es unter den Hof- und Staatsdienern ſchon manche, die ſich ihm heimlich näherten, und ihr Glück mehr von ihm erwarteten, als von dem Großherzog, der allerdings trotz ſeiner jungen Jahre zu keiner langen Regierung beſtimmt ſchien.

Mir wurde die Freude, meinen Freund Oelsner bei ſeiner Durchreiſe in Karlsruhe zu beherbergen. Er war im Frühling von Frankfurt am Main, wo er ſeit dem Jahre 1815 ſich aufgehalten und die Entſcheidung ſeiner preußiſchen Dienſtanſtellung abgewartet hatte, nach Berlin berufen worden, hatte dort vorläufig den Titel eines Legationsrathes erhalten, und kehrte jetzt nur nach Paris zurück, um ſeine Frau und Kinder nach Berlin abzuholen. Mit geübtem Auge, geſchärft an allen ſeit einem Vierteljahrhundert in Paris erlebten Ereigniſſen hatte er in Berlin beobachtet, und ſeine Wahrnehmungen waren von der Art, daß ſie den Eingeweihten ſowohl befriedigten, als überraſchten, erſteres durch das Treffende der Urtheile, letzteres durch die neue Seite, welche ſein Blick den Gegenſtänden noch abgewann. Seine Einſichten waren ein reicher Schatz, ſeine leichte Darſtellungsgabe hatte ein ſcharfes Gepräge, ſeine Meinungen bewegten ſich in einem großen Kreiſe, er wußte nachzugeben und zu beharren, wie es die Umſtände forderten. Aber gerade dieſe ſeltnen Talente und Eigenſchaften ſchloſſen ihn von jeder gewöhnlichen Laufbahn aus. Er hätte in den höchſten Verhältniſſen einem Fürſten oder wenigſtens einem Miniſter zur Seite ſtehen müſſen, als deſſen Aug' und Ohr, als eine leiſe Stimme des Rathes, der Warnung vielleicht, der geiſtigen Anregung. Für ein geringes Verhältniß waren ſeine Gaben wo nicht verloren, denn er ſpendete ſie bereitwillig aus, aber doch ihm ſelbſt unnütz, er konnte ſie für die Aufgaben, die man ihm zuwies, nicht gebrauchen; ſie waren zu hoch, zu vornehm und zart, für den gemeinen Geſchäftskreis oder für die gemeine Oeffentlichkeit des Tages, welche beide mit ſehr geringen Talenten abzufinden ſind. Es war ein unglücklicher Gedanke, daß man durch Oelsner anfangs eine Bundeszeitung wollte ſchreiben laſſen, ein Gedanke, der ſich von ſelbſt aufhob, als neben Preußen auch Oeſterreich ihre Leitung führen ſollte!

Aber nicht viel beſſer war es, daß der Fürſt von Hardenberg glaubte, er könne durch Oelsner's Feder vortheilhaft auf die öffentliche Meinung wirken laſſen; dieſe hatte der Worte genug, ſie harrte auf Thaten; was der Fürſt, wenn letztere ausblieben, den Leuten noch ſagen durfte, war nicht der Rede werth, und in jedem Falle weit hinter dem zurück, was Oelsner hätte ſagen mögen und können. Alſo für dieſen durchaus ein Verhältniß der Herabſtimmung, der Vernichtung, wobei kein Theil zufrieden ſein konnte! Auch hatte er ſelbſt ein richtiges Vorgefühl dieſer falſchen Stellung, und ihm war nicht ganz wohl dabei; nur der Zweifel, ob nicht doch vielleicht eine gute Bahn ſich aufſchließe, und dann die Freude an den vielen trefflichen, ihm befreundeten, ihn ſchätzenden Männern, die er in hohen Aemtern thätig und einflußreich ſah, erhielten ihn bei frohem Muth, und ich konnte ihn darin nach meiner damaligen Ueberzeugung nur beſtärken. Rahel aber ſah die Sachen gleich von Anfang ungünſtig an, und bedauerte den Freund im Stillen, denn ſeine Hoffnungen wollte ſie nicht ſtören.

Kaum war dieſer Beſuch vorüber, ſo erſchien ein anderer in Karlsruhe, der nicht geringes Aufſehen machte. Der päbſtliche Nuntius Zen war beauftragt, die Sache der römiſchen Kurie gegen die deutſch-katholiſche Sache des Kapitularvikarius von Konſtanz, Freiherrn von Weſſenberg, am badiſchen Hofe zu vertreten, und wie man glaubte durchzuſetzen. Der Glanz und die Ehre einer ſolchen Beſchickung wirkten aber auf den Großherzog weniger, als man vorausgeſetzt hatte, und die Großherzogin Stephanie, auf welche dabei mitgerechnet ſchien, lebte zu tief in dem Weſen der Religion, als daß ſie ſich um das Kirchliche viel hätte bekümmern mögen, überdies wollte und hatte ſie in ſolchen Angelegenheiten keinen Einfluß. Der Zweck der Sendung war hiemit ſchon halb verfehlt, und der Nuntius klagte, ſeine Freunde in der Schweiz hätten ihn über die Lage der Sachen in Karlsruhe übel getäuſcht. Der Miniſter von Hacke lieh wohl den römiſchen Einflüſterungen ein williges Ohr, und benahm ſich gegen Weſſenberg mehr als zweideutig; aber die Hauptſache ſtand doch immer in des letztern eigner Entſcheidung, und dieſer war in ſeinen Grundſätzen und Geſinnungen unerſchütterlich. Die deutſch-katholiſche Kirche war damals auf dem beſten Wege, ſich in ächt chriſtlicher Weiſe herzuſtellen und zu ordnen, wie es der Bildung und dem Bedürfniſſe des Vaterlandes gemäß und heilſam erſchien, in ihrer Mitte ſelbſt waren die Führer dieſes guten Werkes erſtanden, Männer wie Weſſenberg und Spiegel, denen das größte Vertrauen ſich anſchloß, ſowohl der Geiſtlichen als des Volks, und die jeder gerechten Erwartung der Regierungen würden entſprochen haben. Weſſenberg beſonders, ein Mann der Reinheit und Milde, des treuſten Sinnes und der edelſten Geiſtesbildung, den man nicht unbillig mit Fenelon verglichen hat, Weſſenberg wäre die größte Bürgſchaft der inneren Eintracht und des gedeihlichen Fortſchrittes geweſen. Allein die Regierungen, und namentlich die proteſtantiſchen, deren größter Vortheil es war, jene heilſamen Beſtrebungen zu fördern, durch welche die katholiſche Kirche in Deutſchland eine deutſche geworden wäre, erwieſen ſich ihnen abgeneigt, und die wenigen kleineren Staaten, welche die Sache fortſetzen wollten, mußten bald erkennen, daß ohne den Zutritt der größern, ihre Mühen vergeblich blieben. Die perſönliche Sache Weſſenberg's nahm eine neue, unvermuthete Wendung. Er entſchloß ſich, nach Rom zu gehen, und ſich dort gegen die ihm gemachten Anſchuldigungen zu verantworten. Dies Vorhaben erregte wie Staunen und Bewunderung ſo auch Schrecken und Angſt. Weſſenberg war in Rom bitter gehaßt, jahrelang hatten hämiſche Gegner, die ſeiner klaren, milden und volksgemäßen Geſinnung gram waren, ihn dort verläumdet, ſeine Feinde waren ſeine Richter, gehäſſige, unwiſſende Richter, was für ein Schickſal konnte dort ſeiner harren! Zwar die Zeiten waren nicht mehr von der Art, daß man geradezu Scheiterhaufen und ewigen Kerker hätte fürchten müſſen, auch wäre wohl Weſſenberg's Namen jenſeits der Alpen nicht ganz machtlos geweſen; aber dennoch war es ein Wagniß, ein Heldenthum, daß er die Wanderung unternahm, wie viel Uebles und Schreckliches, auch ohne die genannten Aeußerſten, konnte ihn treffen, welche Demüthigungen, welche vergebliche

Mühen! Angeſehene Perſonen redeten ihm warnend ab, ſeine Freunde beſchworen ihn, nicht zu gehen; allein er achtete nicht der Gefahr, er fand es ſeine Pflicht, die Sache, die er für recht und gut hielt, zu vertreten, und wollte, gleich ſeinem Vorbilde Fenelon, auch durch Unterwürfigkeit darthun, daß ſeine Gegner ihn verläumdeten. Er reiſte wirklich ab, und ich bewahre noch einige werthe Zeilen, mit denen er Abſchied von mir nahm; Rahel hatte die Augen voll Thränen, und rief bewegt: „Gott, wenn er nicht wiederkehrte!“ Doch er kehrte wieder; unverletzt an Leib und Seele, bereichert mit Blüthen Italiens; aber ſein Wirken war gebrochen, und freiwillig entſagte er der Biſchofswürde, die vor Allen ihm gebührt hätte, aber bei dem allgemeinen Gange dieſer Sachen in Deutſchland nun keine milde Friedensthätigkeit für ihn, ſondern nur eine der Zwietracht und des Kampfes geweſen wäre.

Der badiſche Bundesgeſandte von Berſtett war inzwiſchen in Frankfurt am Main nicht müßig, ſondern verſicherte ſich mehr und mehr der Gunſt des ruſſiſchen Geſandten von Anſtett, dem er ſich blindlings ergab; ſein Ehrgeiz ging dahin, die Stelle des Herrn von Hacke zu erlangen, und dazu mußte er denſelben in den Geſchäften überflügeln, und ſich dem Großherzog unentbehrlich machen. Er hatte den Miniſter ſchon aus der Leitung der Gebietsverhandlungen hinausgedrängt, ſie waren dem Miniſter von Marſchall übergeben; jetzt ließ Berſtett ſich wider Hacke's Willen eine Sendung nach England geben, zu dem doppelten Zwecke, das dortige Miniſterium für Baden in der Gebietsſache günſtig zu ſtimmen und dem Prinz-Regenten wegen der guten Aufnahme, die der Prinzeſſin von Wallis am Karlsruher Hofe zu Theil geworden, Entſchuldigungen zu machen. Berſtett blieb einige Wochen in England, und machte von ſeiner Sendung großen Lärm, obſchon er nicht viel mehr erwirkte, als daß Baden verſprach, die Prinzeſſin nicht ferner aufzunehmen; ſie hatte nämlich beabſichtigt, auf längere Zeit in Raſtadt zu wohnen, und ſchon waren für ſie auf dem Schloſſe daſelbſt die nöthigen Einrichtungen angeordnet, die nun ſogleich abbeſtellt wurden, ſo wie Herr von Ende ihr anzeigen mußte, daß ihr der Aufenthalt im Badiſchen nicht könne geſtattet werden. Durch Berſtett's Rückkehr aus London nach Karlsruhe wurde Hacke's Verhältniß dort ſehr erſchüttert, er fühlte den Boden wanken und konnte ſein Mißbehagen nicht verbergen.

Ich glaubte, daß es nun Zeit für mich ſei nach Karlsruhe zurückzukehren, und Tettenborn, ſo wie Küſter und ſelbſt Goltz, beſtärkten mich in dieſer Meinung. Ueberdies war mir eine Depeſche des Staatskanzlers angekündigt, die mir durch Gelegenheit zukommen ſollte, da man ſie der Poſt nicht anvertrauen mochte. Sie mußte die entſcheidende Antwort bringen, wie ich mich gegen die Nachläſſigkeiten, die ſich Hacke in Betreff meiner amtlichen Stellung hatte zu Schulden kommen laſſen, zu verhalten habe, und ſelbſt im Falle, daß mir neues Zurückziehen geboten würde, war ein neues Weggehen bezeichnender, als ein bloßes Wegbleiben. Gegen Ende des April trafen wir in Karlsruhe wieder ein. Unmittelbar darauf erhielt ich die erwartete Depeſche, ſie war vom 4. März, alſo ſchon acht Wochen alt, und lautete wie folgt: „Die Abreiſe des Generallieutenants von Zaſtrow verſchafft mir endlich Gelegenheit, an Ew. Hochwohlgeboren auf einem ſicheren Wege zu ſchreiben. und Ihnen zu ſagen, daß Sie das Verdienſt gehabt haben, uns über die geheimen Anſchläge Baierns zu einem erweiterten Territorialerwerb den erſten Wink zu geben. Der Plan, den Sie freilich in ſeinem Entſtehen nicht vollſtändig durchſchauen konnten, hat ſich jetzt näher entwickelt, und bezweckt nichts weniger als die Abtretung der fünf wichtigſten Aemter der Rheinpfalz. Die Ausführung dürfte aber deſto ſchwieriger fallen, da keiner der Mitintereſſenten und keiner der größern europäiſchen Höfe die daraus für Deutſchland und für das jetzige Syſtem überhaupt entſtehenden nachtheiligen Folgen verkennen wird. Ich kann jedoch nicht mit Ew. Hochwohlgeboren die Anſicht theilen, daß der Großherzog von Baden durch ſeine bedrängten Finanzumſtände, oder durch verderbliche Rathſchläge verleitet wäre, den Anträgen des Münchener Hofes Gehör zu geben, ſondern ich habe vielmehr Urſache zu glauben, daß Seine Königliche Hoheit bei ſeiner bisherigen Weigerung zu beharren entſchloſſen iſt. Die Sache wird ſich wahrſcheinlich nach Ankunft des hier als Geſandten ernannten Herrn Generallieutenants von Stockhorn aufklären, und ich werde alsdann erſt beurtheilen können, was etwa unſererſeits in Karlsruhe zu thun rathſam wäre. Unterdeſſen empfehle ich Ew. Hochwohlgeboren, ſich völlig paſſiv zu verhalten, jedoch aber alles, was Sie über den vorliegenden wichtigen Gegenſtand erfahren werden, ferner einzuberichten. Zugleich verfehle ich nicht, Ihnen den Eingang Ihrer Depeſchen bis zu No. 31 inclusive anzuzeigen. Ich werde vielleicht künftig auf einige darin berührte Punkte zurückkommen, muß mich aber heute bloß beſchränken, Ew. Hochwohlgeboren zu erſuchen, mit Ihrer intereſſanten Korreſpondenz fleißig fortzufahren, und verſichert zu ſein, daß ich ſelbiger ſtets mit Vergnügen entgegenſehe. Empfangen Sie die Verſicherung ꝛc. Berlin, d. 4. März 1817. (Gez.) C. F. von Hardenberg.“

Dies war alles ganz gut und verbindlich, aber im Grunde nur eine Verſchleierung der Zagheit des preußiſchen Kabinets in ſelbſtthätiger Weiſe aufzutreten, und den Schutz des Mächtigen für den Schwachen auszuſprechen. Auch der Zweifel, welchen der Fürſt ausdrückte, daß dem Großherzog verderbliche Rathſchläge gegeben würden, war eigentlich nur in dieſem Sinn; denn ich hatte thatſächliche Angaben berichtet, und wußte mehr, als ich dem Papier anvertrauen durfte. Meiner Beſchwerde gegen Hacke, wegen der ich ſehnlichſt einer leitenden Weiſung entgegen geſehen, war mit keinem Worte gedacht, alles blieb in der Schwebe, und ich mußte mich, der Meinung Küſter's beitretend, damit tröſten, der Fürſt habe für das Beſte gehalten, alles meiner eigenen Klugheit und Geſchicklichkeit zu überlaſſen.

Uns beſchäftigten mittlerweile ganz andere Sorgen. Die vorjährige Ernte war ſchlecht ausgefallen, man reichte mit den Vorräthen nicht bis zur neuen Ernte, das Getraide ſtieg im Preiſe, in manchen Gegenden fehlten die Lebensmittel, oder wenigſtens das Geld um ſie anzukaufen, in allen Rheinländern war große Theuerung, in manchen ſchon Hungersnoth eingetreten. Beſonders aus dem ſogenannten Oberland und aus der Schweiz kamen die traurigſten Klagen, aber auch in der Nähe von Karlsruhe ſtieg das Elend auf einen hohen

Grad. Die Großherzogin, von den entſetzlichen Schilderungen, die ſie vernahm, tief erſchüttert, gründete einen großen Wohlthätigkeitsverein, den ſie durch anſehnliche Beiſteuern, noch mehr aber durch das Beiſpiel ihrer eingreifenden Wirkſamkeit fruchtbar machte, und deſſen Segen weithin empfunden wurde. Von tiefem Mitleid ergriffen, that auch Rahel alles was in ihren Kräften ſtand, um den Bedürftigen zu helfen, die äußerſte Noth von den Bedrohten abzuwehren. Sie hatte in dieſen Beſtrebungen bei ſehr beſchränkten Mitteln einen wunderbaren Erfolg; es war, als ob alle ihr verliehenen Geiſtesgaben und Gemüthskräfte in dieſer Richtung ihre reichſte und vollſtändigſte Anwendung fänden, ihr ſchnelles Urtheil, ihre klare Einſicht, das richtige Maß ihres Handelns, und die wohlthuende Wärme deſſelben. Sie verſtand es genau, die wundeſte Stelle der Verhältniſſe herauszufinden, ihr die angemeſſenſte Linderung zu verſchaffen, das Geld in Sachen zu verwandeln, durch perſönliche Vermittelung die Umſtände zu benutzen, durch eindringlichen Zuſpruch die eigenen Kräfte der Leidenden aufzuwecken. Sie folgte hierin einem ihr angeborenen Beruf, den ſie eigentlich jeden Tag ihres Lebens, nach Maßgabe der dargebotenen Gelegenheit, alſo meiſtens nur ſtill und leiſe, und daher auch unbemerkt und unbeſprochen, nach allen Seiten ausübte. Mir ſelbſt fiel nicht weniger ein Theil dieſes Elends und zwar von Amts wegen zu. Die preußiſchen Handwerksburſchen nicht allein wandten ſich in ihren Wanderbedrängniſſen häufig an mich, ſondern auch die zahlreichen Auswanderer, denen ich die Päſſe zu unterſchreiben hatte, lagerten zu Hunderten vor meiner Thüre, und oft mit Weib und Kindern in ſolchem Zuſtande, daß es unmöglich wurde, ihnen mit der Unterſchrift nicht auch eine Reiſezehrung zu ertheilen. Man rechnet, daß in dieſem Jahre nur aus Baden gegen zwanzigtauſend Seelen auswanderten, von denen mehr als ein Zehnttheil nach dem ruſſiſchen Polen zogen.

Ein Ereigniß von großer Wichtigkeit war beſonders für uns Nachbarn, daß die würtembergiſchen Stände den vom König ihnen vorgelegten Verfaſſungsentwurf mit großer Stimmenmehrheit zurückwieſen, indem ſie erklärten, derſelbe genüge ihren Anſprüchen in keiner Art. Die Beſtürzung hierüber war ſehr groß unter den Regierungsanhängern, weil ſie glaubten, man habe den Ständen ſchon zu viel eingeräumt, und bei den Konſtitutionellen, weil ſie fürchteten, dies üble Beiſpiel von ſtörriſcher Oppoſition könne dem ganzen Verfaſſungsweſen zum Schaden gereichen. In der That blieb nichts unverſucht, um wenigſtens dieſe würtembergiſchen Stände in ſchlimmen Ruf zu bringen. Man rühmte den guten Willen, das freiwillige Entgegenkommen des Königs, dem die engherzige Beſchränktheit der Parthei des alten Rechtes die grundloſeſten Schwierigkeiten entgegengeſtellt habe. Wangenheim war tief gekränkt, nicht weniger Cotta, der ſich von jener Parthei getrennt hatte, um ſich den politiſchen Freunden des Königs anzuſchließen. Der König ſelbſt war am gefaßteſten, und fühlend, daß er ſeine Aufgabe um jeden Preis zu löſen habe, machte er ſich ſogleich mit dem Gedanken vertraut, einen ganz neuen Weg einzuſchlagen, bei welchem freilich Wangenheim, der zu ſehr in ſeinen politiſchen Lehrſätzen befangen war, nicht mehr der Führer ſein konnte.

Der Juni ſchritt unterdeſſen vor, Rahel erwartete von Ems ihren älteren Bruder nebſt deſſen Familie zum Beſuch, und bereitete ſich zu einem längeren Aufenthalt mit ihnen in Baden. Ich hatte einen Anlaß noch früher dorthin zu gehen. Der König und die Königin von Würtemberg waren in Baden angelangt, und der Großherzog und die Großherzogin hatten ſich beeilt ſie daſelbſt zu begrüßen. Der König wollte verſuchen, mit dem Nachbarfürſten ſowohl für die innere als für die äußere Politik eine gemeinſame Haltung zu verabreden, woraus für beide Theile kein geringer Vortheil zu hoffen war. Allein die Verſchiedenheit der Gemüthsarten, und das unvermeidliche Zwiſchenſtehen der beiderſeitigen Umgebungen, die eine ſolche Einigung nicht mit gleichen Augen anſahen, verhinderten die zutrauliche Näherung, und der König kam in ſeinem Verſuche nicht weiter, als daß er ſeine guten Dienſte dem Großherzog in Betreff der Gebietsſachen anbot, worauf der letztere aus altem Mißtrauen nicht ſehr einging. Eben ſo blieb das anmuthige und geiſtvolle Zuſammenſein der

Königin mit der Großherzogin für den politiſchen Zweck ohne Folgen.

Die Geſandten in Karlsruhe verſäumten nicht den würtembergiſchen Herrſchaften in Baden ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Ich durfte nicht unterlaſſen daſſelbe zu thun. Der König hatte als Kronprinz ſchon in Wien mir große Freundlichkeit bezeigt, und erneuerte mit einer Art von Eifer, der mir auffiel, die frühere Bekanntſchaft. Ich fand ihn erſtarkt an Geiſt und Willen, ſeine Erſcheinung ſo würdig als einnehmend. Der König wollte meine Anſichten über die ganze politiſche Lage der Dinge wiſſen, über den deutſchen Bund, die Verfaſſungsfragen, beſonders auch über die kritiſche Lage Badens. Ich hatte keine Urſache zurückhaltend zu ſein, ich ſagte mit großer Freimüthigkeit meine wahre Meinung, die keineswegs mißfiel. 'Die Königin Katharina lernt' ich hier erſt kennen; ſie war durch Schönheit und Geiſt höchſt ausgezeichnet, und man wußte, daß die Schweſter des Kaiſers Alexander alles nach großartigem Maßſtabe beurtheilte.' Sie hatte nichts Phantaſtiſches, für Poeſie und Kunſt wenig Sinn, aber einen ſcharfen klaren Verſtand, der alles Gemeinnützige, alles auf Menſchen und Verhältniſſe Wirkſame lebhaft ergriff und ſo leicht als richtig behandelte; wenn ſie in den Darbietungen ihrer Zeit die tüchtigen Thätigkeiten und Anſtalten des Gewerbfleißes den ſchwächlichen und nebelnden äſthetiſchen Zierereien vorzog, ſo traf ſie damit ein richtiges Ziel, das den nächſten Ort- und Zeitbedürfniſſen entſprach, und ihr Wirken als Landesmutter, das ihr leider nur zu kurz vergönnt war, hat in Würtemberg ihren Namen unvergeßlich gemacht. Indeß war ſie zugleich die entſchiedene Herrſcherin, gewohnt ihren Willen mit der Gewißheit auszuſprechen, daß die ſchleunigſte Erfüllung folgen müſſe, und ſie fand es nur natürlich, mit Dienern, auch mit den höchſten, nicht viele Umſtände zu machen. Von den vornehmſten Ruſſen umgeben, die ihr aber, weil ſie mit einem Deutſchen einiges im Vertrauen ſprechen wollte, zu nahe ſtanden, ſagte ſie ganz unbefangen mit trocknem Befehl: „Weiter zurück!“ und ſie gehorchten ſchnell mit Unterthänigkeit. Aber wie ſie hierin ſich keinen Zwang anthat, ſo that ſie es auch in Aeußerung ihrer

Meinung nicht, und ſo konnten zu anderer Zeit jene Ruſſen, als von dem wilden Weſen des Großfürſten Konſtantin die Rede war, mit Entſetzen die Worte mitanhören: „Ich weiß es wohl, er iſt ein Thier; aber er iſt doch der Beſte von uns, denn er zeigt ſich wie er iſt.“ Dieſe Miſchung von Hoheit und Offenheit gab der ſchönen Frau, die doch zugleich die feinſte Weltbildung beſaß, einen außerordentlichen Reiz, und ihre Unterhaltung übte bisweilen einen wahren Zauber aus. Ich konnte bald gewahr werden, daß auch ſie mit meinen Anſichten und meinem Benehmen ſehr zufrieden war; ich hörte manches Schmeichelhafte aus ihrem Munde ſo wie aus dem ihres Gemahls, und darunter eigenthümliche Anſpielungen und Winke, die ich mir nicht zu deuten wußte. Tettenborn, der ein ſchon älteres Vertrauen genoß, und mit dem Könige und der Königin täglich die ernſtlichſten Beſprechungen hatte, ſtimmte mehr zu jenen Winken ein, als daß er ſie mir erklärt hätte.

In kurzem traf auch der König von Baiern ein, der ſeine gewohnte Badekur hier antrat. Die Königin mit den Prinzeſſinnen Töchtern wohnten nicht mit ihm zuſammen, da ſein kleines Haus nur für einen beſcheidenen Münchener Bürger, der er hier ſein wollte, Raum hatte. Später kam auch noch der Großherzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, der auf einer Reiſe nach der Schweiz begriffen mehrere Tage in Baden verweilte, und ſich nicht wenig freute, Rahel hier wiederzuſehen. Dann ſahen wir auch ſeine vortreffliche Gemahlin, die Großherzogin Luiſe, ferner die Erbgroßherzogin von Heſſen-Darmſtadt, Tochter der Markgräfin Amalia, die auch ſelber kam, und ſich freute durch die Badezeit ſo viele der Ihrigen an demſelben Orte vereinigt zu finden.

Der reichſte, belebteſte Mittelpunkt der Geſellſchaft in Baden war abermals das Haus Tettenborn's, der, wie im vorigen Jahre, durch das Anſehen ſeines ruhmvollen Namens, durch den Glanz und die Fülle der ſo reichen als behaglichen Bewirthung, durch eine nach allen Seiten ſich erſtreckende Freigebigkeit, und vor allem durch ſeine und ſeiner Gattin ſtets erfreuende Anmuth, unausgeſetzt alles Ausgezeichnete und alles Wünſchenswerthe in ſeinen Kreis zog, und ſogar neben dem wirklichen Landesherrn, wie dieſer einmal ſcherzend äußerte, als der eigentliche Fürſt des Ortes gelten konnte. Die Geſellſchaft konnte mit allem Recht eine europäiſche heißen, nicht nur weil die Hauptländer Europas ihre reichſten Beiträge dazu gegeben, ſondern auch weil ſie ganz in der Sphäre ſich bewegte, wo die vornehme Bildung in den höheren Klaſſen über das Volksthümliche hinweg als etwas Gemeinſames erſcheint. Selbſt die Engländer, deren Stolz und Scheu und Schroffheit überall ſchon verſchrieen war, machten eigentlich keine Ausnahme, denn meiſt ſind es nur die mittlern Klaſſen, die in jener geſelligen Unbehülflichkeit ſtecken bleiben, dagegen die wirklich vornehmen willig und leicht in den gemeinſamen Typus eingehen, ja ſogar deſſen höchſter Ausdruck werden. Doch waren überhaupt die Engländer, ſowohl vornehmer als mittlerer Klaſſen, damals in den Rheinländern bei weitem noch nicht ſo zahlreich, als wir ſie ſpäterhin jahraus jahrein dort angeſiedelt ſehen, ſie hatten in der Geſellſchaft kein Uebergewicht, und machten darauf auch keinen Anſpruch.

Bei Tettenborn ſah man, um fürerſt der namhafteſten Fremden zu gedenken, aus Paris die Frau von Demidoff mit ihrer zahlreichen Begleitung, die Marſchallin Marmont, Herzogin von Raguſa, mit der ihrigen, den Geſandten Grafen Goloffkin, bekannt durch ſeine an eigner Feſtigkeit und Selbſtverläugnung geſcheiterte Geſandtſchaft nach China, den General Bachelu, den Grafen von Saint-Aulaire mit ſeiner Gemahlin, endlich den geweſenen Gouverneur von Moskau Grafen Raſtoptſchin. Der letztere Namen überſtrahlte alle andern, und ſeine Perſon, in welcher die größten Gegenſätze ſich hart zuſammengezogen zeigten, würde Aufſehen und Scheu erweckt haben, wäre ſein Namen auch nicht mit dem Brande von Moskau ſchon unauflöslich verknüpft geweſen. Von ihm wird hier etwas ausführlicher zu reden ſein.

Er kam von Paris, wo er einen längern Aufenthalt gemacht, und ſchien ganz erfriſcht und erweckt von der geiſtigen Bewegung, deren Wirbel ihn dort ergriffen hatte. Von Jugend auf eingeweiht in franzöſiſche Bildung und wohlgeübt in allen Feinheiten und allem Witze franzöſiſcher Unterhaltung, feſſelte er durch ſeine leichte, freie Mittheilungsweiſe, deren Reiz noch erhöht wurde, wenn man bald gewahrte, daß dieſes reiche Spiel von Geiſtesweben einen Hintergrund von eiſerner Willenskraft und rückſichtsloſer Selbſtbeſtimmung hatte, von denen die Vorſtellung halbwilder Leidenſchaft und roher Gewalt kaum zu trennen war. In der That miſchte ſich in den Genuß, den jedermann in ſeiner Unterhaltung fand, oft unwillkürlich ein Schauder und ein Staunen, und man fühlte das Bedürfniß, dieſem Manne gegenüber ſich zu faſſen und zuſammenzunehmen. An Talent, an Witz und Scherz, an Unerſchöpflichkeit der Laune ſtand Raſtoptſchin dem Fürſten von Ligne nicht nach, aber unendlich verſchieden war der Eindruck! Wenn man ſich bei Ligne's heitrem Scherze wie auf weichem Mooſe geſchaukelt fühlte, ſo ahndete man bei Raſtoptſchin den Boden von ſcharfen Stacheln beſäet, zwiſchen denen der Fuß vorſichtig zu ſetzen war. Ich glaube wirklich, daß ohne ſeine Rednergabe ſein Weſen nur abſtoßend geweſen wäre, doch dieſe zog unwiderſtehlich an. Es war ein Feſt, ihn die ſcharfſinnigen, zum Theil höchſt eigenthümlichen Wahrnehmungen, die er bei ſeinem Aufenthalt in Paris gemacht, nach ſeiner Weiſe in gelaſſener Erzählung und in ſpringenden Vergleichen darſtellen zu hören. Frankreich und die Franzoſen, Paris und die Pariſer ſchienen ſeine ganze Vorſtellungskraft ergriffen zu haben, und wie ſehr ſein treffendes Urtheil ſich unbefangen über dieſen Gegenſtänden zu erhalten wußte, ſo ſah man doch, wie ſehr ihn dieſe Gegenſtände mit Vorliebe erfüllten. Seine Anſichten waren unbeſchränkt, durch keine Uebereinkommniſſe der Politik noch durch Wünſche des eignen Herzens geſtört. Er urtheilte frei, und ſprach dreiſt aus, was er dachte. Daß die damalige Ordnung der Dinge beim erſten Anſtoß in Frankreich zuſammenfallen müſſe, war ihm ein unzweifelhaftes Ergebniß aller ſeiner Beobachtungen. Mit unglaublicher Kühnheit beſprach er insbeſondere die ruſſiſchen Verhältniſſe, ja mit wahrer Bitterkeit, zum großen Kreuz des Grafen Goloſſkin, der noch allenfalls mitlachte, wenn jener im Tone eines erfahrenen Weiſen verſicherte, nirgends machten die Leute von Verdienſt ſo ſicher ihr Glück als in England, hätten es die Weiber ſo gut wie in Frankreich, dahingegen Rußland das Paradies der Lumpe (des gueux) heißen müſſe, weil es ihnen dort entſchieden am beſten ginge; aber es kamen andre Reden vor, welche anzuhören die amtliche Würde eines Geſandten ſchlechterdings nicht einwilligen konnte. Die ganze Wildheit ungezähmter Leidenſchaft lag dann hinter dem Gitternetze der zugeſpitzten franzöſiſchen Redensarten, und lauerte auf deren Wirkung. Er fühlte ſich von der Heimath, zu deren Rettung ſein großer Entſchluß weſentlich mitgewirkt, durch Undank und Kränkung ausgeſchieden, und hätte ſeine jetzigen Feinde nicht ungern ebenſo durchgreifend und furchtbar treffen mögen, als er damals die Franzoſen getroffen hatte. Es war gefährlich, ihn dieſe Vorſtellungen ungeſtört verfolgen zu laſſen, er ſchien ſich dann kaum noch zu beherrſchen, ſein Geſicht bekam einen ſchreckenvollen Ausdruck, und um ihn her war alles in peinlicher Verſtimmung. Doch glaubte ich trotz dieſer Ausbrüche noch Spuren weichen Gefühls in ihm zu entdecken, und ich mußte ihm, wie früher mit Ligne, nun auch mit Wilhelm von Humboldt eine gewiſſe Aehnlichkeit zuſchreiben, dieſelbe ſcheinbare Kälte, unter welcher ſich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken kann, dieſelbe ſcharfe Quelle des ſcharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, ſich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Geſprächen ſich ſo leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann.

Dieſer außerordentliche Mann hatte ſchon früh ſeine Handlungsweiſe durch ungemeine Herbheit bemerkbar gemacht. Unter Kaiſer Paul Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſchien er mit der rauhen Sinnesart ſeines Herrn trefflichſt einzuſtimmen. Allgemein wurde über die ſchneidende Härte geklagt, mit der er die Leute abfertigte; doch war faſt immer Geiſt oder Witz in ſeinen Aeußerungen. Dem Grafen Michael Oginski, der mit der Empfehlung des preußiſchen Miniſters Grafen von Haugwitz bei dem Kaiſer die Erlaubniß der Rückkehr nach Polen erhalten hatte, ertheilte Raſtoptſchin am 29. März 1799 den abſchlägigen Beſcheid in folgenden lakoniſchen Zeilen: „Monsieur le comte, Sa Majesté l'empereur ayant reçu votre lettre en date du 12 du courant, a jugé à propos de refuser vos demandes, et m'a ordonné de vous en faire part. J'ai l'honneur d'être" etc. In der Zeit des Einbruchs der Franzoſen war ſeine zuſammengedrängte Heftigkeit bis zur wilden Wuth geſteigert. Seine ſchrecklichen Aufrufe an das Volk, ſeine dem Feinde zur Schmach angehefteten Inſchrifttafeln können nie vergeſſen werden. Drei Tage vor der Räumung von Moskau ſchrieb er noch an Bagrathion in derbem Ruſſiſch, er werde Moskau ſuchen zu halten, ſo gut als möglich, und wenn es auf's äußerſte käme, ſo gelte das alte Sprichwort: „Beſſer zum Teufel fahren, als in Feindes Hände fallen." Aber auch in Glück und Erfolg dauerte in ihm die gereizte Stimmung fort, welche das Unglück und die Verzweiflung ihm gegeben hatte. Die Franzoſen hatten die Brandſtätte von Moskau wieder verlaſſen, die zurückgebliebenen Verwundeten wurden von den einrückenden Ruſſen niedergemacht, nur einigen, die mit noch ſchwachen Kräften das große Spital im Findelhauſe zu vertheidigen wagten, wurde die Gnade zu Theil, in harter Gefangenſchaft zu ſchmachten; ſie wandten ſich in ihrer drängenden Noth bittend an Raſtoptſchin; die Kaiſerin Mutter hatte ſich der Unglücklichen erbarmend angenommen, ganz durfte er ihre Bitte nicht abſchlagen, aber er gewährte ſie mit folgenden eigenhändig von ihm geſchriebenen grauſamen Worten: „Le comte Rastoptschin accorde le temps nécessaire à M. Gazo père pour se remettre de sa maladie: après quoi il faudra qu'il se rende avec son fils dans le gouvernement de Wologda. La conversation qu'il me demande n'amènerait aucun résultat; il n'y a ni calomnie ni malveillance qui agissent auprès du comte Rastoptschin; mais une nation qui a ni foi ni loi, et qui n'a d'autres titres depuis vingt ans que des crimes et des forfaits, ne doit jamais prendre à témoin l'Être suprême, dont la justice est méconnue chez les brigands." Der eiſerne Mann war im Franzoſenhaſſe doch nicht ſo ausdauernd wie der Miniſter von Stein; Paris hatte das widerſtrebende Metall zu ſchmelzen gewußt, der Held von Moskau dort Zuflucht und Lebensreiz gefunden, wie die Heimath ſie nicht gewährte!

Eines Abends, da der Kreis bei Tettenborn nur klein und vertraut war, gab uns Raſtoptſchin unerwartet die vollſtändige Erzählung des Brandes von Moskau und ſeiner Betheiligung dabei. Er ſpottete der Meinung, welche glaubte, er habe die ungeheure Hauptſtadt mit einer Fackel angezündet, wie man auf der Bühne den Brand von Perſepolis bloß durch die Hand der Thais aufflammen ſehe. „Ich habe," ſagte er, „die Gemüther der Menſchen entzündet, an dieſem furchtbarſten Feuer entzünden ſich die Pechfackeln leicht." Er gab nun die Maßregeln an, die er als Gouverneur ergriffen, die Fortſchaffung der Feuerſpritzen, wobei noch die beſondere Rückſicht waltete, daß die Spritzenleute ein militairiſcher Körper waren, der dem Feinde nicht überlaſſen werden konnte, ferner die Oeffnung der Gefängniſſe, die Anſtalten aller Art, um die Franzoſen keine an Hülfsmitteln überreiche Hauptſtadt, ſondern nur eine Stätte der Verwüſtung finden zu laſſen, endlich das entſcheidende Beiſpiel, daß er ſelbſt durch Niederbrennung ſeines außerhalb Moskau's gelegenen Pallaſtes gegeben. Er legte ſeine Gedankenfolge, ſeine Triebfedern und Empfindungen dar, und geſtand, daß er nichts gefühlt habe als den Unwerth aller Güter, wenn das Vaterland zu Grunde gehe. Daß er in dieſem Gefühle mit dem Volke gleich empfunden, habe der Eifer gezeigt, mit welchem ſein Gedanke ſei ausgeführt worden. Pechkränze und Pechfackeln waren bald in den Händen der wilden Rotten, die ſich ſelber eine Art von Ordnung gaben und die Rollen wie die Stadtviertel unter einander vertheilten, wiewohl dies alles in der Wuth und Eile der Ausführung ſich wieder verwirrte, ſo wie auch mehrere Pulverſchläge, die dem Feinde zu beſonderem Schaden berechnet waren, durch Uebereilung oder Verſäumniß in ihrem Zwecke vereitelt wurden. Die Zerſtörung im Ganzen aber war ungeheuer, ſie übertraf alle Vorausſicht, und wenn der dadurch dem Feinde angethane Schaden ſich bald als ein tödtlicher und als eine neue Wendung der Geſchichte erwies, ſo war im Augenblicke doch der Preis des Gewinnes zu gräßlich vor Augen, als daß man den Urheber hätte rühmen mögen. Einen Werth von fünfhundert Millionen Rubel und gegen dreitauſend Menſchen hatte der Brand von Moskau verzehrt. Ob wir, die wir den Mann, der ſolches Ungeheure eingeleitet, jetzt ſo fein und artig als friedlichen Erzähler deſſelben in unſerer Mitte ſahen, nicht einigen Schauder des Staunens empfanden, möge der Leſer am eignen Gefühl ermeſſen!

Auch durfte die That in Rußland geraume Zeit nicht eingeſtanden werden, im Volk und Heere befeſtigte ſich der Glauben, der Feind habe Moskau verbrannt, und man fand gerathen, dieſem Glauben nicht zu widerſprechen. Raſtoptſchin ſelbſt ärntete von vielen Seiten Vorwürfe und Mißbilligung; durch einen Vorgang, deſſen wir gleich näher gedenken werden, hatte er ſich den Unwillen des menſchenfreundlichen Kaiſers Alexander noch beſonders zugezogen; bald ſah er den ruſſiſchen Boden, der von Sieg und Ruhm neu erglänzte, unter ſeinen Füßen überall wanken, und ſäumte nicht, ihn mit dem von Deutſchland und Frankreich zu vertauſchen.

Es iſt ein merkwürdiger Zug in Raſtoptſchin, und unſres Bedünkens nur ein neues Zeugniß ſeiner innern Macht, daß er in ſpäteren Jahren, um nach Rußland zurückzukehren und dort friedliche Verhältniſſe zu finden, durch eine beſondere Druckſchrift ſich von dem Brande Moskau's losſagte, ſeinen allbekannten Antheil an dieſem Ereigniß verläugnete, und ſomit auch den unſterblichen Ruhm preisgab, der von daher an ſeinem Namen haftete. Der nächſte Zweck überragte in ihm alles andere, und man kann ſagen, daß er Moskau nochmals opferte, jetzt das ſeinige! Wir müſſen wirklich in dieſer Handlung, die man als die eines ſchmiegſamen Höflings hat anſehen wollen, eine Art von Größe anerkennen, denn nicht leicht wird jemand um eines zeitlichen kurzen Vortheils willen den gerechten Anſpruch auf Bewunderung und Staunen der Nachwelt aufgeben, die dem Helden auch um den Preis des Lebens nicht zu theuer erkauft dünken. Doch mochte er bei der zweiten, perſönlichen Opferung Moskau's noch mehr als bei der erſten, vaterländiſchen, des guten Glaubens ſein, daß er mehr rette, als zerſtöre; gewiß durfte er bei der geſchärften Prüfung, zu welcher er die Geſchichtsforſcher durch ſeine Verneinung aufreizte, nur zu gewinnen hoffen, indem die an das Licht gerufene Wahrheit nur um ſo heller ſeinen Namen herausſtellen mußte, und gewiß konnte er wie Galilei diejenigen belächeln, welche durch den Widerruf auch die Thatſache geändert wähnten!

Was den Kaiſer Alexander gegen Raſtoptſchin unheilbar mißſtimmte, war folgende bejammernswerthe Geſchichte, die ich wiedergebe, wie ſie mir von einem vornehmen wohlunterrichteten Ruſſen ſpäterhin erzählt worden iſt. Als die Franzoſen im Anzuge gegen Moskau waren, betraf eines Tages die Polizeiwache eine Gruppe junger Ruſſen, welche einem andern begierig zuhörten, der ihnen aus einem franzöſiſchen Blatte den neuſten von Napoleon erlaſſenen Aufruf überſetzte. Der Dolmetſcher wurde ſogleich als Verbrecher behandelt und fortgeſchleppt. Es war ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, Hauptmann außer Dienſten, Namens Weriſchalin, und kein Verdacht einer böſen Abſicht konnte bei ſeiner Unklugheit ihn treffen, im Gegentheil, alle Zeugniſſe erhärteten, daß er ſeinen Landsleuten die Worte des Feindes in Ungunſt und zum Mißfallen vorgetragen. Doch Raſtoptſchin hielt ſich an die äußerliche Thatſache des Verbreitens franzöſiſcher Aufrufe, wollte nichts weiter hören, und fühlte im eignen Grimme, daß auch der des Volkes eines Opfers bedürfe, an ihm ſich zu ſättigen, zu ſtärken. Er pflegte die vor ſeiner Wohnung ſtets verſammelte und oft tobende Menge von dem Abſatz einer hohen Freitreppe herab anzureden, die aufgeregten Gemüther durch ſeine kurzen, zündenden Worte noch heftiger aufzuregen. Dorthin ließ er den jungen Weriſchalin herausführen, und als er ihn erblickte, rief er im größten Zorn: „Aber mehr als die Franzoſen ſind die Verräther unſere Feinde! Die verdienen tauſendmal mehr als jene unſern Haß, das ausgeſuchteſte Verderben. Da ſehet ihr einen, der Napoleon's Aufgebote verbreitet hat, da ſehet ihr euern ärgſten Feind!“ Nun ergoß er ſich in Vorwürfen und Schimpfreden gegen den Gefangenen ſelbſt, und zuletzt, indem er ſich abwandte, befahl er dem nächſten Polizeiſoldaten: „Schlag ihn!“ Der Soldat gab einen Hieb mit flacher Klinge. „Ei was!“ rief Raſtoptſchin, der ſich wieder herzuwandte, „das will nichts ſagen, überlaßt ihn dem Volke, das wird ſchon beſſer mit ihm umſpringen!“ Sogleich wurde der Unglückliche zu dem wüthenden Pöbel hinabgeſtoßen, und in wenig Augenblicken war er in tauſend Stücke zerriſſen, ſeine Glieder, ſein ganzer Körper verſchwand völlig, ein Stück Hand mit ein paar Fingern war alles, was ſich auf dem Platze noch fand, als die Menge ſich endlich zerſtreut hatte!

Dieſe Gräuelgeſchichte war jedoch ſo nicht abgethan, ſie tauchte furchtbar wieder auf. Im Anfange des Jahres 1813, an einem Orte in Polen, wohin den Kaiſer Alexander die Bahn des Sieges geführt hatte, wurde ihm ein Greis vorgeführt, der ihn zu ſprechen verlangte. Dem Alten ſchlotterten die Kniee und bebten die Lippen; als er vor dem Kaiſer war, fiel er weinend und flehend hin, und konnte wohl fünf Minuten lang kein Wort herausbringen. Der Kaiſer, in peinlichſter Unruhe, ſchien mit ſich ſelber ſchwer zu ringen. Er wußte, daß der alte Weriſchalin vor ihm lag. Dieſer kam endlich zu Wort, forderte Unterſuchung, und, im Fall ſein Sohn unſchuldig befunden würde, Wiederherſtellung der Ehre deſſelben; er wehklagte über ſein nun kinderloſes Alter, ſeine nun erbloſen Güter. Der Kaiſer ſuchte ihn zu beruhigen, ſprach ihm liebreich zu, verhieß ihm Gerechtigkeit; er wiſſe ſchon, ſagte er, daß der junge Mann keiner Verrätherei ſchuldig geweſen, daß er keine Verbindung mit dem Feinde gehabt, und entließ den Alten tröſtend und begütigend. Am folgenden Tage reichte Raſtoptſchin ſein Abſchiedsgeſuch ein, der Kaiſer nahm es an, und ſagte mit finſterm Blicke, er wolle ihn keinen Augenblick aufhalten, und wünſchte ihn niemals wiederſehen zu müſſen. So war Raſtoptſchin von der Sieges- und Ruhmesbahn, zu welcher die Flammen von Moskau geleuchtet, plötzlich ausgeſtoßen, von Macht und Einfluß entfernt, unter dem glänzenden Vorſtreben und den ſich täglich mehrenden Erfolgen des Heeres und des ganzen Volks ein Unthätiger, Ausgewieſener, und da die Heimath ſelber keine mehr für ihn ſein durfte, ſo zog er voll dunklen Grimmes einſam hinter den Truppen in die durch ſie befreiten Länder nach, anfangs in Berlin eine kurze Ruhe findend, zuletzt in Paris aufathmend im Gewirr der Zerſtreuungen.

Sein eiskalter Witz wurde jetzt den Seinen furchtbar, eingeweiht in alle Verhältniſſe, hielt er noch mächtige Verbindungen in der Hand, und ſein ſchneidendes Wort konnte unheilbar verwunden, konnte tödtlich treffen.

Doch gegen den Feind, den er ſelber im Innern hegte, war er waffenlos. Ihn befielen mit Einbruch der Dunkelheit nicht ſelten geſpenſtiſche Schreckbilder, die ihn furchtbar aufregten. In Paris, wohin er nach dieſem Aufenthalt in Baden zurückkehrte, wurden ſpäter dieſe düſtern Stunden nur häufiger und quälender. Zu ſolcher Zeit drangen einmal zwei nähere Bekannte, vornehme Ruſſen, trotz aller angſtvollen Abwehr des Kammerdieners zu ihm ein, ſie meinten, höchſtens ein hübſches Abentheuer zu ſtören, aber wie erſchraken ſie, als ſie das abgelegene Zimmer betraten! Hager und bleich ſaß Raſtoptſchin da, und als er die Kommenden erblickte, rief er grauſenhaft, die Hände zur Abwehr vorhaltend: „Was wollt ihr von mir? Geht, geht, nicht ich bin es, der euch geſchlagen, der euch hinabgeſtoßen hat!" Entſetzen war in ihm und Entſetzen ging von ihm aus. Die beiden Freunde verſtanden, daß er Vater und Sohn Weriſchalin zu ſehen glaubte; ſie nannten ihre Namen, riefen ihn bei dem ſeinigen an, und weckten ihn endlich aus ſeiner jammervollen Träumerei; nun erkannte er die Beſuchenden, nahm ſich zuſammen, ſtrich mit der Hand ſeine Stirn und Augen, trank ein paar Gläſer Waſſer, und nach einer Weile war er im Stande, wieder zu ſprechen wie ſonſt. Der Eindruck dieſes Vorgangs aber blieb den beiden Zeugen unauslöſchlich, und einer derſelben hat mir lange nachher mit allem Schauder des Friſcherlebten dieſe Umſtände buchſtäblich ſo erzählt, wie ich ſie hier wiedergegeben. Noch lange, ſagt man, blieb Raſtoptſchin von ſolchen Erſcheinungen gepeinigt, die doch hauptſächlich auf körperlicher Krankheit beruhten, da ſie beim Gebrauch angemeſſener Arzneimittel ſchwanden. Er brachte bekanntlich ſeine letzte Lebenszeit wieder in Rußland zu, wohin die gewünſchte Rückkehr ſich ihm endlich noch eröffnet hatte, und die Ehrfurcht und Bewunderung, die ihm gezollt wurden, gaben ſeinem Ehrgeize denn doch die befriedigende Ueberzeugung, als einer der Helden der Befreiung Rußlands anerkannt zu ſein. — Ich habe dies alles hier zuſammengeſtellt, weil über Raſtoptſchin bisher nur wenig geſchrieben worden, und die dämoniſchen Züge in dieſem Bilde den heitern und liebenswürdigen ein unentbehrlicher Hintergrund ſind.

Dieſer Mann hatte Stunden, in welchen er mit harmloſer Unbefangenheit dem unſchuldigſten Vergnügen nachhing, der Betrachtung einer Blume, eines Schmetterlings, wo er mit Lächeln dem Spiele der Kinder zuſah, dieſe vor Schaden hütete, ihre Freude durch Geſchenke belebte; andere, die ihn als den zuvorkommendſten, freundlichſten Geſellſchafter zeigten, voll feiner Aufmerkſamkeit auch für Männer, und ſich den Frauen mit zarter Huldigung anſchließend. Während er nicht verhehlte, daß die Schönheit und geſellige Anmuth einer Künſtlerin aus Stuttgart, Auguſte Brede's, ihn angezogen, verhehlte eine lebhafte Franzöſin nicht, daß ſie von ihm eingenommen ſei und daß er dies bemerken ſolle, ſo daß es eine Spannung war, den Helden von Moskau auch noch als den eines franzöſiſchen Intriguenſtückes zu ſehen. Aber ſein guter Sinn bewahrte ihn vor jeder Lächerlichkeit. Er ſcherzte ſelbſt über das ihm Zugemuthete, und meinte, in ſeinen Jahren müſſe man der Freundſchaft ſelten, aber der Liebe gar nicht mehr trauen.

Von Paris war auch Frau von Demidoff gekommen, die Gattin des durch ſeinen Reichthum berühmten Beſitzers ſibiriſcher Bergwerke. Sie war eine geborne Stroganoff, und ihr Gatte, den ich mehrere Jahre ſpäter, als ſie ſchon geſtorben war, kennen lernte, hat mir wiederholt als eine der größten Befriedigungen ſeines Lebens, das doch an ſolchen nicht arm geweſen ſei, den Glücksfall gerühmt, der ihm in dieſer vornehmen Verbindung geworden. Er war gewohnt, allen ihren Wünſchen zuvorzukommen, freute ſich des Aufwandes, den ſie machte, und ſetzte ihm nur ungern Gränzen. Sie genoß die Vortheile des Reichthums, ſie war von ihnen umgeben, aber ſchon in ganz gleichgültiger Gewohnheit, ohne beſondern Werth darauf zu legen, oder zu wähnen, dadurch etwas zu ſein. Sie hatte dies bei einer unglücklichen Gelegenheit auf die großmüthigſte Weiſe gezeigt. Ihr war vor mehreren Jahren in Paris ein großer Theil ihrer Diamanten geſtohlen worden, ein Diebſtahl, der ſchon wegen ſeines hohen Betrages die Thätigkeit der Polizei lebhaft anregte. Auch kam die Sache bald an den Tag, eine Gräfin von Schwicheldt aus Hannover hatte das Verbrechen begangen, und wurde deſſelben vollkommen überführt. Frau von Demidoff, als ſie hörte, daß der Name einer bisher geachteten Dame und einer ehrenwerthen Familie öffentlich bloßgeſtellt werden müſſe, war ſogleich zu jedem Opfer bereit, um die Unglückliche zu retten, ſie wollte ihre Diamanten abläugnen und verlieren, und war in Verzweiflung, daß dies für nutzlos erklärt wurde. Die Thäterin, deren Handlung ihr ſelbſt unbegreiflich und nur eine krankhafte Verirrung war, wurde verurtheilt, zog ſich aber dann mit großmüthiger Hülfe der Frau von Demidoff in tiefe Verborgenheit nach Deutſchland zurück, und ſtarb vor nicht langer Zeit unter fremdem Namen in Wien.

Unendlich graziös von Geſtalt und Bewegung, aus dunklen, gebieteriſchen Augen freundlich blickend, und im Geſpräch durch raſche Wendungen pikant, erſetzte Frau von Demidoff reichlich, was ihr an eigentlicher Schönheit fehlte. Durch langen Aufenthalt in Paris nicht nur verlockt, ſondern bei ihren Verhältniſſen faſt gezwungen, ihr ganzes Daſein in das einer Dame der großen Welt abzuſchließen. mußte ſie diejenigen, welche ſie nur als ſolche kannten, um ſo mehr überraſchen und rühren, wenn ihnen die mütterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt ſichtbar wurde, die ſie ihrem damals etwa ſiebenjährigen Sohne Anatole widmete; in dieſem reinen Ausdruck der natürlichſten und ſchönſten Liebe ſchien jede andere Beziehung wie verſchwunden. Im Uebrigen hatte ſie mehr allgemeines Wohlwollen, als perſönliches, und ihr oft rauhklingendes Gebieten wäre leicht zu mißdeuten geweſen, hätte man nicht alle Perſonen, die ihr angehörten, von Eifer und Hingebung für ſie erfüllt geſehen. Sie hatte die Tochter des franzöſiſchen Generals Morgan bei ſich, ferner eine ruſſiſche Freigelaſſene von blühender Jugend und frohem Sinn, ruſſiſche Herren, die ſich ihr als Reiſebegleiter angeſchloſſen hatten, einen Muſiker, einen Zeichner, deutſche und franzöſiſche Lehrer für ihren Knaben. Alles in ihrer Umgebung war voller Leben und Munterkeit.

Mit ihr zu wetteifern, konnte keiner andern Dame ſo leicht einfallen, doch ſchien die Herzogin von Raguſa es zu unternehmen. Sie war nicht mehr jung, aber noch ſehr ſchön, und erinnerte lebhaft an ihren Bruder, den jungen Perregaux, den wir in Berlin während der Franzoſenzeit als Verwaltungsbeamten geſehen hatten. Für ihre Größe war ſie etwas zu ſtark, allein ſie hielt ſich ſo ſtattlich, daß dieſe Fülle nur den Eindruck ihrer Bedeutſamkeit vermehrte. Auch ſie hatte großes Gefolge und mannigfachen Anhang, auch ſie war gewohnt, der Mittelpunkt eines Geſellſchaftskreiſes, eines glänzenden Hauſes zu ſein. Doch mußte ſie jetzt von der politiſchen Seite her einige Störung empfinden, denn der Marſchall hielt ſich bekanntlich den Bourbons zugewendet, und wie wenig ſie auch geneigt ſein mochte, der Autorität des Gatten oder des Königs ihre Meinungen zu unterwerfen, ſo verſtand ſie doch die weltlichen Verhältniſſe zu gut, als daß ſie ihnen einige Opfer der Zurückhaltung und Vorſicht hätte verſagen wollen. Dieſer Zwang erſchien um ſo dringender, als man Baden von franzöſiſchen Kundſchaftern beſucht wußte, deren einige offen genannt wurden, andere aber, wie man vorausſetzte, gefährlicher im Dunkel blieben.

Merkwürdig hatten ſich die Sympathieen in jener Zeit umgewandelt. Die höchſten Hofkreiſe und die Leiter der Kabinette ausgenommen, hatte niemand Gefallen an den Bourbons. Nicht in Frankreich allein gehörte es ſchon zum hohen Ton, zum guten Geſchmack möchte man ſagen, ſich der Oppoſition anzuſchließen, auch in England, im Norden, und großentheils in Deutſchland, dachte man ungünſtig von der Reſtauration, und viele Stimmen wurden für Napoleon laut, in deſſen Bewunderung hauptſächlich die Engländer bald unmäßig wurden. Den Unterdrücker der Freiheit vergaß man, aber den Geißeler der Könige hob jeder Unzufriedene gern hervor, und menſchliche Theilnahme war dem Gefangenen von St. Helena überall gewidmet. Wie groß war nicht die Zahl der Mißvergnügten in allen Ländern, der Nichtbefriedigten, beſonders in den höheren Klaſſen! Zu Gunſten der Anhänger, oder wenigſtens Folger Napoleon's wirkte noch der Umſtand mit, daß die Reſtauration, welche nach ihrer erſten Einſetzung noch ziemlich milde verfahren war, ſeit ihrer zweiten verfolgend auftrat, und dabei einen Maßſtab anlegte, den ein unbefangener Sinn ſchlechterdings nicht zugeſtehen, ja kaum begreifen konnte. Denn nicht diejenigen ſahen wir verfolgt, die wir unter Napoleon's Herrſchaft als die ſchlimmſten ſeiner Diener gekannt hatten, auch nicht gerade die, welche am auffallendſten treulos gegen die Bourbons geworden waren, im Gegentheil, dieſe wie jene ſtanden wohl gar in Gunſt und Anſehen und die wirklich Verfolgten erſchienen dabei nur um ſo unſchuldiger; in ihnen war oft nur das, deſſen man ſich zu ihnen verſah, nicht das, was ſie begangen hatten, der Grund ihres Mißgeſchicks, oft auch wohl nur perſönlicher Haß und Neid in den höhern Kreiſen, wo immer am erſten die große politiſche Sache dem Nutzen und der Zuſtändigkeit der Perſonen untergeordnet wird. Bei den Deutſchen bedarf es nur eines auffallenden Unglücks, um ihre menſchliche Theilnahme auch für diejenigen zu erwecken, denen ſie noch eben feindlich gegenüberſtanden, und ſo war es kein Wunder, daß die neuerdings aus Frankreich Verbannten oder Flüchtigen in den Rheinländern, wohin ſie ſich zunächſt gewendet hatten, freundlich geduldet wurden; die meiſten waren tapfre, kluge Männer, die ſich jetzt äußerſt beſcheiden und ruhig zeigten, während unerträglicher Uebermuth und verletzende Anmaßung der herrſchenden Parthei täglich mehr hervortraten.

Der General von Tettenborn hatte im ruſſiſchen Feldzuge den General Bachelu feindlich gegenüber gehabt, ihn als tapfern Kriegsmann, ſpäter auch als edlen Menſchen kennen gelernt, und als die Verfolgung der Bonapartiſten in Frankreich anhob, ihm zu Mannheim gaſtlich ſein Haus geöffnet. Die Lage von Baden war günſtig, und die Großmuth anziehend, bald war wie im vorigen Sommer ein Häuflein Schutz oder Anhalt ſuchender Franzoſen um ihn verſammelt. Frau von Demidoff, ſelber faſt eine Pariſerin aus den Zeiten Napoleon's, verläugnete ihrerſeits die Sympathieen nicht, welche ſie vorzugsweiſe für die Napoleoniſchen Franzoſen fühlte. Hier wurden der Nain jaune von Paris und der Surveillant von Brüſſel herumgezeigt und vorgeleſen, hier die Zerrbilder belacht, an denen die ſinnreichen Witzlinge der liberalen Parthei es nie fehlen ließen, und wozu freilich die Gegenſeite den Stoff nur allzu wohlfeil lieferte. Ruſſiſche Liebhaberſtimmen wetteiferten mit franzöſiſchen, die reizenden Neuigkeiten der beliebten Vaudeville-Geſänge vorzutragen, und dazwiſchen auch wohl die muntern Spottlieder auf die neueſte Geſtalt der Dinge und deren Schildhalter.

So weit, wie dieſe unabhängigen und freiſinnigen Fremden, durfte die Herzogin von Raguſa in ihrer Sympathie für die bedrängten Landsleute nicht gehen; ſie mußte eine engere Linie halten, und wußte nur zu gut, daß ſie auch dieſe noch genug würde zu verantworten haben. So waren die Nebenbuhlerinnen mit ihrem Wetteifer, der urſprünglich auf geſelliges Talent und Liebenswürdigkeit ausging, unerwartet auf politiſchen Boden gerathen, wo der Vortheil ganz auf die Seite der Ruſſin fiel, die ihren Hof ſich mehren ſah, während der Kreis der Franzöſin weniger beſucht wurde. War nun die franzöſiſche Reizbarkeit nach den großen Niederlagen auch für die kleinſte um ſo empfindlicher, oder was ſonſt ſich einmiſchen mochte, genug, die Herzogin veränderte plötzlich Ton und Haltung, und das ſonſt in der Weiſe der großen Welt freundliche Vernehmen beider Damen ging in eine völlige Erkaltung über. Leider dauerte dabei doch der Umgang fort, und trieb natürlich den innern Gegenſatz immer ſtärker hervor, bis eines Tages die Spannung in offnen Wortwechſel ausbrach und endigte. Uns wurde das pikante Schauſpiel, zwei Damen der auserleſenſten Pariſer Welt, mit beſter Art, im eleganteſten und fließendſten Franzöſiſch, einander Schlag auf Schlag die unangenehmſten Dinge ſagen zu hören, ohne daß eine von ihnen aus den Formen des guten Tons gefallen wäre; niemand durfte hiebei vermitteln wollen, ſondern Alle ſtanden ſchweigend, wie bei einer Schachparthie, wo zwei gewiegte Gegner ihre Meiſterzüge gegen einander verſuchen, und das Spiel zuletzt doch unentſchieden laſſen.

Unter den franzöſiſchen Flüchtlingen waren einige, deren Bildung und Sitten wenig Antheil einflößten, andere, deren Bekanntſchaft gemacht zu haben man bereuen mußte. Indeß war die Mehrzahl brav und aller Theilnahme werth, und beſonders unſer Freund Bachelu ein vollkommener Ehrenmann, edel, großmüthig, aufrichtig und allen Ränken fern. Er verabſcheute geheime Umtriebe, und war in keine verflochten, man beargwohnte ihn mit Unrecht. Raſtoptſchin ehrte und liebte ihn, die Frauen waren ihm geneigt, und die Kinder ſchmiegten ſich ihm an. Doch gerade er war das Ziel der heftigſten Verfolgung. Der franzöſiſche Geſandte in Karlsruhe, Graf von Montlezun, und der Präfekt von Straßburg, Graf von Bouthillier, betrieben mit größtem Eifer ſeine Entfernung aus Baden. Es half nichts, daß auch der König von Baiern, deſſen Gunſt er gewonnen hatte, ſich für ihn verwendete und faſt verbürgte, die Weiſungen aus Paris waren zu beſtimmt, und jene beiden Beamten hätten um keinen Preis den Vorwurf der Lauheit auf ſich laden mögen. Der König Max Joſeph, dem die herrſchende franzöſiſche Parthei ſchon immer Abneigung einflößte, der niemals Verfolgung leiden konnte, und namentlich dieſe für ungerecht hielt, ergrimmte vollends, da er vernahm, daß auch ſein Fürwort bei dem Präfekten nichts ausgerichtet habe, und legte ſich keinen Zwang auf, ſeine Meinung frei und laut herauszuſagen. Als der Präfekt erfuhr, wie der König über ihn geſprochen, wurde er bedenklich, und glaubte es nicht dabei laſſen zu dürfen, weil er fürchtete, in Paris möchte man es doch ihm übel nehmen, den König erzürnt zu haben, es kam ihm daher alles darauf an, daß dorthin berichtet werden könne, er ſtehe ganz gut mit dem Könige. In ſolchen Fällen durch Dreiſtigkeit zu bezahlen, iſt bei den Franzoſen ſprichwörtlich, und dem Präfekten fehlte es nicht an ſolcher Münze. Er kam ſogleich nach Baden, trat den König in der Promenade zuverſichtlich an, hielt ihm die wohlklingendſte Rede, erzählte von Straßburg, wo der König ſeine Jugenderinnerungen hatte, und wußte dieſen nach und nach ſo günſtig zu ſtimmen, daß der gutmüthige Monarch zuletzt alles Grolls vergaß und mit dem Präfekten freundlich auf und ab ſpazirte.

Mehr brauchte dieſer nicht, er war durch dieſe öffentliche Thatſache hinreichend ſichergeſtellt. Für Bachelu ging aber die Wirkung auch nicht verloren, er that dem Gegner den Gefallen, auf ein paar Tage wegzugehen, da man denn mit Wahrheit ſeine Entfernung von Baden berichten konnte; daß er darauf gleich wiedergekommen, mochte unangemeldet bleiben. Wie der Präfekt von Straßburg ſollte auch der Geſandte in Karlsruhe die Erfahrung machen, daß der allzu große Amtseifer ſeine mißliche Seite habe, und bisweilen die Perſon mehr bloßſtelle, als ſchütze. Er hatte von der badiſchen Polizei die Wegweiſung eines jungen Offiziers verlangt, der mit Napoleon auf Elba geweſen war, und glaubte ſeine Forderung durch Angaben verſtärken zu dürfen, welche den bürgerlichen Ruf des Mannes angriffen; das erfuhr dieſer, und im größten Zorne ſchrieb er dem Geſandten eine Ausforderung, welche dieſen lange Zeit in Verlegenheit und Sorgen ſetzte, bis der unangenehme Handel endlich durch Vermittelung beigelegt wurde.

Zwiſchen Verfolgten und Verfolgern bildete auch eine achtbare Familie Taſtet aus Straßburg wohlthätige Vermittelung; ſie hing durch ihre Geſinnungen dem Vergangenen an, ihre Verhältniſſe hingegen hielten ſie mit dem Gegenwärtigen verknüpft; das anſehnliche Amt eines Generaleinnehmers der Steuern nöthigte zu keinem öffentlichen Bekenntniß, und gab doch vielfachen Einfluß, der ſich hier zur Milderung und Ausgleichung thätig erwies. Zwei liebenswürdige Töchter theilten ganz die Sinnesart der Eltern, und gingen wohl, wie es der Jugend natürlich iſt, im offnen Ausdruck ihres Freiſinns noch weiter; ihr muſikaliſches Talent ergötzte die Geſellſchaft durch den angenehmen Vortrag neuer Lieder, und darunter war manches, was jenſeits des Rheins nicht zu ſingen geweſen wäre. Um keinen Preis hätte dieſe treffliche Familie den Antheil verläugnet, den ſie dem Unglück, der Bedrängniß oder Verlegenheit wackrer Menſchen widmete, die jetzt politiſch verfolgt, aber ihr ſonſt von guter Seite bekannt waren oder jetzt erſt wurden; alle konnten auf gaſtliche Aufnahme rechnen, auf gute Fürſprache, die ſich oft genug, ungeachtet des Scheelſehens der Behörden, unmittelbar wirkſam zeigte. Die Franzoſen haben in ihren großen politiſchen Stürmen ſich in zweierlei Schulen ungemein ausgebildet, die eine iſt die der raſchen, beeiferten Wandelbarkeit, worin einem großen Theile der Nation die größte Meiſterſchaft nicht abzuſprechen iſt; dagegen hat auch, und mehr als man gewöhnlich denkt, die andere Schule ſich bewährt, und ausharrende Treue, ſowohl politiſche, als auch beſonders rein menſchliche, erweiſt ſich noch täglich dort in den höchſten Beiſpielen. Die Familie Taſtet beſchränkte ſich hierin keineswegs auf ihre Landsleute; nach einigen Jahren noch, als ſie Straßburg verlaſſen hatte und in Amiens wohnte, bot ſie deutſchen Freunden, welche ſie damals in Baden kennen gelernt hatte und jetzt in harter Bedrängniß glauben mußte, die großmüthigſte und liebevollſte Zuflucht, wobei ſie den eigenen Nachtheil ganz außer Acht ließ.

Mich riefen mannigfache und dringende Geſchäfte nach Karlsruhe zurück, doch bei der großen Nähe und der vielen und täglichen Fahrgelegenheiten konnte ich meine Beſuche in Baden leicht wiederholen, und an dem dortigen Leben Theil nehmen. Rahel hatte ihre Wohnung in dem herrlich gelegenen artigen Töpferhauſe, dicht an der Brücke und Promenade, und war ſo gleichſam im Mittelpunkt der geſelligen Bewegung. Die politiſchen Thätigkeiten raſteten nicht, ſowohl von Seiten Baierns als auch Badens fanden Verſuche und Reibungen Statt, an denen auch Würtemberg nicht ohne Antheil blieb. Die Sache der Mediatiſirten, die der würtembergiſchen Stände, der Gang der Bundesverhandlungen, vor allem aber die Gebietsſache Badens, lieferten unerſchöpflichen Stoff der Beſprechung und der Einwirkung. Es war gewiß, daß Hacke abtreten und Berſtett an ſeine Stelle kommen ſollte. Man ſprach davon, daß der Markgraf Ludwig heirathen werde, damit der badiſche Mannsſtamm nicht ausſterbe. Vielerlei andere Vorſchläge wurden gemacht, wie Baden ſich wehren, ſich retten könnte.

Alle Spannung ſo mancher innern und äußern Anliegen konnte doch nicht hindern, daß eine ganze Folge ſchönſter Sommertage zu einer Luſtreiſe in den Schwarzwald verwendet wurde, welche, durch den Zuſammenfluß der ſeltenſten

Begünſtigungen, zu dem Schönſten gehört, was ich erlebt habe. Tettenborn hatte ſeine nähere Geſellſchaft zu dem Unternehmen eingeladen, und erwies ſich als Wirth und Leiter des Ganzen in vollkommener Meiſterſchaft. Reitende Boten waren überall vorausgeſchickt, unſer Kommen anzumelden, dieſen folgten zu Wagen diejenigen Bequemlichkeiten und Vorräthe, die man nicht hoffen konnte vorzufinden, und darauf traten wir ſelber die Wanderung an, ein Zug vieler Wagen und Pferde, und mit der nur nöthigſten Dienerſchaft über dreißig Perſonen. Frau von Demidoff machte einen Theil des Weges zu Pferde, wobei einige Herren ihr gern Begleiter waren, wir Andern fuhren in offenen Wagen. Unſer nächſtes Ziel war das Bad die Hub genannt, darauf lenkten wir über Offenburg in das Kinzigthal ein, beſahen den herrlichen Waſſerfall von Tryberg, beſuchten das Bad Rippoltsau, überſtiegen den Kniebis, erreichten das Murgthal und kehrten durch ſelbiges über Forbach und Gernsbach nach Baden zurück. Die kleine Reiſe dauerte zehn Tage, und wer jene herrlichen Gegenden kennt, wem die erwähnten Orte nicht leere Namen ſind, der mag, wenn er das ſchönſte Wetter, die heiterſte, in ſich einigſte und vollkommen befriedigte Geſellſchaft, die belebteſten Geſpräche und mannigfachſten Beluſtigungen hinzudenkt, ſich einigermaßen vorſtellen, welcher Hauch des Wohlſeins und Glückes uns umwehte, welche Entzückungen wir empfanden, und wie alles und jedes für uns als Reiz und Freude ſich darſtellte. Solche zehn Tage, wie herausgeſchnitten und rein geſondert aus dem gewöhnlichen Leben, entledigt aller Bedingniſſe, Rückſichten und Umſtände, die uns den Athem erſchweren, und anſtatt gedrückt vielmehr getragen von den Vortheilen der weltlichen Einrichtungen, ſolch eine lachende Inſel begegnet uns im wüſten Meere zu ſelten, um nicht wenigſtens mit allen Kräften der Erinnerung auf ihr zu verweilen! Die großartigen Schauſpiele der Natur, die Felſen und Bäche und Waſſerfälle, das ſchimmernde Grün der Wieſen, die herrlichen Bäume, die Farbenpracht der Sonnenaufgänge, das Rauſchen der Wäſſer und Wälder beim Sternenglanz, alles nahm den Sinn gefangen, und gab der Einbildungskraft den Stoff der ſchönſten Träume. Niemals vorher ſah ich Rahel's Fähigkeit des höchſten Naturgenuſſes in ſolcher Macht und Fülle, dies allein ſchon war für mich eine Quelle ununterbrochenen Entzückens. Ludwig Robert zeigte hier wahrhaft, auch ohne Verſe, daß er ein Dichter ſei, als ſolcher ſchaute und empfand. Die jüngeren Gefährten mißten nirgends den für Spiel und Muthwill günſtigen Boden, Scherz und Lachen hörten nie völlig auf, durchbrachen öfters die Stille und Ruhebedürftigkeit der lauen Nächte. Fräulein Morgan und Herr von Naryſchkin ließen öfters ihre Stimmen mit denen der hübſchen Schwarzwälderinnen wetteifern, die Prinzen von Wittgenſtein und Schönburg führten dieſe zum luſtigen Tanz auf, während die kecken Schwarzwälder Burſche unſre Damen im Tanz ſo hoch emporſchwangen, daß Geſchrei und Lachen den Saal erfüllte. Damit kein Reiz fehlte, hatten wir auch den der Gefahr. Bei dem Uebergang über den Kniebis wurden wir ernſtlich gewarnt, es könnten Räuber uns anfallen, denen unſere zahlreiche, aber waffenloſe Geſellſchaft wenig Widerſtand zu leiſten fähig ſei. Einige Vorfälle, die man uns als kürzlich ſtattgehabte erzählte, waren in der That wenig beruhigend. Um der Damen willen wurde daher eine bewaffnete Begleitung angeordnet, der Rittmeiſter von Philippsborn nahm einige Jägerburſche unter ſeinen Befehl, und bildete unſere Schutzwache. Vor- und Nachhut war ſo gut beſtellt, der Befehlshaber ſo unerſchrocken, und der ganze Zug in ſo guter Haltung, daß kein Feind ſich zu zeigen wagte, der denn doch, wie wir uns nachher noch überzeugen mußten, kein bloß eingebildeter geweſen war. Wir erlebten andere kleine Abentheuer, der Kriegsruhm Tettenborn's war in dieſe Gebirgsthäler gedrungen, und begegnete ihm als Staunen und Huldigung, Bacheln fand einen gleich ihm unſtäten Landsmann, deſſen Bedrängniß er abhelfen konnte, wir trafen einen norddeutſchen Künſtler, der im einſamſten Gebirge zeichnete, und keine Räuber fürchtete. Ich würde noch vieles Einzelne anführen können, wenn unſer Beſchluß, daß die Reiſe nachträglich beſchrieben werden und jeder Theilnehmer dazu ſeinen Beitrag liefern ſollte, nicht in den mit der Rückkehr gleich wieder eintretenden Zerſtreuungen von Baden leider unausgeführt geblieben wäre! Wenn ich aber dem einen oder andern noch lebenden Gefährten durch meine Andeutungen jene Vergangenheit einigermaßen wieder hervorgerufen habe, ſo wird mir dieſer, ich darf es hoffen, einigen Dank nicht verſagen!

Raſtoptſchin, der zu unſerm Leidweſen die Luſtfahrt nicht mitgemacht hatte, freute ſich ſehr unſerer Wiederkehr; doch fanden wir ihn aufgeregter und ernſter, als wir ihn verlaſſen hatten, und es ſchien, als wären politiſche Nachrichten dabei mit im Spiel; der alte Hof- und Staatsmann mochte auf Veränderungen gerechnet haben, von denen er das Gegentheil geſchehen ſah, er fand ſich auf's neue zum Abwarten hingewieſen, welches bei ſeinen Jahren nur wenig Hoffnung noch zuließ. Ueberdem war er mißmuthig über den Freiheitsgeiſt der Völker, dem die Fürſten offenbar zu huldigen begannen, nicht nur war das Spiel Ludwigs XVIII. mit der Charte in Frankreich bittrer Ernſt geworden, ſondern der Kaiſer Alexander wollte dergleichen in Polen gleichfalls einführen: Raſtoptſchin empörte ſich bei dem Gedanken, daß der beſiegte Pole das haben ſollte, was dem ſiegenden Ruſſen verſagt wurde, und wenn es auch nur Flittern wären, meinte er, die man als Zeichen der Gunſt vergäbe! Er wollte nicht begreifen, daß man die Macht theilen könnte, er hatte ſie ſtets nur als Einheit geſehen, und fand mit dieſer auch am leichteſten fertig zu werden, mochte ſie nun in dem Fürſten ſelbſt, oder in einem Miniſter, einem Günſtling oder einer Maitreſſe liegen. Dieſe Anſichten ließ er eines Tages ſcharf und bündig gegen ein engliſches Parlamentsglied ausrücken, deſſen ſteifem Verſtande er durch Witz- und Schlagworte arg zuſetzte, und auch an Kenntniß der engliſchen Verfaſſung und Geſchichte faſt überlegen war; wenn er die dortigen Verhältniſſe haßte, ſo war es wenigſtens nicht aus Unkunde, noch weniger aus Geringſchätzung, ſondern vielleicht nur aus ächt ruſſiſcher Vaterlandsgluth, die mit der römiſchen des Tacitus vergleichbar ſein mag, welchem für Rom das Gebet entſtieg, daß die Germanen doch nie ihrer wahren Vortheile möchten inne werden! — Raſtoptſchin blieb nicht lange mehr in Baden, und zog bald wieder nach Paris, wo denn doch, außerhalb des Vaterlandes, das leidlichſte Leben für ihn war.

Die Vergnügungen des Badeaufenthalts nahmen wieder ihren gewohnten Gang; ein Ball auf dem Jagdhauſe vereinte gleich nach unſerer Wiederkunft die ganze höhere Geſellſchaft; neue Fahrten nach der Hub, nach Gernsbach, wo eine Jugendfreundin Rahel's aus Berlin angeſiedelt lebte, nach der Favorite bei Raſtadt, und nach Straßburg, hatten ihre kleinen Abentheuer und daneben auch wohl ernſte Zwecke. Auch nach Karlsruhe riefen wiederholte Anläſſe. Der Staatsrath Rehmann aus St. Petersburg, Leibarzt des Kaiſers, ein kluger, lebensfroher und angenehmer Menſch, war nach allem Anſchein auch außer ſeinem Fach thätig. Der ruſſiſche Miniſter Graf Kapodiſtrias war dieſen Sommer im Karlsbade, an ihn gingen Anträge und von ihm kamen Weiſungen, und die dem badiſchen Geheimen Rathe Friederich auf meinen dringenden Vorſchlag, durch Tettenborn's Vermittelung übertragene geheime Sendung nach Böhmen, die wirklich geheim war und lange blieb, iſt als der eigentliche Wendepunkt anzuſehen, von dem aus die bis dahin nachtheilig ſinkende badiſche Gebiets- und Heimfallsfrage ſich zu heben und einer günſtigen Löſung entgegenzugehen begann. Neben ſolchen ſtillen, aber wichtigen und erfolgreichen Betreibungen fehlte es nicht an lauten, öffentlichen Aergerniſſen, die nur in nutzloſer Thorheit beſtanden. Dahin zählten alle Beſonnene das ungezügelte Schreien und Toben, in Schriften und Reden, des preußiſchen Oberſten von Maſſenbach, der nach allerlei Anſtiftungen in ſeinem Vaterlande Würtemberg jetzt in Heidelberg lebte, und von hier aus auf ganz Deutſchland zu wirken hoffte, zugleich aber ſein altes Verhältniß zu Preußen auf die bedachtloſeſte, unbegreiflichſte Weiſe aufrüttelte. Der kenntnißreiche und gewiß wohlmeinende Mann war von ſteter Unruhe geplagt, und ſchon in jüngern Jahren eines etwas ſchwindelhaften Benehmens, in ältern aber ganz und gar haltungslos, ſo daß die Kataſtrophe, die ihn ſeiner Freiheit beraubte, unvermeidlich wurde. Die Politik faßte zu jener Zeit überhaupt die Menſchen mit großer Gewalt, und lockte die verſchiedenartigſten Thätigkeiten auf ihr Feld, das allen zugänglich war, Allen fruchtbar zu werden verhieß, denn es ſchienen die außerordentlichſten Dinge möglich. Die politiſchen Kenntniſſe waren unglaublich ſparſam, die Begriffe dunkel, und es gab kaum jemanden, der nicht irgend einen Beitrag zu der allgemeinen Verwirrung lieferte. Männer aus allen Fächern trieben Politik, der Theologe Paulus und der Philoſoph Hegel, der Schauſpieldichter Kotzebue und der Naturforſcher Oken, ja von dem harmloſen Jean Paul Richter, der einige Zeit in Heidelberg weilte, klangen einige Aeußerungen von dort herüber, die uns nur als Scherz, Andere, jedoch als bittrer Ernſt trafen. Eine Ausnahme machte vielleicht in unſerem Kreiſe nur der Spanier Gimbernat, der an ſeinem Vaterland verzweifelnd ganz in chemiſchen und phyſikaliſchen Verſuchen lebte.

Während unſerer Fahrt im Schwarzwalde war aus Paris eine Nachricht eingegangen, die uns Alle ungewöhnlich erſchütterte. Frau von Stael war dort geſtorben, und der Eindruck ihres Todes war um ſo tiefer, als die Meiſten von uns ſie perſönlich gekannt hatten, Rahel ſchon im Jahre 1801 bei Humboldt's in Paris und dann 1804 in Berlin, ich dachte auch ſogleich an Chamiſſo, der ihr herzlich zugethan war, und jetzt irgendwo im weiten Ozean ſchiffte! Mir kam ein Brief zu, der ihre letzten Tage ſchilderte, und der ſowohl unſer Bedauern erhöhte, als auch ſonſt das Nachdenken beſchäftigte. Sein Inhalt wird auch manchem Leſer neu und hier willkommen ſein; möge er hier zwiſchen den Bildern muntern Lebens erinnern, wie nahe der Tod mit ihnen zuſammengeht! Der Brief iſt von dem verſtorbenen Doktor M. Friedländer, und aus Paris vom 15. Juli 1817. Er lautet wie folgt:

„Meine außerordentliche Kranke iſt geſtern früh ruhig eingeſchlafen. Ich habe dieſen Morgen neun Stunden nahe der Leiche der Verewigten verbracht, die unter meiner Aufſicht einbalſamirt worden iſt, um in die Gruft ihrer unſterblichen Eltern, ihnen gegenüber zu Coppet niedergelegt zu werden. Dies war der wiederholt ausgeſprochene Wille der Entſchlafenen.“

„Wir haben die Einbalſamirung faſt auf ägyptiſche Weiſe unternommen; es iſt des Kamphereſſigs und Kampherſpiritus, der wohlriechenden Myrrhe, des Weihrauchs, des Maſtix und des Firniſſes, ſo wie des Gerbeſtoffes und der Binden nicht geſpart worden; auch haben wir die neuere Methode mit Sublimat zu Hülfe genommen. Unſere Chirurgen und Apotheker, die ſich an Senatoren geübt hatten, waren hier beſeelt von der Würde der Perſon, deren Werke ſie mit Bewunderung geleſen hatten. Möge die angewendete Sorgfalt ihre Wirkung haben, und gegen Feuchtigkeit und den klimatiſchen Einfluß ſchützen."

„Es war eine Schwierigkeit die nahe Umgebung zu bewegen, das Bildniß der völlig unentſtellten Verewigten abformen zu laſſen. Mademoiſelle Randall, die an Treue unerſchütterlichſte Freundin der Verewigten, hatte geäußert, daß die Selige ſolche Abbildung nicht gewünſcht haben würde. Dreimal wurde, nach vielen Bitten der wichtigen und unwichtigen Umgebung, der Vorſchlag zurückgewieſen, allein ſo heilig die vermeintlichen Gedanken der Entſchlafenen auch ſein mochten, ſo glaubte ich, die Mit- und Nachwelt habe eine Stimme in ſo zweifelhafter Vermuthung, und es gelang mir, mit Hülfe des Herrn von Schlegel, nach vielen Vorſtellungen, noch in den letzten möglichen Augenblicken die Operationen des Proſektors einzuhalten, um einen Gypsgießer holen zu laſſen. Ich benutzte unterdeſſen die Augenblicke, wo wir ihn erwarteten um ein, wie ich mir ſchmeichle, kleines aber ähnliches Bild ſelbſt zu entwerfen, und bald darauf auch einen Abguß der Geſichtsformen und auch des ſchön gewölbten Schädels, dem Baron Auguſt von Stael, dem einzigen Sohne der Verſtorbenen, einzuhändigen."

„Ein anderer Wunſch, der mir, dem Arzte, obliegen mußte, war der, die Urſachen des Hinſcheidens zu ergründen; er wurde uns aber, als poſitiv gegen den Willen der Verblichenen, verboten. Indeſſen hat ohne beſonderes Zuthun, die Operation des Einbalſamirens mich hinlänglich überzeugt, daß dieſe außerordentliche Seele auch in dem vollkommenſt organiſirten Körper wohnte, der allein bis jetzt ſo vieler Thätigkeit zu widerſtehen vermögend war!"

„Kein edler Theil war verletzt, Leber und Milz und andere Theile zeigten ſich verhältnißmäßig groß, nur das Zwerchfell und andere Muskeln, ſo wie die Gefäße und Nerven, die ſie verſorgen, ſchienen, wie ſonſt bei zarter Weiblichkeit, nicht ganz in der Stärke der übrigen weſentlicheren, zum Leben nothwendigeren. Die übrigen, kleinen Abweichungen waren nicht vermögend über die Urſachen des Hinſcheidens Aufſchluß zu gewähren. Nie habe ich aber ein ſchöneres, geſunderes, vollkommener entwickeltes und mehr wohlerhaltenes Gehirn geſehen. Es war geſchaffen, um alles hervorſtechend bemerkbar zu machen, was bis jetzt zu entdecken dem Anatom möglich geweſen iſt. Das Oeffnen des ſehr wenig verbogenen Rückgrates war zum Einbalſamiren nicht nothwendig, und demnach nicht erlaubt. Es iſt bekanntlich der Sitz faſt aller Bewegungsnerven, und mochte wohl auch den Sitz des Uebels verbergen.“

„Die Verewigte entſchlief, weil eine die untern, und zum Theil auch die obern Gliedmaßen lange einnehmende Lähmung nicht nur ſeit kurzem die Blaſe und ihre Umgebung befiel, wo ſie auch zuletzt den Brand einer anfangs unbedeutenden durchlegenen Wunde veranlaßte, ſondern auch endlich die Bruſtmuskeln und das ſehr dünne Zwerchfell ergriff, wodurch die zum Leben nothwendige Wirkung der Lungen nicht mehr unterſtützt wurde. Die Lungen ſtrotzten von Blut und Seroſität. Das Hinſcheiden war übrigens vielmehr ein nach und nach und im Schlafe vergehender Hauch, und ich erinnere mich, daß die Selige ſchon in den erſten Tagen, da ich ſie behandelte, den Schlaf fürchtete, und mich ſtets bat, aufmerkſam zu ſein, wenn er ſie befiele, damit ſie doch wieder erwachen möge für die theuern treuen Freunde auf dieſer ſehr geliebten Erde. In der That verging ſtets beim Einſchlummern Beſinnung, und beim angehenden Träumen Hauch und Puls auf eine furchtbar erſchreckende Art; und nur die reizenden Mittel hielten dieſe alsdann aufrecht. Die phyſiſche Kraft unterlag endlich der ununterbrochenen Wirkung der unerſchöpflichen Geiſteskraft, die ſie ſo zügellos durch's ganze Leben beherrſchte.“

„Dieſes iſt ungefähr die Art, wie ich mir von dem, was vorgegangen iſt, Rechenſchaft ablege. Ich habe, wenn ich nicht irre, geſchrieben, daß Jurine angekommen war. Wir hatten, nach großen Konſultationen, eine etwas kräftiger wirkende Methode verſucht, die bald Reaktion hervorbrachte, die aber auch, erſchöpfenden Fieberkampf drohend, bald Mäßigung gebot. Der alte Jurine nahm zum Theil meine Stelle; die Hülfe des erfahrnen Chirurgen war ohnehin beſonders nöthig geworden, aber die Selige erzeigte mir die Ehre, mich nebſt dem alten Portal und Jurine an ihrer Seite zu behalten, indem die vielen gerufenen hommes noirs, wie ſie ſie nannte, ſie zu ſchrecken anfingen. Es war am 13. vorigen Monats, als die entſetzliche Engbrüſtigkeit anfing, den 14. ward ich gerufen. Ein ähnlicher Anfall kam den 13. Juli und ward um 2 Uhr Nachmittags ſo heftig, daß Jurine, der zugegen war, zu ſpaniſchen Fliegen und andern kräftigen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen ſich genöthigt glaubte. Um 5 Uhr Nachmittags fand ich die Kranke etwas ruhiger, und am Abend fanden wir ſie ſchwach, aber etwas beſſer. Die Selige ſchlief hernach bis 12 Uhr und beſtand wieder auf dem gewöhnlichen beruhigenden Mittel. Nach Mitternacht frug ihre Freundin Randall ſie, ob ſie ſchliefe; ſie antwortete „Lourdement et profondément“, und dieſes waren ihre letzten Worte. Bald darauf bewachte ſie die Herzogin von Broglie, ihre Tochter, die nach 4 Uhr einige Aenderung im Athmen wahrnahm und Hülfe rief. Um halb 5 Uhr kam Herr von Schlegel mich holen, und da ich ſchon auf war, ſo ſah ich ſie bald nachher. Allein Puls und Athem waren geſchwunden, und die Todtenkälte verbreitete ſich ſchon über die Erblaßte. Sie war eingeſchlafen für die Ewigkeit, und ihre Umgebung theils in Verzweiflung, theils in Todtenſtille verſenkt.“

„Man hat in dem hermetiſch verſchloſſenen Sarge von Blei ein Spiegelglas dem wohlerhaltenen Angeſichte gegenüber angebracht. Morgen wird die Leiche von Hrn. von Stael und Hrn. von Schlegel nach dem Orte ihrer Beſtimmung begleitet. Die Familie und nahen Freunde folgen in wenigen Tagen nach Genf.“

Aus Berlin kamen in derſelben Zeit Nachrichten, die uns durch ihre Unbeſtimmtheit in Spannung ſetzten. Der Staatsrath, in ſeiner nunmehrigen Geſtalt eine neue Schöpfung, hatte ſeine Thätigkeit begonnen, welche ſogleich gegen den, welcher ſie angeordnet, nämlich gegen den Staatskanzler Fürſten von Hardenberg ſich zu wenden ſchien. Ueber das Auftreten Wilhelms von Humboldt in dieſer Sammlung erſcholl nur einſtimmige Bewunderung, ſeine Gabe der Rede, ſein ſcharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind ſtaunend anerkannt. Dagegen wollte man die Richtung, die ſich kund gab, von manchen Seiten bedenklich finden, ja von Frankfurt am Main ergingen deßfalls Gerüchte, die ganz Süddeutſchland beunruhigten, und deren Inhalt nicht ſo leicht auf ſein gehöriges Maß zurückzuführen war, da die Uebertreibung aus einer ſonſt glaubhaften Quelle kam. Da meine Berliner Freunde ſchwiegen, und amtliche Nachrichten ausblieben, ſo wäre mir unſchätzbar geweſen, meinen lieben Freund Reimer zu ſprechen, der von Berlin nach Heidelberg gekommen war, und auch in Karlsruhe mich beſuchen einſprach; treuen und ſcharfen Sinnes, mit den Perſonen und Sachen zu Hauſe wohlbekannt, hätte er mich durch wenige Worte völlig aufklären können, allein wir verfehlten einander, und eine peinliche Ungewißheit ſprach mir aus allen Blicken entgegen, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, mich ſelbſt und Andere zu beruhigen. Viel Unheimliches lag damals in der Luft, die Verhaftung Maſſenbach's in Frankfurt am Main machte unglaubliches Aufſehen, und der Brand des Berliner Schauſpielhauſes am 29. Juli erſchreckte in ſeiner Weiſe die Gemüther in der Ferne vielleicht mehr als in der Nähe.

Bald aber zerſtreute ſich dieſer Nebel und Rauch wieder, und man ſah auf's neue tageshell in den vorliegenden Raum, der freilich nicht ohne viele und große Schatten beleuchtet lag. Im ſüdlichen Deutſchland war unläugbar die Anlage zu großen Entwickelungen vorhanden, der Wille von oben aufrichtig, im Volke viel geſunder Sinn, praktiſches Talent reichlich ausgeſtreut. Allein das nördliche Deutſchland ſchien doch entſcheidendere Geſchickslooſe in ſich zu tragen, aus deren ruhigem und hellem, oder geſtörtem und trübem Hervortreten ſich für das Ganze der Einſchritt der nächſten Zukunft würde beſtimmen müſſen. Man ſah nun, daß fürerſt in den dortigen Verhältniſſen wenigſtens nichts verloren war, und da dies für den Augenblick genügte, ſo ging man den begonnenen Weg ſtill weiter.

Mit dieſem ſtillen Vorſchreiten hing ein Beſuch zuſammen, den ich von Hebel, dem allemanniſchen Dichter empfing. Ich hatte ſeine Bekanntſchaft bisher nicht gemacht, er kam nicht in den Kreis des Hofes und der Hofgeſellſchaft, er liebte ſeine freien Nachmittags- und Abendſtunden beim Schoppen Wein unter guten Freunden und Genoſſen hinzubringen, die er durch ſeine launigen Erzählungen anmuthig ergötzte. In ſeinen Beiträgen zu dem Volkskalender „der Rheiniſche Hausfreund" hatte er den Ton des Volkes glücklich getroffen, er vereinigte Gutmüthigkeit und Klugheit, beſchäftigte zugleich Einbildungskraft und Verſtand, und auch auf die Gebildeten verfehlte ſein „Schatzkäſtlein", zu welchem er jene Beiträge geſammelt hatte, den günſtigſten Eindruck nicht. Mich hatte aber auch ein ungünſtiger doch abgehalten, ihm gelegentlich näher zu treten, und allen ſeinen Vorzügen und ſeiner Liebenswürdigkeit konnte ich nicht vergeſſen, daß er in jenen Aufſätzen gelegentlich von dem Tyroler Andreas Hofer in einer ſpöttiſch-verächtlichen Weiſe geſprochen, die mich und die Freunde, mit denen ich das Blatt zuerſt las, empört hatte. Wohl war ich ſeitdem verſtändigt worden, er habe den Ausfall auf Befehl der damaligen badiſchen Regierung ſchreiben müſſen, und habe ihn ſeinerſeits in der guten Meinung verfaßt, ſeine lieben ſchwäbiſchen Landsleute vor unglücklichen Verſuchen zu warnen, die nun ſchon zwecklos waren und nur das größte Unheil zur Folge haben konnten; doch ein inneres Mißbehagen blieb mir mit der Sache noch ſtets verknüpft. Jetzt brachte der Kirchenrath Ewald den freundlichen Mann zu mir, und zwar in einem beſondern Anliegen. Die Königin Katharina von Würtemberg war auf das in der Nachbarſchaft blühende Talent Hebel's und die erfolgreiche Wirkung deſſelben aufmerkſam geworden, und dachte mit gutem Sinne zum Beſten ihres Landes davon Vortheil zu ziehen; die Bürger und Landleute waren mancher Belehrung bedürftig, allgemeine Begriffe ſollten in volksmäßigem Vortrag ihnen nahe gerückt, zu richtigem Verſtändniß und Gebrauch ihnen eröffnet werden; ſie waren durch die Verfaſſung zur Ausübung politiſcher Rechte berufen, über welche ſie aufgeklärt, berichtigt werden mußten, und nichts dünkte zweckmäßiger, als dies mit landwirthſchaftlichen, gewerblichen und andern gemeinnützigen Angaben zu verflechten. Hiezu ſchien Hebel der Mann, und die Königin hatte ihn bald nach ihrer Ankunft in Baden auf die verbindlichſte Art zu ſich beſchieden. In der Bezauberung, durch welche die Gegenwart der erhabenen Frau und ihre klare, treffende Rede ihn hielt, vermochte er weder abzuſchlagen noch zu erörtern, er gab alle Verſprechungen, die man wünſchen konnte, und kehrte wonneberauſcht nach Karlsruhe zurück. Hier aber beſann er ſich nach und nach, daß die Sache ſo leicht nicht ſei, und daß gerade ihm nicht nur allgemeine Hülfe, ſondern auch einzelne Leitung nöthig werde, wegen deren er ſich nun zu mir wandte, wie denn auch die Königin ſelbſt ihn ſchon auf mich namentlich verwieſen hatte. Mir bekannte er bald, halb ängſtlich und halb launig, daß er weder recht gefaßt, was die Königin eigentlich wolle, noch zu dem, was er als ihren Zweck einſtweilen vermuthe, ſonderlich fähig ſei, dagegen wollte er, wenn es verlangt würde, ganz in ſeiner bekannten Art einen Aufſatz liefern, der ſeine Unfähigkeit in politiſchen Dingen mitzuſprechen ausführlich beweiſen ſollte, wobei er viele Dinge in gewiſſem Sinne denn doch eindringlich berühren würde. Hiedurch wäre freilich dem Zwecke wenig entſprochen worden, und weder Ewald noch ich konnten durch unſer Zureden ein rechtes Angreifen der Sache hervorrufen. So blieb ſie denn liegen, und gerieth bald in Vergeſſenheit. Hebel aber hatte ſich ſelber nicht unrichtig beurtheilt, ihm fehlte wirklich politiſcher Sinn, wie ſeine ſpätere Rolle, als er Mitglied der badiſchen Stände war, hinreichend bewieſen hat; ohne Klarheit und Haltung ließ er ſich in ſchwache und ſchiefe Stellung drücken, die ihn auch ſeines urſprünglichen Grundes, der Volksbeliebtheit größtentheils beraubte. Seinen bürgerlichen Gewohnheiten aber blieb er treu, und auch als Prälat hielt er beim Schoppen Wein den traulichen Mitgäſten ſeine launigen Vorträge.

Der Monat Auguſt führte mir meinen Freund Wilhelm Neumann herbei, der aus Trier, wo er als Kriegskommiſſair angeſtellt war, mich zu beſuchen kam. Er hatte ſich ganz vereinſamt, ſuchte keine Verbindungen, that für ſein äußeres Fortſchreiten nichts, hingegen erhielt er ſeinen Geiſt frei und friſch, ließ keine trübe Phantaſterei, kein ſchales Philiſterthum bei ſich ein, und in Ermangelung neuerer Litteratur, die er zu träge war heranzuziehen, las er die griechiſchen Autoren wieder, von denen er ſich auch während des Kriegslebens nicht getrennt hatte. Er lebte mit mir und Rahel ordentlich auf, bewegte ſich in der großen Geſellſchaft ganz behaglich, und die Klarheit ſeiner Urtheile, die Ungeirrtheit ſeines Blickes, brachen oft überraſchend hervor. Rahel hatte in derſelben Zeit auch die Freude ihren älteſten Bruder in Baden zu ſehen, der mit ſeiner Frau und jüngeren Tochter von Ems kam, die ältere wieder abzuholen, welche dieſe Zeit bei uns zugebracht hatte. Für Rahel war es ein Feſt, die lieben Angehörigen in die ihrer ſchon freundlich harrende Geſellſchaft einzuführen, ſie mit den Herrlichkeiten des Ortes und der Umgegend bekannt zu machen. Neue Fahrten wurden gemacht, die Nichten auf Bälle geführt, Straßburg blieb nicht unbeſucht, und ſelbſt ein Ausflug nach der Schweiz kam in Rede; doch fand ſich zuletzt, daß des Guten in der Nähe ſchon zu viel ſei, um alles in ſo kurzer Friſt genießen zu können. Ich nahm nur noch ausnahmsweiſe an dieſer Bewegung Theil, weil ich meiſtentheils in Karlsruhe ſein mußte.

Hier war mittlerweile eine wichtige Veränderung vorgegangen. Der Großherzog hatte den Miniſter von Hacke endlich doch entlaſſen, und an deſſen Stelle den Oberkammerjunker und bisherigen Geſandten am Bundestage, Freiherrn von Berſtett ernannt. Die Entfernung des erſtern war ohne Frage den badiſchen Angelegenheiten nöthig, er hatte es nach allen Seiten hin mit den Leuten verdorben, und kein Geſchäft wollte mehr unter ſeiner Führung gedeihen. Aber die Anſtellung Berſtett's erregte bedenkliche Zweifel, wiefern in ſo ſchwieriger Zeit ſo geringe Aushülfe genügen könnte. Man zeigte auf den verdienten Miniſter von Marſchall, der allerdings an Kenntniſſen und Erfahrungen wie an ſtrengem, unſelbſtſüchtigen Eifer jenem Neuling weit überlegen war. Allein der Großherzog liebte den etwas herben Geſchäftsmann nicht, und der geſchmeidige Hofmann erhielt den Vorzug. Uebrigens kam es auf die Beſetzung dieſer Stelle ſo ſehr nicht an, denn die höchſte Leitung der badiſchen Geſchäfte ging in dieſer Zeit in die Hände zweier tüchtigen Männer über, des um Baden hochverdienten Miniſters von Reizenſtein, der damals penſionirt war, und Tettenborn's, der noch nicht in des Großherzogs Dienſten ſtand, aber wiederholt aufgefordert wurde, unter den vortheilhafteſten Bedingungen in ſie einzutreten. Berſtett hatte den klugen Sinn, dieſen beiden, wenigſtens ſo lange die Kriſis dauerte, blindlings zu folgen. Als ein großer Verluſt wurde jedenfalls der bald nachher, am 11. Auguſt, erfolgende ſchnelle Tod des Miniſters von Marſchall empfunden, und es ging ſogar die betrübende Rede, ſeine erlittene Zurückſetzung könnte denſelben wohl mit verſchuldet haben.

Inzwiſchen hatte mir Tettenborn einen wichtigen Auftrag eröffnet, den ihm der König von Würtemberg bei ſeiner Abreiſe hinterlaſſen hatte, und der nichts Geringeres beſagte, als mir im Namen des Königs unter den vortheilhafteſten Bedingungen den Eintritt in würtembergiſche Dienſte anzubieten. Ich war ſehr überraſcht, und einigermaßen erfreut, allein gleich im erſten Augenblick ſagte mir ein inneres Gefühl, ich dürfe darauf nicht eingehen. Tettenborn ſtellte mir vor, wie eine ſolche Berufung mir in Würtemberg eine glänzende Stellung ſichere, das größte Anſehen, entſchiednen Einfluß, daß ich in kurzem dort Miniſter ſein würde, daß auch Würtemberg ſelbſt hier mehr als das kleine Land bedeute, daß es die Schwägerſchaft Rußland's und alle großen Entwürfe in ſich ſchließe, die der König hege, deſſen Ehrgeiz ihn ſporne in Deutſchland eine große Rolle zu ſpielen, und worin auch ſeine Gemahlin ihn beſtärke, deren Geiſt nach ausgedehnter Wirkſamkeit ſtrebe, und ſich dabei auf den Kaiſerlichen Bruder ſtütze, der ſie liebe, verehre, ihren Rath wünſche und oft befolge. Seine eigengetroffene Wahl, die den ganzen Beifall der Königin hatte, vielleicht von ihr ausging, durfte er nicht ſo leicht verläugnen, er mußte ſie durchſetzen, und ihr Dauer geben. Dies war alles begründet, und die perſönlichen Vortheile ſah ich ſehr gut ein. Der König glaubte in mir den Mann gefunden zu haben, der ihn ſowohl in ſeinen Verfaſſungskämpfen als in den auswärtigen Verhältniſſen, die er vorzugsweiſe zu bearbeiten und zu benutzen dachte, wirkſam unterſtützen könnte. Was er von mir erwartete, durfte ich mir getrauen zu leiſten, und ſeine Abſichten, ſo weit ich ſie kannte, waren freiſinnig und kühn, dem deutſchen Gemeinwohl zuſtrebend und ſelbſt dem wohlverſtandenen Beſten Preußens nicht entgegen. Tettenborn vertraute mir, daß er ſelber im Begriff ſei den Bitten des Großherzogs nachzugeben und in badiſche Dienſte zu treten, und zeigte mir, wie wir uns gegenſeitig kräftigen würden, wenn er mir von Karlsruhe, ich ihm von Stuttgart die Hand böte. Lockend genug war die ganze Ausſicht, allein jenes erſte Gefühl blieb, und ich hatte die Genugthuung, daß Rahel ganz mit mir einſtimmte. Sie war von Geburt eine Preußin, ich ein Preuße aus Wahl, aber nicht aus leichtſinniger, die ſich nach Laune zufälligen Glücks wieder aufgäbe und veränderte, meine Gedanken und Empfindungen gehörten entſchieden Preußen an, ich darf ſagen dem Könige, dem Staatskanzler, die ich aufrichtig verehrte, denen ich zur Dankbarkeit verpflichtet war. Auch entging mir nicht, daß eine untergeordnete Stelle in dem großen Staat einem hohen Amt in dem kleinen Staat wohl gleichzuſtellen, in manchem Betracht weit vorzuziehen ſei. Genug, in meinem Innern war ich völlig entſchieden und ſagte dies auch Tettenborn, der indeß darauf beſtand, ich ſolle eine ſo bedeutende Sache nicht übereilt abſchneiden, ſondern mit der ihr gebührenden Rückſicht und Zartheit behandeln. Meine Antwort war daher neben dem ausgeſprochenen Dank ein vorläufiges Verweiſen auf Hardenberg, dem ich die Sache perſönlich vorlegen würde. Da ich ohnehin die Abſicht hatte, den Staatskanzler bei ſeiner bevorſtehenden Reiſe an den Rhein oder nöthigenfalls in Berlin zu ſprechen, ſo ließ ſich alles mündlich ſchnell zur Entſcheidung bringen.

Der König von Würtemberg hatte zugleich gewünſcht, ich möchte mit ihm in vertraulichen Briefwechſel treten, und hiezu ließ ich mich gern bereit finden, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ich mit größter Freiheit nicht nur, ſondern auch Bequemlichkeit ſchreiben dürfte, denn nur ſo würden meine Briefe den Werth haben können, den der König von ihnen erwarte, den einer völlig aufrichtigen und zwangloſen Mittheilung. Dies genehmigte er bereitwilligſt, und ließ mir durch Cotta, der den Briefwechſel vermitteln ſollte, um ihn fremden Augen deſto ſicherer zu entziehen, auch die näheren Angaben über die ausgezeichneten Vortheile zugehen, die mir in Würtemberg beſtimmt wären, und unter denen der, daß ich nur mit dem Könige ſelber zu thun haben ſollte, nicht der letzte war.

Mit dem neuen Miniſter von Berſtett war ich ſchnell in beſtem Verhältniß, er kam mir auf's freundlichſte entgegen und meinte, er würde alles aufbieten, um mir meine Stellung in Karlsruhe angenehm zu machen. Da der Großherzog und die Großherzogin mir wohlwollten, und Tettenborn mein Freund war, auf den ſich Berſtett am meiſten zu ſtützen hatte, ſo konnte ich ſeine Verſicherungen für aufrichtig halten; auch war ſein Bemühen, Baden aus den ſchwebenden Verlegenheiten und Gefahren zu retten, gewiß ernſt und eifrig. Im Uebrigen hatte er wenig Eigenſchaften, die ihn für ſein nunmehriges Amt empfehlen konnten. Er war aus der Ortenau gebürtig, wo er eine kleine Beſitzung gehabt, wie auch eine ſolche im Elſaß, denn trotz der langen Trennung des Rheinlandes von dem dieſſeitigen waren für Beſitz und Verkehr beide noch in vielfachem Zuſammenhang. Als Kadet hatte er im öſterreichiſchen Küraſſierregiment Mack Dienſte genommen, war ſpäter Hauptmann im Generalſtabe geworden, nach dem Feldzug von 1800 unzufrieden heimgekehrt, und als Kammerherr der Großherzogin in den badiſchen Hofdienſt getreten, aus dem er den Uebergang in die Diplomatie leicht erlangt hatte. Von ſeiner Unwiſſenheit erzählte mir ſpäter der Geſchichtsgelehrte Wilken einen merkwürdigen Zug. Berſtett war bei den Pariſer Friedensverhandlungen im Jahre 1815 von Seiten Badens betheiligt, und ſollte den Profeſſor Wilken in deſſen Bemühungen unterſtützen, die aus der alten Heidelberger Bibliothek ſtammenden deutſchen Handſchriften, welche die Franzoſen aus Rom fortgenommen, für den urſprünglichen Beſitzort wiederzuerlangen; Wilken machte dem Herrn von Berſtett bemerklich, die Sache würde ſehr gefördert werden, wenn derſelbe dem Bildhauer Canova, der als päbſtlicher Abgeordneter hiebei eine entſcheidende Stimme hatte, einen Beſuch machte; Berſtett aber, dem der Profeſſor etwas zu dreiſt war, bog ſich vornehm zurück und rief mit verachtendem Unwillen: „Was! zu dem Bildhauer ſoll ich gehen? Wo denken Sie hin!“ worauf denn Wilken mit verſtellter Demuth erwiederte: „Freilich hat es ſein Unangenehmes, denn Ew. Exzellenz könnten in den Fall kommen, den Kaiſer von Rußland und den König von Preußen dort zu finden, und dann ſtundenlang auf deren Weggehen warten zu müſſen.“ Ein Anderer bemerkte, Canova habe denſelben Titel, den noch vor kurzem Berſtett's Herr geführt, er ſei Marcheſe von Iſchia, das heiße Markgraf. — Seinen Mangel an Urtheil gab er auch jetzt wieder zu erkennen; er wollte ſeinen Vorgänger Hacke ſo ſchnell als möglich los ſein, und betrieb eifrigſt deſſen Abreiſe nach Wien, wo derſelbe badiſcher Geſandter ſein ſollte: auf die Bemerkung, es ſei doch mehr als zweifelhaft, ob dieſer Mann dort für Baden jetzt der rechte ſei, erwiederte Berſtett mit lächelnder Zuverſicht: „O Wien iſt für uns ganz unbedeutend, Oeſterreich hat auf die deutſchen Verhältniſſe wenig Einfluß!“ Und der das ſprach, kam vom Bundestage, wo Oeſterreich den Vorſitz führte, und in Oeſterreich waltete Metternich, dem alle Kabinette ſich in Ehrfurcht beugten! Berſtett hatte ſich in Frankfurt am Dufte von Anſtett's Küche und Einfluß bis zu ſolcher Verblendung berauſcht; indeß Tettenborn und Reizenſtein belehrten ihn bald eines andern.

Hacke's Ernennung nach Wien fand Anfangs Schwierigkeiten, Metternich gedachte der früheren Unarten. Allein verwandtſchaftliche Verhältniſſe — Frau von Hacke war eine geborne von Karpen und Schweſter der Fürſtin Kinsky —, und gute Worte von Seiten Hacke's dienten zur Vermittelung. Ich ſah ihn noch, bevor er abreiſte, und ſah ihn ohne Groll; gegen den gefallenen Miniſter hatte ich keinen Krieg mehr zu führen. Er war auch ziemlich gebeugt, und ſuchte ſein früheres Betragen einigermaßen zu entſchuldigen; zuletzt erhob er ſich denn doch wieder etwas, und warf einige Witzworte gegen ſeinen Nachfolger und nunmehrigen Vorgeſetzten aus, die ich nicht umhin konnte zu belachen, ſo daß ich dem ungebärdigen Gegner zuletzt noch eine Freude machte.

Ein Beſuch der Gräfin von Schlabrendorf, welche auf der Reiſe von Berlin zu dem Oheim in Paris nicht verſäumen wollte, Rahel in Karlsruhe zu ſehen, traf in dieſelbe Zeit; ſie war untröſtlich Rahel nicht zu finden, denn ſie war nur auf einen Tag eingerichtet, und konnte weder jene abwarten, noch ſelber ihre Weiterreiſe über Baden nehmen; ich machte ihr die paar Stunden Aufenthalt ſo gut ich konnte erträglich, und wurde darin durch den Zufall unterſtützt, daß Frau von Quandt, die ich ehemals in Paris geſehen hatte, als Durchreiſende mit uns an derſelben Wirthstafel ſpeiſte, hier die Erzählungen von dem Erſcheinen einer Schauſpielerin Quandt, die freilich ihre Schwägerin ſein wollte, ſehr übel nahm und ſich öffentlich gegen jede Verwechslung mit derſelben eifrigſt verwahrte, woraus eine der luſtigſten Geſchichten entſtand, die ſpäter auf anderem Schauplatze ſich fortſetzte.

Gegen Ende des Auguſt kehrte auch Friederich aus Karlsbad mit beſten Nachrichten zurück, er brachte für den Großherzog, dem die über ſeinem Lande ſchwebende Lebensfrage an der Seele nagte, die tröſtlichſten Verſicherungen; jedenfalls war die Gefahr in die Ferne gerückt, und die Zwiſchenzeit konnte trefflich benutzt werden, ſie völlig abzuwenden. Die Spannungen, welche ſich in der Sommerhitze gehäuft hatten, ließen von allen Seiten nach, und auch die Geſellſchaft fing ſchon an dahin und dorthin auseinanderzugehen. Tettenborn, Frau von Demidoff, Bacheln, und viele Andere, die ſich anſchloſſen, wollten eine Nachkur in Schwalbach verſuchen. Raſtoptſchin war, wie erwähnt, ſchon nach Paris zurückgekehrt, Rahel's Verwandte traten die Heimreiſe nach Berlin an. Für mich war es dringend nöthig, den Fürſten von Hardenberg zu ſprechen, der mit dem Könige, bei deſſen Rückkehr von einem Ausfluge nach Paris, am Rhein zuſammentreffen wollte, und Rahel rüſtete ſich zu einer Reiſe nach Brüſſel, dort ihre Schweſter Roſe nach langen Jahren der Trennung wiederzuſehen.

Ich hoffte den Fürſten in Frankfurt am Main zu ſehen, und während ich dort ſeiner Ankunft harrte, traf Wilhelm von Humboldt ein, der ſich nach London als Geſandter begab; denn ſolchen gefährlichen Gegner, beſonders nach der im Staatsrathe verſuchten Bewegung, wollte der Fürſt nicht in ſeiner Nähe haben, und hatte ihm daher jene Beſtimmung ertheilt, die nicht füglich abzulehnen war. Humboldt verhehlte ſeine Mißſtimmung, und ſchien gern nach England zu gehen, doch ließ er durchblicken, daß er nicht allzulange dort bleiben werde; auch er gedachte übrigens den Staatskanzler noch in Frankfurt abzuwarten. Allein plötzlich kam die Nachricht, der Fürſt ſei erkrankt, und habe, ſtatt nach dem Rhein, den Weg nach Pyrmont eingeſchlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen hatte er den Geheimen Rath Rother nach Frankfurt geſandt, und von dieſem erfuhr ich, daß wohl fünf bis ſechs Wochen vergehen würden, bevor die Geſchäfte wieder in Zug kämen. Nun fiel jenes Hinderniß fort, und ich konnte einen ſchon früher empfangenen Urlaub getroſt benutzen, um Rahel nach Brüſſel zu begleiten. In Mainz traf ich mit ihr wieder zuſammen, wir traten die herrliche Fahrt längs des Rheinufers hinab in ſchönſtem Wetter und günſtigſter Stimmung an. Rahel ſah dieſe Gegenden, deren eigenthümlicher Zauber ſo ſchwer zu ſchildern iſt, in dieſer Ausdehnung zum erſtenmale, und war entzückt, doch mehr wegen der friſchen, reinen Luft, die wir athmeten, als wegen der Anſichten, und ich ſelber mußte bekennen, daß die noch in nahem Andenken ſtehende Schwarzwaldreiſe den Eindruck der Rheinreiſe etwas ſchwächte. Nur Eines nöthigte uns immerfort zu wiederholtem und geſteigertem Lobpreis, der mächtige, in ſeinen raſchen Wirbeln ſtolz hinfluthende Strom ſelber, deſſen Waſſer durch ſeine Reinheit noch dem Gebirge und durch ſeine Farbe ſchon dem

Meere anzugehören ſcheint, und dabei ſich als ein ſelbſtſtändiges Weſen ganz eigner Art bezeigt.

In Koblenz benutzte ich den kurzen Aufenthalt, um Görres zu beſuchen. Ich ſah ihn zum erſtenmal, und nachher nie wieder. Was ich von ihm ſage, kann daher nur als das Ergebniß eines ſolchen einmaligen Anblicks gelten. Er war ohne Befangenheit und Anmaßung, einfach und feſt in ſeinem Weſen, aufrichtig und entſchieden in ſeinem Reden. Natürlich ſprachen wir von den Rheinländern, von deren Schickſalen und Erwartungen, und Görres erklärte ſich beſonders mit den Säumniſſen unzufrieden, die überall ſtattfänden, und die bei einmal feſtgeſtellten Grundſätzen, wie man dieſe Länder behandeln, was man ihnen gewähren und verſagen wolle, von ſelbſt wegfallen müßten; das Unbeſtimmte, verſicherte er, ſei nicht nur für ſich eine Qual, ſondern ſäe auch Mißtrauen und Argwohn aus. Er beklagte ſehr, daß ihnen Gneiſenau nicht gelaſſen worden, der ſei der Mann geweſen, die neuen Preußen mit den alten zu verbinden. Ueber die Furcht vor Umwälzungen lachte er, und meinte, er ſähe niemand an ſolche denken, noch weniger daran arbeiten, mit Ausnahme der Staatsbeamten ſelber, denn dieſe freilich arbeiteten zu Umwälzungen hin, daß ihnen der Schweiß von der Stirn ränne! Von dem Fürſten von Hardenberg hoffte er noch das Beſte, und wenn er nur erſt käme, wollten ſie ihm ſchon unter die Arme greifen. Die religiöſen, oder vielmehr kirchlichen Sachen nahm er in keinen Betracht, ſie ſchienen ihm vollkommen gleichgültig, und nicht einmal politiſch als Hebel brauchbar. Nach und nach wurde er feuriger und bittrer, und ich muß ſagen, daß er mir jetzt einen ganz neuen Eindruck machte, ſein Eifer wurde nun zur Beredſamkeit voll kühner überraſchender Bilder, die er mit Leichtigkeit hinwarf und ausführte. Ihm fehlte, ſo dünkte mich, nur ein großer Standpunkt, um die Macht ſeiner Talente zu entfalten, und es iſt Schade, daß er nie Gelegenheit gehabt, in einer berathenden Verſammlung als Redner aufzutreten. Wenn ich ihm Einwürfe gegen einzelne Behauptungen machte, wenn ich ihm Perſonen und Verhältniſſe, die er aus der Ferne falſch beurtheilte, aus genauer Kenntniß berichtigend ſchilderte, ſo nahm er das gelaſſen und freundlich auf, und ging ſo ruhig auf die Erörterung ein, als ſei der Verſtand in ihm die Hauptmacht und nicht die Phantaſie. Erregt, wie ich ihn verließ, und durchdrungen von ſeinen großen Eigenſchaften, mußt' ich mir doch leiſe bekennen, daß ich nebenher ein geheimes Mißfallen ſpürte, welches ſich nicht wegſchelten ließ, und ich wußte mir keine andere Rechenſchaft davon zu geben, als daß er auch ſeine litterariſchen Urtheile unbarmherzig nach den Geſichtspunkten zuſchnitt, welche die Politik ihm leihen wollte, eine Unart, die freilich in Deutſchland allgemein iſt, mir aber von jeher verhaßt war, und die auch in der That mehr bedeutet, als man gewöhnlich denkt. Wir ſchieden freundlich genug, aber es knüpfte ſich kein Faden einer Verbindung an, ſo natürlich dieſes zwiſchen uns doch geweſen wäre.

Unvermuthet empfing ich in Koblenz noch den Beſuch des Staatsminiſters von Altenſtein, der in ſeiner amtlichen Bereiſung der Rheinlande hier eben eingetroffen war. Er war von glänzenden Hoffnungen erfüllt, und verſprach ſich von dem neuen Miniſterium des Kultus, welches ihm beſtimmt war, die fruchtbarſte, freudigſte Wirkſamkeit; die fruchtbarſte iſt ihm geworden, er hat Keime des Segens in den Boden gelegt, die trotz Wind und Wetter gediehen ſind, und die kein Widerſacher ausrotten wird; aber die freudigſte wurde ſeine Wirkſamkeit nicht, im Gegentheil fielen gleich im Beginn die unglücklichſten Ereigniſſe und Mißhelligkeiten auf ſeine Bahn, und ſchwerkämpfend wand er ſich auf ihr bis zum Ende hin; wer ihn hier, nach bittern Kränkungen und harter Einbuße, noch zuletzt als gebrochenen, doch unbeſiegten Greis geſehen, dem muß jenes heitere Bild des zuverſichtlich und faſt ſchwärmeriſch Hoffenden als ein ſchneidender Abſtand erſcheinen, der wohl vom Jüngling zum Manne nicht ſelten, aber innerhalb eines ſchon reifen Alters und einer Miniſterlaufbahn ungewöhnlich iſt. Er warb eben damals in Koblenz einen ſeiner treuſten und unermüdetſten Gehülfen an, den Geheimen Rath Johannes Schulze, der ihm bald nach Berlin zu der einflußreichen Stellung folgte, in welcher auch ihm ſein Theil an dem Looſe fiel, das über die ganze Wirkſamkeit verhängt war. Ich wußte, daß dieſer — mein Univerſitätsgenoſſe — in Koblenz ſein müſſe, konnte ihn aber aller Mühe ungeachtet nicht erfragen. Abends beſuchte ich mit Rahel das Theater, man wies uns in eine Loge, wo ſchon eine Dame ſaß. Ich ſagte zu Rahel, wahrſcheinlich ſei ich hier mit meinem Freunde zuſammen, aber unmöglich könne ich ihn herausfinden, und morgen müßten wir abreiſen, es ſei doch abſcheulich! Die Dame hatte den Namen gehört, und blickte auf; es war die Gattin des Freundes, der allerdings im Theater war, den ich nun leicht auffand, und mit dem ich die vergnügteſte Stunde verlebte, durch einen glücklichen Zufall, den man ſich für entſcheidende Lebensereigniſſe ſo günſtig wünſchen möchte!

Die Weiterreiſe führte über Bonn, Köln und Aachen. Ueberall, auch bei nur kurzem Verweilen ergaben ſich aus dem Anblick der Gegenſtände und aus dem Verkehr der Menſchen die fruchtbarſten Betrachtungen über das Verhältniß dieſer Länder zu Preußen. Ueberall befeſtigte ſich mir die Ueberzeugung, daß am Rhein ein neues, gedeihliches Leben beginne, und der preußiſche Namen hier einſt Dank und Segen ärnten müſſe, wozu der Samen unabläſſig und reichlich, wiewohl ſtill und ruhig, ausgeſtreut wurde. Zur völligen Klarheit erhob ſich mir die Wahrnehmung, daß die gerade hier ſo laute und heftige Oppoſition weniger aus dem Boden erwachſe, als vielmehr hieher verpflanzt ſei, eine recht eigentlich preußiſche, die hier bequemer ſich nieder- und auslaſſen mochte, als in der Mitte der alten Provinzen, eine Oppoſition, die nicht dem Staate ſelbſt, ſondern hauptſächlich einigen Richtungen in der Verwaltung galt, die ja auch in Berlin ihre entſchiedenen Gegner hatte. Freilich erſchien im Volke dieſe Oppoſition als eine gegen Preußen überhaupt gerichtete, und konnte ſich auf dieſe Weiſe aus allen örtlichen Unzufriedenheiten und Befürchtungen verſtärken, an welchen es bei noch neuem Staatsverbande nie fehlt, und in der Folge konnten dieſe letztern, nachdem ſie mehr und mehr erweckt und großgezogen worden, ſogar einen Augenblick als vorherrſchender Beſtandtheil wirken. Der Verlauf der Zeit hebt aber dieſe Mißſtellung wieder auf, und hat es ſchon großentheils gethan, wie die allgemeine Stimmung, ſobald von Weſten her Wolken ſich thürmten, glänzend dargethan hat. Ich legte meine damaligen Reiſebemerkungen großentheils in Briefen nieder, aus denen allein ſich mir das Einzelne des friſchen Eindrucks wieder vergegenwärtigen könnte, worauf ich nun verzichten muß, da jene Briefe, wenn auch vielleicht noch verwahrt, doch mir nicht erreichbar ſind. Nur ſoviel möge hier geſagt ſein, daß der Anblick der rheiniſchen Landwehr ein herzerfreuender war, und daß die theils ſchon wirkſamen, theils im Entſtehen begriffenen Anſtalten des Unterrichts und der Bildung in den gerade hierin unter der franzöſiſchen Herrſchaft ſchändlich vernachläſſigten Ländern ein ſegenvolles Gedeihen vorherſehen ließen.

Ganz anders waren in dieſem Betreff die Eindrücke in Belgien. Die Vernachläſſigung unter der Franzoſenherrſchaft war dieſelbe geweſen, aber die Abhülfe ſchien bei weitem ſchwieriger, die Gemüther ſchienen dem neuen Zug der Dinge weit weniger aufgeſchloſſen. Holland hatte das Uebergewicht der geiſtigen Kraft und Haltung, und mußte daſſelbe geltend machen; allein man ſetzte die ſchonende Klugheit zu ſehr bei Seite und vergriff ſich in den Mitteln, zuletzt kam die große Spannung des Sprachunterſchiedes hinzu, und bei der durch die Julirevolution möglich gewordenen Anlehnung an Frankreich konnte Belgien ſeine Abſonderung durchſetzen, die unter allen Geſichtspunkten ein beklagenswerthes Ereigniß bleibt. Ueber die Verhältniſſe jenes damals noch beſtehenden Zuſammenhangs, der aber ſchon manche ſchwache und doch zu geſpannte Fäden zeigte, entwarf ich eine Denkſchrift, welche in der ſpäteren Kriſis zum Druck befördert und in Holland mit Beifall geleſen wurde, wiewohl ſie nun nichts mehr war als ein verhallender Ruf einſtiger Miteinſicht.

In Brüſſel waren wir bei Rahel's Verwandten wohl aufgehoben. Der Gatte ihrer Schweſter Roſe, Karl Aſſer, einer der erſten Räthe im Juſtizminiſterium und Mitarbeiter am neuen Geſetzbuch, war mit den höchſten Staatsbehörden aus dem Haag nach Brüſſel gezogen, da gerade an dieſer Stadt die Reihe war, der Sitz der Regierung zu ſein, welches zufolge geſetzlicher Anordnung von Jahr zu Jahr zwiſchen beiden Städten wechſelte. Die Beamten fanden dieſen Wechſel unbequem, allein für ſie glichen die Nachtheile ſich leichter aus, als für die Geſchäfte ſelbſt; wie er aber zu vermeiden geweſen wäre in den damaligen Umſtänden, ließe ſich wohl ſchwerlich angeben. Mein Schwager hatte ſich anfangs etwas vor mir gefürchtet; der Holländer dachte ſich den Preußen zwar nicht mehr mit Zopf und Stock wie ehmals, aber dafür mit langen Haaren, deutſchthümelnden Redensarten und ebenſolchen Meinungen. Ueber einen Theil ſeiner Vorausſetzung durch den Anblick gleich enttäuſcht, wurde er bald auch wegen des übrigen Theils durch das erſte Geſpräch beruhigt, und als ich zufällig nach Herrn Teſte gefragt und für ihn Achtung und Theilnahme bezeigt hatte, wurde dieſer fremde Namen, den ich erſt ſeit kurzem und eigentlich nur obenhin kannte, ein ſchnelleres Bindungsmittel zwiſchen uns, als ſelbſt die Bande der nahen Verwandtſchaft es im erſten Augenblicke ſein konnten. Denn Aſſer gehörte zu jenen Holländern, die mit Ueberzeugung dem Königthum, aber auch mit Eifer den Freiheitsideen anhängen, und den um dieſer willen Geächteten gern eine Zuflucht öffnen; er war früher ſchon dem Könige Ludwig von Holland aufrichtig ergeben, nun aber mit vollerem Herzen dem Hauſe Oranien zugethan, an welchem die franzöſiſche Freiſinnigkeit eine gute Stütze fand und eine noch größere zu finden hoffte; namentlich Teſte hatte in dieſem Betreff einige nicht unwillkommene Beziehungen angeknüpft.

Durch Aſſer machte ich ſogleich die Bekanntſchaft des Juſtizminiſters van Maanen und bald auch die des geweſenen Handelsminiſters Falck; der letztere gefiel mir außerordentlich, als Menſch durch ſeine würdigheitre Offenheit, ſein allgemeines Wohlwollen und ſeine edle Geiſtesbildung, als Staatsmann durch ſeinen ruhigen Scharfblick und ſein maßvolles geſundes Urtheil. Als Freund des niederländiſchen Geſandten in Rom, Ritters von Reinhold, hatte ich bald einiges Zutrauen bei ihm erlangt, andererſeits war Rahel's Jugendfreund, der preußiſche Miniſter-Reſident Scholz in Frankfurt, auch der ſeinige. In der oben erwähnten Denkſchrift nannte ich den einzigen Namen Falck als ſchlagendes Zeichen und

Beiſpiel der Richtung und Fähigkeiten, von welchen das Heil des Staates zu erwarten ſei; und ich nannte ihn um ſo mehr, als er damals ohne thätige Anſtellung war. Die Folge hat genug dargethan, wie ſehr er das Zutrauen des Königs und des Landes verdiente, und in den ſchwierigſten Umſtänden ſein Beſtes zu wahren wußte.

Dem Könige der Niederlande wurde ich durch unſern Geſandten, Fürſten von Hatzfeld, vorgeſtellt. Gegen dieſen letztern beſtand in Preußen bei den achtbarſten Männern ein ſtarker Widerwille, Blücher hatte die härteſten Ausſprüche über ihn ergehen laſſen, Gneiſenau, Beyme, Stägemann, Schleiermacher, Niebuhr, und Andere dieſes Schlages, haßten ihn gründlich, man rief die Zeugniſſe der Todten, der Königin Luiſe und Scharnhorſt's, gegen ihn auf; ich bin hier nicht berufen zu unterſuchen, wie weit er die politiſche Uebelmeinung, die ihn faſt allgemein traf, verdient habe, ich war damals und auch ſpäter gar ſehr geneigt, ſie für begründet zu halten: aber das Vorurtheil konnte mir den unbefangenen Eindruck der Perſönlichkeit nicht ſtören, und dieſer war ein ſehr günſtiger; in der Mitte ſeiner liebenswürdigen Familie, die durch anmuthige Unabhängigkeit ihrer Glieder und doch zuſammenſtimmenden Geiſt ſich auszeichnete, erſchien er als würdiges und glückliches Haupt, voll praktiſcher Herzensgüte, der jeder Stunde ihre Freude gönnte, und nach Möglichkeit verſchaffte; daß er der Geſchäfte kundig war, und ſie mit Leichtigkeit handhabte, läßt ſich gern glauben, ich habe es theilweiſe ſelbſt geſehen; in dem geſelligen Verkehr beſaß er alle Vortheile des vornehmen Mannes einer früheren Zeit, wo noch ungezwungene Gleichſtellung und Leutſeligkeit in den höheren Klaſſen herrſchte. In allen dieſen Beziehungen konnten wir uns keinen beſſern Vertreter unſers Landes und keinen günſtigern perſönlichen Antheil wünſchen, und wir genoſſen auf ſeinem ſchönen Landſitze in Laeken und auch in Brüſſel durch ihn die größten Annehmlichkeiten. Iſt ihm früher Mangel an Feſtigkeit des Karakters und ſpäter an Klarheit des politiſchen Blickes vorgeworfen worden, ſo darf dies die gute Erinnerung, die ich aus Brüſſel von ihm habe, mir hier nicht ſtören.

Der König wollte ſich meiner von Wagram her freundlich erinnern, und allerdings hatte ich ihn dort öfters geſehen, doch ohne zu glauben, daß er mich weiter bemerkt habe. Die ruhige Einfachheit und verſtändige Traulichkeit ſeines Benehmens und ſeiner Aeußerungen hatte mit der Herrſchaft nur zugenommen, und das Volk, nicht nur in Holland, ſondern auch in Belgien, war ihm perſönlich in höchſtem Grade zugethan; die ſpätere Stimmung hätte damals niemand auch nur ahnden können, und in der That läßt die Veränderung ſich nur aus feindlichen Elementen erklären, welche zwiſchen ihn und ſein Volk nach und nach ſich einſchoben. Der Vorſtellung bei dem Könige folgte die bei dem Prinzen von Oranien, und zwar gleichzeitig mit Wilhelm von Humboldt, ebenfalls durch den Fürſten von Hatzfeld. Von Humboldt empfing ich bei dieſer Gelegenheit eine ſtarke Lehre, die mir unvergeßlich bleiben mußte. Ich hatte ſchon genug Höfe beſucht, und Kaiſer und Könige nahe genug geſehen, um mir gerade nicht ſelbſt als ein Neuling in ſolchem Kreiſe vorzukommen, auch wußte ich hinlänglich, daß die Anſprüche der großen Welt, wären ſie nicht ganz gewöhnliche und mittelmäßige, bei der Beſchaffenheit ihrer meiſten Theilnehmer keinen Tag beſtehen könnten, und der Salonboden gleich einem Schlachtfelde von Gefallenen und Beſchädigten bedeckt ſein müßte; allein trotz allem dieſem hatte ich einen zu guten Begriff von hoher Stellung und Würde, um nicht vorauszuſetzen, daß jeder, der ihnen nahe, beeifert ſein werde, bei ſolcher Gelegenheit, wie in äußerer Erſcheinung, ſo auch in geiſtiger Bereitſchaft, wenigſtens ſein Beſtes zu thun. Betrat ich daher den Raum, wo dergleichen vorgehen ſollte, ſchon immer nicht ohne einige Spannung, ſo war dieſe jetzt auf das höchſte geſteigert, aber zugleich von mir abgezogen, und in meinem Sinn auf Humboldt übertragen, neben dem ich mich ganz im Schatten wußte. Wie er aber nun ſich benehmen, was er ſagen, erwiedern, andeuten würde, er, der geiſtreiche, witzige, nach allen Seiten ſchlagbereite, in allen Gebieten einheimiſche Mann, das beſchäftigte mich lebhaft, bis zur Unruhe, ich ſtrengte im voraus mein Gedächtniß an, um von den koſtbaren Worten keines zu vergeſſen. Doch ſtand er viel höher noch, als ich mir gedacht hatte. Der Prinz erſchien, ſprach mit uns der Reihe nach, einnehmend, ſoldatiſch, freimüthig, anregend und auffordernd ſogar, er gab Gelegenheit, ihm treffend und bedeutend zu antworten; Humboldt war auch keineswegs ſtumm, allein was er ſagte, hielt ſich in Sinn und Ausdruck durchaus kärglich, nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phraſe machte er, nur das Nothdürftigſte ſprach er in den geringſten Worten aus, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterſcheiden, wie ſie Europa jahraus jahrein hin und her reiſen ſieht. So blieb es bis zum Schluſſe der Audienz, und erſtaunt ging ich von dannen, nachdenklich über den außerordentlichen Mann, der ſo gar nicht als ſolcher hatte erſcheinen wollen. Ich mußte mir zuletzt bekennen, daß er als ein kundiger Altmeiſter des Faches nur ganz natürlich verfahren war, und nahm mir aus ſeinem Beiſpiel wirklich eine große Lehre und auch Erleichterung; wo die Koſten ſchon anderweitig bezahlt oder durch die Sache gedeckt ſind, muß man ſie nicht doppelt bezahlen wollen, die Großmuth wäre in manchen Fällen gänzlich verfehlt. Und dabei blieb Humboldt doch in billigen Gränzen, die hingegen jener ſchlaue braſilianiſche Geſandte nicht mehr einhielt, der, aus einer Konferenz heimkehrend, einem Freunde ſagte: „Ils m'ont pris pour une bête, j'en suis enchanté!“

Eine der werthvollſten Bekanntſchaften wurde mir die des Herrn von Ghert, der im Kultusminiſterium mit den katholiſchen Kirchenſachen beſchäftigt war. Er hatte in Jena ſtudirt, dort Hegel gekannt und unter deſſen früheſten Schülern ſich ausgezeichnet. Eingeweiht in deutſche Philoſophie, nahm er auch an der deutſchen Poeſie und allgemeinen Litteratur den regſten Antheil, und bemühte ſich unabläſſig, ſeinen holländiſchen Landsleuten dieſe friſchen Lebensquellen zuzuleiten. Er hatte Vorträge über Goethe's Fauſt gehalten, und große Stücke dieſer Dichtung ſehr glücklich in's Holländiſche überſetzt. Späterhin gab er eine treffliche Gedächtnißrede auf Hegel heraus, und begann mit ſeinen Freunden Bakker-Korff und Kiehl eine Zeitſchrift Athenäum, durch welche ebenfalls vieles Deutſche den Holländern angenähert wurde. Doch hier galt es einen beſchwerlichen Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile. Die Holländer, einſt ſo groß in Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit, beſonders in Philologie und Naturforſchung, hatten in den letzten Zeiten, indem ſie ſtolz und behaglich auf ihren alten Ruhm blickten, nicht beachtet, daß ſie zu lange ſtehen geblieben, und andere Nationen ihnen weit vorausgeeilt, beſonders wollten ſie dies von den Deutſchen nicht gelten laſſen, gegen welche ſie aus früherer Zeit eine ſchon damals unbillige Verachtung in unſere Tage herübergebracht, wo dieſe Unbilligkeit längſt als Lächerlichkeit und Schaden auf ſie ſelbſt zurückgefallen iſt. Sie wollten ſich daher nicht überreden laſſen, weder daß ſie ſelbſt einer geiſtigen Erfriſchung bedürften, noch daß dieſe aus Deutſchland kommen müſſe, und am wenigſten von der Philoſophie und Poeſie her, durch deren Einfluß auch die Philologie und Naturforſchung ſich völlig umgewandelt hatten. Die genannten Freunde fanden daher mit ihren einſichtigen Bemühungen nur wenig Eingang, und ich weiß nicht, ob ihre Zeitſchrift noch fortdauert; doch haben ſie einen feſten Anſatz gebildet, von welchem künftige Fortſchritte ausgehen können.

Wenn ich dieſe alte prächtige Stadt durchwanderte, theils die Erinnerungen meines Knabenalters auffriſchend, theils Bildern der Geſchichte nachſinnend, ſo erſchien mir die Oertlichkeit vollkommen in ihrer alten Eigenheit erhalten, aber das ſie erfüllende Tagesleben durchaus fremdartig. Das herrliche Rathhaus, die prächtigen Kirchen, beſonders die heilige Gudula mit den einzigſchönen Glasmahlereien, das wohlbekannte Wahrzeichen Manneken-Piss, der großartige, belebte Park, alles erinnerte an das alte Brabant, wie es auch noch unter der öſterreichiſchen Herrſchaft zuletzt geblüht hatte; doch die entſprechende Lebenserfüllung ſuchte man vergebens, war noch Eigenthümliches vorhanden, ſo lag dies im unterſten Volke verſteckt, und dieſes ſelber ſchien in ſeinen mächtigen Beimiſchungen aufgelöſt. Die Regierung mit ihren Beamten war holländiſch, die gangbare Sprache franzöſiſch, und franzöſiſch auch das Theater, die Kaffeehäuſer, die Zeitungen, zwiſchen dieſen Einflüſſen drängte ſich eine ganze Bevölkerung von Engländern, welche ihre Lebensart und

Sitte in allen Klaſſen ſpüren ließ; an ſchönen Tagen war der Park von ihnen überſchwemmt, und man fand ſich von Engländern umgeben, als wäre man in einer engliſchen Stadt; übrigens machten ſie einen nur um ſo vortheilhaftern Eindruck, als ihre guten Seiten, Haltung, Ehrbarkeit, Beſtimmtheit und Freiſinn für ſich und Andere, in der großen Anzahl nur um ſo ſichtbarer hervortraten, und dies beſonders noch in den Frauen und Kindern, welche letztere phyſiſch und moraliſch immer einen erfreuenden Anblick boten. Nirgends aber war Belgiſches zu ſehen, und ich ſelbſt lernte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes keinen einzigen namhaften Belgier kennen. Die Holländer waren wohl etwas zu entſchuldigen, wenn ſie glaubten, dieſe ſich vernachläſſigende und hinſchwindende Volksthümlichkeit vollends wegſtreifen zu dürfen. Doch muß ſie tief im Innern gelebt und geblüht haben, da ſie vierzehn Jahre nachher mit ſolcher Macht hervorbrechen konnte! Aber die vermeintlich ſchwache wurde in jener früheren Zeit kaum beachtet. Schon damals wurden Maßregeln beſprochen und beabſichtigt, die mir äußerſt mißfielen und bedenklich ſchienen, von meinem Schwager aber, da ſie von ſeiner Behörde ausgehen ſollten, doch einigermaßen vertheidigt wurden; er ſelber hat nachher in den durch jene Maßregeln bewirkten Spaltungen und Brüchen ſeinen redlichſten Eifer und ſeine beſten Lebenskräfte vergeblich aufgeopfert!

Ich durfte nicht verſäumen, in Brüſſel die Bildergalerie zu beſuchen, ſo wie auch einige Privatſammlungen, die viel Schätzbares enthielten. Mehr aber zog mich die burgundiſche Bibliothek an, eine reiche Sammlung der koſtbarſten Handſchriften, zum Theil mit den zierlichſten Bildern geſchmückt. Während meiner Anweſenheit geſchah auch eine Entdeckung, die den lebhafteſten Antheil erregte. Auf dem Boden eines alten Gebäudes, das zur Aufnahme von Gerichtsbehörden neu eingerichtet wurde, fanden ſich mehrere Kiſten voll Schriften, und bei genauer Unterſuchung ergab ſich, daß ſie zum Theil den Briefwechſel zwiſchen Philipp II. und dem Herzog von Alba enthielten, beſonders aber die wichtigſten Verhandlungen in Betreff des Verfahrens gegen die Grafen

Egmont und Hoorn. Man machte damals gleich Hoffnung zu einer Herausgabe dieſer wichtigen, der Geſchichte angehörenden Urkunden; ich habe nicht gehört, daß es geſchehen ſei, noch überhaupt, wiefern die erſte Angabe über den Fund ſich beſtätigt und dieſer ſich weiter ausgewieſen habe.

Wir verließen Brüſſel, und reiſten denſelben Weg, den wir gekommen, wieder nach Frankfurt zurück. Hier wurde mir die Gewißheit, daß der Staatskanzler, der ſich in Pyrmont wieder ſehr erholt hatte, von dort nicht ſofort an den Rhein kommen, ſondern vorher nach Berlin gehen werde. Dies entſchied meine Reiſe dorthin; doch wollte Rahel, für die ungewiſſe, jedenfalls nur kurze Zeit des dortigen Aufenthalts, bei ſo vorgerückter Jahreszeit dieſe Reiſe nicht mitmachen, ſondern meine Rückkunft in Frankfurt abwarten.

Ich hatte Berlin ſeit zwei Jahren nicht geſehen, und fand in jeder Beziehung viel verändert. Der Frieden zeigte ſeine mächtigen Wirkungen, aller gerettete oder neu erworbene Wohlſtand machte ſich geltend, alte und neue Anſprüche traten hervor, hundert zurückgedrängte Thätigkeiten ſtrebten neben und gegeneinander, Macht und Einfluß ſetzten ſich zurecht, der Hof nahm eine glänzendere Faſſung, die höhere Geſellſchaft gruppirte ſich um ihn her. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die Weite des Raumes und die Fülle der Gegenſtände, welche ſich ihnen darboten, das Maſſenhafte überhaupt, worin auch das Bedeutende ſich wieder verlor, alles gab mir das Gefühl in einer großen Stadt zu ſein, gegen welche Frankfurt und ſelbſt Brüſſel doch nur als mittlere aufkamen.

Der Staatskanzler war noch nicht heimgekehrt, und ich hatte vollkommene Muße, mich unter Freunden und Bekannten umzuthun. Reimer, Eichhorn, Jordan, Renfner, Kieſewetter, Stägemann, Hitzig, Oelsner, Rhediger, Ruſt, Beyme, Altenſtein, Schuckmann, Bülow der Finanzminiſter, von den Geſandten vorzüglich Graf Zichy, dann Erhard, Heinrich Meyer, Nolte, Friedrich Auguſt Wolf, Achim von Arnim, ferner Karl Müller, Jahn, und zuletzt noch Harſcher, — dieſe Namen, denen noch hundert andere beizufügen wären, bezeichnen einigermaßen die Buntheit der Kreiſe, mit denen ich verkehrte. An mehrere dieſer Namen hatte man ſchon am Rheine und in Frankfurt mir wohlmeinende Warnungen knüpfen wollen, allein dergleichen weckte nicht nur meine Verachtung, ſondern geradezu meinen Trotz. Doch widerfuhr mir unmittelbar nach meiner Ankunft ein Begegniß, das mich allerdings hätte ſtutzig machen dürfen, wär' ich minder unbefangen und in mir ſelbſt weniger ſicher geweſen, als ich wirklich war. Ich beſuchte gleich zu allererſt den Geheimen Rath von Jordan, der in Hardenberg's Abweſenheit den auswärtigen Geſchäften vorſtand, er bewillkommte mich freundlich, fügte aber ſogleich, zwar mit Laune, doch mit auffallender Bedeutung hinzu: „Sie kommen wie gerufen, ich leſe eben von Ihnen!“ Von mir? Ich hatte nichts drucken laſſen, von dem dieſe Worte gelten konnten, noch war mir irgend eine Beziehung gegenwärtig, in welcher ſie zu verſtehen geweſen wären; doch dauerte die Ungewißheit nicht lange. „Da leſen Sie ſelbſt!“ ſagte Jordan, und gab mir einen beſchriebenen Bogen, den er in der Hand hielt. Ich las mit Erſtaunen in mir wohlbekannter Handſchrift einen umſtändlichen Bericht, den Küpfer über mich und meine Aeußerungen in Betreff mancher Verhältniſſe und Perſonen, beſonders Wilhelms von Humboldt, erſtattet hatte, auch Jordan ſelber war in nicht angenehmer Weiſe darin berührt; er ließ mir aber kaum Zeit zu Erklärungen: „Ich gebe gar nichts auf dergleichen Zuträgereien“, rief er lebhaft aus, „ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keine ſolche Berichte will, daß ich ſie ungeleſen in's Feuer werfe, aber die zudringliche Dienſtfertigkeit läßt ſich nicht abweiſen, immer auf's neue kommen ſolche Zettel.“ Der Bericht enthielt nichts eigentlich Erfundenes oder geradezu Falſches, aber alles war ſchief aufgefaßt und in falſches Licht geſtellt, ſo daß der Geſammteindruck durchaus irreführen und über Meinungen und Aeußerungen ein unbegründetes Urtheil erzeugen mußte. Die Sache hätte für mich und Andere wichtige Folgen haben und großen Schaden ſtiften können, wäre ſie an einen minder klugen und überſchauenden Mann gerathen; doch da ſie bei ihm nicht hatte faſſen können, ließ auch ich ſie fallen, und ging leicht darüber hin, nicht ohne den guten Bedacht, daß mein Schweigen die beſte Strafe für den Berichterſtatter ſein werde, der nun ſelber, ohne es zu ahnden, in einer Grube weiter tappte, die er für Andere zu graben meinte.

Da ich dieſen traurigen Gegenſtand, die in neueren Zeiten ſo vervielfältigten Geheimberichte und Angebereien, einmal berührt habe, ſo möge mir erlaubt ſein hier vorgreifend ein anderes Geſchichtchen anzuſchließen, das mich auf demſelben Felde anderthalb Jahre ſpäter, mit viel ſchlimmerer Anlage, doch glücklicherweiſe ganz unſchädlich, heimgeſucht hat. Der Großherzog Karl von Baden war geſtorben, und manche Verhältniſſe, die früher geheim gehalten worden, traten unbedenklich an den Tag. So ſprach unter anderm der Geheime Rath Betz mir ziemlich offen von ſeiner Verwaltung der hohen Polizei, wie ſchwierig ſie geweſen und wie mißtrauiſch der Großherzog; mir jedoch habe derſelbe ſtets ohne Wanken vertraut, und gewiß mit Recht, denn der eine Auftritt, den ich ſeinetwegen bald im Anfange meiner Sendung gehabt, ſei ihm unvergeſſen geblieben. Ich wußte von keinem ſolchen Auftritt. „Bei dem hannöverſchen Geſandten; zwei andere Geſandte zogen übel auf den Großherzog los, Sie aber vertheidigten ihn, mit größtem Eifer und ſolchem Erfolg, daß die Andern ſchweigen mußten.“ Ich konnte verſichern, dergleichen ſei nie vorgekommen. „Ach, das iſt ja nun alles abgethan, hat keinen Bezug mehr auf die Gegenwart, ſein Sie nicht zu ſehr diplomatiſch und geſtehen Sie nur ein, was ohnehin ja zu Ihrer Ehre gereicht, und was ich in aller Umſtändlichkeit ganz genau weiß, denn warum ſollte ich es jetzt nicht geſtehen? einer der Bedienten des Hauſes war in meinem Solde, und hat mir noch den nämlichen Abend alles haarklein wiedergeſagt, ſo daß ich am andern Morgen gleich meinen Bericht erſtatten konnte.“ Als ich nun mein Ehrenwort gab, daß die ganze Geſchichte rein erlogen ſei, und aus ſolchem Vorfalle her weder ich die günſtige Meinung des Großherzogs verdient habe, noch jene Andern eine ungünſtige, ſo wollte das geweſene Polizeihaupt faſt unſinnig werden, daß ihm ſelbſt, und mittelbar dem Großherzoge ſo mitgeſpielt worden ſei. Mich aber ſchauderte, welchen untergeordneten, gemeinen Menſchen, welchen Irrthümern und Mißgriffen, ja welchen Bosheiten und Verläumdungen die Denkart und Geſinnung auch der harmloſeſten und edelſten Perſonen durch ſolche Späherei ausgeſetzt werde, gegen welche, da ſie im Dunkeln bleibt, niemals eine Vertheidigung möglich iſt.

In Berlin war dergleichen Unweſen glücklicherweiſe nicht in Gunſt, noch konnte damit viel auszurichten ſein, da die Freiheit der Rede dort im höchſten Grade herrſchte, und die kühnſten Meinungen, die dreiſteſten Urtheile und Abſichten laut und öffentlich ausgeſprochen wurden, ſo daß für die Angeberei nur der Schmerz blieb, umſonſt vergeudet zu ſehen, was ſie theuer hätte verkaufen mögen. Dieſe Freimüthigkeit, um den gelindeſten Ausdruck hier anzuwenden, durchdrang alle Klaſſen und Stände, ſie ſtammte ſchon aus Friedrich's des Großen Zeit, und galt als ein Erbſtück der Berliner, der Krieg aber, an welchem die ganze Nation theilgenommen, hatte ſie unendlich geſteigert, und die Zeitumſtände ließen es ihr nicht an Nahrung fehlen. Sogar Oelsner, der ſo lange Zeit in Paris gelebt und dort die heftigſten Stürme der Volksleidenſchaft geſehen hatte, war fortwährend erſtaunt über dieſe Ungebundenheit der Zungen. In Paris hatte doch immer die eine oder die andere Meinung alsbald ein entſchiedenes Uebergewicht, und wußte dann die gegneriſchen mehr oder minder zu unterdrücken, in Schranken zu halten oder zur Vorſicht zu nöthigen. Aber hier lief alles nebeneinander her, oder durchkreuzte ſich, in beinahe friedlicher Nachbarſchaft, die entgegengeſetzteſten Denkweiſen und Urtheile genoſſen gleicher Freiheit, und wer dieſe tadelte, bediente ſich ihrer unmittelbar ſelbſt. Viel rohes und leeres Schimpfen wurde gehört, unverſtändiges ſinnloſes Tadeln, wobei Ziel und Gegenſtand oft kaum zu erkennen waren, aber auch manches gehaltvolle, tiefdringende Wort ſchwamm in dieſer Tagesfluth dahin. Das Turnweſen durchdrang alle Klaſſen, die altdeutſche Tracht erſchien überall, ſie überwältigte beinah die militairiſche, und die würdigſten Männer gingen gleich den Studenten in langen, geſcheitelten Haaren einher. Schwer würden eigentliche politiſche Partheien in dieſem Gewirre zu unterſcheiden geweſen ſein, als feſte gegliederte Gebilde beſtanden ſie auch wirklich nicht, es waren eher Meinungsgruppen, die ſich zuſammenſtellten und wieder auflöſten, weil man wohl öfters über Einen, aber ſelten über mehrere Gegenſtände gleichdachte, und noch nicht gelernt hatte, Einer Hauptmeinung viele andere einſtweilen unterzuordnen. Ein aufmerkſamer Beobachter konnte jedoch einige Richtungen nicht verkennen, die ſich ſchon deutlicher hervorhoben. So war in den obern Ständen der Drang des Mißvergnügens am nachdrücklichſten gegen den Staatskanzler gerichtet, während er in den untern noch bei Schmalz und anderen Namen verweilte, die von geringer Bedeutung waren. Der Fürſt von Hardenberg war das Ziel mächtiger und beharrlicher Angriffe, und ſchon häufig dahin gebracht, ihnen lieber auszuweichen und nachzugeben als zu begegnen. Die Leitung der Dinge lag längſt nicht mehr in ſeiner Hand, wiewohl die höchſte Amtsmacht ihn noch bekleidete, und er ſie auch im Großen und Kleinen meiſt ungehemmt ausübte, wodurch der Schein bewahrt blieb, als übe er ſie noch ungeſchmälert. Unter den Staatsbeamten hatte er viele Theilnehmer ſeiner Geſinnungen und Abſichten, aber wenig perſönliche Freunde, und manche, denen er vertraute, in denen er Gehülfen vorausſetzte, waren ihm ſchon entgegen. Hätte ihn Humboldt oder Gneiſenau, — denn dieſe beiden nannte man, — damals abgelöſt, ſo wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeſchäften geſchieden, denen damit manche trübe Verwickelung und Hemmung erſpart worden wäre, und rüſtigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was ſeinen ſchon matteren nicht mehr gelingen wollte. Allein er dachte nicht daran, ſich zurückzuziehen, ſondern hielt Stand ſo gut er konnte, wobei er in der That noch alle Erwartungen übertraf und einige Hauptſchläge mit gutem Erfolg ausführte, was aber bisweilen in Betreff der Sache gerade am meiſten zu beklagen war.

Unter den öffentlichen Geſtalten war keine ausgeprägter und für das Auge auffallender, als Jahn, der Alte im

Bart, wie man ihn nannte. Als Haupt der Turner gebot er über eine große Schaar, meiſt kräftige, erregbare Jünglinge, und darunter die edelſten und bravſten. Seine und ſeiner Jünger Geſinnung war gerade und feſt, und ſo ungelenk und ſtarr, als ihre Körper geſchmeidig waren. In der Zuſammenhaltung aller Kräfte auf einer beſchränkten Bahn lag zum Theil die Stärke dieſer eigenthümlichen, durch ganz Deutſchland ausgebreiteten Genoſſenſchaft. Ich glaube, er zumeiſt wußte was er wolle, und hatte ſein Ziel klar vor Augen; daß er, als die Zeitumſtände es als ein unmögliches erkennen ließen, ſein Streben aufgab, zeugt auf's neue von ſeiner Einſicht. Sein Karakter und ſeine Erſcheinung wirkten auf das Volk, und ſeine Beredſamkeit hatte etwas Körniges und Harles, das ungemein in die Gemüther drang. Erzählungen, wie die, daß ein Herr Johann Kuh aus Breslau, von Paris zurückkehrend ſeinen Namen franzöſiſch ausgeſprochen habe, aber von dem geſcheidten Thorſchreiber gleich wieder deutſch als Hans A. eingetragen worden, trafen den Volksſinn unwiderſtehlich. Weniger Beifall erlangte er in den höheren Ständen, und ihm ſchien auch wenig daran gelegen. In früheren Vorträgen, zu denen ihm die Erlaubniß nicht verſagt worden war, hatte er es gewagt, den Gouverneur von Berlin, Feldmarſchall Grafen von Kalkreuth perſönlich anzutaſten, und dieſer ſeine Rache auf ein Wortſpiel über Jahn's Namen beſchränken müſſen. Nach dieſem Erfolge ſchonte er niemand mehr, und hohe Generale und Miniſter waren die Zielſcheibe ſeines bittern Spottes, ſeiner ſcharfen Rügen, mit Ausnahme des Staatskanzlers etwa, von dem er gut dachte und noch vieles hoffte.

Die Feier des 18. Oktobers gab Gelegenheit, dieſe Seite des Lebens in Berlin auf das glänzendſte hervorgekehrt zu ſehen. Alle andern Feſtlichkeiten wurden verdunkelt durch die der Turner; ihre Uebungen, Lieder, Reden und Sprüche hatten etwas kühn Begeiſterndes, das die Menge lebhaft anſprach und fortriß. Noch ſpät am Abend beſuchte ich mit Oelsner, nachdem wir ſchon mit Stägemann einem großen Gaſtmahle beigewohnt, das außerhalb der Stadt bei den Rollbergen gehaltene Turnfeſt, wo die von der heißen, kriegeriſch geſtimmten

Jugend und vielen Tauſenden beeiferter Zuſchauer umkreiſten Oktoberfeuer einen wirklich großartigen Anblick gewährten. Oelsner enthielt ſich nicht, mir im Stillen die Gefahr ſolcher Volksverſammlungen bemerklich zu machen; er meinte, ein toller Kopf reiche hin, dieſe Maſſe zu unwiderſtehlichen Ausſchweifungen zu verleiten; ein etwaniger Vorſchlag, daß jeder einen Feuerbrand nähme und ſo im Zuge nach der Stadt zurückkehrte, könnte mehr als nur dieſe auf's Spiel ſetzen. Seine Beſorgniſſe waren wohl gar nicht verwerflich, doch erinnerte er ſich ſelber bald, daß ein ſolch toller Kopf eben bei uns nicht vorauszuſetzen ſei, daß eine Stufenfolge von Vorübungen zu ſolchen Auftritten gehöre, und daß ſchließlich keine Franzoſen, ſondern Deutſche uns umgaben.

Gleichwohl waren mancherlei Dinge vorgekommen, welche die Behörde ſtutzig machten. Am folgenden Tage ſah man mißmuthige, befangene Geſichter, man hörte ſchlimmen Tadel über die Dreiſtigkeit der ungezügelten Jugend, harte Aeußerungen über ihre ſtrafbaren Verführer. Was eigentlich gethan und worin geſündigt worden, blieb im halben Dunkel, die Anſchuldigungen ſchienen zum Theil unbegründet, jedenfalls übertrieben, aber ein reger Dienſteifer wollte ſich bei dieſem Anlaß auszeichnen. Weit ärger wurde das Geſchrei, als Nachricht von den Vorgängen auf der Wartburg eintraf. Es war viele Wochen vorher öffentlich angekündigt worden, daß die Burſchenſchaft der Univerſität Jena den 18. Oktober auf der Wartburg feiern wolle, Abgeordnete aller deutſchen Univerſitäten waren eingeladen ſich zur Feier dort einzufinden, die Studenten wollten allgemeine Angelegenheiten dort berathen; alles dies war bekannt, und niemand hatte daran gedacht, das Feſt zu hindern oder ſeinen Beſuch zu erſchweren. Die ganze Sache ſchien ſo unſchuldig, daß der Staatsminiſter von Beyme nicht übel Luſt hatte, eigends hinzureiſen, um der Zuſammenkunft beizuwohnen, und ſich am fröhlichen Thun ſo zahlreicher und auserleſener Jünglinge zu ergötzen, wie lieb war es ihm nun, dieſem Gelüſte zufällig nicht nachgegeben zu haben! Denn freilich erſchollen ſchlimme Dinge von dort, die Studenten hatten ſich ein politiſches Richteramt angemaßt, hatten Bücher und Geſetze verbrannt, und noch einige Gegenſtände, durch welche gegen die verbündeten Mächte höhniſch gefrevelt ſein ſollte. Der erſte Eindruck von dieſen Begebenheiten und ihrer Aufnahme abſeiten der Behörden und der höheren Kreiſe beſtürzte im erſten Augenblicke ſelbſt die entſchiedenſten Freunde des jugendlichen Unternehmens. Die Gegenſeite gewann ſichtlich die Oberhand, man ſprach von gefänglicher Einziehung und ſtrenger Beſtrafung der Frevlerrotte, von Zerſtörung ihres Zuſammenhangs, von Schließung aller Turnanſtalten. Indeſſen waren dergleichen Maßregeln noch nicht reif, die Jugend fand auch in hohen Regionen Vertheidiger, die allgemeine Stimme wollte die Sachen überhaupt nicht ſo ſchwer finden, und während die Behörden unterſuchten und verhandelten, ging einige Zeit hin, während deren auch die Bedrohten ſich berathen und ihre Vortheile wahrnehmen konnten. Doch theilte ſich ſeit jenen Ereigniſſen die Stimmung von Berlin ſichtbar in zwei feindliche Lager, und es war ſchwieriger als vorher, zwiſchen den Partheien antheillos durchzugehen, man ſollte zu der einen oder zu der andern durchaus gehören.

Der Staatskanzler war mittlerweile von Pyrmont eingetroffen, dem Anſchein nach ganz erholt und kräftig, doch vertraute mir ſein Arzt, Geheimrath Koreff, daß er für die Dauer der Geneſung nicht einſtehe, es könne jeden Augenblick ein Rückfall eintreten. Der Fürſt fand mit vielen harrenden Geſchäften auch jene neuen Verdrießlichkeiten vor, und nahm nach ſeiner gewohnten Weiſe gleich ſeinen Standpunkt über ihnen, behandelte ſie mit Maß und Leichtigkeit, ſuchte zu vermitteln und zu beſchwichtigen. Dies gelang bis zu einem gewiſſen Grade; doch that er keiner Seite ein rechtes Genüge, die Parthei der Jüngern hatte erwartet, durch ihn kräftiger vertheidigt zu werden, die Parthei der Alten wollte ihn eifriger und ſchärfer; es blieb dieſer Zwieſpalt offen, und noch viel Einſpruch und Störung ſollte von daher künftig hervorbrechen. Fürerſt aber traten dieſe Sachen wirklich etwas in den Hintergrund, und andere wichtige Geſchäfte kamen zur Sprache. Diplomatiſche Angelegenheiten machten viel zu ſchaffen, die Kriegszahlungen Frankreichs, die noch neuen Verhältniſſe des deutſchen Bundes, die rückſtändigen

Gebietsausgleichungen, aus denen die baieriſch-badiſche Streitſache ſich mit unerwarteter Wichtigkeit erhob, alles half die Sache der Burſchenſchaft und des Turnweſens einigermaßen zurückdrängen. Der Staatskanzler gab glänzende Gaſtmahle, wobei durch perſönlichen Verkehr oft auch die Geſchäfte glücklich gefördert wurden, täglich war die anſehnlichſte Geſellſchaft an ſeiner Tafel beiſammen. Ich ſah und ſprach hier mit nicht geringer Neugierde den alten General von Köckeritz, den ich früher ſo oft in abſonderlicher Beziehung hatte nennen hören, dann den berühmten, einſt ſo gefürchteten General von Rüchel, der mir durch die Art, wie er ſich benahm und äußerte, ſehr merkwürdig war, denn er trug ſein hartes Schickſal, die Schmach des unglücklichen Krieges miterlitten, den Sieg und Ruhm des glücklichen aber nicht getheilt zu haben, mit würdiger Haltung und kräftigem Selbſtgefühl. Mit den mir ſo werthen Freunden und Gönnern, Stägemann, Beyme und Altenſtein, hielt ich mich auch hier gern und eng zuſammen.

Beyme war oft in der Stadt, gewöhnlich aber auf ſeinem Landſitze Steglitz, wo ſeine Freunde ſtets willkommen waren. Herzlichkeit und Gradheit leuchteten ihm aus den Augen, deren Freundlichkeit doch nicht ohne einigen Trotz war, dem ſich das Zutrauen nur ſtärker anſchloß. Er hatte die ſchöne Eigenſchaft ſolcher gediegner und einfacher Karaktere, wie der ſeine war, daß ſeine Gegenwart ſtets als eine Aufforderung für die Andern wirkte, ſich zuſammenzunehmen, und ſelbſt in Vertraulichkeit und Scherz, oder bei Bekenntniß von Schwächen, ſtets innerhalb einer feſten Ordnung zu bleiben, die ich bei ihm als eine im beſten Sinne bürgerliche bezeichnen möchte. So kehrte er auch alsbald von den freieſten und kühnſten Ideen, durch die er oft genial überraſchte, zu den Schranken des allernächſten Gegebenen zurück, und ließ das Preußiſche, ja das Märkiſche und Berliniſche dem Allgemeinen das Uebergewicht halten. Ueber die Verfaſſungsfrage, die Stellung des Adels in ihr, die Verhältniſſe der Kirche, hatte er eigne Anſichten, die man höchſt freiſinnig nennen mußte, wiewohl ſie von dem, was in der Tagesmeinung als freiſinnig galt, meiſt abwichen und bisweilen das Gegentheil waren. So wollte er z. B. keine Konſtitution für Preußen; aber die Gründe, die er mehr andeutete als herausſagte, wären manchem noch bedenklicher geweſen, als alle Konſtitution. Mir ſchienen immer er und Stägemann am meiſten aus dem ächten Kerne des Preußenthums zu ſein, und auf dieſen Kern in dem Staatsweſen zurückzukehren, wie das in ſolchem Grade bei Andern nicht zu bemerken war; denn ſelbſt Hardenberg trug Hannöverſches, Stein Reichsritterſchaftliches an ſich, Humboldt und Altenſtein anderes Fremdartige, das vielleicht ein Höheres zu heißen verdiente, und darum allerdings wohlthätig einwirkte, aber nicht völlig aufging in dem Gegebenen. Oelsner war gewöhnlich mit mir in Steglitz, und öfters auch Stägemann, wo denn ein lebhafter Austauſch von Anſichten und Erzählungen ſtattfand, indem Oelsner aus ſeiner Anſchauung des franzöſiſchen Lebens immerfort die lehrreichſten und erregendſten Stoffe zur Vergleichung mit demjenigen darbot, was vor unſern Augen ſich begab.

Mit beſonderer Geſchicklichkeit und Ueberlegenheit bewegte ſich in dem damaligen Treiben der große Philologe Wolf, deſſen Umgang jederzeit einen köſtlichſten Ertrag bot. Er war ohne Frage das Salz der damaligen Univerſität, an der denn Schleiermacher etwa den Pfeffer vorſtellte. Wolf ging, wie alle Menſchen damals, lebhaft auf die Tagesfragen ein, aber nur, um ſie durch ſeine Geiſtesblitze zu erhellen, durch ſeinen Witz zu erheitern. Für ſeinen Freund Humboldt hatte er ernſtlich Parthei genommen, und es ſchien bisweilen, als ſei er ein von dieſem zurückgelaſſener Poſten, wie man ihn denn auch, gewiß überaus thöricht, beſchuldigte, demſelben in altgriechiſcher Sprache, als in der ſicherſten Geheimſchrift, die verfänglichſten Neuigkeiten mitzutheilen! Allerdings wußte er ſeine Anſichten und Meinungen faſt immer in ſein Fach einzukleiden, und das Meiſte that er mit bloßen Sprachbemerkungen ab. Gegen das mächtig aufkommende Frommthun und den Ton vieler neueren Schriften ſtellte er die Bemerkung auf, man habe ehemals für dergleichen das Wort „Salbungsvoll“ gebraucht, es ſei jetzt offenbar paſſender, dafür „Schmierig“ zu ſetzen, denn bei

Salbung denke man an Weihe, bei Schmiere aber an gutes Fortkommen. Ungemein ergötzte ihn eine ironiſche Schrift, die über kirchliche Gegenſtände unter einem angeblichen Namen erſchienen war, und die zur Beförderung der Glaubenseinheit in der proteſtantiſchen Kirche zwar nicht Feuer und Schwert, o nein! aber doch die Anwendung gelinder Zwangsmittel empfahl, z. B. was man ehemals bei widerſpenſtigen Rekruten verſuchte, ihnen nichts als geſalzene Häringe zu eſſen zu geben; daß aber Friedrich von Schlegel dieſe Schrift für baaren Ernſt genommen und ſeinen Jugendfreund Schleiermacher für deren Verfaſſer gehalten, ging wörtlich über den Spaß. Wolf ſchmiedete zur Luſt abentheuerliche deutſche Worte, zum Erſatz der fremden, die ausgemerzt werden ſollten, und hatte die Genugthuung, daß manche Deutſchthümler ſie in gutem Ernſt aufnahmen, und ihm die Bemühung dankten, während er doch offen genug den übertriebenen Purismus verwarf, und aus dem Weſen aller Sprachen nachwies, daß keine ſich völlig abſchließen laſſe, noch auf ihren alleinigen Füßen ſtehe. Auch bei Wolf war Oelsner gut angeſchrieben; den Geheimrath Langermann, den Staatsrath Süvern und andere treffliche Männer lernt' ich dort kennen.

Schleiermacher'n zu beſuchen hatte ich keinen Anlaß, ſah ihn aber bei Reimer. Als Kanzelredner und Univerſitätslehrer ſtand er im höchſten Anſehen, aber ſeit er gegen Schmalz ſo furchtbar losgefahren, und in politiſchen Dingen ſo entſchieden geſprochen, wurde er von vielen Seiten mit ſichtbarer Kälte behandelt, und zum Rücktritt aus ſeiner Geſchäftsthätigkeit bei der Miniſterialbehörde veranlaßt. Ihm eröffnete ſich dafür eine neue Wirkſamkeit. Der König hatte verfügt, daß die proteſtantiſche Geiſtlichkeit in Synoden zuſammentreten ſollte, und in Berlin war faſt einſtimmig Schleiermacher zum Vorſtand erwählt worden. Dies war ein politiſches und in ſeiner Art merkwürdiges Ereigniß, denn die Mitglieder einzeln waren größtentheils Gegner von ihm, und als Geſammtheit wählten ſie ihn dennoch. Sein erſter Vortrag, der bald im Druck erſchien, war meiſterhaft, und zeigte das überwiegende Talent, mit welchem er den Gegenſtand als ein Staatsmann auffaßte, mit wahrhaft praktiſchem

Geiſte. Auch iſt nicht zu ſagen, wohin er die Sache geführt haben würde, wäre er an ihrer Spitze geblieben und hätte freie Hand behalten. Doch gerade dies feſte Vorſchreiten erſchreckte die Behörde, und die eben erſt angeordnete Bewegung wurde ſogleich wieder gehemmt, die beabſichtigte Synodalverfaſſung völlig abgeſtellt. Dagegen gedieh ein anderes Werk, welches Schleiermacher zuerſt angerathen und vorbereitet hatte, die Vereinigung der Lutheraner und Calviniſten zu Einer evangeliſchen Kirche. Sie kam eben jetzt unter höchſter Autorität in Ausführung, und war für Schleiermacher ein Triumph, wiewohl ſein Name dabei nicht hervorgehoben wurde. Daß er auch von dieſem Werke wenig perſönliche Zufriedenheit ärnten, im Gegentheil das Wachsthum ſeiner Pflanzung ihn bedrängen und gefährden würde, konnte niemand vorherſehen. Doch gab es ſchon Eiferer, von denen die meiſten ohne ſeine erweckenden Reden vielleicht nie an Religion gedacht hätten, die ihm aber jetzt nicht verzeihen wollten, daß er in ſeiner Kritik ſo weit gegangen war, ein Buch des Neuen Teſtaments für unächt zu erklären, worin ihm denn auch, wie bekannt, weitergehende Nachfolger nicht gefehlt haben, wiewohl der erſte Schritt noch immer als der kühnere gelten darf.

Schwerlich hätte ich, da das wirkliche Leben ſchon genug der Schauſpiele darbot, noch des eigentlichen Theaters gedacht, deſſen Kunſtweſen ich ſchon lange auf niedriger Stufe wußte, und das ſeit dem Tode der Schauſpielerin Friederike Bethmann nur noch in Devrient ein wahrhaft geniales Mitglied hatte. Doch erſchien unerwartet die große Künſtlerin Sophie Schröder, und gab drei Gaſtrollen, Merope, Phädra, Medea, deren ich keine verſäumen wollte. Da über ihr Auftreten in Berlin ein Brief gedruckt iſt, den Rahel an ſie ſchrieb, und worin das Verhältniß ihrer Leiſtungen zu den auf dieſer Bühne gewöhnlichen, klar ausgeſprochen iſt, ſo bedarf es von mir darüber keines weitern Wortes.

Damit man doch nicht denke, es ſei mir allzu gut ergangen, und ich hätte in lauter erfreulichen Begegniſſen gelebt, ſo will ich auch aus der Reihe entgegengeſetzter beiſpielsweiſe zwei hier anführen. Ein junger Mann kam zu mir, und grüßte das Handwerk, das litterariſche, verſteht ſich, wiewohl ich kaum wußte, ob ich dem noch angehörte; er wollte eine Sammlung herausgeben, Proſa und Verſe, hatte noch nichts, und ich ſollte beiderlei liefern! Ich ſtellte ihm vor, daß ich auf kurze Zeit hier ſei, in Geſchäften und Obliegenheiten ganz anderer Richtung, daß ich ältere Papiere, falls dieſe etwas Taugliches enthielten, hier nicht bei mir hätte; er meinte, das alles möge richtig ſein, aber ich könne und ſolle ihm einen Beitrag geben. Kein Mittel, den Ueberläſtigen los zu werden, er kam alle Tage, er ließ nicht gelten, daß man mich verläugnete, er wartete unter den Linden, bis ich ausging, er bat und ſchmeichelte, er zürnte. Und er war kein Freibeuter, er wollte kein Geld, er war ein Litteratus, und wollte nur Manuſkript! Auch hatte er in der That ſchöne Kenntniſſe, war mit den Formen der ſüdlichen Poeſie vertraut, und hegte große Entwürfe zur Förderung des Romantiſchen. Wie ſo er gerade auf mich gefallen und verſeſſen war, blieb mir ein Räthſel. Zuletzt, als ich ihn gar nicht los werden konnte, nahm ich ein altes Sonett, verſtümmelte die Zeilen, ſchob falſche Reime ein, und gab ihm das unter der Bedingung, mich nie als den Verfaſſer zu nennen. Er ſtutzte, zog die Augenbrauen zuſammen, ſah mich an, fragte, ob ich das für ein richtiges Sonett halte? Auf meine Verſicherung, ja, und für ein ſehr ſchönes, trat er zurück, ſagte, er ſehe wohl, daß ich der Mann nicht ſei, für den er mich gehalten, empfahl ſich, und ich ſah ihn nie wieder. Das andere Begegniß war faſt noch ſchlimmer. Mit mir in demſelben Gaſthofe zur Stadt Rom ganz oben und hinten wohnte eine Dichterin, Suſanne von Bandemer geborne von Franklin, von der Königin Luiſe einſt als Minneſängerin mit goldner Kette beſchenkt. Doch dieſe Zeiten lagen weit rückwärts! Sie ließ mich rufen, und beklagte leidenſchaftlich, ſchon einige Tage verloren zu haben, und nur erſt ſeit heute zu wiſſen, daß ich mit ihr unter Einem Dache wohne, aber wir wollten die verlorne Zeit einbringen, ſie ſei krank und deßhalb jeden Abend zu Hauſe, ich ſolle bei ihr Thee trinken und ihre Gedichte hören. Sie war über ſechzig Jahr, häßlich, äußerſt redſelig, in ihren Geſprächen aber unerſchütterlich. Sie hielt mich am Arme feſt, und ließ mich nur unter dem Verſprechen fort, am Abend wiederzukommen. Ich hatte mir gelobt, wortbrüchig zu ſein. Aber der Qual wurde ich nicht ledig, ſchriftliche Botſchaften und mündliche, dringende Anfragen über dies und jenes erfolgten jeden Tag, ich kannte zum Unglück ihre Verwandten und wollte nicht ganz grob ſein; genug, ich mußte noch einigemal die ſchreckliche Unterhaltung beſtehen, bis die Abreiſe mich erlöſte. Seitdem hat ſich mir beiderlei Mißgeſchick wohl oft genug wiederholt, aber ſei es daß die Wiederholung die Empfänglichkeit mindert, oder daß die Jahre geduldiger machen, ſo hart wie in jenen Tagen hat mir die Bedrängniß in der Folge nie geſchienen!

Das Feſt der Reformation wurde am Schluſſe des Oktobers und an den erſten Tagen des Novembers auf vielfache Art gefeiert. Die Theilnahme war groß und allgemein, das Volk verſtand dieſes Feſt; die religiöſe Stimmung des gemeinen Mannes verlangt Vorſtellungen des Muthes, der Tapferkeit, hier fand ſie ſolche in dem Helden des Tages, dem geprieſenen Doktor Luther, der aus der alten Zeit wie von ſelbſt an die Seite Blücher's trat, und in Wittenberg eben jetzt auch im ehernen Standbild ſichtbar wurde. Lieder, Reden, Lebensabriſſe, Denkmünzen, Kupferſtiche, Steindrücke erſchienen in Menge, das würdigſte Denkmal aber neben dem ehernen war die Reformationsgeſchichte Marheineke's, welche längſt vorbereitet in dieſem Zeitpunkt herauskam. Daß auch das Theater die Reformation feierte, kann beweiſen, wie gering noch die Neigung war, Aergerniß zu nehmen; damals beſuchten auch die Prediger noch ohne Bedenken das Schauſpiel. Aber den Luther Zacharias Werner's auf die Bühne zu führen, den verweichlichten, faſt albernen, des ſchon katholiſch gewordenen Dichters, konnte allerdings ein Mißgriff dünken; die Theaterverwaltung beging ihn, die Behörden thaten keinen Einſpruch, und auch das Publikum hätte vielleicht geſchwiegen; nur die Jugend zeigte hier ein empfindlicheres Gefühl, und hielt ihrerſeits ſchon den Maßſtab an, der ſpäter der herrſchende wurde; kaum war der Schauſpieler, der die Rolle Luther's ſpielte, hervorgetreten, ſo riefen die Studenten: „Der Reformator von der Bühne!“ und da ein großer Theil des Publikums einſtimmte, ſo wurde die angekündigte Szene aus der Weihe der Kraft förmlich ausgepocht. Die neue Anklage, welche hieraus gegen die Jugend hervorging, fand in dieſem beſondern Fall ihre angeſehenen Vertheidiger, und die Sache ging ungeahndet vorüber.

Bald nach dieſem großen Feſte, das mit Recht ein allgemeines heißen konnte, weil auch Katholiken frohen Herzens an ihm theilnahmen, — wie denn ein proteſtantiſches Fräulein, dem an dieſem Tage in die Kirche zu gehen unerläßlich dünkte, an den Thüren der ſchon überfüllten proteſtantiſchen Kirchen abgewieſen, in der Verzweiflung zur katholiſchen flüchtete und in der faſt leeren einen guten Platz fand, und dort eine Rede voll Anerkennung Luther's mit anhörte, — nach dieſem öffentlichen Feſte bot ſich uns ein häusliches, perſönliches dar, dem alle wärmſte Beeiferung gewidmet war. Stägemann's Geburtstag wurde gefeiert, und dießmal in außerordentlicher Weiſe. Seine edle, hoch- und ſchönſinnige Gattin Eliſabeth hatte den Kreis ſeiner näheren Freunde mit dem ſeiner zahlreichen Verehrer und Anhänger vermehrt, die liebenswürdige, gleich dem Vater dichteriſch begabte Tochter aber mit ihren Jugendgeſpielen ſinnreiche dramatiſche Spiele einſtudirt, die ſich durch Erfindung, Munterkeit und Gehalt weit über das Gewöhnliche erhoben. Den bedeutenſten Beitrag lieferte Friedrich Schulz, der ſelber auch die Hauptrolle, den Bürgermeiſter von Vierraden, in dem kleinen Stücke vortrefflich ſpielte; der ächte Gelegenheitsdichter that ſich auf das glänzendſte dar. Die höchſten Staatsbeamten und die Blüthe der Berliner Geſellſchaft waren zugegen, und da mit ſinniger Anſpielung alle neuſten Ereigniſſe und Verhältniſſe des Staats in den mitunter ſcharfen Scherz gezogen wurden, ſo lief gleichſam ein Ariſtophaniſcher Faden durch das Ganze, und deßhalb auch, und weil ſpäterhin dergleichen wohl nicht mehr gewagt worden wäre, darf dieſer Zug in der Vorführung jener Zeiteindrücke nicht fehlen. Der Staatskanzler ſelbſt war nicht ganz verſchont, doch der hätte gleich dem anweſenden Beyme, Nicolovius, Savigny, Wolf, und Anderen, die im Stücke theils genannt, theils angedeutet wurden, Scherz verſtanden und hingenommen.

Ernſthafter und umfangreicher war bald nachher ein Feſt, das die Geſellſchaft für deutſche Sprache Abends im Börſenſaale gab. Die namhafteſten Männer der Stadt, unter ihnen Stägemann, Nicolovius, Süvern, Wolf, waren als Mitglieder oder als Gäſte zugegen. Hier war faſt alles in altdeutſcher Tracht, und Jahn und ſeine Turnbrüder hatten das Uebergewicht. Die Lieder, welche geſungen wurden, die Trinkſprüche, die ihnen folgten, der laute und kräftige Jubel, welcher ſie begleitete, ſetzten die Haltung mancher ſteifen Herren auf harte Proben. Die ganze Verſammlung, in der wie geſagt die Turner ſich in der Mehrzahl ſahen, und daher mit größter Zuverſicht ihre Stichwörter auswarfen, eines rauſchenden Beifalls im voraus gewiß, — hatte etwas Herausforderndes und Kriegeriſches, das den Sinn mächtig anſprach, aber freilich auch erſchrecken konnte. Schon waren wilde Aeußerungen genug vorgekommen, allein der beſonnene Ordner der Geſellſchaft, Dr. Karl Müller, wußte immer wieder das Feuer zu dämpfen, und leitete zuletzt durch eine längere, gediegene und wohlgeſprochene Rede die Aufgeregten zur Mäßigung zurück, worauf er ſein Amt niederlegte, und das Feſtmahl für geendigt erklärte. Doch die Geſellſchaft wollte darum noch nicht auseinandergehen, im Gegentheil, jetzt der bindenden Ordnung entledigt, nahm der Taumel erſt rechten Aufſchwung. Die Sitze wurden verlaſſen, Arm in Arm verſchlungen wandelten Gruppen ſingend auf und ab, in der großen Geſellſchaft bildeten ſich kleinere, jede hatte ihre Geſpräche und Geſundheiten für ſich; nirgends aber, das verdient bemerkt zu werden, war eine Spur von Trunkenheit. Da verſuchte Jahn nochmals mit gewaltiger Stimme durchzudringen, und brachte das Wohl derer aus, die auf der Wartburg ein ſo herrliches Beiſpiel gegeben; die Gläſer klangen und heller Jubel, aber gleich darauf erfolgte eine große Stille; man beſann ſich, bedachte die Umſtände, und viele ſelbſt der näheren Freunde Jahn's tadelten ſeinen Uebermuth, denn ſie fühlten, daß aus dem Wartburgfeſt viel Unheil hervorgehen könne, ſahen ſich und ihre Sache nicht wenig bedroht, und glaubten, daß die Umſtände eher Klugheit als Trotz anrathen müßten. Jahn ſelbſt wollte das nicht in Abrede ſtellen, meinte aber, was für die Andern gelte, gelte noch nicht für ihn, und zu allem, was er ſchon zu verantworten habe, könne er auch das, was er eben geſagt, noch nehmen. Zuletzt, als der Saal ſchon leerer geworden, rief er die Uebriggebliebenen noch zuſammen, und hielt aus dem Stegreif eine Rede zu Ehren Luther's und der deutſchen Sprache, ſo kräftig, friſch, kurz und raſch, und ſo zweckmäßig und unverfänglich, daß alle Hörer entzückt, und auch die ſchüchternen befriedigt waren, denn das ganze Feſt empfing dadurch einen ſo harmloſen als glänzenden Schluß, zu dem ſich jederman bekennen durfte.

Ich hatte dem Fürſten von Hardenberg in der erſten Audienz, die ich nicht ohne Schwierigkeit im allgemeinen Zudrang erlangte, meine Berufung nach Würtemberg vorgelegt, und ich konnte bemerken, daß ſie einen günſtigen Eindruck bei ihm machte, daß es ihm ſchmeichelte, einen der von ihm zuerſt Angeſtellten ſo günſtig von einem fremden König beurtheilt zu ſehen. Er verſetzte auch ohne Zögern, das ſei recht ſchön und ehrenvoll, aber ich müſſe in Preußen bleiben, und man werde mich für das, was ich dort aufgäbe, hier ſchon entſchädigen. Ich hatte die Unvorſichtigkeit ganz offen zu erklären, daß ich ſchon völlig entſchieden ſei, und alles ablehnen wolle. Der Fürſt meinte, er müſſe doch dem Könige Vortrag über meine Sache halten, ich möchte unterdeß das Weitere mit Jordan beſprechen. Dieſer glaubte mir zureden zu müſſen, die Sache anzunehmen, ſie ſei doch gar zu vortheilhaft, denn ſelbſt wenn man mich zum Geſandten in Karlsruhe machte, wäre das doch lange nicht ſoviel, als mir in Würtemberg angeboten ſei. Nachdem ich auch ihm geſagt, ich ſei feſt entſchloſſen, in meiner preußiſchen Bahn zu bleiben, ſo verſicherte er, dann wolle er wenigſtens ſorgen, daß mein Verhältniß gehörig verbeſſert werde, ich ſolle fürerſt als Miniſter-Reſident nach Karlsruhe zurückkehren, eine Gehaltserhöhung bekommen, und dann werde auch die Abhängigkeit von Küſter aufhören müſſen. Ich war dies alles wohlzufrieden. Indeß verzögerte ſich die Entſcheidung, ich hatte nochmals zu erinnern, daß ich derſelben voll Ungeduld harrte, daß ich dem Könige von Würtemberg doch endlich eine beſtimmte Antwort geben müßte. Dieſe kam unter dem 6. November, der Staatskanzler ſchrieb mir, er habe an demſelben Tage dem König über meine Angelegenheit einen Vortrag gemacht. Allerhöchſtdieſelben wollten mich gern in ihren Dienſten behalten und mir die Vortheile gewähren, welche ſich mit den Verhältniſſen und mit meiner bisherigen Stellung vereinbaren ließen; einen beſonderen Geſandten am badiſchen Hofe finde der König aber jetzt nicht nöthig, eine Gehaltszulage ſei für den Augenblick nicht ſtatthaft, ſolle aber demnächſt erfolgen; indeß wurde ich zum Miniſter-Reſidenten ernannt. Ich geſtehe, daß ich urſprünglich hiemit ganz zufrieden geweſen wäre, hatte ich doch erklärt, auch wenn mir gar nichts Neues gewährt würde, in meiner Stellung verbleiben zu wollen! Aber mich empörte, daß man mir andere Verſprechungen gemacht und nun thun wolle, als ſei das nicht geſchehen. Ich that demnach Einſpruch, ſowohl bei Jordan, als bei Hardenberg ſelbſt; allein erſterer berief ſich darauf, daß er mir gleich geſagt, ich würde am beſten den würtembergiſchen Antrag annehmen, und er riethe mir noch dazu. Hardenberg, der die Freundlichkeit ſelbſt war, ſetzte in einer großen Unterredung auseinander, wie er ſelbſt gern alles für mich thun möchte, auch gewiß in der Folge thun werde, doch ſeien ihm ſelbſt die Hände nicht frei, er müſſe viele Rückſichten nehmen, es ſei nicht mehr die Zeit von 1813, auch nicht einmal die von 1815, der Hof ſei hochariſtokratiſch, der alte Familieneinfluß dränge mächtig heran, fordre mit Ungeſtüm Anſtellungen und Geld, er führte mir Otterſtedt an, der als alter märkiſcher Edelmann habe befördert werden müſſen, er meinte ſeine alten, durch neuen Zuwachs verſtärkten Gegner weckten ihm überall Hinderniſſe, der alte Kampf erneue ſich, und ſeine Freunde — er rechnete mich dazu — ſollten ihm beiſtehen, nicht aber ihm neue Schwierigkeiten verurſachen. Meine anfängliche Heftigkeit war gebrochen, es rührte mich, den alten Mann ſeine Bedrängniſſe ſo bekennen zu hören. Ich ſah wohl ein, daß hier nichts weiter zu machen war, und dachte nur mit Sorgen an die Rückwirkung, die in Preußen begonnen hatte, und deren ſchlechter Geiſt beſonders in der Behandlung der Wartburgſache traurig zu Tage kam. Nun war auch meines Bleibens nicht länger in Berlin. Der Staatskanzler beſchied mich zu neuem Wiederſehen an den Rhein, denn er wollte den früher beabſichtigten Beſuch jetzt alſobald ausführen. Ich war froh, meine neuen Ausfertigungen aus den Kanzleien ohne neue Zögerung zu empfangen, eilte bei Freunden und Bekannten mich zu beurlauben, und trat am 17. November meine Rückreiſe nach Frankfurt am Main an.

Am 19. November in Weimar eingetroffen, wollte ich diesmal doch die Gelegenheit wahrnehmen, endlich Goethe'n kennen zu lernen. Ich hatte einige Briefe mit ihm gewechſelt, aber ihn noch nie geſehen. Doch über dieſen Beſuch berichtete ich bald nachher einem Freunde durch einen Brief, den der Zufall wieder in meine Hände gebracht, und ich glaube den Gegenſtand auch hier am beſten darzulegen, indem ich jene Briefworte wiederhole, ſie waren an Stägemann gerichtet, und lauteten wie folgt: „Ein Gegenſtand fordert und nimmt ſich ſein Recht; indem ich dieſe Zeilen an Sie, verehrteſter Freund, beginne, drängt es ſich mir unwiderſtehlich auf, Ihnen vor allen andern Dingen zu ſagen, daß ich Goethe'n perſönlich kennen gelernt habe; zum erſtenmal in meinem Leben hab' ich ihn geſehen, kaum der Gefahr entwunden, ihm unbeſucht vorbeizureiſen, aber freilich auch nicht ahndend und vermuthend, welcherlei Gut mir dadurch unzugetheilt geblieben wäre! Ich kam Nachmittags gegen vier Uhr in Weimar an, unmuthig, durchfroſtet nach ſchlechten Nachtfahrten, auf verdorbenen Wegen, voll ungeduldiger Eile; in dieſer Stimmung beſchloß ich dennoch zuletzt mein Heil zu verſuchen, ließ mich melden und wurde zu fünf Uhr angenommen. Ein Gang von wenigen Schritten, aber in welcher Erregung legte ich dieſe zurück! Es war mir, als wenn alles, was ich bei dem Namen je gedacht und empfunden, ſich noch eiligſt auflöſen, und zu einer Perſönlichkeit verkörpern ſollte, die ſich ſogleich an der wirklichen, leibhaftig mir gegenüberſtehenden, zu prüfen haben würde. Aber welcher Empfang ſtand mir bevor! Ich mußte, als ich Goethe'n vor mir hatte, alles fahren laſſen, was die langjährige, tiefgenährte Bekanntſchaft mit dem Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten, wirkſamen Menſchen beſchäftigt zu ſein, der mild, freundlich, treuherzig, anmuthig, geiſtvoll, kraftreich, mir das Bild eines ganzen Menſchen — wenn dieſer geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig iſt — in vollſtändig ausgebreiteter großartiger, ſchöner Lebensentwickelung vergegenwärtigte. Das ſeltene Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer ſo milden und biedern Aufnahme, als ſei ich ein alter Freund, der längſt erwartet worden, mußte mich um ſo mehr überraſchen, als ich die ſcheue Zurückhaltung, die ihm ſo oft vorgeworfen worden, in den ſchriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte läugnen können. Nach der erſten Begrüßung, wobei er mir die Hand reichte, ſprachen wir gleich ſehr vertraut, und bald nachher hielt er inne, reichte mir wieder ſeine Hand hin, und rief mit Innigkeit: «Sie müſſen mir nochmal die Hand geben!» — Vergebens würde ich Ihnen den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Geſprächs zu ſchildern ſuchen, es war wie ein Stück Leben, in tauſend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend, ohne die einzelnen Bezüge geſondert feſthalten zu laſſen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunkeln Wurzel her, aber ſelber doch nur als luſtigheitres Gebild des Augenblickes erſchloſſen. Wie jenen helleniſchen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Platon verlebten Tagen ihn erſuchten, ſie nun auch zu ſeinem berühmten Namensvetter, dem Philoſophen, zu führen, ſo ging es faſt mir, der ich in täuſchender Beſinnung leicht dieſen herrlichen Mann hätte bitten können, mir nun auch die Bekanntſchaft des ihm gleichnamigen Schriftſtellers zu verſchaffen. Ich blieb auf Goethe's wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht ſogar; ſein Sohn und deſſen ihm kürzlich erſt vermählte Gattin waren die einzigen Mitgenoſſen eines Theils dieſer Stunden. Schwer würde ich einige beſondere Sprüche aus dem lebenreichen Ganzen ausſondern! Die feſteſten, kräftigſten Aeußerungen, die feinſten, erfreulichſten Wendungen, voll Geſtalt im Hervorkommen, zerfloſſen mir unter den Händen, wenn ich ſie dem Gedächtniſſe zum Behalten und Ueberliefern einprägen wollte. Wir ſprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — ſo nannte er es ſelbſt — vollen Zutrauen von Dingen, die er ſonſt lieber unerörtert laſſen mag; auch über den Geiſt und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Geſtalten der nächſten Vergangenheit, über Napoleon, Franzoſen, Deutſchland, Preußen; wie freut' ich mich des unerſchütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwiſchendinge ſtets in unſeres deutſcheſten Dichters Vaterlandstreue geſetzt! Wie gerecht, einſichtig und unſchuldig waren ſeine Aeußerungen in dieſer Hinſicht, von wahrem Geſchichtsgefühl, ſo des Augenblicks wie der Jahrhunderte, beſeelt! Er ſieht nur früh und ſchnell die Dinge ſo, wie die Meiſten erſt ſpät ſie ſehen; er hat vieles ſchon durchgearbeitet und beſeitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er ſoll unſere Kindereien mitmachen, weil wir ſie noch als Ernſt nehmen! — Goethe kein deutſcher Patriot? ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In ſeiner Bruſt war alle Freiheit Germaniens früh verſammelt, und wurde hier, zu unſer Aller nie genug erkanntem Frommen, das Muſter, das Beiſpiel, der Stamm unſerer Bildung. In dem Schatten dieſes Baumes wandeln wir Alle. Feſter und tiefer drangen nie Wurzeln in unſern vaterländiſchen Boden, mächtiger und emſiger ſogen nie Adern an ſeinem markigen Innern. Unſere waffenfrohe Jugend, die höhere Geſinnung, die in ihr wirkte, ſtehen wahrlich bezugreicher zu dieſem Geiſte, als zu manchem andern, der dabei beſonders thätig geweſen ſein will. Iſt doch nicht alles Freiheit, was ſo ausſieht, was einen Augenblick ſo genannt wird; und manches franzöſiſche Wort iſt deutſcher, als das, welches man an die Stelle von jenem bringen will! — Das Leben in kleineren Städten, von größeren Mittelpunkten der neuern Zeit entfernt, hat für Goethe'n vielleicht manche Anſicht nicht ſogleich in volle Beleuchtung treten laſſen, manche Anſchauung dunkel gehalten: aber wie nimmt der weiſe Sinn den kleinſten Schimmer ächten Lichtes, das ihm dargeboten wird, ſicher auf, und vertheilt ihn mit Blitzesſchnelligkeit über das ganze Bild! — Uebrigens iſt Goethe alt, und gerade darin jung, daß er die Weſenheit des Alters mit gleicher Friſche und Wahrheit in ſich aufnimmt, wie er jung die Jugend in ſich aufnahm; es iſt eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre ſolche Alte möglich zu ſehen, wie Schlabrendorf und Goethe ſind. Schön von Antlitz und Bildung, kräftig an Haltung und mit hoffnungsvoller Geſundheit ſteht letzterer noch mitten in des Lebens Thätigkeit, auf Nahes bedacht wie auf Fernes, aber die Zeit beiſammenhaltend, und nicht das größere Zurückgelegte verkennend. Im Ganzen giebt das Werk über ſein Leben — dieſe gehaltreichſten Denkwürdigkeiten, in welchen die tiefſinnige Kürze des alten Philoſophen mit der Homeriſchen Fülle des alten Dichters vereinigt iſt — den Standpunkt, auf welchem er ſich als Menſch jetzt befindet, ſeine Art und Weiſe des Daſeins, ziemlich vollſtändig und ungefälſcht zu erkennen. Mehrere Theile werden noch folgen; eine Art Erſatz für ſo vieles, das nicht geſchrieben zu haben er jetzt bedauert! — Dieſes Uebergewicht, das die erwartete Wirkung des Dichters ſo ganz der Wirkung des Menſchen unterordnete, und mich von dem erſteren zwar vieles, aber faſt nur in Bezug auf den letzteren ſehen ließ, wurde mir gleichſam zum Triumphbilde des Mannes, von deſſen Anſchauen ich die folgenden Tage mit einer ſanften Gluth erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichſten Begegniſſe der innern Welt ſie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun ſagen, bin ich um ein großes Gut reicher.“

In Frankfurt am Main harrte Rahel auf mich. Im Schooße der Familien Goltz, Maltzan und Hertz mit Liebe gehegt, mit Frau Räthin Schloſſer, mit Schlegel's, Frau de Ron und Anderen in erfreulichem Umgang, von dem alten Freunde Scholtz, dem nunmehrigen preußiſchen Miniſter-Reſidenten in Frankfurt, von Otterſtedt, der von Darmſtadt häufig herüberkam, von Jaſſoy, Küpfer und Anderen mit Dienſtbefliſſenheit verehrt, hatte ſie angenehme Tage verlebt, und in aller Kürze ſich einen Geſellſchaftskreis gebildet, wie er in Karlsruhe nicht möglich war. Sie konnte ſich aller dieſer Menſchen nur rühmen, der einzige Küpfer machte eine

Ausnahme. Schon ſchriftlich hatte ſie mir angedeutet, daß er unſern Briefwechſel, dem er ſich wegen Poſtbeſchleunigung als Zwiſchenträger erboten hatte, nicht ſo gewiſſenhaft beſorge, als wir von ihm zu erwarten berechtigt waren, einer meiner letzten Briefe, der ihm als Einlage zugekommen, fand ſich, als Rahel ihn von mir empfing, zwar wie gewöhnlich mit einer Oblate verſiegelt, allein dieſe erwies ſich beim Eröffnen noch naß, was nothwendig vorausſetzte, daß der Brief unmittelbar vorher offen geweſen. Noch manches andere Mißfällige in Betreff ſeiner tauſchten wir aus, und unſer Urtheil war ſchnell gefällt, aber wir kamen überein, alles ungerügt und ihn glauben zu laſſen, wir ſtänden zu ihm wie ſonſt, ſo daß wir uns ſicherten und ihn der Täuſchung preisgaben, — die richtigſte Gegenwehr gegen ſolchen Klugdünkler, — an ſeiner eignen Argliſt ihn zum Narren werden zu laſſen.

Graf von Goltz beſtürmte mich mit Fragen über die Verhältniſſe in Berlin, ihm durft' ich aufrichtig ſagen, wie ich die Sachen gefunden hatte, ein buntes Durcheinander, eine gränzenloſe Verwirrung, die der Staatskanzler zur feſten Ordnung zu bringen nicht mehr die Macht hatte. Daß dieſe Aufgabe möglicherweiſe für Wilhelm von Humboldt bewahrt ſein könnte, wie man damals glaubte, war für Goltz eine ſehr beunruhigende Ausſicht; er und die Gräfin wünſchten lieber die Verwaltung des Staatskanzlers fortgeſetzt zu ſehen, mit der ſie doch ebenfalls unzufrieden waren, hauptſächlich aus dem ariſtokratiſchen Standpunkt, und ich empfing hier die Beſtätigung deſſen, was ich ſelber wahrgenommen und überdies aus Hardenberg's eignem Munde gehört hatte; ſie geſtanden mir, der ich doch gewiß in ihren Augen ein homo novus war, daß für die alten Familien mehr gethan werden, daß der vornehme Adel die erſten Stellen haben müſſe, und ich hatte ſogar von der Gräfin zu hören, daß Wilhelm von Humboldt doch nur ein parvenu ſei, der bei Beſetzung des Londoner Geſandtſchaftspoſtens wohl einem Grafen von Maltzan hätte nachgeſetzt werden ſollen; dieſer als beſcheidener diplomatiſcher Anhängling ſchien den Ausbrüchen ſeiner Schwiegermutter doch ſelber einigen Zweifel entgegenzuſetzen.

So ſehr mich Goltz auch aufzuhalten ſuchte, und der Verkehr mit den Frankfurtern mich anzog, ſo durfte ich doch meine Rückkehr nach Karlsruhe nicht länger verſchieben, und nur ein Unwohlſein Rahel's hielt mich noch einige Tage feſt. Am 29. November trafen wir nach einer dreimonatlichen Abweſenheit wieder in Karlsruhe wohlbehalten ein.

Die badiſchen Sachen hatten in der Zwiſchenzeit bedeutende Fortſchritte gemacht. Der wichtigſte war ein neues vom Großherzog erlaſſenes Hausgeſetz vom 4. Oktober 1817, wodurch die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Großherzogthums ausgeſprochen und die Ordnung der Regierungsnachfolge feſtgeſtellt wurde; mit dieſem Hausgeſetz gleichzeitig erſchien eine Staatsurkunde, welche die drei Söhne des Markgrafen Karl Friedrich, bisher Grafen von Hochberg, zu Großherzoglichen Prinzen und Markgrafen von Baden erhob, und ſie zur Regierungsnachfolge berechtigt erklärte. Mit unſäglicher Mühe und mit Aufbietung ihres ganzen, vereinigten Anſehens, hatten Reizenſtein und Tettenborn den Großherzog zu dieſem entſcheidenden Schritte vermocht. Sie mußten dabei den alten Stolz überwinden, der ſich weit über die Hochberge erhaben dünkte, und ſie als einen geringeren Anhang des Hauſes zu betrachten gewohnt war, ſie hatten die Eiferſucht der Markgräfin Amalia und ſelbſt des Markgrafen Ludwig zu beſchwichtigen, welche ihren Titel nun mit dieſen halbächten Verwandten theilen ſollten. Aber der Wechſelfall, der dieſem Vorſchlage zur Seite ſtand, daß wenn dieſer nicht angenommen würde, der Markgraf Ludwig ſofort eine ebenbürtige Heirath eingehen und dem Lande Erben erzielen müßte, ſchien der gereizten Empfindlichkeit noch ſchwerer zu ertragen, und die Erhöhung der Hochberge wurde vorgezogen. Die ganze Maßregel war durchaus zweckmäßig, ſie erſchwerte die Theilungsgelüſte Oeſterreichs und Baierns, und zog ihnen die Hoffnung nahen Erlöſchens der männlichen Nachkommenſchaft im Hauſe Baden unter den Füßen weg. Die Maßregel war aber auch kühn, inſofern ſie ganz aus eigener Machtvollkommenheit, ohne Vor- und Anfrage bei den großen Mächten und Verwandten, mit Entſchloſſenheit als Thatſache hingeſtellt war. Nur Rußlands Billigung war aus früheren Verhandlungen ſo gut als gewiß anzunehmen. Auch ſuchten die Gegner ſofort alles Mögliche hervor, um die Gültigkeit zu bezweifeln, ſie wenigſtens von fremder Zuſtimmung abhängig zu machen. Die Geſandten von Oeſterreich und Baiern hielten ſich zurück und ſchmollten; ſelbſt der König von Würtemberg, ungehalten, daß man ihn, den nachbarlichen Freund nicht in's Vertrauen gezogen, rief ſeinen Geſandten auf einige Zeit nach Stuttgart. Die Großherzogliche Familie war anfangs erſchrocken, Berſtett und die meiſten andern Staats- und Hofbeamten fürchteten, man ſei zu weit gegangen und werde nicht durchdringen; Reizenſtein und Tettenborn aber ließen ſich nicht irre machen, und auf ſie geſtützt behielt auch der Großherzog Muth. Daß ich, dem der neue Titel ſchon größeres Anſehen gab, dem Geſchehenen beipflichtete, und durch mein perſönliches Urtheil gleichſam die Anerkennung Preußens auszuſprechen ſchien, wurde für einen großen Gewinn erachtet, und der Großherzog dankte mir bei meiner Antrittsaudienz auf's lebhafteſte für meine Theilnahme, meine Mitwirkung. Auf der Gegenſeite jedoch war ich dafür um ſo ſchlimmer angeſehen, und da dieſe unter den badiſchen Hofleuten ſelbſt ihre Anhänger hatte, ſo waren dieſe gleich geſchäftig mir durch kleine Ränke die neue Stellung zu verderben, was ihnen aber nicht gelingen konnte, da die Gunſt, in der ich ſtand, ſchon zu gut befeſtigt war, und Berſtett überdies mich für den weiteren Kampf, den er zu führen haben würde, als einen unentbehrlichen Bundesgenoſſen anſah.

Der würtembergiſche Geſandte war nicht mehr Gremp von Freudenſtein, ſondern, nachdem ein Herr von Wächter eine Zeitlang als Geſchäftsträger angeſtellt geweſen, hatte der Graf Rudolph von Mülinen als Geſandter ihn abgelöſt. Dieſer war längere Zeit Adjutant des Königs als Kronprinzen geweſen, und galt für deſſen Günſtling; doch manche Stimmen aus Stuttgart verſicherten, der König habe ihn zum Geſandten ernannt, um ihn aus ſeiner Nähe los zu werden. Da ich Denkwürdigkeiten ſchreibe, in denen auch untergeordneten Perſonen ausführlichere Zeichnung zukommen darf, ſo will ich einige Züge zu ſeiner Schilderung geben.

Eingenommenheit von ſich ſelbſt, und geſchwätzige Darſtellung ſeiner ſelbſt, waren eigentlich das A und O ſeines Weſens; aber die Beigabe von Unwiſſenheit und Taktloſigkeit, welche jene Eigenſchaften verſtärkt, dürfte man ſich ohne einige Beiſpiele ſchwerlich vorſtellen. Gleich bei dem erſten Mittageſſen, das der badiſche Miniſter ihm gab, ſpottete er aus vollem Halſe lachend und in endloſer Schwatzhaftigkeit über die kleinen Staaten, deren Truppenmacht höchſtens eine Diviſion bilde; aber Baden ſowohl als auch Würtemberg befanden ſich in demſelben Falle, und der kleine Diplomat ſchien nicht zu wiſſen, wohin und woher er geſendet war. Dann fragte er, wo denn wohl die deutſche Bundesakte zu leſen ſei, er müſſe das Ding doch nun auch einmal anſehen. Eine Dame bat er um Verzeihung, daß er in ihrer Gegenwart das häßliche Wort „ſcheuslich“ gebraucht habe, welches er freilich anders ausſprach und daher auch anders ableiten mochte. Mit der ſelbſtzufriedenſten Miene ſagte er: „Wenn man, wie ich, drei Feldzüge mitgemacht“, und das Perſonen gegenüber, die deren zu fünfzehn und zwanzig zählten. „Als Muſikkenner und Sänger kann ich das ſagen“, äußerte er bei anderer Gelegenheit, und als er einige Muſiknoten leſen ſollte, entſchuldigte er ſich, darauf ſei er nicht eingeübt. „Die dunklen deutſchen Philoſophen, die ich geleſen“, ſagte er ein andermal, und als man unbefangen fragte, wen er meine, ob Fichte, Schelling, oder gar auch Kant, ſo erwiederte er vornehm ablehnend, ihrer Namen erinnere er ſich gerade nicht! Wir hatten vielen Spaß von dieſen unglaublichen Albernheiten, allein die ſchreckliche Langeweile, die ſich der leeren Schwatzhaftigkeit anheftete, wurde durch jenen nicht aufgewogen. Der würtembergiſche Diplomat war lang und hager und erſt dreißig Jahr alt, er konnte es noch weit bringen. Auch brachte er es weit genug in ſeiner Art, er wurde ſpäter Geſandter in Paris und blieb es viele Jahre.

Ich hatte dem Könige von Würtemberg das Ergebniß meines Aufenthalts in Berlin und meinen Entſchluß in preußiſchen Dienſten zu bleiben auf ſchickliche Weiſe mitgetheilt, ſo daß er nicht umhin konnte, mein Verhalten zu billigen, zugleich aber das Band, das mich an ihn knüpfen ſollte, nicht fallen ließ. Er ſchrieb eigenhändig an mich unter dem 10. Dezember: „Mit vielem Intereſſe habe ich die Nachrichten geleſen, welche in Ihren verſchiedenen Briefen enthalten waren; ich begreiſe und billige ganz Ihre gegenwärtige Handlungsart, welche durch die Lage der Dinge Ihnen vorgeſchrieben iſt, mit gleichem Vergnügen werde ich übrigens unſer bisheriges Verhältniß fortdauern ſehen, welches ich für die Gegenwart wie für die Zukunft gleich nützlich und gut halte. Sollten es Ihre Verhältniſſe erlauben uns hier zu beſuchen, ſo werden Sie meinen Wünſchen entgegenkommen, und Sie leicht dadurch die Ueberzeugung ſchöpfen, daß wir hier weit ruhiger leben, als man es dem Ausland glauben machen will! Wilhelm.“ Ich ſchrieb wegen der Erlaubniß zu einem ſolchen Beſuche nach Berlin, und mußte die Antwort abwarten.

Die Großherzogin fand ich in Betrübniß und großer Sorge wegen des Großherzogs. Dieſer war ſeit langer Zeit kränklich, und des düſtern Argwohns, der in ihm deßhalb aufgeſtiegen, iſt ſchon früher gedacht worden; allein ſeine urſprünglich kräftige Natur hatte bisher den Kampf noch mit Erfolg aufgenommen, und er konnte ganze Wochen und auch Monate zählen, in denen er ſich verhältnißmäßig wohlbefand, auf die Jagd fuhr, den Truppenübungen beiwohnte, ja ſogar die alten Vergnügungen genoß, die beſonders in ſchon geſchwächtem Zuſtand ihm verderblich ſein mußten, aber freilich von nichtswürdigen Dienern unter immer neuen Reizen ihm dargeboten wurden. Seit dem Herbſt aber war die Kränklichkeit bedeutender geworden, und wollte den ſonſt erprobten Mitteln nicht weichen. Ein unglücklicher Zufall war der Anlaß der Verſchlimmerung, doch ſchwerlich die alleinige Urſache, der Großherzog hatte eine Fahrt im offenen Wagen gemacht, und von ſtrömendem Regen überraſcht weder einkehren, noch erlauben wollen, daß der Wagen ſo viel es ginge geſchloſſen würde; durchnäßt und erkältet kam er an, und mußte ſich gleich zu Bette legen; die Kriſen blieben unvollſtändig, und er kränkelte fort. Der ruſſiſche Leibarzt Rehmann ſprach von beginnender Bruſtwaſſerſucht, doch die badiſchen Aerzte widerſprachen, und ſchoben die Wirkungsloſigkeit ihrer Arzneien auf die Unmäßigkeiten des Kranken, der immer wieder den gewohnten Lüſten nachhing, worauf jedesmal ein Rückfall erfolgte. Man ſuchte dieſen Zuſtand möglichſt zu verbergen, der Großherzog wurde vermocht, bei jeder kleinen Beſſerung ſich öffentlich zu zeigen. Mir aber vertraute die Großherzogin unter Thränen, daß ſie in größter Sorge ſchwebe; Bruſtbeklemmungen, heftiger Huſten, Krämpfe ſtellten ſich häufig ein, Mißbehagen in allen Gliedern, Schwäche und Hinfälligkeit hörten gar nicht auf. Der Kranke war in düſtrer Stimmung, er wurde immer träger und argwöhniſcher. Niemand durfte ſeine Arzneien anrühren, er verſchloß ſie jedesmal, ſo oft er das Zimmer verließ; ſeinen Wein nahm er von Tettenborn, die Flaſchen mußten verſiegelt ihm gebracht und bei Tiſch unter ſeinen Augen geöffnet werden, er koſtete keine für ihn beſonders bereitete Speiſe, er aß nur von den Gerichten, die er von Allen eſſen ſah. Ihn zu erheitern, aufzurichten, war eine ungeheure Arbeit; die ſanften Bemühungen der Großherzogin, der Eifer ſeiner nächſten Diener blieben wirkungslos, nur Tettenborn konnte ihn dahin bringen, die nothwendigſten Geſchäfte zu vollziehen, bei günſtigem Wetter auszufahren, einer unerläßlichen Audienz ſich zu unterziehen; Tettenborn war wegen dieſes Verhältniſſes von Mannheim nach Karlsruhe gezogen, und ſein Haus war das einzige, das der Großherzog bisweilen Abends beſuchte. Sonſt hielt er ſich im engen Kreiſe ſeiner vertrauten Geſellſchafter, des Oberſtallmeiſters von Geuſau, der beiden Herren von Holzing, des Oberſtlieutenants und des Forſtmeiſters, ferner des Oberkammerjunkers von Ende, ſeines alten Leibarztes Schrickel, ab und zu einiger Generale und Hofleute, die augenblicklich in Gunſt waren. Zu dieſem Kreiſe gehörte ſeit einiger Zeit auch ein Graf von Bohlen, früher preußiſcher Offizier, dann ruſſiſcher, der ſich eine Zeitlang im Tettenborn'ſchen Hauptquartier aufhielt und mir daher wohlbekannt war. In gewiſſem Sinne war er den berühmten preußiſchen Gendarmen-Offizieren beizuzählen, die vor dem Schlage von 1806 in Berlin das große Wort führten, und eine ſtudentenhafte Ritterlichkeit mit Glanz darſtellten, allein die letztere theilte er doch eigentlich nicht, ſondern verhielt ſich zu ihr mehr wie ein Knappe. Sein Streben ging einzig auf Wohlleben, und in dem auf Speis und Trank bezüglichen war er das leibhafte Bild Fallſtaff's, dem er auch an ruhmredigen großen Worten und an guter Laune glich; ſeine Meiſterſchaft in Behandlung der Spielkarten hatten ihm üble Nachrede zugezogen, die er aber wenig achtete. Dieſer Mann war wie gemacht den Großherzog zu unterhalten, und ſchickte ſich zu den andern Geſellen vortrefflich, die aber den fremden Eindringling nur ungern duldeten. Sein Vorrath von luſtigen Geſchichten war unerſchöpflich, alle derben und meiſt unſaubern Anekdoten von alten preußiſchen Generalen trug er in der urſprünglichen Mundart vor, die auch die ſeine noch war, und wenn nichts mehr den Großherzog ermuntern konnte, ſo vermochte es noch der Graf von Bohlen, den er deßhalb auch zu ſeinem Kammerherrn machte und mit einem Jahrgeld bedachte, das freilich für die Bedürfniſſe des gierigen Genießers nicht ausreichte. Die Großherzogin mußte froh ſein, einen ſolchen Ermunterer bei dem mißmuthigen Kranken zu wiſſen, allein der kleine Gewinn koſtete hohen Preis; was den Andern ein luſtiger Scherz war, wurde für ſie zu tödtlicher Langerweile, ja nicht ſelten zum beleidigenden Aergerniß, denn ſie durfte ſich dieſen Geſellſchaften nicht ganz entziehen, und war meiſt in ihnen die einzige Frau. Sie litt unſäglich, und klagte darüber ſchmerzlich gegen Rahel, der ſie einſt mit dem Ausdruck der Verzweiflung ſagte: „Oh plaignez-moi, chère Madame de Varnhagen, je sais déjà par coeur, malgré que j'en aie, toutes les grossièretés de vos vieux généraux prussiens!“ Unter den Geſellſchaftern des Großherzogs zeichneten ſich übrigens die beiden Brüder von Holzing durch wirkliche treue Anhänglichkeit an die Perſon ihres Fürſten vortheilhaft aus.

Von der Krankheit des Großherzogs durfte ſo wenig als möglich geſprochen werden; die Markgräfin Amalia ließ nicht merken, daß ſie von dem traurigen Zuſtand ihres Sohnes vollkommen unterrichtet war; eben ſo wenig der Markgraf Ludwig, dem jedes Wort darüber als eine Hoffnung auf die nahe Erbfolge wäre gedeutet worden. Die beiden anweſenden Schweſtern des Großherzogs, Königin Friederike von Schweden und Prinzeſſin Amalia von Baden, konnten ihre beſorglichen Gefühle nicht ganz unterdrücken, ſie näherten ſich auch der Großherzogin deßhalb, welche dies Entgegenkommen liebreich aufnahm; allein die Kälte der Markgräfin Mutter unterdrückte die freundlichen Wallungen bald wieder. Man war einmal übereingekommen, der Hof ſolle ein fröhliches Anſehen haben, und man verſprach uns einen glänzenden, geſellſchaftreichen Winter. Angeſehene Fremde, wie der franzöſiſche General Graf Lagarde, der preußiſche General von Ende, Bruder des badiſchen Hofmanns, aber dieſem äußerlich wie innerlich durchaus ungleich, einige mediatiſirte Fürſten und Grafen, die mit dem Hof unterhandelten, ſo wie Goloſſkin, Rehmann und Ludwig Robert, trugen zur Belebung das Ihrige bei. Von den Mediatiſirten machte ſich beſonders der junge Fürſt von Fürſtenberg bemerkbar, der eine Art geiſtreicher Fröhlichkeit zeigte, die zwar meiſt nur oberflächliches Sprudeln war, aber einem Manne ſeiner Klaſſe als Genialität angerechnet wurde. Seine kluge Mutter, die ſchon auf dem Wiener Kongreſſe mit männlichem Muth, aber geringem Erfolg die Sache der Mediatiſirten verfochten hatte, war auf den Gedanken gekommen, die politiſchen Vortheile, welche im Streite gegen die regierenden Häuſer nicht zu erlangen waren, im Anſchließen an dieſelben zu gewinnen. Zu dieſem Zwecke ſollte ihr Sohn die junge Gräfin von Hochberg heirathen, und was hiebei noch den Schein einer Mißheirath haben konnte, mußte durch die eben ſtattgefundene Erhebung der Familie Hochberg glücklicherweiſe ſchwinden. Der junge Fürſt befand ſich demnach in Karlsruhe auf Freiers Füßen, und war darum nur um ſo beeiferter aufgenommen und gefeiert. Zu den Weihnachts- und Neujahrsfeſten kam von Stuttgart auch Herr von Küſter mit ſeinen beiden Töchtern, und wir beſchloſſen das ablaufende Jahr in herkömmlicher Weiſe, wobei doch manche dunkle Sorge drohend im Hintergrunde ſtand.

Achtunddreißigſter Abſchnitt.

Karlsruhe. Stuttgart. Baden.

1818.

Die Erhebung der Grafen von Hochberg zu Markgrafen von Baden war eine Maßregel, an deren Gültigkeit dem Großherzog alles gelegen ſein mußte. Nicht nur der Zweck, Land und Regierung dem eigenen Hauſe zu erhalten, forderte dies, ſondern auch das perſönliche Anſehen des Fürſten, der eine ſolche Machthandlung einmal unternommen hatte. Deſto mehr fiel es auf, daß bei den nächſten Anläſſen gleich mancherlei geſchah, was in dem Großherzog die Neigung verrieth, die kaum erhobenen Markgrafen wieder etwas hinabzudrücken. Am Neujahrstage machten die badiſchen Generale und Offiziere dem alten Markgrafen Ludwig herkömmlich ihre Geſammtaufwartung, den neuen Markgrafen durften ſie nur jeder einzeln ihre Glückwünſche bringen. Der Prinzeſſin Amalia Chriſtina war in ihrem beſondern Erhebungspatent nicht wie ihren Brüdern ausdrücklich der Titel Hoheit beigelegt worden, doch gab ihn ihr jederman, und zum 7. Januar, dem Tag ihrer Verlobung mit dem Fürſten von Fürſtenberg, kam dieſer Titel auch in die für die Zeitungen aufgeſetzte Anzeige; doch der Großherzog wurde noch rechtzeitig davon benachrichtigt, und der Miniſter von Berſtett ſelbſt mußte eiligſt in die Druckerei gehen, um die Hoheit wieder auszuſtreichen. Zur Verlobungsfeierlichkeit wurden die Geſandten gar nicht eingeladen, wohl aber zu der darauf angeſagten

Glückwünſchungskour; auf den Einſpruch aber, welchen der hannöverſche Geſandte von Reden mit unnöthigem Eifer machte, daß er noch nicht ermächtigt ſei, die neuen Titel anzuerkennen, ließ Berſtett auch dieſe Einladung wieder fallen, und erklärte ſie für einen Irrthum des Hoffouriers. Der Großherzog freute ſich, ſowohl ſeinen Verwandten als dem mediatiſirten Fürſten bei dieſer Gelegenheit einige Demuth aufzuerlegen, ja ſelbſt die eigenen Brüder der Prinzeſſin hielt er von der Feierlichkeit zurück, indem er gerade zu der für dieſe beſtimmten Stunde ſie zu ſich beſchied, und ſie in gleichgültigen Geſprächen die Zeit verſäumen ließ; nur der jüngſte Bruder durfte der Schweſter zur Seite ſein. Da man dem Grafen Goloffkin zutraute, er würde ſich über alle Bedenken wegſetzen und zur Kour fahren, ſo hielt ihn die Markgräfin Mutter abſichtlich bei der Mittagstafel ſo lange auf, bis es zu ſpät war. Durch ſolche Jämmerlichkeiten, die ſchnell bemerkt und gierig aufgegriffen wurden, handelte die Großherzogliche Familie gegen ihren eigenen Vortheil, und wirkte dem Zweck, den ſie doch ſonſt wollte, möglichſt entgegen. Der Neid mißgönnte ſchon, was er eben ſelbſt gegeben hatte, und vielleicht hätte die wachſende Reue den Widerſpruch von außen ſogar gern benutzt, um das Gewährte zurückzunehmen, wozu manche Höflinge ſchon eifrigſt riethen. Es gehörte die vereinte Kraft Reizenſtein's und Tettenborn's und der ganze Trotz ihrer Standhaftigkeit dazu, um das Werk gegen ſolch elende Triebfedern und Einflüſterungen und zugleich gegen die Angriffe von außen ſiegreich zu behaupten. Indeß blieb den neuen Markgrafen aus dieſen Kleinlichkeiten lange Zeit ein gedrücktes, peinliches Verhältniß, in welchem ſie die neue Würde tragen mußten und doch nicht hervorheben durften, immer in ängſtlicher Beſorgniß anzuſtoßen und zu mißfallen. Es iſt wahr, ihr Naturell kam ihnen zu Hülfe, und ſo leiſteten ſie in dieſer traurigen Rolle des ſich Unterduckens und Vernichtens das Unglaubliche.

Das ganze Hofleben in Karlsruhe beſtand ohnehin faſt nur in kleinlichen Eiferſuchten und Rückſichten. Die verſchiedenen Höfe und ihre vornehme und geringe Dienerſchaft thaten faſt nichts, als einander gegenſeitig beobachten, über jede

Handlung oder Rede Gericht halten, die vermeinten oder wirklichen Abweichungen von der Regel tadeln, die Lächerlichkeiten hervorheben. Da keine Seite den Stoff dazu fehlen ließ, ſo lebte man unausgeſetzt in kleinem Krieg, der indeß, weil er ſorglichſt im Stillen geführt wurde, nicht einmal die Luſtigkeit eines offenen Geplänkels haben konnte. Man fand überall Auflaurer, ausgeſtellte Netze und Fallen, kleine Liſten und Tücken, denen allen zu entgehen faſt nicht möglich war, und freilich kaum auch der Mühe werth, denn was ſchadete es am Ende, wenn man einigen Abfall in den Händen der Leute ließ, den ſie gierig erſchnappten, und den man ſelber doch nur zum Wegwerfen beſtimmt hatte? Die Fremden nun erſt recht brauchten ſich gar nicht um dies Weſen zu kümmern, ſobald ſie nur den Muth hatten ſich darüber wegzuſetzen. Aber angenehm konnte die Hofgeſellſchaft unter dieſen Umſtänden nie werden.

Die Großherzogin Stephanie that ihr Möglichſtes, dem Karlsruher Leben etwas mehr Trieb und Munterkeit zu geben; ſie wünſchte den Großherzog zu erheitern, und nebenher auch die Gerüchte zu widerlegen, daß ſeine Geſundheitsumſtände Beſorgniß einflößten. Dem letztern Zweck ſtimmte er ſelbſt eifrig genug bei, er hätte gar zu gern ſeinen Gegnern den Verdruß angethan, ſich in wenn auch nur geheuchelter Rüſtigkeit ſehen zu laſſen; allein wenn es zur That kommen ſollte, überwog doch allzuſtark das Gefühl der wirklichen Unluſt und Schwäche, und er hielt ſich zurückgezogen. Ein paarmal brachte man ihn mit Mühe an die Tafel und an den Spieltiſch bei Hoffeſten, allein der Eindruck ſeiner Gegenwart war kein vortheilhafter, und alle Lieblichkeit und Beeiferung der Großherzogin konnten nicht hindern, daß ſein Mißmuth und ſeine Verdroſſenheit ſichtbar wurden. An einem Maskenball theilzunehmen war er nicht zu bereden, man glaubte, daß er insgeheim die Beſorgniß hegte, ihm könnte bei ſolcher Gelegenheit etwas geſchehen; man mußte ſich begnügen, unter der Hand auszuſtreuen, er ſei dennoch gegenwärtig, und wolle nur nicht anerkannt ſein, um deſto ſicherer die Andern zu beobachten. In aller Bekümmerniß und Sorge, welche dabei auf die Großherzogin fiel, mußte ſie den Schein davon möglichſt entfernen, und während ſie den Gatten kaum ohne Nachtheil allein laſſen durfte, weil er ſelbſt ungern ſie vermißte und auch wirklich nur einzig durch ſie noch einige Haltung empfing, hatte ſie öffentlich die argloſe Fröhlichkeit vorzuſtellen, zu der Jugend und Verhältniſſe ſie berechtigten. Sie that dies mit vieler Grazie und ſchönſtem Erfolg. Ein Maskenzug von mehr als fünfzig Geſtalten aus Goethe's Dichtungen, wozu die ſchönſten Anzüge und Ludwig Robert's ſinnreiche Reimſprüche aufgeboten waren, gab dazu die günſtigſte Gelegenheit. Jede Maske hatte der Großherzogin etwas Huldigendes zu ſagen, ſie antwortete jeder unvorbereitet in anmuthigſter, geiſtreichſter Weiſe, ſagte jeder etwas Paſſendes, Angenehmes, und man mußte nur bedauern, ſolchen Aufwand, der des größten und feinſten Hofes würdig geweſen wäre, an ſolch rohes Volk vergeudet zu ſehen, wie die Mehrzahl der Karlsruher Leute waren. Von dieſer Rohheit hatten wir erſt kürzlich ein abſcheuliches Beiſpiel erlebt. Auf einem Muſeumsball, wo Adel und Bürger gemiſcht waren, die jungen Edelleute daher gern als ſolche durch Uebermuth ſich bemerklich machten, hatte ein Gardelieutenant von Schilling beim Weintrinken gegen andere Offiziere geprahlt, er werde dem erſten beſten der Anweſenden, deſſen Geſicht ihm mißfiele, das volle Glas Wein, das er in der Hand hielt, in's Geſicht gießen; und als ihm ein eben Eintretender dazu bezeichnet wurde mit dem Bemerken, daß er es bei dem wohl nicht wagen werde, wollte er nicht hinter ſeinem Worte zurückbleiben, und that wie er geſagt hatte. Der Getroffene, durch hinzugefügte brutale Anrede belehrt, daß hier nicht Verſehen, ſondern Abſicht walte, griff zur nächſten Wehr und drang auf den Thäter los, aber im entſetzlichen Lärm, der ſich ſogleich erhob, hatte die Menge ſie ſchon getrennt und die Kammeraden ſchafften den Frevler eiligſt fort. Der Beleidigte war Apollonius von Maltitz, Sohn des früheren ruſſiſchen Geſandten und Legationsſekretair des jetzigen; er hatte nie den geringſten Handel, nicht einmal nähere Bekanntſchaft mit Schilling gehabt. Auch nüchtern ſetzte dieſer ſeinen tollen Uebermuth fort, und verweigerte jede Genugthuung, wobei er darauf trotzte, daß er ſchon viele Zweikämpfe glücklich beſtanden hatte, wogegen Maltitz jetzt ſeinem erſten entgegenſah. Die Empörung über die ſinnloſe Rohheit war allgemein, verlangte jedoch nicht ſowohl, daß der Böſewicht nach Gebühr geſtraft, als vielmehr, daß er gezwungen würde, ſich mit dem Beleidigten zu ſchlagen. Einſtweilen ſaß er in Haft auf der Schloßwache, ſowohl um ihn perſönlich ſicher zu ſtellen, als um ihm die Einwilligung zum Kampf abzudringen. In ſolcher Verkehrtheit der Begriffe waren ſelbſt der ruſſiſche Geſandte Graf Golofſkin und der eigene Vater des Beleidigten befangen, ſie forderten fürerſt nur, daß der Beleidiger ſich ſtellte.

Der Karlstag, am 4. Februar wurde glänzend genug gefeiert, wenn man nur auf das Aeußere der Feſtlichkeit ſah; doch all der Prunk der Säle, alle die reichen Uniformen, Damenanzüge, Ordensbänder, alle die herkömmlichen Formen der Huldigung und Artigkeit, konnten den Eindruck nicht überwinden, daß ſolch ein kleiner ſich zum großen aufblähender Hof, größtentheils aus dem Kehricht des Adels und dem Moder früheren Geltens zuſammengebracht, in unſerer Zeit doch ein abgeſchmacktes Ding ſei! Peinlich für Alle, für die ſogenannten Herrſchaften wie für das Geſinde, hat das ganze Weſen längſt keine Bedeutung mehr: von Macht, Ehre und Annehmlichkeit iſt kaum noch ein Schein vorhanden, und diejenigen Theilnehmer, in denen noch einiger Verſtand und Karakter übrig geblieben, ſind die entſchiedenſten Verächter des Bodens, auf dem ſie leben, und von dem ſie doch nicht laſſen können. Mit welcher Wuth äußerte bei ſolcher Gelegenheit einſt Herr von Blittersdorf gegen mich, daß er als Kammerjunker am Hofe helfen ſolle Gedränge zu machen, und wie bitter klagte er ein andermal, daß er ohne Einladung geblieben ſei! Niemand ſah dies Jämmerliche, Lügenhafte und Gleißneriſche des Hofweſens tiefer ein, niemand litt mehr von der Schlechtigkeit ſolcher Umgebung, als die Großherzogin, ſie ſprach ihren Unwillen und Ueberdruß oft in geflügelten Worten gegen mich aus, und beklagte ihr Loos, das ſie verurtheilt habe, dieſer unfruchtbaren Oede nie mehr entfliehen zu können. Bei öffentlichen Anläſſen ſprach ſie gern und meiſt länger mit mir als den Andern recht war, aber ſtundenlange Unterredungen ergaben ſich ungeſtört und ohne Aufſehen bei ihrer Oberhofmeiſterin Gräfin Walſch, wo ſowohl die politiſchen Anliegen und Beſorgniſſe als auch die Erinnerungen aus dem früheren Leben, beſonders die bei Frau von Campan verlebte Zeit mit unbefangener Aufrichtigkeit beſprochen wurden. Dem großen Reize, mit der Adoptivtochter Napoleons über den Verbannten auf St. Helena zu reden, durfte nur mit Vorſicht gefolgt werden; der Gegenſtand berührte zu tief die empfindlichſten Wunden des eigenen Geſchicks, und es gehörte ein mehr als gewöhnliches Vertrauen dazu, die widerſtreitenden Empfindungen offen darzulegen, die in ſich ſelber noch keineswegs zum Abſchluſſe gekommen waren. Stephanie war in der tiefſten Ehrerbietung für den Kaiſer aufgewachſen, ſein Ruhm und Glanz hatten früh ihre Seele erfüllt, ſpäter ſie ſelbſt emporgehoben in dieſen Strahlenkreis; die perſönliche Nähe konnte den Zauber dieſer Eindrücke beträchtlich mindern, Züge von Rohheit, von niederer Denkart, prägten ſich dem jugendlichen Sinne tief ein; die ſchlechte Behandlung, die Verſtoßung der Nächſten, der Kaiſerin Joſephine, der Geſchwiſter Beauharnais, die beſonders auch ihre Nächſten waren, hatten Stephanien hart berührt, zu manchem Unwillen aufgeregt, aber den Feldherrn und Machtherrſcher, vor deſſen Dräuen die Welt erzitterte, durfte die ſtaunende Bewunderung ſeiner täglich erneuten Thaten und Wirkungen dem Bereiche ſolcher Familienvorwürfe dann wieder weit entrücken. Als mit ſeinen Fehlern auch ſeine Unglücksfälle zunahmen, und endlich ſeine Macht furchtbar zuſammenbrach, hatte die bekümmerte Theilnahme für den Bedrängten, in deſſen Sturz alle ſeine Angehörigen mehr oder minder den eigenen ſehen mußten, die Oberhand über die ſonſtigen Mißſtimmungen gewonnen, und ſein Geſchick auf der einſamen Inſel erweckte die heißeſten Mitgefühle. Doch die Größe des Unglücks führte von ſelbſt auf die Betrachtung der Urſachen deſſelben zurück, und da konnte die Wahrheitsliebe nicht verhehlen, daß maßloſe, blinde Selbſtſucht und freche Menſchenverachtung dieſen Ausgang mit Gewalt herbeigezwungen hatten. Das Urtheil über den

Menſchen war demnach kein günſtiges, wollte jedoch den Helden und ſeinen Ruhm nicht Preis geben, am wenigſten ſolchen Gegnern, in denen der Haß zu überwiegen ſchien. Als ein ſolcher galt ich denn auch, und es dauerte längere Zeit, es bedurfte näheren Austauſches der Meinungen und Anſichten, ehe ſich die Großherzogin ſicher genug glaubte, ihre eigenen zwieſpältigen Geſinnungen in Betreff Napoleon's mir völlig zu enthüllen.

Der Fürſt von Hardenberg war am Schluſſe des vergangenen Jahres in die preußiſchen Rheinlande gekommen, um dieſe ſchwierige, mit dem preußiſchen Staat ſchwer in Einklang zu bringende Provinz näher einzuſehen und zu ordnen. Die Bewohner ſtanden ihren altpreußiſchen Staatsgenoſſen an höherer Bildung nach, aber keineswegs an Kraft und Thätigkeit des gemeinen Lebens, in Freiheitsgewöhnung und Selbſtgefühl waren ſie ihnen voraus; ſie ſträubten ſich gegen das neue Beamtenweſen, das überall anſtieß, ſie hielten feſt was aus den Erträgen der franzöſiſchen Revolution ſich bei ihnen eingebürgert hatte, beſonders die Rechtspflege, die man ihnen auch laſſen mußte. Zudem war die Mehrzahl katholiſch, und die kirchlichen Verhältniſſe, welche unter der Kaiſerherrſchaft ſehr kleinlaut geweſen, machten gegen die preußiſche Regierung die unbequemſten Forderungen geltend. Der Staatskanzler war allerdings der Mann, der hier viel mildern und verſöhnen konnte, er machte verſchiedene Anordnungen, die ihm Neigung und Vertrauen gewannen, beſonders vertröſtete er die Rheinländer auf die neuen großen Staatsformen, durch welche ganz Preußen in nicht ferner Zeit eine neue Stufe ſeiner geſchichtlichen Entwickelung betreten werde. Doch das Streben in dieſer Richtung war hier ſchon regſamer, als in den alten Landen. Der feurige Görres in Koblenz hatte mit kluger Umſicht bereits eine Adreſſe an den König zu Stande gebracht, die mit Tauſenden von Unterſchriften verſehen dem Staatskanzler durch eine Abordnung aus allen Ständen öffentlich überreicht werden ſollte. Der Fürſt erkannte die Mißlichkeit eines ſolchen Auftrittes recht gut, beſaß aber Muth und Freiſinn genug, um alle Gefahren, die damit verknüpft ſein möchten, perſönlich zu beſtehen.

Die Uebergabe der Adreſſe geſchah am 12. Januar auf dem Schloß Engers und wurde durch die Kühnheit und das Talent des Sprechers, der kein anderer als Görres ſelbſt war, und durch die ſichere Gewandtheit Hardenberg's, der obſchon überraſcht doch die Probe trefflich beſtand, zu einer parlamentariſchen Verhandlung ganz eigenſter Art. Eine vorlaute Stimme verkommener Anmaßungen war ſchnell zum Schweigen gebracht und ſogar Görres ſtand an treffenden Aeußerungen und zeitgemäßem Freiſinn gegen Hardenberg zurück. Dieſer hatte durch ſein rühmliches Beſtehen dieſer heißen Angelegenheit außerordentlich in der Meinung gewonnen, und die Rheinländer bezeigten ihm laut ihren Beifall. Doch Görres war mit dem Erfolg, der ſich innerhalb der nächſten Umgebung hielt, nicht zufrieden, ſondern warf den ganzen Hergang auf den Schauplatz der allgemeinen Oeffentlichkeit. Dies that er durch die berühmte Schrift, welche als Bericht für die Theilnehmer gegen Mitte Februars im Druck erſchien. Hier wurden die gewechſelten Reden ausführlich mitgetheilt, deren maßvollen Andrang ein gluthvolles Nachwort von Görres gleichſam zum Sturm erhob. Nun erſt bekam die Sache ihre volle Bedeutung. Ungeheures Aufſehen machte die Schilderung eines Vorgangs, der als etwas ganz Neues, Unerhörtes in Deutſchland überraſchen, in Erſtaunen ſetzen mußte. Von Berlin her kamen bald finſtre Mißbilligungen, ſtrenge Verwarnungen an die Behörden, dergleichen bedenkliche Dinge nicht mehr zu geſtatten, der Staatskanzler ſelbſt mußte Vorwürfe und Mahnungen hinnehmen, gegen die ſeine hohe Stellung ihn nicht ſchützte. Der König richtete ſogar an die Gemeinde Hatzenport, von der ihm zufällig bekannt wurde, daß ſie ſich geweigert an der Adreſſe Theil zu nehmen, ein öffentliches Belobungsſchreiben, das der Gemeinde ſolche Triebfedern ihres Weigerns unterſchob, an die ſie gar nicht gedacht hatte, und ihr nur eine ſchlimme Berühmtheit auflud, daß man längere Zeit hindurch einen Menſchen politiſcher Gleichgültigkeit und trägen Stumpfſinns einen Hatzenporter nannte. Im ganzen weſtlichen und ſüdlichen Deutſchland erregte die Schrift einen Sturm von Beifall, die mächtigſte Aufregung, alle Partheien ſuchten ſie zu ihrem Vortheil auszulegen, denn Görres hatte ſeinem lichtvollen Freiſinn doch örtliche dunkle Schatten beigemiſcht, die von hierarchiſchen und ariſtokratiſchen Eiferern laut geprieſen wurden. Um den richtigen Eindruck zu verſtärken, und die helleren Vorſtellungen Hardenberg's im Gegenſatze der dunkleren von Görres als preußiſche hervorzuheben — denn wir wollten alles Gute und Kräftige gern dem Wohl und der Ehre des Staates zurechnen — ſchrieb ich einen kritiſchen Aufſatz, der ohne meinen Namen in der Jenaiſchen Litteraturzeitung erſchien, und den mehrere Zeitblätter nachher wiedergaben. Görres war, wie ich ſpäter hörte, mit dieſem Aufſatz wenig zufrieden, beſonders weil ich die Stände als politiſche Körperſchaften nicht gelten ließ; auch der Staatskanzler, welcher wieder nach Berlin zurückgekehrt und ängſtlicher geworden war, ſoll ihn mißbilligt haben; beides war mir damals ſo gleichgültig, wie es mir jetzt iſt; ich hatte nur mir, keinem Andern zulieb geſchrieben.

In dieſe Zeit fällt die Erledigung einer Sache, die ſchon lange hoffnungslos war und doch kein Ende abſehen ließ. Ein Apotheker Löſaß in Danzig hatte während der letzten Belagerung den dort in Beſatzung liegenden badiſchen Truppen Arzneien im Betrage mehrerer tauſend Thaler geliefert, allein die verſprochene Zahlung nicht erhalten. Danzig war inzwiſchen wieder preußiſch geworden, und die Wittwe des Apothekers rief die Hülfe der preußiſchen Regierung an. Seit vier Jahren erneuerte ſich in kurzen Zwiſchenräumen regelmäßig die Anforderung, jedesmal kräftig unterſtützt von dem preußiſchen Miniſterium, aber jedesmal eben ſo kräftig von der badiſchen Behörde zurückgewieſen; dieſe erklärte, daß nicht Baden, ſondern Frankreich zur Zahlung verpflichtet ſei, weil die badiſchen Truppen dort nicht ſelbſtſtändig, ſondern ein Theil der franzöſiſchen Beſatzung geweſen ſeien, wie denn auch der franzöſiſche Kommandant für alle Bedürfniſſe der Truppen die nöthigen Ausſchreibungen habe ergehen laſſen. Dies war in Betreff jener Arzneien nicht richtig, denn die badiſchen Truppen waren von den franzöſiſchen Behörden vernachläſſigt und ohne Arzneien geblieben, ſie hatten im eigenen Namen die Arzneien angeſprochen und erlangt. Dies war alles erwieſen und zugeſtanden, aber die Zahlung wurde gleichwohl beharrlich abgeſchlagen. Wenn eine neue Anregung eintraf, zuckte Herr von Küſter verächtlich die Achſeln, und meinte, das Miniſterium ſolle die nutzloſe Verwendung doch endlich fallen laſſen. Auch mir war ſie ſchon läſtig genug geworden, aber ich wollte ſie doch nicht voreilig aufgeben. Vielmehr beſchloß ich einen ganz neuen Weg zu verſuchen. Ich wandte mich an den badiſchen Kriegsminiſter General von Schäffer, einen Mann, der von der Pike auf gedient hatte, und ſich eines biedern Soldatenherzes rühmte. Ich ſtellte ihm vor, daß außer dem förmlichen Sachverhalt, den die diplomatiſchen Geſchäftsleute feſthielten, hier ein anerkannt thatſächlicher walte, der dem treuherzigen Kriegsmann einleuchten werde; es ſtehe doch einmal feſt, daß badiſche Truppen jene Arzneien verlangt und auch wirklich erhalten hätten, ſie allein hätten den Nutzen davon gehabt, ihrer Verpflichtung habe der Apotheker vertraut; wenn es wieder zu ähnlichen Verwickelungen komme, ſolle es dann heißen, nein dieſen Truppen darf man nichts ohne baares Geld geben, denn ſie halten ihr Wort nicht? Mit ſolchen Reden bracht' ich den wackern Mann dahin, daß er mir in großer Aufregung die Hand darauf gab, er wolle beim nächſten Vortrag, ohne mit Herrn von Berſtett vorher zu ſprechen, dem Großherzog den Antrag machen, die Zahlung aus eigner Entſchließung zu bewilligen. Nun war die Sache ſo gut wie gewonnen. Um noch ſicherer zu gehen, verſchaffte ich mir Zutritt beim Großherzog, und ſagte im Allgemeinen ſo viel von der Sache, als nöthig ſchien, um ihn günſtig zu ſtimmen. Als Schäffer mit ſeinem Antrage kam, fand er den Weg ſchon vorbereitet, und alles wurde bewilligt. Berſtett war anfangs ſtutzig, aber da ihm dergleichen ſogenannte Unterthanenſachen im auswärtigen Miniſterium höchſt gleichgültig waren, ſo wandte er nicht viel ein. Die Forderung erlitt zwar einige Minderung, aber in billiger Weiſe, und eine anſehnliche Summe wurde bewilligt und ſofort ausgezahlt. Die Wittwe hatte längſt alles verloren gegeben, das Miniſterium in Berlin nie die geringſte Hoffnung gehabt. Ich erhielt von erſterer einen Dankbrief, von letzterem ein Belobungsſchreiben, und Herr von Jordan drückte mir noch beſonders ſeine beifällige Bewunderung aus, daß mir ein ſolches Kunſtſtück gelungen ſei. Dieſer Erfolg iſt einer der wenigen, die ich in meiner kurzen diplomatiſchen Laufbahn gehabt habe, vielleicht der einzige, der mich ganz gefreut und mir nie Reue gebracht hat; ſchon um deßwillen durft' ich ihn nicht unerwähnt laſſen.

Ich hatte von Berlin die Erlaubniß erhalten, dem Könige von Würtemberg auf ſeine Einladung meinen Beſuch zu machen. Gegen Ende Februar fuhr ich daher nach Stuttgart. Sonderbar genug, fand ich hier Schwierigkeiten mich dem König anzumelden. Der preußiſche Geſandte meinte, ich müßte mich an den Generaladjutanten des Königs wenden, dieſer trug Bedenken, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten vorzugreifen, ein Hofmarſchall glaubte, der König werde ſchon wiſſen, daß ich angekommen ſei, und ich brauchte nur abzuwarten, daß er mich rufen ließe. Da mir aber meine Zeit koſtbar und ich ſolcher Weitläufigkeiten überdrüſſig war, ſo entſchied ich mich kurz, und ſchrieb im Gaſthof einige Zeilen an den König, die ein Lohndiener im Schloß dem dienſtthuenden Adjutanten mit dem dringenden Geſuch ſchleuniger Beförderung abgeben mußte. Augenblicklich kam die freundliche Antwort, und gleich darauf ein Wagen mich abzuholen. Der König empfing mich in ſeinem Kabinet, und nachdem er über die Abſperrung geſcherzt, in welcher die Hofdiener ihn halten wollten, ging er gleich zu ernſten politiſchen Geſprächen über. Die Lage von Frankreich wurde ſorgſam erwogen, die von Deutſchland mit jener verglichen, unſere Hoffnungen, unſere Gefahren an's Licht gezogen. Er ſprach ſeinen Unwillen gegen die lähmende Behandlung aus, die allen deutſchen Angelegenheiten am Bundestag zu Theil werde, er klagte deßhalb vorzüglich Oeſterreich an, deſſen ſchwächliche Furcht und altvererbte Tücke alle deutſchen Länder auf das geringe Maß von Leben und Licht zurückführen wolle, das ſogar ihm nicht mehr genüge. Wie anders ſei dagegen Preußen! aber freilich nur das Volk, in welchem überall friſche Thätigkeit und kräftiges Fortſchreiten ſei; die Regierung habe nur das Gute, dies ruhig geſchehen zu laſſen und mitunter zu befördern, wenigſtens durch Schulen und techniſche Anſtalten; für die ſo nöthige Entwickelung Deutſchlands aber ſcheine von Preußen nichts zu hoffen, der Staatskanzler habe zwar große Plane gehabt, ſetze jedoch nichts mehr durch, könne den Einfluß von Rußland und Oeſterreich nicht abwehren, und müſſe die höhere Politik der Sinnesart des Königs Preis geben, der auf Freudſchaft jener beiden Mächte geſtützt und ihrem Gange ſich anſchließend die Ruhe ſeiner Regierung am beſten geſichert glaube; leider aber ſei dadurch nicht nur das Anſehen des Staates ſondern auch ſeine Selbſtſtändigkeit in Zweifel geſetzt, und alles was Preußen in Deutſchland für deſſen und ſein eignes Beſte zu wirken habe, traurig gehemmt. „Ich habe das genug erfahren müſſen, ſagte er, ſo oft ich in Berlin irgend eine Anregung verſuchte, wenn ſie auch noch ſo ſehr dem Vortheil Preußens und ſeiner Neigung entſprach, wurde mit größtem Bedauern auf St. Petersburg oder Wien hingewieſen, wo ich denn freilich durch mich ſelber Zugang genug hatte, und Preußen nicht weiter bedurfte.“ Solche Erörterungen unter vier Augen waren unverfänglich, beſonders da keinen Augenblick bezweifelt werden konnte, wie gut alles gemeint war. Ich erzählte dem Könige darauf die näheren Umſtände meines letzten Aufenthalts in Berlin, und legte ihm die Gründe vor, die mich beſtimmten, die angetragenen Dienſte in Würtemberg fürerſt auszuſchlagen; er ſelbſt wollte die Zukunft mir ausdrücklich offen halten, und meinte, es könnten in der Folge ſich andere Gründe finden, als die heutigen. Nachdem über manche Verhältniſſe und Perſonen, beſonders auch die badiſchen, noch allerlei Sachdienliches verhandelt und der Beſuch dadurch ungewöhnlich ausgedehnt worden, hatte ich eiligſt noch der Königin aufzuwarten, und dann zur Mittagstafel mich einzufinden. Das Geſpräch konnte hier nicht ſo ungezwungen ſein, wie unter vier Augen, aber bewegte ſich dennoch mit vieler Freiheit; die Königin hielt mit ſcharfen Urtheilen, die man anderswo kühn hätte finden müſſen, gar nicht zurück, und zeigte in allen den durchdringenden Verſtand, der ein Hauptzug ihres Weſens war. Ueber Rußland, den Staat, das Volk, gab ſie überraſchende Belehrungen, wie ſie anderswoher kaum wären zu erlangen geweſen; die Alleinherrſchaft habe dort, meinte ſie, in der Natur der Dinge eine feſte Gränze, die zwar auf einzelnen Punkten leicht überſchritten, aber im Weſen fortbeſtehe und nie aufgehoben werden könne; die Größe des Reichs und ſeine dünne Bevölkerung, die Macht und das Anſehen der Vornehmen, dann die republikaniſche Verfaſſung der Dorfgemeinden, alles dies breche die Willkürmacht des Zaren, und geſtatte eine Freiheit des Lebens, die wir dort ſchwerlich vorausſetzten; bei ihrem Bruder nun gar, dem Kaiſer Alexander, fügte ſie hinzu, könne man nicht beklagen, daß er zu viel Macht, ſondern nur, daß er zu wenige beſitze, um ſeine menſchenfreundlichen Geſinnungen und wohlwollenden Abſichten ganz nach ſeinem Willen zu verwirklichen. Das große Thema der Verfaſſung, das auch in jenen Tagen die Gemüther dringend beſchäftigte, kam nun zur Verhandlung, und ich ſcheute mich nicht, meine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ſolcher Grundformen, ſo wie meine Vorliebe für einheitliche, nicht in zwei Kammern getheilte, Volksvertretung auszuſprechen. Ueber das Mehr oder Minder der hier zu beſtimmenden Verhältniſſe, Zuſtändigkeiten oder Schranken wurde lebhaft hin und her geſtritten, wobei ſowohl der König als die Königin ſich zu den freiſinnigſten Grundſätzen bekannten. Die Hofleute nahmen an dem Geſpräch keinen Theil, und ſchienen daſſelbe langweilig, wohl gar verfänglich zu finden. Nach aufgehobener Tafel ſagte mir der König vertraulich, er ſei ganz meiner Anſicht, daß nur Eine Kammer richtiger ſei, als deren zwei zu haben, allein bei der Zuſammenſetzung ſeines Landes müſſe er für ſeine Fürſten und Grafen eine beſondere Kammer einrichten, wäre es auch nur, um ſie unſchädlich zu machen, denn für ſich allein bedeuteten ſie wenig, ſäßen ſie aber mit den Bürgern und Bauern zuſammen, ſo übten ſie auf dieſe einen unwiderſtehlichen Einfluß, das gemeine Volk ſei leider ſo knechtiſch und eitel, daß es ſich zur Ehre rechne, von ſo vornehmen Herren ſich beſchwatzen zu laſſen. Hiegegen konnt' ich nichts einwenden, und habe wohl ſpäter aus ähnlichen

Gründen des Ortes und Augenblickes, mich für die Zweitheilung entſcheiden müſſen.

Ich beſuchte nach der Tafel Herrn von Küſter, den ich ziemlich verſtimmt und faſt gereizt fand. Dies wurde nur ſchlimmer, als ich erwähnte, der König habe mir geſagt, er rechne auf mich, ſo lange ich in Stuttgart ſei, jeden Mittag und jeden Abend. Herr von Küſter ſah ſich nun gemüßigt mir zu ſagen, daß er das Benehmen ſeiner Majeſtät gar nicht in der Ordnung fände, denn geſchweige, daß es dem Geſandten zukomme, einen ausgezeichneten Landsmann bei Hofe vorzuſtellen, ſo knüpfe ſich daran auch der Gebrauch, daß falls eine Einladung geſchähe, dieſe auch dem Geſandten zu Theil werde. Der König ſcheine hieran nicht zu denken, und thue ihm durch ſolche Zurückſetzung den größten Schaden, ſowohl bei den andern Geſandten als auch bei den Stuttgartern, und er würde ſich unfehlbar darüber beſchweren, wenn ihn nicht die Ueberlegung zurückhielte, daß auf die Unterſtützung unſeres Hofes in ſolchen Fällen nicht zu rechnen ſei, man würde ihn nur grauſam im Stich laſſen, wie dies ſchon mehrmals ihm und auch Andern geſchehen ſei; einem preußiſchen Geſandten bleibe nur übrig, Ungebühr und Kränkung in der Stille zu verſchlucken und nach Hauſe gar nicht zu melden. Ich ſuchte den armen Mann zu begütigen, indem ich ihm begreiflich machte, hier walte offenbar ein Ausnahmsfall, der durch ein ganz perſönliches Verhältniß gerechtfertigt ſcheine, übrigens aber möge er mir nicht anrechnen, was ich weder herbeizuführen, noch zu verhindern im Stande ſei. Dem unglücklichen Diplomaten aber, der um ſo ſtrenger auf ſeine hohe Würde hielt, als er aus bürgerlichen Kreiſen zu ihr emporgeſtiegen war, hätte es gar nicht zu viel gedünkt, wenn ſeiner Empfindlichkeit die ganze Macht Preußens ſich herausfordernd zur Seite geſtellt hätte.

Ich eilte zu meinen Freunden. Ludwig Uhland war mir über alles theuer, ſein herrliches Talent, ſein ſtrenger, redlicher Sinn, ſtanden mir in höchſtem Werth. Aber die Kargheit ſeiner Mittheilung gab dem Umgang etwas Stockendes, das ſchwer zu überwinden war. Außerdem war er als unbeugſamer Anhänger des altwürtembergiſchen Rechts, als

Mitglied einer heftigen Oppoſition, mit dem Hof und der Regierung ganz zerfallen, und lebte in beſchränkter Zurückgezogenheit. Mich ſah er mit einigem Mißtrauen an, mein Verhältniß zum Könige bezeichnete mich als einen Gegner der altwürtembergiſchen Parthei, wohin auch meine Verbindung mit Cotta, ja mit Juſtinus Kerner mich zu ſtellen ſchien, und in der That konnte ich den Eigenſinn jener Parthei nicht billigen, während ich ihre Redlichkeit und ihren Muth höchlich ſchätzte. Wir ſtritten alles durch, was dieſe verwickelte Verfaſſungsfrage betraf, meinen allgemeinen Anſichten hielt er ſtets das beſondere Recht entgegen, ich ſeinem Rechtsbewußtſein die Forderungen des größeren Zuſammenhanges, der fortgeſchrittenen Zeit; natürlich bekehrte keiner den andern, allein wir erkannten, daß wir zu demſelben Ziele ſtrebten, und daß die Verſchiedenheit der Wege unſerer Liebe nicht Eintrag that. Durch ſolche Erörterungen allein gelang es auch Uhland in Feuer zu bringen und ſein reiches Innere zu klarem Redefluß aufzuſchließen.

Mit frohem Behagen hatte ich Auguſte Brede wiedergeſehen, und widmete ihr gern die meiſten der Stunden, die ich erübrigen konnte. Sie ſtand an der Stuttgarter Bühne in großem Anſehen, wurde als Künſtlerin hoch verehrt, und war auch wegen ihrer ſonſtigen Anmuth und Bildung allgemein beliebt und geſchätzt. Daß ſie einem hohen Staatsbeamten befreundet, gewiſſe ihr von höchſtem Ort gemachte Anträge unbedenklich zurückgewieſen, wurde ihr zur größten Ehre angerechnet. Ihre Wohnung und Einrichtung war geſchmackvoll, man fand angenehme Geſellſchaft, alles hatte ein gefälliges, heitres Anſehen. Aber am beſten war es doch, wenn es ſich traf, daß wir allein blieben, da hatten wir viel Vertrauliches auszutauſchen, Neues mitzutheilen, Altes hervorzurufen, und ſo ſehr war Rahel in unſern Geſprächen Ausgang und Ziel, daß ſie beinah als gegenwärtig gelten konnte.

Durch Uhland wurde mir noch eine beſondere Ueberraſchung zu Theil. Ich wünſchte doch auch das Theater in Stuttgart zu beſuchen, und lud Uhland ein mich dahin zu begleiten. Er ſtutzte, machte allerlei Ausreden und zeigte eine Verlegenheit, die ich mir nicht erklären konnte. Je mehr ich in ihn drang, deſto mehr wich er zurück, ich ſtellte ihm vor, daß meine Zeit in Stuttgart größtentheils genommen, daß dies vielleicht die einzige Gelegenheit ſei, ein paar Stunden ungeſtört zuſammen hinzubringen; er gab dies zu, beſtand aber auf ſeiner Ablehnung. Endlich fragt' ich ihn, ob er etwa Bedenken trage, ſich mit mir öffentlich zu zeigen, ob ſeine Partheigenoſſen es ihm mißdeuten könnten? Da nahm er ſich ein Herz und ſagte: „Nein, das iſt es nicht. Aber wir können im Theater nicht beiſammen ſein, denn du wirſt mit mir nicht auf den ſchlechtern Platz gehen wollen, ſondern auf den erſten, und da kann ich nicht hin.“ Erſtaunt rief ich aus, dergleichen Schändlichkeit werde doch nicht in Stuttgart herrſchen, daß im Theater ſolche entwürdigende Standesunterſchiede geboten ſeien? — „Geboten nicht, erwiederte er, aber ſo durchaus gebräuchlich, daß es entſetzlich auffallen und morgen in der Stadt ein allgemeines Gerede ſein würde, wenn man mich heute Abend in einer Loge ſähe. Wir Bürgerlichen begehren auch nicht dahin, wir ſind zu ſtolz, um mit den Vornehmen, mit denen, die ſich ſolche dünken, zuſammen ſein zu wollen.“ Nun aber, im Unwillen über dieſe ſchmähliche Einrichtung, beſtürmt' ich ihn erſt recht, ihr verachtend zu trotzen, ich meinerſeits rechnete es mir zur Ehre, dazu als Hülfsmittel zu dienen, und wenn die Sache Aufſehen mache, ſo ſei es mir nur um ſo lieber. Uebrigens ſei nichts einfacher, er begleite ſeinen Freund, der gleich ihm dieſe Aeußerlichkeiten verachte, und der den Platz, den er ihm anbiete, auch ſicher für ihn zu behaupten wiſſen werde. Nach langem Zaudern entſchloß er ſich mit mir zu gehen, und in meiner Loge Platz zu nehmen. Ob die Ungewöhnlichkeit, Uhland in einer Loge zu ſehen, im Publikum ſehr bemerkt wurde, Aergerniß gab und Mißreden erweckte, hab' ich nicht erfahren, aber bei einigen Hofbeamten und Diplomaten, die mich während der Zwiſchenakte in meiner Loge beſuchten, und denen ich meinen Freund Uhland mit eifriger Befliſſenheit, als hätte ich einen Prinzen bei mir, vorſtellte, bemerkte ich allerdings einiges Befremden, das ſich aber ſchnell in lächelnde

Höflichkeit verſteckte und dem Dichter ſogar einige Schmeicheleien eintrug.

Den Bruder Juſtinus Kerner's, früheren General und jetzigen Geheimrath von Kerner, fand ich in der feſten Ueberzeugung, daß mein Eintritt in würtembergiſche Dienſte nächſtens bevorſtehe, und demgemäß verſuchte er ſich mit mir als künftigem Genoſſen freundlich zu verſtändigen und auf guten Fuß zu ſetzen; als ich ihm aber die ernſtliche Verſicherung gab, daß ich in meinen bisherigen Verhältniſſen bliebe, merkte ich wohl, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, und nun wurde er erſt recht herzlich und vertraulich. Die Altwürtemberger, zu denen ſich Kerner zwar politiſch nicht hielt, aber durch Geburt gehörte, waren ſchon ſeit langer Zeit von dem Uebergewicht der Fremden gedrückt, die ſich in den kleinen Staatsdienſt an den beſten Stellen eingeniſtet hatten, und mit Seufzen ſahen ſie, daß dieſer Uebelſtand, der unter der vorigen Regierung geherrſcht, auch unter der jetzigen, die doch in ſo vielen andern das Gegentheil von jener ſein wolle, leider fortdauern werde. Dieſen Wink ließ ich mir nicht verloren ſein, und hätte mein Entſchluß früher wanken können, er wäre jetzt der allerfeſteſte geworden.

Ich übergehe die vielen andern Bekanntſchaften, die ich hier wie im Fluge zu machen oder zu erneuern hatte, ich fand kaum die nöthige Zeit zur eiligen Begrüßung, die meiſt auch ſchon den Abſchiedsbeſuch miteinbegreifen mußte, denn der König und die Königin nahmen mich unausgeſetzt in Anſpruch. Die Mittagstafel beſchränkte durch die Zahl der Theilnehmer das Geſpräch auf gewöhnliche Gegenſtände, doch an den Abenden, wo nur wenige oder auch keine Hofleute zugegen waren, durfte die Unterhaltung ſich deſto freier ergehen. Die Königin hatte von Ländern und Völkern, von Staats- und Lebenseinrichtungen eine Kenntniß, die in Erſtaunen ſetzte, ihre Aeußerungsweiſe war gefällig und klar, ihr Urtheil faſt immer von hoch oben her in den Kern der Sache treffend. So kannte und durchſchaute ſie denn auch Perſonen und deren Beziehungen mit geübtem Scharfblick. Ueber die Staatsmänner des Wiener Kongreſſes, beſonders über den Fürſten von Metternich, kamen Bemerkungen vor, die ihnen ſehr peinlich wären anzuhören geweſen; ich verſuchte zwar Einwendungen, aber die Königin beharrte nur um ſo feſter in ihrer Meinung, daß die meiſten dieſer Berühmtheiten ſehr ſchwache Leute ſeien und eine nähere Beleuchtung nicht aushielten. Sonſt ertrug ſie Widerſpruch ſehr gut, ließ ſich über eigne Irrthümer gern berichtigen, und behandelte fremde mit Nachſicht. Ein Geſpräch über Belgien, das ich im letzten Herbſt beſucht hatte, brachte die wenigſte Gelegenheit zum Widerſpruch, ſie war mit allen Eindrücken, die ich von dorther zurückgebracht, bekannt und einverſtanden. Am ergiebigſten ſprach ſie von Rußland und ruſſiſchen Perſonen, doch hatte ſie für die meiſten nur Tadel, eine Ausnahme machte der Fürſt Kosloffskii, von dem ſie rühmte, er habe in einem wüſten Weltleben eine geniale Unſchuld zu bewahren gewußt. Die Stunden, in ſolcher Unterhaltung zugebracht, eilten im Fluge dahin; nicht weniger anziehend und gewinnreich waren die, welche ich Vormittags im Kabinette des Königs zubrachte; er zeigte mir Depeſchen und Denkſchriften, ſprach von ſeinen Abſichten am Bundestage, und wie dieſem verpfuſchten Weſen noch etwa abzuhelfen ſein möchte, von ſeinen Verfaſſungsmühen in Würtemberg, vor allem aber wurde die Lage Badens der Gegenſtand ſorgfältiger Ueberlegung. Der König bekannte frei, ihm ſei weniger daran gelegen, daß Baden erhalten werde, als daran, daß Baiern ſich nicht auf dieſer Seite vergrößere, hierin aber liege genügender Grund, ihn zum treuen Verbündeten Badens zu machen, obſchon man es ihm dort wenig anerkenne und danke. Dagegen geſtand er, daß ſein eigener Ehrgeiz auf Vergrößerung wo nicht ſeines Landes, doch ſeines Anſehens und ſeiner Wirkſamkeit gehe, und daß er glaube, die Zukunft trage noch viele Umwälzungen in ihrem Schooße, die ihn nicht unvorbereitet treffen ſollten; den Anſpruch als Oberbefehlshaber eines deutſchen Kriegsheers einſt im Feld aufzutreten, ſprach er offen aus. Als Ergebniß von allem was ich ſah und hörte war mir klar, daß es dem Könige, und noch mehr ſeiner Gemahlin, eigentlich in Würtemberg zu enge ſei, daß ſie das Land nur als den feſten Grund betrachteten, von welchem aus zu weiteren Dingen zu gelangen. Einem Könige, der ſich Feldherrnberuf zutraute, einer Königin, welche ſich nach Rußland angehörig fühlte, Enkelin der großen Kaiſerin Katharina war, und den kinderloſen Kaiſer Alexander zum Bruder hatte, konnten dieſe weiteren Dinge ſich in vielfacher Geſtalt, und wie als größte ſo auch als glaublichſte vorſtellen. Für mich konnte die Verbindung mit der Stätte, wo ſolche Kräfte ſich bethätigen wollten, nur angenehm und nützlich ſein, ſie ſtanden mit meinen Verpflichtungen nicht in Widerſpruch, noch weniger mit meinen Wünſchen, für beide ließ ſich im Gegentheil von daher mancher Gewinn hoffen. Ich ging daher willig auf das Anerbieten des Königs ein, daß er mir als ſeinem politiſchen Freund fernerhin ſein beſonderes Vertrauen ſchenken und auf mich rechnen wolle.

Die kurze Friſt, die ich mir für den Aufenthalt in Stuttgart geſetzt, war ſchnell abgelaufen. Ich beurlaubte mich bei dem König und der Königin, die mir die ſchmeichelhafteſten Aeußerungen auf den Weg mitgaben. Meine Freunde bedauerten, daß ich ſo ſchnell wieder abreiſte, dagegen hatte Herr von Küſter das größte Vergnügen davon, es war leider das einzige das ich ihm machen konnte! Meine Anweſenheit hatte ihn wie ein Alp gedrückt; er glaubte ſich durch die Auszeichnung, die mir widerfuhr, in Schatten geſtellt, verhöhnt, in ſeiner Eigenſchaft als Geſandter beeinträchtigt, nicht ein einzigesmal war er mit zur Tafel geladen worden! Dabei wollte er jedoch den Anſchein vermeiden, als ſei er mit mir geſpannt, es ſollte vielmehr ausſehen, als geſchähe alles im traulichſten Einverſtändniß; er drang mir ein Mittagsmahl mit Gewalt auf, er gab mir zu Ehren einen Ball, aber auch hierin ging es ihm ſchlecht, denn nur auf Augenblicke konnte ich an beiden Theil nehmen, und mußte ſchon im Beginn wieder abgehen, weil ich auch zum Könige gerufen war. Er that mir leid, aber ich konnte die Sache nicht ändern, und war nur bemüht, es meinerſeits an Aufmerkſamkeit und Beachtung nicht fehlen zu laſſen.

In Karlsruhe fand ich große Verwirrung und Angſt. Die politiſche Lage ſchien von Tag zu Tage ſich nur zu verſchlimmern, die Führung der Geſchäfte war ohne Einheit, der ruſſiſche Geſandte von Anſtett ſchrieb aus Frankfurt vergebens, man müſſe thätig ſein, der Großherzog ſiechte trüb und läſſig hin; Reizenſtein, Tettenborn, konnten ohne ihn nichts thun, Berſtett war ohne Halt und Richtung. Zum Unglück machte der ruſſiſche Geſandte Graf Goloffkin eben jetzt Eröffnungen ſeines Kabinets, die dem badiſchen Hofe zwar allen Schutz zuſagten, aber dieſen an Vorausſetzungen und Bedingungen knüpften, welche nichts weniger als beruhigend waren. Man gab ſich einen Augenblick dem Eindruck hin, daß Rußland ſeine Gunſt von Baden abziehe und zu Baiern wende. Man beſchloß, nun Preußen dringender anzuſprechen, und Berſtett begab ſich zu dieſem Zweck anfangs des März nach Engers, wo der Fürſt von Hardenberg noch weilte. Auch in Wien hoffte man beſſere Stimmung zu erwecken, und Herr von Blittersdorf ſollte dort ſein Heil verſuchen, wurde jedoch noch zurückgehalten, weil man nicht recht wußte, wie eigentlich ſein Auftrag zu ſtellen wäre. Die Verſicherungen, welche ich aus Stuttgart brachte, waren unter dieſen Umſtänden ſehr willkommen, aber man konnte ſich nicht entſchließen, durch unmittelbare Anknüpfung den guten Willen zu befeſtigen und in Thätigkeit zu ſetzen. Daß aber etwas geſchehen müſſe, daß Baden nicht ſchweigend über ſich dürfe verfügen laſſen, ſondern, den Höfen wie der öffentlichen Meinung ein kräftiges Lebenszeichen zu geben habe, das fühlte jederman. Im gewöhnlichen Gange der Geſchäfte war nichts auszurichten, auch befanden ſich dieſe in der Hand Berſtett's, die wenig Geſchicklichkeit zeigte, einen aufgefaßten Gedanken gut und folgerecht durchzuführen. Da kam Reizenſtein auf den Einfall, der Großherzog müſſe geradezu ſeinen Schwager, den König von Baiern, perſönlich angehen, ihm die drohende, raubſüchtige Stellung gegen Baden vorhalten, und nachdrücklich den Willen kund geben, auf dem eigenen Recht unbeugſam zu beſtehen. Wunderbar genug fand der Vorſchlag den Beifall des Großherzogs, und er ließ ſich bewegen, das folgende Schreiben nach München abzuſenden:

Sire!

Ce n'est qu'avec peine que je prends le parti d'entretenir V. M. d'une affaire qui doit répugner à ses senti-

mens particuliers autant qu'elle affecte les miens; mais la force des circonstances m'ordonne de rompre enfin un silence que ma délicatesse m'a fait garder trop longtems peut-être.

Depuis trois ans je me trouve menacé de me voir dépouiller d'une partie de mes états, et tandis que mon pays faisait les plus grands efforts pour me mettre à même de soutenir d'une manière efficace et honorable la dernière lutte pour l'indépendance de l'Allemagne, mes alliés cherchent à m'arracher mes plus belles provinces et disposent de mon vivant de ma succession. Je crois avoir prouvé à l'univers dans les différentes négociations qui ont eu lieu l'insuffisance des motifs dont on veut colorer cette violation de mes droits les plus sacrés, et l'opinion publique a déjà prononcé dans ma cause avant même de connaître toute l'étendue de l'injustice dont je dois être la victime.

Si mon âme se navre en voyant des Puissances, qui ont déclaré à la face de l'univers n'avoir pris les armes que pour détruire l'arbitraire et établir en Europe un système politique basé sur les principes de la morale, s'abandonner aux faux raisonnemens qu'on leur présente, au point de permettre qu'on veuille acquitter leurs dettes avec des provinces qui m'appartiennent, et dont j'ai acheté la conservation au prix du sang de mes sujets, quelle douloureuse sensation ne doit elle pas éprouver en appercevant mes plus proches parens à la tête de ceux qui cherchent à m'écraser, non contents d'accepter mes dépouilles, provoquer encore l'éxécution des mesures auxquelles ils n'auraient jamais dû donner leur assentiment.

Ma réflection se perd quand je cherche à combiner les démarches offensives et continuellement renouvellées du cabinet de V. M. avec les témoignages d'affection qu'Elle ne cesse de me donner. Il m'est absolument impossible de séparer dans une circonstance aussi grave le gouvernement de son chef, au point de trouver dans l'un mon parent et mon ami, tandis que l'autre se montre mon ennemi le plus sanglant.

En dernière analyse, je vous dois, Sire, ma profession de foi! il est tems que cela finisse d'une manière ou de l'autre, et je dois déclarer à V. M. que, me croyant plus qu'acquitté des engagemens que j'avais contractés, tant par les efforts que mon pays a faits pour la cause commune, que par les dernières propositions conciliatoires énoncées en mon nom par mon Ministre à Francfort; je suis irrévocablement décidé à ne plus rien y ajouter.

Je ne m'aveugle point sur la situation dans laquelle je me trouve; rien ne m'étonnera, je suis préparé à tout, mais je vous préviens, Sire, que si l'on avait le projet de m'arracher par la force ce que l'on n'obtiendra jamais de bon gré, j'appelle à mon recours l'opinion publique, et V. M. trouvera difficilement un allié plus puissant.

J'en ai dit assez au Roi, l'effusion de mon cœur exige que j'ajoute encore un mot à mon beaufrère et ami. Je vous conjure donc, Sire, par les liens du sang qui nous unissent, faites cesser une négociation qui depuis trop longtems fixe les regards inquiets de l'Europe et qui par l'adoption du principe sur lequel elle se base, pourrait avoir des suites non moins dangereuses pour V. M. que pour moi.

Je suis etc.

Carlsruhe le 13. Mars 1818.

(Signé) Charles.

In München war man nicht wenig durch eine ſolche Anſprache überraſcht, faßte ſich aber ſchnell, und ſchon nach zwei Tagen erließ der König die nachſtehende Antwort:

Monsieur mon Frère et Beaufrère.

J'ai reçu avec autant de surprise que de peine la lettre que V. A. R. vient de m'adresser, et je ne saurais assez Lui exprimer combien elle a excité toute ma sensibilité.

Vous connaissez, Monsieur mon Frère et Beaufrère, les transactions publiques et particulières, qui se sont succedées depuis 1813. Votre Ministre des affaires étrangères a été témoin des conventions arrêtées à Paris entre les quatre Puissances signataires du traité de 1815, il sait que j'y ai été étranger; le mémoire que mon Ministre a remis à cette occasion est consigné dans les actes publics. Nous avons tous loyalement combattu, Monsieur mon Frère et Beaufrère; les troupes allemandes ont rivalisé d'efforts, l'intérêt général n'en a pas moins commandé des sacrifices, je les ai portés de concert avec plusieurs des principaux membres de la fédération.

Si les missions de V. A. R. sont bien instruites, elles Lui auront fait connaître que la marche que j'ai suivie depuis deux années, est entièrement conforme aux sentimens qui nous unissent, que loin de provoquer des mesures à Son égard, je me suis fait la loi d'attendre dans le silence le règlement d'intérêts, dont dépend la conclusion de l'acte qui doit fixer les destinées de l'Europe.

Je ne me permettrai point de faire une observation à V. A. R. sur le parti qu'Elle a adopté; c'est à Elle à juger dans Sa sagesse Sa position, et ce qu'enseigne l'intérêt bien entendu de Sa maison et de Son peuple; quelles que soient les événemens, ils n'influeront jamais sur les sentimens personnels qui m'attachent à un parent, qui me sera toujours cher, et ils ne sauront jamais porter atteinte à l'amitié et au tendre attachement que je porte à V. A. R. et avec lequel je suis etc. . .

Munich, le 15. Mars 1818.

(Signé) Max Joseph.

Beide Schreiben liefen bald in Abſchriften um, und wurden in den Kreiſen der Höfe und Diplomaten ſehr verſchieden beurtheilt. Die Gegner Badens thaten halb erzürnt, halb mitleidig; der arme Großherzog ſei auch hier wieder, meinten ſie, wie gewöhnlich übel berathen geweſen, und

Baiern habe den argliſtigen Streich mit rüſtiger Kraft ſiegreich zurückgeſchlagen. In Karlsruhe ſelbſt ließen die zaghaften Leute ſich dies einreden, und meinten die Sache wäre beſſer unterblieben; auch Berſtett, der inzwiſchen von Engers zurückgekommen war, ſchien dieſer Meinung, und klagte bitter, daß er von allen Seiten deßfalls Tadel und Beſchämung zu ertragen habe. In der That ſchien die Wirkung der Sache innerhalb des Halbgeheimniſſes, in dem ſie ſchwebte, ſo gut wie verloren; es kam darauf an, ſie in andern Schwung zu bringen. Ich ſtellte dies durch Tettenborn dem Großherzog vor, und nachdem ich mich ſeiner Zuſtimmung verſichert hatte, ſandte ich beide Schreiben, kurz und gut nach Hamburg zum Abdruck in der dortigen Zeitung, deren Herausgeber mir hinſichtlich der Verſchwiegenheit ſicher war. Einmal abgedruckt im Hamburger Korreſpondenten, erſchienen dieſe Schreiben nun bald aller Orten, wie ein Lauffeuer gingen ſie durch alle Zeitungen des In- und Auslandes, in franzöſiſcher, in engliſcher Ueberſetzung waren ſie zu leſen, man wußte kaum noch wo ſie zuerſt an's Licht getreten. Das Aufſehen war ungeheuer, die Wirkung übertraf alle Erwartung. Die Oeffentlichkeit gab ein anderes Maß für das hier ausgeſprochene Recht, als die ziſchelnden Höflinge und lauſchenden Diplomaten. Von allen Seiten ſprach die Macht der Meinung zu Gunſten Badens und wider Baiern, drang unabweisbar in die höheren Kreiſe, erſchütterte die Kabinette. Jetzt fühlte man in München Verlegenheit und Beſchämung, und zwar um ſo mehr, als man nicht zweifelte, die unangenehme Veröffentlichung ſei nur durch die Unvorſichtigkeit des Königs Max Joſeph veranlaßt, der in ſeiner leichten Art die vertrauliche Mittheilung zu weit ausgedehnt habe. Das Geheimniß, wie die beiden Schreiben in den Druck gekommen, blieb ſtreng bewahrt, die Entdeckung würde mir allerdings den herbſten Verdruß zugezogen haben, die wenigen Eingeweihten wußten das, und hätten um keinen Preis mich bloßgeſtellt. Ich allein hatte die Sache einem Freunde vertraut, mit dem ich alles dahin Einſchlägige zu beſprechen pflegte, dem Geheimrath Friederich. Doch von ihm erhielt ich eine Gewähr des Schweigens, wie ſie nicht beſſer gewünſcht werden konnte. Einige Monate ſpäter, ſchon ziemlich in den Sommer hinein, als der Lärm wegen jener Briefe am größten war, und die Leute ſich den Kopf zerbrachen, wer den Frevel wohl begangen habe, ging ich eines Nachmittags mit Friederich im Schloßgarten ſpaziren, und als nach manchem andern Gegenſtand auch jene Vermuthungen zur Sprache kamen, richtete er unerwartet an mich die Frage, ob denn wirklich zu glauben ſei, daß von München die Veröffentlichung ausgegangen ſei? Ich ſah ihn zweifelnd an, gewahrte aber mit Erſtaunen, daß er das ihm Anvertraute wirklich nicht mehr wußte, er fragte ganz einfach, in ſeinen Zügen lag die unbefangenſte Aufrichtigkeit. Ich hatte Geiſtesgegenwart genug, ihm meine Ueberraſchung zu verbergen, und ſein Vergeſſen eines Geheimniſſes, das auch ihm von größter Wichtigkeit ſein mußte, dadurch zu beſtrafen, daß ich es ihm nicht zum zweitenmal vertraute, ſondern ihn nun wirklich ausſchloß. Ich beantwortete ſeine Frage mit einer ausweichenden Redensart, lenkte auf andere Dinge ein, und wir ſetzten unſern Spazirgang harmlos fort. Ich nahm es als ein gutes Glück hin, daß ein ſolches Geheimniß aus unſichrem Gewahrſam wieder in engeren Verſchluß zurückgekehrt war. Denn wer dergleichen leichtſinnig vergeſſen konnte, der konnte es auch bedachtlos ausplaudern. Unſicher aber war der ſonſt erprobte Freund erſt geworden, ſeit eine wachſende Liebesneigung jeden andern Antheil in ihm zurückdrängte und abſtumpfte; er hatte das ihm Anvertraute nur äußerlich vernommen, ohne auf den Inhalt zu achten.

Die katholiſchen Kirchenangelegenheiten waren in den vieljährigen Kriegsſtürmen theils bedrängt worden, theils verwahrloſt, und die Geiſtlichkeit hatte im Gefühl ihrer Unmacht, ſich in beides ſeufzend gefügt. Nachdem aber Napoleons Gewaltreich zuſammengebrochen, der Pabſt wieder in Rom eingeſetzt und der allgemeine Waffenlärm verſtummt war, hatten auch ſofort die Streiter der Kirche ſich wieder geregt, und erhoben nun mit täglich verſtärktem Nachdruck die alten Anſprüche, die ein großer Theil der Welt ſchon für gänzlich erloſchene hielt. Die politiſchen Veränderungen hatten frühere Zuſtände, auf welche Forderungen der katholiſchen Kirche ſich gründeten, völlig verwiſcht, die weltlichen Einrichtungen waren für ſich allein mächtig vorgeſchritten, und ſie mußten weit zurückgehen, wenn ſie jenen wieder irgendwie ſich verknüpfen ſollten. Eigentlich gehörte es zu den Aufgaben des Bundestages die neuen Verhältniſſe der katholiſchen Kirche für ganz Deutſchland zu ordnen, allein man hatte ſich ſchon überzeugt, daß dies eine der Sachen ſei, die der Bundestag nie angreifen würde. Die Regierungen insgeſammt waren darin einig, daß etwas für die Kirche geſchehen müſſe, und alle zeigten ſich bereit, ihr durch billiges Uebereinkommen neuen feſten Beſtand und zweckmäßige Wirkſamkeit zu ſichern. Aber ſie wollten dabei nach Gefallen und Laune verfahren, jede ſich ihre beſondern Vortheile ausmachen, nicht durch Annahme von Grundſätzen gebunden ſein. Von den zahlreichen katholiſchen Staaten im alten deutſchen Reiche waren eigentlich nur noch Oeſterreich und Baiern als ſelbſtſtändige Mächte übrig, und dieſe verſchmähten es, mit den andern in Gemeinſchaft zu treten. Während alſo dieſe für ſich allein ſorgten und eigene Verhandlungen mit Rom führten, blieben die kleinen katholiſchen und die mittlern und kleinern proteſtantiſchen Staaten ſich ſelbſt überlaſſen. Da ſetzten wohlgeſinnte, durch Kenntniß und Stellung berufene Männer den Vorſchlag durch, die proteſtantiſchen Regierungen möchten ſich zu allgemeinen Grundſätzen vereinigen, nach denen die katholiſche Kirche in Deutſchland möglichſt unabhängig von Rom und möglichſt deutſch nach altem Recht und Brauch wiederherzuſtellen wäre. Sie rechneten hierbei vorzüglich auf die ſtarke Mitwirkung Preußens, das vor allen andern Staaten berufen ſchien, ein ſolches Werk durchzuführen. Allein ſie fanden hier nur ſchwankende Unentſchiedenheit und zaghaftes Zaudern. Das Unternehmen kam daher nur in kleinerem Maßſtabe zur Ausführung. Die Beauftragten von Würtemberg, Baden, beiden Heſſen und Naſſau kamen in Frankfurt am Main zuſammen und wurden über die Hauptpunkte der gemeinſamen Angelegenheiten bald einig. Die Ergebniſſe ihrer Berathung wurden in Protokollen niedergelegt, die zum Druck befördert und ohne eigentliche Veröffentlichung doch vielfach ausgetheilt ein nicht geringes Aufſehen machten. Man erkannte mit Erſtaunen, wie leicht dieſe verworrenen Dinge zu ordnen, welch tüchtiges Werk hier zu ſchaffen ſei, ſobald nur die richtige Einſicht mit Muth und Ernſt ſich der Sachen annehme.

Doch je freudiger die Deutſch- und Freigeſinnten dieſen Arbeiten zuſtimmten, deſto heftiger zürnten und widerſtrebten die Ultramontanen. Sie konnten durch offnes Entgegentreten nichts ausrichten; die alten anerkannten Kirchengeſetze wurden genau befolgt, die wirklichen Rechte des Pabſtes gewahrt, nur den vielfachen Mißbräuchen und Anmaßungen ſollte ein Ziel geſetzt werden; dieſe jedoch waren für die Ultramontanen gerade die Hauptſache. An Höfen und in hohen Regierungskreiſen waltet immer eine ſtille Vorliebe für die hemmenden unfreien Strebungen, und es war leicht, nicht nur katholiſche, ſondern auch proteſtantiſche Stimmen für das Anſehen des Pabſtes, wenigſtens gegen deſſen Widerſacher zu gewinnen; man machte geltend, der Pabſt ſei in neuerer Zeit der natürliche Verbündete der Fürſten, ihre Macht hänge mit der ſeinen zuſammen, und ſchließlich ſei es rathſamer mit einem geiſtlichen Oberherrn im fernen Rom ſich abzufinden, als im eigenen Lande einen kleinen Pabſt zu haben. Dieſe Neigungen und Gründe walteten auch in Berlin, und man ſah vornehm auf die Frankfurter Berathungen hinab. Allein ihre Wirkung beunruhigte, und man fand doch nöthig, ſich mit dieſen Gegenſtänden näher zu beſchäftigen, die Lage der Dinge richtig zu überſehen. Der Kultusminiſter von Altenſtein ſchrieb zu dieſem Zweck an mich, und wünſchte von mir Auskunft, wie es ſich damit verhalte. Die Sachen waren mir wohlbekannt, ich hatte ſie vielfältig durchgeſprochen, namentlich mit Weſſenberg, der im Januar aus Rom zwar unverrichteter Dinge aber doch glücklich zurückgekommen war, und deſſen dort geſcheiterte Angelegenheit mit dem neuen Unternehmen ſehr nahe zuſammenhing. In dieſem Sinn antwortete ich dem Miniſter, und weil mein Verkehr mit ihm nur ein vertraulicher war, ſo durft' ich ihm ohne Scheu meine ganze Anſicht mittheilen, die ihn jedoch weniger aufklärte, als erſchreckte, denn bei ſeiner Kenntniß der Stimmung, die am Hof und in den höchſten Stellen herrſchte, konnte ſeiner Aengſtlichkeit nicht einfallen, von meinen Aeußerungen irgend einen Gebrauch zu machen. Späterhin hatte ich auch amtlich, auf beſondere Aufforderung des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten, über denſelben Gegenſtand zu berichten. Ich lieferte eine Folge von Denkſchriften, in denen ich auf's neue die Thatſachen und die Anſichten darlegte, die ich ſchon an Altenſtein geſchrieben hatte; meine Ausdrücke waren mit Bedacht ruhig und gemeſſen, wurden in Berlin aber doch zu ſtark gefunden. Einen beſondern Aufſatz, der die Frage, ob der proteſtantiſche Staat die katholiſche Geiſtlichkeit durch Grundbeſitz ausſtatten ſolle, entſchieden verneinte, ſchrieb ich zu meinem Vergnügen noch beſonders, und ließ ihn ohne Namen in Luden's Nemeſis abdrucken. Durch die Ränke der Gegner, die Lauheit und das Schwanken der Regierungen, blieben dieſe Sachen unerledigt; die Frankfurter Berathungen gingen ein ohne die Hoffnungen zu erfüllen, die wir an ſie geknüpft hatten. Die Kriſen, welche damals mit geringer Anſtrengung glücklich zu wenden waren, wurden ſpäterer Zeit aufbewahrt, wo ſie den Staat unheilvoll verwirrten und zuletzt ganz in ſeinen Nachtheil ausſchlugen. So laſſen faſt immer die Mißgeſchicke, welche im Verlauf der Zeiten die Staaten und ihre Häupter treffen, ſich als die Folge von Verſäumniſſen erkennen, welche der Leichtſinn, die Schwäche oder die Gewiſſenloſigkeit früher verſchuldet hat.

Ein anderer Gegenſtand, mit dem ich mich zu beſchäftigen hatte, reihet ſich hier wie gerufen an. Die Franzoſen hatten bei ihren vieljährigen raſchen Kriegszügen und oft langwierigem Aufenthalt in den eroberten Ländern die Hülfsquellen derſelben in jeder Art ausgebeutet, dabei auch das Eigenthum vieler Privaten, Körperſchaften und Anſtalten, bisweilen aus Noth, meiſt aber aus habſüchtiger Willkür, gewaltſam angetaſtet und verbraucht. Alle Klagen der Verletzten, wie alle Vorſtellungen ihrer Regierungen mußten vor der Gewaltherrſchaft, die dergleichen befahl oder zuließ, verſtummen. Auch der erſte Pariſer Frieden hatte dieſe Anliegen nicht berückſichtigt. Beim zweiten Pariſer Frieden aber waren ſie zur Sprache gebracht und für dieſe gerechteſten aller Forderungen ein Erſatz bedungen worden, zu deſſen Feſtſtellung und Vertheilung eine gemiſchte Kommiſſion unter dem Vorſitze des Herzogs von Wellington in Paris verblieb. Wie alle Geldſachen zog auch dieſe die ſogenannten Geſchäftsmänner herbei, Unterhändler und Vermittler, deren eifrige Betriebſamkeit den urſprünglich Berechtigten manchen Schaden zufügte, ohne daß die Anſprüche an Frankreich dadurch ſich minderten; die zuletzt als gültig anerkannten betrugen ungeheure Summen. Die Franzoſen, ſchwer gedrückt von den Bedürfniſſen des hergeſtellten Königthums, von den Leiſtungen für die verbündeten Heere, von den Kriegszahlungen an die fremden Mächte, ſchrien heftig über die neue Laſt dieſer ihnen auferlegten Privatentſchädigungen. Sie hatten indeß die verſchiedenen Zahlungen eine Zeitlang geleiſtet, als ihnen, es hieß mit Wellington's Zuſtimmung, die Hoffnung eröffnet wurde, den Nachlaß der noch ungezahlten Rückſtände zu erlangen. Sie fanden zuerſt günſtiges Gehör beim ruſſiſchen Kaiſer, auf deſſen eindringliche Fürſprache auch Oeſterreich und Preußen ihre Zuſtimmung gaben. Für Preußen war die Sache von größter Wichtigkeit, ihm ſtanden verhältnißmäßig die größten, die gerechteſten Rückforderungen zu; auch hatte ſchon die öffentliche Stimme hier einige Geltung erlangt, und die Regierung ſcheute ſich mit ihr zu ſehr zu brechen, der Unwillen über die Bedingungen des Friedens war im Volk und Heer noch immer laut, und nur jene Beſtimmung wegen der Privatforderungen mäßigte einigermaßen den Tadel. Unter dieſen Umſtänden hieß es der preußiſchen Regierung eine harte Zumuthung machen, gerade jene bereits rechtlich feſtſtehenden Forderungen zu verletzen, auch die altherkömmliche Fürſorge für Recht und Wohl der Unterthanen that in den Behörden ſelber lebhaft Einſpruch. Allein der König meinte dem Kaiſer Alexander nichts abſchlagen zu können, und aus Gefälligkeit für ſeine Verwendung wurde das Opfer gebracht, das Recht und Wohl der Unterthanen Preis gegeben. Aber nun ſollten auch die mittlern und kleinen Regierungen zuſtimmen, und Preußen mußte ſogar mitwirken, dies zu erlangen. Ich wurde beauftragt, die Einwilligung des Großherzogs von Baden anzufordern. Ein wirklicher

Widerſtand, ein entſchiedenes Nein, war hier völlig undenkbar, ich brauchte keinen perſönlichen Eifer aufzuwenden, die Sache kam durch ihre natürliche Schwere ganz von ſelbſt zu Stande. Bald hatten alle Regierungen eingewilligt, und den Franzoſen wurden ungeheure Summen nachgelaſſen. Die Verkürzten, Beſchädigten, mußten ſich darein ergeben. Die Verſtimmung, welche dies Verfahren erzeugte, war jedoch ungeheuer, die Regierungen ſanken allgemein in der Achtung, um ſo mehr, als in der Folge dieſe gekürzten Entſchädigungen von einigen Regierungen nochmals gekürzt und dann erſt nach jahrelangem Hinzögern den Betheiligten ausgezahlt wurden, man aber zugleich erfuhr, daß große Ueberſchüſſe geblieben, mit denen als herrenloſem Gute nach Belieben geſchaltet worden. Der empfindliche Ruck, den damals die Mächtigen durch Willkür und Eigennutz in der öffentlichen Meinung erlitten, wird nicht außer Rechnung zu laſſen ſein, wenn ſpätere Vorgänge zur Beurtheilung kommen. Gewiß iſt es, daß im Verlauf der nächſten dreißig Jahre nach dem zweiten Pariſer Frieden die meiſten deutſchen Fürſtenhäuſer große Reichthümer geſammelt haben, als deren erſter Stamm und Grund die Summen zu betrachten ſind, welche aus den franzöſiſchen Zahlungen in die Privatſchatzkammern der Fürſten geleitet worden.

Untergeordnete Zwiſtigkeiten zwiſchen Baden und der Schweiz führten den Staatsrath und Altbürgermeiſter von Eſcher als ſchweizeriſchen Geſandten nach Karlsruhe. Bei wenig vortheilhaftem Aeußern, anſtößigen Gewohnheiten und rauher Sprache benahm er ſich ſo klug und gewandt, daß er ſowohl in der Geſellſchaft überall Geltung fand als auch in den Geſchäften bald Boden gewann. Allein die Sachen zum Schluſſe zu bringen, das hing nicht von ſeiner Geſchicklichkeit ab; er mochte die Miniſter und ihre Räthe von der Richtigkeit ſeiner Vorſchläge überzeugt haben, auch der Großherzog mochte gegen die Sache nichts einwenden, aber alle Verſuche, dieſem eine ſchließliche Genehmigung abzulocken, ſcheiterten an ſeiner unbezwinglichen Läſſigkeit, die alles verzögerte, auf unbeſtimmte Zeit vertagte, der geſetzten Friſt immer neue Friſten folgen ließ. Die Geſchäfte, die gleich im Beginne einer für beide Theile zufriedenſtellenden Abmachung fähig waren, wurden durch den Aufſchub ſchwierig, von beiden Seiten hatte man Muße neue Bedingungen, neue Forderungen vorzubringen. In dieſem Wetteifer erhitzte man ſich ſo ſehr, daß Baden endlich zu ſtrengen Gränzmaßregeln ſchritt, welche die Schweiz ſchon mit einem Angriff auf Konſtanz erwiedern wollte, da kam endlich nach Verhandlungen, die Monate nutzlos gedauert hatten, eine friedliche Einigung zu Stande, von welcher der ſchweizeriſche Bevollmächtigte alle Ehre hatte. Während der ganzen Dauer ſeines Aufenthalts, der dem lebhaften, aber kränklichen und von ſeinen häuslichen Verhältniſſen dringend heimgerufenen Mann oft äußerſt peinlich wurde, ließ er ſich doch zu keiner Ungeduld oder Aufwallung hinreißen, hatte die Augen unverwandt auf ſein Geſchäft gerichtet, und ſeiner zähen Feſtigkeit, ſeinem unermüdeten Fleiß und geduldigen Ausharren verdankte er zuletzt auch den Erfolg, der ihm ſelbſt bisweilen unmöglich gedünkt hatte. Sein Zutrauen zu mir war ſehr groß, er theilte mir alles mit, was den Gang ſeiner Sache betraf, und vieles andere, was ſeiner Spürkraft in Karlsruhe nicht entging, obſchon er für ſeinen Zweck davon keinen Gebrauch machen konnte, und was uns Anderen, die wir ſo zu ſagen Einheimiſche waren, ſich doch verſteckt hatte. Noch oft in der Folge machte ich die Bemerkung, daß die ſchweizeriſchen, daß überhaupt die republikaniſchen Diplomaten an Höfen oft nicht nur die am beſten unterrichteten ſind, ſondern auch ihre Sachen am leichteſten durchſetzen, ohne alle die Formen der vornehmen Welt und die Künſte und Feinheiten, die man in dieſen Kreiſen ſo gern für unerläßliche halten will.

Um dieſe Zeit ergab ſich für Rahel unerwartet ein neues Verhältniß, das unter den waltenden Umſtänden als ein beſonderer Glücksfall zu betrachten war, und wie ein ſolcher zu thun pflegt, Verwunderung und Neid genug erregte. Bevor ich die Sache ſelbſt erzähle, muß ich ein paar erläuternde Bemerkungen vorausſchicken. Eigentlich befand Rahel ſich in Karlsruhe, bei allem Anſchein äußern Wohlergehens und Gelingens, in einer Lage, die wenn nicht geradezu eine traurige, doch gewiß keine befriedigende zu nennen war. Ihr Verhältniß zu der Umgebung war von dem meinigen durchaus verſchieden. Ich ſtand im Anfang einer Laufbahn, die mir weiteres Aufſteigen verhieß, die meinem Eifer und meiner Thätigkeit immer neuen Stoff und neue Aufgaben ſtellte, und mit und neben meinen Pflichten auch meinen Neigungen ein offnes Feld freier Wirkſamkeit vergönnte. Wer beſtimmte Zwecke verfolgt und dieſen gemäß Arbeiten hat, der iſt gegen eine Menge von Aeußerlichkeiten, die den Tag bedrängen und verderben, und zuletzt die Seele verſtimmen, wie gefeſtet und geſchützt. Für mich hatte der Hof, ſo dürftig und geiſtlos er ſein mochte, nicht nur den Reiz der Neuheit, ſondern auch den viel größern, daß er mir Gegenſtand der Beſchäftigung war. Dieſer kleine Kreis enthielt die Figuren, welche in dem ernſten Spiele, das mir oblag, ihre verſchiedenen Werthe hatten, die nicht unberückſichtigt bleiben konnten, und wenn ihnen ſonſtige Bedeutung abging, ſo galten ſie mir wenigſtens ſo viel, wie die unterſten Geſchöpfe dem Naturforſcher, der auch ſie genau kennen muß und ſie nach ſeinem Sinn bearbeitet. Ich brachte zu meinem Geſchäft friſchen Jugendeifer, dem nichts zu ſchwer wird, und den muntern Sinn, der zwar ſchon manche Erfahrungen gemacht hat, aber noch keiner überdrüſſig geworden iſt. Für Rahel ſtand dies alles ganz anders. Sie hatte hier keine Thätigkeit auszuüben, ſie konnte die kleinen Spannungen, welche den Theilnehmer des Spiels an daſſelbe feſſeln, als fernſtehende Zuſchauerin nicht mitempfinden; ſie ſah nur die Oede und Langweile der traurigen Geſellſchaft, die ſelber nur die verkümmerte Nachahmung weitentlegener, ihr längſt unbekannt gewordener Vorbilder war, deren Glanz und Anmuth und feſte Unterlage gänzlich fehlte. Rahel hatte früher inmitten einer Geſelligkeit gelebt, die ihr ganz abſichtslos, in freiem Walten ihres Weſens, entſtanden war, und die an Mannigfaltigkeit und Bedeutung ausgezeichneter Männer und Frauen den geprieſenſten franzöſiſchen Kreiſen dieſer Art zur Seite ſtehen konnte. Sie hatte mit dieſer Geſelligkeit ſich keinen Zwang auferlegt, ſondern in ihr alle Freiheit bewahrt, kein äußeres Anſehen, kein Vorurtheil hatte hier ſtörend eingewirkt. Der Austauſch der Meinungen, der Anſichten und Empfindungen war durch keinen geiſttödtenden Bann bedingt. Dieſe Geſelligkeit, zerſprengt durch die Schickſalsſchläge des Jahres 1806, ließ ſich nicht herſtellen oder neu bilden, jeder Verſuch und jede Abſicht hiezu lagen fern; das Vergangene konnte ſinnende Rückblicke hervorrufen, Wunſch und Thätigkeit wandten ſich einer anders geſtellten Gegenwart zu. Das Verzichten war nicht ſo ſchwer geweſen, aber deſto mehr war es nun die anfordernde Zumuthung, anſtatt des einſt genoſſenen Aechten, Reichen, Geiſt- und Sinngemäßen nun das Falſche, Dürftige, den innerſten Anſprüchen Widerſprechende anzunehmen. In allen Beziehungen mußte Rahel das tiefſte Gefühl des Herabgekommenſeins haben, wenn ſie dieſe Karlsruher Darbietungen mit ihren früheren verglich. Beſchränkte, mitunter gutmeinende, großentheils aber dummſtolze und auch böswillige Menſchen, deren ganzes Daſein in den kleinen Verhältniſſen des Hofdienſtes aufging, nach deſſen Satzungen oder Launen ſich ihr Denken und Empfinden richtete, dieſe machten den Grundſtoff einer Geſellſchaft, in welcher an ſelbſtſtändige Eigenthümlichkeit, an Erhebung oder nur Freiheit des Geiſtes nicht zu denken war. Alles in dieſer Maſſe, Geſchmack, die Umgangsformen, die Kunde der großen Welt lag tief unter dem Stande früherer Gewohnheit; alles ordnete ſich nach äußerem Rang, ehrte den Stumpfſinn und die Dummheit im höheren, mißachtete den Verſtand und das Talent im niedern; die einfachſte Wahrheit um zu gelten, mußte aus einem geſtickten Rock heraus reden. Dieſem zwangvollen Unweſen ſich zu fügen, war für Rahel eine Unmöglichkeit, die Freie, die Selbſtbewußte und Geiſtesmächtige konnte nicht in ſolcher Dienerſchaft mitdienen, ſich der gemeinen, kleinlichen Bewegung untergeordnet anſchließen. Zwar hatte ſie gleich erklärt, den Hof nicht beſuchen zu wollen, wozu ihre Kränklichkeit den gültigen Grund gab, allein die ganze Geſellſchaft war nur ein Wiederſchein des Hofes, trug deſſen Abzeichen am Hals oder Namen, ſtellte das ganze Unweſen in jedem Bruchtheile getreulich dar. Sich von allem Verkehr auszuſchließen, war nicht thunlich, der eigene Sinn, voll Menſchenfreundlichkeit und Güte, ſtand dem entgegen, nicht minder die Rückſicht auf mein Verhältniß, dem einiges Anbequemen nicht zu verſagen war, dem auch manches Opfer mit willigem Muthe wirklich gebracht wurde. Natürlich war in dieſer Oede die kleinſte Spur eines friſchen Quells willkommen, wir erfreuten uns beſonders der Zuflucht, welche die Familie Reden bot, dann auch jedes guten und freien Sinnes, der hin und wieder unter den Einheimiſchen ſich hervorwagte, freilich oft in einer Beimiſchung, über die ſchwer hinwegzukommen war. So hatte Rahel auch hier wieder, aus eingebornem Trieb und Talent, wohl einige Perſonen um ſich verſammelt, die von ihr belebt einen leidlichen Anſchein gaben; allein nicht nur meinen Augen, die hierin geübt waren, auch fremden, antheilvollen, wie Tettenborn's und Friederich's, war es klar, daß alles nur als Behelf diente, deſſen Mängel, wie ſehr auch Gutwilligkeit ſie verdecken mochte, immer auf's neue häßlich hervortraten. Das Troſtloſe der ganzen Lage, die Verſtimmung und das Mißbehagen, die ſich daraus erzeugten, hatten glücklicherweiſe ein Gegengewicht in der Innigkeit und Sicherheit unſeres Zuſammenſeins, in dem täglichen Austauſch unſerer Gedanken, in der einträchtigen Gemeinſchaft unſerer eigentlichen Strebungen und Wünſche. Doch während ich für mich ganz beruhigt war, konnte ich für meine Freundin nicht ohne Sorgen ſein, deren Geſchick in dem meinen eine Stütze finden, aber nicht in ihm aufgehen ſollte, und deren Lebenselement offenbar getrübt war. Ich machte ihr Vorſchläge zu mancherlei Reiſen, nach Hauſe zum Beſuch der Ihrigen, in die Schweiz, nach Paris, worauf ſie jedoch, theils aus bedachtſamer Beſcheidenheit, theils aus liebevoller Rückſicht für mich, niemals ernſtlich einging.

Inmitten ſolcher düſtern Betrachtungen überraſchte mich Rahel eines Tages mit der Neuigkeit, daß eben ein Beſuch ſie verlaſſen habe, den ich ſchwerlich errathen würde. Es war die Prinzeſſin Amélie, die zum erſtenmal ſie beſucht und anderthalb Stunden bei ihr zugebracht hatte. Merkwürdiger aber als dieſe Außerordentlichkeit, von der es in Karlsruhe kein Beiſpiel gab, war die Erklärung über den Zweck derſelben. Die Prinzeſſin hatte bisher Rahel nur einigemal geſehen und nicht viel mit ihr geſprochen, jedoch alsbald eine tiefe Hinneigung zu ihr empfunden. Sie war zu ſehr gewohnt ihre Gefühle zu unterdrücken, als daß ſie dieſem ſogleich nachgegeben hätte, doch wünſchte ſie öfteres Begegnen, vertraulicheres Geſpräch. Da Gelegenheit und Zufall dieſem Wunſche nicht günſtig waren, das Verlangen aber mittlerweile zur Ungeduld und zum Bedürfniß wuchs, ſo faßte ſie eines Tages den Muth, und eröffnete ihr Herz der wenn auch liebevollen doch ſtrengen und gefürchteten Mutter, der alten Markgräfin. Sie ſtellte dieſer vor, wie beſchränkt und vereinſamt eigentlich ihr Leben ſei, welch gedrückte Tage ſie hier ſeit ihrer Rückkehr von St. Petersburg verlebe, ſie ſei nun ſchon über vierzig Jahre, jede Ausſicht zu einer Verheirathung nun vorüber, ihr dafür jetzt wohl einige Freiheit und Selbſtſtändigkeit zu gönnen, ſie habe ihr ganzes Leben fremdem Gebot unterworfen, es möge ihr erlaubt ſein, endlich einmal ihrem Herzen zu folgen und dieſem eine Befriedigung zu gewähren. Die Markgräfin, überraſcht und erſchreckt, glaubte nichts minderes vernehmen zu ſollen, als das Bekenntniß einer heimlichen Liebesneigung, vielleicht einer ſchon geſchloſſenen Verbindung; ſie athmete auf, als ſie hörte, daß die Rede nur von einer Freundin ſei, welche die Tochter ſich ausgewählt, und mit der in vertrautem Umgang zu leben ſie jetzt die Erlaubniß dringend anſprach. Die vorausgegangene Erörterung, die Klagen über Beſchränktheit und Unbefriedigung, berührten die Mutter empfindlich, der Muth der Tochter aber, die zum erſtenmal in ihrem Leben ſo aufzutreten wagte, hatte leidenſchaftliche Macht, jene ſchien zu fühlen, daß ſie der Tochter bisher zu ſtreng geweſen, und ſelbſt deren Nichtverheirathung, in ihren Augen jedenfalls ein Unglück, mochte ſie ſich einigermaßen zum Vorwurf machen; genug ſie gewährte ſogleich ihre Zuſtimmung, umarmte die Tochter, und geſtand, daß dieſe keine beſſere Wahl hätte treffen können. Die Prinzeſſin war darauf zu Rahel geeilt, ihr alles dies zu erzählen, und ſich ihre Zuneigung, ihr Vertrauen zu erbitten. Sie hatte ihr ganzes Verhältniß zu den fürſtlichen Verwandten und zum Hof ihr genau dargelegt, ihr früheres Leben in St. Petersburg, das Mißverhältniß als älteſte Schweſter unverheirathet unter den jüngern dazuſtehen, die alle die glänzendſten Parthieen gemacht hatten, die Oede und Dürftigkeit des Hofkreiſes, der keinerlei Nahrung für Gemüth und Geiſt biete, nur niedrige Unterwürfigkeit zeige, und dabei nur zu oft Bosheit und Tücke im Hinterhalt habe. Es fand ſich, daß bei allem Unterſchiede der äußern Stellung doch beide Frauen das Weſentliche ihrer Verhältniſſe in gleicher Weiſe auffaßten und als ein ihnen Gemeinſames fühlten; ja dieſelben Ausdrücke, mit welchen ich Rahels Stimmung zu bezeichnen verſucht habe, waren zum Theil auch von der Prinzeſſin gebraucht worden, und ſind in doppelter Geltung um ſo berechtigter.

Für Rahel war dieſes unverhoffte Entgegenkommen und Anſchließen nicht nur ein freudiges, wohlthuendes Ereigniß, ſondern auch ein dauernder Gewinn und Segen. Wie Rahel hatte die Prinzeſſin trotz aller Wärme des Gefühls doch eigentlich keine Empfindſamkeit, und nach der unvermeidlichen erſten Aufwallung zeigte die neue Freundſchaft im ferneren Verlauf nur ruhiges Maß und klare Beſonnenheit. Die Prinzeſſin wiederholte ihre Beſuche bei Rahel, dieſe kam öfters auch zu jener, wo dann faſt immer auch die Markgräfin Mutter ſich einfand, und an der lebhaften Unterhaltung heiter theilnahm; ſie liebte aufgewecktes und freies Geſpräch, nur mußte ſie verſichert ſein, daß dabei die Ehrerbietung für ſie nicht litte. Der Stoff der Mittheilung war bei ſo verſchiedenen Lebensbahnen, aus denen er hervorging, ſo anziehend als unerſchöpflich; der ruſſiſche Hof lieferte die merkwürdigſten Geſchichten, die unglaublichſten Angaben, eben ſo die übrigen verwandtſchaftlichen Höfe. Das Leben der Prinzeſſin kannte keinen andern Boden, ſie hatte nur innerhalb dieſer Schranken gelebt; deſto größer war ihre Aufmerkſamkeit für alles, was Rahel ihr aus minder glänzenden, aber freieren und geiſtig reicheren Erlebniſſen darzubieten hatte. Die verſchwiegenſten Gedanken, die vertraulichſten Urtheile über Fernes und Nahes wagten ſich hervor, die Prinzeſſin geſtand, daß ihr eine neue Welt aufging. Aber auch wohlthätiges Wirken verband die neuen Freundinnen; den Armen kamen reichliche Spenden zu gut, zu denen willſährige Freigebigkeit mit kluger Einſicht und Güte ſich glücklich vereinigte. Mich berührte das Verhältniß wenig, ſelten erſchien ich bei den Zuſammenkünften, und meiſt nur, wenn etwas vorzuleſen oder eine Nachricht mitzutheilen war. Für Rahel war der Umgang nicht nur dem Herzen wohlthuend, ſondern auch ſonſt von angenehmen Folgen. Ihr Anſehen in der Geſellſchaft ſtieg merklich, man bemühte ſich um ſie, man erwies ihr hundert Aufmerkſamkeiten. Die Freunde freuten ſich des günſtigen Ereigniſſes, das mehr oder minder auf ſie zurückſtrahlte; hingegen ſparten Uebelwollende ihre ſpitzen Bemerkungen nicht, unterſuchten ob dergleichen ſo ganz regelrecht ſei, ob Stand und Rang nicht dabei litten. Beſonders konnte eine krampfzuckende Miniſterfrau ſich nicht zufrieden geben, daß nicht ihr ſolche Gunſt und Ehre zugewendet worden, auf die doch keine ihrer Eigenſchaften auch nur den geringſten Anſpruch haben konnte. Nun wurden auch von manchen Seiten Schritte gethan, um Rahel förmlich an den Hof zu ziehen, was beſonders die Großherzogin Stephanie wünſchte; doch Rahel lehnte dies klüglich ab, und ſtützte ſich auf das Beiſpiel der Frau von Reden, die ſich ebenfalls wegen Kränklichkeit vom Hof zurückhielt; die geringen Annehmlichkeiten wären durch peinlichen Zwang aufgewogen worden, und Verdrüſſe und Widrigkeiten waren unvermeidlich, wenn dieſer Boden einmal betreten nun auch den gangbaren Vorurtheilen nach unter allen Umſtänden behauptet werden ſollte.

Einen guten Einfluß übte Rahel dadurch aus, daß ſie die Prinzeſſin, welche bisher nach dem Beiſpiel ihrer Mutter wenig Anziehung zur Großherzogin Stephanie gefühlt hatte, für dieſe günſtiger ſtimmte. Sie machte ſie auf das wunderbare Schickſal, die harten Prüfungen und das muſterhafte Betragen dieſer Fürſtin wiederholt aufmerkſam, zerſtörte die falſchen Annahmen, die man auf ſie gehäuft hatte, machte ihre Liebenswürdigkeit, ihre Geiſtesfülle geltend und erreichte wirklich, daß die beiden Schwägerinnen ſich einander näherten, erkannten, und in der Folge trotz aller Ränke und Liſten, durch die man ſie wieder zu entzweien ſuchte, in guter Freundſchaft verbunden blieben. Die Prinzeſſin war ſchüchtern, aber wahr und treu, ihre außerordentliche Herzensgüte und ihr ehrlicher gerader Sinn, einmal auf den rechten Weg geführt, waren nicht mehr zu irren. Sie hatte bei dieſen ſchätzbaren Eigenſchaften wenig Sinn für Poeſie und freien Geiſtesſchwung, in dieſer Beziehung ſtand ſie der Großherzogin ſehr nach, daß ſie aber an dieſe und an Rahel ſich ſo innig anſchließen konnte, zeigt wenigſtens, daß an der Stelle, wo jener Mangel merkbar wurde, die liebevollſte Anerkennung deſſen waltete, was ihr fehlte, und ſo gleichſam erſetzt wurde.

Ungefähr um dieſelbe Zeit knüpfte ſich eine andere Verbindung an, die nicht ohne bedeutende Folgen blieb. Ich hatte in dem Briefwechſel zwiſchen Rahel und Veit, den ich handſchriftlich bewahrte, öfters den Namen Lindner gefunden, und mir von Rahel erzählen laſſen, was ſie von dieſem Jugendfreunde zu ſagen wußte. Lindner, Sohn und Neffe der beiden Brüder dieſes Namens, welche als Freunde Hamann's bekannt geworden ſind, hatte ſo wie Veit Medizin ſtudirt, und ſich darauf, wie ſeine damals reichlichen Mittel es zuließen, ohne beſtimmten Zweck munter in der Welt umgeſehen; ſein jugendlich hübſches Weſen, ſein erregbares Herz und ſein liebenswürdiger Leichtſinn erwarben ihm überall Gönner und Freunde, die ſeine Unbeſtändigkeit jedoch nicht zu benutzen wußte; die letzten Nachrichten von ihm waren aus Wien, wo er als Arzt aufgetreten, in mancherlei Verwicklungen gerathen und dann verſchwunden war; wenigſtens hatte Rahel ſeit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört. Jetzt erſcholl von Weimar her dieſer Name durch alle Zeitungen. Doktor Lindner, hieß es, trage die Hauptſchuld an der durch die jenaiſchen Profeſſoren Luden und Oken geſchehenen Veröffentlichung der verläumderiſchen Berichte, welche Kotzebue über deutſches Gelehrten- und Univerſitätsweſen an den Kaiſer von Rußland erſtattete, ihm verdanke man die Aufdeckung dieſer heimlich ſchleichenden Schändlichkeit. Die öffentliche Meinung ſah dies als ein Verdienſt an, ſie pries die Klugheit und den Muth des Mannes, der ſich der Ehre der Deutſchen ſo wacker angenommen. Aber die Regierungen glaubten die Sache nicht ſo günſtig auffaſſen zu dürfen, ſie ſahen in Kotzebue den beleidigten ruſſiſchen Staatsrath, und fürchteten ſchlimme Folgen. Lindner ſtand nicht im Vorgrunde der Sache, jedoch die Verdrießlichkeiten erreichten auch ihn ſchnell genug, und um größeren zu entgehen, verließ er Weimar und zog ſich nach dem Elſaß, von wo er eine bündige Vertheidigungsſchrift ſeines Verfahrens ergehen ließ, deſſen Unregelmäßigkeit er eingeſtand, aber mit dem der Wahrheit und Redlichkeit geleiſteten Dienſt triftig entſchuldigte. Dieſer Lindner nun war ohne Zweifel Veit's und Rahel's Lindner, und erregte dadurch, wie durch ſeine neueſte Geſchichte zwiefach meinen wärmſten Antheil. Ich fragte ſeinetwegen in Weimar an, und da mir von daher keine genügende Auskunft wurde, ſo entſchloß ich mich kurz und gut, und ſchrieb an ihn ſelbſt nach Mühlhauſen, wo er den Zeitungen zufolge ſeinen Aufenthalt genommen hatte. Die Antwort erfolgte bald, und entſprach allen unſern Erwartungen. Noch einige ſchnell gewechſelte Briefe knüpften eine nähere Verbindung an, die bald nachher durch perſönliches Kennenlernen zur Freundſchaft erwuchs, und in gemeinſamer Thätigkeit auf dem politiſchen Felde für beide Theile förderlich, ja für Lindner's fernere Lebenswendung entſcheidend wurde.

Das Frühjahr 1818 war für das ſüdliche und weſtliche Deutſchland eine unruhige Zeit, in den Gemüthern und Geiſtern wallte und gährte es heftig, Hoffnungen und Beſorgniſſe ſtießen hart wider einander, die mannigfachſten Fragen begehrten ungeſtüm Antwort, aller Orten fühlte man, daß etwas geſchehen, daß etwas gethan werden müſſe. Die Koblenzer Adreſſe wirkte gewaltig ein; der Bundestag, welcher als Körperſchaft und noch mehr in ſeinen einzelnen Gliedern von den mannigfachſten Forderungen hin und her geſtoßen wurde, und in ſeiner furchtſamen Schwäche eben ſo leicht den wildeſten Volksſtimmen zum Werkzeuge dienen konnte, als er bereit war, den ſtrengſten Hofbefehlen zu gehorchen, wußte durchaus keine feſte Haltung zu gewinnen, und warf die Verwirrung, in der er ſich befand, nur auf die Regierungen zurück, die ihn beſchickt hatten; Verfaſſung war das allgemeine Loſungswort, das Volk wollte ſein Recht, aber auch die Mediatiſirten, die Ritter und Junker verlangten die Herſtellung ihrer Vorrechte, die Vertheilung und Abgränzung der Länder war noch nicht ſchließlich abgemacht, jeder Fürſt mißtraute dem Nachbar, und noch mehr den großen Höfen, deren Willen und Richtung ſich nicht klar ausſprach, und doch zuletzt alles entſcheiden mußte. Aus natürlichem Gefühl ſuchten in dieſer zweifelvollen Bedrängniß die Fürſten ihre nächſte Stütze im eigenen Land und Volk; waren dieſe zufriedengeſtellt und die öffentliche Meinung gewonnen, ſo ſchien auch der mindermächtige Fürſt einem ſonſt übermächtigen noch nicht weichen zu dürfen. Verfaſſung, oder wie man häufiger ſagte, Konſtitution, wurde daher, wie öffentlich im Volk, ſo insgeheim auch bei den Höfen als die große Angelegenheit des Tages beſprochen, und in Baiern, Würtemberg, Baden, Heſſen-Darmſtadt, war man gleichzeitig in dieſer Richtung mit Vorarbeiten beſchäftigt, die ſogar mit einer Art von Wetteifer betrieben wurden. Doch meinten die Fürſten und ihre Miniſter und Höflinge mit den Zugeſtändniſſen, welche dem Volke zu machen waren, nicht ſowohl dieſem eine Wohlthat zu erzeigen, als vielmehr ſich ſelber eine Nothhülfe zu geben; ſie ſahen die Berufung von Volksvertretern oder Ständen nur als ein unvermeidliches Uebel an, als eine bittere Arzenei, die man einzunehmen immer gern zögert, bis zur äußerſten Friſt aufſchiebt. Man blickte vor allem auf die großen Mächte, deren wahre Meinung indeß hinſichtlich der Verfaſſungsfrage ſchwer zu errathen war. Oeſterreich und Preußen hatten ſich durch die Bundesakte zur Einführung ſtändiſcher Verfaſſung verpflichtet, Preußen ſchon die Grundzüge derſelben durch die berühmte Verordnung vom 22. Mai 1815 öffentlich verkündigt, war auch am Bundestage mit entſchiedenen Erklärungen deßhalb aufgetreten; allein Oeſterreich bewies in dieſer Richtung offenbar keinen Eifer, der Fürſt von Metternich hatte mehrmals geäußert, er könne zugeben, daß der Souverainetät der Kleinen Zaum und Gebiß angelegt würden, aber die Großen würden ſich ſolchem Zwange nie unterwerfen; wie weit Preußen in der angegebenen Richtung gehen wolle, wußte niemand mit Sicherheit, und das Belobungsſchreiben des Königs an die Gemeinde Hatzenport ließ über deſſen perſönliche Denkart wenig Zweifel. Die Widerſacher alles Verfaſſungsweſens hatten daher leichtes Spiel, wieſen die Fürſten auf das Beiſpiel der großen Mächte hin, warnten beſonders vor Uebereilung, und während die öffentliche Stimme ſtets lauter forderte, brachten ſie, ſo viel ſie vermochten, alles wieder in's Zaudern und Stocken.

Wie ein Blitz aus heitrer Luft ſchlug plötzlich in dieſe dumpfe Schwüle mit donnerndem Nachhall ein leuchtendes Wort aus Norden. Der Kaiſer Alexander hatte den unter ſeiner polniſchen Königskrone vereinigten Polen eine Konſtitution verſprochen, das war bekannt, auch wußte man, daß er im Allgemeinen den freiſinnigen Einrichtungen günſtig, und ſein gegebenes Wort ihm heilig war. Ein Reichstag war in Warſchau zuſammengerufen worden, und der Kaiſer zu deſſen Eröffnung eingetroffen. Dies alles hatte man mit großer Gleichgültigkeit angeſehen, und ſelbſt in Wien und Berlin von dem ernſten, weitgreifenden Schlage nichts geahndet, der hier aus einer Handlung, die man für unwichtige Förmlichkeit halten wollte, plötzlich hervorbrach. Die Rede, mit welcher Alexander den Reichstag eröffnete, war für die entzückten Polen, für die erſtaunten Ruſſen, für die harrenden Deutſchen, für die ganze politiſche Welt, die mächtigſte Ueberraſchung, die erweckendſte Erſchütterung. Nirgends aber konnte die Wirkung größer ſein, als in dieſen deutſchen Ländern, die in meinem nächſten Geſichtskreis lagen. Durch einen beſondern Umſtand konnt' ich hievon Zeuge ſein wie kein Anderer. Mittelſt außerordentlicher Gelegenheit war die Rede des Kaiſers mir aus Warſchau früher als ſonſt jemandem zugekommen, ich zuerſt machte ſie in Karlsruhe, in Mannheim bekannt, ſelbſt in Frankfurt am Main und in Stuttgart empfingen angeſehene Perſonen durch mich die erſte Nachricht von ihr. Auf den Großherzog wirkte ſie gewaltig, die Verfaſſungsfrage für Baden war in ſeiner Seele ſogleich entſchieden; die Großherzogin Stephanie bewunderte ſtaunend die neue Erſcheinung, die Markgräfin Mutter wußte ſich gar nicht zu faſſen, und fragte, was das bedeute, was es für Folgen haben werde. Die Miniſter konnten ihre Verwunderung, ihren Schreck nicht verbergen; Tettenborn und Reizenſtein frohlockten, ſie ſahen ihre Sache für gewonnen an, und Berſtett, der mit ihnen gehen und ſich als Verfaſſungsfreund benehmen mußte, war nur froh, daß auch ſein Schützer und Gönner Anſtett jetzt gegen dieſe Richtung, zu der ſein Kaiſer ſich ſo laut bekannte, nichts einwenden durfte. Die Diplomaten ſteckten die Köpfe zuſammen, und machten bedenkliche Geſichter, beſonders der franzöſiſche und der öſterreichiſche, und ſie hielten es nicht für innere Zuſtimmung, ſondern nur für amtliche Klugheit, daß ich als Preuße die ruſſiſche That ſo eifrig verkündete und rühmte. Die öffentliche Meinung aber äußerte ſich mit unwiderſtehlichem Nachdruck, ſie ſchlug jeden leiſen Einſpruch mit ſtarken Trumpfworten nieder, und des Rühmens und Lobpreiſens für den hochherzigen Kaiſer war kein Ende. Von allen Orten ſchallte dieſelbe Stimmung zurück, für deren begeiſterte Innigkeit in den Zeitungen jeder Ausdruck zu ſchwach war.

Dieſe Rede des Kaiſers Alexander an die Polen gehörte zu den merkwürdigſten und folgenreichſten Ereigniſſen unſerer Zeit, und verdient um ſo mehr hier aufbewahrt zu werden, als der Stellen nicht gar viele ſind, wo man ſie vollſtändig findet, und von manchen Seiten begreiflicherweiſe die größte Sorgfalt angewendet worden, ſie der allgemeinen Kenntniß zu entziehen, ſie in Vergeſſenheit zu verſenken; Worte ſolchen Inhalts, die aus jedem andern Munde der ſchwerſten Ahndung verfallen mußten, ſollten am wenigſten aus Kaiſerlichem bekräftigt erſcheinen! Die Rede wurde in franzöſiſcher Sprache vom Kaiſer am 27. März zu Warſchau feierlich geſprochen, und lautete wie folgt:

„Représentants du royaume de Pologne! Vos espérances et mes voeux s'accomplissent. Le peuple que vous êtes appelés à représenter jouit enfin d'une existence nationale garantie par des institutions que le temps a mûries et sanctionnées."

„L'oubli le plus sincère du passé pouvait seul produire votre régénération. Elle fut irrévocablement dé-

cidée dans ma pensée, du moment où j'ai pu compter sur les moyens de la réaliser. Jaloux de la gloire de ma patrie, j'ai ambitionné de lui en faire cueillir une nouvelle. La Russie, en effet, à la suite d'une guerre désastreuse, en rendant, d'après le précepte de la morale chrétienne, le bien pour le mal, vous a tendu fraternellement les bras; et parmi tous les avantages que lui a donnés la victoire, elle en a préféré un seul: l'honneur de relever et de rétablir une nation vaillante et estimable.“

„En y contribuant j'ai obéi à une conviction intérieure, puissamment secondée par les évènements. J'ai rempli un devoir prescrit par elle seule, et qui n'en est que plus cher à mon cœur. L'organisation qui était en vigueur dans votre pays, a permis l'établissement immédiat de la constitution que je vous ai donnée, en mettant en pratique les principes de ces institutions libérales, qui n'ont cessé de faire l'objet de ma sollicitude, et dont j'espère, avec l'aide de Dieu, étendre l'influence salutaire sur toutes les contrées que la Providence a confiées à mes soins.“

„Vous m'avez ainsi offert les moyens de montrer à ma patrie, ce que je médite pour elle depuis longtemps, et ce qu'elle obtiendra, lorsque les préparatifs d'une œuvre aussi importante auront atteint le développement nécessaire.“

„Polonais! revenus comme vous l'êtes des funestes préjugés qui vous ont causé tant de maux, c'est à vous, à consolider votre renaissance: elle est indissolublement liée aux destinées de la Russie; c'est à fortifier cette union salutaire et protectrice que doivent tendre tous vos efforts. Votre restauration est décidée par des traités solennels; elle est sanctionnée par la Charte constitutionnelle. L'inviolabilité de ces engagements extérieurs et de cette loi fondamentale assure désormais à la Pologne un rang honorable parmi les nations de l'Europe: bien précieux! qu'elle a longtemps cherché en vain, au milieu des épreuves les plus cruelles.“

„La carrière de vos travaux s'ouvre. Le ministre de l'intérieur vous exposera l'état actuel de l'administration du royaume; vous prendrez connaissance des projets de lois qui seront l'objet de vos délibérations. Ils ont pour but des améliorations successives. Celle de l'état des finances demande encore des éclaircissements que le temps seul et la juste appréciation de vos ressources pourront fournir au gouvernement. Le régime constitutionnel sera peu-à-peu appliqué à toutes les parties de l'administration. L'ordre judiciaire sera organisé. Des projets de lois par rapport à la législation tant civile que criminelle seront portés à votre connaissance. J'ai la confiance, que vous les examinerez avec une attention soutenue et que vous créerez des lois destinés à garantir vos biens les plus précieux: la sûreté de vos personnes, celle de votre propriété, et la liberté de vos opinions."

„Ne pouvant rester toujours au milieu de vous, je vous ai laissé un frère, mon ami intime, le compagnon inséparable de mes premières années; je lui ai confié votre armée. Dépositaire de mes intentions et de ma sollicitude pour vous, il s'est attaché à son propre ouvrage. C'est par ses soins que cette armée, déjà si riche en souvenirs glorieux et en qualités guerrières, s'est encore enrichie de toutes les habitudes d'ordre et de régularité qui la rendent digne de sa véritable destination."

„Un de vos plus dignes vétérans, le général Jajontschek, me réprésente parmi vous. Blanchi sous vos drapeaux, associé constamment à vos succès et avec vos revers, il n'a cessé de donner des preuves de son dévouement à la patrie. L'expérience a complètement justifié mon choix."

„Malgré mes efforts, peut-être tous les maux dont vous avez eu à gémir ne sont-ils pas encore réparés. Telle est la nature des choses; le bien ne se fait que lentement, et la perfection demeure inaccessible à la faiblesse humaine."

„Représentants du royaume de Pologne, élevez-vous à la hauteur de vos destinées. L'Europe fixe sur vous ses regards! Prouvez à vos contemporains que les institutions libérales, dont on prétend confondre les principes à jamais consacrés avec les doctrines désastreuses qui ont menacé de nos jours le système social d'une catastrophe épouvantable, ne sont point un prestige dangereux; mais que, mises en pratique avec bonne foi, et dirigées surtout par des intentions pures vers un but conservateur et utile à l'humanité, elles s'allient parfaitement avec l'ordre, et produisent d'un commun accord la prospérité véritable des nations. C'est à vous qu'il est désormais réservé de faire preuve de cette grande et salutaire vérité. Que la concorde et l'union président donc à votre assemblée; que la dignité, le calme et la modération caractérisent vos déliberations. Uniquement guidés par l'amour de votre patrie, épurez vos opinions, rendez-les indépendantes de tout intérêt particulier ou exclusif, exprimez-les avec simplicité et droiture, en vous préservant des réductions d'une vaine et trompeuse éloquence; enfin que le sentiment d'une amitié fraternelle, prescrit à nous tous par le divin législateur, ne vous abandonne jamais. C'est ainsi que votre assemblée obtiendra les suffrages de votre pays et cette estime générale due aux représentants d'une nation libre, qui ne dénaturent point le caractère auguste dont ils sont revêtus."

„Premiers fonctionnaires de l'État, je vous ai exprimé ma pensée, je vous ai montré vos devoirs; vos travaux dans cette première assemblée m'apprendront ce que la patrie doit attendre à l'avenir de votre dévouement pour elle, comme de vos bons sentiments pour moi. Rendons grâces à celui qui seul a la puissance d'éclairer les souverains; remercions-le de l'esprit d'union et de paix qu'il répand aujourd'hui parmi les peuples; invoquons-le pour qu'il bénisse et fasse prospérer notre ouvrage."

Das war einmal von einem Herrſcher frank und frei geſprochen, aus vollem redlichen Herzen, ohne heimlichen

Vorbehalt, ohne verſteckte, für künftige treuloſe Auslegung im voraus hingeſtellte Zweideutigkeit! Daß dieſer Herrſcher der Kaiſer von Rußland war, der unumſchränkteſte Gebieter des größten Reiches, gereichte ihm nur um ſo mehr zur Ehre, verbürgte zweifellos die Freiwilligkeit der großen That. Das ungeheuerſte Aufſehen machte beſonders die Stelle, welche den Segen einer freien Verfaſſung, wie ſie jetzt den Polen verliehen wird, auch für das ganze ruſſiſche Reich verheißt. Dieſes gewaltige Wort iſt ausgeſprochen worden, und ſteht feſt als eine geſchichtliche Thatſache, feſter als alle Denkmale in Stein und Eiſen, am feſteſten aber in den Gemüthern der Völker ſelbſt, denen es gilt, wo es tiefe Wurzeln geſchlagen hat und von Geſchlecht zu Geſchlecht neue Keime treibt, bis zu ſeiner endlichen Erfüllung. Wenn ich die Rede eines der folgenreichſten Ereigniſſe nannte, ſo meinte ich hauptſächlich dieſe, wenn auch noch ſo verzögerte und bekämpfte, aber unfehlbare Wirkung, nicht die unmittelbar nächſte, wiewohl auch dieſe von unzuberechnendem Einfluß war. Denn das Beiſpiel des Kaiſers von Rußland brachte alle kleinlichen Bedenken und niedrigen Einwände zum Schweigen, mit welchen die Knechtiſchgeſinnten ſo gern bereit ſind die Freiheit zu verdächtigen und die Gewaltherrſchaft anzupreiſen. Das Machtanſehen und die gebieteriſche Würde einer ſolchen Erklärung mahnten mehr als alle Stimmen der Pflicht und ſelbſt des Gewiſſens, die gerechten Anſprüche der Völker nicht länger unbeachtet zu laſſen, ſich der fortſchreitenden Entwickelung willig anzuſchließen. In Baden war, wie geſagt, die konſtitutionelle Frage ſogleich entſchieden, in Würtemberg wurde das Verfaſſungswerk nachdrücklich gefördert, in Baiern ſah man darin ſelbſt für die äußere Staatslage das ſicherſte Heil und hoffte den Badnern noch zuvorzukommen; in ganz Deutſchland fanden die Verfaſſungsfreunde ſich durch den unverhofften Beiſtand gehoben und verſtärkt. Wenn gleichwohl noch einige Zeit verging, ehe aus den damaligen Beſchlüſſen die Verfaſſungen thatſächlich hervorgingen, ſo mag man daraus ermeſſen, wie viele anderweitige Einflüſſe, beſonders auch die nach der erſten Betäubung bald wieder regſame Gegenſtimme von Wien und Berlin, zu überwinden waren, und wie ſehr Abneigung und Trägheit das Werk erſchwerten.

Die badiſchen Miniſter durften jetzt weniger als je die Gebietsſache aus den Augen verlieren, und ſtrebten die Gunſt des ruſſiſchen Kaiſers auch von der neuen Seite her, die er aufgedeckt hatte, zu gewinnen. Der Rittmeiſter Hennenhofer wurde mit den eindringlichſten Schreiben nach Warſchau geſchickt, während Anſtett von Frankfurt her die badiſche Sache in das vortheilhafteſte Licht ſtellte, und ich für ſie die Geſinnungen in Stuttgart möglichſt aufregte, ſo daß die verſchiedenſten Einwirkungen in Warſchau ſich gegenſeitig unterſtützten. Eine große Schwierigkeit blieb immer die nachtheilige Meinung, welche der Kaiſer von ſeinem Schwager dem Großherzog einmal gefaßt hatte, der ihm einer kräftigen Verwendung kaum würdig und durch ſeine Unfähigkeit und Schwäche am meiſten geeignet ſchien, die Koſten einer Ausgleichung zu tragen, für die doch nun einmal Rath geſchafft werden mußte. Dieſe Meinung theilten auch der König und die Königin von Würtemberg, und ſie unterſtützten die Sache Badens ohne volles Vertrauen in den Fürſten, den ſie zumeiſt anging, ſie fürchteten immer, er könne plötzlich nachgeben und ſie mit ihrer dann fruchtloſen Theilnahme bloßſtellen. Das Mißtrauen wurde genährt durch einzelne Maßregeln und Vorgänge, die allerdings den gegebenen Verſicherungen nicht immer entſprachen. Die Wahl der Perſonen, die man gebrauchte, die Aeußerungen, welche dieſe ſich erlaubten, waren oft anſtößig; diplomatiſche Häkeleien, die bei dem ſonſtigen Einverſtändniß beider Höfe ganz unbedeutend ſein mußten, wurden badiſcherſeits mit wichtigem Ernſt aufgefaßt, es fehlte nicht viel, ſo wäre das gute Vernehmen an ſolchen Erbärmlichkeiten ſchnell zu Grunde gegangen. Hier ſah man recht, was es heißt, wenn eine vielverzweigte Handlungsweiſe nicht aus Einem Geiſte hervorgeht, nicht aus Einem Stück erſcheint, wenn die untergeordnete Thätigkeit der höheren nicht entſpricht oder gar widerſpricht, hier Vernachläſſigung, dort Mißverſtand waltet, perſönliche Zwecke den allgemeinen theilweiſe aufheben dürfen, wenn die Einheit, die in der höchſten Hand vorausgeſetzt wird und ſein ſollte, von unten her durch gemeinſame Anſtrengungen derer, die ſelbſt keine Einheit ſind, erſt geſchaffen, oder wenigſtens ihr Schein hervorgebracht werden muß! Reizenſtein und Tettenborn trugen dieſe ſchwere Laſt, und hielten ihre Kräfte redlich vereint, obſchon auch ſie in ihren Anſichten und Richtungen oft weit auseinander gingen, aber ſchon Berſtett hatte theils nicht die Fähigkeit theils auch nicht den Willen, immer mit ihnen gleichen Schritt zu halten; nun kamen noch die zahlloſen andern Einflüſſe hinzu, die durch die höchſten Perſonen, die Frauen vorzüglich, durch Hof- und Staatsbeamte aller Art, oft auch durch die unbedeutendſten Diener ausgeübt wurden; da mußten kleine Rückſichten, die man als ſolche doch nie ausſprach, beobachtet werden; unbedeutende Nebenzwecke, jemanden zu entfernen oder zu begünſtigen, oft beides wieder um Anderer willen, drängten ſich der Hauptſache vor; die Miniſter mochten alles noch ſo richtig ausdenken und vorſchlagen, ſie waren niemals ſicher, daß nicht die ungeeignetſten Perſonen ernannt, daß nicht Nebenaufträge gegeben würden, bei denen der weſentliche Zweck leiden mußte. So war Tettenborn ſehr dagegen, die Sendung nach Warſchau einem Menſchen wie Hennenhofer zu vertrauen, mit denen weder Neſſelrode noch Kapodiſtrias noch irgend ſonſt ein Mann von Bedeutung ſich einlaſſen könne, allein der Großherzog wußte, daß niemand ihm von der Reiſe ſo vielen Klatſch zurückbringen würde, an dem er ſich ergötzte, während die ernſteren Nachrichten ihn langweilten. Eine beſondere Schnurre wirkte dabei noch mit; Hennenhofer war berühmt wegen ſeiner Kourierreiſen, er hatte bisweilen das Unglaubliche möglich gemacht, die größten Strecken in kürzeſter Friſt zurückzulegen, er ſcheute nicht die halsbrechendſte Gefahr, ſparte nicht Geld noch Vorſpiegelungen, hatte Wein und Branntwein bei ſich, nahm wenn er die Poſtillone trunken gemacht die Zügel und fuhr ſelbſt, er blies ſein eignes Poſthorn, und that und hielt aus was kein Anderer. Man ſetzte auf dieſen Kourierhelden eine Art Ehrgeiz, er ſollte wieder Gelegenheit haben, ſeine Kunſt bewundern zu laſſen. Der Großherzog wußte genau, wie lange der Kaiſer in Warſchau bleiben wollte; nun hielt er Hennenhofer ſo lange zurück, bis es nach aller Berechnung ſchon unmöglich ſchien, den Kaiſer noch dort zu treffen, dann ließ er ihn los, und verzweifelnd über Stock und Stein hinſtürmen. Nicht minder hatte Reizenſtein wohl eine Sendung nach Wien beantragt, aber nicht, daß der Kammerjunker von Blittersdorf dazu erſehen würde, ein junger Mann noch ohne Anſehen, aber doch den öſterreichiſchen Geſchäftsleuten von Frankfurt her verhaßt, wo er ſich in ſeiner untergeordneten Stellung durch Schroffheit und Anmaßung bemerklich gemacht hatte; faſt ſei es beſſer, meinte Reizenſtein, die ganze Sache zu unterlaſſen, allein er ſelbſt hatte ſie ja vorgeſchlagen, und Berſtett wünſchte jenen zu entfernen, ſo geſchah es denn, zu keinem Nutzen, und gewiß zum Schaden!

Die Hochzeit des Fürſten von Fürſtenberg mit der Prinzeſſin von Baden, bisherigen Gräfin von Hochberg ging als gleichgültiges Ereigniß vorüber, nur von einigen Reibungen wegen diplomatiſcher Rangſtreitigkeiten begleitet, über die ſich kein Hof mehr erzürnen wollte und die übrige Welt lachte. In den Urtheilen über die Heirath ſelbſt zeigte ſich recht die Verſchiedenheit der Standpunkte; das badiſche Haus meinte den Fürſten durch dieſes Band hoch geehrt, und wollte in ihm einen dankbar Verpflichteten ſehen; die Familie Hochberg freute ſich einer Verbindung, die dem jetzigen Range nichts vergab und den früheren weit überragte; die Mediatiſirten beſchuldigten den Fürſten, ſeinen und ihren Rang außer Augen geſetzt zu haben, denn die nachträgliche Erhebung könne den urſprünglichen Makel der Geburt nicht tilgen; im unbefangenen Publikum fand man, daß er klug gehandelt habe, mit dem regierenden Hauſe, dem er einmal untergeben ſei, in Verwandtſchaft zu treten, und beglückwünſchte ihn, bei dieſer Gelegenheit eine liebenswürdige, vortreffliche Gattin bekommen zu haben. Bald darauf erſchien eine Verordnung, welche die Verhältniſſe der Mediatiſirten in Baden unter Berückſichtigung der Bundesakte neu feſtſtellte; hier ſah man, daß Fürſtenberg die Gunſt, deren er etwa theilhaft geworden, nur als eine perſönliche genoß, die auf ſeine Standesgenoſſen nicht überging, von denen ſich getrennt zu haben jetzt nur um ſo mehr als Vortheil erſchien.

Die Geſundheit des Großherzogs hatte ſich mit dem

Frühling etwas gebeſſert, und die friſche Luft in Baden ſollte dieſen guten Anfang fortſetzen. Er war froh von Karlsruhe fortzukommen, und fand den neuen Aufenthalt angenehm. Aber auf dem Schloſſe zu wohnen, war ihm zuwider, ihm gefiel dagegen über die Maßen eine Wohnung, die Tettenborn für ſich gemiethet hatte, und wenn auch ungern doch völlig bereit war, ſie dem Großherzog abzutreten; doch die Fürſtliche Laune duldete keinen Augenblick der Ungewißheit, und um jeden Einwand ſofort abzuwenden, bot er ſeine Wohnung auf dem Schloſſe dem General zum Erſatz, ein Tauſch, der gern angenommen wurde, doch ſehr auffiel und es gab allerlei zu reden, wenn man Tettenborn's eigne Wagen und Pferde und die der zahlreichen Beſuche, die er empfing und bewirthete, den ganzen Tag mit Gepränge hinauf und herab fahren ſah, während der Großherzog unten in ſeiner Bürgerwohnung, ſich ſcheu zurückhielt und keinen Beſuch annehmen wollte. Dieſe Abgeſchiedenheit entſprach dem Zwecke des Aufenthaltes keineswegs, und konnte es um ſo weniger, als die Lebensart doch keine geregelte, ſondern von Unmäßigkeiten jeder Art unterbrochen war; jede augenblickliche Erholung, jeder Beginn von Kräftigung wurde ſogleich wieder leichtſinnig vergeudet, wozu die Augendiener und Günſtlinge die Gelegenheit nie fehlen ließen. Die Schwäche und Hinfälligkeit kehrte daher immer ſchnell zurück, die Bruſtbeklemmungen und andere krampfartige Zufälle, die ſchon gewichen waren, fanden ſich wieder ein, Traurigkeit und Mißmuth nahmen überhand; die Aerzte befürchteten ein Schwinden des Rückenmarks. Der Großherzog aber beſtärkte ſich in ſeinem Glauben an Vergiftung, und ſprach dieſen Argwohn oft in ſo bedenklichen Andeutungen aus, daß es nicht ſelten das Klügſte ſchien zu thun als habe man ſie nicht gehört. Mehrmals erklärte er, daß er verloren ſei, man habe ihn zu gut bedacht, zu ſicher getroffen; ſeinen Prinzen habe man das Leben nicht gegönnt, ihm auch ſei ein nahes Ziel geſteckt; ſeine Erbſchaft ſolle von fremden Händen getheilt, zerriſſen werden. In ſolcher Stimmung war ihm jede Berührung der ſchwebenden Unterhandlungen äußerſt empfindlich, die einlaufenden Berichte, die nöthigen Rückſprachen mit ſeinen

Räthen verurſachten heftige Kriſen, es gab die ſchlimmſten Aufwallungen, die jedoch nie zu kräftigen Beſchlüſſen führten, ſondern nur zu tieferem Verſinken in unthätigen Trübſinn. Die nähere Umgebung, beſonders die Großherzogin, litt unſäglich von dieſem Jammer. Seinen Miniſtern geſtattete er oft mehrere Tage keinen Zutritt. Die einzige Hülfe in ſolcher Niedergeſchlagenheit, der einzige Menſch, der dem Kranken dann noch mit Nachdruck begegnen und ihn auch tröſten konnte, war Tettenborn, der wiewohl von Manchen nicht gern geſehen, doch Allen unentbehrlich wurde. So kam denn auch in dieſer Zeit wirklich zu Stande, was ſchon lange in Anregung und von der einen Seite eben ſo heftig gewünſcht als von der andern gefürchtet war, nämlich daß Tettenborn ſeinen Abſchied aus ruſſiſchen Dienſten nahm und in badiſche übertrat, als Generallieutenant und Generaladjutant, mit der Zuſicherung der Geſandtſchaft in Wien, aber in Wahrheit über alle dieſe Verhältniſſe weit hinausgeſtellt. Er überhob ſich dieſer Gunſt nicht, er benutzte ſie für Andere, die es ihm nachher ſchlecht dankten; er bemühte ſich in ſeiner neuen Stellung nur um ſo eifriger, das nun auch amtlich durchzuſetzen, was er bisher ſchon vertraulich hatte betreiben helfen, den Staat in ſeinem Vollbeſtande bei dem regierenden Hauſe zu erhalten und ihm eine freiſinnige Verfaſſung zu geben. In beiden Beziehungen ſah es noch ſehr mißlich aus. Der Kourierheld Hennenhofer hatte die Erwartungen des Großherzogs gerechtfertigt, er war in der abſichtlich ihm zu kurz bemeſſenen Friſt, mit großen Anſtrengungen und Opfern, wirklich in Warſchau noch eben vor der Abreiſe des Kaiſers angekommen, und hatte ſeine Depeſchen abgegeben, aber ſtatt einer Antwort brachte er hingeworfene allgemeine Vertröſtungen zurück, die zwar gut genug klangen, doch nicht einmal vom Kaiſer ſelbſt, ſondern nur aus ſeiner Umgebung herrührten. Die Nachrichten aus Wien lauteten ſehr beunruhigend, es hatte ſich dort die baieriſche Sache gründlich feſtgeſetzt, die badiſche galt für eine verlorne, verurtheilte, der Kaiſer Franz hatte unmuthig geäußert, es müſſe ein Ende damit gemacht werden, dem Fürſten von Metternich war der ganze Handel, der ſich unbequem überall vorſchob, längſt verdrießlich. In

Betreff der Verfaſſung waren allerlei Bedenken eingetreten, man rieth, ſich erſt mit den Nachbarn zu bereden, abzuwarten was dieſe thun und wie weit ſie gehen würden, aus dem diplomatiſchen Kreiſe zu Frankfurt kamen Zweifel und Warnungen, auf welche Berſtett großes Gewicht legte, in der Großherzoglichen Familie ſelbſt wurden Beſorgniſſe laut. An Höfen finden immer die Rathſchläge und Mahnungen, welche zum Warten, zum Aufſchieben, zum Verneinen auffordern, ein günſtiges Gehör, an dieſem Hofe waren ſie das erſehnte Manna, von dem man einen Tag weiter lebte.

Um die Mitte des Mai fiel ein blutiges Zwiſchenſpiel vor, das einige Zeit lebhaft beſprochen wurde. Der Lieutenant von Schilling, müde ſeiner langen Haft, bequemte ſich endlich dem von ihm beleidigten ruſſiſchen Legationsſekretair von Maltitz Genugthuung geben zu wollen, und wurde auf dieſe Erklärung freigelaſſen. Beide Gegner trafen gemäß der Verabredung ihrer Sekundanten frühmorgens in der Nähe von Mannheim zuſammen, und ſtellten ſich zum Zweikampf, jeder Verſuch einer friedlichen Beilegung war von ſelbſt ausgeſchloſſen. Schilling ſchoß zuerſt, und obgleich ein vortrefflicher Schütze fehlte er doch den Gegner, dem die Kugel dicht am Kopfe hinſauſte. Da Maltitz ſah, daß jener ihn geradezu todtſchießen wollte, ſo durfte er ſeinerſeits nur trachten ihm zuvorzukommen, erhob den Arm und zielte gleichfalls auf den Kopf. Der Schuß ging los, und Schilling ſtürzte vor die Stirn getroffen lautlos zu Boden, eine Bewegung der Hand nach oben war ſein letztes Lebenszeichen, das er nicht einmal vollenden konnte. Maltitz war gar kein Schütze, hatte noch nie einen Zweikampf gehabt, daß der Ungeübte den Geübten, der Unſchuldige den Schuldigen gleich im erſten Schuß erlegt, galt für ein Gottesurtheil. Als der Rittmeiſter von Philippsborn, der Sekundant von Maltitz, zuerſt die Nachricht dieſes Ausgangs nach Karlsruhe brachte, begrüßte man ihn freudig als einen Boten der himmliſchen Gerechtigkeit. Es zeigte ſich, daß der Raufbold ſelbſt unter ſeinen Kammeraden wenig Freunde hatte, ſeine Angehörigen waren mit dem Gedanken, ihn einmal ſo zu verlieren, längſt vertraut. Nun wurde aber auch der Fall bedacht, daß der

Kampf die entgegengeſetzte Wendung genommen, der Frevler den unſchuldig Beleidigten todtgeſchoſſen, zu langwierigem Schmerzenslager verwundet, ihn auf Zeit Lebens zum Krüppel gemacht hätte, Möglichkeiten, die nicht abzuläugnen waren, da war dann freilich das Gottesurtheil, welches im Zweikampf walten ſollte, nicht mehr zu finden, ſondern nur der Unſinn, über Leben und Ehre den blinden Zufall zum Richter zu beſtellen.

Aber auch von geſetzlicher Seite traten wunderliche Widerſprüche grell hervor. Der Landesfürſt hatte ſeinen Gardeoffizier erſt durch Haft zu einer Handlung zwingen müſſen, die ſein Geſetz bei ſtrenger Strafe verbot; jetzt durfte er nicht daran denken, den Fremden, der ihm einen ſeiner Offiziere getödtet, vor Gericht zu ziehen; die Begriffe von Fürſt, Geſetz, Recht und ſelbſt von Ehre kamen bei dieſem Anlaß im Volke zur mannigfachſten Erörterung, die den Reſpekt *vor den herrſchenden Einrichtungen nicht* vermehrte. Maltitz aber, der erlittenen Schmach und drohenden Todesgefahr durch gerechten Sieg ſo glücklich entrückt, empfand nicht die dankbare Freude, zu der er berechtigt ſchien. Seiner ſonſtigen düſtern Stimmung geſellte ſich nun noch das Bewußtſein einen Menſchen getödtet zu haben, und obſchon ſein Verſtand ihn jeder Schuld freiſprach, ſo trübte doch jene Vorſtellung lange ſein Gemüth. Er drückte ſpäterhin die Betrachtungen, zu welchen das ihm auferlegte Schickſal ihn drängte, durch folgendes Sonett aus:

„Zwei Gräber öffnet dieſe ſchwere Stunde,
Und Tod und Leben ziehen bleich die Schranken;
Der Muth erhebt ſein Antlitz ohne Wanken,
Doch leiſe bebt es in dem Herzensgrunde.

Ein Kämpfer fällt im offnen Schattenſchlunde,
Sobald der Waffen Rächerblitze ſanken —
Der Andre, der dem Glück muß ſchaudernd danken,
Trägt über Berge weit die Todeswunde.

Zwei Looſe rollen in des Zufalls Händen;
Ein weißes Loos — daß ſein Gebot vergeben,
Ein ſchwarzes — daß die Eumeniden rächen.

Und beide müſſen ſich zum Sieger wenden —
Das weiße Loos entrollt — es iſt das Leben, —
Doch wehe dir! das ſchwarze — das Verbrechen.“

Doktor Lindner war inzwiſchen aus dem Elſaß in Karlsruhe angelangt, und hatte ſeine Frau mitgebracht. Er war wenigſtens zehn Jahre älter als ich, aber noch ganz der jugendlich muntere, leichtentſchloſſene, freiſinnige und hellverſtändige Mann, als den mir ihn Rahel aus der früheren Zeit geſchildert hatte. Mit ihr knüpfte ſich leicht das alte Vernehmen wieder an; ich verſtändigte mich ſchnell mit ſeiner Sinnes- und Denkungsart, die auf Rechtſchaffenheit und Edelmuth gegründet und jedes geiſtigen Schwunges fähig war; hatten wir auch ſehr verſchiedene Schulen durchgemacht und ſtimmten wir auch in vielen Anſchauungen nicht überein, ſo fanden wir doch in den Dingen der Gegenwart, wie ſie uns zunächſt vorlagen, genug gemeinſame Strebungen und Aufgaben, denen wir vereint unſere Kräfte widmen konnten. So kam zum Beiſpiel eine beſondere Vorliebe, welche Lindner, meinem Sinne ganz entgegen, für den Kaiſer Napoleon hegte, damals wenig zur Sprache, ſie hatte noch nicht die ſtarre Außenſeite, die ſie ſpäter durch die Gemeinſchaft mit dem Doktor Lebret in Stuttgart erhielt, und berührte die Tagesfragen gar nicht. Recht in deutſcher Weiſe hatte Lindner während Napoleon's Allgewalt, und als durch ſie noch alle Vortheile zu erlangen waren, ſeine Bewunderung in ſtillem Herzen bewahrt, und begann nur jetzt erſt ſeine Anhänglichkeit zu bekennen, da der Held gefallen und in fernem Bann gefangen war! Daß Napoleon der Freiheit durch ſeine Siege und Herrſchaft gedient, darüber waren wir einig, ob er es aber mit Bewußtſein und Abſicht gethan, ob nicht die Sache der Freiheit längſt wieder auf beſſerem Wege fortſchreite, darüber konnten wir ſtreiten ohne uns deßhalb zu entzweien. Dabei fiel mir bald in Lindner eine Sonderbarkeit auf, die mir zwar oft verdrießlich wurde, im Grunde aber doch den Umgang mit ihm erleichterte. Sein Geiſt, vielſeitig ausgebildet, ſcheute keinerlei Erörterungen, er war zu den tiefſten Unterſuchungen, zu den kühnſten Gedankenflügen bereit, es fehlte ihm nicht an beredſamer Dialektik, an Witz und Laune; aber alles dies war äußerſt kurz, er that immer nur wenige Schritte, dann brach er ab oder lenkte ein, nicht etwa mit kluger Abſicht, ſondern weil ſeine Geiſtesart es ſo gebot; eine Anekdote, ein Witzwort, ein glückliches Zitat machten ſchnell der geſpannteſten Unterhaltung ein Ende, und eine andere begann, die gewöhnlich bald eben ſolchen Ausgang nahm. Kurzathmige Gedanken nannt' ich es, raſche Anläufe, unfähig ausdauernden Ganges weite Strecken zu durchwandern; dieſer Zug, weniger merkbar in ſeinen Schriften, iſt ſogar in ſeinen Lebensgeſchicken nicht zu verkennen. Ein großes Hemmniß war ihm übrigens in ſeiner Frau beigegeben. Er hatte ſie als die Wittwe eines franzöſiſchen Beamten kennen lernen, in ſchwerer Krankheit liebreiche Pflege von ihr empfangen, und ſie aus Dankbarkeit geheirathet. Sie war aus dem Elſaß, ſprach daher ſchreckliches Deutſch und nur leidliches Franzöſiſch, hatte Gutmüthigkeit und auch Verſtand, aber gar keine Geiſtesbildung. Die Ehe war kinderlos, aber ſonſt glücklich, die wechſelſeitigen Anſprüche beider Gatten ſchienen vollkommen befriedigt. Aber ſobald Lindner in nähere Berührung zur Welt trat, an politiſchen Dingen geſchäftlich Theil nahm, höhere Geſellſchaft beſuchte, mußte ſich das Verhältniß trüben. Er wollte ſeine Frau in die neuen Kreiſe mithineinziehen, und wenn auch, was nicht immer der Fall war, der Zugang ihr offen ſtand, ſo wußte ſie doch nur zu gut, daß ſie ihm nicht folgen konnte. Da blieben denn Mißmuth, Verdrießlichkeit, endlich Eiferſucht und Vorwürfe nicht aus, die zwar immer begütigt wurden, und bei der redlichen Geſinnung Lindner's das einigende Band nie lockerten, aber doch manche gute Stunden und Tage verbitterten. Selbſt der unendlichen Gutherzigkeit Rahel's, die für untergeordnete Perſonen die zarteſte Nachſicht und Duldung hatte, fiel es oft hart, nicht ſowohl die gute Frau ſelbſt, deren ganzes Vertrauen ſie bald beſaß, als vielmehr den Gegenſatz zu ertragen, in welchem dieſe zu ihrem Mann ſtand.

Ich machte Lindner'n mit der Lage der Dinge in Karlsruhe, mit meinen Abſichten und Verbindungen bekannt, und erwarb in ihm einen ſo treuen als fähigen Mitarbeiter. Eine großartige Thätigkeit lag vor uns ausgebreitet, für die meine Stellung gleichſam den feſten Mittelpunkt gab. Baden und Würtemberg waren ihr als nächſter Bereich offen und ſicher, mit der Schweiz, dem Elſaß, den Rhein- und Mainlanden beſtand ein lebhafter Verkehr, in ganz Deutſchland und ſelbſt im Ausland fanden ſich Hülfsmittel, Aus- oder Zuflüſſe. Wir erkannten die damals noch ungebrochene Macht der Oeffentlichkeit; die Scham war in den Regierungen noch nicht erſtickt, die Macht der Zeitſchriften und Tageblätter hatte ich ſchon in bedeutenden Fällen erprobt, es konnte Außerordentliches geleiſtet werden, wenn Zuſammenhang, Gleichzeitigkeit, vereinigte Kraft in die Beſtrebungen kam. Ich führte Lindner'n bei Tettenborn ein, bei Friederich, machte ihn ſpäter in Baden mit Cotta bekannt, mit dem ſich bald nähere Verbindungen anknüpften, die unter manchen Schwankungen doch nie wieder abriſſen. Ich verſäumte nicht, die badiſchen Miniſter aufmerkſam zu machen, welche gewandte, beredte, und was mehr noch ſagen wollte freiwillige Feder hier ſich darbot. Denn Lindner, der nicht ohne einiges Vermögen war, wollte nicht als beſoldeter und verpflichteter, ſondern als freier Schriftſteller wirken, wodurch allein er ſich auch in dem Anſehen und der Achtung erhielt, die den Talenten ſeiner Art in den Kreiſen der Höflinge und Beamten ſo gern verſagt werden. Die Nachwehen der Geſchichte mit den Kotzebue'ſchen Bulletins verfolgten ihn zwar auch in Karlsruhe noch, und der ruſſiſche Geſchäftsträger von Struve machte große Augen, als ich ihm den Mann vorſtellte, der ſo großer Sünde gegen die ruſſiſche Regierung beſchuldigt war, doch auf mein Zureden unterließ er jeden Schritt, der ihn hätte beläſtigen können.

Tettenborn's Vorſtellungen, wie wichtig und nothwendig es ſei, den würtembergiſchen Hof in der ſchwebenden Kriſis zum Freunde zu haben und den Einfluß der Königin auf ihren Bruder den Kaiſer zu benutzen, bewirkten, daß der

Großherzog den Generallieutenant von Schäffer in außerordentlicher Sendung nach Stuttgart abſchickte. Dieſer ſollte das gute Vernehmen, welches in der letzten Zeit etwas gelitten hatte, durch die beſten Verſicherungen des unbedingten Vertrauens herſtellen, konnte aber, als der König, um ſeine eignen Schritte darnach zu bemeſſen, nach den näheren Beſtimmungen fragte, wie man ſich badiſcherſeits zu verhalten gedächte, darüber keine Auskunft geben, weil man ihm dergleichen nicht geſagt hatte, auch eigentlich der Art nichts vorhanden war. Schäffer fand, daß wie in Baden auch in Würtemberg dem höheren Willen an einflußreichen Stellen vielfach entgegengewirkt und das enge Einverſtändniß beider Höfe gar nicht gewünſcht wurde. Da er den Boden ſo ſchwierig fand, und zugleich vielleicht nicht ohne Grund beſorgte, es möchte bei ſeiner längeren Abweſenheit von Karlsruhe dort eine Veränderung zu ſeinem Nachtheil beliebt werden, ſo beeilte er das Ende ſeiner Sendung, und kam mit dem Anſchein guten Erfolgs, aber ohne wirklichen Ertrag zurück.

Daß auch das mächtigſte Anſehen oft nicht ausreicht, um die beſten Abſichten durchzuſetzen, und daß dieſe in der Ausführung wohl gar in ihr Gegentheil umſchlagen, ſahen wir an einem andern Beiſpiel. In der troſtloſen Armuth an Talenten, beſonders diplomatiſch brauchbaren, hatte Tettenborn — denn der eigentliche Miniſter des Fachs kümmerte ſich um dieſen Mangel nicht — längſt ſein Augenmerk auf meinen Freund Friederich geworfen, der ihm durch mich näher bekannt geworden war. Er ſtellte dem Großherzog und den Miniſtern vor, daß es unverantwortlich ſei, einen Mann von ſo guten Kenntniſſen und von ſo gewandter, in beiden Sprachen geübten Feder ungenützt in untergeordneten Geſchäften verkommen zu laſſen; man müſſe ihm eine Stellung geben, in der er ſtets zur Hand ſei, zu ſchriftlichen Ausarbeitungen ſowohl, die bald in ungewöhnlicher Zahl erfordert ſein würden, als auch zu perſönlichen Beſprechungen und Verſchickungen, für welche ſein feines und taktvolles, aber auch kluges und feſtes Weſen ihn beſonders empfehle. Niemand konnte widerſprechen, der Vorſchlag fand auch allgemeine

Zuſtimmung, aber es war bemerkbar, daß Friederich wenig Freunde hatte; Berſtett liebte den Mann nicht, der ihn überſah und beurtheilen konnte, Reizenſtein traute dem katholiſchen Pfälzer nicht, Andere hatten andere Beweggründe. Doch wurde in der Sache etwas gethan, Friederich ſollte befördert werden. Unerwartet erfuhr er, daß er zum Geſchäftsträger in der Schweiz ernannt ſei. Nicht weniger war Tettenborn überraſcht, eine ſolche Verſchickung, die an ſich kaum nöthig, für die großen Geſchäfte, die vorlagen, nicht von geringſtem Nutzen war, hatte er durchaus nicht beabſichtigt. Indeß waren alle Schritte ſchon geſchehen, ſie rückgängig zu machen erſchien überaus ſchwierig, für Friederich perſönlich ergaben ſich immer einige Vortheile dabei; genug es behielt ſein Bewenden bei der neuen Beſtimmung, die nun als beſchloſſene doch wieder lange ſchweben blieb, und zur Ungeduld reizte. Tettenborn ließ alles um ſo eher geſchehen, als ihm der Großherzog ſchon vertraut hatte, daß er ihn nicht lange in Wien laſſen, ſondern alsbald nach Karlsruhe zurückrufen wolle, um ihm die oberſte Staatsleitung zu übertragen. Auf dieſe nahe Zukunft wurde dann auch Friederich von uns vertröſtet, und er trat nach langem Warten ſeinen Poſten in der Schweiz an. Nachher kam zwar alles anders, als man es damals vorausſehen konnte, aber für Friederich nicht zum Schaden, der günſtige Ruck hatte ihn aus dem Staube der Kanzleien auf die Bahn der eigentlichen Diplomatik geſtoßen, in der er dann fortſchritt, Geſandter in Wien und endlich am Bundestage wurde.

Der Kampf mit den kleinen Schwierigkeiten und Hemmniſſen, Ränken und Liſten, die in dem engern Hofkreiſe ihr freies Spiel hatten, und nach deren Beſeitigung dann immer noch die Unſchlüſſigkeit und das eigenſinnige Hinzögern des Großherzogs zu überwinden war, brachte die Männer, denen die thätige Führung der Geſchäfte oblag, öfters zur Verzweiflung. Nur Reizenſtein, der alterfahrne, aller Mißbräuche dieſes Hofs und Staates gewohnte und von ihnen nicht geirrte treue Diener des unter ſeinen Augen und nicht ohne ſeine Hülfe großgewordenen Fürſtenhauſes, war in ſeiner Standhaftigkeit nicht zu erſchüttern. Da er nichts für ſich wollte, keinen andern Ehrgeiz hatte als zum Guten zu wirken, ſo war ihm alles, was ihn perſönlich betraf, kaum beachtenswerth. Wollte man ſeinen Rath, ſo gab er ihn nach ſeiner beſten Ueberzeugung, und blieb dabei ſtehen, mochte derſelbe gefallen oder mißfallen. Ließ man ihn ungefragt, ſo wartete er geduldig ab, bis ſeine Zeit wieder kam, und konnte dann mit größerem Nachdruck ſeine unveränderte Meinung auf's neue vortragen. Ihm war es für ſeine Perſon gleichgültig, und er fühlte ſich nicht beſchämt, wenn einmal acht Tage vergingen, in denen er nicht gerufen, ja gar nicht vorgelaſſen wurde, er machte dann um ſo freier ſeine Spazirgänge weit in's Land hinaus, die er ohnehin nur ungern den Geſchäften opferte. Berſtett hingegen, dem es auch wohl widerfuhr, daß der Großherzog ihn längere Zeit gar nicht ſehen mochte, und jeden Vortrag von ihm anzunehmen immer aufſchob, konnte das Gefühl ſolcher Zurückſetzung nicht ertragen, glaubte ſich dem Spotte des Hofes, der Geſandten bloßgeſtellt, ſein ganzes Anſehen zerſtört, und wußte ſeines Mißmuths und ſeiner Zerknirſchung nicht Maß noch Ziel. Er ſprach in ſeiner düſtern Stimmung von gewaltſamen Entſchließungen, zu denen er gebracht werden könnte, vom Uebertritt in ruſſiſche Dienſte, von gänzlicher Zurückziehung, ja von den Fluthen des Rheins als einem kühlen Bette. Tettenborn, der es mit dem alten Kammeraden redlich meinte, redete ihm nicht nur ermuthigend zu, ſondern benutzte auch die erſte Gelegenheit, den Großherzog dahin zu bringen, ſeinen Miniſter wieder rufen zu laſſen, zur Tafel zu behalten und ihn ſeines vollen Vertrauens zu verſichern, als deſſen Beweis er ihm ſogar ſeinen höchſten Hausorden verlieh. Berſtett war jetzt eben ſo erhoben, wie vorher gedrückt, und erſchöpfte ſich in gerührten Dankbezeigungen für Tettenborn, der ſo großmüthig geweſen, einen Orden, den er ſelber noch nicht beſaß, dem Freunde geben zu laſſen; er glaubte wirklich nun mehr zu ſein, als vorher, und es dauerte nicht lange, ſo ließ er ſogar merken, wenn er ferner ſich Tettenborn's ſo zu loben habe, ſo werde er ſein neues Anſehen gern dazu anwenden, daß auch dieſem jener Orden zu Theil werde! Ich war theils Zeuge von dieſen Vorgängen, theils empfing ich davon unmittelbaren Bericht. Tettenborn lachte dieſer Eitelkeiten und Thorheiten damals, mit denen er doch ſpäter einen ernſten Kampf zu beſtehen hatte. In ſeiner Gunſt und in ſeinem freien Zutritt beim Großherzog war kein Wechſel wahrzunehmen; er genoß des großen Vortheils, nur Freund und Geſellſchafter des Fürſten zu ſein, noch in keinem beſtimmten Amte demſelben mit Geſchäften läſtig und durch Widerſpruch unangenehm zu werden. An dieſer Klippe ſcheitern oft die Günſtlinge; ſie benutzen die Gunſt um zu hohen Aemtern zu gelangen, in dieſen aber behaupten ſie ſchwer die Gunſt, weil die Bedingungen ſich verändert haben, früher dienten ſie zur fröhlichen Unterhaltung, nun werden ſie zur verdrießlichen Beläſtigung, und Andere ſtehen in dem Vorzuge, den ſie verloren haben. Die Wiederheranziehung Berſtett's war zwar den Geſchäften im Augenblicke förderlich, denn viele mußten ſchlechterdings durch die Hand des Miniſters geführt werden, aber im Allgemeinen wäre es doch beſſer geweſen, nicht Berſtett's Anſehen, ſondern Reizenſtein's Einfluß zu verſtärken.

Reizenſtein verſäumte keine Gelegenheit, für die Sache Badens, deren günſtige Entſcheidung durch die großen Mächte geſchehen mußte, auch in der öffentlichen Meinung zu wirken, da ihm nicht entging, mit welcher beſtimmenden Kraft dieſe dort eindrang, wo ſie ſpäter ſo ſorgſam ausgeſchloſſen wurde. Nicht nur veranlaßte er, daß der berühmte Staatsrath Klüber, der früher in badiſchen Dienſten geſtanden, jetzt für Baden das ſchwere Geſchütz ſeiner Aktenſammlungen aufführte und mit ſeinen ſtaatsrechtlichen Bemerkungen unterſtützte, ſondern er griff auch ſelbſt zur Feder und ſchrieb mehrere geharniſchte Aufſätze, die in verſchiedenen Zeitungen Aufnahme fanden; einen derſelben, der ungemeines Aufſehen machte, beförderte ich in die Zeitſchrift der Patriot, welche Ludwig Wieland in Weimar herausgab; dieſer geiſtvolle und gewandte Schriftſteller war bald völlig für Baden gewonnen, und leiſtete die größten Dienſte, denn ſeine vom Publikum noch wenig geleſenen Blätter kamen in die Hände der höchſten Staatsmänner und wurden in franzöſiſchen und engliſchen Zeitſchriften wiederholt. Lindner that auch das Seinige als Freiwilliger mit großem Nachdruck und Erfolg, und ich warf nah und fern unaufhörlich die Feuerfunken aus, die mir von größeren Arbeiten täglich ohne alle Mühe wie von ſelbſt abſprühten. Wir ſuchten mit der Sache Badens überall die Sache der Freiheit, der Verfaſſung zu verknüpfen. In letzterer Beziehung empfanden wir leider die Schwierigkeit, bei den unerträglichen Zögerungen, die keinen raſchen Fortſchritt zuließen, uns immer noch nicht auf gegebene, wirkliche Verfaſſung, ſondern nur auf verheißene, zu hoffende berufen zu können. Das Wort Konſtitution war in jener Zeit noch ſo mächtig, daß man nicht zweifelte, daſſelbe würde ſogleich die Rettung Badens entſcheiden, wäre es nur erſt kühnen Muthes ausgeſprochen.

Inzwiſchen hatte die baieriſche Regierung die gleichen Anſichten gefaßt, und im Vorgefühl, daß die diplomatiſche Verhandlung für ſich allein den gewünſchten Erfolg nicht ſichern dürfte, ging man mit Eifer an's Werk, die ganze Stellung durch das Gewicht einer Konſtitution kräftig zu verſtärken. Mit angeſtrengtem und lange mit Glück verheimlichtem Fleiße war in München eine baieriſche Verfaſſung ausgearbeitet, nach kurzer Berathung unterzeichnet worden, und trat um die Mitte des Juni plötzlich überraſchend an das Licht des Tages. Allgemein war das Erſtaunen, die Verwunderung, von München her hatte man ein ſolches Vorangehen am wenigſten erwartet, alles war wie geblendet von der neuen Erſcheinung, durch die ſich Baiern gleichſam an die Spitze von Deutſchland ſtellte; erſt jetzt ſchien ihm wahre Selbſtſtändigkeit erworben, neue Macht und Bedeutung verliehen. Triumphirend blickte man in München auf Baden herab, dem man in dieſer Sache den Vorſprung glücklich abgewonnen, das man mit dem ſtärkſten Schlage getroffen zu haben glaubte. Wirklich fühlten auch der Großherzog und ſeine Verwandten und Freunde ſich wie betäubt, und die Stimmen der Feigheit und Nachgiebigkeit, die an ſolchem Hofe nie fehlen, wagten ſich dreiſter hervor, und riethen vom Widerſtand abzulaſſen, die Zukunft Badens der Entſcheidung der Diplomatie anheimzuſtellen, und ſich darein zu ergeben, daß nur die alten badiſchen Lande der ohnehin ſchon nicht mehr ganz ächten Dynaſtie verblieben. Die letztere Bezeichnung, wußte man wohl, ſchmeichelte mehr als ſie verletzte, denn daß die ehemaligen Grafen von Hochberg künftig als vollberechtigte Erben das ganze Land beherrſchen ſollten, reizte den Stolz und Neid auch derer auf, die ſie dazu berufen hatten, beſonders war der Markgräfin Mutter alles willkommen, was jene Emporgehobenen wieder etwas herabdrückte. Auf's neue ſtand die badiſche Sache in gefährlicher Kriſis. Allein Tettenborn und Reizenſtein, verbunden in dieſem Fall mit andern Getreuen, ſtellten ſich mit aller Kraft den Einflüſterungen der Schwäche und des Verraths entgegen, und ihre Entſchiedenheit behauptete das Feld. Sie ſagten, der Vortritt Baierns in Gewährung einer Verfaſſung ſei für Baden kein Grund zur Entmuthigung, ſondern müſſe zum Sporn dienen, Baiern nicht nur einzuholen, ſondern ſogar zu überflügeln; Baiern habe gezeigt, welchen Weg es für den richtigen halte, denſelben Weg müſſe auch Baden gehen, und zwar nicht nur entſchloſſen und ſchnell, ſondern auch mit ſtärkeren Schritten; gewähre die baieriſche Verfaſſung dem Volke bedeutende Rechte, ſo müſſe die badiſche noch mehr gewähren, und das könne man mit gutem Gewiſſen, denn die baieriſche ſtehe noch weit hinter dem Maße der Freiheit zurück, das ſelbſt der ruſſiſche Kaiſer für Polen zweckmäßig erachtet habe.

Freilich konnte die baieriſche Verfaſſung in keiner Beziehung als ein Muſter gelten. Sie gewährte Rechte genug, aber in einer abgeſchmackten Weiſe; ſie ermangelte einfacher Grundzüge, alles war in ihr kleinlich zugeſchnitten, kümmerlich bedingt, ängſtlich beſchränkt; ſie gab eine Maſſe von geſetzlichen Beſtimmungen, die nur zu leſen ſchon peinlich war; keine Begeiſterung konnte an ihr haften, keine Hoffnung als die, daß die berufenen Stände ſelbſt ihr bald eine beſſere, mit den Anſprüchen des Zeitgeiſtes übereinſtimmendere Geſtalt geben würden. Der Jubel in Baiern ſelbſt, wo man die Sache näher in's Auge faßte, war daher auch geringer, als außerhalb, wo die große Thatſache, daß Baiern konſtitutionell geworden, allein in Betracht kam und wirkte. Selbſt dem Könige von Würtemberg, der ſeinem Volke ſchon eine weit freiſinnigere, gediegnere Verfaſſung darbot, und deren Zuſtandekommen eifrig betrieb, ſo daß die baieriſche gegen ſie bald in Schatten ſtehen mußte, war es doch höchſt ungelegen und verdrießlich, daß Baiern ihm zuvorgekommen; er verhehlte ſeinen Unmuth nicht, und meinte, man hätte an der Iſar wohl warten können, bis am Neckar das Werk fertig geworden, das jetzt durch die nachbarliche Voreiligkeit nur geſtört und erſchwert werde. Aus gleichem Grunde ſah er auch Baden in dieſer Hinſicht lieber noch zögern, als eilen, und wünſchte, daß hier, wo man auf ſeine guten Dienſte rechnete, auch ſeine beſondere Lage berückſichtigt würde. Seine Aufgabe war allerdings eine weit ſchwierigere, denn während Baiern und Baden ohne Hinderniß nur zu oktroyiren brauchten, was jedenfalls dankbar anzunehmen war, mußte er mit ſchon vorhandenen, ſtreitfertigen Ständen alles auf dem Wege des Vertrags erlangen. Um von würtembergiſcher Seite nicht auch noch Einflüſſe zu erfahren, die von den offnen und heimlichen Gegnern aller Verfaſſung benutzt werden könnten, die mit neuen Gründen zu verzögern, ſo ließ Tettenborn gegen Ende des Juni ſich mit einer Sendung nach Stuttgart beauftragen, um alles Nöthige mit dem Könige zu beſprechen; was denn aber doch nicht verhindern konnte, daß die Gebietsſache, für die der König alles zu thun verſprach, in den Vordergrund geſtellt blieb, und die Verfaſſungsfrage, die der König ungern beeilt ſah, fürerſt nur in weitere Ueberlegung genommen wurde.

Mittlerweile hatte der Großherzog, theils auf Anrathen der Aerzte, theils aus andern Gründen, die in ſolchen Fällen oft ſeltſamer Art waren, ſich von Baden nach dem höher im Schwarzwald gelegenen Rippoltsau begeben, wo ein Sauerbrunnen ihn erfriſchen ſollte. Die Miniſter beſuchten ihn ab und zu, auch Tettenborn nach ſeiner Rückkehr von Stuttgart. Die Geſchäfte gingen nicht nach Wunſch, blieben aber doch nicht ganz liegen. Für die Geſandten wurden neue Anleitungen, für die großen Höfe nachdrückliche Denkſchriften ausgearbeitet, und auch andere Mittel in Bewegung geſetzt, um die baieriſchen Anſchläge zu entdecken, und ihnen entgegenzuwirken. Baden ſelbſt bot zu beidem manche Gelegenheit. Der Herzog von Leuchtenberg Eugen Beauharnais hatte ſich eingefunden um die Kur zu gebrauchen, er bewohnte das ſchöne Haus des Herrn von Ende, und bezeigte ſogar Neigung es zu kaufen. Von jenſeits des Rheins und aus der Schweiz kamen viele Franzoſen, die dem Stiefſohn ihres geweſenen Kaiſers huldigten; es wurde da manches geſprochen und verhandelt, was den Badenern nicht verſchwiegen blieb. Man erfuhr zum Beiſpiel, daß der Kaiſer Alexander dem Herzog das Verſprechen gegeben haben ſollte, dahin zu wirken, daß die Rheinpfalz, wenn ſie der beſtehenden Abrede gemäß an Baiern fiele, ihm als ſouveraines Fürſtenthum ertheilt würde. Man ſah daraus, daß die Geſinnungen des Kaiſers in Betreff Badens noch gar nicht vortheilhaft ſtanden. Ueberhaupt war in Baden bei dem ſich ſtets mehrenden Zudrang von Fremden ein lebhafter Verkehr, und es durchkreuzten ſich allerlei Betreibungen. Zahlreiche diplomatiſche Perſonen von Karlsruhe, Stuttgart, München, Frankfurt und andern Orten benutzten die Heilquellen, oder gingen ab und zu. Der berühmte Lascaſes, nachdem er St. Helena hatte verlaſſen müſſen, fand ſich ein, um ſeine zerrüttete Geſundheit zu pflegen; wir lernten ihn und ſeinen Sohn Emanuel bald näher kennen, und gewannen ſehr das Vertrauen des letztern. Die ſchon erwähnte Familie Taſtet aus Straßburg mit ihren liebenswürdigen Töchtern hegte ganz den edlen Freiheitsſinn aus der früheren Revolutionszeit, der ſich jetzt mit Anhänglichkeit für Bonaparte ziemlich vertrug, da man wider den gemeinſchaftlichen Feind, die Ultras der Reſtauration, ſich zu verbünden hatte. Eine Gräfin Lagorce, früher ſehr im Vertrauen der Kaiſerin Joſephine und jetzt noch in dem des Herzogs von Leuchtenberg, machte aus gleichem Grunde gemeinſchaftliche Sache mit den Liberalen. Wir legten uns keinen Zwang auf, und hatten, wie Tettenborn, Philippsborn und Lindner, vielen und vertraulichen Umgang mit dieſen ganz oder halb Geächteten, obſchon der franzöſiſche Geſandte Graf von Montlezun bisweilen ſchiefe Geſichter deßhalb machte. Andererſeits ſahen wir täglich die Gräfin Feſtetics aus Ungarn, die Mutter jener durch Schönheit und Frömmigkeit ausgezeichneten Gräfin Julie Zichy, die im Wiener Kongreß die Verehrung des Königs von Preußen auf ſich gezogen hatte, mit welchem die Mutter auch jetzt noch freundliche Beziehungen unterhielt. Dagegen mieden wir eine Gräfin von Waldburg-Truchſeß, geborne Fürſtin von Hohenzollern-Hechingen, die einſt Oberhofmeiſterin am Hofe des Königs Hieronymus von Weſtphalen geweſen und jetzt die preußiſche Geſandtin zu Turin war. Wir kannten ſie ſchon aus früherer Zeit von Töplitz her, wo ihr Weſen uns nicht angezogen hatte; hier aber, wiewohl wir ſonſt die Anhänglichkeit an Bonaparte, den jetzt Unmächtigen, ganz gut vertrugen, mußte uns von einer preußiſchen Landsmännin die Art verletzen, wie ſie ihre Geſinnung ausſprach; den 18. Juni, an welchem die Preußen bei Belleallliance ſiegten, erklärte ſie für einen Trauertag, ſprach von Napoleon als von dem theuern geliebten Kaiſer, und anderes dergleichen, worüber der franzöſiſche Geſandte, dem es zu Ohren kam, bittere Klage bei mir führte. In Berlin wollte man es nicht glauben, ſchon um es nicht rügen zu müſſen, da ſie dort wegen ihrer Geburt und ihrer heftigen Thätigkeit eben ſo angeſehen als gefürchtet war.

Die Königin von Würtemberg hatte ſtatt eines ſehnlich erwarteten Kronprinzen eine Tochter zur Welt gebracht, und da ich veranlaßt war, dem Könige zu ſchreiben, ſo nahm ich Gelegenheit ſowohl hievon zu ſprechen, als auch nach dem Gange der würtembergiſchen Verfaſſungsſache zu fragen, der für die badiſche ſo vieles zu bedenken gab. Seine Antwort iſt zu merkwürdig an ſich und zu ehrenvoll für ihn, als daß ich ſie hier weglaſſen dürfte. Er ſchrieb eigenhändig wie folgt:

„Stuttgart, den 1. Juni 1818.

Sie haben mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn Sie geglaubt haben, daß ich die Geburt meiner Tochter ſo beurtheilt habe, wie Sie es in Ihrem Briefe angeben; die meiſten Menſchen halten mich für ehrgeiziger, als ich es wirklich bin, denn ich kenne nur Einen Ehrgeiz, den, meine Pflicht zu thun ſo lange ich an dieſer Stelle bin, das Uebrige überlaſſe ich gern der Leitung der Vorſehung.

Ihre Nachrichten über die Konſtitutionsſache ſind mir wichtig geweſen, ich beantworte ſie gern und freimüthig, indem ich immer den Muth habe, das zu verfechten, was ich einmal unternommen habe; wir ſind wirklich mit den wichtigſten Vorarbeiten beſchäftigt, das eine betrifft die Erneuerung unſerer Bauernverwaltung und Juſtizverfaſſung in erſter Inſtanz, das andere eine gleichere Vertheilung unſerer direkten Steuern; in der erſten Kommiſſion ſitzen die zwei erſten Oppoſitionsmänner, und für die Juſtizverfaſſung iſt nun auch Weishaar beigezogen; ſie haben der Regierung bei Beendigung dieſes Geſchäfts das freimüthige Zeugniß gegeben, daß ſie das Wohl und die Selbſtſtändigkeit der Bauern aufrichtig bezwecke, und es unmöglich geweſen wäre, in einem ſtändiſchen Comité in dieſem Augenblick dieſe Abſicht zu erreichen. Das zweite Geſchäft bietet wegen der Mediatiſirten die nämlichen Schwierigkeiten dar, denn ſie heben ſeit Erſcheinung der baieriſchen Konſtitution wieder gewaltig die Köpfe empor; noch unterhandelt man mit ihnen, und der Erfolg wird beweiſen, ob man mit ihnen abſchließen oder ganz brechen muß. Mit der angeſtrengteſten Thätigkeit werden dieſe neuen Einrichtungen doch erſt gegen Ende dieſes Jahres in's Leben treten, und daher unmöglich, noch in dem Lauf deſſelben die Stände zu verſammeln, allein es wird auch in keinem Fall länger als in dem künftigen Frühjahr hinausgeſetzt werden.

Die höchſte Rückſicht iſt, das Volk zu erleichtern und in den neuen Formen bewegen zu laſſen, ehe man den Schlußſtein zum Gebäude ſetzt.

Nach meinen Nachrichten hat ſich Fürſt Metternich für die Annahme des Generals Tettenborn günſtig erklärt, allein andre Umgebungen des Kaiſers ſollen dagegen ſein, erſt nach der Zurückkunft des Kaiſers ſollte die Sache entſchieden werden, da Metternich ſie perſönlich vortragen wollte.

Das gewünſchte Memoire wird Mülinen Ihnen mittheilen; es iſt mir wahrlich leid, daß bei meiner aufrichtigen Zuneigung für Ihren Staat ich leider oft in den Fall komme, den unpolitiſchen, ja unbegreiflichen Aeußerungen Ihrer Geſchäftsmänner entgegen zu arbeiten; dies hat aber keinen Einfluß auf meine Geſinnungen, denn die Sache iſt für mich alles, die Perſonen nichts.

Geben Sie mir doch Nachrichten über Lascaſes, ſein Treiben iſt gewiß nicht bedeutungslos!!“

Jedes Jahr pflegte der König von Baiern auf einige Wochen nach Baden zu kommen, wo er ein eignes Haus beſaß und als ein willkommener Stammgaſt angeſehen wurde. Bei der eingetretenen politiſchen Spannung, und beſonders nach den perſönlichen Reizungen, die mit den gewechſelten Briefen verbunden waren, glaubte man, der König werde für dieſes Jahr Baden unbeſucht laſſen, da es ihm ſelbſt nicht angenehm ſein könne, in einem Lande zu ſein, wo er für den Augenblick als Feind angeſehen wurde, und ſich vielleicht widrigen Begegniſſen ausſetzte, noch weniger könne er wünſchen mit ſeinem Schwager dem Großherzog zuſammenzutreffen, denn daß dieſer nach Rippoltsau gehen würde, war noch nicht bekannt. Aber der König wollte ſich keinen Zwang anthun und die Gewohnheit, vier Wochen ſeines Sommers in Baden verſorgt zu wiſſen, nicht aufgeben. Man hörte von München her, daß er zur gewöhnlichen Zeit kommen werde, und in Baden, daß in ſeinem Hauſe die nöthigen Vorbereitungen getroffen ſeien. Der Großherzog war empört über dieſe Nachricht, nannte es eine Frechheit, daß ſein Schwager ihm jetzt vor Augen treten wolle, ihn im eignen Lande nicht ruhig athmen laſſe; es ſei ein Hohn, daß der Räuber, der Anwarter auf den Tod ſeines Verwandten, mit eignen Augen zu ſehen komme, wie lange ſein Opfer wohl noch leben könne. Auch die Großherzogliche Familie fand es ſehr ungeſchickt und unziemlich, daß der König unter dieſen Umſtänden doch kommen wolle, und die Markgräfin Mutter rieth in der Stille nachdrücklich davon ab. Allein Max Joſeph achtete nicht darauf, ſondern kam. Doch hatte der Großherzog, der ſchon vorher weggezogen war, ihm eine beſondere Ueberraſchung hinterlaſſen. An dem Tage, an welchem der König eintraf, verließen alle badiſchen Hof- und Staatsdiener, vornehme und geringe, plötzlich den Ort. Dieſe allgemeine Flucht war Folge eines ſtrengen Befehls, den der Großherzog diesmal, gereizt wie er war, ohne Zögern und mit Luſt ertheilt, und zu welchem vorzüglich Tettenborn gerathen hatte, der in jeder kleinſten Kraftäußerung des Großherzogs einen Gewinn ſah, der zu weiteren Handlungen ſtärkte. Nun hätte freilich der König aus dieſer im Grunde doch nur weſenloſen Maßregel ſich nichts zu machen brauchen, und ſeinen Tag in gewohnten Gängen und Späßen behaglich hinleben können; allein ſie war auf ſeinen Karakter gut berechnet, er fühlte ſich furchtbar von ihr getroffen. Die Zahl jener Badener war ſehr bedeutend, es fanden ſich unter ihnen manche Perſonen, die der König gern ſah, deren Geſellſchaft ihn unterhielt. Die plötzliche Leere um ihn her, die ſein geringes Gefolge nicht verdecken und der Zudrang läſtiger Unbekannten nicht ausfüllen konnte, war ihm entſetzlich, ſich ſo gemieden zu ſehen war ihm eine Kränkung, wie er noch keine erlebt hatte, in die er ſich gar nicht finden konnte. Wohl gab er ſich alle Mühe, ſein Unbehagen zu verbergen, luſtig und gemüthlich zu ſcheinen, aber es gelang ihm nicht, man ſah den Verdruß ihm auf das Geſicht geſchrieben, und in ſeinem ganzen Benehmen einen trüben Mißmuth, der immer geneigt ſchien, in bittre Klagen auszubrechen, auch ſchüttete er dieſe wirklich in den Buſen der Madame Bourbon, einer Modehändlerin aus Straßburg, die er gut kannte, mit hingebendem Vertrauen aus, welches die Freundin zu ehrenvoll fand, als daß ſie es nicht eifrigſt zur allgemeinen Kenntniß gebracht hätte, was denn für die Lach- und Spottluſtigen gute Nahrung gab. — Auch die in Karlsruhe anſäſſigen Geſandten machten ihm zwar ihre Aufwartung, blieben aber nicht in Baden, ſondern kehrten nach Karlsruhe zurück; es wurde dies für eine Schicklichkeit gerechnet, die man dem Großherzog ſchuldig ſei. Daß ich allein den Aufenthalt in Baden fortſetzte, fiel ungemein auf, und wurde mir baieriſcherſeits im Anfange hoch angerechnet, bis man merkte, daß es badiſcherſeits gar nicht übelgenommen wurde; ſelbſt in Berlin meinte man, ich hätte aus ſchuldiger Rückſicht für den Hof, bei dem ich beglaubigt ſei, mit dieſem zugleich Baden verlaſſen ſollen, und der Großherzog könnte ſich über mein Benehmen mit Recht beklagen; ich konnte dieſe Beſorgniß mit Lächeln leſen und dem Miniſterium verbürgen, von dieſer Seite werde keine Beſchwerde kommen; ich durfte fürchten, daß mir in Berlin zu viel Eifer für Baden vorgeworfen würde, die entgegengeſetzte Rüge konnte mir nur erwünſcht ſein.

In der Großherzoglichen Familie war doch nicht aller Verkehr mit der baieriſchen abgebrochen. Die Prinzeſſin Amélie kam ſogar auf längeren Beſuch ihrer Schweſter der Königin nach Baden, und der Herzog von Leuchtenberg hatte eine Zuſammenkunft mit der Großherzogin Stephanie in dem kleinen Badeort die Hub genannt. Die Familienangelegenheiten kamen bei ſolchen Anläſſen wohl zur Sprache, aber nicht die politiſchen. Der bevorſtehende Aachener Kongreß mußte die letztern zur Entſcheidung führen, wegen deren Ausfall man noch keine Gewißheit hatte, aber zugleich drohte eine andere Kriſis, denn der Zuſtand des Großherzogs war ſeit kurzem bedenklich verſchlimmert, und ſein Tod konnte noch vor den Verhandlungen oder während derſelben eintreten; dies würde für Baden in allen Beziehungen ein tief verwirrendes Unglück geweſen ſein. Die untergeordneten Mißhelligkeiten und Sonderabſichten ſchwiegen bei dieſer Gefahr eine Weile, und alle Sorgen und Vorſchläge hatten nur die Erhaltung des Großherzogs zum Zweck. Die Königin von Baiern wünſchte ſehnlichſt ihren Bruder zu ſprechen, der aber unterdeſſen von Rippoltsau in das entlegenere und noch einſamere Bad Griesbach gezogen war. Der König ſelbſt war betroffen über die Nachrichten, die von dort eingingen, und die er ſo ſchlimm nie vermuthet hatte. Wäre es auf ihn allein angekommen, ſo hätte er wohl allen Anſprüchen, die Baiern auf badiſche Lande machte, augenblicklich entſagt, denn er war leicht gerührt und in hohem Grade gutmüthig; doch er war längſt gewohnt, ſeinen unmittelbaren Antrieben nur in kleinen Dingen, in politiſchen aber ſeinen Miniſtern zu folgen. Dem Herzog von Leuchtenberg war nur an dem Wohlergehen der Großherzogin Stephanie gelegen, ihretwegen bezeigte er auch für ihren Gemahl lebhafte Theilnahme. Dieſelbe Triebfeder wirkte bei den meiſten Franzoſen ein, die nach Baden kamen, unter welchen Lavalette, Felix Desportes, General Rapp und beſonders Bignon zu nennen ſind, welcher letztere in früherer Zeit Geſandter Napoleon's in Karlsruhe geweſen war, und jetzt der badiſchen Sache durch ſeine Feder eine gewichtige Unterſtützung bot.

Nachdem der König von Baiern ſeine Kur etwas früher als gewöhnlich beendigt und Baden verlaſſen hatte, kamen aus Karlsruhe und andern Orten viele der Geflohenen wieder zurück, auch die Markgräfin Mutter, bei der die Königin noch kurze Zeit verweilte, bezog dort ihre Sommerwohnung. Sie beſuchte ihren Sohn in Griesbach, und kam tief erſchüttert zurück. Ehe ſie Baden ganz verließ, durfte auch die Königin von Baiern dort ihren Bruder noch wiederſehen.

Kurz vorher war unerwartet Tettenborn von Griesbach angelangt und machte mir geheime Eröffnungen von größter Wichtigkeit. Der Großherzog befand ſich wirklich im kläglichſten Zuſtande; ſeine Krankheitszufälle waren heftiger geworden, eine völlige Erſchlaffung ließ das Schlimmſte fürchten. Seine Leibärzte zuckten die Achſeln, der ruſſiſche Leibarzt von Rehmann hielt ihn für verloren, die Umgebung war troſtlos. Es waren Vorſchläge zu einer Reiſe nach dem Süden, zu einer Brunnenkur in Pyrmont gemacht worden, ſie blieben alle ſchwebend, weder bejaht noch verneint. Dem Kranken durfte man nicht ſagen, wie ſchlecht es um ihn ſtand; aber daß er nicht lange leben könne, daß er Gift bekommen habe, wiederholte er ſelbſt öfters unter jammervollen Ausrufungen. Er ſchleppte ſeine Tage hin, mochte nicht in's Freie, kaum aus einem Zimmer in's andere. Seine Unthätigkeit war qualvoll, die Geſchäfte ruhten ganz und gar. Er beharrte noch mit Nachdruck in ſeiner Verneinung, wollte in keine Gebietsabtretung, in keine wenn auch erſt nach ſeinem Ableben auszuführende Theilung ſeines Landes willigen, aber thun wollte er durchaus nichts. Er mochte gutheißen was man ihm vorſchlug, ſeine zur Ausführung erforderlichen Befehle, ſeine Namensunterſchrift, waren oft nur mit den ſchwierigſten Künſten zu erlangen. Gleichwohl durfte keine Zeit verloren werden, der Kongreß von Aachen ſtand nahe bevor, und das Schickſal Badens mußte zur Entſcheidung kommen. In dieſer Noth hatten Reizenſtein und Tettenborn, denen Berſtett und die andern Miniſter zuſtimmten, mit der Großherzogin Stephanie nach ernſtlicher Ueberlegung beſchloſſen, mit vereinigten Kräften auf den Großherzog und für ihn zu wirken, da er faſt als gemüthskrank anzuſehen war. Die Fürſorge ſollte in doppelter Richtung thätig ſein, zuerſt für ihn perſönlich, es mußte alles aufgeboten und verſucht werden, um ſofern ſolche noch möglich, ſeine Heilung zu erwirken, wenigſtens der ſchnellen Verſchlimmerung Einhalt zu thun. Dann waren für das Land kräftige Maßregeln zu nehmen, die man von dem Leidenden, bei welchem das Zureden der Einzelnen nichts ausrichtete, durch vereintes Beſtürmen ertrotzen mußte. Vor allem ſollte die Verfaſſung ſchleunig ausgearbeitet und verkündet werden, denn dies galt als das Unerläßlichſte und Heilſamſte, nichts ſchien das bedrohte Land feſter zuſammenhalten und gegen Eingriffe von außen ſchützen zu können; ſodann mußten die diplomatiſchen Arbeiten, die ſich jetzt häuften und oft wochenlang unverantwortlich liegen blieben, nicht die geringſte Verzögerung mehr erfahren. Dieſe beiden Dinge hoffte man durchzuſetzen. Zweifelhafter jedoch erſchien der Erfolg, ihn perſönlich aus dem jetzigen Zuſtande zu reißen. Hiezu bedurfte es kluger Liſt, und beſonderer Anſtalten, zu denen ich behülflich ſein ſollte. Es ſtand feſt, daß die bisherigen Aerzte des Großherzogs weder mit ſeiner Krankheit noch mit ihm ſelbſt mehr fertig wurden, er hatte kein Vertrauen, ſie kein Anſehen mehr. Ein fremder Arzt von großem Namen mußte berufen werden, der dem Kranken mit gebietendem Ernſt gegenüber ſtünde. Doch gerade dies war nicht leicht zu erlangen. Nie würde der Großherzog dazu ſeine Einwilligung gegeben, nie den gerufenen Arzt vorgelaſſen haben. Daher wurde beſchloſſen, die Sache ohne ſein Wiſſen auszuführen, und den Leibarzt des Königs von Preußen, den berühmten Hufeland herbeizurufen. Derſelbe ſollte als Reiſender wie zufällig in Baden eintreffen, ich mit ihm über den Großherzog ſprechen, und plötzlich den Gedanken faſſen, dieſer Mann könne dem Kranken Hülfe bringen, und dann ſelbſt nach Griesbach eilen um darauf zu dringen, daß ein ſo glücklicher Zufall nicht unbenutzt bliebe. In dieſes perſönliche Geheimniß waren außer der Großherzogin und Tettenborn nur noch die Markgräfin Mutter eingeweiht, die unter großer Aufregung und vielen Thränen ihre eifrigſte Mitwirkung zuſagte. Das Schreiben an Hufeland wurde ſchnell aufgeſetzt und abgeſchickt, ich begleitete daſſelbe mit dem nöthigen Bericht.

Inzwiſchen verlautete, daß der in Aachen bevorſtehende Kongreß, der zunächſt die Erleichterung Frankreichs zum Zweck hatte, dann aber auch andere politiſche Fragen, unter dieſen die badiſche Gebietsſache, in Berathung ziehen ſollte, nur aus den Großmächten beſtehen würde, daß dieſe keinen andern Fürſten zulaſſen, ja ſogar keine diplomatiſchen Sendungen dort annehmen wollten. Die Ausſchließung erregte großen Unmuth bei den von ihr Betroffenen; die Niederlande, Baiern, Sachſen, Würtemberg und auch ſelbſt Baden ſahen nicht ohne Murren ſich ſo zurückgeſetzt; beſonders klagte Baiern, und ſeinerſeits nicht minder Baden, daß ihre Geſandten, während doch die baieriſch-badiſche Sache zur Entſcheidung kommen werde, dabei nicht wenigſtens gehört werden ſollten. Jedoch mußte man ſich dem Willen der Großmächte fügen, und da eine öffentliche Betheiligung nicht zu erlangen war, ſo ſann man auf andere Aushülfe, um ſichere und ſchnelle Kunde von den Dingen zu erhalten, die bei dieſer wichtigen Zuſammenkunft an Ort und Stelle ſich wahrnehmen ließen. Cotta, ſtets umſichtig für ſeine Tageblätter und Zeitſchriften bedacht, hatte bereits die Augen auf Lindner geworfen, und dieſer ſich willig gefunden, das Amt eines Berichtſchreibers aus Aachen zu übernehmen. Da lag der Gedanke nah, daß auch der Großherzog von Baden, und eben ſo der König von Würtemberg, dieſen klugen und gewandten Mann als Beobachter nach Aachen ſenden könnten, um doch nicht ganz ohne Auskunft zu bleiben. Ich vermittelte beide Anknüpfungen ohne Schwierigkeit, und mein Freund war nicht wenig erfreut, ſich unerwartet in der Mitte diplomatiſcher Geſchäftigkeit zu ſehen, die zwar nur erſt eine geheime war, aber dadurch um ſo größeren Reiz hatte.

Der König von Würtemberg ſchrieb mir um dieſe Zeit folgenden eigenhändigen Brief:

„Stuttgart, den 26. Juli 1818.

Der Inhalt Ihres letzten Schreibens iſt mir in jeder Hinſicht ſehr wichtig geweſen; die Nachrichten aus Griesbach ſind traurig, ich beurtheile die Lage der Dinge dort wie Sie, der Tod des Großherzogs würde für Deutſchland unberechenbare Folgen und für mein Vaterland ſehr verderbliche haben; für beide wünſchte ich den Großherzog gerettet zu ſehen; kann es aber nicht ſein, ſo muß mir alles daran gelegen ſein, wenigſtens von allem genau unterrichtet zu werden. Sie werden mich ſehr verbinden, mir alle dortigen Vorfälle durch ſchnelle und ſichere Gelegenheit zukommen zu laſſen. Für den Wink wegen Herrn Lindner danke ich Ihnen ſehr, die Kenntniſſe und Talente dieſes Mannes ſind bekannt, weniger ſein Karakter, Sie bürgen für ihn, und das iſt eine ſehr gute Empfehlung, ſeine ſehr delikate Miſſion wird hinlänglich Gelegenheit geben ihn zu prüfen; wollten Sie es über ſich nehmen, ſein Verhältniß mit mir anzuknüpfen, ſo würden Sie mir einen wichtigen Dienſt erweiſen, die Bedingungen und vorzüglich die Art die Korreſpondenz zu leiten muß ich Ihrer Klugheit überlaſſen, und bin ſicher dabei; ich ſende dieſe Zeilen durch einen ſichern Boten, damit ſie Ihnen ſchneller eingehändigt werden.“

Die Verfaſſungsarbeiten kamen nun auch in Gang. Ein Ausſchuß wurde beauftragt, in welchem Reizenſtein, Tettenborn, Berſtett, der Staatsrath von Sensburg, beſonders aber Nebenius, thätig waren; es wurden aber auch noch andere Perſonen gehört, wenigſtens waren ſie nicht abzuweiſen. Berſtett wußte in dieſen Sachen nicht viel, er ſtimmte nach Belieben bald mit dem einen, bald mit dem andern. Ein Gegner aller Verfaſſung war Sensburg, er beſtritt heftig jeden freiſinnigen Antrag und drang auf möglichſte Beſchränkung, wobei er gewiß zu ſein ſchien, daß der Großherzog und das ganze regierende Haus ihm innerlich beiſtimmten. Tettenborn war durchaus für die weiteſten Gewährungen, und machte hauptſächlich den Grund geltend, daß Baden die öffentliche Meinung für ſich gewinnen, und beſonders mehr thun müſſe, als Baiern gethan. Reizenſtein war hiemit einverſtanden, jedoch aus Gewöhnung, in kleinen und engen Staatsverhältniſſen zu wirken, hatte er doch allerlei Bedenken, die hin und wieder das ſchon Gewährte wieder verengten. Ihm ſchloß Nebenius ſich an, der obwohl jünger und freiſinniger, doch auf ihn das meiſte Vertrauen ſetzte, und in ihm nicht nur den erfahrenen, rechtſchaffenen, ſondern auch den altbadiſchen Staatsmann verehrte, während die übrigen mehr oder minder Neulinge waren und dem Land und Hauſe nicht ſo feſt angehörig ſchienen. Auf Nebenius ruhte das ganze Gewicht des Werkes, er führte die Feder, ordnete den Ausdruck der oft ſehr verworrenen Meinungen, ſtellte die Ergebniſſe zuſammen, und redigirte zuletzt die Verfaſſungsurkunde ſelbſt. Sie hatte Mängel und Auswüchſe, gab indeß im Durchſchnitt das Maß des damals Möglichen. Der Vorſchlag, ſtatt zweier Kammern nur Eine Verſammlung zu bilden, ſtieß auf unbeſiegbaren Widerſpruch. Eben ſo war eine größere Beſchränkung der ſtandes- und grundherrlichen Rechte, die den Landmann ſchwer drückten, nicht durchſetzen.

Ich durfte mir ſagen, bei dieſer Verfaſſungsangelegenheit nach Kräften mitgewirkt zu haben. Durch Tettenborn war ich in ihr gleichſam vertreten, und auch außerdem hatte ich manchen Beitrag zu dem Werke durch gelegentliche an gutem

Ort gemachte Aeußerungen geliefert. Aber mir war beſchieden, ungenannt und ſtill auch für die würtembergiſche Verfaſſung heilſam thätig zu ſein. Der König hatte den beſten Willen, zeigte die freiſinnigſte Nachgiebigkeit, allein die Sachen waren ſchlimm verfahren und ließen kein Gedeihen abſehen. Die mediatiſirten Fürſten und Grafen, verſtärkt durch den ritterlichen Adel, und die Altwürtemberger, welche an dem urkundlichen alten Recht eigenſinnig feſthielten, ſtanden der Regierung in vereintem Widerſpruch entgegen. Die Verbindung war unnatürlich, denn die Vornehmen und die ſchlichten Bürger wollten ſehr Verſchiedenes; was jene erſtrebten, möglichſte Rückkehr in die frühere Stellung, konnte dieſen nichts helfen, was dieſe forderten, das alte Recht, konnten jene nicht gebrauchen. Ich kannte die Partheien, war mit einzelnen Gliedern in naher Beziehung, ich ſah, daß auf dieſem Wege nicht zum Ziel zu gelangen war. Ich rieth daher dem Könige für ſeine guten Abſichten neue Stützpunkte zu nehmen. Die Altwürtemberger waren beſchränkt und ſtörriſch in ihren politiſchen Begriffen, verlangten die für das zuſammengeſetzte Königreich nicht mehr anwendbaren Satzungen des kleinen Herzogthums, ſie hatten ſich im heftigen Streit gegen die Regierung ganz verbittert, eine Ausſöhnung ſchien kaum möglich. Aber ſie waren die ehrlichſten, rechtſchaffenſten Männer, ſie hatten das urkundliche Recht für ſich, ſie hegten keine Nebenabſichten, ſie waren der Kern des Landes. Mit ihnen ſollte der König ſich einlaſſen, durch ihre Hülfe ſein Werk ausführen. Der König ſah die Richtigkeit meines Rathes ſogleich ein, und folgte ihm ganz. Zwar fühlten Wangenheim, Cotta und Andere, die bisher auf Seiten der Regierung gegen jene geſtritten und manche Unbill erduldet hatten, ſich von der neuen Wendung ſchmerzlich berührt, und mir that es leid, ihnen, die ich meine Freunde nennen durfte, dies zuzufügen, aber ſie dachten zu edel und vaterländiſch, um nicht gern dem Gemeinbeſten des Landes jedes perſönliche Opfer zu bringen. Mit den Führern der Volksparthei war eine Annäherung gleich gefunden, das leiſeſte Entgegenkommen gewann ſie leicht; was konnte damals ein deutſcher Fürſt, der es redlich meinte, nicht alles mit dem ſtets vertrauenvollen, ſtets willigen Volk anfangen! Der falſche Zuſammenhang der Altwürtemberger mit dem Adel wurde gelöſt, die Verhandlungen lenkten in eine beſſere Bahn ein und gewannen heitrere Ausſichten. Zwar erfolgte der Abſchluß erſt lange nachher, denn noch viele Schwierigkeiten blieben zu überwinden, noch mancher Eigenſinn machte ſich geltend, und die Geduld des Königs hatte noch manche Probe zu beſtehen; allein der gewählte Weg wurde nicht mehr verlaſſen und bewährte ſich durchgängig als der rechte, der zuletzt das erſehnte Ziel glücklich erreichte.

In Berlin ging mittlerweile eine Veränderung vor, die für die politiſchen Angelegenheiten überhaupt, insbeſondere für die preußiſche Diplomatie von äußerſter Wichtigkeit war. Der Staatskanzler hatte ſeit dem Kriege die auswärtigen Verhandlungen ſelbſt geleitet, das Einzelne der Geſchäfte jedoch meiſt dem Geh. Rath von Jordan überlaſſen. Dieſer, nach Amt und Fähigkeit allerdings untergeordnet, bekam durch ſeine Stellung etwas von dem Anſehen eines Miniſters, und machte daſſelbe in manchen Fällen geltend, was ſowohl nach innen als auch nach außen öfteren Anlaß zu Verdrießlichkeiten gab. Dem Könige war dergleichen ſehr unangenehm, und da die höhere Hof- und Staatswelt, mit wenigen Ausnahmen, ohnehin gegen Hardenberg feindlich und im Stillen thätig war ihn zu ſtürzen oder doch zu beengen, ſo fehlte es nicht an Bemerkungen, wie ſehr der Staatskanzler überladen ſei, daß ſein Alter Erleichterung bedürfe, daß Jordan weder den Rang noch das Benehmen habe, um für ſämmtliche Geſandte die erſte Behörde vorzuſtellen, daß die Würde der Krone vielmehr erfordre, einen wirklichen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu haben. Dem Könige leuchtete das völlig ein, die Schwierigkeit war nur, dies ohne Kränkung und ſelbſt mit Zuſtimmung Hardenberg's in's Werk zu ſetzen. Durch die öffentliche Meinung war Wilhelm von Humboldt längſt für dieſen Platz bezeichnet, aber dem Könige nicht angenehm, der Hofparthei verhaßt, war er überdies mit Hardenberg etwas zerfallen, und der Vorſchlag wäre jetzt eine Beleidigung für dieſen geweſen. Von ihm konnte daher die Rede nicht ſein. Zwar gab es Liebhaber genug, der ehemalige Staatsminiſter von Brockhauſen, der Finanzminiſter Graf von Bülow, ſogar der alte Haugwiz wurde genannt, aber keiner hatte Gunſt genug, Eiferſucht und Mißtrauen traten jedem in den Weg; lieber als einen Einheimiſchen wollte man einen Fremden auf jenem wichtigen und glänzenden Poſten ſehen. Der däniſche Geſandte Graf Chriſtian von Bernſtorff kam in Vorſchlag, fand ſogleich allſeitige Genehmigung und man begann mit ihm zu unterhandeln. Hardenberg empfing die erſte Nachricht von dem Vorhaben im Auftrage des Königs durch den Fürſten von Wittgenſtein. Er war überraſcht, ſchwieg einen Augenblick, ſagte dann aber feſt und beſtimmt, die Sache ſelber ſei vollkommen zweckmäßig, die getroffene Wahl vortrefflich, ſie habe ſeinen vollen Beifall. Gegen Bernſtorff's Karakter und Fähigkeit war in der That nichts einzuwenden; er war eine edle würdige Geſtalt, ſein Benehmen vornehm, ſein Geiſt gebildet, er beſaß große Geſchäftserfahrung, mannigfache Kenntniſſe. Aber mehr als alles andere empfahl ihn der Ruf, daß er ein vollkommener Ariſtokrat und nebenher ein gläubiger Chriſt ſei; man rühmte die auserleſene Geſellſchaft, die er bei ſich ſah, die Anmuth, mit der ſeine ſchöne Frau dem Hauſe vorſtand. Wie ſchmeichelhaft auch der Antrag ſein mochte, wie verſprechend für die Zukunft, ſo ſcheute er doch anfangs, die große Laſt, die damit verbunden war, auf ſich zu nehmen, ſo wie den Neid und Haß, die ſich unfehlbar an ihn heften würden. Allein man drängte ihn zum Entſchluß, man machte in Kopenhagen Eröffnungen, die dieſen ſchon als gefaßt vorſtellten, und ſein däniſcher Abſchied war faſt eher als ſein preußiſcher Eintritt entſchieden. Daß die Sache ohne Beiſpiel, daß es eine Schande für den Staat war, ſeinen erſten Miniſter aus den fremden Diplomaten zu wählen, einen Mann, der bei allen ſonſtigen Vorzügen, doch den Nachtheil hatte kein Preuße zu ſein, und der, um es zu werden, nun plötzlich Bewußtſein, Sinn, Eifer und Zuneigung völlig umwandeln ſollte, kam nicht in Betracht. Die Sache war im tiefſten Geheimniß betrieben worden, und blieb es auch längere Zeit; ſie ſollte ſich dem Sturm der Mißurtheile erſt als fertiges Werk ausſetzen. Ich erhielt die erſte Nachricht von dieſer Veränderung ſehr früh aus einer Quelle, die bis dahin nichts der Art geliefert hatte. Der preußiſche Geſchäftsträger in Frankfurt am Main, Scholz, vernahm ſie von einem alten Bekannten, den er zufällig traf, und ſchrieb ſie uns nach Karlsruhe. Die Neuigkeit gab viel zu überlegen, ſowohl in perſönlicher Hinſicht, als in Betreff der politiſchen Fragen, für welche nun preußiſcherſeits neue Hände und vielleicht neue Anſichten in's Spiel kamen. Ich erfuhr bald darauf, daß Bernſtorff gleich beim Aachener Kongreß in ſeiner neuen Thätigkeit auftreten werde; die badiſchen Miniſter ſahen ihre Spannung und ihre Verlegenheiten täglich wachſen, man ſtrengte um ſo mehr alle Mittel an, um Nachrichten, Gunſt, Zugang und Einwirkung zu erlangen.

Bisher war vielerlei verſucht worden, um die Geſandtſchaft Tettenborn's nach Wien zu hintertreiben. Zwar wünſchten manche Perſonen ſehnlichſt ihn vom Großherzog zu entfernen, und auch ſein Freund Berſtett konnte dieſen Wunſch nicht ganz unterdrücken, denn das Anſehen Tettenborn's, der ihn doch hauptſächlich gefördert und gehalten, wurde ihm läſtig, ſobald er einen Augenblick glaubte deſſen entbehren zu können. Allein manchen Gegnern ſchien ſeine Entfernung von Karlsruhe durch jenen glänzenden und wichtigen Poſten doch zu theuer erkauft. Man ſparte keine Ränke, ſeiner Annahme in Wien Schwierigkeiten zu erwecken, wozu die baieriſchen Einflüſſe ſich trefflich benutzen ließen. Es wurde vorgeſtellt, daß es mißlich und kaum üblich ſei, jemanden als Geſandten dahin zu ſchicken, wo er früher in Dienſten geſtanden, daß Tettenborn dieſe verlaſſen, um in die damals feindlichen ruſſiſchen überzugehen, und wenn auch bald nachher Rußland und Oeſterreich ſich befreundet hätten, ſo bliebe doch dem letztern gerechter Grund einem Offizier zu grollen, der ſo vorauseilend dem eignen Kopfe gefolgt. Am ſtärkſten aber machte man die Uebelſtände geltend, die in ſeiner Verheirathung liegen ſollten; ſeine Gattin habe vorher eine frühere Ehe durch Scheidung löſen, und um dieſe möglich zu machen, den katholiſchen Glauben mit dem proteſtantiſchen wechſeln müſſen; beſonders das letztere mußte den Augen des Kaiſers und der Kaiſerin ein unverzeihliches Vergehen dünken. Dergleichen Einflüſterungen blieben in der That nicht ohne Wirkung, beſonders bei der Kaiſerin, die als Prinzeſſin von Baiern ſchon in München an jenen Vorgängen ein Aergerniß genommen hatte. Der Kaiſer zögerte ſich zu erklären, und es wurde ſchon zweifelhaft, ob die Sendung ſtattfinden könnte. Doch hatte Tettenborn in Wien einen zu guten Namen und zu günſtige Verbindungen, als daß man ihm den Schimpf einer Abweiſung hätte anthun mögen; beſonders war der Fürſt von Metternich, der immer den Kriegsmann in ihm hochgeſchätzt und ihm in Geſchäften ein nie getäuſchtes Vertrauen geſchenkt hatte, ſein eifriger Fürſprecher; die Annahme erfolgte in ſchmeichelhafter Weiſe, und zugleich wurde Tettenborn zu einer Zuſammenkunft auf den Johannisberg eingeladen, wo der Fürſt nächſtens eintreffen wollte.

Nun war in Baden das Anſehen Tettenborn's für längere Zeit neubefeſtigt, und er beſchloß daſſelbe mit allem Eifer zum Nutzen des Landes und des Großherzogs thätig zu verwenden. Das Erſte und Wichtigſte war die Verfaſſung, ohne dieſe Grundlage fehlte jeder feſte Boden; als Richtſchnur und Schranke war ſie dem ſchwankenden, bald zurückhaltenden, bald übergreifenden Weſen des Großherzogs ſo nöthig als heilſam; die Hochberge ſahen in ihr die Bekräftigung ihres neuen Standes; ſelbſt für die Gebietsfrage mußten die Miniſter ſie zu Hülfe nehmen, denn nicht nur in der öffentlichen Meinung, ſondern auch bei dem Kaiſer von Rußland galt damals keine größere Empfehlung, als das Eingehen in freiſinnige Staatsformen. Die Berathungen waren ziemlich vorgerückt, es kam nur darauf an raſch alles zum Abſchluß zu bringen und zu veröffentlichen. Neue Schwierigkeiten und Stockungen, die man ſich kaum erklären konnte, und wegen deren man ſpäter die Markgräfin Mutter in Verdacht hatte, mußten überwältigt werden. Ich war bemüht geweſen, durch eine nachdrückliche Denkſchrift, von welcher Tettenborn angemeſſenen Gebrauch machte, auf den Großherzog einzuwirken, und ihn zum Entſchluß zu bringen. Eine Depeſche von

Berlin, in welcher der zeitige Vorſtand des noch verwaiſten Miniſteriums, wohl ohne bewußte Abſicht und mehr um doch etwas zu ſagen, die bedeutende Mahnung ausſprach, Baden habe vor allem ſeine Verfaſſung zu fördern, ließ ſich vortrefflich benutzen, und wirkte weit über ihren Sinn hinaus; denn wenn auch Hardenberg den feſten Vorſatz hatte, Preußen zu einem Verfaſſungsſtaat zu erheben, und ihm viele der würdigſten und edelſten hohen Staatsbeamten beiſtimmten, ſo war doch die mächtige Hofparthei dieſem Vorhaben entſchieden feindlich, und jene Mahnung konnte nur einer untergeordneten Feder entſchlüpft ſein; der Graf von Lottum, damals noch entfernt von ſeiner nachherigen einflußreichen Stellung, konnte ſpäter ſelbſt nicht begreifen, wie er ſo etwas habe unterſchreiben können! Uns aber war es ſehr willkommen, dergleichen aufweiſen zu dürfen; wo die Regierung keinen beſtimmten oder gar zwieſpaltigen Willen hatte, mußte es wohl erlaubt ſein, nach eigner Ueberzeugung ihr den beſſern unterzulegen und zu verwenden, ihr ſelbſt zu Heil und Ehren! Hiemit verband ſich auf's günſtigſte die Nachricht, daß der König von Preußen bei ſeiner Anweſenheit in St. Petersburg dem Kaiſer die badiſche Sache warm empfohlen habe; man fand ſich von Preußen beſchützt und angetrieben, man konnte nicht anders als ihm Folge leiſten.

Am 18. Auguſt kamen Tettenborn und Berſtett aus Griesbach zu mir nach Baden, ein untergeordnetes, doch dringendes Geſchäft gab dazu den Vorwand, und die ganze Lage der Dinge, beſonders aber die Verfaſſung, und was etwa noch in dem Entwurfe vor der Unterzeichnung zu ändern ſein möchte, wurde nochmals gründlich durchgeſprochen. Vieles war nicht nach meinem Sinn, zum Beſten der Sache und auch beſonders des Großherzogs hätte ich manche Aenderung vorſchlagen mögen, allein ich fühlte, daß neue Vorſchläge und Bedenken hier leicht das Ganze gefährden könnten. Mit allen Mängeln, die ſie in meinen Augen hatte, war ſie doch immer die freiſinnigſte aller deutſchen Verfaſſungen, die an Lebenskeimen reichſte, die an Triebkraft ſtärkſte. Wiewohl abgeſagter Gegner aller Pairs- und Adelskammern, durfte ich ſogar als Aushülfe für den Augenblick zweckmäßig finden, daß die Standesherren und Junker hier in eine erſte Kammer gleichſam eingeſchloſſen wurden, damit ſie nicht in der zweiten, der eigentlichen Volksvertretung, ſchädlich würden. Dieſelben Gründe fand ich dreißig Jahre ſpäter, als der vereinigte Landtag in Preußen berufen werden ſollte, noch in voller Gültigkeit, und der ſogenannte Herrenſtand, ein kläglicher Verſuch einer kläglichen Pairie, wenn er einmal nicht ganz wegfallen durfte, wäre wenigſtens von den gewählten Abgeordneten ſtreng abzuſondern geweſen. Doch dieſe allgemeinen Gegenſtände, ſo wie der Inhalt und die Kritik der badiſchen Verfaſſung finden andern Ortes ihre geeignete Stelle, hier kann das Angedeutete genügen, um einen Begriff zu geben, wie heiß und mühevoll es war, aus ſo vielen Rückſichten und Widerſprüchen ſich in's Freie hinauszuarbeiten. Die beiden Herren kehrten am folgenden Tage nach Griesbach zurück, durchdrungen von der Nothwendigkeit, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen ſei, wo das letzte Werk ſich entſcheiden müſſe. Ihre vereinten Vorſtellungen hatten endlich Erfolg, der Großherzog unterſchrieb am 22. Auguſt die Verfaſſungsurkunde, und befahl ihre Verkündigung durch das Staats- und Regierungsblatt.

Noch vorher aber ſollte der König von Würtemberg vertraulich benachrichtigt werden. Ihm war die Sache nicht ganz recht, er hatte Zweifel und Beſorgniſſe, die wir nicht theilten. Da es zwiſchen Baden und Würtemberg, trotz dem innigen Verſtändniß, das von oben her ausgeſprochen wurde, immerfort neue Häkeleien und Zweideutigkeiten gab, die den König öfters verſtimmten und mißtrauiſch machten, ſo war ſchon einige Zeit davon die Rede, daß Tettenborn ſich nach Stuttgart begeben ſollte, um den König perſönlich von der ganzen Lage der Sachen mit größter Aufrichtigkeit in Kenntniß zu ſetzen. Allein ſelbſt in Betreff dieſer Sendung erhoben ſich Anſtände, die kaum zu begreifen waren. Ich hatte unſägliche Arbeit, durch thätigen Briefwechſel, der immer mit großer Vorſicht zu führen war, und vieles verſchweigen, oft auch für unbefugte Leſer manches zum Schein ſagen mußte, den Eifer ſo vieler Mitwirkenden anzuregen, ihre Eiferſuchten und Nebenrückſichten niederzuhalten, und die immer auf's neue verſperrten Wege frei zu machen. Auch in dieſem Falle gelang es mir, durch meine Mittheilungen die Hinderniſſe, die ſich eingedrängt, wegzuräumen. Der König erklärte, daß er die größte Hochachtung und das vollſte Vertrauen zu Tettenborn habe, und ihn mit Ungeduld in Stuttgart erwarte. Wie es mit dieſen Sachen ſtand, wie der König ſelber den badiſchen Diplomaten, der ihn irregeführt, doch wieder in Schutz nahm, und welch Mißbehagen er im Grunde doch bei den badiſchen Maßregeln empfand, ergiebt ſich deutlich aus folgendem eigenhändigen Schreiben, das ich von ihm erhielt:

„Stuttgart, den 25. Auguſt 1818.

Die Nähe des Kongreſſes und unſere innern Verhältniſſe nehmen in dieſem Augenblick meine ganze Zeit in Anſpruch, daher mein bisheriges Stillſchweigen, welches ich aber gern breche, um den Mißverſtand wegen General von Tettenborn ſo früh aufzuklären. Ich bin der Sache ſchnell auf den Grund gegangen, und habe dabei gefunden, daß *Riegel* entweder *mißverſtanden hat oder mißverſtehen wollen*!!! Der letztere Fall iſt mir aus mehreren andern Aeußerungen der wahrſcheinlichere; ich bitte Sie aber, daß auf keinen Fall davon *zu ſeinem Nachtheil* Gebrauch gemacht werde, da ich mit Wahrheit verſichern kann, daß er treu und redlich ſeiner Regierung dient, und nur in dieſem Fall ſeine *Privatmeinung* hat gelten machen wollen. Ich ſehe alſo dieſe Sache nach dieſer Verſicherung als abgethan an; die Sendung des Generals Tettenborn hierher iſt mir in jeder Hinſicht *wichtig* und *angenehm*, ſagen Sie ihm das, es iſt meine aufrichtige Meinung. Daß des Großherzogs Wahl auf ihn fiel, um ſeine Angelegenheit mit dem Fürſten Metternich zu endigen, halte ich für eben ſo anſtändig als klug, ob aber ſeine Sendung noch einen glücklichen Erfolg haben kann, nach allen den Unterlaſſungsſünden, welche begangen worden ſind, läßt ſich wohl mit Beſtimmtheit nicht vorausſehen; Baden kommt mir gleich einem Kriegsſchiff vor, das, dem Sinken nah, Nothſchüſſe thut, um ſich zu retten, die gegebene Verfaſſung mag wohl auch nur ein Rettungsſignal ſein, wenn man nun aber die Abſicht durchſchaut, die großen Mächte zum Widerſtande reizt, würde die Verlegenheit und die unausbleiblichen Folgen davon nicht eben ſo rückwirkend auf Baden ſein, wie es die voreilige Erhebung der Hochberge war? Ich werde übrigens ſehr gern ein falſcher Prophet ſein, denn ich kann nur dabei gewinnen, und wenn namentlich die Verfaſſungsſache glücklich durchgeht, ſo iſt es für mich ein glücklicher Vorgang mehr.

Mülinen iſt durchaus nicht in meinem Geheimniß, er hat daher ohne Auftrag geſprochen, und wird die nöthige Weiſung erhalten. Von Baiern habe ich die officielle Aeußerung erhalten, daß ſie feſt entſchloſſen ſind, die Sachen auf das Aeußerſte zu treiben; ſie machen ſich ungemeſſene Hoffnungen. Cotta wird ihnen wegen Lindner geſchrieben haben. Leben Sie wohl.“

Tettenborn eilte hierauf nach Stuttgart, verſtändigte den König über die Verfaſſung, und theilte ihm in vollem Vertrauen die Lage der badiſchen Sache mit, woraus der König wohl erkennen mußte, daß alles traurig genug beſtellt, aber nicht hoffnungslos war, und daß die Schwäche und Fahrläſſigkeit des Großherzogs ein Beweggrund mehr ſei, daß Andere ſich ſeiner Sachen annähmen.

In Baden dauerte das bewegte Leben munter fort, indem die Geſellſchaft wechſelte, doch ſtets noch zunahm. Rahel hatte die Freude ihren jüngſten Bruder Moritz Robert und deſſen Frau Erneſtine dort zu empfangen, eine Freude, die leider nicht ohne Störungen war, und mit der häßlichſten endete. Wir ſelbſt und unſere Freunde, Tettenborn's, Reden's, Taſtet's, Lindner's, die Gräfin Lagorce, alle bezeigten die größte Zuvorkommenheit. Erneſtine, die mit feinem, gefälligen Weſen ein herrliches Talent beſaß, entzückte durch ihren ſo kunſtreichen als anmuthigen Geſang und wetteiferte mit den beiden Fräulein Taſtet, von denen beſonders die ältere im Vortrag franzöſiſcher Romanzen und Lieder vortrefflich war. Die Frau Markgräfin Mutter hatte das größte Verlangen ſie zu hören, die Prinzeſſin Amélie ſagte ihr die verbindlichſten Artigkeiten. Einladungen, die ſchönſten Spazirfahrten in die nahe und ferne Umgegend, ſchmeichelhafte neue

Bekanntſchaften gaben jedem Tag einen erhöhten Reiz; das Treiben auf dem Kurplatz, an den Spieltiſchen, war beſonders für Rahels Bruder ein unerſchöpfliches Vergnügen. Allein Moritz Robert gehörte zu den Leuten, die alles eher aushalten, als eine Reihe von ſchönen Tagen. Inmitten aller Vergnügungen ergriff ihn die Unruhe thätig zu ſein, etwas zu gewinnen. Das Glücksſpiel reizte ihn, aber den Muth zu wagen hatte er nicht, er wollte durch Klugheit und mit Vorſicht reich werden. Da rechnete er uns denn vor, was jeder Tag ſeines Aufenthalts nicht ſowohl koſte, denn das war nicht von Belang, als vielmehr ihn verſäumen laſſe; im Anfang geſchah dies mit komiſcher Layne, nach und nach aber in bittrem Ernſt und mit ärgerlicher Verſtimmung. Er zankte nun, wo er früher ſcherzte, verdarb ſeiner Frau und ſeiner Schweſter jedes Vergnügen durch ſein Unbehagen, durch ſeine Bemerkungen. Doch da man ſeine Gemüthsart kannte, ſo ließ man ihn gehen, und übte die größte Nachſicht. Aber das gerade ſchlug zum Nachtheil aus. Ihm wurde irgend ein Ausbruch zum Bedürfniß, und den Muth, der ihm fremden Menſchen gegenüber nicht beſonders eigen war, hatte er reichlichſt gegen ſeine Nächſten. Ein Vorhaben gegen den ältern Bruder Markus Theodor, nachdem er vergebens Rahel dafür zu gewinnen geſucht, wollte er plötzlich aus Scham von ſich ab und ihr zuſchieben. Dieſe nicht zu duldende Lüge erfuhr die glimpflichſte Abweiſung, aber ſein Aerger und ſeine Scham waren ſo groß, daß er den Anlaß benutzte, um mit dem Schein der Berechtigung zum größten Zorn allen Umgang abzubrechen, und nach wenigen Tagen mit Frau und Kind ohne Abſchied fortzureiſen. Erneſtine, ſonſt ſo fein und mild, erſchien in ſolchen Fällen nicht liebenswürdig, ſondern beſtärkte einen Trotz und Wirrſinn, von dem ſie ſpäter ſelbſt Jahre lang ſchrecklich zu leiden haben ſollte! Rahel litt unſäglich bei dieſem rohen Unfug des von ihr ſo geliebten Bruders, aber es war kein Schatten von Schuld in ihr; ſie nahm den Schmerz als einen vom Schickſal ihr zugeworfenen hin, duldend, ſchweigend. Sie war es ſchon gewohnt, mit gekränktem und kummervollem Herzen dem

Tage doch unbefangen und heiter entgegen zu ſchauen, Natur und Menſchen mit friſchem Sinn aufzufaſſen.

Die Kriſis der badiſchen Sachen, meine und Tettenborn's Betheiligung dabei, der tägliche Zudrang von Fremden, die wechſelnden Ereigniſſe ſo mannigfachen Verkehrs, alles forderte zum wirkſamen Mitleben auf, und half die zu trüben Betrachtungen verſcheuchen. Der Graf von Montlezun kam ab und zu, desgleichen der Graf von Mülinen, den die Spielbank anzog, und ſtark mißhandelte, der Freiherr von Reden, der von allen diplomatiſchen Geheimniſſen ausgeſchloſſen und gänzlich irrgeworden war, auf die badiſchen Miniſter ſchimpfte, beſonders auch auf die beabſichtigte Verfaſſung, die er im voraus als eine jakobiniſche bezeichnete; die beiden Herren von Struve, von Karlsruhe und von Stuttgart, waren mit ihren Frauen eingetroffen. Lascaſes, der alle Geſellſchaft mied, ſuchte einſame Geſpräche mit Rahel, erzählte von St. Helena, theilweiſe den Inhalt ſeines Memorials, deſſen Handſchrift ihm weggenommen und noch in engliſchen Händen war; er lächelte über den Argwohn, der ihm jetzt noch Bonapartiſche Umtriebe beimaß, und beklagte nur, daß er ihn verhindere, die Großherzogin, der er Einmal hatte aufwarten dürfen, öfters zu ſehen, da dies unfehlbar verargt werden würde. Die Bonapartiſten waren zu ſehr zerſtreut und zu hart verfolgt, als daß ſie in dieſer Zeit hätten an eine Erhebung denken dürfen; die entſchloſſenern warfen ſich in die liberale Oppoſition, und ſuchten im Volk und im Heer für ſie Stimmen zu werben, während die angeſehenſten und reichſten eifrig ihren Frieden mit den Bourbons zu machen ſuchten. Lascaſes mied beide Richtungen, und dies thaten auch viele der alten Offiziere, die im Allgemeinen ihr Unglück mit Standhaftigkeit und mehr Würde trugen, als der frühere Uebermuth erwarten ließ. Von bedeutenden Engländern war Lord Kinnaird zu nennen, dann Herr Ward, der als Mitglied des Parlaments die badiſche Sache dort kräftig zu unterſtützen verſprach. Lindner fand unerwartet Bekannte aus Weimar, die ihn freundlich begrüßten, es war die Frau Johanna Schopenhauer mit ihrer Tochter Adele, begleitet von Herrn von Gerſtenberg; ſie glaubten ihn als ſcheuen Flüchtling zu finden, und machten daher große Augen, als ſie ſeine neuen anſehnlichen Verbindungen erfuhren. Herr von Gerſtenberg faßte großes Zutrauen zu mir, und geſtand, daß er der weimariſchen Verhältniſſe überdrüſſig ungemein gern in badiſche Dienſte treten würde, ein höheres Verwaltungsamt in dieſem herrlichen Lande würde allen ſeinen Wünſchen entſprechen. Glücklich genug traf hiemit zuſammen, daß erſt kurz vorher der Großherzog mich hatte fragen laſſen, ob ich nicht in meiner Bekanntſchaft jemanden wüßte, den ich ihm zum Miniſter des Innern empfehlen könnte? Man hatte ihm die Nothwendigkeit vorgeſtellt, beſonders auch in Bezug auf die Verfaſſung, die innere Verwaltung des Landes gänzlich umzugeſtalten und auch von auswärts neue Kräfte heranzuziehen. Für jenen Miniſterpoſten hatte er ſchon unter ſeinen Staatsdienern die tüchtigſten Männer, namentlich Nebenius und Winter, und ſie wurden von Reizenſtein auch als ſolche anerkannt, obſchon ſie in unteren Stellen ſo ſehr zurückſtanden; allein ſolche Beförderung Unadeliger gehörte damals noch zu den Unmöglichkeiten; außerdem wollte der Großherzog neue Menſchen, die noch keine Verhältniſſe im Lande hatten, außer dem zu ihm, und bei denen noch keine Vetterſchaft, keine Einflüſterungen und Ränke wirkſam ſein konnten, die er in den alten Kreiſen ſeiner Hof- und Staatsdiener überall erblickte oder argwöhnte. Eine ſo große Verantwortung durfte ich nicht leichtſinnig übernehmen, und ich wußte noch nicht, ob ich einen Vorſchlag und noch weniger welchen ich wagen ſollte. Der Drang der nächſten Entwickelungen überhob mich dieſer Verlegenheit, die Umgeſtaltung der Behörden erfolgte ſpäter unter ganz andern Einflüſſen, und Herr von Gerſtenberg kam von ſeinen Wünſchen auch bald wieder zurück. Den trefflichen Altbadnern aber entging nicht, wozu ihr Verdienſt ſie berief, Winter und Nebenius wurden ſpäter beide, freilich nach langem Kampfe gegen Wind und Wetter, badiſche Miniſter.

Für die geſellige Unterhaltung gleicherweiſe wie für die politiſche Thätigkeit lieferten auch die Erzeugniſſe der Preſſe einen unverſiegbaren und mehrentheils geiſtbelebten Stoff. Die Betrachtungen der Frau von Stael über die franzöſiſche

Revolution waren im Druck erſchienen, und Freund und Feind beeiferten ſich das Buch zu leſen; ein allgemein bekannter litterariſcher Name gewährt den Vortheil, daß eine große weitverbreitete Menge, und in ihr auch ſolche Perſonen, die durch die Sache allein nicht angezogen würden, gleichzeitig daſſelbe Buch leſen muß, und dadurch der Inhalt wahrhaft zur Sprache kommt. Das genannte Werk der Frau von Stael ſtellt die franzöſiſche Revolution aus dem ſcharfbegränzten Standpunkt einer Tochter Necker's dar, und wimmelt von falſchen Auffaſſungen, grundloſen Annahmen, irrigen Verknüpfungen, wie Bailleul, der ſeine prüfenden Unterſuchungen dem Werk auf dem Fuße heftweiſe folgen ließ, gründlich gezeigt hat; für ihn und ihm Gleichgeſinnte, oder auch nur Gleichkundige, war das Buch eine ungerechte Anklage, die er mit Unwillen widerlegte; für die große Mehrzahl aber, beſonders der vornehmen Leſer in ganz Europa, blieb es noch immer eine Vertheidigung der Revolution, und der Ruhm der Verfaſſerin, die geiſtvolle Behandlung, die beredte eindringliche Sprache, trugen einen mächtigen Inhalt von Anſichten und Thatſachen in Gegenden, wo ſonſt dergleichen kaum hinkam, und nun Wurzel faßte. Die Wirkung war ungeheuer, und in manchen merkwürdigen Zeichen ſichtbar. Wir freilich waren nicht befriedigt durch den Inhalt und durch die ſchwungvolle Darſtellung nicht verführt; die bald nachfolgenden Hefte Bailleul's brachten uns daher erquickende Labung, und ich veranlaßte Lindner'n das ganze Buch, eines der beſten die über die franzöſiſche Revolution geſchrieben worden, in's Deutſche zu überſetzen. — Nicht minder als ſolche Bücher, nur in kürzeren, aber durch Wiederholung eindringlichen Schwingungen, arbeiteten die Tagesblätter, beſonders die franzöſiſchen. Das Leſen des Constitutionnel oder des Journal des débats war die würzige Zugabe des Morgenkaffees; die Partheigeſinnung wurde dadurch genährt, geſtärkt, in gewiſſem Sinn doch auch wieder gemildert, denn von der höheren geiſtigen Auffaſſung, dem guten Ton, der geſchmackvollen, ſtets gemeſſenen und durchbildeten Sprache, die in dieſen Blättern vorherrſchten, blieb immer etwas in der Seele des Leſers zurück, und wirkte wenigſtens äſthetiſch vortheilhaft. Noch mehr war dies von dem Wochenblatte, der Minerve française, zu ſagen, zu deren Herausgabe Benjamin Conſtant mit mehreren gleichgeſinnten und angeſehenen Freunden ſich verbunden hatte. Selten iſt eine Zeitſchrift mit ſolchem Reichthum von Talent in ſolch dauernder Uebereinſtimmung und Gleichmäßigkeit geführt worden. Sie war der Sprach- und Hörſaal der freiſinnigen Konſtitutionellen, die in ganz Frankreich eine überwiegende Mehrheit bildeten, und in den Kammern als Minderheit unter tapfern Kämpfen immer mehr Boden gewann. Wie geſpannt war alles, wie erfreut, wenn der beſtimmte Wochentag regelmäßig aus Straßburg das neueſte Heft der Minerve brachte, und die Lage der Dinge in Frankreich, die mehr oder minder auch für Deutſchland beſtimmend wirkte, mit ſcharfer Klarheit entwickelte. Man würde jetzt kaum glauben, wie groß dieſe Theilnahme war, und wie weit ſie ſich erſtreckte. Der Conservateur, im entgegengeſetzten Sinne von Chateaubriand herausgegeben, konnte niemals zu gleichem Anſehen gelangen, und die eigne Parthei war meiſt mit ihm unzufrieden; das hervorragende Talent des Herausgebers wurde von den Mitarbeitern ſchlecht unterſtützt, und ſeine glänzenden Phraſen allein konnten der ſchlechten Sache der verſtockten Ultra's, die er ſchon halb mißbilligte, auf dem litterariſchen Gebiete nicht aufhelfen.

Bignon's beſondere Schrift über Streitigkeiten zwiſchen Baiern und Baden, die im Auguſt zur gelegenen Zeit erſchien, wurde mit Begier geleſen, und machte an Höfen und bei Diplomaten guten Eindruck, aber im Allgemeinen ſah man es nicht gern, daß wieder ein Franzoſe ſich in deutſche Händel miſchte; der König von Würtemberg fühlte ſich durch einige Aeußerungen verletzt, und wollte ſolchen Mitkämpfer gar nicht anerkennen. Daß der franzöſiſche Hof aber der Abfaſſung der Schrift nicht fremd geweſen, und ſeinen Schutz dem Großherzog gegen geheime Zugeſtändniſſe verſprochen habe, war eine Fabel, der ich mit Grund widerſprechen konnte.

Von deutſchen Zeitungen kam hauptſächlich die Allgemeine Zeitung in Betracht; ſie war, obſchon in Baiern erſcheinend, doch in der badiſchen Sache nicht baieriſch, ſondern der Eigenthümer Cotta begünſtigte, nach ſeiner Ueberzeugung und nach würtembergiſchen Sinne, ſo viel als möglich die Gegenſeite. Der Hamburger Korreſpondent und der ebendaſelbſt erſcheinende Deutſche Beobachter, das Oppoſitionsblatt und der Patriot in Weimar, die Rheiniſchen Blätter in Wiesbaden, die Mainzer Zeitung und die Aarauer, wirkten mehr oder weniger für Baden. In allen dieſen Blättern ſchifften von mir ausgerüſtete, und bald leicht bald ſchwer befrachtete Fahrzeuge mit, doch ohne ihre Flagge aufzuziehen. Ich wiederholte unermüdet das Taugliche für Baden, aber auch alles der Preßfreiheit, dem Verfaſſungsweſen, der Freiheit in jedem Sinn irgendwie Förderliche. Für die Jenaer Litteraturzeitung ſchrieb ich eine freiſinnige Rezenſion der Adreſſeſchrift von Görres, für Luden's Nemeſis eine ſcharfe Denkſchrift gegen Adelskammern, um neben dem böſen Beiſpiel, das in Baden nicht abzuwenden geweſen, doch die ächten Grundſätze nicht vergeſſen zu laſſen; derſelben Zeitſchrift gab ich einen Aufſatz, der den Regierungen abrieth, die katholiſche Kirche mit Grundbeſitz auszuſtatten.

Die Verkündigung der Verfaſſung erfolgte am 29. Auguſt, ohne alle Feierlichkeit, einfach durch Abdruck im Staats- und Regierungsblatt. Sie erregte im ganzen Lande die lauteſte Freude, die dankbarſte Anerkennung; auch im übrigen Deutſchland, und nach Belgien und Frankreich hinein, äußerte die öffentliche Meinung ihre kräftigſte Zuſtimmung. Die Kritik hatte wohl manches und mit gutem Grund auszuſtellen, aber man überſah mangelhaftes Einzelnes, um ſich an das vortreffliche Ganze zu halten. Im Allgemeinen, das mußte man geſtehen, hatte Baden Reicheres und Beſſeres empfangen als irgend ein anderes deutſches Land; beſonders war es gegen Baiern weit vorangeſchritten. Alle öffentlichen Blätter jubelten, die Stimmen im Volke gaben ſich in begeiſterten Aeußerungen kund, vom Bodenſee bis an den Main, ſegneten den Großherzog, als den Geber der Verfaſſung mit dem heißeſten Dankgebete; in Mannheim und Freiburg, den bisher wenigſt badiſch geſinnten Städten, waren die Herzen plötzlich wie umgewandelt und dem Landesfürſten aufrichtigſt zugewendet. Freilich gab es auch Leute genug, die den Kopf ungläubig ſchüttelten, und noch andere, die mit Widerwillen und Haß auf dieſe Verleihung ſahen; an den Höfen überhaupt, in der geſammten Ariſtokratie, hatte die Freiheit niemals zahlreiche Freunde, jedes dem Volke gewährte Recht mußte die Vorrechte gefährden, die der Selbſtſucht über alles gingen, die Hoffahrt empörte ſich, daß der Geringe da mitgelten ſollte, wo der Vornehme bisher alles war. In Darmſtadt, in Naſſau und anderen Ländern fühlte man die Nothwendigkeit nun gleichfalls mit Verfaſſungen herauszurücken; in Baiern ſank in der Vergleichung mit der fremden beträchtlich der Werth der eignen. Selbſt der König von Würtemberg ſah, wie ſchon bemerkt, die Sache nicht mit ganz günſtigen Augen, und fand ſie in manchem Betreff bedenklich. In Wien und Berlin nahm man die Sache nicht ſo ſchwer, man glaubte den mittleren Staaten ſei dergleichen ganz angemeſſen, man hielt ſich für zu groß, als daß man davon beunruhigt werden dürfte. Die Freiſinnigen aber wußten auch dort, daß die Grundſätze hiebei mehr gelten, als Macht und Größe, und jene für Alle wirken. Der Fürſt von Hardenberg, noch am Rhein verweilend, empfing die badiſche Verfaſſung mit größter Befriedigung; aus ſeiner Umgebung ſchrieben die Geheimräthe Eichhorn und Koreff mir die freudigſten Glückwünſche.

Hufeland hatte die Aufforderung nach Baden zu kommen in Berlin vorgefunden, als er eben vom Rhein, wo er ganz in unſerer Nähe geweſen, heimgekehrt war. Den weiten Weg nochmals zurücklegen zu ſollen, war ihm verdrießlich, auch fühlte er ſich unwohl, und indem er dies und ſeine Amtsgeſchäfte vorſchützte, lehnte er zuerſt den Antrag ab. Doch nachdem er dem Könige das empfangene Schreiben mitgetheilt hatte, fand dieſer, daß man den armen Großherzog nicht ohne Hülfe laſſen dürfe; er erlaubte nicht nur, ſondern befahl ſogar, daß Hufeland ohne Verzug die Reiſe anträte. Am 6. September kam dieſer in Baden an, und meldete ſich gleich bei mir. Ich fand in ihm das Muſter eines Leibarztes, der unter ſorgfältiger Wahrung der wiſſenſchaftlichen Würde vor allem zu wiſſen wünſchte, was man eigentlich von ihm verlangte, und ſich vollkommen bereit erwies, ſeinen ärztlichen Ausſpruch nach den obwaltenden Rückſichten zu faſſen, verſteht ſich ohne die geringſte Verletzung derjenigen Einſichten und Ueberzeugungen, die allein den Arzt pflichtmäßig zu leiten haben; er wußte nur zu gut, welch weiten Spielraum in den meiſten Fällen die letztern den erſtern laſſen. Uebrigens erkannte man ſogleich in ihm den Mann von vieljähriger Erfahrung, von angenehmer Geiſtesbildung und herzlicher Gutmüthigkeit; einiges Wohlgefallen an ſeinem Ruhme war ihm gern zu verzeihen; ſtärker trat dies in ſeiner Frau hervor, die noch nicht lange mit ihm verbunden nicht ſo wie er der Hofluft ſchon gewohnt war. Ich machte ihn mit allen näheren Umſtänden und beſonders auch mit den Perſönlichkeiten bekannt; er ſollte zuerſt die Markgräfin Mutter ſehen, die von Karlsruhe deßhalb wieder eintraf, denn nachdem ihr der ganze Zuſammenhang war vertraut worden, hatte ſie ſich nicht nur einverſtanden erklärt, ſondern ſie wünſchte ſogar, daß der Gedanke, Hufeland's angeblich zufällige Anweſenheit in Baden für den Großherzog zu benutzen, als der urſprünglich ihre angeſehen würde. Die Sache wurde denn auch in dieſem Sinne vorgeſtellt, und ich reiſte mit einem Schreiben von ihr an den Großherzog ungeſäumt nach Griesbach. Den herrlichen Weg in dieſes verſteckte Thal, deſſen Sauerbrunnen ich vor Jahren zuerſt im Simpliciſſimus erwähnt gefunden, ohne zu denken ihn jemals ſehen zu ſollen, verdeckte mir zum Theil die Nacht, in die meine Fahrt fiel, zum Theil die ernſte Beſchäftigung mit meiner Aufgabe.

In der Morgenfrühe traf ich ein; noch drang die ſteigende Sonne nicht in das tiefeingeſchnittene enge Thal; der Thau hing noch auf Gras und Sträuchern, und ein gewiſſer Schauer, die Wirkung feuchtkalter Luft, ließ alsbald empfinden, daß dieſer Aufenthalt dem kranken Großherzog nicht zuträglich ſein könne. Damit dieſer nicht gleich meine Anweſenheit erführe, war ich aus Vorſicht am Eingange des Ortes abgeſtiegen, und hatte nur durch geheime Botſchaft die Großherzogin benachrichtigt. Sobald ſie unter einem ſchicklichen Vorwande ſich losmachen konnte, erſchien ſie, und wir hielten zuerſt in einem Saale des einſamen Wirthshauſes, dann, als die Luft wärmer geworden, auf einem abgelegenen Spazirgang eine lange Unterredung, in der zunächſt alles verabredet wurde, was der Augenblick erforderte, dann aber noch vieles Andere zur Sprache kam. Zum rückhaltloſen Vertrauen in der einen Sache genöthigt, und durch dieſe ſelbſt immer weiter geführt, ſchenkte ſie es mir völlig; das Bedürfniß ihr bekümmertes Herz auszuſchütten, war ſo lange unbefriedigt geblieben! Ein wahres Jammerbild entfaltete ſich vor den Augen und beklemmte mir das Herz. Die Zuſtände in Griesbach waren die troſtloſeſten von der Welt, in ihnen die Lage der liebenswürdigen Fürſtin die allertroſtloſeſte. Den kranken Großherzog durfte ſie faſt nie verlaſſen, er ſaß tagelang niedergeſchlagen und gelangweilt in der dumpfen Stube der bäuerlichen Wohnung, und kam nicht über die Schwelle derſelben. Fremde Geſichter wollte er durchaus nicht ſehen, und fremde hießen ihm ſchon ſolche, die ihm nicht täglich gewohnte waren. Seine Umgebung war ſo knapp als möglich, der Oertlichkeit und noch mehr ſeinem Sinne gemäß. War er nicht lieber allein, durften ſeine Leute ihn unterhalten, ſo waren es meiſt rohe Geſchichten und Bemerkungen, die ihm ein trauriges Lächeln abgewannen, und die Großherzogin, die einzige anweſende Frau, hatte die peinlichſte Geſellſchaft zu ertragen, und mußte noch dankbar ſein, daß wenigſtens der Verſuch gemacht wurde, den Kranken zu unterhalten; dieſer ſelbſt bedauerte ſie oft, gerührt von ihrer Sorgfalt und Pflege, jedoch geändert wurde nichts. Dabei war der Kranke durchaus unlenkſam, that was ihm ſchädlich war, unterließ was ihm helfen konnte; bisweilen ließ er ſich überzeugen, daß er ſeine Lebensart ändern müſſe, und man glaubte gewonnen Spiel zu haben, aber plötzlich verlor ſich alles wieder in ein ſtarres Nein. Die nothwendigſten Befehle, ohne die nicht nur die Staatsverwaltung, nein oft das tägliche Leben nicht beſtehen konnte, waren oft bis zum dringendſten Augenblick nicht zu erlangen, und noch weniger durfte jemand ſie ſtatt ſeiner geben Dabei wußte ſie von heimlichen Gegnern, von Auflaurern und Berichterſtattern, durfte niemanden ganz trauen, hatte vorſichtig jedes Wort, jede Miene zu bewachen, um nicht Anlaß zu Mißverſtändniſſen und Ränken zu geben, die ſich ſtets bereit hielten. Wenn Tettenborn, wenn Reizenſtein kamen, ſo war dies jedesmal ein Aufathmen für die Großherzogin, ſie fand ſich dann doch wieder auf einem mehr ſichern, ihr mehr gemäßen Boden, obwohl ſie auch meiſtens wieder an der Qual theilzunehmen hatte, welche dieſe Männer in ihrer Geſchäftsbetreibung mit dem Großherzog litten, eine zu offene Theilnahme würde aber nur wieder deſſen Eiferſucht geweckt und die Flüſſigmachung ſeines Willens noch mehr gehindert haben. Daß dieſes Leben, in ſolcher Weiſe, an dieſem Ort und unter dieſen Einflüſſen kein Gedeihen bringen, nicht ohne die ſchädlichſten Wirkungen lange fortdauern könne, war klar einzuſehen, und fügte zu der traurigſten Gegenwart nur noch die Ausſicht in die trübſte Zukunft. Die Klagen der edlen Fürſtin waren nicht eigentlich Beſchwerden, ſie klangen faſt wie Entſchuldigungen, ihr eigenes Leid erſchien dabei gleichſam nur im Widerſchein, mit unſchuldiger Natürlichkeit ſagte ſie was die Sache gebot, und wenn bisweilen die Thränen ihr in die Augen traten, ſo ſcheuchte ein liebliches Lächeln ſie ſchnell wieder fort. Sie mußte mit mir, die Sache gebot es, auch über die Familienverhältniſſe mit voller Offenheit ſprechen, über die Markgräfin Mutter, den Markgrafen Ludwig, die zu Markgrafen erhobenen Grafen von Hochberg; ſie konnte zu dieſen allen kein Herz haben, die Prinzeſſin Amélie war die einzige, die ihre Neigung gewonnen hatte, aber ſelbſt dieſe wurde durch die Rückſicht auf die Mutter zurückgehalten, ihrer Schwägerin ganz Freundin zu ſein. Was aber der Großherzogin noch beſonders die Bruſt erleichterte, war, daß ſie gegen mich ihre franzöſiſchen Sympathieen nicht zu verläugnen brauchte, ſondern verſtanden und gebilligt fand; ſie wußte, daß ich den Kaiſer Napoleon nicht liebte, — über den auch ſie ja herbe Klage hatte, — daß ich aber den verfolgten Bonapartiſten nach Kräften beiſtand, daß ich die Franzoſen überhaupt ſchätzte, ihre Sprache, ihre Litteratur.

Ob ich den Großherzog ſprechen würde, war noch ſehr zweifelhaft; der Verſuch mußte aber ſogleich gemacht werden. Ein Bote rief die Großherzogin ab, der Kranke verlange ungeduldig, hieß es, daß ſie käme. Sie wollte zur Entſchuldigung ihrer langen Abweſenheit ihm eröffnen, daß ſie mich geſprochen habe und was im Werke ſei; ſie wünſchte nur, daß niemand ihr zuvorgekommen ſein möchte, weil in dieſem Fall alles ſchon verdorben ſein könnte. — Ich wartete unterdeſſen in nicht geringer Spannung den Erfolg ab, während nach und nach einige der Hofleute, die den Großherzog hatten hieher begleiten dürfen, ſich einfanden mich zu begrüßen und zu hören, was ich Neues brächte. Sie empfingen natürlich nur ſpärliche Auskunft, gaben aber bereitwillig ihren Klagen über den verwünſchten Aufenthalt freien Lauf, wo ſie aus Langerweile ſterben müßten. Alle ſchilderten ihren Zuſtand als einen verzweiflungsvollen, den Ort als höchſt ungeſund und ihnen allen nachtheilig wie dem Großherzog ſelbſt, deſſen Krankheit ſie nicht ſo ſchlimm glaubten. Nur der Oberſtallmeiſter von Geuſau, mit dem ich längere Zeit allein blieb, machte ein bedenkliches Geſicht, und meinte der Herr würde wohl nicht wieder aufkommen, er habe die Bruſtwaſſerſucht, und alle Digitalis werde ihm ſo wenig helfen, als dem Großvater, der auch an dieſer Krankheit, freilich dieſer im höchſten Alter, geſtorben ſei. Ich konnte bemerken, daß die Hofleute ſämmtlich den Großherzog gern von Griesbach fort haben wollten, daß ſie ihn aber nicht eben ſo willig aus dem Lande laſſen würden, und obſchon in ſeiner jetzigen Stimmung alle Gunſt meiſt eine nutzloſe und vergebliche war, — nur ein paar Beiſpiele gab es von außerordentlichen Geſchenken und Verleihungen, — ſo wollte man doch den Zugang zu dieſer vielleicht noch wieder fließenden Quelle möglichſt abſchließen. Der eigene Vortheil ſtellte ſich ohne Hehl als die erſte Rückſicht auf, der alle andern ſich unterordnen müßten, ja man ſetzte ſie eben ſo bei mir voraus, und gab mir zu verſtehen, es ſei doch recht thöricht von mir, wenn ich eine Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich begünſtigte, denn ich würde in Karlsruhe ihn ſehr zu vermiſſen haben. Oder gedächte ich etwa gar mitzureiſen? Das wäre ein kühnes

Unternehmen, dem doch mancherlei Bedenken entgegenſtänden. Geuſau, der wiſſen mochte, daß der Großherzog mir in der Fülle ſeiner Dankbarkeit als ungewöhnliche Auszeichnung das Großkreuz des Zähringer Löwenordens zugedacht hatte, glaubte ſogar, ich ſei nur deßhalb unter gutem Vorwand nach Griesbach gekommen, um dieſe Angelegenheit zum Schluß zu bringen! ich hatte ihm nämlich nicht verhehlt, daß Hufeland's Anweſenheit in Baden mich hiehergeſprengt habe, von der Berufung deſſelben konnte er nichts ahnden.

Ein Lakai, der mich zum Großherzog einlud, machte dieſen Unterhaltungen ein Ende. Gegen alle Erwartung war die Nachricht von meiner Ankunft nicht nur ohne Befremden, ſondern ſogar mit Vergnügen aufgenommen worden, der Großherzog ſagte, ich ſei einer von denen, die es mit ihm gut meinten, und er wollte mich unmittelbar ſprechen. Die wenigen Schritte waren bald gethan. Ich mußte aber doch noch eine gute Weile warten; denn die Großherzogin kam heraus und ſagte mir, wie leicht alles bisher gegangen, aber nun empfinde der Großherzog doch wieder einige Verlegenheit und Scheu, für die er ſich Friſt gewinne, indem er ſich erſt anziehen wolle, ſie fürchte noch immer, der kleinſte Zwiſchenfall, irgend ein Gedanke ſogar, könne noch alles, wenigſtens für dieſen Tag vereiteln. Aber nein, die Thüre ging auf, und wir wurden hereingerufen. Der Großherzog war ſorglich angezogen und hatte ſich erhoben, es war ſichtbar, daß er nicht ganz unkräftig erſcheinen wollte, aber es war kein Kennerblick nöthig, um hinter dieſer kleinen Anſtrengung die kläglichſte Hinfälligkeit zu erkennen. Zuvörderſt hatte ich alles ſchmeichelhafte Lob anzuhören, das meiner aufrichtigen Zuneigung, meinem thätigen Eifer gezollt wurde, denn das Mährchen, daß Hufeland zufällig in Baden eingetroffen ſei, und dies den Gedanken erweckt habe, der Großherzog möchte ihn zu Rathe ziehen, durfte noch nicht aufgegeben werden. Nach und nach wurde dann meinen antheilvollen Fragen der ganze Krankheitszuſtand aufgedeckt, der in dem Ringen eines urſprünglich kraftvollen und noch jugendlichen Körpers mit leiblicher Schwäche und eines der Anlage nach vortrefflichen Verſtandes mit geiſtiger Verſunkenheit die kläglichſten Gegenſätze zeigte. Die Symptome der Vergiftung, an welche der Großherzog feſt glaubte, ließen ſich auch anders deuten, aber immer waren ſie von ſchlimmſter Art. Doch redeten wir ihm Muth ein, Vertrauen auf die neue Hülfe, die ſich unverhofft darbiete, und in großer Rührung und mit Thränen willigte er ein, den fremden Arzt zu ſehen, und gab mir die Hand darauf, daß er deſſen Rath auch wirklich befolgen werde. Zweifelhaft und ängſtlich fragte er, ob wir denn auch gewiß ſeien, daß Hufeland werde kommen wollen? wofür ich mich denn unbedenklich verbürgen konnte. — Die Großherzogin ſprach und benahm ſich muſterhaft, wie eine liebevolle Freundin, wie eine einſichtsvolle Pflegerin, reich an Kraft und Troſt für den Kranken, obſchon beide für ſie ſelbſt oft gänzlich fehlen wollten. Auch rühmte er gegen mich die Selbſtverläugnung der edlen Gattin mit herzlichen Lobſprüchen, und ſagte die rührenden Worte, er wünſchte nur länger zu leben und wieder geſund zu werden, um ihr alles, was ſie an ihm gethan zu vergelten! — Daß auch die politiſchen Bedrängniſſe zur Sprache kamen, ergab ſich aus den Umſtänden von ſelbſt. Der Großherzog klagte bitter über die Feindſchaft des baieriſchen Hauſes gegen das ſeinige; damit jenes ſich vergrößere, ſolle dieſes untergehen, wo ſei darin Gerechtigkeit? wie könnten die Stifter der Heiligen Allianz dergleichen nur dulden, geſchweige denn gutheißen, oder gar ausführen? Man habe auf ſeinen frühen Tod gerechnet, der werde leider nur zu gewiß erfolgen, aber nicht ſo früh, das wünſche und hoffe er, als daß nicht vorher der ungeſchmälerte Beſtand des Landes und die Erbfolge der Hochberge in das Ganze durch den Spruch der großen Mächte bekräftigt und geſichert werden könnte. Nachgeben, betheuerte er, werde er in keinem Fall; früher habe er ſich wohl mit ſolchen Gedanken getragen, weil er ſchon alles aufgegeben, jeden Widerſtand unmöglich geglaubt habe, doch jetzt ſei er andern Sinnes, Tettenborn habe ihm die Augen geöffnet; man könne ihm Gewalt anthun, ihn berauben, er müſſe es geſchehen laſſen, wenn auch nicht ohne die Abwehr wenigſtens zu verſuchen; aber einwilligen werde er nie! Den König von Baiern glaubte er nicht ſo ſchlimm, derſelbe ſchäme ſich doch, zeige

Verlegenheit und Mißbehagen, wenn man der ſchmählichen Sache gegen ihn erwähne, aber der Kronprinz ſei voll gehäſſigen Eifers, ihm ſeien alle Mittel recht, und Mannheim und Heidelberg zu bekommen ſei bei ihm ein feſtſtehender Wahn; er rufe immer aus, die Pfalz ſei ſeine Wiege, die müſſe er wieder haben! Des Großherzogs Rede, auch wenn der Sinn kräftig war, klang immer wie aus tiefer Betrübniß und Mattigkeit hervor; hier zum erſtenmal erheiterte ſich ſein Geſicht zu einem Anflug von Lächeln, indem er hinzuſetzte: „Hat man je gehört, daß ein vernünftiger großer Menſch gerade nach ſeiner Wiege ſo heftig verlangt habe?“ Die Großherzogin erzählte aus früherer Zeit, wie der Kronprinz am Hofe Napoleon's zuerſt erſchienen und durch ſeine Sonderbarkeit aufgefallen ſei, der Kaiſer ihn kalt und mißtrauiſch behandelt, die jüngere Welt ihn zum Ziel des Spottes gewählt und ihn vielfältig geneckt und gefoppt habe; von daher komme ſein Haß gegen alle Franzoſen, und unglücklicherweiſe auch gegen den Großherzog, der als damaliger Erbprinz unter jenen Jüngern geweſen ſei und an ihren Scherzen theilgenommen habe. Noch manches wurde über den Karakter des Kronprinzen geſagt, was keine vortheilhafte Meinung zeigte.

Ich wurde nach einem faſt allzulangen Verweilen entlaſſen, und hatte bis zur Mittagstafel ein paar Stunden frei, die ich theils mit Schreiben, theils mit Spazirengehen und im Geſpräch mit badiſchen Hofleuten zubrachte. Auch die Großherzogin ſah ich noch einen Augenblick, wo ſie mir flüchtig zurief, daß alles gut ginge. Bei der Tafel war es ſtill und trübſelig, einige plumpe Scherzreden, die verſucht wurden, ſchlugen wenigſtens diesmal nicht an, alles andere Geſpräch ſtockte gleich wieder; der Großherzog beobachtete nur, was die Tiſchgenoſſen für Geſichter machten, und welches etwa ihre Gedanken wären über ihn, über mich, und über die ſchon bekannt gewordene Abſicht, einen neuen Arzt zu Rathe zu ziehen. Seine eignen Aerzte ſchienen nichts dagegen einzuwenden, aber auch nichts davon zu hoffen. Vielleicht waren ſie ſchon völlig von der Unrettbarkeit des Kranken überzeugt, und gönnten dem berühmten Mitbruder gern, anſtatt ihrer die undankbare Mühe des abermaligen Beweiſes zu übernehmen, wie zuletzt alle ärztliche Kunſt ſich unvermögend bekennen müſſe. Daß der Großherzog in ihrer Gegenwart auch jetzt, wie es oft erzählt worden war, im Eſſen und Trinken manche Uebertretung beging, und zum Beiſpiel, als mir Champagner gereicht wurde, auch für ſich deſſen forderte, der ihm durchaus unterſagt war, fiel mir weniger auf, als die Gleichgültigkeit, mit der ſie es geſchehen ließen. Auch dies machte mir den Eindruck von einem Kranken, der als völlig aufgegeben, ſich alles erlauben durfte. Nach dem Eſſen hatte ich noch ein herzliches Abſchiedsgeſpräch mit dem Großherzog, ein längeres ſehr vertrauliches mit der Großherzogin, worin nochmals alle weſentlichen Punkte unſerer Verabredung erörtert und befeſtigt, mir wegen der hiebei in Betracht kommenden Perſonen die wichtigſten Aufſchlüſſe und Warnungen ertheilt, und ſchließlich die beſten Wünſche mit auf den Weg gegeben wurden. Unmittelbar darauf trat ich die Rückfahrt an, und traf am nächſten Morgen frühzeitig in Baden ein.

Mein erſter Gang war zu Hufeland, den ich noch an der Seite ſeiner Gattin im Bette fand, aber ſogleich aufſtörte, denn es war keine Zeit zu verlieren, da man nicht ſicher war, daß die wandelbare Laune des Großherzogs nicht andern Sinnes wurde und durch eine nachgeſandte Stafette alles wieder abbeſtellte. Nur ſo viel Friſt gab ich ihm als nöthig war, um noch einen Beſuch bei der Markgräfin Mutter zu machen, und beſtellte um ſicher zu ſein, ſelber die Poſtpferde. Dagegen konnt' ich es nicht über ihn gewinnen, daß er ſeine Frau auf die paar Tage zurückließe, er behauptete, ihrer nicht entbehren zu können, ihre Pflege und Sorgfalt würde er jeden Augenblick vermiſſen, auch beſtand ſie ſelber eifrigſt auf ihrem Mitfahren, ſie verſprach ſich von der nahen Berührung mit dem Hofe manches Angenehme, ſie meinte der Großherzogin könne die Frau des Arztes, auf den ſie alle ihre Hoffnungen geſtellt, nur willkommen ſein. Von Hufeland's Frau war aber in Griesbach nicht die Rede geweſen, auf ſie war nicht gerechnet, an jedem neuen Umſtand konnte die ganze Sache ſcheitern, denn wenn den Großherzog ſein

Eigenſinn faßte, ſo nahm er eine Kleinigkeit, die man nicht vorher mit ihm beſprochen, zum Vorwand um ſich als hintergangen darzuſtellen und die größten Hauptſachen umzuſtoßen. Es lief auch dieſer Umſtand glücklich ab, allein die Sorge war darum nicht minder peinlich. Die Frau Markgräfin fragte mich noch am nämlichen Tage, warum ich denn zugegeben, daß Hufeland die Frau mitgenommen? Und die Großherzogin ſagte mir ſpäter, ſie habe einen Schrecken gehabt, neben dem erwarteten noch einen unerwarteten Gaſ anlangen zu ſehen, den ſie nicht nur bei dem Großherzog habe vertreten, ſondern auch noch habe unterhalten und zufriedenſtellen müſſen. Hufeland's dringenden Wunſch, daß auch ich nach Griesbach zurückkehren und perſönlich ihn dort einführen möchte, ſchlug ich entſchieden ab, da ich in Baden nicht ſo lange fehlen und auch meine Betheiligung nicht zu auffallend machen wollte.

In Griesbach gerieth alles zum Beſten. Der Großherzog war über Erwarten willig und fügſam, ließ den erſehnten und zugleich gefürchteten Arzt gleich vor, und unterwarf ſich deſſen ausführlichem genauen Verhör mit einer Geduld, die ganz ungewöhnlich war. Der ehrwürdig und anſpruchslos ausſehende, ſanftmüthig und doch beſtimmt redende Arzt gewann ſein ganzes Zutrauen, und die Urtheile, Vorſchriften und Rathſchläge deſſelben fanden offnen Eingang. Der Kranke war von neuer Hoffnung belebt, von neuem Muth erfüllt. In der That erklärte Hufeland ihm ſelbſt wie auch der Großherzogin und der andern Umgebung, daß die Krankheit zwar tief eingewurzelt und durch fortgeſetzte nicht entſprechende Lebensart immer noch verſchlimmert worden, daß ſie aber noch zu überwinden ſei, und der Großherzog wieder ganz geſund werden könne; allein keine Zeit ſei zu verlieren, er müſſe unverzüglich Griesbach und binnen acht oder vierzehn Tagen das Land verlaſſen, um in Montpellier oder ſonſt im ſüdlichen Frankreich das milde und doch kräftigende Klima zu genießen, und dort unſerem Winter und allen ſeinen Einflüſſen völlig zu entgehen. An ſonſtigen Vorſchriften und Warnungen ließ er es nicht fehlen, und faßte ſie in einem kurzen Aufſatz zuſammen. Die andern

Aerzte, mit denen er ſich beſprach, und denen er großes Lob ertheilte, ſtimmten ihm in allem bei. Der Großherzog dankte mit Thränen ſeinem Retter, gelobte alles genau zu befolgen, und auf der Stelle die nöthigen Befehle zu geben, damit ſeiner baldigen Abreiſe kein Hinderniß entgegen ſtände. Mit dieſem empfangenen Verſprechen, unter Zuſage ſeines ſchriftlichen Rathes auch aus der Ferne, reichbelohnt und mit vielen Segenswünſchen reiſte Hufeland nach zweitägigem Aufenthalt wieder ab, und kam nach Baden zurück, wo er der Markgräfin Mutter und mir ganz dieſelbe Hoffnung ausſprach, unter denſelben ſchon erwähnten Bedingungen. Er war von Mitleid für den armen Fürſten durchdrungen, und meinte es herzlich gut mit ihm, beſonders aber bewunderte er die Großherzogin, von deren Liebenswürdigkeit auch ſeine Gattin ganz bezaubert war; ſie erzählte, welch große Ehre ihr widerfahren war, welch ausgezeichnetes Vertrauen ſie genoſſen hatte; der Großherzog ſelbſt habe ſie liebgewonnen, und ſie dringend erſucht, ihren Mann doch zu längerem Verweilen zu bereden. Hufeland hatte jedoch keine Zeit übrig, und eilte auch von Baden gleich wieder nach Berlin zurück.

Bei ſeiner Abreiſe blieb ein glänzender Hoffnungsſchimmer zurück, der einige Zeit noch in voller Stärke dauerte; nach vierzehn Tagen aber ſchon merklich erblaßte; denn wenn die Krankheit noch zu überwinden war, ſo ſtand dies von dem Kranken mehr als je zu bezweifeln. Nach den Anſtrengungen des Gemüths und des Benehmens, zu denen ſolch aufregende Beſuche, wie die unſern für ihn geweſen, den Anlaß gegeben hatten, verfiel er ſchnell wieder in die alte Unſchlüſſigkeit und Betrübniß. Gleich anfangs hatten einige ſeiner Nächſten, als ſie die neuen Anordnungen vernommen, ungläubig den Kopf geſchüttelt, und gemeint, daraus werde nimmermehr etwas; ſie ließen merken, daß nicht nur der Großherzog es nicht entſchieden genug wollen werde, ſondern daß auch Andere es geradezu nicht wollten, weil es nicht mit ihren Zwecken oder Vortheilen übereinſtimme. In dieſe verworrenen, oft ganz untergeordneten Geheimniſſe einzudringen und die einzelnen Fäden zu verfolgen, war ſo widerwärtig als vergeblich, man mußte dem Geſchick anheimgeben, ob und wie dieſe Verſtrickungen ſich von ſelbſt löſen oder zerreißen ſollten.

Inzwiſchen befand ſich Tettenborn auf einer wichtigen Sendung abweſend. Bei Annäherung des Kongreſſes von Aachen mußte Baden nun ernſtliche Schritte thun, um die Gebietsangelegenheit endlich für immer zu erledigen. Der Großherzog befahl nichts von ſelbſt, eben ſo ſchwer war es ihn zu bewegen, daß er die von ihm gebilligten Vorſchläge Anderer ausführte. Doch Tettenborn vermochte viel über ihn, und ließ ſich von ihm eine Sendung an die Fürſten von Hardenberg und Metternich auftragen, von denen der erſtere ſchon in Aachen war, der andere auf dem Johannisberg angelangt ſein mußte. Reizenſtein hatte darauf gedrungen, daß Baden für die bevorſtehende Verhandlung eine feſte Grundlage beſtimmte, von der es unter keiner Bedingung ablieſſe. Berſtett fürchtete zwar, ein zu trotziges Auftreten könnte die Mächte erzürnen, aber Reizenſtein meinte, auf ſein gutes Recht müſſe man pochen, ſo erlange man es, während es durch zaghaftes Bitten gewiß verloren gehe, und Tettenborn ſtimmte ihm vollkommen bei. Letzterer hatte auch noch beſonderes Vertrauen auf die genaue Kenntniß der Perſonen, mit denen er zu thun haben ſollte, und wußte ſehr gut, daß ſie nicht leicht erzürnbar und noch weniger geneigt waren, irgend eine Sache ohne dringenſte Noth mit Gewalt durchzuſetzen.

Welcher Art die Verhandlungen waren, welche Tettenborn einleitete, läßt ſich am beſten aus dem Bericht erſehen, den er darüber dem Großherzog erſtattete, und in dem es heißt wie folgt:

„In Aachen Morgens angelangt, ließ ich mich ſogleich bei dem Fürſten von Hardenberg melden. Wegen Abfertigung eines Kouriers nach Frankfurt, konnte er mir Vormittags keine Stunde geben, ließ mich aber nebſt meinem Adjutanten zur Mittagstafel einladen, nach welcher er ausführlich mit mir verhandeln würde. Der Fürſt empfing mich wie einen alten Bekannten, mit all der Offenheit und Zutraulichkeit, die ihm eigen ſind; die ausgezeichnetſte Behandlung und die freundſchaftlichſten Verſicherungen ließen mich für die Geſchäfte die beſte Vorbedeutung faſſen. Als der Fürſt nach der Tafel ſich mit mir entfernt hatte, beſtätigte ſich dieſe gute Erwartung. Nachdem ich die Lage Badens in ihren verſchiedenen Beziehungen geſchildert, den ungerechten Urſprung und die nachtheiligen Folgen der Verwickelungen, in welche es durch die fremdartigſten Zumuthungen gebracht worden, dargelegt hatte, äußerte der Fürſt mit unverhohlenem Vertrauen, daß allerdings Preußen nicht wünſchen und zugeben könne, Baden durch die baieriſchen Anſprüche auf's Aeußerſte gebracht zu ſehn, daß ihm ſelbſt außerordentlich daran gelegen ſein müſſe, die ganze Sache zu beendigen und aus der Welt zu bringen, daß dies auch ohne großen Nachtheil für Baden geſchehen ſolle, aber eben deßwegen auch einige Nachgiebigkeit von Seiten Badens zu wünſchen ſei, da ſich nicht abſehen ließe, wie die Mächte ohne ein kleines Opfer von badiſcher Seite ſchicklicherweiſe von den früheren Verabredungen abgehn könnten. Der Fürſt verſpreche übrigens, alles anzuwenden, um Badens Vortheil bei der Behandlung dieſer Sache nachdrücklichſt wahrzunehmen, und auch den Fürſten von Metternich günſtig zu ſtimmen, dem er gleich bei der nächſten Zuſammenkunft erklären würde, daß die badiſchen Angelegenheiten nicht länger in dieſem Zuſtande gelaſſen werden dürften. Ich übergehe vielfaches Detail, in welchem einzelne Punkte und Beziehungen näher erörtert wurden, und erwähne gleich der Frage über die Succeſſionsordnung, die ich dem Fürſten vortrug, ob Preußen, wenn Baden die Garantie ſeines Hausgeſetzes jetzt nachſuchen werde, dieſelbe zu geben geſonnen ſei? Der Fürſt erwiederte mit einigem Zaudern Ja, allein Preußen ſo wenig wie Rußland, welches darin mit ihm einſtimmig ſein werde, würde dieſelbe unbedingt, ſondern nur mit der Klauſel geben können, daß die Reverſibilitäten bis zur völligen Erledigung der Sache darin eine Ausnahme machen müßten, durch eine ſolche Klauſel aber würde uns die Garantie nichts mehr helfen, und er könne daher zu deren Nachſuchung nicht rathen. Daß der Markgraf Ludwig auf keine Weiſe durch die Reverſibilität getroffen ſein dürfe, nahm der Fürſt als unbezweifelt feſtſtehend an, und verſicherte, daß auch niemand dies habe antaſten wollen. Sehr gern, bemerkte noch der Fürſt, würde ein badiſcher Bevollmächtigter in Aachen angenommen worden ſein, wenn dies nicht auch die Annahme eines baieriſchen nach ſich ziehen müßte. Unter den beſten Zuſicherungen und freundſchaftlichſten Betheuerungen für das Wohl Badens endete unſere Unterredung, die ſehr lange gedauert hatte. Der Fürſt fuhr am folgenden Morgen von Aachen nach Köln ab; ich nahm ſogleich meinen Weg über Koblenz nach dem Johannisberg.“

„Da ich erfuhr, daß der Fürſt von Metternich noch in Frankfurt ſei, und daſelbſt an einer Unpäßlichkeit darnieder liege, ſo eilte ich ohne Aufenthalt dahin. Ich begab mich gleich nach meiner Ankunft zu dem Fürſten, der zu Bette lag, mich aber dennoch gleich empfing. Die vertraute Bekanntſchaft, in welcher ich ſo lange mit ihm gelebt, verläugnete ſich nicht, und kam mir dergeſtalt zu Statten, daß ich mich gleich mit ihm auf die offenherzigſte Weiſe bei der Sache fand. Die Hinweiſung auf die vier Mächte, die Ablenkung auf das von Baden befolgte Syſtem in der Bundesmilitairſache, räumten der rückhaltloſeſten Beſprechung den Platz. Der Fürſt von Metternich geſtand, daß er der Gebietsverhandlungen gleich den andern Miniſtern längſt müde ſei, und die badiſche Sache endlich abgethan ſehn möchte, damit nicht mehr die Rede davon ſei, auch wünſche er im Grunde für Baiern keinen neuen Zuwachs, noch habe er Urſache, dieſem Staate, der mit Oeſterreich auf dem feindlichſten Fuße ſtehe, einen Vortheil mit beſonderem Eifer zu verſchaffen, aber die Verhältniſſe nöthigten ihn, von Baden ein, wenn auch kleines, Opfer zu verlangen, ohne welches er keinen Ausgang aus der Sache möglich finde. Ich bemerkte, daß Baden auf ſeine letzten Anträge in der langen Zeit gar keine Antwort erhalten habe, und daher glauben müſſe, wie auch das Recht es wolle, daß die Sache ihr Bewenden dabei haben ſolle; über die Ungerechtigkeit der Forderungen und Uebereinkünfte ſagte ich alles Nachdrücklichſte, was der Fürſt unbeantwortet ließ, doch war er offen genug einzuwenden, wozu das hier am Ende helfen könne, gegen die vier Mächte würden wir nicht ringen können, und frühere Nothwendigkeit habe dieſe Anordnungen unvermeidlich gemacht! Doch wünſche er aufrichtig, die Sache für Baden ſo günſtig als möglich abzumachen, und einen Ausweg zu finden, der die beiderſeitigen Intereſſen vereinigte. Er ſehe in meiner Sendung die glücklichſte Gelegenheit dazu, die er nicht unbenutzt ſehn möchte; er könne gegen mich wenigſtens mit vollem Vertrauen und ohne Furcht eines Mißbrauchs reden. So kam nach manchem Hin- und Herreden ein Projekt zum Vorſchein, das mir auf die allergeringſten Bedingungen herabzuziehen gelang, und das ich, mit beſtändiger Betheurung wie wenig ich vermögend ſei den Entſchluß Ew. Königlichen Hoheit hierin zu beſtimmen, vorzutragen einwilligte. Der Fürſt gab zu, daß Baiern den Main- und Tauberkreis als eine Entſchädigung anſpreche, deren Werth es auf 100,000 Gulden jährlicher Einkünfte, die es einſtweilen von Oeſterreich ziehe, angeſchlagen habe. Wenn Baden dieſen Werth halb in Seelen halb in Geld darböte, ſo dürften die Mächte finden, daß Baiern damit zufrieden ſein müſſe. Ich bemerkte, daß Baden in Geld eher das Doppelte geben könne in Anweiſung auf die Forderungen, die es noch an Oeſterreich und Baiern zu fordern habe, daß aber die Abtretung von Unterthanen ſchwerlich — Statt finden dürfte. Der Fürſt entgegnete, ohne alles Opfer dieſer Art könne nichts geſchehn, und beſtand auf 30,000 Seelen. Ich betheuerte, daß ich auch für ein bloßes Projekt, zu dem ich nicht beauftragt ſei, ein ſo großes Opfer niemals berückſichtigen dürfe, daß alles, worauf ich mit gutem Gewiſſen eingehen könne für meine eigne Anſicht, die Abtretung von 10,000 Seelen ſei, das Amt Steinfeld mitgerechnet, für welches Geroldseck ſchon geboten ſei, und für den Reſt müſſe eine Entſchädigung für die Zukunft, wenn disponible Objekte ſich darböten, zugeſichert werden. Dieſe Annäherung ſchien dem Fürſten nicht unangenehm, doch in manchem Betrachte nicht genügend. Er ließ ſich jedoch endlich darauf ein, und war einverſtanden, daß Baden dieſen Vorſchlag durch gleichlautende Noten den vier Mächten in Aachen eröffnen ſolle, aber als etwas ganz aus ihm ſelbſt Entſtandenes, wovon Oeſterreich nichts wiſſe, welches vielmehr Schwierigkeiten dagegen machen, und nur den andern drei Mächten nachgeben würde. Alle Beſtimmungen gegen Baden müßten ſodann förmlich aufgehoben werden, nur auf der Reverſibilität des Breisgaus würde der Kaiſer für den Fall beſtehen, daß einmal die ganze badiſche Familie, im Manns- und Frauenſtamm ſetzte ich hinzu, erlöſchte. Der Fürſt ſagte mir, er bezeige mir ein Vertrauen, welches ihn ungeheuer kompromittiren könnte, aber er wiſſe, ich ſei jedes Mißbrauchs unfähig, daher geſtehe er mir, daß er gegen Baiern die größten Beſchwerden habe, aber die Verhältniſſe ſchonen müſſe, und auch ſo genug zu thun haben werde, um ſich gegen die Vorwürfe zu retten. Der Kronprinz von Baiern habe ihn eben mit größter Hartnäckigkeit bedrängt, und auf der Pfalz mehr noch als auf dem Main- und Tauberkreis beſtanden. Er hoffe nur, daß Baden etwas nachgebe, um ihm mit deſto beſſerem Erfolge gegen die anderen Forderungen beizuſtehn. Zu einem Theile dieſer Unterredung war Herr von Weſſenberg herbeigekommen, der in die gleichen Verſicherungen einſtimmte. In ſeiner Gegenwart war es, daß der Fürſt auf meine Bemerkung, die vollſtändige Sicherung des Markgrafen Ludwig in der ganzen Succeſſion ſei ſchon durch die Note, die der Fürſt in Mailand dem Herrn von Berkheim gegeben, ausgeſprochen, ohne Anſtoß erwiederte, dies ſei allerdings ſo, und die Reverſibilität beginne erſt nach dem Markgrafen Ludwig in Kraft zu treten, welches auch nie anders gemeint worden. Ich ſchloß die Unterredung mit der ausdrücklichen Berichtigung, daß die Eröffnungen an die vier Mächte, welche Baden in Gemäßheit des Projekts, das ich Ew. Königlichen Hoheit vorzutragen unternehmen wollte, zu machen hätte, nur allein in der Art eines Ultimatums, nach deſſen Bedingungen keine andere mehr Statt fänden, und mit ausdrücklicher Erwähnung, daß keine Rechtsgründe, ſondern lediglich Großmuth und Willfährigkeit dazu bewegen könnten, geſchehen dürfte. Auch dieſe Bedingung wollte ſich der Fürſt zuletzt obwohl ungern gefallen laſſen.“

„Die übrigen Unterredungen mit dem Fürſten lieferten, außer mannigfachem Detail, das ich mündlicher Mittheilung vorbehalte, nur nähere Erörterungen deſſelben Reſultats, das ich gleich in der Erzählung der erſten Unterredung ſo vollſtändig zuſammengefaßt habe, wie es durch die nachherfolgenden erſt geworden.“

Um nichts zu verſäumen, was zum Vortheil der Sache dienen könnte, und auch die perſönlichen Triebfedern ſtärker anzureizen, hatte Tettenborn dem Fürſten von Metternich noch folgendes Schreiben zugeſtellt, welches in feinem und ſogar ſchmeichleriſchem Ton doch eine kühne eindringliche Sprache führte:

„Nach allem was ich Ew. Durchlaucht in meinem Auftrage vorzulegen gehabt, fühle ich die Mittheilung, zu der ich berufen bin, noch nicht erſchöpft! Ich fühle, daß noch ein näherer Standpunkt hier für mich ſtattfindet, den das innige Bewußtſein früherer mir ewig theuren Verhältniſſe und das lebhafte Gefühl der höchſten perſönlichen Verehrung und Anhänglichkeit für Ew. Durchlaucht mir anweiſen! Von dieſem Standpunkt aus bin ich gedrungen, dem wohlwollenden Vertrauen, auf welches ich in meiner Seele jeden Anſpruch feſtzuhalten wünſche, mit hingebender Freimüthigkeit meine innerſte Meinung noch beſonders zu eröffnen.“

„Die Angelegenheit, in welcher ich zu reden habe, iſt von einer ganz eignen Art; ich darf ſagen, daß in den Verhältniſſen der neuern Politik nichts Aehnliches dargeboten wird. Dieſe Eigenſchaft beſteht weniger in der Sache ſelbſt, als in der Stellung, welche die vier Mächte dabei haben, und die durch den Verlauf weniger Jahre als eine ſo ſehr verſchiedene von derjenigen erſcheint, welche anfangs dabei Statt fand. Die Anordnungen durch welche Baden bedroht wird, ſind zu Gunſten eines Staates, der ſelber kein Recht gegen Baden hat, und der ſelber auch der Ausführung ſeiner Anſprüche nicht gewachſen iſt; Recht und Macht erwartet Baiern erſt von den vier Mächten; ob die vier Mächte jemals im Stande ſein werden, ein gegründetes Recht gegen Baden an Baiern zu übertragen, das läßt ſich mit Fug bezweifeln, der Gerichtshof, der darüber urtheilt und urtheilen wird, iſt der unabhängigſte von der Welt, und keinen noch ſo angeſehenen Sprüchen zugänglich; daß die vier Mächte genugſame Macht an Baiern leihen können, iſt dagegen unbezweifelt! Aber iſt es angemeſſen und richtig, iſt es in höheren Grundſätzen und in dem eignen Vortheile der vier Mächte gegründet, dieſe Anwendung ihrer Macht hier für Baiern zu machen? Was zunächſt den eignen Vortheil der Mächte betrifft, ſo hat keine derſelben eine eigne Erwerbung in dieſer Sache zur Abſicht; für Baiern aber eine Erwerbung dieſer Art und unter ſolchen Hinderniſſen mit Gewalt durchzuſetzen, hat keine der Mächte ein Intereſſe, noch eine Pflicht. Weder Rußland noch England, denen die Entlegenheit wohl den Grad aber nicht die Art ihres Antheils ſchwächer beſtimmen kann, haben ein Intereſſe dabei, Baiern auf Koſten Badens vergrößert, Baden und Würtemberg aber gleichſam in Baierns Umfaſſung hingegeben, und durch eine baieriſche Gränzlinie von Böhmen bis Frankreich das ganze ſüdliche Deutſchland abgeſchnitten zu ſehen. Für Preußen tritt das entgegengeſetzte Intereſſe nur um ſo bedeutender hervor, als ſeine eignen Rheinlande in ihrer Iſolirung nicht noch durch eine ſolch zuſammenhängende Ländermaſſe eines unzuverläſſigen Staates in der Flanke bedroht ſein dürfen. Wegen Oeſterreichs unmittelbaren Intereſſes brauche ich keine Bemerkung zu machen; ſeine Tendenz in Deutſchland iſt ſeit langer Zeit nur erhaltend und ſchützend, Baierns Vergrößerung an und für ſich kann nie der Zweck einer Macht ſein, die doch in Baiern nur den einzig denkbaren künftigen Gegner in Süddeutſchland vergrößern würde. Wenn aber nun das Intereſſe der einzelnen Mächte keineswegs den Nachtheil von Baden wollen kann, hat vielleicht die Geſammtheit der vier Mächte ein Geſammtintereſſe, welches die gegen Baden getroffenen Anordnungen erheiſchen darf? Ein ſolches Geſammtintereſſe mag dageweſen ſein, aber jetzt iſt es beſtimmt nicht mehr vorhanden, wohl aber jetzt ein entgegengeſetztes! Die vier Mächte hatten das Geſammtintereſſe, die ſchwierigen Gebietsverhältniſſe, die aus der Umwendung der europäiſchen - Verhältniſſe noch übrig waren, auf gute Ausgleichungswege zu leiten, und dieſer wichtige Geſichtspunkt mag die zu Paris wegen Badens gepflogenen Verabredungen begründen ſollen; es konnte damals ſcheinen, als würde Baden den etwanigen Vorſchlägen nicht ungern Gehör geben, und nur in dieſem Sinne und in dieſer Vorausſetzung mochten jene Verabredungen gemeint geweſen ſein, nicht aber in dem Sinne bloßer Ausſprüche eines Willens der Mächtigen, wie ſie der heftige und unabläſſige Andrang Baierns nachher nicht ohne Glück zu deuten bemüht geweſen. Ihrem Intereſſe haben die Mächte durch ſeitdem ferner erfolgte Beruhigung der Gebietsſachen in Deutſchland, ihrer übernommenen Verpflichtung durch die nichts unverſucht laſſenden Bemühungen zur Erſchütterung der Standhaftigkeit des Großherzogs von Baden mehr als vollſtändig entſprochen. Welcher Beweggrund, wenn weder Intereſſe noch Pflicht, kann die Mächte vorziehen laſſen, daß ſie lieber den Ausſpruch thun möchten: «Wir wollen, und werden es mit Gewalt durchſetzen, daß Baden Länder ohne Entſchädigung an Baiern abtrete» als den andern Ausſpruch: «Wir hätten gewünſcht, Baiern von Baden gegen Entſchädigung eine Länderabtretung zu verſchaffen, und haben alles aufgeboten, um eine ſolche zu bewirken, da aber der Großherzog von Baden ſich durchaus nicht in eine Länderabtretung einlaſſen zu wollen erklärt, auch keine wahrhaften Entſchädigungsgegenſtände ſich angeben laſſen, und wir nicht geſonnen ſind, in die Unabhängigkeit eines ſouverainen Staates einzugreifen, ſo haben die auf die Pariſer Uebereinkunft begründeten Anſprüche Baierns auf ſich zu beruhen.» Und warum ſollten nicht die Mächte wirklich den letztern Ausſpruch vorzugsweiſe ergreifen? Sie würden eine Sache, die ſchon zum Aergerniß von ganz Deutſchland geworden, die ganz Europa zum mißbilligenden Zeugen haben und ein unſeliger Quell tauſendfachen Unheils werden wird, zur höchſten Billigung und Ehre mit Erhaltung aller theuren Grundſätze und Intereſſen, zur allgemeinen Zufriedenheit beendigen!“

„Die vier Mächte ſtehen verbündet an der Spitze der europäiſchen Angelegenheiten; ihre Macht berechtigt ſie zu dem erhabenen Berufe eines wohlthätigen vermittelnden Einfluſſes, wie ihr durch große Thaten herrlich erworbenes Anſehen. Es iſt unendliches Gute an dieſes geehrte Daſtehen einer ſolchen wohlthätigen Verbündung geknüpft. Man glaubt ſie nur im Geiſte der Gerechtigkeit, der Mäßigung und des

Heils zuſammenſtehend, nur ſolche Wirkungen erwarten die andern Staaten und die Völker von dieſer Verbündung. Es wäre eine traurige Wendung dieſes Anſehens, es wäre ein zerſtörendes Beiſpiel des Machtgebrauchs, wenn gleich im Beginne, wenn ohne dringende Nothwendigkeit, wenn gegen das eigne Intereſſe, für eine unerklärliche Rückſicht jener Geiſt der Gerechtigkeit und der ſchützenden Erhaltung verletzt, und ein mindermächtiger Staat mit ſeinen heiligſten Rechten einem andern Staate geopfert würde, dem er in allen Verhältniſſen des Staatsrechts und der Politik völlig gleich ſteht und mit dem er von denſelben Bundesbanden umſchlungen iſt! Welche Sicherheit würde nach einem ſolchen Vorgange in dem neuen Syſteme der Staaten noch geglaubt, welche Bürgſchaft noch für gültig gehalten werden? Welche Rechnung dürften die Mächte ſich in künftiger Wiederkehr ſchwieriger Zeiten, großer Spannungen und Bedrängniſſe auf das Vertrauen der mindern Staaten und der rathloſen Völker machen? Sehr bald ſinken würde das entweihte Anſehen, die mißbrauchte Macht, und der aufgeregte Geiſt des Zeitalters würde ſich nur deſto begieriger der zurückgeſchreckten Meinungsmacht bemeiſtern.“

„Nein gewiß! Die Welt erwartet jetzt keinen ungerechten Machtſpruch von dem Vereine der vier Mächte! Sie würde einen ſolchen laut verdammen und verwünſchen. Verzeihen Ew. Durchlaucht einem Soldaten, der in ſeiner hohen Verehrung für Ew. Durchlaucht die ſtärkſte Aufforderung zur Freimüthigkeit findet, die unumwundene Aeußerung, daß ein Ausſpruch zum Nachtheil Badens, ein Ausſpruch, der Badens Lage länger zweideutig und in den, einem unabhängigen Staate gebührenden Rechten und Anſprüchen länger gekränkt erſcheinen ließe, der ganzen Welt für ſo verdammlich und verwünſchenswerth gelten würde. Unwiderruflich iſt hierüber die öffentliche Meinung ſchon entſchieden! Die laute Stimme des Publikums iſt es nicht allein, die für Baden ſpricht, auch die tiefe Stimme im Innern ſelbſt der Gegenpartheí giebt ihm recht, und nennt insgeheim unrecht, was ihm angethan werden ſoll; aber auch das Urtheil, das jetzt aus Rückſichten noch gemildert oder verſchwiegen bleibt, wird einſt in nur deſto härterer Aeußerung rückſichtlos hervortreten."

„Die neue Ordnung der Dinge in Europa, die unter Ew. Durchlaucht ruhmvollſter Mitwirkung entſtanden, trägt an der Spitze der geehrteſten Namen großer Staatsmänner Ew. Durchlaucht Namen. An die größten Begebenheiten und reichſten Verhältniſſe iſt dieſer Name gebunden, die Verehrung und Anerkennung der Zeitgenoſſen iſt nur der Beginn des ſchönern Ruhmes bei der Nachwelt, deſſen Bild noch nie die Seele ausgezeichneter Männer unbewegt ließ! Auch nicht den kleinſten Flecken werden Ew. Durchlaucht auf dieſen geehrten Namen kommen laſſen, auf keiner Stelle ſeinen Glanz beſchädigt ſehen wollen, am wenigſten, wo weder das Intereſſe des Vaterlandes noch das Gebot politiſcher Verwickelungen ein ſolches Opfer der Perſönlichkeit abdringt. Aber, verzeihen Ew. Durchlaucht, daß ich es gradezu ſage, ein ſolcher Flecken in der ruhmvollſten Laufbahn würde immer die Verkennung der gerechten Sache Badens ſein, würde jeder Eingriff der zwingenden Macht in Verhältniſſe ſein, die der jetzige Zuſtand Europas keinen Grund anders zu behandeln darbietet, als nach den ſtrengſten Ueberzeugungen der Gerechtigkeit! — Erwiedern Ew. Durchlaucht nicht, daß Sie nicht die Beſchlüſſe des Vereins der vier Mächte leiten, daß Sie nur zum vierten Theile dabei erſcheinen! Die Welt iſt über den tiefern Zuſammenhang der Dinge nicht lange getäuſcht; ſie mißt den Antheil, der Ew. Durchlaucht an der höheren politiſchen Leitung zukommt, nicht nach dem äußern Schein ab, und weiß nur zu gewiß, daß grade in dieſer Sache beſonders, wie ſchon im Allgemeinen, die Anſicht und Meinung Ew. Durchlaucht am meiſten entſcheidend ſind."

„Vielleicht hätten ſchon längſt die badiſchen Angelegenheiten eine glückliche Wendung genommen, und wären von allen Anforderungen, die über ſie verhängt worden, befreit, wenn ſtatt gehäſſiger Perſönlichkeiten und entfernenden Mißtrauens eine offene und vertrauensvolle Näherung zu dem öſterreichiſchen Hofe ſich gezeigt hätte! Baden iſt von ſeiner natürlichen, durch Lage der Länder wie durch Stellung der politiſchen Verhältniſſe gebotenen Haltung abgedrängt, ſobald es getrennt von den großen Mächten, und zwar beſonders von Oeſterreich getrennt daſteht. Die feſteſte Angeſchloſſenheit, die ſorgfältigſte Berückſichtigung, welche nur immer mit ſeiner Selbſtſtändigkeit verträglich ſind, ſollten nicht aufgehört haben ſeit 1813 ſein Verhältniß zu Oeſterreich zu bilden. Niemand iſt durchdrungener von dieſer Einſicht als ich, niemand kann mehr von dem Gegentheil gelitten haben, als ich! Möchte ich ſo glücklich ſein, dies richtige und natürliche Verhältniß zurückzuführen, die Bande deſſelben neu und ſtärker zu knüpfen. Wenigſtens wollen Ew. Durchlaucht von mir perſönlich überzeugt ſein, daß es unmöglich iſt, mit mehr Zuverſicht und Vertrauen, mit mehr Offenheit und Freimüthigkeit entgegenzukommen, als mir hier zu haben nicht nur die wohlüberlegteſte Abſicht, ſondern auch die unwiderſtehlichſte Nothwendigkeit in dem Gefühl meines perſönlichen Verhältniſſes zu Ew. Durchlaucht auferlegt! Ich hege das beruhigende Vertrauen, daß Ew. Durchlaucht den Triebfedern, die mich dieſe Sprache an das Gemüth Ew. Durchlaucht führen ließen, in Ihrer wohlwollenden Güte keine Mißachtung zuwenden werden!“

„Die Entſchließung des Großherzogs von Baden, in ſeiner Weigerung gegen jede Forderung zu beharren, und ſein Recht bis auf das Aeußerſte, ja in offenbarer Gefahr zu vertheidigen, fand ich übrigens ſchon unerſchütterlich gefaßt, als ſein Vertrauen mich zur Theilnahme an dieſen Geſchäften berief, und ich muß mit der Bemerkung ſchließen, daß ich, auch ohne die eigne, allerdings damit übereinſtimmende, Meinung, nicht einmal vermöchte, darin eine Aenderung hervorzubringen.“

Hiemit war nun wohl ein guter Grund gelegt, aber mündliche Verabredungen gaben keine ſichere Gewähr, die Anſichten konnten jeden Augenblick wechſeln, und es fragte ſich, welche Vortheile Baiern ſich beim Kaiſer von Oeſterreich etwa ſchon geſichert habe? Auch über die perſönliche Geſinnung des Kaiſers von Rußland war man im Dunkeln. Den König von Würtemberg, der hierüber ebenfalls Auskunft erlangen konnte, hatte man badiſcherſeits unbegreiflicherweiſe nicht nur auf's neue ganz vernachläſſigt, ſondern auch durch allerlei

Argwohn verdrießlich gemacht, ſo daß er die badiſchen Miniſter beſchuldigte, ſie verführen nicht aufrichtig gegen ihn, und er werde ſich zurückhalten, damit er, wenn Baden am Ende doch mit Baiern ſich vertrüge, nicht für ſich allein bloßgeſtellt bliebe. Dergleichen Mißverſtändniſſe aufzuklären, durch genaue Schilderung der perſönlichen Dinge, der vielfachen, ſich durchkreuzenden Einflüſſe, der oft ganz gemeinen Ränke, von denen es hier wimmelte, war eine meiner dringendſten Aufgaben. Es gelang mir auch diesmal wieder, das gute Vernehmen herzuſtellen. Der König ſchrieb mir zur Antwort:

Stuttgart, den 19. September 1818.

„Ich fange meinen Brief mit einem Dank an für Ihren guten Rath; wenn ich nicht ſogleich darauf Rückſicht nahm, ſo geſchah es aus dem Grund, weil ich unmöglich glauben konnte, daß man in Baden ſo krank iſt, ſolchen erbärmlichen Einflüſterungen Glauben beizumeſſen, nach allem, was ich gethan habe, und was der Welt offen vor Augen liegt; meine offene Erklärung gegen das badiſche Miniſterium wird nun, wie ich hoffe, die ganze Sache niederſchlagen, wenn jede weitere Verbindung mit dieſem Hof nicht Werth in meinen Augen verlieren ſoll, denn ich geſtehe, daß ich ſolchem niedrigen Argwohn nur mit Verachtung zu begegnen wüßte. Zu einem Zeitungsartikel kann ich mich aber in keinem Fall entſchließen, denn dem wohlunterrichteten Publikum müßte wohl lächerlich erſcheinen, wenn ich mich mit einem Napoleoniſchen Schuft in eine Zeitungsfehde einließe, und das iſt Bignon einmal in meinen Augen, bei allen ſeinen Talenten als Redner und Schriftſteller!“

„Nach meinen Nachrichten iſt General von Tettenborn zwar höflich und anſcheinend zuvorkommend, aber doch nicht aufrichtig behandelt worden, ich rathe alſo ſehr zur Vorſicht und zu beſtimmten Erklärungen bei der weiter anzuknüpfenden Unterhandlung, ſonſt möchte man ſehr nachtheilige Folgen daraus zu ziehen ſuchen. Die Konſtitutionsſache hier hat nun diejenige Wendung genommen, welche ich vorausſah, man ſagt, man werde die Garantie übernehmen, wenn beide Theile darüber einig ſein würden! Gegen dieſes Argument läßt ſich vernünftig nichts ſagen, es wird alſo dringend nöthig werden, dieſe Erklärung vor allen Dingen von den Ständen zu erhalten.“

„General Müffling äußerte in den letzten Tagen gegen einen meiner vertrauten Diener, daß es durchaus nothwendig ſei, daß Oeſterreich Breisgau wieder erhalte; wie hängt dies mit den Aeußerungen des Kanzlers zuſammen, oder nicht zuſammen!!!“

„Dem Großherzog wünſche ich von ganzem Herzen eine glückliche Reiſe, Sie haben ihm einen wichtigen Dienſt erwieſen, ihn zu dieſem Entſchluß zu vermögen.“

Die Reiſe des Großherzogs, welche der König als gewiß annahm, ſtand indeſſen noch in weitem Felde. Zwar bewirkte Tettenborn nach ſeiner Rückkehr von Aachen durch kräftig ergriffene Maßregeln, daß der Großherzog endlich Griesbach verließ, wo der Aufenthalt bei ſchon nahendem Herbſt durchaus als ſchädlich erkannt wurde; jedoch kam er nicht einmal bis Karlsruhe, ſondern lenkte unterwegs ein und bezog das einſam liegende Luſtſchloß Favorite bei Raſtadt. Der Gedanke an die größere Reiſe war bei ihm ſchon ſo gut wie erſtickt durch die erſte Anregung einer Maßregel, die der Abreiſe unerläßlich vorhergehen mußte, nämlich der Anordnung einer Regierungskommiſſion, die in ſeiner Abweſenheit das Land verwalten ſollte. Dieſe Vorſtellung war ihm durchaus ſchrecklich. Er ſelbſt hatte wahrlich von der Regierung wenig Genuß, und ſuchte ihn auch nicht; aber den Gedanken, ſie dem Markgrafen Ludwig, der Markgräfin Mutter zu überlaſſen, vermochte er nicht zu ertragen. Hätte er ſeine Miniſter, hätte er Tettenborn in höchſter Stelle damit beauftragen können, ſo würde die Sache ihm nicht ſo ſchwer geworden ſein, allein er ſah es ein, daß jene Perſonen nicht zu umgehen waren, ja, daß ſie, wenn er ſie ausſchlöſſe, auch wider ſeinen Willen den wichtigſten Einfluß üben, die Ober- und Unterbeamten ſämmtlich vor ihnen ſich beugen würden. Nun kam plötzlich noch der Argwohn, ſein Oheim oder ſeine Mutter könnten wohl gar den Gedanken ſeiner Reiſe veranlaßt, die Sache mit eigner Abſicht betrieben haben. Er muſterte die Perſonen, die um ihn her waren, und er war ſcharfſichtig genug in einigen die wachſende Hinneigung zu ſeinem Nachfolger wahrzunehmen, eine vielleicht ſchon beſtehende Gemeinſchaft zu ahnden. In Tettenborn und mich ſetzte er kein Mißtrauen, ſo wenig wie in die Großherzogin, allein er hielt für möglich, daß wir unbewußt Andern als Werkzeuge dienten, denn an Liſten und Ränken glaubte er ſich jeder Klugheit, die ſolche verachtete, überlegen. Als Tettenborn die Spuren dieſes Mißtrauens bemerkte, hielt er für nöthig, damit niemand uns zuvorkäme, dem Großherzog den ganzen Zuſammenhang von Hufeland's Kommen aufzudecken, daß die Großherzogin und ſeine Getreuſten den Anſchlag erſonnen, aber ihn freilich nicht ohne Wiſſen der Frau Markgräfin auszuführen gewagt, daß dieſe dann aus herzlicher mütterlicher Bekümmerniß beigeſtimmt habe, woraus der Schein entſtanden ſei, als rühre alles von ihr her. Der Großherzog war erſchüttert und gerührt, ſo viele für ihn thätige Liebe hatte er nicht erwartet, er konnte ſich der Thränen nicht erwehren, und ſprach für Alle, die mitgewirkt hatten, den wärmſten Dank aus; beſonders machte die Theilnahme des Königs von Preußen, der ſeinem Leibarzt die Reiſe befohlen, auf ihn tiefen Eindruck. Indeß war die Schwierigkeit hiemit nicht gehoben; hatten jene Perſonen auch das Hinzutreten Hufeland's und ſeine Rathſchläge nicht veranlaßt, ſo mußten ihnen doch jedenfalls die Früchte davon zu Theil werden, und das war ihm durchaus zuwider. Nicht ſagte er es gerade heraus, daß er die Reiſe nicht machen wolle, vielmehr ließ er ſie ſtets in Ausſicht ſchweben, allein er fand immerfort Gründe des Aufſchubs, der Hinzögerung, und ſeine Nächſten erkannten bald, daß er in ſeiner Unſchlüſſigeit die kurze Friſt, in der die Reiſe bei guter Jahreszeit noch geſchehen konnte, ungenutzt werde verſtreichen laſſen. Sonderbar genug wünſchten auch die Anhänger Baierns, er möchte nicht reiſen, denn eine Regierungskommiſſion, meinten ſie, würde ſtreng und hartnäckig im Verweigern ſein, während von ſeiner Schwäche im entſcheidenden Augenblick alles noch zu hoffen ſtehe; worin ſie ſich aber täuſchten, denn ſeine Schwäche wurde zur Stärke, wenn es keiner That bedurfte, ſondern nur der Unthätigkeit.

Ueberhaupt machte ſich in Betreff der Rathſchläge, die hier zu geben waren, ein bedeutender Unterſchied bemerkbar. Es gab redliche wackre Männer, denen das Heil des badiſchen Landes und Hauſes aufrichtig am Herzen lag, welche dieſem Zwecke mit allen Kräften dienten, jedes Opfer zu bringen bereit waren; aber die Perſon des Großherzogs kam ihnen dabei weniger in Betracht, theils war ſie an ſich zu dürftig und geſunken, als daß man ſich für ſie hätte begeiſtern können, theils erſchien ſie ſogar als ein Hinderniß, und das Wohl des Ganzen ohne ſie leichter zu erreichen. Etwas von dieſer Denkart war ſelbſt in Reizenſtein, der dem badiſchen Fürſtenhauſe tief anhänglich eben deßhalb auf das einzelne, noch dazu ſchon halbverunglückte Mitglied deſſelben weniger Werth legte. Tettenborn hingegen, dem ich hierin mich völlig anſchloß, mochte Land und Haus von der Perſon des Fürſten keinen Augenblick trennen, wollte vor allem auch das Heil des letztern. Uns war die Reiſe des Großherzogs kein politiſcher Zweck, ſondern ein Mittel ſeiner perſönlichen Rettung, wir wünſchten den armen Leidenden erhalten, geneſen zu ſehen; ließ mit dieſer Abſicht jener Zweck ſich vereinigen, widerſprach er ihr nur nicht, ſo war es uns freilich nur deſto lieber. Dieſe Geſinnung oder Gefühlsweiſe, welche vor allem den Menſchen berückſichtigt, das Perſönliche voranſtellt, und Sachen und Begriffe ihm unterordnet, hat mich durch mein ganzes Leben begleitet, und wenn ich mir auch denken kann, daß eine Sache ſo ſtark und heilig ſei, um ihr jene Rückſicht willig zu opfern, ſo darf ich doch geſtehen, daß die Wirklichkeit bisher mir ſolche Fälle nicht zugeführt hat.

Der Großherzog war mit Tettenborn's Hülfe kaum von Griesbach fort und in die Favorite gezogen, ſo mußte dieſer gleich wieder nach Frankfurt und Mainz eilen, um die ruſſiſchen Staatsmänner, die zu den Kongreßgeſchäften berufen waren, zu beſprechen, und den Kaiſer Franz zu begrüßen, der bereits unterwegs war. Hier folgt Tettenborn's Bericht über ſeine Unterredungen mit den Ruſſen:

„Ich traf am 21. September in Frankfurt ein, woſelbſt die ruſſiſchen Staatsminiſter Grafen von Neſſelrode und Kapodiſtrias bereits angekommen waren. Ich verfügte mich ſogleich zu Herrn von Anſtett, um von ihm über die Stellung der Dinge die vorläufigen Erkundigungen einzuziehen, und fand bei ihm dieſelben guten Geſinnungen, die er ſchon häufig für die badiſchen Angelegenheiten bewieſen, mit hoffnungsvollem Eifer verbunden. Die Theilnahme für Baden auf der einen Seite ſcheint auf der andern Seite die Verlegenheit vermehrt zu haben, in welcher man nur endlich dieſer Sache entledigt zu ſein wünſcht. So hatte ſich unter andern Graf Kapodiſtrias gegen Herrn von Anſtett geäußert, daß er gern tauſend Louisd'or aus ſeiner Taſche geben würde, um dieſe Sache beendigt zu wiſſen. — Bei meinem erſten Beſuche bei dem Grafen Kapodiſtrias bemerkte ich jedoch, daß Herr von Anſtett ſeine Anſichten demſelben noch nicht ausführlich mitgetheilt haben müſſe, denn er ſprach mit mir auf eine Weiſe, die mich vermuthen ließ, daß er den Faden der Geſchichte ganz verloren habe; er kam von dem Weſen der Sache jeden Augenblick ab, und ging in allgemeinere Beziehungen über. Er verſicherte, es ſei ſehr zu bedauern, daß der Großherzog die Verfaſſungsurkunde nicht ſchon früher gegeben, indem der gute Eindruck derſelben dann ſchon würde Früchte getragen haben, dagegen jetzt die Sache noch zu neu, und dem ruſſiſchen Kaiſer erſt noch recht bekannt zu machen ſei. Ich entgegnete, daß die Urſachen, welche das Erſcheinen der Verfaſſungsurkunde verzögert hätten, zum Theil ganz andere wären, als man vorausſetze, und zwar größtentheils ſolche, die man von ruſſiſcher Seite als die zarteſten Rückſichten des Großherzogs für alle dem Kaiſer auf irgend eine Weiſe werthen Beziehungen anerkennen müſſe. Nach dieſen Aufſchlüſſen, die ihm ſo neu als wichtig erſchienen, fuhr der Graf in ſeinen Aeußerungen fort, und tadelte, daß man auch die Territorialſachen zu lange habe ruhen laſſen. — «Was kann Ihnen», ſagte er, «im Grunde an einem Stück Land gelegen ſein?

Sie ſind ja kein erobernder Staat!» — Ich drückte ihm mein Erſtaunen über dieſe ſo unerwartete als ſeltſame Wendung aus, und erwiederte, daß ich hierauf nur durch die einfache Bemerkung zu antworten brauchte, daß ein Mann, der eine Million Einkünfte beſäße, wohl keine Luſt haben könne, mit einem andern, der nur hunderttauſend habe, zu tauſchen. Der Graf vertheidigte ſeine Aeußerung nicht weiter, und bemerkte nur noch, wie ſchwer es ſein würde ein Mittel zu finden, um aus der Sache herauszukommen; ich erwiederte, daß ich dies Mittel gefunden zu haben glaubte, und theilte ihm das jetzige Projekt mit, ſoweit er davon zu wiſſen brauchte; da ich ihm jedoch nicht ſagen durfte, daß wir ſchon mit Oeſterreich deßhalb Rückſprache genommen, ſo blieb er bei der Meinung, daß alles darauf ankäme, wie der Fürſt von Metternich die Sache anſehen würde. Eine große Gleichgültigkeit gegen die deutſchen Angelegenheiten, die dem ruſſiſchen Miniſter im Allgemeinen unwichtig und geringfügig ſchienen, war aus allem zu entnehmen. Ich ging daher im Geſpräch zu den höheren Grundſätzen über, die der ruſſiſche Kaiſer allgemein als die ſeinigen aufgeſtellt habe, und nach welchen er niemals eine ſo ſchreiende Ungerechtigkeit, wie man gegen Baden im Sinne gehabt, gut heißen und noch weniger an ihrer Ausführung theilnehmen könne; ich bemerkte, daß dieſe Sache, wie gering ſie auch ſcheinen möge, genugſamen Zunder zu großen Unruhen in ganz Deutſchland enthalte, denn der Großherzog ſei entſchloſſen von ſeinen letzten entgegenkommenden Propoſitionen auch nicht um ein Haarbreit abzuweichen, ſondern, wenn dieſe nicht zum Ziele führen ſollten, feſt und ruhig die Dinge abzuwarten, und geſtützt auf ſein Recht eher mit den Waffen in der Hand unterzugehen, als freiwillig ſeine heiligſten Rechte kränken zu laſſen und ſich der fremden Willkür hinzugeben; übrigens, ſetzte ich hinzu, würde es gewiß dahin nicht kommen, denn man vertraue allgemein mit Recht der Ueberzeugung, daß die hohen Souverains, ſo wie ihre Miniſter alles anwenden würden, um dieſe ſo gehäſſige Sache mit Gerechtigkeit zu beendigen. Der Graf verſicherte, daß man von Seiten Rußlands gewiß bereitwillig die Hand dazu bieten würde, indeß ſah ich aus allen ſeinen Aeußerungen wohl ganz deutlich, daß man ſich ruſſiſcherſeits hierin der Meinung des Fürſten von Metternich am meiſten anſchließen wird. — Der Miniſter ſprach darauf noch viel von ſeinem perſönlichen Wunſche die Sache baldigſt abgemacht zu ſehen; dies zu erleichtern, meinte er, könnte Baden auch wohl für die Anerkennung der Succeſſion ſich ein Opfer gefallen laſſen. Ich bewies ihm aber mit ſiegenden Gründen, daß wir überzeugt ſein müßten, dieſe Anerkennung von niemand beſtritten zu ſehen, indem die Souverains ſich ja ſelber das Recht, Succeſſionen zu beſtimmen, zweifelhaft machen würden, wenn ſie dies dem Großherzoge, der ganz gleiche Rechte mit allen habe, abſprechen wollten; daß wir aber jenen Grundſatz auf keine Weiſe gelten laſſen dürften, indem ich deſſen Anwendung für uns in den Vergleich ſtellte, daß man uns Haus und Garten nehmen, aber jenes für dieſen, wenn wir darauf verzichteten, wieder zurückgeben wolle. Herr von Anſtett, der in dem Augenblick ankam, als ich mich entfernte, verſicherte mich ſpäter, daß er dem Grafen Kapodiſtrias in der alsdann erfolgten Unterredung erſt die wahren Geſichtspunkte der Sache gegeben habe, und nun mit Beſtimmtheit hoffe, daß derſelbe nach allen Kräften zu einer für Baden günſtigen Entſcheidung mitwirken würde. Aus der ganzen Unterredung ergab ſich mir jedoch deutlich genug, daß von dieſer Seite kein kräftiger Schritt zu erwarten iſt."

„Graf von Neſſelrode, den ich ſodann beſuchte, war ſehr verlegen, als ich über dieſe Sache mit ihm ſprach; er gab ausweichende Antworten, und verſicherte zwar, daß er recht ſehr wünſche die Sache beendigt zu ſehen, bezog ſich aber ebenfalls auf den Fürſten Metternich, und rieth mir, mit dieſem einen Ausweg zu ſuchen, der dann gewiß angenommen werden würde. Ich fühlte keinen Beruf, mich mit dieſem Herrn weiter einzulaſſen, und ließ es, nachdem ich ihm in ſtarken Worten die ganze Abſcheulichkeit der Sache vorgehalten, dabei bewenden."

„Eine ähnliche Sprache führte Graf Goloſſkin, nur daß er die Bemerkung hinzufügte, der Kaiſer habe ſich an den Traktat von Frankfurt zu halten, worin der Großherzog ſich zu einem Opfer anheiſchig gemacht. Ich widerlegte dieſe Behauptung, indem ich ihre Abſurdität aufdeckte, und verſicherte, daß ſelbſt Fürſt Metternich mir nichts Aehnliches geſagt, und daß ich überhaupt noch niemand gefunden, der unſer Recht nicht eingeſehen hätte, und daß wir ſelbſt von dem Bewußtſein unſerer guten Sache ſo durchdrungen wären, um unſere Ueberzeugung bei jeder Gelegenheit an den Tag zu geben, daß, wenn der Großherzog auch ein kleines Opfer zu bringen geneigt wäre, dies nur in der Vorausſetzung geſchehen könnte, daß dies Opfer nur als ein freiwilliges betrachtet würde, welches der Großherzog aus ächtem Patriotismus bringe, um den unglücklichen Folgen, die aus dieſer Sache für ganz Deutſchland entſpringen könnten, vorzubeugen. Der Wunſch, dieſe ganze Angelegenheit baldigſt zu einem leidlichen Reſultat geführt zu ſehen, bezeugte auch hier das unheimliche Gefühl, womit die ruſſiſchen Miniſter ſich bei dieſer Sache finden, deren Gehäſſigkeit ſie ſich wohl eingeſtehen müſſen.“

„Auf dem Johannisberge befand ſich auch Graf von Rechberg, aber in Benehmen und Sprache ſehr kleinlaut, wie ich aus guter Quelle erfahren. Er hatte mehrmals mit dem Fürſten von Metternich über die Territorialverhältniſſe zu ſprechen verſucht, aber nur zur Antwort erhalten, daß man hoffe, Baden würde nun die Sache wieder in Anregung bringen, und daß dann vielleicht eine Ausgleichung zu Stande kommen könnte. Das ſchüchterne Weſen des Grafen von Rechberg, ſeine Verlegenheit und geringe Zuverſicht ſind mehreren Perſonen aufgefallen, und haben bei den Oeſterreichern die Hoffnung neu belebt, unſere Sache günſtig beendigen zu können.“

„Die Militairangelegenheiten des Deutſchen Bundes haben hauptſächlich den Aufenthalt auf dem Johannisberge ausgefüllt. In der Verlegenheit, worin man ſich wegen der Anordnung dieſer Sache befindet, verfiel man daſelbſt auf den Vorſchlag, Sachſen mit Baden und Würtemberg zu einem Armeekorps zuſammenzuſtellen, dann die beiden Heſſen mit den ſächſiſchen Häuſern, und Naſſau, Luxemburg ꝛc. Anfangs fand ſelbſt Fürſt von Metternich dieſes Projekt einen Nonsens ohne Gleichen, allein ſpäterhin wurde er dafür gewonnen, und ſpricht nun mit größtem Wohlgefallen von dieſem einzig ſchönen Gedanken!“

„Ehe ich Frankfurt verließ, nahm ich das Ganze unſerer Angelegenheiten nochmals mit Herrn von Anſtett in Berathung; er fand den Stand der Sachen verhältnißmäßig ſehr gut, und die fernern Maßregeln auf die beſte Weiſe eingeleitet. Er war zuletzt noch der Meinung, man müſſe in den einzugebenden Noten ſich bloß dahin äußern, daß man die Sache in Frankfurt wieder zur Sprache zu bringen wünſche, Herr von Berkheim und ich waren aber entgegengeſetzter Meinung, und hielten für beſſer, nach der bereits verabredeten Weiſe zu Werke zu gehen.“

„Nachdem ich in Frankfurt den nach den Umſtänden möglichen Zweck hinlänglich erreicht, und über die Ankunft des Kaiſers von Oeſterreich die neueſten Nachrichten erhalten, reiſte ich am 22. September nach Mainz, wo ich ſpät anlangte, aber ſogleich den Fürſten von Metternich ſah, der mir verſprach dem Kaiſer meine Anweſenheit zu melden. Durch einen Zufall begegnete ich dem Kaiſer noch früher, ehe jenes geſchehen war, und ich überreichte ſogleich das Schreiben Ew. Königlichen Hoheit, welches ſehr gnädig aufgenommen wurde.“

Wir ſehen, welch geringe Sache die badiſche für die ruſſiſchen Diplomaten war, wie ſie dieſelbe im Einzelnen gar nicht kannten, und nach vorgefaßten Phraſen — Meinungen darf man es kaum nennen — darüber urtheilten. Weit entfernt, den Kaiſer über den wahren Sachverhalt zu unterrichten, hatten ſie nicht einmal die Meinung, die er bisher durch einzelne Aeußerungen darüber zu erkennen gegeben, gehörig aufgefaßt und ausgebildet, ſondern ſie nur verſchoben und verwirrt. Selbſt Herr von Anſtett, der den größten Eifer für Baden haben wollte und in Berſtett einen ſeiner Schützlinge zu vertreten hatte, war weder unterrichtet noch eifrig, und Graf Goloſſkin eben ſo wenig, trotz der Nähe, in der er lebte, und der Unvermeidlichkeit, mit der in Stuttgart die Sache ſich täglich aufdrang. Die Aengſtlichkeit wegen Oeſterreichs, das auf großen Opfern Badens beſtehen werde, zeigte klar, daß ſie auch in Betreff der Abſichten des Fürſten von Metternich ziemlich im Dunkeln waren.

Schwieriger war die Aufgabe Tettenborn's dem Kaiſer Franz gegenüber. Hier fand nicht Unkunde Statt, ſondern beſtimmter Anſpruch, widriger Sinn gegen das badiſche Haus, das von öſterreichiſchen Verluſten groß geworden war. Wieder war es ein Glück, daß Tettenborn dem Kaiſer ſo gut bekannt war, und ſchon in früheren Verhältniſſen ſein freies Wort bei ihm gehabt hatte, für einen Andern wäre es nicht rathſam geweſen, gegen den Kaiſer, der ſich ſeiner innern Schwäche bewußt und deſto eiferſüchtiger auf ſein äußeres Anſehen war. Hier iſt der von Tettenborn erſtattete Bericht:

„Der Kaiſer beſtellte mich auf den andern Tag Abends ſechs Uhr, weil er, wie er ſich ausdrückte, mit mir beſonders und ausführlich ſprechen wolle. Ich wurde ſehr gnädig empfangen; Seine Majeſtät gedachten mit Wohlgefallen meines ehemaligen Verhältniſſes in ihren Kriegsdienſten, und ſprachen mit gewohnter Offenheit. Zur Sache übergehend fing der Kaiſer ſogleich mit der Verſicherung an, daß er Pflichten gegen Baiern habe, die er nicht unerfüllt laſſen könne, und daß hinwiederum der Großherzog von Baden auch Verpflichtungen gegen ihn habe, die dabei in Betracht kämen. Ich konnte nicht umhin, Seine Majeſtät zu bitten mir zu ſagen, welches dieſe Verpflichtungen denn eigentlich wären? Der Kaiſer, ohne dieſe Frage direkt zu beantworten, lenkte auf den Traktat von Frankfurt ein, nach deſſen Beſtimmungen Baden zu Gebietsveränderungen die Hand nicht verweigern könne. Ich erwiederte hierauf, daß alles dasjenige, was aus dem Traktat von Frankfurt rechtlich gefolgert werden könne, für Baden nicht ſo nachtheilig ſei, als man gewöhnlich annehme, daß dieſer Traktat nichts enthalte, was Seine Königliche Hoheit verpflichtete irgend ein Opfer zu bringen; ich legte beſonders Nachdruck auf die Bemerkung, daß Seine Majeſtät und Ihre Verbündeten die disponibeln Gegenſtände für Entſchädigungen, die jener Traktat verſpreche, bereits früher vergeben hätten, und damit ſowohl der Grund einer Forderung an Baden als auch die Möglichkeit einer Entſchädigung weggefallen ſei; der Kaiſer ſchien das Gewicht dieſes Einwurfes zuzugeſtehen, und verließ dieſe Seite, um zu der badiſchen Erbfolgeordnung überzugehen. Niemals, erklärten Seine Majeſtät, würden Sie die Grafen von Hochberg anerkennen; der lebhaften Aeußerung des Kaiſers ſetzte ich die ruhige Bemerkung entgegen, daß Seine Königliche Hoheit feſt überzeugt ſeien, daß niemand Ihnen das Recht Ihrer Succeſſionsbeſtimmung ſtreitig machen könne, und daß Seine Majeſtät, indem Sie hierin das Recht Seiner Königlichen Hoheit angreifen wollten, auch Ihren eigenen Rechten zu nahe träten, indem auch die Anordnungen der großen Souverains in dieſer Rückſicht keine andere Rechtsgrundlage haben könnten, als die des Großherzogs von Baden, welcher, obwohl nicht 500,000 Mann zu ſeinem Gebote ſtänden, an Rechten jedem andern Souverain vollkommen gleich ſei. Der Kaiſer mußte hiezu einſtimmen, er bejahte dies ausdrücklich, und ſagte, die Gleichheit der Souverains als ſolcher ſei ganz unläugbar; jedoch kam er auf das Frühere zurück, verſicherte, daß die Einwohner des Breisgau's ſo ſehr wünſchten zu ihm zurückzukehren, und daß auch ihm ſelbſt dieſe Unterthanen ſehr theuer geweſen. «Es war mir», ſagte Seine Majeſtät, «als ob man mir ein Stück aus dem Leibe ſchnitte, als man mir den Breisgau wegnahm!» Die Grafen von Hochberg auch in dieſem Lande als Nachfolger anzuerkennen, fand der Kaiſer zu viel verlangt. Ich erwiederte, daß in dieſem Augenblick von den Grafen Hochberg noch nicht die Rede ſei, deren überhaupt nur auf vorſorgliche Weiſe für einen Fall, der hoffentlich gar nicht Statt finde, gedacht worden, und daß als nächſter Erbe dann erſt der Markgraf Ludwig daſtehe; gegen dieſen, meinte der Kaiſer, könnte er freilich nichts einwenden, er glaubte aber, daß der alte Großherzog, wenn er noch lebte, ihm den Breisgau freiwillig zurückgeben würde, worauf ich jedoch entgegnen zu müſſen glaubte, daß die Pflichten eines Fürſten auch ſeiner Neigung nicht geſtatteten, ganze Provinzen ſeines Landes nach Willkür wegzuſchenken. Auf die Bemerkung des Kaiſers, daß der Großherzog ſehr ſchwierige Unterthanen habe, indem die Pfälzer wieder zu Baiern, die Breisgauer aber zu ihm verlangten, führte ich Seiner Majeſtät die von Ihnen ſelbſt an den Niederländern gemachten Erfahrungen als Beweis an, wie allgemein und begreiflich ſolche Verhältniſſe ſeien, indem man immer das verlange, was man nicht habe, daß aber die Seiner Majeſtät berichtete Stimmung mehr einigen wenigen Familien, als dem Volke angehöre, und daß dieſes auch große Zeichen der Ergebenheit an Baden geliefert habe.“

„Nach mehreren Wendungen des Geſprächs, welches ſchon ſehr lange gedauert hatte, richtete ich an den Kaiſer die Aeußerung, daß ich gar nicht zweifelte, Seine Majeſtät würden auch über den Punkt der Grafen von Hochberg den Hoffnungen Badens nachgeben, ſobald die nächſte, durch neue entgegenkommende Vorſchläge von Seiten Badens einzuleitende Unterhandlung in Gang gekommen. Der Kaiſer läugnete nicht, daß ihm die gute Beendigung dieſer Sache auch ſehr am Herzen liege, und er ſie eifrigſt zu befördern wünſche, daß dies aber ohne ein Opfer nicht möglich ſei, indem er ſonſt die Verpflichtungen gegen Baiern nicht erfüllen könnte. Ich erwiederte, daß Seine Königliche Hoheit ein mäßiges Opfer bringen wollten, doch müſſe dies von der Art ſein, daß man es vor den am 1. Februar des neuen Jahres zuſammenkommenden Landſtänden rechtfertigen könne, denn die Untheilbarkeit des Landes ſei in der Konſtitution als ein Grundſatz des Staats deutlich ausgeſprochen. Nach mehrmaliger Verſicherung der eifrigſten Wünſche zur Beendigung der Sache entließen mich Seine Majeſtät ſehr gnädig, und ich eilte ſogleich zu dem Fürſten von Metternich, um ihm mein Erſtaunen auszudrücken, daß ich den Kaiſer über den Punkt der Reverſion des Breisgaus ſo wenig nachgebend gefunden. Der Fürſt meinte, der Kaiſer habe über dieſen Punkt immer ſo geſprochen, und hege für dieſe Provinz eine beſondere Vorliebe, die er, der Fürſt, aber gar nicht theile, und er würde ſchon auf ſich nehmen, dem Kaiſer hierüber andere Gedanken zu geben, ſobald die Sache mit der projektirten Unterhandlung zu Stande kommen würde.“

So war nun alles geſchehen, was von badiſcher Seite möglich war, und alles ſo gut eingeleitet, daß man den Ausſpruch des Kongreſſes nicht ſehr zu fürchten brauchte; das badiſche Ultimatum war ſo gut wie angenommen, denn Oeſterreich war insgeheim noch günſtiger als Rußland geſtimmt, Preußen nicht zweifelhaft, und Großbritannien ſah den Handel mit größter Gleichgültigkeit an. Doch wurde nichts unterlaſſen, die guten Geſinnungen zu nähren und zu befeuern, die Thatſachen, auf die es ankam, in Erinnerung zu bringen, die dafür gefundenen Schlagwörter fleißig zu wiederholen. Zahlloſe Briefe wurden ausgefertigt, wiederholte Schreiben an Metternich, an Gentz, an Hardenberg, unter der Hand ſogar ſchon an Bernſtorff, der in Aachen als preußiſcher Miniſter zuerſt auftreten ſollte, an alle Perſonen von Bedeutung und Einfluß, die dort verſammelt waren. Die Großherzogin Stephanie ſchrieb an den König von Preußen ihren Dank und empfahl ihm zugleich dringend die Sache des Großherzogs, den die politiſche Anfechtung nicht minder als ſeine Krankheit niederbeuge.

Auf der Favorite ſah es in der That höchſt betrübt aus. Der Großherzog litt noch an der Ueberfahrt von Griesbach, die ihn übermäßig angeſtrengt hatte. Von der Reiſe nach Montpellier war nicht mehr die Rede, ſeine Schwachheit war bisweilen ſo groß, daß man ſeinen Tod ganz nahe glaubte. Von Geſchäften durfte man kaum noch mit ihm ſprechen, ſie mußten einen ſcharfen Stachel in ſich tragen, um ihn zur geringſten Aufmerkſamkeit zu reizen. Leider fehlte es an ſolchen Reizmitteln nicht. Die Freude, welche das ganze Land und ſelbſt die Nachbarländer über das Geſchenk der Verfaſſung bezeigten, die Adreſſen, Dankſagungen, Feſtlichkeiten, konnten ihm keinen großen Antheil erwecken, da der Gegenſtand ſelbſt ihm nicht ſonderlich werth war, und er ſich kaum ein Verdienſt dabei wußte; bald auch erloſch dieſe Freudigkeit in der Trauer und Beſorgniß, welche der nicht mehr zu verhehlende Zuſtand des Großherzogs überall verbreitete. Vor ihm ſelber blieben die nachtheiligen Gerüchte nicht verborgen, er ſah wie alles auf ſeinen nahen Tod wartete, vielleicht hoffte. In Baden hatten baieriſche Diplomaten ſich feſtgeſetzt, deren Fäden nach allen Richtungen ausgeſpannt und ſogar in der Favorite angeknüpft waren; ſie ſuchten jeden Umſtand zu erforſchen, und es hieß, ſie hätten anſehnliche Belohnungen verſprochen, um ſchnell und zuerſt die Nachricht vom Ableben des Großherzogs zu erhalten. Einer derſelben betrieb die Sache ſo grob, daß die badener Einwohner ihm aufſäſſig wurden, und er eiligſt abreiſen mußte. Sein Nachfolger war nicht vorſichtiger, und bemühte ſich einen badiſchen Rittmeiſter zu gewinnen, den er gut eingeweiht und oft auf der Favorite wußte, der aber in ſeiner Treue nicht wankte, und aus beſcheidener Klugheit die Sache verſchwieg. Die Baiern ſagten, der Großherzog müſſe in den nächſten Tagen ſterben, der Kronprinz hatte ſogar, wie Reizenſtein mir erzählte, den beſtimmten Tag dafür angeſetzt. Der Fürſt von Wrede wollte gleich, ſo wie die Nachricht einliefe, baieriſche Truppen in die Pfalz einrücken laſſen; Geheimrath Friederich berichtete aus der Schweiz, daß ein baieriſcher Staatsrath, der ihn als gebornen Pfälzer gern ſchon als halben Baiern anſehen wollte, ihm daſſelbe vertraut habe. Dazu kamen Nachrichten aus Speier und Würzburg, daß an beiden Orten in der Stille ſchon Anſtalten zu Truppenbewegungen gemacht würden. Der Großherzog war in dieſen Tagen ſo elend, daß wirklich ſein Tod plötzlich erfolgen konnte. Was dann geſchähe, wenn Baiern, bevor noch der Kongreß geſprochen hätte, einen Handſtreich vollführte und ſich in den Beſitz der Pfalz ſetzte, dann mit dem alten Ungeſtüm ſeine Forderungen und Klagen erneuerte, Baden in der Verwirrung erſt wieder zur neuen Regierung ſich finden müßte; das war leicht abzuſehen. Die Verurtheilung Badens ſtand in Ausſicht, die Beſchränkung der Erbfolge, die Abreißung der ſchönſten Provinzen. In dieſer Noth traten, nicht die Miniſter amtlich als ſolche, ſondern die erprobten Getreuen, Miniſter und Andere, zu außerordentlicher Berathung zuſammen, und erwogen die drohende Gefahr, die Mittel der Abwehr. Ich lebte in beſtändigem Wechſel des Aufenthalts zwiſchen Karlsruhe, Baden und der Favorite, ich ſah beinahe täglich Reizenſtein, Berſtett, Tettenborn, falls er nicht ſelber unterwegs war, öfters die Großherzogin, den Großherzog ſelten, weil er ſich ungern ſehen ließ. Bevor man einen Entſchluß faßte, fragte man mich auf's Gewiſſen, ob ich noch der feſten Meinung ſei, daß man ſich auf den König von Würtemberg verlaſſen könne, daß er Baden keinenfalls im Stich laſſen werde? Ich glaubte dies verbürgen zu können. Hierauf beſchloß man dann einſtimmig, was Tettenborn im voraus für ſolchen Fall angerathen hatte, die badiſchen Truppen auf den Kriegsfuß zu ſtellen, und Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Der Großherzog unterzeichnete den Befehl zur Einberufung der Beurlaubten. Bei Mannheim ſollten 12,000 Mann, bei Freiburg 6000 ſchleunigſt zuſammengezogen werden; war es nöthig, ſo konnten binnen drei Wochen 30,000 Mann kriegsfertig daſtehen. Ich aber gab ſogleich dem Könige von Würtemberg von dem Kraftentſchluß Nachricht, und forderte ihn auf, dieſen durch gleiche Maßregeln zu unterſtützen; er that es auf der Stelle, und ertheilte dem badiſchen Geſandten General von Harrant in Stuttgart die bündigſten Zuſicherungen, in München aber ließ er durch ſeinen Geſandten eine nachdrückliche Note abgeben, die nach den Abſichten fragte, welche die Baiern auf die Beſetzung der Pfalz etwa hegten, und die Erklärung hinzufügte, daß er einen Eingriff dieſer Art nicht dulden, die Ueberſchreitung der badiſchen Gränzen durch baieriſche Truppen als einen Bruch des deutſchen Bundes betrachten, ſeinen Geſandten von München abrufen, und ſeine Truppen mit den badiſchen vereinigen würde. Zugleich wurden auch würtembergiſche Rüſtungen anbefohlen. Dieſes tapfere Auftreten Badens und Würtembergs machte gewaltigen Eindruck, alles fühlte ſich erfriſcht von Muth und Kraft. Die beurlaubten Badener eilten freudetrunken zu den Fahnen, es meldeten ſich Freiwillige zum Kriegsdienſt, franzöſiſche und ſchweizeriſche Offiziere wollten ſich anſchließen. War Baden durch dringende Noth zum Aeußerſten bereit, ſo hatte Würtemberg die glänzendere Triebfeder der großmüthigen Hülfeleiſtung, der uneigennützigen Theilnahme für den bedrohten Nachbar. Hier zeigte ſich nun recht der Vortheil des Muthes, der Entſchloſſenheit. Baiern war doppelt ſo ſtark als Würtemberg und Baden zuſammen, aber ſo überraſcht war man in München durch das plötzliche Herausfordern, ſo verſchüchtert durch den Zuſammenſchlag von Wort und That, daß man der eigenen Kühnheit, mit der man noch eben ſelber hatte auftreten wollen, gänzlich vergaß, dem Könige von Würtemberg zufriedenſtellende Erklärungen gab, und völlig abläugnete, militairiſche Maßregeln gegen Baden überhaupt im Sinne gehabt zu haben. Nach dieſer vereinten, auch in Aachen ſtarken Eindruck machenden Kraftäußerung konnten Würtemberg und Baden ihre Truppenrüſtungen wieder einſtellen, Baden jedoch behielt, ungeachtet des bedeutenden, bei ſeinen zerrütteten Finanzen doppelt ſchweren Geldopfers, einen Theil der ſchon eingerückten Mannſchaften aus Vorſicht bei den Fahnen. Der Zuſtand peinlicher Kriſis und gedrückter Erwartung ſchien gar nicht enden zu wollen; von den Berathungen in Aachen war wenig zu hören, ſie betrafen fürerſt nur Frankreich, der badiſchen Sache geſchah noch keine Erwähnung. Der Großherzog ſchleppte ſein erlöſchendes Leben von Tag zu Tag hin, bisweilen ſchien er ſich etwas zu erholen, ſank aber bald nur um ſo tiefer wieder zuſammen. Die Großherzogin Stephanie wich kaum noch von ſeiner Seite, er wollte keine andere Pflege als die ihre; ſie mußte die Augenblicke erſpähen, in denen ſie die dringendſte Rückſprache mit den Miniſtern zu nehmen hatte, um übereinſtimmend mit ihnen auf den Kranken zu wirken, und die unerläßlichſten Geſchäfte einigermaßen im Gange zu erhalten. Daß man das Befinden des Großherzogs für beſſer ausgab als es war, daß man von ſeiner noch möglichen Geneſung, von ſeinem noch längeren Leben ſprach, war eine für nothwendig erachtete Täuſchung, die um ſo leichter durchzuführen war, als der Großherzog ſchon geraume Zeit in völliger Abgeſchloſſenheit verharrte. Im Allgemeinen wußte man wohl, daß es übel ausſah, aber in Betreff der näheren Umſtände, beſonders des Grades der Schwäche wurden auch die eifrigſten Horcher ſtets wieder irre.

Lindner war um dieſe Zeit in Aachen, machte dort gute Bekanntſchaften, und ſchrieb ſeine Bemerkungen über das dortige Treiben, die Perſonen des Kongreſſes, die Gerüchte des Tages. Wie gewöhnlich war das diplomatiſche Geheimniß der Berathungen ſchnell errathen und bekannt, die Ergebniſſe im Ganzen wußte alle Welt vorher, und höchſtens konnten ſich die kleinen Zwiſchenſpiele und Nebendinge auf einige Zeit verbergen. Lindner's Nachrichten waren geiſtvoll, vielfach unterhaltend, aber politiſch ohne Wichtigkeit. Sie hätten dies werden können, nachdem er mit Gentz in nähere Beziehung getreten war, der nicht nur einen früheren Bekannten in ihm gern wiederſah, ſondern auch den talentvollen Schriftſteller ehrte, und vorzüglich den badiſchen Beauftragten berückſichtigte, der ihm von Tettenborn dringend empfohlen worden. Gentz ſelbſt aber, von Tettenborn mit ſtarken Gründen in wiederholten Berathungen von der Güte der badiſchen Sache überzeugt, zeigte für dieſe den größten Eifer. Doch Lindner ſah ſich unerwartet ſchon im Beginn ſeiner Thätigkeit gehemmt. Die verdrießliche Geſchichte mit dem Kotzebue'ſchen Bulletin verfolgte ihn nach Aachen, die Diplomaten bekamen Angſt, und wünſchten ſeine Entfernung. Er war noch ruſſiſcher Unterthan, und als ihn der Geſandte Graf Alopeus der Jüngere zu ſich beſchied und ihm eröffnete, ſein längerer Aufenthalt würde für ihn ſelbſt nicht angenehm ſein, konnte er nicht anders als den mit Schonung und Glimpf ertheilten Wink befolgen, denn ſeine Sache an den Kaiſer zu bringen, eine Unterſuchung zu verlangen und ſich zu rechtfertigen, war ein Gedanke, der eben ſo ſchnell erlöſchen mußte, als er aufblitzte. Früher noch als ſein Brief, der mir den Vorfall berichten ſollte, kam Lindner ſelbſt. Ich ſaß in ſpäter Nacht und ſchrieb, als ich an meinen Fenſterſcheiben etwas kniſtern hörte, ich ging hin, öffnete das Fenſter, und auf meine Frage wer da ſei, klang aus dem Dunkel ganz leiſe die wohlbekannte Freundesſtimme. Ich eilte hinab ihm die Hausthüre zu öffnen, nahm ihn auf mein Zimmer, und wir blieben die halbe Nacht beiſammen, dieſe unerwartete Widrigkeit zu erörtern, zu überlegen, ihre möglichen Folgen zu entwickeln. Lindner, leichten

Blutes und Sinnes, wie in ſeiner Jugend, war für ſich unbeſorgt, lachte über die Furcht der Diplomaten, meinte, es ſei nichts weiter dabei, als daß er nöthigenfalls in den Elſaß zurückkehrte. Nur fürchtete er, daß ich durch ſeinen Unfall bloßgeſtellt ſei, daß mir Unannehmlichkeiten daraus erwachſen würden. In der That, ich hatte ſeine Doppelſendung eingeleitet, ihn durch Briefe empfohlen, mit meinen Päſſen war er gereiſt; eine argwöhniſche Behörde konnte unſern ganzen Zuſammenhang mißdeuten. Doch den Fürſten von Hardenberg hatte ich im voraus von allem in Kenntniß geſetzt und war durch ſeine ſtillſchweigende Billigung hinreichend gedeckt. Jedoch konnten allerdings in Stuttgart und Karlsruhe ſich für uns mannigfache Nachtheile ergeben, und es bedurfte um ſie abzuwenden großer Beſonnenheit und Klugheit. Vor allem mußten wir ſelber das Geſchehene gering nehmen, weder Aufheben davon noch ein Geheimniß daraus machen. Wir kamen überein, welche Haltung wir jeder ſeinerſeits zu beobachten hätten. Gleich am nächſten Morgen mußte Lindner bei Berſtett den Vorfall anmelden, mit dem Bedauern, den badiſchen Aufträgen nicht ferner entſprechen zu können, dann in Stuttgart perſönlich die gleiche Eröffnung machen, und daſelbſt ſeine litterariſche Thätigkeit wieder aufnehmen, als wäre weiter nichts geſchehen. Cotta war anfangs ungemein beſtürzt, aber als er ſah, daß Lindner in der Meinung des Königs noch eben ſo ſtand wie vorher, daß auch in Karlsruhe ſeine guten Verhältniſſe fortdauerten, ſo ließ er ſich bald beruhigen, beſonders als auch Gentz ihn benachrichtigte, die Sache habe nichts zu bedeuten. Am ſchwerſten wurde es uns, Lindner'n ſelbſt von übereilten und trotzigen Schritten abzuhalten, denn da die Kotzebue'ſche Geſchichte noch immer in den Zeitungen ſpukte, und immer wieder falſche Angaben und gehäſſige Deutungen mitführte, ſo wollte Lindner ſtets voll Ungeduld dreinſchlagen, und einen Lärm erregen, der gerade jetzt möglichſt zu verhüten war. Erſt mußte der Kongreß beendigt, die Fürſten und Miniſter wieder in alle Welt zerſtreut ſein, dann mochte Lindner auftreten und den Widerſacher mit Nachdruck angreifen. Damit er ſelbſt um ſo leichter jetzt ſchweigen könnte, übernahm ich es, für ihn das Wort zu nehmen, und in mehreren Blättern ſeine Vertheidigung zu führen; und ſo überſtanden wir glücklich die ſchlimme Zeit.

Im Anfang des Oktobers erhielt die Markgräfin Mutter auf dem Schloſſe zu Bruchſal vornehmen Beſuch; ihre Tochter, die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland, wollte hier den Ausgang des Aachener Kongreſſes abwarten. Sie fand hier ihre Schweſtern, die Königin Friederike von Schweden und die Prinzeß Amélie, die ihr durch früheres Zuſammenleben beſonders theuer war; die beiden andern Schweſtern, die Königin von Baiern und die Erbgroßherzogin von Heſſen-Darmſtadt waren in der Nähe, hauptſächlich aber zog ihr leidender Bruder, der Großherzog, ihre Theilnahme auf ſich, deſſen Anblick ihr ſeinen Zuſtand als hoffnungslos verrieth. Bei der Fremdheit und Kälte, die allbekannt den Kaiſer von der Kaiſerin trennten, war dieſe längſt ohne allen Einfluß, und daher ihr Beſuch politiſch von keiner Bedeutung. Es ging ſogar ein dunkles Gerücht, die Kaiſerin werde nicht nach Rußland zurückkehren, ſondern bei der Mutter bleiben, gleich der Königin von Schweden, worüber die Markgräfin ſich ſehr erzürnte, und dem Urſprunge ſolch gehäſſiger Ausſprengungen eifrig nachforſchen ließ, wiewohl vergebens, vielleicht weil er zu ſehr in ihrer Nähe war. Indeß gab die Anweſenheit der Kaiſerin doch immer den badiſchen Verhältniſſen einen gewiſſen Glanz, und das Anſehen und die Macht ſolcher verwandtſchaftlichen Bande machten ſich vielfach bemerkbar. Die Kaiſerin empfing in Bruchſal, Karlsruhe, Baden, und wo ſie ſonſt erſchien, die beeiferten Huldigungen des Volks, das in ihr eine Retterin ſehen wollte. Auf die Favorite kam ſie nur ſelten und immer nur auf kurze Zeit, der Kranke konnte es nicht verbergen, daß ihm alles, was nicht in ſeine engſte Gewöhnung fiel, ſchnell zum peinlichſten Zwang wurde.

Auf der Favorite herrſchte die gedrückteſte Langeweile und die peinlichſte Ungeduld; vor Augen hatte man nur troſtloſen Jammer, die Phantaſie vermochte auch in der Ferne nur trübe Bilder aufzufaſſen. Die Miniſter ſahen ſich einander an, und wußten nicht was ſie thun, was ſie unterlaſſen ſollten. Sie ſuchten eine Stütze an dem nächſten Regierungsnachfolger, dem Markgrafen Ludwig, ſie wünſchten ſeine Zuſtimmung, ſeine Ermächtigung zu manchen Handlungen, für die jetzt keine Autorität vorhanden war; allein dieſer lehnte mit gewohnter Vorſicht alles ab, was ihn irgendwie verantwortlich machen konnte, auch wollte er ſich mit dieſen Miniſtern nicht zu ſehr einlaſſen, um nicht, wenn er den Thron beſtiege, an ſie gebunden zu ſein, da er für ſolchen Fall ſchon ganz andere Männer im Sinn hatte. Die Unthätigkeit wurde unerträglich; nichts unterbrach ſie, von außen kam keine Nachricht, Woche verging auf Woche, und von Aachen erſchallte kein Wort. Doch war die Hauptſache, die Räumung Frankreichs, ſchon abgemacht, und die badiſche Angelegenheit mußte nun zur Sprache kommen. Viele neue Schreiben lagen angefertigt, wiederholte Vorſtellungen an die Mächte, dringende Mahnungen an die verſammelten Staatsmänner, Bitten, Verſprechungen; man wußte nicht, ob man ſie abſenden ſollte, es gab Gründe dafür und Gründe dagegen. Endlich kam der Beſchluß zu Stande, die ganze Ladung durch einen Kourier — den ſchon bekannten Hennenhofer — nach Aachen überbringen und auf dem dürren Kongreßboden ausſäen zu laſſen, möglich, daß manches Samenkorn aufginge! Und es war manch fruchtbares darunter, das auf guten Boden fiel! Tettenborn hatte an Metternich geſchrieben, und beſonders nachdrücklich an Gentz, von dieſer Seite kamen die Sachen in Trieb. Auf den Kaiſer Alexander hatte die Königin von Würtemberg günſtig eingewirkt, allein er wollte durchaus abwarten, daß in der Gebietsſache der erſte Schritt von dem dabei nächſtbetheiligten Oeſterreich geſchähe. Da dieſe Anregung nun wirklich durch den Fürſten von Metternich erfolgte, ſo ſtimmte von allen Seiten alles bei, und es geſchah der wichtige Schritt, daß der Kongreß einen badiſchen Bevollmächtigten berief, mit dem das Nähere zu verhandeln wäre. Ein badiſcher Bevollmächtigter berufen, ohne daß ein baieriſcher zugelaſſen wurde, das ſchien eine ungeheure Bevorzugung der einen Seite, eine eben ſolche Zurückſetzung der andern; indeß legten die Baiern es beſſer für ſich aus, ſie meinten, von ihnen werde nichts gefordert, ſie hätten nur zu empfangen, die Badener, welche zu leiſten hätten, ſeien berufen um ihr Urtheil zu hören, und das würden ſie ſtill hinnehmen müſſen. Baiern hatte nicht verſäumt, auch alle Mittel aufzubieten um ſeinen Anſprüchen den Sieg zu verſchaffen, und war voll guter Hoffnung und Zuverſicht; die Sprache Oeſterreichs ließ nicht vermuthen, daß ſein Sinn geändert ſei, und beider Vortheil ſchien innig verwebt. Auch Berſtett, der als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſchicklicherweiſe ſelbſt nach Aachen gehen mußte, hatte kein großes Vertrauen zu dem Stande der Dinge, und fühlte ſich beſonders in Betreff der Oeſterreicher unſicher, mit denen er nicht, wie Tettenborn, in freundlichem Vernehmen geblieben war.

In Karlsruhe war um dieſe Zeit ein neuer öſterreichiſcher Geſchäftsträger, ein junger Graf Palffy, angekommen, aus deſſen Erſcheinen auf irgend eine beſondere politiſche Abſicht geſchloſſen wurde; man überzeugte ſich aber bald, daß eine ſolche hier nicht vorhanden ſein konnte; dieſe nur wegen ihres Zeitpunktes auffallende Sendung hatte nur den Zweck, den ungariſchen Kavalier in die Laufbahn einzuführen und auf eine Geſandtſchaft vorzubereiten, zu der dieſe Vorſtufe zugleich Förderung und doch auch wieder Verzögerung ſein ſollte. Er war ein guter harmloſer Menſch, durchaus entfernt von jedem politiſchen Gedanken, und in der Geſellſchaft nur auf Unterhaltung bedacht, die er zuweilen auch ſelber lieferte.

Ein Schreiben des Königs von Preußen an die Großherzogin Stephanie, in freundlichen Worten gute Wünſche ausdrückend, hatte ich auf der Favorite perſönlich zu überreichen, und dadurch Gelegenheit ausführlich mit dieſer Fürſtin zu ſprechen, wozu gewöhnlich nur abgeriſſene, flüchtige Augenblicke ſich darboten. Den Großherzog ſah ich nicht, obſchon in dieſen Tagen gerade ſein Zuſtand leidlicher ſchien und einige Hoffnung ſchimmern ließ. Aber die Großherzogin hatte keine, ſie war von ſeinem nahen Tode feſt überzeugt, ſowie von der Urſache des Todes. Sie wollte darüber keinen Zweifel gelten laſſen. Ueber ihr eigenes Geſchick klagte ſie bitter; in der ganzen Familie war nur der Großherzog ihr Freund, die Prinzeſſin Amélie ihr herzlich zugethan, alle Andern ſahen in ihr die Fremde, die Eingedrungene, welche binnen kurzem von ihrer Höhe herabſinken werde. Sie fürchtete beſonders den Einfluß der Kaiſerin von Rußland, der ſchon früher einmal ihr verderblich zu werden gedroht, und wünſchte wenigſtens ihre Kinder des Wohlwollens theilhaft, das ſie von der Schweſter ihres Vaters hoffen durften. — Ich war gleich darauf in Bruchſal, wo ich der Kaiſerin vorgeſtellt wurde und mit ihr durch die obwaltenden Umſtände gleich in das vertraulichſte Geſpräch kam. Sie nahm mich bei Seite, und verlangte meine Meinung über alles zu hören. Ich konnte ihrem eifrigen Andringen die Wahrheit nicht vorenthalten, ich mußte ihr beſtätigen, daß der Großherzog ſeinem Ende raſch entgegenging, daß alles am Hof und im Staat auf's kläglichſte beſtellt ſei, und alles Heil des Landes auf der Verfaſſung beruhe, durch welche die Willkür, und mit ihr der Anlaß zu Ränken und Umtrieben, wenigſtens gemindert würde. Ich nahm mir dann heraus, der Großherzogin das Wort zu reden, ihren edlen und reinen Sinn, ihren ſtandhaften Karakter zu rühmen, und erlaubte mir die Bemerkung, daß es eine Ungerechtigkeit ſei, dieſe vortreffliche Frau nur deßhalb nicht anzuerkennen, weil ſie ohne ihren Willen an einen Platz geſtellt worden, wo man ſie nicht gern geſehen, den ſie aber würdig und ſchön ausfülle. Die Kaiſerin antwortete ſehr bewegt, ſie ſei früher in dieſer Beziehung ſchuldig geweſen, ſei es aber jetzt nicht mehr, ſie habe für ihre Schwägerin wahre Hochachtung, inniges Wohlwollen, und wenn ſie dies in ihrem Betragen nicht herzlicher auszudrücken wiſſe, ſo ſei das ihr perſönliches Unglück, das ſie ſchon oft erfahren. Dabei ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen. Sie mochte an ihr Verhältniß zu dem Kaiſer denken, an ihre Lage in Rußland. Die Markgräfin Mutter ſtörte durch ihren Eintritt unſer Geſpräch, brachte es aber bald wieder in Gang, indem auch ſie lebhaft an ihm theilnahm. Sie ſprach über die Neuerungen in der Welt, die veränderten

Anſichten, mit vielem Verſtand, mit ruhiger Beſonnenheit, wollte gerecht und ſogar billig ſein, geſtand aber, daß manche Vorurtheile zu tief und feſt in ihr gewurzelt wären, um in ihrem Alter ſie noch überwinden zu können. Die Kaiſerin ſuchte nun der Mutter mit ſchmeichelnder Liebenswürdigkeit den beſten Sinn unterzulegen, und brachte alles zum guten Einverſtändniß, ſo daß die Markgräfin zuletzt ſagte, wenn es zum allgemeinen Beſten ſei, ſo möge denn alles ſich umgeſtalten, ſie jedoch müſſe dem Alten anhängen. Dabei bejammerte ſie, daß ſie ihr Geſchlecht ausſterben ſehe, daß keine Nachkommenſchaft von ihr auf den Thronen, zu denen ſie berufen worden, ſich erhalten werde. Dieſer Schmerz, obſchon ihm nur Dünkel der Geburt und des Fürſtenranges zum Grunde lag, hatte in ſeinem Ausdruck etwas Ehrwürdiges und Gefühlvolles, dem gegenüber der Widerſpruch gern verſtummte. Die Kaiſerin aber gewann durch die Offenheit und Anmuth, mit der ſie über alles ſprach, meine ganze Neigung, und ich konnte nicht begreifen, daß dieſe reiche Innerlichkeit, die ſich ſo liebenswürdig äußerte, bisher wie verſchwiegen geblieben war, wenigſtens hatte noch niemand deren gegen mich rühmend gedacht. Beide hohe Damen ſchienen übrigens wohlzufrieden mit mir, und mein freies Reden wohl bequem und behaglich, aber gar nicht verletzend zu finden. Freilich waren wir allein, und keine Hofleute als Zuhörer und Kritiker zugegen, vor denen ſich die Fürſten mehr als vor Fremden zu ſcheuen pflegen, und die nicht ſelten ſchuld ſind, daß jene ſich hart und ſtreng zeigen, wo ſie menſchlich fühlen und gütig und mild geſinnt ſind. — Den Hofleuten, denen ſchon dies vertrauliche Weſen nicht ſehr gefiel, mußte ich noch einen größern Anſtoß geben; bald nach der Mittagstafel, ſo war es hergebracht, wurden Spieltiſche geſtellt, und die Kaiſerin ließ mich zu ihrem Spiel einladen; ich mußte mich entſchuldigen, weil ich kein Spiel, wenigſtens keines der üblichen, zu ſpielen verſtand, eine Antwort, die der Oberhofmeiſter ſo wenig erwartete, daß er ſie kaum überbringen wollte, wiewohl die Kaiſerin und die Markgräfin nur darüber mit mir ſcherzten.

Bald nachher, als ich wieder in Bruchſal bei der Kaiſerin war, und nach beendigter Mittagstafel und ſchon mancherlei geführten Geſprächen nun entlaſſen zu werden dachte, rief ſie mich abermals hervor und führte mich zu einer Fenſtertiefe, wo ſie mir ſagte, ſie erfahre jetzt eben erſt, daß ich der Schwager eines Mannes ſei, den ſie als Dichter kenne. Ihr Leibarzt von Stoffregen habe ihr nämlich Ludwig Robert's Gedicht auf Dannecker's Chriſtus, das ihm nach Moskau war nachgeſchickt worden, dort mitgetheilt, und ſie daſſelbe mit größtem Beifall geleſen. Sie fügte viel für den Dichter Schmeichelhaftes hinzu, das ich ihm wiederzuſagen die Erlaubniß erhielt. Da ſie durch ihre Schweſter Amélie auch von Rahel ſchon gehört hatte, ſo freute ſie ſich beide Geſchwiſter nun in gleicher Theilnahme vereinigen zu können, ſie wünſchte beide zu ſehen, wozu jedoch die Gelegenheit nicht ſo ſchnell zu finden war. Ich überreichte ihr in den nächſten Tagen auch Robert's „Kämpfe der Zeit", die ſie noch nicht kannte, und mit denen ſie ſehr zufrieden war. Sie ließ mir für den Dichter einen koſtbaren Brillantring zuſtellen, und zwar nicht durch die Kanzlei, ſondern durch Stoffregen, weil ſie, wie er ſagte, gewiß ſein wollte, daß Robert auch gewiß den von ihr ihm beſtimmten Ring erhalte, dieſer nicht mit einem geringern vertauſcht werde!

Der Kaiſer Alexander, guten Herzens wie er war, hatte an die Kaiſerin geſchrieben, er höre die Königin von Baiern ſei aus politiſchen Gründen abgehalten, ihren ſterbenden Bruder vor ſeinem Ende noch zu ſehen; er müſſe es mißbilligen, die politiſche Schicklichkeit ſo weit auszudehnen, es ſei nicht nur zuläſſig, ſondern ſogar erforderlich, daß die Königin komme, und die Kaiſerin möchte dieſe ſeine Meinung nach München ſchreiben. Dies geſchah, und bald nachher kam die Königin nach Bruchſal, wo ſie mehrere Tage verweilte, immer auf die Anzeige wartend, wann es dem Großherzog genehm ſein würde, ihren Beſuch zu empfangen. Unterdeſſen fanden ſich zur Begrüßung der Kaiſerin auch die heſſendarmſtädtiſchen Herrſchaften in Bruchſal ein, dann die Königin von Würtemberg, ſpäter auch der König. Alles dies ging ohne Prunk und in der Stille vor; die Oede von Bruchſal wurde kaum etwas belebter, Karlsruhe blieb davon ganz unberührt.

Der Großherzog war inzwiſchen von der Favorite, deren freie Lage gegen Wind und Feuchtigkeit in der rauhen Jahreszeit nicht genug geſchützt war, nach Raſtadt übergeſiedelt, wo das Schloß bequeme Räume darbot. Hier, im Anfang Novembers, empfing er endlich den Abſchiedsbeſuch ſeiner Schweſter, die unmittelbar darauf nach München zurückkehrte. Er hatte geglaubt, ſich in ſo weit beſſer zu befinden, um nicht den ganzen Jammer ſeines Zuſtandes zeigen zu müſſen; aber ſeine Abſicht ſchlug fehl, die Gemüthsbewegung, die der Beſuch ihm verurſachte, ergriff ihn ſo heftig, daß er in die größte Schwäche verſank, und als er die Königin weinen ſah, nun gerührt ihre Hand ergriff, und ſeinen Thränen freien Lauf ließ. Doch das eben war ihm wieder verdrießlich, er liebte dieſe Schweſter eigentlich am wenigſten, und wollte ſich von ihr nicht rühren laſſen. Die Großherzogin erzählte mir ſpäter, es ſei für ſie, die alles dies wußte, die peinlichſte Lage von der Welt geweſen, beſonders da die Königin gegen ſie mitten in der Rührung doch eine Art ſtolzer Kälte behielt, die den Eindruck von jener zum Theil wieder vernichtete. — Während es im Krankenzimmer ſo traurig herging, fand im Vorzimmer ein Geſpräch Statt, das jenes düſtre Bild noch ſchauerlicher beleuchtete. Die Gräfin von Taxis, Schlüſſeldame der Königin, wartete daſelbſt auf deren Rückkehr, und unterhielt ſich unterdeſſen mit einigen badiſchen Hofleuten. Sie kam auch auf die Vergiftungsgerüchte, die im Lande verbreitet wären, und wollte wiſſen, was man davon hielte. Die Andern ſchwiegen mit verlegenen Blicken, der Baron von Ende jedoch ſagte dreiſt heraus, die Gerüchte ſeien allgemein, und nur zu gegründet, denn es ſei unzweifelhaft, daß der Großherzog vergiftet ſei. Die Gräfin fragte erſchrocken, wen man ſo böſer That denn beſchuldige? „Das denkt jeder“, war die Antwort, „aber keiner ſagt es.“ — „Sie werden doch nicht glauben, daß“ —? verſetzte ſie, ihrer Phraſe nicht vollendend. — Als wenn kein Zweifel ſein könne, was ſie meine, rief Ende ſogleich: „O ja, wir Alle glauben es!“ — Da ſagte nach kurzem Beſinnen die Gräfin mit Unwillen: „Für den König und die Königin leg' ich die Hand in's Feuer! Die Uebrigen — gehen mich nichts an.“ Worte, die furchtbar gedeutet werden konnten, wenn ſie auch vielleicht nur leichtſinnig geſprochen waren.

Das Leben in Karlsruhe war in dieſer Zeit gedrückt und einförmig, die Einheimiſchen hielten ſich erwartungsvoll zurück, unter den Diplomaten war wenig Einigkeit. Der würtembergiſche Geſandte Graf von Mülinen ſchwatzte in den Tag hinein, oft dem Sinne ſeines Hofes ganz entgegen; er ſehnte ſich auf ſeinen neuen Poſten nach Paris. In der Struve'ſchen Familie war nur Kinderfülle und häusliche Sorgſamkeit. Der Graf Montlezun lebte als Hageſtolz und Duckmäuſer, und hatte nur Augen für das, was die Bourboniſchen Ultras und die Bonapartiſten anging. Wahrhaft geſellig war nur das Reden'ſche Haus; doch gab es auch hier Störungen, ſowohl durch die oft herben Mißlaunen der Frau, als durch die allzu lebhaften politiſchen Ausbrüche des alten Herrn, der beſonders jetzt den badiſchen Sachen ſcharf entgegenſtand, gegen die Verfaſſung, gegen die in der Gebietsſache genommenen Maßregeln, gegen die Perſonen der Miniſter, heftig loszog. Für mich beſonders war es oft eben ſo ſchwer, bei ſeinen Ausfällen zu ſchweigen, als darauf zu antworten. Rahel, deren heiterer Geiſt und raſche Leichtigkeit ſtets von dem beſten Willen geleitet waren, zerbrach jene äußern Schalen leicht, und drang zu dem guten Kerne durch, der in den Eltern wie in den Töchtern ihr ſtets das freundlichſte Vernehmen ſicherte. Bei ruhigem Beſinnen mußte man doch bisweilen finden, daß ein ſolcher Umgang neben ſeinem Genuß auch nicht wenige Arbeit hatte.

Eine Kunſterſcheinung war unter dieſen Umſtänden ein Glücksfall, der die Einförmigkeit der Tage leider nur ſelten unterbrach. Wir hatten in Straßburg eine Vorſtellung der großen Schauſpielerin Mlle. Georges geſehen, die als Kleopatra in Corneille's Rodogune die ganze Kraft des franzöſiſchen Redefluſſes ausſtrömte, und noch da die höchſte

Bewunderung erwarb, wo deutſcher Sinn die franzöſiſche Kunſt mißbilligen mußte. Das Karlsruher Theater, ohne gerade ſchlecht zu ſein, hatte nichts, was ſolcher Leiſtung nur von fern ähnlich war. Wir ſollten aber im Deutſchen doch bald Aehnliches ſehen und hören; die herrliche Sophie Schröder kam von Wien, und entzückte uns durch den gluthvollen Vortrag der Sappho von Grillparzer, die damals noch nicht im Druck erſchienen war. Ihr Begleiter, der Mahler Daffinger, unternahm ein kleines Bild von Rahel, das wegen beeilter Abreiſe nicht einmal fertig wurde, aber doch die ſprechendſte Aehnlichkeit gab, und weder durch frühere noch ſpätere übertroffen iſt. Im Stahlſtich iſt es leider übel mißhandelt und alles Feine und Zarte häßlich vergröbert worden. — Muſik wurde in Karlsruhe wie in allen deutſchen Städten getrieben, mit Eifer und auch wohl mit Talent, aber ohne wahren Sinn und rechten Geſchmack. Dies erfuhren beſonders die italiäniſchen Virtuoſen, die bisweilen es zu Konzerten brachten. Eine wunderſchöne, ganz junge Adelina Catalani, mit der herrlichſten Stimme begabt, und die deßwegen der Bruder der berühmten Angelica Catalani geheirathet hatte, machte eben ihre noch ſchüchternen Erſtlingsverſuche, und war in Verzweiflung über die Niederlage, die ſie zu erleiden meinte, als außer Rahel und mir ſich kaum ſechs Perſonen zu ihrem Konzert eingefunden hatten, das natürlich nun gar nicht Statt fand. Es war ein düſtrer Regentag, der am Abend ſich in verſtärkten Güſſen unaufhörlich entlud. Wir nahmen die verſchüchterte Frau mit uns nach Hauſe, erquickten und ermunterten ſie, was bald ſo gut gelang, daß ſie fröhlich zu ſingen anhub, und dies den ganzen Abend fortſetzte, wobei Herr Catalani ſie begleitete. Sie hatte die prächtigſten und die rührendſten Töne, die Bewunderung und Thränen hervorriefen, wenngleich ſie noch keine ſichere Meiſterin war. Nur Ein Gaſt noch fand ſich zu dieſem Feſt ein, der ſchweizeriſche Geſandte von Eſcher, der ſeine Befriedigung begeiſtert ausdrückte. Dieſes Zaubers, der uns Alle mächtig ergriff, muß ich um ſo mehr hier erwähnen, als er ſpäter, trotz der angeſtrengteſten Studien und vielleicht wegen derſelben, anſtatt ſich zu verſtärken nur minderte, und nach einigen Jahren völlig verſchwunden war; der lehrende Gatte wollte zu ſchnell und gewaltſam ſie zur erſten Sängerin ausbilden, ja er hoffte ſeine eigene Schweſter durch ſie zu überflügeln; ſein blinder Eifer zerſtörte das zarte Werkzeug vor dem Erfolg.

Ludwig Robert hatte ſich nach Mannheim zurückgezogen, wo er im Kreiſe lieber Freunde lebte, und ſchon die Verheirathung im Sinne hatte, die ihn ſpäterhin beglückte. Er hatte ſeine nachherige Gattin, die ſchöne Friederike, in Lebensumſtänden kennen gelernt, die er ihrer nicht würdig fand, und von leidenſchaftlicher Neigung ergriffen, beſchloß er die Bande, welche ſie hielten, zu löſen, um der Befreiten ſeine Hand anzubieten. Dies alles erforderte kluge Vorſicht und aufmerkſame Ausdauer, und all ſein Dichten und Trachten hatte nur den einen Gegenſtand. — Ein längſt erwarteter Beſuch von Pauline Wieſel, der geliebten Jugendfreundin, die aus Baſel kam und mehrere Wochen bei uns wohnte, war für Rahel eine große Freude, und rief ihr die guten alten Zeiten zurück, welches jedem Menſchen mehr oder minder die früheren ſind, ſollten ſie auch voll Schmerz und Trauer geweſen ſein. Dieſer Gaſt hielt ſich einigermaßen in der Dämmerung, da die erlittenen Schickſale den Sinn von der Geſellſchaft abgelenkt und nur ſtärker der Natur zugewendet hatten. Aber der Markgraf Ludwig, eingedenk der reizenden Schönheit, die er einſt in Berlin geſehen und jetzt noch wiederzuerkennen behauptete, ließ es ſich nicht nehmen ſie zu begrüßen, und die Generalin von Freiſtädt, geb. Hauchecorne aus Berlin, weit entfernt die Landsmännin zu verläugnen, ſuchte eifrigſt ihren ergötzlichen heitern Umgang.

Berſtett's erſte Nachrichten aus Aachen lauteten ſehr dürftig und gar nicht befriedigend. Er hatte überall, außer bei ſeinem Gönner Anſtett, eine kalte Aufnahme gefunden. Die meiſten Schwierigkeiten kamen jetzt, gegen ſeine Erwartung, von der ruſſiſchen Seite. Die Vorſchläge, die ihm von daher entgegen gebracht wurden, bedingten eine beträchtliche Landabtretung an Baiern und eine ſehr große Geldentſchädigung. Er hörte bald, daß dieſe ungünſtigen Beſtimmungen von dem Kaiſer Alexander ſelbſt angegeben ſeien, in deſſen Gedanken eine große Veränderung vorgegangen ſchien. Man hatte ihm oder er ſich ſelbſt in den Kopf geſetzt, hier ſei vor allem die Heiligkeit der Verträge zu beachten, die Verträge beſtänden einmal, und müßten ausgeführt werden. Daß dieſe Verträge nur über Baden und gegen Baden geſchloſſen worden, daß Baden keine Verpflichtung gegenüber von Baiern hatte, war dem eigenwilligen und noch dazu harthörigen Selbſtbeherrſcher gegen ſeine vorgefaßte Meinung nicht leicht beizubringen, weder der Graf von Neſſelrode noch der Graf Kapodiſtrias wollten dieſer undankbaren Aufgabe ſich ohne Noth unterziehen, Herrn von Anſtett fehlte ſogar die Gelegenheit dazu. Berſtett ging in ſeiner Verzweiflung zu Hardenberg und Bernſtorff, zu Metternich und Weſſenberg, und beſonders zu Gentz, ſie alle bezeigten guten Willen, die Oeſterreicher ſagten, der ruſſiſche Kaiſer glaube ihnen durch dies ſogenannte Feſthalten an den Verträgen einen Gefallen zu thun, darin irre er, aber es zieme nicht ihnen, dieſe Täuſchung ihm zu benehmen.

Der Großherzog, ſehr leidend, und durch eine Unpäßlichkeit der Großherzogin noch mehr verſtimmt, ermannte ſich bei dieſen Nachrichten zu heftigem Unwillen, und ließ an Berſtett die Weiſung ergehen, in keinem Punkte nachzugeben, ſo daß ſelbſt Tettenborn zu kluger Mäßigung mahnte. Die Stimme des Volks und der Truppen äußerte denſelben Unwillen, und es gab heiße Köpfe, die ſehnlichſt wünſchten, es möchte dahin kommen, daß ein Zuſammenſtoß mit Baiern erfolgte, es würde ſich dann bald zeigen, was auch ein kleines Land gegen offenbares Unrecht vermöge. Man konnte nicht läugnen, daß überall genug Zündſtoff angehäuft war, um durch einen hineingeworfenen Funken eine Feuersbrunſt auflodern zu laſſen, deren Verbreitung nicht abzuſehen war. Auch wurde Berſtett in Aachen ſchon zur Rede geſtellt wegen der revolutionairen Selbſthülfe, mit der badiſcherſeits gedroht wurde, und er bemühte ſich alle Schuld und Verantwortlichkeit deßhalb von ſich ab und Andern zuzuwälzen; dagegen durfte er auf den Einfluß der öffentlichen Meinung nicht verzichten, mußte ſich auf ſie ſtützen, die Gefahren ihrer Ausbrüche vorſtellen, was bei den meiſten Diplomaten gute Wirkung that, denn es gab außer Gentz noch viele Furchtſame. Jedoch der Kongreß nahte mit ſtarken Schritten ſeinem Ende, und die badiſche Sache konnte wieder hinausgeſchoben, auf künftige Verhandlungen verwieſen werden; trat der Tod des Großherzogs ein während alles noch in Ungewißheit ſchwebte, war die neue Regierung dann noch unbefeſtigt und ſchwankend, ſo konnte das Großherzogthum noch immer verloren ſein und nur die alte kleine Markgrafſchaft übrig bleiben. Berſtett wußte, daß er ſich als Miniſter nicht halten konnte, wenn er von Aachen unverrichteter Dinge wiederkehrte. Neſſelrode und Anſtett zuckten die Achſeln. Nur Gentz widmete der Sache fortwährend ſeinen ganzen Eifer. Auf ſeinen Rath erbat Berſtett beim Kaiſer Alexander ſich beſonderes Gehör. Der Kaiſer hörte ihn mild und freundlich an, blieb indeß dabei, die Verträge ſeien heilig, ſie müßten vollzogen werden. Da ſchilderte Berſtett die Lage des Großherzogs mit den düſterſten Farben, ſeinen wahrſcheinlich nahen Tod, wie eine ungünſtige Entſcheidung ihm ſeine letzten Lebenstage verbittern müſſe, wie ſchrecklich für den treuen Diener, der ihm dieſe Botſchaft vielleicht an ſein Sterbebette zu bringen habe! Sich mehr und mehr erhitzend rief er endlich mit Verzweiflung, er wolle dieſer Diener nicht ſein, lieber wünſche er ſich den Tod, und indem er bald ſich bald ſeinen armen Herrn bejammerte, fing er bitterlich zu weinen an. Der Kaiſer, dem ſo etwas noch nicht begegnet war, erſchrocken und verlegen, ſuchte ihn zu beruhigen, lobte ſeinen treuen Eifer, gab ihm tröſtende Verſicherungen, ermahnte ihn, die Sachen nicht ſo düſter anzuſehen, es ſei noch alles zu gegenſeitiger Zufriedenheit abzumachen. Allein jemehr der Kaiſer ihm zuredete, deſto ſtärker und lauter weinte Berſtett, und brachte durch ſein ſich ſteigerndes Weinen den Kaiſer in ſolche Noth, daß er endlich ausrief: „Nun wohl, Ihr ſollt alles behalten, dem Großherzog wird keine Gewalt geſchehen, Ihr könnt ihm melden, daß ich alles anerkenne, die Erbfolgefähigkeit der Hochberge, die Verfaſſung, die Untheilbarkeit des Landes! Iſt das genug? Seid Ihr zufrieden? Nun aber beruhigt Euch, und gönnt auch mir Erholung!“ Darauf warf ſich Berſtett ihm zu Füßen, küßte ihm die Hände, und floß über in Dankbarkeit und Bewunderung. Nun wurde dieſer Entſcheid des Kaiſers den Oeſterreichern und den Preußen mitgetheilt, und durch deren guten Willen ſchnell zu einer diplomatiſchen Uebereinkunft formulirt, die mit den gehörigen Unterſchriften verſehen gegen neue Aenderungen ziemlich geſichert war.

Als dieſe glückliche Wendung zuerſt durch eine Depeſche Berſtett's gemeldet wurde, wollte man ſolchen Erfolg kaum glauben. Bald aber kam Berſtett ſelber von Aachen zurück, und brachte die ausführliche Beſtätigung. Seine Beredſamkeit dem Kaiſer gegenüber erſchien im glänzendſten Lichte; das Weinen ließ er unerwähnt, er hatte nur in der erſten Freude vor Gentz kein Geheimniß daraus gemacht, ſo wie der Kaiſer ſich nicht verſagte dem Fürſten von Metternich den abentheuerlichen Vorgang zu erzählen; für dieſen aber war es ein Feſt, das neue diplomatiſche Hülfsmittel anzupreiſen und zu empfehlen! — Der eigentliche Abſchluß der badiſchen Gebietsſache war indeß noch nicht erfolgt, ſondern zur genauern Erörterung und Ausarbeitung, immer jedoch nach der ſchon feſtgeſetzten Grundlage, an eine Kommiſſion gewieſen, die für dieſes und einige verwandte Geſchäfte in Frankfurt am Main angeordnet wurde. Ganz glatt und ſcharf ſollte gleichwohl nicht abgeſchnitten werden, einige Haken mußten daran ſein, die Diplomatie hätte ſich ſonſt geſchämt ihr Handwerk ſo ſchlecht ausgeübt zu haben. Wie es gleich anfangs geheißen hatte, ohne einige Gebietsabtretung durfte die Sache nicht ablaufen, es mußte der Schein gerettet werden, daß die früheren Verträge, auf die man ſich ſo lange berufen, doch im Recht geweſen und noch immer in gewiſſem Grade erfüllt worden. Freilich wurde die Abtretung des Main- und Tauberkreiſes, die zuerſt verlangt war, auf einen bloßen Ländertauſch, und dieſer auf zwei geringe Gegenſtände, die abgeſonderten Landinſeln

Steinfeld und Geroldseck, und auf eine Geldzahlung von zwei Millionen Gulden herabgedungen, allein die Verhandlungen darüber wurden in aller Form und Wichtigkeit gepflogen, und das ſchließliche Ergebniß erſt nach längerer Zeit herbeigeführt.

Verſtett fand für ſeine herrlichen Nachrichten überall offnes Ohr und lauten Beifall, man bewunderte den Verſtand, die Feſtigkeit, die Klugheit und Gewandtheit des Mannes, dem ſo Großes gelungen war. Die ihn am meiſten haßten und ihn während ſeiner Abweſenheit zu ſtürzen geſucht, waren am meiſten jetzt beeifert ihm zu ſchmeicheln. Reizenſtein und Tettenborn begrüßten ihn herzlich und gönnten ihm einen Sieg, von dem ihnen ihr Bewußtſein den beſten Theil zuſprach, und ſie lächelten großmüthig, als er auch gegen ſie das Anſehen ſich zu geben verſuchte, als habe er allein alles gethan. Er glaubte nun ſelbſt ein großer Staatsmann und zu noch weit höheren Dingen berufen zu ſein. Nur bei dem Großherzog, auf deſſen Beifall, Staunen und Belohnung er am ſtärkſten gerechnet hatte, ſah er ſeine Mühen und Erfolge faſt gänzlich unbeachtet. Dieſer war nach der letzten Aufwallung, in welcher ſeine Empfindlichkeit und ſein Unwillen die letzten Kräfte verbraucht zu haben ſchienen, in völlige Ermattung geſunken, nahm an nichts mehr Theil, zeigte ſich gleichgültig gegen alles, und ließ oft glauben, daß er den Tag nicht überleben werde. Verſtett war ihm von Natur nicht angenehm, und die Nachrichten, die er mitbrachte, hatten für den Sterbenden ſchon keinen Werth mehr. In der That war wenige Tage vorher in einer Berathung von acht Aerzten das Urtheil über den Kranken einſtimmig geſprochen worden, und dieſer als ein Sterbender anzuſehen. Verſtett wußte nun, daß er ſich vor allem die Geneigtheit des Markgrafen Ludwig zu erwerben habe.

Zwei Tage nach Verſtett, am 25. November, traf der Kaiſer Alexander in Karlsruhe ein, und wohnte bei der Markgräfin Mutter, die nebſt der Kaiſerin zu ſeinem Empfang wieder in die Stadt gezogen war. Der Kaiſer galt als der Schützer und Retter von Baden, und außer dem Jubel und den Ehren, die dem Mächtigen immer bezeigt werden, empfing er auch den vollen herzlichen Zuruf des wahrhaft begeiſterten Volks. Die abendliche Erleuchtung der Stadt war freiwillig und ſchön, ein aufrichtiger Ausdruck der Verehrung und Dankbarkeit. Doch entzog er ſich allen öffentlichen Huldigungen, deren er längſt überdrüſſig war, und brachte zwei Tage ſtill im Innern des Familienkreiſes hin. Er ſah die Generale und Miniſter, belobte die Treue und Anhänglichkeit, die ſie für ihren Fürſten gezeigt, und theilte einige Orden aus. Berſtett erhielt den Orden von St. Alexander Newsky. Zu Tettenborn ſprach er wie zu einem alten Waffengefährten, fragte nach deſſen Sohn Alexander, ſeinem Pathen, und machte ihm ſchmeichelhafte Vorwürfe, den ruſſiſchen Dienſt verlaſſen zu haben. Der Kaiſerin bezeigte er die freundlichſte Aufmerkſamkeit, ſo wie ihren Schweſtern. Die Markgräfin Mutter war entzückt, ſie ſah ihre Familie auf's neue im herrlichſten Glanze ſtrahlen, doch war dies ein letzter Abendſchimmer, der mit dem Ableben des Großherzogs erlöſchen mußte. Sie ſelbſt hatte von den Händen, in welche die Regierung dann überging, nichts Freundliches zu erwarten, und doch war noch als ein Heil anzuſehen, daß ſie in dieſe Hände ohne Störung übergehen konnte!

Am dritten Tage, dem 28. November, begab ſich der Kaiſer nach Raſtadt, um den Großherzog zu ſehen. Dieſer lag zu Bette, matt und elend, verſuchte ſich aufzurichten, und ſank wieder hin. Mit ſchwacher Hand und Stimme drückte er ihm ſeinen heißen Dank aus, ihn von der Schmach und Kränkung, die ſeinen letzten Athemzug zu verbittern drohten, befreit zu haben. Der Kaiſer war von dem Anblick tief ergriffen, er ſprach einige Worte des Troſtes, der Ermunterung, aber ſeine nicht zu verbergende Gemüthsunruhe und ſeine thränenvollen Augen ſagten deutlich, daß er nicht hatte was er geben wollte. Nachdem er Abſchied genommen, und das Krankenzimmer verlaſſen hatte, drückte er ſeine beiden Hände vor das Geſicht und rief: „O mein Gott, ſo denn ſteht es mit uns!“ Er konnte ſich gar nicht zufrieden geben über das Bild der völligen Erſchlaffung, der Abweſenheit alles Lebensreizes, des kläglichen Hinſterbens, das er vor Augen gehabt, ein heftiges Fieber, ſchmerzliche Pein ſogar ſchienen ihm dieſem matten Jammer vorzuziehen. Ahndete ihm vielleicht, daß er das Bild ſeines eigenen Todes vor Augen gehabt, wie dieſer nach ſieben Jahren, auch an der Seite einer edlen zu ſpät erkannten Gattin, mit grauenvoller Langſamkeit ihn überſchlich? Er hatte ein langes Geſpräch mit der Großherzogin Stephanie, die er ſeiner Freundſchaft, ſeines Schutzes verſicherte. Unter vielen Segenswünſchen reiſte er dann nach Stuttgart, wohin auch die Kaiſerin ſpäter ihren Weg nahm.

Der Kaiſer hatte, zwar nicht aus Grundſätzen und genauer Prüfung, aber doch aus menſchlich guten Antrieben, eine Sache, die gerechter war als er ſelbſt wußte, zu Ehren gebracht, einer willkürlichen Gewaltſamkeit vorgebeugt, und das Großherzogthum Baden vor Zerſtückelung gerettet. Sein Benehmen dabei war wohlwollend und edel, keine politiſche Nebenabſicht wirkte ein, ſelbſt die nahe Verwandtſchaft, die ihn anfangs nicht verhindert hatte den für Baden nachtheiligſten Beſchlüſſen beizuſtimmen, ſtand dabei ganz im Hintergrunde. Von allen Seiten erſchallte ſein Lob, und die Freigeſinnten in Deutſchland erkannten in ihm, mehr als in den meiſten eigenen Fürſten, eine feſte Stütze, eine ſichere Hoffnung. Aber es gab auch Stimmen, welche bei aller Anerkennung des Geſchehenen den Wunſch nicht unterdrücken konnten, daſſelbe möchte aus einer andern Quelle gefloſſen ſein, aus deutſchem Recht und deutſcher Macht, nicht aus ruſſiſchem Belieben. Wenn ein fremder Herrſcher berufen war, in ſolcher Weiſe aufzutreten, ſo konnte es bald in Frage ſtehen, ob die Zertrümmerung der Macht des Kaiſers Napoleon ein großer Gewinn und ſo großer Opfer werth geweſen? Selbſt der König von Würtemberg konnte ſich ſolcher bedenklichen Erwägungen nicht erwehren.

Nach der Abreiſe des Kaiſers trat eine große Stille ein. Die verſchiedenen Höfe zogen ſich auf ſich ſelbſt zurück, jeder den andern beobachtend, ſcheuend, ängſtlich den nahen Wechſel erwartend und ſich darauf vorbereitend. Die meiſte Beeiferung war um den Markgraf Ludwig; nicht nur ſeine bisherigen Anhänger, deren er unter den älteren Militairperſonen manche hatte, trugen den Kopf höher und blickten freier, ſondern auch viele der Großherzoglichen Diener, darunter einige ſeiner erklärten Günſtlinge, ſuchten ſtille und bald auch offne Wege zu dem Markgrafen, der indeß noch ſchüchtern ſolche Annäherungen entweder vermied oder nur ganz heimlich zuließ. Er hielt ſich noch nicht völlig ſicher in der Thronfolge, fürchtete geheime Artikel, die zwiſchen den Mächten, ſelbſt ohne Berſtett's Wiſſen, verabredet ſein könnten, fürchtete beſonders die Markgräfin Mutter, welche fähig wäre ihm ein böſes Spiel zu bereiten. Von Raſtadt hörte man in Karlsruhe faſt nichts; nur der Markgraf Ludwig erhielt insgeheim jeden Tag von dort genauen Bericht, wie es dort ausſähe, was man betriebe. Da weder der Poſt noch andern Gelegenheiten ganz zu trauen war, ſo hielten auch meine Freunde dort ſich ſehr vorſichtig und ſchrieben ſelten und wenig, bisweilen auch abſichtlich ſo, daß der falſche Leſer auch falſche Worte fand, der rechte aber auch in ihnen die wahre Meinung errathen konnte.

Da jede Gefahr eines Angriffes jetzt verſchwunden war, ſo trugen die Miniſter vor allem Sorge die koſtbaren Rüſtungen einzuſtellen, und die einberufenen Soldaten wurden wieder nach Hauſe geſchickt. Dann bereiteten ſie alles zu den Verhandlungen, welche in Frankfurt bei der zu ernennenden Kommiſſion ſtatthaben ſollten, und bei denen zwar keine Hauptſchlacht aber doch noch manches hitzige Gefecht zu erwarten ſtand. Als ein gutes Zeichen ſah man an, daß preußiſcherſeits Wilhelm von Humboldt zu dieſer Kommiſſion beſtimmt wurde. Von Seiten Würtembergs hatte Baden ſo treue Unterſtützung erfahren, und noch ferner ſo gute Hülfe zu hoffen, daß man das innigſte Einverſtändniß zu erhalten und zu verſtärken ſuchte. Doch vernahm man nicht ohne einige Beſtürzung, daß der Kaiſer Alexander in Stuttgart zu ſeiner Schweſter der Königin Katharina ſcherzend geſagt, ſie habe in ihrem Eifer für Baden die alte politiſche Schule verläugnet, bei der Erhaltung Badens habe ſie nichts gewonnen, bei der Zerſtückelung würde ein gutes Stück auch für Würtemberg abgefallen ſein. Die Antwort der Königin, ſie habe die neue politiſche Schule vorgezogen, die ihr Bruder gegründet, fand großen Beifall und gereichte beiden zum Ruhm.

Sehr unzufrieden war man in Baden mit Heſſen-Darmſtadt; dieſer Hof hatte ſich in der badiſchen Kriſis nicht nur zaghaft, ſondern auch zweideutig benommen, jede Näherung vermieden, war jedem Antrag zu feſtem Zuſammenhalten ausgewichen; offenbar herrſchte hier öſterreichiſcher Einfluß, und obenein irrer, denn die Eingeweihten wußten, daß das öſterreichiſche Kabinet für Baiern zwar laut auftrat, aber im Stillen deſſen Anſprüche wenig begünſtigte. Der Prinz Emil von Heſſen-Darmſtadt, welcher früher des Kaiſers Napoleon Beeiferter war und jetzt als der Ergebene Oeſterreichs angeſehen wurde, kam in dieſer Zeit nach Karlsruhe und ſuchte jetzt die Anknüpfungen, die früher verſchmäht worden, aber ſie hatten für Baden nun keinen Werth mehr, und die kalte Aufnahme mußte den Prinzen überzeugen, daß eine zu ſpäte Klugheit oft ſchon ihr Gegentheil iſt.

Unter den Karlsruher Diplomaten ging eine Veränderung vor, die uns nicht gleichgültig war; der ruſſiſche Geſandte Graf Goloſſkin vertauſchte die Poſten von Stuttgart und Karlsruhe mit dem von Wien; dies war eine Folge des Aachener Kongreſſes, wo Goloſſkin, der in den kleineren Geſandtſchaften einen Reſt von Ungnade abbüßte, ſich dem Kaiſer durch Befliſſenheit empfohlen und ganz wieder zu Gnaden gebracht hatte. Wir verloren an ihm keinen Vertrauten, das konnte er für uns nie ſein, aber einen dienſtfertigen alten Bekannten, dem an unſerer guten Meinung gelegen war, und der unſere Anſichten, ohne ſie zu theilen, rückſichtsvoll gelten ließ. Herr von Struve der ältere übernahm nun wieder die Geſchäftsführung, bis ein neuer Geſandter für beide Höfe ernannt werde. Welchen Gewinn wir in dieſem haben ſollten, konnten wir nicht ahnden. Die Verſetzung des Grafen von Mülinen nach Paris iſt ſchon erwähnt worden, er benutzte die letzten Tage noch in aller Weiſe, um das Andenken ſeiner geſchwätzigen Nichtigkeit zu hinterlaſſen.

Die Entſcheidung des Aachener Kongreſſes über die badiſche Sache verurſachte in Baiern ſtarkes Mißvergnügen, und viele

Stimmen erhoben ſcharfe Klagen, die ihre Angriffe, weil ſie nicht wagen durften, ſolche gegen die großen Mächte ſelbſt zu richten, um ſo heftiger gegen Baden führten. Von badiſcher Seite wollte man ſich auf dieſen Federkrieg weiter nicht viel einlaſſen, man glaubte auf dieſem Gebiete keiner weitern Vortheile zu bedürfen, aber man merkte bald, daß man, wenn auch nicht mehr in jener abgemachten Sache, doch in andern Dingen ſehr verwundbare Blößen habe, und war froh, daß freiwillige Streiter, wie Lindner, Ludwig Wieland, Weitzel, zum Theil auch Oelsner von Paris her, den Kampf aufnahmen. Durch Herausgabe der ſämmtlichen Aktenſtücke, welche die badiſche Gebietsſache betrafen und ein grelles Licht auf dieſe warfen, hatte der Staatsrath Klüber einen großen Schlag gethan, der noch lange nachwirkte. Auch die Schrift von **Bignon** weckte Stimmen für und wider, Geheimrath Friederich trat gegen Schöll berichtigend auf, und im Süden und Norden von Deutſchland erſchallte das Lob der Rettung Badens zugleich mit dem ſeiner Verfaſſung. Eine wichtige Schrift allgemeinen politiſchen Gehalts war in Frankfurt am Main erſchienen, unter dem Titel: „Politiſche Aphorismen zur Beherzigung vor dem Kongreß in Aachen. Von Doktor Schlottmann.“ Der ernſte, vortreffliche Inhalt führte einen Scherz zum Aushängeſchild; denn Oelsner war der Verfaſſer und verübte durch den Mißbrauch des fremden Namens eine eigne Neckerei; Dr. Schlottmann, ein Arzt aus Koburg, hatte die Heilkunde mit der Politik vertauſcht, lief hinter den Diplomaten her, ließ ſich zu kleinen Aufträgen gebrauchen, und bildete ſich ein, mit den perſönlichen Geheimniſſen und Schwächen der leitenden Staatsmänner beſonders bekannt zu ſein, er führte närriſche und heftige Reden beim Glaſe Wein oder Bier, und drohte ſtets mit beinahe fertigen Schriften, die aber nie herauskamen; einer der Titel, die er immer nannte, war der obige, und er war nicht wenig verwundert, als ihm ſeink eigne Autorſchaft oktroyirt wurde, ließ es ſich aber gern gefallen, und lehnte die Lobſprüche, die ihm deßhalb ertheilt wurden, wenigſtens nicht ausdrücklich ab. Die Schrift ſelbſt hatte nichts mit dieſem Scherze zu thun, und gab und erregte die trefflichſten Gedanken. Daſſelbe läßt ſich von den Fortſetzungen und neuen Abdrücken des Buches „Welt und Zeit“ ſagen, deſſen Verfaſſer Jaſſoy durch ſeine kurzen treffenden Sprüche zur Ausbreitung freiſinniger Anſichten ungemein beigetragen hat. Noch muß ich einer Rede des Freiherrn von Liebenſtein zur Feier des 18. Oktober hier erwähnen, die durch wiederholten Druck erſt jetzt recht bekannt wurde, und einen Vorſchmack der kühnen und ſcharfen Beredſamkeit gab, die er bald als Volksvertreter entfalten ſollte.

Die kurzen Tage des Dezember ſchleppten ſich traurig hin, und das Stocken alles Lebens in den engen, noch überdies getrennten Kreiſen von Hof und Stadt drückte ſchwer auf uns, wir ſahen trüb' in die Zukunft, die auch unter günſtigen Umſtänden in langer Zeit auf dieſem Boden nichts hoffen ließ, was uns Genuß und Freude böte. Da kam unerwartet Abends aus Raſtadt von Tettenborn die geheime Nachricht an mich, der Großherzog liege im Sterben; am andern Morgen, den 8. Dezember, die zweite, er ſei nach langen, aber bewußtloſen Todeskämpfen, gegen 9 Uhr entſchlafen. Ich gewann noch eben ſo viel Zeit, um das Ereigniß dem Fürſten von Hardenberg, dem Grafen von Goltz in Frankfurt, und Herrn von Küſter in Stuttgart zu berichten; kaum waren meine Schreiben abgefertigt, ſo wurden die Thore geſchloſſen, aller Verkehr auf mehrere Stunden gehemmt, und während dieſer Zeit, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, vor allem die Truppen verſammelt und für den neuen Herrſcher in Eid und Pflicht genommen. Sie ſchwuren dem Markgraf Ludwig, Oheim des Verſtorbenen, als nunmehrigem Großherzog. Dieſe ſo lange Zeit unſichere, beſtrittene, immer auf's neue bezweifelte Thronfolge in das geſammte Großherzogthum war alſo nun geſchehen, ohne Widerſpruch und Schwierigkeit. Der neue Großherzog, obſchon er es längſt hatte kommen ſehen, darauf angewieſen war durch ſeine angeborenen Rechte, es heiß gewünſcht hatte, war doch ſo betäubt und verſtört über das Erlangte, daß er ſich zuerſt gar nicht darein finden konnte, es gar nicht glauben wollte, daß er der Herr ſei, und befehlen könne. Der Abſtand ſeiner bisherigen gedrückten und peinlichen Stellung von ſeiner jetzigen gebietenden war zu groß, der Uebergang zu raſch. Alle vor denen er ſich ſo lange gebeugt hatte, die Markgräfin Mutter, die Großherzogin Stephanie, die Miniſter und Hofleute, ſtanden nun unter ihm, waren zum Theil von ihm abhängig. Er bat bei den erſten Anordnungen, die zu machen er genöthigt war, gleichſam um Verzeihung, daß er ſich ſo viel herausnehme, er hoffte, man werde ihn mit Rath und That unterſtützen, erklärte ſich deſſen bedürftig. Die Höflinge täuſchten ſich aber nicht, ſie ſahen dieſe Demuth als eine Schwäche der erſten Ueberwältigung an, die bald ſpurlos verſchwinden werde; ſie wußten, daß gerade dieſer Fürſt mit größter Eiferſucht ſeine ſpäterlangte Gewalt werde üben und genießen wollen. — Der Verſtorbene hatte ſein Lebensalter nur auf zweiunddreißig und ein halbes Jahr gebracht; ſein Nachfolger ſtand im ſechsundfünfzigſten, er hatte demnach wenige Zeit zu verlieren, und von allen Seiten half man ihm ſeine Sachen beſchleunigen, ſo daß er in kürzeſter Zeit in ſeinen neuen Verhältniſſen ganz einheimiſch und behaglich war. Seine Rolle war ihm wenigſtens durch ſeinen Vorgänger nicht erſchwert; dieſer hatte die Liebe ſeiner Unterthanen in ſofern er ihr angeſtammter Fürſt war, durch ſeine Jugend und ſeine Schickſale ihre Theilnahme, durch ſeinen traurigen Ausgang ihr Mitleid erweckt, man kannte ſein gutes Herz, ſeine menſchliche Billigkeit, die ſelten oder nie perſönliche Härte aufkommen ließ; aber man kannte auch ſeine Schwächen, ſeine Fahrläſſigkeit und Trägheit, die den Staat in die größte Zerrüttung und an den Rand des Abgrundes gebracht hatten. Als regierender Fürſt war er unter die ſchlechteſten zu rechnen, unter die zu ihrem Beruf unfähigſten. Mit nur leidlicher Ordnung, nur einiger Thätigkeit, für welche die glücklicherweiſe ſchon verkündete Verfaſſung genugſamen Antrieb und heilſames Maß darbot, konnte der neue Fürſt überaus wohlfeil die Zuneigung des hartgeprüften und doch ſo leichtbefriedigten Volks, den Ruhm einer trefflichen Regierung erlangen.

Zwei Tage nach dem Tode des Großherzogs Karl traf Gentz auf der Rückreiſe von Aachen bei uns ein. Es war ihm unangenehm, in dieſe Tage des Uebergangs und der Trauer gerathen zu ſein, wo ſo viel von Krankheit und Sterben die Rede war und das düſtre Schwarz überall hervortrat. Er haßte alle ſolche Vorſtellungen, und beſonders jetzt, wo er in der Fülle des Glückes, der Ehren und des Lebensgenuſſes ſchwelgte. Seine glänzenden Erfolge und reichen Gewinnſte beſonders vor den Augen Rahel's auszubreiten war ihm das größte Bedürfniß, die ſüßeſte Befriedigung. Er ſaß zwei ganze Abende mit uns tief in die Nacht hinein in vertraulichem Geſpräch, und erzählte das Wichtigſte wie das Kleinſte von allgemeinen und perſönlichen Angelegenheiten. In Betreff der letztern freute ihn über alles der gute Zuſtand ſeiner gewöhnlich trotz alles reichen Zuſtrömens ganz erſchöpften Finanzen. Es iſt wohl der Mühe werth einen Blick auf die Schätze zu werfen, welche der Kongreß von Aachen dieſem Staatsmann eingebracht. Als Führer des Protokolls hatte er außer zweien großen Orden und mehreren reich mit Diamanten beſetzten Doſen von Rußland, Frankreich und Preußen, von jedem 800 Dukaten, von England 700 Pfund Sterling zum Geſchenk erhalten, ferner für eine Denkſchrift zu Gunſten der Mediatiſirten durch den Fürſten Wilhelm von Bentheim 1000 Dukaten, für dergleichen Verwendung in Betreff der Juden durch Rothſchild ebenfalls 1000 Dukaten, noch durch Rothſchild als angeblichen Gewinn von Staatspapieren 800 Dukaten, von Baden als außerordentliches Geſchenk 6000 Gulden — man hatte ihm die Wahl gelaſſen, zwiſchen dem Großkreuz des Zähringer Ordens und Geld, — und noch andere Gewinne von zufälligen Geſchäften, ungerechnet ſeine gewöhnlichen und außerordentlichen Zuflüſſe aus Oeſterreich ſelbſt, aus den Fürſtenthümern Moldau und Wallachei. Mehr als 1800 Dukaten hatte er in Aachen baar ausgegeben, größtentheils für Ankäufe, die er in ſeinem vollgeſtopften Wagen mühſam mitſchleppte. Ich würde dieſe Summen nicht aus dem Gedächtniß angeben können, ſie ſtehen aber in ſeinen Tagebüchern aufgeſchrieben, die ich ſpäter einſehen konnte, und wo doch noch manches ausgelaſſen worden; in den am Schluſſe des Aufenthalts niedergeſchriebenen Worten bemerkt er noch ausdrücklich: „Außerdem waren dieſe zwei Monate, obgleich voll Mühe und Arbeit, doch unſtreitig die intereſſanteſten, befriedigendſten und ruhmvollſten meines Lebens.“ — Wichtiger waren die politiſchen Mittheilungen. Er geſtand, daß nicht Oeſterreich und Metternich, nicht England, geſchweige denn Preußen, ſondern der Kaiſer Alexander und Kapodiſtrias auf dem Kongreſſe die Leitung geführt, daß namentlich Kapodiſtrias ein entſcheidendes Uebergewicht genommen, und ſich bei dem Kaiſer in höchſte Gunſt geſetzt habe; der ſchlaue Grieche hatte ſich der Schwächen Alexanders geſchickt bemächtigt, die religiöſe Richtung deſſelben aufgefaßt, ihr gehuldigt und ſie gefördert, ſo daß der Kaiſer glaubte nie von jemandem beſſer verſtanden, ſicherer zu Ruhm und Heil geleitet worden zu ſein, als von Kapodiſtrias. Dies alles war nicht zum Vortheil des Freiſinns, auch konnte man den Umſchwung, der in den Anſichten des Kaiſers ſeit ſeiner Warſchauer Rede vorgegangen war, ſchon in vielen bedeutenden Zügen wahrnehmen. Eines der Zeugniſſe war die nachher berühmt gewordene Denkſchrift von Stourdza gegen die deutſchen Univerſitäten, von der ſpäter die Rede ſein wird. Von dieſer Veränderung ließen ſich wichtige Folgen erwarten, hoffen, wie Gentz meinte, wenn er auch nicht gerade dieſe Geſtalt des Religiöſen, gemiſcht aus griechiſch-orthodoxen und proteſtantiſch-myſtiſchen Elementen, für die wünſchenswertheſte hielt. Mit unſern preußiſchen Verhältniſſen war Gentz durchaus vertraut, die Perſonen ihm von alter Zeit her genau bekannt. Ueber Bernſtorff's Ernennung war er hoch erfreut, er nannte deſſen Denkart vortrefflich, und meinte, auch wir würden von ihm nur Gutes zu erwarten haben. Lebhaft ſchilderte er uns das Auftreten Wilhelms von Humboldt, der von London zum Kongreß gekommen war, und ſeit der Ernennung des Grafen von Bernſtorff zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten gegen dieſen und den Staatskanzler in entſchiedenem Widerſpruche ſtand. Ohne jede Heftigkeit, in freundlichem Umgang, äußerte er Urtheile und Meinungen, welche jenen tiefe Wunden, erſchütternde Schläge gaben, und ſie für die Zukunft nicht wenig beſorgt machten. Hardenberg geſtand, es müſſe alles geſchehen um einen ſolchen Gegner zu verſöhnen, wenigſtens zu beruhigen, und Bernſtorff ſagte zu Gentz, hätte er gewußt, welchem Nebenbuhler er das Miniſterium entziehe, ſo würde er ſolches nie angenommen haben. In ſeiner Zurückſetzung behauptete Humboldt über ſeine Gegner die Ueberlegenheit des Geiſtes, der Selbſtſtändigkeit, ſie fürchteten ihn, nicht er ſie. „Ich habe ihn wahrhaft bewundert“, ſagte Gentz, „ſo feſt war ſeine Haltung! Nur ganz zuletzt ſah ich ihn etwas aus den Fugen, als Bernſtorff ganz unerwartet den Andreasorden und den Schwarzen Adlerorden zugleich erhielt, Auszeichnungen, die ſonſt nur nach vielen Jahren dem entſchiedenſten Verdienſt verliehen werden, hier aber gleich im Beginn der Laufbahn zum voraus ertheilt wurden; das war ihm zu ſtark, da brach etwas in ſeinem Innern, ich ſah ihn ſich verfärben, und erſt nach einiger Zeit ſeine gewöhnliche Faſſung wiedergewinnen.“ — Ueber den Gang der Dinge im Allgemeinen ſchien Gentz jetzt keine großen Beſorgniſſe zu haben; wenn es in Frankreich ruhig bliebe, meinte er, ſo ſei auch Deutſchland geſichert, wo die Freiheitsbeſtrebungen, die er nicht unbedingt verwerfen wollte, leicht in gehörigen Schranken zu erhalten wären; die Hauptſache ſei nur, daß man ſich der guten Köpfe zu verſichern ſuche, zu denen er allerdings Lindner und Ludwig Wieland zählte, dann aber auch Ludwig Börne, welchen er auf's äußerſte rühmte, beſonders deſſen Theaterkritiken, die nur denen von Leſſing zu vergleichen wären. „Und ſeine politiſche Richtung?“ fragte Rahel. „Ganz radikal!“ rief Gentz; „wie können Sie es anders von einem gedrückten, überall ausgeſchloſſenen, geiſtvollen und muthigen Juden erwarten!“ „Und hoffen Sie den zu gewinnen?“ fragte Rahel weiter. „Vielleicht“, verſetzte Gentz, „aber ſchwer wird's halten; mir indeß“, fügte er ſelbſtgefällig hinzu, „will er ſehr wohl.“

Tettenborn war von Raſtadt nach Karlsruhe gekommen um Gentz zu ſehen, hatte aber bald dorthin zurückkehren müſſen. In der Großherzoglichen Familie herrſchte die größte Verſtörung; die Mutter, die Gattin und die Schweſtern des Verſtorbenen erneuerten ihren Schmerz in wechſelſeitiger

Theilnahme, die kleinen Mißverhältniſſe und Abneigungen ſchienen ganz aufgelöſt in dem gemeinſamen Gefühl des Verluſtes, der Trauer. Auch der Großherzog Ludwig ſchien ſeines eignen Gewinnes uneingedenk und nur bedacht, die Andern zu tröſten, zu beruhigen. Er gab der Frau Markgräfin und der jetzt verwittweten Großherzogin die bündigſten, die feierlichſten Verſicherungen, er verlangte ihre Wünſche, ihre Befehle zu wiſſen, um ſie ſchnell und eifrig zu erfüllen. Er ließ der Großherzogin die Wahl ihres künftigen Aufenthalts und ſtellte ihr ſeine Schlöſſer zur Verfügung; ſie wählte ſogleich Mannheim, und für den Sommer eine Wohnung auf dem Schloſſe zu Baden, weil ihr eignes Gartenhaus dort nur beſchränkten Raum hatte. Die nächſte Trauerzeit aber wünſchte ſie in ſtiller Einſamkeit zu verleben, wozu der Großherzog ihr das Jagdſchloß Scheibenhard in der Nähe von Karlsruhe anbot, wohin die Prinzeſſin Amélie ſie begleiten wollte. Der Kinder der Großherzogin verſprach er wie ſeiner eignen ſich anzunehmen. Alles war gerührt von dem ſchönen, dem großmüthigen Benehmen. Die Leichenöffnung war unter den waltenden Umſtänden, bei den umgehenden Gerüchten von Vergiftung, ein neues Schreckniß, das in die ſchauerlichſte Spannung verſetzte. Man fand in der Bruſt zehn Pfund Waſſer, übrigens kein beſonderes organiſches Uebel, und keine Spur von Gift. Wohl ſagte mir ſpäter der Leibarzt Dr. Teuffel von Birkenſee, daß dies nichts beweiſe, da viele Gifte tödtlich wirkten ohne daß ſie in der Leiche aufzufinden wären, namentlich ſei dies bei der Aqua Toffana der Fall, an deren oft bezweifeltes Daſein er glaubte. Die Frauen des Großherzoglichen Hauſes glaubten nur feſter als vorher, daß eine Vergiftung ſtattgehabt; Reizenſtein verſicherte mir, er ſei davon wie von ſeinem Leben überzeugt. Der Großherzog Ludwig beobachtete über dieſen Gegenſtand ein ernſtes Schweigen, er beſtritt die ſchrecklichen Vermuthungen nicht, er beſtärkte ſie nicht. Ihm war nicht unbekannt, daß der gräuelhafte Verdacht auch ihn nicht verſchont hatte. Der Kaiſer Napoleon hatte ſich einſt bewogen geſehen, den Verſtorbenen gegen die Abſichten ſeines Oheims warnen zu laſſen, was dieſer erfahren und darauf in geheimen Briefen an den Kaiſer ſich von allem Verdacht zu reinigen verſucht hatte, wobei ihm wegen des Franzöſiſchen, deſſen er ſich nicht genug mächtig fühlte, die Frau von Freiſtädt ihre Hülfe geliehen. Die verworrenſten, die widerſprechendſten Vorſtellungen werden in ſolchen Fällen begierig ergriffen, böſe Zungen bereiten im Dunkel und Geheimniß ein ſchleichendes Gift, gewiſſer und eben ſo verderblich, wie das zweifelhafte leibliche. Ich ſelbſt wage kein Urtheil; ich berichte nur, was Andere geglaubt, geſagt haben. Auch Tettenborn ſcheint hierüber in ſeinen Gedanken zu einem feſten Ergebniß nie gelangt zu ſein. Die Beiſetzung der Leiche in dem Erbbegräbniß zu Pforzheim geſchah am vierten Tag in aller Stille.

Der Großherzog erließ eine öffentliche Verkündigung, durch welche die von dem Vorfahr ertheilte Verfaſſung anerkannt und beſtätigt, die Berufung der erſten Ständeverſammlung aber anſtatt auf den 1. Februar, wie früher beſtimmt war, auf den 1. März angeſetzt wurde. Der Aufſchub erſchien durch den eingetretenen Regierungswechſel hinlänglich gerechtfertigt; der verworrene Staatshaushalt, beſonders die zerrütteten Finanzen mußten erſt neu geordnet werden, Mißbräuche waren abzuſtellen, Lücken auszufüllen. Für dieſe wichtigen Geſchäfte zog der Großherzog einen ſeiner alten Vertrauten nach Karlsruhe, der bisher auf einem Verwaltungsposten im Lande wenig bemerkt worden war, jetzt aber plötzlich in Gunſt und Einfluß bedeutend hervortrat. Staatsrath Fiſcher war ſchon bejahrt, hatte ein ſchüchtern-artiges Benehmen, und galt für einen Schlaukopf, beſonders für einen guten Rechner. Er war früher der Vorſtand einer Behörde geweſen, die den zum Kriegsdienſt Ausgehobenen, welche Stellvertreter zu erkaufen wünſchten, dieſe zu verſchaffen berechtigt war, ein Geſchäft, bei dem durch die Verſchiedenheit des Preiſes, den die Behörde nahm und den ſie gab, außerordentliche Summen gewonnen wurden. Aus dieſer Zeit ſchrieb ſich die vertraute Bekanntſchaft Fiſcher's mit dem damaligen Markgrafen Ludwig her, und man raunte ſich mancherlei in's Ohr, was nicht eben zum Vortheil des letztern klang. Dieſe vergeſſenen Geſchichten wachten nun wieder auf, wurden aber von vielen Seiten mit Eifer beſeitigt, da Fiſcher bereits für alle Höflinge und Beamte der Mann ihrer Hoffnungen war, und ſeine beſcheidene Haltung erwarten ließ, er werde freiwillig die nöthigen Rückſichten haben, die man allenfalls erzwingen konnte. Daß genaue Ordnung eingeführt würde, durfte niemand tadeln, daß der Landesherr einen Mann berief, der ihm als durchaus bekannt und zudem vertraut war, mußte man billig finden, und dabei gereichte es dieſem noch zum großen Ruhm, daß er ſich nicht ſcheue einen Bürgerlichen zum Miniſter zu erheben; denn war dies auch nicht ausgeſprochen, ſo ſah man es doch als unzweifelhaft an. Berſtett, deſſen Stellung jetzt in Folge der Ergebniſſe von Aachen die bedeutendſte war, hatte ſich ſchon darein gefunden, Fiſcher zum Kollegen zu haben, und war bald verſichert, durch ihn auch ſich ſelber nur mehr zu befeſtigen. Dies hinderte ihn aber nicht, im vertrauten Kreiſe, wo die Luft rein war, den bürgerlichen Eindringling zu verſpotten und wegzuwünſchen. Dagegen entſchlüpften ihm Zeichen der Ungeduld, ſeine bisherigen Kollegen und Freunde zu entfernen. Reizenſtein und Tettenborn waren ihm ſichtbar unbequem und hinderlich, und dem Großherzog war leicht der Argwohn eingeflößt, ſie möchten fortwährend, wie bei ſeinem Vorfahr, das hohe Wort führen wollen. Tettenborn hatte bereits die Beſtimmung nach Wien, und ſeine Abreiſe dahin beſchleunigen hieß nur ſeinen Wünſchen zuvorkommen. Für Reizenſtein erdachte man eine Sendung nach Rom, die er aber nicht annahm; ihn zu entfernen bedurfte es keiner Lockung des Ehrgeizes, er zog ſich willig, ſobald man ſeiner nicht bedurfte, in das Privatleben zurück.

Für mich ſchien der Großherzog eine wahre Vorliebe gefaßt zu haben. Als ich ihn zuerſt in ſeiner Würde begrüßte, was auf ſeinen Wunſch ganz in der Stille geſchah, ſagte er mir die ſchmeichelhafteſten Dinge, verlangte ich ſolle ſein Freund ſein, und betheuerte, das preußiſche Verhältniß ſei ihm das liebſte und wichtigſte, dies wolle er hegen und pflegen, dahin ſein ganzes Vertrauen richten. Hierauf ſprach er mit Wärme die Anſichten aus, die ihn bei ſeiner Regierung leiten ſollten, er wiſſe recht gut, ſagte er, daß der

Staat kein Landgut oder ſonſt ein Eigenthum ſei, mit dem man willkürlich ſchalten dürfe, ſondern ein anvertrautes Pfand, von dem man Rechenſchaft ablegen müſſe, er wolle dies immer können, Pflicht und Gewiſſen ſollten ihn leiten, Gerechtigkeit und Wohlwollen, ſein würdiger Vater Karl Friedrich, und — wenn das nicht zu anmaßend klinge — Friedrich der Große, ſollten ſeine Vorbilder ſein. Dieſe ſchönen Worte, ruhig und einfach geſprochen, ſchienen aus dem Herzen zu kommen, und ich hatte keinen Grund an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Den guten Willen des alten Mannes nach Kräften zu unterſtützen, hielt ich für Pflicht, und die Mängel des Geiſtes und der Bildung ließen ſich dabei leicht nachſehen oder in manchen Fällen auch erſetzen. Unbemerkt bleiben konnten dieſe Mängel nicht, denn Kenntniſſe und höhere Auffaſſung fehlten durchaus, und im Ausdruck war eine Miſchung der rohen badiſchen Sprechweiſe mit der berliniſch-potsdam'ſchen, wie man ſie ehemals von alten Offizieren hörte.

Aus Stuttgart beſuchte mich in dieſen Tagen Ludwig Uhland; er offenbarte mir ſeine gedrückte Lage, im Vaterland war ihm jede Laufbahn verſchloſſen, als unbeugſamer Behaupter des alten Rechts hatte er ſelbſt frühere Freunde gegen ſich; doch wollte und mußte er eine Thätigkeit finden, und er hoffte durch mich den Lehrſtuhl der deutſchen Litteratur an der Univerſität zu Baſel zu erlangen, deren neue Belebung beabſichtigt wurde. Ich ſchrieb ſeinetwegen nach Baſel, doch ohne den gehofften Erfolg, der auch glücklicherweiſe durch die bald eintretende Wandlung der Dinge in Würtemberg entbehrlich wurde. Uhland brachte in Karlsruhe ſeine ganze Zeit bei mir zu, wollte nichts beſehen, niemand kennen lernen, wurde von Rahel, die er zum erſtenmale ſah, mit zärtlichſter Sorgfalt gepflegt und ermuntert, auch ich ließ es an keiner Bemühung fehlen; aber den lieben Freund und Dichter aus ſeiner Einſilbigkeit in offnes Geſpräch überzuführen, gelang durchaus nicht. Er war in ſeiner Weiſe höchſt antheilvoll, aufmerkſam, ſogar vergnügt, was er ſagte hatte guten Sinn, Geiſt und Witz, aber es war wenig, blutwenig! Ich darf behaupten, daß er in dreien Tagen kaum hundert Worte geſprochen hat. — Ein anderer, auch wunderlicher Freund, Harſcher, der von dem geliebten Berlin zum zweitenmale nach dem verhaßten Baſel zurückkehrte, war ganz in der Nähe vorbeigereiſt, ohne bei mir anzuſprechen, worüber er ſich zwar in einem Brief entſchuldigte, und von Baſel eigends mich bald zu beſuchen verſprach, allein die wahre Urſache konnte mir nicht entgehen, es war die Scham, die er fühlte, als ein noch zu keinem Beruf entſchiedner und nach ſeinem eignen Urtheil unfertiger Menſch vor mir zu erſcheinen, dem unterdeſſen ſo manches in der Welt begegnet und geglückt war. Auch Chamiſſo'n wiederzuſehen, wäre ihm aus dieſem Grund empfindlich geweſen. Dieſer theure Freund hatte ſeine Weltumſeglung glücklich vollbracht, war ſchon in St. Petersburg angelangt, wohin ich ihm begrüßend geſchrieben hatte, und ſollte nächſtens in Berlin eintreffen.

Von Seiten der benachbarten Höfe kamen die üblichen Geſandtſchaften um Beileid und Glückwünſche zu überbringen. Aus Wien traf der Fürſt Menſchikoff als Ueberbringer eines verbindlichen Schreibens des Kaiſers Alexander ein, der auch an die Großherzogin Stephanie die Verſicherungen ſeiner innigſten Theilnahme geſchrieben hatte. Der Großherzog mußte ſich erſt gewöhnen, der Mittelpunkt ſo vieler Beziehungen und Beeiferungen zu ſein, er ſprach faſt allzu dankbar für die ihm erwieſene Gebühr, allzu demüthig in Betreff der Fürſten, die ihn als ihresgleichen behandelten. „Das wird er bald anders gelernt haben", meinte Tettenborn, als man ihn fragte, ob darüber dem Großherzog nicht ein Wink zu geben wäre; und in der That bedurfte es bald eines ſolchen nicht mehr. — Zum Schluſſe des Jahres kam nun auch die erſehnte, lange verzögerte Antwort aus München, wo man nach reiflicher Berathung, den Beſchluß von Aachen, da für den Augenblick nichts anderes übrig blieb, endlich angenommen hatte, in den Tauſch von Steinfeld gegen Geroldseck einwilligte, die daneben dargebotene Geldentſchädigung aber ablehnte, und lieber fortfahren wollte die von Oeſterreich dafür bezahlte Rente fortzubeziehen. — Der Großherzog ließ die inzwiſchen ausgearbeitete Wahlordnung bekannt machen und die Stände zum 23. März berufen, worüber allgemeine Zufriedenheit und vertrauenvolle Erwartung ſich kundgaben. — Bei dem feierlichen Trauergottesdienſt, der für den verſtorbenen Großherzog gehalten wurde, und bei dem ich obſchon ſehr unwohl doch nicht fehlen wollte, hatte ich das Unglück mich heftigſt zu erkälten, und mußte längere Zeit das Bett hüten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Sechster Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite
Neununddreißigſter Abſchnitt: Karlsruhe. Baden. 1819 1
Vierzigſter Abſchnitt: Januar 1829 163
Einundvierzigſter Abſchnitt: Baden-Baden. 1829 179
Zweiundvierzigſter Abſchnitt: Rahel. 1833 188
Dreiundvierzigſter Abſchnitt: Mariane Saaling. Berlin 1834 206
Vierundvierzigſter Abſchnitt: Wien und Baden. 1834 296

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Neununddreißigſter Abſchnitt.

Karlsruhe. Baden.

1819.

Der Anfang dieſes Jahres, wie geſagt, traf mich krank, auf ein katarrhaliſches Fieber folgte eine große Mattigkeit, die mich nicht ganz am Schreiben hinderte, wohl aber jedes Ausgehen mir verbot. Durch Tettenborn, der mich fleißig beſuchte, bekam ich ſtets die früheſten und beſten Nachrichten von allem was vorging oder beabſichtigt wurde. Sein eignes Verhältniß mußte dabei hauptſächlich mit in Betracht kommen. Er täuſchte ſich nicht über die Geſinnungen, die man für ihn hegte; daß der Großherzog ihm für die außerordentlichen Dienſte, die er dem badiſchen Haus und Lande geleiſtet hatte, dankbar und perſönlich gewogen war, verkannte er nicht; allein er fühlte auch recht gut, daß die Ueberlegenheit, in welcher er dadurch ſich gezeigt, jetzt nach erlangtem Erfolge dem Fürſten ſchon unbequem zu werden begann, und bald entſchieden läſtig fallen mußte, auch ſah er ſehr wohl, daß ſein Freund Berſtett ſichtbar von einer Gegenwart litt, die ihn immerfort in den Schatten ſtellte. Die Beeiferung, alle Hinderniſſe zu beſeitigen, welche Tettenborn's Abreiſe nach Wien noch verzögern konnten, war auffallend und wäre unter andern Umſtänden beſchämend erſchienen, allein Tettenborn, indem er die Triebfedern, welche hiebei walteten, unwillig rügte, war mit dem Ergebniſſe ſelbſt doch vollkommen zufrieden, und lachte nur über die Bemühungen, die ihn ſeinem

Ziele ſchneller als er gehofft entgegenführten. Er ſehnte ſich aus dem kleinen, engen Hofkreiſe voll untergeordneter Ränke nach dem großen freien Leben in Wien, wo er einen ſeiner glänzenden Eigenſchaften würdigeren Schauplatz fand, und konnte den Tag der Abreiſe kaum erwarten.

Vorher hatte er mir noch eine vertrauliche Eröffnung zu machen, die genugſam zeigte, welches Vertrauen der Großherzog in ihn und auch in mich ſetzte, denn die Sache war das größte perſönliche Geheimniß, von dem außer uns dreien in Baden niemand etwas wiſſen durfte. Der Großherzog hatte als Markgraf Ludwig, wie ſchon erwähnt, in preußiſchen Kriegsdienſten geſtanden, und ſowohl in den Feldzügen gegen die Franzoſen am Rhein als in dem Friedensdienſte zu Potsdam den Begriff von ſeinen militairiſchen Eigenſchaften keineswegs hoch zu ſtellen vermocht, und die Ehre und das Anſehen, welche er ſpäter in Karlsruhe von jenem Dienſtverhältniſſe gern in Anſpruch nahm, fanden am Hof und in der Stadt eine nur zweifelhafte Anerkennung. Die Unluſt, die er hierüber empfand, wurde geſteigert durch die ſpätere Theilnahme der badiſchen Truppen an den franzöſiſchen Kriegszügen, wo ſie Ruhm und Glanz anderer Art erworben zu haben meinten, und auf das Geltendmachen alter preußiſcher Verhältniſſe höhniſch herabſahen; das badiſche Militair hatte ſich überhaupt, nachdem der erſte Widerwillen überwunden war, dem franzöſiſchen Kriegsweſen eifrigſt angeſchloſſen, und fühlte ſich nicht berufen, den entgegengeſetzten Zuneigungen eines Prinen zu huldigen, der nicht in Gunſt und der Regierung fern tand; dieſer war daher von mißfälligen Aeußerungen oft verletzt worden, und fühlte auch jetzt als Großherzog das eftige Bedürfniß, in den Augen ſeiner eignen Truppen ſich ns der Mißachtung zu heben, die ihn ärgerte und beſchämte. Er ließ mir daher durch Tettenborn ſagen, ich könne etwas ir ihn thun, was er mir ewig danken würde, und was kein nderer für ihn zu thun vermöge, denn ſein größter und ichtigſter Wunſch, ſein heißeſtes Anliegen ſei, wieder preußiher General und Inhaber eines preußiſchen Regiments zu erben; da dies dem Großherzoge von Weimar gewährt orden, dürfe er hoffen, daß es ihm auch erreichbar ſei, und meiner Klugheit ſei es überlaſſen, die Sache ſo einzuleiten, daß ſie gelinge; Hauptbedingung aber ſei das unverbrüchlichſte Geheimniß, da ſeine eignen Unterthanen und beſonders ſeine Truppen durch die Sache überraſcht werden, und auch möglichſt glauben ſollten, daß der König aus eigner Bewegung gehandelt habe. Tettenborn verſicherte mich, der Großherzog lege auf dies Gelingen größern Werth, als auf irgend ein anderes, ja ſelbſt die Großherzogliche Würde ſtehe ihm nicht höher, ſie befriedige ihn nur halb, wenn jene andere nicht hinzukomme; dabei halte er die Sache für ungemein ſchwierig, für ſchwieriger als Tettenborn es glauben wollte, und ganz und gar ſei dabei auf meine Geſchicklichkeit gerechnet. Da hatte ich nun gutes Spiel! Man verlangte von mir als das Schwierigſte und Dankenswertheſte, was mir unter den gegebenen Umſtänden das Allerleichteſte, das in Berlin Willkommenſte dünken mußte! Dort hatte man höheren Ortes nur eben noch die Erinnerung, daß ein Markgraf von Baden in preußiſchen Dienſten geweſen ſei; wenn dieſer jetzt als regierender Großherzog den Wunſch hegte, das alte Verhältniß zu erneuern, ſo konnte dem deutſchen und militairiſchen Sinne des Königs dies nur zur größten Befriedigung dienen. In dieſer Vorausſetzung gab ich ſogleich das Verſprechen, die Sache in gehörig vertraulicher Weiſe ſowohl durch den Grafen von Bernſtorff, der eben jetzt ſein neues Amt angetreten hatte, als durch den vortragenden Adjutanten von Witzleben bei dem Könige anzubringen. Der Großherzog, froh dies Geſchäft — auf gutem und lediglich preußiſchem Wege beſorgt zu wiſſen, ſchwelgte zum voraus in dem Gedanken, welchen überraſchenden und vortheilhaften Eindruck auf die Gemüther der Seinigen die Sache machen werde. Tettenborn reiſte hierauf nach Wien ab. Daß er noch zuletzt ein ſolches Geheimniß mit dem Großherzog haben könnte, ahndete niemand, und Berſtett am wenigſten.

Wie unſere heimiſchen Dinge zu Berlin ſich uns darſtellten, darüber giebt ein Brief von Rahel an unſern Freund Oelsner nicht eben vortheilhafte Auskunft. Oelsner war ſeit Jahren auf die unverantwortlichſte Weiſe herumgezerrt, mit den verſchiedenſten Ausſichten getäuſcht, bald in Frankfurt auf Warten angewieſen, bald nach Berlin beſchieden, dann wieder für Paris beſtimmt worden. Aus allem wurde immer nichts, und der in den preußiſchen Dienſt Berufene erſchien wie ein Ueberläſtiger, den man nicht los werden könne! Was er dabei leiden mußte, welche Einbußen er machte, darum kümmerte ſich niemand. Jetzt ſollte er abermals zwiſchen Paris und Berlin wählen, wieder in ganz unbeſtimmten, doch jedenfalls knappen Verhältniſſen. Er fragte in ſeiner Verzweiflung Rahel um Rath, und ſie ſchrieb ihm am 3. Januar dieſe Antwort: „Ich nehme es für baares Geld, Lieber, und nicht für Schmeichelei, daß Sie mich über Ihre Angelegenheiten um Rath fragen. Sie werden ſich erinnern, welches Bild ich Ihnen entwarf, eh Sie nach Berlin gingen. Ein ſolch Geſchwür, wenn es nicht platzt, oder operirt wird, kann nur um ſich greifen: und ſo liegt auch das Uebel da! An ſich ziehend von beſſern Lebensſäften was es [illegible] kann, um ſie mit ſich zu verderben. Suchen Sie auf die beſtmögliche, erſt glimpfliche Art, Entſchädigung für Ihre, in jeder Hinſicht, ſchmerzlichen Ausgaben und Unkoſten zu bekommen; und machen Sie ſich los von Menſchen, die nichts von Menſchen wiſſen. Die nur Gemeines brauchen wollen, aber auch — doch nicht können; denn, das Gemeine, die Gemeinen brauchen doch immer nur wieder ſie. So iſt es, ſo hängt es zuſammen, daß mein Vergleich vom Geſchwür ganz paßt: das Verderbniß greift immer mehr um ſich, immer tiefer. Wer ſeinen Körper unregiert ſchalten und walten, und überhand nehmen läßt, und wo kein Geiſt mehr regiert, da wird es immer ſo kommen: der Geiſt muß das Oberſte ſein: das Oberſte iſt hier ganz ohne Geiſt. Alles iſt ohne Regiment. Das ginge noch! Nun kommt noch ſtarrer Dünkel dazu: den man leicht bereden — und gar nicht ausreden kann —, daß er hinlänglich ſei, um fromm, rechtſchaffen zu ſein; und eben dadurch für die Ewigkeit feſt ſteh'; und allein nur verdiene, und das Recht habe, feſt zu ſtehen. Von ſolchen Uebeln ohne Heilung kann man ſich nur entfernen. Ein Mann, wie Sie, findet außer ſeiner Familie (Vaterland) noch Freunde, und Männer, die ihn anerkennen, und zu gebrauchen wiſſen! Glauben Sie nicht, dies ſei ein leichtſinniger Rath, um Sie los zu werden: wir waren ſo betreten, ſo geſchmerzt über die Behandlung, die Sie erfahren, daß beſonders Varnhagen ſich in mehreren Tagen gar nicht faſſen konnte; und uns war, als beträf' es uns. Nur überraſcht hat es mich nicht. Nie einen Augenblick hab' ich *die* Menſchen anders geſehen. Für mich ändern ſie ſich auch nicht: und *ſchrieen* ſie auf offner empörter Gaſſe, was *wir* wünſchen, hegen, und in kommenden Jahrhunderten erhoffen möchten; *die* meinen immer nur daſſelbe. Nur Einzelnes: nichts Allgemeines, keinen allgemeinen Blick noch Wunſch. *Sich* durchſchleichen, kriechen, lügen, rauben, ſchreiben, ſchwätzen, ja durchmorden, mit ihrem privaten und perſönlichen Intereſſe, dies nur können ſie; und dies nicht deutlich, großartig, wie ein ehrlicher Teufel: nein! im dunklen Inſtinkt einer ſchleichenden, Giftblattern hinter ſich laſſenden Raupe, als böſe hockende blinde Eule; als Wolf, der kein Blut ſcheut im lechzenden Hunger: wie alle düſtern Thiergattungen zugleich. So kenne ich ſie: ſo bleiben ſie. So iſt die ganze Klaſſe; der *große* und größte Theil der Menſchenmaſſe: die durch ihre Zeit, aber nicht aus eigener That gebildet iſt. Und dort *regieren* die! Alſo *ab*! Ich empfinde, was Sie uns vortragen, die Schwierigkeit Ihrer Lage; ich weiß, was das iſt, die Jugend mit ihrem Reichthum hinter ſich zu haben: aber das *Verweilen* würde zu nichts nützen: Sie müßten nur *noch* ſpäter daſſelbe thun. Die Koalition iſt größer als je: nur Geborne laſſen ſie aufkommen: ſie *fühlen* eine Maſſe gegen ſich: und eine Maſſe gedenken ſie ihr entgegen zu ſtellen. Es gelingt noch; wenn auch nicht im Großen; d. h. auf lange für die Geſchichte; für Menſchenleben genug: zuviel. So ſehe ich's. Verfahren Sie (*wenn Sie mir folgen*) langſam, nachdringlich, gelaſſen, behutſam, beharrlich: *nur* auf Erſatz. Und bilden Sie ſich einſtweilen ſo viel möglich neue Verbindungen. Varnhagen wird Ihnen nächſtens auch ſchreiben. Er war meiner Meinung. Sein Sie meines innigſten Antheils immer gewiß; wenn auch heute mein Brief nur trocken ſcheint: ich ſchreibe in Eil; in Furcht vor meinem Kopfweh; und will gern wieder zu Varnhagen; und das

Aufgebrachte ſchien vor dem Antheil zu ſiegen: ich bin aber nur aufgebracht aus Antheil, und großer Kenntniß des Terrains. Vor Anno 6 konnte ich ſie Alle ſchon ſo: nun denken Sie, Anno 19!"

Die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland verließ Karlsruhe um dieſelbe Zeit. Ich konnte mich zu ihrer Abſchiedsaudienz nicht einfinden, ſie ließ mir aber viel Verbindliches ſagen, und daß ſie hoffte, ich würde die treue Theilnahme, die ich ihrem unglücklichen Bruder gewidmet, auf deſſen Wittwe die Großherzogin Stephanie übertragen, der ſie, gleich ihrer Schweſter Amélie, jetzt ihre volle Neigung zuwandte; ich erfuhr, daß ſie mit dieſen beiden auch in dem Glauben an eine geſchehene Vergiftung feſt übereinſtimmte. Den nunmehrigen Großherzog konnte ſie nicht ohne die ſchmerzlichſte Erinnerung anſehen, und ſie ſchied von ihm mit kälteſter Höflichkeit.

Inzwiſchen war in Karlsruhe einige diplomatiſche Bewegung. Der Geſandte von Baiern, von dem man dies ſo ſchnell nicht erwartete, die Geſchäftsträger von Oeſterreich, Rußland und Würtemberg, hatten ihre Audienzen. Küſter war von Stuttgart eingetroffen, und harrte gleich mir auf neue Beglaubigungsſchreiben. Badiſcherſeits wurde Herr von Fahnenberg nach München geſandt, Herr von Schmitz-Grollenburg nach Rom beſtimmt. Die Vorgänge in Frankreich, wo der Herzog von Richelieu trotz der Erfolge von Aachen ſich als erſter Miniſter nicht behaupten konnte, die mannigfachen Erſcheinungen in Deutſchland, wo ſo vieles wogte und gährte, hielten uns in ſteter Aufmerkſamkeit.

Vom Könige von Würtemberg empfing ich in dieſer Zeit den nachfolgenden Brief:

„Stuttgart, den 19. Januar 1819.

„Eine Unpäßlichkeit, Folge der üblen Witterung, hat mich mehrere Tage gehindert Ihre Briefe zu beantworten; Ihre Nachrichten aus Frankreich ſind mir durch meinen Geſandten durchaus beſtätigt, vielleicht das Bild noch mit düſterern Farben geſchildert, alles ſtimmt darin überein, daß man einer Kriſis ſchnell entgegeneilt. Der gerade, aber nicht ſchlaue Karakter des Herzogs von Richelieu paßte durchaus nicht zu den wirklichen Verhältniſſen ſeines Vaterlandes; die Inſtruktionen von Aachen mußten die Entwickelung der Dinge ſchneller herbeiführen! ob man dieſe nicht vorausgeſehen, nicht gewünſcht hat, möchte eine politiſche Frage ſein, die ich nicht verneinen möchte! Sollte aber eine Exploſion wie im Jahre 1815 erfolgen, ſo irrt man ſich ſehr, auf die nämliche Bereitwilligkeit in Deutſchland zu zählen, Frankreich zu bekriegen, nach den bittern Erfahrungen, welche man ſeit dieſem Zeitpunkt gemacht hat.

Auch unſere innern Angelegenheiten hier, werden, wie ich hoffe, in dem Lauf weniger Monate eine entſcheidende Wendung nehmen; die neue Verordnung wegen der Gemeindeverfaſſung iſt unter der Preſſe, und ihr die Verſicherung der baldigen Einberufung der Stände angehängt; ſie wird, glaube ich, nicht ſpäter als in der Mitte des Monats Mai erfolgen. Der Brief Cotta's enthält viel Wahres, das Drängen, geheime Entgegenwirken und alle Umtriebe mußten in dieſem Augenblick am ſtärkſten ſein, da durch die neue Gemeindeverfaſſung ſo manche Grundübel an der Wurzel angegriffen werden, welche die Partheien um jeden Preis zu retten ſuchen, alles andere war nur Vorwand, und wird gebraucht, um die Regierung in Verlegenheit zu ſetzen; daß ich mir aber nichts abtrotzen laſſen werde, darauf können Sie mit Sicherheit rechnen, lieber mit Ehren untergehen, als meine Grundſätze aufgeben, war von jeher mein Wahlſpruch, und mit ſo reinen Abſichten, wie ich mir bewußt bin, habe ich nichts zu fürchten.

Auf den Gang der badiſchen Ständeverſammlung bin ich ſehr begierig; in Preußen ſcheinen Sie lange Wehen und viele Aerzte zu brauchen.

Ich wünſche, daß dieſer Brief Sie wiederhergeſtellt finden möge."

Der König hatte beim Schreiben dieſes Briefes keine Ahndung, welch harter Schlag ihn wenige Tage ſpäter treffen ſollte. Die Königin ſtarb am 9. Januar nach kurzem Unwohlſein plötzlich, in der Blüthe der Jahre, der Schönheit, der thätigen Kraft und der reichſten Hoffnungen. Wir erſchraken heftig über dieſe unerwartete Nachricht; jedermann fühlte, daß hier der Verluſt nicht eines gewöhnlichen hohen Hauptes zu beklagen ſei, ſondern einer Fürſtin von außerordentlichen Eigenſchaften, einer wahren Landesmutter, und zugleich einer politiſchen Größe, deren Einwirkung ſchon überall merkbar geworden, und deren Entwickelung nicht zu berechnen war. Der König liebte und ehrte ſeine Gemahlin, hatte Vertrauen zu ihr, und verhehlte nicht, daß er auf ihren Rath hörte, ihn berückſichtigte und meiſt befolgte. Die ruſſiſche Verwandtſchaft war durch ſie für ihn zu einer Erhöhung der Macht und des Anſehens geworden, ihr kluger Geiſt gab ihm Maß und Haltung in großen und kleinen Angelegenheiten. Dies alles ſchien gefährdet durch ihr Scheiden, und mit zahlloſen einzelnen Hoffnungen auch der ſchönſte Glanz von Würtemberg erloſchen; ſeine Stellung wurde nun eine andere, jedenfalls geminderte, alles war neu zu berechnen oder neu zu knüpfen. Ludwig Robert widmete dem großen Trauerfall eine ſchöne Canzone; das rührendſte Todtenopfer aber brachte Ludwig Uhland der Abgeſchiedenen durch ein herrliches Gedicht, das ihr ein Lob ſpendete, wie es noch nie einer Königin geworden; es war nicht der Dichter, es war der Volksmann, der Vertreter des ſtrengen Rechtes, der unbeugſame Gegner des Hofes, der es ihr ertheilte, und der Gewiſſen und Kunſt genug beſaß, auch im rührendſten Ausdruck des Schmerzes und der höchſten Anerkennung nie zur kleinſten Schmeichelei hinabzuſinken. Ich würde dies edle Doppelzeugniß für den Werth der Königin und den des Dichters hier einſchalten, dürft' ich nicht Uhland's Gedichte in aller Leſer Händen vorausſetzen!

Der ruſſiſche Einfluß in Deutſchland erlitt in der Königin Katharina einen bedeutenden Verluſt. Einen ſehr empfindlichen anderer Art erfuhr er in der öffentlichen Meinung durch eine thörichte Schrift, welche nur für die Höfe und Kabinette beſtimmt war, aber durch die unbefugte Betriebſamkeit des früheren Buchhändlers, nunmehrigen preußiſchen Geheimen Rathes Friedrich Schöll, dem ſchon beim zweiten Pariſer Frieden ähnliche Ungebühr war gerügt und verziehen worden, in die Hände des Publikums gelangte. Der ruſſiſche

Staatsrath von Stourdza, ein Grieche, der ſchon ein geiſtreich frömmelndes Buch in franzöſiſcher Sprache zur Empfehlung der ruſſiſch-griechiſchen Kirche herausgegeben, war veranlaßt worden eine Denkſchrift über die deutſchen Univerſitäten abzufaſſen, und hatte dieſelbe mit Zuſtimmung des Kaiſers den in Aachen verſammelten Herrſchern übergeben. Die deutſchen Univerſitäten wurden hier frech beſchuldigt, Pflanzſtätten nicht der Wiſſenſchaft, ſondern des Unglaubens und der Freigeiſterei zu ſein, unbewußt und zum Theil auch bewußt auf den Umſturz der Throne, auf die Zerrüttung aller bürgerlichen Ordnung hinzuarbeiten. Dieſen nichtigen, ohne Grund und Beweis in die Luft geſtellten Anklagen waren Rathſchläge zur Beſſerung dieſer Zuſtände beigefügt, die den ohnehin ſchon ſehr beſchränkten akademiſchen Freiheiten den völligen Untergang drohten. Als dies Machwerk öffentlich bekannt gemacht wurde, ſchrie von allen Seiten der heftigſte Unwillen auf, tüchtige Univerſitätslehrer ſchrieben zur Vertheidigung der verläumdeten Anſtalten, feurige Studenten ſchleuderten dem unberufenen Fremdling ihr donnerndes Pereat. Es half nichts, daß der Geängſtete jedem der es hören wollte die Verſicherung gab, er habe gar nicht nach eigenem Sinn und Urtheil, ſondern lediglich nach Angaben des Kaiſers geſchrieben, welche dieſem aus deutſchen, ohne Zweifel trüben Quellen zugekommen ſeien; wenn die Meinung des Kaiſers in der Schrift ausgeſprochen ſei, hieß es, ſo müſſe man nur um ſo ſtärker gegen ſie auftreten, und in dem Herausgeber den wirklichen Verfaſſer treffen, da dieſer unmittelbar nicht erreicht werden könne. Stourdza war kein Held, der ſolchen Sturm hätte beſtehen können. Als ihm Drohbriefe der erbitterten Studenten zukamen, als einer derſelben, ein Graf von Bocholtz ihn perſönlich zum Zweikampf herausforderte, ſah er kein anderes Heil als ſchleunige Flucht. Der angeregte Lärm aber dauerte noch lange fort und dies verruchte Streben, dem eigenen Volke auch die letzte und höchſte Freiheit, die des Geiſtes, zu verkümmern, und für dieſen Zweck landesverrätheriſch ſogar auswärtige Machtwillkür aufzufordern, iſt ſeitdem unter wechſelnden Geſtalten immer thätig geblieben, bis wir in unſern Tagen durch einen argliſtigen Judenchriſten ſogar die Anforderung aufgeſtellt geſehen, die Wiſſenſchaft müſſe umkehren, und alle Erkenntniß ſich der Lichtſcheu und Albernheit ſolcher ſcheuslichen Nachtvögel unterwerfen!

Den Großherzog kümmerten die großen politiſchen Verhältniſſe wenig, ſeine Aufmerkſamkeit war auf ſolche gerichtet, die ihn unmittelbar angingen, und beſonders erfüllte ihn die neue Stellung, die er in ſeiner eignen Familie jetzt einnahm. An ſeinen Regierungsvorfahr und Neffen mußte er immer zurückdenken, und benutzte jeden Anlaß, ſich in dem Gegenſatze zu ſpiegeln, der zwiſchen Sonſt und Jetzt ihm ſich aufdringen mußte. Mit Eifer ſuchte er über manches, was ihm früher Zweifel oder Unruhe verurſacht hatte, jetzt näheren Aufſchluß, und es kam allerlei an den Tag, was ihm Verdruß oder Beſchämung erregte. Von anderer Seite wurde ihm bei ſolcher Unterſuchung eine heitere Befriedigung.

Im Karlsruher Schloſſe war eine ganze Reihe von Zimmern, die der vorige Großherzog nach und nach hatte ſchließen laſſen, und in welche ſeitdem kein menſchlicher Fuß noch Blick hatte dringen dürfen. Er pflegte von frühſter Zeit her alles was er empfing, welcher Art und zu welchem Zweck es auch ſein mochte, ruhig bei Seite zu legen; niemand durfte die Sachen anrühren, auch er ſelbſt nahm ſie nicht wieder in die Hand, alle Verſuche ihn zu einer Verfügung darüber zu bewegen, alle oft bekümmerten Bitten um Rückgabe, ſcheiterten an ſeiner eigenſinnigen Trägheit; war ein Zimmer auf dieſe Weiſe genugſam gefüllt, ſo nahm er den Schlüſſel zu ſich, und in einem andern begann daſſelbe Verfahren auf's neue. Dieſe Zimmer waren nun eröffnet worden, und es fand ſich eine Welt von Sachen hier aufgehäuft, ein Durcheinander von Koſtbarkeiten und Trödelkram der mannigfachſten Art. Aus ſeinen Kinderjahren ſah man werthvolles Spielwerk, das er nie angerührt hatte; ebenſo eine Menge von Geldpäckchen, welche die Aufſchrift führten: „Kapitainsgage für Seine Durchlaucht, den Prinzen Karl“, der wiederholte Monatsſold der Hauptmannsſtelle, die ihm als Knaben war verliehen worden; dann wieder Zwanzigkreuzerſtücke, ſorgfältig eingewickelt, aber auch wieder ganze Schubladen voll Goldrollen, koſtbaren Doſen, Ringen und andern Schmuckſachen, im Betrage von mehr als dreimalhunderttauſend Thalern, alles ſeit vielen Jahren ungenützt daliegend, während er bis zuletzt oft um kleine Summen in Verlegenheit war, und ſie nicht anders als zu 16 Prozent Zinſen anzuſchaffen wußte! An Büchern, Landkarten, Bittſchriften, Akten, Bildern, verſiegelten Briefſchaften und andern Papieren fand ſich ein ungeheurer Wuſt, bedeckt von Staub, Depeſchen, die man ſeit Jahren vermißt und auf unbegreifliche Weiſe verloren geglaubt hatte, Urkunden, die ihm eingereicht worden waren, und wegen deren Mangels große Geſchäfte geſtockt, die Geſchicke manches Einzelnen ſchweren Nachtheil erlitten hatten. Kunſtſachen, koſtbare Waffen und andere werthvolle Seltenheiten, die ihm bloß zur Anſicht eingeſandt oder zum Kauf waren angeboten worden, wurden zwiſchen geſtickten Hofkleidern, Maskenanzügen, Federhüten aufgefunden; von manchen Gegenſtänden waren die Eigenthümer nicht mehr zu ermitteln, von andern erinnerte man ſich, daß Klage deßhalb erhoben, und die Hofkaſſe für Dinge, die nie gebraucht und nie mehr geſehen worden, große Summen hatte zahlen müſſen.

Ganz in derſelben Weiſe, wie mit den erwähnten Sachen, war der Großherzog auch mit Perſonen verfahren, und wäre es nur allein auf ihn angekommen, ſo hätte mancher ſeiner Lieblinge ganz in ſeiner Nähe in engem Verſchluß verhungern können. Seine Zögerungen und Verneinungen, in denen kein abſchlägiger Entſcheid ſondern ſtets nur ein Hinhalten lag, brachten ſeine Geſchäftsleute und vertrauten Diener oft zur Verzweiflung. Wie der General Stockhorner von Starein ein halbes Jahr lang jeden Tag und jede Stunde bereit ſein mußte, als Geſandter nach St. Petersburg abzureiſen, und doch ſtatt ſeiner plötzlich der General von Schäffer wirklich dorthin abging, iſt ſchon erwähnt worden. Offiziere, die nach Karlsruhe gekommen waren, um die Muſter von neuen Uniformſtücken in Empfang zu nehmen, mußten, weil er die Genehmigung noch nicht ertheilt hatte, jahrelang verweilen.

Den Bauer Vogt aus Baden, der ein Anliegen bei dem Großherzog hatte und ihm gut empfohlen war, ließ er nach Karlsruhe beſcheiden, und im Wirthshauſe gut verpflegen, mit dem Befehl nicht von der Stelle zu gehen; das dauerte faſt ein Jahr, der Bauer brachte die Zeit zwar in ungewohntem Wohlleben aber auch in einem auferlegten Müßiggange hin, der ihn faſt zur Verzweiflung brachte; die Koſten ſeines Unterhalts betrugen mehr, als ſein ganzes Anliegen werth war, und als er endlich ohne deſſen Gewährung troſtlos heimkehrte, fand er ſeine vernachläſſigte Wirthſchaft zu bejammern.

Der Großherzog Ludwig entnahm aus der Betrachtung dieſer Karakterzüge ſeines Neffen den beruhigenden Troſt, daß es für das Land kein Glück geweſen wäre, wenn die frühere Regierung fortgedauert hätte, und daß Baden jedenfalls in ihm einen beſſern Landesfürſten gewonnen habe, von deſſen Pflichten er die ſtrengſten Begriffe gern aufſtellte. Wirklich waren ſeine nächſten Handlungen ganz in dieſem Sinne. Zuvörderſt ließ er bekannt machen, daß er jeden Mittwoch perſönliches Gehör gebe, wo ohne Unterſchied jedermann, wer etwas zu klagen, zu bitten oder ſonſt anzubringen habe, ungehindert bei ihm eintreten, ſeine Sache vortragen und freundlichen Beſcheid gewärtigen könne. Sodann erklärte er, daß er beſchloſſen habe, in Erwägung der Familienverhältniſſe und des Landeswohls ſich nicht zu vermählen, indem die kaum feſtgeſetzte Erbfolge der neuen Markgrafen dadurch zurückgeſchoben und künftig neuer Anfechtung würde bloßgeſtellt werden. Sowohl jener Einrichtung als dieſem Vorhaben wurde von allen Seiten der einſtimmigſte Beifall zu Theil. Der Großherzog gewann die Liebe des Volks im höchſten Grade, und er bekannte, daß nichts ihm ſo wohlthue, als die Leute ſagen zu hören, ſein ruhmvoller Vater ſei in ihm wieder aufgelebt. Daß er Sparſamkeit in den Hof- und Staatsausgaben einzuführen beabſichtige, daß er mit Hülfe der Stände ſogleich den Ausfall im Staatshaushalte decken und beſeitigen wolle, war ſchon bekannt, und niemand konnte den Ernſt dieſer Vorſätze bezweifeln. Bedenklicher, und für rechtliche Geſinnung verletzend, erſchien die im Stillen angeregte Frage, ob die verwittwete Großherzogin Stephanie den Betrag einer anſehnlichen Rente, die ihr vertragsmäßig durch den Kaiſer Napoleon, als er Nellenburg an Baden gab, auf dieſe Landſchaft zugeſichert war, ferner beziehen ſolle; das Recht war unzweifelhaft, und mußte anerkannt werden; der Verſuch aber daſſelbe anzugreifen kam von einer Seite her, wo der edlen Frau von jeher gehäſſige Widerwärtigkeiten bereitet wurden, und niedrige Höflinge, an ihrer Spitze der Baron von Ende, hofften durch ſolches Bemühen, das man als Eifer für Erſparungen darſtellte, ſich beliebt zu machen. Die Verhandlungen, welche Berſtett mit dem ſtandesherrlichen und grundherrlichen Adel anknüpfte, um demſelben die Verfaſſung annehmlicher zu machen, und gegen deren Geiſt beſondere Vortheile zu ſichern, waren noch zu wenig reif und bekannt, um Argwohn oder Mißfallen zu erwecken. Die gute Meinung und Zuverſicht, die dem Großherzog von allen Seiten entgegenkamen, erlitten keine Trübung, und ſtrömten in voller Stärke.

Seine Freundlichkeit und trauliche Neigung für mich zeigte ſich mit jedem Tag entſchiedener, und wie mit Abſicht. Wäre das preußiſche Verhältniß allein hier beſtimmend geweſen, ſo hätte ihm Küſter höher ſtehen müſſen; er bekannte aber ausdrücklich, daß er meinen näheren Umgang liebe, mein Urtheil, meinen Rath wünſche. Seit ich ziemlich geneſen wieder ausging, ließ er mich oft rufen, um ſich mit mir über alles Mögliche zu beſprechen, er verlangte, daß ich ihn nach eignem Belieben beſuchen ſollte, jeden Tag, jede Stunde in der mir bequemſten Weiſe. Da mir nichts weniger im Sinne lag als eine angehende Günſtlingſchaft, die zu benutzen und auszubeuten ich mich ganz unfähig fühlte, ſo hatte dieſe außerordentliche ſchon deßhalb gefährliche Bevorzugung etwas Aengſtliches, und ich war gleich entſchloſſen, nur den ſparſamſten Gebrauch von ihr zu machen. Allein das half mir wenig; kam ich nicht ſo wie er es gewollt zu ihm, ſo kam er zu mir, und machte die Sache nur noch auffallender. Er traf mich nicht zu Hauſe, trat aber dafür bei Rahel ein, unterhielt ſich mit ihr auf's angelegenſte, ſprach wiederholt ſeine redlichen Grundſätze aus, daß das Regieren nicht als ſelbſtiſcher Genuß, vielmehr als eine ſchwere Pflichterfüllung zu betrachten, der Fürſt kein Eigenthümer, der Staat kein Landgut ſei, und ließ ſie entzückt von ſeinem vortrefflichen Willen und aufrichtigen Benehmen. Ich war unterdeſſen bei Berſtett, mit dem ich in Geſchäften zu ſprechen hatte, die bald abgethan waren, er aber ſpann die Unterhaltung behaglich weiter, und erſt nach dem Verlauf einer halben Stunde rief er, als wenn es ihm eben erſt einfiele, plötzlich aus: „Aber mein Gott! ich halte Sie hier unnöthig auf, und unterdeſſen iſt der Großherzog bei Ihnen! Ehe Sie zu mir kamen, war ich zum Vortrag bei ihm, und er ſagte beim Schluſſe, jetzt wolle er zu Ihnen gehen!“ Ich zog die Uhr, und bemerkte, daß es nun wohl zu ſpät ſein werde. In der That war die Gelegenheit verſäumt. Daß Berſtett dies beabſichtigt hatte, verrieth deutlich der Ausdruck, mit dem er ſein ſpätes Beſinnen ſpielte; ſeinen Zweck aber, dergleichen Verkehr zu vereiteln, erreichte er durch das plumpe Kunſtſtück nicht, denn der Großherzog wiederholte ſeinen Beſuch, und wurde mir immer vertraulicher.

Die Großherzogin Stephanie hatte ſich nach Scheibenhard zurückgezogen, und die Prinzeſſin Amelie, in ihrer Trauer dem nun erkannten Gemüth und Geiſte der Schwägerin liebevoll angeſchloſſen, theilte dieſe Einſamkeit einige Zeit mit ihr. Der alten Markgräfin war dies nicht ganz recht, auch der Großherzog ſchien nicht damit zufrieden, doch ließen ſie es geſchehen. Ich fuhr mit Rahel mehrmals hinaus, auch erhielt dieſe mehrmals beſondere Einladungen, und jedesmal kehrten wir befriedigt und erfreut von dort zurück. Die beiden Fürſtinnen lebten in ſchweſterlicher Einigkeit, und ihre ſonſt ſo verſchiedenen Vorzüge hoben ſich wechſelſeitig hervor. Der lebhafte Geiſt der Franzöſin und die anmuthige Beſcheidenheit der Deutſchen ſtimmten trefflich zuſammen, und einen Abend in dieſem ſtillen Kreiſe hinzubringen, war eine hohe Befriedigung, ein reiner Genuß und Gewinn. Die Großherzogin war gewöhnlich mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt, worin ihre Damen ihr nacheiferten; ihren lieblichen Töchtern widmete ſie die treueſte Sorgfalt, indem ſie ihnen doch alle jugendliche Freiheit, die nicht zum eignen oder fremden Schaden ausſchlug, freiſinnig geſtattete; dem Geſpräch gab ſie meiſt einen höheren Inhalt, ſei es, daß ſie Geſchichten erzählte, denen oft der Stoff und immer die Einkleidung einen ungewöhnlichen Reiz verlieh, oder daß ſie geiſtige Erörterungen verſuchte, zu denen ſie eine entſchiedene Fähigkeit beſaß, und in welchen ſowohl die Tiefe ihres Denkens als die Reinheit ihrer Seele hell hervortraten. Ihre Urtheile über Bücher überraſchten durch die ſichere Leichtigkeit, mit der ſie durch allen Wuſt gleich zu dem Kerne derſelben durchgedrungen war; die weltlichen Verhältniſſe faßte ſie mit Scharfſinn und heitrer Klarheit, von Menſchen ſprach ſie mit mäßigen Anforderungen und billiger Nachſicht; auch ihre Widerſacher, die ſie wohl kannte und deren Böswilligkeit ſie zu empfinden hatte, flößten ihr weniger Unwillen als Verwunderung ein, ſie begriff nicht, weßhalb man ſie anfeinden konnte. Kehrte man aus dieſem friedlichen, durch Geiſt und Sinn belebten Aufenthalte nach Karlsruhe zurück, ſo war es als wenn man aus reiner ſtärkender Bergluft in den ſtockenden Dunſt trüber Niederungen verſetzt würde.

Im Anfange des Februars trafen aus Berlin für Küſter und mich die neuen Beglaubigungsſchreiben ein. Küſter, der ſchon nach Stuttgart zurückgekehrt war, kam deßhalb wieder nach Karlsruhe. Bevor wir aber unſere Audienz hatten, ließ mich der Großherzog insbeſondere zu ſich rufen und ſprach mir ſeine Freude darüber aus, daß ich ihm verbliebe, als auch darüber, daß unſerem geheimen Anliegen in Berlin, wie mir von dort vorläufig berichtet war, die glücklichſte Erledigung ſchon zu Theil geworden. Von Berſtett empfing ich ein beglückwünſchendes Schreiben, deſſen ſchmeichelhafter Inhalt mich inſofern überraſchte, als ich von ſeiner Hand einen ſolchen Ausdruck nicht erwartet hatte. Er ſagte darin: „Mit innigſtem Vergnügen vernahm ich geſtern, daß Euer Hochwohlgeboren bereits ein neues Beglaubigungsſchreiben erhalten haben. S. Königl. H. der Großherzog zählen es gewiß zu den ſchätzenswertheſten Beweiſen des Wohlwollens, welche Höchſtdieſelben dem König von Preußen verdanken, daß es Seiner Majeſtät gefallen hat, zur Erhaltung der ſo glücklich beſtehenden freundſchaftlichen Verhältniſſe, einen

Mittelsmann zu wählen, welcher ſich in einem ſo hohen Grade das Zutrauen des Souverains ſowohl als die allgemeine Achtung aller derjenigen erworben hat, welche Dienſt- oder geſellſchaftliche Verhältniſſe Ihnen näher brachten. Meine perſönlichen Geſinnungen ſind, wie ich mir ſchmeichle, Euer Hochwohlgeboren ſo bekannt, daß es überflüſſig wäre Ihnen noch ein Wort über den hohen Werth zu ſagen, den ich auf die Erhaltung der unter uns beſtehenden vertraulichen und freundſchaftlichen Verhältniſſe lege. Das edle und energiſch-biedre Benehmen Euer Hochwohlgeboren während einer der ſchwierigſten Epochen in der neu-badiſchen Geſchichte — Ihre Theilnahme an unſerer gerechten Sache, ſind unauslöſchliche Verdienſte, die Sie ſich, nicht um Baden allein, ſondern um alle minder mächtigen Bundesſtaaten erworben haben und die meinem Gedächtniß gewiß nie entfallen werden!“ Küſter, dem ich dies Schreiben mittheilte, war über die Faſſung erſtaunt, und drückte ſein Befremden aus, daß der günſtige Antheil, welchen Preußen für Baden in deſſen letzter Kriſis bezeigt, ausſchließlich mir angerechnet werde, und war nicht wenig erſtaunt, als ich ihm vertraulich eröffnete, was alles ich in dieſer Sache und meiſt auf eigne Verantwortung gethan hatte. „Sie haben viel gewagt,“ ſagte er, „ohne Auftrag und Weiſung ſo weit vorzugehen, und ich hätte es an ihrer Stelle nicht gethan.“ Als wir am 6. Februar unſere Audienz hatten, war Küſter ſehr zufrieden, daß vorzugsweiſe ihm als dem Höhergeſtellten vom Großherzog Ehren und Aufmerkſamkeit erwieſen wurden, ich aber beſcheiden mich zurückhielt. Doch dies Vergnügen wurde ihm gleich wieder vergällt, als er erfuhr, daß nach unſerer Entlaſſung ich wieder zurückgerufen worden, und bei dem Großherzog noch eine gute Stunde in vertraulichem Geſpräch geblieben war. Ich bedaure dergleichen kleinliche Züge mitberichten zu müſſen, aber ſie gehören zur Eigenheit des ganzen Lebensbildes, und ſind auch ihres Zuſammenhangs und ihrer Folgen wegen nicht unwichtig.

Küſter, der wohl fühlte, daß er in Karlsruhe nicht beliebt war, wo man auch wohl Aeußerungen, die er in München gethan, übel vermerkt hatte, reiſte am 11. Februar mißvergnügt nach Stuttgart zurück. Kaum war er fort, ſo erſchien Berſtett bei mir, und brachte mir im Namen des Großherzogs das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen, begleitet von den ſchmeichelhafteſten Verſicherungen, wobei ausdrücklich geſagt wurde, daß ſchon der vorige Großherzog dieſe Auszeichnung mir zugedacht habe und der jetzige mit Freuden eine Pflicht erfülle, die mit ſo vielen andern ihm vererbt worden. Was von Titeln und Orden zu halten, und was ſie für den Inhaber beweiſen, darüber iſt die Welt längſt im Klaren, man weiß, daß ſie bisweilen auch dem Verdienſt, hauptſächlich aber aus Gunſt vergeben werden. Aber gerade dieſer letztere Umſtand bedingt ihren Werth, denn der Begünſtigte ſteht überall im Vortheil, und das Maß der Gunſt in ſolchen Zeichen zu erkennen, iſt den Leuten, welche darauf ihren Sinn gerichtet haben, von größter Wichtigkeit. Daß ich, der nicht einmal Geſandter war, der nur Legationsrath hieß, ein Großkreuz mit Stern und Band erhielt, war ein unerhörter Fall, in Baden unerhört und in Preußen; das Aufſehen und Staunen über dieſe Verleihung waren daher ungeheuer, man konnte nicht begreifen, daß das Ueberſchreiten gewohnter Stufen, das Nichtbeachten herkömmlicher Maßbeſtimmung ſo weit gehen könne. Der hannöverſche Geſandte von Reden beglückwünſchte mich aufrichtig und herzlich, in der Meinung ich habe das Kommandeurkreuz erhalten, als er aber vom Großkreuz hörte, gerieth er in Verwirrung, verfärbte ſich und ſagte dann ſeufzend: „Nun dann . . . dann . . . kann man Ihnen gar nicht gratuliren, dann ſind Sie über alle Gratulation hinaus!“ Auch in Berlin ſetzte man anfangs einen Irrthum voraus, und wußte nicht wie man die Sache nehmen ſollte, doch die übliche Erlaubniß zur Annahme konnte nicht ausbleiben. Was aber für die Andern nur ein Gegenſtand lauten Verwunderns und etwa ſtillen Neides war, empfand Küſter als einen ihm zugefügten furchtbaren Schlag, als einen Raub deſſen, was ſeiner Meinung nach, ſchon wegen ſeines Ranges, ihm und nur ihm gebührt hätte. In ſeinem nächſten Brief an mich verhehlte er ſeine gereizte Empfindlichkeit nicht, und ich erfuhr, daß er mündlich in Stuttgart und ſchriftlich in Berlin ſeinen erbitterten Aeußerungen den freiſten Lauf gelaſſen habe. Doch war ich an ſeiner Kränkung ganz unſchuldig; mich hatte früher Tettenborn mit der Nachricht überraſcht, daß der Großherzog Karl mir dergleichen zugedacht, ich hatte mich nicht darum beworben noch darauf gerechnet, nach ſeinem Tode ſchien die Sache verfallen, ſie kam dann unerwartet aus der Hand ſeines Nachfolgers, der am wenigſten geneigt ſchien, das Geleiſe pedantiſcher Stufenfolge zu verlaſſen; man hatte mich nicht gefragt oder zu Rathe gezogen, von Küſter war nie die Rede geweſen, ich hatte mich gegen ihn ſtets ehrerbietig verhalten und nie das Geringſte — er ſelbſt freilich nur zu viel — gethan, um ihn in den Schatten zu ſtellen. Nichtsdeſtoweniger war ich ihm von nun an eine verhaßte Perſon, und ſein Mißwollen trug in der Folge ſehr dazu bei, andere Verſtimmung gegen mich zu wecken, oder zu ſchärfen, ja zuletzt die Wendung herbeizuführen, die mich von Karlsruhe wegführte und nach Nordamerika verſchlagen ſollte. Das Geſchenk, welches mir eine Belohnung ſein ſollte, war demnach eher ein unheilbringendes, auch in dieſem Bezuge, daß nun der Großherzog, indem er ſich wohl bewußt war das Außerordentlichſte für mich gethan zu haben, nun auch beſtimmt darauf rechnete, ich ſolle perſönlich unbedingt ihm anhängen. Aehnliches mochte Berſtett ſich einbilden.

Gleich in dieſen Tagen mußten ſolche Vorausſetzungen hart anſtoßen. Ich war beim Großherzog zugleich mit Berſtett, und im behaglichen Plaudern kam die Rede auch auf Tettenborn, zu deſſen Nachtheil Berſtett dem Großherzog ſchon vorher manches beigebracht haben mochte, und jetzt galt es den Verſuch, jenen auch durch mich Preis geben und verläugnen zu laſſen. Mit der Geſchicklichkeit, welche ränkevollen Uebelſprechern nie fehlt, machte Berſtett eine Bemerkung, in welcher eine Schmeichelei für den Großherzog, für Tettenborn aber eine Geringſchätzung, lag, und richtete dann geradezu an mich die Aufforderung ich ſolle nur eingeſtehen, daß unſer alter Freund in Karlsruhe wenig nütz und ſehr unbequem geweſen ſei! Das Herz ſchlug mir aus Empörung über ſolche Falſchheit, und da ausdrücklich mir die Antwort zugemuthet war, und der Großherzog mich neugierig anſah, ſo fühlt' ich, daß ich nicht ſchweigen durfte, und mit dem Feuer des Unwillens ſchlug ich den hämiſchen Angriff zurück, ſetzte Tettenborn's ehrlichen Muth und Sinn ſo wie ſein großes Verdienſt in volles Licht, und bekannte mich als einen ſeiner Getreuen, der nie von ihm abfallen werde. Berſtett verſtummte zuerſt, lenkte dann ein, und wollte die Sache verwiſchen, wußte jedoch nun für immer entſchieden, was er von mir zu halten habe, daß ich nicht für ihn zu gewinnen, ſondern ein Freund des Freundes, den er verrieth, alſo ein Feind ſei, und er hatte die Genugthuung, daß auch der Großherzog über meinen Eifer verwundert und mich lächelnd ob meiner Unklugheit zu bedauern ſchien.

Wenn ich mit Rahel dieſe Vorgänge und Verhältniſſe beſprach, ſo gelangten wir einſtimmig immer auf's neue zu dem Ergebniß, daß in dieſem Widerſtreite keine Ausgleichung zu hoffen ſei, und meine Stellung in der Fortdauer unhaltbar werden müſſe. Die außerordentliche Gunſt des Großherzogs gründete ſich auf Umſtände, die ich mir als zufällige eingeſtehen mußte, deren Wechſel unausbleiblich war, und deren Fortbeſtehen ich ſelbſt nur höchſt bedingterweiſe wünſchen konnte. Um den Anſprüchen zu genügen, die an mich gemacht wurden, hätte ich badiſcher Miniſter werden müſſen, und dies wäre denn doch keineswegs leicht zu erlangen, noch weniger aber von meiner Seite zu wünſchen geweſen; auch alsdann hätte meine Denkart auf tauſend Hinderniſſe ſtoßen und ſich mehr oder minder verläugnen müſſen; der Fürſt, der mir jetzt ſo ſehr gewogen war und dem meine Thätigkeit genutzt hatte und deßhalb gefallen konnte, gehörte doch im Ganzen einer weit zurückliegenden Zeit und ſolchen Gewohnheiten an, die mit meiner Richtung nicht zuſammengingen, und wäre es mir gelungen, den alten, geiſtig ſchwachen, aber zugleich ſtörriſchen und ſich klug dünkenden Mann, einzeln völlig zu gewinnen, ſo hätte doch das nie mit der ganzen Familie und dem ganzen Hofe geſchehen können, und die Macht dieſer Einflüſſe wäre zuletzt die herrſchende geblieben. Schon jetzt beſaß Berſtett, durch ſein Halten auf Stand und Rang, auf Hergebrachtes und doch dem äußern Vortheil Fügſames, ein entſchiedenes Uebergewicht, das, gleichviel ob in ſeinen oder in andern Händen, ſich in der Folge nur mehren konnte. Was in meinem preußiſchen Verhältniß lange Zeit ſchlummern oder ſchweigen durfte, der Zwieſpalt perſönlich gehegter Anſichten und amtlich gebotener, mußte hier geſchwind hervorbrechen. Wir täuſchten uns nicht, und ſahen mißtrauiſch auf den guten Anſchein, der uns ſo ſehr beneidet wurde. Jedoch hatten wir deßhalb nicht eben große Sorge. Die badiſchen Sachen waren mir ohnehin zu enge, als daß ich den Blick auf ſie ausſchließlich hätte beſchränken mögen. Ein größerer Geſichtskreis lag vor mir offen, der des preußiſchen Staates, des deutſchen Vaterlandes, der allgemeinen politiſchen Entwickelung, des Fortſchreitens der Völker zur Selbſtſtändigkeit, zur Freiheit. Allerdings war ich vorzugsweiſe mit Baden beſchäftigt, aber meine Theilnahme richtete ſich mit gleichem Eifer auf alles Verfaſſungsweſen, auf die Thätigkeit des Bundestages, die katholiſch-kirchlichen Angelegenheiten, die der Mediatiſirten und des Adels überhaupt, vor allem auf den Kampf der Liberalen in Frankreich, von dem alles andere abhängig erſchien. Durch Briefwechſel und Zeitungsaufſätze ſuchte ich nach beſten Kräften auf alle dieſe Gegenſtände mitzuwirken, und hatte die Genugthuung, öfters der guten Sache meine Dienſte wahrhaft erſprießlich zu ſehen. Dabei vergaß ich meine Freunde nicht, für Tettenborn und Lindner, für Bentheim und Oelsner, und auch für Weſſenberg, wo ſie ſelbſt oder ihre Sache angefochten wurde, wie für die verfolgten Franzoſen brach ich manche Lanze. Die Minerve française half ich verbreiten und in ihrem Anſehen ſtärken, die kräftige Schrift von Bailleul gegen die einſeitigen wahrheitswidrigen Betrachtungen der Frau von Stael über die franzöſiſche Revolution erſchien deutſch in der Ueberſetzung von Lindner, die ich nachdrücklich empfahl, den König von Würtemberg verſorgt' ich ferner mit mancherlei politiſchen Anregungen, die ihm gewiß von keinem ſeiner Geſandten zukamen.

Als ſolcher war Graf von Mülinen, ungeachtet ſeiner ſchon ausgeſprochenen Beſtimmung nach Paris, in Karlsruhe noch anweſend, erhielt ſogar noch ein neues Beglaubigungsſchreiben für den Großherzog, da der König dieſem nicht gleich zu Anfang einen geringern Vertreter anbieten wollte, und mit der Wahl eines Nachfolgers für Mülinen noch nicht im Reinen war. Der General von Varnbühler, den man als ſolchen bezeichnet hatte, war nur auf ein paar Tage am Hofe zu Karlsruhe erſchienen, um in Sachen des Bundeskriegsweſens nähere Verſtändigungen zu treffen, und dann nach Frankfurt weitergereiſt. Er mochte ſich von der Unzulänglichkeit Mülinen's an Ort und Stelle näher überzeugt, und den König, der dieſelbe ohnehin kennen mußte, aufmerkſam gemacht haben, wie nöthig ihm ein urtheilsfähiger Berichterſtatter ſei. Daher wurde dem Geſandten ſchon jetzt der Staatsrath von Wächter beigegeben, der nach dem Abgange von jenem bis zum Eintreffen des Nachfolgers deſſelben als Geſchäftsträger eintreten ſollte, und der ohne Frage beiden an Einſicht und Eifer überlegen war. Er ſchloß ſich alsbald an mich an und ſchenkte mir ſein völliges Vertrauen; allein er konnte das Untergeordnete ſeiner Stellung nicht überwinden, fühlte ſich dem Könige fremd und von Andern abhängig, zudem war ihm mein Verhältniß zu ſeinem Herrn nicht vertraut worden; alles dies war Urſache, daß ich nicht nach Wunſch mit ihm mich benehmen und überhaupt auf keinen ſichern Fuß mit ihm kommen konnte, ſo ſehr wir in freiſinniger Anſicht übereinſtimmten.

Inzwiſchen hatte der Großherzog in Gemäßheit der Verfaſſung ein Statut ausarbeiten und veröffentlichen laſſen, welches die Verhältniſſe und Rechte ſeiner Staatsdiener näher beſtimmte, und deren Stellung ſowohl während ihrer Amtsführung als nach derſelben angemeſſen ſicherte; man ging vielleicht zu weit, und machte ſie von der Regierung unabhängiger als nöthig, denn bei der Wirkſamkeit ſtändiſcher Kammern durfte, ja mußte ſogar der Regierung in der Wahl und dem Gebrauch ihrer Werkzeuge und Wortführer freiere Hand gelaſſen werden. Man konnte ſich erinnern, daß jedes Amt ſich möglichſt unabhängig zu machen ſtrebt, ja daß die jetzigen regierenden Fürſten nichts anderes als einſtige Beamten geweſen, die ihr Amt zur Selbſtmacht erhoben haben. Allein in den kleinen Ländern des ehemaligen deutſchen Reiches hatten die Grundſätze Moſer's über die Berechtigung der Staatsdiener, die eine Art von Landesvertretern ſein ſollten, ſich dergeſtalt eingeniſtet, daß jenes Statut allgemeinen Beifall und auch bei den verſtockten Junkern, denen die Verfaſſung ein Gräuel war, kaum Widerſpruch fand.

Wenn ſie dieſes Feld Preis gaben, ſo waren ſie deſto thätiger auf dem ihrer eigenen Vorrechte, die ſie nicht nur innerhalb der Verfaſſung möglichſt befeſtigen, ſondern auch, trotz derſelben, möglichſt erweitern wollten. Mit den mediatiſirten Fürſten und Grafen wurde vereinzelt unterhandelt, und man gewann dadurch, daß ſie ihre Gemeinſamkeit aufgaben, über ſie den größten Vortheil. Sie verdarben ihre Sache beſonders auch dadurch, daß ſie das Volk außer Acht ließen, und ihre Vorrechte nicht, wie es ſich gebührt hätte, dem Oberherrn als deſſen Beſchränkung abzugewinnen ſtrebten, ſondern zur Belaſtung der nun zwiefachen Unterthanen werden ließen. Ehrenrechte mancher Art, zum Beiſpiel Trauergeläute in ihren Gebieten, wurden ihnen bereitwillig zugeſtanden, dagegen ſolche, welche die regierende Familie zu nah berührten, wie der begehrte Eintritt in die Hofloge des Theaters, rund abgeſchlagen. Der erſte Mediatiſirte, der ſeine Verhandlungen mit der Regierung zum Abſchluß brachte, war der Fürſt von Fürſtenberg; ihm wurde die Sache ſehr erleichtert, indem er durch ſeine Verbindung mit der früheren Gräfin von Hochberg, nachherigen Prinzeſſin von Baden als Mitglied der Großherzoglichen Familie angeſehen wurde. Beide Seiten glaubten bei dieſer Heirath einige Opfer zu bringen, aber ſie wurden weit überwogen durch die beiderſeitigen Vortheile. Der Stolz des alten, angeſehenen und reichen Hauſes Fürſtenberg ergab ſich in den der Prinzeſſin von mütterlicher Herkunft und noch ganz neuer Standeserhöhung anhaftenden Makel, hinwieder ſtieg die jetzt einem regierenden Hauſe doch wirklich angehörende Prinzeſſin aus dieſem in ein mediatiſirtes hinab; dafür aber bekam dieſe einen jungen, liebenswürdigen, reichen und allen regierenden Herren doch ebenbürtigen Gemahl, und dieſer wurde durch die an Schönheit und Gemüth ausgezeichnete Gattin Schwager des künftigen Großherzogs. Die andern Mediatiſirten waren über dieſen Schritt Fürſtenberg's nicht wenig betroffen, ſie mißbilligten ihn ſehr und nannten ihn wohl gar einen Verrath an ihrer gemeinſamen Angelegenheit, an deren Betreibung er nun keinen Theil mehr nahm. Wir ſahen ihn oft in dieſer Zeit geſellſchaftlich bei uns, wo er dann dieſe Verhältniſſe nach ſeiner unbefangenen heitern Weiſe lebhaft beſprach, und über ſeine verſtockten Standesgenoſſen ſcherzte, die troſtlos am Vergangenen hingen und darüber die Gegenwart verſäumten.

Eine andere Heirath bereitete ſich vor, mit der ſich wichtigere Beziehungen verknüpften, die des Markgrafen Leopold, des bezeichneten Thronerben. Die verwittwete Frau Markgräfin Amalie, denn von gebietenden Frauen gehen doch ſolche Anſchläge faſt immer aus, hatte ihm ihre Enkelin die Prinzeſſin Sophie von Schweden zur Gemahlin erſehen, und ſowohl die Königin Mutter als die Prinzeſſin hatten nichts dagegen; er ſelbſt und der Großherzog, wenn ihnen auch die Sache nicht ganz recht geweſen wäre, würden nicht gewagt haben zu widerſprechen. Die Frau Markgräfin hatte die Vorſicht gehabt, den Sinn des ruſſiſchen Hofes zu erforſchen, und da dieſer ſeine Billigung ausſprach, die Kaiſerin gern ihre Nichte, der durch die Tollheiten des Vaters ihre ſchwediſche Stellung verloren war, auf den Thron von Baden berufen ſah, ſo galt alles für beſchloſſen und abgemacht.

Nach der Mitte des Februars machte der Großherzog der Stadt Mannheim einen erſten Beſuch, und wurde von den Einwohnern mit einem Jubel empfangen, der alle Erwartung übertraf und ſein Gemüth freudig erſchütterte. Die Mannheimer hatten ſich bisher, wie die meiſten Pfälzer, der badiſchen Regierung ſehr abgeneigt erwieſen, und alle ihre Hoffnung mit Eifer darauf gerichtet, wieder baieriſch zu werden. Dieſe Hoffnung war ihnen erſt kürzlich durch die neueſte Ausgleichung zwiſchen Baden und Baiern, ſchmerzlich entriſſen worden, und man durfte daher ihre Stimmung als eine mürriſche und widerwillige vorausſetzen. Allein durch die verkündigte Verfaſſung, die Erwägung ihres Inhalts und die Schritte zu ihrer Verwirklichung, ſo wie durch die andern guten Zeichen der neuen Regierung, und die Berichte, die man von den perſönlichen Handlungen und Abſichten des Großherzogs vernahm, hatte ſich dieſe Mißſtimmung ſchnell verwandelt, und man begrüßte den neuen Fürſten als einen Landesvater, dem die Freiheit und Wohlfahrt aller Stände am Herzen liege. Der mächtige Eindruck einer ſolchen überſtrömenden Begeiſterung weckte die wirklich guten Vorſätze des Fürſten, welche in Schlummer zu wiegen ſchon viele Hände geſchäftig waren, zu neuer Kraft und Thätigkeit auf. Er ſprach mir nach ſeiner Rückkunft die Befriedigung und den geſtärkten guten Glauben und Willen, die er von Mannheim mitgebracht, in gerührten Worten aus, die aus dem Herzen kamen und zum Herzen gingen. Einen beſondern Umſtand, der mich perſönlich näher berührte, ließ er nicht unerwähnt, Ludwig Robert, der ſich gerade in Mannheim befand, war von der Stadtobrigkeit aufgefordert worden, den Empfang des Fürſten durch ein Gedicht zu verherrlichen, er folgte gern dieſem nicht abzuweiſenden Antrag, und lieferte aus reinſtem Antrieb und ächter Eingebung ein ſinnvolles und zartes Lied, welches von ſchönen Stimmen geſungen und im Prachtdruck überreicht ſeine volle Wirkung nicht verfehlte. Der Großherzog war geneigt, das Verdienſt meines Schwagers auch mir mit anzurechnen, wenigſtens entnahm er daraus die Beſtätigung einer Anhänglichkeit, die von mir auf meine Nächſten ſich fruchtbar übertrage.

Dieſe glückliche Stimmung wurde ſchon in den nächſten Tagen wieder getrübt. Die Miniſter bedrängten den Großherzog mit Verfaſſungsfragen, über die Zuſammenſetzung der erſten Kammer, über die Leitung der Wahlen für die zweite, beſonders hoben ſie die unermeßlichen Schwierigkeiten hervor, ſchon in der nächſten Zeit den Bedarf des Staatshaushalts in einer Weiſe feſtzuſtellen, daß die Stände damit zufrieden ſein könnten und auch die Regierung möglichſt freie Hand behielte. Zwar ließ alle Zerrüttung und aller Mangel ſich leicht der vorigen Regierung aufbürden, und größtentheils mit gutem Recht, allein es gab Mißbräuche, deren Vortheile man noch nicht aufgeben zu können glaubte, und die man daher noch nicht einzugeſtehen wünſchte, es gab andere Gegenſtände, bei denen in Frage kam, wiefern die Regierung ihr

Anſehn aufbieten wolle, um ſie vor den Ständen zu behaupten. Vor allem wurden die großen Jahrgelder, welche die Familienglieder bisher bezogen hatten, unter den Geſichtspunkt geſtellt, daß man den Ständen wohl überlaſſen könne, ſolche auf ein billiges Maß herabzuſetzen. Der Großherzog, welcher von all dieſen Dingen, wie ſie rechtlich und ſtaatsklug zu behandeln ſeien, wenig verſtand, und ſich fürchtete, ſie nach eignem Gutdünken zu entſcheiden, wofür ihm die ſchlimmſten Vorwürfe in Ausſicht ſtanden, gab endlich ermüdet die Erklärung, die Miniſter ſollten alles unter eigner Verantwortung auf's beſte ordnen, den Ständen alles offen vorlegen und kein Geheimniß vor ihnen haben. Dieſe höchſte Willensmeinung wurde ſämmtlichen Staatsbeamten, die mit den Vorarbeiten für die Ständeverhandlungen beſchäftigt waren, ausdrücklich mitgetheilt. Dagegen willigte der Großherzog in den Beſchluß, daß die Eröffnung der Kammern, um Zeit für jene Arbeiten zu gewinnen, abermals und zwar zum 20. April aufgeſchoben wurde. Die Stimmung war im Lande ſo gut, daß dieſer Aufſchub mit wenig Unzufriedenheit vernommen wurde.

Unterdeſſen rückten die Verhandlungen in Frankfurt, welche in der badiſchen Gebietsſache noch immer einen Reſt von Schwierigkeiten zu beſeitigen hatten, langſam fort. Es ſchien, als ob Oeſterreich einen Zipfel dieſes Flickwerks noch immer feſthalten wollte, Baiern wieder einige Hoffnung hegte, das Ganze nochmals in Frage zu ſtellen, und die wenige Beeiferung Englands und Frankreichs den feſtgeſetzten Ausgleichungen beizuſtimmen, erregte in Karlsruhe ſtille Beſorgniß. Die kleinen Diplomaten machten ſich wichtig, unendliches Geträtſch ging hin und her, man hatte Mühe ſich deſſen zu erwehren und in keine der Fallen zu gerathen, welche von kleinlicher Argliſt geſtellt wurden. Weil Frankreich ſeine Erklärung noch zurückhielt, was keinen andern Grund hatte als die geringe Wichtigkeit, welche man in Paris einem untergeordneten deutſchen Handel beilegte, meinte eine kleine Parthei, die während der Rheinbundszeit obenauf geweſen war und dies nicht vergeſſen konnte, Baden müſſe vor allem wieder an Frankreich ſich anſchließen, als an den mächtigſten und nächſten Nachbar. Dergleichen fand nun freilich beim Großherzog kein Gehör, und Berſtett hatte ſich ganz und gar der Leitung des ruſſiſchen Geſandten von Anſtett in Frankfurt hingegeben, der ſein Gönner und Meiſter war. Durch dieſe Hülfe kam auch bald wieder Klarheit in die verdüſterte Angelegenheit, und ſie erſchien auf ſo gutem und ſichern Wege, daß man ſich in Betreff ihres Ausgangs aller weitern Sorgen entſchlug.

Ein kleines, für die Andern luſtiges, für uns Preußen peinliches Zwiſchenſpiel gab der preußiſche Bundesgeſandte Graf von der Goltz. Der gutmüthige, vielgeplagte Mann konnte in ſeiner ſchwierigen Haltung und Lage durch ſein vornehmes geſchäftserfahrnes Anſehen ſeinen Mangel an Einſicht und Kraft nicht lange verdecken, ſeine Kollegen fuhren ihn an, drängten ihn mit gelehrten Erörterungen in die Enge, und nöthigten ihn zu Geſtändniſſen, die er nachher zu bereuen hatte. Kam er aus den Sitzungen des Bundestags und Ausſchußberathungen mißvergnügt nach Hauſe, ſo hatte er die Lebhaftigkeiten, die Vorwürfe und Zumuthungen ſeiner Gattin zu ertragen. Unfähig den mannigfachen Angriffen Trotz zu bieten, ſuchte er ſich in unempfindliche Gleichgültigkeit zu retten, welche Stimmung allmählich auch auf ſeine Geſchäftsführung überging. An einem Tage nun, wo ſeine Verſchüchterung in völlige Zerſtreutheit ausgeartet war, widerfuhr ihm das Unglück, daß er bei Einreichung einer von Berlin empfangenen Mittheilung für den Bundestag nicht nur dieſe, wie es zu geſchehen hatte, der öſterreichiſchen Bundeskanzlei übergab, ſondern auch die geheimſten, für ihn allein beſtimmten, mit jener Mittheilung zugleich eingegangenen, aber von ihr ſehr abweichenden Weiſungen hinzufügte, die nun wie jene loco dictaturae gedruckt und ausgegeben wurden. Man kann ſich vorſtellen, welchen Lärm dies verurſachte, welches Geſchrei, welche Entrüſtung, welches Gelächter! Das Aergerniß und die Beſchämung, welche die preußiſche Diplomatie in dem Beiſpiel Hänlein's auszuſtehen gehabt, wiederholte ſich zum zweitenmale in größter Steigerung. In allen diplomatiſchen Kreiſen wurde das Ereigniß mit Entſetzen, mit Bedauern, mit Hohn beſprochen. Der Eindruck war ſo gewaltig, daß das Miniſterium der auswärtigen

Angelegenheiten ſich bewogen fand, an allen deutſchen Höfen eine beruhigende Selbſtrüge des Vorgegangenen und zugleich die Verſicherung ausſprechen zu laſſen, daß der Graf von der Goltz am Bundestage nicht verbleiben werde. War dies alles für den Ruhm der preußiſchen Verhältniſſe ſchon arg und ſchädlich genug, ſo ſollte der Spott und Hohn doch bald noch ſtärkere Nahrung erhalten, denn man ging in Berlin bald über die eingeſtandene Scham hinweg, und der Graf von der Goltz blieb am Bundestag!

Dem Großherzog war alles was Preußen betraf empfindlich, als wenn es ihn mitbeträfe, und wirklich trat er ſchon förmlich als preußiſcher General auf, und freute ſich herzlich des Tages, an welchem er zum erſtenmal in der preußiſchen Uniform erſcheinen konnte, die ihm der von Berlin zurückgekehrte Kourier Hennenhofer noch ſorgfältigen mitgenommenen Maßen dort hatte machen laſſen. Allein während der Großherzog in ſeinem neuen Schmucke vergnügt prunkte, und ſeinem eignen Militair gewaltig zu imponiren meinte, mißfiel einem großen und dem regſamſten Theile der badiſchen Offiziere dieſes fremde Verhältniß, ſie glaubten die Uniform, welche ſie ſelber trugen, dadurch herabgeſetzt, und ſtellten dem erneuten preußiſchen Kriegsruhm trotzig den entgegen, welchen ſie aus den Siegeszügen Napoleons davongetragen. Sie hörten mit Verdruß, daß demnächſt alle badiſchen Truppen nach dem Muſter der preußiſchen gekleidet werden ſollten, und es wurden Stimmen laut, welche bei ſolcher Zumuthung mit Verweigerung des Gehorſams drohten. Doch wie gewöhnlich in ſolchen Fällen mäßigte ſich der große Zorn wieder; der Großherzog, gewarnt, zeigte ſich abwechſelnd in preußiſcher und badiſcher Uniform, zeigte hin und wieder ein ungnädiges Geſicht, und in kurzer Zeit waren die keckſten Widerſprecher ſo mürbe geworden, daß bei der ſpäter wirklich erfolgten Umbildung niemand ſich mehr erinnern wollte, der Sache entgegen geweſen zu ſein.

Ich komme jetzt der Zeitfolge gemäß zu einem Ereigniß, das an ſich grauenhaft und entſetzlich noch beſonders durch ſeine Folgen unheilvoll und beklagenswerth wurde, es iſt die Ermordung Kotzebue's. Ich glaubte dem Gegenſtand eine eigne Bearbeitung widmen zu müſſen, die rückwärts- und vorwärtsgreifend alles in ununterbrochenen Zuſammenhang faßt, und füge den betreffenden Aufſatz deßhalb hier unverkürzt ein.

Kotzebue's Ermordung.

Der Name Kotzebue war der Welt bekannt durch eine Fluth mannigfacher Theaterſtücke, mit denen ſein fruchtbares Talent die deutſchen und auch die meiſten ausländiſchen Bühnen überſchwemmte, durch eine Menge anderer litterariſcher Erzeugniſſe, an denen gemeine Leſeluſt ſich labte, durch die ſchlechte Rührung und ſchlaffe Sittenlehre, welche in ſeinen Schriften das Gute und Edle vorſtellen wollten, endlich durch ſeinen abentheuerlichen Lebenswechſel, durch zahlloſe meiſt für ihn ſchimpfliche Streitigkeiten, durch Lügen und Bübereien, die ihm faſt aller Orten Verdruß und Schmach zugezogen hatten. In ſpäteren Jahren warf er ſich zum politiſchen Schriftſteller auf, und in Rußland, wo er nach manchem Glückwechſel heimiſch geworden, bemühte er ſich, eben ſo dienſtbar im Schmeicheln als im Befeinden, alles Dortige zu preiſen, und das Ausländiſche, zuletzt beſonders das Franzoſenthum, geifernd anzugreifen. Seine Zeitſchrift, die Biene, wurde auch in Deutſchland viel geleſen, man ergötzte ſich an ſeinen Ausfällen gegen Napoleon, aber es war offenbar, daß ſie nicht aus Freiheits- und Vaterlandsliebe hervorgingen, und er gewann nur leichten Beifall, nicht aber Vertrauen oder Achtung. Im Jahre 1813 kam er im Gefolge der ruſſiſchen Truppen nach Berlin, wo er in Hitzig's Verlag ein Ruſſiſch-Deutſches Volksblatt herausgab, das aber den Krieg wenig überdauerte. Verſchiedene Anſtellungen, die er hierauf im ruſſiſchen Staatsdienſt erlangte, befriedigten ihn nicht, er wünſchte in Deutſchland zu leben, und wo möglich im Schimmer diplomatiſchen Anſehens, das ſeinen Ehrgeiz beſonders reizte. Es gelang ihm, eine Art Zwiſchenverhältniß für ſich zu ermitteln, das ihm bei guter Beſoldung alle Freiheit ließ, ſeinem litterariſchen Hange zu folgen. So kam er unter dem Schutz eines ruſſiſchen Titels in ſeine Vaterſtadt Weimar, wo er ſich niederließ, und ſein altes Treiben auf's neue begann. Weil es keine Franzoſen mehr zu bekämpfen gab, ſo richtete er ſeine Angriffe nur um ſo lieber gegen die eignen Landsleute, als er wohl wußte, daß er unter ihnen aus alten und neuen Zeiten wenig Freunde hatte. Während er für alles Ruſſiſche die ſchamloſeſten Lobpreiſungen verſchwendete, ergoß er über alles Deutſche den giftigſten Tadel, riß die edelſten Namen frech herunter, und ſuchte jedes freie Aufſtreben als thöricht zu verſpotten, als ſtaatsgefährlich zu verdächtigen. Sein litterariſches Unweſen war längſt durch die öffentliche Meinung zu ſehr verurtheilt, als daß ihm große Bedeutung hätte zugeſchrieben werden können; allein man wußte, daß er zugleich ein Beauftragter der ruſſiſchen Regierung war, und da konnte es nicht gleichgültig ſein, welche trügeriſche Nachrichten und gehäſſige Angebereien dorthin gelangten, von wo die deutſchen Angelegenheiten fortwährend großen Einfluß erfuhren. Auf den deutſchen, vom Auslande beſoldeten Spürer und Verhetzer ſeiner Landsleute zog ſich ein faſt allgemeiner Haß zuſammen, beſonders von Seiten der ſtudirenden Jugend, die denſelben bei dem berühmten Wartburgfeſt im Jahr 1817 heftig ausbrechen ließ, indem ſie mit andern ihr widrigen Schriften auch die ſeinen feierlich verbrannte. Kotzebue machte gewaltigen Lärm, klagte die Studirenden und ihre Lehrer eines ſchlechten, aufrühreriſchen Geiſtes an, und beſchuldigte das ganze Univerſitätsweſen heilloſer Verderbniß.

Im folgenden Jahre, wie ſchon oben erwähnt worden, hatte ein anderer Staatsdiener, Herr von Stourdza, ein Mann ſehr beſchränkten Sinnes, doch jedenfalls geiſtig und ſittlich weit höher ſtehend als Kotzebue, beim Aachener Kongreß dieſelben Anklagen in einer Denkſchrift vorgebracht, welche durch die gewinnſüchtige Dreiſtigkeit Friedrich Schöll's öffentlich bekannt wurde. Der Lärm war ſo groß und der Widerſpruch gegen die Denkſchrift ſo einleuchtend, daß man in St. Petersburg räthlich fand ſie zu mißbilligen, und ſie für die ungeſchickte Privatarbeit eines Unberufenen zu erklären. Doch hiemit war Kotzebue nicht zufrieden, er fuhr fort, der Schrift von Stourdza die Bedeutung einer amtlichen beizulegen, und ſie mit Heftigkeit zu vertreten, ihre ärgerlichen Behauptungen und ungeſchickte Faſſung auf's äußerſte zu vertheidigen. Es entſtand ſogar der Verdacht, er ſelbſt ſei der eigentliche Verfaſſer, und Stourdza habe nur das ſchlechte Franzöſiſch durch beſſeres erſetzt, und ſeinen Namen dazu gegeben. Auch dieſer Unwillen fiel daher zumeiſt wieder auf Kotzebue zurück, und daß ſeine eigne Regierung ihm den unzeitigen Eifer hart verwies, konnte den Haß und die Verachtung, die man gegen ihn empfand, nur mehren.

Bald nachher brachte ein für ihn unglücklicher Zufall eine Probe ſeiner geheimen Berichte an das Licht der Oeffentlichkeit. Ein Schreiber, den Kotzebue beſchäftigte, konnte die ihm zum Abſchreiben anvertraute Schrift, welche franzöſiſch, und ihm daher um ſo ſchwieriger war, nicht recht leſen, und bat ſeinen Hausnachbar Doktor Lindner, einen wackern und geiſtvollen Kurländer, er möchte ihm aus der Verlegenheit helfen. Lindner, Sohn und Neffe der beiden Brüder dieſes Namens, welche als Freunde Hamann's bekannt geworden ſind, war in ernſte wiſſenſchaftliche Arbeiten vertieft, kannte Kotzebue'n kaum, und ſtand mit ihm in keinerlei Beziehung; als Freiſinniger ihm entgegengeſetzt, gehörte er doch nicht zu ſeinen erklärten Feinden. Jetzt aber wurde er es; er las die Schrift und erkannte in ihr ein Kotzebue'ſches Bulletin, das die empörendſten Verläumdungen würdiger deutſcher Gelehrten und die ſchändlichſten Fälſchungen ihrer Ausſprüche enthielt. Im höchſten Unwillen über ſolche Nichtswürdigkeit, welche die ſchwerſten Folgen für treffliche Männer, für die Univerſität Jena und ſelbſt für das Land Weimar haben konnte, beſchloß Lindner, die zufällige Entdeckung zur Abwendung des Schadens zu benutzen, ſchrieb eiligſt die wichtigſten Stellen des Lügenblattes ab, und theilte dieſen Auszug dem Profeſſor Luden mit, der darin beſonders angeſchwärzt war. Luden glaubte es ſich ſelbſt und der Sache des Vaterlandes ſchuldig zu ſein, ſolche Verläumdungen öffentlich aufzudecken und dadurch zu entkräften, er ließ in ſeiner Zeitſchrift Nemeſis den Auszug des Bulletins abdrucken. Kotzebue bekam frühzeitig genug Kenntniß davon, um die Druckbogen durch die weimariſche Behörde wegnehmen zu laſſen, allein der Inhalt war bereits in die Iſis von Oken und den Volksfreund von Ludwig Wieland übergegangen, und obſchon auch dieſe Abdrücke verboten wurden, ſo waren ihrer doch ſchon zu viele ausgegeben, und die Oeffentlichkeit nicht mehr abzuwenden. Das tückiſche Treiben Kotzebue's lag nun in unwiderſprechlichem Zeugniß am Tage, und es erhob ſich ein Sturm gegen ihn, wie noch nie vorher. Auch gab er ſich keine Mühe, ſeine fälſchende Angeberei zu beſchönigen, die Sache ſprach zu laut gegen ihn, allein deſto mehr ſchrie er über die angeblich ihm widerfahrene Verletzung des Völkerrechts, des amtlichen, des diplomatiſchen Verhältniſſes, in welchem er zu ſtehen behauptete; er that als ob der Kaiſer ſelbſt beleidigt und nur durch ſtrengſte Beſtrafung der Schuldigen zufrieden zu ſtellen ſei. Die weimariſche Regierung, unſicher welche Bedeutung dem ungewöhnlichen Fall in St. Petersburg möchte beigelegt werden, eröffnete eine gerichtliche Unterſuchung, die in einen förmlichen Prozeß Kotzebue's gegen jene Veröffentlicher überging, und lange nachher mit deren Freiſprechung endigte. Unterdeſſen hatte Lindner, den allerdings der Hauptvorwurf traf, von der Sache mancherlei Verdrießlichkeiten auszuſtehen, die ihn bald bewogen, den Aufenthalt in Weimar mit dem in Straßburg zu vertauſchen, von wo er eine bündige Vertheidigungsſchrift ſeines Verfahrens ergehen ließ, deſſen Unregelmäßigkeit er eingeſtand, aber mit dem der Wahrheit und Redlichkeit geleiſteten Dienſt triftig entſchuldigte.

Aber auch ſelbſt die ruſſiſche Regierung, obſchon ungehalten über den Vorgang und ihn keineswegs billigend, bezeigte gar keine Neigung, Kotzebue's Sache zu der ihrigen zu machen; ſie ſah in dem veruntreuten Blatt mehr die litterariſche Arbeit eines Tagſchriftſtellers, als die amtliche eines Staatsdieners. Man lachte in St. Petersburg über ſeine diplomatiſche Anmaßung; es ergab ſich bei dieſem Anlaſſe die auffallende Thatſache, daß der Kaiſer ſelbſt von Kotzebue's Aufträgen gar nichts wußte, daß dieſer ſie bittweiſe nur als eine Gnade und als ſchicklichen Vorwand zur fernern Beziehung eines ihm früher ausgeſetzten Jahrgeldes erlangt hatte, daß ſeine Berichte von der Behörde weder begehrt noch beachtet, ſondern gewöhnlich ungeleſen bei Seite geworfen wurden. Kotzebue wurde hiedurch äußerſt bloßgeſtellt und beſchämt, der diplomatiſche Schimmer, durch den er, wiewohl vergebens, ſogar den Großherzog von Weimar zu blenden verſucht hatte, erloſch völlig, und ſeine ganze Lage war eine höchſt unangenehme. Er bekam ſogar ernſte Zurechtweiſungen, und es hieß, er werde nach Rußland zurückkehren müſſen.

Inzwiſchen hatte er, der nie ruhen konnte, in Weimar eine neue Zeitſchrift angefangen, das Litterariſche Wochenblatt, in welchem er ſein bisheriges Treiben eifrig fortſetzte. Hier griff er mit dreiſter Oberflächlichkeit alles höhere Geiſtesſtreben der Deutſchen an, verläſterte ihre beſten Männer, ſpottete der Wünſche und Hoffnungen der Nation, und pries dagegen an Rußland ſogar das Klima! Allein die Ruſſen dankten ihm ſeine Schmeicheleien nicht, ſondern ſtimmten mit den Deutſchen in den verachtenden Tadel ein, der ſich von allen Seiten gegen den unbeſonnenen und ſchmähſüchtigen Schriftſteller erhob. Ein ruſſiſcher Fürſt, der nach Weimar kam, und vor dem ſich Kotzebue tief bückte, ſagte ganz laut, der Kaiſer wiſſe gar nichts von dem Menſchen, und wenn er von ihm wüßte, würde er ihn fortjagen. Kotzebue fühlte, daß am Hofe ſein erkünſteltes Anſehen nicht zu retten war, in geringern Kreiſen ſah er ſich noch weniger geachtet, und unter täglich erneuerten Verdrüſſen und Vorwürfen, die von nah und fern ihm zuſtrömten, fand nun auch er, wie früher Lindner, rathſam von Weimar fortzuziehen. Er machte im Sommer 1818 eine Reiſe nach Hannover und Bremen, beſuchte einige Badeorte, und kam noch vor Schluß des Jahres nach Mannheim, wo er ſich für den Winter einrichtete.

Die Geſellſchaft von Mannheim that anfangs etwas ſcheu, jedoch Langweil und Neugier öffneten bald dem berühmten, betitelten Schriftſteller die Säle, die durch ſeinen betriebſamen Eifer wirklich etwas belebt wurden. Es war vom Theater die Rede, dramatiſche Vorſtellungen durch Liebhaber wurden angeregt, er hatte viel zu erzählen, und die Täuſchung, daß er in Geheimniſſe der Politik eingeweiht ſei, war hier noch nicht zerſtört. Da ſein Wochenblatt in Weimar forterſchien, und er die meiſten Beiträge dazu ſelber ſchrieb, ſo mußte er auch ſehr fleißig arbeiten, und wenn ſeine litterariſchen Aergerniſſe nicht aufhörten, ſo ſchien er perſönliche mehr als früher zu meiden, und von ſeinem Leben und Verkehr in Mannheim wurde wenig vernommen. Die anfängliche Aufmerkſamkeit des Karlsruher Hofes und der dortigen Diplomaten auf einen Mann, der als ruſſiſcher Sendling bekannt war, und deſſen Nähe wichtig und ſelbſt gefährlich dünken konnte, ſank bald zur Gleichgültigkeit herab, und auch der ruſſiſche Geſchäftsträger von Struve, der wohl befürchten durfte, ſelbſt ein Gegenſtand unwillkommener Späherei zu ſein, beruhigte ſich bald, und ſchien in Kotzebue nur den berüchtigten Schriftſteller zu ſehen, den man nicht nöthig habe zu beachten; von ihm zu ſprechen war wenig Anlaß, die Theilnahme für litterariſche Dinge war in Karlsruhe ſehr gering, es verging eine lange Zeit, ohne daß ſein Name nur genannt wurde.

In früher Morgenſtunde den 24. März weckte mich mein Diener mit der Meldung, der ruſſiſche Geſchäftsträger verlange dringend mich zu ſprechen, und gleich darauf ſtand Herr von Struve ſelbſt vor meinem Bette. Mit erſchrockener Haſt verkündete er, geſtern Nachmittag ſei in Mannheim Kotzebue durch einen Studenten erſtochen worden. Die Nachricht war in der Nacht durch Staſette hier eingetroffen, von den näheren Umſtänden wußte er noch nichts, wollte aber gleich weiter gehen, um zu ſehen was er erfahren könne; er meinte, ich würde vielleicht ſchneller und genauer unterrichtet ſein, und bat mich, ihn ſchleunigſt wiſſen zu laſſen, was zu meiner Kenntniß käme, denn er dürfe nicht ſäumen, das ſchreckliche Ereigniß zu berichten. Er wiederholte nur immer die Worte: „Was wird der Kaiſer dazu ſagen! Was wird der Kaiſer dazu ſagen!“ Ich war kaum aufgeſtanden, ſo erſchien der Miniſter von Berſtett, und theilte mir die aus Mannheim eingegangenen amtlichen Berichte, ſowie den Inhalt der Papiere mit, welche bei dem Mörder waren gefunden worden. Später kam der Großherzog ſelbſt, der zwar ruhig und gefaßt ſcheinen wollte, aber ſchon durch ſeinen Eifer und ſeine Unruhe verrieth, wie ſehr er erſchüttert und verwirrt war. Er geſtand, daß ihm beſonders daran läge, zu erfahren, wie ich dieſen unerhörten Fall anſähe und beurtheilte, und daß er ſich darauf verließe, ich würde ihm den beſten Rath geben! Vor der Hand war dazu jedoch gar kein Anlaß, und ich begriff nicht, was der Großherzog ſich dabei denken mochte. Er ſagte mir auch, daß er ſeinem Miniſter befohlen habe, mir ſogleich alles mitzutheilen, was über die Sache noch einliefe oder verhandelt würde, damit ich meinem Hofe genau darüber berichten könnte, denn dorthin wende er ſein ganzes Vertrauen. Nach ſeinem Weggehen eilte ich zu Herrn von Berſtett, und erbat mir, geſtützt auf des Großherzogs Wort, eine Abſchrift jener Papiere, die er mich vorher nur hatte durchleſen laſſen; ich ſah wohl, daß es ihm nicht gelegen war, und daß er ungern hörte, der Großherzog ſei bei mir geweſen. Die Abſchriften erhielt ich, wiewohl etwas ſpät, und theilte Herrn von Struve davon mit, was er nicht ſchon hatte, ſchrieb dann meinen Bericht nach Berlin, und ſandte ihn durch eine Staſette ab, weil ich bedachte, daß der Staatsbehörde von größter Wichtigkeit ſein könnte, früher als das Publikum, und wenn auch nur einige Stunden früher, von der Mordthat unterrichtet zu ſein.

Der Vorgang ſelbſt aber, wie er damals und in den nächſtfolgenden Tagen ermittelt worden, war folgender. Früh um 10 Uhr den 23. März kam in Mannheim ein Jüngling in altdeutſcher Tracht an, der im Gaſthofe zum Weinberg, wo er abtrat, ſich den Namen Heinrichs beilegte, und Mietau als ſeine Heimath angab. Er hatte einen Paß aus Würzburg, demzufolge er ein Student von Erlangen war, aber der Widerſpruch blieb unbemerkt. Er fragte ſogleich mit Eifer nach der Wohnung des Predigers Karbach, mit dem er bekannt zu ſein vorgab, und hinterher ſcheinbarlich gleichgültig nach der des Staatsraths von Kotzebue. Zu dieſer letztern ging er, ließ ſich als Kurländer anmelden, in der Meinung auf dieſe Weiſe leichter Zutritt zu erlangen, und fügte noch hinzu, er habe dem Herrn Staatsrath Briefe von ſeiner Mutter zu übergeben. Allein Kotzebue widmete den Vormittag ſeinen Arbeiten, und ließ ſich darin nie ſtören, es hieß daher, er ſei ausgegangen. Es war 11 Uhr, in einer Stunde, ſagte der Diener, möchte der Fremde wiederkommen. Dieſer ging mit lächelnder Unbefangenheit fort, ſchlenderte durch die Straßen, beſah ſich die Stadt und den Schloßgarten, und fand ſich gleich nach 12 Uhr richtig wieder in Kotzebue's Wohnung ein, jedoch ſchon zu ſpät, dieſer war nun wirklich ausgegangen, und ſollte erſt wieder am Nachmittag zu ſprechen ſein. Der Jüngling nahm das zweimalige Verfehlen ganz leicht, kehrte in den Gaſthof zurück, und aß an der Wirthstafel zu Mittag, wo er es ſich gut ſchmecken ließ, und während zwei Stunden an den Geſprächen der Gäſte fein und artig theilnahm, beſonders aber ſich viel mit einem Landgeiſtlichen unterhielt. Zwiſchen 4 und 5 Uhr Nachmittags ging er wieder zu Kotzebue. Mit ihm zugleich traten einige Damen in das Haus, unter ihnen die Fürſtin von Iſenburg, welche zu Frau von Kotzebue wollten; er begrüßte ſie ehrerbietig und ließ ſie vorangehen; ſie wurden in das Beſuchzimmer gewieſen, wo die Familie beiſammen war, und wo Kotzebue, wie man erzählt, gerade ſeinen jüngſten, erſt zwei Monate alten Sohn auf dem Arme trug, indem er mit Rührung die Bemerkung ausſprach, er ſei gerade ſo alt geweſen wie dies Kind, als er das Unglück gehabt, ſeinen Vater zu verlieren. Der Diener meldete nun auch den Fremden, der unterdeſſen auf dem Vorplatz wartete, dann aber von dem wieder heraustretenden Diener in ein Nebenzimmer geführt wurde mit dem Beſcheid, der Herr Staatsrath werde ſogleich erſcheinen, wie auch geſchah. Was nun zunächſt erfolgte, kann nur vermuthungsweiſe berichtet werden, da kein Dritter zugegen war; doch ergiebt ſich aus den Umſtänden und einigen ſpäteren Angaben des Mörders ſelbſt mit ziemlicher Gewißheit, daß dieſer nach einigen kurzen Worten Kotzebue'n ein Blatt überreicht und dann mit den Worten: „Hier du Verräther, was dir gebührt", ſogleich einen Dolchſtoß gegen ihn geführt habe, ſo kräftig und wohlgezielt, daß der Stoß unter der vierten Rippe tief eindrang und das

Herz tödtlich traf. In der Todesangſt fand der Getroffene noch Kraft zur Gegenwehr, er griff nach dem Mörder und riß im Fallen ihn mit zu Boden, während er zugleich wiederholte Dolchſtiche empfing, deren einer ihm die Lungen durchbohrte, ein andrer das Geſicht ritzte. Durch den Lärm des Falles und des ihm folgenden Geſtöhns aufgeſchreckt, eilte der Diener herbei, ſah ſeinen Herrn blutend am Boden liegen, den Mörder neben ihm knieend mit dem Dolch in der Hand. Die Damen und alle Hausgenoſſen drangen nun in's Zimmer, außer ſich vor Entſetzen über den grauſen Anblick. Doch ſah man zuerſt nur die Wunde im Geſicht, und glaubte nicht an Todesgefahr, bis man das aus der Bruſtwunde ſtrömende Blut entdeckte, und den ſchon Bewußtloſen in ein anderes Zimmer trug, wo er alsbald verſchied. Während einige der Anweſenden nach Aerzten ſchrieen, riefen andere aus dem geöffneten Fenſter in die Straße hinaus: Mörder! Mörder! Schnell ſammelten ſich die Leute vor dem Hauſe, hörten das Geſchehene, riefen nach Wache, wollten eindringen. Unterdeſſen ſtand der Mörder in trotziger Verzückung den Frauen gegenüber, und blickte mit Hohn auf ihre Furcht und Verwirrung, er hatte den Dolch fallen laſſen, aber ein kleines Schwert hielt er in der Hand; plötzlich ſchien er ſich zu beſinnen, erhob die blinkende Waffe, und machte ſich Bahn zur Treppe, auf die Straße, rufend: ſo müßten alle Verräther ſterben, ſo das theure Vaterland gerächt werden! Die Menge wich vor ihm zurück, er trat auf die Straße, warf zornige Blicke hinauf zu den Fenſtern, aus denen man: Mörder! Mörder! ſchrie, antwortete mit feſter Stimme: „Ja, ich bin der Mörder, ich habe den Verräther getödtet!“ Darauf zog er ein großes Papier aus der Taſche, reichte es einem der Nächſtſtehenden hin, knieete dann nieder, rief laut betend gen Himmel: „Großer Gott, ich danke dir, daß du mich dies Werk der Gerechtigkeit haſt vollbringen laſſen! Hoch lebe mein deutſches Vaterland!“ und ſtieß das kleine Schwert, das er zu dieſem Zweck bereit gehalten, wiederholt in die eigne Bruſt. Er ſank zuſammen, und einige Augenblicke vergingen, ehe jemand ihn anzurühren wagte, dann wurde er aufgehoben und in ein nahes Hospital gebracht, ein Wundarzt beſichtigte ſeine Wunden, ſie waren tief und gefährlich, aber nicht tödtlich, man wandte ſogleich die ſorglichſten Hülfsleiſtungen an.

Hier ergab ſich alsbald aus dem angeſtellten Verhör, daß er Karl Ludwig Sand heiße, aus Wunnſiedel in Baiern gebürtig und Sohn eines ehemals preußiſchen Juſtizrathes, ſelbſt aber Kandidat der Theologie ſei, früher in Erlangen und zuletzt in Jena ſtudirt habe. Er war von dort mit dem feſten Vorſatz, das Vaterland von einem Verräther zu befreien, der ihm längſt als ein Inbegriff alles Schlechten galt, am 9. März abgereiſt, ohne von jemand Abſchied zu nehmen, mit erborgtem Geld verſehen. Ueber Erfurt, Eiſenach, Fulda, Hanau, war er nach Frankfurt gekommen, wo er im Gaſthofe zum Weißen Schwan übernachtet hatte. Vom letzten Nachtlager in Lorch zwiſchen Darmſtadt und Mannheim hatte er zum Weiterkommen ſich eines Wagens bedient, um nicht allzu ermüdet am Ziel anzulangen. Das große Blatt Papier, welches er aus der Taſche gezogen, und an die Hausthür des Ermordeten mit dem Dolch anzuheften beabſichtigt hatte, enthielt unter der Aufſchrift: „Todesſtoß dem Auguſt von Kotzebue“ eine Art von Manifeſt, welches in ſchwülſtiger Sprache die Liebe zum Vaterland und zur Tugend als edlen Antrieb und volle Berechtigung ſeines Unternehmens darlegte. Der Aufſatz, von ihm ſelbſt ſehr deutlich geſchrieben, zeigte die leidenſchaftliche Aufregung, doch ohne eigentliche Gedankenkraft oder genialen Ausdruck, das Pathos ging nicht über die Sphäre einer trunknen Erhitzung hinaus, wie Kotzebue ſelber es hätte liefern können. So hieß es z. B. darin: „Unſere Tage fordern Entſcheidung für das Geſetz, das Gott ſeinen Menſchen flammend in die Bruſt geſchrieben hat! Bereitet euch! Entſcheidet euch auf Leben und Tod!“ Ferner: „Ein Zeichen muß ich geben, muß mich erklären gegen die Feigheit und Feilheit der Geſinnung dieſer Tage; — weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieſer feilen Zeit, dich, Verräther und Verderber meines Volks — Auguſt von Kotzebue, niederzuſtoßen.“ Außer dieſem großen Blatte wurde noch ein zweites kleineres angeführt, als bei dem Mörder vorgefunden, das die wenigen aber inhaltſchweren Worte enthielt: „Todesurtheil an dem Verräther Auguſt von Kotzebue vollzogen nach dem Beſchluſſe der Univerſität ***." Von letzterm erhielt ich wie von dem erſtern durch Herrn von Berſtett eine Abſchrift, die Urſchrift aber ſah ich nicht, die des erſtern hingegen hatte ich in Händen gehabt und aufmerkſam geleſen. — Ich habe hier mit Abſicht die näheren Umſtände der That ſo mitgetheilt, wie ſie damals in den erſten Tagen bekannt wurden, und die freilich von den ſpäteren ſogenannten aktenmäßigen Angaben in manchen Punkten abweichen. Wer die letztern als Grundlage der Beurtheilung vorziehen will, findet ſie ſcharf und lichtvoll erörtert von Doktor Wilhelm Häring im erſten Bande von deſſen Neuem Pitaval. Daß aber das Aktenmäßige nicht immer deßhalb, weil es dieſes, auch das Wahre iſt, braucht wohl nicht erſt erinnert zu werden.

Nachdem ich meine Staſette nach Berlin abgefertigt, eiligſt noch an den Geſandten von Küſter nach Stuttgart und an den General von Tettenborn nach Wien geſchrieben hatte, ſah ich mich den Nachmittag und Abend unausgeſetzt in Anſpruch genommen, weil Bekannte und Unbekannte ſich herbeidrängten, um Fragen zu thun, um Anſichten und Meinungen auszutauſchen. Die Aufregung und Beſtürzung über das furchtbare Ereigniß war allgemein. Wie gewöhnlich wußten die Leute im erſten Augenblicke nicht, was ſie darüber denken und ſagen ſollten. Beſonders verwirrte ſie, daß der Mörder ohne alle Reue und ſogar mit dem Scheine hoher Frömmigkeit ſich ſeiner That rühmte, daß er die Kraft gehabt nach ihrer Vollbringung ſich ſelber zu erſtechen; dazu kam die Nachricht, in Mannheim ſei faſt die ganze Bevölkerung für ihn geſtimmt, preiſe den begangenen Mord als die Heldenthat eines edlen vaterländiſchen Jünglings, für den die heftigſte Theilnahme, die heißeſten Wünſche ſich kund gäben; wie ein Märtyrer wurde er gefeiert, ihm wurden Blumen und Erfriſchungen geſandt, das Volk ſammelte ſich vor dem Hoſpital und rief ihm Lebehoch und Beifall, eifrige Katholiken beteten öffentlich für ſein Seelenheil, beſonders aber ſprachen die zahlreichen Engländer und Engländerinnen, die ſich damals in Mannheim befanden, vielfach ihre Bewunderung der That und des Thäters aus. In Karlsruhe war dieſe Stimmung weniger und nur in den untern Volksklaſſen merkbar; in den höheren Kreiſen herrſchte dumpfe Betroffenheit und angſtvolle Spannung; die Großen, die Hofleute, die Diplomaten ſahen ſich aus ihrem weltlichen Behagen gräßlich aufgeſchreckt, eine heilige Vehme ſchien neu erſtanden, jeder Student konnte der Vollſtrecker ihrer Urtheile ſein, ſie glaubten ſich ihres Lebens nicht mehr ſicher, einige jammerten und ſeufzten, andere ſchalten und tobten, und begehrten heftig Schutz und Abwehr gegen ſolche Gefahr. Unter den letztern war Herr von Berſtett, der vom erſten Augenblick das Ereigniß als ein ſolches auffaßte, das politiſch auszubeuten, und an welchem Ruhm und Ehre zu verdienen ſei. Dies war ſein Ausdruck, und dieſen Verdienſt war er entſchloſſen möglichſt ſich ſelber zuzueignen; die großen Herrſcher ſollten erkennen, ſo ſagte er ſelbſt, was ſie an ihm für einen Mann hätten, welchen Eifer er einer Sache widme, die vor allem als die ihrige gelten müſſe. Bei ihm hatte ſich daher auch ſogleich die Meinung feſtgeſetzt, der Mörder habe nicht aus eigenem Antrieb allein, ſondern auf Anſtiften einer weitverzweigten Parthei gehandelt, müſſe durchaus Mitſchuldige haben, und dieſe zu entdecken und ſich ihrer zu verſichern ſei die dringendſte Aufgabe.

Dieſer Meinung war freilich mein öſterreichiſcher Kollege nicht, der am erſten Abend mit andern bei mir war, und von mir gefragt, ob er an ſeinen Hof ebenfalls eine Stafette geſandt, mit größter Seelenruhe antwortete: „Warum nit gar! I hab's nit bericht. Was ſoll i denn daran berichte? Es iſt a Mord, bin i dazu Diplomat, daß i jede Mord berichte ſoll?“

Das wußte mein preußiſcher Kollege in Darmſtadt, Herr von Otterſtett, damals noch ein guter Freund von mir, denn freilich beſſer. Als er zuerſt das Geſchehene vernommen, rief er aus: „In Mannheim? Was der Varnhagen für ein Glück hat, daß dies in ſeinem Bereich geſchehen! Was wird er für Berichte machen! Dieſe Geſchichte wird ihn ungeheuer auf ſeiner Bahn vorſchieben. Nun, ich gönn' es ihm!“ Er ſah ganz richtig, was ſich aus der Sache für Vortheil ziehen ließ, der ihm auch unfehlbar daraus erwachſen wäre. Doch in der Anwendung auf mich ſtand er im größten Irrthum, wie die Folge nur allzu ſchnell zeigte.

Von Tag zu Tag gingen neue Mittheilungen ein, Aufſchlüſſe, Warnungen, Fingerzeige; die badiſchen Beamten entwickelten die größte Thätigkeit. Polizei und Gericht ſetzten ſich mit den ausländiſchen Behörden in Verbindung. Berſtett ſchrieb an die fremden Miniſter, erklärte ſeine tapfere Geſinnung, er wolle die Rotte der Meuchelmörder ausſpüren und vernichten, müßte er auch ſelber darüber das Opfer ihrer Dolche werden. Daß meine Meldung die früheſte war, die man in Berlin empfing, war nicht zu verwundern, da ich eine Stafette geſandt hatte, die den langſamen Poſten voreilte. Aber wunderbar genug kam auch nach Wien die erſte Nachricht durch mich, nämlich durch meinen Brief an Tettenborn, der ſie dem Fürſten Metternich ſogleich mittheilte, durch welchen ſie an den Kaiſer gelangte. Der Eindruck in Wien war nicht ſo erſchütternd und gewaltſam, wie in den Rheingegenden; man ſah die Sache aus der Ferne, man war gegen das deutſche Studentenweſen abgeſperrt, man fühlte ſich nicht unmittelbar bedroht. In den erſten Tagen empfing Gentz einen Drohbrief, ihm ſei daſſelbe Loos zugedacht, das den Verräther Kotzebue getroffen, der Mordſtahl ſei gegen ihn ſchon gezückt; aber Gentz war diesmal klüger als furchtſam, erkannte die Myſtifikation, und entdeckte als ihren Urheber den Major d'Aspre, der ſich gemüßigt gefunden, das jammervolle Ereigniß gleich zu einem ſchlechten Scherze zu mißbrauchen. Metternich und Gentz wußten indeß recht gut, was die Sache für eine Bedeutung habe, welch ein Zeichen ſie ſei, und was daraus in Deutſchland gemacht werden könne. In Berlin war der Schrecken allgemeiner und heftiger. Hier wußte man ſich auf unſichrem, unterhöhltem Boden, überall ſah man altdeutſche Tracht, die Turner und Burſchenſchafter waren im ganzen Land ausgebreitet, man wußte, daß es geheime Vereine gab, und glaubte ſie mächtig und furchtbar; was hinderte, fragten die Aengſtlichen, daß plötzlich hundert Mörder aufgeboten würden, ſobald die geheimen Obern den Befehl gäben? Die ganze Jugend ſei fanatiſirt, und unter dem Schein der Frömmigkeit und Tugend zu den ſchrecklichſten Thaten leicht aufzureizen. Die Größe der Furcht weckte hier den Muth ihr zu begegnen. Der Staatskanzler theilte zwar dieſe Stimmung und Beſorgniß nicht, er lächelte nur, als man auch ihn als bedroht angab; allein er mußte es geſchehen laſſen, daß die obern und untern Staatsbehörden im Sinne jener Vorausſetzungen alle Kräfte anſtrengten, um ſtaatsgefährliche Dinge zu entdecken, zu beſtrafen. Der Miniſter von Schuckmann und der Geheimrath von Kamptz fanden hier ein reiches Feld ihrer befliſſenen Thätigkeit, ſie traten in ernſte Gemeinſchaft mit Herrn von Berſtett, der aber nicht ſehr zufrieden war, preußiſcherſeits nicht von höheren Perſonen angeſprochen zu werden, er meinte, nicht nur der Graf von Bernſtorff, ſondern auch der Staatskanzler, ja der König ſelbſt könnten ihm ſchreiben, da er doch für ſie freiwillig durch ſeinen Eifer in die größten Gefahren gehe.

Die Frage, ob Sand bei ſeinem Verbrechen Mitſchuldige habe, mußte ſich gleich zuerſt aufdrängen. Das zweite bei ihm gefundene Papier, beſonders die Worte „nach Beſchluß der Univerſität ***“, deutete klar auf ſolche hin; Berſtett machte dies auf das heftigſte geltend, und verſicherte, das Gegentheil ſei ganz undenkbar, ja, in Ermanglung andrer Mitſchuldigen dürfte man diejenigen dafür halten, welche ſie läugneten. Mit dieſem Machtſpruch war indeß nichts entſchieden. Herr von Reden öffnete die Schätze ſeiner geſchichtlichen Gelehrſamkeit, und eine lange Reihe politiſcher Mörder wurde uns vorgeführt, und bei jedem einzelnen erwogen, ob er für ſich allein gehandelt, oder Genoſſen gehabt. Da fand ſich denn, daß Genoſſen der That öfters vorkamen, Genoſſen der Berathung und des Entſchluſſes aber ſelten, und immer etwas zweifelhaft. Die römiſchen Jünglinge, mit welchen als ſeinen Mitverſchwornen der ergriffne Mucius Scävola dem Könige Porſenna drohte, wurden für ein erdichtetes Schreckbild erklärt, das den König einſchüchtern ſollte. Harmodios und Ariſtogeiton, Charlotte Corday, Stapß hatten keine Mitſchuldige, von Chatel, Ravaillac, Damiens waren ſie nicht erwieſen. Ich glaubte ſchon aus pſychologiſchen Gründen nicht an Mitſchuldige, weil eine ſolche That nur aus einem gewaltſam in ſich ſelber zuſammengedrängten Gemüth hervorgehen könne, jede Mittheilung des Vorhabens eine Oeffnung ſei, durch welche die zur Ausführung nöthige Kraft geſchwächt werde, ja gewiſſermaßen eine Aufforderung, dem Vorhaben entgegenzutreten, daſſelbe zu hindern. Ich widerſprach daher der Vorausſetzung Berſtett's, und legte überhaupt auf jenes Papier Sand's kein großes Gewicht, da eine beſtimmte Univerſität nicht einmal genannt war, eine Verdächtigung Jenas oder Erlangens nicht beabſichtigt ſein konnte, die ganze Angabe daher nur den Zweck zu haben ſchien, den Furchtſamen noch größere Furcht zu machen. Dieſe Auslegung wurde mir ſehr übel genommen, und von manchen Seiten als das Zeichen einer ſchwachen politiſchen Geſinnung angeſehen.

Inzwiſchen trafen über Sand, ſeine Verhältniſſe und ſein Benehmen, täglich neue Nachrichten ein. Von ſeinem früheren Leben verlautete nur Vortheilhaftes; den Eltern war er ein guter Sohn geweſen, den Geſchwiſtern ein liebevoller Bruder; ſein edler und feuriger Geiſt hatte mit Eifer und Fleiß den Studien der Theologie obgelegen, dann in baieriſchen Kriegsdienſten die Waffen gegen Napoleon ergriffen; die Liebe zum deutſchen Vaterlande war in ihm leidenſchaftlich angeregt, wie in allen Studirenden, beſonders in den Beſſern, die ſich mit ihm zur ſogenannten Burſchenſchaft, einer Verbrüderung, welche bald die meiſten deutſchen Univerſitäten umfaßte, vereinigt hatten. Er war fleißig, ſittenrein, für alles Hohe begeiſtert, zur Frömmigkeit geſtimmt ohne Andächtelei, überhaupt nicht ſchwärmeriſcher, als andere Jünglinge, die mit ihm gleiche Bahn gingen. Seinem eifrigen Wollen aber fehlte die Stütze eines ſtarken Verſtandes, eines großen, freien Sinnes, ſein Denken war ſchwach und dürftig, ſein Geſichtskreis beſchränkt; für ſeinen unruhigen Trieb zum Handeln und Wirken fand er in ſich kein hervorſtechendes Talent, das den ſprudelnden Kräften zum glücklichen Ausweg gedient hätte. Solch Gemiſch von weichen Gefühlen und hohlen Vorſtellungen, von überſpannten Anſprüchen und Urtheilsloſigkeit, konnte nur zu Verwirrungen und Widerwärtigkeiten führen; daß es zum Verbrechen führte, war die Folge zufälliger Einflüſſe, die ſich in dem verwahrloſten Gemüth zu Einem ſtarren Gedanken feſtſetzten. Dieſer Gedanke war, Kotzebue ſei der Verderber des deutſchen Volkes und Kotzebue müſſe getödtet werden. Warum er gerade dieſen wählte, der nur in äußerſt untergeordneter Stellung wirkte, deſſen Wirken nur in niedrem Kreiſe blieb, an deſſen Tode dem Vaterland auch nicht das Geringſte gelegen war? In ihm war kein Tyrann Hipparchos zu tödten, kein Blutmenſch Marat; für ſeine litterariſchen und politiſchen Sünden Rache zu nehmen, konnte der Kritik und Geſchichte ruhig überlaſſen werden. Aber Sand, ſo wird richtig geantwortet, hatte keinen andern Gegenſtand, nur dieſer fiel in den beſchränkten Kreis ſeiner Umſchau.

Ein weitläufiges Schreiben, das er vor der Abreiſe von Jena dort zurückgelaſſen, giebt ſeine Stimmungen und Antriebe am beſten in ſeinem eignen Ausdruck zu erkennen, daher laſſen wir daſſelbe hier in ſeiner ganzen Ausdehnung folgen. Der Brief iſt überſchrieben: „An alle die Meinigen", und lautet wie folgt: „Treue, ewig theure Seelen! Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich und ſchwankte, Euch hiervon zu ſchreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte Euch der herbe Gram zwar leichter und ſchneller vorübergehn; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch voll Wermuth rein ausleeren, und uns dabei fromm zu unſerm Freunde halten, dem treuen ewigen Vater im Himmel. — Alſo heraus aus der umſchloſſenen bangen Bruſt; hervor du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abſchiedsſchmerz verſüßen kann. Euch bringt dies Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück! Geſagt, gewünſcht habe ich immer viel; es iſt an der Zeit, daß ich die Träumereien laſſe, und die Noth unſers Vaterlandes drängt zum Handeln. — Dies iſt unſtreitig der höchſte Jammer in dieſem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unſre Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillſtand nimmt; dies für uns der entehrendſte Schimpf, wenn all das Schöne, was von Tauſenden kühn erſtrebt wurde, und wofür ſich Tauſende freudig geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folgen, in trübem Mißmuthe wieder erſchlafen; wenn die Reformation der alten abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern ſollte. Unſere Enkel werden dieſe Trägheit zu bejammern haben. — Der Anfang zur Erneuerung unſers deutſchen Lebens wurde in den letzten zwanzig Jahren, beſonders in der heiligen Zeit 1813, mit gottgetroſtem Muthe begonnen, das väterliche Haus iſt vom Grund aus erſchüttert; vorwärts! Laßt es uns wieder aufrichten, neu und ſchön einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unſere Herzen erſehnen! Nur wenige ſtemmen ſich als ein Damm gegen den Strom der Entwickelung des höhern Menſchlichen im deutſchen Volke. Warum beugen ſich ganze Schaaren wieder unter das Joch dieſer Argen? ſoll uns das erſt erwachte Heil wieder erſterben? — Viele der ruchloſeſten Verführer treiben ungeahndet, bis auf's völlige Verderben unſers Volkes hin, bei uns ihr Spiel. Unter ihnen iſt Kotzebue der feinſte und boshafteſte, das wahre Sprechwerkzeug für alles Schlechte in unſerer Zeit, und ſeine Stimme iſt recht geeignet, uns Deutſchen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechteſten Anmaßungen gar zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. — *Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande*, und ſtehet dennoch, geſchützt durch ſeine heuchleriſchen Reden und Schmeichlerkünſte, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhms, trotz ſeiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Deutſchlands, die von ihm geblendet, gerne das Gift einnimmt, das er in ſeinen halbruſſiſchen Zeitſchriften darreicht. — Soll nicht das ärgſte Unglück über uns kommen; denn dieſe ruſſiſchen Vorpoſten werden nichts Freies und Gutes aufkommen laſſen, oder zur Zeit der Gährung mit den Franzoſen zugleich unter uns wüthen; ſoll nicht die Geſchichte unſerer Tage mit ewiger Schmach behaftet ſein; — ſo muß er *nieder*! — Ich ſpreche immer: Wenn etwas Heilbringendes erſtehen ſoll, ſo laßt uns Kampf und Mühe nicht ſcheuen, und die rechte Freiheit und Begeiſterung des deutſchen Volks erwächſt uns nur dann, wenn vom braven Bürger gewettet und gewagt wird; wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streite für Recht, und für die deutſchen Güter, mit Hintanſetzung alles Lieben, nur den Tod liebt. Wer ſoll auf dieſen erbärmlichen Wicht, auf dieſen beſtochenen Verräther losgehn? In Angſt und bittern Thränen oftmals zum Höchſten gewandt, warte ich ſchon ſeit geraumer Zeit auf einen, der mir zuvorkomme, und mich, nicht zum Morde geſchaffen, ablöſe, der mich erlöſe aus meinem Schmerz und mich laſſe auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt ſich trotz all meines Gebetes Keiner, und es hat auch jeder ſo gut wie ich das Recht, auf einen andern zu warten. Zögerung macht unſern Zuſtand immer ſchlimmer, und erbärmlicher, und wer ſoll uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungeſtraft den deutſchen Boden verlaſſen, und in Rußland ſeine gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer ſoll helfen, retten aus dieſer unſeligen Lage, wenn nicht Jeder und in meinem Gebiete zunächſt ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten, und zu handhaben, was für's theuere Vaterland geſchaffen werden ſoll? — Alſo nur muthig daran! auf ihn will ich gottgetroſten Muthes losgehen, (erſchrecket nicht), ihn den Schänder und Verführer unſers Volkes, den grauſen Verräther niederſtoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geſchichte abzuwenden, und uns in die Hände der argliſtigſten Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernſte Pflicht. Seit ich erkannt habe, welch Hohes in dieſer Zeit für unſer Volk zu erſtreben iſt, und ſeit ich ihn kenne den falſchen feigen Schurken, iſt dies für mich, wie für jeden Deutſchen, der das Wohl des Ganzen berathet, ein ſtrenges Muß geworden. — Möchte ich durch dieſe Volksrache alle Regen und Gemeinſinnigen darauf hinverweiſen, von woher Falſchheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht Aller und die rüſtige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinſame Vaterland, Deutſchland, den immer noch verriſſenen und entwürdigten Staatenbund aus der nahen Gefahr zu erretten; möchte ich Schrecken über die Böſen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten; — Schriften und Reden wirken nicht — nur die That kann einen; — möchte ich wenigſtens einen Brand ſchleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühls, das ſchöne Streben für Gottes Sache in der Menſchheit, das ſeit 1813 unter uns aufgeregt iſt, unterhalten, mehren helfen — ſo wären — alle meine höchſten und letzten Wünſche erreicht. Deßhalb bin ich, obgleich aufgeſcheucht aus allen bisherigen ſchönen Träumen für ein künftiges Leben, dennoch ruhig und in Gott voll Zuverſicht, ja ſelig, ſeit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm ſchulde. So lebet wohl, Ihr treuen Seelen! Es fällt die ſchnelle Trennung ſchwer, und Euere Erwartungen, wie meine Wünſche, ſind wohl getäuſcht, doch mag dies Eine — Vorbereitung ſein und tröſten, daß wir ja immer, was die Noth des Vaterlandes erheiſchte, zuerſt von uns ſelbſt verlangten, was ſich bei mir zum unverbrüchlichen Grundſatz eingelebt hat. Ihr werdet bei Euch ſprechen: «Hat Er doch durch unſere Opfer das ganze Leben auf dieſer Erde, die Freudigkeit in der Menſchengeſellſchaft kennen gelernt, und ſchien mit Innigkeit dies Land und den erwählten Beruf zu lieben?» Ja dies war, dies that ich. Unter Euerem Schutze, durch Euere unzähligen Opfer ſind mir Land und Leben ſo innig lieb geworden. Ihr ließet mich in die Wiſſenſchaft einführen, in freier Geiſtesbeſchäftigung habe ich gelebt, habe in die Geſchichte geſchaut, und bin dann wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um mich an dem feſten Pfeiler des Glaubens hinaus zu ranken zum Ewigen, und durch freie Forſchung des Verſtandes mir über mich ſelbſt und über die Größe meiner Umgebungen klarer zu werden. Ich habe die Wiſſenſchaften in der gewöhnlichen Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand geſetzt, das Gebiet unſers menſchlichen Wiſſens zu überſchauen, und habe mich wieder ausgeſprochen darüber mit Freunden und Männern, und habe, um für's Leben ſelbſt geſchickt zu werden, Sitten und Getreibe der Menſchen in verſchiedenen Theilen Deutſchlands kennen gelernt. Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dies Leben beſtehen, und bei allenfallſigem Umſturz unſerer Lebensformen und der Wiſſenſchaft ſollte mir auch Gott helfen, meines Amtes treu mich zu bewähren. — Aber ſollte mich dieſes Alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes ſelbſt abzuwehren? Muß mich Euere unſägliche Liebe nicht gerade anfeuern, den Tod einzuſetzen für das gemeinſame Wohl und unſer Aller Streben? So viele der jetzigen Griechen ſind ſchon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien, und ſind faſt ohne allen Erfolg, ohne alle Ausſicht geſtorben, und Hunderte von ihnen, auch unter uns durch Bildung ſich weihend, laſſen dennoch den Muth nicht ſinken, und ſind bereit, ſogleich wieder das Leben für das Heil ihres Landes dahin zu geben; — und ich wollte nicht ſterben?! Und wir, denen die Rettung und Erſchaffung der höchſten Güter ſo nahe liegt, wollten nichts dafür thun? — Ob ich Euere Liebe verkenne? Oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubet's nicht! Was ſollte mich ausrüſten zum Tode, wenn nicht grade jene Liebe zu Euch und zum Vaterlande, die mich treibt, ſie Euch zu beweiſen? Mutter, du wirſt ſagen: warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte, und der mich liebte, für den ich in tauſend Sorgen und ſtetem Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? Warum verläßt er mich nun? Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines Andern ſo klagen, wenn er für das Vaterland hinginge, und wenn es Keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Weit iſt auch die Klage von dir entfernt, und du kenneſt ſolche Reden nicht, edle Frau. Schon einmal habe ich deinen Ruf vernommen, und wenn jetzt Keiner hervortreten wollte für die deutſche Sache, ſo würdeſt du mich auch diesmal ſelbſt zum Kampfe voranſchicken. Noch zwei Brüder und zwei Schweſtern, alle rechtſchaffen und edel, habe ich vor mir; ſie bleiben Euch, ich folge meiner Pflicht, und an meiner Statt werden Euch alle Jünglinge, die es redlich meinen, mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan ſein. Meine Beſtimmung iſt dieſemnach gegeben. Ob ich noch fünfzig Jahre leben würde, ich könnte nicht reger und inniger leben, als in dieſen letzten Jahren. Dies iſt unſere Beſtimmung, daß wir erkennen den einig wahren Gott, gegen das Böſe ankämpfen, und dagegen den Vater mit unſerm ganzen Leben preiſen. In der Welt haben wir Angſt, aber in Gott können wir dieſe, wie Chriſtus, überwinden; o! daß uns in allem Maaße ſein Friede werde! Verlaſſen auf dem einſamen Wege, den ich wandeln ſoll, habe ich keine andere Ausſicht, als auf ihn, den gnädigen Vater; in ihm faſſe ich aber auch Muth und Stärke, die letzte Bangigkeit zu überwinden und meine ernſte That männlich zu vollführen. Seinem Schutze, ſeiner Tröſtung, empfehle ich Euch; möge er Euch zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen. Gebt den Harm auf gegen die dauernde Freude in ihm, und achtet nicht ſo ſehr auf meinen Thränenguß, als vielmehr auf die Liebe, die zwiſchen uns beſteht, und nicht untergehen kann. Dann aber ſtehet in allen Stürmen treu mit dem Vaterlande! Führet Eure Kleinen, denen ich ſo gerne ein leitender Freund geworden wäre, baldigſt hinaus auf unſere gewaltigen Berge, und laſſet ſie dort auf dem erhabenen Altar im Mittel Deutſchlands der Menſchheit ſich weihen und gelübden. Im freudigen Aufblick zu dir, ewiger Gott, beſtehe mein Vaterland! Dein Segen komme reichlich auf die kampfrüſtige Schaar im deutſchen Volke, die deine großen Gnadengaben erkennend, die Sache der reinen Menſchheit, dein Abbild auf Erden zu fördern, muthig entſchloſſen iſt. Das letzte Heil, das Höchſte liegt im Schwerte, drück dir den Speer in's treue Herz hinein — der deutſchen Freiheit eine Gaſſe! — Jena, Anfangs März 1819. Euer in Liebe Euch ewig verbundener Sohn und Bruder und Freund Karl Ludwig Sand."

Außer dieſem Briefe, der ſich abquält, ein wahnſinniges Unternehmen in ein dürftiges Pathos zu kleiden, hatte Sand noch einige andere geſchrieben, die ſich in ſeinem Schreibtiſche zu Jena fanden, und nach ſeiner That abgeſchickt werden ſollten. Einer derſelben trug die Ueberſchrift: „Der deutſchen Burſchenſchaft in Jena", und lautete folgendermaßen: „Da es unſrer vielgeliebten Burſchenſchaft leicht mißliche Händel verurſachen könnte, da ich wohl auch wiſſen kann, daß Mehrere unter uns Anſtoß an mir nehmen möchten, wenn ich für's Vaterland auf dem Rabenſteine ſterben ſollte, ſo möchte ich ihrem allenfallſigen Antrage zuvorkommen, und begehre, noch vor meinem Abgang, aus der Burſchenſchaft entlaſſen zu werden. Beſoldete Spürhunde unter uns dahier, die unſre geringfügigen Studentenhändel, wie nicht anders zu vermuthen iſt, nach Weimar, Wien, Petersburg, und wer weiß wohin noch, berichten, mögen auch dieſes ſogleich anzeigen, daß ich Volksrache üben werde an dem Verräther Kotzebue! — Mit den Wenigen unter uns ſeiner Art will ich alſo nichts zu thun haben, ich möchte ſie aufſpüren und öffentlich anklagen können; aber um ſo mehr ſtehe ich in der innigſten Liebe bis in den Tod zu allen denen, die es treu meinen mit dem lieben deutſchen Vaterland. Jena, Anfangs März 1819. Karl Sand, vom Fichtelberg.“ — Ein anderer war an ſeine perſönlichen Freunde gerichtet und hieß: „Meinen Freunden deutſchen Sinnes in Jena, zu übergeben durch Ferdinand Asmis. Freunde! Der größte Jammer auf dieſer Erde iſt unſtreitig der, wenn das Heiligſte, für welches ſich Tauſende geopfert haben, gemein zu werden und zu erſterben droht. Seit ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entſcheiden, und ich kann nimmer ruhn, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand ſeinen Lohn empfangen wird. Es iſt mir dieſes Werk unter allen das Schwerſte; ſeit ich alſo die Nothwendigkeit deſſelben erkannt hatte, war es mir Höllenpein, bis ich erproben könnte, ob ich dieſe That denn auch zu vollführen vermöchte. Nun gehe ich hin, um dieſe Brandfackel in's ruhige Leben zu ſchleudern; möge der Erfolg für unſer gemeinſames Streben ſegensreich werden. Falle ich, ſo iſt mein letzter Wille zu Euch, daß man bei alle dergleichen Fällen für die Zukunft diejenigen, die die Gaben der Geiſtesklarheit, der Rede, der handfeſten Verwaltung beſitzen; diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode für die hohe, gemeinſame Sache bereit ſein zu können ſchon bewieſen, die etwa auch ſchon Anſehen beim Volke erlangt haben, daß man dieſe dann, ſo ſehr ſie ſich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt ſtelle, auf daß, wenn das Land frei werden ſollte, es nicht an den Bildern fehle, und auch gleich der rechte vollendete Zuſtand geſchaffen werde, daß die deutſche Welt nicht in Halbheit verknöchere. Kann ich durchkommen, ſo weiß ich ſchon, wo ich hinfliehn werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können. Gott ſei mit Euch! Jena, am Ende März 1819. Euer deutſcher Bruder Karl Ludwig Sand, vom Fichtelberg.“

Man erkennt hier den ganzen Menſchen, den Unzuſammenhang ſeines Weſens, die Schwäche und Verwirrung ſeines Denkens, die Anmaßung eines perſönlichen Rächerberufs, und den Beſtandtheil von Verrücktheit, der in den meiſten Fällen ſolchen Handlungen beigemiſcht iſt, auch wenn Abſicht und Mittel überlegter als hier erſcheinen.

Aus dieſen Briefen ergab ſich zur Genüge, daß die Freunde und Genoſſen, die erſt durch jene Blätter ſeine That erfahren ſollten, nicht als Vorherwiſſer derſelben anzuſehen waren. Merkwürdig dünkten die Worte, wo er von Durchkommen und einer Zuflucht ſpricht; er hatte wohl, das ſah man, die Möglichkeit ſich zu retten bedacht, aber im entſcheidenden Augenblicke doch nicht zu fliehen verſucht, und auch ergab keine Inzicht, daß er wirklich einen vorausbeſtimmten Ort im Sinne gehabt. Auch hierin war er wirren Vorſtellungen gefolgt, und hatte ſeine Einbildung für Wahrheit ausgegeben. Was aber am meiſten auffiel, und ihm und ſeiner That einen großen Theil des Heldenſchimmers, in welchem die Menge ſie ſehen wollte, zu rauben drohte, war der Umſtand, daß Sand jene Briefe, welche ſein Vorhaben deutlich ausſprachen, offen in ſeinem unverſchloſſenen Schreibtiſch zurückgelaſſen hatte, in ſeiner Studentenwohnung, die täglich von ſeinen Wirthsleuten und ſeinen Freunden betreten werden konnte; wurden aber die Briefe gefunden und geleſen, bevor ihr Inhalt ausgeführt war, ſo wurde die Ausführung unmöglich, denn Freund wie Feind hätte dann alles aufgeboten um die That zu hindern. Gleichwohl ließ Sand dieſe Papiere vierzehn Tage lang der Gefahr zufälliger, ja ſogar wahrſcheinlicher Entdeckung ausgeſetzt, denn vierzehn Tage brachte er auf der Reiſe von Jena nach Mannheim zu, nicht aufgehalten durch äußere Schwierigkeiten und Geldmangel, wie man anfangs geglaubt, ſondern durch eigenwilliges Zögern und Verweilen, ohne daß ein für ſeinen Zweck triftiger Grund dazu vorhanden war. Es ſchien hiernach ſein Entſchluß öfters gewankt und bedenklichen Zweifeln Raum gegeben zu haben, man mußte glauben, er habe ſein Vorhaben dem Geſchick in den Schoß werfen, und ihm weite Gelegenheit öffnen wollen, den Todesſtreich zurückzuhalten, unmöglich zu machen. Dem Pſychologen dünkt es kein Widerſpruch, neben dem unläugbaren Muthe der dazu gehört, den Mordſtahl in fremde und eigne Bruſt zu ſtoßen, auch Angſt und Verzagtheit in derſelben Seele als wirkſam anzunehmen, wie denn gar oft die kühnſten Verbrechen nicht aus Stärke, ſondern aus Schwäche hervorgehen.

Auch die Nachrichten aus Mannheim erweckten keine für Sand günſtigen Eindrücke, wiewohl die dortigen Einwohner fortfuhren ihre ſchwärmeriſche Theilnahme für ihn zu bezeigen, ihn als einen Heldenjüngling zu preiſen, als einen Märtyrer der Sache des Vaterlandes. Seine Wunden waren nicht tödtlich, aber man glaubte, daß das Wundfieber, welches heftig ausbrach, ihn fortraffen würde. Doch ſeine Wunden heilten, und das Fieber hörte bald auf, er litt nur noch an den Folgen eines Schnittes, den der Wundarzt hatte machen müſſen, um dem in die Bruſthöhle gefloſſenen Blut einen Ausgang zu ſchaffen. Seine That geſtand er frei und offen, und rühmte ſich derſelben. Nur den Verſuch, ſich ſelber zu tödten, verwarf er als eine Feigheit, gelobte feierlich, ihn nicht zu erneuern, und folgte pünktlich allen Vorſchriften, welche auf ſeine Erhaltung und Geneſung abzweckten. Daß er in der erſten Nacht den Wunſch geäußert, ſein Wärter möchte die Geige oder Guitarre ſpielen, und daß er ſich aus der deutſchen Geſchichte von Kohlrauſch die Beſchreibung der Schlacht von Sempach vorleſen ließ, gab den Gemüthszuſtand zu erkennen, der das Bedürfniß fühlte, ſich in ſeiner Aufregung zu beſtärken, und dabei die Anſprüche der Eitelkeit nicht vergaß. Dieſe letztere zeigte ſich in ihm überhaupt ſehr groß, es war ihm alles daran gelegen, vor der Welt in vortheilhaftem Lichte zu erſcheinen, und daß er während der langen Unterſuchung niemals Reue bekannte, daß er hartnäckig dabei beharrte, in ſeinem Rechte geweſen zu ſein und dem Vaterland einen Dienſt erwieſen zu haben, iſt weſentlich aus dieſer weltlichen Rückſicht zu erklären, die ihn mühſam in ſeiner gewählten Unglücksrolle zuſammenhielt, und ſein Gewiſſen zum Schweigen brachte.

In ſpäterer Zeit war ſein Benehmen ruhig und mild, ſein geſittetes, feines Weſen erwarb ihm die Theilnahme und Zuneigung der Perſonen, die mit ihm verkehrten. Aber neben dieſem anſtändigen äußern Verhalten zeigte ſich das Unſtäte ſeines Willens und Urtheils in der Verworrenheit ſeiner Ausſagen, in denen er oft genug nicht klar ſein konnte, oft aber auch nicht wollte; er ſagte mehrmals geradezu die Unwahrheit, ohne dazu gedrängt zu ſein, geſtand dies nachher ſelber mit Reue, die ihn doch nicht gegen die Wiederholung ſchützte.

Herr von Struve kam von Mannheim zurück, wohin er ſich begeben hatte, um ruſſiſcherſeits die amtlichen Papiere Kotzebue's in Verwahrung zu nehmen, und auch über manche Umſtände, die theils die Familie des Ermordeten, theils den Mörder betrafen, nähere Kenntniß einzuziehen. Er theilte mir allerlei von dem dort Eingeſammelten mit, was jedoch nicht immer probehaltig war, und er nahm es faſt übel, daß ich ein Gedicht, welches ſich von Kotzebue's Hand geſchrieben vorgefunden, nicht als deſſen Werk anerkennen wollte; es ergab ſich ſpäter, daß die Verſe ich glaube von Pfeffel waren, und damit mußte freilich ein ganzer Bau von Rührung, den man hatte auf jenem Grund errichten wollen, plötzlich zuſammenſtürzen. Trotz alles Eifers für Kotzebue den ruſſiſchen Staatsdiener hatte doch Struve ſich der in Mannheim herrſchenden Theilnahme für Sand nicht ganz erwehren können, und es wurde von manchen Seiten übel vermerkt, daß er ſo vieles von ihm erzählte, was nur günſtigen Eindruck für ihn zu machen geeignet war. So brachte er auch die Ueberzeugung mit, daß Sand ohne Mitſchuldige ſei, worüber ihn Berſtett ſo zurechtwies, daß er dieſe Meinung aufzugeben für rathſam erachtete.

Es war feſtgeſetzt worden, — wie man verſicherte, auf dringende Mahnung von Berlin her, — daß die Unterſuchung gegen Sand fernerhin mit unverbrüchlichem Geheimniß geführt werden ſollte, damit kein Ergebniß derſelben früher bekannt würde, als bis die Behörde davon den erſchöpfendſten Gebrauch gemacht hätte. Dieſe Vorſchrift, in allen derartigen Fällen üblich, war diesmal nachdrücklichſt verſchärft worden. Ich ſelbſt mußte bald bemerken, daß mir, ungeachtet meiner Amtseigenſchaft und des beſtimmten Großherzoglichen Befehls, der fernere Verlauf der Sachen nicht mehr ſo rückhaltslos mitgetheilt wurde, wie im Anfang, daß Verſtett mich nur das wiſſen ließ, was ihm gerade gut dünkte; ja er gab mir nicht ohne Selbſtbefriedigung zu verſtehen, er ſei jetzt mit den preußiſchen Miniſtern, meinen Vorgeſetzten, unmittelbar in ſo vertraulicher Verbindung, daß es meiner Hülfe dabei nicht mehr bedürfe. Hiegegen hatte ich nicht das Geringſte einzuwenden, mir war überhaupt die ganze Sache höchſt widrig, und ich wünſchte gar nicht mit ihr beſonders mich zu beſchäftigen. Die nah bevorſtehende Eröffnung der erſten badiſchen Ständeverſammlung, die man jetzt am wenigſten länger aufſchieben wollte, war mir weit wichtiger und angenehmer. Indeß was das Geheimniß betraf, ſo wurde das ſehr ſchlecht gehalten, und wer etwas genauer wiſſen wollte, fand leicht die Mittel es zu erfahren, ja ſogar Perſonen, die dergleichen zu wiſſen gar nicht begehrten, ſahen ſich unvermuthet von Einzelheiten unterrichtet, die zu verſchweigen ſie nicht nöthig glaubten. So wußte zum Beiſpiel Ludwig Robert, der abwechſelnd in Karlsruhe und in Mannheim lebte, ſtets das Neueſte und Wichtigſte des Gerichtsverfahrens, und pflegte Herrn von Cotta in Stuttgart davon zu benachrichtigen.

Wie ſehr man auch nach Mitſchuldigen forſchte, es wollte nicht gelingen deren aufzufinden. In allen Theilen Deutſchlands waren Verhaftungen vorgenommen, ſtrenge Verhöre gehalten worden, die Univerſitäten, ihre Landsmannſchaften und Burſchenſchaften, beſtanden die peinlichſten Quälereien, ungeheure Maſſen von Briefen und andern Papieren, zum Theil der edelſten und beſten Männer der Nation, hatte die Polizei aufgegriffen und durchwühlt, aus den unſchuldigſten, oft gröblich mißverſtandenen Aeußerungen ſchwere Staatsverbrechen herausgekünſtelt, — man fand manches den Regierungen Unangenehme, ihre Gebrechen Enthüllende, ihre Rache Herausfordernde, aber nicht was man ſuchte, keinen Mitſchuldigen Sand's. Niemand war ungehaltener darüber, als Herr von Berſtett. Es ſollten und mußten Mitſchuldige gefunden, wenigſtens vorausgeſetzt werden, ſonſt war die Sache nur eine gewöhnliche Gerichts- und keine Staatsangelegenheit, daher ganz unergiebig. Er ging ſo weit zu behaupten, hier ſei einer der Fälle, wo es erlaubt ſein ſollte, die Tortur anzuwenden, um den Verbrecher zum Geſtändniß zu bringen, der jetzt nur des Verhörrichters ſpotte; die Sicherheit aller Fürſten und Staatsmänner, ja des Gemeinweſens im weiteſten Sinne, ſei ein ſo hochwichtiger Gegenſtand, daß er eine Abweichung von dem gewöhnlichen Rechtswege wohl rechtfertigen dürfte. Die wenige Zuſtimmung, welche ſolche Aeußerungen fanden, der Abſcheu, den ſie auch bei ſolchen Perſonen erweckten, zu deren Vortheil ſie geſprochen ſchienen, ließ ſie glücklicherweiſe ohne Folgen bleiben. Aber noch ein anderer Umſtand ſtellte Herrn von Berſtett in ein ungünſtiges Licht. Bisher war geſagt worden, man habe bei Sand ein zweites Papier gefunden, das die Worte enthalten: „Todesurtheil an dem Verräther Auguſt von Kotzebue vollzogen nach dem Beſchluß der Univerſität ***." Ich hatte dies in meinem Bericht mitangezeigt, als eine mir durch Herrn von Berſtett gemachte zuverläſſige Angabe. Von dieſem Papier hatte ich freilich nicht, wie von dem größern ſogenannten Manifeſt, die Urſchrift geſehen, ſondern nur eine Abſchrift, an deren Aechtheit ich nicht zweifeln durfte. Jetzt aber, in der gerichtlichen Verhandlung, kam jenes Papier nicht mehr vor, die Urſchrift war nicht zu den Akten gekommen, aber auch die Abſchrift fand ſich nicht mehr, und Berſtett ſelbſt wollte ſich der Sache nicht mehr genau erinnern können. Doch beruhte ſie ganz und gar auf ſeiner Mittheilung. Es entſtand daher der Verdacht, jenes Blatt ſei eine bloße Erdichtung, hervorgerufen durch das Vorurtheil, es müſſe Mitſchuldige geben, und durch den Eifer, die Unterſuchung gleich hierauf hinzudrängen. Der weimariſchen Regierung, welche durch dieſe Angabe zunächſt die Univerſität Jena bloßgeſtellt ſah, und zu deren Vertretung und Rechtfertigung eigens den

Geheimen Rath von Conta nach Karlsruhe ſandte, war das Fehlen jenes Papiers von beſonderer Wichtigkeit und im Vortheil Jena's wurde die Sache durch die Zeitungen lebhaft beſprochen, ohne jedoch zum letzten Aufſchluſſe zu gelangen.

Sonderbar, während die große Mehrheit des Volkes, welche für Sand ſchwärmte, und ſeine That billigte, wenigſtens ſie bewunderte, ſich des Schreckens der von ihr ausging, laut freute, während dieſe große Mehrheit überzeugt war, daß er nur aus eignem Antrieb und ohne Mitwiſſenſchaft Anderer gehandelt, wollten die Vornehmen, welche die That verabſcheuten und vor ihr erzitterten, ſie durchaus als das Werk einer großen, gegen ſie Alle gerichteten Verſchwörung ſehen, die Furcht vergrößerte ihnen in's Ungeheure, was als vereinzelte Erſcheinung aufzufaſſen ihnen Troſt und Beruhigung hätte ſein müſſen! Aber davon wollten ſie nichts hören; die Stärke und der Umfang des Verbrechens ſollten auch die Stärke und den Umfang der Strafen und Vorkehrungen beſtimmen, durch welche ſie geſichert zu werden hofften, die Schlauern dachten nebenher noch manchen politiſchen Vortheil in ihrem Sinn über den Zeitgeiſt und ſeine Freiheitsbeſtrebungen daraus zu gewinnen. Von dieſer Furcht angeſteckt war auch der Großherzog, und wurde von allen Seiten täglich in dem Glauben beſtärkt, daß auch ſein Leben in Gefahr ſchwebe. Eines Tages, da ich ihm ein Schreiben zu überreichen hatte, fand ich ihn in trauriger, gedrückter Stimmung, und nachdem er mir Vorwürfe gemacht, daß er mich ſo wenig ſähe, gerade in dieſer Zeit, wo man ſeiner Freunde ſo ſehr bedürfe, bekannte er mir, daß er ſich ſehr unglücklich fühle. „Hätte der Kotzebue", ſagte er, „doch wo anders gewohnt, als im Badiſchen! Der Mörder wird durch unſre Gerichte zum Tod verurtheilt, darüber iſt gar kein Zweifel, und ich, ich ſoll dann das Urtheil beſtätigen, oder den Thäter begnadigen, beides iſt mir entſetzlich. Begnadigen, das geht nicht, und hinrichten laſſen, — nicht wahr, lieber Varnhagen, wenn ich das thue, ſo muß ich mich darauf gefaßt machen, daß auch mir ſo ein Studentle nächſtens Blut läßt?" Der klägliche Ton, in welchem er dies ſprach, rührte mich zum tiefſten Mitleid. Ich bot alles auf, ihn zu überzeugen, daß er perſönlich nichts zu fürchten habe, daß er von ſeinen Unterthanen geliebt ſei, daß ſie nur Gutes von ihm erwarteten, daß man in ganz Deutſchland den Fürſten preiſe, der eine der freiſinnigſten Verfaſſungen wirklich in's Leben führe. Er ſah mich mit zweifelhaften Blicken an, doch als ich fortfuhr, ihm die Gründe zu entwickeln, aus denen Sand's Verbrechen als ein vereinzeltes anzuſehen ſei, das keine Mitſchuldigen habe, da wurden ſeine Blicke mißtrauiſch, und er konnte die Wandlung, die in ſeinem Innern vorging, nicht verbergen. Der Verdacht, ich wolle ihn nur bethören und ſicher machen, ſtieg in ihm auf; wer weiß welche Keime dazu bereits in ſein Gemüth von übelwollenden Händen gelegt waren! Er verwies mir, daß ich anders über dieſe Sache dächte, als die Behörden in Berlin, dort ſei man von dem Daſein einer weitgreifenden Verſchwörung überzeugt, und er habe ſchon Beweiſe derſelben in Händen, er werde ſich nicht einſchläfern und über die Gefahr täuſchen laſſen. Ich ſah nun, wie es ſtand; die Furcht konnte ihre eigne Verneinung nicht ertragen! Dieſer Fürſt war kürzlich, in ſpäten Jahren und wider ſein Erwarten, auf den Thron gekommen, er hatte bis dahin die Wirklichkeit klar geſchaut, jetzt aber war er ſchon ganz dem Schickſal verfallen, alles in trübem, gefälſchtem Licht und ſtatt der Wahrheit nur Blendwerk zu ſehen!

Die vorgefaßte Meinung bekam neue Nahrung durch ein zweites Ereigniß, welches als ſolches faſt noch mehr in Schrecken ſetzte, als das erſte. Von Sand's That geſtachelt, hatte ein Apothekerlehrling Löning in Schwalbach ſich den naſſauiſchen Präſidenten von Ibell zum Opfer gewählt, ihn mit dem Dolch angefallen und verwundet, aber nicht gefährlich, war darauf entwaffnet und in Gewahrſam gebracht worden, und hier, indem er ſich die Adern mit Glasſcherben zerſchnitten, ſchnell an Verblutung geſtorben. Der erſte Eindruck war furchtbar: wenn Sand Nachahmer fand, ſo waren dafür keine Gränzen zu beſtimmen, hundert Jünglinge konnten ſolchem Wahnſinn folgen, kluge Böſewichter ſie benutzen, und Deutſchland von einem Vehmgericht heimgeſucht werden, vor dem jeder Redliche ſchaudern mußte. Doch dieſer Eindruck ging ſchnell vorüber, der Ausgang des zweiten Falles war das Gegentheil des erſten, der Angegriffene war gerettet, der Angreifer ſein eignes Opfer, und in größter Eile war alles vorübergegangen und abgethan. Dazu kam, daß der Name Ibell nur in kleinem Kreiſe und auch hier nicht als ſolcher bekannt war, der allgemeinen Haß verdient hätte; die Wahl erſchien als eine noch größere Verirrung, als die Kotzebue's; an dem Thäter ſelbſt haftete keine Theilnahme, und ohne dieſe verlor die That ihre Bedeutung. Die anfangs auf's höchſte geſteigerte Furcht ſank wieder auf ihr früheres Maß herab, und der ganze Vorgang wurde als ein zufälliges Zwiſchenereigniß bald vergeſſen.

Auch die Sand'ſche Sache trat einigermaßen zurück, indem andere politiſche Gegenſtände ſich auf die Bühne drängten, und die öffentliche Aufmerkſamkeit ſtark anſprachen. Von Zeit zu Zeit las man in den Tagesblättern unverbürgte Nachrichten von Sand's Befinden, es hieß, er zehre ab, und man könne nächſtens ſeinen Tod erwarten. Die gute Meinung für ihn erhielt ſich, und es fehlte nicht an Bewundrern. „Seine Gemüthsverfaſſung", hieß es in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, „iſt ungeſtört ruhig und heiter, ſeine Aeußerung von Anfang bis zu Ende ſich immer gleich geblieben; man hat ſeine Ueberzeugung nicht erſchüttern, ſeine Seele zu keiner Reue bewegen können, und doch iſt er, wie auch die bekannt gewordenen Briefe beweiſen, den Eindrücken der Religion äußerſt hingegeben. Wie die Sachen einmal ſtehen, iſt ſein baldiger Tod zu wünſchen. Sein Verbrechen kann in der menſchlichen Geſellſchaft nicht vergeben werden, und doch iſt daſſelbe mit ſo außerordentlichen Verhältniſſen verſtrickt, daß der gewöhnliche Geſichtspunkt eines Verbrechens wieder nicht genügen kann. Die That, der Menſch, und die Fügung, ſind in dieſem Ereigniß weſentlich verſchieden. Der Menſch erweckt die wehmüthigſte Theilnahme; ſeine Freunde, ſeine Landsleute, ja das geſammte Vaterland verliert viel an ihm, wie alle Zeugniſſe, ſeine eignen Schriften, und ſelbſt ſeine ſchauderhafte Verirrung beweiſen; wahrlich zu den gegemeinen gewöhnlichen Menſchen iſt dieſe Seele nicht zu rechnen! Daß er nur aus ſich ſelber gehandelt, ohne fremden Anreiz, ohne Mitwirken Anderer, iſt jetzt außer Zweifel; die weitverbreitete, ſorgfältige Unterſuchung hat keine Spur eines Komplotts geliefert, und die begierigen Erwartungen franzöſiſcher und deutſcher Ultras in aller Blöße ſtehen laſſen.“ Beſondere Vorliebe für Sand zeigten auch noch immer die Engländer, welche den Rhein bereiſten und Baden beſuchten; manche vornehme Engländerin erklärte ihn für ihren Helden, vielleicht im Vorgefühl der Wirkung, die ein ſolcher in ihrem Geſellſchaftsſaal machen würde!

Sand ſtarb jedoch nicht, ſondern ſiechte halbgeneſen weiter, indem auch das Gericht die eigentlich längſt erſchöpfte Unterſuchung fortſetzte. Ich kümmerte mich wenig mehr um die Sache, beſonders da auch bald meine Abberufung von Karlsruhe erfolgte, und mich aus allem Zuſammenhang mit der badiſchen Regierung ſetzte. Wer das Genauere des Prozeſſes wiſſen will, möge Häring's Aufſatz leſen; die dortigen Angaben ſind freilich ſehr geeignet, die bewundernde Theilnahme in ein ſchmerzliches Mitleid herabzuſtimmen. Wie Görres noch im Herbſt des Jahres 1819 die Sachen anſah, möge der Merkwürdigkeit wegen hier angeführt werden. Er ſpricht von dem Argwohn, der auf Kotzebue's ruſſiſcher Sendung ruhte, und fährt dann fort: „Nur allzu ſehr wurde dieſer Verdacht beſtärkt, als Kotzebue, mißbrauchend ſeinen Auftrag rechtliche Männer hämiſch verläumdete, und als die Bosheit ſich entdeckt, die Ahndung des Geſetzes nicht gegen den Verläumder ſich richtete, ſondern was kaum zu glauben, gegen die Verläumdeten, weil ſie das Werk der Finſterniß an's Tageslicht gezogen. Noch ſchärfer wurde die erzürnte Spannung, als die an ſich nicht übel gemeinte, ſpäter mit ſchamloſer Frechheit als offiziell erklärte Schrift Stourdza's in einer Weiſe von den Deutſchen und ihren Inſtitutionen ſprach, die kein Volk von einem Fremden ſich bieten laſſen darf. Der allgemeine Unwillen über dieſe Schrift und mehr noch der ſichtbare Eindruck, den ſie in den höheren Regionen gemacht; die Entrüſtung, daſſelbe Ausland, dem die Meinung die Vernichtung ſo mancher Erwartungen längſt zuzuſchreiben ſich gewöhnt, nun auch auf eine ſo empörende Weiſe die

Schwäche mißbrauchend, in's Innere eingreifen zu ſehen, mußten beſonders bei der Jugend, deren Freiheiten, den letzten ärmlichen Reſt eines früheren beſſern Zuſtandes, man ſo freventlich anzutaſten gewagt, tiefen Eindruck machen. Unter ſo viel raſchen jungen Leuten, deren ganzes Herz und alles Sinnen und Trachten dem öffentlichen Leben ſich zugewendet, mußte beinahe unausbleiblich ein Funken dieſer ſo unvorſichtig angeſchürten Feuersbrunſt zündend in das Reich dunkler Gewalten, die des Menſchen Bruſt umſchließt, herniederfahren, und die Schlafenden aus ihrer Ruhe wecken, daß der höher und höher ſich hebende täglich gereizte Grimm endlich übertrat. In Sand mußte der Durchbruch des Damms zuerſt geſchehen, und das Verderben mußte natürlich den am erſten treffen, der ſeither am geſchäftigſten ihn zu unterwühlen bemüht geweſen. Der Jüngling nahm es über ſich, ſich ſelbſt den Vollmachtsbrief zur That zu ſchreiben, und ſie mit eigner Hand auszuführen; und weil ſein Maß gefüllt war bis zum Rande, und bereit es über ſein Haupt auszugießen, wurde der, den er geſucht, in ſeine Hand gegeben; er ſelbſt aber gab der erzürnten Nemeſis das eigne Leben zur Sühne hin, nach alter Lehre, die Blut um Blut gebietet. Wie ein Blitz ſchlug die That in's Volk; ſeit den Jahren der Erhebung war nichts mehr geſchehen, was es ergriffen hätte; was lange unverſtändlich nach Verſtändigung gerungen, hatte jetzt das Wort gefunden; eine blutige That war wieder der Punkt geworden, in dem Aller Gedanken ſich verſammelten; und die Meinung war ſchnell über das Ereigniß einverſtanden; Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive, worunter Gefühl der Nähe der ewigen Gerechtigkeit in allen menſchlichen Dingen, ein helles Schlaglicht über den Zuſtand des Vaterlandes hergeworfen, und erneuerte lebendige Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, waren die Reſultate der allgemeinen Bewegung, die erfolgt. Die Meinung hatte ein großes Stufenjahr zurückgelegt, ein tiefer Ernſt war über die Zeit gekommen, die ſeither mehr ſpielend mit den Ereigniſſen ſich abgegeben." Später ſagt er: „Daß die That nicht chriſtlich geweſen, darüber ſind ſicher Alle mit Steffens einverſtanden, aber Gott weckt bisweilen eine heidniſche Tugend, um jene chriſtliche Heuchelei zu ſtrafen, die während ſie mit Leichtſinn ungerechte Kriege beſchließt, worin Hunderttauſende von Menſchen fallen, nur dann des Chriſtenthums gedenken will, wann die Flamme, der ſie von Ferne mit Vergnügen zugeſehen, endlich das eigene Dach ergreift.“

In ähnlichem Pathos, nur noch entſchiedener zu Gunſten Sand's, ſprach ſich der Prediger und Profeſſor de Wette in einem Troſtſchreiben an Sand's Mutter aus, deſſen unvorſichtige Verbreitung ihm den plötzlichen Verluſt ſeines Lehramtes an der Univerſität Berlin und langwierige Verfolgung zuzog, bis er endlich eine neue Stellung in Baſel fand. Auch gegen Sand erſchienen mehrere Schriften, von Beckedorff, Steffens, Fouqué und Andern, aber dieſe, indem ſie ihn ſtreng verurtheilten, ſtellten dabei ſolche Anſichten auf, die der Volksſinn verwarf, und daher machten ſie geringen Eindruck.

Um nicht wieder auf dieſen Gegenſtand zurückkommen zu müſſen, will ich der Zeit vorgreifen, und gleich hier anſchließen, was ich noch über Sand mitzutheilen habe. Der Prozeß dauerte noch fort, als ich Karlsruhe im Herbſt 1819 verließ, und eine Menge von Unterſuchungen und Verfolgungen waren aus ihm hervorgegangen, ohne daß er ſelber wäre dadurch gefördert worden. Seltſame Gerüchte gingen im Schwange; es hieß, man wolle abwarten, daß Sand an ſeiner Krankheit ſterbe, um der Verlegenheit überhoben zu ſein ihn zum Tode zu verurtheilen und hinzurichten; eine andere Meinung war, man werde ihn entſchlüpfen laſſen. Allein es iſt bemerkenswerth, daß bei aller laut für ihn ausgeſprochenen Theilnahme kein Verſuch durch Gewalt oder Liſt ihn zu befreien ſich gezeigt hat; ſeine Freunde und Bewunderer, und auch er ſelbſt, Augenblicke der Schwäche ausgenommen, in denen die Liebe zum Leben vorherrſchte, ſchienen einverſtanden, daß der Tod für ihn wünſchenswerth und der richtige Abſchluß ſeiner That ſei. Nach langem Zögern, und nach wiederholter Anmahnung von Wien und Berlin, erfolgte erſt im folgenden Jahre, den 5. Mai 1820, das gerichtliche Erkenntniß, das ihn zum Tode verurtheilte. Der Großherzog zauderte noch eine Weile mit ſeiner Beſtätigung, gab dieſe doch endlich am 17. Mai, und am 20. Mai hatte die Hinrichtung Statt.

Ueber dieſe, welche in damaligen Blättern vielfach beſchrieben worden, mögen aus einem Briefe Ludwig Robert's hier einige Nachrichten folgen, die jedenfalls das Verdienſt haben, unmittelbare und durch keinerlei Befangenheit getrübte Zeugniſſe zu ſein. Er ſchrieb aus Mannheim an mich unter dem 22. Mai 1820:

„Vorgeſtern früh halb 6 Uhr fand hier die Hinrichtung Sand's Statt. — Was ich Ihnen darüber ſchreibe, iſt ſo authentiſch, daß Sie es in meinem Namen erzählen können. — Als man ihm das Urtheil ankündigte, vernahm er es freudig. Als man ihn fragte, ob er auch im Stande wäre, den Kopf gerade zu halten und überhaupt genugſam geſund, ſtand er von ſeinem Lager auf, ging im Zimmer auf und ab und hielt den Kopf in der Höhe. — Unter mehreren Dingen, die er bei dieſer Gerichts-Szene zu Protokoll diktirte, war auch: — daß es ſeine Eltern lieber ſehen müßten, daß er auf dem Schaffotte, als an einer Bruſtſeuche ſtürbe. — Von nun an durfte in den letzten drei Tagen jederman zu ihm, den er annahm. — Der Regimentsarzt Bloch, der bei ihm war, erzählte mir, daß er ihn im Geſpräch mit einem Geiſtlichen gefunden hätte, worin ganz abſtrakt über religiöſe und philoſophiſche Gegenſtände geſprochen wurde; er war fünf Viertelſtunden da, und wußte mir doch nicht viel zu erzählen; außer Sand's Aeußerung, daß Körperſchmerz kein und nur Seelenſchmerz Schmerz wäre. Alle, die ihn ſchon früher und dann ſpäter ſahen, ſtimmen darin überein, daß er nach empfangenem Todesurtheil heiterer und auch körperlich geſünder war. Das hektiſche Fieber ſank faſt auf Null und er aß mit Appetit, con amore, wie ſich ein gebildeter Augenzeuge ausdrückte, ſelbſt um 3 Uhr Morgens (am letzten) ſeine Mehlſuppe. Aus des Oberſtlieutenants Holzing's Munde weiß ich folgendes Geſpräch: Holzing. Kennen Sie mich denn? Sand. O ja, Sie waren bei meiner Arretirung, trugen aber damals Uniform. Werden Sie auch übermorgen ꝛc.? Holzing. O ja! Ich werde ſogar den Zug kommandiren, der Ihren Wagen eskortiren wird. Sand.

Ich danke Ihnen — Was iſt der Tod? Laſſen Sie uns einmal ein ruhiges Wort darüber ſprechen: Sie haben ihm gewiß ſchon oft entgegengeſtanden; ich ſehe es an Ihren Dekorationen, Sie ſind ihm nahe geweſen. Nun da konnten Sie ſterben, da werden Sie vielleicht wieder ſterben für eines Andern, für eine Ihnen ganz fremde Idee. Ich ſterbe für meine Idee, für das was ich für recht und gut halte. Holzing. Das ſind Kantiſche Floskeln, und Sie hätten bei Zeiten beſſer gethan, Waſſer unter Ihren Wein zu ſchütten. «Als ich ihm dies ſagte, fuhr Holzing im Erzählen fort, ſchwieg er und die Thränen kamen ihm in die Augen.» — Den Tag vor ſeiner Hinrichtung ließ ſich Sand den Scharfrichter kommen und unterhielt ſich anderthalb Stunden lang mit ihm. Es iſt bei der Verſchwiegenheit des Mannes nicht viel davon in's Publikum gekommen, und die einzelnen Worte, die man gehört hat, ſind nicht beſonders merkwürdig. Merkwürdiger iſt die Verwandlung des koloſſalen Mannes, der, ſeines Amtes gewöhnt, plötzlich weich und unſicher ward; indem, wie er ſagte, ſtatt zuzureden und zu tröſten, er getröſtet und zugeſprochen wurde. — Daß die ſtädtiſche Behörde beſorgt und vorſichtig war, iſt ihr nicht zu verdenken: vielleicht hat auch der General von Neuenſtein (der von Seiten des Großherzogs zur Ankündigung des Urtheils an die verwittwete Frau Großherzogin Stephanie geſendet war, welche gleich die Stadt verließ und noch nicht wieder zurück iſt) die gemeſſenen Befehle dazu mitgebracht. Die ganze Garniſon rückte aus. Auf allen Plätzen der Stadt ſtanden ſchon um 3 Uhr Morgens und blieben dort ſtehn Maſſen Fußvolk und Reiterei, Patrouillen in die Straßen und bis zum Heidelberger Thor hinausſendend: denn dicht vor dieſem, auf dem immenſen Platz, die Kuhweide genannt, war das einfache, nur manneshohe Schaffot errichtet. Dort ſtanden, ich glaube, zwei Bataillone. Im Zeughauſe waren die Kanonen bereit; jeder Mann hatte zehn Patronen und ſein Gewehr geladen. Den Wirthen war anbefohlen, jedes verfängliche Wort der Polizei anzuzeigen. — Die Chaiſe, worin Sand und der Zuchtmeiſter (den Sand, weil er von ihm in ſeiner Krankheit gepflegt wurde, liebgewonnen und ſich erbeten hatte) ſaßen, wurde von einer Schwadron Reiterei vorausreitend und nachfolgend begleitet. Als der Wagen den Hof des Gefängniſſes verließ, ward von den dort verſammelten Weibern ein lautes Heulen und Schluchzen vernommen. Sand halb liegend (wegen ſeiner Bruſt), halb ſitzend im Wagen, grüßte freundlich rechts und links die verſammelte und weinende Menge. — Es iſt nur eine Stimme über ſein heiteres, faſt verklärtes Anſehen. „Ich ging nur meinem Buben zu liebe hinaus“, ſagte ein gebildeter Beamte, „und war ängſtlich und nahm mir vor ihn gar nicht anzuſehen, aber als ich nur die Chaiſe von weitem und ſeine große Ruhe ſah, ward ich plötzlich ſo ruhig, daß ich ſelbſt der Hinrichtung hätte mit beiwohnen können.“ Gegen ſeinen Muth im Tode iſt gar nichts zu ſagen, ſagen die Offiziere. Und als mein Aufwärter, ein Soldat, von der Expedition zurückkam, ſprach er: „Ach, es war doch gar ein zu ſchöner Menſch und iſt ſo ſchön geſtorben; ich hätte laut heulen mögen.“ Die Begleitung eines Geiſtlichen hatte ſich Sand verbeten: aber nicht aus Mangel an Religion, — ſo wollte er, daß man dem Volke ſagen ſolle, — ſondern aus Achtung vor dem Stand, der nicht dahin gehöre, wo Blut fließe. Er ſtieg alſo, von ſeinem Wärter und noch einem Knecht geſtützt, auf das Gerüſt. Hier ſtand er nun allein, ſah ſich nach allen Seiten um, dann hob er die Hand in die Höhe, warf ein weißes Tuch kraftvoll zu Boden, hob dann die Hand zum Schwur in die Höhe, ſprach darauf einige Worte leiſe zum Nachrichter, der ſich verneigend ihm nahte und ſetzte ſich dann. „Bindet mich nicht zu feſt, es ſchmerzt mich beim Athemholen, — Ich ſterbe in der Gnade meines Gottes, — Die Binde tiefer, ich ſehe noch“ — waren ſeine letzten Worte. Hierin ſtimmen alle Berichte überein. Nicht darüber, was er bei obigen Geſtikulationen geſprochen habe. Glaubwürdige Zeugen behaupten: Nichts, nicht Ein Wort: andere eben ſo glaubwürdige, er hätte geſagt: „Ich ſterbe für Deutſchlands Freiheit, ich ſchwöre es.“ Andere behaupten gehört zu haben: „Hier unten iſt keine Gnade; mit meinen Feinden ſterbe ich verſöhnt, meine Freunde lehre ich zu ſterben.“ — Kurz hierüber ſind ſelbſt die Augenzeugen nicht einig, oder wollen auch wohl nicht einig ſein. — Die Menge hat ſich nach dem Ausſpruch Aller, ruhig, ſtill, und — wie nie bei ſolcher Gelegenheit — anſtändig betragen. Es waren weniger Menſchen verſammelt, als man vermuthet hatte; auf Einen Mann konnte man drei Frauen rechnen; genug, aber nicht allzuviel Studenten waren zugegen und nicht die kleinſte Unordnung iſt vorgefallen. Wohl aber wurden der Stuhl, worauf Sand ſaß, Haar von ihm, blutige Splitter des Gerüſtes, ſogleich mit Begierde und Andrang gekauft. Alles war gerührt, erhoben und durch ſeinen Tod verſöhnt. Das Mitleid ſcheint anſteckend in der Luft gewaltet zu haben; denn obgleich ich keinen Schritt aus meinem Hauſe that, obgleich ich mit aller Kraft meiner Phantaſie mich in die Lage des Großherzogs verſetzt hatte, und mir ſagen mußte, daß ich an ſeiner Stelle den Sand nicht begnadigt haben würde, ſo habe ich doch die ganze Nacht nur zwei Stunden geſchlafen, und am Morgen, wider Willen, lang und heftig weinen müſſen. Und daſſelbe iſt Leuten begegnet, die ſonſt nicht leicht weinen, z. B. eben dem Zuchtmeiſter, der von der Expedition mit verſchwollenen rothgeweinten Augen zurückkehrte. — Nur zwei Menſchen habe ich ſagen hören, daß ſeine Faſſung erzwungen und ſein Benehmen theatraliſch geweſen wäre. Ich laſſe dahingeſtellt ſein, ob dieſe beiden Einzigen richtig geſehen haben; aber daß es ihm um ein kraftvolles öffentliches Sterben zu thun war, beweiſen folgende Worte von ihm, die authentiſch wahr ſind. Erſtlich: „Wenn mich nur in der ungewohnten Frühkälte beim Herausführen kein Nervenſchlag trifft!“ und zweitens: „Sollte mein Körper vor Schwäche zittern, ſo iſt es nur der Körper; mein Geiſt weiß von keiner Furcht.“ Der Körper wurde in einen Sarg gelegt in derſelben Chaiſe zurückgeführt und Nachts ſtill begraben. Jederman ging wieder an ſein gewohntes Geſchäft. — Lobenswerth iſt die Milde und der Anſtand, mit welchen Sand von der Regierung behandelt wurde und die er ſelbſt laut anerkannte. — Er iſt gepflegt worden, wie ein Kind im Hauſe der Eltern. Kein Kutſcher wollte ihn hinausfahren, da kaufte die Regierung eigens eine Chaiſe zu dieſem Behuf und ein Bauer fuhr ihn u. ſ. w. — Das iſt alles, was ich zu ſagen weiß, aber dieſes wenige iſt der ſtrengſten Wahrheit gemäß und kein zweifelhaftes und verfälſchtes Gerücht habe ich aufgeſchrieben.“

Ich ſprach meinerſeits den ganzen Eindruck der ſo furchtbaren als jammervollen Geſchichte, auf welche die Karlsbader Beſchlüſſe und vieles andere Unheil folgte, in nachſtehenden Worten aus:

Grauſam häuſet ein höhnend Geſchick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falſcher Geſtirne Beruf!
Irr' und bejammernswerth hat alles hier ſich geſtaltet,
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Ich kehre zu dem Zeitpunkte zurück, über den ich, um dieſe traurige Geſchichte zum Ende zu führen, ſo weit hinausgegangen bin. Der erſte Schrecken, den die grauſe Mordthat verbreitete, war ſinnverwirrend, eine Beſtürzung, wie ich eine ähnliche nur im Jahr 1848 zu Berlin erlebt, als der König von dem Volksaufſtande beſiegt ſchien, die Truppen entfernte, und die Farben der Barrikadenfahnen zu den ſeinigen machte. Doch als das Beſinnen allmählig zurückkehrte, war es begleitet von den Gefühlen des Haſſes, der Rache, von dem Eifer, alles niederzutreten, was mit ſolcher That im entfernteſten zuſammenhing, und wie Sand um der Freiheit zu dienen nicht geſcheut hatte Blut zu vergießen, ſo wollte man auch kein Blut ſchonen, um in den alten Vorrechten fortan ſicher feſtzuſitzen, und ſie möglichſt zu mehren. Jetzt war von keinem Fortſchreiten mehr die Rede, von keiner Nachgiebigkeit gegen den Zeitgeiſt, von keinen Gewährungen der Volkswünſche, im Gegentheil verhärtete man ſich im rohen Streben die Willkürgewalt zu behaupten, die Freiheitsregungen zu unterdrücken, das Heraufbilden des Volkes zur Selbſtſtändigkeit auf alle Weiſe zu verhindern. Die That Sand's würde für Deutſchland ein Wendepunkt in der Entwickelung ſeiner innern Verhältniſſe zwiſchen Regierung und Volk, oder ſollte es wenigſtens werden, gemäß dem Wollen und Trachten derjenigen hochgeſtellten ſowohl Fürſten als Miniſter, die mit überwiegendem Anſehen die Staatsſachen leiteten.

Mit welch andern Augen ſah man jetzt am Hofe die Verfaſſung an! Wie beklagte man, ſich ſolch unbequeme und gefahrvolle Laſt aufgebürdet zu ſehen, wie beſchuldigte man die unnöthige Freiſinnigkeit, welche von Nebenius unter Reizenſtein's und Tettenborn's Aufſicht und Billigung hineingearbeitet worden; man klagte dieſe Männer der ſtrafbaren Uebereilung an. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, ſelbſt für die erſte Kammer durch die Verfaſſung beſtimmt, die Preßfreiheit, das Recht der Steuerbewilligung, die Ausdehnung des Stimm- und Wahlrechts, das doch noch lange nicht das erforderte allgemeine war, alles dies erſchien wie frevelhaftes Uebermaß, das man trachten müſſe, möglichſt auf ein geringeres zurückzubringen. Vor kurzem noch hatte man damit geprahlt, und ſich vom Auslande dafür recht loben laſſen, daß die badiſche Verfaſſung unter allen deutſchen die freiſinnigſte ſei, daß ſie namentlich der baieriſchen weit voranginge; jetzt rühmte man die hemmenden Beſchränkungen, welche auf der letztern laſteten, pries den ſegensvollen Zuſtand einer ungehinderten Obergewalt, die zuletzt doch nothwendig als eine landesväterliche gerechte und milde zu denken ſei; wie noch kurz vorher in Baiern, in Würtemberg und in Baden ſelbſt gewirthſchaftet worden, ſchien man vergeſſen zu haben, wie noch jetzt Willkür und Unordnung im benachbarten Heſſen-Darmſtadt waltete, wollte man nicht ſehen. Der Ausdruck konſtitutionell war dieſen Leuten ein Gräuel, und gleichbedeutend mit jakobiniſch und revolutionair. Genug, das große Streben, das ſeit 1789 über alle Länder ſich entzündet hat, bald in dem einen bald in dem andern zu hellen Flammen ausbrach, immer wieder gedämpft, aber niemals vollſtändig überwunden worden, hingegen auch bis heute noch nicht vollſtändig geſiegt hat, das Streben zur Freiheit und Selbſtſtändigkeit gegen rohe Gewalt und frechen Stolz, wurde jetzt offen zu heißen Kämpfen herausgefordert, durch die Angriffe der durch Sand's That aufgeſchreckten Machthaber, Staatspfründner und Dunkelmänner, und Baden wurde eines der Schlachtfelder, auf denen die Kämpfer einander begegneten.

Zwar ſo weit ging das Selbſtvertrauen und der Muth der Hof- und Adelsparthei keineswegs, daß ſie für möglich gehalten hätte, alles was ihr entgegenſtand ohne weiteres abzuſchaffen, die Verfaſſung abzuſchaffen und nichts oder auch ein ſchwächeres Gebild an deren Stelle zu ſetzen, eine ſolche Verwegenheit hatte ſich in keinen dieſer Köpfe verirrt; die ungeduldigſten und ſtörrigſten derſelben ſahen ein, daß alle Fürſten- und Adelsmacht hiezu für jetzt nicht ausreiche, daß man nicht ſchlechthin umkehren könne, ſondern in der Bahn, in die man unglücklicherweiſe eingegangen, ſich fortbewegen müſſe, jedoch durch Klugheit und Einverſtändniß manchen Vortheil gewinnen und in Zukunft völlig ſiegen könne. Die größte Hoffnung ſetzte man hiebei auf die Einwirkung der großen Mächte, die ihr Verſprechen volksvertretender Verfaſſungen noch nicht erfüllt hatten, und jetzt weniger als je geneigt ſchienen, ſolches zu erfüllen. Die Ermordung Kotzebue's gab den dringenden Anlaß, daß alle deutſchen Regierungen ſich unter einander und beſonders mit Oeſterreich und Preußen in thätige Verbindung ſetzten, und lebhaft über die Tagesfragen beriethen, über die ſchon vielfach angegriffenen Univerſitäten, die Preſſe, die Vereine, die Gränzen ſtändiſcher Berechtigung. Hieraus entſtand namentlich für Baden die treuloſe Zweizüngigkeit, daß man auf der einen Seite die Verfaſſung öffentlich beſchwor, ihre Freiheiten verbürgte, und die zugeſtandenen Volksrechte walten ließ, auf der andern Seite dagegen heimlich über deren Unterdrückung oder Beſchränkung mit den gleichgeſinnten Regierungen ſich verſtändigte. Der Großherzog wurde hiezu fortgeriſſen, indem er ſich auf Berſtett, deſſen auswärtiges Anſehen er mit Verwunderung ſteigen ſah, in dieſen Sachen ganz verließ, mir aber aus den Verhandlungen, die ſpäter zum Kongreß von Karlsbad führten, ein Geheimniß machte, wie denn auch das preußiſche Kabinet, vielleicht ſchon damals gegen mich durch hämiſche Einflüſterungen gewarnt, mir nichts hierüber mittheilte. In andern Beziehungen fuhr er fort, mir das größte Wohlwollen zu bezeigen, und als Erwiederung ſeines Vertrauens das meinige heftig zu verlangen, er wollte daß ich über alle Sachen und Perſonen ganz rückhaltlos mit ihm ſpräche. Auch fragte er mit gütiger Theilnahme ſtets nach Tettenborn, was er für Wünſche habe, ob er nicht zur Eröffnung der Stände kommen werde, und es ſchien, als ob es ihm nicht unlieb ſei, in ihm einen Erſatzmann für Berſtett immer bereit zu haben, falls dieſer ſich für allzuwichtig oder gar unentbehrlich halten möchte.

Das Geſchrei gegen die Univerſitäten, ſchon durch Stourdza's anmaßliche Unbeſonnenheit erweckt, hatte ſich durch den Schrecken über Kotzebue's Ermordung bis zur Wuth geſteigert. Weil ein Student dieſe That verübt, weil er der Burſchenſchaft angehört und ſein letzter Aufenthalt Jena geweſen, ſo ſollte das Univerſitätsweſen die Wurzel jenes Verbrechens und alles verwandten Unheils ſein. An allen Höfen, in allen vornehmen Kreiſen, in allen höchſten Staatsbehörden hallte durch ganz Deutſchland dieſe Anſchuldigung nach, wurde mit Heftigkeit die Ausrottung des Uebels gefordert. Oeſterreich, das längſt keine Lehrfreiheit mehr geduldet, das mit Neid und Sorge die im übrigen Deutſchland noch waltende Freiheit der Wiſſenſchaft und ihrer Jünger geſehen, wies auf ſeine geknechteten hohen Schulen als auf die Muſter hin, die jetzt überall nachgeahmt werden ſollten. In Preußen rief eine dunkle, am Hof und in der Regierung gefährlich wachſende Parthei heftig nach Maßregeln der Gewalt gegen alle Geiſtesfreiheit und hoffte ihre verhaßten Gegner, denen ſie ſonſt nicht beikommen konnte, in der Erniedrigung der Univerſitäten mitzuerniedrigen. Die größte Unvernunft, ja der baare Unſinn wurde laut, alles wurde aufgeboten, die Mächtigen zu ſchrecken, und zu den ſtrengſten Maßnahmen zu bewegen. Die Univerſitätslehrer, die Gelehrten überhaupt, die Bekenner freier Wiſſenſchaft erhoben vergebens ihre muthigen Stimmen, ſie verhallten in dem tollen Lärm der begünſtigten Fanatiker. Wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, wo blinde Leidenſchaft ſich der Gunſt von oben zu erfreuen hat, fehlte es auch diesmal unter den Gelehrten ſelbſt nicht an niedrigen Seelen, welche dem Feinde ſich mit ihrer Kenntniß und ihrem Anſehen dienſtbar zur Verfügung ſtellten. Schon war die Frage über die Univerſitäten mit ungewöhnlicher Raſchheit dem Bundestage überwieſen, und man ſah deſſen feindlichſter Entſcheidung entgegen. Da erſchien Hemmung, Hülfe gegen dieſes drohende Vorſchreiten von einer Seite, woher man ſie nicht mehr erwartete, aus der Mitte der Fürſten ſelbſt! Der treffliche Großherzog von Weimar, dem freilich vor allen andern der Schutz freier Wiſſenſchaft und Bildung ziemte, und der zunächſt ſeine Landesuniverſität zu vertheidigen hatte, widerſprach kühn den Verläumdungen und gehäſſigen Anklagen, an deren Wahrheit zu zweifeln ſchon ein Verbrechen ſchien. Der ſachſen-weimariſche Geſandte reichte der Bundesverſammlung einen Vortrag ein, der muthig und geiſtvoll die Sache der Univerſitäten und der ſtudirenden Jugend wider die vornehmen rohen Gegner vertheidigte. „Eingedenk deſſen" — hieß es darin — „was von deutſchen Univerſitäten geleiſtet, und in ſeinen Erfolgen und Gründen längſt anerkannt von Deutſchen (Schleiermacher, Steffens, Wachler) wie von Nichtdeutſchen (Cuvier, Villers) geprieſen worden, werden Seine Königliche Hoheit nie ſtimmen für Einrichtungen, welche das innere Weſen derſelben nothwendig zerſtören, ſie durch Aufhebung der akademiſchen Freiheit zu bloßen gelehrten Schulen, Gymnaſien u. ſ. w. umformen! Auch Freiheit der Meinungen und der Lehre muß der Univerſität verbleiben; im Kampfe der Meinungen ſoll hier das Wahre gefunden, gegen das Einſeitige, gegen das Vertrauen auf Autoritäten, ſoll hier der Schüler bewahrt, zur Selbſtſtändigkeit ſoll er erhoben werden." Gegen die Verdächtigung, daß die Studenten im Allgemeinen und insbeſondere die Burſchenſchaft ſtaatsgefährliche Abſichten hegten, wurde geſagt: „Beklagen muß man den böſen Willen oder die Unvorſichtigkeit derer, welche eben ſolche Abſichten den Studenten zuerſt angedichtet, welche deßhalb mit großer Wichtigkeit gegen ſie geſprochen, und vielleicht dadurch den Keim des Uebels unter ſie gebracht haben." Den größten Beifall erhielt die bedeutende Stelle, welche den bittern Vorwurf ausſprach: „Als die ſtudirende Jugend im Jahr 1813 auf Deutſchlands Hochſchulen aufſtand, als ſie eilte theilzunehmen an dem Kampfe für die Freiheit, die Ehre, die Sitte, die Sprache des Vaterlandes, da wurde ſie mit offenen Armen empfangen, da wurde ſie in Schaaren geordnet, da ſah man in ihr keine Kinder, ſondern werdende Männer. Als ſie zurückkehrte aus dem Kampfe, als ſie auf Zeichen männlicher Handlungen ſich berufen durfte, da konnte ihr nicht ſofort das laute, ſonſt nur dem Manne geziemende Sprechen und Schreiben über die Güter unterſagt werden, für welche ſie geblutet hatte, für welche in ihrer Mitte Freunde und Brüder gefallen waren, da konnte man nicht ſofort diejenigen als Unmündige behandeln, welche man in ihrer edeln Begeiſterung als Emanzipirte, als Wehrhafte gebraucht hatte.“ Durch ſolches Wort, im Namen eines deutſchen Fürſten in der Bundesverſammlung ausgeſprochen, waren die Gegner einen Augenblick auf's Maul geſchlagen; aber ihre tückiſchen Bemühungen ſetzten ſie darum nicht weniger fort, und ſollten in den größeren Regierungen bald eine Uebermacht gewinnen, der auch die Fürſten ſich beugen mußten.

Die Wahlen für die Ständeverſammlung waren inzwiſchen im ganzen Lande vollzogen worden. Bei der Neuheit und Eile der Sache hatten weder die Regierung noch irgend eine Gegnerſchaft derſelben die Zeit oder die Geſchicklichkeit gehabt, einen berechneten Einfluß auf das Wahlgeſchäft auszuüben, ſeinem natürlichen Verlauf überlaſſen, war dieſes überall ohne Störung, ohne gereizte Leidenſchaft oder ränkeſüchtiges Treiben ruhig vorgegangen, eigentliche Partheien beſtanden noch nicht, aber freilich war die Stimmung des ganzen Landes, wie ſie im Zwieſpalt bisheriger Regierungsweiſe und gereifter Volkseinſicht ſo ſtill als feſt ſich gebildet hatte, eine hochfreiſinnige. Die Wähler, durch fremde Einmiſchung nicht geſtört, zu keinen falſchen Richtungen verleitet, hatten mit ſichrem Takt ſo gewählt, daß nur in wenigen Fällen ſpäter bemerkt werden konnte, man habe ſich über Geſinnung oder Fähigkeit der Gewählten geirrt: für die zweite Kammer, welche im Gegenſatze der erſten die demokratiſche ſein mußte, waren ohne Vorurtheil auch Adelige und beſonders viele Staatsbeamte gewählt worden, deren Denkart und Karakter man durch ihren Stand und ihr Amtsverhältniß nicht gefährdet wußte. Dabei waren die freien Eigenthümer und Gewerbsleute doch an Zahl überwiegend, inſonderheit hatten die Bauern ihre angeſehenſten Vögte gewählt, ſo daß im Ganzen jede Klaſſe ſich in angemeſſener Weiſe vertreten fand. Neben einigen bekannten Namen, unter denen der Liebenſtein's, für die zweite Kammer gewählt, und der Rotteck's, für die erſte, glänzend vorſtrahlten, hörten wir die meiſten zum erſtenmal und auch die Regierung ſchien wenig von den Männern zu wiſſen, die ihr jetzt wichtig werden ſollten. Das Volk aber kannte die Seinen ſehr gut, und hing an ihnen mit größter Liebe. Vielen Abgeordneten, beſonders denen aus Lahr, wurden auf ihrer Durchreiſe nach Karlsruhe unterwegs die größten Ehren zu Theil, man empfing ſie mit Geſchützdonner, Triumphbogen, Blumenſtreuen, Bürgerwehr rückte in Waffen zu ihrer Begleitung aus. Die Höflinge und Ariſtokraten ſchüttelten die Köpfe; das ſei doch zu viel, meinten ſie; dergleichen komme nur dem Landesherrn zu! Auch den Miniſtern war bei ſolchen Dingen nicht wohl zu Muth, der Uebergang aus der unbeſchränkten Regierung in die durch Verfaſſung und Geſetz bedingte, der Volksvertretung verantwortliche, war in den Sachen oft ſchwierig, für die perſönliche Gewöhnung die unbequemſte Neuerung. Einer ſah mit Mißtrauen auf den andern, wie Schauſpieler die ſich in neuen Rollen zeigen ſollen, und den eignen Erfolg durch das Mißlingen der andern gern erhöht ſehen. Berſtett hoffte mit einigen vorbereiteten Reden ſich leicht abzufinden, und im Uebrigen das den auswärtigen Angelegenheiten überall zugeſtandene Geheimniß zur Abwehr aller Zudringlichkeit vorzuſchützen. Wie es den andern Miniſtern und Vertretern der Regierung ergehen werde, war ihm ganz gleichgültig. Mit höhniſchem Lachen äußerte er gegen mich, als von den künftigen Debatten die Rede war: „Wie der Finanzminiſter Fiſcher mit ſeinem Budget durchkommt, das iſt ſeine Sorge, mich geht's nichts an, wenn er ſtecken bleibt!" Er gönnte dem bürgerlichen Manne eine Niederlage, die er für ſich ſelber unmöglich glaubte.

Fiſcher wurde jedoch vom Großherzog noch vor Eröffnung der Kammern in den Freiherrnſtand erhoben, was den Bürgerlichen theilweiſe gefiel, unter den Adeligen dagegen einige Verſtimmung anregte. Berſtett, der von der Welt nichts kannte und ſchätzte, als die vornehmen Kreiſe, die Wege zur Gunſt und Macht, verband ſich auf's engſte mit den Edelleuten des Landes, deren Anſehen und Vorrechte er herzuſtellen verſprach, und beklagte nur, daß die mediatiſirten Standesherren ſich zu hoch dünkten, um mit jenen und ihm in völlige Gemeinſchaft zu treten; wenn es ihnen in Folge deſſen ſchlecht ginge, ſo hätten ſie niemandem als ſich ſelber die Schuld beizumeſſen. An einem Adelsedikt, das der Verfaſſung erläuternd zur Seite ſtehen und ſie bedingen ſollte, wurde fleißig und heimlich gearbeitet, eine kleine Junkerparthei nahm das Geſchäft ganz in ihre Hände, kein Staatsbeamter, der nicht durch Stand und Geſinnung ihr angehörte, durfte zugezogen werden. Die Freiſinnigen achteten des Geredes wenig, das darüber umlief, und meinten, die Junker würden nichts Taugliches aufſtellen.

Der baieriſche Geſandte Graf von Reigersberg war nach Karlsruhe zurückgekehrt, und knüpfte mit mir das freundſchaftliche Verhältniß wieder an, welches durch meinen für Baden bezeigten Eifer etwas erkaltet war. Er machte mir von dem Entſetzen, dem Unbehagen und Widerwillen, mit denen die vornehme Welt in München durch die dortigen Ständeverhandlungen erfüllt worden, eine treuherzige Schilderung, und verhehlte nicht, daß alles Streben darauf gerichtet ſei, ein ſo tolles Unweſen, das plötzlich in ihre Mitte geworfen worden, ſo ſchnell als möglich wieder los zu werden. Sein Bruder, der baieriſche Juſtizminiſter, war ganz freiſinnig und verlangte mit andern verfaſſungsmäßigen Anordnungen mündliche und öffentliche Rechtspflege. Allein der Geſandte wußte von ſolchen Dingen wenig, ihm galt nur, was er von allen Seiten gehört hatte. Durch ſeine Mittheilungen und ſein äußeres Anſehen verſtärkte er hier die Junkerparthei, die ihrem Weſen nach durch keine Landesgränzen beſchränkt war, ſondern überall mit ihres Gleichen zuſammenhing. Reigersberg theilte mir unbefangen mit, was er in dieſer Beziehung erfuhr. Heftiger, aber durch das Uebermaß mehr lächerlich als wirkſam, ſchalt der hannöverſche Geſandte von Reden auf alles Verfaſſungsweſen und auf alle

Nichtachtung des Adels. Doch ſeine Gutmüthigkeit und freundliche Umgangsgewöhnung ließen dieſe ſchroffe Denkart im Handeln ſelten zur vollen Geltung kommen, und im Menſchen, den er vor ſich hatte, mit dem er verkehrte, vergaß er ſogar den Liberalen, den Demokraten. Auch erlebte er in dieſer Zeit ein ſchlagendes Beiſpiel, wie unſicher der Maßſtab ſei, der bei Anwendung ſolcher Namen zu gelten habe. Er ſelbſt erzählte mir in lächelnder Vertraulichkeit, er habe nicht umhin gekonnt, gewiſſe Artikel aus London in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die ihn als miniſterfeindliche und freiheitsſüchtige empört hätten, ſeinem erhabenen Vorgeſetzten dem Grafen von Münſter in London als ſolche zu bezeichnen, deren Verfaſſer man erforſchen und dafür anſehen müſſe. Was jedoch habe Graf Münſter geantwortet? Der Verfaſſer ſei ihm wohlbekannt und oft in ſeinem Hauſe, nämlich der liebe und wackre deutſche Prediger bei der hanöverſchen Geſandtſchaft, und in jenen Artikeln ſehe man auf engliſchem Standpunkt nichts Unerlaubtes oder Schlimmes! — Wir bedauerten ſehr, den guten Reden ſo bald verlieren zu ſollen, denn er hatte trotz ſeines Alters und ihm ſelbſt unerwartet eine neue Beſtimmung erhalten, nämlich als Geſandter nach Rom zu gehen, wohin er ſeine Abreiſe ſchon vorbereitete. Die geſellige Annehmlichkeit von Karlsruhe wurde durch das Weggehen dieſer liebenswürdigen Familie auf's härteſte getroffen. — General von Neuenſtein kam aus Schweden zurück, und vertraute mir alles, was ihm von Anhängern des alten Herrſcherhauſes über die dortigen Verhältniſſe war zugeflüſtert worden; die Hoffnungen der Königin Friederike und ihres Sohnes des Prinzen Guſtav ſchienen aber durch den guten Willen einiger ohnmächtigen Anhänger um nichts beſſer geſtellt!

Um die Mitte des Aprils ſahen wir den ruſſiſchen Geſandten von Anſtett aus Frankfurt zum Beſuch in Karlsruhe, wo beſonders Berſtett es an keiner Bemühung fehlen ließ, den Gaſt auszuzeichnen und zu vergnügen. Er glaubte die Anweſenheit des gefürchteten Staatsmannes benutzen zu können, um beim Großherzog einige Maßregeln durchzuſetzen, welche dieſem allzu gewagt ſchienen, Maßregeln der Art, wie ſie ſpäter gegen die Preſſe, die Univerſitäten, die Volksfreiheit überhaupt, aus den Karlsbader Berathungen hervorgingen. Allein Anſtett, den ſchon ſeine Wohlbeleibtheit als behaglichen Lebemann erkennen ließ, ging auf nichts weniger als auf Wagniß und Kampf aus, er liebte geringe Anſtrengung und ruhigen Genuß, er rieth auch hier zur Vorſicht und Mäßigung, und hielt für beſſer, mit vorhandenen Uebeln ſich zu vertragen und einzurichten, als deren völlige Beſeitigung durch gewaltſamen Angriff zu verſuchen. In den Geſprächen, die ich mit ihm hatte, vernahm ich nichts, was neben ſeiner äußerlichen Stellung ihm einigen Anſpruch auf die Ueberlegenheit hätte geben können, die man ihm beilegte, nichts als einige Gewandtheit im Gebrauche des kleinen Vorrathes der jedesmaligen Redensarten und Stichwörter, die in den Kreiſen der Diplomaten und Hofleute für den Augenblick herrſchen. Er behauptete ſteif und feſt, es beſtehe ein Komplott, aus dem Kotzebue's Ermordung ausgegangen, und daß noch fortwirke, und man habe die Hauptfäden ſchon entdeckt. Seine Anweſenheit in Karlsruhe dauerte nur ein paar Tage, und außer daß er eine reiche Doſe und einen Orden davontrug, war nichts von einem Erfolge derſelben zu bemerken.

In außerordentlicher Sendung erſchien der ſachſen-weimariſche Geheime Rath von Conta, nachdem er ſchon in Frankfurt und Stuttgart ſich beſonderer Aufträge entledigt hatte, auch in Karlsruhe. Die weimariſchen Erklärungen am Bundestage hatten großes Aufſehen und manche Erbitterung erregt, man fragte in gewiſſen Kreiſen, ob denn der Großherzog Karl Auguſt, nachdem er die deutſchen Schöngeiſter beſchützt, nun der Beſchützer der Aufrührer und Meuchelmörder werden wolle? Die Mitſchuldigen Sand's wären in Jena, man kenne ſie, die Staatsbehörde müſſe ſie greifen und ausliefern, das deutſche Gemeinwohl fordere das, aber es geſchehe nichts, und Sand werde hinſterben, bevor ihm jene vor Augen geſtellt worden. Aber die weimariſche Regierung hatte gewiſſenhaft ihre Pflicht gethan, die ſtrengſten Unterſuchungen geführt, und lieferte nun die bündigſten Beweiſe, daß Mitſchuldige nicht zu ermitteln ſeien, und daß auch die Univerſität Jena nicht verantwortlich ſein könne für die That eines Einzelnen, der zufällig dort, aber auch nicht dort allein, ſondern auch in Erlangen ſtudirt habe. Die Mittheilungen, welche Conta hierüber vorlegte, waren überzeugend, aber den Furchtſamen und Fanatikern keineswegs erwünſcht. Der Großherzog, der mich in dieſen Tagen beſuchte, war äußerſt verwundert, mich der weimariſchen Beurtheilung beiſtimmen zu hören, man hatte ihn verſichert, ich ſei ganz entgegengeſetzter Meinung, und habe Conta'n deßhalb auch ſchlecht empfangen. Letzteres war nur inſofern wahr, als derſelbe ſich kalt und fremd bei mir benommen hatte, vielleicht weil auch ihm ſchon jene falſche Angabe über mich gemacht worden war, vielleicht war ich ihm auch bloß als Preuße ſchon verdächtig!

Mein Freund Juſtus von Gruner machte mir um dieſe Zeit eine verdrießliche Ungelegenheit. Als Geſandter in der Schweiz konnte er die Gewohnheiten ſeines früher in Berlin und zuletzt in Paris geübten Polizeiberufs nicht los werden. Er hatte ſich in die einſtige Aufgabe, gegen die Franzoſen und namentlich gegen die Bonapartiſten polizeiliche Wirkſamkeit aufzuſtellen, gleichſam verbiſſen, und er glaubte nur zu thun was ſeines Amtes ſei, wenn er in der Schweiz die Gegner der Bourbons unter ſeine beſondere Aufſicht nähme. Daß dabei auch Gegner Bonaparte's, die aber als Freiheitsfreunde den Bourbons nicht minder als deſſen Anhänger verhaßt waren, von Paris her mit demſelben Namen Bonapartiſten belegt und als ſolche verfolgt wurden, mochte er nicht genug unterſcheiden, denn im Grunde des Herzens liebte er die Freiheit, obſchon er ſie den Franzoſen nicht recht gönnte. Genug, er half die Schritte und Verbindungen der in der Schweiz zahlreichen franzöſiſchen Flüchtlinge und Reiſenden überwachen, ſpürte ihren Umtrieben eifrig nach, und theilte der Pariſer geheimen Polizei ſeine Erforſchungen mit. Er glaubte durch ſeine Späher vortrefflich bedient zu ſein, und war es herzlich ſchlecht. Die Leute, welche ſich zu ſolchem zweideutigen, lichtſcheuen Geſchäft hergeben, ſind immer gewiſſenlos, und haben ſtets nur den Zweck, ſich wichtig zu machen und reichlich belohnt zu werden; ſie betrügen ihre Brotgeber oft aus Dummheit, öfter noch aus Argliſt, und ſchaden ſelbſt wenn ſie es treu meinen ſchon dadurch, daß ſie die Aufmerkſamkeit auf Luftbilder leiten, während das Wirkliche unbeachtet bleibt. Gruner hatte durch einen ſeiner Kundſchafter von einer geheimen Zuſammenkunft erfahren, welche die verwittwete Großherzogin Stephanie in der Schweiz mit Eugen Beauharnais, der aus München dazu eingetroffen ſei, gehabt haben ſollte. Er ſchrieb mir darüber, und erwartete von mir nähere Angaben. Ich antwortete, daß an der ganzen Sache, ſoweit ſie die Großherzogin betreffe, nicht das Geringſte wahr ſei; die Großherzogin habe Scheibenhard keinen Tag verlaſſen, das könne ich und Rahel und andere unbeſtechliche Perſonen bezeugen, die wir abwechſelnd dort zum Beſuch geweſen. Höchſt betroffen über dieſe Verneinung, ſchrieb mir Gruner darauf die genauere Erzählung des Hergangs, mit Umſtänden, die ſchon an ſich ziemlich fabelhaft klangen, ihm aber glaubwürdig waren; er wollte das Verdienſt, ein ſolches Geheimniß aufgeſpürt und die kleine Ueberhebung, in ſeinem Bereich entdeckt zu haben was ich eigentlich in meinem zuerſt hätte entdecken ſollen, nicht aufgeben, ja er war genöthigt daſſelbe mit allen Kräften zu behaupten. Zum Unglück hatte er ſeinen vermeintlichen Fund bereits nach Berlin und Paris berichtet, und ſich wegen ſeines Eifers ſchmeichelhaft beloben laſſen. Ich würde der Sache nicht weiter gedacht haben, allein in ſeiner Empfindlichkeit darüber, daß ich ihm widerſprochen, war er weiter gegangen und hatte das Miniſterium in Berlin angeregt, von mir beſtimmte Auskunft zu fordern, wobei die Andeutung einer mir vorzuwerfenden Verſäumniß oder Nachläſſigkeit zwiſchen den Zeilen zu leſen war. Da fand ich mich denn freilich gezwungen, zu meiner Rechtfertigung und ſehr wider Willen zu ſeiner Beſchämung unwiderleglich darzuthun, daß er durch falſche Angaben getäuſcht worden und die ganze Nachricht in Betreff der Großherzogin Stephanie durchaus falſch ſei. Ich konnte mich hiebei noch beſonders auf das Zeugniß des regierenden Großherzogs und ſeiner Miniſter ſtützen, denen eine ſolche Abweſenheit nicht entgangen ſein konnte, und denen im Fall ſie ſtattgehabt hätte, gar nicht unlieb geweſen wäre, der Großherzogin daraus einen Fehl zu machen. Auch des fran=

zöſiſchen Geſandten in Karlsruhe, Grafen von Montlezun ſorgfältige, mit perſönlichen Reiſen verbundene Nachforſchungen führten auf keine Spur. Gleichwohl behielt man in Berlin große Luſt, dem Geſandten, der einmal im Ruf eines gewandten Auskundſchafters ſtand, mehr Glauben zu ſchenken als mir, bis zuletzt die Richtigkeit meiner Verſicherung einleuchtete; ob auch Gruner'n ſelbſt, möcht' ich nicht behaupten! Die ganze Verhandlung verurſachte mir viel unangenehme Schreiberei, und zog ſich weit in den Sommer hinein; und nur um nicht wieder darauf zurückkommen zu müſſen, habe ich hier alles bis zum Schluſſe gleich zuſammengefaßt.

Die Ständemitglieder waren ſchon ſeit einiger Zeit in Karlsruhe verſammelt, und harrten der Eröffnung ihrer Berathungen. Der Großherzog hatte ſein Staatsminiſterium neu geordnet, zum Präſidenten der erſten Kammer ſeinen Halbbruder den Markgrafen Wilhelm und als zweiten den Fürſten von Fürſtenberg, den Freiherrn von Weſſenberg als katholiſchen und den Kirchenrath Hebel als proteſtantiſchen Prälaten, dann einige ſeiner angeſehenſten Hof- und Staatsdiener, wie er verfaſſungsmäßig befugt war, zu Mitgliedern ernannt; gegen die letztern wäre manches einzuwenden geweſen, allein da ſie der hier erſten Erforderniß entſprachen, das Vertrauen des Großherzogs zu haben, ſo wurde kein Tadel laut. Bekannt war auch, daß unter großen Schwierigkeiten und Mühen endlich ein weitläufiges Edikt über die ſtandes- und grundherrlichen Rechtsverhältniſſe ausgearbeitet worden, deſſen näherer Inhalt aber noch ein Geheimniß blieb. Die ſtillen Vorberathungen der Mitglieder der zweiten Kammer hatten die beſte Stimmung, die freundlichſte Einigkeit und Mäßigung an den Tag gelegt; unter den Mitgliedern der erſten Kammer war einige Spaltung merkbar, doch weil hier nicht das Uebergewicht lag, ſo ſchien ſie unerheblich.

Die Eröffnung der Ständeverſammlung erfolgte nach allerlei Aufſchub endlich am 22. April mit ernſter Feierlichkeit. Beide Kammern waren in dem für die Sitzungen der zweiten eingerichteten Saal auf dem Schloß vereinigt. Der Großherzog fuhr unter Geſchützesdonner und Glockengeläute vor, wurde im Saale mit begeiſtertem Hoch empfangen, beſtieg den Thron, und hielt ſeine Rede, die er gut auswendig wußte und mit warmer Innigkeit und edler Würde vortrug. Sie machte den beſten Eindruck ſowohl auf die Abgeordneten, als auf das gemiſchte Publikum der dichtbeſetzten Zuhörerbühnen. Man durfte von dem Fürſten, der ſo zu ſeinen Ständen in dem Tone der ehrlichſten Aufrichtigkeit ſprach, die ſchönſten Hoffnungen faſſen. Die Ständemitglieder leiſteten hierauf den Verfaſſungseid, in welchem das Verſprechen, nur des ganzen Landes allgemeines Wohl und Beſtes, ohne Rückſicht auf beſondere Stände oder Klaſſen, nach innerer Ueberzeugung zu berathen, dem Ganzen gleich im Beginn die volksthümliche Richtung vorſchrieb, der doch nicht alle Geſinnungen entſprachen, doch auch die entſchiedenſten Ariſtokraten konnten den ſo geſtellten Eid nicht verweigern. Nachdem noch Berſtett eine Rede vorgetragen, deren Inhalt wenig Aufmerkſamkeit erregte, doch in der guten Stimmung freundlich hingenommen wurde, trennte ſich die Verſammlung. Alle Ständemitglieder ſpeiſten Mittags beim Großherzog, und Abends war freies Schauſpiel, wo ihnen Ehrenplätze vorbehalten waren. Die Abgeordneten und dann auch der Großherzog wurden von der gedrängten harrenden Menge mit dem feurigſten Zuruf begrüßt.

So weit war alles vortrefflich. Aber ſchon am nächſten Morgen trat eine merkliche Verſtimmung ein. Gleichzeitig mit der Eröffnung der Kammern, an demſelben Tage, faſt in derſelben Stunde, war das längſt erwartete Adelsedikt erſchienen und ausgetheilt worden, deſſen weitläufigen Inhalt aber ſogleich durchzuleſen kaum jemand Muße fand. Der nächſte Morgen gab dieſe, und man fand mit Erſtaunen, daß durch ein ſolches Edikt, welches der Verfaſſung in weſentlichen Punkten widerſprach, ohne den Beirath der Stände gegeben war, gleichſam als ob ihnen hierüber kein

Recht zuſtände. Allerdings hatte Berſtett gemeint, ihre Befugniß in dieſem Fall zu umgehen, und that ſich nicht wenig auf den Kunſtgriff zu gut, das vom 16. April, alſo vor der Zuſammenkunft der Stände datirte Edikt an dieſem Tage einzuſchwärzen, der die Regierung im höchſten Glanze der Volksbeglückung erſcheinen ließ, und mit jubelndem Dank erfüllt war. Allein die Liſt war zu jämmerlich um jemanden zu täuſchen, und wurde im Gegentheil als Beleidigung empfunden. Zudem war der Inhalt des Ediktes ſo mißfällig, ſo voll arger Verſtöße gegen die bis dahin geltenden Beſtimmungen, und die Abfaſſung ſo plump und abgeſchmackt, daß die ſchonendſte Kritik dem Machwerke den Stab brechen mußte. Die Abgeordneten waren empört, daß man ihnen ſolche Stumpfheit zugetraut, ſie würden dergleichen ruhig gelten laſſen. Man hörte die entſchloſſenſten, die ſchärfſten Aeußerungen, die ganze Stadt theilte den Unwillen, am Hofe ſelbſt machte der Tadel ſolchen Eindruck, daß manche Stimmen ihn zu wiederholen wagten. Der Großherzog, betroffen und beunruhigt über ein ſo raſches Umſchlagen, wollte ſeinen guten Namen nicht einbüßen, und hatte nichts eiliger zu thun, als zu erklären, das Adelsedikt ſei nicht von ihm ausgegangen, er habe vielen Punkten widerſprochen, aber zuletzt in gutem Glauben dem Rathe ſeiner Miniſter nachgegeben. Er ſagte hierin die Wahrheit, denn die Vorrechte, welche er, zum Theil doch auf ſeine Koſten, den Adeligen zugeſtehen oder erweitern ſollte, waren keineswegs nach ſeinem Sinn, er hatte nur dem ſchroffen Andringen Berſtett's, der die Sache als ſtaatsklug und nothwendig vorſtellte, ſich gefügt. Auch der Miniſter von Fiſcher verläugnete jeden Antheil, und betheuerte widerſprochen zu haben. Die Redlichkeit des Großherzogs wurde nicht bezweifelt, allein das Vertrauen in ſeine Selbſtſtändigkeit begann zu wanken, und man fürchtete, der erſten ſichtbaren Schwäche würden bald andere folgen.

Berſtett war gleich am erſten Tage zu der Erkenntniß gelangt, daß er bei den Ständeverhandlungen nicht die Hauptperſon ſein und der Landtag ſich von ihm nicht werde nach Belieben leiten laſſen. Am zweiten Tage, durch die Wirkung ſeines Adelsedikts, war er den Ständen ſchon als entſchiedener Feind gegenübergeſtellt. Das Fehlſchlagen ſeiner Erwartungen war ihm ganz unbegreiflich, er ſah nicht nur ſeinen Ehrgeiz und Stolz aufs tiefſte gekränkt, ſondern auch beſondre Hoffnungen, die er ſchmeichleriſch genährt, ſo gut wie vernichtet; er hatte ſich nämlich in den Kopf geſetzt, dieſe erſte Ständeverſammlung müſſe die unter ſeiner Miniſterſchaft für Baden erlangten großen Ergebniſſe, die Sicherung des Landbeſtandes und der Erbfolge, das Verleihen der Verfaſſung und endlich die wirkliche Eröffnung der Stände, durch eine ihm zu gewährende Dotation belohnen. Zu dieſem Zwecke war alles vorbereitet, der Großherzog nicht ungünſtig geſtimmt, die Kollegen zur Mitwirkung bereit, der Antrag ſollte durch einen Abgeordneten geſchehen, die Bewilligung durch einſtimmigen Zuruf erfolgen, es galt nur den richtigen Zeitpunkt auszuerſehen und die beſte Gelegenheit. Das alles war nun dahin, verſcherzt durch ein falſches, verunglücktes Unternehmen. Von dieſem Tage an war Berſtett der entſchiedenſte Feind der Ständeverſammlung, die er im Ganzen und Einzelnen auf alle Weiſe herabzuſetzen, lächerlich und verächtlich zu machen, in jeder Beziehung zu verunglimpfen und zu verdächtigen ſtrebte. Dies übte er beſonders auch im diplomatiſchen Kreiſe, daheim und an fremden Höfen, und war dabei ſtets eines verſtärkten Wiederhalles ſicher, der ihm zurückkehrte, und den er dann aufs neue für ſeinen Zweck gebrauchte. Die Stimmung der Höfe, der Diplomaten, der vornehmen Adeligen war überall bereitwillig genug, es bedurfte keiner großen Mühe, ihre gemeinſame Feindſeligkeit vorzugsweiſe hieher zu leiten, wo ihr freilich der aufreizendſte Stoff reichlich geboten wurde. Unter ſolchem gleich anfänglich erweckten Haß, Unglimpf, Bitterkeit und Verläumdung mußten die badiſchen Stände heranwachſen, ſich in ihren Beruf einarbeiten und ihr junges Leben durchbringen!

Die Abgeordneten ließen ſich dieſe Feindſeligkeit, die fürerſt auch nicht offen hervortrat, ſondern nur im Dunkeln thätig war, wenig anfechten, und gingen friſch an ihr Werk.

Gleich der Entwurf einer Geſchäftsordnung, den die Regierung den Kammern vorlegen ließ, und der in ſeinen meiſten Beſtimmungen zweckmäßig erſchien, gab einen ſichern Leitfaden für den Gang der Verhandlungen, die durch Liebenſtein durch eine Rede mit Kraft und Sachkenntniß eröffnet wurden; das feſte Auftreten ohne Schwanken und Herumtappen gleich in die Mitte der Sachen, ließ erkennen, mit wem man es zu thun habe. Liebenſtein galt für den Mirabeau der Verſammlung, und in der That fehlte ihm nur ein größerer Schauplatz, um die Vergleichung zu rechtfertigen. Was er im Großen hätte leiſten können, hat das Geſchick ihm nur im Kleinen zu zeigen erlaubt, wie ſo manchem unſerer beſten Deutſchen. Der Mann verdient als eine der hervorragendſten Erſcheinungen, eine etwas ausführliche Schilderung, die ich nicht beſſer geben kann, als daß ich eine gleich damals entworfene hier aufnehme.

„Liebenſtein's Name war in und außer Baden rühmlichſt bekannt, noch ehe die Ständeverſammlung zuſammentrat; die allgemeine Aufmerkſamkeit und Erwartung hatte ſich vorzüglich auf ihn gerichtet, als auf einen Mann, der alle Eigenſchaften, um in ſolcher Verſammlung hervorzuragen, in hohem Grade vereinigte. Die öffentliche Stimmung ſprach ſich in ganz Baden ſo laut für ihn aus, daß gleich zu Anfang der Wahlen verſichert wurde, jeder Wahlbezirk im Lande würde ihn allererſt als Abgeordneten für die zweite Kammer genannt haben, wenn nicht bekannt geweſen wäre, daß ſein Geburtsort Emmendingen ihn zum Volksvertreter ſchon beſtimmt ausersehen habe. Sein Beruf, wie er ſich früher laut angekündigt, hat ſich auf's beſte bewährt; er war gleichſam die Seele einer Verſammlung, die ſelber als eine der ausgezeichnetſten und würdigſten daſteht.“

„Liebenſtein iſt im Jahre 1781 geboren, alſo gegenwärtig in der vollen Kraft des Lebensalters; von ſtarkem Körper, kraftvollem Ausdruck, in welchem Rüſtigkeit und Behagen verbunden ſind; ſein Blick iſt frei und lebhaft, ſeine Haltung feſt und ſicher; die ganze Erſcheinung unläugbar bedeutend. Sein Anſehen erinnert alsbald an einen Kriegsmann, wie ihn die Vorzüge dieſes auf Muth und Perſönlichkeit gegründeten Standes in höheren Befehlshaberſtellen oft karakteriſtiſch ausgebildet zeigen. Dieſe Vergleichung dürfte vielleicht tief in das Innere zu verfolgen ſein; wir haben gehört, daß Liebenſtein nur durch zufällige Umſtände von der Laufbahn der Waffen, zu welcher die ſtärkſte Neigung und die bedeutende Aufforderung des Generals Moreau ihn riefen, abgehalten worden; ſeine Schrift über ſtehende Heere zeigt, mit welchem Erfolg er dieſe Richtung wenigſtens für die Betrachtung feſtgehalten, und ſein Werk über den Feldzug von 1812 in Rußland, wie geiſtvoll und treffend ſeine Darſtellung und ſein Urtheil die höchſten Aufgaben des Faches zu behandeln weiß.“

„Erhebung zu hohen Standpunkten und freie Umſicht in erweiterten Geſichtskreiſen iſt bei dieſer Richtung natürlich; umfaſſende Geſchichtsblicke über die Zeitereigniſſe, Ablehnung jeder Art von Vorurtheilen und Eingehen in die edelſte und freiſinnigſte Bahn des Zeitgeiſtes, mußten in nothwendiger Entwickelung folgen. Liebenſtein, obwohl Edelmann, Beamter und Einwohner eines mittlern deutſchen Staates, hat durch keine dieſer Schranken ſich in der Freiheit der Anſicht und Bildung hemmen laſſen, die ein freier Bürger und Staatsmann des umfaſſendſten Vaterlandes nur beſitzen möchte. Gründliche wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, auf entfernten Univerſitäten vervollkommnet, haben der natürlichen Anlage und Neigung nur vermehrte Kraft und Feſtigkeit ertheilen können.“

„Dieſe Eigenſchaften würden an und für ſich ungemein ſchätzenswerth ſein, aber damit ſie recht in das Leben wirken, bedarf es einer ſeltenen Beikraft, die ſie von dem Allgemeinen gehörig auf das Beſondere zurückruft, eines ächten praktiſchen Sinnes und Talents, das jedem Gegebenen mit richtigem Maße ſich anſchließt, Begriffe und Leben im Gleichgewicht hält, und die Wirklichkeit durch höhere Gedanken ſtets beſeelt, aber nie unter ihnen verliert. Dies praktiſche Talent hat Liebenſtein in hohem Grade; der lebendige Sinn für das, was vor ihm liegt, das ſichere Urtheil über die Behandlung, die das Vorliegende nach ſeinem Maße fordert, hat ihn nie verlaſſen, und wir könnten darüber weitere

Beobachtungen mittheilen, wenn dieſe hier unſerm Zweck entſprächen.“

„Mit hellem und klarem Verſtande, leichter Vorſtellungsgabe und ſcharfſinniger Faſſungskraft ausgerüſtet, mußte ein Karakter, der in ſich ſelber befeſtigt und durch nichts irr zu machen iſt, in der Ständeverſammlung auf Perſonen und Sachen ſehr bedeutenden Einfluß haben, geſucht oder ungeſucht, gern oder ungern gewährt. Dieſer Einfluß war ungemein geſteigert durch das Vertrauen und die Zuneigung, welche die Verſammlung ihm eifrig entgegenbrachte. Ueber kleinliche Leidenſchaft erhaben, ohne ſelbſtſüchtigen Eifer, ruhig und gelaſſen die Dinge erwartend, ſuchte Liebenſtein keinen künſtlichen Anhang, bemühte ſich um keine Gunſt, mißgönnte keine von Andern erlangte Ehre und Erfolg, und ließ ſich nur von dem höheren Ehrgeiz leiten, der in der Sache ſelbſt und in deren Gedeihen Ruhm und Befriedigung findet. Aber offene Gutmüthigkeit, lebensfrohe Geſinnung und heitrer Umgang, angenehm in Ernſt und Witz, hatten ihm einen größeren Anhang verſchafft, als irgend ein Partheiſtreben vermocht hätte; mit dieſem Anhange, der ſich im Volke ebenfalls gebildet hatte, ſtand er in ſelbſtſtändiger Kraft und doch mit zahlreicher Unterſtützung in wahrhaft ausgezeichneter Stellung!“

„Große Mäßigung und Ruhe hat er in den Verhandlungen bewieſen; ſtrenge Beſonnenheit hat ſeinem lebhaften Feuer oft die Geſtalt der überlegten Kälte aufgedrungen, dem aufwallenden Gefühl mag bisweilen aber auch verſtändige Abſicht den freieren Ausbruch gewähren. Er hat Widerſpruch mit würdiger Faſſung zu ertragen und zu behandeln gewußt, den Streit immer auf die Sache zu führen bemüht, wohl in dieſer die Perſon bisweilen mittreffend, allein nie die letztere allein bezielend. Schicklichkeit und Anſtand ſind bei einem Manne von ſo reifer Bildung ohnehin ſchon Gewohnheit.“

„Liebenſtein war ſchon längſt als Redner bekannt; ſeine Reden zur Feier des 18. Oktobers auf dem Schutterlindenberge bei Lahr haben dieſem Siegesfeſte mit Eifer die Bedeutung zu verlängern geſucht, die er ſpäterhin doch als ſchon ſehr davon gewichen eingeſtanden hat! Wie in dieſen Reden Kühnheit und Gewandtheit vorherrſchen, ſo zeigt ſich in den ſtändiſchen hauptſächlich Wahrheit und Kraft. Seine Beredſamkeit geht mehr auf das Richtige und Treffende, als auf Anmuth und Schmuck; ſie wendet ſich mehr an Verſtand und Einſicht, als an Herz und Empfindung. Dies gilt von dem Vortrage wie von dem Inhalt; klare und helle Stimme, reine Ausſprache, gemeſſener Strom der Rede, ſichere Sprachgewalt und glücklicher Wortgebrauch, aber dabei mehr tüchtig als warm, mehr einſchärfend als anſchmiegend! Die Leichtigkeit des Auffaſſens und Unterſcheidens giebt ſeiner freien Rede großen Vortheil, in unvorbereiteter, wechſelnder Diskuſſion behauptet er ſich feſten Fußes mit großer Stärke, ja gerade in dieſer Art Rede dürfte ſich die ganze Fülle ſeines Talents am vortheilhafteſten zu erkennen geben, wenn einmal ein Stoff und eine Verſammlung durch Wichtigkeit und Umfang auf ſolche Weiſe die ganze Hingebung der Perſönlichkeit anfordern ſollten."

„Wir haben, das ergiebt ſich wohl, nicht blos einen Volksvertreter, ſondern einen Geſchäftsmann und Staatsmann geſchildert, fähig, den größten Angelegenheiten vorzuſtehen."

Einer der erſten Beſchlüſſe der zweiten Kammer betraf das Adelsedikt, welches als ein Verſuch, den Rechten der Stände vorzugreifen angeſehen, und demnach eine Kommiſſion zu deſſen Prüfung ernannt wurde. Die Gegner ſchrieen ſogleich, die Kammer überſchreite ihre Befugniſſe, das Edikt beruhe auf völkerrechtlichen Verpflichtungen, auf einem Artikel der deutſchen Bundesakte, deſſen Erfüllung weder die Regierung noch die Stände verweigern könnten. Allein dieſe ſcheinſamen Behauptungen wurden ſiegreich zurückgewieſen, nicht die Erfüllung jenes Artikels wollten die Stände hindern, wohl aber die Art ſeiner Erfüllung unterſuchen. Sie ging weit über die Forderungen der Bundesakte hinaus, und daſſelbe Miniſterium, welches ein Jahr vorher in Frankfurt erklären ließ, Baden habe durch ein damaliges Edikt jener Pflicht genügt, konnte unmöglich jetzt auftreten und ſagen, es erfülle ſie erſt durch das jetzige. Die Kammer faßte ihren

Beruf und ihre Aufgabe gleich von Anfang mit Sicherheit und verfolgte ihren Weg mit ruhiger Kraft. Außer den Entwürfen, welche die Regierung an die Kammer brachte, über Gemeindeverfaſſung, Zollordnung und andere Gegenſtände, ging eine Reihe der wichtigſten und nothwendigſten Anträge von den Abgeordneten ſelbſt aus, über Handelsfreiheit, Oeffentlichkeit der Rechtspflege, Geſchwornengerichte, Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, Beſchränkung des Wildſtandes, Preßfreiheit, Abſchaffung der Frohnden und Zehnten, der Leibeigenſchaft, Verbeſſerung des Wahlgeſetzes und andere mehr, in deren raſcher Folge und ſcharfer Faſſung die Kundigen den friſchen Geiſt und richtigen Sinn, die in der Kammer herrſchten, die reife Einſicht und den offnen Muth der Abgeordneten erkannten, während die Gegner in ihrer Urtheilsloſigkeit und Zagniß über dieſe Fülle von Anträgen vollends den Kopf verloren. Die Art, wie dieſe Gegenſtände bearbeitet, vorgetragen und erledigt wurden, mit Maß und Ordnung, in den vorgeſchriebenen Formen, gab das beſte Zeugniß für den ausgezeichneten Karakter der ganzen Kammer; ſie entwickelte in ihren Debatten eben ſo viel Einſicht und Kenntniß als Talent und Geiſt, machte nie den leiſeſten Verſuch über ihre Schranken hinauszugehen, und behauptete ſtets die kräftigſte und würdevollſte Haltung. Obgleich ſehr entgegengeſetzte Anſichten und Meinungen an den Tag kamen, ſo bildete ſich doch kein Partheigeiſt, ſondern ſehr oft faßte die nach geführtem Streite leicht wieder einig gewordene Geſammtheit, und in den andern Fällen meiſt die überwiegendſte Mehrheit der Stimmen die endgültigen Beſchlüſſe. Von den Mitgliedern, die ſich durch Anträge und Theilnahme an den Debatten beſonders auszeichneten, ſind nach Liebenſtein hauptſächlich zu nennen die Herren Deimling, von Lotzbeck, Völker — ſämmtlich von Lahr — Buhl, von Gleichenſtein, von Städel, Knapp, Winter von Karlsruhe, Winter von Heidelberg, Duttlinger, Kern, Föhrenbach, Hüber, Zingler, von Clavel und Andere, deren Namen mir nicht ſogleich einfallen. Die ganze Kammer, aus 63 Mitgliedern beſtehend, bekannte ſich mit geringen Ausnahmen, zu den Grundſätzen des Freiſinns, der Ordnung und Mäßigung, des geſetzlichen

Fortſchritts, entfernt von wilder Neuerungsſucht, wie von den Vorurtheilen und Neigungen dunkler Vergangenheit. Was die Gabe der Rede, insbeſondere des freien Vortrags betrifft, welche in unſrer Zeit wieder, wie bei den Alten, als das eigentliche Talent des Staatsmannes erſcheint, das alle andere Talente deſſelben hält und bewegt, ſo mußten mehrere Abgeordnete als wahrhafte Redner anerkannt werden, andere verſprachen eine baldige Entwickelung und Gewöhnung zu dieſem Beruf. Die feſte, ſichere Kraft und ruhige Klarheit, mit denen oft von unſtudirten aber praktiſchen Männern gerade auf die Sache gegangen und deren Weſen ſchlicht und derb ausgeſprochen wurde, machten einen Eindruck, den man mit dem einer zierlichen Wohlredenheit nicht hätte vertauſchen mögen.

In der erſten Kammer waren freilich andere Beſtandtheile, der Geiſt im Ganzen ſchwach, die Geſinnung lau, die meiſten Mitglieder gehörten zu den bevorrechteten Klaſſen, konnten ſich der alten Vorurtheile nicht entſchlagen, in das neue Verhältniß nicht finden. An Talenten hatte dieſe Richtung wenig aufzuweiſen, und wo ſich ein Schimmer davon zeigte, in den Freiherren von Falkenſtein, von Baden, und von Türkheim, dem Fürſten von Fürſtenberg, war auch ein Anflug von Freiſinn merkbar, es ſchien als wenn dieſer das Maß auch des Verſtandes und ſonſtiger Begabung ſei! Wahrhaft bedeutend, hohen Geiſtes und großer Begabung war einzig der Profeſſor von Rotteck, der Abgeordnete der Univerſität Freiburg, der als ſolcher, einer Beſtimmung der Verfaſſung gemäß, in der erſten Kammer ſeinen Sitz hatte. Hier war er eigentlich nicht an ſeinem Platz, er hätte der zweiten angehören müſſen, unter ſeinen Freunden und Genoſſen, in der erſten ſtand er ganz allein, völlig vereinſamt unter Gegnern, die ſeiner nicht würdig waren, ein verlorener Sendbote unter ſtörrigen Heiden. Auch von ihm ſei hier eine frühere Schilderung eingefügt.

„Wenn man die Erſcheinungen des öffentlichen Lebens in tiefere Unterſuchung zieht, ſo findet man bald, daß diejenigen, welche äußerlich am meiſten mit den Staatsſachen zu thun haben, oft am wenigſten darin wirken; und daß im Grunde auch die ausgezeichnetern Staatsmänner, wenn ſie nichts als dieſes ſind, einem geiſtigen Einfluſſe nachfolgen, deſſen Quelle ſie oft weit entfernt ſind zu ahnen. Die Erforſchung der Wahrheit, die Erweiterung der Erkenntniß, und die wiſſenſchaftliche Geſtaltung derſelben, bilden eine ganz andere, ſtillere, durchdringendere Kraft, als die zwar glänzende aber vorübergehende, die mit einem Feldherrnſtab oder Miniſterialdiplom verbunden werden kann. Größerer Männer zu geſchweigen, ſei hier nur an Luther einerſeits, andrerſeits an den Verein franzöſiſcher Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts erinnert, an deren Wirkungen die der Staatsmänner nicht hinanreichen. Ja, man muß bekennen, daß alle Thätigkeit, alle Abſicht und alles Treiben der Staatsmänner nur in dem Grade wahrhaft wirkt und eingreift, als es von jenen geiſtigen Kräften beſeelt, mit ihnen einſtimmig und auf ſie gegründet iſt. Mag man tauſendmal die Wiſſenſchaft dem Leben entgegenſtellen, die Theorie der Praxis, den Gelehrten dem Weltmanne, tauſendmal hebt der Lebenszuſammenhang und das Weſen der Dinge dieſen Gegenſatz wieder auf! Die Geſchichte zeigt, daß alle Regungen des Staatslebens, die nicht bloß über die Oberfläche hinſchwebten, ſondern dauernde Erſcheinungen bildeten, in tieferen Wahrheiten und Erkenntniſſen gegründet waren, daher ihre Kraft nahmen und unwiderſtehlich wurden. Die Geſchichte zeigt ebenfalls, daß ſolche Wahrheiten und Erkenntniſſe, wenn ſie einmal in die Geiſter eingedrungen ſind, niemals ſich wieder ohne Wirkung verlieren, ſondern unwiderſtehlich in das Leben hervorbrechen. Für das Heil menſchlicher Angelegenheiten, wie ſie ſich im Staate darſtellen, dürfte demnach am glücklichſten ſein, wenn, nach dem Spruche eines alten Weiſen, die Pfleger der Wahrheit und Wiſſenſchaft zugleich Staatsmänner, oder die Staatsmänner zugleich Gelehrte wären. Es hat in unſerm Vaterlande an Beiſpielen beider Art niemals ganz gefehlt; möge ihm in dieſer Zeit, wo mehr als je der Verein aller ſeiner Kräfte ihm nöthig ſcheint, die Zahl entgegengeſetzter Fälle nicht verderblich werden!“

„Rotteck iſt aus jenen Gebieten der wiſſenſchaftlichen Tiefe und gelehrten Kraft als eine der edelſten Erſcheinungen in das öffentliche Staatsleben eingetreten. Er hat die ſtrengere Denkart und den Reichthum der Kenntniſſe nicht nur als Grundlage ſeines Wirkens in das neue Gebiet übertragen, ſondern mit eigenem Geiſte und glücklichem Talent auch die wiſſenſchaftliche Behandlung darin fortgeſetzt, ohne daß die treffende Anwendung und Wirkſamkeit für den Augenblick, die auf dieſem Gebiete mit Recht verlangt werden, jemals gefehlt hätten; ein ausgezeichnetes hohes Verdienſt, das nur durch den ſeltenen Verein vorzüglicher Eigenſchaften möglich war, die Rotteck's Freunde längſt in ihm geſchätzt und geliebt haben! Es iſt hier nicht der Ort, Rotteck als Denker und als Gelehrten an ſeinen Platz zu ſtellen, es genügt, ihn anzuerkennen auf dem Standpunkte, den er neben unſern ſchärfſten Philoſophen und Geſchichtskundigen einnimmt.“

„Gleich zu Anfang der Ständeverſammlungen gab Rotteck eine Schrift: «Ideen über Landſtände», heraus; der reiche Inhalt dieſes geiſtvollen Werkchens iſt für lange Reihen Jahre den geſammten deutſchen Vaterlandsfreunden ein gründlicher Stoff der Betrachtung, und darum für den einzelnen Augenblick nicht weniger bedeutend. Bald darauf begann Rotteck das landſtändiſche Archiv, eine Zeitſchrift, welche neben allgemeinen Aufſätzen und einzelnen Vorträgen beſonders auch eine fortlaufende Ueberſicht der badiſchen Verhandlungen liefert. Durch dieſes Archiv hat er abermals ein heilſames Fortwirken richtiger Grundſätze und reiner Geſinnungen auf weit hinaus begründet.“

„Von größter Bedeutung war aber Rotteck's perſönliche Theilnahme an den ſtändiſchen Arbeiten ſelbſt. Die ungewöhnliche Kraft eines wiſſenſchaftlichen Geiſtes, deſſen Strenge und Sicherheit oft an Fichte erinnern konnte, machte einen beſondern Eindruck, und zog die Blicke zu einer Höhe, die nicht jedem bequem ſein konnte, aber eben deßhalb Ehrfurcht gebot, und manche widerwärtige Verhandlungen und Aeußerungen vielleicht mehr verhindert und niedergeſchlagen hat, als es die ausgeſuchteſte Beredſamkeit vermocht haben würde.

Zu wiſſen, daß ein ſolcher Kopf zugegen, iſt eine der ſtärkſten Abmahnungen von ſeichtem Gerede. Rotteck hat meiſterhafte Vorträge über die wichtigſten Gegenſtände gehalten, über Frohnden, Zehnten, über das Adelsedikt, über Sittengerichte; nicht weniger vortrefflich waren die Entwickelungen ſeiner Anträge wegen Herſtellung der Studirfreiheit und wegen der katholiſchen Kirchenverhältniſſe, Gegenſtände, welche er ſehr richtig und geziemend für ſeine beſondere Aufmerkſamkeit erwählt hatte. Zwar wurde von manchen Seiten ſeinen Anſichten widerſprochen, und in den Beſchlüſſen häufig ſeine Meinung bedingt; allein ſein Einfluß war darum noch immer in allem wohlthätig fühlbar, und in Betracht deſſen, was ohne ihn geworden wäre, unberechenbar!"

„Rotteck ſtand in der Ständeverſammlung als das Muſter eines edlen Mannes da, dem Vernunft und Wahrheit über alles geht, und der ihr Reich auch nur durch ſie ſelber befördern will. Keine Leidenſchaft, keine Gehäſſigkeit, keine Neigung und keine Rückſicht ſtörten ſein Benehmen. Von ſanfter, durch viele körperliche Leiden noch mehr zur Güte geſtimmten Gemüthsart, von beſcheidener und freundlicher Haltung, edelgebildet in Sitte, und fein und mild im Umgange, hat Rotteck ſelbſt den Gegnern, die von ſeinen Gründen im Innerſten getroffen wurden, kein Gegenſtand perſönlicher Feindſchaft werden können; wenn irgend ein Haß auf ihm laſtet, ſo iſt es ſeine Denkart, die ihn verſchuldet."

„Sein Vortrag iſt ruhig und würdig, bisweilen blühend, doch meiſtens einfach, die Gabe der freien Rede, welche er in vorzüglichem Grade beſitzt, dient ihm nur zur Erweckung der Einſicht, zur Aufhellung und Faſſung der Sache; geiſthelle Strahlen des feinſten Witzes und der heiterſten Laune entwickeln ſich ihm faſt unwillkürlich bei der leiſeſten geſelligen Berührung, aber mit ſittlicher Kraft und gebildeter Einſicht weiß er dieſes ſonſt ſo anſpornende Vermögen unterzuordnen, und von ſeinen ſtrengen Erörterungen abzuweiſen. Er wendet ſeine höheren Mittel nicht zum Erfolge des Augenblicks an, aber die Verhältniſſe und Umſtände des Augenblicks weiß er darum nicht minder für den höheren Zweck zu beachten und zu benutzen."

Der Abgeordnete der Univerſität Heidelberg, Profeſſor Thibaut, berühmt als geiſtvoller und beredter Rechtslehrer, und geprieſen wegen ſeiner im Jahre 1814 erſchienenen Schrift über die Nothwendigkeit eines allgemeinen deutſchen Geſetzbuches, gegen welche Savigny mit unpraktiſcher Gelehrſamkeit aufgetreten war, zeigte weder das Talent noch den Willen, die man ihm zugetraut hatte. Seine Aufgabe ſchien ihm fremd und verdrießlich, er ſehnte ſich nach ſeiner Lehrkanzel zurück, und als er ſpäter doch zu wichtigen Arbeiten und Vorträgen veranlaßt wurde, ſah man den klugen Weltmann, der ſich hin und her wandte, es mit keiner Parthei verderben, ſchließlich aber vor allem mit der Regierung gut ſtehen wollte. Der Witz und Humor, die er gelegentlich ſpielen ließ, machten ſeine üble Rolle nicht beſſer; weder in noch außer der Kammer gewann er Achtung und Vertrauen.

Der edle Weſſenberg, hochachtbar im Gebiete ſeiner kirchlichen Wirkſamkeit, durch ſeine Kämpfe gegen Rom allen Freiſinnigen theuer, beſaß alle Eigenſchaften, die man in unſrer Zeit einem höhern Geiſtlichen der katholiſchen Kirche wünſchen kann, milden verſöhnlichen Sinn, warmen Religionseifer, aufgeklärte Denkart, gelehrte Kenntniſſe, Bildung und Erfahrung der großen Welt. Allein er war kein politiſcher Karakter, und die ſtandhafte Entſchiedenheit, die er gegen die römiſche Kurie bewieſen hatte, verließ ihn auf dem Felde ſeiner neuen Thätigkeit; die Freiſinnigen hatten an ihm keine Stütze, die Gegner eben ſo wenig, und als er in irrgehendem Eifer ſeinen frommen Antrag machte, Sittengerichte für das Volk einzuführen, erlitt er in der Kammer und in der öffentlichen Meinung eine völlige Niederlage. Auch ſein proteſtantiſcher Kollege, der zum Prälaten erhobene Kirchenrath Hebel, entſprach den Erwartungen, die man von ihm gehegt, in keiner Weiſe. Der liebenswürdige allemanniſche Dichter, der volksthümliche rheinländiſche Erzähler, verſchwanden in dem unbeholfenen, zaghaften Kammermitgliede völlig, und nur die tiefe Demuth blieb ſichtbar, die noch immer, wie einſt in ſeiner Knabenzeit, in jedem Nebenſitzenden einen vornehmen Herrn verehrte, bei dem ſeine Mutter ihm zurief: „Zieh's Käpple!“ — Aus dieſen Beiſpielen Weſſenberg's und Hebel's glaubte man den Beweis entnehmen zu dürfen, daß Geiſtliche im Allgemeinen wenig geeignet ſeien an politiſchen Körperſchaften theilzunehmen. — Obſchon die Sitzungen auch dieſer erſten Kammer, zum großen Bedauern der meiſten Mitglieder, auch öffentlich waren, ſo fanden ſich doch ſelten viele Zuhörer ein, und es gab hier wenig Trieb und Leben.

Zu den für die Verhandlungen ernannten Regierungskommiſſairen gehörten ſämmtliche Miniſter und einige andere Staatsbeamte, unter dieſen die Geheimen Referendaire Nebenius, Winter und Böckh. Nur die drei letztern waren von Bedeutung, ſie trugen allein die Laſt der Debatten, aus denen die Exzellenzen, als ſie ſahen, wie viel Arbeit und wenig Ehre für ſie hier zu holen ſei, ſich bald zurückzogen.

Nebenius war ſeit längerer Zeit in höheren Staatsarbeiten beſchäftigt, und ausgezeichnet durch Kenntniſſe und praktiſches Talent, ſo wie durch die fleckenloſeſte Rechtſchaffenheit, hatte er, beſonders in der Finanzverwaltung, die in den letzten Jahren an der traurigſten Zerrüttung litt, ſich ſehr verdient gemacht. Im Stillen war dies auch anerkannt, aber keineswegs öffentlich, und ſeine Amtsverhältniſſe blieben untergeordnete. Ja, man hatte es dem trefflichen Reizenſtein ſehr verdacht, und Berſtett es ihm zur Schuld angerechnet, daß er ſeinen letzten Einfluß beim verſtorbenen Großherzog dazu verwendet hatte, Nebenius und Winter außer der Reihe zu Geheimen Referendairen zu erheben. Beide erhielten jetzt durch die Kammern Gelegenheit, öffentlich darzuthun, was ſie waren, und da ſie ſpäter ſogar Miniſter wurden, ſo haben ſie die von Reizenſtein ihnen angediehene Bevorzugung glänzend gerechtfertigt. Nebenius befand ſich als Regierungskommiſſair in einer der ſchwierigſten Stellungen. Als verpflichteter Sachwalter und Vertheidiger der Regierung mußte er faſt überall, wo nicht er und ſeine Freunde die Vorlagen ſelbſt bereitet hatten und nicht nach eigner Einſicht verfahren konnten, ſehr im Nachtheil ſein und mit der Kammer in Widerſtreit gerathen. Hiebei wußte er mit großer Feſtigkeit ſo viel Mäßigung und Beſcheidenheit zu verbinden, daß er in der Achtung der Abgeordneten nur ſtieg und ihr Vertrauen nicht verlor. Wie oft es auch vorkam, daß er ſich zurechtweiſend gegen einzelne Abgeordnete und ſelbſt gegen die ganze Kammer erheben mußte, ſo geſchah es doch immer in den Formen des Anſtands und der Schicklichkeit, die nur einer edlen Bildung eigen ſind. Seine Vorträge waren licht und klar, offen und freimüthig, ohne redneriſchen Prunk; dem Sinne der Vorgeſetzten würde er durch rechthaberiſche Wortfülle und leidenſchaftliches Gezänk beſſer entſprochen haben, allein er ging nicht auf Beifall aus, ſondern das wahre Staatswohl und das Weſen der Sache feſt im Auge haltend, blieb er ſtreng in der Bahn, die ihm dadurch vorgeſchrieben war. Von ſeiner unbeſtechlichen Rechtſchaffenheit werden ſchöne Beiſpiele erzählt. Er hatte das ganze Vermögen der Königin von Schweden zu verwalten und kam dabei mit dem Hauſe Rothſchild in Geſchäftsverbindung; hier zeigte man ihm, wie er unter der Hand ohne Unredlichkeit gewiſſe Nebengewinne mit Rothſchild theilen könne, und machte ihm die lockendſten Anerbietungen; ſeine Antwort war, daß er das Haus Rothſchild zwang, auch ſeinerſeits auf jene Vortheile zu verzichten und ſie der Königin zuzurechnen. Ihm war auch die Verhandlung mit den Spielpächtern zu Baden übertragen, und es war herkömmlich, daß dieſe, außer den beträchtlichen Abgaben an den Staat, ſehr anſehnliche Summen ſolchen Perſonen zahlten, an deren Gunſt ihnen gelegen war; ſogar ein frommer Miniſter bezog aus dieſer Quelle ein hübſches Jahrgeld! Nebenius wies nicht nur für ſich jedes Geſchenk unwillig zurück, ſondern erklärte den erſtaunten Pächtern auch, ihre Sache ſei abgeſchloſſen, und ſie bedürften keiner weitern Gunſt.

Ich hatte von Nebenius oft gehört, aber ſeine Bekanntſchaft zu machen nie Gelegenheit gehabt. Nachdem er eben in der Kammer trefflich geſprochen, ſagte ich zu einem auf der Zuhörerbühne neben mir ſitzenden Hofmann, es ſei doch ſeltſam, ich ſei drei Jahre hier, und habe den ausgezeichneten Mann bis jetzt nie geſehen, warum man ihn in keiner Geſellſchaft finde? Ich wußte die Sache recht gut, weil er bürgerlichen Standes war, aber ich fragte mit Fleiß! „O er hat faſt immer zu arbeiten!“ hieß es mit Verlegenheit. — Aber bei beſonderen Anläſſen, fuhr ich fort, könnte er doch erſcheinen! jedoch man ſieht ihn nirgends, bei keinem Miniſter, bei keinem Geſandten. — „Doch, bei Herrn von Reden hat er einmal zu Mittag gegeſſen.“ — Ei, bei Herrn von Reden einmal zu Mittag? Wie kam das? — „Nebenius hatte eine ſehr gute Schrift über engliſche Finanzen drucken laſſen.“ — Und da wollte Herr von Reden ihm eine Ehre anthun? — „Ja wohl, es kam ein vornehmer Engländer hieher, der hatte die Schrift in London geleſen und verlangte durchaus den Mann kennen zu lernen, da ließ ihn Herr von Reden zu Mittag laden.“ — Und dann war's gut und vorbei? — „Ja, der Engländer war gleich weiter gereiſt.“ — So ſchimpfliche Verhältniſſe herrſchten damals noch in der kleinen Reſidenz, ſchimpflich für die Vornehmen, nicht für die Bürgerlichen!

Eben ſo wenig war mir Winter vor Augen gekommen. Er lebte noch zurückgezogener als Nebenius, mit dem er in gleichem Rufe ſtrenger Rechtſchaffenheit und bewährter Geſchäftseinſicht ſtand. Dem badiſchen Hauſe mit innigſter Treue zugethan, und bei freiſinniger Denkart ein eifriger Fürſtenfreund und Königlichgeſinnter, wie er ſelbſt ſich genannt hat, fand er ſich wider Willen durch die Sache ſelbſt, der er anhing, auf die Seite der Oppoſition gedrängt. In ſeinen Anſichten und Aeußerungen war viel von der Strenge und Herbheit, die das Bewußtſein nichts für ſich zu wollen, dem tüchtigen Manne zu verleihen pflegt. Sein williges Anſchließen an beſtehende Ordnung und Gewalt würde ihn unter andern Umſtänden zum gefährlichſten Gegner der Kammermehrheit gemacht haben, jetzt mußte er ſeinen Grundſätzen gemäß der Gegner der Miniſter ſein, weil dieſe dem Fürſtenhauſe Schaden brachten. Gerade dieſer ſtrenge Mann konnte freilich ſpäter am leichteſten ſich in neue Umſtände fügen, mit Berſtett Miniſter ſein und deſſen Thorheit und Hoffahrt entſchuldigen!

Berſtett und ſein Anhang, die Höflinge und Junker, ſahen mit Schrecken und Grimm die feſte Haltung und das muthige, gemeſſene Vorſchreiten der Volksvertretung. Die gehäuften Anträge, die öffentlichen Zuſtände im Geiſte der Verfaſſung zu beſſern, erregten ſie zu dem heftigſten Geſchrei, es drohe die gewaltſamſte Ueberſtürzung; als ihnen bewieſen wurde, dies alles liege in der Verfaſſung begründet, werde von ihr gefordert, klagten ſie dieſes Werk ſelber an; ſie hatten nie geahndet, daß ſo viele treibende Keime darin ſteckten, ſo mächtige Folgerungen daraus gezogen werden könnten! Nebenius wurde beſchuldigt, dies alles mit abſichtlicher Klugheit hineingearbeitet und zugleich verhüllt zu haben, — jetzt aber mit Winter und Böckh dieſem Unweſen gegen die Regierung, deren Kommiſſaire ſie doch ſeien, offenbar Vorſchub zu thun!

Ich muß dem Großherzog die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er in dieſer erſten Zeit noch keine ſolche Feindſeligkeit gegen die Stände zeigte. Etwas Oppoſition war ihm ſchon recht, er würde ſie ja ſelbſt ausgeübt haben, wäre ihm früher dazu ſolche Gelegenheit gegeben worden. Sie traf auch nur die Miniſter, und nur wenig den ihm vertrauten Fiſcher, der ſich mit den Ständen gut verhalten wollte; daß Berſtett leidenſchaftlich, übereilt und maßlos verfahre, hatte er ſelbſt ſchon gerügt. Die meiſten der gemachten Anträge berührten ihn gar nicht, die Gegenſtände derſelben waren ihm zum Theil unbekannt und daher gleichgültig. Hingegen ſchmeichelte es ihm, daß ſeine Stände bewundert und geprieſen wurden; er ſah ſeine eigne Popularität, die ihm der größte Schutz war, mit der der Stände ganz verſchmolzen. In dieſem Sinne ſprach er zu mir, und was ich ihm erwiederte, wollte gewiß nicht ſeine gute Meinung ſchwächen. Seine Auffaſſungen aber waren oft ſeltſam, und die Art wie er ſie äußerte bisweilen ſo naiv, daß man ſie nicht ohne Verlegenheit anhören konnte. „Wie würde es wohl mit den Ständen gegangen ſein“, fragte er lächelnd, „wenn mein Neffe Karl am Leben geblieben wäre? Daran muß ich oft denken und kann mir's gar nicht recht vorſtellen. Die Großherzogin Stephanie hätte wohl mit den Abgeordneten ſchöngethan und einige gewonnen, aber der Großherzog würde ſich eingeſchloſſen und keinen geſprochen haben. Und ich! Was würd' ich für eine Rolle geſpielt haben? Ganz die vom Herzog von Orleans! Alle Unzufriedenen hätten zu mir gehalten.“ Ich dachte dieſes Bekenntniß zu mildern, und ſagte, daß dem Throne nahſtehende Prinzen an die Spitze der Oppoſition getreten, wäre ſchon öfter vorgekommen, nur nicht in ſo feindliche, wie jener Herzog; eher ließe ſich das Beiſpiel der engliſchen Prinzen anführen, die wenigſtens nicht alle Schranken durchbrochen hätten. Doch er fiel mir in die Rede: „Für euch Gelehrte mag das gut ſein, aber was weiß ich von den engliſchen Prinzen! vom Herzog von Orleans hab' ich von Jugend auf gehört, ich bleibe bei dem, der wär' mein Vorbild geweſen.“ Anderemale ſprach er wiederholt und nicht ohne einen Schimmer von Schadenfreude die Beſorgniß aus, die Stände würden ſeinen Miniſtern beim Budget übel mitſpielen; ihm ſelbſt, wiſſe er wohl, würden ſie ſeine Zivilliſte nicht verkürzen, aber er ſei doch begierig zu ſehen, ob ſie der alten Markgräfin und der verwittweten Großherzogin ihre übermäßigen Einnahmen laſſen würden? Er ſei dabei ſehr gleichgültig, die Sache ginge ihn nichts an, und ſie möchten thun was ſie für ihre Pflicht hielten; „Nur an's Militair wünſch' ich nicht, daß ſie mir kommen!“ fügte er nachdrücklich hinzu, und gab damit zu erkennen, daß er weniger das Ganze des Staats als einzelne Theile deſſelben im Auge habe. Mit Erörterungen und Schlußfolgen war nichts bei ihm auszurichten, er lachte nur dazu mit pfiffiger Miene, als wolle man ihm etwas weißmachen, was aber nicht gelingen werde! Deſto leichter war durch mittelbare Einflüſterungen auf ihn zu wirken; argliſtige Ränke und ehrgeizige Abſichten konnten hier gutes Spiel haben! — Von verſchiedenen Seiten wurde ſichtlich daran gearbeitet, dem Großherzog ſelbſt und den Mitgliedern des Hauſes das Ständeweſen überhaupt und insbeſondere die jetzigen Stände auf's ſchlimmſte zu verdächtigen und zu verleiden. Dem Markgrafen Wilhelm, der in Familienangelegenheiten eine Reiſe nach St. Petersburg antrat, wurden ſowohl für dieſen Ort als für Berlin dergleichen mitzutheilende Eindrücke reichlich mitgegeben!

Während dieſe Sachen ihren Verlauf hatten, ergab ſich in unſerm Karlsruher Leben manches Zwiſchenereigniß, deſſen ich gedenken muß. Wir empfingen den Beſuch eines Mannes, von dem ich in früherer Zeit oft mit der Spannung, die Jugendeindrücken eigen iſt, hatte reden hören. Es war d'Alton, der einſt in Weimariſchen und Berliniſchen Lebenskreiſen eine bedeutende Erſcheinung geweſen, dann lange Zeit ſeinen Freunden verſchwunden war, und jetzt aus Spanien zurückkam, wohin er gereiſt war, um urweltliche Verſteinerungen in Augenſchein zu nehmen, denn er war ein ſinniger Naturforſcher, außerdem aber auch ein geſchickter Mahler und gelehrter Kunſtkenner, und mit beiden Eigenſchaften die dritte eines trefflichen Reiters und Pferdekenners verbindend, hatte er ein Prachtwerk über die Naturgeſchichte des Pferdes herausgegeben. Jetzt war er von der preußiſchen Regierung als Profeſſor der Kunſtgeſchichte an die Univerſität Bonn berufen, welches uns herzlich freute. Rahel kannte ihn aus früherer Zeit, ich ſah ihn zum erſtenmal. Er war von mittlerer Größe, gedrungenen Gliedern, raſch und gewandt in ſeinen Bewegungen, feurige kluge Augen verſtärkten den Ausdruck deſſen was er geiſtvoll ſprach, eine Fülle von weißen Locken, die früher als er ſelbſt gealtert hatten, fiel ihm auf die Schultern herab. Seine Herkunft war ein Geheimniß, man errieth einen öſterreichiſchen Urſprung, doch nur der Herzog von Weimar, der ihn liebte und ſchätzte, und dem er vertraute, ſoll das Nähere gewußt und mit verſchwiegen haben. In früheren Zeiten floſſen ihm anſehnliche Unterſtützungen zu, doch war er ſehr oft und zuletzt ganz auf ſeine eignen Hülfsmittel angewieſen. In Berlin hatte er den Profeſſor Markus Herz und deſſen ſchöne Frau gekannt, die gräfliche Familie Finkenſtein, den Baumeiſter Genelli, die Töchter Moſes Mendelsſohn's, von denen die ältere, ſpäter Gattin Friedrich Schlegel's, in dem Helden ihres Romans „Florentin", von dem nur der erſte Theil erſchienen iſt, d'Alton zu ſchildern verſucht hat. Dieſen ausgezeichneten Mann ſprechen zu hören war das größte Vergnügen; er kannte die Welt, er hatte ſie mit den Augen des Naturkundigen und des Künſtlers angeſehen, aber auch als Menſchenkenner war er bedeutend, er wußte auf den erſten Blick wen er vor ſich hatte, durchſchaute ſchnell die Verhältniſſe, wußte ſich ihnen gemäß zu benehmen. Von Goethe, von Herder und Schiller, überhaupt von dem Leben in Weimar, wußte er tauſend Geſchichten und Züge, die uns erfreuten und belehrten. Höchſt anziehend waren auch ſeine Berichte über Spanien, er machte uns die lebendigſte Schilderung des dortigen Zuſtandes, und als neun Monate ſpäter der Truppenaufſtand unter Quiroga und Riego ausbrach und eine völlige Revolution herbeiführte, mußten wir uns mit Staunen erinnern, daß d'Alton dieſe Ereigniſſe faſt buchſtäblich vorausgeſagt hatte. Nur wenige Tage ſahen wir ihn, er ſetzte ſeine Reiſe nach Berlin fort.

Eine andere flüchtige Erſcheinung war Oken. Er war von Jena gekommen, und wollte ſich die politiſche Bewegung in Würtemberg und Baden anſehen, doch als jenaiſcher Profeſſor und Herausgeber der Iſis war er den jetzt beſonders aufmerkſamen Behörden übel empfohlen, er ſah ſeine Schritte beobachtet, glaubte ſich ſchlimmen Verwicklungen ausgeſetzt, und war wie auf der Flucht. Da ich ihm ein paar Beiträge für die Iſis geliefert hatte, ſo dachte er mich, als eine Ausnahme unter den Diplomaten ohne Gefahr beſuchen zu können. Er trat bei mir ein wie ein Flüchtling, eilig und ſchüchtern, nannte ſeinen Namen und ſah mich forſchend an, ob ich etwa durch ihn verlegen würde; da er den Boden feſt und gut fand, ſo begann er mit dunkler Gluth ſeine politiſchen Meinungen auszuſtrömen, und es folgten zwiſchen uns lebhafte Erörterungen. Rahel war dazugekommen, und ihre Ausſprüche, wiewohl den ſeinigen oft ganz entgegengeſetzt, gefielen ihm ſehr. Ueber Ständeweſen und Volksvertretung hatte er die abſonderlichſten Anſichten, er ſteigerte ſeine Forderungen auf's höchſte, verwarf die badiſche wie die bevorſtehende würtembergiſche Verfaſſung, ſpottete unſrer Hoffnungen auf dieſe traurigen Behelfe. Der deutſche Radikale konnte nicht ſchärfer ausgeprägt ſein; in dem Freiheitsfreunde zugleich die entſchiedenſte Gewaltsluſt, die Menſchen müßten zur Freiheit gezwungen werden, behauptete er, die Widerſpenſtigen wenigſtens aus dem Lande gejagt, ſonſt könne nichts Geſcheidtes zu Stande kommen. Die Erfahrungen ſpäterer

Bayeriſche Staatsbibliothek

Zeit würden ſeine Meinung mächtig beſtärkt haben, die uns damals höchſt übertrieben dünken mußte. Seine Leidenſchaft hatte etwas Schmerzliches, Wehmüthiges, das zu den ſtrengen Worten nicht recht ſtimmte. Indem ich mehr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt war, hatte Rahel den ganzen Menſchen mehr in's Auge gefaßt, und plötzlich, als ginge ihr ein Licht auf, unterbrach ſie das Geſpräch, und ließ Erfriſchungen hereinbringen. Jetzt erſt ſah ich, daß Oken ganz erſchöpft war, begierig griff er nach dem dargebotenen Trunk, und kaum hatte er ihn genoſſen, ſo dankte er mit Inbrunſt für die ſcharfblickende Theilnahme, die ihm, wie er ſagte, das Leben gerettet habe! Denn er geſtand, einer Ohnmacht nahe geweſen zu ſein, und gefühlt zu haben, daß er hinſinken werde. Er war Tag und Nacht gereiſt, hatte ſtarke Fußwanderungen ausgeführt, und wenig Nahrung genoſſen. Nachdem er ſich etwas erquickt und erheitert, und wiederholt gedankt, ſprach er in munterem Tone weiter, lachte über ſeine vorigen Reden, und ſuchte mit guter Laune zu beweiſen, daß ſein Verfahren in der Iſis, über welches ein ſo furchtbares Geſchrei erhoben worden, eigentlich ganz harmlos geweſen. „Sehen Sie", ſagte er, „wenn ich noch ſo gründlich bewieſen hätte, daß gewiſſe Profeſſoren oder Miniſter dummes Zeug gemacht, darnach hätte kein Hahn gekräht; da ich aber zu ihren Namen kleine Eſelsköpfe habe beidrucken laſſen, das hat gewirkt, das hat jeder gleich verſtanden, und die Kerls ſind unſchädlich geworden!" Wir ſprachen von Sand und Kotzebue, und wie bethört jener geweſen, dieſen zum Opfer auszuerſehen, der doch gar keine politiſche Bedeutung gehabt, da beſann ſich Oken einen Augenblick, und ſagte dann entſchieden: „Ich bin doch der Meinung, er iſt gerade der rechte geweſen, kein Anderer war dazu ſo geeignet; ich wüßte wirklich nicht, wen ich ihm ſubſtituiren ſollte!" Seltſam war es, daß derſelbe Mann, der fremde Perſönlichkeiten ſo ſcharf und ſchonungslos behandelte, in die größte Empfindlichkeit und ängſtlichſte Verlegenheit gerieth, wenn die ſeinige berührt wurde. Ueber ſeinen Namen, ſeine Religion, ſeine Verhältniſſe befragt zu werden, ſah er wie eine Beleidigung an, und verbat es ſich ernſtlich. Wir hörten ſpäter, daß er um ſeines Namens und ſeiner Religion willen unſägliche Leiden ausgeſtanden, daher beide gewechſelt, den erſtern aus Okenfuß in Oken verwandelt habe, und hierüber durchaus nicht Rede ſtehen wolle. Der ſeltſame Kauz, der im Grunde mehr zu bedauern als zu ſchelten war, verließ uns bald wieder, denn er wollte keine Nacht länger in Karlsruhe zubringen. Wie wir ihn viele Jahre nachher noch als denſelben wiedergeſehen, wird künftig zu erzählen ſein.

So lange die Familie von Reden noch in Karlsruhe war, beſuchten wir ſie faſt jeden Abend; der heitre ſchnellfaſſende und thätige Geiſt der ältern Tochter Henriette und die kenntnißvolle Geſprächigkeit des Vaters ließen es niemals, der Kreis mochte klein oder groß ſein, an Unterhaltung fehlen. Die andern Diplomaten fanden ſich häufig ein, theils um den Damen den Hof zu machen, theils um Neuigkeiten zu erfahren, denn Reden erfuhr alles und verſchwieg nichts. Als ſchöne Damen waren Frau von Wechmar und Frau von Holzing willkommen. Auch Muſik wurde getrieben; eine Kammerſängerin der Großherzogin Stephanie, die früher in Wien das Arnſtein'ſche Haus fleißig beſucht hatte und uns von dorther bekannt war, ſang mit zauberiſcher Stimme deutſche und italiäniſche Lieder. Sie wurde mir ſpäter durch einen ſchneidenden Gegenſatz ihres ſcheinbaren und wirklichen Benehmens merkwürdig. Man konnte nichts Ehrbareres, Züchtigeres ſehen als ihre beſcheidene Haltung, mit ſcheuer Strenge wies ſie jede Annäherung zurück, hörte auf keinen Scherz, erbebte unwillig bei der kleinſten Leichtfertigkeit, und wurde als ein Muſter von jungfräulicher Vollkommenheit geprieſen, ſie ſchien nicht für die Welt, ſondern für ein Kloſter beſtimmt. Die Huldigungen, die ſie von Männern durchaus verſchmähte, wurden ihr in Fülle von den Frauen zu Theil, die von ihr entzückt waren und ſie wie einen Liebling hegten. Die Großherzogin, die Gräfin Walſch, Frau von Reden und ihre Töchter, Rahel, alle bezeigten eine liebevolle Aufmerkſamkeit für dieſes beſcheidenſtolze, reichbegabte und ſo verletzbare zarte Weſen. Mit welchem Erſtaunen erwachte man aus dieſer Bethörung, als es ſpäter eines Tages hieß, dieſe liebliche durch fremde Obhut und eigne

Stacheln ſo wohlbewahrte Jungfrau ſei mit dem Sohn eines Hofdieners insgeheim vertraut geweſen, und habe bekennen müſſen, daß ſie beeilt ſei, ihn zu heirathen! Mir entging nicht, daß einige ihrer früheren Anbeterinnen nach dem erſten Schrecken über die Geſchichte eine Art Zufriedenheit empfanden, von dem Alpdrücken eines unerreichbaren Tugendbildes befreit zu ſein. — Ein Jagdjunker von Drais trug in anderer Weiſe zur Unterhaltung der Geſellſchaft bei; ſein Vater war ein hoher Beamter in Mannheim, der eine Geſchichte der Regierung des alten Markgrafen Karl Friedrich geſchrieben hatte; der Sohn aber galt für ein Genie an Wiſſen und Erfindungsgeiſt. Schon im Wiener Kongreß war er in einem Wagen gefahren, der ohne Pferde durch die Füße der Darinſitzenden in Bewegung geſetzt wurde, ſpäter hatte er die nach ihm benannte Draiſine erfunden, ein Rädergeſtell, auf dem man zugleich ſaß und lief, ein zweckloſes lächerliches Ding, das viel Geſpötte veranlaßte. Dann war er in Braſilien geweſen, und kramte kleine Vögel und andere Naturmerkwürdigkeiten aus; jetzt aber legte er ſich auf's Deklamiren, und leiſtete darin Unglaubliches; daß der Beifall, den er ärntete, nur eine Verhöhnung war, merkte er niemals. Er war bei allen ſeinen Kenntniſſen und Erfindungen was man in Berlin einen Dämel nennt, ein Halbnarr, der immer etwas vorhatte und betrieb. Die Geſellſchaft ergötzte ſich an ſolchem thörichten Weſen, das mir aber unausſtehlich war, wie alles Hänſeln und Foppen untergeordneter und ſchwacher Perſonen. Der durch die Stände herbeigezogene Adel aus der Pfalz und dem Breisgau beſuchte gleichfalls dieſen Kreis, wo man ſich unter Gleichen und Gleichgeſinnten am rechten Platze fühlte; jedoch merkte ich bald, daß einige der Klügern mir mißtrauten, und ich weiß nicht war es Zufall oder ſtille Verabredung, aber ſo frei auch ſonſt politiſche Dinge beſprochen wurden, von ſtändiſchen Sachen war, in meiner Gegenwart wenigſtens, nur ſelten und karg die Rede.

Mit der Abreiſe von Reden's nach Rom erloſch in Karlsruhe alle Geſelligkeit, nämlich die angenehme, nach unſerm norddeutſchen Zuſchnitt. Mit den Einheimiſchen hatten wir es auf alle Weiſe verſucht, aber ſie waren aus ihrer Gewöhnung nicht herauszubringen. Uneingeladen zu kommen, aus eignem Antrieb, auf gutes Glück, das dünkte den Damen unmöglich, wenn auch einige Herren ſich allmählig dazu verſtanden hatten. Zwar Frau von Berſtett wünſchte wohl Geſellſchaftsabende zu haben, aber es fehlte ihr an allem Geſchick dazu, auch zu ihr kamen die Leute nur ſpärlich, und eilten ſo ſchnell als möglich der Langenweile zu entfliehen, die dort ihren Sitz aufgeſchlagen hatte. Für uns blieb daher nichts übrig als zu Hauſe zu bleiben. Ich war den Tag hindurch vollauf beſchäftigt, verſäumte die Kammerſitzungen ſelten, hatte meine Berichte darüber zu ſchreiben, und nebſt andern Geſchäftsſachen eine große Menge von Briefen. Ich war hochbefriedigt, wenn ich den Abend vergnügt mit Rahel zubringen konnte, für ſie aber wünſchte ich einige geſellſchaftliche Mannigfaltigkeit, die freilich dadurch nicht gewonnen war, wenn etwa Friederich, oder ein Lieutenant von Hinckeldey oder von Vincenti ganz allein ſich zu uns hinſetzte und Unterhaltung nicht brachte, ſondern erwartete; ſehr oft blieben wir ganz einſam. Es traten ſchöne Tage ein, die Abende waren lau, von hellem Mondſchein beleuchtet, die Luft ſtill und von Feld- und Gartendüften erfüllt. Da wir in einer wenig beſuchten Straße wohnten, ſo ließen wir uns Tiſch und Stühle vor das Haus ſetzen, tranken im Freien unſern ſpäten Thee, und ſaßen nicht ſelten bis tief in die Nacht hinein. Vorbeigehende grüßten uns, und wunderten ſich allenfalls über unſer Thun, doch gefiel es ihnen, daß wir nicht zu ſtolz waren eine ſo kleinbürgerliche Sitte mitzumachen. Ich dachte nicht, daß eine ſo unbedeutende und harmloſe Sache bald würde zu meiner Vertheidigung anzuführen ſein.

Eine Spazirfahrt mit Rahel nach dem nahen Ettlingen, das beſonders durch ſeine gute Luft anlockte, brachte mir unvermuthet die Bekanntſchaft Liebenſtein's, der mit einigen Freunden hinausgeritten war, um die großen Fabrikanſtalten des Abgeordneten Buhl zu beſichtigen. Ich hätte ihn auf dem Muſeum ſehen können, wo er faſt jeden Abend mit vielen Kollegen ſich einfand, allein ich beſuchte dieſen Ort nicht gern, und jetzt gar nicht, weil ich dieſe Zurückhaltung für ſchicklich hielt. Da wir in demſelben Wirthshauſe Kaffee tranken, und er hörte wer ich ſei, ſo kam er freundlich heran, ſtellte ſich und ſeine Freunde — ebenfalls Abgeordnete — mir vor, und es entſtand ein lebhaftes, von Witz und Scherz und auch wieder von ſcharfem Ernſt gewürztes Geſpräch, das uns Allen große Freude machte. Beim Nachhauſefahren ritten die Herren in fortgeſetztem Sprechen eine Weile neben unſerm Wagen, gaben aber bald ihren Pferden die Sporen und eilten uns weit voraus. Aus dieſem Begegnen folgte nichts, als daß Liebenſtein am nächſten Tag eine Karte bei mir abgab oder abgeben ließ, und daß ich dies auf gleiche Art erwiederte. Indeß war unſer Zuſammenſein geſehen und davon in verſchiedenem Sinn geſprochen worden. Es hieß ſogar, es hätte eine Berathung zwiſchen uns ſtattgefunden, worüber Rahel und ich, als man es uns wiederſagte, nur herzlich lachten.

Die Ständeverhandlungen gingen ungehemmt weiter, und ſtiegen in der zweiten Kammer unter ſo glänzenden als gründlichen Erörterungen zu einer außerordentlichen Spannung empor. Die Miniſter hatten ſchon ganz darauf verzichtet, dieſe Abgeordneten, deren Kraft und Einigkeit nur entzweite Schwäche gegenüberſtand, zu leiten oder niederzukämpfen, ſie ſuchten ihre Hülfsmittel nur noch außerhalb der Kammern, in Einflüſſen, die ihnen beſſer zur Hand waren, und bei deren Anwendung ſie perſönlich keine Gefahr oder Blöße zu fürchten hatten. Eine Beifallsadreſſe an die zweite Kammer, wegen deren muthigen Verhaltens, überreicht abſeiten der Stadt Heidelberg von deren Vertreter Winter, wurde als ſtrafbare Uebertretung der Verfaſſung ausgeſchrieen, die Bürger hießen ſchlechtgeſinnt, weil ſie ſolchen Beifall ertheilt, die Abgeordneten pflichtvergeſſen, weil ſie ihn angenommen. Daß die ganze zweite Kammer ein Neſt von Jakobinern ſei, war der gelindeſte Ausdruck, mit dem man ſie bezeichnete. Am Hof, im Kreiſe der Diplomaten, des Adels, an den benachbarten Höfen, in Frankfurt am Bundestage, und bei der dortigen vornehmen Geſellſchaft, überall kamen die läſterlichſten Reden in Umlauf, beglaubigt und bekräftigt von den höchſten Autoritäten. Meine Kollegen berichteten alle in dieſem Sinn an ihre Höfe, und man glaubte ihnen bereitwillig und dankbar, denn gegen die Stände zu ſein galt für pflichttreue, loyale Denkart. Dabei hatten ſie jedoch die größte Mühe, die verhandelten Sachen nur zu verſtehen, die Formen waren ihnen ſo fremd wie der Gehalt, und dieſen aus jenen herauszuſchälen meiſt unmöglich, ſie unterſchieden nicht Anträge von Beſchlüſſen, und oft nicht was gegen oder für die Regierung war. Sie wußten, daß ich nicht mit ihnen übereinſtimmte, aber ſie trauten mir vollkommen zu, die Sachen zu verſtehen, und es iſt buchſtäbliche Wahrheit, wenn ich ſage, daß ich ſelten eine inhaltvolle und lebhafte Sitzung verließ, ohne daß ſogleich Palffy und Reigersberg ſich links und rechts mir an die Arme hingen, mich in den Schloßgarten zogen, und nun von mir wiſſen wollten, was das Gehörte eigentlich meine, wie für ihre Depeſchen, die noch am nämlichen Tag abgehen mußten, aufzufaſſen ſei? Montlezun war in ſolchen Fällen einigermaßen durch Sprachunkenntniß entſchuldigt; Struve, der ſeine Berichte für das ferne St. Petersburg nicht ſo zu beeilen brauchte, konnte ſich alles zu Hauſe ſorglich überlegen; nur Wächter bedurfte keiner Nachhülfe und konnte ohne Verzug das Nöthige berichten, doch laſſe ich dahingeſtellt, ob er nicht etwas zu dunkle Färbung dabei gebraucht, denn er wußte zu gut, daß man in Stuttgart, wo die Verfaſſung noch in den Geburtswehen lag, einige Eiferſucht auf Karlsruhe hegte, und ſowohl den Glanz beneidete als die Gefahr fürchtete, welche dieſes nachbarliche Ständeweſen blicken ließ.

Unterdeſſen hatten ſich die Gewitterwolken immer düſtrer zuſammengezogen, und am 8. Juni brach der ſtärkſte und kühnſte Schlag hervor. An dieſem Tag erfolgte in der zweiten Kammer der Bericht über das Adelsedikt, den man vergebens gehofft hatte verhindern zu können, die Sache war in ihrem verfaſſungsmäßigen Gange nicht aufzuhalten, außer durch Vertagung oder Auflöſung der Stände, woran nicht gedacht werden konnte, da das Budget noch nicht bewilligt war. Zum Berichterſtatter war Winter von Karlsruhe gewählt, und da dieſer mit der Eigenſchaft eines Abgeordneten auch die eines Staatsbeamten und ſogar Regierungskommiſſairs verband, ſo mußte man auf's höchſte geſpannt ſein, von welchem Standpunkt er ſeine ſchwierige Aufgabe löſen werde. Für ihn war darüber kein Zweifel, hier hatte jetzt nur der Abgeordnete zu ſprechen.

Ernſt und ruhig betrat er die Rednerbühne, und begann mit herber doch klarer Stimme ſeinen gediegenen Vortrag, der über eine Stunde dauerte, und dem die gedrängte Verſammlung in größter Stille mit höchſter Aufmerkſamkeit lauſchte. Mit unwiderleglichen Gründen bewies er, daß das Adelsedikt nicht die Erfüllung der Bundesvorſchrift wohl aber eine Verletzung der Verfaſſung ſei, daß der Inhalt nicht von Gerechtigkeit, ſondern von willkürlicher Begünſtigung ausgehe, daß die ausgeſprochenen Vorrechte in den früheren Zuſtänden, auf die man ſich doch berufe, nicht begründet, in den gegenwärtigen Verhältniſſen durchaus unſtatthaft, ein ſchreiendes Unrecht gegen die Unterthanen, eine Beeinträchtigung ſogar der Rechte des Thrones ſein würden. Mit gerüſteter Kraft und hellem Geiſte zerſtörte der Redner Schlag auf Schlag die Blendwerke und Täuſchungen, in welche man die Wahrheit zu hüllen geſucht, und leitete aus dieſer mit ſtrengen unwiderſtehlichen Folgerungen als Ergebniß die Sätze her, die er der Kammer zur Beſchlußnahme glaubte empfehlen zu müſſen. Die Meiſterſchaft dieſes Berichts, ſeine geiſtvolle Tiefe und reiſe Sachkunde, ſo wie ſeine wiſſenſchaftliche Ruhe und geſchichtliche Helle, erregten allgemeines Erſtaunen. Niemand, am wenigſten die Miniſter und Hofleute, hatten ſolche Fähigkeiten und ſolchen Muth von einem Mann erwartet, auf den man bisher die vornehmen Blicke zu werfen kaum gewürdigt. Als er am Schluſſe noch in ſchmerzlich-unwilligem Tone die perſönliche Bemerkung beifügte: „Ich habe hier als Abgeordneter aber auch als Staatsdiener meine Pflicht erfüllt, wenn es auch für einen ſolchen eine bedauerliche Aufgabe bleibt, die Rechte des Fürſten gegen deſſen eignes Miniſterium zu vertheidigen“, erſcholl von allen Seiten ſtürmiſcher Beifall und begeiſterter Zuruf, die Sitzung wurde aufgehoben, und alles eilte hinaus um Winter noch zu ſehen, zu begrüßen. Wir Diplomaten geriethen im Weggehen in das Gedränge, plötzlich ſahen wir uns dem Gefeierten gegenüber, und ohne mich oder ihn erſt zu fragen, ſtellte mir ein Bekannter ihn vor. Ich mußte ihm einige Worte ſagen, auf die er weniges erwiederte. Das war der ganze Auftritt, vor hundert Zeugen, unter den Augen meiner Kollegen. Was man daraus gemacht hat, ſollt' ich nur zu bald erfahren!

Die Schlußanträge Winter's hatten weder Gefährde noch Trotz, ſie liefen auf das beſcheidene Geſuch hinaus, die erſte Kammer möchte mit der zweiten ſich zu der gemeinſamen Bitte an den Großherzog vereinigen, das Adelsedikt nicht zur Ausführung zu bringen. Nach lebhaften Debatten, in denen der Muth und das Talent der beiden Winter, Duttlinger's, und vor allen Liebenſtein's, in ſiegreicher Stärke glänzten, ging auch die Mehrheit der Kammer nicht über jenes Geſuch hinaus.

Aber die Miniſter und Junker waren in furchtbarer Aufregung. Verwirrt, beſtürzt, hatten ſie erkannt, welch überlegener Geiſtesmacht ſie hier weichen mußten, ſie verließen den Saal geſchlagen, beſchämt, doch mit kochendem Groll im Herzen. Zuerſt ging es über Winter her; es gab nicht Schimpfworte genug für ihn, er war ein Verbrecher, der zur Unterſuchung gezogen werden mußte, die ſofortige Dienſtentlaſſung war das wenigſte was zu verfügen war, daß er keinen Augenblick Regierungskommiſſair bleiben könne, verſtand ſich von ſelbſt. Dann fragte man, woher der Mann das habe, wer ſeine Gehülfen ſeien, denn man werde ſich nicht einreden laſſen, daß ein ſo untergeordneter Beamter aus eigner Kraft ſo emporſteigen könne, daß ſeine Rede etwas Außerordentliches, in ſeiner Art Meiſterhaftes ſei, konnte und wollte man nicht geradezu läugnen. Nicht weniger heftig ging es über die ganze Kammer her; die Revolution, hieß es, ſei in vollem Ausbruch, Thron und Staat und die ganze bürgerliche Ordnung in äußerſter Gefahr; die zweite Kammer, vielleicht ein paar Vögte ausgenommen, ſei eine Rotte von Böſewichtern, die man unſchädlich machen müſſe, eine Rotte, die nicht einmal Häupter oder Anführer habe, an die man ſich halten könnte, die daher in Maſſe ohne Schonung zu vernichten ſei. Dies hatten ſie richtig wahrgenommen, kein Einzelner ſtand an der Spitze, niemand, ſelbſt Liebenſtein nicht, wollte ſich zum Leiter aufwerfen, und es war auch nicht nöthig, die ganze Kammer erſchien nur um ſo ſtärker überall in Form einer gleichgeſinnten Geſammtheit.

Anfangs hoffte man, die Kammer durch trotzige Drohungen zu erſchrecken. Berſtett hielt am nächſten Tag eine Rede, die er ſich eiligſt hatte ausarbeiten laſſen, mit heftigen Ausfällen gegen die Jakobiner, die wie ſonſt in Frankreich jetzt in Deutſchland, thätig wären, ſprach von Revolution, und deren Ausſchweifungen, die alles in's Unglück ſtürzten. Seine Rede, leerer Dunſt und Schwall, verhallte wirkungslos, und erbittert über die ſtumme Niederlage zog er ſich zurück, indem er ſich verſchwor in dieſer Kammer je wieder aufzutreten, was er meines Wiſſens auch gehalten hat. — Darauf entſtand der Gedanke, man müſſe ſich auf die erſte Kammer ſtützen und durch ſie ein Gegengewicht der zweiten ſchaffen; allein der Augenſchein zeigte, daß die erſte Kammer der zweiten gegenüber gar nichts bedeute, keinen Rückhalt im Volk und kein Anſehen in der öffentlichen Meinung, und an Kraft und Talenten nur das habe, was in ihr als Oppoſition daſtand und mit der zweiten Kammer übereinſtimmte. Und wär' es nur der einzige Rotteck geweſen, er wog die ſämmtlichen andern Mitglieder auf, und konnte zwar nicht über deren Stimmen gebieten, aber ſeine ſcharfen, gediegenen, unerbittlichen Erörterungen, ſeine mit der Kraft der Wahrheit ausgerüſteten, mit dialektiſcher Kunſt entwickelten Anträge trafen immer den Kern der Sachen und ſchlugen die Anmaßungen der Gegner ſiegreich nieder; ſie verſtummten, und erſt, wenn ſie aus der Kammer heraus und unter ſich waren, fanden ſie Worte, ihren Unmuth auszulaſſen. Aber ganz allein ſtand Rotteck in der Kammer doch nicht; es gab Anläſſe, bei denen Weſſenberg, Thibaut, der Fürſt von Fürſtenberg, und ſogar der ſchwache ſchüchterne Hebel ihm beiſtimmen mußten, wenn ſie nicht mit ſich ſelbſt in auffallenden Widerſpruch gerathen wollten. Als das Adelsedikt an dieſe

Kammer gelangt war, hatte der Berichterſtatter Freiherr von Türkheim ſich zwar als Streiter gegen die zweite Kammer hervorgewagt, aber anſtatt mit guten Gründen ſie mit ſchlechten perſönlichen Ausfällen zu bekämpfen geſucht, doch als für die Debatte, außer Rotteck auch Thibaut ſich als Gegenredner gemeldet hatte, ſo fürchtete man das Auftreten dieſer Beiden ſo ſehr, daß man lieber die ganze Sache fallen ließ, und unter dem Vorwande, die Meinung des Bundestages anhören zu wollen, das that, was die zweite Kammer beantragt hatte, man erklärte, das unglückliche Machwerk fürerſt nicht in Ausführung bringen zu wollen. So blieb denn dieſe Kammer ſo gut wie gelähmt, und für die Regierung wie für die Ariſtokratie ſelbſt, zu deren Gunſten ſie doch eingerichtet war, wenig brauchbar. Berſtett und ſeine Genoſſen hofften auf andern Wegen ihr Heil zu finden. Das verderbliche Treiben ſollte den großen Mächten vorgeſtellt, deren Hülfe angerufen werden, vor allem der Bundestag einſchreiten. Etwas von dieſem wurde in der That verſucht, allein nur als geheime unamtliche Anregungen, die von keiner Behörde vertreten wurden, noch öffentlich hervorzutreten wagten. Es blieb genug von den giftigen Angebereien hängen, und wirkte im Stillen fort, aber zu amtlichen Schritten konnte es noch nicht kommen, die großen Höfe waren unter ſich noch nicht einig, der Bundestag hatte mit ſich ſelber die größte Noth, und die beiden Grafen, die an ſeiner Spitze ſtanden, Buol-Schauenſtein und Goltz, gaben ihre Schwäche täglich zur Schau!

Die Abgeordneten ließen ſich durch die gehäſſigen Verläumdungen und Angriffe nicht irren, ſondern ſchritten feſt in ihrer verfaſſungsmäßigen Bahn weiter; geſtützt auf die gute Meinung ihrer Mitbürger, die beſſer wußten wie redlich und gemäßigt ihre Vertreter waren, achteten ſie des ſchnöden Unglimpfs nicht, der täglich auf ſie gehäuft wurde, und das Geſpenſt von revolutionairem Geiſt, das man aufſtellte, ſchreckte nur die ſchwachen Köpfe der Einſichtsloſen oder Furchtſamen. Streng hielt ſich die zweite Kammer an die Verfaſſung, kein Verſuch über ſie hinauszugehen fand Statt, ſorgfältig wurde die Geſchäftsordnung beachtet; keine Unſchicklichkeit kam vor, kein Ruf zur Ordnung war jemals nöthig; den aufreizendſten Beleidigungen gelang es nicht, die ruhige Standhaftigkeit, den Ernſt und die Würde zu ſtören, welche unausgeſetzt in allen Verhandlungen ſich behaupteten. Vornehme Ruſſen, die von Paris kamen und als Reiſende zufällig einer Sitzung der zweiten Kammer beiwohnten, konnten ſich nicht erwehren mit vergleichendem Urtheil als unpartheiiſche Zeugen in die größten Lobeserhebungen dieſes ruhigen geſetzlichen Ganges und dieſer maßvollen Haltung auszubrechen, und betheuerten, dieſe Deutſchen ſeien vor allen Völkern zum Verfaſſungsweſen und zum öffentlichen Verhandeln berufen! Einer dieſer Ruſſen, erinnere ich mich ſehr wohl, war des berühmten Namens Potemkin und ſpäter Geſandter in Rom. Das Gegenſtück hiezu will ich nicht verſchweigen! Die Oberhofmeiſterin Gräfin Walſch, ſagte beim Schluß einer Sitzung im Hinausgehen zu Rahel: „Haben Sie den Unſinn gehört? Die gemeinen Leute wollen ordentlich mitſprechen! Gott, warum hat der vorige Großherzog ſich zu ſolcher Verfaſſung bereden laſſen! Ihr König wird doch ſo was nicht auch thun?“ Rahel erwiederte bloß: „Verſprochen hat er's.“

Ein paar Vorgänge waren von ergreifender Wirkung, und verdienen aufbewahrt zu werden. Bei einem Anlaſſe warf ein Regierungskommiſſair dem Abgeordneten Winter von Heidelberg vor, daß er zu ſtreng und eigenſinnig ſei, dadurch die Sachen erſchwere und die Verantwortung auf ſich lade, ſelbſt manches von ihm und ſeinen Freunden doch Gewünſchte zu vereiteln; da ſtand Winter auf, und rief mit bewegter Stimme: „Nicht was ich und meine Freunde wünſchen, kommt hier in Betracht, ſondern unſere Pflicht das Beſte des ganzen Landes im Auge zu behalten. Dafür hab' ich beim Schwur meine Hand aufgehoben, und ich erhebe ſie wieder!“ Ein anderesmal nachdem gezeigt worden, daß verfaſſungsmäßig keine der Kammern eine beſondere Klaſſe vertrete, bekräftigte Duttlinger dies mit dem Ausſpruch: „Der Grundherr in der erſten Kammer, obgleich er adelig iſt, vertritt nicht den Adel, ſo wenig als ich in der zweiten die Leibeigenen vertrete, obwohl ich leibeigen bin.“ Zuerſt erfolgte Staunen und ungläubiges Lachen, und man rief ihm von der Regierungsſeite zu, es gebe in Baden keine Leibeigenſchaft mehr! Duttlinger jedoch wiederholte mit feierlicher Gelaſſenheit: „Meine Herren, ich bin ein Leibeigener, was ich ſage iſt wahr, und außer mir ſind noch andere Mitglieder dieſer Kammer in gleichem Falle.“ Da folgte beſchämtes Schweigen. Der gelehrte Profeſſor des Rechts, der hochgeſchätzte feingebildete Mann, der erwähnte Volksvertreter ein Leibeigner! Der Eindruck dieſes ſchneidenden Bekenntniſſes war gewaltig, und gegenüber ſolcher Thatſache, dem Unrecht und der Rechtsloſigkeit, mußte der Anſpruch auf Vorrechte ganz verſtummen.

Ich muß wieder eine Strecke zurückgehen, um einiges nachzuholen, was ſich unterdeſſen in anderer Richtung ereignete. Nachrichten aus Berlin ſtellten uns die öffentliche Meinung dort in größter Gährung vor; die verſchiedenen Anſichten und Denkarten, welche ſich lange im Dunkel feindlich angeblickt, waren ſeit der Mordthat Sand's offner hervorgetreten, und gruppirten ſich in Partheien, deren eine zwar nur klein, aber durch Hof- und Adelsverhältniſſe mächtig war, die andere, freiſinnige, die im ganzen Volke vorherrſchte und die Mehrzahl der beſſern Staatsbeamten und gebildeten Offiziere für ſich hatte. Hardenberg ſtand unzweifelhaft auf dieſer Seite, und gewiſſermaßen auch der König, der im Grunde bürgerlich geſinnt war. Aber von Adeligen umgeben, den Einflüſſen derſelben offen, ſo wie der allgemeinen Stimmung der Höfe, und erſchreckt durch mancherlei Warnungen, zu denen die Regungen des Volksgeiſtes in Frankreich und Deutſchland leicht benutzt werden konnten, neigte er ſtark zu den Ultra's, die ſich als die Kämpfer für Thron und Staat ankündigten, und beide zu retten verſprachen. Die Hauptfrage war jetzt, wiefern die verheißene Verfaſſung wirklich zu ertheilen ſei, und wie ſie beſchaffen ſein müſſe? Hardenberg, der ſeine politiſche Laufbahn mit dieſem Werke ſchließen wollte, würde daſſelbe möglichſt freiſinnig eingerichtet haben. Es wurde daher alles aufgeboten ihm dieſe Sache zu entwinden. Da er nicht ohne Schwächen war, und manche Fehler beging, ſo wurden dieſe mit Eifer benutzt, ihm zu ſchaden, ſowohl beim König als in der öffentlichen Meinung. Außer den Feinden alles Fortſchritts, die ſchon gegen ſeine Vorgänger, beſonders auch gegen Stein, ihre Ränke geſponnen hatten, bekam er nun auch dieſen, und einen großen Theil der freiſinnigen Männer zu Gegnern, denen er nicht mehr freiſinnig, oder wie man es auch nannte, nicht ſittlich genug dünkte. Man hielt Wilhelm von Humboldt für den geeigneten Mann, nicht ihn zu erſetzen, das wollte man nicht, wohl aber ihn zu ſtürzen, und es war daher die große Angelegenheit dieſen in das Miniſterium zu bringen. Dies war nicht ſo leicht, indem auch ſeinerſeits Humboldt ſich ungemein ſchwierig zeigte, doch gab er zuletzt nach, und es war ſchon ziemlich entſchieden, daß er ein Stück des Miniſteriums des Innern — einſtweilen ſollte er ſich damit begnügen — erhalten werde. Der Staatskanzler, geſchwächt und beengt, und wegen ſeines Alters und ſeiner Fahrläſſigkeit hart beſchuldigt, war nun nicht mehr im Stande, ſich in ſeinem hohen Amte freiſinnig zu behaupten, er mußte, wie ſchon früher oftmals geſchehen, den entgegengeſetzten Strömungen nachgeben. Wir ſahen eine Kriſis voraus, die unter ſolchen Umſtänden nur unglücklich ausfallen konnte.

Ich fühlte wohl, daß Hardenberg für mich keine Stütze mehr war, und doch war er der einzige Hochgeſtellte, zu deſſen Denkart ich noch volles Vertrauen hatte, und dem ich auch aus perſönlicher Dankbarkeit mich verpflichtet hielt. Ich machte hieraus kein Geheimniß, und widerſtritt Hardenberg's Tadlern, ſoweit ich es mit Grund konnte. Uebrigens hatte ich zu ihm kein näheres Verhältniß mehr, und er wußte kaum, daß ich zu ſeinen Vertheidigern gehörte. Die Ultra's in Berlin aber, und auch Stein und Humboldt, wußten es recht gut, und verdachten es mir ſehr. Den letztern ſtimmte ein beſonderer Umſtand noch kälter gegen mich. Ein ausführliches Sendſchreiben von ihm über Verfaſſung war veröffentlicht worden — ohne Zweifel in ſolcher Abſicht ſchon geſchrieben — worin er über dieſen Gegenſtand ſehr trübe Anſichten aufſtellte, und dem Gemeinplatz von geſchichtlichen Grundlagen, mit dem in Deutſchland ſo viel Unweſen getrieben worden, eifrig das Wort redete. Dieſes ſchwache, ſeines Geiſtes unwürdige Schreiben fand in der Speierer Zeitung einen kritiſchen Gegner, der mit höhniſcher Dialektik daſſelbe zerhieb und zermalmte. Humboldt hatte dergleichen nicht erwartet, und erfuhr auf ſein Nachforſchen, der Artikel ſei aus Karlsruhe gekommen, wo ſich denn die Vermuthung von ſelbſt ergab, ich müſſe ihn geſchrieben haben. Nun war allerdings in der Speierer Zeitung, welche Butenſchön herausgab, ſchon mancher kleine Aufſatz von mir erſchienen, aber gerade dieſen hatte nicht ich, ſondern Ludwig Robert ihm ohne mein Wiſſen und ſehr zu meinem Verdruß eingeſchickt, denn ich fand es nicht ſchön, mit einem Freunde, der Humboldt uns doch immer war, hinterrücks ſo ſchnöde zu verfahren. Indeſſen blieb er in dem feſten Glauben, ich ſei der Urheber, was ich erſt mehrere Jahre nachher von ihm ſelbſt erfuhr, und nun ohne Bedenken berichtigen konnte, da Ludwig Robert nicht mehr am Leben war. Meinen Vorwurf gegen Humboldt, wie er mich habe in Verdacht haben können, beſeitigte er lachend mit den Worten: „O ich weiß wohl! aber man neckt ſich, und liebt ſich dabei doch!“ Indeſſen ſchien er doch ſehr zufrieden, dieſen Aufſchluß erhalten zu haben.

Abweſend hatte ich demnach in Berlin ziemlich denſelben Stand wie in Karlsruhe, und ich verhehlte mir nicht, daß ich an beiden Orten ſehr gefährdet ſei. Doch was ſollte ich thun? Meine Ueberzeugung konnt' ich nicht verläugnen, die thatſächliche Wahrheit durft' ich nicht entſtellen; ſo wenig es ſein mochte, ich wollte in dem großen Kampfe, der ſchon damals ein allgemeiner war, mein Theil redlich mitkämpfen. Meine Berichte ſtellten gewiſſenhaft die Sache der Stände in das rechte Licht, und rügten Fehler und Mißgriffe der Miniſter. Sie waren die einzigen, die man von dieſer Art in Berlin empfing, und erregten unruhige Verwunderung, man rühmte die Abfaſſung aber war deſto unzufriedener mit dem Inhalt. Die Winke, welche mir von Freunden darüber zukamen, mußt' ich unbeachtet laſſen.

Das Bedürfniß einiger Erholung und die Schicklichkeit, der Königin von Baiern aufzuwarten, die mit ihren Prinzeſſinnen Töchtern im Anfang des Juni zu Baden eingetroffen war, führte uns auf einige Tage dorthin. Die Königin, welche bisher mir nie beſonders freundlich geweſen war, zeigte ſich diesmal auffallend gnädig, was mir einigermaßen auffiel. Das Vertrauen ihrer Schweſter, der Prinzeſſin Amélie, zu Rahel, löſte uns das Räthſel durch eine Mittheilung, die zunächſt noch das tiefſte Geheimniß bleiben ſollte. Es war eine Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit einer baieriſchen Prinzeſſin im Werke, und er ſelbſt ſollte im nächſten Monat zur Brautſchau nach Baden kommen, und man hatte der Prinzeſſin, die man für die auserſehene hielt, auf ihre Fragen nach ſeinem Ausſehen mich als eine entfernte Aehnlichkeit deſſelben bezeichnet, was ich indeß meinerſeits bald nachher durch den Augenſchein keineswegs beſtätigt fand. Die Mittheilung war allerdings wichtig, und viele Gedanken knüpften ſich an ſie; jedoch wußten wir unmittelbar nichts damit anzufangen, als daß wir ſie als Geheimniß tief bewahrten.

Die Großherzogin Stephanie war von Scheibenhard nach Ettlingen gezogen, und gedachte bald ſich nach Mannheim und Baden zu begeben. Als ich ſie zuletzt ſprach, beklagte ſie wehmüthig nicht mehr zu wiſſen, wem ſie vertrauen ſolle; ſie wiſſe recht gut, wie man gegen ſie geſinnt ſei, diejenigen, denen ſie Wohlthaten erwieſen, die ſie beſchützt, gerettet habe, ſeien ihr jetzt am feindlichſten; ſie würde gewiſſen Leuten den größten Gefallen thun, wenn ſie das Land ganz verließe, ſich in die Schweiz etwa zurückzöge, aber weichen werde ſie nicht, ſie ſei es ihren Kindern ſchuldig, die ihr gebührende Stellung zu behaupten, und auch aus Stolz werde ſie es thun. Sie hat ſich in der That in der Folgezeit mit ſtandhafter Geduld und taktvoller Würde gegen alle Anfechtungen zu erhalten und dabei ihre heitre Anmuth und Liebenswürdigkeit zu bewahren gewußt. Als ob es uns ahndete, daß wir in langer Zeit uns nicht wieder ohne Rückhalt würden ſprechen können, war unſer Abſchied bewegt und ernſt.

Zwiſchen Würtemberg und Baden hatte ſich noch immer kein recht freundliches Vernehmen finden wollen, und man fühlte beiderſeits das Bedürfniß näherer Verſtändigung. Zu dieſem Zweck erfolgte eine perſönliche Zuſammenkunft des Königs und des Großherzogs, am 28. Juni in Bellevue bei Kanſtatt, die herkömmlich allen Anſchein der beſten Freundſchaft hatte, und als ein glückliches Ereigniß laut gerühmt wurde; doch zeigte ſich nur zu bald, daß damit nicht das Geringſte gewonnen war; beide Fürſten waren zu verſchieden, als daß ſie einander hätten gefallen und vertrauen können; der Großherzog ſagte zurückkehrend, der König ſei ein ſchlauer Fuchs, aber für ihn doch nicht ſchlau genug, und der König ſoll über den Großherzog ſich noch unvortheilhafter ausgeſprochen haben.

Mein Verhältniß zu dem letztern war äußerlich noch ſtets das freundlichſte; er vertraute mir viele Dinge, ſogar daß man mir bei ihm zu ſchaden ſuche, daß dies aber nicht ſeine gute Meinung ändere. Hingegen gab er zu erkennen, daß er mich ganz als ihm gehörig zu betrachten wünſche, daß ich es noch zu ſehr mit der Großherzogin Stephanie, ja mit der verwittweten Markgräfin halte, und wenn ich hierüber mich rechtfertigend auslaſſen wollte, brach er ab, um mich von ſeinen häuslichen Verhältniſſen zu unterhalten, er hatte ein Mädchen geringen Standes zur Geliebten und mehrere Kinder mit ihr, dieſe wünſchte er in höheren Stand zu erheben, und wollte wiſſen, was man dazu ſagen werde und wie es am beſten zu machen ſei? Man hatte ihm gerathen, von den Ständen hiefür eine Dotation zu verlangen. Ich erſchrak über dieſen Rath, den ich nur als einen ungehörigen und in den gegebenen Umſtänden ſogar treuloſen bezeichnen konnte. Mit der ganzen Angelegenheit mocht' ich mich nicht bemengen, vermied auch die Bekanntſchaft der unſcheinbaren Maitreſſe, und hielt mich ſelbſt von dem Großherzoge etwas zurück. Dies war Anderen ſehr recht, die ſich dieſer ſchwachen Seite des Großherzogs gern bemächtigten, und überhaupt den ſinnlichen Neigungen deſſelben zu dienen ſuchten. In dieſem Geſchäft war beſonders der Baron von Ende ſehr thätig, und man kann ſagen, daß alle guten Eigenſchaften des alten Fürſten von dieſem Verderbniß her zuerſt gelähmt und dann in ihr Gegentheil verwandelt wurden.

Der Beſuch der berühmten Sängerin Anna Milder aus

Berlin, welche mir durch den Staatskanzler ſelbſt und durch Stägemann ſehr empfohlen war, erfreute uns durch den höchſten Muſikgenuß. Sie ſang beſonders Uhland'ſche Lieder mit dem ſchönſten Ausdruck, und ganz Karlsruhe war entzückt. Wichtiger waren mir die Briefe und ſonſtigen Nachrichten, welche mir durch ſie mit voller Sicherheit zukamen, und die ganz anders lauteten, als die der Poſt überlieferten. Die nächſte Zeit entwickelte viel Uebles, aber es ſtand weit zurück hinter dem, was die Vaterlandsfreunde damals befürchteten; die ſchwärzeſten Gewitterwolken ſtanden vor Augen, entluden ſich aber nur theilweiſe, und ein völliger Sieg ſollte noch lange Zeit nicht den Ultra's noch den Liberalen zu Theil werden. Bei einem wiederholten Ausflug nach Baden begleitete uns Frau Milder, die dann auch Straßburg beſuchte, Rahel aber beſchloß nun in Baden abzuwarten, bis ich nach dem Schluſſe der Kammern, den man ſchon nahe glaubte, ihr folgen konnte.

Unter meinen kurzen Ausflügen nach Baden war einer durch einen Vorgang merkwürdig, den ich nicht unerwähnt laſſen kann. Ein Komet war ſeit einiger Zeit am Himmel erſchienen, und ſtrahlte Abends im Norden mit herrlicher Pracht. Das Wunderzeichen übte ſeine zauberiſche Macht auf die Gemüther, und ſelbſt unabergläubiſche fühlten ahndungsvolle Schauer, und ſuchten irgend eine Bedeutung mit dem drohenden ſeltnen Schein zu verknüpfen. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daß wir eines ſpäten Abends eine Gruppe von Herren und Damen zuſammenſtanden und im Anblick des ſchönen Sterns allerlei Betrachtungen machten, als ein Ankömmling aus Frankfurt ſich uns geſellte, und nach einer Weile plötzlich ausrief: „Aber wiſſen Sie denn die neueſte Neuigkeit ſchon?“ Niemand wußte, was er meinte. „Sand hat einen Nachfolger gehabt“, fuhr er fort, „ein Staatsbeamter von Ibell iſt in Schwalbach von einem jungen Menſchen ermordet worden.“ Der Eindruck war furchtbar, es ſchien als ob der Meuchelmord in Deutſchland eingeführt werden ſollte, und ſolches Unheil durfte wohl durch einen

Kometen verkündet werden! Indeß am nächſten Morgen kamen genauere Nachrichten, die That war mißlungen, der Apothekerlehrling Löning, der den Anfall verſucht hatte, war ergriffen, die leere Nachahmung ohne tiefen Grund und bedeutenden Gegenſtand zeigte keinen weitern Zuſammenhang, und nachdem der erſte Schrecken überwunden war, legte man der Sache keine beſondere Wichtigkeit bei, und ließ ſich wenig von ihr ſtören. Man durfte ſogar glauben, daß mit dieſem elenden Beiſpiel die gräßliche Verirrung ihr Ende genommen habe.

Die Freiheitsunterdrücker und Demagogenverfolger ſuchten auch aus dieſer traurigen Geſchichte den möglichſten Vortheil zu ziehen, und erneuerten ihr Geſchrei von Verſchwörungen, deutſchen Aſſaſſinen; der Kampf in Schriften und Zeitungen wurde mit Erbitterung fortgeſetzt; hier wurden die Ultra's faſt immer geſchlagen und ſchmählich zu paaren getrieben; allein der Trieb, man kann ſagen die Wuth, nach dem erhobenen Lärm nun auch wirklich Verſchwörungen nachzuweiſen oder herauszudeuten, führte hartnäckig neue Truppen in's Gefecht, und wenn ihre unhaltbaren Angaben am Lichte der Wahrheit zerfallen waren, hatten ſie ſogleich wieder neue, eben ſo unerweisbare hingeſtellt. In jedem Fall waren ſie gewiß, allen Nachtheil, den ſie in der öffentlichen Verhandlung erlitten, durch ihre geheimen politiſchen Anſchläge, die für Karlsbad eingeleitet wurden, hundertfach wieder einzubringen.

Durch die Vorlegung des Finanzgeſetzes oder Budgets, des eigentlichen Hauptſtoffs aller Wirkſamkeit, waren die Ständeverhandlungen in ein ganz neues Stadium getreten. Alle Geldbewilligung war durch die Verfaſſung vorzugsweiſe der zweiten Kammer zugewieſen. Es war daher nicht bloß Folge der öftern Erinnerungen des Miniſteriums, es war auch Folge der bedrängenden Anfeindungen, daß die Kammer ſich nun hauptſächlich dieſem Gegenſtande zuwandte, und die ſonſtigen Angelegenheiten theils ruhen ließ, theils nur mit nachlaſſendem Eifer fortſetzte, denn allerdings war für dieſe, ſelbſt bei den edelſten Anſtrengungen und reichſten Arbeiten wenig zu hoffen, da ſie noch an eine erſte Kammer gelangen mußten, auf deren Sinn und Willen nicht zu rechnen war, und an ein Miniſterium, das ſich ſchon vollkommen feindlich erwies. Das Budget aber war der Grund und Boden, auf dem die Abgeordneten am unbeſtreitbarſten feſtſtehen und endgültige Beſchlüſſe faſſen durften. Die Beſchaffenheit der Finanzvorlagen war auffallend durch die Höhe der Summen, durch die Anordnung des Ganzen; ein ſchlechtverhülltes Defizit war bald entdeckt und mußte eingeſtanden werden; es ſchien, als habe man abſichtlich den Unwillen und die Verſtimmung der Abgeordneten hervorrufen, ſie zu ſtrengen Entſchließungen drängen wollen, um darauf nachher um ſo treffendere Vorwürfe zu begründen. Ueber manche Gegenſtände, die ihnen zur Entſcheidung hingegeben wurden, hätten ſie lieber nicht abgeſprochen, ſondern gern ein Zartgefühl geehrt, durch das ihnen dieſe Gegenſtände wären entzogen worden; ſie ſelbſt aber, wider Willen zur Entſcheidung aufgerufen, glaubten auf ihrem Standpunkte nicht bloßem Zartgefühl folgen zu dürfen. So bei der allerdings harten und gewiß nicht klugen Verkürzung der Jahrgelder der Großherzogin Stephanie und der Markgräfin Amalia. Beides war dem Großherzog insgeheim lieb, und als auch die Summe für den Unterhalt der drei Töchter der Großherzogin kärglich beſtimmt wurde, ſagte der Großherzog zu mir: „Das iſt ſchon ganz recht! Was braucht die Großherzogin eine ſo koſtbare Erziehung für ihre Kinder? Die Frau von Graimberg bekommt jetzt als Erzieherin mehr, als ſonſt alle badiſchen Prinzeſſinnen gekoſtet haben! Wegen der Markgräfin“, fügte er hinzu, „iſt mir doch die Sache unangenehm, weil die nun in St. Petersburg ſehr ſchreien wird.“

Nebenius war der Hauptvertheidiger des Budgets, das er aber nicht entworfen hatte. Mit dem redlichſten Willen und der größten Gewandtheit erfüllte er ſeine Aufgabe bis zu den äußerſten Gränzen; aber offenbaren Thatſachen konnte er nicht widerſprechen, zu Lügen und Verdrehungen ſich nicht erniedrigen. Der Kampf war auf manchen Punkten lebhaft, überſchritt indeß nie die Schranken des Anſtandes und der

Ordnung. Der Kriegsminiſter Generallieutenant von Schäffer, mit dem ich kurz vorher einen Kartellvertrag unterhandelt und abgeſchloſſen und dabei ſeiner franken Redlichkeit mich erfreut hatte, gewann in der Erörterung des Militairbudgets, an der er ſeinerſeits mit Offenheit und Nachdruck theilnahm, und durch die ſtolze Freimüthigkeit, mit der er bekannte gemeiner Soldat geweſen zu ſein, die größte Hochachtung, ſelbſt derer, die ihn beſtreiten mußten. Man ſah deutlich an dieſen Beiſpielen, daß es den Miniſtern bei etwas mehr Geſchick und weniger Hoffahrt ſehr leicht geweſen wäre, von der Kammer die rückſichtsvollſte Nachgiebigkeit zu erlangen. Allein ſie legten es wie gefliſſentlich nur immer auf größeren Zwieſpalt an, und ſtimmten auch den Großherzog immer feindlicher. Als ich nach einer Sitzung ihn beſuchte, fand ich ihn von dem Verlaufe derſelben ſchon unterrichtet, und ſehr aufgereizt gegen die Abgeordneten ſowohl als gegen die Regierungskommiſſaire, beſonders gegen Nebenius. „Der Nebenius“, ſagte er, „das können Sie mir glauben, lieber Varnhagen, der hätte eigentlich das Zuchthaus verdient, der hat ja den Ständen über die Finanzen ſolche Aufſchlüſſe gegeben, die ein Verrath ſeiner Amtspflicht ſind!“ Ich wollte verſuchen, den braven und in meinen Augen vorwurfsfreien Mann zu vertheidigen, allein bevor ich noch Worte fand, fuhr der Großherzog zu meinem Erſtaunen in gleichem Zorn heraus: „Zwar ich kann nichts dagegen ſagen, mein Wille war's, ich hatte ihm befohlen, den Ständen alles offen hinzulegen!“ Nachdem der Großherzog dies geſprochen, was konnte ich noch ſagen? Ich ſah traurig und hoffnungslos in dieſen Abgrund von Verwirrung und Widerſpruch. In gleicher Weiſe machte der Großherzog nun den Abgeordneten zum Vorwurf, daß ſie das Witthum der Großherzogin und der Markgräfin geſchmälert, und die Erziehung der Prinzeſſinnen in unanſtändiger Weiſe gleichſam an den Mindeſtfordernden zur Verſteigerung gebracht hätten! Ich konnte mir nicht verhehlen, daß in ſeinem Innern nur ein kleiner Raum beſſern Bewußtſeins noch frei war, auf welchem ſein Vertrauen zu mir wurzeln konnte, aller übrige gehörte ſchon den giftigſten Einflüſterungen.

Die Verhandlungen nahmen nun mehr und mehr die Geſtalt eines bittern Kampfes. Der Regierungskommiſſair Staatsrath von Sensburg, der ohne Geiſt und Fähigkeit ſich anmaßte den Abgeordneten vorzuhalten, die Beamten verſtünden die Sache beſſer als ſie hier Verſammelte, unter denen gerade die höchſten und kundigſten Beamten ſaßen, wurde mit ſolchen ſtarken Gründen zurechtgewieſen, daß er wohl erkennen mußte, dieſe ſtändiſchen Sachen verſtehe er ganz und gar nicht, und daß er ſich kaum noch wieder wollte ſehen laſſen. Weil man mit dem Bundestage gedroht hatte, ſchleuderte Liebenſtein gegen dieſen eine geiſtvolle Rede, die jede Einmiſchung dieſer Behörde, die auf ihrem eigenen Felde genug zu thun habe und ſo wenig leiſte, nachdrücklich verwarf, und worauf in Frankfurt kein Wort erwiedert wurde.

Jetzt kamen auch die Verdächtigungen dreiſter hervor, die mich bisher dunkel umſchlichen hatten. Ich erfuhr, daß der Polizeidirektor von Sensburg, Sohn des Staatsraths, von Berſtett heftig war ausgeſcholten worden, er ſei nachläſſig in ſeinem Amt oder laſſe ſich berücken, wieſo habe er nicht gemeldet, oder ihm entgehen können, daß die Häupter der zweiten Kammer alle Abend bei dem preußiſchen Miniſter-Reſidenten zuſammenkämen und dort bis tief in die Nacht beriethen? Vergebens wandte Sensburg ein, er müſſe dieſe Angabe durchaus beſtreiten, denn er ſelber ſei jeden Abend mit dieſen Abgeordneten auf dem Muſeum zuſammen, das ſie ſelten vor Mitternacht verließen, und von mir könne er beſtimmt verſichern, daß ich die Abende faſt immer ohne alle Geſellſchaft ſei, ja ganz einſam mit meiner Frau beim Thee gewöhnlich vor der Hausthüre ſitze; ihm wurde geſagt, dieſe Nachrichten ſeien falſch, er ſolle ſich beſſere Kundſchafter halten. Sensburg ſelbſt, den ich übrigens nicht kannte, ließ mir durch Friederich von dieſem Vorfall Nachricht geben und mich zur Vorſicht ermahnen, denn er ſah mit Aerger, daß außer ſeiner Polizei in dem kleinen Karlsruhe noch eine zweite beſtehe, der man mehr glaubte, weil ſie ihre Nachrichten gefälliger nach den Wünſchen einrichte. — Sodann hieß es, ich habe gegen alle Ordnung und Schicklichkeit der Berichterſtattung Winter's öffentlich Beifall geklatſcht, ihn ſelbſt beim Ausgang aus der Kammer umarmt und geküßt. Dergleichen war ich nie gewohnt zu thun, und was vor allen Augen geſchehen war, konnte von allen dieſen auch als etwas ganz anderes bezeugt werden; eben ſo wenig ließ mein Benehmen auf der Zuhörerbühne, wo ich mit Fleiß eine ſtille gleichmäßige Haltung beobachtete, nie errathen was in mir vorging; mein Tadel oder Beifall blieb ſtets verſchloſſen. Meine freiſinnigen Anſichten waren bekannt, mein Wohlgefallen an den Ständen gleichfalls, und dem Großherzog und ſeinen Miniſtern glaubt' ich mein Urtheil nicht verhehlen zu dürfen, ſo wenig wie dem Miniſterium in Berlin. Aber politiſche Streitigkeiten mied ich ſorgfältig, ließ jedem ſeine Anſicht, und ſtand mit allen Fürſtlichkeiten, Hof- und Staatsbeamten, Berſtett nicht ausgenommen, ſo wie mit meinen diplomatiſchen Kollegen, auf ungeſtört freundlichem Fuß, kaum daß einmal ſcherzend auf unſere verſchiedenen politiſchen Meinungen angeſpielt wurde. Die Ständemitglieder kannt' ich meiſt nur von dem Sitzungsſaale her, hatte keinen näheren Verkehr mit ihnen, namentlich waren Winter und Nebenius mir ſo fremd, daß ich nicht einmal wußte wo ſie wohnten. Doch ſollt' ich dem erſtern auch ſogar ſeinen Bericht geſchrieben haben, denn wie wäre jener, den man ſo lange Jahre als einen mittelmäßigen Unterbeamten gekannt, plötzlich zu ſolchem Talent gekommen? Aber wie ich dazu kommen ſollte, der ich mich in dieſer Art Schriften noch nie verſucht hatte, fragte man nicht! Man hätte mit gleichem Rechte ſagen können, ich ſchriebe Schleiermacher's Predigten! Genug, ich ſollte der geheime Rathgeber und Führer dieſer Männer ſein, der eifrige Zubläſer des Feuers, das überall ſo gefährlich aufloderte. Der Urſprung dieſer böſen Gerüchte war nicht ſchwer zu errathen, ihre Verbreitung auf diplomatiſchem Wege leicht zu verfolgen. Wie in Karlsruhe, ſo waren ſie auch in Stuttgart und Darmſtadt, in München und Frankfurt verbreitet. Daß ſie auch nach Berlin gedrungen waren, durfte mich nicht befremden; hier allerdings mußten die falſchen Angaben, welche von allen Seiten übereinſtimmend einliefen, und wo man ſie zu prüfen weder Mittel noch Willen hatte, die ſtärkſte Wirkung thun. Hämiſch fragte man unter der Hand, was für Weiſungen ich denn wohl von meiner Regierung habe? ob ich vielleicht von Hardenberg deren empfange, die denen von Bernſtorff widerſprächen? — Daß ich deren ſeit einem halben Jahr gar keine erhalten, dachte niemand!

Mitten in dieſe Geſchichten fiel der Beſuch des Prinzen Wilhelm von Bentheim-Steinfurt, meines ehemaligen Oberſten im öſterreichiſchen Kriegsdienſt. Er hatte ſeinen Adjutanten vorausgeſchickt, um ſich bei mir anzumelden. Sein Erſtes war, mich zu bitten, ihn nicht Fürſt, ſondern Prinz zu nennen, es ſei ihnen daran gelegen, hierin den Gebrauch der regierenden Häuſer anzunehmen, in Oeſterreich wolle man dies zwar nicht geſtatten, aber in Preußen ginge es ſchon durch, und er hoffe, man werde es zuletzt überall geſtatten. Dann ſprach er von meinen Angelegenheiten. Er war erfüllt von allem Nachtheiligen, das er in Frankfurt über mich gehört hatte, und wollte kaum glauben, daß jenen Angaben nur Lügen oder lügenhafte Uebertreibungen zum Grunde lägen. Freilich konnte er nicht zuſammenreimen, daß er mich mit dem Großherzog in ſo gutem Vernehmen ſah, denn als dieſer uns auf einem Spazirgange vor dem Schloſſe begegnete, redete er mich gleich vertraulich an, wollte wiſſen wer der Fremde ſei, und als ich es geſagt, ließ er uns beide ſogleich zur Tafel einladen. Auch Berſtett gab uns ein Gaſtmahl, bei welchem nicht die geringſte Verſtimmung zu merken war, außer daß ich mit Weſſenberg in litterariſchen Streit über Friedrich Schlegel gerieth, den er angriff und ich vertheidigte, wobei Berſtett ſogar auf meiner Seite ſtehen wollte. Dagegen erfuhr der Prinz durch mich ſelbſt meine ganze Denkungsart und Beurtheilung der politiſchen Dinge, worüber er ſich als eingefleiſchter Ariſtokrat und als mein aufrichtiger Freund ſehr betrübte. Vor allem wollte er ſeine Standesgenoſſen die Mediatiſirten im Staate bevorrechtet, und auch vom badiſchen Adelsedikt dieſen Theil gerettet wiſſen, den andern, die niedern Adeligen betreffend, gab er gern preis. Gleichwohl geſtand er, daß die Mediatiſirten gerade jetzt ihren Vortheil ſchlecht verſtünden, zu keiner Einigkeit gelangen könnten, und einer nach dem andern die gemeinſame Sache verließen, um ihrem Sondervortheil nachzugehen, weßhalb er ſelbſt auch aufgehört habe ihr Bevollmächtigter zu ſein, in welcher Eigenſchaft er bisher in Paris, London, Berlin und Frankfurt thätig geweſen war. Ich behauptete, wie ſchon früher, daß die Mediatiſirten, eine politiſche Klaſſe wie es in der Welt keine zweite gebe, in Deutſchland einen großen und ehrenvollen Beruf haben könnten, wenn ſie, anſtatt ſelbſtiſchen kleinen Zwecken nachzugehen, der gemeinſamen Sache des Vaterlandes, der Sache des Volks und der Freiheit ſich zu widmen den Muth hätten, da liege ihr einziges Heil, ſie müßten vorwärts nicht zurück blicken; allein noch jeder, den ich geſprochen, ſei davor zurückgebebt. Er ſtellte dies nicht in Abrede, meinte aber, ſie würden zu ſolchem Wirken die Kuriatſtimmen am Bundestag anwenden, und war verdrießlich ungläubig, als ich ihn verſicherte, ſie würden dieſe Stimmen nie bekommen. Ehe er nach Baden abreiſte, um dem Könige von Baiern aufzuwarten, waren wir nochmals beim Großherzog, und indem er ſich durch die ausgezeichnete Aufnahme und beſondere Höflichkeit ſehr geſchmeichelt fühlte, mußte er zu ſeiner heilſamen Demüthigung zuletzt noch erfahren, daß der Großherzog ihn die ganze Zeit für einen Bentinck gehalten habe!

Ich erhielt die amtliche Anzeige, daß der Kronprinz von Preußen auf ſeiner Reiſe nach der Schweiz durch Karlsruhe kommen und daſelbſt am 13. Juli anlangen werde. In Folge gleicher Anzeige hatte ſchon Küſter einige Tage früher ſich in Karlsruhe eingefunden. Ich fand ihn äußerſt höflich, aber minder vertraulich als ſonſt, und dagegen mit Berſtett, dem er wie auch dem Großherzog bisher wegen meines Zähringer Großkreuzes gegrollt hatte, im beſten Einvernehmen. Es mußte mir auffallen, daß ihr eifriges Geſpräch, wenn ich hinzutrat, plötzlich abbrach und eine gleichgültige Wendung nahm. Wir fuhren zuſammen nach Bruchſal, wo der Kronprinz zuerſt eintreffen und bei der verwittweten Frau Markgräfin anſprechen wollte. Wir waren bei ihr zum Frühſtück, und fanden ſie ſehr aufgeräumt und geſprächig, ſie ließ ſich beſonders mit mir ein, ſprach von ihrer Tochter Amélie, von deren Freundſchaft für Rahel. Bald verkündeten ausgeſchickte Boten die Ankunft des hohen Gaſtes, und in Sturmeseile rollten die Wagen in den Schloßhof, ſtürzte der Kronprinz heraus, und flog in die Zimmer der Frau Markgräfin. Der General von dem Kneſebeck, der den Kronprinzen begleitete, ſagte uns, derſelbe würde ſogleich nach Karlsruhe weitereilen, und Küſter und ich fuhren ſchleunigſt zurück, um uns in Uniform zu werfen und ihn auch dort zu empfangen. Mit ſchnellen Pferden, deren Lauf er gelegentlich ſelber mit Peitſchenhieben beſchleunigte, folgte er uns auf dem Fuße, und kaum gelang es uns vor ihm an der Thüre des Gaſthofs zu ſein, wo er abtreten wollte. Seine Lebhaftigkeit war außerordentlich, er ſtürzte mehr aus dem Wagen, als daß er herausſtieg, fiel überraſcht dem Großherzog in die Arme, ſtürmte dann die Treppe hinauf, war ſchnell umgekleidet, und beſuchte den Großherzog, indem wir Alle folgten. Wieder im Gaſthof angelangt, ſagte er Küſter'n und mir ein paar Worte, und entließ uns, weil er ſogleich ſchreiben wolle. Zu einer Abendtafel in Gala fand er ſich nicht ein, beſuchte aber den Großherzog und begab ſich dann zur Ruhe. Am folgenden Tage war Sitzung der Kammern, der Kronprinz beſuchte die der zweiten Kammer, und als ob es verabredet geweſen wäre, kam nichts vor, was irgend einen guten Eindruck hätte machen können, keine kühne Rede, keine lichtvolle Erörterung, nur die kleinlichſten Budgethäkeleien, die auch mir Widerwillen erregten, und die ihm noch kleinlicher vorkommen mußten; dem Großherzog wurde ein überflüſſiger Adjutant abgeſprochen, das war die Hauptthat der Sitzung, und was ſonſt Unwillen und Aerger hervorgerufen hätte, ſchien bei dieſer Gelegenheit willkommen zu ſein, denn der Kronprinz äußerte ſich mißfällig über dies Verfahren der Stände. Kneſebeck ſprach nachher mit mir über dieſe ärgerlichen Kammerverhandlungen, und hörte nur kopfſchüttelnd an, was ich ihm über den wahren Hergang der Dinge ſagte, daß nur die Unfähigkeit und der böſe Willen der Miniſter dieſen ſchlechten Stand bewirkt habe. Allein er ließ ſich nicht weiter ein, und mochte wie auch der Kronprinz, ſchon mehr über mich wiſſen, als ich ſelber. Außerdem war nicht viel Zeit zum Reden, alles war beſtändig in athemloſem Fluge, nicht nur Kneſebeck, ſondern auch die jüngern Begleiter konnten kaum mitkommen. Küſter und ich konnten von dem Kronprinzen wenig ſagen, alle Perſonen aber, mit denen er ſich unterhalten, ſprachen mit Entzücken von ſeiner Liebenswürdigkeit, ſeinem zwar ungeſtümen, aber friſchen und anmuthigen Weſen, ſeiner jugendlich unbefangenen Freiheit. Am Tage darauf eilte er nach Baden.

Unmittelbar nach dieſem Beſuch erhielten wir Nachrichten aus Berlin, welche das größte Aufſehen und mannigfache Beſtürzung erregten. Es waren daſelbſt plötzliche Verhaftungen vorgenommen und viele Papiere unter Siegel gelegt worden. Ein Artikel in der Staatszeitung, welche zwar der Geheime Staatsrath von Stägemann redigirte, aber dabei gar nicht freie Hand hatte, und diesmal ganz den polizeilichen Eingebungen folgen mußte, ſchlug gleichzeitig Lärm, und verkündete die Entdeckung hochverrätheriſcher Verſchwörungen und demagogiſcher Umtriebe, die ſich über ganz Deutſchland erſtreckten, hauptſächlich aber von den Univerſitäten und vom Turnweſen ausgingen. Ueber letzteres war ſchon eine heftige litterariſche Fehde geführt worden, Steffens in Breslau hatte daſſelbe als ein Verderben der Jugend geſchildert, auf das ſtaatsgefährliche Treiben aufmerkſam gemacht, wodurch er mit ſeinen früheren Freunden zerfallen war. Man erfuhr, daß der Turnlehrer Jahn verhaftet und nach Spandau gebracht ſei, daß Schleiermacher, Reimer, in Bonn Arndt und beide Welcker ihrer Papiere beraubt worden; über vierzig Polizeibeamte waren gleichzeitig von Berlin ausgeſandt, um an den verſchiedenſten Orten Verhaftungen und Beſchlagnahmen auszuführen. Außer jenen bekannten Namen wurden eine Menge uns unbekannter angeführt, dann auch wieder ſolche, die man ganz unglaublich fand. Das Ganze glich einem Staatsſtreich, dem Sieg einer Parthei, bei deſſen Ausführung ſie ſelbſt nicht ohne Unruhe war, und große Gefahr und möglichen Widerſtand erblickte. Der König war deßhalb auch von Berlin abgereiſt, um von der Sache nicht unmittelbar berührt zu werden. Die polizeilichen Gewaltmaßregeln gingen zunächſt vom Geheimen Rath von Kamptz aus, einem dienſteifrigen, ſonſt nicht bösartigen, aber ſehr beſchränkten Manne, der ſich als blindes Werkzeug gebrauchen ließ. Ueber ihm ſtand der Miniſter des Innern und der Polizei, dieſer aber folgte ohne Widerrede den Befehlen oder Winken des Fürſten von Wittgenſtein, der als das Haupt der Hofparthei galt, eigentlich aber ſelbſt nur ein Diener dieſes Mitteldings von Geſpenſt und Wirklichkeit war. Der Staatskanzler mußte die Sachen geſchehen laſſen, überzeugt daß ihr Ungrund ſich erweiſen werde; dieſen ſchon jetzt zu behaupten, hätte nur ihn ſelbſt verdächtigt; der Schlag war gegen ihn und ſeine Freunde mitgeführt, mußte aber an dieſer ſcheinbaren Nachgiebigkeit noch abgleiten; ſchwerer fühlten ſich die höheren ſogenannten Liberalen, Stein, Humboldt, Gneiſenau, Savigny, Niebuhr, Eichhorn und viele Andere getroffen, die zwar mit jenen Demagogen nicht gleichen Sinnes waren, aber doch durch einige Fäden mit ihnen zuſammenhingen, auf Verfaſſung drangen, und daher der Hofparthei noch verhaßter waren als jene, die wenigſtens nicht als Nebenbuhler zu hohen Staatsämtern auftreten konnten. Ueberall widerhallte das Geſchrei von Hochverrath, von Anſchlägen gegen das Leben der Fürſten und ihrer getreuſten Diener, von blutdürſtigen Jakobinern, revolutionairen Lehren, ſtaatsgefährlichen Vereinen. Die Univerſitäten, die Zeitungsſchreiber, die Landſtände, alles Verſchiedenartigſte, unter ſich Feindlichſte, wurde in dieſelbe Verdammniß geworfen, jeder Zweifel an dem ausgebreiteten Verderben, jedes Schutzwort für die Angeklagten, für die Univerſitäten, die Preſſe, jedes Wohlgefallen an ſtändiſchen Dingen, wurde zum Verbrechen gemacht. Die Höfe, das ganze Junkerthum, die Diplomaten, ſtimmten in das Geſchrei nach Kräften ein, und ſtürzten ſich geſchäftig in die eröffnete Bahn der Verdächtigungen und Verfolgungen. Bald wurden auch aus Freiburg und Erlangen, aus Gießen und Jena Verhaftungen kund, in Jena traf auch Oken's Papiere das

Schickſal roher Durchſuchung, viele Profeſſoren ſollten abgeſetzt, ganze Univerſitäten aufgehoben werden. Das Geſchrei war maßlos und betäubend.

Der Großherzog, den ich nur noch ſehr ſelten aus eignem Antrieb aufſuchte, wünſchte mich zu ſprechen, und fragte mit großer Beſorgniß, was ich von den Dingen hielte? Daß ich die Angaben für übertrieben erklärte, war ihm als Beruhigung lieb, daß aber gar nichts daran ſei, wollte er nicht glauben. Schon der Markgraf Wilhelm, der aus Rußland über Berlin zurückgekehrt war, hatte bei ſeiner Durchreiſe daſelbſt im Vertrauen gehört, daß man argen Dingen auf der Spur ſei, daß die Anzeigen ſich täglich häuften, und daß nächſtens die Regierung zu entſcheidenden Maßregeln ſchreiten müſſe; zu den Anzeigen hatte er auch wohl ſelber beigetragen, und nach empfangenen Weiſungen aus Karlsruhe ſich über den Geiſt der badiſchen Stände wie meinen vermeintlichen Einfluß auf ſie höchſt nachtheilig geäußert, worauf ihm die Zuſicherung ertheilt worden war, daß dem Unweſen bald Abhülfe bevorſtehe. Der Großherzog wollte wiſſen, ob Freunde von mir unter den Verhafteten ſeien, was ich mit entſchiedenem Nein beantwortete. Dann fragte er, warum der König vor dem Ausbruch der Sache nach Breslau gereiſt ſei? Da ich keine Urſache anzugeben wußte, ſo platzte er heraus: „Das kann ich Ihnen ſagen! Er hat ſich gefürcht't! Er hat ſich gefürcht't!“ Auf meinen lebhaften Einſpruch verſetzte er dann begütigend: „Nehmen Sie das nicht ſo ſchlimm, ich dien' ihm ſo gut wie Sie, und was wir hier unter uns reden, das ſchadet nichts.“ Dabei wiederholte er den Vorwurf, den er mir ſchon bei andern Gelegenheiten gemacht, ich ſei zu preußiſch! Ich entgegnete, wenn Preußen nur ſelber preußiſch ſei, könne ich nie zu preußiſch ſein!

Welchen Eindruck die Sachen in Berlin gemacht, wie beſorgt und eingeſchüchtert die Liberalen geworden, zu welcher Sprache ſie einlenken zu müſſen glaubten, giebt am beſten ein Brief von Stägemann zu erkennen, den ich deßhalb hier einſchalte. Er ſchrieb mir unter dem 16. Juli 1819:

„Unſer Briefwechſel, theuerſter Freund, ſcheint ſeit meiner

Reiſe nach Schleſien, von der ich unlängſt zurückgekommen bin, ganz unterbrochen worden zu ſein. Ich habe ſogar vergeſſen, ob Sie mir einen Brief ſchuldig ſind, oder ich Ihnen. Sollte ich Ihnen nicht durch Madame Milder einen Brief geſchickt haben? Doch iſt es mir in der That entfallen.

Was ſich inzwiſchen hier begeben, werden Sie längſt wiſſen. Man iſt durch aufgefangene Korreſpondenzen wie es heißt, einer geheimen Verbindung auf die Spur gekommen, die nichts weniger will, als die Throne des Jakobinismus auf den Thronen der Fürſten errichten, die nur Mord und Hochverrath athmet. Ich glaube nicht, daß der Fürſt Staatskanzler die beſtimmte Sprache dieſerhalb öffentlich würde führen laſſen, wenn nicht die Exiſtenz einer geheimen Verbindung daraus hervorginge. Dieſes alſo ſetze ich als fundatirt voraus, und dann verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Regierungen auf ihrer Hut ſein müſſen. Aber ob die Maßregeln, wie ſie genommen werden, die angemeſſenen ſind, iſt mir ſehr zweifelhaft. Ich fange in der That an, großes Unheil zu beſorgen. Der Mann gefällt mir nicht, und das Weib noch weniger. Die Sprache unſerer ſogenannten Liberalen iſt mir höchſt unangenehm; und aufrichtig geſagt will mir Ihre dortige zweite Kammer nicht einleuchten. Mir kommt vor, als ob der in den Zeitungen ſo gerühmte Winter nur ein ſchwaches Haus ſei, und Liebenſtein auch mehr nach einem Namen in den Zeitungen als in der Geſchichte ſtrebe. Es ſcheint mir ganz unmöglich, daß es zum Ziele führe, wenn ſich die Volksrepräſentanten gegen die Fürſten in Oppoſition ſtellen; es muß die Souveraine erbittern und zu Gewaltſchritten leiten, die, welchen Erfolg ſie auch haben, doch immer ein großes Uebel ſind, und uns in blutige böſe Verwirrung führen müſſen.

Dagegen ſcheinen mir die Regierungen auch auf einer unrichtigen Bahn, wenn ſie vorausſetzen, daß ſie es nur mit einer Anzahl von Demagogen zu thun haben, durch deren Unterdrückung ſie das Uebel in der Wurzel zu vertilgen meinen. Die Sache iſt viel gefährlicher für ſie, als ſie glauben. Die Geſinnungen ſind überall angeſteckt, und die Köpfe werden wachſen, wie die der Hyder. Es wäre möglich, daß in Deutſchland die Gewalt jetzt noch wirkſam ſein und eine abſolute Souverainität der Fürſten aufrecht erhalten werden könnte — aber wir müſſen unſere Augen dabei nach Frankreich wenden. Frankreichs konſtitutionelle Monarchie ſteht meines Bedünkens feſt, und reißt die Nachbarn mit. Wie wollen unſere Fürſten mit Frankreich Krieg führen, wozu es doch über kurz oder lang kommt? Indeß iſt es allerdings ſchlimm in ſo verworrener Zeit in ſo verworrenen ſchweren Händeln zu rathen.

Noch immer hoffe ich, daß Preußen vor den Gefahren, die ſich beſorgen laſſen, werde bewahrt bleiben. Auch die jetzige Unterſuchung zeigt, daß unſere Gemüther noch die ruhigſten ſind, und ich denke, daß wir noch lange unſern Toaſt werden trinken können: das Land worin wir leben!

Suchen Sie an Ihrem Theil auf die dortigen Repräſentanten zu wirken, daß ſie nicht ihren Leidenſchaften und den Eingebungen einer troſtloſen Ehrſucht folgen, und daß ſie nicht Zwieſpalt zwiſchen der Regierung und dem Volk befördern. Der Großherzog giebt gewiß keinen Anlaß, und würde die Adelsgeſchichte anſtändig ausgeglichen haben, wenn man anſtändig verfahren wäre. Sie ſind noch jung und werden noch an den Begebenheiten der Welt theilnehmen. Ich habe mich längſt entſchieden, mich in die Bezirke der Kunſt zu flüchten, und nur das Schickſal meiner Kinder macht mich für die Zukunft beſorgt. Auguſt, der jetzt in Bonn iſt, hat nur für die Wiſſenſchaften Sinn und dieſe werden ihn auch in harten Tagen aufrecht halten. Nächſtens mehr. Kieſewetter haben wir vor einigen Tagen begraben. Die herzlichſten Grüße an Ihre liebe Frau. Totus tuus Stägemann."

Nicht des Schreibers eigne Geſinnung drückte dieſer Brief aus, ſondern die er für die jetzt geltende und nützliche hielt, mit verſchämten Zuſätzen eines noch übrigen Freiſinns, damit die bisherige Denkart mit einigen Ehren ſich zurückzöge. Seine Rathſchläge jedoch, welche die thatſächliche Wahrheit und eigne Ueberzeugung fremdem willkürlichen Dünken unterordnen wollten, die zu befolgen mir jederzeit unmöglich geweſen wäre, und die ich nicht einmal für klug halten konnte, kamen überdies noch viel zu ſpät; als ich ſie las war über mich, ohne daß ich es wußte, ſchon entſchieden.

Ein anderer Freund, der Geſandte von Gruner in der Schweiz war nicht weniger durch die Berliner Maßregeln aufgeregt. Er ſchrieb mir ſogleich, daß er zwar keineswegs an die Verſchwörung und Verbrechen glaube, daß er aber dem fanatiſchen Wahn gegenüber jede Vorſicht nützlich halte. „Vernichten wir daher unſere Papiere, mein theuerſter Freund!“ ſchrieb er, „wie leicht könnte nicht auch an uns die Reihe kommen. Und bei aller Reinheit der Geſinnungen, wie leicht iſt der Bosheit oder Dummheit, einzelne Sätze auszureißen und im böſen Sinne zu verdrehen!“ Ich konnte hieraus genugſam erſehen, wie gefahrvoll ihm die Lage der Dinge ſchien. Er ſelbſt war allerdings in Berlin bei dieſem Anlaſſe ſehr mitverdächtigt und der ſchlimmſten Verbindung beſchuldigt worden, ſo daß es nahe daran war, auch ſeine Papiere zu durchſuchen, was auch die Zeitungen ſogar als geſchehen meldeten. Doch hatte man ihn diesmal noch geſchont; ſeine Beeiferung gegen die Bonapartiſten und ſeine bei den Berner Ariſtokraten erlangte Gunſt, — er hatte die vornehmſten mit preußiſchen Orden ſchmücken laſſen —, ſprachen für ihn, und als der Kronprinz in die Schweiz kam, wußte er ſeinem alten Gönner Kneſebeck jedes Mißtrauen zu benehmen, ſo daß dieſer ihn nachher in Berlin für einen der Beſtgeſinnten erklärte. Dem armen Gruner konnte dies wenig mehr nützen, er war bereits im traurigen Kampfe mit einer unheilbaren Lungenſucht, die ihn wenige Monate ſpäter fortraffte!

Der durch Baiern und Oeſterreich lange verzögerte Abſchluß des Vertrags, durch welchen in Folge der Aachener Feſtſetzungen die badiſchen Angelegenheiten völlig ſichergeſtellt wurden, kam erſt jetzt in Frankfurt zu Stande; Humboldt, der mit Ungeduld die Erledigung dieſes Geſchäfts abgewartet hatte, bereitete nun ſich zur Abreiſe nach Berlin, wo er zwiſchen feindlichen Partheien hauptſächlich in der Verfaſſungsſache thätig und den widerſprechendſten Anforderungen genügen ſollte. Man wußte nicht, ob er dabei ältern Uebereinſtimmungen gemäß mehr mit dem Staatskanzler, oder in Folge ſeiner perſönlichen Verbindungen mit deſſen Gegnern ſtehen würde; die Hofparthei hatte über ihn zwei Meinungen, deren eine ihn verwarf, die andere ihn zu gewinnen hoffte. Das letztere hielt ich zwar für unmöglich, aber ich wußte, daß er bei durchaus guten Abſichten den Umſtänden einen großen Spielraum gewährte, wozu ſelbſt ſeine Dialektik ihn vermochte, welche ſich zur Aufgabe ſtellte, von jedem Punkt aus zum Wahren und Guten zu gelangen. Dieſe weiten Umwege waren nicht nach meinem Sinn, ich konnte ſie als nothwendige annehmen, wie ich lange Zeit auch gethan, nicht aber ſie wählen, ſo lange andere offen ſtanden. Den Rath mich an Humboldt anzuſchließen, unter ihm in Berlin eine mir angemeſſene Stellung zu erlangen, mußt' ich, wie dringend er mir wiederholt ertheilt wurde, unbefolgt laſſen. Ob die Sache geglückt wäre? Ich zweifle. Mein Stern war in ſolchen Dingen eben ſo wenig günſtig wie der ſeinige. Jedenfalls aber war ſchon längſt alles zu ſpät.

Von politiſchen Neuigkeiten war die bedeutendſte das Gerücht, daß zu Karlsbad im Auguſt ein Kongreß von Miniſtern zuſammentreten werde, um die gefahrvollen Zuſtände Deutſchlands in Erwägung zu ziehen, und Maßregeln gegen die revolutionairen Beſtrebungen zu treffen, die überall in Wort und That ſo erſchreckend an's Licht traten. Von allen Seiten beſtätigte ſich dies Vorhaben. Metternich und Gentz wurden als die Häupter bezeichnet, um welche ſich die Andern ſchaaren würden. Von Seiten Preußens ſollte Bernſtorff an den Berathungen theilnehmen, Berſtett, der Badens Vertretung übernahm, hoffte in der glänzenden Verſammlung von Diplomaten die Scharten auszuwetzen und zu rächen, die er im ungleichen Kampfe gegen die Stände davongetragen hatte. Ein zu dem genannten Zweck veranſtalteter und aus ſolchen Mitgliedern beſtehender Kongreß verhieß den deutſchen Freiheits- und Verfaſſungsbeſtrebungen nicht viel Gutes, doch war man weit entfernt, von ihm ein ſolches Uebermaß des Schlechten zu erwarten, als er in der That geliefert hat. — Die baieriſche Ständeverſammlung war vor kurzem mit leidlichen Ergebniſſen zum Schluſſe gelangt, eine würtembergiſche, zur Mitberathung einer Verfaſſung berufene, ſollte nächſtens zuſammentreten; in Berlin war immerfort noch ernſtlich die Rede von Provinzial- und Reichsſtänden, eine Kommiſſion zu deren Entwerfung neuerdings ernannt, die Preſſe zu dieſem Zweck im freiſinnigſten Geiſte thätig, das mündliche Wort kühn und trotzig. Unter ſolchen Umſtänden ſchien von der Verſammlung zum Theil doch einſichtiger Miniſter nicht allzuviel zu fürchten.

In Karlsruhe hatten die Ständeverhandlungen leider eine widrige Wendung genommen, das kleinliche bittre Gezänk über das Budget war langweilig, unter den Abgeordneten ſelbſt traten Spaltungen ein, die geiſtig begabteren nahmen läſſiger Theil an den Sitzungen, die mich ebenfalls wenig mehr anzogen, und die ich nur noch aus Pflicht beſuchte. Der Schluß des Landtages unmittelbar nach bewilligtem Budget wurde nächſtens erwartet, mit nicht geringerer Ungeduld von den Abgeordneten als von dem Hof und den Miniſtern. Verſtett bereitete ſich ſchon auf Karlsbad vor, und war ganz reiſefertig.

Doch ſollte vorher noch eine große Feſtlichkeit ſtattfinden. Die Vermählung des Markgrafen Leopold mit der Prinzeſſin Sophie von Schweden war beſchloſſen, und auf den 25. Juli feſtgeſetzt. Man dachte kaum noch an die Stände, alles war mit den bevorſtehenden glänzenden Hoftagen beſchäftigt. Der neue ruſſiſche Geſandte Fürſt Koslofſskii hatte deßhalb ſeine Ankunft von Stuttgart beſchleunigt, und eilte ſeine Beglaubigungsſchreiben zu übergeben. Er war eine auffallende Erſcheinung, von mittlerer Größe und unverhältnißmäßigem Umfang, dabei jugendlich dreiſt und raſch, aufgeweckt, den Frauen huldigend, von Geiſt ſprühend in freier und kühner Wohlredenheit. Er beſuchte mich gleich, und hielt ſeine Geſinnungen und Gedanken nicht zurück; er hatte von mir gehört, und glaubte mir ganz vertrauen zu dürfen. Ich lernte einen Ruſſen kennen, wie ich noch keinen geſehen hatte. Er war in ſeiner Jugend nach Rom gekommen, und hatte hier gelegentlich den griechiſch-orthodoxen Glauben mit dem römiſch-katholiſchen vertauſcht, dann den Kaiſer Alexander auf Feldzügen und zu Kongreſſen begleitet, nach ſeiner erſten Geſandtſchaft in Turin die von Stuttgart und Karlsruhe erhalten. Meiſterhaft ſprach er Franzöſiſch, faſt eben ſo Engliſch und Italiäniſch, das Deutſche war ihm geläufig; er las die beſten Schriftſteller, faßte deren tiefſte Gedanken. Dabei hatte er die größte Menſchenfreundlichkeit, das gutmüthigſte Herz. Alles dies aber war bedeckt von dem leichtfertigſten Weltſinn, der nur auf den Genuß des Tages und auf Erwerbung von Frauengunſt auszugehen ſchien; er machte großen Aufwand, hielt ſchöne Pferde, ſprach von Feſten und Gaſtereien, die er geben werde und gab ſich damit bei den Karlsruhern ein großes Anſehen. Doch ſein völlig ungezwungenes raſches Weſen gab manchen Anſtoß; man erzählte gleich die erſten Tage wunderliche Geſchichten von ihm, und er war gar nicht unzufrieden, wenn darüber gelacht wurde. Man ſah in ihm nur einen vornehmen dreiſten Wüſtling, und auch mir entſchwand ſein höherer Geiſt in dem oberflächlichen Gebraus der jetzt ſich drängenden Hoffeſte. Mehrere waren ſchon glücklich abgethan, ich wünſchte ſie alle vorüber, denn hinter dem Schein der Freude ſah ich nur Neid, Aerger oder Gleichgültigkeit. Dieſer leere Prunk, das Ständegezänk daneben, im Hintergrunde die Berliner Sachen, — wie ſehnt' ich mich aus all dem Wirrwarr hinaus in die freie Luft nach Baden, wo Rahel mich ſchon längere Zeit erwartete! Das größte und letzte Feſt, am Vermählungstage, ſtand noch bevor; dieſes aber ſollte mir erſpart werden.

Am 22. Juli frühmorgens, als ich noch im Bette lag, erſchien Herr von Küſter, bedauerte mich ſo früh ſtören zu müſſen, obenein durch etwas Unangenehmes, und übergab mir eine Depeſche aus Berlin. Ich las: „Da des Königs Majeſtät ſich veranlaßt finden, den Poſten, welchen Euer Hochwohlgeboren bisher an dem Großherzoglich badenſchen Hofe bekleidet haben, eingehen zu laſſen, ſo verfehle ich nicht Ihnen davon Anzeige zu geben, und Sie hiemit anzuweiſen, dem Großherzoglichen Miniſterium ſofort von Ihrer Abberufung Kenntniß zu geben, das Geſandtſchaftsarchiv aber mit allen dazu gehörigen Papieren, Briefſchaften und Chiffern an den Herrn Geſandten von Küſter abzuliefern. Berlin, den 13. Juli 1819. Bernſtorff.“ Eine Abberufung in trockenſter Form, mit ſichtbarer Ungnade, jedoch ohne ausgeſprochenen Vorwurf, und mit der Schonung, daß man den Poſten, der allerdings nur für mich geſchaffen worden, nicht wieder beſetzte, ſondern eingehen ließ. Der Sinn war klar, und was zu thun ſei nicht zweifelhaft. Küſter aber ſchien zweifelhaft und verlegen, und wünſchte, ich ſollte mich gleich erklären. „Erlauben Sie mir nur, daß ich mich anziehe, verſetzte ich, und in kürzeſter Friſt wird alles Befohlene geſchehen ſein.“ — Als wär' ihm die Bruſt erleichtert, ſagte er: „O das iſt ſchön! In einer Stunde komm' ich wieder, dann übergeben Sie mir alles!“ worauf er ſich empfahl. In ſeinem Weſen war etwas Unheimliches, und das brachte mich auf den Gedanken, es möchten noch andere Maßregeln bevorſtehen, und die kleine Friſt ſei mir gelaſſen, um die meinigen zu nehmen. Ich hatte Papiere, die ſehr wohl von Hardenberg oder auch von Bernſtorff geſehen werden, aber um keinen Preis in rohe Polizeihände fallen durften, ich ſelbſt, aber weit mehr noch Freunde, in Berlin, Stuttgart, Frankfurt, in der Schweiz und in Baden konnten dadurch in die größten Verdrießlichkeiten gerathen. Mit ſchnellem Ueberblick und Griff raffte ich alles Gefährlichſte zuſammen, ſchickte nach Friederich, und als dieſer kam, übergab ich ihm ein verſiegeltes Päckchen, mit dem er ſich eiligſt entfernte. Gleich darauf erſchien Küſter wieder, etwas erſtaunt, mich ſo guter Dinge zu finden. Er glaubte vor allem den Verdacht entfernen zu müſſen, als habe er irgend zu dem Ereigniſſe mitgewirkt, doch war die Art, wie er dies verſuchte, nicht die geſchickteſte, er läugnete mich verläumdet zu haben, er verſicherte nicht über ſeine Pflichterfüllung hinausgegangen zu ſein; meine Anſicht über die badiſchen Stände habe er nicht theilen können. Ich dachte daran, wie er in ſeinen Briefen an mich den Geiſt und die

Thätigkeit der zweiten Kammer geprieſen, die Miniſter getadelt hatte; waren ſeine Berichte nach Berlin in anderem Sinne, ſo mußte er die Behörde oder mich getäuſcht haben. Doch ließ ich das gut ſein. Ich ſchrieb gleich in ſeiner Gegenwart an den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ihm meine Abberufung anzumelden; da mir ein Rückbeglaubigungsſchreiben an den Großherzog nicht mitgeſandt worden, ſo mußt' ich meinem perſönlichen Verhältniſſe gemäß ihm wenigſtens mündlich meine Abberufung anzeigen. Ich fand ihn ſchon unterrichtet, er bezeigte mir ſein herzliches Bedauern, und verſicherte mich, wenn er jetzt oder in der Folge mir etwas zu Gefallen thun könnte, würde ich ihn ſtets bereit finden. „Die zweit' Kammer, ja die zweit' Kammer!“ wiederholte er mehrmals, um anzudeuten, die ſei an allem ſchuld. Er ſchien recht gut zu wiſſen, wie alles zuſammenhing! Zuletzt fragte er noch, ob ich ſchon eine neue Beſtimmung erhalten habe? Auf meine Verneinung erwiederte er: „Nun darauf bin ich doch ſehr neugierig!“

Im Laufe des Tages erfuhr ich noch von Küſter, daß man in Berlin den tollen Wahn gehegt, ich könnte Schwierigkeiten machen und die Depeſche nicht befolgen wollen! Für dieſen Fall ſei er zu ſtrengen Maßregeln ermächtigt geweſen! Sein Bericht über meine augenblickliche Folgſamkeit werde nun aber für mich den günſtigſten Eindruck machen. Was für ein unſinniges albernes und ganz und gar nutzloſes Benehmen dieſe Leute mir zutrauten! Ferner vernahm ich, daß die Depeſche durch einen Kourier an den Grafen von der Goltz in Frankfurt gelangt, ſein Legationsſekretair Küpfer habe ſie nach Stuttgart an Küſter überbringen ſollen, und da er dieſen nicht gefunden, ſie ihm hier abgegeben. Daß Küpfer in Karlsruhe geweſen in einer mich betreffenden Angelegenheit, und ſich bei mir gar nicht gezeigt hatte, auch nicht nach Erledigung ſeines Auftrags, mußte mich in Erſtaunen ſetzen. Ich traute ſeinen befliſſenen Freundſchaftsverſicherungen zwar ſchon lange nicht, und unſer Briefwechſel war in Stocken gerathen, aber aus dieſer Zurückhaltung konnte nur auf ſeine niedrigſte Feigheit oder auf die unglaublichſte Höhe des Verrufs, der gegen mich ſtattfand, geſchloſſen werden! Unſere Behörden und Beamten waren durch dieſe Beiſpiele in ihrer ganzen Erbärmlichkeit hingeſtellt.

Die erſte freie Viertelſtunde benutzt' ich, um eine Stafette nach Baden an Rahel zu ſchicken, damit ſie die Neuigkeit zuerſt durch mich erführe, nicht durch entſtellte fremde Nachrichten erſchreckt würde. Gleich beim Empfang der Depeſche war mein erſter Gedanke Rahel geweſen, was ihr die Sache ſein, wie ſie den plötzlichen Wechſel nehmen und empfinden werde. Die beeilte aufmerkſame Thätigkeit, welche ich ſogleich auszuüben hatte, drängte dieſen Gedanken eine Weile zurück, dann aber konnt' ich ihm ungeſtört nachhängen. Wir hatten oft von einer möglichen, ſogar unſererſeits zu bewirkenden Veränderung geſprochen, die Verhältniſſe in Karlsruhe waren nie ſehr befriedigend geweſen, durch das Weggehen Tettenborn's, der Familie Reden und nun auch der Großherzogin Stephanie war aller geſellige Reiz verſchwunden, für die verzweiflungsvolle Oede des Winters entſchädigte ſelbſt der Sommeraufenthalt in Baden nicht. Wir hingen beide nicht an dem Ort und ſeinen unſichern Darbietungen. Aber jetzt, bei der ausgeſprochenen Trennung, empfand ich doch, daß er uns lieb geworden, daß wir ſeine guten Seiten zu ſchätzen wußten, dazu kam die eingerichtete Häuslichkeit, die gewohnte Tagesweiſe. Eine ſchnelle Antwort ließ mich erkennen, daß auch Rahel dies alles fühlte, doch mit hoher und reiner Faſſung überwand. Ein zweiter Brief theilte mir ſchon wieder heitre Neuigkeiten mit. Ich machte nur noch die nöthigen Abſchiedsbeſuche, bei meinen Kollegen und ſonſtigen Bekannten, ordnete noch einiges in meinen Papieren, und eilte nach Baden, in der friſchen Natur und treuen Geſellſchaft Rahel's mich von allen Mühen und Widrigkeiten zu erholen.

Mich empfing in dem wohlgelegenen Töpferhauſe, das wir nun im dritten Sommer bewohnten, das froheſte Behagen, das glückliche Gefühl des Erledigtſeins von allem Zwang und außer dem vertrauten, langentbehrten Geſpräch Rahel's die anmuthigſte Geſelligkeit, die ſich um ſie verſammelt hatte. Den Großherzog von Sachſen-Weimar, der ſie beſuchte, ſah ich nur einen Augenblick, denn er reiſte gleich weiter in die

Schweiz, doch ſeinen Unmuth über die Sachen, welche jetzt vorgingen, ſeine Verachtung der elenden Einbläſer und Hetzer auszuſprechen, war der Augenblick nicht zu kurz. Die meiſten Perſonen, welche Rahels Geſellſchaftskreis angehörten, ſchienen gar nicht zu bemerken, daß ſich mit uns eine Veränderung zugetragen habe. Frau Streckeiſen aus Baſel, Lord und Lady Caledon, Fürſt und Fürſtin von Löwenſtein, Graf von Knyphauſen aus Hannover, Mrs. Caulfield mit ihren anmuthigen Töchtern, Graf und Gräfin von Zeppelin aus Stuttgart, die Familie Taſtet aus Straßburg, Gräfin Lagorce und Generalin von Walther ebendaher, kümmerten ſich wenig um die Nebeldünſte der Politik, oder wollten wenigſtens hier nicht daran erinnert ſein, unter dem heitern Himmel im Vergnügen des harmloſen Verkehrs. Auch wir unſererſeits waren wie ſonſt, und ließen uns nichts anfechten, lebten in gewohnter Weiſe munter fort, in der ſichern Haltung, die ein vorwurfsfreies Bewußtſein giebt, ohne Trotz und ohne Scheu. Nur einige Bekannte, deren Standpunkt weltlich oder geiſtig geringer war, zeigten im Anfang einige Schüchternheit, und wollten erſt ſehen, welche weitere Wendung folgen werde, als ſie äußerlich keinen Wechſel und das Beiſpiel der Andern ſahen, fanden auch ſie ſich mit ſchmeichelndem Eifer wieder ein. Genug, ſchon in den nächſten Tagen nach meiner Kataſtrophe fühlt' ich mich durch dieſelbe wie aus trüben Wogen in eine glückliche Inſel verſetzt!

Eine Kataſtrophe war es in der That, was mich betroffen hatte, wir ſelbſt und auch die Andern mußten es dafür anſehen, und nur unſer Betragen machte, daß ſie es weniger war. Das Verfahren, ungewöhnlich, ſchroff und doch ſchonend, hatte etwas Räthſelhaftes, eine ſchwere Anſchuldigung und feindliche Geſinnung lag unzweifelhaft zum Grunde, doch welcher Art und welches Grades dieſe ſeien, das war ein undurchdringliches Geheimniß. Schlimm genug mußte meine Sache geſchwebt haben, denn ich erfuhr aus Berlin, daß anfangs nicht meine Abberufung, ſondern meine Entlaſſung aus Königlichen Dienſten in Ausſicht geſtanden habe. Nachträgliche Gerüchte verriethen, daß von noch Schlimmerem die Rede geweſen ſei. Dabei war über meine künftigen Verhältniſſe, ſelbſt über die zu beziehenden Geldmittel — die Frage war glücklicherweiſe keine dringende, konnte es aber ſein — nicht das geringſte angedeutet. Ein letztes Dienſtſchreiben, in welchem ich die Ausführung der erhaltenen Befehle angezeigt, ließ Bernſtorff unbeantwortet, eben ſo einen vertraulichen Brief, durch den ſeine vorgefaßte Meinung berichtigt werden ſollte. Ich hörte bald, er ſei zum Kongreß nach Karlsbad abgereiſt, wohin auch Berſtett in den nächſten Tagen eilte, nachdem er vorher noch in höflicher Weiſe mir geſchrieben, wie ſehr es ihm während des Beſtehens unſerer Geſchäftsverhältniſſe jederzeit angenehm geweſen, mir Beweiſe ſeiner beſondern Hochachtung geben zu können, und daß ihm auch fernerhin jeder Anlaß willkommen ſein werde, dieſelben Geſinnungen zu bethätigen. Auch Küſter, nachdem er wieder in Stuttgart eingetroffen, gab mir in ſchönen Worten wiederholte Verſicherungen. Ein übles Zeichen war, daß meine Freunde mich ohne Nachricht ließen. Ein ſpätes und karges Wort von Stägemann, und ſpärliche Mittheilungen meines Schwagers, waren alles was ich von Berlin empfing; Gruner, der freilich ſchon leidend war, Oelsner in Paris, anfangs auch Lindner und Cotta in Stuttgart und Friederich in Karlsruhe, Tettenborn ſogar und Bentheim, alle ſchwiegen.

Im Genuſſe der Freiheit, der ſchönen Natur und der heitern Geſelligkeit, ließ ich mir dies alles nicht zu große Sorge machen; obwohl ich die Umſtände wohl erwog, und nach Erforderniß auch auf ſie einwirkte. Ich war vierunddreißig Jahr alt, hatte Rahel zur Seite, fühlte Kraft und Muth, machte wenig Anſprüche, und ſah meine Fähigkeiten über Gebühr anerkannt; die ganze Welt ſtand mir offen, und ich durfte nicht bange ſein, in der Nähe wie in der Ferne die Wege zu finden, die ich zu gehen wünſchte. Für den Augenblick war nichts zu thun, als ruhig zu warten, und für dieſes Warten konnte ſich keine ſchönere Lage denken laſſen, als die in der ich mich befand; hätte dies ſo fortdauern können, es würde als das größte Glück zu preiſen geweſen ſein.

Doch entzog ich mich den politiſchen Angelegenheiten keineswegs. Ich hätte es auch nicht gekonnt, denn von allen Seiten drängten ſie ſich an mich heran, und forderten meine thätige Betheiligung. Meine preußiſche Miſſion war vor der Hand beendigt, allein meine eigne ganz und gar nicht, ſie war jedenfalls die größere und jene nur ein Beſtandtheil von ihr; ſchied dieſer dem Ganzen hinderlich werdende für einige Zeit aus, ſo nahm letzteres nur um ſo freier und kräftiger ſeinen Aufſchwung.

Die badiſchen Stände waren am 26. Juli auf ſechs Monate vertagt worden, nachdem zuletzt ſowohl von Seite der Kammern als der Regierung die Bitterkeit etwas nachgelaſſen, oder wenigſtens ſich in glimpflichere Formen gekleidet hatte, ſo daß die Stände ſogar eine Dankadreſſe an den Großherzog beſchloſſen wegen der glücklich beendigten Verhandlungen in Frankfurt. Auch entließ die Regierung die Stände ohne ausgeſprochenen Vorwurf. Die Geſinnungen waren indeß nicht verändert, im Gegentheil verſtärkt, die Abgeordneten hatten ihre Ueberlegenheit kennen gelernt, ihre Kräfte geübt, ihre Talente dargelegt; die Regierung von allem das Gegentheil, daher ſie auf anderem Gebiet ihre Hülfe ſuchte, um die Gegner wo nicht zu ſchlagen, doch einzuſchränken, zu hemmen.

Nach der Vertagung erſchienen viele der Abgeordneten in Baden, einige um ſich von den Mühen der Sitzungen zu erfriſchen, die meiſten um auf der Durchreiſe wenigſtens den Anblick dieſes reizenden Ortes mitzunehmen. Außer denen, die ich ſchon kannte, beſuchten mich viele, die mich wollten kennen lernen. Ich legte mir keinen Zwang auf, und verkehrte mit ihnen ohne Scheu, was, da es ſo offen geſchah, nicht einmal ſehr auffiel. Sie wußten recht gut, daß ich ihren Angelegenheiten ſtets die eifrigſte Theilnahme gewidmet, daß ich das Opfer meiner Freimüthigkeit geworden, ſie fühlten ſich mir zu Dank verpflichtet, und bezeigten mir dieſen herzlich und eindringlichſt. Nicht mit leeren Worten! Sie machten mir die lockendſten Eröffnungen; wenn die Sachen in Preußen, meinten ſie, ſchlechter und ſchlechter würden, wie es leider den Anſchein habe, ſo möcht' ich die dortigen Verhältniſſe fahren laſſen, und mich im Lande Baden einbürgern, man werde meinem Namen einen anſehnlichen Grundbeſitz verknüpfen, ich würde dann zum Abgeordneten für den nächſten Landtag gewählt werden, und die zweite Kammer ſtatt Eines Liebenſtein's zwei haben! Unter den Anbietenden waren die reichſten Männer des Landes, denen die Ausführung, was die Geldmittel betraf, keine Schwierigkeit machen konnte. Fürerſt aber konnt' ich ſolche Vorſchläge, wie ehrenvoll und dankenswerth ſie ſein mochten, nur ablehnen. Ich hielt die ſehr getrübten Zuſtände in Preußen doch nicht für hoffnungsloſe, und wenn eine allgemeine Verdunkelung in Deutſchland erfolgen ſollte, — fand ſie aber in Preußen dauernd ſtatt, ſo konnten ihr auch die anderen Länder nicht entgehen — ſo dünkte es mich beſſer, ſie in dem großen Staat als in einem kleinen zu erleben. Merkwürdig aber war es, daß mir binnen kurzer Friſt zweimal die Ausſicht eröffnet worden, in dieſes gute Land überzuſiedeln, früher im Berufe des Staatsdienſtes, jetzt im Berufe der Volksvertretung; der That nach hatte ich freilich in beiden Richtungen ſchon einiges geleiſtet. — Die Abgeordneten, welche mit treuer Ausdauer für die Sache des Volks und der Freiheit gekämpft hatten, — und dies waren faſt alle, — wurden in der Heimath mit unendlichem Jubel, mit den herrlichſten und rührendſten Ehren aufgenommen. Im ganzen Lande war die höchſte Begeiſterung für dieſe tapfern Streiter; ſiegreich aus dem Felde zurückkehrende Krieger konnten nicht mit größerer Liebe, mit ſchönerem Beifall empfangen werden. Dieſe durch das ganze Land, beſonders aber in Lahr und Freiburg, ſich kräftigſt ausſprechende Zuſtimmung, traf die Gegner als ein ihnen zugefügter Schimpf, und ihre Erbitterung ging zum Theil auch auf den Großherzog über, der ſolche Huldigungen als nur ihm gebührende anſehen wollte.

Die badiſche Ständeſache war gewiſſermaßen die meinige geworden, und ich durfte ſie auch jetzt nicht fallen laſſen. Meine zahlreichen Aufſätze, des mannigfachſten Tons und Umfangs, flogen nach allen Richtungen in die Oeffentlichkeit aus, und die Stimme der Anerkennung, der Vertheidigung, des Lobes, die von nah und fern wiederhallte, war nicht ohne

Wirkung. Lindner's neue Zeitung, die in Stuttgart erſcheinende Tribüne, die Augsburger Allgemeine, die Aarauer und Speierer Zeitung, der Hamburgiſche Korreſpondent, und ſelbſt Brüſſeler und Pariſer Blätter ließen das Geſchütz fleißig ſpielen, mit dem ich ſie verſorgte; das gegneriſche, wo es ſich hervorwagte, wurde ſchnell zum Schweigen gebracht.

Ueberhaupt erſchienen die Freiſinnigen muthig auf dem Kampfplatz, und begegneten den falſchen Anſchuldigungen und niedrigen Verläumdungen mit ſcharfen Waffen. In Büchern und Flugſchriften, in den meiſten Zeitungen, wurde die Sache der Freiheit, des Fortſchritts, der Verfaſſung, mit ſiegreicher Ueberlegenheit verfochten, die dunkeln Angreifer und Verfolger gegeißelt und verhöhnt, dem Spott und Gelächter Preis gegeben. Nicht ſo öffentlich, aber nicht weniger ſtark und wirkſam nahmen ſich Stimmen von größter Geltung der Verfolgten an, Aeußerungen Stein's, Humboldt's, Gagern's, Wangenheim's und Anderer wurden mitgetheilt, welche die große Verſchwörung für eine Fabel, die Zugriffe der Polizei für rohe Gewaltthat erklärten, und den Regierungen, namentlich der preußiſchen, das Verzögern der verheißenen Verfaſſung, die ſchlechte Wirthſchaft, den Mangel an Geſetzlichkeit, zum bittern Vorwurf machten; hier ſagten ſie, liege der Grund des Uebels, über das geklagt werde, die Klagenden ſelber trügen die Schuld. Daß der Großherzog von Sachſen-Weimar ſo dachte und ſprach, iſt ſchon erwähnt worden, ich kann es auch von dem Könige von Würtemberg ſagen, dem ich in dieſer Zeit eben deshalb häufiger ſchrieb, ihn in ſeinem Sinne zu beſtärken und ſeine guten Abſichten zu unterſtützen. Er nahm alles freundlich und dankbar auf, wollte jedoch in das Lob der badiſchen Stände nicht ganz einſtimmen, ſie hatten ſeine Eiferſucht erregt, er konnte nicht hoffen eben ſo glänzende, und kaum wünſchen, ſo vorſchreitende zu haben; überdies war er vertieft in die Entwürfe der Verfaſſung, die mit ſeinen neuerdings berufenen Ständen zu vereinbaren und noch vor Ende des Karlsbader Kongreſſes in Wirkſamkeit zu ſehen ihm ſehr am Herzen lag. — Als ein beachtungswerthes Zeugniß für das gute Bewußtſein der Angeſchuldigten ſprach der Umſtand, daß kein einziger verſucht hatte, ſich der Haft durch die Flucht zu entziehen, oder ſeine Papiere zu verheimlichen. Mein Freund Reimer, den die Nachricht von den Berliner Vorgängen in der Schweiz traf, verließ dieſen ſichern Aufenthalt, und reiſte ſogleich nach Berlin, um zu ſehen, was denn die tolle Wirthſchaft bedeute; er ſprach bei mir ein auf ſeiner Heimreiſe, wir tauſchten herzlich unſere Geſinnungen, und meine beſten Wünſche begleiteten den muthigen biedern Mann zu den Kämpfen, die ihm reichlich bevorſtanden.

Unterdeſſen hatten ſich in Betreff meiner die bedenklichſten Gerüchte verbreitet. Man ſah mich in Baden überall auf Spazirgängen und anderen öffentlichen Orten, im lebhaften Verkehr mit zahlreicher und beſter Geſellſchaft, ruhig und vergnügt, der König von Baiern, die Großherzogin Stephanie vermieden mich keineswegs, auch der Großherzog von Baden, der auf einen Tag von Karlsruhe kam, ſprach mich freundlich vor dem Kurhauſe an, und wollte noch mein alter Freund und Gönner ſein; aber vier Meilen davon, in Karlsruhe, wußte man trotz des täglichen Verkehrs von allem dieſen nichts, ſondern im Gegentheil, daß ich mich verſteckt halte, ſogar daß ich verhaftet ſei. Meine Freunde widerſprachen umſonſt, und als das alberne Gerede fortdauerte, mahnten ſie mich, ihm durch meine Anweſenheit ein Ende zu machen. Ich fuhr auf einen Tag hinüber, beſorgte kleine Geſchäfte, zeigte mich im Muſeum, beſuchte meine Freunde, einige Hofleute und Geſandte, und kehrte am nächſten Tage nach Baden zurück. In der Nähe mußten nun freilich die falſchen Gerüchte verſtummen, allein ſie waren ſchon weiter geeilt, und brachen bald an wichtigern Orten vergrößert aus.

Schon hatten einige deutſche Tagesblätter meine Verhaftung gemeldet, und mich ſo wie Gneiſenau und Gruner, die gleichfalls in Unterſuchung ſein ſollten, mit den ſtaatsverbrecheriſchen Vereinen und Umtrieben in nahe Beziehung geſetzt. Ich begnügte mich durch ein paar mir befreundete Zeitungen dies für unwahr erklären zu laſſen. Gleich darauf aber wiederholten belgiſche, engliſche und franzöſiſche Tagesblätter, unter ihnen der gewichtige Moniteur jene Angaben, und berichteten ganz zuverläſſig, daß ich durch Polizeibeamte und Gendarmen in Haft genommen und gefeſſelt nach Berlin gebracht worden ſei! Aehnliches wurde in anderen Blättern auch in Betreff Gruner's geſagt, ſo wie von Gneiſenau und Anderen. Das war denn doch zu grob; ich konnte nicht dulden, daß ich ſo verunglimpft und meine Verwandten und Freunde ſo in Schrecken geſetzt würden. Aber perſönlich mit meinem Namen dagegen aufzutreten, ſchien mir nicht das Rechte, ich hielt dafür, der Staat ſelbſt müſſe mit ſeinem Anſehen mich gegen ſolche Unwahrheit ſchützen, und ſchrieb deßhalb an Stägemann die Aufforderung, durch die Staatszeitung dieſe Lügen niederzuſchlagen. Er konnte ſich dem nicht entziehen, das Miniſterium, bei dem er ſich Raths erholte, mußte die Billigkeit meines Geſuchs eingeſtehen, und ſo erfolgte denn die Berichtigung, die zwar nicht nach meinem Wunſche, ſondern trocken und matt ausgedrückt war, aber im Ganzen ihre Wirkung doch nicht verfehlte.

Nun begriff ich, daß meine beſten Freunde verſchüchtert waren, und mir nicht ſchrieben; ſie hatten keine Sicherheit, daß ich ihre Briefe nur bekommen würde, und konnten nicht berechnen, welches harmloſe Wort mir, oder auch ihnen, unter dieſen Umſtänden ſchädlich werden dürfte. Oelsner gebrauchte die Liſt, um zu ſehen ob ein Verkehr möglich ſei, durch ſeine Frau an Rahel ſchreiben zu laſſen, engliſch, und als ob von Pariſer Beſtellungen die Rede ſei. Meine Antwort zeigte, daß der Weg völlig offen und unſere Briefe ungefährdet ſeien, worauf unſere Mittheilungen gleich in gewohnter Weiſe wieder in Gang kamen.

Eine in Paris erſchienene Flugſchrift: „La vérité sur les sociétés secrètes, par un ancien illuminé“, deren Verfaſſer der nachher bekannter gewordene Dr. Eckſtein war, ein aus dem Judenthum zur katholiſchen Kirche Uebergetretener, ſcheute ſich nicht ebenfalls meinen Namen mit den geheimen Vereinen und angeblich daraus hervorgegangenen Verſchwörungen in Verbindung zu bringen, mit denen ich nie das

Geringſte zu thun gehabt, ja deren Beſtehen mir noch völlig zweifelhaft erſchien. Da ich die Schrift nicht vor Augen hatte, jedoch bald erfuhr, daß ſie ein Gemiſch alter aufgewärmter Mährchen und neuer Lügen ſei, ſo überließ ich dem Ermeſſen Oelsner's, ob irgend ein Strafwort gegen ſie nöthig oder der Mühe werth ſei.

Nachdem die erſte Badezeit und Geſellſchaft allmählig vorübergegangen war, erlebten wir deren Erneuerung durch ein zweites Geſchlecht, das weniger heiter und vergnüglich, aber in eigner Weiſe bedeutend und anziehend war. Der reiche ruſſiſche Bergwerksbeſitzer Demidoff aus Paris fand ſich ein, der Staatsrath Dr. von Rehmann, die noch ſchöne Frau von Nariſchkin, Maria Antonowna, ehmalige Geliebte des Kaiſers Alexander, ein Fürſt Lapuchin, Herr von Tepper, ein einſtiges Haupt des größten Wechslergeſchäfts in Warſchau und dann als leidenſchaftlicher Muſikfreund allbekannt, ein Fürſt Labanoff, endlich auch Fürſt Kosloffskii, der den Reſt des Sommers hier genießen wollte. Dieſer hauptſächlich ruſſiſche Kreis, uns durch ſchon beſtehende Bekanntſchaft offen und bald vertraut, hatte ganz und gar das Gepräge der großen Welt und des vornehmen Lebens, des Ueberdruſſes und der Langenweile, die aus dem reichſten Genuß aller Herrlichkeit mit Erſchöpfung und Krankheit zuletzt übrig bleiben, aber auch den mächtigen Reiz bedeutender Erinnerungen, und das lebhafte Verlangen nach erfriſchenden neuen Gegenſtänden und Eindrücken; Frau von Nariſchkin fand dieſe mit Erſtaunen in den nächſten Erlebniſſen des täglichen Lebens, in den ſtillen Erweckungen des Geiſtes und Gemüthes, die ſie auf ihrer glänzenden Höhe nie hatte wahrnehmen können. Mit einer Art Unſchuld, mit Rührung und Erſtaunen ſah ſie eine Fülle neuer bisher unbeachteter Verhältniſſe; eine Wohlthätigkeit, die nicht mehr in bloßem Geldgeben beſtand, ſondern auf innerer Theilnahme beruhte, ein menſchliches Entgegenkommen, das nicht auf Gunſt und Vortheil ausging, ja ſelbſt wahre Herzensneigung ſchien ſie erſt jetzt zu erkennen und zu fühlen. Ein Spazirgang, ein harmloſes

Geſpräch, erfreuten ſie mehr als ſonſt die größten Feſte: dabei war ihre Unterhaltung, wie anſpruchslos und ungeſucht, doch als Abglanz früherer Zeiten, immer bedeutend und lehrreich, ihr ſtand ein Stoff von Denkwürdigkeiten zu Gebote, der die ihrigen, wenn ſie deren hätte ſchreiben wollen, zu den alleranziehendſten gemacht haben müßte. Der kranke Demidoff ſonnte ſich in dem Schimmer ihrer Schönheit und einſtigen Größe, denen er früher nicht hatte nahen können; die vornehmen Ruſſen gingen mit ihr auf dem Fuße der achtungsvollſten Freundſchaft um. Beſonders war Kosloffskii ihr Liebling, deſſen munterer und ſcharfer Geiſt alles um ſich her in Athem erhielt, und ſeine Geſpräche durch Wagniſſe der kühnſten Art oft ſo ſtark würzte, daß die Andern ſcheu umherblickten, ob nicht ein unvertrauter Hörer in der Nähe ſei.

Bisher war mir kein Anlaß gegeben, in Kosloffskii eine beſondere perſönliche Theilnahme für mich vorauszuſetzen. Einſt aber als ich nach Lichtenthal ſpaziren ging, begegnete er von dorther kommend mir in ſeinem mit vier ſchnaubenden Pferden beſpannten Wagen, ließ halten, ſchickte ihn nach Hauſe und geſellte ſich zu mir. Er kam bald auf meine Angelegenheiten zu ſprechen, bedauerte die Spannung — einen Unfall wollte er es nicht nennen —, in die ich gerathen ſei, und beurtheilte den Stand der Dinge, wie ich es nur wünſchen, aber von einem ruſſiſchen Diplomaten nie erwarten konnte. Die badiſchen Stände, nach allem was er gehört und dem wenigen was er geſehen, fand er nicht nur in ihrem vollen Recht und die Regierung im wahnvollſten Irrthum, ſondern er pries auch mit größter Bewunderung den Geiſt und die Talente der einzelnen Abgeordneten, während er den beſchränkten übelwollenden Sinn der Miniſter tief verurtheilte. So ſei es, ſagte er, in Deutſchland überall, wenigſtens in Süddeutſchland, wohin immer ſein Blick ſich gewendet, nirgends habe er aufrühreriſchen treuloſen Geiſt im Volke geſpürt, nur die größte Redlichkeit, das aufrichtigſte Streben zum Guten, zu den Verbeſſerungen, die längſt verheißen, dringend nothwendig und ſtets vorenthalten ſeien; die Regierungen müßten mit Blindheit geſchlagen ſein, um dies zu verkennen, und von böſem Willen erfüllt, um Erſcheinungen, die von ihnen allein verſchuldet würden, dem Volk und deſſen Vertretern zum Vorwurf zu machen. Er kannte das engliſche Parlament, die franzöſiſchen Kammern, aber der deutſchen Art gab er von beiden weit den Vorzug, dieſe Redlichkeit, dieſen Anſtand, dieſes Abſehen von den Perſonen und Hinſehen auf die Sachen, finde man nirgends wieder, und auch an den größten Talenten ſei ein wahrer Ueberfluß. „Ihr habt", rief er aus, „den ſtärkſten Beruf, das in Eurer Geſchichte alt- und feſtbegründete Recht, die allerſchönſten Eigenſchaften um ein großes nationales Parlament zu haben, wie iſt es möglich, daß Ihr keines habt? und ſtatt eines ſolchen den elenden Bundestag?" Ich antwortete hierauf das Nöthige, auch mit Hinweiſung auf die Geſchichte, daß die Macht, welche die großen Beamten des Reiches, die Fürſten, nach und nach an ſich gebracht, ſowohl den Kaiſer als das Volk beeinträchtigt, und beſonders das letztere völlig unterdrückt habe, daß aber gerade in unſerer Zeit ein Anfang gemacht ſei, die Freiheit wiederzugewinnen, und daß dazu ſogar der Bundestag als Werkzeug diene, den ich um deßwillen nicht verwerfen könne, es komme nur darauf an, ihn anders zu füllen, anſtatt des faulen Waſſers in das gereinigte Faß edlen Wein zu gießen; wenn die Höfe von Berlin und Wien dies einmal vereinigt ausführten, oder auch nur einer von ihnen dies ernſtlich wollte, ſo würde man Wunder ſehen, welche Entwickelung unſere deutſchen Sachen nehmen würden. — „Geht mir mit Euren Höfen von Berlin und Wien!" verſetzte er unwillig, „da liegt eben das Uebel, daß ſie, die ganz und gar nicht deutſch ſind, doch allein die Geſchicke Deutſchlands leiten, ſie werden das nie thun, was Ihr wünſcht, am wenigſten unter dem Einfluß der jetzt geltenden Perſönlichkeiten!" Und nun begann er dieſe näher zu bezeichnen, mit Ausdrücken wie von Mirabeau, ſo neu, ſo ſchlagend, ſo jeden Einſpruch abſchneidend; über den Fürſten von Metternich insbeſondere hatte ich bisher nie ſo reden gehört, und kaum ſpäter von ſeinen erklärteſten Widerſachern; aller Nimbus war zerſtört, der innerſte Kern hervorgeholt und als hohl und verderbt nachgewieſen. Für Metternich hatte ich, wie für den Bundestag, doch manches Günſtige zu ſagen, das auch nicht geläugnet aber für unerheblich erklärt wurde; ob ein Miniſter, hieß es, die ſchönſten blauen Augen habe, dabei könne er die ſchwärzeſten Handlungen ausüben. Das merkwürdige Geſpräch nahm noch mancherlei Wendungen, und ſchoß nach allen Seiten ſprühende Funken, es war in der That eine Art Feuerwerk, wozu er wie es ſchien lange Zeit den nöthigen Stoff geſammelt und geſtaltet hatte, und das er nun endlich abbrennen wollte! Ich blieb in fortwährender Ueberraſchung, und aufmerkſamer Spannung, ob irgend ein beſtimmter Zweck ſich zeigen werde, zu welchem dieſer außerordentliche Aufwand kühner Beredſamkeit gemacht werde: doch ein ſolcher Zweck zeigte ſich nicht, es war bloß eine Herzensergießung, durch die der Sprecher ſich ſelbſt ein Genüge gethan. Als wir ſchon zurückgekehrt waren und unſere Wege ſich ſchieden, enthielt ich mich nicht der ſcherzenden Bemerkung, daß auch er das Loos der Deutſchen zu theilen ſcheine, für den entſchiedenſten Beruf keine Laufbahn offen zu ſehen, für die mächtigſten Rednergaben kein Parlament zu haben. „O mein Lieber!“ verſetzte er wehmüthig, „ein ruſſiſches Parlament! Das wäre eine neue Epoche in der Weltgeſchichte! Sie wird kommen, aber wann? Der Kaiſer in ſeiner Rede zu Warſchau hat es uns verſprochen; doch die Weiſſagungen der Propheten erfüllen ſich ſchon ſpät, die Verſprechungen der Kaiſer und Könige — laßt uns nicht weiter davon reden!“

Ich that aber Koslofſskii'n großes Unrecht, dieſe freiſinnigen Bekenntniſſe nur für redneriſche Aufwallungen und Uebungen zu halten, die weiter keine Folge hätten; ſie gingen aus ſeiner tiefſten Ueberzeugung, aus ſeiner wärmſten Geſinnung hervor, und er ſprach ſie nicht nur gegen mich und Andere aus, wo er den Boden ſicher wußte, ſondern gegen ſolche, wo dieſer zweifelhaft oder gar gefährlich ſchien. Im Kreiſe ſeiner Landsleute, der wirklichen Ruſſen, fand er meiſt williges Gehör, und durfte von dieſer Seite keine gehäſſige Angeberei fürchten; dagegen waren die deutſchen oder ſonſt ausländiſchen Ruſſen ihm verdächtig, nicht nur Faber und ſeinesgleichen Untergeordnete, die ſich an einen wirklichen

Geſandten und noch aus früherer Zeit vom Kaiſer Begünſtigten ſo leicht nicht wagen durften, ſondern auch die ihm gleich oder über ihm Stehenden, wie Anſtett, Alopeus, Pozzo di Borgo, und ſelbſt Neſſelrode, und deren Wohldienerei er weder für den Kaiſer noch für Rußland erſprießlich glaubte; auch dieſen, wie mir ſpäter bekannt wurde, hatte ſeine Denkart ſich nicht verhüllt, ſondern oft mit Trotz gezeigt. Wie tief und ernſt er fühlte, wie ſehr das Wohl des Landes und deſſen Entwickelung zur Freiheit ihm am Herzen lag, mußten wir bei Gelegenheit eines Gerüchts erkennen, das damals in den Tagesblättern umlief. Es hieß, der Kaiſer Alexander ſei auf einer Reiſe in Finnland plötzlich geſtorben. Alle Ruſſen wurden von der Nachricht erſchüttert, bejammerten den großen Verluſt; aber keiner mehr als Kosloffskii, der wie ein Verzweifelter umherging, die guten Eigenſchaften des Kaiſers wehklagend pries, ſeinen Freiſinn, ſeine Menſchlichkeit, und das Schickſal des Vaterlandes, ja ganz Europas beweinte. „Alle Hoffnung, die uns noch übrig geblieben,“ ſagte er, „war auf Alexander geſtützt, jetzt geht in Rußland eine eiſerne Zeit an, in die wir nur mit Entſetzen blicken können, dieſer zu frühe Tod bringt uns, bringt Euch alle, das könnt Ihr glauben, um fünfzig Jahre zurück!“ Andere Nachrichten, durch die jenes Gerücht als ein grundloſes man wußte nicht wie entſtandenes, ſogleich zerfiel, beruhigten glücklicherweiſe bald wieder dieſe leidenſchaftlichen Befürchtungen.

Kosloffskii, durch dieſen Vorgang erinnert, wie alles dem Zufall unterworfen, und daß vielleicht in kurzem die Gelegenheit fehlen könne zu ſolchen Anknüpfungen wie er ſie beabſichtigte [illegible]ſchloß einen kühnen Schlag zu thun. Er ſetzte ſich hin und arbeitete mit einem Fleiß und einer Ausdauer, wie ich ſie ihm nie zugetraut hätte, eine große franzöſiſche Denkſchrift über Süddeutſchland aus, durch welche er die innern Verhältniſſe von Würtemberg und Baden erörterte, und namentlich in Betreff der Verfaſſungen und ſtändiſchen Verhandlungen dem Kaiſer die Augen zu öffnen ſuchte, und ihm darlegte, daß die gewöhnlichen, freilich durch die Regierungen ſelbſt verbreiteten, aber keineswegs erhärteten Angaben von einem ſchlechten im Volke und ſeinen Vertretern herrſchenden Geiſt, von Verſchwörungen und anderen ſtaatsverderblichen Unternehmungen, in den meiſten Fällen unwahr und falſch, in andern wenigſtens übertrieben ſeien; daß das Uebel, über welches geklagt werde, meiſt in den Regierungen ſelbſt liege, welche ihren Beruf nicht erfüllten, den Geiſt der Zeit nicht würdigten, und daß nur das Fortſchreiten in freiſinniger Richtung, nicht aber das Zurückſchreiten eine Bürgſchaft des Beſſerwerdens gebe. Dieſe Denkſchrift, von der ich ganze Abſchnitte, nach Maßgabe daß ſie fertig wurden, zu hören bekam, war in jedem Betracht ein Meiſterſtück, ſowohl durch den geiſtigen Gehalt, als durch die lichtvolle Darſtellung und die edle Schreibart. Sie war darauf berechnet, bei dem Kaiſer Eingang zu finden, der für ſolche Vorzüge Sinn hatte, und zwar in letzter Zeit von der Bahn des Freiſinns merklich abgewichen war, aber doch gern hörte, wenn Franzoſen und Deutſche ihn noch als deſſen Beſchützer rühmten. Daß er auch meiner namentlich erwähnte, meine Anſichten und mein Verhalten vertheidigte, wollte er mir anfangs aus Zartgefühl verhehlen, allein im Verfolg mußte er es doch geſtehen und die Stellen mittheilen.

Während man Kosloffskii nur mit leichtfertigen Abentheuern und Vergnügungen beſchäftigt glaubte, ſaß er angeſtrengt in frühen Morgenſtunden und ſpäter Nachtzeit bei dieſer Arbeit, und ſäumte nicht, ſie dem Kaiſer einzuſenden. Allein er that noch mehr! Zwei ſeiner Kollegen, die er wenn auch nicht als durchaus freiſinnig, doch entſchieden als unknechtiſch kannte, wurden von ihm aufgefordert und bewogen, gleichzeitig in ähnlichem Sinn an den Kaiſer zu berichten, und ſo vielleicht, wenn auch keine Umkehr, doch ein billiges Einſehen in dieſe Angelegenheit zu erwirken; es war ſchon viel gewonnen, wenn der Kaiſer veranlaßt wurde, dieſe Gegenſtände nochmals in Erwägung zu ziehen, und der gemeinſamen Thätigkeit der verbündeten Ultras aller Länder nicht durch das Gewicht ſeiner Zuſtimmung förderlich zu ſein. Ich war nicht mehr in Baden, als die Folgen dieſer Denkſchrift ſich ergaben; ich will aber das Weitere gleich hier anſchließen. Der Graf Neſſelrode eröffnete den drei Geſandten, daß die von ihnen aufgeſtellten Anſichten durchaus nicht die des Kaiſers ſeien, daß er ihnen deſſen Mißfallen auszudrücken habe, und von ihnen erwarte, ſie würden von ihren Irrthümern zurückgekommen und eines Beſſern belehrt, in ihren nächſten Antworten dies beſtimmt zu erkennen geben. Kosloffskii antwortete ſogleich, er glaube nicht im Irrthum zu ſein, und eine Belehrung, die nicht durch thatſächliche Gründe ſeine Ueberzeugung ändere, könne er nicht annehmen. In etwas milderer doch dem Sinne nach wenig verſchiedener Weiſe ſchrieb der eine ſeiner Kollegen, der andere ließ ſich belehren und bekannte ſeine Reue. Der letztere blieb in ſeiner Anſtellung, Kosloffskii und ſein Freund aber wurden nach längerem, über ein Jahr ſich hinzögerndem Schriftwechſel endlich dahin gebracht, daß ſie ihre Dienſtverhältniſſe aufgaben. Kosloffskii erklärte, daß bei ſo großer Abweichung, die zwiſchen ſeiner und des Miniſteriums Auffaſſung der Dinge ſtattfände, es wohl am zweckmäßigſten ſei, wenn er einſtweilen aus dem Amte träte. Ungeſäumt erfolgte im Jahr 1821 ſeine Penſionirung, in welcher, bei mancherlei Wechſel des Aufenthalts und Glückes, er fortan verblieb, auch als er, wunderbar genug, wieder in perſönliche Gunſt bei dem Kaiſer Nikolaus gekommen war.

Einiger Perſonen muß ich noch gedenken, die zu unſerm Geſellſchaftskreiſe gehörten, und deſſen Mannigfaltigkeit einigermaßen anſchaulich machen. Ich nenne zuerſt Madame Chevalier, die einſt berühmte Schauſpielerin, die ich als Knabe zuerſt in Hamburg geſehen, wo ſie beſonders in dem Drama Raoul der Blaubart durch Darſtellung des furchtbarſten Erſchreckens eine beiſpielloſe, dem Gedächtniß nicht mehr zu entreißende Wirkung machte. In St. Petersburg, wo ſie ſpäter gleichfalls durch ihre Kunſt entzückte, wurde ſie faſt gegen ihren Willen und gewiß abſichtslos eine Zeitlang die Geliebte des Kaiſers Paul, und als dieſes Verhältniß in Folge politiſcher und höfiſcher Ränke ſich wieder löſte, verließ ſie Rußland mit einer ſolchen Ausſtattung, daß ſie für ihre übrige Lebenszeit aller äußern Sorgen enthoben war.

Von beiden Rollen war, außer den koſtbarſten Diamanten, die von der einen wie von der andern herſtammen konnten, keine Spur mehr in der ſchlichten, ruhigen, noch immer ſchönen Frau, die nur eine gutmüthige, heitre, mit den Formen der großen Welt vertraute, doch anſpruchsloſe, liebenswürdige Franzöſin darſtellte; ſo war auch ihre Tochter, die von der Geſchichte der Mutter wenig zu wiſſen ſchien, bei angenehmer Bildung und ſchönen Talenten ganz einfach und beſcheiden. Madame Chevalier hatte nach ihrem Weggehen aus Rußland nie aufgehört in der guten Geſellſchaft zu leben, und beſonders die vornehmen Ruſſen bezeigten ihr ſtets die achtungsvollſte Aufmerkſamkeit. Sie war in jeder Geſellſchaft ein wohlthuender, nie ſtörender Beſtandtheil. Ich und Rahel, die ſie in Pyrmont früher auf der Bühne geſehen und auch flüchtig kennen gelernt hatten, durften ihr auch wohl von ihrem theatraliſchen Talent ſprechen, das aber, ſeit ſie dieſem Beruf entſagt hatte, völlig erloſchen zu ſein ſchien. — Mrs. Caulfield und ihre ſchönen Töchter ſind ſchon früher genannt worden. Die ältere Fanny war eine ſtille Schönheit, der ſehr gehuldigt wurde, die jüngere Harriet ließ ihrer luſtigen Laune den freieſten Lauf, und auch gewagtere Sprünge gewannen durch die Grazie, von der ſie begleitet waren, leicht Verzeihung. Sie hatten früher Frankreich beſucht, kamen jetzt aus Italien, und hatten ſich der engliſchen Lebensweiſe ganz entwöhnt, ſo daß ſie erklärten, ſie würden dieſe nicht mehr aushalten, und daß ſie ſich vor der Rückkehr fürchteten. Ein jüngerer Bruder benutzte die Eton-Ferien um mit ſeinem Onkel Crofton, der ein Linienſchiff in der engliſchen Seemacht befehligte, Mutter und Schweſtern zu beſuchen, ſie waren durch und durch engliſch, und bildeten mit den letztern den ſtärkſten Gegenſatz; beſonders war ihnen ein Franzoſe, Herr von Lammarre, anſtößig, der ſich eifrig um die ſchöne Fanny bewarb, und ſie ſpäter auch wirklich heimführte. Dieſer Lamarre, der ſich nachher Graf nannte, war der in Frankreich zahlreichen Klaſſe politiſcher Mitarbeiter angehörig, die theils im Kabinet, theils in Zeitungen eine untergeordnete, nicht ſelten auch wichtige, und bei gehöriger Geſchicklichkeit ertragreiche Thätigkeit ausüben; in der Geſellſchaft erſchien er nicht ausgezeichnet. In dieſer machte ſich der Graf Laparde-Meſſence bemerkbarer, durch ſeinen Geſang zur Guitarre, durch ſein unterhaltendes Geſchwätz, durch ſeine ſtets bereitwillige Dienſtfertigkeit; wenn er ſich einmal, was ſelten geſchah, ein wenig in die Bruſt warf und den Kopf höher trug, ſo geſchah es immer mit einer Art zweifelnder Scheu, ob man nicht vielleicht ſchon wiſſe, wie wenig er dazu berechtigt ſei!

Mit dieſen beiden Franzoſen, deren Gewandtheit ohne beſtimmte Richtung war, ſtand in ſchneidendem Gegenſatz ein Oberſt Brack, ein junger ſchöner Mann und entſchiedener Bonapartiſt. Er ſoll mit einer der Schweſtern Napoleon's eine Liebſchaft gehabt haben, dann war er ein begünſtigter Anbeter der bezaubernden Schauſpielerin Mlle. Mars geworden, deren treue heftige Neigung er mit ſchnöder Härte behandelte, was ihm bei manchen Frauen nur um ſo höheren Werth verlieh. Er trat mit größter Entſchiedenheit als Anhänger des Kaiſers auf, verachtete alles was nicht mit dem Kaiſerreiche und deſſen Kriegsruhm zuſammenhing, und benahm ſich nicht anders, als ob jenes noch in voller Macht beſtände, dieſer noch durch keinen jüngern aufgewogen würde. Den Trotz und Uebermuth jener Zeit ſtellte er leibhaftig dar, aber ohne die Beimiſchung altfranzöſiſcher Artigkeit, Hofſitte und guten Tons, der ſeinige erinnerte bisweilen auch an die rohe Seite des Kriegsweſens. Da er mich bei der Großherzogin Stephanie zuerſt geſehen hatte, und in mir kein Vorurtheil gegen die Franzoſen als ſolche wahrnahm, ſo wollte er mit mir auf dem beſten Fuße ſtehen, ließ aber ſonſt ſeiner händelſüchtigen Laune zu freien Lauf, und rieb ſich beſonders an einem Freiherrn von Guttenberg aus Franken, der in den gleichen Fehler wie jener fiel, am unrechten Ort auf ſchon verlebte Dinge zu ſehr zu pochen.

Bei Caulfield's waren auch regelmäßig zwei Freunde zu ſehen, ein Engländer Baillie und ein Norweger Knudzon, die über ein Vierteljahrhundert ihr Leben gemeinſchaftlich auf Reiſen zubrachten, Länder und Menſchen kennen lernten, und die eigne Bildung durch ernſte Studien förderten. Baillie war in dieſer Zeit ganz in den Dante verſenkt, am Abend aber ein gutmüthiger muntrer Geſellſchafter, dem man ſolche tiefſinnige Studien nicht anmerkte. Unter den gern geſehenen Beſuchern muß ich noch Heinrichs von Arnim erwähnen, eines hübſchen jungen Preußen, der vom letzten Kriege her an einer Schußwunde im Fuß lahmte, deßwegen die Bäder brauchte, und nach ſeiner Heilung die diplomatiſche Laufbahn antreten wollte; freien und offnen Sinnes nahm er an allem Dargebotenen munter Theil, erhitzte ſich nicht bei politiſchen Geſprächen, auch nicht wenn der Uebermuth Harriet Caulfield's den Mörder Kotzebue's als einen Helden pries; erſt lange nachher betrat er die fromme und wundergläubige Bahn, auf der er dann freilich Geſandter und Miniſter wurde, ohne ſich gegen die Macht der Zeitumſtände halten zu können, denen er doch ſchon die größten Zugeſtändniſſe gemacht hatte.

Am Ende des Auguſt ereignete ſich in Deutſchland eine Bewegung, die dem Ruhme des deutſchen Volks, gutmüthig und geſittet und des beſten Geiſtes zu ſein, häßliche Flecken anwarf, aber in ihm auch einen innern Zuſammenhang, eine gemeinſame Empfänglichkeit für Anreizungen und Gefühle zeigte, die in ſolchem Grade bisher nicht vermuthet worden war. In einer mittlern Stadt, ich weiß nicht mehr in welcher, entſtand plötzlich ohne beſondere Veranlaſſung ein wildes Geſchrei gegen die Juden. Mit dem wilden Zuruf Hep, Hep! wurden die Einzelnen auf der Straße angegriffen und verfolgt, ihre Wohnungen beſtürmt und theilweiſe geplündert, Beſchimpfungen und Gewaltthaten aller Art gegen ſie verübt; indeß kein Blut vergoſſen; hier war die Gränze des Muthes oder der Bosheit der Uebelthäter.

Schnell wie das Gerücht von dieſen Ausſchweifungen verbreiteten ſie ſelber ſich gleich einem fliegenden Feuer, gleich einem anſteckenden Sankt Veitstanze. In allen Städten Deutſchlands, großen und kleinen, in den mit Truppen und Polizeiweſen beſtverſehenen wie in den wenigſtüberwachten, in den Königlichen Reſidenzen und am Sitze des Bundestages wie in den freien Hanſeſtädten, wiederholten ſich dieſelben

Auftritte, in übereinſtimmender Weiſe, wie von einer und derſelben unſichtbaren Hand geleitet. Hep, Hep! erſcholl es durch ganz Deutſchland, von einem Ende zum andern, als Hetzruf zum Angriff, als Mahnung zur Flucht oder Vertheidigung für die Geächteten. Als wäre ſie eine Fahne der Deutſchheit, erhob die Judenverfolgung ſich auch in ſolchen Städten, die zu Deutſchland nicht gehörten und nicht gehören wollten, aber doch das in ihnen liegende Deutſche hierin — leider im Schlechten — nicht verläugnen konnten, in Straßburg und Amſterdam, in Kopenhagen und Riga, wurde Hep, Hep! gerufen. Mit den Gewaltthätigkeiten miſchte ſich leichtſinnige Neckerei, Luſt an Schalkheit; ein Königlicher Prinz rief dem Knaben Felix Mendelsſohn auf der Straße lachend Hep, Hep! entgegen, es war nicht alles böſe gemeint, manche der Schreier hätten nöthigenfalls, wäre es weiter gegangen, den Juden ſogar Beiſtand geleiſtet; aber der rohe Uebermuth bedachte nicht, daß im Frevel kein Maß iſt, daß aus Hohn und Schimpf auch Raub und Mord entſtehen, und daß dieſer dann über die Juden hinaus auch ſie ſelber treffen konnte! In der That wußte niemand, wohin dieſe plötzlich entzündete Aufregung führen konnte, und die Verfolgten mußten ſich an Gut und Leben bedroht ſehen. Der Pächter der öffentlichen Spielbank in Baden, bei welcher angeſehene Perſonen in Karlsruhe betheiligt waren, wurde beſorgt für die baaren Geldſummen, die zu einem Handſtreich locken konnten; bei Tage gewährte die öffentliche Auslegung genug Sicherheit, aber bei Nacht hielt er für räthlich die Bank an unbekanntem Orte niederzulegen, und ſie übernachtete längere Zeit insgeheim bei mir. Die Juden zeigten an vielen Orten die muthigſte Entſchloſſenheit, einzelne boten mit Erfolg allen perſönlichen Gefahren Trotz, viele bereiteten ſich zur Gegenwehr, wäre es zum Kampfe gekommen, es wäre ein verzweifelter geworden. Nach einer bei den großen Polizeikräften, die überall zu Gebot ſtanden, doch verhältnißmäßig langen Dauer des ſchändlichen Unfugs erloſch er allmählig in ſich ſelbſt, und es blieb keine eigentliche Feindſchaft, ſondern nur auf der einen Seite das tiefe Gefühl der erlittenen Kränkung, auf der andern der läugnenden Scham zurück, denn niemand wollte mehr an der rohen Ausſchweifung theilgenommen haben.

Woher dieſer Sturm eigentlich gekommen, wie ſeine plötzliche, Deutſchlands äußerſte Gränzen ſchnell erreichende Ausbreitung hat erfolgen können, iſt ein unaufgelöſtes Räthſel geblieben. Unſere Gelehrten waren zwar gleich zur Hand, und leiteten das Wort Hep aus den Zeiten der Kreuzfahrer her, die ſich wie mit dem Kreuz auch mit den Buchſtaben H. e. p. das heißt: Hierosolyma **est perdita**, bezeichnet haben ſollen. In welchen geheimen Vorrathskammern aber dieſe zum Wort geſtalteten Buchſtaben aus dem Mittelalter ſich friſch erhalten, und plötzlich im unterſten Volke wieder aufleben konnten, das haben ſie unerklärt gelaſſen. Die ganze Erſcheinung zeigte, wie leicht das weitzerſtreute Volk zu gemeinſchaftlichem Handeln, ſelbſt auf Irrwegen, zu entzünden ſei, die Rath- und Machtloſigkeit der Behörden, ſobald ihnen Ungewöhnliches entgegen trat, und die doch vorgeſchrittene Bildung des Volkes, das ſich zu blindem Zorn wohl hinreißen ließ, aber im tollen Schwindel doch Maß hielt, und ſich ſeiner alsbald aus eignem Sinn wieder entledigte.

Wie Rahel dieſes Ereigniß anſah, und zu welchen Empfindungen es ſie erregte, wird man nicht ohne Theilnahme in folgendem Briefe leſen, den ſie am 29. Auguſt an ihren Bruder Ludwig Robert ſchrieb: „Ich bin gränzenlos traurig: und in einer Art, wie ich es noch gar nicht war. Wegen der Juden. Was ſoll dieſe Unzahl Vertriebener thun. Behalten wollen ſie ſie: aber zum Peinigen und Verachten; zum „Judenmauſchel" Schimpfen; zum kleinen dürftigen Schacher; zum Fußſtoß und Treppenrunterwerfen. Die Geſinnung iſt's, die verwerfliche, gemeine, vergiftete, durch und durch faule, die mich ſo tief kränkt, bis zum herzerkaltendſten Schreck. Ich kenne mein Land! Leider. Eine unſelige Kaſſandra! Seit drei Jahren ſag' ich: die Juden werden geſtürmt werden; ich habe Zeugen. Dies iſt der Deutſchen Empörungsmuth. Und wie ſo? Weil es das geſittetſte, gutmüthigſte, friedliebendſte, Obrigkeit ehrendſte Volk iſt; was es zu fordern hätte, weiß es nicht: nur Unterrichtete unter dieſem Volke möchten es ihm lehren: unter dieſen ſind aber viele Ungebildete, mit rohen Herzen; wo auch Raum für Neid iſt, gegen eine große Zahl ſolcher — Juden —, die man kraft Religionsauswüchſen als untergeordnete Weſen haſſen, verachten und verfolgen durfte. Einige weiſe Fürſten Deutſchlands, und lange Zeit, in der immer Irrthümer untergehen, hatten dieſer Ausrede ein Ende gemacht. Die gleißneriſche Neu-Liebe zur chriſtlichen Religion (Gott verzeihe mir meine Sünde!), zum Mittelalter, mit ſeiner Kunſt, Dichtungen und Gräueln, hetzen das Volk zu dem *einzigen* Gräuel, zu dem es ſich noch, an alte Erlaubniſſe erinnert, aufhetzen läßt! Judenſturm. Die Inſinuationen, die ſeit Jahren alle Zeitungen durchlaufen; die Profeſſoren Fries und Rühs, und wie ſie heißen; Arnim, Brentano, „Unſer Verkehr", und noch höhere Perſonen mit Vorurtheilen. Es iſt nicht Religionshaß: ſie lieben *ihre* nicht, wie wollten ſie andere haſſen; — wozu die Worte, die ich ohne Ende häufen kann; es iſt *lauter* Schlechtes; in That, und Motiv; und *nicht* die That des Volks; dem man *Hep ſchreien lehrte. Richtig.* Noch iſt's in Berlin ruhig: dort wär's am meiſten zu fürchten: dort haben die Juden gedient; die Hälfte iſt getauft; und mit Chriſten verehlicht, da hätte es nimmermehr gut gethan. Alle Zeitungen ſprechen indigne davon: die Allgemeine perfid; die Berliner noch am beſten: daß man nicht *viel* ſagt, iſt gut. Aber wie „geſagt", die Prediger, die Pfarrer, die Diener der Religion ſollten reden: in dem kleinen baieriſchen Ort, wo man die Synagoge ſtürmte, das alte Teſtament zerriß ꝛc., hätte ein Geiſtlicher vortreten ſollen, und vorſtellen, was das alte Teſtament iſt, und was *alle* Religion bedeutet: ich *weiß*, das Volk hätte ſeine Frevel gefühlt und gleich unterlaſſen. Was will man thun, wenn die Juden, die auch leſen, ihre Verfolger kennend, die Paar aufſuchen, und da es ihnen *doch* an Gut und Blut geht, ihre Rache an dieſen nehmen. Ich bin hoch betrübt: und kann weder dies noch meine Gedanken einem Papier ganz mitgeben. Eine herrſchende Religion taugt nicht: das iſt unreligiös: dies war der faule Fleck im Judenthum, dies die Politik in dieſer Religion."

Vom Karlsbader Kongreß verlautete wenig, nur daß er ſo gut wie beendigt ſei, wurde verſichert, und die Art ſeiner Ergebniſſe wußte jederman vorher. Nicht alſo wegen dieſer, ſondern wegen unſerer perſönlichen Lage, waren wir auf ſein Ende geſpannt, denn während ſeiner Dauer ruhten die meiſten andern Geſchäfte, und auch eine weitere Entſcheidung meiner Angelegenheiten durft' ich bis dahin nicht erwarten. Unterdeſſen waren mir von Berlin mancherlei Nachrichten zugekommen; die ſeit meiner Abberufung vergangene Zwiſchenzeit von ſechs bis acht Wochen hatte für mich eine weniger ungünſtige Stimmung bewirkt; ich hörte, daß Perſonen von Gewicht, und zwar ſolche, auf die ich nicht glaubte rechnen zu können, unter ihnen Ancillon und Kamptz, ſich ungemein vortheilhaft über mich ausgeſprochen, daß die drei Miniſter Beyme, Humboldt und Boyen mein Ausſcheiden aus dem Staatsdienſt, welches auch als von mir ausgehend möglich erachtet wurde, für einen wahren Verluſt erklärt hätten, den man verhindern müßte. Die Hauptſache war wohl, daß bei den nach allen Seiten greifenden Unterſuchungen, bei der Durchſicht ſo vieler tauſend in Beſchlag genommener Briefe, nicht das Geringſte war aufgefunden worden, was mich bloßgeſtellt hätte, keine Theilnahme an Vereinen irgendwelcher Art, kein verfängliches Blatt von meiner Hand, in den bedenklicheren Verwickelungen nicht einmal mein Name, wie dies Herr von Kamptz ausdrücklich zur Steuer der Wahrheit verſichert hat. Auch die falſchen Angaben über mein Benehmen in Karlsruhe, die diplomatiſchen Verläumdungen waren theilweiſe berichtigt oder doch abgeſchwächt worden. Es blieben alſo nur meine Depeſchen und meine freiſinnige Thätigkeit überhaupt als Punkte der Anklage zurück. Jene konnten der am Hofe überwiegenden in dem Miniſterium, dem ich angehörte, ausſchließlich herrſchenden Denkart nicht gefallen, ich mußte ihnen als eine Ausnahme der gewöhnlichen Diplomatenart erſcheinen, die willenlos jedem Winke von oben ſich fügt, und wenn es verlangt wird die gewünſchte Lüge ſtatt der mißfälligen Wahrheit meldet. Allein die Formulirung einer ſolchen Anklage hätte Erörterungen hervorgerufen, die doch niemand ſich getraute durchzuführen, und ein öffentliches Aergerniß, das über alles gefürchtet und vermieden wurde. Zudem widerſprachen meine Depeſchen keiner ertheilten Weiſung, denn ich hatte deren keine bekommen, wohl aber öftere Aeußerungen der Zufriedenheit und des Lobes. Frühere Erklärungen des Königs, des Staatskanzlers und der Miniſter, hatten mich berechtigt, freiſinnigen Fortſchritt und Verfaſſung mit allem Zubehör für die Grundlagen zu halten, auf denen der wieder hergeſtellte preußiſche Staat emporſtreben wolle; durfte man offen eingeſtehen, daß man von dieſen abgewichen ſei, daß man andere gewählt habe, während man doch eben jetzt wieder neue Verfaſſungshoffnungen im Volke zu wecken für nöthig hielt? In der That von dieſer Seite konnte man mir ſchwerlich etwas anhaben! Die Wirkſamkeit, die ich im Stillen durch Zeitungen auf eigne Hand ausgeübt, hätte vielleicht einige Vorwürfe zu tragen gehabt, ſie war aber größtentheils unbekannt geblieben.

Mit dieſem Stande der Sachen war indeß für den Augenblick nicht viel gewonnen. Ich durfte nicht neue Verfolgungen befürchten, wohl aber daß man in der Verlegenheit, in die man ſich geſetzt hatte, noch lange zu keinem Enſchluß kommen, und mich in der zweifelhaften unangenehmen Lage noch geraume Zeit würde warten laſſen. Es wurde ſchon herbſtlich, die Geſellſchaft verlor ſich allmählig, die früheren Sonnenuntergänge mahnten uns, daß auch unſeres Bleibens hier nicht länge mehr würde ſein können. In Baden zu überwintern, fiel damals keinem Menſchen ein, und wäre ohne beſondere Anſtalten kaum thunlich geweſen. Da von Berlin keine nähere Beſtimmung erfolgte und Bernſtorff noch immer in Karlsbad weilte, ſo mußten wir nach eignem Rath unſere Wahl treffen. In Karlsruhe, wo freilich unſere häusliche Einrichtung uns für den Winter am nächſten anziehen konnte, wäre unſer Aufenthalt kaum ſchicklich und gewiß nicht angenehm geweſen; auch Heidelberg hatte mancherlei Bedenken gegen ſich, eben ſo Freiburg; im Lande jedoch wünſcht' ich fürerſt noch zu bleiben, und da fand ſich denn kein Ort ſo gelegen und verſprechend als Mannheim, wo wir gewiß waren, freundliche gute Geſellſchaft, ein gutes Theater, Muſik und andere Annehmlichkeiten zu finden; den Ausſchlag für dieſe Wahl gab zuletzt die Großherzogin Stephanie, die dort den Winter zubringen wollte, uns dringend einlud, und in zwangloſer Weiſe, beſſer als in Karlsruhe, uns recht oft bei ſich zu ſehen hoffte.

Wir kehrten demnach am 18. September von Baden nach Karlsruhe zurück, in der Abſicht dort unſern Haushalt aufzulöſen und mit dem Nöthigen nach Mannheim zu überſiedeln. Doch ehe hiemit nur ein Anfang gemacht war, gleich an demſelben Tage, erhielt ich durch den von Karlsbad eben zurückgekehrten Miniſter von Berſtett folgendes Schreiben des Grafen von Bernſtorff, noch aus Karlsbad vom 9. September: „Euer Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 24. Juli iſt erſt ſpät von Berlin aus hieſelbſt in meine Hände gekommen. Ich würde ſelbiges jedoch früher beantwortet haben, wenn die offiziellen Berichte, auf welche es ſich beziehet, mir vorgelegen hätten. Solches iſt zwar auch jetzt noch nicht der Fall. Allein ich werfe mir vor zu lange geſäumt zu haben, Euer Hochwohlgeboren einen Irrthum zu benehmen, welcher ſich in jenem Schreiben ausſpricht. Sie ſetzen voraus, daß der badiſche Hof, und namentlich der Miniſter von Berſtett, Beſchwerde über Sie geführt hat. Ich bitte Sie von mir die beſtimmte Verſicherung anzunehmen, daß dieſe Vorausſetzung völlig grundlos iſt. — Durch des Herrn Staatskanzlers Durchlaucht bin ich unterrichtet worden, daß des Königs Majeſtät Sie zu Ihrem Miniſter-Reſidenten bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika auszuerſehen geruhet, und zugleich die Abſicht ausgeſprochen haben, daß Sie ſich ohne Verzug über Holland nach England begeben, um dort die fernern Anweiſungen in Bezug auf Ihre neue Beſtimmung zu erwarten. Sollten Euer Hochwohlgeboren mit den zu dieſer Reiſe erforderlichen Geldern nicht verſehen, oder Ihnen ſolche von Berlin aus nicht bereits angewieſen ſein, ſo ſtelle ich Ihnen frei, für die Ihnen nöthige Summe, über welche Sie ſpäterhin Rechnung abzulegen haben werden, auf die Königliche Legationskaſſe zu ziehen, welche ich mit dem deßhalb erforderlichen Zahlungsbefehl zu verſehen nicht ermangeln werde. Bernſtorff.“

Alſo kein Vorwurf, kein Tadel, ſelbſt eine Beſchwerde des badiſchen Hofes oder Miniſters entſchieden verneint, und eine neue, ehrenvolle, und in mehr als Einem Betreff ertragreiche Sendung! Als Genugthuung mir erfreulich, auch als neue Berufsthätigkeit anlockend und vielverſprechend, aber unter den waltenden Umſtänden wieder höchſt bedenklich! Ueber meine Amtsführung in Baden wurde wie bisher geſchwiegen, das Abläugnen badiſcher Beſchwerden konnt' ich, bei der redlichen Offenheit Bernſtorff's, der einer ſo beſtimmten Verſicherung einer Unwahrheit nicht fähig war, nur auf deſſen Unkunde ſchieben, weil die Einflüſterungen nicht gerade ihm gemacht worden waren, denn die Thatſache ſtand mir aus unwiderleglichen Angaben feſt, die ich nur nicht vorlegen durfte, um nicht Freunde bloßzuſtellen, deren Vertrauen ich ſie verdankte. Ich ſollte demnach in der Täuſchung erhalten werden, und nicht wiſſen, wie meine neue Anſtellung gemeint ſei. Offenbar aber war ſie als eine Verbannung gemeint; es war nicht ein wichtiger Dienſt, den ich antreten ſollte, keine vaterländiſche Pflicht, die mich rief; im Gegentheil, die Sendung hatte nur den perſönlichen Zweck: ich ſollte fort, weit fort, augenblicklich nur erſt aus Deutſchland fort nach England, und damit ja kein Verzug entſtünde, wurden die nöthigen Geldmittel, falls ich nicht die Auslage machen könnte, mir ſorgſamſt und eiligſt überwieſen! Alles dies erwogen, zweifelte ich keinen Augenblick, was zu thun ſei: nämlich ſogleich nach Berlin zu reiſen, dort den Boden zu prüfen, die mir gewährte Genugthuung zu erhöhen, und falls dies gelungen und mir die Ueberzeugung geworden wäre, daß mir jederzeit die Rückkehr frei ſtehen würde, dann vielleicht und höchſtens auf ein Jahr die Sendung anzunehmen; — die neuen Anſchauungen und Erfahrungen, die mir zu Theil werden konnten, waren doch niemals in meinen Augen das Opfer werth, das ich durch eine jahreslange Trennung von Rahel zu bringen hatte; denn daß ſie die große Reiſe mit mir machen könnte, war bei ihren Geſundheitsumſtänden undenkbar. Das Wahrſcheinlichſte war, daß auch mir die Seereiſe erſpart werden würde, denn ich durfte nicht hoffen, die Sachen in Berlin ſo zu finden, wie ich ſie mir bedingen wollte, und ganz darauf gefaßt, wenn man mich zur Annahme drängte, ſogleich meinen Abſchied zu fordern. In dieſer Vorausſicht kam der mir unerträgliche Gedanke einer Trennung von Rahel ſchnell wieder, und ich fand in der vorausgeſetzten Ungunſt eine größere Beruhigung, als die größte Gunſt mir ſie hätte gewähren können.

Ich ſchrieb ſogleich in dieſem Sinne Antwort an Bernſtorff, und meldete ihm, daß ich nicht als ein Angeſchuldigter und Verläumdeter aus Europa fortgehen könne, daß ich vorher perſönliche Rückſprache mit ihm nehmen müſſe, auch Familienangelegenheiten zu ordnen habe, und er es daher richtig finden werde, daß ich zuerſt nach Berlin käme, wohin ich ſogleich abreiſen und den Weg ſo ſchnell zurücklegen würde, als es die Geſundheit meiner Frau geſtattete. Bernſtorff mußte doch wiſſen, daß im diplomatiſchen Dienſt einige Rückſicht auf perſönliche Verhältniſſe und Zuſtändigkeiten herkömmlich ſei, und ich wollte nicht, daß gerade bei mir dies gänzlich vergeſſen würde. Nachdem ich mir den Weg in ſolcher Art freigemacht, durft' ich nun aber auch nicht zögern ihn zu benutzen, damit nicht ein Schlagbaum ihn plötzlich wieder ſperrte. Wir übergaben unſere ſämmtliche Einrichtung der Sorge Ludwig Robert's, der in Karlsruhe zurückblieb, um die Hinderniſſe wegzuräumen, die ſeiner Heirath mit der ſchönen Friederike Primaveſi noch entgegenſtanden; dieſe ſelber verſprach ebenfalls unſere Sachen in beſte Hut zu nehmen. Wegen Unwohlſeins von Rahel konnten wir doch erſt am 1. Oktober unſere Reiſe antreten und in kleinen Tagefahrten fortſetzen.

Ich kann nicht ausdrücken, wie ſehr wir auf dieſer Reiſe gutes Muthes und vergnügt waren. Zwar wußten wir nur allzu gut, in welchen düſtern Kreis von Armſeligkeiten, Vorurtheilen, Härten und Ränken wir fallen würden, — Rahel hatte ihn zu Anfang des Jahres dem armen Oelsner nur allzu treffend bezeichnet und ihn beglückwünſcht aus ihm heraus zu ſein, — aber dies ſtörte uns im Augenblicke wenig, die Gegenwart forderte ihr ſchönes Recht, es traten angenehme Herbſttage ein, und die Gegenden, welche wir verließen, lachten uns wie zum Wiederſehen an. So Heidelberg, ſo Mannheim, das am frühen Morgen ſeitwärts der Bergſtraße mit ſeinen Thürmen und Kuppeln bei klarſter Luft in glühendem Sonnenglanz als Pracht- und Zauberanblick vor uns lag, den wir mit Staunen lange betrachteten, und freudig als ein erſtes Reiſeglück begrüßten.

In Heppenheim ſahen wir beim Wirth ein Zeitungsblatt unter Glas in vergoldetem Rahmen an der Wand hängen; es enthielt das Verſprechen des Großherzogs von Heſſen-Darmſtadt, dem Volk in beſtimmter Friſt eine ſtändiſche Verfaſſung zu geben. Als ich leſend davorſtand, trat der Wirth herzu und ſagte: „Der Anſchlag hängt nur bis zum Ablaufe der Friſt; denn nachher iſt das Verſprechen entweder erfüllt, und dann iſt das Blatt nicht mehr nöthig, oder das Verſprechen iſt nicht erfüllt, nun! dann iſt man doch zu guter Unterthan, um öffentlich darauf hinzuweiſen, daß der Großherzog gelogen hat.“ Ein Ausdruck von Unterthanentreue, den ſich doch mancher Fürſt verbitten möchte!

Reiſende, die uns begegneten, theilten uns das neuſte Buch von Görres mit, „Deutſchland und die Revolution“. Es kam friſch aus der Preſſe, ſie hatten die erſten Abdrücke, nach denen man ſich in Frankfurt ordentlich riß. Der ſcharfe, glühende Redeſtrom des Buches hatte unſere Reiſenden heftig ergriffen, ſie waren ganz erfüllt von dem Inhalt, ſprachen in gleichem Sinn, verkündeten und wünſchten, daß es endlich zum Ausbruch kommen werde. So fanden wir auch in Frankfurt die größte Aufregung; Haß und Verachtung gegen die Höfe, gegen den Bundestag wurden mit rückſichtsloſem Hohn ausgeſprochen, man glaubte in eine neue Welt gekommen zu ſein. Graf von der Goltz war in kühler Verzweiflung, er bekam von Hauſe die bitterſten Verweiſe, und hier that man ihm alles Herzeleid an; ſeine Kollegen Wangenheim, Gagern, Smidt und Andere tranken in ſeiner Gegenwart auf das Wohl des demokratiſchen, ja des republikaniſchen Prinzips, gegen das er amtlich hatte ſeine Erklärung am Bundestage ablegen müſſen. Küpfer, der mich ſchon für verloren gehalten und deßhalb verläugnet hatte war über meine neue Beſtimmung ganz beſtürzt, und ſuchte ſich wieder anzuſchmeicheln; ich ſah ihn mit Verachtung an und ließ ihn ſtehen. Die Familie Hertz nahm uns freundlichſt auf, deßgleichen Dr. Jaſſoy, Schloſſer's und Andere. Wir machten auch die Bekanntſchaft Börne's; eine Handelsjüdin, die ihn gut kannte, verſprach ihn zu ſchaffen, er kam in unſern Gaſthof, und wir behielten ihn zum Mittageſſen. Der kleine unanſehnliche Mann von ſehr jüdiſchem Ausſehen war unbeholfen und ſcheu, eine beginnende Schwerhörigkeit gab ihm etwas Geſpanntes und Lauerndes, was den Eindruck nicht verbeſſerte. Aber was er ſagte, war geiſtvoll, ſcharf, treffend, witzig. Wir ſprachen bald ohne Rückhalt, ich vertraute ihm meine Verhältniſſe, und daß ich, wenn ich in Berlin die Umſtände zu ſchlecht fände, den Abſchied nehmen und in Frankfurt leben würde. Begierig ergriff er den Gedanken, mit mir, Oelsner und Lindner vereint, eine politiſche Zeitſchrift nach Art der Minerve française herauszugeben; wir wußten noch nicht, daß die Karlsbader Beſchlüſſe dies Unternehmen ſchon unmöglich machten. Rahel war von Börne's Geiſt und Ausdrucksweiſe ſehr eingenommen, weniger von ſeiner Perſon, ihr entging nicht, daß trotz dieſer unfreien, beklommenen Erſcheinung eine ungeheure Eitelkeit in ihm ſteckte, eine ſolche, wie man ſie bei Bucklichen ſo häufig bemerkt, die das Gebrechen zum Vorzug machen möchten. Ueberhaupt flößte er mir wohl politiſches, aber kein menſchliches Vertrauen ein; ſein Urtheil war immer ſelbſtiſch befangen, von Gründen beſtimmt, die mit ſeiner Eitelkeit zuſammenhingen; er hatte keinen Sinn für fremde Perſönlichkeit, ſprach über ſolche, die wir gemeinſam kannten, die verkehrteſten Dinge. Die Art, wie er ſich über ſeine Faulheit äußerte, — er warnte, bei der beabſichtigten Zeitſchrift nicht zuviel von ihm zu hoffen, — mißfiel mir ebenfalls, auch hier ſollte wieder das Gebrechen lächelnd in eine Tugend gewandelt werden, und welches Gebrechen! eines das mir an einem Manne eben ſo ſchlimm wie Feigheit erſchien! Genug der Eindruck im Ganzen war mehr nachtheilig als vortheilhaft; auch hat ſein Scharfſinn es gut gemerkt, und bei aller Nachſicht und Aufmerkſamkeit, die ich ſpäter dem Verfolgten, dem Bedürftigen widmete, hat er mich und meinen Schwager Ludwig Robert, ſo wie meinen

Freund Heine, deſſen wachſender Ruf ihn mit bittrem Neid erfüllte, durch Mißreden es entgelten laſſen, die jedoch wenig verfingen.

Wir verließen Frankfurt nicht ſehr befriedigt von den Neuigkeiten, die wir dort erfahren. Die fernere Reiſe, ſchon nördlicher und herbſtlicher, hatte für Rahel das Angenehme, daß ihr dieſe Gegenden neu waren. In Fulda, Eiſenach, Gotha, ſahen wir uns hinlänglich um, in Weimar und Halle blieben wir nur über Nacht, es war zu Beſuchen keine Zeit. Nach Weimar fühlte man ſich wie in anderes Land und Wetter verſetzt, noch ſtärker war dies nach Wittenberg der Fall; alles wurde flach, einförmig, karg; märkiſcher Sand und märkiſche Kiefer, einſame Landſtraße, dürftiger Anbau: wir waren in der brandenburgiſchen Heimath. Am 8. Oktober trafen wir wohlbehalten in Berlin ein.

Vierzigſter Abſchnitt.

Januar 1829.

Doch ehe dieſe Angelegenheit, in welcher mir die Vermittelung zwiſchen Vater und Sohn*) zur offnen Aufgabe geſtellt war, mich wirklich nach Kaſſel rief, wurde mir unerwartet ein Abentheuer zugeführt, das in verwandtem Stoffe meine heimliche Vermittelung anrief, und das ich hier als ein einziges Begegniß erzählen muß.

Eine Jugendbekannte von Rahel, die Generalin von Hünerbein, war aus Schleſien, wo ihr Mann kürzlich als kommandirender General geſtorben, mit ihren beiden Töchtern nach Berlin gezogen, um den ihr als Wittwe verbliebenen geringen Einkünften wenigſtens die Annehmlichkeit zu geſellen, welche die ihr wohlvertrauten Kreiſe des Hoflebens ihrem Verhältniſſe günſtig darboten. Der Verluſt ihrer bisherigen glanzvollen und reichen Stellung hatte ihren Stolz ſehr gebeugt, doch wußte ſie vor der Welt ihren Rang mit Erfolg zu behaupten, und alte Verbindungen ſo gut zu benutzen, daß ihr Anſehen ſich neuerdings in der Geſellſchaft geltend machen konnte. Zwar empfand ſie den Nachtheil, daß ihre Geiſtesbildung, welche ganz vernachläſſigt war, und daß auch ihr früherer Wandel, dem man viel Aergerliches nachſagte, den neueren Anſprüchen der Welt in keiner Art genügte, ſie konnte weder für Kunſt und Poeſie ein Intereſſe heucheln, noch die herrſchende Frömmigkeit ſcheinheilig ausbeuten; dagegen kam ihr zu Statten, daß ſie durch hohe edle Geſtalt und durch herrſchendes Auftreten, ſo wie durch den Nachſchimmer ihrer einſt bewunderten Schönheit auch denen noch imponirte, die ſie am heftigſten tadelten; ein Abglanz aus der freien, ſinnlich üppigen Zeit Friedrich Wilhelm's des Zweiten ging ſie auch in dem knappern Zuſchnitte der ſpäteren Jahre Friedrich Wilhelm's des Dritten noch immer mit.

---

*) Hier iſt Varnhagen's Sendung nach Kaſſel gemeint, wo er zwiſchen dem Kurfürſten und dem Kurprinzen zu vermitteln hatte. Siehe „Blätter aus der preußiſchen Geſchichte.“

Sie erinnerte ſich jetzt bald und gern auch der früheren Bekanntſchaft mit Rahel; ſie fand hier Annehmlichkeit und Behagen, wie der Hofkreis doch nicht mehr gewähren wollte, und außerdem gab ein ſolcher Umgang auch manchen guten Widerſchein. Rahel war wie immer freundlich und zutraulich, ertheilte guten Rath und manche Hülfe, und war beſonders auch der jüngeren Tochter liebreich zugewandt, die allein noch bei der Mutter blieb, indem die ältere durch beſondere Gunſt eine Anſtellung als Hofdame erhalten hatte. Ich hätte dieſen Umgang nicht gerade gewählt, nahm ihn aber mit aller Artigkeit auf, und mußte der Generalin, die gleich ihrer Tochter mir beſondere Zuvorkommenheit erwies, mich dafür wohl dankbar bezeigen; doch ſtand ich immer nur in zweiter Beziehung, und das Verhältniß ließ während einiger Jahre mich übrigens faſt unbetheiligt.

Um ſo mehr war ich verwundert, eines Morgens im Januar 1829, zu ungewöhnlicher Frühſtunde, als ich noch zu Bette lag und wegen Unwohlſein nicht aufſtehen wollte, die haſtige Meldung zu empfangen, die Generalin von Hünerbein ſei im Vorzimmer, und verlange dringend mich zu ſprechen. Ich verwies die Anmeldung an Rahel, etwas unwillig, daß auch ſie durch ſo frühen Beſuch geſtört werden würde. Nein, nein! hieß es, mich, ausdrücklich mich wolle die Generalin ſprechen. Ich ſandte meine Entſchuldigung hinaus, ſie möchte es nicht übel nehmen, daß ich ſie etwas warten ließe, ich wolle ſogleich aufſtehen und mich ſchnell anziehen. Statt aller Antwort ſtürzte die Dame ſelbſt herein, trat an mein Bette, rang die Hände, und rief, indem ſie heftig umherging: „Sie ſind der Einzige, zu dem ich Vertrauen habe, der Einzige, der mir helfen kann!“ Es war keine gewöhnliche Hülfe, die ſie anſprach, das war wohl zu ſehen, ihr Zuſtand war zu leidenſchaftlich, zu verzweifelt, als daß eine Geldverlegenheit ihn verurſachen konnte, die Bedrängniſſe einer Frau ſind nicht ſo vielartig wie die eines Mannes, die Vorſtellungen, die mich zuerſt anflogen, mußt' ich ſogleich wieder verwerfen, mir ahndete die Arme müſſe in ihren Kindern ein Unglück erlitten haben. Die Vermuthung traf nicht ganz fehl, doch immer noch fern genug von dem, was ich mir hatte denken können.

Die Generalin war in einen Lehnſtuhl geſunken, ich ſprach ihr Muth ein, und bat, ſie möchte mir nun kurz und klar ſagen, worauf es ankomme. Doch dies war nicht ſo leicht zu erlangen. Sie ſprach von einem Ueberfall, dem ſie entflohen ſei, den ihre Tochter glücklicherweiſe, da ſie nicht zu Hauſe geweſen, nicht erfahren habe, der aber noch immer drohe, und den ſie um jeden Preis abwenden müſſe. Ein Offizier war bei ihr geweſen, und da man ſie einem Unbekannten verläugnet hatte, zwar wieder weggegangen, aber mit Hinterlaſſung eines Briefes und mit der Angabe, er würde im Laufe des Tages wiederkommen. Noch immer blieb ich im Dunkeln, die verworrene Erzählung mühte ſich in Nebenumſtänden ab, und voll Ungeduld griff ich nach dem Briefe, der nun ſichtbar wurde, und mir endlich Aufſchluß ertheilen mußte.

Nachdem ich die Blätter geleſen, und einige Fragen zu näherer Erörterung gethan, ergab ſich mir folgender Zuſammenhang. Frau von Hünerbein war vor dreiundzwanzig Jahren mit einem Offizier, Hrn. von Trotha, der anfangs nur ihrer Eitelkeit geſchmeichelt, dann aber durch heftige Leidenſchaft ihr Herz gewonnen hatte, in eine Vertraulichkeit gerathen, die nicht ohne Folgen geblieben war. Ihr Schrecken, als dieſe Folgen ſich entſchieden ankündigten, war übergroß; ſeit langer Zeit von ihrem Mann getrennt, den die kriegeriſchen Bewegungen in die Ferne gezogen, entbehrte ſie des einzigen Anhaltes und aufrichtigen Rathgebers, dem ſie auch in dieſem höchſt mißlichen Falle ſicher vertrauen konnte. Denn ihr

Mann, aus der Schule der Leichtfertigkeit und Freigeiſterei jener Zeit, von denen auch ernſte und tiefe Männer befangen waren, würde der Sache weiter kein Gewicht beigelegt, ſondern im Gegentheil bei aller Gleichgültigkeit doch den beſten Eifer gezeigt haben, das Geſchehene zu vertuſchen oder ihm den beſten Anſchein zu geben; daß damals Hunderte von Männern ſolche Grundſätze hegten, mag man beſeufzen, aber die Thatſache iſt nicht abzuläugnen, und muß billigerweiſe zur Entſchuldigung ſo vieler Frauen angewendet werden, denen damals in ihren Männern, anſtatt bewahrenden Schutzes, nur gebietende Verführung zu Theil wurde. Der nächſten Hülfe beraubt, war die einzige Zuflucht, alles zu verheimlichen; unter dem klugen Beiſtande des geſchickten Arztes Dr. Grapengießer gelang das auch glücklich. Die Ereigniſſe des inzwiſchen ausgebrochenen Krieges und die Mißgeſchicke, welche das Land erfuhr, lenkten die Aufmerkſamkeit ab, und Frau von Hünerbein hielt ihre Wochen, ohne daß jemand es ahndete. Das Kind — ein Knabe — wurde auf den Namen der Mutter der Frau von Hünerbein als Julius Oppen getauft, und dann ſogleich entfernt. Die Mutter ſah das Kind nicht einmal, der Arzt ſchaffte daſſelbe in gute Pflege zu ſeinem Bruder, einem Landprediger in Mecklenburg, das unverbrüchlichſte Stillſchweigen war von beiden Brüdern heiligſt angelobt.

Das Geheimniß war einmal vorhanden, keine Verlegenheit drängte mehr, und ſo ſchien es zwecklos, Hrn. von Hünerbein als er aus dem Kriege wiederkehrte von der Sache noch nachträglich zu unterrichten. Die Zeit nach dem Tilſiter Frieden hatte Sorgen und Widerwärtigkeiten genug, um nicht ohne Noth ſolche zur Sprache zu bringen, die verſchwiegen bleiben konnten. Frau von Hünerbein zahlte in der Stille die nöthigen Pflegegelder, die während der ſchlimmen Zeiten wohl bisweilen läſtig wurden, auch beim Heranwachſen des Knaben erhöht werden mußten, endlich aber, als derſelbe im Kriegsdienſt untergebracht und Offizier geworden war, in eine monatliche Zulage verwandelt wurden, die derſelbe durch Vermittelung des Predigers regelmäßig bezog. Dieſer letztere blieb, nach ſchon früh erfolgtem Tode des Arztes, der einzige Mitwiſſer des Geheimniſſes.

Soweit hatte ich durch Leſen und Hören die Geſchichte mir endlich klar gemacht, als unvermuthet Rahel eintrat, die nach mir fragend vernommen hatte, ich läge noch zu Bette, und nun ſelbſt nachſehen wollte, wie es mir ginge. Erſtaunt, Frau von Hünerbein zu ſehen, wurde ſie völlig erſchreckt, als jene ihr um den Hals fiel, mit dem Ausrufe: „O Gott, liebſte Freundin, Ihr Mann iſt ein Engel, meine einzige Hoffnung! Nicht wahr, er wird mir helfen. Reden Sie ihm zu, dann thut er's gewiß!“ Sie wollte nun ſchnell die Sache erzählen, brachte ſie aber wieder in ſo abgeriſſenen Sätzen vor, daß Rahel durch einzelne Ausdrücke verleitet, glauben mußte, es ſei der Tochter ein Leid geſchehen, und daß ſie hierüber in eine krankhafte Schwäche verfiel, die für den Augenblick aller andern Sorge voranging. Ich warf einen Mantel um, und ſprang aus dem Bette. Nachdem wir Rahel einigermaßen hergeſtellt und geſtärkt, ſetzte Frau von Hünerbein ihre Erzählung fort, und nun wurde nach und nach klar, in welche gefahrvolle Spitze dieſe Geſchichte jetzt auszulaufen drohte.

Der Sohn hatte Urlaub genommen, und ſeinen Pflegevater beſucht, der ſich ſeines ſtattlichen Pfleglings mit großer Vorliebe freute und rühmte. Das mit Beſcheidenheit und doch mit Wärme ausgeſprochene Verlangen des jungen Mannes, doch nun endlich zu wiſſen, wer ſeine Eltern ſeien, ihnen, wenn ſie noch am Leben, ſeine kindliche Liebe zu bezeigen, ſchien dem Prediger ſo gerecht als natürlich; den Vater wußte er ſelber nicht anzugeben, aber die Mutter ihm zu nennen trug er um ſo weniger Bedenken, als dieſe ja nun Wittwe geworden, und ſeines Erachtens durch die Entdeckung nicht mehr bloßgeſtellt war, ja ſelber verlangen mußte, den niegeſehenen Sohn endlich an ihr Mutterherz zu drücken! Der junge Mann fühlte ſich geſchmeichelt, eine ſo vornehme und angeſehene Dame zur Mutter zu haben, er vermuthete in ſeinem Vater nun wohl gar einen Prinzen, und wollte ſich durch nichts abhalten laſſen, dieſe neuen Verhältniſſe, in denen ihm Gunſt und Hülfsmittel geſichert ſchienen, in Berlin zu begrüßen. Nun war dem Prediger doch bange geworden, und als ſein Abmahnen fruchtlos blieb, ſchrieb er wenigſtens an Frau von Hünerbein um ihr das Geſchehene zu melden, wobei er doch die Schuld der Entdeckung von ſich ab, und auf einen ihm unbekannt gebliebenen Zufall ſchob. Dieſen Brief, verbunden mit einigen eignen Zeilen, die er für den Fall ſchrieb, daß er niemanden träfe, hatte der junge Mann eben vor einer Stunde in der Wohnung der Frau von Hünerbein ſelbſt abgegeben.

„Denken Sie ſich, liebe Freunde!“ — rief ſie aus — „meinen fürchterlichen Schreck! Ich dachte in die Erde zu ſinken. Zum Glück war meine Tochter, durch das ſeltenſte Ungefähr, ſchon früh ausgegangen, und ich alſo allein zu Hauſe. Ich hätte meine Verwirrung nicht bemeiſtern können, ich wäre eben ſo gern auf der Stelle todt geweſen, als vor meinen Kindern ſo dazuſtehen. Sie wiſſen, und mit ſo guten, ſo geſcheidten Menſchen wie Sie beide, iſt es mir auch ganz recht, und kann ich ohne Scheu alles beſprechen, Sie wiſſen, wie meine Lage iſt, meine Verhältniſſe! Meine Mittel ſind gering, mein Anſehen erborgt, mein Ruf allem möglichen Tadel ausgeſetzt, auch falſchem und ungerechtem, ich kann den heuchleriſchen Ton, die ſchmiegſame Verſtellung, die jetzt herrſchen, nicht mitmachen, mir fehlt die Geſchicklichkeit, aber auch der Willen dazu. Die Betſchweſtern, die Gott danken ſollten, daß ich vergeſſe, was ich von ihrem frühern Wandel weiß, die thun jetzt, als hätten ſie mir etwas zu verzeihen, und als ſei es nur ihre Güte, daß ſie mich noch dulden. Wie würden die ſich aufblähen, wenn ſie dieſe Geſchichte erführen! Was für einen Lärm gäbe das, welcher Hohn, welche Schadenfreude ſtürzte über mich her! Ich wäre geächtet, ich wäre vernichtet, in Scham und Verzweiflung müßte ich untergehen! Meine eignen Töchter müßten, ja ſie müßten wider mich ſein! Sie ſehen, theure Freunde, hier gilt es ein Menſchenleben, und mehr als das, auch die Wohlfahrt aller mit dieſem Leben Verknüpften. Ich darf das Aergerniß nicht ausbrechen laſſen, ich muß um jeden Preis die Geſchichte niederhalten. Der junge Mann, der mich zärtlich in ſeine Arme drücken will, iſt mir der größte Schrecken in der Natur, ich habe keine Ruhe, bis er wieder fort iſt. Der Gedanke, ihn bei mir zu ſehen, von ſeiner

Aufwallung, ſeiner Unüberlegtheit, von jedem Zufall abzuhängen, iſt mir ein Gedanke des Todes. Helfen Sie mir, den Unglücklichen abzuwehren, zu beſchwichtigen, wieder fortzuſchaffen! Ich habe niemand hier, dem ich mich anvertrauen kann, ich habe nachgedacht, Sie ſind der einzige Menſch in Berlin, zu dem ich ſolche Zuverſicht haben kann; ich dachte einen Augenblick an den Fürſten von Wittgenſtein, aber mit Ihnen kann auch der nicht in Vergleich ſtehen.“

Während dieſer pathetiſchen, mit bewundernswürdigem Zuſammenhang ausgeſtoßenen Rede hatte ich mir die Sache raſch überlegt, und machte der Geängſteten folgenden Vorſchlag: Ich wollte zu dem jungen Manne fahren, ihm ernſtlich vorſtellen, wie die Verhältniſſe ſeien, ihm ſeinen Unbedacht verweiſen, ihn nachdrücklichſt verwarnen, und ihn ſo vorbereitet dann mitbringen, damit Frau von Hünerbein ihm perſönlich das Geſagte klar und bündig beſtätigte. Denn daß ſie ihn ſelbſt ſähe und ſpräche, ſchien mir unerläßlich, weil ſonſt das ungeſtillte Verlangen eines ſolchen Sehens in dem Sohne ſtets wiederkehren würde, wäre es auch nur aus Neugier, oder als Unluſt über das ſtete Dazwiſchenſtehen von Andern. Frau von Hünerbein war dazu ſogleich entſchloſſen, aber auf meinem Zimmer ſollte die Zuſammenkunft Statt finden, in meiner Gegenwart, es war dies die größte Selbſtüberwindung, das ungeheuerſte Opfer, das ihrem Stolz, ihrer Scham, ihrer Verlegenheit abgefordert wurde, aber ſie fühlte die Nothwendigkeit, ſie fühlte, daß ſie ſich nicht ſchonen durfte, und unternahm es, die Prüfung muthig zu beſtehen. Hierauf mußte die nächſte Aufgabe ſein, den jungen Mann ſogleich zur Abreiſe zu bewegen, und ihm das Verſprechen abzunehmen, ohne Erlaubniß nicht wiederzukommen. Die regelmäßige Fortzahlung ſeiner Zulage ſollte ihm geſichert werden, aber ich mahnte ausdrücklich von jedem weiteren Zugeſtändniß ab, zu dem die geängſtete Frau ſich nur allzu bereitwillig zeigte.

Ich fuhr in die entfernte Straße, wo der unwillkommne Fremde bei einem Kameraden ſich gaſtfreundlich einquartirt hatte. Ich fand einen wohlgebildeten jungen Mann, der mir auf den erſten Blick gutartig erſchien. Er war durch meinen Beſuch ſichtbar überraſcht und betroffen; der Orden pour le mérite, den er aus meiner Weſte hervorſchimmern ſah, zog ſeine Augen beſonders an, und er verband damit ohne Zweifel die Vorſtellung einer hohen Militairperſon. Ich kündigte ihm an, daß ich ihn allein ſprechen müßte, er ging mit mir in eine Kammer, wo wir aber, wegen des nur dünnen Verſchlages, um nicht nebenan gehört zu werden, mit gedämpfter Stimme ſprechen mußten. Doch war dieſe Vorſicht kaum noch nöthig, denn ich merkte bald, daß der Andere ſie nur ſcheinbar mitmachte, und gewiß, die jungen Leute hatten nicht vierundzwanzig Stunden mit einander hauſen können, ohne ſich vertraulichen Plaudereien hinzugeben, in welchen die Jugend ſelten der Zurückhaltung fähig iſt. Ich that meinerſeits aber nur um ſo wichtiger und ſtrenger, behandelte das Geheimniß als ein unverbrüchliches, und es gelang mir in der That, durch ſcharfe eindringliche Schilderung der Verhältniſſe, auch meinen jungen Mann zu überzeugen, daß jede Mittheilung, ja ſchon die leiſeſte Andeutung, hier von den ſchwerſten Folgen ſein, das Leben vieler Perſonen zerrütten, ja für ihn ſelbſt alle beſſere Zukunft vernichten würde. Hier mußt' ich ihm nun auch nachdrücklichſt vorhalten, wie übel er gethan ohne vorbereitende Anfrage nach Berlin zu kommen, und wie der Verſuch, unmittelbar ſelbſt bei der Mutter einzutreten, ein ſo raſendes Wagniß ſei, daß ich nicht ohne Schaudern an die Ereigniſſe denken könnte, die ich mir als möglich vorſtellen müßte, im Fall der Verſuch geglückt wäre. Er ſolle mir jetzt gleich ſein Ehrenwort geben, ſolchen Verſuch nun und nimmer zu wiederholen. Er gab mir dieſe Zuſage willig, nicht ohne bewegte Betheurung, daß es nie ſeine Abſicht geweſen, ſeine Mutter zu erſchrecken oder in Verlegenheit zu ſetzen; im Gegentheil, er fühle für ſie, wie er es auch ſchriftlich ihr ausgedrückt, nur innige Liebe und warme Dankbarkeit für ihre bisherigen Wohlthaten. Auch habe er den lebhaften Wunſch empfunden, ſeine Schweſtern zu ſehen, er habe von ihnen als ſchönen und liebenswürdigen Mädchen reden hören, und ohne Arg an die Freude gedacht, ſie brüderlich zu umarmen. „Ihre Schweſtern!“ rief ich aus, „erkennen Sie doch nur, daß dieſe niemals in Ihnen einen Bruder ſehen werden, daß dieſer Bruder, wenn ſie an ihn glaubten, ihnen ein Ankläger der Mutter ſein würde, die den Töchtern als eine Ehebrecherin, als eine der Schande Verfallene erſcheinen müßte, und daß der Bruder, weit entfernt einige Zärtlichkeit in ihnen zu erwecken, nur ein Gegenſtand des Abſcheus für ſie ſein könnte, ein Verkünder der Schmach, ein Zerſtörer aller innern Ruhe und alles äußern Glückes.“ Dieſe Rede machte den tiefſten Eindruck, und jetzt erſt ſchien er die ganze Bedeutung zu fühlen, die ſein Erſcheinen auch für die Mutter ſelbſt haben mußte. „Alſo bin ich verſtoßen“, — begann er, und erwehrte ſich der Thränen nicht, — „die mir Nächſten ſoll ich ewig meiden, damit ich ihnen nicht zum Vorwurf ſei! Ich ſoll meine Mutter nicht ſehen, ihr ſo nah ſoll ich wieder umkehren, ſoll keine Frage an ſie thun dürfen, ihre Züge nicht einmal erblicken!“ — Nein, verſetzte ich, ſo hart fällt es nicht aus. Im Gegentheil, ich bin gekommen um Sie abzuholen; Ihre Mutter will Sie ſehen, doch mit Bedingungen; ſie will Sie ſehen, aber bei mir, und nur dies einemal, und morgen dürfen Sie nicht mehr in Berlin ſein, ja Sie müſſen mir verſprechen, ohne Erlaubniß auch nicht wieder hieher zu kommen, es ſei denn, daß der Dienſt es erforderte.

Nach den vorausgegangenen herben Eindrücken dünkten ihn dieſe Worte ſchon gute Botſchaft. Sein Geſicht erhellte ſich, er ſah einem großen Augenblick entgegen, einem für ſein Leben entſcheidenden. Er verſprach herzlich gern, was ich verlangte, und vertraute mir dann, daß er ein doppeltes Anliegen mit ſeiner Mutter zu beſprechen habe. Das eine, geringere, betraf eine augenblickliche Verlegenheit, die Tilgung einiger Schulden, die er beim Regimente gemacht, und deren Einklagung er um jeden Preis verhüten müſſe; die Summe war nicht beträchtlich, und ich gab ihm Hoffnung, daß dies, wenn auch nicht ohne empfindliches Opfer, von der Mutter bewilligt werden könnte. Das zweite Anliegen war höheren Belangs und ſchwieriger. Bei ſeinem Eintritt in das Regiment war er als Adeliger in die Liſten geſchrieben worden, ſpäter jedoch, als ſeine uneheliche Geburt dem Kommandeur kund geworden, hatte dieſer das „von“ weggeſtrichen. Den adeligen Stand, wenn nicht zu behaupten, denn doch zu erlangen, war ſein Ehrgeiz lebhaft aufgereizt; er wollte nach ſeinem Vater fragen, und wenn der noch lebe und wie er vermuthe von hohem Stande ſei, deſſen Vermittelung anſprechen; ſei er aber ſchon todt, ſo würde auch ſchon die Mutter, die, wie er gehört, bei dem Könige ſehr in Gnaden ſtehe, ihm zu ſeinem Zwecke behülflich ſein können.

Ich wandte gegen beide Fälle große Bedenken ein, ohne doch alle Möglichkeit abzuſprechen. Von ſeinem Vater, ſagte ich, wiſſe ich weder Namen noch Stand, doch glaubte ich aus einigen hingeworfenen Worten annehmen zu müſſen, daß er nicht höhern Standes als die Mutter geweſen und längſt verſtorben ſei. Ich müßte ihn aufmerkſam machen, daß er es ſchicklicherweiſe dem eignen Antriebe der Mutter zu überlaſſen habe, ob ſie ihm hierüber Eröffnungen machen wolle oder nicht. Was die Einwirkung der Mutter ſelbſt beträfe, ſo ſeien mir allerdings Fälle bekannt, wo dergleichen gelungen ſei; jedoch ließe ein ſolcher Erfolg ſich nicht übereilen, man müſſe die Gunſt der Umſtände abwarten, vortheilhafte Zeugniſſe müßten zu Hülfe kommen, in letzterem Betracht würde er ſelbſt am meiſten zu dem Ergebniſſe mitwirken können.

Unterdeß hatte ſich der junge Mann vollſtändig angekleidet, wir gingen hinab und ſetzten uns in den Wagen. Die lange Fahrt gab mir noch genugſame Zeit, meinem Gefährten zuzuſprechen, ihn zu vermahnen, ihn vorzubereiten. Ich ſtellte ihm die Verhältniſſe der Geſellſchaft, der großen Welt und des Hofes von ihren verſchiedenen Seiten dar; wie die Sitten und Anſichten wechſelten, wie das Urtheil ſich veränderte; wo der ſittliche Richter in der Kenntniß der näheren Umſtände, in der Durchſchauung des Innern, oft Gründe der Entſchuldigung, ja der Freiſprechung finde, da halte der geſellſchaftliche ſich lediglich an den äußern Schein, und übe hiernach das unerbittlichſte Strafamt; ich wollte hiedurch die Mutter in den Augen des Sohnes heben, und ihm zugleich einſchärfen, wie gefährlich jede äußere Bloßſtellung für ſie werden müſſe, er ſollte fühlen, daß ſie kein vermindertes Recht auf ſeine Ehrerbietung, ein erhöhtes aber auf ſeine Schonung habe.

Mein Gefährte, ich muß es ihm nachſagen, erleichterte mir meine Aufgabe nach beſten Kräften; er war gutmüthig und wohlmeinend; nur hatte er, der Welt und ihrer Verhältniſſe unkundig, ſich allerlei Vorſtellungen gemacht, die ich ſorgfältig berichtigen mußte, um ihn von verkehrtem Benehmen und verfänglichen Schritten abzuhalten. Doch nach Maßgabe, daß ich ihm Thatſächliches vorlegte, ihn zur Einſicht führte, ließ er Stück für Stück ſeine früheren Täuſchungen fallen, und ſtimmte willig ſeine Erwartungen herab. Ich durfte ihn, als der Wagen endlich vor meiner Wohnung hielt, für hinreichend bearbeitet halten, und alle Hoffnung hegen, daß die bevorſtehende Zuſammenkunft gut ablaufen würde; doch als wir ausſtiegen, konnte er die Spannung kaum bemeiſtern, die im Annahen eines ſo außerordentlichen und einzigen Augenblickes, wie der ihm bevorſtehende, in ſeiner Seele ſich furchtbar geſteigert hatte. Ich ſah ihn zittern und ſchwanken, und griff ihm unter den Arm, ihn zu halten und zu führen. Ein unerwartetes Begegniß drohte mich ſelbſt eben jetzt aus der Faſſung zu bringen. Gleich im Hausflur traten mir zwei Offiziere entgegen, die mich hatten beſuchen wollen, von Rahel empfangen und berichtet worden waren, ich ſei unwohl, und nach peinlich ausgedehntem Verweilen jetzt eben weggingen. Sie erſtaunten, den nach Hauſe kommen zu ſehen, den ſie bettlägerig gedacht, noch mehr machte ſie der Begleiter ſtutzig, welchem ſie ſogleich den fremden Offizier anſahen. Ich wollte grüßend vorbeigehen, aber Graf von S. hielt mich auf, und flüſterte mir zu, da müſſe ja ein wunderbares Abentheuer im Spiele ſein, meine Frau habe ihn wie er nun ſehe, abſichtlich weggeſchickt, er werde auch gehen, aber vorher ihr zur Strafe noch durch die Thüre zurufen, er habe alles entdeckt! — „Thun Sie das nicht, lieber Freund!“ erwiederte ich, „es gilt eine ernſte Ausgleichung, die ich vermitteln ſoll.“ Der hiedurch erweckte Gedanke eines Ehrenhandels bewirkte ſogleich beſcheidenes Zurücktreten, wir ſchieden unter bedeutungsvollem Händedruck, und ich brachte den fremden Gaſt nun ohne weitere Störung die Treppe hinauf.

In bangen Sorgen und quälender Unruhe hatte unterdeſſen Frau von Hilnerbein auf meinem Zimmer meine Rückkehr abgewartet. Rahel bewies ihr alle Theilnahme, hörte die umſtändliche Erzählung der traurigen Geſchichte, der nie auch nur eine Täuſchung von Glück und Freude innegewohnt, und ſprach ihr liebreiche Troſtesworte zu, deren ſie ſtets die angemeſſenſten und wirkſamſten zu Gebot hatte. Bisweilen mußte ſie ſie verlaſſen, Geſchäfte des Hauſes und Beſuche abzufertigen, die beiden Offiziere hatten ſie durch ihr langes Bleiben wahrhaft gemartert. Als ich eintrat, und ankündigte, der junge Mann ſei im Vorzimmer, hatte Frau von Hilnerbein alle Faſſung und Kraft, die ihr bisher zu fehlen geſchienen, plötzlich zuſammen, während Rahel in Schreck und Weh wie vernichtet war, und mit der Verſicherung, ſie habe das Ihre ſo lang es nöthig treu geleiſtet, das Weitere wolle und könne ſie nicht mit anſehen, das Zimmer verließ. Mir ſagte Frau von Hilnerbein mit feſter Gelaſſenheit, meine Gegenwart ſei ihr zur Haltung nothwendig, ich ſolle ihren Sohn hereinrufen und dableiben.

Man wird es mir leicht glauben, daß meine Empfindung beklommen und angſtvoll war; dem Zeugen einer ſchmerzhaften Operation, einer peinlichen Gerichtshandlung, kann nicht weher zu Muthe ſein. Auch war der Augenblick wohl einzig zu nennen, einer von der Art die auch der reichſten Lebenserfahrung ſich nicht darbietet. Eine Mutter, gewohnt in Glanz und Stolz aufzutreten, jetzt demüthig in Scham und Angſt einem Manne gegenüber, den ſie nie geſehen, der aber ihr Sohn iſt, den ſie zum erſtenmal umarmt und Du nennt, und den ſie ſogleich wieder verläugnen muß, nicht wiederſehen darf! Aber auch für den Sohn, welch eine Verwirrung, welch eine Macht von Eindrücken! Er war überraſcht, betroffen, die ſtattliche, noch ſchöne und reizende, vornehme und haltungsvolle Dame ſah er mit Staunen an, ich hatte ſie ihm geſchildert, aber ſeine Vorſtellung war hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Die Mutter beherrſchte ſogleich ihre Verlegenheit. Sie redete ihn mit bewegten, aber einfachen Worten an, mit ſchmerzlichem Ton, mit edler Faſſung, umarmte ihn, und ſagte dann, indem ſie auf mich deutete: „Dieſem Freunde verdanken wir es, daß wir einander ſehen können, ohne ſeine Hülfe wäre es nicht möglich geweſen. Du haſt viel gewagt durch Dein Hieherkommen, durch die unbedachte Art, wie Du mich aufgeſucht, Du hätteſt mir den Tod geben können, vielleicht zum gerechten Lohne, daß ich Dir das Leben gegeben, aber Du hätteſt darum nicht weniger den Vorwurf und die Schuld ewig empfunden! Mein Sohn, es iſt hart genug, daß ich ſo vor Dir ſtehe, vergrößere das, was ich zu tragen habe, nicht durch Leichtſinn oder Unbeſonnenheit. Halte mich nicht für gefühllos, ich bin es nicht, aber die Macht der Umſtände gebietet unabänderlich, daß das Band, das uns verknüpft, das tiefe Geheimniß bleibe, daß wir einander meiden, in aller Hinſicht getrennt bleiben. Ich weiß, ich habe Pflichten gegen Dich, ich habe ſie erfüllt, ſo weit andere frühere Pflichten es zuließen; ich habe für Dich geſorgt, ſoweit meine Kräfte es vermochten. Du biſt gut erzogen, Du gehörſt einem ehrenvollen Stande an, Du genießeſt einer Unterſtützung, wie ſie viele Deiner Kammeraden nicht haben. Ich werde gern ferner ſorgen, ich hoffe Deine Lage in Zukunft zu verbeſſern, aber jede Unvorſichtigkeit von Deiner Seite würde alle Verhältniſſe zerſtören, auf die jene Hoffnung ſich gründen muß. Mein Sohn, ich habe um Deinetwillen viel gelitten, aber durch dieſe Leiden iſt mir ein Recht an Dich gewonnen, das ich ſonſt vielleicht weniger anrufen dürfte; ich rechne auf Deine Dankbarkeit, ich fordere Deine Ehrerbietung, Deinen Gehorſam.“

Dieſe Rede, mit möglichſter Treue hier wiedergegeben, in mäßigem Pathos geſprochen, im natürlichſten Erguſſe, ganz aus dem Drange des Augenblicks hervorgehend, übertraf alles, was man der Frau je hatte zutrauen dürfen. Ich bewunderte den Verſtand, die Angemeſſenheit, die Haltung, mit denen ſie ſprach. Sie wußte in dieſem ſchwierigſten aller Fälle, in der mißlichſten Lage, in welche jemals eine Frau kommen kann, ſich den Umſtänden zu fügen, ohne ihre Würde aufzugeben oder ihr Anſehen zu ſchwächen. Die Miſchung von Weichheit und Selbſtbeherrſchung, von Bewegung und Gelaſſenheit, hätte nicht richtiger, nicht zweckmäßiger ausgedacht, das ganze Benehmen nicht glücklicher durchgeführt werden können, als es hier dem von unabweislicher Wirklichkeit bedrängten Gemüthe gelang. Denn Frau von Hünerbein wäre unfähig geweſen, irgend etwas dieſer Art mit Ueberlegung hervorzurufen, ſie würde auf Befragen nur die elendeſte Auskunft gegeben haben, und glaubte nicht im geringſten an ihre Redekunſt. Sie hatte nur das Gefühl der Noth, in der ſie ſich befand, und ſprach aus dieſer heraus; ſo ſchwimmt auch ein Menſch, der es nie gelernt, in plötzlicher Todesgefahr, und gelangt glücklich an's Ufer. Talent und Bildung ſind bequeme Hülfen für das gewöhnliche Leben, doch die wahre Kraft des Menſchen liegt in den Tiefen der Seele, und außerordentliche Begegniſſe rufen ſie ſelten fruchtlos an. Frau von Hünerbein erſchien mir in dieſen Momenten hoch erhaben über die meiſten Frauen, die ſich an Geiſt und Bildung weit über ſie hinaus dünkten.

In gleicher Haltung und Art begann die Mutter nun ein eigentliches Geſpräch, in welchem auch der Sohn ſeine anfängliche Verſchüchterung nach und nach ablegte, und auf mancherlei Fragen mit Verſtand und Aufrichtigkeit antwortete. Bei einzelnen Gegenſtänden mußte ich mit einſprechen, Rath und Erläuterung geben, für jetzt und künftig die Vermittelung zuſichern. So kam allmählig eine Art Vertrag zu Stande, der beide Theile zufriedenſtellte, und den beide pünktlich zu halten verſprachen.

Nachdem die Herzen ſolchergeſtalt etwas erleichtert waren, trat eine Pauſe ein, und Frau von Hünerbein wünſchte, daß doch Rahel wiederkäme. Durch ihr Erſcheinen wurde alles gleich heiterer und behaglicher, man athmete freier, über den harten und ſcharfen Boden, auf dem das Ganze nun einmal ſtand, und der hin und wieder noch nackt hervorblickte, wurde durch anmuthige, taktvolle Thätigkeit unmerklich ein Teppich gebreitet, und alle Spannung löſte ſich in ruhige Freundlichkeit auf. Einige Erfriſchungen wurden gebracht, und waren um ſo willkommener, als die Stunde des Mittageſſens längſt vorüber und von uns Allen verſäumt war. Das Geſpräch nahm leichtere Wendungen, die mit dem Anlaſſe der Zuſammenkunft nicht mehr zuſammenhingen, und ein Fremder, der jetzt eingetreten wäre, hätte uns Alle in gewöhnlicher leidlicher Verfaſſung und ſchwerlich eine Spur der großen

Aufregung gefunden, die kurz vorher hier die Gemüther beherrſcht hatte.

Das Scheiden erneuerte einige Spannung, doch nur mäßig und kurz. Unter milden Thränen und heißen Verſprechungen umarmte der Sohn die Mutter, empfing ihre nochmaligen Ermahnungen, ihren Segen, und folgte mir dann zu dem Wagen, in welchem ich ihn noch eine Strecke begleitete, um noch einige nothwendige Verabredungen mit ihm zu treffen. Für ſeine dringendſten Anliegen wurde Rath geſchafft, für die Zukunft alles Erforderliche geſichert. Obſchon er anfangs andere Vorſtellungen gehegt, ſo ſchien er doch mit dem ganzen Verlauf und Ausgange der Sache wohlzufrieden, und verſicherte, er fühle ſich mir zur innigſten Dankbarkeit auf immer verpflichtet.

Als ich zurückkam, fand ich Frau von Hünerbein nicht mehr, ſie war ſo lange von Hauſe weggeweſen, ſie mußte nachſehen wie es dort ſtand, ihr ungewöhnliches Ausbleiben beſchönigen, nach ſolchem Sturme der Ruhe pflegen. Sie ließ mir tauſend Segenswünſche zurück. Rahel fiel mir um den Hals, ein Strom von Thränen fand erſt jetzt ſeinen Ausbruch, ſie hatte unſäglich gelitten, und empfand ſeit dem erſten Schreck einen Schmerz am Herzen, der ihre ſchon gebrochene Geſundheit noch mehr zerſtören half, und in ſpätere heftige Krankheitsfälle mit überging.

Noch längere Zeit blieb ich zwiſchen Mutter und Sohn als Vermittler geſtellt. Noch oft hatte ich Mühen und Sorgen davon, denn es gab mancherlei zu beſchwichtigen und auszugleichen. Als nach einigen Jahren aber Frau von Hünerbein geſtorben war, und die Sache eine andere Wendung zu nehmen und in gerichtliche Verhandlung überzugehen drohte, zog ich mich von aller Theilnahme völlig zurück.

Im Jahre 1842 aber vernahm ich unerwartet, daß dieſe Angelegenheit vor Gericht völlig durchgefochten und zu einem Ergebniſſe gediehen war, das alle Welt in Erſtaunen ſetzte, zugleich aber alles Geheimniß in dieſer Sache aufhob. Der bisherige Lieutenant Oppen iſt nämlich, nachdem er erwieſen, daß er in der Ehe geboren und von demjenigen, der bürgerlich als ſein Vater anzunehmen war, nicht verläugnet noch ſeine Mutter eines Ehebruchs geziehen worden, durch ein gerichtliches Erkenntniß vollſtändig in ſeine Rechte eingeſetzt und als Freiherr von Hünerbein anerkannt worden.

Einundvierzigſter Abſchnitt.

Baden-Baden.

1829.

Der Mimiker Alexander war aus Paris angekommen, und die öffentliche Vorſtellung ſeiner Kunſtſtücke ſollte im Schauſpielhauſe Statt haben. Man verkündigte Wunder von ihm, die Gräfin von Walſch machte es uns zur Pflicht, den außerordentlichen Künſtler ja nicht zu verſäumen, auch die Großherzogin, verſicherte ſie, werde ſich einfinden. Wir ließen uns im voraus die nöthigen Einlaßkarten holen, und fanden uns am beſtimmten Abend frühzeitig zur Stelle ein, da wir wohl vermuthen konnten, daß der Zudrang ſpäter läſtig ſein würde. Ich führte Rahel und Frau von Zielinski, es ſchloſſen ſich aber auch Madame Goldſchmidt aus London, nebſt zweien ihrer Töchter, wovon die eine Madame Fould aus Paris, und ferner Madame Welles, eine ſchöne Nordamerikanerin, meiner Führerſchaft an, die ihnen um ſo erwünſchter war, als Gedräng und Lärm ſchon den Eingang umgaben. Unſere Karten in der Hand kamen wir indeß leicht genug vorwärts, und waren ſchon die innere Treppe hinaufgeſtiegen, als wir uns dort plötzlich gehemmt ſahen. Eine Dame aus Berlin befand ſich in heftigem Streite mit einigen Bedienten, welche den Eintritt zur Gallerie jederman verwehrten. Sie wendete ſich, da ſie mich kannte, ſogleich zu mir mit ihren Klagen, und trug mir den Fall vor, der auch bereits der meinige war. Seit Eröffnung des Hauſes hatten jene Bedienten ſich des Poſtens hier bemächtigt, und alle Ankommenden zur gegenüberliegenden Seite hingewieſen, indem dieſe Seite für eine Geſellſchaft von zweiundzwanzig Perſonen ſchon genommen ſei, deren Berechtigung durch ebenſoviele vorgezeigte Einlaßkarten dargethan werden ſollte. So lange auf der jenſeitigen Gallerie noch Platz genug war, kam es zu keinen ſchwierigen Erörterungen, die Leute bezeigten einiges Mißvergnügen, aber nahmen ihre Plätze drüben. Allein jetzt war die jenſeitige Gallerie ſchon ganz überfüllt, niemand konnte mehr hinein, und um ſo heftiger drängte man ſich nach der dieſſeitigen noch leeren zurück. Ein Raum der auf mehr als fünfzig Perſonen berechnet und ihnen angewieſen war, zu welchem jeder mit ſeiner Karte verſehene Ankömmling gleiche Berechtigung hatte, und dies um ſo unläugbarer, als keine geſonderten oder durch Nummern bezeichnete Sitze vorhanden, ſondern nur zwei Reihen Bänke fortlaufend aufgeſtellt waren, dieſer Raum konnte nicht von einer Vollzahl von Zuſchauern, geſchweige denn von einer ſo entſchiedenen Minderzahl, zum Nachtheil derer, welche durch ihr früheres Kommen ein unbeſtreitbares erſtes Anrecht hatten, in Beſchlag genommen werden. Die Sache war augenſcheinlich, und indem jeder Moment neue Einlaßfordernde heranſchwellte, wurden theils die Theaterleute um Abſtellung der Ungebühr angerufen, theils von der Polizei Hülfleiſtung erwartet. Allein dieſe war unſichtbar, und jene wagten in Furcht und Verlegenheit gegen die vornehmen und franzöſiſch redenden Bedienten nicht aufzutreten. Ich ſuchte dieſe letztern zu bedeuten, und ſagte ihnen bündig, wie die Sache ſich verhalte, allein ſie wollten nicht weichen; für mich allein hätte ich vielleicht das Eintreffen der erwarteten Herrſchaften oder eine andere Dazwiſchenkunft abgewartet, aber mit ſechs Damen hier im Gedränge zu ſtehen, das ſchon keinen Rückzug mehr geſtattete, und vor ſich den leeren, offnen Raum zu haben, den wir zu betreten das vollſte Recht in der Hand hielten, das wäre auf die Dauer eine eben ſo lächerliche als unwürdige Rolle geworden, und nachdem ich aus Vorſicht noch erkundet, ob der Hof, dem aber ſchon immer eine beſondere Mittelloge vorbehalten war, nicht etwa betheiligt ſei, ſo trat ich dergeſtalt vor, daß die Bedienten wichen, indem ſie doch nur mir und meinen Damen den Eingang zuzulaſſen meinten, allein im Augenblicke waren mit mir alle Wartenden heftig eingedrungen, und die erſten Plätze wie durch Zauberſchlag angefüllt. Nun erfolgte eine kleine Stille, und die Vorſtellung ſollte bald angehen; indeß mußte ich mich einer nahen Wiederaufnahme des ruhenden Streites ſchon gewärtig und auf alle Fälle gefaßt halten.

Ein ſummendes Geräuſch kündigte von der Treppe und dem Eingange her die endlich erſcheinende Geſellſchaft der Zweiundzwanzig an, die ſich auf ihre kluge Vorkehrung verlaſſen und bequem bei der Mittagsmahlzeit den letzten Augenblick fröhlich abgewartet hatte, aber jetzt ſich ſo häßlich getäuſcht und die Vorderplätze, auf die man gerechnet, alle genommen fand. Die Verwunderung und die Unzufriedenheit der zuerſt Eintretenden wurden ſchnell durch die Nachfolgenden verſtärkt, und bald ertönte der ganze Raum wie von einem Schwarm geſtörter Bienen. Man rief, man fragte, man berieth, indem man zugleich unter den noch übrigen Plätzen wählte und ſich einrichtete, eine allgemeine Stimmung des Unwillens, des Verdruſſes, der Klage, machte ſich in franzöſiſcher, engliſcher und ruſſiſcher Sprache Luft, Damen des verſchiedenſten Alters und Umfangs, im reichſten Putz und breiteſten Anzuge drängten ſich zwiſchen den Herren vor, und waren nicht die wenigſt eifrigen in Klagen und Bemerkungen. Ich hatte nicht gezögert, einer ſchönen jungen Dame meinen Platz abzugeben, und mich auf die hintere Bank geſetzt, wo ich ſogleich rechts und links Nachbarn bekam, und nun völlig vom Feinde umgeben war. Solange die Bienen nur ſummten, konnt' ich es ruhig geſchehen laſſen, aber ich mußte glauben, daß ſie auch ihren Stachel an mir verſuchen würden, und ich war entſchloſſen, jede ſolche Berührung ſchneidend zu erwiedern. Ich wachte mit lauſchendem Ohr über jedes Wort und jede Redensart, die mir vernehmbar wurden, und wog den Werth einer jeden bei mir ab. Es fielen genug widrige und faſt bedenkliche Aeußerungen vor, doch keine, die ich als eine perſönliche Anzüglichkeit zu nehmen gehabt hätte; ſelbſt ein Franzoſe, mir ſchon bekannt als Graf Nettencourt, der mit den Bedienten am Eingange gewaltig lärmte, ſie wegen ihrer Feigheit ſchalt, und ihre Entſchuldigungen gar nicht hören wollte, warf nur einen Blick aus der Ferne auf mich, und vermied meine Nähe, als jene mich ihm beeifert zeigten und als den Brecher ſeiner Befehle angaben. Ich erfuhr zum Theil auch jetzt ſchon, mit was für Perſonen ich es zu thun hatte, mich umgab eine Auswahl von hoher Ariſtokratie aus mehreren Nationen, ein Fürſt La Trémouille, Lord Pembroke, Lord und Lady Hamilton, Lady Dundas, Fürſt und Fürſtin Schtſcherbatoff, Gräfin Chelincourt geborne Schuwaloff, Herr und Frau von Obreskoff, und noch andere Namen ſolchen Klanges, tönten mir zu, nicht eben ergötzlich, darf ich wohl geſtehen, denn die Feindſchaft und Rache einer ſolchen Klicke war auf keine Weiſe zu verachten, und konnte nicht nur die übrige Badezeit mir verbittern, ſondern auch weiterhin noch manche Verdrießlichkeiten verurſachen. Ich mußte mich zuſammennehmen, um dieſe fortdauernde Spannung und den annahenden Kampf nach allen Seiten mit Beſonnenheit und Kraft zu beſtehen, und ich darf ſagen, wenn ich jemals in dieſer Art mit mir zufrieden ſein konnte, ſo war es an dieſem Abend, denn bei Wagram und bei der Görde war es minder heiß.

Eine Dame war es, welche zuerſt meine ſchroffe Ruhe in thätige Wehr übergehen machte. Die Gräfin Chelincourt, zur Rechten dicht neben mir, ſprach lebhaft mit ihrer Nachbarin ruſſiſch, dann, offenbar für mich ging ſie in's Franzöſiſche über, und machte ſpitze Anmerkungen, daß man in der ganzen Welt für die Damen und die Diplomaten Rückſichten zu haben pflege, nur hier nehme man ihnen ihre verwahrten Plätze weg. Höflich aber feſt erwiederte ich ſogleich, hier ſeien keine Plätze verwahrt, ſondern eine Gallerie widerrechtlich geſperrt geweſen, gerade um der Damen willen die ich hereingeführt, hätten die Bedienten weichen müſſen, Diplomaten aber gäbe es hier im Bürgerrock und auf der allgemeinen Gallerie nicht, ſondern nur Zuſchauer, die ihr Recht und ihren Platz jeder um denſelben Preis erkauft hätten. Die dicke und trotzige Gräfin wollte noch nicht ablaſſen, und nach einigen ferner gewechſelten Worten fand ich mich veranlaßt ihr zu ſagen, ich befände mich in der größten Verlegenheit, mit ihr weiter über die Sache zu reden. — Warum? fragte ſie raſch. — Weil ihre Eigenſchaft als Dame mich nothwendig verhindern müßte, ihr das, was ihr zu ſagen wäre, mit dem erforderlichen Nachdruck zu ſagen, hiezu ſei es beſſer mit den Männern zu thun zu haben, und ſie würde doch deren Rolle nicht auf ſich nehmen? — Ich muß alſo ſtillſchweigen, ſagte ſie voll Grimm und Aerger, und ich machte eine bejahende Verbeugung. Sie aber that wirklich den Mund nicht mehr auf, und ſah nur entſetzlich bös aus.

Kaum hatte ich von dieſer Seite Ruhe, ſo regte ſich mein Nachbar zur Linken, ein großer, mürriſcher Engländer, der im ſchlechteſten, gebrochenſten Franzöſiſch mich wegen des Vorgangs um erklärende Auskunft anſprach. Er nahm die letztere, die ich ihm auf das bündigſte ertheilte, ſehr verſtändig auf, und gab das Vernommene bald auch als ſeine Anſicht halblaut weiter, der Punkt wegen der Allgemeinheit und Ungeſchiedenheit der Plätze, und daß hier weder Sperrſitze noch Logen ſeien, leuchtete ihm beſonders ein, da er jedoch von ſeinen Gefährten und Gefährtinnen durch allerlei Widerſpruch leicht wieder irre gemacht wurde, ſo ermangelte er nicht, mir dieſen in ferneren Fragen vorzuhalten, und wurde mir durch ſeine parlamentariſche Gründlichkeit läſtig, ſo daß ich endlich kurz abbrach, mit dem Bedeuten, wer etwas von mir wolle, könne mich nachher draußen ſprechen. Hierauf ſchwieg er. Inzwiſchen war die mimiſche Vorſtellung auf der Bühne ſchon weit vorgeſchritten, und die dem Künſtler gewidmete Aufmerkſamkeit gab dem Murren und Brauſen auf unſerer Gallerie einige Dämpfung.

Der Zwiſchenakt jedoch führte ſchnell einen neuen Auftritt herbei. Ganz friſch und eifrig trat ein verſpätetes Mitglied der Geſellſchaft ein, ſah dieſe zwiſchen Fremden zerſtreut und ungünſtig geſetzt, erfuhr ſummariſch die Geſchichte, und gab ſeinen Verdruß durch laute Aeußerungen zu erkennen. Was die Andern verſäumt hatten, wollte dieſer nachholen, er ließ ſich den Stifter all des Unheils zeigen, trat von der offnen Rückſeite raſch an meine Bank, und wandte geradezu das Wort an mich: „Mit welchem Rechte, mein Herr", hob er an, „haben Sie dieſe Plätze genommen?" — Ich kehrte das Geſicht ſoviel als nöthig nach ihm hin, und antwortete: „Mit dem Rechte, mein Herr, das meine bezahlten Billets mir gaben." — „Aber dieſe Plätze waren ſchon beſetzt." — Sie waren es nicht. — „In der ganzen Welt iſt es Gebrauch, daß man ſich Plätze im Theater durch vorausgeſandte Leute aufbewahren läßt." — Allerdings, doch auf andere Weiſe; man läßt die beſtimmte Zahl Plätze durch eine gleiche Zahl Perſonen wirklich beſetzen, aber verſucht nicht, durch ein paar Bediente eine ganze Gallerie zu ſperren. — „Alſo hätten wir zweiundzwanzig Bediente ſchicken ſollen?" — Was Sie hätten thun ſollen, das iſt mir gleichgültig. — „Aber ich bitte Sie, mein Herr, zweiundzwanzig Bediente! wer hat die?" — Der Mann war bei aller Aufregung nicht ohne Laune, ſeine Stimme war wohltönend und gebildet, er ſprach ein ausgezeichnetes Franzöſiſch, und ſein ganzes Weſen hatte etwas heiter Einnehmendes. Er fuhr indeß fort zu rechten und zu ſtreiten, und unſere ziemlich lauten und klaren Reden und Gegenreden zogen die Neugier des ganzen Publikums auf uns hin. Ich bemerkte dies dem Herrn, und bot ihm an, wir wollten beide hinausgehen, und im Freien unſere Sache weiterbeſprechen, welches Anerbieten er jedoch umging, und als ich abermals Lärm und Geſpräch hier verbat, und Papier und Bleiſtift hervorzog, ihm meinen Namen und meine Wohnung aufzuſchreiben, vermied er auch dieſes anzunehmen. Ich muß bekennen, die Art, wie er meiner deutlichen Abſicht auswich, war ſo geſchickt und fein, ſein Ton und ſein Behaben ſo ausgezeichnet, daß ſein Ablehnen keinen unvortheilhaften Nebengedanken erwecken konnte, und nur den Takt und die Bemeiſterung ausdrückte, die ein gebildeter Mann in ſolchen Fällen übt, wo er merkt und fühlt, daß er auf keinem richtigen Wege ſei, und durch Weiterſchreiten nichts beſſern könne. Ungeachtet ſeines guten Franzöſiſchredens hielt ich ihn für einen Engländer, und es war mir ſchon lieb, wenn einmal dieſer Streit noch Folgen haben und ausgefochten werden ſollte, zunächſt einen ſolchen

Gentleman zum Gegner zu haben. Für den Reſt des Abends hatte ich nun Ruhe, wiewohl eine unheimliche Stimmung und ein mißvergnügtes Flüſtern und Bewegen bis zum Schluſſe fortdauerte. Ich blieb einer der Letzten, und als die Andern ſich längſt entfernt hatten, gab ich meinen Damen den Arm, und führte ſie nach Hauſe.

Am nächſten Vormittage war meine Sorge, mich überall zu zeigen, auf der Promenade, im Spielſaale, im Leſekabinet, damit mich leicht finden könnte, wer mich etwa ſuchte; allein niemand ließ ſich blicken, und der ganze Tag verging ohne irgend ein Begegniß. Ebenſo der nächſte und ſogar der dritte. Am vierten Tage jedoch rief mich die Bureaudame des Reſtaurateurs im Vorbeigehen an, es ſei ein Brief gefunden worden, ſagte ſie, den ich wahrſcheinlich auf dem Tiſche habe liegen laſſen, und ſie händigte mir das Blatt ein. Doch war der Brief nicht an mich, ſondern von dem würtembergiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten an den ruſſiſchen Geſchäftsträger in Stuttgart gerichtet, auf der leeren Rückſeite aber mein Namen, Stand und Wohnung angemerkt. Ich gab das Blatt zurück, als welches mir nicht gehöre; der Zuſammenhang aber war klar, man hatte nach mir gefragt, die eingezogenen Notizen auf das nächſte zur Hand geweſene Papier aufgezeichnet, daſſelbe zufällig jedoch verloren, und es war nicht anders zu erwarten, als daß man mich würde zu ſprechen ſuchen.

Meine Erwartung wurde jedoch getäuſcht, es verging ein Tag nach dem andern, ich ſahe theilweiſe die Herren und Damen jener Geſellſchaft an den gewöhnlichen Orten des Zuſammenkommens wieder, aber, man wandelte vorüber, und weder Wort noch Blick erinnerte, daß man ſich ſchon anderwärts geſehen oder gar geſprochen. Ich mußte nun glauben, die Sache ſolle auf ſich beruhen, und konnte damit meinerſeits wohlzufrieden ſein, da mir in That und Wort die Oberhand verblieben war.

Schon hatte auch ich den ganzen Vorgang beinahe völlig in Vergeſſenheit ſinken laſſen, als ich unerwartet auf's neue daran erinnert wurde, und plötzlich den ganzen Handel wieder aufwachen ſah. Eines Vormittags im Leſekabinet, wo ich franzöſiſche Zeitungen las, bemerkte ich, daß mein Nachbar gegenüber verſchiedentlich zu mir aufblickte, und nachdem er mich genau betrachtet, ſah ich ihn ſo höflich als gemeſſen ſich zu mir wenden. „Mein Herr“, ſagte er mit feinem Weſen, „ich glaube Sie ſind es, mit dem ich vor einiger Zeit im Theater einen Wortwechſel wegen Plätzen hatte?“ — Ich konnte nicht zweifeln, daß mein damaliger Gegner vor mir ſtehe, und ich mußte denken, er ſei nun doch willens, die Sache nicht ſo abgebrochen zu laſſen, nur hatte er freilich etwas lange ſich beſonnen. Da hier kein Ort, dergleichen nach Gebühr zu bereden, ſo bejahte ich vorläufig ſeine Anrede, und lud ihn ein, mit mir hinauszugehen. Zu meiner Verwunderung lehnte er dies jedoch ab, und meinte, er habe mir nur einige Worte zu ſagen, die auch hier geſprochen werden könnten. „Wir waren im Streit, mein Herr“, ſo begann er, „wiefern jene Plätze als verwahrt oder als offen gelten durften, und wenn ich anfangs entſchieden an mein Recht glaubte, ſo wurde mir daſſelbe ſpäterhin doch zweifelhaft. Um Gewißheit über die Sache zu erlangen, ließ ich den Fall dem Regierungskommiſſair Geheimrath Betz vorlegen, und dieſer gab die Erklärung, der Herr, welcher als Früherkommender die leeren Plätze eingenommen, ſei ganz in ſeinem Rechte geweſen. Ich glaube es Ihnen, mein Herr, ebenſo wie mir ſelbſt ſchuldig zu ſein, Ihnen dieſe Entſcheidung mitzutheilen, und ich hätte es früher gethan, wäre ich nicht zufällig in der Zwiſchenzeit von hier entfernt geweſen; jetzt, da ich Ihnen zuerſt wieder begegne, iſt es mir ein wahres Vergnügen, dies bitte ich Sie zu glauben, mich der mir auferlegten Pflicht zu Ihrer Genugthuung zu entledigen.“ Dieſe überraſchende Anrede geſchah in der freimüthigſten, edelſten Art, und ich mußte den Mann bewundern, der ſich mit ſolchem Vortheil im eingeſtandenen Unrecht bewegen und darüber erheben konnte. Mein Wunſch zu erfahren, wen ich in einem ſo edlen Gegner zu erkennen habe, wurde ſogleich befriedigt; es war Herr von Obreskoff, ruſſiſcher Geſandter am würtembergiſchen Hofe. Wir drückten uns die Hände und wechſelten die verbindlichſten Worte, ſo wie gleich am nächſten Tage die freundlichſten Beſuche. Ich war entzückt über ein ſo ſchönes und feines Benehmen, das auch in allen andern Richtungen ſich bewährte; wir blieben die übrige Zeit unſeres gemeinſamen Aufenthalts die freundlichſten Bekannten, und ich nahm Gelegenheit, überall das Geſchehene rühmend anzupreiſen. Benjamin Conſtant erklärte das Benehmen des Ruſſen für ausgezeichnet ſchön; die Großherzogin, der ich die Sache ſpäterhin mittheilte, rief mehrmals mit lachender Verwunderung aus: „Alſo das waren Sie? Sie haben die ganze Geſellſchaft ſo in Zorn und Eifer geſetzt, daß ich mehrere Tage davon hören mußte? Ei, Herr von Varnhagen, alſo ſind Sie ſo ſchlimm? aber in der That, wie ich ſehe, Sie ſind ſchlimm!“ Auch ſie fand Herrn von Obreskoff in der Sache ſehr zart und anmuthig, wollte jedoch in mein allgemeines Lob des Mannes nicht einſtimmen. „Gerade ſo weit“, ſagte ſie, „zur höchſten Feinheit und Bildung des geſelligen Betragens, hat er es gebracht, bis dahin iſt er vortrefflich, aber hier ſchließt es auch mit ihm ab. Zehnmal hat er mich verleitet, weil er ſo weit iſt, ihn auch weiter zu glauben, aber vergebens, man bleibt mit ihm ſtets in dieſen äußern Formen; verſuchen Sie es mit ihm, ob Sie außerdem noch Geiſt und Gemüth aus ihm hervorſpüren, Sie werden es immer finden wollen, und doch immer aufgeben müſſen, das macht ihn für mich zu einem ganz verzweiflungsvollen Umgang.“ Die holde, ſcharfblickende Fürſtin ſchien nicht Unrecht zu haben; es blieb alles in den angedeuteten Gränzen, aber dieſe waren auch vollkommen erfüllt, und man konnte ſich niemals bewogen finden, ſie ungünſtig noch in's Engere zuſammenziehen zu wollen.

Zweiundvierzigſter Abſchnitt.

Rahel.

1833.

Rahel, geboren zu Berlin am erſten Pfingſtfeiertage des Jahres 1771, ſtarb daſelbſt am 7. März des Jahres 1833, noch nicht zweiundſechzig Jahr alt, und erſt im neunzehnten unſerer durch die tiefſte und feſteſte Liebe verknüpften Vereinigung.

Welches einzige Glück, welchen edlen Schatz und reichen Troſt ich mit der ewig theuren Gattin verloren, iſt den Freunden wohlbekannt; meine Trauer braucht es ihnen nicht zu ſagen; ſie fühlen meinen Verluſt in demjenigen mit, der auch ſie ſelbſt, in mannigfacher Abſtufung und Richtung, aber gewiß Alle zu ſchmerzlich hoher Würdigung, durch dieſes Scheiden betroffen hat. Und wenn auch der volle Reichthum dieſes von Geiſt und Liebe beſeelten Gemüthes nicht unmittelbar jedem Auge ganz entfaltet lag, ſo bekennen doch Alle, die auch nur Momente dieſes in Wohlwollen und Wahrheitseifer ſtets erregten Lebens angeſchaut, daß ſie von dieſer Erſcheinung einen ſeltenen und ahndungsvollen Eindruck der eigenthümlichſten Kraft und Anmuth empfangen haben, der jeder freigebigſten Vorausſetzung Raum giebt, und Alle mitfühlend unſerer Wehklage beiſtimmen läßt.

Von vielen Seiten, aus einem weiten Kreiſe edler Freunde und trauter Bekannten, werde ich dringend aufgefordert, ihrem treuen und beeiferten Antheil einige Nachrichten über die letzten Zeiten der geliebten Freundin zu geben, und auch vielfach wird von Nahen und Entfernten der lebhafte Wunſch ausgeſprochen, dieſer Gabe zugleich eine Auswahl denkwürdiger Zeugniſſe von der Geiſtes- und Sinnesart hinzuzufügen, durch welche die Dahingeſchiedene ihnen ſo bedeutend und werth geworden.

Zur Erfüllung beider Wünſche drängt mich das eigne Herz, wiewohl ich vorausempfinde, daß ich dieſem am wenigſten werde genügen können. Da, wo ein Lebensglück erloſchen iſt, ein würdiges Andenken aufzurichten, bedarf es anderer Stimmungen und Kräfte, als mir jetzt vergönnt ſind.

Indeß will ich gern auch das, was der Augenblick erlaubt, dem freundlichen Verlangen entgegenbringen. Es wird noch immer eine reiche Darbietung ſein, wenngleich ſie mir in Verhältniß zu dem, was zu ſagen und zu geben wäre, arm erſcheint. Aus einem unendlichen Vorrath von Briefen, Tagebüchern, Denkblättern und Aufzeichnungen aller Art, die ich von Rahel's Hand beſitze, will ich einige Proben liefern, die zwar kein Ganzes ſein können, aber doch auf ein ſolches hindeuten. Man wird aus ihnen wenigſtens ermeſſen, was in dieſer Art einem künftigen Zeitpunkt einſt vollſtändiger aufzuſchließen vorbehalten bleibt. Eben ſo viel und vielleicht mehr noch, als ich beſitze, liegt in der Welt weit umher zerſtreut, welches ich möglichſt einzuſammeln, oder doch ſorgfältiger Aufbewahrung zu empfehlen wünſche!

Die Auswahl ſelbſt werde ich bei den Freunden nicht erſt rechtfertigen dürfen. Nur Freunden aber iſt dieſe Mittheilung beſtimmt. Wer ſie als Unbekannter und Fremder empfängt, möge den Inhalt aufnehmen, wie den eines gefundenen Briefes, der an ihn zwar nicht geſchrieben iſt, aber gerade deßhalb von ihm billig und beſcheiden behandelt zu werden hofft. Wiſſentlich habe ich kein Blatt gewählt, das für Lebende verletzend ſein könnte; daß nicht jeder Tadel als ſolcher es ſein müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Die nicht ausgeſprochenen Namen wolle man nicht deßhalb immer auf lebende oder ſehr bekannte Perſonen beziehen; das Errathen würde zuweilen um des Gegentheils willen ſchwer ſein; öfters iſt auch die Beſcheidenheit der Andeutung gar nicht auf Verhüllung abgeſehen. In Betreff Rahel's ſelbſt glaubte ich ihre eigne Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit zur Richtſchnur nehmen zu müſſen; ſie hat aus ihrem Leben und ihren Anſichten und Empfindungen nie ein Geheimniß gemacht, und in keinem Fall anders ſcheinen wollen, als ſie wirklich war; auch kann ſie in der That bei allen Edeln und Unbefangenen nur gewinnen, je vollſtändiger der Grund ihres Innern erkannt wird, der den Begegniſſen und Aufgaben des Lebens ein ſo fruchtbarer Boden ſein mußte. Der Mangel der Vollſtändigkeit in dieſen Darlegungen könnte das einzige ſein, was die Mittheilungen vereinzelter Bekenntniſſe für jetzt noch bedenklich machen dürfte, wenn in dem Sinn und Geiſte derer, welche hier nicht nur als geneigte, ſondern auch als vertraute Leſer gedacht werden, nicht die ſicherſte Gewähr der Beruhigung läge.

Rahel's Organiſation war von der Natur kräftig und ſtark angelegt, dieſer Anlage jedoch im Beginn ſchon auch widerſprochen worden. Die Mutter brachte, nach vielen zu frühzeitigen Niederkunften, ſie als das erſte lebende Kind zur Welt, welches aber ſo klein und zart war, und ſo ſchwach ſchien, daß man daſſelbe in Baumwolle gehüllt eine Zeit lang in einer Schachtel aufbewahrte.

Die Kinderjahre vergingen unter vielerlei Krankheitsleiden, welche vielleicht durch zweckmäßige Behandlung und angemeſſene Lebenseinrichtung damals zu beſeitigen geweſen wären, aber unter entgegengeſetzten Umſtänden ſich befeſtigten, und die Grundlage vieler ſpäteren Krankheiten wurden. Eine außerordentlich frühe Entwickelung der Gemüths- und Geiſteskräfte begleitete den raſchen Gang der körperlichen Ausbildung. Die reizbarſten Nerven, die feinſte Empfindlichkeit für alle Verhältniſſe der Luft und des Wetters, die leiſeſte und ſchärfſte Thätigkeit der Sinne, die erregbarſte Theilnahme des Herzens, alles wirkte vereint, um dieſe Organiſation den unberechenbarſten Einflüſſen zu überliefern, mit welchen ſie fortwährend zu ringen hatte.

Dennoch erhob ſich unter allem Widerſtreite der Umſtände eine im Ganzen kräftige und geſunde Jugend. Dieſelben Gaben, welche empfänglich machten, wirkten auch lebhaft zurück; die geiſtige Lebenskraft war überall ſo ſtärkend gegenwärtig, daß bei ſolcher Hülfe die Natur auch die größten Bürden nur leicht zu tragen ſchien. Einzelne bedeutende Krankheiten, von eigenthümlicher Geſtalt und Heftigkeit, wichen neubelebtem Wohlſein, und die hergeſtellten Kräfte durften getroſt mit neuen Tagereihen neue Schickungen aufnehmen.

Erſt in ſpäteren Jahren, nach vielen Stürmen und Leiden, die dem feinen und zarten Gewebe dieſes Körpers, in welchem die Seele ſchon immer ſchweſterlich aushalf, aber ihrerſeits eine Stütze nicht wiederfand, endlich vielfache Beſchädigung gebracht hatten, mußte die Geſundheit ein Gegenſtand ernſtlicher und ununterbrochener Sorgfalt werden; die jedoch durch williges Selbſtvergeſſen, wo es galt für Andere thätig und liebreich zu ſein, ſo wie durch unvermeidliche neue Erſchütterungen, nur allzu oft geſtört wurde.

In den letzten vier Jahren beſonders erkrankte Rahel mehrmals ernſtlich. Die Herſtellung gelang meiſt nur auf kürzere Zeit. Rheumatiſche und gichtiſche Schmerzen, dann Beklemmung und krampfhafte Anfälle der Bruſt, bildeten ſich zu ſtehenden Uebeln aus, die nur ſelten ganz unterdrückt ſchienen. Die Zwiſchenzeiten des Beſſerbefindens, in welchen ſie mit großer Schnellkraft bis zu einem gewiſſen Grade ſich zu erholen pflegte, wurden nach und nach kürzer, die Erholungen ſelbſt unvollkommener. Für Andere war noch oft genug die völlige Täuſchung einer wahren Geneſung möglich; ſie ſelbſt auch gab willig den ſchönen Hoffnungen Gehör, die ſich ihr nahten, und mochte gern den guten Augenblick feſthalten, um frohen Muthes aller vergangenen und drohenden Leiden zu vergeſſen, wie ſie denn auch niemals ängſtlichen und düſtern Vorſtellungen über ihren eignen Zuſtand nachhing. Allein ſie kannte dieſen beſſer, als ſie es ſagte ,oder als ſie dafür, wenn ſie es ſagte, Glauben fand; denn dieſer gute Wille, dieſe freundliche Regſamkeit, dieſer heitere Eifer, die jeder guten Stunde ſogleich wieder entquollen, mußten immer neue Zuverſicht gewähren. So wie nur eine menſchliche Gegenwart ſie in Anſpruch nahm, eine Geiſtesregung, ein Gemüthsantheil ſie ergriff, eine wenn auch noch ſo gering ſcheinende Beſchäftigung ihr oblag, ein wohlwollendes, oft kaum gefordertes, und vielleicht unerkanntes, aber von ihrem Herzen gebotenes und in der Sache richtiges Leiſten ihr eröffnet war: ſogleich erſchien ſie geſund und ſtark, und ihr inneres Leben bedeckte durch überſtrömende Liebe den zunehmenden Verfall des äußern.

Die Krankheitsleiden warfen ſich hauptſächlich auf die Nächte, in deren einſamer Stille ſie großentheils verborgen blieben, und in ganzem Umfange nur der treuen Pflegerin Dore bekannt wurden. Heftige Anfälle von Bruſtkrämpfen, welche bei ſchnellſter und wirkſamſter Hülfe doch nur langſam wichen, und immer große Schwäche zurückließen, waren nur die Steigerung eines Zuſtandes, der mehr oder minder ſchon als der gewöhnliche gelten mußte.

Die Aufregungen der Zeit, die Unruhen, welche ausbrachen oder drohten, die furchtbare Krankheit aus dem Orient, die Schreckbilder, in denen ihr Herannahen angekündigt wurde, die Sorgen, Theilnahmen und Mühen, welche ihr Erſcheinen auferlegte, endlich die Trennung von dem theuern Bruder Ludwig Robert, der einen entfernten Aufenthalt wählte, um für ſeine Thätigkeit friedliche Ruhe und Muße zu finden, alles dieſes mußte die ſchon vielfach angeſtrengten, und immer auf's neue nur allzu bereitwilligen Kräfte in übergroße Spannung ſetzen.

Im Sommer 1832 überſtand Rahel unter den größten Leiden eine Krankheit, welche jederzeit als eine mit Lebensgefahr verbundene erachtet wird, und die zu überſtehen man ihrer ſo anhaltend beſtürmten Organiſation kaum noch zutraute. Sie überſtand dieſelbe jedoch wunderbar, und die hiebei ſichtbar gewordene Lebenskraft erſchien uns als ein günſtiges Zeichen, daß ihr noch eine ganze Reihe von Jahren beſtimmt ſein könne. Allein nach einiger Zeit ſchon fanden ſich die alten Krankheitszuſtände wieder ein, und die wirkliche Schwäche wurde um ſo auffallender, als ſie auf den Anſchein gewonnener Stärke folgte. Große Widerwärtigkeiten, deren ihr leicht und tief erregtes Gemüth oft von Andern ungeahndete oder doch unbegriffene zu tragen hatte, der ihr lange verhehlte, aber endlich eröffnete Trauerfall, daß in der Ferne der geliebte Bruder, und nach kurzer Friſt auch deſſen Gattin, unerwartet durch Krankheit dahingerafft worden, die Zerſtörung ſo manches Wunſches und Troſtes: dies alles vereint, war ein zu gewaltſamer Angriff, dem ſie nicht mehr verhältnißmäßigen Widerſtand entgegenzuſtellen hatte.

Der Winter brachte, wie gewöhnlich, manche Verſchlimmerung, und beſchränkte mehr und mehr die Thätigkeit und den Antheil, den ſie, mehr noch für Andere als für ſich ſelbſt, an den Darbietungen des Tages zu nehmen pflegte. Seltener fuhr ſie aus, in das Theater gar nicht mehr, zu Beſuchen nur bei beſonderem Anlaß und als kurze Erſcheinung, die letztenmale, am 20. und 21. Januar, in den Thiergarten, um Luft und Sonne zu genießen. Gar oft mußte ſie auch der gewohnten Geſelligkeit häuslicher Abende entſagen, oder die Unterhaltung abbrechen und ſich zurückziehen, um in ſtiller Ruhe ihre Leiden abzuwarten oder neue Kräfte zu gewinnen. Kehrte ſie dann zurück, ſo wollte ſie des Ueberſtandenen nicht mehr gedenken, nahm das gehemmte Geſpräch heiter wieder auf, und zeigte, wie in den beſten Tagen, den liebenswürdigſten Eifer, in allen Richtungen Gutes und Erfreuliches hervorzurufen.

Wenn ſie nur ihre gewöhnlichen Beſchwerden hatte, ſuchte ſie es mir häufig zu verbergen, und Schmerz und Leid im Stillen für ſich abzumachen. In heftigeren Anfällen aber war das nicht möglich, ſie wünſchte dann auch meinen Beiſtand, und begehrte, man ſollte ihr zureden und ſie tröſten. Doch nur ſelten vermochte man das; ſie ſelbſt vielmehr erhob ſich zu dem höchſten Troſte, ſprach die ſchönſten Empfindungen und reichſten Ahndungen aus, und freute ſich dankbar gegen Gott, daß ſie doch gute Gedanken habe, tröſtliche, erquickende Vorſtellungen, ein offenes Herz, ein reines Vertrauen. So ſagte ſie zu mir eines Morgens, nach einer ſchrecklichen Nacht, mit dem ſo eindringenden Ton ihrer liebevollen Stimme: „O ich bin doch ganz vergnügt, ich bin ja Gottes Geſchöpf, er weiß von mir, und ich werde ſchon noch einſehen, wie es mir gut und nöthig war, ſo zu leiden; ich ſoll gewiß etwas dadurch lernen, jeder Schmerz wird in der gewonnenen Einſicht zur Freude werden, jedes Leid als Glorie daliegen! Und bin ich nicht ſchon jetzt glücklich in dieſem Vertrauen, und in all der Liebe, die ich habe und finde?“

Ihre häusliche Geſelligkeit war ſchon längere Zeit auf einen kleinen Kreis erwünſchter Perſonen beſchränkt, der ſowohl altbewährte, ſeit zwanzig und dreißig Jahren ihr unverändert gebliebene Freunde, als auch jüngere und noch ganz neue Bekanntſchaften umfaßte. Sie wußte den verſchiedenartigſten Eigenſchaften einen ſchicklichen Spielraum, jedem richtigen Anſpruch eine billige Befriedigung zu verſchaffen, und auch für ſich ſelbſt jederzeit eine ſolche zu gewinnen. Alles Aechte, Gute und Liebliche, das ihr begegnete, war ihr gleich ein Entzücken. So war es ein tiefer und froher Eindruck, den ſie noch in den letzten Wochen durch die Bekanntſchaft mit einer edlen und liebenswürdigen Dame empfing, in welcher ſie beſtätigt fand, was ſchon der Namen ihr verheißen hatte; dann darf ich des innigen Glückes gedenken, welches ſie eines Abends genoß, da die theure Schwägerin Erneſtine Robert nicht ermüdete, mit ſeelenvoller Stimme ihr die ſchönſten Geſänge vorzutragen, nicht ahndend, daß dies die letzte Freude ſolcher Art ſein würde, deren die leidenſchaftliche Muſikfreundin hier genießen ſollte! Rahel durfte noch öftere Wiederholung dieſes Genuſſes hoffen, ſie war noch thätig, dieſe zu beſprechen, zu bereiten. Allein gerade in dieſer Zeit griffen die Krankheitsbeſchwerden ſtärker und ſtärker in ihre Tage und Stunden ein, und ſie mußte mit Betrübniß ſich eingeſtehen, daß ſie immer weniger Verfügung darüber habe, immer andaurender von ihren Leiden abhängig werde.

Rahel fühlte wohl, daß ihre Lage ſich nicht günſtig veränderte. Die Schranken der Arzneikunde waren ihr nur zu wohl bekannt, als daß ſie hätte von daher unbedingt Hülfe erwarten wollen; in früheren Zeiten hatten berühmte Aerzte viel bei ihr verſehen, ſich gröblich geirrt, und wenn ihr dieſe Beſorgniß jetzt auch fern lag, und ſie in entſcheidenden Augenblicken nie Mangel an Vertrauen zeigte, ſo mußte ſie doch das Gefühl, welches ſie von ihrer Krankheit hatte, mit den

Aeußerungen, welche ſie darüber vernahm, in weitem Abſtande finden. Sie mochte kaum noch auf Heilung rechnen. Aber Zeiten der Erholung, längere, wiederholte Friſten, und ſelbſt Jahre eines ſolchen Wechſels, durften ihr zuweilen möglich ſcheinen, und ſie hörte nicht ſelten in dieſem Sinne die beſtimmteſten Hoffnungen ausſprechen. Beſcheidene Plane, die ſie mit einer lieben Freundin für den Sommer lange voraus als angenehme Heimlichkeit verabredet hatte, ſchwebten erfreuend vor ihrer Seele, und es machte ihr Vergnügen, in vertraulichen Augenblicken davon zu ſprechen, wobei ſie doch zugleich mit Ergebung alles den Umſtänden unterwerfen wollte. Allein auch Vorſtellungen ganz anderer Art, beſchäftigten ſie, und meiſtentheils war ihr Gemüth zu geiſtigen Richtungen hingewandt.

Zu allen Zeiten, in der Jugend wie im Alter, in ganz geſunden, wie in kranken Tagen, waren die höchſten Aufgaben des Menſchen, die Thatſachen der geiſtigen Welt, und die Empfindungen und Ahndungen eines hohen Zuſammenhanges, für Rahel die liebſten Gegenſtände der Betrachtung, der immer wiederkehrende Inhalt des Geſprächs. In Heiterkeit und mit Laune, wie mit Ernſt und in Erhebung, ſprach ſie oft vom Tode, auch dem eignen, den ſie nicht fürchtete, ſondern mit faſt neugieriger Forſchung anzuſchauen pflegte. Bei täglichen Anläſſen, in unerwarteten Ausbrüchen, heißen Gebeten, und tiefen, eigenthümlichen Gedankenblitzen, zeigte ſich ihr gottergebener, ſtarker Sinn nach dieſer Richtung offen und frei hingewandt. Wir waren es gewohnt, Gegenſtände und Beziehungen dieſer Art täglich und ſtündlich von ihr angeregt und erörtert zu ſehen. Allein wir mußten zu dieſer Zeit bald gewahr werden, daß die Richtung zu dem Unſichtbaren in Rahel nicht nur entſchiedener vorwaltete, ſondern auch in ihren Aeußerungen eine durchaus erhöhte, perſönlichere Bedeutung empfing.

In ſolcher Weiſe ſprach ſie eines Tages unter andern mit heitrer Innigkeit von einem ſchönen Traum, der ihr von Kindheit an tröſtlich geweſen. „In meinem ſiebenten Jahre“, ſagte ſie, „träumte mir einmal, ich ſähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte ſich über mir ausgebreitet, und ſein Mantel war der ganze Himmel; auf einer Ecke dieſes Mantels durfte ich ruhen, und lag in beglücktem Frieden zum Entſchlummern da. Seitdem kehrte mir dieſer Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den ſchlimmſten Zeiten war mir dieſelbe Vorſtellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmliſcher Troſt: ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke ſeines Mantels legen, und da jeder Sorge frei werden; er erlaubte es.“ Wie oft noch in der Folge hörte ich ſie dann mit dem ihr ganz eigenen, rührenden Stimmenlaute bei und nach den angſtvollſten Leiden vertrauend ſagen: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er erlaubt es. Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich, Gott iſt ja bei mir, ich bin in ſeiner Hand, und er weiß alles am beſten, was mir gut iſt, und warum es ſo ſein muß!“ Die erhabenſten Gedanken und die lieblichſten Kindervorſtellungen waren ihr von jeher in gleichem Maße angehörig und mit einander verknüpft.

Auch in Betreff naher und ferner Perſonen zeigten Rahel's Aeußerungen eine erhöhte Innigkeit, jedes liebreiche und herzliche Verhältniß wurde ihr angelegener, jedes herbe und widrige entrückter oder milder. Verſöhnung lag in ihr zu allen Zeiten ſchon immer für alles Geſchehene bereit, ihr guter Wille war ſchon begnügt, wenn nur der Andere ſein Unrecht zu vergeſſen ſchien; jetzt wollte ſie für alles und jedes wechſelſeitige Verzeihung ausgeſprochen wiſſen. Beſtätigt und geſegnet aber ſollte ihr jedes Wahre und Gute ſein, und ſie verhehlte es nicht, daß jedes ächte Gebild ihres Lebens, jede wahre und tiefe Verknüpfung mit geliebten Menſchen, ihr die Andeutung und Bürgſchaft eines hier nicht auszuforſchenden, weſentlicheren Zuſammenhanges ſei.

Sie hatte mitten in ihren Leiden auf dieſe Weiſe glückliche Stunden, in den beſſeren Zwiſchenräumen auch fortwährend die freudigſten Geiſtesgenüſſe. Die Sprüche von Angelus Sileſius waren ihr faſt immer zur Hand; in Fichte's Staatslehre ſuchte ſie manches ihr Wichtige, zum Beiſpiel über den Karakter der Franzoſen, zu nochmaligem Betrachten wieder auf; in Wilhelm Meiſter's Wanderjahren las ſie hin und wieder mit ernſtem Nachdenken, und ſchrieb noch einige Bemerkungen darüber; daneben erfreute ſich ihr antheilvoller Sinn auch an den wohlgeſchriebenen Theaterberichten der franzöſiſchen Zeitungen, ſo wie an manchen anderen Aufſätzen der Tagesblätter, wie ſie denn von jeher für jedes Talent der ſchönen, gediegenen und treffenden Darſtellung eine leidenſchaftliche Bewunderung hatte. Ein paarmal fügte es ſich, daß ich ihr, was ſie ſonſt nicht liebte noch vertragen konnte, manches vorlas, kürzere Sachen von Goethe, auch aus Angelus Sileſius, was ſie in wahre Freudigkeit, ja in Entzücken verſetzte, und ſie drückte ihre Befriedigung beſonders auch darüber aus, daß ſie alles dies auf ſolche Weiſe von mir jetzt höre, und ſich unſerer Gemeinſchaft und Einigkeit dabei ſo innig bewußt ſein könne.

In dieſer Zeit war der Herzog von Lucca nach Berlin gekommen, und mit ihm ſein Leibarzt, Dr. von Recher, dem in der homöopathiſchen Heilkunſt die glücklichſten Erfolge zugeſchrieben wurden. Eine verehrte Freundin, Bettina von Arnim, ſo ausgezeichnet durch Geiſt wie durch wohlwollenden Eifer, drang in Rahel, dieſe Gelegenheit nicht zu verſäumen, und den trefflichen, menſchenfreundlichen, ganz uneigennützig jedem Hülfeſuchenden zugänglichen Arzt über ihre Krankheit zu Rath zu ziehen, oder wenigſtens ſeine Bekanntſchaft zu machen. Nach einigen Erörterungen wurde vorläufig nur das letztere feſtgeſtellt, und mittlerweile der Werth der neuen Heilmethode, ſo wie das Vertrauen, welches ſie fordern dürfe, mannigfach beſprochen.

Am 16. Februar empfing Rahel den erſten Beſuch des Dr. von Recher, welchen Frau von Arnim (geb. Brentano) bei ihr einführte. Seine Perſönlichkeit machte einen durchaus vortheilhaften Eindruck, der ſich durch ſeine Reden und ſein Benehmen mit jedem Augenblick verſtärkte. Seine lebhafte Theilnahme, ſeine umſichtigen Fragen, ſein kluges Beobachten, und die feſte Beſtimmtheit deſſen, was er ſagte, waren dem Gemüth eben ſo wohlthätig, als ſie dem Geiſte Vertrauen einflößten. Nach anderthalbſtündigem Geſpräch war die Kranke aus eigenem Antriebe ſchon ganz entſchieden, unter der Leitung dieſes Arztes die neue Heilart zu verſuchen. Weil jedoch die Wirkung der bisher genommenen Arzneien erſt ganz aufgehört haben ſollte, bevor die homöopathiſchen Mittel gebraucht würden, ſo mußte der Beginn der Kur noch um fünf Tage aufgeſchoben bleiben; nur wurden die nach den Grundſätzen der Homöopathie nicht zuläſſigen Nahrungs- und Reizmittel ſchon jetzt ſorgfältig entfernt.

Der Arzt hatte die Kranke in günſtigen Augenblicken geſehen, ſie war angeregt, freudig faſt, und in ihrem Vertrauen daher um ſo raſcher und kräftiger; auch gab er in der That anfangs gute Hoffnung, nicht zwar eines völligen Geneſens, aber doch eines zu gewinnenden Zuſtandes bedeutender Linderung, in welchem noch eine ganze Reihe guter Jahre hingehen könnten. In den folgenden Tagen, bei wiederholtem Forſchen und Prüfen, mußte dieſe Hoffnung freilich um vieles herabgeſetzt werden, doch wurde ſie im Ganzen nicht aufgegeben, und ſpäterhin, bei erneuten günſtigen Zeichen, ſogar wieder erhöht. Dr. von Necher kam nun täglich, und meiſtens mehr als Einmal, wobei das Vertrauen zu ſeiner Hülfe, ſo wie der gute Eindruck ſeiner Gegenwart nur immer zunahmen. Da jedoch ſeine Anweſenheit in Berlin von ungewiſſer Dauer war, ſo brachte er ſchon jetzt auch den hieſigen homöopathiſchen Arzt, Dr. Stüler, mit, der die angefangene Kur weiterhin fortſetzen ſollte.

Die neue Lebensordnung wurde für Rahel dadurch beſchwerlich und hart, daß alle gewohnten Reize und Erquickungen, welche ihren ſelten ganz ruhenden Leiden eine wenn auch nur vorübergehende Linderung oder Ablenkung zu bewirken pflegten, jetzt unterſagt waren. In Vertrauen und Geduld fügte ſie ſich dieſen Entbehrungen aller Art, empfand ſie aber ſchmerzlich, und es wär uns oft jammervoll, ſie den Wunſch nach irgend einem gewohnten Labſal, zugleich ſelbſt aber auch deſſen Verneinung ausſprechen zu hören. Als nach begonnener Kur eine allgemeine Aufregung der Beſchwerden eintrat, und dieſe zum Theil auch den genommenen Mitteln zuzuſchreiben ſchien, wurde jene Entbehrung nur noch peinlicher, und die Kranke konnte dann, in ihrer geängſteten Unruhe, für die kein linderndes Eingreifen Statt fand, zuweilen den mißmuthigen Seufzer nicht unterdrücken, daß ſie dieſe Kur, wenn man ihr deren harten Verlauf vorausgeſagt hätte, ſchwerlich würde unternommen haben. Ihr Vertrauen zu dem Arzte und ſeiner eifrigen Bemühung blieb indeß unerſchüttert daſſelbe und ſie betrauerte nur ſein damals befürchtetes baldiges Fortreiſen.

Die Nächte waren ſchlimm; ſie wurden meiſt ſchlaflos und oft unter großen Beängſtigungen und harten Anfällen hingebracht, und dieſe Leiden gingen auch ſchon mehr und mehr in die Tagesſtunden über. Rahel fühlte ſich ernſtlich krank und im Innerſten gebeugt; ſie ſagte einmal insgeheim zu Dore, die ihr vom Sommer ſprach: „Ach, wenn Du wüßteſt, was ich denke! .. ich denke, ich komme nicht über den März hinaus.“ Allein in andern Augenblicken faßte ſie doch wieder Muth, dachte mit Vergnügen an die kommende beſſere Jahreszeit, nahm ſich zuſammen, war in alter Weiſe thätig und theilnehmend, ordnete mit gewohnter Pünktlichkeit und arbeitſamem Fleiß wirthſchaftliche Rechnungen, ſorgte mit Ueberlegung und Vorausſicht für Nothleidende, die ſie als ihr zugewieſene anſehen wollte, und war wie immer liebevoll bedacht, mehreren Perſonen ihres näheren Bereichs Angenehmes und Gefälliges zu erweiſen, ihnen kleine Geſchenke zu bereiten, freundliche Mittheilungen zu machen, wie es gerade der Sinn oder die Umſtände fügten.

Am 1. März hatte ſie zum zweitenmal homöopathiſche Arznei empfangen, und den Tag ſehr unruhig, unter wechſelnden Leiden hingebracht. In der Nacht zum 2. ſteigerten ſich dieſe zu einem ſo furchtbaren Bruſtkrampfe, wie bisher noch keiner geweſen war. Sie glaubte zu ſterben, und litt einige Stunden lang ganz unſäglich. Doch unter dem ſorgſamen Beiſtande des herbeigeholten Dr. Stüler gewann ſie nach und nach etwas Linderung, der Anfall wich, und es blieb ein Zuſtand übrig, der zwar noch immer Aufregung zeigte, aber doch endlich eine Lage zum Ruhen und ſogar, wiewohl bei fortdauernd angeſtrengtem Athemholen, einigen Schlaf erlaubte.

Die folgenden Tage und Nächte rangen mit vielem Ungemach; die Spannung ſtieg nicht, minderte ſich aber auch nicht genug; eine leidliche Lage, die ſich nach vielen Mühen auf Augenblicke gewinnen ließ, wurde nur allzuſchnell wieder durch Beklemmungen geſtört. Die Kräfte verhielten ſich dabei noch über Erwarten gut; wir ſprachen ihr wiederholt unſer tröſtendes Erſtaunen aus, wie viel ihre urſprünglich ſtarke Natur auszuhalten vermöge, und wie ſchnell ihr Körper, gleich dem Gemüth, wieder in alter Faſſung ſei, ſobald ihm nur ein Augenblick dazu freigegeben werde. Sie ſtimmte wohl in dieſe Meinung ein, aber ſah deßhalb ihren Zuſtand für nicht weniger bedenklich an, und fürchtete beſonders die Wiederkehr des Anfalls, deſſen ſchreckliche Angſt und Qual ihr ſchaudervoll im Sinne lag.

Die liebevollen Worte, die ſie während dieſer Zeit immer an uns richtete, die troſtreichen Rückblicke, welche ſie auf die Vergangenheit warf, und die gerührten Erhebungen, in denen ihr tiefſtes Herz aufwogte, vermag ich nicht im Einzelnen zu wiederholen. Wir genoſſen in dieſer trüben Zeit Stunden des reinſten Entzückens, der innigſten Verſtändigung, und fühlten die volle Gewißheit eines unzerſtörbar begründeten, wechſelſeitigen Angehörens. Merkwürdig ſind auch die folgenden Worte, die ich gleich am 2. März, unmittelbar und genau, wie ſie von Rahel geſprochen waren, mir aufſchreiben mußte: „Welche Geſchichte!“ — rief ſie mit tiefer Bewegung aus, — „eine aus Aegypten und Paläſtina Geflüchtete bin ich hier, und finde Hülfe, Liebe und Pflege von Euch! Dir, lieber Auguſt, war ich zugeſandt, durch dieſe Führung Gottes, und du mir! Mit erhabenem Entzücken denk' ich an dieſen meinen Urſprung und dieſen ganzen Zuſammenhang des Geſchickes, durch welches die älteſten Erinnerungen des Menſchengeſchlechts mit der neueſten Lage der Dinge, die weiteſten Zeit- und Raumfernen verbunden ſind. Was ſo lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbſte Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu ſein, um keinen Preis möcht' ich das jetzt miſſen. Wird es mir nicht eben ſo mit dieſen Krankheitsleiden gehen, werd' ich einſt nicht eben ſo mich freudig an ihnen erheben, ſie um keinen Preis miſſen wollen? O lieber Auguſt, welche tröſtliche Einſicht, welch bedeutendes Gleichniß! Auf dieſem Wege wollen wir fortgehen!“ Und darauf ſagte ſie unter vielen Thränen: „Lieber Auguſt, mein Herz iſt im Innerſten erquickt; ich habe an Jeſus gedacht, und über ſeine Leiden geweint; ich habe gefühlt, zum erſtenmal es ſo gefühlt, daß er mein Bruder iſt.

Und Maria, was hat die gelitten! Sie ſah den geliebten Sohn leiden, und erlag nicht, ſie ſtand am Kreuze! Das hätte ich nicht gekonnt, ſo ſtark wäre ich nicht geweſen. Verzeihe mir es Gott, ich bekenne es, wie ſchwach ich bin.“

Am 5. März war in keiner Hinſicht eine Verſchlimmerung merkbar; im Gegentheil, es zeigte ſich auf Rücken und Schultern ein Ausſchlag, demjenigen ähnlich, durch den ſchon in früheren Jahren ein gefahrvoller Zuſtand ſich zum glücklichen Ausgange gewendet hatte. Wir konnten neue Hoffnung faſſen, der Arzt bezeigte ſeine große Zufriedenheit, Rahel lächelte freundlich ob den guten Verheißungen, ſie fand das Leben wünſchenswerth, und ohne die höheren Gedankenreihen, in denen ſie ergeben und getroſt weilte, zu verlaſſen, wandte ſie von daher den Blick auch mit Liebe den nächſten Darbietungen des Tages zu. Ein ſchöner Fliederbaum, den ihr im vorigen Sommer die von ihr ſehr geliebte Gräfin von Yorck geſchenkt hatte, trieb unerwartet in dieſen Tagen junge Knoſpen; man brachte ihn vor das Bett der Kranken, die ihn tiefathmend und entzückt betrachtete, und das zarte Grün wiederholt küßte; das erſte für ſie und das letzte dieſes neuen Frühjahrs! Ihre Sanftmuth und Hingebung in dieſen Tagen war unausſprechlich. „Wir wollen einander alles verzeihen“, ſagte ſie mehrmals, und: „Wir ſchleppen einander wechſelſeitig mit, ihr mich, ich euch;“ ferner: „Im Himmel ſehen wir uns Alle wieder.“ Als Dore einmal von ihr ſprach, und dabei die gewöhnliche Benennung „Gnädige Frau“ anwandte, rief ſie wohlbehaglich, und als ob ſie ſich von einer Laſt befreite: „Ach was! es hat ſich ausgegnädigefraut! nennt mich Rahel.“ Sie ſprach dies nicht in dem Sinn eines nahen Abſchiedes, ſondern in dem eines Aufgebens von Schein und Tand, wie ihr auch für das Weiterleben zu Muthe ſei und bleiben ſolle. Eine ſolche erhöhte Stimmung zeigte ſich überhaupt in der faſt wehmüthigen Herzlichkeit, welche ſie ihren Nächſten und den Freunden bewies, deren Beſuch ſie empfing. Die Gegenwart ihres jüngſten und nur noch einzigen Bruders Moritz Robert, den ſie immer beſonders geliebt hatte, war ihr jedesmal ein erquickender Troſt; um ihn aufzumuntern, verſicherte ſie ihm freundlich, es gehe ihr gar nicht ſchlecht, und wenn er ſie vorwärts niedergebeugt ſitzend fände, ſo ſei das bloß, weil es ihr ſo für den Augenblick bequem ſei; ſie könne ſich recht wohl gerade halten, aber habe nur jetzt keinen Grund es zu thun. Auch erfreute ſie der Anblick des lieben Nichtenkindes Eliſe, das noch auf Augenblicke zum Beſuch an ihr Bette kam. Theure Freunde und Freundinnen nahten ihr grüßend und heilwünſchend, unter dieſen noch am Abend der Fürſt und die Fürſtin von Carolath, die am andern Morgen abreiſen wollten.

Der 6. März kam heran, die Beſchwerden waren groß, die Entbehrung jedes Labſals ungemein peinlich, das Verlangen nach Erquickung und Ruhe ſprach ſich in geſteigerten Klagen aus. Die fleißigen Beſuche des Dr. von Recher, der mehrmals im Tage wiederkam, und immer neuen Aufſchub ſeiner Abreiſe verkündigte, erfreuten ſie jedesmal. Sie nahm auch an dieſem Tage noch jeden gewohnten Antheil an allem, was vorging und geſprochen wurde, und die ungeſchwächte Belebung ihres Herzens bewies ſich auch in den ſchmerzlichſten Ausrufungen über die Herzogin von Berry, in deren Geſchick ſie nur die Tiefe des Leidens ſehen wollte, zu welchem der Menſch gebeugt werden könne. Sie verlangte alles zu wiſſen, was die Zeitungen von der unglücklichen Fürſtin meldeten, und hörte nicht auf, ſie zu bedauern.

Ein Verſuch aufzuſtehen und einige Schritte im Zimmer zu machen, zeigte noch reichliche Kräfte, und ſie ſelbſt wie auch wir Andern hatten davon einen guten Eindruck. Ueberhaupt ſtimmten die Verſicherungen der Aerzte, auch nichthomöopathiſcher, ſämmtlich darin überein, daß eine dringende Gefahr jetzt nicht vorhanden, der ganze Zuſtand aber und ſeine fernere Entwickelung dennoch mit größter Beſorgniß zu betrachten ſei. Bald aber wurde bemerkt, daß der Ausſchlag ſich an Umfang und Stärke gemindert zeige; doch ſchien ein freiwillig eingetretener Schweiß ihn wieder hervorzutreiben, und die Unterhaltung dieſes Schweißes wurde angelegentlich empfohlen. Die Aerzte hatten Rahel zu Mittag beſucht; der Bruder ebenfalls, die Schwägerin kam gegen Abend, und auch der Bruder wollte wiederkommen, wurde aber durch die Nachricht abgehalten, es habe ſich nicht verſchlimmert, und man wünſche die Kranke ruhen zu laſſen. Sie fragte einigemal nach ihm, weil er ihr geſagt hatte, daß er noch wiederkommen würde, doch hatte ihre Erwartung, ihn zu ſehen, durchaus nichts Ungewöhnliches. Mit einem Gruße des Arztes, der neuen Aufſchub ſeiner Abreiſe melden ließ, kam noch am ſpäten Abend Frau von Arnim, verweilte einen Augenblick am Fuße von Rahel's Bette, und wurde von ihr mit den Worten angeredet, ſie komme ſtets als ein „minister of heaven,“ dann aber wieder mit Dank und Freundlichkeit entlaſſen.

Beim Eintritt der Nacht, und als der Schweiß aufgehört hatte, empfand Rahel ein unwiderſtehliches Bedürfniß, ſich umzukleiden; da ſie es ſich nicht ausreden ließ, ſo geſchah es, aber mit größter Vorſicht. Sie ſelbſt war dabei lebhaft thätig, und bezeigte eine außerordentliche Befriedigung, dies erlangt und vollbracht zu haben. Sie fühlte ſich höchſt erquickt, und hoffte nun auch eine Lage zu finden, in der ſie etwas ſchlummern könnte. Sie ſagte mir deßhalb gute Nacht, und hieß mich gleichfalls ſchlafen gehen. Auch Dore ſollte ſich niederlegen und ſchlafen, die aber nicht geneigt war noch Zeit hatte, dieſer Weiſung zu folgen.

Es mochte nach Mitternacht ſein, und ich lag noch wach, als Dore mich rief, ich möchte kommen, es ſei ſehr ſchlimm. Seit dem Augenblicke, daß ich weggegangen war, hatte Rahel, anſtatt die gehoffte Ruhe zu finden, mit ſtets anwachſenden Beſchwerden zu ringen gehabt, die jetzt in völligen Bruſtkrampf übergegangen waren. Ich fand ſie in einem Zuſtande, der wenig geringer ſchien, als der vor ſechs Tagen. Die für ſolchen Fall, den man zwar nicht wahrſcheinlich, aber doch möglich erachtet hatte, dagelaſſenen Mittel wurden eifrig angewandt, allein diesmal mit minderem Erfolg. Der ſchreckliche Kampf dauerte fort, und die theure Leidende, in Dore's Armen ſich windend, rief mehrmals, der Andrang gegen die Bruſt ſei nicht auszuhalten, es ſtoße ihr das Herz ab; fürchterlich rang dabei das Athemholen. Nachdem ſie geklagt, daß es ihr auch den Kopf angreife, daß ſie darin wie eine Wolke fühle, lehnte ſie ſich zurück; eine Täuſchung, daß Linderung eintrete, blitzte nur auf, um für immer zu erlöſchen, die Augen waren gebrochen, der Mund verzogen, die Glieder gelähmt! In dieſem Zuſtande fanden ſie die herbeigerufenen Aerzte; ſie verſuchten ihr noch einige Mittel einzuflößen, allein der Nervenſchlag, der ſie getroffen hatte, machte jede Hülfe vergeblich. Nach anderthalb Stunden bewußtloſen Daliegens, während deſſen nur noch die Bruſt ſich in gewaltſamen Zügen regte, hauchte dies edle Leben den letzten Athem aus. Der Anblick, den ich knieend an ihrem Bette faſt leblos aufnahm, drückte ſich glühend für ewig in mein Herz!

Wir ſtarrten betäubt die entſetzliche Gewißheit an. Das oft genug Befürchtete hatte uns dennoch grauſam überraſcht; nicht in dieſer Woche, nicht an dieſem Tage, ſelbſt in der letzten Stunde noch nicht, hatten wir dieſe Wendung erwarten dürfen, denn bevor der Nervenſchlag hinzutrat, war kein Zeichen ſchlimmer und bedenklicher, als bei den vor ſechs Tagen erlittenen Zufällen, die denn doch, wenn auch nach hartem Kampfe, wieder nachgelaſſen hatten. So entſchwand uns die Theure ohne Wort und Blick des Abſchieds, aber auch, wir dürfen es hoffen, ohne Gefühl des letzten Kampfes und ohne Bewußtſein des Scheidens!

Eine ſeltne Theilnahme in allen Klaſſen wurde durch die Nachricht dieſes Trauerfalles erregt, in den höchſten wie in den unterſten Kreiſen zeigte ſich tiefes, herzliches Bedauern und würdigende Anerkennung. Die edlen Eigenſchaften der unverſiegbaren Güte, des einſichtigen Wohlthuns und eines allgemein erfreuenden Benehmens, wurden auch von den Leuten des niedrigſten Standes herzlich geprieſen, denen die reichen Gaben des Geiſtes als ſolche nicht erkennbar ſein konnten. Der weite Kreis der Freunde, der älteſten wie der jüngſten, Alle ſtimmten beeifert in dem klagevollen Bekenntniß überein, daß ihnen ein reichſtes und bedeutendſtes Lebensbild, ein höchſtes Ziel, zu welchem ſich Gedanken und Erinnerungen immer neu vertrauend hingezogen fanden, dahingeſunken ſei.

Die Beſtattung erfolgte am 14. März in einem Grabgewölbe auf dem Kirchhofe vor dem halliſchen Thore, wo der Prediger Dr. Marheineke das Andenken der Entſchlafenen durch eine würdige und inhaltvolle Rede feierte, und damit die erhabenen Tröſtungen des geiſtlichen Wortes vereinigte.

Eine Frau, die nicht durch Stand und Namen, noch durch Schönheit und glänzende Verhältniſſe, die Blicke der Welt hat auf ſich ziehen, noch durch ſchriftſtelleriſche oder künſtleriſche Verdienſte berühmt werden können, ſondern einzig durch das unbefangene gleichmäßige Walten einer in ſich ſtets wahren, und dabei gütigen und erweckenden Perſönlichkeit, durch ihr einfaches tägliches Leben, auf die umgebende Welt gewirkt, und dabei gleichwohl den Beſten ihrer Zeit gleichgeſtanden, überall ſo tiefen und eigenthümlichen Eindruck gemacht, und eine ſo beharrliche Aufmerkſamkeit und zuneigungsvolle Achtung, ja eine ſo allgemeine Wohlgeſinnung erworben, eine ſolche Frau wird zu allen Zeiten als eine ſeltne und werthe Erſcheinung gelten dürfen.

Mögen die von ihr beſchriebenen Blätter, die ich dem Druck übergeben, durch ihre treuen Züge den Freunden das ganze Lebensbild glücklich erneuen helfen!

Dreiundvierzigſter Abſchnitt.

Mariane Saaling.

Berlin 1834.

Ich wende mich, im Verfolg meiner Denkſchriften, gleich zu dem neuſten und jüngſten Stoffe, der mir in dieſem Frühjahr zu durchleben beſchieden worden, zu meiner Geſchichte mit Mariane Saaling. Das Eigene und Seltſame dieſes Begegniſſes, welches ſich in ſo ganz anders geartete Fügungen eindrängte, das Jugendliche und Spielhafte in ſo reifen Jahren und Verhältniſſen, das Dunkle und Verworrene des ganzen Vorganges, und die Bedeutung, die er als Lebensgeſchick auch in ſeiner Auflöſung noch für die Betheiligten zurückläßt, erfordern diesmal eine umſtändlichere Erzählung, als dieſen einfachen und in ſtillem Kreiſe verweilenden Zügen ſonſt zu widmen wäre. Wenigſtens dürfte der Grad des Verſtändniſſes, der hier überhaupt als erreichbar zu denken iſt, nur auf dieſe Weiſe zu erlangen ſein.

Gleich andern Freundinnen hatte auch Mariane während meiner Trauerzeit mich beſucht. Ich weiß nur, daß ſie da war, mir iſt weiter keine Erinnerung davon geblieben. Im Sommer ſah ich ſie ein paarmal im Garten bei Mendelsſohn-Bartholdy's, in Charlottenburg bei Erneſtine Robert; ſie war mild und freundlich, nicht auffallend, aber mir doch bemerkbar, und ich dachte, mein Gram ſtimme ſie mitleidig. Sie verreiſte dann mit ihrer Schweſter Julchen und ihrem Schwager Heyſe, nach dem Rhein. Gleichgültig vernahm ich ihre Abreiſe, und eben ſo die Meinung, ſie werde nicht wiederkommen, ſie ſei des ſtillen Lebens überdrüſſig, ſie wolle das reiche und glänzende Haus in Frankfurt am Main bei ihrer Schweſter Klara Hertz wieder einmal verſuchen. Späterhin wurde geſagt ſie komme zurück; mich berührte dieſe Nachricht kaum. Bald nachher hieß es, Mariane ſei mit Heyſe's bereits in Berlin; ich empfand nur Theilnahme für den Zuſatz, daß Heyſe's Geſundheit um vieles beſſer ſei. Als ich ihm nach einiger Zeit unter den Linden begegnete, tauſchten wir freundliche Worte, er kündigte mir ſeinen Beſuch an, und wir ſchieden ohne Marianens zu erwähnen. Wir pflegten einander nicht zu beſuchen; er kam auch jetzt nicht; und ſo blieb alles zwiſchen uns wie bisher.

Im ſpäten Uebergange des Herbſtes zum Winter, bei rauhem Wetter traf ich Marianen eines Mittags unter den Linden; ich erkannte ſie nicht gleich, grüßte dann aber, und wollte vorübergehen, da Wind und Kälte weder zum Sprechen noch zum Stillſtehen einladen konnte. Mariane jedoch rief mich an, bot mir treuherzig die Hand, fragte mich theilnehmend, wie es mir gehe, ob ich noch immer ſo traurig ſei, und verſicherte mich, ſie begreife meinen Schmerz vollkommen, und fühle ihn mit mir; ſie pries mein Glück mit Rahel, gedachte der Dahingeſchiedenen mit liebevoller Anerkennung, und meinte, Rahel ſelbſt, *wenn ſie könnte, würde mir zureden*, mich nicht der troſtloſen Einſamkeit hingeben, ſondern die Freunde aufzuſuchen und durch Umgang die Trauer zu lindern. Sie lud mich freundlich ein, auch zu ihr zu kommen. Ich hatte noch niemals ſo biedere Güte von ihr geſehen, und war angenehm berührt, von ihrer guten und kräftigen Art, die ich für eine Frucht ihrer ſpäteren Jahre und letzten Prüfungen und Beſchäftigungen halten konnte. Sie iſt reifer und reicher geworden, dacht' ich, und wendet ſich mehr und mehr dem Innerlichen und Kernhaften zu; dabei mußte ich Rahel wieder preiſen, die auch dieſen Zug am frühſten wahrgenommen, und in der letzten Zeit eine zunehmend beſſere Meinung von Marianen geäußert hatte. Nach dieſem Begegnen, dünkt mich, bin ich einmal vergeblich bei ihr geweſen, ohne den Verſuch zu wiederholen.

Während des Winters fand ich Marianen eines Abends bei Erneſtine Robert, wo größere Geſellſchaft eingeladen war. Wir ſprachen eine Weile mit einander ganz vertraulich, beſonders auch von Krankenpflege, worin ſie damals bei einer kranken Liefländerin große Liebeswerke leiſtete, und ſie ſchien meine Sinnesart in dieſem Betreff gern als der ihren zuſtimmend anzuerkennen. Ich erinnere mich ſehr genau, daß ihr Benehmen etwas Verbindliches für mich hatte, mir aber zugleich den Eindruck machte, als geſtatte ſie ihrer Menſchenliebe und Wohlthätigkeit doch zu viel ſelbſtgefälligen Schein, und dieſer Eindruck vergrößerte ſich unangenehm durch die Bemerkung, daß ſie ſelbſt gerade dieſen Abend in Putz und Schmuck faſt allzuviel gethan hatte. Die anderen Frauen flüſterten ſich lächelnd manche Bemerkung darüber zu, und unterließen nicht, auch mir Antheil daran zu gönnen. Ich verhielt mich gleichgültig dabei, war zerſtreut, und ſprach viel mit der jungen Gräfin Roſe Moſtowska, wohin Mariane mehrmals ihre Aufmerkſamkeit richtete, ich glaubte, es geſchähe des Franzöſiſchen wegen. Der Abend floß ohne weiteres Ereigniß hin. Ein abermaliges Zuſammentreffen bei der Hofräthin Herz, war nur äußerlich munterer, und dieſe größere Munterkeit rührte von einem Umſtande her, der damals bloß zufällig ſchien, aber in der Folge weſentlich einwirkte.

Aus den Niederlanden war eine Italiänerfamilie nach Berlin gekommen. Marquis und Marquiſin Arconati-Visconti, die für ihren Sohn zur Fortſetzung der Schulſtudien ein hieſiges Gymnaſium gewählt hatten; denn ſeit Victor Couſin's Bericht genießen die preußiſchen Schulen ja des größten Rufs. Aus Mailand wegen politiſcher Urſachen verbannt, vornehm und reich, und durch Bildung ausgezeichnet, fanden dieſe Leute überall die beſte Aufnahme; ſie waren beſonders aus Bonn an hieſige Perſonen nachdrücklich empfohlen; ſo der Hofräthin Herz, ſo Marianen, und ſo auch mir. Die Marquiſin gefiel ungemein, und hauptſächlich den Frauen, ihr Geſicht war nicht ſchön, aber ausdrucksvoll angenehm, ihr Wuchs fein und ſchlank, ihr Betragen höchſt liebenswürdig, geſcheidt, mild und vom beſten Ton. Da ihre

Mutter eine Gräfin Schafgotſch aus Schleſien und ſie ſelbſt in Wien geboren war, ſo wußte ſie auch Deutſch genug, um den Reiz der Unterhaltung durch dieſe Sprachkunde zu erhöhen; übrigens aber wurde das Geſpräch immer Franzöſiſch geführt. Wer ſie bewirthete, ſuchte daher gern die leidlichſten Träger franzöſiſcher Konverſation in ſeinem Kreiſe zu verſammeln, und war dankbar für gute Thätigkeit. So geſchah es, daß die Hofräthin Herz auch Marianen und mich dankbar aufmunterte, ihrer Geſellſchaft bei den Italiänern Ehre zu machen. Wir ließen es an gutem Willen nicht fehlen, und kamen leicht bei dem Reize der fremden Sprache und der fremden Mitrednerin in einen Wetteifer, der ſich zu artigen und neckenden Wendungen ſteigerte. Die kluge Marquiſin erkannte ſogleich, daß Mariane und ich auf einem altgewohnten Verhältniſſe ruhten, welches, weit entfernt abgeblüht zu haben, vielmehr noch gar nicht aufgebrochen war; ſie belebte durch ihre anmuthigen Scherze dieſe ſchlummernden Keime, und dies um ſo mehr, als auch ſie ſelbſt, ich kann es nicht verſchweigen, die Möglichkeit ihrer eigenen Anſprüche heiter durchblicken ließ; auf dieſe Weiſe geſtaltete ſich, flüchtig und abgebrochen, aber darum nicht minder eindringlich und nachwirkend, ein Spiel des Scherzes und der Laune, das wir empfanden, und dem wir folgten, ohne Bewußtſein und Abſicht damit zu verbinden. Ich meines Theils hatte gewiß nichts als eitle Neckerei im Sinne, und nahm keine Spur eines andern Eindrucks nach Hauſe. Nur bei ſpäterem Zurückrufen dieſer Erinnerungen traf mich darin das deutliche Bild einer Koketterie, deren ſich aber die Andern vielleicht noch weniger bewußt geworden ſind als ich.

Von einer anderen Seite ſollten meine Gedanken wiederholt auf Marianen hingeführt werden. Hitzig ſagte mir von einem Briefe, in welchem Pfuel meiſt an Frau von Fouqué ſehr bedeutende Worte über Rahel geſchrieben, und ſie weit über alle Frauen ihres Kreiſes erhoben hatte. Frau von Fouqué hatte den Brief in Hitzig's Händen gelaſſen, und dieſer, des Inhalts kaum ſich noch erinnernd, ihn mir gern mitgetheilt. Wichtiger und beziehungsreicher, als die wenigen Worte, welche der Brief in Betreff Rahel's enthielt, waren die ſcharſen Schilderungen, die darin von Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg, und dann von Frau von Frohberg und Mariane Saaling gegeben wurden. Merkwürdig insbeſondere war das Bild der Letzteren, welches der Briefſteller ſo gemein als möglich zu halten ſuchte, ja mit pöbelhaften Ausdrücken beſudelte, und dies mußte um ſo mehr in Erſtaunen ſetzen, wenn man wußte, daß Mariane damals, im Jahre 1810, mit allem Reize der Jugend und Jungfräulichkeit in Schönheit ſtrahlte, und daß Pfuel leidenſchaftlich in ſie verliebt war! Für Perſonen, welche Marianen und Pfuel kannten, jetzt, nach dreiundzwanzig Jahren, in ihrer nunmehrigen äußeren Stellung und noch fortwährend zarten Wechſelneigung zu einander, für ſolche Mitlebende und Mitwiſſende gab es nichts Pikanteres, Seltſameres, Nachdenklicheres, als dieſen Brief. Ich verſagte mir nicht, ihn ſolchen Perſonen mitzutheilen, doch als ſtrenges Geheimniß, als einen Beitrag zur Menſchenkunde, der ſich in dem wundervollſten Beiſpiel darbot. Ich las ihn Henrietten Solmar vor, dann Moritz und Erneſtine Robert, endlich Mendelsſohn-Bartholdy's. Alle waren außer ſich vor Staunen, ergoſſen ſich in die vielfachſten Betrachtungen. Im Grunde konnte nur Pfuel davon Schaden haben, nicht Mariane, deren Herabſetzung aus ſolchen Gründen, wie Pfuel ſie hier anbrachte, bei keinem der Zuhörer gültig ſein konnte. Im Gegentheil, Mariane erſchien als eine ungerecht Mißhandelte, deren jeder Wackere ſich im Herzen annehmen mußte. Wiewohl nun Alle meiner ausgeſprochenen Anſicht beipflichteten, und auch einen Aufſatz höchlich billigten, den ich zur Erklärung des ganzen Briefes geſchrieben hatte, und worin nicht nur Mariane nach Gebühr vertheidigt, ſondern auch Pfuel wieder in beſſeres Licht geſtellt wurde, ſo blieb doch in dem ganzen Eindruck etwas Unheimliches, und es war mir im Stillen ſo zu Muth, als hätte ich auch aus Rückſicht für Marianen, die Mittheilung lieber unterlaſſen ſollen. Dieſe Art Vorwurf trug ich lange mit mir herum, und wenn ich Marianen ſah, mahnte mich das Gewiſſen; ja, ich fühlte mich nicht ſelten von dem Gelüſt ergriffen, zur Vollendung und zugleich zur Buße meines Unrechts, ihr ſelbſt den Brief mitzutheilen. Ich widerſtand freilich dieſem Gelüſte. Aber ich war veranlaßt, Marianens Weſen öfter und mit näherem Antheil, als ſonſt der Fall geweſen wäre, zu betrachten, zu überdenken, und vertheidigend zu beſprechen.

Ein zweites Begegnen auf der Straße ließ mich von Marianen nur größere Freundlichkeit erfahren: ihre Einladung, ſie zu beſuchen, war herzlicher noch und aufmunternder, als die frühere, und ich beſchloß in mir, eifrigeren Gebrauch davon zu machen; wie auch geſchah. Einige Morgenbeſuche ließen mir den angenehmſten Eindruck zurück. Mariane bezeigte für meine Lage und Stimmung den regſten Antheil, ſie ſprach mit mir von Rahel, von deren Briefen; ſie hörte mit Wohlgefallen von dem neuen Abdruck, der im Werke ſei, ſie erbot ſich mit Eifer, an Frau von Pereira und Frau von Ephraim nach Wien zu ſchreiben, um mir von ihnen die vielleicht noch vorfindlichen Briefe Rahel's zu verſchaffen. Wir ſprachen auch von ihrem eigenen Leben, ihrer Thätigkeit, und ſie erzählte mir viel Schönes und Merkwürdiges aus dem Kreiſe ihres Wohlthuns und ihrer Krankenpflege. Ich theilte ihr dagegen mancherlei aus Rahels reichem und unermüdlichem Wirken dieſer Art mit, von den Erfahrungen, die ich ſelbſt gemacht, und von einigen Fürſorgen, die mir gerade oblagen. Sie übernahm es, für eine arme kranke Frau, die ſich an mich gewendet hatte, dringend nöthige Wäſche zu kaufen, und ich ließ ihr für eine andere, deren Noth ihr beſonders anlag, eine kleine Geldſumme zurück, welche ſie anfangs ablehnen wollte, weil ſie es ſich zum Geſetz gemacht, für ihre Wohlthaten nie aus fremder Kaſſe zu ſchöpfen. Wir freuten uns gegenſeitig, daß unſere Richtung zu dieſen Sachen unſerem ferneren Freundſchaftsumgange ein ſchönes Band werden könne.

Mariane lebte eigentlich ſehr einſam, und empfand dies und ſprach es aus. Die Kränklichkeit Heyſe's machte, daß ihre Schweſter nur wenig Antheil an geſellſchaftlichen Dingen nahm. Die Abgelegenheit der Wohnung war in dieſem Betreff ebenfalls hinderlich, und trat ſchlechtes Wetter ein, ſo vergingen wohl mehrere Tage, in denen weder Beſuche kamen noch zu machen waren. Ohnehin war der ganze Umgangskreis mit den Jahren ſtets enger, und zum Theil auch düſtrer geworden. So zum Beiſpiel im Bernſtorff'ſchen Hauſe, welches Mariane von Zeit zu Zeit wohl beſuchte, war eine Stunde am Krankenbette des Miniſters zugebracht, die einzige Ausbeute, deren man in dieſem einſt ſo lebhaften Kreiſe ſich zu getröſten hatte. Beſonders fielen die Abende meiſt ſehr traurig aus, und Mariane ſagte mir geradezu, da ſie ſehr früh aufſtehe, immerfort thätig ſei, und daher auch mit eigentlichen Geſchäften und Arbeiten zeitig fertig werde, auch Leſen und Schreiben ſich endlich erſchöpfe, ſo würden oft ihr die Stunden zu lang, und ſie ſähe es gern, wenn man ſie Abends beſuche, wozu ſie denn auch mich wiederholt aufforderte, indem ſie hinzuſetzte, daß ich ſpäter zum Thee auch Heyſe's jedesmal willkommen ſein würde. Ich fand dies alles ſehr natürlich, und auch meinen Umſtänden gemäß, wie meinem Sinne angenehm, und verſprach mir gute Zeiten von dem Wiederanknüpfen eines Umganges, der mich ſchon vor vielen Jahren angezogen und in dieſer Zwiſchenzeit gleichſam nur geſchlummert hatte. Für Marianens Erheiterung etwas thun zu können, zur Erleichterung ihrer Lebenstage manches beizutragen, wie es der Mann faſt immer dem einzelnen Frauenzimmer gegenüber vermag, war meiner Theilnahme, und ich darf ſagen meiner Gutmüthigkeit ein ſchmeichelhafter Gedanke.

Der Kunſtverein hatte die zu verlooſenden Gemählde ausgeſtellt. Friedrich Tieck mir ſeine Basreliefs am Denkmale Scharnhorſt's als fertig angemeldet; ich erbot mich, Marianen, die beides zu ſehen wünſchte, hinzuführen, und mein Erbieten wurde angenommen. Ich kam zu Wagen, ſie abzuholen, ſie theilte unſere Abſicht der Schweſter mit, die leicht einwilligte uns zu begleiten, und wir fuhren zum Lagerhauſe. Nachdem wir bei Tieck die Bildwerke und dann gegenüber in der Kloſterſtraße die Ausſtellung des Kunſtvereins genug betrachtet, fanden wir es zu früh, ſchon wieder nach Hauſe zu fahren, und ich ſchlug vor, weil inzwiſchen das Wetter ſchön geworden war, die Treibhäuſer bei Bouché zu beſuchen. Dort ergötzten wir uns an dem reichen Anblicke der ſorgſam gepflegten Vegetation, gedachten der Leidenſchaft Rahel's für

Blumen und Gärten, und wie dieſer Garten einer ihrer Lieblingsorte geweſen; als Herr Bouché ſich zu uns geſellte, und dienſtfertig ſeine beſten Stücke vorzeigte und anpries, unterließ ich nicht, für die beiden Schweſtern zwei ſchöne Stöcke ſpaniſchen Flieders auszuwählen. Dieſe blühenden Sträucher ſah die Marquiſin Arconati, als ſie Marianen eines Vormittags beſuchte, und ſah ihnen gleich an, daß ſie Geſchenke ſein müßten. Man verhehlte ihr nicht, von wem ſie herrührten, und gleich den nächſten Abend, als ich mit der Marquiſin war, hatte ich die lebhafteſten Neckereien von ihr zu leiden, man ſehe wohl, wem ich die Kour mache; ſie ſei bei einer Dame geweſen, wo alles von Blumen geduftet habe, als deren Geber ich genannt worden, ihr hätte ich niemals Blumen geſchenkt, und was der Aeußerungen mehr waren, die mir doch zuletzt läſtig fielen, ſo daß ich ablehnend ſagte, Blumen ſchenkte ich ſehr gern und oft, und dieſe ſeien bloß ein Ausdruck meiner Dankbarkeit für das gütige Bemühen Marianens, mir durch ihre Vermittelung aus Wien Briefe von Rahel zu verſchaffen; die Kour, fügte ich hinzu, machte ich niemanden, und würde mich hüten, in ſolche Verſtrickungen zu gerathen, ſelbſt wenn man es darauf anlegte. Die feine Marquiſin verſtand die Richtung dieſer Worte ſehr gut, denn ſie hat ſpäterhin durch deren feindlichſten Gebrauch gegen mich Rache dafür zu nehmen geſucht. Sie ſchrieb nämlich aus Bonn meine damalige Aeußerung in dem nachtheiligſten Bezug auf Marianen hieher an Profeſſor Gans, der das Verbot, mir nichts davon wiederzuſagen, treulich hielt, aber ſonſt jederman erfuhr davon, und vielleicht auch Mariane ſelbſt durch dienſtfertige Zuträger, wie denn manche Perſonen überzeugt ſind, ein ſolches dunkles Geklatſch ſei bei den nachherigen Zwiſtigkeiten und Störungen ſehr mitwirkſam geweſen.

Der erſte eigentliche Abendbeſuch bei Marianen ging allerdings nicht gleichgültig hin. Ich kam bei ſchlechtem Wetter, ſie war leidend und lag auf dem Kanapé, und da Heyſe ebenfalls unwohl war, und Julchen ihm Geſellſchaft leiſtete, ſo blieben wir auch zum Thee allein. Ich kam unerwartet, wurde herzlich aufgenommen, und konnte ſehen, daß ich willkommen war. Da ich ſie leidend traf, ſo war natürlich von ihrer Krankheit die Rede; ich wußte, daß die Aerzte als den Grund der heftigen Schmerzen, an welchen ſie öfters litt, und die bisweilen auf den höchſten Grad ſtiegen, das Vorhandenſein eines Steines in der Niere vermutheten, den ſie manchmal ſcherzend als ihren Grabſtein bezeichnete. Allein ich erfuhr jetzt, daß dieſem Uebel noch ganz andere ſich geſellten, welche eben ſo heftig, und dabei oft noch dringender die traurigſte Hülfe forderten. Marianens Vertrauen wuchs im Reden, und gab meinen antheilvollen Fragen rückhaltloſe Antwort. Sie hatte ſich aufgerichtet, und über dem Tiſche, der zwiſchen uns ſtand, meine Hand ergriffen, die ſie heftig drückte, indem ſie mit abgewandtem und geſenktem Haupte mir den ganzen Zuſammenhang ihres Leidens ausſprach, in Krampf und Thränen, unter Betheuerung, daß niemals von mir gegen Andere noch gegen ſie ſelbſt von dem die Rede ſein dürfe, was dieſer Augenblick jetzt entlocke. Sie fand eine Sicherheit und Beruhigung darin, daß ſie ja eigentlich auch einen Mediziner in mir anrede, und bekannte mir, ſie habe ſich im vorigen Sommer zu Heidelberg durch Chelius wollen operiren laſſen, die Zeit ſei aber zu kurz geweſen, und ſie habe ſich damit tröſten müſſen, die Reiſe im nächſten Sommer wiederholen zu können. Im Verfolg des Geſprächs ergab ſich aber, ſie würde nicht reiſen, weil, wie ich ihr nach und nach abfragte, die Koſten doch in jedem Fall ein paar Hundert Gulden mehr betragen würden, als ihr diesmal zu Gebote ſtünden. Ich erſchrak im Innerſten, als ich dies vernahm. Auch ihre übrige Lage, ihr Verhältniß zu den Geſchwiſtern und manchen Freunden, enthüllte ſie mir dann mit gleicher Aufrichtigkeit, in fortdauernder Bewegung, nicht ohne Kampf gegen Schaam und Zweifel jeder Art, doch ſtets ermuthigt durch mein herzliches Zureden und Verſichern, daß ſie getroſt mir alles ſagen könne, und hingeriſſen durch das Bedürfniß, doch einmal wieder das überfüllte Herz auszuſchütten in ein anderes, das ſolchen Vertrauens werth ſchien. Der ganze Hergang hatte etwas Leidenſchaftliches, und zugleich überaus Sanftes und Rührendes. Ich war innigſt bewegt, fern von aller ſchlechten Neugier, erhoben zur reinſten menſchlichen Theilnahme, geehrt durch das ſeltenſte Zutrauen.

Auch war ich von Marianens Anblick, als ſie die Augen wieder auf mich richtete, wunderbar getroffen. Ich glaubte ſie nie ſo ſchön geſehen zu haben. Sie leuchtete in friſcher Jugendfarbe, und was ſie von Alter und Krankheit geſagt hatte, ſchien alles nicht wahr zu ſein. Dabei trug ihr Antlitz den Ausdruck der tiefſten und großartigſten Wahrheit, der unbefangenſten Ehrlichkeit, der holdeſten Zuverſicht. Alles Kleinliche, Gemachte, Angenommene, was mich in früheren Zeiten bei ihr ſo oft geſtört hatte, war verſchwunden, eine ſchöne, ſtarke, freie und liebliche Seele zeigte ſich menſchlich einem Menſchen. Es waren einzige Stunden, von ſeltſamer Geſtaltung und wunderbarem Inhalt, die wir auf dieſe Weiſe verbrachten, und ähnliche ſind ſeitdem nie zurückgekehrt. Das Schickſal des edlen Geſchöpfs, dem ich mich gegenüber fand, erfüllte mich mit Trauer; ich rief die Vergangenheit, der Mariane angehört hatte, in mir hervor, und alle Herrlichkeiten zurück, die ihr zugewieſen waren, die ihr gelächelt hatten. Ihren perſönlichen Werth fand ich gerade jetzt, da ihr ſo vieles verſagt wurde, über alles erhoben, was ihr je dargeboten geweſen, und ſelbſt ihr Aeußeres durfte noch die größten Anſprüche machen. Klar, rein und feſt, in einer Art jungfräulichen Derbheit, erſchien ihre ganze Perſon; rüſtig, raſch und gewandt jede ihrer Bewegungen; heitere Innigkeit ſprach aus dem Ton ihrer Stimme, die gleich lieblich den Schmerz und den muntren Frohſinn ausdrückte. Alles was an ihr und um ſie war, zeugte von Ordnung, Feinheit und Thätigkeit. Schon der Anblick ihres Zimmers gewährte durchaus die behaglichſte Befriedigung; alles ſchien an ſeinem Platz, in ſeinem richtigen Verhältniß, alles reich, geſchmückt, auserleſen, und war doch nur die einfachſte Umgebung alltäglicher Dinge. Mariane hatte von jeher die glückliche Eigenſchaft, daß ihre Anweſenheit den Raum, in welchem ſie ſich befand, gleichſam hell machte, wie etwa, wohin man ihn auch ſtelle, ein prächtiger Roſenſtock dies thut. An jenem Abend empfand ich dieſe Wirkung im höchſten Grade, und die kleine Stube, das von der Straße zurückgezogene Haus, die abgelegene Gegend am Weidendamme, erſchienen mir von romantiſchem Lichte beſtrahlt. Mein Gemüth und Sinn wandten ſich an jenem Abende Marianen zu, und in mir war beſchloſſen, daß ich ſie öfter ſehen, daß ich ihr Freund ſein müſſe. Jedoch war bei allen dieſen Eindrücken, Erregungen und Vorſätzen, wie ich mich genau erinnern und wahrhaft betheuern kann, auch nicht der geringſte Antheil von weiterem Wünſchen und Hoffen. Ich war eingenommen, aber nicht verliebt und unfrei; ich hatte das ſtärkſte Bewußtſein aller Klüfte, die zwiſchen uns lagen, und die mir nicht in den Sinn kam zu überſchreiten.

Schon eine Weile her mied ich damals die früher geſuchte Einſamkeit, und mochte ſelten einen Abend zu Hauſe bleiben. Ich ſah ſehr viel meine Nachbarn Moſtowki's, oft die Familien Robert, Mendelsſohn, Steffens, beſonders gern die liebenswürdige Gräfin York, die Marquiſin Arconati und Henriette Solmar, die letzteren beiden faſt jeden Tag. Es war eine Art Aufleben, unterbrochen von verzweiflungsvollen Stimmungen und Krankheitsgefühlen, wodurch meinen geſelligen Stunden im Gegenſatz eine gereizte Thätigkeit zuwuchs, die mir den Frauen gegenüber das Anſehen ungewöhnlicher Beeiferung geben konnte. Die älteren Bekannten mißgriffen dieſes Bezeigen keinen Augenblick, und ließen es gewähren und verfliegen, die Marquiſin aber nahm es lebhafter, und wirkte mit kokettem Spiele darauf zurück, ſo daß wir faſt immer im leiſen Kriege verkehrten, der jedoch nie freundlichen Scherz überſchritt. Einen Abend bei Mendelsſohn's wurde ich von ihr in eine Gruppe von Frauen und ſo in's Geſpräch gezogen, daß deſſen offene und allgemeine Bewegung doch einen beſonderen Bezug auf ſie zu haben ſchien, und Mariane ſelbſt, welche zugegen war und Theil nahm, die feſte Meinung faßte, ich ſei ganz dorthin gewandt und wohl aufgenommen. Sie ſagte mir nachher, die Marquiſin habe ihr einen der nächſten Abende zugeſagt: „Aber ich ſehe wohl", ſetzte ſie hinzu, „Euch beide muß man nicht trennen", und ſo bat ſie mich ebenfalls zu jenem Abend, wegen deſſen ſie früher nicht an mich gedacht hatte. In anderen Kreiſen hingegen bildete man ſich ein, ich machte Henriette Solmar die Kour; und dies, und daß ich ſie heirathen würde, verbreitete ſich das Gerücht ohne mein Wiſſen und Ahnden. Hätten die Leute mir in's Herz ſehen können, welches ſchmerzvolle Dunkel würden ſie erblickt haben!

Aber einen Stachel trug ich doch in der Seele, ſeit jenem Abende des Vertrauens, den ich bei Marianen erlebt hatte. Mich quälte der Gedanke, daß eine Perſon dieſer Art, von mir eine frühere Jugendbekannte, eine ſpätere Freundin Rahel's, nachdem ſie ſo lange Zeit in Schönheit, Glanz und höchſtem Wohlſtande gelebt, jetzt in höheren Lebensjahren dahin gebracht ſein ſollte, eine ſo dringende Reiſe wegen Mangels einer ſo kleinen Geldſumme zu unterlaſſen. Ihre Lage erſchien mir um ſo bedauernswerther und kränkender, jemehr ich ſie aus dem Sinn und der Empfindungsweiſe Rahel's betrachtete, Rahel's, welche bei allem, was Operation hieß, für jederman das heftigſte Mitleid fühlte, und ganz außer ſich war, wenn ihren Nächſten etwas der Art zukam. Hier aber ſollte das Schreckliche und doch nothwendig zu Wünſchende nicht einmal erreichbar ſein! Wie gern würde die Herrliche hier geholfen haben, wie gern wäre ich bereit geweſen, es in ihrem Namen zu thun, der ich ohnehin ſchon im Zuge war, ihren Freunden und Freundinnen, die es bedurften, in ſolcher Art beizuſtehen! Aber freilich war es nicht leicht, hier einen Anſatzpunkt für dergleichen Erbietung ſchicklich aufzufinden!

Indeß beſuchte ich Marianen nunmehr öfter, und mancherlei zartes Vertrauen erſchloß ſich zwiſchen uns. Wir gingen in unſeren Geſprächen gern auf das Vergangene zurück, wo wir zu ſo vielem gemeinſam Erlebten nun den verſchiedenen Sinn und Eindruck austauſchten, den wir dabei gehabt hatten, auch wie wir ſelbſt einander gegenſeitig zu verſchiedenen Zeiten vorgekommen, was wir von einander gedacht und gehalten, wurde lieblich erörtert, denn lieblich erſchien jetzt, in heitrer Ueberſicht und Vertraulichkeit, auch das ehemals Widrige, das uns feindlich gegen einander geſtimmt hatte. So erzählte mir Mariane mit angenehmer Natürlichkeit und kindhaftem Eifer, ſie ſei mir immer recht gut geweſen, aber vor zweiundzwanzig Jahren, in Töplitz, hätte ich ſie einmal beleidigt, von ihr zu Mad. Ephraim redend das Wort „Waſchlappen“ gebraucht, worauf ſie mich völlig ausgeſtrichen und fortan als einen Fremden angeſehen habe, der ſie gar nichts angehe. Ich konnte meinerſeits beſtätigen, daß in jener Zeit ſie mir weit mehr ſchön als angenehm erſchienen, und ſo ſchwelgten wir in Bekenntniſſen von Unglimpf und Abneigung, die jetzt allerdings nur als Widerruf und Erklärung des Gegentheils dienen konnten.

Mariane ſprach mit mir auch ganz offenherzig über ihren Religionszuſtand, und was ſie ſagte, war verſtändig, mild und einfach. Sie erzählte unbefangen, wie ſie in früheſter Jugend immer die Chriſtenmädchen wegen des Unterrichts beneidet habe, den dieſe in der Religion erhielten, da für Judenmädchen damals in der Art nichts geſchah, als daß man ſie Hebräiſch leſen und ſchreiben lehrte; wie ſie darauf in Wilmersdorf, wo die Mutter eine Sommerwohnung beſaß, in einer katholiſchen armen Familie die lateiniſchen Gebete den Leuten zur Erbauung vorgeleſen, dann ſogar, nach empfangener Anleitung, manche kirchliche Zeremonie verrichtet habe, wobei die Leute die größte Andacht bezeigt, von der auch ſie ſelbſt ergriffen und fortgeriſſen ſei. Schon aus jener Zeit habe ſie eine Vorliebe für den katholiſchen Gottesdienſt gefaßt, die ſich in der Folge ſtets genährt habe, ſchon durch ihren erſten Aufenthalt in Böhmen, beſonders aber in Wien, wo ihr der Beſuch der Kirchen und der Anblick des Kloſterlebens ſehr wohlthätig geworden, und ihr Entſchluß Chriſtin zu werden, habe für ſie nur bedeuten können, katholiſch zu werden. Ueber ihr Verhältniß zur Kirche äußerte ſie ſich mit Maß und Billigkeit, rühmte ſich des Anhalts und der Förderung im Guten, welche ſie dadurch erfahre, wollte aber ihre Ueberzeugung niemanden aufdringen, auch niemanden verdammen, der andere Wege ginge; übrigens bekannte ſie aufrichtig, noch gar ſehr an der Welt zu hängen, und in geiſtlichen Sachen lange nicht ſo eifrig zu ſein, wie zum Beiſpiel ihre Freundin Henriette Mendelsſohn geweſen, oder Louiſe Henſel noch jetzt ſei. Wir ſprachen vieles über dieſe Gegenſtände mit herzlichem Vertrauen und reinem Austauſch, wobei ſie klar erkennen konnte, daß ich, obwohl von allem Kirchenglauben fern, doch jeder wahren Frömmigkeit herzlich zuſtimme, und in Dingen ſolcher Art weder ein Frevler noch ein Spötter ſei.

Im Gegenſatze dieſer Richtung erhob ſie auch mit Wohlgefallen, ich möchte ſagen, mit der natürlichen vergnügten Eitelkeit eines Kindes, die ſchmeichelhaften Begegniſſe, davon ihre Schönheit — von der ſie übrigens ſcherzhaft als von einer Wittwe zu ſprechen pflegte, der von früherem Glanze nur ein kärgliches Auskommen geblieben ſei — bei vielfachen Anläſſen ſich zu rühmen gehabt. Zum Beiſpiel, daß der König in früheren Zeiten, da ſie faſt noch ein Kind geweſen, oftmals frühmorgens durch Wilmersdorf geritten ſei, und dort jedesmal angehalten, ſie über den Gartenzaun geſprochen und ſich von ihr ein Glas Waſſer habe reichen laſſen. Ferner die Aeußerung einer Schildwache vor Königs Palais, die plötzlich, als Mariane vorüberging, das Gewehr präſentirt, und ihr zugerufen habe: „Tauſendmal lieber vor ihr, als vor dem König von Preußen!“ Dann ſo viele Huldigungen in Wien, wo unter anderen auf einem Balle der Kaiſer Alexander nach einem Tanze ihr öffentlich die Hand geküßt. Und was dergleichen mehr war, das ſich alles wahrhaft unſchuldig und liebenswürdig anhörte.

Von den Perſonen, die wir gemeinſchaftlich gekannt, war häufig die Rede, und unſere Wahrnehmungen ſuchten ſich zu beſtimmten Ergebniſſen zu vereinigen, was nicht immer gelingen wollte. Ueber die Mitglieder ihrer Familie, für welche Mariane ſonſt mit größtem Stolze unbedingte Anerkennung forderte, fand ich ihr Urtheil ungewöhnlich frei, und ihre Forderungen herabgeſtimmt; ſie geſtand unbefangen und aufrichtig manches Mißfällige zu, was ſie ſelbſt oder Andere gefunden hatten, und ich bewunderte in vielen Stücken die Klarheit ihrer Einſicht und das Maß ihres Ausſpruchs. Das Haus der Frau von Arnſtein war ein reicher Stoff unſerer Unterhaltungen. Selten und flüchtig nur wurde der Marquis von Marialva genannt; ſie verweilte ungern bei dieſen herben Erinnerungen, von denen ſie mich übrigens hinlänglich unterrichtet vorausſetzte. Williger und offener ſprach ſie von Doktor Becker, dem jungen Arzte, den ich ſchon ſeit mehreren Jahren als ihren Freund kannte, und auch jetzt nebſt ſeiner Frau bei Marianen öfters anzutreffen pflegte.

Sie verſicherte, dies Verhältniß ſei für ſie eines der glücklichſten und gelungenſten, es ſei mehr als Freundſchaft, ſie betrachte ſich als eine mütterliche Tante für das junge Ehepaar, das ihrer Fürſorge in der That vielfältig genieße, und leider auch bedürfe, denn es ginge dem ſtrebenden Manne noch keineswegs nach Wunſch, und er habe ſich eine Frau gewählt, die ihn durch nichts unterſtütze und fördere, was gerade ſeiner Lage ſo nothwendig und unerläſſig ſei. Mariane hatte den jungen Mann gleich nach ihrer Kataſtrophe mit Marialva kennen gelernt, als er eben hier in Berlin Doktor geworden war, und ihm gleich damals durch Empfehlungen und Bekanntſchaften weſentlich genützt; ihrer Vermittelung dankte er unter andern den Vortheil, einen vermögenden Kranken auf Reiſen in Italien und Frankreich zu begleiten, und durch Kenntniß dieſer Länder auch ſeinem ärztlichen Auftreten zu nutzen. Nach ſeiner Rückkehr ſchloß er ſich ganz an ſeine Freundin an; man ſah beide ſtets zuſammen und ganz vertraulich, man ſagte lange Zeit, ſie würden einander heirathen. Allein nach Verlauf mehrerer Jahre, nachdem Becker einige Praxis bekommen, und auch bei Univerſitäten Fuß gefaßt hatte, zeigte ſich eine andere Wendung, er verliebte ſich in die Tochter des penſionirten Generals Rödlich und heirathete das ſchöne, blutjunge, aber auch unbedeutende und blutarme Mädchen, ohne daß dem freundſchaftlichen Vernehmen mit Marianen dadurch die geringſte Veränderung erwuchs.

Auf meine Bemerkung, daß ſie wohl gar froh geweſen, den Freund verſorgt und dem Gerede ein Ende zu wiſſen, erwiederte ſie mit einiger Aufregung: „Wie ſelten mag doch ein Anderer erkennen, was in unſerem Herzen vorgeht! Sie ſind ganz im Irrthum, wenn Sie glauben, daß mir Becker gleichgültig geweſen; er hat mir ſtets ſehr wohl gefallen, ich habe niemals jemanden ſo lieb gehabt; auch ſetzt' ich mich um ſeinetwillen über jedes Gerede hinweg; ſah ihn täglich, ging an ſeinem Arm, ließ mich Abends von ihm abholen, ich, die ſo ſtolz und ſchüchtern auf Meinungen hält, und jeder feſtgeſetzten Schicklichkeit unterwürfig iſt! Zwar hätte ich nicht ſeine Frau werden mögen, das Mißverhältniß der Jahre, und ſelbſt ſeine unſichere Anfängerſchaft in der Welt mußten dieſen Gedanken von mir entfernen; aber als er nun eine Andere nahm, empfand ich gleichwohl den bitterſten Schmerz; ich ließ ihn zwar nach außen nicht blicken, ſondern ſchien gütig einverſtanden, und nahm die junge Braut wie eine Freundin und Nichte auf. Rahel jedoch, die liebevolle, wohlwiſſende Rahel, der keine menſchliche Theilnahme entging, und deren Herz für jede das zarteſte Mitgefühl hegte, mit der ich nie das Verhältniß beſprochen hatte, die wußte gleich und ganz, wie mir im Inneren ſein mußte, und als ich ihr eines Morgens ſagte, Becker heirathe, that ſie weiter keine Frage, weinte, ſchloß mich in ihre Arme, küßte mich, und als nun auch meine Thränen hervorbrachen, tröſtete ſie mich mit ſo liebreichen Worten, zeigte mir ein ſo wahrhaft von Einſicht und Liebe durchdrungenes Herz, daß ich mich kaum erinnere, von einem Menſchen eine ſo wohlthätige Einwirkung erfahren zu haben, und von dem Tage für Rahel die dankbarſte Verehrung und Zuneigung trug.“

So ſtets wieder auf Rahel zurückgeführt, und durch die Kraft ihres Andenkens beſeelt, konnte mein Umgang mit Marianen an Reiz und Beruhigung nur gewinnen. Auf ſolcher Grundlage wuchs mir auch der Muth, Marianen zum Andenken Rahel's eine kleine goldene Kette anzubieten, und als ſie dieſe liebreich aufnahm, zuletzt auch mein größeres Anliegen vorzubringen. Nicht ohne Kampf, nachdem ich manchen Abend den ſchon gefaßten Vorſatz wieder hatte fallen laſſen, in größter Verzagtheit, mit Herzklopfen und Stottern, forderte ich ſie auf, mich anzuhören. Ich ſtellte ihr vor, wie ſie mich kenne, und ferner zu betrachten habe, welcherlei Aufgaben mir durch Rahel gleichſam übertragen ſeien, wie dem Sinne und der Neigung der geliebten Freundin zu entſprechen mir der ſchönſte Beruf dünke, und ich für mich ſelbſt dabei gar nichts zu gelten wünſchte. „Sie erinnern ſich“, fuhr ich fort, „was Sie mir jenen Abend vertraut haben, denken Sie ſich, welche Empfindungen dies in Rahel erweckt hätte, welche Wünſche und Antriebe dies Bild in mir erwecken mußte! Seien Sie freien Geiſtes, erheben Sie ſich zu der Großmuth, kleinlichen Rückſichten abzuſagen, und weiſen Sie nicht zurück, was Ihnen aus dem reinſten und edelſten Vertrauen zugemuthet wird!“ Ich bat ſie, die kleine Summe anzunehmen, deren ſie zur Beſtreitung ihrer Sommerreiſe noch bedürfe. Es war nicht anders möglich, Mariane mußte meine innere Bewegung mitempfinden, ſie war gerührt, und ſagte mir, ſie verkenne mein Anerbieten nicht, obſchon ſie auch das Ungewöhnliche und Bedenkliche einer Sache, die ſie auch vor ihren Geſchwiſtern als Geheimniß würde behandeln müſſen, gar wohl einſehe; ſie wolle ſo unbefangen ſein, als ich ihr erſchiene, und die Aushülfe annehmen. Sie ſagte dies mit beſcheidener und feſter Haltung, und von beiden Seiten war in dem ganzen Vorgange gewiß keine Spur einer zweideutigen Beimiſchung; es war alles einfach, unperſönlich, edel und frei. Mariane benahm ſich ſo ſchön und rein, daß ſie mir nur noch verehrungswerther wurde.

Am anderen Morgen überbrachte ich die Summe in einem Bankſchein. Ich hatte nicht gewagt, den Betrag höher zu ſtellen, als etwa das Doppelte deſſen, was Mariane damals genannt hatte. Ich wollte das Papier hinlegen, und es ſollte nicht mehr die Rede davon ſein. Allein zu meinem Erſtaunen fand ich Marianen jetzt ganz verändert. Sie ſagte, ſie habe es ſich überlegt, das ſei eigentlich keine Form, unter der ſie etwas annehmen könne. Ich wandte ein, die einfachſte, geradeſte, kürzeſte Form ſei hier die beſte, und es bedürfe gar keines Wortes mehr, ſondern nur des Verharrens im Sinne des geſtrigen Abends, und alles ſei dergeſtalt abgemacht, daß auch wir ſelbſt thun könnten, als wüßten wir nichts davon. Aber ſo leichten Spiels ſollte ich diesmal nicht abkommen. Zu meiner peinlichſten Beſchämung, und zur härteſten Strafe jedes eitlen Dünkels, wenn ſich ein ſolcher doch in mein Verfahren hinter meinem reinſten Bewußtſein könnte eingeſchlichen haben, mußte ich den ganzen Gegenſtand nun wiederholt durchſprechen, die verſchiedenen Seiten beleuchten, die Zweifel erörtern; mir wurde zuletzt widrig und heiß, und ich verwünſchte mein dummes Vordrängen, das mich mit ſolchem Bettel hier nur in eine Klemme gebracht, in der ich weder vor noch rückwärts wußte. Denn ſonderbar, Mariane lehnte die Sache gar nicht ab, im Gegentheil, ſie pries ſie als eine dankenswerthe und ſeltne, und wollte namentlich für ſich ſelbſt großen Werth darauf legen. Ich wußte mir nicht zu helfen, und ſchon war das Papier zwiſchen uns hin und her geſchoben, als Mariane endlich mit folgendem Vorſchlag herausrückte. Unmittelbar als Geſchenk von mir könne ſie die Summe nicht annehmen, ich ſolle ſie ihr aber zur freien Verwendung für Arme überlaſſen, mittelbar könne ſie ihr dann doch nach meinem Wunſche perſönlich zu gute kommen; denn, ſo ſtellte ſie ihre Schlußfolgen, ſie gebe jährlich ein Beträchtliches an Wohlthaten weg, wenn ſie nun dieſes alles von einem anvertrauten Gelde beſtreite, ſo könne ſie dafür das ihre ſparen, und wenn ſie vollends ein Jahr in's andere rechne, ſo dürfe ſie mit allem Fuge jene Summe ihren Einkünften zugewachſen erachten, und für ihre Reiſe aufwenden. Dieſe ſpitzfindige Grübelei erſchien mir der armſeligſte Verſuch, einen eitlen Schein zu retten, an dem um ſo weniger gelegen ſein konnte, als wir beide, die einzigen Wiſſenden, doch davon nicht getäuſcht wurden. Das alſo war die Frucht der Ueberlegung, ein ſolcher Abfall von dem freien, großartigen Sinn des Abends vorher! Das war nicht dieſelbe Mariane mehr! Ich kann es nicht ausdrücken, wie kläglich mir dieſer Hülfsweg vorkam, und wie kleinlich und gering die Geſinnung, welche ihn forderte! Es iſt eine Kinderei, ſagte ich mir zuletzt, ich kann ihr ja auch hierin willfährig ſein, ſchrieb auf den Umſchlag die gewünſchten Worte, daß ſie dieſes Geld von mir zur Verwendung für Arme empfangen habe, und ſchied endlich mißvergnügt mit mir ſelber, und ſehr herabgeſtimmt in Betreff Marianens. Ich rechnete ihr die Sache nicht gerade zur Schlechtigkeit an, aber mich verdroß der darin offenbarte Mangel an Urtheil, der allerdings die gefährlichſten ſittlichen Täuſchungen zulaſſen konnte.

Nicht vermehrt, ſondern gedämpft und zurückgehalten, wurde durch dieſen Vorgang unſere Vertraulichkeit. Ich fühlte zu gut, daß ich Urſache hatte, zarter und beſcheidner zu ſein als je, und außerdem hatte ich wirklich einen gar nicht guten Eindruck empfangen. Mariane jedoch wußte den letzteren bald wieder auszulöſchen; ich ſah ſie auf's neue in den ſchönen Zügen ihres freien und wahrhaften Inneren, und in der kräftigen Heiterkeit ihres munteren Scherzes. Sie beſaß eine eigne Gabe, den gleichgültigſten Augenblick zu einer gewiſſen Stufe emporzuheben, die untergeordnetſten und ſtörendſten Beſuche in einem mittleren Geleiſe von Bildung und Lebhaftigkeit hinzuführen, zu welchem Mittelmaße ſie aber auch leicht die bedeutenderen Menſchen und gehaltvolleren Augenblicke zurückdrückte, und dieſen ſelber ſtörend wurde. Ich erinnerte mich, daß in frühſter Zeit wir jüngeren Freunde dergleichen oft peinlich empfunden hatten, und ſah dieſe Erfahrung auch jetzt noch bisweilen erneuert.

In dieſer Zeit zuerſt glaubte ich eine mir ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit Marianens zu bemerken, die gegen die kleine Koketterie der Marquiſin leicht das Uebergewicht nahm. Den geſelligen Reiz abgerechnet, war der Marquiſin eigentlich gar nichts an mir gelegen, den anderen Frauen eben ſo wenig, und ſo war es allerdings leicht, daß Mariane, ſobald ſie dahin gekommen war, es irgend nur zu wollen, mich mit Recht mehr ihr als einer anderen angehörig betrachten konnte. Ich ſelbſt brauchte ihr dazu von keinem beſonderen Werthe zu ſein, obwohl ſie mir einigen deutlich zugeſtand. Das Spiel war eingeleitet; kein anderer Gegenſtand beſchäftigte; Mariane war alle Zeit ihres Lebens gewohnt und geübt, Neigungen und Huldigungen mit Leichtigkeit zu behandeln, und ſo war ſchon mancher Zug hin und her gethan, ohne daß wir daran dachten, in dieſer Unterhaltung unſere Lebensfragen einzuſetzen.

Ich beſuchte Marianen oft, doch keineswegs täglich. Ich erhielt außerdem bisweilen Einladungen, die mir bewieſen, daß ich noch öfter kommen dürfte. Ich geſtand, daß ich ſehr gern käme, und mich nirgends ſo behaglich fühlte. Nachdem ich dies mehrmals und lebhaft geäußert, mußte ich aber bald die Bemerkung hören, daß meine Beſuche, zwar an ſich ſtets erwünſcht und erfreulich, aber in den Augen der Leute doch zu häufig ſein möchten. Dieſe Schwierigkeit erhob ſich mir höchſt ungelegen, und aus einer Rückſicht, der ich im Allgemeinen gar keine Geltung, im gegebenen Fall aber auch nicht den geringſten Grund zugeſtehen wollte, indem ich auch andere Damen eben ſo oft und täglich beſuchte, ohne daß dieſe, oder die Welt, etwas dabei dächten; der eine Fall aber, meinte ich, ſei wie der andere. Mariane behauptete hingegen der Unterſchied ſei deutlich genug. Ich machte ihr die ſtärkſten Einwürfe, und wurde in Worten und Bezeigungen nur um ſo eifriger. Jederman weiß wie dergleichen hergeht, es bedarf keiner weiteren Schilderung. Genug, das Spiel wurde lebhafter, ernſter, und ſchon gab es Erörterungen, worin Zwiſt und Sühne den Werth ihres Gegenſtandes immer zu ſteigern ſchienen.

Verletzt durch die grelle Färbung, die unſerem Umgange, deſſen Reiz in leiſen Abſchattungen beſtand, unnöthig aufgetragen werden ſollte, war ich mißmuthig fortgegangen, und verſprach mir, wäre es auch bloß durch Verneinung und Zurückhaltung, dieſe Widrigkeit abzuwenden. Gleich darauf ſah ich Marianen bei Mendelsſohn-Bartholdy's in großer Abendgeſellſchaft. Sie war unter vielen jüngeren Schönen noch immer die auffallendſte, durch geſchmackvollen, ſorgfältigen, nicht zu reichen Anzug vortheilhaft ausgezeichnet, durch heiter einwirkende Thätigkeit angenehm. Ein freundlicher Blick, ein begütigendes Wort, hätten mich umgeſtimmt, ſie gönnte mir keines von beiden, und ich ſuchte ihre Nähe nicht. Dies mochte ſie verdrießen, ſie ſuchte die meine, ſetzte ſich zu mir, und begann ſo wunderliche Redensarten, ſchalt mich, als ſei mir nicht zu trauen, machte Deutungen, zu denen kein Anlaß noch Grund war, und ſetzte ſich bald mit mir in völligen Krieg, der für die nächſten Zeugen ein ergötzliches Schauſpiel wurde, das ſie dann ebenfalls ohne Grund plötzlich abbrach, als hätte ich die Sache zu weit getrieben. Die Marquiſin Arconati kam ganz beeifert mich zu fragen, was denn zwiſchen uns wäre? wir hätten ja ganz das Anſehen entzweiter Liebesleute, und was ich denn Marianen gethan hätte? Die Auskunft, die ich ihr zu geben ſuchte, genügte ihr nicht, ſie verlangte überhaupt einmal zu wiſſen wie ich mit

Marianen ſtünde, ich ſollte ihr deren Karakter ſchildern, und wie ich ſie in Vergleich zu Rahel ſtellte, beſonders aber den Vorgang dieſes Abends erklären, und alles dies am liebſten ſchriftlich. Die gute Marquiſin machte mich in meinem Unmuthe lächeln, ſie verlangte mehr, als ich irgend zu leiſten im Stande war. Ich vertröſtete ſie auf die nächſte gute Stimmung.

Indeß hat eine auferlegte Forderung, ſei ſie noch ſo unbillig oder ungereimt, eine Art zauberiſcher Gewalt. Man fühlt ſich heimlich gereizt, man möchte denn, was Andere von uns erwarten, und um ſo mehr, wenn es ungewöhnlich iſt, doch immer etwas entſprechen. Genug, am andern Morgen ſetzte ich mich hin, und richtete einen Brief an die Marquiſin, den ich im Grunde doch nur für mich ſelbſt ſchrieb, auch deßhalb, wie ſo manchen anderen, da mein Antrieb inzwiſchen durch das bloße Niederſchreiben ſich ſchon befriedigt hatte, gar nicht abſchickte. Das Blatt verſchafft mir jetzt den Vortheil, ein ſprechendes und aufrichtiges Zeugniß der Stimmungen und Gedanken, die ich damals in Betreff Marianens hatte, vor Augen zu ſtellen; und ſo ſtehe denn ein Theil des Briefes hier eingeſchaltet, wie ich ihn jenes Tages flüchtig hinwarf.

Montags, den 31. März 1834.

„Alſo hier nichts von Rahel, wenn ich Ihnen von Marianen ſprechen ſoll! Dies vorausbeſtimmt könnte ich Ihnen von der letzteren allerdings mit Antheil und Behagen umſtändlich reden. Ich kenne ſie ſehr lange, und ganz genau; ich ſchätze ſie, und bin ihr gut. An Wiſſen und Wollen wäre daher kein Mangel. Aber ich fühle ein anderes, unüberſteigliches Hinderniß; meine Einbildungskraft beherrſcht meinen Sinn, ich kann meine Eindrücke aus voriger Zeit nicht auf den heutigen herabſtimmen; im Gegentheil dieſer klimmt zu jenen empor, und will die einſame Felſenhöhe nicht verlaſſen. Ich würde Ihnen durch meine Schilderung kaum etwas Erkennbares liefern, geſchweige denn eine Aehnlichkeit, deren Wahrheit Ihnen unwiderſprechlich einleuchtete. Sie verlangen ein Bild, und mir ſchwebt eine Geſchichte vor der Seele.

Wäre die Geſchichte Ihnen auch recht? O ja, von Herzen gern möchte ich ſie erzählen, aber nur nicht in einem Briefe! Ich wünſchte ſelbſt, in meinen biographiſchen Denkmalen, nach allen Helden-, Dichter- und anderen Geſchichten, einmal die Geſchichte eines ſchönen Mädchens vorzutragen, ganz in treuer Wahrheit mit pſychologiſcher Entwickelung, aber ohne romantiſchen Schmuck. Und da wäre in der That die Geſchichte von Mariane Saaling ein durchaus annehmlicher Stoff; mir in jedem Falle reizender, als der, welchen das Leben der Henriette Schleiermacher oder Bettinens von Arnim darböte! Wer dieſe drei nebeneinander zu ſtellen, und eine mit der anderen gehörig zu beleuchten verſtünde, der wäre freilich der rechte Mann, ein Plutarch, dem der alte Heldenſchilderer mit ſeinem Alexander und Cäſar weichen müßte! Laſſen Sie mir Zeit, und wer weiß was geſchieht! Ich verſpreche nichts; aber ich ſag' es auch nicht ab.

Im Eindrucke des geſtern gemeinſam Erlebten will ich nur ein paar Bemerkungen verſuchen, aus denen ſich Ihnen fürerſt manches Einzelne in Zuſammenhang reihen und inſofern erklären wird.

Ich kenne Marianen ſeit zweiunddreißig Jahren, ich war ſtets ein Bewunderer ihrer Schönheit; ich hatte nie die geringſte Neigung für ſie; mit ihrer Gemüths- und Geiſtesart befand ich mich mehrentheils in offnem oder ſtillem Widerſtreit. Jetzt erblick' ich ſie, den Fünfzigen nah, auf der harten Schwelle des Uebertritts von der einſt glänzenden Schönheit in das verhäßlichende Alter. Eben ſchimmern noch die letzten Strahlen der jugendlichen Helle, und ſie beleuchten nur die Trümmer eines reichen, geſcheiterten, ſeitwärts verſchlagenen und betrogenen Lebens! Die beſſeren Eigenſchaften des Gemüthes ringen dabei empor, und begründen eine innere Hochachtung, wo ſonſt vorzugsweiſe äußere Bewunderung waltete. In dieſen beſſeren Eigenſchaften, und noch mit dem Täuſchungsreize der Vergangenheit trat mir Mariane jetzt wie aus verhüllendem Gewölk hervor, mit herzlicher Theilnahme, mit ſchönem Zutrauen, mit der Ausſicht auf manches Gemeinſame, was unſeren Verhältniſſen, Stimmungen und Thätigkeiten aufgegeben ſchien. Ich erwähne von letzterem nur die Sorgfalt und Bemühung für Arme und Leidende, worin wir uns ſchon öfters begegneten. Es war natürlich, daß wir uns nur leichter, häufiger, und befriedigter zuſammen fanden, als vormals.

Aber auch die Gränze war ſchnell bezeichnet, über welche weder Mariane noch ich ſelbſt jemals zu ſchreiten geſonnen waren. Alles trennt uns, jede Richtung des Innern, jede Geſtaltung des Aeußern; nur der Augenblick verbindet uns, wo die Stimmung des Erlebten gern einen Zeugen des Erlebten, und in dem Zeugen faſt noch einen Schimmer davon zu finden liebt. Dies iſt der Grund unſeres Umganges, dies ſein eigentlicher Gehalt. Nun aber drängen ſich auf der Oberfläche unſere beiderſeitigen Gewöhnungen, und dieſe bedrohen jenen zu zerſtören. Mariane kann ſich des angenehmen Spieles von Erregung und Verwerfung huldigender Aufmerkſamkeit nicht entſchlagen; es iſt nicht böſe gemeint, ſie iſt dabei ganz wohlwollend, neidlos, freimüthig, ja ſie kann ſagen unſchuldig und brav. Aber das Spiel iſt immer gefahrvoll, und in dieſer Uebergangszeit mehr als je. Mir aber haftet die Gewöhnung ſcherzhaften Neckens an, das auch nichts böſe meint, ſondern im Gegentheil oft nur der Ausdruck freundlichſter Geſinnung iſt. Dieſe Richtungen aber, durch keine leidenſchaftliche Zuneigung bewältigt, gerathen oft und leicht in Widerſtreit, der nicht angenehm iſt. Ein ſolcher Widerſtreit war es, den Sie angeſehen; er hat keinen tieferen Grund, keine weiteren Folgen; vorher und nachher iſt nichts. Was Ihnen dabei noch unerklärt ſcheinen möchte, iſt Mangel an Talent, den man gern nachſehen kann, denn es iſt kein Arzt dabei.“

Alſo damals wußte ich, das uns alles trennte, und ſagte es! Dies Bewußtſein ſollte bald verdunkelt werden um ſpäter in der unglücklichſten Geſtalt wieder als ſchrecklich wahr an's Licht zu treten!

Als ich Marianen wiederſah, war ſie ungemein freundlich, das häßliche Streiten ſchien vergeſſen, die beſte Stimmung waltete. Sie ſprach mir angelegentlich von Becker, und ich verſprach, in einigen Beziehungen ihn nach beſten

Kräften zu fördern, wofür ſie im voraus mir herzlich dankte. Zu den Annehmlichkeiten unſeres Zuſammenſeins gehörte beſonders auch die ſteigende Befreundung mit Heyſe's, zu denen wir gewöhnlich zum Thee hinübergingen; mit Julchen ſowohl, als mit dem Manne, der in ſeiner Häuslichkeit ein gleichmäßig feines Benehmen zeigte, geſtaltete ſich das beſte Verhältniß, und die Abende waren meiſt durch witzigen Scherz und ſinnigen Ernſt erfreulich belebt.

Marianens Geburtstag am 11. April gab Gelegenheit, ihr Blumen und ein Buch zu ſchenken, alles andere hatte ſie ausdrücklich verbeten. Ich konnte bemerken, daß die glückwünſchenden Freunde und Freundinnen, die ſich nach und nach einfanden, und mich dort antrafen, mir bedeutende Blicke gaben, und ich ärgerte mich beſonders über Fräulein von Langen, die noch mehr ſagen zu wollen ſchien, als die Anderen. Indeß tröſtete ich mich mit Georg in Götz von Berlichingen, und dachte: Guckt ihr! Verwundert war ich nicht wenig als auch Mariane anfing, ſobald wir allein waren, mir von dem Gerede der Leute zu ſprechen. Alle Leute beriefen ſie darüber, ſagte ſie, daß ich ihr die Kour machte, daß ich verliebt in ſie ſei, ja man ſchriebe es ihr aus Frankfurt und Wien, und frage ſie darüber. Sie verhehlte nicht, an Frau von Schlegel es ſelbſt geſchrieben zu haben, daß ich ſie jetzt fleißig beſuchte und ihr ein lieber Freund ſei. Auf ähnliche Aeußerungen hatte Frau von Frohberg geantwortet, und gemeint, wenn ich Marianen ein wahrhafter Freund ſei, wollte ſie allen früheren Groll gern fahren laſſen. Dergleichen Worte beſtürzten mich, und ich zeigte Marianen mein Befremden, daß die Leute ſoviel zu wiſſen glaubten, was uns ſelbſt noch unbekannt ſei. Sie wiſſe am beſten, fügte ich hinzu, daß von Liebesleidenſchaft unter uns keine Rede ſei, und in unſeren Jahren, nach unſeren Erlebniſſen, könnten wir, ſobald uns unſer Umgang gegenſeitig behage, alle unſere Tage zuſammen verbringen, ohne daß irgend jemand etwas Beſonderes darin zu finden habe. Sie war aber empfindlich über meine Reden, gab den Leuten Recht, denn allerdings habe es den Schein, als machte ich ihr die Kour, und ſie habe dan Verdruß, nach allen Seiten darüber Red' und Antwort geben zu müſſen. Ueberhaupt verheiratheten mich die Leute mit größter Beeiferung, und einige ſagten für ganz beſtimmt, ich werde mich mit Henriette Solmar verbinden, andere nannten wieder andere. Ob es vielleicht gar wahr ſei? ich ſolle es ihr frei ſagen, die größte Laſt würde ihr vom Herzen genommen ſein; wenn ich mich für den Bräutigam Henriettens erklärte, und ſie dies den Leuten ſagen könnte, würde ſie ganz unbefangen mich jeden Tag in vertrauteſter Freundſchaft ſehen. Es war mir faſt lächerlich, gegen ſolche Schaaren von irrigen Annahmen und Folgerungen mich wehren zu ſollen.

Ein andermal ſagte mir Mariane, ſie gedenke noch im Sommer fortzureiſen, ich ſelbſt hätte ſie in dem Vorhaben beſtärkt, und ihr die Mittel dazu gegeben, wie ſollte das aber mit mir werden, wenn ich mich ſo ſehr an ihren Umgang gewöhnte, und mir der dann plötzlich fehlen würde? Ja es ſei zweifelhaft, ob ſie, wenn einmal weggereiſt, überhaupt wiederkehren werde. „Liebe Mariane", verſetzte ich, „mir wird Ihre Abweſenheit ſehr leid ſein, aber laſſen Sie mich hören, Sie ſeien glücklich, und ich will Sie niemals wiederſehen! So uneigennützig mein' ich es gut mit Ihnen, ſo leicht kann ich in meiner Freundſchaft für Sie mich ſelbſt vergeſſen." Dies war mein heiligſter Ernſt, ich meinte es ganz, wie ich es ſagte, und fand mir dieſe Empfindung bei jedem wiederholten Anlaſſe beſtätigt. Dagegen erbot ich mich auch wohl, ich ſelbſt wolle ſie nach dem Rhein, oder wohin ſie ſonſt begehre, bringen, ſie könne ihre Kammerjungfer mitnehmen, und ſolle an mir den aufmerkſamſten Begleiter haben. Solchen Vorſchlag wollte ſie faſt übel nehmen, als der Tugend und dem Rufe zu nahe tretend, und wenn ich mich auf unſer Alter berief, und gerade auch auf unſeren beiderſeitigen Ruf, meinte ſie, wir ſähen beide noch nicht darnach aus, daß uns das Alter gegen üble Nachrede ſicherſtellte. Dieſer Gegenſtand wurde bis zur Aufgereiztheit zwiſchen uns verhandelt, ſie gab mir unſchickliche Zumuthung, ich ihr unzeitige Sprödigkeit und Ziererei ſchuld, und als ich ihr nach einigen Tagen erzählte, Henriette Solmar, die doch jünger ſei, würde ohne Bedenken mit mir nach dem Rhein reiſen, und habe es für einen gewiſſen Fall wirklich zugeſagt, wollte ſie im Ernſte zürnen, und fertigte mich ſchnöde mit dem Bedeuten ab, für jene könne das gut und ſchicklich ſein, für ſie aber nicht.

Ueberhaupt wurde nun Mariane ſtets empfindlicher und ſchwieriger. Sie nahm zwar meine Beſuche jedesmal an, und hatte es ſich zum Grundſatz gemacht, wie ich ſpäterhin erfuhr, daß ich nie ſollte abgewieſen werden, aber ſie bat mich, ſeltner zu kommen, oder frühzeitig wegzugehen, oder Heyſe's zu beſuchen. Meinen Arm anzunehmen, ſich von mir begleiten zu laſſen, was ſie anfangs unter die Vortheile unſeres Umgangs gerechnet hatte, wollte ſie nie mehr einwilligen; ſo gleichgültig, meinte ſie, ſei unſer Verhältniß nicht mehr, oder würde doch nicht ſo angeſehen; und die Leute noch mehr glauben machen, als wirklich wäre, wollten wir doch auch nicht. Dieſe Hemmungen und Bedenken, die mir auf jedem Schritte entgegentraten, verbitterten mir die beſten Stunden jedes Tages, ſie reizten mich heftig auf, und ich hätte ſie oft um jeden Preis vernichten mögen. Unſer gutes Vernehmen wurde ernſtlich dadurch getrübt, und ich wußte ſchon nicht mehr, was Mariane in einzelnen Fällen für zuläſſig hielt, was nicht. Sich mit mir in derſelben Loge im Theater zeigen, hätte ſie ſchwerlich eingewilligt, aber ich nahm nun aus Schadenfreude gern einen Logenplatz, den mir die Marquiſin Arconati zu einer Opernvorſtellung, wo auch Mariane mit mir ſein würde, nicht ohne Schalkheit anbot.

Den Arconati's war inzwiſchen höchſt unerwartet die Weiſung zugekommen, daß ihnen der Aufenthalt in Berlin nicht länger geſtattet werden könne. Für den ganzen Kreis ihrer Bekannten war dies ein Leid, ein Unwillen, ein Bedauern, man liebte ſie allgemein. Sie waren ihrerſeits tief gerührt über die Beweiſe von Theilnahme, die ſie von allen Seiten erhielten, über die Beeiferung, mit der ſie gerade jetzt aufgeſucht, eingeladen und geehrt wurden. Auch Marianen that es ſehr leid; die Marquiſin hatte ihr beſondere Vertraulichkeit bezeigt, und ſich ihr gleichſam ein wenig gegen mich angeſchloſſen, in der Art, wie Frauen leicht gemeine Sache gegen Männer machen, oft mehr aus günſtigem Antheil, als aus böſem Willen. Ob ſie Marianen vor mir gewarnt, Keime des Zweifels und Mißtrauens in ſie gelegt, weiß ich nicht, finde es aber nicht unwahrſcheinlich. Vor dem Ernſte der bevorſtehenden Abreiſe, dem Schmerz und Unmuth über die Verfolgung, und dem tiefen Eindruck der ihnen von uns Allen bezeigten Freundſchaft, wichen zwar jene kleinen Bezüge in den Hintergrund, doch ſollten ſie nicht ganz aufhören, und auch ihre Zeit noch wiederfinden. Mariane und ich trafen zum Abſchiede bei der Marquiſin zuſammen, ſie blickte uns lächelnd an, und ſchien diesmal uns beiden in reiner Güte nur freundliche Zuſtimmung zu widmen.

In Wechſel von Anziehung und Sprödigkeit ſetzte ſich unſer Umgang fort. Die Stunden unſeres Zuſammenſeins waren von der allergrößten Verſchiedenheit, und es war niemals zu berechnen, von welcher Art die nächſten ſein würden. In Marianen lebten ſehr unterſchieden gleichſam zwei Perſonen; die eine, wahrhaft, großartig, klar, kindlich, beſcheiden, einſichtsvoll; die andere, ſcheinſam, kleinlich, verworren, ſtolz, eigenſinnig und ſtörrig bis zum Wahn. In jener Geſtalt war ſie verehrungswürdig und hinreißend, der Ton ihrer Stimme drang in das innerſte Herz, ihre Geſichtszüge verſchönerten ſich zu nochmaligem Jugendglanze. Hingegen ſank dies alles, wenn ſie in der anderen Geſtalt erſchien; ihre Sprache, ihr Geſicht, ihr ganzer Ausdruck war wie verfälſcht, ſie vernahm nichts, und ſchien lediglich einem augenblicklichen, beſonderen, launenhaften Willen zu folgen, der in den meiſten Fällen ihr ſelbſt dunkel ſein mochte. Den meiſten Menſchen iſt etwas von ſolchen zwiefachen Perſönlichkeiten mitgegeben, allein faſt immer in noch beibehaltener Miſchung, und ſelten treten die Beſtandtheile in ſo auffallender Sonderung hervor. Unläugbar ſteigt mit der Stärke der Gegenſätze und mit der Verſchiedenheit der Geſtaltungen, die ein bedeutender Karakter zuſammenfaßt, auch deſſen Reiz und Macht, und dem Leid und der Ungeduld, die ein ſolcher wohl zu empfinden giebt, ſtehen Glück und Befriedigung zur Seite.

Mariane kam wiederholt darauf zurück, daß ſie wegreiſen werde, ja nun eigentlich müſſe, wenn ſie die gewonnene Ruhe und Abgeſchloſſenheit ihres Lebens bewahren wolle; ſie wünſchte nicht, fügte ſie hinzu, daß wir die Gewöhnung, uns zu ſehen, zur Nothwendigkeit werden ließen, und um ihrer ſelbſt wie um meinetwillen ſei es rathſam, jeder Aufregung auszuweichen. Ich konnte von ſolcher Andeutung geſchmeichelt ſein, auch läugnete ich nicht Wohlgefallen und Neigung, welche ich empfand, allein mich wollte doch ſtets bedünken, das Wort greife der Sache unverhältnißmäßig vor, und behandelte die unreife, zweifelhafte Knoſpe ſchon als reifende Frucht. Ich beſtritt einen ſolchen Stand der Sache mit großer Freiheit, und konnte die voreilende Einbildungskraft nicht ungeneckt laſſen. Dies unſer beiderſeitiges Benehmen war aber freilich geeignet, gerade die Frucht, welche vorausgeſetzt und geläugnet wurde, endlich hervorzubringen, wenn auch mit Hülfe künſtlicher, nicht reiner Sonnenwärme des Gefühls. Mariane verhehlte mir nicht, daß ſie für ihre Reiſe noch kein feſtes und ihren Wünſchen entſprechendes Ziel habe; bei ihren Geſchwiſtern fand ſie überall Hinderniſſe, oder doch Uebelſtände, denen ſie lieber auswich, bei Freundinnen und Bekannten war die äußerſte Beſchränkung oder auch geradezu Langeweile zu fürchten. Wie viele Schwierigkeiten löſten ſich, wenn wir zuſammen reiſten, wie viele Beſchränkungen fielen weg, wenn wir unſere Lebensplane zu verbinden ſuchten! Meine Bemerkungen hierüber wurden indeß ein für allemal abgewieſen; dazu müßten wir, hieß es, verheirathet ſein. Das große Wort war ausgeſprochen, aber ſollte ſich hier weiter keine Bedeutung anmaßen, denn Mariane ſetzte ſogleich hinzu, für ſie gäbe es ſolche Möglichkeit nicht mehr.

Wir ſprachen von den Möglichkeiten, die ſich in der Vergangenheit dargeboten, wir muſterten manche Fälle durch, ich hatte die wichtigſten Bewerber ja ſelbſt gekannt, aber unter ihnen freilich keinen, der Marianen würdig geſchienen hätte. Ihre ganze Erſcheinung hatte ſie zu den höchſten Anſprüchen berechtigen können, die vornehmſten und glänzendſten Parthieen mußten für ſie nur eben gebührende dünken, bei den ausgezeichnetſten Männern durfte man zweifeln, ob ſie nicht zu gering für ſie wären. In ſolchem Sinne hatte ich vor dreißig Jahren ein Sonett an ſie gerichtet, worin ich mich gleichſam entſchuldigte, ſie nicht zu lieben, weil ich doch gar nicht hoffen dürfte, mich zu ihr zu erheben. „Aber wie mir nicht, wollt' ich Sie auch Andern nicht gönnen" ſetzt' ich hinzu, „und ſo haben Sie denn in meinem Sinne ganz richtig unverheirathet bleiben müſſen!" Sie aber tadelte dieſe Meinung, und verſicherte, es ſei gewiß ihr großer Nachtheil geweſen, daß ihre Familie und Freunde immer ſo hoch mit ihr hinaus gewollt; ihr habe gar nicht ſo was Außerordentliches gebührt, ein mäßiges Loos würde für ſie ganz richtig und gewiß das glücklichſte geweſen ſein, auch habe ſie ſelbſt im Inneren nie ſo große Anſprüche gemacht, und nur durch die Umgebung ſich ſie aufdringen laſſen. Dies unbefangene und beſcheidene Bekenntniß gab ihr in dieſem Augenblicke den ſchönſten Ausdruck.

Der Verlauf des Geſprächs führte jedoch in entgegengeſetzte Strömungen, ihre Demuth ſchien ſich zu weit verirrt zu haben, ſie glaubte ſich wieder hinter dem höchſten Stolze verſchanzen zu müſſen; ſie pries ihren jungfräulichen Stand als den ſchönſten, der ihr habe werden können, und den ſie gegen die herrlichſten Anerbietungen ſo leicht nicht vertauſchen würde. Auf einige ſcherzhafte Fragen antwortete ſie empfindlich, und rechnete die Bedingungen her, unter denen allein ſie jetzt noch eine Verheirathung denkbar hielte; ſie waren faſt alle ſo geſtellt, daß ſie mich geradezu ausſchloſſen, beſonders auch wurde die völlige Uebereinſtimmung religiöſer Denkart erwähnt, wo ich mich denn nothwendig in tiefſter Verwerfung fühlen mußte. Ich fand dieſen Aufwand nur unnöthig, mich konnte er ohnehin nicht treffen, da ich mich ſo hoch gar nicht geſtellt hatte. Der Sache mußte ich ſogar beipflichten, und ich verſetzte daher ganz einverſtanden: „Liebe Mariane, ich gebe Ihnen hierin ſo Recht, daß Sie dieſe Ihre Intereſſen völlig in meine Hand legen könnten, und ſie gewiß ſo ſtreng gewahrt ſähen, als von Ihnen ſelbſt: denn, was ſoll ich Ihnen mehr ſagen? wenn Sie ihr Herz und Ihre Perſon mir förmlich antrügen, würde ich in Betracht Ihrer noch immer ſagen müſſen: Nein!" Auf dieſes Wort, das ſie nicht erwartet hatte, und das ſie durch die wunderbarſte Befangenheit ganz mißverſtand, indem ſie nicht auf den Zuſammenhang achtete, ſondern nur abgeſondert den

Schlußlaut auffaßte, ſah ich Marianens ganzen Stolz wie ein Kartenhaus zuſammenfallen. Sie gerieth in heftige Bewegung, ihre Wangen rötheten ſich, Thränen ſtürzten ihr aus den Augen: „Wie iſt es möglich!“ rief ſie aus, „mir ſoll das geſagt werden, mir, dieſer ſtolzen Perſon, der Könige gehuldigt haben!“ Und ſchluchzend machte ſie mir Vorwürfe, daß ich ihr ſolche Beleidigung zufügte, die ſie um mich nicht verdient habe; dann ſetzte ſie hinzu, dieſe Thränen, die ſie mir die Ehre anthue, in meiner Gegenwart zu weinen, müßten uns auf immer ſcheiden! Ich ſtand betroffen, auf der einen Seite den wunderlichſten Irrthum in ſeiner komiſchen Entwickelung anſtaunend, auf der anderen ſchmerzlich ergriffen, die vermeintlich Gekränkte in ſolchem wirklichen Leid und Schmerze vor mir zu ſehen. „Mariane“, rief ich ihr zu, „Sie mißverſtehen meine Worte, ich habe ja das gar nicht geſagt, vielmehr das Gegentheil!“ Doch umſonſt, ſie wollte nichts hören, und fuhr fort, durch Weinen und Ausrufungen ihre Schmach zu bejammern. Ich war in peinlichſter Sorge, wie ich ſie begütigen, wie ich das Mißverſtändniß ihr begreiflich machen ſollte, ich bat, ich flehte, doch lange fruchtlos. Die unerwartetſte Entwickelung erfolgte aus Marianens eignem Inneren; ſie fühlte ſich gedemüthigt durch mich, das durfte nicht gelten, jetzt mußt' ich um jeden Preis ihr gewonnen ſein. Sie ſah mich durchdringend an, achtete jetzt auf mein Zureden, und ſagte: „Nun ja, ich verzeihe Ihnen, und bin Ihnen gut!“ und zugleich zog ſie mich an ihre Seite, und drückte einen Kuß auf meine Wange! Ich war außer mir vor Wunder und Ueberraſchung. Erſt jetzt gelang es mir, ſie über den Sinn meiner Worte aufzuklären; halb vergnügt, halb ärgerlich, wurde ſie ihres Mißgriffs inne, und ich eilte, ihrem wunden Gefühle dadurch wohlzuthun, daß ich ihr jeden Triumph über mich einräumte, ihr das Geſtändniß ablegte, wie ich öfters, bloß nach ihren Fenſtern zu ſehen, oder auf ihr Begegnen hoffend, die Straße hinabgegangen, und was ſonſt ſie überzeugen konnte, daß ich eine Verſchmähung gegen ſie gar nicht zu denken fähig ſei, geſchweige denn habe ausſprechen wollen. Sie ſtärkte ſich an dieſer Mittheilung zuſehends, und gab ſich nun bald zufrieden. Die Fügung dieſes Mißverſtehens, welches nur durch die Schuld innerer Befangenheit möglich und ſogleich deren Strafe geworden war, hatte mir einen tiefen Aufſchluß gegeben; ich hatte geſehen, daß dieſer Stolz und dieſe Strenge, als ein abſichtsloſer Pfeil in's Herz der Eitelkeit zu treffen ſchien, zuſammenbrachen und in weichen Thränen dahin floſſen. Seit dieſem Vorgange mußte ſich unſer Verhältniß weſentlich verändert finden, ein gewaltſamer Schritt hatte uns ohne unſeren Willen in nähere Gemeinſchaft und Vertraulichkeit geſtellt.

Mariane nahm in den nächſten Tagen eine Einladung von mir an, gegen welche ſie bisher immer zögernd und ſchwierig geweſen war. Ich wünſchte ſie und die Gräfin Yorck und Henriette Solmar bei Bouché Nachmittags zum Kaffee zu vereinigen. Die Parthie war eigentlich für Arconati's mitbedacht, allein das Wetter bis zu ihrer Abreiſe war zu ungünſtig. Die Sache fand alſo erſt ſpäter Statt. Wir fuhren nach dem Garten hin; Eliſe Casper war mir für den Nachmittag anvertraut; Graf Yorck und Profeſſor Gans nahmen ebenfalls Theil. Es machte ſich alles hübſch und angenehm; die ſchönen Blumen, die heitere Luft, das ſtille harmloſe Zuſammenſein, und das dabei doch lebhafte Geſpräch, gaben das friedlichſte Behagen. Mariane war ſehr liebenswürdig, Henriette Solmar nicht minder, die edle Gräfin wie immer gütig und ſchön im reinſten Daſein. Es fiel keinerlei Störung vor. Die Gräfin hatte davon gehört, daß in mir eine lebhaftere Neigung keime, ſie bekannte ſpäter, daß die Wahrnehmungen jenes Nachmittags ihr nicht beſtätigend geſchienen.

Das Geſpräch über Heirath und Ehe war zwiſchen Marianen und mir nun ſchon eingeleitet, und der reichhaltige Stoff bot ſich unter mannigfaltigen Geſtalten immer auf's neue dar. In allgemeinen Betrachtungen und an einzelnen Beiſpielen, wie das nächſte Leben ſie vor Augen ſtellte, konnten wir die eigne Anſicht und Sinnesart, und was in verſchiedenen Fällen ſich etwa verſprechen und erwarten ließe, bequem verhandeln, ohne dabei aus dem Unperſönlichen herauszugehen. Bald aber nahm dieſe Unterhaltung auch perſönliche Bezüge auf, und wir ſprachen geradezu von uns, mitunter ſcherzhaft, dann auch ernſt; es war für launigen Muthwill und auch für herzliche Innigkeit der ergiebigſte Stoff. Befremdet fühlte ich mich doch immer, wenn von außen ſich dergleichen Wort und Meinung aufdrängen wollte, denen ich bei mir noch keineswegs Raum gegeben hatte. So wenn Mariane mir erzählte, daß in der Muſik am letzten Sonntage, bei Henſel's, ſich eine Dame nach mir erkundigt habe, und als ich ihr gezeigt worden, gleich weitergefragt: „Iſt denn ſeine Braut auch hier?“

Am 22. April hatte der Stadtrath Mendelsſohn-Bartholdy mir durch ſehr freundſchaftliche Zeilen die Verlobung ſeines Sohnes Paul angezeigt. Mariane ſowohl als ich waren dieſer Familie herzlich zugethan; wir ſprachen von unſerer Theilnahme, unſeren Glückwünſchen, die wir am anderen Tage überbringen wollten; es wurde verabredet, ich ſollte Marianen und ihre Schweſter zu Wagen abholen. Wir ſprachen ſehr vertraut und innig, wir berührten die zarteſten Fragen des Zuſammenlebens, wir tauſchten die beruhigendſten Verſicherungen aus, und räumten allmählig, und gleichſam nur ſpielend, eine Schwierigkeit nach der anderen weg, um uns einander völlig nähern zu können. Auch über die weltlichen Verhältniſſe, Familienbande und mögliche Anordnungen der Zukunft, wurden vertrauenvolle Aufſchlüſſe nicht vorenthalten. Ich ging denſelben Abend noch zu Henriette Solmar, wo ich den Profeſſor Gans traf; es war von Marianen die Rede, und ich ſprach ganz unbefangen mit. In mir war noch keine Ahndung, daß ich Urſache haben ſollte, dieſen Namen anders anzuſehen, wie bisher.

Des andern Morgens fand ich mich frühzeitig zu Wagen bei Marianen ein. Sie ſchien mir ſehr bewegt, aber heiter und liebenswürdig. Das Geſpräch vom vorigen Abend knüpfte ſich wieder an, und ſchritt in harmoniſchen Schwingungen fort. Es miſchten ſich die Worte ſtets ernſthafter und zarter. Ich weiß nicht mehr, wie ſich der Anlaß ergab, allein er war vorhanden, daß Mariane die Wendung nehmen konnte: „Nun denn, lieber Varnhagen, in ſolchem Vertrauen kann ich es wagen, Ihnen Hand und Herz zu geben!“ Sie reichte mir die Hand, die ich zwar überraſcht, doch mit hohen Freuden ergriff; wir umarmten uns, und hielten uns von dieſem Augenblick an für verbunden.

Nach der erſten Bewegung erbat ich mir, daß unſer Einverſtändniß in der nächſten Zeit noch für jedermann geheim bleiben ſollte, damit alles in der Stille ſich ruhig entwickeln und reifen könnte. Mariane willigte darein, und fand es ſelber richtig und angemeſſen. Gleich darauf aber eilte ſie, nun wollten wir zu Heyſe's hinübergehen, um dieſen das Vorgefallene mitzutheilen. Ich hielt ſie auf, und fragte, warum ſo ſchnell? es wäre doch ſchöner, wir ließen einige Zeit die Sache ganz unter uns allein. „O nicht doch", verſetzte ſie, „Heyſe's werden ſich ſehr freuen, ſie wiſſen ja ſchon wie es mit uns ſteht, und erwarten nichts anderes." Dieſes letztere war mir allerdings verwunderlich, jedoch der Augenblick drängte, ich mochte die freudige Bewegung nicht hemmen, wir gingen zu Heyſe, Julchen wurde herzugerufen, und beider innige Theilnahme gab ſich unzweideutig zu erkennen. Auch hier kam die Bewahrung des Geheimniſſes zur Sprache, und wurde durchaus gebilligt und zugeſagt. Allein faſt gleichzeitig beſann ſich Julchen, daß eine alte Tante bei ihr zum Beſuch ſei, der müſſe ſie es doch gleich ſagen, und ehe ich noch etwas einwenden konnte, war ſie aus dem Zimmer.

Unterdeß war es hohe Zeit geworden, den Beſuch bei Mendelsſohn zu machen. Julchen war aber noch verhindert, und Mariane wollte jetzt kein Bedenken mehr haben, mit mir allein zu fahren. Wir beſprachen unterwegs das neue Verhältniß und ſeine Behandlung, ich beharrte erſt immer, wir wollten nichts ſagen, Mariane aber lachte, und meinte, wenn Mendelsſohn's uns beide zuſammen eintreten ſähen, würden ſie doch gleich alles wiſſen. Und ſo war es auch, es bedurfte keines Wortes der Ankündigung, man kam uns mit den Glückwünſchen entgegen. Die Töchter wurden gerufen, und jede beſonders wußte ſchon, was ſie erfahren ſollte. Die Eine ſagte ſogar, ſie hätte geſtern ſchon die Neuigkeit nach Wien geſchrieben. „Geſtern?" rief ich aus, „geſtern ahndete ich ſelbſt noch nichts davon!" Ich geſtehe, das dieſes Früher-

und Mehrwiſſen Anderer von meinen Angelegenheiten, und daß mein eben erſt ausgeſprochener und mir ſelbſt noch neuer Entſchluß als ein gleichſam unausbleiblicher vorhergeſehen worden, mich ſeltſam berührte, und etwas Verdrießliches und Beſchämendes hatte, deſſen Eindruck durch Marianens liebevolles und freundliches Benehmen nicht ganz ausgelöſcht werden konnte.

Da nun ſchon ſo viel geſchehen war, ſo fand ich in der Ordnung, daß wir auch bei Robert's einen Beſuch machten. Erneſtine war durch die Neuigkeit nicht wenig überraſcht, ja erſchrocken, und konnte ſich kaum wieder faſſen. Wir beſuchten auch Henriette Solmar, die erſt glaubte, wir wollten ſcherzen, dann aber, als ſie den Ernſt erkannte, ihn heiter und ſchicklich zu nehmen wußte. Ich brachte darauf Marianen nach Hauſe. Wir hatten, zum Theil noch vor der Ausfahrt, unſere nächſten Plane feſtgeſtellt, und unterwegs dies ferner ausgebildet. Im Juli ſollte unſere Trauung ſein, unmittelbar darauf wollten wir in den Wagen ſteigen, nach Wien und allenfalls nach Venedig, Mailand und Genua reiſen, zum Winter zurückkommen, und bis dahin neue Wohnung und Einrichtung vorbereiten. Der Tag erfüllte ſich mit mancherlei Geſchäften und Anſtalten. Ich ſprach vielerlei Perſonen, die mir durch ihr Wundern und Fragen zum Theil ſehr läſtig wurden. Als ich allein war, mußt' ich mit Wehmuth meine Zimmer und ganze Umgebung anblicken, mit der ſo vielfache Erinnerung ſich verknüpfte, und die nun eine ſo große Umwandlung erfahren ſollte.

Ermüdet von den Vorgängen dieſes bewegten und heißen Tages, von trauervollen Rückblicken erfüllt, und mit künftigen Anſtalten unruhig beſchäftigt, kam ich Abends zu Marianen. Ich konnte und wollte meine Verſtimmung ihr nicht verbergen. Sie fand alles dies natürlich und richtig, auch ſie hatte die ganze Zeit für mich an Rahel, und für ſich ſelbſt an ihre eigenen Geſchwiſter gedacht, das Herz müſſe ſein Heiligſtes und Beſtes bei jeder äußeren Wandlung nur inniger zuſammenfaſſen, ſie erkenne den Werth meines Schmerzes, ſie würde es vermiſſen, wenn ich ihn nicht hätte oder unterdrückte, allein ich möchte nun auch den Troſt faſſen, daß mir eine Freundin zur Seite ſei, die alles mit mir trage, der ich alles vertrauen, auf deren ſtarke Schulter ich jede Sorge werfen könne. Ich nahm dies dankbar auf, und verſchwieg nichts, was mein Herz bedrängte. Bald aber wurde Mariane mit meiner Wehmuth unzufrieden, ſie ſchien zu erwarten, daß ihre Tröſtungen ſchnell und völlig mich umſtimmen müßten, und wurde empfindlich, daß dieſe Wirkung ausblieb. Als ich nun lebhaft klagte, mir ſehe plötzlich alles verändert aus, die ganze Umgebung ſei nicht mehr dieſelbe, auch die Wände ihres eigenen Zimmers ſprächen mich anders an; dieſer kleine Raum, den ich bisher nur mit Spannung betreten, ſei nun ein gewöhnlicher geworden, auch er ſolle verlaſſen werden, und als ich zur Bezeichnung dieſes ganzen Zuſtandes das unglückliche Wort „entzaubert“, gebrauchte, da mußt' ich leider den übelſten Eindruck erfahren, den ich bewirkt hatte, und ich lernte einſehen, daß mein Vertrauen ſich nach einem anderen Maße, als ich früher gewohnt geweſen, zu bedingen habe. Wir waren nachher mit Heyſe's noch leidlich zuſammen, und ſchieden in freundlichem Vernehmen.

Dieſe Keime der Mißſtimmung wurden am folgenden Morgen ohne mein Wiſſen und Zuthun neu befruchtet. Mariane war früh zu dem katholiſchen Geiſtlichen Probſt Fiſcher gegangen, der zugleich ihr Beichtvater war, und hatte ihm ihre Verlobung angezeigt. Was er darauf erwiedert, verſchwieg mir Mariane, er ſelbſt aber hat mir fünf Wochen ſpäter aufrichtig bekannt, er habe die Verbindung mißbilligt, ſeinen Glückwunſch dazu verſagt, und die Beſorgniß geäußert, Mariane würde von ihrem höheren Wege abgelenkt werden. Als ſie von dem Probſte zurückgekehrt war, hatte ſie den Beſuch ihres Arztes, des Geheimraths Horn, empfangen. Dieſer war noch nicht lange fort als ich eintrat, und ſie begrüßte. Auf meinem Gemüthe lag etwas Unheimliches, das ich indeß zu bezwingen ſuchte. Um ſo auffallender war es mir, einer ſolchen Unheimlichkeit nun auch zu begegnen. Mariane erwiederte meinen Gruß ſehr kalt, war ſichtbar verſtimmt und verlegen, und ſagte mir dann ſehr trocken, ſie hätte meinen geſtrigen Aeußerungen nachgedacht, und da ich doch ſo ſchnell und ganz „entzaubert“ wäre, ſo thäten wir am beſten, zeitig dafür zu ſorgen, daß auf die „Entzauberung“ nicht eine noch ſchlimmere Nüchternheit folgte. „Auch muß ich Ihnen nur ſagen“, fügte ſie hinzu, „daß der Geheimrath Horn eben bei mir war, der mir zwar die eifrigſten Glückwünſche gebracht, übrigens aber nicht verhehlt hat, als Arzt müſſe er ſehr zweifelhaft ſein, ob ich an Heirath denken dürfe, und nun bleibt mir nichts, als Sie zu bitten, daß Sie ſelbſt mit Horn hierüber ausführlich reden.“ Ich war durch den Inhalt dieſer Worte, noch mehr aber durch den Ton betroffen, mit dem ſie geſprochen wurden. Meine erſte Bewegung war, ein ſolches Geſpräch mit dem Arzte durchaus abzulehnen. Es war ja ſchon zwiſchen uns mit zarter Aufrichtigkeit beredet, daß unſere Anſprüche aneinander mehr im Sinne liebevoller Pflege und Geſelligkeit als jugendlicher Leidenſchaft ſein würden. Ich wollte keine Fremden eingemiſcht, ſondern jedes Bedenken durch unſer gegenſeitiges Vertrauen allein gelöſt oder beſeitigt ſehen. Weil aber doch keine Beruhigung hiebei Statt zu finden ſchien, ſo that ich einige Fragen, wie ein ärztlicher Freund ſie wagen durfte; die Antworten erwieſen, was ich vermuthet hatte, daß übertreibende Einbildung im Spiele ſei. Dennoch beſtand Mariane darauf, ich ſolle mit dem Arzte ſprechen. Wenn es denn ſein ſolle, erwiederte ich, ſo würde ich es thun, doch lieber mit Doktor Becker, als mit Horn. Nun aber machte Mariane meinen Widerſpruch zu dem ihren, beklagte meine Unzartheit, daß ich an ihre Beſchämung gar nicht dächte, fand ſich viel zu gut und hoch, um ihr Loos eine Zeitlang zweifelhaft an dem Ja oder Nein eines Dritten hängen zu wiſſen, und hielt es gerade jetzt um ſo richtiger, daß wir unſere Verbindung aufgäben. Mir wurde vorgeworfen, ich ſei leidenſchaftlich, ich erwarte eine Geliebte, wo ich nur eine ſchweſterliche Freundin hoffen dürfe, und dann wieder, ich ſei bis zur Beleidigung gleichgültig und „entzaubert“, ein Wort, das nicht zu vergeſſen ſei. Ich verlor ſehr bald den Faden dieſer Hin- und Widerreden, und hab' ihn auch nachher keineswegs wiederfinden können. Mehrmals, ſo ſcheint es mir jetzt, waren meine Einwendungen willkommener, als meine Zuſtimmungen. Manchen Aeußerungen des Losſagens geſellten ſich andere, die mich nur noch mehr anziehen und feſſeln mußten. Als auch ich einen Augenblick das Zurücktreten, und unter ſchicklichen Erklärungsgründen für die Welt auch den anführte, ſie würde denken können, das Wort des Beichtvaters habe entgegengewirkt — ich ahndete nicht, daß etwas der Art Statt gefunden — ſah ich mich durch die bitter ausgeſprochene Bemerkung abgefertigt, in Madrid oder Liſſabon möchte das gelten, in Berlin ſei es lächerlich.

Während zweier Tage zog ſich dieſe geſpannte Erörterung durch alle Beſuche hin, die ich Vormittags und Abends eifrig wiederholte. Daß Mariane in dieſen Widerſprüchen heftig litt, und bis zum Erkranken von ihnen ergriffen wurde, war das Einzige, was mir als Thatſache klar und gegenwärtig blieb, und mich wahrhaft bekümmerte. Meine eigenen Zweifel, die Unheimlichkeit, die auch mich befangen hatte, ließ ich ſchwinden, und wandte meine ganze Beeiferung an, Marianen zu tröſten, zu beruhigen, zu gewinnen. Erſt am dritten Vormittage gelang dies meinen liebevollſten Betheuerungen, meiner redlichſten Zuverſicht. Mariane gab ihren Widerſtand auf, reichte mir auf's neue die Hand, dankte mir, daß ich ſo treu beharrt habe, und rühmte mich gegen ihre Schweſter, es ſei nicht möglich, zarter und ſchonender und edelmüthiger zu ſein, als ich es in dieſen drangvollen Irrungen gegen ſie geweſen.

Eine Reihe ſchöner Tage folgten auf dieſen Sturm, der nur beſtimmt geweſen ſchien, alles Mißverſtändliche und Zwieſpaltige gleich anfangs in unſerem Verhältniſſe zu erſchöpfen. Die liebevolle Freundlichkeit Marianens zeigte ſich im Glanze der ſchönſten Hoffnungen, ihre Sinnesart verhieß das reichſte Glück. Mit kindlicher Offenheit ſprach ſie von der Beſchränkung und Erſtorbenheit ihrer letzten Lebensjahre, von dem neuen Aufſchwunge, den ihre Tage jetzt empfingen. Ihre Vorſätze waren tüchtig, ihre Geſinnungen großmüthig, ihre Wünſche höchſt beſcheiden. Sie freute ſich, als Dame vom Hauſe einer gewiſſen Wohlhabenheit theilhaft zu werden, geſellige Anmuth und Fülle um ſich her zu verbreiten, allein dieſe Vorſtellungen blieben weit innerhalb der Gränzen, zu denen ſie vorſchreiten durften. Sie verbat ſich auch alle und jede Geſchenke, koſtbare Einrichtung und ſonſtigen Aufwand, den die Gelegenheit herbeiführen konnte; die Erfüllung mancher kleinen Wünſche, die ſie bisher vergebens gehegt, wollte ſie ſich erſt verdienen. Sie ſann hingegen mit lieblichem Eifer wie ſie Heyſe's erfreuen, Becker unterſtützen, Armen und Kranken wohlthätig ſein würde; ſie machte Doren ein ſchönes Geſchenk, ihre und meine bisherige Umgebung ſollte beſtens bedacht werden, nicht minder die mannigfachen jüdiſchen und chriſtlichen Anſtalten, für welche ſie ſchon immer thätig war. Beſonders aber wollte ſie es nun als ihre Aufgabe, als ihren Stolz und ihre Pflicht anſehen, daß ich durch unſere Verbindung glücklich würde, und ſie ſagte, wiewohl ſie nie wagen könne, ſich mit Rahel zu vergleichen, ſo ſolle ich doch erfahren, was auch ſie für die Annehmlichkeit des Lebens zu leiſten vermöge. Dabei bekannte ſie, daß ihr ſelbſt eine Stütze und Leitung nöthig ſei, ich müſſe ihr ſagen, was und wie ich es begehrte, ſie werde ſich gern unterordnen, wie es der Frau zukomme, und wie ſie ſelbſt das Bedürfniß fühle.

Nichts konnte meiner Denkart und Gewöhnung glücklicher entſprechen, als dieſe Erklärungen, mit Ausnahme deſſen, was die Unterordnung betraf; wer ſo im Inneren feſt und maßvoll ſei, meinte ich, der müſſe auch im Aeußeren ſelbſtſtändig und frei wirken. Ich ſei ein Saint-Simoniſt, fügte ich ſcherzend hinzu, und meine Frau müſſe nothwendig die femme libre darſtellen. Im Ernſte gab ich ihr zu erkennen, wie ihr überlaſſen ſein würde, innerhalb der gegebenen Gränzen alles einzurichten und anzuordnen, wie es ihr beliebte, und da ich hoffte, daß meine Einkünfte für alles Gemeinſame vollkommen ausreichten, ſo blieben die Zinſen ihres Vermögens, von dem ich nie, weder jetzt noch künftig, etwas wiſſen und hören wolle, noch außerdem zu ihrer ganz beſonderen Verfügung übrig. Lebhaft erkannte Mariane in allem dieſen meinen guten Willen an, und was ſie that und ſagte, beſtätigte nur, daß ſie ihn verdiente und rechtfertigen würde.

Den größten Reiz ihrer Liebenswürdigkeit empfand ich in dem herzlichen Vertrauen, mit dem ſie mir kleine Schwächen und Eitelkeiten, deren ſie ſich bewußt war, erzählte, zarte Geheimniſſe des inneren Lebens, die man auch den nächſten Freunden verſchweigen darf, und ſich ſelbſt meiſtentheils zu verſchweigen pflegt. Dergleichen in ſich zu erkennen, und ein freies Urtheil darüber zu behalten, zeugt von hoher und edler Seele; ſich darin offen Preis zu geben, von argloſer Unſchuld. So geſtand mir Mariane, daß ſie ſchon früh mir gut geweſen ſei, meine Bewerbung gern geſehen, aber es ſich ſelber geläugnet, und auch ihre Schweſter darüber habe täuſchen wollen; ſie habe eines Tages zu dieſer geſagt: Varnhagen kommt ſo oft zu mir, er ſcheint eine Neigung zu mir zu haben, und ich höre doch von allen Seiten, er heirathe Henriette Solmar; wenn ich das nur erſt als gewiß hörte, ich hätte die größte Freude! „Julchen aber", fuhr ſie fort, „war klüger, und ſagte gerade heraus: Gott bewahre! du hätteſt den größten Schreck!" Daß Mariane mir dieſes wiedererzählte, rechne ich zu den lieblichſten Zügen ihres Weſens, und ich wünſchte nur, die holde Natürlichkeit und das biedre Zutrauen ausdrücken zu können, die ihren Ton und ihr Geſicht dabei beſeelten. Wenn früher in Betreff Marianens von Koketterie zu ſprechen nicht vermieden worden, ſo möge dieſer Zug damit verbundener lieblichen Naivetät jenem Ausdruck wenigſtens die mildeſte Deutung ſichern.

Als einer Beſonderheit aber, in welcher widerſtreitende Richtungen ſich verflochten zeigten, muß ich hier das Verhältniß erwähnen, das ſich in Betreff der ſinnlichen Dinge nicht ſelten wahrzunehmen giebt. Ein Mädchen, in reiner, ſchöner Jugend herangewachſen, von Huldigungen umgeben, die ihr ſelten reizend ſein konnten, nach außen immerfort beſchäftigt, im Inneren kalt und ruhig, iſt durch natürlichen Sinn auf ſtrenge Sittſamkeit hingewieſen, deren Bewußtſein ſpäterhin als jungfräulicher Stolz auftritt. Von früheſter Zeit an die Vorſtellung gewöhnt, heirathen zu müſſen, bedacht auf angemeſſene Verbindung, durch Bethörung zu einer blendenden und trügeriſchen hingedrängt, die ſich nach vieljährigem Warten ſchnöde zerſchlägt, und den Fünfzigen nahe gekommen, ohne daß die Erwartungen der Jugend ſich ihr erfüllt hätten, befindet ſich eine Jungfrau nothwendig in zweideutiger Lage. Man erreicht ein ſolches Alter nicht, ohne vielerlei zu erfahren, wobei die Unſchuld der Kinderunwiſſenheit nicht beſtehen kann; fremde und eigne Leiden dringen ſich auf, der Ernſt der Lebenszuſtände und das alltägliche Begegnen derſelben Thatſachen ſtumpfen die keuſcheſte Empfindlichkeit ab. Iſt aber das Wiſſen den Sinnen fremd geblieben, ſo entſteht ein eigner Widerſtreit, ein bedenklicher Zuſtand, welcher das Verhältniß älterer Jungfrauen oft unglücklich, ihr Benehmen ſo leicht lächerlich macht.

Ich will auf dieſe Erörterung nicht weiter eingehen, und nur bemerken, daß Mariane dieſem Widerſtreite nicht ganz entgehen konnte, ſo feſt und ehrenwerth ſie auch darin ſich erhalten mochte. Sie hatte von dieſen Dingen die mediziniſche Seite ergriffen, und auf dieſem Gebiete, bei Krankheiten und Wunden jede Schüchternheit abgelegt. In dieſem Betreff waren ihre Reden ganz frei, ſie erzählte mit Dreiſtigkeit ihre oft heldenmüthigen Ausübungen, und mit dem ſtolzen Vergnügen, wie es die Kinder haben, wenn ſie bei einem Anlaſſe ſich recht groß dünken und in Anderen Staunen erwecken können. Auch manche Bücher rühmte ſie ſich geleſen zu haben, mit dem ſtolzen Trotze, daß einer feſten Tugend nichts gefährlich ſei, und daß ein ſprachwiſſenſchaftlicher Zweck, ſo gut wie in anderen Fällen ein mediziniſcher, zwiſchen allen Klippen ſicher hindurchführe. Sie ſelbſt glaubte hoch über jeder Anfechtung zu ſtehen, ſie dankte Gott für ihre marmorkalte Natur, und pries ihr Schickſal in dieſem Betreff als ein ihr angemeſſenes. Wunderbar aber ſetzte ſie allen Anreiz, deſſen ſie völlig frei zu ſein glaubte, deſto mehr in Anderen voraus, und wähnte ſich umgeben von Leidenſchaft, auch wenn keine Spur von dieſer vorhanden war. Die Täuſchung iſt ſehr verzeihlich, aber ſie kann in große Verwirrung ſtürzen.

Faſt zur Bewunderung aber nöthigte mich eine Annahme, welche in Marianen ſich willkürlich als unbeſtreitbare Thatſache feſtgeſetzt hatte. Ihren Angehörigen wie allen Naheſtehenden und Unterrichteten, iſt es kund und ſteht es unzweifelhaft feſt, daß Mariane das Verhältniß mit Marialva zuletzt im höchſten Ueberdruß und Zorn gelöſt, das heißt, ihm erklärt hatte, ſie warte und rechne nun nicht mehr auf ihn, ſondern verachte und verwerfe ihn als feigen, nichtswürdigen Verräther. Dies wußte man als geſchehen, da ſtarb Marialva wenige Monate nachher. Mariane las unvermuthet ſeinen Tod in der Zeitung; erſchreckt und beſtürzt, weiß ſie doch alsbald ſich zu faſſen, und den Vorfall zu benutzen; wie viel anſtändiger bot dieſe Löſung ſich dar, anſtatt der früheren! Sie ergreift die verſpätete Gelegenheit, erklärt, unbekümmert um die Anderswiſſenden, Marialva ſei als ihr Bräutigam geſtorben, und habe die letzten entſcheidenden Schritte gethan, auf welche die Heirath unmittelbar folgen ſollte, ſie betrauert ihn als ihren ſchon beſtimmten Gatten, und behauptet nun überall, ſie dürfe ſich ihrem Schickſal und ihrer Empfindung nach als eine Wittwe betrachten. Sie zeigte mir eines Abends Marialva's Miniaturbild und andere Andenken, und ſprach in jenem Sinne von ihm. Ich berührte obenhin, wie ich die Sache früher gehört und bisher geglaubt. Sie aber verſetzte kurz und feſt, ihre Familie wiſſe nichts, und ich ſolle ihr glauben. Gern lies ich die Sache dahingeſtellt, und fand Marianens Verfahren ſehr zu entſchuldigen. Es liegt eine große Willenskraft und Stärke darin. Warum ſollte das unglückliche Mädchen auch noch dieſer Tücke des Schickſals ſich beugen, die einen ehrenvollen Ausgang nahe bereit hält, und doch noch erſt den ſchmachvollen aufnöthigt? Sie hat den Muth, beide auch hinterher noch zu vertauſchen, und ein Schein iſt gerettet, der ſie befriedigt, der ihr ſchmeichelt. Wenn ihr dies einen Troſt, eine Linderung gewährt, ſo thut ſie ganz wohl daran; ſucht man doch immer den Ereigniſſen einen ſolchen Vortheil abzugewinnen, und wenn es in der Sache nicht gelingt, wenigſtens in der Erzählung! Die Juriſten, die Hiſtoriker haben ihre Fiktionen, die ſie als Fakta behandeln; Regenten und Helden machen es nicht anders, in den Bülletins ſteht manches Gefecht als ein Sieg, das eine Niederlage war; und ich finde den Muth eines Mädchens bewundernswerth, wie ihren Entſchluß großartig, die in Nachahmung jener Gewaltigen mit gleicher Eigenmacht einen gehäſſigen Vorgang ihres Privatlebens, der verbreiteten Kunde zum Trotz, in einen nur trauervollen mildert.

Hier ſchließt ſich ein anderer Karakterzug an, den ich gleichzeitig beobachten und erforſchen konnte. Mariane beurtheilt Menſchen und Welt ſehr fein und ſcharf; wo nicht ein Zweck oder eine Laune ſie befangen macht, erſchaut ſie mit Sicherheit den Grund, und läßt durch die mannigfachſten Geſtalten des Wahns, der Täuſchung, der Ziererei, ſich nicht irren. Oft hab' ich ihren klaren Verſtand, ihre Einſicht und Freiheit in Beziehung von Perſonen und Verhältniſſen bewundern müſſen. Dieſer Eigenſchaft gemäß, ſtellt ſie auch nicht leicht jemanden über ſich, läßt ihre Meinung nicht von fremdem Anſehen beſtimmen, und am wenigſten ihre Handlungen von fremdem Rathe. Die Leute, welche ſich um unſer Thun und Laſſen bekümmern, hätten in der Regel, meinte ſie, gar kein Urtheil, und noch weniger ein Recht; man müſſe ſich aus ihrem Lob und Tadel nichts machen, wenigſtens wußte ſie mir in ſolchem Sinne kräftig zuzuſprechen, bei unſerer Verbindung auch etwaniger Mißreden nicht zu achten. In der That, ſobald Mariane etwas recht eigentlich will, ihrem tiefſten Wunſche genehm findet, dann folgt ſie gewiß ihrem Kopfe, und hört auf das Gerede nicht. In Dingen, die ihr weniger wichtig ſind, iſt ſie nachgiebiger, doch nicht dem Urtheile der Höchſten, Geiſtigen, Bedeutendſten, nein, — viel eher, und oft ganz und gar, dem der Geringſten! Je gewöhnlicher, jemehr dem flachſten Philiſterthume angehörig, je dümmer und den gemeinſten Vorſtellungen folgend ſich ihr jemand darſtellt, deſto mehr verſtattet ſie dann ſeinen Urtheilen Eingang, deſto mehr gilt ihr ſein Beifall, deſto entſchiedener will ſie dieſen für ſich haben, von ihm geſchätzt und gerühmt werden. Ich glaube hier wirkt das dunkle Bewußtſein, daß, je unbedeutender der Menſch an ſich iſt, er um ſo mehr und gewiſſer die große Menge repräſentirt, auf die denn doch in vielen Fällen bequem iſt ſich zu ſtützen, während der Ausgezeichnete nur für ſich ſelbſt als Einzelner zählt, durch Andere ſeiner Art aufgewogen wird. Dem Aeußerlichen und Scheinſamen iſt eine gewiſſe Sphäre angewieſen, wo es ſich mit guter Art geltend machen kann. Soll dem gemeinen Urtheil aber auch über Gegenſtände der Sittlichkeit, des Richtigen und Erlaubten öfters eine unbefugte Entſcheidung eingeräumt werden, und die höhere Einſicht und Wahrheit dagegen verſtummen, ſo kann zuletzt die Empörung nicht ausbleiben, in welcher aller Schein zu Grunde geht. Wie oft beſtraft es ſich durch die bitterſte Enttäuſchung in großen und kleinen Dingen, daß man die ächte, reine Sache ihrem falſchen trüben Bilde opfert, daß man einen leeren Schatten verfolgt, anſtatt der wahren leibhaftigen Geſtalt! und wie oft und leicht erneut ſich noch daſſelbe Spiel!

Die von allen Seiten herbeiſtrömenden Glückwünſche, der Ausdruck allgemeiner Billigung, der unſerem Vorhaben ſich zuwandte, waren für Marianen ſehr angenehm. Sie hatte die Befriedigung, bei dieſem wichtigen und auffallenden Schritt, einer ſo ſpäten Heirath, das eigne Gutdünken durch die Meinung der Welt bekräftigt zu ſehen; die geringeren Leute ſahen nur Vortheil und Glück für ſie, die näheren Bekannten zeigten die hoffnungsvollſte Theilnahme; aus Frankfurt am Main kamen zuſtimmende Briefe, die auch beſonders für mich günſtig lauteten. Gern folgte ich Marianen zu einigen ihr werthen Perſonen, die ich ſonſt nicht zu beſuchen pflegte; überall ergaben ſich erwünſchte Beziehungen. Der Graf von Bernſtorff empfing uns vor ſeinem Krankenbette, wie ein väterlicher Freund mit herzlicher Freude, und lobte uns einander gegenſeitig auf die ehrenvollſte Weiſe. Gleiche Geſinnungen hatte der Miniſter von Beyme uns ausgedrückt. Genug, alles ſtellte ſich zu unſeren Gunſten, und es ließ ſich als ein ſeltenes und angenehmes Glück empfinden, bei der im Inneren, wie es ſchien, ſo wohlbegründeten Wahl, auch die äußeren Umſtände von allen Seiten nur als förderliche zu gewahren.

Mariane war nur noch beſorgt, wie ihr Bruder Louis die Nachricht von ihrer Verlobung aufnehmen würde; in Mannheim verheirathet mit einer geweſenen Kammerjungfer Marianens, in grollender Feindſchaft mit allen Geſchwiſtern, erſt ſeit dem vorigen Sommer hatte er ſich zu einer Art von Ausſöhnung mit Marianen und Julchen verſtanden, doch niemand traute dem Frieden recht. Er antwortete in Ausdrücken der größten Wuth und Gemeinheit, ſagte ſich von der Schweſter auf ewig los, und häufte die kränkendſten Beleidigungen gegen ſie. Durch Familienſtiftung war er verpflichtet, wenn eine ſeiner Schweſtern ſich verheirathete, zu deren Dotirung beizutragen. Dies Opfer war es aber nicht allein, was ihn aufbrachte. Er nannte meinen Namen nicht, aber ſein Widerwille gegen mich war unverkennbar. Mit Stolz erklärte Mariane, ſie habe den Bruder nicht gefragt, und brauche ſeine Zuſtimmung nicht. Sie erzählte mir manche Züge ſeines früheren Betragens, deren Rohheit und Verkehrtheit faſt unglaublich waren. Sie ſelbſt führte alle Gründe an, durch welche ſein Urtheil und ſein Gut- und Böſeſein jeden Werth verlieren mußte; aber dennoch empfand ſie den Schlag immerfort, und konnte ihre Gedanken nicht davon abwenden. Im Ertragen jeder Art hatte ſie zwar große Stärke, wußte Schmerz und Leid zu verläugnen, nach außen thätig, heiter, ja ſcherzhaft zu erſcheinen, aber es war nicht zu verbürgen, daß nicht dennoch das Störende ſich nach anderer Seite durcharbeitete, in allgemeiner Mißſtimmung ſeinen Ausdruck ſuchte, oder auf Kleinigkeiten fiel, und dieſen durch üble Laune ein unverhältnißmäßiges Gewicht aufdrückte.

Mir ſind aus dieſer Zeit ein paar Briefblättchen übrig, die ich als Zeugniſſe des Augenblicks hier einſchalte. Mariane ſchrieb mir am 28. April, nachdem ich ihr über die Krankheit der Stadträthin Mendelsſohn-Bartholdy beruhigende Nachricht geſandt hatte: — „Nun iſt es alſo beſſer mit unſerer Freundin, und doch iſt meine Angſt nicht vermindert. Sie hat keinen Gegenſtand, und haſcht deßhalb nach jedem, der ſich auch nur ſcheinbar darbietet. Es iſt unglaublich, daß man leben kann, wenn man ſo gar nicht ſchläft, wie ich, und auch bei Tage nicht zur Ruhe kommt. Es heißt alles leben, wobei man athmet, aber welche Exiſtenz. Sie dürften es wiſſen, beſſer, Sie wiſſen es nicht. Würde ich nur recht krank, daß alles ſich durcheinander ſchüttelte, dann würde es beſſer oder anders. — Schön, daß es Ihnen nicht übler geht, der Tag macht's vielleicht beſſer. Hatten wir nicht verabredet, daß ich zu Bernſtorff's gehen ſollte? In jedem Falle können Sie mich hinbegleiten, se vi piace; bis nach Ein Uhr will ich mich dem Sturme der Beſuche wieder allein entgegenſtellen. — Gott ſei mit Ihnen, mein liebſter Freund. Die Ihrige M. S." Und am folgenden Vormittage: „Ich ſchreibe dicke Briefe, habe darum keine Zeit zu kleinen Billetten, aber „guten Morgen“ ſage ich doch. Wie es mir geht, ſollen Sie ſpäter erfahren. Hoffen wir das Beſte, wenn es ſich auch noch nicht zeigt. Es iſt ja die Zeit alles Keimens und Knospens, die Erfüllung liegt in Gottes Hand. Schön daß uns Beyme kennt und ehrt, mir iſt er eine wehmüthige Erinnerung, er wird ſchon wiſſen weßhalb. Wann wollen wir zu ihm? gerade in ſolchen Tagen, wo es zum Gehen zu heiß iſt. — Heyſens grüßen, ſie ſind Ihnen ſehr zugethan. Gott mit Ihnen! Die Ihrige, wenn Sie mich auch necken. M. S.“

Wir waren beide in dieſer Zeit unwohl, dabei durch eine aufdringliche Gegenwart geplagt, über die Zukunft nicht ganz beruhigt, Mariane wenigſtens war von unbeſtimmter Angſt ergriffen, die ohne Zweifel mit ihrem Geſundheitszuſtande zuſammenhing, aber auch mir Bedenken und Sorge gab, und dies hinwieder mochte ich nie ganz verhehlen. Wir behielten freien Ueberblick genug, um mit Aufrichtigkeit unſeren Zuſtand und unſere Hülfsmittel zu beſprechen. Wir ſahen, daß uns viel Schwieriges auferlegt ſei, daß wir mehr als Andere in ſolchem Verhältniſſe zu kämpfen hätten, allein wir glaubten, daß gerade hier Verſtand und Bildung ſich bewähren müßten, und wir ſuchten mit gutem Willen der ſchwankenden Wogen Herr zu bleiben. Unſere Hülfsmittel ſelbſt aber mußten uns zuweilen beſchwerlich werden. Die Grundſtimmung in Marianen war eigentlich mädchenhaft munter, zu Scherz und Witz bereit, oft wie ein Kind im Kleinleben geſelliger Bezüge ganz vergnügt, wie ein Kind auch muthwillig und launenhaft. Meine Sinnesart konnte hiezu eine Zeitlang ſehr gut ſtimmen; allein auf die Dauer wollte ſie nicht paſſen. Leider nimmt die polemiſche Beimiſchung in meiner Geſprächsweiſe allzuleicht das Uebergewicht, und hat ſie einen Fleck aufgefunden und berührt, der als ein empfindlicher zuckt, ſo ſucht ſie gerade deßhalb, anſtatt ihn ſchonend zu vermeiden, nochmals dorthin zu treffen. Wäre dergleichen ſo leicht abzuändern, als einzuſehen, ſo hätte ich in dieſen Blättern manches Bekenntniß weniger abzulegen. Bei Marianen dagegen iſt nicht zu berechnen, wann und was ſie plötzlich übel nehmen kann. Dann aber ſpricht aus ihr ein beleidigter

Karakter, der hochfahrend auf den Ehrenpunkt hält, und zu dem Aeußerſten ſogleich bereit iſt. Sind dies auch, dem Urſprunge nach, meiſt nur Regungen gleich denen eines Kindes, deſſen erſter Trotz immer die Erklärung iſt, nicht mehr mitzuſpielen, ſo legen doch die reifen Jahre und die fertige Bildung ein zu ſtarkes Gewicht dazu, als daß das Spiel nicht zugleich Ernſt ſein müßte. Zum Ueberfluſſe hat Mariane noch die Eigenſchaft, jedes verfängliche Wort des Anderen mit feſtem, ja ſogar manchmal in wucherndem Gedächtniſſe zu verwahren, hingegen die eigenen Aeußerungen ſolcher Art völlig zu vergeſſen. Man wird geſtehen, wenn man dieſe Umſtände und den ganzen bisherigen Verlauf zuſammenhält, daß einiger Samen zu Mißverſtändniß und Entzweiung hier ausgeſtreut war.

In den erſten Tagen des Mai ging dieſer Samen auf, durch ſo geringfügigen Anlaß, daß ich denſelben wirklich nicht weiß, und ſchon damals kaum wußte. Ich fand Marianen verſtimmt, meine theilnehmende Frage beantwortete ſie kalt und ſchroff; daß ich beſtürzt war, nahm ſie als Beleidigung; ich ſollte durch ſie erſt kennen lernen, was Frauenwürde und Frauentugend ſei; wie ſchrecklich, wenn dennoch ihr Bruder Recht hätte! Sie ſchien gleichſam ein Bedürfniß zu empfinden, beleidigt zu ſein, und mit Helm und Schild in die Schranken tretend ſich das Bewußtſein ihrer ganzen Selbſtſtändigkeit zu geben. Ich bat ſie, doch keine ſolchen Redensarten zu gebrauchen, die zwiſchen Perſonen in unſerem Verhältniſſe keine Bedeutung mehr haben könnten; ihre Ehre und Würde ſei auch die meine, und wenn ihre Begriffe in manchem Betreff ſtrenger wären, ſo müſſe ſie zufrieden ſein, daß ich dieſe zwar nicht theilte, aber doch reſpektirte. Wir kamen zu keiner Ausgleichung. Auch der Abend bei Heyſe's verging in Befangenheit und Spannung. Wie unerheblich das Ganze noch war, wie leicht auszulöſchen, ergiebt ſich aus folgendem Billet, das ich am nächſten Morgen ſchrieb:

„Liebe, theuerſte Mariane! Ich muß wiſſen, wie Ihre Nacht war, wie der Morgen iſt. Möchte guter Schlaf Sie erquickt, ein reiner Gruß des erſten Tageslichtes Sie erheitert haben!

Für mich giebt es eine Lethe, aus der ich Vergeſſen jedes Leids und Ungemachs trinken kann, ſobald Sie es wollen: Ihre freundlichen Augen! Wo ſoll aber für Sie das Gleiche ſich darbieten? Vielleicht wenn Sie mir unmittelbar in's Herz blicken könnten!

Sein Sie wohlauf und heiter, theuerſte Freundin, und immer überzeugt, daß ich für mich nichts Glücklicheres wüßte, als dazu beitragen zu können. Es ſcheint dies aber nicht ſo leicht zu ſein, und von dem Einen Willen allein nicht abhängig.

Ich habe hart geſchlafen, mit harten Bildern, die ſich denen des geſtrigen Morgens nicht verſchwiſtern konnten. Ich werde baden, und dadurch vielleicht die Kopfſchmerzen los, mit denen ich erwacht bin. Das kühle Wetter iſt mir erwünſcht. Werden Sie ausgehen?

Grüßen Sie Heyſe's. Bleibt Ihnen der geſtrige Abend unverſtändlich, ſo geſchieht ihnen nur, was mir, nämlich den Gang verſtehe ich vortrefflich, und könnte ihn einleuchtend ſchildern, aber den Grund und Boden verſtehe ich nicht.

Heute bitt' ich um eine Zeile Antwort, wie ſonſt um bloß mündliche."

Allein die Empfindlichkeit hatte ſich nur erhöht, die Mißſtimmung bis zum Groll verhärtet. Jedes Zuſammenſein erregte neuen Widerſtreit, und wenn ich ausweichen und weggehen wollte, wurde auch das übel genommen. Mariane zog nun auch Julchen, dann Heyſe ſelbſt, in's Vertrauen, weil in der That unſere Spannung nicht zu verbergen war. Liebevollere Theilnahme, und verſöhnlichere Beſonnenheit hätten wir nicht finden können, auch enthielten ſich dieſe nahen Perſonen jeder eigentlichen Einmiſchung, und bezeigten uns gleichmäßig nur ihr Wohlwollen und Bedauern. Mir aber that es unendlich weh, zwiſchen mir und Marianen irgend andere Perſonen, wenn auch übrigens noch ſo ſchätzenswerthe, ſtehen zu wiſſen, unſere Sachen ſollten nur zwiſchen uns allein obwalten. Auch gewannen ſie keine beſſere Wendung. Der Riß wurde größer, die Vorwürfe heftiger. Die Abſicht, unſere Verbindung aufzugeben, wurde gleich ausgeſprochen. Frühmorgens am 6. Mai empfing Mariane von mir dieſes Blatt:

„Mariane, theure Mariane, empfangen Sie gütig meinen herzlichſten Morgengruß! Wie ſchwer muß ich erſeufzen wegen des unſeligen Abends, der gewiß leidenvollen Nacht! wie jammert mich der Verluſt dieſer koſtbaren Stunden, der unwiederbringlichen Lebenszeit, die ich nun erſt wieder ſchätzen lernte! Wie leidend Sie aber auch dieſe Stunden verbracht haben, Einer hat ſie doch noch ſchlimmer verbracht: der, welcher außer ſeinem Schmerz auch noch den fühlte, den Sie erlitten!

Können Sie ſich von mir wirklich beleidigt glauben? Von mir, theuerſte Freundin, den Sie in anderen Augenblicken, mit beſſerer Gerechtigkeit, als redlichſten, hingegebenſten, ja ich darf es ſagen, edelſten Freund erkennen? Laſſen Sie den Irrthum fahren, die falſchen Vorſtellungen und Deutungen, zu denen ich bei meinem Ehrenworte! nicht des geringſten Anlaſſes mich ſchuldig weiß! Erblicken Sie das gute Wirkliche, verbannen Sie den falſchen Wahn! Ich müßte ja wahnſinnig ſein, Sie zu beleidigen. Bin ich das? Oder bin ich bösartig und gehäſſig? Und kennte die ganze Welt mich ſo, Sie, theure Mariane, kennen mich anders, Sie können nicht an meiner liebevollen Zuneigung, an meiner höchſten Achtung zweifeln: ſo viele Tage, Stunden, dieſe Zeilen ſelbſt, ſind Ihnen redende Beweiſe dafür!

Sehen Sie, Theuerſte, wie ich es mache! Ich fühle mich auch gekränkt, durch die ungerechteſte Beſchuldigung, durch die unverdienteſte Nichtanhörung, — aber ich trotze nicht, ich ſetze Mißverſtand und Irrthum voraus, ich wende mich mit herzlichem Zutrauen zu Ihnen, weil ich Sie beſſer kenne und beſſer liebe, als daß ich einen verwirrten Augenblick, — und gern bekenn' ich meinen Theil an der Schuld der Verwirrung — für einen entſcheidenden dürfte gelten laſſen. Nein, ſo ſei es nicht! Laſſen Sie uns die Kraft unſerer Bildung und Güte und Würde vereint anwenden, um dieſes Dämoniſche zwiſchen uns zu vernichten!

Wüßte ich nur erſt, wie Ihnen iſt, was Sie machen, was Sie hoffen, ob Sie mir verzeihen? — Denn wer iſt zuletzt unſchuldig!

Darf ich zu Ihnen kommen? O Mariane, hören Sie bei dieſer Frage die Stimme meines Herzens und des Ihren. Seien Sie gut! Erkennen Sie Ihren Freund! Er iſt Ihrer werth. Glauben Sie's!“

Marianens Antwort war dieſe:

„Ich bin weder ſo edel, noch ſo gut, als Sie, denn ich bekenne, daß ich weder verſöhnt im Herzen bin, noch vertrauensvoll zu Ihnen mehr aufblicken kann. Der geſtrige Abend hat vollendet, was der vorhergehende begonnen. Mehr als meine ſchlechte Natur zu leiſten vermag, kann ich auch, der Wahrheit gemäß, nicht verheißen. Wie Sie mich beleidigt, iſt es mir nie geſchehen, und nur das Uebermaß wirklicher Verzweiflung macht mich dagegen unempfindlich. Was iſt Welt, was iſt Meinung, gegen Seelenheil und Glück? und beides wäre mir verloren. Wir *können* uns verſöhnen, aber wir *müſſen* uns wieder entzweien, denn unſere Anſichten von Würde und Ehre, ja ſelbſt unſere Empfindungen laufen ſich entgegen. Die Hoffnung dennoch glücklich zu ſein, iſt eine thörichte, und glücklich werden wir *beide* nur ſein, wenn wir uns losgeben. Ich habe jetzt keine anderen Gedanken, kein anderes Beſtreben, und wollen wir es vereint, kann es auf edelſte Weiſe geſchehen! Nach meinem Gefühle, aufrichtig, hielt ich es für beſſer, wir ſähen uns nicht eher, bis dieſer Plan in jedem von uns zur Reife. Wollen Sie es anders, finden Sie mich zu Hauſe, denn ich bin viel zu krank, um Vormittag auszugehen. Seien Sie gefaßt, mich weder liebend noch verſöhnt zu finden, ich bin es nicht, und kann es wahrſcheinlich nie mehr ſein. Ihr Troſt ſei, daß ich gar nichts denke, und auch nichts zu empfinden ſcheine, ja daß ich mich mit gleichgültigſten Dingen beſchäftige. Jetzt weiß ich, wie man wahnſinnig werden kann. — Doch keine Vorwürfe. — Leben Sie wohl, und beruhigen Sie ſich, Gott mag uns beiden verzeihen. Sind wir im Irrthum, ſo waren wir es ſchon zweimal, der zweite mag den erſten auflöſen. Gott mit Ihnen!“

Ich aber beruhigte mich keineswegs. Ich eilte zu Marianen, bat ſie um Aufklärung, um Gehör, doch je weicher ich war, um deſto härter und bitterer wurde ſie. Ich ſchrieb ihr auf's neue, ich kam abermals wieder; nach jedem Verſuche war das Uebel nur größer. Heyſe's litten ſchmerzlich in dieſen Vorgängen, ſie ſtanden mir treulich bei, ohne doch etwas thun zu können, ſie tadelten nur meine Beeiferung, mein Schreiben und Kommen; ſie riethen mir, Marianen einige Tage ſich ſelbſt zu überlaſſen, dann würde ſie am eheſten ſich beſinnen; meine Schwäche hingegen beſtärke ſie in ihrem Trotze. Daß ſie Recht hatten, ſah ich wohl ein, aber ich blieb in meiner Weiſe. Ueber den ganzen Zuſtand geben einige damals von mir beſchriebene Blätter, die nur Heyſe's zu ſehen bekamen, den treuſten Aufſchluß.

„Ich kann dieſen gräßlichen Tag nicht beſchließen, ohne mir ſein Ergebniß zu nochmaliger Betrachtung feſt vorzuhalten. Unſeliger Boden, den ich aufwühlen muß!“

„Vom frühen Morgen den ganzen Tag hindurch, beſeelte mich nur ein und daſſelbe Gefühl, die herzlichſte Zuneigung, die treuſte Geſinnung, die ſanfteſte Milde. Ich wußte Marianen gegen mich aufgebracht, ich hörte die feindlichſten, kränkendſten Reden von ihr, ich fühlte mich von ihr mißhandelt; nichts vermochte meine Empfindungen zu unterbrechen, die nur Freundlichkeit und Wohlwollen für ſie waren, in denen ich mich ſelbſt vergeſſen konnte, um nur an ihr Leid zu denken. Um jeden Preis hätte ich dies aufheben, lindern mögen. Wenn es auch ein bloßer Wahn iſt, eine mir unbegreifliche Einbildung, in der ſie irrig glaubt, von mir beleidigt zu ſein, ſo leidet ſie doch darum nicht weniger, ſagt' ich mir, und ſchrieb, ſprach und handelte dem gemäß den ganzen Tag. Bis zur ſchmachvollen Selbſtvergeſſenheit trieb ich die freundlichſte, liebreichſte Beeiferung, die ſtets mit Bitterkeit abgewieſen, die für das ganze Leben mit entſchloſſener Härte verworfen wurde. Dabei ſah ich doch manchmal Spuren, daß Mariane mich eigentlich nicht verlieren wollte, daß ſie den Faden völlig abzureißen doch noch zögerte. Hiedurch wurde meine Neigung nur um ſo lebhafter befeuert. Ich ſparte kein Bemühen, ich verſuchte jede Wendung, allein vergebens; gegen meine Weichheit wurde ſie jedesmal hart, und nur ſcheinbar etwas milder, wenn mein Sinn ſich härten wollte. Ich wußte keinen Ausweg mehr, und fürchtete nur, Marianens irres Thun würde bewirken, was ſie ſelbſt nicht wollte; ſie werde in mir alles ihr ſo lieb und gut Zugewandte zerſtören, und dann, daß es geſchehen, zu meinem Jammer und ihrem Leid, zu ſpät bereuen! Ich habe gegen dieſe Gefahr gerungen mit aller Liebe eines innig gerührten Gemüths, mit aller Weichheit der ſchmerzlichſten Theilnahme, ich habe gewarnt, gefleht, ich habe dreimal geſchrieben, bin dreimal wiedergekommen, alles vergebens, ich fand nur Zorn, Haß, Herabwürdigung, ungerechte, mir unbegreifliche Vorwürfe, die verdient oder auch nur von fern veranlaßt zu haben meine reinſte Beſinnung mich gänzlich freiſpricht.“

„Als ich das letztemal, am Abend, ſo wegging, da fühlte ich mich wirklich erſchöpft, die bisher ſo ergiebige Quelle in mir verdorrt, die liebevolle Güte, den herzlichen Eifer ausgelöſcht. Der Riß war geſchehen, ich erkannte mit Schrecken die Veränderung. Ich nahm Marianens Erklärung, daß alles zwiſchen uns aus ſei, für immer aus ſein müſſe und ſolle, in meine Seele auf; die Liebe lag ertödtet und wehrte nicht mehr, ich ließ den Ausſpruch gelten und Beſitz nehmen, ich mußte mich in ſeine endlich wahrgewordene, auch in mir mit Gewalt wahrgemachte Richtigkeit ergeben!“

„Ich muß nun auch meinerſeits beſtätigen: Ja, es iſt alles zwiſchen uns aus! Was in mir zerſtört iſt, liegt zerſtört, aber der Reſt, der in mir noch lebt, iſt ſchon frei von jeder Neigung, von aller Lieblichkeit und Wärme, die mich noch vor kurzem erfüllten. Es iſt vorbei! Und mit der Hoffnung iſt mir auch der Wunſch erſtorben; ich bin nur müde und leer, aber nicht unglücklich!“

„Und wie find' ich mich nun zu Marianen in meiner Seele geſtellt? Sehr ſonderbar: ich betrachte ſie mit Verwunderung, als eine reizende Lichtgeſtalt, die aber einem dunklen Gebiet angehört, das ich nicht verſtehe! Ihre Wuth gegen mich, ihr ungerechter Wahn, ihr liebloſes Spiel mit mir, nichts kränkt mich mehr; ich kann es ihr gern verzeihen, aber mir liegt nichts mehr dran es zu erörtern; ſei es damit wie es ſei, ich muß und kann es dahingeſtellt laſſen. Wir ſind einander wirklich ſchon fremd. So iſt es, wenn es aus iſt!“

„Um 6 Uhr wachte ich auf, erſchrak einen Augenblick, beſann mich, und fühlte mich gleich gefaßt. Ich ſehe die Zerſtörung von geſtern in mir an, und finde wirklich umgeſtürzt, was ſtand; aber eben dies, daß nun wirklich in zerbrochenen Trümmern daliegt, was geſtern noch durch drohenden Sturz ängſtigte, beruhigt Sinn und Gemüth.“

„Ich laſſe nochmals das ganze Verhältniß vor meiner Seele zur Betrachtung aufſteigen, alle ſeine Entwickelungen an mir vorüberziehen, und durchforſche ſtreng mein ganzes Benehmen, ich finde mich darin ganz vorwurfsfrei, und wüßte noch heute nicht, wie ich es anders und beſſer hätte einrichten können. Ich weiß von nichts Gemeinem, Unedlem; ich habe mich aufrichtig, wahr, voll unbegränzten Zutrauens erwieſen; entgegenkommend, freundlich und gefällig, war ich nur zu ſehr, niemals zudringlich oder unfein; wenn ich bei dieſem Benehmen dennoch mißfällig werden konnte, ſo iſt es klar, daß nicht mein Benehmen, ſondern meine Natur, meine Perſönlichkeit den ſchlimmen Eindruck verſchulden muß, und da bleibt freilich nichts zu thun, als das Unvereinbare auseinander zu halten, ſpräche in meinem Herzen, in meiner einſeitigen Neigung auch noch ſo ſtark der Wunſch und die Möglichkeit der Vereinigung!“

„Die Beleidigungen, von denen Mariane ſpricht, ſind mir unauflösliche Räthſel, ich begreife ſie durchaus nicht. Ich weiß es gewiß, und Gott weiß es mit mir, daß weder eine ſolche Abſicht in mir ſein kann, noch irgend eine ſolche Beleidigung geſchehen iſt. Ich kenne Marianen genug, und weiß, daß ſie großen Verſtand hat; wie iſt es möglich, daß dieſe Gabe hier plötzlich unwirkſam wird? Ich vermag es gar nicht zu denken, daß ſie meine Worte ſo entſetzlich mißverſtehen, ihnen einen falſchen Sinn ſo gewaltſam andichten kann. Daß ſie in ſolchen Wahn verfallen, in ſolchem Wahn ſich gehen laſſen kann, ohne die offenbare Wahrheit zu ſehen, die liebreichſte Aufklärung anzunehmen, dies muß wahre Krankheit zum Grunde haben, oder es liegt eine andere, geheime, vielleicht von ihr ſelbſt nicht gekannte Triebfeder dabei verſteckt.“

„Das Letztere wird mir immer wahrſcheinlicher. Daß ich gute Eigenſchaften habe, daß ich ihr herzliche Neigung entgegen bringe, ihr wenn auch keine glänzende, doch achtbare Verhältniſſe anbiete, davon ließ Mariane ſich einen Augenblick rühren und hinreißen, ſo erklär' ich mir ihre Einwilligung zu unſerer Verbindung. Bei fortgeſetztem Umgang aber, der mich nur liebevoller und inniger machte, ſcheint ſich ihr doch nur das Gefühl der Fremdheit und des Unvertrauens zu mir befeſtigt zu haben. — Ich muß faſt nothgedrungen dem Gedanken Raum geben, daß irgend ein geheimes Gebrechen, ein Zuſtand, den ſie zu offenbaren ſcheut, und deſſen Entdeckung ſie fürchtet, daß ein ſolcher Grund ſie zu dem ſeltſamen unbegreiflichen Benehmen geführt hat, durch welches unſer Verhältniß, nach ihren ſtandhaften Erklärungen, nun wirklich aufgelöſt ſein muß. Wäre dieſe Vermuthung richtig, ſo könnte ich Marianen nur innig beklagen, nicht beſſeres Zutrauen zu mir gehabt zu haben, da ich mich des höchſten würdig fühle, und keines jemals ſie bei mir gereuen dürfte!“

„Eines aber bleibt mir dennoch völlig unerklärbar. In allen Aufwallungen Marianens, in den vollen Ausbrüchen des Zorns gegen mich, bei den ſtärkſten, wiederholteſten Verneinungen, den unwiderruflichſt hingeſtellten Entſchlüſſen, machte mir immer ein geheim durchgehendes Etwas, ein leiſer Zug von innerem Lebensſchimmer, den Zweifel rege, ob es wirklich entſchiedener Ernſt ſei, daß wir uns trennen ſollen! Iſt in Marianen in der geheimſten Tiefe des Gemüths doch noch ein anderer Wille wirkſam, als der jetzt an die Oberfläche gedrungene, den ſie ausſpricht, hat ſie in der innerſten Seele doch noch einen Vorbehalt bewahrt, nicht auf mich ſchon völlig verzichten, nicht mich durchaus verwerfen zu wollen: ſo muß ich ſie und mich nur um ſo trauriger wegen dieſes Spieles von Widerſprüchen beklagen, in denen doch nun in der That alles vernichtet worden! Der Faden, den ſie ſpannte und ſpannte, den ſie zerreißen zu wollen behauptete, und vielleicht doch nicht wollte, der iſt nun wirklich abgeriſſen, die Enden liegen da! Und ſo hätte die unſeligſte Verwirrung ein Ergebniß herbeigeführt, wie ſonſt nur dem ſündlichen Spiele leichtſinniger Koketterie zur harten Strafe verhängt zu werden pflegt!“

„Fern ſei es von mir, Marianen dieſes Spieles zu beſchuldigen! Was ich in ihr nicht verſtehe, hülle ich mir lieber in Unerklärbarkeit ein, als daß ich übereilte Deutung verſuchte. Auch alles Obige gilt mir nur als einſtweilige Vorſtellung, die jeder Berichtigung offen bleibt. Ueber alle Gedanken, Meinungen, Annahmen und Klügeleien hinweg erhebt ſich unverwüſtlich doch zuletzt immer wieder der Eindruck der Perſon, und dieſe ſteht mir unverändert als dieſelbe da, nach dem Bruche wie vor demſelben, und ich brauche den Blick weder um ihret- noch um meinetwillen abzuwenden. Ich erkenne mit durchdrungener Achtung Marianens ſittlichen und geiſtigen Werth, ja ich habe mitten in den Stürmen, in denen wir geſcheitert ſind, nur immer größere Eigenſchaften in ihr entdeckt, mehr Freiheit, mehr Sinn und Stärke, als ich von ihr ſchon vorher wußte. Die große Liebenswürdigkeit ihres inneren Weſens und ihrer äußeren Erſcheinung beſteht mir ungetrübt, die mir unbegreiflichen Züge können die ſichtbaren und thätigen ſchönen in meiner Aufnahme nicht ſchwächen. Ich widme ihr nach wie vor die höchſte Anerkennung, den wärmſten Antheil, das aufrichtigſte Wohlgefallen. Ich hege die redlichſten Wünſche für ihr Glück, und ich weiß nichts, was mir in der Welt noch größere Befriedigung gäbe, als ſie wahrhaft glücklich zu ſehen. Auf die Geſinnung und den Eifer eines Freundes in mir darf ſie Zeitlebens rechnen, und jeden Beweis davon fordern. Ja, dies alles beſteht noch, und wird beſtehen; aber ſchon ganz ohne allen perſönlichen Rückbezug auf mich ſelbſt, ohne Wünſche, ohne Erwartung. Alles, was dieſer Art beſtand, iſt geſtern vernichtet worden; als ich das letztemal wegging, fiel wirklich das letzte Blatt dieſer Blüthe, was ich hatte, war erſchöpft, mehr iſt nicht dageweſen, irgend Einmal iſt alles zu Ende!“

„Genug nun! Auch dem Schmerze, den ich empfand, iſt die Kraft gebrochen, und das Schlimmſte ſeit geſtern ſchon überſtanden. Ich fühle meinen Sinn leichter und freier, und auch das Herz wird aus dem Schutt hervorringen: Gottlob, ich ſcheide mit reinem Bewußtſein aus dieſen Vorgängen, die, wenn ſie in meinen Jahren auch als eine Verirrung erſcheinen, mir gleichwohl keine Reue auferlegen.“

„Als ich geſtern Marianen das letztemal ſah und ſprach — es waren nur wenige Augenblicke, da ſie mir ſogar meine Gegenwart zum Vorwurf machte — befand ich mich in einer der höchſten und glücklichſten Stimmungen, deren ich mir in meinem Leben bewußt geworden bin. Ich fühlte mich erhaben über alles Kleinliche, das Tagesleben mit allen ſeinen Wirrniſſen kam mir gering vor, ich ſah nur reine, innere Bezüge des Geiſtes, des Gemüthes, das ächte Daſein des Menſchen. Alle Störung zwiſchen Marianen und mir kam mir als kindiſche Thorheit vor, ſie ſchwand in ein Nichts dahin, als die größte Unwahrheit, als gar nicht mehr zu finden. Wie befreit von einem böſen Traum glaubt' ich auch die Freundin aufwecken zu können, im friſchen, glücklichen Wachen den ängſtigenden Traum zu vergeſſen, oder nachſinnend, aber ſchon bezuglos für den neuen Zuſtand, den entſchwundenen zu betrachten. Mein Herz war offen, die reinſte kindliche Geſinnung ſtrömte aus ihm, das liebevollſte Zutrauen, die edelſte Aufforderung redete Marianen an! Da war es, wo der entſcheidende Schlag geſchah, der letzte Funken erloſch, er hatte ſeine letzte Nahrung aufgezehrt.“ —

„Nun bin ich wieder allein. Und doch nicht da, wo ich war, ſondern anders geſtellt; reicher an Erfahrung, und ärmer an Ertrag. Ich grolle Marianen nicht; ich wünſche nur, nicht auch ſie bedauern zu müſſen! Doch das Leben iſt kurz, und alſo auch jedes Leid, das nur in ihm liegt. Möge der beſte Segen ihr werden! Dies ſei mein Scheidewort!“

„Wäre ich geſtern minder weich und nachgiebig geweſen, hätte ich dem treuſten Herzensdrange mit klugem Verſtande widerſtrebt, ſo würde Marianens letztes, mich keineswegs erfreulich berührendes Billet, der Faden des Zuſammenhanges, und leider auch des Mißverſtändniſſes, ſich doch weiter geſponnen, und gewiß noch auf viele folgende Tage erſtreckt haben. Wäre ich dem Rathe gefolgt, und geſtern weggeblieben, ſo hätte freilich die letzte Begegnung am Abend nicht Statt gefunden. Ich ſehe aber ein, daß dieſe meine ſcheinbare Schwäche meine ächte Stärke war, und ich danke ihr mehr, als ich durch ſie verlieren konnte. Andere Güter mag man erliſten, erobern, erkünſteln, durch Hülfsmittel und Vortheile aller Art zu bewahren ſuchen; im Gebiete der Neigung und des Vertrauens können nur dieſe gelten, und der Gewinn, der nicht rein aus ihnen ſtrömt, iſt keiner.“

„Ich glaube nun erſt wieder recht an mich ſelbſt. Ich habe mich im Vortheil der lauterſten Aufrichtigkeit erhalten; und dieſer allein macht, daß ich nach ſolchem Sturm und Bruch frei athme, und im gewohnten Gleiſe antheilvoll und thätig ſein kann.“

In welcher Selbſttäuſchung ich dieſe letzten Worte geſchrieben hatte, ſollte mir bald kund werden. Gefaßten Muthes und Glaubens wollt' ich eben einen Brief an Heyſe ſchließen, worin ich denſelben Sinn ausgedrückt hatte, und der ein Abſchiednehmen vorſtellen ſollte: als ganz unvermuthet ein Billet von Marianen eintraf! Ich erſchrak, weil ich nur heftigere Vorwürfe und ſchnöderes Losſagen erwarten konnte, und las mit Staunen folgende Erklärung.

„Wenn mir die vielen Schritte, die Sie zu unſerer Verſöhnung gethan, und deren Grund ich im tiefſten Herzen, trotz aller Mißſtimmung, anerkenne, eine Bürgſchaft ſein dürften, daß ſich traurige Szenen der Art, wie wir ſie erlebt, nicht wiederholen werden, ſo ergriffe ich noch einmal die mir dargebotene Rechte, Gott bittend, daß er mich lehren möge, wie man vergeſſe, was man längſt verziehen. Wie ſchrecklich wäre es aber für unſere ganze Lebenszeit, könnten wir die Gemüther nicht harmoniſch ſtimmen, und müßten wir täglich uns wiederholen, daß wir uns in einander, in uns ſelbſt geirrt. Ihnen rechne ich dabei nichts zur Schuld, Sie haben mit Ehren eine lange Probezeit beſtanden, ich aber ſoll in reifen Jahren ein Noviziat beginnen, und fühle die Kraft nicht, ein Gelübde auszuſprechen, deſſen Heiligkeit ich verehre, und das mir jetzt ſchon unerträglich ſcheint. Nicht mein Unglück berückſichtige ich dabei, das Ihrige mehr noch, denn Sie haben einen Maßſtab von Glück, den Sie jeden Augenblick zu meinem Nachtheile anlegen können; ich bin nie glücklich geweſen, aber zufrieden in wohlgeordneter Freiheit. — Ihnen, als Mann iſt es möglich, in reifen Jahren noch die Glut des Jünglings zu empfinden, mir war ſie ewig unbekannt, und vergebens würde ich mich bemühen, meiner Neigung zu Ihnen einen anderen Karakter beizulegen, als den der wärmſten Freundſchaft. Damit hoffte ich Ihnen Genüge zu leiſten, weil ich nur eben ſo viel und Ihre Achtung von Ihnen forderte. Sie haben mich mehreremale darauf hingewieſen, und auch darin ſehe ich Ihr Wohlwollen, Ihre Beſorgniß für meine Zukunft, daß ich beim Rücktreten vielleicht ſpäter manches zu bereuen haben würde. Das will ich nicht läugnen, obgleich keine Rückſicht weltlicher Bedingungen mein Jawort beſtimmt. Doch wäre dies auch der Fall, mein Gewiſſen würde mich immer freiſprechen, und jemehr ich nach außen opferte, jemehr gewönne ich an Selbſtachtung und innerer Zufriedenheit. — Wenn ich alſo, lieber Varnhagen, Ihre Hand abermals ergreife, und ich Sie nochmals vertrauensvoll an meine Bruſt drücke, ſo bedenke ich nicht, was ich außer Ihrer Liebe gewinne, ſondern daß ich Ihrer Liebe den höchſten Dank ſchuldig bin.“

„Ich bedurfte geſtern der ungeſtörten Ruhe, der eigenen Prüfung, der Zeit mich herzuſtellen, erſchien ich Ihnen alſo unfreundlicher, als ich im Herzen war, ſo geſchah es nur, mich vor großer Weichheit zu wahren. Bis um 1 Uhr muß ich vor aller Welt zu Hauſe ſein, von da an bin ich es für Sie.“

„Ich bin ſchmerzlich krank, und könnte, wenn wir uns allen Mißklängen entwirrt haben, den Tod für das höchſte Glück halten. Gott weiß, wie ich darum angefleht. Leben Sie wohl! Gott mit Ihnen!“

Ich war wie erlöſt, die gewähnte Faſſung und Ruhe zerrann wie ein Nebel, und die ungeſtörte Neigung trat friſch und lebendig hervor; nichts war erloſchen, nichts zerriſſen! Ich lachte meines Wahnes, beglückt ihn dafür zu erkennen, ſchrieb an Heyſe eine Nachſchrift, und die nächſten Minuten fanden mich bei Marianen. Wir ſanken einander in die Arme. Sie glaubte, ich würde nun ihr Vorwürfe machen, Erklärungen fordern, ja Bedingungen ſtellen, auch Heyſe ſchien von meiner Seite nun Zögerungen und Schwierigkeiten zu erwarten: ich wollte nichts, als die Wiederkehr des innigen Vernehmens, und ließ allen thörichten Zwiſt vergeſſen ſein. Jetzt ergab ſich erſt recht, wie er gar keine Grundlage gehabt; ein bloßer Hauch, und er war nicht mehr, und wie niemals geweſen! Seltſam und nachdenklich erſchien mir nur, was Mariane mir ſogleich erzählte, daß ſchon am Abend vorher, da ſie noch mit zorniger Bitterkeit mich abwies, das Vorhaben mir verſöhnend zu ſchreiben in ihr reif war, und ſie nur noch nicht über ſich gewinnen konnte, dies mir ſo raſch zu ſagen, und mich lieber in dem Gefühl unwiderruflichen Bruches noch einmal fortgehen ließ. Wunderbares Räthſel, das weibliche Herz! oder ſoll ich lieber menſchliches ſagen? — Auf die verſöhnende Wendung hatte der Probſt Fiſcher inſofern Einfluß gehabt, als er die Klage Marianens, wir hätten einen Zwiſt, der uns trennen könnte, im Allgemeinen dahin beſchieden hatte, ſie möge das ſelbſt gewählte Loos mit Geduld und Muth ertragen. Auch ein anderes Bekenntniß machte Mariane mir noch am nämlichen Abend: „Lieber Varnhagen“, ſagte ſie, „die ganze Nacht habe ich ſchlaflos zugebracht, habe immerwährend mit Rahel geſprochen, wie meine Schutzheilige ſie angerufen, mich ihrem Rath, ihrer Leitung untergeben, und ſie innigſt gebeten, ſie möchte mich wie ihr Kind anſehen und führen!“ Dies rührte mich unausſprechlich! Mir war es faſt eben ſo geſchehen, und dies beiderſeitige Zutrauen zu der geliebten Freundin dünkte mich die ſchönſte Heiligung unſeres ganzen Verhältniſſes.

Von dem Streite, den wir gehabt, blieb keine Spur; Vertrauen, Scherz, Innigkeit traten unmittelbar an die Stelle, wir behielten keinerlei Befangenheit. Wir beſprachen unſere Angelegenheiten mit froher Eintracht. Ich hatte ſchon früher an Marianens Schwager Herz nach Frankfurt am Main geſchrieben; ich ſchrieb nun auch an ihre Schweſter Frohberg nach Wien; mit beiden Briefen konnte Mariane zufrieden ſein, ſie waren mit zarteſter Rückſicht abgefaßt, ſie ſelbſt wollte nun auch meiner Schweſter in Hamburg ſchreiben. Von der Marquiſin Arconati kam aus Bonn ein Brief mit Glückwünſchen, ſie wollte aber vor allem wiſſen, ob wir ſchon vor ihrer Abreiſe einig geweſen? Ich habe nicht erfahren, daß ſie noch ferner an Marianen geſchrieben, ſie vor mir warnend, wie nachher vermuthet worden; dem Profeſſor

Gans aber theilte ſie frühere Aeußerungen mit, die ich mir, ihrer Angabe nach, über meine nunmehrige Braut ſollte erlaubt haben. Wäre letzteres damals an uns gelangt, wir hätten es beſprochen und erörtert, wie wir über die ſcharfe Neugier der Marquiſin ſcherzten.

Wir verlebten glückliche Tage in holder Eintracht; das Frühlingswetter begünſtigte ſchöne Spazirfahrten, zu denen ſich Heyſe's mit uns vereinigten. Mein Anſchließen an dies Familienverhältniß und meine Hinneigung zu den Kindern ſchien Marianen ganz beſonders zu beglücken. Wir fuhren auch zuſammen nach der Kopf'ſchen Anſtalt vor dem Halleſchen Thore, wo ich Marianen im ſtillen Glanz ihres Wohlthuns mehr als je ſchön finden mußte, und ihr erhöhte Achtung und Zuverſicht widmete. Ihre gute Stimmung für mich mögen einige ſonſt unbedeutende Blätter um ſo ſprechender bezeugen. Sie ſchrieb mir am 12. Mai, nachdem ſie Abends vorher an Zahnſchmerzen gelitten: „Es iſt mir ſehr leid, Ihret- und meinetwillen, lieber Varnhagen, daß ich nichts Tröſtlicheres von der Nacht berichten kann. Ich konnte vor Mitternacht nicht zur Ruhe kommen, und habe nachher nur in Aphorismen geſchlafen. Der Schmerz iſt zur Stunde wie er war, oft von Blitzen unterbrochen, die alle Nerven erſchüttern. Beunruhigen Sie ſich nicht, dergleichen Mahnungen betrachte ich wie ein Bon soir für den Muthwillen, damit er mir nicht über den Kopf wachſe. Ihnen geht es hoffentlich gut, und Huſten und all dergleichen bleibt zu Hauſe, wenn Sie zu mir kommen. Seien Sie freundlichſt gegrüßt, und meiner getreueſten Geſinnung überzeugt.“ Und am 15. Mai: „Dank dem Morphium, daß ich einige Stunden recht gut geſchlafen, wenn auch, wunderbar genug, im dumpfen Bewußtſein heftiger Schmerzen. Es läßt ſich der Tag aber heute beſſer an, und ich ſehe ihm freudig entgegen, wenn Sie, lieber Varnhagen, wohl ſind und heiter, und keine Erſchöpfung von der Hitze fürchten. Vormittag gehe ich zwar nicht aus, aber ich wage kaum die Bitte, daß Sie gleiches thäten, weil ich nicht weiß, ob Sie liebende Beſorgniß genug darin ſehen werden, um die Bitte zu entſchuldigen. Eliſchen habe ich heute ſchon auf dem Balkon gegenüber ſlattern ſehen, und habe Ihrer dabei gedacht. Sonſt hat mich das Kind ſo wenig intereſſirt. Die Möglichkeit, daß ſich alles ſo verändern kann, hat freilich viel Tröſtliches, es kann aber auch ängſtigen, wenn man ſich das Veränderte wieder als verändert denkt. Nun Gott zum Gruße, und die Hand zum Schlagein! Die Ihrige M. S." Ich antwortete darauf unter anderm: — „Die ſlatternde Eliſe freut mich, und noch mehr die liebliche Mariane, die ſchön Theil nimmt, und ihre Theilnahme ſo erfreuend äußert! Ich küſſe Ihnen die Hände, und fürchte keine Veränderung, denn jede muß eine günſtige werden, wenn wir nicht auf das Schwindende, ſondern auf das Kommende ſehen, wie leid auch jenes uns oft thun mag. Iſt ſolch flüchtiger Zettel, ſolch Papier und ſolche Feder wohl zu erbaulichen Betrachtungen eingerichtet? Ich höre auf! Aber die treuſten Grüße, die herzlichſten und frömmſten Wünſche, die reinſte Zuneigung, ſeien hier niedergelegt, und den lieben Handſchlag halt' ich für immer feſt."

Inzwiſchen rückte die Zeit, welche wir für unſere Verbindung angeſetzt, allmählig näher, und ich hatte mancherlei, ſowohl für die Trauung, als für die Reiſe, die ihr folgen ſollte, zu veranſtalten. Ich erfreute Marianen ungemein, daß ich unter den meinerſeits zu wählenden Trauzeugen auch den Doktor Becker nannte; daß dies insgeheim, ſagte ſie, ihr lebhafter Wunſch geweſen, würde ſie nie verrathen haben, wenn ich demſelben nicht ſo erfreuend begegnete. Becker kam wegen ihres Unwohlſeins täglich, und war ihr ſichtbar äußerſt werth als Arzt und als Freund. Viel weniger hielt ſie auf ſeine Frau, für die ſie jedoch das gütigſte und vertraulichſte Benehmen hatte; ſie fand, daß Becker durch ein ſo unbedeutendes Weſen in nichts gefördert werde, wohl aber in vielem gehemmt, ſie erklärte dieſe Frau für durchaus nichtig, ja für dumm, und zwang mich beinahe, zur Beſtätigung dieſes Urtheils, aufmerkſam auf dieſelbe zu ſein, eine Forderung, welche mit der anderen, mich recht liebenswürdig gegen ſie zu bezeigen, gar nicht ſehr im Widerſpruch zu ſtehen brauchte.

Leider nahm das Unwohlſein Marianens immer zu, die Zahnſchmerzen kehrten jeden Tag regelmäßig wieder, und es zeigten ſich Anfälle von kaltem Fieber damit verbunden. Möglich, daß außer den genannten noch andere Uebel das Leiden vermehrt, und das Gemüth durch beunruhigende Vorſtellungen getrübt haben. Auch meine Geſundheit war in dieſen Tagen vielfach angegriffen, und ich fühlte mich oft ſehr niedergeſchlagen. Ich ſchrieb darüber an Marianen: „Unſere Vereinigung wird ſolche Tage erheitern, ſolche Zuſtände mildern, erträglich machen, wir wollen gutes Muthes bleiben, und voll Hoffnung und Vertrauen. Ich habe zu Dir ein gränzenloſes! Das Deine will ich mehr und mehr gewinnen und rechtfertigen.“ Wir hatten angefangen uns Du zu nennen, wenn wir allein waren, und in Briefen; Mariane zuerſt hatte es angeregt und verſucht.

Die kirchlichen Verhältniſſe nahmen in dieſer Zeit Marianen lebhafter in Anſpruch durch die Verkündigung, daß der Biſchof von Köln während ſeiner Anweſenheit in Berlin das Sakrament der Firmung austheilen würde. Sie wollte die wünſchenswerthe Segensgabe nicht verſäumen, und hatte deßhalb mannigfache Vorbereitung, in ſtiller Meditation und öffentlicher Andacht. Ich reſpektirte mit Ernſt und Sorgfalt alle Bezüge dieſer Art, und Mariane hinwieder wurde damit nie aufdringlich. Doch dünkte mich dieſe religiöſe Aufregung ſehr unzeitig mit den körperlichen Leiden zuſammen zu treffen, und beide konnten dem Gemüth ſchwerlich eine Stimmung fördern, welche für unſere nahe Verbindung beſonders günſtig geweſen wäre.

Im Gedränge dieſer Zuſtände fand ich Marianen am 21. Mai nach einem harten Fieberanfall ſehr niedergeſchlagen. Sie bekannte mir, daß es vom Gemüth herkomme; ihre Worte waren ſanft und liebenswürdig, voll innigen Zutrauens, der Inhalt aber für mich peinlich und beunruhigend. Sie ſei immerfort, ſagte ſie, in namenloſer Angſt, ſie bäte jede Nacht Gott, er möchte ſie zu ſich nehmen; ſie möchte jeden Tag davonlaufen; ſie mache ſich Vorwürfe, daß ſie das Alte aufgeben und Neues beginnen wolle; ſie fürchte ſich unausſprechlich vor den Bedingungen des künftigen Zuſtandes; ſie könne nicht zärtlich ſein, ich ſolle auf ihre Zärtlichkeit verzichten;' ſie denke an vertraute Nähe wie an ein Gräuel, eine Schändlichkeit; ich ſolle ihr verſprechen, auch nach der Trauung nicht ſogleich Rechte haben zu wollen, und andere Worte der Art, die eine gewaltſame Zerrüttung andeuteten. Ich redete ihr liebreich zu, und konnte ſie wirklich beruhigen, durch zarte ſowohl als ernſte Worte, welche die Verſicherung enthielten, unſer Umgang ſolle nie durch Unbeſcheidenheit verletzt werden, und die Geſtalt unſerer Verbindung würde für mich mehr durch den Grund unſeres gegenſeitigen Zutrauens bedingt werden, als durch die kirchliche Zeremonie. Mariane küßte mir gerührt und dankbar die Hände, indem ſie weinte, und mich ihren liebſten und beſten Freund nannte. Mir aber war unheimlich zu Muth, und ich fürchtete, ſolch düſteren Wolken noch manchen Guß entſtürzen zu ſehen.

Doktor Becker kam, als Arzt nachfragend, etwas zerſtreut und eilig; er wollte ſeine Frau aus einer Geſellſchaft abholen, und dann arbeiten. Ich war ganz gut mit ihm, doch weder redſelig noch vergnügt, wozu auch gar kein Anlaß war. Als er ſich entfernt hatte, war Mariane ſehr unzufrieden, daß ich nicht heiterer ſei, nicht wenigſtens ſo geſchienen habe; ob Becker denken ſolle, ich ſei unglücklich neben ihr, und wohl gar es erzählen, er habe mich ſehr verſtimmt geſehen! „Du weißt, liebe Mariane,“ verſetzte ich, „welchen traurigen und laſtenden Betrachtungen Du mich überliefert haſt; natürlich bin ich dabei nicht heiter und aufgeweckt; doch hab' ich gegen Becker alle Artigkeit beobachtet, und höchſtens, wenn er überhaupt darauf gemerkt hat, was ich noch bezweifle, mag er ſich denken, ich ſei mit irgend etwas beſchäftigt!“ Wirklich brauchte ihm gar nichts aufgefallen zu ſein, und ihm konnten hundert andere Dinge näher liegen, als die oberflächliche Neugier: wie gerade dieſer einzelne Augenblick unter den vielen unſeres Zuſammenſeins ſich ſchattire. Mariane jedoch konnte ſich von der Vorſtellung nicht losmachen, ſie ſei dabei in unvortheilhaftem Lichte erſchienen. Ich warf ihr endlich vor, anſtatt daß ſie an mir Theil nähme, meiner ſchmerzlichen Empfindungen gedächte, in welche ſie doch ſelber mich verſetzt habe, fordere ſie die plötzliche Verläugnung meines ganzen Zuſtandes, um des geringfügigſten Eindrucks willen, den ein Dritter vielleicht kaum beachtend davon haben könnte. Unſere Erörterungen führten weiter, doch zu verſöhnlicher Wendung, es floſſen Thränen; ich ging aber früh nach Hauſe, weil ich der Ruhe bedürftig war, und den ferneren Redelauf abzubrechen wünſchte. Dennoch ſollte über dieſem armſeligen und ſchon verſöhnten Zwiſt unſer ganzes Verhältniß zuſammenſtürzen!

Ich ſchrieb am folgenden Morgen folgendes Billet: „Was darf ich von Deinem Befinden zu hören hoffen, liebe Mariane? war Deine Nacht ſchmerzlos und ſchlafreich, wie ich ſie Dir aus vollſtem Herzen erfleht? Möchte ich Tröſtliches vernehmen? Ich habe mit Gedanken und Empfindungen zu ringen gehabt, die ich nicht ohne Thränen beruhigen konnte. Du hältſt dies für Schwäche, theure Freundin, ich nicht! Und wenn ich es dafür hielte, damit wäre nichts gewonnen. Es liegt etwas zwiſchen uns, was uns noch trennt; aber es iſt ein Gemeinſames, laß es uns auf uns nehmen, und vereint tragen, ſo verbindet es uns! Dieſe Laſt, die uns als Aufgabe geſetzt iſt, ſind unſere Stimmungen, die ſo natürlich, ſo gerechtfertigt ſind, ja gar nicht fehlen dürfen, wenn wir wirklich die Perſonen ſind, für die wir uns bisher gehalten. Ich liebte Dich geſtern innig für Dein Vertrauen, Deine Aufrichtigkeit, wenn mir auch der Inhalt Wehmuth und Schmerz erregen dürfte! Doch weg mit allen Erörterungen! Hier gilt ganz anderes, als Rechthaben! Biſt Du mir gut? haſt Du Vertrauen zu mir? liebtſt Du es, wenn ich bei Dir bin? Kannſt Du dies bejahen, ſo iſt alles andere gleichgültig. Von Deiner Seite darfſt Du mir nicht einmal ſolche Frage ſtellen, Du weißt die Antwort ſo gut, wie ich ſelbſt!“

Von Marianen empfing ich ein Blatt, das zum Theil vor Ankunft des meinigen geſchrieben war. Es lautete:

„Es iſt mir heute wichtiger zu erfahren, wie es Dir geht, liebſter Freund, als zu berichten, wie ich die Nacht verbracht. Ich habe Dich geſtern in wahrem Seelenſchmerze ſcheiden ſehen, und fand es doch natürlich, daß Du allein ſein wollteſt, weil Du betrübt warſt. Daß ich dieſe Betrübung veranlaßt, thut mir herzlich leid, aber wie ſollte ich ſie vermeiden, wenn Du Aufrichtigkeit von mir forderſt, und ich mit vollem Vertrauen ſie Dir unbedingt geſtatte. Ich glaube, wir haben Unrecht, der Zeit in allen Ereigniſſen vorzugreifen, der Moment iſt oft gewaltiger, als alle vorhergefaßten Pläne, oder gemachte Ueberlegungen. Wir ſind bereit, Leid und Freud, was uns das Leben noch bringen kann, in treuer Freundſchaft zu theilen, und ſo laß uns denn, ohne zerſtörende Geſpräche, die nur Beſorgniſſe erzeugen, den Weg betreten, den Gott ſegnen wird, wenn wir uns ſeiner Gnade würdig machen.“

„Bis 2 Uhr habe ich geſchlafen, dann keine Minute mehr, vor Bangigkeit und ſchweren Gedanken, aber Fieber und Schmerzen habe ich nicht gehabt. Heute iſt es in den Zähnen unruhig, doch bis jetzt auszuhalten. Vielleicht bleibt es heute gut, und dann habe ich wenigſtens kein Wechſelfieber zu befürchten. Sehr leid iſt es mir, daß Dir das ſchöne Wetter durch mich verloren iſt, aber komm nur, ich will alles thun, Deinen und meinen Himmel zu erheitern. Wenn es ſehr heiß wird, möchte ich Dich bitten, Vormittag nicht auszugehen, iſt es Dir aber Bedürfniß, mich zu ſehen, ſo nimm einen Wagen. Lebe wohl, mein beſter Freund, habe Vertrauen zu mir, wie ich vertrauensvoll zu Dir aufblicke! Gott mit Dir. Deine getreue M. S.“

„Obige Zeilen hatte ich geſchrieben und ſchon geſiegelt, ehe Dein Bote kam. Daraus erkenne, daß ich Deine Empfindung anerkenne, ſie Dir nicht ſtreitig mache, und nur traure, daß ich ſie, der meinigen zufolge, Dir geben mußte.“

„Sei getroſt, wir ſind uns zugethan, Jeder dem Anderen nach ſeiner Art, und was noch Geheimnißvolles zwiſchen uns liegt, die Zeit wird es hinwegnehmen, und uns in uns über uns aufklären. Der Schmerz, den wir empfinden, iſt ein Grundbeſitz, den wir uns nicht wollen ſtreitig machen. Es ſollen die vereinten Wappen unſerer erleuchteten Gefühle werden. Gott ſegne Dich. Ich bin Dir gut und treu bis in den Tod.“

Die gute Geſinnung hatte ſich leider im Schreiben erſchöpft; die perſönliche Gegenwart gab wenig mehr davon zu erkennen. Mariane ſchien es zu bereuen, mir ſo liebevoll geſchrieben zu haben, und meine Stimmung nährte nur ihren erneuten Trotz. Sie verbreitete ſich in ſtolzen Redensarten von Würde, von Sittlichkeit, gab mir Grundſätze ſchuld, die ſie erſchrecken müßten, und ein Betragen, das ſie nicht dulden dürfe. Zu keiner dieſer Beſchuldigungen war der geringſte Anlaß; aber ſie wollte mir ein großes Unrecht aufbürden, und ſie raffte zu dieſem Zweck alles auf, was von jetzigen und früheren Aeußerungen zu willkürlichen Mißverſtändniſſen zu gebrauchen war. Ich verſuchte erſt die freundliche Güte, das liebevollſte Zureden; endlich empörte mich die Ungerechtigkeit und Härte; ich ſagte ihr, dieſe Laune ſei ſchrecklich, ſie verſündige ſich an uns beiden, mich wolle ſie häßlich ſehen, ohne Grund und Noth, ſich ſelber zeige ſie nicht ſchön; ſie möchte nur für mich einen kleinen Theil der Rückſicht und Schonung haben, die ſie an das dumme Volk ſo reichlich verſchwende. Jetzt wurde ſie erſt aufgebracht, ſie wiederholte mit feindſeliger Heftigkeit die früheren Ausdrücke, daß unſere Verbindung eine Thorheit, ein Frevel ſei, ein verzweiflungsvolles Unglück, ihre Tugend und Keuſchheit ſei ein Schatz, den ſie nicht verlieren wolle; ſie könne keinen Mann lieben, am wenigſten mich. Dann dürfe ſie freilich nicht an Heirath denken, erwiederte ich, denn man heirathe keine bloßen Verhältniſſe, ſondern Perſonen. Sie aber fuhr fort, mir Vorwürfe zu machen, ich hätte niemals eine honette Frau gekannt, ich wüßte nicht mit einer ſolchen umzugehen, ich hätte nie aufgehört ſie zu beleidigen. Es wurden frühere Aeußerungen ganz verkehrt und entſtellt, und ſollten nachträglich als Beleidigung geahndet werden, nachdem ſie ſo lange nicht dafür gegolten hatten; als wenn Beleidigungen gleich unreifen Früchten erſt durch Aufbewahren zeitig würden! Ich war außer mir über dieſe Vorwürfe, zu denen es auch nicht den Schatten eines Grundes gab; ich wußte nicht mehr, was ich von Marianen denken ſollte. Nie hatte ich mir die geringſte Freiheit erlaubt, nie eine Zweideutigkeit geſagt, nie ein anſtößiges Wort ausgeſprochen, nicht einmal ſolche, als ihr ſelber jetzt widrig entfuhren! Ich rief ſie zur Beſinnung auf, allein vergebens! Sie drohte — völlig eben ſo ohne Anlaß — aus dem Zimmer zu gehen, ſich einzuſchließen, und wies mich endlich gebieteriſch fort, mit Scheideworten für immer! — Mir blieb nichts übrig, als wirklich zu gehen;

doch warnte ich ſie vor den gräßlichen Unwahrheiten, in denen ſie ſich verſtocke, und rief ihr zu, ſie möchte nicht vergeſſen, auf welche Worte ich ginge, und es würde ſie noch gereuen, ſie geſagt zu haben.

Läßt ein ſolcher Auftritt ſich begreifen? Ich vermocht' es nicht, und vermag es jetzt noch nicht. Dergleichen zu erleiden, führt dem Wahnſinn noch näher, als es auszuüben; man glaubt die Wahrheit und Vernunft müſſe ihre Macht beweiſen, und findet ſich ohnmächtig mit ihnen. Ich trug meinen Schmerz zu Heyſe's, die durch meine Erzählung und noch mehr durch den Zuſtand, in welchem ſie mich ſahen, ganz erſchüttert wurden. Sie konnten ſo wenig als ich den Zuſammenhang dieſer Sache finden. Einige Stunden vorher dieſe Verheißung von Glück, dieſer liebevolle Sinn, dieſe beruhigte Ausſicht, und gleich darauf ohne neues Begegniß, ohne Wechſel der Umſtände, dieſer Sturm, dieſe Leidenſchaft und Gehäſſigkeit! Ich gerieth auf die abentheuerlichſten Vorſtellungen, ich fragte, ob Briefe eingegangen, ob Beſuche dageweſen, beides wurde verneint; bisweilen drängte ſich mir der Gedanke auf, meine Schuld ſei nur, gerade alles unterlaſſen zu haben, was mir als verübt nun fälſchlich vorgeworfen wurde! — Was aber jetzt zu thun? Die betrübten Freunde wußten keinen anderen Rath, als daß ich für den Augenblick mich ſchweigend zurückhielte, und die Tobende ihrer eigenen Beſinnung überließe, die hoffentlich bald, und auf dieſe Weiſe am ſchnellſten, eintreten würde.

Ein paar Tage gewann ich es über mich, dieſen Riß bluten zu laſſen, ohne ſeine Heilung zu verſuchen. Ich ging nicht zu Marianen, und ſchrieb ihr nicht, auch von ihr kam keine Botſchaft. Sie war indeß, wie ich erfuhr, mäßiger geworden; ich dachte ſie mir leidend, ich fühlte mich gedrungen zu ihr zu gehen. Sie nahm mich ſogleich an. Ich ſprach zu ihr mit ſanfter Feſtigkeit, und ſagte, wenn wir von einander ſcheiden müßten, wollten wir es mit aller Milde und Ruhe thun. Mariane erwiederte heftig, wir hätten nichts mehr mit einander gemein, ich ſolle mir keine Hoffnung machen, ſie je zu beſitzen, wir ſeien für immer getrennt. Diesmal blieb ich durchaus gelaſſen, und ließ mich durch keine Ausbrüche aufreizen. Mariane war von widerſprechenden Antrieben unſicher bewegt. Schien ich auf ausführliches Geſpräch einzugehen, ſo meinte ſie, es ſei genug, wir hätten uns nichts mehr zu ſagen. Wollte ich mich fortbegeben, ſo hielt ſie mich auf. Sie rühmte, noch wiſſe kein Menſch von unſerem Zwiſt, außer Heyſe's; ſie habe ſelbſt Becker noch nichts davon geſagt, ſondern ſeine dringenden Fragen abgewieſen. Des Anſtandes wegen, meinte ſie, müſſe ſie mir noch kurze Beſuche geſtatten, bis wir unſere Trennung bekannt werden ließen. Ich ſah hierin eine Beſtätigung deſſen, was ich damals ganz entſchieden hoffte, daß nämlich Mariane dennoch den Faden unſeres Verhältniſſes in der Hand behalten wolle, und ſich nach ausgetobter Irrung mir wieder zuwenden würde.

Am nächſten Tage bekam ich von ihr folgenden Brief:

„Wundern Sie ſich nicht, Herr von Varnhagen, daß ich nach unſerem letzten Geſpräche mehrere Tage habe vorübergehen laſſen, ohne Sie in Kenntniß meiner Geſinnung zu ſetzen. Es bedurfte dieſer Friſt nicht, meinen Entſchluß zu beſiegeln, der ſchon, als Sie mich verließen, unwiderruflich feſt in mir ſtand, aber es fehlte mir an körperlicher Kraft, nach mehreren Fieberanfällen, und anhaltenden Schmerzen, um ruhig und geſammelt ein letztesmal mit Ihnen zu ſprechen. Ob ich nun heute ſchon dazu geeignet bin, wird die Folge lehren, indeſſen erbitte ich mir von Gott die nöthige Ruhe, um mit Würde ein Verhältniß zu löſen, deſſen mögliches Beſtehen Sie und mich nur in eine qualvolle Ungewißheit verſetzen müßte.“

„Als ich Ihnen, Herr von Varnhagen, mein Jawort zu unſerer Verbindung gab, gelobte ich dem Allmächtigen, Ihnen und mir, Ihnen in Freud und Leid und bei jeglichem Ereigniſſe des Lebens eine treue Freundin zu ſein, und alle dahin einſchlagenden Pflichten unverbrüchlich zu erfüllen. Mehr vermochte ich, weder meiner Empfindung, noch meinen vollreifen Jahren nach, Ihnen nicht zu verheißen, und ſchien Ihnen das damals zu genügen, ſo hoffte ich wiederum in Ihnen, für den Abend meiner Tage, einen bewährten Freund, eine ſichere Stütze gefunden zu haben. Wie ſehr mußte es mich daher befremden, ja mit welcher Beſtürzung mußte es in mir klar werden, daß Sie noch die jugendliche, tändelnde Geliebte in mir ſahen und vorausſetzten, und daß Sie meinten die Leidenſchaftlichkeit Ihres Gemüthes auch auf mich übertragen zu können. Doch weit entfernt dies zu bewirken, bin ich mit größter Scheu in mich zurückgekehrt, wozu die Heftigkeit Ihres Temperaments und die widrigen Auftritte, denen ich mich ausgeſetzt ſah, das Meiſte beitrugen. Daß nun Szenen der Art, wie ſie nie unter wahrhaft gebildeten Menſchen ſich zutragen ſollten, binnen eines vierwöchentlichen Brautſtandes, dreimal und immer und immer unwürdiger ſich wiederholen konnten, iſt inſofern ganz meine Schuld, daß ich ſchon bei der erſten die Ueberzeugung in mir hätte feſthalten ſollen, daß die Verſchiedenheit unſerer Glaubensanſichten und die Disparate unſerer Karaktere zu keiner ehelichen Verbindung geeignet ſeien. Wie viel ich nun, einmal erſchreckt, ſpäterhin zu unſerer gegenſeitigen Verſtimmung beigetragen, wäre hier zu weitläufig zu unterſuchen. Aber wenn ich auch geſtehe, daß ich Sie vielleicht durch andere Behandlungsweiſe anders geſtimmt hätte, ſo liegt eben in der Unmöglichkeit, dies bei dem redlichſten Willen in's Werk zu ſetzen, meine ganze Entſchuldigung. — War ich thöricht genug, in unſerer Vereinigung ein Glück zu erhoffen, ſo rechtfertigte ich mich von ſelber, durch den Wahn, in dem ich ſtand, daß Sie, nach ſo vielfach Erlebtem, in eben ſo ernſter und heiliger Verfaſſung des Gemüthes ſein müßten, als ich es war. Jetzt iſt auch dieſe Täuſchung von mir gewichen, und keine weltliche Rückſicht, keine Gewalt des begütigenden Wortes, kann und wird mich von dem Vorſatze abbringen, mein Leben, fortan, einſam und allein zu beſchließen.“

„Ihre Verhältniſſe, von denen Sie mich unedlerweiſe geblendet glaubten, konnten nur als freundliche Zugabe wünſchenswerth mir ſcheinen, ſo lange ich in Ihnen den Freund zu achten hatte; und wenn ich nach allem, was ſchon vor der Schlußſzene vorgefallen war, noch eine Minute kämpfen konnte, ſo galt dies gewiß nur der Freundſchaft, die ich aufrichtig für Sie hegte, als den Gütern, die Sie mir zu bieten haben. Ein in ſich befriedigenderes Verhältniß, ein freieres und anſtändigeres, als ich es im Hauſe meiner geliebten und verehrten Geſchwiſter Ihretwegen aufgeben mußte, ja ſelbſt meine ſchwärmeriſche Liebe für deren Kinder, der ich ja auch zum Theil entſagen ſollte, konnten Sie durch Achtung und Wohlwollen mir vielleicht erſetzen, aber überbieten konnte Ihr Rang und Vermögen das nimmermehr. Doch nun iſt von keinem Kampfe mehr die Rede; ich bin wieder frei, und wenn ich Gott mit Thränen dafür danke, hoffe ich auch die Seelenſtärke zu gewinnen, die er, in den ſchwerſten Stunden meines Lebens, mir jedesmal verliehen.“

„Wie viel ich auf das Urtheil der Welt halte, wiſſen Sie, da Sie gegen Recht und Sitte auch dieſe Rückſicht mir beſtändig zum verletzenden Vorwurfe gemacht, aber was gilt mir die Meinung, was der Ausſpruch der Menge, gegen die Ruhe meines Gewiſſens, gegen die Heiligkeit der Ueberzeugung, daß Gott nun und nimmermehr unſer Bündniß geſegnet hätte, da Sie ſelbſt in dem Seegen der Kirche, nach Ihrem Ausſpruche, keine Heiligkeit erkennen.“

„Indem ich mich alſo feierlich und förmlich von Ihnen losſage, kehre ich zu meinen Geſchwiſtern und Freunden zurück, die, für meine Geiſteshöhe, kein dummes Volk ſind, und preiſe ich noch immer mein Geſchick trotz des momentanen Schmerzes, wenn ich die Achtung dieſer Theuren nicht entbehre.“

„Mit dem Reſte meines Lebens will ich ſie wiederzugewinnen bemüht ſein, und will die Thorheit des Augenblicks auch vor der Welt durch neue Anforderungen an ihre Achtung und Billigung auszugleichen ſuchen. — Bis jetzt habe ich, außer mit meiner Schweſter, noch mit niemanden über dies traurige Ereigniß geſprochen, auch geſchrieben habe ich noch nicht davon, und werde beides auch für's erſte vermeiden können, da ich krank bin, und keinen Menſchen annehme. Später, ſobald es Fieber und Schmerzen geſtatten, werde ich eine kleine Reiſe machen, zu der ich ſchon Manches, vorbereitend, eingeleitet habe. — Beſtimmen Sie nun nach beſſerer Einſicht, was wir zu thun haben, um dem äußeren Anſtand Genüge zu leiſten, den ich ungern verletzt ſehe, aber natürlich lieber, als mich und mein Gewiſſen.

Anbei erhalten Sie die mir zur freien Verwaltung für Arme vertraute Summe zurück, von der ich nun keinen Gebrauch machen kann. Was ich bis jetzt ohne Beiſteuer für Kranke und Nothleidende gethan, bleibt mir unbenommen, wie es Ihnen nicht an Gelegenheit fehlen wird, dieſe Summe zu verwenden. — Den 25. Mai 34. So weit hatte ich geſtern geſchrieben, als Sie kamen, mir Lebewohl zu ſagen. Entrüſtet, wie ich im Inneren ſein mußte, konnte mich Ihr Anblick nicht begütigen. Heute iſt es mir leid, daß ich Sie mit weniger Würde entlaſſen, als ich es mir ſchuldig war. Verzeihen Sie mir das, und empfangen Sie dafür jetzt, in aller Ruhe, mein letztes Scheidewort. Ohne Groll, ohne Bitterkeit ſei es geſagt, ja ich weiß ſogar, daß ich Ihnen das Beſte wünſchen kann, Frieden der Seele und ein ernſtes Bemühen, durch Achtung, die Sie erweiſen, auch die feſtzuhalten, welche man Ihnen ſchuldig iſt. Und ſomit leben Sie wohl, wir waren beide von einem großen Irrwahn befangen, aus dem uns Gott gnädig gerettet, um uns vor größerem Unglücke zu bewahren. Mit nicht leichtem Herzen trenne ich mich von dem Andenken aus Rahel's Nachlaſſe, aber behalten kann ich nichts, was auch nur entfernt an unſer beſtandenes Verhältniß mich mahnt.

Gott mit Ihnen! M. Saaling.“

Die Willkür in dieſen Annahmen, die Vorſetzlichkeit der Mißdeutungen, und die künſtliche Zurechtſtellung des Ganzen, verurſachten mir einen Widerwillen, wie ich bisher noch nicht empfunden hatte. In der That ließ ſich nichts Verkehrteres ausdenken, als Mariane ſich hier aufzuſtellen erlaubte. „Die jugendliche und tändelnde Geliebte“ ſehen zu wollen, iſt mir wahrhaftig nicht in den Sinn gekommen; ganz im Gegentheil fürchtete ich ſtets dieſen Anſchein, und erinnerte täglich, ſcherzend und ernſthaft, an unſere Jahre, unſere Lebensſtellung. „Die Heftigkeit Ihres Temperaments“, ich wüßte jetzt keinen Menſchen in der Welt, der hievon Zeugniß abgeben könnte, am wenigſten Mariane. Eine Mutter und Schweſter hätte ich nicht ehrerbietiger behandeln können. Alle Vertraulichkeit ging ſtets von ihr aus; ſie gab mir den erſten Händedruck, ſie mir den erſten Kuß, die erſte Umarmung, ſie verlangte, daß wir uns Du nennten. Mariane war es, die zu meiner Verwunderung oftmals Gegenſtände berührte, deren ich nie erwähnt haben würde, und die ich genöthigt, nur ernſt und kalt beſprach. „Widrige Auftritte“ gab es in dieſer Beziehung, wie der Ausdruck hier ſteht, gar nicht zwiſchen uns; es müßte denn gemeint ſein, daß ich, im Gegenſatze einer Andeutung Marianens, „kein Menſch wiſſe und ahnde, wie liebevoll und zärtlich, wie ganz hingebend ſie ſein könne“, für mich der Worte gedacht, die Hamlet zu ſeiner Mutter ſpricht:

— — at our age
The hey-day in the blood is tame, it's humble,
And waits upon the judgment.

„Die Verſchiedenheit der Glaubensanſichten“ entzweite uns im geringſten nicht, und wie ich den Eifer Marianens zur katholiſchen Kirche, ſo ließ ſie meine Gleichgültigkeit vollkommen frei. Um Marianen geblendet von Verhältniſſen zu glauben, müßten dieſe mir ſelbſt glänzender dünken, als jemals der Fall war; hier, wie ſo oft nimmt Mariane das bedingt und gleichnißweiſe Geſprochene willkürlich als beſtimmt gegen ſie gerichteten Vorwurf; ein Verfahren, das in der Wiederholung, und wenn es nicht ohne Bewußtſein und Abſicht verübt zu werden ſcheint, den Anderen zur Verzweiflung bringen kann. „Rang und Vermögen“ erſcheinen hier in traurigſter Geſtalt; ich habe Marianen hundertmal geſagt, ich ſchämte mich, ihr nichts Beſſeres anbieten zu können! „Das Urtheil der Welt“, „gegen Recht und Sitte“, „der Seegen der Kirche“, lauter loſe Worte, die verbraucht werden weil ſie zur Hand ſind, aber ohne Wahrheit, ohne Fug, ſchon falſch im Urſprunge, noch falſcher in der Anwendung! „Kein dummes Volk“, iſt hier die bequemſte und wohlfeilſte Vereinigung eines rein erdichteten Bezugs: Als ich Heyſe's den Vorwurf zeigte, der ſie mir abwendig machen ſollte, ſagte Julchen mit heiterer Sicherheit: „Wir glauben es doch nicht, daß wir gemeint ſeien!“

Wandte ich meine Gedanken von dieſer bittern Schriftbetrachtung wieder zu Marianen ſelbſt, und vergegenwärtigte mir ihre Perſon, wie ſie mir liebenswürdig und edel erſchienen war, und ihren jetzigen Zuſtand, der in jeder Art höchſt unglücklich ſein mußte, ſo ſchwand mein Unwille dahin, und ich empfand nur die liebevollſte Theilnahme, die Sorge und den Wunſch, dieſe Verwirrung gelöſt, den Frieden hergeſtellt zu ſehen. Ich wußte ja, daß kein wirklicher Grund der Entzweiung vorhanden, daß eigentlich nichts vorgefallen war, als ein Spiel von Worten, die gleich nur Rechenpfennige wurden, ſo wie wir ihren eingebildeten Werth aufhoben. Ich trug dabei die Ueberzeugung in mir, daß dergleichen Verwirrung nie wiederzukehren brauche, und mit dem Zwiſchenzuſtande, in welchem wir uns noch befanden, aufhören würde. Die geſchloſſene Vereinigung durfte dieſen Unſeligkeiten, dieſen trüben Aufreizungen, Zweifeln und Verſuchen, für immer ein Ziel ſetzen, und uns Frieden und Glück bringen. Dieſer Anſicht konnten auch Heyſe's nicht ganz widerſprechen, wiewohl ihre herzliche Theilnahme für Marianen und für mich im Augenblicke ſich völlig rathlos bekennen mußte.

Inzwiſchen mußte etwas geſchehen. Ich ſah, daß ich Marianens Entſchluß nicht geradezu beſtreiten durfte, ohne ſie noch ſtärker aufzubringen und darin zu verhärten. Ich mußte für den Augenblick nachgeben, und von dem weiteren Verlauf erwarten, daß er die Gelegenheit zur glücklichen Wendung darbieten würde. Ich ſchrieb daher Folgendes:

„Ihr geſtern mir zugekommener Brief, Verehrteſte, ſchien keine Antwort zu erfordern, und es wäre mir im erſten Augenblicke unmöglich geweſen, eine an Sie zu richten. Ich ſchrieb an Ihre Schweſter, und durch dieſe wird Ihnen nicht vorenthalten worden ſein, was für Sie dabei noch irgend vernehmenswerth ſcheinen konnte. Anderes ſchrieb ich für mich, um neben Ihrem Briefe verwahrt zu bleiben; vielleicht findet ſich einmal ein vertrautes Herz, dem ich zumuthen darf, in dieſes Gewirr gewaltſamer Mißverſtändniſſe und herber Kränkungen theilnehmend mit mir einzugehen!“

„Indem ich aber Ihre Worte heute abermals leſe, finde ich eine Stelle, deren nähere Berührung Sie mit Recht ſogleich von mir erwarten können; wenigſtens konnte die Unterlaſſung leicht ein Mangel an Höflichkeit dünken, deſſen Schein ich Ihnen gegenüber um ſo eifriger zu meiden wünſche, als dies Dürftige allein übrig geblieben iſt von ſo vielen reicheren und höheren Bezügen, die hier wirklich oder möglich waren."

„Sie ſagen, Verehrteſte, Sie hätten bis jetzt nur erſt mit Ihrer Schweſter von dem traurigen Ereigniſſe geſprochen und niemanden davon geſchrieben, auch würden Sie beides fürerſt vermeiden können; ich ſolle nun, nach beſſerer Einſicht beſtimmen, was wir zu thun haben, um dem äußeren Anſtande Genüge zu leiſten, den Sie ungern verletzt ſähen. Hier bekenne ich nun frei und gern, daß ich die beſſere Einſicht in dieſem Betreff unbedingt bei Ihnen vorausſetze, und alles, was Sie thun und ſagen werden, ſogleich deßhalb für richtig halte. Wohl iſt mir der Zuſtand peinvoll, der, jedem Glück und Segen fremd, noch täglich Glückwünſche und Segensſprüche aufzunehmen hat! Dieſer grauſamen Prüfung ein Ende zu bewirken, wäre gewiß ſehr zu wünſchen, und die Zeit abzukürzen, die noch darin verfließen ſoll."

„Nur Eines wünſche ich gleich jetzt bei Ihnen zu erbitten, daß nämlich, wie Sie Ihrerſeits Ihrer Schweſter den wahren Zuſammenhang vertraut, Sie nun gleichfalls erlauben, daß auch ich meinen hieſigen Nächſten, als welche ich diesmal Robert's und Mendelsſohn insbeſondere rechnen muß, ſo viel von dem Ergebniſſe mittheilte, als nöthig iſt, um vor ihnen nicht fortwährend in dem falſchen, durch den Gegenſatz ihrer Vorſtellungen bis zum brennendſten Weh geſteigerten Anſchein ſtehen zu müſſen. Ich unterwerfe mich indeſſen auch hierüber ganz Ihrem Ermeſſen und Gutdünken."

„Dieſes habe ich Ihnen noch erwiedern müſſen. Der Hauptinhalt Ihres Briefes bedarf zwiſchen uns keiner Erörterung. Ihren unwiderruflichen Entſchluß erkenne ich als ſolchen an, und Sie haben keine Gewalt des begütigenden Wortes, wie Sie es nennen von mir zu befürchten, da ich ein ſolches, nach allem Erlittenen, in mir nicht hervorzubringen, ja nicht einmal aufzunehmen wüßte, als ſchaudernd vor den Widerſprüchen, welche die menſchliche Bruſt verhüllt!"

„Und nun abermals: leben Sie wohl! Und laſſen Sie mich beim Scheiden noch Ihre Hand küſſen, und Ihnen verſichern, daß ich dieſelbe nie anders als redlich und ehrerbietig zu erfaſſen begehrt habe! Sie erinnern ſich vielleicht, daß ich Ihnen ſchon früh, wenn von Ihrem Wegreiſen die Rede war, wiederholt ſagte, ſofern es zu Ihrem Glück und Wohlergehen ſei, wolle ich mich vergeſſen, und Sie mit Freuden abreiſen ſehen, ja niemals wiederſehen! Nun iſt es dahin gekommen, daß ich dieſen Ausſpruch wiederholen kann, und mir iſt nur lieb und tröſtlich, daß ich dies, nach allem mir Begegneten, noch ſtets mit reinſter Geſinnung vermag. Ich füge noch den herzlichſten Wunſch hinzu: mögen Sie nie in den Fall kommen, meiner in irgend einem Bezug zu bedürfen, aber ſtets und feſt verſichert ſein, in jedem auf mich zählen zu können!“

„Vielleicht kommt noch, wenn wir lange genug leben, eine Zeit, wo Sie mir beſſere Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als Ihnen jetzt möglich ſein mag! Gönnen Sie mir dieſe Zuverſicht, und glauben Sie an die Geſinnungen, in denen ich ſcheide.“

Hier muß ich nun meine ganze Schwäche geſtehen! Kaum war der Brief in Marianens Händen, ſo hatte ich keine Ruhe; ich fand mich unwillkürlich fortgezogen, und ging zu ihr. Sie nahm mich willig an. Ich bekannte ihr, mein Brief enthielte zwei Unrichtigkeiten, die ich zurücknehmen wollte, ich hätte keineswegs das Bedürfniß von unſeren Vorgängen zu anderen Perſonen zu ſprechen, und dann, es ſei nicht wahr, daß ich ihren Entſchluß anerkenne, ich gäbe ſie nicht auf. Sie ſchien durch dieſe Wendung nicht unangenehm überraſcht. Wir ſprachen ſehr gelaſſen und freundlich, ſie war mehrmals gerührt und weich, ſie nannte mich oft „lieber Varnhagen“, gab mir die Hand, oder ließ ſie mir. Ich blieb einige Stunden mit ihr allein. Zwar betheuerte ſie wiederholt, ihr Zurücktreten ſei unwiderruflich, aber ſie verhehlte nicht, daß auch ſie dabei leide, und ich glaubte ſie mehrmals auf dem beſten Wege, ſich wieder zu mir zu wenden. Hierin beſtärkte mich beſonders Folgendes: Sie heftete ihren Blick feſt auf mich, beugte ſich zu mir herüber, und begann mit allem Nachdruck eines vorwurfsvollen Vertrauens:

„Varnhagen! ich habe mir, um Ihnen geſtern das Geld zurückſchicken zu können, die Hälfte davon erſt borgen müſſen, denn ich hatte es nicht mehr; geborgt!! wiſſen Sie, was das heißt, für eine Perſon, die dazu in ihrem Leben noch nicht genöthigt war? Und wiſſen Sie noch mehr! Jetzt bin ich ganz entblößt, ſo entblößt, daß ich nicht drei Thaler mehr habe, und wenn ich nicht auf's neue borge, zum nächſten Monat mein Mädchen nicht bezahlen kann.“ Ich ſollte durch dieſe Eröffnung ganz beſchämt und zerknirſcht werden. Ich war es, aber auch ganz beglückt, denn die Abſicht, dieſes Gefühl in mir zu erregen, zeigte mir unſeren Zuſammenhang noch fortbeſtehend. Voll Beſtürzung und Angſt fragte ich, ob ſie denn auf mich nicht mehr als auf einen Freund zählen wolle, ob ſie nicht wiſſe, daß ich werth ſei, es zu bleiben? O ja, verſetzte ſie, recht gut wiſſe ſie das, und ſie würde, wenn es nöthig wäre, ſich in der Folge noch immer an mich wenden. Sie war unterdeſſen an ihren Schreibtiſch gegangen, hatte mir Papiere gezeigt — ich wollte gar nicht hinſehen —, die ſie mit Verluſt weggeben müſſe. Ich konnte mich gar nicht beruhigen, und verließ endlich Marianen unter gegenſeitigem Ausdruck von Geſinnungen, aus welchen die Nothwendigkeit unſeres Bruches wahrlich nicht zu folgern war.

Es wäre klug geweſen, dieſer gewonnenen Wendung Zeit und Ruhe zu gönnen, damit ſie aus ſich ſelber ſich weiter entwickelte, und bei Marianen, wußte ich, war auf dieſe Art alles möglich. Aber ich wollte nicht klug und nicht vorſichtig ſein, ich hatte für die Wünſche des Herzens nur das Gebot des Herzens, und mit ihm nur wollt' ich den Erfolg erzwingen. Ich ſchrieb folgenden Brief.

„Mariane! Seit ich Sie dieſen Mittag verlaſſen, fühlt' ich einen Stachel im Herzen, der mir keine Sekunde Ruhe läßt. Als Sie mir die Sache geſagt hatten, zu deren Zeugniß Sie das Fach Ihres Schreibtiſches öffneten, war mein Entſchluß gefaßt, und nur Verlegenheit und Schaam ſind ſchuld, daß ſeitdem einige Stunden verfließen konnten ohne die That. Und noch jetzt, wo nehm' ich Worte her, woher Wendungen, um auszudrücken, was ich ſagen möchte, um Sie zu bewegen das zu thun, was mich hoch ehren wird, und was ich Ihrer würdig halte!“

„Mariane, ich bin doch Ihr Freund, Ihr nächſter, entſchiedenſter, durch höhere Fügung Ihnen zugewieſener, — Sie können es nicht läugnen, und die Stimme Ihres Gewiſſens bejaht es, wenn auch die Ihrer zürnenden Empfindung es verneinen will. Hören Sie Ihren Freund! Ich bitte Sie auf den Knieen, thun Sie mir das Leid nicht an, daß ich Sie in irgend einer Verlegenheit denken ſoll, wenn dieſe durch mich zu heben iſt! Nehmen Sie, ich flehe es von Ihnen, edle Freundin, das beiliegende Blatt gütig auf! Es war für die Reiſe nach Wien beſtimmt. Soll mir dieſe nicht als Glück zu Theil werden, ſo bedarf ich ihrer auch nicht als Troſt und Zerſtreuung, und es iſt das Geringſte, was ich für Sie thun möchte, daß ich die Verfügung darüber in Ihre Hand lege!“

„Mariane, der, dem Sie noch vor fünf Tagen, mit Ihrer lieben Hand ſchrieben: „Ich bin Dir gut und treu bis in den Tod!“ iſt nicht todt; ich bin nur krank, aber ich lebe!“

In dem Brief lag ein Bankſchein im Betrag einer Summe, von welcher Mariane wußte, daß ſie für unſere Reiſe beſtimmt geweſen. Voll Ungeduld, da mir ein Bote fehlte, brachte ich meinen Brief ſelbſt hin. Ich wollte ihn nur abgeben, aber das Mädchen beſtand ſo eifrig darauf, mich zu melden, daß ich es geſchehen ließ. Mariane nahm mich an, machte mir aber ſchnöde Vorwürfe, daß ich ſchon wieder käme, und ihre Ruhe ſtörte. Meinem Anerbieten zürnte ſie nicht, und meinen Brief, nachdem ſie mich die Einlage vorher hatte herausnehmen heißen, legte ſie bei Seite. Sie verſicherte, recht gern würde ſie ſpäterhin, und wenn es von ihr ausginge, mich anſprechen, nur jetzt, da ſie nicht gefordert, wolle ſie auch nicht annehmen. Sie that mir aber auch weh durch kränkende Worte, und ich forderte daher den Brief, den ſie noch nicht geleſen, einmal zurück, weil er, wie ich ſähe, nicht für ſie geſchrieben ſei; allein ſie weigerte ſich ihn herauszugeben, und drohte, wenn ich darauf beſtünde, es zu thun, aber dann auch nie mehr ein ſchriftliches Wort von mir anzunehmen. Gern ließ ich ihr ihn, und dies

Benehmen wiederum zeigte uns mehr verbunden, als getrennt.

Der nächſte Tag brachte mir folgendes Schreiben von Marianen, das ich nicht erwartet hatte:

„Die Zeilen, welche Sie mir geſtern Abend brachten, erfordern, um jeder mündlichen Diskuſſion aus dem Wege zu gehen, eine ſchriftliche Antwort, es iſt alſo nicht meine Schuld, wenn ich Ihnen, trotz des Verſprechens, Ihnen nicht zu ſchreiben, es dennoch thun muß. — Daß ich Ihnen jede edle Regung zutraue, habe ich Ihnen bewieſen, indem ich die Einlage errieth und zurücknehmen ließ, bevor ich das Blatt geleſen hatte; aber jene Regungen, die Ihnen das Größte und Höchſte eingeben, ſie ſind es auch, die in anderen Minuten Ihren Karakter durch die häßlichſte Leidenſchaftlichkeit entſtellen. Der Eindruck, den ich dadurch erhalten, ſcheint mir nun, um mich milde auszudrücken, für den Augenblick unauslöſchbar, und ich kann Ihnen und mir keine Neigung heucheln, die ich als untergegangen betrachten muß. Soll ich Sie als lebend annehmen, ſo bin ich todt, und in jedem Falle habe ich das Wort des 22. Mai's gelöſt. Wollte Gott, ich wäre todt, meine Qual wäre zu Ende, und Ihr Schmerz würde ſich mildern. Daß ich im Herzen um Sie trauere, auch um das Glück, das unnöthigerweiſe zerſtört worden iſt, geſtehe ich ohne Hehl; doch da es nun zerſtört, kann ich es nicht wieder aufrichten, und kann der Stimme nicht gebieten, die mir Tag und Nacht zuruft, daß ich mit meinen Fehlern und Eigenthümlichkeiten in der Ehe kein Glück zu hoffen, keins zu gewähren habe. Ihre Geſinnung rührt mich, und weit entfernt, Sie für ſchwach halten zu wollen, ſehe ich ſogar in der Gewalt dieſes Gefühls den Troſt, den Sie einzig aus ſich ſelbſt ſchöpfen können. Wir reichen uns vielleicht noch einmal die Hände als Freunde, denn Unedles iſt nicht in uns, und unedel ſei auch unſere Trennung nicht. — Leben Sie wohl! Gott ſei mit Ihnen! M. S.“

„Die augenblickliche Verlegenheit, in der ich mich befand, und von der ich Ihnen ſprach, und die ich Ihnen erzählte als Beweis, wie richtig es mir ſchiene, jede Verbindung zwiſchen uns aufzuheben, beſteht nicht mehr, und darf Sie weiter nicht beunruhigen.“

War es mir zu verdenken, wenn ich bei dieſer Ausdrucksweiſe an einen feſten Entſchluß Marianens, ſich von mir loszuſagen, nicht glauben konnte? Ganz im Gegentheil ſah ich den Willen, mich feſtzuhalten, und die Abſicht ſogar, dieſe Ueberzeugung in mir zu nähren. Mariane traut mir „jede edle Regung“ zu, die mir „das Größte und Höchſte“ eingebe; der üble Eindruck, den ſie von mir empfangen, „ſcheint ihr für den Augenblick unauslöſchbar“; ſie „trauert im Herzen um mich, auch um das Glück, das ſo unnöthigerweiſe zerſtört worden“; meine Geſinnung „rührt ſie, und weit entfernt, mich für ſchwach zu halten, ſieht ſie in der Gewalt dieſes Gefühles den Troſt“, der wirklich verbleibt; ja „wir reichen uns vielleicht noch einmal die Hände als Freunde, denn Unedles iſt nicht in uns.“ Auf ſolcher Grundlage war leicht alles ſcheinbar Zerſtörte wieder zu errichten, oder vielmehr bei dieſen Geſinnungen war nichts zerſtört; nichts Aeußerliches war geſchehen, was nicht mehr in unſerer Macht geſtanden hätte, kein edles Gefäß zerbrochen, kein Leben getödtet, kein für ſich beſtehendes Unheil bewirkt. Auch ſchrieb ich ſogleich wieder; doch nur leiſe begütigend, ſchmerzlich. Aber nicht zu begreifen vermocht' ich, was in Marianen vorging; in dieſen widerſprechenden Richtungen des lauten Verneinens und des ſtillen Bejahens, welche war die ächte, welche dem tiefen, wahren Wollen gemäß? Daß ſie in dieſem zweideutigen Hinhalten ſich zu gefallen ſchien, daß ſie alle Wendungen dieſer Irrgänge durchſchreiten, den Faden der Mißverſtändniſſe langſam abſpinnen, und alle Zeit und Muße darauf verwenden wolle, dünkte mich die verkehrteſte Selbſtquälerei. Mein Gefühl war voll Ungeduld, und ertrug dies nicht; auch glaubte ich, Mariane dürfe mit Recht die helfende Hand von mir erwarten, die ſie ſchnell heraushöbe aus dieſen Widerſprüchen, auch trotz ihres Verneinens und Ablehnens. Ich wollte dieſe troſtloſe Zwiſchenzeit um jeden Preis endigen, und der Gewalt innerſter Empfindung vertrauend, ſchrieb ich noch am ſpäten Abend dieſen ausführlichen Brief.

„Ich weiß kein anderes Mittel, die Qual dieſer Stunden zu lindern, als daß ich Dir ſchreibe! Welchen Tag hab' ich verlebt, und welcher Abend ſteht vor mir! Ich bin in Deiner Nähe; ich genoß der Gewohnheit und faſt des Rechtes, Dich jeden Abend zu ſehen; alles war in der Ordnung, leicht, ruhig, heiter für die Gegenwart, und hoffnungsreich für die Zukunft: und plötzlich bin ich außerhalb dieſes Kreiſes, ich darf Dich nicht ſehen, mein Kommen wäre vergeblich oder ſtörend, es iſt, als wenn ich Dich nicht kennte, keine Beziehungen zu Dir hätte! Ich bin frei, und fühle mich wie im Gefängniß! Ich lebe inmitten der großen Stadt, und ich finde mich ſo einſam und arm in der größten Oede, als lebt' ich in entlegenem Dorfe! Weil ich Dich nicht ſehe, nicht ſehen darf! —“

„Mariane, ich bin nicht ſo ſelbſtſüchtig, daß ich nur an mich dächte, daß ich nur meinen Schmerz fühlte, ein großer Theil deſſelben beſteht in dem Weh, das ich empfinde, indem ich mir Dich vorſtelle, Dich leidend weiß, und mir ſagen muß, daß Du es nicht ohne mein Verſchulden biſt!“

„Ein Verſchulden von meiner Seite iſt gewiß dabei; daran zweifle ich nicht; ich bin gewohnt, mich als einen nicht Fehlerfreien zu betrachten, ich kenne mich als einen oft Tadelnswerthen, und bei allem Widrigen, was mir begegnet, forſche ich redlich zuerſt nach meinem eigenen Unrecht. Ich finde auch hier jetzt, was mir anfangs nicht gelingen wollte, Keime der Irrungen und Mißverſtändniſſe in meinem Sinn und Benehmen; ja ich bekenne ſie Dir gern und aufrichtig, wiewohl ich im Einzelnen ſie anzugeben nach dem richtigen Ausdruck erſt ſuchen müßte. Allein kein Vorwurf, den ich mir machen muß, will auch nur von ferne der Geſtalt gleichen, unter welcher Du mir ihn bezeichneſt, geliebte Freundin, und mit Sonnenklarheit im Geiſt und im Gemüthe kann ich verſichern und betheuern, daß ich dem allen fremd bin, was Du mir ſchuld giebſt! Du haſt, mir unbegreiflich, wunderbar und ſtaunenswürdig, einen Schein aufgefaßt, deſſen Möglichkeit ich früher nicht geglaubt hätte, deſſen Weſen aber nimmer mehr in mir zu finden iſt. Ich will Dich deßhalb nicht anklagen; aber aufſchreien muß ich über das Räthſel, das mich plötzlich umfängt, aufſchreien über das Unglück, das mir daraus erfolgt, und daß ich fortwährend leiden ſoll!“

„Mariane, ich bereue, Dir die Möglichkeit eröffnet zu haben, Dich gekränkt zu glauben und meinen Sinn wie mein Herz ſo ſehr zu verkennen, daß Du beide verwerfen zu müſſen meinſt! Aber, geliebte Mariane, Dich beleidigt oder gekränkt zu haben durch mehr als Schein, durch That und Abſicht, das kann ich nicht bereuen, denn ich hab' es nicht gethan und bin unfähig es zu thun. Ich liebe Dich, Du weißt es wie ſehr, und Du konnteſt dies gut heißen; aber Mariane, ich ehre und achte Dich noch weit mehr, als ich Dich liebe; das könnteſt Du doch auch ſchon wiſſen, wenn Du mich genau beachten wollteſt, und ich zweifle nicht, Du wirſt die Ueberzeugung einſt als eine unwiderſprechliche in Dir feſthalten! ich mag in vielen Verhältniſſen Tadel verdienen, in dem Verhältniſſe zu Dir, theure Mariane, finde ich ſo ſehr mein Beſtes in Anſpruch genommen, meine redlichſten und edelſten Kräfte thätig, mich ſelbſt ſo ſehr erhoben und geſtärkt, daß ich gerade darin ein neues Selbſtvertrauen gewinnen darf, eine neue Würdigkeit mir verliehen ſehe! Dieſe Empfindung in mir ſteht feſt, ſie kann nicht lügen, und Du ſelbſt haſt ihre Wahrheit in manchen Augenblicken anerkannt. Wie käme ich dazu, das Beſte in mir mißhandeln zu wollen, dem Gegenſtande meiner noch übrigen Lebenshoffnung Leid und Kränkung zuzufügen, ihn herabzuwürdigen, zu entſtellen? Beim Himmel betheure ich, nicht die geringſte Spur eines ſo verkehrten Triebes kann ich in mir entdecken!“

„Der unglückſeligſte Irrthum hat ſich bei Dir in Betreff meiner Sinnesart und Leidenſchaft eingeſchlichen, hat mir Dein reines Vertrauen geraubt, Dich in Zweifel und Beſorgniß geſtürzt. Ich faſſe es nicht, wie ich wahrhaft bin, Du ſiehſt mich mit Augen des unglücklichſten Irrthums an, und deuteſt nun alles falſch, was von mir ausgeht! Ich bin im geringſten nicht, wie Du mir vorwirfſt zu ſein; ich betheure es! Du wirſt es auch ſelbſt noch einſehen, wolle mich nur unbefangen ſehen, und mit der Billigkeit beurtheilen, die jeder Eigenthümlichkeit zu gewähren iſt, und letztere wirſt Du mir nicht abſprechen, wirſt Du gern ſchätzen, ſofern ſie nur auf gutem Grunde ſteht.“

„Sieh auf dieſen Grund, geliebte Freundin, und Du wirſt nicht irre an mir bleiben, Du wirſt mich Deiner würdig finden, und fähig Dir Gutes und Liebes zu erzeigen, wie von Dir anzunehmen! Aeußerungsweiſen ſind nicht der weſentliche Menſch, ſie können verziehen, ertragen, gebeſſert werden, man bequemt ſie, man bildet ſie, man giebt ſie auf; wo nicht Gemeines und Niedriges waltet, und das Gute und Schöne geradezu ausſchließt, da vermag dies unter allen Umſtänden und Geſtalten zu gedeihen, und wie ſollten zwei Menſchen, wie wir beide ſind, auch nicht über die angemeſſenſten und ergiebigſten uns zu vereinigen wiſſen! Mariane, ſiehſt Du nicht, daß uns eine nicht gewöhnliche, ſchöne, und dabei doch leichte Aufgabe geſtellt iſt, die zu löſen wir nicht zu ſchnell verzagen dürfen?“

„Ich ſehe gegen das, was uns verbindet und zuſammenführt, geliebte Freundin, alles andere, was uns zu trennen ſcheint, gering und nichtig! Selbſt dieſe traurigen, ja ſchreckenvollen Zwiſte, und ihre Erneuerung, die mich ſo unglücklich macht, erſcheinen mir wie nichts gegen den feſten, mächtigen Grund, den ich unſerem Verhältniſſe in meiner Bruſt fühle! Ich ſehe ſie als Prüfungen an, aus denen ich mir gelobe ſtärker und reiner hervorzugehen, und ich vertraue zuverſichtlich dem guten Geiſte, von dem ich mich beſeelt weiß, und deſſen Macht über mir ſchwebt! Es kann nicht ſchlecht mit uns ſein, denn wir ſind nicht ſchlecht, und wollen täglich beſſer werden! Ich will es gewiß!“

„Mariane, nicht bereden und berücken ſoll Dich mein Schmerz, nur bitten, daß Du Dein Auge wieder zu mir wendeſt; wenn Du mich nur ſiehſt, wirſt Du mich ſchon auch ſehen, wie ich es verdiene; deßhalb bin ich ganz ruhig, die Zeit wird mich in meine Gebühr einſetzen, und ich verlange keine, als die mir durch Dein freies Auge zuerkannt werden mag! Aber die Zeit iſt eine ſchreckliche Tröſtung für den Leidenden, die Verheißungen der Zukunft lindern keinen Schmerz der Gegenwart! Was mich jammert, ſind die vergangenen Tage, der heutige, dieſe Stunde, die dem Frieden und dem Glücke geraubt werden, die ich als unwiederbringliche Pulsſchläge eines höheren Daſeins ungenutzt und zurückgezogen muß dahinſtrömen ſehen! O Freundin, die ich liebe, hochſchätze, der ich vertraue, zu der ich mich hinſehne, laß dieſen Zuſtand aufhören, laß die Sonne wieder ſcheinen aus dem düſteren Gewölk, ſei großartig wie Du es ſein kannſt, vergiß, vergieb, erkenne das wahrhafte, richtige, edle, liebevolle Innere, faſſe neues Zutrauen zu gutem Glück und gutem Willen, und gieb neuen Handſchlag Deinem Freunde, wie er Dir! Haſt Du mir doch geſtern geſchrieben, daß Du im Herzen um mich trauerſt und auch um das Glück, das ſo unnöthigerweiſe zerſtört worden iſt! In dieſen Worten liegen unendliche Samenkörner, in denen Hoffnungsſaat für mich emporſprießt! An dieſe Deine Empfindungen klammere ich mich mit tauſend Armen feſt!“

„Ich war heute im Thiergarten, und habe in der Waldeinſamkeit ſchrecklich geweint. Ich fühle mich ſehr zuſammenſinken! Dies zu ſchreiben, war das Beſte, was ich heute erlebt habe, ich nahm das grüne Papier, weil meine Augen mir ſo weh thaten.“

„Gute Nacht! Gottes Seegen mit Dir, theures, liebes Geſchöpf! Du gehörſt doch mir an, und ich Dir!“

Schnell und kurz erfolgte am anderen Morgen dieſe Antwort:

„Nach einer ſehr ſchlechten Nacht iſt der heutige Tag leidlich genug. — Ich kann Sie, Herr von Varnhagen, heute und fortan nur unter der Bedingung annehmen, wenn von Ihren Anſprüchen an mich nicht mehr die Rede iſt. Prüfen Sie ſich, bevor Sie kommen, damit Ihr Beſuch für Sie und mich keine Qual werde. Gott mit Ihnen!“

Ich durfte hierin noch immer eine Art Einladung ſehen. Und die Mittagsſtunde fand mich wie ſonſt bei Marianen.

Doch fühlt' ich alsbald, daß mein beeifertes Kommen keine gute Wirkung that. Mariane bedurfte längerer Friſt, ſich zu beſinnen und zu ſammeln; man ſagte mir es, nur ihre eigene innere Arbeit könne ſie nach und nach wieder umlenken, jeder Verſuch von außen mache ſie nur ſtörriſcher, und reize ſie zu einer Heftigkeit, die ihr ſelber im Augenblicke leid, doch unbezwingbar ſei. Sie erneuerte ihre Vorwürfe: „Varnhagen! was haben Sie zerſtört! ein ſo ſchönes Glück! und unwiederbringlich!“ — „Warum“, rief ich aus, „unwiederbringlich? können Sie es ein ſchönes Glück nennen, ſo iſt es noch da!“ — „Noch weiß kein Menſch unſeren Bruch“, verſetzte ſie bedeutend, „ſogar Becker nicht; ich habe ihm bloß geſagt, wenn er ſähe, daß ich ihm etwas verſchweige, ſo möge er denken, daß ich Gründe dazu habe, und ſolle ſich dabei beruhigen. Auch an meine Schweſter habe ich bis jetzt noch nicht geſchrieben.“

Sie beklagte dann, ihrem Bruder nicht ſchreiben zu können, der mit ihr zürne, und der doch der Einzige ſei, der nun Recht behalte! Ich verſicherte ſie, daß auch meinerſeits niemand etwas erfahren habe, noch ſei alles in der Stille wieder auszugleichen, aber wenn auch nicht in der Stille, wenn ſchon die ganze Welt darum wüßte, das durfte unſeren Frieden nicht hindern. „Gott bewahre!“ rief Mariane, „hab' ich einmal geſchrieben, dann iſt alles aus!“ Alſo war jetzt noch nicht alles aus! war ich zu denken genöthigt; zu ſagen wagt' ich es nicht.

Ich unterließ nicht, mir für den Nachmittag einen zweiten Beſuch auszumachen, was unter den ſchon gewöhnlichen Verwarnungen, keine Anſprüche und Hoffnungen mitzubringen, endlich geſtattet wurde. Dieſer Eifer machte das Verhältniß von Stunde zu Stunde ſchlimmer; meine Gegenwart, meine Nachgiebigkeit, meine Thränen ſogar, regten nur Stolz und Widerſpruch auf. Nicht einen Augenblick ſah ich ſie gerührt; ſie blieb in harter Kälte wie verſteint. Die bitterſten Vorwürfe wiederholten ſich, und als ich zuletzt hören mußte, mein Schmerz flöße ihr nur Verachtung ein, und es ſei eine Erbärmlichkeit, ſich aufzudringen, wo keine Gunſt zu hoffen ſei, ſo übernahm auch mich der Unwillen, ich ſagte Marianen Lebewohl, und dachte in mir, nun möge denn wirklich die Sache geendigt ſein.

Allein ich hatte meine Empfindung ſchlecht berechnet. Es war mir nicht möglich, dieſe Gemüthsrichtung ſo ſchnell und völlig aufzugeben. Mariane war in Verwirrung, die vorübergehen mußte, ihre Reue war mir gewiß und ſchrecklich. Soll das arme Mädchen, dacht' ich, um der leidigen, aber doch verzeihlichen Gewohnheit willen, ſich von allerlei prächtig dünkenden Redensarten unbedacht verführen zu laſſen, nun an deiner Empfindlichkeit ſcheitern? Nein, habe du Herz und Beſonnenheit für ſie mit; ſie wird es dir einſt danken! Ich ſchrieb an Heyſe, ſtellte ihm die Lage der Dinge vor, und bat ihn, mit Marianen in meinem Namen zu ſprechen, und ihr neuerdings Anträge von mir zu eröffnen, wie ſie in ſolchem Falle ſchwerlich ſchon gemacht worden ſind. Unglücklicherweiſe litt meine Ungeduld nicht, den Erfolg abzuwarten. Ich kam dazu, als Heyſe mit Marianen ſprach. Meine Nachgiebigkeit und die Gegenwart eines Dritten ſteigerten ihren Stolz, ich kann ſagen, ihre wahnvolle Verblendung auf's höchſte. Sie verwarf höhniſch alles Angebotene, und ergoß eine Fluth von Schmähungen gegen mich. Sie ſagte mir Worte, die ich nicht wiederholen mag, die ich mich ſchämte vor Heyſe ausgeſprochen zu hören, die meinem lang verhaltenen Unwillen endlich alle Schleuſen wegriſſen. Da war es, wo auch ich in Wuth gerieth, und nun kein anderes Ziel kannte, als die Stolze, die in der Unwahrheit Ueberdreiſte, zu beugen. Ich hielt ihr frühere Demüthigungen vor, von denen ſie nicht ahndete, daß ich ſie wiſſen könnte; ich verſchweige das Einzelne, nicht um mein Unrecht weniger ſehen zu laſſen, ſondern weil ich das für Marianen Beleidigende nicht wiederholen will; ich bekenne, daß ich mich ganz abſcheulich benahm, und im Augenblicke ſelbſt es recht gut wußte, aber ſo abſcheulich ſein *wollte*, und das Herz labte in dieſen Schmähungen!

Heyſe führte mich fort. Wir traten bei Julchen ein, die ganz verzweifeln wollte; ſie fand mein letztes Betragen nicht zu entſchuldigen; ich ſelbſt noch weniger; aber ich erklärte, richtiger ſei keines in der Welt geweſen. Auch entſprach ihm ſchon der Erfolg. Mariane, die kalt wie eine Bildſäule geweſen, dann in Hohngelächter ausgebrochen war, lag mit dem Geſichte in die Hände gedrückt, ſchluchzte und jammerte, und zerfloß in Thränen. „Jetzt kann ſie doch weinen!“ rief ich aus, als Julchen von der Schweſter zurückkommend ſie ſo ſchilderte, „jetzt, da ſie ſelber ſo getroffen worden, iſt ſie doch wieder ein Menſch geworden, vorher war ſie es nicht.“ Julchen aber, mit zarter und raſcher Beſonnenheit, dachte an das Nächſte und Nöthigſte. „Sie müſſen vor allen Dingen jetzt gleich Marianen um Verzeihung bitten“, ſagte ſie zu mir, „damit nur dies Aergſte nicht bleibt.“ Ich war auf der Stelle bereit; da ſie weinte, hätte ich alles in der Welt gethan. Heyſe wollte es nicht leiden, er fürchtete nur neue Ausbrüche. Ich gab Julchen mein Wort, ſie dürfe ſich auf mich verlaſſen, ich bleibe jetzt ſanft. Mariane wurde befragt, ſie willigte ein, daß ich käme, begleitet von den Anderen. Ich fand ſie gebückt, das Schnupftuch vor dem Geſicht, in heftigem Schluchzen, ich richtete die herzlichſte Abbitte an ſie, ſie reichte mir die Hand, und mit abgewandtem Geſicht und ſtockender Stimme bat ſie mich um Verzeihung wegen all des Unrechts, das ſie mir zugefügt habe! Ich fühlte keinen Groll mehr, nur Trauer und Mitleid, Marianen ſo zu ſehen, ſie ſelbſt aber mußte fühlen, daß mein Zorn durch all ſeine Heftigkeit nur die Macht bezeuge, die ſie über mich ausgeübt, und ſie konnte mit Goethe's Epimeleia ſagen:

„Denn ſo liebt' er mich, wie er mich ſchmähte!“

Dieſe raſche Verſöhnung bewirkt zu haben, war ein herrliches Werk von Julchen, und das Einzige, was für den Augenblick zu gewinnen, was nur in dieſem noch zu retten war. Die Aufhebung des früheren Verhältniſſes blieb zwar ausgeſprochen, und mußte ſich nun, im äußerſten Zwange ſolcher Auftritte, erſt recht befeſtigen, zu meinem Schmerz und auch vielleicht gegen Marianens geheimſten Vorbehalt; allein das Gehäſſige und Widerwärtige, wobei keine Annäherung, kein Begegnen hätte Statt finden können, war hinweggenommen, die Möglichkeit friedlichen Zuſammenſeins gerettet.

Was ich in den nächſten Tagen litt und dachte, will ich nicht zu ſchildern verſuchen. Ich flüchtete mich zu dem Andenken Rahel's; ihr Herz und Sinn waren mir gegenwärtig, ich glaubte ihre Stimme zu hören, und im Spiegel ihres Geiſtes nahmen alle Vorgänge reineren Umriß an. Noch einmal ſah ich Marianen wieder, von Heyſe zu ihr geführt, um zu verabreden, wie wir unſere Trennung vor den Leuten behandeln wollten. Wir waren Beide ruhig, und Mariane nicht unfreundlich. Auffallen mußte mir, daß ſie auch jetzt wieder die Verſicherung geltend machte, an die Geſchwiſter habe ſie noch nicht geſchrieben. Sollte ich darin die Möglichkeit eines Widerrufs noch vorhanden ſehen? Doch betheuerte ſie mit höchſtem Nachdruck, ihr Entſchluß ſtehe feſt, und ich ſolle nur keine Hoffnung hegen, ſie umzuſtimmen. Mein Schmerz und Kummer war am größten in Betreff Marianens. Ich ſah ihr Schickſal auf's neue zerrüttet, ein Glück zerſtört, das ihr in meiner Ueberzeugung ſicher beſchieden war, ich wußte ſie krank, ich ſah vielfache Nachtheile auf ſie eindringen, ich war gewiß, daß ſie Reue empfinden würde. Ich machte mir in meinem Gewiſſen Vorwürfe, das Werkzeug geweſen zu ſein, durch welches dem trefflichen Mädchen noch ſo ſpät eine Kataſtrophe bereitet worden, die ſie vielleicht niemals verwinden werde.

Erſt als ich hörte, ſie ſei nicht mehr krank, ſie ſcheine gefaßt und ruhig, ſie ſpreche mit Einſicht und Güte von dem Vorgegangenen, ſie werde nach der geſchehenen Firmung, mit der ſie viel beſchäftigt ſei, einen Ausflug auf vierzehn Tage nach Freienwalde machen, fing auch ich an, mich einigermaßen zu beruhigen. Inſofern die Wahrheit ihr Recht behauptet, das von Innen Gebotene über jeden äußeren Zweck und Wunſch geſiegt hatte, konnte ich nichts von dem Geſchehenen bereuen, weder die Schwäche noch die Gewaltſamkeit; durch ſie reifte und verdarb um ſo ſchneller, was bewahrt und geſchont künftig vielleicht nur zu größerem Mißgeſchick aufgegangen wäre.

Inzwiſchen war die Geſchichte ruchbar geworden; Mariane hatte mehreren Freundinnen davon geſprochen, in wenigen Tagen wußte es die Stadt. Bisher hatte ich noch geſchwiegen und Verwandten und den nächſten Freunden Marianens nur geſagt, ſie ſei zwar zurückgetreten, ich aber böte noch immer die Hand ihr dar, und unter Bedingungen, die für mich die gewagteſten, für die andere Seite die ſicherſtellendſten dünken müßten. Hierin ſollte nun eine Aenderung eintreten, und auch meinerſeits die Trennung ausgeſprochen werden. Ich that dies durch folgenden Brief an den Profeſſor Heyſe.

„Noch einmal muß ich Ihnen durch mein Schreiben läſtig werden; der Drang der Umſtände will es mir nicht erlaſſen, und ſo hoffe ich, wird er mich bei Ihnen auch entſchuldigen!“

„Seit einigen Tagen hat ſich die Kunde von der Löſung des Verhältniſſes, welches zwiſchen Fräulein Saaling und mir für die Zukunft geknüpft ſchien, allgemein verbreitet. Ich kann meinerſeits dieſe Löſung nicht länger läugnen oder verſchweigen, ich muß ſie endlich bejahen und beſtätigen. Ich wünſche jedoch, bevor ich dieſes gegen Andere thue, zuerſt Fräulein Saaling davon zu benachrichtigen, damit der Schritt, welcher nun auch von meiner Seite unwiderrufliche Wendung bedingen muß, keiner Ueberlegung zuvoreile. Haben Sie die Güte, Ihrer Schwägerin dies mitzutheilen, und ihr zu ſagen, daß hiernach meine bisher noch einſeitig gegen ſie beibehaltene Verpflichtung nun ebenfalls aufhören müſſe.“

„Ich bitte Sie, überzeugt zu ſein, daß ich es als eine Ehrenſache für mich betrachte, überall auszuſprechen, daß die Trennung einzig von dem Willen und Beſchluſſe Ihrer Schwägerin ausgehe, und daß meine Verehrung und Hochachtung für ſelbige durch die bisherige nähere Bekanntſchaft, und ſelbſt durch den Entſchluß, der mich ſo ſchmerzlich betrifft, nur ſtets erhöht worden ſei. Sagen Sie gefälligſt Ihrer Schwägerin, daß ich bei dieſer Erklärung unter allen Umſtänden treu verharren werde, aber dabei hinwieder wünſchen darf, daß auch ihre Aeußerungen, unabhängig von wechſelnden Stimmungen und Anläſſen in feſter Geſtalt ſich gleich bleiben, und mir keine Selbſtvertheidigung auferlegen, deren ich in dieſem Falle am liebſten für immer überhoben ſein möchte.“ — — —

Heyſe hatte dieſen Brief Marianen zu leſen gegeben, ſie ahndete dieſen Inhalt nicht, denn ſie verwahrte ſich gleich, leſen wolle ſie ihn, aber antworten in keinem Falle. Sie hatte die letzten Tage gegen Dore, durch die ich nach ihrem Befinden fragen ließ, und die ſie ſtundenlang bei ſich behielt, wiederholt geäußert, ich ſolle keine Hoffnung nähren, hatte ihr aber übrigens immer viel Freundliches für mich geſagt.

Sie konnte erwarten, daß ich Bitten, Vorſchläge, Annäherungen verſuchen würde, die ſie ſtolz abzuweiſen dachte. Sie gab Heyſe'n das Blatt in großer Bewegung zurück, und ſagte, nun ſei alles aus, jetzt werde ſie auch die Briefe an die Geſchwiſter abſchicken! Sie hatte glauben laſſen, dieſe Briefe ſeien ſchon fort, aber ſie waren noch immer zurückbehalten! Uebrigens lobte ſie mein Benehmen, erkannte meinen guten Willen, und gab Verſicherungen des ihren. Merkwürdig war mir und nachdenklich, was mir am nächſten Tage der Stadtrath Mendelsſohn-Bartholdy erzählte. Er habe Marianen vor mehreren Tagen geſagt, ihm ſcheine, daß ich ihr Zurücktreten noch nicht für unwiderruflich hielte, weil auch in der That allen ihren bisherigen Erklärungen etwas beiwohne, was einen ſolchen Zweifel begründen könne; ſei es ihr alſo Ernſt, müſſe ſie dies klar und bündig gegen mich ausſprechen, ſie ſolle mir deßhalb zwei Worte ſchreiben; das aber habe ſie durchaus nicht gewollt. Darauf habe er ſich erboten, in ihrem Namen mir dieſe Erklärung zu geben, und er gebe ihr ſein Wort, er werde es ihr ſo ausrichten, daß ich es glauben müßte; hierüber ſei ſie in Verlegenheit gerathen, und habe zuletzt gemeint, ſie wolle doch lieber ſchreiben. Den Brief habe ſie bringen wollen, ſei aber am nächſten Tage ohne ihn gekommen, habe auch den folgenden Tag den Schritt noch aufgeſchoben, und ſo den meinigen ihm zuvorkommen laſſen, ohne welchen dieſe Zweideutigkeit wahrſcheinlich noch fortdauern würde! Wenn in Marianens Seele auch nur ein Wunſch, ein Bild, eine Ahndung übrig war, die einem völligen Entſagen noch widerſtrebten, ſo bleibt mir nur um ſo ſchmerzvoller die innere Willkür zu betrauern, welche zu äußerer Nöthigung erwachſen, unſere guten Bezüge wider unſeren Willen zerreißen konnte!

Noch iſt die unglückliche Geſchichte nicht aus. Ein ſchrecklicher Zuſatz iſt übrig. Mariane, um ſich zu erholen, zu zerſtreuen, fuhr nach Freienwalde, und nahm die Doktorin Becker zur Begleitung mit. Sie dachten vor Ablauf der zweiten Woche ſchon an die Rückkehr, als unerwartet der Wagen, der ſie abholen ſollte, noch früher ankam, und die Nachricht brachte, ſie möchten eilen, Doktor Becker ſei ſehr krank. Als ſie ankamen, lag er im Sterben, am anderen Mittag war er todt. Ein junger Mann von 29 Jahren, voll ſchöner Hoffnungen. Marianens vertrauter Freund und Arzt, ihr plötzlich entriſſen, in einer Zeit, wo ſie des Troſtes am meiſten bedürftig, einen ſolchen doppelt mußte ſchätzen lernen! Und ein beſonderes Verhängniß läßt ihren Bruch mit mir den Anlaß ſein, der den erkrankten Freund ihrer eigenen und der Gegenwart ſeiner Gattin beraubt! Wie gern wäre ich zu Marianen hingeeilt, hätte ihr jeden Troſt zugeſprochen, jede Hülfe gereicht. Ich ſchrieb ihr herzliche Worte, die ſie gut aufnahm, bei denen ſie viel weinte. Dies war die letzte Berührung, die ich mit ihr hatte. —

Blick' ich zurück auf den ganzen Zuſammenhang, den Urſprung, Verlauf und Ausgang dieſes Verhältniſſes, ſo kann ich mir nicht verhehlen, daß außer den Beimiſchungen, welche durch äußere Umſtände und fremde Perſonen dazu kamen, und neben den Widerſprüchen, welche in unſeren Gemüthsarten und Lebensanſichten tiefer gegründet waren, auch eigener Leichtſinn und Unbedacht wirkſam geweſen, die nicht nothwendig waren, die wir hätten vermeiden können. Es war vom Beginn unter den reinſten und beſten Antrieben, ein unklarer Zug in unſerer Näherung; es war viel Bedenkliches und manches Unſchöne in dem Fortſchritt unſeres Umganges; in unſerer Trennung fehlte Maß und Ruhe. Marianens Benehmen bleibt mir im Einzelnen unerklärbar; ich kann und darf ihre Anſchuldigungen gegen mich nicht gelten laſſen, ſie entbehren in dem beſtimmten Ausdruck, der ihnen gegeben worden, aller Wahrheit; in einer Menge von Umſtänden und Beziehungen giebt ihr Betragen einen großen Mangel an Folgerichtigkeit und Haltung kund. Dennoch möchte ſie im Ganzen bei weitem weniger ſchuldig ſein, als ſie dem Einzelnen zufolge ſcheinen muß. Man kann, wie ſchon erwähnt, zwei verſchiedene Perſonen in ihr vereinigt glauben. Ueber die Mängel der einen aber ragen die Vorzüge der anderen weit hervor, die ſich als ein urſprüngliches Daſein mit großer Kraft ausſpricht, und edel und gut als eine der höchſten Menſchenblüthen zu lieben und verehren bleibt. Vielleicht iſt es dieſe urſprüngliche Kraft, dieſer edle freie

Sinn, welche nicht litten, daß Mariane ſich bei einem Verhältniſſe beruhigte, das ſie in ſich ſelbſt und auch in mir nicht als reines Erzeugniß zarter Liebesneigung fühlte; vielleicht fand ihr Urtheil nur nicht die ächten Gründe und Formen für eine ächte und tiefe abmahnende Empfindung, und verwirrte ſich in Ausdrucksweiſen, die im Einzelnen unwahr, doch im Ganzen eine Wahrheit verhüllten, und die durch den Kampf und die Wunden, welche ihnen folgten, zugleich die Strafe wurden für den erſten, faſt allzuleicht eingegangenen Irrthum.

In ſolchem Falle wäre Mariane wegen deſſen, was am tadelhafteſten ſchien, doch noch zu rühmen, und die Stärke ihres Karakters zu preiſen, der auch über ſeine eigenen Verführungen und Wirrniſſe zuletzt den Sieg errungen. Aber auch in mir dürfte ich, bei ſolcher Beurtheilungsweiſe, als Gutes anerkennen, daß ich die gemiſchten Anfänge einer ungeprüften Neigung aus ihren trüben Bahnen mehr und mehr zu hellen und reinen emporzuführen, und ſobald nur die Aufgabe thatſächlich ausgeſprochen daſtand, mit aller Redlichkeit und Treue ſie zu erfüllen geſtrebt habe! Auch mir hat dieſes letztere Bemühen die Strafe des Mangels an Wachſamkeit und Strenge nicht erſparen können.

Daß auch fremde Hände ſich eingemiſcht, und nicht günſtig gewirkt haben, iſt hin und wieder zu bemerken geweſen. Ich vermuthe, daß mancherlei Einflüſſe Statt gefunden, die mir verdeckt geblieben ſind. Viele Perſonen tadelten mich, andere mißgönnten Marianen ein neues Lebensloos, das für ſie ein Glück ſchien, und auf das man ihr keine Anſprüche mehr zugeſtehen wollte. Noch in den letzten Tagen bekam ich durch die Stadtpoſt einen franzöſiſch geſchriebenen Brief, der mich warnen ſollte, von dieſer Verbindung ein dauerndes Glück zu hoffen.

Vierundvierzigſter Abſchnitt.

Wien und Baden.

1834.

Mittwoch, den 30. Juli, Nachmittags um 3 Uhr kamen wir in Wien wohlbehalten an. Nach der empfindlichen Kälte der letzten Nacht, welche wir durchgefahren, hatte die Mittagsgluth nur um ſo wirkſamer auf uns gebrannt, und von Schlafloſigkeit, Hitze, Staub und Fahrgetöſe verwirrt und betäubt, war ich kaum im Gaſthofe zur Kaiſerin von Oeſterreich abgetreten, ſo eilt' ich in das wohlbekannte Dianenbad, die Schöpfung des Baumeiſters Moreau, um all jene Reiſelaſt von mir abzuwerfen. Dies gelang vortrefflich, und erfriſcht und ermuntert ſucht' ich nun vor allem meinen theuren General von Tettenborn auf. Wer ihn gekannt, erinnert ſich gewiß der liebenswürdigen Treuherzigkeit, deren Ausdruck in Blick und Wort ſo wohlthuend auf das Gemüth wirkte und ſogleich Zuneigung und Vertrauen gewann. Wir empfanden die innigſte Freude, ein Wiederſehen nach ſechzehnjähriger Trennung iſt um ſo bedeutender und anregender, je reicher die Zwiſchenzeit ausgefüllt worden. Ich hatte den unerſetzlichſten Verluſt erlitten, ſonſt waren die perſönlichen Verhältniſſe ziemlich dieſelben geblieben, auch die Anſichten und Meinungen großentheils, aber jenes Ereigniß lag ſammt den öffentlichen Geſchicken, die an und über uns hingegangen, wie dunkle Gebirgsmaſſen vor uns aufgethürmt. Unſer Austauſch kannte keine Gränzen, das Herz gab und empfing alles in gleicher Innigkeit, in den Weltſachen hatten unſere Mittheilungen noch weniger ein Geheimniß. Obſchon ich es ſchon wußte, war es mir doch wunderbar und rührend auf's neue zu ſehen, daß eine Natur wie Tettenborn's für eine ſolche wie Rahel's in dieſem Grade Liebe und Anerkennung hegte. Wir beſprachen alles ſie Betreffende bis in das Kleinſte, erinnerten uns der früheren Zeiten, hundert angenehmer Züge von Laune, Güte, Witz und Geiſt. Ueber den Zuſtand der Dinge in Wien war ich bald unterrichtet, ich hatte an meinen mitgebrachten Vorſtellungen nicht viel zu ändern, nur kleine Schattirungen einzutragen; mehr als an jedem ſonſtigen Orte möglich geweſen wäre, fand ich hier noch denſelben Lebensſtrom und großentheils auch dieſelben Menſchen noch, die ich vor ſo vielen Jahren hier geſehen hatte. Ich blieb mit Tettenborn über das ſpäte Mittageſſen hinaus bis tief in den Abend, wollte noch ein paar Beſuche machen, fand aber niemand, denn alles war verreiſt oder auf dem Lande, und ſo kam ich müde zu dem Gaſthofe zurück, wo ich daſſelbe Zimmer, das ich vor zwanzig Jahren im Anfange des Kongreſſes bewohnt hatte, mit freilich ganz anderen Empfindungen betrat, als damals, wenn ich vom Savoyiſchen Damenſtifte zurückkehrte!

Am nächſten Morgen rief ein freundliches Blatt mich gleich wieder zu Tettenborn. Ich fand den General von Croſſard bei ihm, einen der grimmigen Napoleonsfeinde, welche nach ſeinem Sturze nicht mehr recht wußten was ſie mit ſich anfangen ſollten, über die Undankbarkeit der Bourbons klagten, bei den anderen Mächten nicht mehr im vorigen Werthe ſtanden, und jetzt, nachdem auch die Julirevolution glimpflich abgelaufen, ihre Leidenſchaft an den ſpaniſchen Don Carlos hefteten; Croſſard war voll von Planen für die Truppen Zumalacarregui's, und leitete dieſelben auf der Landkarte durch ſichere Gebirgswege ungefährdet nach Madrid; aber je gewiſſer ihm ſeine Sache war, um ſo mehr wollte er verzweifeln, daß weder die Spanier ſeinen Angaben folgten, noch die günſtigen Höfe ſich öffentlich ausſprechen wollten, am heftigſten trafen in letzterer Beziehung ſeine Vorwürfe den Fürſten Metternich, der es allein durch ſeine

Säumniß verſchulde, wenn die gute Sache nochmals verloren gehe. Tettenborn lächelte über die Einſeitigkeit des Brauſekopfs, und ſagte mir leiſe, der Fürſt leide von ſolchen wirren Anhängern mehr Ungemach und Störung, als von ſeinen erklärten Widerſachern. Ich ging fort einige Beſuche zu machen; der preußiſche Geſchäftsträger war abweſend, gleich den meiſten anderen Diplomaten; aber der franzöſiſche Botſchafter Graf von Saint-Aulaire ſtand eifrig und wachſam auf ſeinem Poſten; er empfing mich freundlichſt, ehrte hoch den Brief, den ich ihm von Profeſſor Gans brachte, wollte aber unſere Bekanntſchaft aus früherer Zeit von Baden her rechnen. Er bedurfte hier in Wien für ſeine ſchwierige Stellung aller Liebenswürdigkeit, alles gewandten, milden und doch feſten Benehmens, die ihn auszeichneten, um ſich in der Geltung und Würde zu behaupten, welche der Staat und deſſen Regierung ihm eifrig zugeſtanden, die mächtige, ungefüge und herbe Wiener Geſellſchaft ihm aber nicht ſo willig einräumte. Manchen bitteren Anſpielungen, die freilich nicht ſeine Perſon, ſondern nur ſein Verhältniß treffen ſollten, hatte er mit glücklichem Scherz geantwortet, anderen feindlichen Ausfällen ſcharfen Ernſt entgegengeſetzt, ſeine politiſchen Gegner ſelbſt mußten ſeine Haltung loben. Als ſogar die Fürſtin von Metternich ihn bei Gelegenheit mit beleidigenden Worten angelaſſen, führte er zwar deßhalb Klage, war aber gleich begütigt, als der Fürſt mit Laune ſich entſchuldigte, er habe noch nicht Zeit gehabt, ſeine junge Gattin politiſch zu erziehen, und ſo möge man die kleinen Unarten nicht ſo ſchwer nehmen. Dieſe Geſchichten wurden in Wien wohlgefällig erzählt; man hatte gerade nicht viel, womit man ſich unterhalten konnte. — Bei Herrn von Pilat fand ich die beſte Aufnahme und munteres Geſpräch, in welches nur der katholiſche Glaubenseifer einiges Mißtrauen miſchte. Herzlich war das Wiederſehen mit dem oldenburgiſchen Miniſter-Reſidenten von Philippsborn, dem alten Kriegsgefährten, der jetzt in diplomatiſchen Geſchäften eine bedeutende Stellung hatte, aber die frühere freimüthige Denk- und Sinnesart unverändert dabei bewahrte. Daß ich Herrn Eloi Jourdain mit Pilat's Hülfe noch auffand, ehe er nach Italien abreiſte, erachtete ich als ein beſonderes Glück; er war der letzte Fremde, den Rahel noch vor dem Scheiden hatte kennen gelernt, er hatte ſie faſt nur als Scheidende noch geſehen, und in meinem Verluſt einen eigenen mitempfunden; mit frommer Wehmuth hegte er ihr Andenken, mit innigem Eifer ſuchte er ſeine im beſten Aufblühen abgebrochene Kenntniß nachträglich durch Forſchen und Fragen zu ergänzen. Auch werthe Berliner Freunde, deren Anweſenheit ich zufällig erfuhr, konnte ich noch eben vor ihrer Weiterreiſe einen Augenblick ſprechen.

Nach dem Mittageſſen bei Tettenborn fuhr ich nach Hietzing zur Baronin von Eskeles, deren reizendes Landhaus und wohlgehaltener Garten immer zahlreichen Beſuch hatte, und auch diesmal gleich mehrere alte Bekannte aus Wien und Berlin mir begegnen ließ. Außer daß die herrliche Schweſter Fanny von Arnſtein fehlte, hatte die Zeit dieſen Familienkreis wenig verändert. Der Baron von Eskeles zeigte in ſeinen hohen Jahren eine ſeltene Friſche und Thätigkeit des Geiſtes; ſeine Gattin übte in anmuthiger Würde herkömmlich ihre geſellſchaftlichen Pflichten und das ſeegenreichſte Wohlthun; die Tochter, dem Grafen von Wimpffen verheirathet, freute ſich der ſchönſten Kinder; der Sohn hatte ſich zum ſtattlichen Manne vortheilhaft ausgebildet. Ich hatte nur die Abweſenheit der Baronin von Pereira zu bedauern, ſie war auf einer Reiſe in der Schweiz begriffen. Die Verſchmelzung der Einflüſſe von Berlin mit denen von Wien gab dieſem Kreiſe von jeher einen eigenthümlichen Reiz, wer aus dem Norden kam, fand hier den Verſtand, die Bildung, den romantiſchen Schwung der Heimath wieder, umgeben von aller Ueppigkeit, allem Glanz und Wohlbehagen des Wiener Lebens.

In den nächſten Tagen ſah ich bei Tettenborn nebſt anderen alten Bekannten die Gräfin von Fuchs wieder, deren liebliches Naturell dem Alter glücklich widerſtanden hatte, wenn auch die körperlichen Reize verſchwunden waren; ihre herzliche Stimme klang noch wie ſonſt, ihre angenehme Laune und heitere Natürlichkeit erweckten noch lebhaftes Gefallen, und ſo nahm auch die kirchliche Frömmigkeit, der ſie ſeit einiger Zeit ſich zugewandt hatte, in ihrem ſanften Weſen keine widrige Geſtalt; ſie war duldſam und beſcheiden, blickte nicht eifernd auf den Nächſten, ſondern demüthig in das eigene Innere. Von ihren früheren Anbetern hatte ſie keinen verloren, alle waren ihr treue Freunde geblieben, und auch ſie verläugnete kein Gefühl, das ihr einſt theuer geweſen. Sie war kränklich, und wollte nach Iſchl abreiſen. Ich ſah ſie leider zum letztenmale.

Die größte Freude hatte ich, den edlen Grillparzer wiederzuſehen, an deſſen Dichtung und Schickſal ich ſeit langer Zeit den wärmſten Antheil nahm. Gewiß war ihm vor vielen Mitſtrebenden die reinſte Dichterweihe zuzuſprechen, und ſein hoher Beruf hatte vor allem den feſten Grund, der ſo vielen Anderen fehlt, des redlichen und erfüllten Herzens; die Heimath aber, anſtatt ihn zu tragen und zu heben, hinderte früh ſeinen vollen Aufſchwung, er hätte nicht in Oeſterreich leben müſſen, um ganz das zu werden, was er zu werden befähigt war. Aber nicht nur die nächſte Heimath, ſondern auch das größere deutſche Vaterland muß der Vorwurf treffen, ihm nicht gerecht geworden zu ſein, die deutſche Kritik, durch keine näheren Beziehungen für den Fernſtehenden angeregt, hat ſein Verdienſt nie nach Gebühr gewürdigt; an dem Erſtlingsverſuche ſeiner Muſe „die Ahnfrau“ hielt man zu lange feſt, die hohe Dichtung „Sappho“ dagegen ſuchte man durch wohlfeile Herüberziehung in's Moderne zu vernichten. Grillparzer lieferte noch manches gediegene Werk, aber der dramatiſche Dichter bedurfte einer freien Schaubühne, und dieſe war ihm verſagt, wie ſeinen lyriſchen Gedichten die Veröffentlichung durch den Druck. Seine Heimath aufzugeben, wie ſpätere Urtheile wohl gar von ihm gefordert haben, kam ihm nicht in den Sinn, er gehörte ihr mit allen innigſten Lebensfaſern an, und trug das Geſchick, welches ihm durch ſie auferlegt war, mit edlem Muth. Ich wurde durch den näheren Umgang in meiner Hochachtung und Zuneigung für ihn nur beſtärkt. Er ſprach ſein Mißvergnügen freimüthig aus, aber ſein Gefühl für das Vaterland ließ ſich nicht irren, und auch um den Preis, daß es ihm ſeinen Lebensberuf verkümmere, liebte er Oeſterreich. Ich beſuchte ihn mehrmals im Hofkammerarchiv, bei welchem er als Direktor angeſtellt war; dort machte er mich auch mit einem Amtsgenoſſen Herrn von Karajan bekannt, der ſich durch gelehrte Herausgabe alter Schriftwerke ausgezeichnet hat.

Nach Zedlitz fragt' ich vergebens, er war auf Gütern im Bannat, ſo auch nach Meinert, den ich aus beſonderen Gründen gern geſprochen hätte. Dagegen wurde mir unvermuthet ein merkwürdiger Beſuch zu Theil. Einer der Bücherzenſoren in Wien, Herr Rupprecht, hatte eben aus Amtspflicht die drei Bände des Buches Rahel durchgeleſen, und war ſo ergriffen, ſo entzückt von dem Inhalte, daß er, als er meine Anweſenheit vernommen, mir dies perſönlich ausſprechen wollte. Er ſagte, ſo Großes und Herrliches ſei ihm noch nicht vorgekommen, dies Buch gehe ihm über alles, und daß ſein Amt ihm dergleichen zugeführt, vergelte ihm reichlich ganze Maſſen traurigſter Leſerei, zu der daſſelbe ihn verurtheile. In dieſem Sinne ſchrieb er auch einige Verſe in ſein Buch über Chrysanthemum indicum, das er mir verehrte; er war nämlich ein außerordentlicher Blumenliebhaber, und beſaß einen ſchönen Garten in der Vorſtadt, den ich nicht unbeſucht laſſen durfte. Das ganze Weſen des Mannes ſprach mich ſonſt nicht ſehr an, ich war um ſo mehr über die Wirkung verwundert, welche das Buch auf ihn ausgeübt, aber eigentlich freuen konnte mich die Sache bei meiner Stimmung damals nicht, aller Beifall und Ruhm erſchien mir ſo elend und ſchemenhaft gegen das wirkliche volle Leben, deſſen Verluſt gerade in jenem Geſpenſt mir ſchrecklich vor Augen ſtand! — Eine Frage konnt' ich nicht unterdrücken, wie ſo das Buch, welches ſchon in Berlin bei dem Zenſor einiges Bedenken erregt, in Wien ſo leicht erlaubt worden ſei? Mir wurde die Auskunft, daß die Zahl der Leſer eines ſolchen Buches in Wien überaus klein und nur der höheren Klaſſe angehörig ſei, alſo wenig in Betracht komme, ohnehin aber ſei in den Buchläden alles Neueſte zu haben, noch nicht Geprüftes und ſchon Verbotenes, die Beamten ſeien im Durchſchnitt liberal geſinnt, und ſähen bei dieſer förmlich eingerichteten Umgehung der Geſetze gern durch die Finger.

Beim Grafen von Saint-Aulaire fand ich beim Mittageſſen unter anderen Gäſten auch Jourdain wieder, und die Unterhaltung wurde durch ihn gewichtiger, als ſie ſonſt wohl geweſen wäre. Der Wirth war durchaus angenehm, fein, geiſtreich, verbindlich, ſprach viel von Gans, wollte durch Jourdain erfahren, was von Hegel zu halten ſei, und zeigte durch treffende Bemerkungen, daß er von ſeinem franzöſiſchen Standpunkte gar wohl in dieſem Gebiete mitſprechen könne. Das Gebiet der Staatsſachen wurde gar nicht ängſtlich vermieden, freimüthige und ſogar ſtrenge Urtheile kamen an den Tag, es wurde als bekannt angenommen, daß ſich niemand an dergleichen ſtoßen dürfe. Wien hat in ſeinen hohen Kreiſen ſtets eine Freiheit und Offenheit der Rede bewahrt, die in Berlin wenigſtens damals nicht für jederman rathſam geweſen wäre. Der kürzlich in Wien ſtattgehabte deutſche Kongreß gab reichlichen Stoff, und beſonders unſer damaliger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Herr Ancillon, über deſſen früheren Predigerſtand die Wiener Diplomaten ſich gar nicht zufrieden geben konnten; Saint-Aulaire nahm den altausgeſchiedenen franzöſiſchen Landsmann kräftig in Schutz, wobei denn doch der Schalk nicht unterlaſſen konnte, den Prediger ſo voranzuſtellen, daß der Miniſter dagegen von ſelbſt übel im Schatten ſtand.

Einige Ausflüge in den Prater, den Augarten, die Brigittenau, den Garten von Schönbrunn, der wiederholte Beſuch in Hietzing bei Philippsborn und Eskeles, in Penzing bei Frau von Schönfeld ließ auf's neue die glückliche Lage Wiens erkennen, das an den herrlichen Strom gelehnt von einem Kranze des reichſten Pflanzenwuchſes umgeben iſt. Wenn der Winter günſtiger ſein mag, die Pracht und Fülle der Wiener Geſellſchaftswelt zuſammengedrängt zu ſehen, ſo gewährt dagegen der Sommer den Vortheil, dieſes Leben im Freien, im Schmuck der Gärten und Landhäuſer zu betrachten. Die Muſikbanden von Strauß, von Lanner, durch deren Leiſtungen die Wiener in den Rauſch des Entzückens verſetzt wurden, zogen mit heraus in's Grüne, und ihren fortreißenden Walzern lauſchten Gering und Vornehm in kaum unterſcheidbarem Gemiſch.

Der Eindruck von Wien im Ganzen war auch diesmal ein überaus angenehmer, belebender. Das ganze Anſehen der Stadt und Umgegend hatte etwas Reiches, Vergnügliches, Sinnlichfrohes, die Leute ſchienen geſunder und froher als anderwärts, die ſchlimmen Geiſter, welche den grübelnden Menſchen begleiten, quälen, nicht loslaſſen, konnten in dieſer Luft nur ſchwer athmen, und hatten wohl ſelten verſucht hier ſich einzuniſten. Solcher Anſchein hat etwas ungemein Gefälliges, Hinnehmendes, übt auf jedes Gemüth und auf jede Stimmung eine ſtillberauſchende Kraft, und läßt die Empfindung entſtehen, ſo ſei es eigentlich mit allem Menſchendaſein gemeint, für jedes Leben ſei ein ſolches Element das rechte, das natürliche. Und wenn es auch nur ein Anſchein iſt, auch dieſer iſt ſchon etwas werth! Wie die ehemalige franzöſiſche Höflichkeit und gute Lebensart, ſo hat auch das öſterreichiſche Wohlbehagen das Verdienſt, wenigſtens eine ſchöne Andeutung deſſen zu ſein, was die Menſchen einander bieten und gönnen ſollten; denn ſo wenig jene Form alles Unartige und Gehäſſige aufhebt, im Gegentheil daſſelbe wohl gar mit neuer Schärfe verſehen kann, ſo wenig vermag die heiter-ſinnliche Richtung den geiſtigen Mißmuth oder den Seelenſchmerz abzuweiſen, die in der menſchlichen Natur gegründet ſind. Auch kannt' ich das örtliche Leben ſchon zu gut, um von der Oberfläche getäuſcht zu ſein, und um nicht zu wiſſen, daß neben dem Unglück, dem alles Sinnenleben unterworfen bleibt, auch geiſtiges und ſeeliſches Entbehren hier wie anderswo zur höchſten Qual ſich ſteigert, ja mir fehlten die traurigſten Beiſpiele nicht, welche dies namhaft belegen konnten. Aber dennoch iſt es ein wichtiger Unterſchied, ſelbſt für das einzelne Leiden, ob das Heitere und Frohe als Anfängliches geſetzt und nur gelegentlich durch Trübſal und Traurigkeit verdüſtert wird, oder umgekehrt dieſe zur Grundlage für jenes dienen. Die erheiternde Macht des Wiener Lebens durfte ich um ſo mehr bejahen und anerkennen, als gerade mir die perſönlichen Anläſſe nicht fehlten, auf dieſem ſonnenhellen Gefilde mich in düſtere Schatten zu verlieren.

So lange die Tagesſonne glühte, das bunte Treiben des

Volkes durch die Straßen wogte, die zahlreichen Vergnügungsorte nur fröhliches Gedränge zeigten, und ich mit Freunden und Bekannten Genuß und Betrachtung theilte, übte die Gegenwart ihr volles Recht, und ich konnte mitempfinden, was dieſe Darbietung einem harmloſen Menſchen ſein konnte. Mit dem Einbrechen der Dunkelheit aber nahm alles eine andere Geſtalt. Die blendende Helle eines langen Sommertages erheitert nicht lange, ſondern überreizt den Sinn, ja die heiße, ſtille, wie feſtgebannt über uns ſchwebende Mittagsgluth hat ſchon Keime der Schwermuth, welche, durch Thätigkeit und Geſellſchaft eine Weile unterdrückt, ſpäter im einſamen Dunkel nur um ſo unwiderſtehlicher aufgehen. Wenn ich bei Sternenſchein von Ausflügen und Beſuchen allein heimkehrte, führte mein Weg mich an Stätten vorbei, oder ich ſuchte ſie eigends auf, wo mir in früheren Tagen ein reiches, jetzt zerſtörtes Leben geblüht hatte. Dann entſchwand aller Gehalt der Gegenwart, und in ihrer Leere breitete ſich ungehemmt die ſchmerzlichſte Erinnerung aus. Die Vergangenheit hat einen Zauber, der anfangs mit ſüßer Wehmuth das Herz einnimmt, bald aber, wenn man ihm ſich überläßt, nicht durch That und Geſtaltung ihn bricht, dem furchtbarſten Abgrunde zuführt. Nicht nöthig iſt es, daß Großes und Theures uns dorthin zieht, auch das weniger Bedeutende kann uns ſchaudernd an die Gränze des Daſeins drängen; mir aber lag das Theuerſte und Größte in dieſer Vorſtellung verloren, und nicht ſelten glaubt' ich ihr erliegen zu ſollen!

In dem Kreiſe meiner Wiener Bekannten war viel von Rahel die Rede, lebhaft zeigte ſich, wie tief ihr Weſen auf Gefühl und Gedächtniß der verſchiedenartigſten Menſchen eingewirkt hatte, jeder wußte etwas Beſonderes von ihr, erlebte Vorgänge, vernommene Bemerkungen, und freute ſich Aehnliches durch Andere zu erfahren. Ich hatte viele theilnehmende Fragen zu beantworten, und wurde dringend aufgefordert, aus ihrem Nachlaß noch mehr zu veröffentlichen. Einen gleichen Antheil fand ich in demſelben Kreiſe noch für Gentz wach und rege, über deſſen Leben und Tod die ihm Nahgeſtandenen noch immer nicht hinwegkonnten, ſo ſehr die übrige

Welt ihn eiligſt vergeſſen hatte. Es war ein Wunder in dieſem leichtſinnigen, den Wirbeln der Tagesbewegung Preis gegebenen Treiben der Eigenſucht und Oberflächlichkeit einen ſolchen Kern edlen innerlichen Andenkens zu finden, das ſchon in das zweite Jahr ſich ungeſchwächt fortſetzte. Die Theilnahme für Gentz war der für Rahel verwandt, ſie vereinigte beide Namen in gemeinſamer Erinnerung.

Was ich von allen Seiten beſtätigen und rühmen hörte, war insbeſondere der kräftige Muth, mit dem er, als es zum Sterben kam, dem Tod in's Auge geblickt hatte, er, der früher bei jedem Erwähnen des Todes erblaßt, der von jeder Möglichkeit einer Gefahr ſo geängſtigt war, daß er alle Stimmung und Laune verlor! Man wurde jetzt einig, daß die Furchtſamkeit in ihm nur eine äußere ſchlechte Angewöhnung, der zuletzt bewieſene Muth hingegen ſein ächtes Innere war. Ueber ſein Verhältniß zu Fanny Elßler hörte man in Wien nur glimpflich urtheilen, beſonders von denen, welchen die Vorſtellung einer edlen, in Herz und Geiſt gegründeten Zärtlichkeit nicht fremd war. Wirklich wurden von dieſer Verbindung nur gute und gefällige, zum Theil rührende Züge erzählt. Mancherlei Spaßhaftes wußte man über ſeine in der letzten Zeit ſteigenden Geldbedürfniſſe, denen der Kaiſer durch außerordentliche Zulagen abhelfen mußte; wobei ſich ereignete, daß dieſer dem Kaſſenbeamten, der eine ſolche Zahlung leiſten ſollte, vertraulich ſagte: „Das brauch' ich für die Fanny Elßler!“ und dann ſehr lachte, als der mißverſtehende Diener erſchrocken äußerte, das hätte er nie von ſeinem Kaiſer gedacht! Zweifelhaft ſprach man von ſeiner politiſchen Denkart, und ob dieſe ſeit der Julirevolution ſich wirklich geändert, oder nur einſtweilen einer vorübergehenden Nothwendigkeit ſich gefügt habe; denn das war gewiß, er hatte ſich gleich für die Erhaltung des Friedens und für ein gutes Vernehmen mit dem Könige der Franzoſen erklärt, der als Herzog von Orleans ihm perſönlich Vertrauen bezeigt hatte, und mit dem er bald auch durch James von Rothſchild in geheimen Briefwechſel getreten war. So hatte er auch die größte Beſorgniß gezeigt, das Grey'ſche Whigminiſterium könnte geſprengt werden, dem er eifrig zugethan war, entgegen der Anſicht des Fürſten von Metternich, der ſich mit ihm darüber faſt entzweit hatte. Wer Gentz nur als den Abfaſſer der Karlsbader Beſchlüſſe kannte, der mochte freilich bei ſolchem Benehmen irr' an ihm werden; doch Gentz hatte einen weiten Geſichtskreis, er wußte, daß auch andere Richtungen zur Macht berufen waren, und konnte ſie anerkennen, ja bis zu gewiſſem Grad ihnen beiſtimmen. Die Folge hat ihn glänzend gerechtfertigt, denn was er im erſten Augenblicke that, haben die Anderen, welche ihn deßhalb bitter getadelt und angefeindet, ſeitdem auch gethan und durch ſiebzehn Jahre fortgeſetzt. Sein heller Kopf arbeitete ſich aus der Finſterniß, die ihn umlagert hatte, leicht heraus, und erkannte frühzeitig den Stand und die Geltung der neuen Dinge, von denen er auch ahnden mochte, daß ſie bald wieder in engere Bahnen einlenken würden. Ueber die geſellige Erſcheinung und Beredſamkeit von Gentz war nur Eine Stimme, ſo wie über ſein Talent der ſchriftlichen Darſtellung. Er war ein ungeheurer Briefſchreiber, und in jedem Zettel ſprühte irgend ein Funke ſeines Geiſtes, wo er aber in näherem Vertrauen durfte der Feder die Zügel ſchießen laſſen, da warf er in ſeine Briefe die geheimſten Gedanken, die reichſten Bemerkungen ſowohl politiſcher als perſönlicher Art. Tettenborn beſaß einen Schatz ſolcher Briefe, deßgleichen Pilat, der nur kürzlich erſt durch Vorleſen eines Theiles derſelben einen Kreis gewählter Zuhörer entzückt hatte.

Ich war wenig verſucht, in's Schauſpiel zu gehen, gerieth aber doch eines Abends in das Burgtheater, wo ich zwei Akte von Iffland's „Leichter Sinn“ leidlich aufführen ſah. Für mittelmäßiges Zeug waren die aufgewandten Kräfte vielleicht noch zu gut, darum aber noch lange nicht gut genug für ächte Dichterwerke. Die Theater der Vorſtädte ließen mich unbekümmert, mir fehlte die Stimmung für alles Volksluſtige, und ich hörte verſichern, daß auch gerade kein hervorſtechendes Talent dort thätig ſei.

Auf die Kaiſerliche Bibliothek hatte mich der Bibliothekar Herr Ferdinand Wolf eingeladen, welcher mit unſeren Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik in Verbindung ſtand. Ich ſah mich gern in dieſen Schätzen um, bei denen nur zu wünſchen blieb, daß ſie dem öffentlichen Gebrauch in größerem Maß und zu wahrer Fruchtbarkeit offen ſtehen möchten.

Nichts aber lag mir entfernter, als einen Kurſus der Merkwürdigkeiten Wiens durchzumachen! Ich kannte ſie zum Theil, und mochte jetzt nichts kennen lernen. Mein Aufenthalt war zunächſt auf das allgemeine Oertliche geſtellt, dann auf altbekannte, mir durch Erinnerung werthe Menſchen, an deren Wiederſehen auf dieſem Boden ich das Gemüth erfriſchen, eine ſchöne Vergangenheit in noch lebenden Zeugen an mich heranziehen wollte! So viele derſelben auch ſchon fehlten, oder mir durch Zufall entgingen, immer war es noch ein ſeltener reicher Kreis, innerhalb deſſen ich mich ergehen konnte. Ich erprobte hier gleichſam die Kräfte des Innern, die zerſtörenden wie die erneuernden, und ſtellte mich in die Mitte von Eindrücken, deren Gefahr und Gewinn ich gleicherweiſe herausforderte. Wäre ich auf überraſchend Neues, auf ungekannte Wahrnehmungen, auf wunderbar im Innern ſich Erzeugendes ausgegangen, ich hätte nicht ergiebiger wählen können.

Unter den Perſonen, die mir bei meiner Reiſe nach Wien am meiſten im Sinne ſtanden, war auch der Fürſt von Metternich. Wie groß auch der Abſtand ſein mochte, der in ſonſtigem Betracht ihn mir fern ſtellte, rein menſchlich genommen war mir der Fürſt durchaus nah, hatte für mein Leben die ſtärkſten Bezüge, berührte vielfach die mir theuerſten Verhältniſſe. Die Erinnerung an ſeine einnehmende Perſönlichkeit gab mir nur erwünſchte Bilder, wo nur immer ich mit ihm zuſammengekommen, ſtets war es unter günſtigen Umſtänden, in allem Reize geſelliger Vortheile geweſen, ich hatte mit ihm ſo zu ſagen, immer ſchönes Wetter gehabt, ihm viel Angenehmes und auf alle Weiſe Förderliches zu danken. Dabei fühlte ich meine Anſichten ganz und gar nicht durch ihn bedingt, mein Urtheil über den Staatsmann im geringſten nicht beſtochen; daß er hierauf gar keinen Anſpruch zu machen ſchien, ſondern Geiſt und Sinn völlig frei ließ, gehörte recht eigentlich mit zu den ſtärkſten Anziehungsmitteln, die er für die verſchiedenartigſten Naturen in ſo reichen

Maßen beſaß. Alles was ich von ihm hörte, machte mich noch begieriger ihn wiederzuſehen; er hatte ſoviel in der Zwiſchenzeit erlebt und durchgemacht, Häusliches und Allgemeines, ſtand zur Welt in einer ſo ganz anderen Stellung als die frühere in der ich ihn gekannt, daß er mir faſt wie ein neuer Menſch vorkommen konnte. Ich hatte ihn mit ſeiner erſten Frau geſehen, jetzt war er zum drittenmale verheirathet, und von den letztern beiden Ehen wußte man gar vielerlei Romantiſches zu erzählen. Seine Macht und ſein Anſehen waren auf dem Gipfel, und er galt unbeſtritten als der erſte Mann in Oeſterreich, der ſeine Nebenbuhler und Gegner alle beſiegt, entfernt, überflügelt oder gelähmt hatte, und der, wenn er auch, den beſtehenden Einrichtungen zufolge, wie ſie zwiſchen eiferſüchtigen Herrſchern und Behörden durch langwierigen Druck des Herkommens in ſchwerfälliger Selbſtſtändigkeit ſich gebildet hatten, im Innern faſt nichts vermochte, dagegen in den äußeren Angelegenheiten das Ganze des Staates in der Hand hielt, und in dieſem Bereich als Herr und Meiſter ſchaltete, dem ſelbſt der Kaiſer nicht lange zu widerſprechen wagte, vielmehr ſich zu fügen längſt gewohnt war. Ihn auf ſeinem hohen Poſten zu erſchüttern, hielt man für eine baare Unmöglichkeit, es gäbe in und außer Oeſterreich, verſicherte man, wiewohl er zahlreiche und wahrlich nicht zu verachtende Feinde habe, dennoch keine Macht, die ihm etwas anzuthun vermöchte, ſobald er nur nicht ſolche Blößen gäbe, deren man ihn unfähig wußte. Und als er ſpäterhin dennoch ſolche Blößen gab, erfuhr er in ſeiner Stellung kaum einen Nachtheil davon. In der That beugte ſich alles ſeinem Namen, und die Unterordnung, in welche dieſer Mann alles um ſich her verſetzte, durfte den Sinn nur um ſo ſtärker reizen, in eigenem Anſchauen zu erfahren, wie dieſe fabelhaft angewachſene Größe denn zu früheren Eindrücken ſich verhalte, ſie beſtätige oder neu bedinge. Der Fürſt war mit dem Kaiſer in Baden, wo ich ohnehin liebe Freunde zu beſuchen hatte, und da es zweifelhaft war wie lange er dort noch bleiben könne, ſo wollt' ich den Ausflug nicht aufſchieben. Dazu kam, daß auch der eben angekommene, neue neapolitaniſche Geſandte, Marquis von Gagliati, den ich von Berlin und Baden-Baden her kannte, mir verſicherte, er dürfe keinen Tag ſäumen, ſich bei dem Fürſten einführen zu laſſen, weil man ihm geſagt, dieſer könne jeden Augenblick auf ſeine Herrſchaften in Böhmen abreiſen, und dann alle Zeit bis zum Herbſt verloren ſei. Tettenborn, der ſonſt nicht leicht jemanden aus ſeinem Kreiſe willig entließ, ſondern wie durch Liebenswürdigkeit ſo auch durch entſchiednen Willen jedes andere Verhältniß gern dem ſeinigen unterwarf, verſuchte diesmal keinen Widerſtand, denn auch bei ihm überbot der Name Metternich alle Einwendungen; freilich verband er mit meinem Drange, den Fürſten zu ſehen, andere Gedanken, als ich mir vorſtellen konnte, Gedanken, denen er in keiner Weiſe entgegenſein wollte, da ſie auch ihm wichtig und angenehm ſein mußten.

Freitag Morgens am 8. Auguſt fuhr ich nach Baden; eine häßliche Fahrt, rechts und links öder Anblick, unendlicher Staub, der ſeiner Feinheit und Leichtigkeit wegen doppelt ſo weit getragen wurde, und doppelt ſo lange ſchweben blieb, als der gröbere Berliner, und daher auch nicht ſo derb in's Geſicht ſchlägt, aber um ſo verrätheriſcher in die Lunge bringt. Auch Baden ſelbſt war nicht erfreulich anzuſehen, ungeachtet der vielen fremden Gäſte, die ich hier wußte, ſchien alles leer, die Straßen zeigten nur einzelne Leute, in den Häuſern war es ſtill; die Tageszeit mochte hieran ſchuld ſein, es war um die Mittagsſtunde, wo man noch vom Bad ausruht oder mit Anziehen beſchäftigt iſt, und — ſchon halb italiäniſch — nicht ohne Noth ſich dem heißen Sonnenſchein ausſetzen mag.

Um 1 Uhr fuhr ich zum Fürſten, der mich gleich annahm und mit großer Freundlichkeit willkommen hieß. In ſeinem Aeußeren fand ich ihn zwar weniger gealtert, als man mir geſagt hatte, aber doch eine große Veränderung; das Alter hatte ihn noch nicht gebeugt, aber ſehr ernſt gemacht; die frühere Eleganz und Anmuth war in ſtrengere Haltung und ſteifere Würde übergegangen, wobei gleichwohl die Bewegungen noch oft an die frühere Erſcheinung erinnerten.

Was mir am meiſten auffiel, war der Ton ſeines Sprechens, beſonders klangvoll war ſeine Stimme nie geweſen, jetzt aber hatte ſie etwas Hohlnäſelndes, Gezogenes, das mir nicht gerade zuwider war, aber doch dem Geſpräch alle Raſchheit und Lebhaftigkeit unmöglich machte. In ſeinen Geſichtszügen lag dieſelbe verſchloſſene Gleichgültigkeit, die man ſo oft an ihm getadelt und bewundert hatte, nur trat in ihnen ein ſtärkeres Bewußtſein der eigenen Wichtigkeit hervor, die früher ſich ebenfalls unter der Decke zu halten liebte. Um die Augen und gegen die Schläfe hin verriethen ſich auch ſchon Spuren der höheren Jahre, und jene beſondere Abſtumpfung, welche zu erkennen giebt, daß die ſinnlichen Kräfte nicht geſchont worden. Der Fürſt gab mir jedoch nicht lange Zeit, ſolchen Bemerkungen eigends nachzugehen, ſondern ich mußte ſie gleichſam nebenher aufraffen, denn er begann ſogleich ein Geſpräch, das mich tief in Anſpruch nahm. Wir ſaßen einander gegenüber an einem grünen Tiſch, auf dem nichts lag als ein paar Bücher in rothem Saffian mit Goldſchnitt, wie ich nachher ſah öſterreichiſche Staatskalender, die der Fürſt im Geſpräch bisweilen ſpielend in die Hand nahm, und vertraulich und bequem, bei geradem und nahem Blick in's offne Antlitz, entſpann ſich die nachfolgende Unterhaltung. Der Fürſt gedachte zuerſt des Verluſtes, den ich erlitten, und ſprach von Rahel mit ſo warmer Theilnahme, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte. Sehr genau erinnerte er ſich ihrer Perſönlichkeit, ihres lebhaften und gutmüthigen Weſens, ihrer heitern und oft ſcharfen, in Verwunderung ſetzenden Einfälle; die Gelegenheiten, bei denen er ſie geſehen, waren ihm noch gegenwärtig, wie denn überhaupt die Erinnerungen aus der Zeit ſeines Aufenthalts in Berlin ihm ſehr lebendig waren, und er mit Vorliebe in ihnen zu verweilen ſchien. Sodann fragte er nach meinen nunmehrigen Verhältniſſen. Er war vollkommen unterrichtet von den früheren, daß ich nicht nur von dem Grafen von Bernſtorff, ſondern nach dem ausdrücklichen Willen des Königs auch von anderen Miniſtern und von dem Generaladjutanten von Witzleben in den wichtigſten Sachen beſchäftigt worden ſei. „Und das alles ohne eigentliche Amtsſtellung“, fügte er hinzu, „in einer

Art von Ausnahmsverhältniß, ähnlich wie bei uns Gentz geſtellt war.“ Ich lehnte die Vergleichung mit Gentz ab, ſowohl in Betreff der Talente, als auch hinſichtlich der Stellung und Thätigkeit, die ihm in ſo bedeutender Art nur dadurch möglich geweſen, daß er einen ſolchen Vorgeſetzten gehabt, deſſengleichen bei uns nicht und überhaupt nicht ein zweitesmal zu finden ſei, und daß mir demnächſt auch alles Anſehen und alle Vortheile, die ſich auf Gentz ſo reichlich gehäuft, entrückt geblieben. Ich verband hiemit die Verſicherung, daß ich meine Dienſtlaufbahn für geſchloſſen anſähe, ſeit dem Tode Rahel's alle Geſchäftsſachen abgegeben und dabei erklärt habe, wie ich allen amtlichen Arbeiten fernerhin entſagen müſſe, weil weder Fähigkeit noch Neigung dazu mir übrig ſei. Der Fürſt ſah mich erſt etwas befremdet an, und entgegnete dann vertraulich, daß der Miniſter Ancillon ihm noch vor kurzem zugeſagt, eine gewiſſe Arbeit, bei welcher Oeſterreich eben ſo ſehr als Preußen das Intereſſe habe, ſie mit Gewandtheit und Nachdruck abgefaßt zu ſehen, durch mich ausführen zu laſſen. Ich geſtand, daß eine ſolche Abſicht, deren Urſprung ich mehr in der guten Meinung des Fürſten als in der Geneigtheit Ancillon's zu ſuchen wiſſe, mir allerdings bekannt und ſogar mein Urlaub dieſerhalb auf nur zweimonatliche Dauer beſchränkt worden ſei, allein ich zweifelte, daß jene Arbeit, wenn es noch dazu kommen ſollte, wirklich mir würde übertragen werden, und ebenſo wäre noch ſehr die Frage, ob ich ſie würde leiſten können. Metternich hatte nämlich mit Ancillon verabredet, daß, ſobald die Beſchlüſſe der letzten Wiener Berathungen bei den deutſchen Regierungen gehörig verarbeitet ſein würden, wofür etwa zwei Monate anzunehmen wären, eine öffentliche Verſtändigung über die getroffenen Maßregeln im Druck erſcheinen ſollte, und er hatte meine Feder hiezu dringend empfohlen. Er ſchien nicht ungern zu hören, daß ich aber gar nicht in Gunſt bei Ancillon ſtände, und lächelte einverſtanden über den Grund, der nicht ſowohl in mir als vielmehr einzig in Bernſtorff's Handlungsweiſe lag. Er äußerte nun um ſo freier ſeine Meinung über Ancillon, dem er guten Willen beimaß, aber wenig Takt, und der in dem Staatsminiſter noch zu ſehr den Prediger zur Schau trage, den Prediger, der alles mit blühenden Redensarten zwingen wolle, und zu ſehr vergeſſe, daß Schweigen oft mehr thue als Reden. Ich konnte ihm hierin nicht widerſprechen, that dies aber um ſo eifriger, als er über Bernſtorff einige Beſchwerden vorbrachte, die mir ungerecht dünkten, und die nur durch Zwiſchenträger veranlaßt waren, die ich meinerſeits wohl kannte, und nicht zu ſchonen hatte.

Der Fürſt wandte das Geſpräch auf ſeine eigene Geſchäftsführung, und ohne allen beſonderen Anlaß, aus eigener Luſt und Willen, zu meiner fortgeſetzten Ueberraſchung und Verwunderung, ſetzte er mir ſeine Verfahrungsart auseinander, legte er die Anſichten und Maximen dar, die ihn bisher geleitet hätten und ferner leiten würden. „Ich habe“, ſagte er mit Nachdruck, „in Geſchäften keinen Haß und keine Vorliebe, ſehe auf die Sache, und demnächſt auf die Brauchbarkeit der Menſchen, die ich dabei zu verwenden habe, wer redlich eingreift und das Werk fördert, iſt mir willkommen, ſei er mir perſönlich bis dahin auch noch ſo ſehr entgegen geweſen, oder in allgemeinen Anſichten von mir verſchieden. Nie hab' ich jemanden als Perſon verfolgt, nur immer die Wirkſamkeit, die ich beſtreiten oder unterdrücken mußte. Die Grundſätze, welche ich mir von Anfang meiner Laufbahn gewählt, haben ſich mir in allen Lebens- und Geſchäftserfahrungen erprobt, und ich kann ſagen, daß ſeit fünfundzwanzig Jahren, die ich an der Spitze des Kabinets ſtehe, mich nie etwas gereut hat.“ Nach einigen Zwiſchenworten fuhr er fort: „Wo alles wankt und wechſelt, iſt vor allem nöthig, daß irgend etwas beharre, wo das Suchende ſich anſchließen, das Verirrte ſeine Zuflucht finden könne. Dies Beharrende bin ich geweſen, hier hat alles Bedürftige ſeine Anlehnung gehabt, hier hat das früher Feindlichſte friedlich ſich vereinigt. Es hat Zeiten gegeben, wo Rußland, andere wo Frankreich mich hätten ſtürzen mögen, doch bald wandten ſich die Dinge ſo, daß jene einſehen mußten, ich ſei für ſie der rechte Mann. Wie von den Staatsmächten gilt dies auch von den Partheien. Durch mein Feſtſtehen und ruhiges Beharren, durch meine ſtete Gleichmüthigkeit, hab' ich Vertrauen erworben, Freunde und Feinde bezeigen es mir in höchſtem Grade; die bedeutendſten Männer aller Partheien — hören Sie wohl, ich ſage aller — haben ſich mir genähert, mehr oder minder mit mir angeknüpft, ihre geheimſten Plane mir eröffnet, — und keiner hat ſich ſchlecht dabei befunden, jedem habe ich das ihm Nöthige geſagt, keinen je dem andern verrathen; im Gegentheil! wie der katholiſche Beichtvater habe ich in mißlichen Kolliſionsfällen ſtets lieber mich geopfert, und oft ſchwer dafür gelitten, daß ich das mir bewieſene Vertrauen geehrt und fremdes Geheimniß wohl bewahrt habe. Sie wiſſen es aber auch alle, Freund und Feind, und geben mir immerfort neues Zeugniß davon.“

Nach einer Weile ſagte der Fürſt: „Ich habe ein Prinzip, und nach dieſem handle ich unwandelbar. Ein Prinzip aber iſt keine Doktrin, beide ſind im Gegentheil ſehr verſchieden; jenes iſt in der moraliſchen Welt was in der phyſiſchen ein Felſen, feſt, unbezwinglich, überall ſich gleich; eine Doktrin iſt immer willkürlich und in ihrer Folgerichtigkeit gewaltſam, für den Staatsmann ein ſchlechtes Werkzeug. Im Prinzip darf der Staatsmann nie wanken, er muß daſſelbe unerſchütterlich feſthalten, dagegen in der Anwendung darf er ſich tauſend Modifikationen geſtatten, ja er muß ſie von ſelbſt aufſuchen und wählen, wenn er ſeine Sache und ſich nicht freventlich in die Luft ſprengen will; der Staatsmann darf keine Stange Eiſen ſein, er muß eine Stahlfeder ſein, die ſich unter jedem Drucke biegt, ihm aber auch widerſtrebt, und gleich wieder, ſo wie er aufhört, die frühere Geſtalt annimmt.“ Dabei verwahrte er ſich ſtärkſtens, kein Mann des ſogenannten juste milieu zu ſein, noch ſein zu können. „Wer ein Prinzip hat“, ſagte er, „der muß auf das Aeußerſte gehen, nicht eine Mitte behaupten wollen, die in Wahrheit keine iſt, ſondern nur eine ſcheinbare, ein elendes Zuſammenhalten widerſtrebender Enden; und ſo thue ich, ich gehe den Sachen bis auf den tiefſten Schlupfwinkel nach, dem Guten, es zu fördern, dem Schlechten, es zu vernichten; aber ich weiß, daß die Art ſich nach Welt und Umſtänden zu richten hat, und mein Prinzip ſelber hat dieſes Maß in ſich, und verwirft allen Fanatismus.“

Es iſt leicht begreiflich, daß ich bei ſolchen unerwarteten Mittheilungen mich auf eine größtentheils ſtumme Rolle beſchränkte, und alle Kraft der Seele nur zum aufmerkſamen Hören anſtrengte. Natürlich konnte das Gedächtniß dennoch nicht jedes Einzelne feſthalten, und hatte auch manche der leiſeren Uebergänge ſchon verloren, als ich den Ertrag des Tages am Abend niederzuſchreiben eilte. Den Lehrton, den der Fürſt ſich angewöhnt hatte, erinnerte ich mich ſchon vor mehr als zwanzig Jahren in Prag bemerkt zu haben, doch nur in kleinen Anfängen; jetzt war er übermächtig geworden, und wurde im Verlauf großer Erörterungen wirklich ſehr ermüdend; in allen Dingen, auch den geringfügigſten, ſollte Plan und Folge nachgewieſen werden, überall Durchdachtes hervorblicken. Daß dies nicht immer gelang, war nicht zu verwundern. Der Fürſt ſprach vortrefflich, fließend und gemeſſen, in gewähltem, oft überraſchend bezeichnungsvollem Ausdruck; aber es gab doch Stellen, wo ihm der Faden ausging, der Gedanke gleichſam ausblieb, und in ſolchem Falle nahm er dann ungezwungen einen neuen Anlauf. Juſtus Gruner hatte mir erzählt, daß damals in Prag, kurz vorher ehe er verhaftet wurde, in einer Unterredung mit Metternich, dieſer gleichſam zur Billigung des preußiſchen Staatskanzleramts ihm die Nothwendigkeit eines Premierminiſters habe darthun wollen, ſich dabei auf das Beiſpiel Englands und ſeine Anſchauung der dortigen Verhältniſſe berufen und dann unternommen habe, eine förmliche Theorie des Premierminiſters aufzuſtellen, wobei es aber ſogleich in's Stocken gerathen, und mit einigen Anekdoten von Pitt abgethan worden ſei. Ganz Aehnliches widerfuhr mir. Der Fürſt gerieth auf die Bedeutung Oeſterreichs, und wollte mir dieſe vollſtändig vor Augen ſtellen; Oeſterreich, ſagte er, ſei unter den Mächten eine der erſten und wichtigſten, ſowohl durch ſeine Lage als auch durch den Geiſt und die Richtung, die in dem Ganzen walteten, ein Großes, ſowohl Moraliſches als auch Materielles, denn ... Dieſes Denn aber hatte keine weitere Folge, und zerrann in kleine Bemerkungen über die Vielheit der Sprachen in Oeſterreich.

Bald knüpfte er wieder an ſeine früheren Aeußerungen an, und ſagte, als beſtes und neueſtes Beiſpiel, wie die Menſchen ſich nach und nach zu ihm fänden, könne er den badiſchen Miniſter von Reizenſtein anführen, den ich ja wohl kennen müſſe, und daher auch wiſſen werde, wie derſelbe von jeher zu den Liberalen und zu den erklärteſten Widerſachern Oeſterreichs gehört habe. „Ich ließ mich das nicht irren, ſondern freute mich, daß er zum Kongreß hieher kommen ſollte, eben ſo wie Herr von Duſch, der mir wie jener auf alle Weiſe verdächtigt worden war, und gegen den, ich will nicht ſagen von welcher Seite, die hitzigſten Ereiferungen losgelaſſen wurden. Ich verachtete dieſe Einflüſterungen, und verſtändigte mich mit den Männern, die redlich geſinnt, das deutſche Gemeinwohl ſuchten, und durch die ſprechenden Thatſachen überwältigt ihre früheren Anſichten aufgaben, ſie lenkten willig in die Bahn, die ich ſchon längſt als die richtige gewählt hatte; Herr von Reizenſtein iſt jetzt gewiß einer der wackerſten Verfechter desjenigen Prinzips, dem ich von jeher folge, und mit ihm habe ich auch durch Herrn von Duſch das wichtige und zarte Geſchäft in der Schweiz mit Erfolg durchgeführt, an dem ſo viele andere Bemühungen geſcheitert ſind.“ Ich überlegte mir im Stillen, welchen Werth dieſes Lob veröffentlicht für die Gelobten wohl haben dürfte, und wunderte mich nur, daß der Fürſt die Sachen in der Schweiz wirklich ſchon als beendigt anſehen wollte.

Zuletzt kam er nochmals auf Rahel zurück, und ſprach viel und lange mit höchſter Achtung von ihr; er habe ſie zwar nicht als Freundin gekannt, ſei aber einer ihrer frühſten Bekannten und mit ihren beſten Freunden ſehr verbunden geweſen, beſonders habe Gentz ihr von jeher und bis zuletzt wahrhafte Verehrung gewidmet, auch öfters merkwürdige Stellen aus ihren Briefen ihm und der Fürſtin mitgetheilt. Den Verluſt von Gentz bedauerte er ungemein, lobte ſeine Liebenswürdigkeit, ſein unerſetzliches Talent, fügte jedoch hinzu, in den letzten Jahren ſei er unklar und muthlos geweſen, und in den Geſchäften nur mit großer Vorſicht zu gebrauchen. Nicht genug zu rühmen aber ſei die Unerſchrockenheit, die er in ſeinen letzten Tagen gegen den Tod gezeigt, beherzt habe er ihm in's Auge geſehen, er, der ſonſt bei jeder darauf bezüglichen Erwähnung gebebt!

Schon lange war dem Fürſten die Anmeldung eines Geſandten gebracht worden, ohne daß er ſich dadurch ſtören ließ, ich machte zwar Anſtalt wegzugehen, allein er hieß mich meinen Platz behalten, und ſetzte gelaſſen und behaglich ſeine Mittheilungen fort. Endlich ſchien es mir doch ernſtlich Zeit zum Aufbruch, und mit den freundlichſten Verſicherungen, wie lieb und erwünſcht ihm mein Beſuch geweſen, lud mich der Fürſt auf den folgenden Mittag ein. Die ungemeine Zutraulichkeit und das natürliche Wohlwollen ſeines ganzen Benehmens gab mir in dieſem Augenblicke den Muth ihm zu ſagen, ich ſei nicht allein, ſondern habe einen Neffen von Rahel zum Begleiter, dem es eine theure Erinnerung für das ganze Leben bleiben würde, wenn er Seiner Durchlaucht vorgeſtellt werden dürfte. Mit der gütigſten Willfahrung ſagte der Fürſt ohne Zögern: „Bringen Sie ihn morgen mit!“

Im Weggehen traf ich draußen den Marquis von Gagliati, er war es, den man dem Fürſten gemeldet und den dieſer ſo lange hatte warten laſſen. Wir wechſelten nur wenige Worte, denn er wurde ſogleich zu dem Fürſten hineingerufen. Ich eilte nach Hauſe, bewegt von den mannigfachſten Eindrücken, Ueberlegungen und Zweifeln, die ſich ſchwer in ein klares Ergebniß fügen wollten.

Beſuche in der Stadt, eine Fahrt in das Helenenthal hatten mich ſehr ermüdet und aufregende Abendgeſpräche mir eine ſchlechte Nacht bereitet, daher ich am nächſten Morgen mich unwohl befand, an Schwindel litt, und beim Fürſten ſchon wollte abſagen laſſen. Doch einige Bewegung im Freien ſtellte mich ſo weit her, daß ich hoffte, das noch übrige Unbehagen überwinden zu können. Wir fanden uns daher zur beſtimmten Zeit ein, ich ſtellte meinen Begleiter vor, und nach einer Viertelſtunde gleichgültigen, doch heitern und artigen Geſprächs ging man zu Tiſch. Ich ſaß zwiſchen dem Fürſten und ſeiner Tochter Leontine, auf ſeiner andern

Seite die Fürſtin, wegen ihres hoffnungsvollen, aber ſehr leidenden Zuſtandes halbliegend in einem tiefen Lehnſtuhl. Die zweite Tochter des Fürſten, der Vizepräſident des Hofkriegsrathes General Graf Ignaz von Hardegg, der Graf Joſeph Eſterhazy, ein Graf Zichy, der Freiherr von Neumann aus London und noch einige Herren ſchloſſen den kleinen Kreis. Der Fürſt war ungemein zuvorkommend, beſonders verbindlich gegen uns Fremde, fragte allerlei von Berlin, erzählte heitere Geſchichten aus der Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes, ſcherzte, warf kleine Bemerkungen hin, und verbreitete das angenehme Behagen, welches ſich auf das Gefühl argloſer Freiheit und Sicherheit gründet; doch hielt er ſich im Ganzen ſchweigſamer als in früherer Zeit. Im Allgemeinen war die Unterhaltung öſterreichiſch-vornehm, das heißt läſſig, zwanglos, vertraulich, kotteriehaft, dreiſt. Kein Wort von Politik, außer einmal, da Graf Zichy klagte, der Buchhändler habe ihm die Paroles d'un croyant noch nicht geſchickt; ich ließ die Frage einfließen, ob denn das Buch nicht verboten ſei? und der Fürſt erwiederte: „Verboten allerdings, inſofern es nicht öffentlich angekündigt und feilgeboten werden darf, nicht aber für ſolche Leſer, bei denen kein Nachtheil davon zu fürchten ſei, die öſterreichiſche Zenſur nimmt auf die Perſonen Rückſicht.“ Jemand erinnerte, daß in dieſem Sinne zum Beiſpiel dem Herrn von Eskeles erlaubt werde, das heftige Pariſer Blatt, le National zu halten. — „O bei dem iſt die Regierung ſicher“, rief ein Anderer, „einen beſſeren Oeſterreicher giebt es nicht! — „Und was die Denkart betrifft“, verſetzte der Fürſt mit Heiterkeit, „ſo iſt der National für ihn wohl gar ein gemäßigtes Blatt.“ Das Geſpräch ging auf die Eiſenbahnen über, und auf dem Schienenwege ging es ohne Anſtoß leicht und ſchnell. Die Aeußerung, daß die Eiſenbahnen auf die Kriegführung großen Einfluß haben würden, führte auf ältere Ereigniſſe zurück, und als der Schlacht von Wagram und des Umſtandes gedacht wurde, daß heute zwei Perſonen am Tiſche ſeien, die bei Wagram verwundet worden, ſo vervollſtändigte ich die Angabe durch die Anmerkung: „Ja, doch mit dem Unterſchiede, der Graf von Hardegg als General, und ich als

Fähndrich“, worüber der Fürſt ein großes Ergötzen hatte, und meinte, ſolcher Unterſchied gleiche ſich im Leben aus, denn wenn der Fähndrich meiſt wünſche General zu ſein, ſo fehlten auch die Anläſſe nicht, wo der General wünſche Fähndrich zu ſein. Wo und wie dieſe Anſpielung hier treffen mochte, konnte ich nicht beurtheilen, ſie wurde aber mit großer Luſtigkeit aufgenommen, und der Fürſt, der nach alter Gewohnheit einen ſolchen Scherz aufgriff um ihn nicht wieder los zu laſſen, war im Zuge ihn bis auf das letzte Mark auszupreſſen, als ihm ein großer Pack Depeſchen überbracht und der öſterreichiſche Botſchafter Graf von Lützow gemeldet wurde, der eben von Rom angekommen war. Die Tafel wurde nun bald aufgehoben, und der Fürſt entfernte ſich.

Die Fürſtin Melanie, mit der ich bisher kaum ein paar Worte gewechſelt, bemächtigte ſich nun meiner ganz, hieß mich neben ihr niederſitzen, und ich hatte alle meine Aufmerkſamkeit zuſammen zu nehmen. Denn ihr Geſpräch, wechſelnd, eigenwillig, gebieteriſch, andringend, war mehr als bloßes Geſpräch, warf ſich dem Anderen leicht als Prüfung, als Zuredeſtehen, ja wohl gar als Beichtenſollen auf. Ihre Gunſt oder Ungunſt war jedesmal ganz entſchieden und unverhohlen, aber nicht zu berechnen, man ſah beide als Gaben des Zufalls an. Für mich war gerade Gunſt vorhanden, und die wurde mir denn auch reichlichſt ausgeſchüttet. Sie dankte mir lebhaft für die Mittheilungen aus Rahels Nachlaß, ſie habe das Buch im vorigen Sommer mit großer Begier geleſen, oder der Fürſt ihr daraus vorgeleſen, vieles von dem Inhalte möge ſie wohl nicht verſtanden haben, aber das Ganze habe mächtig auf ſie gewirkt, wie noch nie ein Buch, und es ſei ihr überaus leid, daß ſie die ſeltene Frau nicht gekannt habe; nun kamen vielerlei Fragen, deren manche mich in Verlegenheit ſetzte, denn bisweilen waren ſie ſo wunderlich geſtellt, daß ich ihnen erſt eine andere Wendung geben mußte um ſie beantwortungsfähig zu machen; die Briefe an Gentz kamen ganz beſonders zur Sprache, die Fürſtin ſprach von dieſem mit ungemeiner Vorliebe, er ſei geweſen wie kein anderer Menſch, auch beſonders für ſie immer gut geſinnt, und ſie habe Unerſetzliches in ihm verloren; eines könne ſie ihm nicht verzeihen, die Liebſchaft mit Fanny Elßler, dadurch habe er ſich auch ſehr geſchadet in der großen Welt. — „Aber um ſo mehr gewonnen an Herzensglück“, erwiederte ich, „und da mocht' er den Beifall der großen Welt, die er ſchon mehr entbehren konnte als ſie ihn, leicht verſchmerzen.“ Mein Widerſpruch erregte Befremden, und ich ſah wie es in der Schwebe hing, ob ich noch ſtehen ſolle oder fallen, daher ich nachdrücklich fortfuhr, ich ſei erſtaunt, daß ſie, gerade ſie ein ſolches Verhältniß unbillig beurtheile, und nicht hauptſächlich das Glück darin erkenne, daß ein Mann in ſeinem Herbſte noch ſolchen Frühling erlebe, daß ein ſchon trübes Alter vor ſeinem Ausgange noch zuletzt durch ſolchen Sonnenglanz erhellt werde; ich lobte dann Fanny Elßler wegen ihrer edlen Eigenſchaften, ihrer Herzensgüte, ihrer Seelenanmuth, die ihren Werth über alle Zufälligkeiten der äußeren Lagen erhöben und dauernd ſicherten. Die Fürſtin gab dies alles zu, wiewohl etwas unwillig, und es ſammelten ſich auf ihrer Stirne ſchon einige Wolken; wer weiß, wie es mir ergangen wäre, hätte nicht eben zu guter Zeit ſich der Fürſt wieder eingefunden und das Geſpräch aufgenommen. Da er hörte, daß von Gentz die Rede ſei, gab er bereitwillig ſeinen Beitrag. Er ſprach von der außerordentlichen Wirkung, welche der Tod Goethe's auf Gentz gemacht, das ſei die größte Erſchütterung für ihn geweſen, um ſo wunderbarer, als er nie recht gut mit Goethe geſtanden, immer viel gegen ihn gehabt und ſich gegen deſſen Größe wie gewehrt habe. Der Fürſt ſagte das im Tone des Tadels, und als ſei er ſelbſt nie in ähnlichem Fall geweſen, daher konnt' ich mich nicht enthalten, ihm in's Gedächtniß zu rufen, daß auch er früher nicht allzu gut von Goethe gedacht, und daß ich darüber manchen warmen Strauß mit ihm zu führen gewagt; er antwortete hierauf mit ernſter Verwahrung: „Geſchätzt habe ich ihn doch immer, und perſönlich fanden wir uns beide außerordentlich gut zuſammen.“

Von Adam Müller war hierauf die Rede und von Friedrich Schlegel, welche auf der von Gentz eröffneten Bahn nachgeſchritten waren, aber mit weit geringerem Erfolg, ſowohl in geſchäftlichem als in perſönlichem Betreff. Daß beide in ihrem Streben zuletzt über das öſterreichiſche Intereſſe hinaus vorzugsweiſe ein kirchliches in's Auge gefaßt, und daher in Geſchäften oft unbequem, ja völlig unbrauchbar geworden, wurde nicht geläugnet. Da ging es denn von ſelbſt wieder auf Gentz und ſeine außerordentlichen Leiſtungen zurück, ſeine Meiſterſchaft im Schreiben, ſeine bisweilen langſame aber ſtets richtige Auffaſſung, ſeine glänzende Darſtellung. Ich erinnerte den Fürſten, wie ſehr es zu wünſchen wäre, daß die Schriften und Aufſätze von Gentz geſammelt und auch aus ſeinen Geſchäftsarbeiten die geeigneten veröffentlicht würden; der Fürſt erwiederte, ich hätte ganz Recht, und er wolle jemandem Auftrag geben dieſe Sammlung zu beſorgen.

Der Graf von Lützow kam jetzt zur Geſellſchaft, und die Unterhaltung zerſplitterte ſich. Eine ungariſche Gräfin Fekete wurde gemeldet, und angenommen trotz des Mißvergnügens der Fürſtin Melanie, die gerade jetzt keine Luſt hatte irgend einen geſellſchaftlichen Zwang zu ertragen, und durch nichts zu bewegen ſchien, dieſe Unluſt zu verbergen. Eine fabelhafte Alte erſchien, eine geputzte und geſchminkte Fee in Kindesgeſtalt, gebrechlich und unbehülflich zum Zuſammenfallen, aber dennoch ſteif und ſtark in ihren Anſprüchen als große Dame, wie ſie denn auch ſchnell begriff, daß ſie nicht willkommen ſei, und dafür, als ſie ſich bald wieder empfahl einige ſcharfe Pfeile abſchnellte, die ſichtlich weh thaten. Sie war mir längſt bekannt als eine witzige, dreiſte, ſchonungsloſe Frau, von der man das Unglaubliche zu hören gefaßt ſein mußte, eine Art Frau von Crequi, die ſich in ihrem Kreiſe furchtbar gemacht hatte, mir noch überdies merkwürdig als die Freundin und Spielgefährtin von Gentz, der auch wohl von ihrer Zunge zu leiden, indeß noch weit mehr ſich ihres Schutzes zu freuen hatte.

Wir gingen zu Arnſtein's, wo wir auch zu Mittag hatten ſein ſollen, die Geſellſchaft ſich eben trennte, aber auch ſchon wieder andere zuſammenkam. Siehe da! Die Gräfin Fekete hatte hieher ihre Zuflucht genommen, und ſaß mit dem alten Arnſtein am Spieltiſch, ein Paar von ſo unheimlichem mährchenhaften Anſehen, daß man leicht glauben konnte, ſie ſäßen ſchon hundert Jahre ſo da, und könnten noch hundert Jahre ſo daſitzen. — Mit dem Grafen Cavriany, den ich bei Wagram beim Erzherzog Karl geſprochen, und nachmals in Wien bei der Gräfin von Fuchs häufig geſehen, hatte, erneuerte ich die Bekanntſchaft, und wir ſprachen beſonders mit Wärme von dem verehrten Feldherrn, den zu beſuchen er mich dringend aufforderte.

Ein Spaziergang, den die Damen anregten, gab in der ſchönen Natur die heiterſte Stimmung, führte uns aber auch mit dem Oberſtkämmerer des Kaiſers Grafen von Wurmbrand zuſammen, und mit dem Leibarzt Freiherrn von Stifft, deren Geſpräch einem Norddeutſchen einigermaßen ſeltſam klingen mußte, beſonders wenn man bedachte, daß man in dem Leibarzt einen ſtillen Mitregenten dieſes Staates vor Augen hatte, der in gar vielen Fällen mehr Macht hatte, als der Fürſt von Metternich und der Graf von Kolowrat zuſammen. — Wir verbrachten den Abend in freundlicher Geſelligkeit, allein ſie konnte nicht hindern, daß das Gefühl körperlichen Mißbehagens und wehmüthiger Trauer, ſo lange zurückgedrängt, endlich die Oberhand gewann und den erfüllten Tag düſter beſchloß.

Der nächſte Vormittag war regnigt, die Luft aber dabei warm und drückend, und ich litt unſäglich. Ein Gang in den Park ſtärkte mich ſo weit, daß ich einer Mittagseinladung folgen mochte, wo einige Herren, die aus Wien zum Beſuch gekommen waren, mich durch die Dreiſtigkeit ihrer Reden in Erſtaunen ſetzten. Sie behaupteten unter andern, ſeit den franzöſiſchen Julitagen ſei das Volk hier ganz verändert, leſe die Zeitungen, nehme Theil an den Begebenheiten, und urtheile darüber mit einer Schärfe, bei der den Regierenden mit Recht bange ſei. Die größte Verachtung wurde gegen die Männer ausgeſprochen, welche ſich als Feinde der Revolution bekannten, aber auf allen Punkten ihr nur ſtets nachgäben! Daß man die Karliſten in Spanien aufgeregt und unterſtützt habe, ſie jetzt aber ſchnöde im Stich laſſe, wurde bitter gerügt. Einer der Herren, der in politiſchen Dingen kein Fremdling ſchien, wollte wiſſen, unſer Miniſter Ancillon habe dem Fürſten von Metternich eben einen üblen Streich geſpielt. Die Leiter der Kabinette ſeien bei ihrem letzten Zuſammenſein übereingekommen, und Metternich insbeſondere habe dahin geſtimmt, daß man den ſpaniſchen Kämpfen ruhig zuſehen wolle, bis die Karliſten mit hinreichender Truppenzahl das Feld behaupteten und der König an ihrer Spitze ſtünde, wäre es aber ſo weit gekommen, ſo wolle man offen und ſtark ſich für die gute Sache erklären und ihren Erfolg ſichern. Jene Bedingungen wären nun eingetreten, Metternich aber habe ſich nicht gerührt und alles beim Alten gelaſſen, Ancillon hingegen, um ſeine gute Geſinnung zu zeigen, habe mit ſtolzer Wortfülle den Fürſten an die Verabredung erinnert, und hoffe ohne Zweifel die ſchmeichelhafteſte Anerkennung ſeines Eifers. Nichts aber komme dem Fürſten ungelegener, und er verwünſche dieſe Befliſſenheit, denn er habe ſowohl dem engliſchen Kabinet als auch dem Könige der Franzoſen gegenüber weit wichtigere Rückſichten zu beachten, und das entfernte Spanien müſſe den näheren Anliegen in der Schweiz und Italien billig nachſtehen. Ich bekannte, von dieſen Sachen nicht unterrichtet zu ſein, und ſtellte nur ehrenhalber einige Zweifel gegen dieſe Angaben auf, welche unſeren Miniſter in kein günſtiges Licht ſetzten. Der Sprecher aber fuhr fort, daß er in dieſem einzelnen Falle dem Fürſten wohl Recht gebe, darum aber nicht weniger deſſen ganzes politiſches Verfahren höchlich tadeln müſſe; daſſelbe gründe ſich auf keinen wahrhaften Gedanken, auf keine ächte Kraft, ſondern auf eine Art von Bezauberung, in welcher es andere noch Schwächere befangen halte. Niemand wird mir verdenken, daß ich keinen Beruf empfand, im fremden Lande mich zum Vertheidiger des fremden, von ſeinen eignen Nächſten angegriffenen Miniſters aufzuwerfen. Seine Perſönlichkeit aber vertheidigte ich mit allem Feuer inniger Ueberzeugung, und ſetzte ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften, und unter denen ſein edler Freiſinn — ja, Freiſinn — voranſtände, in das hellſte Licht, wogegen denn zuletzt kein Widerſpruch mehr erhoben wurde.

Für dieſen Eifer ſollt' ich unmittelbar belohnt werden, denn bei einem Gang im Freien, den ich Nachmittags machte, begegnete mir Metternich, und lud mich ein ihn eine Strecke zu begleiten. So wohlwollend und harmlos hatte ich ihn kaum jemals geſehen! Er ging auf die vertraulichſten, menſchlichen Betrachtungen ein, ſprach von Liebeszauber und Eheglück, und geſtand, ſeit er dieſes — erſt in ſpäter Zeit — wahrhaft kennen gelernt, habe er ohne ſolches nicht mehr leben können. Was die Eltern den Kindern, was dieſe den Eltern wären, ſetzte er mit ſchönen Worten auseinander, ſcharf und rührend, denn er wollte ſich keiner Täuſchung hingeben, und ſein warmes Gefühl doch nicht mit dieſer opfern. Ich faßte ſeine Meinung vollkommen, und er ſchien vorauszuſetzen, daß ich ihn verſtehen müßte. Nun wollte er auch von mir einige Aufſchlüſſe über neuere Vorgänge, die mich betroffen hatten, und ich ſagte in der Kürze das Nöthige. Darauf ſprach er von Ludwig Robert, deſſen Dichtungen er ſehr ſchätzte, und aus denen er einige beißende Sprüche auswendig wußte. Ich beklagte, daß der Dichter in ſeinem Leben nie geahndet, welch günſtigen Leſer er an ſo hoher Stelle gehabt; er war für Beifall ſehr empfänglich, ja deſſen bedürftig, und der ſchmeichelhafteſte, der eines machtvollen Gegners, war ihm entgangen! Der Fürſt war am Ziele ſeines Weges, und ich empfahl mich; eine Einladung zum folgenden Mittage mußt' ich ablehnen.

Montags, den 11. Auguſt rafft' ich mich mit Gewalt aus Unwohlſein und Verſtimmung auf, um nach der Weilburg zum Erzherzog Karl zu fahren, wo ich mich angemeldet hatte. Der Oberhofmeiſter General Graf von Grünne führte mich zu ihm. Ich bekenne, daß mir das Herz pochte, als ich ſeiner anſichtig wurde. Die ſchmächtige, unanſehnliche, vom Alter hart angegriffene Geſtalt, und doch durch und durch der Ausdruck eines Kriegers, eines Helden! Treuherzig und faſt wehmüthig war ſeine Stimme, die freilich längſt des Befehlrufes vor dem Feinde ſich entwöhnt hatte, doch wie er ſich etwas warm ſprach, wurde auch ſein Ton kernhafter und gedrungener. „Ich bin hocherfreut", ſagte er in freundlicher Weiſe, „daß meine alten Kriegskameraden noch an mich denken, ich hab' auch meinerſeits die größte Anhänglichkeit für ſie! Diejenigen, welche Freud und Leid zuſammen genoſſen haben, gehören für immer zuſammen!" Er drückte mir die Hand, und fuhr bewegt fort: „Ich dank's Ihnen recht, daß Sie an mich gedacht!" Er fragte hierauf nach meinen Verhältniſſen, wußte daß ich mit Tettenborn bei den Ruſſen geweſen, ſpäter in Karlsruhe gelebt, und meine litterariſchen Sachen waren ihm wohlbekannt, alſo auch das Buch Rahel, und durch dieſes mein großer unerſetzlicher Verluſt. „Ich weiß es gar wohl", ſagte er, „der Tod einer geliebten Frau iſt das Härteſte was einen Mann treffen kann; und da Sie keine Kinder haben, ſo beklag' ich Sie doppelt, ich habe doch dieſen Troſt mit meinen Kindern zu leben!" Aus jedem Blick und Wort leuchteten Muth, Biederkeit und Menſchenliebe, alles war ſo ſchlicht und ruhig, ſo klar und aufrichtig. Er wünſchte keinen Krieg mehr zu erleben, er fand den Frieden höchſt preiswürdig, und meinte, wenn der jetzige auch nur eine Friſt wäre, die den Umſtänden täglich abgerungen würde, müßten wir ihn doch werth halten und dankbar genießen, denn nicht ohne Schauder könne man an die Verwirrung denken, die hereinbrechen müſſe, wenn die großen Mächte feindlich zuſammenſtießen. „Da könnt' es kommen", ſagte er, „daß dem beſten Mann das Herz bräche, für eine Sache fechten zu müſſen, die ihm nicht anſtünde. Wir hatten es darin beſſer, wir hatten nur Einen Feind, da war die Wahl nicht ſchwer; aber jetzt wollen die Völker ganz anderes und vielerlei, und ich kann nicht ſagen, daß ſie Unrecht haben."

Ausführlich wurde die Schlacht bei Wagram beſprochen, und ich verhehlte nicht, daß ich ſie im Verfolge meiner Denkwürdigkeiten ſchildern würde. „Das war eine große Schlacht", ſagte der Erzherzog mit Feuer, „eine ungeheure Schlacht, die mit in erſter Reihe ſtehen darf. Sie ging verloren, aber nicht durch meine Schuld, noch durch die der braven Truppen; die haben gerauft wie Helden! Und wenig Täge drauf wieder eine Schlacht, wo ſie mit größter Ausdauer ſtanden, — mehr iſt nicht möglich zu leiſten! Aber Sie wiſſen wohl, wie alles bei uns beſtellt war, — doch das wollen wir lieber ruhen laſſen, und nichts aufdecken, was nicht offenbare Thatſache iſt, wozu nutzt das jetzt noch? Halten Sie ſich ganz an die militairiſchen Ereigniſſe!“ — Ich fragte nach mancher Einzelheit, und empfing erwünſchte Auskunft. Zu beſſerer Hülfe verſprach er mir aber einen Plan der Schlacht und beſtimmte Angaben über die Stärke der beiderſeitigen Heere. Ob er ſelbſt noch dazu gelangen würde, auch den Feldzug von 1809 wie ſeine früheren zu bearbeiten, war ihm zweifelhaft. Er meinte, die Sachen wären ſchon ſo lange her, und uns doch noch ſo nah, ſo eng mit den noch heute beſtehenden Verhältniſſen verflochten, als wenn ſie geſtern erſt geſchehen wären. „Das bleibt halt für die Nachkommen aufgeſpart“, rief er lachend, „wenn die ſo gut ſein wollen, ſich noch mit uns zu beſchäftigen!“ — Zuletzt wünſchte er mir noch Glück, daß ich die Befreiungskriege mitgemacht, ſo gut ſei es ihm nicht geworden. „Aber das war wieder nicht meine Schuld“, ſetzte er hinzu, „ich war bereit wie immer, wo es das Vaterland galt. Nun, ich will zufrieden ſein, es iſt gut gegangen, und das iſt die Hauptſache.“ Als es Zeit ſchien, daß ich mich beurlaubte, gab mir der Erzherzog wieder die Hand, und entließ mich mit guten Wünſchen für meine Geſundheit, in denen die biederſte Herzlichkeit ſich ausdrückte.

Ich fragte bei Metternich an, ob er zu ſprechen ſei, hörte aber er ſei im „Kaiſergeſchäft“, nämlich er habe Vortrag beim Kaiſer, der im Begriff ſei Baden zu verlaſſen, und nach Schönbrunn zu ziehen. Der Ausdruck gefiel mir gar wohl.

Unter den Mittagsgäſten bei meinen Berliner Damen war unverhofft der alte Eskeles, der durch ſeinen munteren Geiſt und Scharfſinn die ganze Geſellſchaft belebte; unter anderen erzählte er köſtliche Geſchichten von Thugut, die den hartgeſchmiedeten Staatsmann in ſeiner Größe, doch eben ſo in ſeiner Fühlloſigkeit zeigten; ich bedaure, die beſtimmten Züge nicht aufgeſchrieben zu haben, doch bietet die meiſterhafte Schilderung Hormayr's deren andere genug zum Erſatz.

— Mich beluſtigte das Mißtrauen, welches eine der Damen gegen mich gehegt zu haben geſtand, man hatte ihr nämlich verſichert, ich ſei in München mit Eduard von Schenk in engen Bund getreten, ein Frömmler geworden, und nun auf dem Wege die größten Dinge zu erreichen, nämlich nicht im Himmel, ſondern noch hier auf Erden. Die Richtigkeit ſolcher Herrlichkeit ſollten wir ſogleich in einem erſchreckenden Beiſpiel vor Augen haben; noch während der Mittagstafel kam die Nachricht, daß die wegen ihrer Schönheit und ihrer Glücksloose berühmte Frau von Geymüller vor einigen Stunden geſtorben ſei. Alle Anweſenden geriethen in Aufregung, der überraſchende Schreck war nicht ſo ſchnell wieder zu beruhigen, erſt allmählig konnte der Eindruck zu den mannigfachen Betrachtungen ausgedehnt und verarbeitet werden, zu denen die Geſchichte dieſer Frau ſo reichen Stoff darbot.

Der portugieſiſche Geſandte in Wien, Baron von Villaſecca, war nach Baden gekommen, und ich wurde mit ihm bekannt gemacht. Wir ſprachen eine ganze Weile zuſammen, als der Zufall mich entdecken ließ, daß er ein Jugendfreund von Rahel ſei, der ſie zuletzt in Wien während des Kongreſſes beſucht hatte, wo auch ich mit ihm bekannt geworden war. Er hieß früher Navarro, und jener Titel war ihm ſeitdem verliehen worden. Wir freuten uns ſehr, und ſprachen nun vertraulich. Die Entgegenſetzung unſerer politiſchen Anſichten blieb keinen Augenblick verborgen, hinderte aber nicht, daß er mir als einem in der Wirklichkeit ganz Unbetheiligten ſeinen Verdruß und ſeine Sorgen mittheilte, denn er hielt Portugal für verloren, und klagte deßhalb hauptſächlich den Fürſten von Metternich an, der bei den entſchieden ausgeſprochenen Grundſätzen und eifrigſten Neigungen nicht offen aufzutreten wage, und ſich von England und Frankreich einſchüchtern laſſe. Gleiche Klagen hörte ich von dem ſpaniſchen Geſchäftsträger Montenegro, der ſeine Unzufriedenheit über das Fallenlaſſen und Preisgeben der Sache des Don Carlos mit bitterem Groll ausſprach. Mir war es ſonderbar, faſt bei jedem Schritt und in dem Kreiſe, der dem Fürſten unbedingt angehören ſollte, nur Widerſachern deſſelben zu begegnen.

Die Luft in Baden ſchien mir nicht zu bekommen, ich war immer leidend, und meine Nerven entweder überreizt, oder völlig abgeſpannt. Ich wollte daher nach Wien zurück fahren, und ging in dieſem Vorhaben am Mittwoch zu Metternich um Abſchied zu nehmen. Es war in der Mittagszeit, die ſchwülſte Sommerwärme, und der Himmel ſchwer mit Wolken behangen; ich bereute ſchon, daß ich mich hatte melden laſſen, hielt mich kaum fähig ein Geſpräch zu beſtehen, und wünſchte nicht angenommen zu werden. Aber ich wurde angenommen, ſogleich eingeführt und in kühlem Zimmer mit lebhafter Freundlichkeit empfangen. Der Fürſt war ungemein heiter, mittheilend wie noch nie, ich hätte nicht gelegener kommen können. Nachdem wir uns geſetzt, begann er zu reden, und mit ſolchem Behagen, in ſolcher Folge und Dauer, daß mir während anderthalb Stunden beinahe nichts übrig blieb, als ihm ſtaunend zuzuhören. Und wie gern hörte ich zu, wie gern verſtummte ich bei ſolchem Hören! Der Leſer wird dies aus nachfolgendem, wenngleich nur ſchwachem, doch möglichſt getreuem Abbilde der Mittheilungen des Fürſten einigermaßen mitempfinden.

Er hatte meine Handſchrift eben geſehen, auf einem Blatte, das die Fürſtin an ihr Verſprechen erinnern ſollte, mir ein Bild von Gentz zu ſchenken, verbunden mit der Andeutung, wie werth ihr eigenes mir ſein würde. „Ich ſammle Handſchriften“, ſagte er, „doch erſt ſeit kurzem, und nur von Zeitgenoſſen; das heute Neueſte und Erlangbarſte wird in unſerer Zeit, die ſo raſch läuft, ſchnell genug alt und ſelten, und ſchon dadurch wichtig. Ihre Schrift iſt gewiß eine der ſchönſten, doch kann man ſich nicht lange aufhalten ſie zu loben, denn noch ſtärker nimmt Ihre Schreibart alles Lob in Anſpruch.“ Nach dieſer Artigkeit, die ich mit nöthiger Beſcheidenheit erwiederte, kam er ſogleich auf ſeine Schreibweiſe, und gefiel ſich in deren genauer Darlegung. „Alles Wichtige“, fuhr er mit behaglicher Langſamkeit fort, „ſchreibe ich durchaus ſelbſt, und gewöhnlich ſehr ſchnell, oft Depeſchen von zwölf bis ſechszehn Seiten, und mehrere an Einem Tage, — ich glaube nicht, daß noch irgend ein Menſch ſo viel und vielerlei geſchrieben habe und ſchreibe, als ich! Wenn ich mir vornehme, nichts auszuſtreichen, wie bei Briefen meiſt der Fall iſt, ſo ſchreibe ich um weniges langſamer; gewöhnlich aber ſchreibe ich nur einen raſchen Entwurf, in welchem ausgeſtrichen und verbeſſert wird. Im Anfange bin ich meiſt etwas unſicher, und ſuche den richtigen, daher geſchieht es oft, daß ich mehrere Anfänge hintereinander, bisweilen ſchon halbe Seiten, verwerfe und friſche Bogen nehme; habe ich aber einmal den rechten Anfang gefunden, dann geht es unaufhaltſam fort, und je tiefer hinein, deſto ſtrömender und beſſer. So wie ein Bogen nun eilig vollgeſchrieben iſt, geb' ich ihn in das Bureau, wo er ſogleich in's Reine gebracht wird, dieſe Reinſchrift laſſe ich dann durch vertraute Gehülfen, die an meinen Geiſt und an meine tournure de phrase ganz gewöhnt ſind, mit Sorgfalt durchſehen, doch nur allein wegen des äußerlichen Redeganges; ſie ergänzen die etwa nur angedeutete Phraſe, ſchneiden unnöthig Wiederholtes weg, und was ſonſt in dieſer Art Nachläſſiges vorkommen mag; aber ihr Geſchäft bleibt dabei ganz äußerlich, an den Sachen, an den eigentlichen Sinn dürfen ſie gar nicht rühren. Dieſe ſo behandelten Bogen laſſe ich mir dann auf's neue vorlegen, und korrigire ſie durch, wo ich dann immer noch genug zu thun finde. Auf dieſe Art läßt ſich in kurzer Zeit unglaublich viel zu Stande bringen."

„Meine Weiſe zu redigiren iſt durchaus verſchieden von der Art, wie Gentz geſchrieben hat. Dieſer, wenn ich ihm eine Ausarbeitung aufgetragen, forderte und brauchte gewöhnlich einen Tag, auch zwei und drei Tage, um über die Abfaſſung nachzudenken, dann ſetzte er ſich hin, und führte langſam und ſorgfältig das Vorgeſetzte aus; bei ſehr eiligen Sachen iſt mir das oft peinlich geworden. Ich dagegen kann über einen gegebenen Stoff in ſolcher Weiſe nicht ausſchließend nachdenken; wollte ich das thun, ſo würden mir hundert andere Sachen in den Sinn kommen, und die beabſichtigte ſich darunter verlieren. Wenn ich mir aber einen Gegenſtand einmal vorgenommen habe, ſo arbeitet der ſich von ſelbſt in mir weiter, auch während ich ganz andere Dinge thue; die nöthigen Ergebniſſe reifen ſchnell unter allen ſcheinbaren Zerſtreuungen; beim Eſſen, im gewöhnlichen Geſpräch, im Fahren bieten ſich mir die klarſten Aufſchlüſſe, die wichtigſten Einfälle, und ſobald der Gegenſtand in mir ganz klar und reif geworden, mein Sinn und Geiſt davon ſaturirt iſt, dann ſchreibe ich friſch drauf los, um die Anordnung und Folgeſtellung unbekümmert, die ergeben ſich dann ganz von ſelbſt. Bin ich einmal im Zuge, ſo ſtört mich keine Unterbrechung, ich kann die Arbeit jeden Augenblick an jeder Stelle wiederaufnehmen und darin ruhig fortfahren. Ich ſehe zuvörderſt auf die Sache, und bin gar kein Wortklauber, wiewohl ich recht gut weiß, wie viele Mißverſtändniſſe und Irrthümer dadurch gleich im Beginn verhütet werden, doch ſind nicht viele Worte von ſolcher Bedeutung, und es wäre pedantiſch, alle ſo ſtreng zu nehmen. Ich ſuche nur Klarheit im Ausdruck, die ſächliche Wahrheit, in ruhigem, leidenſchaftsloſem Vortrage. Die Dinge ſind nicht leidenſchaftlich, und ſobald man nur möglichſt ſie ſelbſt reden läßt, kann man auch das Harte ſagen ohne zu verletzen. Alles Uebertriebene im Ausdruck ſchadet nur; ſo haſſe und meide ich alle Superlative, denn faſt nie ſind die Sachen von der Art, daß ſie dieſe Bezeichnung fordern, jeder Superlativ an ſich iſt ſchon ein Fehler, il fausse la phrase. Auch das Blumenreiche verbanne ich aus meinem Stil, in der Politik iſt ruhige Klarheit die einzige Beredſamkeit; allerdings kann dieſe Klarheit bisweilen am beſten durch ein Bild erlangt werden, und das verwerfe ich denn auch nicht, im Gegentheil, ich bediene mich deſſen gern, und beſonders der Parabel mit Vorliebe."

„Iſt in dem Niedergeſchriebenen eine Dunkelheit, fühle ich, daß dem Leſer eine Stelle nicht ganz deutlich ſein könnte, ſo folge ich hiebei dem Rath eines alten gewiegten Praktikers, des Barons Thugut, der mir einſt die Lehre gegeben, in ſolchem Falle ſolle ich nicht verſuchen, eine andere und neue Wendung zu finden, den Gedanken umzuſtellen, oder von einer anderen Seite vorzudringen, ſondern lediglich darauf bedacht ſein, in der dunklen Stelle alles nur Entbehrliche wegzuſtreichen, gewöhnlich drücke dann das Uebriggebliebene den verlangten Sinn vollſtändig und ſicher aus. Und ſo find' ich es in der That, das Einfache ſteht auf ſich ſelbſt, die Stützen und Hülfsmittel ſind meiſt das Verdunkelnde."

Ich konnte nicht umhin, hier anzumerken, daß ich im höchſten Erſtaunen ſei über manche Aehnlichkeit zwiſchen ſeinem Verfahren und meinem, auch ich ſchriebe entweder von Anfang an ganz rein ohne die geringſte Litur — und nicht nur Briefe, ſondern auch alle meine Depeſchen hätte ich ſo hingeſchrieben ohne ein Wort auszuſtreichen, — oder ich erlaube mir das Letztere, und dann geſchehe es auch gleich ohne Maß. Auch die unvergleichliche Lehre von Thugut hätte ich unbewußt ſchon oft mit Erfolg angewandt, die jetzt zum Bewußtſein erhobene, würde mir nur um ſo fruchtbarer ſein. Der Fürſt lächelte wohlgefällig über dieſe Aehnlichkeit, fuhr aber gleich mit behaglich ernſtem Tone mit Nachdruck fort, und ſprach von ſeiner Stellung, ſeinen Aufgaben, ſeinen Grundſätzen.

„Ich ſtehe im Grunde ſehr allein", ſagte er; „Gleichgeſinnte habe ich gewiß viele, aber Gleichdenkende ſchon weniger, und Gleichhandelnde ſehr wenige. Ich bin für die Erhaltung des geſetzmäßig Beſtehenden; wer das auch will, der iſt mit mir, wer der Unordnung und Zerrüttung Vorſchub thut, der iſt wider mich und ich wider ihn. Die Erhaltung des Beſtehenden", — ich fügte hinzu „und Fortbildung", allein er nahm den Zuſatz nicht auf, und wiederholte trocken und feſt: „Die Erhaltung des Beſtehenden, davon geh' ich unter jeder Bedingung aus." Ich aber ſagte mir im Stillen, hier ſei die Scheidelinie, die uns auf immer trenne. Er fuhr fort: „Irrthümer und Mißverſtändniſſe ſchleichen ſich überall ein, um ſolcher willen muß man nicht gleich Menſchen oder Sachen verwerfen, ſelten iſt das Wahre und Unwahre, das Rechte und Unrechte ganz rein geſondert, meiſt beides im Gemiſch vorhanden, da iſt denn die Aufgabe das Gute möglichſt auszuſcheiden, hervorzuziehen und zu gebrauchen, das Schlechte hingegen zu beſeitigen, zu entkräften.

Nichts wäre thörichter, als unbedingte Uebereinſtimmung zu verlangen. Ich kann mit Leuten arbeiten und fertig werden, die mehr auf der Gegenſeite ſtehen, als auf meiner, wenn ich nur ihrer Redlichkeit verſichert bin." Er habe auch ſchon, wiederholte er, mit allen Arten von Menſchen zu thun gehabt, die ärgſten Gegner hätten ſich vertrauenvoll an ihn gewendet, noch heute thäten es ſolche, von denen kein Menſch es ahnde; und keinen habe dies noch gereut, ſo wenig wie ihn ſelbſt.

„Ich bin der Mann der Wahrheit", ſprach er mit erhöhter Stimme weiter, „und brauche das Tageslicht nicht zu ſcheuen, ich kann jedem Rede ſtehen, und von all meinem Thun Rechenſchaft ablegen, es giebt keine Verhandlung und Erörterung, auf die ich nicht freien Muthes eingehen dürfte. Für mich iſt es der größte Nachtheil, daß meine Arbeiten im engen Kreiſe der Kabinette geheim bleiben, ich würde bei der Oeffentlichkeit nur gewinnen; auch die Rednerbühne ſcheue ich in perſönlichem Betreff gar nicht, ich darf ſie für mich ſogar wünſchen, — wenn ich ſie gleichwohl haſſe, ſo iſt das aus Gründen, die in der Sache liegen. Vieles, was die Leute mir fern glauben, ſteht mir nahe, und vieles, was ſie in meiner Bahn vorhanden meinen, liegt außerhalb derſelben. Ich bewundere die Inſtitution der Jeſuiten, wie viele Proteſtanten auch thun, aber den Jeſuitismus haſſe ich wie die Peſt, der hat keinen größeren Feind als mich; in der Religion bin ich ein gläubiger Katholik, doch den Pietismus verabſcheue ich; eben ſo geht es mir mit dem Liberalismus, ich bin ihm ein unverſöhnlicher Feind, aber im beſten Sinne liberal zu ſein, darf ich mich wohl rühmen." Ich ſagte, gar oft hätte ich ihn als liberal-geſinnt bezeichnet, und gegen ungerechte Vorwürfe vertheidigt, ſogar die Behauptung aufgeſtellt, unter anderen Umſtänden, zum Beiſpiel als ein Miniſter Preußens, würden auch die Handlungen dies bethätigt haben, wie das freilich in Oeſterreich ſelten möglich geweſen. Er verſetzte nach kurzem Innehalten: „Da haben Sie ganz die Wahrheit geſagt, und ich werde ſtets ſo bleiben."

In ſeiner Selbſtbetrachtung weitergehend ſagte er: „Ich kann in geſchäftlichem Betreff wohl mehr als zwanzig Richtungen und Seiten aufzählen, in denen ich mir alle Fähigkeit und Tüchtigkeit abſprechen muß; in denjenigen aber, die ich mir als meine ächte Stärke zuerkenne, fürchte ich nichts in der Welt. Zum Glück iſt das, was mir fehlt, von der Art, daß es ſich durch Andere erſetzen läßt, das was ich habe dagegen iſt die ſtandhafte Kraft, die kein Anderer für mich haben kann. Nichts iſt mir widriger, als der ſogenannte respect humain, dieſer Inbegriff ſchlechter Bedenklichkeiten und Rückſichten, falſchen Ehrgeizes und kleinlicher Eitelkeit, dieſe Furcht vor der hellen Wahrheit, dieſe Nachgiebigkeit gegen die Tagesmoden, gegen das Geſchrei der Menge, dieſe Beſorgniß, mit ſich ſelbſt im Widerſpruch zu erſcheinen, — das kämpfe ich ſtets in mir nieder. Ich bin ſelten in den Fall gekommen, oder vielmehr in Hauptſachen gar nicht, etwas zurückzunehmen oder mich im Unrechte zu bekennen; träte aber ein ſolcher Fall jemals ein, ſo würde ich gar nicht verlegen ſein ihn einzugeſtehen, im Gegentheil ich würde meine Freude daran haben; denn wie jemand — ich glaube es war Fox — einmal geſagt, nach dem Genuß, im Spiele zu gewinnen, ſei ihm der größte der, im Spiele zu verlieren, eben ſo muß ich ſagen, nach dem Vergnügen Recht zu haben, halt' ich für das größte das, meinen Irrthum einzuſehen und zu bekennen; ich würde mich dadurch nie herabgeſetzt glauben, vielmehr ſteht der, welcher dieſe Selbſtverläugnung übt, um ſo höher, denn ſie iſt nur möglich bei höchſtem Standpunkt. Das Aeußere der Handlungen mag ſich oft zu widerſprechen ſcheinen, dabei kann das Innere gerade recht einig ſein, und beiderlei Weg zu demſelben Ziele führen. Ich weiß, was man mir in dieſer Art alles vorhalten könnte, gerade in der neueſten Zeit; man könnte fragen, warum ich ehemals den Krieg gemacht habe, und jetzt nicht; aber ich habe den Krieg gemacht, wie ich es für nothwendig und heilſam hielt, und ich habe ihn nicht gemacht, weil er ſchädlich geweſen wäre; ich werde ihn wieder machen, ſobald jener Fall wieder eintritt, und man wird dann ſehen, daß ich noch ganz und gar derſelbe bin. In der That iſt der öffentliche Zuſtand jetzt ein anderer, und ein beſſerer, als vor einer Reihe von Jahren. Die Zeit von 1823 bis 1827 war in Hinſicht des herrſchenden politiſchen Geiſtes die ſchlimmſte; damals hatte der Liberalismus in Frankreich auch die Beſſeren ergriffen, und ſich als ein Schwindelgeiſt über Europa verbreitet; jetzt ſtehen die Sachen viel beſſer, der Kampf iſt klarer geworden, die Gegnerſchaften haben ſich mehr verkörpert. Ich haſſe es, mich mit Geſpenſtern herumzuſchlagen, aber den körperlichen Kampf ſcheue ich nicht, da ſtehe ich jedem Feinde, wie ich auch zum Zweikampfe ſtets bereit bin, das iſt in meinen Grundſätzen und in meinem Naturell."

Ich weiß nicht mehr was hier den Uebergang machte, aber der Fürſt kam auf die Litteratur. Oft habe er über den Zuſtand der deutſchen Litteratur nachgedacht, aber nie ſei er hiebei mit ſeinen Gedanken auf ein praktiſches Feld gelangt, und vergebens habe er gehofft, von der litterariſchen Seite ſelbſt hierin unterſtützt zu werden, denn diejenigen Schriftſteller, die ſich ihm angeſchloſſen oder zu Dienſten erboten, wären ſelber meiſt nur Partheileute geweſen, die ſich ſehr unbequem gemacht; was er wünſche, ſeien leitende Organe für die Oeffentlichkeit, er wundere ſich, daß dieſe unter ſo vielen begabten Geiſtern nicht von ſelbſt aufſtünden. „Dazu müßte die Litteratur Freiheit haben", erwiederte ich, „unter dem Druck des Zwanges kann ſich nichts entwickeln." Ich wagte nun gegen die Zenſur loszuziehen, gegen alle die kleinlichen Anſtalten und Verfolgungen, durch welche man die Gelehrten nur erbittert, ja die Ehre der Nation verletzt, und ſelbſt für die beſtimmten Zwecke des Augenblickes nicht das Geringſte gewonnen habe. Denn was hätten alle die Maßregeln, von den Karlsbader Beſchlüſſen bis zu den neueſten, irgend Gutes bewirkt? Hätte ſich der Zuſtand nicht im Ganzen verſchlimmert? Die Preßfreiheit entbehrten wir allerdings, aber die Frechheit und Ungebühr der Preſſe ſähen wir ungeſtört walten, und keine Macht wiſſe das zu hindern. Ich erklärte mich gegen jede unmittelbare Einwirkung des Staates auf die Litteratur, eine mittelbare dagegen könnte ſehr heilſam ſein. Die Univerſitäten würden des Zwanges entledigt, den Regierungen in natürlichem Zuge gute Verbündete ſein, man habe ſie mit Gewalt zu Feinden erklärt.

Der Fürſt hörte dies alles mit Gelaſſenheit an, wie denn eine ſeiner ächt ſtaatsmänniſchen Eigenſchaften iſt, dies zu können, und keine Meinung als ſolche gleich zum Verbrechen zu machen; vielleicht war es ihm auch ganz recht, daß ich mich ohne Hehl zeigte. Im Laufe dieſer Erörterungen ſprach er das Wort Akademie der Wiſſenſchaften, und ließ die Abſicht durchblicken, eine ſolche für Oeſterreich zu gründen. Ich bemerkte, damit würde nicht viel gethan ſein, dieſe Anſtalten hätten ſich überlebt, und wären nur noch ein Hof- und Staatsluxus; wollte man in dieſer Art etwas thun, das kräftig in's Leben griffe, ſo müßte es nicht nur für Deutſchland gemeinſam, ſondern auch hauptſächlich für die Jüngeren berechnet ſein, weniger das in beſtimmter Richtung und Wiſſenſchaft Geleiſtete, als vielmehr die Talente, die ſtrebenden und bedürftigen erfaſſen; der Herzog von Weimar, der habe, ohne den Namen, eine ſolche deutſche Akademie um ſich verſammelt; die Gewordenen, in Ruhm und Ehre Ausgelebten, hätte ihm ein größerer Fürſt leicht abnehmen können, aber daß er die Werdenden erkannt und herangezogen, das bleibe ſein unſterbliches Verdienſt.

„Die Jüngeren!“ ſagte der Fürſt, „ja wo findet man deren, die nicht ſchon ganz in Wildheit verloren wären?“ Ich legte dem Fürſten die Grundzüge einer Goethe-Geſellſchaft vor, die man in Weimar ſtiften und über ganz Deutſchland ausbreiten ſollte; da würde viel guter Nach- und Wetteifer entſtehen, in einem Sinne, der dem Gange der Geiſtesbildung in Deutſchland förderlich ſein könnte, ohne das Mißtrauen der Regierungen zu erwecken; eine ſolche Geſellſchaft ließe ſich ſo einrichten, daß ſie manchen irrſchweifenden Kräften zum rettenden Sammelplatz dienen könnte. Ich verſicherte, es würden die beſten Köpfe und ſchönſten Talente oft in dem Augenblicke, wo ſie den beſſeren Weg ſchon betreten, mit Gewalt auf den ſchlechten zurückgeſtoßen. Da mir Heinrich Laube einfiel, deſſen kürzlich erfolgte Verhaftung mir aus Berlin war geſchrieben worden, ſo glaubt' ich die Gelegenheit benutzen zu müſſen, ihm hier einigen Vorſchub zu thun. Ich ſagte zu ſeinen Gunſten, was ich an dieſer Stelle mit Fug und Wahrheit ſagen durfte, und bemerkte unter anderen, wenn Friedrich Schlegel für ſeine jugendlichen Thaten und Schriften ſo ſcharf behandelt worden wäre, ſo würde er nimmer Kaiſerlich öſterreichiſcher Legationsrath geworden ſein, noch vom Pabſte den Chriſtusorden erhalten haben. Dies war das einzigemal, daß der Fürſt etwas lachte. „Am allerwenigſten“, fuhr ich fort, „laſſen ſich ſolche junge Talente erkaufen; die ſchlechten aber, die ſich etwa verführen laſſen, erniedrigen ſich ganz, und ſind nun unbrauchbar.“ Der Fürſt gab mir vollkommen Recht, und verſicherte, er habe nie einen Heller bezahlt, um in ſolcher Art gegneriſche Stimmen für ſich zu gewinnen. „Die größte Lobrede“, fuhr er fort, „die mir je gehalten worden, hat Heine gemacht, Heine, mit dem Sie ja befreundet ſind.“ Ich erhob die Augen, und fragte wo und wie denn? „In dem Buch über Frankreich. Da ſpricht er von mir als von einem Feinde, aber als von einem, der bei der Stange geblieben, nie gebuhlt mit dem Liberalismus, nie doppeltes Spiel geſpielt. Ich weiß recht gut, daß er mich nur gelobt, um ſeinen heftigen Haß gegen Andere deſto ſchneidender zu machen, allein er würde dazu jenes Lob nicht haben brauchen können, wenn es nicht auf die Wahrheit gegründet wäre.“

Eine Reihe von Perſonen kam nun zur Muſterung, und Metternich meinte, er habe wenige Staats- und Geſchäftsmänner gekannt, die ihm ſo viel Ungemach und Störung verurſacht, als der hannöverſche Miniſter Graf von Münſter, der ein durchaus ſchiefer Kopf geweſen; dagegen habe er ſehr gern mit Talleyrand zu thun gehabt, der zwar ein gefährlicher Gegner, aber immer in regelrechter, feiner Fechtkunſt geblieben; von Freunden und Gehülfen nannte er wieder den unerſetzlichen Gentz, lobte den Grafen von Lebzeltern, den Ritter von Prokeſch, indem er den letzteren zugleich als einen Mann von freier Denkart bezeichnete. Eine Abſchweifung über das Verhältniß von Theorie und Praxis, die ſich an die Betrachtung der verſchiedenen Perſönlichkeiten anknüpfte, hatte viel Eigenthümliches und Sonderbares, ich bedaure, das Nähere nicht aufgeſchrieben zu finden.

Nach einer Pauſe nahm der Fürſt einige Schriften zur Hand, blätterte darin, und ſagte dann: „Hier iſt das Neuſte, was mir jetzt eben zur Arbeit vorliegt. Es ſind die letzten Berichte aus der Schweiz. Hören Sie, wie es dort zugeht!“ Und nun las er mir mit nachdruckvoller Stimme langſam die umſtändlichen Nachrichten vor, die über das im Kanton Bern ſtattgehabte Handwerkerfeſt eingegangen waren. Die Fahne und das Wappen Oeſterreichs und anderer deutſchen Staaten waren hiebei mit Füßen getreten worden; die geſungenen Schmählieder, die gehaltenen Reden, nichts wurde mir erſpart, und als dies alles abgethan war, erklärte er mir was er zu thun gedenke, und wie er die Sache behandeln werde. „Wollen die anderen Staaten meiner Aufforderung zu gemeinſamem Einſchreiten folgen, wie ich hoffe, ſo wird es um ſo beſſer ſein; wollen ſie es nicht, ſo wird der Kaiſer auch für ſich allein die Rüge durchſetzen, und die Berner Regierung ſoll recht in die Klemme kommen. Zunächſt werde ich ihnen eine Note zuſchicken, wie ſie noch keine empfangen haben, nämlich lauter Fragen, die ich hier ſchon zuſammengeſtellt: ich bin doch begierig, was mir dieſe Kanaillen hierauf antworten werden?“

Das war das ſtärkſte Wort, das ich noch von Metternich gehört, und ſchien ein bündiger Schluß für die ganze Unterhaltung. Ich war ohnehin durch die angeſtrengte Aufmerkſamkeit erſchöpft, und nahm mich nur mit Mühe noch zuſammen. Es war 3 Uhr geworden, und um 2 Uhr ſollte ich bei Frau von Peſchier zum Mittageſſen ſein. Der Fürſt aber ſchien gar nicht ermüdet, ſondern erſt recht im Zuge, ich ſah, er war fähig noch lange ſo fortzureden. Da ich aber Anſtalt machte zu gehen, ſo hielt er mich nicht länger, gab mir zum Abſchiede die Hand, und die gütigſten Verſicherungen, und ſagte, ich müſſe in jedem Fall ehe ich Baden verließe, noch einmal bei ihm eſſen.

Erfüllt und verwirrt von dieſer wunderbaren Unterhaltung, allem Wichtigen und Merkwürdigen, das ich vernommen, und das ich in hundert beziehungsreichen Gedanken erregt fortſpinnen mußte, fühlt' ich mich beſonders ergriffen von der aufdringlichen Frage, wieſo der Fürſt ſich bewogen finde, gerade mir alles dies mitzutheilen? War er ſo bedürftig ſich auszuſprechen, und hatte er in ſeiner Nähe ſo wenig Gelegenheit dazu, um mich den zufällig gekommenen Fremden zu erwählen? Oder hegte er eine beſondere Abſicht, und ſollte ich irgend einem ſeiner Zwecke dienen? Für letzteres fand ſich kein haltbarer Grund, und erſteres war auch kaum anzunehmen. In dieſen Zweifeln befangen, trug ich nicht minder den Inhalt ſo manches Gehörten ſchwer im Sinn, und ich ſah einen gewaltigen Stoff des Nachdenkens und der Verarbeitung vor mir aufgehäuft. Unter dieſen Eindrücken war ich ein ſchlechter Mittagsgaſt, ungewöhnlich ſchweigſam und dann wieder zu redſelig. Es geſchah mir ſogar, daß ich in der Uebereilung mehr ſagte, als ich wollte, was mir um ſo unlieber war, da man wußte, wo ich ſo lange war aufgehalten worden. Der ſchweizeriſche Geſchäftsträger, welcher unter den Gäſten war, erinnerte mich durch die Art ſeiner Fragen glücklicherweiſe ſelbſt, daß ich ſie nicht beantworten durfte.

Wir machten eine Spazirfahrt nach Heiligen Kreuz, und im Freien athmete ich auf, und erholte mich von Unwohlſein und Aufregung. Wir trafen dort anſehnliche Geſellſchaft. Die Damen waren munter, und wollten mich gar gern in Kenntniß ſetzen, wie es mit der Wiener hohen Welt ſtehe. Ich wußte davon ſchon vieles, aber der Gegenſtand ſchien unerſchöpflich. Einige vornehme Frauen, hieß es, die Ordner und Wächter der Ariſtokratie, herrſchen mit eiſernem Zepter, und beſtimmen nach Willkür, unwiderruflich, wer zur Crême der Geſellſchaft gehört. Dieſe Herrſcherinnen aber haben ſelber einen harten Stand, die unterdrückten oder verletzten Anſprüche winden ſich wie Schlangen empor, rächen ſich durch giftigen Biß, und trüben den höchſten Glanz durch ihren Geifer. Da war kein noch ſo großer Name, der nicht in kleine Stücken zerriſſen, kein Vorzug des Körpers, des Geiſtes und Gemüths, der nicht auf geringſten Werth herabgeſetzt, oder als Schein nachgewieſen, und hinter ihm wohl gar ein Gebrechen aufgedeckt wurde. Was doch für ein Zauber in dem Dünkel der Vornehmheit, in dem Uebermuthe der Ausſchließung liegen muß, daß man der furchtbaren Nachtheile, die ſich damit verbinden, nicht achtet, nicht der erſchrecklichen Langeweile, die in jedem abgeſchloſſenen Kreiſe entſteht, nicht der Kränkungen, die auch hier zuletzt jedem widerfahren, nicht der troſtloſen Unbefriedigung und Leerheit, denen alles verfällt, nicht den Haß und die Bitterkeit, welche aus den unteren Schichten gegen dieſe oberſte unaufhörlich ankämpfen, und ſie auch wirklich zu Zeiten, in großen Schickſalstagen zum Stürzen bringen! — Man erzählte die lächerlichſten Geſchichten über jene Crême, den möglichſt verengten Kreis des geſelligen Abrahms, der doch nicht verhindern könne, bisweilen ſchon ſauren Käſe und gar oft nur wäſſrige Molken darzuſtellen. Allgemein hörte man in Wien das Späßchen, daß nach den drei Schiefheiten von Wien gefragt und darauf geantwortet wurde, dieſe ſeien der Stephansthurm, der Fiaker Knackerl und eine gewiſſe Dame aus der hohen Geſellſchaft, in welcher Zuſammenſtellung der Volksſinn eine fröhliche Genugthuung empfand, obſchon der Mann des Volkes dabei doch wieder nur übel verbraucht wurde. Wie das heimliche Gericht der Vehme ſich zuletzt dahin verſtiegen, ſogar einen Kaiſer vorzuladen, ſo hatte das unheimliche Gericht der Crême ſich auch ſchon an Perſonen gewagt, an denen ſeine Ohnmacht kund werden mußte, und die Verſtändigen lachten ſchon der Zulaſſung oder Ausſchließung, mit der nichts Wirkliches verbunden war. — Merkwürdig war mir die Verſicherung, daß nach Frau von Arnſtein keine Dame dieſer Art wieder in den Kreis des hohen Adels hier eingedrungen ſei; ihr war es faſt abſichtslos gelungen, durch vieljährige Selbſtbehauptung in Glanz und Würde, durch großartiges Wohlthun und geſellſchaftliches Wirken, denen ſich zu rechter Zeit ſcharfer Geiſtesmuth und behutſame Weltklugheit verbanden.

Der lebhafte Verkehr zwiſchen Wien und Baden führte immer neuen Wechſel herbei. Frau von Pichler war mit ihrem Manne gekommen, die gute brave Frau ruhte auf ihren ſchriftſtelleriſchen Lorbeern, die in Wien noch friſch zu grünen ſchienen. Bei Frau von Brede, die hier in ſtiller

Zurückgezogenheit lebte, ſah ich Fräulein Bauer, die liebenswürdige Künſtlerin, die über ihren Beruf, ihre Jugend, den Beifall und die Gunſt, die ihr nicht fehlten, mit Unbefangenheit und Verſtand ſehr anmuthig ſprach. Herr von Karajan brachte mir Grüße von Grillparzer, und gab über ſeine eigenen altgeſchichtlichen Forſchungen gute Auskunft. Ich lernte den Leibarzt Metternich's, Dr. von Jäger kennen, der über die Homöopathie, welcher die Fürſtin anhing, während der Fürſt dagegen war, viel Treffendes ſagte; es ſcheint in der That, als müſſe jedes Zeitalter ſeine beſondere Wunderlichkeit haben, einen neuen Schimmer, auf den die vielen dunklen Kräfte, die unbeſchäftigt im Leeren ſchweben, eilig hinſtürzen, um ihr Lichtlein daran zu entzünden; es entſteht eine Schwärmerei, die ſogleich von Nachahmern, von Tröpfen wie von Schelmen, zum Aeußerſten getrieben wird; die Redlichen und Beſonnenen ſuchen den Funken ächter Wahrheit herauszuſondern, der noch meiſt unter den Irrlichtern mitleuchtet.

Daß es nicht an muſikaliſcher Unterhaltung fehlte, läßt ſich bei den ſchönen Talenten, an denen Wien in dieſem Fache von jeher Ueberfluß hat, wohl vorausſetzen. Nun aber kam Herr von Thalberg von Wien, und ſein meiſterhaftes Klavierſpiel überflügelte alles. Auch den berühmten Lanner mit ſeiner Bande hörte ich ſeine berühmten Zauberkünſte ausüben, im Theater, vor der Wohnung des Kaiſers, im Park, unter größtem Zulauf und Beifall.

Einer beſonderen Kunſtarbeit muß ich nebenbei erwähnen, die mir hier auffiel, und in Berlin noch nicht bekannt war. Aus Meſſingplatten waren allerlei Windungen, Blumen und Arabeskenzüge, etwa eine Linie breit, ausgeſchlagen, und mit entſprechenden von Ebenholz wieder ausgefüllt; das Ganze durch Stoff und Form noch im Handwerksbereich, hatte etwas Gefälliges und Prächtiges. Arbeitskäſtchen dieſer Art ſah man auf allen Damentiſchen, ſpäter wurden auch Schreibzeuge, Leuchter und größere Truhen hergeſtellt. Die Arbeit wurde Boule genannt, nach einem Meſſingarbeiter in Paris, der unter Ludwig dem Vierzehnten ſie erfunden hatte. Im Nachlaß einer in Wien geſtorbenen Fürſtin, bei welcher aus uralter Zeit viel ſeltſamer Hausrath ſich erhalten hatte, war ſolches Boulewerk aufgefunden und von Liebhabern als neu-alte Seltenheit zu hohem Preis erſtanden worden. Ein geſchickter Meſſingarbeiter nahm die verſchollene Technik mit Glück auf, und die Boulesachen gingen bald abermals als neueſter Modegeſchmack durch halb Europa.

Mich erfüllten inzwiſchen immerfort die Metternich'ſchen Geſpräche, ich mußte über das Einzelne nachdenken, den Eindruck des Ganzen in mir verarbeiten. Die Erinnerung bot gar vieles, was mit dem jetzt Ausgeſprochenen zu vergleichen, dieſes ſelbſt mit den neueſten Handlungen nicht ſo ſchnell in Einklang zu bringen war. Ich vertiefte mich in dieſe Betrachtungen, und kam zu keinem ſchließlichen Ergebniß; nur ſoviel war mir gewiß, daß der Menſch mir ſtets wärmſte Zuneigung und das größte Vertrauen einflößte, wo mir der Staatsmann noch zweifelhaft blieb, obſchon ich mir nicht verhehlen konnte, daß auch dieſer in meinen Augen ungemein geſtiegen war. Ich gedachte des ſtrengen Urtheils, welches vor ſechs Jahren Wilhelm von Humboldt über Metternich gegen mich geäußert hatte. „Ein ſchwacher, inkonſequenter Miniſter", ſo ungefähr lautete es, „der, ſo wie das Glück ihn einen Augenblick verläßt, in größter Verlegenheit iſt, der gar keine Anſichten hat, alles perſönlich nimmt, gegen ſchwache Gegner faſt gar nichts ausgerichtet hat, dabei falſch und hinterliſtig iſt, und am Ende mit Schanden beſtehen wird; es iſt ihm gelungen, den Kaiſer Alexander eine Zeitlang zu bethören und zu gängeln, das iſt auch alles; in Deutſchland und Italien hat er immer nur den Augenblick beſchwichtigt, aber nirgend etwas Weſentliches hervorgebracht; durch perſönliche Manieren hat er auch den Lord Caſtlereagh und den Fürſten Hatzfeldt eingefangen, nun das war eben nichts Großes! Er war von Anfang günſtig geſtellt, die Umſtände kamen ihm zu Hülfe, alle Mittel Oeſterreichs lagen in ſeiner Hand, dem Kaiſer Franz gab er nach, und gewöhnte ihn dadurch ihm nachzugeben; — hätte er ſich von unten emporarbeiten ſollen, da würde er es nicht weit gebracht haben."

In ähnlicher Weiſe hatte auch der Miniſter von Stein geurtheilt, und früher als Alle der Fürſt Koslofſkii. Doch dieſe Urtheile aus früherer Zeit mußten jetzt, wenn man ſie auch nicht ganz verwerfen wollte, in jedem Falle ſehr bedingt werden. Nahm er früher die Staatsgeſchäfte nur leicht, behandelte ſie als eine Beigabe ſeines Tageslebens, ſo waren ſie ihm jetzt offenbar zur Hauptſache und er ſelbſt ein tüchtiger Arbeiter in ihnen geworden. Freilich war ihm auf ſeinem langen Wege eigentlich nichts gelungen, ſeine ganze Amtsführung zeigte eine Kette von Geſchehenlaſſen und Geſtatten ſolcher Dinge, die er nicht gewollt, die er ſo gut es ging, beſtritten hatte; in allen Richtungen hat er immer eben ſo vieles aufgeopfert und Preis gegeben, als vertheidigt und errettet; in Frankreich hat er es nie zu beſonderem Einfluß gebracht, Rußland und England waren ihm dort ſtets überlegen; im Oſten iſt Rußland mächtig vorgeſchritten, die Sache der Griechen hat Beſtand gewonnen, in Deutſchland beſtehen Ständeverſammlungen und der Zollverein, lauter Verhaßtes, Widerwärtiges für Metternich, der mit allen Kräften entgegengeſtrebt; ſeine Schützlinge Don Carlos, Don Miguel, der Herzog von Braunſchweig, die Bourbons ſelber, hat er unterliegen ſehen und ihnen nicht geholfen, die Sachen in Italien wanken immerfort, jeder Hauch kann ſie umſtürzen. Wo iſt da der Sieg und Ruhm des öſterreichiſchen Miniſters, welche die halbe Welt noch immer als ſtolze Thatſachen fabelhaft gelten läßt und verkündet? Dies alles iſt freilich wahr und ſchlagend. Allein ich glaube, daß hier doch eine unbillige Einſeitigkeit waltet. Man bringt nicht gehörig in Anſchlag, auf welchem Boden Metternich ſteht und ſtehen muß, wie ungleichartig und loſe zuſammengeſetzt der Staat iſt, den er zu vertreten hat, wie große Anſtrengung und Klugheit es erfordert hat, dieſe alterthümliche Geſtalt von einer ganz neugeſchaffenen Welt umgeben noch im alten Anſehen und leidlichen Zuſammenſchreiten zu erhalten; man überſieht, welche unberührbaren Bedingungen dem öſterreichiſchen Staatsmanne durch die Denkart und den Sinn der über und neben ihm Stehenden auferlegt iſt. Wer dies alles in reifliche Erwägung zieht, der mag noch immer dem Glanden Raum geben, daß Metternich in ſeiner Stellung Außerordentliches geleiſtet, und ſogar bei dem, was er nicht ganz hat hindern können, dennoch mächtig eingewirkt und unendlichen Schaden abgewehrt hat, — nämlich was ihm und den Seinen als ſolcher erſchien. Durften viele Deutſche ihn für den Widerſacher ihrer theuerſten Anliegen halten, ſo ſagt dies noch nicht, daß er auch auf der eigenen Seite Tadel verdient. Freilich erſchien er auch vielen Oeſterreichern als ein Niederdrücker ihrer gerechteſten Anſprüche, ihrer edelſten Wünſche; allein hier iſt die Frage, ob ein nur irgend möglicher Miniſter ihnen hätte willfahren können? „Nun ſo konnte er abtreten!“ hört' ich hierauf erwiedern. Freilich wohl, und die Miniſter, welche nicht lange im Amte bleiben, dürften in gewiſſem Sinne höher ſtehen, als die hartnäckig darin beharrenden. Aber was wäre hier damit gewonnen geweſen, wenn ein Anderer es doch nicht hätte können beſſer machen? Und dann — Abtreten iſt nicht jedermann's Sache!

So quält' ich mich mit Ueberlegung hin und her, ohne zu einem klaren Ergebniſſe zu gelangen. Näher lag mir ein ſolches, wenn ich von der Staatswirkſamkeit abſah, und das Reinperſönliche betrachtete. Daß der Fürſt, den ich in religiöſen Dingen als einen Freidenker gekannt, ſich jetzt einen katholiſch Gläubigen nannte, wunderte mich nicht allzu ſehr, ich wußte was ich der Nothwendigkeit, welche ſeiner Stellung auflag, der langwierigen Gewöhnung an nicht abzuweiſende Formen, und auch den Stimmungen des höheren Alters hiebei zurechnen durfte. Dabei zeigte ſich keine Spur von Unduldſamkeit. Auch wußt' ich, daß er noch kürzlich, von ſchwer abzuweiſenden und ſich oft erneuernden fanatiſchen Röthigungen gedrängt, dieſen kräftig widerſtanden, und ſie diesmal völlig niedergeſchlagen hatte. Die menſchlichen Rückſichten, den ſogenannten respect humain, die er neben den Geboten der Pflicht und der Staatszwecke durchaus nicht dulden wollte, übte im perſönlichen Verkehr niemand liebenswürdiger und wohlthuender aus, als grad' er ſelbſt. Nicht nur, daß ſein urſprüngliches Naturell harmlos und gütig war, und ſeine Gegenwart ein gewiſſes Behagen verbreitete, ſondern auch bewußt und abſichtlich bewies er in dieſem Sinne die zarteſte Aufmerkſamkeit, und zwar ſo leiſe und unſcheinbar, daß auch darin wieder ein Zauber lag. Jeder Muthloſigkeit kam er zu Hülfe, jede Verlegenheit wußt' er durch Ablenkung oder Scherz aufzuheben, gegen Zurückſetzung oder Beſchämung war auch das Geringſte oder ihm Gleichgültigſte in ſeiner Nähe ſicher. Oft mit Einem Worte hob er den von Anderen minder Beachteten empor zur Gleichſtellung, oder rückte ihn in das gebührende Licht. Freiheit und Gleichheit, hier dem Staatsmanne gewiß kein Wahlſpruch, konnten ganz und gar als der des Menſchen gelten. Eine ſehr liebenswürdige Seite des Fürſten war auch ſeine Theilnahme für wiſſenſchaftliche Sachen, für Kunſtfleiß und Geſchicklichkeiten. Mit lebhaftem Eifer und großem Scharfſinn drang er in neue Forſchungen, neue Erfindungen ein, verfolgte deren weitere Entwickelungen, ſtellte ſelbſt Verſuche an, und verhandelte darüber mit Gelehrten und Dilettanten wie ein wißbegieriger Mann, der ſich unterrichten will, und ſich der wachſenden Kenntniß freut. Mit neuen Aufſchlüſſen in der Naturwiſſenſchaft, mit Sprachbemerkungen, mit techniſchen Werkzeugen und mathematiſchen Aufgaben konnte er ſich und Andere ſtundenlang heiter beſchäftigen. Meine Fertigkeit, in Papier auszuſchneiden, rief er bei jeder Gelegenheit auf, und freute ſich dann des Geleiſteten, welches er ſtolz umherzeigte, und Lob dafür einſammelte. Der höhere Kunſtſinn dagegen und der Geſchmack in ſchönen Künſten ſchienen ihm weniger zugetheilt, obwohl er an der Spitze der Kunſtakademie ſtand, und in dieſer Eigenſchaft viel gelten wollte.

Am nächſten Sonntage war ich zuletzt bei Metternich zu Tiſch. Vor dem Eſſen gab es lebhafte Unterhaltung, die Geſellſchaft war etwas größer als die vorigemale. Die Fürſtin Thereſe Eſterhazy nebſt ihrer Tochter, der Fürſt Wenzel von Liechtenſtein, waren mir von früher bekannt; der letztere rief das Andenken der Zeiten zurück, „wo wir jung waren", und ſeufzte ſchwer, daß ſie dahin ſeien; die ſpäteren Jahre ſchienen ihm keinerlei Erſatz für das bieten zu können, was verſchwunden war. Ein ruſſiſcher junger Fürſt Uruſſoff erweckte günſtige Aufmerkſamkeit durch ſein Erſcheinen und Benehmen; die meinige aber wurde am meiſten durch den Grafen Caſati aus Mailand angezogen, mit dem auch Metternich hauptſächlich beſchäftigt war; der Graf legte Fürbitten für den ihm verwandten Grafen Confalonieri ein, der auf dem Spielberg bei Brünn durch harte lebenslängliche Gefangenſchaft ſeine politiſchen Vergehen büßte. Der Fürſt und der Graf ſprachen untereinander ſo traulich, bezeigten ſolche Uebereinſtimmung, daß man zweifelhaft ſein konnte, wer hier der Bittende ſei. Der Graf ſchien auch ſehr dankbar und faſt gerührt über die vernommenen Aeußerungen des Fürſten, obſchon ſie wenig befriedigend in der Sache ſein mochten, denn es war bekannt, daß Metternich nie harte Maßregeln gerathen, vielmehr alles gethan um das Schickſal der Unglücklichen zu erleichtern, aber hierin gerade die Gränzen ſeiner Macht ſehr enggezogen erkennen mußte. Der Fürſt wandte ſich hierauf zu mir, und erzählte von einem Italiäner, der die Umriſſe antiker Bildwerke in größter Vollkommenheit ausſchneide, und verſprach mir Proben davon zu geben, dafür aber verlangte die Fürſtin etwas von meiner Arbeit. Ich löſte mich, da ich nichts Eigenes zu geben hatte, mit einem ſchönen Ausſchnitt von meiner Schweſter. Man ging endlich zur Tafel; ich ſaß zwiſchen den beiden Prinzeſſinnen Töchtern, und ſprach beſonders viel mit der älteren Leontine, die mit natürlicher Grazie anziehend und zurückhaltend ſein konnte, wie man es wollen oder verdienen mochte. Der Fürſt war wie immer gelaſſen, artig, jeder Anregung offen, daneben aber befangen und nachdenklich. Minutenlang blickte er unverwandt in den leeren Raum vor ſich hin, ließ ſich wohl unterbrechen und gab freundlich Antwort, ſtarrte aber gleich darauf wieder, als ob er ſinnend etwas ſuchte und ſchon auf der Spur hätte. Tages zuvor hatte er eingeſtanden, daß er ganz ohne Nachrichten von Spanien ſei, gar nicht wiſſe wie die Sachen lägen. Allein er mußte noch andere, nähere Sorgen haben. Während des Eſſens kam ein Kourier aus Paris, große Pakete wurden dem Fürſten gezeigt und in ſein Arbeitszimmer getragen, wohin er nach aufgehobener Tafel auch ſelber ſich gleich verfügte. Mir ſagte er noch viel Verbindliches, meinte er würde mich in Wien noch ſehen, die italiäniſchen Ausſchnitte aber und ein beſonderes Schreiben, das er mir als ein Handſchriftsblatt noch zugedacht, ſollte ich am folgenden Morgen in ſeiner Kanzlei abholen laſſen. — Wir blieben noch längere Zeit um die Fürſtin verſammelt, die mir in ihrer Eigenheit ungemein gefiel; ſolch lebhaftes Wollen und Schalten, ſolche Fähigkeit der Begeiſterung und ſolche feſthaltende Entſchiedenheit ſind Eigenſchaften, die bei richtigem Ziel und Weg ihre gute Wirkung nicht verfehlen können.

Der Nachmittag und Abend lockte zu nochmaliger Fahrt in das Helenenthal, wo ſich auf der Wieſe die ganze Badener Welt zuſammenfand, die Erzherzoge Joſeph und Karl, die Metternich'ſchen und Arnſtein'ſchen Damen, die Tagesgäſte aus Wien u. ſ. w.

Montags, den 18. Auguſt nahm ich Vormittags bei Freunden und Bekannten herzlich Abſchied, und nachdem ich bis 10 Uhr zweimal vergebens in die Metternich'ſche Kanzlei geſchickt, die noch verſchloſſen war, wie denn auch der Fürſt ſelbſt noch in tiefem Schlafe lag, wollt' ich auf das mir zugedachte Schreiben nicht länger warten, fuhr um halb 11 Uhr von Baden ab, und war nach zweiſtündiger Fahrt wieder in Wien.

Als ich Tettenborn wiederſah, war ſeine erſte Frage: „Nun, wie haben Sie Metternich gefunden, und was hat er Ihnen geſagt?“ — Das war mit wenig Worten nicht zu beantworten, ich begann zu erzählen, wiederholte die merkwürdigen Aeußerungen, die ich vernommen, und geſtand, daß ich unter allem Staunen doch zuletzt in mannigfachen Zweifeln geblieben, und mich nicht getraue, ein feſtes Urtheil über den Mann abzuſchließen, und nur darin ganz entſchieden ſei, daß er für mich einen außerordentlichen perſönlichen Reiz, eine höchſt wohlthuende Gegenwart habe, und ich ihm die reinſte Zuneigung hegte. Das alles fand Tettenborn ſehr richtig, ſtimmte in alles Lob ein, und tadelte mich nur, daß ich nicht auch den Staatsmann nach Gebühr anerkannte. Darüber ſtritten wir etwas, wobei ſich ereignete, daß der General durch manche ſeiner Angaben unbewußt ſelber mir Waffen gegen ſeine Behauptung lieferte. Doch das war nicht die Hauptſache; vielmehr wollte er jetzt nur alles wiſſen, was Metternich mir geſagt hatte, und wovon ich, wie er durchblicken ließ, das Wichtigſte zum Schluß aufbewahrt habe. Allein dergleichen Wichtigſtes, wie er zu erwarten ſchien, hatte ich nicht übrig, und konnte daher nur das ſchon Geſagte nochmals darlegen und entwickeln. Tettenborn ſchwieg eine Weile mit nicht ganz unterdrücktem Mißvergnügen, und ich wußte nicht was ihm ſein könne.

Doch bald ſagte er herzlich: „Gegen Ihren alten Freund werden Sie doch kein Geheimniß haben? Und wär' es Ihnen auferlegt, ſo möcht' ich Ihnen um ſo mehr rathen, keinen entſcheidenden Schritt zu thun, bevor Sie die Sache mit mir überlegt haben! Seien Sie verſichert, ich kenne hier alles genau, und kann Ihnen nützlichen Rath ertheilen, den verſäumt zu haben, Sie ſpäter bereuen müßten!“ Ich ſtutzte, und verſicherte, daß ich nicht verſtünde, was er meinte. „Nun, gerade heraus!“ fuhr er fort, „hat Ihnen Metternich keine Anträge gemacht? —“ Nein! was für Anträge? — „O laſſen Sie doch alle Verſtellung! Hier iſt jedermann überzeugt, und niemand mit herzlicheren Wünſchen als ich, daß Metternich Sie hier behalten will; er empfindet, ſeit er Gentz verloren, täglich das Bedürfniß einer ſchriftſtelleriſch geſchickten Feder, er iſt Ihnen von alter Zeit her gewogen, und hat Sie vielmals in ſolchem Sinne gerühmt, gegen mich und Andere und zuletzt noch ſehr auffallend gegen Ancillon, daß wir nicht zweifeln können, er wolle Sie anwerben. Sie kommen wie von ungefähr nach Wien, Sie gehen gleich nach Baden, Sie beſuchen den Fürſten, finden die günſtigſte Aufnahme, ſind von ihm bezaubert, — das alles muß ja die Vermuthung zur Augenſcheinlichkeit beſtätigen.“ — Ich mußte lächeln, und erwiederte, den Anſchein wolle ich nicht läugnen, aber dennoch trüge er, keine leiſeſte Andeutung ſolcher Art ſei aus dem Munde des Fürſten gekommen, und ich müßte zweifeln, daß er überhaupt eine Abſicht dieſer Art gehabt; daß ſie mir nicht von fern eingekommen, das könne ich betheuern. Tettenborn war noch eine Zeitlang ungläubig, bis ich meine Verſicherung mit feierlichem Ehrenwort beſiegelte.

Wir unterſuchten hierauf gemeinſam mit wetteifernder Kritik den ganzen Hergang, die allerdings auffallende Vertraulichkeit des Fürſten, ſein Auskunftgeben über ſo manche Beſonderheiten, die man ohne näheren Zweck nicht mitzutheilen pflegt, — alles war außer dem Geleiſe, was bei dem Fürſten nicht leicht vorkam; dagegen ſtellte ſich alles richtig, hatte Fug und Ordnung, ſobald man jene Abſicht unterlegte. Ich mußte dies zugeſtehen, konnte aber mit gutem Gewiſſen ſagen, daß ich nichts davon gemerkt habe, und wußte auch in meiner Erinnerung nichts zu finden, wodurch ich unwiſſentlich die Sache rückgängig gemacht hätte, denn daß meine Erwiederungen durch zu großen Freiſinn anſtößig geworden, konnte ich nicht glauben, und wollte auch Tettenborn nicht annehmen, der im Gegentheil behauptete, der Fürſt könne darin noch weit mehr vertragen, als ich ihm geboten.

So war denn das Nachdenken über Metternich durch ein neues Räthſel, das uns zu löſen wichtig ſchien, in erhöhte Thätigkeit geſetzt! Ueberhaupt gab es in Wien, — wenn man nicht etwa den berühmten Strauß und ſeine Bande vorziehen wollte, wie gewiß manche Wiener thaten, — kaum einen anderen Gegenſtand, über den ſo nachhaltig, ſo wechſelnd und unerſchöpflich zu ſprechen geweſen wäre, als über den Fürſten, daher ſich denn aller Orten, bei den verſchiedenſten Perſonen, das Geſpräch immer wieder auf ihn hinzog, — die Wichtigkeit ſtritten ihm auch die erklärteſten Feinde nicht ab. Tettenborn war feſt überzeugt, die vermutheten Anträge würden noch nachkommen, und er wollte alle Mittel aufbieten, um darüber etwas Näheres zu erfahren. Daß ich alle und jede Anträge ablehnen würde, war ihm nicht ſo ausgemacht wie mir. Ich war ſehr ruhig bei dieſen Sachen, die mich nur wie ein Spiel beſchäftigten, bei welchem ich keinen Einſatz hatte.

Inzwiſchen war auch die Generalin von Tettenborn aus den Rheinlanden wieder in Wien eingetroffen. Herzliche, liebevolle Begrüßung erneuerte ſogleich den traulichen Eindruck früherer Gewohnheit und Hausgenoſſenſchaft. Ich ſollte auch jetzt wieder bei Tettenborn's einziehen, und hatte alle Mühe es zu erlangen, daß ich im Gaſthof bleiben durfte, was ich ſchon meines Reiſegefährten wegen vorziehen mußte. Frau von Tettenborn wirkte durch ihr einnehmendes feines Weſen, das von verhüllter Karakterſtärke um ſo ſchöner ausging, auf ihre Umgebung überaus wohlthuend. Die trefflichen Eigenſchaften beider Gatten vereinten ſich zu der edelſten Gaſtfreiheit, ihr Haus war ſtets ein Mittelpunkt der beſten und erwünſchteſten Geſellſchaft; dies war auch jetzt der Fall, in einer Jahreszeit, wo die Wiener Geſelligkeit in einer Art von Auflöſung zu ſein pflegt. Unter den Gäſten, mit denen ich beinahe täglich dort zuſammen war, nenne ich als die bemerkbarſten den Fürſten von Fürſtenberg, den Prinzen von Waſa, beide mir von Karlsruhe her ſehr gut bekannt, den Präſidenten der Hofkammer Grafen von Klebelsberg, den Grafen Ferdinand Palffy, den Freiherrn von Andlau, ungerechnet die Militairperſonen und Diplomaten aller Nationen. Manches Aufgezeichnete, was ſich auf dieſen Kreis bezieht, auch einige Vorgänge, die mich perſönlich näher betrafen, bleibt künftiger Mittheilung vorbehalten.

Ein Beſuch bei der Baronin Flora von Spiegel, gebornen Prinzeſſin von Ligne rief von beiden Seiten die gewaltſamſten Wehmuthserinnerungen hervor. Wir hatten einander in Fülle des Lebens und noch reichen Hoffnungen geſehen, und jetzt ſahen wir uns wieder in troſtloſer Vereinſamung. Sie hatte mit warmem Herzen und erregtem Geiſt an meinem Verluſte Theil genommen, der auch die ihrigen nah berührte; ſie ſprach mit Zärtlichkeit von ihrem Vater, und machte mir in allem Ernſte zum Vorwurf, daß ich nicht auch ihn unter den treueſten Freunden und Verehrern von Rahel mitgenannt, was ich künftig zu thun verſprechen mußte; ſie beſaß noch handſchriftliche Blätter von Rahel aus früherer Zeit, und las ſie wiederholt mit andächtiger Innigkeit, nicht nur zum ehrenden Gedächtniß, ſondern auch zur eigenen

Stärkung im vielfachen Leid, von dem ſie beſtürmt war. Die theuren Geſchwiſter hatte ſie verloren, und der Verluſt des traurig dahinſiechenden Gatten bedrohte ſie noch; das ganze frühere Leben, ſo heiter und fruchtbar, ſo getragen von den ſchönſten Verknüpfungen, war erloſchen; andere, trübe, unergiebige, zuſammenhangsloſe Tage waren an die Stelle getreten. Noch friſch blutete die Wunde, welche der jüngſte Verluſt ihr geſchlagen, der ihrer geliebten Schweſter Euphemia, verwittweten Gräfin Palffy, mit der ſie in zärtlicher Liebe, welche jedes neue Familienunglück nur enger zog, verbunden gelebt. Dieſen Schmerz hatten Umſtände beſonderer Art mit widrigſter Bitterkeit gemiſcht. Die Gräfin hatte ein Teſtament gemacht, deſſen Inhalt ſich von ſelbſt an die Hand geben mußte, deſſen Beſtimmungen nicht zweifelhaft ſein konnten. Doch als es eröffnet wurde, fand ſich zum Erſtaunen, daß die einzige noch lebende Schweſter gar nicht bedacht, daß die ganze Erbſchaft einem Sachwalter überwieſen war, der als Rathgeber in Rechtsſachen allerdings der Verſtorbenen einige Dienſte geleiſtet, doch ihr keineswegs ſo nahe geſtanden hatte, als man bei ſo auffallendem Vermächtniß hätte denken ſollen. Mit Thränen erzählte mir die Gekränkte, wie nicht ſowohl der ihr entgangene Vortheil, als der Eindruck und Schein der Sache ihr das Herz durchſchneide, wie ſie beſonders darüber ſich nicht könne zufrieden geben, daß auch alle perſönliche Habe der Entſchlafenen, die ganze Umgebung, in der man ſeit undenklicher Zeit ſie zu ſehen gewohnt geweſen, die zahlloſen Andenken aus der Familie, welche nur dieſer werth ſein konnten, die Briefſchaften und Tagebücher ſogar, kurz alles und jedes in fremde Hand übergegangen ſei, ſo daß ſie von der Schweſter keine Nadel, keine Schnur, kein Blatt Papier habe, ja der Bildniſſe und ſonſtiger alten Sachen, die eigentlich keinem einzelnen Familiengliede, ſondern allen ſchon mitgehört, verluſtig ſein ſolle. Dieſes war in der That ein Fall eigenſter Art, und mußte ein edles und tiefes Gefühl tauſendfach verletzen. Später iſt, wie ich höre, durch Vermittelung Kaiſerlichen Anſehens dieſe ſeltſame Sache zu einer Art von billigem Austrage geführt worden. Wie wenig aber hierin auf dieſer

Seite Eigennutz als Triebfeder anzunehmen ſei, dafür möge folgender bezeichnende Zug ſprechen. Der Baronin von Spiegel war in Hietzing ein angenehmes Landhaus nebſt Garten von ihrer Schweſter der Fürſtin Clary vererbt, welche dieſen Aufenthalt einſt ſehr geliebt und nach eigenem Geſchmack ausgeſtattet hatte; doch eben deßhalb war es der Schweſter unmöglich, dieſe Räume wieder zu bewohnen. Das Beſitzthum ſollte daher verkauft werden, und es fand ſich alsbald ein Käufer mit ſtarkem Angebot. Aber die Baronin erinnerte ſich zufällig noch der Summe, die vor ſo vielen Jahren dafür war gezahlt worden, und nun wollte ſie nicht mehr dafür annehmen, als gerade dieſe Summe, obſchon der Werth des Beſitzthums gewiß auf das Dreifache geſtiegen war. Sie erklärte, es ſei ihr Gewiſſensſache, den Kauf nur auf jene Bedingungen abzuſchließen.

Wir machten ſchöne Fahrten, nach Hietzing, wo der Miniſter-Reſident von Philippsborn ein ſchönes Landhaus bewohnte, nach Penzing zu Frau von Schönfeld, einer Verwandten von Goethe's Lili, nach Schönbrunn, in den Prater, das herrlichſte Wetter begünſtigte uns viele Tage durch. In Hietzing bei Dommayer hörten wir auch eines Abends wieder den großen Strauß ſeine berauſchenden Walzer aufführen, wobei ſein begeiſterter, ihn ſelber fortreißender Eifer ganz das Bild eines von höherer Macht Ergriffenen darſtellte, ſo daß ihn zu ſehen wohl eben ſo viel werth war als ihn zu hören. Wir fanden alles gedrängt voll, die meiſten Leute ſchienen aus der Wiener Bürgerklaſſe, viele auch aus dem unterſten Volk; mitten im Gemiſch aber traf man auch die höchſten Namen und Würdenträger des Landes und Hofes, der Menge zum Theil wohlbekannt, aber hier weiter nicht beachtet, in beſter Meinung, um auch ihnen hier alle Freiheit ungeſtört zu gönnen.

In Hietzing beſuchte ich wiederholt den wackern Freund Philippsborn, und auch das Haus Eskeles, wo ſtets die mannigfachſte und beſte Geſellſchaft zu finden war. Ein Fräulein aus Ungarn wurde mir zufällig Tiſchnachbarin, und wenn mich ihre edle Geſtalt, ihr ſchönes Antlitz und Benehmen anziehen durfte, ſo mußte mich ihr heller Verſtand, ihre hohe Denkart und muthvolle Wahrheitsliebe mit Bewunderung erfüllen. Sie war die Nichte eines bekannten Staatsmannes, der früher als der heftigſte Gegner Metternich's gegolten, ſeit längerer Zeit aber ſich zurückgezogen hatte. Man flüſterte mir zu, daß ſie auch Dichterin ſei. Mir drängte ſich die Bemerkung auf, daß in Ländern, wo die Oeffentlichkeit noch wenig in ihre Rechte getreten, die würdigſte Geſinnung und ſchönſte Bildung in der Stille des Privatlebens walte, und beſonders in ſelbſtſtändiger Frauennatur, hier aber durch freies unbeſtechliches Urtheil unaufhörlich auf die Umgebung wirkte, und zur Geſtaltung einer ſtarken Meinung beitrage, die früher oder ſpäter einmal öffentlich hervorbricht. Ich vernahm hier freimüthige Ausſprüche, die einem Landtage Ehre gemacht hätten, und denen kein Knechtiſchgeſinnter zu entgegnen wagte. — Der als Deklamator und Improviſator bekannte Baron von Sydow, der aus Preußen einſt ſeine dichteriſchen Leiſtungen wandernd in faſt allen Gegenden von Deutſchland ausgebreitet, jetzt aber in Oeſterreich ein mehr anſäſſiges Poetenleben führte, fand ſich ebenfalls in dieſem Kreiſe, die Geburtsfeſte im Kaufmannsſtande bereit zu feiern, wie die im hohen Adel, und gab ein nicht eben anlockendes Beiſpiel, wie Sängerfahrt und Minnelied in unſerer heutigen Welt der einſtigen Ehren und Vortheile ſich nicht zu getröſten haben. Ich wurde ihm indeß zu Dank verpflichtet durch mancherlei Nachweiſungen, die er mir gab, denn er kannte alle Perſonen und Verhältniſſe. Durch ihn erfuhr ich auch, daß die Baronin von Münk, deren Witz und Laune mir aus der Kongreßzeit noch lebhaft im Sinne lag, und nach der ich ſchon vergebens gefragt hatte, noch fröhlich in St. Pölten lebe, und unter dem Namen Sephine recht artige Sachen in Verſen und in Proſa ſchreibe.

Von Gentz war immerfort die Rede; wer die Bemerkungen, einzelnen Züge, Auftritte, Abentheuer und Urtheile, die von allen Seiten über ihn vorkamen, hätte aufſchreiben wollen, der könnte einen ſtarken Band Gentziana geſammelt haben. Einiges dieſer Art, was ich von unzweifelhaft ſicheren Orten her vernommen, will ich der Neugier nicht vorenthalten.

Daß Gentz ungeheuer viel gearbeitet, mit Ausdauer und Folge, mit Eifer und Selbſtvergeſſen, beſtätigte auch Tettenborn. „Man ſpricht ſo viel von Sinnenluſt und Ueppigkeit“, ſagte er, „von Weltgenüſſen aller Art, denen er gefröhnt, aber niemand weiß oder erwähnt den eiſernen Fleiß und die beharrliche Anſtrengung, deren er jederzeit fähig war, die er Tage und Nächte durch übte, den ſtrengen Ernſt, die Seelenſtärke, mit denen er dann allen Lockungen widerſtand. Dies war freilich eine Nothwendigkeit für ihn, denn er arbeitete nicht leicht, ſondern ſchwer; zu jeder großen Arbeit bereitete er ſich durch langes Ueberdenken, ſchrieb dann einzelne Bemerkungen und Wendungen, die ihm blitzartig einfielen, auf kleine Blätter, deren Inhalt er dann, wenn er ſich zum eigentlichen Schreiben hingeſetzt hatte, und ihm die glücklichen Ausdrücke zuſtrömten, in die beredte Fülle mit aufnahm.“

Ein ſehr ergiebiges Thema war das von ſeinem Geldverbrauch. Hierüber konnten viele Leute aus eigener Erfahrung mitſprechen, aus güter und ſchlimmer. Er war ſo verſchwenderiſch mit ſeinem Gelde, das er nur deßhalb gern zu haben ſchien, um es ſofort auszugeben; wenn er, wie oft der Fall war, große Summen baar daliegen hatte, ſo war ihm gleichſam ängſtlich und unbehaglich, bis er wieder im Zuge war ſie los zu werden, und ruhte nicht eher, als bis er ſich auf ſein ſtehendes alltägliches Maß wieder beſchränkt ſah, was ihm dann aber auch bald neue Ungeduld erregte; ſo mußten denn Fluth und Ebbe ſtets bei ihm wechſeln. Vor allem wollte er alle Menſchen, die ihm nahe ſtanden, oder mit denen er viel zu verkehren hatte, zufrieden und vergnügt ſehen. Nach allen Seiten machte er die reichſten Geſchenke. Seinem Kammerdiener gab er monatlich zweihundert Kaiſergulden Silber, eine unerhörte Summe, deren man in ſolchem Verhältniſſe kein zweites Beiſpiel wußte. Die Hausdienerſchaft Metternich's, die von den Geſandten und Botſchaftern zu Neujahr mit zwölf, ſechszehn, höchſtens zwanzig Dukaten bedacht wurde, bekam von ihm jedesmal hundert; dafür war denn auch alles zu ſeinem Dienſte bereit, und er ſah kein mürriſches Geſicht. Seine Einnahmen waren ſehr groß, doch für dieſe Verſchwendung noch lange nicht groß genug. Sein regelmäßiger Jahresgehalt im Kaiſerlichen Dienſt betrug früher neuntauſend, in den letzten Zeiten zwölftauſend Kaiſergulden, was in Oeſterreich für einen Hofrath nicht ein zweitesmal vorkam. Als diplomatiſcher Agent der Hospodare der Moldau und Wallachei bezog er jährlich ſechstauſend Dukaten, ungerechnet die außerordentlichen Geſchenke und Vergütungen, die Zugaben von Kaffeeſendungen, von koſtbaren Shawls, deren er immer eine große Menge zum Verſchenken brauchte. Die Führung des Protokolls bei den häufigen Kongreſſen brachte ihm jedesmal ungeheure Summen. Alle Fürſten von Deutſchland nahmen Gelegenheit ihm bedeutende Geſchenke zu machen. Der Herzog von Naſſau hat ihm öfters aus guter Neigung und Freundſchaft tauſend Dukaten und darüber auszahlen laſſen. Summen von hohem Betrage hatte er früher aus England und Frankreich gezogen. Dabei verſchmähte er auch kleinere Beihülfen nicht, ſo nahm er von Cotta unter dem Titel eines Mitarbeiters an der Allgemeinen Zeitung, die jedoch nie etwas anderes von ihm enthielt, als was er ſchon in höherem Auftrage dorthin zu geben hatte, jährlich viertauſend Gulden. Was er von Rothſchild gezogen, iſt kaum zu berechnen. Auch andere große Wechſelhäuſer ſuchten ihn auf alle Weiſe zu verbinden, und wandten ihm oft große Vortheile zu. Wenn er geſpart hätte, meinte man, ſo hätte er einige Millionen hinterlaſſen können.

Ein hübſches Geſchichtchen wurde erzählt, wie Gentz mit den Leuten, denen er Geldverbindlichkeiten hatte, nichtsdeſtoweniger ungezwungen, ja herb und barſch umging. Eines Tages hatte ſich zu einer kleinen Geſellſchaft, die Gentz ſehr ausgeſucht bei ſich zu ſehen pflegte, auch ein bekannter Wechsler eingefunden. Dieſer, ſeines Gewichtes ſich bewußt, und verſichert, daß jeder der Anweſenden es anerkenne, ſprach in alles dreiſt mit hinein, und oft auch ungewaſchen genug, wobei er ſich in jüdiſcher Redeweiſe bequem gehen ließ, bald von dem Hetzfeldt, bald von dem Schellnberg ſprach, und dieſe Namen zufällig oft wiederholte. Gentz hatte ſchon lange mit Verdruß das mitangehört, endlich brach ſein Unmuth los, und er richtete an den Vorlauten mit aller Ueberlegenheit des wohlmeinenden Verweiſes dieſe Anrede: „Aber Herr von . . . ! wie können Sie ſich von ſolchen jüdiſchen-üblen Angewöhnungen nicht endlich losmachen! «Der Hetzfeld! der Schellnberg!» fühlen Sie denn nicht, daß Sie jedes Ohr damit beleidigen und jeden Anſtand? Man ſagt «der Fürſt Hatzfeldt, der Graf Schulenburg», aber nicht «der Hetzfeldt, der Schellnberg», merken Sie ſich das endlich, und laſſen Sie es ſich geſagt ſein.“ Der Zurechtgewieſene nahm die Lehre demüthig hin. Erſt am Morgen hatte er Gentz eine beträchtliche Summe bringen müſſen, welche dieſer ihm angefordert hatte.

Er machte auch mit anderen Perſonen in dieſem Betrachte wenig Umſtände. Die Hospodare, mit ihrer Rohheit, Verderbtheit und Falſchheit, dünkten ihn nichts Beſſeres werth, als daß man ſie gehörig auspreßte. Einem derſelben, welcher in einem gewiſſen Jahr zu Wien beſonders wichtige Geſchäfte betrieb, deren Führung allerdings bedeutende Summen erforderte, hatte Gentz in kurzer Zeit neunzehntauſend Dukaten aufgerechnet, weil er mit dem fremden nicht karger als mit dem eigenen wirthſchaftete. Der Hospodar fand die Summe doch zu groß, und ſchrieb klagend an Metternich, er möchte doch Gentz vorſtellen, etwas mehr Maß zu halten. Kaum aber begann Metternich der Sache gegen Gentz zu erwähnen, ſo fuhr dieſer heftig auf: „Was miſchen Sie ſich in meine Sachen?“ ſchrie er voll Grimm, „was gehen meine Sachen Sie an? Ich verbitte mir alles dergleichen! Und der Kerl von Grieche! — was unterſteht der ſich? denkt er mich einzuſchüchtern? mir die Hände zu binden? Da kommt er eben recht! Ich will ihn ſchon bedeuten.“ — „Gentz war in ſolchem Zorn“, erzählte Metternich ſelbſt, „daß ich um keinen Preis gewagt hätte ihn noch mehr zu reizen, und ich habe mich wohl gehütet, ihm je wieder von der Sache zu reden.“

Ueberhaupt war das Verhältniß zwiſchen Metternich und Gentz nicht immer friedlich, ſondern oft geſpannt, bisweilen ſtürmiſch. In den letzten Zeiten, ſeit der Julirevolution, war der Widerſtreit beſonders heftig und brach bei faſt allen Gegenſtänden aus. Bei ſolcher Gelegenheit ſagte Metternich ihm einmal ganz herbe: „Das muß ich beſſer wiſſen, das verſtehen Sie nicht; Sie ſind zwar ein Publiziſt, aber ein Diplomat ſind Sie nicht.“ In anderen Fällen behielt Gentz die Oberhand. Dann war Metternich ſehr ärgerlich, faßte ſich aber bald, und eignete ſich das Brauchbare der Einwendungen von Gentz im Stillen an. Er hatte mir dieſen Abfall — wie er es nannte — ſelber mit dieſen Worten bezeichnet: „Das ging ſo weit: wenn ich wiſſen wollte, was meine erklärten Gegner über eine Sache meinten, und darin zu thun dächten, brauchte ich nur mit Gentz über den Gegenſtand anzuknüpfen, der ärgſte Widerſacher ſprach dann aus ihm, und ſo wurde er mir auch in dieſer Weiſe noch überaus nützlich.“

Einmal aber kam es zum Aeußerſten. Tettenborn war Zeuge des Auftritts, und ſagte, Gentz habe den Fürſten wie einen Schulknaben behandelt, und ſich immerfort ſolcher Ausdrücke bedient, als ob er der Vorgeſetzte, der Fürſt der Untergebene ſei, zum Beiſpiel: „Das geht nicht! Ich hab' es Ihnen ja ſchon geſagt; ich begreife nicht, wie ſie mir damit nochmals kommen können, nachdem Sie ſchon meine Anſicht wiſſen, ich dächte, das ſei genug!“ Und weiter: „Was ſoll das heißen? Muß ich Sie an alles erinnern? Das iſt ja gar nichts, das iſt abgedroſchen und leer, das iſt nicht werth, daß ich es widerlege“, und dergleichen mehr. Metternich blieb lange gelaſſen, bekam aber, wie in ſolchen Fällen öfters, ein ganz überglaſtes Geſicht, und wurde endlich auch ſeinerſeits heftig, ja ſagte zuletzt mit Ungeduld, Gentz ſolle ihn verlaſſen, worauf dieſer mit ſeinen Papieren ging. Die Fürſtin war auch zugegen, ſonſt aber nur Tettenborn. Dieſer verſöhnte die Entzweiten wieder, was um ſo leichter zu vollbringen, als Beide das Bedürfniß dazu in gleichem Grad empfanden, und doch nicht von einander laſſen konnten.

Die Aenderung der politiſchen Anſichten von Gentz war ſchon im März 1831 merkbar geworden, und ſprach ſich ſeitdem mit ſteigender Lebhaftigkeit aus. Er ſagte nun laut: „So wie bisher geht es nicht mehr, — man muß Schritte vorwärts thun, — die Zeit verlangt ihre Rechte, ſie muß anders behandelt werden, — hat man ſich über Katholizismus und Proteſtantismus zu vereinigen gewußt, daß einer neben dem andern beſtehen konnte, warum ſollte es nicht mit dem Ariſtokratismus und Liberalismus zu Stande kommen?“ Man ſtaunte ihn an, man ſtutzte; man fragte, wie er zu ſolchen ſchlechten Grundſätzen komme? Einer ſeiner angeſehenſten und ſeit langen Jahren liebſten Freunde ſagte gelegentlich, man müſſe den Krieg gegen Frankreich nur ſo lange aufzuſchieben ſuchen, bis hunderttauſend Ruſſen in Deutſchland angelangt wären. „Ruſſen?“ ſchrie Gentz mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens und Spottes, „die werden, ſo wie ſie ankommen, von den deutſchen Bauern todtgeſchlagen!“ Die Ruſſen haßte er beſonders, und hierin war ihm Metternich keineswegs entgegen. Der Aufſtand der Polen fand in ihm einen ſtarken Fürſprecher, er baute auf die polniſchen Fortſchritte große Hoffnungen, meinte einige Opfer von Seiten Oeſterreichs wären zu verſchmerzen, wenn nur ein neuer Damm gegen Rußlands Uebermacht gewonnen würde; die Geſinnung des Kaiſers Franz wußte man gleicherweiſe den Polen günſtig, aber dies wollte man lieber nicht wiſſen, und ſtritt nur um ſo heftiger gegen Gentz. Seine Freunde entfernten ſich von ihm, was ihn nicht kümmerte, die ſonſt unterwürfigen Schmeichler verſtummten, was er verachtete, in der höheren Geſellſchafts- und Diplomatenwelt zuckte man die Achſeln, beklagte ſeine Verirrung, nannte ſeine Aufſätze ſchwach, erbärmlich, — doch das hörte er nicht, denn „mich hält Amor anders beſchäftigt“, konnte er mit dem Dichter ſagen. — Gegen das Ende ſeines Lebens war er wenigſtens mit dem Fürſten perſönlich ganz ausgeſöhnt und in beſtem Vertrauen; die Staatskunſt hatte faſt überall, wenn auch unwillig, ſchon größtentheils den Anſichten nachgegeben, welche von Gentz waren aufgeſtellt und empfohlen worden.

Metternich ſelbſt erfuhr jetzt von vielen Seiten ſolche Nachreden, wie ſie Gentz hatte erfahren müſſen. Man ſagte laut, er ſei ſich ſelber untreu geworden, gebe in allen Hauptſachen nach, und ſuche dies damit zu verdecken, daß er Nebendingen große Wichtigkeit beilege. So ſei das jetzige Aufheben von den Vorgängen in der Schweiz, ja ſelbſt die letzte große Berathung wegen der deutſchen Angelegenheiten, nur aus dem Bedürfniß hervorgegangen, die Höfe zu beſchäftigen, ihnen den Eindruck überwiegenden Anſehens aufzulegen, denn bei ſeinem Verſtand und Geiſte ſei ihm nicht zuzumuthen, daß er die beſchloſſenen Maßregeln wirklich als wahre Hülfe gegen den ihm unangenehmen Gang der deutſchen Entwickelungen anſehe, vielmehr müſſe ihm klar ſein wie ärmlich, unſicher und nutzlos dieſe Gegenwirkung ausfallen werde, da er recht gut wiſſe, daß viele Regierungen, welche ihre diplomatiſche Zuſtimmung nicht gut verſagen können, in ihrem Verwaltungs- und Polizeiwirken die Sachen nicht unterſtützen würden. Wenn er dergleichen als Erfolge zu betrachten ſcheine, und rühmend preiſe, ſo habe er inſofern Recht, als ſie doch immer für ihn perſönlich dafür gelten könnten. Allein von den letzten deutſchen Berathungen ſei auch dieſes mehr als zweifelhaft, denn hier habe er Blößen über Blößen gegeben, und allen klügeren unter den Bevollmächtigten habe nicht entgehen können, wie er eigentlich ohne Richtung ſei, in ſeiner Verlegenheit ohne Hülfe, und nichts wiſſe und könne, als was ihnen allen als unzulänglich bekannt ſei.

Nicht wenig tadelte man den Fürſten, daß er ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf die öffentlichen Blätter legte, dies ſei geradezu eine Schwäche ſeiner Eitelkeit. Darin thut man ihm meines Erachtens Unrecht; er fühlte den Werth der öffentlichen Meinung, und daß er ſich mit dieſer ſo ſehr im Widerſpruch wußte, dies verurſachte den Rückſchlag, daß er auf die gangbaren Organe derſelben, die Zeitungen, ſo begierig und eiferſüchtig achtete. Dabei war er ſtets ungemein vorſichtig, nicht durch feile, mißachtete Federn ſich loben zu laſſen; kamen ihm aber unabhängige, geachtete, mit freiwilliger Anerkennung entgegen, ſo war er davon ſehr eingenommen und geſchmeichelt. Gentz, der ſo oft auftrat in den Zeitungen die öſterreichiſche Politik zu vertheidigen, hat nie verſucht, das perſönliche Lob Metternich's auszurufen.

Adam Müller, Friedrich Schlegel und Andere, die für dieſen Zweck ſo geſchickt als bereit waren, wurden keineswegs angetrieben, ſondern eher gehemmt, und zuletzt verſtummten ſie völlig. Dies wäre auch der Fall geweſen, wenn Börne, wenn Lindner ſich nach Wien hätten ziehen laſſen, wie es mehrmals darauf angelegt war. Börne wurde von Gentz, der dem Vater befreundet war, ungemein gefürchtet, und da der Vater ihn in öſterreichiſche Dienſte zu bringen ſuchte, ſo that Gentz dieſem Wunſch allen Vorſchub, überzeugt, daß Börne, wenn er auch in der gewünſchten Richtung ſchwer würde zu gebrauchen ſein, doch auch in der entgegengeſetzten nichts mehr thun würde, ſobald er durch ein leidliches Gehalt gedeckt, ſich ungeſtört ſeiner Faulheit würde hingeben dürfen. Die angeknüpfte Unterhaltung ſcheiterte an der Weigerung Metternich's. Weiter war mit deſſen Zuſtimmung eine andere gediehen, welche Lindner'n nach Wien berufen wollte. Gentz hielt ihn unbedingt für den fähigſten und bedeutendſten aller deutſchen politiſchen Schriftſteller, ſein „Manuſkript aus Süddeutſchland" hatte dem Fürſten Ausrufe der Bewunderung abgenöthigt. Im Jahr 1827 oder 1828 hatte man ihm bedeutende Anerbietungen gemacht, ein Jahrgeld von viertauſend Gulden Silber, wenn er nach Wien kommen und für Oeſterreich ſchreiben wollte, allein er lehnte dieſe Anträge durchaus ab, und bat nur, indem er ſeinerſeits ein maßvolles Verhalten verſprach, daß man ihn nicht verfolgen möchte. Ungleich wichtiger als die deutſchen Zeitungen hielt Metternich die franzöſiſchen, und in Paris wollte man mehrere Federn kennen, die von ihm beſoldet würden. Daß auch die liberalen Blätter ihn jetzt glimpflich behandelten, ſeinen Namen nur mit Achtung nannten, that ihm ungemein wohl, und mit Stolz machte er es oft bemerklich, daß die Feinde ihm faſt mehr Ehre anthäten, als die Freunde.

Dieſe Sachen führten auf die Betrachtung eines Ausſpruchs zurück, der mich ſeitdem vielfach gequält hatte, und zu dem ich trotz alles Sinnens keinen Schlüſſel zu finden wußte. Der Fürſt hatte zu mir geſagt, die jetzige Zeit ſei weit beſſer, als die frühere, und hatte, mit beſtimmter Hinweiſung auf Frankreich, die Jahre 1823—1827 als die allerſchlimmſten bezeichnet. Bei allem Nachdenken hatte mir nie einleuchten wollen, wieſo der Fürſt dies behaupten könne, und aus was für Gründen er dieſe Meinung ſchöpfe, welche nach gewöhnlicher Anſicht äußerſt willkürlich erſchien, denn damals herrſchte die Gegenrevolution mit großer Macht, und überall ſiegten die Grundſätze, welche man als die der öſterreichiſchen Politik genehmen anſehen durfte. Eher hätte ich aus dem Munde der Liberalen ſolchen Spruch erwartet; die ſchienen alles Recht zu haben, ſich des eingetretenen Wechſels zu freuen. Doch nun dämmerte mir einigermaßen das Verſtändniß. „Für Metternich", hatte man mir geſagt, „giebt es keine andere Richtſchnur des Urtheils als ſein perſönliches Verhältniß; was ihn tragen hilft, was ſein Anſehen fördert und ſein Wirken erleichtert, das iſt ihm willkommen, das billigt und rühmt er als gut und vortrefflich; was ihm entgegenſteht, das verwirft er, bezeichnet es als ſchlecht und verderblich." Wandte ich dies auf die politiſchen Verhältniſſe an, und zog in dieſer perſönlichen Hinſicht den Vergleich zwiſchen jener Vergangenheit und der Gegenwart, ſo mußt' ich bald einſehen, daß Metternich während der ganzen Reſtauration mit Frankreich nie ſo gut geſtanden, als er jetzt mit ihm ſtand. Die alten Bourbons waren ſtets mißtrauiſch gegen ihn, Karl der Zehnte ſogar feindſelig, und die Verhältniſſe ſo geſpannt und verdorben, daß es ganz nah am Kriege war. In Paris hatte der ruſſiſche Einfluß, nächſt ihm der engliſche, die höchſte Geltung, und Oeſterreich fand beſonders in dem erſteren bei allen Anläſſen nur Schwierigkeiten und Hemmungen. Louis Philipp dagegen beweiſt für Metternich die höchſte Achtung und zarteſte Rückſicht, verlangt ſeinen Rath, kommt ſeinen Wünſchen zuvor, ſoweit die eigene Stellung dies nur geſtatten will, und das ganze politiſche Gewicht Frankreichs lenkt ſich in allen für Oeſterreich wichtigen Fragen, beſonders in denen gegen Rußland durchzufechtenden, auf die Seite Oeſterreichs. Dazu hat die liberale Preſſe in Frankreich gegen das Ausland einen beſſeren Ton angenommen, und mehr und williger als früher die miniſterielle Preſſe, erkennt ſie die Verdienſte und die Bedeutung Metternich's an. Natürlich iſt die Stellung jetzt bequemer, der Verkehr vertraulicher, die Wirkſamkeit leichter und ſicherer; die Prinzipien haben eine furchtbare Niederlage erlitten, man hat die bisher feindlichſten anerkennen, ſich mit ihnen befreunden müſſen, — das iſt wahr; aber was ſchadet das? Das Perſönliche ſteht dabei in größtem Vortheil, und aus dieſem Geſichtspunkt hat Metternich Recht, jene Zeit war die ſchlimmere, dieſe iſt die beſſere!

Kein Wunder, wenn Metternich durch die Huldigungen, welche der Macht und dem Glücke ſtets überſchwänglich zuſtrömen, am Ende gewöhnt wurde, den Stand ſeiner Perſon und der öffentlichen Angelegenheiten zu verwechſeln! Die Macht und das Anſehen Oeſterreichs waren wirklich oft in ſeiner alleinigen Verfügung, das Glück ſchien wenigſtens auf ſeiner Seite, und dieſen Schein wußte er geſchickt zu unterhalten. Selbſtſtändige Herrſcher beugten ſich ihm, oder behandelten ihn als ihresgleichen. Die Staatsmänner erſten Ranges, die engliſchen kaum ausgenommen, nahten ihm wie einem Höheren, wie einem Reihenführer, die unter ihm Angeſtellten verehrten ihn gleich einem gebietenden Oberhaupt, einer leitenden Vorſehung. Eine früher thätige Oppoſition war längſt auseinander geſprengt, beſeitigt, zum Verſtummen gebracht. Aufrichtig, oder geheuchelt, in der Wirkung ununterſcheidbar, erklang ihm unaufhörlich die ausgeſuchteſte Schmeichelei, ſo daß es auch dem Unbefangenen ſchwer wurde, ſich dieſes Tones zu erwehren, es war die Sprache, die hier geſprochen wurde, in der allein man hoffen konnte verſtanden zu werden. In ſeiner Verwöhnung bediente er ſelbſt ſich ſolcher Ausdrücke, die nur dem wirklichen Herrſcher zu gebühren ſchienen, und es fehlte nicht viel, daß er in aller Unſchuld, wie Ludwig der Vierzehnte, geſagt hätte: „Mais l'État, c'est moi.“ Man flüſterte über dergleichen Sichgehenlaſſen allerlei Lächerliches, Unwilliges, aber niemand trat offen dagegen auf.

Wie mächtig das Selbſtgefühl in dem Fürſten ſich befeſtigt hatte, geht aus folgenden Zügen hervor. Der General Baron von Wacquant-Gerzelles, durch Gebrechen und Leiden zum Rücktritt aus dem diplomatiſchen Dienſt genöthigt, ſprach mit ihm über die Schwierigkeit, ſich nach einem thätigen Leben in erzwungener Ruhe angemeſſen zu beſchäftigen. Der Fürſt läugnete, daß dies ſo ſchwer ſei, es fänden ſich immer Gegenſtände, die zur Aushülfe dienten, wenn alle anderen fehlten, ſo wäre noch das Kartenſpiel übrig. Aber der General nannte dies eine traurige Zuflucht, und da der Fürſt noch andere dürftige Mittel aufzählte, die dem feinen und ſtolzen Sinne beinahe beleidigend ſchienen, ſo fragte Wacquant etwas gereizt: „Mais mon prince, que feriez-vous, si vous n'étiez plus en activité?“ Mit mehr Lebhaftigkeit, als er ſonſt zu haben pflegte, antwortete Metternich unwillig: „Mais vous admettez un cas qui est impossible!“ Auf eine ähnliche Unmöglichkeit, die ſich der Fürſt in den Kopf geſetzt hatte, ſtieß der ſächſiſche Geſandte Graf von der Schulenburg-Kloſterroda, welcher in anhänglicher Freundſchaft dem Fürſten ſeit langer Zeit vertraut war, und einesmals, in Betrachtung irdiſchen Wechſels, von der Zweifelhaftigkeit des Nachruhms und von der Ungewißheit ſprach, daß nicht ein im Leben vergötterter Namen nach dem Tode in den Koth getreten würde. Der Fürſt erwiederte kalt, das ſei ganz wahr und richtig, aber es gäbe Namen, die über dieſe Gefahr hinaus wären. Der Graf merkte, wie das gemeint ſei, wollte jedoch einer ſolchen Einbildung nicht nachgeben, und ſagte: „Glauben Sie denn im Ernſte, man wird Ihnen nichts Uebles nachſagen? Hundert Zungen, die jetzt gebunden ſind, werden dann ſich löſen, und ich will es nicht erleben, das alles mitanzuhören!“ Metternich erwiederte mit Bitterkeit: „Sie mögen erleben zu ſehen, wie ſehr Sie ſich geirrt haben!“ und grollte dem Grafen längere Zeit. Ein andermal, da Herr von Gagern die Bemerkung machte, wie zufällig es doch ſei, in welcher Geſtalt ein Namen auf die Nachwelt komme, daß aber der Fürſt an ihm einen aufrichtigen Berichterſtatter habe, wies Metternich in Bezug auf ſich dies fern weg, und ſagte, nicht ohne Anſpielung auf Gagern, die Schriftſteller bildeten ſich zu viel ein, wenn ſie meinten den Ruhm geben oder bedingen zu können; Gagern erwiederte lächelnd: „Nun ich bin doch immer einer der Fuhrleute, der Sie in die Nachwelt fährt!“

Für Andere ließ der Fürſt alles gelten, was in den menſchlichen Looſen ſchwach und demüthigend war, er ſelbſt nur wollte ſich als begünſtigte Ausnahme nicht davon erreichbar dünken.

Zuletzt ward ich, indem ich das Bild des großen oder wenigſtens höchſt merkwürdigen Mannes aus der vielfachen kritiſchen Zerſtückelung mir wieder in ſeiner Ganzheit herzuſtellen ſuchte, zu allgemeinerer Auffaſſung gedrängt. Sind nicht viele der großen Staatsmänner, mußt' ich mich fragen, die als ſolche gerühmt worden, es eigentlich dadurch, daß ſie nicht ſowohl den Staat, als vielmehr ſich ſelbſt zur Hauptſache machten? Freilich mußten ſie dem Staate dienen, um ſelber gedeihen zu können, das war unerläßliche Bedingung, aber vor allem die eigene Machtführung anzuſtreben und zu behaupten, unter allen Umſtänden oben zu bleiben, lieber dem Feind als einem Nebenbuhler nachzugeben, und im Beſitz des höchſten Anſehens und Einfluſſes bis zum Lebensende auszuharren, das ſcheint der Inbegriff einer Art von Staatskunſt, die zwar keineswegs als die höchſte zu behaupten iſt, in der Welt aber am höchſten verehrt und beneidet wird. Dann freilich iſt der fortdauernde Erfolg, ſich auf ſeinem Poſten und in ſeinem Glanze zu erhalten, der erſte, wichtigſte, größte, und gilt ſtatt aller anderen, ja gewährt die Täuſchung, als ſeien auch dieſe vorhanden, während doch im Grunde nur jenes Eine und kaum nebenher ein anderes gelungen iſt. Dann iſt aber auch alle Wichtigkeit und Bedeutung der Perſon auf die Gegenwart beſchränkt, auf den erlebten Tag, und mit dem Sterben völlig abgethan; die Erinnerung an ein ſolches Leben und Wirken muß in der Zukunft, wenn ſie auch nicht ganz erlöſcht, doch auf ihren kleinſten Ausdruck ſchrecklich zuſammenſchrumpfen. Bei den Staatsmännern, die in Ideen leben und wirken, für dieſe das Amt jederzeit und nöthigenfalls das Leben zu opfern bereit ſind, findet das Gegentheil Statt, ihr Gedächtniß und ihre Geſtalt wachſen in der Zeitenfolge gleich den Rieſenbildern der altgriechiſchen Heroen.

Wie dem auch ſei, wie hierüber das Urtheil in Betreff des Fürſten ſich entſcheide, mein Gefühl war davon wenig bedingt. Ich ſah den Staatsmann auf dem Gipfel der Macht und des Anſehens, ihm gehörte der Augenblick unbeſtritten, er imponirte der Welt, dies mußt' ich erkennen und würdigen; allein mit allem dieſen imponirte er mir nicht, jetzt ſo wenig wie vor fünfundzwanzig Jahren; alles Vertrauen hingegen und alle Neigung, die ich dem Miniſter nicht widmete, hegte ich um ſo eifriger dem Menſchen, ich fühlte, daß in ſeiner Nähe zu leben mir ein Glück ſein würde, daß ich ihm alles Geheimſte ſagen könnte, von ihm in jeder Sache, die nicht Politik beträfe immer Einſicht und Billigkeit erwarten würde. Gab es auch andere Menſchen, von denen ich Gleiches empfinden und ſagen konnte, ſo war doch in keiner anderen Perſönlichkeit zugleich der Glanz der Welt mir ſo genähert und vertraulich, der ringsumher alles blendete, und mich ungeblendet ließ. Dies war allerdings eine mächtige Zugabe zu dem Reize, den ich von ſeinem inneren Weſen empfand, und deſſen Kraft ich empfunden haben würde, auch wenn ſie jedes äußeren Schmuckes baar mir erſchienen wäre.

Durch einen Beſuch des Grafen Robert von Saint-Marſan wurde ich veranlaßt auch ſeine Frau wiederzuſehen, die vor kurzem noch als eine der ſchönſten Berliner Fräulein geglänzt, und auch jetzt, in leidendem Zuſtande, nichts von ihrer Schönheit eingebüßt hatte. Sie ging erwünſchten Verhältniſſen entgegen, in den vollen Genuß Italiens, aber die Anziehung der verlaſſenen Heimath war dadurch nicht überwunden, und die Liebe, mit der ſie von ihren dort zurückgebliebenen Nächſten, von der Oertlichkeit und den Gewohnheiten des Lebens ſprach, ließ auch mich die Sehnſucht empfinden, dorthin, wo vereint mit den theuerſten Erinnerungen die noch möglichen Thätigkeitsberufe mir entſchieden den angemeſſenſten Kreis bezeichneten, innerhalb deſſen meine Tage verfließen mochten. In ſolchem Gefühl war mir die Rückkehr ſchon lieber als die Weiterreiſe, und hierin durch das Beiſpiel der ſchönen Landsmännin noch mehr beſtärkt, verzichtete ich gern auf Italien, und beſtimmte meinen Reiſegefährten leicht, die von uns gemeinſam beabſichtigte Reiſe nun allein auszuführen. Wirklich reiſte er bald darauf nach Venedig ab, und ließ mich in nun völliger Freiheit, jede Stimmung des Augenblickes zum Entſchluß werden zu laſſen.

Jetzt konnt' ich um ſo ruhiger noch einige Zeit in Wien verweilen, und deſſen Darbietungen genießen. Unter anderen Umſtänden hätte ich dieſe wohl reizend genug finden dürfen; allein mein Sinn war ſo geſtellt, daß nur wenige Gegenſtände ihn wahrhaft anſprechen konnten. Bei allem, was ſonſt als Genuß des Augenblickes an und für ſich ſeine volle Geltung zu haben pflegt, war mir es erſt die hinzutretende Betrachtung, die zum Genuſſe ward. Dies war auch der Fall bei einer Art von improviſirtem Feſt, das uns der Graf Ferdinand von Palffy auf ſeinem Landbeſitz in Herrnals gab; daſſelbe vereinigte alles, was zum ausgeſuchteſten Sinnenreiz und zum reichſten Stoffe der Betrachtung dienen konnte. Ueppige Pracht; erfinderiſche Anſtalten zur Luſt und Bequemlichkeit, morgenländiſche Fülle und Verſchwendung, begegneten dem Blicke wohin er ſich wandte; weite Säle und ausgedehnte Gartenſtücke, wo ſich eine große Volksmenge ausbreiten konnte, athmeten die ſtille Heimlichkeit eines Boudoirs; herrliche Gemählde und Statuen erhoben das Gemüth zum reinſten Kunſtgenuſſe, während die koſtbarſten Spielereien dem kindiſchen Sinn zur größten Ergötzung dienten, und von vornehmer Langweile zeugten. Beſondere Geheimniſſe ſchienen noch verborgen, die ſich nur in vorbehaltenen Fällen den Eingeweihten erſchließen mochten; doch deutete manches darauf hin, ohne daß weiter eingegangen wäre. Ungariſche Edelleute waren die Hausdiener, in volksthümlichen, prachtvollen Anzügen, Erfriſchungen der reichſten und ſeltenſten Art waren wie durch Zauberei hervorgerufen; für ſieben bis acht Perſonen ein Feſt, deſſen Raum und Anſtalten und Vorräthe hundert Gäſten genügt hätte! Der liebenswürdige Wirth erſchöpfte ſich in Zuvorkommenheit, und war beſonders bemüht dem Prinzen von Waſa die vielfachen Herrlichkeiten vorzuzeigen und zu erklären. Ferdinand Palffy, in früheren Jahren als üppiger

Lebemann und großartiger Verſchwender bekannt, eine Zeitlang im Beſitze des Vertrauens der Kaiſerin Ludovika von Eſte auch von politiſcher Wichtigkeit, dann als Eigenthümer und Leiter des Theaters an der Wien auch der litterariſchen und künſtleriſchen Welt nicht gleichgültig, war unſtreitig durch Geiſt und Talent einer der ausgezeichnetſten Kavaliere Wiens, und genoß als ſolcher auch einer ſeltenen Beliebtheit im Volke, dem er zu Zeiten ſeine Gartenräume zu Feſtlichkeiten eröffnete, wobei er der Nachwehen nicht achtete, welche gewöhnlich davon in mancherlei Beſchädigungen und Verluſten zu ſpüren waren. Die früheren Leidenſchaften hatten ſich längſt gemäßigt, der ehemalige Wüſtling war in einen heiteren Menſchenfreund verwandelt, der mild und gutmüthig allen Leuten, mit denen er zu thun hatte, nur das größte Behagen zu verſchaffen ſuchte, und ſeine durch Glücksfälle erneuerten reichen Mittel ſo wie ſeinen lebenserfahrenen Sinn nur noch hiefür zu verwenden ſchien. Wir verließen ihn mit wahrem Dankgefühl, und kehrten aus dem morgenländiſchen Feenmährchen gleichſam in die abendländiſche Wirklichkeit zurück. Ich fuhr mit Fräulein Karoline Bauer, und ſo bezaubert wir waren, ſo blieb uns doch noch Unbenommenheit genug übrig, um einander zu geſtehen, daß ſolche Pracht und Herrlichkeit in dieſem Gemiſch von Schönem und Geſchmackloſem doch eigentlich ein Unweſen in ihrem Verhältniſſe zu dem allgemeinen Lebenszuſtande, ſogar eine Unſittlichkeit zu nennen ſei; unſere dem reichen Genuß auf dem Fuße nachfolgende wechſelſeitige Beichte mochte allerdings unter ſolchen Umſtänden wunderlich erſcheinen, und wäre von unſeren Mitgenoſſen uns ſchwerlich zugetraut, ja kaum geglaubt worden!

Ein Gaſtmahl, bei welchem der päbſtliche Nuncius Oſtini, der Botſchafter Graf von Lützow, die Gräfin Mazzuchelli, Pilat und Andere waren, hatte ich erſt zum Schluſſe beſuchen können, fand aber die Gäſte noch in großer Munterkeit beiſammen. Mir iſt von den mannigfachen Geſprächen jedoch keine andere Erinnerung geblieben, als der Eindruck des bei ſorgfältiger Zurückhaltung von politiſchen Aeußerungen um ſo auffallenderen freien italiäniſchen Tones in

Betreff aller ſinnlichen Dinge, mit Bezeichnungen, die wir im nüchternen Norden nimmermehr zuläſſig erachten würden.

Wenn ich nach aller Laſt und Hitze des Tages am ſpäten Abend von Tettenborn nach dem Gaſthofe heimging, führte mich mein Weg über den vielbegangenen Platz am Graben genannt, wo zwei Zeltbuden zum Genuß von Gefrornem einluden. Sie waren um dieſe ſpäte Zeit ſchon weniger beſucht, und um ſo mehr behagten die Kühlung und einſame Stille; halbe und ganze Stunden ſaß ich hier, in träumeriſchem Sinnen, in Betrachtung des hellen Mondſcheins, der zwiſchen den mächtigen Schlagſchatten der hohen Häuſer ſiegend durchblickte, in Erinnerung ſo vieles Dageweſenen, für immer Entſchwundenen. Lange Zeit blieb ich in dieſer Einſamkeit ungeſtört, eines Abends aber knüpfte ein junger Mann, den ich ſeiner Ausſprache nach für einen Böhmen halten mußte, ein Geſpräch mit mir an, dem ich anfangs ausweichen wollte, bald aber angezogen von einer Art rührender Vertraulichkeit, die ſich auf meine Eigenſchaft als Norddeutſcher begründen wollte, mit einigem Zögern nachgab. Der junge Mann erzählte, er ſei in Wien wegen eines Rechtshandels, von dem ſein ganzes zeitliches Wohl abhänge, und den er ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die ihm hauptſächlich durch Verwickelung ſeiner Sache mit Verwaltungsbehörden entgegenſtünden, bei der großen Ehrenhaftigkeit der öſterreichiſchen Landrechte zu gewinnen hoffe. Um ſein unerſchütterliches Vertrauen auf den Gerichtshof deſto beſſer vor mir zu rechtfertigen, erzählte er mir eine Geſchichte, die ſich vor nicht langer Zeit ereignet hatte, und die er aus der reinſten Quelle zu wiſſen verſicherte.

Nach dem verunglückten Freiheitsverſuch der Polen im Jahre 1831 flüchtete mit vielen anderen Gefährten ein junger Pole nach Ungarn, und auf den Rath eines verſtändigen Mannes, der ſich ſeiner eifrig annahm, ſetzte er ſeinen Weg nach Wien fort, um dort ein Unterkommen zu finden, denn ſeine gerettete Habe, die in ſechshundert Dukaten beſtand, wollte er nicht aufzehren, er meinte ſie als einen Nothpfennig zu bewahren, vielleicht auch bei einzugehenden Verhältniſſen ſicher anzulegen. In Wien angekommen, und eben vom

Poſtwagen abgeſtiegen, ſah er ſich fremd und unſchlüſſig um, an wen er ſich wenden könnte, um ein Wirthshaus zu erfragen, da fiel ſein Blick auf einen Mann, der ſeiner Verlegenheit freundlich entgegentrat, und ihn fragte, was er wünſche? Nachdem er dies vernommen, führte er den Fremden gutmüthig ſelbſt in einen Gaſthof guten Anſehens, und der Pole, dankbar und erfreut, gleich auf einen ſolch edlen Menſchenfreund geſtoßen zu ſein, bat dieſen um weitere Auskunft, wie er es wohl zu machen habe, um eine Sekretairſtelle oder ein ähnliches Unterkommen zu erlangen? Der wackere Wiener ſah den Polen nachdenklich an, ſchüttelte den Kopf und meinte, das ſei nicht ſo leicht, beſonders für einen wildfremden Flüchtling, dem man nicht ſofort wichtige Geſchäfte anvertrauen würde, auch pflege man dergleichen Stellen nur gegen Hinterlegung einer baaren Bürgſchaft zu gewähren. „Was das betrifft“, meinte der Pole indem er lächelnd ſeinen Beutel hervorzog, „ſo bin ich verſehen, hier ſind ſechshundert Dukaten.“ Der Wiener war zufrieden, und ſagte, nun ſei eine Schwierigkeit weniger vorhanden, und er wolle ſehen, ob er ein angemeſſenes Verhältniß ermitteln könne, er wolle ſogleich deßhalb einen Freund beſuchen, der in ſolchen Angelegenheiten die Kundſchaft der angeſehenſten Kavaliere habe, doch müſſe er ſich ein paar Tage gedulden. Der Pole war ſehr vergnügt, wandte die nächſten Tage dazu an, in Wien ſich umzuſehen, wurde etwas unruhig als der dritte Tag verging, ohne daß ſein neuer Freund kam, rief aber um ſo froher ihm entgegen, als derſelbe am Morgen des vierten Tages erſchien. „Ich hoffe“, ſagte dieſer, „Ihr Wunſch kann erfüllt werden, kommen Sie gleich mit mir, und nehmen Sie auch Ihr Geld mit, auf daß die Sache gleich richtig und feſt gemacht werden kann.“ Sie gingen nun zuſammen in das Innere der Stadt, traten in ein ſtattliches Haus, ſtiegen eine Treppe hoch, und ließen ſich bei dem reichen Grafen N. melden. Sie mußten lange warten, der Wiener wurde ungeduldig, ſchalt darauf, daß ein ſo reicher vornehmer Herr arg verwöhnt ſei, und wollte ſchon weggehen, als endlich der Kammerdiener kam, und ſie eintreten hieß. Der Graf ſah verdrießlich aus, war nicht beſonders höflich, und fragte nach den Fähigkeiten des Polen, deſſen Kenntniß des Franzöſiſchen ihm zu gefallen ſchien. Als auf die Bürgſchaft die Rede kam, verlangte er achthundert Dukaten, der Pole bekannte kleinmüthig nur ſechshundert zu haben. „Dann iſt es nichts", verſetzte der Graf, „mein jetziger Sekretair hat achthundert bei mir hinterlegt, die er heute über acht Tage bei ſeinem Ausſcheiden aus meinem Dienſt wiederempfängt, ich will von dieſer Summe nicht abgehen, da ſie nicht zur Verfügung ſteht, ſo iſt mir's leid, daß wir uns bemüht haben." Der Pole ſtand betrübt, der edle Wiener aber, dem es zu Herzen ging, den armen Fremden in ſeiner Hoffnung getäuſcht zu ſehen, ſchlug ſich in's Mittel, und fragte zuletzt, ob ſeine eigne Bürgſchaft für die fehlenden zweihundert dem Grafen genügen würde? Nach einigem Zögern willigte dieſer ein, und ließ es geſchehen, daß der Wiener ſogleich zur Ausfertigung der nöthigen Verſchreibungen ſchritt, die der Graf mit Unterſchrift und Siegel verſah, der Pole mußte ſeine Dukaten aufzählen, empfing darüber eine Quittung zugleich mit der ſchriftlichen Annahme zum Sekretair, und mit dem mündlichen Bedeuten, daß er ſeine Stelle zwar erſt nach acht Tagen antreten könne, ſich aber ſchon in den nächſten Tagen einzufinden, damit er ſich für ſeine Arbeit vorübte. Zufrieden und dankbar ſeinem Beſchützer für die großmüthige Aushülfe, kehrte der Pole in ſeinen Gaſthof zurück.

Schon am dritten Tage, ungeduldig in Thätigkeit zu treten, ging er in das wohlgemerkte Haus, um ſich zur Arbeit zu melden. Im erſten Stock zog er die Klingel, ein Diener kam, und antwortete auf die Frage nach dem Grafen R. ganz unbefangen, hier wohne kein Graf ſolches Namens. Der Pole ſtutzte, verſicherte ſich durch untrügliche Merkmale, daß er ſowohl im rechten Hauſe, als vor der rechten Thüre ſei, und behauptete, jener müſſe hier wohnen. Der Diener dagegen ſagte, hier wohne ſeit länger als einem Jahre der Baron L. und hieß den hiedurch aufgeregten Polen barſch ſeiner Wege gehen. Dieſer eilte zu ſeinem Freunde, deſſen Adreſſe er glücklicherweiſe bei ſich hatte. Doch da gab es in der bezeichneten Straße gar keine ſolche Hausnummer, und auch der aufgeſchriebene Name war völlig unbekannt, auch auf der Polizei, bei welcher der Unglückliche ſogleich nachfragte. Kein Zweifel mehr, er war um ſeinen Schatz betrogen, doch ſeine Verzweiflung gab ihm den Muth, ſeine Sache noch nicht ſo leicht aufzugeben. Er ging nochmals in das Haus zurück, wo er den Grafen geſprochen, und verlangte Einlaß in die Zimmer, um auch dieſe wiederzuerkennen, man lachte ihm in's Geſicht, und warf den Zudringlichen zuletzt die Treppe hinunter und zum Hauſe hinaus. Er aber pflanzte ſich in der Nähe als Wache auf, und hatte Acht auf die Ein- und Ausgehenden. Endlich erkannte er ſeinen Mann, den Grafen N. und ſtürzte auf ihn zu, dieſer trat befremdet zurück, und ſagte gütig: „Sie irren ſich, ich bin der Baron L. und habe Sie nie geſehen!" — „Was", rief der Betrogene, „Sie haben mich nie geſehen? Ich aber erkenne Sie genau, jeden Zug des Geſichts, jeden Ton der Stimme, Sie ſind derſelbe, der als Graf N. mich zu ſeinem Sekretair angenommen, und als Bürgſchaft gleich ſechshundert Dukaten von mir empfangen hat!" — „Sechshundert Dukaten?" rief der Baron, „nun wird die Sache ernſt, ich ſehe, das iſt auf eine Prellerei abgeſehen, aber da kommen Sie bei mir unrecht!" Und ſogleich rief er den Hausmeiſter und andere Leute, ließ den Polen feſthalten, und die Polizei holen, um den unverſchämten Spitzbuben zu verhören, und nach Befund zu beſtrafen. Vergebens betheuerte der Arme, er ſei vielmehr das Opfer einer Prellerei, an ihm werde der ſchändlichſte Frevel verübt, er wurde zum Verhaft gebracht, und nach langem Gefängniß und wiederholtem Verhör wurde ihm zuletzt angezeigt, er ſei wegen Verdachts, daß er eine Prellerei gegen den Baron L. habe verüben wollen, und wegen nicht nachgewieſener Unterhaltungsmittel für immer aus der Hauptſtadt verwieſen. Man zwang ihn, dahin zurückzukehren, wo er ſich vorher aufgehalten.

Hier aber fand er Gönner, die ihn unterſtützten, und mit Geld und Empfehlungen verſehen, kehrte er heimlich nach Wien zurück, feſt entſchloſſen das Aeußerſte zu verſuchen, und die Büberei aufzudecken und zu Schanden zu machen.

Schon verzweifelnd an ſeiner Sache trifft er eines Morgens auf der Baſtei jemanden, der bei ſeinem Anblick erſchrickt und ſich eilig entfernen will, da erkennt der Pole ſeinen lieben Wiener, der ihn bei dem Grafen eingeführt hat, er holt ihn ein, und packt ihn am Arm, der Erſchrockne ſammelt ſich, ſchaut ihm dreiſt in's Auge, und fragt was er wolle? Aber der Pole läßt nicht los, führt den Mann, der um keinen Lärm zu machen der Gewalt folgt, zu dem Wirthshauſe, wo jener ihn zuerſt hingebracht, läßt ihn von den Leuten gehörig erkennen, und ſendet nach der Polizei. Der Mann, von Angſt bedrängt, vergißt ſeine Rolle, bittet den Polen um Schonung, und verſpricht Erſtattung des Geldes. Der Pole ruft die Anweſenden zu Zeugen deſſen auf, was ſie eben gehört. Jetzt iſt keine Ausflucht mehr möglich, der Mann wird in Verhaft gebracht, die Sache kommt vor Gericht. Da er ſich verloren glaubt, im Stich gelaſſen von dem Anderen, ſo will er nicht allein zu Grunde gehen, er geſteht alles, und nennt den Baron L.

Allein dieſer giebt ſich ſo leichten Kaufes nicht. Er läugnet alles, und beſchuldigt die Beiden, welche gegen ihn auftreten, insgeheim verbunden zu ſein, um ihn zu prellen. Man ſtutzt, man verhört den Baron, aber man wagt nicht ihn zu verhaften, er geht frei und ſtolz umher, und erzählt lachend, was für eine ſonderbare Geſchichte ihm begegnet iſt, er beklagt, daß es keine Galgen mehr giebt. Nicht lange ſo wird der Pole verhaftet,. wegen ſeines Wiederkommens nach Wien in Anſpruch genommen, und ſoll neuerdings fortgeſchafft werden. Allein das Gericht läßt ihn nicht los, und rettet ihn, indem es größere Strenge wider ihn verhängt, vor dem leichteren, aber ſeiner Sache verderblichen Verfahren.

Die Inzichten gegen den Baron gewannen indeß ſolche Stärke, daß auch ſeine Verhaftung endlich beſchloſſen wurde. Nun entſtand das größte Geſchrei, der Baron fand hohen Schutz, hatte mächtige Verwandtſchaft. Schwierigkeiten häuften ſich auf Schwierigkeiten, es traten Verzögerungen ein, alle Kniffe der Sachwalterei, alles vornehme Anſehen, die dringendſten Einflüſterungen wurden aufgeboten, um den

Baron, an deſſen Verbrechen ſchon nicht mehr zu zweifeln war, aus der Schlinge zu ziehen. Man bot dem Polen augenblickliche Freiheit und ſein Geld und mehr dazu, wenn er ſich auf und davon machen wolle; allein dieſer hatte nun auch thätige Rechtsfreunde, und von ihnen ermuthigt, wies er jeden Antrag ab, und erklärte den Spruch des Richters abwarten zu wollen.

Nachdem alle Betriebſamkeit, alle einſchüchternden Mahnungen, alle vorgeſchobenen Hinderniſſe bei den unbeſtechlichen Landrechten nutzlos verſchwendet waren, gaben dieſe endlich ihr Urtheil: der Baron von L. wurde als Theilnehmer an einem ſchändlichen Betrug des Adels verluſtig erklärt, und zu lebenswieriger Zuchthausſtrafe verdammt; ſein Helfer bekam eine nicht viel geringere Strafe, der Pole hingegen ſein Geld wieder, fand aber doch gerathen den Ort bald zu verlaſſen, wo ihm ſo ſchrecklich war mitgeſpielt worden.

In dieſem Bericht mögen einige Nebenumſtände vielleicht nicht ganz genau ſein, da das Ganze viele Jahre hindurch nur im Gedächtniß bewahrt worden, in der Hauptſache aber iſt alles zuverläſſig ſo wiedergegeben, wie es damals der junge Mann mir erzählt hatte. „Sehen Sie“, ſagte er frohlockend beim Schluſſe ſeiner Mittheilung, „das iſt unſer Stolz und unſer Verlaß, ſolche Rechtspflege, ſolche Richter! Und da ich mit demſelben Gerichte hier zu thun habe, ſo vertraue ich gutes Muthes auf die Gerechtigkeit meiner Sache, und hoffe meinen Handel zu gewinnen!“ Der Eisbudenmann wollte ſchon lange ſchließen, und ich ſagte dem Erzähler, der mir gleichſam dankbar für die geſtattete Herzenserleichterung die Hand drückte, mit beſten Wünſchen für ſeine Hoffnungen ſcheidend gute Nacht.

Am nächſten Abend traf ich ihn abermals; er ſetzte ſich gleich wieder eifrig zu mir, war aber unruhig und weniger zuverſichtlich, denn er hatte im Laufe des Tages eine ihm unerwünſchte Nachricht gehört. Doch ſagte er bald ſelbſt, er müſſe den Muth friſch behalten, es gehe die Wahrheit aus noch weit ſchlimmeren Verwickelungen endlich ſiegend hervor. Als Beleg erzählte er mir eine gräuelhafte Geſchichte von einem galiziſchen Juden, der einem ungeheuern Unterſchleif in Betreff des für Wien zu liefernden Schlachtviehes auf die Spur gekommen war; hier war der Kaiſer ſelbſt der Hintergangene, doch der Betrug rankte ſich ſo weit und hoch, daß man für unmöglich hielt, er werde klar an den Tag kommen. Das geſchah aber doch, wiewohl erſt nach unſäglichem Mißgeſchick und Leid, die der Angeber hatte ausſtehen müſſen. In dieſen Erzählungen ſprach die höchſte Vaterlandsliebe, das ſchönſte Lob für die Gerichte, für den Kaiſer ſelbſt, der nie zu bewegen geweſen war, in ihren Gang einzugreifen, den Lauf des Rechtes zu hemmen; dennoch war mir etwas Unheimliches in der abenddunklen Bekanntſchaft, und da ich keine romantiſchen Geheimniſſe von Wien — die von Paris gab es damals noch nicht — zu ſchreiben vorhatte, ſo wünſchte ich den unerfreulichen Stoff dieſer Art nicht unnütz anzuhäufen. Ich nahm die folgenden Abende meine Einkehr bei der anderen Eisbude, und ſah meinen geſprächigen jungen Mann nicht wieder.

Tettenborn, dem ich dieſe Sachen mittheilte, fand ebenfalls die Bekanntſchaft jenes offenherzigen Erzählers bedenklich, und billigte ſehr mein Ausweichen. Uebrigens geſtand er, jene Geſchichten, die auch er aus beſter Quelle wußte, ſeien in der Hauptſache ganz wahr, und er gab noch einige genauere Beziehungen an, welche den Eindruck ſehr erhöhten, aber auch erkennen ließen, wie mißlich es ſei, dieſe Sachen ohne Noth geſprächsweiſe zu berühren. Aus dieſem Grund erachtete er auch nicht für rathſam, über den jungen Mann nähere Erkundigung einzuziehen, wozu ſonſt die Gelegenheit ganz nahe geweſen wäre, da er mit dem Grafen Sedlnitzky, dem Vorſtande der höheren Polizei, auf vertrautem Fuße lebte; lag eine ernſte, redliche Sache im Hintergrunde, wie allerdings möglich war, ſo konnte jedes Erwecken anderweitiger Aufmerkſamkeit leicht ſchaden; war aber dabei irgend eine Falſchheit im Spiel, ſo wußten wir hinlänglich, daß es die undankbarſte Sache iſt, den Maßregeln der Behörden vorzugreifen oder ſie gar aufzudecken.

Die Zeit meiner Abreiſe war herangekommen, und ich machte die nöthigen Beſuche. Tettenborn aber wollte nicht glauben, daß ich Wien verließe, ohne über die perſönlichen Angelegenheiten, die er hartnäckig als ſchwebend anſehen wollte, von Seiten Metternich's eine ſchließliche Erklärung empfangen zu haben. Ich ſollte ja ein Schreiben des Fürſten erwarten, bemerkte er, vielleicht aber ſei es mir ſchon zugekommen, und ich dürfe nur nicht davon ſprechen, in dieſem Fall beſcheide er ſich, und wolle nicht weiter in mich dringen. Ich mußte wiederholt verſichern, daß keine leiſeſte Spur eines Antrages der vorausgeſetzten Art vorgekommen, daß ein ſolcher auch doppelt unſtatthaft ſei, weil weder der Fürſt daran denken könne ihn zu machen, noch ich ihn anzunehmen. „Bedenken Sie“, ſagte ich, „welche Kluft das Eine Wort bildet, daß der Fürſt, als er die Erhaltung des Beſtehenden voranſtellte, und ich die Fortbildung deſſelben hinzufügen wollte, er dies zurückwies! Aber wäre dies auch anders, und hätte man mir zu bieten, was ich weiß daß hier unmöglich iſt, unter keiner Bedingung möcht' ich in den hieſigen Staatsdienſt treten. Wäre ich fähig noch in Geſchäften zu arbeiten, und könnte ich den Wunſch dazu haben, ſo fände ich daheim genug zu thun, und in einer Richtung, bei der meine Denkart, wo nicht befriedigt, doch beruhigt wäre.“ Wirklich durfte ich dem politiſchen Handeln Metternich's nur in Einem Betreff beiſtimmen, in dieſem aber unbedingt und mit offnem, ihm ſelbſt nicht verhehlten Lobe, darin nämlich, daß er im Jahre 1830 mit ſoviel Beſonnenheit und Kraft den Weltfrieden erhalten hätte; ein unter den damaligen Zeitumſtänden unermeßliches Verdienſt, das ſich im Jahre 1840 noch Einmal geſteigert wiederholte, als anderwärts ſo blinde als thörichte Leidenſchaft heftig zum verderblichſten Kriege drängte. Für ſeine Maßnahmen in anderen Beziehungen fand ich in mir nur Abneigung, ja Widerwillen und Empörung. Der Freund konnte dies nicht in Abrede ſtellen, und mußte freilich zuletzt bekennen, daß aus der langen Zeit unſeres Zuſammenlebens ihm Erinnerungen genug aufſtiegen, die unverwerfliche Zeugniſſe waren, daß meine Entſchließungen und Thätigkeiten von den Geboten unbedingten Ehrgeizes ſich unabhängig zu erhalten gewußt, er ſah ein, daß außer der Perſönlichkeit des Fürſten, mich hier nichts reizen konnte.

Am Abend des 26. Auguſt war ich zuletzt mit den lieben Freunden zuſammen. Ich empfing bei ſpätem Heimgange den letzten Nachteindruck von Wien. Der Blick von der Baſtei über das dunkle Glacis nach den erleuchteten Vorſtädten war zauberhaft. In den Straßen wechſelten mächtige Schlagſchatten mit grellen Lichtſtreifen. Auf dem Graben war nur noch müdes, behagliches Regen, das mit jedem Augenblicke dunkler und ſtiller wurde, das ganze großartige Stadtweſen ſchien wohlthuend ſich zu ſeinem Gegentheil umzuwandeln, zur idylliſchen Einſamkeit.

Am nächſten Morgen in aller Frühe reiſte ich von Wien ab, und nahm die Straße nach Linz.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Siebenter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Biographiſche
Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Erſter Theil.

Graf Wilhelm zur Lippe. Graf Matthias von der Schulenburg. König Theodor von Corsica. Freiherr Georg von Derfflinger.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vorwort zum erſten Theile der erſten und zweiten Auflage.

Weniges habe ich dieſen Lebensbeſchreibungen voranzuſchicken. Sie ſind Verſuche einer Behandlung, die ſich durch ſich ſelbſt zu rechtfertigen hat. Die Quellen, aus denen geſchöpft worden ſind, ſind zum Theil die bekannt zugänglichen, zum Theil neue, oder doch bisher unbenutzte. Die Anführung derſelben im Einzelnen wurde unterlaſſen, aus guten Gründen, obwohl einer oder der andre unſrer ſtrengeren Freunde damit unzufrieden ſein möchte; vielleicht läßt ſich in der Folge, mit Weglaſſung alles deſſen, was bloßer Luxus bei der Sache iſt, das Nöthige in gedrängte Rechenſchaft zuſammenfaſſen. Daß hin und wieder ein ſchon vorgefundener Ausdruck aus dieſen Quellen beibehalten worden, darf wohl keinen Tadel erleiden, wenigſtens nicht in den Fällen, wo jener Ausdruck ſchon in dem geeignetſten Gepräge vorgefunden worden, welches beſonders bei dem Leben des Grafen zur Lippe häufiger eintreten konnte, über welchen ſchon früh mit würdiger Beredſamkeit geſprochen worden.

Berlin, im Januar 1824.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Vorwort zum zweiten Theile der erſten und zweiten Auflage.

Ich gebe hier die Fortſetzung meiner biographiſchen Verſuche. In Betreff der Behandlung bin ich der früheren Art und Weiſe möglichſt treu geblieben. Man hat die Darſtellung meiſt günſtig beurtheilt, aber dagegen auf die geſchichtliche Wirklichkeit des Dargeſtellten mitunter zweifelnd hingeblickt, beſonders da kein Prunk von Anführungen dieſelbe recht augenſcheinlich im Einzelnen verbürgte. Man hat mir dieſe Nichtanführung der Quellen vielfach vorgeworfen, und im Eifer ſogar überſehen, daß ich denn doch öfters die Quellen benannt, nur freilich im Texte ſelbſt, nicht unter demſelben, wie ſonſt gewöhnlich iſt. Zu dem letzteren habe ich mich noch jetzt nicht entſchließen können, wiewohl ich die Angabe im Allgemeinen nicht länger vorenthalten will. Verſichern darf ich indeß, und wer ſich die Mühe giebt, irgend Einzelnes genauer nachforſchend zu prüfen, wird meine Verſicherung bewährt finden, daß ich mit Sorgfalt und Treue alle mir bekannte und zugängliche Ueberlieferung geſammelt, ihren Sinn wohl zu faſſen geſucht, und weder Gehalt noch Färbung derſelben wiſſentlich verändert habe. Ich kann oft im Irrthum, zuweilen ohne hinreichende Kunde, und dadurch häufig im Fehl geweſen ſein, aber ich darf behaupten, daß ich es nie durch abſichtliche Willkür in

Behandlung der Thatſachen bin. Was der Rezenſent meiner biographiſchen Verſuche in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen (1824. Stück 143) in andrem Sinne, nämlich in Betreff der abgewogenen Darſtellung, ſagt: „Vielleicht iſt der Verfaſſer im Stand von jeder Zeile Rechenſchaft zu geben“, eigne ich mir mit dem Bewußtſein vollen Rechtes vielmehr in Betreff der geſchichtlichen Wahrhaftigkeit an. Indeß kann freilich die innere Kritik und Erwägung, welche aus der gegebenen Anſchauung eines belebten Ganzen die Abfaſſung jedes Einzelnen bedingt, und aus der jene „Rechenſchaft“ hervorgehen ſoll, ſich nicht immer durch ſogenannte Stellen äußerlich belegen laſſen, ſondern muß durch geiſtige Begleitung in den Zuſammenhang der Materialien gefunden und erkannt werden.

Die Lebensbeſchreibung Blücher's konnte mit denen Derfflinger's und Deſſau's nicht in demſelben Bande Raum haben, doch wünſche ich, daß durch dieſe zufällige Sonderung nicht die Zuſammengehörigkeit, welche dem ganzen Inhalte ſo viele fruchtbare Bezüge und beſondere Anſichten eröffnet, aus den Augen verloren würde. Die Verſchiedenheit des Umfanges dieſer drei Lebensbeſchreibungen folgt übrigens, bei gleichem Maßſtabe, von ſelbſt aus der Verſchiedenheit des Gehalts. Die Erzählung von Blücher's Leben, worin eine ganze Reihe großer Schlachten vorkommt, die zu Weltbegebenheiten geworden ſind, fordert einen andern Raum, als das Leben Derfflinger's, der als Oberfeldherr keine, oder als das Leben Leopold's, der in ſolcher Eigenſchaft nur Eine Schlacht geliefert hat. In dem Leben des letzteren dagegen ſind andre Seiten nur durch eine Vielheit genauer Umſtände zu vergegenwärtigen geweſen.

Zwei Bemerkungen habe ich noch zu machen, in Hinſicht mancher Mißlichkeit des Stoffes und mancher Derbheit des

Ausdrucks. Ich hoffe, man wird an beiden keinen Anſtoß nehmen. Was die erſtere betrifft, ſo wäre nichts damit gewonnen, ſie zu umgehen; in Deutſchland läßt die litterariſche Aufmerkſamkeit ſich nichts entſchlüpfen; was Einer abſichtlich am Wege liegen läßt, bringen ihm zehn Andre nur mit deſto lauterem Anruf in Erinnerung, und das Aergerniß, das vermieden ſein wollte, wird dann in Tadel und Vorwurf nur vervielfacht. Was die Derbheit des Ausdrucks betrifft, ſo gehört ſie dem Karakter der Zeit und der Perſon oft allzuweſentlich an, als daß man ſie miſſen dürfte. Das Bild eines Kriegsmannes, z. B. von Leopold's Art, bedarf oft ſtarker Striche, und die Eigenheit ſeiner Züge läßt ſich nicht, um hier ein Gleichniß anzuwenden, in zierlicher Reinſchrift wiedergeben, ſondern es müſſen, wenn der wahre Karakter nicht verloren gehen ſoll, auch die Verunſtaltungen der Schrift mit übertragen werden. Doch wird man hoffentlich anerkennen, daß ich dennoch ſtets bemüht war zu mildern, was ganz abzuweiſen die geſchichtliche Treue meinem ſonſt wohlgefühlten Bedenken nicht verſtatten wollte.

Berlin, im April 1825.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Inhalt.

Seite
Vorwort zum erſten Theile der erſten und zweiten Auflage V
Vorwort zum zweiten Theile der erſten und zweiten Auflage VI

Graf Wilhelm zur Lippe.............................. 1
Graf Matthias von der Schulenburg.................... 80
König Theodor von Corſica........................... 173
Freiherr Georg von Derfflinger 244

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel................ 325

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Graf Wilhelm zur Lippe.

Die deutſchen Lebensgebiete haben von jeher den eigenen Anblick gewährt, daß ſie die Fülle der herrlichſten Gaben und Kräfte immer auch durch den Drang der größten Schwierigkeiten und Hinderniſſe umſtellen, und kaum der übermächtigſten Anſtrengung dann und wann geſtatten, zu ihrem Ziel in das offene Weite völlig durchzubrechen. Die Anlage zum Großen, die Kraft zum Thätigen, der Eifer der Geſinnung, erſcheinen hier ſtets in reichſter Darbietung, aber alſobald ſetzt das Leben ſich ihnen entgegen von allen Seiten, drängt ſie nieder auf geringere Stufen und beſchränkt ſie auf engeren Raum, als ihrem inneren Berufe zu gebühren ſchien. Die Gemüthskraft und Geiſtesſtärke des Einzelnen mag noch ſo groß ſein, die der Nation, vertheilt und belebt in ihren getrennten Gliedern, ſteht mächtiger daneben, und verwehrt die großen freien Bahnen, die wir bei anderen Völkern jedem Außerordentlichen ſo bald und leicht eröffnet ſehen. Unſere Litteratur wie unſere Politik ſind reich an Beiſpielen dieſer Eigenheit; unſere Helden in beiden, unſere Fürſten, Feldherren, Staatsmänner, Reformatoren, Bildner in Kunſt und Leben, alle mußten ihre größten Gaben, ausgeſtattet für Vollgewinn, um geringeren verwenden, der ſelbſt nur um jenen Preis erreichbar wurde. Auch Luther und Friedrich der Große, gerüſtet und berufen für die Geſammtheit des Vaterlandes, konnten in deſſen Vielgeſtalt und Zerſplitterung, wie mächtige Werke ſie auch darin gebildet, nicht das Ganze vereinigend umfangen.

In dieſer Eigenthümlichkeit, die über unſere Geſchichten, wie über die griechiſchen, einen beſeelenden Reiz, aber auch eine wehmüthige Trauer verbreitet, müſſen wir auch den Geſichtspunkt feſthalten für die würdige Betrachtung des Helden, deſſen Leben hier erzählt werden ſoll. Eines Helden unſtreitig, im vollen Sinne des Wortes; der, indem er Großes ausführte, nur bewies, wie viel Größerem er gewachſen war. Regierender Fürſt mit eigenem Kriegsgefolge und Feldhauptmann fremder Heere, dreien Königen verbündet und dienend, führte er Krieg mit Glück und Ruhm gegen Franzoſen und Spanier, erbaute Feſtungen, noch dauernd mit ſeinem Namen, in Deutſchland und Portugal, wirkte nah und fern unabläſſig in hoher Geſinnung und ſeegenvoller Thätigkeit, nahm regen Antheil an Geiſtesbildung und Wiſſenſchaft, deren vaterländiſches Gedeihen er früh zu ſchätzen wußte und zu pflegen, und gewährte in ſeinem ganzen Daſtehen das Bild eines großen Mannes, der durch innere Tugend aus der Menge von Gleich- und Höhergeſtellten hervorglänzt, und nur in allzuengen Schranken den Werth ſeiner unverhältnißmäßigen Eigenſchaften entfaltet.

Wilhelm Graf zur Lippe, von dem wir eben geredet, auch Graf zu Schaumburg genannt, aus einem uralten in Weſtphalen landesherrlichen Geſchlechte, wurde am 9. Januar 1724 in London geboren. Seine Mutter, eine ſchöne und geiſtreiche Frau, war eine geborne Fräulein Meluſine von Oeynhauſen, Tochter des braunſchweigiſchen Jägermeiſters von Oeynhauſen und Sophiens Julianens von der Schulenburg, jüngſte Schweſter des venetianiſchen Feldmarſchalls. Sie lebte damals in England, wegen Mißhelligkeiten, die zwiſchen ihr und ihrem Schwiegervater, dem regierenden Grafen zur Lippe, aus widerſprechenden Gemüthsarten immer neu hervorgingen. Als letzterer im Jahre 1728 ſtarb, trat ihr Gatte die Regierung an, ſie ſelbſt aber blieb mit ihren beiden Söhnen, von denen Wilhelm der jüngere war, noch in England zurück, und folgte ihm erſt ſpäterhin nach Bückeburg, wo ſie aber bald nach ihrer Ankunft ſtarb. Die erſten Eindrücke, bis in das ſiebente Lebensjahr, hatte Graf Wilhelm demnach in England empfangen, und dieſes war bei dem lebhaften Feuer ſeines Geiſtes, der jener früheſten Eindrücke ſich tief bemächtigte, von entſcheidenden Folgen für ſein ganzes Leben. Seine erſte Sprache war die engliſche; Behandlung, Umgang und Unterricht gaben ihm engliſche Sitte und Sinnesart. Schon in dem Knaben zeigte ſich ſtolze Strenge und kräftiger Wille; er war von auffallend ſchöner Geſichtsbildung, und wurde deßhalb oftmals bewundert und geliebkoſet, dieſer Ruhm der Schönheit aber dünkte ihm höchſt verächtlich, er färbte daher ſein Geſicht mit Wallnußſaft braun, dem Vater, der ihn darüber anſprach, erwiedernd, die Leute hätten ihn gelobt wie ein ſchönes Mädchen, er aber wolle kein Weibergeſicht haben. Für die Ausbildung des Körpers wie des Geiſtes wurde bei zunehmenden Jahren verhältnißmäßig geſorgt; mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, zeichnete er ſich zuerſt doch vorzüglich in körperlichen Uebungen aus; er ritt, focht und tanzte vortrefflich; auch wird angemerkt, daß er mit ungewöhnlicher Stärke — im kraftreichſten Alter 19 Fuß in die Weite und $5\frac{1}{2}$ Fuß in die Höhe zu ſpringen vermochte. Er lernte Muſik und Zeichnen mit gutem Erfolg. Aus der Fülle des dargebotenen wiſſenſchaftlichen Unterrichts eignete er ſich hauptſächlich mathematiſche und geſchichtliche Kenntniſſe an; mit beſonderer Vorliebe vernahm er die großen Thaten der Römer, die ſeine ganze Seele ergriffen, und ihm als erhabene Vorbilder lebenslang gegenwärtig blieben. Auch Sprachen trieb er mit Glück; die engliſche und franzöſiſche waren ihm von Kindheit geläufig, die italiäniſche und ſpäterhin die portugieſiſche wurden ihm leicht; im Latein brachte er es ziemlich weit, doch hatte er es in der Folge beinahe ganz wieder vergeſſen; das Deutſche wußte er aus dem Lebensverkehr, aber ſelbſt in ſpäteren Jahren, trotz vieler angewandten Mühe, nie ganz regelfeſt, ein beinahe allgemeiner Fehler der deutſchen Vornehmen damaliger Zeit, wo der feine und richtige Ausdruck nur im Franzöſiſchen geſucht wurde.

Als zweiter Sohn konnte er kaum eine andere Laufbahn, als die der Kriegsdienſte, vor Augen haben. Sein Vater, der ſich mit der Wittwe des Fürſten Leopold von Anhalt-Köthen wieder vermählt hatte, überließ ihn dieſer Beſtimmung und dem damit verbundenen Unterricht, ohne andere Abſicht und Sorge, als die, ihn möglichſt entfernt zu halten; ſo ſchickte er ihn in ſeinem elften Jahre nach Genf, wohin ſeine Lehrer Bechefer und Dufresnoy ihn begleiteten, würdige Männer beide, in deren zufälliger Wahl das Glück ihn begünſtigt hatte; ſie waren in mannigfachen Kenntniſſen, der zweite beſonders in mathematiſchen Wiſſenſchaften, in Feuerwerks- und Geſchützkunſt, ſehr ausgezeichnet, und hauptſächlich zum Praktiſchen hingeneigt. Nachdem er hier zuvörderſt im Glauben der reformirten Kirche vollſtändig unterrichtet und beſtätigt worden, legte er ſich mit ungeſtörtem Eifer auf die ſämmtlichen Kriegswiſſenſchaften, welche damals ein berühmter Lehrer Namens Calandrini in Genf mit großem Zulaufe vortrug. Mit guten Kenntniſſen und feiner Bildung ausgeſtattet, kehrte er im ſechszehnten Jahre an den Hof ſeines Vaters zurück, der ihn aber gleich wieder zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Leiden und Montpellier ſchickte, wo er zwei Jahre blieb, dann mit Erlaubniß ſeines Vaters nach England ging, und daſelbſt als Fähndrich in die Königliche Leibgarde eintrat. In ſeinem achtzehnten Jahre ſah er durch den Tod ſeines älteren Bruders unvermuthet ſeine Ausſichten verändert, und kehrte als nunmehriger Erbe, dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, nach Bückeburg zurück. Das heimiſche Verhältniß mußte ihm jedoch bald drückend werden, und der Vater trug ſelbſt immer gern wieder zu ſeiner Entfernung bei. Dieſer ſonſt wohlmeinende und nicht ungebildete Herr führte in ſeiner ſteifen Hofhaltung unmäßige Pracht, verſchwendete in feſtlichem Aufwande die Einkünfte des kleinen Landes, und belaſtete daſſelbe durch große Schulden. Mit ſeiner zweiten Gemahlin Sophia lebte er in kinderloſer Ehe, und überdies, wegen ſeiner anderweitigen Verbindungen, in ſehr unangenehmen Verhältniſſen. Die geiſtleere und unbedeutende, aber ſehr ſtolze Fürſtin ſuchte in andächtelnder Frömmigkeit, durch die ſie auch mit dem berühmten Grafen von Zinzendorf in Bekanntſchaft und Briefwechſel gekommen war, vergebens wahre Befriedigung, fand aber in dieſer

Richtung ein willkommenes Hülfsmittel, dem weltlichen Gemahl gegenüber in geiſtlicher Hoffahrt zu trotzen, und machte ſich ihm dadurch nur noch widerwärtiger. Eine Gräfin von Bentink dagegen, die an dem kleinen Hofe als die erklärte Geliebte des Grafen lebte, beherrſchte ihn durch Liebenswürdigkeit, Geiſt und Schlauheit; ſie wußte immer neue Luſtbarkeit zu erſinnen, ſchaltete in allem ganz nach Willkür, und verſchwendete rückſichtslos die Landeseinkünfte. Die Spannung, welche in dieſem Kreiſe für den nunmehrigen Erbgrafen Wilhelm entſtehen mußte, machte ſein Benehmen nach den verſchiedenen Seiten ſo ſchwierig als ungleich, und ſeine Gegenwart ihm ſelbſt wie den Anderen läſtig. Nachdem er ſeinen Vater, der damals General in holländiſchen Dienſten war, zu dem Feldzuge in den Niederlanden begleitet, und darauf der Schlacht bei Dettingen am 27. Juni 1743 mit Auszeichnung beigewohnt hatte, — dieſes waren ſeine erſten Waffen, — reiſte er nach England, um ſich dem Seedienſte zu widmen, gab jedoch dies Vorhaben, da er ſeekrank wurde, bald wieder auf, und ging nach Italien, wo er als Freiwilliger im Kaiſerlichen Heere den Feldzug von 1745 unter dem Fürſten von Lobkowitz mitmachte, und ſich durch ungeſtümen Muth ſehr hervorthat, aber auch ſo tollkühn in Gefahren ſtürzte, daß der Kaiſerliche General Graf von der Schulenburg einen Vorwand benutzte, um ihn auf gute Weiſe von dem Heere zu entfernen.

In Wien wurde ihm der Antrag gemacht, als Oberſt in öſterreichiſche Dienſte zu treten; allein er lehnte dieſen Antrag ab, weil er die Unabhängigkeit jetzt vorzog. Auch begab er ſich alsbald wieder auf Reiſen, und beſuchte die Schweiz, Italien, Deutſchland und England. Die Liebe zur Freiheit verband ſich in ihm mit dem brennendſten Ehrgeiz. In Ermangelung größerer Gegenſtände, die ihm Befriedigung geben konnten, warf ſeine ſtürmiſche Leidenſchaft ſich auf Abentheuer des täglichen Lebens, und es gab alsbald keine Unternehmung und Thorheit der Jugend, in der er nicht geſucht hätte, ſeine Genoſſen zu übertreffen. Er wetteiferte mit jedem Engländer in jeder Sache, ſie mochte noch ſo ſeltſam erſcheinen. Er ritt, verkehrt auf dem Pferde ſitzend, einer Wette wegen, von London nach Edinburg; er machte ſchwierige Fußreiſen, und bettelte ſich in Geſellſchaft eines deutſchen Fürſten durch einen Theil von England. Heldenmuth und Tollkühnheit wechſelten in dieſen Ausführungen nach Gelegenheit und Zufall. In Italien beſtand er mit dem Degen in der Fauſt mörderiſche Anfälle, denen er für einen Freund ſich großmüthig bloßgeſtellt. Bei Regensburg, als er gehört, die Donau ſei an einer Stelle ſo reißend, daß kein Menſch jemals dort durchgeſchwommen, warf er ſich unbedenklich in die gefahrvolle Fluth, wurde von dem Strudel fortgeriſſen, und konnte kaum noch gerettet werden. In Wien zeichnete er ſich durch vornehmen Anſtand und glänzende Glückserfolge aus; in allen ritterlichen Uebungen erwarb er hier den größten Beifall; als Reiter, als Fechter, blieb er unübertroffen, auch im Ballſpiele wurde ſeine Fertigkeit bewundert. Er durfte ſich großer Gunſt bei Frauen rühmen, die er doch wenig beachtete; auch hierin behielt er ſeine eigenthümliche Weiſe. Eine ſchöne Sängerin, in der erſten Blüthe der Jugend, erweckte unbewußt die Neigung ſeines Herzens. Seine Freunde behaupteten, es würde ihm nicht gelingen, das Mädchen zu gewinnen und zu entführen, denn ſie lebte durch angeſehenen Schutz eines vornehmen Mannes in beneideten Verhältniſſen. Er unternahm das Abentheuer nun aus Ehrgeiz, und bezwang ſeine Neigung. Er näherte ſich dem ſchönen Frauenzimmer mit edler Zuverſicht, und gewann alsbald, mehr noch als ihre Neigung, ihr Vertrauen. Sie war überraſcht, ſtatt eines Liebhabers einen ermahnenden Freund zu finden, nahm aber ſeinen ernſten Vorſchlag, ſie auf beſſere Lebensbahn zurückzuführen, ohne Zaudern an, verließ den Ort ihrer Verirrung, und reiſte mit ihrem neuen Führer in deſſen Wagen nach England. Streng und feſt blieb er auf dem langen Wege ſeiner gefaßten Abſicht getreu, das ſchöne Kind empfand mit tiefer Rührung den Edelmuth ihres Gefährten, und blieb unter ſeiner fürſorgenden Obhut, bis er eine Gelegenheit fand, ſie mit einem wackern und wohlhabenden Manne glücklich zu verheirathen. Dieſen Seelenwerth ausgenommen, der in ſeinen Handlungen bei jedem Anlaſſe hervortrat, zeigte ſein Leben den ganzen Leichtſinn und die

Wildheit vornehmer Jünglinge, zu deren Gunſten eine ganze Welt von Einrichtungen zurechtgeſtellt iſt; für den Anſchein war er von den vielen Engländern, mit denen er ſich immer zuſammenfand, nicht zu unterſcheiden. Ja er vermochte ſogar, weil ſeine Stärke ihn in keiner Lage verließ, in vornehmer Leerheit mehr als Andere auszudauern, und in lärmendem Getreibe über die Gebühr zu verharren. Der Beſuch von Engländern weckte ſelbſt in ſeinen ſpäteren Tagen eine Spur ſolcher Gewohnheiten auf, in welchen ſich Würde und Ungebundenheit ſeltſam verſchwiſterten. Seine natürliche Ungeduld, und das bewegte Leben, das er führte, ließen ihn auch im Gebiete des Wiſſens, wie eifrig er nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſtrebte und nach allen Seiten lernbegierige Blicke warf, während dieſer Reiſen nur wandelbare und zerſtreute Beſchäftigung finden. Einzig Muſik und Mahlerei, die er leidenſchaftlich liebte, pflegte er gründlicher und anhaltender, und erwarb vorzüglich in Italien ſeine tiefere Kenntniß und höheren Geſchmack in beiden. Die frühen Erfahrungen zu Hauſe und in der Fremde, ſein vielfacher Umgang, und die beſonderen Lagen, in die er ſich verſetzte, reiften deſto mehr ſeinen Karakter, in welchem ernſte Verſchloſſenheit neben glühender Lebensfülle, heftiges Aufbrauſen neben kalter Ueberlegung, und Abentheuerluſt neben Ordnungsliebe ungeſtört beſtanden. Aus dem Wechſel ſolcher Zuſtände und Prüfungen rief ihn nach zweijähriger Abweſenheit eine empfangene Mahnung nach Hauſe zurück, wo er ſeinen Vater krank fand, und kurz nachher im Jahre 1748 durch den Tod verlor.

Kaum hatte der Graf die Regierung angetreten, als ſeine Sinnesart ſogleich im ſchroffen Gegenſatze der väterlichen erſchien. Er war vier und zwanzig Jahre alt, und in der ganzen Kraft jugendlichen Wollens. Die Fürſtin Mutter verließ Bückeburg, und ging auf ihren Wittwenſitz nach Stadthagen, die Gräſin von Bentink zog ſich in ihre Heimath zurück. So war ihm das Feld von ſelbſt geräumt, und rückſichtslos begann er ſeine Veränderungen. Sie geſchahen mit Nachdruck, und von Grund aus; der ganze Zuſtand wurde mit Einem Schlage umgeſchaffen. Alle vorhandene Pracht wurde nicht ſowohl abgeſtellt, als mit einer Art von Wuth ausgerottet. Gebäude wurden niedergeriſſen, Gärten verwüſtet, Geräthe verſchleudert oder zerſtört: die Trümmer blieben zum erinnernden Anblick rings umher liegen. Man konnte aus dieſer Heftigkeit ermeſſen, mit welch unterdrückten Empfindungen der Graf an des Vaters Hofe bisher die verderbliche Wirthſchaft angeſehen hatte, was alles ihn im Innern verletzt, geärgert und empört haben mochte! Auch mit den Beamten gingen große Veränderungen vor; nur diejenigen wurden beibehalten, welche ganz in die neuen Anſichten eingingen, manche verließen von ſelbſt einen Ort, an welchem ſie für ſich nichts mehr zu gewinnen ſahen. Alle Gedanken des Grafen richteten ſich nun mit Macht auf ſeinen Lieblingsgegenſtand, das Kriegsweſen. Bevor er jedoch in dieſer Richtung ſeine Thätigkeit entfaltete, beſchloß er, wegen des Mangels, den er in ſich verſpürte, eine neue große Reiſe bloß in dieſer Abſicht anzutreten, um neue Kenntniſſe und Erfahrungen in dieſem Fache einzuſammeln.

Er begab ſich zuerſt nach Berlin zu Friedrich dem Großen, um den ſchwarzen Adlerorden, den ſein Vater gehabt, dem Könige zurückzuſtellen, und bei dieſem Anlaſſe ſo viel als möglich die kriegeriſchen Anſtalten dieſes beiſpiellos gerüſteten Staates in Augenſchein zu nehmen. Durch ſeinen ungewöhnlichen Geiſt, durch ſeine Kenntniſſe und großen Fertigkeiten, erregte er die Aufmerkſamkeit des großen Königs, der ihm durch die ganze Folgezeit geneigt blieb. Er zeigte ſich auch hier in den abſtechenden Eigenſchaften, deren Verein ihm ſtets eine Art abentheuerlicher Seltſamkeit verlieh. Er ſetzte zu Pferde, zum Schrecken der Anweſenden, über einen breiten Graben hinweg, den der König bei Charlottenburg hatte ziehen laſſen, gerade um das Entkommen ſeiner Reiter zu verhindern. Während er ſich durch ſolche Kraftſtücke muthiger Gewandtheit berühmt machte, gewann er zugleich durch kenntnißreichen Eifer den Beifall der Gelehrten, deren Umgang er niemals verabſäumte; bei einem Beſuche, den er der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in einer ihrer Sitzungen abſtattete, wurde er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen.

Von Berlin reiſte er neuerdings nach Italien, wo er ſich lange aufhielt, abwechſelnd in reicher Lebensfülle und in einſamer Zurückgezogenheit den Uebungen der Welt und den Studien der ſchönen Kunſt ergeben. Späterhin beſuchte er Ungarn, und dachte über Konſtantinopel nach Griechenland vorzudringen, woran ihn aber der Ausbruch der Peſt, oder, nach Andern, der Mangel an zureichenden Geldmitteln verhinderte. Ueberall ſuchte er jetzt beſonders den Umgang kriegskundiger Männer, um von ihnen in ſeinem Fache noch mehr zu lernen, er beachtete ſorgfältig alle Anſtalten und Einrichtungen, und entwarf ſelbſt viele Plane ſie zu verbeſſern und zu veredeln. Während dieſer großen Reiſe entwickelte und befeſtigte ſich völlig ſein Karakter, in welchem Ernſt und Gründlichkeit nunmehr entſchieden herrſchend wurden. Auf ſeiner Rückkehr kam er abermals durch Berlin, und wurde von dem Könige und von der ganzen Königlichen Familie mit Achtung und Zuneigung aufgenommen; auch empfing er jetzt mit großer Feierlichkeit den ſchwarzen Adlerorden. Friedrich der Große, ſchon als Kronprinz mit dem Vater als einem feingebildeten Geiſte in vertraulichem Briefwechſel — lange Zeit in ſilberſtoffenem Beutel im Archive zu Stadthagen aufbewahrt — ſcheint in dieſer Zeit auch mit dem Sohne nähere Freundſchaft angeknüpft zu haben, obwohl die beiderſeitige Sinnesweiſe manche bedeutende Verſchiedenheit offenbarte.

Nachdem Graf Wilhelm im Jahre 1753 zu Bückeburg wieder eingetroffen, ging er mit verdoppeltem Eifer an ſein großes Werk. Da die Grafſchaft ſeit dem weſtphäliſchen Frieden keine Landſtände mehr hatte, ſo ſtand ſeinem unumſchränkten Walten kein Hinderniß entgegen. Er rief zuvörderſt ein altes Geſetz wieder in's Leben, wonach jeder Einwohner zum Kriegsdienſte verpflichtet war, und er hielt mit größter Strenge auf deſſen rückſichtsloſe Ausführung. Auf hundert Seelen jedes Geſchlechts und Alters rechnete er ſechs bis acht Soldaten, ein Verhältniß, das ſelten in Kriegszeiten vorkommen mag, aber in Friedenszeiten überall unerhört iſt. Er errichtete ein Regiment zu Fuß von 800 Mann, eine Abtheilung Artillerie von 300 Mann, und eine Schwadron ausgeſuchter vortrefflicher Reiter. Dieſe Truppen, lauter einheimiſche und vertraute Leute, bildeten einen Kern von Mannſchaft, die an Tüchtigkeit und Fertigkeit nicht ihresgleichen hatten. Der Graf unterrichtete und übte ſie in den Waffen und im Dienſt unabläſſig. Alle Zweige der Kriegswiſſenſchaften wurden dabei mit Eifer betrieben, merkwürdige Verſuche gemacht, neue Aufgaben geſtellt, größere Entwickelungen in's Auge gefaßt. Die Unterthanen fanden die Strenge der Kriegsverfaſſung, welche das Land mit eiſerner Schwere niederzudrücken drohte, nach dem Schrecken, den die erſte Verkündigung verbreitet hatte, weniger ſchlimm, als ſie gefürchtet; die Soldaten wurden gut behandelt und gut bezahlt, nach abgelaufener Dienſtzeit regelmäßig entlaſſen; dieſe Ordnung gefiel, ſie war damals ungewöhnlich; da nur Landeskinder angenommen wurden, ſo bildete ſich unter den jungen Leuten alsbald eine Art von ſtolzem Ehrgefühl, das ſich nach und nach allen Klaſſen mittheilte, und ſelten eine Klage über die Strenge der Waffenpflicht aufkommen ließ. Zudem war der Graf in allen übrigen Verhältniſſen mild und gütig, perſönlich bei dem Volke ſehr beliebt, unter deſſen Augen er lebte, und deſſen Wohlfahrt er auf alle Weiſe, auch durch viele Anordnungen, die jetzt gewöhnlich geworden, aber in damaliger Zeit noch neu und ſelten waren, thätig zu fördern ſtrebte. Geld erpreßte er niemals; vielmehr brachte er im Lande ſelbſt durch ſeine Anſtalten wohlthätig in Umlauf, was ſonſt durch üppige Verſchwendung in das Ausland zu fließen pflegte. Gleichwohl iſt dem Grafen oftmals der Vorwurf gemacht worden, durch ſeine heftige Liebhaberei für das Kriegsfach das Glück ſeines kleinen Landes geſtört, eine große Verwilderung ſeiner Unterthanen herbeigeführt, und dieſe, wie ſich ſelbſt, bei den Nachbarn großer Mißachtung ausgeſetzt zu haben; dabei lag die gangbare Meinung zum Grunde, daß nur ein großer Staat zu kriegeriſchen Anſtrengungen berufen ſei, in einem kleineren aber jeder Verſuch dieſer Art ſo lächerlich als unnütz ausfallen müſſe. Jene Vorwürfe jedoch erwieſen ſich der Hauptſache nach völlig ungegründet, und was die angeführte Meinung betrifft, ſo hat der Graf zur Lippe durch ſeine großen Anlagen und muſterhaften Ausführungen gerade das würdigſte Vorbild gegeben, wie auch der anſcheinend Geringe in ſeinem Verhältniſſe mit zuſammengenommener Kraft bedeutend zu ſein vermag, und möchte nur Deutſchland in der ſpäteren Zeit viele ihm Gleichdenkende und Nachſtrebende unter ſeinen kleineren Fürſten gezeigt haben!

Die Prüfung blieb nicht lange aus. Der ſiebenjährige Krieg brach über Deutſchland herein, und brachte den Werth und Ertrag der von dem Grafen ſo leidenſchaftlich betriebenen Kriegsbildung in ihm ſelbſt wie in ſeinen Truppen glänzend an Tag. Ein Fürſt ſeiner Art konnte für England, bei der kriegeriſchen Verwickelung Hannovers, in ſolcher Nähe nicht unbeachtet bleiben. Der König von Großbritannien ſchloß daher, im Einverſtändniſſe des Königs von Preußen, am 28. Auguſt 1756 mit dem Grafen zur Lippe einen Staatsvertrag, vermöge deſſen der Graf ſeine Truppen zum Kriege gegen die Franzoſen mit den hannöverſchen verband, dagegen von England Hülfsgelder und eine angemeſſene Befehlshaberſtelle erhielt; er wurde zum hannöverſchen Generalfeldzeugmeiſter ernannt. Mit Eifer und Uneigennützigkeit, wie ſelbſt ſeine Widerſacher mit großem Lob anerkannten, erfüllte er ſeinerſeits die eingegangenen Verpflichtungen.

Im Anfange des Jahres 1757 rückte ein bedeutendes franzöſiſches Heer unter dem Marſchall von Etrees zuerſt gegen das nördliche Deutſchland vor. Der Herzog von Cumberland kam aus England und übernahm den Oberbefehl über das verbündete Heer, welches außer preußiſchen und hannöverſchen Truppen auch die Mannſchaften von Heſſen, Braunſchweig, Gotha und Lippe enthielt. Unter den letzteren waren die bückeburgiſchen Jäger vorzüglich geübt und brauchbar für den leichten Felddienſt, ſie thaten den Franzoſen, nach dem Zeugniſſe damaliger Kriegsnachrichten, ungemein vielen Abbruch; ihre Schnelligkeit erſetzte, was ihnen an Zahl gebrach, ſie waren überall gegenwärtig, wo man ſie am wenigſten vermuthete, ſie überfielen feindliche Abtheilungen, hemmten deren Bewegung und Verbindung, und machten im Rücken des Feindes häufig Gefangene. Nicht weniger tüchtig erwieſen ſich die lippiſchen Reiter, eine

Art Reiſige oder Karabiniers, in ſchwarzen Kollern von gebranntem Leder, mit gelb und ſchwarzen Wehrgehängen, gewaltigen Schwertern an der Seite, behelmt mit Sturmhauben, beritten auf lauter ausgewählten Hengſten; dieſe Schaar wurde den Reiterpartheien des Feindes im einzelnen Begegnen jederzeit verderblich, und blieb unter dem Namen les hommes de fer bei den Franzoſen lange im Andenken; eine leſenswerthe Schilderung ihrer merkwürdigen Thaten, von G. W. v. Düring, findet ſich im Jahrgange 1827 der Berliner Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges. Der Graf ſelbſt fand in dieſem übelgeführten Feldzuge noch keine Gelegenheit ſich hervorzuthun. Nach dem unglücklichen Treffen bei Haſtenbeck am 26. Juli vermochte der Herzog von Cumberland nicht mehr das Feld zu halten, und ſchloß den ſchmählichen Waffenſtillſtand von Kloſter Seven, durch den das verbündete Heer, von welchem die Preußen ſich ſchon getrennt hatten, ganz in Unthätigkeit und Schwäche verſank. Die Franzoſen ließen den Grafen ſeinen kriegeriſchen Eifer entgelten, und bedrückten ſein Land ſehr hart. Er ſelbſt nahm in dieſer unglücklichen Zwiſchenzeit ſeinen Aufenthalt in Hamburg, und zuletzt in eingezogener Stille zu Nienſtedten, in einem bei Altona an der Elbe gelegenen Landhauſe, welches er angekauft hatte. Hier arbeitete er an Planen für den künftigen Feldzug, ſtudirte die Stellungen und Bewegungen, die der vermuthliche Schauplatz des Krieges darbieten konnte, und widmete ſeine meiſte Zeit wiſſenſchaftlichem Nachdenken.

Im folgenden Jahre 1758, nachdem der engliſche Hof den Waffenſtillſtand aufgehoben, und den Herzog Ferdinand von Braunſchweig zum Oberbefehl der verbündeten Truppen beſtellt hatte, begab ſich auch Graf Wilhelm wieder zum Heere, und unterſtützte den neuen Feldherrn, der vieles neu zu ſchaffen und alles zu verbeſſern fand, mit Einſicht und Thätigkeit. Sein Land wurde durch das Vorrücken der Verbündeten mit in den Schauplatz der Feindſeligkeiten gezogen, und ſeine Unterthanen hatten viel zu leiden; er ſuchte den Bedrängten alle Hülfe und Erleichterung zu ſchaffen, allein die allgemeinen Ereigniſſe nahmen zu gebieteriſch ſeine Aufmerkſamkeit und Mitthätigkeit in Anſpruch, als daß er ſeinen heimiſchen Angelegenheiten eine gleiche Sorge widmen konnte. Die Eroberung von Minden, das Treffen bei Krefeld, in welchem die Franzoſen mit großen Verluſten geſchlagen wurden, worauf die Verbündeten bis an die Maas vorrückten, dann aber wegen des Vordringens eines zweiten franzöſiſchen Heeres wieder nach Weſtphalen zurückwichen, endlich das Gefecht bei Lutterberg, in welchem die Franzoſen zwar den Sieg, aber um theuern Preis, davontrugen, waren die hauptſächlichſten Gelegenheiten, in welchen Graf Wilhelm ſich auszeichnete, und beſonders durch ſeine Leitung der Artillerie, ſo wie überhaupt durch ſeine großen Einſichten, den Verbündeten wichtig und werth wurde. In dem Gefechte bei Lutterberg, welches nicht verloren worden wäre, wenn der braunſchweigiſche General von Oberg den Rath des Grafen hätte befolgen wollen, befand ſich dieſer in großer Gefahr, indem die Franzoſen alles aufboten, ihn, der ſtets unerſchrocken voran war, von den Seinigen abzuſchneiden und gefangen zu nehmen.

Im Laufe dieſes Feldzuges erſchien ein Kaiſerliches Mandat, welches dem Grafen befahl, ſeine Truppen von dem verbündeten Heere zu trennen, und dagegen ſein reichspflichtiges Kontingent zu dem gegen den König von Preußen verſammelten Reichsheere zu ſtellen, widrigenfalls in die Acht des Reichs, das iſt vogelfrei, ſich erklärt zu ſehen. Die deutſche Reichsverfaſſung, welche zu keiner Zeit vollkommene und unbeſtrittene Wirkſamkeit genoſſen, zwar dem Namen nach beſtehend und in manchen Fällen auch gehandhabt, hatte der That nach längſt in dem neuen Zuſtande aufgehört, der aus den fortſchreitenden Lebensbewegungen emporſtieg, und in welchem Preußen eine ſo bedeutende Stelle einnahm. Die Sache des Grafen zur Lippe war nur ein geringer Nebentheil in der großen Hauptſache des Königs von Preußen, des Kurfürſten von Hannover, und anderer angeſehenen Fürſten des Reichs; ſo lange die Frage auf dieſem höheren Gebiete nicht gelöſt war, konnte der Graf die an ihn gerichtete Mahnung ruhig dahingeſtellt ſein laſſen. Allein die Ehrfurcht, welche er den Geſetzen ſeines Vaterlandes, und auch ihrer

Scheingeſtalt noch, ſchuldig zu ſein glaubte, vermochte ihn, vor allen andern mit ihm in gleichen Fall geſtellten Fürſten, bei der Reichsverſammlung eine ausführliche Vorſtellung und Rechtfertigung ſeines Benehmens einzureichen. Er ſchilderte darin ſeine ganze Lage, die Geſetzmäßigkeit ſeines mit dem Könige von England geſchloſſenen Vertrages, die untadelhafte Verwendung ſeiner Truppen, die ausdrücklich nur gegen die Franzoſen, nicht aber gegen den Kaiſer und das Reich gebraucht werden durften, den feindlichen Einbruch eines franzöſiſchen Heeres in das nördliche Deutſchland, die erlittenen Bedrückungen ſeines Landes, und die Unmöglichkeit, in ſo großen und ſchweren Verwickelungen ſeinerſeits allein den gebieteriſchen Zeitumſtänden zu widerſtehen. Er ſchloß mit dem Geſuche, die Reichsverſammlung möchte bei Kaiſerlicher Majeſtät es dahin einleiten, daß die gegen ihn ergangenen harten Verfügungen zurückgenommen, und ihm vielmehr zu einer billigen Vergütung des durch die Franzoſen erlittenen großen Schadens verholfen würde. Dieſes Aktenſtück, welches durch ſeinen muthigen und doch gemeſſenen Ton in Regensburg großes Aufſehen erregte, war von dem Grafen eigenhändig verfaßt, und verdiente deßhalb und als ein Denkmal vergangener Verhältniſſe hier aufbewahrt zu werden, wenn nicht die weitläufige und barbariſche Sprache, die unſeren vaterländiſchen Verhandlungen ſchon von jeher vererbt ſcheint, von ſolcher Mittheilung zu ſehr abſchreckte.

Im Jahre 1759 erhielt Graf Wilhelm den Oberbefehl über die ſämmtliche Artillerie bei dem verbündeten Heere, welches große Nachtheile erlitten, und ſich vor dem überlegenen Feinde bis an die Weſer zurückgezogen hatte. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig aber lieferte bei Minden am 1. Auguſt den Franzoſen unter dem Marſchall von Contades eine Schlacht, und brachte ihnen die völligſte Niederlage bei, indem er, während ſie von vorn angriffen, ſie ſelbſt im Rücken und Seite angriff. An dieſem glänzenden Erfolge hatte der Graf zur Lippe den größten Antheil, beſonders durch ſeine treffliche Anordnung der Batterieen und geſchickte Richtung des Geſchützes, wobei er faſt immer ſelbſt Hand anlegte, und keiner Gefahr achtend dem größten Feuer ſich bloßſtellte. Nachdem er in der Schlacht ſelbſt den herrlichſten Muth und die angeſtrengteſte Thätigkeit bewieſen, zeigte er nach dem errungenen Siege die großmüthigſte Menſchlichkeit, und gönnte ſich keine Erholung und Ruhe, bevor nicht für die vernachläſſigten Verwundeten und Gefangenen gebührende Sorge getragen war. Für ſeine entſcheidende Mitwirkung zu dem ruhmvollen Siege gaben ihm der König von England und der Herzog von Braunſchweig durch beſondere Schreiben ihren Dank eifrigſt zu erkennen. Die ferneren Ereigniſſe dieſes Feldzuges entwickelten ſich raſch in glücklicher Folge. Kaſſel ergab ſich am 19. Auguſt, das Schloß von Marburg am 11. September; letzteres hatte Graf Wilhelm zur Uebergabe gezwungen, indem er das Geſchütz, aller Zweifel ungeachtet, mit großer Anſtrengung auf die Berge geſchafft, von wo die Beſchießung allein möglich war. Er rückte ſodann gegen Münſter, welche Stadt, nach fehlgeſchlagenem Verſuch einer Ueberrumpelung, förmlich belagert werden mußte. Er führte dabei den Oberbefehl, und traf alle Anſtalten mit größter Einſicht und Schnelligkeit. Aber die Belagerten waren zahlreicher, als die Belagerer, und der franzöſiſche General Armentieres eilte zum Entſatz herbei; der Graf befand ſich in augenſcheinlicher Gefahr, von zweifacher Uebermacht in die Mitte genommen und zu Grunde gerichtet zu werden. Seine Entſchloſſenheit kam dem Feinde zuvor; im entſcheidenden Augenblicke brach er in aller Stille auf, rückte dem General Armentieres entgegen, ſchlug ihn, und ſtand ſiegreich wieder vor Münſter, bevor die Beſatzung etwas zu unternehmen gewagt. Eifrig ſetzte er nun die Belagerung fort; in den Laufgräben ordnete er alles ſelbſt, unter dem ſtärkſten Kugelregen mit kaltem unerſchrockenen Muthe; da trat einsmals ein Schaumburger haſtig an ihn heran, riß ihn mit dem plattdeutſchen Zurufe, daß es hier nicht für ihn tauge, ungeſtüm von ſeinem Platze, und hatte dieſen kaum ſelber eingenommen, als eine Kanonenkugel aus der Feſtung ihm den Kopf abſchlug. Wunderbare Fügung, die den Grafen tief erſchütterte, und mit nachdenklichem Staunen über ſeine eigene Rettung, mit bitterem Schmerz über die ahndungsvolle Hingebung des freiwilligen Opfers erfüllte!

Endlich, nachdem er einige Tage hindurch alles Feuer hatte einſtellen laſſen, befahl er am 20. November eine allgemeine Beſchießung. Die Stadt gerieth an mehreren Orten in Brand, und zwei Stunden wütheten ſchon die Flammen; der Graf ſtand auf einer Anhöhe, und ſtaunte das ſchrecklich prachtvolle Schauſpiel an, welches ihn ſo bewegte, daß er ſich abwandte und Thränen vergoß. Die furchtbare Beſchießung hatte indeß ihr Ziel erreicht; die Stadt ergab ſich noch am nämlichen Tage.

Inmitten der kriegeriſchen Bewegungen war Graf Wilhelm zugleich mit wichtigen Befeſtigungsanlagen beſchäftigt. Nach ſeinem Entwurfe wurde in dieſer Zeit das Fort Lippe, nachher Sankt Georg genannt, auf dem Berge Klüth bei Hameln angelegt, deſſen weitere Ausführung er dem Major Dufresnoy übertrug, ſeinem ehemaligen Lehrer und nunmehrigen Vorſteher ſeines Genieweſens. Auch Kaſſel und Lippſtadt ſetzte er durch neue zweckmäßige Werke, über deren Anlage er ſelbſt die Aufſicht führte, in guten Vertheidigungsſtand, desgleichen befeſtigte er das Lager bei Landau im Waldeckiſchen. Der Krieg ſelbſt wurde während des Jahres 1760 mit abwechſelndem Glücke fortgeſetzt. An der Lippe, in Weſtphalen, im Waldeckiſchen gab es überall vielfache Bewegungen und hitzige Gefechte; die Verbündeten ſiegten am 31. Juli in dem Treffen bei Warburg, und in mehreren nachfolgenden Scharmützeln, mußten aber wieder zurückweichen in dem hartnäckigen Gefecht am 15. Oktober bei Kloſter Kampen, wo der Graf zur Lippe durch ſeine einſichtsvollen und entſchloſſenen Maßregeln mit ſeinem Geſchütz den Rückzug deckte, den der Feind hierauf nicht weiter beunruhigte.

Im folgenden Jahre 1761, als bei dem Vordringen des verbündeten Heeres die Franzoſen ſich an den Main zurückzogen, wurde dem Grafen die Belagerung von Kaſſel aufgetragen, und dieſer ging mit gewohntem Eifer an das Werk. Die Laufgräben waren ſchon eröffnet, und ein Ausfall der Belagerten von dem Grafen zurückgeſchlagen, als der Marſchall von Broglie, nach einem in Oberheſſen errungenen Vortheile, mit ganzer Macht unvermuthet heranzog, und die Verbündeten zur Aufhebung der Belagerung nöthigte. Die

Lage des Grafen war höchſt mißlich; auf beiden Seiten von Uebermacht umdrängt, mußte er im Angeſichte des Feindes das ſchwere Geſchütz abführen und die ausgeſtellten Truppen wegziehen; er vollführte beides, und wußte durch ſeine wohlbedachten Anſtalten dem Feinde ſolche Scheu zu gebieten, daß er am 27. März ſchlagfertig, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, ohne Verluſt und Beſchädigung den ehrenvollſten Rückzug nahm. Dennoch war er durch dieſes Ereigniß tief gekränkt, und verhehlte ſeine Empfindlichkeit ſo wenig, daß er ſogar eine beſondere Denkſchrift zu ſeiner Rechtfertigung in Druck gab, durch welche ſich mancher Andere in höchſt nachtheiliges Licht geſetzt ſah. Aber auch Friedrich der Große ſpricht in ſeinen Geſchichtbüchern übereinſtimmend mit dem Grafen zur Lippe, die Meinung aus, daß der Oberfeldherr ſehr gefehlt habe, bei ohnehin ſchlechten Wegen und Anſtalten drei Feſtungen zu gleicher Zeit belagern zu laſſen, durch welche Zerſplitterung der Angriff gegen Kaſſel nicht früh genug mit gehörigem Nachdruck habe geſchehen können. Außer mehreren anderen Bewegungen und Gefechten machte der Graf in dieſem Feldzuge auch die Schlacht von Bellinghauſen in gewohnter Weiſe mit, wo am 16. Juli die beiden vereinigten Heere der Franzoſen unter Broglie und Soubiſe geſchlagen wurden.

Inzwiſchen war die Stimmung in dem verbündeten Heere durch manche Vorfälle, in welchen die Leidenſchaften ihr verderbliches Spiel getrieben, auf vielfache Weiſe geſtört worden. Der Herzog Ferdinand hatte bei allen Unternehmungen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus der Eiferſucht, dem falſchen Ehrgeiz und daher der Uneinigkeit ſeiner Generale und Truppen hervorgingen. Mittelmäßigkeit und Dünkel machten dem Verdienſte faſt immer den Vorzug ſtreitig, und nicht ſelten mit Erfolg. Graf Wilhelm fügte ſich ſchlecht in dieſe Verhältniſſe; er ſelbſt wurde zwar von Allen hochgeachtet und allgemein als ein vollendeter Kriegsmann geehrt, an Kenntniß überſtrahlte er Alle, an Einſicht im Rathe, an Entſchloſſenheit im Ausführen, an perſönlichem Muthe that es ihm niemand zuvor; allein die rückhaltloſe Freiheit ſeines Urtheils verwundete dadurch nur um ſo ſchärſer; er ſagte Allen gerade heraus, was er zu tadeln fand, und wie er es meinte; er konnte ſeinen Unwillen über die Unwiſſenheit und Schwäche ſo vieler Hochgeſtellten niemals verbergen, und höchſt erbittert durch Ungerechtigkeiten und Hinderniſſe, die er ſelbſt erfahren, verurſachte er manchem ſtolzen Uebermuthe die grauſamſte Demüthigung. Auch den Herzog Ferdinand ſelbſt, und nicht minder den Erbprinzen von Braunſchweig, traf nicht ſelten ſein herber Tadel. Seine bloße Anweſenheit war ein vorwurfsvolles Beiſpiel, das man fürchtete und haßte. Auch legte er es ſonſt nicht darauf an, ſich durch ſein Benehmen Freunde zu machen. Er gefiel ſich in einer gewiſſen Strenge und Erhabenheit, die jeden Annahenden abſchreckte. Er ſuchte überall das Schwierige und Gefahrvolle, und ſpielte damit in einer Art, die auch Andere, oft wider Willen an ſeiner abentheuerlichen Kühnheit Theil zu nehmen zwang. So hatte er einſt während dieſer Kriegsereigniſſe einige hannöverſche Offiziere zum Mittageſſen in ſein Zelt geladen. Plötzlich fielen Kanonenſchüſſe ganz in der Nähe, und einige Kugeln, dicht über dem Zelte hinſauſend, unterbrachen die muntere Stimmung der Tafel. Die Offiziere meinten, der Feind müſſe in der Nähe ſein, der Graf verneinte dies, und bat ſeine Gäſte, ruhig weiter zu eſſen. Gleich darauf neue Schüſſe, und die Kanonenkugeln ſchlugen oben durch das Zelt. Die Offiziere ſtanden auf, und riefen: die Franzoſen ſind da! „Nein“, ſagte der Graf, „die Franzoſen ſind nicht da; meine Herren, bleiben Sie ſitzen, und glauben Sie mir auf mein Wort.“ In regelmäßigen Zwiſchenräumen wiederholten ſich die Schüſſe, die Kanonenkugeln riſſen Löcher in das Zelt, blieben jedoch alle ziemlich in derſelben Höhe, und dies dauerte bis zu Ende der Mahlzeit. Der Graf ſchwieg, die Offiziere aßen und tranken fort, und machten nur ganz leiſe, die Augen auf den Grafen gerichtet, ihre Bemerkungen über das wunderliche Gaſtmahl. Endlich erhob ſich dieſer, und ſagte, er habe den Herren nur zeigen wollen, wie ſehr er ſich auf ſeine Artilleriſten verlaſſen könne, denn er habe ihnen befohlen, ihre Schüſſe während der Tafelzeit nach der Spitze des Zeltes zu richten, und das hätten ſie, er hoffe zu ihrer Aller Zufriedenheit, genau ausgeführt. Unſtreitig hatten die Gäſte allen Grund, die Geſchicklichkeit der Artilleriſten anzuerkennen, aber dieſer und ähnliche Züge wurden dem Grafen von ſeinen Kriegsgenoſſen mit Groll nachgetragen; man rächte ſich, indem man die Blößen, welche ſeine Perſönlichkeit zu geben ſchien, voll Schadenfreude benutzte, um ihn bei jeder Gelegenheit zu verkleinern und herabzuſetzen. Ohne Zweifel mußte er allen denen, welche für inneren Werth keinen eigenthümlichen Maßſtab hatten, eine ſeltſame Erſcheinung ſein. Was man dem ſchwachen Unverdienſte gern verziehen hätte, ſollte dem hervorleuchtendſten Verdienſte unverzeihlich ſein, ja daſſelbe ganz aufheben. Man ſpottete über ſeine ernſte Haltung, über den erhabenen Schwung, der über ſein ganzes Weſen verbreitet war, man machte ſich luſtig über ſeine lange Geſtalt, über ſeine Kleidung, ſeinen großen Hut und kleinen Degen, man tadelte ſelbſt ſeine Wiſſenſchaft, ſeine Verſuche, beſonders aber ſeine Geſinnung, die ſich, wie man im Tadel unwillkürlich lobend meinte, beſſer für ein Königreich, als für eine Grafſchaft, ſchickte. Dieſe Dinge blieben ihm nicht verborgen, und er beſtärkte ſich dadurch in ſeiner Weiſe nur deſto mehr. Das beiderſeitige Benehmen führte zu den verdrießlichſten Spannungen, die den Grafen ſchon in höchſtem Unfrieden den verbündeten Waffen — das Heer hatte er ſchon verlaſſen und ſich nach Bückeburg begeben — ganz zu entziehen drohten, als glücklicherweiſe eine unverhoffte Wendung ihm den glänzenden Abgang zu einem höheren Berufe gönnte.

Der franzöſiſche Hof glaubte für die vielen Unfälle, welche ſeinen Heeren in dieſem Kriege beſchieden waren, einen kleinen Erſatz in der Eroberung von Portugal zu finden, welches durch ſeine Verbindung mit England genugſam Grund zum Kriege zu geben ſchien, und in ſeiner damaligen Lage eine leichte Beute zu werden verſprach. Portugal, ſo wurde geſagt, müſſe von dem Joche der engliſchen Herrſchaft befreit und aus der Verblendung geriſſen werden, in welcher ihm ſolch unwürdige Abhängigkeit als vortheilhaftes Bündniß erſcheine. In dieſem Sinne geſchahen herbe Erklärungen, begleitet von Truppenbewegungen an der Gränze. Der König von Portugal erkannte bald, daß die beleidigenden Anforderungen und Drohungen, mit welchen Spanien auf Anreiz Frankreichs immer ſtärker hervortrat, von Seiten beider Mächte zu einem förmlichen Bruche führen ſollten. Er ſchloß ſich daher nun völlig an England an, bereitete ſich zum Kriege, und erließ gegen die Höfe von Spanien und Frankreich, welche die Feindſeligkeiten ſchon begonnen hatten, eine förmliche Kriegserklärung. Allein der Zuſtand der portugieſiſchen Angelegenheiten entſprach dieſer raſchen Handlung keineswegs, ja es ſchien, als würde dieſelbe bald zu bereuen ſein. Die ſpaniſche Kriegsmacht, welche ungeſäumt gegen Portugal anrückte, war durch 12 franzöſiſche Bataillons verſtärkt, und den portugieſiſchen Truppen in jedem Betrachte weit überlegen. In Portugal war alles Kriegsweſen in kläglichſtem Verfall, die Gränzen ohne Vertheidigung, das Heer im traurigſten Zuſtande, und ohne bewährten Anführer. Die Sorgfalt der großbritanniſchen Miniſter ſuchte dieſen Mängeln möglichſt abzuhelfen; ſie ſendeten Truppen, und gaben ſich alle Mühe, für Portugal in dieſer gefährlichen Lage einen kriegskundigen General ausfindig zu machen. Ihre Bemühung und Wahl traf alsbald den Grafen zur Lippe, der alles zu vereinigen ſchien, was die Umſtände hier von einem Manne ſeiner Art wünſchen ließen. Durch die eifrige Vermittelung des Lord Bute und des portugieſiſchen Geſandten in London wurde der Graf wirklich mit den glänzendſten Anerbietungen als Oberfeldherr der verbündeten engliſchen und portugieſiſchen Truppen nach Portugal berufen; ſeine Freunde und Feinde ſchienen ſich diesmal in gleichem Zwecke vereinigt zu haben, und der engliſche Hof ſelbſt mochte dabei eben ſo ſehr wünſchen, den Grafen von dem deutſchen Heere zu entfernen, als ihn an der Spitze des portugieſiſchen zu ſehen. Ihm ſelbſt mußte der Schauplatz, der ſich ſeinem Kriegseifer und Waffenruhm eröffnete, reizend genug ſein, um gern den bisherigen, der für jene kaum noch Befriedigung zeigte, damit zu vertauſchen; der Graf übernahm, nach kurzem Bedenken, die angebotene Würde, und ſchiffte, nachdem er ſeine heimiſchen Angelegenheiten beſtens geordnet, im Frühjahre 1762 über England nach Portugal.

Der Ruf ſeiner Kriegskunde und ſeiner Waffenthaten ging ihm glänzend voran. Die Wiederherſtellung der portugieſiſchen Kriegsmacht, die Erneuerung ihrer Waffenehre, die Rettung des ganzen Landes, alles erwartete und hoffte man einzig von ihm. Als er in Oporto landete, wurde er mit den größten Freuden- und Ehrenbezeigungen empfangen, und gleichſam im Triumphe über Aveiro und Coimbra nach Liſſabon geführt. Er war von einem zahlreichen Gefolge ausgezeichneter Offiziere begleitet, die zum Theil in ſeinem eigenen Dienſte ſtanden, zum Theil für den portugieſiſchen geworben waren. Sein Erſcheinen am Hofe wirkte Ehrfurcht und Bewunderung, er wußte den Glanz des Fürſten mit der Einfachheit des Kriegers glücklich zu verbinden, und auf alle Weiſe ſein gebietendes Anſehen geltend zu machen. Der König ernannte ihn zum Feldmarſchall, und ertheilte ihm ſolch unumſchränkte Vollmacht, wie er ſich ausbedungen hatte; einen Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling und ein Geſchenk von 40,000 Kruſaden, die ihm der König gleich nach ſeiner Ankunft auszahlen ließ, lehnte er entſchieden ab, nahm für ſich nur gerade ſo viel davon, als ſeine Feldmarſchallsuniform koſtete, und ließ das Uebrige zum Beſten der Truppen verwenden, die ſolcher Hülfe nur allzu bedürftig waren. Dieſe Handlung ſetzte ihn in der Bewunderung und Zuneigung des Königs nur um ſo höher und feſter. Nicht ſo zuvorkommend, wie der König, bezeigte ſich gegen ihn der Miniſter Carvalho Graf von Oeyras, nachheriger Marquez von Pombal; dieſer kühne und mächtige Staatsmann erkannte zwar und ehrte in dem Grafen den hochgeſinnten Geiſtesgenoſſen, allein den Feldherrn und Ordner des Kriegsweſens, das der perſönlichen Stellung des Miniſters keine anziehende Seite bot, mochte er nicht ſonderlich begünſtigen, und oft genug in der Folge war er den neuen Maßregeln und Anſtalten, mehr aus Abneigung als Unkunde, entgegen und hinderlich. Durchaus feindlich aber war die Mehrzahl der portugieſiſchen Generale und Offiziere, die trotz ihrer eigenen Unfähigkeit ungern dem Fremden gehorchten, deſſen große Ehre und Gewalt ſie mit Eiferſucht und Neid erfüllte. Der Marquez von Marialva insbeſondere ſuchte ihm durch mannigſache Zwiſtigkeiten zu widerſtreben. Manche ſeiner Gegner gingen ſo weit, mit den Spaniern in landesverrätheriſche Verbindung zu treten. Der Dolmetſcher ſelbſt, den man dem Grafen beigegeben hatte, wurde ſolcher Verbindung überwieſen, und in Ketten nach Liſſabon zurückgeführt. Nur wenige Offiziere, dieſe aber gerade die tüchtigſten und verdienſtvollſten, ſchloſſen ſich gleich anfangs dem neuen Oberhaupte mit redlichem Eifer an.

Die Vorſtellung, welche ſich der Graf von dem Zuſtande des portugieſiſchen Kriegsweſens nach den traurigſten Berichten im voraus gemacht hatte, wurde durch die Wirklichkeit noch weit übertroffen. Für ſeine Augen, welche an deutſche Einrichtungen, beſonders an preußiſche Ordnung und Fertigkeit gewöhnt waren, konnte es keinen niederſchlagenderen Anblick geben; von allem, worauf dort vorzüglich gerechnet wurde, war hier nichts zu ſehen; die Haufen von Bewaffneten und Unbewaffneten, die das portugieſiſche Heer vorſtellten, hatten weder Geſtalt noch Gliederung, weder Zucht noch Waffenübung. Die Stärke der Truppen wurde zu 18,000 Mann angegeben, allein kaum die Hälfte dieſer Zahl war vorhanden. Dabei waren die Feſtungswerke überall zerfallen, die Zeughäuſer leer; weder Geſchütz noch Kriegsvorräthe, noch Verpflegungsanſtalten und Fuhrweſen, noch Generalſtab und Geniekorps, noch Plane und Dienſtliſten fanden ſich bei dieſem Heer. Die Soldaten waren ſchon lange nicht mehr in den Waffen noch im Dienſte geübt worden; ohne Kleidung und Wehr, ohne Brot und Sold, irrten ſie aufgelöſt umher, fielen in den Straßen bettelnd die Vorübergehenden an, und begingen, hauptſächlich auf dem Lande, die gewaltſamſten Plünderungen. Selbſt die Leibwachen im Königlichen Palaſt erflehten von den Fremden, welche den Hof beſuchten, mit Knieverbeugungen und dargehaltenen Hüten geringe Almoſen. Dieſe kriegeriſche Bettelei erborgte zuweilen die Geſtalt der hergebrachten frommen, und es fanden Umzüge Statt, in welchen die Soldaten, am meiſten noch bei ſolchen Gelegenheiten von ihren Ober- und Unteroffizieren angeführt, für die Seelen im Fegefeuer und für die Sündenvergebung der Mildthätigen kleine Spenden heiſchten. Unter den Offizieren war an Ehrgefühl, wenigſtens in dem bei den neueren Kriegsleuten herkömmlichen Sinne, nicht zu denken. In ihrer Dürftigkeit trieben ſie allerlei Gewerbe, der Mann zuweilen das Schneiderhandwerk, während die Frau für Geld wuſch; man ſah einen Hauptmann die weiße Wäſche abbringen, und die ſchmutzige in Empfang nehmen; die meiſten waren Hausbediente ihrer Generale und Oberſten, oft aus Bedienten ſelbſt zu Lieutenants und Rittmeiſtern erſt erhoben, um durch den Sold ihren Lohn zu erhöhen; ſie leiſteten alle Arten von Dienſt, bei Tiſche ſtanden ſie hinter den Stühlen, und beſorgten die Aufwartung. Dieſe Herabſetzung, welche jedoch in den Sitten des Lehns- und Ritterweſens einſt nicht als ſolche galt, mußte den Grafen in ſeiner Denkart und Gewohnheit auf das Tiefſte beleidigen; er ſah darin die niedrigſte, empörendſte Schmach des Standes, dem er ſelbſt anzugehören für ſeine größte Ehre halten wollte, und deſſen Tüchtigkeit, ja deſſen Beſtehen, ihm ohne gewiſſe Standesſatzung gar nicht denkbar war. Die Begriffe und Sitten der Portugieſen vor allem hierin zu berichtigen und umzuändern, dünkte ihm das nothwendigſte Erforderniß, die unerläßlichſte Bedingung, wenn ihr Kriegsweſen jemals wieder emporkommen ſollte. Er ſchritt ſogleich zur That in dieſem Sinne, bei jeder Gelegenheit, mit entſchloſſener Kraft und unerbittlicher Strenge. Als er bald nach ſeiner Ankunft bei dem portugieſiſchen General Grafen von Arcos zu Mittag ſpeiſte, gewahrte er hinter ſeinem Stuhle einen Kammerdiener, der in Offiziersuniform aufwartete und ihm den Teller wechſelte; er fragte, was dies bedeute, und da man ihn verſtändigte, der Mann ſei Rittmeiſter in dem Regimente des Generals, ſtand er ſogleich auf, und betheuerte, er würde keine Speiſe mehr berühren, bis nicht dieſer Offizier, wie ſeinem Stande zukomme, ſich mit zur Tafel geſetzt; es mußte geſchehen, und der General zwiſchen ſich und dem Oberfeldherrn dieſem Rittmeiſter Platz geben, nicht ohne tiefe Beſchämung des vornehmen Stolzes, mit dem der portugieſiſche Hofadel auf die geringeren Edelleute im Heere als auf ſeine natürlichen Dienſtboten herabſah. Auf gleiche Weiſe durchbrach der Graf bei allen

Gelegenheiten, durch ſein perſönliches Benehmen und durch ſeine Verfügungen, alle Vorurtheile und Gebräuche, durch welche die Ehre des Kriegerſtandes beeinträchtigt erſchien. Doch das bloße Beiſpiel fruchtete wenig, nur mit Strenge und Gewalt konnte hier etwas erreicht werden. Er ſah ſich zu großen Veränderungen in den perſönlichen Verhältniſſen genöthigt; viele Offiziere, ganz untaugliche, wurden verabſchiedet, andere verſetzt, andere in Unterweiſung gegeben; er mehrte dadurch die Zahl ſeiner Feinde, und allgemein erſchollen die Klagen über ſeine Härte, ſeine Ungerechtigkeit, ſeine unleidlichen Unternehmungen. Beſonders großen Anſtoß gab auch ſeine Meinung über den Zweikampf, und man nahm ſogar die Kirchengeſetze zu Hülfe, um ſeine Vorſchriften zu entkräften. Die portugieſiſchen Offiziere waren gewohnt, die Religion, deren ſonſtige Gebote ſie ohne Gewiſſen mit Füßen traten, zur Entſchuldigung der Feigheit vorzuſchützen, mit der ſie perſönliche Beleidigungen ungeahndet ertrugen. Der Graf aber erklärte öffentlich ohne Scheu, daß kein Offizier, der unter jenem Vorwande ſich dem Zweikampf entzöge, ferner im Heere dienen dürfte, denn der Stand eines Kriegers erfordere unter allen Umſtänden Muth und Tapferkeit, und wer nicht jederzeit bereit wäre dieſe zu beweiſen, dem ſtünden in Portugal Klöſter genug offen. Er glaubte hier dieſes Vorurtheil, denn als ſolches ſah er es ſelbſt an, zur Beſſerung des kriegeriſchen Geiſtes unentbehrlich; bei ſeinen eigenen Truppen war der Zweikampf verboten. Die Furcht, welche ſeine ſtrengen Grundſätze und ſein gewaltſames Verfahren den Portugieſen einflößten, gewann ihm die Herzen freilich nicht, aber ſie verſchaffte ihm unbeſtrittenes Anſehen und meiſt auch, wenigſtens unter ſeinen Augen, den ſchnellen Gehorſam, ohne welchen in dieſer gränzenloſen Verwilderung gar nichts zu beginnen war.

Allein bevor der Graf zur Lippe zu gründlicheren Einrichtungen ſchreiten und eine ordentliche Kriegsverfaſſung herſtellen konnte, mußte er, bei ſchon ausgebrochenen Feindſeligkeiten, die vorgefundenen Mittel, wie ſie eben waren, dem herandringenden Feind entgegenſetzen. War ſchon die Wiederherſtellung des portugieſiſchen Kriegsweſens in ruhiger

Zeit eine höchſt ſchwierige Aufgabe, zu deren Löſung alle Entſchloſſenheit, Kenntniß und Ausdauer gehörten, die dem Grafen eigen waren, ſo wurde dagegen die unmittelbare Kriegsführung unter dieſen Umſtänden ein beinahe verzweiflungsvolles Wagniß, dem nur die größten Eigenſchaften des wahren Feldherrn ſich unterziehen durften. In geregelter Dienſtverfaſſung und an der Spitze eingeübter Truppen den Feind beſtehen, iſt das Verdienſt des guten Generals; der wahre Feldherr aber unterſcheidet ſich von jenem dadurch, daß er in jedem Gegebenen ſein Werkzeug zu finden, ſolches nach den Umſtänden zu ſchaffen, und ſeine Mittel und ſein Verfahren wechſelsweiſe zu bedingen weiß. Der Graf ſtrebte in dieſer Bahn mit angeſtrengtem Eifer und größter Unverdroſſenheit, er unternahm es, jammervolle Haufen in's Feld zu führen, und ſie als Truppen ſo zu handhaben, daß ſie dazu würden; ſelten aber gab es in dieſer Hinſicht eine ſchwierigere Lage, als die ſeinige; ſelbſt was zur Hülfe dienen ſollte, gereichte zu neuer Störung. Außer den eigentlichen engliſchen Hülfsvölkern fand er in Portugal noch andere fremde Truppen, die man in großer Eile durch Werbung zuſammengerafft hatte. Von allen Seiten, beſonders aber aus England, waren Abentheurer und Geſindel in Menge herbeigeſtrömt, und Offiziere und Soldaten in dieſen neuen Regimentern geworden; die Unordnungen und Ausſchweifungen dieſer Leute überſtiegen jedes Maß; vor dem Feinde ohne Nutzen, wurden ſie dem Lande die größte Plage und ſelbſt ein offenbarer Feind, gegen welchen die Eingebornen in der Folge förmlich zu den Waffen greifen mußten. Der Zuſtand der portugieſiſchen Truppen ſelbſt iſt ſchon geſchildert worden, von ihnen war höchſtens guter Wille, und in manchen Fällen kaum dieſer zu erwarten. Unter ſolchen Umſtänden konnte der erſte Feldzug der Portugieſen kein thatenreicher und glänzender werden; der Graf ſah ein, daß der Krieg hier mit Beiſeiteſetzung ſonſtiger Grundſätze nach beſonderer Weiſe geführt werden müſſe. Durch die Beſchaffenheit und Minderzahl ſeiner Truppen im ungeheuerſten Nachtheil gegen die feindliche Macht, durfte er weder im offenen Felde eine Schlacht wagen, noch ſelbſtthätig eigene Ausführungen beginnen, ſondern mußte ſich darauf beſchränken, nach Maßgabe der feindlichen Bewegungen vertheidigungsweiſe die ſeinigen einzurichten, auf ſeiner Seite vor allem die natürlichen Befeſtigungen des Landes, die örtlichen Vortheile und Gelegenheiten mitſtreiten zu laſſen, und den Feind mehr durch die geſchickte Verknüpfung ſolcher Umſtände, als durch die Tapferkeit im Gefecht, aus dem Felde zu ſchlagen.

Das ſpaniſche Heer, mit Einſchluß der nachrückenden franzöſiſchen Hülfsvölker unter dem Prinzen von Beauveau über 42,000 Mann ſtark, und mit beinahe 100 Stücken Feldgeſchütz, hatte im Frühjahr 1762 an Portugals nordöſtlicher Gränze bei Zamora ein Lager bezogen; die Truppen waren in gutem Zuſtande, mit Waffen, Kriegsvorräthen und Lebensmitteln wohl verſehen, allein ihr Befehlshaber, der Marquez von Saria, ein ſiebzigjähriger andächtelnder Mann, taugte beſſer zum Mönch, als zum Kriegsanführer. Die Spanier drangen zwar in die Provinz Tras os Montes ein, wo ſie mehrere Plätze wegnahmen, und ſelbſt Oporto einen Augenblick bedrohten; allein die Engwege und angeſchwollenen Gewäſſer dieſer gebirgigen Landſchaft ſetzten ihrem weiteren Vordringen große Hinderniſſe entgegen, die durch den Aufſtand der portugieſiſchen Bergbewohner, deren kriegeriſcher Muth ſich zu allen Zeiten gleich erwieſen, ganz unüberſteiglich wurden. Eine Abtheilung von 3000 Spaniern, die gegen Oporto vorrückte, wurde bei Villa Real durch einen Haufen von 400 bewaffneten Landleuten auf dem Marſche unvermuthet angegriffen und völlig geſchlagen. Solcherlei wiederholte Unfälle, die in der Hofzeitung von Madrid lächerlicherweiſe als glänzende Siege verkündet wurden, bewogen den Marquez von Saria ſeine Truppen wieder nach Zamora zurückzuziehen; nachdem er daſelbſt gehörig ausgeruht, beſchloß er endlich einen neuen Verſuch, und ſetzte ſich gegen die portugieſiſche Feſtung Almeida in Bewegung. Indeſſen hatte der Graf zur Lippe den perſönlichen Oberbefehl der portugieſiſchen Feldmacht übernommen, deren Stärke, da beträchtliche Abtheilungen zum Schutze der nördlichen Provinzen und zu den nöthigen Beſatzungen verwendet bleiben mußten, ſelbſt mit Einſchluß der engliſchen Hülfstruppen kaum 15,000 Mann betrug.

Nicht ohne Schwierigkeit vereinigte er 7000 Mann am 9. Auguſt im Lager bei Abrantes, wo erſt nach und nach mehrere Truppen, deren Ausrüſtung ſich verzögerte, zuſammenſtießen. Dieſe Stellung auf dem rechten Ufer des Tejo, durch Oertlichkeit beſonders begünſtigt, dünkte ihm mit Recht die wichtigſte für die Vertheidigung des Königreichs; durch felſiges Gebirg, reißende Waldbäche, tiefe Schluchten und die Fluthen des Tejo geſichert, konnte er hier der Uebermacht des Feindes die Stirn bieten, während Liſſabon im Rücken lag, und nach beiden Seiten die Wege offen ſtanden, ſowohl nördlich gegen den Mondego als ſüdlich gegen den Guadiana Vertheidigung oder Angriff zu führen. Die nördlicheren Gegenden jenſeits des Mondego und des Doiro lagen außerhalb dieſes Bereichs, hatten aber eine ſelbſtſtändige Vertheidigung in ihren rauhen Gebirgen, in dem kriegeriſchen Geiſte ihrer Bewohner, und in den Truppen, die unter dem Marquez von Marialva dorthin beordert waren.

Die Feſtung Almeida war durch eilige Arbeiten in leidlichen Zuſtand gebracht, hinlänglich mit Vorräthen verſehen, und durch 3000 Mann beſetzt; auf die Nachricht von dem Anrücken der Spanier ſandte der Graf zur Lippe mehrere tüchtige Offiziere dahin ab, mit den gemeſſenſten Befehlen, den Platz, deſſen Vertheidigung ſie leiten ſollten, bis zum Aeußerſten zu halten; er rechnete bei der Langſamkeit der Spanier wenigſtens auf ſechs Wochen. Mit ſeiner kleinen Truppenzahl vermochte er zwar nicht im offenen Felde zum Entſatze vorzurücken, allein er hoffte durch anderweitige Bewegungen und Verſuche den Fall dieſes Platzes zu verhindern, oder wenigſtens zu erſchweren. Zu dieſem Zwecke ſandte er den General Townſhend mit einigen Regimentern nordwärts über Vizeu dem Feinde in die Seite, um ihn zu beobachten und zu beunruhigen; den Oberſten Hamilton, Anführer der Königlichen Freiwilligen, einer aus allen portugieſiſchen Regimentern ausgewählten Schaar von 600 Mann Fußvolk und Reiter, ließ er das Schloß und die Gegend von Celorico, den General Grafen von Santiago die Gegend von Guarda beſetzen, um das Land in allen ſeinen Zugängen gegen die Streifzüge des Feindes zu decken, oder im Falle ernſtlichen Vorrückens deſſelben gänzlich zu verheeren. Nach dieſen nordwärts getroffenen Anſtalten ging der Graf ſelbſt mit ſeiner Hauptſtärke am 24. Auguſt über den Tejo, in der Abſicht, auf dem linken Ufer deſſelben ſüdwärts in das ſpaniſche Gebiet einzufallen, die Vorräthe, welche der Feind dort aufgehäuft, wegzunehmen oder zu zerſtören, und die Truppen, welche 3000 Mann ſtark von Badajoz auf dieſer Seite heranzogen, zu zerſtreuen; durch ſolchen raſchen Angriff durfte er hoffen, in den ſpaniſchen Gränzprovinzen eine allgemeine Beſtürzung zu erregen, und die Aufmerkſamkeit des Feindes, vielleicht einen Theil ſeiner Truppen, von Almeida wegzuziehen. Mit kluger Vorſicht hatte er ſeinen Marſch eingerichtet, und den Feind durch verſtellte Schritte getäuſcht, der Uebergang über den Tejo war in aller Stille geſchehen; allein in Gavião angelangt, wo die nöthigen Verpflegungsanſtalten getroffen ſein ſollten, fanden die Truppen, trotz der genaueſten und ſtrengſten Befehle, die deßhalb ergangen waren, keinerlei Vorräthe, und Mannſchaft und Pferde mußten, durch die Schuld der ſäumigen Beamten, Mangel leiden. Durch dieſe und andere Ungelegenheiten verſpätet, kam die Hauptſtärke der Portugieſen erſt am 28. Auguſt in Niza an; inzwiſchen hatte der Brigadier Bourgoyne auf einem anderen Wege die Stadt Valença glücklich überrumpelt, aber auch den Feind aus ſeiner Sorgloſigkeit aufgeſchreckt; da die übrigen portugieſiſchen Truppen nicht ſo ſchnell heranzukommen vermochten, um den errungenen Vortheil ſogleich mit ganzer Macht zu verfolgen, ſo gewannen die Spanier alle Zeit, der Gefahr zu entgehen, und zogen ſich in guter Ordnung zurück unter den Schutz von Badajoz. Mittlerweile kam die Nachricht, daß Almeida ſich am 26. Auguſt an die Spanier ergeben habe; der portugieſiſche Befehlshaber Don Alexander Palhares, ein frömmelnder Schwächling von achtzig Jahren, hatte die unbequemen Fremden, die ihm von Muth und Ausdauer ſprachen, gefangen ſetzen laſſen, und ſich ſelbſt in ſein Zimmer eingeſchloſſen, um ungeſtört den Roſenkranz zu beten, die Soldaten waren gegen die Offiziere, die ſie zur Beſetzung der Außenwerke befehligen wollten, in offener Empörung aufgeſtanden, und auf dieſe Weiſe die Feſtung, nach einigen Kanonenſchüſſen, unvertheidigt gefallen.

Der Graf zur Lippe empfand über dieſen ſchnellen Verluſt den höchſten Unwillen; er ſah ſich von allen Seiten Preis gegeben, ſeine beſten Anſtalten halfen zu nichts, ſeine trefflichſten Plane wurden vereitelt. Jetzt galt es die ſchleunigſten Maßregeln, um die größeren Nachtheile abzuwehren, die jeden Augenblick bevorſtehen konnten. Er beorderte ſogleich vier engliſche Regimenter in allergrößter Schnelligkeit gegen den Mondego nach Ponte da Murcella, um die Verbindung mit dem General Townſhend zu erhalten, und die große Straße nach Coimbra zu decken, die dem Feinde, welcher nach der Einnahme von Almeida bereits das Schloß von Celorico genommen hatte, nunmehr offen ſtand. Der Graf von Santiago erhielt Befehl, ſich ſo lang als möglich in den Gebirgspäſſen zwiſchen dem Zezere, der bei Punhete in den Tejo fällt, und dieſem Fluſſe zu halten, beſonders aber den Paß von Sobreira Formoza zu vertheidigen; der Brigadier Bourgoyne wurde beauftragt, auf dem linken Ufer des Tejo die Gränze zwiſchen Portalegre und Villa Velha zu ſichern; der Graf ſelbſt aber kehrte mit allen übrigen Truppen auf das rechte Ufer des Tejo zurück, und ſtellte ſie von Abrantes bis Ponte da Murcella zwiſchen dem Tejo und Mondego in ſtufenweiſen Abtheilungen auf, um ohne Zeitverluſt jede beliebige Richtung einſchlagen zu können, welche durch die Bewegungen des Feindes, der unter mehreren zu wählen hatte, nöthig würde. Die Spanier, nach Abberufung des Marquez von Saria durch den thätigeren Grafen von Aranda befehligt, rückten bereits von Almeida über Sabugal und Penamacor längs der Gränze gegen den Tejo, eine Abtheilung ging ſogar in das ſpaniſche Gebiet zurück, ſetzte dort über den Fluß, und zog ſüdlich gegen Alcantara. Dieſe Bewegung nahm der Graf zur Lippe für ein entſchiedenes Zeichen, daß der Feind mit ganzer Stärke über den Tejo gehen und in die Provinz Alemtejo einbrechen wolle; dies war am meiſten zu fürchten, und am ſchwerſten zu hindern. Die Hauptmacht der Spanier, nachdem ſich ihr die beiden Gränzfeſtungen Salvaterra und Segura, trotz der beſtimmteſten Befehle, ſogleich ergeben, zog ſich bei Caſtello Branco gegen den Tejo zuſammen, und ſchien den Uebergang bei

Villa Velha erzwingen zu wollen. Der Graf zur Lippe hatte ſeine Truppen gleichzeitig mit dem Herannahen des Feindes wieder bei Abrantes zuſammengezogen, den General Townſhend, der inzwiſchen bis Pinhel gegen Almeida vorgerückt war, wieder an ſich gerufen, und nur einige Regimenter unter dem Brigadier Lord Lenox und dem Oberſten Hamilton zur Beobachtung der Beſatzung von Almeida und einiger in Leon verſammelten Truppen in jener Gegend zurückgelaſſen. Er beorderte den Brigadier Bourgoyne auf dem ſüdlichen Ufer des Tejo gegenüber von Villa Velha eine Stellung zu nehmen, die von Natur ungemein ſtark und vortheilhaft, gedeckt von vorn durch den Tejo und in der rechten Seite durch einen kleinen Fluß, vollkommen geeignet war, von geringer Mannſchaft gegen große Uebermacht behauptet zu werden; ſie war nicht leicht anzugreifen, und verwehrte dem Feinde den vortheilhafteſten Uebergangsort, indem ſie durch ihr Geſchütz die ganze Strombreite und die enge Straße beſtrich, die am jenſeitigen Ufer zwiſchen dem Fuß des Berges von Villa Velha und dem Tejo hinläuft. Die Spanier rückten mit Macht an, und verſuchten den Uebergang durch ſtarkes Geſchützfeuer zu erzwingen, wurden aber von den Portugieſen ſo tüchtig zuſammengeſchoſſen, daß ſie unter anſehnlichem Verluſte für diesmal ihren Vorſatz aufgaben; doch nahmen ſie die Höhen und das Schloß von Villa Velha weg, wo abermals der portugieſiſche Befehlshaber ſeine Schuldigkeit außer Acht ſetzte.

Dieſer erſte Verſuch war glücklich abgewendet, aber er konnte bei öfterer Wiederholung gelingen, und der Graf zur Lippe, welcher von dem Feinde am meiſten das Eindringen in die Provinz Alemtejo fürchtete, ſuchte denſelben nach derjenigen Seite zu locken, die weniger zu befürchten gab. Der ſpaniſche Feldherr, dem es ruhmvoller ſchien, auf der geraden Straße gegen Liſſabon vorzudringen, ließ in der That mehrere ſtarke Abtheilungen ſeines Heeres von Caſtello Branco gegen Sobreira Formoza und gegen den Zezere anrücken. Hier ſtießen ſie zuvörderſt auf die Truppen unter dem Grafen von Santiago, die verſtärkt worden waren, und fechtend in den ſteilen Gebirgsengen ſich langſam zurückzogen. Als die

Spanier mit größerem Eifer unbedacht nachdrangen, nahm der Graf zur Lippe die Gelegenheit wahr, ließ vier engliſche Regimenter wieder umkehren und plötzlich auf den Feind einbrechen, der ſolches Angriffs nicht gewärtig eine bedeutende Niederlage erlitt. Aehnliche Vorfälle wiederholten ſich öfters, und erhoben den Muth der Portugieſen in demſelben Maße, als ſie das Vertrauen der Spanier ſchwächten. Der Graf hatte den Befehl ertheilt, keinen Anlaß zu verſäumen, um durch Ueberfälle und kleine Gefechte den Feind in Athem zu erhalten, und in Nachtheil zu bringen. Den kühnſten Streich dieſer Art, und der die Spanier am meiſten beſtürzte, ließ der Brigadier Bourgoyne bei Villa Velha durch den Oberſtlieutenant Lee ausführen; dieſer ging mit 300 Engländern, worunter 50 Dragoner, durch einen Furth des Tejo bei Nacht auf das jenſeitige Ufer, überfiel den Kern der ſpaniſchen Truppen unter dem Befehl des Brigadiers Don Eugenio Alvarado, welche ſich durch den Fluß völlig geſichert hielten, in ihrem Lager, und richtete große Verwüſtung unter ihnen an; ſie büßten viele Leute ein, verloren anſehnliche Vorräthe, die in Brand geſteckt wurden, einen großen Theil des Gepäcks, und ſelbſt mehrere Stücke Geſchütz; der Oberſtlieutenant Lee aber kehrte mit den Seinigen und mit vieler Beute am hellen Morgen unverſehrt über den Tejo zurück. Was aber immer in dieſer Art ſich ereignen mochte, ſtets blieb der Erfolg in den Schranken des Augenblicks, und ließ den künftigen derſelben Ungewißheit ausgeſetzt, die bei dem vorigen zu fürchten geweſen. Der Graf mußte alle Meiſterſchaft kriegskünſtleriſcher Geſchicklichkeit, alle Hülfsmittel der Klugheit, der Vorſicht und des Muthes aufbieten, um den Gefahren, die ohne Unterlaß drohten, unaufhörlich zu entgehen. Der geringſte Fehler, die kleinſte Verſäumniß konnte den Untergang herbeiführen, und immer die größten und unerwartetſten hatte er auszugleichen und gut zu machen. Auch durch das Beiſpiel perſönlicher Tapferkeit mußte er bei jedem Anlaſſe ſeinen Truppen vorangehen, und ſich öfter, als dem Oberbefehlshaber zukommt, mit dem Degen in der Fauſt dem Feinde bloßſtellen. Auf einem der Streifzüge, die er häufig genöthigt war in Perſon anzuführen, ſtieß er an der Spitze von 600 Mann auf 2000 Spanier, die aus einem Gehölz unvermuthet hervorbrachen; das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden, ſeine Entſchloſſenheit fand Rath zu dem ungleichen Kampfe. Er hatte im Rücken einen großen Teich, vor dieſem dehnte er ſeine 200 Reiter in weitläufiger Stellung aus, und drängte ſein Fußvolk auf einem Flügel zuſammen; als die Spanier, um nicht überflügelt zu werden, ſich gleichfalls ausdehnten, und in ausgebreiteten Reihen anrückten, zog er plötzlich ſeine Reiter wieder zuſammen, und ſtürmte an ihrer Spitze, während das Fußvolk heftig nachdrang, auf die dünne Ordnung des Feindes, durchbrach ſie, und ſtob ſie mit großer Niederlage nach bei den Seiten aus einander. Solcher Geiſtesgegenwart bedurfte es hier immerfort; jeden Augenblick ſchlug eine Berechnung fehl, kam irgend eine ſchlimme Nachricht; ſelbſt von der Hauptſtadt her wurden ihm nur Störungen bereitet; bei jeder Bewegung, die er machte, hielt man ſich dort für verloren, und erwartete jeden Augenblick die Ankunft der Spanier; der König und ſein ganzer Hof waren mehrmals im Begriffe, ſich nach England einzuſchiffen; man ſchrie laut über den Unverſtand, wohl gar über den Verrath des Feldherrn, und ſprach davon, ihm den Oberbefehl abzunehmen.

Inzwiſchen rückte die ſpaniſche Hauptmacht, ungeachtet der einzelnen Unfälle, nach und nach vor, und ſetzte ſich, zwar langſam, aber doch täglich mehr, in den Gebirgen feſt. Der Graf zur Lippe fürchtete zwar in der ſtarken Stellung, die er vorwärts von Abrantes und Punhete bei Maçāo behauptete, keinen ernſtlichen Angriff; ſein ausgedehntes Lager war durch ſteile Felſenwände und zerriſſene Schluchten der Gewäſſer vollkommen gedeckt, zur Seite ſtrömte der Tejo, im Rücken der Zezere, das Geſchütz war ſo vortheilhaft aufgeſtellt, daß jede Truppenmacht ſchon im Anrücken niedergeſchmettert wurde. Allein obwohl ſelbſt in dieſer Stellung unangreifbar, durfte der Graf in dieſer Sicherheit doch keineswegs unthätig bleiben, da den Spaniern das ganze übrige Land offen blieb, und ſie bei ihrer Ueberzahl zugleich ihn umſchloſſen halten und anderweitige Eroberungen verſuchen konnten. In dieſer Schwierigkeit glaubte er wagen zu müſſen, was unter anderen Umſtänden ihm nicht erlaubt geſchienen hätte, ſeine geringe Truppenzahl durch eine bedeutende Entſendung noch mehr zu ſchwächen. Er ließ den General Townſhend, den er eben erſt an ſich gezogen hatte, denſelben Weg, den er gekommen, wiederum nordwärts zurückmarſchiren, mit dem Auftrage, vereinigt mit Lord Lenox gegen Penamacor in den Rücken des ſpaniſchen Heeres vorzudringen, und demſelben die Verbindung mit Almeida und Ciudad Rodrigo ſo wie jede Zufuhr von dorther abzuſchneiden. Der General Townſhend vollführte dieſen beſchwerlichen und weiten Marſch durch unwegſames Gebirg und verödete Gegend zur größten Zufriedenheit des Grafen; die Portugieſen zeigten dabei die ſtandhafteſte Ausdauer, indem ſie die größten Entbehrungen und härteſten Mühſale — der ſteinigte Boden trug ihre blutigen Fußtapfen — ohne Murren erduldeten.

Durch dieſe kühne Bewegung war die Lage des ſpaniſchen Heeres, dem weder bei Villa Velha, welches wiederholt angegriffen wurde, noch bei Abrantes ein gewünſchter Erfolg erſchien, äußerſt mißlich geworden. Sie war von Anfang in dieſem verwickelten Erdreich nicht günſtig, und hatte ſich von Tag zu Tag verſchlimmert. Durch Veranſtaltung des Grafen zur Lippe hatten die Portugieſen bei Annäherung des Feindes alle Lebensmittel und Vorräthe, die nur irgend brauchbar waren, fortgeſchafft oder zerſtört, alles Zug- und Schlachtvieh weggetrieben, ja die Menſchen ſelbſt hatten ihre Wohnungen verlaſſen müſſen, in welchen nicht einmal das nöthigſte Geräth zurückblieb. Die Spanier fanden bei ihrem Vorrücken rings umher nur Wüſte und Einöde, in der ſich keinerlei Hülfsmittel weder für den Unterhalt, noch für das Fortkommen darboten; ſie mußten ihre Verpflegung und jedes andere Bedürfniß mit großer Beſchwerde aus den nächſten ſpaniſchen Provinzen beziehen; die Zufuhren blieben häufig aus, und die Truppen hatten große Entbehrungen zu leiden; die Pferde der Reiterei mußten als Laſtvieh dienen, und gingen größtentheils dabei zu Grunde, die Soldaten ſelbſt erlagen der täglichen Arbeit, die ſie in Ermangelung der Landesbewohner zu verrichten hatten. Aus Rache wütheten die Spanier nur deſto heftiger gegen die wenigen zurückgebliebenen Bauern, die in ihre Hände fielen, zündeten die Wohnungen an, und zerſtörten alles, was noch übrig war; ſie vermehrten aber dadurch nur ihre eigene Noth und die Erbitterung der Bauern, die aus ihren Schlupfwinkeln bewaffnet hervordrangen und ganze Abtheilungen der Spanier niedermachten. Durch den General Townſhend wurde die Zufuhr vollends erſchwert, ganze ſpaniſche Regimenter mußten mühſame Märſche machen, um die Abſendung in Empfang zu nehmen und zu begleiten, und oft fielen ſie dennoch den Portugieſen in die Hände. Bald herrſchte drückender Mangel im ſpaniſchen Lager, die Soldaten, ermattet und abgeriſſen, wurden vom Hunger geplagt. Der Graf von Aranda war in peinlicher Verlegenheit; er dachte wohl einen Augenblick mit ganzer Macht die Portugieſen anzugreifen, allein die ſtarke Stellung und ſchlagfertige Bereitſchaft des Grafen zur Lippe ließen ihn ſolche Gedanken alsbald wieder aufgeben; er vermochte auf keiner Seite etwas Zureichendes auszuführen, und ſah ſich unthätig in die nachtheiligſte Lage verſetzt; andrerſeits ſchämte er ſich, mit ſolcher Ueberzahl vor ſo geringem Feinde den Rückzug anzutreten; doch als zuletzt noch heftige Stürme und unendliche Regengüſſe die Leiden ſeiner Truppen auf's Höchſte brachten, blieb keine andere Wahl mehr. Am 15. Oktober brach das ſpaniſche Heer aus allen ſeinen Stellungen auf, und zog nach Caſtello Branco zurück. Der Graf zur Lippe ließ dem Feinde den General Frazer im Rücken nachfolgen; dem General Townſhend und dem Brigadier Bourgoyne gab er Befehl, von beiden Seiten lebhaft vorzugehen und durch wiederholte Angriffe den Rückzug zu beſchleunigen, erſterer beſetzte Penamacor und Monſanto, letzterer das Schloß von Villa Velha. Die Spanier behaupteten ſich noch eine Weile in Caſtello Branco, welches ſie im November dann auch räumten, ſo wie Salvaterra und Segura, nachdem ſie die Befeſtigung dieſer Orte geſprengt.

Die Portugieſen hatten durch den Regen ebenfalls ſehr gelitten, und ſich einen Augenblick ſogar in höchſt gefährlicher Lage befunden; der Zezere war durch die ſtürzenden

Gebirgswäſſer dergeſtalt angeſchwollen, daß alle Brücken fortgeriſſen, und die Verbindung mit Liſſabon eine Zeitlang ganz unterbrochen wurde; die Spanier waren glücklicherweiſe nicht in der Verfaſſung, dieſen Umſtand zu benutzen, ſie ſchienen aber nicht einmal Kunde davon zu haben, und die Gefahr ging glücklich vorüber. Da die Truppen ſehr der Erholung bedurften, ſo gab der Graf den allgemeinen Bitten nach, und ließ ſie ausgedehnte Quartiere beziehen; doch blieb der Brigadier Bourgoyne mit ſeiner Abtheilung zwiſchen Niza und Portalegre aufgeſtellt, um die Spanier, die ſich nach Alcantara gezogen hatten, zu beobachten, auch wurden alle Päſſe von Elvas bis zum Tejo ſorgfältig bewacht. Die Spanier ſchienen nichts mehr unternehmen zu wollen, es hieß ſogar, der Graf von Aranda habe das Heer verlaſſen, und ſei nach Madrid gereiſt; während er ſelbſt dieſes Gerücht verbreiten ließ, befand er ſich mit dem Kern ſeiner Truppen in Valença, und beabſichtigte einen Ueberfall auf Campomajor. Der Graf zur Lippe jedoch, ſich ſtets gleich bleibend in ſeinen Feldherrneigenſchaften, war auf ſeiner Hut, und vernachläſſigte trotz des ſichern Anſcheins keine Vorſicht; hierauf durch aufgefangene Briefſchaften aus Badajoz von dem feindlichen Anſchlag in Kenntniß geſetzt, zog er mit größter Schnelligkeit ſeine zerſtreuten Truppen wieder zuſammen, und traf ſo gute Anſtalten, daß der Verſuch der Spanier auf Campomajor mißlang, und ihre Angriffe auf Marvão und Oguela nicht glücklicher waren. Hierauf nahm er mit geſammter Stärke eine Stellung bei Portalegre, dem ſpaniſchen Lager nah gegenüber. Jetzt ſchien es zu ernſthaften Ereigniſſen und entſcheidenden Schlägen kommen zu müſſen, eine Schlacht ſchien unvermeidlich bevorzuſtehen, und unter Umſtänden, die für die Portugieſen noch immer ungünſtig genug waren. Allein der Feind, abgeſchreckt durch die letzten Gefechte und ohne Zutrauen zu ſich ſelbſt, verließ am 15. November aus eigenem Antriebe das Lager von Valença, und ging nach Spanien zurück. Der Abſchluß der Friedensgründlagen zwiſchen Frankreich und England war inzwiſchen am 3. November erfolgt, und machte allen weiteren Feindſeligkeiten zwiſchen Spanien und Portugal ein Ende.

Der Feldzug gegen Portugal war indeß völlig geſcheitert; das Königreich ſtand, faſt ganz vom Feinde gereinigt, in gerüſteter Haltung. Das ſpaniſche Heer war auf die Hälfte ſeiner anfänglichen Zahl herabgekommen, des Krieges überdrüſſig, durch Mangel und Ungemach in Muthloſigkeit geſunken, bloß die franzöſiſchen Hülfstruppen, die ſich beſſer vorzuſehen gewußt, machten hierin einige Ausnahme. Entgegengeſetzt war der Zuſtand der Portugieſen; ſie hatten trotz aller Unordnung und Mängel, die noch bei ihnen herrſchten, an kriegeriſcher Bildung gewonnen, ſo wie an Muth und Selbſtvertrauen; ſie durften anſehnlicher Verſtärkung entgegenſehen. An Eroberung des Königreichs, die wenigſtens von franzöſiſcher Seite ernſthaft beabſichtigt worden, wäre bei Erneuerung des Feldzuges im kommenden Jahre nicht mehr zu denken geweſen. Was Spanien betrifft, ſo iſt ausgemacht, daß der Zug gegen Portugal am Hofe zu Madrid viele Gegner gehabt. Die Königin Mutter liebte zärtlich die Königin von Portugal, ihre Tochter, und ſuchte daher in aller Weiſe die Abſichten ihres Sohnes auf jenes Königreich zu vereiteln. Die ſpaniſchen Miniſter waren dadurch in zwei Partheien getheilt, und die Generale empfingen widerſprechende Befehle oder unausführbare Vorſchriften. Der Marquez von Pombal wußte durch ſeine geheimen Verbindungen und wohlangebrachten Geldſpenden dieſe Umſtände geſchickt zu benutzen, und rechnete mehr auf die Siege ſeiner Staatskunſt, als auf die Ereigniſſe im Felde. Man darf jedoch, ohne ungerecht gegen den großen Staatsmann zu ſein, wohl behaupten, daß ſeine Thätigkeit allein, wie wirkſam ſie auch geweſen, die Eroberung des Reiches nicht würde verhindert haben. Auch prieſen der Hof und das Volk, ungeachtet der früheren Mißſtimmung, jetzt einmüthig den Grafen zur Lippe als den Retter und Schützer von Portugal, ihm wurden Triumphbogen und Ehrenſäulen errichtet, ihm die befliſſenſte Huldigung dargebracht; der Ruhm des großen Grafen, wie man ihn mit Begeiſterung nannte, erſcholl durch das ganze Land.

Der förmliche Friedensſchluß zwiſchen den kriegführenden Mächten erfolgte zu Paris am 10. Februar 1763, und gab den Portugieſen die von den Spaniern noch beſetzten Feſtungen, dem Grafen zur Lippe aber, der in der Eigenſchaft eines Verbündeten in dem Frieden mitgenannt war, ſeine von den Franzoſen in Deutſchland beſetzten Lande zurück. Der Graf begab ſich zuerſt nach Liſſabon, um das Werk der Wiederherſtellung des portugieſiſchen Kriegsweſens, die ihm kaum erſt begonnen dünkte, mit Eifer fortzuſetzen. Der König Joſeph empfing ihn mit glänzender Huld, und bezeigte ihm auf alle Weiſe ſeine Anerkennung und Dankbarkeit. Eigenhändig ſchrieb er in den belebteſten Ausdrücken an den König von Großbritannien, um demſelben für die geleiſtete wirkſame Hülfe und beſonders dafür zu danken, daß er ihm den Grafen zur Lippe geſandt habe. Zu den Titeln eines Feldmarſchalls und Generaliſſimus verlieh er dieſem, wegen der Verwandtſchaft, die ſich zwiſchen den Häuſern von Portugal und Lippe erwies, den noch höheren einer Alteza, welcher in Portugal ſonſt nur dem Kronprinzen gebührte, gab darüber eine öffentliche Bekanntmachung, und behandelte den Grafen fortan als einen Verwandten des Königlichen Hauſes, er umarmte ihn bei jedem Zuſammenkommen, und nannte ihn nie anders, als ſeinen Vetter, im Portugieſiſchen mio Primo. Dieſe Titel und Würden verblieben ihm, und man hielt ihn durch ſie auch in Deutſchland zu größeren Ehren berechtigt, als einem Reichsgrafen ſonſt gebühren mochten. Gleich dem Könige näherte ſich ihm jetzt auch mit großer Hochachtung der Marquez von Pombal, obwohl den Kriegsleuten im Allgemeinen abgeneigt, bewunderte den Geiſt und die Einſichten, die ſein Geſpräch zu erkennen gab, ging nunmehr williger in ſeine Entwürfe ein, und zog ihn ſelbſt bei wichtigen Angelegenheiten oftmals zu Rath. Wirklich ſoll der Graf in Betreff der innern Staatsverwaltung und des Finanzweſens die zweckmäßigſten Rathſchläge ertheilt haben, deren heilſame Befolgung alsbald auch in dem Fache, das ihm zumeiſt oblag, verſpürt wurde, indem fortan die Truppen regelmäßig ihren Sold erhielten, und die beträchtlichen Koſten der neuen Anlagen und Einrichtungen zu gehöriger Zeit aufgebracht wurden. Der bedeutende Einfluß des Grafen auf die innern Angelegenheiten läßt ſich ſchon daraus ermeſſen, daß alle hohe und niedere Beamte des ganzen Reiches ausdrücklich angewieſen wurden, den Verfügungen deſſelben zum Behufe ſeiner Kriegsmaßregeln unbedingt zu gehorſamen, und erſt nach dem Vollzuge das Nöthige darüber an den Hof zu berichten. Doch hat er dieſen Zweig ſeiner Wirkſamkeit ſtets mit großem Geheimniſſe behandelt, theils um das Zutrauen des Königs nicht zu mißbrauchen, theils auch wohl, damit die Eiferſucht des mächtigen Miniſters nicht zu ſehr erregt würde. Er vermied jedes Geſpräch über dieſe Gegenſtände, und auch ſeine Offiziere mußten hierüber ein ſtrenges Schweigen beobachten. Durch dieſe kluge Mäßigung blieb ſein Anſehen und Einfluß, bei aller Steigerung und Ausbreitung, von dieſer Seite ſtets ungefährdet. Auf die Beſetzung der Aemter, das politiſche Syſtem des Hofes, die Anſtalten der Volksbildung und manche beſondere Angelegenheit, die das Hof- und Staatsleben erzeugte, wirkte er durch Meinung und That kräftig ein. So trug er unausgeſetzt zur Fortdauer der engen Verbindung Portugals mit England bei, indem er Mißverſtändniſſe und Störungen mancher Art, die ſich öfters einſchlichen, ſtets im Beginn, ehe ſie weiter führen konnten, zu beſeitigen wußte. So gab er einer Geſellſchaft von portugieſiſchen Gelehrten, die in ihrer Sprache für die ausgezeichnetſten Schriftſteller galten, den bedeutenden Auftrag, die beſten engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Bücher zu überſetzen.

Seine wichtigſte und umfaſſendſte Einwirkung erfuhr jedoch, wie natürlich, das Kriegsweſen ſelbſt. Den regelmäßigen Stand der Truppen brachte er auf 32,000 Mann, nämlich 32 Regimenter zu Fuß, jedes von 800 Mann, 12 Reiterregimenter, und 2 Regimenter Artillerie. Er entwarf ausführliche Vorſchriften des Dienſtes und der Waffenübung, von den geringſten Handgriffen bis zu den bedeutendſten Feldbewegungen, alles war darin genau feſtgeſetzt, und im Sinne eines großen, in allen ſeinen Theilen zweckmäßig übereinſtimmenden Vertheidigungsſyſtems gedacht. Für dieſe Seite der Kriegsführung hatte er überhaupt große Vorliebe, die mit ſeinen ſittlichen Anſichten, wie mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſen, eng zuſammenhing; der Lage von Portugal war ein ſolches Syſtem unſtreitig am angemeſſenſten. Er bereiſte das ganze Königreich, um ſich eine vollſtändige Kenntniß des Landes zu verſchaffen, und in Hinſicht auf Vertheidigungsanſtalten jede Oertlichkeit ſelbſt zu unterſuchen. Er ließ auf mehreren Punkten neue Befeſtigungen anlegen, oder die ſchon vorhandenen verſtärken. Am wichtigſten aber war die Erbauung des Forts, welches der König ihm zu Ehren la Lippe genannt. Dieſes Fort liegt auf einer felſigen Höhe bei der Feſtung Elvas in der Provinz Alemtejo, und vollendet mit dem benachbarten Fort Santa Lucia die Befeſtigung dieſes bedeutenden Platzes, der früherhin durch feindliches Geſchütz von jener Höhe beſchoſſen werden konnte. Das Fort la Lippe bildet ein Viereck von vier Baſteien mit einem nach dem Abhange des Berges verlängerten Hornwerk und einigen Außenwerken, hat verdeckte Batterieen, wohlangelegte Minen, bombenfeſte Kaſematten, und iſt geräumig genug für eine Beſatzung von 2000 Mann. Das Fort iſt in manchem Betracht getadelt worden, aber ſelbſt bei ihrem Tadel haben die Sachverſtändigen die große Kriegseinſicht des Erbauers rühmen müſſen, und noch in den Feldzügen der Engländer unter Wellington fanden die Kriegskundigen daſſelbe als eine der ſtärkſten Feſten in Europa. Die Hauptſtadt ſelbſt ließ er neu befeſtigen, und mit einer bleibenden Beſatzung von 8 Regimentern verſehen. Die Thätigkeit des Grafen war unermüdet, in den Truppen Ehrgefühl, Geiſt, Dienſteifer und Kriegszucht zu beleben; Beiſpiel, Vorſchrift, Belohnung, Strafe, alles wurde zu dieſem Zwecke nachdrücklichſt in Bewegung geſetzt. Die Uebungen aller Art wurden unabläſſig wiederholt, die Regimenter oft in größerer Maſſe vereint, Märſche unternommen, Lager bezogen. Dem Könige und dem ganzen Hofe gab er in dem Luſtlager zu Villa Viçoſa das in Portugal ſeit vielen Jahren unbekannte Schauſpiel kriegeriſcher Feldübungen, allen Anweſenden zum größten Erſtaunen. Zum Behufe dieſer Unterweiſung und Uebung zog der Graf durch die Zuſage doppelter Beſoldung viele deutſche und franzöſiſche Offiziere in portugieſiſche Dienſte, und er hatte das Glück, in ſeiner Auswahl ſelten zu fehlen; ein General Böhm, Major von Zanthier, Hauptmann Prätorius, ſo wie Graf Ferdinand zur Lippe, Vetter und nachheriger Schwager des Grafen Wilhelm, wurden noch ſpäterhin mit Auszeichnung genannt. Viele andere Ausländer dagegen, untüchtige Abentheurer, die er durch Zufall oder Gunſt befördert vorfand, ſuchte er wegzuſchaffen, mit großem Beifall der Portugieſen, die den Fremden überhaupt abgeneigt waren, und höchſtens dem unbeſtreitbarſten Verdienſte den Platz verzeihen wollten, der ihm in ihren Reihen zu Theil wurde. Der Graf von Ponte de Lima und der Marquez von Lavradia gingen ſo weit, jedem ausländiſchen Offizier, ſelbſt wenn ihn der König unmittelbar empfohlen hatte, die Aufnahme in ihre Regimenter ſtandhaft zu verweigern; glücklicherweiſe war der Graf zur Lippe mit dieſen beiden Regimentern ausnehmend zufrieden, und brauchte ſolcher Geſinnung, die hier durch die That gerechtfertigt war, keine Gewalt anzuthun. Die hauptſächlichſte Sorge des Grafen blieb auf die Artillerie und das Genieweſen gerichtet; für beide wurde in Liſſabon nach ſeinen Angaben eine Kriegsſchule errichtet, und mit den tüchtigſten Lehrern beſetzt. Auch dem Seeweſen widmete er ſeine thätige Aufmerkſamkeit. Durch unermüdetes Betreiben brachte er es dahin, daß 300 Engländer zur Erbauung neuer Kriegsſchiffe angeſtellt wurden, deren Zahl man bis auf 30 bringen wollte.

Die großen Verbeſſerungen, welche der Graf durch ſeine raſtloſe Thätigkeit und ſtrengen Eifer bewirkte, wurden zwar vielfach anerkannt, und beſonders abſeiten des Hofes nach Verdienſt gewürdigt, allein er regte dadurch zugleich den Neid und Haß vieler Einzelnen, ſo wie die Vorurtheile der Menge heftig auf. Gegen den Ausländer, der alles umkehre, ohne die portugieſiſchen Gebräuche und Vorzüge nur zu kennen, der mit willkürlicher Gewalt nur ſeinen Eigenſinn durchſetze, ohne die Angemeſſenheit der Dinge und Perſonen zu beachten, gegen dieſen ſchrieen Alle, die durch ſeine Anordnungen verletzt oder bedroht waren. Die Geiſtlichkeit entflammte gegen den Ketzer, von deſſen Geſinnung und Einfluß ſie für ſich nie Vortheilhaftes zu hoffen ſah, den Widerwillen und Haß des Volkes auf alle Weiſe. Dadurch fand er ſich bei jedem Schritte von zahlloſen, unerwarteten Schwierigkeiten umgeben, die oft erſt nach hartem Kampfe zurückwichen; ſeinen entſchiedenſten Befehlen wurde häufig mit üblem Willen halb verkehrt, oder mit völligem Ungehorſam gar nicht Folge geleiſtet. Ein Außenwerk des Forts la Lippe machte unter anderen die Wegräumung einer alten Kapelle nothwendig, welche, unſerer lieben Frauen der Gnade geweiht, von Wallfahrern beſucht wurde. Die Geiſtlichkeit erhob ſogleich die heftigſte Klage, und als dieſe fruchtlos blieb, ſtreute ſie eifrig die Weiſſagung aus, die Muttergottes werde ſolche Beleidigung rächen, und dem Feſtungsbau durch ein Wunder Einhalt thun. Dieſe Sage ging von Mund zu Mund, und war bald allgemein verbreitet. Als der Graf davon hörte, verdoppelte er, einen tückiſchen Anſchlag befürchtend, ſeine Wachſamkeit. Eines Tages, da er ſich am Eingange einer Mine befand, die ſchon geladen war, um einen Felſen zu ſprengen, kamen die Arbeiter voll Schrecken hervor, und riefen, es ſei Feuer in der Mine, ein Genieoffizier ſelbſt beſtätigte, er habe den Rauch aufſteigen ſehen; die Leute ſchrieen, hier geſchehe ein Wunder, das Feuer rühre zuverläſſig von der heiligen Jungfrau her, die ihr Mißfallen an dem Werke kund gebe. Der Graf aber ließ ſich unerſchrocken in die Mine hinab, um ſelbſt nachzuſehen, und das Feuer, wenn es wirklich vorhanden, zu erſticken, oder, falls es erdichtet, den Aberglauben zu beſchämen. Die Leute ſtaunten über ſeine heldenmüthige Kühnheit, und mußten ſich bald überzeugen, daß alles in guter Ordnung und ohne Gefährde ſei; ſie gingen getroſt wieder an ihre Arbeit, der Kapelle wurde nicht weiter gedacht, und die Befeſtigung wurde vollendet. Die blinde Wuth ſeiner Gegner ließ es nicht bei Verſuchen ſolcher Art bewenden, ſie trachtete ihm ſogar nach dem Leben. Der Graf ſtand eines Tages in einem Uebungslager vor den Zelten, als eine Kugel, aus einer Windbüchſe geſchoſſen, ihm durch den Hut ging. Er blieb ruhig ſtehen, und rief einige Offiziere heran; eine zweite Kugel ſauſte dicht an ihm vorüber; man drang in ihn, dieſen Platz ſogleich zu verlaſſen; doch er ſtand unerſchüttert, und ſah ſich forſchend um, den Thäter zu entdecken. Sein ſcharfer Blick gewahrte ſchnell einen portugieſiſchen Soldaten, der hinter ſeinem Zelt hervor eben den dritten Schuß verſuchen wollte. Ergriffen geſtand der Unglückliche alsbald, daß eigener Glaubenseifer und fremde Anſtiftung ihn zu dem Mordanſchlage verleitet, und er habe den Grafen umbringen wollen, weil es keine Sünde, vielmehr ein Verdienſt ſei, einen Ketzer aus dem Wege zu räumen. Der Graf befahl, den Verbrecher nach Kriegsrecht ſogleich zu erſchießen, und zwar ohne Beichte und letzte Oelung. Alles entſetzte ſich über dieſen Befehl, der, trotz der dringenden Vorſtellungen der Feldprediger und trotz der eifrigen Verwendung vieler Generale und vornehmen Portugieſen, in aller Strenge vollzogen wurde. So furchtbar grauſam dieſes Verfahren gegen den Einzelnen ſein mochte, deſſen Seligkeit dadurch zugleich mit dem irdiſchen Leben verloren ſchien, ſo war es doch das einzige Mittel, die Wuth des Aberglaubens durch ihre eigene Macht zu bekämpfen, und von ähnlichen Mordverſuchen auf immer abzuſchrecken.

Nachdem der Graf unter allen Schwierigkeiten endlich die Herſtellung des portugieſiſchen Kriegsweſens ſo weit gefördert, daß die Grundlagen einer neuen Ordnung der Dinge überall ein ſicheres Weiterbauen nach ſeiner Anleitung geſtatteten, ohne ſeiner perſönlichen Aufſicht unmittelbar zu bedürfen, ſo begann er ſeine Gedanken ernſtlich auf die Rückreiſe nach Deutſchland zu richten, wo ſeine angeſtammten Lande, aus den vieljährigen Kriegsdrangſalen endlich wieder aufathmend, der heilſamen Gegenwart ihres Fürſten dringend begehrten. Er glaubte auch, daß ſein Werk am Ende doch nur dann bleibenden Werth haben könne, wenn es durch thätiges Fortwirken der Portugieſen in der eröffneten Richtung befeſtigt und heimiſch geworden, welchem Zwecke die ununterbrochene Oberaufſicht eines Fremden in der Folge ſogar hinderlich ſein konnte. Die Hauptſache war gethan, die Bahn gebrochen, talentvolle und kenntnißreiche Männer in allen Fächern vorangeſtellt; was weiter nöthig war, durfte von den Einrichtungen ſelbſt, ſo wie von der Theilnahme und Ausbildung der Inländer, erwartet und gefordert werden. Der Graf meldete daher dem Könige ſeinen Entſchluß, und da weder er ſelbſt noch ſeine Offiziere in portugieſiſchem Solde noch eigentlichem Dienſte waren, ſo konnte ſeinem Vorhaben kein weſentliches Hinderniß entgegenſtehen. Da ſein längeres Verweilen in Portugal und noch mehr ſeine Anſtalten den Hof von Madrid fortwährend in unangenehmer Spannung erhielten, die man jetzt gern vermieden wünſchte, ſo kam die Eröffnung des Grafen in dieſem Augenblicke ſogar nicht ganz ungelegen, und vermehrte nur die Beeiferung ihn glänzend zu entlaſſen. Mit uneigennützigem Stolze verbat er jede dargebotene Belohnung; nur einige Ehrengeſchenke, welche der König hatte bereiten laſſen, vermochte deſſen eifriges Verlangen ihm bei der Abreiſe noch aufzudringen; ein reich beſetztes Bild des Königs; einen Hutknopf und Schleife von Diamanten; ſechs kleine Kanonen von gediegenem Golde, mit dem Wappen des Grafen geziert, auf Lavetten von Ebenholz mit Beſchlag von Silber, man rechnete den Werth einer jeden auf 3000 Dukaten; ein koſtbares Münzkabinet; eine Anzahl der prächtigſten Pferde; vier ſeltene Adler, und andere Merkwürdigkeiten, welche nachher in Bückeburg lange Zeit die Bewunderung der Schaubegierigen waren. Der Graf mußte verſprechen, auch in der Ferne für Portugal ſeine Sorgfalt zu erhalten, und dieſes Land nicht auf immer zu verlaſſen. Er nahm Abſchied von den Truppen durch ein rührendes Schreiben, in welchem er ihnen die Sorge für die Erhaltung ſeiner Anordnungen dringend anempfahl, und ſie in allen Angelegenheiten an den Marquez von Pombal verwies, unter deſſen unmittelbarem Befehl ſie fernerhin ſtehen würden. Gegen dieſe letztere Verfügung gab es im Heer und Volk viele Unzufriedene, die den gehaßten Miniſter ungern an der Spitze der Kriegsmacht ſahen. Der Graf aber urtheilte ganz anders, er legte demſelben eine der größten Seelen bei, und glaubte ſeine neue Schöpfung keinen würdigeren Händen vertrauen zu können. Von Ruhm und Seegenswünſchen begleitet, in welche zum Abſchiede nun auch manche Gegner einſtimmten, ging er zu Schiff, und begab ſich zuerſt nach London, wo er mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurde, und vom Könige einen reichbeſetzten Degen empfing. Am 17. November 1763 kam er glücklich in Bückeburg an, zur herzlichſten Freude ſeiner Unterthanen, die ſeinen Thaten und Ehren in der Ferne mit theilnehmenden und ſtolzen Blicken gefolgt waren.

Er fand hier ein weites Feld eröffnet für ſeine mannigfache, nach den verſchiedenſten Richtungen mit Ernſt und Nachdruck wirkende Thätigkeit. Es war nach dem Kriege viel Altes herzuſtellen, Unterbrochenes fortzuſetzen und Neues zu beginnen. Er hatte von Grund ſeines Herzens den edlen Vorſatz gefaßt, ſeine bürgerliche Regierung gut zu führen; er wollte redlich das Seinige thun, um ſeinem kleinen Lande alle Vortheile zu gewähren, die der Gang fortſchreitender Entwickelung und das Licht des Zeitalters den Menſchen durch einen aufgeklärten und pflichtbedachten Fürſten ſo wohlthätig verleihen können. Die Erfahrungen, die er in Portugal gemacht, waren ihm hiebei von großer Wichtigkeit, ſie gaben ihm reichen Stoff zum Nachdenken, und beſtimmte Richtung im Handeln. Das Beiſpiel und der Umgang eines Staatsmannes, wie der Marquez von Pombal, welcher mit gewaltigem Geiſt und bedeutendem Erfolge das Innere des Landes zu neuer Kraft und Bildung emporzuheben ſtrebte, war für ihn nicht fruchtlos geblieben. Seine gütige und reine Gemüthsart hielt ihn dabei mehr als früher von allem Gewaltſamen zurück, ſeine ſtrenge Denkweiſe und ſtarke Willenskraft ergaben ſich aber auch nicht jeder Schwierigkeit; in dieſer gemeſſenen Haltung durfte er jene heftigen Spannungen nicht fürchten, welche bei allzuraſcher Ausführung des Guten ſo leicht den Zweck verfehlen, und zuletzt auch den Karakter trüben.

Seine erſte und dringendſte Sorge verwandte er auf die Verbeſſerung der Landeskultur, die Förderung der Gewerbe, und beſonders des Ackerbaues, als des erſten von allen. In dieſer Abſicht führte er eigene Verſammlungen ein, zu welchen die angeſehenſten Hauswirthe, aus den Städten ſowohl als vom Lande, berufen wurden, um ſich über gemeinnützige Angelegenheiten frei zu berathen, und das Ergebniß dieſer Berathungen als Vorſchlag oder Wunſch bei der Regierung einzureichen; eine Art Volksvertretung, auf guter Grundlage und in wahrer Richtung aufgeſtellt, obgleich in damaligen Zuſtänden noch keiner weiteren Entwickelung fähig! Indem er auf ſolche Weiſe jede freie Meinung und Thätigkeit auf ihrem Standpunkte ehrte und gelten ließ, ſuchte er von dem ſeinigen nach beſter Ueberzeugung auch die eigene Meinung und Thätigkeit geltend zu machen. Mit dem glücklichen Beirathe ſeines treuen Kammerdirektors Weſtfeld, eines kraft- und ſinnvollen Mannes, den ihm der berühmte Käſtner in Göttingen empfohlen hatte, hob er gegen geringe Entſchädigung alle Frohndienſte in ſeinem Lande auf; er vertheilte die großen Vorwerke zum Nutzen des Landmannes in kleinere Wirthſchaften; ſeine Hausgüter verpachtete er an tüchtige Bauersleute, welche den eigenen Fleiß darauf verwandten, ſtatt daß vorher die Beamten ſolche Pachtungen als Pfründen übernahmen, und mit großem Gewinn an geringere Pächter überließen, die bei den harten Bedingungen niemals gedeihen konnten. Er ſchränkte die Zahl der Feiertage ein, deren zu häufige Wiederkehr ihm doppelt ſchädlich dünkte, indem ſie den Fleiß hemme und die Verſchwendung begünſtige; er ſtiftete Hülfskaſſen, Verſicherungsanſtalten — damals noch ſelten —, gute Armenpflege, ein Waiſenhaus. Er zuerſt in Deutſchland, ſagt Dohm, war auch auf Verbeſſerung der Volkskalender bedacht. Wüſte Strecken, deren es in der Grafſchaft viele gab, ließ er urbar machen, Moore austrocknen, und auf dem gewonnenen Boden neue Anſiedelungen gründen; in Waldgegenden beſonders, die er minder verödet zu ſehen wünſchte, ſtiftete er Niederlaſſungen für ſeine alten verdienten Krieger, die mit Haus, Hof, Garten und Feld verſorgt wurden. Ueber den Zuſtand der Haushaltungen auf dem Lande ließ er ſich regelmäßig Bericht erſtatten, der Fleiß fand vielfache Aufmunterung und Belohnung, die Fahrläſſigkeit und Verwilderung aber blieben nicht ohne Rüge; bei Unglücksfällen kam er den Getroffenen durch Geldvorſchüſſe zu Hülfe, oder milderte ihre Noth wenigſtens durch Erlaß der Abgaben. Seine Verordnungen enthielten jedesmal, außer dem Befehle ſelbſt, auch die Gründe, aus welchen der Befehl gegeben ward; viele derſelben ſchrieb er ſelbſt, und dieſe trugen in der Angemeſſenheit des Inhalts, wie in der Klarheit des Ausdrucks ganz das Gepräge ſeines Geiſtes und Karakters. Er ſuchte die Verbeſſerungen, die er bezweckte, faſt nur durch Wetteifer und Ehrliebe, ſelten durch Strafe zu bewirken, und in dieſem Bemühen ſah er ſich durch den glücklichſten Erfolg belohnt: die Vergehungen aller Art minderten ſich bedeutend, die Sitten wurden reiner und ſanfter, und dadurch nur um ſo ſtärker. Seine Beamten wählte er mit großer Sorgfalt, und beachtete dabei nur Verdienſt, nicht Herkunft oder Empfehlung der Gunſt; ſie durften ſich keine Willkür, keinerlei Bedrückung erlauben; ſeine Wahl war meiſtens glücklich, wackere und geſchickte Männer fanden eine Ehre darin, in ſeine Dienſte zu treten. Er ſelbſt machte häufig kleine Reiſen im Lande und unvermuthete Beſuche, um ſich von allen Dingen mit eigenen Augen zu unterrichten; jederman konnte ihn anſprechen, er vernahm freundlich jede Bitte und Beſchwerde, die an ihn gerichtet wurde, und antwortete beſtimmt und klar; ſeine Verneinung war ſchwer umzuändern, auf ſeine Zuſage konnte man ſich ganz verlaſſen. Wohlthätig und freigebig bis zur Großmuth, bedurfte er bei ſeiner Ordnungsliebe doch niemals außerordentlicher Hülfsquellen, ſeine gewöhnlichen Einkünfte genügten ihm; ja, was wundervoll erſcheint, die großen Anſtalten und Bauten, welche für die Kräfte des kleinen Landes ungeheuer und ganz unerſchwinglich dünkten, beſtritt er aus jenen Einkünften, ohne jemals neue Auflagen zu machen, oder die beſtehenden zu ſteigern; er bezahlte ſogar noch mehrere Schulden ab, die von ſeinem Vater her auf dem Lande laſteten; ſie insgeſammt zu tilgen dünkte ihm unzweckmäßig und unnöthig, ſonſt würde er auch dies leicht ausgeführt haben. Unter dieſer wahrhaft väterlichen zugleich und fürſtlichen Obhut gelangte das kleine Land nach beendigtem Kriege alsbald zu dem blühendſten Wohlſtande, überall vermehrte ſich Leben und Thätigkeit in ſegenvollem Gedeihen. Der Graf war allgemein als wahrer Landesvater geliebt und verehrt, ſeine Unterthanen waren ſtolz auf ihn, und nannten ſeinen Namen mit Begeiſterung.

Vor allem aber ausgezeichnet und merkwürdig waren ſeine umfaſſenden Anſtalten und Einrichtungen im geſammten Kriegsſache, dieſes blieb der Gegenſtand ſeiner entſchiedenſten Neigung; leidenſchaftlich wandte er Gedanken und Kräfte auf dieſe Seite. Schon im Jahre 1761 hatte er im Steinhuder Meer, einem beträchtlichen Landſee der Grafſchaft, mit den größten Schwierigkeiten und Koſten, durch eingeſenkte Steine den Grund zu einer künſtlichen Inſel gelegt, auf welcher er ſpäterhin eine Feſte erbaute, die durch ihre Lage für unüberwindlich gelten konnte. Dieſe Feſte, deren Bau und Einrichtung ihn nach ſeiner Rückkehr aus Portugal viele Jahre fortgeſetzt beſchäftigte, nannte er Wilhelmſtein. Sie hatte die Geſtalt einer Sternſchanze, deren Spitzen durch ſechszehn Außenwerke gedeckt wurden, jedes wieder eine beſondere Inſel bildend und für die Beſatzung mit kleinen Gebäuden und Gärten verſehen. Ein bombenfeſtes Schloßgebäude auf der Hauptinſel enthielt, außer der Wohnung des Grafen, mehrere Säle für Lehrſtunden und Sammlungen, viele Zimmer für Offiziere und Gäſte, große Gewölbe für Pulver und Mundvorräthe, endlich Kaſernen für die Soldaten. Die Feſte konnte bei gehörigen Vorräthen durch 400 Mann jahrelang vertheidigt werden, nöthigenfalls aber dreimal ſo viel Truppen aufnehmen, dagegen hätte ihre völlige Einſchließung wenigſtens 12,000 Mann und viel ſchweres Geſchütz erfordert. Sie erfüllte den hauptſächlichen Zweck, als ein vollkommenes Muſter für die Kunſt der Befeſtigung dazuſtehen, aber ſie konnte auch im Kriege ſelbſt von praktiſchem Nutzen ſein, indem ſie einen unerreichbaren Zufluchtsort darbot, und ſelbſt die Weſer und die Leine beherrſchen half. Wirklich widerſtand ſie im Jahre 1787 allen Verſuchen des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, der ſich der Grafſchaft gewaltſam bemächtigt hatte, aber den Wilhelmſtein nicht zur Uebergabe bringen konnte. Der Graf ging bei dieſer Anlage von noch tieferen Abſichten aus. Er hatte den großen Gedanken, daß ganz Deutſchland für jeden äußeren Feind ein feſtes und unbezwingbares Land werden könnte, wenn jeder deutſche Fürſt, groß oder klein, nach ſeinen Kräften in ſeinem Gebiete die von der Natur mehr oder minder dargebotenen Oertlichkeiten benutzte, und durch Kunſt zu unangreifbaren Plätzen erhöbe. Er ſeinerſeits wollte ein Beiſpiel der Ausführung dieſes wichtigen Gedankens geben, und er dachte ſich den Wilhelmſtein am liebſten als einzelnes Glied einer ſolchen großen durch das ganze Vaterland vielfach geſchlungenen Kette. Hier gründete er zugleich eine vollſtändige Kriegsſchule, beſonders aber für die Artillerie und das Genieweſen, unter der Aufſicht des Majors Saint-Etienne, eines vortrefflichen Offiziers, den er aus Frankreich verſchrieben hatte; er berief die ausgezeichnetſten Lehrer und Führer, ſchaffte mit großem Aufwande die nöthigen Bücher an, Modelle, Naturalien, mathematiſche und aſtronomiſche Geräthe, und was ſonſt dem Unterrichte tauglich ſchien, der ſich, obwohl mit ſteter Hinſicht auf das beſtimmte Fach, über alle Zweige des Wiſſens verbreitete.

Am wenigſten wurde die ausübende Thätigkeit verabſäumt. Unfern von Steinhude, am Ufer des Sees, erſtreckten ſich vielfache Befeſtigungen und andere kriegswiſſenſchaftliche Anlagen. Alle Arten von Feldſchanzen, Lager, Kaſematten, Minen, Feuerwerke und Geſchütze waren hier vorhanden; die mannigfachſten Uebungen und Verſuche in Stellung und Bewegung der Truppen fanden hier Statt; viele, zum Theil bedeutende Erfindungen und Verbeſſerungen gingen von hier aus, beſondere Waffenarten, leichtere Geſchütze und Lavetten, neue Minirkünſte, worunter die Eisminen beſonders merkwürdig, die in Bückeburg einige Jahre früher, als in Schweden, wo man dieſe Erfindung zuerſt verſucht zu haben meinte, in Ausführung kamen. Zur Prüfung der Pulverkraft überhaupt, und insbeſondere zur Berechnung der Wurfweiten beim Bombenwerfen, ſtellte der Graf viele Tauſend Verſuche an, die er genau zu Buch bringen ließ, um wiſſenſchaftliche Ergebniſſe daraus entnehmen zu können. Seine Stückgießerei in Bückeburg, welche viele Kanonen für England und Portugal geliefert, war auf eigne Weiſe eingerichtet, unter anderen wurde darin ein Bohrer von des Grafen eigener Erfindung mit gutem Nutzen angewandt. Bei den Truppen ſelbſt wurden neue taktiſche Anordnungen gemacht, beſonders in der Aufſtellung und dem Gebrauche des Fußvolks, wobei die Abſicht hauptſächlich war, dieſer Waffengattung mehr innere Tiefe und dabei doch ein wirkſames Feuer zu geben, ſie mit leichtem Geſchütz vortheilhaft zu verbinden, und gegen die Angriffe der Reiterei in feſten Stand zu ſetzen. In ſeinem Syſtem übrigens ſtanden alle Theile der Kriegskunſt, Befeſtigung, Geſchütz, Reiterei, Fußvolk, in engſter Beziehung untereinander, und bildeten ein großes Ganze, aus dem ſich das Einzelne nicht trennen ließ. Die größte Sorgfalt bewies der Graf beim Auswählen der Zöglinge, denen er die Aufnahme in ſeine Kriegsſchule verſtattete; auch hier ſah er weder auf Geburt noch Vermögen, ſondern einzig auf Fähigkeiten und Karakter; denn nur edlen und tugendhaften Menſchen, ſagte er, dürften die großen Vortheile einer Ausbildung eröffnet werden, welche jeden Einzelnen für ſich ſelbſt auf einen höheren Standpunkt ſtellen müßte, und in der Welt zu höchſtem Anſehen und Einfluſſe erheben könnte. Er wohnte ſtets den Prüfungen und ſehr oft dem Unterrichte bei, durch ſeine Anweſenheit Lehrer und Schüler geiſtig anregend; mehrere Theile der Kriegswiſſenſchaft wurden nach ſeinen Handſchriften vorgetragen, er ſelbſt gab häufig lehrreiche Erörterungen; er ſtellte beſondere Fragen an die Zöglinge, veranlaßte ſie zu ſchriftlichen Ausarbeitungen, und beſprach ſich mit ihnen über geſchichtliche und ſittliche Gegenſtände, um ihr Inneres kennen zu lernen, ihren Geiſt zu wecken, und ihr Gemüth zu erheben. Sein eigenes Beiſpiel, ſeine edle, freie Denkart, und ſein großartiger kühner Sinn wirkten mächtig auf den Karakter der jungen Leute, ſie hingen ihm mit ſchwärmeriſcher Liebe an, und ſuchten ſeinem Vorbilde nachzuſtreben. In der That gingen ausgezeichnete Männer aus dieſer Schule hervor, die zum Theil in auswärtigen Dienſten ſpäterhin zu großen Ehren aufgeſtiegen ſind. Sein großer und ſchöner Zweck, eine polytechniſche Lehranſtalt der Kriegskunde, eine Univerſität für Offiziere zu gründen, die hier zugleich den geiſtigen und ſittlichen Werth ihres furchtbaren Berufes würdig erfaſſen ſollten, hat ſich auf dieſe Weiſe durch die That glänzend erfüllt und gerechtfertigt; mochte immerhin von Vielen, beſonders im Beginne, dieſer Zweck verkannt und verſpottet, ſo wie die Arbeiten und Koſten dieſer Anſtalten als thörichte Verſchwendung mißbilligt werden, die Einſichtsvolleren wurden bald gewahr, daß der Graf in allem, was er betrieb, einen höheren Geſichtspunkt hatte, und mit Beharrlichkeit verfolgte. In ſeinen Anlagen und Verſuchen war alles ernſt und ſtreng, nirgends eine bloße Spielerei oder ein leerer Anſchein, kein

Leichtſinn im Unternehmen, überall das ſicherſte Gelingen im Ausführen. Sein vorſchreitender Geiſt iſt in der That zu bewundern, wenn man das Streben, welches ihn beſeelte, mit den ſpäteren Geſchichtsentwickelungen, die er nicht mehr erlebte, zuſammenhält. Was die nachfolgende Zeit gebieteriſch in größter Fülle und ungeheuren Maſſen forderte und hervorbrachte, hatte damals ein kleiner deutſcher Fürſt mit klugem Sinn und richtigem Scharfblicke in leiſen Anfängen erfaßt und gehegt, ganz entgegengeſetzt ſo manchen ſpäteren Beiſpielen, wo bei ſchon entwickelteren Geſtalten auch die lauteſte Stimme der Zeit weder Sinn noch That wecken konnte!

Ueber die kriegswiſſenſchaftlichen Anſtalten und Arbeiten des Grafen hat der nachherige preußiſche General von Scharnhorſt, damals hannöverſcher Fähndrich, und früher ſelbſt fünf Jahre lang bis zum Tode des Grafen ein Zögling der Kriegsſchule auf Wilhelmſtein, einen leſenswerthen Aufſatz geſchrieben, der im neunten Theile von Schlözer's Briefwechſel abgedruckt worden. Nachdem er in Kürze angeführt und erläutert, was der Graf geleiſtet und beabſichtigt, und darauf deſſen Geiſt und Karakter gebührend geprieſen, fährt er alſo fort: „Ich kann ohne eine Art von Enthuſiasmus mich nicht der Anordnungen dieſes Herrn erinnern, und mir iſt nie was lächerlicher vorgekommen, als wenn Leute, die in allem weit unter ihm ſind, die Dreiſtigkeit haben, ihn entſcheidend zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln!“ Dies ſind die Worte eines Mannes, deſſen Urtheil durch ſeine ruhmvolle Thätigkeit im Kriegsunterricht, und durch ſein unſterbliches Verdienſt um vaterländiſche Heeresbildung hinreichend beglaubigt iſt, und in deſſen Seele vielleicht am meiſten das Vorbild ſeines großen Lehrers die ſtillen und reichen Kräfte wecken und nähren half, deren Hervorbrechen in dem allgemeinen Waffenaufſtande der Preußen das Jahr 1813 zu einem der Wendepunkte gemacht hat, in welchen die Weltbegebenheiten zu neuen Richtungen übergehen! Vieles von dem, was der Graf betrieb und erdachte, wurde in der Folge durch andere Männer an's Licht geſtellt, indem ſie ſeine Angaben unmittelbar benutzten, oder zu weiterer Ausbildung brachten; der Major von Zanthier, ſpäterhin in portugieſiſchen Dienſten, ſchöpfte den Inhalt ſeines Verſuches über Märſche und Läger, der Major Saint-Etienne den ſeines Werkes über die Minen großentheils aus den handſchriftlichen Mittheilungen des Grafen, welcher dieſe Gegenſtände mit großer Sorgfalt eigenhändig bearbeitet hatte. Er ſelbſt aber legte den Ertrag ſeines Denkens und ſeiner Erfahrungen in einem Werke nieder, welches die Kunſt, einen kleinen Staat gegen eine große Macht zu vertheidigen, ausführlich entwickeln ſollte; es war dem Könige von Portugal gewidmet, und zunächſt für dieſes Land berechnet; viele Stellen daraus, die Vertheidigung der Schweiz betreffend, pflegte er wohl vorzuleſen, allein die Hauptſachen, Portugal angehend, theilte er nie mit, wie er überhaupt Alles, was dieſes Land betraf, nur mit Vorſicht und Zurückhaltung berührte. Ein Auszug dieſes Werkes wurde unter dem Titel Memoires sur la guerre défensive im Jahre 1775 zu Stadthagen in ſechs kleinen Bändchen gedruckt, aber niemals ausgegeben, nur zehn Abdrücke davon wurden veranſtaltet, und dieſe im Archive zu Bückeburg verſchloſſen. Der Graf hat in dieſer Schrift, wie berichtet wird, die Abſicht aller ſeiner Verſuche, die Bedeutung aller ſeiner Anſtalten im Zuſammenhange dargelegt; ſein großer Zweck iſt die Verminderung des Krieges durch deſſen Ausbildung und Veredelung, wie er in folgenden Worten zu erkennen giebt. „Der Menſch“, heißt es in der Vorrede des genannten Buches, „ſcheint von Natur eine Neigung zum Kriege zu haben, wie gewiſſe Thiere zum Raube. Was der Menſch mit jedem thieriſchen Triebe thun muß, um nicht zum Thiere hinabzuſinken, muß er auch bei dieſem thun, ihn bilden und veredeln. Die Neigung zum Kriege, die, roh und ungebildet, Schande der Menſchheit iſt, wird dann Quelle von neuen Tugenden, von Großmuth, Tapferkeit, und jeder männlichen Größe. Die Bemühung, die Kriegswiſſenſchaften zu vervollkommnen, iſt alſo nicht das traurige Geſchäft der Erfindung neuer Arten künſtlich zu morden, ſondern Verdienſt um die Menſchheit. Je vollkommener die Kriegswiſſenſchaften ſind, deſto gefährlicher iſt es Kriege anzufangen, deſto ſeltener werden Kriege geführt, deſto mehr entfernt ſich die Art ſie zu führen vom wilden Erwürgen. Mißbrauch dieſer höheren Kunſt zum Angriffskriege führt uns dahin zurück, worüber ſie ſelbſt uns erhob. Keiner, als der Krieg der Vertheidigung iſt rechtmäßig, jeder Angriff unter der Würde des rechtſchaffenen Mannes.“ Und in einer anderen Stelle: „Die Vertheidigungseinrichtungen verringern die Kriege, indem der Nachbar, wegen der vielen Schwierigkeiten, die er bei entſtehendem Kriege zu überwinden hat, zurückgehalten wird, etwas zu unternehmen. Den Krieg verhindert man auf dieſe Art durch ihn ſelbſt, oder vermindert ihn wenigſtens.“ Die Vertheidigung zu verſtärken, und ihr auf alle Weiſe die Ueberlegenheit über den Angriff zu verſchaffen, dahin trachtete ſein edler Geiſt in ſeinem wiſſenſchaftlichen Bemühen aus allen Kräften.

Als der Feldmarſchall Graf von Gneiſenau dieſe Schilderung der Kriegstüchtigkeit unſeres Helden zuerſt geleſen, ſagte er zu dem Verfaſſer: „Sie haben den Grafen zur Lippe ſehr gerühmt, aber noch lange nicht nach Verdienſt, er war viel größer noch, als Sie ihn darſtellen. Ich habe mich früher eine Zeitlang in Bückeburg aufgehalten, und dort im Archiv ſeine Handſchriften durchgeleſen. Unſere ganze Volksbewaffnung vom Jahre 1813, Landwehr und Landſturm, das ganze neuere Kriegsweſen, hat der Mann ausführlich bearbeitet, von den größten Umriſſen, bis auf das kleinſte Einzelne, alles hat er ſchon gewußt, gelehrt, ausgeführt. Seine Denkſchrift über die Vertheidigung Portugals, die nach Liſſabon geſandt und dort ſorgſam aufbewahrt wurde, enthält Zug um Zug auf das genaueſte alle Maßregeln, welche ſpäter Lord Wellington dort genommen hat, deſſen Stellungen und Bewegungen nur die Ausführung von Lippe's Angaben und Vorſchriften ſind. Denken Sie nun, was das für ein Mann geweſen, aus deſſen Geiſte ſo weit in der Zeit voraus zwiefach die größten Kriegsgedanken ſich entwickelt, an deren ſpäter Verwirklichung zuletzt die ganze Macht Napoleons eigentlich zuſammengebrochen iſt!“ Und der dies ſagte, war Gneiſenau.

Bei allen ſeinen Einrichtungen und Arbeiten behielt der

Graf Wilhelm beſonders Portugal fortwährend im Auge; dieſes Land war ihm durch den Beruf, welchen das Geſchick ihm daſelbſt zugewieſen, für immer theuer geworden, und er widmete demſelben ſeine Fürſorge und Thätigkeit als unwandelbare Pflichtgebühr. Sein Einfluß auf die portugieſiſchen Angelegenheiten blieb auch in der Entfernung ſtets bedeutend; der König verlangte ſeinen Rath in den wichtigſten Dingen, und befolgte denſelben mehrentheils mit völligem Vertrauen. Auf wiederholte dringende Einladung reiſte der Graf im Jahre 1767 durch Frankreich und Spanien zum zweitenmale, jedoch nur auf kurze Zeit, nach Portugal, um ſeinen Anordnungen, die zu verfallen drohten, neue Kraft zu geben, und ſie durch nachträgliche Einrichtungen zu vollenden. Er ſetzte neuerdings den Beſtand der portugieſiſchen Truppen in beſtimmter Zahl und Ordnung feſt, und muſterte darauf das wieder zu regelmäßiger Geſtalt vervollſtändigte Heer in dem Luſtlager bei Palmela, wohin der König ſelbſt ſich begab, der Heerſchau beizuwohnen. Dieſer bezeigte dem Grafen unverändert die zuvorkommendſte Geneigtheit und ausdrücklichſte Hochachtung, er behandelte denſelben mit einer zarten Scheu, die eine Anerkennung der Ueberlegenheit deſſelben war, er hörte nicht auf, ihn den Retter, den Wiederherſteller Portugals zu nennen, und als ſolchen bei jeder Gelegenheit zu ehren. Auch im Volke war ſein Anſehen, wie bei Hofe, während ſeiner Abweſenheit nur geſtiegen; die Zeit hatte die Trefflichkeit ſeiner Anordnungen vielfach bewährt, und die guten Folgen ſeines Wirkens vor Augen geſtellt; zu bedauern blieb nur, daß ſeine Kraft und Strenge nicht tiefer in das eigentliche Leben des Volkes einzudringen vermochte; ſeine Schöpfungen gediehen nicht von ſelbſt, ſie bedurften, gleich fremdartig aufgedrungenen Gebilden, ſtets einer künſtlichen Pflege. Der Einfluß der Geiſtlichkeit, trotz aller Schläge, welche der Marquez von Pombal gegen ihre Macht geführt, erhielt den Geiſt der Nation in dumpfer Unterdrückung, und in einem Lande, wo die Inquiſition noch herrſchen durfte, war keine dauernde Verbeſſerung, die auf Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung beruhte, zu hoffen. Der König ſelbſt vermochte den Grafen nicht vor allen Angriffen und Gefahren jenes damals noch furchtbaren Tribunals zu ſchützen, und dieſer kehrte noch im nämlichen Jahre mit der Ueberzeugung heim, daß die Kriegsverfaſſung Portugals an Gebrechen leide, deren Heilung nicht mehr in ihrer eigenen Anordnung, ſondern nur in der des ganzen Staates zu ſuchen ſei. Schon im nächſten Jahre bedauerte man am Hofe die Abweſenheit des Grafen, und wünſchte die Eindrücke, die ſeine Rückkehr nach Deutſchland beſchleunigt hatten, wieder auszulöſchen. Der Marquez von Sa und Mello kam als außerordentlicher Geſandter von Liſſabon mit geheimen Aufträgen nach Bückeburg; es hieß, der Marquez von Pombal habe den Grafen über die obwaltenden Streitigkeiten mit dem Pabſte und den Jeſuiten zu Rathe gezogen, und ihm Vorſchläge zu neuen Entwürfen gemacht, die ſeine Mitwirkung in Anſpruch nehmen durften. Allein dieſer ſcheint darauf nicht beſonders eingegangen zu ſein. Ein bei dieſer Gelegenheit abermals angebotenes Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling lehnte der Graf wie früher beharrlich ab. Seine enge Verbindung mit Portugal erhielt ſich darum nicht minder durch ſeine ganze nachfolgende Lebenszeit; immer blieb ſein aufmerkſamer Blick dorthin gerichtet, immer empfing er von dorther neue Anregung. Im Jahre 1773 ließ er bei allen portugieſiſchen Regimentern nach ſeiner eigenen Anordnung zweckmäßige Soldatenſchulen errichten, und drei Jahre ſpäter ſandte er ſechszehn ſeiner Offiziere nach Liſſabon, welche daſelbſt die geſammte Artillerie in neuen Stand ſetzten. Späterhin, als für Portugal wiederum Krieg mit Spanien zu befürchten ſchien, glaubte er zwar den ihm angetragenen Oberbefehl über die portugieſiſchen Truppen wegen ſeiner zerſtörten Geſundheit vorläufig ablehnen zu müſſen, doch würde er ſich bei wirklichem Ausbruche des Krieges dieſem Berufe nicht entzogen haben; noch ſeine letzten Lebenstage waren mit dem Gedanken einer dritten Reiſe nach Portugal lebhaft beſchäftigt.

Inmitten aller großen Entwürfe und Thätigkeiten empfand Graf Wilhelm tief das Bedürfniß inniger Verhältniſſe und edlen geiſtigen Umgangs. Von früher Jugend ſchon aus Grundſatz dem Heirathen entgegen, konnte er doch die Sehnſucht nach dem ſtillen Glücke einer liebevollen Verbindung nicht unterdrücken. Marien Gräſin zu Lippe-Büſterfeld, die Schweſter ſeines Freundes und Waffengefährten, des Grafen Ferdinand, lernte er zuerſt durch ihr Bild, und durch einige Briefe kennen, die ihm bei dem Bruder zu Geſichte kamen, und er faßte eine lebhafte Neigung zu dem ſchönen Gemüth, das ſich in dieſen Zügen unſchuldig entfaltete. Noch hatte er ſie nicht ſelbſt geſehen, als er um ihre Hand werben ließ; ſie willigte mit freudiger Zuverſicht ein, und im Herbſte des Jahres 1765 fand die Verbindung Statt. Die Gräſin war eine Frau von großer Schönheit, liebenswürdig und edel in ihrem ganzen Weſen. Sie wirkte durch ihre Sanftmuth und Frömmigkeit mit lindem Zauber auf ſein ſtarkes Gemüth, und ſtimmte ſeinen rauhen Ernſt in ſanftere Empfindung herab. Obwohl von ungleichem Alter und dem Anſcheine nach von entgegengeſetzter Gemüthsart, liebten ſie einander mit inniger faſt romanhafter Zärtlichkeit, vielleicht zu ſehr, ſagte man, um ein ganz glückliches Ehepaar zu ſein. Die Gräſin ſchien ganz von dem Willen und den Meinungen ihres Gemahls abzuhängen, ohne deßhalb die lebhafte Heiterkeit ihres jugendlichen Alters im Umgange mit ihm und Anderen zu verläugnen. Er fühlte ſich überaus glücklich in ihrer Geſellſchaft, und lebte ganze Zeiten mit ihr in Einſamkeit und Ruhe auf dem ſchöngelegenen Luſtſchloſſe zum Baum. Das Glück der Gräſin ſchien bei zunehmenden Jahren nur zu ſteigen, da ihr Gatte ſich ſtets näher und vertrauter zu ihr hinneigte, und das ganze Verhältniß mehr in Gleichgewicht kam. Im Jahre 1771 gebar ſie eine Tochter, worüber der Graf, der einen Sohn gehofft, eine Zeitlang betroffen blieb, und ſich die erſten Stunden auf ſeinem Zimmer einſchloß, bald aber gefaßt wieder hervortrat, und keine andere Empfindung mehr blicken ließ, als die der zärtlichſten Theilnahme für ſeine Gattin. Die Tochter ſtarb indeß nach einigen Jahren wieder, zum großen Schmerze der Eltern, die keine Kinder mehr bekamen. Mehrere Briefe der Gräſin an Herder ſind in der Lebensgeſchichte dieſes Gelehrten aufbewahrt, und zeugen von dem liebenswürdigen, beſcheidenen und frommen Sinne der vortrefflichen Frau, Moſes Mendelsſohn, der ſie mit dem Grafen bald nach dem Verluſt ihrer Tochter in Pyrmont kennen gelernt, giebt von ihr und ihrem Verhältniſſe zu ihrem Gatten eine anziehende Schilderung, die ganz jenen Briefen entſpricht, und aus der mehrere Ausdrücke hier abſichtlich beibehalten worden. Die Gräfin war die innige Vertraute ihres Gemahls, die Bewahrerin ſeiner Handſchriften, die Theilnehmerin ſeines Leſens; nur diejenigen Seiten ſeines Innern, die dem unterſuchenden Denken über die höchſten Dinge zugewendet waren, hielt er gegen ſie einigermaßen verſchloſſen, er fürchtete ihre ſtille Frömmigkeit durch ſeine philoſophiſchen Gedanken zu ſtören, und ihren unterrichteten, aber nicht kühnen Geiſt durch den hohen Schwung des ſeinigen zwecklos zu verwirren.

Einen vertrauten Freund des Herzens beſaß er in ſeinem Major Riepen, einem Manne von edlem Karakter und theilnehmender Seele. Für dieſen Freund hatte er kein Geheimniß; alle ſeine Handlungen theilte er ihm ohne Rückhalt mit, ſeine geheimſten Entwürfe und Neigungen, ſelbſt ſeine Schwächen, ſofern er ſie erkannte und ſich ſelber eingeſtand. Innig vertraut war ihm auch ſein Rath Springe, ein Mann von biederer Treuherzigkeit, der ihn ohne Scheu tadeln durfte, und dieſes Vorrecht mit allem Ernſt ausübte. Geiſtig bedeutender war des Grafen Verhältniß mit Thomas Abbt. Dieſer junge Gelehrte war Profeſſor in Rinteln, als der Graf nach ſeiner Rückkehr aus Portugal deſſen Schrift vom Tode für's Vaterland zu leſen bekam. Er war entzückt von der beredten Darſtellung großer Gedanken, deren Gegenſtand ihn ſelbſt lebhaft beſchäftigt hatte, ſchrieb an den Verfaſſer, und lud ihn zu ſich ein, indem er gleich einen ſechsſpännigen Wagen mitſandte, um ihn nach Bückeburg abzuholen. Bald nachher verließ Abbt ſeine Anſtellung in Rinteln, und trat als Hof- und Regierungsrath in des Grafen Dienſte. Er bekam keinen beſtimmten Geſchäftskreis angewieſen, ſondern ſollte frei ſeinen Geiſtesarbeiten leben; er wohnte und ſpeiſte mit dem Grafen auf dem Schloſſe, und wurde ſein täglicher, liebſter und vertrauteſter Umgang. Abbt ſpricht in ſeinen Briefen an Moſes Mendelsſohn und Juſtus Möſer mit wahrer Begeiſterung von ihm. Folgende Stellen daraus mögen hier als urſprüngliche Züge zur näheren Schilderung der Verhältniſſe und Perſonen ihren Platz verdienen. „Der Herr Graf von der Lippe-Bückeburg“, heißt es darin, „hat mir den Einwurf gemacht, daß ich die ſtarke Seele zu ſehr vom großen Geiſte unterſcheide; daß ſeiner Meinung nach die Stärke ohne die Größe nicht ſein könne, und daß die ſtarke Seele nur ein großer Geiſt wäre, durch den Enthuſiasmus in Bewegung geſetzt. Was ſagen Sie zu dieſer Kritik? Er ſchien am meiſten damit zufrieden, daß ich dem Kaiſer Otho Gerechtigkeit hatte widerfahren laſſen, und das Stück aus dem Tacitus hielt er für unverbeſſerlich erzählt.“ Ferner: „Wenn Sie ihn bei Tiſche ganze Stellen aus dem Shakſpeare mit der vollen Empfindung des Inhalts herſagen hörten, und ihn bei einer geſtirnten Nacht, mit philoſophiſchem Tiefſinn und beſcheidenem Zweifel, über die wichtigſten Materien, die den Menſchen angehen, ſprechen hörten, ſo würden Sie ihn hochſchätzen. Wozu Sie noch ſetzen müſſen, daß er ſein Handwerk, die Kriegskunſt, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ſtudirt hat. Ich habe ihn und einen engliſchen Oberſten Lloyd eine ſchwere Stelle des Cäſars bei der Tafel erklären hören, und habe mich geſchämt. Man glaubt zuweilen, daß alles Studiren im Kabinette ſich befände; aber ich bin verſichert, daß das thätige Leben, mit jenem verbunden, viel weiter bringt, als jenes allein.“ Und an anderem Orte: „Ich halte den Grafen nicht für einen von den lebhaften Geiſtern, denen die Einfälle mit den Wachskerzen bei Tiſche kommen, und die manchmal ſo was Glückliches ſagen, daß ſie ſich faſt ſelbſt Verſtand zutrauen. Er hat auch nicht die Leichtigkeit im Ausdrucke, die einen zuweilen der Mühe des Denkens überhebt, und dadurch einem mit den Worten ganz unvermuthet ein Gedanken zurollt, ſo wie bergab ein Wagen läuft, auch wenn er nicht mehr gezogen wird. Hingegen ſcheint er mir eine tiefe und richtige Ueberlegung zu haben, und mit Langſamkeit zum guten Denken zu gelangen. — Locke ſcheint ihn gelehrt zu haben, denn er führt ihn öfters mit Ehrerbietung an. Das Große in den Thaten, glaube ich, iſt für ihn, wenn er es beſchrieben findet, ſeine Delikateſſe; er ſucht darnach, und läßt es doch eine Weile auf der Zunge liegen, ehe er es verſchlingt. Er glaubt, daß die Würde der menſchlichen Natur heruntergebracht ſei in Vergleich mit den alten Völkern. Vielleicht würde er hinzugeſetzt haben, ſeit Einführung der chriſtlichen Religion, wenn er es gewagt hätte. Er führte uns bei Tiſche einen Zug aus dem Salluſt an, wo erzählt wird, daß ſich zwei Brüder aus Karthago lebendig hätten einſcharren laſſen, nur damit ſie bei einer Gränzſtreitigkeit etwas mehr Land für ihren Staat gewinnen möchten. Kein Menſch bei Tiſche erinnerte ſich des Zugs. Er wußte ihn auch nicht nach den übrigen Umſtänden. Als ich nach Rinteln zurückkam, ſuchte ich etwas zweifelhaft im Salluſt nach, fand auch die Stelle glücklich, machte eine Ueberſetzung davon, und ſchickte ſie mit einem Briefe. In ſeiner Antwort werden die bedächtlichen Ueberlegungen über die Erzählung des Salluſt für Sie dasjenige beſtätigen, was ich von ſeinem bedächtlichen Denken geſagt habe. — Zur Kenntniß ſeines Geiſtes gehört vielleicht noch der Gedanke, den er mir als eine ſeiner Träumereien, wie er ſie nennt, angegeben hat: die Landenge zu durchgraben, die das mittelländiſche Meer vom rothen Meere trennt, und dadurch ohne Schwertſchlag die Handlung, und folglich die Lage aller vier Welttheile zu verändern. — Sie können noch hinzuſetzen, daß ihm in meiner Schrift vorzüglich die Gerechtigkeit gefallen hat, die ich der edlen Entſchließung des Otho widerfahren laſſe. Denn dem Tode entgegengehen mit der vollkommenſten Gewißheit, daß man ihn antreffen werde: dies hält er für die einzige Größe bei der Tapferkeit. — Er ſprach mit Enthuſiasmus vom General; hielt dafür, daß bei der Ausübung bloß die wenigſten Fehler den größten General machten; daß unter den Neuern Turenne ſeines gleichen noch nicht gefunden, daß der letzte Krieg bei den trefflichen Truppen, die vorhanden geweſen, und bei den großen Moyens, noch nicht die großen Generale gezeigt hätte, die man hätte vermuthen ſollen; und daß man wenigſtens ſagen könnte, ſie hätten ſich nicht in ſo mancherlei und höchſt verſchiedenen Formen gezeigt, wie Turenne.“ — So weit Abbt in ſeinen Briefen. Der Graf verehrte ſeinen Freund mit aller Wärme einer gleichgeſinnten Seele;

er wurde durch ihn in ſeiner Denkart vielfach geläutert und verändert; viele Vorurtheile, in denen er noch befangen war, legte er allmählich ab, und faßte eifrig die neuen Anſichten, die ſich ihm geiſtreich darboten. Abbt wußte durch große Nachgiebigkeit und geſchicktes Fügen auch auf die Angelegenheiten des Landes einen wohlthätigen Einfluß zu erlangen, und hatte Theil an vielen Verbeſſerungen, beſonders im Kirchen- und Schulweſen. Als dieſer junge Schriftſteller nach kurzer Friſt ſchon im Jahre 1766 den Hoffnungen des Vaterlandes allzuſchnell entriſſen wurde, war der Graf über ſeinen Verluſt lange Zeit untröſtlich. Er ließ dem Frühverſtorbenen in der Hofkirche ein Denkmal errichten, dem er die ſelbſtverfaßte Inſchrift gab: „Wenn reine Gottesfurcht, ungeheuchelte Menſchenliebe und ausgebreitete Gelehrſamkeit Verdienſte ſind, ſo beſaß der Selige, deſſen Gebeine hier ruhen, das, was er der Welt angeprieſen hat.“ Er ſprach nie ohne heftige Rührung von ihm, und behielt ſein Bild ſtets vor Augen in ſeinem Zimmer aufgeſtellt.

Geraume Zeit ſpäter, im Jahre 1771 berief er den ſchon damals berühmten Herder, ihm vorzüglich durch eine Lobſchrift auf Abbt werth geworden, als Konſiſtorialrath in ſeine Dienſte nach Bückeburg; demſelben war eine ähnliche Stellung, wie die von Abbt, beſchieden, eine anſehnliche Beſoldung ſollte ihn zu keiner beſtimmten Arbeit verpflichten. Allein der Graf wurde mit ihm keineswegs ſo vertraut, wie er es mit Abbt geweſen, das Verhältniß bildete ſich anders. Erſt durch die Gräfin, die Herder'n als ihrem Beichtvater mit frommer Zuverſicht entgegenkam, wurde bei dieſem eine größere Annäherung zu ihrem Gemahle bewirkt. Der Graf hielt Herder'n allerdings für einen Mann von größeren Talenten und umfaſſenderen Kenntniſſen, als bei aller Vorliebe ihm Abbt hatte dünken können; er freute ſich mit lebhafteſter Theilnahme der Auszeichnung, die Herder gleich im erſten Jahre durch die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin erhielt, indem ſeiner Abhandlung über den Urſprung der Sprache der Preis zuerkannt wurde, und war ſtolz darauf, daß Friedrich der Große doch nun erfahre, welch treffliche Geiſter auch im Vaterlande, und ſelbſt unter ſo geringer

Pflege, erblühen könnten, auch ſagte er öfters, er wundere ſich, daß man ihm einen ſolchen Mann ſo lange laſſe; allein bei aller gerechten Würdigung des Geiſtes vermochte ſein Herz keiner innigen Zuneigung hier froh zu werden. Herder war zwanzig Jahre jünger, als der Graf, und bei großer Schüchternheit doch ſehr unbiegſam; auch war er kein eigentlicher Denker, im ſtrengen Sinne, und als Geiſtlicher zu einer unfreien Haltung genöthigt, beides dem Sinne des Grafen wenig gemäß, und für Herder ſelbſt, dieſem gegenüber, ſehr peinlich; ſeine zugleich feurige und höchſt befangene Art ſtand mit dem ernſten, nachdenkenden, wortkargen, würdevollen und gebietenden Weſen des Grafen in ſcharfem Gegenſatze. An ſtete Huldigungen gewöhnt, ſchien dieſer von ſeiner Umgebung eine ſolche Weiſe des Umgangs, ohne ſie jemals zu fordern, doch ſtets zu erwarten, und nur da nicht zu vermiſſen, wo inniges Vertrauen an die Stelle trat. Der tägliche Umgang eines Fürſten, der durch großen Geiſt hervorragte, und deſſen weltliches Anſehen und geiſtiger Anſpruch ſich leicht verwechſeln ließen, mußte den Untergebenen, ſelbſt wenn der fürſtliche Herr ſeinen Vorrang noch ſo ſehr verläugnen wollte, in der Dauer völlig niederbeugen, oder zur Widerſetzlichkeit aufreizen. Dieſes Mißverhältniß, ſagte man, welches ſelbſt Friedrich der Große und Voltaire nicht zu bezwingen vermocht, habe auch Abbt in der letzten Zeit ſehr bitter empfunden, Herder aber gar nicht mehr verhehlen gekonnt, weßhalb er auch die erſte annehmliche Veränderung, die ihm durch die Fürſorge ſeines Freundes Goethe dargeboten worden, begierig ergriffen, und im Jahre 1776 ein erwünſchteres Verhältniß in Weimar angetreten habe. Außer dieſen beiden Männern, die ihm unmittelbar angehörten, hatte der Graf noch mit anderen ausgezeichneten Geiſtern ſeines Vaterlandes freundſchaftliche Verbindung angeknüpft, in welcher Hinſicht hier Juſtus Möſer, Zimmermann und Moſes Mendelsſohn hauptſächlich anzuführen ſind. Der münſteriſche Domherr und Miniſter Freiherr von Fürſtenberg war ebenfalls in Geiſt und Wirken treu mit ihm verbunden. Dohm ſagt hierüber in ſeinen Denkwürdigkeiten: „Beide Männer, die ſich einander als verwandte Geiſter ehrten und liebten, hatten durch Wechſel ihrer Ideen ſich in der edelſten Anſicht von Kriegsweſen und Politik befeſtiget. Beide glaubten, daß die kleinen deutſchen Staaten ſich nur dadurch vor den Gräueln der ſie ſo oft verwüſtenden Kriege, und vor gänzlicher Unterdrückung ſchützen könnten, wenn ſie durch militairiſche Bildung und Bewaffnung ihres Volkes ſich in Stand ſetzten, einen plötzlichen Ueberfall abzuwehren, und demjenigen Mächtigern, der die gerechte Sache vertheidige, ihren Beitritt wünſchenswerth zu machen. Auch hatten beide den Glauben an die moraliſche Kraft der Menſchen, welche, wie die Geſchichte bezeuget, auch ein kleines Volk, das eigenen Boden vertheidigt, oft fähig macht, mächtigen Angriff abzuhalten.“ Ein Briefwechſel Lippe's und Fürſtenberg's über manche Gegenſtände der Landesverwaltung ſoll noch vorhanden ſein.

Der Graf, ohne im Geſpräch geiſtreich zu ſein, hatte eine angenehme Unterhaltung, er ſprach gedrungen, ſorgſam bis zum Geſuchten, aber edel und gehaltvoll, mit eigenthümlichem Gepräge; eigenes Nachdenken und große Lebenserfahrungen gaben ihm unerſchöpflichen Stoff zu bedeutenden Mittheilungen. Seine gelehrten Kenntniſſe waren gründlich und mannigfach: die Göttinger Sozietät der Wiſſenſchaften ernannte ihn in Betracht derſelben im Jahre 1767 zu ihrem Ehrenmitgliede. Außer den Kriegswiſſenſchaften waren Staatsverhältniſſe, merkwürdige Menſchen und Ereigniſſe, Philoſophie und Kunſt die hauptſächlichſten Gegenſtände, auf welche er das Geſpräch zu richten liebte. Daß er aus Dichtern, beſonders aus Shakſpeare, ganze Stellen auswendig wußte, iſt ſchon erwähnt worden. Er machte ſogar zuweilen ſelbſt franzöſiſche Verſe, und nicht ohne Geſchick; er überſetzte auf dieſe Weiſe mehrere Stücke von Herder, der dagegen ein franzöſiſches Gedicht des Grafen über das menſchliche Leben in deutſche Alexandriner überſetzt und im zweiten Theile ſeiner Gedichteſammlung aufbewahrt hat. Einige Stunden des Tages waren regelmäßig der Muſik gewidmet, beſonders der italiäniſchen, die er jeder anderen vorzog; er ſpielte ſelbſt das Klavier vortrefflich; ſehr oft ließ er bei ſeiner Gemahlin Abendkonzerte aufführen, die ſein Kapellmeiſter Johann

Chriſtoph Bach, einer der berühmten Tonkünſtler dieſes Namens, leitete. Er hatte große Freude an Gemählden, und beſaß in ſeiner Sammlung ſehr ſchöne und koſtbare Stücke, ſogar eines von Raphael. Im Zeichnen war er ſelbſt ſehr geübt; ein eigenes Buch, das er gern zur Hand nahm, war mit Verſuchen der bildlichen Darſtellung großer Thaten angefüllt, deren Erzählung ihn beſonders ergriffen hatte. Den geiſtreichen Witz, der die Schriftſteller Frankreichs damals vor allen auszeichnete, und ſie in Litteratur und vornehmer Welt zu den Erſten erhob, wußte er mit glücklichem Gedächtniß heiter vorzutragen, allein ſein eigener Geiſt nahm ſelten dieſe Richtung, ſondern war ausſchließlich auf das Ernſte, Große und Erhabene gerichtet; große Thaten, Tod für Freiheit und Gerechtigkeit, zukünftiges Leben und Vorſehung waren die Gegenſtände, die ihn beredt machten. „Am Sonntage in Pyrmont", erzählt Zimmermann, „unter tauſend Menſchen in der großen Allee unterhielt er mich zwei Stunden lang auf Einem Fleck von allen Beweiſen für das Daſein Gottes, ihren Mängeln, und wie ihm dünkte, daß man alle könnte übertreffen." Und Moſes Mendelsſohn erzählt von ſeiner ebenfalls in Pyrmont mit ihm gemachten Bekanntſchaft: „Ich ſah einen Mann von langer Geſtalt, ſtark von Gliedmaßen, aber von innerem Harme, vielleicht auch zum Theil von zu harten Strapazen, äußerſt abgezehrt. Dieſes unſanfte Aeußerliche machte mit dem ſehr ſanften, menſchenfreundlichen Weſen, von welchem es beſeelt war, den auffallendſten Kontraſt, der ſich auch in ſeinem Betragen deutlich zu erkennen gab. Fremd und abſchreckend, dem erſten Anblicke nach, aber ganz Sanftmuth und Theilnehmung, je näher man ihm kam; ſtrenger Ernſt von außen, und weichmüthige Menſchenliebe im Herzen; die feinſte griechiſche Seele in einem rauhen, weſtphäliſchen Körper. In ſeinem Aeußerlichen, in Kleidung, Gang, und Art ſich zu bezeigen, nachläſſig bis zum Sonderbaren, und dadurch gemeinen Augen mehrentheils lächerlich; in ſeinem Ausdrucke ſorgſam, bis zum Geſuchten; in ſeinen Geſinnungen hingegen ungeſchmückt und edel, bis zum Erhabenen. — Tod für Freiheit und Gerechtigkeit, zukünftiges Leben und Vorſehung, waren die

Gegenſtände ſeiner gewöhnlichen Unterredung. Ich habe nie einen Menſchen mit mehr Wärme von den Wahrheiten der natürlichen Religion reden hören; frei von allen Vorurtheilen, die zu Zwieſpalt und Menſchenhaß führen, war er von den ächten wohlthätigen Lehren der Religion bis zur Schwärmerei durchdrungen.“ In ſolchen Geſprächen einſt mit Mendelsſohn in Pyrmont auf Nebenwegen luſtwandelnd, ſah der Graf unvermuthet ſich vor einem Graben, der mehrere Fuß breit war; mit ſeinen langen Beinen ſchritt er leicht darüber hin, und ging und ſprach weiter; Mendelsſohn aber konnte nicht folgen, und ſtand ängſtlich und verlegen; als der Graf den Gefährten vermißte, kehrte er ſogleich wieder zurück, faßte den kleinen Mann in ſeine rieſigen Arme, trug ihn über den Graben, und ſetzte dann das Geſpräch ruhig fort, als ſei gar nichts vorgefallen.

Ein Freund Herder's bemerkt jedoch zu der Schilderung, die Mendelsſohn von dem Grafen gemacht, der Ausdruck „rauher weſtphäliſcher Körper“ verleite hier zu irriger Vorſtellung, und ſagt dagegen: „Eine edlere Bildung von Körper, zumal den Obertheilen nach, iſt mir nicht leicht erſchienen. Ein ſchönes Oval des Kopfs, helle, angenehm funkelnde Augen, eine feine, geiſtige Naſe, ein männliches Kinn, eine treffliche, freie, gewölbte Bruſt geboten jedem, der auf Körper und nicht auf Kleid und Anzug ſah, Hochachtung, ſo wie ſchwächeren Gemüthern eine Art von Staunen und Ehrfurcht. Die Arme trug er edel, und faſt romantiſch, ſo wie er etwas Romantiſches in ſeiner ganzen Denkart und Lebensweiſe hatte. Setzen Sie dazu, daß er an Körper ſo wie an Geiſt der Größeſte ſeines Landes war, und in den letzten Jahren das Größeſte nur immer im Beſten, im Mildeſten ſuchte: ſo mußten dieſe Eigenſchaften gewiß dazu beitragen, auch das mindeſte Rauhe und Weſtphäliſche von ſeinem Anblick zu entfernen.“ Herder ſtimmt hierin der Meinung des Freundes bei.

Von ſeiner äußeren Perſönlichkeit giebt auch Zimmermann, der ihn viel gekannt hat, in ſeinem Buche über die Einſamkeit folgende Schilderung: „Einen allgemeiner mißverſtandenen und verlachten Mann habe ich in Deutſchland nie geſehen. — Er hatte etwas Auffallendes beim erſten Anblicke. Der Graf von Lacy, vormals ſpaniſcher Geſandter in St. Petersburg, hat mir in Hannover erzählet, er habe als General bei der ſpaniſchen Armee gegen die Portugieſen geſtanden, die der Graf zur Lippe anführte; das Aeußerliche dieſes Grafen habe alle ſpaniſchen Generale, als ſie ihn beim Rekognoszirен zuerſt durch ihre Ferngläſer entdeckten, ſo ſehr frappirt, daß einer nach dem anderen ausrief: Sind denn die Portugieſen von Don Quixote kommandirt? Aber dieſer Graf von Lacy, ein Mann von großem Verſtande, ſprach mir von dem ganzen Verhalten des Grafen zur Lippe in Portugal und von der Größe ſeines Geiſtes und ſeines Karakters mit Entzücken. — Er hatte von weitem ein romantiſches Weſen, wegen der heroiſchen Geſtalt ſeines Körpers, wegen ſeiner fliegenden Haare, wegen ſeiner außerordentlichen, langen, hagern Figur, und zumal durch das ungewöhnlich lange Oval ſeines Kopfes. Aber in der Nähe ſah und dachte man ganz anders. Erhabenheit, Scharfſinn, Feinheit, tiefe Beobachtungsgabe, Güte und Ruhe ſprachen aus ſeinem ganzen Geſichte.“

Der Graf hatte den Wahlſpruch droiture et probité, dann dévouement à la mort, und andere Lieblingsausdrücke dieſer Art, die er auch durch ſein Leben zu bewähren ſuchte, wie er denn die Gelegenheit einer heldenmüthigen Hingebung faſt zu wünſchen ſchien, und in dieſem Sinne keine Gefahr ſcheute, ja zu beweiſen pflegte, die größte Gefahr und keine ſeien ganz einerlei. Er liebte einſam nachzudenken und zu arbeiten. Um Rath fragte er nicht leicht, überdachte alles ſelbſt, und führte das Erwogene mit ſchneller Kraft und Sicherheit aus. Wenn er nicht ſprach, hatte er etwas Abſchreckendes; ſein Auge drang ſcharf in das Innerſte; man ließ ihm gerne freien Raum, und wich ihm aus; doch war ſein Betragen menſchenfreundlich und liebevoll, niemals beleidigend; ſeine Höflichkeit konnte ſich in manchen Fällen bis zu der zarteſten Aufmerkſamkeit ſteigern. Mit ſeinen Dienern wurde er nicht vertraut, aber ungeachtet ſeiner kriegeriſchen Gewöhnung an ſtrenges Gebieten und augenblicklichen Gehorſam behandelte er ſie bei ihren Fehlern mit Leutſeligkeit und Milde. Den niederen Leidenſchaften des Eigennutzes, des Neides, blieb ſeine hohe Seele ſtets verſchloſſen; ſein Stolz war auf das Bewußtſein inneren Werthes gegründet, ſein Ehrgeiz auf ächte Ruhmliebe; er ſprach über ſich ſelbſt mit unbefangener Offenheit, ohne eitle Prahlerei, wie ohne heuchleriſche Beſcheidenheit; willig gewährte er ſeine Anerkennung, eifrig ſprach er ſeine Achtung aus, wo nur immer ein Verdienſt ihm begegnete, vom bloßen Glück aber dachte er gering, obwohl ihn Unglück tief rührte; zurückhaltender war er mit dem Ausdruck ſeiner Zuneigung, ſelbſt da, wo ſie längſt entſchieden, und ſeinem Herzen kein Zweifel übrig war. Er lebte äußerſt mäßig und enthaltſam, ſeine Tafel und ſein ganzes Hofweſen waren ſehr einfach, nur die Feſttage der Könige von England und Portugal pflegte er mit einigem Aufwande zu feiern. Krank war er ſelten, und heilte ſich dann meiſt ohne Hülfe der Aerzte, deren Kunſt er wenig vertraute; ſein Gemüth war empfindlicher als ſein Körper, und durch jenes wurde auch dieſer leicht verletzbar, obwohl ſonſt durch Kriegsmühen und rauhe Lebensweiſe genugſam abgehärtet; doch fror ihn leicht, und er bekleidete ſich deßhalb etwas wärmer, als ſich nach ſeiner ſonſtigen Strenge gegen ſich ſelbſt erwarten ließ.

Mit reichen und edlen Gaben hatte das Leben dem Grafen zur Lippe ein zwar nicht ungetrübtes, doch würdiges und ſchönes Loos ausgeſtattet. Durch die Natur begünſtigt, von der Welt emporgetragen, voll höherer Glücksfähigkeit in Gemüth und Geiſt, war er von früher Zeit in einer Bahn vorgeſchritten, die nur wenigen Menſchen auf ſolche Weiſe gegeben iſt. Was ihm als härtere Schickung begegnen mochte, traf ihn in Fülle der Kraft und des Muthes, weniger als Hemmung, denn als Anreiz zu höherem Erfolge. Seine Lebensaufgabe war groß und ſchön ſeinem richtigen Streben dargelegt, er löſte ſie wohlgerathen, ohne Verwirrung, ohne Schreckniß und Noth. Den Heldenruhm eines Feldherrn hatte er erworben, und ſah ſeinen Lorbeer unverkümmert grünen. Freie Thätigkeit, durch Mittel erhöht und Macht, ein liebebeglücktes Herz, geiſtreicher Umgang, alles ſchien ſeinen glücklichen Tagen gewährt. Erſt an der Schwelle des Ausganges ſollte dieſes Leben die volle Schwere ſeines Geſchickes in finſterer Umwölkung dahinnehmen!

Das herannahende Alter, mehr dem Inhalt als der Zahl der Jahre erfolgend, brachte dem Grafen frühzeitige Krankheitsleiden. Seine Geſundheit zeigte ſich zerſtört, ſein Körper, ehemals ſo ſtark und abgehärtet, erlag endlich dem langverhehlten Folgewirken ſo großer Anſtrengungen. Inmitten dieſer herabſtimmenden und an die allgemeine Hinfälligkeit erinnernden Mahnung traf ihn ſodann unvermuthet der härteſte Schlag, den ſeine Seele zu empfinden vermochte. Seine geliebte Gattin, die Freundin ſeines Herzens und der Troſt ſeiner Gedanken, das ganze Glück ſeiner Lebenstage, ſie die Jüngere, die ihn weit überleben ſollte, ſtarb am 16. Juni des Jahres 1776 zwei und dreißig Jahr alt, auf dem Landhauſe zum Baum, an ihrem Geburtstage ſelbſt. Hier zerbrach die Stärke ſeines Muthes, ihn verließ der Stolz ſeiner Seele; tiefgebeugt ſtand er an dem Sterbebette, ohne Klage, ohne Thränen, und überſchaute gramvoll ſeinen unnennbaren Verluſt. In tiefer Einſamkeit ſuchte er ſeinem Schmerze nachzuhängen; abgeſondert von allen Menſchen, unthätig, faſt ohne Nahrung, nur von ſeinem Freunde Riepen geſehen, verbrachte er die erſte Zeit in troſtloſer Trauer. Rings um ihn her war alles verödet, ſein Gefühl und ſelbſt ſein Wunſch ohne möglichen Gegenſtand. Wie reich immer an That und Bewegung ſein Leben geweſen, abgeſchloſſen lag es jetzo vor ihm, kein Ertrag deſſelben fand ſich gerettet als Troſt des Alters. Ohne Nachkommenſchaft, ohne Geſchwiſter, ohne Genoſſen der Jugend, ſtand er ganz allein, Fremden ſein Land hinterlaſſend und ſeine Anſtalten, deren Verfall und Zerſtörung er mit Bekümmerniß vorausſah. Das Andenken der abgeſchiedenen Gattin wurde ſeine einzige Beſchäftigung; ſeine liebſte Sorge war die Fortſetzung und künftige Sicherung ihrer ausgebreiteten Wohlthätigkeit. In einem ſtillen Gehölz erbaute er für die Geliebte ein Grabdenkmal, welches auch ihn mit jener vereinigt umfaſſen ſollte; von ihm ſelbſt war, Zeugin ſeiner Stimmung, folgende Inſchrift: „Heilige Hoffnung, Ausfluß göttlicher Kraft! Quelle des beglückenden Gedanken, daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unſeres Weſens vereinigen, allen Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet, unzerſtörbar beſtehen." An dem Eingange des Gehölzes waren von ihm die Worte: „Ewig iſt das Fortſchreiten zur Vollkommenheit, wenngleich am Grabe die Spur der Bahn unſerem Auge verſchwindet." An dieſer Stätte, bei jenem Denkmale, weilte er oft ſtundenlang in ſtiller Einſamkeit, in ſchmerzvoller Betrachtung, erfüllt von den Bildern ſchöner Vergangenheit, von den Gedanken einer nicht mehr irdiſchen Zukunft. Ein neuer Ruf nach Portugal, wo man ſeiner dringend bedurfte, weckte ihn für einen Augenblick aus ſeiner Schwermuth zu neuen Ausſichten und Entwürfen; ſchon war er entſchloſſen, die Reiſe anzutreten. Allein auch dieſer neue Lebensblick ſollte bald wieder erlöſchen, ſeinem trauervollen Daſein war eine andere Wendung verhängt; ſeine Kraft war gebrochen, er fiel in auszehrende Krankheit. Den Aufenthalt am Grabe ſeiner Gattin wollte er kaum wieder verlaſſen. So ſtarb er in tiefem Leide, doch gefaßt und hoffnungsvoll, den 16. September im Jahre 1777.

Er hinterließ eine natürliche Tochter, die Frucht eines Liebesabentheuers in einem portugieſiſchen Kloſter mit einer Nonne, welche dem fremden Kriegsgaſte willfährig entgegenkam, hierin nicht ſehr zu ſündigen glaubend, in einer Zeit, wo ganze Nonnenklöſter gleichſam nur Buhlhäuſer der Vornehmen waren. Die Tochter wurde in demſelben Kloſter, in welchem die Mutter lebte, mit Sorgfalt erzogen und ſehr in Ehren gehalten; ſie aus ihrem Lande und ihren Gewohnheiten nach Deutſchland herüberzunehmen, dünkte ihm nicht angemeſſen, er ſtiftete ihr eine Verſorgung in Liſſabon, wo ſie noch lange nach ihm lebte, und ſich bei Deutſchen ihrer hohen Abkunft zu rühmen pflegte.

Der Schmerz der Freunde des Grafen, die Trauer ſeiner Unterthanen, erhielt lange ſein Andenken mit leidenſchaftlicher Verehrung. Friedrich der Große, der ihn im Jahre 1768 zu Hagenburg perſönlich beſucht hatte, ſagte von ihm, er ſei ein großer Feldherr ſeiner Zeit geweſen. Die Dichter Gleim und Jacobi ehrten preiſend ſeinen Namen, der auch in Portugal ruhmvoll gefeiert blieb. Die Bildniſſe des

Grafen und der Gräfin, beide von Strack gemahlt, beſaß Gleim in ſeiner reichen Sammlung, die noch jetzt in Halberſtadt durch Dr. Körte glücklich bewahrt wird. Auch ein paar Denkmünzen ſind hier zu erwähnen. Das nachfolgende Gedicht, vom Freiherrn de la Motte Fouqué nach einer mündlichen Sage verfaßt, fügen wir mit freundlicher Bewilligung des Dichters hier an. Demſelben danken wir auch die Ueberſetzung einer pindariſchen Canzone von Antonio Diniz da Cruz e Silva, welche als Gedicht und als vaterländiſche Merkwürdigkeit gleicherweiſe hier eine Stelle verdient.

Graf Wilhelm von der Lippe.

Volksſage.

Im Norden unſres Land's, des lieben, alten,
Das ſie vor langer Zeit Germania hießen,
Weil's brüderlich zuſammen hat gehalten,

Dem Ort nicht allzufern, wo ſich ergießen
Der Weſer Fluthen durch's weſtphäl'ſche Thor,
Um friedlich durch ein blühend Land zu fließen,

Steigt ehrenwerth ein alter Wald empor,
Groß, ſchattig, friſch, an Büſchen reich und Bäumen,
Sie alleſammt ein feierliches Chor,

Und mitten drin auf kaum behau'nen Räumen
Ein ſchönes Haus, doch nun beinah verfallen,
Bewohnt nur von vergang'ner Tage Träumen;

Weit durch hört man die Tritte wiederhallen,
Die Thüren auf, am Boden Gräſer ſchwankend,
Und oben Einſturz drohend ſchon die Hallen,

Epheu ſich kühn empor die Mauern rankend,
Des Garten Pflanzen all' ein wild Geſtrüppe,
Nicht mehr der einſt genoſſ'nen Pflege dankend.

Graf Wilhelm wohnte hier, der von der Lippe,
Nachdem er, Lenker krieggeübter Schaaren,
Vorbeigeſchifft im Leben mancher Klippe.

Nicht konnt' ihn Einſamkeit vor Leid bewahren,
(Wer ſcheitern ſoll, der ſcheitert noch im Hafen!)
Der ſüßen Gattin Tod mußt' er erfahren.

Drauf, nur bedacht, geruhig einſt zu ſchlafen
Als Leiche bei dem heißgeliebten Leib,
Sah man verwelken ſtill den edlen Grafen.

Ein Grab zu bauen war ſein Zeitvertreib,
Dort brannt' unausgelöſchter Lampenſchimmer,
Dort blühten Blumen für ſein holdes Weib.

Und bei der Sterne trüblichem Geflimmer,
Wo alle Welt des Schlafes Düft' umwehn,
Fand ihn die Mitternacht ein Denkmal immer.

Was dort ihm einſt in Einſamkeit geſchehn,
Erzählen Jäger, und wie ich's vernommen,
Laß ich vor euch auch das Gebild' erſtehn.

In tiefem Dunkel faſt dahin gekommen,
Wo all ſein Lieben lag, auf ödem Wege,
War's ihm, als ſei'n zwei Lichter dort entglommen.

Ein's ſtill herſtrahlend aus dem Buſchgehege,
Das in der Gruft ſchon lang' ihm wohlbekannte,
Das andr' im weiten Kreis beſtändig rege.

Wie ward dir, tapfre Bruſt? Ob Schauer ſandte
Dir wohl der Geiſterwelt geheimer Rund,
Der ewig fremd' und ewig wohlbekannte?

Ob Schau'r, ob nicht. Mit eigner Kraft im Bund,
Gewiß, daß eigner Klarheit ſie entflamme,
Tratſt du heran zu ungewiſſem Fund.

Und plötzlich war dir nah die Wandelflamme,
Nicht Flamme mehr; in menſchlicher Erſcheinung
Stand's trüb gelehnt am alten Buchenſtamme.

Laut rief der Graf: „Wer du? Was deine Meinung?
Menſch oder Geiſt, wer kömmt zu meinen Klagen?
Wer ſucht mit mir im tiefen Schmerz Vereinung?"

Wie aus entfernter Waldkluft hergetragen
Auf Windesflügeln, klang's in leiſem Laute:
„Dir ſoll dein eignes Aug' die Antwort ſagen."

Und langſam, faſt als ob ſie niederthaute,
Sank ab des Hauptes feuchte Nebelhülle,
Daß frei der Graf in's bleiche Antlitz ſchaute.

„Wie nun? Wie faßt dich nun des Grauſens Fülle?"
Sprach ihn der Todte an: „Du, froh im Krieg,
Achtlos, ob rings Kanonendonner brülle!

Sonſt labte dich mein Blick. O, wie der Sieg
Nach manches Tages wetterſchwangerm Dräuen
Begeiſternd uns am Abend niederſtieg!

Du Fürſt, ich dein Gefährt'. Es mußt' uns ſcheuen
Der Frank, auf den weſtphäliſchen Gefilden,
Sich deutſcher Muth an unſerm Muth erneuen.

Wie dann wir ſüdlich zogen, nach den milden
Provinzen Portugals, und ſeiner wahrten,
Bemüht, ſein Volk zu wackrer That zu bilden, —

Weh mir, daß wir zum Rückweg je uns ſchaarten!
Die Fahrt, den andern Brüdern all' erfreulich,
War die unſel'ge mir von allen Fahrten.

Sei Tod im Kriege ſchwer, im Meer abſcheulich,
Doch gleicht er ſeinem Bruder nicht, dem graſſen,
Den uns die eigne Bruſt gebiert untreulich.

Es kam dein ſüßes Weib, dich zu umfaſſen, —
Da klang's im glüh'nden Herzen mir: Entbehrung!
Und nimmer konnt' ich nun vom Grame laſſen.

Verderben ward mir deines Glücks Gewährung,
Doch ſchwieg ich, wie's der Gott in mir gebot,
Nur froh in eigner nahender Verzehrung.

Es ſchwand der Augen Gluth, der Wangen Roth,
Die ſüße Mörd'rin nah, mitleidig immer,
Und ſein gejagtes Wild ergriff der Tod.

Wenn andre Geiſter nun mit Klaggewimmer
Des eignen Lebens Ruheſtell' umwanken,
Lockt hieher mich der Lampe bleicher Schimmer.

Selbſt abgezehrt zum trauernden Gedanken,
Wo ſollt' ich lieber ſeufzen, lieber flüſtern,
Als wo hinab auch deine Freuden ſanken!“

Da rauſchten windbewegt die Buchen, Rüſtern,
Der Luftgeſtalt zerfloß ihr bleiches Scheinen,
Einſam, verlaſſen blieb der Graf im Düſtern.

„So muß fortan ich — rief er — zwei beweinen;
Mehr hat des Gram's mir ihre Gruft erworben,
Mehr Sehnſucht nach unendlichem Vereinen!“

Bald drauf iſt fromm und ſelig er geſtorben.

Ao Conde Reinante de Schauenbourg Lippe

Marechal General dos exercitos Portuguezes.

Estrophe 1.

Eu não sei, temperando as varias cores,
Dar vida c'o pincel a heroe famoso,
Ou com subtis lavores
Em bronze erguer-lhe o vulto magestoso;
Fragil escudo contra o braço irado
Do ferreo Velho alado:
Mas no sagrado Pindo
Com destro mão, de eterna fama abrindo
Ao vulgo rude incognitos, thesouros,
Levo seu nome aos seculos vindouros.

Epodo 1.

Soberbo Tejo, se brilhante croa
De Dirceos hymnos teço,
A' tua invicta prole os não offreço,
Que não he do valor só mãi Lisboa.
Gradivo em toda a parte ama a virtude:
E entre as guerreiras lides,
Oh quantos tem mandado a Scythia rude
A Aurora a fulminar bravos Alcides!

Antistrophe 1.

Tu a meta serás, Lippe famoso,
A que do Argivo carro a ardente roda
Guiarei glorioso,
E destro auriga cercarei em roda.
Já entrão na carreira impacientes
Meus Pegasos ardentes;
E d'escuma banhando
Os fumantes pescoços vão voando,
Levando- me a tecer em tua areia
Ao grande Buckebourg a palma Eleia.

Estrophe 2.

Entre as lisonjas d'inconstante Marte,
França guerreira os campos teus talava,
E irada em toda a parte
Un diluvio de estragoa derramava.
Solta corria a indomita licença,
Sem que achasse defensa
Na tenra flor do idade,
Ou no pranto a formosa honestidade;
E fumando na mão da Tyrania
Vermelha a espada com horror luzia.

Epodo 2.

E tu, de duros ferros carregado,
Aos filhos teus bradavas:
Ora o jugo pesado lhes mostravas,
Ora o campo em ruinas inundado.
E que vezes, olhando a fera gente,
Temeste em tantas magoas
Dos densos batalhães á sede ardente
Estancadas ver na urna as tuas aguas?

Antistrophe 2.

Mas qual raio veloz, Guilherme vòa
Em teu socorro: e quanta o genio augusto
Te traz brilhante cròa!
Quanta aos contrarios teus affronta e susto!
Já os raios marciaes, rasgando o vento
De membros cento e cento
Juncão a roxa terra:
Entre nuvens de fumo brama a Guerra;

E de sangue infeliz n'um triste lago
Ufano se revolve o bruto Estrago.

Estrophe 3.

Tu, o Minden feliz, cheia de gloria,
Em torno viste de seu braço invicto,
A prospera Victoria
Voar serena no fatal conflicto.
Ao rijo som do golpe penetrante,
Descorado o semblante,
Tremeo Pariz soberba:

E tu, Senna infeliz, magoa acerba,
Trocado o louro em funebre cipreste,
A' fria gruta pavido correste.

Epodo 3.

Mas já a altiva Iberia no seu seio
Nova de louros messe
De Lippe ao campião ousado offrece,
Que de gloria a segalla parte cheio.
Já a soberba, já se despovòa:
Já sobre a Lusa terra
Feroz se lança, e insana lhe apregòa
Primeiro o cativeiro do que a guerra.

Antistrophe 3.

Elysia, diz: Elysia combatida
De sulfureo vapor, que alçando a fronte,
Quasi a tem sumergida
De frias cinzas n'um confuso monte:
Elysia, que da paz no almo regaço
Inerme tem o braço;
A' vista inopinada
De minha hoste infinita, onde assustada
Os Manoeis achará, onde os Manezes,
Que seu escudo foãro tantas vezes?

Estrophe 4.

Esperárá talvez que fausta estrella
Do Reino triste da implacavel Morte
Conduza a defendella
Albuquerque terrivel, Castro forte?
Que do Tejo entre as ondas cristalinas

Volva a vibrar ruinas
Do grão Pacheco a sombra?
Que o Conde sem igual, que o mundo assombra,
Da paz nas bellas artes empregado,
A socorella saia em campo armado?

Epodo 4.

Assim triumfante Iberia se acclamava:
E em tanto o heróe sobrano,
De troféos redeado, do Oceano
A immensa espalda intrepido pisava,
E Lysia, que fiel na alta mente
Revolve a avíta gloria,
A arrostalla já parte; e frente a frente,
Das mãos lhe arranca a croa da victoria.

Antistrophe 4.

Tu, penqueno Mação, foste a barreira,
Onde confuso, com eterna injuria,
Da arrogante carreira
O Hispanico Leão susqende a furia.
Irado ruja em vão, que em toda a parte
Lippe, emulo de Marte,
Lhe doma a feroz ira:
Já do terror nas azas se retira;
E na fronte levando impresso o pejo,
Lhe pinta o susto á cado passo o Tejo.

Estrophe 5.

Entre os receios, que o temor revolve
Do astuto antigo Chim na cauta mente,
A lavrar se resolve
O grande dique á Tartara corrente.
Já o valle á insultar o erguido monte
Vaidoso eleva a fronte:
Jnundão a campanha
Soberbas torres de estatura estranha;
E á vasta sombra, que a muralha lança,
Sem susto a Dhina, mas em vão, descança.

Epodo 5.

Se, populoso Imperio, aureo destino
Aos campos teus descera,

E a teu immenso septro concedera
Um varão, qual a Elysia deo benino
A' fabrica arrogante de alto muro
O teu suor negaras,
E á sombra de seu braço, mais seguro
De Astréa no regaço repousaras.

Antistrophe 5.

Mas de enrolar he tempo as prenhes vélas
Ao pinho voador: que o golfo ufano
Arar das acções bellas,
He contar as areias do Oceano.
Vós Dimel, Fulda, e Embs, que victorioso
Vistes o heróe famoso
Correr vossas campanhas,
Vós direis de seu braço as mais façanhas:
E tu, Münster, que os altos baluartes
Humilhaste de Lippe aos estandartes.

An den regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe.

General-Feldmarſchall der Portugieſiſchen Heere.

Aus dem Portugieſiſchen überſetzt von Fouqué.

Strophe 1.

Nicht ward die Farbenmiſchung mir zu Theile,
Die auf der Tafel Helden kann beleben;
Nicht auch mit zarter Feile
Weiß ich in Erz dem Antlitz Form zu geben, —
Ein ſchwaches Schild nur vor den Sichelkreiſen
Des zornbeſchwingten Greifen! —
Doch Pindus Heiligthume
Entring' mit kräft'ger Hand zu ew'gem Ruhme
Ich Schätze, fremd dem rohen Pöbelſtreiten,
Und bring' des Helden Namen künft'gen Zeiten.

Epode 1.

Du ſtolzer Tejo, wenn an deinem Gleiſe
Ich grüße prächt'ge Helden,
Hab' ich von deinen Kindern nichts zu melden.
Fort ſchickt ſie Liſſabon nach kühner Weiſe.

Um Ehre ſtreben ſie auf fernen Küſten,
Wo Kampf entbrennt hienieden.
Wie viele ſandteſt du nach Scythiens Wüſten!
Gen Oſten flammend kühn, wie viel Alciden!

Antiſtrophe 1.

Mein Ziel ſei, Lippe, deines Ruhmes Kunde,
Das ich, die griechiſch glüh'nden Räder wendend,
Umfahr' in dreiſter Runde,
Als kräft'ger Lenker meine Bahn vollendend.
Schon ſtampfen ungeſtüm die Rennbahn-Erde
Pegaſiſch meine Pferde,
Mit Schaum ſich kühn bebrauſend
Die heiße Bruſt, entfliehn ſie ſchon, hinſauſend,
Fortreißend mich, um dir, nach Elis Rechten,
O großer Bückeburg, den Kranz zu flechten.

Strophe 2.

Vom unbeſtänd'gen Mars geliebkoſt, plagte
Die kriegeriſche Gallia dein Gefilde.
Weitfluthend Elend nagte
Ringsum und Zorn durch tauſend Gräu'lgebilde;
Man ſah Raubhorden zügellos ſich rotten,
Frech das Verbot verſpotten,
Nicht ſchonend Kindheitsblüthen,
Vor edler Schönheit hemmend nicht ihr Wüthen!
Und rauchend in Tyrannenhänden blitzte
Die Klinge, die blutrother Graus beſpritzte.

Epode 2.

O Land, in herber Feſſeln Schmachbekümmern,
Du riefſt nach deinen Söhnen!
Bald zeigteſt du auf's Joch mit ſchwerem Stöhnen,
Bald auf die Flur, ganz überſä't von Trümmern.
Wie oftmal, wenn du ſahſt im Graungedränge
Dir nahn die wilden Heere,
Erbangteſt du: „Ach, daß nicht ihre Menge
Mir, dürſtend, noch die Stromesbetten leere!“

Antiſtrophe 2.

Doch Wilhelm ſiegt — ein Blitz, der trifft und blendet —
Zu deinem Schutz. Wie hat ſo freud'gen Sieger
Der Himmel dir geſendet,
Und Schmach und Schreck für all' die Feindeskrieger!

Kampfſtrahlen, drob die Luft, zertheilt, ſich wundert,
Streu'n auf das Blutfeld hundert
Und nochmal hundert Glieder.
Durch Rauchgewölke rauſcht des Kriegs Gefieder.
Als traur'ger See von Blut und Todesplage,
Schwillt üppig weit die grauſe Niederlage.

Strophe 3.

Beglücktes Minden, überreich an Glorie,
Du ſchauteſt rings vor ſeinem Siegerarme
Befreundete Victorie
Einſchweben heiter zu dem Kämpferſchwarme! —
Es bebt dem Wiederhall vom Zorngerichte,
Entſtellt im Angeſichte,
Paris, ſo reich ſonſt prangend.
Und, Nymphe Seine, du, in Schreck erbangend,
Verkehrſt den Lorbeerſchmuck ſchnell in Cypreſſen,
Und eilſt, die tiefſten Grotten zu durchmeſſen.

Epode 3.

Da läßt Iberien neue Lorbeern ſprießen,
Die ſtolze, weitentfernte,
Dem kühnen Ritter Lippe. Hin zur Aernte
Winkt ihn der Ruhm, ſein Theil mitzugenießen
Schon läßt die Stolze all ihr Volk entbieten;
Auf Luſitaniens Erde
Schon bringt ſie vor, ihr thöricht anzubieten,
Noch ehr als Krieg, Knechtſchaft am eignen Herde.

Antiſtrophe 3.

„Elyſiſch Land", — ſo ſpricht ſie — „doch beſtritten
Vom Sulphurhauch, dem verderblichraſchen,
Du, faſt ſchon hingeglitten
In einem wirren Berg von öden Aſchen, —
Elyſia, dem nur Frieden Heil kann ſchaffen,
Leg' ab vom Arm die Waffen!
Du ſiehſt mein Heer erſcheinen,
Schnell, zahllos! Und der Helden ſieht es keinen,
Menezes, Manuel nicht, die ſiegentbrannten,
Die ſonſt wohl oftmal ihm den Schild durchrannten.

Strophe 4.

Hoffſt du noch, banges Reich, daß günſt'ge Sterne
Aufrufen dir zu deinem Rettungswerke

Aus ſtrengen Todes Ferne
Des Albuquerque Macht, des Caſtro Stärke?
Daß zwiſchen Tejo's ſilberklarer Bläue
Mit Trümmern um ſich dräue
Pacheco's edler Schatten?
Daß der erhabne Graf*), zu dem ſich gatten
Die ſchönen Künſte, die den Frieden ſchmücken,
Zu ihrem Schutz bewehrt in's Feld ſoll rücken?“ —

Epode 4.

So rühmte ſich Iberien triumphirend,
Indeß der Held der Ehren
Bereits einherſchwamm auf maſtloſen Meeren,
Rings mit Trophäenglanz ſein Fahrzeug zierend.
Und Lyſia ſtark in treuen Muthes Segen,
Gedenkt der Ahnenglorie,
Zieht, eine Heldin, kühn dem Feind' entgegen,
Und ringt ihm aus den Händen die Victorie.

Antiſtrophe 4.

Du, kleines Mação, du biſt die Verwallung,
Davor verſtört, und endlos hohnbelaſtet,
Nach ſtolzen Laufes Wallung
Hiſpaniens Löw' in ſeiner Furie raſtet.
Umſonſt brüllt grimmig er, da allerwegen
Lippe, der Mavors-Degen,
Ihn zähmt mit herben Zügeln.
Schon weicht zurück er auf des Schreckens Flügeln,
Und, heiß die Stirn ihm von Beſchämungsgluthen,
Malt Furcht auf jedem Schritt ihm Tejo's Fluthen.

Strophe 5.

In ſtets lebend'ger Aengſte bangem Grauen
Gedacht' einſt China mit uralten Liſten
Ein Bollwerk zu erbauen,
Um vor dem Strom Tartaria's ſich zu friſten.
Schon hebt, zum Trotz des Thals, durch Menſchenhände
Ein Berg die ſchroffen Wände!
Weithin ſchaut durch's Gefilde
Manch ſtolzen Thurmes ſeltſamlich Gebilde!
Im weiten Schatten ſeiner Mauerrunden,
Wähnt China trüglich, hab' es Schutz gefunden.

---

*) Pombal.

Epode 5.

Wenn, volkreich Land, an goldner Himmelskette
Die Macht, die alles lenket,
Dir — wie ſie's huldreich Luſitanien ſchenket —
Zum Thronſchutz einen Held geſendet hätte, —
Du hätt'ſt erſpart mit ſauern Schweißes Träufeln
Die Mauer zu bereiten.
Im Schatten ſeines Arms, von bangen Zweifeln
Befreit, genöſſeſt du Aſträa's Zeiten.

Antiſtrophe 5.

Doch ſcheint es nun mir Schiffersmann gerathen,
Die Segel einzureffen. Denn durchſchwimmen
Solch Heer von ſchönen Thaten,
Hieß, ocean'ſchen Sandes Zahl beſtimmen.
Ihr, Dimel, Fulda, Ems, die ihr den Krieger
Saht als ruhmvollen Sieger
Durch eure Felder dringen,
Ihr könnt mehr Thaten ſeines Arms beſingen,
Und, Münſter, du, deß ſtolze Zinnenſcharten
Tief beugten ſich vor Lippe's Kriegsſtandarten!

Graf Matthias von der Schulenburg.

Neben dem Grafen zur Lippe, der als Oberfeldherr in Portugal Retter dieſes Königreichs wurde, ſteht ſchicklich ein anderer Deutſcher, der ruhmvoll in gleicher Würde als Feldherr Venedigs durch ſeinen Heldenmuth dieſe Republik, ja ganz Italien, gegen die Macht der Osmanen vertheidigt und bewahrt hat. An Kriegskunſt und Tapferkeit jenem nicht nachſtehend, iſt er demſelben auch vergleichbar in dem vielfachen Ringen gegen hemmende Widerwärtigkeiten, die ihn faſt in allen Lagen, ohne Beihülfe günſtiger Umſtände, nur auf ſein perſönliches Verdienſt und entſchiedenes Talent zurückwieſen, welches ihm allerdings in den verſchiedenen Thätigkeiten des Kriegs- und Weltlebens überſchwänglich verliehen war. Seinen Ruhm erwarb er in den mißlichſten Verhältniſſen, mit den untauglichſten Werkzeugen, und nicht minder in den Unfällen, die er dadurch erfuhr, als in den Erfolgen, die er deß ungeachtet errang. Seine Begegniſſe, Thaten und Lebensberührungen vereinen ſich zum anziehenden Gegenſtande vaterländiſch denkwürdiger Betrachtung.

Matthias Johann von der Schulenburg, eines altadeligen Geſchlechtes, das, aus Geldern ſtammend, unter dem Kurfürſten von Brandenburg, Albrecht dem Bären, durch Kriegsdienſte gegen die Wenden großes Anſehen und bedeutende Niederlaſſung in den Ländern der Mittelelbe gewonnen hatte, wurde geboren am 8. Auguſt des Jahres 1661 zu Emden bei Magdeburg. Sein Vater Guſtav Adolf war Kurfürſtlich brandenburgiſcher Geheimrath, Kammerpräſident im Herzogthum Magdeburg, Hauptmann zum Giebichenſtein und zu Moritzburg bei Halle; ſeine Mutter hieß Petronella Ottilie geborne von Schwenken von Frieſelburg, eines alten weſtphäliſchen, jetzt erloſchenen Geſchlechts. Nach den Amtsverhältniſſen des Vaters, welche Bildung und Kenntniſſe erforderten, darf man annehmen, daß er der Erziehung ſeiner Kinder, unter welchen Matthias das zweite war, frühzeitige Sorgfalt gewidmet habe, die überhaupt damals mehr, als in den nachfolgenden Zeiten, der vornehmen proteſtantiſchen Jugend zu Theil wurde. Den erſten Unterricht empfing Matthias gemeinſchaftlich mit ſeinem jüngern Bruder Daniel Bodo durch Hauslehrer. Da jedoch die Mutter im Jahre 1674 geſtorben war, und der Vater zwei Jahre darauf wieder heirathete, ſo ſchien es um ſo angemeſſener die ſchon heranwachſenden beiden Söhne auf die gelehrte Schule nach Magdeburg zu ſenden, wo ſie eine Zeitlang bei dem Rektor in Penſion waren, und darauf wahrſcheinlich in Helmſtädt ihre Studien fortſetzten. Im Frühjahr 1680 aber reiſten beide Brüder in Begleitung eines Hofmeiſters, nach Saumur in der Bretagne, einer berühmten Lehranſtalt der Proteſtanten in Frankreich, woſelbſt glaubensverwandte Ausländer neben anderen Kenntniſſen auch die lebendige Uebung der franzöſiſchen Sprache zu erlangen ſuchten, welche ſchon damals in allem höheren Weltverkehr unentbehrlich ſchien. Die Grundſätze der proteſtantiſchen Lehre, von geiſtreichen Männern in allen Geſtalten der Bildung eifrig mitgetheilt, prägten ſich tief in das Gemüth des Jünglings ein, der in der Folge ſtets der hier empfangenen Richtung treu blieb, und keine Gelegenheit verſäumte, ſeine Meinungen und Neigungen in dieſer Hinſicht darzulegen. Die Einwirkung dieſer Grundſätze mußte um ſo größer ſein, als gerade in jener Zeit der proteſtantiſche Geiſt durch die Verfolgungen, welche neuerdings in Frankreich gegen ihn ſo bedenklich anhoben, zu friſcher Kraft und Ehre erweckt hervortrat. Beide Brüder brachten zuletzt einen Winter in Paris zu, und kamen im Sommer 1684 nach Emden zurück, Matthias etwas ſpäter als Bodo, weil er das Eintreffen der nöthigen Gelder abwarten mußte, und dann unterwegs den Kriegsunternehmungen der Franzoſen gegen Luxenburg eine Zeitlang beiwohnte. Nach ſeiner Rückkehr in die Heimath ſollte er im Staatsdienſte ſein Glück verſuchen. Die vornehmen Geſchlechter der Deutſchen, über weite Länderſtrecken ausgedehnt, gehörten mehreren Staaten zugleich an, und ſuchten Aemter, Ehren und Niederlaſſungen überall, wo ſich dergleichen Vortheil am günſtigſten darbot, oft genug im fernen Auslande, wenn das Inland in ſeinen engeren Abtheilungen nicht befriedigende Ausſicht gab. So ſehen wir Schulenburg den zunächſtliegenden brandenburgiſchen Verhältniſſen frühzeitig entgehen, und günſtigen Anerbietungen folgend zuerſt in braunſchweig-wolfenbüttel'ſche Dienſte treten, welche alsbald wieder gegen andere vertauſcht und nochmals gewechſelt, insgeſammt nur eine Stufenfolge perſönlichen Emporſteigens bilden, deſſen Gipfel zuletzt außerhalb des Vaterlandes, doch in Eintracht mit deſſen Ruhm und Ehre, glänzend erreicht wurde. Eine ſolche Laufbahn war in Zeit und Umſtänden gegründet, und niemand ſah darin etwas Tadelnswerthes, da ein gerades und ſicheres Verhältniß zu einem großen Ganzen in Geſinnung und Thätigkeit, wie ſich bei anderen Völkern ſo leicht ergab, unter den Deutſchen dem Einzelnen in dem entſprechenden Maße nicht immer offen ſtand.

Am Hofe der Herzoge Rudolf Auguſt und Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel, in deren Dienſte er als Kammerjunker und dann als Hauptmann getreten war, konnte Schulenburg wenig Befriedigung finden; die Ruhe des dortigen Lebens, kaum unterbrochen durch eine Sendung nach Halle, wo er den brandenburgiſchen Kurprinzen Friedrich und deſſen Gemahlin Sophie Charlotte begrüßte, wurde ihm bald verhaßt, und ſein muthiger Sinn verlangte heftig nach kriegeriſcher Thätigkeit. Endlich wurde ihm und ſeinem Bruder gewährt, den erfolgreichen Feldzug gegen die Türken im Jahre 1687 in Ungarn unter dem Herzoge Karl von Lothringen und dem Kurfürſten Maximilian Emanuel von Baiern als Freiwillige mitzumachen. Er fand hier einen Waffengefährten und Freund in dem nachherigen General Allart, einem Deutſchen von der gründlichſten Kenntniß und größten Erfahrung im Kriegsſache, der in der Folge dem Zar Peter von Rußland ausgezeichnete Dienſte leiſtete, und für Schulenburg ſtets ein Vorbild kriegsmänniſcher Tüchtigkeit blieb. Nach dieſem Feldzuge und dem des folgenden Jahres kehrte er auf kurze Zeit nach Wolfenbüttel zurück, um ſogleich wieder mit den braunſchweigiſchen Truppen, welche das Heer Kaiſer Leopolds in dem pfälziſchen Erbſchaftskriege gegen Ludwig den Vierzehnten zu verſtärken eilten, nach dem Rhein und den Niederlanden aufzubrechen, wo er während neun Jahren, unter abwechſelnden Ereigniſſen, alle Feldzüge dieſes hartnäckigen Krieges mitmachte. Sein gutes Glück führte ihn im Jahre 1690 unter den Befehl des lüneburgiſchen Generals von Chauvete, eines Lothringers, der als Sohn eines Hufſchmidts durch Verdienſt und Tapferkeit ſich vom Gemeinen zum Befehlshaber aufgeſchwungen hatte. Schulenburg machte unter Anführung dieſes vollendeten Kriegsmannes, der ſich ſeiner fürſorgend annahm, einen Kriegszug in die Eiffel und in das Luxenburgiſche, und ſah ſich in Kenntniß und Ausübung alles desjenigen, was ſeiner Laufbahn angehörte, mächtig gefördert; noch ſpät rühmte er ſich deſſelben als ſeines erſten Lehrmeiſters im Kriegshandwerke. Inmitten dieſer Feldzüge verlor er ſeinen Vater, der im Oktober 1691 zu Halle ſtarb. Nachdem er im Fußvolke dienend mancher Auszeichnung theilhaftig geworden, und ſchon bis zum Oberſtlieutenant aufgeſtiegen war, gab ihm der General von Chauvete den Rath, ſich um ein Dragonerregiment zu bewerben, auf daß er die verſchiedenen Waffengattungen prüfen und nach ihrem Werthe ſchätzen lernte; dieſem Rathe folgend erlangte er alsbald die Frucht ſeines Bemühens, und wurde im Jahre 1693 Oberſt eines Dragonerregiments, in deſſen Führung er ſich nicht minder auszeichnete,, obwohl die Vorliebe, welche er für das Fußvolk gefaßt hatte, ihn ſein ganzes Leben hindurch nicht mehr verließ.

Nachdem er in den folgenden Feldzügen an mancherlei Kriegsereigniſſen und auch an diplomatiſchen Geſchäften Theil genommen, wurde er im Jahre 1695 von ſeinen Herzögen an den König Wilhelm den Dritten nach England geſandt, darauf Anfangs 1696 nach Brüſſel an den Kurfürſten von Baiern, und ging ſodann im Sommer nach Ryswyck, um die dortigen Friedensverhandlungen zu beobachten. Von hier ſandten ihn die Herzöge nach Paris, dem Könige Ludwig dem Vierzehnten zur Vermählung des Herzogs von Burgund Glück zu wünſchen, zugleich aber mit der geheimen Abſicht, gegen das Haus Hannover und deſſen Gelangung zur Kurwürde zu arbeiten. Er entledigte ſich dieſer Sendung zur Zufriedenheit. Allein der braunſchweigiſche Dienſt war ihm ſchon längere Zeit verleidet, und die Herzöge ſelbſt erkannten, daß ihm vortheilhaftere Ausſichten offen ſtänden. Er hatte eigentlich ſchon vor der Sendung nach Paris ſeine Entlaſſung genommen und auf Rath und Empfehlung des Königs von England und des Kurfürſten von Baiern die Kriegsdienſte des Herzogs von Savoyen angeſprochen, jedoch jenen Auftrag vorher noch erfüllen wollen.

Jetzt eilte er von Paris nach Turin, wo der Herzog Victor Amadeus ihn mit Auszeichnung empfing, und ihn zum Generalmajor ernannte; als ſolcher und als Inhaber ſeines ſelbſtgeworbenen deutſchen Regiments zu Fuß, empfing er eine Beſoldung von 40,000 Livres. Seine erſte Dienſtleiſtung war gegen die Aufrührer in den Waldenſerthälern, wobei doch ſein proteſtantiſcher Sinn einige Widrigkeit empfinden mußte. Ebenſo beim Ausbruche des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, in welchem der Herzog von Savoyen mit Ludwig dem Vierzehnten verbündet war, ſah Schulenburg ſich gegen ſeine Neigung dem öſterreichiſchen Feldherrn, Prinzen Eugen von Savoyen, gegenübergeſtellt, unter deſſen Befehlen er künftig ſelbſt ſo ruhmvoll dienen, und deſſen Vertrauen er einſt in ſo hohem Grade genießen ſollte. Die ſavoyiſchen Truppen theilten am 1. September 1701 bei Chiari die Niederlage der Franzoſen unter dem Marſchall von Villeroi, der vom Prinzen Eugen geſchlagen wurde, und Schulenburg hatte das Unglück in dieſem Treffen ſo ſchwer verwundet zu werden, daß er kaum hoffte, mit dem Leben davonzukommen. Nach ſeiner gleichwohl erfolgten Wiederherſtellung ſollte er im folgenden Jahre einen neuen Kriegszug gegen die Waldenſer ausführen. Dieſer Krieg gegen die verfolgten proteſtantiſchen Glaubensbrüder, deren Sache er lieber zu der ſeinigen gemacht hätte, war gegen ſein Gewiſſen, und da er ohnehin des Lebens unter Franzoſen, Spaniern und Piemonteſern längſt überdrüſſig war, und von dieſen Leuten völlig zu ſcheiden wünſchte, ſo nahm er jenen entſcheidenden Anlaß wahr, begehrte Urlaub, um nach Deutſchland zu reiſen, von wo er dann ſein Abſchiedsgeſuch einſandte, und dachte ſich zum Könige von England zu begeben, der eben im Begriffe ſtand, den Krieg gegen die Franzoſen in den Niederlanden wieder anzufangen. Doch auf die Nachricht von dem Tode dieſes Fürſten, der am 19. März des Jahres 1702 unverhofft verſchied, entſchloß Schulenburg ſich nunmehr, die Anträge des Kurfürſten von Sachſen und Königs von Polen, Auguſts des Zweiten, anzunehmen, in deſſen Heer ihm ſogleich der Rang eines Generallieutenants zu Theil wurde. Unerſchrockener Muth, kriegskundige Einſicht und raſche Thätigkeit hatten ſeinen Ruf in den zurückgelegten Feldzügen ſo ſehr begründet, daß man ihn ſchon jetzt den tüchtigſten Feldherren beizählte. Er kam nunmehr auf einen Schauplatz, wo ſolchem Rufe die furchtbarſte Prüfung bereitet war.

Der König von Schweden Karl der Zwölfte hatte den Krieg, welchen ſeine verbündeten Feinde gegen ihn mit der Abſicht begonnen, ſich in die beſten Länder des jungen und, wie ſie dünkte, unvorbereiteten Fürſten zu theilen, mit ungeheurer Kraft und ſtaunenswerthem Erfolg auf ſeine Gegner zurückgeſchleudert. Die Dänen waren bereits zum Frieden gezwungen worden, die Ruſſen aus dem Felde geſchlagen, unaufhaltſam drangen die ſiegreichen Schweden in Polen ein. Dem Könige Auguſt fehlte es weder an Geiſt noch an Muth, er hatte vielfache Einſichten und ſehr oft ein richtiges Urtheil, ſein Ehrgeiz ſtrebte nach Ruhm und nach Vergrößerung ſeiner Macht; allein dieſe Eigenſchaften, kaum auf Augenblicke hervorleuchtend, gingen dann ſogleich wieder in dem Hofleben unter, wo Liebesverhältniſſe, Verſchwendung, Gunſt und Ueppigkeit unbeſchränkte Herrſchaft führten. Ein Fürſt dieſer Art war ſchon wenig geeignet, ein unruhiges und zerrüttetes Reich, wie Polen faſt immer und beſonders damals war, im Frieden mit ordnender Kraft zu leiten, noch weniger aber, einem ſtarken und unverſöhnlichen Feinde, wie Karl dem Zwölften, im Kriege Trotz zu bieten. Seine beſten Truppen waren die Sachſen, denen jedoch unter ihrem Anführer, dem Feldmarſchall von Steinau, nur Niederlage auf Niederlage beſchieden war. Dieſer Mann, der vom Kriegsweſen genugſame Kenntniß, aber weder Kraft noch Ueberblick beſaß, ſchien ordentlich als derjenige auserwählt, der von den Schweden geſchlagen werden ſollte. Immer erhielt er den Oberbefehl wieder, weil er gute Verbindungen am Hofe hatte, und der König, aus Großmuth zugleich und Schwäche, ihn nicht kränken mochte. Unter dieſem Anführer erhielt Schulenburg den Befehl über das Fußvolk, dem traurigen Schickſal ausgeſetzt, nicht ſo ſehr in den Schweden, welche doch furchtbar genug das Kriegsfeld beherrſchten, als in dem eignen Vorgeſetzten den Gegenſtand ſteter Beſorgniß und Gefahr zu finden! In ſolcher Lage that er ſein Möglichſtes, um Unheil abzuwehren oder zu mindern. Unter anderen wohnte er der Schlacht bei Kliſſow am 19. Juli 1702 mit Auszeichnung bei, und hielt mit ſeinem Fußvolke, nachdem die Reiterei längſt die Flucht ergriffen, den ſiegreichen Feind geraume Zeit auf. Gleichen Dienſt leiſtete er bei dem Treffen von Pultusk am 1. Mai 1703, wo Steinau ſich mit ſeiner Reiterei hinter dem Bug ſo ſicher dünkte, daß er diejenigen, welche ihm den Uebergang Karls des Zwölften über dieſen Fluß und ſein raſches Anrücken meldeten, als falſche Boten in Ketten legen ließ. Die Folge war, daß er von den Schweden überfallen, und ſein Heerhaufen gänzlich zerſprengt wurde; er ſelbſt flüchtete unbegleitet von dem Schlachtfelde, und entging kaum der Gefangenſchaft. Schulenburg aber behielt ſein Fußvolk in guter Faſſung beiſammen, rückte vor, und nahm die Trümmer der geſchlagenen Truppen auf; bald fand ſich auch der Feldmarſchall wieder ein, welcher, zwiſchen Uebermuth und Verzagtheit keine Mitte kennend, jetzt aus Verzweiflung in ein Kloſter gehen wollte, ein Vorhaben, von deſſen Ausführung ihn nur das großmüthige Zureden Schulenburgs abhielt, der ſeinen eigenen Vortheil dabei ganz außer Acht ließ.

Karl der Zwölfte wurde durch einen Sturz mit dem Pferde, wobei er das Schenkelbein gebrochen, mehrere Monate zu Krakau in völliger Unthätigkeit zurückgehalten. Der König Auguſt verſäumte dieſe einzige Gelegenheit, und anſtatt ſeinen Gegner jetzt nachdrücklich zu bedrängen, und die Sachen in Polen auf guten Fuß zu bringen, gab er dem öſterreichiſchen Geſandten williges Gehör, der ihm mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß der Kaiſer ihm den Frieden mit dem Könige von Schweden vortheilhaft vermitteln werde, und der ihm deßhalb unaufhörlich anlag, ſeine nunmehr in Polen unnöthigen Truppen dem Kaiſer zu Hülfe zu ſenden; der König fand kein Bedenken, dieſe Forderung zuzugeſtehen, und ließ den Feldzeugmeiſter von Röbel mit 10,000 Sachſen über Böhmen in das Reich ziehen, um daſelbſt in dem Kaiſerlichen Heere gegen die Franzoſen zu fechten. Der Hof von Wien machte jedoch, ſo willkommen ihm die Truppen waren, Einwendungen gegen deren Anführer, indem der General von Röbel ſeinem Range nach nicht füglich dem öſterreichiſchen General Grafen von Schlick nachſtehen konnte, welchem der Oberbefehl über die am Inn vereinigten Truppen entſchieden vorbehalten war. Wegen dieſes Umſtandes wurde der General von Röbel zurückgerufen, und zum Befehlshaber in Thorn ernannt. Den Befehl über die ſächſiſchen Hülfstruppen im Reich erhielt nunmehr Schulenburg, welcher dieſe Beſtimmung um ſo lieber annahm, als ihm die Verhältniſſe in Polen ohnehin wenig Befriedigung gaben. Dem Kurfürſten von Baiern, mit dem er ehemals in gleichem Heere gedient, ſtand er jetzt feindlich gegenüber; ihn ſchmerzte, dieſen Fürſten auf der Seite der Franzoſen zu erblicken, doch konnte dieſes Gefühl ſeinen Eifer in Bekämpfung deſſelben nicht ſchwächen. Nach dem Gefechte bei Paſſau, wo die Baiern geſchlagen wurden, drang Schulenburg nach Schwaben vor, doch ohne die errungenen Vortheile lange verfolgen zu können, denn bei Höchſtädt gewannen am 20. September 1703 die Franzoſen und Baiern ein Treffen gegen die Oeſterreicher unter dem General Grafen von Styrum, der ſich überfallen ließ, und mit Verluſt von Geſchütz, Gepäck und 4000 Todten die Flucht nahm; Schulenburg ſtand in dieſem unglücklichen Kampfe auf der Seite gegen Dillingen, und behauptete ſich, wie bei Pultusk, in ſeiner Stellung, bis der Rückzug der geſchlagenen Truppen gedeckt war, welche ohne ihn ſämmtlich gefangen geweſen wären. Bald nach dieſem Vorgange ſtieß er mit einer Abtheilung leichter Truppen im Rücken des Feindes auf eine Wagenreihe, welche von Schaffhauſen kommend unter guter Bedeckung zu dem franzöſiſchen Heere ging; er griff die Bedeckung ohne viel Beſinnen an, warf ſie nieder, und erbeutete außer vielen Vorräthen von Kriegsbekleidung und anderen Gegenſtänden eine Summe von 30,000 Louisd'or, ein Glücksfall, den er für den Augenblick wenig ſchätzen mochte, der ihm aber in der Folge, da die öffentlichen Mittel oft unzureichend wurden und oft ganz ausblieben, wohl zu Statten kam.

Auch hier bei dem Kaiſerlichen Heere hatte Schulenburg, trotz ſeiner geſchickten und ruhmvollen Führung der ihm anvertrauten Truppen, die Wirkungen des Neides und der Eiferſucht zu erfahren, die an dem Hoflager des Königs von Polen unaufhörlich thätig blieben. Die Zufriedenheit der öſterreichiſchen Feldherrn, die Belobungen des Kaiſers und der ehrende Beifall der öffentlichen Stimme, vermochten nicht eine Menge von Unannehmlichkeiten, Vorwürfen und Anſprüchen abzuwehren, die ſeine Ungeduld heftig aufregen mußten. Der Kaiſer und ſeine Miniſter, von dieſer unangemeſſenen Behandlung eines ſo vorzüglichen Generals unterrichtet, ließen ihm ſogleich die vortheilhafteſten Bedingungen antragen, wenn er den ſächſiſchen mit dem öſterreichiſchen Kriegsdienſte vertauſchen wollte. Schulenburg war nicht abgeneigt, allein die große Bedrängniß, in welche gleich darauf der König von Polen gerieth, machte es ihm zur Ehrenſache, in dieſem Augenblicke ſeine bisherigen Dienſtverhältniſſe nicht aufzugeben. Der König bedurfte dringend in Polen ſeiner Hülfe, und ſandte ihm den Befehl, alle ſeine Truppen auf gute Art von dem Kaiſerlichen Heere abzuziehen, und dieſelben eiligſt nach Polen zu führen. Dieſer Auftrag hatte jedoch in der Ausführung manche Schwierigkeit; da indeſſen die wiederholten Befehle immer dringender wurden, und ihm zuletzt bei Lebensſtrafe einſchärften, um jeden Preis, und wie immer es ſich thun ließe, das Kaiſerliche Heer zu verlaſſen, ſo zögerte er nicht länger, benachrichtigte die öſterreichiſchen Feldherren in Kürze von dem erhaltenen Befehl, und brach unverzüglich auf, ohne deren Einwilligung abzuwarten; ſeinem perſönlichen Verdienſt und der beſonderen Achtung, die er genoß, war es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß dieſer entſchiedene Schritt, durch welchen er um undankbarer Verhältniſſe willen ſeine beſten Gönner aufgab, ohne hemmende Widerwärtigkeiten geſchehen konnte.

Die ſächſiſchen Truppen hatten ihren Rückmarſch glücklich vollführt, und ſtanden verſtärkt bei Guben im Lager, woſelbſt auch Schulenburg, nachdem er den König im Juni 1704 zu Sendomir geſprochen, wieder mit ihnen zuſammentraf, aber leider auch den unvermeidlichen Feldmarſchall von Steinau wiederum als Oberbefehlshaber vorfand. Unordnung, Habſucht und Zaghaftigkeit walteten hier ohne Scheu; man rückte zwar über die Oder, ſetzte ſich aber gleich hinter den ſumpfigen Ufern der Warthe in Sicherheit; weiter vorzurücken hatte man keine Luſt. Schulenburg's einzelnes Unternehmen mit einiger Reiterei gegen Poſen, wo er die Stellung und Stärke des ſchwediſchen Gênerals Meyerfeld ausforſchte, blieb ohne Folge. Der Oberbefehlshaber benutzte die Zeit nach ſeiner Weiſe, indem er beträchtliche Geldſummen aus den Beſitzungen des Gegenkönigs Stanislaus erpreßte, welchen der König von Schweden inzwiſchen durch ſeinen Anhang in Polen hatte wählen laſſen. Er ſuchte auch Schulenburg durch die Lockungen des Geldes zur Theilnahme an dieſen Räubereien zu verleiten, und gab demſelben von der Beute einen Antheil von 2000 Thalern, welche dieſer jedoch unwillig von ſich wies, und ſogleich in die Kriegskaſſe ablieferte; nicht minder ſchonend und uneigennützig geſinnt bewahrte Schulenburg ſeinerſeits auch die Schlöſſer von Stanislaus ſoviel als möglich vor Plünderung und muthwilliger Zerſtörung; als er ſpäterhin ſogar Befehl erhielt, das ſchöne Luſtſchloß Renſau, im italiäniſchen Geſchmacke gebaut und mit fürſtlicher Pracht ausgeſtattet, niederzubrennen, jammerte ihn des herrlichen Gebäudes, er gewann Zeit, und bewirkte die Zurücknahme jener grauſamen Verfügung. Der König Auguſt war in Betreff des Feldmarſchalls Steinau nur ſchwach, keineswegs aber verblendet; er wußte, daß von ihm nichts zu erwarten ſei, und wandte ſich daher in den meiſten Fällen unmittelbar an Schulenburg, mit dem er einen lebhaften Briefwechſel unterhielt. Endlich fühlte er doch die Unmöglichkeit, ein ſolches Verhältniß länger beſtehen zu laſſen; der Feldmarſchall erhielt Befehl, die Anführung der Truppen dem General Schulenburg zu übergeben, ſich ſelbſt aber in das Hauptquartier zu dem Könige zu verfügen. Schon war er abgereiſt, kam aber, da er den Weg durch die Schweden verſperrt glaubte, wieder zurück; Schulenburg, in Selbſtverläugnung ſchon geübt, bot ihm den Oberbefehl neuerdings an, den jener aber aus Aengſtlichkeit eifrig ablehnte, und nur als Freiwilliger im Lager blieb, ohne ſelbſt ehrenhalber das Loſungswort für die Truppen geben zu wollen. Er reiſte nachher ein zweitesmal ab, und kam glücklich zu dem Könige.

Schulenburg hatte nun die Hand frei, jedoch für's erſte ohne großen Gewinn. Denn alle ſeine Generale und Oberſten, die ihre Meinung ſchriftlich äußern mußten, widerriethen jedes Vorgehen, und waren einzig auf Sicherung des Rückzuges über die Oder bedacht. Schulenburg aber ſtellte die Unmöglichkeit vor, ohne Lebensmittel und Geld in dieſer erſchöpften Gegend länger zu weilen, ſo wie die Nothwendigkeit, in dieſem Augenblicke, da der König von Schweden in vollem Anzuge gegen Sendomir begriffen, zu Gunſten des Königs Auguſt einen Gegenzug auszuführen; es wurde demnach zuletzt denn doch, wiewohl mit großem Widerwillen, beſchloſſen, gegen Poſen vorzurücken. Durch die gute Mannszucht, welche Schulenburg aufrecht zu erhalten bemüht war, gewann er die Gemüther der Polen wieder, die ſein Vorgänger durch entgegengeſetztes Benehmen abwendig gemacht hatte, und viele Edelleute aus Großpolen ſo wie der Feldherr dieſer Provinz ſchloſſen ſich ihm mit ihren Truppen an. Ihm gegenüber bei Poſen ſtand der ſchwediſche General Meyerfeld mit 3000 Reitern, zu deren Verſtärkung man den General Stenbock mit größerer Macht ſchon unterwegs wußte. Er beſchloß daher jenen zu überfallen, bevor dieſer einträfe. Mit kluger Vorſicht erforſchte er den Feind, und ſchnitt ihm durch polniſche Partheigänger alle Nachrichten ab, die ihn von der Bewegung der Sachſen hätten unterrichten können. Einen Theil der Truppen ließ er im Lager ſtehen; mit gewählten 4000 Mann, halb Reiterei, halb Fußvolk, und vier Stücken Feldgeſchütz, brach er auf, anſcheinend um ſich von Poſen zu entfernen, wandte ſich dann ſchnell und ging oberhalb Poſen über die Warthe; mit dem Feldherrn von Großpolen war verabredet, daß dieſer zu gleicher Zeit unterhalb über dieſen Fluß gehen ſollte. Alle Maßregeln und Anſtalten traf er mit genaueſter Fürſorge und umſichtigſter Klugheit, da er ſich auf ſeine Untergebenen wenig verlaſſen konnte, und unaufhörlich gegen die Verwöhnung der Truppen, und beſonders der Offiziere, anzukämpfen hatte. Einen Theil des Fußvolks und des Geſchützes ließ er am Ufer zur Sicherung des Ueberganges zurück. Mit den übrigen Truppen zog er anfangs von Waldung gedeckt, ſodann in offener Ebene, bei Mondſchein in tiefſter Stille raſch gegen das ſchwediſche Lager vor. Unterwegs empfing er die Nachricht, daß auch die Polen auf dem dieſſeitigen Ufer angelangt. Trotz aller Vorkehrungen war jedoch ein aus Liefland gebürtiger Dragoner von den Sachſen ausgeriſſen, und in das ſchwediſche Lager gekommen; der General Meyerfeld, welcher den Abend vorher mit ſeinen Offizieren einer Hochzeit beigewohnt hatte, und in voller Sicherheit im tiefſten Schlafe lag, raffte ſich auf, verließ das Lager, zog eiligſt aus Poſen einiges Fußvolk und Geſchütz an ſich, und ſtand mit Anbruch des Tages die Sachſen erwartend in Schlachtordnung. Schulenburg ſah den Vortheil des Ueberfalls entſchlüpft, aber den des Gefechts noch übrig. Er traf in der Schnelligkeit ſeine Anordnungen, unterrichtete ſeine Generale wiederholt von dem, was ſie zu thun hätten, ermahnte die Truppen, und begann den Angriff. Er ſelbſt an der Spitze des linken Flügels der Reiterei ſtürzte zuerſt auf die Schweden, und warf 2 Schwadronen ihres rechten Flügels über den Haufen. Inzwiſchen rückte ſchwediſches Fußvolk mit Geſchütz gegen das ſächſiſche Fußvolk an. Plötzlich ergriff der ganze rechte Flügel der ſächſiſchen Reiterei ohne Gefecht die Flucht, und wurde von dem ſchwediſchen Oberſten Taube bis in den Wald hinein verfolgt. Meyerfeld ſelbſt brachte hierauf den linken Flügel der ſächſiſchen Reiterei zum Weichen, Schulenburg aber ſtellte ſich hinter dem Fußvolke, welches gegen die feindliche Reiterei tapfer Stand hielt, wieder auf, und erneuerte ſeinerſeits den Angriff; man ſchlug ſich auf dieſe Weiſe eine gute Stunde, bis endlich Meyerfeld für gut fand, ſich in die Vorſtädte von Poſen zurückzuziehen. Als der Oberſt Taube mit 12 Schwadronen von Verfolgung des rechten Flügels der Sachſen zurückkehrte, fand er die Schweden nicht mehr auf dem Kampfplatze, und da er den General Schulenburg, dem er den Sieg wohl noch zu entreißen hoffen durfte, in feſter Haltung herzhaft gegen ſich anrücken ſah, gab er es auf, eine neue Entſcheidung zu beſtehen, und warf ſich gleichfalls eilig in die Stadt. Die Sachſen hatten 2 Kanonen und eine Standarte nebſt zwei Paar Pauken erobert, und einige Schweden kriegsgefangen gemacht; auf beiden Seiten waren viele Todte und Verwundete. Schulenburg ſelbſt wäre beinahe getödtet worden, ein Unteroffizier vom ſchwediſchen Nachtrab hatte das Gewehr ganz nah auf ihn angelegt, und wollte eben losdrücken, als ein ſächſiſcher Dragoner jenen gewahrte und niedermachte. Die Sachſen hatten die Ehre des Tages; Schulenburg verbrannte das ſchwediſche Lager, und zog ſich in möglichſter Ordnung in den Wald und endlich über die Warthe in ſeine alte Stellung zurück; die große Auflöſung, in welcher die Truppen nach dem Gefechte ſich befanden, machte ſolche Vorſicht nothwendig. Dieſes Treffen bei Poſen fiel am 9. Auguſt 1704 vor. Es würde einen ganz anderen Ausgang genommen haben, wenn Schulenburg auf ſeine Untergebenen beſſer hätte zählen dürfen, oder wenn, der Abrede gemäß, nach begonnenem Kampfe die Polen herangerückt wären; dieſe aber blieben am Ufer der Warthe ſtehen, vernahmen den Lärm des Gefechtes nicht, gingen wieder über den Fluß, und beglückwünſchten nachher um ſo eifriger den General Schulenburg wegen ſeines errungenen Erfolges.

Sie erwieſen ihm alle möglichen Ehren, und hielten im offenen Felde mehrere Landtage, wobei er den vornehmſten Sitz einnehmen und viele lateiniſche Reden zu ſeinem Ruhme anhören mußte.

Nachdem Schulenburg durch ſtrenge Verordnungen ſeinen Truppen beſſere Kriegszucht eingeſchärft und neue polniſche Verſtärkung an ſich gezogen hatte, rückte er mit geſammter Macht neuerdings gegen Poſen vor. Der General Meyerfeld erwartete ihn nicht, ließ in Poſen nur 800 Mann Beſatzung, und zog ſich mit den übrigen Truppen nach Thorn. Schulenburg hatte außer den polniſchen Schaaren gegen 12,000 Mann ſächſiſcher Truppen, wovon ein Drittheil Reiter; jedoch bei dem gänzlichen Mangel ſchweren Geſchützes konnte dieſe Uebermacht nur durch Sturm die befeſtigte Stadt einnehmen, und es ſchien, die Schweden wollten es darauf ankommen laſſen. Schon wurden die Anſtalten dazu vorbereitet, und an zehn bis zwölf Stellen zugleich ſollte die Leitererſteigung unternommen werden, als die Nachricht anlangte, daß König Auguſt ſeinen heftigen Gegner glücklich getäuſcht, durch Eilmärſche unvermuthet Warſchau erreicht und am 26. Auguſt eingenommen habe; mit dieſer Nachricht empfing Schulenburg zugleich den dringenden Befehl, unverzüglich aus Großpolen aufzubrechen, und ſich mit dem Könige ſo ſchnell als möglich an der Weichſel zu vereinigen. Wenige Tage längeren Aufenthalts hätten den Beſitz von Poſen unfehlbar zur Folge gehabt, allein der Befehl des Königs erlaubte keine ſolche Friſt, und nach vierzehntägiger Berennung überließ Schulenburg den weiteren Gang der Sache dem Feldherrn von Großpolen, er ſelbſt aber zog in möglichſter Schnelle nach der Weichſel. Unterwegs ſchrieb er an den König, daß er im Vorbeigehen den General Meyerfeld in Thorn einſchließen, und dieſe durch die Schweden entfeſtigte Stadt ohne großen Verluſt erobern könnte, welches ein großer Vortheil ſein würde, da ſonſt dieſer gefährliche Feind in der Flanke ſtehen bliebe. Er hatte in dieſer Abſicht, deren Billigung er hoffen durfte, bereits ſeine Maßregeln genommen, als ein neuer Befehl des Königs ihn dieſe Unternehmung völlig aufgeben und einzig ſein Heranrücken beſchleunigen hieß. Kaum war Schulenburg aus der Gegend von Thorn weggezogen, ſo brach Meyerfeld wieder hervor, erſchien vor Poſen, und überfiel und verſprengte die dorten zurückgebliebenen Polen, die ſeiner nicht im mindeſten gewärtig geweſen waren.

Der König war in voller Freude über den geglückten Anſchlag auf Warſchau und die bedeutenden Folgen, die ſich daraus täglich günſtiger für ſeine Sache ergaben. Er empfing den General Schulenburg äußerſt gnädig, bezeigte ihm fortgeſetztes Vertrauen und ſo hervorleuchtende Huld, daß Neid und Haß der Nebenbuhler nicht ausbleiben konnten. Auch entſprachen die Handlungen des Königs nicht lange dem Anſcheine ſeines Benehmens. Die Kriegsangelegenheiten wurden überhaupt bald bei Seite geſetzt. Da Karl der Zwölfte noch in Lemberg verweilte, ſo überließ man ſich an der Weichſel gleich wieder der ſorgloſeſten Ruhe. Der König Auguſt lagerte ſeine Truppen, zu welchen 12 Bataillons Moskowiter unter Patkul's Befehl geſtoßen waren, bei Pultusk am Narew, und ſchickte einen guten Theil der Reiterei über den Bug. Schulenburg benutzte die Zeit, welche der Hof in Vergnügungen zubrachte, um ſeine Truppen, wie er ſchon bei Poſen gethan, alle Uebungen des Angriffs und der Vertheidigung fleißig durchmachen zu laſſen, beſonders das Fußvolk zur ſchnellen Bildung von Vierecken und zum feſten Widerſtande gegen die Reiterei abzurichten, wie er denn behauptete, daß ſelbſt im offenen Felde, und ohne Hülfe ſpaniſcher Reiter, das Fußvolk dem heftigſten Reiterangriffe erfolgreich Stand zu halten habe. Die anderen Generale folgten dieſem Beiſpiele wenig, ſie mußten darin nur einen Vorwurf ihres eigenen Benehmens finden. Unter dem Könige befehligte das Heer wiederum der Feldmarſchall von Steinau, deſſen alter Groll gegen Schulenburg in der Eiferſucht Patkul's, eines Mannes von trotzigem Geiſt und großen Mitteln, eine willkommene Hülfe gewann; auf beider Betrieb geſchah es, daß Patkul beauftragt wurde, mit einem Theile des Heeres, wozu aus Sachſen noch Truppen und Geſchütz ſtoßen ſollten, gegen Poſen zurückzugehen, und dieſen Ort zu belagern. Schulenburg war ſehr entrüſtet, daß, nachdem er verhindert worden, im guten Augenblicke bei ſchon ganz nahem Erfolge, die Einnahme von Poſen zuwege zu bringen, jetzt, ohne ſein Vorwiſſen und ſeine Mitwirkung, da er doch der Oertlichkeit vor Allen kundig war, dieſen Auftrag ein Anderer erhielt, mit unverhältnißmäßigen Mitteln, im bedenklichen Augenblicke, wo eine ſo beträchtliche Entſendung nicht ohne Gefahr für das Heer ſein konnte. Da er mit ſeinen Vorſtellungen nicht gehört wurde, ſich ſelbſt zurückgeſetzt und dem Heere fortan unnütz, die Zahl ſeiner Feinde aber täglich ſteigen und den König immer unſicherer werden ſah, ſo gedachte er aus dieſen unerſprießlichen Verhältniſſen völlig auszuſcheiden. Er ſchrieb dem Könige, es ſcheine der Feldzug, welchen er lediglich aus ehrerbietiger Ergebenheit für Seine Majeſtät noch mitzumachen bewogen worden, ein glückliches Ende erreicht zu haben, und er bäte demnach um ſeine gnädige Entlaſſung. Er ordnete ſogleich zu dieſem Behufe ſeine Angelegenheiten, und wiederholte, da die Antwort zögerte, ſein Geſuch dringend. Doch der König, deſſen Urtheil nicht wie ſeine Entſchließungen beſtochen war, wollte nichts davon wiſſen, in dieſer Zeit, die noch genug der Kämpfe verſprach, ſeinen beſten Feldherrn aufzugeben; durch Zärtlichkeiten, Schmeicheleien und Verheißungen aller Art wurde dieſer gleichſam genöthigt, noch ferner im Dienſte zu bleiben, den er ſich jedoch feſt vornahm, unmittelbar nach Endigung des Feldzuges dennoch zu verlaſſen.

Jetzt erhielt man die Nachricht, der König von Schweden ſei von Lemberg aufgebrochen, und ziehe raſch gegen den Bug heran. Im erſten Augenblicke wollte man die Sache kaum beachten; deſto größer waren die Sorgen und die Rathloſigkeit, als die Gefahr näher kam. Schulenburg allein behielt Beſonnenheit und Ueberblick, aber es koſtete Mühe, ſie gegen die thörichten und widerſinnigen Anſchläge, die ſich wirr durchkreuzten, zu behaupten. Zwiſchen dem Bug, dem Narew und der Weichſel durften die Sachſen nicht länger verweilen; eine der Abtheilungen des noch getrennt anrückenden ſchwediſchen Heeres auf dem Marſche anzugreifen, fehlte der Muth; es blieb daher nichts übrig, als auf das linke Weichſelufer zurückzugehen, und hier vertheidigungsweiſe zu verfahren. Schulenburg erlangte wenigſtens, daß zu dieſem Zweck eine Brücke über die Weichſel geſchlagen wurde. Erſt im letzten Augenblicke, ſchon gedrängt von den anrückenden Schweden, entſchloß man ſich zu dieſer Ausführung. Bei Warſchau ſtanden endlich die beiden Heere einander gegenüber, die Weichſel zwiſchen ihnen. Der beſte Theil der ſächſiſchen Truppen war unnützerweiſe gegen Poſen entfernt, die Polen unzuverläſſig, die Moskowiter ganz untüchtig. Von den letzteren erzählt Schulenburg zwei Züge, welche den damaligen rohen Zuſtand dieſes Volkes in entgegengeſetzter Richtung merkwürdig bezeichnen; längs des Weichſelufers waren 12 Bataillons dieſer Truppen aufgeſtellt, ſie wurden von den Schweden beſchoſſen, und bei jedem Kanonenſchuſſe ſah man alle 12 Bataillons regelmäßig zur Erde niederfallen, um nicht von der Kugel getroffen zu werden; dagegen Einer von ihnen, wegen Plünderung zum Strange verurtheilt, und wegen Mangel eines Henkers ſchon halb wieder begnadigt, gelaſſen hervortrat, mit dem gehorſamen Erbieten, ſich ſelbſt aufzuhängen! Schulenburg machte dem Könige den Vorſchlag, mit allen Truppen nach Krakau oder nach Großpolen abzuziehen, wo man Verſtärkungen zu finden hatte, allein der Hof ſchmeichelte ſich thörichterweiſe noch mit dem Gedanken, das linke Weichſelufer zu behaupten, und im Beſitze von Warſchau zu bleiben. Karl der Zwölfte ſäumte nicht, und verſuchte an mehreren Orten den Uebergang; Schulenburg wurde bei Warſchau ſelbſt ihm entgegengeordnet mit einem beträchtlichen Theile des Fußvolks; der Feldmarſchall Steinau, welcher auch hier nicht fehlte, ſollte zwei Stunden oberhalb Warſchau den Fluß vertheidigen. Hier aber war Karl bald perſönlich zugegen, und betrieb den Angriff am 19. Oktober 1704 mit größtem Ungeſtüm. Der Feldmarſchall berichtete nun, die Schweden würden unfehlbar überſetzen, und er könne mit ſeinen wenigen Truppen keinen Widerſtand leiſten. Hierauf endlich verließ der König Auguſt mit ſeinem Hofſtaate das bedrohte Warſchau; die Sachſen und Polen, denen der König von Schweden auf der Ferſe folgte, nahmen ihren Rückzug nach Lovitz und Uniejow an der Warthe, wo ſich das flüchtige Heer theilte; der König mit ſeinem Hofe, der Feldmarſchall von Steinau und die geſammte Reiterei ſchlug den Weg nach Krakau ein; Schulenburg ſollte mit 12 ſächſiſchen Bataillons, denen 500 Reiter zugegeben wurden, nach Sachſen zurückgehen, und unterwegs die Moskowiter, welche des ſchnelleren Fortkommens wegen ſeitwärts entſandt worden, wieder an ſich ziehen.

Nunmehr begann der beſchleunigte Rückzug, wohl eine Flucht zu nennen, durch welchen Schulenburg, der dem Untergange nicht mehr entrinnen zu können ſchien, ein Meiſterſtück ſeiner Kriegskunſt und Unerſchrockenheit darlegte, das unter ſolchen Umſtänden ſeinen Ruhm mehr erhöhte, als in anderen Verhältniſſen eine gewonnene Schlacht gethan hätte. Der König von Schweden ließ den König Auguſt ungeſtört nach Krakau ziehen, und warf ſich mit ſeiner gewohnten Heftigkeit an der Spitze von 10,000 Reitern einzig auf die Sachſen; er hatte ſeine beſten Generale, wie auch den König Stanislaus mit einiger polniſchen Reiterei, bei ſich. Schulenburg ſuchte nach dem Aufbruche von Uniejow, wo er die Brücke über die Warthe zerſtört hatte, einen großen Wald zu gewinnen, aber ehe er denſelben erreichen konnte, wurde ſeine wenige Reiterei von der ſchwediſchen gejagt, und er mußte ſie an die Spitze ſeines Zuges nehmen, um ſie zuerſt durch den Wald und in Sicherheit zu bringen; ſodann ließ er alle Zimmerleute und andere Arbeiter, die ſich unter den Truppen fanden, zu dem Nachtrabe ordnen, um Bäume zu fällen, Gräben zu ziehen und Verhaue zu machen, damit die ſchwediſche Reiterei in ihrem unglaublich raſchen Nachdringen durch ſolche Schwierigkeiten in etwas aufgehalten würde. Nachdem er vermittelſt dieſer Anſtalten den Wald ziemlich unbeläſtigt zurückgelegt, benutzte er gleicherweiſe die Engwege der nunmehr ſumpfigen Gegend zu Durchſchnitten und Aufwürfen von Erde, hinter welchen er Grenadiere aufſtellte, die den Feind anfangs durch ihr Gewehrfeuer aufhielten, und bei ſtärkerem Andrange deſſelben ſich auf die Pferde von eigens dazu beſtellten Reitern mitaufſchwangen, und von dieſen raſch entführt wurden, um nach einigem Zwiſchenraume daſſelbe Spiel zu erneuern. Durch einen angeſtrengten Marſch wurde auf dieſe Weiſe [illegible] Kaliſch erreicht, wo die

Bayeriſche Staatsbibliothek

ermüdeten Truppen die Nacht ruhten, am anderen Morgen aber ſchleunigſt wieder aufbrachen, da die Schweden ſchon nicht mehr fern waren. Ein ſächſiſcher Oberſt mit etwa 100 Mann erhielt Befehl, ſich in Kaliſch ſo lange zu behaupten, als nöthig ſei, um den Feind eine Weile in ſeiner Verfolgung zu hemmen. Der König von Schweden erſchien vor Kaliſch, griff den Ort an, und eroberte ihn erſt nach hartnäckiger Gegenwehr. Allein ungeachtet dieſes Zeitverluſtes und aller anderen Hinderniſſe, die Schulenburg's erfindungsreiche Kriegskunde ihm entgegenſetzte, war er demſelben mit ſtürmender Eile doch alsbald wieder dicht auf den Ferſen. Schulenburg durfte hoffen in der Gegend von Poſen ſich mit den Truppen zu vereinigen, welche dieſen Platz belagerten; Patkul aber hatte auf die Nachricht von den neuen Ereigniſſen ſogleich die Belagerung aufgehoben, und war mit Fußvolk und Geſchütz bei Guben über die Oder gegangen, ſeine treffliche Reiterei, 2000 Pferde ſtark, ſandte er unter dem Befehl des Generals von Plötz nach Krakau zu dem Könige. Unterwegs traf Schulenburg auf dieſe Truppen, und der General von Plötz war bereitwillig, ſich ihm anzuſchließen und den Rückzug nach Sachſen mitzumachen, wenn jener ihm dazu den Befehl ertheilen wollte. Da Schulenburg hiezu nicht berechtigt war, und auch andere Rückſichten ihm nicht erlaubten, dieſe Truppen dem Könige vorzuenthalten, ſo mußte er mit Schmerz dieſe unvermuthet erſchienene Hülfe wieder abziehen und ſich auf die geringen eigenen Mittel beſchränkt ſehen. Der General von Plötz entkam glücklich den Schweden, die ihn ſchon mit Schulenburg zuſammen aufzuheben meinten, und dieſer blieb nun allein in der unausweichbaren Bedrängniß. Der König von Schweden war abermals ganz in der Nähe, und die Sachſen mußten eiligſt aufbrechen. Schulenburg befahl dem General von Droſt mit dem Fußvolke zwei Stunden vor Tag abzumarſchiren, um eine große Ebene, durch welche der Weg führte, zurückzulegen. Er ſelbſt blieb mit den 500 Reitern, die der General von Ertz befehligte, zunächſt an dem Feinde zurück, um dieſen zu beobachten, und dem Fußvolke die nöthige Zeit zu gewinnen. Statt ohne Aufenthalt auf der geraden Straße fortzuziehen, hatte der General von Droſt, aus Klugheit, wie er meinte, und um ſeine guten Wegweiſer benutzen zu können, beſchwerliche Seitenwege gewählt, und dadurch drei Stunden Zeit verloren. Schulenburg fand die Truppen erſt mitten auf der Ebene, die ſie längſt völlig zurückgelegt haben ſollten. Unangegriffen glücklicherweiſe, aber ſpät und ermüdet erreichten ſie am 7. November gegen Abend die kleine Stadt Punitz, fünf Meilen von der Oder, wo ſie die Nacht ruhig zuzubringen hofften; die 12 Bataillons Moskowiter ſollten hier zur Wiedervereinigung ſchon eingetroffen ſein, aber ſie kamen nicht, und Schulenburg ſah ſich mit Verdruß, wenn auch nur des Geſchützes beraubt, das ſie mit ſich führten.

Die Schweden holten indeß die Verſäumniß des Tages ſchnell wieder ein, überfielen den General von Ertz, der nicht auf ſeiner Hut war, ſprengten ſeine Reiter in einem Augenblicke in die Flucht, und kamen faſt zugleich mit dieſen vor Punitz an. Hier ſtieg ſogleich der Schrecken und die Verwirrung auf's höchſte. Schulenburg mußte ſeine in Gärten und Feldgehegen zerſtreuten und aufgelöſten Truppen eiligſt in's Freie ziehen, und ließ ſie rückwärts, in ſchon vorher erſehener und günſtig gedeckter Gegend, eine angemeſſene Aufſtellung nehmen; er ſelbſt eilte vor, um von einer Windmühlenanhöhe die Stärke und Richtung der Schweden zu überſchauen; ſie ritten ſchon mit voller Macht im Trabe geradesweges heran; Schulenburg erkannte, daß kein Augenblick mehr zu verlieren ſei, ſprengte zurück, ließ die Truppen, die nur noch 200 Schritt entfernt von ihrem beſtimmten Platze waren, plötzlich Halt machen, und ordnete ſie auf der Stelle zum Kampfe, der endlich unter den ſchlimmſten Umſtänden unvermeidlich geworden war. Außer der wenigen Reiterei und einigen ſchlechten polniſchen Haufen, die er, ohne auf ſie zu rechnen, zu einem Seitenſtreiche gegen den Feind ſchon früher in Verſteck gelegt, hatte er nur ſeine 12 Bataillons Sachſen, die im Ganzen nicht über 3000 Mann betrugen. Er ſtellte 8 Bataillons in das erſte Treffen, einen Trupp Reiter hinter 4 Feldgeſchützen in deſſen Mitte, und 4 Bataillons in das zweite Treffen; die noch übrigen Reiter vertheilte er auf beide Flügel, und einen kleinen Trupp hielt er als Rückhalt abgeſondert. Er konnte ſich nicht verbergen, unter welch üblen Ausſichten er diesmal die Waffen verſuchen mußte. Die Schweden in voller Siegesbahn, eine furchtbare Reiterei, gewohnt alles vor ſich niederzuſtürmen, weit überlegen an Zahl, ſo wie an Kriegszucht und Tapferkeit, einen König zum Anführer, vor deſſen eiſernem Muthe noch jeder Feind gewichen war; die Sachſen muthlos durch frühere Niederlagen, auf dem Rückzuge, ſchon halb durch Schrecken geſchlagen, nur Fußvolk, ermattet durch Märſche, mit Entbehrungen ringend. Schulenburg ermahnte jedoch ſeine Leute ſtandhaft zu ſein, ſtrenge Ordnung zu halten, Schießgewehr und Pike zweckmäßig zu gebrauchen, nur ganz in der Nähe und auf die Köpfe der Pferde zu feuern; in ihrer guten Faſſung allein, ſo mahnte er unaufhörlich, ſei die Zuverſicht eines guten Ausganges! Die Schweden waren indeß näher herangeſprengt, und riefen den Sachſen zu, das Gewehr zu ſtrecken, es ſolle dann keinem ein Leid geſchehen. Schulenburg aber ritt eifrig vor den Truppen einher, und erinnerte ſie an ihre bei Thorn treulos behandelten Brüder, die noch jetzt in Schweden in harter Feſſel lägen! Da die Sachſen, hiedurch auf einen Augenblick geſtärkt, dem Zurufe der Schweden zu entſprechen ſäumten, ſo griffen dieſe nunmehr mit aller Heftigkeit an, und ſogleich war die ſächſiſche Reiterei verſchwunden und 2 Bataillons Fußvolk in Unordnung; aber dennoch konnten die ſchwediſchen Reiter den gedrängten Wall von Schuß- und Stichwaffen der übrigen Bataillone nicht durchbrechen, ihre Pferde wurden übel zugerichtet, warfen ſich zum Theil ſcheu zurück, und erregten unter ihren eigenen Leuten Verwirrung und Flucht. Dieſen Augenblick benutzte Schulenburg, um durch eine Rückwärtsbewegung ſchnell die Stellung zu gewinnen, die früher nicht zu erreichen geweſen war. Die Sache gelang vollkommen, und alles ſtand ſchon wieder in guter Ordnung, als die Schweden mit verdoppelter Heftigkeit zum Angriffe wiederkehrten. Die Sachſen durch den erſten Erfolg ermuthigt, hielten abermals tapfer aus. Um nicht im Rücken gefaßt zu werden, ſtellte Schulenburg ſeine Truppen in ein längliches Viereck, deſſen Seiten von 4 und von

2 Bataillons gebildet wurden; doch ehe daſſelbe geſchloſſen war, ſtürzten durch eine Lücke 200 feindliche Reiter hinein, und zahlreichere Haufen ſprengten nach; in dem Augenblicke aber ſchloß ſich das Viereck, und jene wurden ſämmtlich darin niedergeſchoſſen. Drei furchtbare Angriffe hinter einander wurden in dieſer Stellung glücklich abgeſchlagen. Schulenburg fürchtete nur, der König von Schweden möchte einen Theil ſeiner Dragoner abſitzen und zu Fuß angreifen laſſen, wo dann ohne Zweifel die Sachſen verloren waren, allein Karls heftige Gemüthsart ließ ihn nicht in eine ſolche Ueberlegung eingehen, und die Dunkelheit machte diesmal dem Gefecht ein Ende.

Schulenburg wollte in der Nacht mit einigen Zügen Grenadieren gegen die Schweden anrücken, ihre Unordnung zu vermehren, und ſeinen übrigen Truppen einige Raſt zu ſichern; als er aber von gefangenen ſchwediſchen Offizieren vernahm, daß der König jeden Augenblick den General Belling mit einer Verſtärkung von 4000 Pferden erwarte, gab er jenes Vorhaben auf, und gedachte einzig des beſchleunigteren Entkommens. Fünf Kanonen, die er noch bei ſich führte, denn Eine hatten die Schweden im erſten Angriff erobert, ließ er, da die Fortſchaffung unmöglich war, in verſchiedene Brunnen werfen; die Lafetten wurden zerſtückt, der Schießbedarf verſtreut. Auf dem durchſuchten Schlachtfelde dagegen fanden ſich 5 ſchwediſche Standarten und zwei Paar Pauken, die mitgenommen wurden. Den Polen und Moskowitern, die ſich den Meldungen zufolge ganz in der Nähe befanden, ließ er die nöthigen Weiſungen zugehen; ſachkundige Offiziere ſandte er an die Oder voraus, um den Uebergang an guter Stelle durch was immer für Mittel ſchleunigſt vorzubereiten. Nachdem dies geſchehen, ſetzte er die Truppen in derſelben Ordnung, wie ſie gefochten, noch während der Nacht in Marſch nach Guhrau, einer kleinen Stadt in Schleſien; aller Lärm und ſelbſt das Tabackrauchen war unterſagt; die Schweden wurden in der That nichts gewahr. Unterwegs trat Schulenburg in ein Haus, um ſeine Wunden verbinden zu laſſen; von acht Kugeln, die er bekommen, hatten ihm zwei die Bruſt geſtreift, eine die Hand ſehr übel verletzt, die übrigen ihm Hut und Kleider durchlöchert; ſein Pferd war durch und durch geſchoſſen. Die Truppen fanden ſich durch andauernde Anſtrengungen und Hunger ſo ſehr ermattet, daß man ſie von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde mußte ruhen laſſen. Schulenburg ſelbſt eilte dem Zuge mehrmals auf einige hundert Schritt voran, ſtieg vom Pferde, und ruhte am Boden, bis die Truppen wieder herangekommen. Die Kriegszucht war völlig aufgelöſt; ein Oberſtlieutenant mit 30 Reitern, den man unterwegs antraf, machte ſich, ungeachtet des vom Feldherrn ſelbſt empfangenen Befehls, auf eigene Hand davon, und einige Offiziere, die noch beritten waren, mußten als Nachtrab zurückbleiben, um den Feind nicht ganz aus dem Geſicht zu verlieren. Nachdem die ganze Nacht marſchirt worden, erreichte man um acht Uhr Morgens endlich Guhrau. Allein auch hier ſollte noch keine Raſt gefunden ſein. Die Nachricht, der König von Schweden ſei mit ſeiner geſammten Reiterei kaum noch eine Stunde entfernt, traf zugleich mit der Meldung ein, der Uebergang über die Oder ſei möglichſt eingerichtet; ſogleich brach alles in Eile dahin auf, die Schwierigkeit war, wohlbehalten dieſen Ort zu erreichen. Schulenburg mußte einen Theil des Weges, ungeachtet ſeiner Wunden, zu Fuß zurücklegen, da ſeine Reitknechte mit den Pferden ſich im Gewirre verloren hatten. Die Sachſen mußten über die Parz, einen Bach, der nahebei in die Oder fließt; den Feind ſchon wieder im Auge habend zogen ſie ſich längs des Gehölzes hin, um in Sicherheit die kleine Brücke zu gewinnen, bei welcher der Vortrab der Schweden, den nächſten Weg geradeaus nehmend, faſt zugleich mit ihnen anlangte, aber durch Flintenſchüſſe fürerſt noch abgewehrt wurde. Endlich kam Schulenburg an den Uebergangsort ſelbſt, ein großes Dorf mit Hecken und Gräben, zur Rechten eine Windmühle auf einer Anhöhe, die mit Grenadieren beſetzt wurde, zur Linken ein Moraſt. Ein Müller, deſſen Mühle an der Oder lag, bot hülfreiche Hand, um durch Fahrzeuge und Flößholz eine ſchmale Brücke zu Stande zu bringen; der Abend war indeß herangekommen, und einen Theil der Nacht hindurch gingen die Truppen einzeln in aller Stille über den Fluß; kaum war dies vollbracht, ſo wurde die Brücke wieder zerſtört, und Schulenburg ſelbſt fuhr der Letzte in einem Nachen hinüber. Der König von Schweden, überzeugt, daß die Sachſen, nunmehr zwiſchen Parz und Oder eingeſchloſſen, ihm nicht mehr entgehen könnten, hatte inzwiſchen, wider ſeine Gewohnheit und alles Verhoffen, ſeinen Truppen einige Ruhe gewährt, und ſich ſelbſt dem Schlaf ergeben, der ihn, nach langem Verſagen dann feſt und andauernd zu befallen pflegte. Zwei Bauern, die ſich als Kundſchafter gebrauchen ließen, berichteten in der Nacht, der König ſchlafe ganz in der Nähe des Ufers, abgeſondert von ſeinen Truppen, nur von ſechs Leibwächtern umgeben, die gleichfalls in Schlaf geſunken ſeien. Schulenburg, unermüdet im Geiſte, wollte auf das jenſeitige Ufer zurückkehren, und den König aufheben; er dachte an der Spitze ausgewählter Mannſchaft in Perſon den kühnen Streich auszuführen: allein der Mangel an tauglichen Fahrzeugen und die allgemeine Ermüdung nöthigten ihn von dem, wenn es geglückt wäre, folgekräftigen Unternehmen abzuſtehen. Nach vierſtündiger Ruhe ſetzte er ſeinen Marſch nach Sachſen fort, wo er in langſamen Tagemärſchen mit allen Truppen zur allgemeinen Verwunderung glücklich eintraf, nachdem der General Ertz, der mit ſeiner Reiterei gleich im Beginne des Treffens davongeritten war, überall das Gerücht von Schulenburg's Niederlage und Untergang verbreitet hatte. Karl der Zwölfte ging nicht über die Oder; die Verletzung des ſchleſiſchen, damals Kaiſerlichen Gebietes hätte ihn nicht abgehalten, aber ſeine Generale ſtellten ihm ernſtlich vor, daß ſeine Reiterei durch die ungeheuren Märſche zu Grunde gerichtet und nicht mehr im Stande ſei, den Feind ferner einzuholen und anzugreifen, dieſe Abſicht ſei als mißglückt zu betrachten, die Sachſen hätten Unerhörtes ausgeſtanden, und es ſei großmüthig und ſogar chriſtlich, die armen Leute nun in Ruhe heimziehen zu laſſen. Karl ergab ſich dieſen Gründen und bekannte, daß diesmal Schulenburg den Vortheil über ihn davongetragen. Einen Offizier, den dieſer an ihn wegen Beſtattung der Todten ſandte, nahm er ehrenvoll auf, und ſagte, man dürfe ſehr zufrieden ſein, einen Kampf, wie dieſen, ſo glücklich und ruhmvoll geendigt zu haben, die Gebliebenen aber werde er auf der Wahlſtatt beerdigen laſſen, wie er auch für ſich ſelbſt, wenn das Loos ihn getroffen, ſchon angeordnet gehabt, denn kein anderes Ehrenbette könne ſchöner ſein!

Dieſe Ereigniſſe waren am 7. und 8. November vorgefallen. Die Sachſen verloren von Warſchau bis an die Oder gegen 500 Mann; die Verſprengten fanden ſich größtentheils wieder ein. Der ſchwediſche Verluſt betrug in dieſen letzten Gefechten über 600 Mann und eben ſo viele Pferde; die Reiterei brauchte längere Zeit, um von dieſem Verfolgungszuge ſich wieder zu erholen. Schulenburg berichtete umſtändlich den Hergang dieſer merkwürdigen Kriegsthat an den König Auguſt; auch ſchrieb er nach Breslau und Wien, um ſeinen unangekündigten Durchzug durch Schleſien zu entſchuldigen, wo er jedoch ſtrenge Ordnung hatte halten und alle Bedürfniſſe baar bezahlen laſſen. Dem Prinzen Eugen von Savoyen, mit welchem er in fortgeſetztem Briefwechſel geblieben, gab er gleicherweiſe von dem Vorgefallenen Nachricht, welche dieſen gerade bei der Belagerung von Landau traf. Schulenburg's Ruhm verbreitete ſich durch alle Lande. Den König von Schweden perſönlich hatte noch kein Feldherr ungeſtraft mit gleichen Waffen zu beſtehen gewagt, mit geringeren dies ohne Niederlage vollführt zu haben, ſah einem Wunder ähnlich. Der König Auguſt erließ ein Schreiben an Schulenburg voll der ſchmeichelhafteſten Lobeserhebungen, ernannte ihn zum General der Infanterie und zum Oberſten der Garde zu Fuß, mit dem Erſuchen, dieſe Würden einſtweilen anzunehmen, bis der König, der jetzt wenig anzubieten habe, ſpäterhin ſich im Stande ſähe, ihn beſſer noch zu belohnen. Der König hoffte durch den höheren Rang ihm zugleich den Eintritt in andere Kriegsdienſte zu erſchweren; denn Schulenburg blieb ſtets des früheren Vorhabens eingedenk, und wiederholte von Zeit zu Zeit dringender ſein Abſchiedsgeſuch; ihm wurde ein Jahr lang der Gehalt ſeiner neuen Würde ausgezahlt, während er ſich noch immer weigerte ſie ſelbſt anzunehmen. Die polniſch-ſächſiſchen Angelegenheiten befanden ſich in der That in einem troſtloſen Zuſtande, und gewährten keine Ausſicht zu einer freudigen und erfolgreichen Thätigkeit. Das Kriegsweſen gerieth, ungeachtet aller Bemühung, die darauf ernſthaft von Untergebenen, aber nur ſcheinbar von obenher verwendet wurde, in immer größeren Verfall; nirgends war Einheit, Ordnung und Plan. Der Hof lebte in den Genüſſen des Tages, und ließ in Sorgloſigkeit untergehen, was er nicht durch Ränke der Gunſt und Laune noch entſchiedener zu Grunde richtete. Schulenburg ließ ſich am Ende dennoch überreden, in dieſen Verhältniſſen ferner auszuharren, wobei mehr als die ſchmeichelnde Hofgunſt die Betrachtung wirkte, daß ſein Weggehen dem Ganzen die letzte Stütze rauben würde, durch die es noch einigermaßen zu beſtehen ſchien. Die nachfolgenden Ereigniſſe waren aber von der Art, daß er ſeine Nachgiebigkeit bitter bereuen mußte.

Während des Jahres 1705 hielt Schulenburg ſich größtentheils in Sachſen auf, wo er mit Bildung eines neuen Heeres hinreichend beſchäftigt war. Hiebei hatte er mit Ränken und Verdrüſſen aller Art zu kämpfen, beſonders von Seiten derer, die ihn hätten unterſtützen ſollen. Der General, nachherige Feldmarſchall, Graf Jakob Heinrich von Flemming, erlaubte ſich gegen ihn Aeußerungen, die einen Zweikampf zur Folge hatten, in welchem Flemming ausglitt und fiel, worauf ihn Schulenburg nöthigen wollte, um ſein Leben zu bitten, deſſen jener ſich indeß beharrlich weigerte; der Streit wurde zwar geſchlichtet, aber Schulenburg erklärte dem Könige, daß er weder unter Steinau noch unter Flemming dienen wolle. Er ging eine Zeitlang mit Urlaub auf ſeine Güter, begleitete darauf den König in die böhmiſchen Bäder, von wo die Zeitumſtände ihn aber bald zurückriefen. Die Angelegenheiten von Polen, und ſelbſt die Lage von Sachſen, wo man einen feindlichen Einbruch des Königs von Schweden fürchtete, geboten ungemeine Anſtrengung. Die Truppen wurden ſo viel als möglich in Stand geſetzt, und nachdem ſie bei Torgau eine Zeitlang in Uebungen zugebracht, rückten ſie endlich 18,000 Mann ſtark gegen die Oder vor, wo ſie bei Guben ein Lager bezogen. Schulenburg begab ſich von Dresden, wo er zuletzt krank gelegen, noch nicht ganz hergeſtellt im Oktober nach Guben, und erkrankte bald auf's neue. Hier beſuchte ihn der König Auguſt zu mehrerenmalen, und unterhielt ſich gern mit ihm; die erneuerte Bitte um Entlaſſung, zu welcher fremde Dienſtanträge, auch jetzt ſchon venetianiſche, ſtets neuen Anlaß gaben, wurde wie früher beſeitigt. Der eintretende ſtrenge Winter nöthigte jedoch bald wieder zur Aufhebung des Lagers, und die Truppen bezogen in Sachſen Winterquartiere. Der König reiſte von Guben mit einiger Bedeckung nach Grodno, wo der Zar Peter an der Spitze beträchtlicher Heeresmacht ſeiner wartete; er ließ dahin von Krakau auch ſeine Garden und einige Reiterei kommen, wobei der Bruder unſeres Schulenburg ſich als Generalmajor befand.

In Sachſen ſelbſt ergaben ſich inzwiſchen bedenkliche Verhältniſſe; nicht bloß von Seiten der Schweden drohte Gefahr, auch im Innern hatte man einen Feind zu fürchten. Der Liefländer Patkul, früher General in Dienſten des Königs von Polen und jetzt bei demſelben Geſandter des Zars und zugleich Befehlshaber der moskowitiſchen Hülfstruppen, die Schulenburg auf dem Zuge von der Weichſel nach Sachſen glücklich mit durchgebracht hatte, glaubte Urſache zu haben, den König Auguſt zu befeinden, und knüpfte im Namen des Zars mit den Höfen von Berlin und Wien gegen jenen ſolche Verhandlungen an, daß den ſächſiſchen Miniſtern, als ſie dieſelben entdeckten, die äußerſte Beſorgniß daraus erwuchs. Die Gegenwart der moskowitiſchen Truppen gab den Anſchlägen Patkul's ein gefährliches Werkzeug, das ihnen jeden Augenblick zur Ausführung verhelfen konnte; man glaubte daher ohne Säumen einen Entſchluß nehmen zu müſſen. Die Miniſter hielten eine Berathung, zu welcher auch Schulenburg, als Befehlshaber der Truppen in Sachſen, ſo wie andere angeſehene Generale, gezogen wurden. Alle waren unſicher und zaghaft, bis auf Schulenburg, der allein auf Ergreifung entſchiedener und raſcher Maßregeln drang, zu denen die Lage der Dinge hinreichende Vollmacht ſei, und ſo erhielt er ſelbſt von der Verſammlung den Befehl zur Verhaftung Patkul's, den er ſogleich in aller Stille aufheben und nach Sonnenſtein in Gewahrſam bringen ließ. Die Sache erregte vielfaches Aufſehen und großen Unwillen, ſowohl in Sachſen ſelbſt, wo Patkul bedeutende Verbindungen hatte, als bei den Höfen von Berlin und Wien, beſonders aber bei dem Zar, der über dieſe Verletzung des Völkerrechts anfangs die heftigſte Beſchwerde führte, ſpäterhin jedoch, — ob in Wahrheit oder zum Schein, iſt ungewiß, — den Vorgang durch die Beweiſe, die ſich gegen Patkul aus deſſen Papieren ergeben ſollten, als hinlänglich gerechtfertigt annahm. Schulenburg ſpricht von Patkul's Verrätherei als einer unzweifelhaften Sache; möglich allerdings, daß er ohne Vollmacht gehandelt, aber wahrſcheinlicher iſt freilich das Gegentheil; es ſcheint, derſelbe habe die geheimen Betreibungen der ſächſiſchen Miniſter zu einem beſonderen Frieden mit dem Könige von Schweden, wobei der Zar ſeinem Schickſale überlaſſen bleiben ſollte, durch nicht minder liſtige Einleitungen zu einem beſonderen Frieden für dieſen, wobei Sachſen das Opfer werden ſollte, zu überbieten geſucht; ein Wetteifer, in welchem freilich, bei ſtatthabender Entdeckung, der zuerſt an Tag gezogene Unterhändler erliegen, und die ſchwerſten Folgen eines wenn auch verſtellten Zornes auf ſich nehmen mußte! Als der König Auguſt ſpäterhin von Grodno nach Dresden zurückgekommen war, billigte er das Verfügte, und Patkul, den der Zar nicht mehr zurückforderte, blieb in ſächſiſchem Verhaft, unglücklicherweiſe ſo lange, bis der unverſönliche Haß Karl's des Zwölften ihn zu grauſamem Todesloſe ausgeliefert erhielt.

Unterdeſſen hatten üble Nachrichten aus dem Innern ſeines Reiches den Zar aus dem Lager von Grodno ſchleunigſt abgerufen, und der König Auguſt verließ in der Mitte des Januars 1706 gleichfalls dieſen Ort, und ging mit einem Theile der Truppen nach Warſchau. Von hieraus ſchrieb er an Schulenburg wiederholt die dringendſten Mahnungen, die in Sachſen befindlichen Truppen aus den Winterquartieren zu ziehen, und ungeachtet der heftigen Kälte, welche die Elbe und Oder mit ſtarker Eisdecke überzogen hatte, ſofort nach Polen vorzurücken, und daſelbſt den ſchwediſchen General Rehnſchöld, der mit einigem Kriegsvolk in Großpolen ſtand, während Karl der Zwölfte in Litthauen Winterquartiere hielt, unvermuthet anzugreifen und zu ſchlagen.

Dieſer Auftrag hatte große Schwierigkeiten. Die ſächſiſchen Truppen, der Zahl nach beträchtlich genug, waren übel zuſammengeſetzt; das Fußvolk beſtand aus 15 Bataillons größtentheils neuausgehobener Leute, aus 4 Bataillons der bei Höchſtädt gefangen genommenen Franzoſen und Schweizer, die ſammt ihren Offizieren gleich wieder Dienſte genommen hatten, und aus 10 Bataillons Moskowitern, deren ſchon mehrmals Erwähnung gethan worden; die Reiterei war 40 Schwadronen ſtark, alles zuſammen 18,000 Mann. Aber Kriegszucht, Muth und Tüchtigkeit wurden gänzlich vermißt, niemand that ſeine Pflicht, alle Ordnung und aller Gehorſam fehlte, und Schulenburg, der dieſelben mit feſter Strenge handhaben wollte, wurde dafür bitter gehaßt und getadelt. An Geld fehlte es gänzlich, und Schulenburg mußte aus eigenen und ſeiner Freunde Mitteln über 50,000 Thaler vorſtrecken. Der Feldmarſchall von Steinau hatte zwar den ſächſiſchen Dienſt endlich verlaſſen, aber unter den Generalen und Offizieren behielt er viele Anhänger, die ſich bei ſeiner Weiſe gut befunden hatten; es gab eine Menge Partheiungen und Ränke, die ſich einander leidenſchaftlich bekämpften, wobei zuletzt immer der Dienſt den größten Schaden litt. Die ſächſiſchen Soldaten, Neulinge vor dem Feinde, zitterten bei dem bloßen Anblick der Schweden, und viele Generale und Offiziere theilten dieſe Stimmung. Einen ſolchen Heerhaufen, der nur darauf zu warten ſchien, daß er eine Gelegenheit fände ſich aufzulöſen, inmitten des ſtrengſten Winters unter den größten Entbehrungen dem kriegsmuthigen abgehärteten Feind entgegenführen, hieß ſich der Vernichtung ausſetzen. Schulenburg ſchrieb dies alles dem Könige, dem der Zuſtand ohnehin ſchon genug bekannt war, und beſchwor ihn, nicht ſolchergeſtalt das Unglück herauszufordern; er legte ihm zugleich andere Plane vor, die ſich mit beſſerer Zuverſicht befolgen ließen; er drang vor allen Dingen auf Vereinigung der geſammten Streitkräfte, deren beſter Theil bei dem Könige war; oder wünſchte wenigſtens das Frühjahr abzuwarten. Doch der König verwarf dieſe Vorſtellungen, und wiederholte die ertheilten Befehle; ja er ſchrieb nebenher einen beſonderen Brief an Schulenburg, worin er dieſen perſönlich nochmals ermahnte, nicht länger zu ſäumen, ſondern nur eiligſt nach Polen vorzurücken und den General Rehnſchöld, der nur wenige und ſchlechte Truppen habe, aufzureiben, der Augenblick ſei günſtig, der Erfolg unzweifelhaft. So träumte man im Hoflager, und täuſchte ſich nach Belieben über die feindliche wie über die eigene Stärke. Es war eine Liſt von Rehnſchöld, daß er ſein Kriegsvolk überall für ſehr gering angeben ließ; Schulenburg aber, der vielfache und genaue Kundſchaft einzog, hatte bald erfahren, daß die Schweden 40 Schwadronen Reiter und 12 Bataillons Fußvolk, im Ganzen gegen 11,000 Mann zählten, größtentheils alte verſuchte Truppen. Freilich waren die Sachſen an Fußvolk beinahe doppelt ſo ſtark, und mit vielem Geſchütz verſehen, welches jenen ganz abging; allein an Reiterei hatten die Schweden die Ueberzahl. Zu den Ermahnungen und Befehlen des Königs kam noch die Erklärung der ſächſiſchen Regierungsbehörde, daß ſie die Truppen nur noch wenige Tage verpflegen könne, nach deren Ablaufe weder Geld noch Brod ferner zu erwarten ſtände. Gedrängt von allen Seiten, aber unter den ſchlimmſten Vorgefühlen und mit äußerſtem Widerſtreben, führte Schulenburg endlich die ſächſiſche Heeresmacht, die er bei Sabor zuſammengezogen hatte, am 8. Februar über die Oder, und lagerte in dem durchſchnittenen Ufergelände drei Stunden von Frauſtadt, wo ſich der Feind ſchon zeigte. Noch immer hätte er dieſen, trotz der beſtimmten Befehle, zu vermeiden gewünſcht, um die Truppen erſt nach und nach zum Felddienſte zu gewöhnen, wäre nur auf irgend eine Weiſe für den Lebensunterhalt Rath zu ſchaffen geweſen; allein es blieb kein Ausweg, als gradaus vorzurücken, und die Schweden mit Gewalt aus Frauſtadt und Liſſa zu vertreiben, wo man Zufuhr aus der Gegend zu hoffen hatte. Die zum Kriegsrathe berufenen Generale und Oberſten wußten ſämmtlich keinen beſſeren Vorſchlag, nach ihren Worten durfte man überdieß den Feind ſchon beſiegt glauben, ſo zuverſichtlich rühmten ſie ſich der großen Ueberlegenheit. Der General Weſtromirsky, der die Moskowiter befehligte, denen man eine Anzahl deutſcher Offiziere beigegeben hatte, verſicherte, dieſe Truppen ſeien jetzt ganz andere geworden, und bloß mit ihnen wolle er die Schweden ſchlagen. Aehnlicher Betheuerungen vermaßen ſich andere Generale, und jede Beſorgniß galt beinahe als Feigheit.

Schulenburg beſchloß nun, obwohl ſchweren Herzens, den Feind anzugreifen. Der General Rehnſchöld hatte ſich etwas zurückgezogen, aber in der Abſicht, wie die von Reiterpartheien eingebrachten Gefangenen ausſagten, am folgenden Tage zum Angriff gegen die Sachſen wieder vorzurücken. Schulenburg traf demnach die ſorgfältigſten Anſtalten, gab die umſtändlichſten Befehle, ordnete alles ſelbſt an, und ſchärfte wiederholt den Generalen, Offizieren und Gemeinen die genaueſten Vorſchriften für alle die Fälle ein, die ſich vorauszuſehender Weiſe ereignen konnten. Nichts entging ſeiner Aufmerkſamkeit, er nahm Bedacht auf jedes Erforderniß, keinen Umſtand wollte er dem Zufall überlaſſen. Das Fußvolk ſollte zu drei Mann hoch geſtellt werden, die Reiterei zu zweien; die Stabsoffiziere der Fußvölker ſollten während des Gefechtes zu Pferde bleiben, um jeder entſtehenden Unordnung perſönlich deſto ſchneller abzuhelfen. Die größte Ordnung und Stille wurde anbefohlen, die Aufſparung des Feuers bis zur Annäherung auf 60 Schritt. Die Aufſtellung der ſpaniſchen Reiter wurde beſtimmt; ſie ſollten noch insbeſondere durch aufgeſtellte Schützen, hauptſächlich die Offiziere des Feindes bezielend, vertheidigt werden. Die Reiterei ſollte gar nicht ſchießen, ſondern gleich mit dem Degen in der Fauſt angreifen. Jeder Einzelne, wie jede Truppe, ſollte trachten, die anderen durch Beiſpiel und Aufſicht zu ermuthigen; bei Todesſtrafe wurden feige Reden unterſagt. Wenn Unordnung in einem Bataillon oder in einer Schwadron entſtünde, ſollten die nebenſtehenden ſich nicht daran kehren, ſondern nur ſelbſt ihrer Schuldigkeit eingedenk ſein; Verluſt des Lebens und der Ehre wurde auf das Verlaſſen des Schlachtfeldes geſetzt, zugleich aber durch ausgeſtellte Rückwachten dafür geſorgt, daß die Weichenden wieder zum Standhalten gebracht würden. Die Beſtimmung der Geſchütz- und Gewehrladungen wurde für eintretende Fälle verſchieden angeordnet, und den Offizieren beſonders anempfohlen. Nachdem dieſe und andere Vorſchriften ertheilt waren, rückte man in guter Ordnung vor, und kam Abends bis dicht vor Frauſtadt. Es war mitten im ſtrengſten Winter, und alle erdenkliche Sorgfalt nöthig, um die Menſchen und Pferde gegen die heftige Kälte zu ſchützen, die Wachen wurden häufig gewechſelt, die Patrouillen mußten die ganze Nacht in Bewegung bleiben. Noch vor Tage erhielt Schulenburg Nachricht von dem Anrücken der Schweden, und wählte ſchnell eine gute Stellung zwiſchen zweien Dörfern. Röhrsdorf, zur linken Seite, war von ſieben- bis achtfachen Hecken und Zäunen umgeben, und bot eine treffliche Vertheidigung dar; 2 Bataillons beſetzten daſſelbe, und gleiches geſchah mit Jägersdorf, das zur rechten Seite lag; die Reiterei bildete beide Flügel, zum Theil durch Hohlwege und glattgefrorene Teiche gedeckt; den linken Flügel befehligte der General von Dünewald, den rechten der General von Lützelburg, beide zuſammen der General von Plötz, der ſich jedoch mehr zu dem rechten halten ſollte, weil der linke ohnehin völlig geſichert ſchien. Den Zwiſchenraum beider Dörfer füllte das Fußvolk in vertiefter Linie aus; die beſten ſächſiſchen Bataillons, die bei Punitz mitgefochten, wurden in das erſte Treffen rechts geſtellt, dann von 2 Bataillons ein Haken gebildet, um die links angereihten Moskowiter, welche etwas zurückſtanden, beſſer zu unterſtützen. Das zweite Treffen war nach Verhältniß aus den gleichen Truppengattungen gebildet. Die ganze Linie war mit 32 Kanonen und 44 Granatmörſern beſetzt, ferner mit ſpaniſchen Reitern, die, mit Eiſenſpitzen und ſcharfen Meſſern beſchlagen und durch Ketten verbunden, vorzüglich den Moskowitern als ſtarke Bruſtwehr beſtimmt waren. In Betreff dieſer Truppen wurde noch eine beſondere Maßregel genommen. Sie galten für den unzuverläſſigſten Theil des Ganzen, und es war zu befürchten, daß der Oberſt von Görtz, der ſie ehemals befehligte, jetzt aber als Ueberläufer bei den Schweden diente, ſie ſogleich erkennen, und die ganze Stärke des ſchwediſchen Angriffs auf ſie lenken würde. Die Sachſen trugen damals rothe Röcke, die Moskowiter weiße mit rothem Unterfutter; Schulenburg ließ daher letztere ihre Röcke umwenden, und das Futter herauskehren, damit ſie gleich den Sachſen rothgekleidet erſchienen;

um nicht durch die Fahnen kenntlich zu werden, ſollten dieſe im Beginn des Treffens geſenkt bleiben. Zum Rückhalt waren die nöthigen Truppen ſchicklich angeordnet; für Sicherung des Gepäckes hinlänglich geſorgt. In dieſer Verfaſſung konnte man ſelbſt einer Uebermacht des Feindes mit allem Erfolge Trotz bieten, niemals befanden ſich Truppen vortheilhafter und ſicherer, angemeſſener und ſorgfältiger aufgeſtellt. Schulenburg beritt die ganze Schlachtordnung, wiederholte alle Vorſchriften und Ermahnungen, zeigte die Gewißheit des Sieges, wenn man ihn nur ernſtlich wolle, verhieß den Tapfern Belohnung und Strafe den Feigen. Leider jedoch fand er ſchon jetzt mehrere Offiziere und ſelbſt Generale nicht mehr des muthigen Sinnes, mit dem ſie im Kriegsrathe geredet; er ſchalt ihre Niedergeſchlagenheit, und hielt ihnen vor, daß hier ſelbſt Weiber es mit dem Feinde aufnehmen könnten, ſo lange ſie nur dem Schrecken nicht Raum gäben. Er befahl noch, die Truppen in unaufhörlicher Bewegung und bis zum Augenblicke des Gefechts in allerlei Kriegsübung zu erhalten, gab das Loſungswort: „Gott mit uns!“ und ritt ſodann zu ſeinem Generalſtabe, der vorwärts Röhrsdorf nach dem Feinde hin bei einer Windmühle hielt, wo man die ganze Gegend überſchaute. Die Schweden rückten in einer einzigen Linie heran, deren Mitte aus 12 Bataillons Fußvolk, untermiſcht mit vielen Schwadronen Reiterei, die beiden Flügel aus der gleichgetheilten übrigen Reiterei beſtanden. Das Erdreich neigte ſich von ihrer Seite abwärts, und gab dadurch dem Vordringen beſchleunigten Ungeſtüm. Schulenburg ertheilte ſeine letzten Befehle, ſprengte zu ſeinen Truppen zurück, und ließ der ganzen Linie nochmals kund thun, durch eine bloß viertelſtündige Ausdauer werde der Sieg errungen ſein. Zu ſeinem Erſtaunen fand er den General von Dünewald mit der Reiterei des linken Flügels ſchon jetzt nicht mehr auf der angewieſenen Stelle, ſondern aus zaghafter Verlegenheit hinter das Fußvolk zurückgewichen; er führte ihn wieder vor, und ermahnte den Oberſten; hierauf beſichtigte er noch den rechten Flügel, und begab ſich ſodann zu dem Fußvolk, wo er für das Treffen ſeinen Stand erwählt hatte.

Die Schweden griffen an. Der General Rehnſchöld ſtürmte zuerſt mit 8 Schwadronen gegen Röhrsdorf und den linken Flügel der Sachſen heran. Sogleich ergriff General von Dünewald die Flucht mit ſeiner ganzen Reiterei, die den Feind kaum recht erblickt hatte; Rehnſchöld verfolgte ſie heftig zwei Stunden weit, ohne ſich um die übrigen Truppen zu kümmern. Gegen den rechten Flügel der Sachſen drangen die Schweden gleichfalls 8 Schwadronen ſtark heran; der glatte Spiegel der gefrorenen Teiche machte ſie ſtutzen, aber nur einen Augenblick; ſie ſaßen ab, führten ihre Pferde an der Hand hinüber, ſtiegen wieder auf, und ſtürmten ohne Beſinnen auf ſächſiſche Schwadronen los, die jenem Uebergange ruhig zugeſehen hatten, und jetzt mit verhängtem Zügel davonjagten. Das ſchwediſche Fußvolk, mit Reiterei vermiſcht, griff herzhaft die Mittellinie an, drang, wiewohl nicht ohne Verluſt, durch die ſpaniſchen Reiter, und warf ſich zuerſt auf die Moskowiter, die, nach einmaligem verlorenen Losſchießen, die Gewehre wegwarfen und ihr Heil im Weiten ſuchten. Einige ſächſiſche Bataillons thaten anfangs gute Gegenwehr, und warfen den Feind ſogar zurück, aber nach wenig Augenblicken wurde die Flucht allgemein; Abtheilungen, die durch Zahl und Stellung der ganzen feindlichen Macht gewachſen waren, Fußvolk, Reiter, Artilleriſten, alles floh noch ehe das Gefecht ſie erreichte. Junge geputzte Offiziere flohen zuerſt; andere, welche die Ordnung herſtellen wollten, wurden von ihren eigenen Leuten erſchoſſen. Schulenburg in Verzweiflung ſuchte vergebens Einhalt zu thun; an der Spitze der 4 Bataillons Franzoſen und Schweizer wollte er eine vereinzelte ſchwediſche Abtheilung zurücktreiben, doch jene waren nicht von der Stelle zu bringen, ſie blieben eine Weile unbeweglich ſtehen, bis endlich die Mehrzahl die Gewehre wegwarf und zu den Schweden überlief. Noch hatten die Sachſen kaum 50 Todte und Verwundete, die Schweden waren überall aufgelöſt, und wenige Truppen konnten hinreichen, das Schickſal des Tages zu wenden. Während Schulenburg im Getümmel ermahnend und ſcheltend angeſtrengt ſeine ganze Kraft aufbot, traf ihn eine Kugel gegen den Hüftknochen, deren heftiger

Schlag, obwohl durch Mantel und Pelz geſchwächt, ihn beinahe vom Pferde warf; er nahm ſich indeß zuſammen, verhehlte Wunde und Schmerz, und ſuchte mit 11 Bataillons und 3 Schwadronen, die noch nicht alle Faſſung verloren hatten, einen geordneten Rückzug gegen Frauſtadt zu machen. Er wiederholte ſein kraftvolles Zureden, zeigte die Gewißheit der Rettung, und gelobte alle glücklich heimzuführen, wenn ſie nur einige Haltung behaupten und ſeinen Befehlen genau gehorchen wollten. Aber kaum zeigten ſich 2 ſchwediſche Schwadronen, die noch ziemlich von fern aber geradesweges im Trabe herankamen, ſo floh die noch übrige ſächſiſche Reiterei, das Fußvolk warf die Waffen weg, und drängte ſich verwirrt in einen Klumpen zuſammen, der ſein Geſchick wehrlos erwartete. Schulenburg befand ſich anfangs mitten darin, nicht ohne Mühe wickelte er ſich aus dem Gewirr hervor, und verließ, da nirgends mehr ein Halt zu erblicken war, von einem Fähndrich und einem Reitknecht begleitet, das gräuelhafte Schlachtfeld. Vier ſchwediſche Reiter verfolgten ihn; er wandte ſich, und ſchoß den nächſten, eben im Begriff ihn von hinten zu durchſtechen, mit der Piſtole vom Pferde, und ſetzte dann ſeinen Weg ungeſtört fort. Alles Geſchütz, alle Fahnen und alles Gepäck ging verloren. Die Schweden fanden auf dem Wahlplatze 6000 noch geladene Gewehre. Von den Sachſen entkamen viele durch die frühe Flucht glücklich über die Oder, von den Moskowitern wenige, ſie wurden nach ſchon beendigtem Gefechte, gleich geduldigen Schafen, von den Schweden grauſam niedergemacht. Ein paniſcher Schrecken hatte gleich anfangs die ganze ſächſiſche Linie ergriffen, Geiſt und Muth waren außerdem durch die furchtbare Kälte betäubt. Einzelne Züge von Heldenmuth fehlten zwar nicht, ſie blieben aber, wie gewöhnlich bei ſolch allgemeiner Niederlage, unwirkſam und ungerechnet. Die Schweden hatten geſiegt, weniger durch eigenes Verdienſt der Tapferkeit, als durch Feigheit, Schwäche und vielleicht ſogar Bosheit, welche auf Seiten der Gegner waren. Die Sachſen verloren gegen 9000 Mann, die verwundet oder todt auf dem Platze blieben; was noch übrig war, befand ſich auf der Flucht aufgelöſt und verſprengt. Der Verluſt der Schweden betrug kaum 1000 Mann. Solchen Ausgang nahm dies Treffen, von dem Schulenburg mit Recht ſchreiben konnte: „Aller Vortheil war auf unſerer Seite, nur der göttliche Beiſtand war entzogen.“

Der König Auguſt, der inzwiſchen von Warſchau mit ſeinen Truppen aufgebrochen war, ſtand nur 15 Meilen entfernt, als dieſes Treffen am 13. Februar 1706 bei Frauſtadt vorfiel; auch der General von Brauſe war mit einiger Reiterei von Krakau über Petrikau vorgerückt; alles zu ſpät und ohne Nutzen! Schulenburg ging über die Oder, und ſammelte die Trümmer ſeiner Truppen in Sabor. Er ſchrieb von hier einen ausführlichen Bericht über das Vorgefallene an den König, mit großer Mäßigung, ohne jemanden namentlich anzuklagen, doch voll tiefen Schmerzes über das erlittene Mißgeſchick; die Reiterei, ſagte er darin unter andern, habe gleich anfangs zu einem ſcharfen Gefechte wenig Belieben erwieſen, ſie und das Fußvolk habe weder Herz noch Hand gebrauchen wollen, er wünſchte, daß mit Aufopferung ſeines Lebens ſolches Unglück zu verhüten geſtanden. Doch verſagte er ſich nicht, dem Könige ſelbſt vorzuhalten, wie wenig derſelbe von dem Erlittenen überraſcht ſein könne, da ihm die Beſchaffenheit ſeiner Truppen längſt bekannt geweſen; er erinnerte an alles, was er früher in ſeinen Briefen gegen die erhaltenen Befehle eingewendet, an die Klagen, die er geführt, und deren Grund dennoch ſtets unverändert geblieben, ſo daß bloß die Einſicht, wie alles Bemühen hier unnütz und vergeblich ſein müſſe, ihn ſo oft habe bewegen dürfen, um ſeine Entlaſſung zu bitten. Hierauf begab ſich Schulenburg nach Dresden, wo er alles in der größten Beſtürzung fand. Er ſuchte die Miniſter des Königs in etwas zu beruhigen, traf die nöthigſten Anſtalten zur erſten Unterkunft der geretteten Truppen, und reiſte dann zum Könige, der ſich indeß nach Krakau wieder zurückgezogen hatte. Der König empfing ihn ſehr gnädig, und ſagte unter andern, er wiſſe ſelbſt aus Erfahrung, wie wenig er ſich auf ſeine Truppen verlaſſen könne. In dem Kriegsgerichte, welches mit Unterſuchung des ganzen Vorganges beauftragt wurde, ſollte Schulenburg den Vorſitz führen, er bat aber den König, ihn ſolcher Ehre zu überheben, da er in dieſe Angelegenheit perſönlich zu ſehr verflochten ſei, als daß er hoffen dürfe, ſeine Unpartheilichkeit in den Augen der Welt vollkommen zu behaupten. Der Vorſitz wurde darauf dem Gouverneur von Dresden, Grafen von Zinzendorf, übertragen, der zu Schulenburg's entſchiedenen Gegnern gerechnet wurde. Man ſchmiedete allerlei Ränke, um die Schuld, welche man durch keine Bemühung auf den Oberbefehlshaber bringen konnte, — ſo klar und ſtark ſprachen alle Thatſachen und Zeugniſſe, — doch wenigſtens von denen abzuwälzen, auf welchen ſie in Wahrheit haftete. Schulenburg verhielt ſich während der ganzen Unterſuchung höchſt gelaſſen und gleichgültig, und that keinerlei Schritte, weder zu ſeiner eigenen Rechtfertigung, noch zur Anklage Anderer. Die allgemeine Stimme hatte ihn längſt von jedem Vorwurfe freigeſprochen, und ſein Kriegsruhm wurde durch das Treffen bei Fraustadt ſo wenig geſchmälert, daß derſelbe vielmehr nur um ſo ehrenvoller ſich ausbreitete, je nachdem ſeine getroffenen Anſtalten und ſein perſönlich tapferes Benehmen allgemeiner bekannt wurden. Der König, unzufrieden mit dem unredlichen Gange der Unterſuchung, durch welche mit ſchamloſer Frechheit die ſtrafbarſten Leute, ſobald nur einige Hofgunſt ſie ſtützte, freigeſprochen, dagegen minder ſtrafbare, aber ſchutzloſe, zu den grauſamſten Strafen verurtheilt wurden, verwarf die Ausſprüche des Kriegsgerichts, und erklärte, er ſehe nur allzuſehr aus allen Ergebniſſen, wie wahrhaft Schulenburg ihm den Zuſammenhang der Sache berichtet habe, die Truppen hätten freilich ihre Schuldigkeit nicht gethan, aber mehrere Generale und Offiziere noch weit weniger, und die Feigheit der Anführer habe die der Truppen zur Folge gehabt. Eine neue Unterſuchung fand aber nicht Statt; einige Offiziere und Soldaten, die zuerſt feldflüchtig geworden, wurden am Leben geſtraft, andere zur Feſtung verurtheilt oder ſchimpflich weggejagt; im Uebrigen blieb Alles beim Alten. —

Schulenburg führte während des andauernden Aufenthaltes, den der König Auguſt in Polen genommen, nach wie vor den Oberbefehl über die Truppen in Sachſen, deren

Herſtellung er unabläſſig aus allen Kräften betrieb, obwohl der Erfolg keineswegs ſeinem Eifer entſprach, denn die Miniſter erklärten ſich außer Stand, die nöthigen Hülfsmittel herbeizuſchaffen. Dieſer traurige Oberbefehl konnte gleichwohl den Neid des Generals Grafen von Flemming erregen, der von Berlin, wo er Geſandter des Königs war, an den Hof nach Polen reiſte, um die Umſtände, die er ſich günſtig glaubte, gegen Schulenburg zu benutzen. Er kehrte jedoch aus Polen diesmal unverrichteter Sache zurück, und Schulenburg behielt die Führung der Kriegsſachen. Inzwiſchen traf gegen Ende Auguſts 1706 in Dresden die Nachricht ein, daß Karl der Zwölfte über die Weichſel gegangen, in Großpolen den General Rehnſchöld an ſich gezogen habe, und geradesweges auf Sachſen losgehe. Der König von Schweden war der unaufhörlichen Hin- und Herzüge in dem weitläufigen und zerrütteten Polen, durch die nichts zur Entſcheidung kam, endlich überdrüſſig, und wollte dieſe, trotz alles Widerrathens ſeiner Generale, nun auf dem kürzeſten Wege dadurch herbeizwingen, daß er den Krieg unmittelbar in die Erbſtaaten ſeines Gegners hineinſpielte. Hier gerieth ſogleich alles in die äußerſte Beſtürzung; niemand wußte irgend Rath in dieſer furchtbaren Bedrängniß; die geängſteten Miniſter beriethen ſich jeden Tag mit Schulenburg. Allein die Lage der Dinge geſtattete auch dieſem wenig mehr auszurichten. Wohl waren alsbald einige Bataillons Fußvolk in nothdürftigen Stand geſetzt, die Reiterei dagegen war in ſolcher Eile nicht herzuſtellen; die Aushebung von Mannſchaft konnte nicht ohne Schwierigkeit geſchehen, frühere Anwerbungen von Hamburg her waren ſchon zu dem Könige nach Polen abgegangen. An kräftigen Widerſtand gegen die Schweden war bei den geringen Mitteln nicht zu denken; die Miniſter entſchloſſen ſich, bei dem Könige Karl für Sachſen um Frieden anzuhalten. Der Kammerpräſident von Imhoff und der geheime Referendair Pfingſten wurden nach Bautzen geſandt, um von dort aus mit dem Könige, der ſchon über die Oder gegangen war, Unterhandlungen anzuknüpfen. Schulenburg folgte ihnen dahin mit einigen Truppen, um die weiteren Bewegungen des Feindes wenigſtens zu beobachten. Er ſandte den General Jordan mit 500 Reitern gegen Görlitz vor, mit dem gemeſſenen Befehl, immer auf ſeiner Hut zu ſein und ſich in kein Gefecht einzulaſſen; die Schweden überfielen ihn dennoch, ſeine Mannſchaft wurde auseinandergeſprengt, er ſelbſt büßte ſeine Unaufmerkſamkeit mit dem Leben. Dieſer Vorgang, den das Gerücht ſehr vergrößerte, erfüllte die ſächſiſchen Truppen neuerdings mit Schrecken, und der Gedanke, auch nur den Anblick der Schweden im freien Felde zu beſtehen, mußte gänzlich ſchwinden. Die aus Polen eingehenden Willensmeinungen des Königs, die Rathſchläge der Miniſter und Schulenburg's eigene Anſicht der Dinge ließen keinen anderen Entſchluß mehr übrig, als ein möglichſt vortheilhaftes Abkommen mit dem Feinde zu treffen, bis dahin aber einige feſte Plätze zu bewahren, und die übrigen Truppen in Sicherheit zu bringen. Zur Beſatzung von Dresden, von Königſtein und Sonnenſtein blieben demnach 4000 Mann zurück, mit den übrigen nahm Schulenburg den Weg über Meißen nach Leipzig, wo er auch die Pleißenburg mit einiger Mannſchaft beſetzte. Er ſuchte den Magiſtrat von Leipzig zu bewegen, eine Summe Geldes zur Ausrüſtung der Truppen vorzuſchießen, aber nur nach vieler vergeblichen Bemühung, und bloß auf ſein perſönliches Wort, erhielt er zuletzt 8000 Thaler nebſt einigen anderen Gegenſtänden des dringendſten Bedarfes, doch ſchon zu ſpät, um dieſelben gehörig in Gebrauch zu ſetzen, da die ſchwediſche Reiterei ſchon über die Mulde gegen Leipzig heraneilte, um die Sachſen anzugreifen. Schulenburg brach ungeſäumt auf, und zog ſich nach Weißenfels und Naumburg, in der Abſicht über Chemnitz nach Böhmen zu entkommen, und auf dieſem Wege zu dem Könige nach Polen zu gelangen; der Mangel an Verpflegungsmitteln, dem er auf dieſer Straße nur durch baares Geld hätte abhelfen können, nöthigte ihn dieſen Plan aufzugeben, und ſeinen Rückzug gegen den Thüringer Wald fortzuſetzen. Unſägliche Mühſale hatte Schulenburg auszuſtehen; die Einwohner, überall ſchon der Schweden gewärtig, verſagten den Sachſen jede Hülfe, jedes noch ſo geringe Darlehen, unter den Truppen ſelbſt herrſchte die größte Auflöſung. Der General von Dünewald, der ungeachtet ſeiner bei Frauſtadt bewieſenen Feigheit durch die Gunſt, welche die Frau von Hoymb, damalige Geliebte des Königs, ihm zuwandte, wieder auf's neue einem Theil der Reiterei vorgeſetzt war, erbat ſich von Schulenburg in dem Augenblick, da ein Zuſammentreffen mit den Schweden befürchtet wurde, die Erlaubniß ſich zu entfernen, weil er ſich nicht wohl befinde; ein Gleiches that ein Oberſt von den Dragonern, und obgleich dieſem ſein Begehren abgeſchlagen wurde, ritt er dennoch davon und ließ ſein Regiment im Stich, welches hierauf unbefehligt in die Irre ging, und zurückgeholt werden mußte. Ganze Abtheilungen Reiter flohen vor dem Feinde, ſobald er ſich zeigte, und ließen ſich gar nicht wieder ſehen; truppweiſe kehrte das Fußvolk, nachdem es die Waffen weggeworfen, nach Sachſen zurück. Die noch bei den Fahnen blieben, litten Mangel und Noth in allen Dingen; die Einwohner hatten ihre Habe meiſtens geflüchtet, und ſperrten die Wege gegen die Nachdringenden durch Verhaue und ſonſtige Anſtalten. Ueber Weimar und Ilmenau ſetzte Schulenburg ſeinen bedrängnißvollen Rückzug fort. Ein ſchlimmer Umſtand vermehrte noch ſeine Verlegenheit. Er hatte die 8000 Thaler, die ihm in Leipzig dargeliehen worden, und einige Bekleidungsvorräthe, die zu vertheilen keine Zeit geweſen, dem Hauptmann von Benkendorf übergeben, der damit nach Eiſenach vorausgehen und dort neue Befehle erwarten ſollte. Dieſer Offizier flüchtete aber von Eiſenach, wo er ſich nicht ſicher glaubte, ſogleich weiter nach Kaſſel, wo er dem ſächſiſchen General Prinzen Ferdinand von Kurland erſt ſeine Sendung, und, durch deſſen Vorſpiegelungen verleitet, alsbald auch 5000 Thaler anvertraute, mit dem Beding, ſie dem General Schulenburg, ſobald dieſer ſie fordern würde, abzuliefern. Aber der Prinz hatte kaum die Summe in Händen, als er eine Stafette an Schulenburg ſandte, anzeigend, daß er das Geld behalten werde, um ſich wegen einer Schuldforderung an den König von Polen bezahlt zu machen, auch würde ja den ſächſiſchen Truppen ohnehin jetzt das Geld weniger nöthig ſein, da der Abſchluß des Friedens ganz nahe bevorſtehe. Schulenburg antwortete dem Prinzen in ſtarken Ausdrücken, und ſchrieb auch dem

Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, dem Schwager des Prinzen, bittere Beſchwerden über dieſes hinterliſtige und gewaltſame Benehmen, aber beides ohne Erfolg. Er ſah niemals etwas von dieſem Gelde wieder, fand ſich für den Augenblick ohne alle Baarſchaft, und mußte, um nicht ganz entblößt zu bleiben, zur Beſtreitung der dringendſten Bedürfniſſe 2000 Thaler aus Prag holen laſſen, wo zum Glück noch einige Gelder zu heben waren.

Inzwiſchen hatten die Sachſen in Zerrüttung und Noth den Thüringer Wald zurückgelegt, und die Schweden, deren Reiterei unter dem Oberſten von Görtz ihnen bisher nachdrücklich auf den Ferſen geweſen, ſetzten hier endlich ihrer Verfolgung ein Ziel. Während Schulenburg dem Ueberreſte ſeiner Leute einige Ruhe gewährte, erhielt er vom Könige den Befehl, dieſe Truppen jetzt nicht mehr nach Polen zu führen, wo ſie bei ihrer Ankunft nichts mehr nützen, ſondern nur zur Laſt fallen würden, indem der Frieden mit Schweden ſchon ſo gut wie abgeſchloſſen ſei; vielmehr habe er ſich zu bemühen, dieſe Truppen in gutem Dienſtverhältniſſe bei dem verbündeten Heere anzubringen, wozu durch die ſchon in Anſpruch genommene Verwendung des Kurfürſten von Hannover bei dem Herzoge von Marlborough die beſte Hoffnung vorhanden ſei. Schulenburg begab ſich nach Bamberg, um ſich mit dem Kurfürſten von Mainz zu beſprechen, und ein erſtes Unterkommen für die Truppen zu verabreden. Allein die Sache fand große Schwierigkeiten. Nur nach vielen Einwendungen nahm der Prinz Ludwig von Baden in ſeinem Heere vor Philippsburg endlich 1500 Moskowiter auf, welche dennoch bald nachher wieder entlaſſen wurden, und durch Böhmen und Polen heimziehen mußten. Den Reſt der Truppen führte Schulenburg auf die Nachricht von dem zwiſchen Sachſen und Schweden am 14. September 1706 zu Alt-Ranſtädt geſchloſſenen Frieden nach Thüringen zurück, wo ſie Quartiere bezogen; er ſelbſt reiſte nach Warſchau, wohin der König ſich mit ſeinen Truppen einſtweilen verfügt hatte, um ſich den Moskowitern zu entziehen, von welchen er, nachdem ſein Bündniß mit dem Zar durch den Frieden aufgelöſt war, nur Ungelegenheiten befürchten mußte. Schulenburg fand eine ziemlich kalte Aufnahme; ſeine Feinde hatten nicht unterlaſſen, in einer Zeit, wo die Zuſtände des Krieges nur traurige Ergebniſſe darboten, die widerwärtigen Eindrücke auch gegen den Feldherrn zu wenden. Ihm widerfuhr ſogar eine beleidigende Zurückſetzung. Der König hatte nämlich in Grodno dem ruſſiſchen Feldmarſchall Ogilvy, der das Heer des Zars befehligte, das Verſprechen gegeben, ihn nach dem Abgange Steinau's an deſſen Stelle auch zum ſächſiſchen Feldmarſchall zu ernennen; dies geſchah jetzt, wiewohl auch Schulenburg von dem Könige, als dieſer ihn von ſeinem Abſchiedsgeſuche zurückzubringen bemüht geweſen, mündlich und ſchriftlich die betheuernde Zuſicherung empfangen hatte, daß niemand ihm in Betreff der Befehlsführung jemals vorgehen würde. Sein Inneres empörte ſich mehr um der Wortbrüchigkeit und Schwäche, die ihm gegenüber ſtand, als um der Beeinträchtigung willen, die er ſelbſt erlitt; und die derjenige nicht allzuhoch in Anſchlag bringen konnte, der dieſe Verhältniſſe mit allen ihren Ausſichten nur immer gewünſcht hatte zu verlaſſen. Er unterdrückte jedoch ſeinen Unwillen und führte keine Beſchwerde, da er dies für den Augenblick völlig zwecklos hielt; er war ſogar bedacht, mit Ogilvy ſelbſt im beſten Einverſtändniſſe zu leben. Der König begab ſich von hier zuerſt wieder nach Krakau, wo er inmitten ſeines glänzenden Hofes und in der reizenden Geſelligkeit von Polen die Unglücksfälle ſeiner Staaten zu vergeſſen ſchien, dann endlich nach Leipzig, wo auch Schulenburg bald eintraf, und plötzlich wieder, gegen alles Erwarten, in großer Gunſt erſchien. Der König gab die angenehmſten Feſte, erluſtigte ſich mit Scheibenſchießen und Ringelſtechen, hielt Jagden bei Fackelſchein, und dieſen Vergnügungen, an denen die damalige Geliebte des Königs, Frau von Hoymb, ſpäter zur Gräfin von Koſel erhoben, und viele ſchwediſche Generale Theil nahmen, mußte auch Schulenburg regelmäßig beiwohnen, zum größten Verdruſſe ſeiner Gegner, die ihn bald auch wieder in den wichtigſten Staatsgeſchäften zu Rathe gezogen ſahen.

Karl der Zwölfte hielt Sachſen fortwährend beſetzt, und drückte das Land durch harte Kriegslaſten; er ſelbſt hatte ſein Hauptquartier auf dem Edelhofe zu Alt-Ranſtädt, wo er in ſtrenger Einfachheit wie ein rauher Krieger lebte. Der König Auguſt, den er in Polen entthront und durch ſonſtige harte Friedensbedingungen tief gedemüthigt hatte, beſuchte ihn mehrmals, und es fanden zwiſchen beiden viele Höflichkeiten ſtatt. Auch Schulenburg machte dem Könige von Schweden zu Alt-Ranſtädt ſeinen Beſuch. Der König empfing ihn in ſeinem Kabinet, und trat ihm ſogleich entgegen, und da Schulenburg nach einer Verbeugung ſchweigend die Anrede des Königs erwartete, ſchritt dieſer, ohne ein Wort zu ſprechen, immer näher auf ihn ein, und drängte den allmählich Zurückweichenden auf dieſe Art bis zu einer Ecke des Zimmers; nach dieſer ſeltſamen bildlichen Wiederholung von Punitz brach er das Schweigen, und begann ein Geſpräch über die Kriegsbegebenheiten, welche ſie zuſammen gehabt; einige ſchwediſche Generale miſchten ſich in die Unterhaltung, die alsbald ſo lebhaft wurde, daß der König gegen ſeine Gewohnheit lachte und ſcherzte, und eine Stunde auf ſolche Weiſe zubrachte. Während der Mittagstafel, bei welcher Schulenburg neben dem Könige ſaß, ſprach dieſer kein Wort, und ſah ernſthaft vor ſich hin. Nach dem Eſſen, das nicht über eine halbe Stunde dauerte, folgte Schulenburg nebſt den ſchwediſchen Generalen dem Könige wieder in ſein Kabinet, und man verbrachte abermals eine Stunde in munteren Geſprächen über mannigfache Gegenſtände. Schulenburg ſpeiſte noch ein zweitesmal bei ihm, und ſprach ihn auch bei anderer Gelegenheit öfters, immer auf gleiche Weiſe begünſtigt und ausgezeichnet, indem der König Gefallen fand ſowohl allgemeine Verhältniſſe als beſondere Vorfälle aus dem Fache des Kriegsweſens mit ihm durchzuſprechen. Schulenburg entwirft in ſeinen Denkwürdigkeiten von dieſem großartig ſonderbaren Fürſten eine gute Schilderung, von vielen merkwürdigen Zügen belebt, und im Ganzen dem Bilde nicht unähnlich, welches ſpäterhin durch Voltaire's Feder lebhaft ausgeführt, der dieſe Züge dabei vor Augen hatte, allgemeine Verbreitung und bewundernden Beifall gefunden hat. Der Anſchein guten Vernehmens zwiſchen dem Könige Auguſt und Karl dem Zwölften hinderte indeſſen letzteren ſo wenig als der geſchloſſene Frieden, in Sachſen völlig wie in einem eroberten Lande zu hauſen; man rechnete, daß die Schweden binnen 13 Monaten an baarem Geld und anderen Leiſtungen über 21 Millionen Thaler daraus gezogen. Bei dieſer Bewandtniß glaubten die Sachſen durch den für ſie ganz unwirkſamen Frieden auch ihrerſeits gegen die Schweden nicht mehr gebunden zu ſein, und man ſann auf Mittel, ſich der unleidlichen Bedrückung zu entledigen. Schulenburg unter andern entwarf einen Plan, den König von Schweden in Alt-Ranſtädt, wo er mit geringem Gefolge, und auf Stundesweite von den nächſten ſchwediſchen Truppen entfernt, im Quartier lag, nächtlich aufzuheben, ihn nach Königſtein zu führen und dort ſo lange gefangen zu halten, bis er den Frieden, unter billigen Bedingungen neu geſchloſſen, treu erfüllt, und alle ſeine Truppen nach Schweden zurückgeſchickt hätte. Die Sache war leicht und faſt ohne Gefahr auszuführen, Schulenburg hatte ſelbſt mit vier Offizieren die Oertlichkeit genau erkundet, und drang mehrmals in den König, ihm Vollmacht und Auftrag zu ertheilen; allein dieſer konnte ſich nicht entſchließen, und erſchrack immer auf's neue vor dem Gedanken an die Folgen, welche die Sache haben könnte, nicht erwägend, daß die Furchtbarkeit des Feindes mit deſſen Gefangenſchaft aufgehört hätte. Als bald nachher im September 1707 Karl der Zwölfte bei ſeinem endlichen Abzuge aus Sachſen unvermuthet in Dresden erſchien, und nur von vier Generalen begleitet ſich der Gewalt ſeines bisherigen Gegners anvertraute, wurde derſelbe Vorſchlag von Anderen angeregt, der jedoch diesmal weniger rechtlich zu begründen war; allein die beſtürzten Gemüther vermochten ſich nicht ſo ſchnell zu faſſen, und ehe ein Entſchluß zu Stande kam, war die Gelegenheit ſchon vorübergegangen. Schulenburg aber befand ſich in dieſer Zeit gar nicht in Dresden, ſondern auf einer Reiſe in Hannover, wohin beſondere Umſtände ihn geführt hatten.

Seinen Unmuth über ſo mancherlei Mißgeſchick, das ihn niederbeugte, hatte der König Auguſt auf die Werkzeuge geworfen, die ihm bei dem unheilvollen, aber von ihm ſelbſt beeilten Friedensſchluſſe gedient hatten. Der Präſident von Imhoff und der geheime Referendair Pfingſten waren verhaftet und nach Königſtein gebracht worden, weil ſie, ſo hieß es, bei dem Friedensgeſchäft über ihre Vollmachten hinausgegangen waren. Das Gerücht hatte ſich verbreitet, auch der General Schulenburg, dem man allerlei vorwerfe, ſolle verhaftet werden. Auf dieſe Nachricht ſandte der Kurfürſt von Hannover, mit Schulenburg's Schweſter durch Bande dauernder Zuneigung innig verbunden, und dadurch auch für dieſen mit lebhaftem Antheil erfüllt, ſogleich deſſen jüngeren Stiefbruder, der in ſeinen Hofdienſten ſtand, mit dem Auftrage nach Dresden, den General zu warnen, und ihn einzuladen, im Falle wirklicher Gefahr nur ſogleich an den Hof nach Hannover zu kommen. Schulenburg war allerdings in der Gunſt des Königs wieder geſunken, fürchtete aber keine ſolche Maßregel, zu welcher auch, wie er wußte, nicht der geringſte Grund vorhanden war; doch mochte er ſelbſt wünſchen ſich eine Zeitlang zu entfernen, und die Ungunſt ſelbſt zu ihrer eigenen Widerlegung gebrauchend bat er den König, nach vieler Klage, daß ſo nachtheilige Gerüchte über ihn in Umlauf geſetzt würden, um die Erlaubniß, durch ſein perſönliches Erſcheinen an mehreren Höfen den Ungrund jener Ausſtreuungen thatſächlich darzuthun. Dieſe Erlaubniß wurde ihm gern ertheilt, und er reiſte zuvörderſt nach Hannover, dem Kurfürſten für ſeine beſondere Theilnahme ſich dankbar zu erweiſen. Dieſer war eben im Begriff nach dem Rhein abzugehen, um daſelbſt den Oberbefehl der Reichstruppen zu übernehmen, und ließ durch ſeinen Geſandten in Dresden für Schulenburg um die Anführerſtelle über die ſächſiſchen Kriegsvölker nachſuchen, allein dieſe Stelle war bereits dem General Grafen von Wackerbarth zugeſagt, der als ſächſiſcher Geſandter in Wien die Verwendung des Kaiſerlichen Hofes für ſich hatte. Nichtsdeſtoweniger überwog zuletzt der Einfluß des Kurfürſten, in welchem ſchon der künftige König von Großbritannien berückſichtigt wurde, und Schulenburg erhielt im Frühjahr 1708 eine Sendung in das Hauptquartier der Verbündeten in den Niederlanden, wohin auch im Juni die ſächſiſchen Truppen 9000 Mann ſtark zogen, um in holländiſchem Solde gegen die Franzoſen zu fechten, er hatte den Auftrag, die Verwendung dieſer Truppen zu beaufſichtigen, und über den Gang der Kriegsſachen zu berichten.

Der Krieg um die Erbfolge in Spanien wurde zwiſchen Ludwig dem Vierzehnten und den wider ihn verbündeten Gegnern mit aller Erbitterung fortgeführt. Den franzöſiſchen Befehlshabern, dem Herzoge von Vendome und ſpäter dem Marſchall von Villars, ſtanden der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough, beide in ſeltener Eintracht ſiegreich verbunden, als Anführer des verbündeten Heeres in den Niederlanden gegenüber. Schulenburg fand hier erwünſchte Verhältniſſe, tüchtige Streitkräfte, geſchickte Führung, erprobte Feldherren, welche ſeinen Werth erkannten, und ſein Vertrauen verdienten. Schulenburg war kaum bei dem Heer angelangt, als am 11. Juli 1708 die Schlacht von Oudenaerde vorfiel, in welcher die Verbündeten ſiegten, und auch Schulenburg als freiwilliger Mitkämpfer ſich durch Heldenmuth auszeichnete. Unvermuthet fand bald nachher auch der König Auguſt ſich bei dem verbündeten Heer in den Niederlanden ein, und war Zeuge des guten Fortganges der Dinge. Schulenburg that ſich überall in Rath und Ausführung hervor; ſein geiſtvolles Urtheil und ſeine beſonnene Tapferkeit gewannen ihm vor allen die Zuneigung des Prinzen Eugen, der ihm beſonderes Vertrauen bewies und die ehrenvollſten Aufträge gab. Seine Stellung jedoch brachte es mit ſich, daß der Ruhm ſeines Namens minder ausſchließlich glänzte, als da er ſelbſt den Oberbefehl eines unabhängigen, wenn auch geringeren Ganzen geführt. Dagegen ſollte ſein Verdienſt hier auf einem ganz neuen Gebiete hervorleuchten. In den Niederlanden hatte man viel mit Belagerungen zu ſchaffen und Schulenburg, der zwar in jedem Theile der Kriegskunſt bewährte Kenntniß und Einſicht beſaß, aber bisher faſt nur im freien Felde gegen den Feind geſtanden hatte, lernte hier durch werkthätige Erfahrung in dem Feſtungskriege dasjenige Fach kennen, dem er künftig ſeines Ruhmes ſchönſten Lorbeer verdanken ſollte. Schon bei der Belagerung von Lille leiſtete er wichtige Dienſte und bezeichnete ſcharf die Fehler, welche gemacht wurden.

Im folgenden Jahre 1709 wurde Schulenburg nach dem Haag abgeſandt, um einen neuen Vertrag wegen der ſächſiſchen Truppen einzuleiten, welche vermehrt, und nach dem beſonderen Wunſche der Oberfeldherren im März unter ſeinen Befehl gegeben wurden. Als Zeichen erneuter Gunſt erſcheint auch, daß ihm der junge Graf Moritz von Sachſen, Sohn des Königs Auguſt, anvertraut wurde, um unter ſeiner Aufſicht die erſten Waffenproben zu beſtehen. Als Marlborough im Juni die Belagerung von Tournay unternahm, erhielt Schulenburg die Leitung eines der drei Angriffe, welche gegen die Feſtung angeordnet wurden. Seinem Befehle waren hiebei drei Generallieutenants untergeben, der Herzog von Argyle, der General von Weck und der Graf von Wackerbarth. Sein Angriff rückte von allen am ſchnellſten vor, und beunruhigte die Franzoſen am meiſten; er hatte bereits den bedeckten Weg von der Schelde, das dortige Hornwerk und die dabei befindlichen Baſteien mit Sturm erobert, und einen Ausfall glücklich zurückgeſchlagen, als die Beſatzung die Stadt übergab und ſich auf die Citadelle beſchränkte. Schulenburg eröffnete auch gegen dieſe die Laufgräben, und führte ſeinen Angriff über und unter der Erde, — denn in den Minen ſogar kam es zu förmlichen Gefechten, — mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß die Franzoſen nach 26 Tagen hartnäckigſter Gegenwehr ſich kriegsgefangen gaben. Kaum war dieſe Belagerung beendigt, ſo eilte Schulenburg mit ſeinen Truppen zu dem verbündeten Heere, welches ſich anſchickte, den Franzoſen eine Schlacht zu liefern, die aber der Prinz Eugen nicht zulaſſen wollte, bevor nicht die Belagerungstruppen von Tournay eingetroffen wären; ſie kamen Abends den 10. September an, und am 11. begann die große Schlacht von Malplaquet, in welcher von beiden Seiten mit hartnäckiger Ausdauer und größtem Verluſte geſtritten wurde, bis zuletzt doch die Franzoſen unterlagen. Schulenburg ſtand mit den Sachſen an dieſem heißen Tage im erſten Treffen, unter dem Befehl des Prinzen Eugen, und bewies ſo außerordentliche Proben der Einſicht und Tapferkeit, daß dieſer Feldherr ihm laut ſeine Bewunderung zollte, und ihn von dieſer Zeit mehr als irgend einen anderen ſeiner Generale ehrte.

Im Anfange des Jahres 1710 machte Schulenburg einen Beſuch in Sachſen, ging dann über Hannover nach den Niederlanden zurück, und nahm auf's neue an den Kriegsunternehmungen Theil. Im Juli wurde von Seiten des Prinzen Eugen ihm, und von Seiten Marlborough's dem holländiſchen General Baron Fagel die Berennung und Belagerung von Bethune aufgetragen, welche Feſtung mit einer ſtarken Beſatzung verſehen und dem tapferen General Dupuy-Vauban, einem Neffen des berühmten Marſchalls, zur Vertheidigung anvertraut war. Sie rückten mit 20,000 Mann am 15. Juli vor den Platz, der ſogleich berennt und bald nachher beſchoſſen wurde. Im Beginn machte Fagel auf ſeiner Seite raſchere Fortſchritte; Schulenburg hatte bei ſeinen Arbeiten größere Schwierigkeiten zu überwinden, weil der Boden, durch Ueberſchwemmung verdorben, erſt ausgetrocknet werden mußte, bevor der Angriff geſchehen konnte. Seine Anſtalten waren aber ſo zweckmäßig, daß ſelbſt die Holländer, jedes Waſſerbetriebes vor allen kundig, ihr Erſtaunen darüber ausdrückten; die Abzapfung des Waſſers, welche man für unmöglich gehalten, wurde mit großer Anſtrengung in wenig Tagen bewirkt; der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough kamen ſelbſt, um die merkwürdige Arbeit in Augenſchein zu nehmen. Schulenburg ſchlug hierauf mehrere Ausfälle der Belagerten ſiegreich zurück, und ſetzte dann ſeinen Angriff ſo raſch und nachdrücklich in's Werk, daß er bereits alle Anſtalten zum Hauptſturme traf, als die Franzoſen, in Erwägung dieſer Gefahr, den bisher hartnäckig vertheidigten Platz am 28. Auguſt an ihn übergaben. Fagel empfand über Schulenburg's unvermuthetes Gelingen ſolchen Verdruß, und konnte ſich ſo wenig in das Geſchehene finden, daß er kaum davon abzubringen war, die ſchon übergebenen Werke noch weiter zu beſchießen, um ſie auch ſeinerſeits einzunehmen. Mit der Eroberung einiger anderen Feſtungen, wobei wir Schulenburg's jedoch nicht erwähnt finden, wurde dieſer Feldzug geendigt.

Inzwiſchen hatten die Wandlungen der Gunſt und die

Ränke der Selbſtſucht am ſächſiſchen Hofe nach wie vor ihr verderbliches Spiel, und erſtreckten ihren gehäſſigen Einfluß auch auf Schulenburg's Verhältniſſe, und dies um ſo mehr, als mit ſeinem Verdienſt und Ruhm auch die Eiferſucht und Erbitterung ſeiner Feinde zunehmen mußte. Unerwartet wurde dem General Grafen von Flemming der Oberbefehl über alle ſächſiſchen Truppen verliehen. Schulenburg, hierüber mißvergnügt, und müde ſo vieler Widerwärtigkeiten und unaufhörlichen Plackereien, wiederholte ſein oftmals erneuertes Geſuch, und beſtand auf ſeinen Abſchied, den er endlich im April des Jahres 1711 erlangte. Vergebens ſuchte der König ihn auch diesmal wieder durch Verſprechungen und Schmeicheleien von ſeinem Vorhaben abzuwenden; er fand ihn unerſchütterlich in ſeinem Entſchluſſe beharrend, und mußte ihm willfahren. Er that es in Gnaden, und ließ ihm noch zuletzt, als Zeichen dankbarer Anerkennung ſeiner vieljährigen ruhmvollen Dienſte, ein Geſchenk von 12,000 Thalern reichen, zugleich als Erſatz für ſo mancherlei Opfer, die er aus eigenen Mitteln im Laufe dieſer Dienſte aufgewendet.

Die nächſtfolgenden Jahre brachte Schulenburg außer Anſtellung und Dienſt, aber keineswegs unthätig hin. Er trat ſogleich in Unterhandlungen wegen Eintrittes in Kaiſerliche Dienſte, dem jedoch der Prinz Eugen heimlich entgegenwirkte, reiſte nach Sachſen, beſuchte ſeine Güter im Magdeburgiſchen, begab ſich im Jahre 1712 zur Krönung Kaiſer Karl's des Sechſten nach Frankfurt am Main, hierauf nach Wien, dann wieder zum Heere des Prinzen Eugen nach Flandern, im Anfange des Jahres 1713 nach London, und ſodann, nachdem er in Holland dem Friedenskongreſſe von Utrecht beigewohnt, auf ſein Gut Emden, wo er über ein Jahr verweilte. Aber auch ohne in Staatsdienſten zu ſein, war er ohne Zweifel in den öffentlichen Angelegenheiten vielfach thätig und wirkſam. Seine Verbindungen in Sachſen dauerten fort; andere ſehr angeſehene hatte er, wie ſchon erwähnt, in Hannover; aus dem Kriegsdienſt in dem verbündeten Heere, der ehrenden Freundſchaft des Prinzen Eugen und der Hochachtung des Herzogs von Marlborough verblieben ihm nahe und wichtige Verhältniſſe. Seinen Reiſen, ſeiner Anweſenheit bei den genannten großen Staatshandlungen, kann wohl, neben perſönlichen Zwecken, ein politiſcher Antheil nicht ganz fremd geweſen ſein.

In Emden beſuchte ihn im Anfange des November 1714 der berühmte Leibnitz, mit welchem er ſchon früher in genauere Bekanntſchaft gekommen war. Gleich darauf reiſte Schulenburg an den Niederrhein, und von hier über Frankfurt am Main und Nürnberg nach Wien, wo wir ihn am Ende des Jahres in der ausgezeichnetſten Gunſt bei dem Kaiſer finden und im vertrauteſten Umgange mit dem Prinzen Eugen, der in den wichtigſten und geheimſten Arbeiten der Kriegs- und Friedensgeſchäfte ihn häufig zur Theilnahme berief. Sein Eintritt in Kaiſerliche Kriegsdienſte, dem früher manche Schwierigkeit entgegenſtand, würde jetzt leicht erfolgt ſein, wenn nicht von anderer Seite eine ganz neue Ausſicht ihn gerufen hätte, welche dem Kaiſerlichen Hofe wie ihm ſelbſt erwünſcht ſein mußte.

Die Republik Venedig befand ſich in ſchweren Krieg mit den Türken verwickelt, welche das Königreich Morea, durch die Venetianer unter Franz Moroſini heldenmüthig erkämpft und im Frieden von Karlowitz glücklich behauptet, mit allen Kräften wiederzuerobern ſtrebten. Venedig, ſeit Jahrhunderten nachtheilig ringend gegen die Wirkung der neuen Wege des Welthandels, fühlte längſt im Stillen die Wandlung der Zeiten, deren Zukunft ihm fortan kein neues Emporſteigen zu hoffen gab. Aber die Macht und Größe dieſes Staates waren ſo außerordentlich, daß ihre glänzende Entfaltung noch oft über ihre wirkliche Abnahme täuſchen konnte; Staatsklugheit und Tapferkeit erhielten noch weithinaus, und mehrten ſogar, auf Augenblicke, den erworbenen Beſitz und das überkommene Anſehen aus älterer Zeit. Geſchickte Unterhandlung wendete manche Gefahren ab, die aus den politiſchen Verwickelungen der europäiſchen Mächte oftmals hervorgingen; entſchloſſene Kriegsführung beſtand mit abwechſelndem Glücke diejenigen, welche der furchtbare Andrang der türkiſchen Macht immer näher gegen Venedig heranwälzte. Die Republik nahm ſeit langer Zeit in ſolcher Bedrängniß ſtets ihre Zuflucht auch zu auswärtiger Hülfe; ſie beſoldete fremde Kriegsvölker und berief auswärtige Anführer. Groß iſt die Zahl beſonders deutſcher Namen, die in den Kriegen Venedigs neben den alten venetianiſchen Namen mit Ruhm genannt werden; unter den Feldherren dieſes Freiſtaats finden ſich Prinzen von Braunſchweig, Grafen von Mansfeld, Waldeck, Trautmansdorff, und viele andere Kriegsmänner, auch von minder berühmter Herkunft. Es war zum eingeführten Gebrauche geworden, daß, während die Seemacht nur Einheimiſchen anvertraut blieb, Ausländern der Oberbefehl über die Landtruppen übertragen wurde. Auch jetzt, da die Gefahr größer als je über die beſtürzte Republik hereinbrach, und alle Mittel des Heils aufgeboten werden mußten, wandte der Senat ſeine Sorgfalt mit größtem Eifer dahin, dem Staate Truppen und Anführer vom Auslande herbeizuziehen. Die venetianiſchen Geſandten, welche nach Wien geſchickt worden, um mit dem Kaiſer gegen den gemeinſchaftlichen Feind ein Bündniß abzuſchließen, bei deſſen Verhandlung der Prinz Eugen durch Schulenburg's Rath und Thätigkeit eifrig unterſtützt wurde, erhielten den Auftrag, wegen Berufung dieſes letzteren in venetianiſche Dienſte die nöthigen Schritte zu thun. Schulenburg's Name war durch den Ruf ſeiner Thaten, beſonders als Gegner Karls des Zwölften, auch in Italien längſt berühmt. Kaiſer Karl der Sechſte ſah die Sache Venedigs als ſeine eigene an, und während er ſelbſt ſich mit aller Macht zum Kriege rüſtete, welchen ſeinerſeits der Prinz Eugen in Ungarn führen ſollte, mußte er eifrigſt wünſchen, auch die Venetianer einen Feldherrn wählen zu ſehen, der, durch ſeine eigenen Fähigkeiten ſowohl als durch gutes Einverſtändniß mit dem Kaiſerlichen Heerführer, dem gemeinſchaftlichen Unternehmen gutes Vertrauen und glücklichen Fortgang gewährte. Hatte der Prinz Eugen die Venetianer wiederholt verſichert, ſie könnten niemals einen tüchtigeren und dem Kaiſerlichen Hofe erwünſchteren Feldherren berufen, ſo unterſtützte nun auch der Kaiſer mit größter Wärme bei Schulenburg die Anträge der Venetianer. Die Republik bot dem General die Würde eines Feldmarſchalls an, für die Kriegszeit 10,000 Zechinen jährlicher Beſoldung, ein Regiment zu Fuß von 1000 Mann, und andere angemeſſene Vortheile. Auf dieſe Bedingungen kam zu Wien am 5. Oktober 1715 zwiſchen dem venetianiſchen Botſchafter Peter Grimani und Schulenburg der Dienſtvertrag des letzteren mit der Republik, einſtweilen auf drei Jahre, glücklich zu Stande. Der Kaiſer bezeigte ſeine lebhafte Theilnahme an dieſer Sache ſogleich durch Schulenburg's Erhebung in den Reichsgrafenſtand, die unter dem 14. Oktober ausgefertigt wurde, und ſeine beiden Brüder und beiden Schweſtern mitbegriff. Schulenburg ordnete ſeine Angelegenheiten ſo gut es die Kürze der Zeit erlaubte, und beeilte ſeine Ankunft in Venedig. Mehrere Offiziere, beſonders Sachſen, die unter ihm gedient hatten, folgten ihm dahin nach. Den General von Roſtitz nahm die Republik als Generallieutenant für Dalmatien noch beſonders in Dienſt.

Im Dezember 1715 langte Schulenburg in Venedig an, und wurde höchſt ehrenvoll empfangen. Gleich bei ſeinem erſten Auftreten erwarb er ein überwiegendes Anſehen, wie niemals vor ihm ein fremder General in Venedig beſeſſen hatte. Er verband entſchloſſene Stärke mit vorſichtiger Klugheit. Die reichen Erfahrungen, welche er auf den Schaubühnen des Staatslebens, die ſchlaue Gewandtheit, welche er im mannigfachen Verkehr ſo vieler Höfe gewonnen, und das feine Betragen, welches ihm von daher in hohem Grade eigen war, mußten ihm bei den Edlen Venedigs beſonders zu Statten kommen, als welche von jeher in ſolchen Eigenſchaften Auszeichnung und Ruhm fanden. Hier kam es darauf an, nicht eines Einzelnen Gunſt, ſondern den Beifall und die Mitwirkung von Vielen in mannichfachen Verhältniſſen dauernd zu gewinnen. Er wußte die Schwächen der Meiſten bald zu erkennen und geſchickt zu benutzen. Die Vorzüge, welche Wahn und Eitelkeit ſich anmaßten, ließ er gern als wirkliche gelten, den Schein von Tugenden, welcher oft das Gegentheil derſelben nur ſchlecht verhüllte, hütete er ſich zu verletzen; in der Geſtalt von Anderer Vorſchlägen und

Entwürfen ſchaffte er den ſeinigen ſicheren Eingang. Kein Verhältniß durfte er unbeachtet laſſen; wichtiger jedoch, als alle übrigen in Venedig, war für ihn das zu dem Savio alla Scrittura. Dieſer Beamte, urſprünglich nur Zahlmeiſter bei den Truppen, hatte in Kriegszeiten nach und nach die bedeutendſte Wirkſamkeit erworben; zu ſeinem Bereiche gehörten alle Verwaltungsgegenſtände, Feſtungsbau, Ordnung und Ausrüſtung der Truppen, die ſämmtlichen Beförderungen; von ihm hing es größtentheils ab, welche Mittel dem Feldherrn zur Ausführung ſeiner Zwecke verliehen würden. Schulenburg fand einen Savio im Amte, der ihm perſönlich abgeneigt und dabei von keiner ſehr edlen Denkungsart zu ſein ſchien; dieſen zu gewinnen war die nächſte Aufgabe. Derſelbe befand ſich gerade auf ſeiner Villa in ländlicher Behaglichkeit, als er durch Schulenburg's Beſuch plötzlich überraſcht wurde. Dieſe unerwartete Zuvorkommenheit, die Ehre, die ihm dadurch widerfuhr und der Ruf des Mannes ſelbſt ſetzten ihn ſchon in Verwirrung; als jener mit aller Ueberlegenheit der großen Welt ihm ſeine Hochachtung in verbindlichen Ausdrücken bezeigte, den Garten, das Haus, und alles was vor Augen kam, lobpreiſend bewunderte, endlich aus einer prächtigen Doſe ihm Taback bot, und dieſe Doſe, die unter dem Taback mit Zechinen reichlich gefüllt war, dem erſtaunten Savio zum Geſchenk machte, wurde dieſer völlig hingeriſſen, bekannte ſeine frühere Abneigung, gelobte aber ſtatt deren jetzt die beſte Freundſchaft und Ergebenheit, die er auch nachgehends durch die That bewährte! Wenn Schulenburg auf dieſe Weiſe nicht eben zart in der Wahl ſeiner Mittel erſcheint, ſo gebührt ihm dagegen das Lob, in der Wahl ſeiner Zwecke deſto ſtrenger geweſen zu ſein. Allgemein wurde anerkannt, und durch alle Folgezeit beſtätigt, daß er die durch Klugheit und Liſt erlangten Vortheile mit größter Rechtſchaffenheit immer zum Guten verwendet, keinerlei Mißbrauch weder für ſich noch für Andere damit geübt, und ſeine Verhältniſſe nur geſichert und erhöht habe, um deſto freier und nachdrücklicher ſeinem Berufe Genüge zu thun.

Schulenburg ſchonte zwar die einzelnen Perſonen mit großer Vorſicht, aber die allgemeinen Anſtalten und Einrichtungen, welche ihrem Zwecke nicht entſprachen, behandelte er mit rückſichtsloſer Strenge. Genug gab es hier zu tadeln, abzuſtellen, zu erſetzen. Die wenigen Truppen waren in ſchlechtem Zuſtande, das Feſtungsweſen vernachläſſigt, die Arbeiten im Arſenale höchſt mangelhaft. Was er von den Offizieren, die aus der Levante anweſend waren, über den Zuſtand der dortigen Angelegenheiten hörte, machte ihn an dem Gelingen des bevorſtehenden Feldzuges faſt verzweifeln. Eifrig drang er darauf, daß größere Anſtrengungen gemacht würden. Seine Vorſtellungen erwirkten ihm von dem Senate den Auftrag, von den deutſchen Fürſten für den venetianiſchen Dienſt noch 6000 Mann in Sold zu nehmen. Außer dieſer für die Folge erſprießlichen Vermehrung, mußte für das Bedürfniß des Augenblicks noch ſchleunigere Hülfe geſchafft werden. Es gelang ihm, viele kriegsgefangene Schweden anzuwerben, und das gute Handgeld, das ſie erhielten, lockte noch andere tüchtige Soldaten unmittelbar aus dem ſchwediſchen Heere herbei. Da die Berathſchlagungen in Venedig über den Plan des Feldzuges eine große Vorliebe für die Wiedereroberung von Morea und Candia zeigten, ſo übergab Schulenburg dem Senat in einer ausführlichen Denkſchrift die Entwickelung ſeiner ganz entgegengeſetzten Anſicht. Die Unfälle, welche die venetianiſchen Waffen in den letzten Feldzügen erfahren hatten, leitete er hauptſächlich von dem Unzuſammenhang und der Entlegenheit jener Beſitzungen ab. Morea, Candia und die übrigen Inſeln, ſagte er, erforderten in ihrer vereinzelten Lage auch vereinzelte Vertheidigungsanſtalten, die ungemeine Koſten verurſachten, und gleichwohl unzureichend blieben, da jeder Punkt für ſich allein der ganzen Macht des Feindes bloßgeſtellt ſei, ohne die Kräfte zum Widerſtande gleicherweiſe daſelbſt vereinigen zu laſſen. Anſtatt dieſer Länder möchte die Republik lieber die Eroberung Albaniens verſuchen, eines nahegelegenen, an Dalmatien angeſchloſſenen Landes, welches durch hohe Berge, deren Vertheidigung der große Skanderbeg einſt gelehrt, von den übrigen türkiſchen Provinzen getrennt, und daher um ſo leichter zu behaupten ſei; die Republik würde auf dieſe Weiſe ihren Verluſt reichlich erſetzen, an Land und Volk und Einkünften beträchtlich gewinnen, und ihre Herrſchaft über den adriatiſchen Meerbuſen durch neue Bande ſichern. Zugleich gab er die Mittel an, durch welche die Ausführung dieſes Planes, der zuvörderſt die Eroberung von Preveſa, Voiniza und Lepanto bezweckte, im Einzelnen zu erreichen ſtünde. Die kleine oder Galeerenflotte, meinte er, würde jene Unternehmungen der Landmacht von der Seeſeite zu unterſtützen haben, während die große Flotte der türkiſchen Seemacht den Ausgang aus den Dardanellen verwehrte, oder ſie wenigſtens verhinderte in die ioniſchen Gewäſſer zu gelangen, welches durch Kreuzen unter Zante am ſicherſten bezweckt werden möchte.

Bevor noch ein feſter Schluß genommen war, ging Schulenburg am 2. Februar 1716 mit 300 deutſchen Soldaten und großen Vorräthen von Lebensmitteln und Schießbedarf nach den ioniſchen Inſeln unter Segel. Alle Nachrichten aus der Levante machten eine furchtbare Schilderung von den ungeheuern Zurüſtungen der Türken, deren geſammte Kriegsmacht, nachdem Candia, Morea und mehrere Inſeln mit allen feſten Plätzen bereits in ihrer Gewalt waren, nunmehr zunächſt, ſo mußte man vermuthen, gegen Corfu ſich wenden würde. Die ſämmtlichen Inſeln, Venedig ſelbſt, ja ganz Italien war dem verheerenden Einbruche der Osmanen bloßgeſtellt, wenn dieſes Bollwerk in ihre Hände fiel. Die Inſel Corfu, von etwa 50,000 Einwohnern bevölkert, liegt der Küſte von Albanien gegenüber, und bildet mit dieſer einen langen Kanal, der in der Mitte ſich zu einem Becken erweitert, an beiden Enden aber enger zuſammenzieht. In dieſes Becken erſtreckt ſich von der Oſtküſte der Inſel ein Vorgebirge, welches von dem übrigen Lande faſt getrennt ſcheint, und auf deſſen Felſenboden die der Inſel gleichnamige Stadt erbaut iſt. Gegenüber, auf der Küſte von Albanien, in der Tiefe einer kleinen Bucht, liegt die Bergſtadt Butrinto; in dem Kanale ſelbſt, dem Hafen gegenüber, die Inſel Vido. Die Stadt Corfu, mit etwa 14,000 meiſt griechiſchen Einwohnern, war von Alters her mit anſehnlichen Feſtungswerken verſehen, deren kunſtvoller und ſogar prächtiger Bau über ihre Zweckmäßigkeit täuſchen konnte; ein ſtarkes Schloß, von drei Seiten her meerumfluthet, erhob ſich auf der Spitze des Vorgrundes; die eigentliche Stadt, zwiefach vom Meere angeſpült, lag unmittelbar dahinter, gegen die Landſeite durch eine Reihe von Baſteien und anderen Werken genugſam befeſtigt, wenn nicht die nahe vor der Stadt aufſteigenden Anhöhen San-Abraham und San-Salvador dieſe Werke beherrſcht hätten. Corfu mußte für den Schlüſſel der dortigen Meere gelten. Schulenburg ſollte daher die Feſtungswerke und ſonſtige Vertheidigungsmittel beſichtigen, und das etwan Mangelhafte ſchleunigſt herſtellen. Er fand alles im traurigſten Zuſtande, die Werke ſchlecht angelegt und verfallen, die Beſatzung äußerſt gering, die Einwohner abgeneigt, ja feindlich geſtimmt. Er ſetzte den Senat ſogleich von allem in Kenntniß, und verlangte die nöthigen Hülfsmittel; inzwiſchen gab er Befehl, die Feſtungswerke ſchleunigſt auszubeſſern und durch neue Anlagen zu erweitern, beſonders aber nach der Landſeite die beiden Anhöhen, und, zur Sicherung des Hafens, die Inſel Vido zu verſchanzen. Der Senat gab ſeinen Vorſchlägen völligen Beifall und bewilligte zu deren Ausführung alle verlangten Mittel; aber dieſe blieben dennoch aus, und ſogar die Schanzarbeiten geriethen in Stocken, da die ſchwache Beſatzung kaum für den täglichen Dienſt ausreichte, und die Einwohner unbezahlt nicht Hand anlegen wollten. Man harrte in Venedig mit banger Ungeduld auf die Kriegserklärung des Kaiſers, der als Bundesgenoſſe gegen die Türken aufzutreten zögerte; ungeachtet der flehentlichen Mahnungen des Pabſtes und des dringenden Betreibens abſeiten des venetianiſchen Botſchafters Grimani in Wien, erfolgte ſie erſt am 13. April, und dieſe ganze Zwiſchenzeit verlor ſich in Hemmung und Schwanken. Schulenburg bereiſte indeſſen die übrigen Inſeln und naheliegenden Küſten, ließ Parga in Vertheidigungsſtand ſetzen, und auch ſonſt überall, ſoviel es die Umſtände erlaubten, die nöthige Vorkehr treffen. So vergingen mehrere Monate.

Inzwiſchen erhob ſich auf dem Feſtlande gegenüber von Corfu ein türkiſches Lager, deſſen Abſicht deutlich auf Corfu zu beziehen war; die außerordentliche Anhäufung von Truppen in demſelben und das Auslaufen der türkiſchen Flotte aus den Dardanellen unter dem Kapudan-Paſcha Dianun Cogia ließen befürchten, daß der Zeitpunkt des Angriffs ganz nahe bevorſtehe. Schulenburg gab dem Senate hievon Nachricht, und fügte die dringendſten Vorſtellungen hinzu, wie ſehr es nöthig ſei bei ſo großen Zurüſtungen des Feindes die kräftigſten Maßregeln zu ergreifen, um Corfu aus der Gefahr zu retten, die unmittelbar hereinzubrechen drohe. Der Senat höchſt beſtürzt beſchloß die verlangte Hülfe in möglichſter Eile zu ſenden, um aber in der Zwiſchenzeit, bis jene Hülfe einträfe, Corfu nicht bloßgeſtellt zu laſſen, ſollte die venetianiſche Flotte, obgleich noch nicht verſtärkt durch die verſprochenen Hülfsgeſchwader anderer chriſtlichen Mächte, durch jedes Mittel die türkiſche Seemacht aus den ioniſchen Gewäſſern entfernt halten, und Schulenburg erhielt den Befehl, zur deſto ſichereren Führung der Sache ſelbſt mit auf die Flotte zu gehen, und mit ihr nach Zante zu ſchiffen.

Auf die Nachricht, daß die türkiſche Flotte ſchon weit in See und ziemlich in der Nähe ſei, liefen die Venetianer in den Hafen von Zante ein, um daſelbſt friſches Waſſer einzunehmen, und mehrere beſchädigte Schiffe auszubeſſern. Vergebens ermahnte Schulenburg, den Feind in deſſen eigenen Gewäſſern aufzuſuchen und anzugreifen, damit deſſen weiterer Lauf nach Corfu und die Ueberſchiffung der auf der Küſte gegenüber bereitſtehenden Landtruppen um ſo ſicherer verhindert würde; die venetianiſchen Anführer hatten beſchloſſen, die feindliche Flotte bei Zante zu erwarten und ſich hier auf ein Treffen gefaßt zu machen. Bald aber brachte ein engliſches Schiff die erſchreckende Nachricht, daß die türkiſche Flotte bereits an Zante vorübergeſegelt und auf der Rhede von Corfu vor Anker gegangen ſei; ſie beſtand aus 22 Linienſchiffen und 35 kleineren Kriegsſchiffen, die zuſammen über 2000 Kanonen führten. Dieſer Macht war die venetianiſche keineswegs gewachſen, und ein Angriff, der in offener See, wegen der venetianiſchen Ueberlegenheit im Manövriren, noch zu wagen geweſen wäre, jetzt kaum mehr rathſam. Schulenburg aber fand ſich von Corfu abgeſchnitten, wo ſeine Anweſenheit mit jedem Augenblick dringender nöthig wurde. Schon wollte er auf einem franzöſiſchen Schiffe heimlich hineinzuſchlüpfen ſuchen, als die Venetianer einen beſſeren Rathſchlag faßten, und ihn durch die Galeeren, wiewohl nicht ohne Gefahr, im Angeſicht der türkiſchen Flotte am 5. Juli glücklich an's Land ſetzten. Er fand die Einwohner in Flucht und Schrecken, die Truppen völlig muthlos. Noch war keine Verſtärkung eingetroffen, die anbefohlenen Arbeiten waren großentheils unterblieben, in allen Anſtalten herrſchte Mangel und Verwirrung. Er überſchaute ganz das Schreckliche ſeiner Lage; ſein Muth aber beſchloß, auch ſo den Platz zu vertheidigen, und der türkiſchen Macht, wenn auch nur durch ſeinen Untergang, hier entgegenzuſtehen. Wenn nur das Meer offen bliebe, und die verheißene Verſtärkung nicht zu ſpät einträfe, hielt er einen glücklichen Ausgang nicht für unmöglich. Er ſuchte den Geiſt der Truppen zu ermuthigen, den Eifer der Einwohner zu beleben, die venetianiſchen Anführer zu gutem Vertrauen zu ermuntern. Die Galeeren, welche ihn übergeſchifft, ließ er wieder zur Flotte abgehen, nachdem er einige ſlavoniſche und italiäniſche Mannſchaft daraus zurückbehalten. Mit unglaublicher Anſtrengung und Eile traf er die übrigen Anſtalten; in ununterbrochener Arbeit von drei Tagen und Nächten wurde die Verſäumniß von Monaten eingebracht, die Werke und Schanzen in Stand geſetzt, das Geſchütz aufgeführt, die ganze Vertheidigung angeordnet; kaum blieb auch nur dieſe Zeit übrig, denn ſchon am 8. Juli ſetzte der Kapudan-Paſcha, welcher inzwiſchen die beſten Landungsplätze ausgewählt, das ganze Heer des Seriaskers, 30,000 Mann zu Fuß, 3000 Reiter und unendliches Geſchütz, von der Küſte Albaniens auf die Inſel über. Gegen dieſe Macht hatte Schulenburg nur 1600 Mann dienſtfähiger Soldaten, welchen allein jede Verrichtung oblag; denn als er die Einwohner und geflüchteten Landleute, die ſich zahlreich in der Stadt befanden, zu mancherlei Dienſtleiſtung in Kompanieen abtheilen wollte, mit dem Verſprechen, ſie nicht gegen den Feind zu ſtellen, ſondern nur im Innern zu verwenden, widerſtanden ſie ſeinem Zuſpruch und Beiſpiel mit hartnäckiger Weigerung, die zuletzt ſogar in heftigen Aufſtand auszubrechen drohte. Sein anfängliches Vorhaben, die Landung der Türken zu hindern oder doch zu erſchweren, hatte er aufgeben müſſen; die venetianiſchen Anführer konnten ihn aber nicht bewegen, ſich auf die Vertheidigung der eigentlichen Stadt allein zu beſchränken, vielmehr beſetzte er mit ſeinen wenigen Truppen die Außenwerke, und ſelbſt die vor der Stadt liegenden Anhöhen; er hoffte durch eintreffende Verſtärkung bald den ganzen Bereich wirklich behaupten, oder, im Falle früheren Angriffs, doch immer zeitig genug ſich in die Stadt werfen zu können.

Seine Hoffnung betrog ihn nicht ganz. Während die Ausſchiffung der Türken noch fortdauerte, und der Kapudan-Paſcha mit dem Seriasker am Land eine Unterredung hielt, erſcholl plötzlich Kanonendonner vom Norden der Inſel. Es war die große venetianiſche Flotte unter dem Provveditor Cornaro, vereinigt mit der leichten unter dem General-Kapitan Piſani, welche das nördliche Vorgebirge der Inſel umſchiffend, die Kapelle der heiligen Jungfrau von Caſſopo begrüßte, ſie fuhr mit günſtigem Winde in den Kanal von Corfu ein, und richtete ihren Lauf geradezu gegen die türkiſche Flotte. Der Kapudan-Paſcha konnte nicht eilig genug zu ſeinen Schiffen gelangen, wo bereits Verwirrung und Schrecken herrſchte. Cornaro begann das Gefecht mit heftiger Beſchießung der Türken, welche um die Hälfte ſtärker dennoch mehr Schiffe verloren, und ſich endlich in die Bucht von Butrinto zurückzogen. Cornaro blieb auf der Rhede von Corfu; Piſani mit den Galeeren nahm inzwiſchen die Hülfsſchiffe auf, die er von Venedig unterwegs wußte, und geleitete ſie glücklich in den Hafen; ſie brachten 1000 Mann deutſcher Truppen und vielerlei Kriegsbedürfniſſe mit, auf welche man ſehnlichſt geharrt hatte. Die türkiſche Flotte nahm bald darauf eine Stellung am Kanal zunächſt der Küſte, und begnügte ſich das Belagerungsheer zu decken, während die venetianiſche Flotte den Belagerten die freie Verbindung mit dem Meer erhielt, und ſie von dieſer Seite gegen Angriff ſicherte. Da fortan der Wind immer ungünſtig war, ſo konnten Cornaro und Piſani gegen die türkiſche Flotte fürder nichts Wirkſames unternehmen; der Kapudan-Paſcha hingegen bezeigte keine Luſt, ein zweites Seetreffen gegen die Venetianer zu verſuchen.

Der Seriasker hatte ſein Lager eine Stunde von der Stadt bei den Salzwerken von Potamo genommen, und war beſchäftigt das ſchwere Geſchütz, das in ungeheurer Menge ausgeſchifft worden, theils zur Sicherung des Ufers aufzuſtellen, theils zum Angriffe gegen die Stadt heranzubringen. Die Langſamkeit dieſer mühvollen Anſtalten gab für Schulenburg eine kaum gehoffte Friſt, die unvollendete Befeſtigung mit raſtloſer Anſtrengung noch um ein Bedeutendes zu fördern. Er vermehrte die Waffenplätze, Gräben, Einſchnitte, legte Blockhäuſer und Flatterminen an, ließ mit Macht an der Verſchanzung der beiden Anhöhen fortarbeiten, ſetzte die Truppen in guten Stand, und ertheilte die nöthigen Vorſchriften. Nichts wurde verabſäumt, was nur immer die Kriegskunſt in ihrer ganzen Ausdehnung einem tapferen Feldherrn unter beſtimmten Umſtänden darbieten kann. Auch die Türken indeß betrieben ihre vielfachen Eingrabungen, zwar ihrer Gewohnheit nach ohne feſte Regel und innere Verbindung, doch für ihre Fechtweiſe zweckmäßig genug; ihre Ungeduld begnügte ſich aber mit dieſem langſamen Vorrücken nicht, ſie ſchwärmten unaufhörlich in großen Haufen bis dicht unter die venetianiſchen Schanzen heran. Schulenburg nahm ſeinen Vortheil wahr, brach an der Spitze von 400 Mann unvermuthet hervor, und warf die verwegenen aber ungeordneten Schwärme mit großem Verluſt gegen das Lager zurück. Dieſes erſte Gefecht, worin Schulenburg mit perſönlichem Beiſpiel tapfer voranging, ſtärkte durch ſeinen Erfolg den Muth der Truppen. Sie ſchlugen um ſo leichter das nächſte Anrennen der Türken gegen die Anhöhen San-Abraham und San-Salvador zurück, wobei dieſe abermals bedeutenden Verluſt erlitten. Die Werke waren jedoch trotz aller Arbeit noch ſehr unvollkommen, und wegen Kürze der Zeit noch nicht überall umpfählt und geſchloſſen, die Türken kehrten in verſtärkter Anzahl zum Sturme wieder, drangen endlich durch eine Lücke in die Befeſtigungen von San-Abraham ein, wo ſie die dort aufgeſtellten Slavonier nach verzweifelter Gegenwehr niedermachten; ſie bemächtigten ſich gleicherweiſe durch ſtürmenden Ueberfall des Poſtens von San-Salvador, den die deutſchen Truppen faſt ohne Widerſtand verließen. Schulenburg, obgleich betroffen über den ſchnellen Verluſt jener Anhöhen, mußte zufrieden ſein, von den Truppen, die dort geſtanden, noch einige erhalten zu ſehen. Die Türken, im Beſitze der günſtigſten Stellung, führten nunmehr ihre Laufgräben und Linien näher gegen die Stadt, legten mehrere Batterieen an und trafen alle Anſtalten zu einer heftigen Beſchießung.

Nach kurzer Friſt eröffneten ſich, auf beiden Seiten längs des Meerufers, in der Mitte zwiſchen beiden Anhöhen, und von dieſen herab, in raſcher Folge an neun verſchiedenen Punkten gegen 50 Feuerſchlünde vom ſtärkſten Belagerungsgeſchütz, welche durch Kugeln und Bomben die Stadt dergeſtalt beſchoſſen, daß ſie bald in Flammen ſtand, und binnen wenig Tagen faſt ganz eingeäſchert und in Schutt verwandelt war. Die Trümmer der Häuſer ließen den Feldherrn unerſchüttert, für ihn waren die Feſtungswerke die Stadt. Dieſe jedoch wurden von den Anhöhen herab völlig überſchaut, und jede Schwäche des Platzes, ſo wie jede Bewegung innerhalb deſſelben, dem Feinde jeden Augenblick kund. Die Türken führten dieſer Ueberſicht gemäß ihren Angriff hauptſächlich gegen den Scarpon, ein geſchloſſenes Werk, welches unterhalb San-Abraham den Hauptwall deckte, und ohne Graben und bedeckten Weg augenſcheinlich der ſchwächſte Punkt der Feſtung war; einen zweiten Angriff richteten ſie unterhalb San-Salvador gegen das Thor Raimondo. Mit wildem Eifer ſuchten ſie in ſtets wiederholtem Anlaufe dieſe Werke zu erſtürmen, wurden aber mehrmals nach hartnäckigem Kampfe tapfer zurückgetrieben, und erlitten dabei großen Verluſt durch das Feuer der Feſtung. Die Schwäche der Beſatzung wurde jedoch in dieſen Gefechten ſogleich offenbar. Schulenburg ließ den Hauptwall nur zum Scheine durch die wenig zuverläſſigen Griechen, das alte Schloß aber nur von Invaliden beſetzt, und legte die übrigen Truppen geſammt in die Außenwerke. Die Türken ſtürmten Tag für Tag in unnachlaſſender Wuth; ſie achteten der zahlreichen Opfer nicht, mit welchen ihr Rückzug den Kampfplatz jedesmal bedeckt ließ. Spaniſche Reiter und Fußangeln hinderten zwar faſt bei jedem Schritte ihr Vordringen; Kartätſchen, Flatterminen, Granaten und Pulverſäcke, beſonders das wohlgeleitete Kleingewehrfeuer, ſchlugen mörderiſch in ihre dichten Schaaren; aber unerſchrocken und unermüdet boten dieſe jedem Verderben Trotz, ſie erſetzten ſchnell ihre unaufhörlichen Verluſte durch Verſtärkung vom nahen Feſtlande, und erneuerten in ſtets geſteigerter Anzahl und Wuth ihre furchtbaren Angriffe. Auch die Venetianer verloren viele Leute, und die noch übrigen Truppen waren durch die wiederholten Gefechte, die ſteten Anſtrengungen und das viele Wachen gänzlich abgemattet; die kleine Zahl tauglicher Soldaten war ohne Unterlaß im Dienſt, und dabei ſchutzlos unter freiem Himmel der verzehrenden Gluth ausgeſetzt, mit welcher die Sonne in den heißen Tagen des Juli und Auguſt, in denen man ſich befand, jenen Felſenboden heimſucht. Die Gewehre waren vielen Soldaten von dem unaufhörlichen Feuern in der Hand zerſprungen; auch die Geſchütze mit ihren Lavetten und Bettungen hatten beträchtlich gelitten, und ſtanden zum Theil ihrer Bedienung beraubt. Alles war dem feindlichen Feuer ohne Unterlaß bloßgeſtellt, nirgends eine Zuflucht oder Erholung. Die Einwohner hatten ſich in unterirdiſche Gemächer hinter Schutt und Trümmer verkrochen, angſtvoll des völligen Untergangs gewärtig. In dieſer ſchlimmen Lage, da bei dem geringſten Verſehen oder Unfall die Feſtung in einem Augenblick erobert ſein konnte, wurde Schulenburg von den Türken durch abgeſchoſſene Briefe mit verfänglichen Anerbietungen aufgefordert den Platz zu übergeben, im Weigerungsfalle ſollte er ſelbſt und der Reſt ſeiner Truppen bei der unausbleiblichen Einnahme in Stücken gehauen werden. Corfu ſchien wirklich ohne Rettung; unabſehbar erſtreckte ſich das Gewimmel der türkiſchen Truppen über die Inſel, niemals konnte Venedig gegen dieſe Kriegsmacht eine genugſame Hülfe ſchicken, und alles rieth dringend zur Uebergabe. Nur Schulenburg blieb unerſchüttert, verachtete die Drohung des Feindes wie ſeine Anerbietungen, ſprach den Seinigen Muth ein, und verkündigte ſeinen Entſchluß, den

Platz bis zum Aeußerſten zu vertheidigen, und mit ihm unterzugehen, wenn kein anderes Heil mehr zu hoffen bliebe.

Bald offenbarte ſich ein neuer Nachtheil. Den Türken wurde durch Ueberläufer, wie man aus den Folgen erſehen konnte, die Lage der Minen und anderer ſolcher Vorkehrungen verrathen, und bei dem täglich erneuerten Anſtürmen erreichten ſie öfters und entzündeten dann die in den Werken gegen einen Hauptſturm vorräthig bewahrten Feuerkünſte, die ſolchergeſtalt unnütz in die Luft flogen. Um ſolchen Verrath weiterhin unmöglich zu machen, beſetzte Schulenburg den ganzen bedeckten Weg lediglich mit Slavoniern, auf deren Treue unter allen Truppen am meiſten zu bauen war. Die Türken fuhren indeß fort, tagtäglich gegen die Werke in großen Schaaren ſtürmend anzulaufen, mit abwechſelndem Glücke, ſo daß ſie bisweilen, nicht ohne größte Gefahr der Feſtung, mehrere Stunden im Beſitz eines Punktes blieben, und nur mit größter Anſtrengung daraus vertrieben werden konnten. Auch die Beſchießung aus den Batterieen dauerte ohne Unterbrechung fort, hauptſächlich gegen das Thor Raimondo und die benachbarten Werke, wo der Wall an mehreren Stellen einzubrechen anfing; hieher führten ſie zugleich ihre Minen, an denen mit großem Eifer gearbeitet wurde. Alle Anſtalten und Bewegungen von dieſer Seite deuteten auf einen nahen Hauptſturm. In dieſer Zeit höchſter Bedrängniß langte ein Geſchwader von 10 engliſchen Schiffen aus Venedig an, welche nebſt anſehnlichen Vorräthen von Mund- und Kriegsbedürfniſſen auch eine Verſtärkung von 1500 Soldaten mitbrachten, meiſt Deutſche und Schweden, welche die Republik aus den in Pommern gemachten Kriegsgefangenen hatte anwerben laſſen. So gering dieſer Zuwachs erſchien, in Vergleich ſowohl des wirklichen Bedürfniſſes der Feſtung, als der gewaltigen Uebermacht des Feindes, ſo wurde doch Schulenburg's Muth dadurch ungemein erhoben, und ſein kühner Geiſt ſogleich zu ſelbſtthätiger Unternehmung angeregt. Die Anſtalten der Türken zum allgemeinen Sturm wurden indeß mit jedem Tage ſichtbarer, und es mußte für höchſten Gewinn gelten, dieſe bedenkliche Prüfung, wenn auch nur von einem Tage zum anderen, entfernt zu halten. Schon hieß es, der ſehr nahe 19. Auguſt ſei von dem Feinde zu der großen Unternehmung feſtgeſetzt, und Schulenburg durfte daher keine Zeit mehr verlieren. Er beſchloß die Türken durch einen Ausfall anzugreifen, ihre Laufgräben zu zerſtören, und wo möglich das Geſchütz ihrer Batterieen zu vernageln, damit ſie durch die Nothwendigkeit neuer Anſtalten in ihrer Hauptabſicht für einige Zeit geſtört würden. Die venetianiſchen Befehlshaber Antonio Loredano und Sala mußten ein Vorhaben billigen, dem ſie in der augenſcheinlichen Lage der Dinge nichts entgegenzuſetzen ſahen. Schulenburg traf ſeine Anordnungen mit gewohnter Vorſicht und Sorgfalt. Eine Anzahl Galeeren erhielten Befehl, an beiden Meerufern, zwiſchen denen das türkiſche Lager ſich ausdehnte, auf Schuſſesweite in der Nacht ſtill vorzurücken. Gegen 1000 Mann gewählter Truppen, halb Deutſche halb Slavonier, wurden an verſchiedenen Thoren in Bereitſchaft gehalten. Genaue Ordnung und tiefſte Stille waren ſtreng anempfohlen. Um Mitternacht vom 18. auf den 19. Auguſt, unter heftigem Feuer aus allem Geſchütz der Feſtung und der Galeeren, brachen dieſe Truppen raſch hervor, und ſtürzten ungeſtüm gegen den Feind. Sie waren, um deſſen Aufmerkſamkeit deſto mehr zu zerſtreuen, in mehreren Abtheilungen ausgerückt, zwei kleinere, größtentheils Deutſche, aus dem Thore Raimondo, die dritte größere, meiſt aus Slavoniern beſtehend, aus dem Scarpon hervor; ſie warfen die erſten Wachten, auf die ſie ſtießen, mit dem Degen in der Fauſt nieder, und ſtürmten unter heftigſtem Kleingewehrfeuer unaufhaltſam in die Laufgräben vor, wo die Türken, von den Slavoniern und Deutſchen zwiſchen zwei Feuer gebracht, nicht Stand hielten, ſondern in Schrecken und Unordnung die Flucht ergriffen. Sie wurden bis an den Fuß der Anhöhe San-Abraham heftig verfolgt, hier aber, durch zuſtoßende Truppen verſtärkt, boten ſie wieder die Stirne, und es entſtand ein wüthendes Gefecht, in welchem ſie endlich doch wieder zu weichen begannen. Allein in der Dunkelheit waren die Deutſchen mit den Slavoniern nahe zuſammengetroffen, und dieſe für Feinde haltend ſtreckten ſie im erſten Abfeuern 200 derſelben zu Boden. Die Unordnung, welche dadurch einriß, war nicht zu ſtillen; die Befehlshaber ſahen zwar den Irrthum bald ein, die Truppen aber glaubten ſich umgangen, hörten nicht auf die Stimme der Führer, und nur mit Mühe gelang es dieſen, mit der verwirrten Schaar, eine Art von Rückzug in den Hauptgraben der Feſtung zu bewerkſtelligen. Durch dieſes Mißgeſchick ging der gehoffte Vortheil des wohlerdachten und gutgeführten Ausfalls inmitten des Gelingens wieder verloren. Die Türken rückten in ihre Laufgräben wieder ein, und ſtellten ihre verſtörten Arbeiten leicht wieder her.

Hierauf erfolgte bei den Türken eine große Stille; im Lager und in den Laufgräben war weder Laut noch Regung zu ſpüren. Schulenburg fand dieſe auffallende Ruhe alsbald bedenklich, und ſchloß daraus, daß der Feind den auf den 19. feſtgeſetzten Sturm nicht aufgegeben habe. Er traf demnach ſeine Anſtalten, hieß die Wachten fleißig aufmerken, ertheilte mündlich und ſchriftlich allen Befehlshabern die nöthigen Weiſungen, was ſie in den verſchiedenen Fällen thun ſollten, und ließ den Einwohnern beſtimmt anſagen, auf welches Geſchick ſie ſich zu bereiten hätten, wenn der Feind, was jetzt zur Entſcheidung kommen müßte, ſich der Stadt bemeiſterte. Sein warnend Aufgebot blieb diesmal nicht ohne Wirkung, ein großer Theil der ſtreitbaren Männer aus allen Klaſſen griff zu den Waffen, und ſchloß ſich den Truppen an. Schulenburg ſelbſt brachte den Reſt der Nacht mit ſeinen Generalen in dem Graben zu, den bevorſtehenden Tag überdenkend, und alle Hülfsmittel ſeines Muthes und ſeiner Kriegskunde um ſeine Bruſt verſammelnd. Der Seriasker, durch jenen Ausfall nur deſto heftiger aufgereizt, wollte ſeine Rache keinen Augenblick mehr verzögern; mit Tagesanbruch ordnete er ſeine Heerſchaaren zum allgemeinen Sturm. Anfangs in größter Stille, durch ungeheuren Staub verdeckt, dann mit wildem Geſchrei, wuth- und rachentflammt, drangen die Türken in reißender Fluth gegen die Feſtung an, überſchwemmten den beengten Boden, erſtiegen aufgedrängt den Scarpon, welchen die Beſatzung von 300 Deutſchen nicht Zeit hatte zu vertheidigen, riſſen die Verpfählung nieder, ergoſſen ſich unwiderſtehlich in die Waffenplätze und Gräben, und waren in wenigen Augenblicken Meiſter mehrerer Werke, auf welchen ſchon ihre zahlreichen Fahnen wehten, bevor Schulenburg rechte Kunde von dem Unternehmen erlangt hatte. Sie kam ihm zuerſt theilweiſe mit den flüchtigen Truppen zu, welche die ganze Nacht im Gewehr geſtanden, und durch Arbeit und Schlafloſigkeit ermüdet einem ſo friſchen Anfall nicht zu widerſtehen vermocht, und nun von allen Seiten nach der Stadt zurückwichen. Schulenburg eilte an den Ort, wo die Gefahr am dringendſten hereinbrach, warf ſich den Flüchtigen entgegen, raffte ſie zuſammen, verwies ihnen ihre Feigheit, und ihnen ſtreng vorhaltend, daß in der Flucht keine, in Muth und Kampf noch die einzige Hoffnung ſei, führte er ſie herzhaft wieder an den Feind hinan, wurde aber gleich mit einem ſo mörderiſchen Gewehrfeuer empfangen, daß auch er für den Augenblick ſich zum Rückzuge gezwungen ſah. Die Türken drangen ohne Unterlaß ſtürmend vor; trotz des heftigen Feuers, das aus dem Feſtungsgeſchütz von den Wällen, aus dem Kleingewehr von den Seitenwerken unaufhörlich in ihre Maſſen ſchlug, trotz der Minen, Pulverſäcke und Flatterminen, die längs der ganzen Linie verheerend aufflogen, hatten ſie ſich alsbald, indem auch die Italiäner und Slavonier wichen, des bedeckten Weges, aller Waffenplätze, Kaponieren, ja ſogar ſchon einiger Ausfallpforten bemeiſtert, und richteten ihre Anſtrengung nun verdoppelt gegen Thore und Hauptwall, zu deſſen Erſteigung ſie Sturmleitern von beſonderer Zurüſtung und Größe herantrugen. In dieſem Augenblicke ſchwebte die Feſtung auf dem Gipfel der Gefahr; jeder nächſte Vorſchritt der Türken entſchied unrettbar ihren Fall. Schulenburg bewies in dieſer verhängnißvollen Drangſal die ganze Größe ſeines Heldenmuthes. Auf allen Punkten war er zugegen, kämpfend, anordnend, ermuthigend. Sein Beiſpiel befeuerte die Generale Loredano und Sala, die ihn kräftigſt unterſtützten. Die Truppen wandten ſich wieder dem Feinde entgegen, und der Kampf wüthete geraume Zeit ſonder Entſcheidung noch Wanken. Alles war im Gefecht, Deutſche, Italiäner, Slavonier, Griechen, die Corfioten ſelbſt; ja Mönche, Weiber und Mädchen halfen wetteifernd bei der Vertheidigung.

Auch die Juden hatten ſich bewaffnet, und thaten guten Dienſt; Einer von ihnen bewies ſo glänzende Tapferkeit, daß Schulenburg ihn auf der Stelle zum Hauptmann ernannte. Ein griechiſcher Mönch ſtürzte wüthend auf das Handgemenge los, und auf Schulenburg's Anruf, was er beginne? rief er, ein großes eiſernes Kreuz ſchwingend, in verwirrtem Eifer die Läſterung: „Laßt mich, laßt mich! dieſer verfluchte Chriſtus ſoll ſie auf die Köpfe treffen!“ — Sechs Stunden ſchon dauerte dieſer Sturm; die Verwirrung war gränzenlos, das Gemetzel ſchrecklich; in Pulverdampf und Staub eingehüllt, von Schußgetöſe und Geſchrei betäubt, erkannte ſich oft Freund und Feind nicht. Die Wuth der Türken war noch keineswegs in Abnahme; ſtets friſche Truppen gegen Wall und Thore anſetzend ſchien der Seriasker den Beſitz von Corfu heute um jeden Preis erringen zu wollen. Schulenburg rang mit gleicher Anſtrengung um dieſen Preis des Tages; er ſetzte ſich an die Spitze ſeiner Truppen, und verſuchte vor allem den Scarpon ſtürmend wiederzuerobern, fünf- bis ſechsmal erneuerte er den verzweifelten Angriff, jedesmal mußten die Seinigen vor dem heftigen Feuer der Türken wieder zurückweichen; nach unſäglichem Ringen und mit großem Verluſt gelang es endlich durch Leitererſteigung dort feſten Fuß zu faſſen, und den Feind aus dem Scarpon zu vertreiben. Dieſem Gelingen, als dem entſcheidenden Wendepunkt, reihten ſich ſtufenweiſe fernere Erfolge an. Die Truppen auf den Wällen fochten mit erneutem Eifer, warfen die Anſtürmenden zurück, und drangen ſelbſt allmählig wieder vor. Doch blieb der Ausgang immer zweifelhaft, und alles war verloren, wenn der Feind im Beſitz der Außenwerke blieb, und von daher ſeinen Angriff beliebig erneuern konnte; die Türken hatten an dieſem Tage einen Theil nur ihrer Truppenmenge, die Venetianer dagegen ihre letzte Kraft angeſtrengt. In dieſer Erwägung faßte Schulenburg den kühnſten Gedanken, das Aeußerſte wagend für das einzige Heil. An der Spitze von 800 Mann, nicht achtend der Entblößung der Wälle, ſtürmt er aus einem Seitenthore hinaus, wirft ſich auf den Feind, den er im Rücken angreift und in Unordnung bringt, und treibt ihn mit großer Niederlage nun völlig in die Flucht. Die Außenwerke ſind in einem Augenblicke ſämmtlich wiedergenommen, und die Türken werden von dem kühnen Häuflein in verwirrter Fluchtmaſſe bis in ihre Laufgräben verfolgt. Sie ließen vor den Wällen 4000 Todte und Verwundete, alles Sturmgeräth und 20 Fahnen zurück. Die Belagerten hatten den geringen Verluſt von 500 Mann, worunter viele Offiziere, in ihrer Lage noch mehr zu betrauern, als jene den ihrigen.

Corfu war diesmal gerettet. Aber Schulenburg durfte bei einem folgenden Angriffe, der wahrſcheinlich noch bevorſtand, um ſo weniger auf gleichen Erfolg zählen, als durch den jetzt errungenen die Truppen und Einwohner ſchon ganz erſchöpft waren. Alle wollten nach dem heißdurchkämpften Tage ſich der augenblicklichen Ruhe freuen, und jede Befehlsordnung mußte dem allgemeinen Bedürfniſſe weichen. Die furchtbarſte Spannung der Einbildungskraft hatte ſich der gewaltigen Körperanſtrengung geſellt, und in gränzenloſer Ermüdung fand jetzt keine neue Vorſtellung Eingang. Schulenburg mußte der entſtandenen Auflöſung eine Weile nachgeben, und inzwiſchen die Bewahrung des Platzes dem bloßen Glück anheimſtellen. Doch ſchon nach wenigen Stunden regte ſein Eifer allmählig neue Thätigkeit an. Er befahl die Minen eiligſt herzuſtellen und mit Pulver zu füllen, neue Flatterminen anzulegen und Bomben einzugraben, ließ das beſchädigte Geſchütz wieder in Stand ſetzen, und überhaupt alle Vorkehrungen treffen, welche die Lage der Dinge erforderte und zuließ. Wie begründet ſeine Sorge war, zeigte ſich alſobald. Schon am folgenden Tage kehrte der Feind zum Angriff zurück, aber glücklicherweiſe mit geringer Anzahl und wenig Nachdruck, ſo daß die Wirkung des Geſchützes hinreichte, ihn von den Werken abzuhalten. Die Türken begnügten ſich hierauf, das Feuer von den Wällen aus ihren Batterieen zu erwiedern. Inzwiſchen ereignete ſich ein ſchreckliches Ungewitter mit Donner und Blitz und heftigem Sturmwind, der das Meer finſter emporwühlte. Die Schiffe im Hafen geriethen in Gefahr; der Regen ſtürzte in Strömen vom Himmel, und überſchwemmte die Feſtungswerke, das Waſſer füllte die Minen und machte das Pulver unbrauchbar. Gleicherweiſe wurden die Laufgräben der Türken und ihr ganzes Lager zerſtört, die Zelte umgeſtürzt und zerriſſen, Menſchen und Thiere beſchädigt. Dieſes Naturereigniß ſchlug ihren ſchon geſunkenen Muth vollends nieder. Noch am 20. Auguſt hatte der Kapudan-Paſcha neue Verſtärkung an's Land geſetzt, und ein heftiges Feuer wurde aus Stücken und Mörſern bis nach Mitternacht unterhalten; dann aber wurde alles ungewöhnlich ſtill, und am 21. mit Tagesanbruch fand man die Laufgräben und das Lager völlig verlaſſen. Schulenburg beſetzte mit Vorſicht die beiden Anhöhen San-Abraham und San-Salvador, und fand auf der letzteren noch einen türkiſchen Befehlshaber Muktar Tebelen, der den Signalen vorſtand, und beim Abzuge vergeſſen worden war; ohne Zweifel hatte derſelbe beſondere Schuld zu büßen, denn Schulenburg befahl, ihn aufzuhängen; er hinterließ drei Söhne, deren jüngſter der Vater des berühmten Ali Paſcha von Janina wurde. Schulenburg nahm darauf das verödete Lager in Augenſchein. Der Abzug der Türken war in ſolcher Unordnung und Eile geſchehen, daß ſie weder Geſchütz noch Vorräthe mitgenommen. Man fand über 60 Stücke Geſchütz, ungeheure Vorräthe von Pulver und Kugeln, mehrere tauſend Pferde, Mauleſel und Kameele, Schlachtvieh und Lebensmittel aller Art. Man begriff nicht, was die Türken zu ſolch übereilter und ſchmählicher Flucht zunächſt beſtimmt haben konnte. Endlich erfuhr Schulenburg von einigen Gefangenen, die er dem türkiſchen Nachzuge vor deſſen Einſchiffung noch abgenommen, daß die Janitſcharen ſich geweigert, zu einem neuen Sturme vorzurücken, daß die Nachricht von einer anderweitigen Niederlage der Türken eingegangen, und die Annäherung einer großen Flotte gemeldet worden. Gleich darauf erſchien dieſe Flotte in See heranſchiffend; es waren die vereinten Geſchwader ſpaniſcher, portugieſiſcher, päbſtlicher und anderer italiäniſcher Schiffe, welche zu der venetianiſchen Flotte ſtoßen ſollten. Eines der Schiffe lief in den Hafen ein, und brachte die Nachricht von dem herrlichen Siege, welchen der Prinz Eugen von Savoyen am 5. Auguſt bei Peterwardein über die Türken erfochten hatte. Einige Tage ſpäter kamen noch 2000 Mann

Verſtärkung aus Venedig und Dalmatien an, und Corfu ſah jetzt voll Stolz und Freude zu Waſſer und zu Lande ſich von befreundeter Streitmacht, wie eben noch von feindlicher, umgeben. Schulenburg ließ wegen der glücklichen Erlöſung der Inſel in der Hauptkirche der Stadt, die noch einigermaßen erhalten war, ein feierliches Tedeum halten, dem er mit allen Truppen beiwohnte. Die Belagerung hatte 42 Tage gedauert, die Türken durch Schwert und Krankheiten gegen 15,000 Mann, die Venetianer über 3000 gekoſtet. Die Stadt lag in Trümmern, viele Einwohner waren umgekommen; eine furchtbare Seuche, durch den entſetzlichen Geſtank der unbegrabenen Leichname verurſacht, wüthete unter den Uebriggebliebenen.

Dies war die Belagerung von Corfu. An dieſem Felſen brach ſich die grimmigſte Wuth der Türkenmacht, welche ſeitdem nie wieder ſo drohend und gefahrvoll gegen die chriſtlichen Staaten ſich erhoben hat. Schulenburg allein gebührt das Verdienſt und die Ehre dieſer außerordentlichen Vertheidigung: in ſchlechten Feſtungswerken, mit ſchwacher Beſatzung, hatte er den Sturm eines furchtbaren Heeres, dem das Mißlingen zur Niederlage ward, ſiegreich beſtanden, und einen Platz behauptet, der mehr als einmal unrettbar ſchien. Unerſchöpflich an Muth wie an Hülfsmitteln zeigte er hier alle Eigenſchaften des Feldherrn und des Kriegers; ſeine Erfahrenheit, ſeine Geiſtesgegenwart, ſeine Ausdauer und Tapferkeit leuchteten wetteifernd hervor. Seine Plane und Anordnungen, noch ſpät in den Händen kriegskünſtleriſcher Meiſter, wurden von dieſen, ungeachtet die Kriegskunſt ſeitdem ſo weſentliche Aenderungen erfahren, als höchſt vortrefflich anerkannt und bewundert. Willig unterordneten ſich ihm die anderen Befehlshaber, die Truppen ſelbſt hingen ihm ſtaunend in ſcheuer Ehrfurcht an. Sein Ruhm erſcholl durch ganz Europa. Der deutſche Kaiſer, die Könige von Preußen, von Polen, von Spanien, die Fürſten Italiens insgeſammt, voll Preis und Freude über die abgewandte Gefahr, gaben ihm durch beſondere Schreiben ihre Glückwünſche und Dankſagungen zu erkennen. Venedig ſelbſt, welches den nahen Fall jener Vormauer mit Zittern erwartete und ſchon türkiſche Raubſchiffe in ſeinen Gewäſſern hatte ſehen müſſen, war von unbeſchreiblichem Jubel erfüllt. In der Sankt-Markuskirche wurde ein feierliches Dankfeſt gehalten, begleitet von dem Donner des Geſchützes und dem Jubel des Volkes, das ſich der ausgelaſſenſten Siegesfreude überließ. Der Senat, nachdem er dem heiligen Spiridion, dem Schutzpatron von Corfu, gebührende Dankſagung zuerkannt, vergaß den weltlichen Schützer keineswegs; er beſchloß in derſelben Sitzung, dem heldenmüthigen Feldmarſchall bei ſeiner Ankunft in Venedig einen koſtbaren Ehrendegen und die Zuſicherung eines lebenslänglichen Gehalts von 5000 venetianiſchen Ducati darzubringen, am Eingange des Arſenals ſein Bruſtbild, in Corfu ſelbſt aber ſeine Bildſäule in Lebensgröße auf dem großen Marktplatze aufſtellen zu laſſen. Franz Imbianchi, ein damals berühmter Bildhauer, bekam den Auftrag, beide Werke in Marmor auszuführen. Auch zwei Denkmünzen ließ der Senat zu Ehren Schulenburg's prägen, auf welchen ſeine Thaten bildlich vorgeſtellt waren. Außer dieſen beiden kamen noch andere zum Vorſchein, worunter eine, ſein wohlgetroffenes Bild mit der Umſchrift zeigend: Auspiciis Venetum virtus germana tuetur. Corcyrae 22. aug. 1716. beſonders ſelten geworden iſt, vielleicht auf Betrieb der Regierung, welche dabei irgend eine Mißfälligkeit finden mochte. Das Standbild aber in Corfu wurde ſchon im folgenden Jahre wirklich aufgerichtet, und erhielt zur Inſchrift die würdigen Worte: Matthiae comiti Schulemburgio, summo terrestrium copiarum praefecto, christianae reipublicae in Corcyrae obsidione laborantis fortissimo assertori, adhuc viventi, Senatus. Anno 1716. die 12 sept. Damit das Denkmal deſto ſchöner daſtünde, befahl der Senat zugleich die Niederreißung aller anderen Bildſäulen, welche die niedrige Schmeichelei des Adels der Corfioten in früherer Zeit mehreren unverdienten Proveditoren errichtet hatte. Schulenburg's Bild ſtand demnach allein, von hoher Stelle weit über das Meer hinſchauend; ſie blieb auch in dem Unglück, welches durch Pulverentzündung im Jahre 1718 einen Theil der Stadt zerſtörte, inmitten von Trümmern allein unverſehrt.

Wir kehren zu den Kriegsbegebenheiten zurück. Die türkiſche Flotte ſetzte den Seriasker mit ſeinen geretteten Truppen auf der nahen Küſte von Albanien bei Butrinto an's Land, von wo ſie alsbald ſich in das innere Land verzogen. Der Kapudan-Paſcha nahm ſeine Richtung nach Candia, von der venetianiſchen, jetzt ſehr anſehnlichen Flotte verfolgt, aber wegen ungünſtigen Windes nicht erreicht. Schulenburg indeß verlor keine Zeit, ſondern traf alle Anſtalten zum Wiederaufbau der zerſtörten Feſtungswerke, ließ die Stadt möglichſt ſäubern und herſtellen, und die ſchon vor der Belagerung angeordneten, aber durch dieſe unterbrochenen, neuen Befeſtigungen thätig fördern. Auf die Nachricht, daß der Feind in Butrinto einige Vorräthe zurückgelaſſen, beſchloß er dieſe kleine Feſte zu nehmen; er ſchiffte am 2. September mit 800 Mann hinüber, und halb durch Liſt, halb durch Kühnheit gewann er den Ort und alles was drinnen war. Anfangs dachte er den Hafen zu verſchütten und die Feſtungswerke in die Luft zu ſprengen; bald aber, die Wichtigkeit erwägend dieſer Lage in ſolcher Nähe von Corfu, fand er gerathener, den Poſten durch einige Anlagen völlig haltbar zu machen, und zur Verſtärkung jener Inſelfeſte zu behaupten; er ſchrieb deßhalb an den Senat, und ließ vorläufig, bis deſſen Genehmigung einträfe, eine kleine Beſatzung dort. Zur beſſeren Sicherung wurden die nahegelegenen Feſten und Schanzen auf der Küſte von Albanien, aus denen die Türken der Beſatzung von Butrinto leicht gefährlich werden konnten, ſämmtlich erobert und geſchleift. Hierauf begab ſich Schulenburg mit 2000 Mann auf die kleine Flotte, beſuchte die Inſeln Zante und Cefalonia, wo er die Arbeiten in Augenſchein nahm, vereinigte ſich alsdann mit der großen Flotte, und kreuzte eine Zeitlang an der Küſte von Morea; da jedoch hier, wie er bald einſehen mußte, nichts zu unternehmen war, ſo wandte er ſich nach der Inſel Santa-Maura, welche die Türken nach Sprengung der Feſtungswerke verlaſſen hatten, und ſetzte dieſelben wieder in guten Wehrſtand, da ſie durch ihre Lage und örtliche Beſchaffenheit in den Zuſammenhang der umfaſſenden Plane gehörte, die er zur Vertheidigung dieſer Gegenden entworfen hatte.

Nochmals kehrte er von hier auf die große Flotte zurück, welche aber, der ſtürmiſchen Jahreszeit wegen, nicht länger in See bleiben konnte, ſondern ohne den Feind getroffen zu haben im Dezember zur Ueberwinterung in Corfu einlaufen mußte. Er beſichtigte daſelbſt die inzwiſchen hergeſtellten Werke, ertheilte für die fortdauernden Arbeiten weitere Befehle, und nachdem er alle Sachen beſtens beſtellt und angeordnet, ſchiffte er gegen Ende Dezembers, auf die öffentliche Einladung des Dogen, in Begleitung vieler Offiziere nach Venedig.

Sein Empfang war überaus glänzend. Als er nach gehaltener vierwöchentlicher Quarantaine am 3. Januar 1717 am Markusplatze ausſtieg, ſtrömten ihm alle Einwohner entgegen, jeder wollte den Helden von Corfu, den Retter der Republik ſehen. Das Volk erhob ihm ein unendliches Jubelgeſchrei und unaufhörliches Händeklatſchen, alles war von Freude begeiſtert. Die Seeleute wollten von ihm nicht ablaſſen, ſondern trugen ihn auf ihren Schultern im Triumphe bis zum Throne des Dogen, der umgeben von der glänzenden Verſammlung der Edlen ihn als Helden begrüßte, und ihm feierlich den prächtigen Ehrendegen überreichte, welchen der Senat ihm zuerkannt hatte. Schulenburg ſprach mit edlem Anſtand und würdiger Faſſung eine kurze kriegsmänniſche Anrede, beglückwünſchte den Dogen und die ganze Verſammlung wegen des Entſatzes von Corfu, und rühmte, ohne der ſeinigen zu erwähnen, preiſend die Verdienſte der Edlen, welche ſich in dem Feldzuge hervorgethan. Der verſammelte Adel brach in die rauſchendſten Beifallsbezeigungen aus, den großen Feldherrn bewundernd, der ſeinen Ruhm nicht auf Verdunkelung der Anderen eiferſüchtig zu gründen brauchte, ſondern dadurch um ſo herrlicher leuchten ließ, daß er ihn großmüthig ſeinen Umgebungen mittheilte. Die Häuſer derjenigen Edlen, welche mit ihm gedient hatten, beglückwünſchten ihn noch beſonders durch feierliche Botſchaften, und erſtatteten ihm für ſeine gütigen Aeußerungen ihren eifrigſten Dank. Alles beſtrebte ſich, ihm Ehre und Huldigung zu erweiſen, ſeines Anblickes, ſeiner Reden konnte man ſich nicht erſättigen; das Volk insbeſondere folgte ihm überall in ſchwärmeriſcher Zuneigung; daß er ein Fremder, ein Proteſtant ſei, wurde ganz vergeſſen, er hieß in aller Munde der getreue und gute Marcolin, ein volksthümlicher Ausdruck, welcher den ächten, wohlgeſinnten Venetianer mit höchſtem Lobe bezeichnen ſollte.

Schulenburg benutzte den Taumel der Freude, welchen ſeine Gegenwart in Venedig erweckte, um in dieſem Augenblicke, da man gern alles nur irgend Gewährbare ihm zugeſtand, für ſeine proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen den Genuß größerer Rechte und überhaupt ſo viel Duldung und Freiheit auszuwirken, als mit dem Grundgeſetze der Republik, das nur den katholiſchen Gottesdienſt öffentlich erlaubte, irgend vereinbar ſchien. Obgleich Venedig niemals der römiſchen Kirche übertrieben gehuldigt, hätte doch kein Anderer dieſe Maßregel ohne Mißſtimmung und Gährung zu bewirken vermocht; jetzt wurde an keinen Vorwurf oder Tadel gedacht. Nach dieſer redlichen Fürſorge, deren Gegenſtand von früher Jugend ſeinem Herzen immer werth und gegenwärtig geblieben, wandte er alle Gedanken und Bemühungen mit verdoppeltem Eifer auf den neuen Feldzug, der gegen die Türken in dieſem Jahre mit dem Früheſten eröffnet werden ſollte. Auf alle Weiſe betrieb er die vielfachen Kriegsanſtalten, welche bei aller Dringlichkeit in der herkömmlichen Behandlung ſaumſeliger Behörden häufig vernachläſſigt wurden; geſchickte Gewinnung der Perſonen durch geſchicktes Betragen, Erhaltung ihres guten Willens durch angemeſſene Reden und Geſchenke, mußten hier oft mehr ausrichten, als ſtrenger Dienſtbefehl und anklagende Beſchwerde. Den gleich anfangs vorgelegten Kriegsentwurf zur Eroberung von Albanien, deſſen Ausführung im vergangenen Jahre durch die Ereigniſſe von Corfu verhindert worden, dachte Schulenburg im nächſten Feldzuge mit Eifer zu verfolgen. In der That ſchien in dieſem Plane für Venedig ein neuer Keim von Ruhm und Größe niedergelegt, der einen unberechenbaren Umfang künftiger Entwickelung verhieß, und vielleicht die ganze Bedingung darbot, unter welcher das ſinkende Anſehen dieſes Staates neue Gewähr dauernden Machtbeſtandes gewinnen konnte. Schulenburg's richtiger Blick hierin gehörte eben ſo ſehr dem großen Staatsmann als dem kühnen Feldherrn; Venedig im Beſitze von Albanien konnte, auf das italiäniſche Feſtland verzichtend, einen neuen Körper im Oſten gewinnen, das Haupt eines großen Reiches werden, deſſen Geſtalt ſpäterhin unter Ali-Paſcha's Herrſchaft nur als unvollkommene Erſcheinung vorüberzog, und vielleicht unter ganz anderen Bedingniſſen ſich vollſtändig entwickelt! Zur Ausführung dieſes Planes war vor allen Dingen die Vermehrung der Landtruppen nöthig, deren Stärke ſich im vergangenen Feldzuge als viel zu gering erwieſen hatte. Demnach ließ Schulenburg die ſchon beſtehenden Werbungen in Deutſchland auf alle Weiſe befördern; beſonders kam aus Baiern und Sachſen viele Mannſchaft, welche großentheils der glänzende Ruf ſeines Namens herbeilockte. Die Ausrüſtung der Flotte wurde mit nicht geringerem Eifer betrieben; die Venetianer hatten immer große Vorliebe für die Seemacht, die überdies auch für die Ausführung des großen Vorhabens unentbehrlich war, um jede ſtörende Dazwiſchenkunft der türkiſchen Flotte in den venetianiſchen Gewäſſern abzuwehren.

Das Frühjahr 1717 erſchien, und Schulenburg reiſte von Venedig ab, um auf den Inſeln und Küſten, wo die Türken ſich bereits zu regen anfingen, die Kriegsunternehmungen zu leiten. Er machte den Anfang ſeiner Reiſe zu Lande, und ging zuerſt nach Rom. Niemand hatte über die Rettung von Corfu größere Freude bezeigt, als Pabſt Clemens der Elfte, aus dem Hauſe Albani, der in dieſem Erfolg eine Sache der ganzen Chriſtenheit erblickte, und ſich überhaupt die Sorge des Türkenkriegs eifrigſt zu Herzen nahm. Er hatte mehrmals das ſehnliche Verlangen ausgeſprochen, den deutſchen Helden, der dieſes große Werk vollbracht, in Rom zu ſehen, und ſich mit ihm über die Fortſetzung des Krieges zu beſprechen. Dieſe Gelegenheit ſollte Schulenburg benutzen, um die Beſchleunigung der Hülfsgeſchwader zu bewirken, welche Venedig von dem Pabſte auch in dieſem Jahre zu erhalten hoffte. Die Zuſammenkunft hatte jedoch ihre Schwierigkeiten, und wäre beinahe unterblieben, bis endlich nach einiger Unterhandlung ein Ausweg vermittelt wurde. Obwohl für den Pabſt von perſönlicher

Hochachtung erfüllt, und voll Ehrerbietung für die hohe Stelle deſſelben in der Chriſtenheit, weigerte Schulenburg als Proteſtant dennoch jede Handlung, die mit dem Sinne ſeiner Glaubensgenoſſen nicht verträglich ſchien. Es wurde demnach ausgemacht, daß nur eine Privatunterredung Statt finden ſollte. Alſo ſprach Schulenburg den Pabſt im Garten des Vatikans, mit bedecktem Haupte, den Degen an der Seite, ohne ſonſtige Ceremonien, als die jedem weltlichen Fürſten gebühren konnten; dies alles nicht aus ſchnödem Trotz und übermüthiger Anmaßung, wie ſpäterhin wohl ſelbſt katholiſche Fürſten bei ſolcher Gelegenheit gegen ein ehrwürdiges Oberhaupt bewieſen, ſondern aus treuer Pflichtgeſinnung, damit der proteſtantiſchen Kirche, deren Mitglieder er hier gleichſam vertrat, an ſo bedeutender Stelle in ſeiner Perſon nichts vergeben würde. Der Pabſt war hocherfreut über den Anblick des bewunderten Feldherrn, und fand großes Gefallen an deſſen verſtändiger Rede. Er ſah ihn im Verfolge noch zweimal auf dieſelbe Weiſe, gab ihm wiederholt ſeinen Dank, ſeine Zufriedenheit zu erkennen, und beſchenkte ihn beim Abſchiede mit einer koſtbaren Denkmünze, die er auf die Befreiung Italiens eigends hatte prägen laſſen. Der Kardinal Gualtieri war beauftragt, ihn während ſeiner Anweſenheit feſtlich zu bewirthen; viele andere vornehme Römer wetteiferten in gleichem Bemühen, und überhäuften Schulenburg mit Ehrenbezeigungen und Aufmerkſamkeiten. Nach kurzem Aufenthalte in Rom begab er ſich nach Neapel, wo ihn der Vicekönig Graf Wirich von Daun gleichfalls mit größten Ehren empfing, und mit der Zollfreiheit für alle Gegenſtände beſchenkte, die er für ſein Regiment aus Neapel etwan beziehen möchte. Von hier ging er nach Brindiſi, und ſchiffte in Begleitung vieler angeſehenen Freiwilligen, die ſeinem Ruhme folgten, hinüber nach Corfu, wo er am 19. April glücklich eintraf.

Hier fand Schulenburg alles in großer Bewegung; bald nach ihm erſchienen der General von Noſtitz und der Proveditor Mocenigo, eiligſt aus Venedig ihm nachgeſandt, weil man daſelbſt aus eingegangenen Nachrichten die Beſorgniß gefaßt, der Feind würde ſeine ganze Macht auf's neue gegen

Corfu wenden. Die Inſel war jedoch durch Schulenburg's Vorkehrung im beſten Vertheidigungszuſtande, und durfte einen Angriff ſo ſehr nicht fürchten. Er ſetzte indeß auch die Feſte Butrinto, höchſt wichtig für ſolchen Fall, in gute Verfaſſung, ſo wie die Inſel Santa-Maura, gegen welche die Türken ſchon einen fehlgeſchlagenen Streich verſucht hatten. In einem gehaltenen Kriegsrathe wurde beſchloſſen, die große Flotte ſollte die türkiſche Seemacht in ihren Häfen einſchließen, oder durch eine Schlacht zum Rückzuge dahin nöthigen, die kleine Flotte aber bei den Unternehmungen in Dalmatien und Albanien mitwirken. Nachdem einige Zeit in vergeblicher Erwartung der verheißenen Hülfsgeſchwader hingegangen, ſegelte der Admiral Ludwig Flangini als außerordentlicher Befehlshaber mit den venetianiſchen Schiffen allein bis vor die Dardanellen, und lieferte nach mehreren Vorgefechten in den dortigen Gewäſſern am 16. Juni dem Kapudan-Paſcha eine große Seeſchlacht, in welcher die Venetianer ſiegten, Flangini ſelbſt aber tödtlich verwundet wurde. Ein zweites Seetreffen, unter Anführung Piſani's am 19. Juli bei dem Vorgebirge Matapan, war ebenfalls ſiegreich, doch keineswegs entſcheidend. Seitdem der Seekrieg mehr mit Linienſchiffen, als mit Galeeren, der urſprünglichen Stärke der Venetianer, geführt wurde, hatten die letzteren ihr früheres Uebergewicht allmählich eingebüßt. Der Kapudan-Paſcha drang, ungeachtet jener Treffen, in die ioniſchen Gewäſſer vor, und ſuchte ſich daſelbſt zu behaupten, während zugleich von Morea her die Türken durch eine anſehnliche Kriegsmacht neue Angriffe gegen die Inſel drohten, beſonders gegen Zante und Santa-Maura. Durch dieſe ſchwebenden Ungewißheiten und die deßhalb in Venedig ſtets erneuerten Beſorgniſſe wurde Schulenburg wider Willen in Corfu zurückgehalten. Nach mancherlei Wechſel entworfener Abſichten und begonnener Bewegungen gelang es endlich den Venetianern, die türkiſche Flotte zu verſcheuchen und das ioniſche Meer ungeſtört zu beherrſchen; aber ein großer Theil des Sommers war darüber hingegangen. Schulenburg hatte die Ausführung ſeines Hauptplanes gegen Albanien um dieſer Umſtände willen abermals verſäumen müſſen;

doch gab er denſelben keineswegs auf, und wünſchte die noch übrige Zeit zur vorgängigen Eroberung einiger feſten Plätze auf der gegenüberliegenden Küſte zu benutzen. Er trug ſeine Abſicht dem Kriegsrathe vor, und entwarf zuerſt eine Unternehmung gegen Preveſa, welche Feſte den Eingang des Meerbuſens von Lepanto beherrſcht. Nach ſorgfältiger Zurüſtung ſegelte Schulenburg von Corfu mit 5000 Mann dahin ab, von der kleinen Flotte unter Piſani begleitet, während die große bei Zante liegen blieb, um das Unternehmen gegen jeden Verſuch türkiſcher Seemacht ſicher zu ſtellen. Er ſetzte am 19. Oktober ſeine Truppen an's Land, und bemächtigte ſich einer Anhöhe, unter deren Schutze ſogleich die Laufgräben eröffnet und der Platz heftig beſchoſſen wurde. Die türkiſche Beſatzung, zwar nur 600 Mann ſtark, aber von einem Paſcha befehligt, widerſtand mit großer Tapferkeit, und machte mehrere Ausfälle, um die Batterieen der Venetianer zu zerſtören; ſie wurden aber zurückgeſchlagen, und die Beſchießung dauerte in vermehrter Stärke fort. Endlich ſteckten die Türken die weiße Fahne auf, und verlangten freien Abzug. Schulenburg wollte dieſen zugeſtehen, wenn auch Vonizza, wo ein Unterbefehlshaber des Paſcha in Beſatzung ſtand, übergeben würde. Der Paſcha verneinte jedoch, daß er über dieſe Feſte mitverfügen könne, indeſſen ſchrieb er zum Scheine die verlangten Befehle zur Uebergabe. Während des Waffenſtillſtandes aber, der einſtweilen bewilligt worden, brachen die Türken unvermuthet mit dem Säbel in der Fauſt unter furchtbarem Geſchrei in das venetianiſche Lager, und gewannen nach blutigem Kampfe, worin beiderſeits viele Offiziere getödtet wurden, glücklich den Weg nach Arta. Schulenburg beſetzte nun Preveſa, wo er 30 Kanonen und große Vorräthe fand, ließ in der türkiſchen Moſchee ein feierliches Tedeum halten, und ſchiffte ſich dann ſogleich wieder ein, um nunmehr Vonizza anzugreifen. Dieſer Platz, auf einer Höhe zwiſchen Meer und Sümpfen gelegen, leiſtete ungeachtet ſeiner natürlichen Feſtigkeit wenig Widerſtand. Nachdem die Beſchießung einige Tage angedauert, und Schulenburg die Entſatztruppen, welche aus der Umgegend heranrückten, zweimal in die Flucht geſchlagen hatte, zog die Beſatzung von 1800 Mann unvermerkt ab, und überließ dem Sieger die Feſtung mit 40 Kanonen, vielen Vorräthen und 36 Kriegsfahrzeugen, die im Hafen zurückblieben. Arta, ebenfalls von den Türken geräumt, unterwarf ſich freiwillig der Republik, und verſprach jährlichen Tribut. Nachdem dieſe Feſten ſämmtlich in guten Stand geſetzt und mit Truppen wohl verſehen worden, kehrten Schulenburg und Piſani gegen Ende des Novembers nach Corfu zurück. Weniger glücklich betrieb der Proveditor Sebaſtian Mocenigo die Sachen in Dalmatien, wo die Venetianer, obwohl über 10,000 Mann ſtark, nichts Erhebliches ausführten, zum großen Mißvergnügen Oeſterreichs, welches von daher eine kraftvolle Ablenkung zu Gunſten des Heeres an der Donau vergeblich erwartet hatte.

Venedig ſah mit großer Freude durch den Beſitz der wichtigen Feſtungen Preveſa und Vonizza den ſicheren Zugang nach Albanien eröffnet, und der Senat beſchloß, in Schulenburg's tiefdurchdachten Plan jetzt völlig eingehend, im nächſten Feldzuge dieſe Eroberungen nachdrücklich zu verfolgen. Mit lebhaftem Eifer wurde durch vielfache Anſtalten die große Unternehmung vorbereitet. Während alle Thätigkeit nach dieſer Seite gerichtet war, trübten ſich die politiſchen Verhältniſſe höchſt bedenklich von Weſten her. Der Kardinal Alberoni, Miniſter des Königs von Spanien, ganz Europa mit ſeinen Ränken umſpinnend und geübt in allen hinterliſtigen Anſchlägen, ſann auf Wiedereroberung der im Kriege über die Erbfolge Spaniens verlorenen Nebenländer dieſes Reiches. Seine kühne aber trügeriſche Staatskunſt enthüllte ſich jetzt deutlich durch die unerwartete Wegnahme Sardiniens, zu welcher die Flotte und die Truppen verwendet wurden, die er dem Pabſte ſelbſt als eine nach Corfu beſtimmte Hülfsmacht vorgeſpiegelt hatte; ganz Italien ſchien bedroht, von ſpaniſcher Heeresmacht überfallen zu werden. Kaiſer Karl der Sechſte ſah mit größter Beſorgniß die andringende Gefahr, welcher zu begegnen ſeine ganze Macht erforderlich ſchien, und um nicht mit getheilten Streitkräften auf den entgegengeſetzten Gränzen ſeines Reiches zwei Feinde zugleich bekämpfen zu müſſen, ſuchte er den Türkenkrieg im vortheilhaften Augenblicke ſchleunig zu beenden. Nach vorläufigem Waffenſtillſtande wurden alsbald im Frühjahr 1718 die Friedensunterhandlungen zu Paſſarowitz eröffnet, zum größten Verdruſſe der Venetianer, welche jetzt erſt die Bahn glänzender Vortheile zu beginnen dachten; ſie ſchloſſen ſich den Verhandlungen zwar an, hofften aber deren Fortgang durch außerordentliche Waffenerfolge bald wieder zu hemmen. Mit verdoppelter Anſtrengung wurden daher alle Rüſtungen beſchleunigt. Der Proveditor Mocenigo zog ſeine Truppen bei Spalatro zuſammen; Schulenburg landete mit anſehnlicher Streitmacht und vielem Geſchütz in Sebenigo, und ſchickte ſich ernſtlich zu dem Einfall in Albanien an. Er hätte vorgezogen, ſüdlich gegen Durazzo anzudringen, allein der Kriegsrath entſchied ſich für den Angriff des nördlichen Albaniens. Nachdem Piſani die türkiſche Flotte durch ein glückliches Seetreffen entfernt, begann Schulenburg mit den Landtruppen am 22. Juli die Belagerung von Dulcigno, einem türkiſchen Raubneſte am adriatiſchen Meere. Schon waren die Feſtungswerke großentheils niedergeſchoſſen, die türkiſche Heeresmacht, welche ein Seriasker zum Entſatze heranführte, mit großem Verluſte zurückgeſchlagen, und der Platz der Uebergabe nahe, als am 1. Auguſt Abends eine Feluke von Venedig mit Briefen des Senats anlangte, welcher die Einſtellung aller Feindſeligkeiten anbefahl, indem der Friede ſo gut wie geſchloſſen ſei; die Republik fühlte ſich zu ſchwach, mit ihren eigenen Kräften allein den Krieg gegen die ganze türkiſche Macht auf ſich zu nehmen, und mußte ſich der Nothwendigkeit unterwerfen, welche aus der allgemeinen Lage der Staatsverhältniſſe hervorging. Schulenburg, inmitten vielverſprechender Fortſchritte gehemmt, ergab ſich voll Unmuths in ſein neues Geſchick, ſtellte das Feuer ein, ließ an der Spitze der Laufgräben die weiße Fahne aufſtecken, und der Beſatzung die erhaltene Nachricht mittheilen; allein die türkiſchen Befehlshaber trauten der Sache nicht, ſondern verwieſen ihn an den Seriasker, der mit verſtärkten Entſatztruppen wieder nahe herangekommen war, und ſetzten indeß die Feindſeligkeiten ihrerſeits fort. Der Seriasker, ſchon unterrichtet, nahm den Schein an, als ob er an der Zuverläſſigkeit der Nachricht zweifle, und erklärte ſich zur Einſtellung der Feindſeligkeiten nur unter Bedingungen bereit, welche Schulenburg mit Unwillen verwerfen mußte. Auch der ſpäteren Nachricht von dem zu Paſſarowitz am 21. Juli wirklich erfolgten Friedensſchluſſe verweigerten die Türken, ſich im Vortheile wähnend, allen Glauben. Mittlerweile erhob ſich ein ungeheurer Sturm, der alle Fahrzeuge der Venetianer an der Küſte zerſtreute oder zerſchmetterte; ohne Möglichkeit des Rückzuges und ohne Zufuhr von Lebensmitteln, von den Türken täglich näher bedrängt und angegriffen, ohne ſelbſt vorrücken zu dürfen, befand ſich Schulenburg in nicht geringer Verlegenheit. Da die Türken nicht aufhörten, ihn feindlich zu beläſtigen und immer drohender zu umſtellen, ſo beſchloß er durch einen kühnen Angriff ſie zurückzuwerfen, und lieber den Krieg, weil ſie ihn doch wollten, zu ihrem Nachtheil zu führen, als zu dem ſeinigen den Frieden zu halten; allein Piſani widerrieth ängſtlich ſolchen Schritt, deſſen Folgen, wie er meinte, für Venedig höchſt unglücklich ſein könnten. In dieſer ſchlimmſten aller Lagen verlor Schulenburg die Faſſung nicht; ſein Muth und ſeine Geiſtesſtärke zeigten ſich in ganzer Größe. Nachdem er eine Zeitlang in gänzlicher Abgeſchnittenheit ausgedauert, legte ſich endlich der Sturm, und die meiſten der zerſtreuten Fahrzeuge erſchienen wieder an der Küſte; nun war die Rettung vor Augen, und es galt die Schiffe ohne Zeitverluſt zu erreichen. Allein der Rückmarſch zu dem Einſchiffungsorte war unterdeſſen ſehr gefahrvoll geworden; der Seriasker hatte ſich mit der Beſatzung von Dulcigno vereinigt und die ſämmtlichen Anhöhen beſetzt, durch deren Schluchten die Venetianer das Ufer gewinnen mußten. Schulenburg durfte nicht ſäumen, er brach in der Nacht auf, und da die Türken ihm den Weg verſperrten, griff er ſie mit Ungeſtüm an, und eroberte die Höhen, auf welchen ſie ſich ſchon feſtgeſetzt hatten. Kaum hatte er ſeinen Zug eine Strecke fortgeſetzt, ſo kehrten ſie in vermehrter Anzahl wieder, und umringten ihn von allen Seiten; neuer Kampf mußte wiederholt den Weg öffnen. Er bedurfte aller ſeiner Kriegserfahrung und Geſchicklichkeit, um unter ſo ſchwierigen Umſtänden ohne weſentlichen Verluſt davonzukommen. Alle Brunnen waren in türkiſcher Gewalt, und Schulenburg mußte perſönlich an der Spitze von Grenadieren das nöthige Waſſer mit dem Degen in der Fauſt erkämpfen. Um das allzu hitzige Eindringen des Feindes auf ſeinen Nachtrab zu mäßigen, raffte er, in Ermangelung anderer Reiterei, einen Theil ſeiner Offiziere und etwa 30 Dragoner zuſammen, und warf ſich an der Spitze dieſes Häufleins einhauend ſo tapfer auf die gedrängten Türkenſchaaren, daß dieſe mit großem Verluſt auseinanderſtoben, und geraume Zeit brauchten, ſich wieder zu ſammeln. Ueberall ſelbſt anordnend und ermuthigend durch Wort und Beiſpiel, führte er ſeinen Zug vermittelſt künſtlicher Bewegungen und kluger Aufſtellungen unter unaufhörlichen, aber ſtets vergeblichen Angriffen der Türken, unverletzt durch alle Schwierigkeiten des verwickelten Erdreichs, und erreichte glücklich das Meer, wo er die Truppen, ohne daß die Türken es hindern konnten, mit allem Geſchütz und Gepäck einſchiffte, und wohlbehalten nach Cattaro brachte. Sein Rückzug war ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung, und die Ehre davon blieb ihm allein um ſo vollſtändiger zugeeignet, als kein anderer Befehlshaber ihn bei den vielfachen Anordnungen und Gefechten hatte unterſtützen wollen.

Der Friede von Paſſarowitz war günſtiger für Oeſterreich, als für Venedig. Das Königreich Morea, Cerigo und andere Inſeln blieben in der Gewalt der Türken; dagegen behielt die Republik die letzten Eroberungen Schulenburg's, Butrinto, Parga, Preveſa, Vonizza, und mehrere Plätze in Dalmatien; dieſer Gewinn, an ſich nicht unbedeutend, für die Herrſchaft in jenen Meeren und für den Beſitz von Corfu höchſt wichtig, konnte gleichwohl für den Verluſt von Morea nicht entſchädigen, und die Venetianer fühlten tief, daß ſie von ihrer Macht herabſtiegen. Schulenburg eilte, nach eingetretenem Friedenszuſtande, eine perſönliche Angelegenheit abzumachen, die ſich ihm während des Krieges erhoben hatte. Er war ſehr unzufrieden mit dem General von Noſtitz, der ſeinen Anordnungen bei mehreren Gelegenheiten widerſetzlich geweſen, und überhaupt das Anſehen des Oberbefehlshabers zu mißkennen gewagt. In Zurechtweiſung und

Widerſpruch hatte ſich ein Wortwechſel entſponnen, den beide übereingekommen waren nach beendigtem Türkenkriege durch den Zweikampf auszugleichen. Inzwiſchen wurde die Sache ruchbar und ihr Ausbruch durch mancherlei Hemmungen hingehalten; man ſuchte mittlerweile eine Ausſöhnung zu Stande zu bringen; durch das Bemühen des Kaiſerlichen Hofes gelang es endlich, den Streit ohne Zweikampf zu Schulenburg's Zufriedenheit beizulegen. In dieſem Jahre ereignete ſich ein großes Unglück in Corfu, durch welches Schulenburg, dem nach dem Kriege wenig zu thun übrig ſchien, unvermuthet zu neuer Thätigkeit berufen wurde. Ein ſchrecklicher Sturm verheerte die Inſel; der Blitz ſchlug in das neue Schloß und entzündete den Pulverthurm, es erfolgte eine gräuelhafte Verwüſtung; viele Häuſer und Paläſte ſtürzten ein, über tauſend Menſchen, unter ihnen der Seeheld Piſani, kamen um's Leben, die Schiffe wurden im Hafen gegen einander geſchmettert, die Feſtungswerke lagen völlig zerſtört danieder. Daß Schulenburg's Bildſäule wie durch ein Wunder inmitten der Trümmer unbeſchädigt blieb, iſt ſchon erwähnt worden. Dieſes Unglück gab Anlaß, daß Schulenburg den Auftrag erhielt, die bisherige, zwar ſorgfältige, aber in ihrer erſten Anlage verfehlte Befeſtigung von Corfu nach ſeinen Planen in ganz neuer und regelmäßiger Geſtalt wieder aufzubauen. Dieſes große Werk wurde von ihm, gemäß den Vorſchriften des Senats, dem an ſchleuniger und vollkommener Herſtellung dieſes Bollwerkes der Republik äußerſt gelegen war, ſogleich unternommen, und nach ſeinen Entwürfen, unter ſeinen Augen, da er oft und lange in Corfu verweilte, während zehn Jahren ununterbrochen fortgeführt, bis mit großer Anſtrengung und ungeheuerem Aufwande endlich im Jahre 1729 das Ganze vollendet war. Alle Männer vom Fache ſtimmten überein, daß Schulenburg in dieſem Werke ein Meiſterſtück der Befeſtigungskunſt aufgeſtellt, und Corfu jetzt durch ſeine Anlagen für immer ſo unüberwindlich gemacht habe, als es vor kurzem bloß durch ſeinen Heldenmuth geweſen.

Venedig pflegte nach geendetem Kriege ſeine ausländiſchen Generale und Truppen mit angemeſſener Belohnung zu entlaſſen. Dieſer Fall trat jedoch nicht für Schulenburg ein, deſſen Thätigkeit der Republik auch im Frieden bedeutend blieb, und deſſen Anſehen und Kriegsruhm mit ihren Staatsverhältniſſen vortheilhaft verflochten war; der Senat erneuerte daher ſorgfältig den geſchloſſenen Dienſtvertrag in herkömmlichen Friſten von drei zu drei Jahren. Auf dieſe Weiſe verblieb Schulenburg ſeine ganze folgende Lebenszeit im Dienſte Venedigs, und in ſeiner Würde nicht minder einflußreich, als hochgeehrt und geprieſen. Die herrſchenden Häuſer des Staates, beſonders das große Haus der Piſani, waren ſeine Freunde, und unterſtützten ihn kräftigſt in allen Unternehmungen und Arbeiten, die er in Betreff des venetianiſchen Kriegsweſens nothwendig erachtete, und für welche die beträchtlichen Ausgaben im Frieden gar leicht zu hoch gefunden werden. Er bereiſte das venetianiſche Gebiet nach allen Richtungen, und ſchiffte beſonders häufig nach den griechiſchen Inſeln, wo außer dem großen Feſtungsbau von Corfu noch viele andere Aufgaben und Anlagen ihn beſchäftigten. Sein raſtloſer Eifer und ſeine beharrliche Thätigkeit achteten kein Hinderniß; er gönnte ſich keine Ruhe, bevor nicht alles gethan war, was zu ſeinem Zwecke geſchehen konnte. Er hatte dabei vielfaches Ungemach, auch ſelbſt Lebensgefahr auszuſtehen; auf einer Rückreiſe von Corfu litt er bei der Inſel Liſſa in Dalmatien Schiffbruch, und wurde nur mit genauer Noth gerettet. Auch in der inneren Einrichtung verſuchte er mancherlei Verbeſſerungen zu erwirken, nachtheilige Formen oder üble Gewohnheiten abzuſchaffen. Er wußte aus Erfahrung, wie zweckwidrig die große Verwaltungsmacht des Savio alla Scrittura auf den Gang der Kriegsführung hemmend einwirken könne, und wie wenig überhaupt die Anſtalten ſelbſt den Abſichten und dem Aufwande des Staats entſprächen. Durch ſein großes Anſehen und unabläſſiges Bemühen brachte er es auch wirklich dahin, daß im Jahre 1721 eine eigene Kriegsbehörde eingeſetzt wurde, welche nach zweckmäßiger Vorſchrift die Verwaltungsgeſchäfte führen ſollte; ſie beſtand aber nicht lange, und die alte Einrichtung kehrte mit allen ihren Mängeln und Mißbräuchen zurück. Von der Zeit an gab Schulenburg es auf, die unüberſteiglichen Schwierigkeiten, die ſich in dem Weſen ſelbſt der venetianiſchen Verfaſſung begründet zeigten, weiterhin nutzlos zu bekämpfen.

Unſere Nachrichten über Schulenburg's weiteres Leben und Wirken werden von nun an ſehr mangelhaft. Nur einzelne Vorgänge ſchimmern abgeſondert aus dem Verlaufe der Jahre hervor. Als Oberbefehlshaber der ſämmtlichen Landtruppen der Republik hatte er ſeinen regelmäßigen Wohnſitz in Verona, wo er jedoch erſt in ſpäteren Jahren ſich bleibend aufhielt, indem er früher meiſt in Venedig und in der Levante, theils auch auf anderen Reiſen abweſend war, die er in perſönlichen Angelegenheiten unternahm. Im Jahre 1720 reiſte er nach Deutſchland, beſuchte ſein Stammgut Emden bei Magdeburg, und ging hierauf nach Berlin und Wien. Eine größere Reiſe unternahm er ſechs Jahre ſpäter nach England, wo ſeine Schweſter Irmengard Meluſina am Hofe König Georg's des Erſten in Verhältniſſen lebte, deren etwan mangelhafte Seite nicht nur durch Macht und Größe, ſondern auch durch Würde und Bildung glänzend überdeckt war. Sie hatte ſchon am Hofe zu Hannover, als Kammerfräulein der Kurfürſtin Mutter, durch ihre außerordentliche Schönheit und trefflichen Verſtand die heftigſte Neigung des Kurfürſten erweckt, deſſen entſchiedene und dauernde Gunſt ſie zwar nicht zu ſeiner Gemahlin erheben gekonnt, aber nach ſeiner Thronbeſteigung von England ihr mit anderen vornehmen Titeln den einer Herzogin von Kendal verliehen, und bei dem Kaiſer Karl dem Sechſten ihre Erhebung zur Reichsfürſtin von Eberſtein bewirkt hatte. Im Juli 1726 traf Schulenburg bei ſeiner Schweſter im Palaſte zu Kenſington ein. Der König war über ſeine Ankunft ſo ſehr erfreut, daß er ihn ſogleich in den Reiſekleidern vor ſich kommen ließ, und nach einer lebhaften Unterhaltung von zwei Stunden ſofort zum Abendeſſen zurückbehielt. Die außerordentliche Gunſt dieſes Fürſten, und die Ehrenbezeigungen, welche, nach dem Willen und Beiſpiele des Königs, von allen Großen des Hofes, und ſelbſt von den fremden Geſandten, ihm bei allen Gelegenheiten erwieſen wurden, machten ihn faſt betreten. Er empfing von den angeſehenſten Perſonen, die dem Könige gefällig zu ſein wünſchten, den erſten Beſuch, unter anderen von dem franzöſiſchen Geſandten, Grafen von Broglie, deſſen Stolz ungern zu ſolcher Zuvorkommenheit ſich verſtehen wollte. Er muſterte die Truppen, in deren Reihen er mehrere Offiziere begrüßte, welche mit ihm in den Niederlanden gedient hatten. Der König fand ungemeinen Reiz in ſeiner Unterhaltung; er lud ihn faſt täglich zu Spazirgängen ein, die oft bis tief in die Nacht dauerten. Die langen Unterredungen, die Schulenburg mit dem Könige hatte, und das große Vertrauen, deſſen er genoß, gaben Anlaß zu politiſchen Vermuthungen; man glaubte, der König habe durch Schulenburg den Beitritt Venedigs zu dem Bündniſſe gewinnen wollen, das im Jahre vorher zu Herrnhauſen zwiſchen Großbritannien, Frankreich und Preußen aus Eiferſucht gegen die entſtandene Befreundung Oeſterreichs und Spaniens geſchloſſen worden. Doch dieſe Vermuthung beſtätigte ſich nicht; das Verhältniß der Herzogin von Kendal und Schulenburg's perſönliche Eigenſchaften waren hinlänglicher Grund zu der ausgezeichneten Aufnahme, die er am engliſchen Hofe fand. Das Anerbieten des Ingeburtrechtes, verbunden mit großbritanniſchen Dienſten, Titeln und Würden, ſcheint Schulenburg beharrlich abgelehnt zu haben. Nach längerem Aufenthalte in England beurlaubte er ſich bei dem Könige, der ihn höchſt ungern entließ, zu ſeiner Rückreiſe. Er ging über Berlin und Wien, wo ihm ebenfalls große Ehren erwieſen wurden, nach Venedig zurück. In Berlin empfing er bei ſeiner damaligen Anweſenheit aus den Händen des Königs Friedrich Wilhelm's des Erſten den ſchwarzen Adlerorden.

Nachdem Schulenburg viele Jahre hindurch dem venetianiſchen Kriegsweſen vorgeſtanden, und alle Einrichtungen und Arbeiten ſo weit vollendet hatte, daß einſtweilen das Geſchehene überall genügen mochte, um ſo mehr, als die Republik während der ganzen Zeit einer tiefen Friedensruhe genoß, ſo glaubte ſein Zartgefühl die Fortdauer ſeines Dienſtverhältniſſes, dem er bei zunehmendem Alter nur abnehmende Kraft zu widmen hatte, in Frage ſtellen zu müſſen. Als daher beim abermaligen Ablaufe des dreijährigen Vertrages im Herbſte des Jahres 1730 die gewöhnliche Erneuerung deſſelben ſich ungewöhnlich verzögerte, gab er ſein Bedenken dem Senate ſchriftlich zu erkennen, und verhehlte nicht, daß, wenn auch ſeine Wünſche ihn nach Deutſchland hinzögen, er gleichwohl aus Erkenntlichkeit für genoſſene Güte ſich die Hände dergeſtalt gebunden ſähe, daß ihm keineswegs freiſtünde zu erwählen, was er ſonſten etwan, Alters und vieler anderen jetzigen und künftigen Umſtände wegen, zu wünſchen und zu ſuchen hätte, ſondern entſchloſſen ſei, ſich des Senats Befehle hierin gänzlich zu unterwerfen. Zu derſelben Zeit, wie ſein Schreiben, kam in Venedig die Nachricht von einer großen Empörung an, die in Konſtantinopel ausgebrochen war, und eine wichtige Staatsveränderung daſelbſt bewirkt hatte. Der Senat begehrte deßhalb von Schulenburg, ohne deſſen perſönlicher Angelegenheit nur zu erwähnen, eiligſt ſein ſchriftliches Gutachten über die zweckmäßigſte Sicherſtellung der venetianiſchen Beſitzungen in der Levante, falls dieſelben in Folge jenes Ereigniſſes gefährdet werden ſollten. Schon nach zwei Tagen lieferte Schulenburg einen ausführlichen Aufſatz, der alles Erforderliche gründlich angab, und mit größtem Beifall aufgenommen wurde. Gleichwohl verzögerte ſich noch immer die Erneuerung des Dienſtvertrages, und Schulenburg mußte glauben, daß ſein Bedenken Eingang gefunden habe, und die Republik ſeiner Dienſte wohl entrathen dürfte. Dieſe Ungewißheit dauerte bis zum 25. November, nicht aber aus zweifelnder Ueberlegung, oder ſonſt einer Abſicht, ſondern aus bloßer Zufälligkeit, weil viele Mitglieder des Senats abweſend waren; denn kaum war die Sitzung wieder vollzählig, ſo erfolgte ſogleich am genannten Tage jene Erneuerung durch einhelligen Beſchluß des Senats, unter freudigſter Zuſtimmung von ganz Venedig.

Die in früheren Jahren häufig wiederholten Dienſtreiſen nach den ioniſchen Inſeln, zweimal über Rom, Neapel und Brindiſi, auch übet Zara und Cattaro mehrmals, öfter aber unmittelbar von Venedig zur See nach Corfu, hörten mit dem Jahre 1732 völlig auf, da auch er ſelber ſolche ferner nicht nöthig glaubte. Sein Wohnſitz wechſelte dann zwiſchen

Verona und Venedig, befeſtigte ſich aber zuletzt ganz an erſterem Orte. Neue Dienſtanträge ſuchten ihn hier auch im Alter noch auf, zuerſt öſterreichiſche, und ſpäter auch preußiſche. In Wien dachte man ernſtlich daran, ihn an die Stelle des Prinzen Eugen zu berufen, deſſen Geiſteskräfte ſichtlich abnahmen, und machte ihm die glänzendſten Anerbietungen. Allein Schulenburg, ſchon vierundſiebzig Jahre alt, zog jetzt vor, in venetianiſchen Dienſten zu bleiben, und die Republik erkannte dies dankbar durch den Beſchluß, fortan keinen Vertrag mehr mit dem Feldmarſchall zu erneuern, ſondern ihm ſogleich für ſeine Lebensdauer die Ehren und Vortheile ſeines Dienſtverhältniſſes zuzuſichern. Es gab kein Beiſpiel, daß ein ausländiſcher Feldherr ſo viele Jahre in dem Dienſte Venedigs ausgedauert, und in einer ſo mürriſchen Republik, wie ein früherer Schriftſteller ſie nennt, die allgemeine Zufriedenheit in ſo hohem Grade zu erhalten gewußt. Doch ereignete ſich fernerhin wenig, was ſeine Thätigkeit hätte in Anſpruch nehmen können. Doch trat er im hohen Alter zuletzt noch einmal auf, als im Jahre 1741 die Republik, wegen der bedenklichen Ausſichten nach Kaiſer Karl's des Sechſten Tode, ein Beobachtungsheer von 20,000 Mann unweit Verona zuſammenzog; er fand ſich bei demſelben ein, ohne jedoch den eigentlichen Oberbefehl zu übernehmen.

Als Voltaire die Lebensgeſchichte Karl's des Zwölften neu herausgeben wollte, und ſeiner beredten Darſtellung das Verdienſt größerer Genauigkeit zu geben wünſchte, wandte er deßhalb, durch Vermittelung des franzöſiſchen Geſandten in Venedig, auch an Schulenburg die Bitte um mancherlei Nachrichten und Aufſchlüſſe, welche dieſer allerdings vor anderen der Wahrheit gemäß ertheilen konnte. Schulenburg erwiederte die ſchmeichelhafte Zuſchrift durch Ueberſendung ausführlicher Denkblätter, welche ſowohl die Kriegsereigniſſe der Jahre 1703 bis 1706, als auch andere bedeutende Vorgänge jener Zeit in franzöſiſcher Sprache abhandeln. Voltaire benutzte dieſe Schriften, und ließ ein zweites Schreiben an Schulenburg der neuen Ausgabe jenes Geſchichtbuches, als öffentliches Zeichen ſeiner Dankbarkeit, vordrucken. Dieſer Briefwechſel fällt in das Jahr 1740, und es ſcheint, daß die Denkſchriften ſelbſt erſt in dieſer Zeit aus Tagebüchern und anderen Aufzeichnungen zu dem beſtimmten Zwecke zuſammengeſtellt wurden, denn ſie tragen unverkennbar die Mängel des hohen Alters, obwohl die Schreibart ſonſt kräftig und zuweilen muſterhaft iſt. In der Zeitſchrift für die Kriegskunſt, welche von Offizieren des preußiſchen Generalſtabs im Jahre 1817 herausgegeben wurden, ſind jene Mittheilungen, ſoweit ſie Voltaire empfangen, großentheils im Druck erſchienen.

Wir haben über das ſpätere Leben Schulenburg's in Verona eine ſchätzbare Nachricht durch zwei deutſche Reiſende, Anton von Geuſau und einen Grafen von Reuß, die im Mai 1742 nach Verona kamen. Sie fanden Schulenburg als Befehlshaber der Beobachtungstruppen der Republik, aber freilich, ſagt Geuſau, nur dem Namen nach, denn ſchon achtzig Jahre alt, hatte er Gehör, Geſicht und Gedächtniß nur noch in geringem Grade, und ſtatt ſeiner verfügte alles der Generalmajor Emo, ein venetianiſcher Edler, der große Fähigkeiten zu haben ſchien, und ſeit zwanzig und mehr Jahren unter Schulenburg gedient und ganz deſſen Vertrauen erworben hatte. Schulenburg nahm die Landsleute freundlich auf, und ſprach von ſeinen Verhältniſſen einiges, aber nichts von ſeinen Thaten. Nur des Schreibens, das der Pabſt an ihn erlaſſen, erwähnte er mit Wohlgefallen. Von ſeinem Recht, einen evangeliſchen Prediger zu halten, welches er ſich ausbedungen, hatte er nie Gebrauch gemacht. In Kriegszeiten hatte er 50,000 venetianiſche Ducati Beſoldung, reichte aber damit nicht weit, wie er ſagte. Er machte den Fremden auch einen Gegenbeſuch, und lud ſie zum Abend in den Garten der Gräfin Gazzuola, welche gut deutſch ſprach, und wohin täglich die beſte Geſellſchaft zu kommen pflegte, beſonders aber Schulenburg.

Schulenburg ſtarb am 14. März 1747 zu Verona im ſiebenundachtzigſten Jahre ſeines Alters, nachdem ſchon vier Jahre vorher das Gerücht ſeines Todes fälſchlich ergangen war. Er war nie verheirathet geweſen, und hinterließ keine Kinder, außer einem natürlichen Sohn, den er im Jahre

1710 mit einer polniſchen vornehmen Dame hatte, und den er unter dem Namen von Glaſebeck in ſeinem Teſtament bedachte. Seine zahlreichen Verwandten hatten ihn, beſonders in den letzten Zeiten, hart bedrängt, und faſt alle von ihm die freigebigſten, reichſten Unterſtützungen empfangen. Sein beträchtliches Allodialvermögen, trotz aller Schenkungen und Verluſte, bei ſeinem Tode noch über 400,000 Thaler betragend, vererbte er auf ſeiner älteſten Schweſter Margarethe Gertrud älteſten Sohn, Chriſtian Günther Grafen von der Schulenburg, hannöverſchen Oberjägermeiſters, mit Stiftung eines Majorats und Fideikommiſſes.

Venedig huldigte dem Andenken des Helden, den es im Leben ſo hochgeehrt, nicht minder nach ſeinem Tode. Der Proveditor der Terrafirma, Simon Contarini, hielt ihm zu Verona ein prunkvolles Leichenbegängniß. Späterhin wurde ſeine Hülle nach Venedig gebracht, wo ihm die Signoria ein prächtiges Grabmal im Arſenal zu errichten beſchloß.

Von Schulenburg's Perſon und Karakter dürfte folgende Schilderung, durch kundige Hand nach dem Anblicke ſeines wohlgeprägten Bildes entworfen, hier nicht ungeziemend ſtehen: „Ein ſehr ſchönes Geſicht, wie man nur ſelten eines ſieht. Man erahndet in ihm die haltungsvolle Größe und kriegeriſche Würde der ganzen Geſtalt. Das Koſtüm, wie unſer großer Kurfürſt; leichte und doch dichte Locken, in der Mitte der Stirn aufgekrauſt, ſo daß dieſe ganz zu ſehen iſt: eine von denen, die man durchaus ſchön nennen kann, und die ſelten vorkommt, gerade in die Höhe ſteigend, und nur, wenn man ſie genauer unterſucht, ſieht man, daß ſie genug rückwärts gebogen iſt. Sie iſt der Platz des größten, kräftigſten Nachdenkens, und nicht nur den ſieht man vollkommen gebildet vor ſich, ſondern die ſchönſten Spuren einer ſolchen Arbeit ſelbſt, und dies iſt der Ausdruck des ganzen würdigſchönen Geſichts. Beſorgte, gütige, und doch dem Entſchluß nicht wehrende, aber erwägende, nach den vollkommen ſchönen Schläfen hin ſanft gebogene Augenbraunen; ausgearbeitete Augenwinkel, wo man wohl Scherz und die Luſt daran wahrnimmt. Etwas Verachtung aller Dinge — wohlverſtanden, aller — in dem ſehr belebten, ebenfalls Erwägung und eben ſo Entſchloſſenheit andeutenden Munde, deſſen Unterlippe vorſtehen will, weil ſie ſtärker iſt als die obere, den aber der Wille ganz bemeiſtert. Ueberhaupt iſt Selbſtherrſchaft der vorwaltende Ausdruck des länglichen, großen und großartigen Geſichts; etwas Trauer; viel Entſchluß, große Ausdauer, Talent, Erwägung und Güte, eine durchaus edle, und wenn auch ſinnende, doch zumeiſt thatkräftige Natur."

Die Feldherrngaben Schulenburg's treten in ſeinem Lebenslaufe deutlich genug hervor; er beſaß alle Eigenſchaften des Kriegers und Befehlshabers, alle unter der Herrſchaft der durchdringendſten Klugheit und hellſten Beſonnenheit. Er war deßhalb auch ein vorzüglicher Unterhändler, und in den verwickelten Staatsgeſchäften ſeiner Zeit tief eingeweiht. Gleicherweiſe durfte er überall in Hofkreiſen und hoher Geſellſchaft mit Sicherheit auftreten, wiewohl er doch dieſe um ihrer ſelbſt willen wenig geſucht zu haben ſcheint. In den mannigfach ſchwierigen Verhältniſſen, die ſich ihm während eines bewegten Lebens darboten, hat er ſtets eine ſeltene Rechtlichkeit und Treue bewährt, ſo daß er überall, wo er ausſchied, mit Ehren wieder eintreten konnte. Gunſt und Vortheil verlockten ihn nie, die Pflicht hintanzuſetzen, er entſagte vielmehr jenen, ſo oft es das Wohl der Sache galt, der er diente, und die ihm anvertraut war. Seine Gewiſſenhaftigkeit in Geldſachen hat jede Probe beſtanden, wiewohl er den Werth der Glücksgüter zu ſchätzen wußte, und ihren redlichen Gewinn keineswegs verſchmähte. Im Kriege litt er keine willkürlichen Bedrückungen, keine Gewaltthaten gegen Wehrloſe, und während die Soldaten ihn der Strenge anklagten, prieſen Bürger und Bauern ſeine Milde. Er war ehrgeizig, aber nicht hoffährtig, mit ſeinen Nächſten immer freundlich, und gewann leicht Zutrauen und Anhänglichkeit aller Perſonen, mit denen er in engeren Verkehr kam. Von ſinnlichen Neigungen war er nicht frei, ließ ſich aber nicht von ihnen hinreißen, war im Eſſen und Trinken mäßig, und hielt in Handlungen und Worten auf guten Anſtand.

Sein Geiſt war kühn und frei, und wußte über Welt und Menſchen gründlich zu denken und zu urtheilen, wovon uns manche ſeiner Betrachtungen und Schilderungen gutes Zeugniß geben. Doch ſtrebte er nicht die höchſten Erkenntniſſe zu erdringen, ſondern begnügte ſich mit den Grundwahrheiten, welche der proteſtantiſche Glauben ihm darbot, dem er von frühеſter Jugend anhing und bis in's Alter treu blieb, ja noch im Sterben die erquicklichſten Tröſtungen verdankte.

Schulenburg war in Wiſſenſchaften wohlbegründet, beſonders in denen des Kriegsfaches, wußte mehrere Sprachen, und drückte ſich vorzüglich im Franzöſiſchen ſowohl mündlich als ſchriftlich mit Leichtigkeit und Gewandtheit aus. Er war unermüdlich im Schreiben, führte einen großen Briefwechſel mit Staatsmännern, Generalen und Gelehrten, von denen er die in ſeiner Zeit hervorragendſten meiſt perſönlich kannte; wir nennen unter den letztern hier nochmals Leibnitz und Voltaire, ſodann den Ritter von Folard, von welchem noch eine Anzahl Briefe an ihn vorhanden ſind. Die von Schulenburg ſelbſtverfaßten Berichte über Kriegsvorgänge, Rathſchläge und Entwürfe zu Unternehmungen, zeichnen ſich durch Klarheit und Genauigkeit aus. Er hatte auch Denkwürdigkeiten ſeines Lebens zu ſchreiben angefangen, von denen uns, wie ſchon erwähnt, einige Abſchnitte erhalten, andere aber verloren ſind. Die Trümmer ſeines großen handſchriftlichen Nachlaſſes ſind nebſt anderen für ſeine Lebensbeſchreibung wichtigen Papieren glücklicherweiſe in die Hände ſeines geiſtkundigen und treuſinnigen Verwandten, des Grafen von der Schulenburg-Kloſterroda, gelangt, der daraus, und aus dem Schatze ſeines ſonſtigen reichen Wiſſens, das Leben und die Denkwürdigkeiten des Feldmarſchalls zuſammengeſtellt, und zu Leipzig 1834 in zwei Bänden in Druck gegeben hat. Dieſes treffliche, an urkundlichen Quellen überaus reiche Werk hat unſerem früher herausgekommenen Abriſſe viele werthvolle Berichtigungen geliefert, und würde demſelben noch manche erwünſchte Ausführung gewähren können, wäre nicht unſerem Zwecke der Raum hier allzu beſchränkt. Es genüge daher, auf jenes Werk dankbar hinzuweiſen.

Von Schulenburg's Bildſäule in Corfu und Grabmal zu Venedig iſt ſchon geſprochen worden, auch der zu ſeinen

Ehren geprägten Denkmünzen iſt ſchon Erwähnung geſchehen. Sein Bildniß iſt oft gemahlt worden, mehrmals von Franz Rusca aus Mailand, einem Bildnißmahler, der, wie Goethe ſagt, den großen Beifall ſeiner Tage durch edle, freie, kühne Darſtellung fürſtlicher Heldenmänner zu gewinnen verſtand; eines derſelben hat Markus Pitteri zu Venedig ſehr gut in Kupfer geſtochen. Goethe's Vater, der ſich um die Zeit von Schulenburg's Tod in Venedig befand, und Zeuge der dem Helden gewidmeten noch ganz friſchen Verehrung war, brachte dieſen Kupferſtich von der Reiſe zurück, nebſt einem anderen, der das Denkmal in Corfu vorſtellte, welches letztere mir Goethe im Jahre 1825 mit den Worten zuſandte: „Auch erhalten Sie eine Rolle mit dem Standbilde des Grafen Schulenburg, zu Corfu errichtet; nehmen Sie jenes früher zitirte Familienblatt geneigt auf, und bewahren es mir zum Andenken. Dem Hiſtoriker iſt es gewiß intereſſant, daß er, durch zwei Generationen vermittelt, über ein Jahrhundert perſönlich zurückgreift."

König Theodor von Corſica.

Außer dem Königreich Portugal und der Republik Venedig hat auch die Inſel Corſica im vorigen Jahrhundert einen Deutſchen zu ſich gezogen, deſſen Leben durch die fremde Schaubühne zur unerhörteſten Entwickelung geſteigert worden. Theodor von Neuhof verdient durch die anſehnliche Rolle, welche er in den Ereigniſſen ſeiner Zeit geſpielt, und an welche er, zwar mehr Abentheurer als Held, doch den Muth, die Standhaftigkeit und den Geiſt eines Helden gewandt, in unſerem Andenken nicht vergeſſen zu ſein. Sein Leben iſt in Betracht der wechſelvollen Verhältniſſe und unaufhörlichen Irrfahrten, denen er ausgeſetzt war, nicht ohne geſchichtlichen Reiz; und aus der reichen Gruppe vielfacher Abentheurer, die wir mit und nach ihm in allen Geſtalten über die glänzendſten Schauplätze der europäiſchen großen Welt wandeln ſehen, leuchtet er immer noch als einer der außerordentlichſten hervor.

Theodor Stephan Freiherr von Neuhof, aus einem altadeligen und angeſehenen Geſchlechte der Grafſchaft Mark in Weſtphalen abſtammend, wurde um das Jahr 1686 in Frankreich geboren. Sein Vater Anton von Neuhof hatte früher als Hauptmann in der Leibwache des Biſchofs von Münſter gedient, allein unbefriedigt mit dieſem beſchränkten Looſe eine gründliche Verbeſſerung deſſelben durch die Heirath mit der Tochter eines Kaufmanns aus Viſet im Hochſtift

Lüttich geſucht, der durch Lieferungen im Kriege ein großes Vermögen gewonnen hatte. Die adeligen, auf dem Stammſchloſſe Neuhof im Hochgerichte Lüdenſcheid hauſenden Verwandten aber ſahen durch eine ſolche damals noch hartbeurtheilte Mißheirath den Stolz ihres Namens mehr als durch ein wirkliches Verbrechen entehrt, und Neuhof hatte deßhalb ſo bittere Anfeindung und gehäſſige Verfolgung zu erdulden, daß er es vorzog, die Heimath zu verlaſſen, und ſein weiteres Glück in Frankreich zu ſuchen. Er fand in Paris eine wohlwollende Beſchützerin an der Herzogin von Orleans, welche als geborne pfälziſche Prinzeſſin ihre deutſchen Landsleute mit Vorliebe aufnahm. Ihre Fürſprache verſchaffte ihm auch alsbald die Kommandantenſtelle eines kleinen Forts im Gebiete von Metz, wo er fortan zufrieden lebte, und mit ſeiner Gattin zwei Kinder bekam, einen Sohn und eine Tochter, die ſein im Jahre 1695 erfolgter Tod unmündig in der Welt zurückließ. Die Herzogin von Orleans nahm ſich jedoch der beiden Kinder, die von ausgezeichneter Schönheit waren, lebhaft an, und ließ ſie an ihrem Hofe auferziehen. Die Tochter, Namens Eliſabeth, wurde in der Folge Hofdame der Herzogin, und traf dann eine anſehnliche Heirath mit dem Grafen von Trevoux, der von ihren liebenswürdigen Eigenſchaften heftig eingenommen war. Der Sohn aber, Theodor Stephan, empfing als Page der Herzogin ſogleich alle Vortheile jenes Unterrichts, der zumeiſt die Perſönlichkeit ausbildet und in der großen Welt von überwiegendem Nutzen iſt. In allen ritterlichen Uebungen zeigte er Muth und Gewandtheit, Waffen und Kriegsweſen waren ſeine früheſte Beſchäftigung, während zugleich die Gewöhnung des Hoflebens den Sinn bedeutender Verhältniſſe und geſelliger Feinheit in ihm ausbildete. Aber auch die eigentlich geiſtige Entwickelung wurde nicht vernachläſſigt. Er faßte eine leidenſchaftliche Vorliebe für das Studium der Geſchichte, und die Beiſpiele heldenmüthiger Unternehmungen und großer Thaten, die ihm beſonders Plutarch darbot, entflammten ſeinen jugendlichen Ehrgeiz. Den genannten Schriftſteller ſoll er unaufhörlich geleſen und theilweiſe auswendig gelernt haben. Doch entzog ihn der Reiz leichtſinnigen Jugendlebens in dem reichen Glanze der franzöſiſchen Hauptſtadt allzuleicht dieſer ſtrengeren Richtung, und er gab ſich allen Zerſtreuungen und Vergnügungen hin, welche in dem Wetteifer müßiger Verkehrtheit auch noch den Ehrgeiz anregen und befriedigen. Er machte ſich in dieſem Kreiſe bemerklich, und gewann durch ſeine Anmuth und Klugheit viele angeſehene Freunde und theilnehmende Gönner. Der Prinz von Birkenfeld trug ihm eine Lieutenantſtelle im Regiment Elſaß zu Straßburg an; allein Theodor mochte den Aufenthalt von Paris um einer ſo geringen Stelle willen nicht verlaſſen. Die Herzogin von Orleans verſchaffte ihm eine Kompanie in baieriſchen Dienſten, die er aber wegen Verdruß beim Spiel, wegen Schulden und anderer üblen Verwickelungen bald wieder aufgab. Der Marquis von Courcillon, Oberſt eines franzöſiſchen Reiterregiments, machte ihn bald darauf zum Rittmeiſter; ſie lebten einige Jahre in vertrauter Freundſchaft, und Theodor genoß alle Annehmlichkeiten eines ſolchen Verhältniſſes, bis ein ausgebrochener Zwiſt daſſelbe trübte, und nun auch die Dienſtverbindung ihm läſtig wurde, die er daher ohne Bedenken verabſäumte. Er blieb in Paris, und lebte mit ziemlichem Aufwande, wozu ſein Glück im Spiel die reichlichen Mittel gab. Bald aber ſpielte er unglücklich, verlor mehr als er beſaß, und gerieth in Verlegenheiten, welche die Fortdauer ſeines bisherigen Wandels in Paris unmöglich machten.

Unzufrieden mit ſeinen nunmehr in Frankreich beſchränkten Ausſichten, gedrängt von den Zerrüttungen ſeiner Lage, und mächtig angezogen von dem ſtrahlenden Ruhme des kriegeriſchen Königs von Schweden, der ſelbſt als wirklicher König und Held mehr noch den kühnen Abentheurer hervorzukehren ſchien, nahm Theodor ſeine Entlaſſung aus franzöſiſchen Dienſten, eilte nach dem Norden, und wurde Offizier im Heere Karl's des Zwölften. Hier zeichnete er ſich bei mehreren Gelegenheiten aus, und bewies den unerſchrockenen Muth, der den Beruf des Kriegers zwar begründet, aber den des Feldherrn bei weitem nicht erfüllt. Die vielfachen Erfahrungen, welche der Dienſt im Felde dem Jünglinge darbot, und die rege Aufmerkſamkeit, mit welcher ſein

Geiſt die dargebotenen Gegenſtände verfolgte, machten ihn bald des Kriegsweſens hinreichend kundig, um überall in dieſem Fache mit Ehren auftreten zu können; allein der innere Zuſammenhang ſeiner eigenſten Fähigkeiten und Neigungen zog ihn überwiegend nach einer anderen Seite hin. Dem Freiherrn von Görz, Rathgeber und Freund Karl's des Zwölften, war Theodor einigermaßen verwandt; jetzt wurde er demſelben auch perſönlich bekannt, und der ſcharfblickende Staatsmann erkannte ſchnell in dem jungen Offizier die vorherrſchenden Talente, zu deren vortheilhaftem Gebrauche die großen Entwürfe und betriebſamen Thätigkeiten des Miniſters leicht Rath wußten. Dieſer ſeltene Mann, aus einem deutſchen reichsritterſchaftlichen Geſchlecht entſproſſen, im Staatsdienſte des jungen Herzogs von Holſtein angeſtellt, und an Schweden durch kein anderes Verhältniß, als das des perſönlichen Vertrauens, gebunden, hatte in dieſer Stellung die ungeheure Aufgabe übernommen, die verzweifelten Angelegenheiten Schwedens aus innerer und äußerer Zerrüttung mächtig wieder aufzurichten. Ihm waren für dieſen Zweck keine anderen Mittel als die ſeiner Geiſtesanſtrengung vergönnt; alles mußte er aus den erfinderiſchen Gedanken ſeines Kopfes hervorrufen. Das unbedingte Zutrauen des Königs war die erſte Frucht ſeiner Ueberlegenheit; er wußte daſſelbe in dem Augenblicke zu gewinnen, als er wegen früherer Anſchläge, die er zum Beſten Holſteins, aber im anſcheinenden Nachtheile Schwedens, betrieben hatte, ſich zu rechtfertigen kam, und dem unverſöhnlich zürnenden Könige gegenüber unrettbar verloren ſchien. Der niedergebeugte Eigenwille des ungeſtümen Helden fügte aber ſich der kühnen Staatsklugheit, die zum erſtenmal in ſolcher geiſtesmächtigen Geſtalt ihn anſprach. Görz wußte auch wirklich in kurzer Zeit durch geſchickte Anordnungen die gebrochene Kraft des Reiches ſo weit herzuſtellen, daß es möglich ſchien, den äußeren Frieden ſchon unter günſtigeren Bedingungen zu erlangen, als bis dahin denkbar geweſen. Dieſen Frieden ehrenvoll und vortheilhaf herbeizuführen, war eine Aufgabe, zu deren Löſung die politiſchen Verhältniſſe faſt aller Staaten in gewaltige Bewegung gebracht werden mußten. Schon war die Geſinnung des

Zars Peter von Rußland vermittelſt kluger Unterhandlungen zu erwünſchtem Einverſtändniſſe umgeſtimmt; in Wien, im Haag, in Paris ſtanden die eifrigſten Thätigkeiten damit in entſprechendem Zuſammenhange. Nun kam es noch darauf an, den König von Großbritannien, auf welchen Karls des Zwölften ganzer Haß ſich geworfen, in politiſches Unheil zu verſtricken, und hiezu dünkte der Verſuch, den Prinzen Karl Eduard, als Erben der Stuarts, dem Hauſe Hannover auf dem engliſchen Throne entgegenzuſetzen, ein unfehlbares Mittel, dem die Theilnahme des Hofes von Madrid entſcheidenden Nachdruck geben ſollte. Hier führte die Zügel allmächtiger Miniſterherrſchaft der Italiäner Alberoni, ein Staatsmann, deſſen gemeine Denkart gleichwohl mit großen Eigenſchaften verbunden war, und auf deſſen Willen und Einſicht Görz rechnen durfte. Um die beiderſeitigen Entwürfe, die aus Norden und Süden ſolchergeſtalt auf ein gemeinſames Ziel zuſammentrafen, in völliges Einverſtändniß zu bringen, fand Görz eine geheime Sendung nach Madrid nothwendig, für welche niemand geeigneter ſchien, als Theodor, deſſen reiche perſönliche Hülfsmittel in ſolchen Angelegenheiten ſchon bewährt waren; ſeine Fähigkeiten ließen jedes Gelingen hoffen, ſeine noch dunkeln und untergeordneten Verhältniſſe im Fall eines Unglücks wenig Aufſehen befürchten. Theodor empfing demnach ſeine Beglaubigungen und Aufträge, und reiſte nach Spanien. Er verſchaffte ſich bei dem Miniſter geheimes Gehör, und trug ihm ſeine Sachen ſo geſchickt vor, daß Alberoni für das große Unternehmen mit neuem Eifer beſeelt wurde, zugleich aber eine hohe Meinung von dem Geiſte des jungen Abgeſandten faßte, und demſelben ſeine ausgezeichnete Gunſt und Neigung ſchenkte. Mit glücklichem Erfolge ſeiner Sendung, die ihm ſogar Beweiſe der Huld abſeiten des Königs von Spanien ſelbſt eintrug, kehrte Theodor nach Schweden zurück, wo Karl der Zwölfte ihn wohlzufrieden aufnahm.

Görz glaubte nunmehr, zu beſſerer Leitung ſeiner ausgebreiteten Verbindungen, ſich ſelbſt in die Mitte der angelegten Fäden verſetzen zu müſſen, und ging nach dem Haag, wohin Theodor ihn begleitete, jetzt völlig eingeweiht und mitthätig in den verwegenen Betreibungen ſeines Meiſters. Der ſchwediſche Geſandte in London, Graf Gyllenborg, war eines der Hauptwerkzeuge, deren ſich Görz bediente, um die Anhänger des Hauſes Stuart in Großbritannien aufzuregen. Theodor wurde die Mittelsperſon des lebhaften und gefahrvollen Verkehrs, den Görz mit Gyllenborg unterhielt; er machte mehrmals geheime Reiſen zwiſchen dem Haag und London, und hatte das Glück immer unentdeckt zu bleiben; die Sachen gediehen bald zu einer förmlichen Verſchwörung der Jakobiten, und Theodor hatte öftere Zuſammenkünfte mit den Häuptern derſelben. Turch die Unvorſichtigkeit der Parthei wurde jedoch der Anſchlag, bevor er zur Reiſe gedeihen konnte, der engliſchen Regierung kund, und dieſe verſicherte ſich im Februar des Jahres 1717 plötzlich der Perſon Gyllenborg's und aller ſeiner Schriften. Theodor befand ſich bei dieſem unvermutheten Schlage gerade in London, flüchtete aber im erſten Augenblicke und entkam nach Holland. Neue Schrecken erwarteten ihn hier. Da ſich aus Gyllenborg's Papieren die unbeſtreitbare Theilnahme Görzens an den verrätheriſchen Anſchlägen ergab, durch welche jener ſich der geſandtſchaftlichen Unverletzbarkeit verluſtig gemacht hatte, Görz aber nicht einmal in öffentlicher Geſandteneigenſchaft anerkannt war, ſo bewirkte das Anſehen der engliſchen Regierung bei den Generalſtaaten auch deſſen Verhaftung, als er ſich eben durch die Flucht ſeinen Verfolgern entziehen wollte. Theodor wandte ſich in dieſer Noth zu dem ſpaniſchen Geſandten, der ihn willig aufnahm und gegen jede Nachſuchung ſchützte. Jene Verhaftungen machten inzwiſchen an allen Höfen großes Aufſehen, und es fehlte nicht an heftiger Einſprache; beſonders führten Spanien und Rußland bittre Beſchwerden über eine Verletzung des Völkerrechts, welche auch ihre Angelegenheiten mitbeträfe, ſofern Görz gerade in Verhandlungen mit ihren Bevollmächtigten geſtanden. Auch gelang endlich den dringenden Forderungen des Zars Peter, durch Vermittelung des Herzogs Regenten von Frankreich die Freilaſſung der Verhafteten zu bewirken. Görz ging nach Schweden zurück, um von dort aus die unterbrochenen, aber keineswegs aufgegebenen Entwürfe in neuen Unternehmungen fortzuſetzen, und Theodor begleitete ihn mit guter Zuverſicht, in dem ſchwediſchen Staatsdienſte durch ſeine bewährte Brauchbarkeit in kurzem eine bedeutende Wirkſamkeit zu erlangen.

Allein neue unerwartete Schläge zerſtörten ſchrecklich dieſe Ausſicht. Karl der Zwölfte wurde in Norwegen vor der Feſtung Friedrichshall durch verrätheriſche Hand erſchoſſen, und unmittelbar darauf ſein Miniſter und Freund in Stockholm verhaftet. Theodor ſah durch Görzens Fall nicht nur jede Hoffnung plötzlich entſchwunden, ſondern auch ſich ſelbſt von Gefahren umringt, denen nur durch ſchleunige Flucht zu entrinnen war. Zu rechter Zeit wählte er dieſe, um nicht vielleicht das traurige Schickſal ſeines Gönners und Verwandten zu theilen, der bald nachher zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde! Theodor begab ſich nach Spanien, wo ihm die Gunſt Alberoni's einen neuen Anhalt verſprach; er fand dieſelbe in vollen Maßen bewährt, und wußte ſich nur immer mehr darin zu befeſtigen. Der allvermögende Miniſter verſchaffte ihm eine Oberſtenſtelle im ſpaniſchen Kriegsdienſt, und ſetzte ihm nebenher noch eine anſehnliche Beſoldung aus. Dem neuen Günſtlinge wurden von allen Seiten Auszeichnungen und Geſchenke zu Theil; er galt als der ſicherſte Weg, um für allerlei Geſuche die Gewährung des Miniſters zu erlangen. Einen neuen Gönner und Freund fand er in dieſem Kreiſe an dem Freiherrn von Ripperda, nachherigem Herzoge und erſten Miniſter, der ſchon damals am ſpaniſchen Hofe in großem Anſehen ſtand. Auch dieſer merkwürdige Emporkömmling, ein geborner Niederländer, vereinigte bedeutende Eigenſchaften mit geringfügiger Sinnesart; als Kriegsmann, Geſandter, Fabrikunternehmer, Höfling und Staatsminiſter, abwechſelnd in niederländiſchen, ſpaniſchen und endlich ſogar marokkaniſchen Dienſten, nach Umſtänden Katholik, Proteſtant und Bekenner des Islam, war er überall, wo er auftrat, durch glänzende Perſönlichkeit und gewandtes Benehmen für eine Zeitlang des vortheilhafteſten Eindrucks und des größten Erfolges gewiß, nur ſichere Dauer blieb ſeinen Glückesloosen verſagt. Er faßte für Theodor, in welchem er den Geiſtes- und Schickſalsverwandten leicht erkennen mochte, eine lebhafte Zuneigung, die ſich auch in der Folge durch allen Wechſel treu erhielt. Er wünſchte eifrig das Glück ſeines Freundes zu befördern, und gab ihm in dieſer Abſicht den Rath, ſich um die Hand der Lady Sarsfield zu bewerben, eines Frauenzimmers von vornehmer irländiſcher Abkunft, einer Tochter des Lords Kilmarnok und nahen Verwandten des Herzogs von Ormond; ſie entbehrte zwar aller Vorzüge der Schönheit und Liebenswürdigkeit, im Gegentheil, ſie war häßlich und ſtolz, allein als Hofdame der Königin ſtand ſie bei dieſer Fürſtin in hoher Gunſt, und ſchien ihrem Gemahl eine glänzende Beförderung zu ſichern. Doch dieſe Heirath, zu der ſich Theodor bereden ließ, entſprach nicht im geringſten den gehegten Erwartungen; vielmehr ſah er ſich nach einiger Zeit vom Hofe vergeſſen, durch Alberoni und Ripperda kaum noch geſtützt, von ſeiner Gemahlin mit hochfahrendem Dünkel behandelt. Als noch überdies bald darauf Alberoni's plötzlicher Sturz eine Veränderung aller Verhältniſſe ankündigte, fühlte er jeden Boden unter ſeinen Füßen gewichen; unfähig, ſo gehäuftes Unheil zu ertragen, ſo entſchloß er ſich raſch, und eines Tages, da ſeine Gemahlin mit dem Hofe nach dem Escurial gefahren war, raffte er ſeine Gelder und Koſtbarkeiten zuſammen, verließ Madrid, ſetzte ſich in Cartagena zu Schiff und landete in einem franzöſiſchen Hafen, von wo er ſogleich nach Paris eilte. Seine Gemahlin blieb ſchwanger in Spanien zurück, und gebar ſpäterhin einen Sohn, mit dem ſie in der Folge gleichfalls nach Frankreich kam.

Ein Abentheurer anderer Art ſtand damals in Paris auf dem Gipfel der Gunſt und des Einfluſſes. Der Schottländer Law hatte für ſeine ausgezeichneten Talente im Rechnungs- und Finanzſache lange vergebens einen Wirkungskreis geſucht; England meidend wegen eines Zweikampfes, in welchem er ſeinen Gegner getödtet, aus Venedig und Genua um zweideutiger Geſchäfte willen vertrieben, war er endlich in Frankreich bei dem Herzog Regenten mit großen Entwürfen durchgedrungen, und an die Spitze einer Zettelbank getreten, die den ungeheuerſten Aufſchwung in alle Vermögensverhältniſſe brachte, und ihm ſelbſt mit der unbeſchränkten

Gunſt des Regenten die entſchiedenſte Macht im Staate verlieh. Es iſt gegenwärtig anerkannt, daß Law in ſeinen erſten Einrichtungen von den richtigſten Grundſätzen ausging, und mit treffender Einſicht neue Mittel des Verkehrs eröffnete, die den Einzelnen wie dem Staate die größten Vortheile gewähren mußten, wenn nicht von Seiten der Regierung ſelbſt ein verderblicher Mißbrauch mit dieſen Vortheilen getrieben wurde. Law hatte nicht Stärke genug, dieſen von der gewinnſüchtigen Macht ihm aufgedrungenen Mißbrauch abzuwehren, und ſein in der Anlage redliches Werk ſteigerte ſich im Fortgange zu der ſchwindelnden Höhe des Betrugs empor, aus welcher der Sturz in den Abgrund eines furchtbaren Bankbruches unvermeidlich war. Noch aber ſtand Law in allem Schimmer des Reichthums und der Macht, als Theodor mit ihm bekannt wurde. Die wahlverwandten Geiſter zogen auch hier ſich gegenſeitig an, und es entſtand zwiſchen beiden ein vertrauliches Verhältniß, welches für Theodor ſogleich erſprießlich wurde. Von der bedeutenden Geldſumme, die er aus Spanien mitgebracht, verwandte er einen Theil zur Befriedigung alter Gläubiger; mit den übrigen ſpielte er in den Aktien der Miſſiſſipi-Geſellſchaft, welche Law geſtiftet hatte. Sein anfänglicher Gewinn, vermehrt durch Law's verſchwenderiſche Freigebigkeit, gab ihm Mittel zu glänzendem Aufwand, er lebte angeſehen in der großen Welt, und machte bedeutende Bekanntſchaften, die ſeinen thätigen Geiſt mannigfach in Bewegung ſetzten. Aber dieſer täuſchende Zuſtand ſollte nicht lange dauern! Law ſelbſt rettete in dem beſchleunigten Einbruche ſeines Syſtems, durch den das ganze Königreich erſchüttert wurde, kaum noch das Leben, und Theodor ſah durch den Verluſt ſeiner ganzen Habe ſich plötzlich verarmt, und inmitten alles Prunks in neue Verlegenheiten geſtürzt, deren Gegenſtände noch kurz vorher in keinen Betracht kommen durften. Bei ſeinem Aufwande war er manche Summen ſchuldig geblieben, deren Bezahlung jetzt unmöglich fiel, aber nur um ſo dringender eingefordert wurde. Zu den alten, nicht ganz befriedigten Gläubigern geſellten ſich neue, und Theodor fand ſich ihren vereinten Angriffen und zugleich dem drückenden Mangel des

Augenblicks bloßgeſtellt. In dieſer Bedrängniß fand er Hülfe bei ſeiner Schweſter, der Gräfin von Trevoux, die ihn mit zärtlicher Liebe aufnahm, und mit beträchtlichen Summen unterſtützte. Zugleich benutzte ſie ihre genaue Verbindung mit dem ſchwediſchen Geſandten Grafen de la Mark, um auch dieſen für den Bruder in Thätigkeit zu ſetzen. Es gelang den vereinten Bemühungen, einen Beſchluß des Parlaments zu erwirken, durch welchen die Gläubiger in ihrem Verfahren gegen Theodor gehemmt wurden; doch kaum war dies geſchehen, ſo verhalf derſelbe Graf de la Mark, der plötzlich von Eiferſucht entzündet in Theodor einen Nebenbuhler zu ſehen wähnte, den Gläubigern durch ſeinen Einfluß zu einem verſiegelten Verhaftbriefe, gegen welchen der Beſchluß des Parlaments ohne Wirkung blieb. In Gefahr ſeine Freiheit zu verlieren, und begierig neue Glückswege aufzuſuchen, hatte Theodor keine andere Wahl, als Frankreich zum zweitenmale zu verlaſſen. Die Art, wie die Herzogin von Orleans in ihren Briefen den bisherigen Lebenslauf ihres ehemaligen Pagen als eine enge Kette von Schelmereien und böſen Streichen zuſammenzieht, mit Auslaſſung der wichtigeren Verhältniſſe und Entſtellung der vertraulichen, — mag man in den Briefen dieſer klugen, aber grundproſaiſchen und alles nur von der ſchlechteſten Seite, daher oft ganz falſch, auffaſſenden Frau nachleſen.

Ohne feſten Plan und ſicheres Ziel durchirrte er hierauf mehrere Länder. Der Unſtern, welcher ihn bisher verfolgt, und aus allen Verhältniſſen, die ihm eine dauernde Lebensrichtung geben konnten, in Sturm und Zerſtörung vertrieben hatte, ſchien ihm ein Recht zu verleihen, ſein Heil und Fortkommen mehr dem Ungefähr zu überlaſſen, als an ein überlegtes Vorhaben zu knüpfen. Er begab ſich zuerſt nach England, dann nach Holland, von wo er eine Reiſe nach der Levante gemacht haben ſoll, man weiß nicht mit was für Mitteln noch in welcher Abſicht. Vielleicht verſuchte er eine Handelsunternehmung, denn in Amſterdam hatte er von portugieſiſchen Juden anſehnliche Geldſummen erlangt, und ſeinem regen Kopfe blieb kein Gebiet gewinnreicher Thätigkeit verſchloſſen. Ohne zuverläſſige Einkünfte wußte er faſt immer in großem Aufwande zu leben, und wenn einige Hülfsquellen verſiegten, andere zu eröffnen. Unerſchöpflich war ſein Talent im Schuldenmachen, überall flößte er Theilnahme und Vertrauen ein; ſein Geiſt erfand unaufhörlich neue Gebilde und Ausſichten, die er einleuchtend vorzuſtellen wußte; in ſeiner ganzen Perſönlichkeit lag ein Zauber, der die Menſchen zu ſeinen Gunſten beſtach; man glaubte alles von ihm erwarten zu können, und eher das Glück beſchuldigen zu müſſen, als ihn ſelbſt, wenn irgend eine ſeiner Zuſagen nicht eintraf. In der wechſelnden Bewegung, ſeinen alten Gläubigern auszuweichen und neue zu finden, vergingen mehrere Jahre. Er zeigte ſich verſchiedentlich in Paris, in Liſſabon, darauf an mehreren Orten Italiens. Ihn müſſen jedoch auf ſeinen Irrfahrten außer jenen Verwickelungen auch angeſehene Verhältniſſe berührt, und ihm das Gebiet der höheren Staatsgeſchäfte neu eröffnet haben, denn er ſtand im Begriff, ein Regiment für den Kaiſerlichen Dienſt in Italien zu errichten, und im Jahre 1732 ſehen wir ihn unvermuthet zu Florenz in der Eigenſchaft eines Reſidenten Kaiſer Karls des Sechſten auftreten. Hier mußten für ihn in den damaligen Ereigniſſen vor anderen die Angelegenheiten von Corſica der Gegenſtand ernſtlicher Aufmerkſamkeit und Beſchäftigung werden. Dieſe Angelegenheiten erfordern, ehe wir weiter gehen, einige Erläuterung.

Corſica, nach Sicilien und Sardinien die größte der zu Italien gerechneten Inſeln, hat auf 178 Geviertmeilen ungefähr 200,000 Einwohner, Nachkommen verſchiedenartiger Bevölkerungen, die ſich hier im Wechſel der Zeiten gemiſcht. Außer den europäiſchen Ankömmlingen, die ſich auf der Inſel feſtgeſetzt, hatten auch die Sarazenen ihre Herrſchaft hieher ausgedehnt, und in einer Reihe afrikaniſcher Könige behauptet. Die Einmiſchung dieſes wilden Blutes hat ſich bei den Corſen in manchen Zügen bemerkbar erhalten. Sie vereinigen überdies den Karakter der Inſelbewohner mit dem der Bergvölker, das ſelbſtiſche Gefühl der Sonderung und Eigenart mit dem freien Sinne kraftwirkender Natur. Die Inſel iſt zwar im Ganzen fruchtbar, in manchen Gegenden wohlbebaut, und reich an ſüdlichen Erzeugniſſen, aber hohe Berge, mit immerwährendem Schnee bedeckt, erheben ſich im Innern; ein rauher Rücken durchzieht die ganze Länge von Norden nach Süden, ein anderer ſcheidet von Nordweſten nach Südoſten zwei ungleiche Theile, zwiſchen welchen nur wenige Verbindungen offen ſind; den Zugang wehren tiefe Wälder und wilde Felsſchluchten. Dieſe Beſchaffenheit des Erdbodens macht die Kriegsführung in dieſem Lande ſehr beſchwerlich, nährt den Geiſt der Unabhängigkeit bei den Bewohnern, und bietet alle Hülfsmittel zur Vertheidigung. Die Corſen galten immer für wild, hartnäckig, grauſam und gewaltthätig, aber auch für tapfer, gaſtfrei, mäßig und enthaltſam. Ihr unbändiger Trotz war ſchon den Römern bekannt, die deßhalb keine Corſen zu Sklaven haben mochten, welchen Vorwurf aber Napoleon mit Recht ſeinen Landsleuten vielmehr zum Lobe rechnet. Ihre guten Geiſtesanlagen bildeten ſie ehemals wenig aus, dagegen ſtanden ſie von jeher als tapfere Krieger in gutem Rufe. Rachſüchtig bis zur furchtbarſten Ausartung, übten ſie Blutrache bis in das ſiebente Glied, und dadurch in zahlloſe tödtliche Feindſchaften zerriſſen, erſchlugen ſie ſich untereinander, wenn nicht größerer Haß gegen fremde Unterdrückung ſie in leidenſchaftlicher Vaterlandsliebe zuſammenhielt. Dieſer Haß traf am heftigſten die Genueſer, welche ſeit alten Zeiten die Herrſchaft über die Inſel anſprachen, mit den Waffen durchſetzten, und dann mit barbariſcher Unterdrückung ausübten.

In der That war der Zuſtand der Corſen unter den Genueſern höchſt bedauernswürdig. Sie ſollten elende Sklaven ſein, und wurden demgemäß behandelt. Die Stellung des Adels in Corſica war vernichtet, jedes Lehnsverhältniß aufgehoben, ſelbſt die Titel ſollten nicht fortdauern, nur damit in der ſchrecklichen Gleichheit des Elends und der Knechtſchaft keine Ausnahme bliebe! Jedes Verhältniß auf der Inſel war einzig für den Vortheil der Gebieter eingerichtet. Die Erzeugniſſe des Bodens durfte der Landmann weder verkaufen, noch ſelbſt in der Inſel mit anderen austauſchen, er mußte ſie ungenützt verderben ſehen, oder ſie zu niedrigſtem Preis einem Genueſer überlaſſen, der dann mit übermäßigem Vortheile ſie vielleicht dem Nachbar verkaufte.

Kein Corſe war fähig, irgend ein Amt zu bekleiden, einer Gemeinde oder einem öffentlichen Geſchäfte vorzuſtehen. Statt geſetzlicher Verwaltung ſchaltete rückſichtsloſe Willkühr genueſiſcher Staatsdiener, die in ihren Erpreſſungen und Grauſamkeiten durch nichts gezügelt waren; ſie konnten nach Gutdünken zum Tode verurtheilen, ohne irgend eine Rechenſchaft. Die Abweſenheit aller Rechtspflege gab der Selbſthülfe das freieſte Feld, in manchen Jahren ſtieg die Zahl der Ermordungen in der kleinen Völkerſchaft nahe an tauſend, und die ſchändliche Habſucht der Genueſer beſteuerte das Verbrechen, ſtatt ihm zu wehren; der öffentliche Schatz in Genua rechnete auf den Ertrag der Gnadenbriefe, die für begangenen Meuchelmord verkauft wurden, oft ſchon im voraus für zukünftigen! Wie in Elend, ſo auch in Unwiſſenheit mußten die Corſen ſchmachten; jede Bildung wurde gehemmt, keine Anſtalt des Fleißes und Unterrichts geduldet; vergebens flehten die Unglücklichen ihre Herren um Schulen wie um Geſetze an, und es iſt rührend, wie in der Aufzählung ihrer Forderungen und Wünſche dieſes geiſtige Bedürfniß immer ausdrücklich erwähnt wird. Solch ſchmachvoller Druck hatte endlich nach vielen Jahren dumpfer Erbitterung die Verzweifelten zu den Waffen getrieben. Im Jahre 1729 war ein Aufſtand ausgebrochen, der für die Genueſer bald gefährlich wurde; es kam zum förmlichen Kriege, und die Corſen fochten unter ihrem kühnen Anführer Pompiliani mit ſolchem Heldenmuthe, daß den Genueſern nur noch der Beſitz der Hauptſtädte Baſtia und Ajaccio und einiger anderen Punkte an der Küſte verblieb, das Innere der Inſel aber ſich unabhängig behauptete. Mehrere Verſuche, die Empörung durch Friedensvorſchläge beizulegen, ſcheiterten an der Treuloſigkeit der Genueſer ſelbſt, welche keinen Vertrag hielten, ſobald ſie im Vortheile zu ſein glaubten, und keinen Verrath ſcheuten, um dahin zu gelangen. Inzwiſchen fühlte die Republik ſich bald zu ſchwach, durch eigene Kriegsmacht allein das tapfere Inſelvolk, dem überdies die Höfe von Verſailles und Madrid faſt offene Unterſtützung gewährten, wieder zum Gehorſam zu bringen; ſie rief den Beiſtand des deutſchen Kaiſers an, und dieſer als Bundesgenoſſe konnte nicht umhin, aus Mailand eine Anzahl Truppen unter dem General von Wachtendonck nach Genua vorrücken zu laſſen, welche nach Corſica übergeſetzt dort unter wechſelnden Ereigniſſen kämpften; ihnen folgte bald eine größere Macht unter dem Prinzen Ludwig von Würtemberg, gegen welche jeder Widerſtand der Corſen unzureichend werden mußte. Doch wollte der Kaiſer dieſe Dazwiſchenkunft ſeiner Waffen nicht ſowohl zur unbedingten Unterwerfung der Corſen unter die Willkürherrſchaft der wuth- und rachentflammten Genueſer, deren grauſames und treuloſes Verfahren ihn ſelbſt mit Unwillen erfüllte, als vielmehr zur angemeſſenen Beilegung des Krieges durch geſicherte Verträge bewilligt haben, und der Prinz von Würtemberg war hauptſächlich dahin angewieſen, eine billige Uebereinkunft, welche die beiderſeitigen Rechte feſtſetzte, zu Stande zu bringen. Nach einigen für die Corſen nachtheiligen Gefechten, wurden wirklich Unterhandlungen angeknüpft, zum großen Mißvergnügen der Genueſer, welche den Empörern keinerlei Rechte zugeſtehen wollten. Die Corſen dagegen verweigerten nicht, die Oberherrſchaft der Republik anzuerkennen, aber ſie verlangten ehrenvolle Bedingungen und billige Zugeſtändniſſe unter Kaiſerlicher Gewährleiſtung.

Der Prinz fand die Forderungen der Corſen, unter welchen die wegen Einrichtung zweckmäßiger Schulen wiederum nicht vergeſſen war, in allen Stücken wohlbegründet. Durch ſeine Vermittelung kam der Entwurf eines Vertrages zu Stande, der zur Genehmigung des Kaiſers nach Wien geſandt wurde. Darin war eine völlige Amneſtie für das Geſchehene, die Abſchaffung einiger drückenden Laſten, die Aufnahme eines Theils der corſiſchen Adeligen in die Vorrechte der genueſiſchen, die Anſtellung eines corſiſchen Oratore in Genua zur Vertretung corſiſcher Rechte, die Verbeſſerung des Kirchenweſens und die Errichtung von Schulen, und manches andere von dieſer Art feſtgeſetzt, deſſen Bewilligung für die Genueſer keinen Nachtheil hatte, wenn ihrem verkehrten Sinne nicht ſchon die Wohlfahrt ihrer Unterthanen dafür gegolten hätte! Sie wollten unbedingte Unterwerfung ohne allen Vertrag, und um die Sachen abzubrechen, bevor ſie zum Abſchluſſe kämen, wählten ſie das kürzeſte Mittel. Ihre Abgeordneten zu Corte, der innern Hauptſtadt des Landes, wo die Verhandlungen unter der Aufſicht des Prinzen von beiderſeitigen Bevollmächtigten geführt wurden, traten unvermuthet mit dem aus Genua empfangenen Befehle hervor, vier der angeſehenſten corſiſchen Abgeordneten, unter dem Vorwande, daß ſie neue Unruhen zu ſtiften ſuchten, zu verhaften und nach Genua zu führen. Die Verhafteten wurden darauf nach Savona gebracht, wo ſie aber Gelegenheit fanden, für die Sache der Corſen noch immer fortzuwirken. Einer von ihnen, Raffaelli, unterhielt Verbindungen mit einem corſiſchen Mönche zu Genua, der mit Theodor in nahes Verhältniß kam. Der Prinz hatte dieſen corſiſchen Häuptern, die im Vertrauen auf ſeine Einladung nach Corte gekommen waren, bisher alle Hochachtung und Zuneigung bewieſen; überhaupt hatte der Anblick des wirklichen Zuſtandes der Dinge ihn mit Theilnahme für die Corſen erfüllt. Gleichwohl vermochte er dieſe Verhaftung, da die Genueſer im Vollgebrauch ihrer obrigkeitlichen Rechte zu handeln behaupteten, nicht zu verhindern, wie laut er auch ſeine Mißbilligung ausſprach. Andere Verhaftungen geſchahen gleichzeitig mit dieſer; die Corſen, ihrer Anführer beraubt, zum Theil ſchon entwaffnet, ſchienen keines Widerſtandes mehr fähig, und Genua ſah unbeſorgt den Prinzen bald nachher mit den meiſten deutſchen Truppen aus Corſica heimkehren. Die Republik zog ſich aber durch den verübten Gewaltſtreich allgemeinen Haß und bittern Tadel zu. Der franzöſiſche Hof erklärte ſeine Meinung in ſehr ſtarken Ausdrücken; der genueſiſche Geſandte Doria mußte es hinnehmen, daß ihm geſagt wurde, wie man zwar für ſeine Perſon alle Achtung, für die genueſiſche Regierung aber ſehr wenig hegen könnte, da ſie ſich durch ihr jetziges Benehmen derſelben nicht würdig bezeigte. Die Genueſer hofften indeß, durch ihre emſigen Bemühungen am Hofe zu Wien die Mißbilligung des Kaiſers abzuwenden, oder doch zu mildern.

In dieſer Lage der Dinge beginnt Theodor für die corſiſchen Angelegenheiten thätig aufzutreten, und ihnen eine Theilnahme zu widmen, welche fortan ſein ganzes Leben erfüllen, und alles Glück und Unglück deſſelben bedingen ſollte. In Florenz und Livorno, wo er als Reſident des Kaiſers abwechſelnd ſich aufhielt, hatte er Gelegenheit, viele Corſen, und unter ihnen die bedeutendſten Häupter, perſönlich kennen zu lernen, die ſich mit ihm häufig von den Verhältniſſen ihres Vaterlandes unterhielten. Der lebhafte Antheil, den er ihnen bezeigte, wurde von ihnen eifrig erwiedert; die bedeutenden Geſichtspunkte, die er für ſie aufſtellte, die entſchloſſenen Rathſchläge, die er ertheilte, erwarben ihm unter ihnen ein hohes Anſehen; ſeine freigebige Großmuth verpflichtete ihm ihre Dankbarkeit. Seine Bemühungen bei dem Prinzen von Würtemberg, ſeine fortgeſetzten Berichte, und die thätigen Verwendungen, die er nach allen Seiten in Bewegung ſetzte, trugen weſentlich zu der günſtigeren Geſinnung bei, welche ſich bei der Vermittelung des Vertrages, der das künftige Verhältniß zu Genua feſtſetzen ſollte, für die Corſen wirkſam zeigten. Als die Genueſer jene gehäſſige Verhaftung ausgeführt hatten, und die Corſen, jetzt häufiger die Inſel verlaſſend, ihren entrüſteten Schmerz dem bewährten Freunde zu klagen kamen, begnügte er ſich nicht, an ihrem Unwillen müſſig Theil zu nehmen, ſondern gab ihnen das kühne Verſprechen, den Gefangenen die Freiheit zu verſchaffen. Dies war jedoch ſo leicht nicht zu bewirken; der Hof von Wien, obgleich den Genueſern zürnend, hielt ſeine Entſcheidung noch zurück, und die Genueſer verſäumten kein Mittel, dieſelbe zu ihren Gunſten zu wenden. Theodor hatte in Kaiſerlichen Aufträgen mit der Republik über dieſe Angelegenheit zu verhandeln, und konnte daher aus ſeiner Stellung mit ſachkundigem Ueberblick ermeſſen, wie das Innere der Verhältniſſe ſtand, und welche Entwickelung ſie zuließen. Ungewiß, ob einzig als Theodors Werk, aber gewiß nicht ohne ſeinen Antheil, erfolgte bald nach ſeinem ertheilten Verſprechen eine glückliche Aenderung in dem Benehmen des Kaiſerlichen Hofes. Ausgemacht iſt, daß dem Prinzen Eugen von Savoyen durch einen Corſen die gehäſſigen Kunſtgriffe der Genueſer in Wien zuerſt enthüllt wurden, und die edle Entrüſtung des vielvermögenden Feldherrn den Kaiſer, der ſeine wohlwollenden Abſichten getäuſcht und das Anſehen ſeines Namens beleidigt ſah, plötzlich zu ſtarken Schritten gegen die Republik entſchied. Der Kaiſer drohte ihr mit feindlicher Truppenüberziehung, wenn nicht die gefangenen Corſen freigelaſſen, und der unter ſeiner Gewähr errichtete Vertrag in Corſica vollzogen würde; worauf die Genueſer beſtürzt in beides willigten.

Durch dieſen Erfolg, den die Corſen kaum zu hoffen gewagt, ſtieg Theodors Anſehen unter ihnen nur um ſo höher. Seine Zuſage war erfüllt, ſein vermögender Einfluß durch die That bezeugt, man verehrte ihn als einen Wohlthäter und Beſchützer. Wenn gegründet wäre, was ſpäter behauptet worden, daß ſein Verdienſt bei dieſem Vorgange lediglich in der Einbildung beſtanden, die er den Corſen über ſeinen Antheil an jenem Erfolge vorzuſpiegeln gewußt, ſo würde wenigſtens der Ruhm ſeiner Geſchicklichkeit dabei nichts verlieren; denn die Wirklichkeit dürfte hier kaum ſchwieriger hervorzubringen geweſen ſein, als der Anſchein, durch welchen die verſchiedenartigſten, ſcharfſinnigſten und verhältnißkundigſten Männer dauernd getäuſcht bleiben ſollten! Genug, die Corſen zweifelten nicht an Theodors entſchiedener Einwirkung, und wandten dafür ihm vorzugsweiſe ihr Vertrauen und ihre Dankbarkeit zu, deren Ausdruck durch Abgeordnete des Volks aus Corſica ihm eigends nach Florenz überbracht wurde. Bei den fortgeſetzten Zuſammenkünften und Berathungen, welche die corſiſchen Eiferer mit ihm hatten, wußte er die Gemüther ſtets inniger zu feſſeln, und ihre Einbildungskraft ſtärker in Flug zu ſetzen. Die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes gebot ihnen Ehrfurcht, ſie ſtaunten ſeine kühnen Gedanken an, und hielten ihn jeder großen Unternehmung fähig. Vielfach und andauernd muß eine ſolche Meinung durchgearbeitet und beſtätigt worden ſein, um die Möglichkeit eines Antrages zuzulaſſen, der unter allen Umſtänden bei ſeinem Vortreten eine ungeheure Kluft aufdringlichen Einſpruches ſchon überſprungen haben muß! Der nähere Hergang, über welchen andere Nachrichten ſchweigen, wird von Theodors Sohne Friedrich, in ſeiner Denkſchrift zur Geſchichte von Corſica, folgendergeſtalt erzählt.

In einer Unterredung mit den erwähnten Abgeordneten begann Theodor die corſiſchen Angelegenheiten mit ernſtem Nachdruck gründlich vorzunehmen. Der Frieden, ſtellte er ihnen vor, den Genua eingegangen, verdiene dieſen Namen nicht, und ſei bloß eine Täuſchung. Die Genueſer würden ihre Geſinnung gegen Corſica nie verändern, und begierig jeden Anlaß ergreifen, um ſich für den augenblicklichen Zwang, der ihnen auferlegt worden, zu rächen. Ihre Geſchichte zeige nur eine ununterbrochene Folge von Unheil, Raubgier, Mord und Verrath, und auf dieſe Unterlagen allein gründe ſich ihr Ruhm und Stolz. Durch lange Gewöhnung im Böſen verhärtet, und durch freie Wahl nur ſtets auf's neue darin beſtärkt, ſeien ſie unfähig geworden, die Stimme der Menſchheit zu vernehmen. Die Corſen insbeſondere hätten tauſend Beiſpiele ihrer treuloſen Argliſt, ihres meineidigen Verraths erfahren. Die Kaiſerliche Gewährleiſtung könne unter nichtigen Vorwänden, an welchen es nie fehle, umgangen werden, und die alte Unterdrückung ungeſtraft wieder emporſteigen. Daher würden ſie wohlthun, ihre Angelegenheiten ernſtlich zu erwägen, und, durch die Vergangenheit gewarnt, mit Vorſicht ihrer Zukunft wahrzunehmen. Er führte ihnen zu Gemüthe, welch ſchönes und glückliches Land ihre Inſel ſein könnte, wenn ſie nicht mehr, wie bisher, eine Beute habſüchtiger Fremden, ſondern unabhängig von dieſen, in freiem eigenen Beſtehen ſich ſelbſt angehörte. Er ſchloß damit, nur in einer völligen Umänderung all ihrer Verhältniſſe, in der gänzlichen Losſagung von Genua, und in der Annahme einer beſtimmten Staatsform dürften ſie ihr dauerndes Heil erwarten; es ſtünde nun bei ihnen, ob ſie lieber einen Freiſtaat errichten, oder einen König wählen wollten, zu einem von beiden aber müßten ſie ſich entſchließen. Die Corſen erwiederten hierauf mit Seufzen und Wehklagen, daß ſie ihren Zuſtand vollkommen einſähen, und wohl wüßten, was ihnen von den Genueſern bevorſtünde. Auch ſeien ſie feſt entſchloſſen, das verhaßte Joch abzuſchütteln, und ihre Freiheit mit den Waffen in der Hand zu behaupten; aber ihnen fehle ein Oberhaupt, deſſen perſönliches Anſehen die Corſen zu Ehrfurcht und Gehorſam vereinigte, und deſſen kriegeriſche Tüchtigkeit die

Genueſer von der Inſel vertriebe, welches beides bisher noch niemals gelungen, und deßhalb alle ihre Anſtrengung vergeblich geweſen ſei. Sie gingen hierauf weiter, und bekannten, daß ſie die Augen auf ihn geworfen hätten, als den Nächſten und Fähigſten, ihr Anführer und Befreier zu ſein; er möchte daher ſich an ihre Spitze ſtellen, und zum Lohne des glücklichen Erfolgs die Krone auf ſein Haupt nehmen! Das außerordentliche Anerbieten kam Theodorn vielleicht nicht unerwartet; ein Abentheuer, dem eine Krone zum Preiſe geſtellt war, mußte ſein Ehrgeiz mit unwiderſtehlichem Zauber hinreißen: doch zögerte er, ſich entſcheidend zu erklären. Erſt nach einigen Tagen, als die Corſen nicht aufhörten, ihn bittend zu beſtürmen, und ihm die Verſicherung gaben, daß ihr Unternehmen den allgemeinen Beifall ihrer Landsleute haben würde, ergab er ſich in ihren Antrag, an den freilich zunächſt nur Gefahren und Hinderniſſe geknüpft erſchienen. Auch kamen die nun Verbündeten bald überein, daß für das Gelingen ihres Werkes der Beiſtand einer auswärtigen Macht unentbehrlich ſei, nicht allein wegen der Feinde, die ſie würden bekämpfen müſſen, ſondern auch wegen der Corſen ſelbſt, damit ihr Oberhaupt, außer der Macht und dem Anſehen, welche der Volkswillen ihm leihen würde, auch durch eigengehörige Stärke deſto überlegener Ehrfurcht und Vertrauen einflößte. Dieſen Beiſtand verſprach Theodor mit Zuverſicht, und er ſchmeichelte ſich, in den Verwickelungen der europäiſchen Staatshändel die Mittel zu finden, den Eifer irgend eines Hofes in den corſiſchen Angelegenheiten für ſeine Abſicht thatkräftig zu betheiligen. Seine Kenntniß ſo mancher Verhältniſſe und Menſchen, und ſeine Geſchicklichkeit in ränkevollen Anſchlägen mußten vor allen ihm dieſe Aufgabe erleichtern.

Nachdem Theodor mit dem Kanonikus Orticoni und dem Grafen Rivarola, beide Agenten für Corſica in Livorno und Florenz, und beide Haupttriebfedern der neuen Sache, das ganze Verhältniß in weiteren Verabredungen befeſtigt, ihnen ſeine vorhabenden Schritte mitgetheilt, und ſie zu gleichmäßiger Thätigkeit und ausdauerndem Eifer ermahnt, ſtand er nicht länger an, und betrat die beſchwerliche Laufbahn, an deren Ziel ein Thron ihn erwartete. Im Gegenſatze eines ſo ſtolzen Ziels war der Anfang demüthig und dürftig genug. Der künftige König mußte vor allem eine Anleihe machen; dazu war zu allen Zeiten Noth und Rath, der jüdiſche Wechsler Jabach in Livorno übernahm die Sache; demüthigend war nur die Geringheit der Summe, welche nicht über einige tauſend Lire ſtieg. Was aus Theodors Reſidentenſtelle geworden, wird nicht erwähnt, das ganze Verhältniß ſcheint nur von ſchwankender Art geweſen zu ſein. Mit jenen geringen Mitteln, durch die Zuſchüſſe einiger Corſen nur wenig erhöht, begab er ſich auf die Reiſe. In Rom, wo er bedeutende Verbindungen hatte, und bei den angeſehenſten Perſonen in großer Achtung ſtand, aber doch genöthigt war, geringe Summen im Stillen aufzunehmen, und dabei ſich mancher unwürdigen Hülfsmittel bediente, verſuchte er zuerſt den Gedanken anzuregen, daß Corſica ein unabhängiger Staat würde, wobei ſich mancherlei die römiſche Kirche Anſprechendes, — als welche ſchon in früherer Zeit die Oberherrlichkeit von Corſica gehabt, — in's Spiel ſetzen ließ. Allein er fand dieſen Boden nicht günſtig, und eben ſo wenig den der anderen Regierungen von Italien, obgleich manche Geſinnungen insgeheim den Genueſern entgegenwirkten, und andere bald gegen Frankreich, bald gegen den Kaiſer neue Verwickelungen gewünſcht hätten. Die Gefahr, ſeine Entwürfe durch allzu vollſtändige Mittheilung voreilig Preis zu geben, vermehrte die Schwierigkeit in Theodors Unterhandlungen; ſein Geheimniß blieb jedoch, obgleich er nach einander die Höfe von Wien, Verſailles und Madrid anging, und nirgends die Gelegenheit günſtig fand, völlig bewahrt. Nachdem er eine Zeitlang dieſe vergeblichen Verſuche fortgeſetzt, mußte er wohl einſehen, daß bei keinem der europäiſchen Fürſten unter den waltenden Umſtänden für Corſica öffentlicher Schutz und Anhalt zu hoffen ſei. Dieſe Widerwärtigkeit ſchlug indeß ſeinen Muth nicht nieder, der im Gegentheil durch Hinderniſſe nur noch mehr befeuert wurde. Im ſechszehnten Jahrhundert hatte Sampiero, ein berühmter corſiſcher Anführer, in ähnlicher Bedrängniß den Beiſtand der ottomaniſchen Pforte mit gutem Erfolge angerufen, und den Corſen war dieſe Gemeinſchaft mit den Ungläubigen nicht anſtößig erſchienen. Dieſem Beiſpiele beſchloß nun Theodor zu folgen, und ſeinem Sinne widerſprach nicht, daß Bemühungen, die in Rom angefangen, in Konſtantinopel enden ſollten! Er ſchiffte ſich nach der Levante ein, und gelangte glücklich nach Rodoſto, einem Hafen am Meer von Marmora.

Schon früher hatte Theodor auf ſeinen Reiſen den Fürſten von Siebenbürgen Franz Rakoczy kennen gelernt, einen Mann von kühnem Geiſt und bedeutenden Schickſalen. Im Aufſtande gegen den Kaiſer Leopold den Erſten war er zu ſolcher Macht emporgeſtiegen, daß er das Königreich Ungarn von der öſterreichiſchen Herrſchaft abzureißen drohte, und nach glänzenden Waffenerfolgen an der Spitze von 100,000 Mann ſchon gegen Wien anrückte. Wechſel der Umſtände und Wandel des Kriegsglücks aber vernichteten ſeine Macht eben ſo ſchnell wieder, als ſie entſtanden war. Nach vergeblichen Bemühungen, Rußland und Polen für ſeine Sache gegen Oeſterreich zu bewaffnen, beſchloß er ſein Vaterland auf immer zu meiden, obgleich die Amneſtie, welche der Kaiſer Joſeph der Erſte in dem Friedensvertrage mit den ungariſchen Ständen bewilligt hatte, ihm die Rückkehr freiſtellte, und Beſitzungen und Würden ſicherte. Nachdem er eine Zeitlang in Frankreich gelebt, wo er als ein ehemaliger Bundesgenoſſe ſehr ausgezeichnet wurde, aber für ſeine Zwecke nichts mehr zu hoffen ſah, hatte er ſich endlich in die Türkei zurückgezogen, wo ihm noch die meiſte Ausſicht zu Befriedigung ſeines unauslöſchlichen Haſſes offen ſchien. Hier ſuchte ihn Theodor auf, um ihn über ſeine Anſchläge zu Rathe zu ziehen, und fand ihn in großem Anſehen, von der Pforte hochgeehrt, aber im Ueberdruſſe der Unthätigkeit, und voll Begier jeder neuen Unternehmung beizutreten. Rakoczy war bald entflammt von den unerwarteten Mittheilungen ſeines Freundes, und eilte denſelben mit einem Manne bekannt zu machen, der durch unternehmenden Geiſt, abentheuerliche Schickſale und jetziges Verhältniß wohl befähigt war, bei den vorhabenden Angelegenheiten zu jenen beiden der dritte zu ſein.

Dieſer war Achmet-Paſcha, ehemals Graf von Bonneval, ein Franzoſe von vornehmer Herkunft, der mit glänzendem Kriegsmuthe den leidenſchaftlichſten Leichtſinn verband, zuerſt wegen übler Händel aus franzöſiſchem Dienſt entwichen, dann aus dem öſterreichiſchen Heere, nachdem er als General der Infanterie und Hofkriegsrath in großem Anſehen geſtanden, wegen Ungehorſam ſchmachvoll entlaſſen worden, und endlich nach Konſtantinopel hingerathen war, wo er den muhamedaniſchen Glauben angenommen, und von dem Großherrn hohe Würden und große Reichthümer empfangen hatte. An leidenſchaftlichem Haſſe gegen Oeſterreich wetteiferte er mit Rakoczy; beide verzehrten ſich in heißer Ungeduld, den Tag der Rache noch immer nicht erſcheinen zu ſehen, und ſetzten alle Triebfedern in Bewegung, um die Pforte zum Kriege gegen Oeſterreich aufzureizen. Als dieſer in der Folge wirklich ausbrach, zeigte ſich Bonneval in der That als ein furchtbarer Feind. Jetzt aber ſchwankten die Verhältniſſe noch unentſchieden, der Krieg gegen Rußland gab keine Befriedigung, und Theodor's nähere Eröffnungen wurden daher um ſo begieriger aufgefaßt. Dieſer erkannte ſehr bald, mit was für Männern er zu thun habe, und daß ihre kräftige Mitwirkung nur ſolchen Entwürfen gegönnt ſein würde, die ihren heftigen Durſt nach Rache zu befriedigen verſprächen. An dieſe herrſchende Leidenſchaft, dieſe dargebotene Schwäche, mußte er ſeine Plane, wenn ſie gelingen ſollten, anknüpfen, nach dieſem Zwecke ſeinen Vortrag einrichten. Seine Gewandtheit im Leben, ſeine einnehmende Art des Umgangs, und die Leichtigkeit ſeine Abſichten mit fremden Vorſtellungen und Neigungen zu verknüpfen, verſchafften ihm hier, wie in allen ähnlichen Gelegenheiten, den entſchiedenſten Einfluß; ſeine Beredſamkeit wußte durch überraſchende Wendungen in Erſtaunen zu ſetzen, das Unwahrſcheinlichſte glaublich darzuſtellen. Er bemühte ſich die Rachſucht der beiden Freunde nur noch heftiger anzufachen, indem er ihnen die Urſachen dazu wiederholt hervorhob. Der Plan, welchen er dann mittheilte, ging auf nichts geringeres hinaus, als das Haus Oeſterreich völlig zu Grunde zu richten. Die Türken, ſagte er, müßten zuvörderſt ganz Italien erobern. Die Ausführung durfte nach ſeiner Meinung gar nicht ſchwierig ſein. Auf Corſica, deſſen Beſitz ihm durch türkiſche Hülfe gleich zuerſt zu ſichern wäre, würden die Truppen von Algier und Tunis ihren Sammelplatz haben, von wo ſie leicht und ohne Gefahr auf den Küſten von Genua und Toscana landen könnten, während andere Truppen von Tripolis nach Calabrien überſetzten, und aus Albanien die Türken ſelbſt in die Mark Ancona einfielen. Das Gelingen dieſes dreifachen Angriffs war ihm augenſcheinlich, man durfte gar nicht zweifeln. Hierauf ging er weiter! Durch die Eroberung von Italien, die ſchnell vollbracht ſein mußte, bahnte ſich das türkiſche Heer durch Friaul und Steiermark einen Weg in das Herz der öſterreichiſchen Länder. Mittlerweile drang ein zweites Heer, unter Rakoczy's Anführung, durch Ungarn vor, und beide konnten zu gleicher Zeit vor Wien ſtehen, deſſen Fall dann unvermeidlich war. An Kühnheit fehlte es dieſem Plane nicht; er beſchäftigte die ſchon gewonnene Einbildungskraft; die Hinderniſſe, auf die man bei der Ausführung ſtoßen mußte, blieben in Schatten geſtellt, die Täuſchungen der Eitelkeit behielten freien Spielraum. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Theodor mit einem ſolchen Entwurfe es jemals ernſt gemeint, daß er die Ausführung für möglich gehalten, oder gar gewünſcht habe; ihm konnte genügen, wenn nur die erſten Schritte verſucht wurden, mit denen ſein Ziel alsbald erreicht war. Wer übrigens durfte den Plan für ausſchweifend und thöricht halten, da ſelbſt Feldherren, wie Rakoczy und Bonneval, welche die genaue Kenntniß jener Kriegsverhältniſſe in eigner Erfahrung erprobt hatten, ihn billigten und anempfahlen?

Auch ging die Pforte, auf Bonneval's Betrieb, wohlgeneigt in Theodor's Abſichten ein. Ihm wurden anſehnliche Geldſummen und hinlängliche Truppenhülfe zugeſichert. Da jedoch die Sachen in Konſtantinopel, wo Geſchäfte und Anordnungen ſich drängten, leichter befohlen, als vollzogen wurden, ſo ließ Theodor durch ſeine Freunde einen Befehl des Großherrn an den Bei von Tunis auswirken, das auf Corſica gerichtete Unternehmen von dieſem nähergelegenen Punkte mit allen Hülfsmitteln zu fördern. Die Pforte nahm die Sache wenigſtens ernſthaft genug, um Theodor'n die Bedingung aufzuerlegen, als König von Corſica die türkiſche Hoheit anzuerkennen; eine Bedingung, die er unbedenklich gelten ließ, da ihre Erfüllung nur zur Sprache kam, wenn ſein Ziel gewiß erreicht war, dann aber konnten die Umſtände ihn derſelben leicht überheben. Er ſah ſeine Angelegenheit auf's beſte eingeleitet; mit dem Beiſtande des mächtigſten Herrſchers der Erde ſchien er jeder europäiſchen Macht trotzen, nichts ihn auf ſeinem Thron erſchüttern zu können. Mit einigen Geldſummen, die ihm ſogleich ausgezahlt wurden, und mit dem Verſprechen ſeiner Freunde, ihm aus Albanien einige tauſend Mann Truppen zuzuwenden, reiſte er, ſchweigend in glücklicher Zuverſicht und herrlichen Hoffnungen, von Konſtantinopel nach Tunis ab. Hier wurde er ſehr wohl empfangen, und von dem Bei, den er ſchnell für ſich einzunehmen wußte, in Gunſt und Ehren gehalten. Nichtsdeſtoweniger zogen ſich die Anſtalten für ſeine Unternehmung in die Länge. An Geld und Kriegsvorräthen fehlte es nicht, aber Truppen und Schiffe waren nicht ſo ſchnell für ihn zuſammenzubringen. Die Nachrichten, welche aus Corſica über den dortigen Zuſtand der Dinge nach und nach eintrafen, mußten ſeine Ungeduld nur vermehren. Der Kampf war, wie vorherzuſehen geweſen, nach kurzem Stillſtande nur blutiger wieder ausgebrochen. Die Corſen hatten große Vortheile erfochten, und ihren Feind wieder auf den Beſitz weniger Punkte beſchränkt; allein um dieſen Gewinn zu befeſtigen, und die weitere Fehde mit Erfolg zu beſtehen, mußten ſie nun ernſtlich bedacht ſein, ihrem Gemeinweſen eine geordnete Geſtalt zu geben. Sie hatten die Inſel unter den Schutz der Jungfrau Maria geſtellt, und nach mancherlei Berathungen bereits eine Art Verfaſſung zu Stande gebracht, in welcher eine Junta von Kriegsanführern mit Abgeordneten des Volks die oberſte Staatsgewalt theilte. Wenn dieſe Verfaſſung ſich ohne Theodor's Zuthun feſtſetzte und erhielt, ſo konnten ſeine Anſprüche leicht ausfallen, und ſeine Hülfe zu ſpät kommen. Er mußte daher eilen, noch im günſtigen Augenblick in Corſica aufzutreten. Ohne Truppen zwar, aber mit reichen Vorräthen und anſehnlichen Geldſummen, zu denen auch Ripperda, der jetzt unter dem Namen Osman eine hohe Kriegswürde in Marokko bekleidete, eifrigſt beigetragen hatte, durfte er noch immer den Corſen, welche den allergrößten Mangel litten, eine machtgebietende Erſcheinung ſein. Durch Briefe benachrichtigte er ſeine Freunde von ſeiner nahen Ankunft, und forderte ſie auf, ihren Verabredungen getreu, ſeinen guten Empfang vorzubereiten, und ſeine Rolle aus allen Kräften zu unterſtützen. Außerordentlich war die Freude über dieſe Nachricht, welche in öffentlicher Verſammlung zu Corte verleſen wurde. Längſt hatte man aufgegeben, von Theodor's Bemühungen einigen Erfolg zu hoffen; nach langem Schweigen erſcholl jetzt die Kunde von ſeinem Leben, ſeiner nahen Hülfe. Muth und Thätigkeit erwachten unter den Corſen auf's neue; alles harrte ungeduldig ſeiner Ankunft entgegen. Die Eingeweihten unterließen nichts, was ſeinem Auftreten günſtig ſein konnte; ſie gewannen die noch unbeſtimmten Häupter, ſie erweckten die Neigung des leichtbeweglichen Volks, von der bisherigen Verfaſſung, die ohnehin nie recht in Ausführung gekommen, zu einer monarchiſchen überzugehen, und Theodor'n zum Könige auszurufen. Sie prieſen hauptſächlich ſein Verdienſt um die Befreiung der Anführer, welche Genua verhaftet hatte.

Nach mehrjährigen unermüdeten Anſtrengungen erſchien endlich Theodor am 13. März des Jahres 1736 vor dem Hafen von Aleria, auf der Oſtküſte der Inſel. Der engliſche Konſul zu Tunis hatte ihm zu einem Kauffahrer verholfen, der 10 Kanonen, und als Kriegsſchiff engliſche Flagge führte; ein Mißbrauch, wegen deſſen ſowohl der Konſul als der Schiffskapitain in der Folge zur Verantwortung gezogen worden, und der dem letzteren das Leben koſtete, indem er, um der Verhaftung zu entgehen, in der Levante ſich mit einem Piſtolenſchuſſe tödtete. Die vornehmſten Einwohner von Aleria und den umliegenden Ortſchaften begaben ſich zu Theodor an Bord, und bewillkommten ihn mit dem Titel Erzellenz und Vicekönig. Am folgenden Morgen ſtieg er an's Land, in ſonderbarem Aufzuge, halb türkiſch, halb europäiſch bekleidet; er trug ein langes ſcharlachrothes, mit Pelz gefüttertes Gewand nach morgenländiſcher Art, dagegen war ſein Haupt ſtatt eines Turbans mit einer wohlfriſirten Perücke und einem dreieckigen Hute bedeckt; an der Seite hatte er einen ſpaniſchen Degen, in der Hand einen prächtigen Stock mit gewundenem Knopfe. Sein buntes Gefolge beſtand in 16 Perſonen, unter welchen ein franzöſiſcher Oberſtlieutenant, ein Sekretair aus Elba, ein Haushofmeiſter aus Livorno, ein Kaplan, mehrere Kammerdiener und Lakaien aus verſchiedenen Gegenden, und drei Mohren aus Tunis. Er ließ darauf ſeine mitgebrachten Vorräthe ausſchiffen, 6 zwölfpfündige Kanonen, 7000 Flinten, worunter viele noch ungeſchäftete Rohre, eine Anzahl Bajonette, Piſtolen und anderer Waffen, eine große Menge von Pulver und Kugeln, ferner 7000 Säcke Getreide, 3000 Röcke und eben ſo viele Paar Schuhe, überdies viele Kiſten mit Geld, größtentheils afrikaniſchen Gepräges. Das Ganze wurde zum Betrag einer Million Scudi angeſchlagen. Dieſe Hülfe erſchien in der That für Corſica, wo ſtets an den nothdürftigſten Dingen Mangel, ein Gewehr ein Schatz, und ein Paar Schuhe eine Seltenheit waren, von außerordentlichſtem Belang; ſie überſtieg alles, was von den Kräften eines auf Abentheuer ausgehenden Privatmannes zu erwarten ſtand, und es war ſehr natürlich, daß ſowohl die Corſen als die Genueſer die Hand irgend eines mächtigen Fürſten im Spiele glaubten. Der Eindruck, welchen Theodor's wunderbare Erſcheinung, das ſonderbare und bedeutende Anſehen ſeiner Perſon, und der Anblick der ausgeſchifften Waffen und Schätze machten, wurde bei den Corſen ſchnell zur freudigſten Begeiſterung. Nicht weniger ſtaunte man im Auslande bei dem ſchnellverbreiteten Gerüchte eines ſolchen Ereigniſſes; die ſeltſamſten Vermuthungen darüber durchliefen Europa. Er trat bloß unter dem Namen Theodor auf, ſein Zuname blieb eine Zeitlang verſchwiegen; bald ſollte er ein portugieſiſcher Prinz, der Prätendent von Großbritannien, oder in deſſen Namen ein engliſcher Lord, bald der Herzog von Ripperda, der Graf von Beaumal, oder der junge Rakoczy, dann wieder ein berüchtigter Abentheurer Freiherr von Syburg ſei. Erſt nach und nach erhob ſich der Name Theodor von Neuhof, und ſeitdem ſpürte man eifrigſt der Herkunft und den bisherigen Lebensſchickſalen des neuen Helden nach; eine Menge abentheuerlicher Erzählungen kamen zum Vorſchein, und beſonders waren die Genueſer befliſſen, ihren Feind durch die ſchmachvollſten Ausſtreuungen herabzuwürdigen, die jedoch zum Theil durch die Thatſachen ſelbſt widerlegt wurden.

Seine Angelegenheit nahm einen raſchen und glücklichen Fortgang. Hundert verſchiedene Gerüchte und Meinungen, durch ſeine Freunde ausgeſtreut, vergrößerten ſeinen Ruf und ſeinen Anhang. Bald hieß es, er komme als Gouverneur im Namen des Kaiſers, bald wieder, ihn ſende der König von Spanien, oder der Bei von Tunis. Um keinen der Vortheile dieſer entgegengeſetzten Meinungen aufzugeben, hüllte er ſich in Schweigen, und ließ die auswärtigen Verhältniſſe im Ungewiſſen ſchweben, dagegen er für die inneren ſogleich als Oberhaupt auftrat, und daß er es ſei, als Thatſache annahm. Das Volk, im voraus bearbeitet, ſtrömte aus der Umgegend herbei, jauchzte ihm Beifall, rief ihn als Vater und Befreier aus, und wurde durch ſeine freigebigen Austheilungen und Geſchenke nur noch mehr befeuert. Begleitet von der jubelnden Menge zog er von Aleria nach Campoloro, wo er in dem biſchöflichen Pallaſte ſeine Wohnung nahm. Hier fanden ſich ſeine Freunde, die angeſehenen Corſen Coſta, Giacinto Paoli und Giafferri ein, mit welchen er gleich am 17. eine Verſammlung der angeſehenſten Einwohner hielt, denen er ſeine Abſichten und Hoffnungen kund machte. Sein Betragen war ganz den Umſtänden angemeſſen. Er umgab ſich mit Wachen, und ließ zwei Kanonen vor ſeiner Wohnung aufpflanzen; ſeine Erſcheinung war glänzend und prachtvoll; er ſpeiſte von Silber; in der Kirche war ſein Platz mit koſtbaren Teppichen und Kiſſen geſchmückt. Dabei war er für jeden zugänglich, hörte jeden an, und entließ niemanden unbeſchenkt; öfters auch ſtreute er Geld unter das Volk aus. Indem er auf ſolche Weiſe immer mehr die Neigung der Corſen zu gewinnen ſuchte, und den Ruf ſeiner Großmuth und ſeiner Macht ausbreitete, verſäumte er nicht, gleich zuerſt auch eine Kriegsſchaar aufzubringen, und ſo den Grund für größere Truppenmacht zu legen. Er ernannte demnach drei Oberſten, ſodann 24 Hauptleute für eben ſo viele Kompanieen, jede zu 200 Mann; binnen zwei Tagen ſchon waren dieſe aus den nächſten Bezirken vollzählig; jeder Gemeine erhielt eine Flinte, ein Paar Schuhe und eine Zechine, den Offizieren war ein anſehnlicher Sold feſtgeſetzt. Ausgewählte 400 Jünglinge wurden zur Leibwache beſtellt. Kaum waren dieſe Bewaffnungen geſchehen, ſo rückte Theodor an ihrer Spitze vor, griff die nächſten genueſiſchen Poſten an, und ſchlug ſie in die Flucht. Dieſe unbedeutende Begebenheit wurde durch die ganze Inſel lobpreiſend verkündet, die Freunde verdoppelten ihre Thätigkeit, ſeine Erhebung zur Königswürde durch das Volk förmlich ausſprechen zu laſſen. Durch ihre Bemühung kam endlich am 15. April zu Aleſſani eine allgemeine Conſulta von Abgeordneten aus allen Bezirken zuſammen, bei welcher Giafferri und Giacinto Paoli als bevollmächtigte Vermittler auftraten, zugleich im Namen Theodor's und von Seiten des Volks. Ohne Schwierigkeit ging ihr Antrag durch; einmüthig wurde Theodor zum König erwählt. Die Bevollmächtigten überbrachten ihm den abgeſchloſſenen Wahlvertrag, den er unterzeichnete und beſchwor. Er wurde hierauf unter freiem Himmel mit einer Krone von grünem Laube geſchmückt, feierlich als Theodor der Erſte, König von Corſica und Capraja ausgerufen, und auf den Schultern der Vornehmſten im Triumph durch die ganze Gegend umhergetragen. Der unaufhörliche Jubel von mehr als 25,000 Menſchen begleitete den Zug; alle ſchworen ihm den Huldigungseid. Sie knüpften an dieſes frohe Ereigniß die glücklichſten Hoffnungen.

Die corſiſchen Häupter hatten den Wahlvertrag mit vieler Vorſicht eingerichtet. Theodor's Würde ſollte auf ſeine Nachkommen vererben, nach dem Erlöſchen ſeines Geſchlechts aber das corſiſche Volk wieder nach Gutdünken über ſeine Staatsform verfügen. Der König mußte ſich zur katholiſchen Religion bekennen. Ein großer Rath von 24 Mitgliedern ſollte alle wichtigen Angelegenheiten mitentſcheiden, ein beſtändiger Ausſchuß deſſelben von drei Mitgliedern ſtets am Hofe gegenwärtig ſein. Alle Würden und Aemter waren den Eingebornen vorbehalten. Für die Kriegszeit durfte der König fremde Truppen herbeirufen, im Frieden deren aber höchſtens bei ſeiner Leibwache halten. Die jährlichen Steuern wurden auf ein billiges Maß beſchränkt. Endlich ſollte der König eine Univerſität ſtiften, und zur Ehre und zum Ruhme des Reichs aus den geeigneten Geſchlechtern einen Adelſtand errichten. Andere Artikel betrafen die Genueſer und ihre Güter auf Corſica. Wenn man die Zeit und Umſtände bedenkt, in welchen dieſe Beſtimmungen gemacht wurden, ſo wird man Maß und Bildung darin nicht verkennen dürfen. Indeſſen erging es dieſer Verfaſſung, wie vielen anderen, unter theilweiſen und vorübergehenden Lebensregungen erſtarb ſie in den Ereigniſſen.

Theodor hatte ſchon im voraus ſeine erſten Reichsbeamten ernannt, den Advokaten Coſta zum Kanzler, Giacinto Paoli zum Schatzmeiſter, Giafferri zum Oberbefehlshaber der Truppen. Seine erſte Sorge war nun, einen inneren Frieden in Corſica aufzurichten, und von allen Einwohnern beſchwören zu laſſen; jeden Waffenſtreit der Partheien und Faktionen, welche die Inſel ſeit undenklicher Zeit zerriſſen, verbot er bei Todesſtrafe. Die Häupter ſelbſt forderten ihn dringend zu ſolcher Strenge auf. Zwei Corſen, von der rothen Faktion der eine, der andere von der ſchwarzen, welche bald nachher dennoch zu den Waffen gegriffen hatten, um den alten Haß im Blute zu kühlen, ließ Theodor dem Geſetze gemäß ſogleich aufhängen; dies Beiſpiel wirkte, und gab dem neuen Herrſcher ein ſchreckendes Anſehen ſelbſt bei denen, welche ihn als ihr Geſchöpf anſahen. Sein zweites Geſchäft, dem er allen Eifer widmete, war die Anordnung eines tüchtigen Wehrſtandes, und vor allem die Errichtung ſtehender Feldtruppen. Hiebei hatte er die größten Schwierigkeiten in der althergebrachten Gewohnheit der Corſen zu überwinden. Jeder Corſe war Soldat, und ſtolz darauf, es zu ſein; aber der Kriegsdienſt war von eigner Art. Jeder Bezirk ſtellte auf den Ruf ſeiner Vorſteher oder Häupter die verlangte Mannſchaft, die ſich mit Lebensmitteln verſehen auf dem Sammelplatz einfand; dauerte das Unternehmen über acht Tage, ſo zogen ſie heim, und mußten durch andere erſetzt werden, bis ihre Reihe wiederkehrte. Dieſe Art Krieg zu führen, dem

Leben und Karakter jenes Volkes tief eingewurzelt, ließ niemals große Ergebniſſe zu, und machte häufig, zur Verzweiflung der Anführer, die ſchon errungenen Vortheile fruchtlos. Dennoch wollten die Corſen von dieſer Gewohnheit nicht ablaſſen, und es koſtete Mühe, nur einige Ordnung und Zuverläſſigkeit in die Vertheilung und Reihefolge des Aufgebots einzuführen.

Inzwiſchen kamen mehrere Schiffe mit neuen Vorräthen von Pulver und anderem Kriegsbedarf ſowohl aus Livorno, als aus Barcelona für Theodor an, wodurch die Vermuthung, daß eine große Macht ihn unterſtütze, neuen Glauben gewann. Seine ausgebreiteten Verbindungen erwieſen ſich in der That ſo anſehnlich als fruchtbar; in Italien, in Frankreich und Spanien, in der Barbarei, überall hatte er Freunde und Gönner, deren Eifer und Thätigkeit er raſtlos in Bewegung ſetzte, nach allen Seiten wußte er Entwürfe und Vorſchläge anzuſpinnen, bald durch Wahrheit beſtechend, bald durch Täuſchung überzeugend. Sein mannigfacher Briefwechſel richtete ſich an Staatsmänner und andere einflußreiche Perſonen, leitete Handelsſachen, ertheilte Aufträge und Weiſungen, berief Freunde und Verwandte; aus Weſtphalen lud er den Freiherrn von Droſt, ſeinen Vetter, aus Frankreich ſeinen Neffen, der daſelbſt in Kriegsdienſten ſtand, dringend zu ſich ein. Auch meldete er den auswärtigen Mächten, beſonders dem deutſchen Kaiſer und dem Könige von Frankreich, in eigends erlaſſenen Schreiben, ſeine Erhebung auf den Thron, und bat um Anerkennung und Beiſtand. Um den Schutz und Schirm des Kaiſers zu erlangen, ließ er kein Mittel unverſucht; er beauftragte mehrere Verwandte in Weſtphalen, ſich ſogleich nach Wien zu begeben, und dort für ihn zu wirken, er bat um Päſſe für corſiſche Abgeordnete dorthin, er verſprach jederzeit als ein guter aufrichtiger Deutſcher und Reichsglied ſich finden zu laſſen; ſchon am 17. April, zwei Tage nach ſeiner Erhebung ſchrieb er deßhalb an eine einflußreiche Gönnerin, die Gräfin von Scharfenberg, nach Wien. Dem unentſchiedenen Abentheurer war eine offene Zuſtimmung zwar ſchwerlich irgend zu hoffen, doch lag in dem Geiſte der widerſtreitenden Staatsverhältniſſe, daß unter den Mächten einige mit heimlicher Gunſt auf das Unternehmen ſchauten.

Das nöthigſte Ziel indeß blieb zunächſt, die Genueſer vollends von der Inſel zu vertreiben, und Theodor ließ daſſelbe nicht aus den Augen. [illegible] nach ſeiner Anordnung errichteten Truppen führte er ſogleich in's Feld, und ſchon am 23. April, acht Tage nach ſeiner Krönung, nahm er im ſüdlichen Theile der Inſel den Seeplatz Portovecchio, und am 24. Sartene weg, wo die genueſiſche Beſatzung gefangen gemacht und viel Pulver und Blei erbeutet wurde. Nachdem er hierauf in Caſinca bis zu 15,000 Mann verſammelt, ſtand er plötzlich am 3. Mai mit dieſer Macht vor Baſtia, und erließ an den genueſiſchen Generalkommiſſair die Aufforderung, binnen zehn Tagen mit ſeinen Truppen den Platz zu räumen, widrigenfalls bei der gewaltſamen Einnahme keine Schonung zu erfahren. Zugleich ermahnte er die Einwohner, gegen ihre Zwingherren aufzuſtehen, und ihren Landsleuten die Thore zu öffnen. Da beides ohne Wirkung blieb, und ein ſtürmender Angriff unſtatthaft war, ſo traf er Anſtalt, die Stadt wenigſtens eng einzuſchließen. Ein erneutes Aufgebot rief aus allen Bezirken die ſtreitbare Mannſchaft in Dienſt. Die Hülfsgeſchwader einer befreundeten Macht, hieß es, wären mit Truppen unterwegs; es ſei alles daran gelegen, noch vor ihrer Ankunft im Beſitz von Baſtia zu ſein, damit den Verbündeten gleich ein ſicherer Ort und guter Hafen anzuweiſen wäre; es bedürfte demnach einer vereinten Anſtrengung, ſowohl gegen dieſe Hauptſtadt, als auch gegen die anderen in den Händen der Genueſer befindlichen Plätze, um dem ganzen Kriege ſogleich eine vortheilhafte Wendung zu geben. Dieſe Vorſtellungen hatten den guten Erfolg, daß alsbald über 25,000 Mann theils vor Baſtia und den nahegelegenen Seeplätzen San-Fiorenzo und Algajola, theils vor San-Pelegrino und Ajaccio unter Waffen ſtanden. Theodor's Truppen behielten in den Gefechten, die oft für beide Theile gleich blutig waren, ſtets die Oberhand, und engten die Genueſer immer mehr ein; die wenigen Bezirke, welche dieſen noch angehangen, unterwarfen ſich, und brachten der corſiſchen Sache die Waffen zu, welche ſie kurz vorher aus Genua gegen dieſelbe empfangen hatten. Der Generalkommiſſair jedoch behauptete ſich in Baſtia; ſein gutbedientes Geſchütz hielt die Corſen in genugſamer Entfernung von der Stadt, und obwohl Theodor den größten perſönlichen Muth bewies, und oftmals im ſtärkſten Feuer bis dicht unter die Wälle kühn hinanritt, ſo konnte er doch mit ſeinen Streitkräften ohne mehreres Geſchütz keinen erfolgreichen Angriff unternehmen.

Während die Berennung von Baſtia bald mit ſtärkerer, bald mit ſchwächerer Mannſchaft fortbeſtand, gewann Theodor einige Zeit, ſich mit den inneren Angelegenheiten der Inſel zu beſchäftigen. In der bürgerlichen Verfaſſung war alles neu zu gründen; die Geſetze waren höchſt mangelhaft, die Gerechtigkeitspflege fehlte beinahe ganz; die nothwendigſten Geſchäfte des Lebens wurden vernachläſſigt. Die Genueſer hatten bisher mit aller Sorgfalt verhindert, daß die Corſen Handel und Gewerbe trieben, ſie ſollten wegen jedes Bedürfniſſes von Genua abhängig ſein. Daher fehlten die gewöhnlichſten Handwerker, die gemeinſten Hülfsmittel. Theodor arbeitete raſtlos an der Verbeſſerung dieſes Zuſtandes. Er gab eine Anzahl bündiger Geſetze, die fürerſt nur das Nöthigſte enthielten, und weitere Ausbildung der Zukunft anheimſtellten. Er ſaß ſelbſt zu Gericht, vernahm Kläger und Beklagte, verhörte die Zeugen, und gab jedesmal die Gründe ſeines Urtheils an. Er berief durch angebotene Vergünſtigungen Handwerker und Künſtler vom Feſtlande; die Religionsfreiheit, die er verkündete, lockte auch alsbald viele Fremde an; es hieß deutſche Proteſtanten würden eine eigene Stadt auf Corſica erbauen, desgleichen holländiſche Juden, und ebenſo griechiſche Anſiedler. Er ordnete die Verwaltung der öffentlichen Gelder und der faſt ganz verabſäumten Staatsgüter, unter welchen Gold- und Silberminen ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgingen. Durch die Beute von den Genueſern und durch den Ertrag der Kriegsſteuern, die an Geld, Früchten und Vieh zumeiſt von ihren Beſitzungen eingetrieben wurden, kamen beträchtliche Summen ein, welche Theodor zweckmäßig verwendete; die Truppen erhielten ihren Sold, und alles Erforderliche wurde angeſchafft. Auch ließ er eigenes Geld prägen, ſowohl Kupfer für den kleinen Verkehr, als Gold- und Silbermünzen, auf welchen ſein Bruſtbild und Königlicher Titel prangten. Alles dies entſtand und geſchah in der kürzeſten Zeit, unter dem verwirrendſten Zudrange aller Art. Theodor's raſches Wirken erregte Bewunderung, und man konnte ſeine Fähigkeit und Abſicht, das kleine Reich zu einem blühenden und achtungswerthen Staat zu erheben, in ſeinen wohldurchdachten Anſtalten nicht verkennen.

Als die Republik die ernſthafte Wendung ſah, welche Theodor der corſiſchen Sache gab, ergriff ſie auch ihrerſeits entſchloſſene Maßregeln. Sie erließ die heftigſten Beſchlüſſe gegen ihn, nannte ihn einen Aufrührer und Hochverräther, ſetzte auf ſeinen Kopf einen Preis, und verbot ihren corſiſchen Unterthanen jede Gemeinſchaft mit ihm. Zugleich gaben ſie von ſeiner Herkunft und Perſon die gehäſſigſten Nachrichten, ſchilderten ihn als einen verlaufenen Abentheurer und landflüchtigen Betrüger, der bald als Spieler, bald als Marktſchreier aufgetreten ſei, und nunmehr die Einfalt der Corſen zu der lächerlichſten Poſſe mißbrauche. Ihre Kundmachungen wurden bald auf Corſica verbreitet. Als Theodor hörte, daß die Genueſer ihn für einen Marktſchreier ausgäben, ſagte er lachend: „So will ich denn nächſtens meine Schaubühne auf dem Marktplatze zu Baſtia aufſchlagen, und ein Stück darauf ſpielen, das ihnen vielleicht nicht ganz gefallen wird.“ Die Corſen ſchickten aber die ihnen zugekommenen Schmähſchriften mit dem Beiſatze: „Es lebe Theodor der Erſte, König von Corſica!“ nach Genua zurück. Auch erſchien in der Folge zur Antwort auf das genueſiſche Edikt, ein würdiggefaßtes Manifeſt, durch welches Theodor ſich ſelbſt und das corſiſche Volk in allem Vorgegangenen zu rechtfertigen ſuchte. Dies war um ſo leichter, als die Genueſer überall die öffentliche Meinung gegen ſich hatten; überdies widerlegten ſich ihre Nachrichten über Theodor zum Theil durch ihre eigenen Widerſprüche, und die Abſicht zu verläumden war allzu offenbar. Nicht beſſer ſtand ihre Sache bei den fremden Höfen; ihr bisheriges Verfahren gegen die Corſen wurde zu Wien und Paris laut mißbilligt. Ihrem Geſuch um Hülfstruppen wurde erwiedert, ſie ſelbſt hätten die Amneſtie gebrochen, und eher Strafe verdient, als Beiſtand. Ungünſtig nahmen auch Spanien und England ihre Beſchwerden auf, daß von daher Zufuhr an Theodor gelange; doch wurde in London, den Anſchein befriedigend, ein ſtrenges Verbot deßhalb erlaſſen.

Inzwiſchen hatte die Republik aus eigener Anſtrengung ihre Beſatzungen auf Corſica verſtärkt, und von Baſtia, San-Fiorenzo und Algajola geſchahen glückliche Ausfälle, die den Corſen großen Nachtheil zufügten. Theodor ſah ſich genöthigt, mit ſeinen Truppen in das Gebirge zurückzugehen, da ſie im freien Felde aus Ungewohnheit nur ſchlecht beſtanden. An Tapferkeit und Heldenmuth fehlte es ihnen ſonſt nicht. Ein Beobachtungspoſten von 60 Mann war vor Baſtia zurückgeblieben, die geringe Anzahl wurde verrathen, und die Genueſer fielen 1500 Mann ſtark über ſie her; die Corſen wurden ſogleich verſprengt, ihrer 20 aber flohen in einen feſten Thurm, und fünf Stunden hielten ſie hier den heftigſten Angriff der Genueſer aus, der dieſen viele Verwundete und Todte koſtete; jede Aufforderung ſich zu ergeben, wieſen ſie hartnäckig ab, und da zuletzt ihr Thurm in Flammen ſtand, und ſie unter Schutt und Trümmer zu begraben drohte, fielen ſie wüthend heraus, und richteten noch ein großes Blutbad an, bis ſie alle erlagen, fünf ausgenommen, die ſich glücklich durchſchlugen! Häufig waren die Beiſpiele ſolcher Kriegswuth unter den Corſen; dieſelben Leute aber waren in Reih und Glied ſehr unzuverläſſige Soldaten. Einzelne Gefechte entſchieden ſich nun öfters zum Vortheile der Genueſer; ſie befriedigten zunächſt den alten Haß, die Corſen, welche in ihre Hände fielen, wurden enthauptet oder aufgehängt. Die Erbitterung und Grauſamkeit ſtiegen auf beiden Seiten. Während dieſer Unfälle hielt Theodor, der Vielen ſchon ganz verloren dünkte, mit großer Geiſteskraft ſeinen Muth aufrecht, und vertröſtete ſeine Freunde auf nahe Hülfe. Wirklich kam gegen Ende des Juni zu Iſola Roſſa für ihn ein Schiff an, welches zwar keine Truppen, aber 4 achtpfündige Kanonen mit allem Schießbedarf, 500 Flinten und viele andere Gegenſtände überbrachte; zwei genueſiſche Feluken, welche die Ausſchiffung verhindern wollten, wurden durch Kanonenſchüſſe vertrieben. Zu gleicher Zeit trafen von Cadix bedeutende Wechſel für ihn ein. Hiedurch geſtärkt, erſchien Theodor ſchnell wieder im Kriegsfelde. Er ſchlug bei Zilia im Bezirk von Balagna eine feindliche Schaar von 1800 Mann; drei Tage darauf bei Iſola Roſſa eine andere, die 2000 Mann ſtark gelandet war, um einen Hauptſtreich auszuführen, und nun mit großem Schimpf und Verluſt ſich wieder einſchiffte; auch nahm er den Genueſern zwei Schiffe weg, die ſie in der Eile zurücklaſſen mußten, und auf welchen ſich eine Kriegskaſſe und 50 Fäſſer Pulver fanden. Die gefangenen Genueſer wurden auf ſeinen Befehl, zur Wiedervergeltung ihrer Grauſamkeit, erſchoſſen; ein abtrünniger Corſe erlitt gleiches Loos. Ein Hauptgefecht fand im Juli bei Furiani ſtatt, wohin die Genueſer mit 1500 Mann aus Baſtia vorrückten, um Theodor'n, der am Tage vorher dort angelangt war, zu überfallen; er aber zog dem Feinde entgegen, und warf ihn nach einem hitzigen Gefechte von mehreren Stunden bis unter die Mauern von Baſtia zurück. Im Auguſt fiel er mit 4000 Mann unvermuthet in den Bezirk von Nebbio ein, und nahm den Einwohnern, welche für Genua bewaffnet worden, 2000 Flinten ab; nur vor Calenzano, wo ſich die Einwohner unter Anführung ihres Pfarrers und Richters zur Wehr ſetzten, mußte er nach einem hartnäckigen Gefechte ſein Vorhaben aufgeben. Die Genueſer ließen wiederum 60 hier gefangene Corſen zu Baſtia hinrichten, Theodor dagegen 12 gefangene Genueſer aufhängen.

Durch ſolche Gefechte indeß wurde nichts entſchieden. Er fühlte, daß alles auf die Einnahme von Baſtia ankäme, und zu dieſer verſchwand jede Ausſicht. Einige tauſend Mann fremder Söldner mit verhältnißmäßigem Geſchütz wären für jenen Zweck beſſer geweſen, als der ganze corſiſche Landſturm, der ſich überdies mehr und mehr auflöſte. Der Eifer der Corſen, welche den Fall von Baſtia nicht erfolgen, und eben ſo wenig die verheißene Hülfsmacht erſcheinen ſahen, erkaltete ſichtbar; die Häupter wurden verlegen, das Volk murrte und klagte laut. Die genueſiſchen Einflüſterungen, die man anfangs verächtlich zurückgewieſen, wurden jetzt begierig aufgenommen, man trug ſich mit den nachtheiligſten Gerüchten, viele Corſen fingen an ſich zu ſchämen, das Spiel eines gemeinen Betrügers zu ſein, den ſie unbeſonnen zu ihrem Fürſten gemacht. Die Genueſer wußten dieſe Stimmung geſchickt zu vermehren, und ließen es weder an Geld noch an Kunſtgriffen fehlen, um Theodor'n durch die Corſen ſelbſt zu ſtürzen. Er überſchaute ſeine Lage, und erkannte die Nothwendigkeit außerordentlicher Hülfsmittel. Er verdoppelte ſeine Thätigkeit, um fremde Mannſchaft aus Italien und aus Holland an ſich zu ziehen, während er zugleich Truppen aus der Levante erhalten ſollte. Die genueſiſchen Verläumdungen ſuchte er durch Gegenerklärungen zu ſchwächen, die aber dem Zwecke nicht entſprachen, im Gegentheil das Uebel vermehrten. Unter dieſen Umſtänden fand er angemeſſen, durch eine große Staatshandlung ſein wankendes Anſehen neu zu befeſtigen. Er berief eine allgemeine Conſulta auf den 2. September nach Caſacconi, wo die Abgeordneten aller Bezirke, die nicht in genueſiſchen Händen waren, ſich einfanden. Hier ſprach er mit Beredſamkeit von ſeinen bisherigen Erfolgen, ſeinen künftigen Hoffnungen; ermahnte zur ſtandhaften Ausdauer im Kampfe für die Freiheit, im Vertrauen auf das ſelbſtgewählte Oberhaupt; erneuerte ſeine Verſprechen, und wiederholte ſeine Zuſicherung wegen nahebevorſtehender Truppenhülfe. Die Abgeordneten waren aber ſo übel geſtimmt, daß ſeine Rede von geringer Wirkung blieb; ſie erhoben vielmehr Zweifel gegen ſeine Verſicherung, und warfen ihm in beleidigenden Ausdrücken vor, daß er ſie ſchon ſeit mehreren Monaten durch Täuſchung hinhalte; man ſprach davon ihm den Gehorſam aufzuſagen, und nach unangenehmen Erörterungen und heftigen Streitigkeiten endigte die Verſammlung damit, daß Theodor freiwillig erklärte, wenn mit dem Ende des Oktobers die verſprochene Hülfsmacht nicht einträfe, wolle er der Königswürde entſagt haben. Man verfügte noch auf ſeinen Vorſchlag die Ausrüſtung einiger bewaffneten Schiffe, um auf die genueſiſchen Kreuzer Jagd zu machen, zu welchem Behuf eine allgemeine Beiſteuer ausgeſchrieben wurde, und ging mißvergnügt auseinander.

Auch von dieſem niederbeugenden Vorgange ließ Theodor ſich nicht aus der Faſſung bringen. Er begab ſich nach Portovecchio, wo er mehrere Befeſtigungen des Hafens anordnete, und häufig mit Fernröhren auf das Meer hinausſah, ob die verſprochene Hülfe noch nicht erſchiene; auch bereitete er große Briefſchaften an Könige, Miniſter und andere bedeutende Perſonen. Seine Gegner ſahen in allem dieſen nur eitle Vorſpiegelungen; doch waren ſie es nicht ganz, er hatte allerdings gegründete Hoffnungen, wenn auch nicht in dem Maße und nicht von den Mächten, wie er die Menge glauben ließ. Um indeß die Corſen mit neuen Dingen zu beſchäftigen, und zugleich die Mittel ſeines Einfluſſes zu vermehren, eilte er den Artikel des Wahlvertrages in Ausführung zu bringen, der die Errichtung eines corſiſchen Adels vorſchrieb. Er hatte den Karakter der Corſen ſchon hinlänglich kennen gelernt, um hoffen zu dürfen, durch Verleihung von Titeln und Würden ihre Anhänglichkeit noch auf einige Zeit zu feſſeln. Er begab ſich demnach, begleitet von 400 Leibwachen, denn ſchon wagte er nicht mehr ohne dieſe zu erſcheinen, von Portovecchio nach Sartene, und ſtiftete daſelbſt am 16. September einen neuen Ritterorden, den er den Orden der Befreiung nannte. Der König war Großmeiſter, dem die Komthure und Ritter den Eid der Treue ſchwuren. Die Mitglieder waren zum Kriegsdienſt und zu gewiſſen geiſtlichen Uebungen verpflichtet, obwohl ſie nicht gerade katholiſch zu ſein brauchten. Sie ſollten den Adel des Landes bilden, und außerordentliche Vorrechte genießen. Als Ehrenmitglieder durften auch geeignete Perſonen des Auslandes aufgenommen werden. So groß war die Begierde nach dieſer neuen Auszeichnung, daß der Orden in kürzeſter Zeit 400 Mitglieder zählte, deren jedes bei der Aufnahme 1000 Scudi erlegen ſollte, die jedoch den Eingebornen meiſt erlaſſen, und nur von den Fremden bezahlt wurden, deren zahlreicher Zutritt eine anſehnliche Geldhülfe brachte, welche Theodor großentheils zur Unterſtützung der unbemittelten corſiſchen Ritter anwandte. Viele der Ordensritter erhielten zugleich die Titel von Grafen und Marcheſen, die ſich zum Theil noch lange nachher behauptet haben.

Auch wurden viele Beförderungen unter den Truppen vorgenommen. Ferner bewilligte Theodor jetzt jedem, der darum anſprach, das Recht der freien Jagd und Fiſcherei, welches die Genueſer immer durch die ſtrengſten Geſetze beſchränkt hatten. Er zeigte ſich in allen Beziehungen mild und großmüthig, und verſäumte keine Gelegenheit, ſich auch im Ausland einen guten Ruf zu machen. So ſchickte er 14 tuneſiſche Sklaven, die auf einem genueſiſchen Fahrzeuge gefunden worden, frei nach Tunis zurück mit dem Beding, daß eben ſo viele Chriſtenſklaven dafür freigelaſſen würden. So ließ er auch die Franzoſen, Spanier und Italiäner, die bei den Genueſern dienend in ſeine Gewalt fielen, frei nach Hauſe kehren; die Deutſchen aber und Schweizer, die meiſt geneigt waren bei ihm Dienſte zu nehmen, mit gutem Handgeld anwerben. Ferner ließ er neue Münzen ſchlagen, welche das Bildniß der Muttergottes zeigten, mit der Inſchrift: Monstra te esse matrem! wodurch er der katholiſchen Sinnesart huldigte, der ihn die Geiſtlichkeit, wohl nicht ohne Grund, wenig zugethan glaubte.

Seine Angelegenheiten ſtanden noch immer nicht ganz ſchlecht. Seine Truppen ſiegten wieder in mehreren Scharmützeln, und unvermuthet kam nun auch ſein Vetter Droſt mit Waffenvorräthen aller Art und vieler Baarſchaft an. Die Freude über dieſe Ankunft gab ſeiner Seele Troſt und Stärke, den Schlägen des Schickſals ferner ſtandhaft entgegenzuſtehen, und die Zuverſicht auf ſein wundervolles Unternehmen nicht aufzugeben. Seine Haupthoffnung beruhte jedoch auf den Freunden in der Levante, von denen Rakoczy zwar inzwiſchen geſtorben, aber Bonneval noch in voller Thätigkeit ſtand, und ihm Truppen aus Albanien verhieß, deren Erwartung ſeine Ungeduld auf's höchſte ſpannte. Ein entſcheidender Schlag wurde in der That mit jedem Tage nothwendiger. Die Genueſer, im Beſitz von Baſtia, San-Fiorenzo, Ajaccio und anderer Hauporte an der Küſte, waren zwar in dieſe Plätze meiſtens wieder eingeſchloſſen, und litten öfters Mangel, da ſie alle Bedürfniſſe, ſelbſt Holz und manchmal ſogar Waſſer, aus Genua beziehen mußten; allein ihre bloße Anweſenheit war genug, um die Inſel in beſtändiger Unruhe zu erhalten. Viele Corſen litten durch den langwierigen Krieg unerſetzlichen Schaden an ihren Beſitzungen; Landgüter wurden verwüſtet, Häuſer niedergeriſſen; da alles unter Waffen ſtand, mußte der Ackerbau großentheils verabſäumt werden. Die Strenge des Dienſtes, die neuen Anordnungen und ungewöhnlichen Anſtalten erregten ebenfalls Mißvergnügen. Theodor's Freigebigkeit hatte nicht Schätze genug, anhaltend die ganze Bevölkerung zu beſolden. Die Verſtimmung gegen ihn dauerte nicht nur fort, ſondern nahm in manchen Bezirken nur immer zu. Die Einnahme von Baſtia, die völlige Vertreibung der Genueſer, oder die Erſcheinung bedeutender Hülfsmacht hätte dieſe Gährung völlig niedergehalten, aber da nichts von dem allen erfolgte, und Theodor's Anſehen immer mehr zuſammenſank, ſo war ein Ausbruch unvermeidlich. In den Bezirken von Roſtino und Orezza erhob ſich unter den Anführern Giacinto Paoli, der ſich von Theodor trennte, und Raffaelli eine mächtige Parthei, die weder von Genua noch von Theodor mehr hören wollte, ſondern das Heil des Vaterlandes auf eigenen Wegen zu ſuchen dachte. Kaum erfuhr Theodor dieſes Unternehmen, deſſen ganze Gefahr er einſah, als er in heftigem Zorn die letzten Kräfte ſeines Anſehens zuſammenraffte, jene Verbündeten ſämmtlich für Verräther und Empörer erklärte, und an der Spitze der ihm verbliebenen Truppen gegen Orezza anrückte. Sie wurden aber völlig geſchlagen, und nur Giafferri, der einzige Beiſtand, auf den er noch rechnen konnte, rettete ihn vom gänzlichen Untergange. Flüchtig mit wenigen Getreuen, ſah er von nun an ſogar ſein Leben bedroht, neben den genueſiſchen Dolchen hatte er jetzt auch die corſiſchen zu fürchten! Drei Corſen nämlich, eines verrätheriſchen Einverſtändniſſes mit Genua überwieſen, waren gleich im Anfange ſeiner Regierung unter Zuſtimmung des Reichsrathes auf ſeinen Befehl gehängt worden; ſein Königliches Anſehen hatte die Blutrache ihrer Verwandten bisher niedergedrückt, jetzt aber glaubten ſie ſich nicht mehr gebunden, und ſtellten ohne Scheu ihm nach dem Leben; einer ſeiner Offiziere ſogar, hinterliſtig nach Orezza gelockt, wurde dort als Racheopfer grauſam hingemordet. In dieſer Lage der Dinge erhielt Theodor endlich Nachricht aus der Türkei, daß die Pforte, mit dem Kriege gegen Rußland vollauf beſchäftigt, jetzt nichts für ihn zu thun vermöge, und gleich darauf die andere Nachricht, daß ein Regiment von 2000 Albaneſern, die für ihn in Dienſt genommen waren, durch ihren Anführer, einen berühmten Partheigänger Namens Kuraſa, in Hoffnung beſſeren Gewinnes dem Könige von Neapel zugeführt worden. Dieſer letzte Schlag erſchütterte Theodor's ſtandhaften Muth; er ſelbſt gab nun alle Hoffnung auf, ſich länger in ſeiner Rolle zu behaupten. Die Sache der Corſen erſchien verzweifelt, noch mehr aber die ſeinige. Jeden Augenblick war ein allgemeiner Aufſtand zu fürchten. Die Bande des Gehorſams waren längſt gelöſt, alles ging einer wilden Verwirrung entgegen. Theodor ſah keine Rettung mehr, und beſchloß von Corſica zu ſcheiden.

Sein Glück hatte ihn verlaſſen, doch nicht der hohe Muth ſeiner kühnen Geſinnung. Er mußte weichen; aber nicht als ein feiger Flüchtling, nicht insgeheim wollte er davongehen, ſondern öffentlich und mit Würde ſollte ſein Abſchied ſein, und ihm jede Zukunft offen laſſen. Demzufolge berief er, trotz aller Abmahnung ſeiner Freunde, die ſeinen Tod dabei als gewiß anſahen, eine allgemeine Conſulta nach Sartene, und erſchien am 5. November mitten in der Verſammlung. Mit hohem Selbſtgefühl und kühner Zuverſicht trat er unter ſeine wüthenden Feinde, die vor ſeinem Anblick verſtummten. Seine Beredſamkeit erſchütterte die Gemüther. Er kündigte der Verſammlung mit ſtolzem und zürnendem Tone an, daß er ſich auf einige Zeit entfernen werde, um die ausbleibenden Hülfstruppen bei den Mächten, die ſie ihm zugeſagt, perſönlich anzufordern. Das Reich ſollte während ſeiner Abweſenheit durch ausgewählte Vorſteher verwaltet werden. Er ermahnte ſie alle, treu und feſt in ihrer Pflicht zu beharren, und warnte ſie vor den Folgen ihrer Geſetzloſigkeit, ihrer Empörungen und Zwietracht. Was ihn beträfe, ſo ſei er zu ihnen gekommen in der edlen Abſicht, ſie von dem Joche der Genueſer zu befreien, und von dieſem Zwecke habe ſeine Handlungsweiſe ſich keinen Augenblick entfernt; ſei derſelbe gleichwohl nicht erreicht worden, ſo dürfe nicht ihm zur Laſt fallen, was ihr eigner Ungehorſam und widerſetzlicher Geiſt verſchuldet. Der Königstitel behalte bei einem ſolchen Volke keinen Werth, dem eitlen Namen, der ihn nie geblendet, könne er leicht entſagen, wenn die innere Würde ſich davon trenne. Mit großen Schätzen ſei er zu ihnen gekommen, er entferne ſich mit geringer Habe; doch was auch immer ihn betreffen möge, ihm bleibe ein unerſchrockenes Herz, und der Muth, jedes Schickſal, auch das der Armuth, ſtandhaft zu ertragen. Dieſe ſtarke Rede brachte eine außerordentliche Bewegung hervor, die Zuhörer waren gerührt, betreten; weit entfernt ihn zu bedrohen, nahten ſie ihm voll Ehrfurcht, und drangen mit Bitten und Betheuerungen in ihn, ſie nicht zu verlaſſen. Theodor jedoch, durch dieſe Stimmung des Augenblicks befriedigt, aber nicht geblendet, beharrte bei ſeinem Entſchluß. Eine Verordnung, gegeben zu Sartene am 10. November, ſetzte die Zwiſchenregierung ein, welche das Reich verwalten ſollte. Sie beſtand aus 28 der angeſehenſten Vaterlandsfreunde, an ihrer Spitze Giafferri, Giacinto Paoli, der dabei nicht fehlen durfte, und Ornano. Am folgenden Morgen verließ Theodor Sartene, und ging von zahlreichem Volke begleitet nach Aleria, wo er unter lebhaften Umarmungen ſeiner Freunde und heißen Wünſchen des geringen Volks, das ihm Hände und Kleider küßte und unter Thränen das Verſprechen baldiger Rückkehr abnahm, eine provenzaliſche Tartane beſtieg, und ſofort nach Livorno unter Segel ging. In ſeiner Begleitung befanden ſich der Kanzler Coſta nebſt ſeinem Sohne, ein Kammerherr, ein Sekretair, zwei Pagen und der junge Graf Ciaccaldi.

Kaum war das Schiff in See, als ein genueſiſcher Kaper darauf Jagd machte, und es beizulegen zwang. Schon lief Theodor Gefahr, als Gefangener in die Hände ſeiner grauſamſten Feinde zu gerathen, als die Entſchloſſenheit eines ſpaniſchen Offiziers, der ſich mit ihm an Bord befand, ihn rettete. Derſelbe bedrohte den genueſiſchen Kapitain ſo heftig, ſich keine Verletzung der franzöſiſchen Flagge zu Schulden kommen zu laſſen, daß dieſer, erſchreckend vor ſo großer Verantwortlichkeit, die Beute fahren ließ, worauf die Tartane ohne weiteren Unfall zu Livorno einlief. Theodor ſtieg hier als Abate verkleidet an's Land, und begab ſich bald nach Florenz. Eine Unterredung mit dem Großherzoge Johann Gaſton von Toscana, den er um Hülfe für Corſica anſprach, blieb ohne Erfolg. Er wandte ſich hierauf nach Rom, dann nach Turin, immer Verkleidung und Namen wechſelnd, weil die Genueſer ihm überall nachſtellten, immer wieder ſeinen Aufenthalt ausſpürten, und ihn mit Fallſtricken umgaben. Nachdem er eine Zeitlang von dem Ertrage ſeines Silbergeräthes gelebt, fand er in der Unterſtützung ſeiner zahlreichen Freunde neue Hülfsquellen. Inmitten der perſönlichen Gefahren und niederdrückenden Verlegenheiten ließ er keinen Augenblick ſeine politiſche Rolle außer Acht; wie traurig auch ſein Zuſtand ſein mochte, ſein hartnäckiger Muth gab weder Anſpruch noch Hoffnung auf, und an jedem Ort und in jeder Lage ſtrebte ſein Bemühen raſtlos, für Corſica Hülfe, gegen Genua Feinde zu erwecken. Seine Ausſichten jedoch blieben von allen Seiten trübe. Die zerſtreuten Freunde, wie thätig auch ihr Eifer im Einzelnen war, vermochten nichts Entſcheidendes auszuführen; die italiäniſchen Höfe, deren einige feindlich genug gegen Genua ſtanden, wagten in ihren eingeſchüchterten Verhältniſſen kein ſelbſtſtändiges Auftreten; Frankreich ſchien ſich für Genua erklären zu wollen, die anderen Mächte hielten ſich zurück; auf Konſtantinopel war nicht zu rechnen, aus Tunis kamen ungünſtige Nachrichten, in Marokko ſank mit Ripperda's Einfluß eine große Stütze; überdies hatte die Verbindung mit den Türken und Afrikanern auch in Corſica manches Aergerniß gegeben. Theodor verließ Italien, wo ſeine Geldmittel ſich bald erſchöpften und Gläubiger und Feinde ihn verfolgten, und ging nach Paris. Hier wurde er trotz ſeiner Verkleidung ſogleich erkannt, die Regierung ließ ihm Gefangenſchaft androhen, wenn er ſich nicht entfernte, und ein Genueſer ſchoß auf offener Straße eine Piſtole in ſeinen Wagen ab, doch ohne ihn zu treffen. Der doppelten Gefahr weichend eilte Theodor, indem er glauben ließ, er gehe nach Marſeille, mit ſchnellen Pferden nach Rouen, und beſtieg ein Schiff nach Amſterdam. Im Haag angelangt, hielt er ſich zu Ende Februars eine Zeitlang bei einem Juden Tellans verborgen; reiſte darauf nach Zeeland, wo er bedeutende Verbindungen hatte, und kam bald nach Amſterdam zurück, wo ein Freund ihm eine ſichere Wohnung gemiethet hatte. Unglücklicherweiſe war der bisherige Bewohner noch nicht abgereiſt, und Theodor mußte für eine Nacht, zum 19. April, im Gaſthofe zum rothen Hirſch einkehren. Hier wurde er erkannt, und ſogleich einem ſeiner Gläubiger verrathen, der ihn wegen einer Wechſelſchuld von 5000 Gulden am folgenden Morgen verhaften ließ. Vergebens bot er Sicherheit durch einen Wechſel von 30,000 Gulden, den er in Zeeland auf Amſterdam erhalten, man wollte denſelben ohne beſonderen Auftrag des Ausſtellers nicht annehmen. In dieſer Noth, da alle Hülfsmittel vergeblich ſchienen, verließ ihn ſeine perſönliche Ueberlegenheit nicht. Er berief ſeine Gläubiger und einige andere Bekannte zu einer Unterredung, und ſo groß war die Macht ſeiner Beredſamkeit, ſo eindringend die Kraft ſeiner Vorſtellungen, daß acht angeſehene Kaufleute zuſammentraten, und ihn am 7. Mai durch ihre Bürgſchaft nicht nur aus dem Verhaft befreiten, ſondern auch für ſeine weiteren Schritte mit neuen Geldſummen unterſtützten. Die Genueſer hatten inzwiſchen von Holland vergebens ſeine Auslieferung verlangt; ihre unermüdeten Nachſtellungen zwangen ihn jedoch zu fernerer Verborgenheit.

In Corſica dauerte der Krieg gegen die Genueſer fort. Die Corſen wollten von keiner Unterwerfung hören, und Theodor's Name blieb als vereinigendes Zeichen an der Spitze ihres Widerſtandes. An den Abweſenden knüpfte ſich neue Hoffnung und neuer Eifer; man bereute die troſtloſen Vorgänge, die ihn zur Abreiſe genöthigt hatten, und wünſchte ſehnlichſt ſeine Wiederkehr. Eine Schrift aus Genua, worin ſein Weggehen, ſeine vergeblichen Bemühungen und perſönlichen Unfälle die tiefſte Herabſetzung erfuhren, wurde durch eine Gegenſchrift aus Corſica bündig widerlegt, und ſtatt des vorigen Unwillens zeigte ſich nur Liebe und Anhänglichkeit. Um ſo größer darauf war die Theilnahme und Niedergeſchlagenheit, welche ſich auf der Inſel verbreiteten, als durch den Hauptmann Sinibaldi, von Theodor's Generalſtabe, die Nachricht ſeiner in Amſterdam geſchehenen Verhaftung ankam. Im Lager vor Baſtia herrſchte die traurigſte Beſtürzung, und die Genueſer glaubten den Augenblick günſtig, die Corſen zur Nachgiebigkeit zu bringen. Sie ließen daher eine allgemeine Verzeihung kund machen, und dieſelbe mit anderen Anträgen, die unter ſolchen Umſtänden annehmbar ſchienen, durch die Schildwachen in das Lager hinüber reichen. Schon glaubten die Genueſer, weil die Corſen in zahlreichen Gruppen den Inhalt zu berathen ſchienen, ihrer Sache gewiß zu ſein; allein nach wenigen Stunden erfolgte, ſtatt der gehofften Antwort, plötzlich ein allgemeines Abfeuern des Gewehrs, und der andauernde Jubelruf: „Es lebe Theodor, unſer Vater und König!“ Viele ſogar in ihrem Eifer drangen, trotz des Hagels von Kugeln, der ſie empfing, bis dicht unter die Wälle der Feſtung, und riefen mit ſtarker Stimme die Erklärung hinauf, daß ſie nie ein anderes Oberhaupt erkennen würden, als ihren König Theodor, und wenn er das Unglück hätte zu erliegen, ſo würde einer ſeiner Verwandten auftreten, und die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl dann in dieſem mit Gut und Blut behauptet werden! Dieſe Bewegung vor Baſtia, zu welcher hauptſächlich der Kanonikus Orticoni eifrigſt gewirkt hatte, theilte ſich den übrigen Corſen mit, und eine allgemeine Conſulta zu Corte am 21. Januar 1737 ſtellte einſtimmig dieſelben Beſchlüſſe auf. Wunderbar genug kamen inzwiſchen fortwährend kleine Hülfsſendungen an, welche Theodor nicht aufhörte von allen Orten, wo er ſich je befand, nach Corſica zu befördern. Sie reichten hin, dem allerdringendſten Mangel an Waffen und Pulver abzuhelfen; und damit zugleich erfriſchten ſie den Muth und belebten die Hoffnung. Manche Schiffe, deren Ladung Theodor nicht hatte baar bezahlen können, waren auf Erzeugniſſe der Inſel angewieſen; indem er fremde Betriebſamkeit zweckmäßig dorthin leitete, wurde den Corſen ihr wandernder König ſolchergeſtalt noch als Handelsreiſender nützlich, der ihre Waaren ausbot! Großen Jubel erregte die Nachricht von ſeiner Befreiung, noch freudigeren Eindruck die darauf folgende von ſeiner Ankunft in Liſſabon; am 15. Juli, hieß es, war er dort eingetroffen, nach zwölftägigem Erwarten mehrerer Schiffe mit dieſen abgeſegelt, und jetzt auf dem Wege nach Corſica. Schon wollte man ihn an der Küſte von Toscana, dann ſelbſt auf Corſica geſehen haben. Er ſelbſt aber kam nicht, ſondern fürerſt vier holländiſche Schiffe aus Amſterdam und Zeeland, beladen mit Mund- und Kriegsvorräthen, an deren Statt ſie Oel und andere Erzeugniſſe der Inſel einnahmen. Theodor war nach Liſſabon gereiſt, um die Geſinnungen des dortigen Hofes zu erforſchen, mit welchem er einen Vertrag zu ſchließen hoffte; allein die Bedenklichkeiten überwogen hier die Begünſtigung, deren er ſonſt genug theilhaftig war. Von Liſſabon ging er nach Malaga, kehrte aber bald wieder zurück, und befand ſich im Herbſte wieder zu Amſterdam.

Die Republik Genua verſäumte unterdeß kein Mittel, um den Sachen in Corſica eine andere Wendung zu geben. Sie hatte Schweizer und Graubündtner in Sold genommen, die Verbrecher aus den Gefängniſſen zu Soldaten gemacht, und gegen die Corſen losgelaſſen; doch alles ohne den gewünſchten Erfolg. Durch raſtloſe Bemühungen brachte ſie es dahin, daß ihr durch eine Erklärung der Höfe von Wien und Verſailles der Beſitz von Corſica zugeſichert wurde. Weitere Verhandlungen bewirkten endlich die Zuſage Frankreichs, eine bedeutende Truppenmacht nach Corſica zu ſenden, wofür die Republik eine erſte Zahlung von 700,000 Lire und eine zweite von 2 Millionen verſprach. Die corſiſchen Häupter, nicht wenig beſtürzt durch dieſe Nachricht, wandten ſich mit dringenden und beredten Vorſtellungen an den franzöſiſchen Hof, theilten ihm ihre Beſchwerden mit, und baten um Schonung und Schutz. Die Genueſer ihrerſeits machten gerade jetzt neue Vergleichsvorſchläge, die durch ihre Billigkeit neben den Drohungen Frankreichs ein doppeltes Gewicht erhielten. Die Corſen, welche ſich in der Erwartung, daß Theodor mit dem offenen Beiſtand einer großen Macht zu ihnen wiederkehrte, fortwährend getäuſcht ſahen, und nicht hofften, einer franzöſiſchen Truppenmacht aus eigenen Kräften widerſtehen zu können, waren bald geneigt, auf die genueſiſchen Vorſchläge einzugehen, und auf ihre Unabhängigkeit verzichtend, wenigſtens ihre Unterwerfung an leidliche Bedingungen zu knüpfen. Schon glaubten ſich die

Genueſer ihrer Sache gewiß, als ein Schreiben Theodor's aus Amſterdam vom 21. Oktober plötzlich die ganze Stimmung veränderte. Er äußerte Zweifel, daß der König von Frankreich zur Herſtellung der grauſamen Gewaltherrſchaft Genua's ſeine Truppen nach Corſica ſenden werde; wenn aber gleichwohl, was Gott verhüten wolle, der Fall einträte, ſo bliebe den Corſen reiflich zu überlegen, was ihnen zum Heil gereiche; wollten ſie unter das Joch der Genueſer zurückkehren, ſo habe er ihrem Geſchicke fernerhin nur Thränen zu widmen; wollten ſie aber, wie er hoffe und vertraue, ihre Freiheit ſtandhaft vertheidigen, ſo werde er ſie, wie ſchon bisher, aus allen Kräften unterſtützen, und baldigſt mit ſtarker Hülfsmacht in ihrer Mitte ſein. Unglaublich war der Eindruck, den dieſes Schreiben machte; die Reichsverweſer Giafferri, Giacinto Paoli und Ornano theilten daſſelbe in einer allgemeinen Conſulta am 26. Dezember zu Corte mit, und am folgenden Tage wurde einſtimmig der Beſchluß gefaßt, Theodor's Wahl unerſchütterlich zu behaupten, und für ihn zu leben und zu ſterben. Eine andere Verſammlung zu Corte am 6. Januar 1738 erließ ein Manifeſt, in welchem die gleichen Geſinnungen ausgedrückt, und die großen Verdienſte Theodor's um Corſica, deſſen Zuſtand unter ihm ſich weſentlich verbeſſert habe, preiſend angeführt wurden; die Weisheit der Geſetze, die wohlthätigen Einrichtungen aller Art, die Abſchaffung drückender Laſten, die Freiheit der Korallenfiſcherei, die Herſtellung der Salzwerke, der Beginn des Bergbau's, die Geſchenke und Gaben aller Art, welche die Corſen ihm verdankten, dürften nie aus ihrem Gedächtniſſe weichen. Der neue Eifer bewährte ſich durch die That; der Kampf begann zu Waſſer und zu Lande mit verſtärkter Wuth, die Genueſer ſteigerten ihn durch grauſame Hinrichtung der Gefangenen zu einer Erbitterung, der auch die ihrigen zum Opfer fielen.

Theodor's nie raſtende Thätigkeit wurde durch jene Vorgänge wo möglich noch feuriger belebt. Zwar dünkte ihn die Lage der Dinge für ſeine perſönliche Wiederkehr nach Corſica noch nicht reif; die Verhältniſſe in Holland, auf welchen ſeine ganze Kraft beruhte, und die zahlloſen Verbindungen und Hoffnungen, die er unaufhörlich bearbeitete, beſtanden größtentheils nur durch ſeine wirkſame Gegenwart, während er in den corſiſchen Angelegenheiten auch abweſend feſten Fuß behielt. Deſto unermüdeter und unerſchöpflicher war er in Betreibung neuer Hülfsmittel und Abſendung von Waffen und Vorräthen. Am 5. Februar kam in Aleria ein Schiff an, welches den Hauptmann Sinibaldi, Coſta den Sohn, zwei Kaplane Theodor's und ſechs Offiziere nebſt 100 Fäſſern Pulver, 500 Paar Schuhen, vielem Blei, Eiſen und anderen Sachen an's Land ſetzte. Die wiederholte Verſicherung, daß Theodor nächſtens mit großer Hülfe erſcheinen werde, erregte ſo große Freude, daß in Corte und vielen anderen Orten deßhalb ein Tedeum geſungen wurde. Dieſelbe Verſicherung und neuen Troſt brachte bald nachher der Oberſt Antonio Colonna, ein vertrauter Freund Theodor's und tüchtiger Kriegsmann, der mit dem Hauptmann Drewitz und 14 anderen deutſchen Offizieren und vielem Kriegsbedarf von Livorno anlangte. Er wies Vollmachten vor, die ihn zu beſonderer Unternehmung berechtigten; demgemäß erhielt er eine eigene Schaar von 800 Mann, mit denen er das Fort Iſola Roſſa unverzüglich angriff, und nach neunſtündigem Gefecht eroberte. Die genueſiſche Beſatzung hatte von hier aus die Corſen ſtets verhindert, von den Erzeugniſſen der Umgegend, welche beſonders das beſte Oel lieferte, gehörigen Vortheil zu ziehen; auf jeden ſolchen Umſtand aber mußte auch aus der Ferne Theodor's Augenmerk ſorgſam gerichtet ſein. Colonna ſchändete ſeinen Sieg durch ſchreckliche Grauſamkeit gegen einen Corſen, der hier gefangen wurde, und des Verraths gegen ſein Vaterland und eines Mordanſchlages gegen Theodor ſchuldig war; die Genueſer ſelbſt behandelte er als Kriegsgefangene.

Lange ſchon war die Rede von franzöſiſcher Truppenmacht, die auf Corſica erſcheinen ſollte; ihre Ankunft wurde bald verkündigt, und bald wieder bezweifelt. Der Hof von Verſailles zögerte gefliſſentlich, und wünſchte den Kampf durch Vermittelung beizulegen; allein die Corſen erklärten, ſo bereit ſie wären, ihr Schickſal in die Hände des Königs von Frankreich zu legen, ſo entſchloſſen ſeien ſie, unter das Joch von

Genua nie zurückzukehren. Endlich mußte daher der Hof, beſtürmt von den Mahnungen der Republik, welche auf Erfüllung des Vertrages drang, ſich zur Truppenſendung entſchließen. Der Kardinal Fleury, welcher an der Spitze der franzöſiſchen Staatsgeſchäfte ſtand, wurde noch durch einen anderen Grund bewogen; er fürchtete nämlich, daß Spaniens Einfluß, wenn Frankreich nicht zuvorkäme, in Corſica die Oberhand nehmen möchte, da ohnehin jene Macht für die Hauptſtütze Theodor's galt, deſſen Hülfsmittel und Ausführungen ganz Europa in Erſtaunen ſetzten, und ohne einen ſolchen Hinterhalt ganz unbegreiflich ſchienen. Demnach wurde der Befehl ertheilt, in der Provence vorläufig 6 franzöſiſche Bataillons, etwa 3000 Mann, nebſt 16 Stücken Geſchütz und anderem Kriegsbedarf unter dem Generallieutenant Grafen Boiſſieux nach Corſica einzuſchiffen. Dieſe geringe Stärke zeigte deutlich, wie wenig Frankreich an völlige Unterjochung der Corſen dachte. Auch hatte der Graf Boiſſieux den beſtimmten Auftrag, vor den Waffen jedes Mittel der Güte zu verſuchen. Die Erſcheinung des franzöſiſchen Geſchwaders vor Baſtia am 6. Februar wurde ſogleich von den Bergen wahrgenommen, und ſetzte mit unglaublicher Schnelligkeit die ganze Inſel in Bewegung. Ein allgemeiner Rauſch entflammte alles zum kampfbegierigen Widerſtande. Die Einwohner aus allen Theilen der Inſel liefen nach Corte zuſammen; Greiſe, Weiber, Geiſtliche und Kinder kamen bewaffnet, und wollten für die Freiheit fechten! Die Menge betrug über 60,000 Menſchen; die Häupter entließen aber die Mehrzahl ſogleich wieder, und behielten nur 10,000 Mann zurück, welche ſie in 10 Regimenter theilten, jedes von 10 Kompanieen, deren Hauptleute ſämmtlich Ritter des Ordens der Befreiung waren. Ein Regiment von 1200 ausgewählten Jünglingen wurde ganz mit Flinten bewaffnet, die Theodor geſandt hatte. Von dieſem traf eben zu rechter Zeit ein Kriegsſchiff von 18 Kanonen unter der Flagge von Corſica ein, und brachte 8 Kanonen, 600 Flinten, Pulver und andere Sachen; dazu abermals ſechs deutſche Offiziere, welche neuerdings die beſten Hoffnungen gaben, daß Theodor in kurzem ankommen würde. Das Schiff war in Holland als Kaper ausgerüſtet, um gegen die Genueſer zu kreuzen.

Die Republik, welche in dem Grafen Boiſſieux ein blindes Werkzeug ihrer Rache gehofft hatte, mußte ſich in dieſer Erwartung bald getäuſcht ſehen. Er enthielt ſich anfangs aller Feindſeligkeiten gegen die Corſen, und knüpfte mit ihnen Unterhandlungen an, die durch ſein kluges und mildes Benehmen guten Fortgang hatten. Die Häupter der Corſen gewannen Zutrauen zu ihm, die Genueſer beklagten ſich, und zwiſchen ihren Behörden und dem franzöſiſchen General kam es zu offener Zwietracht. Die franzöſiſchen Offiziere und ſelbſt Soldaten theilten die günſtige Stimmung, die für die Corſen überall rege war, ſo wie den Haß, den die grauſame Gewaltherrſchaft der Genueſer allgemein erweckt hatte. Unter dieſen Umſtänden waren die Corſen geneigt, mit Frankreich eine Abkunft einzugehen, nur die letzte Bedingung, Genua wieder als ihre Oberherrin anzuerkennen, ſchien für ſie unerträglich. Während noch unterhandelt wurde, kam indeß am 8. April Niccolo Frediani als Generalkommiſſair Theodor's aus Deutſchland an, und überbrachte Kriegsvorräthe und Briefe. Theodor ſchrieb an die Reichsverweſer, ſie möchten die Drohungen Frankreichs nicht achten, noch durch die trügeriſchen Vorſchläge der Republik ſich blenden laſſen; er verſprach, nächſtens mit Truppen zu erſcheinen, und eine mächtige Schutzvermittelung für ſie zu bewirken; ſie möchten ihrerſeits gleichfalls ſich anſtrengen, ihre Wahl aufrecht erhalten, und neu beſchwören und durch ein Manifeſt feierlich bekräftigen, daß ſie mit Genua nie wieder verbunden ſein wollten; er beſchwor ſie, in Eintracht, Treue und Gehorſam mit feſter Hoffnung an ihm zu halten. Die Häupter trugen Bedenken, dieſes Schreiben bekannt zu machen, weil bei der großen Liebe des Volks für Theodor die neue Eidleiſtung ihre ſchon weit gediehenen Verhandlungen mit Frankreich wieder zerſtören würde. Frediani ließ ſich aber nicht abhalten, ſondern reiſte ſelbſt in mehreren Bezirken umher, und verkündigte ſeine Botſchaft, die mit Begeiſterung aufgenommen wurde. In Caſinca war der Mittelpunkt von Theodor's Parthei; die Reichsverweſer aber trennten ſich mehr und mehr von ihr, und machten ſich eigene Anhänger; doch durften ſie, des Volkes wegen, Theodor in ihren Unterhandlungen noch nicht aufgeben. In Portovecchio traf am 7. Mai wieder ein Schiff von ihm ein, welches 32 Kanonen, 300 Flinten, Pulver, Granaten, Schuhe u. ſ. w. brachte; der Kapitain empfing dafür Oel, Wein, Ziegenwolle, Wachs, Korallen und andere Erzeugniſſe. Im Anfange des Auguſt kam in Aleria als Vorläufer Theodor's nun auch ſein Vetter Droſt mit anſehnlichen Mund- und Kriegsvorräthen an, und wiederholte alle früheren Verſprechungen. Das Volk umringte ihn, und wollte von Theodor hören, ungeduldig auf ſeine Ankunft harrend. Der Graf Boiſſieux aber fand die Gegenwart eines ſo nahen Verwandten Theodor's auf der Inſel höchſt bedenklich, und bewog ihn, auf eine Zeitlang nach Livorno zurückzugehen, in der guten Meinung, Frankreich ſei auf dem Wege, für Theodor vortheilhafte Bedingungen zu vermitteln, deren Abſchluß nicht geſtört werden dürfe.

Theodor indeß hatte ſeine Anſtrengungen in Holland zu einem bedeutenden Erfolge gebracht. Von einem Ausfluge nach Deutſchland, wo er Offiziere und Soldaten geworben, war er zurückgekehrt, und betrieb nun ſeine eigene Abreiſe nach Corſica. Eine Geſellſchaft angeſehener Kaufleute, unter welchen namentlich die reichen jüdiſchen Häuſer Luca Boom Tronchain und Neuville angeführt werden, hatte ihm ihre Hülfsquellen eröffnet, und ihn in Stand geſetzt, jene bedeutenden Sendungen zu machen. Jetzt bewilligten ſie zu einer Hauptunternehmung 5 Millionen Gulden, wogegen Theodor ihnen den ausſchließlichen Handel mit Corſica zugeſtand, und zur Sicherheit die Häfen von Portovecchio und Ajaccio verſprach. Man hatte die Generalſtaaten von Holland in Verdacht, an der großen Ausrüſtung, welche nun erfolgte und die Welt in Erſtaunen ſetzte, nicht geringen Antheil zu haben. Mit einem Geſchwader von drei Kriegsſchiffen und mehreren Transportſchiffen, unter holländiſcher Flagge, erſchien am 13. September 1738 endlich Theodor ſelbſt zum zweitenmale vor Aleria. Noch vom Schiffe ſandte er einen Adjutanten mit einem Schreiben an die Reichsverweſer nach

Corte. Er benachrichtigte ſie von ſeiner Ankunft und ſeinen Hülfsmitteln; dieſe würden noch größer ſein, ſagte er, wenn nicht der Sturm einen Theil ſeiner Schiffe zerſtreut hätte; indeſſen wolle er nicht das Land betreten, bevor die Corſen ihm ihre Entſchlüſſe mitgetheilt, ob ſie geſonnen wären, ihn als ihren König zu behaupten, und den Kampf der Freiheit muthig fortzuſetzen, oder ſich ihren grauſamen Feinden zu unterwerfen; im letzteren Falle müſſe er ſie ihrem Schickſale überlaſſen, und für ſein Theil ſich zurückziehen, den Reſt ſeiner Tage in glücklicheren Ländern zu verleben. Bald aber war das Meeresufer mit Volk erfüllt, das ihn zu ſehen wünſchte, und Einladungen beſtürmten ihn, das Land zu betreten. Die Theilnahme der Menge ſprach ſich laut und heftig aus; er ſei der rechtmäßige König, hieß es, man habe ihn ſelbſt gewählt, es wäre treulos und ſchändlich, ihn zu verlaſſen. Auf allgemeines Bitten ſtieg er endlich an's Land, wo er mit Leberuf und Jauchzen empfangen wurde. Seine mitgebrachten Vorräthe ſetzten alles in Erſtaunen; ſie waren in der That für Corſica ungeheuer; man zählte 12 vierundzwanzigpfündige und 12 zwölfpfündige Kanonen, 3 achtzehnpfündige Feldſchlangen, 6000 Flinten, 1300 große Musketen, 2000 Bajonette, 2000 Paar Piſtolen, 180,000 Pfund Pulver, Blei, Eiſen, und Kriegsgeräthe aller Art, dazu eine Menge Uniformen, Schuhe, und 80 Kiſten eigenes Gepäck. Minder groß war ſein Gefolge; es beſtand nur aus 20 Perſonen, worunter einige Offiziere. Der Beiſtand einer großen Macht ſchien bei ſolchen Mitteln dennoch unzweifelhaft; ſelbſt der Graf Boiſſieux glaubte daran, und die Vermuthungen fielen theils auf Spanien, theils auf Holland.

Ungeachtet der großen Freudenbezeigungen des Volks und deſſen entſchiedener Zuneigung, blieb Theodor, durch das Ausbleiben der Antwort abſeiten der Häupter, in beunruhigender Ungewißheit über ſeine Lage. Am Tage verweilte er zwar am Lande, aber jeden Abend kehrte er zum Schiffe zurück, und ſchlief an Bord. Doch hier gerade war die Gefahr eines heimlichen Anſchlags, den er meiden wollte, für ihn am größten. In der Nacht des dritten Tages nach ſeiner Ankunft konnte er, gegen ſeine Gewohnheit, nicht ſchlaſen; kaum hatte er die Augen geſchloſſen, ſo fuhr er plötzlich aus dem Schlummer auf, und empfand eine Unruhe, als ſtünde ihm ein Unheil bevor. Nach mehrmaligem Verſuche wieder einzuſchlafen, erwachte er auf's neue und mit ſo heftiger Bewegung, daß er ſich getrieben fühlte aufzuſtehen. Er weckte zwei Bediente, und ging auf dem Verdecke ſpaziren, wo er bei dem Kapitain des Schiffes noch Licht bemerkte. Er machte demſelben einen Beſuch, und fand ihn ganz angekleidet, zugleich aber ganz beſtürzt und außer Faſſung. Theodor ſah ihm ſcharf in's Auge, und beſchuldigte ihn der Verrätherei; ſogleich ſtürzte der Kapitain zu ſeinen Füßen, und bekannte, daß die Genueſer mit Verſprechung großer Summen ihn gedungen hätten, die Pulverkammer anzuzünden, um das Schiff mit Theodor auffliegen zu laſſen. Theodor verurtheilte ihn zum Tode, und ließ ihn morgens am Maſtbaum aufhängen. Dieſe wunderbare Rettung erſchien dem Volk als eine unmittelbare Fürſorge des Himmels. Man erzählte, die heilige Julia, Beſchützerin von Corſica, ſei ihm in jener Nacht erſchienen, und habe ihm die Gefahr angezeigt; nach ſolchem augenſcheinlichen Wunderzeichen dürfe man getroſt erwarten, daß er in kurzem von allen Mächten als König anerkannt ſein würde! Der Zudrang wurde immer ſtärker; aus Calenzana ſtellten ſich 800 Bewaffnete bei ihm ein, aus nahen und fernen Bezirken kamen ſeine Anhänger herzu; Abtrünnige, die bei den Genueſern gedient, flehten ſeine Verzeihung an; alle erneuerten ihm ihre Huldigung, ihre Treuſchwüre. Er beſchenkte alle, die ihm nahten, den einen gab er Geld, den anderen Waffen, Pulver, Bekleidung.

Der Graf Boiſſieux ſandte Schreiben durch das Land, worin die Corſen ermahnt wurden, ſich ruhig zu verhalten, und auf Theodor's Betreibungen nicht einzugehen; allein die franzöſiſchen Boten kehrten meiſt mit der Antwort zurück, die Einwohner wollten für ihren König Theodor leben und ſterben. Hierauf erließ Boiſſieux eine heftige Erklärung gegen ihn und ſeinen ganzen Anhang; wer ihn aufnehme, ſolle als Staatsverbrecher behandelt, das Haus, wo er Obdach gefunden, niedergeriſſen werden; habe er nach acht Tagen die

Inſel noch nicht verlaſſen, ſo werde Frankreich die bisherige Vermittelung einſtellen. Dieſe Drohungen verbreiteten Furcht und Schrecken in der Umgegend von Baſtia, und wirkten beſonders auf die Häupter, welche die Unterhandlung mit Frankreich betrieben. Vorzüglich erklärte ſich Giacinto Paoli gegen Theodor, und warnte das Volk, ſich nicht in neue Gefahren zu ſtürzen. Orticoni und Giafferi waren als Bevollmächtigte in Baſtia, und wurden dort zurückgehalten. Die Stimmung theilte ſich zwiſchen Frankreichs Anſehen und der Liebe zu Theodor, und dieſer, der endlich an's Land gekommen war, wagte nicht in das Innere der Inſel vorzugehen, ſondern hielt ſich meiſt in Campoloro und der umliegenden Gegend auf, wo die Geſinnung der Einwohner ihm größere Sicherheit gab. Ungeachtet dieſer mißlichen Umſtände konnte Theodor, geſtützt auf die Zuneigung des corſiſchen Volkes und auf den Eifer ſeiner Verbündeten in Holland, noch immer hoffen, ſich auf der Inſel zu behaupten. Es kam hauptſächlich darauf an, einen feſten Platz und ſicheren Seehafen zu gewinnen, den er ſich dann ſo leicht nicht hätte wieder entreißen laſſen. Er richtete ſein Augenmerk auf Ajaccio, und beſchloß dieſen Platz von der Land- und Seeſeite ſogleich anzugreifen. Schon waren die Anſtalten von der Landſeite getroffen, und er ſelbſt wollte mit ſeinem Geſchwader vor dem Hafen erſcheinen; allein gehäufte Unglücksfälle ſchlugen plötzlich ſeine ganze Hoffnung nieder. Franzöſiſche und genueſiſche Kriegsſchiffe nahmen an der Küſte acht Fahrzeuge weg, welche ihm neue Unterſtützung zuführten. Der härteſte Schlag folgte nach! Seine drei Hauptſchiffe, von welchen die Kriegsvorräthe noch nicht an's Land geſchafft waren, lichteten die Anker, und ſegelten nach Neapel. Der Kapitain war von den Kaufleuten in Amſterdam beauftragt worden, für ſeine Ladung corſiſche Erzeugniſſe in Empfang zu nehmen, und da Theodor manche Gegenſtände ausladen ließ, ohne daß zu dem verſprochenen Erſatz irgend eine Ausſicht erſchien, ſo hatte jener vorgezogen, ſeine Ladung in Sicherheit zu bringen. Vergebens ließ ihn zu Neapel der holländiſche Konſul, Theodor's vertrauter Freund, in Verhaft ſetzen und hielt ihm ſeine Treuloſigkeit vor; das Unglück war geſchehen, und Theodor ſah ſich in dem Augenblick, da er ihrer am meiſten bedurfte, aller Mittel beraubt. Neue Kundmachungen und Verſprechungen abſeiten Frankreichs und Genua's hielten die beſorgten Gemüther in Zweifel, neue franzöſiſche Truppenſendung erſchreckte die tapferſten. Theodor, hülflos und verlaſſen, jeden Augenblick in Gefahr, das Opfer irgend eines Verrathes zu werden, und ſeiner eigenen Sache jetzt von keinem Vortheil, hatte keine Wahl mehr, er mußte ſeinem Reiche nach kurzem Wiederſehen abermals den Rücken wenden. So ſchnell war die glänzende und ſtaunenswürdige Ausrüſtung, deren Betrieb jahrelange Arbeit gekoſtet, und an welche ſich die ſtolzeſten Hoffnungen geknüpft, am Ziele ſelbſt geſcheitert und vernichtet!

Theodor kam auf einer corſiſchen Feluke gegen Ende Novembers zu Neapel an, wo der holländiſche Konſul ihn bei ſich aufnahm. Hier wurde er am 2. Dezember durch eine Abtheilung Grenadiere verhaftet, und in feſten Gewahrſam nach Gaeta abgeführt. Die Genueſer frohlockten bei dieſer Nachricht, und ſtellten Freudenfeuer und andere öffentliche Luſtbarkeiten an; doch zu voreilig, wie ſich bald ergab. Theodor's Verhaftung war zu ſeiner eigenen Sicherheit geſchehen, um ihn dem ungeheuern Zudrang der Menge, die ihn zu ſehen wünſchte, ſo wie den Nachſtellungen, die er fürchten konnte, zu entziehen. Er wurde während des Verhafts mit großer Auszeichnung behandelt, und durfte jeden Beſuch annehmen; ſeine kühne Haltung und die große Freigebigkeit, die er gegen jederman bewies, ſetzten in Erſtaunen, und man begriff nicht, woher ihm unter ſolchen Umſtänden noch ſo reiche Hülfsquellen kämen. Nach wenigen Tagen wurde er wieder in Freiheit geſetzt, doch mit dem Beding, das Königreich Neapel zu verlaſſen; er begab ſich hierauf, bis zur Gränze des Kirchenſtaates von einer neapolitaniſchen Reiterbedeckung anſehnlich begleitet, nach Terracina, wo er ſich auf einem ſchwediſchen Kauffahrer einſchiffte, und mit dieſem, der nachgehends ſeine Flagge veränderte, den Augen der Nachforſchenden, man wußte nicht wohin, entzog. In neue Irrfahrten geworfen, theilte ſich ſeine Anſtrengung in das wechſelvolle Bemühen, bald für ſich ſelbſt Verborgenheit, bald für Corſica neue Wirkſamkeit zu ſuchen; denn kein Unglück und kein Elend konnte ihn bewegen, dieſe Richtung jemals aufzugeben. Man wollte ihn im Laufe des Jahres 1739 abwechſelnd in Livorno, in Rom, in Venedig geſehen haben, ja ſelbſt in Tunis ſollte er geweſen ſein; jedoch war er zuverläſſig am Ende des genannten Jahres, und vielleicht ſchon viel früher, in Holland, der bequemſten Stätte für ſeine Thätigkeit und Sicherheit.

Der Krieg in Corſica dauerte jedoch nicht minder fort. Der Marquis von Maillebois, Nachfolger des inzwiſchen zu Baſtia verſtorbenen Grafen Boiſſieux, erfuhr, ungeachtet ſeiner bedeutend vermehrten Truppenmacht, in Unterhandlungen und Gefechten, den hartnäckigſten Widerſtand. Seltſam war es, daß die Thatkraft und Entſchloſſenheit, deren Erlöſchen Theodor'n zum Weggehen nöthigte, nach ſeiner Entfernung immer gleich wieder hervortraten, ſo daß es ſcheinen konnte, er habe ohne Noth und Grund ſich entfernt. Die Sache war, daß die Corſen, ſobald Theodor unter ihnen ſtand, ihre Anſtrengungen einhielten, ſich in inneren Zwieſpalt gegen einander ſtellten, und nun von dem Könige alles Heil erwarteten; wurden ſie wieder ſich ſelbſt überlaſſen, ſo war der Kampf gleich wieder die Sache eines jeden, und gewann nach außen den Zuſammenhang, der ihm nach innen fehlte. So hielt auch Droſt, der mit Theodor nach Corſica abermals zurückgekehrt war, auch nach deſſen Weggehen als einzelner Anführer immer noch einigen Anhang zuſammen; ohne daß weder die Franzoſen, noch die corſiſchen Häupter es hindern konnten. Von Theodor ſelbſt war jedoch kaum die Rede mehr; Maillebois hatte ſogar das Gerücht von ſeinem Tode mit Erfolg ausgeſprengt. Deſto überraſchender erſchien gegen Ende des April Friedrich von Neuhof, ein Neffe Theodor's, mit guten Nachrichten und Briefſchaften von ſeinem Oheim, der die Corſen auf ſeine baldige Rückkehr vertröſtete, und ſie dringend ermahnte, ihre ganze Kraft anzuſtrengen, um Ajaccio oder einen anderen guten Seeplatz einzunehmen, damit die Flotte, welche jeden Augenblick eintreffen könnte, einen ſicheren Hafen vorfände. Durch dieſe

Botſchaft wurde neuer Eifer für Theodor's Sache rege; beſonders im Inneren der Inſel, wo man die Franzoſen weniger fürchtete. Der junge Neuhof, ein Sohn von Theodor's Schweſter, war aus franzöſiſchen Kriegsdienſten ausgetreten, um ſich dem Geſchicke ſeines Oheims anzuſchließen, und hatte, den Umſtänden gemäß, deſſen Namen angenommen; ausgezeichnet durch lebhaften Geiſt und feurigen Kriegsmuth, wußte er bald das Vertrauen der Corſen zu gewinnen, und der Anhang ſeines Oheims, unzufrieden mit den Befehlshabern Giafferri und Paoli, deren Eifer ſichtbar erkaltete, machte ihn zum Anführer neuer Bewaffnungen. Eine Verſammlung zu Corte am 16. Mai beſtätigte die ſchon gefaßten Entſchließungen, in keinem Fall unter das Joch der Genueſer zurückzukehren, und die Franzoſen, welche dieſen beiſtünden, mit aller Macht zu bekämpfen. Der Marquis von Maillebois traf indeß ſeine Anſtalten ſo gut, und wußte ſeine Truppen ſo geſchickt zu verwenden, daß die meiſten Bezirke des nördlichen Theiles der Inſel ſich nach und nach unterwarfen. Corte, die innere Hauptſtadt, feſt durch ihre Lage auf einem hohen Felſen, ergab ſich ohne Schwertſtreich; Giafferri und Giacinto Paoli legten die Waffen nieder, und begaben ſich mit franzöſiſcher Bewilligung im Juli nach Neapel, wo ſie der König beider Sicilien als Oberſten in ſeinen Dienſt aufnahm. Ihnen folgten 21 andere Anführer, und unter dieſen auch Droſt, der mit Theodor ſowohl als mit dem jungen Neuhof gleich unzufrieden war, und mit Maillebois beſondere Verträge geſchloſſen hatte. Nur allein Neuhof hielt noch Stand. Durch ſeinen muthigen Eifer bewog er die Einwohner einiger ſüdlichen Bezirke, ſtark durch ihre Gebirgslage, ihren Vorſätzen treu zu bleiben; ſie ſchwuren, die Freiheit des Vaterlandes bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und ihren Untergang nicht zu überleben. Mit 1400 Mann rückte er am 5. September vor Sartene, mußte jedoch nach vier Tagen vergeblicher Anſtrengung wieder abziehen. Die Franzoſen gewannen täglich mehr Boden, und engten die Verbündeten mehr und mehr ein. Zicavo, ein kleiner Gebirgsort, war die letzte Zuflucht; vergebens wiederholte Maillebois dringend ſeine Aufforderung, ſie möchten Neuhof ausliefern und ſich ergeben; ſie antworteten trotzig, ſie hätten geſchworen, jenen und ſich ſelbſt zu vertheidigen. Neuhof, der Pfarrer des Ortes, und einige Franziskaner erhitzten die kleine Schaar zum wüthendſten Widerſtande. Doch von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, mußten ſie bald unterliegen. Neuhof rettete ſich mit 30 Mann, die ihn nicht verlaſſen wollten, auf das höchſte Gebirge, jedem Feind unzugänglich; Maillebois, überzeugt, daß Hunger und Mangel ihn aufreiben werde, überließ ihn dort ſeinem Schickſal. Nachdem aber die Franzoſen aus Zicavo wieder abgezogen waren, kehrte Neuhof dahin zurück, weil der Schnee den Aufenthalt im Gebirge nicht länger geſtattete, und hoffte daſelbſt eine ſichere Freiſtätte für den Winter zu haben, weil auch der Ort ſelbſt durch eine ungeheure Menge von Schnee bis zum Frühling von allem Verkehr abgeſchnitten zu ſein pflegte. Die Einwohner, durch die hinterlaſſenen Drohungen der Franzoſen erſchreckt, vermieden die Gemeinſchaft mit dieſem Häuflein, das in ihrer Mitte ein abgeſondertes Daſein führte, und von ſeinen ſchon früher gemachten Vorräthen zehrte. Im Februar des Jahres 1740 kamen aber unvermuthet die Franzoſen nach Zicavo, und Neuhof mußte die Flucht ergreifen. In unwegſamen Gebirgen, mit allen Entbehrungen kämpfend und allen Verfolgungen ausgeſetzt, trieb er ſich den ganzen Sommer umher. Endlich da auch ſeine Mannſchaft zuſammengeſchmolzen, und keine Ausſicht eines Beſtehens mehr war, rief er des Marquis von Maillebois Gunſt und Bewilligung an, daß ihm erlaubt würde, mit ſeinen wenigen Leuten ſich nach dem Feſtlande einzuſchiffen, welches der franzöſiſche Feldherr dem jungen tapferen Kriegsmann großmüthig zugeſtand. Derſelbe ging demnach mit 6 Mann, deren jedem ſogar ein Gewehr bewilligt wurde, im Oktober auf einer Feluke nach Livorno unter Segel. Die ganze Inſel war nunmehr den franzöſiſchen Waffen unterworfen.

Nachdem auch jener Strahl von Hoffnung erloſchen, und Theodor, jetzt ohne unmittelbare Stütze unter den Corſen, durch ſeinen und ihren Zuſtand gleich abgeſchnitten von ihnen war, wandte ſich die Aufmerkſamkeit mehr und mehr von dieſen Angelegenheiten ab. Nur Theodor konnte ſich nicht entſchließen, die Sachen als beendigt anzuſehen; er hoffte auf den unruhigen Geiſt der Corſen, ihre kriegeriſche Hartnäckigkeit, auf neue Ereigniſſe in Europa, und den Wechſel politiſcher Verhältniſſe, wodurch auch ſeinen Zwecken neue Wege ſich eröffnen könnten. Immer thätig, an dem Vergangenen feſthaltend, auf die Zukunft hinarbeitend, in raſtloſem Verkehr mit allen Betriebſamkeiten der kleinen und großen Welt, führte er ein unſtätes, geheimnißvolles Leben. Er hatte Holland ſchon wieder verlaſſen, und im Anfange des Jahres 1740 Venedig beſucht, im Februar desſelben Jahres aber ſich in Köln am Rhein aufgehalten, wo er eine Zeitlang im deutſchen Hauſe bei dem Großkomthur des deutſchen Ordens, Freiherrn von Droſt, heimlich gewohnt, und außer dieſem nur noch mit dem Freiherrn vom Stein, einem alten Freunde, vertrauten Umgang gepflogen hatte. Er empfing hier eine Menge Briefe, auch ſchrieb er ſelbſt unabläſſig. Mit Geldmitteln ſchien er reichlich verſehen. Im Dezember des Jahres 1741 zeigte er ſich in Chur bei ſeinem Freunde, dem General von Salis, wo er bei Gaſtmahlen, welche dieſer den fremden Geſandten gab, unter dem Namen eines engliſchen Lords erſchien. Die bedeutenden Zwiſchenzeiten dieſer einzelnen Erſcheinungspunkte liegen größtentheils im Dunkeln.

Inzwiſchen war im Oktober 1740 Kaiſer Karl der Sechſte geſtorben, und durch dieſes Ereigniß ganz Europa in Bewegung gebracht. Alle Mächte rüſteten ſich zum Angriff oder zur Vertheidigung des von dem Kaiſer hinterlaſſenen, auf ſeine Tochter Maria Thereſia übergehenden Staatenvereins. Spanien, Preußen, Baiern und Sachſen machten Anſprüche an die Erbſchaft, und wurden von Frankreich darin unterſtützt. England und Oeſterreich ſtanden auf der Gegenſeite, der ſich ſpäterhin mehrere Verbündete anſchloſſen. Die Inſel Corſica wurde unter dieſen Umſtänden im September des Jahres 1741 von franzöſiſchen Truppen entblößt, und die wiedereingeſetzte genueſiſche Regierung gerieth, nach einem gemäßigten und günſtigen Anfang, durch unkluge Gewaltmaßregeln bald wieder mit den Corſen in die alte

Zwiſtigkeit. Neue Unruhen brachen aus, und viele Bezirke behaupteten eine Art von Unabhängigkeit gegen Genua. In dieſen Unruhen erſcholl auch ſogleich Theodor's Name wieder. Aufmerkſam auf jeden Umſtand, der ſeinen Vortheil begünſtigen konnte, hatte er ſchon gleich bei der Nachricht von dem Abzuge der Franzoſen ſeinen Vetter Droſt neuerdings nach Corſica geſandt, um daſelbſt die Lage und Stimmung der Einwohner zu erſpähen, neuen Anhang zu gewinnen, und die nahe Wiederkunft ihres Königs zu verkünden. Er ſelbſt aber begab ſich nach London, um die günſtigen Verhältniſſe, welche der Krieg zwiſchen Frankreich und England für ſeine Zwecke darbot, bei dem großbritanniſchen Hofe perſönlich anzuſprechen und zu bearbeiten. Seine Vorſchläge, die Inſel Corſica dem Einfluſſe Frankreichs und der Herrſchaft Genua's für immer zu entreißen, und unter dem Schutze Großbritanniens als eigenen Staat zu behaupten, fanden bei den engliſchen Miniſtern guten Eingang, doch trugen dieſe Bedenken, mit ihm ſelbſt, deſſen Anrecht und Würde noch jeder äußeren Anerkennung entbehrte, amtliche Verhandlungen anzuknüpfen, und ließen ihm daher einſtweilen nur Hülfe und Vorſchub verſprechen, ohne vor der Welt ſeine Sache förmlich vertreten zu wollen. Theodor nahm begierig auf, was für den Augenblick einen thatſächlichen Vortheil bot, überzeugt, daß mit dieſem, falls nur gehöriger Umfang und Beſtand nicht fehlte,. alles übrige von ſelbſt kommen würde. Er ließ es jedoch bei dieſem Verſuche, ſeiner Sache durch die engliſche Regierung neuen Schwung zu geben, nicht bewenden, ſondern bewog zugleich eine Geſellſchaft engliſcher Kaufleute, ihm gegen das Verſprechen künftiger Vortheile und ausſchließlicher Vorrechte im Handel mit Corſica, anſehnliche Unterſtützung an Waffen und Geld zu verabfolgen, wobei die Gunſt und Theilnahme der Miniſter für jene ſchon größere Sicherheit gewährte.

So auf's neue ausgeſtattet mit reichen Hülfsmitteln und Ausſichten ging Theodor gegen Ende des Dezember im Jahre 1742 auf einem engliſchen Linienſchiffe von 70 Kanonen unter Segel, und erſchien, da ſeiner kaum noch irgend gedacht wurde, unvermuthet in Liſſabon, von wo alsbald das

Gerücht ſeiner neuen Unternehmung erſcholl, und die Augen der Theilnehmenden neuerdings auf ihn wandte. Mit demſelben engliſchen Schiffe kam er am 7. Januar 1743 glücklich in Livorno an, wo er ſogleich die vielen Corſen, welche theils gezwungen, theils freiwillig außerhalb des Vaterlandes dort lebten, um ſich verſammelte, und mit ſeinen Abſichten und neuen Hülfsmitteln bekannt machte. So günſtig indeß ſein Verhältniß mit England hier erſcheinen ſollte, ſo wenig konnte es ihm ſelbſt genügen; er verſäumte daher nicht, noch nach anderem, minder zweideutigen Anhalte ſich umzuſehen. Er machte in Livorno die Bekanntſchaft des öſterreichiſchen Generals Breitwitz, und hielt demſelben vor, welch weſentliche Vortheile für die Königin von Ungarn daraus entſtehen würden, wenn ſie die corſiſche Unternehmung begünſtigte; er machte den zwar nicht offen erklärten, doch darum nicht minder wirkſamen Beiſtand der Engländer geltend, ſprach von dem Gewinn, welchen auch Oeſterreich in ſeinen italiäniſchen Beſitzungen von der Theilnahme an dem corſiſchen Handel ziehen könnte, vor allem aber verſprach er, was in den damaligen Kriegsbedrängniſſen allerdings wichtig ſein mußte, die öſterreichiſche Hülfe dadurch zu vergelten, daß er die Corſen verpflichten würde, die Waffen für Oeſterreich zu führen, die Truppen, die man ihm, für kurze Zeit nur, zu vertrauen hätte, würden gleichſam eine Werbmannſchaft ſein, die viele tauſend tapfere Krieger jenes muthigen Volkes für die öſterreichiſchen Fahnen abzuholen käme. So einnehmend war das Betragen, ſo groß die Ueberredungsgabe, und ſo glücklich die ganze Perſönlichkeit Theodor's, daß er auch die widerſtrebendſten Gemüther hinriß. Der deutſche General, anfangs abgeneigt, war bald völlig einverſtanden mit Theodor's Anſichten; ganz durchdrungen zuletzt von den angebotenen Vortheilen, eilte er ſelbſt nach Florenz, um dem Hofe — der Gemahl Maria Thereſia's, Franz Stephan von Lothringen, war ſeit dem Jahre 1737 Großherzog von Toscana — die gemachten Anerbietungen mitzutheilen, ſehr betroffen, dieſelben nur ſehr kalt aufgenommen, und endlich ganz abgelehnt zu ſehen. Theodor fand ſich hiedurch auf den Beiſtand zurückgewieſen, den ihm die Engländer gewähren mochten, und mußte mit dieſen ſein Heil verſuchen. Der engliſche Vice-Admiral Matthews, welcher ſich mit einem anſehnlichen Geſchwader auf der Rhede von Livorno befand, unterrichtet von Theodor's Verhältniſſen in London, noch mehr aber gewonnen durch Theodor ſelbſt und deſſen angeſehene Freunde, gab ihm ein Kriegsſchiff, auf welchem er mit einem Gefolge von Corſen, die ſich in Livorno ihm angeſchloſſen, am 30. Januar 1743 vor Iſola Roſſa anlangte. Einige Tage vorher hatte ein engliſches Schiff den Sekretair Theodor's daſelbſt an's Land geſetzt, um die Oertlichkeit zu erkunden und die Stimmung der Einwohner aufzuregen. Eine Menge Volks befand ſich am Ufer, als Theodor an's Land trat, und begrüßte ihn mit Jubelgeſchrei als ihren König, Vater, Befreier. Er theilte Waffen, Pulver, und einiges Geld aus, begab ſich dann wieder an Bord, und erließ von hier aus ein Manifeſt, welches in vielen Abdrücken über die Inſel verbreitet wurde. Er klagte darin über die Hinderniſſe, die ihm bisher in den Weg gelegt worden, die Verfolgungen, die er ausgeſtanden, über die Treuloſigkeit der Reichsverweſer und Häupter, die von ihm abgefallen, über den Ungehorſam und die Zwietracht des Volkes; jedoch verſprach er allgemeine Verzeihung, mit Ausnahme Giacinto Paoli's und Orticoni's, die als Verräther auf ewige Zeiten aus Corſica verbannt wurden. Ferner rief er alle Corſen aus genueſiſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und neapolitaniſchen Dienſten zurück; die ſich aber im Dienſte der Königin von Ungarn und des Großherzogs von Toscana befänden, ſollten daſelbſt verbleiben, und dieſen befreundeten Mächten mit gleichem Eifer und gleicher Treue dienen, wie ihm ſelbſt. Dieſes Manifeſt verurſachte einige Bewegung, allein das Volk war durch die Ereigniſſe der letzten Jahre zu hart getroffen, zu ſehr getäuſcht und ermüdet durch die vergeblichen Anſtrengungen, um ſich ohne Bedacht ſogleich wieder in neue Gefahren und Kämpfe zu verwickeln. Es kamen Abgeordnete aus den nächſten Gegenden zu Theodor, und erkundigten ſich nach den näheren Umſtänden ſeiner Wiederkehr, beſonders wünſchten ſie Auskunft, welches die Mächte ſeien, auf deren Beiſtand er ſich berufe, und deren Schiffe und

Truppen er ankündige. Seine Antwort, es ſeien der Mächte verſchiedene, und die Truppen würden unfehlbar kommen, ohne daß er ſie näher angab, überzeugte die Corſen, daß er auf keine Macht rechnen könne, und ihnen nur auf's Gerathewohl verſpreche, was er ſelbſt kaum hoffe erfüllt zu ſehen. Hierauf ließ alle Beeiferung nach; nur ein ſpärlicher Verkehr dauerte zwiſchen ihm und den Einwohnern fort. Die Engländer wollten ſich auf nichts Entſcheidendes einlaſſen, und glaubten ſchon zu viel gethan zu haben. Nachdem er noch eine Zeitlang an der Küſte verweilt, kehrte Theodor, ſehend und doch nicht glaubend, daß ſeine Rolle hier ausgeſpielt ſei, auf dem engliſchen Schiffe nach Livorno zurück. Nach dieſem dritten Scheiden ſah er die Inſel nicht wieder.

Die Genueſer voll Ingrimm, dieſen verhaßten Feind immer auf's neue wieder auftreten zu ſehen, ſetzten auf ſeinen Kopf einen Preis von 4000 Kruſaden, und verfolgten ihn überall, wo ſie ſeine Spur entdeckten, durch öffentliche und geheime Werkzeuge, mit heftigſtem Eifer. In London führte der genueſiſche Reſident Gaſtaldi von Seiten der Republik bittere Beſchwerde über die Mitwirkung der engliſchen Kriegsſchiffe bei Theodor's letzter Unternehmung; die engliſchen Miniſter erwiederten aber bloß, ſie wären ohne Kenntniß von der Sache, und kümmerten ſich nicht um dieſe Händel. In Florenz, in allen italiäniſchen Staaten, hatte Genua gegen Theodor geheime Kundſchafter aufgeſtellt. Auch erſcholl bald, vielleicht durch ſeine eigene Veranſtaltung, das Gerücht von ſeinem Tode; einmal hieß es, er ſei durch Gift aus der Welt geſchafft, dann wieder, er ſei zu Livorno beim Ausgang aus dem Schauſpiel ermordet worden. Nachdem er ſich einige Monate in Livorno und Florenz glücklich verborgen gehalten, wurde er im Mai in letzterer Stadt gewarnt, daß abgeſchickte Leute von Genua ihm auf der Spur ſeien, und man ihn daſelbſt, wenn die Republik ſeine Auslieferung verlange, nicht ſchützen könne. Er ſuchte daher eine neue Freiſtätte, und verbarg ſich eine Zeitlang bei dem Pfarrer in Cigoli, fand aber auch hier ſeines Bleibens nicht, und von Gefahr zu Gefahr in wechſelnder Zuflucht herumirrend gelangte er endlich noch glücklich genug nach London.

Im folgenden Jahre finden wir ihn ſchon wieder unterwegs. Die Republik Genua zog in Gemäßheit eines mit den Corſen geſchloſſenen Vergleiches ihre Truppen aus Corſica zurück, und in dieſem Ereigniß erblickte Theodor gleich wieder einen Hoffnungsſchimmer, dem er unwiderſtehlich getrieben war zu folgen. Im März 1744 wurde er auf der Durchreiſe nach Italien in Augsburg geſehen; ſein Gefolge beſtand aus ſechs Perſonen, worunter ein ehemaliger öſterreichiſcher Hauptmann; er ſelbſt aber war als Dominikanermönch verkleidet. Allen Gefahren trotzend erſchien er wieder in Toscana, und ſuchte durch Boten und Briefe nach Corſica zu wirken; der Erfolg, wenn auch ſeiner Erwartung nicht entſprechend, zeigte doch, daß er nicht ohne Grund in ſeiner Zuverſicht verharrte, und auf den Werth und die Möglichkeiten ſeines Verhältniſſes noch bedeutend rechnen konnte. Seine Anhänger hielten am 14. Juni eine Verſammlung zu Corte, und erklärten durch einen Beſchluß, den die Abgeordneten der meiſten ſüdlichen Bezirke unterſchrieben, daß ſie ihren ſelbſtgewählten König bis in den Tod behaupten, und ihrer Treue Gut und Leben opfern wollten. Aus Mangel an Zuſammenhang und näherem Antrieb erloſch die Erregung bald wieder, ohne daß Theodor davon weiteren Gewinn gehabt. Seltſam genug erſchien ihm in dieſem Jahre noch unvermuthet ein Nachahmer und Nebenbuhler. Der Graf von Beaujeu, ein franzöſiſcher Offizier, der unter Maillebois in Corſica gedient, fand Theodor's Rolle, wie traurig ſie auch ſein mochte, noch reizend genug, um darin mit ihm zu wetteifern. Er machte ſich einige Anhänger unter den Corſen, ſuchte Hülfe in Algier und Tunis, und wollte eben an der Spitze ſeiner Unternehmung hervortreten, als die ganze Sache an Genua verrathen wurde, und für den Grafen von ſeinem großen Plane kein weiteres Ergebniß blieb, als der Spott und das Lachen ſeiner Landsleute.

Aufmerkſam auf jede Bewegung, immer bereit den dargebotenen Vortheil zu ergreifen, und unermüdet in Erweckung neuer Glücksfälle, beharrte Theodor ſtandhaft auf ſeinem Poſten in Italien, ſo lange der Zuſtand von Corſica noch Gelegenheit gab, unvermuthete Entwickelungen zu hoffen. Vielfacher Wechſel erging in kurzer Zwiſchenzeit über die beklagenswerthe Inſel. Der König von Sardinien erklärte ſich zum Beſchützer der Corſen, und erregte ſie zu neuem Aufſtande gegen Genua. Die Engländer beſchoſſen Baſtia; öſterreichiſche und piemonteſiſche Truppen landeten, um Corſica's Freiheit gegen Genueſer und Franzoſen zu vertheidigen. Eingetroffen waren endlich alle Verheißungen Theodor's, der erklärte Beiſtand großer Mächte, die Erſcheinung zahlreicher Hülfstruppen, nichts fehlte, was ſeine und der Corſen Sache glänzend erheben und dauernd ſtützen konnte; nie hatte ſein Stern, ſo ſchien es, herrlicher geleuchtet! Aber dieſer leuchtende Stern war nicht mehr der ſeine! Was er jahrelang mit heißen Wünſchen und raſtloſen Anſtrengungen vergebens erſtrebt und gehofft, trat jetzt, ohne ſein Zuthun, als Frucht der Umſtände von ſelbſt ein; aber, wie ohne ſein Zuthun, ſo auch ohne ſeinen Gewinn. Vergebens war er bemüht, in die Ereigniſſe einzudringen, ſeine Sache damit zu verflechten, zu den Erfolgen mitzuwirken; die Mächte hielten ſeine Ungeduld mit allerlei Vorwänden hin, man bedurfte ſeiner nicht, und fürchtete, durch ihn beim künftigen Frieden in Verlegenheit zu kommen. Die Engländer thaten für ihn noch am meiſten; ihn aber, wie er wünſchte, nach Corſica überzuſetzen, lehnten ſie ab, weil die Verbündeten ſich entſchieden dagegen erklärt hatten. Die Königin von Ungarn war ihm abhold wegen ſeiner früheren Einverſtändniſſe mit der Pforte; der König von Sardinien wünſchte nicht, daß Corſica ein ſelbſtſtändiger Staat würde; und ſo kümmerte es auch niemanden ſehr, daß die Sache der Corſen bei allen Vortheilen, die ſie fand, doch niemals zu einer rechten Haltung kam, und zuletzt wieder ganz verloren ging. Theodor empfand den tiefſten Schmerz über die Aufſchlüſſe, die ihm durch ſo bittere Erfahrung zu Theil wurden; eine Gelegenheit, wie ſie nie zu hoffen geweſen, noch je ſich erneuen konnte, war für ihn nutzlos vorbeigegangen, und jahrelange Arbeit und Erwartung vergeblich gemacht. Er verließ Toscana, wo ihm durch die Kriegsverhältniſſe bisher wenigſtens ein ſicherer Aufenthalt gewährt geweſen, und begab ſich im Auguſt des Jahres 1747 nach Holland. Hier brachte er den Winter zu, machte dann im März 1748 wieder eine Reiſe nach Deutſchland, wo er in Bonn, Köln und mehreren Orten Weſtphalens geſehen wurde. Er hielt ſeinen Aufenthalt meiſtens geheim, und wechſelte ihn beſtändig.

Von Amſterdam, wo er ſich wieder eingefunden hatte, ging er im Juli des Jahres 1749 nach England, und hier ſollten ſeine Irrfahrten endlich ein Ziel finden, jedoch kein erwünſchtes! Der Friede von Aachen hatte die Kriegsſtürme beigelegt, und die Mächte waren unter einander ausgeſöhnt; nur Theodor blieb das preisgegebene Ziel der bitterſten Feindſchaft. Zwar hatte der König von England ihm einen Sicherheitsbrief ertheilt, und das Geſuch der Genueſer um ſeine Auslieferung abgewieſen; aber Gaſtaldi, der genueſiſche Reſident in London, wußte bald anderen Rath zu finden. Er ſuchte Theodor's Gläubiger auf, deren es überall genug gab, und reizte ſie zur äußerſten Strenge gegen ihren Schuldner, ja er benutzte deſſen Noth, um durch vertraute Mittelsperſonen ihm gegen Wechſel neue Darlehen zuzuwenden. Kaum war Theodor einige Monate in London, als das Ungewitter ausbrach; einige Gläubiger, die er nicht befriedigen konnte, ließen ihn im September auf einem Landhauſe verhaften und durch einen Gerichtsboten in das Gefängniß der Kingsbench bringen. Vergebens berief er ſich auf die Sicherheit, die ihm zugeſagt worden, vergebens machte er die Forderungen geltend, die er ſelbſt noch an die Regierung hatte; er fand bei den engliſchen Miniſtern kein Gehör, und ſie nahmen es übel auf, daß er an den Tag brachte, wie weit ſie mit ihm in Verhältniſſe getreten waren, deren ſie ſich jetzt ſchämten. Doch ſchaffte er noch Aushülfe, und wurde gegen Bürgſchaft gleich wieder aus der Haft entlaſſen. Nun aber rückte Gaſtaldi mit immer ſtärkerem Andrange nach, und Theodor, die Gefahr ahnend, hielt ſich in verborgener Eingezogenheit. Sein Aufenthalt wurde jedoch bald erſpäht, er ſelbſt durch falſches Vorgeben, daß ein Herr vom Hofe ihn zu ſich berufe, hervorgelockt, und im Dezember auf's neue in Verhaft gebracht. Die Summe ſeiner Schulden belief ſich auf 15,000 Pfund Sterling; doch die ſchlimmſte Schuld, welche ſeine Wiederverhaftung zunächſt veranlaßte und deren lange Dauer beſtimmte, ſoll nicht mehr als 450 Pfund betragen haben. Seine Verſuche, die Gläubiger zu einem Vergleiche zu bewegen, ſcheiterten an dem Bemühen ſeiner Feinde, die ſich das Wort gegeben hatten, ſeiner auf ſolche Weiſe, wenn auch mit Verluſt und Koſten, für immer gewiß zu bleiben.

Theodor hielt ſich im Gefängniſſe während der erſten Jahre noch ganz ſtattlich, und empfing zahlreiche Beſuche, die er ſogar bewirthete. Ein alter jüdiſcher Rabbi, mit dem er in vertrauter Freundſchaft ſtand, beſuchte ihn täglich. Außerdem fanden ſich beſonders viele Adepten ein, von deren Geheimniſſen er hinreichende Kenntniß zu haben ſchien. Einen Bedienten, den er ſich hielt, ſah man in London häufig auf den Straßen umherwandern. Er ſelbſt ging bisweilen in Geſellſchaft eines Wächters aus, um ſeine Geſchäfte zu beſorgen; ein mißlungener Verſuch zu entkommen, zog ihm aber ſtrengere Aufſicht zu. In allem Unglück erhielt ſein Muth ſich aufrecht, nie gab er ſeine Sache verloren, immer zeigte er neue Hoffnung und Zuverſicht. Bald ſollten reichbeladene Schiffe aus Oſtindien für ihn ankommen, bald die Corſen ihn durch Tilgung ſeiner Schulden auslöſen. Unter den zahlloſen Entwürfen, mit denen er ſich beſchäftigte, war auch die Aufſuchung der Mittel, durch welche die im Meere verlorenen Schätze ſich wieder heraufholen ließen, und beſonders mit dem alten Rabbi, deſſen Beſuche mehrere Jahre hindurch in gleicher Freundſchaft anhielten, pflog er häufig Rath über dieſen Gegenſtand. Inzwiſchen nahmen ſeine Hülfsquellen immer mehr und mehr ab, und zu den Bedrängniſſen, welche er in dieſer Hinſicht empfand, geſellte ſich Krankheit und der Verluſt des einen Auges. Lange ſchon war in England die Klage laut geworden über den ſchlechten Zuſtand der Gefängniſſe, und beſonders über die enge und ungeſunde Einrichtung des Hauſes, in welchem Theodor gefangen ſaß. Das Parlament nahm endlich dieſe Angelegenheit in Berathung, und das Haus der Gemeinen ernannte einen Ausſchuß, der am 27. Mai 1752 mehrere Gefangene ſelbſt vernehmen wollte. Unter den Vorgeladenen war auch Theodor, und eine große Menge Zuſchauer hatten ſich eingefunden, um den merkwürdigen Mann zu ſehen. Er trat mit Muth und Anſtand auf, und hielt eine heftige Rede voll bitterer Beſchwerden über die Behandlung, die ihm in England widerfahren; er berief ſich auf ſeinen Rang und ſeine Würde; er ſprach von den Verbindungen, die man mit ihm eingegangen ſei, und von den Geldforderungen, die er zu machen habe. Hiedurch aber weckte er auf mancher Seite neuen Haß gegen ſich, und ſeine Rede hatte keinen weiteren Erfolg, als daß ihm ein beſſeres Zimmer eingeräumt wurde. Seine Bedürftigkeit ſtieg endlich zu wahrer Noth, und er mußte ſeine Zuflucht zu einer Anzeige in den öffentlichen Blättern nehmen, worin für eine Perſon, die ehemals große Figur in Europa gemacht habe, jetzt aber ſo unglücklich ſei, als ſie vorher angeſehen geweſen, milde Beiſteuern erbeten wurden, die ein bezeichnetes Wechſelhaus in Empfang nehmen wolle; der Fall, hieß es, in welchem dieſe Perſon ſich befinde, ſei ſo verwickelt, daß es nicht an ihr liege, die geheimen Urſachen zu entdecken, welche ſie in ein Gefängniß geſtürzt hätten, wo die Beraubung ihrer Freiheit um ſo viel ſchmerzlicher für ſie ſei, als die nothwendigſten Dinge ihr mangelten, und zwar ſo ſehr, daß ſie bisher vor Elend hätte vergehen müſſen, wenn nicht einige Perſonen aus Mitleid über dieſes betrübte Schickſal ihr zu Hülfe gekommen wären. Einige Gaben erleichterten ſeine Lage. Im Februar des folgenden Jahres wurde ihm wieder erlaubt, unter Aufſicht auszugehen; er verſuchte noch immer ein Abkommen mit ſeinen Gläubigern zu treffen, wiewohl vergebens. Seine Umſtände verbeſſerten ſich indeß durch Unterſtützung vornehmer Engländer; auch beſtimmte der Schauſpieler Garrick ihm die Einnahme eines Stückes, das er zu ſeinem Beſten aufführen ließ. Der nachherige Staatsminiſter Freiherr von Sievers beſuchte ihn im Schuldgefängniß, auch vielleicht Stanislaus Poniatowski.

Die Erlaubniß auszugehen wurde ihm wieder entzogen, da er im Juni 1754 abermals zu entkommen geſucht; ihm wurde deßhalb von dem Gerichtshofe der Kingsbench ein öffentlicher Verweis ertheilt, und für die Zukunft ſtrengere Haft angekündigt. Seine Sache ſchien nunmehr ohne alle Hoffnung, und ſein Loos für den Reſt ſeiner Lebenstage unabänderlich beſtimmt. Allein im Jahre 1755 erſchien eine Akte des Parlaments, welche die Freilaſſung derjenigen Schuldner verfügte, deren Zahlungsunfähigkeit erwieſen wäre. Durch dieſe Gunſt der Geſetzgebung kam auch Theodor, nach ſiebenjährigem Schmachten, da er ſelbſt es am wenigſten hoffte, ſeine Feinde es nicht mehr befürchteten, wieder auf freien Fuß. Zwar bedrängte ihn fortwährend die größte Dürftigkeit, aber die gerühmte brittiſche Großmuth, deren Zeiten und Bedingniſſe mit denen des Wetters zu vergleichen ſind, trat nach langer Gleichgültigkeit endlich mit regſamer Theilnahme für ihn hervor. Horatio Walpole ſchrieb zu ſeinen Gunſten einen beredten Aufſatz — er nannte ihn darin unter andern „a man whose claim to royalty was as indisputable, as the most ancient titles to any monarchy can pretend to be“ —, und veranſtaltete eine Sammlung, deren Ertrag für ſeinen künftigen Unterhalt reichlich ſorgte. Die Engländer fühlten ſich geſchmeichelt, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, einem Könige Almoſen zu reichen, und daß die Franzoſen dieſen König entthront, wurde ein Grund mehr, ſich ſeiner anzunehmen. Theodor, obwohl gebeugt durch Alter, Krankheit und Elend, war ſo wenig in ſeiner Sinnesweiſe gedemüthigt, daß er ſelbſt dem peinlichen Augenblicke, da ihm der Ertrag der Sammlung überbracht wurde, eine Art von Haltung verlieh. Benachrichtigt von dem Erſcheinen der abgeordneten Ueberbringer, unter welchen ſich Lord Littleton und andere vornehme Herren befanden, ließ er dieſelben erſuchen, eine Weile unten bei ſeinem Wirthe einzutreten, bevor ſie zu ihm in das vierte Stockwerk hinaufſtiegen, und benutzte die Zwiſchenzeit, um ſein ärmliches Zimmer in der Eile zuzurichten; unter dem Himmel ſeines weggeräumten Bettes auf einem Lehnſtuhl ſitzend empfing er ſodann mit Würde die Abgeordneten, die nicht wenig über ſein Benehmen erſtaunt waren.

Er lebte hierauf ſehr eingezogen, und zeigte ſich ungern vor den Leuten. Horatio Walpole, der ihn zu ſehen wünſchte, nahm Verabredung mit einer Dame, welche von Theodor bisweilen Beſuch erhielt, und traf einesmals auf ihrem Landgute mit ihm zuſammen; Theodor aber bezeigte ſein Mißvergnügen über dieſe Art ihn vorzuſtellen dadurch, daß er, ſo lange der Beſuch dauerte, ein tiefes Schweigen beobachtete. Solche Züge mochten vielleicht der Eigenheit der Engländer noch mehr als der ſeinigen entſprechen. Seinen Gläubigern überwies er ſein Königreich Corſica zum Zahlungspfande ſeiner Schulden.

Theodor genoß ſeiner verbeſſerten Lage nur wenige Monate. Bevor noch neue Plane in ihm reif werden konnten, denen er bei den fortwährenden Unruhen in Corſica ſchwerlich entſagt hatte, überraſchte ihn der Tod am 11. Dezember 1756 im neunundſechzigſten Lebensjahre. Er wurde auf dem St. Annenkirchhofe von Weſtminſter begraben, wo ihm Horatio Walpole folgende Grabſchrift ſetzen ließ: Near this place is interred Theodore king of Corsica; who died in this parish Dec. 11. 1756 immediately after leaving the King'sbench prison by the benefit of the Act of Insolvency: in consequence of which he registered his kingdom of Corsica for the use of his creditors.

The grave, great teacher, to a level brings
Heroes and beggars, galley slaves and kings.
But Theodore this moral learn'd ere dead:
Fate pour'd its lesson on his living head;
Bestow'd a kingdom, and deny'd him bread.

In Theodor's Leben iſt bereits ſeine Schilderung enthalten; ſie vereinigt gute und ſchlechte Züge, und läßt zuletzt in Zweifel, ob in ihm ein Held zum Abentheurer, oder ein Abentheurer zum Helden geworden ſei. Voltaire nimmt ihn zu gering; Schlözer fällt ein günſtigeres Urtheil über ihn. Sein Muth, ſeine Unerſchöpflichkeit und Ausdauer verdienen Bewunderung; wie man von Anderen ſagt, daß ſie von keiner Furcht gewußt, ſo kann man von ihm ſagen, daß er die Verzweiflung nicht gekannt. Aber ſeine Beharrlichkeit, welche den Blick auf ein flüchtiges Bild irdiſcher Größe unverwandt gerichtet hielt, wähnte daſſelbe auch dann noch zu ſehen, als längſt nur der Schatten davon noch übrig war. Sein Abſehen auf Corſica war jedoch anfangs in Betracht der Zeitumſtände nicht ſo thöricht, als es zuletzt nach dem Mißlingen allgemein erſchien; die lockende Gelegenheit hatte nicht ihm allein ſolche Möglichkeiten vorgeſpiegelt. Der ſpaniſche Infant Don Philipp, nachheriger Herzog von Parma, hegte geraume Zeit ernſthafte Plane auf die Krone von Corſica. Der Malteſerorden ging damit um, die Inſel unter ſeine Botmäßigkeit zu bringen. Eine merkwürdige Erſcheinung wäre es geworden, wenn der Marſchall Graf Moritz von Sachſen, wie er Gedanken und Neigung dazu gehabt, wirklich verſucht hätte, als Oberhaupt der Corſen ein ſelbſtſtändiger Fürſt zu werden. Als Feldherr würde er ſeine Mittel wohl beſſer gebraucht haben, als Theodor, der eben dies nicht war; aber es iſt ſehr zu bezweifeln, daß er ſie, wie dieſer, ſich erſt zu verſchaffen gewußt hätte.

Im Gebiete der Kunſt iſt Theodor's Namen in einer Weiſe aufbewahrt, welche, ſeinen übrigen Lebenslooſen entſprechend, auch dieſen Ruhm für ihn zweifelhaft geſtellt läßt. Den Grafen zur Lippe haben Dichter beſungen; den Grafen von Schulenburg Denkmale verherrlicht; den König Theodor dagegen hat die Tonkunſt auf die Schaubühne geführt. Er iſt der Held einer Oper geworden, die, von Caſti gedichtet und von Paeſiello in Muſik geſetzt, auf allen Bühnen lange Zeit ungetheilten Beifall gefunden hat. Smollet läßt in ſeinem Roman „die Abentheuer des Grafen Ferdinand Fathom“ Theodor im Gefängniß als das Haupt eines Clubs von Gefangenen erſcheinen, und mit einem irländiſchen Major, den er zu ſeinem General ernannt hatte, eine feindliche Landung im genueſiſchen Gebiete ſpielen, wobei Muſchel- und Auſterſchalen die Schiffe vorſtellen; giebt aber übrigens von ihm eine vortheilhafte Schilderung, lobt den Anſtand und die Würde ſeines Ausſehens und Betragens, und tadelt die engliſchen Miniſter, welche ſehr unziemlich gegen ihn ſich gehalten hätten.

Theodor's Gemahlin, die ihm aus Spanien nach Paris gefolgt war, lebte dort noch geraume Zeit in wenig begünſtigten Umſtänden. Die Abentheuer ihres Gatten gaben dem

Marquis d'Argens Anlaß, ſeine Mémoires du Marquis de Vaudreville in einer witzigen Zueignung ihr als einer Königin zu widmen. Der Sohn, welchen Theodor von ihr gehabt, iſt ihm nicht nach Corſica gefolgt, wie man irrig angenommen. Erſt in London fand ſich derſelbe bei dem Vater ein, in der Abſicht, deſſen fernere Unternehmung zu theilen; aber er theilte nur deſſen trauriges Geſchick, das er zu mildern angeſtrengt bemüht war, obwohl der Erfolg ſeinem Eifer wenig entſprach. Er gab im Jahre 1768 zu London Mémoires pour servir à l'histoire de Corse heraus, in welchen ſeine Liebe und Verehrung für den Vater ſich lebendig ausſpricht. Doch wich er ſelbſt in Sinnesart und Neigung ſehr von ihm ab; er gab ſeinen unglücklich berühmten Familiennamen auf, und ſuchte unter dem Namen Frederik in Unſcheinbarkeit zu leben. Späterhin trat er in engliſchen Kriegsdienſt bei den ausländiſchen Truppen, und ſtieg bis zum Oberſt. Unter dieſem Namen Oberſt Frederik hat er noch einige Druckſchriften, Corſica betreffend, bekannt gemacht. Nach Verlauf vieler Jahre endete er ſein Leben, in einem Anfall von Schwermuth, durch einen Piſtolenſchuß. Er hinterließ einen Sohn, der gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts als Lieutenant in engliſchen Dienſten zu Gibraltar ſtarb.

Das Geſchick der Corſen erfuhr nach Theodor's Ableben neuen Wechſel. Die Vereinigung der Inſel mit dem franzöſiſchen Reiche gab ihnen ſelbſt daheim endlich Ruhe und Frieden; die franzöſiſche Revolution aber berief ſie zur Theilnahme an Weltereigniſſen, in deren Zuge, neben ſo vielem anderen, es ſich auch noch ſeltſam genug fügte, daß, nachdem früher ein Weſtphale ſich zum Könige von Corſica erhoben, nun auch ein Corſe für einige Zeit König von Weſtphalen wurde.

Freiherr Georg von Derfflinger.

Nicht minder als die heimiſcherzeugten Helden eines Staates gehören der Eigenkraft deſſelben zu Ruhm und Ehre die fremdgeborenen an, welche der Machtanziehung ſolchen Kreiſes folgend in deſſen ureigentliches Weſen durch That und Leben übergegangen und verſchmolzen ſind. Der preußiſche Feldmarſchall Georg Reichsfreiherr von Derfflinger war von Geburt kein Preuße; ihm aber, wie den beiden nachfolgenden Feldherren, deren Leben hier zuſammengeſtellt iſt, wurde der bildungsreiche Staat, für welchen ohnehin kein Deutſcher je billig als Fremder anzuſehen ſein mag, zum Vaterlande der Wahl, zum Schauplatze des Verdienſtes und zur Heimath der Geſinnungen.

Derfflinger's Geburt und Herkunft ſind, gleich der vieler anderen Kriegshelden, in dunkler Niedrigkeit faſt verdeckt geblieben. Man weiß nur, daß er den 10. März des Jahres 1606 zu Neuhofen in Oeſterreich ob der Enns geboren worden. Seine Eltern, evangeliſche Bauersleute, verließen um ihres Glaubens willen jene Heimath, wo die Katholiſchen jede Gewalt und Unterdrückung gegen die Proteſtanten ausübten, in welchen ſie nur Abtrünnige und Aufrührer ſehen wollten, die von ihren Irrwegen zur alten Ordnung durch alle Mittel zurückzubringen Recht und Pflicht ſei. Die Bedrängten aber zogen meiſtentheils alle Härte der Verfolgung und Noth und Elend einem Rückwege vor, der für ſie nur mit Verletzung des Gewiſſens möglich war. Die mit Stürmen und Leiden aller Art verbundene Auswanderung mag für Derfflinger ſchon in früher Kindheit eine lehrreiche Schule der Erfahrung geweſen ſein, dieſe Folge von erſten Eindrücken die Richtung ſeines Lebens tief entſchieden haben. Die Reformation rückte damals, nach großen Vorkämpfen, den machtvollen Geſchichtsbewegungen entgegen, durch welche die kirchlichen Streitverhältniſſe für lange Zeit zu einer Art geſetzlicher Ausgleichung gelangen ſollten, und Derfflinger war beſtimmt, in jenen Bewegungen die Bahn ſeines Lebens und ſeiner Schickſale zu finden. Ueber ſeine frühere Jugend iſt nichts weiter bekannt; Erziehung und Unterricht ſcheint er nur aus den zufälligen Darbietungen eines dürftigen Umhertreibens empfangen zu haben. Er ſelbſt war in ſpäteren Jahren über ſeine früheſten Schickſale geheimnißvoll, und ſchon damals verzichtete man, je darüber etwas Zuverläſſiges zu erfahren. Der Sage nach, die ſchon zu ſeinen Lebzeiten in Aller Munde war, und lange nachher noch als Wahrheit galt, kam er als armer Schneidergeſell in ſeinem ſechszehnten Jahre eben aus der Lehre, und wollte von Tangermünde über die Elbe ſeinen Weg nach Berlin nehmen, die Schiffer aber wieſen ihn zurück, weil er nicht vermögend war das Fährgeld zu bezahlen. Traurig am Ufer ſtehend ſah er jedoch, daß viele Leute gleichwohl unentgeltlich übergeſetzt wurden; die Kriegsleute, hieß es, kämen überall frei durch. Da meinte Derfflinger, ſo wäre es ja beſſer, in der Welt ein Kriegsmann zu ſein, als ein Schneider, warf unwillig ſein Bündel mit dem Handwerkszeug in den Strom, wandte ſich zu den Truppen, und ließ ſich auf der Stelle als Reiter anwerben. Die Namen Tangermünde und Berlin dürften in dieſer Erzählung wohl am wenigſten Zuverläſſigkeit haben; eher möchte der Hergang nach Böhmen zu verſetzen ſein, wohin Derfflinger's Eltern auf der Auswanderung ihre Zuflucht genommen haben ſollen, und woher die folgenden Angaben ihn ſelbſt als Krieger zuerſt hervortreten laſſen.

Welcherlei Kriegsdienſte er zuerſt genommen, iſt nicht mit Sicherheit anzugeben. Furchtbare Zeitläufte, im Jahre

1618 zu Prag in blutigen Kämpfen begonnen, hatten ſchon den wilden Sturm dreißigjähriger Zerrüttungen eröffnet, in welchen die Fahnen vieler Partheien und Anführer den Streitern mannigfache Wahl und oftmaligen Wechſel boten. Die Böhmen, in ihrer Glaubensfreiheit und anderen heiligſten Gerechtſamen ſich verletzt haltend, erklärten ihre Pflichten gegen den Kaiſer für aufgehoben, und riefen Friedrich den Fünften, Kurfürſten von der Pfalz, als ihren neugewählten König aus. Durch die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag am 8. November 1620 verlor dieſer jedoch bald wieder das Reich, zu deſſen Behauptung ſeine Kraft nicht ausreichte, und nur ſeine Anhänger ſetzten für die Sache, die er ſelbſt verloren gab, noch eine Zeitlang den Krieg beharrlich fort. Unerſchütterlichen Muthes kämpfte der tapfere Graf Matthäus von Thurn in Schleſien gegen die Kaiſerlichen Kriegsvölker, bis er endlich durch deren Uebermacht eingeſchloſſen in Glatz nach tapferer Gegenwehr im Oktober 1622 die Bedingung freien Abzuges erhielt. Mit 500 Dragonern zog er nach Sachſen, wo ſich den proteſtantiſchen Waffen ein neuer Sammelort zeigte; unter dieſen Begleitern des Grafen von Thurn ſoll Derfflinger geweſen ſein.

Im ſächſiſchen Kriegsdienſte, zu welchem jene Schaar größtentheils übertrat, wurde Derfflinger, der ſich durch Muth und Wohlverhalten auszeichnete, alsbald befördert, und war ſchon Offizier, als Guſtav Adolf, König von Schweden, mit ſeinem Heere von der pommerſchen Küſte, wo er im Jahre 1630 gelandet, zum Schutze der bedrängten Proteſtanten in das Innere von Deutſchland rettend vordrang. Derfflinger ſäumte nicht, den ſchwediſchen Fahnen ſich anzuſchließen. Der äußere Wechſel, in jener Zeit häufig das Ergebniß unſtäter Selbſtſucht, war oft auch bloß die Folge inneren Beharrens, da die erwählte Sache ſelbſt, die Sache des Glaubens und des Vaterlandes, nicht immer denſelben Erſcheinungen unzweifelhaft verbunden blieb. Derfflinger aber war durch Geſchick und Geſinnung zu einem Krieger des proteſtantiſchen Deutſchlands geprägt, und der Funke dieſes Berufes, dem die früheſte Jugend ſchon ihn zuwenden gewollt, erliſcht ſeinem Wege nie, er mag in Böhmen oder Sachſen, mit Schweden oder gegen Schweden die Waffen führen.

Guſtav Adolph erreichte indeß allzuſchnell das Ziel ſeiner Heldenbahn, am 6. November 1632 fiel er als Sieger in der Schlacht bei Lützen. Jedoch ſein Heer führte unter den Feldherren, die nach ſolchem Helden ſich gebildet, den Kampf gewaltig fort. Die Heereszüge und Schlachten des dreißigjährigen Krieges ſind in einen feſten Zuſammenhang folgerechter und geregelter Kriegskunſt, wie ſie in neuerer Zeit ſich dargeſtellt hat, ſchwerlich einzuordnen; der politiſche Zuſtand von Deutſchland, die Durchkreuzung und der Wechſel ſo vieler Verhältniſſe, die Schwerfälligkeit der meiſten Bewegungen, welche in dem Uebergange aus einer alten Zeit in eine neue von der Entwickelung dieſer letzteren in den Hülfsmitteln des Staats- und Kriegsweſens noch ſo weit entfernt waren, alles dies gab den damaligen Unternehmungen und Ereigniſſen eine beſondere Geſtalt; die Kriegsbegebenheiten, wie gewaltig oft in ihrem Erſcheinen und furchtbar in ihren Folgen, behielten im Ganzen doch den Karakter großer Partheigänge, deren vereinzelte kühne Schläge auf ein gemeinſames Ziel raſch zuſammenzuwirken kaum bezweckten. Eine ſolche Art Krieg zu führen giebt weniger wiſſenſchaftliche Feldzüge zu bewundern, als ſie die Ausbildung allverbreiteter Tüchtigkeit und das Hervortreten perſönlicher Heldenthat begünſtigt. Die Gelegenheit zur Auszeichnung war demnach für Derfflinger in dem ſchwediſchen Heere reich eröffnet, und ohne daß wir wüßten, an welche, dem Zuſammenhange der Begebenheiten oft unwichtige, nur durch ſich ſelbſt bedeutende Gefechte, Züge und Ausführungen ſeine Tapferkeit ſich verloren, dürfen wir annehmen, daß dieſelbe ſich auf alle Weiſe glänzend bewährt habe, da wir ihn, den Fremden und einzig durch Verdienſt Empfohlenen, ſchon im Jahre 1635 als ſchwediſchen Oberſtlieutenant erwähnt finden. Von nun an ſchimmert ſein Antheil, wiewohl noch ohne zuſammenhängende Folge, doch in einzelnen Begebenheiten deutlicher hervor.

Zu Anfange des Jahres 1636 zog der Feldmarſchall Banner die ſchwediſchen Kriegsvölker vor dem Andrange der ſächſiſchen Truppen, die wieder mit den Kaiſerlichen verbunden fochten, aus der Mark Brandenburg ſeitwärts gegen die Elbe zuſammen, ging unvermuthet bei Werben und Magdeburg auf das linke Ufer, und wandte ſich aufwärts plötzlich nach Sachſen, hoffend durch dieſen ſchnellen Einbruch die ſächſiſchen Truppen von ihrem drohenden Vordringen gegen Pommern zur Vertheidigung ihres eigenen Landes zurückzurufen. Nachdem er Barby eingenommen, rückte Banner am 21. Januar vor Halle. Der Oberſtlieutenant Derfflinger mit 200 Reitern machte den äußerſten Vortrab; ihm waren 13 Kompanieen Dragoner auf das Feld entgegengerückt, er warf ſich mit Ungeſtüm auf dieſe zahlreiche Reiterei, jagte ſie zurück, und drang mit ihr zugleich in die Stadt, wo 600 Mann ſächſiſcher Fußvölker eiligſt abzogen, und 500 andere noch kaum die Moritzburg behaupteten. Der Kurfürſt von Sachſen, wie Banner vorhergeſehen, raffte auf die Nachricht von dieſen Vorgängen eiligſt ſeine Truppen aus der Gegend von Berlin zurück, ging bei Wittenberg über die Elbe, und nach Halle den Schweden entgegen, die zufrieden mit Erreichung ihres Zweckes eine Schlacht vermeidend hinter die Saale zurückwichen. Indeſſen wurde Banner gleichwohl durch das Uebergewicht der Kaiſerlichen Waffen nach Pommern gedrängt, bis er durch die Schlacht bei Wittſtock am 24. September auf's neue die Oberhand gewann, und ſiegend von der Oſtſee wieder nach Sachſen vordringen konnte. Während er ſelbſt im Januar des Jahres 1637 Torgau einnahm und Leipzig angriff, ſandte er den Oberſten von Pfuel mit fünf Regimentern nach Thüringen, um die Kaiſerlichen dort wegzutreiben. Derfflinger und der Oberſt Karl Guſtav von Wrangel, welche einſt als berühmte Feldherren einander entgegenſtehen ſollten, führten beide hier vereint den Vortrab; ſie ſtießen bei Meiningen auf die feindliche Reiterei, und ſchlugen dieſelbe nach hartnäckigem Kampfe völlig in die Flucht, worauf bald auch für Pfuel ſich die Gelegenheit ergab, dem feindlichen Fußvolk eine Niederlage beizubringen. Nicht lange nachher jedoch erreichte Derfflinger'n ein empfindlicher Wechſel des Glücks. Von dem Oberfeldherrn mit 1000 Reitern abgeſchickt, um in der

Grafſchaft Mansfeld Brandſchatzungen und Werbegelder einzutreiben, durfte er ſich, da kein Feind in der Nähe war, für völlig ſicher halten, als er von dem Kaiſerlichen Oberſten Druckmüller, der mit 2500 Reitern zwiſchen Halle und Merſeburg heimlich über die Saale geſetzt hatte, ſo plötzlich überfallen wurde, daß ſeine ganze Truppe mit unendlichem Gepäck in die Hände des Feindes kam, und nur er ſelbſt und etwa 60 Reiter mit genauer Noth der Gefangenſchaft entgingen. Derfflinger wurde jedoch durch ſolchen harten Unfall, gegen den im Kriege kein Anführer bloß durch ſeine alleinige Vorkehr je ganz geſchützt ſein kann, weder gebeugt noch zurückgeſetzt; ſchon im folgenden Jahre finden wir ihn als Oberſten.

Inzwiſchen hatte Banner wiederum den Kaiſerlichen Waffen weichen und in Pommern gegen große Uebermacht raſtlos kämpfen müſſen, bis im Sommer des Jahres 1638 ihm anſehnliche Verſtärkungen aus Schweden eintrafen, und ihn in Stand ſetzten, neuerdings angriffsweiſe vorzudringen. Er führte hierauf den Krieg mit Nachdruck und Geſchicklichkeit in Sachſen und Böhmen, dann in Heſſen und Weſtphalen, in Baiern und wieder in Böhmen, unter mannigfachem Wechſel fort, bis er zuletzt, abermals der Uebermacht weichend, nach Niederſachſen gelangte, wo er zu Halberſtadt im Mai des Jahres 1641 etwas über 40 Jahr alt an einem Fieber ſtarb. Er war unſtreitig einer der größten Kriegshelden jener Zeit, von dem gerühmt wurde, daß er mehr als 80,000 Feinde niedergemacht, 800 Fahnen genommen, und kein Treffen jemals verloren habe; den Kaiſerlichen war er der furchtbarſte Gegner; man hatte geſucht ihn zu gewinnen, und ihm den Reichsfürſtenſtand nebſt dem Oberbefehl gegen die Türken angeboten; ſicherer, als dieſe verſchmähten Anerbietungen, meinten Argwöhniſche, habe Gift den Zweck erreicht. Auf ſo bewegten Kriegszügen, in ſo vielfachen Gefechten und Begegniſſen, konnte keinem der Befehlshaber die Gelegenheit ſich hervorzuthun erſpart ſein, die Auszeichnung ſelbſt aber mochte in der nachdringenden Fülle ſchnell wieder als Gewöhnliches ſich eingeebnet finden; demnach darf nicht befremden, daß wir von Derfflinger während dieſer thatenreichen

Zeit nichts Einzelnes aufgezeichnet finden, aber wenn unter ſolchen Umſtänden die Thaten des Heeres zunächſt in dem Feldherrn ihren Namen haben, ſo nimmt dagegen von deſſen Ruhme auch der Untergeordnete mit Recht ſein Theil zurück. Daß Derfflinger unter den Oberſten dieſer Kriegsſchaaren einer der angeſehenſten war, beweiſen die bedeutenden Verrichtungen, in welchen er ſogleich zu erſcheinen hat.

Das ſchwediſche Heer, welches durch Banner's Tod im ſchwierigſten Augenblicke des Oberbefehlshabers entbehrte, war ungefähr 16,000 Mann ſtark, von welchen die Hälfte Fußvolk; nur dieſes beſtand dem größeren Theile nach aus eingeborenen Schweden, der Sicherheit wegen wünſchenswerth, und durch die Umſtände von ſelbſt dargeboten, denn die freie Werbung in Deutſchland brachte faſt nur der Reiterei Zuwachs, da der Dienſt zu Fuß wenig anlockte. Die 8000 Reiter dagegen waren meiſt Ausländer, beſonders Deutſche, tapfere, verſuchte Krieger, aber auch lediglich ihrem Handwerke und deſſen hergebrachten Vortheilen anhängend; ſie gaben in der Stimmung des Heeres den Ton an, machten Bedingungen mancherlei Art, und erhoben oft ganz übermäßige Forderungen. Dem widerſpenſtigen Sinne der Truppen gab ihr Zuſtand diesmal nur allzugegründeten Anlaß zu den heftigſten Beſchwerden. Im Lager herrſchte Mangel und Unordnung; an Geld fehlte es ſeit langer Zeit; bald auch gingen die Lebensmittel aus; Offiziere und Gemeine ſahen ſich genöthigt, ihre Pferde und ſonſtige Habe, ſogar ihre Waffen zu verkaufen, um nur den Hunger zu ſtillen; die ganze Umgegend war aufgezehrt, die Partheien, welche ſich weiter vom Lager enfernten, um zu rauben und zu plündern, wurden häufig dabei von dem erbitterten Landvolk überfallen und niedergemacht; eine gewaltige Gährung drohte den ganzen Kriegskörper aufzulöſen. Die Offiziere traten zuſammen, und beſtärkten die Unzufriedenheit ihrer Soldaten; die Oberſten ſelbſt, durch enge Bande perſönlicher Angehörigkeit ihren Regimentern näher verknüpft, nahmen ſich derſelben eifrigſt an, und kamen nach gepflogener Berathung überein, zwei aus ihrer Mitte an den ſchwediſchen Staatsrath Grubbe nach Hamburg zu ſenden, wo derſelbe durch ſein amtliches Anſehen ſchleunige Geldhülfe bewirken ſollte. Die Oberſten Derfflinger und Mortaigne wurden mit dieſem Auftrage abgeſandt, und ihre dringende Vorſtellung, daß dieſes ganze Heer ſonſt auseinandergehe und für Schweden unwiederbringlich verloren ſei, vermochte den ſchwediſchen Bevollmächtigten Salvius, an welchen Grubbe mit jenen vereint ſich wandte, auf eigene Gefahr 60,000 Thaler unverzüglich ihnen anzuweiſen. Vollſtändigere Abhülfe, hieß es, könne ihren Beſchwerden erſt nach dem Eintreffen Torſtenſon's, des neuen Feldmarſchalls, gewährt werden. Doch da ſich deſſen Ankunft ſtets verzögerte, ſo wurde das Heer, deſſen Stillung kaum auf Augenblicke bewirkt worden, bei ſchnell wieder geſtiegener Noth nur um ſo heftiger laut. Schon früher hatten die Offiziere wegen allerlei Beſchwerden und Forderungen zwei Abgeordnete aus ihrer Mitte nach Schweden geſandt, um ſich unter dem neuen Oberfeldherrn mancherlei Vortheile und überhaupt ein freieres Dienſtverhältniß auszubedingen; ihr langes Ausbleiben verurſachte heftigen Argwohn, die Offiziere machten mit den Soldaten jetzt unverhohlen gemeine Sache, und die ſteigende Gährung drohte in die gefährlichſten Bewegungen auszubrechen. Schon näherten ſich einerſeits die Kaiſerlichen Truppen, um von den Umſtänden, in denen ſich das ſchwediſche Heer befand, Vortheile zu ziehen, und andererſeits verſuchten däniſche Befehlshaber, das ſchwediſche Kriegsvolk zu ihren Fahnen zu verlocken. Salvius wurde von den Abgeordneten abermals dringend angegangen, zur Beſchwichtigung des Aufruhrs ſofort 400,000 Thaler zur Stelle zu ſchaffen, ferner zur Beruhigung der Gemüther feierlich zu erklären, zu welchem Ziele eigentlich die Krone Schweden den Krieg fortzuſetzen geſonnen ſei, und welche Behandlung ſie den Deutſchen im Frieden feſtzuſetzen meine? Die deutſchen Krieger im ſchwediſchen Heere ſahen ſich gewiſſermaßen als freie Bundesgenoſſen von Schweden an, und glaubten dieſer Krone nur verpflichtet zu ſein, inſofern die Sache des proteſtantiſchen Deutſchlands von ihr vertreten werde, nicht aber wo ſie bloß den eigenen Vortheil verfolge; die Freiheit von Deutſchland, das Wohl des Vaterlandes, wurden in dieſen Schaaren bei ſolcher Gelegenheit wenigſtens oft genannt; allein auch der Vorwand huldigt der Sache, und manche ächte Geſinnung mochte mit jenem hier die gleiche Bahn betreten. Der ſchwediſche Bevollmächtigte erwiederte den Abgeordneten, wie ihm unmöglich ſei, eine ſo große Summe, wie die verlangte, herbeizuſchaffen, er beſchwor ſie, nur eine Weile noch Geduld zu haben, da die Hülfe ſchon ganz nahe ſei, und ſtellte ihnen vor, daß gerade ihr Abfall die Freiheit von Deutſchland am meiſten in Gefahr ſetze, und daß ihre eigene Zufriedenſtellung ohne Schweden nicht zu hoffen ſei. Während dieſer Verhandlungen kam endlich im Oktober Torſtenſon aus Stockholm in Stralſund an, wo ihn bereits die Oberſten Derfflinger und Mortaigne als Abgeordnete des Heeres erwarteten, um ihn zu bewillkommen und von der Lage der Sachen zu unterrichten. Sie ſtellten ihm die Beſchwerden und die Forderungen der Truppen nachdrücklich vor, und kehrten mit den beſten Verſprechungen zurück. Der Feldmarſchall begab ſich alsbald ſelbſt zu dem Heere, das er bei Winſen an der Aller fand, übernahm den Oberbefehl, und ſtillte die Unzufriedenheit ſo gut er konnte durch beträchtliche Geldzahlungen, welche, obgleich noch immer nicht ausreichend, doch ſchon ſo ſehr die aus Schweden mitgebrachten Hülfsmittel überſtiegen, daß Salvius ſchleunigſt noch 180,000 Thaler, die er in Hamburg für eigene Rechnung bei den Kaufleuten aufnahm, herbeizuſchaffen hatte.

Derfflinger wußte in dieſen mißlichen Aufträgen und Verhandlungen ſich ſo klug und geſchickt zu benehmen, daß er mit Erfolg die Sache ſeiner Kriegsgefährten vertrat, und zugleich das Vertrauen des neuen Feldherrn gewann. Er trug weſentlich zur Abwendung der Zwietracht bei, welche durch die allgemeine Stimmung noch ſtets genährt wurde. Der Anfang des großen Friedensgeſchäfts in Weſtphalen hatte die Hoffnungen, der träge Fortgang deſſelben die Ungeduld der Deutſchen von allen Partheien lebhaft aufgeregt. Selbſt unter den Truppen war das Verlangen nach endlichem Ausruhen von ſo langwierigen Kriegesmühen allgemein, und hatte ſich überdies mit der Vorſtellung großer Belohnungen verſchwiſtert, deren oftmalige Verheißung ſich nun erfüllen ſollte. Im ſchwediſchen Heere erwachte dabei unter den Deutſchen immer ſtärker der Gedanke des Vaterlandes; der Zuſammenhang der ſchwediſchen und der deutſch-proteſtantiſchen Zwecke löſte ſich mehr und mehr, und wo nur die erſteren allein zu walten ſchienen, wurden ſogleich die Gemüther abwendig; es entſtanden Hinneigungen zu den Kaiſerlichen, geheime Einverſtändniſſe, offenbare Uebertritte. Jedoch in Ermangelung einer Stelle, wo inmitten jener allgemeinen Zerrüttung die Sache Deutſchlands allein und unvermiſcht erſchienen wäre, mußte die ſchwediſche Seite noch durch die bloße Lage der Dinge, wenn auch nicht mehr in der Abſicht der Leitenden, ein großes Uebergewicht in den Augen derer behalten, welche das Vaterland nicht ohne kirchliche Freiheit denken konnten. In dieſem Sinne mochte auch Derfflinger, bei mancher Unzufriedenheit, dem ſchwediſchen Verhältniſſe im Ganzen mit Eifer anhänglich bleiben.

Im März des Jahres 1642 brach Torſtenſon mit dem wieder beruhigten und durch neuen Zulauf verſtärkten Heere aus Niederſachſen nach Schleſien auf, wo er über die Kaiſerlichen große Vortheile erfocht, und nach dem Siege von Schweidnitz in Mähren eindrang, Olmütz wegnahm, und Streifparthieen bis in die Gegend von Wien vorſchob. Derfflinger war auf dieſem Zuge an der Spitze ſeines Reiterregiments, und hatte Theil an den meiſten der früheren Gefechte; ſchon im Juli aber bekam er Aufträge, die ihn für eine Zeit vom Heer entfernten. Der Fürſt von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, hatte dem ſchwediſchen Feldherrn durch geheime Botſchaft auf's neue ſeine eifrige Mitwirkung gegen den Kaiſer angetragen; er wollte unter vorgeſchlagenen Bedingungen noch im Herbſte ein Heer in Ungarn zuſammenziehen und gegen Wien vorrücken. Von den Schweden verlangte er zu dieſem Zwecke Hülfsgelder und die Zuſage anderer Vortheile, worauf ſie nicht eingehen mochten, bevor nicht von der eigenen Lage Rakoczy's und insbeſondere von ſeinem Einverſtändniſſe mit den Türken genauere Kundſchaft erlangt wäre. Torſtenſon beſchloß demnach eine geheime Sendung an Rakoczy, und ſein Vertrauen erſah die Oberſten Derfflinger und Plettenberg zu dieſem Geſchäft, das nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr zu vollbringen ſchien. Sie ſollten Rakoczy'n auf alle Weiſe zum Kriege antreiben und nach Umſtänden in Siebenbürgen ſelber Mannſchaft werben, um in die Staaten des Kaiſers einzufallen. Ihre Reiſe ging durch Polen, wo ſie unter falſchen Namen, als abgedankte Offiziere, die neue Anſtellung ſuchten, unentdeckt durchkamen, ſo daß ſie im September bei Rakoczy glücklich anlangten. Sie fanden deſſen Forderungen zwar übertrieben, und ſeine Verſprechungen unzuverläſſig, allein ihn ſelbſt voll Eifers und nicht ohne Mittel. Die Unterhandlungen wurden ſchnell ſo weit gefördert, als bei der fernverflochtenen Angelegenheit, die zugleich in Stockholm, in Konſtantinopel und in Paris ihre Anknüpfung hatte, fürerſt möglich war. Die beiden Abgeſandten hinterließen dem Fürſten die dringendſte Mahnung, nur ſchleunig zur That zu ſchreiten, und raſch den Krieg zu eröffnen, und kamen auf den nämlichen Umwegen, die ſie zur Hinreiſe genommen, im Dezember 1642 nach ſechsmonatlicher Abweſenheit wohlbehalten in Leipzig bei Torſtenſon wieder an. Derfflinger wurde von dieſem ſogleich weiter nach Stockholm abgefertigt, um der Königin Chriſtina von ſeiner Sendung perſönlichen Bericht zu ge[illegible] und das von Rakoczy unter annehmlicheren Bedingungen vorgeſchlagene Bündniß zum völligen Schluß zu bringen. Torſtenſon empfahl ihn auf das dringendſte dem Reichskanzler Axel Oxenſtierna, und bat für ihn um Ausſetzung eines feſten Jahrgehalts und Verleihung eines Gutes in Pommern; wenn derſelbe ſich für ſeine geleiſteten Dienſte zu ſeiner Zufriedenheit belohnt ſähe, würde er wohl zu vermögen ſein, noch Einmal der Reiſe nach Siebenbürgen ſich zu unterziehen, als wozu in dieſer Zeit niemand ſo dienlich zu finden ſei, beſonders bat er auch, ihn nicht lange aufzuhalten. Derfflinger fand bei der Königin eine ſehr gnädige Aufnahme, wurde wegen ſeines Verhaltens in Kriegs- und Friedensgeſchäften ſchmeichelhaft belobt, und noch während ſeiner Anweſenheit in Stockholm als älteſter Oberſt der Reiterei zum Generalmajor befördert. Von den anderen Wünſchen ſcheint nur der, daß man ihn nicht lange aufhielte, erfüllt worden zu ſein. In der Zwiſchenzeit, während dieſer ſiebenbürgiſchen

Geſandtſchaft, hatte Derfflinger's Regiment in der Schlacht bei Leipzig am 23. Oktober 1642 tapfer mitgefochten, und gleich anfangs den Sieg des rechten Flügels entſcheiden helfen.

Bei ſeiner Rückkunft nach Deutſchland empfing Derfflinger'n wieder die gewohnte Kriegsthätigkeit. Während der langſamen und oft völlig ſtockenden Friedensunterhandlungen zu Münſter und Osnabrück dauerten die Feindſeligkeiten mit aller Heftigkeit fort. Torſtenſon durchzog mit ſeinen Heerſchaaren, faſt immer ſiegreich, alles Land von der Eider bis an die Donau bei Wien. Bei dem Aufenthalte der Schweden in Holſtein im Jahre 1644, bevor ſie vor dem Kaiſerlichen Generallieutenant Grafen von Gallas wieder nach Mecklenburg zurückwichen, erlitt Derfflinger's Regiment einen Ueberfall in Itzehoe durch die däniſche Beſatzung von Glückſtadt, und verlor dabei 300 Gefangene, 8 Fahnen, 5 Stücke Geſchütz, und viel Geld. Indeß wußte Derfflinger den Verluſt an Mannſchaft bald wieder zu erſetzen. Den Feldmarſchall Torſtenſon löſte zu Ende des Jahres 1645 der Feldzeugmeiſter Karl Guſtav von Wrangel im Oberbefehl ab, und führte, nicht minder ſiegreich als ſein Vorgänger, die ſchwediſchen Waffen auf ſeinen kühnen Zügen, in häufigem Wechſel der Länder, bis an die Gränze der Schweiz. Nachdem ihn die Laune des Krieges nachmals an die Weſer zurückgebracht, drang er von hier neuerdings an den Main, in die Oberpfalz und nach Schwaben vor, bis endlich im Jahre 1648 die Einnahme von Prag durch die Schweden unter dem General von Königsmarck, als letztes Waffenereigniß, die lange Folge von Kriegsſtürmen und Drangſalen, welche Deutſchland ſeither erduldet, an demſelben Orte beſchloß, wo ſie vor dreißig Jahren angehoben.

Nach beſtimmter Verſicherung der Schriftſteller hat Derfflinger allen wichtigen Kriegsthaten der Schweden während dieſer entſcheidenden Feldzüge mit thätigem Antheil beigewohnt; ſein Name jedoch, als eines Generals nun ſchon bedeutender, wird im Einzelnen nicht genannt, und es iſt zweifelhaft, ob jene Verſicherung in ſolch ausgedehntem Sinne gelten dürfe. Wenigſtens im Jahre 1646 befand ſich Derfflinger eine

Zeitlang dem Kriegsſchauplatze entzogen in der Mark Brandenburg, wohin ſein Kriegsgefährte, der Oberſtlieutenant Joachim von Schaplow, der des ſchwediſchen Dienſtes überdrüſſig denſelben mit dem brandenburgiſchen vertauſchte, ihn mitbrachte, und wo er noch im genannten Jahre mit dem Fräulein Margaretha Tugendreich von Schaplow ſich verheirathete; die Trauung geſchah in der Nikolaikirche zu Berlin. Dieſe Verbindung gab ihm neue Verhältniſſe und Ausſichten, durch welche der Gedanke, hier ſeine Heimath zu gründen, früh zum Entſchluſſe werden mußte. Seine Gattin gehörte einem alten, und früher ſehr begüterten märkiſchen Geſchlecht an, das aber damals im Ausſterben und Verarmen war; als die Güter deſſelben gerichtlich verkauft werden mußten, erſtand Derfflinger die meiſten mit der Kurfürſtin Dorothea zur Hälfte, und wußte den vortheilhaften Ankauf noch vortheilhafter zu machen durch gute Bewirthſchaftung und neue Anpflanzungen.

Mit dem Frieden war ohnehin die Entlaſſung des größten Theiles der ſchwediſchen Kriegsvölker zu gewärtigen, da weder die Krone ſo viele Truppen erhalten, noch die Deutſchen länger dienen mochten. Eine Bedingung des Friedensſchluſſes, die langwierig verhandelt worden war, ſetzte zur Abdankung der ſchwediſchen Krieger eine Summe von fünf Millionen Thaler feſt; ein dreimonatlicher Sold wurde den Geringeren zu Theil, die Anführer, meiſt im Falle beträchtliche Rückſtände und Auslagen in Rechnung zu bringen, empfingen nach Verſchiedenheit der Umſtände anſehnliche Geldſummen. Ohne Zweifel brachte Derfflinger in ſeinem Antheil an dieſen Bewilligungen, und vielleicht in dem reichen Ertrage ſchon früheren Kriegsgewinnes, auch ſeinerſeits die Grundlage eines bedeutenden Wohlſtandes den neuen Verhältniſſen zu, die ſich ihm ſo gunſtvoll eröffnet hatten, und um derentwillen er die ſchwediſchen Dienſte im Jahre 1648 getroſt verlaſſen mochte.

Durch den weſtphäliſchen Frieden erhob ſich in Deutſchland eine durchaus neue Ordnung der Dinge, welche durch anderthalb Jahrhunderte im Weſentlichen die Grundlage der deutſchen Staatsverhältniſſe blieb. Die bedeutendſte Geſtalt, welche ſich aus den Zerrüttungen des dreißigjährigen Krieges alsbald in junger Kraft neu erhob, war der Staat von Brandenburg und Preußen. Dem Kurfürſten Georg Wilhelm war bereits im Jahre 1640 ſein zwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm auf dem Throne gefolgt, ein Fürſt, dem die Nachwelt mit Recht den Namen des Großen beigelegt. Sein eben ſo kluges als entſchloſſenes Benehmen, geſtützt auf die wirkliche Macht, die er aufzuſtellen wußte, und auf das Anſehen ſeines muthvollen Geiſtes, hatte in den Friedensverhandlungen einen beträchtlichen Länderzuwachs erlangt. Den alſo vergrößerten Staat ſuchte er durch gute Verwaltung und durch zweckmäßige Anordnungen aller Art zu einer höheren Stufe innerer Stärke zu erheben. Er beförderte den Wiederanbau des verwilderten Landes, richtete Städte und Dörfer neu aus ihren Trümmern auf, vergrößerte ſeine Hauptſtadt, belebte Kunſtfleiß und Gewerbe. Inſonderheit nahm er ſich des Kriegsweſens an, und brachte ſeine vermehrten Streitkräfte in wohlgerüſtete Verfaſſung; in dem General von Sparr hatten ſie einen verſuchten Anführer. Durch ſorgſamen Haushalt, welchen ſein Miniſter Konrad von Burgsdorf mit Erfolg leitete, ſah er ſich im Stande, den vermehrten Aufwand aus ſeinen Staatseinkünften zu beſtreiten. Neben den großen Eigenſchaften des Helden und Landesvaters dürfen in dem Kurfürſten, der als der eigentliche Stifter des preußiſchen Staates zu betrachten iſt, leicht einige Flecken überſehen werden, von welchen ſein ſtarkwilliger Karakter in der rohen Gewaltſamkeit jener Zeiten und in den harten Aufgaben ſeiner Lage nicht verſchont blieb. Von einem Fürſten ſolcher Art mußte Derfflinger ſich mächtig angezogen fühlen; durch überkommenes Beſitzthum und Wahl der Niederlaſſung war er dem Lande ſchon angehörig; ſeit er die ſchwediſchen Dienſte verlaſſen, war die Mark ſein bleibender Aufenthalt geworden, und abwechſelnd lebte er theils in der Hauptſtadt und theils auf den Gütern, die durch Heirath die ſeinigen geworden. Bald aber ſollten ihn noch andere Verhältniſſe hier vollſtändig einbürgern, und ihn auch als Krieger und Feldherrn dem neuen Vaterlande unauflöslich aneignen.

Die Königin Chriſtina hatte der ſchwediſchen Krone am 16. Juli 1654 durch freiwillige Abdankung entſagt, und kaum der ſchon früher zum Reichsnachfolger erwählte Pfalzgraf Karl Guſtav von Zweibrücken, Chriſtinens Vetter, den Thron beſtiegen, als auch ſchon kriegeriſche Ausſichten den Norden in Bewegung ſetzten. Der König von Polen, Johann Kaſimir Waſa, erklärte jene Thronfolge für ungültig, und ſprach die ſchwediſche Krone für ſich ſelbſt an. Karl Guſtav aber eilte, ſeinen Gegner mit Krieg zu überziehen, und durchſtürmte im Sommer des Jahres 1655 mit raſchem Fortſchritte einen großen Theil von Polen. Der Kurfürſt, aufmerkſam auf jede Bewegung, welche das Wohl und die Macht ſeines Staates nah oder fern betreffen konnte, hatte frühzeitig alle Mittel aufgeboten, um durch politiſche Verknüpfungen den Bruch zu verhindern, der ſeine eigenen Länder mit ſo vielfacher Gefahr bedrohte; an dem Kaiſerlichen Hofe, bei den Königen von Schweden und Polen, in Frankreich, in Holland und England ſuchte ſeine thätige Staatsklugheit dahin zu wirken, daß die ſtreitigen Anſprüche durch diplomatiſche Vermittelung ausgeglichen, oder durch Machtanſehen in Schranken gehalten würden. Da der Fortgang der Dinge jedoch den Erfolg dieſer Bemühungen bald zweifelhaft erſcheinen ließ, ſo betrieb der Kurfürſt zugleich mit verdoppeltem Eifer alle Rüſtungen zum Kriege, um von keiner Wendung der Ereigniſſe unvorbereitet überraſcht zu werden. Einen geprüften Kriegsmann, wie Derfflinger, deſſen Verdienſt ſeinem Scharfblicke nicht hatte entgehen können, fand er unter ſolchen Umſtänden nicht vergebens in ſeiner Nähe, und ließ ihm Dienſtanträge machen. Derfflinger ging auf die Anerbietungen ein, ſtellte aber, als ein Mann, der ſeinen Werth fühlte, und die Umſtände klug benutzen wollte, ſeine Bedingungen ſehr hoch. Er wollte älteſter Generalwachtmeiſter ſein, und nächſt dem Generallieutenant Grafen von Waldeck den Befehl führen; bei etwanigen Beförderungen nicht übergangen werden; im Fall der Abdankung die Ehren jener Rangſtufe ſowohl bei Hof als im Heere, „einen Weg wie den andern“, beibehalten; ein Regiment zu Pferde ſollte ihm vollſtändig überwieſen, oder ihm mit ſeinem Willen annehmliche Werbungsmittel vorgeſchlagen werden; die Beſtimmung des Traktaments ließ er zwar dem Kurfürſten anheimgeſtellt, bedingte jedoch, daß ſolches mit dem Tage der Kapitulation angehen ſollte, ſprach einen Zuſchuß zu ſeiner Montirung noch beſonders an, und wiederholte ausdrücklich, daß auch bei künftiger Vermehrung der Truppen und Anſtellung noch mehrerer Generale ihm kein anderer im Befehlführen vorgezogen werden dürfe. Der geheime Rath Otto Freiherr von Schwerin, welcher mit der Unterhandlung beauftragt geweſen ſcheint, ſchrieb an den Grafen von Waldeck, Derfflinger wolle keine dieſer Bedingungen nachlaſſen, ſondern beharre feſt auf allen, indem er ſage, er habe Abſchrift der Kapitulation des Leibregiments, und wolle mit der ſeinigen nicht geringer ſtehen, auch behaupte er, zu wiſſen, daß der Kurfürſt mit allem zufrieden ſei. Waldeck erwiederte nur kurz, die Reinſchrift möchte denn nur angefertigt werden, man müſſe ſich in die Zeit ſchicken; und Derfflinger empfing unverzüglich ſeine unter dem 16. Auguſt 1655 zu Köln an der Spree von dem Kurfürſten unterzeichnete Beſtallung. Außer den geforderten Punkten war ihm darin, für Traktament, Servis und Fourage zuſammen, eine monatliche Beſoldung von 300 Reichsthalern zugeſichert, und daneben beim Anfang und zur erſten Einrichtung auch der gewünſchte Zuſchuß. Er wird in dieſer Ausfertigung Obriſt genannt, woraus nicht zu ſchließen, daß er in ſchwediſchem Dienſte noch nicht Generalmajor oder Generalwachtmeiſter geweſen, da jener Titel als der gemeinſame für alle Regimentsinhaber üblich war, und auch den höheren Titeln gern beigefügt wurde. Mit Derfflinger zugleich trat auch der Oberſt von Pfuel aus ſchwediſchem Dienſt in den brandenburgiſchen, unter ähnlichen vortheilhaften und hartnäckig durchgeſetzten Bedingungen. Am 11. Dezember des Jahres 1655 ſtellte Derfflinger auch wegen ſeines Reiterregiments alle Bedingungen umſtändlich feſt, wobei er mit Sorgfalt und Strenge jeden möglichen Vortheil wahrnahm. Außer allen herkömmlichen Rechten eines Inhabers, wozu die Ernennung der Offiziere gehörte, verlangte er auch, der Kurfürſt ſolle das Regiment immer wieder ergänzen, daſſelbe nicht ohne dreimonatlichen

Sold abdanken, im Fall der Abdankung ihm mit allen Offizieren und Reitern den Uebertritt in andere Dienſte freilaſſen; das Löſegeld feindlicher Gefangenen ſolle halb dem Kurfürſten, halb aber Derfflinger'n und dem Regiment anheimfallen, dagegen der Kurfürſt die in Feindes Hand Gerathenen ganz auszulöſen auf ſich zu nehmen habe; mehrere Artikel betrafen die Sicherung der Offiziere hinſichtlich ihres Eigenthums, würde wegen ihrer Kriegsbedienung ihnen an Vermögen und Gütern vom Feinde einiger Schaden zugefügt, ſo werde der Kurfürſt ſie vertreten und ihnen Vergeltung ſchaffen, und für ſich ſelbſt perſönlich ſetzte Derfflinger noch ganz ausdrücklich feſt: „Ich präkavire und behalte mir auch vor, wenn ich in einer und anderen Occaſion, in Zeit währender dieſer meiner Beſtallung bleiben oder ſonſt mit Tode abgehen ſollte, daß weder ein- noch anderer, unter einigem Schein des Rechtes befugt ſein ſoll, an die Meinigen oder meine Güter und Verlaſſenſchaft etwas dieſer Dienſte halber zu prätendiren, ſondern das Meinige meinen nächſten Erben ohne einigen Aufenthalt ausgefolget werden möge, daß Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit mir obgedachtermaßen gnädigſt verſichern wollen."

Derfflinger's kundige Thätigkeit entſprach dem neuen Berufe mit raſchem Erfolg; ſeine alte Bekanntſchaft unter dem Kriegsvolk, das ehemals bei den Schweden gedient, verſchaffte dem Kurfürſten viele tüchtige Offiziere, ſein Name wie ſeine Maßregeln, förderten die Werbungen, die zur ſchleunigen Vermehrung der Truppen angeordnet und insgeſammt ſeiner Leitung vertraut waren. Der ſchon früher gelegte Kern einer Kriegsmacht erwuchs jetzt in kürzeſter Zeit zu einem ſtattlichen Heere, deſſen Stärke, Ordnung und Ausrüſtung alle Welt in Erſtaunen ſetzte. Im April 1655 hatte der Kurfürſt 26,800 Mann unter Waffen, ſowohl Reiter als Fußvolk, über welche der Feldzeugmeiſter von Sparr den Oberbefehl führte. Das ſchwere Geſchütz beſtand aus mehr als 30 Stücken, worunter einige Haubitzen, und ein Theil war ſchon im voraus, bei noch unverſperrten ſicheren Wegen, nach Preußen abgeführt worden.

Im September des genannten Jahres zog der Kurfürſt an der Spitze von 8000 Mann, größtentheils Reiter, von Berlin nach Preußen, um ſeine Länder gegen die gewaltſamen Durchzüge und Einbrüche der Schweden zu beſchützen, deren ſteigender Uebermuth bisher alle Verhandlungen getäuſcht und die ſchlimmſten Beſorgniſſe für die Zukunft erweckt hatte. Unter vielen Mühſalen behauptete der Kurfürſt hier ſein von allen Seiten gefährdetes Anſehen, denn nicht nur die Schweden, ſondern auch die Polen, und ſelbſt die Preußen, deren gemiſchtes Unterthanenverhältniß ſich ungern dem Einen Oberherrn bequemte, machten ſeine Lage höchſt ſchwierig. Als aber jede Vermittelung zum Frieden fehlſchlug, von dem Kaiſer Ferdinand dem Dritten weder Hülfe noch Entſchluß zu hoffen blieb, die Polen ſelbſt feindſelige Streifzüge in das brandenburgiſche Gebiet ausführten, und zwiſchen ihnen und den Schweden länger unentſchieden zu ſtehen unmöglich wurde, glaubte der Kurfürſt dem Drange der Umſtände nachgeben zu müſſen, und ſchloß im Juni des Jahres 1656 mit Schweden ein Bündniß, zufolge deſſen die brandenburgiſchen Truppen am Einfluſſe des Bug in die Weichſel ſich mit den ſchwediſchen vereinten, und das geſammte Heer ſogleich gegen Warſchau vorrückte. Hier lieferten Karl Guſtav und Friedrich Wilhelm mit 16,000 Schweden und Brandenburgern gegen 40,000 Polen am 18., 19. und 20. Juli die berühmte dreitägige Schlacht, welche mit der völligen Niederlage Johann Kaſimir's endete und die Uebergabe von Warſchau zur Folge hatte. Der Heldenmuth des Kurfürſten, die Kriegskunde ſeiner Generale und die Tapferkeit ſeiner Truppen leuchteten glänzend an dieſen Tagen hervor, ſie hatten den größten Antheil an dem hartbeſtrittenen Siege. Auf beiden Seiten des Kampfes war die Hauptſtärke in dieſer Schlacht Reiterei, die Waffe Derfflinger's, der den Ruhm ſeiner alten Kriegsthaten hier durch neue bewährte, und jetzt an der Seite der Schweden wie einſt in ihren Reihen focht. Sein Antheil an der Schlacht wurde noch durch beſondere Hervorthuung ausgezeichnet. Er überfiel das feſte Kloſter Prement, das durch umgebende Sümpfe gegen ſolche Angriffe völlig geſichert ſchien, mit ſeinen Reitern ſo unerwartet und raſch, daß die polniſche

Beſatzung von 300 Mann, ohne Wahl zwiſchen Flucht und Gegenwehr, im erſten Augenblicke zuſammengehauen war. Auf gleiche Weiſe nahm er ſpäter an der Gränze von Schleſien das Städtchen Pomſt ein, wo 600 Polen um's Leben kamen. Der Kurfürſt entſandte ihn ſodann gegen den polniſchen General Czarnecki, der durch wilde Streifzüge die Neumark und Pommern verheerte, und kaum erſchien Derfflinger mit weniger Mannſchaft im Felde, als auch ſchon die zahlreichen Räuberſchwärme vor ſeiner Ueberlegenheit verſchwanden.

Die Sachen in Preußen und Polen ſahen indeß noch ſehr verwickelt aus, und erforderten neue Anſtrengungen, wobei zugleich die Aufmerkſamkeit des Kurfürſten auf ſeine deutſchen Staaten zurückgeführt wurde, gegen welche von mancher Seite feindliche Unternehmungen zu fürchten ſein konnten. Derfflinger wurde von dem Kurfürſten als der tüchtigſte Mann ausgewählt, unter dieſen Umſtänden das Nöthige vorzuſehen und auszurichten. Er empfing den Befehl, in die Mark Brandenburg zurückzugehen, und daſelbſt, wie auch in den übrigen Reichsländern des Kurfürſten, ſo viel Kriegsvölker zu Roß und zu Fuß, als er immer könne, auf die Beine zu bringen; ſobald aber eine gehörige Macht beiſammen ſei, mit der ſich im Felde auftreten ließe, ſolle er es dem Kurfürſten und zugleich ſeine Anſicht berichten, was er, der ihm beiwohnenden Kundſchaft nach, vorzunehmen ſich getraue. Wäre die Verbindung mit dem Kurfürſten etwa nicht offen, und dieſer in der Ferne ſo eng gehalten, daß keine Befehle von ihm kommen könnten, ſo habe Derfflinger nach ſeinem beſten Wiſſen und Verſtand vorzunehmen, was er dem Dienſte des Kurfürſten rathſam befinde, jedoch nicht im Reich, ſondern in Polen. Auch aus den Feſtungen ſolle er in dieſem Falle ſo viel Mannſchaft ziehen dürfen, als immer daraus zu entbehren ſein möge. Wenn im Reich etwas zu beſorgen ſtünde, ſo ſei wegen der größeren Verwickelung der dortigen Verhältniſſe auch der Graf von Wittgenſtein um Rath und Beiſtand anzugehen, vor allem aber von Braunſchweig und Köln, dem beſtehenden Bündniſſe gemäß, die verſprochenen Hülfstruppen zu fordern.

Friedrich Wilhelm wußte die Erfolge ſeiner Waffen für ſeine Staatszwecke wohl zu nutzen. Den Hohn vergeſſend, mit welchem der König von Polen ſeine Friedensvermittelung abgewieſen, vermied er, den Untergang deſſelben nach der Schlacht bei Warſchau durch raſche Verfolgung zu vollenden. Er erneuerte vielmehr ſogleich wieder ſeine Friedensbemühung, und wandte die Truppen rückwärts, um die eigenen, gegen Freund und Feind entblößten Staaten durch ſeine ſichernde Nähe kraftvoller zu beſchützen. Die Wichtigkeit des Beiſtandes, welchen die Schweden in dieſem Feldzuge durch die Brandenburger empfangen, und das dringende Bedürfniß, ſolcher Hülfe in den kommenden Ereigniſſen ferner theilhaft zu bleiben, machten den König Karl Guſtav geneigt, die bisher wenig geachteten Forderungen Friedrich Wilhelm's näher zu berückſichtigen. Schon früher hatte er dem Kurfürſten den Beſitz beträchtlicher Landestheile von Polen und den Titel eines Königs von Großpolen lockend vorgeſpiegelt; allein Friedrich Wilhelm, durch den Glanz der unſicheren Würde nicht geblendet, ſuchte zuverläſſigeren Gewinn, und beſtand auf Anerkennung ſeiner unabhängigen Oberherrlichkeit im Herzogthume Preußen, die denn auch wirklich am 10. November 1656 durch den Vertrag von Labiau, in welchem Karl Guſtav auf alle bisherigen Rechte und Anſprüche von Seiten Schwedens verzichtete, förmlich ausgeſprochen wurde. Gemeinſam führten die beiden Fürſten nunmehr den Krieg in Polen fort; jedoch ohne bedeutenden Erfolg, und von Seiten des Kurfürſten blieb ſtets die Neigung zum Frieden ſichtbar. Allein Karl Guſtav hatte Eroberungsplane, die er nicht ſobald aufzugeben dachte, und die Beſorgniſſe, welche ſein Ehrgeiz weckte, riefen ihm neue Gegner in's Feld. Vergebens bemühte ſich der Kurfürſt, die größere Verbreitung des Krieges abzuwenden, Friedrich der Dritte, König von Dänemark, Leopold, König von Ungarn, der ſodann deutſcher Kaiſer wurde, und Alexei, Zar von Rußland, griffen gegen Schweden zu den Waffen. Karl Guſtav nahm ſchnell ſeinen Entſchluß, und wandte mit Ungeſtüm ſeine ganze Macht zunächſt gegen Dänemark. Hiedurch aber gab er Polen und Preußen völlig preis, und überließ dem Kurfürſten, ſich wie irgend möglich aus der Verwickelung zu ziehen. Dieſer, unfähig, mit eigener Kraft allein ſo großem Andrange zu widerſtehen, auch gar nicht geſonnen, die Waffen gegen den Kaiſer zu führen, ſchloß unter Zuſtimmung ſeines Verbündeten am 19. September 1657 durch den Vertrag von Welau mit Polen einen vorläufigen Frieden, in deſſen Folge ihm auch von dieſer Seite die völlige Oberherrlichkeit in Preußen zugeſtanden und anerkannt wurde. Allein der Kurfürſt ſah die Gefahr zwiſchen den kriegführenden Mächten vereinzelt daſtehen, und fühlte die Nothwendigkeit, als Verbündeter auf der einen oder der anderen Seite mitzuwirken. Dem Zuge der Begebenheiten folgend ſchloß er demnach ein neues Bündniß mit dem Könige von Polen, dem deutſchen Kaiſer und dem Könige von Dänemark, nicht ohne Hoffnung, daß ſchon das Auftreten eines ſolchen Machtvereins den König von Schweden ohne Schwertſtreich zu gemäßigten Friedensbedingungen bewegen würde.

Schon im Jahre 1656, durch eine Verordnung aus Labiau vom 3. November, hatte der Kurfürſt die Befehlführung derjenigen Truppen, welche bis dahin unter dem Generallieutenant Grafen von Waldeck geſtanden, einſtweilen, und bis ein hoher General dorthin geſtellt würde, Derfflinger'n übertragen, und allen Offizieren den Gehorſam gegen ſeine Verfügungen eingeſchärft. Sein Verdienſt und ſeine Brauchbarkeit machten ihn aber ſo wichtig, [illegible] der Kurfürſt nicht daran dachte, ihn durch Berufung eines anderen Generals aus dieſer Stelle zu verdrängen. Vielmehr wurde Derfflinger gleich im folgenden Jahre durch eine aus Königsberg am 11. Juni 1657 erlaſſene Beſtallung, mit großer Anerkennung ſeiner Dienſte und Fähigkeiten zum Generallieutenant der Reiterei ernannt, und auf's neue alles beſtätigt, was er ſich abermals an bedeutenden Vortheilen und Rechten ſorgfältig ausbedungen hatte, beſonders in Betreff des Ranges, der Befehlführung und des künftigen Aufſteigens in höhere Stellen, worin er ſich niemanden wollte vorziehen laſſen. Sparr und Waldeck waren die Vorbilder, welche zum Maßſtabe dienen mußten. Ferner verſchrieb ihm der Kurfürſt die Kommandantſchaft der Feſtung Spandau, ſobald ſie erledigt ſein würde, mit den dieſer Stelle angehörigen Einkünſten. Nachträglich wurde er unter dem 20. Juni 1657 auch zum Geheimen Kriegsrath, das heißt, nach damaliger Bedeutung, zum Vorſtande der geſammten Angelegenheiten des Kriegsweſens beſtellt.

Karl Guſtav brach mit ſtarker Heeresmacht in Dänemark ein, ging über das Eis nach den Inſeln Fühnen und Seeland, und zwang die Dänen im Februar 1658 zu dem Frieden von Rothſchild. Nach wenigen Monaten aber, als Dänemark den Frieden nicht raſch genug zu erfüllen ſchien, führte er ſchnell ſeine Truppen zum zweitenmal nach Seeland, und griff unvermuthet Kopenhagen an. Seine Eroberungsabſichten ſchienen für alle Nachbarſtaaten, auch insbeſondere für Brandenburg gefährlich. Der Kaiſer, der König von Polen und der Kurfürſt Friedrich Wilhelm eilten daher dem Könige von Dänemark mit vereinigter Heeresmacht zu Hülfe, die Holländer mit einer Flotte, durch deren Beiſtand er ſich in ſeiner Hauptſtadt tapfer vertheidigte. Der Kurfürſt erhielt den Oberbefehl über die verbündeten Truppen, und ging mit beträchtlicher Reiterei, worunter 3000 Kaiſerliche Küraſſiere, durch Mecklenburg voraus, indem das Heer, über 24,000 Mann ſtark, langſam nachfolgte. In ſeiner Begleitung werden die Generale von Sparr, Derfflinger, Fürſt Johann Georg von Anhalt Deſſau, von der Golz, von Quaſt und von Pfuel namentlich angeführt. Er vertrieb die Schweden aus Holſtein, legte Beſatzungen nach Gottorp und Tönningen, ging dann vollends über die Eider, und ließ ſeine Truppen ihre Winterquartiere in Jütland nehmen. Derfflinger wurde zur Belohnung ſeines tapferen Verhaltens im Auguſt dieſes Jahres 1658 zum Generalfeldzeugmeiſter befördert, und dies durch ein Patent vom 18. Auguſt aus Köln an der Spree allen Truppen bekannt gemacht mit der ernſtlichen Weiſung, allen ſeinen Anordnungen ohne einzige Widerrede ſchuldigen Gehorſam zu leiſten.

Im folgenden Jahre 1659 waren die verbündeten Waffen gleichfalls im Vortheil, doch mißlang ein Verſuch gegen die Inſel Fühnen, und nur die kleine Inſel Fennöe wurde genommen. Während in Dänemark die Hauptmacht der Kriegführenden beſchäftigt war, wurde auch in Preußen gefochten, und ein neuer Schauplatz eröffnete ſich dem Kampfe in Pommern, wohin der Kaiſer, gegen den Wunſch des Kurfürſten, der ungern den Krieg an ſeine verletzbarſte Gränze ziehen ſah, noch ein beſonderes Heer von 14,000 Mann unter den Generalen Graf des Souches und Graf Richard von Starhemberg aus Schleſien vorrücken ließ, an welche ſich unter dem General Grafen von Dohna 2000 Mann brandenburgiſcher Fußvölker anſchloſſen. Greiffenhagen und Damm, Kamin und Wollin wurden den Schweden entriſſen, und darauf die Belagerung von Stettin unternommen. Was der Kurfürſt gefürchtet hatte, geſchah; der König von Schweden ſandte eine beträchtliche Truppenmacht unter Karl Guſtav von Wrangel von Fühnen nach Stralſund, um dem neuen Angriffe zu begegnen. Nun mußte auch Friedrich Wilhelm mit einem Theile ſeiner Truppen eiligſt aus Jütland aufbrechen, um ſeine Länder nicht unvertheidigt zu laſſen, und ſo wandte ſich die Stärke des Kriegs immer mehr und mehr nach Pommern. Der Kurfürſt eroberte auf ſeinem Zuge die Schanze von Warnemünde bei Roſtock, erzwang den Paß und das Schloß bei Tribbeſees, drang hierauf in Pommern ein, ſchlug die Schweden in einem heftigen Scharmützel bei Stralſund, und ſah ſich bald im Beſitze von Damgarten, Loitz und Demmin. Ein Unternehmen gegen Greifswalde ſcheiterte jedoch, und Wrangel nahm durch Ueberfall die Inſel Uſedom, von wo er die Oder hinauf 1000 Mann Fußvolk und 600 Reiter nach Stettin ſandte, durch welche Verſtärkung der tapfere Befehlshaber Paul Würz in Stand geſetzt wurde, die Kaiſerlichen zur Aufhebung der ſechswöchentlichen Belagerung zu zwingen. Während hier Gewinn und Nachtheil der Streitenden ſich ziemlich die Wage hielten, erfolgte auf einer anderen Seite unvermuthet ein entſcheidendes Ereigniß. Die Verbündeten hatten ihre Landung auf Fühnen bei wiederholtem Verſuche glücklich bewerkſtelligt, und erfochten am 14. November in der Schlacht von Nyborg über die Schweden einen vollſtändigen Sieg, an welchem die brandenburgiſchen Regimenter unter dem General von Quaſt, welcher den rechten Flügel der Schlachtordnung befehligte, den wirkſamſten Antheil hatten. Man bezog hierauf die Winterquartiere, und ſah mit dem Frühjahr neuen Ereigniſſen entgegen, als durch den unvermutheten Tod Karl Guſtav's am 12. Februar 1660 die unter franzöſiſcher Vermittelung ſchon begonnenen Friedensverhandlungen neue Ausſicht gewannen, und am 1. Mai zu Oliva zwiſchen Polen und Schweden durch einen Vertrag, worin auch Friedrich Wilhelm's Oberherrlichkeit in Preußen von beiden Theilen neu beſtätigt wurde, glücklich zum Schluſſe kamen. Aus dem Kampfe, welchen der Kurfürſt in ſolch ſchwierigen Verwickelungen ſo geiſtesmuthig als heldenkräftig zu beſtehen gewußt, ging der eigentliche Kern der künftigen freien Größe des preußiſchen Staates hervor. Bisher war Friedrich Wilhelm, gleich ſeinen Vorfahren, mit ſeinen Staaten nur belehnt, in Deutſchland von Kaiſer und Reich, in Preußen von Polen oder Schweden. Der Fürſt aber, der in einem Theile ſeiner Staaten nun ſelbſtherrlich geworden, mußte die Wirkung dieſes neuen Verhältniſſes bald auch in dem Ganzen wiederfinden, und je weniger das deutſche Reich in ſeiner mangelhaften Verfaſſung dem Zweck eines ächten Bundeskörpers genügte, deſto ſtärker mußte die Kraft der einzelnen Glieder ſich ablöſen und in Selbſtgeſtaltung entwickeln.

Die ganze Folge dieſer thatenreichen Begebenheiten erhob den Ruhm und das Anſehen des brandenburgiſchen Heeres, ohne aus deſſen Reihen die Namen einzelner Anführer neben dem Feldherrnglanze des Kurfürſten ſelbſt beſonders emporhalten zu können. Wir finden auch Derfflinger nur eben genannt; einem abgeſonderten Truppentheile hat er in dieſen Feldzügen ſchwerlich vorgeſtanden; ihm war in der unmittelbaren Nähe um den Kurfürſten und in deſſen perſönlichem Vertrauen ein anderer Antheil an den Ereigniſſen beſchieden, deſſen Werth und Verdienſt in die Wirkſamkeit höherer Leitung unperſönlich übergeht, ſich mit derſelben unzertrennlich verflößt, und nur von dem eingeweihten Kenner vollkommen gewürdigt werden mag. Als dieſer würdigende Kenner muß hier vor Allen der Kurfürſt erſcheinen, und daß er inmitten des Kriegslaufes Derfflinger'n zum Feldzeugmeiſter beförderte, iſt zwar der einzige, aber auch ein entſcheidender Umſtand, in welchem der Ruhm unſeres Helden während dieſer Feldzüge namentlich hervorleuchtet.

Nach dem Frieden von Oliva genoß Brandenburg zwölf Jahre faſt ungeſtörter Ruhe. Der Kurfürſt wurde durch weiſe Sorgfalt und kluge Thätigkeit im Frieden wiederum der väterliche Pfleger ſeines Landes, wie er im Kriege deſſen Vertheidiger geweſen. Alles gedieh und blühte in dieſer glücklichen Zeit ſeiner Regierung. Das Kriegsweſen wurde dabei nicht außer Acht gelaſſen, er behielt eine gute Anzahl von Truppen in wohlgerüſtetem Stande unter Waffen; auch die wirkliche Uebung des Krieges fehlte in dieſer Zeit nicht ganz; denn einige tauſend Brandenburger zogen dem Kaiſer Leopold und dem Könige Michael von Polen gegen die Türken als Hülfsvölker zu. Derfflinger's Thätigkeit fand in den vielfachen Anordnungen, deren ein gerüſteter Zuſtand unaufhörlich bedarf, ein weites Feld; er hielt eine anſehnliche Kriegskanzlei zur Betreibung der gewöhnlichen Geſchäfte; das Vertrauen, deſſen ihn der Kurfürſt unausgeſetzt würdigte, gab ſeiner Stimme in allen außerordentlichen Angelegenheiten ein bedeutendes Gewicht. Neben den Staats- und Amtsarbeiten hatte Derfflinger auch in ſeinen häuslichen Verhältniſſen während dieſer Zeit vielfache Anregung. Seine Gattin ſtarb, und hinterließ ihm eine Tochter und den Beſitz anſehnlicher Rittergüter. Er verheirathete ſich im Jahre 1662 zum zweitenmale, mit einem Fräulein von Beeren, aus einem gleichfalls altadeligen, aber wenig bemittelten märkiſchen Geſchlecht; Neigung und Wohlgefallen waren hier ausſchließlicher, als bei der erſten Vermählung vielleicht ſcheinen konnte, die Beſtimmungsgründe ſeiner Wahl. In dieſer, wie in der früheren Ehe, genoß er ein ungeſtörtes Familienglück. Der Verwaltung, Benutzung und Verſchönerung ſeiner Güter widmete er die thätigſte Fürſorge; er unternahm auf denſelben weitläufige Anlagen und große Bauten. Im Jahre 1666 feierte er auf Guſow, ſeinem aus der Familie von Schaplow ererbten Hauptgute, den Antritt ſeines ſechzigſten Lebensjahres, und erbaute daſelbſt, zum Gedächtniß einer ſo glücklich zurückgelegten Laufbahn, eine ſtattliche Kirche; in dieſer beſtimmte er auch, des Todes gern eingedenk, ſeine künftige Grabſtätte, von der ihn jedoch ein reiches und rüſtiges Leben noch lange trennen ſollte! Auf demſelben Gute, ſeinem Lieblingsaufenthalte, legte er die ſchönſten Gärten an, welche bis in ſpäter Zeit die Bewunderung der Beſuchenden waren. In dieſer Neigung für Anpflanzungen und Gartenbau, worin der Kurfürſt den Großen ſeines Hofes mit ermunterndem Beiſpiel voranging, zeigte Derfflinger ſo lebhaften Eifer, als einſichtsvollen Geſchmack, und durfte ſich dabei der Vortheile erfreuen, welche der Kurfürſt durch Mittheilung von Sämereien und jungen Pflanzen, die er, zum Theil durch ſeine Geſandtſchaften, aus Holland, Frankreich, England und Italien kommen ließ, ſeinen Umgebungen begünſtigend zuwandte. Noch vor Ausgang der Friedensruhe, am 18. Februar 1670 erhielt Derfflinger, in Anerkennung ſeiner vielfachen Verdienſte um das Heer, die höchſte Würde in demſelben, er wurde zum Feldmarſchall ernannt, und blieb ſeitdem als der Nächſte nach dem Kurfürſten dem geſammten Kriegsweſen leitend vorgeſetzt. Unter den brandenburgiſchen Regimentern gehörten drei, von dreierlei Waffengattung, Reiterei, Fußvolk und Dragoner, ihm als Inhaber namentlich an, eine Auszeichnung der Ehre und des Vertrauens, die in ſolcher Art ſich ſelten wiederholt finden mag.

Ludwig der Vierzehnte war durch die kraftvolle Gegenwirkung der Holländer und Engländer, welche ſeinen Eroberungsabſichten auf die ſpaniſchen Niederlande ein Ziel ſetzte, zu dem Frieden von Aachen genöthigt worden. Er ſann ſeitdem einzig auf Rache gegen die Holländer. Zu dieſem Zwecke verband er ſich mit Karl dem Zweiten von England, der ſeinem Volke zuwider dieſe Verbindung einging, und ſuchte auch den Kurfürſten von Brandenburg durch lockende Anerbieten zur Theilnahme zu bewegen. Doch ſein Geſandter, der Fürſt von Fürſtenberg, fand in Berlin mit ſeinen Vorſchlägen kein Gehör. Friedrich Wilhelm durch Bande des Bluts und der Freundſchaft mit dem Hauſe Oranien, durch Staatsrückſicht mit der holländiſchen Republik feſt verknüpft, wagte dem gewaltigen Könige von Frankreich zu widerſtehen. Ihn ſchreckte nicht, daß der Kurfürſt von Köln und der kriegeriſche Fürſtbiſchof von Münſter, Bernhard von Galen, die ſich mit ihm noch kurz vorher zum Schutze Hollands verbündet, plötzlich auf die Gegenſeite traten, und Frankreichs Verbündete wurden. Schon hatte Ludwig der Vierzehnte im Mai des Jahres 1672 die Republik zu Waſſer und zu Lande angegriffen, mit ſeinen Truppen, in reißenden Fortſchritten einen großen Theil der holländiſchen Provinzen überſchwemmt, und Amſterdam ſelbſt in dringende Gefahr gebracht; ſchon mußte dieſe Stadt und mit ihr die ganze Republik verloren ſcheinen, als in dieſer äußerſten Noth der Kurfürſt von Brandenburg großmüthig ihr Retter ward. Ganz Europa lag noch erſchreckt in dumpfer Betäubung ob des raſchen franzöſiſchen Einbruchs, als Friedrich Wilhelm im Juni des genannten Jahres mit Holland ein Bündniß abſchloß, und gegen Ludwig ſogleich die Waffen ergriff. Dieſe That allein ſchon verdiente dem Kurfürſten den Namen des Großen; Entſchluß wie Ausführung zeigten den Heldenfürſten; für das Recht und für die Freiheit trat er unverzagt an der Spitze von 20,000 Mann in den Kampf gegen Ludwig's ungeheure Macht. Seinem Beiſpiele folgten darauf die Herzoge von Braunſchweig und der Landgraf von Heſſen-Kaſſel; ihre Truppen, verſtärkt durch 10,000 Kaiſerliche unter dem berühmten Feldherrn Montecuculi, ſtießen bei Halberſtadt mit den Brandenburgern zuſammen, und das vereinigte Heer rückte nach Weſtphalen.

Der Kurfürſt ſelbſt führte den Oberbefehl; ſein Schwager, der Fürſt Johann Georg von Anhalt-Deſſau, welcher mit Derfflinger faſt gleichzeitig, nur einige Wochen früher, Feldmarſchall geworden war, ſollte die zweite Stelle, Derfflinger aber nur die dritte einnehmen. Dieſer jedoch ſah in dieſer Zurückſetzung einen Bruch der Bedingungen, unter denen er ſich dem Kurfürſten zu dienen verpflichtet hatte, und erklärte, lieber nehme er den Abſchied, als daß er ſich ſolcherlei gefallen ließe. Der Kurfürſt erwiederte auf dieſen Trotz, daß er von der getroffenen Anordnung nicht abgehen wolle, und ließ Derfflinger'n wiſſen, daß er entlaſſen ſei. Dies mag der alte ſtörriſche Kriegsmann wohl nicht erwartet haben, und obgleich er nicht nachgab, ſo richtete er doch in weicherer Stimmung an den Kurfürſten folgendes Schreiben: „Durchlauchtigſter Kurfürſt, gnädigſter Herr! Nachdem ich Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit nunmehro eine geraume und lange Zeit mit unterthänigſter Treue und Fleiß gedienet, ſo kann ich wohl mit Gott und meinem Gewiſſen bezeugen, daß ich niemalen einen andern Vorſatz gehabt, als darinnen beſtändig zu kontinuiren, oder vor Ihro Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit und dero hohen Kurhauſes Wohlergehen mit Freuden zu ſterben; Als aber Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit Staat erfordert, mich geſtern durch Dero Geheimbten Räthe, den Herrn von Schwerin und Herrn von Somnitz, mir meinen Abſcheid und Erlaſſung zu ertheilen, ſo danke ich davor zum unterthänigſten, und gleichwie ich hoffe, ich werde mich jederzeit meiner Dienſte ſo verhalten haben, daß Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit ein gnädiges Wohlgefallen darob jedesmal empfunden, ſo wünſche ich von dem höchſten Gott, Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit, Dero herzvielgeliebten Gemahlin, Kur- und Fürſtlichen Prinzen und Prinzeſſinnen, alles geſegnetes Kur- und Fürſtliches Wohlergehen, glücklichen Succeß Dero Waffen, und daß ſolcher Sie zum Schrecken aller Ihrer Feinde machen, und, nach glücklichem erhaltenen Sieg, Sie in großer Ruhe viele und lange Jahre wolle hinbringen laſſen; Nehme, um Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit mit meiner perſönlichen Gegenwart nicht mißfällig zu ſein, hiemit meinen unterthänigſten Abſcheid, danke vor alle mir erwieſene Kurfürſtliche Gnade, rekommandire mich in derſelben zum gehorſamſten, und verſichere, ſo lange mir Gott das Leben gönnet, zu ſein Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit unterthänigſter und gehorſamſter Diener Georg Derfflinger. Köln an der Spree, den 10. Juli 1672.“ Allein auch der Kurfürſt mag nicht erwartet haben, daß Derfflinger ſolchen Ernſt machen würde, und hiedurch gereizt und unmuthig gab er plötzlich der Sache eine herbere Wendung, indem er ihm durch den Miniſter Otto Freiherrn von Schwerin nachſtehende ſtrenge Weiſung geben ließ: „Obzwar Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit, unſer gnädigſter Herr, noch immerhin das gnädigſte Vertrauen zu Dero Geheimen Kriegesrath und General-Feldmarſchallen Georg Derfflinger getragen, er würde ſich nicht entzogen haben, bei dem bevorſtehenden Feldzuge ſeine Funktion und Charge als Feldmarſchall zu exerziren, zumalen Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit demſelben einige Jahre her ſo große Gnade und Wohlthaten erwieſen und ihn von der Obriſten-Charge zu der höchſten militairiſchen Bedienung und Feldmarſchalls-Stelle aus gnädigſter Konfidence befördert, auch ihme durch Dero Geheime Räthe in allen ſeinen unterthänigſten desideriis ſolche gnädigſte Satisfaktion und Erklärung ertheilen laſſen, daß er damit billig vergnügt ſein, und weiter in Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit nicht dringen ſollen; ſo vernehmen doch Seine Höchſtgedachte Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit nicht ohne ſonderbares Mißfallen, daß er, aller ihm gethanen Remonſtrationen ungeachtet, unterm Prätext, daß Dero Fürſtlich lieber Vetter, Schwager und Gevatter, des Fürſten zu Anhalt Durchlaucht, auch mit der Armee gehen werden, zurückbleiben, die Kurfürſtlichen Dienſte quittiren, auch von ſolchem ſeinem Fürnehmen durch keinerlei Weiſe ſich divertiren laſſen wolle; Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit hätten ſich deſſen deſto weniger zu ihme verſehen, weilen es anjetzo eben Gelegenheit gegeben, ſeine Kriegsexperience zu Beförderung Dero Dienſte in der That und wirklich zu erweiſen, und der Marſch der Kurfürſtlichen Armee ſo nahe iſt, deßwegen dann auch Seine Kurfürſtliche Durchlaucht ſeine Bezeigung nicht anders als einen Ungehorſam aufnehmen können, und wohl Urſach gehabt hätten, ſolchen zu ahnden, welches Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit noch zur Zeit dahin geſtellet ſein laſſen, und demſelben inmittelſt hiermit ernſtlich anbefehlen, daß er bis zu Dero ferneren Verordnung auf ſeinen Gütern oder ſonſten hier im Lande bleiben und ſich daraus an andere Oerter bei Verluſt derſelben und anderer Arbitrarſtrafe nicht wegbegeben ſolle. Wornach er ſich unterthänigſt zu achten. Köln an der Spree, den 18. Juli 1672. Otto Freiherr von Schwerin."

Doch Derfflinger, im Gefühle ſeines Rechts und ſeiner Stärke, war hiedurch keineswegs zum Schweigen gebracht. Er ſchrieb nochmals an den Kurfürſten, und legte ſeine Sache in ſo ehrerbietiger als nachdrücklicher Weiſe umſtändlich dar. Sein Schreiben iſt aus Guſow vom 27. Juli 1672 und lautet wie folgt: „Durchlauchtigſter Kurfürſt, gnädigſter Herr! Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit verbleibe ich lebenslang ein getreueſter unterthänigſter Diener, und hoffe, Dieſelbe werde mit der mir zu jeder Zeit erzeigten Gnaden Augen anblicken, was ich itzo hierdurch vor Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit hohen Thron darnieder lege. Gnädigſter Herr! So jemalen eine unglückliche Stunde durch meinen geführten Lebenslauf mir zugeſtoßen, iſt es gewiß diejenige geweſen, da Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit letzteres Reſkript vom 18. Juli 1672 mir durch einen Trabanten inſinuiret worden. Ich erkenne billig mit unterthänigſtem hohen Dank, daß Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit eine ſo gnädige Reflexion auf mich genommen, und zur Bedienung Dero höchſten militairiſchen Charge erhoben haben: Sehr tief aber gehet es mir zu Herzen, daß Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit die wahre Urſache meines genommenen Abſcheides für einen Prätext achten, und in höchſten Ungnaden annehmen, daß ich Dero Dienſte quittire, da ich zu Beförderung derſelben meine Kriegsexperience zu erweiſen Gelegenheit nehmen können; dannenhero auch Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit meine, wiewohl Dero getreueſten Vaſalli, übrige Lebenszeit alſo umſchränket, daß ich bei Verluſt meiner Güter und anderer Arbitrarſtrafe darauf verbleiben, oder ſonſten im Lande mich aufhalten ſolle. Nun nehme ich mein deßhalb freudiges Gewiſſen zum Zeugen, daß ich den geringſten Prätext bei meiner Abdankung im Herzen nicht gehabt, ſondern derſelbe ſeine wahrhafte Urſach daher genommen, daß, wie mit Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit ich bei Annehmung des Feldmarſchallamts kapituliret, mir, wie zuvor, als auch damals, gnädigſt verſprochen worden, von keinem Andern, denn Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit ſelbſten, zu dependiren, und außer Derſelben ein abſolut Kommando bei Dero Armee zu führen: auf welches ich, von Anfang meiner Kapitulation bis auf die letzte Stunde meines genommenen und erhaltenen Abſcheids, beſtanden. Da aber Seine Durchlaucht der Fürſt von Anhalt ein Oberkommando über mich prätendiret, ja, wie ich es beweiſen kann, ſich öffentlich verlauten laſſen: Wir beide dienten nicht zuſammen, es müßte einer von dem andern weg: ſo habe ich endlich ſolches ſtreitiges Kommando, dadurch Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit ganze Armee wohl leiden können, zu vermeiden mich überwunden, und da Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit geändert, was ich von Anfang und allewege bedungen, endlich kein ander Mittel, als meinen unterthänigſten Abſcheid zu nehmen, erdenken können. Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit aber werden verhoffentlich mir dieſes Zeugniß ertheilen, daß, wie von mir niemalen geſchehen, alſo auch in keiner Occaſion Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit Dienſte anzutreten ich geſcheuet, bin auch noch des unterthänigſten, ehrlichen Anerbietens, ſo Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit geruhen möchten, wie bedungenermaßen, außer Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit hohen Perſon, das Oberkommando über deren Armee anzuvertrauen, ſelbiges noch dieſe Stunde zu vertreten, und mein Gut und Blut, wie einem ehrlichen Diener anſtehet, bei Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit und Dero ganzem hohem Hauſe freudigſt aufzuſetzen und zu vergießen. Und bei dieſem meinem unterthänigſten Anerbieten hoffe von Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit ich auch zu erbitten, daß, wann ſolchergeſtalt Denſelben meine Dienſte nicht anſtünden, Sie mir auf meinen Gütern zu verbleiben nicht anbefehlen werden. Ich muß dafür halten, daß Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit zu dieſer ungnädigſten Verordnung veranlaſſet ſei, weil von mir ausgeſprenget worden, ob hätte ich allbereit vor meinem genommenen Abſcheid viele Monat mich um anderer Herren Dienſte beworben: Ja, wenn Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit mein Herz und Gemüth nicht anders kenneten, müßt' ich glauben, daß dieſe Beſchuldigung einigen Beifall bei Derſelben gefunden hätte: Allein, wieweit ich davon entfernet, weiß der allwiſſende Herzenskündiger aller Menſchen, bitte auch Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit um Gottes willen, Sie wollen von mir altem und ehrlichem Manne nicht einen ſo unehrlichen Sinn präſumiren. Durch mein ganzes Leben habe ich nach Treu und Redlichkeit geſtrebet, fälle mir auch ſelbſt das Urtheil, wenn mir dergleichen wahrhaftiglich könnte beigebracht werden, daß ich nicht würdig geweſen, eine Stunde Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit Diener zu ſein. Hiergegen halte ich ſicherlich davor, daß bei Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit dieſes ein vergalletes boshaft verläumderiſches Herz von mir ausgeſchüttet habe. Und jedermänniglich, vornehmlich aber Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit zu erzeigen, wie gänzlich ich von dieſer Verläumdung befreiet, ſo bitte ich Dieſelbe gehorſamſt, Sie wolle mir erlauben, unter einem von Dero hohen alliirten Herren, den Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit gnädigſt belieben möchten, im Fall meine vorgeſuchte Bedingung nicht kann erfüllet werden, mir anſtehende Kondition zu ſuchen, da Deroſelben meine unterthänigſte Dienſte dennoch zu erzeigen ich alle Gelegenheit ſuchen will: So auch Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit gnädigſt geruhen, und Selber meine wenige Perſon rekommandiren wollte, hätte ich es für eine hohe Kurfürſtliche Gnade zu achten, denn ich nimmer nachlaſſen werde, gegen Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit hohem Hauſe mich als einen getreueſten und unterthänigſten Diener zu erzeigen. Der ich je und allewege in unverrückter Beſtändigkeit bin und verbleibe Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit unterthänigſt gehorſamſter Diener unde Knecht Georg Derfflinger." Die Unterſchrift und die ihr nächſtvorhergehenden fünf Worte ſind von ihm ſelbſt, alles übrige von einer Schreiberhand.

Dieſe Vorſtellung milderte in der That den Sinn des Kurfürſten, wie aus nachfolgendem Schreiben erhellt, welches aus Köln an der Spree unter dem 31. Juli 1672 an Derfflinger erlaſſen und von dem Freiherrn Otto von Schwerin gezeichnet war: „Friedrich Wilhelm u. ſ. w. Uns iſt Euer unterthänigſtes Antwortſchreiben vom 27. Juli wohl eingeliefert worden, und weil wir daraus wahrgenommen, daß Ihr Luſt und Belieben traget, in anderer Potentaten Kriegsdienſte Euch zu begeben; ſo können wir ſolches zwar, im Fall es nur ſolche Potentaten ſein, womit wir in Freundſchaft leben, wohl geſchehen laſſen, ſein auch gnädigſt geneigt, dafern Ihr bei Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät oder denen Herren Staaten der Vereinigten Niederlande Dienſte zu ſuchen und anzunehmen gemeinet, Euch zu ſolchem End mit unſern Rekommandationsſchreiben zu Statten zu kommen. Daß wir Euch aber befohlen, im Lande und auf Euren Gütern zu bleiben, ſolches iſt deßwegen geſchehen, weil man uns benachrichtigt, daß Ihr Euch vernehmen laſſen, Ihr wollet ſofort in fremder und auswärtiger Potentaten Dienſte treten, womit wir dann auch nunmehr auf obige Maß gnädigſt zufrieden ſein."

Der Kurfürſt reiſte nach Weſtphalen ab, ſtellte ſich an die Spitze der dort vereinigten Kriegsvölker, und rückte gegen den Niederrhein. Auf die Nachricht von dieſem Anzuge verließ der franzöſiſche Feldherr Turenne ſogleich Holland, und eilte mit 30,000 Mann dem Kurfürſten entgegen. Dieſer wollte eine Schlacht liefern, allein Montecuculi hatte geheime Weiſung von ſeinem Hofe, den Ausbruch der Feindſeligkeiten noch zu verzögern, und mußte wider ſein eigenes Gefühl den Kurfürſten durch allerlei Ausflucht in ſeinem Vorhaben hindern. Die Heere zogen hierauf an den Mittelrhein, Turenne ging bei Andernach auf das linke Ufer zurück, und der Kurfürſt machte alle Anſtalt ihm dahin zu folgen, als Montecuculi ſich offen widerſetzte, und geradezu erklärte, die Kaiſerlichen hätten Befehl, nicht weiter vorzugehen. Ohne bedeutendes Ereigniß endigte ſo der Feldzug, und die Brandenburger nahmen in Weſtphalen ihre Winterquartiere.

Der Kurfürſt mag im Laufe dieſer Kriegsereigniſſe den alten erprobten Feldherrn oft an ſeine Seite gewünſcht, den Rath und die Entſchloſſenheit deſſelben in mancher Gelegenheit vermißt haben. Er ließ neue Unterhandlungen mit ihm anknüpfen, und beauftragte zuletzt die beiden Miniſter Friedrich von Jena und Franz Meinders, den Wiedereintritt Derfflinger's in ſein früheres Dienſtverhältniß auf jede Weiſe zu bewirken. Sie hatten große Mühe, den ſtörriſchen Kriegsmann zu behandeln, der zwar ebenfalls lebhaft wieder zu dienen wünſchte, aber nur unter ſo vortheilhaften Bedingungen, daß kaum ein Erfolg zu hoffen war. Vergebens bemühten ſich die erwähnten Männer, ſeine hochgeſpannten Forderungen herabzuſtimmen, er gab durchaus in keiner nach, und verlangte außer allen den Vorzügen und Rechten, welche dem

Feldmarſchall von Sparr einſt waren zugeſtanden worden, noch höhere Geldbewilligungen. Der Kurfürſt, welcher ihn wiederhaben wollte, mußte in allen Stücken nachgeben, und ließ die neue Beſtallung, welche ſtatt einer Kapitulation diente, in Potsdam unter dem 15. Mai 1673 ganz nach Derfflinger's Begehren ausfertigen. Die frühere Befehlsmacht wurde ihm in beſtimmteren Ausdrücken nur unbeſtreitbarer beigelegt, ſeine perſönlichen Rechte beſonders in Kriegszeiten noch mehr ausgedehnt, ſein Gehalt im Felde auf 800 Thaler monatlich feſtgeſetzt, im Frieden aber auf 300 Thaler, und daneben noch andere ſowohl herkömmliche als außergewöhnliche Nutzungen. Der Kurfürſt verſprach, die drei Regimenter, welchen Derfflinger als Inhaber vorſtand, und von denen er großes Einkommen hatte, auch im Frieden vor anderen beizubehalten; ferner keine Ungnade auf den Feldmarſchall zu werfen, ohne ihn vorher gehört zu haben; und ſogar, im Fall er vor dem Feind Unglück erlitte und die Kurfürſtlichen Truppen („welches der Höchſte in Gnaden abwenden wolle") geſchlagen würden, deßhalben ihm keinen Vorwurf zu machen, ſondern es ſolle alſo angenommen werden, als wenn ein ſolcher Unglücksfall in des Kurfürſten Gegenwart vorgegangen und das Kriegsgeſchick es alſo mit ſich gebracht hätte.

Kaum war Derfflinger auf dieſe Bedingungen wieder an der Spitze des brandenburgiſchen Heeres, als der Feldzug des Jahres 1673 begann. Die Franzoſen rückten unvermuthet aus ihren Winterquartieren hervor, Turenne kam bei Weſel wieder über den Rhein, und griff den Kurfürſten in ſeinen weſtphäliſchen Ländern an. Dieſer war gleich wieder bereit, ihm eine Schlacht zu liefern, doch eben ſo vergeblich, wie vorher; die Kaiſerlichen, erklärte der General Bournonville, der nach Montecuculi's Abgang den Befehl führte, würden an derſelben keinen Theil nehmen. Unter ſolch mißlichen Umſtänden, von dem Kaiſerlichen Hofe gehemmt, von den Holländern nicht mit den verſprochenen Hülfsgeldern unterſtützt, und für ſich allein nicht ſtark genug, Frankreichs ganze Macht im Felde zu beſtehen, ſah ſich der Kurfürſt genöthigt, am 6. Juni 1673 zu Voſſem, einem Dorfe bei Löwen, ſeinen Frieden abzuſchließen. Er verſprach, keine Feindſeligkeiten weiter zu begehen, ſo lange nicht das deutſche Reich angegriffen würde. Die brandenburgiſchen Truppen wurden hierauf noch in Weſtphalen ſogleich auf den Friedensfuß geſetzt, und auch Derfflinger's Reiterregiment zu Lippſtadt von 1000 Pferden auf 600 vermindert.

Der Kurfürſt, unwillig über den Mangel von Aufrichtigkeit und Zuſammenhang in den politiſchen Leitungen, durch welche ſeine Kriegsthaten faſt immer gehemmt und vereitelt wurden, war jedoch mit den treuen und eifrigen Dienſten ſeines Feldmarſchalls auch im Laufe dieſes unerfreulichen Feldzuges ſo wohlzufrieden, daß er, ohne Zweifel hierin Derfflinger's eigenem Wunſche folgend, für ihn vom Kaiſer die Würde eines Reichsfreiherrn erbat, „in Erwägung, daß derſelbe von Jugend auf Profeſſion von einem Soldaten gemacht, und von der geringſten bis zu der höchſten Staffel der Ehren durch eigene Meriten und rühmliches Verhalten geſtiegen.“ Der Kaiſer Leopold bewilligte dieſe Gunſt, und erhob Derfflinger'n, der bisher auch als Feldmarſchall nur bürgerlichen Namen geführt, in den Reichsfreiherrnſtand. Das Kaiſerliche Diplom wurde am 10. März 1674 zu Wien ausgefertigt; das darin aufgenommene Wappen ſtellte mit einigem Zuſatze ganz daſſelbe dar, welches Derfflinger ſchon ſeither in ſeinem Siegel geführt hatte, nämlich das der alten ſchleſiſchen, jetzt ausgeſtorbenen Familie von Dorffinger, von deren Seite kein Einſpruch dawider kund geworden.

Noch war kein Jahr ſeit dem Frieden von Voſſem abgelaufen, als Ludwig der Vierzehnte durch verheerenden Einfall in die Pfalz das deutſche Reich angriff, und den Kurfürſten, der mit dem Kaiſer, mit Spanien und Holland noch immer verbündet war, dadurch nach Pflicht und Neigung auf's neue zur Ergreifung der Waffen zwang. Friedrich Wilhelm rief die abgedankten Truppen zu den Fahnen zurück, und mit größter Schnelligkeit ſtand er gerüſtet. Ehe die Feindſeligkeiten zum Ausbruche kamen, waren jedoch manche Verhältniſſe mit den Bundesgenoſſen genauer zu verabreden, und hierzu große diplomatiſche Thätigkeit erforderlich.

Derfflinger hatte bisher im Kriege und im Frieden ſo große und zuverläſſige Brauchbarkeit entfaltet, daß ihm der Kurfürſt ohne Bedenken jetzt eine wichtige Sendung anvertraute, die einer kraftvollen Perſönlichkeit bedurfte. Der Kurfürſt dachte nämlich 20,000 Mann in's Feld zu ſtellen, die Holländer aber, um geringere Hülfsgelder zahlen zu dürfen, wollten jene Zahl auf 14,000 Mann herabdingen; ſie hatten auch von Dänemark und von Braunſchweig Truppen in Sold zu nehmen, und zogen mehrfach zuſammengeſetzte der einen bedeutenden Hülfsmacht vor; der Kaiſerliche Hof wünſchte ebenfalls aus geheimer Eiferſucht die brandenburgiſchen Truppen minder zahlreich. Der kleviſche Vicekanzler Romswinkel, brandenburgiſcher Abgeordneter im Haag, und der holländiſche Geſandte in Berlin, van Achtienhoven, hatten vergebens an beiden Orten dieſe Sache bisher mit Lebhaftigkeit verhandelt. Um dieſe Schwierigkeiten und Anſtände wegen der Zahl und Eintheilung, ſodann wegen der Befehlführung, Ausrüſtupg und Verpflegung der verbündeten Truppen ſchnell und entſcheidend aus dem Wege zu räumen, wurde Derfflinger im April 1674 vom Kurfürſten an den Statthalter Prinzen Wilhelm von Oranien nach dem Haag geſandt. Er hatte Befehl, ganz geheim und lediglich mit dem Prinzen zu verhandeln, und die Sache zu ſchneller Entſcheidung zu bringen; denn der Kurfürſt wollte über ſein Verhältniß nicht länger in Zweifel ſein. Derfflinger ſollte dem Prinzen vorſtellen, wie nöthig es ſei, den gemeinſamen Feind mit allem Nachdruck zu bekämpfen, wie nachtheilig und ungerecht, den Kurfürſten auf eine geringere Truppenzahl zu beſchränken, als er bereits im vorigen Kriege geführt, wie unmöglich aber, dieſelben auf eigene Koſten zu unterhalten, da ſeine weſtphäliſchen Länder vom Feinde verwüſtet, und ſeine Geldmittel durch einen Aufwand von anderthalb Millionen Thaler erſchöpft worden, die er früher rückſichtslos geopfert, um nur ſein Heer ſtets in ſchlagfertiger Bereitſchaft zu erhalten. Da man gern eine Depeſche von Derfflinger leſen wird, ſo theilen wir von zweien in ſeinem handſchriftlichen Entwurfe vorgefundenen die zweite mit, welche, nur in der Rechtſchreibung etwas nachgebeſſert, alſo lautet:

„Durchlauchtigſter Kurfürſt, gnädigſter Kurfürſt und Herr! Ew. Kurfürſtliche Durchlaucht werden aus meinem unterthänigen vorigen Schreiben erſehen haben meine Anherokunft, nun berichte ich ferner unterthänig, daß ich am vergangenen Dienstag bei Seiner Hoheit dem Prinzen gar ingeheim habe Audienz gehabt, da ich denn alles, was mir anbefohlen, auf das beſte habe vorgetragen, da denn gedachter Prinz mir zur Antwort gabe, er wünſche von Herzen Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht einige Dienſte zu erweiſen, ich möchte mich ein wenig gedulden, er wäre mit ſo vielen Geſchäften beladen, er wollte ferner mit mir aus der Sachen reden, da ich denn bis geſtern abgewartet. Er hat aber geſtern Abend noch nach dem Herrn Romswinkel geſchickt, und mit ihm überleget, an welchem Ort er mit mir am beſten reden könnte, iſt aber darauf in eigner Perſon zu mir in des Herrn Romswinkel Haus kommen, unde gar hoch beklaget, daß er eilig mit der Armee fort müßt, und ſprach, er wollte mit dem Monſieur Müntere wegen Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht ausführlich reden, ohne dem er nichts thun könnte. Und wollte die Sachen helfen auf das beſte befördern, und eilig ſolches dem Herrn van Achtienhoven zuſchicken, mich aber hat er erſuchet, ich möchte noch heute zum Herrn Penſionarius Fagel kommen, mit dem er noch reden wolle, als will ich ſolches noch heute verrichten, und erfahren, was er ſagen wird. Und morgen mich wiederum auf die Rückreiſe begeben, und Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht bei meiner Ankunft unterthänig mündlich mehrere Nachricht geben.“

Man ſieht, daß der Kriegsmann, ohne gerade Gewandtheit im Schreiben zu zeigen, mit gutem Verſtande bündig und klar das Nothwendige zu ſagen wußte. Da der Prinz, im Begriff nach Brabant abzureiſen, ſich mit der Sache nicht weiter befaſſen konnte, und die Verhandlung an die Generalſtaaten unter Zuziehung des Kaiſerlichen und ſpaniſchen Geſandten verwieſen hatte, ſo war für Derfflinger nichts mehr zu thun. Er wußte, daß die Holländer, durch den eben geſchloſſenen Frieden mit dem Kurfürſten von Köln und dem Fürſtbiſchofe von Münſter eines Theils ihrer Beſorgniſſe enthoben, in dem Vertrage mit Brandenburg weniger Eile nöthig glaubten. Er hatte kaum die in ſolchem Sinne gemachten Aeußerungen vernommen, als er dem Befehle des Kurfürſten gemäß, ſogleich alle Verhandlungen abbrach, und den Haag verließ. Durch dieſes nachdrückliche Abbrechen kam bald nachher gleichwohl die Sache zu Stande. Der Kurfürſt gab 16,000 Mann, worunter 5000 Reiter und 1000 Dragoner; er ſelbſt hatte davon die eine Hälfte, Holland und Spanien gemeinſchaftlich die andere zu unterhalten.

Im Auguſt 1674 zog der Kurfürſt an der Spitze von beinahe 20,000 Mann, worunter auch die drei Regimenter von Derfflinger, über Magdeburg und das Eichsfeld durch den Thüringer Wald nach dem Main, ging bei Schweinfurt über und ſtieß bei Heilbronn mit den Kaiſerlichen und Reichstruppen zuſammen, die unter Bournonville's Befehl ſich längs des Oberrheins ausdehnten. Dem Kurfürſten war zufolge geſchloſſener Uebereinkunft der Oberbefehl dieſer geſammten Heeresmacht übertragen, ſein Handeln aber von der Zuſtimmung eines Kriegsrathes abhängig, in welchem die Kaiſerlichen Generale die Mehrheit ausmachten. Die Unternehmungen des Feldzuges ſollten zunächſt gegen Elſaß und Lothringen gerichtet ſein. Allein Bournonville trat mit geheimen Abſichten, wie früher Montecuculi, hemmend zwiſchen alle beſten Anſchläge. Durch ſein Verſchulden hatten die lüneburgiſchen Truppen wenige Tage vor des Kurfürſten Ankunft am Oberrhein ein blutiges Treffen bei Enſisheim verloren, ohne daß er ſich zu ihrer Hülfe geregt hätte. Der alte General Caprara höhnte ſcherzend, Bournonville habe die Lüneburger etwas warm werden laſſen, die Brandenburger kämen eben zu rechter Zeit an, um nun auch ihr Theil zu holen. Unter den Truppen herrſchte Mißmuth, Zwietracht und Hader unter den Generalen. Der Kurfürſt hoffte, dieſe Uebel würden in kriegeriſcher Thätigkeit leichter ſchwinden, und ging bei Straßburg über den Rhein. Bournonville betrug ſich abſcheulich; man mußte ihn mit dem Feinde im beſten Vernehmen glauben. Die Brandenburger blieben vier Tage ohne Brod, während die Kaiſerlichen, denen die Anſtalten der Verpflegung oblagen, an allen Lebensmitteln Ueberfluß hatten. Nachdem der Kurfürſt durch eigene Anſchaffungen der Noth abgeholfen, führte er, nicht ohne Gegenrede, am 8. Oktober das Heer, jetzt 50,000 Mann ſtark, über die Preuſch gegen den Feind, und ſtellte daſſelbe auf einer ſanften Hervorragung des Bodens nicht weit von dem Lager Turenne's der kaum 18,000 Mann hatte, in vortheilhafte Schlachtordnung. Weiter vorzugehen, oder gar anzugreifen, wollte Bournonville durchaus nicht geſtatten. Derfflinger indeß ſprengte mit einigen Reitern zu einem Hügel vor, der das tiefergelegene franzöſiſche Lager näher überſchauen ließ. Weil Bournonville von einem vorliegenden Graben und mehreren Steingruben als unüberſteiglichen Hinderniſſen eines Vorrückens zum Angriff viel redete, ließ der Kurfürſt durch ſeine Leute ſogleich den Weg ebnen und über den Graben mehrere Brücken werfen. Da nach Ausſage einiger eingebrachten Gefangenen der Feind die Nähe des verbündeten Heeres noch gar nicht wiſſen ſollte, ſo gab der Kurfürſt ihm durch drei Kanonenſchüſſe die Kunde ſeiner Anweſenheit und die Herausforderung zur Schlacht; allein es blieb alles ſtill. Nur Bournonville gerieth in Aufwallung, und machte dem Kurfürſten Vorwürfe, auf ſolche Weiſe werde es noch dahin kommen, daß man ſich ſchlagen müſſe. Nun kam Derfflinger zurück, und berichtete, die feindliche Stellung, obwohl ſonſt vortheilhaft genug, ſei doch leicht angreifbar, wenn man die nächſtliegenden Hügel beſetze, und von dorther die franzöſiſchen Lagerreihen mit ſchwerem Geſchütz in die Seite faſſe. Die Kaiſerlichen Generale, deren keiner ſich von der Stelle gerührt, wieſen den Vorſchlag als unausführbar ſchnöde von der Hand, und meinten, man müſſe wenigſtens bis zum folgenden Tage warten, und ſich unterdeß verſchanzen. Derfflinger betheuerte, man verliere die ſchönſte Gelegenheit, den Feind auf's Haupt zu ſchlagen, und ſtellte den Vortheil, welchen Uebermacht der Truppen und Oertlichkeit des Bodens den Verbündeten ſicherten, lebhaft vor Augen, doch da er alles vergeblich bleiben ſah, vermochte er ſich nicht länger zu halten, und ging in höchſtem Zorn aus dem Kriegsrathe weg. Am folgenden Tage wurde dem Kurfürſten durch den Oberſtlieutenant von Sydow, der das Derfflingerſche Reiterregiment befehligte, und mit 200 Reitern zur äußerſten Linken ſtand, der Abzug der Franzoſen gemeldet; Derfflinger eilte mit 400 Reitern die Lage der Dinge näher zu erkunden, und da er die Nachricht beſtätigte, ſo raffte der Kurfürſt ſchleunigſt alle Reiterei, die ihm für den Augenblick zu Gebote ſtand, nebſt 2000 Mann Fußvolk auf, und verfolgte, er ſelbſt und Derfflinger ſtets voran, den fliehenden Feind unausgeſetzt bis Merlheim; vergebens aber ſandte er wiederholt die dringendſte Botſchaft an Bournonville, daß dieſer mit der Reiterei des geſammten Heeres ihm nachrückte, damit dem Feinde noch ein beträchtlicher, unter ſolchen Umſtänden unfehlbarer, Nachtheil zugefügt würde; der Kaiſerliche Feldherr antwortete, der Abzug der Franzoſen dürfte vielleicht nur eine Liſt ſein, um ein Gefecht herbeizuführen, das nachher zur allgemeinen Schlacht nöthigte, es würde beſſer ſein, die Sache noch abzuwarten. Der Kurfürſt erwiederte, ſich mit dem Feinde zu ſchlagen ſei der Zweck, um deſſentwillen er ſich hier befinde. Unterdeſſen war Turenne mit ſeiner geringen Macht und allem Geſchütz und Gepäck den gefahrvollen Engwegen und der darin faſt unvermeidlichen Niederlage ſchon ungekränkt entkommen. Das verbündete Heer bezog hierauf ein Lager am Gockelsberge, von wo aus der Kurfürſt 3000 Mann gegen das feſte Schloß Waſſelsheim ſandte, nach deſſen Eroberung er die Werke ſchleifen ließ. Die Hinderniſſe, welche Bournonville jeder Unternehmung entgegenſetzte, lähmten jedoch alle weitere Thätigkeit; bei einem neuen Vorrücken gegen den Feind weigerte ſich Bournonville zu folgen; ſein Einverſtändniß mit dem feindlichen Feldherrn wurde durch gehäufte Thatſachen faſt unzweifelhaft, und es blieb endlich nichts übrig, als in der ſchon vorgerückten Jahreszeit gute Winterquartiere zu nehmen. Die Brandenburger hatten die ihrigen in der Gegend von Kolmar, die Kaiſerlichen in großer Ausdehnung von Enſisheim bis Belfort, Mümpelgard und Baſel. Turenne, der ſein Heer inzwiſchen wieder verſtärkt hatte, benutzte die Sorgloſigkeit der Kaiſerlichen, ging unvermerkt an Belfort vorbei, und brach im Dezember plötzlich gegen Mühlhauſen mitten in die Quartiere der Verbündeten ein. Bournonville, vergebens von dem Kurfürſten gewarnt, flüchtete in aller Verwirrung, wobei er ein brandenburgiſches Dragonerregiment durch Vergeſſen dem Feinde überließ, mit ſeinen Schaaren nach Kolmar, wo er ſich an den Kurfürſten anſchloß. Als aber Turenne folgte, und auch hier angreifen zu wollen ſchien, brach Bournonville nicht nur ohne Befehl plötzlich auf, ſondern ließ auch die Brandenburger ohne Anzeige, und mit preisgegebener Flanke jedem Zufall, und wie es ſchien abſichtlich dem Feinde zur ſicheren Beute ausgeſetzt. Die Kriegskunſt und Entſchloſſenheit Friedrich Wilhelm's retteten ihn nicht ohne Kampf aus dieſer großen Gefahr; er führte ſeine Truppen bei Straßburg über den Rhein zurück, und nahm getrennt von Bournonville, deſſen Gemeinſchaft ihm ein Abſcheu geworden, für ſeine Truppen die Winterquartiere in Franken. Beſondere Umſtände veranlaßten ihn, ſich ſeinen Staaten wieder zu nähern.

Die ſpätere Zeit hat das ſeltſame Benehmen des Kaiſerlichen Feldherrn hinreichend aufgeklärt. Eine Parthei am Hofe zu Wien, an deren Spitze der Fürſt Wenzel von Lobkowitz ſtand, war für die Sache des Königs von Frankreich thätig, und wußte dem Kaiſer Leopold Gründe der Staatsklugheit vorzuhalten, die ihn vermochten, mit Ludwig dem Vierzehnten ſchon früh ein geheimes Abkommen zu treffen, kraft deſſen die beiderſeitigen Truppen gewiſſe Schranken nicht überſchreiten ſollten. Gleiche Klagen, wie der Kurfürſt über Montecuculi und Bournonville am Rhein, führte in den Niederlanden gegen Souches der Prinz von Oranien. Allein dieſe urſprünglich nur im Vortheile des Kaiſerlichen Hofes gepflogenen Einverſtändniſſe arteten auf manchen Punkten leicht in engere Verbindungen aus, die ſelbſt durch jenen geheimen Sinn nicht mehr zu beſchönigen waren. Der franzöſiſche Geſandte Gremonville in Wien erfuhr gleich nach jeder Sitzung der Kaiſerlichen Räthe den ganzen Inhalt ihrer Verhandlungen. Die Sache ging ſo weit, daß Montecuculi voll Bitterkeit ſchrieb, es würde beſſer ſein, die Befehle, ſtatt an ihn, lieber gleich nach Paris zu ſchicken. So hatte auch Bournonville in ſeinem Verſtändniſſe mit Turenne alles Maß überſchritten, und ſo offenbares Aergerniß gegeben, daß die Generale Caprara und Dünewald ihn geradezu der Verrätherei beſchuldigten, und nicht weiter unter ihm dienen wollten. Ein ſolches Unweſen brachte freilich zuletzt den Sturz deſſen zuwege, der es veranlaßt hatte; eine Gegenparthei ſiegte, und der Fürſt von Lobkowitz wurde noch im Laufe jenes Feldzuges vom Hofe entfernt und aller ſeiner Aemter entſetzt, doch hörte damit nicht ſogleich jeder Nachtheil der früheren Richtung auf.

Allzuſehr hatte der Hof von Verſailles den Werth empfinden müſſen, welchen dem verbündeten Heere die Anweſenheit des Kurfürſten und die Mitwirkung ſeiner tapferen Truppen verlieh, wodurch die Frucht geheimer Uebereinkünfte, auf die bei der Kriegsführung gerechnet war, ſich völlig in Ungewißheit verlor. Die Miniſter Ludwig's des Vierzehnten bemühten ſich daher eifrigſt, den Brandenburgern auf einer anderen Seite genugſame Beſchäftigung zu geben; die einflußreiche Verbindung, welche Frankreich mit Schweden unterhielt, gab dazu das Mittel an die Hand. Der franzöſiſche Geſandte in Stockholm bot alles auf, um die Schweden zu einem feindlichen Einbruch in die brandenburgiſchen Länder zu bewegen. Ungeachtet der Verſprechungen, welche von ſchwediſcher Seite dem Kurfürſten vor deſſen Kriegszuge nach dem Rhein wiederholt gegeben worden, ihn während ſolcher Entfernung durch keine Feindlichkeit im Rücken zu beunruhigen, und trotz aller Warnungen, welche ſelbſt der Kaiſer dieſerhalb drohend erlaſſen hatte, gab der ſchwediſche Hof doch leicht den franzöſiſchen Eingebungen nach, und nahm gegen Brandenburg eine feindliche Stellung an. Man hoffte in Stockholm, die bloße Nachricht von einem engeren Anſchließen Schwedens an Frankreich werde genügend ſein, den Kurfürſten von der Verbindung mit Oeſterreich abzuwenden, welche man ohnehin weniger durch deſſen eigene Neigung, als vielmehr durch den Einfluß ſeiner Generale Derfflinger und Pöllnitz geknüpft glaubte. Schon im November jedoch des Jahres 1674, während der Kurfürſt noch im Elſaß war, offenbarte ſich die feindliche Abſicht der Schweden durch die That. Ihre Truppen rückten aus Pommern und Mecklenburg in die Gränzen der Ukermark ein, und nahmen ungefragt Durchzug und Quartiere. Der Feldmarſchall Karl Guſtav von Wrangel, der zu Wolgaſt gelandet, hatte dem Oberſten Mikrander, welchen der Fürſt Johann Georg von Anhalt-Deſſau als Statthalter der brandenburgiſchen Länder an ihn abgeſandt, bereits erklärt, die allzugroße Anhänglichkeit des Kurfürſten an das Haus Oeſterreich müſſe ihm Unheil bringen, und davon falle die ganze Schuld auf Derfflinger, der, ſelbſt von Geburt ein Oeſterreicher, mit eifrigſtem Bemühen den Kurfürſten ſtets nach dieſer Seite lenke, von welcher ihm doch weder Dank noch Hülfe zu erwarten ſei. Bald aber rückte Wrangel mit ſeinem Hauptquartier nach Prenzlau vor, und breitete ſeine Truppen über Hinterpommern, die Neumark, die Priegnitz, und bis in die Mittelmark aus, wo ſie ungeſtraft ſich den größten Bedrückungen und ſchrecklichſten Ausſchweifungen überließen. Durch alles dieſes wollte jedoch der ſchwediſche Hof, der in ſeinen Entſchlüſſen unſicher ſchwankte, noch keinen Friedensbruch begangen haben; die größten Gewaltthaten wurden von den freundſchaftlichſten Verſicherungen begleitet. Auf die erſte Nachricht von dieſen Vorgängen wandte ſich Friedrich Wilhelm an ſeine Bundesgenoſſen, und rief ihren Beiſtand an. Nachdem er ſeine Truppen in die Winterquartiere nach Franken geführt, eilte er zuerſt nach dem Haag, wo ſeine perſönliche Anweſenheit die Kriegserklärung der Republik gegen Schweden alsbald hervorrief. Allein der Kaiſer und die übrigen Bundesgenoſſen in Deutſchland waren nicht ſo ſchnell zu einem Entſchluſſe zu bringen, ſondern harrten in zweifelhafter Unentſchiedenheit des weiteren Verlaufs. Unterdeß erreichten die Drangſale, welche die Mark von den Schweden erlitt, den höchſten Gipfel. Wrangel war erkrankt, und hatte den Oberbefehl einſtweilen ſeinem Bruder Woldemar übertragen. Dieſer, ein Menſch von bösartigſtem Gemüth, beförderte, was ſein beſſergearteter Bruder nur nicht hatte hindern können, und erlaubte dem Kriegsvolk jeden Frevel und jede Grauſamkeit; alle ſchrecklichſten Gräuel, die den dreißigjährigen Krieg ſo furchtbar bezeichnet, kehrten über das unglückliche Land zurück. Die ſchwachen brandenburgiſchen Beſatzungen hielten ſich eingezogen in Berlin und anderen befeſtigten Städten, aber auch dieſe wagte der Uebermuth der Schweden anzugreifen. Küſtrin, Spandau und Berlin wurden tapfer vertheidigt, viele andere Städte konnten nicht behauptet werden. Seufzend flehte das mißhandelte Volk nach ſeinem Retter, und nahm ſelbſt hin und wieder die Waffen zur Hand. Die Bauern ordneten ſich in Schaaren, deren Fahnen die Inſchrift trugen: „Wir ſind Bauern von geringem Gut, und dienen unſerm gnädigſten Kurfürſten mit unſerm Blut.“ Das ganze Land wurde ein Schauplatz blutiger Gefechte und gräuelhafter Verwüſtung. Da mochte Friedrich Wilhelm endlich nicht länger ſäumen, und beſchloß, auch ohne Hülfe der Bundesgenoſſen, für ſich allein den ungleichen Kampf getroſt zu unternehmen. Zu Ende des Mai brach er aus Franken mit ſeinem erfriſchten und verſtärkten Heere plötzlich auf, und hatte mit ſchnellen Märſchen Mittags am 11. Juni ſchon Magdeburg erreicht. Sogleich wurden alle Thore geſchloſſen, und zweckmäßige Wachen aufgeſtellt, damit keine Nachricht ſeiner Annäherung zu dem Feinde gelangte; ein ſchwediſcher Kundſchafter wurde ergriffen, ein verrätheriſcher brandenburgiſcher Oberſt, dem jener Briefe bringen ſollte, auf dem Walle ſelbſt verhaftet. Am folgenden Tage, nach gehaltenem Gottesdienſt, wobei Predigt und Fürbitten den Umſtänden gemäß vorgeſchrieben waren, berief der Kurfürſt einen Kriegsrath, um über ſein Vorhaben die Meinung ſeiner Generale zu vernehmen. Derfflinger gleich zuerſt ſtimmte dem kühnen Entwurfe bei, auf den ſorglos im Havellande zerſtreuten Feind, welcher den Kurfürſten noch fern in Franken wähnte, mit der Reiterei in angeſtrengter Eile loszugehen, ihn in ſeinen Quartieren zu überfallen, und mit Einem Schlage zu vernichten. Zwar mußte das Fußvolk, einer gleichen Schnelligkeit nicht fähig, auf dieſem Zuge beträchtlich zurückbleiben, allein Ueberraſchung und Heftigkeit des Angriffs konnten dieſen Mangel zum Theil erſetzen. Die Unternehmung wurde daher beſchloſſen und ohne Zögern ausgeführt. Noch denſelben Tag, Abends um neun Uhr, da die Dunkelheit eingetreten, zog eine Heerſchaar von 5600 Reitern und 1000 Mann ausgewählten Fußvolks mit 13 Stücken Geſchütz, worunter 3 Zwölfpfünder, und mit 146 Wagen, welche das Fußvolk und jeder zugleich einen Kahn führten, von Magdeburg ab, ging über die Elbe, und rückte auf Nebenwegen jene Nacht und den folgenden Tag ohne Unterbrechung fünf ſtarke Meilen vor. Am anderen Morgen in aller Frühe folgte der Kurfürſt dem Zuge nach; in ſeiner Begleitung waren Derfflinger, der Landgraf Friedrich von Heſſen-Homburg, die Generale Görzke, Lütke, Götze und Pöllnitz. Durch anhaltenden Regen wurde der Marſch ſehr verzögert. Wagen und Reiter kamen auf den grundloſen Wegen nur mühſam fort. Nachmittags wurde das Dorf Parchen erreicht, und daſelbſt Halt gemacht. Der Kurfürſt ſandte von hier am 14. Juni früh vor Tagesanbruch drei Partheien aus, um die Gegend und den Feind zu erkunden, den Oberſten von Laroche gegen Brandenburg, den Oberſtlieutenant von Strauß gegen Plaue, und den Generaladjutanten von Kanoffski gegen Rathenau. Inzwiſchen kam der Landrath von Brieſt aus Bähne, dem der Kurfürſt ſchon von Magdeburg aus geheime Nachricht gegeben hatte, und brachte Bericht über den Zuſtand von Rathenau. Seit dem 8. Juni war daſelbſt ein ſchwediſches Dragonerregiment unter dem Oberſten von Wangelin eingerückt, und ſollte am morgenden Tage nach Brandenburg weiterziehen. Brieſt mußte ſogleich nach Rathenau zurückeilen, um dort die angemeſſenen Vorkehrungen zu treffen. Er ließ von ſeinem Gute Bähne ganze Ladungen Bier und Branntewein nach der Stadt fahren, und den ſchwediſchen Soldaten austheilen. Die Offiziere lud er zu einem Trinkgelag, und trank ihnen wacker zu; ein Gerücht von des Kurfürſten Tode wurde gefliſſentlich verbreitet. Einige Bürger von Rathenau, in das Geheimniß gezogen, wirkten ihrerſeits getreulich mit. Der Kurfürſt indeß rückte über Genthin gegen Rathenau vor, zog ſich aber, da es noch Tag war, wieder etwas zurück, nach dem Dorfe Vieritz, eine Meile von der Stadt, um nicht von dem Feinde entdeckt zu werden, bevor das in den ſchlechten Wegen wieder zwei Stunden zurückgebliebene Geſchütz und die Wagen mit dem Fußvolk nachgekommen wären. Man traf indeß keinen Feind. Nur der Oberſtlieutenant von Strauß hatte an der Spitze weniger Mannſchaft einen Scharmützel mit 24 ſchwediſchen Reitern, von welchen der befehlführende Offizier und 12 Mann in Gefangenſchaft geriethen, und nur 3 entkamen, die jedoch von der größeren Macht, die in der Nähe war, keine Kunde bringen konnten. Als es ſpäter geworden und die Truppen angeſchloſſen waren, rückte der Kurfürſt ſchnell bis dicht vor Rathenau heran, und ordnete ſogleich den Angriff. Unter dem Oberſtlieutenant von Kanne und dem Generaladjutanten von Kanoffski mußten 600 Mann Fußvolk auf den mitgebrachten Kähnen oberhalb der Stadt in größter Stille über die Havel ſetzen, um von der Mittagsſeite in die Stadt einzubrechen, während Derfflinger's Dragonerregiment den Angriff von der Havelſeite unternähme. Derfflinger, die Wichtigkeit des erſten Zuſammentreffens, worauf hier alles ankam, erwägend, trat ſelbſt an die Spitze des Vortrupps, und verſuchte den Zugang durch eine Kriegsliſt zu gewinnen. Er hatte dem gefangenen ſchwediſchen Offizier mit der Piſtole auf der Bruſt das ſchwediſche Feldgeſchrei abgedrungen, jetzt kleidete er einige ſeiner Leute in die ſchwediſchen Röcke, und vor Tagesanbruch am 15. erſchien er mit ihnen an der erſten kleineren Havelbrücke. Er gab das ſchwediſche Feldgeſchrei und forderte ungeſtüm Einlaß, da er mit ſeiner Schaar, dem ſchwediſchen Regiment von Bülow angehörend, von einer brandenburgiſchen Streifparthei verfolgt werde. Kaum aber war, nicht ohne lange Weigerung und Schwierigkeit, durch Schelten und Bedrohen die Niederlaſſung der Zugbrücke erlangt, ſo fiel Derfflinger über die ſchwediſche Wache her, die aus 7 Mann beſtand, und niedergemacht wurde. Raſch drang er nun zur zweiten größeren Brücke vor, die aber zum Theil abgetragen, und durch aufgezogene Hängebrücken unterbrochen war. Hier entſpann ſich ein hartnäckiges Gefecht, deſſen Lärm Kanoffski und Kanne vernahmen, und nun ſogleich von der Landſeite, die nachher ſo genannte Brandenburger Pforte und das Mühlenthor angriffen. Mit ihnen zugleich drangen über die Wieſen des Mühlendammes der General von Götze und der Oberſt Graf von Dönhof an der Spitze kleiner Abtheilungen in die Stadt, ſchlugen ſich durch die verwirrten Schweden bis zum Havelthore, welches nach heftigem Widerſtande erſtürmt, und darauf der Reiterei geöffnet wurde, die nun über die eiligſt gangbar gemachte Brücke in die Straßen ſprengte und die Eroberung der Stadt vollendete. Um drei Uhr Morgens war alles vorüber. Die ſchwediſche Beſatzung wurde größtentheils zuſammengehauen. Die Gemeinen, gegen 600 Mann alter verſuchter Truppen, Finnländer und Lappländer, hatten aus der erſten Ueberraſchung ſich ſchnell genug aufgerafft, und waren meiſt in tapferem Widerſtande heldenmüthig fechtend gefallen; wenige waren von den Bürgern entwaffnet, oder eingeſperrt, und dadurch am Leben erhalten worden. Die Offiziere hingegen, welche der Landrath von Brieſt durch ſeine Liſt bethört und trunken gemacht hatte, wurden faſt alle in tiefſtem Schlaf überfallen und ohne Gegenwehr gefangen, mit Ausnahme des Oberſten von Wangelin, den man beſchuldigte, ein eifriger Mitanſtifter des ſchwediſchen Einbruchs in die Mark geweſen zu ſein; er vertheidigte ſich in einer Straße mit tollkühner Raſerei; brandenburgiſche Soldaten trieben ihn mit einem ſtarken Balken vor ſich her, und preßten ihn an die Wand, bis er endlich ſich ergab. Nach anderer Erzählung ſoll er zwar anfangs zu Pferde, halb nackt und nur Einen Stiefel anhabend, fechtend erſchienen ſein, darauf aber, als er alles verloren hielt, hinter einem Backofen Schutz geſucht haben, wo er ſodann hervorgezogen worden. Zu der Kriegsbeute dieſer Nacht gehörten 6 Fahnen und ein Paar Pauken, die ſämmtlichen Pferde des Regiments, und außerdem 200 Geſchützpferde, welche der Oberſt von Laroche in derſelben Zeit dem Feinde in der Vorſtadt von Brandenburg abgenommen.

Dieſer erſte glückliche Erfolg, an welchem Derfflinger's Einſicht und Entſchloſſenheit einen ſo großen Antheil hatten, gab als glückliches Vorzeichen Muth und Hoffnung zu größerem Gelingen. Der Feldmarſchall Wrangel ſtand mit einem Theile der Schweden in ſeinem Hauptquartier zu Havelberg, die eigentliche Truppenſtärke aber war bei Brandenburg verſammelt; durch die Einnahme von Rathenau hatte ſich der Kurfürſt zwiſchen beide trennend eingeſchoben, und wartete nur auf das Eintreffen ſeiner Fußvölker, die er aus Magdeburg ſchleunigſt herangerufen, um ſeinen Vortheil weiter zu verfolgen. Frühmorgens aber am 16. Juni meldete der Oberſtlieutenant von Strauß, daß die Schweden aus ihrem Lager bei Brandenburg und Pritzerbe aufgebrochen wären, und ſeitwärts über Barnewitz in der Richtung nach Fehrbellin abzögen, wahrſcheinlich um ihre Vereinigung mit Wrangel zu bewerkſtelligen. Der Kurfürſt ließ hierauf, um die Bewegungen des letzteren zu beobachten, den Oberſten von Laroche mit einer Schaar gegen Havelberg vorgehen, wo derſelbe einen vortheilhaften Scharmützel beſtand. Das Fußvolk behielt Rathenau beſetzt, mit der geſammten Reiterei aber folgte der Kurfürſt den Schweden in der Richtung von Barnewitz und Nauen; zerbrochene Wagen, verſtreute Vorräthe, und weggeworfene Waffen bezeichneten ihren Weg; viele Nachzügler wurden gefangen, deren Ausſage die Vermuthung beſtätigte, daß der Feind ſeine geſammte Macht bei Fehrbellin zu vereinigen hoffte. Bei Nauen ereilte der Kurfürſt am 17. den feindlichen Nachtrab, aus etwa 1000 Reitern beſtehend, noch dieſſeits des Waſſers, und ſprengte ſie mit großem Verluſt aus einander. Jenſeits aber ſtanden die Schweden in guter Ordnung des Angriffs gewärtig, und von beiden Seiten fielen einige Kanonenſchüſſe. Der Kurfürſt vermochte ohne Fußvolk die gute Stellung nicht anzugreifen, und harrte voll Ungeduld deſſen Ankunft entgegen. Inzwiſchen ſandte er unter dem Oberſtlieutenant Henning, dem Generaladjutanten von Kanoffski und dem Rittmeiſter von Zabeltitz eine fliegende Schaar in drei Partheien auf Umwegen durch Waldung und Moräſte, wo vertraute Jäger als Führer dienen mußten, auf den Rückzugsweg des Feindes voraus, um alle Brücken, inſonderheit die über den Rhyn bei Fehrbellin, zu verderben; auch die Päſſe von Kremmen und Oranienburg ließ er durch kleine Abtheilungen in der Geſchwindigkeit beſetzen. Die ausgeſandten Partheien richteten ihre Aufträge größtentheils in's Werk, ſchlugen auf dem Rückweg eine überlegene feindliche Schaar, die ſich ihnen entgegenſetzte, in die Flucht, und kamen glücklich bei dem Haupttrupp wieder an. Der Kurfürſt hoffte die Schweden feſtzuhalten, bis ſein Fußvolk einträfe. Allein noch in der

Nacht vom 17. auf den 18. Juni ging die Meldung ein, daß der Feind ſeine gute Stellung verlaſſen habe und eiligſt nach Fehrbellin ziehe. Auf dieſe Nachricht ſandte der Kurfürſt ſogleich den Landgrafen von Heſſen-Homburg mit 1600 Reitern voraus, um die Schweden nicht aus den Augen zu verlieren, ſie aufzuhalten, zu drängen, jedoch mit dem ſtrengen Befehl kein Gefecht zu beginnen, ehe die übrigen Truppen nachgekommen wären. In vollem Trabe ſetzte der Landgraf mit dieſer Schaar den Schweden nach, wurde ihrer jedoch erſt um 6 Uhr des folgenden Morgens anſichtig. Sie hatten die Engwege ſchon zurückgelegt und vor ſich bis Fehrbellin freies Feld, ihr Gepäck zog voran, das Fußvolk rückte aus dem Lager. Gedrängt von den Brandenburgern, und benachrichtigt von der Zerſtörung der Brücke bei Fehrbellin, glaubten ſie ohne Treffen nicht entkommen zu können, faßten eine Stunde vor Fehrbellin zwiſchen den Dörfern Hackelberg und Tornow feſten Fuß, vor ſich freie Ebene, im Rücken Moraſt, jenſeits ihrer Linken gegen das Dorf Linum eine Anhöhe, die ſie mit Geſchütz beſetzten, über ihre Rechte hinaus die Brücke von Fehrbellin, und in dieſer Stellung ſchienen ſie den Angriff ſtandhaft erwarten zu wollen. Der Kurfürſt indeß berief mit dem früheſten Tage nach gehaltener Betſtunde im freien Felde unter Laub und Gras einen Kriegsrath, und forderte die Meinung ſeiner Generale, ob es rathſam dünke, jetzt, da das Fußvolk noch 10 Meilen entfernt ſei, jedes Zögern aber dem Feinde zur Fortſetzung ſeines Rückzuges behülflich werde, ungeſäumt mit der bloßen Reiterei den Angriff zu wagen. Das Unternehmen erſchien für 5600 Reiter und weniges Feldgeſchütz ſo kühn als gefahrvoll. Die Schweden hatten 7000 Mann Fußvolk, 800 Dragoner, 10 Stücke ſchweres Geſchütz, und den Vortheil der Stellung. Die meiſten Anführer fanden die Sache ganz unſtatthaft, zuwider aller Erfahrung und Regel des Krieges; ſie riethen ernſtlich von dem Wagniß ab, und wollten des Fußvolks harren. Dagegen wandte der Kurfürſt ein, auch der Feind habe nicht ſeine Stärke beiſammen, entbehre für den Augenblick ſeines berühmten Feldherrn, der in Havelberg abgeſchnitten ſei, und wende ſich ſchon zur Flucht; eine ſo gute Gelegenheit zum Schlagen werde nie wiederkehren; die Lage des Vaterlandes geſtatte übrigens keine Wahl, jeder folgende Augenblick werde nur größere Schwierigkeit bringen; die Schweden ſeien nicht länger in der Mark, in Deutſchland zu dulden; heute, rief er aus, gelte es ſiegen oder ſterben, von ſeinem tapfern Kriegsvolke dürfe er das Außerordentlichſte erwarten, ſie ſollten getroſt ihm folgen, er ſelbſt wolle freudig „mit Gott“ ſie zur Schlacht führen. Derfflinger vor Allen ſtimmte nachdrücklich dieſer Meinung bei, und ſo wurde voll Muth und Vertrauen der Angriff beſchloſſen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren, denn der Kampf, über den man berathſchlagte, hatte ſchon begonnen. Der Landgraf von Heſſen-Homburg, aufgeregt vom heißen Nachjagen und fortgeriſſen von ungeſtümer Leidenſchaft, hatte des Befehls uneingedenk die Schweden herzhaft angegriffen; anfangs drang er ſiegend vor, bald aber fand er ſich gegen ihre geſammte Macht im Kampf, und ihr nicht gewachſen leiſtete er zwar tapfern Widerſtand, ſchien aber unrettbar verloren, und bereute zu ſpät ſeine Uebertretung. Johannes Pockſen, aus dem Gefolge des Landgrafen, der deſſen Lebenslauf in einer noch vorhandenen Handſchrift beſchrieben, berichtet über dieſen Hergang: der Landgraf habe den Adjutanten von Spiegel an den Kurfürſten geſandt, um Unterſtützung zu bitten, dann hoffe er eine glückliche Schlacht zu liefern; der Kurfürſt habe erwiedert, die Truppen ſollten ſich abziehen, der Feind ſei zu ſtark; hierauf ſei der Graf von Promnitz an den Kurfürſten abgeſchickt worden, mit der Meldung, ſie könnten ſich nicht mit guter Art abziehen, denn ſie ſeien ſchon in vollem Gefecht mit dem Feinde; da habe Derfflinger zu dem Kurfürſten geſagt: „Wir müſſen ihm ſekundiren, ſo kriegen wir keinen Mann wieder!“ auf dieſe Meinung ſei auch der Kurfürſt ſogleich eingegangen, und habe den Grafen von Promnitz an den Landgrafen zurückgeſchickt, mit der Weiſung ſich zu halten, man würde mit aller Macht nachrücken. Wirklich wurde eiligſt aufgebrochen, und faſt eine ganze Meile im vollen Rennen zurückgelegt. Endlich im Angeſichte des Feindes angekommen, traf der Kurfürſt mit raſcher Kraft ſeine Anordnungen. Das feindliche Geſchütz beſchoß von der Anhöhe herab die brandenburgiſche Reiterei, bevor ſie zur Aufſtellung kam. Der Kurfürſt gewahrte mit ſeinem feldherrlichen Scharfblicke ſogleich einen Sandhügel, den die Schweden verabſäumt hatten zu beſetzen, dorthin eilte Derfflinger mit einem Dragonerregiment, ſich des Platzes, ehe der Feind es hindern konnte, zu verſichern, und bald ſchlug von dorther das brandenburgiſche Geſchütz verderbend in die Reihen des ſchwediſchen Fußvolks. Auf dem linken Flügel hatte der Landgraf von Heſſen-Homburg den ungleichen Kampf beſtanden, jetzt wandte ſich der Kurfürſt ſelbſt nach dieſer Seite, und an der Spitze einiger Schwadronen, die er mit muthigen Worten angeſpornt, ſtürzte er auf die feindliche Reiterei, die völlig geworfen wurde. Die Schweden aber richteten ihr Geſchütz auf die Verfolgenden, in deren Mitte ihre Kugeln mörderiſch einſchlugen. Hier war es, wo der Stallmeiſter Emanuel Frobenius, der den Kurfürſten durch das weiße Pferd, welches er an dieſem Tage ritt, dem feindlichen Geſchütz als unverkennbares Ziel bezeichnet ſah, mit ihm ſein Pferd vertauſchte, und gleich darauf, ein Opfer treuer Hingebung, dicht hinter dem Kurfürſten durch eine Stückkugel, die über den Hals von deſſen Pferde geflogen kam, tödtlich niedergeworfen wurde. Die geſchlagene Reiterei fand indeß bei ihrem Fußvolke Schutz, und deſſen hartnäckige Tapferkeit war nicht ſo ſchnell zu erſchüttern. Um 8 Uhr morgens erreichte der Streit ſeine größte Heftigkeit. Der linke Flügel der Schweden drang ſtürmend gegen den Sandhügel vor, und drohte das brandenburgiſche Geſchütz zu erobern, deſſen verheerender Wirkung ihre Reihen bisher ſo nachtheilig ausgeſetzt geweſen. Der Augenblick war von höchſter Gefahr; ſchon war der Feind in der Nähe des Geſchützes angelangt, als der Kurfürſt ſelbſt und mit ihm Derfflinger an der Spitze der Trabantengarde, des Leibregiments und der Regimenter Anhalt und Mörner den Anrückenden entgegenſtürzten, und nach einem wüthenden und eine Zeitlang zweifelhaften Gefechte ſie endlich zum Weichen brachten, worauf zwei ſchwediſche Regimenter, das Leibregiment und das oſtgothländiſche, letzteres durch Derfflinger's unwiderſtehliches Eindringen, von den ergrimmten Reitern faſt ganz zuſammengehauen wurden. Die Schweden hielten nun nicht länger Stand, ſondern begannen den Rückzug nach Fehrbellin, wiewohl noch in ziemlicher Ordnung, indem ihre rechte Flanke durch den Moraſt völlig gedeckt war, die linke aber wohlgeſchloſſen den fortwährenden Angriffen des Kurfürſten, der mit ſeinen Reiterſchaaren dem Feinde begleitend ſtets zur Seite blieb, keine Gelegenheit zum Einbrechen gab. Hätte der Kurfürſt Fußvolk gehabt, ſo würde er Fehrbellin früher erreicht und genommen haben, und dann kein Mann ihm entkommen ſein. Langſam doch ſicher erreichte der Feind nun den Ort mit einbrechender Nacht, die dem Verfolgen ein Ende machte. Der Verluſt der Schweden an dieſem Tage betrug über 3000 Mann, auf dem Wahlplatze lagen mehr als 1500 Todte. Wegen der Erbitterung der Streitenden wurden wenige Gefangene gemacht. Zu den Siegeszeichen gehörten 8 Fahnen und 2 Standarten. Die Brandenburger hatten mit Heldenmuth gefochten; ihr Verluſt beſtand in ungefähr 200 Mann, unter den Gebliebenen war der Oberſt von Mörner, unter den Verwundeten die Oberſtlieutenants von Strauß, von Sydow und Henning, welcher letztere ſich im Angeſichte des Kurfürſten ſo hervorgethan, daß derſelbe ſogleich auf dem Schlachtfelde ihm den Adelſtand mit dem Zunamen von Treſſenfeldt verlieh. Nebſt dem Kurfürſten ſelbſt aber wurde Derfflinger'n der größte Antheil an dem Sieg und Ruhm dieſes Tages beigelegt. Dem Landgrafen von Heſſen-Homburg verzieh der Kurfürſt um des glücklichen Ausgangs willen ſein Vergehen: er begnügte ſich ihm zu ſagen, nach der Strenge der Kriegsgeſetze habe er das Leben verwirkt, aber der Himmel wolle verhüten, daß der Glanz eines ſo glücklichen Tages durch die Beſtrafung eines Helden befleckt würde, der durch Tapferkeit zu dem Siege ſo weſentlich beigetragen!

Die Schweden ſtellten während der Nacht die Brücke von Fehrbellin wieder her, und ſetzten ihren Rückzug fort. Die brandenburgiſchen Generale meinten, es ſei genug, man ſolle die Flüchtigen ruhig ziehen laſſen; der Kurfürſt ſelbſt, ihnen beiſtimmend, führte das Sprichwort an, man müſſe dem fliehenden Feind eine goldne Brücke bauen. Derfflinger allein widerſprach, ſein Thateifer war nicht befriedigt, ſo lange noch etwas zu thun möglich blieb; er wandte ſich gegen den Kurfürſten, und dem Sprichwort ein anderes entgegenſetzend, rief er in ſeiner plattdeutſchen Sprache: „Ne, do heßt et better bi mi, geſchwind die Eier in die Panne geſchlagen, eh dar Küken ut kommen!“ Demnach drang Derfflinger mit Tagesanbruch an der Spitze von 400 Reitern in Fehrbellin ein, wo noch zwei Bataillons Schweden zur Deckung des Rückzugs weilten, jetzt aber eiligſt über die Brücke flohen, und dieſe hinter ſich abbrannten. Viele Gefangene, 8 Kanonen, zahlreiches Kriegsgeräthe, 200 Packwagen und mehrere tauſend Stück Vieh, das aus dem Lande zuſammengetrieben worden, nahm Derfflinger hier dem Feinde noch ab. Eine neue Brücke wurde ſchleunigſt zu Stande gebracht, und die Verfolgung eifrigſt fortgeſetzt, Derfflinger an der Spitze des Vortrabs, der Kurfürſt mit der Hauptſchaar nachrückend. Die Schweden ſuchten in ſchneller Flucht, auf der ſie noch Gefangene und Beute einbüßten, über Ruppin und Wittſtock nach Mecklenburg zu entkommen, wohin auch Wrangel von Havelberg ſich gewandt hatte, allein nur etwa 4000 Mann erreichten jenes Ziel, und auch dieſe zerſtreuten ſich größtentheils. Derfflinger ſelbſt mußte die Verfolgung endlich aufgeben, da die Reiterei, durch die unerhörten Anſtrengungen erſchöpft, nicht mehr fortkonnte. Das inzwiſchen nachgekommene Fußvolk aber vermochte den Feind nicht mehr zu ereilen. Der Kurfürſt begab ſich alsdann auf einen Tag nach Berlin, wo er mit unermeßlichem Jubel empfangen wurde; man hatte ihn ſchon todt geſagt und plötzlich erſchien er als Retter und Sieger in der Mitte ſeines Volkes. Er umarmte die Seinigen, und gab durch einen feierlichen Gottesdienſt dem Höchſten Ehre und Dank des errungenen Sieges. Am 23. Juni war er indeß ſchon wieder bei dem Heere, welches in kurzem die Vertreibung der Schweden aus der Mark vollendete.

Die Schlacht von Fehrbellin glänzt mit Recht in erſter Reihe der vaterländiſchen Großthaten. Die ganze Folge von Entwürfen, Anſtalten und Ausführungen, der Aufbruch aus Franken, die Eile des Anzugs, die Vorkehrungen in Magdeburg, der Ueberfall von Rathenau, die Wachſamkeit und Thätigkeit der Erkundungen, der Entſchluß zum Angriff, und endlich als Gipfel dieſer Stufen die ſtaunenswerthe Reiterſchlacht, dies alles, über weiten Umfang von Raum und Zeit ſich erſtreckend, aber durch Muth, Geiſtesgröße, Feldherrnkraft und Tapferkeit feſt verbunden, reiht ſich zu einem einzigen großen Kriegswerk empor, dem die Geſchichte ſeines Gleichen wenig an die Seite zu ſtellen hat. Als Ereigniß im Felde ſchon entſcheidend, war dieſer Sieg es noch mehr durch ſeine politiſchen Folgen. Die That Friedrich Wilhelm's erregte Staunen und Bewunderung. Sein Ruhm durchflog alle Länder, von allen Seiten erſchienen Freudenbezeigungen und Glückwünſche; ſelbſt die Feinde wurden zu ſeinem Lobpreiſe hingeriſſen. Montecuculi an der Spitze des Reichsheeres feierte den Sieg durch dreimaliges Abfeuern des Geſchützes. Jetzt erklärten ſich Freunde und Bundesgenoſſen. Der Kaiſer zögerte nicht länger, an dem Kriege gegen die Schweden Theil zu nehmen; ſie wurden wegen des treuloſen Einbruchs in die Länder des Kurfürſten für Reichsfeinde erklärt, und die Stände dreier Kreiſe, des oberſächſiſchen, niederſächſiſchen und weſtphäliſchen, mit dem Kriege gegen ſie beauftragt. Derfflinger's Antheil an dieſen Erfolgen ergiebt ſich aus dem Erzählten; er blieb nicht unerkannt; doch der tapfre Feldmarſchall begehrte ſicherlich keinen höheren Ruhm, als in Rath und That ſeines edlen Kriegsfürſten würdig geweſen zu ſein, und ſein Geſchichtſchreiber braucht ihm keinen anderen anzueignen.

Nachdem der Kurfürſt ſeine Angelegenheiten thätigſt nach allen Seiten geordnet und hergeſtellt ſich durch neue Rüſtungen und Bündniſſe geſtärkt, und ſowohl Kaiſerliche als däniſche Hülfstruppen in's Feld gerufen, beſchloß er nunmehr die Schweden in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Faſt drei Monate hatte ihn zu ſeiner größten Ungeduld die Verhandlung mit dem Könige von Dänemark hingehalten, und erſt im Anfange des Oktobers konnte die vereinte Kriegsbewegung beginnen. Von dreien Seiten zugleich wurde der Angriff gegen Vorpommern gerichtet; die Kaiſerlichen, nur wenig zahlreich, zogen auf Tribbeſees, die Dänen gegen Damgarten, der Kurfürſt mit den Brandenburgern, unter ſeinem Oberbefehl von Derfflinger'n geführt, rückte über Treptow an der Tollenſe vor, nahm Klempenow, erzwang bei Gützkow den Uebergang über die Peene, und drang vereinigt mit dem Könige von Dänemark, der an der Spitze von 3000 Reitern erſchien, bis unter die Mauern von Stralſund. Der König wandte ſich von da zur Belagerung von Wismar, der Kurfürſt zu der von Wolgaſt, deſſen Uebergabe, nach ſtarker Beſchießung und allen Anſtalten zum Sturm, am 9. November erfolgte; wodurch den Schweden außer großen Vorräthen von Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen auch die wichtige Verbindung zwiſchen Stralſund und Stettin verloren ging. Hierauf ſandte er den Landgrafen von Heſſen-Homburg mit einer anſehnlichen Hülfsmacht brandenburgiſcher Truppen vor Wismar, welches darauf nach hartem Widerſtande am 14. Dezember gleichfalls überging. Inzwiſchen hatten brandenburgiſche Kriegsvölker mit tapfren Waffenthaten auch in Hinterpommern die befeſtigten Orte Wollin, Swinemünde, Greiffenhagen, Zollſchloß an der Oder und Wildenbruch erobert. Die rauhe Jahreszeit ſetzte weiteren Fortſchritten einſtweilen ein Ziel.

Das Jahr 1676 begann mit einer kühnen Unternehmung der Schweden. Der Feldmarſchall Mardefeld ſammelte die zerſtreuten Truppen aus den kleineren Feſten des Landes, vereinigte ſie mit der ſtarken Beſatzung von Stralſund, und fiel mit dieſer Truppenmacht unverſehens in die Inſel Uſedom ein, eroberte Swinemünde, und wandte ſich dann plötzlich gegen Wolgaſt. Er beſchoß dieſe Feſtung aus 40 Stücken Geſchütz, und da ein eingefallener Froſt den Zugang begünſtigte, verſuchte er ſie mit Sturm zu nehmen, den aber der brandenburgiſche Befehlshaber Oberſt Hallard, ein geborner Schotte, erſt kurz vorher aus holländiſchem Kriegsdienſt in den brandenburgiſchen übergetreten, mit heldenmüthigem Widerſtande abſchlug. Er hatte die Wälle mit Waſſer begießen laſſen, und durch die glatte Eisrinde unerſteiglich gemacht. Doch Mardefeld beharrte bei ſeinem Unternehmen, neue Beſchießung und neuer Sturm wurden angeordnet. Den Bedrängten aber ſandte der Kurfürſt den Generalmajor

Boguslav von Schwerin zu Hülfe, der aus Hinterpommern über das Eis gegen Wolgaſt vordrang, und friſche Truppen hineinwarf. Von der anderen Seite erſchien Derfflinger, deſſen wachſame Thätigkeit bei dem Vorrücken der Schweden ſogleich die in der Priegnitz und in Mecklenburg vertheilte Reiterei verſammelt hatte, einige Kaiſerliche und däniſche Truppen heranzog, über Tribbeſees und Damgarten in Pommern einbrach, und am 22. Januar den Feldmarſchall Mardefeld in ſeinem Lager bei Wolgaſt mit ſolcher Heftigkeit angriff, daß derſelbe nur durch ſchnelle Flucht nach Stralſund der völligen Niederlage entging, und während des übrigen Winters keine neue Unternehmung mehr wagte. Der Kurfürſt ſelbſt eröffnete den Feldzug im Sommer durch glückliche Fortſchritte. Er nahm den Paß von Tribbeſees, den der ſchwediſche General von Königsmarck vergebens zu behaupten ſuchte, entſetzte Wolgaſt, und eroberte die feſten Plätze Anklam und Demmin. Die vereinigten Flotten der Holländer und Dänen unter den berühmten Seehelden Tromp und Juel beherrſchten die Oſtſee, und hinderten die Ankunft ſchwediſcher Verſtärkungen. Der Kurfürſt wünſchte die günſtigen Umſtände zu benutzen, um die wichtige Feſtung Stettin, auf welche ſtets ſein Augenmerk gerichtet war, in ſeine Gewalt zu bringen. Allein die vorgerückte Jahreszeit erlaubte keine förmliche Belagerung mehr, und man begnügte ſich, die Feſtung eng einzuſchließen. Erſt im folgenden Jahre 1677 wurde gegen Ende des Juni, nach ungeheuren Zurüſtungen, von dreien Angriffsſeiten her die Belagerung begonnen, und mit größter Heftigkeit ſechs Monate hindurch fortgeſetzt. Derfflinger befehligte das Belagerungsheer. Um ihn zu ärgern, hingen die Belagerten am Marienthurm ein ungeheures Bild heraus, das einen Schneider mit Scheere und Elle vorſtellte. Dem bittern Scherz antwortete ſchlimmer Ernſt. Der brandenburgiſche Geſchützoberſt Weiler leitete die furchtbare Beſchießung, die aus 150 Feuerſchlünden gegen die Stadt gerichtet wurde, und bald nur einen Steinhaufen übrig ließ. Der tapfre ſchwediſche Befehlshaber General von Wulff mußte zuletzt in die Uebergabe der vorher noch niemals eroberten Feſtung willigen. Am 27. Dezember hielt der Kurfürſt ſeinen feierlichen Einzug; an ſeiner Seite befand ſich Derfflinger, der allen Kriegswerken thätig beigewohnt, und bald nachher, am 26. März 1678, zum Statthalter von Pommern und Kamin ernannt wurde. Seine drei Regimenter, befehligt von dem Oberſten von der Marwitz und den Oberſtlieutenants von Sydow und von Eberswein, hatten unter ſeinen Augen die ganze Belagerung mitgemacht.

Die hinzögernden Friedensunterhandlungen zu Nimwegen und die mannigfachen Schwierigkeiten und Ränke, welche ſich zwiſchen den Verbündeten ſelbſt erhuben, erlaubten dem Kurfürſten nicht, ſeine Waffenerfolge mit dem Nachdrucke fortzuſetzen, zu welchem ſein und der Seinigen Muth geſtimmt war. Zahlloſe Hinderniſſe und Hemmungen mußte er bei jedem Schritt erfahren, und nicht immer waren dieſelben durch Kraft und Ausdauer zu überwinden. Am Kaiſerlichen Hofe ſah man mit Neid und Eiferſucht den Ruhm und die Macht Brandenburgs zunehmen; man klagte laut darüber, daß an der Oſtſee ein neuer König der Vandalen ſich erhebe. Die diplomatiſchen Verhältniſſe gewannen das Uebergewicht über die kriegeriſchen Vorgänge, und es bedurfte der größten Aufmerkſamkeit, um jene nicht auf verderbliche Weiſe ſich entwickeln zu laſſen. Allein auch die Waffen wurden dennoch dabei nicht vergeſſen, der Kurfürſt rüſtete ſich mit allem Ernſte zu dem neuen Feldzuge, und ſchon im März 1678 hielt er dazu die nöthige Bereitſchaft.

Unter Lebensmühen und Kriegsarbeiten aller Art war Derfflinger jetzt 72 Jahre alt geworden. Bei dem unerſchrockenen Muthe, der ihn ſtets inmitten der Feinde die größte Gefahr aufſuchen hieß, hatte er häufige Verwundungen erlitten, deren jedoch keine bisher ſeine Rüſtigkeit lähmen gekonnt. Noch in den letzten Feldzügen hatte er Anſtrengungen gemacht und Thaten verrichtet, die eher den jungen Mann als den Greis in ihm zu verrathen ſchienen. Sei es nun, daß plötzlich, wie wohl zu geſchehen pflegt, dennoch ſein Alter ihm fühlbar wurde, und dies vielleicht um ſo ſtärker, je länger ſein muthiger Geiſt ſich ſelbſt darüber zu täuſchen geſucht, oder ſei es, daß irgend eine Verſtimmung und Unzufriedenheit ihn ergriffen hatte, genug, er hielt ſich veranlaßt, im März des genannten Jahres den Kurfürſten unvermuthet mit der Bitte anzugehen, ihn mit fernerem Kriegsdienſte zu verſchonen. Ueber dieſe Beſonderheit haben ſich drei Aktenſtücke erhalten, welche wir als denkwürdige Merkmale jener Zeit, und wegen der lebendigen Farben zur Schilderung der Perſönlichkeiten, auch hier aufzubewahren veranlaßt ſind. Das Geſuch Derfflinger's an den Kurfürſten lautet folgendergeſtalt: „Durchlauchtigſter Kurfürſt, gnädigſter Kurfürſt und Herr! Vor Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit erſcheine ich mit dieſem unterthänigſten Memorial in meiner höchſten Angelegenheit, und habe das feſte Vertrauen, daß Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit in meiner demüthigen Bitte mir Dero gnädiges Ohr nicht verſagen werden. Gnädigſter Kurfürſt und Herr! Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit werden von mir die gnädigſte Opinion nach dem Grunde der Wahrheit haben, daß ich Dero unterthänigſter und getreuer Diener von ganzem Herzen bis auf dieſe Stunde geweſen bin, ich werde es auch bleiben, ſo lange ein lebendiger Othem in meinem Leibe iſt, und bin bei mir ſelbſt verſichert, daß ich Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit ſo getreu und redlich mit meinem Leibe und Gemüthe, als Gott mit meiner Seele gedienet habe, wovon ich bis im Tode nicht laſſen will. Und ich danke Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit in tiefſter Unterthänigkeit, daß Sie mir ſeithero Dero hohe Kurfürſtliche Gnade höchſt mildiglich zugewendet, und mir ein Hohes und Großes anvertrauet haben. Nun dann aber der liebe Gott mich zu dem höchſten Alter gnädigſt kommen laſſen, welches täglich mehr und mehr Schwachheiten mit ſich führet, und meine Dienſte mir dermaßen ſchwer machet, daß ich nun nichts ſo ſehr, als die Ruhe verlange, damit ich in der noch rückſtändigen wenigen Lebenszeit meinem Gott dienen, und mich zu einem ſeligen Tode deſto vergnüglicher bereiten könnte: als flehe ich Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit hiermit ganz unterthänig und demüthig an, mir nunmehro die allergnädigſte Kurfürſtliche Gnade zu erweiſen, und gegen bevorſtehenden ſchweren Feldzug, da ich die ſchweren Travaillen unmöglich ausſtehen kann, mich meiner Dienſte in Gnaden zu erlaſſen, und dadurch der großen

Mühe, worunter mein hohes Alter dennoch liegen bleiben würde, mich zu entheben. Meine Intention iſt gar nicht, Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit den Dienſt aufzuſagen, oder Deroſelben in dem Geringſten zuwider zu leben, dafür mich Gott behüten wird, daß ich nie auf die Gedanken gerathe. Es würde mich auch kränken, wenn ich erfahren ſollte, daß dieſe meine unterthänigſte Bitte Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit zu einiger widrigen Bewegung veranlaſſet hätte, welches ich in Ewigkeit nicht hoffen will, allermaßen Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit gnädigſt verſichert ſein, und glauben wollen, daß, wann das Vermögen und die Kräfte dem Willen und meiner Begierde gleich wären, ich die Erlaſſung meiner Dienſte nicht begehren noch ſuchen wollte. Ich bin auch bereit, Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit in allen andern Dingen, außer denen ſo gar ſchweren Travaillen, nach Dero gnädigſtem Befehl bis an mein Lebensende getreulich zu dienen, und mich zu alle dem willigſt und gehorſamſt gebrauchen zu laſſen, wozu Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit einen ſo getreuen Diener kapabel finden werden. Nur wiederhole ich nochmalen mit Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit gnädigſten Erlaubniß meine unterthänigſte und demüthige Bitte, mich der ſchweren Kriegeslaſt zu entbinden, und meinen alten abgematteten Leib zu ſeiner höchſt verlangenden Ruhe kommen zu laſſen. Ich zweifle nicht, Euer Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit werden nach Dero hocherleuchtetem Verſtande gnädigſt konſideriren meine treugeleiſtete Dienſte, und die unverdroſſene Arbeit, die zu Bezeigung meiner unterthänigſten Schuldigkeit ich allemal ohne Falſch und Heuchelei zu erkennen gegeben habe, und mich auf dieſes mein demüthiges Anſuchen mit einer gnädigen und erwünſchten Reſolution erfreuen, auch in Dero hohen Kurfürſtlichen Gnade Ihren allergetreueſten Knecht ſterben laſſen, der nie anders will erfunden werden, als Euer Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit unterthänigſter getreu gehorſamſter Diener H. G. von Derfflinger."

Die Antwort des Kurfürſten läßt wenig Zweifel, daß er die Gründe, welche Derfflinger für ſein Geſuch anführt, wo nicht als bloßen Deckmantel irgend eines Mißmuthes, doch wenigſtens als die Uebertreibung einer dem Alter eigenen Bedenklichkeit anſah. Einen ſolch erfahrenen Feldherrn und geprüften Kriegsmann wollte er keineswegs, wenn nicht die äußerſte Noth es geböte, vor dem Feinde miſſen. Er fand ſich demnach bewogen, die Bitte Derfflinger's, indem er deſſen empfänglichem Gemüthe durch die eindringlichſten Vorſtellungen lebhaft zuſprach, durch folgendes Schreiben abzulehnen. „Wir haben Uns Euer gehorſamſtes Memoriale der Gebühr unterthänigſt vortragen laſſen, und daraus erſehen, wasgeſtalt Ihr Eures zunehmenden Alters halber um gnädigſte Dimiſſion gehorſamſt anſuchet. Nun hätten Wir Uns zwar deſſen zu dieſer Zeit, da man ſich zum frühen Feldzug rüſtet, und die Kampagne herannahet, um ſo viel weniger verſehen, weilen Wir ſonſt jederzeit eine Willfährigkeit und unverdroſſenen Eifer in Beförderung Unſerer Dienſte verſpüret, auch ſelbſt von Euch gehöret, wie Ihr diejenigen nebſt Uns blamiret, welche zu einer ſolchen unbequemen Zeit um ihren Abſchied angehalten. Daß Ihr bei Eurem zuwachſenden Alter nach der Ruhe verlanget, iſt zwar nicht zu tadeln, wann es nach geendigtem Kriege und wiedergebrachten Frieden geſchehe: Wir geben Euch aber ſelber vernünftig zu ermeſſen, wann Ihr jetzo, da noch alles in crisi ſtehet, und der Krieg eiſeriger als vormalen zur Erlangung eines heilſamen Friedens fortgeſetzt werden muß, quitiren ſolltet, ob Ihr nicht Eure ſo wohlerworbene Ehre beflecken, und Euch bei aller Welt eine Blame zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alter verliehen, es iſt wohr, aber er hat Euch auch dabei eine geſunde Leibeskonſtitution geben, kraft welcher Ihr beſſer, als mancher junger Mann, denen Kriegesfatiguen gewachſen ſeid: Wir hergegen ſeind, nebſt einem auch ziemlich hohen Alter, vielen beſchwerlichen Krankheiten unterworfen, und hätten tauſendmal mehr Urſache, Uns nach der Ruhe zu ſehnen, jedennoch weilen Unſer Vorhaben zu einer beſtändigen Beruhigung ſo vieler tauſend Seelen angeſehen iſt, ſeind Wir entſchloſſen, auch den Reſt Unſerer Kräfte daran zu ſetzen, und Unſere eigene Perſon nicht eher der ſchweren Kriegeslaſt zu entziehen, bis ſolcher vorgeſetzter Zweck erlanget ſein wird. Bei ſolcher Bewandtnuß nun, und da Wir Euch kennen, Ihr auch bereits bei Uns viele Sauer und Süßes gekoſtet habt, ſo iſt es ja beſſer, daß Ihr auch bei Uns bis ans Ende ausharret, und nachdem Ihr den Samen werfen helfen, auch der Früchte genießet; welches mit göttlicher Hülfe nach geendigter bevorſtehender Kampagne geſchehen kann. Wir wollen, wie Wir bishero gethan, ſchon dahin ſehen, daß Euch keine befugete Urſache zu Klagen gegeben werden ſolle; wann Ihr auch dergleichen zu haben vermeinetet, habet Ihr Uns ſelber ſolches anzuzeigen, ſo wollen Wir demſelben ſchon remediren: Ihr wiſſet, wie Wir allezeit in Eurem Beſten geweſen, und ſogar diejenigen, welche Euch nicht wie ſichs gebühret begegnet, entweder disgraciret, und aus Unſeren Dienſten erlaſſen, oder nit en campagne gebrauchet haben. Wir ſeind auch verſichert, Ihr werdet Euch über Uns im Geringſten nicht beſchweren können: dann Wir ja allezeit gefliſſen geweſen, die große und nützliche Dienſte, ſo Ihr Uns geleiſtet, zu erkennen. Bei Unſrer Miliz haben Wir Euch zu dem höchſten Ehrenamte, darüber keines, erhoben, auch Unſere Dankbarkeit in anderen Stücken ſpüren laſſen, und ſollte dennoch etwas daran fehlen, ſo ſind Wir noch begierig und geneiget, Euch und den Eurigen alle erſinnliche Gnade widerfahren zu laſſen. Wir zweifeln nicht, Ihr werdet ſolches alles der Gebühr erwägen, und in Unſeren Kriegsdienſten nach wie vor, bis Uns Gott nach Verleihung ruhigerer Zeiten auch vor Unſere Perſon die Ruhe gönnen wird, unverdroſſen und mit behöriger Applikation kontinuiren, in welchem Vertrauen wir Euch u. ſ. w. Geben Köln u. ſ. w. den 11. März 1678."

Wie Derfflinger dieſe abſchlägige Antwort aufgenommen, erhellt aus ſeiner gleich am Tage des Empfanges an den Geheimen Staatsſekretair Fuchs gerichteten Herzensergießung, in welcher der treuherzige Sinn, das gute Bewußtſein, und der rege Eifer des Mannes, bei allem Verdruſſe über den Anſchein, welchen ſein Geſuch tragen ſollte, auf das ſchönſte hervorleuchten. Sein Brief lautet wie folgt: „Wohledler, hochgeehrter Herr und Freund! Ich habe Sein Schreiben nebſt der beigefügten Reſolution auf mein unterthänigſtes Memorial heut wohl erhalten, hätte mir aber eher den Fall des Himmels verſehen, denn daß ich vermeinen ſollen, eine ſo gar abſchlägige Antwort, die zum Theil in nachdenklichen terminis beſtehet, zu erlangen, allermaßen ich mein Bitten auf meine von Seiner Kurfürſtlichen Durchlauchtigkeit mir ausgeſtellte Kapitulation gegründet habe, welche ausdrücklich im Munde führet, daß wenn ich wegen Herannahen hohen Alters unvermögend, und die ſchweren Travaillen im Kriege auszuſtehen inkapabel wäre, denn würde Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit alsdann ohne alle Widerrede und Schwürigkeit mich in Gnaden erlaſſen wollen. Itzo aber empfinde ich leider das contrarium, und muß darzu vorlieb nehmen, daß man in den Gedanken ſtehet, und mir vorwirft, ich würde, wenn ich bei itztgeſtalteten Sachen abdankete, meine Ehre beflecken, und bei aller Welt mir eine Blame zuziehen. Dieſe Worte ſchmerzen mich fürwahr nicht wenig, meine getreuen Dienſte ſind bei der Welt vielleicht mehr bekannt, als in Berlin, und die Welt weiß es beſſer, denn daß ſie übel von mir zu blamiren ſollte Urſach haben. Ich habe meiner Ehre zuwider nie etwas in der Welt vorgenommen, ſondern dieſelbe meinem Blute gleich geſchätzet, werde ſie auch dadurch nicht beflecken, da ich aus Antrieb meines hohen Alters meine Kriegsdienſte zu quitiren und die Ruhe zu erlangen ſuche. Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit ſtellen ſich ſelbſt mir zum Exempel für, es kommt aber, wenn ich ſo frei reden darf, in keinen Vergleich; Seine Kurfürſtliche Durchlaucht ſeind Einer, und Gott verhüte es in Gnaden, daß Dieſelbe ja nicht bald abdanken; ich aber bin nicht der Einige, es ſeind vielleicht qualificirtere Leute, die dieſe Charge hinwieder bekleiden können, und denen zum Theil darnach verlangen mag. Da aber auch Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit mich zu dieſem hohen Ehrenamte, darüber keines iſt, erhoben haben (für welche Gnade ich bis in mein Grab unterthänigſt danken werde), zweifle ich nicht, Dieſelben werden mich dazu kapabel gefunden haben, ſonſt mir es nicht wäre konferiret worden, ich hätte es auch mit gutem Gewiſſen nicht über mich nehmen können, und hoffe, ich werde bei demſelben alles ſo treulich verrichtet haben, daß Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit jedesmal ein gnädiges Kontentement darüber werden empfunden haben. Daß ich das Saure und Süße gekoſtet, ſolches muß man im Kriege vorlieb nehmen, das Sauere aber ſtehet voran, und wird, wenn es zur Bilance kommen ſollte, das Süße weit überwiegen. Ich habe des Süßen wenig genoſſen, und mag mir vielleicht zu meiner Geſundheit nicht gedienet haben, die ſtettiniſche Belagerung kann deſſen ein Exempel ſein, weil es mir noch itzo davon bitter ſchmecket. Daß ferner Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit anführen, Sie hätten diejenigen, die mir nicht wie ſichs gebühret begegnet, entweder disgraciret und aus Ihre Dienſte erlaſſen, oder ſolche im Felde nie gebrauchet, das kann ich nicht begreifen, ich habe ſo vieles niemals prädendiret, es wäre dann, daß Einige durch den Spruch des Rechten dahin gebracht worden, oder daß Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit ſelbſt dahin gnädigſt inkliniret, und Dero hoher Reſpekt und Intereſſe darunter verſiret hätte. Sonſt iſt es auch nicht unrecht geweſen, daß ichs denenjenigen verdacht, und übel von ihnen geſprochen habe, die ihren Abſchied zur Unzeit und ohne Erheblichkeit gefordert haben, inmaßen ſelbige die Zeit hätten erwarten, oder genugſame Urſachen anführen ſollen. Ich aber weiß, daß die Urſach meines Verlangens valide genug, und die Zeit, darin ich meinen Zweck zu erlangen arbeite, nicht verwerflich iſt. Weshalb ich bei meinem Vorſatz beruhe, und nichts mehr als die Ruhe und neben derſelben einen gnädigen Herrn verlange, das Uebrige alles habe ich dem lieben Gott anheim geſtellet, der wird es herrlich hinauszuführen wiſſen. Leid iſts mir zwar, daß ich Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit den lieben Herrn verlaſſen muß, weil aber meine täglich abnehmende Kräfte ſich gegen ſo einer ſchweren Laſt nicht mehr wollen animiren noch anfriſchen laſſen, ſo hoffe ich gleichwohl annoch, daß Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit mich nicht gar übern Haufen werfen und ruiniren werden. Ich will den Samen meiner ſchweren Arbeit gerne geſtreuet haben, wiewohl ich den erſten Grund zu dem, was wir itzo empfinden, nicht legen helfen, und will einem Andern es von Herzen gönnen, daß er die beſten Früchte an meiner Statt genieße. Ich bin vergnügt genug, wenn Seine Kurfürſtliche Durchlauchtigkeit mir Dero Gnade ſehen und mich in die verlangte Ruhe kommen laſſen, welchen Zweck zu erlangen mein hochgeehrter Herr das Seinige allſtets kontribuiren wolle, dafür ich allemal ſein werde meines hochgeehrten Herrn dienſtwilligſter Diener H. G. F. von Derfflinger. Köln an der Spree, den 11. Mai 1678.“

Der Fortgang der Ereigniſſe zeigt, daß Derfflinger ſich den Wünſchen des Kurfürſten denn doch bequemt, und den folgenden Feldzug eifrigſt mitgemacht hat. In der That bedurfte Friedrich Wilhelm unter den eingetretenen Umſtänden des Zuſammenwirkens aller ſeiner Kräfte, um den ſteigenden Mißverhältniſſen gewachſen zu bleiben. Seine Bundesgenoſſen bemühten ſich um Frieden, und in den Verhandlungen zu Nimwegen, wo jede Macht nur ihren eigenen Vortheil ſuchte, wurde Brandenburgs Heil nicht ſehr bedacht. Neue und letzte Anſtrengungen wurden erforderlich, um durch neue und vollſtändige Waffenerfolge einen ehrenvollen Frieden zu erringen. In dem zweifelhaften Zuſtande, der nicht zur Entſcheidung kommen ließ, ob der Kurfürſt ſeine ganze Heeresmacht zweckmäßiger am Rhein gegen die Franzoſen, oder in Pommern gegen die Schweden gebrauchen würde, verging ein Theil des Sommers; der Prinz von Oranien wünſchte jenes, weil er hoffte, dadurch den Kaiſer, den König von Spanien, und vielleicht ſelbſt die Republik Holland, welche gegen ſeinen Willen eifrig für ſich allein den Frieden zu erlangen ſuchte, an dem Abſchluſſe noch gehindert zu ſehen; dieſes wünſchte der König von Dänemark. Endlich zuletzt entſchied ſich der Kurfürſt für die letztere Meinung, und rückte im Juli mit dem Heere nach Pommern, wo die nähere Gefahr auch den größeren Vortheil zu beſtimmen ſchien. Die Schweden waren daſelbſt noch im Beſitz der feſten Stadt Greifswalde und der ſtarken Feſtung Stralſund, auch hatten ſie durch Ueberrumpelung von 1200 Dänen und Brandenburgern ſich der Inſel Rügen und der zugehörigen kleineren Inſeln wiederbemächtigt. Sie aus dieſem Beſitze zu vertreiben, und ihnen wo möglich keinen feſten Fuß auf deutſchem Boden zu laſſen, ſchien ſo dringend als vortheilhaft. Mit Ungeduld harrte der Kurfürſt auf die Ankunft der däniſchen Flotte, deren

Mitwirkung unentbehrlich war. Sie erſchien endlich, und am 10. September ging der Kurfürſt mit allen ſeinen Truppen auf 350 Fahrzeugen von verſchiedener Größe, die ſchon in Bereitſchaft waren, von Peenamünde nach Rügen unter Segel. Die Ordnung der Truppen wurde auf den Schiffen beibehalten, die Generale von Schöning und Hallard führten die beiden Flügel, der General von Götze das Mitteltreffen. Derfflinger befehligte unmittelbar unter dem Kurfürſten die ganze Unternehmung. Als Leiter der Seefahrt befand ſich auf dem Schiffe des letztern der holländiſche Admiral Tromp. Wegen widriger Winde konnte die Flotte nicht ſogleich den beabſichtigten Landungsort bei Putbus erreichen, und blieb eine Zeitlang dem Feuer der Schweden ausgeſetzt. Endlich am 13. September ließ der Kurfürſt die Landung ſeiner Truppen in der Gegend von Putbus möglichſt beſchleunigen, da auch ſchon einige däniſche Truppen auf der Halbinſel Wittau gelandet und einem Angriffe der Schweden für ſich allein nicht gewachſen waren. Der General Konrad Chriſtoph von Königsmarck, ſchwediſcher Oberbefehlshaber in Pommern, ſuchte durch das Feuer ſeines Geſchützes von den Anhöhen herab die Landung der Brandenburger zu hintertreiben, allein dieſe rückten unerſchrocken vor, pflanzten ebenfalls Geſchütz auf, und trieben die Schweden vor ſich her. Kaum waren die erſten 200 Reiter ausgeſchifft, ſo ſtellte ſich Derfflinger an ihre Spitze, und griff 8 ſchwediſche Schwadronen mit ſolchem Ungeſtüm an, daß dieſe ſich alsbald zur Flucht wandten, und dabei eine Fahne und ein Feldſtück nebſt vielen Gefangenen einbüßten. Unfähig das Feld zu halten, zog Königsmarck ſich in die alte Fehrſchanze zurück, gegen welche Derfflinger am folgenden Tage mit dem Vortrab anrückte, und daſelbſt die Schweden in eiligſter Ueberſchiffung nach Stralſund begriffen fand. Hier war kein Augenblick zu verlieren, wenn der Feind nicht ohne Verluſt entkommen ſollte. Derfflinger faßte ſogleich ſeinen Entſchluß, den General von Schöning ſchickte er mit 500 Mann Fußvolk längs des Strandes, um die Schanze zunächſt am Meere anzugreifen, und nachdem hier der Angriff begonnen, ließ er plötzlich ſeine Reiter abſitzen, und drang mit ihnen zu Fuß von der

Landſeite ſtürmend ein. So wurde die Schanze im erſten Anlauf erobert, und dabei ſämmtliches Geſchütz und viele Pferde nebſt 700 Gefangenen; über 200 Schweden wurden getödtet; Königsmarck ſelbſt focht wie ein Verzweifelter, und war von Allen der letzte, der zu Schiffe ſtieg, um ſich zu retten. Die Brandenburger verloren nur etwa 40 Mann. Derfflinger griff ſodann am 16. September die neue Fehrſchanze an, die ſich ſchon bei den Anſtalten zum Sturm auf die erſten Schüſſe ergab, da die Deutſchen, die zur ſchwediſchen Beſatzung gehörten, in Aufruhr ausbrachen, und mit den Brandenburgern ſich verbanden. Auf dieſe Weiſe ſchnell im Beſitz von ganz Rügen, ließ der Kurfürſt nun auch die kleine Inſel Dänholm, in der Meerenge von Stralſund gelegen, durch 2000 Mann mit Gewalt wegnehmen. Bei allen dieſen und den nachfolgenden Verrichtungen erſcheint Derfflinger in gewohnter Thätigkeit und Kraft, und mit allem Feuer perſönlicher Tapferkeit in Gefahr und Kampf immer voran, als Feldmarſchall gleichſam noch Rittmeiſter und als Greis noch Waffenjüngling. Der Tadel neuerer Zeit, daß der Feldherr in ſolchem perſönlichen Eifer nicht in ſeinem Berufe ſei, dürfte dem Waffenbrauche jener älteren Zeiten, wo die Truppenzahl oft ſo äußerſt gering, und eine glückliche Einzelheit ſo leicht der ganze Erfolg war, nicht unbedingt angemeſſen ſein.

Nach der Eroberung von Rügen und Dänholm wandte ſich der Kurfürſt zu Anfang des Oktobers mit ſeinen Truppen, welche unter ihm fortwährend Derfflinger befehligte, zur Belagerung von Stralſund. Dieſe Feſtung war noch niemals eingenommen worden; ſelbſt der furchtbare Wallenſtein hatte im dreißigjährigen Kriege ſeine ſonſt unwiderſtehliche Wuth mit Aufopferung eines ganzen Heeres hier vergebens ausgetobt. Das gewaltige Unternehmen mußte gleichwohl gewagt werden; doch wurde zuerſt der Weg eines gütlichen Abkommens verſucht. In Kaiſerlichem Auftrage bot der Kurfürſt den Bürgern die Rechte und Freiheiten einer unmittelbaren Reichsſtadt an, wenn ſie zur Uebergabe der Stadt mitwirkten; allein Königsmarck wußte die Einwohner im Gegentheil zur Vertheidigung zu bewaffnen. Nachdem alſo dieſer Verſuch fehlgeſchlagen, und bei dem eingetretenen Herbſt keine Zeit mehr zu langwieriger Belagerung übrig war, wurde ſogleich ohne Schonung die Stadt angegriffen. Am 10. Oktober Abends begann aus 152 Feuerſchlünden unter Leitung des Oberſten Weiler eine ſo furchtbare, fortgeſetzte Beſchießung, daß am folgenden Tage die Stadt in vollen Flammen ſtand, und die Bürger von den Mauern und Thürmen weiße Fahnen wehen ließen. Der Kurfürſt ließ das Feuer einſtellen, und ſandte einen Trompeter vor, auf den aber von den Schweden geſchoſſen wurde; auch Derfflinger, der, um Vergleichsvorſchläge zu vernehmen, nah an das Thor hinanritt, erfuhr grobe Zurückweiſung. Die Belagerten hatten nur Zeit gewinnen wollen, die Feuersbrunſt zu löſchen, welches auch größtentheils gelungen war. Hierauf aber wurde die Beſchießung mit erneuerter Heftigkeit fortgeſetzt, und in kurzer Zeit lag die Hälfte der Stadt eingeäſchert. Königsmarck, deſſen Soldaten wegen der Hitze nicht mehr auf den Wällen ausdauern konnten, ſah ſich endlich am 12. Oktober zur Uebergabe genöthigt, und erhielt mit Truppen und Geſchütz freien Abzug nach Schweden. Am 20. Oktober zog der Kurfürſt, Derfflinger an ſeiner Seite, feierlich in die eroberte Feſtung ein. Auf gleiche Weiſe und Bedingung erfolgte nach heftiger Beſchießung am 6. November die Uebergabe von Greifswalde. Durch dieſe raſchen Ereigniſſe, die jede Erwartung übertrafen und Staunen und Wunder erregten, war den Schweden kein Fußbreit Landes in Pommern übrig, und ihre Macht auf dieſer Seite völlig aus Deutſchland abgeſchieden. Der Kurfürſt kehrte mit Derfflinger und den meiſten ſeiner Generale nach Berlin zurück, wo man den Früchten ſo vieler Siege und Eroberungen in dem Frieden entgegenſah, deſſen Abſchluß von Tag zu Tag erwartet wurde.

Dieſe Hoffnung wurde zwiefach getäuſcht. Die Schweden, in Pommern überwunden, zeigten auf andrer Seite unvermuthete Uebermacht. Aus Liefland brach der Feldmarſchall Horn mit 16,000 Mann durch das polniſche Gebiet in Preußen ein, und grauſame Verwüſtung bezeichnete ſeine Fortſchritte. Gegen ſolche Truppenmacht waren die brandenburgiſchen Beſatzungen in Preußen zu ſchwach; der Kurfürſt ſandte den General von Görtzke mit 3000 Mann zur Unterſtützung ab, allein auch dieſer konnte mit der Geſammtſtärke von 7000 Mann dem feindlichen Einbruche nicht wehren. Die Schweden drangen vor, und die Polen, trotz ihres Bündniſſes mit dem Kurfürſten, ſchienen geneigt, mit jenen gemeine Sache zu machen. So wichtig es dem Kurfürſten auch war, ſeine Kriegsmacht eine Weile in Ruhe zu erhalten, und zu beſſerer Einwirkung auf das bedenklich fortrückende Friedensgeſchäft gegen den Rhein hin ſchlagfertig geſtellt zu bleiben, ſo wurde doch für Preußen die Gefahr allzudringend, und der Zug dahin ſchnell beſchloſſen. Sichernde Beſatzungen blieben in Weſtphalen und in Pommern zurück. Von den Truppen aber, die eben aus dem Felde heimgekehrt, wurden alle Regimenter Reiterei und Dragoner, zuſammen 5500 Pferde, ſodann von jedem Regimente zu Fuß ausgeſuchte 60 Mann nebſt doppelten Offizieren, und 34 Stücke Geſchütz, alles unter dem Oberbefehle Derfflinger's, ſchleunigſt gegen die Weichſel in Bewegung geſetzt; die Generale von Götz, Graf von Promnitz und von Schöning führten die einzelnen Abtheilungen. Kaum waren dieſe Truppen an der Gränze von Pommerellen etwa 9000 Mann ſtark vereinigt, ſo eilte der Kurfürſt ſich an ihre Spitze zu ſtellen. Am 30. Dezember 1678 reiſte er im harten Winter zu Schlitten, begleitet von ſeiner Gemahlin und dem Kurprinzen Friedrich, von Berlin ab, ſchloß ſich ſeinen Kriegsſchaaren an, und traf mit ihnen in beiſpielloſen Gewaltmärſchen ſchon am 10. Januar 1679 in Marienwerder ein, nachdem er dieſen Tag 12 deutſche Meilen, die vorgehenden aber nicht weniger als deren 6 bis 7 zurückgelegt. Hier ließ er zwei Tage raſten. Trotz der ſtrengen Winterkälte und der ungeheuern Anſtrengung zeigten die Truppen Eifer und Freudigkeit. Inzwiſchen verbreitete die Nachricht von des Kurfürſten ſchnellem Anrücken unter den Schweden Schrecken und Beſtürzung. Der Feldmarſchall Horn, den die furchtbare Nähe des ferngeglaubten Gegners völlig verwirrte, befahl überall den ſchleunigſten Rückzug. Der Kurfürſt aber, von dem Feinde noch 18 Meilen entfernt, ſandte dem General von Görtzke, der in der Gegend von Königsberg verweilte, den Befehl mit allen ſeinen Truppen den Schweden zu folgen, und ſie durch Angriffe möglichſt aufzuhalten, bis der Kurfürſt ſelbſt herangekommen wäre. Mit 4000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk, die hinter den Reitern mitaufſitzen mußten, verfolgte Görtzke den Feind ſo nachdrücklich, daß derſelbe in ſteter Flucht bis Inſterburg einen großen Theil ſeiner Mannſchaft einbüßte. Der Kurfürſt folgte angeſtrengt mit den übrigen Truppen nach, und beſchleunigte ſie, das Fußvolk auf zuſammengebrachten Schlitten, über das friſche Haf am 16. Januar nach Königsberg. Zwiſchen Tilſit und Ragnit ſchien Horn endlich ſtehen zu wollen, daher der Kurfürſt abermals den General von Görtzke mit 4300 Reitern und den Oberſten Henning von Treffenfeldt mit 1000 Dragonern vorausſandte, um durch kleine Gefechte ſeinem eigenen Anrücken Zeit zu gewinnen. Er ſelbſt ließ alle Pferde und Schlitten der Umgegend ſchnell wieder aufbieten, und führte ſeine kampfbegierigen Truppen 3 Meilen weit über das zugefrorene kuriſche Haf, wodurch er ſeinen Weg um 8 Meilen verkürzte, und Abends am 19. Januar zu Gilge, einem Dorf an dem gleichnamigen Fluſſe, ankam. In der Nacht noch ging er bei der größten Kälte weiter bis 3 Meilen von Tilſit, nach Kuckernes, wo eben in der Frühe die ermatteten Pferde etwas Futter erhielten, und die faſt erſtarrten Soldaten gegen die Kälte einigen Schutz ſuchten, als die Nachricht einlief, daß Treffenfeldt unfern Tilſit bei dem Dorfe Splitter ein ſiegreiches Gefecht am 20. Januar gegen drei ſchwediſche Dragonerregimenter und ein Küraſſierregiment beſtanden, dieſe faſt ganz vernichtet, und dabei eine Menge Geſchütz, zahlreiches Gepäck und andere Beute genommen habe. Als dieſer tapfre Oberſt gleich darauf ſelbſt erſchien, und dem Kurfürſten 8 Fahnen, 2 Standarten und andere Siegeszeichen überreichte, empfing er dafür auf der Stelle ſeine Ernennung zum Generalmajor. Den von Tilſit abziehenden Schweden den Weg zu verſperren, rückte der Kurfürſt am 21. Januar vor Tag von Kuckernes nach Heidekrug, wo ſie vorbeikommen mußten. Görtzke aber erhielt wiederholten Befehl, den Feind unausgeſetzt zu verfolgen und anzugreifen; er erreichte auf dem Wege nach Koadjut ihren Nachtrab, den Horn ſelbſt befehligte, und brachte demſelben eine völlige Niederlage bei. Dem

Kurfürſten ſelbſt entzog ſich Horn, indem er durch einen ſtarken Nachtmarſch rechts nach Samogitien ausbog, und ſo die Trümmer ſeines aufgeriebenen Heeres nach Liefland rettete, wo alles in Angſt und Schrecken jeden Augenblick die Ankunft der ſiegreichen Brandenburger erwartete, und ſelbſt Riga ſchon vor dem Schickſale Stralſunds erzitterte. Der Kurfürſt aber, erwägend, welch unerhörte Anſtrengungen die Seinigen in dieſem ſchrecklichen Winterfeldzuge gemacht, und bei der ſtets zunehmenden Kälte noch ferner zu machen hätten, überließ die weitere Verfolgung den Generalen von Schöning und von Treffenfeldt, und ging mit der Hauptmacht nach Königsberg, wo er am 24. Januar unter dem Jubel der Einwohner herrlich einzog. Die genannten Generale ſchlugen den Feind noch in mehreren ſcharfen Gefechten, und verfolgten ihn bis 8 Meilen vor Riga, von wo ſie dann nach Memel zurückkehrten. Horn brachte von ſeinem noch kurz vorher ſo ſtreitbaren Heere in erſchöpften aufgelöſten Haufen kaum 2500 Mann zurück, die übrigen waren durch das Schwert der Brandenburger gefallen, oder durch Hunger, Froſt und furchtbare Seuchen, welche ihre Flucht ſchrecklich begleiteten, aufgerieben. Dieſer denkwürdige Feldzug, in Schnelligkeit, Kraft und Wirkung den von Fehrbellin wiederholend, übertraf dieſen noch durch die erhöhte Anſtrengung, welche der furchtbare Winterkampf jenes fernen Nordens auferlegte. In dem Andenken dieſer Thaten und Mühen wird der Name Derfflinger's immerdar mitleben.

Während Friedrich Wilhelm an den Ufern der Oſtſee dem einen Feinde ſo glorreich entgegenſtand, wurde er in Weſten dem andern von ſeinen Bundesgenoſſen ſchmachvoll preisgegeben. Spanien und Holland hatten ſchon früher den Frieden mit Ludwig dem Vierzehnten zu Nimwegen geſchloſſen, dem Beiſpiele dieſer Mächte folgten Kaiſer und Reich ebendaſelbſt am 5. Februar 1679. Die Lage des Kurfürſten wurde nun bedenklich; nur Dänemark ſtand noch auf ſeiner Seite, gegen Schweden ebenfalls wirkſam, gegen Frankreich ohne Gewicht. Ein Heer von 30,000 Franzoſen unter dem General Calvo fiel in das Herzogthum Kleve ein; bald nachher 10,000 unter Crequi in das Fürſtenthum Minden. Der ganzen Macht Ludwig's des Vierzehnten war Friedrich Wilhelm allein nicht vermögend zu widerſtehen, er ſelbſt auch mußte Frieden ſuchen, welchen der König von Frankreich, ein treuerer Bundesgenoſſe als die dem Kurfürſten zu Theil gewordenen, nur unter der Bedingung zugeſtand, daß alle den Schweden entriſſene Länder und Feſtungen ihnen zurückgegeben würden. Vergebens ſuchte der Kurfürſt die Früchte ſeiner kriegeriſchen Anſtrengung wenigſtens zum Theil zu behaupten, jede Zögerung wurde zuletzt gefährlich, und auf jene harte, durch geringe Gegenbewilligung nur wenig ermäßigte Bedingniß wurde der Frieden mit Frankreich und Schweden zu St. Germain-en-Laye am 29. Juni 1679 durch den brandenburgiſchen Bevollmächtigten Meinders endlich unterzeichnet.

Inmitten aller Thaten und Ehren, welche den emporgeſtiegenen Krieger ſchmückten, blieb Derfflinger gleichwohl mancher Berührung ausgeſetzt, die ihn vor eitlem Uebermuthe, oft nur allzu ſchonungslos bewahren ſollte. In einer Stellung, wie die ſeinige war, ſind Neider und Feinde unvermeidlich; ihren Haß nährt oft noch ſelbſt die Güte, die ihn verſöhnen möchte. Die dunkle Herkunft, in deren Gegenſatz Verdienſt und Würde nur um ſo glänzender hervortraten, wurde das bequeme Ziel niedriger Schmähungen. Die bittre Schmach, welche der Feind ihm bei der Belagerung von Stettin anthat, iſt ſchon erwähnt worden. Aber auch im Kreiſe der Seinen widerfuhr ihm manch ſchnöde Begegnung. Nicht die Gunſt und Achtung des edlen Kurfürſten, nicht das Anſehen der wohlerworbenen Feldmarſchallswürde vermochte freche Beleidigungen in jenem Bezuge ganz zu hindern. Doch Derfflinger war nicht der Mann ſie geduldig zu ertragen. Als ein franzöſiſcher Geſandter einſt die Unverſchämtheit hatte, den Kurfürſten bei der Tafel zu fragen, ob es wahr ſei, daß er einen General in Dienſten habe, der ein Schneider geweſen? trat Derfflinger, die Antwort nicht abwartend, ſogleich auf, und flammende Blicke auf den Geſandten ſchießend, „Hier iſt der Mann, rief er, von dem das geſagt wird; hier aber (auf ſeinen Degen ſchlagend), hier iſt die Elle, mit der ich die Hundsſötter nach der Länge und Breite meſſe!“ Ein allgemeines Staunen und langes Stillſchweigen der

Anweſenden vollendete die Vernichtung des erblaßten Diplomaten. Nach anderer Erzählung fiel dieſer Auftritt mit einem Herzoge von Holſtein-Beck vor, was jedoch hier einerlei ſein kann.

Derfflinger jedoch ſchämte ſich der Erinnerung ſeiner früheren Lebensverhältniſſe keineswegs, nur vorwerfen ſollte ſie ihm keiner, er ſelbſt rief manchen Zug ſeiner Vergangenheit gern auf heitre Weiſe hervor. Als er noch gemeiner Dragoner war, erzählte man, konnte er einmal Nachts nicht ſchlafen, ſondern warf ſich unruhig auf der Streu hin und her, wodurch ſein Zeltkammerad gleichfalls am Schlafe gehindert blieb, und ihn ſcheltend fragte, warum er ſo unruhig ſei? Derfflinger antwortete, er könne nicht ſchlafen, weil ihn der Gedanke quäle, wie er in der Welt wohl noch ein General werden möchte. „Ach was! rief der Andre, lieg und ſchlaf! ein Lumpenhund magſt du wohl noch werden, aber kein General!“ Dreißig Jahre nachher, als er ſchon Feldmarſchall war, kam Derfflinger auf der Reiſe in ein Städtchen, wo der Name des Bürgermeiſters ihm auffiel; er fuhr ſogleich vor deſſen Wohnung an, und als derſelbe eiligſt mit der Mütze in der Hand hervorſtürzte, rief Derfflinger, der auf den erſten Blick ſeine Vermuthung beſtätigt fand, ihm mit ſtarker Stimme entgegen: „Kammerad, kennen wir uns noch wohl?“ — Ja, erwiederte der Bürgermeiſter mit Zögern. — „Und wie iſt's mit der Prophezeihung geworden?“ fuhr Derfflinger fort, indem er ihm die Worte jener Nacht zurückrief. Der Bürgermeiſter entſchuldigte ſich, nach ſo langer Zeit könne er ſich der Worte, die er damals gebraucht, ſo genau nicht mehr erinnern, bäte aber gern um Verzeihung, wenn unter ihnen als damaligen Zeltkammeraden etwas vorgefallen, das ihrem jetzigen Abſtande nicht gemäß ſei. „Wenn's einmal Lumpenhund ſein muß, rief Derfflinger, ſo mag's drum ſein; aber wer iſt denn nun der größte geworden, ich oder du?“ Der Bürgermeiſter wußte ſich in ſeiner Verwirrung kaum zu faſſen, der Feldmarſchall aber ſprang aus dem Wagen, umarmte ihn brüderlich, klopfte ihm auf die Schultern, und fragte, ob er was Gutes zu eſſen habe? Jener antwortete, Schinken, geräucherte Würſte, und Fiſche und Krebſe habe er im Hauſe. „Und ich, ſagte Derfflinger, habe guten Rheinwein bei mir.“ Und ſo gingen ſie zuſammen hinein, aßen und tranken vergnügt mit einander, und unterhielten ſich mit alten Schnurren und Streichen aus jener frühen Zeit.

Endlich ſah Derfflinger die Waffenruhe, die ihm gegen ſeinen Wunſch, doch nur zu Vermehrung ſeines Ruhmes, ſo lange war verſpätet worden, glücklich erreicht, und mit voller Freudigkeit gab er ſich dem Genuſſe derſelben hin. Ihm blieben zwar auch im Frieden die wichtigſten Aemter und Würden, die Statthalterſchaft von Hinterpommern und Kamin, die allgemeine Aufſicht über die ſämmtlichen Feſtungen, der Oberbefehl über alle Kurfürſtlichen Truppen, die Wirkſamkeit als Geheimer Kriegsrath; allein die gleichmäßigen Geſchäfte einer geordneten Verwaltung, deren Arbeiten ſich leicht vertheilten und übertrugen, mußten dem von Kriegesthätigkeit Ausruhenden nur Erholung dünken, in welcher die völlige Muße ſich gern verhüllt und doch immer leicht wiederfindet. Abwechſelnd in Berlin, wo er am Hofe ſeines feldherrlichen Fürſten und an der Spitze des Kriegsweſens in hoher Gunſt und verdientem Anſehen ſtand, auch in allen wichtigen Angelegenheiten fortwährend zu Rath gezogen wurde, und auf ſeinen ſchönen Landſitzen, wo ihn Feld und Gärten glücklich beſchäftigten, verlebte er ein frohes Alter, umgeben von einer zahlreichen Familie, die ihn liebend ehrte und pflegte. Der Widerruf des Edikts von Nantes, bei welchem Ereigniſſe Friedrich Wilhelm auf's neue die ganze Größe ſeines Geiſtes und Muthes zeigte, indem er, dem Zorne Ludwig's des Vierzehnten trotzend, den Verfolgten Schutz und Aufnahme gab, führte durch die zahlreich einwandernden franzöſiſchen Proteſtanten eine Menge neuer Künſte und friſcher Thätigkeiten nach Brandenburg. An dieſer allgemeinen Belebung nahm Derfflinger, wie es ſcheint, eifrigen Antheil; ſeine Liebe zum Bauen und Pflanzen fand in den Kenntniſſen und dem Geſchmacke der gebildeten Ankömmlinge mannigfache Förderung. Vielleicht wird die Vollendung der ſchönen Gärten zu Guſow mit Recht in dieſe Zeit geſetzt. Inmitten ſolch heiterer Beſchäftigung genoß Derfflinger den Nachſommer ſeines Lebens, der, je weniger davon zu ſagen geblieben, nur um ſo glücklicher geweſen ſein mag. Doch ſtellte ſich einige Kränklichkeit ein, und er mußte den Tod ſeines jüngeren Sohnes erfahren, der im Jahre 1686 vor Ofen bei einem Ausfalle der Türken fechtend erſchoſſen wurde.

Indeß konnte ſein Lebensglück nicht über den Zuſtand ſeiner Geſundheit und ſeiner Kräfte gebieten; ſein zunehmendes Alter war von mancher Schwäche und Kränklichkeit begleitet, gegen welche der Wille zuletzt nichts mehr vermochte. Der Kurfürſt bedurfte in den neuen Verwickelungen, zu denen ſich die politiſchen Händel anließen, eines kräftigeren Ueberblicks, einer raſcheren Thätigkeit, als ſein alter Feldmarſchall den Staats- und Kriegsangelegenheiten jetzt noch widmen konnte; dieſer ſelbſt hatte ſich mehrmals darüber mit dem Kurfürſten in vertraulicher Offenheit beſprochen. Als daher der Marſchall Graf von Schomberg dem franzöſiſchen Kriegsdienſte um des proteſtantiſchen Glaubens willen entſagte, und ſeine Zuflucht nach Brandenburg nahm, eilte der Kurfürſt, den berühmten Feldherrn in dem gehörigen Range bei ſeinem Heere wiederanzuſtellen. Durch ein Schreiben vom 19. April 1687 machte er dieſe Entſchließung dem alten Derfflinger, der in Guſow ſeit längerer Zeit unpäßlich war, in den ſchonendſten Ausdrücken bekannt; alle ſeine Würden und Einkünfte ſollten ihm verbleiben, nur die Oberaufſicht und die unmittelbare Befehlführung der Truppen dem rüſtigern Krieger übertragen ſein. Doch wie ſehr die Lage der Dinge eine ſolche Anordnung rechtfertigte, und wie einverſtanden Derfflinger früher ſelbſt dazu gerathen, ſo reizte doch der Augenblick, da die Sache wirklich geſchah, ſeine Empfindlichkeit, und ſein Antwortſchreiben verhehlte dieſelbe nicht, ſo wenig als die Hoffnung, jenem Amte durch völlige Geneſung bald ſelbſt wieder vorſtehen zu können.

Derfflinger hatte den Schmerz, im folgenden Jahre ſeinen großen Fürſten und Feldherrn durch den Tod zu verlieren. Friedrich Wilhelm ſtarb den 28. April 1688 mit dem hohen Gleichmuthe, den er in Krieg und Schlacht ſo oft bewieſen. Derfflinger folgte bei dem feierlichen Leichenbegängniſſe in dem leidtragenden Range, den ſeine hohen Würden ihm anwieſen, und dem die Bekümmerniß ſeines Herzens bei ſolch traurigem Anlaſſe nur zu ſehr entſprechen durfte. In gleichen Ehren und Würden, wie bei dem großen Kurfürſten, blieb bei deſſen Nachfolger Friedrich dem Dritten der alte Feldmarſchall geſchätzt und angeſehen. Er hatte dem neuen Kurfürſten alsbald ſeine perſönlichen Wünſche und Anſprüche vortragen laſſen. Dieſer rechnete ihm außer ſeinen großen Verdienſten um den Staat auch „in specie die ſonderbare unterthänigſte Devotion“ gnädigſt an, „welche gegen Seine Kurfürſtliche Durchlaucht als damaligen Kurprinzen er in vielen Begebenheiten erwieſen,“ und beſtätigte ihn als Geheimen Kriegsrath und General-Feldmarſchall, als Statthalter in Pommern, als Gouverneur von Küſtrin, mit dem Bemerken, daß er in Betreff dieſer letztern Stelle nur von dem Kurfürſten unmittelbar abhängen ſolle, endlich als Inhaber ſeiner drei Regimenter. Die Urkunde iſt vom 11. Auguſt 1688 aus Köln an der Spree. Derfflinger ging ſogar in dem bald wieder gegen Ludwig den Vierzehnten ausgebrochenen Kriege noch Einmal mit in's Feld; obgleich ſchon früher alles eigentlichen Dienſtes überhoben, glaubte er doch, da ſeine Kriegserfahrung in Anſpruch genommen wurde, nicht zurückbleiben zu dürfen. Er folgte dem Kurfürſten, der mit 20,000 Mann zu dem Kaiſerlichen Heere zog, im Jahre 1690 nach Flandern. Allein der Feldzug blieb ohne bedeutende Ereigniſſe, und Derfflinger kehrte nach Berlin zurück, um fernerhin ganz der Ruhe zu leben. Auch nahm er an den folgenden Feldzügen, in welchen ſeine drei Regimenter ſtets mitfochten, perſönlich keinen Theil mehr.

Wenig mehr tauglich zu Dienſt und Geſchäften, ſcheint er auch kein Verlangen mehr darnach empfunden zu haben, wie ſich aus folgendem heitern Vorgange zu ergeben ſcheint. Derfflinger ſtand einſt an der Wiege des Kurprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm's des Erſten, und ſchien ganz in Betrachtung verſenkt. Der Kurfürſt fragte ihn: „Nun, alter Derfflinger, was denkt Er denn ſo nach?“ Der Feldmarſchall fuhr auf, war anfangs etwas verlegen, faßte ſich aber gleich, und ſagte mit munterer Gradheit: „Indem ich den Prinzen anſah, dacht' ich mir und ſagte im Stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich gehudelt, dein Vater hat mich gehudelt, aber du wirſt mich wohl ungehudelt laſſen!“ Der Kurfürſt lachte, und ließ es gut ſein. — Derfflinger lebte ſeine letzten Jahre im Schooße ſeiner Familie, meiſt auf dem Lande, jeder Sorge enthoben, nach durchkämpftem Leben in ſtillem Frieden. Sein irdiſches Heil war ihm in reichen Maßen zugeſtrömt, um das himmliſche war ihm nicht bange. Man rühmte ſeine wahrhafte Frömmigkeit, die ſich mit feſtem Vertrauen an die proteſtantiſchen Glaubenslehren anſchloß; Johann Arnd's wahres Chriſtenthum ließ er ſich fleißig vorleſen, ein Erbauungsbuch, das noch heutiges Tages den Bedürfniſſen vieler Frommen entſpricht. Betagt und lebensſatt ſtarb er endlich den 4. Februar 1695 faſt 89 Jahr alt den ſanften Tod der Altersſchwäche bei völligem Bewußtſein. Seinem Willen gemäß wurde ſein Begräbniß ganz einfach veranſtaltet, und in der Gedächtnißrede, die ihm der Prieſter zu Guſow, Salomon Sannovius, hielt, nicht das geringſte von ſeinem Leben und ſeinen Thaten erwähnt, nur im Allgemeinen heißt es darin: „Gott hat ihn von der Muskete an, von dem niedrigſten bis zum höchſten Ehrengrad in der Miliz kommen laſſen.“ Dieſer Prediger hat jedoch viele Nachrichten über Derfflinger mit großem Fleiße geſammelt, wovon die Handſchrift vielleicht noch irgendwo bewahrt iſt.

Von Derfflinger's Perſönlichkeit findet ſich folgende ältere Schilderung, welche der Anblick eines noch erhaltenen Gemähldes gegeben zu haben ſcheint. „Ein ſtarkes, krauſes Haar zierte ſein Haupt. Sein Geſicht iſt durch die breite Stirn, ſtarke Augenbraunen, lebhafte Augen, große Naſe, ſtarkes Kinn, volles Geſicht und Unterkehle kenntlich, welches der Bart über der Oberlippe und etwas ſtehengebliebenes verſtutztes Haar unter der Unterlippe noch mit mehreren Merkmalen verſehen. Er muß ein wohlgebildeter, großer, ſtarker Mann geweſen ſein, den ſchon die Natur zum Kriege gemacht.“ Seine Eigenſchaften als Feldherr ſind aus der Erzählung ſeines Lebens genugſam zu erkennen; Rathſchlag und Ausführung finden ſich ſtets bei ihm in gleicher Tüchtigkeit. Der Unternehmungsgeiſt, die Schnelligkeit und Kühnheit, welche dem Reiterdienſte vor allen angehören, ſind die Grundzüge des

Karakters, den er als Kriegsmann zeigte; die Reiterei war ſeine Waffe, ihr hing er durch ſein ganzes Leben, vom Gemeinen bis zum Feldmarſchall, treulich an. Die Truppen liebten ihn und folgten mit Vertrauen ſeiner Anführung, die den Sieg zu verbürgen ſchien. Er hatte mit ihnen eine leutſelige, freigebige Art, wie folgender Zug beweiſt. Er ſah einſt mit einem Unteroffizier in einer Feſtung ſeine Lade voll eingehämmerter Thalerſtücke nach. Der Anblick ſolcher niegeſehenen Menge Geldes brachte den letzteren ganz aus der Faſſung, daß er ſtaunend zurückwich. Da befahl ihm Derfflinger, ſich eine Handvoll davon zu nehmen, und da jener, noch mehr erſchrocken, dies nicht thun wollte, ſo nahm er ſelbſt eine tüchtige Handvoll heraus, und ſteckte ſie ihm freudig zu mit den Worten, er ſolle nur nehmen, ſo was käme doch nicht oft. Seinen Feldherrngaben ertheilt Friedrich der Große ein ehrenvolles Zeugniß. „Parmi les généraux de l'électeur, — heißt es in den Mémoires de Brandebourg, — le vieux Derfflinger et le prince Jean George d'Anhalt avaient la plus grande réputation. Le prince d'Anhalt passait pour sage, et Derfflinger pour entreprenant; ce dernier servit bien son maître à la surprise de Rathenow, à la poursuite des Suédois après la bataille de Fehrbellin, et à hâter la diligence extraordinaire des troupes dans l'expédition de Prusse.“ Seinen Ueberblick, ſeine Kriegskenntniß und Waffenkunde dankte er bloß der unmittelbaren Anſchauung und Erfahrung, die ihm ſein Leben in ungewöhnlicher Fülle dargeboten, ſelbſt vom Geſchützweſen und Feſtungsbau hatte er auf dieſe Weiſe ausreichende Einſicht erlangt. Seinen Namen unterzeichnete er ſehr zierlich, und zwar nie Dörfling, wie man ihn meiſtens genannt findet, ſondern Derfflinger; alles Uebrige ſagte er ſeinen Schreibern in die Feder. Gelehrſamkeit und Studium blieben ihm fremd, und ſein Mangel an Schulunterricht kam oftmals in luſtigen Irrungen an den Tag. Man erzählt, er habe einſt den Bericht eines Rittmeiſters, der auf Erkundung des Feindes ausgeſchickt worden, und dem Datum ſeines Zettels das Wort Raptim vorgeſetzt hatte, aus einem Orte ſolches Namens geſchrieben geglaubt, und lange vergebens nach der Lage dieſes

Ortes geſucht. „Ich habe den Rittmeiſter, ſagte er, nach Neudorf beordert, und der Teufel hat ihn nach Raptim geführt!“ Endlich aufgeklärt, das Wort ſei lateiniſch und bedeute in Eil, ſagte er voll Eifers: „Ei ſo hätte der Narr mögen auf gut Deutſch hinſchreiben in Eil, und ich hätte mir eine gute halbe Stunde unnützes Suchen erſpart.“ Ein andermal wurde berichtet, die Truppen könnten nicht ſo raſch gegen den Feind anrücken, weil die Defilé's ſie aufhielten; „Schlagt die Teufels todt!“ rief der ungeduldige Feldherr, der das unbekannte franzöſiſche Wort für dieſe im Plattdeutſchen ähnlich klingende Feindesbenennung nahm. Ueberhaupt konnte er ausländiſche Wörter und Namen nicht leiden, und ſetzte ſie ſtets in ihm bekanntere um. Den ſpaniſchen Geſandten Caſtanaga, zum Beiſpiel, nannte er nie anders, als Kaspar Nagel. Noch viele Schnurren ſolcher Art wurden ihm nacherzählt, wovon aber nur wenige in der Ueberlieferung noch übrig ſind. Von Natur bieder und frohmüthig, ſcheint er eine gewiſſe Derbheit und Laune glücklich vereint zu haben. Sein Umgang war aufrichtig und zuverläſſig, doch hinwieder auch klug und gewandt genug, wo die Umſtände dies forderten. Der Italiäner Leti, der ein Gemählde des brandenburgiſchen Hofes verfaßt, ſchildert ihn als einen Mann von ſanften feinen Sitten, der am Hofe ſich ſehr wohl dargeſtellt. Ueberhaupt ſcheint er in allen Dingen eine gute Art und ſicheres Maß gehabt zu haben, ohne nach irgend einer Seite hin die Schranken zu übertreten. Bei vielfachen Ausgaben hielt er ſein Vermögen doch wohl zu Rath, und ſein guter Stern hatte ihn wie aus Niedrigkeit zu den höchſten Ehren, ſo auch aus Armuth zu den größten Reichthümern emporgeführt. Seine Kriegsämter brachten ihm ſehr bedeutenden Dienſtgehalt, ſeine drei Regimenter ebenfalls beträchtliche Einkünfte. Außerdem erhielt er zur Belohnung ſeiner großen im Felde geleiſteten Dienſte von dem Kurfürſten wiederholt außerordentliche Geſchenke; im Jahre 1675 anfangs 10,000 Thaler, darauf nach der Schlacht von Fehrbellin noch 10,000 und endlich eine Verſchreibung auf die geweſene Komthurei Wildenbruch von 120,000 Thaler; ferner im Jahre 1678 wegen der bei Einnahme der Inſel Rügen und der Feſtungen

Stralſund und Greifswalde bewieſenen Tapferkeit eine Anweiſung von 50,000 Thaler auf die ſpaniſchen Hülfsgelder, die im folgenden Jahre auf 62,000 erhöht wurde. Außer großen Summen baaren Geldes hinterließ er die theils erheiratheten, theils angekauften herrlichen Güter Guſow, Platkow, Wulkow, Kleſſin, Hermsdorf, Kerkow, Theeren und Krauseiche in der Kurmark, Schildberg in der Neumark, Quitemen nebſt den dazu gehörigen Dörfern in Preußen, endlich zu Berlin das von Nering für ihn erbaute und zu ſeiner Zeit prächtige Haus am kölniſchen Markte, welches grad' im Geſichte des Königlichen Schloſſes liegt, und jetzt dem Kaufmann Weſtphal gehört. Wegen der Beſitzungen in Preußen war ihm das dortige Ingeburtrecht, ſpäter auch das polniſche ertheilt worden.

Derfflinger ſah aus ſeinen beiden Ehen eine zahlreiche und blühende Nachkommenſchaft. Seine Tochter, Beate Luiſe, die einzige Frucht aus der erſten Ehe, heirathete im Jahre 1674 den Generallieutenant und Oberhauptmann der Feſtung Küſtrin, Kurt Hildebrand von der Marwitz; drei jüngere Töchter aus der zweiten Ehe, Luiſe, Emilie und Charlotte, wurden die Gattinnen des Generallieutenants Joachim von Dewitz, des Oberſten Hans Otto von der Marwitz, und des Generalmajors Johann von Zieten; eine fünfte Tochter Dorothea ſtarb unvermählt. Seine beiden Söhne aus der zweiten Ehe, Friedrich und Karl, bezogen im Jahre 1676 zuſammen die Univerſität, ſtudirten zuerſt in Frankfurt an der Oder, darauf in Tübingen. Der jüngere ging in der Folge mit den brandenburgiſchen Hülfsvölkern gegen die Türken nach Ungarn, wo er im Jahre 1686 vor Ofen blieb. Der ältere begab ſich eine Zeitlang nach Straßburg, machte ſodann große Reiſen, beſuchte Frankreich, Holland, England, Italien, Malta, und ging endlich zu Venedig als Oberſtlieutenant in Dienſte der Republik, deren Truppen der Feldmarſchall Graf von Königsmarck befehligte. Im Jahre 1688 von ſeinem Vater zurückgerufen, erhielt er den gleichen Grad im brandenburgiſchen Heere, nahm aber im Jahre 1691 den Abſchied, um ſich ganz der Pflege des alten Vaters zu widmen. Nach deſſen Tode trat er wieder in Dienſte, ſtieg bis zum Generallieutenant, und ſtarb im Jahre 1724 zu Guſow ohne Kinder. Er hinterließ den Ruhm eines edlen und tapfern Mannes, und eine Wittwe, geborene von Oſterhauſen, eine fromme tugendhafte Frau, die ihn noch lange überlebte. Mit ihrem Tode, der zu Berlin im Jahre 1740 eintrat, erloſch der Name Derfflinger unter den Lebenden. Von des alten Feldmarſchalls Töchtern aber erblühte eine große Nachkommenſchaft, die ſein Geſchlecht in dem angeeigneten Vaterlande kräftigſt erhalten und weit verzweigt hat. Derfflinger prangt jetzt als Ahnherr in den Stammbäumen der Fürſten von Schönburg und Reuß, der Grafen von Stollberg-Wernigerode, Haugwitz und Podewils, der Familien von der Marwitz, Zieten, Bismark, du Roſey, Bonin und mancher andern angeſehenen Geſchlechter, die ſeines Namens mit Recht ſich rühmen. Hieher gehört folgender Zug, den ich genau mittheile, wie ihn der Staatsminiſter Graf von Haugwitz mir erzählt hat. Derſelbe empfing einſt einen Auftrag in Betreff des Johanniterordens, allein er lehnte denſelben ab, weil er ſelbſt kein Mitglied des Ordens ſei, und daher wohl nicht gut für das Geſchäft paſſe. Der König Friedrich Wilhelm der Zweite meinte, es bedürfe ja nur eines Wortes an den Heermeiſter, ſo würde Haugwitz aufgenommen ſein. Nein, erwiederte Haugwitz, ein unüberwindliches Hinderniß ſteht entgegen, das auch Ew. Majeſtät mit aller Ihrer Macht nicht heben können. — „Welches denn?“ fragte der König. — Ich ſtamme von Derfflinger ab, fuhr Haugwitz fort, ich habe die Ahnen nicht, und dieſen unauslöſchlichen Fleck muß ich ſchon behalten. — „Wenn es ein Flecken iſt, ſagte hierauf der König, ſo iſt es der ruhmvollſte, den viele Leute für ihr Leben gern mit Ihnen theilen möchten!“ —

Derfflinger's Bild iſt in Kupferſtichen, Denkmünzen und Gemählden mannigfach erhalten. Eines der letztern wird noch zu Berlin in dem Hauſe aufbewahrt, deſſen Beſitzer er einſt geweſen. Eine Denkmünze von J. Höhn, noch jetzt im Beſitze der gräflichen Familie von Bismark, zeigt das Bruſtbild des alten Helden mit deutſcher Umſchrift; auf der Rückſeite befindet ſich ſein Wappen von Gottesſtrahlen erhellt, mit der Umſchrift „a deo et virtute splendor“, rechts und links ruhen Mars und Herkules, und darunter ſtehen die Worte: „Nis majoribus.“ Sein Zeitgenoſſe Johann von Beſſer, Ceremonienmeiſter und Dichter am brandenburgiſchen Hofe, hat ſeiner in dem Lobgedichte auf Friedrich Wilhelm den Großen ruhmvoll gedacht. In ſpäterer Zeit hat Blum, in dem Schauſpiele das befreite Rathenau, ihn unter den Helden der Begebenheit mit aufgeführt. Gleiches iſt in unſeren Tagen durch Heinrich von Kleiſt, in dem Schauſpiele der Prinz von Homburg, geſchehen, doch hat die freiſchaltende Einbildungskraft des Dichters in dieſem glänzenden Erzeugniſſe die Treue geſchichtlicher Einzelheiten keineswegs beabſichtigt. —

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

Graf zur Lippe.

Mündliche und handſchriftliche Mittheilungen aus Weſtphalen.

Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelms zu Schaumburg-Lippe. Hannover, 1783. 8.

Vom Geh. Rath Schmalz. Eine beredte Darſtellung, und als ſolche auch jetzt noch alles Lobes werth, das ihr Zimmermann in ſeinem Buche von der Einſamkeit reichlich ertheilt.

Leben des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe und Sternberg. Wien, 1789. 8.

Der Verfaſſer, der ſich unter der Vorrede Germanus unterzeichnet, iſt Karl Chriſtian Edler Herr und Graf zur Lippe-Weißenfeld. Er war Reichshofrath zu Wien, und verdient bei beſtimmten einzelnen Angaben, als wohlunterrichteter Verwandter des Helden, gewiß alles Zutrauen; im Ganzen jedoch iſt ſeine Arbeit, dem Inhalte wie dem Stile nach, allzulobredneriſch, und in dieſer Art kein Muſter.

Verſuch einer kurzen und zuverläſſigen Lebensgeſchichte des Grafen Wilhelms von Schaumburg-Lippe zu Bückeburg.

In Vibra's Journal von und für Deutſchland. 1789. 4. Stück 7. Der Verfaſſer iſt nicht genannt. Er ſcheint wohlunterrichtet, und giebt von manchen beſonderen Umſtänden guten Bericht.

Militairiſcher Kalender auf das Jahr 1805. Berlin, Unger. 16.

Karakteriſtik des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg.

Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds von Herder.

Geſammelt und beſchrieben von Maria Karoline von Herder, geb. Flachsland. Herausgegeben durch J. G. Müller. Tübingen, 1820. 2 Thle. 8.

Der Thl. 1. enthält, von S. 177 an, die reichhaltigſten Beiträge zur Geſchichte des Grafen zur Lippe, und insbeſondere S. 275 von Hrn. Weſtfeld einen Aufſatz, in welchem genaue Kenntniß und ſcharfes Urtheil vereinigt ſind.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Vom General von Tempelhof. Berlin, 1794. 5 Bde. 4.

Histoire de la guerre de sept ans, par Frédéric II.

Geſchichte Ferdinand's Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg. Von J. Mauvillon. Leipzig, 1794. 2 Thle. 8.

Karakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Kriegs. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.

Von Retzow. Eines unſerer beſten Geſchichtsbücher. Im Thl. 2. einige hiehergehörige Stellen.

Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges. Berlin, 1827.

Im Hft. 7. Geſchichte des Schaumburg-Lippe-Bückeburgiſchen Karabinier- und Jägerkorps. Von G. W. von Düring. Ein ſehr vorzüglicher Aufſatz.

Memoria inedita do conde Lippe sobre a campanha de Portugal em 1762.

In der Zeitſchrift O Investigador Portuguez em Inglaterra. Londres, 1812. 8. No. IX. p. 67—81. No. X. p. 245—256. Ueber die Kriegsbewegungen jenes Feldzuges die Hauptquelle, umſtändliche Genauigkeit in ruhigſtrenger Aufzählung. Andere Mittheilungen in Nr. VII. der genannten portugieſiſchen Zeitſchrift, Observaçoens e maneira de pôr em pratica a disciplina militar para maior segurança de Portugal, pelo marechal Lippe, und in Nr. VIII. Extractos de tres cartas do conde Lippe ao marquez de Pombal etc. ſind nicht zur Hand geweſen.

Mémoires de Sébastien Joseph de Carvalho et Melo, comte d'Oeyras, marquis de Pombal. Bruxelles, 1784. 4 Vols. 8.

Aus dem Italiäniſchen überſetzt; für den noch lange nicht genug ergründeten Gegenſtand bis jetzt ein Hauptwerk.

Etat présent du royaume de Portugal en l'année 1766. Lausanne, 1775. 8.

Vom General Dumouriez.

A treatise on the defense of Portugal. By William Granville Eliot, captain in the royal regiment of artillery. London, 1811. 8.

Relation de l'expédition du Portugal faite en 1807 et 1808. Par le baron Thiébault. Paris 1817. 8.

Von den Militairanſtalten des verſtorbenen regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe. Ein Schreiben des Hrn. Fähndrichs G. Scharnhorſt, kurhannöverſchen Dragonerregiments von Eſtorff. In Schlözer's Briefwechſel hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts. Göttingen, 1782. 8. Thl. 9. S. 93.

J. G. Zimmermann von der Einſamkeit. Leipzig, 1784. 1785. 4 Thle. 8.
Thl. 3. S. 456—468.

Fragmente über Friedrich den Großen. Von dem Ritter von Zimmermann. Leipzig, 1790. 3 Thle. 8.

J. St. Pütter's Selbſtbiographie. Göttingen, 1798. 8.

Hamann's Werke. Band 5. Berlin, 1824. 8.

Nachricht von einigen Häuſern des Geſchlechts der von Schlieffen. Kaſſel, 1784. 4.

Einige Betreffniſſe und Erlebungen Martin Ernſt's von Schlieffen. Berlin, 1830. 2 Bde. 4.

Thomas Abbt's vermiſchte Werke. Berlin und Stettin, 1782. 5 Thle. 8.
Thl. 3—5. Viele bemerkenswerthe Züge in den Briefen von Abbt an Nicolai, Mendelsſohn, Möſer, mit Mendelsſohn's Anmerkungen, worin eine ausführliche Schilderung des Grafen.

Wieland's teutſcher Merkur. 1782. 8. Bd. 39. S. 185, 186.
Im Ganzen Beſtätigung der Schilderung, die Moſes Mendelsſohn von dem Grafen macht, und Erwähnung, daß ein Offizier in hannöverſchen Dienſten eine Lebensbeſchreibung von ihm „aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften" angekündigt; eine ſolche iſt jedoch nicht erſchienen.

Vermiſchte Schriften von Juſtus Möſer. Berlin und Stettin, 1798. 2 Thle. 8.
Thl. 2. S. 223. Ein Brief des Grafen an Möſer über Abbt's Tod.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim's Leben. Aus ſeinen Briefen und Schriften von Wilhelm Körte. Halberſtadt, 1811. 8.
S. 183. Zwei Briefſtellen des Grafen und der Gräfin über Gleim's Halladat.

Ueber Volkskalender und Volksſchriften überhaupt. Von Chr. W. von Dohm.

Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Von Chriſtian Wilhelm von Dohm. Lemgo, 1814. 8. Bd. 1.

Herder's Gedichte. Stuttgart, 1817. 2 Thle. 8.

Thl. 2. „Das menſchliche Leben." Ein philoſophiſches Seeſtück. Gedicht in Alexandrinern, nach einem franzöſiſchen Gedicht des Grafen Wilhelm von Bückeburg.

Gedichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Stuttgart und Tübingen, 1816—1818. 3 Bde. 8.

Bd. 3. S. 233.

Poesias de Antonio Diniz da Cruz e Silva. Lisboa, 1815. 5 Vols. 12.

Tom. 5. Parte primeira das odes Pindaricas. Ode 4.

Graf von der Schulenburg.

Handſchriftliche Mittheilungen von dem Hrn. Grafen von der Schulenburg-Kloſterroda, Königlich ſächſiſchem Geſandten in Wien.

Nachrichten über die Familie Schulenburg, in den handſchriftlichen Sammlungen des Ordensrathes König auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Nachrichten des Grafen Schulenburg über ſeine Feldzüge in Polen und Sachſen in den Jahren 1703—1706.

In der Zeitſchrift: Denkwürdigkeiten für die Kriegskunſt und Kriegsgeſchichte. Berlin, 1817. 8. Hft. 1. S. 120—206 und Hft. 2. S. 135—240. Die Hauptquelle für Schulenburg's frühere Verhältniſſe überhaupt.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg. Leipzig, 1834. 2 Thle. 8.

Heldenthaten des Prinzen Eugen von Savoyen. Nürnberg, 1726. 5 Thle. 8.

In Thl. 8 ein Abriß von Schulenburg's Leben.

Genealogiſch-hiſtoriſche Nachrichten. (Nebſt den Fortſetzungen.) Leipzig, 1739—1775. 8.

Beſonders Thl. 53.

Die europäiſche Fama s. l. 1702—1734. 8.

Die neue europäiſche Fama. 1735—1756. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Par M. de Lamberty. A la Haye, 1732—1740. 14 Vols. 4.
Hauptſächlich Aktenſtücke, z. B. Schulenburg's Amtsbericht von dem Treffen bei Punitz u. ſ. w.

Theatrum europaeum. 1704. sqq. fol.
Beſonders Thl. 21. (Frankf. a. M. 1738.) der Bericht Schulenburg's über die Vertheidigung von Corfu.

Leben Karl's des Zwölften Königs von Schweden. 1745. 3 Bde. fol.
Von Nordberg. Mehr umſtändlich als genau.

Histoire de Charles XII, roi de Suède. Par Voltaire.
Gründlicher als man lange glauben wollen.

Patkul's Berichte an das Zariſche Kabinet von ſeinem Geſandtſchaftspoſten aus Polen. Berlin, 1792—97. 3 Thle. 8.

Joh. Friedr. Lebret's Staatsgeſchichte der Republik Venedig. Riga, 1769—1777. 3 Bde. 4.

Histoire de la république de Venise par P. Daru. Paris, 1819. 7 Vols. 8.

Portefeuille des honnêtes gens, ou pensées morales, politiques et divertissantes tirées d'un manuscrit de feu Monsieur le comte de Schulenburg. Berlin, 1796. 8.
In Hinſicht der Geiſtesart Schulenburg's nicht ohne Intereſſe.

König Theodor von Corſica.

Das alte und neue Corſica. Nürnberg, 1736. 4.
Ein unzureichender und zum Theil offenbar trügeriſcher Bericht.

Mercure historique et politique de la Haye. 1686—1782. 8.
Im Maihefte 1736 einige früheſte Nachrichten von Theodor's Unternehmung; doch höchſt unſicher.

Histoire des révolutions de l'ile de Corse et de l'élévation de Theodore I. sur le trône de cet état. A la Haye, 1738. 12.

Sehr umſtändlich über die erſte Erſcheinung Theodor's in Corſica.

Istoria del regno di Corsica scritta dall' abate Giovacchino Cambiagi, Fiorentino. s. l. 1770—1772. 4 Vols. fol.

Der Thl. 3. enthält viele Aktenſtücke von Theodor's Regierung, und die genaueſten Angaben über ſeine corſiſchen Verhältniſſe.

Revue numismatique, publiée par E. Cartier et L. de la Saussaye. Blois, 1842. No. 3. Mai et Juin. 8.

Drei Münzen Theodor's abgebildet und erläutert.

Der genealogiſch-hiſtoriſche Archivarius. Leipzig, 1732—1738. 8. Von Ranfft.

Genealogiſch-hiſtoriſche Nachrichten. Leipzig, 1739—1775. 8.

Faſt in allen Jahrgängen bis 1757 einzelne Nachrichten; beſonders aber in Thl. 86. S. 143 ff. ein kurzer Lebensabriß.

Leben des ſo genannten Königs derer Corſen, Theodori I., welcher ſich Baron von Neuhof ſtatt Syburg genennet. Worinnen ſeine Ankunft und ſeltſame Aufführung, ſammt denen corſiſchen Händeln, ausführlich beſchrieben von D. W. Verlegts W. D. s. l. 1742. 748 S. 8.

Behauptet ohne nähere Wahrſcheinlichkeit und ohne allen Beweis, Theodor und der Abentheurer Syburg ſeien dieſelbe Perſon. Von letzterem wird denn mancherlei erzählt. Joh. Heinr. Syburg, ein Patricius aus Magdeburg. Studirte in Halle. Machte 1732 große Figur in Berlin. ꝛc.

Mémoires pour servir à l'histoire de Corse. Londres, 1768. 8.

Von Frederick, dem Sohne Theodor's. Reich an Aufſchlüſſen, doch nicht ohne Vorſicht zu gebrauchen.

Mémoires historiques, militaires et politiques sur les principaux événemens arrivés dans l'ile et royaume de Corse, par M. Jaussin. Lausanne, 1758. 2 Vols. 8.

Ganz partheiiſch für Genua.

Boswell's Beſchreibung von Corſica. Leipzig, 1768. 8.

Ganz enthuſiaſtiſch für Corſica.

Histoire des révolutions de Corse, par l'abbé de Germanès. Paris, 1771. 2 Vols. 8.

Geringe Ausbeute.

Histoire de l'ile de Corse. Berne, 1779. 2 Vols. 8.

Von Pommereul, der die Vorgänger an Gründlichkeit übertrifft, aber allzupartheiiſch für Frankreich iſt.

Siècle de Louis XV. Par Voltaire.

Ueber Corſica weniges, und ſehr von oben herab.

Corſica. Von Schlözer. 32.

Das Allgemeine gut gefaßt in einem für Theodor durchaus günſtigen Sinne.

Etat actuel de la Corse. Par P. Pompei. Paris, 1821. 8.

The works of Horace Walpole Earl of Oxford. London, 1798. 5 Vols. 4.

Daraus im Auszuge:

Hiſtoriſche, litterariſche und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole, überſetzt von A. W. Schlegel. Leipzig, 1800. 8.

Karl Ludwig von Woltmann's ſämmtliche Werke, herausgegeben von ſeiner Frau. Leipzig, 1819—1825. 8.

Lieferung 5. Bd. 2. S. 89—112. Schilderung des Freiherrn von Görz.

Mémoires pour servir à l'histoire du 18. siècle. Par M. de Lamberty. A la Haye, 1732—1740. 14 Vols. 8.

Viele Aktenſtücke.

Weſtphäliſcher Volkskalender auf das Jahr 1807. Von M. C. Pothmann. Lemgo, 1807. 8.

La vie et les mémoires du général Dumouriez. Paris, 1822. 4 Vols. 8.

Im Thl. 1. geſchieht Theodor's Erwähnung.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Friedrich der Große gedenkt darin Theodor's.

Die deutſche Gelehrtenrepublik. Von Klopſtock. Hamburg, 1774. 8.

In den Denkmalen der Deutſchen wird Theodor's übel gedacht.

Mémorial de Sainte-Hélène, par Lascases. Paris, 1823. 8 Vols. 8.

Im Thl. 3. Einiges über Corſica.

Artikel in hiſtoriſchen Wörterbüchern ꝛc.

Freiherr von Derfflinger.

Mündliche Familienüberlieferungen von dem verſtorbenen Staatsminiſter Grafen von Haugwitz, und von dem Herrn General Freiherrn von dem Kneſebeck.

Urkundliche Mittheilungen aus dem Archive des Königlichen Kriegsminiſteriums zu Berlin.

Handſchriftliche Nachrichten von dem Herrn Grafen Paul von Haugwitz.

Authentiſche Nachrichten von dem Leben und den Thaten George Freiherrn von Derfflinger. Stendal, 1786. 8.

Von dem Ordensrathe Anton Balthaſar König. Eine im Ganzen äußerſt geringe Arbeit.

Leben großer Helden. Von Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759—1763. 9 Bde. 8.

Im Bd. 9 ein Leben Derfflinger's; ſehr dürftig.

Raabe's Ehrengedächtniß des Generallieutenants Freiherrn von Derfflinger. Berlin, 1724. 4.

Hiſtoriſche Beiträge zur Kriegsgeſchichte des großen Kurfürſten in der Lebensbeſchreibung des Freiherrn von Sparr. Stendal, 1793. 8.

Von dem Ordensrathe König. Manche nachträgliche Angabe zu Derfflinger's Leben.

Sam. de Pufendorf commentariorum de rebus suecis libri XXVI. Ultrajecti, 1686. fol.

Sam. de Pufendorf de rebus a Carolo Gustavo Sueciae regis gestis libri VII. Norimberg. 1696. fol.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris brandenburgici libri XIX. Lips. et Berol. 1733. fol.

Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürſten Leben und Thaten. Berlin und Frankfurt, 1710.

Von Erdmann Uhſe. Zwar meiſt ein Auszug aus Puſendorf, aber doch nicht zu überſehen.

Leben und Thaten Friedrich Wilhelm's des Großen. Von J. D. Seyler. Danzig, 1730. 8.

Verſuch einer Geſchichte der Feldzüge des Kurfürſten Friedrich Wilhelm des Großen. Berlin, 1800. 8.

Das Leben Friedrich Wilhelms des Großen. Von Franz Horn. Berlin, 1814. 8.

Beilage L. Ueber Georg Derfflinger. Der Verfaſſer bezweifelt die Anekdoten vom Schneiderhandwerk ꝛc.

Des Generalfeldmarſchalls Hans Adam von Schöning Leben und Kriegsthaten. Von Kurd Wolfgang von Schöning. Berlin, 1837. 8.

Journal de M. de Buch (mort en 1687) maréchal de voyage de S. A. E. l'électeur de Brandebourg.

Handſchriftlich im Königlichen Geheimen Staatsarchiv. Benutzt nach Auszügen.

Denkwürdigkeiten der churmärkiſchen Stadt Rathenow. Von Sam. Chriſtph. Wagener. Berlin, 1803. 8.

Sorgfältig in Beſtimmung der örtlichen Angaben.

Veranlaſſung und Geſchichte des Krieges in der Mark Brandenburg im Jahre 1675. Nach Archivalien des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin ꝛc. bearbeitet von H. von Gansauge. Berlin, 1834. 8.

Jahrbücher der preußiſchen Monarchie. Berlin, 1799. 8.

Im Aprilheft ein Aufſatz vom Ordensrath König über Emanuel Frobenius; der Wechſel der Pferde wird in Zweifel gezogen.

Jeſus! König Davids und ſeiner Unterthanen Kriegs- und Siegslitanei ꝛc. Von Chriſtian Gottſchalk. Guben, 1675. 4.

Einige beſondere Züge der Geſchichten von Rathenau und Fehrbellin.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français dans les états du Roi. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782—1799. 9 Vols. 8.

Reichhaltig an mancherlei Notizen. In Thl. 2. 6. 7. beſonders über Derfflinger.

Altes und neues Berlin, von Küſter. Berlin, 1756.

Abtheil. 3. S. 312.

Beſchreibung der Königlichen Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam. Berlin, 1786. 3 Bde. 8.

Von Friedrich Nicolai, ein Werk der gründlichſten Forſchung und ſorgſamſten Genauigkeit.

Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges, Berlin und Poſen, 1824. 8.

Im Hft. 4. die Schlacht von Fehrbellin dargeſtellt von Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué, nach eigner Kunde der Gegend, mit ſorgfältiger Sammlung aller einzelnen Angaben.

Nachrichten über vaterländiſche Feſtungen und Feſtungskriege, von F. S. Seydel. Leipzig und Züllichau, 1818. ff. 3 Thle. 8.

Rittratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterd. 1687. 2 Vol. 4.

Joh. Karl Konr. Oelrichs erläutertes kurbrandenburgiſches Medaillenkabinet. Berlin, 1778. 4.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 12.

Des Herrn von Beſſer Schriften. Herausgegeben von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Außer dem poetiſchen Werthe auch von geſchichtlichem.

Theatrum europaeum. 1675. 1676. fol.

Auch T. 11. p. 874. Derfflinger's Bild.

Handſchriftlich-Leben des großen Kurfürſten. Von Jakob Paul Gündling. Ausgefertigt im Jahr 1708. Folio.

S. 459. „Der Kurfürſt nahm hierauf einige Regimenter vom linken Flügel, und ging darauf in die Feind, auf welche der Feind ungemein kanonirte, ſo daß der Kurfürſt ſein Pferd verwechſelt, weilen ſolcher allzu leicht kunnte erkannt werden, welches er ſeinem Stallmeiſter Emanuel Frobenio, deſſen Familie ſich noch im Land aufhält, gegeben, welcher aber gleich durch einen Stückſchuß erleget worden, woraus man ſahe, daß die Schweden Nachricht bekommen, was der Kurfürſt für ein Pferd geritten."

Johann Gnörgen Eſter's neue kleine Schriften. Marburg, 1761. Zwei Bde. 8.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Achter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Biographiſche
Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau. General Freiherr von Seydlitz.

4

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite
Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau 1
General Freiherr von Seydlitz [illegible] 175

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel 320

Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Fürſten von Anhalt-Deſſau prangen durch drei Geſchlechtfolgen ununterbrochen an der Spitze des preußiſchen Heeres als Feldmarſchälle. In dieſer glänzenden Reihe ſtrahlt jedoch am meiſten Leopold, der zwiſchen ſeinem Vater und ſeinen Söhnen in hervorleuchtender Mitte ſteht. Er wurde geboren am 3. Juli des Jahres 1676 auf dem Schloſſe zu Deſſau. Sein Vater Johann Georg, regierender Fürſt, war durch ſeine Gemahlin, die Prinzeſſin Henriette von Oranien, mit dem Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Großen, verſchwägert, und ſtand zugleich in deſſen Kriegsdienſten als Feldmarſchall und Statthalter der Mark. Nach einem frühverſtorbenen Prinzen und ſieben Prinzeſſinnen erſchien dem Fürſtlichen Hauſe endlich in Leopold wieder ein längſt erſehnter und kaum gehoffter Erbprinz. Das ganze Land nahm lebhaft Theil an der ungemeinen Freude der Aeltern, welche durch den neuen Sprößling ihre Stammesfolge geſichert ſahen. Denkmünzen, die auf ſeine Geburt geprägt wurden, drückten dieſe Bedeutung aus. Dieſes theure Kind gegen jede Gefahr ſorgſam zu hüten, und ſeinem zarten Alter kräftiges Gedeihen zu geben, dahin wandte ſich alles eifrigſte Bemühen. Wenn glücklicherweiſe keine Verzärtelung hieraus entſtand, ſo blieb doch auf der andern Seite nicht jeder Nachtheil vermieden. Der Prinz ſollte, ſo war des Vaters Befehl in keiner Art einen Zwang erleiden, ſeinen Wünſchen und Launen mußte willfahrt werden, ſeinen Neigungen nachgegeben. Gleichmäßig mit der Stärke des Körpers entwickelte ſich die des Gemüths, und Aeußerungen von Kraft und Herzhaftigkeit wurden ihm ſchon im erſten Lebensjahre nacherzählt, und die Bürgerſchaft von Deſſau huldigte ſeinem

Geburtsfeſte, da er eben ein Jahr alt geworden, durch Ueberreichung einer Denkmünze, die ihn als jungen Herkules, in der Wiege zwei Schlangen zerreißend, darſtellte. In Fülle der Geſundheit entwickelte ſich der Knabe zu immer größerer Kraft und Heftigkeit des Willens. Sein ungeſtümer Sinn duldete keine Schranken, ſein gebieteriſcher Trotz keinen Widerſpruch; gewaltſam ſchaltete er in ſeiner Umgebung, und ungeſtraft folgte er jeder leidenſchaftlichen Wallung. Seine ganze Richtung ging auf das Kriegsweſen. Den Uebungen der Soldaten beizuwohnen, Kriegsgeſchichten anzuhören, und ſelbſt die Waffen zu führen und wilde Wagniſſe zu beſtehen, wurde ſeine einzige Luſt und Beſchäftigung. Für andern Unterricht, als dieſen unmittelbar kriegeriſchen, hatte er ſo wenig Sinn als Geduld; man mußte darauf verzichten, ihm die gewöhnlichen Kenntniſſe der Schule beizubringen, und nur aus den Lebensberührungen des Umganges empfing er die nothwendigſten, ſo wie den Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, mit der ihn ſchon die frühſte Kindheit vertraut gemacht. Dagegen bewies er die größte Ausdauer in jeder körperlichen Uebung und Abhärtung. Vom neunten Jahre an ging er mit dem Vater auf die Jagd, die ihm ſein ganzes Leben lang ein Gegenſtand der Leidenſchaft blieb, theilte alle Beſchwerden der Erwachſenen, und lag mit ihnen manche Nacht in Wald und Feld unter freiem Himmel. Auch begleitete er den Vater häufig nach Berlin, wo die kriegeriſche Umgebung ihn nur immer heftiger aufreizte, und gewaltſamer zu den Waffen hinzog. Sein entſchiedener Hang und ſeine kraftvollen Anlagen für den Kriegerſtand gaben ihm bald eine frühzeitige Berühmtheit, und weckten die außerordentlichſten Erwartungen. Kaiſer Leopold wurde dadurch bewogen, den erſt elfjährigen Knaben auf Anſuchen des Vaters im Januar 1688 zum Oberſten und Inhaber eines Regiments zu Fuß zu ernennen. Unter ſteten Leibes- und Waffenübungen, und immer ernſthafter in die Verhältniſſe des Kriegers eingehend, erreichte er ſein ſiebenzehntes Jahr, als er unerwartet am 17. Auguſt 1693 durch den Tod ſeines Vaters zur Regierung berufen wurde, deren wirklichen Antritt jedoch ſeine Minderjährigkeit ihm noch verſagte.

Zufolge der getroffenen Anordnung übernahm die verwittwete Fürſtin die Vormundſchaft ihres Sohnes und die Verwaltung des Landes. Leopold, deſſen Ehrgeiz nicht ſo ſehr darauf gerichtet war, ein Regent, als vielmehr ein Soldat zu ſein, ſah freudigſt die Regierungsgeſchäfte in der guten Obhut ſeiner Mutter, und ergab ſich deſto ungebundener ſeiner Leidenſchaft für das Kriegsweſen. Aber wie heftig dieſe auch war, ſo gab ſie bald noch einer andern Raum, die ihn mit gleicher Gewalt fortriß. Ein ſchönes und mit edlen Eigenſchaften reichbegabtes Bürgermädchen, Anna Luiſe Föſin, die Tochter eines Apothekers in Deſſau, war von ihrem ſiebenten Jahre mit ihm aufgewachſen, und Leopold gleich von Anfang der holden Geſpielin, die ſeinen Trotz und ſeine Wildheit noch am meiſten zu ſänftigen wußte, überaus gewogen. Aus dieſer innigen Gemeinſchaft entſtand mit zunehmenden Jahren eine leidenſchaftliche Liebe, welche den gewaltſamſten Ausbruch drohte. Anfangs glaubte man, die ſchnell entzündete Flamme würde ebenſo ſchnell wieder verlöſchen, und die Leidenſchaft durch ihre Wildheit ſelbſt ihr Ziel bald übereilen; allein man täuſchte ſich in der Beurtheilung beider Gemüthsarten. Das ſechszehnjährige Mädchen, deſſen Nachgiebigkeit hier ſo gern gebilligt und zum Guten ausgelegt werden mochte, hatte Faſſung und Stärke genug, der ſtürmiſchen Bewerbung des geliebten Jünglings und künftigen Landesfürſten zu widerſtehen. Leopold hingegen, deſſen Willenskraft das einmal Ergriffene eiſern feſthielt, wurde durch jedes Hinderniß, das ſeinen Wünſchen entgegentrat, nur um ſo ſtärker aufgereizt, und war ſogleich für das ganze Leben entſchieden. Durch die Klugheit und Sittſamkeit der Geliebten von dem Gefühl ihres Werthes nur noch tiefer durchdrungen, faßte er den Entſchluß, ſie zu heirathen, und kündigte ſeiner Mutter eines Tages dieſen unabänderlichen Vorſatz an. Die Fürſtin, äußerſt beunruhigt durch die unerwartete Wendung, welche dieſe Sache zu nehmen drohte, ſann auf Mittel, eine ſo ungeziemende Verbindung zu hintertreiben; ſie hoffte, eine längere Entfernung von dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft werde ihn deſſelben nach und nach vergeſſen machen, und betrieb deßhalb, daß Leopold auf Reiſen ginge, wozu er ſich gegen alles Erwarten gern bereit finden ließ. Er begab ſich zuvörderſt nach Berlin, um von dem dortigen Hofe ſich zu der weiteren Reiſe zu beurlauben. Der Kurfürſt Friedrich der Dritte wollte ſeinem jungen Vetter gleich ein Regiment zu Pferde geben, allein dieſer wünſchte lieber das Regiment zu Fuß, welches ſchon ſein Vater gehabt, und deſſen Offiziere ihm ſchon größtentheils befreundet und ergeben waren. Die Nachricht, daß ihm daſſelbe verliehen ſei, erfüllte ihn mit hoher Freude, die er in folgendem Schreiben an den Kurfürſten mit dankbarem Eifer ausſprach: „Daß Euer Kurfürſtlichen Gnaden das Gedächtniß meines hochſeligen Herrn Vaters Gnaden durch eine ganz ungemeine Generoſität, inmaßen Dero Kammerherr von Wülknitz berichtet, abermalen beehren wollen, beweget mein Gemüth ſo ſehr, daß ich nicht Worte zu finden weiß, meine herzliche Erkenntlichkeit ſattſam auszudrücken. Inſonderheit zieht mich in die höchſte Verwunderung die Gütigkeit, ſo Euer Kurfürſtliche Gnaden haben, mich durch Konferirung eines Regimentes (Infanterieregiment No. 3.) Deroſelben je mehr und mehr zu nähern, und zugleich die Bahne zur Nachfolge des von meines hochſeligen Herrn Vaters Gnaden mir hinterlaſſenen Exempels aus eigner Bewegung zu eröffnen. Alles dieſes, gnädiger Herr, erkenne ich billig mit allem erſinnlichen Dank, werde auch mit äußerſter Treue und Dienſtgefliſſenheit es zu verdienen eifrigſt trachten; und gleichwie ich nunmehr zur Genüge verſpüre, daß Gott Euer Kurfürſtlichen Gnaden nicht allein zu einem mächtigen Schutz vieler bedrängten Völker geſetzet, ſondern auch zu einem ſtarken Troſt und Zuflucht einer höchſtbetrübten und zerſchlagenen Familie erſehen, — alſo ergebe Dero huld- und hülfreicheſten Beſchirmung mich ganz und gar, mit allem was ich bin und habe, und verſchreibe mich nach dem Beiſpiele meines höchſtſeligen Herrn Vaters Gnaden ewig zu ſein Euer Kurfürſtlichen Gnaden gehorſam treu verbundenſter Diener und Vetter Leopold Fürſt zu Anhalt-Deſſau, den 27. Auguſt 1693.“

Zu ſeinem Hofmeiſter für die Reiſe wurde Herr von Chaliſac beſtellt, ein Edelmann aus Guienne, der ſein Vaterland wegen Glaubensverfolgung verlaſſen hatte; mit dieſem und einer angemeſſenen Dienerſchaft, die für ihn ausgewählt worden, trat er hierauf unter dem Namen eines Grafen von Walderſee am 25. November 1693 die eigentliche Reiſe an. Bei dem damaligen Kriege zwiſchen Deutſchland und Frankreich, welcher ſo viele Länder zerrüttete und gleichſam zuſchloß, blieb Italien faſt das einzige, welches ohne Schwierigkeit und Unruhe zu beſuchen war. Dorthin wurde demnach das erſte Ziel der Reiſe genommen.

Ueber Nürnberg, Augsburg, Inſpruck, Trient und Verona langte Leopold am 25. Dezember glücklich in Venedig an. Er fand hier für ſeinen lebenskräftigen Sinn, für ſeine leidenſchaftlichen Begierden volle Nahrung. Ungezähmt gab er ſich den wildeſten Neigungen, den heftigſten Ausbrüchen hin. Unaufhörlicher Verdruß und häufig die gewaltſamſten Auftritte waren Chaliſac's trauriges Loos; er verzweifelte zuletzt, auf die Lebensweiſe ſeines Zöglings noch irgend einzuwirken; vernünftige Erörterungen und ſtrenge Vorwürfe blieben ſo unwirkſam, wie alle früher verſuchten liebreichen Mahnungen. Die einzige Triebfeder, welche noch einigen Vortheil gewähren konnte, war die der Ehre und des Ruhms; dieſen Vorſtellungen ſtrebte er mit gleicher Begierde nach, wie allen andern Gegenſtänden, die ſein kräftiges Gemüth einmal erfaßt hatte. Aber nicht immer und gleich, ja nicht ohne Gefahr, war dieſe Triebfeder geltend zu machen. Eines Morgens kam Leopold, nach wilddurchſchwärmter Nacht, in wüſter Trunkenheit nach Hauſe, wo Chaliſac in größten Sorgen noch vom Abend her wach ſeiner harrte; aber jener war nicht in der Laune, die ſtrengen Worte, welche dieſer verweiſend an ihn richtete, geduldig anzuhören, ſondern lief in voller Wuth nach ſeinen Piſtolen, drang mit geſpanntem Hahn auf ihn ein, und ſchrie ihm zu: „Hund, jetzt bring' ich dich um!“ Er wäre vielleicht in dieſem Augenblicke der Mörder ſeines Hofmeiſters geworden, hätte nicht Chaliſac mit furchtloſer Faſſung ihm ſtark erwiedert: „Thun Sie es, aber bedenken ſie vorher, wie dieſe ſchöne That einſt in der Geſchichte der Fürſten von Anhalt, die ſo viel Ruhmwürdiges vollbracht haben, ſich ausnehmen wird!“ Dieſe ernſte Anrede entwaffnete den Wütherich; beſchämt durch die unerſchrockene

Ruhe ſeines Hofmeiſters warf er die Piſtolen weg, umarmte denſelben, und bat ihn um Verzeihung, indem er ausrief: „Wahrhaftig, Sie haben Recht, ich war im Begriff, eine ſchändliche That zu begehen!“ In Venedig befand ſich damals ein großer Zuſammenfluß vornehmer Fremden; außer dem Karneval trafen in dieſe Zeit auch noch außerordentliche Feſtlichkeiten, welche die Schauluſt lebhaft anſprachen, die Wahl eines neuen Dogen, die Krönung der Gemahlin deſſelben, endlich das feierliche Leichenbegängniß des großen venetianiſchen Helden Franz Moroſini, der von dem Schauplatze ſeiner Kriegsthaten den Beinamen der Peloponneſiſche erhalten hatte. Unter den Anweſenden machte ſich der Prinz Auguſt von Sachſen, der im folgenden Jahre zur Kurwürde gelangte, und bald nachher König von Polen wurde, neben ſeinem Rang auch durch glänzende Perſönlichkeit und vielfache Abentheuer bemerkenswerth; Leopold kam hier mit demſelben in genaue Bekanntſchaft, und behielt auch in der Folge ſtets deſſen freundliche Zuneigung. Inmitten dieſes Aufenthalts empfing Leopold auch noch die freudige Nachricht aus Berlin, daß ſein Wunſch erfüllt, und das ſchöne Regiment ſeines Vaters, nach eingetretener Erledigung, ihm von dem Kurfürſten verliehen worden.

Nachdem der Winter in Venedig unter Luſtbarkeiten und Zerſtreuungen verfloſſen, trat Leopold am 5. März 1694 endlich die Weiterreiſe an, und richtete dieſelbe zunächſt in den Kirchenſtaat, beſah Ferrara, Bologna, Ancona, Loretto, und traf am 30. in Rom ein. Hier führte er ungefähr daſſelbe Leben, wie in Venedig, nur ſtattlicher und größer. In der Nähe des Kapitols miethete er einen ſchönen Palaſt, und empfing und beſuchte die große Welt, in welcher ihm viel Auszeichnung zu Theil wurde. Der Kardinal von Goes, der ſchon ſeinem Vater befreundet geweſen, der Kaiſerliche Geſandte Fürſt Anton von Liechtenſtein, und mehrere deutſche Prinzen, die ſich gerade in Rom aufhielten, wurden ihm nahe Bekannte. Die durchdringende Kraft ſeines Wollens, ſeine körperliche Gewandtheit und Abhärtung, die kriegeriſche Rauheit ſeines ganzen Weſens, machten ſeine Erſcheinung bedeutend und bemerkbar. Alterthümer und Kunſtwerke ließen ihn unbekümmert, er that um dieſer Gegenſtände willen keinen Schritt, und das, was ſich von ſelbſt ſeinen Augen aufdrang, würdigte er kaum eines Blicks. Deſto eifriger beſuchte er die Reitbahn, das Ballhaus, den Fechtboden und andere Uebungsorte, wo er durch Kühnheit und Fertigkeit die größten Meiſter in Erſtaunen ſetzte. Von Rom aus begab er ſich auf kurze Zeit nach Neapel, wo ihn ſowohl der Vicekönig als der Prinz von Baudemont mit großen Ehren aufnahmen. Er wohnte hier dem Feſte des heiligen Januarius bei, und ſah das Blut dieſes Heiligen flüſſig werden, betrachtete den tobenden Veſuv, und kehrte dann nach Rom zurück, wo er abermals den ritterlichen Uebungen mit verdoppeltem Eifer oblag. Nachdem er Tivoli, Frascati und andere Umgebungen beſucht, auch nach Civitavecchia eine Reiſe gemacht hatte, verließ er endlich Rom am 13. September, und ging zuerſt nach Siena, wo ihn der Kardinal von Medici, Bruder des Großherzogs von Toscana, bewirthete, und die deutſchen Studirenden, deren Landsmannſchaft auf dortiger Univerſität großer Vorrechte genoß, ihn als Ehrenmitglied in ihre Zahl aufnahmen. In Livorno beſichtigte er den Hafen, und beſuchte zwei auf der Rhede liegende Kriegsſchiffe, ein engliſches und ein holländiſches, die ihn als nahen Verwandten des Hauſes Oranien mit Abfeuerung des Geſchützes und freudigem Zuruf empfingen. Auf dem Rückwege nach dem Hafen drohte ein Sturm, der ſich inzwiſchen erhoben, ſein kleines Fahrzeug in den Wellen zu begraben, doch unerſchrocken gelangte er durch alle Gefahr endlich wohlbehalten wieder an's Land. Ueber Piſa und Lucca ging er hierauf nach Florenz, wo ſowohl der Großherzog Cosmo der Dritte als deſſen Prinz Johann Gaſton ihn acht Tage lang feſtlich vergnügten, und ihm bei der Abreiſe aus beſonderer Höflichkeit zwei Miniſter und viele Hofkavaliere bis an das Thor zur Begleitung gaben. Ueber Modena, Parma, Piacenza, Tortona und Novi gelangte er dann nach Genua, und endlich am 20. Oktober nach Turin. Hier fand er ſeinen Vetter, den Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg, der ſich als Freiwilliger bei den brandenburgiſchen Truppen aufhielt, und im folgenden Jahre, als Opfer der unglücklichen Losreißung von ſeiner Geliebten und

Gattin, der ſchönen Gräfin von Salmour, vor Caſale einem frühzeitigen Tod erlag. Leopold wurde hier mit dem Prinzen Eugen von Savoyen, den Prinzen von Commercy, dem Prinzen Maximilian von Hannover und den meiſten andern Generalen und Offizieren des Kaiſerlichen Heeres bekannt, und deren Umgang, wie ſolcher einem jungen Menſchen zugelaſſen wird, ſo berichtet er ſelber, befeuerte ihn dergeſtalt, daß er den Entſchluß faßte, im folgenden Frühjahre bei ſeinem brandenburgiſchen Regimente in wirklichen Dienſt einzutreten. Er ließ deßhalb ſogleich an ſeine Mutter ſchreiben, die wider Verhoffen ſeinen Vorſatz ſehr billigte, und auf ſein Anhalten mußte der Markgraf Karl bei ſeinem Bruder dem Kurfürſten ſich um deſſen Zuſtimmung verwenden. Nachdem er noch der Herzoglichen Familie von Savoyen aufgewartet, reiſte er, ſchon ganz von ſeinem neuen Vorhaben erfüllt, am 23. November von Turin ab, und gelangte über Mailand, Brescia, Verona, Vicenza und Padua zum zweitenmale nach Venedig, verweilte aber diesmal kaum drei Wochen daſelbſt, ſondern eilte nach Wien, wo er am 2. Januar 1695 glücklich eintraf. Auch hier widerfuhr ihm ausgezeichnete Behandlung; er ſah den Kaiſer Leopold und deſſen Gemahlin, den römiſchen König Joſeph, den Erzherzog Karl, der nachmals König von Spanien und darauf Kaiſer von Deutſchland wurde, und die übrigen Mitglieder des Kaiſerlichen Hauſes; die Kaiſerlichen Miniſter und fremden Geſandten erwiederten ſeinen Beſuch. Seine Mutter hatte veranſtaltet, daß er hier vom Kaiſer großjährig geſprochen wurde, und die Regierung nun ſogleich antreten konnte; er aber wollte von der Begünſtigung, wegen der man ihn nicht gefragt hatte, keinen Gebrauch machen, und erklärte mit dem ganzen Trotze, der ihm eigen war, er wolle damit warten, bis er wirklich 21 Jahr alt geworden. Am 16. Februar verließ er Wien, und kam über Prag und Dresden nach einer Abweſenheit von 14 Monaten, am 24. wieder in Deſſau an.

Er eilte zuerſt zu ſeiner Geliebten, für welche ſein Herz die gleiche Leidenſchaft wie ehemals fühlte, und begrüßte dann ſeine Mutter, die ihn mit offenen Armen empfing. Hof und Stadt theilten die Freude über ſeine Wiederkunft; ſchon früh zeigte ſich, daß rauhe Gewaltſamkeit, die den Einzelnen ſchreckt und trifft, der Menge durch beſonderen Reiz leicht verſöhnt wird, den Kraft und Geiſt in jener Verbindung entwickeln. Leopold war den Seinigen allen furchtbar, ſein Zorn hatte weder in ſeinem Gemüth noch in der äußeren Umgebung eine Schranke, der tobenden Willkür des Jünglings, der ſchon Landesfürſt war, mußte ſich alles beugen; aber ſeine Natürlichkeit erweckte hinwieder Zutrauen, ſeine ſeltſame Eigenart Wohlgefallen, ſein unbezwinglicher Muth Bewunderung. Mit Vorliebe und Zuneigung ſah jeder Deſſauer in ihm den künftigen Kriegshelden, dem anzugehören ein Stolz ſein durfte, und durch alle Schrecken und Leiden, welche die Folgezeit zu tragen gab, erhielt ſich mit dieſer Stimmung zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen fortwährend eine Art guten Verhältniſſes. Leopold hatte ſich auf ſeinen Reiſen entwickelt, aber nicht verändert; ſeine Neigungen und Leidenſchaften waren ſtärker, ſein Willen unbiegſamer geworden. So erſchien auch ſeine Liebe zur Föſin, weit entfernt durch die Trennung geſchwächt zu ſein, nach der Wiederkehr nur feuriger und entſchloſſener, ſein Vorſatz ſie zu heirathen mehr als je befeſtigt. Seine Mutter befand ſich in großen Sorgen, wie dieſe Mißheirath noch abzuwenden wäre. Ein ſchreckliches Ereigniß mußte ſie bald belehren, daß jede Hoffnung dieſer Art aufzugeben ſei. Durch Abſicht oder Zufall erweckt, machte Eiferſucht ihm die Treue der Geliebten verdächtig; ein junger Arzt, Verwandter der Föſin, war von weiten Reiſen zurückgekehrt, und bezeigte der ſchönen Baſe harmloſe Aufmerkſamkeit. Schon mochte Leopold, von böslichen Einflüſterungen aufgereizt, einem heftigen Ausbruche gegen den Nebenbuhler nahe ſein, als er zufällig vorübergehend den jungen Mann mit der Föſin in traulicher Stellung am Fenſter ſtehen ſah; dieſer Anblick, wahrſcheinlich mit Abſicht ihm bereitet, ſetzte ſein ganzes Blut in Flammen, mit grimmiger Wuth ſtürzte er in das Haus, drang auf den jungen Mann mit gezogenem Degen ein, erreichte den Fliehenden in einem entlegenen Gemach, und ſtach ihn nieder. Dieſer gräßliche Mord verbreitete Furcht und Entſetzen um ihn her, niemand wagte gegen ihn aufzutreten, man ſcheute angſtvoll dieſen Zorn zu reizen. Auf ſeine Liebesneigung ſelbſt hatte der Vorgang keinen Einfluß; ſie blieb unverändert dieſelbe, und der Geliebten rechnete er nicht an, was er bald nachher auch in Bezug auf das unglückliche Opfer ſeiner Rache als Irrthum erkennen mochte. Den Leichenſtein des Ermordeten fand man in ſpäter Zeit unvermuthet wieder auf, als ein Kirchhof in Deſſau zu einem Turnplatz umgeſchaffen wurde, eine lateiniſche Inſchrift gab den Vorgang offen an, der nach mehr als hundert Jahren noch ſolchen Schauder erregte, daß man den Stein ſogleich wieder in die Erde tief verſenkte.

Die Leidenſchaft zum Kriegsdienſte war die einzige, welche mit jener beunruhigenden Liebe noch in Kampf zu ſtellen blieb, und alles wurde veranſtaltet, damit Leopold's Abreiſe zum Heere beſchleunigt würde. Der Krieg, welcher gegen Ludwig den Vierzehnten fortwährte, rief ihn nach den Niederlanden, wo mit andern brandenburgiſchen Truppen auch ſein Regiment bei dem Heere des Königs Wilhelm von Großbritannien eingetheilt war. Es bedurfte für ihn keiner dringenden Aufforderung; ſeine Feldrüſtung war durch die mütterliche Fürſorge ſchon längſt bereit, und im Frühjahr 1695, nachdem er zuvörderſt in Berlin Rückſprache genommen, eilte er über Halberſtadt und Weſel nach Maſtricht, wo das zweite Bataillon ſeines Regiments mit einigen andern in holländiſchem Solde ſtand, ließ daſſelbe einige Tage exerziren, und begab ſich dann nach Lüttich, wo 6 brandenburgiſche Bataillons, und darunter das erſte ſeines Regiments, unter dem Befehle des Generals von Arnim vereinigt waren. Leopold ſchrieb noch in ſpäteren Jahren von dieſem Eintreffen bei dem Heere: „Es kann es wohl kein Menſch begreifen, als der von Jugend auf ſo viel Luſt zu dienen in ſein wallendes Herze hat, wie ich beſtändig in das meinige befand, daß ich mir ſo vergnüget ſahe, als ich es mir tauſend- und tauſendmal gewünſchet hatte, das Glück zu erleben, was ich anjetzo völlig beſaß.“ Im Juni kam endlich die noch tauſendmal erwünſchtere Zeit herbei, daß der Feldzug wirklich eröffnet wurde. Die brandenburgiſchen Truppen rückten vereint mit einigen holländiſchen unter dem Befehle des holländiſchen Generals von Attalone über die Sambre gegen Namur vor, um dieſe Feſtung, welche der Marſchall von Boufflers mit 16,000 Mann vertheidigte, zwiſchen der Sambre und Maas einzuſchließen. Da die holländiſchen Truppen Brigadiers hatten, eine Mittelſtufe zwiſchen Oberſt und Generalmajor, ſo wurde, um jede Rangſchwierigkeit im Dienſte zu beſeitigen, auch Leopold als älteſter brandenburgiſcher Oberſt mit dieſer Würde bekleidet. Das geſammte Belagerungsheer aber befehligte der König Wilhelm ſelbſt, die Angriffe leitete ſpäterhin der berühmte holländiſche Generallieutenant Coehorn. Leopold that hier in ſeinem achtzehnten Jahre die erſten Kriegsdienſte; bei einem Ausfall aus der Feſtung beſtand er das erſte ſtarke Kanonenfeuer. Sein Eifer war unermüdet, eine Nacht um die andere hatte er den Dienſt in den Laufgräben, und während andere Offiziere, welche nur die vierte oder fünfte Nacht dazu gebraucht wurden, über die harte Anſtrengung klagten, konnte ihm die ſeinige noch nicht genügen. Nachdem ſchon die Uebergabe der Stadt erfolgt, rückte zum Entſatze des Schloſſes der Marſchall von Villeroi mit 100,000 Mann herbei, der König Wilhelm zog mit der Hauptſtärke der Truppen, bei welcher Leopold's Brigade ſich befand, ihm entgegen, und hemmte deſſen weitere Unternehmung, während der Kurfürſt von Baiern den Angriff gegen das Schloß von Namur lebhaft fortſetzte. Mit der endlichen Uebergabe des Schloſſes endigte auch der Feldzug, und die Truppen vertheilten ſich in ihre Winterquartiere. Leopold begab ſich nach dem Haag, wo der König von Großbritannien und der Kurfürſt von Brandenburg verweilten, und ging ſodann, als jene heimreiſten, auch ſeinerſeits nach Deſſau zurück. Aber ſchon im Anfange des folgenden Jahres 1696 eilte er wieder nach Namur, da die Franzoſen Miene machten, dieſen Platz anzugreifen, welches jedoch wegen der Bereitſchaft der verbündeten Truppen unterblieb. Leopold wurde im März wegen ſeines Wohlverhaltens zum Generalmajor ernannt, fand aber in dieſem wie in dem folgenden Feldzuge, da von beiden Seiten nichts Bedeutendes unternommen wurde, wenig Anlaß ſich hervorzuthun. Indeß verſäumte er keine Gelegenheit ſich zu unterrichten; begierig ſah und hörte er auf die Anführer, welche für die tüchtigſten erkannt wurden ritt überall bei den Futterungen mit, die von drei zu drei Tagen ſich wiederholten, und lernte ſo nach und nach faſt alle Offiziere und ihr Gutes und ihre Fehler kennen, welches ihm in der Folge gut zu Statten kam. Er führte häufig ſolche Reiterſtreifzüge, und jedesmal mit glücklichſtem Erfolg, ſo daß unter ſeiner Anführung nie ein Pferd in Feindeshände fiel. Den Winter hindurch befand er ſich meiſt in Loo und im Haag bei dem Könige und dem Kurfürſten, die ihm beſonders wohlwollten. Im März 1697 erhielt er das Johanniterkreuz.

Der Friede von Ryßwyck wurde am 30. Oktober 1697 unterzeichnet, und ſämmtliche Truppen kehrten aus dem Felde heim. Leopold's Regiment erhielt ſeine Quartiere in Halberſtadt angewieſen. Am Hofe zu Berlin ging unterdeſſen eine große Veränderung vor; der Oberpräſident von Dankelmann, erſter Miniſter des Kurfürſten, und der Feldmarſchall Graf von Flemming fielen in Ungnade, und ſtatt ihrer trat der Feldmarſchall von Barfus an die Spitze der Staatsgeſchäfte. Er veranlaßte den Kurfürſten, der ſeine Geldmittel durch den Krieg erſchöpft hatte, und für anderweitigen Aufwand großer Summen bedürftig war, die Truppenzahl um zwei Drittheile zu vermindern; er wurde beſchuldigt, die Ausführung dieſer Maßregel nur nach perſönlicher Gunſt eingerichtet zu haben; auch Leopold, dem der Feldmarſchall nicht gewogen war, ſah ſein ſchönes Regiment von zehn Kompanieen auf vier vermindert, deren jede 300 Mann behielt. Bevor jedoch die Abdankung der ſechs Kompanieen vollendet war, erhielt Leopold in Halberſtadt unvermuthet Befehl zu einer beſondern Unternehmung. Der Kurfürſt hatte von dem Hauſe Kurſachſen für 300,000 Thaler die Erbvoigtei und Schutzgerechtigkeit von Quedlinburg erkauft; allein die Stadt, von Sachſen-Gotha unterſtützt, wollte die Uebertragung nicht anerkennen, und keine brandenburgiſche Truppen einlaſſen. Die Bürger, eine Ueberrumpelung fürchtend, hielten ſtarke Wache an den Thoren, und hofften auf die Ankunft gothaiſcher Hülfstruppen. Dieſen zuvorzukommen, und die Stadt mit 3 Kompanieen zu beſetzen, wurde Leopold beauftragt. Er ritt zuerſt mit ſeinem Major hin, um alle Zugänge zu beſichtigen. Zwei Tage darauf zog er Abends mit 240 Mann in aller Stille von Halberſtadt aus, und war mit Anbruch des Tages vor Quedlinburg, wo niemand in dieſem Augenblick an einen Ueberfall dachte. Einige Bürger am Thore bekamen von den Soldaten Rippenſtöße, wurden entwaffnet, und hierauf alle Thore beſetzt; mit den übrigen Truppen rückte Leopold gradeswegs auf den Markt, und ließ plötzlich durch alle Tamboure die Reveille ſchlagen, da denn die Bürger, nach ſeiner eignen Erzählung, durch den Lärm der Trommeln erwachten, und alsdann ſahen, wie gut ſie ihre Stadt verwahrt hatten. So erzählt Leopold ſelber den Hergang, welchen jedoch Friedrich Cramer in ſeiner Geſchichte von Quedlinburg ganz anders berichtet; indeſſen haben wir hier den Worten unſres Helden wohl den Vorzug geben müſſen.

Die Feldzüge und Reiſen hatten Leopold's Regierungsantritt verzögert, ihm ging das Kriegsweſen allen andern Dingen vor, und ſo verſtrich faſt ein Jahr, eh er in ſeiner Eigenſchaft als Landesfürſt förmlich auftrat. Freilich that und befahl er ohnehin ſchon, was ihm beliebte, und der unbedingte Gehorſam, den ſeine ſchrankenloſe Gewalt fand, ſchien nicht erſt einer ausdrücklichen Formel zu bedürfen. Die Fürſtin-Mutter traf jedoch alsbald nach geſchloſſenem Frieden alle Anſtalten, um dem Sohne die Regierung zu übergeben, und am 13. Mai 1698 geſchah unter großen Feierlichkeiten die Erbhuldigung von Stadt und Land. Nur der Krieg hatte bisher ſeine Leidenſchaft zur Föſin eine Zeitlang überdeckt, aber nicht ſchwächen gekonnt; in aller Stärke entſchiedenen Wollens trat ſein früherer Entſchluß neuerdings hervor, und trotz der Einrede ſeiner Mutter und ohne ſich um die Mißbilligung anderer Höfe zu kümmern, machte er im September des genannten Jahres die Geliebte zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin. Dieſe Ehe war durchaus glücklich; die zärtlichſte und treuſte Zuneigung verband beide Gatten bis zum Ende des Lebens, und was im Beginn als rückſichtsloſe Gewaltſamkeit vorübergehenden Eigenwillens erſcheinen konnte, bewährte ſich als dauernder Ausdruck innerſter Angemeſſenheit und Herzensbefriedigung. Nach dreien Jahren, als Leopold aus dieſer Ehe ſchon zwei Söhne hatte, brachte er es dahin, daß dieſelben durch Kaiſerliche Urkunde vom

29. Dezember 1701 für vollkommen ebenbürtig und erbfolgefähig erklärt, die Mutter ſelbſt aber mit den ehrenvollſten Ausdrücken zur Reichsfürſtin von Anhalt erhoben wurde. Die Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans ſchrieb indeß noch am 29. April 1702 an die Raugräfin Luiſe über dieſe Angelegenheit: „Daß der Fürſt von Anhalt ſeine Apothekerstochter vor eine Fürſtin gern wolle paſſiren machen, kann ich wohl glauben, aber ſeindt wohl andre Fürſten närriſch genug, die Sache paſſiren zu laſſen, und eine ſolche Kreatur vor eine Fürſtin zu erkennen, das wäre ja gar zu abgeſchmackt.“

Von 1697 bis 1699 war Leopold abwechſelnd in Deſſau und bei ſeinem Bataillon in Halberſtadt. Sogleich in den erſten Jahren ſeiner Regierung wandte er die thätigſte Sorgfalt auf die Verwaltung und Bewirthſchaftung ſeines Landes, und begann die Reihe von Verbeſſerungen, Ankäufen, Bauten, die von da ſein ganzes Leben hindurch fortdauerte. Seinem Scharſſinn entgingen die Vortheile nicht, welche ſich zur Steigerung der Fürſtlichen Einkünfte darboten, und ſein durchgreifender Wille eignete ſich dieſelben durch alle Mittel an. Sein Hauptaugenmerk blieben jedoch die Kriegesſachen. Tief geſchmerzt hatte ihn die Verringerung ſeines Regiments; er benutzte daher die Gnade und das Anſehen, in welchen er bei dem Kurfürſten ſtand, um angelegentlichſt und dringendſt die Herſtellung der urſprünglichen Kompanieenzahl zu erbitten. Wirklich erlangte er im März 1699 von dem Kurfürſten die Erlaubniß, die 6 eingegangenen Kompanieen ſeines Regiments wieder zu errichten. Sein Regiment zählte demnach wieder zwei Bataillons, worüber ſeine Freude faſt eben ſo groß war, als die erſte bei ſeiner Ankunft beim Heere. Sie wurde noch dadurch erhöht, daß ihm alle Offiziere, die er vorgeſchlagen, bewilligt wurden. Er war zur Vermählung ſeiner jüngſten Schweſter, die des Markgrafen Philipp von Brandenburg Braut war, nach Berlin gekommen; aber nun, erzählt er, ließ er Hochzeit Hochzeit ſein, und eilte, ſobald er nur aus der Kriegskanzlei ſeine Werbegelder und Patente erhalten, über Deſſau nach Halberſtadt, und betrieb ſeine Werbungen mit ſolchem Eifer und Erfolg, daß die neuen Kompanieen ſchon im Anfange des Juli als vollzählig von dem General von Börſtel zu Kalbe gemuſtert werden konnten. Die Abrichtung und Uebung dieſer Truppen nahm ſeinen ganzen Eifer in Anſpruch; ſie mußten unabläſſig ausrücken, exerziren, lagern. Den Dienſt, die Handgriffe, die Zucht wußte er durch zahlreiche Anordnungen zu vervollkommnen. Er fing an, den Gleichſchritt bei den Truppen einzuführen, der in dem neueren Kriegsweſen vorher nur in einzelnen Beiſpielen, und gleichſam als unerhörte Sache, vorgekommen war. Da die hölzernen Ladſtöcke leicht zerbrachen, ſo führte er nun bei dem ganzen Regiment eiſerne ein, die er bei ſeinen Grenadieren ſchon ſeit einem Jahr erprobt hatte, und legte dadurch den Grund zu einer Fertigkeit im Schießen, die man früher bei keiner Truppe gekannt hatte. In den größten und kleinſten Dingen wurde gleicherweiſe die ſtrengſte Ordnung und Pünktlichkeit gehandhabt; Waffen und Kleidung mußten genau der Vorſchrift entſprechen, die ganze Haltung übereinſtimmend ſein. Dieſes Soldatenweſen war Leopold's Luſt und Leben. Ihm war Bedürfniß, ſich im Kreiſe dieſer, theils überkommenen, theils ſelbſterklügelten und bis zum äußerſten getriebenen Formen zu bewegen; ihnen unterwarf er willig den ſonſt unbeugſamen Sinn. Und ſo konnte die kriegeriſche Leidenſchaft, welche den Dienſtberuf in Schlacht und Gefahr zum wahren Heldenthum ſteigerte, auch in dem kleinlichſten Alltäglichen, das jene Farbe trug, mit ſtarrer Beharrlichkeit ſich gefallen!

Im Jahre 1700 wurde Leopold's Regiment, gleich einigen andern, befehligt, nach Lenzen gegen die mecklenburgiſche Gränze vorzurücken. Er ſelbſt wünſchte lebhaft, den Zug mitzumachen, und bemühte ſich eifrigſt, die Sache durchzuſetzen; allein er hatte die Kränkung, durch den Feldmarſchall von Barfus, der ihm ſtets feindlich war, ausgeſchloſſen zu bleiben. Er brachte daher den größten Theil dieſes Jahres, da in ſeiner Nähe keine Truppen waren, die ihn beſchäftigen konnten, verdrießlich in Deſſau hin. Dagegen hatte er die Freude, in demſelben Jahre von dem Kurfürſten zum Gouverneur von Magdeburg ernannt zu werden, wodurch ſeine Wirkſamkeit bedeutend erweitert wurde. Auch ließ er ſich durch vorübergehende Mißhelligkeiten in der einmal erwählten Bahn nicht irre machen, ſondern ſchloß ſich dem Hofe von Berlin und dem brandenburgiſchen Kriegsweſen immer feſter an. Nachdem der Kurfürſt Friedrich der Dritte den 18. Januar 1701 zu Königsberg in Preußen ſich die Königliche Krone aufgeſetzt, begab ſich Leopold im März nach Potsdam, um den als Friedrich der Erſte zurückkehrenden König in der neuen Würde zu begrüßen. Er wußte ſich demſelben, bei aller entgegengeſetzten Sinnesart, immer werther und beliebter zu machen. Die Prachtliebe des Königs erſtreckte ſich auch auf den Kriegesſtaat, und eine geübte und zahlreiche Heeresmacht ſollte den Glanz des Königthums tragen helfen. Leopold konnte daher ungehindert mit allen Kräften ſich dieſer Richtung hingeben.

Die Gelegenheit, den Ernſt der Waffen im Felde zu zeigen, blieb nicht lange aus. Der Streit um die ſpaniſche Erbfolge zwiſchen Frankreich und Oeſterreich führte ſchon im Jahre 1701 zu kriegeriſcher Ausſicht. Der König von Preußen, mit Oeſterreich, Großbritannien und Holland eng verbunden, beeiferte ſich, den Kaiſerlichen Waffen für den bevorſtehenden Krieg die kräftigſte Unterſtützung zu gewähren. Der Generallieutenant von Heyden erhielt am Niederrhein den Oberbefehl über eine anſehnliche Truppenmacht; ſchon waren 12 Schwadronen Reiterei nach Weſel abgegangen; Leopold wurde beauftragt, 12 Bataillons Fußvolk dahin zu führen, mit welchen er gegen Ende des Mai daſelbſt eintraf. Indeß unterblieb noch der Ausbruch der Feindſeligkeiten, und den ganzen Sommer verbrachte Leopold in Weſel und Duisburg unter ſteten Zurüſtungen und Waffenübungen. Er reiſte dann im Herbſte nach dem Haag, dem Könige Wilhelm aufzuwarten, der ihn ſehr auszeichnete und viel vom Kriege mit ihm ſprach, aber ſchon krank und ſchwach dem Ende ſeiner Laufbahn zueilte; als dieſer nach England abgereiſt war, kehrte auch Leopold zum Winter nach Deſſau zurück. Im April des Jahres 1702 begab er ſich wieder an den Rhein, wo nach dem Tode des Königs Wilhelm der Herzog von Marlborough den Oberbefehl der verbündeten Heere führte. Die Feindſeligkeiten fingen ſogleich an. Der Kurfürſt von Köln hatte ſich mit Ludwig dem Vierzehnten verbündet, und in ſeine Feſtungen Bonn, Kaiſerswerth und Rheinberg franzöſiſch

Beſatzungen aufgenommen. Dieſe zu vertreiben ſtießen die preußiſchen und holländiſchen Kriegsvölker unter Anführung des holländiſchen Feldmarſchalls Fürſten von Naſſau-Saarbrück zuſammen, und rückten zuerſt vor Kaiſerswerth. Faſt zwei Monate, vom 16. April bis zum 15. Juni dauerte die Belagerung. Die Preußen, welche unter dem General von Heyden den einen der beiden Angriffe zu führen hatten, zeichneten ſich durch Eifer und Tapferkeit ganz beſonders aus. Leopold eröffnete zuerſt die Laufgräben, und war als Generalmajor einen Tag um den andern im Dienſt. Er trotzte mit rüſtiger Ausdauer jeder Beſchwerde und Gefahr. Unermüdet und unverdroſſen ſchien er nur immer mehr Dienſt und Arbeit zu begehren, als die Gelegenheit darbot. Seine Wachſamkeit und Entſchloſſenheit waren nicht in Säumniß zu bringen. Die Franzoſen machten in der Nacht vom 20. April einen heftigen Ausfall nach der Seite des holländiſchen Angriffs, und drangen bis in die Laufgräben vor, die ſie ſchon einzuebnen anfingen, als Leopold an der Spitze von vier preußiſchen Grenadierkompanieen unvermuthet erſchien, und in raſchem Anfall den Feind aufrollte und in die Feſtung zurückwarf. Dieſe Kriegsthat wurde allgemein mit hohem Ruhme geprieſen, und der König erließ darüber aus Weſel an ihn ein ſehr gnädiges Belobungsſchreiben. Vier Tage darauf, bei Erſtürmung der Rheininſel, war Leopold der erſte, der das Ufer beſtieg, und den ganzen Tag, ſo lange der hartnäckige Kampf anhielt, gab er den Seinen das Beiſpiel ausdauernden Heldenmuths. Am 4. Mai eroberte Leopold mit den preußiſchen Grenadieren eine Schanze auf dem Kuhberge, die von den Franzoſen nicht wieder genommen werden konnte. Als endlich am 9. Juni der bedeckte Weg geſtürmt wurde, befehligte er den linken Flügel des preußiſchen Angriffs; dreimal wiederholten die Verbündeten den Sturm, und verloren durch das heftige Feuer der franzöſiſchen Grenadiere und durch das Auffliegen dreier Minen binnen zwei Stunden über 3000 Mann, doch blieben ſie zuletzt Sieger. In der Mitte des Juni erfolgte die Uebergabe der Feſtung, deren Werke dann geſchleift wurden. Die Preußen gingen hierauf bei Düſſeldorf über den Rhein, und rückten gegen Venloo. Im Vorbeizuge wurde das Schloß Kempen angegriffen; ein Major mit 300 Mann ſollte daſſelbe einnehmen, wurde jedoch von der kleinen franzöſiſchen Beſatzung mit heftigem Feuer begrüßt. Kaum aber hatte Leopold bei dem Fußvolk, das er führte, den Geſchützdonner vernommen, ſo ſprengte er eilends dahin, trat an die Spitze des Angriffs, erzwang die augenblickliche Uebergabe, und ritt dann ruhig zu ſeiner Truppe zurück. Im September wurde Venloo belagert; der Füſt von Naſſau befehligte die verbündeten Truppen, Coehorn leitete den Angriff. Leopold eröffnete zuerſt unterhalb der Stadt an der Maas die Laufgräben, wurde aber auf dieſer Seite von den Holländern abgelöſt, und mit dem Angriff des Forts Sankt-Michael beauftragt. Nachdem hier die Arbeiten gehörig vorgerückt waren, mußte der General Lord Cuts mit den Engländern von der Nordſeite, Leopold mit den Preußen von der Südſeite den bedeckten Weg ſtürmen. Ermuthigt von ihrem Anführer drangen die preußiſchen Grenadiere zuerſt in die Werke ein, und da der Angriff der Engländer nicht minder gelang, ſo war das Fort ſchnell erobert. Einen Grenadierſergeanten, der ſich beſonders hervorgethan, machte Leopold am folgenden Tage zum Fähnrich in ſeinem Regiment. Venloo ſelbſt ging wenige Tage darauf am 22. September durch Vergleich über. Der Fürſt von Naſſau ließ nun die Belagerung der beiden Feſten Roermonde und Stephanswerth zugleich unternehmen. Leopold eröffnete unter dem preußiſchen Generallieutenant Grafen von Lottum die Laufgräben von Roermonde am 2. Oktober, ritt aber Abends, als er von der Arbeit kam, voll Ungeduld auch nach Stephanswerth, um dort die Anſtalten des holländiſchen Generallieutenants von Fagel zu beſichtigen, und von ſich rühmen zu können, an Einem Tage zwei Belagerungen geſehen zu haben. Stephanswerth ergab ſich nach geringem Widerſtande noch am nämlichen Tage, Roermonde aber erſt am 6. Oktober, nachdem Leopold, der an dieſem Tage wieder in ſeiner Reihe den Befehl führte, die Stadt auf das heftigſte beſchoſſen hatte. Die Preußen, welche nach dem Abgange des Generals von Heyden von dem Markgrafen Albrecht, Bruder des Königs, befehligt wurden, verſuchten noch einen

Angriff auf die Feſtung Rheinberg, der aber fruchtlos ablief, und bezogen dann zu Ende des Oktobers die Winterquartiere. Leopold begab ſich nach Deſſau, und darauf nach Berlin, wo er am 18. Januar 1703 dem Krönungs- und Ordensfeſte beiwohnte, und bei dieſer Gelegenheit mit feierlichſter Einführung zum Ritter des ſchwarzen Adlerordens erhoben wurde, der erſte, dem ſeit der im Jahre 1701 geſchehenen Stiftung dieſe Ehre zu Theil wurde. Die Verſetzung des alten Feldmarſchalls von Barfus in den Ruheſtand, welche noch im Jahre 1702 erfolgte, befreite das Dienſtverhältniß Leopold's von einem Gegner, deſſen Uebergewicht ihn zuweilen empfindlich berührt hatte.

Der Feldzug des Jahres 1703 wurde von den Preußen mit der Berennung von Geldern eröffnet. Leopold langte am 24. April bei dem Heere an, und befehligte unter dem General Grafen Lottum einen Theil der Einſchließungstruppen. Da jedoch unterdeſſen der Herzog von Marlborough mit der Hauptmacht die Feſtung Bonn belagerte, und alles zu einem Sturm anordnete, ſo war Leopold nicht zurückzuhalten, ſondern eilte voll Kampfbegier in Marlborough's Lager, um ein ſo großes Unternehmen mitzumachen. Allein der General Coehorn hatte aus einer Batterie von 216 Stücken Geſchütz ein ſo wirkſames Feuer auf die Stadt gerichtet, — die Mauern längs der Rheinſeite waren faſt glatt weggeſchoſſen — daß die Beſatzung den Sturm nicht abwartete, ſondern am 14. Mai, den Tag nach Leopold's Eintreffen, den Platz durch Vergleich übergab. Unzufrieden kehrte Leopold in das Lager vor Geldern zurück. Hier empfing er im Juli die Ernennung zum Generallieutenant und eine neue Beſtimmung. Ihm wurde der Auftrag zu Theil, 6000 Mann preußiſcher Fußvölker vom Niederrhein an die obere Donau zu dem Heere des Prinzen Ludwig von Baden zu führen, welches gegen die vereinigte Macht der Franzoſen und Baiern dort nicht ſtark genug war. Leopold brach ſogleich von Geldern auf, und langte nach einem Marſch von vier Wochen durch die Rheinlande und Franken im Lager des Prinzen bei Hohnsheim an, wo er ſchon zwei preußiſche Reiterregimenter vorfand, die gleichfalls unter ſeinen Befehl geſtellt waren. Der Prinz von Baden, durch dieſe und andre Hülfstruppen anſehnlich verſtärkt, theilte darauf ſein Heer, ging mit der Hauptſtärke über die Donau, und wendete ſich nach Augsburg, dem Kurfürſten von Baiern entgegen, der mit ſeinen Truppen aus Tyrol hervorkam, und ſich mit dem franzöſiſchen Heere des Marſchalls von Villars vereinigte. Die übrigen Truppen, bei welchen die Preußen unter Leopold, die Sachſen unter dem General von Schulenburg, und noch andre Reichsvölker, rückten 18,000 Mann ſtark unter dem Kaiſerlichen Feldmarſchall Grafen von Styrum nach Donauwerth, um die Franzoſen, welche zwiſchen Lauingen und Dillingen in verſchanztem Lager ſtanden, zu beobachten. Nach einigen Wochen unthätiger Lagerung erhielt Styrum vom Prinzen von Baden den Befehl, zwiſchen Höchſtädt und Donauwerth über die Donau zu gehen, um den Feind auf dieſe Seite abzulenken. Allein der Kurfürſt von Baiern und Villars, von dem Vorhaben frühzeitig unterrichtet, brachen vereinigt auf, zogen mit 30,000 Mann in Eilmärſchen gegen die Donau, gingen in der Nacht des 20. Septembers bei Donauwerth über, und griffen in erſter Frühe den Grafen Styrum bei Höchſtädt von allen Seiten an. Der Kaiſerliche Feldherr, der Uebermacht weichend, entſchloß ſich zum Rückzuge nach Nördlingen. Allein zu gleicher Zeit rückten auch aus dem verſchanzten Lager von Lauingen die Franzoſen ihm in den Rücken, und das Gefecht war nicht mehr zu vermeiden. Leopold hatte mit ſeinen Truppen zuerſt den im Rücken andringenden Feind zu beſtehen; zuerſt warfen einige Schwadronen ſich der franzöſiſchen Reiterei entgegen, und trieben ſie in einen Moraſt, wo ſie großen Verluſt erlitt; hierauf ging Leopold an der Spitze einiger Bataillons mit geſchultertem Gewehr auf das franzöſiſche Fußvolk los, das aber den in ſolch entſchloſſener Haltung heranſtürmenden Angriff nicht abwartete, ſondern die Flucht nahm, und bis in die Nähe von Nördlingen verfolgt wurde. Leopold mußte indeß mit ſeinen Bataillons ſchleunigſt zurückkehren, um nun auch dem von vorn angreifenden Feinde die Stirn zu bieten. Kaum war die Schlachtordnung gebildet, ſo entwickelte ſich plötzlich die ganze Uebermacht der feindlichen Reiterei; ſie ſtürzte zuerſt auf das baireuthiſche Küraſſierregiment, das augenblicklich die Flucht ergriff, und noch andre fränkiſche und ſchwäbiſche Reiter mit fortriß, warf dann 11 preußiſche Schwadronen über den Haufen, welche, durch jene Flucht allzuſehr bloßgegeben, vergebens einigen Widerſtand verſuchten, und wurde nur durch ein Bataillon Grenadiere, die Leopold mit kluger Vorausſicht in die Flanke geſtellt hatte, auch in das Fußvolk einzudringen verhindert. Die ſämmtlichen Truppen waren in eiligem Rückzuge, die Preußen allein beſtanden noch den Kampf. Umringt von der ganzen feindlichen Reiterei und gedrängt von dem ſtets zahlreicher nachrückenden Fußvolk, unter fortwährenden Angriffen und ſtarker Beſchießung aus dem Feldgeſchütz, zog Leopold mit 3 Regimentern, in geſchloſſenem Viereck mit vorgetragenen ſpaniſchen Reitern, in beſter Ordnung fechtend über die Ebene dem Nördlinger Walde zu. Anderthalb Stunden dauerte dieſer Zug; Leopold hieß die Truppen bis zu zehnmal Halt machen, und die Stirne wieder gegen den Feind wenden; wie auf dem Uebungsplatze geſchah jede Bewegung mit ſtrengſter Genauigkeit, und die feſte, kraftvolle Haltung dieſes Fußvolks ließ den Feind nicht wagen, mit ihm handgemein zu werden. Zuletzt blieb Leopold mit 3 Grenadierkompanieen wohl 3 bis 400 Schritt vor dem Walde allein ſtehen; die feindliche Reiterei, zum Einhauen in das kleine Häuflein angetrieben, kam mit großem Geſchrei und in ſcharfem Trabe gegen den rechten Flügel heran; die Grenadiere, der Noth des Augenblicks gehorchend, machten ſich fertig zum Anſchlag; doch Leopold, der dazu keinen Befehl gegeben, verbrauchte ſelbſt dieſe äußerſte Gefahr kaltblütig zur Lehre des Gehorſams, mit ſtarker Stimme hieß er den Hahn wieder in Ruhe ſetzen und das Gewehr ſchultern; es geſchah auf der Stelle; die feindliche Reiterei aber ſtutzte vor der wunderbaren Haltung dieſer Grenadiere, denen das Feuer nicht abzulocken war, und wagte nicht ſie anzugreifen. Darauf erſt ließ Leopold rechtsum machen, und gewann Schritt vor Schritt unverſehrt den Wald. Bei Nördlingen ſammelte Styrum ſeine geſchlagenen Truppen, die nicht weiter verfolgt wurden; er hatte alles Geſchütz, Gepäck und 4000 Mann verloren, und die übrigen nur durch die Tapferkeit Leopold's und ſeiner Preußen, ſo wie durch die gute Haltung Schulenburg's, der mit den Sachſen auf der Seite von Dillingen ſtand, von dem Untergange gerettet. Leopold verlor ſein ganzes Feldgeräthe; ſein glänzender Rückzug aber wurde überall nach Verdienſt anerkannt und geprieſen, und Styrum ſelbſt gab davon den ruhmvollſten Bericht. Der Heldenmuth des Fußvolks beſtärkte an dieſem Tage das Vertrauen und die Vorliebe, welche Leopold für dieſe Waffe ſchon hegte, ſo wie im Gegentheil die Reiterei ihm von dieſer Zeit her immer weniger galt. Nach dieſem unglücklichen Treffen, welches im folgenden Jahre, am nämlichen Orte, durch einen der größten Siege ſollte wettgemacht werden, blieben die Truppen zwiſchen Ulm und Nördlingen bis zum Dezember im Feldlager ſtehen, da ſie dann endlich die Winterquartiere bezogen; die Preußen die ihrigen in der Oberpfalz. Wegen dieſer Verſpätung konnte Leopold erſt im Januar 1704 in Deſſau eintreffen.

Für den Feldzug von 1704 verſtärkte der König von Preußen ſeine Hülfstruppen bei dem Reichsheere bis auf 12,000 Mann, die dem Oberbefehle Leopold's anvertraut blieben. Sie ſtießen im Anfange des Mai bei Rothweil am Neckar zu dem Heere des Prinzen von Baden. Während auf dieſer Seite durch unerklärbar ſcheinende Zögerungen und Verſäumniſſe, über welche Leopold mit allen einſichtsvollen Kriegsmännern bittre Klage führte, die koſtbarſte Zeit unthätig verloren wurde, benutzte der Kurfürſt von Baiern dieſelbe ſeinerſeits, um ſich mit den franzöſiſchen Truppen, die ihm aus dem Elſaß zurückten, zu vereinigen. Er kam dabei ſo nah an dem Kaiſerlichen Heere vorüber, daß er mit ſeinem Geſchütz deſſen linken Flügel zu beſchießen anfing; Leopold erwiederte das Feuer, und warf noch zu rechter Zeit zwei preußiſche Bataillons in eine zwiſchenliegende Schlucht, um den weiteren Angriff abzuhalten. Auch der Prinz Eugen von Savoyen hatte nunmehr bei dem Heere ſich eingefunden, und der Herzog von Marlborough aus den Niederlanden eine große Truppenmacht nach Schwaben geführt. Während letzterer mit dem Prinzen von Baden vereint ſich nach der obern Donau gegen den Kurfürſten von Baiern und den

Marſchall von Marſin wandte, und beide in der Schlacht von Schellenberg oder Donauwerth am 2. Juli auf's Haupt ſchlug, beobachtete der Prinz Eugen mit dem Theile des Heeres, bei welchem ſich die Preußen befanden, am Oberrhein die Bewegungen des Marſchalls von Tallard. Im Lager bei Durlach empfing Leopold ſeine unter dem 27. Juni ausgefertigte Ernennung zum General von der Infanterie, worüber die preußiſchen Truppen laut ihre Freude bezeigten. Indeß vermochte Eugen nicht zu hindern, daß Tallard mit anſehnlicher Macht durch den Schwarzwald in Schwaben eindrang, und ſich am 7. Auguſt mit dem Kurfürſten von Baiern und Marſchall von Marſin an der Donau vereinigte. Eugen dagegen, der ihm gefolgt war, traf gleiche Vereinigung mit dem Herzoge von Marlborough. Dieſe beiderſeits vereinigten Streitkräfte ſtanden am 11. Auguſt auf dem linken Ufer der Donau unfern Höchſtädt einander gegenüber. Der Prinz von Baden, der immer ſchwierig und hemmend die Rathſchläge der Mitfeldherrn ſtörte, war mit der Belagerung von Ingolſtadt beſchäftigt, die man ihm abſichtlich zugeſpielt hatte, ihn überredend, eine Belagerung zu führen ſei ehrenvoller, als ſie nur zu decken. Eugen und Marlborough, in allem beſtens einverſtanden, hatten daher nunmehr freie Hand. In dem Kriegsrathe jedoch, als Marlborough eine Schlacht wollte, und Leopold und die meiſten Generale ihm beiſtimmten, widerſprach Eugen mit vielen Bedenklichkeiten, ſo daß jener heftig wurde, und endlich mißvergnügt aus dem Rathe ſchied. Sogleich aber folgte ihm ein Bote mit einem Zettel von Eugen, der darin ſchrieb, er habe nur zum Scheine widerſprochen, damit der Feind, der durch Verräther die Beſchlüſſe zu erfahren pflegte, deſto ſicherer getäuſcht würde, er ſtimme in allen Stücken der Meinung Marlborough's bei, und ganz nach deſſen gemachten Vorſchlägen ſolle die Schlacht geliefert werden. Am 13. Auguſt mit Tagesanbruch rückten die Truppen 50,000 Mann ſtark zum Angriff. Marlborough, mit ſeinem Heere an die Donau gelehnt, bildete den linken Flügel der Schlachtordnung, Eugen den rechten, der ſich weit in die Ebene bis zu einem Wald erſtreckte; das Fußvolk dieſes rechten Flügels, aus 11 preußiſchen und 7 däniſchen

Bataillons beſtehend, wurde von Leopold befehligt. Der Feind, über 60,000 Mann ſtark, ſtellte ſich eiligſt zum Kampfe, rechts zunächſt der Donau der Marſchall von Tallard, der die Dörfer Blindheim und Oberklau mit ſeinem beſten Fußvolk ſtark beſetzte, links der Kurfürſt von Baiern und Marſchall von Marſin, von dem Dorfe Lützingen gedeckt. Zwiſchen den beiderſeitigen Schlachtordnungen zogen ſich mehrere Bäche hin; der Uebergang dieſer Gewäſſer und andre Schwierigkeiten des Erdreichs verzögerten das Anrücken, und erſt gegen 1 Uhr Mittags wurde das Gefecht allgemein. Anfangs gewann der Kurfürſt von Baiern dem Prinzen Eugen gegenüber einigen Vortheil; die Kaiſerlichen Generale, welche die Reiterei befehligten, führten dieſelbe ſchlecht, und ließen durch ihre Flucht die Seite der Preußen entblößt, mehrere Bataillone wurden geſprengt, eines zuſammengehauen, die ganze Linie gebrochen; der Feind eroberte eine Fahne, und ſchwenkte ſie mit Siegesruf hoch empor; da ergriff Leopold ſelbſt eine Fahne und hieß die Preußen ihm folgen, eine Stückkugel riß ihn mit dem Pferde zu Boden, er aber raffte ſich ſchnell wieder auf, und führte mit erneutem Zuruf ſeine Truppen ſtürmend vor, warf den Feind und eroberte die verlorene Fahne wieder. Der Kampf erneute ſich hier mit erbitterter Wuth; die Baiern und Franzoſen an Reiterei überlegen, waren es auch an Fußvolk, ſie hatten 30 Bataillons gegen 18 und wollten nicht weichen. Vergebens hatte Eugen mit der wieder geſammelten Reiterei neue Angriffe verſucht, unwillig verließ er jene und ausrufend, er wolle nun mit tapfern Kriegern fechten, geſellte er ſich dem preußiſchen Fußvolk, mit welchem Leopold jetzt nicht nur die feindliche Reiterei zurückſchlug, ſondern, ſelbſt zum Angriff übergehend, unter den Augen Eugen's den ganzen linken Flügel des Feindes, trotz der hartnäckigſten Gegenwehr, durch ein fortgeſetztes unwiderſtehliches Feuer zuſammenwarf und nachdrücklich verfolgte. Inzwiſchen hatte Marlborough auf dem linken Flügel nach blutigem Kampfe ebenfalls den Sieg entſchieden, und in dem Dorfe Blindheim, welches Lord Cuts mit den Engländern unter mörderiſchem Feuer geſtürmt, einen Theil des feindlichen Heeres gefangen genommen, nicht weniger als 27

Bataillons und 4 Dragonerregimenter ſtreckten daſelbſt das Gewehr. Der Feind verlor in dieſer Schlacht gegen 40,000 Mann und darunter 12,000 Todte, ferner 141 Stück Geſchütz, 144 Fahnen und Standarten, 17 Paar Pauken, eine ungeheure Menge Fuhrwerk, wobei auch 34 Kutſchen mit franzöſiſchen Damen, und vielfache andre Beute. Der Marſchall von Tallard ſelbſt befand ſich unter den Gefangenen. Seit der Schlacht von Pavia war den Franzoſen keine ſolche Niederlage geworden. Die Verbündeten hatten den Sieg auch ihrerſeits durch großen Verluſt erkauft, über 5000 ihrer Todten lagen auf dem Schlachtfelde, die Verwundeten ungerechnet. Eugen ſchrieb an den König von Preußen das herrlichſte Lob ſeiner Truppen und ihres Anführers, und erklärte, daß man dieſem die Erlangung des vortrefflichen Sieges zu ſeinem unſterblichen Nachruhme größtentheils zu verdanken habe.

Die Franzoſen wichen aus ganz Oberdeutſchland, verfolgt von den ſiegreichen Heeren Eugen's und Marlborough's, die bei Philippsburg über den Rhein gingen, und am 12. September vor Landau zogen. Die Belagerung dieſer Feſte wurde beſchloſſen, obgleich Marlborough darauf beſtand, man müſſe mit aller Macht raſch in Frankreich vordringen. Die Hauptmacht ſtellte ſich demnach, um den Marſchall von Villeroi hinter dem Queich zu beobachten, bei Kronweißenburg auf, während der Prinz von Baden mit 15,000 Mann die Belagerung betrieb. Dieſer begehrte zu ſeinen andern Truppen auch preußiſche, und beſonders preußiſche Ingenieure, welches Anſuchen Leopold durch ein eigenes Schreiben in Berlin ſo wirkſam vermittelte, daß einige Bataillons unter dem Generalmajor von Stille, einem der tapferſten Anführer, den er ungemein hochhielt, zu den Belagerungstruppen abgegeben wurden. Leopold ſelbſt aber benutzte dieſen Umſtand, weil ohnehin das Hauptheer unthätig in ſeiner Stellung blieb, um perſönlich meiſt bei der Belagerung zu ſein, wo er auf's neue, ohne eigentlich einen Befehl zu führen, die glänzendſten Proben der Einſicht und Herzhaftigkeit ablegte, ſo daß der römiſche König Joſeph, der ſich im Lager aufhielt, ihm dafür die ausgezeichnetſte Gewogenheit zuwandte. Bei Erſtürmung des bedeckten Weges aber, am 22. November, machte er an der Spitze der Preußen, dem Anſcheine nach eigenmächtig, aber insgeheim von Eugen gebilligt, einen beſondern Angriff mit ſolchem Feuer und Nachdruck, daß der franzöſiſche Befehlshaber, der ſchon die Anſtalten zum Hauptſturme ſah, auf dieſer Seite, wo Leopold die Preußen führte, als Zeichen der Uebergabe die weiße Fahne aufſtecken ließ. Die ſämmtlichen Generale beglückwünſchten ihn, wegen dieſer ungemeinen Auszeichnung, die ihm aber auch viel Neid und Eiferſucht und ſogar den Vorwurf erweckte, daß ſeine Kampfbegier nicht zu erſättigen ſei. Die Eroberung von Landau beſchloß dieſen ſiegreichen Feldzug, in welchem Leopold mit den Preußen im Felde gegen 90 Märſche gemacht hatte. Die Truppen nahmen Winterquartiere in der baieriſchen Grafſchaft Cham, und Leopold traf im Januar des Jahres 1705 in Deſſau ein.

Der Herzog von Savoyen war dem Glücke des Kriegs auf die Seite des Kaiſers gefolgt; die Rache Ludwig's des Vierzehnten ſäumte nicht, ihn dafür zu beſtrafen; anſehnliche Verſtärkungen gaben der franzöſiſchen Heeresmacht in Italien bald wieder die Oberhand. Der Kaiſerliche Feldherr Graf Guido von Starhemberg wurde bis an die Etſch zurückgedrängt, und mit Ausnahme von Turin, wo ſich eine Kaiſerliche Beſatzung tapfer vertheidigte, war ganz Piemont in der Gewalt der Franzoſen. Zur Herſtellung der zerrütteten Angelegenheiten wurde der Prinz Eugen mit ſtarker Truppenmacht nach Italien beſtimmt. Der Herzog von Marlborough reiſte nach Berlin, wo auch Leopold im Februar eintraf, und bewog den König durch ſein kluges Benehmen, zu dem bevorſtehenden Feldzuge eine beträchtliche Schaar unter Leopold's Oberbefehl den Fahnen Eugen's folgen zu laſſen. Demnach im April 1705 brachen 8000 Mann der ſchönſten preußiſchen Truppen nach Italien auf, und im Mai traf Leopold ſie zu Verona, wo ſich das Heer Eugen's bald zuſammenfand. Nach Mailand und Piemont vorzudringen war beſchloſſen; aber die Ausführung unterlag großen Schwierigkeiten, eine Menge Flüſſe waren im Angeſichte eines zahlreichen Feindes zu überſchreiten. Gleich zuerſt den bedenklichen Uebergang über den Mincio mochte Eugen, obgleich Leopold ſich inſtändigſt mit ſeinen Truppen zum kühnen Verſuche darbot, nicht wagen, ſondern ſchiffte über den Gardaſee, und eilte hierauf gegen den Oglio vor. Er täuſchte den Feind, der ſeinen Bewegungen mit überlegener Macht aufmerkſam begegnete, durch verſtellte Märſche, gewann einen Vorſprung, und bewerkſtelligte am 28. Juni den Uebergang. Leopold drang einer der Erſten über ein ſehr mangelhaftes Brückenwerk auf das jenſeitige Ufer des Oglio, nicht ohne große Gefahr, da einige ſeiner Begleiter in den Fluß ſtürzten und rettungslos vor ſeinen Augen ertrinken mußten. Kaum war das Heer eiligſt übergeſetzt und in Schlachtordnung geſtellt, ſo erſchien der Feind, vermied aber diesmal ein Treffen. Nach kleineren glücklichen Gefechten und mancherlei Märſchen dachte Eugen nun auch den Uebergang der Adda zu gewinnen. Er zog den Fluß hinab, als wollte er bei Pizzighetone übergehen, ließ dann bei Paradiſo eine Brücke ſchlagen, und alles zum Uebergang in Bereitſchaft ſetzen. Leopold hatte ſich die Vorhut und erſte Leitung erbeten, und betrieb die Brückenarbeit mit ſolch ſchonungsloſem Eifer, daß ſie zwar endlich zu Stande kam, er ſelbſt aber der Anſtrengung faſt erlag. Die Sonnenhitze war unerträglich, ſelbſt die Nacht wurde nicht kühl und die einzige Zuflucht war ein Baum, in deſſen Schatten er auf Augenblicke von der brennenden Gluth ſich zu erholen ſuchte. Schon war eine Brücke am 15. Auguſt fertig und eine zweite angefangen, als Eugen, der den Uebergang durch herzugeeilte franzöſiſche Truppen beſtritten und überhaupt wegen des reißenden Stromes bedenklich fand, plötzlich ſeinen Entſchluß änderte. Dem General von Stille, der mit den Grenadieren und einigen andern Truppen bei der Brücke zurückbleiben mußte, gab er Befehl, die Arbeiten zum Scheine noch fortzuſetzen, um den feindlichen Feldherrn, Herzog von Vendome, mit ſeinen Streitkräften jenſeits feſtzuhalten, in der Nacht aber die Brücken wieder abzuwerfen, und dem übrigen Heere ſchleunigſt nachzufolgen. Mit dieſem eilte er ſelbſt aufwärts gegen Treviglio und Caſſano, wo der Großprior von Vendome, Bruder des Herzogs, mit einem Theile des franzöſiſchen Heers dieſſeits der Adda ſich vortheilhaft geſtellt hatte, hinter ſich den Fluß mit einer auf beiden Seiten durch Verſchanzungen gedeckten Schiffbrücke, vor ſich einen tiefen, ſchnellfließenden Kanal, Ritorto genannt, mit vielen Nebenkanälen. Eugen hoffte den Großprior von dem Herzoge getrennt zu überfallen, und den vereinzelten Heerestheil mit zuſammengenommener Kraft zu ſchlagen. Er rückte die ganze Nacht vom 15. auf den 16. Auguſt bis zum folgenden Mittag unaufhaltſam fort, und ſo wie er anlangte, griff er alsbald die Franzoſen in ihrer Stellung an. Allein mit gleicher Schnelligkeit und auf kürzerem Wege war auch der Herzog von Vendome, ſobald er den Uebergang bei Paradiſo aufgegeben ſah, mit allen Truppen herbeigeeilt, und Eugen hatte unvermuthet die ganze franzöſiſche Macht vereinigt vor ſich. Indeß war das Gefecht ſchon eingeleitet. Zuerſt griff der rechte Flügel der Kaiſerlichen den feindlichen linken an, und ſtürmte die ſteinerne Brücke, welche auf dieſer Seite als die einzige über den Kanal führte. Hier entſpann ſich ein wüthender Kampf, unter ſchrecklichem Verluſt wankte der Vortheil her und hin. Der General Graf von Leiningen und der junge Prinz Joſeph von Lothringen wurden an der Spitze der Grenadiere getödtet; Eugen ſelbſt führte die Truppen in das dichteſte Feuer, und wurde durch zwei Kugeln am Halſe und über dem Knie verwundet, der Herzog von Vendome auf der Gegenſeite erhielt ebenfalls einen Schuß. Den linken Flügel der Kaiſerlichen befehligte Leopold; von tobendem Ungeſtüm fortgeriſſen warf er ſich in die Fluthen des Kanals, durch den allein zu dem Feinde zu kommen war, ganze Bataillons folgten ſeinem Beiſpiel, und wateten bis an den Hals im Waſſer, bemüht das jenſeitige Ufer zu erſteigen; das Feuer der Franzoſen aber, welche dicht am Ufer ſtanden, traf ſo mörderiſch in dieſe Schaaren, daß in kurzer Zeit das Waſſer des Ritorto von ihrem Blute buchſtäblich gefärbt und von ihren Leichnamen erfüllt wurde. Indeß drangen die Preußen unter ihrem ergrimmten Anführer unwiderſtehlich vor, erklommen das Ufer, ſtellten ſich geordnet auf, vertrieben den Feind, und ſetzten glücklich durch einen zweiten Arm des Kanals, ſo daß die Franzoſen ſchon in Unordnung zu weichen anfingen, und einige ihrer Bataillons, die abgeſchnitten ſchienen, ſich gefangen geben wollten; allein die Angreifenden hatten noch einen dritten und tieferen Arm des Kanals vor ſich, und ſchon war ihr Pulver theils verſchoſſen, theils durch die Näſſe unbrauchbar geworden, neuer Vorrath aber nicht ſogleich über das zwiefache Waſſer herbeizuſchaffen; indem ihr Feuer einen Augenblick ſchwieg, begann mit neuer Heftigkeit das feindliche; aus Caſſano, vom jenſeitigen Ufer der Adda, und aus dem dieſſeitigen Brückenkopfe, ſchlug das franzöſiſche Geſchütz verheerend ein, und zugleich in äußerſter Nähe, bloß durch das ſchmale Waſſer des Kanals getrennt, wirkte das ſchrecklichſte Gewehrfeuer. Unter dieſen Umſtänden befahl Eugen den Angriff nicht weiter zu führen, übergab, ſeiner Wunden wegen, den Oberbefehl an Leopold, und zog ſich aus dem ſchon aufgegebenen Kampfe zurück. Aber noch bis zum Abend wichen die Truppen nicht von der Stelle, und brachen erſt mit der Nacht wider Willen und in beſter Ordnung das Gefecht ab. Beide Theile eigneten ſich die Siegesehre dieſer blutigen Schlacht zu, in welcher der Verluſt auf beiden Seiten ungefähr gleich war. Auf dem Wahlplatze wurden 7000 Todte gezählt, die Ertrunkenen ungerechnet. Wegen des unerträglichen Geſtanks der Leichname verließen beide Heere die Gegend des Schlachtfeldes; die Kaiſerlichen zogen nach Treviglio, die Franzoſen nach Rivalta, wo ſie einander auf's neue ſchlagfertig gegenüber ſtanden. Leopold hatte mit wüthender Tapferkeit gefochten und inmitten des ſchrecklichſten Kugelregens ſtets die Truppen ermuntert. Der Verluſt der Preußen war ungeheuer; Leopold ſuchte ihn anfangs in Berlin zu verhehlen, und da er ihn endlich dennoch in ganzem Umfang eingeſtehen mußte, ſo erhielt er vom Könige darüber einen Verweis, daß er das Leben der ihm anvertrauten Truppen ſo ſchonungslos vergeudet. Dagegen empfing er vom Kaiſer Joſeph dem Erſten ein Dank- und Belobungsſchreiben wegen der von ihm und von allen Offizieren und Gemeinen bewieſenen außerordentlichen Tapferkeit. Ein lebendiges Andenken erhielt ſich für Leopold und ſeine Preußen von dieſer Schlacht bei Caſſano in einem Kriegsmarſche, den die Landeseinwohner dem heldenmüthigen Feldherrn und ſeinen tapferen Schaaren zur Siegesfeier widmeten; bei einer Parade, wo dieſer Marſch zuerſt geſpielt wurde, gefiel er dem Fürſten und den Truppen ſo ſehr, daß er von der Zeit an zum Lieblingsmarſch erhoben, und ihm mancherlei Wortfolge, wie Soldatenlaune ſie eingab, angepaßt wurde: dies iſt der Urſprung des nachher ſo berühmt gewordenen Dſſeauer Marſches, der faſt ein Jahrhundert hindurch den Siegesſchritt der Preußen begleitet hat. Den von Eugen ihm übertragenen Oberbefehl konnte Leopold ſelbſt nicht lange führen; bald nach der Schlacht überfiel ihn ein hitziges Fieber als Folge der außerordentlichen Anſtrengungen, die er zuerſt bei dem Brückenbau und dann in der Schlacht beſtanden, wo die gewaltigſte Sonnenhitze die Kämpfenden faſt verzehrte. Er mußte nach Brescia gebracht werden, wo die Fürſtin ſeine Gemahlin, welche, wie ſchon früher, ihm in die Nähe des Kriegsſchauplatzes nachgereiſt und jetzt von Trient herbeigeeilt war, ihn empfing, und durch ihre Gegenwart und treue Pflege die Hülfe der Aerzte ſo wirkſam unterſtützte, daß er nach drei Wochen bereits wieder hergeſtellt im Lager von Treviglio erſcheinen konnte. Der Feldzug, welcher den anfänglichen Zweck nicht erreicht, aber doch den Vortheil gewährt hatte, daß der Feind die Belagerung von Turin aufſchieben gemußt, bot keine wichtigen Ereigniſſe mehr dar. Die Truppen nahmen im Dezember Winterquartiere im Venetianiſchen, und Leopold ging nach Deſſau zurück.

Seine Thätigkeit war auch außer dem Kriegsfelde unermüdet rege. Den Winter hindurch war er faſt immer unterwegs, bald in Berlin, bald in Magdeburg, wo er für die Feſtungswerke, und zugleich für die gute Polizei, und ſelbſt für die Verſchönerung der Stadt wirkſame Anordnungen traf, am häufigſten aber auf der Jagd, die er leidenſchaftlich liebte, und in ſeinen weitläuftigen Forſten nach Wunſche dargeboten fand. Dabei ließ er jedoch die Sorge für ſein Land keinen Augenblick außer Acht. Unaufhörlich vermehrte und verbeſſerte er ſeinen Grundbeſitz, legte neue Dörfer und Vorwerke an, und führte die genauſte Aufſicht über alle Verwaltungszweige. Die Rechenkunſt hielt er, wie ein gleichzeitiger Schriftſteller ſagt, ſo gut für eine Machtkunſt, wie die der Waffen. In allen dieſen Anſtalten und Geſchäften unterſtützte ihn die Fürſtin mit geſchicktem Eifer; die Verwaltung des Landes wurde leicht zu einer Sorge des Haushalts, und theils die Nothwendigkeit anhaltender Aufſicht, theils die Vermehrung der Kinder, mit denen ihre Ehe geſegnet wurde, machten ihre Gegenwart daheim bald unerläßlich. Sie blieb daher von den folgenden Feldzügen Leopold's, mit dem ſie bisher manche Beſchwerde und ſelbſt Gefahr ſtarkmüthig getheilt hatte, um jener Pflichten willen zurück. Leopold ſelbſt aber gedachte nur um ſo eifriger der neuen Kriegsrüſtungen. Er wandte in Berlin alle Bemühung an, um für den erlittenen Truppenverluſt den ſchleunigſten Erſatz auszuwirken; die preußiſchen Streitkräfte in Italien bedurften einer völligen Wiederherſtellung, wenn ſie in dem bevorſtehenden Feldzuge nicht als ein unbedeutender Haufen erſcheinen ſollten, deſſen Anführung ſich für Leopold kaum noch geziemt hätte. Der Eindruck der Aufopferung bei Caſſano war jedoch für ſeinen Zweck ſehr hinderlich, und noch ſchwieriger wurde die Sache, als gegen Ende des April 1706, während Leopold's Anweſenheit in Berlin, die Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Montechiaro oder Calcinato einging, wo der Kaiſerliche General Graf von Reventlow am 19. April, wenige Stunden vor Eugen's Ankunft bei dem Heere, von dem Herzoge von Vendome überfallen und geſchlagen, und dabei abermals einige preußiſche Bataillons faſt ganz vernichtet worden waren. Es wurde zweifelhaft, ob der König, außer der Hülfsmacht, die ſchon in Deutſchland an der Seite der Kaiſerlichen focht, eine ſolche auch ferner in Italien noch halten ſollte. Doch ſiegte zuletzt Leopold's Einfluß am Hofe zu Berlin über alle widrigen Umſtände und bedenklichen Meinungen, und die neue Truppenſendung, für welche er jede Förderung in's Werk zu ſetzen gewußt, wurde ſeinem Verlangen gewährt.

Nach allen getroffenen Vorkehrungen eilte Leopold, zu dem bereits unglücklich eröffneten Feldzuge des Jahres 1706 in Italien ſich perſönlich einzufinden. Eugen hatte die Kaiſerlichen Truppen bei Verona wieder geſammelt, mußte jedoch, bis die aus Deutſchland erwarteten Verſtärkungen eintrafen, geraume Zeit unthätig bleiben. Die Franzoſen indeß betrieben eifrigſt die im vorigen Jahre verſäumte Belagerung von Turin, wo der Herzog von Savoyen, während er ſelbſt ſich dem Heere Eugen's zuwandte, den Kaiſerlichen Feldmarſchall Grafen von Daun mit einer tapferen Beſatzung zurückgelaſſen hatte. Gründe der Staatsklugheit wie der Kriegsführung geboten, dieſe ſchon hartbedrängte Hauptſtadt des Herzogs nicht fallen zu laſſen, und Eugen beſchloß daher nach Piemont vorzudringen. Leopold erhielt den Auftrag, oberhalb Verona bei Rueta nova über die Etſch eine Brücke zu ſchlagen, welches er trotz aller Schwierigkeiten im Anfange des Juli glücklich bewerkſtelligte. Eugen ging mit der Hauptſtärke auf das rechte Ufer, während Leopold auf dem linken oberhalb bei Sankt-Michael mit 10,000 Mann noch ſollte ſtehen bleiben; dieſer aber ließ bei dem Oberfeldherrn anhalten, im Fall es gegen den Feind ginge, möchte er ihn und die preußiſchen Truppen nicht vergeſſen, ſondern ihnen Theil an den Ereigniſſen gönnen, welches Eugen ſehr freundlich aufnahm, und ihn auch alsbald am 16. Juli in ſtarken Märſchen nachfolgen ließ. Das Kaiſerliche Heer ging nunmehr über den Kanal Bianco, über den Fluß Tartaro, und am 18. Juli bei Policella über den Po, dann über den Panaro, die Secchia, und am 1. Auguſt über den Kanal Ledo. Während Eugen auf dem rechten Ufer des Po ſolchergeſtalt immer aufwärts vorrückte, begleitete ſeinen Marſch auf dem linken Ufer in gleicher Richtung aufwärts das franzöſiſche Heer unter dem Herzog von Orleans und dem Marſchall von Marſin, welche den Herzog von Vendome im Oberbefehl abgelöſt hatten. Unter den größten Anſtrengungen, bei verderblichſter Sonnenhitze, in welcher die Gewäſſer faul und ſtinkend wurden, und die nebeldünſtende Luft ſich mit unendlichem Erdſtaub erfüllte, unter vielfachen Hinderniſſen und großem Zeitverluſt, welchen der Angriff mehrerer Plätze und die erforderliche Vorſicht der Bewegungen verurſachte, gelangte Eugen im Verlaufe des Auguſt über die Flüſſe Lenza und Tanaro, und nach ungeheuern Drangſalen endlich nach Aſti, worauf er ſich am 1. September mit den Truppen des Herzogs von Savoyen bei Villa-Vellon vereinigte, am 4. September bei Carignano wieder auf das linke Ufer des Po überſetzte, und bis in die Nähe von Turin vorrückte. Der Herzog von Orleans hatte ſich ebendaſelbſt mit dem Belagerungsheere des

Herzogs von Feuillade vereinigt, und in die weitläuftigen ſtarken Verſchanzungen, welche die Belagerung gegen das Entſatzheer deckten, zurückgezogen. Die franzöſiſche Macht war beinah dreimal ſo ſtark, als die Kaiſerliche, der Marſchall von Marſin hinderte aber den Herzog von Orleans, ſeinen Vortheil im freien Felde zu benutzen. In dem Kriegsrathe, welchen Eugen nach Beſichtigung der feindlichen Werke hielt, widerriethen viele Generale den Angriff gegen eine ſo überlegene und wohlgeſtellte Macht, und der Herzog von Savoyen ſelbſt hielt unter dieſen Umſtänden die Befreiung ſeiner Hauptſtadt für unmöglich; doch Eugen war anderer Meinung, und Leopold, der bei dieſer Gelegenheit gegen den Herzog von Savoyen einen Widerwillen faßte und bei ſeiner Gemüthsart nicht zurückhalten konnte, ſtimmte nachdrucksvoll jedem kühnen Vorhaben bei. Die Kaiſerlichen lagerten am 5. September am Fluſſe Doire, und überfielen einen Zug von 2000 Maulthieren, die von Suſa her zum franzöſiſchen Lager gingen; Leopold verfolgte mit preußiſchen Grenadieren und Dragonern die Flüchtigen nach dem Schloſſe Pianeſſe, welches, ſo ungeſtümen Angriffs nicht gewärtig, ſich ergab, als ſchon die Preußen durch Keller und unterirdiſche Gänge ſiegend eindrangen. Am folgenden Tage ging das Heer mit klingendem Spiel über die Doire, und nahm den Verſchanzungen des Feindes gegenüber eine Stellung, deren rechter Flügel ſich vorwärts von Pianeſſe an die Doire, der linke vorwärts der Veneria an die Stura lehnte. Auf dem äußerſten linken Flügel ſtanden unter Leopold's Anführung die Preußen. Am 7. September frühmorgens rückte das ganze Heer in bewunderter Ordnung zum Angriff. Der Herzog von Savoyen ſprengte zu den Preußen heran, fragte, wer hier den Befehl führe, und als Leopold ihm geantwortet und ſich ſelbſt genannt, zeigte er dieſem einige Landhäuſer, aus welchen die Franzoſen gleich zu vertreiben ſeien. Leopold erwiederte kalt, heut Abend würde er ſie ihm alle gefangen zeigen, und verfolgte ſeinen Weg, ohne ſich um die Landhäuſer und den Herzog, der durch dieſen Auftritt ihm nicht angenehmer wurde, zu bekümmern. Unter dem heftigſten Kanonenfeuer des Feindes bewerkſtelligte das Heer ſeinen Aufmarſch, der beinah zwei

Stunden Zeit erforderte. Leopold eröffnete mit den Preußen den Angriff; entſchloſſen rückten ſie gegen eine Batterie von 40 Kanonen vor, die vielfachen Tod in ihre Reihen warf; am Fuße der Verſchanzung aber, wo ein kreuzendes Feuer ſie traf, mußten ſie anhalten, und hier begann nunmehr ein fürchterliches Gewehrfeuer. Geraume Zeit trugen die Preußen allein die ganze Laſt des Gefechts, weil die übrigen Truppen wegen Ungleichheit des Bodens erſt ſpäter in die Schlachtlinie gelangten. Lange ſtand der Kampf hier unentſchieden. Die Preußen geriethen endlich durch das feindliche Feuer in Verwirrung, und fingen an zu weichen, augenblicklich aber ſtellte Leopold die Ordnung her, und mit Eugen vereint, der zu dem linken Flügel herübergeeilt, ſetzte er ſich an die Spitze der Grenadiere, führte ſie mit ſcharfgeſchultertem Gewehr dem tobenden Geſchütz- und Gewehrfeuer wieder entgegen und bis auf zehn Schritt an die Verſchanzung heran, und gab dann erſt Befehl zum Feuern und Anſtürmen. Unter einem Hagel von Kugeln und Granaten wurde der Graben überſchritten und der Wall erſtiegen. Leopold kämpfte zu Fuß, da ſein Pferd ihm unter dem Leibe erſchoſſen worden. Inmitten des ſtärkſten Feuers, da die Franzoſen eben zu wanken anfingen, trat er, von der Kriegsarbeit ganz erſchöpft, an einen Hauptmann heran, der ſeine Kompanie führte, und fragte ihn gelaſſen, ob er an ihm eine Wunde ſehe? Auf die Verneinung fragte er ihn weiter, ob er was zu trinken habe? Eine Flaſche Branntewein war zur Hand. Leopold that einen tüchtigen Schluck, ein Grenadier reichte ihm aus dem Torniſter ein Stück Kommißbrot dazu, und dies in die eine, den Degen in die andre Hand nehmend wandte er ſich wieder gegen den Feind, indem er gleichgültig ſo hin ſagte, er hielte dafür, es ſei nun vorbei, und nichts mehr zu beſorgen, obgleich das Feuer auf allen Seiten noch in ganzer Furchtbarkeit wüthete, und die franzöſiſche Reiterei die eingedrungenen Preußen wieder zurückzutreiben ſuchte. Doch ſie hielten Stand, und nach und nach drangen auch die übrigen Heerestheile in die Verſchanzung ein, die Beſatzung von Turin machte gleichzeitig einen Ausfall, und der Anblick dreier preußiſchen Grenadiere, die längs der Doire, wo die Verſchanzung endete, in den Rücken des Feindes geſchlichen waren, erregte plötzlich in deſſen Reihen ein paniſches Schrecken, die Franzoſen wandten ſich allgemein zur Flucht, und ſchnell entſchied ſich ihre völligſte Niederlage. Auf jeder Seite wurden in dieſer Schlacht gegen 3000 Todte gezählt, die Franzoſen verloren überdies 7000 Gefangene, unter welchen der tödtlichverwundete Marſchall von Marſin, 220 Stücke Geſchütz, 40 Fahnen und Standarten und 3 Paar Pauken, nebſt unendlichen Kriegsvorräthen und Gepäck. Der Herzog von Savoyen zog am nämlichen Tage unter feſtlichem Empfang in ſeine befreite Hauptſtadt ein. Da er aber die verwundeten Preußen nicht dort aufnehmen wollte, ſo wurde Leopold's Grimm auf's neue rege, und auch als endlich die Aufnahme denn doch erfolgte, wollte er ſelbſt nicht in die Stadt kommen, ſondern blieb grollend auf dem Schloſſe des alten Thiergartens. Sein unbezwinglicher Muth, die Tapferkeit der Preußen, ihr Antheil an dem Siege, wurden von dem ganzen Heere ruhmvoll anerkannt. Der Kaiſer Joſeph der Erſte erließ an ihn abermals ein prächtiges Belobungsſchreiben. Das Heer theilte ſich hierauf am 13. September nach verſchiedenen Richtungen, um den Feind aus Piemont und Mailand völlig zu vertreiben. Leopold war mit ſeinen Preußen am 20. September bei der Eroberung von Novara, am 26. bei der Beſitznahme von Mailand. Hierauf wandte er ſich gegen Pizzighetone, eroberte am 6. Oktober an der Spitze von 800 Preußen mit ſtürmender Hand das jenſeits der Adda gelegene Fort Ghera, und zwang am 23. durch Erſtürmung des bedeckten Wegs die Feſtung ſelbſt zur Uebergabe. Der Feldzug wurde hiermit glorreich geendet. Die Truppen zogen in die Winterquartiere, Leopold aber reiſte über Mailand und Graubündten nach Hauſe, und langte am 15. November glücklich bei den Seinigen an. Der Ruf ſeiner neuen Thaten war ihm nach Deſſau und Berlin glänzend vorangeeilt; doch wurde hier bei aller ehrenvollſten Anerkennung, die man der Tapferkeit nicht verſagen konnte, der abermalige große Truppenverluſt bedenklichſt angemerkt.

Leopold ging im Frühjahr 1707 ſelbſt nach Berlin, um die ſchlimmen Eindrücke, welche gegen ihn Statt fanden, zu zerſtören. Der Hof König Friedrich's des Erſten war damals, heißt es in Friedrich's des Großen Denkwürdigkeiten, von Ränken und Umtrieben angefüllt; die einflußreichen Günſtlinge waren geringes Geiſtes, ihre Kunſtgriffe plump, ihr Treiben ungeſchickt, ſie haßten ſich untereinander, und ſuchten ſich wechſelsweiſe zu verdrängen; wenn ſie mit einander übereinſtimmten, ſo war es nur aus gleicher Begierde, ſich auf Koſten ihres Herrn zu bereichern. Unter dieſen Leuten hatte Leopold entſchiedene Gegner; ſie beneideten ſeinen Kriegsruhm, ſie fürchteten ſein Anſehen. Laut wurde geſagt, er kämpfe mehr als ein Oeſterreicher, denn als ein Preuße, und verſchwende die Kräfte des Staats für fremden Dank. Neue Verſtärkungen abzuſenden, hieß es, ſei nicht rathſam in einer Zeit, da die Unruhen des nordiſchen Krieges in der Nähe drohten. In der That waren die Schweden unter Karl dem Zwölften in Sachſen eingerückt, und es entſtanden wegen ihrer ferneren Abſichten in Deutſchland große Beſorgniſſe. Indeß durfte man ſich darüber bald beruhigen, da Karl keine Neigung zeigte, die Zahl ſeiner Gegner noch durch den König von Preußen zu vermehren. Leopold jedoch, ungeachtet ſeines rauhen Ungeſtüms nicht ohne liſtige Verſchlagenheit, wußte den Ränken ſeiner Feinde durch andre zu begegnen, für ſeine Meinung den Kronprinzen zu gewinnen, und zuletzt bei dem Könige ſelbſt durchzudringen. Der König erklärte, ſeine Zufriedenheit über den von Leopold im Felde geführten Oberbefehl ſei ſo groß, als ſie nur ſein könne, und des Fürſten große Feldherrngaben und Kriegseinſichten ſeien ihm wohlerkannt und geſchätzt. Die Auswechſelung der bei Calcinato in Gefangenſchaft gerathenen Preußen wurde angeordnet, neue Mannſchaft zum Erſatz der vor Turin gefallenen und ſonſt abgegangenen bewilligt. Durch alle dieſe Umſtände jedoch ſah Leopold ſeine Abreiſe nach Italien bis zum Ende des Juni verzögert, und traf erſt am 14. Juli zu Nizza bei dem Heere ein, welches eben im Begriff war über den Var zu ſetzen, und in die Provence einzudringen. Dieſe kühne Unternehmung konnte für Ludwig den Vierzehnten höchſt gefährlich werden, wenn Eugen dieſelbe mit geſammter Macht hätte ausführen dürfen; allein der Hof von Wien wünſchte vor allem andern ſich des Königreichs Neapel zu verſichern, und deßhalb hatte der Feldmarſchall Graf von Daun mit einem anſehnlichen Theil des Heeres, worunter auch einige preußiſche Bataillons, dahin aufbrechen müſſen. Eugen langte zwar mit 32,000 Mann am 26. Juli vor Toulon an, und begann ſogleich mit kräftigſten Anſtalten die Belagerungswerke, allein die Franzoſen unter dem Marſchall von Teſſe ſtanden auf den nahen Bergen unangreifbar in einem verſchanzten Lager, behielten rückwärts nach Weſten alle Verbindungen offen, und zogen von daher täglich Verſtärkungen an ſich. Leopold inzwiſchen führte auf dem linken Flügel, zunächſt am Meere, den Angriff gegen die Forts Saint-Louis und Saint-Marguerite, und brachte mit größter Anſtrengung und Tapferkeit unter dem ſtärkſten feindlichen Feuer die Batterieen zu Stande. Am 15. Auguſt machten die Franzoſen einen Ausfall, der auf dem rechten Flügel des Kaiſerlichen Heeres einigen Erfolg hatte, auf dem linken aber von Leopold hauptſächlich durch 3 preußiſche Bataillons, welche er mit kluger Vorausſicht aufgeſtellt, tapfer zurückgewieſen wurde. Die Forts Saint-Marguerite und Saint-Louis, unter Mitwirkung der engliſchen Flotte heftig beſchoſſen, wurden einige Tage nachher erobert, und ſpäter in die Luft geſprengt; Toulon ſelbſt erlitt eine furchtbare Beſchießung; allein während die Stadt in vollen Flammen ſtand, trat Eugen am 22. Auguſt in aller Stille den Rückzug an, welchen in der That das ſtarke Herannahen franzöſiſcher Truppen aus dem Innern und vom Rheine her, ſo wie der allgemeine Aufſtand des Landvolks in der Provence dem Kaiſerlichen Heere ohne Aufſchub anbefahlen. Am 31. Auguſt ging alles wieder über den Var zurück, und die ganze Unternehmung blieb ein fehlgeſchlagener Verſuch. Um nicht den Feldzug mit dieſem großen Mißlingen, welches viele nachtheilige Reden verurſachte, zu beendigen, beſchloß Eugen einen Angriff gegen Suſa zu unternehmen. Leopold erhielt den Befehl über die Vortruppen, rückte am 18. September in die Nähe von Suſa, bemächtigte ſich des hohen Gebirges, und ſchlug den Feind überall aus ſeinen in der Umgegend angelegten Schanzen in die Feſtung zurück, die hierauf völlig eingeengt, und trotz aller Hinderniſſe, welche die Aufpflanzung des ſchweren Geſchützes in dem ſteinigen Gebirgsboden fand, ſo wirkſam beſchoſſen wurde, daß am 22. September die Uebergabe erfolgte, ehe der Marſchall von Teſſe zum Entſatz herankommen konnte. Hierauf begab ſich Leopold mit allen Generalen zu dem Kriegsrathe, welchen der Herzog von Savoyen nach Turin wegen der Anordnung des künftigen Feldzugs berufen hatte. Hier brach endlich der alte Zwieſpalt in volle Flammen aus. Leopold begehrte kraftvolle, entſchloſſene Fortſetzung des Krieges, der Herzog bezeigte dazu keine Luſt, ſondern verhielt ſich bei allen Vorſchlägen nur immer bedenklich und ſchwierig, ſo daß gegen ſeine Lauheit kein Eifer Beſtand finden konnte. Unverhohlen wurde geſagt, es ſei ihm kein rechter Ernſt mit dem Kriege gegen Frankreich, er habe von Ludwig dem Vierzehnten eine große Summe Geldes empfangen, und dafür auch ſchon die Unternehmung gegen Toulon vereitelt, die ohne ſeine Zögerungen früher in's Werk gerichtet, und dann zuverläſſig würde gelungen ſein. Nach manchen bitteren und heftigen Gegenreden trennte ſich die Verſammlung in höchſtem Unfrieden. Der Herzog hatte allerdings der Staatsklugheit gemäß erachtet, zwiſchen Oeſterreich und Frankreich niemals unbedingt, ſondern nur mit großem Vorbehalt die Rolle von Freund und Feind zu ſpielen; er mußte fürchten, wenn die Kaiſerlichen Waffen durch irgend ein Ereigniß nach Deutſchland gerufen würden, der ganzen Macht und Rache Ludwig's des Vierzehnten, wie ſchon früher, allein gegenüber zu bleiben. Er wunderte ſich, daß Leopold, der freilich im Kriege keine Rückſicht eigener Erhaltung kannte, ihm ſein Benehmen zur Schuld auslegen wollte. Mit vornehmer Mäßigung, welche die Gegenſtände des Danks wie der Empfindlichkeit nur verringert im Bewußtſein trägt, äußerte er ſpäter folgendes Urtheil über ihn: „Der Fürſt von Anhalt hat zu viel Feuer, wenn er aber zu reiferem Alter gelangen ſollte, wird er gewiß ein großer General werden, und iſt er mit allen Gaben eines wackern Offiziers verſehen, hat auch eines und das andere dazu beigetragen, mir die Krone zu erhalten.“ Leopold faßte den feſten Vorſatz, nicht wieder nach Italien zurückzukehren, zumal wenn Eugen nach Deutſchland gehen, und dadurch dem Herzoge von Savoyen der Oberbefehl zu Theil werden ſollte. Er führte die Truppen in die Winterquartiere, kam den 17. November nach Deſſau, und ging darauf nach Berlin, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Der König ſowohl als der Kronprinz hielten beiderſeits ihn beſtens in ihren Gnaden. In beider Gegenwart muſterte Leopold im Januar 1708 zu Saarmund die für Italien angeworbenen Erſatztruppen, zu deren Abholung eine ſtarke Mannſchaft von dort gekommen war, ließ ſie alle Waffenübungen und Kriegsbewegungen durchmachen, und überreichte bei dieſer Gelegenheit dem Könige feierlich die in den vorigen Feldzügen eroberten Fahnen, Standarten, Trommeln und andere Siegeszeichen.

Durch Umſtände, deren Beſeitigung nicht zu bewirken war, ſah Leopold den Feldzug des Jahres 1708 ſeiner Theilnahme verſchloſſen. Die Befehlführung der preußiſchen Truppen in Italien lehnte er ab, um nicht unter dem Herzoge von Savoyen zu dienen, ſie wurde dem Generallieutenant von Arnim übertragen; in den Niederlanden aber bei dem Kaiſerlichen Heere, deſſen Führung jetzt Eugen übernahm, befehligte ſchon der General Graf von Lottum die preußiſchen Hülfstruppen mit Ruhm und Erfolg. Voll Mißvergnügen kehrte Leopold nach Deſſau zurück, und ſuchte ſich durch andere Thätigkeit zu zerſtreuen. Außer dem Kriegsweſen, mit dem er unter allen Umſtänden ſich zu ſchaffen machte, nahmen beſonders die Vergnügungen der Jagd, und dann auch der Ernſt ſeiner landesfürſtlichen Anordnungen ſeine Thätigkeit in Anſpruch. Sein unruhiger Geiſt bedurfte ſteter Bewegung, ſein kraftvoller Sinn ſtarker Reize. Viele gemeinnützige Anſtalten und Arbeiten ſetzte er durchgreifend in's Werk, die trefflichen Elbdämme, welche ſchon das Jahr vorher begonnen waren, die vielfachen Bauten zu Deſſau, die neuen Anlagen aller Art, wurden eifrigſt gefördert. Die kraftvolle Hand aber, welche den Unterthanen in ſo vielem Betrachte ſchützend und wohlthätig erſchien, mußte dem Einzelnen oft auch durch die Schwere ihres Drucks kund werden. Sein Wollen war jedesmal vollſtändig und unbedingt; ſo weit Gewalt reichte, gab es für ihn nicht leicht ein Hinderniß; die Verhältniſſe und Gerechtſamen Andrer mußten ſich ſeinem Gutdünken unterordnen. In dieſe Zeit fällt auch ſchon der Anfang ſeines Verfahrens gegen die adeligen Gutsbeſitzer in ſeinem Lande. Er war auf den Gedanken gerathen, er müſſe der Alleinbeſitzer aller in ſeinem Fürſtenthume gelegenen Rittergüter und andern einträglichen Grundſtücke ſein, und ſuchte daher die anſäſſigen Edelleute nach und nach zu verdrängen; wer ſein Eigenthum nicht abtreten, oder die dargebotene Summe, deren Betrag jedoch dem Werthe der Gegenſtände in meiſt billiger Schätzung noch ziemlich entſprach, nicht annehmen wollte, der wurde von unſäglichen Bedrückungen und Quälereien heimgeſucht, für die zuletzt kein anderes Mittel war, als in den Verkauf zu willigen. Oft kam der Einwilligung die gewaltſame Austreibung noch zuvor; die bitterſte Beſchwerde, die Anrufung fremden Schutzes, die förmliche Klage bei dem Reichskammergericht, alles blieb in dieſer Sache fruchtlos. Mit unnachlaſſender Hartnäckigkeit ſtrebte Leopold durch viele nachfolgende Jahre unbekümmert ſeinem Zwecke nach, bis er denſelben zuletzt vollſtändig erreicht hatte. Auch von ſeinen Stammverwandten, von Preußen, von dem Domkapitel zu Magdeburg, erkaufte und ertauſchte er möglichſt vortheilhaft den ihm gelegenen Beſitz, Lehne, Zinſen, oder löſte die fremden Rechte und Anſprüche ab. Bei der großen Ordnung und Sorgfalt in ſeinen Angelegenheiten hatte er ſtets das erforderliche baare Geld bereit, und konnte jede günſtige Veranlaſſung zu deſſen zeitgemäßem Gebrauche ſogleich ergreifen. Die Abgaben und Steuern ſeiner Unterthanen erhöhte er jedoch nicht; vielmehr verordnete er in dem erwähnten Jahre 1708 eine mäßigere Gerichtstaxe, und trug überall Sorge, den Zuſtand des Volkes zu verbeſſern. Dieſe Angelegenheiten indeß beſchäftigten ihn nur untermiſcht mit vielen andern. Er war häufig in Berlin und in Magdeburg, wo die Verhältniſſe des Dienſtes ſeine Gegenwart erforderten. Am 30. April hatte er mit Eugen, der aus dem Haag über Hannover nach Wien zurückkehrte, bei Aſchersleben eine Zuſammenkunft, und reiſte darauf mit ihm nach Leipzig, um den König Auguſt von Polen, welchen der im September 1707 erfolgte Abzug der Schweden endlich wieder aufathmen ließ, zu beſuchen. Bald nachher beſuchte ihn ſelbſt in Deſſau der König von

Preußen mit anſehnlichem Gefolge, und wohnte vielen herrlichen Luſtbarkeiten bei, welche dem hohen Gaſte zu Ehren veranſtaltet wurden. Leopold ſoll den Betreibungen nicht fremd geblieben ſein, durch welche damals der König bewogen wurde, ſich zum drittenmal, mit einer Prinzeſſin von Mecklenburg, zu vermählen, welches auch bald nachher geſchah, aber nicht eben glücklich ausfiel. Er war ſchlau und geſchickt genug, um bei dieſem zarten Gegenſtande auch des Kronprinzen Gewogenheit ſorgſam feſtzuhalten, und in deſſen Gunſt ſogar noch höher zu ſteigen. Konnte in ſolchen Fällen ſeine kriegeriſche Derbheit ſtaatskluger Feinheit weichen, ſo gab ſie dagegen bei anderem Anlaß auch dem Erguſſe herzlicher Empfindung Raum; als ſeine Mutter im Anfange des November auf dem Schloſſe Oranienbaum gefährlich erkrankte, eilte er bekümmert herbei, und blieb voll zärtlicher Sorgfalt bis zum Augenblicke des Hinſcheidens tröſtend an ihrer Seite.

Im folgenden Jahre 1709 begab ſich Leopold zuvörderſt nach Berlin, dann auf einen Monat zu ſeiner Schweſter, der Markgräfin von Brandenburg, nach Schwedt. Inzwiſchen traf der Kronprinz von Preußen, dem das Leben am Hofe mißfiel, mit Leopold die Verabredung, den bevorſtehenden Feldzug in den Niederlanden als Freiwillige mitzumachen. Leopold ſandte in dieſer Angelegenheit ſeinen vertrauten Hofrath von Raumer nach Wien, mit geheimen Aufträgen an den Prinzen Eugen, deſſen Einwirkung hiebei ſehr zu wünſchen war. Er mochte ſich ſchmeicheln, durch des Prinzen Verwendung vielleicht doch noch den Oberbefehl in den Niederlanden über die preußiſchen Truppen zu erlangen; allein dieſe Hoffnung wurde getäuſcht; der Graf von Lottum behielt diesmal noch die Befehlshaberſchaft. Durch mancherlei Umſtände verzögerte ſich die Ankunft bei dem Heere bis in den Juli, da eben die Belagerung von Tournay vor ſich ging. Leopold befand ſich hier mit dem Kronprinzen in der täglichen Geſellſchaft Eugen's und Marlborough's, um welche auch die andern ausgezeichneten Feldherrn der verbündeten Heeresmacht ſtets verſammelt waren. Der König von Polen und viele andere regierende Fürſten fanden ſich gleichfalls ein. Für

Leopold bedurfte es nicht erſt des Sporns, vor ſolchen Zuſchauern ſich hervorzuthun. Stets überall zugegen, wo Gefahr und Arbeit am größten war, hielt er ſich doch vorzugsweiſe zu den preußiſchen Truppen, bezog mit ihnen die Laufgräben, munterte ſie bei ihren Beſchwerden auf, und befeuerte ihren Muth zu neuer Anſtrengung. Nachdem die Feſtung am 3. September zur Uebergabe gebracht worden, rückten Eugen und Marlborough mit vereinter Macht gegen das franzöſiſche Heer unter den Marſchällen von Boufflers und von Villars, um demſelben eine Schlacht zu liefern. Eugen, deſſen vertraute Zuneigung für Leopold eine ſolche Gelegenheit gern benutzen wollte, hatte ihm den Befehl derjenigen preußiſchen Truppen zugedacht, die ſich geſondert bei dem Hauptheere befanden, während die übrigen unter ihrem Oberbefehlshaber noch bei Dornick ſtanden; allein am Abend vor der Schlacht traf dieſer mit 15 Bataillons von dorther ein, und Leopold hatte den Verdruß, wieder zurücktreten zu müſſen. Es erfolgte darauf die große Schlacht von Malplaquet, eine der blutigſten, die je gefochten worden; es blieben auf jeder Seite 20,000 Mann. Die Tapferkeit der Preußen hatte auch hier wieder den größten Antheil an dem Siege; der General Graf Finck von Finckenſtein erſtürmte zuerſt die feindliche Verſchanzung. Leopold hielt ſich an der Seite Eugen's, und theilte mit ihm in dieſer furchtbaren Schlacht wenigſtens Eifer und Gefahr. Der Feldzug wurde mit der Uebergabe von Mons, nach einer dreiwöchentlichen Belagerung, am 20. Oktober beendigt. Im November befand ſich Leopold bereits wieder in Berlin, und ging darauf nach Deſſau.

Unerträglich war ihm der Gedanke, noch fernerhin bloß als Freiwilliger in's Feld mitzugehen, er der ſchon große Befehlsmacht geführt, und den Beruf zu ſolcher in dieſem letzten Feldzuge wieder ſo lebendig hatte fühlen müſſen! Seine offenbaren und geheimen Bemühungen gingen alle dahin, wieder den Oberbefehl zu erhalten. Wirklich erlangte ſein geſchicktes Betreiben, unterſtützt von Eugen's dringender Empfehlung, daß der König bei einem dreitägigen Beſuche, den er im Anfange des Jahres 1710 in Deſſau machte, vorläufig erklärte, Leopold ſolle an des Grafen von Lottum

Statt die Truppen in den Niederlanden befehligen. Den noch unſicheren Entſchluß zu befeſtigen, ging Leopold im März ſelbſt wieder an den Hof, wo ihm noch manche Schwierigkeit entgegenſtand, bis Eugen durch ſeinen perſönlichen Beſuch in Berlin die Sache zur völligen Entſcheidung brachte. Eugen nahm ſein Abſteigequartier bei Leopold im Fürſtenhauſe auf dem Werder; nach viertägigem Aufenthalte ſetzte er am 5. April die Reiſe nach den Niederlanden fort, wohin ihm den Tag darauf Leopold folgte. Dieſer befehligte hier jetzt 19 Bataillons und 42 Schwadronen preußiſcher Truppen, welche in engliſchem und holländiſchem Solde ſtanden. Er rückte ſogleich zur Belagerung von Douay, und führte unter Eugen den einen der beiden Angriffe, welche am 5. Mai gegen die Feſtung eröffnet wurden; den andern leitete unter Marlborough der Fürſt von Naſſau-Diez. Der franzöſiſche General Graf Albergotti befehligte die 10,000 Mann ſtarke Beſatzung. Die Vertheidigung war hartnäckig; die Belagerten machten glückliche Ausfälle, ließen Minen ſpringen, und hielten auf alle Weiſe die Angriffsarbeiten auf. Eines Tages, da Leopold zwiſchen den Sandſäcken hervor nach den Werken ſchaute, ſchlug eine Gewehrkugel neben ihm in die Faſchinen ein, und verwundete ihn durch einen losgeſprengten Splitter über dem rechten Auge. Doch ihn kümmerte die Wunde wenig; mit unermüdbarem Eifer betrieb er die Fortſetzung des Angriffs. Durch Anzündung einer franzöſiſchen Mine am 10. Juni, flog ein feindlicher Soldat unbeſchädigt zu den Belagerern herüber, welche durch ihn die wichtige Kundſchaft von dem inneren Zuſtande der Feſtung erhielten. Die Preußen erſtürmten endlich am 24. Juni zwei Halbmonde, deren einen ſie nach zweiſtündigem Gefecht behaupteten; und ſchon trafen ſie die Anſtalten zu einem Hauptſturme, als die Franzoſen auf der Seite von Leopold's Angriff die weiße Fahne aufſteckten, worauf am 27. Juni die Uebergabe erfolgte. Von den Generalen von Schulenburg und von Fagel wurde ſodann die Feſtung Bethune belagert, und als dieſe eingenommen war, ſchritt man zur gleichzeitigen Belagerung von Saint-Venant und Aire; jene wurde dem Fürſten von Naſſau übertragen, bei dieſer führte Leopold den Oberbefehl. Am 12. September eröffnete er die Laufgräben. Der franzöſiſche Marquis von Guebriant, an der Spitze von 8000 Mann, hielt ſich äußerſt tapfer, und zog die Belagerung ſehr in die Länge. Leopold hatte hier Gelegenheit, ſeine hartnäckige Geduld und unverdroſſene Ausdauer zu bewähren. Regenwaſſer füllte die Eingrabungen, Ausfälle zerſtörten die Arbeiten, an der Tapferkeit der Belagerten ſcheiterten wiederholte Stürme. Eugen und Marlborough wollten die Belagerung ſchon aufheben laſſen, aber Leopold war nicht ſo leicht zu erſchüttern; bald war er trotz aller Hinderniſſe im Stande die Stadt aus 100 Feuerſchlünden zu beſchießen, erſtürmte dann, den Verluſt ſeiner beſten Grenadiere nicht achtend, den bedeckten Weg, und erzwang am 8. November die völlige Uebergabe. Mit dieſer glänzenden Waffenthat beſchloß Leopold den Feldzug, die Preußen nahmen Winterquartiere in den Niederlanden, und er ſelbſt kam den 21. Dezember nach Deſſau zurück.

Im Anfange des Jahres 1711 verfügte ſich Leopold zu wiederholtenmalen nach Berlin, um die nöthigen Anſtalten für den bevorſtehenden Feldzug zu verabreden. Auch führte er den Generalmajor von Stille, den er wegen der in Italien bewieſenen Tapferkeit ganz beſonders hochhielt, als ſeinen Unterbefehlshaber in Magdeburg ein, und ordnete daſelbſt vielfache Verbeſſerung und Vermehrung der Feſtungswerke an. Darauf begab er ſich nach den Niederlanden, und traf am 23. April in Gent ein, von wo er den Herzog von Marlborough nach Dornick zum Sammelplatze des Heeres begleitete. Hier ſollten indeß die Verhältniſſe bald eine ſehr veränderte Geſtalt empfangen. Der Kaiſer Joſeph der Erſte war am 17. April, erſt 33 Jahr alt, geſtorben, und ſein Bruder, der Erzherzog Karl, welcher bisher die ſpaniſche Krone angeſprochen, gewann dadurch eine neue Stellung und Ausſicht. Eugen wurde nunmehr dem Kriegsſchauplatze größtentheils entzogen; er hatte wichtige Unterhandlungen zu leiten, und als Reichsfeldmarſchall an der Spitze eines Heeres von 45,000 Mann, das bei Speier aufgeſtellt wurde, in Frankfurt am Main die Kaiſerwahl zu decken, welche ein franzöſiſches Heer durch feindlichen Einbruch zu ſtören drohte. Marlborough führte zwar den Oberbefehl in den Niederlanden fort, aber auch ihn hemmten die veränderten Anſichten ſeines Hofes. Die Zeit verging daher faſt ganz in Unthätigkeit. Leopold hatte ſein Quartier bei Anchin in der Abtei zu den vier Thürmen, wo er am 23. Mai Eugen's Beſuch empfing. Am 5. Juli erkrankte er plötzlich, und bekam ein heftiges Fieber; er wurde nach Bethune gebracht, durch Marlborough's Leibarzt aber bald wieder ſo weit hergeſtellt, daß er am 4. Auguſt den geſchickten Kriegsbewegungen beiwohnen konnte, durch welche Marlborough den Marſchall von Villars aus den für unüberwindlich gehaltenen Linien von Arras ohne Schwertſtreich vertrieb. Außer der Belagerung von Bouchain, deſſen Uebergabe am 12. Oktober erfolgte, wurde indeß nichts Bedeutendes mehr ausgeführt, und nachdem die Truppen ihre Winterquartiere bezogen, kehrte Leopold in die Heimath zurück.

Mannigfache Angelegenheiten riefen ihn wie gewöhnlich nach Berlin. Er wohnte den großen Feſtlichkeiten bei, welche wegen der am 24. Januar erfolgten glücklichen Entbindung der Kronprinzeſſin Statt fanden, und vertrat bei der Taufe des Prinzen — als König ſpäter Friedrich der Große genannt — die Stelle der abweſenden hohen Pathen. Im April, nachdem er eben vom Fieber erſtanden, begab er ſich abermals nach Berlin, wo die politiſchen Verhältniſſe wichtige Berathungen forderten. Durch den Tod Kaiſer Joſeph's des Erſten und die Erwählung Kaiſer Karl's des Sechſten hatte der Krieg um die ſpaniſche Erbfolge ein durchaus verändertes Anſehen erhalten. Großbritannien trennte ſich mehr und mehr von den Verbündeten, und die Auflöſung aller bisherigen Verhältniſſe drohte dem Frieden ungünſtig vorauszueilen. Für Preußen war die Lage der Dinge äußerſt ſchwierig, die preußiſchen Truppen in den Niederlanden ſollten theils von England, theils von Holland beſoldet werden, allein die Zahlungen ſtockten, und blieben von Seiten Hollands bald völlig aus. Der König wollte ſchon ſeine Truppen von dem Heere zurückziehen, doch wußte der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel, der als holländiſcher General deßhalb nach Berlin kam, und durch Leopold's eifrige Vorſtellungen wirkſam unterſtützt wurde, dieſen Schlag noch abzuwenden, und Leopold reiſte im Mai nach den Niederlanden, um den bisher geführten Oberbefehl für den neuen Feldzug wieder anzutreten. Statt Marlborough's, der in Ungnade gefallen und wegen ſeiner Kriegsverwaltung in Unterſuchung gekommen war, befehligte hier neben Eugen jetzt der Herzog von Ormond, auf deſſen Mitwirkung gegen den Feind die übrigen Verbündeten nur wenig zählen konnten. Gleichwohl ließ Eugen in dieſen mißlichen Umſtänden, die durch Unthätigkeit nur verſchlimmert werden mußten, am 8. Juni die Belagerung von le Quesnoy durch den General von Fagel unternehmen; Leopold erbat ſich zwar die Führung derſelben, allein Eugen erwiederte, in dieſer ſchwierigen Zeit wünſche er einen ſolch erprobten Gefährten und Freund nicht von ſeiner Seite zu laſſen, auch müſſe er Bedenken tragen, zu dieſer Unternehmung die in engliſchem Solde ſtehenden preußiſchen Truppen zu verwenden und dadurch einen Widerſpruch des engliſchen Feldherrn unzeitig aufzuregen. In der That, noch vor Ablauf jener Belagerung, ließ der Herzog von Ormond, den nahen Abſchluß des Friedens zwiſchen England und Frankreich vorausſehend, an Leopold die Aufforderung ergehen, mit den preußiſchen Truppen ſich von Eugen's Heer zu trennen, und gegen die Franzoſen alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Leopold antwortete, ihm ſei von ſeinem Könige befohlen, in Gemeinſchaft der anderen Verbündeten gegen die Franzoſen Krieg zu führen; dieſer Krieg daure unter Eugen's Leitung fort, und jener Befehl ſei nicht zurückgenommen, ihm könne daher das Abtreten der Engländer nicht zur Richtſchnur dienen, übrigens aber wolle er von Berlin nähere Verhaltungsbefehle einholen. Bevor dieſe eintreffen konnten, wiederholte Ormond jene Aufforderung als Befehl an alle deutſche von England beſoldeten Truppen. Eugen berief deßhalb einen großen Kriegsrath, in welchem Leopold zuerſt auftrat, und mit kurzen Worten ſeine obige Meinung ausſprach, welcher die meiſten andern Befehlshaber ſodann beiſtimmten. Lord Ravy, damals engliſcher Geſandter im Haag, der früher in gleicher Eigenſchaft am Hofe zu Berlin mit Leopold bekannt geworden, ſchrieb ihm einen weitläufigen Brief, um eine Aenderung ſeines Sinnes zu bewirken, allein dieſer antwortete kurz, er könne nichts thun, als das empfangene Schreiben ſeinem Hof einſchicken, und deſſen Befehle abwarten. Mit dem Herzoge von Ormond, der ſeinen Gehorſam ertrotzen wollte, wechſelte er heftige Worte, und ſtand nur um ſo feſter auf Eugen's Seite. Leopold erhielt am 7. Juli die Königliche Billigung ſeines bisherigen Benehmens, und den Befehl, in Eugen's Heere den Krieg gegen Frankreich fortzuſetzen. Der Kaiſer Karl der Sechſte belobte höchlich die ſtandhafte Anhänglichkeit, welche Leopold für ihn bewieſen, und ſchenkte ihm dafür ſeine dankbarſte Gewogenheit.

Eugen indeß, damit es nicht ſcheine, als ſei durch die Trennung der Engländer von der verbündeten Sache auch den Kaiſerlichen Waffen ein Stillſtand auferlegt, ſchritt ſogleich zur Belagerung von Landrecies; während er ſelbſt mit der Hauptmacht ſich in Verfaſſung ſetzte den Marſchall von Villars abzuhalten, rückte Leopold mit 36 Bataillons und 40 Schwadronen zum Angriff gegen die Feſtung an. Schon war das Werk durch Leopold's eifrigſten Betrieb in beſtem Fortgang, als am 24. Juli Villars unvermuthet bei Denain dem General Grafen von Albemarle eine Niederlage beibrachte, deren Folgen nicht nachtheiliger ſein konnten. Eugen wollte zwar anfangs die Belagerung von Landrecies fortgeſetzt wiſſen, ertheilte aber nach wenig Tagen den Befehl ſie aufzuheben, und zog mit allen Truppen über die Schelde in eine feſte Stellung bei Maubeuge. Er durfte der Uebermacht des Feindes keine Schlacht bieten, und mußte es geſchehen laſſen, daß Villars die Feſtungen Douay, le Quesnoy und Bouchain wiedereroberte. Zu Ende des Oktobers gingen die Truppen beiderſeits in die Winterquartiere. Leopold aber hatte noch eine beſondere Unternehmung auszuführen.

Schon lange befand ſich der König von Preußen in Streit mit der Republik Holland wegen der oraniſchen Erbſchaft. Ihm war das Fürſtenthum Mörs als rechtmäßiges Eigenthum zugeſprochen, gleichwohl weigerten ſich die Generalſtaaten, welche die Rechte des Hauſes Naſſau dabei zu vertreten vorgaben, ihre Truppen herauszuziehen. Der König wurde zuletzt über dieſe Vorenthaltung unwillig, und ſchon im September empfing Leopold geheimen Befehl, ſich bei

Ausgang des Feldzugs der Stadt und Citadelle von Möurs durch Ueberrumpelung zu bemächtigen; die Art und Weiſe blieb völlig ſeinem Gutdünken überlaſſen. Leopold, deſſen entſchloſſene Kraft ſich leicht mit ſchlauer Vorſicht verband, zog fürerſt von der Oertlichkeit gute Kundſchaft ein, und war dann bald mit ſeinem Anſchlage fertig. Auf dem Marſche von Aachen nach Geldern, gelangte er mit einigen preußiſchen Truppen am 6. November ohne verdächtigen Anſchein nach Ordingen, in der Nähe von Möurs. Sogleich ließ er alle Wege ſperren, damit ſeine Ankunft geheim bliebe, und zog dann um Mitternacht mit Grenadieren und Reitern, welchen einige Wagen mit Nachen folgten, bis vor die Citadelle von Möurs. Unentdeckt gelangten ſie an den Waſſergraben, einige Offiziere und Soldaten ſchwammen an einer ſchon vorher beſtimmten Stelle durch, legten ſchnell auf den mitgebrachten Nachen eine Laufbrücke, und der Wall wurde erſtiegen, ohne daß die Schildwachen, von dem Lärm zweier benachbarten Mühlen betäubt, ein Geräuſch vernehmen konnten. Die Wache wurde nun überfallen, der holländiſche Befehlshaber in ſeinem Zimmer entwaffnet; und nach kurzem Widerſtande die ganze Beſatzung aufgehoben; die Stadt folgte dem Schickſale der Citadelle. Die Einwohner mußten am dritten Tage dem Könige ſchwören, unter oftmaliger Abfeuerung des vorgefundenen Geſchützes, wozu das Pulver ohne Umſtände von den holländiſchen Vorräthen genommen wurde. Die Sache machte im Haag entſetzlichen Lärm, man ſchrie und drohte; indeß die Preußen blieben im Beſitz, und wurden durch ſpäteren Vergleich darin beſtätigt. Leopold reiſte am 11. November nach Deſſau, und traf noch vor Ende des Monats in Berlin ein. Der König war mit ſeiner Befehlführung völlig zufrieden, und der Kronprinz ſchätzte ihn ſo hoch, und legte insbeſondere ſolchen Werth auf ſein Benehmen bei der Trennung der Heere, daß er bei dem Könige für ihn die höchſte Kriegswürde zu erbitten wagte. Schon am 2. Dezember erhielt Leopold ſeine Ernennung zum Feldmarſchall und wirklichen Geheimen Kriegsrath. Der Herzog Friedrich Ludwig von Holſtein-Beck, ſeit dem Jahre 1697 General der Reiterei, beſchwerte ſich bei dem Könige, daß der Fürſt von Anhalt-Deſſau, welcher erſt 1704 General der Infanterie geworden, vor ihm die Feldmarſchallswürde erlangt habe. Der König aber beruhigte ihn durch folgende, in Betreff Leopold's bemerkenswerthe Antwort: „Hochgeborner Fürſt, freundlich lieber Vetter und Gevatter! Ich habe Euer Liebden freundvetterliches Schreiben vom 9. dieſes erhalten und daraus erſehen, was Sie wegen des Avancements des Fürſten von Anhalt-Deſſau erinnern und vorſtellen. Euer Liebden werden von ſelbſt hochvernünftig ermeſſen, daß, da hocherwähnter Fürſt bei gegenwärtigem Kriege faſt alle Jahre das Kommando bei meinen Truppen verſehen, durch die dem Publiko und mir geleiſtete konſiderablen Dienſte die Ehre meiner Waffen um ein Merkliches vermehrt, und von dem Seinigen ein vieles dabei zugeſetzet, auch anderer Puiſſancen Generals, die mit ihm in dieſem Kriege gedient, zu höheren Chargen gezogen worden, ich mich nicht wohl entbrechen können ihm gleichwohl auch einige Kennzeichen meiner vor ihm habenden Eſtime und Erkenntlichkeit widerfahren zu laſſen, ſonderlich da er mir mit naher Blutsfreundſchaft angehörig und ſein Haus jedesmal ein beſonderes Attachement an das meinige gehabt hat. Und gleichwie ich im Uebrigen von Euer Liebden mir bishero erwieſenen Dienſten ebenfalls ganz ſatisfait und vergnügt bin, auch daß Sie ferner damit kontinuiren werden keinen Zweifel trage; ſo wird es mir auch an keinen Gelegenheiten mangeln, Euer Liebden und Dero Fürſtliche Familie ebenfalls, bei ſich begebenden Fällen, angenehme Affektion und Faveur zu erweiſen, allermaßen ich es denn auch nicht daran ermangeln laſſen, ſondern beſtändig ſein und bleiben werde Euer Liebden freundwilliger Vetter und Gevatter Friederich. Köln an der Spree, den 4. Dezember 1712." Im nächſten Jahre, am 26. März, wurde auch der Herzog von Holſtein-Beck zum Feldmarſchall befördert. —

Während dieſes Aufenthalts in Berlin wurde Leopold auch dem Zar Peter von Rußland perſönlich bekannt, der von Dresden gekommen war, um ſich mit dem Könige über die Mittel zur Beendigung des nordiſchen Krieges zu beſprechen. Der wilde Heldengeiſt des Zars wurde durch Leopold's verwandte Eigenſchaften angezogen, er liebte ſehr ihn um ſich zu haben, und bewunderte den vollkommenen Kriegsmann, der in dieſer ſeltnen Zuſammenſtellung ſogar eines Vorzugs an Bildung nicht zu ermangeln ſchien. Bei einem ſpäteren Beſuche, welchen der Zar Peter im September des Jahres 1717 in Berlin machte, bewährte er die gleiche Zuneigung für Leopold, den er faſt nicht von ſich laſſen wollte, und durch alle Folgezeit hoch in Ehren hielt.

König Friedrich der Erſte ſtarb am 25. Februar 1713 und ſein Sohn Friedrich Wilhelm der Erſte folgte ihm auf dem Thron. Für Hof und Staat brachte dieſes Ereigniß große Veränderungen; einfachſte Sparſamkeit trat an die Stelle verſchwenderiſcher Pracht. Der neue König, einzig dem Kriegsweſen ergeben, nahm dieſes zur Richtſchnur aller Anordnungen; Preußen wurde durch und durch ein Kriegsſtaat, wobei, wie zu geſchehen pflegt, die Mittel ſelbſt endlich Zweck wurden. Die vollkommenſte Uebereinſtimmung der Anſichten und Neigungen verband hierin den König mit ſeinem Feldmarſchall, deſſen Rath und Eifer den entſchiedenen Sinn Friedrich Wilhelm's nur noch mehr beſtärken mußte. Leopold war in den Kriegsſachen gewiſſermaßen der Lehrmeiſter des Königs; während der letzten Feldzüge hatte die gepflogene Gemeinſchaft ein Vertrauen zwiſchen beiden erzeugt, das bei dem Könige bis zur Ehrfurcht ſtieg; er ſelbſt war Zeuge von Leopold's ruhmvollen Thaten, von ſeiner glänzenden Tapferkeit geweſen; er hegte die größte Meinung von deſſen kriegeriſchen Verdienſten, und war ſtets bereit deſſen höherer Einſicht die eigene unterzuordnen, ja er hätte ſich wegen Dienſtfehler als General, wird verſichert, willig von ihm auf die Wache ſetzen laſſen, wenn dieſer Obermeiſter aller Weihen des Kriegsdienſtes ein ſolch erbauliches Beiſpiel nöthig erachtet hätte. Bei dieſer Stimmung des Königs, welche in ihm, ungeachtet mancher ſchon frühen Zweifel gegen Leopold's Gemüths- und Denkart, im Weſentlichen doch ſtets die Oberhand behielt, mußte dieſer alsbald den Gipfel der Gunſt und des Einfluſſes erreichen. Er wurde der Mittelpunkt aller Berathungen und Entſcheidungen, die Seele des ganzen Kriegsweſens, und nur in deſſen Formen ſchien der ganze Staat ſich ſelbſt erkennen und darſtellen zu wollen. Was nicht

Soldat war, wurde geringgeſchätzt, und beſtand gleichſam nur nebenher, ſoviel es jener Stand erlaubte, deſſen rauhe Härte und unerbittliche Gewalt in alle Lebensverhältniſſe herrſchend eindringen durfte. In der Umgebung des Königs theilte ſolche Gunſt und ſolchen Einfluß nur der General von Grumbkow, nachheriger Feldmarſchall, ein Mann von vielem Verſtande und lebhaftem Geiſte, von ſatyriſcher Laune im Umgang, von großem Scharfſinn und, wie ſogar ſeine Feinde zugeſtanden, von größter Gewandtheit in Geſchäften: aber zugleich von geringer Denkart, und in Hinſicht des Muthes von keinem beſonderen Rufe, welchen Mangel er jedoch ziemlich geſchickt zu verdecken wußte. Da er nun keineswegs als Feldherr auftreten konnte, ſo mochte ihn Leopold kaum als einen Nebenbuhler anſehen, ließ indeß übrigens ein gutes Vernehmen mit ihm ſich gern gefallen, und benutzte daſſelbe nach Gelegenheit. Er brachte jetzt die meiſte Zeit in Berlin oder ſonſt in Geſellſchaft des Königs zu, der ihn faſt nicht von ſeiner Seite ließ. Von Halle aus ging der König, nachdem er die aus Italien zurückkehrenden Truppen in Augenſchein genommen, mit Leopold nach Deſſau, wo er ſogleich die Fürſtin beſuchte, ſich lange mit ihr unterhielt, und ſie dann zur Tafel führte. Er wiederholte noch in demſelben Jahre ſeinen Beſuch und vergnügte ſich, wie das erſtemal, mit Jagd und Kriegsſachen. Deſſau hatte ſchon ganz ein preußiſches Anſehen, zwei neue Schwadronen preußiſcher Gendarmen befanden ſich dort, nach dem Wunſche des Fürſten, um unter ſeinen Augen im Dienſt und in den Waffen geübt zu werden, deßgleichen eine Kadettenſchule, für welche er ſelbſt die Zöglinge mit Sorgfalt ausſuchte. Wie der König von Preußen war auch der Kaiſer Karl der Sechſte beeifert, Leopold durch beſondere Auszeichnung zu ehren; er legte ihm und ſeinen Nachkommen durch einen Gunſtbrief vom 21. Auguſt 1713 den Titel und das hohe Fürſtenwort Durchlauchtig bei, da bisher die Kaiſerlichen Kanzleien ihm nur das Wort Hochgeboren zu geben pflegten.

Der Frieden wurde im Süden von Europa für Preußen ſchon am 11. April 1713 zu Utrecht, für Kaiſer und Reich im folgenden Jahre am 7. März zu Raſtatt völlig hergeſtellt.

Im Norden hingegen fügten ſich zu derſelben Zeit für Preußen neue Kriegsverwickelungen. Noch dauerte der Krieg zwiſchen Karl dem Zwölften und den gegen ihn verbündeten Mächten; Friedrich Wilhelm der Erſte ſah ſeine Staaten von fremden Heeren umgeben, die zum Theil durch ſein Gebiet zogen, und jeden Augenblick daſſelbe zum Schauplatze kriegeriſcher Vorfälle machen konnten. Um den nordiſchen Krieg aus Deutſchland entfernt zu halten, und den König von Preußen, der ſeine Truppen in Italien und in den Niederlanden für die Sache des Kaiſers fechten ließ, in ſeinen eigenen Staaten ſicherzuſtellen, hatten Kaiſer und Reich, durch eine ſchon am 31. März des Jahres 1710 unter Vermittelung der Seemächte im Haag geſchloſſene Uebereinkunft mit dem ſchwediſchen Senate, die Neutralität der deutſchen Beſitzungen Schwedens feſtgeſetzt, und keinerlei Feindſeligkeit ſollte auf dieſer Seite geduldet werden. Nichts konnte für die Schweden erwünſchter ſein, als dieſer Vertrag, der ihnen Länder ſchützte, welche ſie gegen die Macht der Ruſſen, Dänen und Sachſen zu vertheidigen außer Stande waren. Gleichwohl verwarf aus den Fernen der Türkei, wohin ſein Unglück bei Pultawa ihn verſchlagen hatte, Karl der Zwölfte mit verderblichem Eigenſinn die gemachten Bedingungen, und die Waffen der Verbündeten wandten ſich demnach alſobald gegen Pommern. Ein ruſſiſches Heer unter dem Fürſten Menſchikoff, verſtärkt mit ſächſiſchen Truppen, rückte vor Stettin um dieſe Feſtung zu belagern. In dieſer Bedrängniß ſandten der ſchwediſche Statthalter in Bremen und Verden, Graf von Welling, und der Herzog Adminiſtrator von Holſtein-Gottorp den Freiherrn von Görz an den König von Preußen, um denſelben, damit die Feindſeligkeiten unterblieben, zur Beſchlagnahme von Stettin und Wismar zu vermögen; man ſetzte mit Grund voraus, die Ruſſen und Sachſen würden dieſer Anordnung nicht entgegen ſein. Allein der ſchwediſche Befehlshaber in Stettin, General Meyerfeld, war nicht zu bewegen, ohne ausdrücklichen Befehl ſeines Königs eine ſo wichtige Feſtung fremden Händen anzuvertrauen. Von Seiten der Ruſſen und Sachſen wurde demnach eifrig zur Belagerung geſchritten, zu welcher auch der König von Preußen und Leopold ſich als Zuſchauer einfanden; nach einer heftigen Beſchießung erfolgte die Uebergabe. Die Sache wegen der Beſchlagnahme wurde nun auf's neue verhandelt; der König von Preußen ſollte den abziehenden Verbündeten 400,000 Thaler Belagerungskoſten auszahlen, und dafür gemeinſchaftlich mit dem Herzoge von Holſtein die Feſtung beſetzt halten bis zum Frieden, da denn dieſelbe, gegen Erſtattung der ausgelegten Summe, dem Könige von Schweden möchte zurückgegeben werden. Der ſächſiſche Hof unterſtützte den Vorſchlag mit allem Eifer, von der geheimen Befürchtung ausgehend, daß die Ruſſen, einmal im Beſitze von Stettin, ſich an der Oder für immer feſtſetzen könnten. Bei den Unterhandlungen, welche zu Schwedt in Anweſenheit des Königs lebhaft gepflogen wurden, waren der Fürſt von Menſchikoff, der holſteiniſche Geſandte von Baſſewitz und der ſächſiſche General Graf von Flemming beſonders thätig. Noch war der König unentſchieden, er ſah voraus, daß Karl der Zwölfte ſeine Zuſtimmung hartnäckig verſagen würde, und ein Krieg mit Schweden zuletzt die Folge ſein könnte; da wandte ſich der Graf von Flemming an Grumbkow und Leopold, und zeigte, neben andern Vorſtellungen, dem letzteren, der von Ehrgeiz und Thatendurſt glühte, im Hintergrunde den Oberbefehl im Kriege, falls die Sachen ſpäterhin zum Bruche führen würden. Leopold widerſtand dieſer Ausſicht nicht, und nur deſto eifriger betrieb er, was die Staatsklugheit Preußens ohnehin gebieteriſch zu fordern ſchien. Am 6. Oktober kam die Uebereinkunft zu Stande, vermöge welcher Rußland und Sachſen die beſtimmte Summe erhielten, und ihre Truppen zurückzogen, dagegen zwei Bataillons Schweden, welche deßhalb eigends in holſteiniſche Dienſte traten, gemeinſchaftlich mit der gleichen Zahl preußiſcher Truppen Stettin beſetzten. Außerdem erhielten mehrere Plätze in Pommern preußiſche Beſatzung. Friedrich Wilhelm zeigte ſelbſt dem Könige von Schweden das Geſchehene nebſt deſſen Beweggründen und Abſichten an, in welchen die ſichere Verwahrung der ſchwediſchen Länder insbeſondere zu gelten hatte, und verſprach deren zuverläſſige Rückgabe gegen die Erſtattung jener im Verhältniß geringen Geldſummen. Allein Karl der Zwölfte verwarf die ganze Sache, erklärte ſich zu keinerlei

Erſtattung verpflichtet, und kündigte ſeine nahe Rückkehr an. Friedrich Wilhelm glaubte unter dieſen Umſtänden in Stettin ſich eine Schutzwehr und eine Bürgſchaft ſeiner vertragmäßigen Anſprüche ſichern zu müſſen. Die holſteiniſchen Truppen waren noch immer als ſchwediſche zu betrachten, und mit den Bürgern vereint den preußiſchen weit überlegen. Es wurde dringend nothwendig, dieſem Uebelſtand abzuhelfen. Der General von Borck, Befehlshaber der preußiſchen Truppen, erhielt dieſerhalb die nöthige Weiſung, vermehrte unvermerkt ſeine Mannſchaft, und überraſchte und entwaffnete im günſtigen Augenblicke die holſteiniſchen Truppen, ſo daß die Preußen im alleinigen Beſitze der Feſtung blieben. Der König, noch immer voll Schonung, ließ die Bürger gemeinſchaftlich ihm ſelbſt und dem Könige von Schweden Treue ſchwören, und erklärte, ſogleich wieder die holſteiniſche Beſatzung aufnehmen zu wollen, ſobald Karl der Zwölfte der früheren Uebereinkunft beizutreten verſpräche.

Im folgenden Jahre 1714 ſah Leopold abermals den König zum Beſuch in Deſſau, wobei eine Woche hindurch Truppenübungen und Jagd genugſamen Wechſel der Unterhaltung gaben. Er begleitete ſodann den König auf deſſen Reiſe nach Kleve und ſpäter nach Preußen, woſelbſt am 11. September die feierliche Huldigung geſchah. Bald aber zogen die nordiſchen Angelegenheiten wieder die volle Aufmerkſamkeit auf die Seite von Pommern. Am 22. November war Karl der Zwölfte aus der Türkei auf großen Umwegen unvermuthet in Stralſund angelangt, und ſogleich empfing durch ſeine Anweſenheit die ſchwediſche Sache neues Leben. Er zeigte unverhohlen, daß er die getroffenen Uebereinkünfte als ungültig und nichtbeſtehend anſehe, und gab den freundſchaftlichen Erklärungen, welche Friedrich Wilhelm durch den General von Schlippenbach deßfalls an ihn gelangen ließ, nur ſtörriſche, trotzige Erwiederung, welche an ſeiner feindſeligen Abſicht nicht zweifeln ließ. Er forderte die unbedingte Rückgabe von Stettin, und als dieſe preußiſcher Seits mit Darlegung der triftigſten Gründe verweigert wurde, begann er im April 1715 die preußiſchen Truppen aus Anklam, Wolgaſt, Greifswalde und andern Orten, die ſie vermöge der Beſchlagnahme beſetzt hielten, mit gewaffneter Hand zu vertreiben; auf der Inſel Ueſedom nahm er 500 Preußen gefangen. Der Krieg war hiedurch erklärt, und Friedrich Wilhelm genöthigt ihn aufzunehmen. Ein engeres Bündniß vereinigte im Februar 1715 die Höfe von Berlin, Kopenhagen, Dresden und Hannover, und von allen Seiten bereitete man ſich zum Feldzuge. Eifrigſt betrieben Leopold und der Graf von Flemming den völligen Bruch, und Karl's des Zwölften unverſöhnliche Hartnäckigkeit war ihnen dabei nur allzu ſehr behülflich. Im Anfange des Mai verſammelte Friedrich Wilhelm im Lager zwiſchen Stettin und Schwedt 25,000 Preußen und 8000 Sachſen, und übergab, wenn gleich ſelbſt anweſend, Leopold den Oberbefehl. Am 18. Mai beſichtigte dieſer, an der Spitze von 200 Reitern vorauseilend, die Verſchanzungen, welche der König von Schweden bei Anklam und beſonders vor Stralſund hatte errichten laſſen. Am Ende des Juni ſetzten ſich die verbündeten Truppen insgeſammt in Bewegung, und rückten den 12. Juli vor Stralſund. Drei Tage darauf kam auch der König von Dänemark mit ſeinen Truppen hier an. Beide Könige überließen Leopold die oberſte Leitung ihrer vereinten Macht, die nun aus 74 Bataillons und 118 Schwadronen, im Ganzen etwa 36,000 Mann, beſtand; unter ihm wurden die Sachſen von dem General Grafen von Wackerbarth, die Dänen von dem General von Scholten befehligt. Doch wie bedeutend auch dieſe Macht erſcheinen konnte, die Schwierigkeiten, welche ſie zu überwinden hatte, waren nicht geringer. Karl der Zwölfte an der Spitze von 9000 Mann war noch ſtets ein furchtbarer Gegner, ſeine Stellung in und bei Stralſund äußerſt vortheilhaft. Leopold, einem ſolchen Feldherrn gegenübergeſtellt, glaubte mit größter Vorſicht verfahren zu müſſen. Zuerſt wollte er ſich in der Umgegend ſicherſtellen. Der General von Arnim mußte mit 2000 Mann Wolgaſt einnehmen, die Inſel Ueſedom und Wollin beſetzen, und die Schanzen von Swinemünde und Peenamünde erobern, letztere am 21. Auguſt mit Sturm, wobei die kleine ſchwediſche Beſatzung unter ihrem heldenmüthigen Anführer Kuſe größtentheils den Tod fand. Nachdem hierauf im September das preußiſche Belagerungsgeſchütz aus Stettin vor Stralſund angekommen, wurde dem Grafen von Wackerbarth im Oktober die Eröffnung des Angriffs übertragen. Die Verſchanzungen außerhalb der Feſtung, unangreifbar zwiſchen See und Moraſt gelegen, fielen durch einen unvermutheten Zufall in die Hände der Verbündeten. Ein preußiſcher Offizier, Friedrich der Große nennt ihn Gaudi, bei andern Schriftſtellern heißt er Generaladjutant von Köppen, hatte Kunde von einer ſeichten Stelle des Meerufers, wo er in früherer Zeit oft gebadet; er unterſuchte bei Nacht die Stelle auf's neu, und fand feſten Grund, der Weſtwind trieb die Meeresfluthen ab. Er theilte ſeine Entdeckung dem Könige mit, und ſein Anſchlag erhielt Beifall. Mit ausgewählten 1800 Mann durchwatete der Oberſtlieutenant von Köppen in der Nacht zum 5. November bis an den halben Leib das ſeichte Meer, gelangte unentdeckt an den Verſchanzungswall, erſtieg ihn, während die Schweden durch einen falſchen Angriff nach der entgegengeſetzten Seite abgelenkt wurden, faſt ohne Widerſtand, eilte den übrigen Angriffstruppen den Zugang zu öffnen, und war in kürzeſter Zeit Meiſter der Verſchanzungen, deren geſammte Beſatzung, aus drei ſchwediſchen Regimentern beſtehend, niedergemacht oder gefangen wurde.

Nach dieſem glücklichen Erfolge machte Leopold ernſtliche Anſtalten zur Eroberung der Inſel Rügen, ohne deren Beſitz die Belagerung von Stralſund nicht zweckmäßig zu fördern war. Zu Ludwigsburg bei Greifswalde wurden mit großer Mühe gegen 400 Fahrzeuge zuſammengebracht, und auf dieſen ging eine aus Preußen, Dänen und Sachſen gemiſchte Truppenmacht von 18,000 Mann, worunter 2000 Reiter, am 15. November unter Segel. Nach Leopold befehligten die preußiſchen Generale Graf von Dönhof und Freiherr von Derfflinger, der däniſche General von Dewitz und der ſächſiſche von Willens. Alle Anſtalten waren mit genauer Vorſicht getroffen. Die Fahrzeuge mußten in See ſtreng dieſelbe Ordnung behalten, welche den Truppen nach der Landung beſtimmt war. Schon einige Zeit vorher hatte Leopold durch einen Tagesbefehl den unter ihm ſtehenden Generalen und Offizieren jede nöthige Vorſchrift ertheilt, und darin zuletzt geſagt: „Die Bravur wird nicht zu kommandiren ſein, weil es lauter ehrliche brave Leute, von denen man nichts anders, nächſt göttlicher Hülfe und Beiſtand, zu vermuthen hat, insbeſondere wenn dieſe ihnen vorgeſchriebene Diſpoſition in allen Stücken obſervirt wird. An keine Retraite wird nicht zu gedenken ſein, und dieſes muß man inſonderheit den Gemeinen wohl imprimiren.“ Von däniſchen Kriegsſchiffen geleitet nahm das Geſchwader ſeinen Lauf gegen Streſow unſern Putbus, und hier, wo es am wenigſten erwartet wurde, fand noch denſelben Abend an bequemer Stelle die Landung Statt. Leopold wußte ſeinen Gegner zu würdigen, und verſchmähte keine Vorſicht gegen ihn. Er ſtellte die gelandeten Truppen in drei Treffen, die beiden vorderen Fußvolk, das dritte Reiterei, außerdem noch 6 Schwadronen Reiter zur rechten Seite als beſonderen Rückhalt. Dieſe Aufſtellung ließ er nicht allein mit ſpaniſchen Reitern umgeben, ſondern auch durch Wall und Graben ſogleich verſchanzen, womit die Truppen bei größter Anſtrengung doch erſt um Mitternacht fertig wurden. Die meiſten Generale fanden dieſe ermüdende Arbeit unnöthig, ſie hielten ihre Uebermacht vor jedem Angriffe ſicher, den König von Schweden überdies in Stralſund genug beſchäftigt. Sie ſollten alsbald erfahren, wie richtig Leopold ſeine Maßregeln genommen. Karl der Zwölfte war bereits auf Rügen; begleitet von einer großen Schaar der tapferſten Offiziere, ſetzte er ſich an die Spitze von 4000 Mann, welche drei Stunden von dem Landungsplatze in Verſchanzung ſtanden, brach in der Nacht auf, und rückte unverzüglich gegen die verbündeten Truppen an, ohne nur nach der Zahl der gelandeten zu fragen. Um 4 Uhr in der Nacht hörten die preußiſchen Schildwachen das Annahen des Feindes, und ſchlugen Lärm, in einem Augenblicke war das ganze Lager unter Waffen. Die Schweden ſtürmten raſch an, als ſie aber den Graben und Wall gewahrten, hielten ſie inne. Der König ſah mit verzweiflungsvollem Staunen die Verſchanzung, welche Leopold's Klugheit und Kraft gleichſam aus der Erde hervorgezaubert. „Iſt es möglich! rief er aus, das hatt' ich nicht erwartet!“ Er ließ ſeine Truppen auf 100 Schritt zurückweichen, aber nur um ſie zu neuem Angriffe zu befeuern.

Wüthend ſtürmt er wieder vor, hilft mit eigener Hand die ſpaniſchen Reiter wegreißen, Erde, Baumäſte und Leichen müſſen durch den Graben eine Brücke bilden, zu Fuß mit dem Degen in der Fauſt dringt er hinüber, ſeine Tapferſten hinter ihm, und ſchon kämpft er auf dem erſtiegenen Walle. Einige däniſche Bataillons gerathen in Unordnung und geben die Verſchanzung Preis; das preußiſche Fußvolk aber ſteht in feſter Haltung, giebt ein wirkſames Gewehrfeuer, und ſtößt mit Spontons und Bajonetten die Anſtürmenden in den Graben zurück. Leopold, das Fußvolk ermuthigend, läßt zugleich das Feuer des Geſchützes in den Feind ſchmettern, und den rechtsgeſtellten Theil der Reiterei aus der Verſchanzung vordringen, um in die linke Flanke der Schweden einzuhauen. Karl der Zwölfte wird verwundet und von den Seinigen fortgeriſſen, nach einem viertelſtündigen Gefechte weichen die Schweden überall. Leopold verfolgt ſie in's Freie nun auch mit dem Fußvolk, und ahndet nicht, daß Karl ſelbſt in dieſem Augenblicke vor ihm flieht. Bald aber wird der Kampf mit Wuth erneuert, Karl will nicht weiter weichen, und geräth in Gefahr getödtet oder gefangen zu werden, ſeine Getreuen, die Generale von Grothuſen, von Baſſewitz, von Daldorf und der Oberſt von Düring fallen, er ſelbſt, nachdem er eine zweite Wunde erhalten, wird mit Mühe von dem Grafen Poniatowſki gerettet und nach der alten Fehrſchanze und von da nach Stralſund zurückgebracht. Auf dem Wahlplatze lagen 400 Schweden todt, und 200 verwundet. Die Verbündeten rückten darauf vor die alte Fehrſchanze, welche ſich am 17. November mit allen Truppen, Geſchütz und Vorräthen ergab. Die Könige von Preußen und von Dänemark waren inzwiſchen auch nach Rügen übergeſetzt. Friedrich Wilhelm errichtete aus den Kriegsgefangenen ein neues Regiment, welches er dem Prinzen Leopold Maximilian von Deſſau, zweiten Sohne Leopolds, verlieh; ein Theil der Mannſchaft beſtand aus Franzoſen, die bei Höchſtädt als Gefangene in ſächſiſche Dienſte, bei Frauſtadt in ſchwediſche übergegangen waren, und nunmehr dem vierten Herrn folgend, in preußiſche traten. Die Eroberung von Rügen war nun vollendet, und die ganze Macht der Sieger wandte ſich mit verdoppelter Anſtrengung auf Stralſund zurück. Vom 22. November wurde die Feſtung täglich ſchärfer angegriffen. Leopold errang mit ſtürmender Gewalt und großer Aufopferung von Menſchen am 8. Dezember den bedeckten Weg, und am 17. das Hornwerk, welches Karl der Zwölfte in Perſon an der Spitze ſeiner tapferſten Truppen als gemeiner Soldat fechtend wiederzunehmen verſuchte, Leopold aber, wiewohl mit großem Verluſt an Leuten, hartnäckig behauptete. Auf's äußerſte gebracht, ohne Hoffnung eines Entſatzes, und in Gefahr gefangen zu werden, wenn er den Hauptſturm erwartete, ließ Karl ſich endlich bewegen, die Feſtung zu verlaſſen. Er entkam den 19. Dezember auf einem kleinen Fahrzeuge im Angeſichte der däniſchen Flotte nicht ungefährdet doch glücklich nach Schweden. Am 22. ergab ſich Stralſund den Verbündeten, am 26. ritten die beiden Könige, von Leopold und allen Generalen begleitet, unter dreimaliger Abfeuerung alles Geſchützes, in die eroberte Stadt. Dieſer gegen Karl den Zwölften glücklich geführte Feldzug brachte den Kriegsruhm Leopold's auf den höchſten Gipfel. Trotz der Uebermacht der Verbündeten war die Unternehmung gegen Rügen und Stralſund ſo bedenklich erſchienen, daß der Graf von Croiſſy, franzöſiſcher Geſandter im Hauptquartiere Karl's, ſie für unausführbar erklären durfte, und an den preußiſchen Staatsminiſter von Ilgen, eine Vermittelung des Friedens verſuchend, ſchreiben konnte, man möchte doch von dem Angriff abſtehen, denn er betheure mit der Aufrichtigkeit eines Mannes, der ſein Urtheil nicht leichtſinnig bloßſtellen wolle, daß der König von Schweden in ſeiner Stellung unbezwinglich ſei. Leopold hatte nicht an der Aufrichtigkeit dieſer Meinung gezweifelt, aber nur um ſo mehr Entſchluß und Kraft daran geſetzt, ſie durch die That umzuſtoßen. Das auf Rügen und in Stralſund eroberte Geſchütz wurde zum Theil an den Zar Peter von Rußland, zum Theil an die Republik Venedig verkauft. Von ſeinem Antheil an der übrigen beträchtlichen Beute ſchenkte Leopold zwei große Spiegel mit Rahmen von getriebener Silberarbeit der Königin von Preußen, welche faſt dieſe ganze Zeit bei dem Könige im Feldlager zubrachte. In dem Frieden, der ſpäterhin nach Karl's des Zwölften Tode zu Stande kam, behielt Preußen den Beſitz von Stettin und Vorpommern bis an die Peene, und von Wollin und Uſedom.

Mit dieſer ruhmvollen Eroberung ſchließt ſich der erſte Zeitraum von Leopold's Kriegsthaten und Feldherrnverrichtungen ab; er ſelbſt war jetzt 40 Jahr alt, auf dem Gipfel des Ruhmes, voll Kraft und Begierde ſich neue und immer größere Heldenbahn zu gewinnen; doch eine lange Reihe von Friedensjahren verſchloß dieſe Richtung, und drängte ſeine Thätigkeit und ſeinen Ehrgeiz in minder günſtige Wege zurück. Auch auf dieſen zeigte er zwar den eiſernen Willen und die entſchloſſene Kraft, die er im Kriegsfelde bewieſen, aber ohne dabei ſtets gleichen Erfolgs und gleichen Ruhmes theilhaft zu werden. Wir wollen zunächſt ſein Verhältniß im preußiſchen Staate näher in Betracht nehmen. Seine Unabhängigkeit als ſelbſtſtändiger Landesfürſt, ſeine Verwandtſchaft mit dem Königlichen Hauſe, ſeine Stellung und fortgeſetzte Thätigkeit im Heere, ſein kriegeriſcher Ruhm und perſönliches Uebergewicht, verbunden mit der Gunſt und dem Vertrauen des Königs, mußten ſein Anſehen am Hofe über jede Nebenbuhlerſchaft emporheben, ihm in allen Staatsangelegenheiten die einflußreichſte Wirkſamkeit verleihen. Der König hatte ihn als Freund und Rathgeber in engſter Vertraulichkeit faſt immer zur Seite; in den berühmten Tabackskollegien war Leopold, wiewohl er ſelbſt nie rauchte, eines der bedeutendſten Häupter, an Anſehen zunächſt dem Könige; ihre Neigungen ſtimmten wie ihre Anſichten meiſt überein; in Soldatenweſen und Jagd fanden ſie gemeinſame Beſchäftigung. So konnte Leopold ungehemmt ſeinen Ehrgeiz in dieſem weiteröffneten Spielraume verfolgen, der kaum in den höchſten Perſonen und Verhältniſſen wieder einige Schranken fand. Ihm durfte das Vorbild des Prinzen Eugen, der in Wien der Leitung des ganzen öſterreichiſchen Staates vorſtand, in Berlin ſogar übertreffbar ſcheinen. Wenn Eugen zu ſolchem Berufe mit eigentlicher Staatskunde und gebildeter Geſchicklichkeit reicher ausgeſtattet war, ſo beſaß Leopold dafür in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen ungleich größere Möglichkeiten. Der Kronprinz von Preußen war ungemein ſchwächlich von Körper, und verſprach kein langes Leben. Nach ihm war Friedrich Markgraf von Schwedt, Leopold's Neffe, muthmaßlicher Thronerbe. Den König bei ſolcher Ausſicht beruhigter feſtzuhalten, bot Leopold alles auf, die Sachen dahin zu lenken, daß die Prinzeſſin Friederike Wilhelmine, Tochter des Königs, dem Markgrafen vermählt würde. Hierin war ihm jedoch die Königin entgegen, welche für ihre Kinder ganz andere Verbindungen beabſichtigte. Bei der Stellung der Gemüthsarten und Neigungen im Innern dieſer Familienverhältniſſe waren Zwiſtigkeiten und Feindſchaften unvermeidlich. Die Königin wußte, daß Leopold ihre eigene Verheirathung mit dem Könige mißbilligt, und an ihre Stelle lieber ſeine Nichte, die Prinzeſſin von Oranien, zu bringen gewünſcht hatte. Er ſelbſt und Grumbkow, dem ſie noch weniger Gutes zutraute, erſchienen ihr als Feinde, deren Einfluſſe ſie ſtets entgegenzuwirken habe; die Folge war, daß beide ſich nun auch deſto mehr gegen den Einfluß der Königin vereinten, und ſie konnten, leichter als dieſe, Gelegenheit und Mittel finden, welche ſolchem Zweck entſprachen. Unter andern gewannen ſie das Fräulein Leti, Tochter des bekannten italiäniſchen Schriftſtellers, welche als Unterhofmeiſterin die Aufſicht über die jungen Prinzeſſinnen hatte, und gelangten dadurch zum Beſitz aller kleinen Verhältniſſe und Vorgänge des inneren Familienlebens, die ſich bei dem Könige wirkſam benutzen ließen. Ränke und Partheiungen theilten nun den ganzen Kreis des Hofes; die Verbundenen wurden immer mächtiger, und ſchienen eines faſt ausſchließlichen Anſehens gewiß. Doch hatte daſſelbe fortwährend immer neue Kämpfe zu beſtehen. Der Finanzminiſter von Creutz, früherhin Auditeur bei dem Regimente des Kronprinzen, dann Kabinetsſekretair und geadelt, und bei dem Könige ſehr in Gunſt, wagte den Verſuch, jene Beiden zu überklimmen. Er war mit einer Hofdame der Königin in vertraulichen Verhältniſſen; Fräulein von Wakenitz war bildſchön, aber unter dem ſittſamſten Anſchein höchſt leichtſinnig in ihrem Wandel. Der herrſchſüchtige Miniſter faßte den Gedanken, die Gunſt des Königs auf ſie zu lenken, und dann vermittelſt ihrer den erſten Staatseinfluß zu haben. An der ſtrengen Denkart des Königs aber mußte der niedere

Plan ſcheitern, und Fräulein von Wakenitz wurde das Opfer davon. Denn kaum hatten Leopold und Grumbkow die Gefahr, welche ihnen drohen ſollte, wahrgenommen, ſo wußten ſie ihr nachdrücklich zu begegnen, ſie enthüllten dem Könige alles, was ihnen von der Aufführung des Fräuleins bekannt war, und brachten es dahin, daß ihre Entfernung vom Hofe verfügt wurde, die endlich auch ſehr hart und gewaltſam erfolgte, weil das Fräulein, anſtatt beſcheiden nachzugeben, ſich der heftigſten Aufwallung gegen die Königin, welche gleichwohl ſie zu vertheidigen bemüht geweſen, und dem übermüthigſten Trotze gegen den König ſelbſt ſo rückſichtslos überließ, daß auch der Miniſter von Creutz, der anfangs dem Sturm entgegenzukämpfen dachte, die verzweifelte Sache aufgeben mußte. Die Königin aber empfand es ſehr übel, daß man ihre Hofdame, der ſie äußerſt gewogen war und keinerlei Schuld beimaß, ſo argliſtig von ihr zu entfernen vermocht, und haßte nur um ſo mehr diejenigen, welche ſie für die Anſtifter der Sache hielt. Neuen Streit veranlaßte die Wahl der Perſonen, welche den jungen Kronprinzen umgeben ſollten, der im Jahre 1718 den Händen der Frauen entnommen wurde. Die Königin ſetzte diesmal durch, daß der Generallieutenant Graf von Fink die Oberſtelle erhielt; die zweite Stelle aber wurde dem Oberſtlieutenant von Kalkſtein ertheilt, welchen Leopold vorgeſchlagen hatte, und der durch Strenge und Genauigkeit im Kriegsdienſte dem Könige ſchon genug empfohlen war.

In dieſem Ringen nach Einfluß und Vortheil haben Leopold und Grumbkow ſicher nicht die Gränze beobachtet, welche darin — der ſtrengen Sittlichkeit hier zu geſchweigen — auch bloß die Ehrbarkeit nachſichtiger Weltmeinung noch immer vorſchreibt; eine ſtrafende Nothwendigkeit reißt in trüben Partheiverwickelungen die Perſonen oft weit über das Ziel hinaus, bei welchem ſie ſtehen zu bleiben gemeint, und ſchon deßhalb dürfte Leopold hier großer Ueberſchreitungen nicht freizuſprechen ſein. Inzwiſchen erhellt aus aller ſorgſamſten Prüfung hinwieder auch mit aller Gewißheit, daß jene Ueberſchreitungen niemals zu der Höhe verbrecheriſcher Anſchläge geſtiegen ſind, deren eine auf uns gekommene üble

Nachrede gedenkt. Die Prinzeſſin Friederike Wilhelmine, nachmalige Markgräfin von Baireuth, damals ſelbſt Gegenſtand der ehrgeizigen Plane Leopold's, und gleich der Königin demſelben feindlich abgewandt, geht ſo weit, in ihren Denkſchriften Leopold und Grumbkow geradezu anzuklagen, ſie hätten den Markgrafen von Schwedt, welcher unterdeß, um jeden Verdacht entfernt zu halten, auf einer Reiſe in Italien begriffen war, gewaltſam auf den Thron fördern, und ſich dadurch der ganzen Regierung bemächtigen wollen. Dieſe Prinzeſſin, deren Urtheil auch ſonſt immer gern die ſchlimmere Seite faßt, und geringe Prüfung bei großer Härte zeigt, hat aus den dunkeln Läſterungen des Hofgeredes ſogar die ungeheure Beſchuldigung aufbewahrt, Leopold und Grumbkow hätten zu jenem Zweck einen Anſchlag gegen das Leben des Königs und des Kronprinzen völlig bereit gehabt, der an einem beſtimmten Tage in einer Bude auf dem Neumarkt, wo deutſche Schauſpieler und Gaukler ihre Künſte regelmäßig vor dem Hofe ſehen ließen, zur Ausführung kommen ſollte. Durch den ſächſiſchen Geſandten Grafen von Manteuffel, Lopold's und Grumbkow's Vertrauten, ſoll die Frau von Blaſpiel, Hofdame der Königin und insgeheim Geliebte des Grafen Manteuffel, eine junge ſchöne Frau, deren Gefühl und Einbildungskraft ſich leicht entzündete, die Sache erfahren, der Königin entdeckt, und im letzten Augenblicke durch dieſe vereitelt haben. Das in allen ſeinen Umſtänden höchſt unwahrſcheinliche Mährchen fand bei dem Könige ſelbſt keinen Glauben, allein die Vorſtellungen, welche daſſelbe in ihm weckte, machten ihn gleichwohl mißtrauiſcher gegen ſeine Umgebung, und zugänglicher für die Einflüſterungen, welche bald nachher ſeinen Sinn mit dem verwirrendſten Blendwerke befangen ſollten. Die ganze politiſche Stellung der damaligen Zeit war geſpannt; Verſchwörungen und Miſſethaten gingen in die Berechnungen der Staatsklugheit ein; die meiſten Höfe litten an der ſchrecklichſten Verderbniß, und rohe Sitten und gewaltthätige Leidenſchaften, durch Kriegsunruhen und rauhes Soldatenweſen genährt, wurden von oberflächlicher, erborgter Bildung kaum verhüllt. Kein Wunder, daß unter ſolchen Umſtänden auch die unhaltbarſten Gerüchte Verbreitung, und in dem Dunkel, worin ihre Mittheilung umhüllt blieb, am wenigſten Widerſpruch finden konnten! Auch Friedrich der Große, wiewohl bei dieſem Ereigniſſe ſelbſt ohne Verdacht, ſcheint in ſeinem allgemeinen Urtheile über Leopold manches anzudeuten, was wohl den jugendlichen Eindrücken jener frühvernommenen Beſchuldigungen angehören möchte.

Wie ſehr Leopold und Grumbkow in der Gunſt des Königs durch geheime Anklagen und nachtheilige Gerüchte, ſo wie durch die raſtloſe Gegenwirkung der Königin geſunken waren, zeigte ſich auffallend bei Gelegenheit einer Krankheit, welche den König im Anfange des Jahres 1719 zu Brandenburg plötzlich befiel. Des Königs Regiment, ſein Lieblingsregiment von großen Leuten, dem die Bürgerſchaft von Berlin, auf ihre Gerechtſame ſich berufend, die Einlagerung in ihre Häuſer hartnäckig weigerte, hatte ſeinen Standort einſtweilen in Brandenburg. Der König hatte ſich, wie ſchon oftmals, dahin begeben, um den Waffenübungen ſeiner Rieſen beizuwohnen. Nach wenigen Tagen aber befiel ihn eine ſo heftige Kolik, daß er ſein Ende nahe glaubte. Sogleich ließ er von Berlin die Königin zu ſich berufen, und als ſie herbeigeeilt war, übergab er ihren Händen eine verſiegelte Schrift, ſein Teſtament enthaltend, durch welches er ſie, wie er ſagte, zur alleinigen Regentin des ganzen Staates ernannte; er verlangte jedoch in Betreff dieſer Verfügung einſtweilen das ſtrengſte Geheimniß, damit er in Ruhe ſterben könnte, unbeſtürmt von den Bitten und Vorwürfen derjenigen, welche ſich durch jene Anordnung zurückgeſetzt glauben möchten. Inzwiſchen trafen auch Leopold und Grumbkow in Brandenburg ein, gleichfalls von dem Könige berufen, aber durch Zufall in ihrer Reiſe verſpätet, ſo daß ſie den König, deſſen Zuſtand ſich verſchlimmert hatte, nicht ſogleich ſehen konnten. Sie mußten aber alſobald, aus mancherlei Anzeigen, die Vermuthung faſſen, daß von einem Teſtamente die Rede ſei, und boten ſogleich alles auf, um den Inhalt zu erfahren, welchen ſie, ſchon wegen des Geheimniſſes, das ihnen daraus gemacht wurde, für ihre Erwartungen nicht günſtig erachteten. Sie konnten ſich deßfalls an niemand beſſer als an Frau von Blaſpiel wenden, die einzige Dame, welche die Königin nach

Brandenburg mitgenommen hatte, weil ſie nur dieſer ganz vertraute. Leopold und Grumbkow machten ihr einen Beſuch, und boten ihr, nach einigen Vorreden, gute Freundſchaft und ein beträchtliches Geſchenk an, wenn ſie es im Allgemeinen mit ihnen halten, und für jetzt gleich bei der Königin dahin wirken wollte, daß dieſe den König ihnen geneigt erhielte. Frau von Blaſpiel aber nahm den Antrag als eine Beleidigung auf, lehnte ſtolz jede Einmiſchung ab, und eilte die Königin von dem Vorgange zu benachrichtigen. Dieſe unterrichtete von allem ſogleich den König, der eine hohe Meinung von Frau von Blaſpiel faßte; eine ſolche Uneigennützigkeit hatte er bisher keiner Frau zugetraut, deſto mißvergnügter war er dagegen mit Leopold's und Grumbkow's hinterliſtigen Ränken, und als beide ſich wieder einfanden, und vorgelaſſen zu werden wünſchten, erſuchte er die Königin, ſie draußen abzufertigen. Sie trat in das Vorzimmer, und ſagte zu ihnen mit ſtolzer Kälte voll Hoheit und Würde, ſie könnten den König nicht ſprechen, er wolle niemanden ſehen, als wer zu ſeiner Bedienung nöthig ſei, ihre Anweſenheit in Brandenburg ſei unter dieſen Umſtänden ohne Nutzen, ſie würden gut thun nach Berlin umzukehren, damit ſie, wenn Gottes Rathſchluß über des Königs Leben verfügen ſollte, dort alles in guter Ordnung erhielten, der König ſei übrigens nicht ohne Hoffnung, ſie ſelbſt trage Sorge, daß ihm jede Hülfe und Pflege zu Theil werde, und wenn er geneſe, könnten ſie darauf rechnen, die erſten zu ſein, die er zu ſich berufen würde. Leopold wollte das Wort nehmen, die Königin aber unterbrach ihn, ſie ſei in dieſem Augenblicke zu ſehr niedergeſchlagen, als daß ſie ihn weiter anhören könnte, ſie wünſche beiden eine glückliche Reiſe, und hoffe ſie bei günſtigerem Anlaſſe bald wiederzuſehen. Nach dieſen Worten trat ſie in das Zimmer des Königs zurück, und ließ die Beiden verwundert ſtehen, die nicht wußten, was ſie von dieſer Wendung denken ſollten. Indeß beſchloſſen ſie, die Entſcheidung der Krankheit des Königs in Brandenburg abzuwarten. Schon in der Nacht aber wurde der Zuſtand ſo ſchlimm, daß die Aerzte keine Rettung mehr ſahen; da wagte Holzendorf, Regimentsarzt von des Königs Regiment, dem ſchon aufgegebenen Kranken mit Zuſtimmung der Königin noch ein Brechmittel zu reichen, welches ſo glücklich wirkte, daß der König alsbald Erleichterung fühlte, und darauf in wenigen Tagen völlig hergeſtellt war. In der Freude der Geneſung, und gerührt durch die Zeichen wahrer Anhänglichkeit, welche Leopold und Grumbkow ihm hiebei äußerten, nahm der König beide wieder für den Augenblick zu Gnaden auf. Indeſſen dauerte die eigentliche Spaltung fort, und die Königin, im Bewußtſein der ihr ausſchließlich zugedachten Regentſchaft, glaubte ſich berechtigt, ihre Gegner fortan mit größter Geringſchätzung zu behandeln. Dieſe ſuchten nur um ſo eifriger das Geheimniß zu entdecken, durch welches eine ſo auffallende Veränderung bewirkt worden. Wirklich gelang ihnen, und durch dieſelbe Frau von Blaſpiel, welche der Beſtechung ſo trotzig widerſtanden, den Inhalt des Teſtaments zu erfahren; ſie vertraute denſelben ihrem Geliebten, dem ſächſiſchen Geſandten Manteuffel, der ſogleich ſeine beiden Freunde davon in Kenntniß ſetzte. Sie hatten nicht gezweifelt, daß, wenn auch ſie ſelbſt bei der Regentſchaft übergangen ſein ſollten, doch unfehlbar der Markgraf von Schwedt mit der Königin gleichen Theil daran haben würde, und durch ihn glaubten ſie auch ihre nachherige Zuziehung doch immer gewiß. Die Ausſchließung des Markgrafen aber, für den in ſolchem Falle ſogar die Reichsgeſetze ſprachen, erregte ihren vollen Grimm und Zorn. Sie beſchloſſen, den Einfluß der Königin auf jede Weiſe zu ſchwächen, und zuvörderſt die Frau von Blaſpiel zu entfernen, deren Feindſchaft ihrer Abſicht, den König zur Umänderung ſeines Teſtaments zu bewegen, beſonders nachtheilig ſchien. Die Gelegenheit zur Rache ergab ſich bald genug. Bevor wir aber den Verfolg dieſer Dinge mittheilen, müſſen wir auf eine andere Reihe von Verwickelungen zurückgehen, welche ſchon geraume Zeit in dieſe Verhältniſſe mitwirkend eingriff, und deren bisher nur darum keine Erwähnung geſchehen, um dieſes Zwiſchenſpiel eigener Art, zu beſſerem Verſtändniß, gleich in ſeinem ganzen Zuſammenhange vorzutragen.

Das Mißtrauen des Königs gegen ſeine Umgebungen wurde durch beſondere Mittheilungen genährt, deren Urſprung geraume Zeit vor aller Welt verborgen blieb. Die vielfachen Argliſten, Ränke und Anſtiftungen, welche als Mittel der Staatsklugheit an den meiſten Höfen damals gehegt und gehandhabt wurden, bildeten eine Verwirrung dunkler Gewebe, deren Fäden zuletzt den Urhebern ſelbſt unerkennbar wurden. In dieſem Zuſtande durfte ein untergeordnetes Werkzeug, von überlegenem Talent für dieſe bedenklichſte Richtung beſeelt, ſich leicht der dargebotenen Beziehungen bemächtigen, und dieſelben zum eigenen Vortheile weiterſpinnen, bis endlich aus höchſter Steigerung das unheilvolle Beginnen in ſein eigenes Verderben zurückſtürzen mußte. Der Fürſt von Siebenbürgen, Franz Rakoczy, deſſen Familie faſt ein Jahrhundert hindurch in Ungarn die größten Bewegungen hervorgebracht und in der europäiſchen Staatswelt durch Bündniſſe und Unterhandlungen eine mächtige Rolle geſpielt hatte, war endlich durch das Uebergewicht der Kaiſerlichen Waffen aus dem Felde geſchlagen, und von dem Schauplatze der früheren Thaten vertrieben worden. Er lebte in Chaillot bei Paris voll unruhiger Thätigkeit, und blieb ſowohl hier, wo Ludwig der Vierzehnte ihn beſchützte, als ſpäterhin zu Konſtantinopel, wo der Großherr ſeinen Planen Gehör ſchenkte, ein bleibendes Schreckbild für den Kaiſerlichen Hof, deſſen Macht in Ungarn noch lange Zeit nur unvollkommen befeſtigt war. Bei der Beſchränkung jedoch, welche Rakoczy mehr und mehr in ſeinen Hülfsmitteln empfand, konnte er das Schickſal einer Menge von Dienern und Anhängern, die ihm gefolgt waren, nicht mehr mit dem ſeinigen verknüpft erhalten, er mußte ſie den Umſtänden überlaſſen, und hatte dagegen nichts einzuwenden, wenn ſie, an ſeinem Glücke verzweifelnd, und von ſeinem Unglücke nicht einmal aufgenommen, jeder ſo gut er konnte, nach Gelegenheit und Kräften mit der herrſchenden Macht in Ungarn ſich auszuſöhnen und in die neuen Verhältniſſe zu fügen ſuchten. Ein ungariſcher Edelmann, genannt Johann Michael von Clement, proteſtantiſchen Glaubens, geboren zu Neuſohl den 7. Juni 1689 — ſein Vater war Richter der Grafſchaft Neuſohl, Martin von Clement — der ſchon ſeit dem Jahre 1708 von Rakoczy zu diplomatiſchen Sendungen nach England und Frankreich gebraucht worden war, hatte zuletzt als deſſen Beauftragter den Friedensverhandlungen von Utrecht unter dem Namen eines Freiherrn von Roſenau beigewohnt, wo ſein gefälliges Aeußere, ſein Scharfſinn und ſeine Klugheit nicht unbeachtet geblieben waren; insbeſondere hatte der preußiſche Geſandte Graf von Dönhof ihn gern bei ſich geſehen und oft zur Tafel geladen. Nach dem Abſchluſſe des Friedens, durch welchen Rakoczy's letzte Hoffnungen und Ausſichten vernichtet waren, fand ſich Clement verlaſſen im Haag, und ſuchte Mittel zur Rückkehr in ſein Vaterland, wo er noch einiges Vermögen anzuſprechen hatte. Der öſterreichiſche Reſident von Hohendorf lernte ihn kennen, und fand in ihm das ausgezeichnetſte Talent für politiſche Geſchäfte und Ränke; er war von guter Geſtalt und feinem Betragen, ſprach vollkommen gut lateiniſch, ungariſch, deutſch und franzöſiſch, hatte Kenntniß der großen Welt, ſchnelle Faſſungsgabe, und unter dem einnehmenden Schein harmloſer Unbefangenheit die durchdringendſte Schlauheit. Hohendorf machte ihm nach und nach die lockendſten Anerbietungen, gewann ihn bald, und ſandte ihn im Auguſt des Jahres 1715 nach Wien an den Prinzen Eugen, mit der ſtrengſten Weiſung, deſſen Zwecken und Vortheilen, ſo wie der Leitung des Sekretairs Langedel, welcher des Prinzen ganzes Vertrauen hatte, ſich unbedingt hinzugeben. Beſonders wurde ihm eingeſchärft, dieſer Verbindung ausſchließlich anzugehören, und jede andere, die nicht zu meiden ſein dürfte, jener völlig unterzuordnen, und ſollte auch der Kaiſer ſelbſt dabei betheiligt werden. Eugen und ſein Anhang hatten damals in Wien mit drei verſchiedenen Partheien zu kämpfen; mit der ſpaniſchen, an deren Spitze der Marquis von Perlas und der Graf Cifuentes ſtanden, und in welcher eine Frau von Pilati beſonders thätig war; mit der Parthei des Grafen von Schönborn, welche für den Augenblick weniger in Betracht kam, und mit der des Fürſten von Liechtenſtein, die nur eine perſönliche Bedeutung hatte. Der Kaiſer Karl der Sechſte neigte ſich auf die Seite der ſpaniſchen Parthei, und theilte deren Abneigung gegen Eugen, von dem es hieß, er ſei am meiſten ſchuld, daß der Kaiſer ſich nicht in Spanien habe behaupten können, indem jener, um nur ſelbſt an der Spitze großer Heere in Italien und Deutſchland ſeinen Kriegsruhm zu vermehren, die Abſendung der nöthigen Hülfsmacht nach Spanien ſtets verhindert habe. Unter ſolchen Umſtänden konnte Eugen das Anſehen ſeiner mächtigen Stellung im Staate nur vermittelſt der Einwirkungen behaupten, welche die wechſelnde Bewegung der auswärtigen Verhältniſſe in ſeine Hände gab; das Gefühl ſeiner Unentbehrlichkeit wußte er auf dieſe Weiſe dem Hofe täglich zu erneuen. Nach dem Frieden mit Frankreich war in Wien beſonders Preußen ein Gegenſtand politiſcher Aufmerkſamkeit geworden. Die Eroberung von Pommern, die enge Freundſchaftsverbindung mit dem Zar von Rußland, die unabläſſige Vermehrung der ſtets gerüſteten Heeresmacht, alles dies erregte die Eiferſucht des Kaiſerlichen Hofes, man ſah ſchon in dem Könige von Preußen einen neuen König von Schweden, durch Stärke und Nähe gefährlicher, als ſelbſt Guſtav Adolph es für Oeſterreich geweſen. Eugen hatte ſchon längſt das Anwachſen der preußiſchen Macht mit ungünſtigem Auge beobachtet, er grollte überdies dem Könige, weil derſelbe bei dem Frieden von Utrecht den eigenen Vortheil nicht fremder Abſicht hatte unterordnen wollen. Den Gedanken einer von dorther drohenden Gefahr mußte Eugen um ſo lieber aufnehmen und beſtärken, als ihm ſelbſt nur neues Anſehen und größere Wichtigkeit dabei zu Theil wurde. Noch eindringlicher aber mußte jene Befürchtung erſcheinen, wenn ſie mit inneren Gefahren in Zuſammenhang gebracht wurde. Eugen's dienende Vertraute, ſeinem Sinne vorauseilend, ſeine Nachfrage als Aufforderung auslegend, und ihr eigenes Verdienſt durch täuſchende Vorſpiegelung erhebend, wußten jenen Zuſammenhang bald zu ordnen.

Als Clement in Wien eintraf, und ſich zuerſt bei dem Sekretair Langedel meldete, fand er das Gebäude, zu deſſen weiterer Ausführung er gebraucht werden ſollte, vollkommen aufgerichtet; Langedel prägte ihm ſeine Rolle ein, ſchrieb ihm ſeine Aeußerungen ſelbſt gegen Eugen vor, mit dem ernſtlichen Bedeuten, daß er dieſelben auch in der Folge, obwohl ſonſt dem Prinzen rückhaltlos angehörend, genau nach vorher gepflogener Verabredung jedesmal zu bedingen hätte.

Clement wurde hierauf zu Eugen geführt, und mußte demſelben von den angeblichen Betreibungen Rakoczy's in Ungarn und deſſen Einverſtändniſſen den verabredeten Bericht geben; Langedel hatte ihm eingeſchärft, die Behauptung einfließen zu laſſen, Rokoczy ſei mit dem Hofe von Berlin ſchon ganz einig geweſen, und der Kronprinz von Preußen habe König von Ungarn werden ſollen. Alle dieſe Angaben mußte Clement weiterhin durch andere betrügliche Mittheilungen und Denkſchriften ausführlich erörtern und beſtätigen. Eugen fand ihn nach wenigen Unterredungen ſo geſchickt und brauchbar, ſo eingeweiht in geheime Verhältniſſe, und ſo fähig deren neue zu knüpfen, daß er ihn auch bei dem Kaiſer ſelbſt einführte, um die von Langedel ſo trefflich eingelernte Rolle fortzuſetzen. Clement's großes Talent, in die Lage ſeiner Gönner ſich hineinzudenken, ihre geheimſten Abſichten zu durchblicken, und ihren Zwecken alles Förderliche mit erfinderiſcher Thätigkeit unterzulegen, wurde lebhaft anerkannt, ſeine anſpruchloſe Hingebung und einnehmende Gefälligkeit erwarben die Zuneigung Eugen's, noch mehr aber Langedel's, der in ihm ſeinen angehörigſten Schützling zu befördern wünſchte; wirklich ließ er demſelben alsbald, zur Belohnung ſeiner ausgezeichneten Dienſte, die Stelle eines Reſidenten von Brabant im Haag mit 12,000 Gulden Gehalt zuſagen. Clement hätte ſich glücklich geſchätzt, aus den angezettelten Ränken in eine ſolch annehmliche Stellung zu entrinnen, allein jene ſelbſt hielten ihn nun feſt, und er mußte ſein Betreiben fortſetzen, das durch ſeine bloße Fortdauer auch nothwendig ſeiner Zerſtörung entgegenging.

Die Stellung und Wirkſamkeit indeß, welche Clement in Eugen's Umgebung beſaß, konnte deſſen Gegnern nicht lange verborgen bleiben. Sie bemühten ſich um ihn auf mannigfache Weiſe; Frau von Pilati ſuchte ihn für die ſpaniſche Parthei zu gewinnen, der Jeſuit Pater Tönnemann, Beichtvater des Kaiſers, ihn zum katholiſchen Glauben zu bekehren, und ihn wenigſtens von Eugen abzuziehen, den er wegen ſeiner Freidenkerei und wegen des Schutzes und Gnadengehaltes haßte, die er in Wien dem franzöſiſchen Dichter Jean Baptiſte Rouſſeau angedeihen ließ. Zwar ſchlugen alle dieſe Verſuche an Clement's vorſichtigem Benehmen fehl, allein dies konnte nicht verhüten, daß Eugen, welcher geheime Kunde von allem erhielt, ſchlimmen Verdacht gegen ſeine Treue faßte, und ihm Geſchäfte und Vertrauen allmählig wieder entzog. In dieſer Zeit gerade ſtarb Langedel, als frühes Opfer einer verderbten Lebensart, und mit ihm verlor Clement alle Stütze. Als er die Kälte und das Mißtrauen Eugen's immer zunehmen ſah, und zuletzt weder Zutritt noch Geld mehr erhielt, auch keine Hoffnung zur Wiedererlangung ſeines Beſitzthums in Ungarn übrig blieb, fand er für ſein längeres Verweilen in Wien nicht Mittel noch Sicherheit mehr. Er ging daher im Anfange des Jahres 1717 nach Lüttich, dann nach Brüſſel, und endlich nach Frankfurt am Main; von allen dieſen Orten ſchrieb er an Eugen die eifrigſten Briefe, doch alle ſeine Klagen und Betheurungen blieben fruchtlos. Ueberdrüſſig des vergeblichen Harrens begab er ſich darauf nach Dresden, wo ſich ihm bei dem Feldmarſchall Grafen von Flemming, erſtem Miniſter des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, neue Glückswege zu eröffnen ſchienen.

Flemming befand ſich in Dresden in ähnlicher Lage wie Eugen in Wien, auch ſeine Allgewalt war dem Angriffe von Partheien bloßgeſtellt, denen zum Theil der König ſelbſt beipflichtete, und ſein Anſehen erhielt ſich nur durch die Behandlung der auswärtigen Verhältniſſe, deren geheimſte Fäden in ſeiner Hand lagen. Ihm war Clement mit ſeinen Eröffnungen höchſt willkommen; die genaue Kenntniß der geheimſten Dinge in Wien, die tiefe Vertrautheit mit allen Gängen der dortigen Ränke, mit allen Schwächen der Perſönlichkeiten, wurde für Flemming äußerſt wichtig. Clement knüpfte nun mit ſeinen Bekannten in Wien regelmäßige Verbindungen an; da alle Kanzleien, und ſelbſt die Stellen des höchſten Vertrauens, mit käuflichen Leuten beſetzt waren, ſo gewann er durch das Geld, welches Flemming reichlich dazu gab, leicht einige Briefſteller, die ſelbſt aus Eugen's Kabinet, von allem, was dort vorging, genauen Bericht ertheilten. Dieſe geheimen Mittheilungen, welche Clement ſodann für Flemming zurechtſtellte, ſtimmten mit den geſandtſchaftlichen Nachrichten trefflich überein, kamen ihnen nicht ſelten zuvor, und mußten oft erſt den wahren Schlüſſel derſelben liefern. Flemming faßte von Clement's Einſicht und Verbindungen eine hohe Meinung; er ſprach dem Könige von ihm, und ließ ihn bei dieſem für einen geheimen Beauftragten gelten, welchen Eugen ſelbſt an ihn abgeſchickt habe, um ihres vertrauten Einverſtändniſſes ſicherer zu pflegen. In ſolchem Maße das Vertrauen Eugen's zu beſitzen, wie die geheimen Nachrichten thatſächlich zu beweiſen ſchienen, war für Flemming bei dem Könige von großem Gewicht, und ſein Anſehen und Einfluß ſtellten ſich dadurch in voller Stärke her. Indeß wünſchte er, zur vollſtändigſten Beglaubigung, ein urſchriftliches Aktenſtück aus Eugen's Kanzlei und von deſſen eigener Hand vorzuzeigen, und drang wiederholt in Clement, ihm dergleichen eines zu verſchaffen. Dieſes wollte jedoch nicht gelingen, und Clement, da jener nicht aufhörte, ihm deßhalb anzuliegen und ihn zu bedrängen, gerieth endlich auf den Gedanken, ein ſolches Aktenſtück ſelbſt zu verfertigen. So führte die Gelegenheit ſein unglückliches Talent immer günſtiger und lockender zur vollſten Entwickelung. In Eugen's Handſchrift, deren Nachmachung ihm vollkommen gelang, ſchrieb er einen Aufſatz über die politiſche Stellung des Tages, und wußte darin mit größter Geſchicklichkeit die ihm wohlbekannten Verhältniſſe von Wien hervorzuwenden, und eben ſo durch die Richtung des Ganzen den Sinn zu treffen, der den geheimen Wünſchen und Abſichten Flemming's am meiſten entſprechen konnte. Dieſer, hocherfreut über das erſehnte Blatt, in deſſen Aechtheit er keinen Zweifel ſetzte, machte davon bei dem Könige den erwünſchteſten Gebrauch, und belohnte Clement durch ein Geſchenk von 1000 Thalern. Er vertraute ihm nun einen großen Theil ſeiner geheimen Geſchäfte, und eröffnete ihm die Ausſicht auf eine vortheilhafte Dienſtanſtellung. Bevor aber dieſe ſich ereignen konnte, forderte und erhielt Flemming ein zweites Aktenſtück jener Art, und die theils wahren, theils vorgeblichen Wiener Einverſtändniſſe reiften in dieſer künſtlichen Treibhitze ſchnell ſo weit, daß Flemming, um ſeinen Anſchlägen den letzten Nachdruck zu geben, trotz aller Abmahnung Clement's, deſſen

Argliſt die nahe Entdeckung fürchtete, in ſeinem Eifer ſelbſt nach Wien reiſte, wohin er 75,000 Dukaten mitnahm. Nun ſah Clement ſein betrügliches Spiel kaum noch bis zu Flemming's Rückkehr haltbar, die er in Dresden abzuwarten nicht rathſam fand. Einen neuen Schauplatz ſeiner bereicherten Geſchicklichkeit ſuchend, richtete er ſeine Blicke nach Berlin.

Verbindungen fanden ſich daſelbſt für ihn leicht anzuknüpfen; Oertlichkeit und Verhältniſſe waren ihm ſchon nicht fremd mehr. Durch ſeine Hände waren zum Theil die geheimen Mittheilungen gegangen, welche Flemming durch beſtochene Perſonen dorther empfing; auch hatte dieſer mit einem Schreiben an den Miniſter von Ilgen ihn ſelbſt einmal nach Berlin geſandt. Seine genaue Kenntniß der Verhältniſſe in Wien und Dresden konnten hier von großem Werthe ſein; beide Höfe hatten gegen Preußen die entſchiedenſte Abneigung, nur war Flemming noch feindlicher als Eugen geſinnt, und die Aeußerungen Beider ſtimmten in mancher Hinſicht gleich verabredeten überein. Bei Gelegenheit eines Entwurfes zur Aufhebung Rakoczy's hatte Eugen Worte hingeworfen, die einen ähnlichen Anſchlag auch nach anderer Seite wenigſtens für wünſchenswerth erklärten. In Flemming's Händen waren Plane der Umgegend von Berlin, des Königlichen Schloſſes Wuſterhauſen, und oftmals wurde die Sorgloſigkeit des Königs von Preußen beſprochen, der am letzteren Orte, vier Meilen nur von der ſächſiſchen Gränze, regelmäßig den Herbſt jedes Jahres faſt ohne Leibwachen zubrachte. Am Kaiſerlichen Hofe war davon die Rede geweſen, den Markgrafen von Schwedt nach Wien zu ziehen, und ihn durch eine katholiſche Heirath in den dortigen Verhältniſſen zu befeſtigen; in Dresden konnte ſolch ein Vorhaben nur eifrige Billigung finden. Eugen hatte den Vorſchlag Clement's, einen geheimen Briefwechſel nach Berlin einzurichten, mit den Worten, er habe dort ſchon Freunde genug, mit Gleichgültigkeit abgelehnt, und hinwieder, bei aller Feindſeligkeit gegen Preußen, immer Leopold's und Grumbkow's mit ausnehmendem Lobe gedacht, und ſie als diejenigen Männer bezeichnet, auf welche er in Berlin völlig rechnen könne; daß auch Flemming zu jenen Beiden genaue Verhältniſſe gehabt, war aus vielen Zeichen zu entnehmen. Auf den Grund ſolcher Zuſammenſtellungen, in welchen vorübergehende Gedankenbilder und folgenloſe Aeußerungen mißmuthiger Augenblicke als entſchiedenes Vorhaben und beſtehendes Komplot erſcheinen mußten, errichtete Clement einen ſo künſtlichen Aufbau von Trug und Argliſt, daß nur ſein eigenes Bekenntniß in der Folge das täuſchende Gemiſch von Wahrheit und Lüge wieder zu ſondern vermochte, und auch dies nicht ſo vollſtändig, daß nicht für immer einiger Zweifel bliebe, über das Mehr oder Minder der Wahrheit, welche zu dem ungeheuern Betruge mißbraucht worden.

Clement ſchrieb an den König von Preußen, er habe Dinge von größter Wichtigkeit zu eröffnen, allein das tiefſte Geheimniß ſei dabei unbedingt erforderlich; er bäte daher Seine Majeſtät um die Erlaubniß nach Berlin zu kommen, und um die ſchriftliche Zuſicherung, daß ſeine Ankunft dort für jederman geheim bleiben, er ſelbſt aber einzig mit dem Könige zu thun haben, und auch die Freiheit behalten ſollte, jederzeit, ſobald es ihm nöthig dünke, wieder abzureiſen. Dieſes Schreiben legte er in einen Brief an den Domprediger Jablonski ein, der zugleich Biſchof der reformirten Kirche in Ungarn und Polen war, und ſchrieb dieſem, durch ſeine ungariſchen Landsleute habe er ſo viel Gutes von demſelben vernommen, daß er ihm das beifolgende Schreiben zu vertrauen wage, welches unmittelbar in die Hände des Königs abzugeben ſei, die ſchwerſte Verantwortung aber für alles Unheil, welches entſtehen könnte, wenn die Abgabe unterbliebe, würde auf den Säumigen fallen müſſen. Jablonski wandte ſich erſchrocken um Rath und Hülfe an den Miniſter von Marſchall, der es übernahm, dem Könige das Schreiben einzuhändigen. Der König fand die Sache beachtenswerth; Jablonski erhielt für Clement einen Paß nebſt allen verlangten Zuſicherungen, und zugleich den Auftrag, demſelben entgegenzufahren, ihn bei Nacht in ſeinem Wagen heimlich in Berlin einzuführen, und einſtweilen in ſeinem Hauſe ſtreng verborgen zu halten. Auf dieſe Weiſe kam gegen Ende des Jahres 1717 Clement unentdeckt in Berlin an. Der König fuhr Tages darauf in einem offenen Wagen ſpaziren, begleitet von dem Generalmajor von Forcade, Kommandanten von Berlin, und von zweien Pagen; nachdem er in der Neuſtadt unter den Linden umhergefahren, ließ er nach dem Weidendamm einlenken, ſtieg dort aus, hieß ſein Gefolge ihn erwarten, und begab ſich ganz allein zu Fuß nach einem nahegelegenen, ſpäter dem General von Linger gehörigen Garten, wohin Jablonski und Clement beſchieden waren. Der König hieß Jablonski'n zurücktreten, damit Clement ohne Zeugen deſto freier reden möchte. Dieſer entdeckte hierauf dem Könige, die Höfe von Wien und Dresden hätten einen ſchrecklichen Anſchlag gegen ihn im Sinne, es ſei die Abſicht, ihn auf der Jagd oder auf einer Reiſe aufzuheben, ihn ſelbſt in ſichrem Gewahrſam zurückzuhalten, den Kronprinzen aber katholiſch erziehen zu laſſen, und demnächſt unter Vormundſchaft des Kaiſers auf den Thron zu ſetzen. Die vornehmſten Generale und Miniſter des Königs, fügte er hinzu, ſeien ſchon gewonnen, und zur Ausführung handle es ſich nur noch um die Zuſtimmung der Seemächte, mit welchen deßhalb das Nöthige jetzt im Haag zu verhandeln er ſelbſt beauftragt ſei. Aus Abſcheu vor ſolchem Verbrechen, deſſen unglückliche Folgen nicht zu berechnen ſein würden, aus Widerwillen gegen die römiſche Religion, die man auf ſolche Weiſe zu fördern denke, und aus wahrhafter Ehrerbietung für Seine Majeſtät, welche man ſo frevelhaft verrathen wolle, wünſche er eifrigſt dieſen Anſchlag zu hintertreiben; in dieſer Abſicht mache er vorläufig die Entdeckung; wirkſamer noch hoffe er dem Komplot im Haag ſelbſt entgegenzuarbeiten, wohin der König ihm erlauben möchte ſeine Reiſe fortzuſetzen, damit bei den Gegnern durch ſein Ausbleiben keinerlei Verdacht entſtünde; alles komme darauf an, daß niemand, wer es auch immer ſein möge, dieſes Geheimniß erführe noch ahnde. Er zog zur Beglaubigung ſeiner Angaben ſchriftliche Beweiſe hervor, angeblich eigenhändige Briefe Eugen's, des Grafen von Zinzendorf, Flemming's, und ſelbſt preußiſcher hohen Staatsbeamten. Die eingetretene Dämmerung hinderte den König, dieſe Schriften ſogleich durchzuſehen, die übrigens am hellen Tageslichte jede Probe beſtehen konnten. Clement aber bat den König, ihm ſein Zutrauen zu ſchenken, und betheuerte wiederholt ſeine redliche Abſicht; er ſprach mit dem Tone der unbefangenſten Rechtſchaffenheit, der eindringlichſten Ueberzeugung. Der König glaubte ihm, verſprach ihm nochmals das tiefſte Geheimniß, und beſtellte ihn zum folgenden Abend wieder in denſelben Garten. Jablonski führte darauf im Dunkel ſeinen Gaſt mit aller Vorſicht wieder nach Hauſe. Der König aber, als er zu ſeinem Wagen zurückgekehrt, erſchien höchſt ergriffen und bewegt, ſo daß Forcade ſich das Herz nahm, ihn zu fragen, ob ihm etwas begegnet ſei, worauf jedoch nur ein tiefer Seufzer antwortete. In der Nähe des Schloſſes befahl der König zu halten, und verbot Allen, die mit ihm waren, auf das ſtrengſte und bei ihrem Leben, irgend jemanden ein Wort davon zu ſagen, daß er ſich von dem Wagen entfernt habe. Den übrigen Theil des Tages verbrachte er einſam in ſeinen Zimmern, ſo auch den folgenden Tag, und wollte niemand weder ſehen noch ſprechen, ſogar die Königin nicht, bis gegen Abend zur feſtgeſetzten Stunde er auf dieſelbe geheime Weiſe wieder in jenen Garten ſich begab. In den vorgelegten Schriften erkannte der König diesmal ohne Mühe die Hand Eugen's und Flemming's, die Aechtheit erſchien unzweifelhaft, der Inhalt zeigte deutlich genug ihre verrätheriſche Abſicht, und Leopold's und Grumbkow's geſchah darin auf mehr als verdächtige Art Erwähnung. Dieſer Umſtand machte den König beſonders traurig; ſo manches aber traf zuſammen, ihre Schuld und überhaupt die ganze Sache in ſeiner Meinung glaubhaft darzuſtellen. Es war nicht vergeſſen, daß der König Auguſt ſchon früher einmal die Fürſten Jakob und Konſtantin Sobieski auf der Jagd, wenige Meilen von Breslau, gewaltſam hatte entführen laſſen. Der Kaiſerliche Hof, der ſchon den Adel von Magdeburg, welcher in Wien durch Herrn von Alvensleben heftige Beſchwerde über die Königlichen Lehnverordnungen geführt, nachdrücklich in Schutz genommen, that noch immer gehäſſige Schritte gegen Preußen, und Eugen's und Flemming's feindliche Geſinnung hatte ſich in vielen kundgewordenen Aeußerungen nur allzudeutlich gezeigt. Leopold's freundſchaftliche Verbindung aber mit den erſteren war ganz unverhohlen; ſie dauerte auch inmitten der politiſchen

Zwietracht beider Höfe fort, und eben erſt hatte Leopold zwei ſeiner Söhne, Wilhelm Guſtav und Leopold Maximilian, an den Kaiſerlichen Feldherrn geſandt, um in Ungarn unter ihm den Türkenkrieg mitzumachen. Dies alles wirkte vereint auf den König, und ließ ihn dem Inhalte jener Schriften, der damit zuſammenſtimmte, um ſo leichter Glauben ſchenken. Clement ſpielte ſeine Rolle ſo gut, bewies ſolch aufrichtige Geſinnung für den König, zeigte ſich ihm ſo wahrhaft ergeben, und dabei in den Sachen ſelbſt ſo einſichtsvoll, rathkundig und geſchickt, daß dieſer ihn als einen Schutzgeiſt anſah, der ihm geſandt worden, und den er nicht genug hochhalten und belohnen könne.

Während dieſe geheimen Zuſammenkünfte ſich auf ſolche Weiſe von Zeit zu Zeit wiederholten, wußte Clement, ungeachtet ſeiner Verborgenheit in dem Hauſe Jablonski's, auch anderweitige Ränke in Berlin anzuknüpfen. Der ſachſen-weimariſche Reſident Lehmann war ihm ſchon von Dresden her als Flemming's geheimes Werkzeug bekannt, durch ihn lernte er den Kriegsſekretair Bube und den Freiherrn von Heidekamm, der von Finanzſachen genaue Kenntniß beſaß, insgeheim kennen, und theils durch den Zwang der geknüpften alten Bande, theils durch neue verſprechende Lockungen gewann er von ihnen die geheimſten Nachrichten und Schriften, deren Inhalt er darauf bei dem Könige geltend machen konnte; Briefe von Miniſtern und andern hohen Beamten dienten ihm zur Nachbildung der Hände, von welchen er Beweiſe der Theilnahme an dem ausgedachten Komplotte vorzeigen wollte. Der König faßte eine hohe Meinung von Clement's Einſichten und Fähigkeiten, bediente ſich in vielen Dingen ſeines Raths, und wollte ihn für immer in Berlin bei ſich behalten. Clement aber zeigte ein großes Verlangen nach Holland zu reiſen, er ſtellte dem Könige vor, wenn er nicht bald im Haag erſchiene, ſo würden die Höfe gegen ihn Verdacht ſchöpfen, den Faden der Verhandlungen ihm entziehen, und dadurch jedes Mittel nehmen, das drohende Unheil abzuwenden. Ungern willigte zuletzt der König in die Abreiſe; Clement mußte verſprechen, ſobald es die Geſchäfte erlaubten, wiederzukehren, und empfing dagegen nebſt vielen Geſchenken die größten Verſicherungen unbegränzter Huld und Gnade; den Werth der Geſchenke ſchien er nicht zu achten, eine Summe von 12,000 Thalern, die der König ihm noch aufbringen wollte, lehnte er ſogar ab, und nahm davon endlich gezwungen nur ſo viel, als ihm zu den Koſten ſeiner Reiſe nöthig dünkte. Dieſe Uneigennützigkeit ſteigerte die Hochachtung und Zuneigung des Königs für den ſeltenen Mann, welchen das Geſchick ihm zugeführt, auf den höchſten Grad. Auch legte Clement nochmals in Jablonski's Hände zur höchſten Zufriedenheit ſein proteſtantiſches Glaubensbekenntniß ab, erneuerte ſeine Verheißungen, und beſchwor den König alles bisher Verhandelte als tiefſtes Geheimniß zu bewahren, ſeinen nächſten Dienern, ſeiner Familie ſelbſt ſei nicht zu trauen.

Nach Clement's Abreiſe fiel der König in tiefe Traurigkeit, deren Urſache niemand ahndete. Die Vorſtellung, daß eine ſolche Verrätherei bis in den Kreis ſeiner nächſten Vertrauten, wo nur Liebe und Dankbarkeit ihm begegnen ſollte, habe dringen können, erfüllte ihn mit Bekümmerniß. Er entzog ſich mehr und mehr dem gewohnten Umgang. Die Tabagie oder Tabacksgeſellſchaft ſetzte er zwar fort, aber nur mit ehrbaren Bürgern, die er aus der Stadt dazu laden ließ, denn alle Vornehmen ſeines Hofes waren ihm verdächtig. Zuletzt wollte er faſt niemanden mehr ſprechen, und ſein Mißtrauen ging ſo weit, daß er Nachts neben ſeinem Kopfkiſſen immer zwei geladene Piſtolen liegen hatte. Seinen ſchwarzen Gedanken hingegeben, erwartete er jeden Augenblick einen perſönlichen Angriff. Der ganze Hof war beſtürzt, und wußte dieſen Gram und Argwohn nicht zu deuten. Leopold endlich, dem es zu Herzen ging, den König ſo leiden zu ſehen, beſchloß ſein altes Zutrauen anzuſprechen. Eines Tages, als der König ſich in ſein Gemach zurückzog, wohin ihm niemand folgen durfte, ging Leopold ihm nach; der König, ſich plötzlich mit dem allein ſehend, dem er das Schlimmſte zutraute, griff ſchnell an den Degen, um auf alles gefaßt zu ſein. Bei dieſer Bewegung trat Leopold erſchrocken zurück, riß ſeinen Degen von der Seite, und warf ihn weit von ſich weg. „Ew. Majeſtät koſtbares Leben, rief er aus, komm' ich nicht zu bedrohen, ſondern um zu bitten, daß Sie es erhalten wollen! Ich ſehe, daß ein geheimer Gram Ew. Majeſtät ſeit einiger Zeit am Herzen nagt, und daß ich ſelbſt mit andern Augen angeſehen bin, als ſonſt. Woher dies? Ich fühle mich frei von Schuld. Haben Sie aber einen Verdacht gegen mich, ſo unterwerf' ich mich willig jeder Unterſuchung! Ja ich entkleide mich meines Reichsfürſtenſtandes, und will bloß als Ihr Unterthan gerichtet werden. Habe ich mich gegen Ew. Majeſtät worin vergangen, ſo ſtehe hier mein Kopf dafür ein!" Der König wurde durch dieſe leidenſchaftlich ausgeſprochenen Worte heftig bewegt, ſeine alte Zuneigung für Leopold erwachte in voller Stärke, er fiel ihm um den Hals, ſah ihn ſtarr an, und fragte wehmüthig: „Sprecht Ihr denn wahr, und darf ich Euch noch trauen?" — Ja das dürfen Ew. Majeſtät, rief Leopold, indem er ſich dem Könige zu Füßen warf, mein Leben hab' ich Ihrem Dienſte gelobt, und all mein Blut will ich zum Zeugniß dafür hingeben! „Nun wohl, verſetzte der König, ich will Euch trauen; hört mich an, und ſagt dann ſelbſt, ob mir nicht Urſache genug zum Verdacht gegeben war." — Hierauf erzählte der König den ganzen Hergang von Clement's Mittheilungen, den Inhalt der Briefe des Prinzen Eugen, durch welche Leopold der Theilnahme an ſtrafbaren Einverſtändniſſen beſchuldigt worden. Dieſer, ganz entrüſtet, ſprach heftig ſeinen Unwillen aus; nimmermehr habe Eugen, betheuerte er, dergleichen von ihm ſchreiben, noch jemals ſelbſt die Hand zu einem ſo ſchändlichen Komplotte bieten können; Clement müſſe der ausgemachteſte Schurke und abgefeimteſte Betrüger ſein, daß er ſolche Dinge zu behaupten und falſche Zeugniſſe dafür zu ſchmieden wage. Leopold erbot ſich gegen den König, ſolange in Verhaft zu bleiben, bis der Elende, der ihn ſo ſchmachvoll angeklagt, ihm perſönlich gegenüberſtände; er war untröſtlich, daß derſelbe für jetzt ſo glücklich entkommen ſei, man müſſe ſeiner wieder habhaft werden, es koſte was es wolle. Der König meinte zwar, Clement werde gewiß von ſelbſt wiederkehren, Leopold aber drang auf beſchleunigende Maßregeln. Nachdem der König nicht ohne Zögern eingewilligt, griff Leopold ſogleich die Sache mit kluger Betriebſamkeit an. Jablonski bekam Befehl, nach dem Haag zu reiſen; ihm wurde der Major von Dumoulin beigegeben, ein entſchloſſener Offizier, von deſſen Ergebenheit und Eifer Leopold ſchon aus dem Felde her verſichert war.

Jablonski langte im Haag an, beſuchte Clement, und ſagte ihm, die Herausgabe eines ſeiner Werke habe ihn zu dieſer Reiſe veranlaßt, bei dieſer Gelegenheit aber der König ihm aufgetragen, Clement der Fortdauer der Königlichen Gnade zu verſichern; derſelbe bezeige großes Verlangen ihn wiederzuſehen, er wünſche dringend ihn über Dinge, die ſich nicht ſchreiben ließen, wäre es auch nur auf wenige Tage, zu ſprechen, ihm ſolle freiſtehen jederzeit, ſobald es ihm beliebte, wieder abzureiſen. Einige Tage darauf kam auch Dumoulin an, beſtätigte alles, was Jablonski geſagt hatte, und brachte ſogar von dem Könige ſelbſt ein Schreiben an Clement, durch welches dieſer dringend zu einer Unterredung eingeladen wurde; der König erbot ſich deßfalls ſogar zur Reiſe nach Kleve, wenn Clement's Geſchäfte ihm für jetzt nicht erlaubten, ſich weiter von Holland zu entfernen. Clement machte nicht die geringſte Schwierigkeit; arglos folgte er den beiden Abgeſandten nach Berlin. Mit aller Unbefangenheit und Beeiferung erſchien er vor dem Könige, der, auf's neue von ihm eingenommen, nicht glauben konnte, daß derſelbe, wenn ein Betrüger, ſo willig wiedergekommen wäre. Der König ſprach mit ihm in ſeinem Kabinet, und äußerte über die Anſchläge des Wiener Hofes einige Zweifel, da ſeitdem keine Spur von irgend einer Unternehmung ſich gezeigt habe. Clement berief ſich auf die urkundlichen Schriften, die er ihm vorgewieſen; der König begehrte ſie nochmals zu ſehen, allein Clement hatte ſie in Holland zurückgelaſſen, bei einem Freunde, mit dem er die Abrede getroffen, ſie nur ihm ſelbſt zu eigenen Händen wieder zu verabfolgen. Er erbot ſich aber, die Schriften ſelbſt zu holen. Der König wußte nicht, was er davon halten ſollte; Clement ſchien bei der Sache ganz aufrichtig, ihm irgend Mißtrauen zu bezeigen, hätte alles verdorben; ohne jene Schriften aber konnte die Wahrheit zwiſchen Clement's Ausſagen und Leopold's Verſicherungen nie rein an den Tag kommen; die Erlaubniß zur Abreiſe wurde demnach ertheilt. Leopold, der hinter einem Vorhange die Unterredung mit angehört, bot vergebens alles auf, damit der König den Betrüger nicht wieder frei davongehen ließe, ſondern vielmehr Haft und Unterſuchung gegen ihn verhinge; der König ließ Clement reiſen, verſprach ihm alle Sicherheit, und gab ihm nur den Major von Dumoulin mit, der heimlich zwar beauftragt war, ihn nicht aus den Augen zu laſſen, äußerlich aber jeder Anordnung Clement's Folge zu leiſten hatte. Dumoulin wohnte im Haag mit Clement in demſelben Hauſe, und dieſer hielt ihn drei Tage in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, damit ſeine gleichzeitige Ankunft nicht bemerkt würde. Während dieſer Zeit und während noch vier Wochen, die er unter dem Vorwande von allerlei Geſchäften im Haag hinzögerte, hätte Clement leicht ſeinem Aufſeher entſchlüpfen können; allein er blieb, und bezeigte keinerlei Beſorgniß; und blieb nicht nur, wobei ihm in Holland allenfalls noch Sicherheit genug dünken konnte, ſondern begab ſich mit ſeinen Schriften ſogar getroſt auf den Rückweg nach Berlin.

Erſt in Kleve, ſei es, daß er nunmehr auf preußiſchem Gebiet an ſeinem Gefährten etwas Unheimliches zu ſpüren anfing, ſei es, daß ihm wirklich einige ſeiner Papiere fehlten, fand er, daß er noch einiges vergeſſen habe, und wollte wieder nach dem Haag umkehren; allein Dumoulin litt es nicht, und erklärte trocken, jetzt müſſe er mit nach Berlin reiſen. Clement ſah nun, wie die Sachen ſtanden, und ohne Widerſtreben, mit allem Anſchein der Unſchuld, ſanft und gelaſſen wie ein Lamm folgte er der ausgeſprochenen Nothwendigkeit. In Berlin angekommen, ſtieg er bei dem Miniſter von Marſchall ab, der ihn zu Mittag bei ſich behielt, und ſehr höflich behandelte, nach dem Eſſen aber ihm erklärte, er ſei ein Staatsgefangener und werde ſogleich in Gewahrſam gebracht werden. Clement berief ſich auf den König, auf die Verſprechungen, die ihm ertheilt worden, auf ſeine freiwillige Wiederkehr. Allein die Sachen hatten ſich bereits ſehr verändert. Leopold war bei dem Könige wieder im Beſitz der alten Zuneigung, des alten Vertrauens, und hatte durch ſeinen Einfluß die Leitung der gerichtlichen Unterſuchung dem Generalauditeur von Katſch übertragen laſſen, ein Mann, auf den er zählen konnte, und der in dem ſchreckenden Rufe ſtand, niemand beſitze wie er die Geſchicklichkeit, einen Angeklagten zu verwirren und zu verderben. Noch am nämlichen Abend war in der Hausvoigtei, wohin der König ſelbſt mit Eintritt der Dunkelheit ſich begeben hatte, das erſte Verhör. Clement antwortete auf alle Fragen mit ruhiger Unbefangenheit, wie jemand, der ſich nichts vorzuwerfen hat. Daſſelbe geſchah in Spandau, wohin er des folgenden Tages gebracht wurde, bei einem zweiten Verhör, dem ebenfalls der König beiwohnte. Seine Faſſung verließ ihn keinen Augenblick, er beharrte bei ſeinen Ausſagen, und berief ſich auf die beigebrachten Beweiſe, die in der That den Richter in Verlegenheit bringen konnten, denn ihre Aechtheit ſchien kaum zu bezweifeln. Schon erklärte der König, als Clement abgeführt war, derſelbe ſei offenbar kein Betrüger, und war ſchon im Begriff, ſeine Freilaſſung anzubefehlen, aber Katſch verhinderte es, indem er bat, hier nichts zu übereilen, ſondern noch ein oder zwei Verhöre und ein wenig Folter zu erlauben, es würde ſich dann wohl bald ergeben, was dieſen Dingen zum Grunde liege. Am dritten Tage, nachdem das Verhör abermals fruchtlos abgelaufen, ließ Katſch wirklich die Henkersknechte eintreten, und alle Marterwerkzeuge vor den Augen des Angeklagten in Bereitſchaft legen. Dieſem gräßlichen Anblick vermochte der Unglückliche nicht zu widerſtehen. Er warf ſich dem Könige zu Füßen, und bekannte mit reuevollen Thränen, ſeine bisherigen Ausſagen ſeien falſch, die Briefe von ihm ſelbſt geſchmiedet, das ganze Komplot eine Erdichtung. Hierauf erfolgten alsdann weitere Verhöre, in welchen Clement mehr und mehr ſeine Ränke darlegte; allein auch jetzt benahm er ſich fortwährend mit großer Geſchicklichkeit und Vorſicht, und ſeine ſcheinbar rückhaltloſen, aber doch abgemeſſenen Eingeſtändniſſe gaben dem Könige noch keine Ueberzeugung. Als Clement bekannte, er habe alles nur erſonnen, um eine Summe Geldes zu erlangen, mit der er ſich habe zurückziehen und ein ruhiges Leben beginnen wollen, konnte der König einen Beweggrund nicht gültig finden, dem das frühere Ablehnen ſeiner freigebigſten Anerbietungen auffallend widerſprach. Clement ſchien blos aus Furcht vor der Folter dasjenige zu ſagen, was er den Erwartungen der Fragenden gemäß glaubte; ſein ängſtliches Bemühen, mehr die Höfe von Wien und Dresden als ſich ſelbſt von Schuld frei zu ſprechen, zeigte deutlich, daß er für jene Höfe ganz beſondere Rückſichten habe; manche Ausſagen that er nur gegen das ausdrückliche Verſprechen des Königs, ihn keiner fremden Macht auszuliefern; es fanden ſich bei allen ſeinen Geſtändniſſen immer neue Spuren, daß er es nicht unredlich mit dem Könige gemeint, und dieſer blieb noch ſtets geneigt, eher den früheren Ausſagen zu glauben, als den jetzigen.

Um Licht in dieſer Verwirrung zu erhalten, ſandte der König den Generallieutenant von Yorck, nachherigen Feldmarſchall, einen redlichen treuen Mann, der weder Leopold's noch Grumbkow's Freund und daher keiner Partheilichkeit für ihre Sache verdächtig war, nach Dresden und Wien. An beiden Orten wurde jede Theilnahme an dem vorgeblichen Komplotte beſtimmt geläugnet; der Prinz Eugen, als ihm die Briefe gezeigt wurden, die er geſchrieben haben ſollte, geſtand, daß ſeine Handſchrift ſo gut nachgemacht ſei, daß er ſelbſt, wenn nicht der Inhalt widerſtritte, ſie für ächt halten könnte. Er läugnete nicht ſeine frühere Verbindung mit Clement, betheuerte aber, niemals eigenhändig an ihn geſchrieben zu haben. Er fügte hinzu, im Kriege würde er, wenn der Fall eintrete, und der Kaiſer ihm dieſen Auftrag ertheilte, den König von Preußen als Feind offen bekämpfen, aber nie zu einer Verſchwörung gegen ihn die Hand bieten; einer ſolchen Nichtswürdigkeit werde nicht erſt das Ende ſeiner Laufbahn Raum geben; ſein Wort dürfe hier als ſeine Rechtfertigung gelten. Mit Yorck's Verrichtungen war der König ausnehmend zufrieden, und beſchenkte denſelben nach ſeiner Rückkehr anſehnlich. Allein noch immer konnte er ſich nicht entſchließen, jene Briefe ſämmtlich für untergeſchoben zu halten, bis Clement, gedrängt und geängſtigt, zuletzt ſelbſt den vollen Beweis lieferte, und in Gegenwart des Königs deſſen eigene Handſchrift ſo täuſchend nachmachte, daß dieſer ſelbſt die ächte von der falſchen nicht mehr zu unterſcheiden wußte. Hierauf ließ der König, dem Augenſchein ſelbſt doch nur gezwungen nachgebend, dem gerichtlichen Verfahren ſeinen Lauf.

Clement ſollte ſeine Mitſchuldigen angeben, und wurde deßhalb auf's neue mit der Folter bedroht; dieſem Schreckniſſe widerſtand er auch diesmal keinen Augenblick, er nannte Heidekamm, Lehmann und Bube, durch deren Hülfe ihm geheime Nachrichten und Aktenſtücke zugekommen. Sie wurden ſogleich verhaftet und nach Spandau gebracht. Bube fand Mittel ſich zu vergiften, die andern beiden aber verwickelten in ihre Bekenntniſſe eine Menge angeſehener Perſonen, die ſofort feſtgenommen wurden. Spandau füllte ſich mit Verhafteten, auch der Unſchuldigſte fürchtete für ſeine Sicherheit, ganz Berlin ſchwebte geraume Zeit in Furcht und Schrecken. Katſch befriedigte bei dieſen Unterſuchungen zugleich ſeine und ſeiner Freunde Leidenſchaften. Bei dem Kammerherrn von Troſchke fanden ſich Briefe des Staatsminiſters von Kamecke, worin Leopold und Grumbkow übel mitgenommen waren; aus Rache wurde er beſchuldigt, mit Clement in Verbindung geweſen zu ſein. Glücklicherweiſe konnte er darthun, daß er jenen nie gekannt habe, warf aber nun ſeinerſeits dem Könige vor, in Gegenwart Leopold's und Grumbkow's, daß er dieſen beiden allzu leichtgläubig folge, welche doch nur ſeine treueſten Diener von ihm zu entfernen ſuchten, um deſto ſicherer allein in ſeiner Gunſt zu herrſchen. Beide klagten dagegen, daß Kamecke ſchon längſt nur trachte, ſie zu verläumden, und legten zum Beweiſe deſſen Briefe an Troſchke vor. Der König wollte es dabei bewenden laſſen, daß Kamecke einige Entſchuldigungen machte, dieſer aber verdarb alles durch ſeine Heftigkeit gegen den König ſelbſt, deſſen diesmal ganz ungemeine Geduld er endlich erſchöpfte; er wurde auf der Stelle verhaftet, und nach Spandau abgeführt, ſpäterhin aber auf ſeine Güter in Pommern verwieſen.

Gleichen Sieg erhielt die Rache Leopold's in kurzem auch über ſeine Feindin Frau von Blaſpiel. Sie hatte dem Grafen von Flemming, mit dem ſie in vertrautem Briefwechſel ſtand, nach Dresden unter andern von dem Könige geſchrieben, er ſei wie das heilige Grab inmitten der Ungläubigen, wodurch Leopold und Grumbkow bezeichnet ſein ſollten, ferner enthielt ihr Brief ein bitteres Urtheil über die Unterſuchungen, welche in der Sache Clement's noch immer fortwährten, das ganze Verfahren nannte ſie grauſam und tyranniſch, und beſeufzte das Geſchick derjenigen, welche in dieſen wiedergekehrten Zeiten Nero's und Caligula's leben müßten. Der Geheimrath von Pätſch, bei der Poſt beſchäftigt mit Eröffnung der in's Ausland gehenden Briefe, brachte dieſen an Leopold, in deſſen ſchon erworbener Gunſt er ſich dadurch noch mehr zu befeſtigen ſtrebte. Von Zorn und Freude beſeelt, berief Leopold ſeine Freunde, mit denen er ſogleich die nöthige Verabredung nahm. Abends, als Leopold und Grumbkow gerade bei dem Könige waren, mußte Katſch ſich melden laſſen, und das beleidigende Schreiben überbringen. Der König gerieth in den größten Zorn, und ließ durch den Oberſten von der Marwitz, der gerade im Vorzimmer war, die Frau von Blaſpiel herbeiholen. Es erfolgte ein gewaltſamer Auftritt, in welchem die beherzte Frau ihren Brief und ſeinen ganzen Inhalt anerkannte, und neuerdings die heftigſten Beſchuldigungen gegen Leopold und Grumbkow ſchleuderte; ſie hätten einen Anſchlag gegen das Leben des Königs gemacht, und unter dem Namen des Markgrafen von Schwedt die Vormundſchaft an ſich reißen wollen. Mit dem höchſten Unwillen zweifelnder Prüfung blickte beide der König an. Katſch kam ihnen zu Hülfe, und brachte Frau von Blaſpiel durch Fragen nach Beweiſen und durch Androhung der Folter in's Gedränge; ſie ſtockte, verwirrte ſich, und der König befahl, ſie nach Spandau fortzuführen. Leopold, der durch Frau von Blaſpiel den alten Verdacht des Königs einen Augenblick wiederaufleben geſehen, war dergeſtalt außer ſich, daß er gegen die verhaßte Feindin, als ſie endlich durch die Wache geführt wurde, ſeine rohe Wuth ohne Scheu vor des Königs Gegenwart ſogar mit unanſtändiger Pöbelgeberde ausdrückte. Frau von Blaſpiel erduldete ein hartes Gefängniß, wurde dann auf Fürbitte der Königin freigelaſſen, und mit ihrem Gemahl, der ſeine Miniſterſtelle verlor, auf deſſen Güter in Kleve verbannt.

Die Unterſuchung gegen Clement dauerte inzwiſchen fort. Katſch that alles um die Verurtheilung zu beſchleunigen, der König war bemüht, ſie hinzuhalten, er konnte ein günſtiges Vorurtheil für den Unglücklichen nicht unterdrücken, er hielt ihn nicht für ganz ſchuldig, er wünſchte ihn zu retten. Allen Verhören wohnte er bei, man ſah ihn ſtets unterwegs zwiſchen Berlin und Spandau. Die Gegner bewirkten, daß zuletzt auch der Kaiſerliche Reſident von Voß bei den Verhören zugegen ſein mußte, und Clement's verändertes Benehmen bei deſſen Anweſenheit beſtärkte den König in der Meinung, daß der ganzen Sache noch irgend ein Geheimniß zum Grunde liege, und Clement nicht ſo ſchuldig ſei, oder doch es nicht ſo allein ſei, als er ſelbſt jetzt wolle glauben machen. Indeß mußte das Gericht ihn nach ſeinen eigenen Geſtändniſſen als Staatsverbrecher verurtheilen. Der König wollte ihn begnadigen, allein man ſtellte ihm vor, daß die Höfe von Wien und Dresden in ſeiner Beſtrafung eine Genugthuung zu empfangen hätten; mit Widerſtreben und Reue gab er dieſer Anſicht nach. Bis den Tag vor Clement's Hinrichtung ritt oder fuhr der König täglich zu ihm nach Spandau, ſprach voll Güte mit ihm, hörte ihn gern erzählen, befragte ihn über ſeine Geſchichten, und ſagte ihm aufrichtig mit tiefem Bedauern: „Könnte ich dich retten, ſo machte ich dich zum geheimen Rath, aber ſo muß ich dich rädern laſſen!“ Endlich am 18. April 1720 empfingen Clement, Heidekamm und Lehmann zugleich ihre Strafe. Sie wurden von Spandau nach Berlin gebracht, Heidekamm auf dem Neumarkt des Adels ſchimpflich entſetzt, und auf Zeitlebens eingeſperrt, Lehmann vor dem Spandauer Thor enthauptet, Clement auf dem Wege zum Richtplatz mit glühenden Zangen gezwickt und dann gehangen. Der König hatte des Letzteren Urtheil dahin gemildert; auch wurde ſein Körper noch denſelben Abend abgenommen und begraben. Er ſtarb mit großer Standhaftigkeit, und hielt noch auf dem Schaffot eine bewegliche Anrede an das verſammelte Volk; er ſei zwar, ſagte er, einer ſo ſchweren Strafe nicht ſchuldig, denn er habe nichts gethan, als was Miniſter und andere Staatsbeamte täglich ungeſtraft verübten, allein er ſei gleichwohl ein großer Sünder, und habe Gott für ſein Unglück zu danken, und halte deßhalb die 17 Monate ſeines Gefängniſſes in Spandau für die ſchönſte Zeit ſeines Lebens, da er in dieſer von ſo großen Irrwegen zur rechten Erkenntniß zurückgeführt worden. Sein

Tod erregte allgemeines Bedauern; ſein feines Betragen und günſtiges Aeußere hatte jederman für ihn eingenommen; man hielt ihn für einen natürlichen Sohn des Königs von Dänemark, oder auch des Regenten Herzogs von Orleans, dem er in der That ſehr ähnlich ſah. Der König gab ſich lange nicht zufrieden, und äußerte nachher noch, er würde ihm das Leben geſchenkt haben, wenn die fremden Höfe ſeinen Tod nicht als Sühnopfer ihrer Ehre gefordert hätten; er entſchuldigte ihn ſogar noch damit, daß derſelbe weder ſein Unterthan noch in ſeinen Dienſten, und im Grunde alſo ihm durch keine Pflicht verbunden geweſen, dagegen Heidekamm und Lehmann als wahre Verräther an ihm gehandelt hätten. Die übrigen Verhafteten erhielten nach und nach die Freiheit wieder; eine allgemeine Verzeihung ſchnitt alles weitere Verfahren ab; nur allein Troſchke, deſſen Briefe allzu beleidigend für den König geweſen, blieb einige Jahre noch zu Spandau in ſtrengſtem Verhaft.

Dieſe Geſchichte Clement's, in welche Leopold ſo weſentlich verflochten war, bedurfte hier um ſo mehr einer umſtändlichen Erzählung, als in dieſelbe zugleich alle Angaben niederzulegen waren, aus welchen ſich die ſchwarzen Beſchuldigungen beurtheilen laſſen, die gegen Leopold zuerſt aus dieſer Quelle ſich erhoben, und von daher in manchen Ableitungen ſich erhalten haben, deren herangewachſenes Anſehen doch über den erſten Urſprung nicht täuſchen darf. Clement ſelbſt ſchrieb im Gefängniſſe noch ein ausführliches Bekenntniß, worin er das Wahre und Falſche, wie er es zu ſeinen Ränken gemiſcht, getreulich anzugeben ſucht. Inmitten der Lügen und Betrügereien, zu denen er ſich bekennt, blickt immer noch eine Spur beſſerer Eigenſchaften durch, denen man einige Theilnahme nicht verſagen kann. Die frühe Kunde gefährlicher Geheimniſſe und das unſeligſte Talent ſolche Stoffe zu behandeln, führten ihn, gegen die Anlagen ſeines Herzens, in das traurigſte Verderben. Seiner ſpäteren Aufrichtigkeit darf bei der Stimmung, welche ſein Gemüth in der Prüfung des Todes bewährte, kaum ein Zweifel entgegenſtehen. Sein handſchriftlich aufbewahrtes Bekenntniß iſt hier daher unbedenklich zur Ergänzung anderweitiger Nachrichten benutzt worden, unter welchen immer noch die von Pöllnitz obenanſtehen, der allerdings in dem, was die Vorgänge am Hofe betrifft, noch zumeiſt kundig und glaubhaft dünken mag.

Nach dieſen gewaltigen Stürmen, aus welchen Leopold zwar ſiegreich, doch nicht ohne heftigſten Kampf und gefahrvollſte Erſchütterung hervorgegangen, blieb er zwar nebſt Grumbkow im Beſitz des alten Anſehens und Einfluſſes, allein ſie wagten nicht ſo leicht, durch neue Unternehmungen den nur allmählig beruhigten Sinn des Königs wieder aufzuregen. In dem Kriegsweſen und deſſen vielfachen Arbeiten und Beſchäftigungen hatte Leopold ohnedies einen feſteren Halt und eine würdigere Bedeutung, als ihm die Ränke eines Hoflebens je geben konnten, deſſen höchſte Gunſt für ihn mehr nicht zu vermögen ſchien, als was auch durch Verdienſt weit edler ihm gewährt blieb. Unermüdet war in jenem Gebiete ſeine Sorgfalt und Thätigkeit. Die Anſtalten und Arbeiten des Krieges, die Muſterungen und Waffenübungen der Truppen, waren immerfort, was auch ſonſt ſich ereignen mochte, das unerläßlichſte Tagewerk. Wenn die Trommel gerührt wurde, ſo war jeder andere Bezug vergeſſen; der Geiſt des Kriegsdienſtes ergriff alles mit unbedingter Gewalt. Von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang wurden die Soldaten geübt, ihre Waffen, ihr Anzug beſichtigt. Die Ordnung und Pünktlichkeit wurde mit unerbittlicher Strenge bis zu dem Geringfügigſten ausgedehnt. Die Kleidung war für Offiziere und Gemeine ein Gegenſtand ſorgfältigſter Genauigkeit. Sie wurde kürzer und knapper eingerichtet, ſowohl um zu ſparen, als um dem Soldaten ein raſcheres Ausſehen zu geben. Der Unterſchied zwiſchen Großem und Kleinem, zwiſchen Weſentlichem und Unwichtigem, verſchwand gänzlich, über alles erſtreckte ſich eine gemeinſame Regelmäßigkeit, durch eine überall gegenwärtige, furchtbare Kriegszucht bewacht. Der Schritt, die Haltung des Soldaten, kamen nicht weniger als ſeine Tapferkeit in Betracht, jeder Unfall wurde gleich einem Verbrechen beſtraft; wegen Fehlgriffen an dem Gewehr, ſchlechtgeputzter Rockknöpfe, angeſpritzter Waſſerflecke an den weißen Stiefeletten, erfolgten unmäßige Stockprügel; dieſe wurden ſo gewöhnlich, daß ſie zum Dienſte zu gehören ſchienen, und kein Exerziren ohne ſie geſchehen konnte. Rückſichtsloſe Härte und durchfahrende Grobheit mußten auch Offiziere und Generale von ihren Vorgeſetzten im Dienſte gefühllos hinnehmen; nur in wenigen, von der Meinung vorbehaltenen Fällen durfte darin eine Beleidigung des Ehrenpunktes zu finden ſein. Unbedingter, ſchneller Gehorſam durchlief alle Stufen der Befehlsmacht, grauſame Strafe ereilte ſchrecklich jede Säumniß, jede Abweichung. Das Heer, in ganzer Ausdehnung auf dieſe Weiſe bearbeitet, geſtaltete ſich zu einem einzig gegliederten Körper, der willenlos jedem Gebrauche ſich fertig fügte, inmitten aller Gefahr nur allein der Zucht folgte, und durch dieſe jede vorhandene Eigenſchaft ſteigerte, jede fehlende erſetzte; den Anblick, welchen die ſo dreſſirten Truppen, wohl ſchicklich in dieſer Geſtalt vorzugsweiſe dem ernſten Spiele hoher Macht ſich eignend, bei der Parade, auf dem Uebungsfelde, bei jedem Ausrücken und Erſcheinen darboten, flößte Bewunderung und Ehrfurcht ein. Doch Leopold, welcher nächſt dem Könige als der Schöpfer dieſes einzigen Heerweſens daſteht, war allzuſehr Krieger ſelbſt, um ſich den prächtigen Anblick genügen zu laſſen; überall ging er auf die wahre Beſtimmung zurück, der auch jene qualvolle Kleinmeiſterei ſtets weſentlich dienen mußte. Mit dunkler Durchſchauung, ſagt Berenhorſt, ſcheint der Fürſt aus ſeinen Erfahrungen die Folge gezogen zu haben, den Schluß, daß es eigentlich das Feuer ſei, aber phyſiſches mit moraliſchem verbunden, was den Sieg zubereite, und daß, man ſage was man wolle, gut ſchießen, raſch laden, Unerſchrockenheit und muthiger Angriff am ſicherſten zum Ziele führe. Sein Hauptaugenmerk war demnach, den preußiſchen Truppen im Gewehrfeuer eine entſchiedene Ueberlegenheit zu ſchaffen. Der eiſernen Ladſtöcke, dieſer wichtigen Verbeſſerung, die er erfand und einführte, iſt ſchon gedacht worden. Damit das Bajonet beim Laden und Schießen nicht erſt, wie früherhin geſchehen mußte, abzunehmen wäre, änderte er daſſelbe, und ließ die verlängerte Klinge ſeitwärts ausbiegen. Beide Einrichtungen ſind noch heutiges Tages, und zwar im ganzen Bereich europäiſchen Heerweſens eingeführt. Die Truppen ſelbſt, ehemals in vier Glieder geſtellt, die nicht alle zugleich feuern konnten, ordnete er in drei Glieder, und wollte ſogar nur zwei übrig laſſen, damit in verlängerter Linie zum ungehinderten Schießen die ganze Mannſchaft Raum gewänne. Das Feuer mit Pelotons und ganzen Bataillons, welches die Truppen auf der Stelle und im Vorrücken mit ſtrengſter Ordnung und fertigſter Schnelligkeit auszuführen gelernt, glich einer wandelnden Batterie, und erſchien von unwiderſtehlichſter Wirkſamkeit. Gegen die Angriffe der Reiterei erfand er das Heckefeuer, wobei je zwei und zwei Rotten fünf Schritt aus dem Viereck vorliefen, in zwei Gliedern feuerten, und darauf ſogleich zurücktraten, um durch andere erſetzt zu werden. Seine rege Thätigkeit bereicherte das Exerziren auch ſonſt mit vielen Handgriffen, Stellungen und Bewegungen, häufig zweckmäßigen und erſprießlichen, zuweilen auch zweckloſen, bei welchen übertriebene Künſtelei jeden Nutzen ausſchloß.

Dies alles betraf jedoch hauptſächlich und faſt ausſchließlich das Fußvolk, und zwar das ſchwere Linienfußvolk, in welchem die ganze Stärke und Kraft des Heeres beſtand. Von der Reiterei, welche in der vorhergehenden Zeit die Hauptwaffe war, hatte Leopold, obwohl ſelbſt ein tüchtiger und verwegener Reiter, nur eine ſehr geringe Meinung; ſie war durch bedeutende Beiſpiele ſeiner eignen Kriegserfahrung frühzeitig beſtimmt worden, in dem Treffen bei Höchſtädt hatte er das baireuthiſche Küraſſierregiment gleich von Anfang die Flucht ergreifen und mehrere andere Reiterregimenter mitfortreißen ſehen, während das Fußvolk in feſter Ausdauer dem überlegenen Feinde Stand hielt; auch in der Schlacht bei Malplaquet war die Reiterei zweimal gewichen, und hatte Schutz bei dem Fußvolk nehmen müſſen. Friedrich Wilhelm der Erſte faßte von daher nicht weniger als Leopold eine Geringſchätzung für alle Reiterei, und blieb dieſer Waffe Zeitlebens abgeneigt; ihr Werth ſei ganz vom Zufall abhängig, hieß es, und nie könne man auf ſie mit Gewißheit rechnen. In Folge dieſer Anſicht wurden die Reiter kaum als ſolche behandelt; ihre Uebungen waren meiſt nur zu Fuß, ihre Waffe das Feuergewehr, wie bei den übrigen Truppen, ihre ſchweren wohlgefütterten Pferde blieben unbrauchbar für ſchnelle Bewegungen; wenn die Zurüſtung in gehörigem Stand und alles nach Vorſchrift blank und geputzt war, wurde von der Reiterei nichts weiter verlangt, als was auch das Fußvolk leiſtete. Auch wegen der größeren Koſten, welche die Reiterei verurſacht, wurde ſie weniger begünſtigt; der König wollte ein großes und dabei möglichſt wohlfeiles Heer unterhalten, die unausgeſetzte Vermehrung der Truppen konnte demnach faſt nur im Fußvolk Statt finden. Dieſe Vermehrung betrieb der König mit raſtloſem Eifer, zum Staunen und zur Unluſt der andern Mächte, welche ſolchen Anwuchs der preußiſchen Kriegsmacht mit ſorgenvoller Eiferſucht ſahen. Friedrich der Große erzählt, der König habe ſchon ſehr früh, während er als Kronprinz in den Niederlanden der Belagerung von Tournay beiwohnte, den Streit zweier engliſchen Generale, ob der König von Preußen ohne fremde Hülfsgelder wohl 15,000 oder gar 20,000 Mann zu bezahlen im Stande wäre, durch den feurigen Ausruf abgethan: „Sobald der König, mein Vater, will, kann er 30,000 Mann halten!“ Die Generale ſchwiegen damals, dem lebhaften Prinzen eine ſolche vermeinte Uebertreibung nachſehend. Ihm aber wurde, als er in der Folge den Thron beſtiegen, das Emporbringen ſeiner Kriegsmacht ein Ehrenpunkt. Der Erfolg brachte ſeinem Ausſpruch übervolle Beſtätigung. Schon jetzt hielt er gegen 60,000 Mann kriegsfertig unter Waffen, und noch immerfort wurde deren Zahl vermehrt. Die Hälfte dieſer Truppen waren Ausländer, deren Herbeiſchaffung auf alle Weiſe betrieben wurde; anſehnliche Größe und gute Geſtalt waren dabei ſchon immer unerläßlich, ausgezeichnet rieſenhafte Leute aber wurden noch beſonders für eine Lieblingsſchaar des Königs aus allen Weltgegenden mit größten Koſten aufgebracht. Leopold huldigte dieſer Vorliebe des Königs, ohne dieſelbe in gleich hohem Maße zu theilen. Den lebendigſten Antheil aber nahm er an allen Thätigkeiten, welche unmittelbar die Vermehrung der Heeresmacht, die beſſere Einrichtung des ganzen Kriegsſtaates angingen. Die zahlreichen Werbungen im Auslande verdankten größtentheils ſeiner Anlage und Betreibung ihren lebhaften Fortgang; nicht minderes Verdienſt hatte er bei der Anordnung und Beſorgung des Kantonweſens, durch welches die Aushebung inländiſcher Mannſchaft geregelt war. Niemand verſtand ſo wie er ſchnell und tüchtig neue Schaaren fertig zu ſchaffen. Sein kraftvoller Wille, ſein gewaltſamer Eifer drang in alle Bahnen des Wirkens unwiderſtehlich ein. Sein ſcharfer Verſtand ließ keine Seite der mannigfachen Kriegsgeſchäfte undurchforſcht, das Zweckmäßige, Vortheilhafte fand ſein mit geſunder Kraft ſtets auf die Sache gerichteter Sinn unter allen Umſtänden leicht heraus. So war ſein Beirath und ſeine Mitwirkung dem Könige höchſt erſprießlich bei der Umgeſtaltung des Verpflegweſens, bei Errichtung ſtehender Vorrathskammern, beim Guß neuer Geſchütze, bei Gründung der Gewehrfabriken in Potsdam und Spandau, einer Klingenfabrik in der Grafſchaft Mark, des Salpeterwerks in Magdeburg, bei dem Kaſernenbau in Potsdam, bei Stiftung des großen Waiſenhauſes daſelbſt, und bei ſo vielen andern nützlichen Anlagen und Unternehmungen, welche Friedrich Wilhelm's des Erſten ſorgſame Thätigkeit hervorrief. Vorzüglichen Eifer widmete Leopold noch insbeſondere dem Feſtungsweſen, mit deſſen geſammten Zweigen er durch Erfahrung genau bekannt war. Einen geſchätzten Kriegsbaumeiſter, den Oberſtlieutenant von Walrave, hatte er ſchon im Jahre 1715 aus holländiſchen Dienſten in preußiſche herübergezogen, und unter deſſen Leitung die Feſtungswerke von Magdeburg verbeſſern laſſen; ſpäterhin ſetzte derſelbe unter Leopold's Aufſicht auch die Werke von Weſel, Stettin, Spandau, Küſtrin und Kolberg in neuen Stand, half Memel und Pillau und die Reichsfeſtung Philippsburg befeſtigen, und erbaute zuletzt in der Sternſchanze von Magdeburg den Kerker, in welchem er ſelbſt als Staatsverräther ſein Leben unglücklich beſchließen ſollte!

Zu den mannigfachen Muſterungen und Uebungen der Truppen, zu den ſonſtigen Anſtalten und Thätigkeiten des Krieges, ſowie zur Jagd und anderer Vergnügung, begleitete Leopold den König auf ſeinen Reiſen und Fahrten faſt unausgeſetzt. Im Dezember des Jahres 1720 machte er mit dem Könige eine Reiſe nach Hamburg, darauf im folgenden

Jahre nach Stettin, wo die Landſtände von Pommern in Gemäßheit der im Frieden mit Schweden erfolgten Abtretung ihrem neuen Herrſcher die Huldigung leiſteten, und die Bürgerſchaft zum Zeichen des landesherrlichen Vertrauens zum erſtenmal wieder in ihren Waffen erſchien. Entferntere Reiſen nach Königsberg, nach Kleve, wiederholte Ausflüge nach Stettin, Magdeburg und Deſſau, wechſelten mit einander ab. In ſolcher ſteten Genoſſenſchaft und bei der innigen Uebereinſtimmung der Thätigkeit und Neigungen mußte die letzte Spur der widrigen Eindrücke, welche dem Könige gegen Leopold geblieben ſein konnten, leicht vertilgt werden. Dieſer ſtand wie ehemals auf dem Gipfel der Gunſt und des Vertrauens. Der König verlieh ihm gegen geringen Kaufpreis die großen Güter Bubainen und Norkitten in Litthauen, die ſeinetwegen mit beſonderen Vorrechten ausgeſtattet wurden. Leopold's Anſehen im Heere, ſein Gewicht am Hofe, ſein Einfluß bei allen Staatsberathungen, ſchienen auf's neue und feſter als je gegründet.

Neue Verwickelungen jedoch, die ihn mit Grumbkow entzweiten, gaben in deſſen Feindſchaft ihm ein Gegenwicht, durch welches ſeine Wirkſamkeit zwar nicht gebrochen, doch wiederum zumeiſt auf den Boden zurückgeleitet wurde, der ſeinem Berufe vorzugsweiſe eignete. Die Veranlaſſung jener Mißhelligkeiten, die ſogar in Zweikampf auszubrechen drohten, wird verſchieden erzählt; der Urſachen waren ſchon ſeit längerer Zeit mehrere vorhanden. Noch immer gab Leopold die Hoffnung nicht auf, ſeinen Neffen den Markgrafen Friedrich von Schwedt mit einer der Königlichen Prinzeſſinnen vermählt zu ſehen. Die Königin dagegen bezweckte für ihre Kinder eine Doppelheirath mit dem Hauſe Hannover, und hatte die Einwilligung des Königs bedingungsweiſe dazu ſchon erlangt. Als aber der großbritanniſche Hof nicht eifrig genug entgegenkam, ſondern Schwierigkeiten und Zögerungen eintreten ließ, brach der König die Sachen plötzlich ab. Bald nachher entſtanden wegen der Gewaltthaten, welche die preußiſchen Werber begingen, und wegen der Maßregeln, welche die hannöverſchen Behörden dagegen nahmen, neue Irrungen zwiſchen beiden Höfen; der König glaubte ſich beleidigt, rüſtete ſich zum Kriege, und wollte ſeine Tochter ſogleich mit dem Markgrafen von Schwedt vermählen. Alles ſchien den Wünſchen Leopold's hier entgegen zu kommen, er haßte das Haus Hannover, welches er beſchuldigte, dem ſeinigen den Beſitz des Herzogthums Lauenburg vorzuenthalten, und mit der Befriedigung dieſes Haſſes ſollte nun zugleich ſeiner Kriegsbegier ein Oberbefehl, ſeinem Ehrgeize jene Vermählung gewährt ſein. Allein Grumbkow, der die politiſchen Geſchäfte geſchickt zu führen wußte, dagegen im Kriege den erſten Platz nicht behaupten konnte, wünſchte den Bruch abzuwenden. Er verband ſich zu dieſem Zwecke mit der Königin, und die Sachen wurden friedlich beigelegt, und die früheren Ausſichten zur näheren Verbindung mit Hannover ſtellten ſich wieder her. Als im Jahre 1725 der König Georg der Erſte von England nach Deutſchland kam, beſuchte ihn der König von Preußen zu Herrnhauſen, hierauf am 3. September ſogar ein Vertheidigungsbündniß zwiſchen Preußen, England und Frankreich zu Stande kam, in der Abſicht, dem zu Wien geſchloſſenen Bunde Oeſterreichs und Spaniens das Gegengewicht zu halten. Mit dieſer Wendung war Leopold in allem Betracht höchſt unzufrieden. Sein ganzer Zorn brach gegen Grumbkow aus, von dem er laut ſagte, er ſei von England mit Geld beſtochen worden. Die ſchnöde Verachtung, die Leopold ſeinem Gegner öffentlich bezeigte, reizte dieſen zu beißender Erwiederung; ein Wortwechſel erhob ſich, und Leopold wußte ſeiner Wuth keine Gränzen. Anfangs wollte der König die Sache vermitteln, als ihm aber geſagt worden, welch ungeheure Worte Leopold in ſeiner rückſichtsloſen Kraftſprache ausgeſtoßen, mochte er nichts mehr damit zu thun haben. Die beiden Gegner, von ihren Zeugen begleitet, fanden ſich auf verabredetem Platze vor dem Köpenicker Thor ein. Leopold kam voll Ungeſtüm an, und ſowie er von weitem ſeinen Feind nur erblickte, zog er den Degen, und rief jenen mit Grobheiten zum Kampfe hervor. Grumbkow ließ ſich aber nicht aus ſeiner Faſſung bringen, und wünſchte den abgeſchmackten Handel in Güte beizulegen. Leopold, der ſich als Beleidigter benahm, drang ſeinerſeits nicht weiter auf Genugthuung, drehte dem Gegner mit Hohn den Rücken, ſtieg zu Pferde, und ritt für ſich allein nach der Stadt zurück. Grumbkow empfand dies Benehmen faſt ärger als das vorige; er ſah ein, daß er nie hoffen dürfe, Leopold's Freundſchaft wiederzugewinnen, er ſchwur ihm daher ſelbſt ewigen Haß, und Pöllnitz, der es erzählt, verbürgt ſich, daß niemals ein Eid gewiſſenhafter ſei gehalten worden. Der König, unzufrieden mit Grumbkow's Benehmen, und doch erfreut, daß die Sache nicht ſchlimmer abgelaufen war, ließ denſelben einige Tage in Verhaft halten, und der Geſchichte wurde nicht weiter gedacht. Grumbkow behauptete nach wie vor ſeine Wirkſamkeit in den Staatsgeſchäften, und wenn Leopold in der Gunſt des Königs ihn neben ſich dulden mußte, ſo vermochte himwieder Grumbkow noch weniger jenen von ſeiner Stelle zu verdrängen, auf welcher die Kraft hohen Anſehens in ſelbſtſtändigem Verdienſt ihn befeſtigt hielt. Leopold ſchaltete in den Sachen des Kriegsweſens mit gewohntem Gewalteifer; das Feld der politiſchen Thätigkeit gewann mehr und mehr Grumbkow, der ſeine Verbindungen geſchickter zu knüpfen, ſeine Anhänger ſicherer feſtzuhalten wußte. Die Königin und faſt der ganze Hof nahmen für ihn Parthei. In den auswärtigen Verhältniſſen blieb das Herrenhäuſer Bündniß für den Augenblick überwiegend, und England und Frankreich ſuchten den König von Preußen ſogar anzureizen, ſeine Anſprüche auf Schleſien geltend zu machen, und in dieſe Provinz mit gewaffneter Hand einzufallen; der König fand jedoch Bedenken den Kampfplatz ganz allein zu betreten, und verlangte deßhalb hannöverſche Hülfstruppen, an welcher zwar wohlbegründeten doch unwillkommenen Forderung die ganze Sache ſich wieder zerſchlug. Leopold, fortwährend dem Kaiſerhauſe zugethan, ſah mit Verdruß dieſe Richtung gegen daſſelbe, und hielt ſich in finſterem Trotze von ihr entfernt. Bald aber ſollte ſie verändert werden, doch, ſeltſam genug, ohne Leopold's Antheil noch Frommen.

Der Kaiſerliche Hof ſandte den General Grafen von Seckendorf nach Berlin, einen Staatsmann, in welchem Scharfblick und Geiſt mit rüſtigſter Gewandtheit und niedrigſter Geſinnung in genau[illegible] ſtanden. Dieſer durch-

Bayeriſche Staatsbibliothek

ſchaute bald, daß Leopold, wiewohl ein Freund Oeſterreichs, demſelben hier weniger bedeutend ſei, als Grumbkow, und verſuchte daher zuvörderſt dieſen zu gewinnen, den er ſchon früher aus den Feldzügen in den Niederlanden und von der Belagerung von Stralſund her perſönlich kannte. Der König ſah dem Herrenhäuſer Bündniſſe wenig Ernſt zum Grunde liegen, und war nicht abgeneigt, zu ſeinen früheren Verbindungen zurückzukehren, wofür auch Grumbkow unter ſolchen Umſtänden ſtimmen mußte. Seckendorf bewirkte daher ohne große Schwierigkeit, daß der König unter gewiſſen Bedingungen, durch einen zu Wuſterhauſen am 12. Oktober 1726 geſchloſſenen geheimen Vertrag, ſich dem Kaiſer wieder näherte. Seckendorf wußte durch ſein kluges Benehmen in hohem Grade die Gunſt des Königs zu gewinnen, und ſich darin als Kaiſerlicher Geſandter während eines vieljährigen Aufenthaltes in Berlin dauernd zu behaupten. Er knüpfte die engſten Verhältniſſe mit Grumbkow, der gern eine Verbindung einging, deren Grundlage gegenſeitiger Vortheil war; für den niedrigſten ſogar zu den häßlichſten Geſchäften ſich verbunden zu haben, wurden ſie in der Folge laut beſchuldigt! Leopold ſah auf dieſe Weiſe ſeine Gegner am Hofe ſelbſt von derjenigen Seite her vermehrt, von welcher ihm vielmehr Freunde hätten kommen ſollen. Sein Haß gegen Grumbkow erſtreckte ſich nun auch auf Seckendorf, und von beiden abgeſtoßen, geſchont, gefürchtet, erſchien er in ſeiner Stellung nur würdiger und in ſeinem Anſehen nicht ſchwächer. Die Königin, die bald dahin zurückkommen mußte, in jenen Beiden erklärte Widerſacher ihrer liebſten Wünſche zu erblicken, ſah deßhalb wieder günſtiger auf Leopold, und dieſer gewann auf ſolche Weiſe innerhalb der Königlichen Familie nach und nach ein beſſeres Verhältniß.

Bevor wir Leopold's Leben in dieſer Bahn weiter verfolgen, müſſen wir wiederum einen Blick auf ſeine anderweitigen Beziehungen zurückwerfen, in welchen ſeine Eigenheit ſich ungeſtört entfalten konnte. Als Fürſt ſeines eigenen Landes führte er unausgeſetzt die ſtrengſte Verwaltung; auf alle Weiſe ſuchte er ſeine Einkünfte zu vermehren und baares Geld zuſammenzubringen. Den Ankauf der Rittergutsbeſitzer und anderer Eigenthümer, deren Grund und Boden ihm anſtand, ſetzte er ununterbrochen mit Beharrlichkeit fort. Kein Hinderniß konnte ihn abhalten, hierin ſelbſt mit Gewalt ſeinen Willen durchzuſetzen. Er meinte ein erſtes Recht zu haben, in ſeinem Fürſtenthume Beſitzer zu ſein, und keinen andern neben ſich zu dulden. Die Edelleute von Werder, von Ziegeſar, von Lochau, von Wülknitz, von Kroſigk, und viele andere, mußten ihm ihre ſchönen Güter gegen die Kammertaxe überlaſſen, von dem altvererbten, theuren Beſitz mit bittrem Schmerze weichen. Auch viele Bauerhöfe und Mühlen brachte er auf dieſe Weiſe an ſich; ſelbſt die Landprediger mußten ihre liegenden Gründe ihm gegen geringen Jahrgehalt abtreten. Der bürgerliche Beſitzer eines Gutes, welches Leopold begehrend anſprach, wollte daſſelbe durchaus nicht verkaufen; für ſolche Fälle war bald Rath. Soldaten fingen Händel mit ihm an, es entſtand eine Schlägerei, der Mann wurde gefänglich eingezogen, und zum Soldaten gemacht. Unſägliche Qual wurde ihm angethan, man trieb ihn auf's äußerſte. Endlich, da er einſt vor dem Thore Schildwacht ſtand, ritt wie von ungefähr Leopold vorbei, redete ihn freundlich an, und fragte ihn, ob er wohl ſein Gut ihm verkaufen wolle? Der Verzweifelte widerſtand nicht länger, man wurde ſogleich des Handels einig, und ohne Zögern erfolgte mit der baaren Kaufſumme die Erlöſung vom Soldatenſtande. Alle Vorſtellungen und Bitten, aller Trotz und Widerſtand, blieben gleich fruchtlos gegen dieſes gewaltſame Verfahren; die Reichsgerichte gewährten keine Hülfe, der Kaiſer und die übrigen Fürſten ſchwiegen zu der Ungebühr. Landtage gab es ſchon ſeit älteren Zeiten nicht mehr; auch hätte Leopold ſchwerlich eine Beſchränkung ſeines Willens durch Stände ſich gefallen laſſen. Nach einiger Zeit war das Werk völlig ausgeführt; das Land Deſſau bot inmitten des deutſchen Reiches die in ſolcher Art einzige Erſcheinung, dar eines Fürſtenthums ohne Adel. Aller Grund und Boden war Krongut, die Einwohner beſtanden nur noch aus Beamten, aus Pächtern und Gewerbsleuten. Die Folge war, daß bei den Unterthanen, für die kein Grundbeſitz mehr möglich blieb, nach und nach jeder echte Wohlſtand aufhörte; einigen Reichthum behaupteten nur die Juden, welche gegen ein jährliches hohes Schutzgeld in großer Anzahl zu Deſſau wohnen durften. Leopold war von dieſem Gedanken des Alleinbeſitzes dergeſtalt eingenommen, daß er dem Könige von Preußen ernſtlich rieth, in ſeinen Landen gleichfalls den Adel auf ſolche Weiſe zu vertreiben, und allen Grund und Boden der Krone zuzueignen. Friedrich Wilhelm war einen Augenblick von den großen Vortheilen gereizt, Grumbkow aber widerſprach ſehr lebhaft, und erklärte die Sache für unausführbar. Leopold berief ſich auf ſein eigenes Beiſpiel; Grumbkow bemerkte, es ſei ein Unterſchied zwiſchen einem großen Staat und einem kleinen, „und dann", fügte er ſpöttiſch hinzu, „haben Ew. Durchlaucht in Ihrem Lande ja auch nichts, als Juden und Bettler!" Den aufbrauſenden Zorn Leopold's bei dieſen Worten mäßigte der König, welcher auch weiter keine Luſt bezeigte, auf den Vorſchlag einzugehen. Auch ſeinem Beſitz in Preußen widmete Leopold ſeine thätige Sorgfalt; er ließ die Bewirthſchaftung ſeiner dortigen Güter, die er durch ſpäteren Ankauf noch vermehrte, durch Anſiedler aus Deſſau fördern, alles wurde in den beſten Stand gebracht, zu Bubainen überdies ein prächtiges Schloß erbaut; der König ertheilte ihm über den ganzen zuſammengehörigen Beſitz fernere ausgedehnte Freiheiten, und Leopold überließ denſelben alsdann im Jahre 1724 ſeinem zweiten Sohne Leopold Maximilian zur Nutznießung.

Seine nach Verhältniß außerordentlich vermehrten Einkünfte verwandte Leopold jedoch größtentheils wieder auf die Emporbringung des Landes ſelbſt. Faſt kein Jahr verging, ohne daß er durch Anlegung neuer Dörfer oder Vorwerke, durch Urbarmachung wüſter Strecken, durch den Bau von Kirchen, Mühlen, Brücken, Straßen oder Dämmen, in dieſer Hinſicht die erfolgreichſte Thätigkeit bewieſen hätte. Bei aller Geldbegierde und Sparſamkeit war er bei Unglücksfällen und Nothſtänden ſogar freigebig, erließ Abgaben und Steuern, ſchenkte Holz und Steine zum Aufbau, nach Umſtänden beträchtliche Geldſummen. Um nicht zum Wiederaufbau einer abgebrannten Kirche die herkömmlichen Geldſammlungen im Auslande geſchehen zu laſſen, gab er lieber aus eigenen Mitteln gleich baar den ganzen Bedarf. Dieſem Sinne, für das Wohl des Landes zu ſorgen, widerſprach dagegen ſchneidend die unmäßige Leidenſchaft zur Jagd. Faſt überall war in damaliger Zeit dieſe Plage für die Unterthanen eine der härteſten; nirgends aber mehr als in Deſſau. Das ganze Land enthielt eine Unzahl von wilden Schweinen, Hirſchen, Rehen und Haſen; ſie verwüſteten ungeſtraft Felder und Gärten; höchſtens verſcheuchen durfte ſie der Landmann von ſeinen Früchten, wer ein Wild gewaltſam verjagte oder gar tödtete, der hatte die härteſten Strafen, ja als Wilddieb lebenslängliche Ketten zu gewärtigen. Die zahlloſen Jagdhunde waren zur Fütterung und Wartung unter die Bauern vertheilt, welche bei harter Strafe dafür einſtehen, und die verlorenen oder geſtorbenen mit ſchweren Koſten erſetzen mußten. Die Jagden ſelbſt gereichten zur Qual und oft zum Verderben der armen gezwungenen Theilnehmer. Alle Sparſamkeit hörte hier auf, der größte Prunk und Aufwand trat an die Stelle, das zahlreichſte Jagdgepränge und die glänzendſte Feſtbewirthung, beſonders wenn der König von Preußen, wie mehrmals geſchah, ſich zur Jagd in Deſſau einfand. Oft aber ſtürmte Leopold faſt unbegleitet in wilder Einſamkeit ſeiner Leidenſchaft nach; ſein Eifer kannte darin keine Gränze; einſt verfolgte er einen Hirſch bis in die Gegend von Torgau, wobei er mehrere Pferde todtritt, und einen Weg zurücklegte, der in ſeinen vielfachen Wendungen leicht das Dreifache der geraden Entfernung betragen mochte. Keine Klage ſeiner Unterthanen durfte gegen ſolche Leidenſchaft laut werden, kein Eifer nachlaſſen; ſein Mißvergnügen brach in gewaltſame Härte, ſein Zorn in wildes Verderben aus. Wie im Kriegsweſen verlangte er überall unbedingten, augenblicklichen Gehorſam; den geringſten Fehl ſtrafte er unbarmherzig mit roher Eigenmacht. Bei dieſer Gemüthsart vermied er gleichwohl ſehr, in eigentliche Gerichtsſachen und kirchliche Verhältniſſe einzugreifen. Er ließ überhaupt vieles beſtehen, was er vorfand, und manches gern dahingeſtellt, was ihn nicht unmittelbar ſtörte, oder perſönlich zu nah berührte.

Bei der grundübeln Anlage, welche hier zwiſchen Fürſt und Unterthan nur den ertödtenden Wechſel gewaltthätiger Tyrannei und feindſeliger Furcht übrig zu laſſen ſchien, war es Wunder genug, wie ganz anders doch oft das Verhältniß in der Wirklichkeit hervortrat. Für manche Dinge hatte die Zeit ihren eigenen Maßſtab. Vieles erhielt ſchon dadurch eine andere Farbe, daß die Macht ſich als Naturverhältniß, ſei es im Kampf oder im Spiele, darſtellte. Mit dem Geringſten aus dem Volke trat Leopold nach Gelegenheit und Zufall in vertraulichſte Gemeinſchaft; ſeiner üblen Stimmung dagegen entging auch der Vornehmſte nicht. Eine Fülle geſunden Menſchenverſtandes, derben Witzes und kraftvoller Laune zeichnete ihn meiſt auch in ſeinen roheſten Handlungen noch aus. Niemals hat ein Fürſt im Volke größeren Antheil gehabt und beſtändiger behalten; munteres und eigenthümliches Leben geſtaltete ſich leicht um ihn her; er hatte nichts dagegen, wenn Andere ſich wie er betrugen; zogen ſie den Kürzern, ſo war das freilich ihre Sache. Unter der gemeinſten Volksklaſſe zu Deſſau hatte er viele Lieblinge, meiſt wunderliche Kauze, mit denen er auf einem ſeltſamen Fuße lebte. Wer dem andern die tollſten Streiche und den ärgſten Schabernack anthun konnte, der freute ſich des Sieges; die Sachen nahmen meiſt eine wenig ſcherzhafte Wendung; und für die Ehre, ſo vertraut mit ihrem Fürſten zu ſein, mußten die Leute nicht ſelten mit Haut und Haaren bezahlen. Einem Schalk von Bäcker, mit dem er beſonders gern verkehrte, hatte er einſt einen durchtriebenen Streich zu vergelten; er fuhr Abends an deſſen Hausthür an, und ließ den Mann herausrufen; in Hemdärmeln und mit bloßen Füßen in Pantoffeln erſchien derſelbe am Wagenſchlage; Leopold ſagte, ſie wollten ein wenig plaudern, er ſolle ſich einſetzen, und mit ihm eine Spazirfahrt machen; die geſchmeichelte Eitelkeit konnte nicht widerſtehen, unter luſtigen Reden ging's in raſchem Laufe zwei Meilen weit über Land; plötzlich ließ Leopold den Kutſcher halten, der Schlag wurde geöffnet, der Fürſt, hieß es, werde nun allein weiter fahren, er danke für angenehme Unterhaltung, und wolle den Mitgenommenen jetzt nicht länger von Hauſe zurückhalten; der verwunderte Bäcker ſah wohl, daß er angeführt war, es half kein Sperren, er mußte in ſeiner leichten Bekleidung mitten im ſchlechteſten Wetter ausſteigen, und langſam zu Fuß im Dunkeln den weiten Weg zurücktappen, des anderen Tages der Spott und das Gelächter der ganzen Stadt! Unglücklicher noch, als dieſem Bäcker, konnte es einem deſſauiſchen Präſidenten ergehen, der ſich vom Trinkgelage, wo er alles ſchon hinreichend betrunken glaubte, nach Hauſe geſchlichen; Leopold und ſeine wilde Geſellſchaft holten ihn aber zurück; kein Verſteck ſchützte gegen die ſtürmiſche Nachſuchung; auf einen Ochſen geſetzt und durch die Straßen geführt, mußte der arme Präſident den ärgſten Unfug erdulden, bis endlich das wildgemachte Thier den unbequemen Reiter hart zu Boden warf. An ſeiner Würde jedoch nahm der Präſident durch ſolchen Vorgang in jener Zeit keinen Schaden. Ein in anderer Art gewaltſamer Scherz traf den Rath und die Bürgerſchaft von Deſſau bei Gelegenheit einer Bürgermeiſterwahl. Leopold wollte ſie auf einen ſeiner Günſtlinge lenken, einen Franzoſen, Namens Bonnafox, der in Deſſau Poſtbeamter, aber bei ſeinen Mitbürgern gar nicht beliebt war, er durfte deßhalb keine einzige Stimme hoffen; ihm dennoch alle zu verſchaffen, war für Leopold ein Leichtes. Das machte er ſo: bei der Wahl nahm er ſelbſt den Vorſitz, und befahl den wählenden Rathsherren ihm ihre Stimmen verſiegelt abzugeben; er ſaß vor einem Kaminfeuer, und empfing nach einander die Stimmzettel; als ſie beiſammen waren, griff er einen heraus, öffnete ihn, las Bonnafox, und warf den Zettel in's Feuer, ſo den zweiten, den dritten, und ſo immer Bonnafox bis zu Ende; ſo war denn Bonnafox einſtimmig zum Bürgermeiſter gewählt! Anfangs dachten die Rathsherren, es hätten wirklich einige von ihnen dieſen Namen geſchrieben, als aber gar kein anderer vorkam, wurde freilich zuletzt offenbar, daß im Gegentheil denſelben kein einziger Stimmzettel enthalten; ein Wahlverfahren, dem in ſeiner faſt unverſtellten Offenheit vor mancher künſtlichen Ueberliſtung noch allenfalls ein Vorzug gebühren mag! Theilte Leopold in ſolchem Verkehr nach Umſtänden aus, ſo mußte er dafür nach Gelegenheit auch wieder tüchtig einnehmen. Den ſchreckenvollen Herrſcher, wenn er ohne Beute von der Jagd heimkehrte, wagten die Jungen auf der Straße lärmend anzufallen, und den verdrießlich Beſchämten mit ſpöttiſchem Geſchrei „Aeh, er hat nichts, er hat nichts!“ bis zu ſeinem Schloſſe zu verfolgen. Von einer Bäuerin erzählt man, ſie habe Butter in der Fürſtlichen Küche feilgeboten, und von Leopold, der dazugekommen, einen Preis gefordert, den er übermäßig finden wollte. In ſeinem gutgelaunten Ingrimm, befahl er, die Bäuerin, ſo viel als nöthig entblößt, feſtzuhalten, und ihr die ſchon in der Küche abgelegten Butterſtücke, mit welchen ſie ihn habe ſchnellen wollen, auf höchſt unſaubere Weiſe nachzuwerfen. Heulend nahm die Frau ihre mißhandelte Waare von dem Boden auf, und machte ſich damit fort. Nach einiger Zeit ſieht Leopold dieſelbe Frau wieder, und fragt höhniſch, ob ſie wieder ſo theure Butter habe? „Iſt ſchon längſt hier verkauft — erwiederte ſie, in ſeine Küche zeigend, mit trotzigem Lachen — ſieht Er, ich habe ſie um einen Dreier wohlſeiler gegeben, und da hat Er ſie doch freſſen müſſen!“ Er wollte raſend werden, aber das Stückchen war zu ſehr in ſeinem Geſchmack, um nicht der Bäuerin ihre ſelbſtgenommene Genugthuung zu gönnen. Gleich den Spartanern hielt er kühne Liſt und Uebervortheilung ihres Preiſes werth. Was er bei der Bürgermeiſterwahl geübt, ließ er ſich auch ſelbſt wieder anthun. Einem ſeiner Lieblinge aus dem Volke hatte er eine Anweiſung auf einige Klafter Holz geſchenkt; zufällig ging er vorüber, als eben das Holz ankam, ſtatt einiger Klafter ſieht er ungeheure Vorräthe. „Kerl“, ſchreit er den Empfänger an, „wie viel Holz hab' ich dir angewieſen?“ „Ach das war ſo wenig,“ verſetzt dieſer vertraulich lächelnd, „da hab' ich noch ein Nüllechen zugeſetzt!“ Und das Nüllchen galt.

Das rechte Gebiet aber ſeiner Eigenheiten und Kraftäußerungen war das Soldatenweſen. In dieſem war Herz und Seele ihm erſt recht daheim. Er war ein eigentlicher Soldatenfürſt, das ganze preußiſche Heer gleichſam ſein Volk. Mit der furchtbarſten Strenge und willkürlichſten Grauſamkeit verband er die zärtlichſte Fürſorge, die vertraulichſte Gemeinſchaft. Sein Umgang mit den Kriegern war ein ſteter Wechſel von luſtigen Einfällen und Schwänken, von ſeltſamen Proben und Verſuchungen, und von unbarmherzigen Qualen; Liebkoſungen, gewaltige Stockprügel und freigebige Geſchenke waren gleicherweiſe an der Tagesordnung. Er ſelbſt nahm auch ſeinerſeits mit derben Scherzen vorlieb, und derſelbe Kerl, dem ein Verdacht, daß er Widerſpenſtiges auch nur denke, im Dienſte die ungeheuerſten Prügel zuzog, durfte zu anderer Zeit ungeſtraft ſeinem ganzen Zorn gegen den Feldherrn ſelbſt Luft machen. Nach Umſtänden von den Soldaten gefürchtet, geliebt und verwünſcht, war Leopold als Feldherr doch unausgeſetzt der Gegenſtand ihrer höchſten Verehrung; ſie hielten ſich unter ſeiner Anführung für unüberwindlich, ihn ſelbſt für eine Art Hexenmeiſter, für kugelfeſt und unverwundbar, ſeine gedrungene Kraftſprache, von derben Flüchen untermiſcht, wozwiſchen doch gute Geſinnungen durchſchimmerten, durchfuhr die Gemüther wie zündendes Feuer. Vor dem Feinde, wußten ſie, gab es keine Schonung, und niemals hat ein Feldherr ſeine Schaaren leichter in den ſichern Tod geführt! Dafür theilte er auch ſtets Gefahr und Noth aller Art mit ihnen, begnügte ſich mit gleicher Koſt, mit gleichem Lager. Im Munde der Soldaten hieß er nur der alte Deſſauer, oder der alte Fürſt, zum Unterſchiede von ſeinen fünf Söhnen, die alle im preußiſchen Heere dienten; am meiſten aber wurde er kurzweg der Schnurrbart oder der alte Schwerenöther genannt, jenes wegen ſeines ſchwarzen Zwickelbartes, dieſes wegen ſeines beliebteſten Fluchwortes, oder vielleicht auch wegen der vielen und entſetzlichen Plagen, mit denen er die Leute heimſuchte. Sein eigenes Regiment, ſeit dem Jahre 1718 ihm ſehr bequem nach Halle verlegt, wurde durch ſeine unaufhörlichen Beſuche und beſtändige Aufſicht ganz insbeſondere gequält. Daſſelbe war mit einem dritten Bataillon und dazu gehöriger dritten Grenadierkompanie verſtärkt worden; die Errichtung geſchah in Deſſau, faſt alle preußiſchen Regimenter gaben Leute dazu her, und ſchon im März 1719 konnte das Bataillon fertig in Halle einrücken. Die Mannſchaft des ganzen Regiments beſtand aus lauter großen und ſchönen Leuten, worunter viele Deſſauer, die ihrem Landesherrn in Preußen dienen mußten; die Offiziere waren von trefflichſter Auswahl; ein großer Theil derſelben empfing von Leopold anſehnliche Zulage, jeder Soldat genoß doppelte Löhnung. Das Regiment zeichnete ſich nach dem Muſter ſeines Inhabers durch große Schnurrbärte, durch ſorgfältigſte, wiewohl übrigens einfache Kleidung, durch außerordentliche Reinlichkeit, Zucht und Abrichtung aus. Leopold's raſtloſer Eifer erhob daſſelbe zum Vorbilde aller übrigen. Auf der kleinen Wieſe bei Halle wurden alle neuen Handgriffe und Bewegungen, welche ſpäter in das ganze Heer übergingen, zuerſt verſucht und eingeübt. Wohl ein denkwürdiger Boden, der als Schauplatz ſo vieler barbariſchen Mißhandlungen und als Schule ſo vieler ſtaunenswerthen Kriegserfolge für uns ſo zwieſpaltige Erinnerungen vereint! Beides ſchien damals in unauflöslicher Nothwendigkeit zuſammengehörig. Der Soldat lebte von früh bis ſpät nur in Dienſt und Abrichtung, die Vorſchrift wurde ſein einziges Geſetz. So hoch geſtiegen iſt die Kunſt ſeitdem nicht wieder. Daß pünktlich und geſchickt das Befohlene geſchah, genügte nicht mehr; der Untadliche ſollte noch untadlicher ſein, und wurde abſichtlich in Verſuchung geführt, um in vervielfachten Strafen dem Dienſte ſtets wohlgefällige Opfer darzubringen. Leopold trat häufig Soldaten an, die er kannte, machte ſie vertraulich, verlangte kleine Gefälligkeiten, die eine Säumniß im Dienſte verurſachen, geringfügige Gegenſtände, die dem Gebrauche einen Augenblick fehlen konnten, oder er gab Aufträge, ſogar Befehle, die im Streite widerſprechender Gründe die Kaſuiſtik des Dienſtes übten; wer die Prüfungen beſtand, wer das rechte Theil glücklich herauszugreifen wußte, der wurde lächelnd belobt, beſchenkt; der Unglückliche, welcher der Lockung oder dem Irrthum nur um ein Haarbreit nachgab, wurde mit Schadenfreude gleich dem abſichtlichſten Verbrecher zur härteſten Strafe verurtheilt. Häufig ſtellte Leopold die Schildwachen auf die Probe, bot ihnen Geſchenke, ließ denen vor ſeiner Thüre Speis und Trank von ſeiner Tafel vorſetzen; wehe dem, der ſolcher Güte trauen zu dürfen meinte! Wer ihm die Spitze bot, wer ihn ſich zum Teufel ſcheeren hieß, oder ihn, wenn er nicht abließ, zu verhaften drohte, der war ſein Mann. Inmitten aller Grauſamkeit entſtand auf dieſe Weiſe ein aufmerkſamer Wetteifer, ein ſchlauer

Umgang, eine Art geiſtreichen Verkehrs, zwiſchen Leopold und ſeinen Soldaten, in deren Zahl unläugbar die durchtriebenſten Kerle waren.

Zahlloſe Geſchichten und Schnurren aus dieſem Gebiete ſind in Umlauf gekommen; die wenigſten jedoch verbürgt, gewiß viele entſtellt, manche kaum erzählbar. An tüchtigem Volkswitze fehlt es darin nicht. Einesmals trifft Leopold vor dem Thor am Wege einen Soldaten ſitzend, der ſich Ungeziefers zu entledigen ſucht. „Kerl, was machſt du da?“ ruft er ihn an. „Ich lauſe,“ antwortet jener barſch; und Leopold, indem er in die Taſche greift, verſetzt zufrieden: „Da thuſt du wohl, mein Sohn! Nimm da den Thaler, und kauf dir ein neues Hemd!“ Dies hat ein zweiter Soldat mit angeſehen, eilt verſtohlen voraus, und ſetzt ſich eine Strecke weiter, wo Leopold ſogleich vorbei muß, in gleicher Beſchäftigung am Wege hin. Aber der Schnurrbart hat ſchon die ganze Sache durchſchaut; „Was machſt du, Kerl?“ fragt er auch dieſen, und behend: „Ich ſuche Läuſe,“ antwortete der, des Thalers ſchon gewiß. „So?“ verſetzte Leopold, „nun da geh nur — mit der Hand zurückzeigend — zu dem dort, der hat welche.“ Immer war Leopold in Bewegung, überall ſpürte er ſelbſt umher, ſah und hörte, was geſchah, und wenn er nicht aller Orten gegenwärtig ſein konnte, ſo war doch nirgends auf ſeine Abweſenheit zu rechnen. Wo man ihn am wenigſten erwartete, trat er plötzlich hervor, oft aus der unkennbarſten Verkleidung. Einſt hatten junge Deſſauer, um nicht Soldaten zu werden, in Sachſen einen Schlupfwinkel gewählt, wo ſchon oft Ausreißer den ſchärfſten Nachſuchungen entkommen waren. Im Gefühl ihrer Sicherheit ſaßen ſie gutes Muthes beim Wirth und tranken, ein Leiermann ſpielte luſtige Stückchen auf. Plötzlich hieß es, Leopold komme mit Soldaten, wie er denn in ſolchen Fällen auf die Landesgränzen nicht ſonderlich zu achten pflegte. Der Wirth ſchob die ganze Geſellſchaft in einen unterirdiſchen Keller, deſſen Eingang von außen nicht zu entdecken war, und empfahl die tiefſte Stille, bis der Sturm vorbei wäre. Im Augenblick war das Wirthshaus von preußiſchen Truppen erfüllt, mit Toben und Fluchen wurde jeder Winkel durchſucht, der Wirth verhört und bedroht, doch keine Nachforſchung wollte zum Zwecke führen. Schon hoffte man, die wilden Gäſte unverrichteter Sache, wie ſchon öfters, ſich zum Abzuge anſchicken zu ſehen. Da ließ plötzlich der Leiermann ſein Spiel erklingen, und verrieth den geheimen Zufluchtsort. Die Beängſteten fuhren auf, ſie drohten ihn umzubringen, wofern er noch einen Laut hören laſſe. Er aber ſpielte mit ſtärkſter Gewalt fort, und ſchrie dann mit einer Donnerſtimme innen die Erſchreckten und ſeine Leute draußen an, denn der Leiermann war kein anderer als Leopold, der ſich keck in die perſönlichſte Gefahr begeben, um durch den ſchlaueſten Streich endlich jene Liſten zu verderben; die Soldaten brachen herein, die unglücklichen Burſche wurden gefangen abgeführt, und haben ohne Zweifel, ſowie auch der Wirth, die ihretwegen geſchehene Bemühung theuer bezahlen müſſen. Die Strenge war faſt ein Verhängniß für Leopold; wo er einmal ſchonen wollte, wandelte ſich ihm die Milde ſelbſt in geſteigerte Grauſamkeit um. Zwei Soldaten waren nach Sachſen ausgeriſſen, wurden auf dem fremden Gebiet eingeholt, zurückgebracht, und durch Standrecht zum Galgen verurtheilt. Der eine war alt und unanſehnlich, mit dem gab es kein Mitleid, der andere war ein junger ſchöner Kerl, und Leopold wünſchte dieſen zu retten. Er that den Ausſpruch, nur einer von beiden ſolle ſterben, das Loos entſcheiden. Trommel und Würfel wurden gebracht, gegen die Meinung gewann der Alte. Leopold, auch dem Looſe Gewalt anthuend, rief zornig: „Kanaillen, das kann nicht gelten, werft noch mal.“ Dreimal hintereinander gewann der Alte. Das war für Leopold zu viel; den Alten wollt' er nicht begnadigen, den Jüngern allein durft' er kaum; „Schurke, nun kann ich dir nicht mehr helfen,“ rief er voll Verdruß, und ließ beide ſofort an einer Weide aufknüpfen.

Wie Leopold überall ſeine Weiſe behielt, und auch unter Vornehmen und bei Frauenzimmern, wenn er artig zu ſein meinte, ſeine Höflichkeit und Galanterie gleichſam in Sturm und Gewalt einherbrauſen ließ, zeigt anſchaulichſt ein Vorgang, deſſen ergötzliche Seltſamkeit aus einem gleichzeitigen Berichte hier in eigenſter Farbe unverändert ſprechen mag.

„Im Auguſt 1723 ließ der kurſächſiſche Obriſt Marche ſein Infanterieregiment unweit Merſeburg kampiren, und bei großem Zulaufe des Volks daſſelbe täglich in Waffen üben. Montags den 16. Auguſt früh um halb fünf Uhr ſind Ihro Durchlaucht, der regierende Fürſt von Anhalt-Deſſau, mit dreien ſeiner Prinzen, als Leopold, Dietrich und Moritz, ſammt einigen preußiſchen Offiziers, theils gefahren, theils geritten durch Merſeburg paſſiret, und haben ſich in dem Lager des auf dem Anger unterhalb Meiſche kampirenden marchiſchen Regiments eingefunden. Dieſes Regiment begab ſich darauf ſogleich auf den Exerzirplatz, allwo es anfangs der Fürſt ſelbſt exerziren wollte, welches er aber hernach den ſächſiſchen Offiziers, und beſonders dem Generalexercicienmeiſter überließ, da denn der Fürſt ſeine ältern beiden Prinzen auf den linken und rechten Flügel als Flügelmänner ſtellte, die auch alle Exercitia vollkommen mitmachten, obgleich das Exercitium nach allen Arten en bataille und in Feuer geſchah. Weil die Soldaten insgeſammt das Ihrige ſehr fertig und akkurat präſtirten, hatte der Fürſt ein ſolches Wohlgefallen darüber, daß er dem Regimente 200 Thaler zur Ergötzlichkeit verehrte, auch nachgehends den Grenadieren noch insbeſondere viele Dukaten, Thaler und Gulden ſpendirte. Nach geendigtem Exercitio wurde der Fürſt mit ſeinen Prinzen und bei ſich habenden Offiziers von dem Obriſten Marchen in ſeinem Zelte herrlich traktirt, welches bis nach Ein Uhr währte. Nach geendigtem Mittagsmahl, halb zwei Uhr, ging der Fürſt mit den ſämmtlichen Grenadieren vom Regimente, deren 60 bis 70 an der Zahl waren, mitten durch die Stadt nach dem Schloſſe zu. Er hatte ſie ordentlich in Glieder getheilet. Die beiden älteſten Prinzen gingen voran, er ſelbſt befand ſich in der Mitten, die mitgebrachten Offiziers aber, ſammt den Offiziers vom Regimente, gingen hinten nach. Er führte mit ſeinen Prinzen den bloßen Degen in der Hand, und hatte eine ungemeine Menge Menſchen zur Begleitung, die aber von den Herzoglichen Trabanten nicht in den Schloßhof gelaſſen wurden. Auf dem Schloſſe waren die Durchlauchtigen Herrſchaften nebſt den andern anweſenden fremden Fürſtlichen und andern hohen Standesperſonen gleich im Begriff, Mittagstafel zu halten, als der Fürſt mit ſeinen Prinzen, Offiziers und Soldaten anlangte. Man hatte ihn vorher zur Tafel geladen, ſo er aber, unter dem Vorgeben, er müſſe mit ſeines Gleichen, den Soldaten, eſſen, abgeſchlagen. Die Speiſen wurden gleich über Hals und Kopf abgetragen, da der Fürſt ſchon mit ſeinem ganzen Gefolge die Treppe hinauf geſtiegen kam, und nach dem großen Tafelgemache zuginge, worinnen die hohe Geſellſchaft ſich befande. Allhier führte der Fürſt die Grenadiers, ſammt noch einem Korps von der Infanterie, das der Obriſt Marche beſonders geführt brachte, etlichemal um die Tafel herum, hernach machte er mit ihnen allerhand Exercitia, und endlich fing er an, Geſundheiten zu trinken, da denn unter Trompeten- und Paukenſchall und aller Feldmuſik des Regiments ſo ſtarke Salven mit dem Gewehr zu den Fenſtern hinaus gegeben wurden, daß nicht nur die Fenſter und ſchönen Tafelſcheiben in großer Menge davon zerſprungen, ſondern auch das ganze Schloß und die Domkirche erbebeten, auch die ganze Stadt mit dem ſtarken Knalle und Getöne erfüllet wurde. Dieſes währte bis nach vier Uhr, wobei die koſtbaren Kleider der Damen und Kavaliers ſowohl durch den häufigen Pulverrauch, als durch das große Gedränge, vielen Schaden litten. Nach vier Uhr fing der Fürſt mit ſeinen Prinzen und Offiziers an zu tanzen. Er ſelbſt ergriff die regierende Herzogin von Merſeburg, die übrigen aber die Erbprinzeſſin von Barby und andere vornehme Damen. Sie hatten insgeſammt die bloßen Degen in der linken, und das Frauenzimmer in der rechten Hand, und ſprungen, nach dem Klange der luſtigſten Stückchen, die die Muſikanten aufſpielen mußten, auf Soldatenmanier herum. Dieſes Divertiſſement dauerte bis gegen ſechs Uhr, da inzwiſchen die Grenadiere und Musketiere Parade machen mußten, die ſowohl zuſammen, als auch einzeln von dem Fürſten reichlich beſchenkt wurden. Endlich wurden dieſe beiden Korps um ſechs Uhr dimittirt, nachdem ſie noch unten im Schloßhofe dreimal bei voller Muſik Salve gegeben hatten. Der Fürſt divertirte ſich darauf noch nebſt den andern anweſenden Standesperſonen theils mit Spielen, theils mit Diskuriren, bis man ſich Abends um acht Uhr zur Tafel ſetzte, an welcher ſich auch der Fürſt und ſeine Prinzen und Offiziere niederließen. Man brachte damit bis zehn Uhr zu, worauf er ſich mit ſeiner Suite wieder nach Halle begab, weßhalben zwei große Fähren auf der Saale zum Ueberſetzen parat gehalten worden. Seine Pferde, Wagen und Bedienten hatten indeſſen vom Mittage an bis Abends um zehn Uhr auf dem Domplatze halten müſſen, welches denſelben nicht fremde vorkam, weil ſie ſchon gewohnt waren, viele Stunden, ja ganze Tage und Nächte, auf Einer Stelle, ohne ordentlich zu ſpeiſen und zu füttern, auf ihren Herrn zu warten.“

Anfangs des Jahres 1724 machte Leopold eine Reiſe nach Franken und Schwaben. Seine Abſicht war, unter fremdem Namen unerkannt zu bleiben; allein ſeine Geſichtszüge waren ſchon zu bekannt, ſein ganzes Weſen zu auffallend, als daß ſein Inkognito hätte beſtehen können. Ueberall ſah er ſich als Fürſten von Deſſau begrüßt, und auf allen ſeinen Wegen drängte ſich ein großer Zulauf von Menſchen, die den wunderlichen Kriegshelden zu ſehen verlangten, von dem das Volk ſchon ſo vielerlei zu erzählen wußte. Man ſah ihn wie ein wildes Thier an, mit Neugier und Furcht; ſein Blick und ſeine Anrede, wenn ſie unvermuthet trafen, ſetzten leicht außer Faſſung, man nahm den Eindruck des Schreckens mit von ihm weg. Die Obrigkeiten wetteiferten, ihm die gebührenden Ehren zu erzeigen. Der Rath der freien Reichsſtadt Nürnberg wollte ihn beſonders feierlich empfangen, er aber lehnte alles ab, und bezeigte nur Ungeduld, die Reichskleinodien zu ſehen, welche dort verwahrt wurden. Einem Reichsfürſten war ein ſolches Begehren nicht füglich zu verweigern, die vaterländiſchen Heiligthümer wurden daher ſeinen Blicken dargelegt. Er nahm alles in genauen Augenſchein; nichts aber feſſelte mehr ſeine Aufmerkſamkeit, als das Schwert Karl’s des Großen. Er nahm es begierig zur Hand, und prüfte Wucht und Schwung. Er wollte auch die Klinge, ihre Schärfe und Geſchmeidigkeit, auf die Probe ſtellen, und fing ſchon die gefährlichſten Bewegungen damit an; allein die Abgeordneten des Rathes, in die äußerſte Beſorgniß verſetzt, meinten vor dem heiligen römiſchen Reich in ſchwere Verantwortung zu kommen, wenn etwa das Eiſen Schaden nähme; ſie baten inſtändigſt, jeden weiteren Verſuch zu unterlaſſen, uns ſie nicht ſo großem Unglück auszuſetzen, da denn Leopold, in Rückſicht ihrer beweglichen Vorſtellungen, es bei ein bischen Biegen bewenden ließ. Die ausgeſtandene Gefahr aber hatte zur Folge, daß der Rath von Nürnberg den Beſchluß faßte, hinfort auch keinem Reichsfürſten mehr zu geſtatten, das Schwert ſelbſt in die Hand zu nehmen, ſondern daſſelbe nur auf einen Tiſch legen zu laſſen, da man es denn beſehen könne. Im November deſſelben Jahres vermählte Leopold ſeine älteſte Tochter Luiſe mit dem regierenden Fürſten von Anhalt-Bernburg, bei welcher Gelegenheit auch der König von Preußen nach Deſſau kam, und den Feierlichkeiten und Jagden daſelbſt beiwohnte.

Der Friede, deſſen Preußen viele Jahre hindurch genoß, gab für Leopold wenig Gelegenheit, den gewohnten Wechſel ſeines bewegten Lebens auffallend zu unterbrechen. Im Kreiſe von Deſſau, Berlin, Magdeburg und Halle führten die dem Kriegsdienſte zugehörigen Geſchäfte ihn ohne Unterlaß umher; Muſterungen, Aufſichten aller Art, rieſen ihn, bald allein, bald in Begleitung des Königs, auch in entlegenere Landestheile. Seine verſchiedenen Thätigkeiten ließen gleichzeitig neben und durcheinander hin, und vertheilten ſich in kleineren Abſchnitten auf alle ſeine Tage. Den Angelegenheiten ſeines Landes lag er nicht minder ob, als dem preußiſchen Kriegsdienſt; die Sorge der Zukunft war in ihm nicht weniger wirkſam, als der Einfall des Augenblicks. In Betreff des Rechtes der Erſtgeburt, welches in dem Hauſe Anhalt im Allgemeinen ſeit dem Jahre 1603 eingeführt war, ſetzte Leopold neue Beſtimmungen feſt, welche dem jedesmaligen älteſten Prinzen die Nachfolge in dem geſammten Fürſtenthum, den nachgebornen Prinzen aber ſtandesmäßige Apanagen ſicherten. Er wandte ſich an den Reichshofrath in Wien, um ſeinen Verfügungen die Kaiſerliche Beſtätigung zu erwirken, welche denſelben auch vermittelſt einer beſonderen Urkunde wirklich ertheilt wurde. Dieſe Beſtimmungen erneuerte Leopold jedesmal ausdrücklich in ſeinem Teſtamente, welches er zu dreienmalen verändert abgefaßt bei dem Magiſtrate der Stadt Leipzig niederlegte. Als Senior des Geſammthauſes Anhalt, welche Würde durch das Abſterben des regierenden Fürſten von Anhalt-Zerbſt ſchon im Jahre 1718 auf ihn übergegangen war, empfing er im Jahre 1725 durch ſeinen bevollmächtigten Geheimenrath von Beer zu Wien die Reichsbelehnung über die geſammten Fürſtenthümer. In derſelben Eigenſchaft nahm er im Jahre 1727, nachdem König Georg der Erſte von Großbritannien und Kurfürſt von Hannover geſtorben, die Gelegenheit wahr, gegen den fortwährenden Beſitz, welchen Hannover von dem Herzogthume Sachſen-Lauenburg behauptete, bei dem Reichstage zu Regensburg feierlich Einrede zu thun. Die Erbſchaft des Herzogs Julius von Sachſen-Lauenburg aus dem Hauſe Anhalt, der im Jahre 1689 als der letzte ſeines Stammes geſtorben, ſei nach klaren Reichs- und Lehnrechten den regierenden Fürſten von Anhalt heimgefallen; nur durch eigenmächtiges Vorgreifen habe Hannover davon Beſitz genommen, und durch überwiegenden Einfluß am Kaiſerlichen Hofe ſich darin erhalten. Gegen dieſen Einſpruch erließ das Haus Hannover in hergebrachter Weiſe auch ſeinerſeits eine ſchriftliche Ahndung, und die Sachen blieben, wie bei den Reichsangelegenheiten ſo gewöhnlich war, im alten Zuſtande. Das Haus Anhalt hat indeß auch ſeitdem bei jeder neuen Gelegenheit ſeine Anſprüche wiederholt in Erinnerung gebracht.

Im Auguſt des Jahres 1728 machte Leopold mit großem Gefolge von Offizieren eine Reiſe nach Dresden, wo im Anfange des Jahres auch ſchon der König von Preußen zum Beſuche geweſen war, damals mit dem Könige von Polen im beſten Vernehmen ſtehend. Leopold wurde vom ſächſiſchen Hofe glänzend aufgenommen und bewirthet. Er beſichtigte ſogleich drei Reiterregimenter, welche bei Dresden im Lager ſtanden, dann die übrigen Truppen zu Fuß und zu Pferde, welche vor ihm ausrückten und exerzirten, ſah die Umgebungen und Merkwürdigkeiten der an Vorzügen aller Art ſo reichen Stadt, ergötzte ſich an dem franzöſiſchen Theater, wohnte der Hirſchjagd und einer Thierhetze bei, und hörte dann auch die Leichenpredigt und Gedächtnißrede mit an, welche dem nicht lange vorher zu Wien geſtorbenen ſächſiſchen Feldmarſchall Grafen von Flemming, mit dem er früher in ſo vielfacher Beziehung geſtanden, in der Kreuzkirche zu Dresden gehalten wurde. Sehr zufrieden mit der gefundenen Aufnahme und gehabten Unterhaltung kam Leopold höchſt vergnügt am 2. September wieder nach Deſſau zurück. Gegen Ende des Oktobers empfing er hier den Beſuch des Königs von Preußen, des Kronprinzen und des Generals Grafen von Finkenſtein, welchen zu Ehren eine große Parforcejagd Statt fand.

Die Feſtlichkeiten zur Vermählung der Königlichen Prinzeſſin Friederike Luiſe mit dem Markgrafen von Anſpach riefen Leopold im Mai 1729 nach Berlin, wo er auch den Tabackskollegien des Königs in gewohnter Vertraulichkeit fleißig beiwohnte, und ſein Anſehen neuerdings befeſtigte. Seine Anweſenheit in Berlin erhielt unmittelbar darauf eine neue Bedeutung durch die plötzlich ſich eröffnenden Ausſichten zum Kriege. Das Verhältniß zwiſchen Preußen und Hannover war ſchon lange vielfach getrübt. Die Heirathsplane der Königin trugen dazu nicht wenig bei, da dieſelben immer neuen Stoff zu Mißhelligkeiten gaben. Auch andere Irrungen fanden zwiſchen den beiden Höfen Statt, man beſchuldigte ſich gegenſeitig mancher Beeinträchtigung und Achtloſigkeit. Zum Ausbruch aber kamen die Sachen durch Friedrich Wilhelm's gewaltſame Werbungen, die auf jede Weiſe überall der großen Leute ſich zu bemächtigen ſuchten, und dem Könige faſt mit allen ſeinen Nachbarn üble Händel zuzogen. Da König Georg der Zweite auf alle Beſchwerden wegen wiederholter Gebietsverletzungen, die bei ſolchen Anläſſen geſchehen waren, von Seiten Preußens weder Abhülfe noch Genugthuung erfolgen ſah, ſo gab er endlich den Befehl, alle preußiſchen Offiziere und Soldaten, die ſich auf hannöverſchem Gebiet betreten ließen, feſtzunehmen. Friedrich Wilhelm fand ſich dadurch ſo ſehr beleidigt, daß er es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſein glaubte, ſogleich Krieg anzufangen. Ungeſäumt ſetzten ſich 19 Regimenter, ſowohl Fußvolk als Reiter, zuſammen über 44,000 Mann, in Bewegung, und rückten ſchon zum Theil gegen die Elbe und bis nach Halberſtadt vor; Leopold erhielt den Oberbefehl. Der König von Großbritannien ließ ſeine Völker gleichfalls ausrücken, und verſtärkte ſie durch Hülfstruppen, die er von Heſſen und von Dänemark in Sold nahm. Von beiden Seiten erſchienen Manifeſte über die Urſachen des Krieges, die Feindſeligkeiten konnten jeden Augenblick anfangen. Schon durfte Leopold ſich in der feindlichen Hauptſtadt als Sieger vorauserblicken, denn er ſelbſt wie das von ihm gebildete und nun auch befehligte Heer ſchien jedes möglichen Erfolgs unzweifelhafte Bürgſchaft; allein der ſchiedsrichterlichen Bemühung der Höfe von Braunſchweig und Sachſen-Gotha gelang es, die Sache hinzuzögern, und endlich im April 1730 gütlich beizulegen, zum größten Mißvergnügen Leopold's, der dadurch ſeinem Kriegsruhme die ſchon für unausbleiblich gehaltenen neuen Lorbeern grauſam entzogen ſah. Das üble Vernehmen der beiden Höfe dauerte jedoch nicht weniger fort, indem auch die Urſachen der Mißhelligkeiten nicht aufhörten. Grumbkow, in der Gunſt des Königs hauptſächlich durch Seckendorf immer mehr befeſtigt, wirkte dabei ſo thätig ein, daß Georg der Zweite die Entfernung deſſelben aus dem preußiſchen Staatsdienſt als eine Bedingung feſteren Einverſtändniſſes durch ſeinen Geſandten Hotham aufſtellen ließ. Grumbkow und Seckendorf wandten indeß dieſe perſönliche Gefahr glücklich ab, und einigten die preußiſche Staatskunſt nur um ſo ſtärker mit der öſterreichiſchen. Leopold ſah die ihm ſelbſt urſprünglich eigne Richtung von ſeinen Feinden angenommen, und da er weder jene verläugnen, noch mit dieſen zuſammenſtehen wollte, ſo mußte er in ſtolzem Alleinſtehen den Bewegungen jenes Partheiweſens immer mehr fremd werden.

In Ermangelung des Krieges ſelbſt bot deſſen Scheinbild in Waffenübung und Dienſtbefliſſenheit ſich in gewohnter Weiſe reichlich dar. Der König Auguſt von Polen wollte nicht zurückbleiben, ſeinem Königlichen Freunde Wilhelm, zu dem er, nach gegenſeitigen Beſuchen, ſich auf verbindlichſten Fuß geſtellt hatte, auch einmal ein Schauſpiel zu geben, welches deſſen kriegeriſcher Sinnesart entſpräche. Im Juni des Jahres 1730 wurden die ſämmtlichen ſächſiſchen Truppen, gegen 20,000 Mann zu Fuß und 10,000 Reiter, bei Mühlberg in ein großes Luſtlager zuſammengezogen, und der König von Preußen dazu eingeladen. Er erſchien, der Einladung zufolge begleitet von dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen des Hauſes, von Leopold, und mehr als 200 der angeſehenſten Generale und Offiziere, nebſt deren zahlreichen Dienerſchaften. Eine Menge der vornehmſten Gäſte, beiderlei Geſchlechts, kamen aus der Nähe und Ferne herbei, und Fremde aller Art, ausgezeichnet durch Stand und Rang, vermehrten die Verſammlung; nicht zu gedenken des unzählbaren Heeres der geringeren Zuſchauer, die von allen Enden herbeiſtrömten. Einen ganzen Monat dauerte das Lager, und in dieſer Zeit wurde alles erſchöpft, was die ſinnreichſte Erfindungsgabe mit verſchwenderiſcher Pracht im Bunde nur irgend an Luſtbarkeit und Vergnügen aufzubieten vermochten. Die ſämmtlichen Truppen waren neugekleidet, in den reichſten, zum Theil phantaſtiſchen Uniformen; ein ganzes Regiment erſchien in Goldſtoff als Janitſcharen, andere als Spahis, als Koſaken. Das bewegte Bild kriegeriſcher Vorgänge wand ſich durch den glänzenden Wechſel von Gaſtmahlen, Schauſpielen, Prunkfeſten, Feuerwerken, Jagdbeluſtigungen und hundert andern Ergötzlichkeiten und Prachterſcheinungen, zauberiſch hindurch. Niemals hatte man dergleichen Fülle von Herrlichkeit geſehen. Ein ganzes Heer war zum Hofſtaat umgewandelt, ein üppigſtes Hof- und Palaſtleben in's Freie verſetzt. Dichter beſangen dies berühmte Lager von Mühlberg als ein Wunder der Zeit, und noch lange nachher wurde davon als von einem Ereigniſſe des Jahrhunderts erzählt. Im Sinne Friedrich Wilhelm's und Leopold's war das nun freilich nichts weniger als ein Kriegsfeſt, der Eifer des Königs Auguſt, indem er die Neigung ſeines Königlichen Gaſtes zu berückſichtigen ſtrebte, hatte doch unvermerkt nur wieder der eignen nachgelebt. Indeß trennte man ſich in den frohen Eindrücken ſo vielen Staunens und Ergötzens, und ſelbſt die Heimreiſe Friedrich Wilhelm's war bis dicht vor Potsdam zur anhaltenden Jagdbeluſtigung eingerichtet. Leopold ſah und ſprach während des Lagers täglich den natürlichen Sohn des Königs von Polen, Grafen Rutowski, dem der König von Preußen ein Regiment zu Fuß verliehen hatte, deſſen abgelauſchte Uebungs- und Dienſtweiſe jener dann bei den ſächſiſchen Truppen einzuführen ſtrebte. Das fünfzehn Jahre ſpäter eintreffende Begegnen bei Keſſelsdorf zeigte jedoch, daß dieſe Zwiſchenzeit noch nicht hinreichend geweſen, den urſprünglichen Unterſchied, ſowohl der Truppen, als ihrer Feldherren, auszugleichen.

Bald nach dem Lager von Mühlberg machte König Friedrich Wilhelm der Erſte eine Reiſe durch Franken und Schwaben, an den Oberrhein, und darauf ſtromabwärts nach Weſel. Ihn begleiteten außer dem Kronprinzen nur wenige Perſonen. Auf dieſer Reiſe war es, daß der Kronprinz den unglücklichen Verſuch wagte, ſich den traurigen Verhältniſſen, in welche das Zuſammenwirken verſchiedener Urſachen ihn rückſichtlich ſeines Vaters geſetzt hatte, durch die Flucht zu entziehen. Schon in Mühlberg war er mit dieſem Gedanken umgegangen, an der Ausführung aber einſtweilen noch verhindert worden. In Steinsfurth zwiſchen Heilbronn und Sinzheim, ſchienen die Umſtände dem Vorhaben günſtiger; aber der Erfolg täuſchte die Erwartung. Der Kronprinz wurde verhaftet, als Staatsgefangener nach Küſtrin gebracht, und einem kriegsrechtlichen Verfahren überliefert, welches eine Zeitlang ſogar ſein Leben zu bedrohen ſchien. Das gegen ihn und ſeine Mitſchuldigen ausgeſprochene Todesurtheil wurde an ſeinem Freunde, dem Lieutenant von Katt, wirklich vollzogen. Für ihn ſelbſt erhob ſich von allen Seiten die mächtigſte und dringendſte Verwendung. Insbeſondere ſprach Leopold mit Ernſt und Nachdruck zu Gunſten des Kronprinzen, und ſtellte dem Könige vor, daß ihm nach den Reichsgeſetzen kein Recht zuſtehe, den Thronfolger auf den Grund eines bloß kriegsrechtlichen Erkenntniſſes am Leben zu ſtrafen. Der König hatte wohl nie ſolche Abſicht ernſtlich gehegt, und nur den Schein derſelben als Schreckbild eine Zeitlang beſtehen laſſen; nachdem er genugſame Wirkung ſeines Zürnens geſehen, verzieh er dem nunmehr unterwürfigen, tiefgebeugten Sohne. Der Kronprinz aber behielt denen, welche in dieſer großen Drangſal ihm Antheil und Fürſorge bewieſen, ein dankbares Andenken, und fühlte ſich beſonders auch gegen Leopold verpflichtet, dem er ſpäterhin aus dieſem Anlaſſe ſein Bildniß ſchenkte, welches als ein theures Andenken jener günſtigen Verhältniſſe noch jetzt in Deſſau wohl verwahrt wird. Seit jener Zeit auch ſcheint die ſchroffe Verehrung, in welcher von Jugend auf der Kronprinz für Leopold hatte ſtehen müſſen, ſich mehr und mehr durch annähernde Zuneigung gemildert zu haben.

Die Annehmlichkeit, zu Halle den Standort ſeines Regiments in ſolch bequemer Nähe zu haben, wurde für Leopold durch manchen Verdruß aufgewogen, der ebenfalls aus dieſer Oertlichkeit entſprang. Die Univerſität daſelbſt war in großer Blüthe, die zahlreichen Studenten zu jeder Wildheit aufgelegt; ſie gaben dem Kriegerſtande an Trotz, Uebermuth und Gewalt nichts nach. Stete Händel, die häufig in blutige Schlägereien übergingen, ſtörten die Ruhe der Stadt. Unſtreitig hatte Leopold und die ganze Richtung, die er ſeinen Untergebenen mittheilte, hier die meiſte Schuld. Den Beweis, daß ein friedliches Vernehmen nicht unmöglich ſei, gab der General, nachherige Feldmarſchall Graf von Schwerin, deſſen Regiment ſeit dem Jahre 1723 in Frankfurt an der Oder ſtand, ohne daß jemals mit den dortigen, nicht weniger wilden Studenten eine Mißhelligkeit vorfiel. In Halle gab es dazu täglich Anlaß. Zuerſt wollte Leopold nicht leiden, daß die Studenten, die er inſolente Leute nannte, ſich als Zuſchauer bei dem Einüben der Rekruten herzudrängten, ſie ſollten warten, verlangte er, bis zum zweitenmale bataillonsweiſe exerzirt würde; indeß gelang es nicht immer, die neugierige dreiſte Jugend von einem ſo anziehenden Schauſpiele, das nun noch obenein verboten war, entfernt zu halten. Neckereien entſpannen ſich von beiden Seiten, Gewalt regte wiederum Gewalt auf; wo der wehrloſe Bürger ſeufzend ertrug, ſtellte ſich der waffengeübte Student mit dem Hieber zum Zweikampf ein. Was aber Leopold mit der ganzen Univerſität entzweite, war die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher ſeine Werber, ſobald es ihnen gefiel, einzelne Studenten wegnahmen, und gewaltſam zu Soldaten machten; dieſes Schickſal traf gewöhnlich die ſchönſten und größten Leute, und waren ſie einmal eingekleidet, ſo blieb alle Vorſtellung und Fürſprache, auf was für Rückſichten und Rechte ſie auch begründet ſein mochten, völlig fruchtlos. Dagegen bot auch den Studenten, welche ſich gegen die geſetzliche Ordnung vergangen hatten, der Soldatenſtand die unverletzlichſte Freiſtätte. Folgender Zug, in welchem Leopold's Laune in ganzer Derbheit zu erkennen iſt, zeigt bis zu welchem Grad in dieſen Zwiſtigkeiten Scham und Anſtand außer Augen geſetzt wurden. Ein Student, der wegen ſchlechter Streiche relegirt werden ſollte, meldete ſich zum Soldaten. Leopold fand Gefallen an dem ſtattlichen Burſchen, verſprach ihm Schutz, und befahl ihm, zuförderſt den akademiſchen Senat ſo zu begrüßen, wie Götz von Berlichingen den Hauptmann der Reichstruppen begrüßen ließ. Alle Verantwortung deßhalb übernahm Leopold. Auf ſolche Zuſage geſtützt, ſtellte ſich der Student am folgenden Tage getroſt der ergangenen Ladung vor dem Senat, hörte ſtill und ruhig an, was dieſer ihm vorleſen ließ, und als er ſeine Relegirung vernommen, ſagte er der Verſammlung kurz und bündig, was ihm aufgetragen war —, und eilte zur Thür hinaus. Pedell und Profeſſoren, alles ſtürzt voll Wuth eiligſt hinter ihm her, da tritt ſogleich Leopold aus ſeinem Verſteck ihnen entgegen, und hemmt den Schwarm, ſie mit der Frage andonnernd: „Was giebt's denn, meine Herren? wohin ſo eilig?“ — Ew. Durchlaucht, war die Antwort, ein Student, den wir relegiren mußten, hat ſo eben zu uns geſagt, wir ſollten — „Nun, meine Herren, verſetzte Leopold gelaſſen, hat das ſolche Eil?“ Inzwiſchen hatte der Student allen Vorſprung gewonnen, die Profeſſoren, zu dem erlittenen Schimpfe nun noch grauſam verhöhnt, wichen beſchämt zurück, und Leopold's ſchalkiſche Luſt freute ſich der köſtlichſten Befriedigung! Wie mit der Univerſität gab es auch mit der Bürgerſchaft immerfort Streit und Hader. Die Friedfertigkeit des einen Theils half nichts; die kleinen und großen Anläſſe zum Unfrieden fehlten nie. Man that ſich zuletzt gegenſeitig allen Verdruß, allen Aerger an; nur hatten die Bürger ſelten dabei den Vortheil. Leopold wollte den Domplatz für die Uebungen ſeines Regiments haben, die Bürgerſchaft lehnte jedoch die unberechtigte Anforderung ab, weil die Bäume, die eine Zierde des Platzes waren, Schaden leiden würden; dieſen Grund wußte Leopold zu heben; es bedurfte nur eines Winks, und in Einer Nacht waren die Bäume ſämmtlich durch ſeine Soldaten umgehauen; ſeufzend mußten ſich die Bürger dem Geſchehenen unterwerfen. Man erzählt noch jetzt in Halle, wo das Andenken des alten Schnurrbarts im Volke ſobald noch nicht erlöſchen wird, viele theils härtere, theils luſtige Streiche, in welchen ſeine unerſchöpfliche Laune ſich ausgelaſſen hat. Beſonders der Neugierde, die ſich um ihn drängte, wußte er übel mitzuſpielen. Ein Theil ſeiner Kleidung war mit einem einzigen Knopfe feſtgehalten; verdroß ihn nun bei den Truppenübungen, oder wenn er durch die Straße ging, die Menge gaffender Frauenzimmer, beſonders der wohlgekleideten und geputzten, ſo bedurfte es keiner großen Veranſtaltung, um ſie vom Platz und von den Fenſtern ſchleunigſt zu verſcheuchen. Seine Späße in dieſer Art überſchritten jede Schranke; inmitten einer Geſellſchaft von Herren und Damen ließ er ſich einſt eine Meldung bringen durch einen Grenadier, der in völliger Bewaffnung, mit Patrontaſche, Mütze und Stiefelletten nach ſtrengſter Vorſchrift angethan, aber übrigens völlig unbekleidet hereintreten mußte; Leopold behauptete, als Soldat ſei der Kerl ſo noch ganz vollſtändig, und nichts gegen ihn einzuwenden. Aber ernſtere Vorgänge, gewaltſame Eingriffe und gröbliche Beleidigungen veranlaßten Bürgerſchaft und Univerſität zu häufigen Klagen bei dem Könige, und von dieſer Seite hatte Leopold oft bittere Vorwürfe und herben Unmuth zu tragen. Ja, es geſchah ihm das Unerhörteſte, was ſeinem kriegeriſchen Stolze begegnen konnte. Im Jahre 1731 waren abermals durch Verſchulden eines Offizieres große Zwiſtigkeiten mit den Studenten ausgebrochen; diesmal verlangte die Univerſität ſtrenge Genugthuung, ſie war im Begriffe auseinanderzugehen. Da verfügte der König in ſeinem gerechten Einſehen die Verlegung des Regiments. Leopold gerieth außer ſich, er ſetzte alles in Bewegung, allein umſonſt; es blieb unwiderruflich bei dem ertheilten Befehl. Vieler Tage Ungebühr wurde durch die Schmach des Einen Tages vergolten, an welchem Leopold in höchſtem Grimm und tiefſter Beſchämung mit ſeinem Regimente von Halle ausziehen mußte. Doch ging der Zug nicht weit; die Bürger wünſchten ihre Beſatzung nicht zu verlieren, die Studenten zeigten wenig Groll. Man gab gegenſeitig gute Verſprechungen, die Ruhe ſtellte ſich her, und Leopold durfte bald mit ſeinem Regimente wieder nach Halle zurückkehren, wo der Friede darauf eine Zeitlang etwas beſſer gehalten wurde.

Im Jahre 1731 war es nahe daran, daß Leopold's alter Wunſch, ſeinen Neffen, den Markgrafen von Schwedt, mit einer der Königlichen Prinzeſſinnen vermählt zu ſehen, erfüllt würde. Der König von Preußen wurde der Verhandlungen mit Großbritannien, welche durch den beharrlichen Eifer der Königin ſtets fortwährten, aber zu keinem Ergebniß führten, endlich ganz überdrüſſig, und beſchloß, damit der Sache völlig ein Ende gemacht würde, ſeine Tochter Wilhelmine zu verheirathen. Er ließ der Prinzeſſin die Wahl zwiſchen dem Markgrafen von Schwedt, dem Herzoge von Sachſen-Weißenfels und dem Erbprinzen von Baireuth. Sie gab jedoch dem letztern, den ſie noch nicht geſehen hatte, vor den beiden erſtern, die ſie ſchon kannte, eben deßhalb den Vorzug. Am 1. Juni geſchah die Verlobung, nachdem Tages vorher ein Kourier endlich, wiewohl nun zu ſpät, den Auftrag des Königs von England überbracht hatte, wegen der Heirath des Prinzen von Wallis abzuſchließen. Im November fand die Vermählung mit dem Erbprinzen von Baireuth Statt, und wurde mit vielen Feſtlichkeiten begangen. Der Kronprinz erſchien am Tage nach der Hochzeit aus Küſtrin zum erſtenmale wieder am Hofe ſeines Vaters. Muſterungen und Uebungen der Truppen fehlten bei ſolcher Gelegenheit nie, und inſofern konnte Leopold, wie wenig auch ſonſt die Dinge ſeinen Wünſchen entſprachen, bei ſolchen Feſtlichkeiten noch immer genugſamen Antheil finden. Nicht unbedeutend erſchien Leopold's Anſehen auch in den politiſchen Rathſchlägen dieſer Zeit. Ohne mit Grumbkow und Seckendorf gemeine Sache zu machen, wirkte er einſtimmig mit ihnen zur Befeſtigung des guten Vernehmens mit Oeſterreich. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen, nachher als deutſcher Kaiſer Franz der Erſte genannt, machte im Februar 1731 auf der Rückreiſe von England und Holland einen Beſuch in Berlin, um zu der bevorſtehenden Wahl eines römiſchen Königs die Gunſt Friedrich Wilhelm's für ſich anzuſprechen. Leopold reiſte ihm nach Magdeburg entgegen, empfing ihn daſelbſt mit größten kriegeriſchen Ehren unter Abfeuerung des Geſchützes, und bewies ihm während einer plötzlichen Krankheit, die ſeinen Aufenthalt bis auf zehn Tage dort verlängerte, alle ſorgſamſte Beiferung. Beide kamen darauf nach der Hauptſtadt, und Leopold verſäumte ſeinerſeits nichts, was die Freundſchaftsbande zwiſchen beiden Höfen vermehren konnte. Zu gleicher Zeit kamen der Herzog von Braunſchweig-Bevern, die Herzogin, ſeine Gemahlin, die eine Schweſter der Kaiſerin war, mit ihren Kindern nach Berlin, von welchen die Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine, Nichte der Kaiſerin, bereits dem Kronprinzen zur Gemahlin beſtimmt worden, nicht ohne Rückſicht auf den Kaiſerlichen Hof, dem dieſe Verbindung angenehm ſein mußte. Im Sommer deſſelben Jahres hatte der König von Preußen, auf beſonderen Betrieb Seckendorf's, mit Kaiſer Karl dem Sechſten in Böhmen eine perſönliche Zuſammenkunft.

Leopold war bei dieſer nicht gegenwärtig; ihn traf zu derſelben Zeit ein häuslicher Unfall, welcher ihn tiefer bewegte, als bei ſeiner ſonſt verhärteten Gemüthsart zu erwarten ſein konnte. Seine Tochter Luiſe, regierende Fürſtin von Anhalt-Bernburg, lag hoffnungslos danieder; ſie wünſchte vor ihrem Ende noch zum letztenmal ihren Vater an der Spitze ſeines Regiments aus den Fenſtern ihres Schloſſes zu ſehen. Einem ſolchen Wunſche der geliebten Tochter konnte Leopold nicht anders als willfahren. In tiefſter Traurigkeit brach er mit ſeinem ganzen Regimente von Halle nach Bernburg auf; kaum daſelbſt eingerückt, warf er ſich lautſchluchzend zur Erde, und betete voll Inbrunſt: „Herr, ich bin kein ſolcher Lump, der dir bei jeder Hundsfötterei mit Gebeten beſchwerlich fällt! Ich komme nicht oft, will auch ſobald nicht wieder kommen; ſo hilf mir denn auch jetzt, und laß meine Tochter geſund werden!“ Inzwiſchen rückte das Regiment unter Kriegsmuſik über den Schloßhof, die Fürſtin erhob ſich zum Fenſter, und bezeigte die größte Zufriedenheit über die ſchönen Truppen, welche Leopold unter Heulen und Weinen ihre Uebungen machen ließ. Das Regiment wurde hierauf mit Bier und Brot bewirthet, die Offiziere ſpeiſten an der Fürſtlichen Tafel. Leopold aber verließ die

Verſammlung, ſetzte ſich auf das Geländer der Saalbrücke, und weinte. Die Fürſtin überlebte dies Schauſpiel nur wenige Tage; der Vater kehrte voll herben Kummers mit ſeinem Regimente nach Halle zurück. Jahrelang nachher lud ihn der Fürſt von Anhalt-Bernburg zu ſich ein; Leopold verſprach zu kommen, und begab ſich von Halle mit großem Gefolge dahin auf den Weg; dicht vor Bernburg aber, als er des Schloſſes recht anſichtig wurde, hielt er an, und kehrte dann kopfſchüttelnd wieder um, indem er ſagte: „Ich mag den Ort nicht wiederſehen, wo meine Luiſe hat ſterben müſſen.“

An Truppenübungen und Waffenſpielen durfte es auch bei den Feierlichkeiten nicht fehlen, die im Jahre 1733 zur Vermählung ſowohl des Kronprinzen als auch bald nachher der Prinzeſſin Philippine Charlotte, dritten Tochter des Königs, welche den Prinzen von Braunſchweig-Bevern heirathete, zu Berlin Statt fanden. Im folgenden Jahre 1734 aber ſollten die kriegeriſchen Uebungen, nach langer Friedensdauer, wieder zu ernſten Kriegsereigniſſen aufſteigen. Gegen Oeſterreich und Rußland, welche die Anſprüche des ſächſiſchen Hofs in Polen unterſtützten, trat Frankreich als Vertheidiger des von den Polen gewählten Königs Stanislaus Lesczinski auf. Für Leopold jedoch wurde die Befehlsführung, welche ſeinem Ehrgeize nicht entgehen zu können ſchien, durch die Rückſichten ſelbſt, welche dieſer ihm auferlegte, wiederum verhindert. Schon zu Ende des Jahres 1733 hatte Leopold mit Einwilligung des Königs von Preußen, bei dem Reichstage zu Regensburg für ſich die zweite Feldmarſchallsſtelle des deutſchen Reichs angeſprochen, welche durch den Tod des regierenden Herzogs von Würtemberg im Oktober erledigt worden war. Als Mitbewerber um die Stelle waren der Nachfolger des Herzogs von Würtemberg und der Herzog von Braunſchweig-Bevern aufgetreten. Das Reich, durch den inzwiſchen erfolgten Uebergang der Franzoſen über den Rhein in ſeinen langſamen Berathungen diesmal etwas beſchleunigt, faßte nach vielen Schwierigkeiten im Mai 1734 den Beſchluß, alle drei Bewerber zu Reichsfeldmarſchällen zu ernennen. Leopold aber, ſeit 22 Jahren Feldmarſchall im preußiſchen Kriegsdienſte, und, dieſem Dienſtalter nach, in Gemäßheit früherer Gewohnheit und Uebereinkunft, zu der erſten Stelle berechtigt, war nur mit der dritten bedacht worden. Sowohl Leopold als auch der König, deſſen eifrigſte Verwendung hier dem Rechte ſelbſt nichts gefruchtet hatte, war höchſt aufgebracht. Der König verlangte ſogar, Leopold ſollte die empfangene Würde unter dieſen Umſtänden lieber ganz ausſchlagen, doch dieſer, vielleicht durchblickend, daß der König ihm nur das neue, im Grunde doch ungern beförderte Dienſtverhältniß für immer abgeſchnitten ſähe, war diesmal gelaſſener, und begnügte ſich dem Reichstage auf ſein Ankündigungsſchreiben nicht zu antworten. In dieſem zweideutigen Verhältniſſe jedoch konnte ſich für Leopold bei dem Heere keine ſeinem Rang und ſeinem Ruhm entſprechende Stellung ergeben, und ſeine Anſprüche verurtheilten ihn zur Unthätigkeit. Die preußiſchen Truppen, welche Seckendorf's diplomatiſche Geſchicklichkeit noch in Folge des Vertrags von Wuſterhauſen als Hülfstruppen für den Kaiſer ausgewirkt hatte, betrugen nur 10,000 Mann, und wurden von dem General von Röder befehligt, der aber wegen Altersſchwäche meiſt dem Sohne Leopold's, Leopold Maximilian, der ihm als Generallieutenant zur Seite gegeben war, die Leitung des Ganzen überlaſſen mußte. Auch die übrigen vier Söhne Leopold's machten den Feldzug mit; zum Danke, daß ihm in dieſem Kriege alle fünf Söhne unbeſchädigt erhalten worden, baute Leopold im April des folgenden Jahres eine neue Kirche zu Wadendorf, welche die Fünfbrüderkirche genannt wurde. Indeß begaben ſich der König ſelbſt und der Kronprinz, begleitet von Leopold, von dem General von Buddenbrock und dem Oberſten von Derſchau, als Freiwillige zu dem Heere, welches unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen von Savoyen den Entſatz der Reichsfeſtung Philippsburg bewirken ſollte, die von den Franzoſen unter dem Herzoge von Berwick mit harter Belagerung bedrängt war. Sie trafen am 13. Juli über Heilbronn in dem Hauptquartier ein. Der Greis Eugen aber war an Sinnen und Gedächtniß ſo geſchwächt, daß er Leopold zuerſt gar nicht erkannte; doch ſtellte ſich darauf ihr altes Verhältniß gleich wieder her, und auch in rohen Scherzen konnte ſich, wie ehemals, ihre

Vertraulichkeit gefallen. Der König hatte hier mit Eugen das beſte Vernehmen, und bezeigte ihm die größte Hochachtung; alle Eindrücke der früheren Geſchichten waren ausgelöſcht. Vergebens aber ſuchten der König und Leopold den alten Feldherrn zu einer kräftigen Unternehmung zu bewegen; der einſt ſo kühne Held war keines ſtarken Entſchluſſes mehr fähig; nachdem er das franzöſiſche Lager beſichtigt, erklärte er den Angriff deſſelben für unausführbar, und Philippsburg wurde ſeinem Schickſal überlaſſen. Im Angeſicht Eugen's und ſeines ganzen Heeres mußte dieſe Feſtung, nachdem der General von Wutgenau ſie mit äußerſter Tapferkeit vertheidigt, und der Feind viele Leute, ja den Herzog von Berwick ſelbſt, davor verloren, am 18. Juli in die Gewalt der Franzoſen fallen. Die Anweſenheit des Königs und Leopold's half bei den preußiſchen Truppen die Kriegszucht wieder herſtellen, welche auf dem Durchzuge durch die geiſtlichen Staaten, Fulda, Bamberg und Würzburg, zum Theil freilich aus Schuld mangelnder Verpflegung, ſchrecklich gelitten hatte. Auf die Kriegsbewegungen aber blieb ihre Gegenwart ohne Einfluß. Auch der Kronprinz, welcher hier unter Leopold's Anleitung den Krieg lernen ſollte, fand ſich getäuſcht, denn ſo gut der Lehrmeiſter ſein mochte, ſo ſchlecht war die Schule; indeß erwarb er Anſchauungen mancher Art, und lernte Menſchen und Sachen kennen. Eugen war wie durch Altersſchwäche auch durch Bedenklichkeiten, die ihm auferlegt worden, völlig gelähmt, und der Feldzug verging in ſchlaffer Unthätigkeit. Da gar nichts vorfiel, ſo verließ der König am 15. Auguſt das Heer. Leopold begleitete ihn nebſt dem Kronprinzen bis Mainz, und beſuchte hierauf, nach empfangenen Päſſen, das franzöſiſche Lager, wo man ihm, als einem fremden Fürſten und großen Feldherrn, alle Ehren erwies, und kehrte dann zu dem Reichsheere zurück. Weil jedoch durchaus nichts von Belang ſich ereignete, ſo fand auch er keine Urſache länger zu bleiben, ſondern kehrte mißvergnügt heim; worauf er ſich nach Potsdam begab, um den König zu beſuchen, der eben von einer Krankheit genas, die ihm auf ſeiner Rückreiſe zugeſtoßen war. Leopold's Anweſenheit wurde hier von ſeinen Gegnern ſehr ungern geſehen; er gab ihnen bald wieder freien Raum, indem er mit dem Kronprinzen eine Reiſe nach Stettin machte, um denſelben durch Beſichtigung der dortigen Feſtungswerke auch in dieſem Zweige der Kriegskunſt zu unterrichten.

Der Kaiſerliche Hof ſah die Nothwendigkeit ein, dem Kriege gegen Frankreich ein nachdrücklicheres Anſehen zu geben, und ſuchte zunächſt in fremder Hülfe, was am ſicherſten durch eigne Maßregeln zu erreichen war. Der Kaiſer ſandte im Februar 1735 den Fürſten Joſeph Wenzel von Liechtenſtein nach Berlin, um den König von Preußen zu größerem Antheil an dem Kriege zu bewegen. Der Fürſt beſuchte auch Leopolden in Deſſau, an welchen er gleichfalls Aufträge hatte, die mit ſeiner Hauptſendung in enger Verbindung ſtanden. Allein der König hatte von dem Heere des Kaiſers die ſchlimmſten Eindrücke heimgebracht, und bezeigte keine Luſt, ſeine herrlichen Truppen in einer ſo übelgeführten Sache hinzuopfern. Leopold aber wünſchte die ſtärkere preußiſche Theilnahme nur bedingungsweiſe, wenn ihm zugleich ein Oberbefehl bei dem Heere verliehen würde; bevor dies geſchehen, ſagte man, habe er im Gegentheil alle Kriegsanſtalten gehemmt und gehindert. Der König war mit Leopold's heftigem Verlangen, den Feldzug mitzumachen, wenig zufrieden, und lehnte deſſen erſtes ſchriftlich geſchehenes Anſuchen einſtweilen ab. Leopold antwortete, daß er den Tod davon haben würde, wenn ihm der König nicht erlaubte, mit in's Feld zu gehen. Er kam darauf gegen Ende des Mai zu den gewöhnlichen Truppenmuſterungen nach Berlin, begleitete ſodann den König nach Stettin, doch ohne ſein Geſuch zu erneuern, während doch von der Kriegsführung unaufhörlich die Rede war, und Leopold häufig mit ſpöttiſchen Anmerkungen und abſprechenden Urtheilen das Uebergewicht ſeiner Einſichten unangenehm fühlbar machte. Von Magdeburg aber ſchrieb er auf's neue an den König, und wiederholte ſein Begehren mit dem Zuſatze, daß er in ſeinen beſonderen Angelegenheiten etwas ſehr Nöthiges mit dem Prinzen Eugen zu ſprechen habe. Der König, höchſt empfindlich über dieſe Art von Rückhalt und Vorwand, überließ Leopolden zu thun, was ihm beliebte; dieſer dankte für die Erlaubniß, und erbat nun noch die Vergünſtigung, den Hauptmann von Fouqué mitnehmen zu dürfen; worauf der König erwiederte, da jener Offizier in Leopold's Regimente diene, ſo könne er über denſelben ja ohnehin verfügen. Dieſer als tapfrer General und geehrter Freund Friedrich's des Großen berühmt gewordene Mann verdient hier noch beſondere Erwähnung. Er war als Page an den Hof Leopold's gekommen, und alsdann in deſſen Regiment Offizier geworden. Leopold hatte ihm gleich den Namen geändert: „Ach was da Fouqué! ſagte er, das klingt mir zu weichlich! Weiß Er was? Er heißt von nun an Fouquet!“ Und noch heutiges Tages hat der Name nicht völlig wieder aus der Wirkung dieſes Fürſtlichen Machtſpruches ſich loswinden können. Fouqué befand ſich in einer ſtrengen Schule; die Härte und Rauhigkeit, welche ſie mit ſich führte, ſtählte ſeinen Karakter, ohne doch ſeiner feinen Bildung Eintrag zu thun; durch dieſe gefiel er beſonders dem Kronprinzen, welchen er häufig in Rheinsberg beſuchte, nicht ohne Betrieb Leopold's, wie man ſagte, der ſolche Vermittelung zu benutzen wußte. Doch ſah Fouqué ſich durch Leopold's Benehmen zuletzt veranlaßt, den Abſchied zu nehmen, und in däniſche Dienſte zu gehen. Friedrich der Große rief ihn in preußiſche Dienſte zurück, da er denn gern wieder ſeinem alten Kriegslehrer ſich anſchloß, und zugleich deſſen Wohlwollen und die Zuneigung des Königs zu verbinden wußte. — Inzwiſchen hatten ſich für Leopold wegen einer Befehlshaberſtelle in der That günſtige Ausſichten eröffnet. Von den beiden Reichsfeldmarſchällen, welche ihm vorgezogen worden, war der Herzog von Braunſchweig-Bevern kürzlich geſtorben, der Herzog von Würtemberg bedeutend erkrankt, und dadurch für Leopold die Bahn, welche er nur als Erſter betreten wollte, nun völlig frei. Eugen, der ihm fortwährend geneigt war, ergriff dieſe Gelegenheit, um ihn zur Ausübung ſeines Reichsfeldmarſchallamts eifrigſt herbei zu rufen; der alte Feldherr, die Abnahme ſeiner Kräfte mehr fühlend als eingeſtehend, wünſchte ſeinen erprobten Kriegsgefährten, ſeinen Bullenbeißer, wie er ihn zu nennen pflegte, wieder zur Seite zu haben, um auf deſſen noch ungeſchwächte Rüſtigkeit ſich zu ſtützen. Daß Leopold eifrigſt mitgewirkt, dieſe Berufung zu veranlaſſen, iſt nicht zweifelhaft. Er kam den 6. September nach Heidelberg in das Kaiſerliche Hauptquartier; allein kaum war er daſelbſt erſchienen, ſo traf auch der Herzog von Würtemberg daſelbſt ein, mehr aus Eiferſucht, als wegen ſeiner Geneſung, die noch keineswegs entſchieden war. Es war Leopold's eignes Geſchick, den Oberbefehl, welchen er mit ſo großer Begier zu erreichen ſtrebte, und zu welchem ihn allerdings alle Eigenſchaften und Rechte ſo ſehr beriefen, in den wenigſten Fällen zu erlangen. Mit getäuſchten Erwartungen blieb er als Freiwilliger ungefähr einen Monat bei dem Heere, das aber auch diesmal in gewohnter Unthätigkeit verharrte. Nachdem das Ende des Feldzugs erſchienen, und auch die Friedenspräliminarien zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zum Abſchluſſe gediehen waren, reiſte Eugen unverrichteter Sache am 3. Oktober nach Wien zurück, und Leopold mißvergnügt nach Deſſau. Beide hatten einander zum letztenmale geſehen; Eugen kam nicht wieder zum Heere, ſondern verſchied im April 1736 zu Wien faſt ohne Krankheit den Tod des Alters.

Der König war insgeheim wohl zufrieden, daß Leopold in ſeinem Vorhaben geſcheitert, wie ihm denn ſchon genug mißfiel, ſeinen Feldmarſchall auch nur dem Namen nach mit Kaiſer und Reich zu theilen, beſonders jetzt, da er täglich mehr Urſache zu haben glaubte, dem Kaiſerlichen Hofe zu grollen. Seckendorf war bei dem Reichsheere, und konnte von dorther auf die Verhältniſſe in Berlin nur unvollkommen einwirken, und es hatten ſich zwiſchen den beiden Höfen unterdeß viele Mißverhältniſſe gehäuft. Man ſchonte von öſterreichiſcher Seite damals der beſten und nützlichſten Freunde nicht. Auch Leopold wurde tief beleidigt durch eine Verfügung des Hofkriegsrathes zu Wien, welche den gothaiſchen Truppen das Fürſtenthum Anhalt zu Winterquartieren anwies. Der König reizte Leopold durch ſeine Scherze darüber noch mehr auf, war aber im Grunde ſelbſt durch den Mangel an Rückſicht, welche jene Verfügung zeigte, empfindlich verletzt. Er beklagte ſich bitter über die Art, wie ihn der Wiener Hof behandle, und ſagte, indem er auf den Kronprinzen zeigte: „Da iſt Einer, der mich einmal rächen wird!“

Von dem Kronprinzen war ſchon bekannt, daß der Anblick des Kaiſerlichen Heers in dem unthätigen Feldzuge von 1734 ihm eine geringe Meinung von der Macht und den Waffen des Kaiſers beigebracht. Leopold konnte nicht bewogen ſein, dieſer Geringſchätzung allzubefliſſen entgegenzuarbeiten, und ſo lag in dieſem Zuſammenfluſſe von übeln Eindrücken und mißbereiteten Stimmungen vielleicht der erſte Keim zu den Kriegen, welche ſpäterhin ausbrachen! Dem Kronprinzen ſchloß ſich Leopold als deſſen Lehrmeiſter im Kriegsfache mehr und mehr an; er unterrichtete denſelben nicht nur durch unmittelbare Anleitung, indem er ſtets, was irgend vom Kriegsweſen Wichtiges vor Augen kam, ihm bemerklich machte und erläuterte, ſondern er ließ ſich auch angelegen ſein, durch ſchriftliche Abfaſſungen dem mündlichen Unterricht nachzuhelfen. Schon früher hatte er zu ſolchem Behuf die Tagesbefehle des Feldzuges von Stralſund und Rügen nach ihrer Folge zuſammendrucken und durch Plane erläutern laſſen. Den Angriff einer Feſtung arbeitete er gleichfalls in der Art aus, daß er Tag für Tag angab, was geſchehen ſollte, gleichſam als ertheilte er einem Untergebenen die erforderlichen Befehle; der Kronprinz erwähnt in den Briefen an ſeinen Vater noch ſpäterhin 16 Plane ſolcher Art, die Leopold ihm geſendet habe. Das vertrauliche Verhältniß zu dem Kronprinzen blieb nicht unbemerkt, man ſah voraus, daß Leopold unter der künftigen Regierung allen Machteinfluß an ſich bringen würde; dem Könige wurde manches Mißfällige darüber beigebracht, doch ohne weiteren Erfolg, als daß hin und wieder verdrießliche Aeußerungen darüber vorfielen. Der König hielt im Sommer 1736 über ſeine Truppen bei Magdeburg Muſterung, und reiſte dann zu gleichem Zwecke nach Preußen, bei welchen Anläſſen Leopold wie ſonſt in gewohntem Anſehen und Vertrauen ihn begleitete.

Nachdem ſchon früher der Herzog von Braunſchweig-Bevern, dann der Prinz Eugen, und im Mai des Jahres 1737 auch der Herzog von Würtemberg mit Tode abgegangen, blieb Leopold als der einzige, und nun unbeſtreitbar erſte Reichsfeldmarſchall zurück. Kaiſer Karl der Sechſte aber wünſchte ſeinen Schwiegerſohn, den Herzog Franz von

Lothringen, der inzwiſchen durch die Friedenspräliminarien zum Großherzog von Toscana beſtimmt worden, und künftig ſein Nachfolger im Reiche ſein ſollte, zum Reichsfeldmarſchall befördert zu ſehen, und richtete daher an Leopold die Bitte, ſich ſelbſt noch mit der zweiten Stelle zu begnügen, und dem Herzoge die erſte einzuräumen. Aus Ehrerbietung für das Reichsoberhaupt und in Rückſicht der hohen Verhältniſſe, welche kaum eine Nebenbuhlerſchaft mit dem Herzoge geſtatteten, gab Leopold dem Anſuchen des Kaiſers willig nach, und behielt ſich nur ſeine Rechte für diejenigen Fälle vor, wo der Herzog verhindert würde, ſelbſt den Oberbefehl zu führen. Bald jedoch mußte er zu ſeinem großen Mißvergnügen den Bruch dieſer Bedingung erfahren, denn als der Herzog im April 1738 zu dem Heere nach Ungarn abreiſte, übertrug er den Oberbefehl des noch bis zum völligen Friedensſchluſſe, der erſt im November 1738 zu Stande kam, verſammelten Reichsheeres, ſo wie die Aufſicht über die Reichsfeſtungen Philippsburg und Kehl, dem Fürſten von Hohenzollern-Hechingen als ſeinem Stellvertreter, obwohl derſelbe nur erſt Generallieutenant des Reichs, und im öſterreichiſchen Dienſte General der Reiterei war. Die Sache machte ſogar beim Reichstage großes Aufſehen; der König von Preußen nahm die Zurückſetzung ſeines Feldmarſchalls ſehr übel, und Leopold ſelbſt that nachdrücklich Einſpruch, doch mußte er ſich mit den Entſchuldigungen und Ehrenerklärungen des Kaiſers diesmal zufrieden geben. Erſt im Jahre 1745 in ſeiner letzten Lebenszeit, als der Herzog nach dem Tode Kaiſer Karl's des Siebenten zum Kaiſer gewählt worden, konnte Leopold in ſein volles Recht eintreten, und auch da hatte er noch das Anſinnen eines deutſchen Hofes abzulehnen, der wiederum den Vorrang für einen ſeiner Prinzen zu erlangen wünſchte.

Im Juli 1738 begleitete Leopold den König und den Kronprinzen zu einer großen Truppenſchau nach Kleve, wo 30,000 Mann gemuſtert wurden. Im folgenden Jahre geſchah in gleicher Abſicht eine Reiſe nach Preußen, wo bei Welau ein Lager zuſammengezogen war. Unter gewohnten Beſchäftigungen und Arbeiten vergingen die Zwiſchenzeiten theils in Berlin, theils in Deſſau. Im Februar 1739 kam die Vermählung des Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt mit Leopold's zweiter Tochter Leopoldine Maria glücklich zu Stande, ein Ereigniß, welches von Leopold als ein ſehr ſchmeichelhaftes empfunden wurde. Der preußiſche Geheime Rath von Nüßler wurde mit den nöthigen Aufträgen wegen dieſer Verbindung nach Deſſau geſandt, und daſelbſt ungemein freundlich aufgenommen. Damit wir den alten Deſſauer auch einmal anders als im Soldatenrocke ſehen, möge hier die kurze Schilderung ſtehen, welche von ſeinem Erſcheinen in Nüßler's Lebensbeſchreibung vorkommt. „Endlich — heißt es daſelbſt — erſchien auch der alte Fürſt in einer grünen ſeidenen Kontuſche, mit einem Nachthut auf dem Kopf, grüßte die Anweſenden, nahm ſeine Gemahlin bei der Hand, und führte ſie in das Nebenzimmer, dahin ſich auch die andern Perſonen begaben, und nach kurzem Gebet an die Tafel ſetzten. Der Fürſt erzählte viel von dem Prinzen Eugen, Herzog von Marlborough, und andern Generalen, und beſchrieb eines jeden Stärke und Schwäche, ſprach auch von der Herkunft des großen Kraut, und von unterſchiedenen preußiſchen Miniſtern. Der Fürſt war ſehr gnädig gegen Nüßler, trank auch ſeine Geſundheit und ſein Vergnügen. Nach dem Genuß des Bratens ſtand er auf, und begab ſich nach einem kurzen Gebet in ſein Zimmer.“

Der Schauplatz am preußiſchen Hofe hatte in der letzten Zeit große Veränderungen erfahren, und größere noch waren im Anzuge. Alle Plane und Anſichten hatten ſich nach andrer Richtung geſtellt. Seckendorf war nach dem Feldzuge am Rhein nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt. Der Kaiſer hatte ihn im Jahr 1737 zum Feldmarſchall ernannt, und an die Spitze des Heeres geſtellt, welches in Ungarn gegen die Türken focht; wegen der unglücklichen Kriegserfolge aber war er zur Unterſuchung gezogen, und auf die Feſtung nach Grätz in Gewahrſam gebracht worden. Grumbkow, dieſes Beiſtandes beraubt, hatte nur mit Mühe ſein Uebergewicht behauptet; er ſuchte neue Verbindungen anzuknüpfen, und auch den Kronprinzen für ſich zu gewinnen, allein dies gelang nur unvollkommen, er fand ſich nach allen Seiten übel verwickelt, ſein Ruf war bedenklichſt angegriffen, und Mißmuth und Krankheit drückten ihn zu Boden. Er ſtarb im März 1739 als ſpätes Opfer eines Wettkampfs im Trinken, in welchen er ſich einſt mit dem Könige von Polen auf deſſen Durchreiſe in Kroſſen eingelaſſen hatte; der König Auguſt nämlich dachte Grumbkow's, dieſer des Königs Geheimniß zu entlocken; der Zweck blieb unerreicht; die ungeheure Anſtrengung aber wurde beiden Theilen zum Verderben; der König ſtarb an den Folgen bald nachher in Warſchau, Grumbkow verlebte noch ſechs Jahre in ſtetem Siechthum, bis er zuletzt ganz erlag. Der König Friedrich Wilhelm beklagte anfangs den Verluſt dieſes Staatsmannes ungemein, als er aber deſſen hinterlaſſene Papiere durchgeſehen, und Beweiſe von ſeiner Unredlichkeit gefunden zu haben glaubte, ſprach er in der Tabagie mit höchſtem Unwillen von ihm, und niemand übernahm des Verſtorbenen Vertheidigung.

Leopold ſtand nun allein an der Seite ſeines Königlichen Herrn und Freundes; allein dieſer ſelbſt war bereits dem Ziele ſeiner Regierung nahe. Schon auf der letzten Reiſe nach Preußen hatte Friedrich Wilhelm durch bedeutende Krankheitsanfälle ſehr gelitten. Der Winter brachte ſeiner zerſtörten Geſundheit keine weſentliche Beſſerung, und im Frühjahre 1740 wurde ſein Zuſtand immer ſchlechter. Leopold meldete ihm in dieſer Zeit, in Wien ſollten die Kaiſerlichen Regimenter um zwei Drittheile vermindert werden, und rieth einige tauſend Mann zur Vermehrung des preußiſchen Heeres dort anzuwerben, allein der König war ſchon ſo ſchwach, daß er auf den ſonſt höchſtwillkommnen Vorſchlag nur antwortete, er ſei dem Tode nahe, und habe alles ſeinem Sohne geſagt. Auf die Nachricht von dem lebensgefährlichen Zuſtande des Königs eilte Leopold am 30. Mai von Deſſau nach Potsdam, wo er am nämlichen Tage eintraf, und von dem Könige als treuer, alter Freund zärtlichſt empfangen wurde. Am folgenden Tage befand ſich der König ſehr ſchlecht, ließ ſich aber dennoch an ein Fenſter bringen, und befahl, die Pferde ſeines Marſtalls im Hofe vorzuführen. Er hieß Leopold und den Generaladjutanten von Hacke jeden ſich ein Pferd wählen; Leopold ſchien ihm zu ſchlecht gewählt zu haben, und er ſelbſt ſuchte demſelben ein beſſeres aus; er ſagte, er gebe das Pferd als ein vom Dienſt ausſcheidender Oberſt dem älteſten Feldmarſchall, und fügte noch das Geſchenk eines prächtigen Sattels und eines Paars koſtbarer Piſtolen hinzu. Dann nahm er von Leopold zärtlich Abſchied, und entließ ihn mit allen Uebrigen, um ſeine letzten Augenblicke Gott zu widmen. Er ſtarb noch deſſelbigen Tages, ergeben, ſagt Friedrich der Große, wie ein Chriſt, und ſtandhaft wie ein Weiſer.

Pöllnitz erzählt, in noch ungedruckten Denkwürdigkeiten zur Lebensgeſchichte Friedrich's des Großen, in einer bei Preuß angeführten Stelle: „Nach dem Tode ſeines Vaters ſei Friedrich in heftigem Schmerze geweſen, als der alte Deſſauer ſich habe anmelden laſſen, um ſein Beileid zu bezeigen; ſogleich habe Friedrich ſich zuſammengenommen und keinen Schmerz mehr blicken laſſen; heulend wie ein Kind ſei der Fürſt nun eingetreten, habe eine Rede gehalten, und gebeten ihm und ſeinen Söhnen ihre Stellen im Heer, und ihm ſeinen bisherigen Einfluß und Macht zu laſſen; hierauf habe Friedrich geantwortet, ſeine bisherigen Stellen werde er ihm gern belaſſen, da er erwarte, daß der Fürſt ihm ſo treu dienen werde, wie dem vorigen Könige, was aber Macht und Einfluß betreffe, ſo werde in der neuen Regierung der König allein Macht haben, und Einfluß niemand."

Mit der Thronbeſteigung des neuen Königs erhob ſich in der That eine neue Geſtalt der Dinge, deren Entwickelung man weit entfernt geweſen war zu ahnden. Der junge Fürſt, der jetzt die Regierung antrat, war von Wenigen eigentlich gekannt; man hatte ſeinen wahren Karakter und Werth in den Verhältniſſen, in welchen theils offenbarer Zwang, theils heimliche Freiheit, ihn ſeiner ruhigen Faſſung entäußerten, nicht zu beurtheilen vermocht. Zwar wußte man, daß er mit ſtrengem Eifer die genaueſte Erlernung alles deſſen betrieben, was irgend in das Kriegsfach einſchlug, daß er ſein Regiment in trefflicher Ordnung und Uebung erhalten, und auf alle Weiſe ſorgſam jeder Dienſtobliegenheit vorgeſtanden, allein man hielt alles dieſes bloß für Ergebung in den väterlichen Sinn und Willen, und glaubte ihn ſelbſt dem Kriegsweſen abgeneigt, und einzig der franzöſiſchen Schöngeiſterei zugethan. Groß war daher das Erſtaunen, als man den nunmehrigen König ſeine gewohnte Beſchäftigung mit den Truppen nicht nur eifrigſt fortſetzen, ſondern auch das bereits 100,000 Mann ſtarke Heer mit 15 neuen Bataillons noch vermehren ſah. Auch Leopold, deſſen Scharfblick ſonſt nicht leicht getäuſcht wurde, mußte ſeinen Irrthum gewahr werden, und durfte ſich freuen, den kriegeriſchen Geiſt des vorigen Herrſchers unter dem jetzigen fortdauern zu ſehen. Leopold wurde in allen ſeinen Würden und Aemtern beſtätigt, und reiſte ſogleich nach Magdeburg und Halle, wo er die Truppen dem neuen Könige ſchwören ließ. Sein ſchönes Regiment führte er ſelbſt bei dieſem Anlaſſe vor die Stadt auf das freie Feld, und hielt nach geſchehener Eidesleiſtung feierlich ſeinen Wiedereinzug. Er kehrte nach Potsdam zurück, um daſelbſt in der Garniſonkirche dem feierlichen Leichenbegängniſſe des verſtorbenen Königs beizuwohnen, er ſelbſt und der Herzog von Holſtein-Beck führten dabei den jungen König in ihrer Mitte. Leopold's Anſehen ſchien bei der Wendung, welche die neue Regierung nahm, nur noch höher ſteigen zu müſſen. Schon bisher ſtand er als gewaltiger Führer im preußiſchen Heere ſonder Gleichen; er hatte die Preußen vor dem Feind überall zum Siege geführt, im Frieden faſt unbeſchränkt in dem Heere geſchaltet; die Truppen ſämmtlich ſahen ihn als ihr gefürchtetes Haupt an, ihre kriegeriſche Erziehung hatten ſie größtentheils von ihm; Beförderung und Ruhm der Offiziere wurde durch ſein Urtheil beſtimmt; in allen Regimentern hielten ſich ergebene Anhänger feſt an ihn, als bei welchem allein Heil und Glück zu finden war. Aber auch in dieſer Beziehung ſollte der Anſchein diesmal getäuſcht haben. Friedrich ſchätzte in Leopold den heldenmüthigen Krieger, den Ordner des Heeres, den Begründer ſo vieler Kriegstüchtigkeit; aber den Menſchen in ihm liebte er nicht, nicht ſeine grauſame Strenge, nicht ſeine rauhen Sitten, ſeine herriſche Gewaltſamkeit. Friedrich führte ſogleich eine ſanftere Behandlung bei den Truppen ein, und verbot das unmäßige Schimpfen und Schlagen; indem er auf dieſe Weiſe die Soldaten zu den Offizieren, und dieſe zu den Generalen, in ein günſtigeres Verhältniß ſtellte, hielt er ſelbſt ſich zu den letztern in minderer Vertraulichkeit, als ſein Vater gethan. Auch Leopold mußte bald gewahr werden, daß er dem Könige minder nahe ſtehe. Der erſte wichtige Schlag aber, der wider ſein Erwarten und gegen ſeinen Sinn geſchah, war die Ernennung des Generals von Schwerin, der zugleich mit ſeinem Bruder in den Grafenſtand erhoben wurde, zum Feldmarſchall. Schwerin war faſt in allen Dingen, die Kriegskunde und Tapferkeit abgerechnet, in welchen er jeden Wetteifer beſtehen konnte, das Gegentheil von Leopold, ſanft und menſchenfreundlich in ſeinen Empfindungen, einnehmend in ſeiner äußeren Erſcheinung, feingebildet im geſelligen Verkehr. Leopold und ſein zahlreicher Anhang befeindeten ihn heftig, und ſuchten ihm auf alle Weiſe bei dem Könige zu ſchaden. Durch das ganze Heer erſtreckten ſich in geheimer Spaltung gleichſam zwei Partheien, von welchen die Parthei Leopold's in allen überwiegenden Vortheilen althergebrachten Beſitzes war, und des herrſchenden Augenblicks nur vorübergehend zu entbehren ſchien. Nach mancherlei Vorgängen aber, in welchen deutlich genug wurde, daß der König in ſeinem Feldherrn keinen Lehrmeiſter mehr wolle, noch deſſen Meinung unbedingt der eignen Einſicht vorziehe, entſtand eine große Kälte zwiſchen Beiden, und Leopold ließ in ſeinem Eifer, ſich am Hofe zu zeigen, ſehr nach.

Als er voll Ingrimm nun ſich in Deſſau zurückgezogen hielt, und täglich in bittern Worten ſein Herz erleichterte, erſchien unerwartet der König bei ihm zu Beſuch, fuhr mit ihm ſpaziren, und ſpeiſte dann mit ihm. Leopold brummte finſter vor ſich hin, und ſprach faſt kein Wort. Endlich fragte Friedrich ihn: „Was iſt Ew. Liebden?“ — „Ich wollt, ich wäre todt!“ erwiederte der Fürſt. — „Dazu können Ew. Liebden kommen, ſagte Friedrich, eine Piſtole oder gute Büchſe.“ — „Ich bin ein guter Chriſt,“ unterbrach ihn Leopold raſch. — „Nun, es giebt auch andre Mittel, fuhr der König fort, die nicht ſo nach Selbſtmord ausſehen; laſſen Sie ſich zum Beiſpiel ein paar Stunden lang auf dem Knüppeldamm hin und her fahren, auf dem Sie mich ſpazieren gefahren, das könnte ſchon fruchten! Mir wenigſtens war faſt ſchon die Seele aus dem Leibe.“ Augenblicklich erheiterte ſich Leopold, vergaß ſeinen Groll, und nun ging das Geſpräch munter fort, und man ſchied dem Anſcheine nach in guter Freundſchaft.

Am 20. Oktober 1740 ſtarb der Mannsſtamm des Hauſes Habsburg mit Kaiſer Karl dem Sechſten aus, ein Ereigniß, welches alsbald die Mächte von Europa in Bewegung ſetzte. Seine Tochter Maria Thereſia, Königin von Ungarn und Böhmen, ſollte dem Kaiſer, der pragmatiſchen Sanktion gemäß, in allen ſeinen Erbreichen nachfolgen. Allein jenes Hausgeſetz, deſſen Anerkennung Karl der Sechſte mit großen Mühen und Opfern bewirkt hatte, zeigte ſich als eine nur ſchwache Gewähr. Von mehreren Seiten erhoben ſich Anſprüche ſowohl auf das Ganze der Erbſchaft, als auf einzelne Theile derſelben. Friedrich der Große ſäumte nicht, ſein Recht auf einige ſchleſiſche Fürſtenthümer geltend zu machen, und beſchloß, da von Unterhandlungen wenig zu hoffen war, mit den Waffen in der Hand in Schleſien einzufallen. Das Vorhaben des Königs fand bei den Miniſtern und Generalen, welchen er daſſelbe zuerſt mittheilte, nur Zweifel und Widerſpruch. Beſonders zeigte ſich Leopold aufgebracht und entrüſtet; er hatte für unmöglich gehalten, daß in Preußen ſolch ein Gedanke ohne ſein Mitwiſſen entſtehen dürfte, er fand ſich in ſeinem wohlerworbenen, anerkannten Anſehen beleidigt, und überdies in ſeinen innerſten Empfindungen verletzt. Das öſterreichiſche Heer war ihm nahverwandt wie das preußiſche; beiden zugleich angehörend hatte er ſeinen erſten Kriegsruhm erfochten. Dem Kaiſerlichen Hauſe war er vielfach zugethan und verpflichtet, und nie hatte er ſich träumen laſſen, daß er demſelben jemals in kriegeriſcher Feindſchaft gegenüberſtehen ſollte. Den Oberbefehl aber, welchen zu führen unter ſolchen Umſtänden ihn zwar ſchmerzen doch auch reizen durfte, ſah er ſich keineswegs angeboten, und nichts deutete darauf, daß derſelbe ſeinen Händen vertraut werden würde. Aus allen dieſen Gründen war er dem Plane heftig entgegen, und verſuchte zuerſt durch ſein feldherrliches Machtwort die ganze Sache gleich im Beginn zu unterdrücken. Er widerſprach dem Könige mit allem Trotze des Beſſerwiſſens, und mahnte von dem thörichten Vorhaben mit der hochfahrenden Ueberlegenheit ab, welche das erfahrungsreife Alter dem jüngeren Muthe gegenüber ſo gern annimmt. Da dieſes ohne Wirkung blieb, ſo weiſſagte er Unglück und Verderben. Einem Feldherrn ſolches Ruhmes und Anſehens gelang es leicht, durch ſeine Mißbilligung die Muthigſten mit Beſorgniß zu erfüllen, er ſprach ſo laut und rückſichtslos gegen das Vorhaben des Königs, daß dieſer bedacht ſein mußte, dem üblen Geiſte, der ſich unter den Generalen und höheren Offizieren zu verbreiten anfing, auf alle Weiſe wieder entgegen zu arbeiten. Man ſprach von dem ungeheuern Mißverhältniſſe beider Mächte, von der Trefflichkeit der öſterreichiſchen Truppen, von ihrer großen Ueberzahl. Schon, daß Leopold, wie bald verlautete, weder den Oberbefehl führen, noch überhaupt den Feldzug mitmachen würde, ſchien von übler Vorbedeutung; man traute dem jungen Könige, wie früher keine Neigung, ſo jetzt wenig Fähigkeit für die Angelegenheiten des Krieges zu. Leopold begab ſich infolge dieſer geſpannten Verhältniſſe nach Deſſau. Hier vernahm er bald den wirklich erfolgten Anfang des kühnen Unternehmens. Der König war den 16. Dezember mit 40,000 Mann in Schleſien eingefallen. Leopold ſagte bei der Nachricht in Gegenwart ſeines Sohnes Moritz, der gerade bei ihm war: „Das iſt ein ſchlimmes, gefährliches Spiel, das er da ſpielt.“ Der Prinz fragte einwendend: „Nun, hat er denn nicht Recht dazu?“ — „So viel, wie Du!“ antwortete jener. — Die Sache ging indeß raſch genug von Statten. Faſt ohne Blutvergießen erfolgte die Beſetzung des größten Theils von Schleſien, und im Januar des folgenden Jahres 1741, nachdem ſtarke Kälte eingetreten, nahmen die Truppen daſelbſt ruhig ihre Winterquartiere. Deſto ernſtlicher aber ſchien der nächſte Feldzug werden zu müſſen, in welchem die leichte Eroberung gegen die inzwiſchen geſammelte öſterreichiſche Heeresmacht behauptet werden ſollte. Friedrich kam zu Ende des Januars aus Schleſien nach Berlin zurück, um ſich zu dem bevorſtehenden Kampfe nachdrücklicher zu rüſten. So wichtigen Entſcheidungen entgegengehend, wünſchte er der Einſicht und Mitwirkung ſeines erfahrenſten Feldherrn nicht länger zu entbehren. Er berief demnach Leopold zu ſich nach Berlin, und dieſer, nachdem die Sachen ohne ſein Zuthun einmal dieſen Gang genommen, fand kein Bedenken mehr, ſeinen kriegeriſchen Eifer dem Begonnenen zu widmen. Bedeutende Verſtärkungen, welche vor dem Abzuge regelmäßig von Leopold gemuſtert wurden, gingen nach Schleſien; der König ſelbſt behielt ſich den Oberbefehl dort vor; doch während er Leopold von dem eigentlichen Schauplatze der Kriegsbegebenheiten gefliſſentlich entfernt hielt, wußte er deſſen Kraft und Anſehen auf andrer Seite trefflich zu gebrauchen.

Die Höfe von Dresden und Hannover zeigten gegen Preußen höchſt unſichre Geſinnung, und der König beſchloß gegen dieſe Mächte, zur Sicherung ſeiner Staaten, während er ſelber tief in Schleſien beſchäftigt wäre, ein Beobachtungsheer von 30,000 Mann in der Mark zuſammenzuziehen. Den Oberbefehl über dieſes Heer empfing Leopold, welcher, nachdem er zur Beſtellung ſeiner eignen Angelegenheiten kurze Zeit in Deſſau verweilt, vom 11. März an in Berlin allen kriegsthätigen Eifer entfaltete, jene Truppenmacht ſchlagfertig aufzuſtellen. Sein eignes Regiment rückte aus Halle dazu herbei. Im Anfange des April ſchlug er ſein Lager zwiſchen Genthin und Brandenburg auf. Mit den benachbarten Edelleuten unzufrieden, bedrückte Leopold ihre Güter mit großer Härte, und ſeine ſonſt in ſtrenger Zucht gehaltenen Soldaten richteten arge Verwüſtungen an, worüber heftig geklagt wurde. Doch Leopold kümmerte ſich wenig darum. Seine Gemahlin mit den unvermählten Prinzeſſinnen und jüngeren Prinzen nahm für die Dauer des Lagers ihre Wohnung auf der Domprobſtei zu Brandenburg; die älteren Prinzen, Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, dienten bei dem Heere des Königs in Schleſien. Schon am 9. März hatte Leopold Maximilian die Feſtung Groß-Glogau durch rühmliche Waffenthat erobert. Am 10. April gewann der König die Schlacht von Mollwitz, welchen Sieg Leopold in dem Lager von Genthin durch ein Tedeum und den Donner des Geſchützes feierte; einigen Antheil an demſelben durfte er ſich auch in der Ferne gewiſſermaßen zurechnen; die Trefflichkeit des durch ihn gebildeten Fußvolks hatte ſich im höchſten Glanze gezeigt. Ihm perſönlich wurde diesmal keine Gelegenheit zu kriegeriſchen Thaten. Dafür ließ er deſto eifriger den ganzen Sommer hindurch ſeine Truppen in unaufhörlichen Waffenübungen ausrücken, zu größter Beläſtigung der Gegend und ihrer Bewohner. Noch in ſpäterer Zeit ließ Eberhard von Rochow auf Rekahn bei dieſem Dorf einen Steinhaufen als Denkmal aufſchütten, mit der Inſchrift: „Im Jahre 1741 ſtand auf dieſen Bergen das preußiſche Lager von dreißigtauſend Mann in zwei Treffen fünf Monat, von Göttin bis Krane, zum unerſetzten Schaden dieſer Güter.“ Auch errichtete er während dieſer Zeit ſechs Schwadronen Huſaren, welcher Waffengattung im preußiſchen Heere, gegenüber den zahlloſen Schwärmen leichter Reiterei des Feindes, ein fühlbarer Mangel war; anfangs gab er dieſen Huſaren Lanzen, die aber bald mit dem zweckmäßigeren Säbel vertauſcht wurden. Mit glücklichſtem Erfolge war die thätige Sorgfalt des Königs bemüht, die bisher gegen das Fußvolk ſo ſehr verabſäumte Reiterei zu gleichem Grade der Abrichtung und Zuverläſſigkeit zu erheben. Leopold, wenn auch eifrig zu dieſem Zwecke mitwirkend, blieb darum nicht minder ſeiner eingewurzelten Vorliebe für das Fußvolk getreu. Im September wurde das Lager von Genthin nach Gröningen an die ſächſiſche Gränze verlegt, im Oktober aufgehoben, und die Truppen in die Winterquartiere vertheilt, indem durch die Uebereinkunft vom 27. September zu Hannover zwiſchen Frankreich und Großbritannien jede Beſorgniß auf dieſer Seite für Preußen ſchwinden durfte. Der König berief nun Leopold nach Schleſien, wo der Feldzug durch die Belagerung von Neiße beſchloſſen wurde, die jedoch kein merkwürdiges Ereigniß darbieten konnte, da die Vertheidigung, infolge ſchon eingeleiteter Friedensverhandlungen, bloß zum Scheine geſchah, und die Uebergabe, welche nach 12 Tagen am 30. Oktober Statt fand, ſchon im voraus mit dem öſterreichiſchen Feldherrn Grafen von Neipperg verabredet worden war. Die Anſtalten des Angriffs hatte der Prinz Dietrich von Anhalt-Deſſau geführt. Leopold beſichtigte nach der Einnahme mit dem Könige die Feſtungswerke, die nach ſeiner Angabe ſogleich mit neuen Arbeiten verſtärkt wurden. Hierauf begleitete er den König nach verſchiedenen Orten, die er in dem eroberten Lande zu ſehen wünſchte, und endlich nach Breslau, wo dem neuen Herrſcher von der Bürgerſchaft die Huldigung geleiſtet wurde. Von Berlin, wo er ſich von dem Könige beurlaubte, kehrte Leopold nach Deſſau zurück. Während des Winters errichtete er daſelbſt, nach beſonderem Auftrage des Königs, zwei Mineurkompanieen, wozu die nöthige Mannſchaft aus den Bergleuten des Harzes geworben wurde.

Die Friedensverhandlungen, in deren Erfolg man keinen Zweifel geſetzt hatte, zerſchlugen ſich gleichwohl wieder, und das Jahr 1742 begann unter neuen Kriegsausſichten. Das deutſche Reich hatte den Kurfürſten von Baiern als Karl der Siebente zum Kaiſer gewählt, und die preußiſchen Waffen, jetzt auf's neue dem, zwar nicht mehr öſterreichiſchen, Kaiſerthum verbunden, erſchienen wieder im Felde, gegen Oeſterreich und deſſen Verbündete die Wahl zu vertheidigen. Frankreich war zu gleichem Zwecke gegen Oeſterreich aufgetreten, und Sachſen demſelben Zuge gefolgt. Schon im Januar war der König zu dem Heere nach Schleſien abgegangen, und darauf nach Mähren vorgedrungen; im März, als die Kriegsunternehmungen ernſtlicher wurden, ſandte er an Leopold den Befehl, einen Theil der Truppen, welche früher im Lager bei Genthin geſtanden, nach Böhmen zu ſenden, wohin ſich der Kriegsſchauplatz indeß gezogen, mit dem größeren Theile aber ſelbſt nach Oberſchleſien zu rücken, wo auch die Truppen, welche ſein Sohn Prinz Dietrich befehligte, ſeinem Befehl untergeordnet wurden. Am 2. April rückte Leopold mit den ſchnell wieder geſammelten Truppen von Berlin aus. Unterwegs aber traf ihn ein Eilbote des Königs, der ihn mit allen Truppen zu ſich nach Böhmen berief. Leopold nahm ſeinen Weg, nach eingeholter Bewilligung des ſächſiſchen Hofes, mit 8 Regimentern zu Fuß und 4 Regimentern zu Pferde in nächſter Richtung durch die Lauſitz. Während die Truppen allmählig fortrückten, verweilte er in Zittau, und wohnte daſelbſt einer bürgerlichen Hochzeit bei, wo er ſich höchſt vertraulich mit allen Leuten einließ, und Unterhaltung und Bewirthung trefflich rühmte. Inzwiſchen wurde ſeine Beſtimmung nochmals verändert. Ein neuer Befehl des Königs hieß ihn die Herbeiführung der Truppen ſeinem Sohne Leopold Maximilian übergeben, und perſönlich zu dem Könige nach Chrudim eilen. Nach wenigen Tagen Aufenthalt ging er von hier, dennoch der anfänglichen Beſtimmung wieder zugewandt, nach Oberſchleſien ab, wo er die Befehlführung übernahm. Seine Anſtalten zur Sicherung des Landes, die Aufſtellung der Truppen, die Maßregeln zu ihrer Verpflegung, alles zeigte den alterfahrenen Meiſter, der in den kleinſten Anordnungen, über welche er mit Strenge hielt, zuletzt auch die größten, deren Ueberblick er nicht verlor, zu erreichen wußte. Seine vertheilten Truppenſchaaren bildeten ein Ganzes gegenſeitiger Deckung, durch welches die feindlichen Streifereien ſtets glücklich abgewehrt wurden. Dabei ließ er an der Befeſtigung von Neiße, von Brieg und anderen wichtigen Punkten unaufhörlich arbeiten. Die ganze Provinz war durch ſeine Vorkehr in ſo guter Verfaſſung, daß der Feind bald verzichtete, nach dieſer Seite irgend einen Schlag zu führen. Unter dieſen Umſtänden forderte der König noch einen Theil der Truppen aus Oberſchleſien nach Böhmen, wo ſich alles zu einer großen Entſcheidung anließ. Leopold ſandte den General von Derſchau mit 8000 Mann dahin, die jedoch erſt nach der inzwiſchen vorgefallenen Schlacht eintrafen. Der König ſchrieb Leopolden, daß er am 17. Mai die Schlacht von Czaslau gewonnen, und deſſen Sohn Leopold Maximilian auf dem Schlachtfelde zum Feldmarſchall ernannt habe. Leopold ließ wegen des Sieges ein feierliches Tedeum halten, und freute ſich bei dem glücklichen Ereigniſſe noch beſonders der auszeichnenden Merkwürdigkeit, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit in demſelben Heere als Feldmarſchälle dienten. Nach dieſem Sieg erfolgte bald die Einſtellung der Feindſeligkeiten; der am 11. Juni zu Breslau geſchloſſene Frieden endete den erſten ſchleſiſchen Krieg, und beſtätigte dem Könige den Beſitz von Schleſien. Leopold ließ den Frieden am 22. Juni zu Neiße unter Trompeten- und Paukenſchall bekannt machen. Der König kam ſodann ſelbſt dahin, und bezeigte Leopolden ſeine Zufriedenheit; beide reiſten hierauf zuſammen nach Hauſe, der König nach Berlin, Leopold aber durch Sachſen ablenkend nach Deſſau, wo er am 2. Juli eintraf. Hier empfing er bald darauf den von Kaiſer Karl dem Siebenten an den Hof von Dresden geſandten bevollmächtigten Miniſter, der in gleicher Eigenſchaft auch in Deſſau beglaubigt war, eine nach damaligen Verhältniſſen für Leopold beſonders ehrenvolle Auszeichnung. Aber noch ehe das Jahr ablief, hatte er hinwieder einen Verdruß zu erfahren, der ihm ſchwer auf die Seele fiel. Dem Könige war Leopold's günſtige Denkart für Oeſterreich wohlbekannt, aber er hatte kein Mißtrauen in des Fürſten Handlungsweiſe geſetzt; nun war ihm durch mancherlei Angaben dieſe verdächtigt worden, und er forderte der Sicherheit wegen einen neuen Dienſteid von Leopold, der darüber, und daß der König ihm einen ſehr harten Brief geſchrieben, in einem eigenhändigen Briefe vom 18. November an den Generallieutenant von Kalckſtein bittre Klagen ſchrieb.

Das Jahr 1743 verging in Frieden für Preußen, während der Krieg zwiſchen Kaiſer Karl dem Siebenten und Maria Thereſia, und ihren beiderſeitigen Verbündeten, nachdrücklich fortgeſetzt wurde. Am 27. Juni ſiegten bei Dettingen unter dem Könige von Großbritannien die vereinigten deutſchen und engliſchen Truppen, welche für Oeſterreich gegen den Kaiſer und Frankreich die Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanktion verfochten. In Preußen fanden unterdeß die gewohnten Waffenübungen Statt, die Befeſtigungsarbeiten in Schleſien wurden thätigſt betrieben, und alles behielt auch im Frieden ein kriegeriſches Anſehen. Die Truppen vereinten mit der trefflichſten Kriegszucht und ſchönſten Haltung, nun auch die ſtolze Freudigkeit kriegeriſcher Thaten und Erfolge, und nichts wurde verabſäumt, dem Heere die Vorzüge jeder Art, deren es theilhaft war, ſorgfältig zu erhalten. Bei der großen Muſterung von Magdeburg führte Leopold ſelbſt ſein Regiment dem Könige vor, und ärntete auch hier wieder Bewunderung und Beifall. Doch ſchon im folgenden Jahre, da für Preußen die Fortſchritte Oeſterreichs höchſt bedenklich wurden, fand ſich der König genöthigt, zur Unterſtützung Kaiſer Karl's des Siebenten abermals die Waffen zu ergreifen, und für den Beſitz von Schleſien neue Gewährleiſtungen zu erfechten. In Gemäßheit eines zu Frankfurt am Main mit dem Kaiſer, dem Kurfürſten von der Pfalz und dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel geſchloſſenen Bündniſſes, welchem insgeheim Frankreich, Spanien und Schweden beitraten, rückte der König im Auguſt 1744 mit bedeutender Heeresmacht durch Sachſen auf's neue in Böhmen ein, und bemächtigte ſich in kürzeſter Zeit des größten Theiles dieſes Königreichs. Leopold war inzwiſchen ruhig in Deſſau, und dachte diesmal ohne Antheil an den Kriegsgeſchäften zu bleiben, als im September ein Befehl des Königs ihm unvermuthet die Statthalterſchaft der Mark übertrug, zu deren Führung er ſich alsbald nach Berlin begab; mit 17,000 Mann ſollte er dieſes Land und Magdeburg gegen feindliche Unternehmungen decken; alle Behörden waren ſeinem Befehl untergeordnet, alle Anordnungen ſeinem Gutdünken überlaſſen. Nach anfänglich raſchem Erfolge nahmen indeß die Sachen in Böhmen eine unerwünſchte Wendung. Der Prinz Karl von Lothringen eilte aus dem Elſaß mit einem bedeutenden Heere, welches die Franzoſen, ihren gegebenen Verſprechungen zuwider, ungeſchwächt abziehen ließen, zum Schutze der öſterreichiſchen Erblande herbei, und zu dieſem ließ der Hof von Dresden, mit Oeſterreich jetzt verbündet, 20,000 Mann ſächſiſcher Truppen ſtoßen. Friedrich mußte aus Böhmen zurückweichen, und ſah ſich alsbald ſogar in Schleſien angegriffen. Unter dieſen Umſtänden berief er von Nachod aus ſchleunigſt Leopold nach Schweidnitz, wo derſelbe am 12. Dezember eintraf. Der König fand ſich veranlaßt, eine Weile vom Oberbefehl abzutreten, und dem alterfahrenen Feldherrn die Herſtellung der kriegeriſchen Angelegenheiten zu übertragen, während er ſelbſt nach Berlin eilte, um die politiſchen Verhandlungen dort unmittelbar zu leiten. Leopold erhielt demnach mit dem Auftrage, Schleſien und Glatz gegen feindlichen Eindruck zu decken, den Oberbefehl über das geſammte Kriegsheer. Der König ließ jedoch aus beſondrer Abſicht den Generalmajor Grafen von Schmettau bei ihm zurück. Leopold war dieſem nicht gewogen, ſchon weil er es mit dem Feldmarſchall Schwerin-zu halten ſchien; er nahm denſelben gleich nach des Königs Abreiſe in ſein Kabinet, und ſagte bedeutungsvoll zu ihm: „Herr General, ich weiß, Sie ſind ein erfahrener Offizier, aber ich rathe Ihnen, es mit mir zu halten, welches auch zu ihrem Vortheil ſein wird.“ Schmettau's Antwort, ſo verſprechend ſie ſein wollte, befriedigte den alten mißtrauiſchen Feldherrn nicht, der das Geſpräch mit kalter Höflichkeit beſchloß, und jenen von nun an als einen Feind betrachtete. Ueberhaupt mußte er im Heer eine andre Zuſammenſetzung und Stimmung wahrnehmen, als er bisher gewohnt geweſen. Der König hatte viele Ausländer, ungerechnet die zahlreichen Schleſier, welche zu dem preußiſchen Dienſt übergetreten waren, zu höheren Befehlshaberſtellen befördert; anſtatt der früheren Strenggläubigkeit wurde Freigeiſterei bei den Offizieren vorherrſchend; Leopold war unwillig, Perſonen und Sinnesweiſen zu finden, die nicht mit ſeinem Anſehen und Einfluſſe zuſammenhingen. Der Feind gab ihm indeß bald ernſtere Beſchäftigung. Der öſterreichiſche Feldmarſchall Traun drang mit 20,000 Mann über Weidenau bis Neuſtadt und Jägerndorf in Schleſien ein, während der General Graf Wenzel von Wallis mit 12,000 Mann die Grafſchaft Glatz überzog. Auf dieſe Nachrichten eilte der König von Berlin wieder nach Liegnitz, wo er am 28. Dezember mit Leopold zuſammentraf, in deſſen Begleitung auch Schmettau dahin kam. Nachdem aber der König ſich überzeugt, daß ſeine Gegenwart hier weniger als in Berlin nöthig ſei, und Leopold den Sachen genüge, ſo hinterließ er dieſem ſeine Befehle und Vorſchriften, und kehrte ſelbſt ſogleich wieder in die Hauptſtadt zurück. Schmettau bekam daneben den unangenehmen Auftrag, regelmäßig und genau von allen Vorgängen dem Könige zu berichten; Leopold ſchien dergleichen zu vermuthen, und wurde gegen Schmettau nur um ſo mißtrauiſcher und kälter. Seine Anſtalten waren übrigens vortrefflich, den Umſtänden angemeſſen, von wohlberechnetem Erfolg, doch aber, nach Leopold's Alter, Gewohnheit und eigenthümlicher Stellung, allzu peinlich und langſam in Vergleich des raſcheren Schwunges, welchen das Heer durch den König bereits hatte kennen gelernt. Leopold konnte nie genug Truppen zuſammenhäufen, nie genug Vorkehrungen treffen;

die Genauigkeit, welche vor dem Feinde wie auf dem Uebungsplatze bei den geringſten Dingen beobachtet wurde, verſchwendete Zeit und Kräfte in den Mitteln, auch wo ſie aufhörten, noch wirklich als ſolche dem eigentlichen Zwecke zu entſprechen. Leopold ſammelte ſeine Regimenter bei Neiße, um gegen den Feind nach Oberſchleſien aufzubrechen, allein er wollte vorher die Füllung des in Neiße zu errichtenden Magazins abwarten, welche doch gerade durch ſein Verweilen, indem die Truppen täglich einen Theil der ankommenden Vorräthe wieder verzehrten, nie vollſtändig werden konnte. Man beſchuldigt ihn ſogar, er habe durch ſein Stehenbleiben nichts anders bezweckt, als der Errichtung des Magazins hinderlich zu ſein, aus Feindſchaft gegen den in Schleſien die Staatsverwaltung führenden Miniſter von Münchow, dem dann die Verzögerung zur Laſt fallen ſollte. Nach wiederholten Befehlen des Königs mußte Leopold ſich endlich gleichwohl in Bewegung ſetzen, und brach am 9. Januar 1745 mit 36,000 Mann nach Oberſchleſien auf. Am 12. traf er bei Neuſtadt eine feindliche Heeresabtheilung, die auf einer Anhöhe feſten Fußes den Angriff erwarten zu wollen ſchien. Er beſichtigte die feindliche Stellung, ordnete ſeine Truppen ſogleich in Angriffslinien, ſtellte ſich an die Spitze des rechten Flügels, zog den Degen, und rief ſelbſt das Befehlwort: „Vorwärts, marſch!" Er ließ die Truppen mit aller Strenge, erzählt der Hauptmann Graf von Schmettau in der Lebensgeſchichte ſeines Vaters, die pünktlichſte Ordnung und gleichen Tritt halten, und ſobald ein Mann in der Linie vorprallte oder zurückblieb, ſchalt er mit den größten Flüchen, wobei ſowohl er als ſein Sohn Leopold Maximilian immer die Linie auf und ab galoppirten, um die ſchärfſte Richtung, wie auf dem Exerzirplatze, zu behaupten. Als die Preußen in dieſer Ordnung bis auf 600 Schritt an Neuſtadt herangekommen waren, zogen ſich die Oeſterreicher eiligſt aus ihrer Stellung zurück, und es kam nur zwiſchen den beiderſeitigen Huſaren zu einigem Geplänkel. Von raſcher Verfolgung des Feindes, von abſchneidendem Zuvorkommen, wollte Leopold nichts hören; er liebte, mit eigenſinniger Pünktlichkeit geradezu in mörderiſche Entſcheidung vorzugehen, und liebte gar nicht, nach fremden Vorſchlägen ſich zu richten. Nachdem er zwei Tage bei Neuſtadt gelagert, rückte er am 15. Januar gegen Jägerndorf, wo der Feind ebenfalls im Anfange die gutbeſetzten Anhöhen vertheidigen zu wollen ſchien. Der Rückzug kam aber auch diesmal dem Angriffe zuvor. Leopold ließ den weichenden Feind durch einige Truppen unter dem General von Naſſau über Troppau nach Mähren verfolgen, und ging mit der übrigen Heeresmacht nach Neiße zurück, wo er am 24. Januar eintraf. Der Markgraf Karl von Brandenburg kam inzwiſchen ebendaſelbſt an, um die Befehlführung über die Truppen in Oberſchleſien zu übernehmen; einem Befehle des Königs zufolge mußte Schmettau ihn begleiten. Leopold ließ letzteren rufen, und ſagte ihm in Gegenwart des Markgrafen: „Herr General, der König befiehlt, daß Sie mit dem Markgrafen nach Oberſchleſien gehen ſollen, und ich befehle Ihnen, daß, ſobald Sie dort ankommen, Sie ſogleich 300 bis 400 Wagen zuſammenbringen, und ſie hieherſchicken, um Getraide für die Truppen Seiner Königlichen Hoheit zu laden.“ Schmettau verſetzte, er werde dem Befehle gehorchen, wenn indeſſen bei Troppau keine wichtige Veränderung eingetreten, ſo werde man dort alles im Ueberfluſſe finden, und keine Zufuhr nöthig haben. Leopold warf einen drohenden Blick auf ihn, ohne diesmal noch ein Wort hinzuzufügen. Nach zwei Tagen aber, als Schmettau mit dem Markgrafen zu ſeiner Beſtimmung abging, wiederholte Leopold jenen Befehl, und nahm Zeugen, daß er ihn gegeben. Seine Abſicht konnte dabei nur ſein, den Miniſter von Münchow durch ſchnelleren Abgang der für Neiße beſtimmten Vorräthe in Verlegenheit zu bringen. Er zürnte ſeinen Untergebenen, welche durch unzeitigen Einwand ſeinem Sinne widerſprachen. Indeß war gegen die Augenſcheinlichkeit der Dinge nichts auszurichten; der Markgraf ſchrieb gleich nach ſeiner Ankunft, es ſei an Lebensmitteln in Troppau der größte Ueberfluß, und die Wagenſendung unterblieb, ohne daß Leopold etwas darüber ſagen konnte. Noch einen Verdruß andrer Art hatte er zu beſtehen. Des Königs Befehl zufolge ſollte der General von Lehwaldt mit 10,000 Mann in die Grafſchaft Glatz einrücken, und dieſelbe vom Feinde reinigen. Leopold hätte dieſen Auftrag ſeinem Sohne Moritz gern zugewandt, allein die Ausführung war nicht aufzuſchieben, und ehe die gewünſchte Veränderung eintreten konnte, hatte Lehwaldt am 13. Februar bei Habelſchwert den General Grafen Wenzel von Wallis gänzlich geſchlagen, und unmittelbar darauf die ganze Grafſchaft mit ſeinen Truppen wieder beſetzt. Schleſien war auf dieſe Weiſe völlig wieder vom Feinde befreit.

Inmitten dieſer Vorgänge wurde Leopold im Hauptquartier zu Neiße durch die unglücklichſte Nachricht von Hauſe hart getroffen. Am 8. Februar kam ein Eilbote aus Deſſau, und meldete, daß am 5. die Fürſtin bedeutend erkrankt ſei; einige Stunden ſpäter kam ein zweiter mit der Nachricht von ihrem Tode. Sie war 68 Jahr alt geworden. Leopold hatte niemals einen härteren Schlag erfahren, als dieſen durch den unvermutheten Verluſt der geliebten Gattin, der theuren Lebensgefährtin. Sein tiefſtes Gefühl blieb indeß auch hier an den rauheſten Ausdruck gebannt; ihm ſtand nur Eine Sprechweiſe für all ſein Inneres zu Gebot. Seine beiden Söhne Leopold Maximilian und Moritz befanden ſich gerade bei ihm in Neiße, der letztere krank daniederliegend. Mit heulendem Ungeſtüm drang er in das Krankenzimmer, und verkündete die Unglücksbotſchaft, indem er zwiſchen Greinen und Schluchzen ausrief „Moritz, der Teufel hat deine Mutter geholt!“ Was ihm bei ſolchen Worten zu empfinden möglich war, zeigte ſein tiefer Kummer. Tagelang verließ er das Zimmer nicht, er weinte und wehklagte beſtändig, kein Schlaf kam in ſeine Augen, kaum daß er einige Nahrung genießen mochte. Er kam zuſehends von Kräften, und ſein Zuſtand erfüllte mit Beſorgniß. Nur die Kriegsangelegenheiten konnten ihn zu einiger Thätigkeit zurückrufen, ihrer Anforderung vermochte er ſich nicht zu entziehen. Gab es auch vor dem Feinde keine Beſchäftigung, ſo ging doch dieſelbe in den innern Verhältniſſen des Heeres nicht aus. Ein an ſich unbedeutender Vorgang, den die ſchon erwähnte Lebensgeſchichte Schmettau's erzählt, läßt einen Blick in die Stellung und das Verfahren thun, zu welchen Leopold's Mißtrauen damals gebracht war. In der Mitte des Februars erhielt Schmettau vom Könige den Befehl, ſich nach Glatz zu dem General von Lehwaldt zu verfügen; er ſelbſt wußte nicht, was er dort ſolle, und konnte deßhalb auch Leopolden, bei dem er in Neiße durchreiſend ſich meldete, keine Auskunſt darüber geben. Dieſer indeß glaubte, Schmettau wolle nur nicht, und hiedurch erbittert, befahl er heimlich dem Poſtmeiſter, erſt nach einigen Stunden dem General die verlangten Pferde zu geben, und ſandte ſelber indeß einen Adjutanten eiligſt nach Glatz voraus, um dort den Zweck von Schmettau's Reiſe zu erfragen. Doch weder Lehwaldt, noch der unter ihm ſtehende General von Fouqué, welcher von Seiten des Königs ein beſonderes Vertrauen genoß, wußten das Geringſte davon. Vier Stunden ſpäter kam endlich Schmettau nach Glatz, und die Ungewißheit blieb dieſelbe. Leopold's Adjutant mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Erſt am folgenden Tage brachte ein Brief des Königs an Lehwaldt den erſehnten Aufſchluß, Schmettau werde nach Glatz kommen, und habe dort die Quartiere der Truppen und deren Vorpoſten in neuer Aufſtellung anzuordnen. Nach vollendetem Geſchäft reiſte Schmettau durch Neiße wieder zurück, und konnte nunmehr Bericht von allem geben, doch ohne Leopold's einmal gefaßten Groll zu beſänftigen. In Troppau hatte man ſchon das Gerücht gehabt, Schmettau ſei bei ſeiner Ankunft in Glatz gefangen genommen, und auf die dortige Citadelle gebracht worden; ſolcher ſchlimmen Deutung erlag gleich alles, was dem Uebelwollen des alten Fürſten ausgeſetzt erſchien.

Die politiſchen Angelegenheiten hatten inzwiſchen eine neue Geſtalt gewonnen. Kaiſer Karl der Siebente war am 20. Januar 1745 geſtorben. Man hoffte den Krieg zwiſchen dem Könige von Preußen und der Königin von Ungarn nun baldigſt geendet zu ſehen, da deſſen eigentlicher Zweck mit jenem Todesfall erloſchen. Allein Maria Thereſia glaubte den Zeitpunkt günſtig, um Schleſien wieder zu erobern, und Friedrich war genöthigt, für die Erhaltung ſeines errungenen Beſitzes mit neuen Streitkräften im Felde zu erſcheinen. Mit dem Frühjahr ſetzte ſich alles in Bewegung. Der König kam den 26. März nach Neiße, und bezeigte Leopolden über ſeine Befehlführung die größte Zufriedenheit. In der

That hatte derſelbe, ungeachtet ſeiner langſamen und oft unnöthigen Maßregeln, der Sache des Königs in dieſem Feldzuge trefflich gedient. Waren auch nicht alle Vortheile, die möglich geweſen, durch ihn erreicht, ſo hatten ſeine Vorkehrungen dagegen auch jeden Unfall abgewehrt, und durch Kraft und Nachdruck, die ſeinen kleinſten Handlungen innewohnten, auf die Truppen vortheilhaft gewirkt. Leopold hatte ſchriftlich bereits die Erlaubniß nachgeſucht, ſich für einige Zeit nach Deſſau zu begeben, und erhielt dieſelbe jetzt von dem Könige ſelbſt, zugleich aber den Auftrag, abermals ein Beobachtungsheer in der Gegend von Magdeburg zuſammenzuziehen, da ſowohl Hannover, als beſonders auch Sachſen neuerdings gegen Preußen eine bedrohende Haltung annahmen. Leopold verließ im April Schleſien, und begab ſich nach Hauſe, nicht aber nach Deſſau ſelbſt, weil er den Ort, wo ſeine Gemahlin geſtorben, in ſeiner Betrübniß nicht ſehen mochte, ſondern wählte zum Aufenthalt das Luſtſchloß Oranienbaum. Ungeachtet ſeiner geſchwächten Geſundheit unterzog er ſich theils hier, theils in Magdeburg, wohin er häufig reiſte, allen kriegeriſchen Arbeiten. Die Truppen kamen alsbald bei Magdeburg zuſammen, nahmen am 12. Auguſt ein Lager bei Gattersleben, dann am 26. bei Wieſigke, und nachdem eine Uebereinkunft mit Hannover, die am 26. Auguſt geſchloſſen worden, von dieſer Seite Sicherheit gegeben, zog am 31. Auguſt die ganze Macht nach Dieskau bei Halle, gegen die ſächſiſche Gränze, wo ſie viele Wochen unbeweglich im Lager ſtehen blieb. Eine anſehnliche ſächſiſche Truppenmacht ſtand zwiſchen Merſeburg und Leipzig; doch enthielt man ſich beiderſeits hier noch der Feindſeligkeiten. Friedrich indeß führte den Krieg in Böhmen mit neuem Glück und Ruhm; am 4. Juni hatte er die vereinigten Oeſterreicher und Sachſen bei Hohenfriedberg geſchlagen, und am 30. September gewann er über die Oeſterreicher den Sieg bei Sorr und Trautenau. Durch die Verſtärkungen, welche der Prinz Dietrich von Anhalt-Deſſau und ſpäter der General von Geßler aus Böhmen herbeiführten, ſtieg inzwiſchen das Heer Leopold's bis zu 28,000 Mann. Die nahe Friedenshoffnung allein hielt den Hauptſchlag, zu welchem dieſe Truppenmacht gegen

Sachſen beſtimmt war, gleichſam noch in der Schwebe. Die Uebereinkunft mit Hannover gewährleiſtete dem Könige den Beſitz von Schleſien; auf dieſer Grundlage ſchien, nach dem ſiegreichen Feldzuge in Böhmen, der Frieden, an welchem thätigſt gearbeitet wurde, unzweifelhaft. Der Winter verſprach wenigſtens eine vorläufige Ruhe. Unter dieſen Umſtänden wurde das Lager bei Dieskau den 15. Oktober wieder aufgehoben, und die Truppen kehrten in ihre verſchiedenen Standorte heim. Leopold begab ſich zuförderſt nach Deſſau, dann aber zum Könige nach Berlin, wo er am 7. November eintraf. Schon Tages darauf aber, an welchem die eroberten Fahnen von Hohenfriedberg und Sorr in der Kirche aufgehangen wurden, gingen dem Könige geheime Nachrichten ein, welche plötzlich den kaum erhellten Geſichtskreis wieder verdunkelten. Im Augenblicke des größten Anſcheins zum Frieden betrieb der Hof von Dresden, durch den Miniſter Grafen von Brühl geleitet, gegen Preußen den verderbenvollſten Streich. Während Friedrich durch Verhandlungen eingewiegt ſchien, ſollten die unter dem Prinzen von Lothringen in Böhmen noch vereinigten Oeſterreicher und Sachſen durch die Lauſitz plötzlich in Schleſien einfallen, indeß zugleich ein andres Heer, zuſammengeſetzt aus 10,000 Oeſterreichern unter dem General Grafen von Grünne und 25,000 Sachſen unter dem General Grafen Rutowski, über Leipzig eben ſo unvermuthet und raſch gegen Magdeburg und Berlin vordränge. Der König von Preußen ſchien durch einen ſolchen doppelten Ueberfall in das Herz ſeiner Länder ohne Rettung verloren, man theilte ſich bereits in die Eroberungen. Allein Friedrich's Wachſamkeit wußte das Verderben, welches ihm bereitet wurde, zuvorkommend auf ſeine Feinde zurückzuſchleudern. Er theilte die empfangenen Nachrichten zuerſt Leopolden mit, der ihnen aber allen Glauben verſagte, und mit Eigenſinn und Trotz alle Gründe verwarf, welche der König für ihre Richtigkeit anführte. Nicht minder ungläubig erwies ſich der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Podewils. Als der König Leopolden geſagt, daß er ihm den Oberbefehl des Heeres, welches bei Halle neuerdings verſammelt werden ſolle, wieder übertrage, konnte dieſer zwar die Begierde, an der Spitze jener Truppen neuen Kriegsruhm zu ärnten, nicht verhehlen, aber ohne darum in der Hauptſache nachgiebiger zu werden. Der König mußte ſein Anſehen gebrauchen, und ihm endlich mit aller Strenge befehlen, die nöthigen Anſtalten zur ſchleunigſten Wiedererrichtung des kaum aufgehobenen Heereslagers bei Halle ſogleich zu treffen. Friedrich's Plan war ſchnell gemacht. Leopold ſollte von Weſten her in Sachſen einbrechen, und den Truppen unter Grünne und Rutowski die Spitze bieten; er ſelbſt wollte von Schleſien aus in die Lauſitz einfallen, und dem Prinzen von Lothringen entgegengehen. Unbekümmert um die Erklärungen Rußlands, um die Gefahr ſelbſt, in welche die Hauptſtadt Berlin augenblicklich gerathen konnte, war Friedrich einzig bedacht, den Feind von beiden Flügeln her ſo ſchnell als möglich zu faſſen, und mit äußerſter Kraftanſtrengung zu überwältigen; denn es galt hier zu ſiegen, oder alles zu verlieren. Leopold rieth anfangs dem Könige dringend ab, ſein Heer in Schleſien ſelbſt anzuführen, und nahm ſich dabei ſolch anmaßliche Freiheiten heraus, daß der König die Eiferſucht des alten Feldherrn zuletzt mit harten Worten niederhalten mußte, und ihm trocken ſagte, er habe beſchloſſen, ſich an die Spitze ſeiner Truppen zu ſtellen, und wenn er, der Fürſt von Deſſau, einmal ſelbſt ein Kriegsheer unterhielte, ſo würde ihm dann auch freiſtehen, über deſſen Befehlführung zu verfügen. Nachdem die Sachen einmal ſolchen Beſchluß genommen, wandte Leopold ſich, zwar mißvergnügt, doch darum nicht minder eifrig, zur Erfüllung des Auftrages, der ihm zu Theil geworden. Mit außerordentlicher Schnelligkeit wurden die Truppen auf's neue bei Halle zuſammengezogen, am 20. November begab ſich Leopold ſelbſt dahin, und konnte gegen Ende des Monats die vollſtändige Heeresmacht muſtern. Der König hatte ſich inzwiſchen zu dem Heere nach Schleſien begeben, und nach einigen verſtellten Bewegungen am 23. November unvermuthet in der Lauſitz den Feldzug durch ein ſiegreiches Gefecht bei Katholiſch-Hennersdorf eröffnet, infolge deſſen die vereinigte Heeresmacht des Prinzen von Lothringen ſich in großer Verwirrung wieder nach Böhmen zurückwandte.

Am 27. November empfing Leopold Nachricht von den glücklichen Fortſchritten des Königs in der Lauſitz, und zugleich den Befehl, nun auch ſeinerſeits unverzüglich nach Sachſen vorzurücken. Er ſetzte alles dazu in Bereitſchaft, indem er zugleich über ſein wahres Vorhaben den Feind zu täuſchen ſuchte. Um glauben zu machen, er beabſichtige nur die Gränze zu decken, und wolle deßhalb wiederum rückwärts das Lager bei Wieſigke beziehen, ritt er am 28., begleitet von vielen Generalen, die Wege beſichtigen, welche dorthin führen, nahm Rückſprache wegen der Verpflegung, und beſtimmte ausführlich den Aufbruch der Truppenzüge. Am 29. aber in aller Frühe und tiefſter Stille brach das ganze Heer von Halle, aus dreien verſchiedenen Thoren, in der Richtung von Leipzig auf. Einige vorauseilende Reiterei jagte die ſächſiſchen Reiterſchaaren des Generals Sibilski vor ſich her, und die geſammte Truppenmacht, in angeſtrengtem Marſche nachfolgend, gelangte um 3 Uhr nachmittags vor das verſchanzte Lager der Sachſen bei Leipzig. Leopold erſah auf der Stelle deſſen Schwäche, und obwohl die Truppen ſehr ermüdet waren, befahl er dennoch ſogleich den Angriff. Der General von Bredow mit 8 Schwadronen Reiterei drang zuerſt ein, ihm folgte ein Theil des Fußvolks unter den beiden Prinzen Dietrich und Moritz von Deſſau. Die Preußen übernachteten, zum Theil innerhalb derſelben Verſchanzungen, an der Seite der Sachſen, welche faſt ohne Widerſtand wichen, und während der Nacht in der Richtung von Eilenburg völlig abzogen, wohin ihr Geſchütz bereits vorausgegangen war. Am folgenden Tage beſetzte Leopold nach kurzer Unterhandlung die Stadt Leipzig, und am Abend auch die Pleißenburg. Hierauf, am 1. Dezember, ſandte er einen Theil der Reiterei gegen Eilenburg vor, und folgte am 3. mit allen Truppen dahin nach. Am 4. Dezember zog der Prinz Moritz an der Spitze von 400 Huſaren vor Torgau, wo ſich große Vorräthe, und in der Elbſchanze etwa 100 Mann Beſatzung befanden; am 5. wurde Torgau durch den General von Kalnein mit 4 preußiſchen Bataillons beſetzt, und am 6. kam Leopold mit den übrigen Truppen dahin. Hier blieb er, mit ſorgfältigen Verpflegsanſtalten beſchäftigt, einſtweilen ſtehen. Am 9. aber empfing er vom Könige den Befehl, ſo ſchleunig als möglich nach Meißen vorzugehen, wohin der König ſeinerſeits von Bautzen her den General von Lehwaldt mit 10 Bataillons und 10 Schwadronen vordringen ließ, um Leopolden die Hand zu bieten, und ſich der Elbbrücke von Meißen zu verſichern, welche für die Verbindung zwiſchen beiden Heeren von größter Wichtigkeit war. Lehwaldt drang über Königsbrück bis eine Meile von Meißen vor, allein die Elbe ging ſtark mit Eis, und gerade auf dieſer Seite fehlte ein Stück der Brücke, von Leopold aber, auf der andern Seite, war noch nichts zu ſehen. Seine Langſamkeit ſetzte die Ungeduld des Königs auf eine harte Probe; er hatte in 9 Tagen nur 9 Meilen gemacht; ſchlechte Wege und Schwierigkeiten in Herbeiſchaffung der nöthigen Wagen und Lebensmittel mußten die Schuld tragen. Friedrich aber ließ dieſe Entſchuldigung nicht gelten; in Halle war ein Magazin zu Leopold's Verfügung, ein anderes in Leipzig genommen gleichfalls, ein drittes in Torgau, das ganze Land überdies zu allen Leiſtungen ſeinem Gebot eröffnet; er hatte kaum noch einen Feind vor ſich, denn die Oeſterreicher unter Grünne, welche gerade auf Berlin hatten losgehen ſollen, waren auf die Nachricht von den Unfällen des Prinzen von Lothringen, die ſich mit jedem Tage mehrten, eiligſt nach dieſer Seite gezogen, und die Sachſen ſammelte Rutowski erſt bei Dresden, damit die ganze Heeresmacht der Verbündeten ſich dort alsdann vereinigte. Die Langſamkeit Leopold's, ſagt Friedrich der Große in der Geſchichte ſeiner Zeit, war demnach lediglich ſeinem Widerſpruchsgeiſt und ſeinem Alter zuzuſchreiben; er hätte nicht ungern die raſche Unternehmung in der Lauſitz für die glückliche Unbeſonnenheit eines jungen Mannes gelten laſſen; er gab ſich ein Anſehen von Ueberlegung und Bedächtigkeit, welches verbunden mit ſeiner langjährigen Erfahrung, recht das Gegenſtück zu dem Feuer ſein ſollte, mit welchem der König ſeine Kriegsbewegungen betrieb. Dieſes Urtheil Friedrich's wird durch alles, was wir ſonſt ſchon wiſſen, nur zu ſehr beſtätigt. Leopold empfing von dem Könige ernſte Vorwürfe wegen ſeines bisherigen Zauderns, und die ſtrengſten

Befehle, jetzt raſch nach Meißen vorzurücken. Er ſetzte ſich demzufolge am 11. mit ſeinen Truppen in Bewegung, und verſprach am 12. in Meißen zu ſein. Durch zwei Gewaltmärſche, die auch in beſſerer Jahreszeit noch ſehr ſtark geweſen wären, erreichte er dieſes Ziel zur beſtimmten Zeit, und beſetzte Stadt und Schloß, indem einige ſächſiſche Grenadierbataillons unter dem General von Ahlenbeck ſich eiligſt wegzogen, ohne die Brücke völlig zu zerſtören. Leopold ritt ſogleich hinzu, und befahl die ſchleunigſte Herſtellung des abgebrochenen Theils. Die Truppen ſchickten ſich unterdeß an, noch denſelben Abend durch Meißen durchzuziehen, und jenſeits der Stadt in der Ebene ausgerückt zu lagern. Der linke Flügel der Reiterei hatte hiebei einen Hohlweg zurückzulegen, der große Zögerung verurſachte; nur Mann für Mann konnten die Reiter hindurch, indem eine lange Reihe von Wagen mit Mehl und Brot beladen, welche Leopold unnöthigerweiſe von Torgau mitſchleppen ließ, eine Zeitlang die Stockung vermehrte. Die beiden Dragonerregimenter Röhl und Holſtein, welche den Zug beſchloſſen, hatten bereits über 12 Stunden zu Pferde zugebracht, und waren bei der äußerſt durchdringenden Kälte in Erwartung ihrer Reihe, die noch ziemlich entfernt ſchien, endlich abgeſeſſen. Da brachen plötzlich aus einem dichten Walde zwei ſächſiſche Reiterregimenter unter dem General Sibilski hervor, ſtürzten auf die Unvorbereiteten, warfen alles in Unordnung übereinander, und nahmen 180 Gefangene nebſt 3 Standarten und 2 Paar Pauken mit fort; der General von Röhl, der in ſeinem Wagen folgte, und vergebens dem Unheil ſteuern wollte, verlor dabei das Leben. Friedrich der Große führt ausdrücklich dieſes Ereigniß an, um zu zeigen, daß die große Langſamkeit und Vorſicht dennoch zu Zeiten das Nöthige verabſäumen konnte, der Wald nämlich, in welchem der Feind ſich verſteckt gehalten, war ungeachtet ſeiner Nähe nicht durchſucht worden. Am 13. Dezember endlich konnte der General von Lehwaldt mit ſeinen Truppen, unter welchen auch Leopold's Regiment war, über die hergeſtellte Brücke von Meißen auf das linke Elbufer herüberziehen; durch dieſe Verſtärkung ſtieg Leopold's Heer bis auf 34,000 Mann, und am 14. rückte er nun mit dieſer Macht, von dem Könige unaufhörlich geſpornt, der am nämlichen Tage in Königsbrück eintraf, bis Rohrsdorf vor, wo die Truppen, trotz der ungeheuren Kälte, die Nacht unter freiem Himmel lagerten. An demſelben Tage kam auch der Prinz von Lothringen mit ſeinem Heere bei Dresden an, fand jedoch gleich über die weitläuftigen Quartiere zu klagen, welche die ſächſiſche Behörde ſeinen Truppen angewieſen, warnte Rutowski'n wegen der Annäherung der Preußen und erbat ſich ſchleunigſte Meldung, im Fall ihr Angriff nöthig machte, daß er zu Hülfe käme. Rutowski jedoch antwortete, die Preußen würden ihn in ſeiner feſten Stellung nimmermehr angreifen, und wenn ſie es thäten, würde er ihnen, ohne den Beiſtand des Prinzen, gewachſen ſein. Der König inzwiſchen rückte in der Nacht nach Meißen, und hielt mit ſeinen Truppen beide Elbufer beſetzt, um für jedes Ereigniß vorbereitet zu ſein. Leopold empfing wiederholte Befehle vorzugehen und anzugreifen.

In aller Frühe am 15. Dezember brach Leopold von Rohrsdorf in vier Truppenzügen auf, und nahm über Wilsdruf den geraden Weg nach Dresden. Sein Vortrab ſtieß bald auf die Reiter des Generals Sibilski, und jagte dieſelben vor ſich her bis gegen Keſſelsdorf. Leopold folgte mit der Hauptmacht unmittelbar, und hatte gegen Mittag das feindliche Heer in Schlachtordnung vor Augen. Dieſelbe erſtreckte ſich rechts von Keſſelsdorf, wo der linke Flügel der Sachſen ſich feſtgeſetzt, auf günſtigen Anhöhen hinter einer Schlucht, welche dicht vor Keſſelsdorf anfangend ſich tiefer und tiefer gegen die Elbe fortzog, bis zu der Höhe vor dem Dorfe Pennerich, welche dem rechten Flügel der Sachſen zum Anhalt diente; von hier bis zur Elbe ſelbſt, durch die zunehmend vertiefte Schlucht nur ſtets noch beſſer gedeckt, ſtanden die Oeſterreicher, 10 Bataillons ſtark, unter dem General von Grünne. Die ganze unter dem Oberbefehle des Grafen Rutowski hier vereinigte Macht betrug über 35,000 Mann. Vor dieſer feſten Linie lag in der Tiefe das Dorf Zöllmen, beſetzt von 1000 Mann Warasdinern; die ganze Stellung, durch aufgepflanztes Geſchütz — man zählte 54 ſchwere Kanonen und 44 Geſchwindſtücke — auf allen Punkten wohl vertheidigt, erſchien faſt unangreifbar. In Keſſelsdorf ſelbſt waren 7 Bataillons ſächſiſcher und öſterreichiſcher Grenadiere und das ſchöne Regiment Rutowski hinter Zäunen und Hecken vortheilhaft aufgeſtellt, unter dem Schutze von 28 Stücken Geſchütz, welche rechts und links die Zugänge beſtrichen; links von Keſſelsdorf, wo der Boden in Fläche überging, ſtanden 12 Schwadronen Dragoner als Rückhalt, die übrige Reiterei war hinter der Schlachtordnung vertheilt. Sobald Leopold mit eignen Augen dieſe Stellung des Feindes überſchaut hatte, war er ſogleich entſchloſſen, und befahl ohne Verzug den Angriff. Er war der Vorwürfe überdrüſſig, und wollte in einem Hauptſchlage zeigen, was ſeine Tapferkeit und Kriegskunſt werth ſei. In ſeiner ſoldatiſchen Kraftſprache verhieß er, jetzt wolle er in Sachſen einen Geſtank ausgehen laſſen, den man viele Jahre zu riechen haben ſolle. Die Truppen erhielten Befehl in drei Treffen ſich zur Schlacht zu ordnen. Dies mußte längs der feindlichen Stellung von deren linkem Flügel her im wirkſamſten Geſchützfeuer geſchehen, und wurde unter Kriegsmuſik, die den Deſſauer Marſch ſpielte, mit ſtrengſter Ordnung und ruhigſter Faſſung ausgeführt. Um 2 Uhr Nachmittags erſt war der Aufmarſch vollendet, und an dem kurzen Wintertage keine Zeit mehr zu verlieren. Leopold hatte ſogleich erkannt, daß Keſſelsdorf der Schlüſſel der ganzen Stellung und deſſen Beſitz für den Ausgang des Tages entſcheidend ſei; dahin richtete er demnach unverzüglich den vollen Angriff ſeines rechten Flügels. Indem die ganze Linie der Preußen mächtigſt anrückte, ſetzte Leopold ſich an die Spitze dreier Grenadierbataillons unterſtützt von dreien Bataillons ſeines Regiments, richtete laut gen Himmel das Gebet: „Lieber Gott, ſteh mir heute gnädig bei, oder, willſt du mir diesmal nicht beiſtehen, ſo hilf wenigſtens auch dem Schurken von Feind nicht, ſondern ſieh wie's kommt!" rief dann mit gezogenem Degen: „In Gottes Namen! Marſch!" und führte den Angriff geradezu gegen die Spitze von Keſſelsdorf. Unter dem General von Herzberg rückten die tapfern Grenadiere, mit entblößter Bruſt und ſcharfgeſchultertem

Gewehr, bergan auf ungünſtigem Boden, ohne einen Schuß zu thun, todverachtend gegen die Mündung der Kanonen vor. Furchtbares Kartätſchenfeuer ſchlug verwüſtend in ihre Reihen, nicht minder verderblich das Gewehrfeuer der feindlichen Grenadiere. Zu gleicher Zeit mußten der General von Lehwaldt mit Fußvolk, und der General von Gesler mit 3 Regimentern Reiterei gegen die linke Seite von Keſſelsdorf vordringen, ſo daß der ganze Angriff einen Haken bildete. Mit größter Entſchloſſenheit, unter dem grimmen Zurufe Leopold's, erſtiegen jene Bataillons die Höhe, und trachteten in das Dorf einzudringen, ſchon hatten ſie 5 ſächſiſche Kanonen, die vor dem Dorfe ſtanden, ſtürmend genommen; aber der Hagel von Kugeln, der ihnen entgegen ſchlug, nahm ganze Reihen hinweg, der General von Herzberg fiel tödtlich getroffen, mit ihm eine Menge der beſten Offiziere, und die zertrümmerten Schaaren wichen zurück; auf's neue führte ſie Leopold zürnend gegen die Batterieen vor; reichlich färbte den Boden das Blut der Preußen, welches der Froſt in Eis verwandelte, daß noch 14 Tage nachher gefrorene Pfützen davon zu ſehen waren; breite Oeffnungen in den Reihen zeigten erſchreckend den mit jedem Augenblick furchtbar zunehmenden Verluſt. Unaufhörlich ſchmetterte das feindliche Geſchütz, dem das tapferſte Fußvolk nutzlos zum Opfer fiel; das preußiſche Geſchütz war theils noch zurück, theils wegen des ungünſtigen Bodens nicht zu gebrauchen. Dem Feinde ſeinen Vortheil zu rauben, und Muth und Kräfte zu neuem Angriffe zu ſammeln, zog Leopold ſeine Leute etwas rechtshin zurück. Dieſes Zurückgehen geſchah nicht in beſter Ordnung; die Sachſen und Oeſterreicher, den Sieg entſchieden glaubend, vergaßen Rutowski's ſtrengen Befehl, ihre angewieſene Stellung in keinem Falle zu verlaſſen, und ſtürzten, um die fliehenden Preußen zu verfolgen, Victoria rufend aus dem Dorfe hervor. Die öſterreichiſchen Grenadiere fingen an die Gefallenen zu plündern; das Regiment Rutowski kam vor die eignen Batterieen, und machte dadurch deren Feuer ſchweigen. Dieſen Augenblick hatte Leopold erwartet, und benutzte ihn mit raſcher Entſchloſſenheit. Als Rückhalt ſeiner 6 Bataillons war das Dragonerregiment Bonin aufgeſtellt; ſchleunig befahl er dem Oberſten von Lüderitz, der daſſelbe befehligte, in die getrennten Reihen des Feindes einzubrechen, und augenblicklich folgte die Ausführung. Dem Ungeſtüm des plötzlichen Reiterangriffs widerſtand das überraſchte Fußvolk nicht, die meiſten wurden niedergehauen oder gefangen, die übrigen flohen verwirrt zurück. Mit dem geſammten Fußvolke des preußiſchen rechten Flügels ſtürmte Leopold hinterher, und drang nun von allen Seiten ungeſtüm in das Dorf ein, deſſen er ſich bemächtigte, ehe der Feind wieder zur Faſſung kam; die Kanoniere wurden niedergemacht, das ſämmtliche Geſchütz erobert; der General von Lehwaldt ließ die noch übrigen Truppen, welche Keſſelsdorf vertheidigten, nach kurzem Gefecht das Gewehr ſtrecken. Noch war der Sieg indeß nur unvollkommen. Leopold verlor keinen Augenblick. Er ließ den General von Gesler mit der Reiterei des rechten Flügels das Dorf in der linken Seite, gegen welche derſelbe von Anfang ſeine Richtung gehabt, vollends umgehen, und über die 12 Schwadronen ſächſiſcher Dragoner herfallen, welche hier als Rückhalt aufgeſtellt waren; ſie wurden im erſten Anlaufe ſo heftig geworfen, daß ſie nicht wieder, trotz aller Bemühung, konnten zum Stehen kommen. Unaufhaltſam drang jetzt der ganze preußiſche rechte Flügel aufrollend die Stellung der Sachſen hinab, warf alles über den Haufen, was Widerſtand leiſten wollte, und trieb ganze Schaaren Flüchtiger vor ſich her. Inzwiſchen hatte der preußiſche linke Flügel, unter dem Befehle des Prinzen Moritz von Deſſau, mit dem Feinde über die Schlucht hinüber, welche zwiſchen beiden Schlachtordnungen trennend hinlief, ein heftiges Kanonenfeuer gewechſelt, da die unwegſame Schwierigkeit des Bodens jede weitere Unternehmung verſagte. Als jedoch der Sieg auf dem rechten Flügel ſich ſo glänzend entſchied, wollte das Fußvolk des linken nicht mehr zurückbleiben. Unter dem fürchterlichen Kugelregen des feindlichen Geſchützes warfen ſich zwei Regimenter, mit dem Gewehr zwiſchen den Beinen die jähen Wände der Schlucht hinabrutſchend, in die Thaltiefe, nahmen das Dorf Zöllmen, und ſtiegen auf der andern Seite, trotz Moraſt, Schnee und Geſtein, den ſteilen Boden wieder hinan. Oben auf dem Rande angelangt, ſuchten ſie ſchnell ihre gebrochenen Reihen herzuſtellen, und ſtürmten zu 30 bis 60 Mann, wie ſie eben ankamen, gegen das feindliche Fußvolk, welches, verwirrt und erſchrocken über dieſen unerwarteten Anblick, ſchon zu weichen begann. Zwei ſächſiſche Reiterregimenter aber ſtürzten in vollem Rennen auf die noch ungeordneten preußiſchen Haufen an, deren Vernichtung in dieſem Zuſtand unvermeidlich ſchien; doch ſchnell, in Folge der bewundernswürdigſten Zucht und Uebung, waren die Preußen geſchloſſen und ſchußfertig, ließen die feindliche Reiterei dicht heran, und gaben ihr dann ein ſo wohlgeführtes Feuer, daß alles in ſchleunigſte Flucht umkehrte. Von allen Seiten drangen nun die Preußen ſiegreich vor, ihr Gewehrfeuer that die entſetzlichſte Wirkung; kein ſächſiſches Viereck hielt. Die geſammte ſächſiſche Reiterei, etwa 50 Schwadronen, ſollte ſich entgegenwerfen, allein nichts war vermögend, nicht das Zureden der Generale, nicht das Beiſpiel des Herzogs von Weißenfels, der ſich ſelbſt an die Spitze ſtellte, dieſe Reiterei mit dem Degen in der Fauſt zum Einhauen zu bringen; das Feuer einiger preußiſchen Batterieen, welche nach unſäglicher Mühſal endlich bergan vorrückten, zerſprengte ſie vollends; in ſchrecklichſter Unordnung wurde die Flucht allgemein. Der ſchnelle Einbruch der Nacht hemmte die Verfolgung, zu welcher auch unter den Generalen von Wreech und von Rochow die Reiterei des preußiſchen linken Flügels, die wegen der Hinderniſſe des Erdreichs bisher unthätig geblieben, noch zuletzt herangekommen war. Der Sieg war vollſtändig, die Preußen übernachteten auf dem Wahlplatze, Leopold im Dorfe Bennerich, ſein Regiment in den rauchenden Trümmern von Keſſelsdorf. Die Sachſen hatten 3000 Todte verloren, und 7000 Verwundete, die größtentheils gefangen wurden, ferner 5 Fahnen und 3 Standarten, 1 Paar Pauken und 48 Kanonen. Der Verluſt der Oeſterreicher war am wenigſten beträchtlich, die Nacht begünſtigte ihren Rückzug, ehe der Angriff ſie ganz erreicht hatte. Der preußiſche Verluſt wurde zu 1600 Todten und 3400 Verwundeten angegeben, nach ſächſiſchen Berichten aber betrug er weit über das Doppelte, und in der That dürfte jene Angabe zu gering ſein. Leopold's Regiment hatte verhältnißmäßig am meiſten eingebüßt, er ſelbſt hatte bei dem Sturm auf Keſſelsdorf drei Kugeln durch den Rock bekommen. Seine Anordnungen zur Schlacht, die Unerſchrockenheit des Angriffs und die raſche Umſicht und Entſchloſſenheit, mit welchen er inmitten des Kampfes die Bewegungen gelenkt, zeigten den erfahrenen Meiſter ſeines Faches, den vollendeten Kriegshelden. Aufrichtig bekannte er indeß, der General von Gesler habe durch ſeine Reiterangriffe den größten Theil an dem ruhmvollen Tagewerke. Leopold hätte Keſſelsdorf allerdings gleich von Anfang mehr umgehen, und mit minderem Verluſte den Feind in Seite und Rücken angreifen können, allein es war dazu keine Zeit mehr übrig, der Tag war beinahe vergangen, und Leopold fürchtete nur immer, mit deſſen noch wenigen Stunden die Gelegenheit zur Schlacht und zum Siege enteilen zu ſehen.

Während Leopold die Schlacht von Keſſelsdorf lieferte, harrte in Meißen voll peinlichſter Ungewißheit der König auf Nachrichten. Man ſah den Himmel feurig, man hörte den Kanonendonner. Friedrich ließ die Reiterei ſatteln, das Fußvolk in's Gewehr treten. Er ſchickte Streifpartheien aus, um zu erkunden, was vorginge, er ritt ſelbſt mit einer Schaar Huſaren weit auf der Straße von Dresden vor, mußte aber bald, wegen einbrechender Dunkelheit, nach Meißen zurückkehren. In der Nacht brachte ihm ein Offizier von Leopold die Siegesnachricht. Am folgenden Tage, den 16. Dezember, rückte der König nun eiligſt zu Leopold heran, und hierauf die vereinigte Heeresmacht auf beiden Ufern der Elbe gegen Dresden vor. Noch 4500 Gefangene und zahlreiches Geſchütz fiel auf dem Wege dahin dem Sieger in die Hände. Am 17. beritt der König mit Leopold das Schlachtfeld, erſtaunte über die bezwungenen Schwierigkeiten, und bedauerte zwar den Tod ſo vieler tapfern Krieger, doch pries er laut Leopold's herrliche Waffenthat, überhäufte ihn mit Lobſprüchen, verzieh ihm ſein früheres Säumen, und unterließ nichts, was dem Ruhme des alten Feldherrn ſchmeicheln konnte. Jedem Stabsoffiziere des ſiegreichen Heeres ließ er 500 Thaler als Geſchenk reichen, Leopolden ſelbſt aber eine Summe von 50,000 Thalern. Noch viele andere Belohnungen und zahlreiche Beförderungen fanden Statt. Am 18. erfolgte der Einzug in Dresden, deſſen Einwohner ſchaarenweiſe aus den Thoren geſtrömt waren, um das Schlachtfeld und die Preußen zu ſehen. Der Hof war ſchon früher nach Prag geflüchtet; die öſterreichiſche Truppenmacht des Prinzen Karl von Lothringen befand ſich zwar ganz in der Nähe, nahm aber mit den Ueberreſten von Rutowski's Truppen den Rückzug in's Gebirge nach der böhmiſchen Gränze. Die Schlacht von Keſſelsdorf entſchied ſchnell den ganzen Krieg; der Plan der Verbündeten gegen Preußen war vernichtet, und der Frieden, an welchem ſchon lange gearbeitet worden, wurde ſchon nach zehn Tagen, auf die Grundlage der hannöverſchen Uebereinkunft, am 25. Dezember 1745 zu Dresden glücklich abgeſchloſſen. Die preußiſchen Truppen räumten Sachſen, der König kehrte nach Berlin und Leopold nach Deſſau zurück, wo er noch vor Ende des Dezembers eintraf.

An dem Schluſſe ſeiner Laufbahn, wo ſonſt dem Greiſe ſogar Beſitz und Werth frühgewonnenen Verdienſtes ſchwankend und unſicher zu werden pflegen, ſah Leopold durch die herrlichſte Kriegsthat ſich mit neuem höchſten Gewinn des unbeſtrittenſten Ruhmes gekrönt; die Schlacht von Keſſelsdorf drückte ſich als ein Siegel auf alle ſeine früheren Heldenthaten, und beurkundete zugleich ſeine Würdigkeit, als untergehendes Geſtirn neben dem aufgehenden des Königlichen Feldherrn noch zuletzt emporzuſtrahlen! Ungeachtet aber ſeines ſo friſch bethätigten Verdienſtes, und der gerechten Anerkennung, welche ihm von dem Könige zu Theil wurde, mußte zwiſchen ſo verſchiedenen Karakteren und Stellungen viel Mißhelliges unausgeglichen bleiben. Leopold ſpannte die Saiten nur um ſo höher, der König wollte dies nur um ſo weniger gelten laſſen. Doch Friedrich der Große rief auch ſolche übellaunige Verhältniſſe nach ſeiner Geiſtesart gern in das heitere Gebiet des Scherzes zurück. Leopold war ſeinerſeits dem kleinen Kriege des Umgangs nicht abgeneigt, und durch ſein ganzes Weſen zum Urheber und Gegenſtande neckender Angriffe gleich geeignet. Er hieß, wie er wußte, nicht bei den Soldaten allein der alte Schnurrbart; auch der König und die Prinzen nannten ihn mit dieſem und andern

Spottnamen, wie z. B. der alte Fuhrmann, weil ſie behaupteten, daß er die Manieren und das Anſehen eines ſolchen, mehr als eines Feldmarſchalls, habe. Der Ausdruck ſolcher Neckereien überraſchte nicht ſelten an ungewöhnlicher Stelle. So ſchenkte z. B. der König als ein ſchmeichelhaftes Andenken der gewonnenen Schlacht Leopolden einen genauen Plan derſelben, ſo ſchön gezeichnet als prächtig verziert; als Schildhalter des Titels aber war in der Ecke ein alter Kater mit einem ungeheuern Barte angebracht; ein Scherz, der in ſeiner Anſpielung hinreichende Deutlichkeit, im Grunde jedoch, nach beiderſeitiger Sinnesart, keine ſonderliche Ungebühr hatte. Doch nicht immer blieb der unzuverläugnende Widerſtreit in ſolchen Schranken. Der König nährte vielfache Unzufriedenheit, in deren Stimmung frühere Eindrücke leicht wiedererwachen konnten, woraus vielleicht das härtere Urtheil zu erklären iſt, welches er zuletzt über Leopold gefällt und in ſeinen Schriften hinterlaſſen hat. Das beſte Vernehmen, welches ſich äußerlich erhielt, konnte den tieferen Zwieſpalt, der innerlich gegeben war, nicht ganz verhüllen, und es ergab ſich gleichſam von ſelbſt, und ohne bemerkliche Abſicht, daß Leopold ſich fernerhin mehr in Deſſau, als in Berlin, aufhielt. Auch fand er dorten genugſame Beſchäftigung. Die Waffenübungen ſeines Regiments in Halle kehrten nach dem Frieden, wie ehemals, zu ihrem gewohnten regelmäßigen Verlaufe zurück; ſogar war Verſäumtes nachzuholen, außer Acht Gelaſſenes einzuſchärfen; durch ſo viel glänzende Kriegsergebniſſe wurde die Zucht und Uebung, welche ſolch herrliche Früchte getragen, nur in deſto höheren Werth geſtellt. Faſt mehr noch, als die Truppen, nahmen Leopold's Aufmerkſamkeit jetzt ſeine Wirthſchaftsſachen in Anſpruch. Durch den Tod der Fürſtin, ſeiner Gemahlin, war in der Verwaltung ſeiner Angelegenheiten eine große Lücke fühlbar geworden; unverdroſſen wandte er ſeine Thätigkeit auf dieſe Gegenſtände, und arbeitete in ſeinem hohen Alter, wie ehemals, eifrig an Vermehrung ſeiner Güter und Einkünfte. Trefflich unterſtützte ihn hiebei die Gewandtheit und Einſicht eines jungen Mannes, deſſen mit einigen Worten hier gedacht werden muß. Franz von Brenkenhof war in früher Jugend als Page zu Leopold nach Deſſau gekommen; dieſer urtheilte ſcharfſichtig von ihm, daß nach ſeinen außerordentlichen Anlagen er ein großer brauchbarer Mann, oder ein ausgemachter Böſewicht werden würde; um ihn zu dem erſteren zu machen, ſchlug er einen eignen Weg ein. Allen gelehrten Unterricht in Wiſſenſchaften und Sprachen, ohne welchen er ſelbſt ſein Lebelang ſich gut beholfen, tief verachtend, wandte er ſeine ganze Erziehung auf praktiſche Entwickelung; aber auch hierin nahm er einen beſonderen Gang. In den erſten Jahren hatte Brenkenhof die ſtärkſten Prüfungen der ſtrengſten Eingezogenheit und des thätigſten Gehorſams zu beſtehen. Tag und Nacht mußte er in Leopold's Vorzimmer ſein, jedes Auftrags in jeder Art gewärtig, zu jedem Dienſte bereit. Keinen andern Umgang durfte er haben, als mit ſeinem Herrn, in deſſen Willen ſein eigner ſich ganz verlieren mußte. Als er mehr herangewachſen war, und genug geprüft und abgehärtet ſchien, gab ihm Leopold mehrere Freiheit, faßte bald ein unbedingtes Zutrauen zu ihm, und übergab ihm ſeine wichtigſten Geſchäfte, ſowohl in Finanzſachen als in Kriegsangelegenheiten. Nichts geſchah im ganzen Fürſtenthume, wobei nicht Brenkenhof als erklärter Vertrauter des Fürſten durch Rath und That mitgewirkt hätte; ſeine Berichte fanden ſtets Glauben, ſein Urtheil gab meiſt Entſcheidung. Der Page hatte nicht nur das Anſehen, ſondern auch die Arbeit eines Miniſters; daß er dieſer mißlichen Stellung neben der höchſten Zufriedenheit ſeines Herrn auch den Ruf der ſeltenſten Rechtſchaffenheit und die allgemeine Liebe des Volks erwarb, rechtfertigte die Menſchenkenntniß, mit welcher Leopold hier ſcharfblickend gewählt hatte. Als der ſchleſiſche Krieg ausgebrochen, mußte Brenkenhof in Pagenuniform den Dienſt eines Generaladjutanten verſehen, und zeigte ſich im Kriegsweſen nicht minder brauchbar, als in Verwaltungsſachen. Oft mußte er mit einigen Huſaren den Feind erkunden, und ſeine Berichte waren ſtets die zuverläſſigſten. Er wünſchte Offizier zu werden, allein Leopold meinte, wenn jener dem Feinde in die Hände fiele, wie bei den vielen gefahrvollen Aufträgen leicht möglich, würde er als Offizier kriegsgefangen bleiben, als Page dagegen gleich freigegeben werden, und behielt ihn demnach als Pagen. Einſt fiel der nun ſchon zwanzigjährige Jüngling wegen ſeiner Größe dem König in die Augen, der Leopolden fragte, warum derſelbe noch nicht Offizier ſei? Dieſer antwortete durch eine Ausflucht, ſandte aber ſeinen Pagen augenblicklich nach Deſſau zurück, damit dergleichen nicht wieder vorkäme. Durch des Jünglings eignes Bitten überwunden, machte er ihn endlich bei Errichtung eines neuen Regiments zum Premierlieutenant, aber bald empfand er Reue, und ſchon nach vierundzwanzig Stunden ließ er ihn vom Regimente zurückholen, und wiederum Page ſein. Dies blieb Brenkenhof bis zum fünfundzwanzigſten Jahre, da er plötzlich im Jahre 1745 vom Pagen zum Oberſtallmeiſter befördert wurde, und nun auch dem Range nach in die höheren Verhältniſſe trat, die dem Weſen nach ſchon längſt die ſeinigen waren. Brenkenhof wurde ſpäter Theilhaber an den Lieferungen, welche Schimmelmann für das preußiſche Heer übernommen hatte, und gewann dabei anſehnlich. Dann trat er als Geheimer Oberfinanzrath in preußiſche Dienſte, wo ſeine raſtloſe Thätigkeit und ſein geſegneter Eifer in tauſend gemeinnützigen Anſtalten und Schöpfungen rühmlichſt kund geworden ſind, und ihm noch jetzt verdienen, zu Ehren Leopold's als deſſen Zögling hier genannt zu werden.

Im April des Jahres 1746 verwahrte Leopold durch eine dem Reichstage zu Regensburg eingereichte Schrift ſein Recht als erſter Reichsfeldmarſchall, weil er vernommen, daß der Prinz Karl von Lothringen bei ſeiner Bewerbung um die Reichsfeldmarſchallswürde die erſte Stelle nachſuchte, und ihm jenen durch das Dienſtalter beſtimmten Rang dadurch zu beeinträchtigen drohte. Der Reichstag behielt Leopolden ſeine Gerechtſame vor, und damit war endlich abgethan, was dieſem von jener ſo bedingten Ehrenſtelle, deren ſeltne Wirkſamkeit kaum irgend als eine erfreuliche zu hoffen war, Befriedigendes zu Theil werden ſollte. Unter gewohnten Beſchäftigungen verging das genannte Jahr. Leopold genoß einer feſten Geſundheit, und weder Alter noch Kriegsmühen ſchienen ſeinen Geiſt und ſeine Rüſtigkeit geſchwächt zu haben. Im Januar 1747 reiſte er wieder nach Berlin, um dem

Könige ſeine Aufwartung zu machen, mit welchem, wie mit dem ganzen Königlichen Hauſe, ſich ein leidlich gutes Vernehmen darſtellte. Nach ſeiner Rückkunft in Deſſau beſchäftigte er ſich mit einer dritten Abfaſſung ſeines Teſtaments, welches er darauf, wie ſchon früher, bei dem Magiſtrate der Stadt Leipzig in Verwahrung gab. Noch immer verſprach ſeine Geſundheit gute Dauer. Am 7. April aber befiel ihn unmittelbar nach der Mittagstafel ein heftiger Schlagfluß, der ihm plötzlich den Gebrauch aller Sinne nahm. Aus dieſem ſchmerzloſen Unbewußtſein erwachte er nicht mehr, ſondern verſchied früh am 9. April 1747 im einundſiebzigſten Jahre ſeines Alters. Sein Leichenbegängniß wurde am 25. Juli ohne ſonſtige Pracht, aber mit kriegeriſcher Feierlichkeit gehalten, wie er ſie zum Theil ſelbſt verordnet hatte. In einem Sarge von Zinn, an welchem in halber Mannesgröße Grenadiere, die denſelben zu tragen ſcheinen, als Verzierung angebracht worden, wurde der Körper in einer Kapelle ausgeſtellt, und das Regiment des Verſtorbenen, von Halle herbeigerufen, mußte vorüberziehen, damit jeder Soldat noch einmal ſeinen geweſenen Feldherrn ſehen möchte. Unter dreimaliger Abfeuerung von 12 Kanonen, die von Magdeburg gekommen, und dreimaligem Gewehrfeuer des Regiments erfolgte dann die Beiſetzung. Eine Leichenrede hatte er verboten.

Ueber Leopold ſchrieb am 12. April, wenige Tage nach deſſen Tode, der Prinz Auguſt Wilhelm von Preußen, älteſter Bruder Friedrich's des Großen, in einem vertraulichen Briefe an den General von Fouqué, den ehemaligen Pagen und Zögling des Verſtorbenen: — „La mort du vieux roulier a été si inopinée, qu'il n'a pas eu le temps de proférer le moindre signe, lorsqu'il se sentait mourir. Je crois que tout militaire doit le plaindre, ayant été dans cet art un grand homme. Si l'humanité avait accompagné sa valeur et son esprit, il aurait été parfait. Mais le destin n'accorde pas aux hommes la réunion de toutes les vertus; heureux, si le vice ne l'emporte point sur les bonnes qualités. Je ne trouve pas à ma portée de juger en ce cas le défunt, et je me contente de le plaindre militairement." — Noch entſchiedener urtheilt über Leopold in demſelben Sinne Friedrich der Große in den „Mémoires de Brandebourg: „Le prince d'Anhalt était un homme d'un caractère violent et entier; vif, mais sage dans ses entreprises, qui avec la valeur d'un héros avait l'expérience des plus belles campagnes du prince Eugène Ses mœurs étaient féroces, son ambition démesurée; savant dans l'art des siéges, heureux guerrier, mauvais citoyen, et capable de toutes les entreprises des Marius et des Sylla, si la fortune avait favorisé son ambition de même que celle de ces Romains." Und an einer ſpäteren Stelle: „Au-desus de tous les autres généraux, s'élevait le prince d'Anhalt; il avait par devers lui les actions les plus brillantes, et la confiance générale des troupes; ce fut lui qui sauva l'armée de Styrum à Hoechstedt, par une belle retraite; ce fut lui qui contribua beaucoup au gain de la seconde bataille de Hoechstedt si funeste aux Français, et ce fut lui que le prince Eugène reconnût comme l'auteur principal de la victoire de Turin. Ce prince joignit beaucoup de prudence à une rare valeur; mais avec beaucoup de grandes qualités il n'en avait guères de bonnes." — Die Schilderung, welche die Markgräfin von Baireuth von Leopold entwirft, ſtimmt mit den obigen im Allgemeinen überein; merkwürdig aber iſt von dieſer Prinzeſſin, die ſeine Gönnerin nicht war, der Zuſatz: „Son esprit est cultivé et très-agréable dans la conversation quand il le veut." Auch Pöllnitz giebt, gleich den Vorhergenannten in ſeinen Denkwürdigkeiten Leopolden daſſelbe Lob, denſelben Tadel. Was Berenhorſt über ihn ſagt, theilt ſich auf gleiche Art nach beiden Seiten. In der langen Reihe ſeines thatvollen Lebens konnte noch während deſſelben das Urtheil der Zeitgenoſſen über ihn ſich ziemlich feſtſtellen, und die Folgezeit findet über ſeinen Karakter ſchwerlich neue Aufſchlüſſe zu ertheilen. Sein Heldenmuth und ſeine Kriegstüchtigkeit ſtehen unbeſtritten in erſter Linie; ſeine ſoldatiſche Perſönlichkeit ſchritt durch die Welt als eine Geſtalt, deren Erſcheinung die ungebundene Kraft und Naivetät einer weit entlegenen Vorzeit mit den beſchränkenden

Anforderungen eines modern pedantiſchen Zeitalters zu verbinden hatte. In der That erſchien er den Truppen als ein Weſen höherer Art; den untergeordneten Zeugen des entflammten Eifers und eiſernen Trotzes, mit welchen er in Kampf und Gefahr ſtürzte, mochte es nicht zu verargen ſein, wenn ſie den unerſchrockenen Feldherrn, der in 22 Schlachten und 27 Belagerungen nur Einmal durch einen Streifſchuß verwundet worden, für kugelfeſt und mit Zaubermächten im Bunde hielten. —

Von Leopold's Perſon ergiebt ſich aus gleichzeitigen Nachrichten folgende Darſtellung: „Seine Leibesgeſtalt iſt über die gewöhnliche Größe, anſehnlich und wohlgebildet. Der Ausdruck ſeines Geſichts hat etwas Glückliches und Nachdenkliches, zugleich aber auch Furchtbares, dem man gern ausweichen mag. Aus ſeinen Augen leuchtet ein Feuer, das ihn gleich zu erkennen giebt. Obgleich die Hagerkeit ſeines Geſichts von ſeinem Alter zeuget, ſo benimmt ſie ihm doch nichts von ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit, die Schwärze deſſelben rührt theils vom Pulverdampfe, theils von rauher Luft und brennender Sonnenhitze her, denen er von Jugend auf beinahe täglich ausgeſetzt geweſen. Seine Stimme iſt durch häufiges Befehlführen bei den Truppenübungen zu einer durchdringenden Kräftigkeit ausgebildet; wenn er aber in Zorn geräth, ſo ſind ſeine Worte einem Donner gleich, und alles um ihn her hat zu erzittern, obwohl er ſich mit den Jahren mehr als in der Jugend zu mäßigen gelernt. Seine ſchwarzen Haare trägt er in einen Bandzopf eingebunden, welchen Putz er für einen Soldaten, der viel in Bewegung ſein muß, beſonders angemeſſen hält. Ein ſchwarzer Zwickelbart, und lange, zwanglos herabhängende Seitenhaare erhöhen die Scheu, welche ſein Anblick einflößt. In ſeiner Kleidung hält er ſich gering, und findet ein Belieben daran, durchgehends nicht beſſer einherzugehen, als ein gemeiner Soldat von ſeinem Regimente; gewöhnlich trägt er mit ſeinem blautuchenen Rocke graue Beinkleider von grober Leinwand, nebſt dergleichen Weſte, wobei die Bruſt meiſt offen iſt. Auch ſeine Diener hält er ſehr einfach, und ſein Geräthe, wie ſeine Gewöhnung in Koſt und Lager, iſt alles von der Art eines

Mannes, dem Mangel und Ueberfluß, Hitze und Kälte, Anſtrengung und Muße wenig Unterſchied macht. Von aller Hoffahrt und gezwungenem Weſen, darinnen ſonſt große Herren zu leben pflegen, iſt er ein abgeſagter Feind, und verkehrt mit ſeiner Gemahlin und Kindern auf die unbefangenſte Weiſe, deßgleichen mit andern Fürſten und Herren, denen er wohl gar, beſonders wenn ſie nicht Soldaten ſind, mit beleidigender Geringſchätzung begegnet. Mit den Leuten aus dem Volk aber, und beſonders mit den Soldaten, wenn ſie nicht im Dienſte ſind, bezeigt er ſich freundlich und zutraulich, wie er ſich denn auch ihren Scherz oft gar wohl gefallen läßt. Er iſt ein eifriger und beſtändiger Freund, treu in Erfüllung ſeines Wortes, das er jedoch nicht leichtſinnig zu geben pflegt; dagegen unverſöhnlich als Feind gegen diejenigen, von welchen er glaubt, daß ſie ihm widerſtreben, oder ihn hintergangen haben. An Strenge in der Kriegszucht wird ihm ſchwerlich jemand beikommen; er will, daß ihm ſchlechterdings gehorſamet werde, ſowohl von den Soldaten, als von ſeinen Unterthanen, daher von letzteren, welchen er Beſitz und Einkünfte zum Beſten ſeiner Finanzen oft drückend ringerte, mit bittrem Scherze geſagt wird, ſie ſeien zwar arm an Gütern, doch deſto reicher an Gehorſam.“

Seine Eigenſchaften ſind alle innerhalb der einmal gegebenen Aeußerungsweiſe zu erfaſſen. Wie das Schmachvollſte und Beleidigendſte zuweilen auch in den höflichſten Redensarten Platz finden mag, ſo kann auch in den roheſten ſich ein edler und liebevoller Gehalt verbergen. Zärtliches Gefühl und wahres Wohlwollen, wenn ſie in Leopold's Herzen aufſtiegen, fanden bei ihm keinen anderen Ausdruck, als den ſeiner täglichen, ſoldatiſchen Kernſprache. Als ein Beiſpiel ſolcher Art, wo unter ſchnöder Rauhigkeit ächt Menſchliches hervorbricht, mag noch folgender Zug hier ſtehen. Auf ſeinen Feldzügen forderte Leopold einſt in Romnitz, einem Dorf in Schleſien, wohin er gerathen war, einen Wegweiſer, und erhielt, vermuthlich als den kundigſten Mann des Ortes, den Sauhirten. Der Fürſt hieß ihn zu ſich in den Karren ſteigen, wie er ſeine Kaleſche nannte. Dem Gewaltigen zur Seite fühlte ſich der arme Kerl nicht wenig beklemmt, und wagte nicht die Füße in den Wagen zu ziehen. Eine Weile ſah der Deſſauer der Sache zu, dann aber ſchnauzte er den Gefährten an: „Saukerl, ſtreck die Pfoten herein, wie ſich ziemt; denkſt du, daß die meinigen von Marzepan ſind?“ In gleicher Weiſe gab ſich ſeine Religioſität zu erkennen. Er gehörte zur reformirten Kirche. Was aber im Einzelnen zu glauben ſei, ließ er wohl dahingeſtellt, und fand ſich ohne genaue Rechnung lieber im Ganzen ab, indem er eines allgemeinen guten Vernehmens mit dem höchſten Weſen nicht zu ermangeln meinte. Sein oben angeführtes Gebet bei der Krankheit ſeiner Tochter in Bernburg iſt in dieſem Bezuge höchſt bezeichnend. Unter dem Könige Friedrich Wilhelm dem Erſten war im preußiſchen Heere der Beſuch der Kirche und die Haltung von Gebeten ein Theil der Dienſtordnung, und Leopold duldete in dieſem Dienſte, wie in jedem andern, keine Läſſigkeit. Als unter Friedrich dem Großen dieſe Richtung im Heere dennoch merklich nachließ, war er damit unzufrieden, und pflegte zu ſagen: „Ein Soldat ohne Gottesfurcht iſt nur ein Maths!“ Sein beſonderes Wohlgefallen an dem Liede Luther's „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ auszuſprechen, gab es für ihn kein kräftigeres Wort, als daß er jenes Lied „unſres Herrgotts Dragonermarſch“ nannte. Er hat, wie ſchon erwähnt, mehrere Kirchen erbaut. Predigten beſuchte er öfters, und fand dabei nach ſeiner Weiſe dann zu loben und zu tadeln. In den letzten Jahren ſeines Lebens ließ er zu Deſſau in einem Zimmer des Schloſſes für ſich und ſeine Familie regelmäßig alle Sonntage predigen. Seine Gewaltſamkeit, die bis zur Unmenſchlichkeit ſteigen konnte, war in ſeinem Karakter derjenige Zug, welcher alles andre Schlimme zumeiſt hervorhob. Die Vorſtellung der Selbſthülfe war ſeiner Seele tief eingewurzelt. Die Zuſtände des Krieges, wo die kämpfende Gewalt das Recht bald entſcheiden, bald unterſtützen muß, übertrug er allzuleicht auf Verhältniſſe des Friedens, in welchen das Recht andre Wege und Hülfsmittel zu nehmen hat. Seine Leidenſchaft ging ſo weit, daß er in einem Streite mit dem Fürſten von Anhalt-Bernburg ſein preußiſches Regiment auf den Grund und Boden des Feindes führte, und daſelbſt alles niedertreten und verwilſten ließ; der höchſtgekränkte Fürſt eilte perſönlich herbei, aber vermochte kaum, nach dem heftigſten Auftritte, die Abſtellung des Frevels zu erlangen. Gegen Gleiche hätten die Fehden des Mittelalters der Gemüthsart Leopold's wohl entſprochen, gegen Untergebene that es noch die ſchonungsloſe Sitte ſeiner eignen Zeit. Daß Leopold kein Freund von Wiſſenſchaften und Künſten geweſen, iſt aus allem bisher Angeführten genugſam zu erachten; daß er ſie gehaßt, wäre zu viel geſagt, er nahm gar nicht ſo viel Kunde von ihnen, als dazu erfordert geweſen wäre. Die Tonkunſt allein, bei Jagd und Krieg unverkennbar ein Reiz- und Prachtmittel, fand in ſofern etwas Gnade, die jedoch nicht die geringſte Kenntniß mit ſich führte. Einer einzigen Melodie war er mächtig geworden, der des Deſſauer Marſches; nach ihr ſang er in der Kirche all und jede geiſtliche Lieder, zum Staunen und Wunder der Anweſenden. Einſt hörte er dem Spiele ſeiner Regimentsmuſik mit vielem Vergnügen zu; plötzlich ſieht er, daß zwei Waldhorniſten aufhören zu blaſen; mit funkelnden Augen tritt er vor ſie hin: „Kanaillen, warum blaſt ihr nicht?“ fragt er heftig. „Ew. Durchlaucht“, antwortet der Beherztere, „wir pauſiren jetzt.“ Dieſe Frechheit iſt ihm zu arg: „Warte, Kanaille“, ruft er, „ich will dich im Dienſte pauſiren lehren!“ Und Stockſchläge treiben die vermeinten Saumſeligen eiligſt wieder zur Arbeit an. Merkwürdig war bei Leopold's Art und Weiſe ſeine entſchiedene Luſt am Schreiben. Er ſchrieb ſelbſt ungemein viel; im Hausarchive zu Deſſau befinden ſich ganze Ballen Briefe, Berichte und andere Schriften von ſeiner Hand. Er wagte ſogar ſchriftſtelleriſche Verſuche; ſo ſchrieb er eigenhändig das Leben des preußiſchen Generals Ulrich von Stille, um das Andenken dieſes ihm theuren Kriegsgefährten zu verewigen, ferner verfaßte er auf den König Friedrich Wilhelm den Erſten bald nach deſſen Tode eine Lobſchrift, worin er denſelben als einen unvergleichlichen Herrn und König ſchildert, endlich Denkwürdigkeiten ſeines eignen Lebens, die aber nur bis zum Jahre 1703 gehen. Dabei war ſeine Handſchrift von ſeltſamer Beſchaffenheit; nicht genug, daß die Züge ſeiner Buchſtaben kaum zu entwirren ſind, auch die Wahl und

Fülle der letztern bringt in Noth; er ſchob in jede Silbe regelmäßig ein h ein, z. B. Gehnehrahllihnn, für: Generalin. Einſt hatte er einen Befehl geſchrieben, deſſen Inhalt der General, welcher ihn ausführen ſollte, ſchlechterdings nicht entziffern konnte. Ein Offizier mußte damit zu dem Fürſten zurück; großes Donnerwetter, und banges Harren auf Erklärung des Schreibens; aber dieſe wollte nicht erfolgen; auch Leopold ſelber konnte ſeine Handſchrift nicht leſen, und warf endlich voll Grimm den Zettel in's Feuer: „Aber Schwernoth", rief er, „ich hab's auch nicht geſchrieben, daß ich es leſen ſoll, ſondern ihr!" und gab hierauf den Befehl mündlich. Seine Sekretaire hatten mit ihm einen harten Stand. Im Jahre 1745 gab das Königliche Generaldirektorium in Berlin ihm den Dichter Gleim zum Stabsſekretair. In Oranienbaum ließ Leopold, im Hemde, mit dem Rücken gegen den Kamin ſtehend, den Empfohlenen vor ſich, und fuhr ihn mit ſeiner gewaltigen Stimme an, ob er der Kerl ſei? Gleim faßte ſich, und antwortete kurz und barſch in demſelben Tone. Leopold ſtutzte; als er aber nach einiger Zeit den Sekretair mit allen Papieren, die er zur Unterſchrift brachte, zum Teufel ſchickte, weil es ihm jetzt nicht gelegen ſei, und Gleim dagegen mit ſcheltendem Poltern darauf beſtand, es ſolle und müſſe jetzt ſein, ſo ließ er es ſich gefallen, und hielt den Mann nur um ſo mehr in Ehren. Bald aber wurde Gleim noch anders erſchreckt. Im Lager von Dieskau hatte ein Jude, der als Kaufmann mit guten Päſſen reiſte, die aufgefahrenen Kanonen gezählt, wie ſchon viele Reiſende ohne Arg und Schaden gethan hatten; dieſen Unglücklichen aber traf es, als Kundſchafter feſtgenommen, und zum Tode verurtheilt zu werden. Gerechte Vorſtellungen gelangten an den alten Fürſten; als dieſer aber, ohne auf irgend neue Unterſuchung einzugehen, nur kurz antwortete: „Soll hängen!" wurde Gleim für ſein eigenes Leben bange, und benutzte den nächſten Anlaß, ſich nach Magdeburg zu entfernen, wo er krank wurde, und darauf den Abſchied nahm.

Leopold hatte mit ſeiner Gemahlin zehn Kinder gezeugt, fünf Söhne und fünf Töchter. Der älteſte Prinz, Wilhelm Guſtav, ſtarb im Jahre 1737 an den Blattern; in der

Krankheit erklärte er ſich mit Johanna Herrin, einem bürgerlichen Mädchen, heimlich vermählt. Der alte Fürſt verſprach für ſie und ihre Kinder beſte Sorge zu tragen, und behielt den älteſten der Söhne bei ſich. Leopold Maximilian, der zweite Prinz, wurde nunmehr der Nachfolger in der Regierung, die er nach des Vaters Tode ſogleich antrat; er hatte mit demſelben in den letzten Jahren nicht immer in völliger Einigkeit gelebt; zur Regierung gekommen, erwirkte er ſpäterhin bei dem Kaiſer, daß die Wittwe ſeines Bruders mit deſſen ſechs Söhnen und drei Töchtern in den Reichsgrafenſtand mit dem Namen von Anhalt erhoben wurden. Der dritte Prinz hieß Dietrich; der vierte Eugen. Moritz, der fünfte, war des Vaters beſonderer Liebling; ihn ließ er ohne allen Unterricht aufwachſen, um zu ſehen, was die Natur allein aus ihm machen würde. Schon im ſiebenten Jahre hielt er ihm eine Kompanie Knaben zur Uebung in den Waffen, König Friedrich Wilhelm beſoldete dieſelbe bis zum Jahre 1727 gleich andern Truppen. Moritz wuchs unter dem Spiel und Ernſte des Krieges heran, ohne die geringſte Kenntniß von andern Dingen zu erlangen, und konnte ſelbſt als General weder leſen noch ſchreiben, obwohl er ſonſt offnen Kopf und guten Sinn hatte. Die Söhne ſämmtlich, wie ſchon erwähnt, waren Soldaten; ihre Erziehung, ſowohl in dieſem als in jedem andern Stücke, behielt ſich der Vater vor; auch folgten ſie ſeiner Kirche, der reformirten. Die Töchter dagegen blieben der Mutter überlaſſen, welche dieſelben mit größter Sorgfalt erziehen und unterrichten ließ; gleich ihr bekannten ſie ſich zur lutheriſchen Kirche. Die zweite Prinzeſſin, Luiſe, heirathete den regierenden Fürſten von Anhalt-Bernburg; die vierte, Leopoldine, den Markgrafen Friedrich Heinrich von Brandenburg-Schwedt; die übrigen drei ſtarben unverheirathet. Außer dieſen Kindern hinterließ Leopold auch zwei natürliche Söhne, die beiden Brüder von Berenhorſt, für welche er in der letzten Abfaſſung ſeines Teſtaments gute Fürſorge traf.

Die Natur hatte in Leopold's Perſönlichkeit eine merkwürdige Fülle kriegeriſcher Kraftwirkung zuſammengefaßt; er ſelbſt hat über ein halbes Jahrhundert dreien Königen von

Preußen in Krieg und Frieden ruhmvoll gedient; das preußiſche Heer, die unerſchütterliche Grundlage des emporſteigenden preußiſchen Staates, war größtentheils ſeine Schöpfung; noch lange führte, ſo wie der Deſſauer Marſch, auch ſein Kriegsgeiſt die Preußen zu Schlacht und Sieg; drei ſeiner Söhne, die Prinzen Leopold Maximilian, Dietrich und Moritz, wurden, gleich ihm, preußiſche Feldmarſchälle, und ſein Sohn Georg Heinrich von Berenhorſt erwarb den Ruhm desjenigen Schriftſtellers, der über die Kriegskunſt mit Einſicht und Gründlichkeit am geiſtreichſten geſchrieben hat. —

Leopold's Bild, von dem preußiſchen Hofmahler Anton Pesne, gemahlt, befindet ſich auf dem Schloſſe zu Deſſau, und auch in Berlin mehrmals; ſein Ausdruck iſt heitere Kraft, von der man ſich bald angezogen bald abgeſchreckt fühlen muß. Seine eigenthümliche Kleidung iſt in dem Gemählde ganz nach der Wirklichkeit abgebildet, die preußiſche Feldmarſchallsuniform, und dazu grauleinene Unterkleider vom gröbſten Zeug und einfachſten Zuſchnitt. Seinen kleinen Hut ziert Eichenlaub, das alte brandenburgiſche Feldzeichen, welches von der Schlacht bei Warſchau unter dem großen Kurfürſten hergeleitet wird. Auf andern Bildern iſt ein Lorbeerzweig daraus geworden. Im Jahre 1790 ließ der Prinz Heinrich von Preußen zu Rheinsberg den Helden des preußiſchen Heeres ein Denkmal errichten, welches in ausführlichen Inſchriften viele würdige Namen, und unter dieſen, in erſter Reihe, auch den Ruhm Leopold's verherrlicht.

Als König Friedrich Wilhelm der Zweite in ſeinen letzten Lebensjahren dem Fürſten Leopold ein Standbild auf dem Wilhelmsplatze zu errichten beſchloſſen, und hiefür eine Stelle bezeichnet hatte, welche dem Palaſte des Miniſters Grafen von Finckenſtein im Geſichte lag, ſchrieb dieſer an den König, und bat, ihm nicht die Schmach anzuthun, daß er aus dem Fenſter blickend das Bild eines Staatsverräthers vor Augen haben müſſe. Der König nahm dies anfangs ungnädig, wurde jedoch ſtutzig, als Finckenſtein, um ſeine Aeußerung zu rechtfertigen, urkundliche Schriften aus dem Geheimen Staatsarchive vorlegte, welche auf Verbindungen hindeuteten, die der Fürſt nach dem Tode Kaiſers Karl's des Sechſten mit dem

Wiener Hofe angeknüpft habe, um die Abſichten Preußens auf Schleſien zu hintertreiben. Der König erlebte das Fertigwerden der Bildſäule nicht, und auch ſein Nachfolger befahl durch ein Kabinetſchreiben vom 13. März 1798 an den Staatsminiſter von Heinitz, ſie ſolle auf dem Wilhelmsplatze gegenüber der Bildſäule von Zieten aufgeſtellt werden, änderte aber bald nachher, wohl nicht ohne Rückſicht auf jene Erörterungen, dieſen Befehl dahin ab, der Deſſauer ſolle „auf ſeinem Exerzirplatze“ ſtehen. Wirklich wurde die Bildſäule, dieſem Befehl gemäß, am Rande des Luſtgartens, dem Schloſſe gegenüber, im Jahre 1800 aufgeſtellt. Hier ſtand ſie bis im September 1826, wo ſie bei Umgeſtaltung des Luſtgartens verſetzt werden mußte, und nun zuletzt doch auf den Wilhelmsplatz kam, und nun ihre zuerſtbeſtimmte Stelle erhielt. Sie iſt eines der Meiſterwerke des Bildhauers Gottfried Schadow, der ſie, zumeiſt nach dem Bilde von Anton Pesne, in carrariſchem Marmor ausgeführt. Die Vorderſeite des Fußgeſtells hat folgende Inſchrift: „Dem Andenken des regierenden Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, Königl. Preuß. General-Feldmarſchalls, weihet dieſes Denkmal Friedrich Wilhelm der Dritte im dritten Jahre ſeiner Regierung.“ Die Rückſeite: „Siegreich leitete er die preußiſchen Hülfsvölker am Rhein, an der Donau, am Po. Er eroberte Stralſund und die Inſel Rügen. Die Schlacht bei Keſſelsdorf krönte ſeine kriegeriſche Laufbahn. Das preußiſche Heer verdankt ihm die ſtrenge Mannszucht und die Verbeſſerung ſeiner Krieger zu Fuß. Er lebte vom 3. Julius 1676 bis den 7. April 1747.“

General Freiherr von Seydlitz.

Seinen innigſtverehrten Freunden

Wilhelm von Williſen,
Königlichem Generallieutenant, Ritter des Eiſernen Kreuzes erſter Klaſſe, ꝛc.

und

Adolph von Williſen,
Königlichem Generallieutenant und Oberſtallmeiſter, Ritter ꝛc.

widmet dieſe Lebensbeſchreibung als Denkzeichen treuer Zuneigung

K. A. Varnhagen von Enſe.

Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz, eines altadeligen, aus Thüringen ſtammenden, aber früh auch in Sachſen, Heſſen und Preußen, in Böhmen und Schleſien, ſo wie in Polen verbreiteten Geſchlechtes, kam zur Welt den 3. Februar 1721 zu Kalkar im Herzogthum Kleve, wo ſein Vater, Daniel Freiherr von Seydlitz, als Rittmeiſter im Dragoner-Regiment Sonsfeld ſtand. Seine Mutter war eine geborene von Jßlow. Ueber beide findet ſich nichts weiter Bemerkenswerthes mitgetheilt. Die Jugend und Erziehung des Knaben waren ohne Zweifel dem Berufe gemäß, der ſich aus den Verhältniſſen des Vaters am natürlichſten folgerte; dem Sohne des Offiziers mußte der Kriegsdienſt die nächſte Ausſicht bieten. Strenger Unterricht wurde damals den Edeelluten nicht erlaſſen, durfte aber die Ausbildung körperlicher Anlagen nicht hindern, und die Augenblicke harten Zwanges vergütete aufſichtsloſe Freiheit. Jn vollen Maßen genoß Seydlitz der großen Begünſtigung, daß die Luſt und Kraft ſeiner frühſten Jahre ungehemmt der Bahn zugewieſen waren, wo ſeine Neigung befriedigt wurde, und Glück und Ruhm ihn erwarteten. Jm ſiebenten Jahre ſaß er ſchon zu Pferd, ritt bald mit Erwachſenen in die Wette, und ſcheute keinerlei Gefahr. Der Vater, der inzwiſchen im Küraſſierregiment des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt eine Schwadron erhalten hatte, freute ſich des muthigen Knaben, und erzählte von deſſen kühnen Uebungen dem Markgrafen, der an Wagniſſen jeder Art das größte Gefallen hatte. Doch ſtarb der Vater, bevor der Sohn das achte Jahr erreicht hatte, und die Erziehung deſſelben ſiel nun ganz der Mutter anheim, die zwar wenig für ihn thun konnte, aber ihn doch zu

Freienwalde in der Neumark die Schule beſuchen ließ. Hier ſcheint weder ſein Lernen zugenommen, noch ſeine Wildheit ſich gemindert zu haben; der Markgraf von Schwedt aber blieb aufmerkſam auf den verwaiſten Knaben, und wählte ihn, da er noch nicht vierzehn Jahre alt war, zu ſeinem Pagen.

Dieſer Prinz, Neffe Königs Friedrich's des Erſten und mütterlicherſeits des Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, hatte die Ausgelaſſenheit ſeiner ungezähmten Jugend auch in das Mannesalter mit herüber genommen, und übte fortwährend die tollkühnſten Streiche, den gewaltſamſten Uebermuth aus. Weder die ſtrengen Formen des Kriegsdienſtes, noch das Mißfallen Königs Friedrich Wilhelm's des Erſten, deſſen jüngſte Tochter ihm vermählt wurde, konnten dieſen ungeordneten Geiſt mäßigen. Die roheſten Pferde wurden beſtiegen, die halsbrechendſten Sprünge gewagt, überall Gefahr und Schwierigkeiten aufgeſucht, jeder Ordnung getrotzt; ſogar in Liebesabentheuern nur Wildheit und Gewalt geſchätzt. Solchem Herrn und ſolcher Lebensweiſe wurde Seydlitz übergeben, und dieſe Schule, welche ſein Verderben zu werden drohte, half ſeine größten Fähigkeiten entwickeln. Die gewandte Kühnheit, deren vervielfachte Proben jeden Zeugen ſtaunen machten, entzückte den Markgrafen, und Seydlitz wurde ganz ſein Liebling. Hiemit war indeß keine Schonung und Sorgfalt verbunden, im Gegentheil, nur vermehrte Anforderung und Rückſichtsloſigkeit. Nicht zufrieden, dem Jünglinge das Zureiten der unbändigſten Pferde zuzumuthen, zwang er ihn ſogar Hirſche im Thiergarten zu beſteigen, und bei deren wildem Toben und Rennen ſich als Reiter zu behaupten. Bei Spazierfahrten ließ der Markgraf meiſt in's freie Feld lenken, und den Wagen dort anhalten, Kutſcher und Vorreiter mußten abſteigen, die Zügel allen vier Pferden über den Hals werfen, und dieſe dann heftig anpeitſchen, daß ſie über Stock und Stein dahinflogen, bis der Wagen zerbrach oder umfiel, da denn der Prinz wie der Page, der nach damaligem Gebrauch im Wagentritte ſtand, im rechten Augenblicke durch kühnen Sprung ſich retten mußte, worin beide ſolche Fertigkeit erlangt hatten, daß es nie verunglückte. Auch zwiſchen den ſauſenden Flügeln einer großen Windmühle ritten ſie öfters durch, wo Roß und Reiter jedesmal Gefahr liefen, beim geringſten Verfehlen in die Luft geſchleudert zu werden; ein berühmtes Wageſtück, welches Seydlitz noch in ſpäteren Jahren, da er ſchon General der Reiterei war, in Woiſſelsdorf bei Grottkau vor vielen Zeugen wiederholte. Die Tollkühnheit erzog ſich in ſolchen Ausübungen Gewandtheit und Geiſtesgegenwart zu Begleitern. Dieſe Eigenſchaften dienten dem Markgrafen, der, obwohl General, doch nie eigentlich Kriegsmann geweſen, nur zu unfruchtbarem Spiel; für Seydlitz wurden ſie die Grundlage der höchſten kriegeriſchen Tüchtigkeit, die keines Hinderniſſes und keiner Gefahr achtete, und indem jener ein toller Waghals blieb, ſo bildete ſich in dieſem der freieſte und muthigſte Reiter aus, dem an feſtem Sitz und ſicherer Führung kein anderer gleich kam, und der zugleich durch Maß und Haltung ſich in kraftvoller Schönheit darſtellte. Verderblich dagegen wurde für ihn die frühe Bekanntſchaft mit ſinnlicher Ausſchweifung, zu der ein üppiger Hang ihm ſein ganzes Leben hindurch verblieb, den er wenig bemeiſtern lernte. Auch die früh erlangte Gewohnheit des Tabackrauchens behielt er aus ſeiner Pagenzeit als unbezwingliche Leidenſchaft, die nicht ſelten unbequem, wo nicht gar nachtheilig wurde.

Vier Jahre führte Seydlitz dieſes Leben bei dem Markgrafen, der ihn ſodann, im ſiebzehnten Jahre, als Kornet in ſeinem Küraſſierregiment anſtellte, das ſeinen Standort zu Belgard in Pommern hatte. Der Befehlshaber des Regiments, Oberſt von Rochow, war mit dem Markgrafen geſpannt, und ſah den Günſtling deſſelben mißtrauiſch an; er glaubte ihn beauftragt, alles, was im Regimente vorging, an ſeinen Herrn einzuberichten, und ließ den vermeinten Aufpaſſer die ganze Strenge der Unterordnung und alle Mühſale des Dienſtes fühlen. Doch durfte Seydlitz hier nur wenig über ein Jahr ſeine Geduld in den harten und reizloſen Friedensbeſchäftigungen üben, denn König Friedrich der Zweite, der im Jahre 1740 den Thron beſtiegen hatte, fing bald nachher an, ſeine Truppen zuſammenzuziehen, um die Anſprüche, die er auf Schleſien hatte, mit Waffengewalt durchzuſetzen. Das Regiment des Markgrafen rückte mit in den Krieg, der im Jahre 1741 unter dem Namen des erſten ſchleſiſchen ſo raſch als erfolgreich gegen Oeſterreich unternommen wurde, und Seydlitz konnte den kühnen Muth und ſchnellen Ueberblick, die er bisher in ſo manchen Anläſſen gezeigt hatte, nun vor dem Feinde darthun. Der muthige, aber auch ungeſtüme und vorwitzige Kornet fand jedoch jetzt eben ſo wenig wie vorher ein gutes Vernehmen mit ſeinem Oberſten.

Die Augen des Königs zog Seydlitz zuerſt als Ordonnanzoffizier in einem Gefecht auf ſich, wo der Feind aus einer ſeitwärts aufgeſtellten Batterie den Preußen großen Nachtheil zufügte. Der König fragte laut, von welchem Kaliber wohl das Geſchütz ſein möchte? Die Meinungen waren verſchieden. Seydlitz, ohne ein Wort zu ſagen, ſprengt in das vorliegende Feld, hält in der feindlichen Schußlinie ſtill, bemerkt wo die Kugeln einſchlagen, ſitzt ab, rafft eine friſch angekommene glücklich auf, wickelt ſie in ſein Schnupftuch, und bringt ſie dem Könige, der alles mit angeſehen hat, und für die muthig herbeigeſchaffte Antwort mit gnädigem Blicke dankt.

Ein unglückliches Ereigniß betraf ihn aber bald nachher, und ſchien die Hoffnungen des Jünglings weit hinaus niederzuſchlagen. Der König hatte ſich im April des Jahres 1742 aus Mähren, wohin er vorgedrungen war, zurück nach Böhmen gewendet, und Schleſien gegen Mähren hin ziemlich entblößt gelaſſen. Die leichten ungariſchen Reiter ſtreiften in beträchtlichen Schaaren aus dem Gebirge hervor, und wurden den Preußen ſehr beſchwerlich. Der Oberſt von Rochow hielt mit ſeinen Küraſſieren das Städtchen Kranowitz unfern Ratibor beſetzt, und hatte dort einige Verſchanzungen angelegt, aus denen er nicht ohne dringenden Anlaß hervorrücken wollte. Als nun gemeldet wurde, daß 5 bis 6000 Ungarn im Anzuge wären, beſchloß er, um noch ſicherer zu ſein, einen Poſten nach einem Dorfe vorzuſchieben, welches in einem engen Thale gegen den Feind hin lag, aber von dieſem noch nicht beſetzt war. Der Kornet Seydlitz erhielt den Auftrag, mit 30 Küraſſieren in das Dorf zu rücken, und ſich dort ſo lange zu halten, bis Fußvolk zu ſeiner Unterſtützung ankommen könnte. Dem jungen Offizier dünkte dieſer Auftrag verfänglich, er ſah kaum die Möglichkeit eines Erfolgs, dagegen Niederlage und ſogar Gefangenſchaft faſt unvermeidlich, und weil er argwohnte, der Oberſt habe gerade deßhalb ihn, und außer der Dienſtreihe, für das Unternehmen gewählt, ſo wagte er den letztern Umſtand hervorzuheben, und äußerte freimüthig, zu einem Ehrenpoſten dieſer Art ſei er noch zu jung, und es gebühre ihm nicht, ſeinen Kammeraden außer der Reihe vorzutreten, da es aber einmal ſo befohlen ſei, ſo werde er entſchloſſen ſeine Schuldigkeit thun, und der Herr Oberſt könne verſichert ſein, daß er Leben und Freiheit theuer verkaufen werde. So zog er mit ſeiner Mannſchaft ab, und beſetzte das Dorf, deſſen Lage und Umgegend er bei genauer Prüfung nur ſtets nachtheiliger fand. Die Zugänge ließ er ſogleich verrammeln, ſeine Leute abſitzen, die Pferde gekoppelt in einen Hof zuſammenbringen, und ſtellte nach beiden Seiten des Dorfes je zwölf Küraſſiere hinter Hecken und Zäunen auf. Der Feind erſchien, und wurde mit lebhaftem Karabinerfeuer empfangen, das ihn eine Zeit lang abhielt. Allein ſeine Schaaren rückten ſtärker heran, und umzingelten und beſchoſſen das Dorf von allen Seiten. Mehrere Stunden dauerte das Gefecht, und Seydlitz hielt ſich gegen die Uebermacht. Als aber ein Theil der Küraſſiere verwundet, das Feuer wegen Mangel an Patronen nicht fortzuſetzen, und nirgends ein Ausweg mit dem Degen möglich war, lieh er dem Zurufe des Feindes endlich Gehör, und ergab ſich mit ſeinen Leuten kriegsgefangen, doch mit der ehrenvollen Bedingung, daß ihm ſeine Waffen, Gepäck und Pferde, den Küraſſieren aber Montirung, Mantelſäcke und Ledertaſchen verbleiben ſollten. Der Oberſt von Rochow hörte das Gefecht, ohne ſich in ſeiner Ruhe zu ſtören; der General aber, der hier den Befehl führte, kam ſelbſt herbei, und rückte mit drei Schwadronen Küraſſieren gegen den Feind, ſah ſich indeß beim Uebergang einer ſchmalen und ſchlechten Brücke unvermuthet von mehr als 3000 Ungarn angegriffen, die plötzlich hinter den Anhöhen hervorbrachen, und konnte nur mit größter Tapferkeit und vielem Verluſt den freien Rückzug erkämpfen. Dieſer Umſtand erhöhte die Theilnahme für Seydlitz, und zeigte die ganze Uebermacht des Feindes, gegen welchen ſeine lange Vertheidigung nun wie ein Wunder erſchien. Als nach einigen Stunden die Gegenwehr noch immer anhielt, wie ſich aus dem Schießen deutlich ergab, ſo wurden endlich ein paar Kompanieen Fußvolk abgeſchickt, ihn zu befreien; allein zu ſpät, denn bevor ſie an den Feind kamen, war Seydlitz ſchon kriegsgefangen. Der König ſelbſt hatte den Hergang des Gefechtes genau vernommen, den tapfern Kornet beklagt, und befahl, deſſen Auswechslung zu veranlaſſen, indem er für ihn, wenn es nicht anders wäre, einen öſterreichiſchen Rittmeiſter loszugeben willigte. Dies war gegen Ende des Mai 1742.

Seydlitz war indeß als Kriegsgefangener nach Ungarn abgeführt worden, und verlebte ſeine Tage wohl nicht ſehr glücklich; denn wie ſehr auch ſein Bewußtſein ihn von jeder Schuld freiſprechen durfte, ſo mußte er doch ſeinen Unfall hart empfinden, und über die Eindrücke und Meinungen, die ſich damit verknüpfen würden, in manchem Zweifel ſchweben. Man glaubt, Raab ſei der ihm angewieſene Aufenthaltsort geweſen, und daß er in der Stadt aufſichtslos habe umhergehen dürfen; denn es wird erzählt, er habe einen Plan der Feſtungswerke daſelbſt aufgenommen. Doch möchte dieſe Nachricht kaum zu verbürgen und nur dem guten Willen ſpäterer Lobredner beizumeſſen ſein, welche den Männern, deren Verdienſt eine frühere Zeit nach Kriegsthaten maß, gar zu gern auch den Schmuck der Kenntniſſe und der Bildung zu leihen wünſchten, zu denen im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts und im Frieden der Sinn und die Anſprüche ſich mehr und mehr geſteigert hatten. Es iſt nicht wahrſcheinlich, aber auch nicht nöthig, daß Seydlitz Pläne gezeichnet habe. Die Auswechslung erfolgte noch während der Kriegszeit, und kaum angelangt im preußiſchen Lager, wurde er ſogleich zum Könige geführt. Hier mußte er den Hergang des Gefechts, durch das er in Gefangenſchaft gerathen, umſtändlich erzählen, und konnte, ſogar durch Vorlegung der ehrenvollen Kapitulation, die er mit dem öſterreichiſchen Befehlshaber abgeſchloſſen, und ſorgfältig bewahrt hatte, dem Begehren des Königs genügen, der ſtreng die Wahrheit wiſſen wollte und jede Angabe genau prüfte. Da die gute Meinung, welche der König von der Sache ſchon gefaßt hatte, ſich durchaus beſtätigte, und ihm der junge Offizier ſowohl Belohnung als Aufmunterung zu verdienen ſchien, ſo fragte er ihn: was er lieber wolle, der erſte zu ernennende Lieutenant in einem Küraſſierregiment, oder Rittmeiſter und Befehlshaber einer Schwadron Huſaren ſein? Die Huſaren ſtanden damals der andern Reiterei in der Meinung ſehr nach, als eine neue, noch nicht genug bewährte Truppe, die der König aber gern heben wollte. Seydlitz wählte von beiden Anerbieten das letztere, welches dem Könige zu gefallen ſchien, der ihn ſogleich dem Regimente von Natzmer, den ſogenannten weißen Huſaren, zutheilte. Durch ſo viel Gnade ermuthigt, empfahl Seydlitz dem Könige nun auch ſeine braven Küraſſiere, durch deren heldenmüthige Ausdauer allein es ihm möglich geworden, dem überlegenen Angriffe ſo lange zu widerſtehen. Der König nahm dieſe Bitte gut auf, ließ jene Leute beſonders auswechſeln, und beſchenkte ſie. Der Oberſt von Rochow hatte von allem dieſen keine Ahndung, und empfing den aus der Gefangenſchaft wiederkehrenden Kornet, als dieſer, von dem Könige entlaſſen, nun auch bei ihm ſich meldete, mit heftigen Vorwürfen und ſtrengen Drohworten; durch jene Kapitulation, meinte er, ſei die Ehre des Regiments verletzt, er müſſe dem Könige den Vorgang melden und auf Beſtrafung antragen. Zu ſehr im Vortheil, um ſich ſo leicht aus ſeiner Faſſung bringen zu laſſen, erwiederte Seydlitz mit größter Ruhe, es bedürfe keiner Meldung mehr, der König ſei von allem unterrichtet, und er ſelbſt komme nur, um dem Herrn Oberſten zu danken, daß er durch jenen Auftrag, der ſo unglücklich geſchienen, ihm den Weg des Glücks eröffnet habe; denn der König habe ihn jetzt eben zum Rittmeiſter ernannt, und ihm eine Schwadron in dem Huſarenregiment von Natzmer verliehen.

Auf dieſe Weiſe, nicht wie gewöhnlich erzählt wird, machte Seydlitz den erſten außerordentlichen Vorſchritt in ſeiner Dienſtlaufbahn, den großen Sprung vom Kornet zum

Rittmeiſter. Einer Sage zufolge wäre er dies bei ganz anderem Anlaß geworden. Er ſoll nämlich zu Berlin im Jahre 1743, nach geſchehener Truppenſchau, im Gefolge des Königs noch als Kornet mitreitend, auf dem Heimwege zu andern Offizieren, die neben ihm ritten, die Umſtände ſeiner Gefangennehmung erzählt, die Schuld derſelben auf die Nothwendigkeit, zu Fuß und auf geſchloſſenem Boden zu fechten, geworfen, und laut und keck behauptet haben, ein Reiteroffizier, der noch zu Pferde ſei, dürfe ſich nie gefangen geben; der König habe dies gehört und nichts geſagt, bei der Brücke des Zeughauſes aber ſei er allein vorgeritten, habe Seydlitz herbeigerufen, und dann die in der Mitte der Brücke befindlichen Aufzüge emporheben laſſen, wodurch das übrige Gefolge abgeſperrt worden: dann habe er ſich zu Seydlitz gewendet, und lächelnd geſagt: „Nun hat Er ja noch ſein Pferd, und iſt doch mein Gefangener?“ dieſer jedoch, wie ſehr auch überraſcht, ſei keinen Augenblick zweifelhaft geweſen, habe ſein Pferd geſpornt, im hohen Sprunge ſattelfeſt über das Brückengeländer in den Fluß hinab geſetzt, und glücklich wieder das jenſeitige Ufer erſtiegen. Der König ſoll ihn darauf als Rittmeiſter begrüßt, und ihm bei den weißen Huſaren eine Schwadron gegeben haben. Es klingt ganz artig: „Als Kornet ſprang er in die Spree hinein, und als Rittmeiſter ſchwamm er an’s Land;“ aber das Geſchichtchen iſt nicht wahr.

Durch den Frieden von Breslau war Schleſien eine preußiſche Provinz geworden, und eine anſehnliche Truppenſtärke blieb zur Hut dieſer neuen Erwerbung dort zurück; darunter auch das Huſarenregiment von Natzmer, in welchem Seydlitz ſtand; er ſelbſt rückte mit ſeiner Schwadron nach Trebnitz, einer kleinen Landſtadt, auf dem rechten Oderufer. Hier traten die gewöhnlichen Friedensbeſchäftigungen wieder ein, und neben der Zucht des Dienſtes und der Einübungen, welche beſonders für die noch nicht ganz geregelten Huſaren nöthig ſchienen, und wobei Seydlitz mit aller Strenge und ſogar Härte verfuhr, die einem Befehlshaber damals gegen ſeine Untergebenen gewöhnlich waren, beſtand zwiſchen ihm und ſeinen Offizieren ein lebensfrohes und freundſchaftliches

Verhältniß, in welchem es an gemeinſamen Wagniſſen und kleinen Abentheuern nicht mangelte. Doch dauerte die Friedensruhe nur kurze Zeit; im Jahre 1744 begann der zweite ſchleſiſche Krieg, und Seydlitz rückte mit ſeiner Schwadron in's Feld, wo er meiſtens im Vortrab der von dem Generallieutenant von Naſſau befehligten Truppen mit dem Feinde hart zu thun hatte. Der Oberſtlieutenant von Schütz, vormals Hauptmann in ruſſiſchen Dienſten, befehligte die weißen Huſaren, und führte mit ihnen manchen verwegenen und geſchickten Streich aus. Er war als Partheigänger berühmt, und ſeiner guten Dienſte wegen dem Könige wichtig, aber ſeine ſchonungsloſe Grauſamkeit hatte ihn zugleich furchtbar und verhaßt gemacht. Man erzählte von ihm die gräßlichſten Züge von Unmenſchlichkeit, die er gegen Freund und Feind verübte; ſo pflegte er bei ſeinen heimlichen Märſchen die armen Landleute, welche von ſeinen Partheien, theils um ſie als Wegweiſer zu gebrauchen, theils um dem Feinde jede Erkundigung abzuſchneiden, eingefangen und ihm gebracht waren, eine Zeit lang ruhig mitzuſchleppen, ſobald ſie ihm aber unnütz und beſchwerlich wurden, und es doch noch gefährlich ſchien, ſie freizugeben, ſo ließ er die ſchuldloſen Leute jämmerlich niederhauen, und ſein Weg war faſt immer durch ſolche Mordthaten bezeichnet. Der König wollte dieſen Gräueln Einhalt thun, und ordnete daher an, daß Seydlitz, auf deſſen Gemüthsart er bei dieſer Gelegenheit ein ehrenvolles Vertrauen ſetzte, bei der Perſon des Oberſtlieutenants verbleiben, demſelben in Kriegsſachen gehorchen, die unnützen und ſchändlichen Grauſamkeiten aber verhindern ſollte. Es gelang ihm in der That, jenes gräßliche Niedermetzeln völlig abzuſchaffen, und dieſe Art von Gefangenen wurden fortan bis zum Ablaufe der Zeit, innerhalb deren ein Verrath ſchaden konnte, genau bewacht, dann aber, ohne daß ihnen ein Leid geſchah, heimgeſchickt. Auch andere Grauſamkeiten, welche Schütz durch zweckloſes Niederbrennen der Wohnſtätten ſo wie durch körperliche Peinigungen ſonſt vielfältig ausübte, wußte Seydlitz meiſtens glücklich abzuwenden. Er war hiebei allerdings auf die Befehle des Königs geſtützt, allein daß dieſe ſo gut und leicht befolgt wurden, war ſein eignes

Verdienſt, und hauptſächlich der Achtung zuzuſchreiben, welche der junge Rittmeiſter durch ſeine ſchon anerkannten und immer mehr ſich bewährenden militairiſchen Eigenſchaften dem wilden Anführer einflößte, der über dem tüchtigen Gefährten den läſtigen Aufſeher vergeſſen mochte. Im nächſten Feldzuge während des Jahres 1745 wurde Seydlitz den Wütherich los, indem derſelbe bei einem Zuſammentreffen mit dem Feinde, der keinen Pardon geben wollte, in Stücken gehauen wurde. Er war nur einunddreißig Jahr alt.

Seydlitz hatte an vielen größern und kleinern Gefechten, welche gegen die zahlreichen leichten Truppen der Oeſterreicher zu beſtehen waren, den glücklichſten Antheil, und zeichnete ſich durch Muth und Geiſtesgegenwart jederzeit aus. Seine Huſaren bildeten ſich nach ihm, und folgten vertrauungsvoll dem Anführer, der alles, was er von Andern forderte, auch ſelbſt leiſtete. Als bei Landshut in Schleſien am Pfingſttage 1745 die Oeſterreicher durch ein ſcharfes Gefecht aus dortiger Gegend zurückgedrängt wurden, rückten die weißen Huſaren in der zweiten Linie gegen Reich-Hennersdorf vor, und der Oberſt Soldan, der mit ſeiner Truppe in erſter Linie war, ließ die feindlichen Huſaren den Engweg durch das Dorf ruhig zurücklegen. Seydlitz, Malachowski und Warnery, alle drei jung und feurig und der Gegend kundig, wollten dies nicht dulden, zogen ſich mit ihren Reitern durch die Zwiſchenräume der erſten Linie durch, fielen über den Feind her, und jagten ihn. Sie ſchickten ſich eben an, auf gleiche Weiſe 10 Schwadronen feindlicher Huſaren in dem Engwege von Fallbrück anzugreifen, als der Oberſt Soldan, der eine ſeiner Schwadronen nachfolgen ſah, Appell blaſen ließ, worauf alles umkehrte, und in Unordnung, und nun ſelber vom Feinde verfolgt, zurückkam; damals wurde die durch das Gefecht aufgelöſte Reitertruppe immer rückwärts wieder vereint, wovon Seydlitz hier den Nachtheil empfinden mußte, und es war ganz im Sinne ſeiner Bemerkungen und ſeiner Kühnheit, daß der König in den nächſten Jahren bei ſeiner Reiterei durchgängig anbefahl, die Sammlung der zerſtreuten Truppe ſtets vorwärts und gegen den Feind gerichtet zu bewirken. Der König ſcheint in dieſer Zeit den jungen

Offizier, der wegen ſeines Verhaltens in dem Treffen bei Landshut auch von Winterfeldt ihm beſonders angerühmt worden war, ſtets günſtiger in's Auge gefaßt zu haben, da derſelbe bei jeder Gelegenheit in ſeiner Perſon die Eigenſchaften glänzend bewies, welche der preußiſchen Reiterei noch am meiſten zu wünſchen waren; denn der König fand, daß dieſe im Vergleich des Fußvolkes in ihrer Ausbildung und Brauchbarkeit noch ſehr zurückſtünde, und war eifrig bedacht, größere Gewandtheit und raſcheren Ungeſtüm in ihre Bewegungen zu bringen.

In der Schlacht bei Hohenfriedberg, am 4. Juni 1745, wo die preußiſche Reiterei die ſtaunenswürdigſten Erfolge durch Wunder von Tapferkeit errang, focht Seydlitz auf dem rechten Flügel gegen die den Oeſterreichern verbündeten Sachſen, und nahm perſönlich den ſächſiſchen General von Schlichting gefangen. Gleich nach dieſem großen Siege wurde er zum Major ernannt, erſt vierundzwanzig Jahr alt, aber ſchon über ſein Alter hinaus im Kriege gereift und namhaft geworden. In der Schlacht von Sorr, am 30. September 1745, führte er ſeine Huſaren mit glänzender Tapferkeit auf's neue zum Sieg, und wurde bei einem heftigen Angriff gegen feindliche Reiterei durch den Schuß einer Karabine in den linken Arm verwundet. Dies hinderte ihn nicht, an den weiteren Kriegsereigniſſen, die bis tief in den Winter fortdauerten, bald wieder Antheil zu nehmen. Bei Zittau überfiel er mit Warnery gemeinſchaftlich die öſterreichiſche Nachhut, die unter dem Grafen von Burghauſen bei ſchlechtem Weg und Wetter langſam einherzog, und durch die raſchen Angriffe der Huſaren gänzlich aufgerieben oder verſprengt wurde. Noch vor dem Schluſſe des Jahres aber, nachdem die Preußen noch die Schlacht bei Keſſelsdorf gewonnen, kam der Frieden von Dresden zu Stande, durch welchen der zweite ſchleſiſche Krieg beendigt wurde. Seydlitz kehrte mit dem Frieden in ſein früheres Standquartier nach Trebnitz zurück.

Die Preußen hatten in dem eroberten Lande noch immer vielfachen Widerſinn zu bekämpfen, und beſonders war ihnen die katholiſche Geiſtlichkeit ſo wie ein Theil der ehemals öſterreichiſchen Beamten hartnäckig abgeneigt; dieſe Stimmung zeigte ſich nicht ſelten in unverhohlenem Trotz, öfter in kalter Zurückhaltung und Unfreundlichkeit. In Trebnitz befand ſich ein weibliches Ciſterzienſerkloſter, deſſen Aebtiſſin der neuen Ordnung der Dinge nicht hold war, und nun auch durch die Nähe der ketzeriſchen, zu Abentheuern aufgelegten und dabei höchſt einnehmenden Offiziere, wie Seydlitz und ſeine Untergebenen waren, die Kloſterzucht mannigfach gefährdet ſah. Eine Folge dieſer Verſtimmung war, daß der Schwadron von den Kloſtergütern für die Pferde nur ſehr ſchlechtes und kaum zureichendes Futter geliefert wurde; der Landrath ließ die deßfallſigen Klagen unbeachtet, und ſo glaubte Seydlitz dem Uebel andere Abhülfe ſuchen zu müſſen. Die Aebtiſſin pflegte jeden Tag mit einigen Nonnen auf die nahen Kloſtergüter ſpaziren zu fahren, in einer großen ſchweren Kutſche, die von vier wohlgenährten Hengſten nicht allzu raſch gezogen wurde. Auch Seydlitz fuhr mit vier Hengſten, die aber mager und muthig, mit den klöſterlichen gar nicht zu vergleichen, den leichten Wagen im Flug entführten. Zur wohlberechneten Stunde kam Seydlitz in einem Hohlwege, wo kaum auszuweichen war, mit ſeinem Viergeſpann dem der Aebtiſſin entgegen, und kaum wurde ſein Kutſcher des Kloſterwagens anſichtig, als er ſeiner Pferde ſcheinbar nicht mehr mächtig ſie nur noch heftiger antrieb und wild in die entgegenkommenden hineinjagte, ſo daß unter den acht aufgereizten und einander bedrängenden Thieren ein furchtbares Getümmel entſtand, in welchem die Frauen ſich ſchon verloren glaubten, und ſelbſt ihr Kutſcher und Bedienter, von Schreck erſtarrt, an keine Hülfleiſtung dachten. In dieſem Augenblicke der größten Noth ſprang Seydlitz herbei, und indem ſeine Leute geübt und beherzt ſich der Pferde zu bemeiſtern ſuchten, hob er die Damen aus dem Wagen, und jede von ihnen glaubte ihm ihr Leben zu verdanken. Er beklagte den widrigen Vorfall, und verſicherte, ſein Kutſcher ſolle auf das härteſte beſtraft werden; da jedoch die Aebtiſſin dies feierlichſt verbat, und ihn mit den freundlichſten Worten begütigte, ſo ließ er ſich nachgiebig finden, antwortete verbindlichſt auf die ſchönen Dank- und Freundſchaftsverſicherungen, und ſchloß endlich mit der Bemerkung, er glaube wirklich, ſein Kutſcher habe weniger Schuld, und ſeine Pferde ſeien aus einer Art von Neid und Eiferſucht gegen die der Frau Aebtiſſin losgeſtürmt, weil ſie wohl ſähen, daß dieſe das gute Futter von den Kloſtergütern bekämen, ihnen aber nur das ſchlechte zu Theil würde. Der Scherz wurde in ſeiner ganzen Bedeutung aufgefaßt; das Futter gab keinen Anlaß zur Klage mehr, und es fand forthin zwiſchen beiden Theilen ein leidliches Vernehmen ſtatt.

Schlimmer, als den guten Kloſterfrauen, war dem widriggeſinnten Landrath zu begegnen. Dieſer hatte, um gegen die ihm verhaßten Offiziere deſto ſicherer im Vortheil zu ſein, ſich bei dem General von Natzmer einzuſchmeicheln geſucht, der ohnehin ſehr peinlich war, und ſeine Untergebenen gern tadelte und beſchränkte. Alles, was bei der Schwadron vorging, war dem General gleich bekannt; die Beſchwerden über ſchlechtes und mangelndes Futter beantwortete er mit Ermahnungen gegen das zu raſche Reiten und unnütze Anſtrengen der Pferde, und bei jeder Beſichtigung fand er ihren Futterzuſtand nicht mäßig genug. Die Angebereien waren bisweilen falſch, meiſt übertrieben, aber auch oft nur zu ſehr begründet, und in allen Fällen höchſt läſtig und verdrießlich. Lange war es verborgen, wer dem General alles zutrage, endlich entdeckte Seydlitz durch einen Zufall den Landrath als den Kundſchafter und Ankläger. Dieſes Handwerk ſollte ihm verleidet werden; und da hier kein offenbares Entgegentreten zuläſſig war, ſo erſann Seydlitz folgenden Anſchlag, in welchem ſich Strafe und Warnung in wünſchenswerthem Maße zu vereinigen ſchienen. Der Landrath ritt an beſtimmten Tagen von ſeinem Gute zur Stadt, und pflegte hiebei die ebene Landſtraße zu verlaſſen, um ſeitwärts einen Fußweg einzuſchlagen, der über ungleichen Boden, aber um vieles ſchneller an's Ziel führte. An einem trüben Nebeltage, da der Landrath ſich in der Stadt befand, und nach dem Gute wieder zurückreiten mußte, rückte Seydlitz mit ſeiner Schwadron zu einer Feldübung aus, theilte die Huſaren in zwei Partheien, von denen die eine den Feind vorzuſtellen hatte, und ließ jenen Fußweg zwiſchen beiden die Scheidelinie ſein, welche demnach längs ihres ganzen Verlaufs, bald von der einen, bald von der andern Seite, durch vorgeſchobene Poſten beſetzt oder beobachtet war. Der Landrath kam angeritten, ſtieß auf eine Vedette, wurde angehalten, und trotz aller Widerrede zu dem nächſten Poſten gebracht; der hier befehlführende Unteroffizier entſchuldigte die Huſaren, die nur ihre Dienſtvorſchrift befolgt, auch wohl den Herrn Landrath nicht gekannt hätten, und ließ ihn auf den Fußſteig zurückbringen. Kaum hundert Schritt weiter geritten, findet er abermals eine Vedette, die ihn gleichfalls anruft, und da er ſich auf die ſchon gehabte Erörterung ſtützen will, ſo wird er, als von dem Feinde herüberkommend, nur um ſo ſtrenger auch hier zu dem nächſten Poſten abgeführt. Abermals mit Entſchuldigungen entlaſſen, und ſeinen Weg fortſetzend, fällt er alsbald in daſſelbe unvermeidliche Begegniß, muß wieder auf jener Seite die gleichen Weitläufigkeiten beſtehen, und ſo fortan zwiſchen beiden Partheien wechſelnd bergauf und bergab die öfters weit zurückſtehenden und mühſam erreichbaren Poſten beſuchen, und kommt auf dieſe Weiſe zuletzt ermattet und ergrimmt bei dem Hauptpoſten an, wo der Major ſich befindet, gegen den er ſeine Klagen über die ausgeſtandene Behandlung ausſchüttet. Seydlitz aber entgegnete mit großem Ernſt, er bedauere das Mißgeſchick des Herrn Landraths, aber ſeine Huſaren hätten darin nur ihre Pflicht gethan, daß ſie ihm mißtraut hätten, denn man könne niemals ſicher ſein, unter welcher Geſtalt ein Spion erſcheine, und ſein Ritt auf ſolchem Nebenwege habe ihnen verdächtig ſein müſſen, da jeder, wer nichts Heimliches im Dunkeln zu betreiben ſuche, an ſolchen trüben Tagen die offne Straße hielte. Der Nachdruck, welchen Seydlitz auf ſeine Worte legte, machte ſie dem Landrath vollkommen verſtändlich, und ſie blieben nicht ohne Frucht; er fand es gerathen, manche bei der Schwadron vorfallende Dinge unerwähnt zu laſſen, und ſelbſt dieſen ihm geſpielten Streich mochte er nicht anzeigen.

Ein andrer Zug erwarb ihm den Dank und die Zuneigung aller Umwohner. Ein polniſcher Edelmann, der in ſeiner Heimath ungeſtraft jeden Unfug verübte, durch ſeine Größe und Stärke überall Furcht erweckte, mit Fauſt oder

Säbel alles niederſchlug, was ſich ihm widerſetzte, und ſeine benachbarten Standesgenoſſen durch Zweikämpfe, Ueberfälle, Brandſtiftung, das untere Volk aber durch grauſame Mißhandlungen faſt ganz unter ſeine Willkür gebracht hatte, zog mit ſtattlichem Gefolge auf alle Märkte, wo die Kaufleute ihm aus Furcht ihre Waaren umſonſt überließen, jederman ſich in ſeine Laune fügte, und auch die Edelleute, beſonders beim Pferdehandel, gewöhnlich ſeinem Befehle folgten. Auf dem Pferdemarkte Koblin, wo er mit Seydlitz zuſammentraf, ſchrie er dieſem gleich zu, er müſſe ihm ein Pferd abkaufen! Seydlitz erwiederte gelaſſen, er wolle jetzt hier im Gaſthofe Mittagsmahlzeit halten, wenn jener Pferde zu verkaufen habe, ſolle er ſie nur hieher bringen. Der Pole jedoch beſtand hitzig darauf, Seydlitz müſſe ſogleich mit ihm auf den Pferdemarkt, und wurde zuletzt ſo wüthend, daß Seydlitz ſeinen Hut auffetzte, ſeinen Säbel umſchnallte, und den Polen ſeiner Wege gehen hieß. Augenblicklich zog dieſer, und die Säbel kreuzten ſich. Auf den dritten Hieb war der Pole über's Geſicht gehauen, und blutend floh er unter Schimpfreden zur Thüre hinaus; Seydlitz aber verfolgte ihn mit flachen Säbelhieben bis auf den Markt, wo polniſche Edelleute zu Hunderten die unerhörte Züchtigung anſtaunten, doch ſelbſt von dem eignen Gefolge des Polen keiner ſich zu regen wagte. Der kühne Preuße kehrte ruhig nach dem Gaſthofe zurück, und da eine Genugthuung auf Piſtolen, die er jedem anbieten ließ, der mit dem Vorgange nicht zufrieden ſei, von niemand angenommen wurde, ſo ritt er ungeſtört und von vielen Segenswünſchen begleitet heim. — Eine beſondere Auszeichnung widerfuhr ihm auf einem Pferdemarkt in Krotozin, wo ein Armenier nebſt vielen andern Pferden auch drei ſehr wilde und noch nie gebändigte zum Verkauf anbot. Seydlitz verlangte ſie zu reiten, aber der Armenier, der ihn im unſcheinbaren Ueberrocke für einen geringen Mann anſah, erwiederte lachend: „Ei du wirſt ſie mir nicht abkaufen, die hat noch keiner geritten, und niemand kann ſie reiten!“ Doch Seydlitz beſtand auf ſeinem Begehren, und ritt ein Pferd nach dem andern mit beſtem Erfolg. Der Armenier, verwundert und begeiſtert, bot ihm nun hundert und zuletzt ſogar zweihundert Dukaten, falls er bei ihm als Stallmeiſter eintreten wollte; nachdem er jedoch erfahren, wer Seydlitz ſei, überließ er ihm jene drei Pferde nun mit Freuden für ſehr billigen Preis.

Die bedeutende Stufe, zu welcher Seydlitz ſo früh emporgeſtiegen, der Ruf, den er ſchon erlangt, und die gute Meinung, deren er bei dem Könige genoß, der ihn und gleichzeitig den Major von Warnery deſſelben Regiments nach der Herbſtmuſterung des Jahres 1746 mit koſtbaren türkiſchen Säbeln beſchenkte, und ſeinen Eifer wie ſeine Leiſtungen ſtets zu loben fand, mußten ſeinen Ehrgeiz mehr noch ſpornen als befriedigen, und ſcheinen auf ſein Benehmen den größten Einfluß gehabt zu haben. Er fühlte wohl, wie ſehr bei ſo ungewöhnlicher Auszeichnung er ſich zuſammenzunehmen habe, um nicht nur das Erlangte zu behaupten, ſondern auch den verheißungsvollen Ausſichten, die ſich ihm für die Zukunft weit eröffnen durften, ſeinerſeits in völliger Bereitſchaft entgegen zu ſchreiten. Das Gefühl perſönlichen Werthes und kräftiger Selbſtſtändigkeit, verbunden mit der Vorſtellung, noch zu Höherem berufen zu ſein, bewirkte eine Haltung von Ernſt und Würde, die bei ſolcher Jugend auffielen, ohne deren Anmuth und Wohlgefälligkeit zu ſtören. Das wortkarge, ja bis zur Beunruhigung ſchweigſame und ſchroff abgeſchloſſene Verhalten, welches Seydlitz in unvertraulichen oder gar fremdartigen Umgebungen, wie am Hofe, und ſelbſt vor dem Könige, ſpäterhin bezeigte, dürfte ſchon in dieſer früheren Zeit begründet worden ſein. Ganz und gar Soldat, und Reiter insbeſondere, hatte er das Glück, in ſeinem Dienſtberufe die vollſtändigſte Befriedigung zu finden. Um nichts bekümmert, was außerhalb der dieſem Beruf angehörigen Lebensweiſe lag, empfand weder ſein Ehrgeiz noch ſeine Neigung einen Antrieb, dieſen Kreis zu überſchreiten. Gegen Vorgeſetzte benahm er ſich mit der Gemeſſenheit, welche dem Beſcheidenen geziemen mag, aber auch dem Stolzen vortheilhaft iſt, und ſeine Untergebenen ließ er zwar keinen Augenblick den Befehlshaber in ihm vergeſſen, allein bei aller unerbittlichen Strenge, die er ausübte, vermied er willkürliche Härte und gehäſſige Peinlichkeit. Er ſelbſt gab in allem das Beiſpiel pflichtmäßigen

Sinnes und unermüdeten Eifers, er leiſtete mehr, als von ihm gefordert wurde, und forderte nichts, was er nicht ſelber leiſtete. Unverdroſſen widmete er ſich allen Obliegenheiten des Dienſtes, der bei der Reiterei ſo mannigfaches Einzelne und Kleinliche umfaßt, und ſich in ſeinen ſcheinbaren Geringfügigkeiten doch unmittelbar wieder auf die größten Erfolge bezieht. Die vervielfachten Uebungen, welche der König auch aus der Ferne durch unabläßlich eingreifendes Mahnen und ſelbſtprüfende Aufmerkſamkeit vorſchrieb und leitete, hatten nicht überall den gewünſchten Fortgang; bei den Reitern, welche Seydlitz befehligte oder unterwies, ſtiegen ſie zur größten Vollkommenheit, und nach ſeiner Schwadron bildete ſich das ganze Regiment, wiewohl der General von Natzmer den Sinn des Königs nicht in gleicher Weiſe zu faſſen ſchien, ſondern oft mit den Anordnungen ſeines Majors unzufrieden war, und darin nur das Verderben der Pferde und unnöthige Gefahr für die Mannſchaft ſah. Doch Seydlitz, der Zuſtimmung des König gewiß, ließ in ſeinem Eifer nicht nach, und wußte ſich, bei allen Rückſichten der Unterordnung, die er zu beobachten ſuchte, von dem hemmenden Einfluſſe meiſt unabhängig zu erhalten. Was er ehemals aus verwegener Luſt für ſich allein vorgenommen, wurde jetzt für die ganze Truppe zur Aufgabe geſtellt, und ſeine Reiter, faſt nie durch Stockſchläge, ſondern durch Beiſpiel und Ehrgeiz getrieben, zeichneten ſich bald durch außerordentliche Rüſtigkeit und Gewandtheit aus. Er zuerſt, wie Warnery ſagt, lehrte die Huſaren ihre Säbel zu Fuß und zu Pferde mit Geſchick zu gebrauchen, ohne Bügel aufzuſitzen, auf dem Pferde jede Stellung zu nehmen, ohne deſſen Lauf inne zu halten. Roß und Mann ſollten hier völlig in Eins verſchmelzen, die Ungleichheiten des Erdbodens wie zur Ebene werden, im Sturme der Bewegung beſonnene Geſchicklichkeit walten. Das Pferd ſchulmäßig abzurichten, auch das wildeſte folgſam zu machen, und des unbändigſten noch Herr zu bleiben, war die Aufgabe jedes gemeinen Huſaren; über tiefe Gräben, über hohe Hecken und Zäune hinwegzuſetzen, durch Gebüſch und Gewäſſer vorzudringen, das mußte, ungeachtet aller Zufälle und Beſchädigungen, raſtlos verſucht und geübt werden; das

Gewehr im vollen Reiten zu laden und wohlgerichtet abzufeuern, war ein noch ſchwierigeres Ziel der Vollkommenheit. In allen dieſen Stücken ging Seydlitz mit glänzendem Beiſpiele voran, das ſeinen Untergebenen wie ſeinen Kammeraden zur Nacheiferung diente.

Doch war er mit den ihm naheſtehenden Perſonen nicht immer ſo ſchweigſam und ernſt; außer dem Dienſte, bei Spazirritten und auf der Jagd, die er leidenſchaftlich liebte, oder wenn Geſellſchaft, wo man Damen fand, beſucht wurde, liebte er freie und muntere Unterhaltung. Er hielt auf gutes Anſehen in allen Dingen, auf geſchmackvolle, vornehme Einrichtung, und ſeine Tafel mußte ſtets gut und reich beſetzt ſein, ungeachtet er ſelbſt im Eſſen und Trinken ſehr mäßig war. Insbeſondere ſorgte er für gute und vielfache Weine, und konnte es nicht leiden, wenn ein Gaſt aus Beſcheidenheit die Sorte verſchwieg, die er am liebſten trinken mochte; womit der General von Natzmer ſeinen Unwillen aufzuregen pflegte, denn dieſer, ſo oft er zur Beſichtigung der Schwadron nach Trebnitz kam, und bei dem Major zu Tiſche blieb, forderte jedesmal, um zu zeigen, daß er nicht ſo vornehm lebe und die Ueppigkeit mißbillige, gewöhnlichen Franzwein, der ihm dann auch gereicht wurde; aber um der unwillkommenen Lehre durch die That gleich wieder zu begegnen, ließ der ſtolze Wirth für ſich ſelbſt und die andern Gäſte gerade dann die feinſten und koſtbarſten Weine geben. Seine untergebenen Offiziere pflegten ihn häufig zu beſuchen, und brachten in der Regel jeden Abend bei ihm zu. Hier wurde ſtark Taback geraucht, wenig getrunken, und nie geſpielt; die Unterhaltung beſtand in freundſchaftlichem Geſpräch. Der Vorgeſetzte trat alsdann ganz zurück, und jede Meinung und jedes Urtheil durfte ſich zwanglos äußern. Man ſprach von den Angelegenheiten des Dienſtes, von Kriegsvorfällen, man erörterte ſchwierige Verhältniſſe, mögliche Aufgaben und Leiſtungen. Auch die Jagd und ſcherzhafte Abentheuer kamen zur Sprache; allein ſo gern Seydlitz eine ſoldatiſche Munterkeit geſtattete, ſo litt er doch nicht, daß in ſeiner Gegenwart ehrwürdige Vorſtellungen zum Geſpötte mißbraucht wurden, und eben ſo wenig konnten rohe Unanſtändigkeiten ſeinen Beifall gewinnen, obgleich er ſeinen Hang zur Sinnlichkeit nicht verhehlte, und alle Rückſichten, welche dieſem entgegenſtanden, als Vorurtheile behandelte. Seydlitz hat die Jahre, die er in Trebnitz geſtanden, oft für die glücklichſten ſeines Lebens erklärt. In Sponsberg, zwei Meilen von Trebnitz, beſuchte er häufig zu Mittag einen Herrn von Rüdiger, der eine angenehme wackre Frau hatte. Erſt Abends ſpät kehrte man aus dem gaſtlichen Hauſe zurück, in dunkler Nacht von weißen Windhunden geleitet, die in der bergigen Gegend oft vom Wege abſchweiften, denen man aber ſtets folgte, weil man ſich wechſelſeitig mit Ehrenwort verpflichtet hatte, immer bei den Hunden zu bleiben. Von den Offizieren, welche in dieſer Zeit am meiſten um ihn waren, ſind drei namhaft geblieben, die damaligen Lieutenants von Loſſow und Zetmar, und der Kornet Hohenſtock, welche ſämmtlich bei ſeiner Schwadron ſtanden, und denen er ſpäterhin, als er das Regiment verlaſſen mußte, das Verſprechen gab, ihrer ſtets eingedenk zu ſein, und ihnen nach ſeinen beſten Kräften die Wege zu eröffnen, auf denen ſie ihr Glück und Verdienſt erproben könnten. Dieſe Zuſage erfüllte er auch treulich, und er gedachte noch im Jahre 1768, als Hohenſtock, der von bürgerlicher Herkunft und vom gemeinen Huſaren zum Major aufgeſtiegen war, die Befehlführung des Huſarenregiments von Uſedom erhielt, der frühen Verheißung mit Wohlgefallen. „Ich habe“, ſagte er zu Hohenſtock, „mein in Trebnitz gegebenes Wort zu erfüllen geſucht, ſo gut ich konnte. Loſſow, bereits Generalmajor, hat ſeinen Weg gemacht; Zetmar, der darauf geſetzt war, iſt darauf umgekommen, und Ihnen iſt der Wagen angeſpannt.“ Zetmar war nämlich in der Schlacht von Torgau an der Spitze des Huſarenregiments von Zieten tödlich getroffen worden; von den beiden Andern aber wurde Seydlitz überlebt, Loſſow ſtarb als Generallieutenant, Hohenſtock als Generalmajor, und aus den dankbaren Erinnerungen des letztern rühren die Nachrichten her, welche von dieſem Verhältniſſe treuer Kammeradſchaft auf uns gekommen ſind.

Im Herbſte 1752 wurde Seydlitz zum Oberſtlieutenant befördert, blieb als ſolcher aber in dem Huſarenregimente von Natzmer nur noch einige Wochen. Denn der König, unzufrieden mit dem Zuſtande, in welchem er bei der letzten Muſterung das Dragonerregiment Prinz Friedrich von Würtemberg gefunden hatte, wollte demſelben einen Befehlshaber geben, der es, wie der König zu ſagen pflegte, in Ordnung brächte. Hiezu wurde Seydlitz erſehen, der ſeine bisherigen Kammeraden nun verlaſſen, und ſeinen Aufenthalt zu Treptow in Pommern nehmen mußte. Auch hier blieb er indeß nicht lange, denn ſchon im Anfange des Jahres 1753 wurde er als Kommandeur zu dem Küraſſierregimente von Rochow, und hiedurch wieder nach Schleſien verſetzt, wo das Regiment in Ohlau ſeinen Stab hatte. Die Verſchiedenheit des Dienſtes und der Fechtart, bei Huſaren, Dragonern und Küraſſieren, nahm der König hiebei vorſätzlich in Betracht; er ſetzte voraus, daß ein tüchtiger Reiteroffizier, beſonders in höherer Stellung, an keine einzelne Waffengattung der Reiterei gebunden ſein dürfe, ſondern den Vortheil der Schnelligkeit und des Anſtürmens, worin ihr Weſen im Allgemeinen beruhe, in jedem ihrer Zweige müſſen finden und anwenden können. Die Bedingungen jeder Waffenart ſollten von dem Anführer beherrſcht werden, aber hiezu gerade mußten ſie ihm genau bekannt und vertraut ſein, und deßhalb brachte der König bei Beförderungen und Verſetzungen der höheren Offiziere den für Einzelne oft unbequemen Wechſel von Huſaren zu Dragonern und von dieſen zu Küraſſieren abſichtlich hervor, damit in deren verſchiedener Dienſt- und Gebrauchsweiſe gleiche Fertigkeit erlangt würde. Bei Seydlitz fand ſich dieſe ſchon ausgebildet. Er hatte als Küraſſier angefangen, war dann lange Huſar geweſen, darauf kurze Zeit Dragoner, und endlich wieder Küraſſier geworden, und wiewohl er äußerlich bei dieſer Waffe verblieb, als Inhaber eines Regiments zunächſt ihr ſeine unmittelbare Sorgfalt widmete, und forthin nur in dieſer Uniform und Rüſtung erſchien, ſo hielt er ſich doch von partheiiſcher Vorliebe frei, blieb insbeſondere doch den Huſaren günſtig, ließ aber jeder Waffe ihr Verdienſt und ihre Ehre, und verlangte nur von aller Reiterei, daß ſie neben ihrem beſondern auch dem allgemeinen Zweck entſpräche, und zum ungeſtümen Angriff muthig und brauchbar ſei. Wirklich hatte er die Huſaren zum geſchloſſenen Einhauen gleich ſchwerer Reiterei ausgebildet, und jetzt bildete er dieſe zum kleinen Krieg und in zerſtreuter Fechtart aus. Im Sommer des Jahres 1755 wurde er in dem genannten Regiment Oberſt, und auf dieſer Stufe fand der im folgenden Jahre ausbrechende ſiebenjährige Krieg den jungen Helden, der beſtimmt war, eine der glänzendſten Erſcheinungen dieſer thatenreichen Feldzüge zu werden.

Beim Einrücken des preußiſchen Heeres in Sachſen war Seydlitz mit ſeinem Regimente in dem Truppenzug, welchen der Herzog Ferdinand von Braunſchweig am 29. Auguſt 1756 von Halle über Leipzig gegen Pirna hinaufführte. Seydlitz verweilte einige Tage in Leipzig, wo er mit Beitreibung von Kriegsſteuern und Brodlieferungen, welche der Stadt auferlegt worden, zu thun hatte, und hierüber unmittelbar an den König berichtete. Bald aber befand er ſich wieder bei dem inzwiſchen von Pirna nach Böhmen vorgerückten Theile des Heeres, der die Oeſterreicher, welche zum Entſatze der bei Pirna eingeſchloſſenen Sachſen heranzogen, beobachten mußte. Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig befehligte hier die Vorhut, der Feldmarſchall Graf von Gesler die Reiterei, der Feldmarſchall Keith den ganzen Heertheil, bis der König ſelbſt hier eintraf, den Oberbefehl nahm, und den Feind anzugreifen beſchloß. Am 1. Oktober bei dem Flecken Lowoſitz kam es zur Schlacht; ein dicker Nebel bedeckte das Feld, doch unterſchied man feindliche Reiterei; der König ließ Seydlitz rufen, und fragte ihn, ob er mit ſeinen Küraſſieren jene Reiterei werfen würde? „Ja, Ew. Majeſtät", antwortete Seydlitz, „doch die Kanonen von Lowoſitz würden auch mich bald wieder zurückweiſen." Der König, dem dieſe Antwort nicht gefiel, ließ nun die geſammte Reiterei zwiſchen dem Fußvolk durch in drei Treffen aufrücken, und zuerſt, um die Stellung und Stärke des Feindes aufzuhellen, erhielten 15 Schwadronen Dragoner den Befehl zum Angriff. Sie trafen auf 25 feindliche Schwadronen, ſchlugen dieſe augenblicklich in die Flucht, ſahen aber bald im Verfolgen ihre Flanken feindlichem Fußvolk und Geſchütz bloßgegeben, und mußten deßhalb zurückweichen, worauf die öſterreichiſche Reiterei verſtärkt wieder vorrückte. Den Dragonern, die ſchnell wieder in Ordnung ſtanden, hatten ſich indeß die Küraſſiere, bei welchen auch Seydlitz mit ſeinen 5 Schwadronen war, ſo wie auch die noch übrigen Dragoner und Huſaren, kampfbegierig ohne Befehl angeſchloſſen, und dieſe geſammte Reiterei, 71 Schwadronen ſtark, fiel mit Ungeſtüm abermals auf den Feind, der dieſer Uebermacht keinen Augenblick widerſtehen konnte, ſondern in Verwirrung die Flucht ergriff. Ein tiefer, ſumpfiger Graben, hinter welchem das öſterreichiſche Fußvolk geſichert ſtand, hemmte die Verfolgung, doch Seydlitz fand eine ſteinerne Brücke, ſprengte hinüber, und ein Theil ſeiner Reiter folgte ihm, aber jenſeits blieben viele Pferde im ſumpfigen Boden ſtecken, zugleich hob in der Front und auf beiden Flanken ein heftiges Gewehr- und Geſchützfeuer an, während herbeigeeilte friſche öſterreichiſche Reiterei drohend in die rechte Flanke vorrückte, die preußiſchen Geſchwader mußten nun wieder ihrerſeits in Unordnung das Feld räumen, und konnten erſt im Schutz ihrer Kanonen am Fuß einer Anhöhe ſich wieder aufſtellen. Sie hatten großen Verluſt erlitten; unter den Getödteten waren zwei Generale, von Lüderitz und von Oertzen; und mehrere Offiziere und viele Gemeine, die ihre Pferde verloren hatten, waren in Gefangenſchaft gerathen. Der König, deſſen durch einen Adjutanten abgeſchickte Befehle dem unzeitigen Angriff nicht hatten vorbeugen können, zog ſeine Reiterei hinter das Fußvolk zurück, führte nunmehr dieſes in den Kampf, eroberte Lowoſitz, und nöthigte den Feind zum Rückzuge, der in guter Faſſung geſchah, indem die Schwierigkeiten des Bodens dem Sieger nicht erlaubten, ſeine Reiterei zum Verfolgen zu gebrauchen. Da Seydlitz in dieſer Schlacht nicht ſelbſtſtändig zu handeln hatte, ſo darf ihm die Unzeitigkeit des Angriffs nicht zur Laſt fallen, wohl aber ihm wie den anderen Ausführenden der augenblickliche Erfolg zur Ehre gelten. Auch ſcheint der König, wenn ſchon den Angriff mißbilligend, den Eifer und Ungeſtüm ſeiner Reiterei als Zeugniß ihrer Tüchtigkeit nicht ohne Wohlgefallen erkannt zu haben.

Nachdem der König durch den Sieg von Lowoſitz die Oeſterreicher abgewehrt, ließ er ſeine Truppen zur Beobachtung in Böhmen ſtehen, und wandte ſich gegen die Sachſen zurück, denen jeder Ausweg und jede Hülfe verſperrt wurde, und die endlich das Gewehr ſtrecken mußten. Das preußiſche Heer nahm ſeine Winterquartiere in Sachſen und Schleſien längs der Gränzen von Böhmen. Seydlitz bekam in Dresden ſeinen Standort. Ein Schreiben, welches er am 24. Januar 1757 von dort an den König gerichtet, hat ſich erhalten, und verdient, daß wir es auch hier aufbewahren, da es einen bezeichnenden Ausdruck ſowohl für die Perſon als für die Verhältniſſe liefert; daſſelbe lautet: „Ew. Majeſtät ſage im Namen ſämmtlicher Offiziers Rochow'ſchen Regiments den allerunterthänigſten Dank vor die Winterquartier-Gelder, ſo Hochdieſelben gnädigſt geruhet uns auszahlen zu laſſen. Wir haben dieſer abermals empfangenen Wohlthat nichts als den ohndem ſchuldigen Eifer vor Ew. Majeſtät Intereſſe entgegenzuſetzen, welcher bei uns unauslöſchlich ſein ſoll. Ein ungleich größerer Gewinnſt wird es vor immer ſein, wenn Ew. Majeſtät den heutigen Tag noch oft ſieghaft und geſund zurücklegen." In jener Zeit war das Schreibeweſen dem Kriegsmanne meiſt nur nothdürftig kund, aber der Karakter trat um ſo leichter an die Stelle des Talents, kurz und einfach ſprachen Geſinnung und Sache ſich aus, und man ſieht in obigen Zeilen, bei aller Wortkargheit Seydlitzens, den Dank wie die Gelegenheit des Tages mit einer ganz guten Wendung ausgedrückt, die nicht ohne Anmuth iſt. Daß die Ruhe der Winterquartiere für die Truppen nicht ungenützt verſtreichen durfte, und beſonders Seydlitz nichts verabſäumte, um ſeine Reiter in beſten Stand zu ſetzen, und ihre Brauchbarkeit auf alle Weiſe zu erhöhen, iſt mit Gewißheit anzunehmen, da der König dies wiederholt allen Befehlshabern einſchärfte, und ſchon der Umſtand, daß jede Küraſſierſchwadron während des Winters um 24 Köpfe vermehrt wurde, die thätigſte Sorgfalt forderte; wobei den Vergnügungen, welche Dresden darbot, immer Zeit genug verbleiben konnte.

Den Feldzug des Jahres 1757 eröffneten die Preußen mit gerüſteter Kraft ſchon im April, und drangen mit vier Heertheilen zugleich von vier Seiten in Böhmen ein. Seydlitz war bei den Truppen, welche unter dem Oberbefehl des

Fürſten Moritz von Anhalt-Deſſau vom Erzgebirge her nach Kommotau und in dieſer Richtung weiter gegen Prag vorrückten. Der General von Zieten befehligte den Vortrab dieſes Zuges, und Seydlitz hatte ſich bei dem Könige als beſondere Gnade erbeten, mit ſeinem Regimente bei dieſem Vortrab unter dem Befehl jenes von ihm ſehr verehrten Generals dienen zu dürfen. Es fielen zahlreiche Reitergefechte vor, in welchen Seydlitz neben Zieten ſich als tapferer Anführer auszeichnete; zum Theil unter den Augen des Königs, mit deſſen Hauptſtärke jener Truppenzug ſich bald vereinigte. Bei Prag, wohin der Feind zurückgewichen war, folgte Zieten für ſeine Perſon dem Könige auf das rechte Ufer der Moldau, wo es am 6. Mai zu einer großen Schlacht kam, deren Verlauf hier um ſo weniger zu wiederholen iſt, da die Truppen, bei welchen Seydlitz verblieben war, keinen Theil an ihr nahmen, denn Fürſt Moritz, der auf dem linken Ufer der Moldau weilte, hatte zwar vom Könige den Befehl erhalten, an jenem Tage bei Klein-Kuchel oberhalb Prag über die Moldau zu gehen, um den Feind im Rücken anzugreifen, allein die vorhandenen Brückengeräthſchaften reichten nicht aus, und dieſe Truppen, welche den geſchlagenen Feind durch ihren Angriff hätten vernichten können, mußten den jenſeitigen Vorgängen müſſig zuſehen. Seydlitz, von Ungeduld ergriffen, wollte bei Branick mit ſeiner Reiterei ohne weiteres durch den Fluß ſetzen, allein er wurde berichtet, die Schnelligkeit des Stroms und der bewegliche Triebſand erlaubten dies nicht; um zu erproben, wiefern dieſe Angabe richtig ſei, wagte er ſich perſönlich in die Fluthen, gerieth aber alsbald in Lebensgefahr, denn zum Schwimmen war das Waſſer zu ſeicht, und ſein Pferd verſank bis an den Hals im Triebſand, der ſogar ſchon in die Piſtolenhalfter einlief, und der Widerſtrebende konnte nur mit großer Anſtrengung und Gefahr durch einige ſeiner Leute vom Pferde geriſſen, und wieder auf's Ufer gebracht werden.

Nach gewonnener Schlacht hielt der König den Feind in Prag eingeſchloſſen, und traf Anſtalten, die Stadt durch Beſchießung zur Uebergabe zu zwingen. Ein Theil der öſterreichiſchen Truppen hatte ſich aber tiefer in's Land zurückgezogen, und ſowohl dieſe, als andere unter dem Feldmarſchall Grafen von Daun heranrückende Truppen, die ſich mit jenen zum Entſatz von Prag vereinigen konnten, mußten beobachtet werden. Dieſen Auftrag erhielt Zieten, der mit 40 Schwadronen vorrückte, dann aber der Herzog von Braunſchweig-Bevern, dem außer dieſer Reiterei noch Truppen von allen Waffen zugetheilt waren. Da jedoch Daun täglich neue Verſtärkungen erhielt und dreiſter heranrückte, ſo beſchloß der König, ſich ſelbſt an die Spitze jener Beobachtungstruppen zu ſtellen, und nachdem er auch ſeinerſeits noch einige Verſtärkungen herangezogen, glaubte er es mit dem wenn auch zahlreicheren Feinde aufnehmen zu können.

Der König befand ſich mit den wenigen Bataillons und Schwadronen, die er von Prag herbeigeführt, anfangs allein der ganzen Uebermacht Daun's ausgeſetzt, der aber keinen Angriff wagte, und dem Könige Zeit ließ, mit ſeinen anderen Truppen zuſammenzuſtoßen. Der Oberſt von Warnery ſagte hierauf zum Könige: „Daun hat einen guten Streich verfehlt." Der König ſchwieg, aber Seydlitz, der zugegen war, verſetzte: „Daun hat natürlich nicht glauben können, daß ein König von Preußen eine Patrouille in's Land führt!" Dieſes kühne Wort mißfiel nicht, es ſtellte die Kühnheit des Königs heraus.

Bald aber zweifelte der König, ob wirklich Daun, und ſo ſtark wie ihm gemeldet worden, gegenüberſtehe; doch beſtätigten alle Nachrichten dieſe Thatſache, und der verneinende Eigenſinn des Königs veranlaßte unangenehme Auftritte und bedenkliche Stimmungen. Am 17. Juni Mittags, als der König mit ſeinen Truppen aus der Gegend von Kaurzim gegen Kuttenberg vorrücken wollte, erblickte er endlich mit eignen Augen das ganze feindliche Heer vor ſich, auf den Anhöhen vorwärts von Kriechenau ſehr vortheilhaft gelagert, in einer Stellung, die in der Fronte durch ſumpfige Niederungen gedeckt, in der linken Flanke aber deßhalb nicht anzugreifen war, weil die dazu erforderlichen Bewegungen des preußiſchen Heeres ihm die Verbindung mit Prag und Schleſien unterbrochen hätten. Nur die rechte Flanke der Oeſterreicher ſchien einen Angriff zuzulaſſen, und dieſen wollte der König ſogleich unternehmen, entſchloſſen wie er war, eine Schlacht zu liefern, zu der allerdings die wichtigſten Beweggründe ihn drängten. Noch am nämlichen Nachmittage ließ er ſein kleines Heer links abmarſchiren, und die Richtung auf Planian nehmen. Daun jedoch erkannte aus dieſer Bewegung die Abſicht des Königs, hob noch am Abend ſein Lager auf, und nahm während der Nacht eine neue Stellung auf den Anhöhen hinter dem Dorfe Chotzemitz, in welcher ihn die Preußen am andern Morgen vorfanden. Der König ſetzte aber deßungeachtet ſeine Bewegung fort, und entwickelte ſeine Truppen längs der Kaiſerſtraße zwiſchen Planian und Kollin. In dieſer Stellung wurde fürerſt Halt gemacht. Aus den obern Fenſtern eines an der Straße gelegenen Wirthshauſes, zur goldenen Sonne genannt, prüfte der König durch ſein Fernrohr nochmals genau die nunmehrige Stellung des Feindes, deren außerordentliche Stärke er ſehr wohl erkannte, ſo daß er eine Weile ſein Vorhaben aufzugeben ſchien; da jedoch die rechte Flanke Daun's wiederum als der verhältnißmäßig ſchwächere Theil ſeiner Stellung erkannt wurde, und eine Entſcheidung durchaus nothwendig war, ſo blieb der frühere Beſchluß feſt, und ſeine Ausführung wurde nach der neuen Lage der Sachen durch den König ſelbſt angeordnet, der den verſammelten Generalen ſogleich mündlich die näheren Befehle gab.

Es war ſchon über die Mittagszeit des 18. Juni, als die Preußen ſich abermals in Bewegung ſetzten. Der König wollte mit ſeinem linken Flügel den rechten Flügel des Feindes angreifen, und hiezu ſeine ganze Stärke dorthin verfügbar haben; er befahl daher, ſein rechter Flügel ſolle ſich von dem gegenüberſtehenden Feinde ganz zurückhalten, um zur Unterſtützung jenes Angriffs friſche Truppen liefern zu können. Die meiſte Reiterei, 100 Schwadronen, wurde gleichfalls auf den linken Flügel gezogen. Hievon ſollten 50 Schwadronen Huſaren, unter Zieten's Anführung, die feindliche Reiterei, welche unter Nadasdy's Befehl die linke Flanke Daun's deckte, aus dem Felde vertreiben, die anderen 50 Schwadronen ſollten zum Hauptangriff mitwirken. Dieſer wurde durch den General von Hülſen mit 7 Bataillons, 30 Schwadronen und einigem Geſchütz gegen das Dorf Krzeczhorz, welches der Feind vor ſeinem rechten Flügel ſtark beſetzt hatte, lebhaft eröffnet. Der Widerſtand war aber größer als man vermuthet hatte. Denn der öſterreichiſche Feldherr, aufmerkſam gemacht, daß hauptſächlich ſein rechter Flügel bedroht ſei, hatte frühzeitig ſeine Stellung verändert, ſich mit allen Truppen mehr rechts gezogen, und ſeinen rechten Flügel durch Geſchütz und eine gegen Krzeczhorz gerichtete Flankenſtellung geſtärkt, ſo wie auch den rechts von dieſem Dorfe liegenden Eichbuſch mit Fußvolk beſetzt. Nadasdy wich vor dem Angriffe Zieten's hinter den Eichbuſch zurück, kam aber bald wieder hervor; Seydlitz, anfangs 15 Schwadronen befehligend, wurde jetzt mit 25 Schwadronen vom Könige zur Unterſtützung Zieten's abgeſchickt, und ein heftiger Reiterangriff warf Nadasdy's Truppen weit zurück, die Preußen aber, durch den Boden gehemmt, und aus dem Eichbuſch in Flanke und Rücken beſchoſſen, konnten ihren Vortheil nicht behaupten, ſondern zogen ſich in ihre frühere Aufſtellung zurück. Mittlerweile hatte Hülſen das Dorf Krzeczhorz erſtürmt und 7 Kanonen genommen, ſtieß dann auf die öſterreichiſche Flankenſtellung, und für ſich allein nicht ſtark genug zu neuem Angriff, behauptete er ſich wenigſtens in guter Stellung, indem er das Feuer fortſetzte, und das Herankommen von Unterſtützung erwartete. Allein der König hatte das nachrückende Haupttreffen zu früh Halt machen laſſen, und der Vorſtellungen des Prinzen Moritz nicht geachtet, welcher meinte, daß die von ihm befehligten Truppen, um den beſtimmten Angriffspunkt zu erreichen, noch länger im Marſch bleiben und bis gegen den Eichbuſch vorrücken müßten. Da im Laufe des Tages Daun ſein Heer ſtark rechtshin gezogen hatte, ſo befanden ſich die preußiſchen Fußvölker, die jenem die Flanke abgewinnen ſollten, nur erſt vor deſſen Front, und als der König bald darauf den Befehl gab, die Truppen ſollten aufmarſchiren und den Feind angreifen, erneuerte Prinz Moritz ſeine Vorſtellungen ohne Erfolg. Der König gerieth in Zorn, und duldete keinen weiteren Widerſpruch. Das Fußvolk, 22 Bataillons ſtark, marſchirte auf, und ſtand dem Dorfe Chotzemitz gegenüber; der linke Flügel dieſer Linie mußte ſogleich vorrücken, der rechte, unter dem General von Manſtein, ſollte noch außer dem Gefecht bleiben; dieſen letzteren Befehl erhielt auch der Theil der Reiterei, der auf dieſer Seite noch zurückgeblieben war. Ungeachtet große Lücken zwiſchen der Reiterei Zieten's, der Stellung Hülſen's und den Truppen des Prinzen Moritz bemerklich waren, und die letztern, welchen im Vorrücken ſogleich vom Könige befohlen wurde, ſich links zu ziehen, dadurch neue Zwiſchenräume entſtehen ließen, zu deren Ausfüllung man einige Bataillons aus dem zweiten Treffen heranzog, ſo ließ doch im Ganzen die Sache der Preußen ſich vortheilhaft an; Hülſen's Grenadiere drangen in den Eichbuſch, und er ſelbſt und Prinz Moritz, als dieſer mit 9 Bataillons hieher gedrungen war, erſtürmten die große feindliche Batterie bei Krzeczhorz, und warfen einen Theil des öſterreichiſchen Treffens in Unordnung zurück. Die preußiſche Reiterei ſchien jetzt einen Hauptſchlag ausführen zu müſſen, allein ſie verſäumte den Augenblick, ſei es, daß die Schwierigkeiten des Bodens ihr zu groß dünkten, oder daß neuer Befehl und weitere Entwickelung der Sachen ihr nöthig ſchienen. Auf öſterreichiſcher Seite dachte man ſchon an Rückzug, und die Preußen waren im Begriff, den Sieg an ſich zu reißen, allein Daun hatte ſeine Mittel noch keineswegs erſchöpft. Sein Fußvolk eroberte den Eichbuſch wieder, und ſetzte ſich darin feſt; auch Nadasdy's Reiterei drang nach erhaltener Verſtärkung auf's neue vor, und wiewohl ſie durch Zieten's raſchen Anlauf ſogleich geworfen wurde, ſo mußte dieſer doch ebenfalls gleich wieder aus dem mörderiſchen Flankenfeuer des Eichbuſches ſich zurückziehen. Mit dieſem Augenblicke begann die für die Preußen ungünſtige Wendung der Schlacht. Der König wurde beſorgt, und ließ von Zieten's Reiterei 15 Schwadronen unter dem Befehle von Seydlitz als Rückhalt hinter dem linken Flügel des vorgedrungenen Fußvolkes ſich aufſtellen. Unglücklicherweiſe konnte dieſes Fußvolk durch kein friſches mehr unterſtützt werden. Denn faſt gleichzeitig mit dem linken Flügel hatte der General von Manſtein, gegen den Befehl des Königs, aber durch die Aeußerung eines Adjutanten deſſelben irr geworden, mit den Bataillons der Mitte einen Angriff gemacht; anfangs nur in der Abſicht, das vor der Fronte liegende Dorf Chotzemitz einzunehmen, allein das Gefecht wurde bald allgemein, und alle Bataillons kamen in's Feuer. Der Feind wurde auch hier geworfen, die Preußen drangen muthig vor; allein ihr Vorrücken brachte ſie nur unter die feindlichen Kartätſchen. Der König eilte herbei, konnte aber den Kampf nicht mehr entwirren; auch mußte ſeine Aufmerkſamkeit ſich wieder dem linken Flügel zuwenden, in deſſen Flanke zwei Linien öſterreichiſche Reiterei ſich zeigten. Ein vom Könige befohlener Reiterangriff des alten Generals von Pennavaire mußte gleich den früheren, bei anfänglichem Erfolg, vor dem Gewehr- und Geſchützfeuer aus dem Eichbuſch allen Vortheil wieder aufgeben. Seydlitz, hier zum erſtenmal ſelbſtſtändig an der Spitze einer Küraſſier-Brigade, nämlich 10 Schwadronen der Regimenter Rochow und Prinz von Preußen, denen 5 Schwadronen Dragoner — das Regiment Normann — zugetheilt waren, erſah einen günſtigen Augenblick, brach aus ſeiner Stellung in den ebenen Raum hervor, der ſich zwiſchen dem Eichbuſche und dem feindlichen rechten Flügel darbot, und deckte dadurch die linke Flanke des preußiſchen Fußvolks, hielt ſich aber dabei nicht auf, ſondern fiel ſtürmend in den Feind, warf zuerſt ein Regiment Fußvolk in die Flucht, dann zwei Reiterregimenter, die ihm entgegenkamen, und während er dieſe mit den Küraſſieren verfolgte, drangen die Dragoner unter ihrem Anführer Major von Platen links in das zweite Treffen der Oeſterreicher, wo ſie abermals ein Regiment Fußvolk niederrannten und deſſen Fahnen eroberten; ſächſiſche Karabiniers wollten ihnen den Rückzug abſchneiden, die Dragoner aber machten mit Zügen kehrt, und ſtürzten mit ſolchem Ungeſtüm auf die Sachſen, daß dieſe mit Geſchrei davonjagten und 2 Standarten einbüßten. Allein dieſer Sturm ließ ſich nicht fortſetzen, die Pferde waren athemlos, die Schwadronen auseinander, und da feindliche Uebermacht abermals die linke Flanke bedrohte, ſo wurde auch dieſe glänzende Waffenthat nutzlos, und Seydlitz mußte ſeine Reiter bis hinter Krzeczhorz zurückführen. Ein erneuter Angriff Pennavaire's gelingt nicht, ſo wenig wie zwei andere, welche der König ſelbſt und dann Prinz Moritz mit wenigen und ſchon erſchütterten Schwadronen verſuchen. Noch behauptet ſich auf der eroberten Anhöhe das Fußvolk im hartnäckigſten Kampfe, allein das Pulver fängt an zu fehlen, Unterſtützung erſcheint nicht, von Gewehr- und Geſchützfeuer getroffen, durch die eigene Reiterei in Unordnung gebracht, und unvermuthet nun von der feindlichen angefallen, ſehen die heldenmüthigen Schaaren ſich überwältigt, und die Schlacht iſt verloren. Vergebens will der König, ſo tapfer wie ſeine Grenadiere, einen kleinen Haufen noch zum Sturm führen. Daun rückte mit ganzer Macht vor, und auch die Mitte und der rechte Flügel der Preußen wurden nach großem Kampf und Verluſt geſchlagen. Auch Nadasdy zeigte ſich nochmals, den aber die Reiterei von Zieten auf's neue zurückwies, und dieſe deckte, das Schlachtfeld bis zur Dunkelheit behauptend, den langſamen Rückzug, den keine Verfolgung ſtörte. Zieten ſelbſt war beim Angriff auf eine öſterreichiſche Batterie, wozu Prinz Moritz ihn aufgefordert, verwundet worden. Jede Reiterſchaar folgte nun ihrem beſondern Anführer. Der General Werner, und die Oberſten Seydlitz und Warnery blieben die Nächſten am Feind. Seydlitz, der ſich auf die Kaiſerſtraße gezogen, rückte auf dieſer, längs der ganzen öſterreichiſchen Fronte, die beträchtlich vorgegangen war, ruhig gegen Planian, wo die Truppen ſich wieder ſammelten. Die Preußen hatten 45 Kanonen, 22 Fahnen und von 18,000 Mann Fußvolk über 12,000 verloren, von der Reiterei kaum 1500 Mann. Der König hatte für ſein Unternehmen zu wenig Fußvolk, er ſelbſt war von ſeinem erſten Angriffsplan, Manſtein von dem erhaltenen Befehl abgewichen, deßhalb ging die Schlacht verloren; die Truppen jedoch hatten ihre Schuldigkeit gethan, und nur die Reiterei ihrer Aufgabe nicht ganz entſprochen. Der König war unzufrieden mit ihr, und nicht zu Lob und Anerkenntniß aufgelegt; aber Seydlitz hatte durch die kühne Sicherheit und unwiderſtehliche Gewalt, mit denen er eingewirkt, als ein großes Beiſpiel hervorgeleuchtet, das nicht unbelohnt bleiben ſollte. Am 20. Juni, zwei Tage nach der Schlacht von

Kollin, erhielt Seydlitz die Ernennung zum Generalmajor. Er war erſt 36 Jahr alt, und alſo für dieſe Würde noch ſehr jung; als aber der um 20 Jahr ältere Zieten, der nach der Schlacht bei dem Könige ihn beſtens gerühmt und zu ſeiner Beförderung redlich beigetragen hatte, wegen derſelben ihm jetzt Glückwünſche brachte, ſoll er lächelnd erwiedert haben: „Wenn etwas aus mir werden ſoll, Ew. Exzellenz, ſo war es Zeit, denn ich bin ſchon 36 Jahr alt.“ Der Major von Platen, der unter Seydlitz ſo tapfer mitgefochten hatte, wurde zum Oberſten befördert.

Die nächſte Folge der verlorenen Schlacht war die Aufhebung der Belagerung von Prag, und die allmählige Räumung Böhmens. Die bei Kollin geſchlagenen Truppen übergab der König dem Befehl ſeines Bruders Auguſt Wilhelm, der mit ihnen, von der öſterreichiſchen Hauptſtärke bedrängt, den Rückzug nach der Lauſitz antrat. Die Geſchichte dieſes Rückzuges und ſeine traurigen Folgen ſind anderweitig erzählt, und wir haben hier nur nachzutragen, was Seydlitz dabei betrifft. Er gehörte mit ſeiner Brigade von 10 Schwadronen zu den Truppen, welche der General Graf von Schmettau dem Heere vorausführte. Als dieſe am 19. Juli in der Lauſitz bei Zittau anlangten, fanden ſie den Eckartsberg von feindlichem Fußvolke ſtark beſetzt, und etwa 40 Schwadronen Reiterei rückten in der Ebene heran. Hier beherrſchten Einſicht und Beſonnenheit den kühnen Kampfesmuth, und Seydlitz erklärte, einer ſolchen Uebermacht in dieſer Lage mit 10 Schwadronen zu widerſtehen, ſei ganz unthunlich. Die Preußen wichen demnach aus, und zogen in die Stadt. Am folgenden Tage erſchien die ganze Macht des Feindes, und beſetzte die Anhöhen ſo wie die Ebene bei Herwigsdorf, wodurch die Preußen in Zittau für den Augenblick von der Hauptſtärke des Prinzen Auguſt Wilhelm, die noch zurück in Böhmen war, ſich abgeſchnitten ſahen. Schmettau mußte erwarten, daß die Stadt würde angegriffen und beſchoſſen werden, wobei die Reiterei von keinem Nutzen ſein konnte, ſie ſollte daher verſuchen, zu dem Heere des Prinzen zurückzukehren. Seydlitz machte ſogleich ſeine Anſtalten. Die Vorſtadt von Zittau gegen Herwigsdorf wurde mit Fußvolk beſetzt, darauf 100 Huſaren, die bei Schmettau verbleiben ſollten, und die Packpferde der Offiziere nebſt den Zugpferden des Geſchützes in die nächſten Felder geſchickt, wo das Getraide raſch gemäht und auf die Pferde geladen wurde. Bei dieſem Erſcheinen der Preußen rückten die Oeſterreicher aus ihrem Lager, und ein vorgeſchobener Wachtpoſten von beinahe 1200 Reitern ſaß augenblicklich zu Pferde. Da jedoch die geſammte preußiſche Reiterei bereits abgeſeſſen war und nur mit Futterholen beſchäftigt ſchien, ſo kehrte das öſterreichiſche Fußvolk bald in's Lager zurück, und die Reiter ſaßen wieder ab: mittlerweile hatte Seydlitz mit ſeinen Schwadronen längs der Vorſtadt hin eine Kette gebildet, und als das Futterholen beendigt war und die beladenen Pferde wieder zur Stadt kehrten, ließ er plötzlich Appell blaſen, ſeine Reiter vereinigten ſich raſch von beiden Enden gegen die Mitte, brachen ungeſtüm hervor, und überrannten in geſchloſſenem Angriff die feindliche Reiterei, bevor ſie nur zum Aufſitzen kam; ſie wurde zerſprengt, und konnte gänzlich aufgerieben werden; allein Seydlitz durfte nicht ſäumen, die kurze Friſt für ſein Entkommen zu benutzen, er brach in geſchloſſener Ordnung gerade durch, ließ dann ſeine Linie abbrechen, und eilte im ſchärfſten Trabe ſeinen Weg dahin, der ihn dem erſtaunten Feinde ſchnell aus dem Geſichte, und mit aller ſeiner Mannſchaft glücklich zu dem Prinzen Auguſt Wilhelm führte.

Der König mußte ſich alsbald gegen die Franzoſen wenden, welche gegen ſeine Verbündeten in Weſtphalen und Hannover eingedrungen waren, und auch von Thüringen her gegen ihn anrückten. Er ſandte von Dresden zuerſt Seydlitz mit 10 Schwadronen Huſaren und 5 Schwadronen Dragonern nach Leipzig voraus, um den franzöſiſchen General Turpin zu verjagen, der ſich mit ſeinen Huſaren in die Gegend von Halle vorgewagt hatte. Seydlitz hoffte denſelben in der Nacht zum 4. September in Merſeburg aufzuheben, fand aber den Feind nicht mehr, und ſtieß bei Grimma wieder zu den Truppen, welche der König in Perſon gegen die Franzoſen und die mit ihnen vereinigten öſterreichiſchen und Reichstruppen heranführte. Er machte den

Vortrab, und traf zuerſt den Feind am 7. September in Pegau, wo das Thor jenſeits der ſteinernen Elſterbrücke verrammelt und das nächſte Gemäuer durch Schützen vertheidigt war. Seydlitz hatte kein Fußvolk, ſeine Reiter aber waren zu jedem Dienſt eingeübt; er ließ 100 Huſaren abſitzen und das Thor angreifen, welches auch ſogleich geſprengt wurde, worauf er mit ſämmtlicher Reiterei im Galopp über die Brücke eindrang, und durch die Stadt durchjagend auf der entgegengeſetzten Seite wieder in's Feld gelangte, dort zwei öſterreichiſche Huſarenregimenter, die hinter einem Engwege vortheilhaft geſtellt waren, ohne Säumen angriff, warf, bis Zeitz verfolgte, und mit 350 Gefangenen zurückkehrte. Am folgenden Tage zeigte ſich ein Theil dieſer geſchlagenen Truppe wieder bei der Brücke über die Saale, unſern Schulpforta, wurde aber auf's neue mit Verluſt geworfen und zerſtreut. In Buttſtädt erfuhr der König den unglücklichen Vertrag von Kloſter-Seven, wodurch die hannöverſchen Truppen wehrlos wurden, und nun auch das franzöſiſche Hauptheer unter dem Herzog von Richelieu gegen ihn heranrücken konnte. Die kleine preußiſche Heerſchaar durfte nun nicht weiter vorgehen, doch wollte der König gern die bei Erfurt unter dem Fürſten von Soubiſe verſammelten Truppen aus dieſer Nähe zurückdrängen, und führte in dieſer Abſicht 2000 Reiter und 3 Bataillons Fußvolk dorthin. Der Verſuch gelang, Soubiſe wich zurück, und der König folgte ihm den 15. September mit ſeinen Reitern nach Gotha, wo die öſterreichiſchen Huſaren nochmals geworfen und bis gegen Eiſenach verfolgt wurden. Seydlitz blieb mit 20 Schwadronen zur Beobachtung des Feindes ſtehen, der König aber begab ſich wieder nach Erfurt zu ſeinen übrigen Truppen, über deren Schwäche er den Feind auf alle Weiſe zu täuſchen ſtrebte. Am 17. September meldete Seydlitz, der mit ſeinen Huſaren über Gotha hinausgerückt ſtand, ſeine Dragoner aber rückwärts theils in dieſe Stadt, theils nach Gumbſtädt geſtellt hatte, die feindlichen Truppen verſchanzten ſich bei Eiſenach, und wollten dort den Angriff des Königs abwarten, froh daß ihnen dieſe Stellung verblieben. Da Seydlitz an dieſem Tage den Tod des Generals von Winterfeldt erfahren, ſo gedachte er in ſeinem Schreiben auch dieſes Ereigniſſes, das ein jeder, dem des Königs Intereſſe zu Herzen gehe, beklagen werde; ſein Antheil war aufrichtig, Partheiſucht und Neid lagen ihm fern, er ſchmeichelte der Gunſt nicht, wie er keine Feindſchaft fürchtete; mit Winterfeldt hatte er in beſtem Vernehmen geſtanden, und in ihm die großen Eigenſchaften des Kriegers wie den edlen hohen Sinn des Menſchen verehrt, ohne deßhalb Schmettau's oder Zieten's Verdienſt weniger zu achten.

Die Franzoſen glaubten, der König ſei noch in Gotha, und Seydlitz ſuchte ſie darin zu beſtärken, indem er ſie angriffsweiſe beunruhigte, ihre vorgeſchobenen Poſten in der Nacht überfiel, und bis Mechterſtädt zurückjagte. Der Prinz von Hildburghauſen, der die Reichstruppen befehligte, hatte jedoch beſſere Kundſchaft, und forderte Soubiſe auf, mit vereinten Kräften die Preußen aus Gotha zu vertreiben. Sie rückten daher mit 6000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern nebſt einigem Geſchütz am 19. September früh von drei Seiten gegen Seydlitz an. Dieſer, bei Zeiten benachrichtigt, zog ſich in beſter Ordnung allmählig weit hinter Gotha zurück, ließ dann ſeine Schwadronen gegen den Feind aufmarſchiren, die Huſaren von Szekely im erſten Treffen, das Dragonerregiment Meineke im zweiten, und weiter rückwärts mußte das Dragonerregiment Katt ſich zu einer langen eingliedrigen Reihe ausdehnen, die für die Ferne das Anſehen einer großen Truppenſtärke gab. Er hatte es ſo eingerichtet, daß dieſe lange Reihe, im Fall es nöthig würde, auf das erſte Zeichen wieder geſchloſſen daſtehen, und ihm den Rückzug decken könnte. Wirklich glaubte der Feind, eine bedeutende Macht vor ſich zu haben, und Seydlitz beſtärkte ihn darin durch Abſchickung eines Dragoners nach Gotha, der dort als Ausreißer ankam und erzählte, der König ſei mit ganzer Macht im Anzuge. Als der Feind unentſchloſſen in ſeinen Bewegungen innehielt, ließ Seydlitz einige Schwadronen Huſaren abſitzen, ſchob ſie als Fußvolk in die Zwiſchenräume der Reiterei, und begann hierauf mit der ganzen Linie vorzurücken. Nun zweifelte der Feind nicht länger, da er Fußvolk ſah, daß die Hauptmacht nahe ſei; er beſtand die wiederholten Angriffe nicht, welche die vorderſten Schwadronen, erſt läſſiger, dann ungeſtümer, auf ihn machten, bis zuletzt eine Schaar Huſaren und Dragoner mit verhängtem Zügel in die Stadt ſprengten, wo die Reichstruppen ſchon in vollem Rückzuge waren, und Soubiſe, der auf dem Schloſſe zu Mittag ſpeiſte und der Herzogin mit größtem Lobe von den preußiſchen Huſaren ſprach, nicht eilig genug auf's Pferd kommen und das Freie gewinnen konnte. Ueber 60 Mann wurden in Gotha gefangen, dazu 4 Stabsoffiziere, 4 Lieutenants, und große Beute an Pferden und Gepäck, unter letzterem ſehr viele Putz- und Bequemlichkeitsſachen, welche dem Spott und Scherze reichlich Stoff gaben. Seydlitz griff jenſeits Gotha den Nachtrab des Feindes nochmals an, brachte ihm neuen Verluſt bei, und ließ ihn bis gegen Eiſenach nicht zu Athem kommen. Dieſer glänzende Erfolg, wo die Reiterei alles geleiſtet, was man von ihr und dem Fußvolk vereint nur erwarten durfte, wurde von dem Könige mit beſonderem Wohlgefallen gewürdigt, ſo daß er einen eignen Zeitungsartikel darüber anfertigen ließ, und noch lange nachher, bei Abfaſſung ſeiner Geſchichtbücher, das an dieſem Tage von Seydlitz erworbene Verdienſt umſtändlich zu deſſen größtem Ruhm erörterte. „Jeder andere Offizier“, heißt es daſelbſt, „wäre mit ſich zufrieden geweſen, aus einer ſo ſchwierigen Lage ſich ohne Verluſt herauszuziehen; Herr von Seydlitz würde nicht begnügt geweſen ſein, hätte er ſich nicht mit Vortheil herausgezogen. Dieſes Beiſpiel beweiſt, daß die Fähigkeit und Entſchloſſenheit eines Generals mehr im Kriege entſcheiden, als die Zahl der Truppen. Ein mittelmäßiger Anführer in ſolcher Lage wäre durch die ſichtbare Uebermacht des Feindes entmuthigt worden, hätte ſich bei deren Annäherung zurückgezogen, und die Hälfte ſeiner Leute in einem Nachtrabsgefecht verloren, welches die überlegene feindliche Reiterei ſchleunigſt anknüpfen mußte. Die treffliche Verwendung des in breiter Ausdehnung dem Feinde von fern gezeigten Dragonerregiments gab dem Herrn von Seydlitz Gelegenheit, großen Ruhm in einer ſo mißlichen Sache zu erwerben.“ In ſeinem Bericht an den König von dieſem Vorgange bat Seydlitz für's Künftige um Verſtärkung,

„denn das heutige Manöver“, ſagt er, „wird ſchwerlich zweimal gelten.“ Der König rief ihn aber ſchon am 20. September Abends mit allen Truppen von Gotha zurück, und da meinte Seydlitz, er getraue ſich mit ſeiner ſchwachen Schaar am hellen Tage ohne Verluſt abzuziehen, „denn die Furcht vor Ihro Majeſtät Waffen“, ſo ſchrieb er, „iſt bei dem Feinde nicht geringe.“

Die Lage des Königs war in dieſer Zeit überaus ſchwierig geworden, und es bedurfte großer Aufmerkſamkeit und Anſtrengung, um gegen die Menge ſeiner Feinde überall aufzukommen. Böhmen hatte er räumen müſſen, Sachſen und Schleſien waren von den Oeſterreichern bedroht, in Preußen rückten die Ruſſen vor, die Schweden beunruhigten Pommern, und die Franzoſen und Reichstruppen ſtanden gegen die Elbe und in Thüringen. Der öſterreichiſche General von Hadik, mit 3000 Mann leichter Truppen, erſchien am 16. Oktober ſogar vor den Thoren Berlins, und beſetzte einen Theil der Vorſtadt. Der König mußte ſeine nächſten Truppen, um Spree, Elbe und Saale her, vielfach in Bewegung erhalten, bald hier bald dort ſeine Abtheilungen zu ſtärkerer Macht vereinigen, und den Franzoſen und Reichstruppen blieb dabei das linke Saalufer eine Zeit lang Preis gegeben. Als der Feind aber auf das rechte Ufer herüberkam, und gegen Leipzig anrückte, wandte ſich der König wieder ebenfalls dahin, und wollte, bevor ihn andre Bedrängniß vielleicht bald in größere Ferne riefe, wenigſtens auf dieſer Seite durch einen ſtarken Schlag freien Raum ſchaffen. Der Feind zog ſich bei des Königs Anmarſch über die Saale zurück, und die Preußen, nachdem ſie bei Halle, Merſeburg und Weißenfels den Uebergang erzwungen, folgten auf das linke Ufer nach. Die Franzoſen und Reichstruppen unter Soubiſe und dem Prinzen von Hildburghauſen, waren jetzt gegen 64,000 Mann ſtark, indem auch eine Abtheilung des franzöſiſchen Hauptheeres, das unter Richelieu jenſeits des Harzgebirges blieb, ſich mit ihnen vereinigt hatte. Die Stärke der Preußen betrug höchſtens 22,000 Mann. Der Feind hatte ſeine Macht bei Mücheln zuſammengezogen, wohin der König am 3. November über Braunsdorf und Roßbach vorrückte. An der Spitze einiger Reiterei beſichtigte er die feindliche Stellung; ihre Schwäche, ſo wie die Sorgloſigkeit des Feindes, aus deſſen Zeltenreihen die preußiſchen Huſaren Pferde und Gefangene herausholten, gaben günſtige Ausſicht für den Angriff. Allein noch in der Nacht änderte der Feind ſein Lager, und als am 4. November in der Frühe des Tages die Preußen anrückten, fanden ſie ihn in einer ſo vortheilhaften Stellung, daß der König ſie unangreifbar erachtete, und daher durch das Dorf Schortau wieder zurückging, um hinter demſelben ein durch unwegſamen Sumpfboden gedecktes Lager zu beziehen, deſſen rechter Flügel an das Dorf Bedra, der linke an Roßbach ſich anlehnte. Dieſer kleine Rückzug wurde durch die Franzoſen mit Geſchützfeuer und mit dem Lärm von allen Trommeln und aller Muſik, die ſie zuſammenbringen konnten, jubelnd begrüßt; die feindlichen Generale waren der Meinung, der König wolle ſchleunigſt über die Saale zurückweichen, und es dünkte ein trefflicher Anſchlag, ihm nach Weißenfels und Merſeburg zuvorzukommen und den Rückzug abzuſchneiden, ja man ſah ſchon voraus, daß er, durch die Uebermacht eingeſchloſſen, ſich würde ergeben müſſen. Am folgenden Tage, den 5. November, ſollte dies ausgeführt werden.

Um die eigne Bewegung zu verdecken, und die Preußen in ihrer Stellung zu beſchäftigen, ließ der Feind ihrem rechten Flügel gegenüber einige Truppen ausrücken, die auch zu feuern anfingen, jedoch aus der Ferne ganz unwirkſam. Seydlitz mit einigen Schwadronen beſichtigte dieſe Truppen, doch ohne weiteres Ergebniß. Mittlerweile zog die feindliche Hauptmacht treffenweiſe rechts ab, und bald kamen Meldungen, daß dieſe Bewegung ſich dem Dorfe Zeuchfeld vorbei gegen Pettſtädt richte, und alſo die linke Flanke des Königs zu gewinnen ſuche. Der König wollte dies nicht glauben, und ſetzte ſich um 12 Uhr in Roßbach ruhig zur Tafel. Seydlitz aber, der mitſpeiſte, und nach allem, was er geſehen hatte und jetzt nachträglich melden hörte, die Gefahr erkannte, ſchickte in der Stille ſeinen Adjutanten ab, und ließ die Reiterei ſatteln und ſich bereit halten. Das ſchwere Geſchütz, welches dicht neben der Reiterei ſtand, wurde dieſem Beiſpiele nach gleichfalls in Bereitſchaft geſetzt. Nach längerem Zweifel über die Abſichten des Feindes, erſah der König mit eignen Augen von dem hohen Schloſſe zu Roßbach durch ſein Fernglas die Gewißheit jener Richtung, und daß die Truppenzüge, wiewohl ſie nur langſam fortſchritten, ſchon über Pettſtädt hinaus den Weg nach Reichertswerben einſchlügen. Die Preußen hatten bis dahin ſtill gewartet, jetzt um 2 Uhr Nachmittags erging der Befehl, die Zelte abzubrechen; das Lager war augenblicklich verſchwunden, und die Truppen ſtanden im Gewehr. Die Bereitſchaft der Reiterei und des Geſchützes kam jetzt wohl zu Statten. Der König ſetzte ſich an die Spitze des Fußvolks, das mit einer Viertelsſchwenkung links treffenweiſe abmarſchirte, und derſelben Richtung folgte, in welcher Soubiſe vorrückte; die ſämmtliche Reiterei, mit Ausnahme einiger Schwadronen, die bei dem Dorfe Schortau zur Beobachtung des gegenüberſtehenden Feindes zurückblieben, erhält Befehl dem Feinde die Straße nach Merſeburg zu ſperren, ſie ſchwenkt aus dem dritten Treffen gleichfalls links ab, und eilt in raſchem Trabe dem Fußvolke voraus; Seydlitz befehligt ſie, obgleich der jüngſte Reitergeneral, in den aber der König ſein ganzes Vertrauen ſetzt. Beide Heere trennt erſt die moraſtige Niederung, die von Braunsdorf im Halbbogen nach Roßbach und Lunſtädt zieht, dann eine leichte Erhöhung, die ſich hinter Lunſtädt und Reichertswerben erſtreckt, und als höchſten Punkt den Janushügel bildet. Der König behauptet ſich im Vortheil dieſer Höhen, welche den Truppenzug verdecken, und läßt auf dem Janushügel unter dem Befehl des tapfern Oberſten Moller eine ſtarke Batterie auffahren, die den Feind heftig beſchießt, der unterhalb marſchirt, und das Feuer ſeines Geſchützes ohne Erfolg aufwärts richten muß. Die Spitzen beider Heere, die preußiſche ungeſehen, kommen einander ſtets näher; auch auf franzöſiſcher Seite iſt die Reiterei voraus, ſie eilt, damit die Preußen nur nicht entkommen mögen, ohne Vortrab leichtſinnig einher, ſie ſchwenkt bei Reichertswerben links, und zieht gegen den Janushügel an, ſich ſchon im Rücken der Preußen und des Sieges gewiß glaubend. Plötzlich bringt Seydlitz mit ſeinen Schwadronen im vollen Trab hinter dem Hügel hervor, ſieht ſich in der rechten Flanke des Feindes, erkennt die Wichtigkeit des Augenblicks, und ohne das Fußvolk abzuwarten, und wiewohl ſchon ein weiter Zwiſchenraum ihn von dieſem trennt, beſchließt er ſogleich den Angriff. Seine Reiterei iſt gering an Zahl, der Aufgabe kaum gewachſen; er ſieht ſich genöthigt, um ſeine Linie gehörig auszudehnen, ſeine Schwadronen in großem Abſtande von einander aufzuſtellen. Er läßt einſchwenken, 15 Schwadronen ſtellt er in's erſte Treffen, 18 in's zweite, 5 Schwadronen Huſaren decken die linke Flanke. Zum erſtenmale ſteht hier, wie fortan immer, die preußiſche Reiterei, anſtatt wie bisher dreigliedrig, jetzt nach Seydlitz Neuerung in zwei Glieder gereiht. Beim Aufmarſch aber, der in größter Schnelligkeit geſchieht, fällt noch ein Unheil vor; eine Schwadron vom Leibküraſſierregiment, weil das Pferd des Rittmeiſters ſcheu geworden, kommt etwas aus der Ordnung, die ſich zwar augenblicklich herſtellt, allein Seydlitz hat es geſehen, er ſprengt heran, und im Vollgefühl des Meiſters und Befehlshabers jagt er mit grimmigem Gebote, „er ſolle ſich zum Teufel ſcheeren“, den beſtürzten Rittmeiſter vor der Fronte weg, der ſich auch niemals wieder beim Regimente hat ſehen laſſen! eine Gewaltſamkeit und Eigenmacht, deren anmaßliches Beiſpiel der König zu rügen unterließ, vielleicht weil er darin nur denſelben Heißzorn ſah, der ſich eben ſo unbezwinglich in den Feind ſtürzt. Jetzt iſt alles bereit, noch aber das Gewehr nicht aufgenommen, was Seydlitz ſtets dem letzten Augenblicke vorbehält; er reitet weit voran, der ganzen Linie ſichtbar, und durch Emporſchlendern ſeiner Tabackspfeiſe giebt er das entſcheidende Zeichen, worauf alles die Säbel zieht und im vollen Rennen ihm nach auf den Feind eindringt. Dieſer iſt 52 Schwadronen ſtark, die der Herzog von Broglio befehligt, ſie verſuchen in der Eile rechts aufzumarſchiren, allein Seydlitz läßt ihnen keine Zeit; ehe ſich die Schaaren nur aufſtellen, ſind ſie niedergerannt und zuſammengehauen; zwei öſterreichiſche und zwei franzöſiſche Reiterregimenter wollen dem Sturm begegnen, wirklich werden 5 preußiſche Schwadronen des erſten Treffens geworfen, aber die großen Zwiſchenräume, zu welchen Seydlitz ſich genöthigt geſehen, gewähren ihm jetzt den Vortheil, ſchnell mit dem zweiten Treffen hervorzubrechen, und im nächſten Augenblick iſt der vorgedrungene Feind zurückgeſchlagen, und alles flieht in größter Verwirrung. Der Hohlweg bei Reichertswerben hemmt die Flüchtigen, und viele werden hier gefangen. Die geſchlagene Reiterei flieht bis zur Unſtrutt, und zeigt ſich an dieſem Tage nicht wieder; Seydlitz, der ſie bis jenſeits Reichertswerben verfolgt, ſammelt nun ſeine athemloſen Schaaren, führte ſie links über Tagewerben weiter vor, und ſteht jetzt im Rücken des feindlichen Fußvolkes.

In gleicher Weiſe, wie die Reiterei, hatte auch der König mit dem Fußvolke die rechte Flanke des Feindes gewonnen, ließ links einſchwenken und die ganze Linie nebſt dem Geſchütz vom Jannshügel zum Angriff vorrücken, wobei der linke Flügel ſich immerfort weiter links zog, der rechte anfangs zurückgehalten blieb; das Dorf Reichertswerben war bereits durch 5 Bataillone beſetzt. Der Feind war, wie ſchon mit der Reiterei, nun auch mit ſeinem Fußvolke ſorglos eilend gegen Reichertswerben vorgerückt, ohne die Möglichkeit eines Angriffs zu denken; er wurde durch die preußiſche Linie völlig überraſcht, ſeine Bataillone fanden keinen Raum ſich zu entwickeln, ihre tiefen Reihen wurden durch das preußiſche Geſchütz heftig beſchoſſen, ihre rechte Flanke war Preis gegeben, im Rücken erſchien die preußiſche Reiterei. Vergeblich ſuchten ſie gegen die letztere eine Linie aufzuſtellen, vergeblich durch gedrängte tiefe Schaaren den König zu hemmen; das herangekommene Geſchütz des preußiſchen linken Flügels ſchmetterte ſie durch Kartätſchen nieder, das Fußvolk eröffnete ſein wirkſames Gewehrfeuer, und nach kurzem Kampfe wandte ſich alles zur Flucht, indem die vorderſten Truppen auf die folgenden geworfen und dieſe in größter Unordnung mit fortgeriſſen wurden. Zwei franzöſiſche Reiterregimenter, Küraſſiere und Dragoner, hatten ſich zu ihrem Fußvolke geflüchtet, und ſchloſſen demſelben die rechte Flanke zwiſchen beiden Treffen, etwas gedeckt durch deren hakenförmig vorgezogene Enden. Seydlitz hielt mit etwa 10 Schwadronen ſchlagfertig gegenüber, zögerte jedoch anzugreifen, weil dieſe Truppen durch das Anrücken des Königs ohnehin zum Weichen genöthigt ſein mußten. Wirklich empfanden ſie nach wenig Augenblicken das mörderiſche Feuer der Preußen, und ſetzten ſich in Bewegung, um davonzukommen. Der Befehlshaber dieſer eingeklemmten Reiterei beging die Ungeſchicklichkeit, ſie mit ganzer Linie rechts ſchwenken zu laſſen, wobei ihr äußerſter linker Flügel dicht an der Fronte der aufmarſchirten preußiſchen Schwadronen vorüberjagen mußte und ihnen die ganze Flanke bloß gab; dieſen Augenblick erſah Seydlitz, brach ungeſtüm auf die Fliehenden ein, warf ſie auf das Fußvolk zurück, und brachte auch dieſes in die furchtbarſte Verwirrung. Ganze Schaaren gaben ſich gefangen. Seydlitz aber bekam bei dieſem Einhauen einen Flintenſchuß in den Arm, und ſeine Verwundung machte den Angriff eine kurze Zeit ſtocken. Unter Begünſtigung dieſes Umſtandes ſuchten noch zuletzt einige franzöſiſche Regimenter den Kampf zu erneuen, und der linke Flügel der Franzoſen ſandte einige Reiterei den Rückzug zu decken; ein franzöſiſches Reiterregiment warf ſich in vollem Trabe mit erhobenem Pallaſch auf ein preußiſches, welches zurückwich; doch Seydlitz war inzwiſchen verbunden, ſetzte ſich auf's neue an die Spitze ſeiner Schaaren, warf den letzten Rückhalt des Feindes, 5 Reiterregimenter, durch wiederholte raſche Angriffe in die Flucht, und wandte ſich alsdann mit aller Kraft wieder auf die Fußvölker, die gehemmt und genöthigt theilweiſe noch Stand hielten; allein auch dieſer Widerſtand war bald überwunden, und nach einem Kampfe von kaum zweiſtündiger Dauer, bevor noch die völlige Dunkelheit eintrat, der vollſtändigſte Sieg erfochten. Von dem preußiſchen Fußvolke waren nur 7 Bataillons, unter der Anführung des Prinzen Heinrich von Preußen, zum Feuern gekommen, 10 Bataillons auf dem rechten Flügel hatten, gleich dem linken der Franzoſen, gar keinen Theil an der Schlacht genommen, ſie war durch die klugen Anordnungen des Königs, die richtige Bewegung der Truppen, durch die gute Aufſtellung des Geſchützes, und vor allem durch den entſchloſſenen Angriff der Reiterei gleich im Beginn entſchieden worden. Der Feind hatte gegen 3000 Todte und Verwundete, über 5000 Gefangene, worunter 5 Generale und 300 Offiziere, 67 Kanonen, 7 Fahnen und 15 Standarten nebſt unendlichem Gepäck verloren; die Preußen zählten

165 Todte, worunter 3 Offiziere, und 376 Verwundete, eingerechnet 20 Offiziere.

Selten iſt eine Schlacht ſo raſch und vollſtändig gewonnen worden, ſelten ein Sieg ſo glänzend erſchollen, ſo eindrucksvoll und weithin genannt worden; die Schlacht von Roßbach wurde durch ihre Folgen, wie die Flucht der Franzoſen durch ihre lächerlichen Umſtände, zur deutſchen Volksluſtbarkeit, an der ſich jedes von den Franzoſen verletzte Gefühl labte. Man hatte auf beiden Seiten keine Beachtung dafür, daß die Franzoſen an eigentlicher Tapferkeit keinen Mangel, und ganze Regimenter in manchen Augenblicken den kühnſten Muth bewieſen hatten. Die Schlechtigkeit der Anſtalten und die Schmach der unkriegeriſchen Hofgünſtlinge überragte alles. In Frankreich ſelbſt ſah die Nation den Krieg gegen die Preußen nur als Sache des Hofes an, dem allein die Schande der Niederlage angerechnet und ſogar gegönnt wurde, während Neigung und Bewunderung ſich vielfach und laut für Friedrich und ſeine Helden ausſprachen. Auch die gefangenen Generale und Offiziere, welche der König ehrenvoll behandelte, theilten dieſe Geſinnung; nach dem Könige ſtand Seydlitz in ihrer Meinung am höchſten, von dem es mit Bezug auf ſeine noch ſo jungen Jahre hieß: „que ce garçon était né général.“ Der König dankte allen Truppen für den erfochtenen Sieg, insbeſondere doch der Reiterei, die an dieſem Tage in einer vorher nie geſehenen Größe erſchienen war, und im neuen Vollbewußtſein ihres Vermögens unter ſolchem Anführer ſich fortan unüberwindlich glaubte. Seydlitz empfing vom Könige mit den huldreichſten Worten, denen dieſer eine ſo ganz eigene Anmuth leihen konnte, den ſchwarzen Adlerorden, den bis dahin nur in zwei beſondern Fällen und ſeitdem nie wieder ein Generalmajor bekommen hat. Nach einigen Tagen, am 20. November, wurde er auch Generallieutenant, und zugleich Inhaber des Küraſſierregiments, das bisher ſeiner Befehlführung anvertraut geweſen, und gerade jetzt erledigt worden war.

In der kurzen Zeit eines halben Jahres von der Stufe eines Oberſten zu der eines Generallieutenants aufgeſtiegen zu ſein, und noch vor der letztern den höchſten Orden empfangen zu haben, deſſen mancher Generallieutenant nach langen Dienſtjahren noch entbehren mußte, war eine Auszeichnung, deren bis dahin niemand im preußiſchen Heere ſich rühmen konnte, und auch ſeitdem niemand wieder. Seydlitz bezeigte ſich in ſeiner Erhebung dankbar und beſcheiden, und ſuchte das Verletzliche zu mildern, welches ſie für verdiente Kameraden haben konnte; ſo benachrichtigte er den tapfern General von Meineke, der ebenfalls bei Roßbach war verwundet worden, von der außerordentlichen Beförderung, durch welche dieſer ältere General nun ihm nachſtand, mit der treuherzigen Verſicherung, daß dieſer Vorzug, den die Gnade des Königs ihm verliehen, ihn nie der Achtung werde vergeſſen laſſen, die einem der bravſten Generale gebühre, der älter als er im Dienſte ſei, und deſſen Freundſchaft ihm ſehr am Herzen liege. Jedoch fand er ſich in ſeinem neuen Verhältniſſe ſogleich bequem, als ein Mann, der ſich jeder Aufgabe ſeines Faches gewachſen fühlte, und mit der höheren Stufe nur ſeinen wahren Boden betrat. Seine erſte Sorge war, die tapfern Offiziere zu bedenken, die ſich unter ihm ausgezeichnet hatten, und er ſäumte nicht, dem Könige mehrere Beförderungen vorzuſchlagen, welche dieſer auch ſofort genehmigte.

Seine Wunde, zwar an ſich nicht bedeutend, aber von langſamer Heilung, hinderte ihn, an den nächſten Kriegsbegebenheiten, welchen der König nach Schleſien entgegenzog, Theil zu nehmen. Er blieb in Leipzig zurück, wo er alsbald die Nachricht von dem glänzenden Siege vernahm, den der König am 5. Dezember bei Leuthen über die Oeſterreicher davongetragen. Der König ließ ihn durch den Prinzen Heinrich von den in Schleſien erfochtenen Vortheilen eigends benachrichtigen, und Seydlitz fühlte ſich durch die Sache ſelbſt, wie durch das ſchmeichelhafte Gedenken des Königs, freudigſt angeregt. Inzwiſchen mußte er ſich in Geduld ergeben, und die Zeit der Winterquartiere ferner in Leipzig auf Herſtellung ſeiner Geſundheit verwenden. Der Geheimrath Dr. Cothenius fand leichter die Wunde, aber ſchwieriger den übrigen Krankheitszuſtand, in welchen Seydlitz verfallen war, zu behandeln. Es iſt ſchon oben angedeutet worden, daß ſinnlicher Reiz ihn früh bemeiſtert hatte, und ihm die nachtheiligen Folgen achtloſer Neigungen nicht erſpart geblieben waren. In Schleſien hatte beſonders der Umgang einer zwar von Geburt vornehmen, aber in ihrer Aufführung gemeinen Dame höchſt verderblich auf ihn eingewirkt, und der bald darauf ausgebrochene Krieg durch ſeine heftigen und unaufhörlichen Anſtrengungen jede Sorgfalt für die tief angegriffene Geſundheit unmöglich gemacht. Je mehr der Körper, ſo lange die Spannung der Thätigkeit waltete, mit gebotener Rüſtigkeit geleiſtet hatte, um ſo mehr verfiel er, ſobald jenes Gebot und Leiſten einen Augenblick aufhörte. Durch angewandte Mittel trat nach und nach einige Beſſerung ein, doch hinderte ein örtlicher Umſtand, der mit Erſchlaffung der Gefäße und Schwäche der Nerven zuſammenhing, noch längere Zeit am Reiten; der König erkundigte ſich mehrmals theilnehmend, und Seydlitz berichtete mit unbefangener Aufrichtigkeit ſein Uebel, das ihm noch nicht erlaube zu Pferde zu ſein, indem bei allen bisher gemachten Proben eine gänzliche Verſagung des Athems erfolgt ſei. „Sobald dieſer Umſtand", ſetzt er hinzu, „nur bis zum Erträglichen gehoben, ſo hoffe mein Metier, welches mich ein ziemliches Glück, noch mehr aber Ew. Majeſtät Gnade ſchätzbar gemacht, mit der größten Treue nach wie vor zu verrichten, und in ſolchem zu erſterben ꝛc." Auch dieſe Worte, gleich den früher angeführten, bezeugen einen feinen Sinn, der ſich bündig zu faſſen weiß. Unter Beihülfe des Frühjahrs, und nachdem er zur Beſchleunigung der Kur, wie er gegen Ende des März aus Pförten an den König ſchrieb, noch den Buchdorfer Müller angenommen, fand er ſich genugſam hergeſtellt, um ſich zu dem Heere des Königs zu begeben, der in Schleſien, nachdem er den Feldzug des Jahres 1758 durch Belagerung und Erſtürmung der Feſtung Schweidnitz begonnen hatte, ſich zu ernſtlichern Bewegungen rüſtete. Er wußte den Feldmarſchall Daun, welcher einen Angriff gegen Böhmen fürchtete, und deßhalb ſein Heer dort in feſter Stellung zuſammenhielt, geſchickt zu täuſchen, und rückte im Anfange des Mai mit ſeiner Hauptſtärke über das Gebirge nach Mähren hinab.

Das nächſte Ziel der Unternehmung war Olmütz. Allein dieſe Feſtung wurde durch den öſterreichiſchen General von Marſchall gut vertheidigt, die Anſtalten zur Einſchließung und Belagerung entſprachen dem Zwecke nicht, und für die mannigfachen Verwickelungen, die hier eintraten, war ſelbſt die Truppenzahl der Preußen viel zu gering. Seydlitz erſcheint im Gange dieſer Kriegsereigniſſe nur auf Augenblicke, in untergeordneten Vorgängen, wobei keine bedeutende Reitermaſſe zu vereinigen, noch eine große Entſcheidung zu bewirken war. Alle Befehle und Anordnungen ertheilte der König ſelbſt, und auch das Verdienſt der Ausführung konnte ſich zu keinem Glanz erheben, da der Feind jedem größern Gefecht auswich. So marſchirte Seydlitz am 12. Mai mit 2 Dragonerregimentern und 300 Huſaren ſüdlich von Olmütz nach Tobitſchau, und nachdem Fußvolk ihm dahin gefolgt, weiter bis Kremſir, nahm aus dieſer Gegend und vom linken Ufer der March zwiſchen Prerau und Holeſchau alle Lebensmittel und alles Futter weg, damit der Feind auf dieſer Seite nicht vordringen könnte, und rückte am 17. wieder im Lager bei Neuſtadt ein. Am 29. Juni ſandte der König ihn nur mit einigen Schwadronen Huſaren und Dragonern in dieſelbe Gegend, um Gewißheit über eine gemeldete Annäherung feindlicher Truppen zu erhalten, die ſich aber nicht zeigten. Die Lage des Königs war inzwiſchen durch das Heranrücken Daun's, in deſſen Heere beſonders der General von Loudon durch ſeine Thätigkeit und Einſicht den Preußen verderblich zu werden anfing, ſehr verſchlimmert, die Feſtung ſo gut wie befreit, dagegen ſeine Verbindung mit Schleſien abgeſchnitten, und nachdem Loudon in dem Engwege von Domſtädtel am 30. Juni die Truppen Zieten's geſchlagen, und große preußiſche Zufuhren theils genommen theils zerſtört hatte, blieb nichts übrig, als Mähren zu verlaſſen. Der König hob die Belagerung auf; anſtatt aber nach Schleſien ſich durchzuſchlagen, wie zu beabſichtigen er den Schein gab, nahm er unerwartet die Richtung nach Böhmen, ſelbſt im Rückzuge wieder in Feindesland eindringend, von deſſen Mitteln lebend, und die Vortheile der Stellung und Uebermacht des Gegners noch eine Zeit hindurch vereitelnd. Bei Ausführung dieſes ſchwierigen und gefahrvollen Marſches beſtand Seydlitz ein rühmliches Gefecht bei Chlumetz, und deckte ſpäter an der Spitze der ganzen Reiterei den weiteren Rückzug, der nur ſehr langſam der Gränze von Schleſien ſich näherte. Endlich zog das Heer glücklich über das Gebirge, und ſtand am 8. Auguſt wieder im Lager bei Landshut und Grüſſau. Doch war hier keine lange Raſt gewährt.

Wie im vorigen Jahre die Franzoſen, hatten in dieſem die Ruſſen mit großer Macht den Kriegsſchauplatz betreten, und ihre drohenden Fortſchritte zwangen den König, mit ſeiner Hauptſtärke ſich ihnen entgegenzuwerfen. Das ruſſiſche Heer, über 50,000 Mann ſtark, unter dem Oberbefehl des Generals Grafen von Fermor, war durch Preußen und Polen in die Neumark bis zur Oder vorgedrungen, auf das rechte Ufer der Warthe übergegangen, und bedrohte die Feſtung Küſtrin, nachdem die Stadt am 15. Auguſt bereits durch Wurfgeſchütz in Brand geſchoſſen worden. Die preußiſchen Truppen, unter dem Befehl des Generals Grafen von Dohna, hatten ſich vor der Uebermacht allmählig zurückgezogen, und ſtanden bei Gorgaſt zunächſt der Feſtung hinter der Oder; ſie waren durchaus zu ſchwach, um den Feind im offnen Felde zu bekämpfen. Schon am 11. Auguſt aber war der König mit 16 Bataillons und 28 Schwadronen ſeiner beſten Truppen, zuſammen etwa 14,000 Mann, aus dem Lager bei Landshut der bedrängten Mark zu Hülfe geeilt, ging bei Frankfurt über die Oder, und traf am 21. Auguſt in Gorgaſt ein. Er muſterte hier die vorgefundenen Truppen, und ſagte zu Dohna: „Ihre Leute haben ſich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die ſehen aus wie die Grasteufel, aber ſie beißen.“ Auch war er ſogleich entſchloſſen, nachdem er die Lage der Dinge genau erforſcht, den Ruſſen ungeſäumt eine Schlacht zu liefern, um auf dieſer Seite neuen Raum zu gewinnen, und dann wieder gegen die Oeſterreicher ſich zurückzuwenden. Er wußte den Feind zu täuſchen, als wolle er bei Küſtrin nur zum Schutze dieſer Feſtung über die Oder gehen, zog aber indeß längs des Stromes hinab, ließ bei Güſtebieſe eine Brücke ſchlagen, die binnen drei Stunden fertig war, und befand ſich am 23. Auguſt mit etwa 32,000 Mann, wovon beinahe ein

Drittheil Reiterei, und 117 Geſchützen, auf dem rechten Oderufer im Anmarſche gegen den Feind.

Dieſer ſtand gegen Küſtrin, wandte ſich aber eilig, als er in ſeinem Rücken das Heer des Königs erkennen mußte, und machte Front dorthin, woher der Angriff drohte. Er nahm eine gute Stellung hinter den Dörfern Quartſchen und Zorndorf, den linken Flügel an die Mietzel, einen durch jenes Dorf zur Oder fließenden Bach, geſtützt, den rechten an die Drewitzer Heide, die ſich gegen Küſtrin zieht, angelehnt; vor der Front erſtreckt ſich zuerſt der Zabergrund, eine ſumpfige Vertiefung, von Zorndorf nördlich gegen Quartſchen hin, dann nach einigen Zwiſchenräumen der Einſchnitt des Galgengrundes, der von Wilkersdorf faſt in gleicher Richtung läuft, und noch weiter eine dritte Tiefe, welche nordwärts in dem Hofebruch ſich gegen Quartſchen zurückwendet, wo alle dieſe Niederungen an der Mietzel zuſammenſtoßen. Als die Preußen auf der linken Flanke dieſer Stellung jenſeits des genannten Baches bei Darmietzel erſchienen, und von hier aufwärts bis zur Neudammer Mühle lagerten, richteten die Ruſſen gegen dieſe Lagerung noch eine Hakenſtellung, welche das Hofebruch und weiterhin einen großen Bogen der Mietzel vor ſich hatte. So war die Stellung am 24. Auguſt Nachmittags. Der König aber beſchloß, den Angriff nicht von dieſer Seite, ſondern von der ganz entgegengeſetzten, auf den minder ſtark angelehnten rechten Flügel des Feindes zu machen, wobei er zugleich den Vortheil im Auge hatte, ſich zwiſchen den Feind und Küſtrin einzuſchieben, und im Nothfalle ſich auf dieſe Feſtung zurückziehen zu können. Hiezu mußte die ganze Stellung des Feindes umgangen werden, wozu die Gegend ſich günſtig genug darbot. Bei der Neudammer Mühle wurden in der Nacht Uebergänge über die Mietzel bereitet, die Truppen ließen das zunächſtliegende Dorf Zicher rechts, zogen ſich links in die Heide von Maſſin, und am 25. Auguſt frühmorgens marſchirte das ganze Heer, durch die Waldung verdeckt, in drei Treffen heran. Fermor hatte jedoch in der Nacht ſeine Stellung geändert, war über den Zabergrund hinausgeſchritten, und ſtand jetzt, zuſammengedrängt in ein unregelmäßiges Viereck, zwiſchen dieſem und dem Dorfe Zicher, im Rücken das Hofebruch, die Front gegen Wilkersdorf. Die Preußen kamen bei Batzlow aus dem Walde in die Ebene, rückten ſchlagfertig über Wilkersdorf gegen Zorndorf vor, und der König, der die neue Stellung des Feindes beſichtigt hatte, fand auch jetzt noch deſſen rechten Flügel als beſtes Ziel des Angriffs. Die drei ſumpfigen Niederungen aber, welche den vorliegenden Boden durchſchnitten, und die zu umgehen die Abſicht geweſen, deckten nicht mehr die Fronte der Ruſſen, ſondern liefen gerade auf ſie hin, und die Fronte des Angriffs mußte dadurch ebenfalls, je weiter ſie vorrückte, deſto mehr getheilt werden.

Die preußiſche Vorhut drang über Zorndorf hinaus, und eröffnete den Kampf durch wirkſames Geſchützfeuer gegen die rechte Eckſpitze der ruſſiſchen Aufſtellung; die Bataillone, links an den Zabergrund geſtützt, drangen muthig vor, und warfen die erſte Linie des Feindes zurück. Die beiden Haupttreffen ſchloſſen ſich dieſer Bewegung an, in ſchräger Richtung vorſchreitend, mit verſagtem rechten Flügel, der erſt ſpäter am Gefechte Theil nehmen ſollte. Faſt alle Reiterei war unter Seydlitz' Anführung auf dem äußerſten linken Flügel aufgeſtellt, noch jenſeits des Zabergrundes, der ſie von dem Fußvolke, dem ſie Unterſtützung ſein ſollte, beim weiteren Vorgehen deſſelben mehr und mehr trennte; gleich im Beginn des Gefechtes erhielten aber drei Küraſſierregimenter und bald darauf noch zwei Dragonerregimenter Befehl, ſich auf den rechten Flügel hinzuziehen. Der König, welcher die ganze Truppenlinie überſehen konnte, bemerkte, daß die Reiterei nicht gehörig vorgehe, und ſandte den Befehl, ſie ſolle dem Fußvolke nachrücken. Allein Seydlitz wollte ſeine Reiter, für die es noch nichts zu thun gab, nicht unnütz dem feindlichen Kanonenfeuer ausſetzten, und weigerte ſich, ſelbſt dem wiederholten Befehle des Königs zu folgen; er antwortete, es ſolle von der Reiterei nichts verſäumt werden, er hoffe überall, wo und wann es noth thue, mit ihr zur Hand zu ſein, und nach der Schlacht werde er ſich rechtfertigen. Friedrich ſandte nochmals, und ließ ihn wiſſen, er werde es nach der Schlacht mit ſeinem Kopfe zu verantworten haben, worauf Seydlitz ruhig erwiederte: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht ſteht ihm mein Kopf zu Befehl, in der Schlacht möge er mir aber noch erlauben, daß ich davon für ſeinen Dienſt guten Gebrauch mache.“ Im Vorrücken hatte jedoch das preußiſche Fußvolk die befohlene Linie nicht gehörig eingehalten, und die linke Flanke, welche dem Zabergrunde angelehnt bleiben ſollte, dem feindlichen Feuer bloßgegeben, das Vordertreffen fand ſich in ſeinem Angriffe nicht unterſtützt, indem das Fußvolk, welches hinter ihm nachfolgen ſollte, neben ihm in dieſelbe Linie eingerückt war; ſo vermochten denn die wenigen Bataillone die zweite ruſſiſche Linie nicht gleich der erſten zu werfen; im Gegentheil, der Feind, in dichten Maſſen aufgedrängt, fühlt ſeine Uebermacht und erſieht ſeinen Vortheil; das ruſſiſche Fußvolk bricht mit großem Geſchrei hervor, wirft das preußiſche zurück, und die ruſſiſche Reiterei ſtürmt in dieſem Augenblicke raſch heran, und vermehrt die Verwirrung, die ſchnell über den linken Flügel der Preußen ſich ausbreitet und ganze Bataillone zur Flucht fortreißt; die Ruſſen nehmen 26 Kanonen und verfolgen ihren Sieg. Seydlitz aber, der mit 31 Schwadronen jenſeits des Zabergrundes hält, hat mit ſcharfem Aug' und Urtheil den Gang des Gefechtes beobachtet; der Befehl des Königs, das feindliche Fußvolk, ſobald es erſchüttert zu weichen anfinge, mit allem Nachdruck anzufallen, findet ſich durch die Nothwendigkeit überboten, den ſiegestrunken und auch hie und da ſchon ordnungslos vorrückenden Feind zu hemmen, und den auf dieſer Seite faſt verlorenen Kampf herzuſtellen. Seydlitz ruft den Führer der Gardedükorps, Rittmeiſter von Wakenitz, den der Gendarmen und den ſeines eignen Regimentes heran, und ſagt ihnen: „Die Schlacht iſt verloren; ich will Ihnen ſelbſt nicht einmal befehlen anzugreifen, wer es aber gut findet mag es thun!“ Worauf Wakenitz erwiedert: „Ich will nicht, daß eine Schlacht verloren ſei, ohne daß die Gardedükorps angegriffen hätten, ich greife an.“ Die beiden Andern ſtimmen bei. Nun faßt Seydlitz neues Vertrauen, mit heller Einſicht erkennt er die Größe des Augenblicks und ſeiner Aufgabe, mit Ruhe ordnet er ſeine Mittel, mit der Sicherheit des Meiſters ſchreitet er zur Ausführung. Schon iſt er mit ſeinen Schwadronen näher herangerückt, einige Stellen des Zabergrundes, wo Reiterei durchzudringen vermag, ſind aufgefunden, im ſchnellen Fluge ziehen die Schaaren hinüber, ſtehen drüben gleich wieder ſchlagfertig, und auf das gegebene Zeichen ſtürzt alles mit verhängtem Zügel dem voranſtürmenden Führer nach. In ſeiner kundigen Beſonnenheit hatte er den Angriff gleich zwiefach geordnet; er ſelbſt, an der Spitze zweier Huſarenregimenter und ſeines Küraſſierregiments, fällt mit erhobenem Säbel in die ruſſiſche Reiterei, die von dem ungeheuren Stoße zerſtiebt, in die ſumpfigen Wieſengründe verſprengt und auf der Flucht niedergemacht wird; die Gardedükorps und Gendarmen aber wenden ſich gegen das ruſſiſche Fußvolk, das unter den preußiſchen Klingen blutet, von den Roſſen zertreten wird, aber nicht weicht, ſondern hartnäckig im Kampfe beharrt. Seydlitz überläßt die ruſſiſche Reiterei ihrer wilden Flucht, und greift mit ſeinen wieder ſchnell geordneten Schwadronen nun gleichfalls das feindliche Fußvolk an. Zu gleicher Zeit brechen 15 Schwadronen hervor, die hinter dem preußiſchen linken Flügel nachrückten, und 2 Dragonerregimenter, die vom Könige nach dem rechten Flügel beordert waren, und ſchon im vollen Trabe durch das brennende Zorndorf eilten, jetzt Gegenbefehl erhalten, und gleichfalls in dieſen Kampf geworfen werden, der einer der blutigſten und verzweifeltſten iſt, die jemals zwiſchen Reiterei und Fußvolk geſtritten worden. Die Ruſſen ſchaaren ſich in dichte Klumpen, aus denen kein Entweichen, in denen keine Schonung möglich iſt, die Getödteten und Verwundeten ſtürzen, aber die Stehenden rücken immer auf's neue dicht zuſammen, und nähren die Wuth des Kampfes mit ausdauernder Gegenwehr. Huſaren von Zieten dringen in ſolche Klumpen ein, werden darin umzingelt, und müſſen ſich mit größter Anſtrengung wieder heraus hauen. Endlich aber ſiegte dennoch der Grimm und die Kraft der preußiſchen Reiter, ganze Maſſen des Feindes werden vertilgt, die runden Ungeheuer, in welche die zerſtörten Ordnungen ſich aufgeſchaart, erliegen dem Schwerte, Tauſende bedecken den Boden, wenige letzte Haufen fliehen, und in dem ganzen

Raum zwiſchen dem Zaber- und dem Galgengrunde ſteht kein Feind mehr. Hinter dem Galgengrunde jedoch ſteht die ruſſiſche Hauptſtärke noch unerſchüttert, und durch die ſumpfige Tiefe gegen den Reiterangriff geſchützt; ihrem nahen Feuer würde Seydlitz ſeine Reiter nutzlos bloßſtellen, ſie müſſen ohnehin nach ſo furchtbarem Kampfe ſich ſammeln, ordnen, erholen, und er führt ſie zu dieſem Zweck hinter Zorndorf zurück, wo er die Regimenter alsbald in neue Bereitſchaft ſetzt, und aufmerkſamen Blickes die weitere Entwickelung der Schlacht abwartet.

Seit 9 Uhr Vormittags hatte der Kampf auf dieſer Seite begonnen, und es war jetzt ungefähr 1 Uhr, als hier die Erſchöpfung beider Theile einen kurzen Stillſtand gebot. Das Fußvolk des preußiſchen linken Flügels war unfähig, ſogleich wieder zum Angriff vorzugehen, und der König beſchloß, den durch Seydlitz und ſeine Reiter ſo kühn als unerwartet errungenen Vortheil zu verfolgen, und den bisher zurückgehaltenen rechten Flügel in den Kampf zu führen. Das Geſchütz dieſes Flügels rückte vor, und beſchoß die zwiſchen dem Dorfe Zicher und dem Galgengrunde noch ſtehende ruſſiſche Schlachtordnung, gegen welche bald auch wieder die Batterieen des linken Flügels ihr lebhaftes Feuer richteten. Die Kanonen des rechten Flügels waren aber unter zu ſchwacher Bedeckung der nachrückenden Linie zu weit vorausgegangen, ruſſiſche Reiterei überfiel ſie, bemächtigte ſich ihrer, und warf ſich alsdann mit Ungeſtüm auf das Fußvolk. Hier aber ſtanden die Kerntruppen des Königs, die er aus Schleſien mitgebracht hatte, ſie ſchlugen den Anfall muthig zurück, und bald auch trabte die preußiſche Reiterei dieſes Flügels heran, warf die feindliche, und verfolgte ſie bis über Zicher hinaus. Hiedurch war das Geſchütz wieder befreit, und die ganze Linie der Preußen bewegte ſich auf's neue vorwärts. Allein die Ruſſen konnten bei ihrer Ueberzahl den Kampf immer noch mit friſchen Truppen aufnehmen, und die Niederlage eines Theiles ihrer Reiterei hinderte nicht, daß ein andrer ſogleich wieder hervorbrach, und den linken preußiſchen Flügel mit Ungeſtüm angriff. Die erſten Bataillone, noch erſchüttert vom früheren Unfall, erwarteten den Stoß nicht, und ihre Flucht riß die übrigen mit fort; 13 Bataillone, welche bei Groß-Jägerndorf rühmlich gekämpft hatten, hier aber von plötzlichem Schrecken erfaßt wurden, flohen in völliger Auflöſung gegen Wilkersdorf; die Stimme der Befehlshaber wurde nicht gehört, die Gegenwart des Königs vermochte nichts, und das Beiſpiel ſeiner auch diesmal ſtandhaften ſchleſiſchen Bataillone blieb vergebens. Keine friſchen Truppen waren heranzuführen, alle ſtanden im Feuer, und die große Lücke, welche dieſe unerwartete Flucht riß, ſchien dem Feinde den Weg des Sieges unwiderruflich geöffnet zu haben. Aber die Ehre und der Vortheil dieſes blutigen Tages ſollten dennoch für Preußen gerettet werden! Seydlitz hält hinter Zorndorf an der Spitze ſeiner Reiterei, die nach allen Mühſalen und Thaten dieſes Tages noch unverdroſſen und geſpannt neuer Vollbringungen harrt. Er hat 61 Schwadronen vereinigt, die Gefahr des Augenblicks entgeht ihm nicht, er muntert die Truppen auf. „Kinder folgt mir!“ ruft er ihnen zu. „Wir folgen,“ antworteten ihm die vertrauenvollen Krieger; ſein Befehl erſchallt durch die Reihen, ſein Beiſpiel leuchtet voran, und dieſe ganze Reitermaſſe wirft ſich in jene Lücke, und ſtürmt in vollem Rennen auf den Feind, der durch ſein eignes Vorrücken ſchon zerrüttet ſolchen Anfall nicht beſteht; die ruſſiſche Reiterei flieht in größter Verwirrung, und wird über das Schlachtfeld hinaus in die Moräſte bei Quartſchen gejagt. Jetzt führt der König den Kern ſeines Fußvolkes vom rechten Flügel gegen den ruſſiſchen linken, durchbricht deſſen Linien, findet aber immer neuen Widerſtand, und die Tapferkeit der Ruſſen macht jeden Augenblick das Gefecht wieder zweifelhaft. Da wendet ſich Seydlitz von der Verfolgung, läßt ſeine Schwadronen, die er ſchnell auf's neue geordnet, links einſchwenken, und ſtürzt mit aller Heftigkeit in die feindlichen Fußvölker. Kartätſchen- und Gewehrfeuer ſchmettert entgegen, doch ſeine Reiter wanken nicht, ſie bringen mitten in den Feind, und ein furchtbares Gemetzel entſteht, wo Reiterei und Fußvolk beider Theile in wildem Gemenge ficht, Schonung nicht gegeben noch gefordert wird, und zuletzt doch die kriegsgeübteren Preußen, deren Tapferkeit leichter ſich wieder ordnet und einigt, den hart beſtrittenen Sieg behaupten. Gegen 8 Uhr Abends war der Feind in vollem Zurückweichen, ſeine ungeordneten Haufen zogen theils gegen die Mietzel, wo ſie die Uebergänge zerſtört fanden, theils hinter Zorndorf und in die Heide von Drewitz, nur auf dem Fuchsberge, zwiſchen dem Galgengrunde und dem Zabergrunde, hielt noch eine ſtreitbare ruſſiſche Schaar von allen Waffen, die ſich unter dem General Demikoff wieder geſammelt hatte. Der König ließ ſie in der Front und in der rechten Flanke angreifen, jedoch erfolglos, ſein Fußvolk war erſchöpft und verſchüchtert, einige Bataillone, vom ruſſiſchen Geſchütz erreicht, wandten ſich abermals zur Flucht, andre blieben im Galgengrunde mit Plünderung beſchäftigt; die Reiterei war durch den ſumpfigen Boden gehemmt. Erſt in der Nacht verließ Demikoff ſeine Stellung. Die ruſſiſchen Streitkräfte waren indeß am folgenden Tage noch bedeutend genug, um eine Erneuerung des Kampfes zu wagen, der ſich aber auf einiges Geſchützfeuer und einen verfehlten Reiterangriff beſchränkte, nach welchem das ruſſiſche Heer in der Nacht zum 27. Auguſt ſeinen Rückzug gegen Landsberg antrat. So verblieb den Preußen die Ehre und der Vortheil dieſes denkwürdigen Kampfes, der in mehreren ſeiner Wendungen ihnen verderblich zu werden drohte, und deſſen endlicher Erfolg nur mit den größten Opfern errungen war; ſie hatten an Todten und Verwundeten faſt 12,000 Mann, unter dieſen 324 Offiziere, verloren. Der Verluſt der Ruſſen war größer, doch bei ihrer Ueberzahl minder fühlbar, er betrug über 21,000 Mann und darunter 941 Offiziere; Gefangene gab es wenige, und faſt nur ſchwerverwundete, da Wuth und Erbitterung auf beiden Seiten während der Schlacht kein Leben ſchonten. Die Preußen hatten 26 Kanonen verloren, dagegen 103 Stücke ruſſiſches Geſchütz erobert, und 27 Fahnen und Standarten genommen, jener Verluſt war zunächſt dem Fußvolk anzurechnen, dieſer Gewinn aber hauptſächlich der Reiterei zu danken, welche hier abermals auf dem Gipfel ihres Ruhmes in ihrer kraftvollſten Entſcheidung erſchienen iſt, und nach den Tagen von Roßbach und Zorndorf in aller neuern Geſchichte keinen ähnlichen zu nennen hat. Sie hatte jeden

Preis errungen, den des Muthes, des Ungeſtüms, der Ausdauer; mit jeder Waffengattung war ſie im Kampf geweſen, gegen jede ſiegreich geblieben, und jede Probe hatte ſie doppelt und dreifach geleiſtet. Keine Schwadron hatte gewankt, keine gezaudert, kein Angriff mißlang, keiner war fruchtlos, ſondern nothwendig, wohlzeitig und entſcheidend jeder.

Im Glanze des Sieges ſtrahlte vor Allen Seydlitz, deſſen Name mit Begeiſterung genannt wurde. Nach der Schlacht umarmte der König den Reiterhelden, dankte ihm in den gnädigſt, rührendſten Ausdrücken, und ſagte in der unwiderſtehlichen Anmuth, die er ſeinen Worten voll Hoheit und Innigkeit zu geben wußte: „Auch dieſen Sieg hab' ich Ihm zu danken.“ Seydlitz aber, im Gefühl der Anerkennung fremden Verdienſtes mit dem Könige wetteifernd, rief bewegt: „Nicht mir, allergnädigſter König! ſondern den braven Leuten, die ich anführte, Ew. Majeſtät Reiterei hat den Sieg erkämpft, und ſich der größten Belohnungen werth gemacht; vor Allen der Rittmeiſter von Wakenitz, der wie ein Löwe gefochten und die größten Thaten verrichtet hat.“ Wakenitz war an dieſem Tage als älteſter Schwadronsführer an der Spitze des Regiments Gardedükorps, welches beſonders im Ueberwältigen des ruſſiſchen Fußvolks den unerſchrockenſten Muth und beiſpielloſe Kraft gezeigt hatte. Der König ernannte ihn ſogleich zum Oberſtlieutenant, und die beiden anderen Schwadronsführer deſſelben Regiments, von Poſadowski und von Schätzel, zu Majors. Noch viele andere Offiziere, die Seydlitz zu Belohnungen vorſchlug, erhielten Beförderung, andere den Verdienſtorden, die Ausgezeichnetſten beides. Noch auf dem Schlachtfelde traf den König mit ſeinen Generalen der großbritanniſche Geſandte Sir Andrew Mitchell, der ihn im Kriege begleitete, und begrüßte ihn mit den Worten: „Der Himmel hat uns einen ſchönen Tag gegeben“; der König aber, noch ganz erfüllt vom thatſächlichen Eindruck, zeigte auf Seydlitz, und ſagte: „Ohne dieſen da würde es ſchlecht mit uns ausſehen.“ Es wird erzählt, Seydlitz habe die Beförderung des Rittmeiſters von Wakenitz, welchen der König auf jene Empfehlung ſogleich zum Major ernannt hatte, nicht genügend gefunden, worauf ihn der König auch noch zum Oberſtlieutenant gemacht; als jedoch auch hiemit Seydlitz nicht zufrieden geweſen, und noch ferner in den König gedrungen ſei, habe dieſer mit einiger Ungeduld ausgerufen: „Ich werde ihn doch nicht gleich zum General machen ſollen!“ Die Verſchiedenheit des Standpunktes erklärt in ſolchen Fällen hinlänglich den Unterſchied der Beurtheilung, ohne daß man deßhalb auf der einen Seite übertriebene Forderung oder auf der anderen unbillige Kargheit anzunehmen braucht; wir finden hier, ſowohl Seydlitz als den König, jeden in ſeiner ihm zuſtändigen Weiſe, und der Groll, welcher in Betreff des Empfohlenen ſpäterhin erwuchs, hat wenigſtens hier noch keinen Grund. Ein anderer Umſtand, die Schlacht von Zorndorf angehend, ſei gleichfalls hier mit einigen Worten erwähnt. Der König ſagt in ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, er habe zu dem Angriff, welchen Seydlitz ausgeführt, dieſem den Befehl geſandt. Alle anderen Nachrichten aber ſtimmen dahin überein, daß Seydlitz nach eigener Einſicht und Entſchließung gehandelt. Beides iſt ſehr wohl zu vereinbaren. Daß der König gleich anfangs Befehle zum Vorrücken an Seydlitz geſandt, iſt auch von uns erzählt; die Richtung und Aufgabe der Reiterei mußte dadurch im Allgemeinen beſtimmt ſein, und was Seydlitz in ſolchem Sinne vollführte, darf hiernach wohl geboten heißen; daß er im Beſonderen gerade nicht folgte, ſondern Zeitpunkt und Oertlichkeit nach eigenem Urtheil wählte, iſt zugeſtanden, und als ſein Verdienſt und ſeine Größe anerkannt; der Ausdruck des Königs ſpricht nur die erſtere Thatſache aus, ohne die letztere zu verneinen; überhaupt iſt der ganze Schlachtbericht des Königs äußerſt kurz gehalten, und das Einzelne ſo wenig entwickelt, daß die wiederholten, in allen anderen Nachrichten ſehr unterſcheidbaren Angriffe nur als eine einzige Großthat der Reiterei zuſammengefaßt werden. Man will vermuthen, der König habe die umſtändliche Schilderung unterlaſſen, weil ihm zu peinlich und doch unvermeidlich geweſen wäre, auch das ſchlechte Benehmen eines Theils ſeiner Fußvölker nach aller Strenge zu erörtern. Aber auch andere Berichte über die Schlacht von Zorndorf ſind nicht ſehr ergiebig, und wir müſſen ausdrücklich bemerken, daß über das Einzelne der taktiſchen Bewegungen, durch welche Seydlitz eine ſo große Reitermaſſe auf dem ſchwierigſten Boden kunſtmäßig geleitet, ſo wie über die Befehlsworte, deren er ſich bedient, ja ſogar über die beſtimmten Ausgangspunkte jedes einzelnen Angriffs, gar keine näheren Angaben übrig ſind, und alle Vermuthungen hier der geſchichtlichen Zuverläſſigkeit entbehren. Wer den Plan einer Schlacht zeichnet, kann freilich die Truppen, die er auf dem Blatte anzubringen hat, nicht im Ungewiſſen darüber ſchweben laſſen, ſondern muß ſie einem ganz beſtimmten Punkte zuweiſen, ohne dadurch ſeinen eigenen Zweifel aufzugeben; ſehr zu tadeln aber wäre es, wenn die erzählende Darſtellung aus der gezeichneten einen ſolchen Behelf ohne Noth in ſich aufnehmen wollte.

Während die Ruſſen ihren in Folge der verlorenen Schlacht angetretenen Rückzug fortſetzten, mußte der König ſein ſiegreiches Heer alsbald wieder nach Sachſen wenden, wo die öſterreichiſche Macht unter Daun vorgedrungen war, und die preußiſchen Truppenſchaaren unter Prinz Heinrich zum Widerſtande nicht hinreichten. Der König eilte nach der Niederlauſitz, zog Keith und den Markgrafen Karl mit den Truppen aus Schleſien an ſich, beſprach ſich mit dem Prinzen Heinrich in Dresden, und ſtellte ſich mit vereinter Macht dem Feinde gegenüber, hoffend, da Daun bei aller Ueberlegenheit an Truppenzahl doch keine Schlacht liefern wollte, durch fortgeſetztes Andringen ihn nach Böhmen zurückzutreiben. Unter ſolchen drängenden Bewegungen hatte Daun zwiſchen Bautzen und Löbau die feſte Stellung bei Kittlitz genommen, und der König, am 10. Oktober über Bautzen nachrückend, ſein Lager faſt im Bereich des feindlichen Geſchützes bei Hochkirch aufgeſchlagen. Durch Kundſchafter getäuſcht, rechnete er mit Sicherheit auf den weiteren Rückzug Daun's, und achtete nicht der Warnungen Keith's und ſeiner anderen Generale, welche dieſen Stand der Sachen für höchſt gefahrvoll hielten. Der König hatte zwar in beſonderer Abſicht den Aufbruch ſeines Heeres für den 14. Oktober Abends beſchloſſen, glaubte aber bis dahin keine Beſorgniß haben zu dürfen, und verwies Seydlitz und Zieten, welche anders urtheilten, und ihm am 13. dringende und flehentliche Vorſtellungen machten, mit ungehaltenen Worten zur Ruhe, ja befahl ſogar, anſtatt, wie es dieſe Generale wünſchten, die Truppen für die nächſte Nacht unter Gewehr ſtehen zu laſſen, ſie ſollten ausruhen, und die Reiterei ihre Pferde abſatteln. Letzteres ließ Zieten nur zum Schein ausführen, und auch Seydlitz hielt ſeine Leute im Stillen vorbereitet. Er ſagte zu den noch am ſpäten Abend bei ihm verſammelten Befehlshabern ſeiner Regimenter: „Der König hat ausdrücklich befohlen, wir müſſen gehorchen! Meine Herren, laſſen Sie abſatteln; um 12 Uhr aber wieder aufſatteln; das hat er nicht verboten! So erfüllen wir den buchſtäblichen Befehl des Königs, aber auch das wahre Pflichtgebot für ſeinen Dienſt!“

Wirklich blieb Daun, der ſonſt einer ſolchen Nähe des Königs gern auswich, diesmal in ſeiner Stellung, benutzte die trotzige Sicherheit des Gegners, und überfiel denſelben in der Nacht zum 14. Oktober mit ganzer Stärke. Die Preußen fochten im größten Nachtheil, und nur ihre ſchnelle Kampfbereitſchaft, ihre heldenmüthige Ausdauer und Hingebung vermochten die ſchrecklichſte Niederlage noch abzuwenden. Die Dunkelheit der Nacht mehrte die anfängliche Verwirrung der Preußen, ihren Verluſt an Mannſchaft und Geſchütz. Keith ſank tödtlich getroffen, Prinz Franz von Braunſchweig wurde durch eine Kanonenkugel getödtet, Prinz Moritz von Deſſau fiel ſchwer verwundet, die tapferſten Bataillone ſchwanden ohne zu weichen; Major von Lange und Lieutenant von der Marwitz vertheidigten den Kirchhof von Hochkirch mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit; der König hoffte die Schlacht noch zu gewinnen, und führte ſeine zuſammengeſchoſſenen Schaaren wiederholt zum Angriff. Allein der Sieg gehörte ſchon dem Feinde, und konnte ihm nicht mehr entriſſen werden. Die Reiterei vermochte dieſen Kampf nicht zu entſcheiden; doch nahm die preußiſche mehrmals das Gefecht auf, die feindliche wurde wiederholt geworfen, auch das Fußvolk mit Erfolg angefallen, allein zu einem Hauptſchlage zeigte ſich keine Gelegenheit, und die Vortheile des Feindes überwogen zu ſchnell und verderblich. Als dem Könige gemeldet wurde, noch ſtünden einige friſche Bataillone zu einem letzten Verſuche bereit, ſah er den Markgrafen Karl und Seydlitz, die ſich um ihn befanden, ſtillſchweigend an, was ihre Meinung ſei, allein beide ſchwiegen, und ſo unterließ er den Angriff, der von dieſen ſchon für unnütz erachtet wurde. Gleich darauf befahl er den Rückzug, der in feſter Haltung nur bis zu den nahen Anhöhen von Kreckwitz ging, gedeckt von der Reiterei, die jetzt unter dem Oberbefehl von Seydlitz vereinigt war, und ſich auf dem linken Flügel zuſammengezogen hatte. Das nächſte Fußvolk rechts von ihr war noch in einiger Unordnung, und gab der nachrückenden feindlichen Reiterei ſchlimme Blößen; dieſe folgte zwar noch in einigem Abſtand, aber doch immer zum Einhauen bereit. Seydlitz erkannte die große Gefahr, wenn der Feind dieſe Truppen jetzt ernſtlich angriffe, und beſchloß dies zu hindern. Er ließ daher die ihm ſelber gegenüberſtehende feindliche Reiterei für den Augenblick außer Acht, machte mit Viertelſchwadronen eine Schwenkung rechts, führte ſeine ſolchergeſtalt aufgereihten Schaaren in vollem Laufe vor, und machte zwiſchen dem weichenden Fußvolk und der nachrückenden feindlichen Reiterei raſch Front gegen dieſe. Das ganze Gewicht des Angriffs mußte nun zuerſt auf ihn fallen, und das Fußvolk gewann Zeit, den nächſten Engweg in Ordnung zurückzulegen. Allein die zweimal ſtärkere feindliche Reiterei, durch die unerwartete und kühne Bewegung ſtutzig, wagte nichts zu unternehmen, Seydlitz behielt auf der Ebene von Belgern noch gehörige Zeit eine drohende Stellung in zwei Treffen mit weit auseinander gerückten Schwadronen einzunehmen, der Rückzug des Fußvolks erreichte ſein nahes Ziel ungeſtört, und nachdem das wieder geordnete Heer im Angeſichte der Oeſterreicher ein neues Lager, obgleich zum Theil ohne Zelte, genommen hatte, führte Seydlitz auch ſeine Reiter in die ihm angewieſene Stellung zwiſchen Klein-Bautzen und Kreckwitz ruhig ab, wo ſie in das zweite Treffen einrückten, und gleich darauf, als wäre nichts vorgefallen, ſich in der Gegend nach Futterung bemühten. Seydlitz hatte durch ſeine Einſicht und Kühnheit hier dem geſchlagenen Heere ein noch größeres Verderben glücklich abgewendet, und ſein Trotz den weit ſtärkern Feind ſo kräftig geſchreckt, daß nicht die geringſte Verfolgung mehr verſucht wurde, und kein Gefecht mehr Statt fand. Doch waren über 100 Kanonen, 28 Fahnen, 2 Standarten und der größte Theil der Zelten verloren, ein Viertheil der Mannſchaft fehlte bei den Fahnen, und die Oeſterreicher, bei minderem Verluſte, ſtanden beinah dreimal ſo ſtark als Sieger gegenüber.

Die meiſterhafte Anordnung des Königs bei ſeinem Rückzuge vom Schlachtfeld, und die Kühnheit, ungeachtet des erlittenen Verluſtes dem Sieger ſo nah zu bleiben, hemmten die weiteren Nachtheile, welche aus dem Unglück von Hochkirch ſonſt hätten hervorgehen müſſen. Der König begann ſogar zuerſt wieder ſelbſtſtändige Bewegungen, und bedingte vorgreifend die des Feindes. Er übertrug dem Prinzen Heinrich die Beobachtung Daun's, täuſchte dieſen über ſein Vorhaben, und brach am 24. Oktober über Görlitz zum Entſatz der von den Oeſterreichern belagerten Feſtung Neiße nach Schleſien auf. Hier ſtellten ſich die Sachen durch die Anweſenheit des Königs ſchnell zu Gunſten der Preußen her. Darauf eilte er, um Daun's Unternehmungen zu hemmen, am 7. November wieder nach Sachſen, erfuhr aber ſchon am 17. in der Lauſitz, daß der Feind ſich nach Böhmen zurückziehe, worauf auch er ſelbſt, nach kurzer Anweſenheit in Dresden, wieder nach Schleſien umkehrte, um in Breslau zu überwintern. Auf dieſen Märſchen, deren Schnelligkeit und Gelingen in Erſtaunen ſetzten, war Seydlitz immer bei dem Könige, und blieb auch während der Winterquartiere demſelben zur Seite, für die ihm untergebene Reiterei mit aller Sorgfalt und Beeiferung thätig.

Für den Feldzug des Jahres 1759 hatte der König den großen Anſtrengungen und Planen ſeiner Feinde nur unverhältnißmäßige Mittel entgegenzuſetzen. Um ſo mehr mußte das Uebergewicht ſeines Geiſtes in deren Benutzung gelten. Die außerordentlichen Vorzüge ſeiner Reiterei brachten ihn auf den Gedanken, den Reiterdienſt mit der Bedienung des Geſchützes zu verbinden, und im Mai des Jahres 1759 wurde bei Landshut die erſte Einrichtung dieſer Art getroffen, welche ſeitdem in allen Heeren nachgeahmt und ausgebildet worden. Um den Feinden nach den verſchiedenſten Richtungen zu widerſtehen, hatte der König ſeine Kräfte ſehr vertheilen müſſen, und ſelbſt mit ſeinem Heere in Schleſien konnte er bei Eröffnung der Feindſeligkeiten bloß vertheidigungsweiſe verfahren. Die Zerſtörung der feindlichen Magazine war ein Hauptabſehen dabei. Während Prinz Heinrich beauftragt wurde, dies von Sachſen aus in Böhmen und Franken auszuführen, mußte der General von Fouqué am 16. April zu gleichem Zweck nach Mähren vordringen. Seydlitz, der bisher bei Frankenſtein geſtanden, um die Verbindung zwiſchen Fouqué und dem Könige zu erhalten, führte bei dieſem Zuge 3 Bataillone und 22 Schwadronen gegen Troppau, wo er einige 100 Gefangene machte. Da jedoch die Oeſterreicher ihre Magazine bereits nach Olmütz geſchafft, und jenſeits Troppau eine anſehnliche Truppenſtärke verſammelt hatten, ſo ging Fouqué ohne weitere Ausbeute am 21. in ſein Lager bei Leobſchütz zurück, und Seydlitz ſtieß mit 4 Küraſſierregimentern über Neiße wieder zum Heere des Königs. Andere Bewegungen, bei welchen die größte Aufmerkſamkeit und Klugheit erforderlich war, um die Zwecke des Feindes zu vereiteln und drohende Gefahren abzuwenden, blieben zwar nicht erfolglos, doch ohne bedeutendes Ereigniß. So mußte Seydlitz, weil die Nachricht eingegangen war, eine öſterreichiſche Schaar ſuche durch die Lauſitz gegen Kottbus und Berlin vorzudringen, und ſich jenſeits der Oder mit den Ruſſen zu vereinigen, am 18. Mai eiligſt gegen Sagan vorrücken, und mit den Generalen von Puttkammer und von Wobersnow in Gemeinſchaft jene Gegend bewachen, bis Prinz Heinrich von ſeinem Zuge nach Franken wieder in Sachſen eintraf, worauf Seydlitz mit ſeinen Truppen zu dem Könige zurückkehrte. Am 30. Juni gab Seydlitz, dem der König nicht vergeblich aufgetragen, auf jede Bewegung des Feindes zu merken und alle Nachrichten ſchnell einzuſenden, von Hirſchberg aus die erſte Anzeige von Daun's Aufbruch aus ſeinem bisherigen Lager bei Schurz nach Gitſchin, ſo wie auch, daß Laudon mit einer anſehnlichen Schaar gegen die Lauſitz vorrücke. Es war offenbar, daß die Oeſterreicher ſich den Ruſſen nähern wollten, und der König eilte, ſich ihnen in den Weg zu ſtellen. Seydlitz bildete hiebei die Vorhut, ging am 3. Juli über den Bober, und nahm ein Lager bei Hußdorf, unfern Lähn, wo ſich am 4. die Reiter Laudon's zeigten, aber trotz ihrer Ueberzahl heftig zurückgeworfen wurden, und gegen 100 Gefangene zurückließen, ja Laudon ſelbſt wäre beinahe in Gefangenſchaft gerathen. Dieſes Gefecht, wiewohl ohne ſonſtige Folgen, war für die preußiſche Reiterei höchſt ehrenvoll, und Seydlitz rühmte beſonders die große Auszeichnung der Offiziere, namentlich des Lieutenants Kordshagen vom Zieten'ſchen Huſarenregimente, der ſchon im vorigen Feldzuge ſich unter den Augen des Königs hervorgethan hatte. Daun nahm inzwiſchen am 6. Juli eine geſicherte Stellung auf den Anhöhen von Mark-Liſſa, wogegen der König am 10. ein feſtes Lager bei Schmottſeiffen zwiſchen Löwenberg und Lähn bezog, in welches auch Seydlitz mit ſeinen Truppen einrückte.

Da die Ruſſen unter Feldmarſchall Soltikoff von Poſen her in Schleſien eindrangen, ohne daß der General Graf von Dohna, der ihnen entgegen ſtand, es wehren konnte, ſo ſandte der König den General von Wedell zur Führung des Oberbefehls über die verſtärkten Truppen, und ertheilte ihm unbedingte Vollmachten, woher ihm der Zuname Diktator wurde. Doch gleich am Tage nach ſeiner Ankunft erlitt dieſer, den 23. Juli, bei Kay, unfern Züllichau, eine Niederlage, und die Ruſſen rückten an die Oder vor. Daun hatte mittlerweile zwei ſtarke Schaaren unter Hadik und Laudon abgeſchickt, um ſich mit Soltikoff in Verbindung zu ſetzen; Hadik ſollte den Marſch beſchützen, Laudon aber mit 12,000 Mann zu dem ruſſiſchen Heere ſtoßen. Bei Guben trafen beide öſterreichiſche Schaaren am 1. Auguſt zuſammen, Laudon zog weiter, und gelangte am 3. glücklich zu Soltikoff, der inzwiſchen Frankfurt beſetzt, und auf dem rechten Ufer der Oder ein ſtarkes Lager bezogen hatte. Hadik jedoch, von der Annäherung des Königs benachrichtigt, fand es rathſam, ſich gegen die Spree zurückzuziehen. Der König hatte nämlich, auf die Nachricht von dieſen Bewegungen und Unfällen, den Prinzen Heinrich mit ſeinen beſten Truppen herbeigerufen, ihm das Lager zu Schmottſeiffen und die Bewachung

Daun's übergeben, und mit einem Kerne von Truppen, denen ſich andere noch anſchließen ſollten, am 29. Juli den Marſch in die Gegend von Frankfurt angetreten. Bei Guben traf die Vorhut einige Reiterei von Hadik, welche ſogleich angegriffen, geworfen und bis Sommerfeld verfolgt wurde. Ein öſterreichiſches Bataillon, das mit 4 Kanonen und 500 Wagen einherzog, mußte ſich einer Schwadron Dragoner, welche Seydlitz ſelber anzuführen nicht zu gering fand, gefangen geben. Bei Müllroſe zog der König am 6. Auguſt die geſchlagenen Truppen Wedell's an ſich, erwartete im Lager bei Booßen bis zum 9. den Heranzug einer Truppenſchaar aus Sachſen unter dem General von Finck, und glaubte nun, mit etwa 48,000 Mann, die Ruſſen und Oeſterreicher unter Soltikoff und Laudon, welche bei Kunersdorf dicht bei Frankfurt eine verſchanzte Stellung hatten, ſchlagen zu können. Eine Schlacht war für die Sache des Königs, der auch die öſterreichiſche Hauptmacht unter Daun über Kottbus in Anmarſch glaubte, dringend nöthig, und er wollte ſie nicht aufſchieben.

Der König ließ 3 Bataillons unter dem Befehle des Oberſten von Wunſch gegen Frankfurt ſtehen, und führte in der Nacht vom 10. auf den 11. Auguſt ſein Heer vom linken auf das rechte Oderufer, das Fußvolk über zwei unterhalb Lebus bei Reitwen gelegte Brücken, die Reiterei durch einen Furt bei Oetſcher. Hier wäre Seydlitz beinahe verunglückt, und zwar durch das Mittel ſelbſt, das er aus Vorſicht gewählt hatte, um die Gefahr zu meiden. Er konnte die großen Pferde nie leiden, ſondern wollte nur ſolche, die, mit leichtem Vorder= und kräftigem Hintertheil, den Kopf und Schweif hoch, zu Sprung und Lauf und jeder Wendung gleich geſchickt wären, welches alles er am meiſten in den kleinen polniſchen Pferden vereinigt fand; auch pflegte er keine anderen zu reiten. Für dieſen Tag aber hatte er ſich, weil das Waſſer für jene zu tief ſchien, einen großen Holſteiner geliehen, der auch genugſam hervorragte, aber auf dem unebenen Flußboden ſtolperte, ſo daß der Reiter tief in's Waſſer gerieth, und faſt darin verſunken wäre. Einer ſeiner Adjutanten half ihm heraus; er ſelbſt aber bezeigte über den

Vorfall heftigen Verdruß, und wurde den großen Pferden nur noch mehr gram. Zur Bewachung der Brücken blieben 7 Bataillone und 5 Schwadronen bei Göritz aufgeſtellt; mit allen übrigen Truppen rückte der König aufwärts gegen die Stellung der Ruſſen an. Dieſe ſtanden auf ſteilen durchſchnittenen Anhöhen, längs des Dammes, welchem die von Frankfurt nach Kroſſen führende Straße folgt; mit der Front gegen Norden, wo die Niederungen der Oder und das große Elſenbruch ſich ausbreiten; die linke Flanke, zunächſt dem Fluſſe auf die Judenberge geſtützt; die rechte, gegen Trettin und Biſchofsſee hin, auf dem Mühlberge feſtgeſtellt, durch die vor demſelben liegende Schlucht des Bäckergrundes und weiterhin durch ſumpfige Vertiefungen gedeckt, in welchen kleine Seen liegen, und ein Abfluß derſelben, das Hühnerfließ, den Niederungen der Oder ſein träges Gewäſſer zuführt. Rückwärts gegen Süden ſenken ſich die Anhöhen, der Boden bleibt aber ungleich, und den Geſichtskreis ſchließt ringsher die nahe Waldung von Frankfurt und Neuendorf. Durch den ganzen Zwiſchenraum von dieſer Waldung bis zum Elſenbruch zeigt ſich eine Vertiefung, welche anfangs ſumpfige Teiche enthält, dann das Dorf Kunersdorf aufnimmt, und endlich unter dem Namen des Kuhgrundes als tiefe Schlucht die Anhöhen durchbricht. Eine zweite Schlucht, tiefer noch und breiter eingeſchnitten, der hohle Grund, ſpäterhin der Laudonsgrund genannt, bildet nochmals einen Durchbruch der Anhöhen, und trennt die Judenberge von der Mittelſtellung. Auf dieſen durchſchnittenen Anhöhen hatten die Ruſſen ſich gut verſchanzt. Der rechte Flügel auf dem Mühlberge war durch eine Art Sternſchanze befeſtigt, von welcher nach beiden Seiten zuſammenhängende Verſchanzungen ausliefen, die rückwärts ſchon am Kuhgrunde endigten, in der Front aber längs den Anhöhen, mit Ausſchließung des in der Tiefe liegenden Kunersdorf, über die Judenberge hinaus und bis zur Oder ſich erſtreckten. Innerhalb dieſer ſtarken Befeſtigungen ſtand das ganze ruſſiſche Heer, gegen 70,000 Mann ſtark, mit reichlichem Geſchütz verſehen. Die Oeſterreicher unter Laudon ſtanden außerhalb vor dem linken Flügel, in der Niederung gegenüber von Frankfurt, von den

Ruſſen durch die Verlängerung des Elſenbruchs getrennt, doch führte ein eigends angelegter Damm aus ihrer Stellung unmittelbar in den Laudonsgrund. Soltikoff erwartete, die Preußen würden über Frankfurt heranzukommen verſuchen, nachdem ſie aber bei Reitwen ihren Uebergang über die Oder bewerkſtelligt hatten, änderte er ſeine Stellung, machte Front gegen Kunersdorf und gegen die Waldung von Neuendorf und Frankfurt, wogegen ſein Rücken nun gegen die Oderniederung gewandt, und auch die Namen beider Flügel gewechſelt wurden; die nunmehrige linke Flanke war dem Bäckergrunde zugekehrt, auf den Judenbergen jetzt die rechte angelehnt. Die Verſchanzungen verurſachten bei dieſer Umſtellung keine Schwierigkeit, ſie waren gleichmäßig nach beiden Richtungen angelegt, und die Rückſeite oder jetzige Front, der Oertlichkeit zufolge, gerade am ſtärkſten befeſtigt. Die Beſchaffenheit des Bodens im Allgemeinen, und die kurz vor der Schlacht angeordnete Veränderung der ruſſiſchen Front, konnten an die ähnlichen Umſtände erinnern, die bei der Schlacht von Zorndorf Statt gefunden; allein die beſonderen Bedingungen dieſer Umſtände gaben hier eine weſentliche Verſchiedenheit, welche zu ganz entgegengeſetzten Ergebniſſen führte.

Die Preußen waren am 11. Abends bis Leiſſow vorgerückt, lagerten dort ein paar Stunden unter freiem Himmel, und ſetzten ſich am 12. frühmorgens um 2 Uhr wieder in Bewegung. Der König überſchaute von den Höhen bei Trettin die feindliche Stellung, und beſchloß den Angriff ihres linken Flügels. Hiezu mußte das Heer die vorliegenden Tiefen überſchreiten, und ſich deßhalb links über das Hühnerfließ und zwiſchen den Seen durch in die Neuendorfer Haide ziehen, um von dort gegen die geeigneten Punkte hervorzubrechen, während der General von Finck mit einer rechts gehaltenen Nachhut von 8 Bataillons und 35 Schwadronen nebſt anſehnlichem Geſchütz die Anhöhen von Trettin beſetzte, und durch ſeine Bewegungen und ſpäterhin durch ſein lebhaftes Geſchützfeuer die Aufmerkſamkeit des Feindes dorthin zu lenken ſuchte. Der König war der Gegend nicht kundig; die Schluchten, welche die Stellung der Ruſſen durchſchnitten, ſo wie die Teiche bei Kunersdorf gegen die Frankfurter Haide hin, blieben ſeinem Standpunkte verborgen, auch über die Schwierigkeiten und Entfernungen der Waldwege empfing er nur unvollſtändigen Bericht. Nachdem im Walde das Fußvolk in zwei Treffen aufmarſchirt war, und die Reiterei ſich auf den äußerſten linken Flügel geſchoben hatte, mußte die ganze Linie aus dem Walde in's freie Feld vorrücken. Der Tag war ſehr heiß, die Truppen hatten wenig geruht, der Marſch war weit und anſtrengend, ſie ermüdeten in dem ſandigen Waldgrunde; der Branntwein, den man ihnen zur Stärkung austheilte, gewährte dieſe nicht. Es wurde beinah Mittag, bevor der Angriff wirklich beginnen konnte. Ein heftiges Feuer aus zwei Batterieen, welche der König auf den nächſten Anhöhen der ruſſiſchen linken Flanke hatte errichten laſſen, und das von der Batterie Finck's lebhaft unterſtützt wurde, umfaßte die ruſſiſche Sternſchanze, und ein Theil beſtrich die Linie des Feindes der Länge nach, wodurch dieſer große Verluſte erlitt. Die Ruſſen antworteten aus beinahe 100 Feuerſchlünden, welche ſie auf ihrem linken Flügel vereinigt hatten. Das Feuer dauerte noch keine halbe Stunde, als die preußiſchen Grenadiere zum Sturm vorrückten. Der General von Schenkendorf an der Spitze von 4 Bataillons erſtieg zuerſt die ruſſiſche Verſchanzung, der General von Lindſtedt folgte mit 4 andern Bataillons, das übrige Fußvolk des Heeres in zwei Treffen geordnet drang entſchloſſen nach. Das ruſſiſche Fußvolk in der Flanke angegriffen, und in dem engen Raume keiner vereinten Gegenwendung fähig, ſondern nur regimenterweiſe vergeblichen Widerſtand verſuchend, wurde übereinander geworfen, und ſchonungslos niedergemacht; die Preußen hatten bereits 70 Kanonen erobert, und da das Fußvolk von Finck über das Hühnerfließ nun gleichfalls in die ruſſiſche Stellung einrückte, ſo hatte das Gefecht hier den beſten Fortgang. Allein das Vorrücken des preußiſchen linken Flügels, der ſich des Kirchhofs von Kunersdorf nach hartem Kampfe bemächtigt hatte, ſah ſich unvermuthet durch die zwiſchen dieſem Dorfe und dem Walde liegenden Teiche gehemmt. Der König ließ die Batterieen vorrücken, um den Angriff mit Nachdruck fortzuſetzen, und den Feind völlig aufzurollen. Das Geſchütz war aber nur mühſelig auf dem ſandigen Hügelboden fortzuſchaffen, und in der brennenden Sonnenſchwüle verſagten Pferde und Menſchen. Die preußiſchen Bataillone, ohne Reiterei und gehöriges Geſchütz, mußten innehalten, um ihre eigne Ordnung herzuſtellen, und ſich in neue Angriffslinien zu reihen. Dieſe Stockung benutzten die Ruſſen, um friſche Truppen heranzubringen, und alles auf ihrem rechten Flügel entbehrliche Geſchütz dem linken zuzuwenden. Sie ſtellten drei Linien Fußvolk hintereinander, und beſetzten alle vortheilhaften Punkte von den Judenbergen bis Kunersdorf mit zahlreichen Kanonen, zugleich ließ Laudon aus der Niederung einige öſterreichiſche Regimenter auf das Schlachtfeld vorrücken. Nachdem auch das preußiſche Geſchütz endlich wieder aufgefahren war, begann abermals das heftigſte Kanonenfeuer, und zugleich drang das Fußvolk zu neuem Angriff vor; der König führte das erſte Treffen in die mit größter Wuth erneuerte Schlacht. Die Ruſſen ſtanden unerſchüttert, und ihr Geſchütz- und Flintenfeuer richtete große Verwüſtungen in den Reihen der Preußen an. Der König ſelbſt hielt im dichteſten Kugelregen, und als Seydlitz auf die vielen einſchlagenden Kugeln aufmerkſam machte, und die bittende Warnung ausſprach, hier nicht unnütz in der Gefahr zu bleiben, ſah er ſich mit den Worten abgefertigt: „Ei was! die Mücken ſpielen nur."

Der Kampf ſchwankte nun eine Zeitlang unter den größten Anſtrengungen beider Seiten. Der König, voll Ungeduld, daß die Entſcheidung hier ſich verzögerte, befahl, daß die auf dem linken Flügel verſammelte Reiterei vorbrechen und die feindliche Stellung angreifen ſollte. Seydlitz und der Prinz von Würtemberg führten die Schwadronen links um die Teiche von Kunersdorf und durch die engen Zwiſchenräume derſelben, und ſtellten ſie jenſeits auf, allein es fehlte hier ſowohl der Raum als die Gelegenheit, dieſe Waffengattung mit Erfolg anzuwenden. Der König wartet vergebens, die Reiterei bleibt aufmarſchirt ſtehen; er ſchickt den Befehl, Seydlitz ſolle angreifen, und da dieſer noch zu gehorchen zögerte, ſendet er zum zweitenmal. Seylitz aber wendet ein, Ort und Augenblick ſeien ungünſtig, und verweigert den Angriff. Da ſchickt der König zum drittenmal, und läßt ihm ſagen, er ſolle in's Teufels Namen angreifen. Nun widerſpricht Seydlitz nicht länger, er ſetzt ſich an die Spitze eines Küraſſierregiments, und ſtürmt gegen die ruſſiſchen Schanzen an. Als die Linie ſchon in ſtarkem Rennen vorſtürmte, ritt Seydlitz mit wunderbarer Gewandtheit und Sicherheit ſelber im Galopp längs der ungehemmt anſprengenden Fronte dicht hinab, und feuerte ſeine Offiziere durch den Zuruf an: „Vorwärts, meine Herren, vorwärts!“ Dieſes in ſeiner Art einzige Kunſtſtück iſt im Andenken der Augenzeugen aufbewahrt und ſpäter mündlich uns überliefert worden. Vor den ruſſiſchen Schanzen aber bricht der Ungeſtüm der preußiſchen Reiter, ſie ſtürzen in Wolfsgruben, ein furchtbares Kartätſchenfeuer zerſchmettert ſie; Seydlitz ſelbſt wird verwundet, eine Kartätſchenkugel zerquetſcht ihm den Degenkorb und die rechte Hand, er ſinkt vom Pferde, und muß fortgebracht werden. Auf dieſe Nachricht ſendet der König ſogleich einen Flügeladjutanten, ſich theilnehmend zu erkundigen; Seydlitz aber, im Verdruſſe des ihm aufgenöthigten Mißlingens, und eingedenk der früheren Aeußerung des Königs, läßt ihm zurückſagen, es habe ihn bloß eine Mücke geſtochen.

Die Reiterei wiederholte darauf ihren Angriff noch mehrmals; immer nur einzelne Regimenter, da der Raum zu eng war, um größere Schaaren zu entwickeln, allein ſie hatte ſtets daſſelbe Schickſal. Den Prinzen von Würtemberg, der ſehr kurzſichtig war, trifft ſogar der Vorwurf des Königs, den ſtärkſten Punkt der Ruſſen, den wohlverſchanzten Judenkirchhof, zum Ziel des Anlaufs genommen zu haben; er ſoll im Zurückgehen zu dem verwundeten Seydlitz geſagt haben: „Hätte ich dieſe Anhöhe nehmen können, ſo war die Schlacht gewonnen!“ worauf jener: „Das glaub' ich wohl, aber wo hat man je gehört, daß bloße Reiterei Feſtungswerke erſtürmt?“ Die tapfern Reiter wichen aus dem mörderiſchen Feuer mit großem Verluſte zurück, und da zugleich ruſſiſche und öſterreichiſche Reiterei gegen ihre Flanke hervorbrach, ſo wandten ſie ſich völlig zur Flucht, und konnten ſich erſt wieder hinter den Teichen von Kunersdorf und dem zweiten Treffen aufſtellen. Dieſes erhielt nun Befehl vorzudringen, zog zwiſchen den Teichen und durch Kunersdorf hin, ſtellte ſich drüben auf, und ging auf die nächſte ruſſiſche Batterie im Sturmſchritt entſchloſſen an. Der König ſelbſt ermuthigte ſie durch ſeine Gegenwart und Führung; der Kampf erhob ſich mit neuer Macht und Erbitterung. Ueber die näheren Umſtände und Wendungen deſſelben verwirren ſich dann die Angaben; ein klares Bild läßt ſich aus den widerſprechenden Berichten der ſonſt glaubwürdigſten Augenzeugen kaum noch entwirren. Die Preußen ſollen über den Kuhgrund hinaus bis zu dem Laudonsgrunde gekommen, die ruſſiſche Hauptbatterie auf dem Spitzberge ſchon verlaſſen worden ſein. Der König, entſchloſſen den Feind heute gänzlich aus dem Felde zu ſchlagen, dachte durch eine letzte Anſtrengung auch noch die Judenberge zu erobern, wodurch der Sieg vollſtändig geworden wäre. Zwar hatte der General von Finck dem Könige ſchon früher vorgeſtellt, mit dem errungenen Sieg über den feindlichen linken Flügel ſei es für heute genug, man dürfe die erſchöpften Truppen nicht einem neuen verzweifelten Kampf ausſetzen, die Ruſſen würden in der Nacht gewiß von ſelbſt ihre Stellung verlaſſen; auch Seydlitz war dieſer Meinung beigetreten, wie die meiſten andern Generale; der König aber hatte dies nicht gebilligt, er wollte den Feind völlig aufreiben, dem auch der Rückzug über die Oder ſchon verſperrt war, indem der Oberſt von Wunſch auf dem linken Ufer ſeinen Auftrag ſchon erfüllt und während der Schlacht ſich der Stadt Frankfurt glücklich bemächtigt hatte. Hiedurch aber wurde die Gegenwehr der Ruſſen nur noch hartnäckiger, ſie ſahen keinen Ausweg als den Kampf. Ob wirklich die Preußen über den Kuhgrund hinausgeſchritten, und im Angriffe der Judenberge bis zu dem Laudonsgrund gelangt ſeien, bleibt in Frage; Tempelhof verneint ſie; der Bericht des Königs, der ſie bejaht, enthält hinſichtlich der Oertlichkeit einen offenbaren Irrthum; Gaudi hinwieder ſtimmt mit dem Könige, Retzow mit Tempelhof. Eine dieſer Tiefen aber war es, die den bis dahin ſiegreichen Fortſchritt der Preußen hemmte, den Widerſtand der Ruſſen ſteigerte. Das Hervorbrechen der

Oeſterreicher unter Laudon in dieſem wichtigen Augenblicke gab der Schlacht ſodann die entſcheidende Wendung; dieſe friſchen Truppen fielen den erſchöpften und im Kampfe zum Theil aufgelöſten preußiſchen Bataillonen in die rechte Flanke, und brachten ſie zum Weichen; vergebens ließ der König die Reiterei vom linken Flügel auf den rechten eilen, und den Prinzen von Würtemberg einen Angriff durch das Elſenbruch in die linke Flanke der Oeſterreicher unternehmen; die Reiterei wich, der Prinz wurde verwundet; der König vermochte ſein Fußvolk nicht mehr vorzuführen, es hielt nicht mehr Stand; die Flucht wurde bald allgemein. Nun rafften auch die Ruſſen ſich wieder auf, brachten friſche Truppen vor, nahmen ihr ſchon verlornes Geſchütz wieder, dazu 172 preußiſche Kanonen, 26 Fahnen, 2 Standarten, und ſahen den Sieg auf ihrer Seite. Ueber 18,000 Preußen, die Hälfte des Fußvolks, ein Viertheil der Reiterei, waren todt oder verwundet. Beinahe 16,000 Mann betrug der Verluſt der Ruſſen und Oeſterreicher. Niemals hatten die preußiſchen Waffen eine ſo blutige und hoffnungsloſe Niederlage erfahren. Der König hielt einen Augenblick ſeine Sache für ganz verloren; doch ſtand auch der Sieger von den harten Kampfesſchlägen betäubt, und die feindlichen Feldherren, uneinig und zweifelnd, wußten ihren ungeheuern Vortheil nicht zu nutzen, deſto beſſer der König ihre Verſäumniß, um ſich in neuer Zurüſtung und Stärke zu erheben.

In dem preußiſchen Zeitungsbericht über die Schlacht von Kunersdorf wurde geradezu geſagt, die preußiſche Reiterei habe nichts mehr ausgerichtet, weil Seydlitz verwundet und ſie ihres Anführers beraubt geweſen ſei. Dieſer Ausdruck bezeugt, in wie hohem Werthe Seydlitz dem Könige ſtand, und wie große Zuverſicht und Erwartung an ſein Auftreten geknüpft waren. Man ſchien vergeſſen zu wollen, daß die Reiterei hier überhaupt wenig leiſten konnte, wo der beengte Raum ihre Entwickelung hinderte, und der tapfre vereinzelte Anfall auf wohlbefeſtigte, durch Geſchütz und Mannſchaft ſtark vertheidigte Schanzen treffen mußte; und man glaubte vertrauenvoll, daß der Held von Zorndorf auch der von Kunersdorf hätte werden können, wiewohl er ſelbſt die ganz andere Lage der Dinge gleich anfangs einſah, und ein ſolches Vertrauen gar nicht hegte.

Seine Verwundung war übrigens bedeutend und gefährlich, und ſetzte ihn gleich außer Gefecht. Ihn befiel bald eine Art Schlagfluß, der ihm den Mund ſperrte und während einiger Tage die Sprache raubte. Nach Berlin gebracht, bei guter wundärztlicher Pflege, ſah er zwar ſeine Wunde bald beſſer werden, allein ſein körperlicher Zuſtand im Allgemeinen blieb noch lange Zeit beſorglich. Die ſchwierigen und harten Arbeiten des noch übrigen Feldzuges, der ſich diesmal tief in den Winter hinein erſtreckte, und in welchem der König ſeine verzweifelte Sache wunderbar herzuſtellen wußte, wurden ohne Seydlitz vollbracht, deſſen Abweſenheit nur allzufühlbar war. Der König gedachte ſeiner mit Gunſt, und ließ ihm durch den Marquis d'Argens, gleichzeitig wie ſeinem Bruder dem Prinzen Ferdinand, jedem ein Exemplar ſeiner Betrachtungen über Karl's des Zwölften Feldzüge überreichen; eine kleine Aufmerkſamkeit, wie es der König gegen d'Argens nennt, die jenen vielleicht Vergnügen machen werde. Auch erkundigte er ſich, durch ein gnädiges Schreiben aus dem Winterquartier zu Freiberg, bei Seydlitz ſelbſt nach deſſen Geſundheit, die ſich allmählich ſchon beſſerte.

Mehr als dieſe Aufmerkſamkeit erfreute ihn eine andere, ſeinem Sinn beſſer entſprechende. Der König ſchenkte ihm eines ſeiner ſchönſten Pferde, genannt der Tiger. Seydlitz ließ dieſes Pferd täglich in dem Hofe ſeiner Wohnung herumführen, um ſich an dem Anblick zu erlaben. Der Mahler Falbe mußte daſſelbe mahlen, und durfte, nach eignem Wunſch, auch Seydlitz als Reiter daraufſitzend anbringen, wobei ihm dieſer einſchärfte, an dem Reiter ſei nichts gelegen, nur das Pferd müſſe in ſeiner Vollkommenheit getroffen werden. In der Folge ließ er das eigne Bild auf dem Tiger ausſtreichen, und dafür das des Königs hinmahlen. Wohin das Bild gekommen ſein mag, iſt nicht bekannt.

Bei zunehmender Geneſung gerieth Seydlitz in dieſem Winter, noch ehe das Kriegsfeld ſich wieder öffnete, auf ein anderes, das ihm von jeher nicht minder gefahrvoll geweſen war, und auch diesmal verhängnißvoll wurde. Bei leicht gereizten Sinnen hatte Seydlitz in ſeinen Neigungen bisher wenig Beſtändigkeit gezeigt. Nur Einmal, kurz vor dem Ausbruche des Krieges, war er von den Vorzügen eines Fräuleins, die in der Nähe ſeines Standortes wohnte, ſo ſehr eingenommen, daß er ein dauerndes Glück hoffen konnte, und durch Heirath zu erwerben dachte. Ein Unfall ſtörte dieſe Ausſicht. Die Geliebte ſaß neben Seydlitz am Klavier, das ſie mit großer Fertigkeit ſpielte; um andre Noten zu nehmen, ſtand ſie auf, glitt aber ſo unglücklich, daß ſie den Fuß brach. Da die Heilung ſich verzögerte, und die Aerzte erklärten, eine Lähmung würde in jedem Falle zurückbleiben, ſo glaubte das beſcheidene Mädchen, für einen ſo lebensraſchen und glanzvollen Mann wie Seydlitz nicht mehr geeignet zu ſein, und entſagte der Verbindung. Der Krieg half dieſen Beſchluß befeſtigen, und dieſe Neigung ſank allmählig in Vergeſſenheit. Jetzt aber, im aufgenöthigter Genuſſe weicher Friedensruhe, im Schimmer gebildeter Geſelligkeit, und bei den ſanften Stimmungen, welche durch theilnehmende Sorgfalt ſo leicht erweckt werden und den Geneſenden empfänglich machen, erfuhr Seydlitz einen neuen Eindruck weiblichen Liebreizes, dem er ſich ohne Widerſtand ergab. Suſanna Albertina Gräfin von Hacke, deren Vater als Generallieutenant und Kommandant von Berlin vor mehreren Jahren geſtorben war, lebte damals bei Verwandten am Hofe, wo ſie durch ſchöne Geſtalt und einnehmendes Betragen hervorglänzte. Die ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit, welche das ſechszehnjährige Mädchen dem leidenden Kriegshelden bewies, wußte dieſen leicht zu feſſeln, und er entſchloß ſich alsbald, um ihre Hand zu werben. Sein Schreiben dieſerhalb an den König, dem ein ſolches Unternehmen, mitten in noch ſchwebendem harten Kriegsdrange, leicht mißfallen konnte, giebt mit derbem Gradſinn auch den Geſichtspunkt an, welcher dort am meiſten Gültigkeit haben konnte; daſſelbe lautet vom 12. März 1760 wie folgt: „Ew. Königliche Majeſtät bitte allerunterthänigſt, gnädigſt zu erlauben, daß ich den Tag zuvor, ehe ich von hier zur Armee abgehe, die jüngſte Gräfin Hacke heirathen darf. Bei einer künftigen Bleſſur der Diskretion der Domeſtiken nicht wieder gänzlich unterworfen zu ſein, iſt nicht der geringſte Bewegungsgrund, warum Ew. Majeſtät mit dieſer Bitte anzutreten mich unterſtehe. Litte mein Eifer zum Dienſt einen Zuſatz, ſo würde er durch die gnädige Permiſſion ſolchen erhalten, ſo aber kann nichts als die gewohnte Treue zu Füßen legen, mit welcher erſterben will Ew. Königlichen Majeſtät treu unterthänigſter Knecht Seydlitz.“ Der König hatte in dieſem eignen Falle mit der Lage und dem Karakter ſeines Generals beſondere Nachſicht, und ſchrieb auf das Rückblatt des Briefes als Befehl zur Ausfertigung der begehrten Erlaubniß die eigenhändigen Worte: „Ich wünſche ihm Glück darzu. Fch.“ Am 19. März wurde das ſchöne und ſtattliche Paar getraut.

Gleich darauf verließ Seydlitz ſeine junge Gattin, und begab ſich nach Leipzig zu dem Könige, der am 25. April mit ſeinem Heere bei Meißen ein Lager bezog, um ſich gegen Daun vertheidigungsweiſe zu verhalten. Seydlitz hatte den freien Gebrauch ſeiner Hand noch nicht wieder, und durch Lähmung der Kinnladen, die einen Verband nöthig machte, war ihm das laute Sprechen erſchwert. In dieſem Zuſtande hatte er ſich gleichwohl zum Dienſt angeboten, und den König verſichert, am Tage einer Schlacht würde er ſeine Pflicht erfüllen können. Da wirklich Anſtalten getroffen wurden, die auf eine nahe Schlacht zu deuten ſchienen, ſo wiederholte er ſeine Erklärung, und bat den König, ihm ſeinen Poſten anzuweiſen. Der König antwortete, er habe nicht im Geringſten die Abſicht, eine Schlacht zu liefern, und ſobald er ihn nöthig habe, werde er es ihm ſchon zu wiſſen thun, bis dahin möge er ſich beruhigen. Als aber Seydlitz am nächſten Tage die Anſtalten fortdauern ſah, und dabei Zeuge war, wie der König für den Fall eines Angriffs ſeinen Generalen mancherlei Befehle austheilte, fand er ſich gekränkt, daß nicht auch ihm ein Poſten angewieſen wurde, ſondern der König ihn gleichſam unbemerkt ließ. Es kam in der That zu keiner Schlacht, und der König wollte Seydlitz nicht ohne Noth anſtrengen, hielt ihn auch vielleicht noch nicht ſo ganz dienſtfähig; allein dieſer wollte die vermeinte Zurückſetzung nicht ertragen, äußerte mit Unmuth, er ſehe wohl, der König habe ihn nicht nöthig, und erbat die Erlaubniß, die ihm auch gewährt wurde, nach Berlin zurückzukehren. So verließ er mit allgemeinem Bedauern das Heer, beſonders aber trauerte über ſein Weggehen die geſammte Reiterei, welche ihr höchſtes Vertrauen in ſeine Anführung geſetzt hatte.

Hiemit war eine Verſtimmung zwiſchen den König und Seydlitz geworfen, die ſchon in manchen früheren Anläſſen heimlich vorbereitet ſein mochte. Das Verhältniß eines Kriegsfürſten, der zugleich Oberfeldherr iſt, zu ſeinen Generalen, iſt von beiden Seiten ſchwer in reine Faſſung zu bringen und darin zu behaupten. Der Fürſt muß und will aus dem Gebieter ein Kammerad werden, und indem er für ſich die höchſte Mannesehre, die der kriegeriſchen Tapferkeit, nur herabſteigend in der Gemeinſchaft ſeiner Gefährten findet, erhebt er deren Verdienſt durch gerechte Dankbarkeit und Gnaden zu höheren Stufen, wo daſſelbe nothwendig immer ſelbſtſtändiger wird, und Mißbehagen, Eiferſucht, ja Gefahr zu wecken vermag. Friedrich der Große hat nicht minder, als Andere vor ihm, mit den Schwierigkeiten ſolcher Verhältniſſe zu ringen gehabt, ohne daß man weder ihm noch ſeinen Generalen die Schuld einſeitig beimeſſen darf. Seinem perſönlichen Triebe nach war er innig und dankbar gegen ſeine Generale, eifrig in Anerkennung ihrer Verdienſte, gern ihr perſönlicher Freund; allein der Drang des Augenblicks und die Wirrniß unklarer Zuſtände ließen oft hinwieder nur die Strenge dienſtmäßiger Unterordnung walten, und fehlgeſchlagene Hoffnungen und ſchwere Unglücksfälle konnten auch ungerechten Vorwurf und herben Zorn hervorrufen. Seydlitz hatte bisher das Glück gehabt, mit dem Könige ſtets gleichmäßig gut zu ſtehen, neben ſeinem Verdienſte hatte hieran auch ſein Karakter Antheil; er war ſchweigſam, abgeſchloſſen, er verübte und litt keine Ungebühr; in ſeiner Erhebung behielt er Beſcheidenheit, in ſeiner Unterordnung Würde und Feſtigkeit. Der König behandelte ihn mit beſonderer Achtung. Jetzt erſchien zum erſtenmale dies Vernehmen getrübt, und der König mit Seydlitz unzufrieden. Daß die Angriffe der Reiterei bei Kunersdorf keinen Erfolg gehabt, konnte für Seydlitz kein Vorwurf ſein, im Gegentheil ſprach der König hierüber die ſeinem Generale ſchmeichelhafteſte Meinung öffentlich aus. Doch unter der langwierigen Laſt der großen Nachtheile, welche jener unglückliche Tag für den König zu verarbeiten gab, durfte gewiß öfters auch die Anſicht Raum finden, daß dennoch die Reiterei mehr hätte thun können, und Seydlitz nicht die gewohnte Einſicht und Kraft gezeigt habe; der hinfällige Zuſtand, der ſeine Dienſte dem Könige in Zeiten großer Noth vorenthielt, und die Heirath, welche weder ſeinen Eifer noch ſeine Rüſtigkeit zu fördern ſchien, gaben ſchwerlich vortheilhaften Eindruck. Je erwartungsvoller und bedürftiger man ſeiner harrte, um ſo weniger befriedigte dann ſeine von Krankheit und Schwäche noch behaftete Erſcheinung. Auf die alleinige Erzählung Warnery's darf man jedoch nicht annehmen, daß dem Könige leid geweſen, in dem Berichte von Kunersdorf die Verwundung Seydlitzens als eine der Urſachen des Verluſtes der Schlacht angegeben zu haben, und daß er habe zeigen wollen, wie er auch ohne ihn Schlachten gewinnen könne. Im Gegentheile ſcheint es, daß der König den noch kranken General, der wirklich kaum brauchbar ſein mochte, nur habe ſchonen, nicht aber zurückſetzen und kränken wollen. Daß Seydlitz die Sache mehr in letzterem Sinne nahm, und grollend zurückkehrte, kann freilich alsdann den Unmuth des Königs nur vermehrt haben. Das Mißvergnügen kam indeß auf keine Weiſe näher zur Sprache, und blieb in den gewohnten Formen von Unterthänigkeit und Gnade genugſam verhüllt.

Der König zog mit ſeinem Heere nach Schleſien, um die Vereinigung der Oeſterreicher und der wieder herangerückten Ruſſen zu verhindern. Hier ſtand die Sache der Preußen unaufhörlich in Gefahr, es bedurfte aller Kunſt des Feldherrn und der größten Tapferkeit der Truppen, um gegen die von zwei Seiten drohende Uebermacht das Feld noch zu behaupten. Unter ſolchen mißlichen Umſtänden ſchlug der König am 15. Auguſt 1760 die Oeſterreicher bei Liegnitz; obgleich für den Feldzug nicht entſcheidend, war das Ereigniß doch für den Augenblick rettend. Der König begrüßte nach der Schlacht das Küraſſierregiment Seydlitz, ließ es vorbeimarſchiren, und dankte den Leuten für ihre bewieſene Tapferkeit; dann ſchrieb er auch an Seydlitz, um ihn von dem Siege zu benachrichtigen. Dieſer antwortete am 6. September: „Aus dem Bette, in welches mir übele Zufälle geworfen, lege ich Ew. Königlichen Majeſtät meine unterthänigſte Gratulation zu Füßen, und wünſche, daß die Priſe von Dresden dieſem großen Siege folgen möge, noch mehr aber wünſche, daß nicht durch übele Folgen die Kontuſion, ſo Ew. Majeſtät erhalten, uns den Sieg vergälle. Nach Stettin und Schleſien habe ſogleich die Nachrichten verbreitet. Ich erhielt ſie zu einer Zeit, da ich es als eine Ungnade von Ew. Majeſtät anſehen mußte, daß mich das Generaldirektorium in Anſehung der Rations nicht allein von dem Feldetat geſtrichen, ſondern auch die zu geben weigert, die Ew. Majeſtät mir als Obriſter eines Regiments in Friedenszeit accordiren. Ohne Ew. Majeſtät gnädige Vermittelung bin alſo gezwungen, meine Pferde abzuſchaffen. Der ich bis zum letzten Tag meines Lebens in unwandelbarer Treue beharre“ u. ſ. w. Der König ſchrieb hierauf ſehr gnädig den 21. September aus Dittersdorf, und drückte mit ſeinem Danke für die bezeigten Geſinnungen die frohe Hoffnung aus, die völlige Herſtellung Seydlitzens zum Dienſte bald vernehmen zu können. In der Verfügung, über welche Seydlitz ſo bündig als einfach ſpricht, hat man einen kleinen Groll des Königs erblicken wollen; ſie ſtellt ſich aber nur als die Anwendung allgemeiner Vorſchriften dar, und die Entſcheidung, welche der König ſogleich gab, Seydlitz ſollte das Futter für ſeine Pferde als Obriſter erhalten, zeigt nur das feſte Maß, wonach in ſolchen Angelegenheiten zwiſchen Kargheit und Verſchwendung zu verfahren ſo richtig als nothwendig war.

Die Gelegenheit für den Dienſt des Königs eifrig und thätig zu ſein, ſollte Seydlitz auch in Berlin nicht miſſen. Im Anfange des Oktobers 1760 drang eine ruſſiſche Truppenſchaar unter dem General Grafen von Tottleben über die Oder gegen Berlin vor, und ſuchte die Stadt einzunehmen. Der preußiſche Kommandant, General von Rochow, dachte ſich mit ſeiner wenigen Mannſchaft zurückzuziehen, allein Seydlitz, von dem Krankenlager aufſtehend, und mit ihm der General von Knobloch, gleichfalls von ſeinen Wunden noch nicht heil, wollten dies nicht zugeben. Auch der alte Feldmarſchall von Lehwald trat ihnen bei. Seydlitz verläugnete ſeinen hohen Dienſtrang, und ließ es ſich nicht nehmen, an der Spitze weniger zuſammengeraffter Mannſchaft und freiwilliger Bürger auf der Straße von Köpenick hinauszurücken, um den Anmarſch und die Stärke Tottleben's zu erkunden; er ſtieß bald auf deſſen Vortrab, der aus Koſaken beſtand, lieferte ihnen ein Gefecht, in welchem er das Feld behauptete, mußte jedoch vor der heranziehenden Hauptſchaar gleich zurückweichen, und verſchanzte ſich bei den zunächſt bedrohten Stadtthoren. Leichte Erdwälle wurden aufgeworfen, einige vorgefundene dreipfündige Kanonen angefahren, die nächſten Theile der Stadtmauer mit Schützen beſetzt. Das Köpenicker und das Kottbuſer Thor wurden am ſtärkſten von den Ruſſen angegriffen, und hier auch hatte Seydlitzens perſönliches Bemühen, indem er Tag und Nacht an den bedrohten Punkten weilte, den beſten Erfolg. Die erſten Anfälle des Feindes wurden glücklich abgewieſen. Als aber die Ruſſen Verſtärkung erhielten, und auch die Oeſterreicher unter dem General Lacy von Potsdam und Charlottenburg heranrückten, mußte Berlin aufgegeben werden, und Seydlitz folgte den wenigen abziehenden Truppen nach Spandau, wo jedoch ſein Aufenthalt nur von kurzer Dauer war, indem die fernern Kriegsereigniſſe den feindlichen Beſuch bald wieder von Berlin entfernten. Der König nahm die Nachricht von Seydlitz rüſtigem Eifer wohlgefällig auf, und that deſſen in ſeiner ſpäterhin abgefaßten Kriegsgeſchichte ehrenvolle Erwähnung. Er beſchloß dieſen Feldzug durch den am 3. November erfochtenen blutigen Sieg bei Torgau, von dem er abermals an Seydlitz nach Berlin eigenhändige Nachricht ſchrieb, worauf dieſer zurück meldete, daß am nächſten Sonntage ſogleich ein Tedeum in allen Kirchen unter Abfeuerung der Kanonen und des kleinen Gewehrs gehalten, auch die Kunde von der ruhmvollen Schlacht nach Pommern und Schleſien eiligſt verbreitet worden.

Im Anfange des Jahres 1761 wurden zwiſchen dem Könige und Seydlitz folgende Briefe gewechſelt, welche beſorgten Antheil von der einen Seite, treuen Eifer von der andern, und keine Spur von der vorübergegangenen Mißhelligkeit zeigen. Der König ſchrieb aus Leipzig am 10. Januar: „Mein lieber Generallieutenant von Seydlitz. Ich vernehme mit beſonderer Zufriedenheit, wie es ſich mit Euren Zufällen dergeſtalt zu beſſern angefangen und zeither kontinuiret hat, daß Ihr ſelbſt vermeinet, mit nächſtem wiederum im Stande zu ſein, anhero zu kommen. Da ich Euch wiederum zu ſehen und zu ſprechen ſehr verlange, ſo wird es mir lieb ſein, daferne Eure Kräfte es ſonſten zugeben wollen, wenn Ihr nächſtens anhero kommen werdet, zumalen da Euer Medikus, der Geheimrath Cothenius, jetzo hier anweſend, und alſo nun füglicher vor die übrige völlige Herſtellung Eurer Geſundheit wird ſorgen können.“ Seydlitz aber war inzwiſchen auf's neue ſehr erkrankt, und ſchrieb am 13. Januar die traurige Antwort: „Die ſeit einiger Zeit immer zunehmende Beſſerung hat mich die Hoffnung gegeben, bald wieder völlig hergeſtellt zu ſein; ſeit zwei Tagen aber iſt es dermaßen umgeſchlagen, daß Ew. Königlichen Majeſtät gnädiges Schreiben im Bette erhalten; es gehet ſo weit, daß ſogar das Gedächtniß leidet, ein Umſtand, den außer Ew. Königlichen Majeſtät noch niemanden habe entdecken wollen. Den vermuthlichen Urſprung meiner Maladie wird, wenn Ew. Majeſtät gnädigſt geruhen, der Geheimrath Cothenius, welcher mit meinem Doktor korreſpondirt, benennen können. Befehlen Ew. Majeſtät aber, daß ich die Gnade haben ſoll, Ihnen den Rock zu küſſen, ſo ſoll nach erhaltener Ordre nichts als der Tod mich davon abhalten. Der ich mit der treuſten Submiſſion erſterbe.“ Friedrich nahm Rückſprache mit dem Arzt, und ſchrieb hierauf ſchon am 16. Januar zurück: „Mein lieber Generallieutenant von Seydlitz. Es hat mir recht leid gethan zu erſehen, was Ihr mir in Eurem Schreiben vom 13. dieſes von Euren etwas wiederum verſchlimmerten Geſundheitsumſtänden an mich melden wollen. Da ich aber nach Eurem ſelbſteignen Verlangen den Geheimen Rath Cothenius darüber geſprochen habe, und derſelbe des Sentiments iſt, daß es Euch vielmehr geſund und zu Eurer baldigen Beſſerung ein vieles kontribuiren würde, wenn Ihr die Reiſe hieher unternehmet, indem nicht nur die Motion von der Reiſe Euch ganz zuträglich ſein, ſondern Ihr auch hier mehrere Gelegenheiten als dorten haben werdet, durch mäßige Bewegungen Eurer Geſundheit aufzuhelfen, dabei Ihr jedesmal gegenwärtig ſein könnt, um Euch mit gutem Rath darunter weiter zu aſſiſtiren, als hoffe ich, Ihr werdet Euch im Stande ſetzen, ſolche Reiſe hieher anzutreten, um Euch nicht außer Stand zu bringen, jemalen zu einer recht guten Geſundheit gelangen zu können oder beſſer zu werden. Es wird mir auch lieb ſein, Euch alsdann auch ſelbſt zu bezeigen, wie ich bin Euer wohlaffektionirter König.“ Und eigenhändig ſetzte er noch die Nachſchrift hinzu: „Die Leipziger Luft wird Ihm geſunder wie die Berliner ſeind.“ Jedoch die Uebel, von welchen Seydlitz befallen war, erlaubten die Reiſe ſo früh noch nicht, und erſt am 20. Mai konnte er dem Könige, der zu Anfange dieſes Monats nach Schleſien gerückt war, ſchriftlich dorthin melden, daß er bei dem Heere des Prinzen Heinrich von Preußen eingetroffen ſei, wo ihm die Beſtimmung ertheilt war, die Reiterei zu befehligen; ſeine Küraſſiere waren jedoch nicht dabei, ſondern dem Könige nach Schleſien gefolgt. Der König bezeigte ihm große Befriedigung und Freude über ſeine Ankunft, und meinte, wenn auch die Beſſerung noch nicht gleich vollkommen erſcheine, ſo würden doch Bewegung und Thätigkeit ſie bald herbeiführen.

Während Friedrich ſeine Hauptmacht in Schleſien gegen die Oeſterreicher, welche Laudon befehligte, und gegen das unter dem Feldmarſchall Butturlin heranziehende ruſſiſche Heer aufzubieten hatte, war dem Prinzen Heinrich die Aufgabe zugewieſen, ſich in Sachſen gegen das öſterreichiſche von Daun befehligte Heer, ſo wie gegen das Reichsheer, das nunmehr der öſterreichiſche Feldmarſchall Serbelloni anführte, zu behaupten. Die Preußen waren kaum 32,000 Mann ſtark, der Feind über 50,000 Mann, und dies Mißverhältniß mußte faſt ganz durch die größere Geſchicklichkeit der Anführer ausgeglichen werden, da die Tapferkeit und Kriegsübung der Truppen, welche früher ebenfalls zu ſolcher Ausgleichung auf Seiten der Preußen in Anſchlag kommen durfte, jetzt in dem mehrmals erneuerten und minder kernhaften preußiſchen Heere nicht ſo vortheilhaft, wie in den erſten

Feldzügen, überwiegen konnte. Ganze Bataillone beſtanden aus Ueberläufern oder Kriegsgefangenen, von denen die Sachſen nur gezwungen dienten; man verfuhr ſo eilig mit der Einverleibung, daß man den Truppen eine Zeitlang die fremde Uniform ließ, und Seydlitz beim Einreiten in eine kleine Stadt ſich mitten unter Feinden glaubte, weil die Thorwache von rothröckigen Grenadieren beſetzt war, die vor ſeiner Ankunft beim Heere in Langenſalza gefangen genommen waren, und aus dem ſächſiſchen in den preußiſchen Dienſt hatten übertreten müſſen. Zum Erſatz ſo vieler Mängel, die ſowohl in der Zahl als in der Beſchaffenheit ſeiner Truppen lagen, ſoll Friedrich hauptſächlich bewogen geweſen ſein, ſeinen beſten Reitergeneral, anſtatt ihn, wie bisher, an ſeiner eignen Seite zu haben, dem Heere ſeines Bruders beizugeben, und dies noch um ſo mehr, als den beiden Beſtandtheilen der feindlichen Heeresmacht gegenüber auch eine geſonderte Befehlführung auf preußiſcher Seite leicht nöthig ſein konnte, und neben dem Prinzen Heinrich noch ein zweiter des höheren Krieges kundiger General erforderlich ſchien. Wirklich ſtellten ſich die Sachen in dieſem und dem folgenden Feldzuge faſt immer ſo, daß Prinz Heinrich zwar das Ganze der Aufgabe umfaßte, die Oeſterreicher aber noch zum beſondern Augenmerke behielt, während Seydlitz vorzugsweiſe gegen die Reichstruppen thätig war. Nicht Willkür oder Abneigung, ſondern Bedürfniß und Brauchbarkeit beſtimmten dieſe Anſtellung für Seydlitz, der nach vorübergegangener Unluſt in völligen Gnaden bei dem Könige ſtand. Aber auch dem Prinzen Heinrich war dieſe Fügung angenehm, und kaum ein andrer General ihm ſo beliebt und befreundet. Der Krieg war auf dieſer Seite nur wenig bewegt. Der feindliche Feldherr, anſtatt ſeine Uebermacht anzuwenden, erwartete die entſcheidenden Schläge von Schleſien her, mochte keinen Angriff wagen, und hielt ſich vorſichtig in feſten Lagerungen. Prinz Heinrich mußte ſeine Minderzahl durch gutgewählte Stellungen ſtärken, und hatte ſeinerſeits allen Grund, jedem großen Kampfe auszuweichen. Deſto lebhafter verſuchte man ſich in kleinern Gefechten, und während die größeren Truppenmaſſen ruhten, unternahmen abgeſonderte Schaaren mehr oder minder kühne Ueberfälle und Partheigänge. Bei den Preußen zeichnete ſich der Oberſt Friedrich Wilhelm von Kleiſt in ſolchen Unternehmungen aus; er befehligte ein Regiment Huſaren, hatte ein Regiment Freidragoner und eine Schaar grüner Kroaten errichtet, und gewann durch leutſeliges Betragen, glänzende Uniformen, und beſonders auch durch ſein Glück, fortwährend großen Zulauf. Obgleich Untergebener von Seydlitz, hatte er über dieſen den Vortheil, daß er den Gelegenheiten zur Auszeichnung durch ſein Verhältniß näher ſtand, und in kleineren Vorfällen großen Ruhm ärntete, während große Ereigniſſe, in welchen Seydlitz hätte glänzen können, gar nicht eintraten. So geſchah es, daß Kleiſt, ohne dies zu beabſichtigen, in eine Art von Nebenbuhlerſchaft mit Seydlitz gerieth, und perſönlich dieſen auf Augenblicke zu verdunkeln ſchien. Auch die wenigen Gelegenheiten, in welchen Seydlitz hervortreten konnte, waren beſchränkten Umfanges, und Kleiſt hatte Theil an ihnen.

Dem öſterreichiſchen Oberſten von Törreck, war am 18. Auguſt ein Ueberfall der preußiſchen Vorpoſten bei Siebenlehn und Neuenkirchen, zwiſchen Tharandt und Meißen, gelungen. Um dies zu rächen führte Kleiſt einen Streich gegen den öſterreichiſchen General von Zetwitz in der Gegend von Freiberg aus, und machte darauf den Entwurf eines geſchickt angelegten Ueberfalls, wodurch dieſem General übel mitgeſpielt werden ſollte. Prinz Heinrich, welchem Kleiſt unmittelbar ſeinen Plan vorlegte, billigte denſelben, und beauftragte Seydlitz mit der Ausführung. Dieſer ließ von Döbeln aus 1000 Reiter nebſt einigem Fußvolk unter Kleiſt's Anführung am 25. Auguſt über die Mulde gehen, und dem Feind in die linke Flanke und in den Rücken vordringen, er ſelbſt führte ungefähr 1500 Reiter und mehrere Bataillons Fußvolk von Deutſch-Bohra über Dittmannsdorf gegen Rauendorf; zwei kleinere Schaaren ſuchten die Aufmerkſamkeit des Feindes nach anderer Richtung abzulenken. Am 26. Auguſt in aller Frühe wurden die Oeſterreicher angegriffen; allein der durchſchnittene Boden begünſtigte ihren Rückzug, der nach Dippoldiswalde in guter Ordnung geſchah, und Seydlitz und Kleiſt machten nur einige Gefangene. Sie rückten darauf in ihre früheren Stellungen wieder ein. Die Streifereien der Reichstruppen, welche Pegau, Weißenfels und Naumburg beſetzten, und bis an die Thore von Leipzig vordrangen, machten eine größere Unternehmung nöthig. Seydlitz brach am 2. September mit ungefähr 8 Bataillons und 24 Schwadronen über Waldheim und Rochlitz gegen Penig auf, um daſelbſt eine ſtarke Abtheilung Reichstruppen zu überfallen, und von dem Heere abzuſchneiden. Kleiſt führte den Vortrab. Der Feind hatte ſich aber ſchon über die Pleiße und hinter die Engwege von Lohma zurückgezogen. Seydlitz ereilte jenſeits der Pleiße die Nachhut, und machte einige Gefangene; ſodann ſammelte er alle ſeine Truppen bei Schmöllen, und marſchirte am 4. September über Weiſenbach gegen die Hauptſtellung des Reichsheeres, deſſen rechter Flügel auf dem Berge bei Reuſt, der linke bei Ronneburg lagerte. Kleiſt hatte den örtlichen Stand des Feindes bereits mit eifrigem Blick erforſcht, und meldete noch am Abend als Ergebniß, daß der Reuſterberg ſehr gut anzugreifen ſei, habe man dieſen aber genommen, ſo ſei die Niederlage des Feindes unfehlbar, denn ſein ganzes Lager werde von dieſer Höhe beherrſcht. Das Dorf Reuſt, durch welches man vorrücken mußte, hatte er ſchon beſetzt. Seydlitz traf ſogleich alle Maßregeln zum Angriff, und noch in der Nacht rückten die Truppen vor. Als aber Seydlitz am folgenden Morgen die feindliche Stellung ſelbſt in Augenſchein nahm, fand er ſie ſeit Kleiſt's Meldung ſchon um vieles verändert, durch Geſchütz und Fußvolk wohlvertheidigt, den Angriff dagegen äußerſt ſchwierig; Engwege, zahlreiche Gräben, welche das Feld vor und hinter dem Berge durchſchnitten, ein ſteiler Aufgang unter der vollen Wirkung des feindlichen Geſchützes, machten das Gelingen ſehr zweifelhaft, und ſelbſt nach Erſteigung dieſer Höhe blieb alsdann noch die eigentliche Truppenmacht des Feindes zu bekämpfen, deſſen 36 Bataillonen und 40 Schwadronen die Preußen nur wenig Fußvolk und eine viel ſchwächere, des ungünſtigen Geländes wegen kaum anwendbare Reiterei entgegenzuſetzen hatten. In Betracht dieſer Schwierigkeiten gab Seydlitz das Vorhaben auf, und zog mit allen Truppen im Angeſichte des Feindes wieder ab, und über Schmöllen gegen Altenkirchen zurück, ganz unverfolgt. Ohne allen Grund beſchuldigt Heinrich von Bülow hier Seydlitzen der Schlaffheit, er habe rekognoſcirt ſtatt anzugreifen. Im Gegentheil bewährt ſich in dieſem ruhigen Ueberblick und ſicheren Maße der Feldherr, dem ein tollkühner Verſuch, wie ihn der kühne Anführer einer abgeſonderten Reiterſchaar allenfalls wagen durfte, nicht geziemte. Nachdem Serbelloni, für ſeine linke Flanke beſorgt, ſich hinter die Elſter bei Weyda gezogen, ging Seydlitz am 6. September über Altenburg nach Borna zurück, und ließ Kleiſt mit den leichten Truppen bei Altenburg zur Beobachtung ſtehen. Am 12. September aber ſchloſſen die Truppen dem Heere ſich wieder an, und bezogen dann Quartiere vorwärts der Elbe zwiſchen Lommatzſch und Oſchatz, Kleiſt etwas näher am Feinde bei Döbeln; ſie blieben jedoch auf des Prinzen Heinrich's Befehl fortwährend in Bereitſchaft, bei der geringſten Bewegung der Reichstruppen ſogleich wieder vorzurücken, und Seydlitzens wachſame Sorgfalt gewährte von dieſer Seite dem Prinzen volle Sicherheit.

Die Lage der Sachen war jedoch im Allgemeinen nur ſtets bedenklicher geworden, der König vermochte in Schleſien den Oeſterreichern und Ruſſen kaum zu widerſtehen; Laudon hatte ſich der Feſtung Schweidnitz durch einen Handſtreich bemächtigt; die Franzoſen rückten gegen Halberſtadt heran; auch Daun und Serbelloni ſchienen thätiger zu werden. Letzterer ließ den General von Luzinsky mit leichten Truppen gegen Halle und Mansfeld vordringen. Prinz Heinrich durfte nicht zugeben, daß der Feind ſeine Streifereien ſo weit ausdehnte, während die Franzoſen Magdeburg bedrohten, und auf der andern Seite Berlin gegen die Ruſſen nicht gedeckt war. Um der vielfachen Gefahr wirkſam entgegenzutreten, entſandte er Seydlitz mit ungefähr 2000 Mann Fußvolk und 1200 Reitern gegen Halle, um den Feind aus dortiger Gegend zu verjagen, Magdeburg zu decken, wenn die Franzoſen anrückten, und ſelbſt Berlin zu ſchützen im Falle die Ruſſen von der Oder herankämen. Seydlitz brach mit ſeiner fliegenden Schaar am 10. Oktober auf, und war am 12. bei Leipzig; die Reichstruppen verließen Halle, die Franzoſen aber hatten bei Wolfenbüttel ein kleines Gefecht gewonnen, und ſchienen gegen Magdeburg andringen zu wollen. Seydlitz hielt ſeine Schaar zwiſchen Köthen und Bernburg jedem Ereigniſſe bereit; allein die Franzoſen gingen wider Vermuthen zurück, und auch für Berlin ſchwanden die Beſorgniſſe. Deſto dringender wurden dieſe entſendeten Streitkräfte wieder bei dem Heere des Prinzen Heinrich begehrt, wo Seydlitz am 21. Oktober zwiſchen Döbeln und den Katzenhäuſern ſeine Quartiere nahm. Sein rüſtiger Streifzug war ohne Thaten geblieben, erwägt man indeß die Mannigfaltigkeit und Bedeutung der Aufgaben, in deren Mitte Seydlitz hier geſtellt war, ſo wird man bekennen müſſen, daß ein General von ſolcher Entſchloſſenheit und Kriegskunde dazu gehörte, um ſolchen gehäuften und gefahrvollſten Möglichkeiten gegenüber die Zuverſicht geben zu können, daß er ihnen gewachſen bleiben werde.

Daun hatte während der kurzen Entfernung Seydlitzens nicht aufgehört, die preußiſchen Vorpoſten zu beunruhigen, und nachdem er am 1. November ſeine bisherige Uebermacht noch durch 24,000 Mann, die ihm Laudon aus Schleſien ſenden mußte, verſtärkt geſehen, gewann alles den Anſchein, als würden die Preußen ernſtlich angegriffen werden, und aus Sachſen weichen müſſen. Prinz Heinrich war auf ſeiner Hut, und ſtrebte durch Kühnheit ſowohl als Klugheit den Nachtheil der Umſtände auszugleichen. Daun verſuchte ſeinen längſt bedachten Angriff am 5. November, eine Schanze auf dem Lerchenberge vor Meißen wurde genommen, bei den Katzenhäuſern, bei Siebenlehn und Roßwein die Vorpoſtenlinie zurückgedrängt. Zur Unterſtützung des Poſtens bei Roßwein ſandte Seydlitz vom Petersberge 5 Schwadronen Dragoner, die aber den Ort ſchon vom Feinde beſetzt fanden. Er ſelbſt rückte mit 5 Schwadronen Küraſſieren näher zu den Katzenhäuſern heran, um gleich zur Hand zu ſein, wenn die dortige Hauptſtellung der Preußen, welche ſchlagfertig im Gewehr ſtanden, angegriffen würde. Prinz Heinrich veränderte ſeine Stellung den Umſtänden gemäß, und wandte ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf ſeinen rechten Flügel. Hier verſuchte der Feind, ſich auf dem rechten Ufer der Mulde feſtzuſetzen, Prinz Heinrich ließ ihn aber durch Seydlitz alsbald vertreiben. Daun wollte ſich wenigſtens des linken Ufers der Mulde verſichern, um ſeine Winterquartiere angemeſſener ausbreiten zu können, und ſuchte deshalb am 14. November noch das Städtchen Döbeln zu beſetzen, allein Seydlitz an der Spitze von 5 Schwadronen Küraſſieren, denen Kleiſt mit ſeiner leichten Reiterei folgte, jagte die öſterreichiſchen Truppen über die Mulde zurück, und am folgenden Tage, nachdem Kleiſt ein unentſchiedenes Gefecht geliefert, wurde beiderſeits durch Uebereinkunft beſtimmt, daß Döbeln weder von Oeſterreichern noch von Preußen beſetzt werden ſollte. Hiemit hörten die Feindſeligkeiten in Sachſen für dieſen Feldzug gänzlich auf.

Der Winter verging ohne weitere Unternehmungen des Feindes, und die Preußen mochten ſeine Ruhe nicht ſtören. Nur häufige Scharmützel fielen vor, beſonders mit den Reichstruppen, gegen welche Seydlitz ein beſonderes Verfahren angenommen hatte. Seine Meinung war, man müſſe dieſe Truppen ſo wenig als möglich zum ernſten Kampfe nöthigen; denn ſie föchten meiſt ungern gegen die Preußen, ſchlügen ſich aber genöthigt äußerſt brav, aber man ſolle ihnen gern den Ausweg eines ehrenvollen Rückzuges laſſen, oder noch beſſer, Gefangene zu machen ſuchen, welche größtentheils freiwillig ſogleich in die Reihen der Preußen traten; ſelbſt Offiziere waren nicht unzufrieden, daß ſie die Waffen gegen den König, den ſie bewunderten, nicht mehr zu führen brauchten, und Seydlitz erhielt von einem Generale der ſchwäbiſchen Kreistruppen, den er gefangen gemacht hatte und wegen ſeines Geſchicks aus Höflichkeit tröſten wollte, die überraſchende Antwort: ihm ſei dies eben recht, und er wünſche gar nicht ausgewechſelt zu werden. So waren denn die kleinen Gefechte und Bewegungen längs der Vorpoſten faſt immer gewinnreich für die Preußen. Allein die Nachtheile ihrer Lage im Allgemeinen blieben allzugroß, und das Mißverhältniß ihrer Kräfte wurde ſtets auffallender. Sogar der außerordentliche Glücksfall, daß durch den am 8. Januar 1762 erfolgten Tod der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland die Zahl der Feinde Preußens um das ganze ruſſiſche Heer vermindert wurde, ſtellte das Gleichgewicht noch nicht her. Die günſtige Umwandlung der Ruſſen zu Bundesgenoſſen der Preußen endete ſchnell wieder mit der kurzen Regierung Kaiſer Peter's des Dritten und die Geſinnungen ſeiner Nachfolgerin, der Kaiſerin Katharina der Zweiten, mußten anfangs zweifelhaft erſcheinen. Auch trat der Wechſel dieſer Ereigniſſe unmittelbar und dringend nur auf dem Schauplatze ein, wo die Hauptſtärke der Ruſſen, Oeſterreicher und Preußen ſich zuſammendrängte, in Schleſien, wo Friedrich ſelber die ganze Laſt ſeiner faſt verzweifelten Aufgabe trug, und in kriegeriſchen Hinhaltungen und politiſchen Auswegen die letzten Hülfsmittel ſeines muthigen und klugen Geiſtes anſtrengte. In Sachſen blieb die Lage der Preußen unabhängig von jenen Verwickelungen in zunehmender Mißlichkeit, und es bedurfte der großen Feldherrngaben des Prinzen Heinrich, ſeiner beſonnenen und kräftigen Führung der Dinge, um hier nicht alles verloren ſein zu laſſen. Er hatte im Anfange des Feldzuges kaum 25,000 Mann, und erhielt nur ſpät und langſam die nöthigen Erſatzmannſchaften für ſeine geſchwächten Regimenter. Dabei mußte er einen großen Umfang Landes beſetzt halten, und ſeine Kräfte weit auseinanderziehen. Seydlitz erkannte lebhaft die Gefahr dieſer Ausdehnung einem wenigſtens doppelt ſo ſtarken Feinde gegenüber, und machte den Prinzen aufmerkſam, der aber unter den vorhandenen Umſtänden von dieſer Anordnung nicht abgehen zu dürfen glaubte, und den wiederholten Tadel nicht gelten ließ.

Inzwiſchen mußte Daun die Befehlführung des öſterreichiſchen Heeres in Schleſien übernehmen, und Serbelloni erhielt den Oberbefehl in Sachſen über das öſterreichiſche Heer und das Reichsheer zuſammen, welches letztere der Anführung des Generals Prinzen von Stolberg vertraut war. Dieſe Truppen, um 20,000 Mann geſchwächt, welche Daun mit nach Schleſien zurückgeführt hatte, aber dabei noch immer die ſtärkeren an Zahl, ſtanden von Dresden bis nach Thüringen ausgedehnt, und wiewohl ihre Stellungen gut gewählt, und die wichtigſten Poſten ſtark beſetzt und wohl verſchanzt waren, ſo bot doch eine ſo lange Linie manche Blößen dar. Den Uebelſtand, welcher den Preußen ſo gefährlich werden konnte, ſah Prinz Heinrich alſo auch auf des Feindes Seite, und er dachte dem eignen Schaden am beſten auszuweichen, indem er alle Nachtheile der ganzen Lage durch vorgreifende Thätigkeit auf die Gegner fallen ließe. Ein wichtiges Augenmerk erſchien hiebei, die am 28. April bei Chemnitz angekommenen und mit einigen Regimentern bis Freiberg vorgerückten Reichstruppen von den Oeſterreichern möglichſt wieder abzuſondern und getrennt zu halten. Da Serbelloni durch die Befehle des Hofkriegsraths aus Wien ſehr gehemmt, und auch nach eignem Sinne zu thätiger Unternehmung kaum geneigt war, ſo durfte Prinz Heinrich ſeinen Anſchlag vorbereiten, ohne ihn übereilen zu müſſen. Er wartete einige Verſtärkung ab, ſuchte durch verſchiedene Bewegungen den Glauben zu erwecken, er wolle auf ſeinem linken Flügel bei Meißen ſeine Truppen in engere Stellung zuſammenziehen, und traf indeß alle Anordnungen, auf ſeinem rechten Flügel die Mulde zu überſchreiten, die dortige Poſtenkette des Feindes zu ſprengen, und die Reichstruppen gegen Franken zurückzuwerfen. Die Oeſterreicher hatten alle Uebergänge über die Mulde zerſtört, und auf dem linken Ufer von Roßwein bis Leißnig zahlreiche Befeſtigungen aufgeworfen, jede Nacht rückten aus den nächſten Quartieren gegen 3000 Mann in dieſe Schanzen ein, und zogen frühmorgens, wenn die Sicherheit der Tageshelle eingetreten war, mit Zurücklaſſung der nöthigen Wachtpoſten wieder ab; auf dieſen Umſtand gründete ſich der Anſchlag des Prinzen Heinrich. Noch am 10. Mai marſchirten einige preußiſche Regimenter zum Scheine gegen Meißen, am 11. Abends aber wurden die vorausbeſtimmten Truppen raſch gegen die Mulde zuſammengezogen, und am 12. früh in vier Abtheilungen zum Angriffe bereit gehalten. Seydlitz führte die erſte Abtheilung, aus etwa 37 Schwadronen Reiterei und einigem Fußvolke beſtehend, die zweite und dritte Abtheilung beſtanden hauptſächlich in Fußvolk und Geſchütz, die vierte, von Kleiſt geführt, aus allen drei Waffengattungen gemiſcht. Sie rückten auf verſchiedenen Wegen vor, und ſollten ſich verdeckt halten, bis der Feind gewohnterweiſe die Schanzen verlaſſen hätte, dann aber zu gleicher Zeit über den Fluß dringen und die feindliche Stellung von vorn und in beiden Flanken heftig angreifen. Die beiden Abtheilungen auf den Flügeln, von Seydlitz und Kleiſt befehligt, hatten hiebei die Hauptaufgabe, und Seydlitz für das Ganze die entſcheidende Leitung; durch einen Kanonenſchuß bei Technitz wollte er das Zeichen zum allgemeinen Angriff geben. Allein die Jäger und grünen Kroaten von Kleiſt wurden zu früh an der Mulde ſichtbar, es entſtand zwiſchen ihnen und den feindlichen Poſten einiges Gewehrfeuer, und Kleiſt, welcher die öſterreichiſche Haupttruppe ſchon abgezogen wußte, aber nun fürchtete, ſie möchte zurückkehren, und dann der günſtige Augenblick verloren ſein, glaubte jetzt alles beſchleunigen zu müſſen, ließ eine Kanone löſen, und gab dadurch das Zeichen zum allgemeinen Angriff, welches eigentlich Seydlitz geben ſollte, aber freilich ſeinerſeits, unbekannt mit dem bei Kleiſt vorgefallenen Geplänkel, noch nicht ſo beeilt haben würde, weil es wichtig war, die feindlichen Truppen, welche abmarſchirten, ſich erſt weiter entfernen zu laſſen. Um 7 Uhr morgens drangen die Preußen an vier Orten raſch über die Mulde; die feindlichen Schanzen, deren Geſchütz durch das preußiſche bald zum Schweigen gebracht war, wurden erobert, und der öſterreichiſche General von Zetwitz, der ſich an der Spitze einiger Bataillons tapfer und hartnäckig vertheidigte, mit dem Reſte ſeiner Schaaren zuletzt gefangen. Die Truppen, welche zum Abmarſche nach ihren Quartieren begriffen waren, kehrten zwar, als ſie das Kanonenfeuer vernahmen, ſogleich wieder gegen die Mulde zurück, fanden aber die Sache dort ſchon entſchieden, und konnten nur die Flüchtlinge aufnehmen. Die Oeſterreicher verloren durch dieſen Ueberfall das linke Ufer der Mulde, in den Schanzen einiges Geſchütz, und gegen 2000 Mann, meiſtens an Gefangenen; allein der Streich war gleichwohl nur halb gelungen, denn eine Stunde ſpäter, der anfänglichen Feſtſetzung zufolge, wären die abmarſchirten Oeſterreicher ſchon zu weit geweſen, um ſich dem Kampfplatze wieder zuwenden zu können, ſondern wären ſelber in ihren Quartieren überfallen und vielleicht aufgehoben worden. Die Gründe, welche Kleiſt dafür anführen konnte, daß er das Zeichen des Angriffs, den entſcheidenden Kanonenſchuß, den er hatte abwarten ſollen, aus eigener Macht und früher ausgehen laſſen, ſcheinen dem Prinzen Heinrich genügt zu haben, aber keineswegs war Seydlitz damit befriedigt, und das bisherige gute Vernehmen beider Anführer zeigte ſeitdem merkliche Störungen.

Einige kleinere Angriffe auf anderen Punkten hatten gleichfalls Erfolg gehabt, den Feind zurückgedrängt, und dem preußiſchen Heere zu neuen Bewegungen Raum geſchafft. Prinz Heinrich brach daher am 13. Mai mit ganzer Macht auf, und rückte gegen Freiberg an; Seydlitz und Kleiſt führten den Vortrab, warfen einige feindliche Reiterei, die ſich verſpätet hatte, in die Flucht, und nahmen ihr 200 Gefangene. Die Oeſterreicher verließen ihr feſtes Lager bei Freiberg, und zogen ſich nach Dippoldiswalde zurück. Seydlitz griff die Nachhut an den folgenden Tagen noch mehrmals an, drängte ſie aus den Poſten, die ſie behaupten wollte, und bemächtigte ſich der Engwege, die zu dem feindlichen Heere führten. Am 16. Mai rückte das preußiſche Heer nach Pretſchendorf vor, und verſchanzte ſich daſelbſt. Durch dieſe Bewegungen war die Linie des Feindes in der Mitte durchbrochen, und der Prinz von Stolberg, der ſich mit dem größeren Theile des Reichsheeres zu Chemnitz von den übrigen Reichstruppen und den Oeſterreichern getrennt und in Gefahr ſah, daß die ganze Macht der Preußen auf ihn allein fiele, war ſchon am 13. Mai nach Tzſchopa zurückgegangen, und ſetzte am 16. ſeinen Rückzug bis Zwickau fort. Um dieſe Vortheile zu verfolgen, ſandte Prinz Heinrich den General von Vandemer am 18. Mai mit 4 Bataillons und 6 Schwadronen gegen Chemnitz vor; Seydlitz mißbilligte dieſen Zug als zu gefahrvoll, da die feindlichen Generale Kleefeld und Luzinski noch zu günſtig in der Flanke ſtünden, der Prinz nahm aber ſeine Gründe nicht an, und als die Meldung kam, Vandemer ſei bis Chemnitz vorgedrungen, wurde Seydlitz zu dem Prinzen gerufen, der ihm dieſe gute Nachricht ſelbſt mittheilen wollte. Jener aber beharrte in ſeinen Bedenklichkeiten, und da ſie ſich durch den Ausgang beſtätigten, indem Vandemer bald von allen Seiten angegriffen wurde, und nur mit Verluſt von 7 Kanonen und 800 Mann nach Oederan entkam, wohin der General von Kanitz ihm zu Hülfe geſchickt wurde, ſo konnte der Prinz ſeinen Verdruß nicht verläugnen, und bezeigte einige Kälte gegen Seydlitz.

Die Heere blieben hierauf einige Zeit unthätig, einige Gefechte abgerechnet, in welchen um den Vortheil einzelner Stellungen gekämpft wurde. Serbelloni wollte jedoch die Preußen aus dem Erzgebirge, wo ſie ſich feſtgeſetzt hatten, wieder vertreiben, und zu dieſem Zwecke ſollten ſie in ihrem Rücken durch das Reichsheer beunruhigt werden, welches den Befehl erhielt, gegen Leipzig und Magdeburg vorzudringen. Prinz Heinrich hingegen dachte das Reichsheer völlig aus Sachſen wegzudrängen, und griff der Thätigkeit des Feindes glücklich vor. Seydlitz erhielt den Befehl über die hiezu beſtimmten Truppen, und rückte mit 4000 Reitern, 3000 Mann Fußvolk und nöthigem Geſchütz, am 21. Juni über Waldheim und Rochlitz gegen Altenburg vor. Mit dieſen unverhältnißmäßigen Kräften durfte er das Reichsheer geradezu nicht anzugreifen wagen, er ſuchte daher deſſen Rücken und linke Flanke zu gewinnen, und der Prinz von Stolberg, für ſeine Verbindung mit Franken beſorgt, wich eiligſt nach Zwickau und weiter bis Reichenbach zurück. Seydlitz ließ ihn durch den Oberſten von Belling verfolgen, der erſt vor kurzem aus Pommern einige Truppen herbeigeführt hatte, und unter dieſen ſein eigenes Huſarenregiment, das aus 15 vollzähligen Schwadronen beſtand, und in ſeinen Reihen den jungen Blücher hatte. Das Reichsheer zog ſich immer weiter zurück, und wurde über Hof hinaus verfolgt, wobei die Preußen viele Gefangene und große Beute machten. Serbelloni wollte dem Reichsheere dadurch Hülfe bewirken, daß er gegen den linken Flügel des Prinzen Heinrich angreifende Bewegungen richtete, welche dieſen nöthigen ſollten, den die Reichstruppen drängenden Seydlitz abzurufen, und zur eigenen Verſtärkung heranzuziehen. Allein Prinz Heinrich wußte die öſterreichiſchen Angriffe mit den Kräften, die zur Stelle waren, hinreichend abzuwehren oder zu lähmen, und Seydlitz verblieb dem Reichsheere gegenüber, das er durch kleine Gefechte, Ueberfälle und Wegnahmen unaufhörlich in Verluſt und Unruhe hielt. Nur Kleiſt war zurückgerufen worden, um einer neuen Beſtimmung zu folgen; er fiel mit ſeiner Schaar am 2. Juli über Marienberg und Einſiedel in Böhmen ein, lieferte glückliche Gefechte, machte Gefangene und Beute, und nachdem er im Angeſichte einer doppelt ſo ſtarken bei Töplitz aufgeſtellten Feindesſchaar bis Oſſeck und Brüx geſtreift, kehrte er am 6. Juli wieder in das Erzgebirge zurück. Einen zweiten, noch erfolgreicheren und umfaſſenderen Streifzug führte Kleiſt vom 17. bis 20. Juli über Brüx und Kommotau nach Sebaſtiansberg aus.

Serbelloni konnte jedoch in ſeinem Unmuthe nicht länger zugeben, daß der viel ſchwächere Feind überall im Vortheil bliebe und gegen entſchiedene Ueberzahl das Feld behauptete. Er gab daher dem Prinzen von Stolberg den beſtimmten Befehl, gegen Seydlitz wieder vorzurücken, und ſich dem Hauptheere näher anzuſchließen. Dieſe Bewegung wurde verſucht, aber ſehr langſam; am 14. Juli ſah Belling bei Plauen und Reichenbach ſeine Poſten zurückgedrängt, und am 17. rückte das Reichsheer nach Schneeberg, wodurch Seydlitz, welcher im Lager bei Zwickau ſtand, in ſeiner linken Flanke bedroht wurde. Allein die Gefahr umgangen zu werden, erweckte hier keine große Beſorgniß; im Gegentheil wurde dieſe ſchnell dem Reichsheere fühlbar. Denn am 20. Juli rückte Kleiſt, der eben General geworden war, mit ſeiner Schaar nach Marienberg vor, und ſtand nun in der rechten Flanke des Prinzen von Stolberg, Seydlitz aber von Zwickau her in der linken; der Prinz glaubte ſich ſchon völlig geſchlagen, und ſah nur Heil im ſchleunigſten Rückzuge. Gleich in der Nacht trat er ihn eiligſt an, und ſetzte ihn an den nächſten Tagen ohne Aufenthalt über Hof bis Münchsberg fort, verfolgt von Belling und Seydlitz. Auf dieſem Zuge fand Letzterer unerwarteten Anlaß, ſeine Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit glänzend darzuthun. Er war mit ſeinem Gefolge weit voran geeilt, und hielt auf dem Felde, um die von allen Seiten ſich entſcheidende Flucht des Feindes in der Nähe mit anzuſehen. Während Belling den Flüchtigen mit dem Vortrabe nachſetzte, und die Haupttruppe noch nicht herangekommen war, ſprengte plötzlich ein öſterreichiſches Reiterregiment des Weges daher, das dem Reichsheere zugetheilt war, und ſich verſpätet zu haben glaubte. Das Regiment war allerdings auf der Flucht, es kam aber ſehr ungelegen zwiſchen die preußiſchen Abtheilungen, und Seydlitz mit ſeinem ganzen Stabe konnte gefangen mitfortgenommen werden. Jeder Verſuch zu entrinnen hätte hier den Feind nur entſchiedener angelockt; auch wußte Seydlitz im erſten Augenblicke ſogleich beſſeren Rath. Die dreißig bis vierzig Perſonen, welche er um ſich hatte, Adjutanten, Ordonnanzoffiziere, einige mit Gefangenen zurückgekommene Huſaren und Dragoner, Reitknechte und was ſonſten zur Hand war, vertheilte er ſchnell in kleine Trupps von drei bis vier Mann, ſtellte dieſe mit großen Zwiſchenräumen in langer Linie auf, und befahl, daß ſie in raſchem Wechſel auf die Flanke des vorübertrabenden Regiments mit Geſchrei hinanjagen, ihre Karabiner und Piſtolen losfeuern, und im Fall ein Zug gegen ſie einſchwenkte, ſchleunig wieder feldein zurückweichen ſollten. Dieſe Scheinangriffe verwirrten den Feind, der ſich in der Nähe ſtärkerer Reiterei glaubte, und nur eilte fortzukommen, ohne ſich mit dem ſeitwärts ablenkenden Geplänkel aufhalten zu wollen. Seydlitz aber hatte nicht nur ſich ſelbſt glücklich aus der Gefahr gezogen, ſondern inzwiſchen auch den Vortrab von dem Annahen dieſer Reiterei benachrichtigen können.

Das Reichsheer zog ſich am 24. Juli bis nach Baireuth zurück, unter ſtetem Verluſt an Mannſchaft, Gepäck und Fuhrwerk; auch die Kriegskaſſe wurde von Belling's Huſaren erbeutet. Seydlitz ließ darauf eine fliegende Schaar zur Beobachtung des Prinzen von Stolberg bei Zwickau zurück, und folgte mit ſeiner Haupttruppe einer neuen Beſtimmung, die ihm Prinz Heinrich ertheilte. Er ſollte mit Kleiſt vereinigt in Böhmen einbrechen, um einen feindlichen Truppentheil, der bei Töplitz aufgeſtellt war, zu vertreiben, wodurch Serbelloni genöthigt werden konnte, ſich aus dem Erzgebirge nach Böhmen zurückzuziehen. Seydlitz marſchirte mit etwa 1000 Reitern und 2000 Mann Fußvolk über Annaberg und Sebaſtiansberg, und kam den 31. Juli bis Kommotau, zog Belling über Eger zu ſich heran, vereinigte ſich bei Scherwina mit Kleiſt, der mit faſt gleicher Stärke über Porſchenſtein vorgegangen, und gelangte am 1. Auguſt bis Brüx, wo das Fußvolk ſtehen blieb, während beide Generale mit aller Reiterei den Feind in Augenſchein zu nehmen gegen Töplitz weiterrückten. Sie fanden ungefähr 10,000 Mann unter dem General Prinzen von Löwenſtein auf Anhöhen gelagert, in unvortheilhafter Stellung, in völliger Unbereitſchaft, die öſterreichiſche Reiterei hatte nicht geſattelt, das Fußvolk lag in den Zelten, die Preußen hatte niemand in ſolcher Nähe vermuthet, und die von ihnen zurückgeworfenen Feldwachten ſetzten das ganze Lager in Verwirrung. Kleiſt erſah dieſe Vortheile ſogleich, und rieth zu ungeſäumtem Angriff, überzeugt, daß hier der Reiterei die glänzendſte Waffenthat bereitet ſei. Man konnte die feindliche Stellung umgehen, und von allen Seiten in das Lager eindringen, der Feind mußte unter dieſen Umſtänden völlig geſchlagen und aufgerieben werden; ſelbſt im Falle des Mißlingens war kein beſonderer Nachtheil zu befürchten, da der Feind keine leichte Reiterei hatte. Allein Seydlitz, der ſonſt raſche und entſchloſſene Reiteranführer, zweifelte diesmal und zauderte; er fand die Stellung des Feindes zu vortheilhaft, den Angriff zu gewagt, er wollte das Herankommen des Fußvolks abwarten. Kleiſt und Belling machten ihm vergebens die dringendſten Vorſtellungen. Die Nacht verging. Als am 2. Auguſt frühmorgens das Fußvolk eintraf, ließ Seydlitz ungeſäumt den Feind angreifen, und führte ſelber die Reiterei; allein der Feind hatte während der Nacht ſeine Stellung verändert und noch Verſtärkung an ſich gezogen; das Fußvolk auf beiden Seiten focht mit hartnäckiger Tapferkeit; die Vortheile der Ueberraſchung und des Ungeſtüms waren für die Preußen verloren, und die Oeſterreicher behaupteten ihre Stellung. Seydlitz mußte nach wiederholtem Verſuche, die vom Feinde beſetzten Anhöhen zu erſteigen, von ſeinem Vorhaben abſtehen, und ſich mit Verluſt von 2 Kanonen und 600 Mann zurückziehen. Hier zum erſtenmale war dieſem ein ſolches Unternehmen mißlungen; er ſchien ſeinem Karakter als Soldat und Feldherr für einen Augenblick untreu geworden zu ſein. Nach allen Zeugniſſen und Urtheilen der Unterrichteten läßt ſich nicht bezweifeln, daß die Verſtimmung, welche zwiſchen ihm und Kleiſt unlängſt eingetreten und durch mancherlei Vorgänge ſeitdem nur geſteigert worden war, als die Haupturſache dieſes Mißlingens anzuſehen bleibt.

Seydlitz hielt ſeine Truppen noch zwei Tage bei Ober-Leitensdorf trotzig im Angeſichte des Feindes gelagert, der ſie weder zu verfolgen noch zu beunruhigen wagte, und den preußiſchen Huſaren das Feld ließ, ja bis gegen Prag zu ſtreifen nicht verwehrte; am 5. Auguſt aber ging Seydlitz nach Porſchenſtein und Kleiſt bis Böhmiſch-Einſiedel, Belling aber zur Beobachtung des Reichsheeres nach Zwickau zurück. Der Prinz von Stolberg rückte wieder vor, und ſtand am 11. Auguſt bei Hof, wo er den Befehl erhielt, durch Böhmen zu dem öſterreichiſchen Hauptheere zu ſtoßen. Er ſetzte ſich langſam in Bewegung, und Belling folgte ihm durch Böhmen im Rücken und zur Seite nach, das Land weithin durch ſeine Streifzüge beunruhigend und brandſchatzend. Seydlitz beobachtete mittlerweile zu Porſchenſtein den bei Töplitz ſtehenden Feind, und ging, als der Prinz von Löwenſtein durch die herankommenden Reichstruppen ſehr verſtärkt wurde, auf Befehl des Prinzen Heinrich am 2. September über die Mulde in das Lager bei Pretſchendorf zurück, wo ihm ſeine Stellung hinter dem rechten Flügel angewieſen wurde. Erſt am 6. September gelangte das Reichsheer, nach langwierigem und mühſamen Durchzuge durch Böhmen, in der Nähe von Dresden zur völligen Vereinigung mit dem öſterreichiſchen Heere, wo am folgenden Tage der General Graf Hadik, anſtatt Serbelloni's, der abberufen worden, den Oberbefehl übernahm.

Hadik übertraf ſeinen Vorgänger an kriegeriſcher Einſicht und Thätigkeit, und wollte den ſo viel ſchwächeren Gegner nicht in den Vortheilen laſſen, welche er nach und nach zu gewinnen gewußt. Nachdem er die ganze Stellung und Stärke der Preußen genau beſichtigt und erforſcht, hielt er für das Zweckmäßigſte, in ihre rechte Flanke eine anſehnliche Truppenſtärke vordringen zu laſſen, und zu gleicher Zeit die preußiſche Stellung von vorn durch vielfache Angriffe zu beſchäftigen, damit Prinz Heinrich, der nicht Truppen genug hatte nach zwei Seiten den Kampf aufzunehmen, den Rückzug wählen müßte. Prinz Heinrich aber war auf ſolchen Fall gefaßt, gab Seydlitz den Oberbefehl über den bedrohten rechten Flügel, und hielt die Truppen in Bereitſchaft, jeden Angriff kräftig zurückzuweiſen. Die Oeſterreicher griffen längs der ganzen Kette die preußiſchen Poſten an, und vom 27. bis 29. September fanden zahlreiche Gefechte Statt, in welchen die Vortheile und Nachtheile ſchwankten, wobei die Preußen doch großentheils ihre Stellung behaupteten. Seydlitz und Kleiſt, die mit 14 Bataillons und einiger Reiterei anfangs auf dem linken Ufer der Mulde ſtanden, wurden dort verdrängt, und rückten näher zu dem Prinzen Heinrich heran, der ſelber jedoch ſeine bisherige Stellung zu verlaſſen beſchloß, und am 1. Oktober ſein Heer in vier Truppenzügen auf das linke Ufer der Mulde führte, wo er bei Freiberg ein vortheilhaftes Lager nahm. Am 14. und 15. Oktober erneuerte Hadik ſeine Angriffe, und wandte ſeine Uebermacht beſonders gegen den rechten Flügel der Preußen, wo Seydlitz vergeblich mit ſchwachen Kräften widerſtand, und zuletzt den Feind ſchon völlig im Rücken hatte. Die Oeſterreicher blieben in dem errungenen Vortheil, und Prinz Heinrich mußte nach dem ſchlimmen Ausgange des Gefechts, in welchem er 10 Kanonen und 2000 Mann verloren hatte, am 16. Oktober in der Nacht abermals zurückgehen; jedoch nicht weit, er nahm ein Lager zwiſchen Reichenbach und Klein-Voigtsberg.

Die Preußen hatten einen Schlag erhalten, waren aber dadurch nicht außer Faſſung geſetzt, ſondern ſtanden geordnet und muthig zu neuem Kampfe bereit. Prinz Heinrich machte ſogar den Plan, in dieſelbe Gegend, die er hatte räumen müſſen, angriffsweiſe wieder vorzudringen, und den Feind hinauszuſchlagen. Die Oeſterreicher hielten ſich einige Zeit ruhig, und erwarteten eine Verſtärkung, welche Daun aus Schleſien ſchickte. Eben daher waren 20 preußiſche Bataillons und 55 Schwadronen unterwegs, welche der König ſeinem Bruder ſandte, allein der Prinz mochte ſie nicht abwarten, weil er den günſtigen Augenblick, der ſich ihm darbot, zu verſäumen fürchtete. Die Reichstruppen, bei welchen die ganze ſächſiſche Reiterei und 12,000 Oeſterreicher eingetheilt waren, hatten die Gegend von Freiberg beſetzt, und ihre durch die Oertlichkeit verurſachte Abſonderung, ſo wie ihre ſchlechte Beſchaffenheit und Führung, welche Hadik's Oberbefehl nicht zu ändern vermochte, gaben einem auf ſie gerichteten kühnen Unternehmen gute Ausſicht. Die Preußen nahmen eine feſte Stellung vor Freiberg, links durch die ſteilen Ufer der Mulde, rechts durch die tiefabgeſchnittene Asbach gedeckt, und ſchienen nur auf Vertheidigung bedacht. Doch am 28. Oktober traf Prinz Heinrich in aller Stille ſeine Anſtalten für den folgenden Tag. Die Verſtärkung aus Schleſien war nur wenige Märſche entfernt, allein bis zu ihrer Ankunft wären auch die Verſchanzungen, welche der Prinz von Stolberg zu ſeiner Sicherheit errichtete, fertig geworden, und dieſe mußte der Angriff noch unvollendet finden; und gleicherweiſe mußte man dem Eintreffen der öſterreichiſchen Verſtärkung zuvorkommen. Auch ſoll der Ehrgeiz des Prinzen Heinrich ihn beſtimmt haben, die Truppen aus Schleſien, welchen zugleich ein Günſtling des Königs, der Oberſtlieutenant von Anhalt, als kriegskundiger Rather und Leiter beigegeben war, nicht abzuwarten, um den Ruhm des Gelingens für ſich allein zu ärnten. Die kunſtvollen Anordnungen, durch welche der Prinz die Schlacht einleitete, werden als meiſterhaft gerühmt, und der glänzendſte Erfolg bewährte ſie. Am 29. Oktober frühmorgens rückte das Heer, 29 Bataillons und 60 Schwadronen ſtark, in 4 Truppenzügen vor; Seydlitz befehligte den rechten Flügel, welcher den entſcheidenden Schlag zu thun hatte, und Prinz Heinrich ſelbſt befand ſich bei dieſer Abtheilung. Der Feind ſtand mit 49 Bataillons und 78 Schwadronen vorwärts Freiberg, rechts an die Mulde gelehnt, links an den Spittelwald; die Anhöhen hatte er mit Geſchütz bepflanzt, die vorliegende Waldung durch Verhaue geſichert. Kleiſt eröffnete das Treffen mit der Vorhut, die anderen Truppen rückten in den vorgeſchriebenen Richtungen zum Angriff nach. In dem Spittelwalde, vor dem linken Flügel des Feindes, kämpfte man ſehr hartnäckig, und das Gefecht blieb hier eine Zeitlang zweifelhaft; das Kanonenfeuer wurde ebenfalls von beiden Seiten heftig fortgeſetzt. Als der rechte Flügel der

Preußen endlich die linke Flanke der feindlichen Stellung erreicht hatte, und zum Angriff links einſchwenken ſollte, entdeckte es ſich, daß der Feind noch weiter hinaus den Kuhberg mit ungefähr 6000 Mann beſetzt hatte, denen die Preußen, wollten ſie in ihrer begonnenen Bewegung fortſchreiten, nun ſelber die Flanke und den Rücken zuwenden mußten. Prinz Heinrich war einen Augenblick unentſchloſſen; Kleiſt aber verſicherte, wie er den feindlichen General von Meyer, der dort befehlige, kenne, werde dieſer höchſtens einige Kanonenſchüſſe, ſonſt aber nichts thun, und man könne getroſt an ihm vorbeimarſchiren; daher wurden ihm nur 4 ſchwache Bataillons und 6 Schwadronen auf der Höhe von St. Michael entgegengeſtellt, die ihn auch feſthielten, und die übrigen Truppen zogen vorwärts. Der Prinz von Stolberg, die Gefahr in ſeiner linken Flanke wahrnehmend, ließ ſein zweites Treffen dorthin vorrücken. Die ganze Linie war bald im ſtärkſten Kampfe. Die Oeſterreicher hielten gut Stand, und waren im Vortheile der Anhöhen. Prinz Heinrich, der zum erſtenmale als Feldherr eine Schlacht lieferte, glaubte dieſelbe ſchon verloren, weil das Vordringen ſo lange ſtockte; Seydlitz aber war gutes Muthes, und behauptete, die Sache ginge gut und müſſe gelingen. Da ſich indeß das Gefecht allzulang unentſchieden fortſetzte, ſo führte Seydlitz 2 Grenadierbataillone mit gefälltem Bajonet auf die Anhöhe der drei Kreuzer los, wo ungariſches Fußvolk ſtand; die feindliche Reiterei ſuchte mehrmals anzudringen, wurde aber jedesmal abgewieſen, und die preußiſchen Grenadiere rückten geſchloſſen aufwärts; inzwiſchen hatte Seydlitz, da ſich die feindliche Reiterei gerade weit genug abgewendet, auch einige Schwadronen Huſaren in die linke Flanke und in den Rücken des feindlichen Fußvolks vordringen laſſen, das er nun mit größter Heftigkeit von vorn angriff, und größtentheils gefangen nahm, die Flüchtlinge aber mit ſeinen Reitern bis an die Thore von Freiberg verfolgte. Nach dieſem wichtigen Erfolge wurden allmählig alle Stellungen des Feindes überwältigt; die ungeſtümen Anfälle der preußiſchen Reiterei ſchlugen das feindliche Fußvolk, das von ſeiner Reiterei verlaſſen war, in die Flucht. Der linke Flügel der Preußen gab den letzten Ausſchlag, wobei der damalige Rittmeiſter, nachherige Feldmarſchall, Graf von Kalkreuth, als Ueberbringer der Befehle des Prinzen ſich zugleich um ihre Ausführung großes Verdienſt erwarb. Der Prinz von Stolberg nahm mit ſeinen geſchlagenen Truppen die Flucht über die Mulde bis Frauenſtein. Er hatte an Todten und Verwundeten gegen 4000 Mann, und eben ſo viele an Gefangenen, nebſt 28 Kanonen und 9 Fahnen verloren. Der preußiſche Verluſt an Todten und Gefangenen betrug ungefähr 1500 Mann. Freiberg wurde von den Preußen beſetzt; der Feind übrigens nicht ſehr verfolgt, ſo eifrig auch Seydlitz ſich dazu erbot, indem Prinz Heinrich ſeine Truppen bei der Nähe Hadik's zuſammenhalten wollte. In den folgenden Tagen aber traten die Reichstruppen ihren weiteren Rückzug an, und überließen den Preußen das ganze Erzgebirge; Hadik hingegen zog ſeine Truppen bei Dresden zuſammen.

Die Schlacht von Freiberg war die letzte des ſiebenjährigen Krieges, und ſchloß denſelben für die preußiſchen Waffen auf das ruhmvollſte. In Anordnung dieſer Schlacht hatte Prinz Heinrich, in Ausführung derſelben Seydlitz das Hauptverdienſt, wie auch jener laut anerkannte, und unter den Geſchichtsſchreibern Warnery unumwunden ſagt. Beachtenswerth iſt hiebei noch, daß Seydlitz, wie überhaupt in dieſen letzten Feldzügen, ſo auch in dieſer Schlacht, nicht mehr bloß als Reitergeneral erſcheint, ſondern mehr als Kriegsführer im Allgemeinen, ja ſogar im Gegenſatze jenes eigenſten Berufes, an der Spitze des Fußvolkes anſtürmend gegen Fußvolk. Er beweiſt ſich hiedurch in der That als Feldherr, der nicht einer beſtimmten Waffe angehört, ſondern dem alle Truppengattungen brauchbar ſind. Allein, wie gewiß er dieſer höheren Sphäre einzurechnen ſei, ſo bleibt doch zu erkennen, daß er nur vermittelſt der Vollendung, die er als Reitergeneral beſitzt, in ſie hineinragt, und daß er ſeine glänzendſte Erſcheinung als dieſer gefunden hat. Wie groß auch ſein Verdienſt in dieſen letzten Feldzügen zu erachten, wie unentbehrlich ſolches Heldendaſein überhaupt geweſen ſei, damit hier die preußiſche Sache nur habe können erhalten und getragen werden, immer muß dies Spätergeleiſtete gegen das Frühere um vieles zurückſtehen, und den Seydlitz, der bei Roßbach und bei Zorndorf an der Spitze ſeiner Reitergeſchwader wie ein zürnender Kriegsgott über das Schlachtfeld ſtürmt, und die Schickungen des Tages im Augenblicke feſtſtellt, dieſe leuchtende Glanzgeſtalt ſehen wir freilich darauf nicht mehr. Irrig hat man der Vorausſetzung Raum gegeben, er ſei nicht mehr an Kraft und Feuer derſelbe geweſen, wie ſeinen Körper habe auch ſeinen Muth und Geiſt die erſchlaffende Krankheit gehemmt. Wir ſehen aber im Gegentheil überall, wo es Anſtrengung und Entſchloſſenheit gilt, ihn ſowohl in den letzten Kriegsereigniſſen, als in der nachherigen Friedenszeit, vollkommen rüſtig und bewährt. Der wahrnehmbare Unterſchied erhält ſeinen Aufſchluß von anderer Seite her. Nicht der einzelne Feldherr, der ganze Krieg war herabgekommen, der Kern des preußiſchen Heeres hingerafft, der Werth und ſelbſt die Zahl der früheren Streiter nicht mehr aufzubringen, der König ſelbſt im unabläſſigen Ringen gegen die Uebermacht faſt erſchöpft; die großen Schlachten lieferte nur noch die Noth; die Gelegenheiten, in welchen Seydlitz geleuchtet hatte, konnten nicht wiederkehren. Dem iſt ſchon viel vergönnt, der ein- oder zweimal im Leben zeigen kann, was er zu leiſten fähig iſt; da dies Vielen ſtets verſagt bleibt.

Die Verſtärkung aus Schleſien war am Tage nach der Schlacht bei dem Heere eingetroffen; am 6. November kam auch der König ſelbſt aus Schleſien in Meißen an, und beſah am 9. das Schlachtfeld von Freiberg, wo er nicht unterließ, ſeinem Bruder und den Generalen, die unter deſſen Oberbefehl die Sachen geführt, große Lobſprüche zu ertheilen. Inzwiſchen hatte Rußland Frieden mit Preußen, und Frankreich Frieden mit Großbritannien geſchloſſen; Oeſterreich aber, ſeiner Verbündeten theils beraubt, theils in Gefahr ſie zu verlieren, hatte wenig Neigung den Krieg allein fortzuführen. Gleich nach der Ankunft des Königs in Meißen geſchahen durch ſächſiſche Vermittelung öſterreichiſche Friedensanträge, welche günſtig aufgenommen wurden. Friedrich wünſchte auch ſeinerſeits eifrig die Beendigung eines Krieges, der keinen Gewinn mehr bringen konnte, und jetzt ohne weiteren Schaden, als den ſein Verlauf gebracht, ausgehen konnte. Um die mit Oeſterreich eingeleiteten Verhandlungen zu befördern, achtete er es nützlich, wenn durch raſchen Einbruch in die deutſchen Reichslande die bedeutendſten Reichsfürſten genöthigt würden, ihre Truppen von dem Reichsheere abzurufen, und unabhängig von Oeſterreich beſondere Verträge einzugehen, welches ſogar auch dieſer Macht, die ſich dann von läſtigen Verpflichtungen befreit ſah, insgeheim genehm war. Kleiſt war mit ſeiner Schaar in Böhmen bis Saatz eingedrungen, und mit Gefangenen und Beute zurückgekehrt. Jetzt ließ der König ihn mit 6000 Mann in Franken einbrechen, wo er ſo großen Schrecken verbreitete, daß der Reichstag zu Regensburg den preußiſchen Bevollmächtigten von Plotho um Schutz anrief, und die angeſehenſten Reichsſtände nicht zögerten, ihre Geſuche um Frieden einzureichen. Mit Oeſterreich war inzwiſchen ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen worden, während deſſen Friedrich am 3. Dezember einen Beſuch in Gotha machte. Eingedenk der früheren Waffenthat, durch welche Seydlitz auf dieſem Schauplatz das glänzende Vorſpiel der Schlacht von Roßbach geliefert hatte, wählte der König vorzugsweiſe ihn zum Begleiter dorthin, und das günſtigſte und zufriedenſte Vernehmen erwies ſich hiedurch ungetrübt. Am 15. Februar 1763 kam der Friedensvertrag auf dem Jagdſchloſſe Hubertusburg endlich zu Stande, und die Heere kehrten aus den Feldlagern in die heimathlichen Standorte zurück.

Aber nicht allen preußiſchen Kriegern, welche ſiegreich aus dem Felde kamen, war eine frohe Heimkehr zugedacht. Friedrich hatte neben den alten Stammtruppen ſeines Heeres im Laufe des Krieges eine beträchtliche Anzahl ſogenannter Freiſchaaren zugelaſſen, welche von einzelnen unternehmenden Offizieren errichtet wurden, und hauptſächlich auf deren perſönlichem Verdienſt und Glück beruhten. Dieſe Freibataillone und Freiregimenter, theils Fußvolk, theils Reiterei, hatten im Kriege vortreffliche Dienſte geleiſtet, ſich durch die größte Tapferkeit hervorgethan, und in den letzten Feldzügen nicht wenig zu den Erfolgen beigetragen, durch welche die preußiſche Sache in Augenblicken der größten Noth und Gefahr noch immer glücklich gerettet worden. Dennoch mußten dieſe Freiſchaaren, da im Frieden eine beträchtliche Verminderung des Heeres nöthig wurde, gleich die erſten Truppen ſein, zu deren Auflöſung geſchritten wurde. Die Mannſchaft wurde theils untergeſteckt, theils entlaſſen, die Offiziere faſt insgeſammt verabſchiedet. Dieſe tapfern Kriegsleute wollten verzweifeln, als man ihnen ihr Loos ankündigte; der Frieden nahm ihnen Unterhalt und Stand, ſchnitt ſie von der Vergangenheit wie von jeder Hoffnung ab. Seydlitz war mit den nach Schleſien beſtimmten Truppen kaum dort angelangt, als ihm die Abdankung der Freiregimenter zu Pferde aufgetragen wurde. Er ſuchte das harte Geſchäft durch möglichſte Schonung zu mildern, allein die Sache ſelbſt regte den bitterſten Unmuth auf; es entſtand eine Meuterei, die Gemeinen wollten zuſammenbleiben, und ſich der Auflöſung widerſetzen. Dies Vergehen wider die Kriegszucht mußte raſch unterdrückt werden. Seydlitz ſprengte ſogleich dahin, wo die Meuterer am gedrängteſten laut wurden, riß die Piſtolen hervor, und wollte eben den kecken Führer des Aufruhrs niederſchießen, als ihm ſein Adjutant Rittmeiſter von Tſchirske, dem er großes Vertrauen und Anſehen einräumte, den Arm hemmte, und ihm ſagte: „Wenn es geſchehen ſoll, ſo laſſen Ew. Exzellenz mich es thun!“ durch welches mahnende Wort Seydlitz ſeinen Zorn glücklich bemeiſtern ließ, und einer Uebereilung auswich, durch die nur noch mehr Unheil und Verwirrung entſtehen konnte. Die Auflöſung ging darauf ohne Blutvergießen von Statten, und Seydlitz bemühte ſich, das Schickſal der davon Getroffenen wenigſtens auf alle Weiſe zu erleichtern; die beſten Offiziere ſuchte er in beibehaltenen Regimentern unterzubringen, in ſein eigenes Küraſſierregiment nahm er drei derſelben auf, unter welchen der Lieutenant von Blankenburg, den er zu ſeinem erſten Generaladjutanten machte; für Andere wurden anderweitige Verſorgungen ermittelt.

In Ohlau, dem Stabsquartiere ſeines Regimentes, nahm Seydlitz ganz die frühere Lebensweiſe wieder auf, und nur der Umfang und die Bedeutung ſeines Verhältniſſes waren verändert, und erſtreckten ſich, da der König ihm bald nach dem Frieden das neuerrichtete Amt eines Generalinſpekteurs der in Schleſien ſtehenden Reiterei übertrug, durch die ganze Provinz. Doch für den Augenſchein mochte ſich hieraus wenig Unterſchied ergeben; zunächſt auf ſein Regiment angewieſen, und in dieſem wieder auf die Schwadron, welche in Ohlau ſtand, und deren Haltung, Dienſt, Exerziren und ſonſtiges Verhältniß ihn täglich unmittelbar anſprechen und beſchäftigen mußte, — wie ja der König ſelbſt einen ſolchen perſönlichen Bezug zu ſeinem erſten Bataillon Garde in Potsdam beſonders feſthielt und täglich ausübte, — war der General in dieſer Hinſicht nicht viel anders, als ein Major, der auch in ſeinem Bereiche faſt mit gleicher Macht und Selbſtſtändigkeit ſchaltete. Der Einfluß aber, welchen Seydlitz auch ſchon durch ſein bloßes Beiſpiel, als ruhmvoller Kriegsheld und vollkommener Meiſter und Führer alles Reiterweſens, auszuüben berufen war, mußte allerdings durch die ihm übertragene Generalinſpektion ungemein gehoben und gekräftigt werden. Ihm war durch dieſes Amt, welches eigentlich zwei Inſpektionen, die oberſchleſiſche und die niederſchleſiſche, zuſammenfaßte, die Aufſicht über 20 Schwadronen Küraſſiere, 10 Schwadronen Dragoner und 40 Schwadronen Huſaren verliehen. Jedoch war dieſes Verhältniß im Anfange weniger auf die Zwecke kriegeriſcher Thätigkeit, als auf die Vortheile gleichmäßiger und haushälteriſcher Verwaltung gerichtet. Der König wünſchte nach dem zerſtörenden Kriege dem Ackerbau und dem Gewerbfleiße bei ſeinen Unterthanen möglichſt aufzuhelfen, und daher ihre Kraft und Zeit für den Kriegsdienſt weniger in Anſpruch zu nehmen; daher mußte die Zahl der Ausländer im Heere vermehrt werden. Hiezu fand er neue Einrichtungen erforderlich, indem er weder die Anwerbung der Leute noch die innere Wirthſchaft in Betreff der Verpflegung den Regimentern wie bisher überlaſſen wollte. In dieſen Angelegenheiten ſollte ſtrenge Aufſicht und genaue Gleichförmigkeit Statt finden. Dieſe Neuerungen erregten großes Mißvergnügen, indem nicht nur der Nutzen und das Anſehen vieler Betheiligten dadurch gekränkt, ſondern auch manche Fürſorge und Thätigkeit geſchwächt wurde, welche bisher dem Ganzen erſprießlich geweſen, in den neuen Verhältniſſen aber auf die frühere Weiſe nicht zu fordern war. Seydlitz machte dem Könige hierüber die triftigſten Vorſtellungen, die ſich aber dem höheren Zwecke unterordnen mußten, und er kam ſodann in den Fall, als Generalinſpekteur dieſe Neuerungen theils einführen zu helfen, theils auf ihre ſtrenge Befolgung zu ſehen. Sein neues Amt aber war ſelbſt eine Neuerung, welche den Inhabern der Regimenter ſehr mißfiel, ja gegen die Ehre derſelben zu verſtoßen ſchien. Alte verdiente Generale, welche bisher in unmittelbarem Bezuge zu dem Könige geſtanden, von ihm ihre Befehle zu empfangen, ihm ihre Rechenſchaft abzulegen hatten, ſollten jetzt dieſen mit vollem Rechte höchſt wichtig erachteten Verkehr durch einen vielleicht jüngeren Kammeraden vermittelt ſehen, ſich von dem Könige gleichſam getrennt und einer Zwiſchenbehörde zugewieſen finden, für welche nicht immer Achtung und Vertrauen bereit ſein konnten. Manche Generale widerſprachen laut der neuen Anordnung, und ſuchten ſich ihr zu entziehen, oder die Wirkſamkeit derſelben zu hemmen und zu erſchweren. Seydlitz freilich, nachdem er einmal auf die Sache eingegangen, wenn ſchon vorher bedenklich und abrathend, war nicht der Mann, der die Befugniſſe ſeines Amtes hätte willkürlich beſchränken laſſen; ihn leitete kein ſelbſtiſcher Eigenſinn, aber durfte ihn auch nicht hindern; von den Höchſten wie von den Geringſten erzwang er die ihm gebührende Ehrerbietung und Folgſamkeit unfehlbar. Ihn unterſtützte hiebei vor Andern ſein anerkanntes Verdienſt, ſein Ruhm als Feldherr und der Glanz ſeiner Perſon; allein nicht minder das allgemeine in ſeinen ernſten Willen für das Rechte und Richtige geſetzte Vertrauen.

Beſonders war ſeine Reinheit von allem Eigennutz eine ſittliche Stärke, welche dieſen bei jedem Zuſammentreffen ſiegend niederſchlug. Er hatte ſich während des ganzen Krieges in dieſem Betreff vollkommen unbefleckt erhalten. Der Gelegenheiten ſich zu bereichern waren ihm viele dargeboten, andere konnte er leicht herbeiführen; er verſchmähte ſie aber nicht nur für ſich, ſondern auch im Allgemeinen zeigte er gegen alle Bedrückungen, Lieferungen und Kriegsſteuern, welche die feindlichen Lande treffen mußten, einen ſolchen

Widerwillen, daß der König niemals ihn mit Beitreibungen ſolcher Art beauftragen mochte. Von ihm wäre im ähnlichen Falle dieſelbe hartnäckige Weigerung zu erwarten geweſen, durch welche der General von Saldern die ihm vom Könige befohlene Aufräumung des Jagdſchloſſes Hubertusburg, wobei er ſich ſelber auch bedenken ſollte, geradezu von ſich wies. Seinen Truppen ebenfalls unterſagte er alle Gewaltthaten und Plündereien, und ſo ſehr beſonders bei der leichten Reiterei die Kriegsbeute zum Anreiz der Kühnheit und Tapferkeit dienen durfte, ſo ſtreng wachte er darauf, und machte es zum Ehrenpunkte ſelbſt für den gemeinen Reiter, daß nur die dem Feinde und zwar durch Kampf abgenommene Beute des Kriegers würdig ſei. In dieſer Denkart ſtimmte er beſonders mit dem Prinzen Heinrich überein, der zwar genöthigt war, mit ſeinem Heere größtentheils auf Koſten der ſächſiſchen Lande zu leben, und bei den Entſendungen nach Böhmen und Franken viele Brandſchatzungen und Plünderungen mußte geſchehen laſſen, deren Ertrag großentheils dem Allgemeinen entzogen blieb, allein bei jeder Gelegenheit erklärte der edle Prinz ſeinen Abſcheu gegen dieſe Handlungsweiſe, und als nach der Schlacht von Freiberg die aus Schleſien von dem Fürſten von Neuwied herbeigeführten preußiſchen Verſtärkungstruppen anlangten, welche auf ihrem Marſche durch Sachſen überall ſchlecht gehauſt und ihren Weg durch die größten Ausſchweifungen bezeichnet hatten, empfing er den General und die Offiziere mit der ſtrengen Anrede, ihr Zug ſei dem von Räuber- und Diebsbanden, nicht aber dem einer Kriegsſchaar gleich geweſen. Nicht alle Truppenführer damals im preußiſchen Heere, aber viele ſeiner erſten Generale waren dieſer würdigen Geſinnung, die dem Kriegerſtande keinen andern Gewinn zugeſteht als den Ruhm, welchen die That, und die Belohnung, welche der Fürſt verleiht; ſchöner aber hat dieſe Geſinnung ſich ſelten bewährt als in Keith, der ganz Böhmen gebrandſchatzt hatte und bei ſeinem Heldentode im nächſtfolgenden Jahre kaum 70 Dukaten hinterließ, und in Seydlitz, dem ähnliche Gelegenheit reichlich geboten war, und an deſſen Namen in Betreff der Uneigennützigkeit und Großmuth niemals ein Zweifel gehaftet hat. Daß Seydlitz ſeinen Vermögensumſtänden keine Sorge widmete, wußte der König zu gut und ſicher, um nicht ſelbſt einen Theil dieſer Sorgen zu übernehmen. Noch während des Krieges hatte er ihn zum Droſt von Blotho ernannt, womit ein jährliches Einkommen verbunden war. Auch empfing Seydlitz, gleich anderen Generalen, deren Verdienſt bei dem Könige Anerkennung und Gunſt erlangt hatte, von Zeit zu Zeit bei gelegenen Anläſſen kleine Geldgeſchenke. Späterhin belief ſich das Dienſteinkommen, welches er als General, als Inhaber eines Regiments und als Inſpekteur der Reiterei bezog, auf ungefähr 15,000 Thaler jährlich, und dieſe Summe war gewiß hinlänglich, um davon jeden ſeiner Lage nöthigen Aufwand und wünſchenswerthen Glanz reichlich zu beſtreiten. Allein der König wollte noch mehr für ihn thun, und als Seydlitz das Gut Minkowsky bei Namslau mit ſeinen großen der Jagdluſt beſonders günſtigen Forſten ankaufte, und daſelbſt ein Schloß erbaute, ſchenkte der König ihm dazu 20,000 Thaler. Auch erlaubte er ihm, zur beſſern Benutzung der zu dem Gute gehörigen Waldung, das darin geſchlagene Holz auf dem Königlichen Flößbach unentgeldlich abzuſchwemmen.

Wie unter dem alten Deſſauer die kleine Wieſe bei Halle der Lehrboden des preußiſchen Fußvolks geworden war, ſo wurde jetzt Ohlau die Pflanzſchule der preußiſchen Reiterei. Sein eigenes Regiment erhob ſich als das Vorbild aller anderen. Von der geringſten Uebung der Waffen, dem kleinſten Anfange des Reitens, bis zu dem vollſtändigſten Felddienſte und den wichtigſten Ausführungen im Großen, war alles von ihm ſtreng angeordnet, genau beaufſichtigt, in folgerichtigem Zuſammenhang erhalten. Das ganze Regiment, Gemeine und Offiziere, ritt in gleichmäßiger Weiſe, nach einer und derſelben Vorſchrift, raſch, leicht, gewandt, mit größter Kühnheit und Sicherheit. In der heftigſten Bewegung müßte der einzelne Reiter und ganze Schwadronen die vollkommenſte Gewalt über ſich haben, jedem Winke des Befehls augenblicklich folgen können, den vollen Ungeſtüm der Roſſe loszulaſſen und zu beherrſchen wiſſen. Die Verwegenheit des Reiters wurde bis zur Tollkühnheit getrieben, und kein Unglücksfall geachtet. Die Einweihung der Neulinge geſchah durch harte Prüfungen. Kam ein rüſtiger Burſche als Rekrut, oder trat ein derber Junker ein, — denn unanſehnliche und ſchwache fanden gar nicht Aufnahme, — ſo wurden ſie auf ungezähmte Pferde geſetzt und mit dieſen im Dahinrennen über Stock und Stein dem Schickſal Preis gegeben; wer den Hals brach oder ſonſt zu Schaden kam, von dem war weiter nicht die Rede; wer dieſe erſte wilde Probe beſtand, und ſitzfeſt und unverzagt blieb, der wurde zu geregelteren zugelaſſen. Hieraus ergab ſich bald, daß im Regimente, und beſonders in der erſten Schwadron, nur die erleſenſten, muthigſten Reiter zu ſehen waren, und jeder Gemeine im ſtolzen Bewußtſein ſeines Werthes die Art und das Anſehen eines Offiziers hatte, dem Offizierkorps aber kein anderes zu vergleichen war. Wie weit der Meiſter ſeine Jünger in kriegeriſchen Kunſtübungen gebracht, zeigt folgendes Beiſpiel, dem faſt jeder Tag ähnliche zur Seite ſtellen konnte. Der König hatte eine Anzahl Reiteroffiziere der märkiſchen Inſpektion nach Ohlau geſchickt, um Seydlitzens Exerzirart ſich anzueignen. Der General ließ erſt ſie ihre Künſte darthun, und gab ihnen eine Schwadron zu exerziren, allein es ging ſchlecht, und er endete den Verſuch alsbald, indem er ihnen zugleich ankündigte, am anderen Tage wolle er ihnen zeigen, wie Reiterei exerziren müſſe. Er führte ſeine Leibſchwadron perſönlich an, und hatte ihr für dieſen Tag ſeine beſten Offiziere zugetheilt. Die Schwadron hielt auf dem Markte, dort wurde das Gewehr aufgenommen, dann zu Dreien rechts abgebrochen, und im Trabe auf den Exerzirplatz marſchirt. Hier wurden alle möglichen Uebungen im ſchnellſten Tempo durchgemacht, und darauf im Trabe wieder abgezogen. Anſtatt aber gleich in die Stadt zurückzukehren, führte Seydlitz ſeine Reiter in den Ohlaufluß hinein, ließ im Waſſer die Schwadronen formiren, dann wieder zu Dreien abbrechen und ſo zum Marktplatze reiten, wo in Zügen aufmarſchirt und mit dieſen dann wieder in der Art eingeſchwenkt wurde, daß der vierte und dritte Zug zwiſchen das Rathhaus und die linke Häuſerreihe, der zweite Zug zwiſchen Rathhaus und Hauptwacht, und der erſte Zug zwiſchen dieſe und die rechte Häuſerreihe zu ſtehen kam. Nun ließ er in geſtrecktem Laufe die Schwadronen formiren, vorrücken, und als er Halt rief, ſtand die Schwadron geſchloſſen und gerichtet vor ſeinem Quartier. Die fremden Offiziere ſtaunten und bewunderten; ſolche Schnelligkeit und Meiſterſchaft war nie geſehen worden, jede Bewegung war vollſtändig gelungen. Da lächelte Seydlitz vergnügt, und ſagte: „Meine Herren, ich habe ihnen zeigen wollen, was Reiterei zu leiſten vermag, wenn Fleiß und guter Wille da iſt.“ Er dankte ſeinen Offizieren für ihre Aufmerkſamkeit, und gab den Küraſſieren zur Belohnung einen Ball, bei welchem es an keinerlei Bewirthung fehlen durfte.

Die ſchönſten und tüchtigſten Jünglinge aus den vornehmſten Häuſern des In- und Auslandes drängten ſich zu dieſem Regiment, und da die beſchränkte Zahl der Offizierſtellen für die Menge nicht ausreichte, ſo mußten viele ſich begnügen, nur als Freiwillige einzutreten. Die jungen Edelleute, reich ausgeſtattet, kraftvoll und eifrig, wetteiferten in ſtrengen Leiſtungen, die leicht wieder zu einer Art Ueppigkeit wurden; der Ruhm, die ſchönſten Pferde zu haben, ſtellte ſich neben den, ſie am kühnſten und geſchickteſten zu gebrauchen, der Glanz und Schmuck einnehmender Erſcheinung neben den ehrbaren Stolz kriegeriſcher Haltung. Der mäßigende Zügel, welchen der Krieg durch ſeine Gefahren und Zwecke dem Uebermuth auferlegt, fehlt im Frieden, und dieſelben Kräfte, welche dort die vortrefflichſten ſind, werden hier oft als die tadelnswürdigſten erſcheinen müſſen; Auszeichnung und Vorzug werden auch in eitlem Prunk, in ſtutzerhafter Uebertreibung, in wilder Ausgelaſſenheit geſucht. Die Offiziere von Seydlitz blieben in dieſer Art nicht zurück, allein entgingen auch hiebei harter Strenge nicht, die ſie zum Theil freiwillig übernahmen. Da man auf knappe, enganliegende Bekleidung hielt, ſo wurde keine Pein geſcheut, um ſich in dieſe einzuzwängen. Die Uebertreibung wird durch die Sage bezeichnet, welche ſcherzhaft-ſpöttiſch erzählt, daß die Seydlitz'ſchen Offiziere, um ihre ledernen Beinkleider anziehen zu können, in die naß aufgehängten hineinſteigen, und dann darin hängend ſtundenlang abwarten mußten, bis ſie völlig in dieſe Behautung hinabgeſunken waren, die dann freilich, nachdem ſie auf dem lebenden Körper trocken geworden, dieſem wie angegoſſen war, und jede ſchöne und kraftvolle Form zeigte. Wir geben die Sage, wie ſie noch umgeht, und laſſen dahingeſtellt, ob ein oder mehrere Beiſpiele ſolchen Verfahrens jemals vorgekommen. Daß in Ohlau nicht alles Stutzerhafte vermieden, ſondern durch Seydlitz manches der Art geduldet, ja ſogar veranlaßt worden, iſt aus mancherlei Nachrichten, wie auch aus ſeinem Karakter, mit Grund anzunehmen.

Dieſe leichtfertige Rüſtigkeit erſtreckte ſich aber nicht nur auf unweſentliches Aeußere, ſondern wurde nicht minder in ernſtlicheren Beziehungen verſpürt. Des Generals eigner Hang begünſtigte gegen ſeine Abſicht Anordnungen, die dann ihn ſelber hart betrafen. Er führte von ſeinem großen Einkommen einen reichlichen Haushalt, bewirthete gern ſeine Offiziere, und fremde Gäſte durften jederzeit einſprechen. Seine Gattin liebte muntern Umgang, geſellige Luſtbarkeit und zerſtreuungsvollen Wechſel. Er ſelber mag, um vorübergehender Neigungen willen, die ihn augenblicklich anzogen, die häuslichen Verhältniſſe mehr als billig verabſäumt, und ſcheint von kleinen Uebelſtänden, deren Erörterung auch ihm empfindlich geworden wäre, gern hinweggeſehen zu haben. Den Geſellſchaften, welche ſich bei ſeiner Frau verſammelten, entzog er ſich bald nach der erſten Begrüßung; an den Konzerten, Spazirfahrten und Feſtlichkeiten, welche ſie mit der jüngern Welt genoß, nahm er keinen Theil, ſondern ritt lieber in's freie Feld, auf die Jagd, oder ſaß auf ſeinem Zimmer, wo er Tabak rauchte, und des Geſprächs leicht entbehrte, oder genug hatte, wenn es mit einem Tabacksgenoſſen dann und wann ein Wort zu wechſeln gab. So geſchah es, daß die leichtſinnige Frau den Umgang jüngerer Offiziere, der ſich ihr ſo bequem darbot, bald ſehr angenehm fand, und da ſie gleicher Sinnesart begegnete, und jeder Strebende, wie in andrem Ruhme, ſo auch in dem der Liebesabentheuer, ſich ein Seydlitz zu ſein wünſchte, ſo konnte es an ärgerlichen Vorgängen nicht mangeln, wobei die Ehre des Generals zu leiden hatte. Das Aergerniß dieſer Aufführung wurde zuletzt ſo öffentlich, daß eine Scheidung erfolgen mußte, nachdem die Ehe kaum vier Jahre gedauert. Frau von Seydlitz begab ſich nach Berlin, zwei Töchter, welche ſie geboren hatte, blieben bei dem Vater, der ſich indeß wenig um ſie bekümmern konnte, und ein ſo geringes Vertrauen in ihre Zukunft ſetzte, daß er an dem Morgen ſelbſt, da die Mutter abreiſte, und die ältere Tochter heftig weinte, weil ihre Berliner Porzellantaſſe mit eingepackt worden, und nur eine von Fayence für ſie hingeſtellt war, die ihm berichtete Klage mit den Worten abfertigte: „Das iſt dummes Zeug! wer weiß, ob ſie nicht noch einmal froh iſt, wenn ſie nur aus einer Plätſche von Bunzlauer Thon noch frühſtücken kann!“ Das häusliche Mißgeſchick wurde von Seydlitz gleichgültig ertragen, und leicht vergeſſen; doch vermehrte daſſelbe ſeine Abneigung gegen geräuſchvolle Geſellſchaft und gegen das Leben in der Hauptſtadt und am Hofe; er zog ſich nur um ſo lieber in ſeine ſoldatiſche Abgeſchloſſenheit zurück, deren ſcheinbare Langweile für ſeinen Geſchmack noch Reiz und Anmuth genug einhüllte. Die Umgegend gewährte ſeiner Leidenſchaft zur Jagd reiche Gelegenheit, und auch die fehlte nicht, welche ſeinem guten Glücke bei Frauen förderlich ſein konnte. In Betreff des letztern war er ſelber nicht ſehr ſchwierig, und ſuchte weder Feinheit noch Eleganz; ihn reizte ein volles friſches Aeußere, ein zierlich weißgekleideter Fuß; derbe Natur und einfacher Sinn genügten ihm.

Die kühnen Reiterübungen, welche Seydlitz auch für ſeine Perſon fortſetzte, und bei denen er ſelber alles wagte und ausführte, was er ſeinen Untergebenen zu leiſten auferlegte, liefen nicht immer glücklich für ihn ab. Er hatte im Jahre 1765 bei Liſſa, wo der König Truppenſchau hielt, den Unfall mit dem Pferde ſo gefährlich zu ſtürzen, daß er im erſten Augenblicke für todt gehalten wurde, und längere Zeit ohne Bewußtſein blieb. Der König kam ſchleunigſt herbei, ſtieg vom Pferde, und freute ſich der Nachricht, daß wieder Lebenszeichen ſichtbar würden, er ließ ſeinen eigenen Wagen aus dem Hauptquartier herbeiſchaffen, und ſandte einen Pagen nach Breslau, um den berühmteſten Arzt von dort zu holen. Als der Zuſtand wieder Hoffnung gab, aber dennoch mit Gefahr verbunden blieb, und Seydlitz zwar aufblickte, jedoch nicht ſogleich die Sprache wiederfinden konnte, wurde der König ſo gerührt, daß er ſich wegwenden mußte. Er fand ſich ſodann jeden Tag, den er noch hier verweilte, perſönlich zur Nachfrage ein, wie es dem Kranken ergehe, beſprach mit den Aerzten umſtändlich die Bedeutung des Falles und die Zweckmäßigkeit der vorgeſchlagenen Mittel, und empfahl, als er wegreiſen mußte, noch ſcheidend die fürſorglichſte Behandlung. Seydlitz genas bald wieder, ließ aber durch ſeinen Unfall ſich nicht abſchrecken, ſondern trieb ſein verwegenes Reiten noch wie vor. Er wiederholte ſogar die Wagſtücke ſeiner Jugend, und ritt als General, wie ſonſt als Page, zwiſchen umlaufenden Windmühlenflügeln durch; ſein Gefolge that es ihm dann ſogleich nach. Einſt traf er in der Gegend von Ohlau beim Spazierenreiten auf eine Halbkutſche, die ſehr langſam im Sande hinfuhr, ein Landprediger und deſſen Frau ſaßen darin; Seydlitz betrachtete das Fuhrwerk, deſſen Vordertheil ſehr geſtreckt war, und alſo zwiſchen Kaſten und Kutſcherbock einen ziemlichen Raum gab; der muntre Reiter beſinnt ſich nicht, giebt ſeinem Pferde die Sporen, und ſetzt über den Wagen hinaus, alle ſeine Begleiter ebenſo hinter ihm drein, zum großen Schrecken der darin Sitzenden, die aber ganz unbeſchädigt blieben. Wer ſich ſelbſt in dieſer Art nicht ſchonte, von dem war auch für Andre keine zarte Beſorgniß zu erwarten. Jeder Gefahr zu Pferde mußte der entſchloſſene Reiter unverzagt entgegenſehen, und nur ſie zu überwinden ſtreben, nicht aber ſie vermeiden. Die Unglücksfälle häuften ſich, allein Seydlitz achtete ihrer nicht, ſondern hielt ſie für Opfer, die der Kriegsdienſt auch dem Frieden auferlege. Als der König ihn einmal fragte: „Seydlitz, wie kommt es, daß bei Seinem Regimente ſo viele Leute den Hals brechen?“ antwortete er: „Ew. Majeſtät dürfen nur befehlen, und es ſoll nicht wieder kommen, aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet.“ Die Miniſterin von Schlabrendorf, welche ihre Angſt nicht verhehlte, daß ihr Sohn durch das tolle Reiten, von dem ſie mit Entſetzen hörte, ein Unglück nehmen könnte, tröſtete er auf andere Weiſe: „Ihro Exzellenz können ruhig ſein, ſagte er, einen Kornet und eine Katze kann man vom Thurme herabwerfen, ſie brechen nicht gleich den Hals.“ Die Jagd gab noch beſondern Anlaß zu mannigfachen Fährlichkeiten, denen ſich niemand ohne Schande entziehen durfte; den jüngern Offizieren war es ſo reizend als ehrenvoll, daran Theil zu nehmen; nächſt ſchönen Pferden hielt man gute Jagdhunde in hohem Werth; die des Generals waren ſo abgerichtet, daß ſie auf's Pferd apportirten. Im Schießen mit der Büchſe und mit Piſtolen, worin Seydlitz ſowohl zu Fuß als zu Pferde die größte Fertigkeit hatte, wurde gleicherweiſe vieles gewagt, das Leben in die Geſchicklichkeit der eignen oder fremden Hand geſetzt; es wird verſichert, Seydlitz ſei eben ſo erbötig geweſen, einem guten Schützen einen Thaler als Zielſcheibe zwiſchen den Fingern hinzuhalten, als ſelber darauf zu ſchießen. Dem Glöckner in Ohlau, der eine kleine am Rathhauſe hängende Glocke täglich dreimal läuten mußte, ſchoß er von ſeinem Fenſter aus nicht ſelten den Strick entzwei; Thonpfeifen, in die Erde geſteckt, pflegte er zu kleinen Stücken nach und nach abzuſchießen.

Ueber die Art, wie Seydlitz den Dienſt behandelte, geben folgende Regiments- und Inſpektionsbefehle, die von ihm ausgegangen ſind, ein noch glücklich aufgefundenes, den meiſten Leſern gewiß willkommnes Zeugniß. Am 20. Januar 1766 erließ er nachſtehende Ermahnung: „Alle Kommando's ſollen von den Chefs der Kompanieen genau durchgeſehen werden, ob ſo geſattelt, gepackt, gezäumt, und die Bügel ſo geſchnallt ſind, wie es im Regiment üblich iſt. Da ich wahrnahm, daß ſchon wieder viele Leute zu kurz reiten, ſo muß durchgängig darauf geſehen werden, daß die Bügel ſo lang, daß die Leute auf dem Sattel nicht wie auf einem Polſterſtuhl ſitzen, ſondern die Füße beinah gerade herunter haben. Aufgeſchweiſt ſoll niemals werden, als bei ſehr kothigem Wetter. Bei jedem neuen Licht ſollen die Schweiſe verſchnitten werden, und darauf geſehen, daß ſie nicht durch Kämmen oder anderes ungeſchicktes Reinmachen ruinirt werden. Die Rekruten ſollen nicht eher auf die Pferde gebracht werden, bis ſie zu Fuß fleißig ausgearbeitet ſind, und nicht eher mit dem Karabiner exerziren, bis ſie ſo ſtehen und marſchiren können, wie es ſein ſoll. Wenn ſie anfangen reiten zu lernen, ſoll ſolches ſo lange ohne Bügel geſchehen, bis ſie eine untadelhafte Poſitur haben. Ueberhaupt wird nochmals erinnert, daß die Herren Offiziers ſich alle mögliche Mühe geben, den Bauer aus dem Gemeinen und Unteroffizier zu bringen, und ſelbigen ſoviel Ambition als möglich einprägen, indem man nicht eher einen Reiter vor einen ausgearbeiteten Soldaten paſſiren laſſen kann, bis er außer dem Gewehr und ohne die Gegenwart ſeines Offiziers wie ein rechtſchaffener ordentlicher Menſch ausſieht. Die Herren Offiziers werden ſich bemühen, ihre Leute gänzlich ausgearbeitet zu haben, ehe das Frühjahr anfängt, damit alsdann gleich eine jede Garniſon in Einem Gliede zuſammen exerziren und marſchiren kann, und daß nicht mit dem, was in der Garniſon ſchon hätte fertig ſein ſollen, erſt der Anfang gemacht werden muß, wenn das Regiment zuſammenkommt, wie im vorigen Jahr.“ Dieſe Sorge, daß der Soldat durch ſein Aeußeres als ſolcher unter allen Umſtänden erkennbar und ausgezeichnet ſei, erfüllte den General in dieſer Zeit ſehr lebhaft, denn gleich am folgenden Tage hieß es abermals: „Da ich von Zeit zu Zeit Beurlaubte ſehe, die durch nichts von Bauern unterſchieden werden, als daß ſie einige wenige Montirungsſtücke von der Königlichen Montirung anhaben, und die ſo unwiſſend ſind, daß ſie nicht einmal den Namen ihres Kompaniechefs angeben können, ſo bin ich gezwungen, die Herren Chefs der Regimenter hiedurch zu erinnern, ihre unterhabenden Regimenter ſowohl ſelbſt zu revidiren, als auch durch die Stabsoffiziere den Königlichen Befehlen gemäß von Zeit zu Zeit bereiſen zu laſſen, und nachzuſehen, ob nicht einige von denen Herren Rittmeiſters vielleicht alles beurlauben, was nur auf Urlaub gehen will, wovon denn nothwendigerweiſe die Folge wäre, daß nach ſo langem Frieden ſich Leute bei denen Eskadrons finden würden, die bei einmal entſtehendem Marſch nicht die geringſte Kenntniß von ihrer Schuldigkeit gegen den Feind hätten. Die Herren Stabsoffiziere und Kommandeurs werden ſich alſo bemühen, und ihre untergebenen Offiziers dazu anhalten, daß ſie ihre Leute ausarbeiten, einen zu der Eskadron kommenden Rekruten nicht ſogleich beurlauben, ſondern ihn erſt zum Soldaten machen, weil ſonſt bei entſtehender Augmentation die Regimenter ſtark an Köpfen, an brauchbaren Leuten ſchwach ſein würden. Die Beurlaubten ſollen alle Monat durch einen Unteroffizier revidirt werden, und muß der hiezu Kommandirte nicht nach der Tour, ſondern ein verſtändiger Menſch genommen werden, der den Leuten ſagen kann, wie ſie ſich auf Urlaub als Soldaten zu konduiſiren haben. Denen Herren Stabsoffiziers wird es von Alters bekannt ſein, wie des Königs Wille iſt, und wie es auch allemal ſonſt in der preußiſchen Armee der Brauch geweſen, daß ein Beurlaubter, des Sonntags und wenn er nicht in Arbeit, derſelbe nicht anders als in kompletter Montirung und mit Seitengewehr ſich in Städten und Garniſonen hat dürfen ſehen laſſen. Ein jeder kommandirende Offizier in der Garniſon, wo er ſteht, wird darauf halten, daß dieſer Ordre gehörig nachgelebt wird, und daß die Reiter, Dragoner und Huſaren von denen in Schleſien ſtehenden Regimentern, in ihren reſpektiven Garniſonen, des Sonntags, und wenn ſie außer in Arbeit zu ſein hereinkommen, nicht in einem der preußiſchen Armee ſo deſpektirlichen Aufzug ſich ſehen laſſen. Ich bin verſichert, daß, da mein unterhabendes Regiment bisher des Königs Zufriedenheit erworben, es auch ſelbige zu konſerviren, und das Vorſtehende auf das genaueſte zu obſerviren, bemüht ſein wird."

Merkwürdig durch die Genauigkeit, und man könnte faſt ſagen Naivetät ſeiner Beſtimmungen, iſt auch ein ſpäteres Befehlſchreiben an den Major von Minkwitz in Strehlen, welches alſo lautet: „Ew. Hochwohlgeboren werden die Güte haben, das Regiment zu bereiſen, und Nachſtehendes in Erfüllung zu ſetzen. Ein jeder Offizier vom Erſten bis zum Letzten ſoll ſich in die Umſtände ſetzen, daß er zum etwa einmal ſich ereignen könnenden Marſch bis auf die Packpferde alles in gehöriger Bereitſchaft habe, und werden Ew. Hochwohlgeboren ſich bei denen Subalterns die Packſättel und Zubehör vorzeigen laſſen, und mir anzeigen, bei welchem es nicht in gehörigen Umſtänden. Vom 1. April an ſoll kein Offizier meines Regiments in und außer dem Dienſt andere Stiefeln als Montirungsſtiefeln mit Stülpen tragen, deßgleichen ſoll ein jeder Offizier den 1. Mai einen Sürtoutrock haben, mit weißer Serge gefüttert, von der Weite, daß er ihn über das Kollet ziehen kann; Knöpfe, Aufſchläge, Kragen, alles accurat ſo, wie ich mir einen bei dem Schneider Lange habe machen laſſen. Zwiſchen Futter und Tuch kann ſich ein jeder etwa Flanell, Frieß, oder was er will, ſetzen laſſen, das Aeußere aber, und was zu ſehen iſt, muß gänzlich egal ſein bei einem wie bei dem andern; indem ich das Differente im Regiment vom Erſten bis zum Letzten abſolument nicht ferner ſtatuiren werde, weil ich ſehe, daß bei fernerer Nachſicht das Regiment ſo ſcheckig werden wird, als wie es ſich vor ein preußiſches Regiment nicht ſchickt. Außer dieſem befehle ich ferner, daß bei Wachen, Exerziren und allem andern Dienſt die Offiziere eiſerne Sporen haben, und die ſilbernen bis auf weitere Ordre nur zur Revue bleiben ſollen. Der Herr Obriſtwachtmeiſter werden den Chefs der Kompanieen ſagen, daß ſie vorzüglich dafür ſorgen ſollen, daß die Sattelbäume, in denen Kompanieen ſowohl, als von der Augmentation, von der Art ſeien, daß nicht auf dem erſten Marſch, ſchon viele brechen, und das Regiment gedrückte Pferde bekommt, deßgleichen, daß Karabiner und Piſtolen in ſolchem Stande, daß ohne einen beſondern Zufall ein jedes Stück gewiß losgeht; alles dieſes verſteht ſich von der Augmentation ſo gut als wie von der Kompanie. Ich werde im Frühjahr ohnvermuthet die Garniſons bereiſen, Sättel und Gewehre beſehen, und von demjenigen Chef der Kompanie einen ſchlechten Begriff haben, der die eſſentiellſten Sachen negligirt. Unter dieſe eſſentiellen Sachen gehören diejenigen Decken mit, ſo die Piſtolenhalfter zudecken, und daß ſolche in der Art ſeien, daß die Piſtolen vom Regen nicht naß werden. Die Proviantwagen, Geſchirre, und alles was dazu erforderlich, werden der Herr Obriſtwachtmeiſter gleichfalls ſich vorzeigen laſſen, und mir melden, wo Sie es nicht in denen Umſtänden finden, daß es alle Augenblicke gebraucht werden kann. Vor ein paar Jahren habe ich ſchon befohlen, daß meine Ordres jeder Offizier wiſſen ſoll, ich wiederhole ſolches nochmalen; ſie haben die Ehre des Regiments und des Königs Dienſt zum Grunde, und da ich die Ehre habe, größtentheils Leute von einer wahren Ambition zu kommandiren, ſo hoffe, daß ein jeder in ſeinem Fach ſich bemühen wird, um dasjenige zu bewirken, was zur Erhaltung der alten Reputation des Regiments nöthig iſt.“

Zum Beſchluſſe möge hier noch ſtehen, was Seydlitz nach der letzten Truppenſchau, der er beigewohnt, in dieſer Art ergehen ließ: „Da ich bei der letzten Revue — ſo beginnt der Befehl — einige Flanquers geſehen, die ihre Sache ziemlich mit der Adreſſe machen, wie ein ſchleſiſcher Bauer, wenn er als Hochzeitbitter ſeine Piſtolen abfeuert, und ich daher glauben muß, daß die Königlichen Ordres, nach welchen Küraſſiers, Dragoner und Huſaren, einzeln Mann vor Mann ausgearbeitet werden ſollen, und wie ihnen der Gebrauch des Karabiners, der Piſtolen und Degens gewieſen werden muß, von Einigen vergeſſen, von Andern vielleicht nicht einmal geleſen, ſo wiederhole es ernſtlich nochmals, daß alle Ordres, die in dieſer Art an die Regimenter kommen, einem jeden Offizier bekannt gemacht werden ſollen und müſſen, und daß die Herren Stabsoffiziere ſich bei Bereiſung der Regimenter genau erkundigen, ob ſolches befolgt worden. Es iſt des Königs Wille, daß kein geſund Pferd zwei Tage im Stall ſtehen ſoll, und daß beſtändig darauf gedacht werde, wie man den Soldaten adroiter und gewiſſer in dem Gebrauch ſeines Pferdes und Waffen mache. Ich erſuche demnach alle Stabsoffiziere, diejenige Einrichtung im Regiment zu machen, daß beſtändig an der Verbeſſerung deſſelben gearbeitet werde, und daß die jungen Offiziers nicht ſo entſetzlich unbeholfen wie bisher bei denen Evolutions ſeien, die ohnvorhergeſagt exerzirt werden müſſen. Ein jeder Kommandeur wird an mich durch Ordonnanz alle vierzehn Tage einen Rapport ſchicken, was im Regiment in denen verfloſſenen vierzehn Tagen in jeder Garniſon zur Erreichung Seiner Majeſtät Willens gemacht worden.“

Aus der Schilderung des Karakters und Lebens unſres Helden, welche der Hauptmann von Blankenburg entworfen, fügen wir den eben mitgetheilten Beſonderheiten den allgemeineren Umriß hinzu, in welchem dieſer achtbare Vorgänger, deſſen eignen Worten hier der Raum nicht fehlen ſoll, die erwähnten Bezüge zuſammenfaßt. Er ſagt: „Die Art mit welcher Seydlitz die Regimenter behandelte, die Nachſicht und Schonung, mit welcher er ihre Fehler rügte und ihre Mängel und Unvollkommenheiten bemerkte, erweckte denn ſo ſehr ihren guten Willen, ſolchen ſelbſt abzuhelfen, als die Einſicht, mit welcher er ihnen die Urſachen davon, und die Mittel zu ihrer Verbeſſerung zeigte, ſie in den Stand ſetzte, ihnen abhelfen zu können. Die Uebungen, welche er bei Bereiſung einzelner Schwadronen und ganzer Regimenter machen ließ, enthielten gleichſam die Keime der Vollkommenheit aller militairiſchen Uebungen, und öffneten gleichſam den Verſtand über das, was vorzüglich betrieben werden mußte. Für ein Regiment zum Beiſpiel, von welchem er glaubte, daß es nicht kühn und entſchloſſen genug ritte, wählte er auf dem Uebungsplatze gerade denjenigen Theil deſſelben, welcher die mehrſten Ungleichheiten, abwechſelnde Höhen und Thäler, oder andere Schwierigkeiten darbot. Denjenigen Offizieren, deren Dienſteifer und Rechtſchaffenheit er kannte, bezeigte er, auch wenn ſie nicht durch außerordentliche Talente ſich auszeichneten, vorzüglich Achtung und Zutrauen, und ſogar eine freundſchaftliche Theilnehmung an ihrem übrigen Geſchick; die Verweiſe, welche er zu geben genöthigt war, waren nie kränkend für das Gefühl von Ehre, welches den Soldaten beleben ſoll, waren immer dem übrigen Karakter des Fehlenden, ſo wie, ſowohl durch die Art ihrer Aeußerung als durch ihren Inhalt, ſeiner wahren Würde angemeſſen. So lebhaft er auch war, ſo war er doch nie leidenſchaftlich; er blieb beim Unwillen eben ſo ſehr Meiſter ſeiner ſelbſt, als in der Gefahr. Er brach nie bei ſolchen Gelegenheiten, wie es zuweilen der Fall ſein ſoll, in heftige Geſtikulationen, oder gar in Geſchrei aus.“

Wir können aus einzelnen Vorgängen, von denen ſich theils ſchriftliche, theils mündliche Ueberlieferung erhalten hat, ſowohl das Allgemeine der Zeit als das Eigne der Perſon, ſo wie das Wechſelverhältniß beider, deutlich genug erkennen. Wir haben ſchon geſehen, daß Seydlitz in befehlshaberiſcher Gewalt gegen Untergebene den Karakter ſeiner Zeit und ſeines Faches nicht verläugnete; der folgende Zug beweiſt, daß er aber auch den Anforderungen in Behandlung der Ehre freiſinnig zuvorkam, ſobald dieſe ſich mit Grund voranſtellte.

Während der Schlacht von Freiberg war Seydlitz, im Drange der Ungeduld, daß der preußiſche Angriff nicht raſcher fortging, gegen einen Offizier, der mit einer Schaar Küraſſiere unthätig zu warten ſchien, in ſchnöde Worte ausgebrochen, denen dieſer nichts erwiederte, aber ſogleich, da auch in demſelben Augenblicke die Gelegenheit ſich aufthat, mit ſeiner Truppe das zu Leiſtende ausführte. Der General fühlte, daß er den Mann mit Unrecht gekränkt habe, und ließ ihn am folgenden Tage durch den Befehlshaber des Regiments wiſſen, er ſei bereit, ihm perſönliche Genugthuung zu geben; ein großmüthiges Anerbieten, welches unter den waltenden Verhältniſſen vollſtändig die Sache ſelbſt war, und daher unnöthig, ja unmöglich machte, weiter zu gehen. Dieſelbe Triebfeder konnte auch in entgegengeſetzter Richtung wirkſam werden. Ein Offizier ſeines Regimentes ſtützte ſich in der Noth, um die Klage eines Gläubigers unwirkſam zu machen, auf die Königliche Verordnung, wodurch die Schulden der Offiziere für außergeſetzlich und unverbindlich erklärt wurden; kaum erfuhr Seydlitz dieſen Bruch des Vertrauens und der Ehre, als er ſofort den Offizier in Verhaft ſetzte, und ſein unedles Verfahren aufzugeben zwang. Dem Mißbrauche der Befehlsmacht war oft ſchwer zu entgehen, doch wurde hier ein glückliches Einlenken nur um ſo ſchätzenswerther. In Ohlau war eine Familie, deren Kreis durch hübſche anziehende Töchter belebt wurde, und für eine derſelben hatte Seydlitz, aber zugleich einer ſeiner Offiziere, die entſchiedenſte Neigung gefaßt. Dem General war der Nebenbuhler unbequem, und er verſetzte ihn deßhalb an einen entfernteren Ort. Allein der Verliebte kam nun heimlich um ſo öfter, wagte ſich ohne Urlaub Abends in Bürgerkleidung nach Ohlau, und kehrte vor Tag unbemerkt in ſein Standquartier zurück. Die Sache wurde jedoch verrathen, und Seydlitz ritt an einem nebligen Herbſtmorgen ſehr früh auf die Jagd, wählte aber den Weg, auf welchem jener heimreiten mußte. Nichts ahndend gallopirt der Sorgloſe in Pekeſche und Mütze gekleidet heran, findet ſich unerwartet dem General gegenüber, dem er nicht mehr ausweichen kann, und fängt in größter Zerknirſchung Entſchuldigungsworte zu ſtammeln an; doch Seydlitz, begnügt durch dieſe Verlegenheit, und im Gefühl, daß auch ſeine eigne Rolle hiebei nicht die ganz richtige ſei, fällt ihm in die Rede, und ſagt: „Reiten Sie nur weiter, ich kenne Sie nicht; aber nehmen Sie ſich in Acht, daß es der General nicht erfährt, es möchte ſonſt nicht gut ablaufen.“ Der Offizier heirathete das Mädchen ſpäterhin. Aehnliche Fälle perſönlicher Nachſicht ereigneten ſich öfters, und erhöhten das Zutrauen, ohne die Furcht zu ſchwächen. Nicht ſelten geſchah es, daß Offiziere ohne Urlaub von Ohlau nach Breslau ritten; erfuhr dies Seydlitz, ſo warf er ſich nach ſeiner raſchen Weiſe gleich auf's Pferd, und ſetzte nach. Wurde der Verwegne eingeholt, ſo mußte er ſich der ſchwerſten Ahndung gewärtigen; entkam er aber durch erfolgreiche Anſtrengung, ſo blieb er nicht nur ſtraflos, ſondern wurde noch wegen ſeines wackern Reitens und braven Pferdes öffentlich gelobt.

Jede Verweichlichung und Bequemlichkeit haßte Seydlitz, und litt ſie nicht in ſeiner Nähe. Alle Offiziere mußten im Dienſt, und wenn ſie ſonſt von ihm geſehen wurden, ſteife Halsbinden von Raſch wie die Gemeinen tragen, und als einer derſelben eine Sammtbinde umgethan hatte, und ſo zum Mittageſſen kam, ließ Seydlitz ihn unmuthig an: „Ich bin nicht gewohnt, Handwerksburſchen am Tiſch zu haben;“ war nur zufrieden, als er vernahm, daß der Sammt, der hier ſeltſam genug den Handwerksburſchen zugewieſen wurde, durch ein zufälliges Halsübel ſeine Entſchuldigung finde. Der König ſelber war allen Gegenſtänden des Luxus und der Weichlichkeit im Militair ſehr feindſelig, und ließ keine Gelegenheit vorbei, ſie zu verfolgen. Einſt ſah er in ſeinem Vorzimmer einen prächtigen Muff, und warf ihn in's Kaminfeuer; er glaubte, Seydlitz habe den Muff hier abgelegt, und wollte auch dieſem geſchätzten General die herbe Lehre nicht ſparen; der Muff gehörte jedoch dem ſpaniſchen Geſandten, und Seydlitz hatte ſein ſchadenfrohes Ergötzen an dem Mißgriff, der ihm gleich bekannt wurde. Er ſelbſt nahm es bei ſeinen Rügen ſolcher Art nicht ſo genau, und miſchte dem öffentlichen Tadel Bezüge bei, die nicht dazu gehörten. In ſeinem Regimente befand ſich ein tapfrer und kenntnißreicher Offizier, der aber bei läſſiger Gemüthsart ſeine Mußeſtunden zuweilen mit damals üblichen Handarbeiten ausfüllte; Seydlitz achtete ihn ſehr, doch verdroß ihn jene Liebhaberei, und einſt rief er ihm beim Exerziren zu: „Herr, ſitzen Sie doch nicht ſo ſchläfrig vor dem Zuge, als wenn Sie vor dem Filetkäſtchen ſäßen.“ Bei andrer Gelegenheit machte er dem Vorwurfe zugleich nach andrer Seite ehrendes Lob geſellen. Ein Regiment ſollte von ihm beſichtigt werden und eben ausrücken, als ein ſtarker Strichregen einfiel, welchen der Inhaber als ein Hinderniß anſah, und deßhalb fragen ließ, ob die Sache nicht verſchoben bleiben ſolle; worauf aber die Antwort erfolgte: „Es wird wohl gehen, das Regiment hat ſich ja durch ſchlechteres Wetter auf dem Schlachtfelde nicht abſchrecken laſſen.“

Für niemanden war das Verhältniß zu dem General ſo unmittelbar und perſönlich, als für ſeine Adjutanten, die jedem Willen und Einfall deſſelben ſich als nächſtes Werkzeug darzubieten, jede Eigenſchaft deſſelben am ſtärkſten und unvermeidlichſten zu erfahren hatten. Unter ihnen iſt des Regimentsadjutanten von Reibnitz beſonders zu gedenken; aus ſeinen hinterlaſſenen Nachrichten ſind viele der Züge geſchöpft, welche hier zum erſtenmal öffentlich erzählt werden. Er war als Junker des Werner'ſchen Huſarenregiments dem General auf einem Beſichtigungsritt als Ordonnanz beigegeben, und gefiel ihm durch ſein raſches Reiten, ſichres Antworten und genaues Ausrichten jedes Befehls. Folge dieſer Gunſt war, daß Seydlitz ihn als Kornet in ſein Küraſſierregiment nehmen wollte. Allein der Junker war ohne alles Vermögen, und hatte von ſeinem Schwadronskommandeur, Major Grafen von Krockow, das Verſprechen, wenn er im Regimente Offizier werden würde, die Equipirung geſchenkt zu bekommen; jetzt ſollte er zwar unvermuthet Offizier werden, aber ohne die gehoffte Unterſtützung, in einem fremden Regimente, wo ſie der koſtbarerern Einrichtung wegen nur noch dringender nöthig geweſen wäre. Der Major enthielt ſich nicht, dem General in Gegenwart des Junkers, der auf ſein Glück nur mit Thränen in den Augen blickte, freimüthig vorzuſtellen, der Junker ſei zu arm, um in ein Küraſſierregiment einzutreten, und Seine Exzellenz möchten lieber einen andern wohlhabenden Junker auswählen. Seydlitz antwortete kalt und ſtreng: „Wenn ich einen Vorſchlag haben wollte, würde ich Sie gefragt haben. Der Junker Reibnitz gefällt mir, ich nehme ihn als Kornet in mein Regiment, und thut er ſeine Pflicht, und vertraut auf Gott und mich, ſo wird er nie verlaſſen ſein.“ In der That wurde ihm ein großer Theil deſſen, was Krockow ihm zugeſagt hatte, jetzt durch Seydlitzens Freigebigkeit zu Theil. Nachdem der Kornet mehrere Jahre unter ſcharfer Beobachtung ſeinen Fleiß und Eifer in aller Art bewährt hatte, und endlich Lieutenant geworden war, beſchloß der General ihn als Regimentsadjutanten zu ſich zu nehmen. Gleich zuerſt aber ſollte er eine Probe beſtehen, wie weit er in ſeiner biſher bewieſenen Raſchheit und Unverdroſſenheit auszuharren fähig ſei. In einer ſtürmiſchen Winternacht läßt der General den neuen Adjutanten zu ſich rufen; derſelbe erſcheint ſogleich, dienſtmäßig angezogen, im bloßen Kollet, ohne Ueberbekleidung; Seydlitz fragt, wie viele verheirathete Inländer beim Regimente ſeien, wie viele Kinder ſie haben, und andres dergleichen; der Adjutant antwortet beſtimmt und gut, und wird entlaſſen. Nachdem die ungefähr nöthige Zeit verſtrichen, ſich zu entkleiden, und zur Ruhe zu begeben, wird der Adjutant abermals gerufen, der wieder eben ſo flink bei der Hand iſt, auf die Frage, bei welcher Schwadron der größte Küraſſier ſtehe, kurze Antwort giebt, und dann fortgeſchickt wird. So geht es in derſelben Nacht noch ein drittesmal, wegen lauter unbedeutender Sachen, welche bis zum nächſten Morgen und noch länger Zeit haben konnten; der Adjutant aber iſt, wie beim erſtenmal, rüſtig, heiter, beeifert, und läßt nicht die geringſte Verwunderung merken. Als er um 4 Uhr morgens zum viertenmal vor dem im Lehnſtuhl ſitzenden General ſteht, betrachtet dieſer mit Wohlgefallen den unverdroſſenen Offizier, und ſagt: „Ich wollte nur ſehen, ob Sie nicht verdrießlich ſind, daß ich Sie wegen der Kleinigkeiten ſo oft rufen laſſe, da Sie aber immer ſchnell da waren, und auf die unbedeutendſten Fragen mir gleich antworten konnten, Ihre Garderobe jedoch ſo beſchaffen iſt, daß Sie ſich bei den kalten Nächten leicht ſchaden können, ſo bitte ich Sie, dieſe fünf Dukaten anzunehmen, und ſich einen Sürtoutrock davon machen zu laſſen.“

Die Bedrängniſſe und Mühen, ſo wie der Ertrag, die einem ſolchen eben ſo reizenden als ehrenvollen Verhältniſſe fortwährend zugetheilt blieben, ſchildern ſich anſchaulich in folgenden Erzählungen. Es kam in einer Zeit öfters der Fall vor, daß Küraſſiere während des Exerzirens den Hut verloren. Dieſe Störung nahm Seydlitz ſehr übel, und eines Morgens beim Ausrücken machte er bekannt, daß der Reiter, dem wieder der Hut abfiele, mit zwanzig Hieben, der Unteroffizier des Beritts mit dreitägigem, und der Offizier des Zuges mit vierundzwanzigſtündigem Arreſt beſtraft werden würde. Deſſelben Tages war er mit dem ganzen Exerziren ſehr unzufrieden, und befahl, daß ſämmtliche Offiziere nachmittags zu Pferde ſich einfinden ſollten, um die Uebungen ohne Mannſchaft für ſich allein durchzumachen. Er befehligt alle Bewegungen ſelbſt, die Offiziere ſtrengen Aufmerkſamkeit und Eifer an, und die Sachen gehen gut, der Vorbeimarſch im Galopp ſoll den Beſchluß machen. Reibnitz an der Spitze des Regiments galoppirt eben heran, da wird ſein Pferd unruhig, und ſchlägt ihm vor des Generals Augen den Hut herab, der aber, bei der damaligen Art eines unten ganz geraden und breiten Hutſtutzes, ſo glücklich fällt, daß er auf einer Ackerſcholle aufrecht und mit dem Federbuſch nach oben ſtehen bleibt. Der Adjutant erſieht dieſen Vortheil, macht eine kleine Volte, biegt ſich vom Pferde herab, ergreift den Hut am Federbuſch, und ſtülpt ſich ihn ſchnell auf den Kopf, ſo daß er noch zur rechten Zeit, und ohne aus dem Galopp gekommen zu ſein, bei dem General vorüberreitet, der für jetzt nichts ſagt, als daß er ihn nach dem Einrücken zu ſich beſcheidet. Der Adjutant erſcheint höchſt verlegen, findet aber den General behaglich rauchend, der ihn freundlich anredet: „Warum glauben Sie wohl, daß ich Sie habe kommen laſſen?“ Reibnitz bekennt, daß er fürchte, der Erſte zu ſein, an welchem die heutige Androhung ſich erfüllen ſolle, bemerkt jedoch, ſein Hut ſitze ſonſt wie angenagelt auf dem Kopfe, und nur das Platzen einer Schnur habe den Unfall möglich gemacht. Er muß ihn zur Probe aufſetzen, und Seydlitz erklärt, die Strafe ſolle ihm geſchenkt ſein, da er den Fehler ſo geſchickt gut gemacht habe, und damit ſein allzu mageres Pferd ruhiger werde, möge er ihm mehr Futter kaufen, und hiezu die auf dem Kamin liegenden Geldrollen anwenden. Mit ähnlicher Wendung endet die zweite Geſchichte. In der Nähe von Ohlau hatte der Blitz eingeſchlagen, und es brannte ein Dorf; allein wegen der vielen Waldung und dem ſtarken Gewitterregen war der beſtimmte Ort nicht gleich zu erkennen. Der Adjutant erhielt alſo den Auftrag in die Gegend hinauszureiten, um das Feuer aufzufinden und den Zuſtand der Sachen zu erkunden; nach anderthalb Stunden kehrt er ganz durchnäßt zurück; Seydlitz ſieht ihn kommen, und ruft ihn aus dem Fenſter an, Reibnitz wendet ſogleich ſein Pferd, ſetzt über einen ſogenannten Röhrtrog, der am Brunnen vor dem Quartiere ſtand, und jenſeits parirend fragt er, was der General befehle. „Jetzt nichts, antwortete dieſer, als daß Sie nicht den Hals brechen ſollen; ziehen Sie ſich trocken an, und kommen dann zu mir.“ Als Reibnitz wiederkehrte, und ſeinen Bericht erſtattete, kam heraus, daß er in der kurzen Zeit beinah vier Meilen geritten ſei, und der letzte Sprung mit dem ſo angeſtrengten Pferde erſchien nun um ſo halsbrechender. „Ich befehle Ihnen, ſagte der General, nicht ſo toll zu reiten, man bricht den Hals nur Einmal; damit aber Ihr Pferd bei Kräften bleibe, und mehr Fleiſch bekomme, ſo nehmen Sie dieſe zwanzig Thaler, und meinen Dank für Ihren Eifer.“ Solches Wort vor vielen Zeugen ausgeſprochen, da Seydlitz gerade angeſehenen Beſuch hatte, wurde der höchſten Belohnung gleich erachtet.

Im Jahre 1767 wurde Seydlitz zum General von der Reiterei ernannt, welche Stufe des Kriegsdienſtes, da der König nach dem ſiebenjährigen Kriege die Beförderung zum Feldmarſchall gar nicht eintreten ließ, für jene Zeit die höchſte zu erlangende war. In ſeiner Stellung wurde dadurch nichts verändert, noch ſein Wirkungskreis erweitert. Nach wie vor behielt er die Aufſicht über die ſchleſiſchen Reiterregimenter, bereiſte und exerzirte ſie, bearbeitete beſonders ſein Küraſſierregiment mit Eifer, und am meiſten ſeine Leibſchwadron in

Ohlau ſelbſt, welche, beſtändig unter ſeinen Augen, im höchſten Grade ſeine Strenge wie ſeine Gunſt erfuhr. Kam der König zur Heerſchau nach Schleſien, ſo war Seydlitz in ſeinem Selbſtgefühle gewiß, durch die Leiſtungen ſeiner Reiter jedem billigen Anſpruche zu genügen, wenn auch bisweilen das Lob nur kärglich ertheilt wurde. Zu den Truppenübungen nach Potsdam begab er ſich ſelten, und nur wenn die Einladung des Königs als wirklicher Befehl erſchien; im Jahre 1768 war er zum letztenmale dort. Auch wurden keine Offiziere ſeiner Inſpektion dorthin gefordert, um Muſterhaftes zu ſehen und zu lernen; die Schule von Ohlau, war man überzeugt, ſei jeder andern weit voraus. Dieſer Ruf ging durch das ganze Heer, und war auch im Ausland anerkannt; daher an den Tagen großer Muſterung Seydlitz immer in größter Auszeichnung erſchien; Einheimiſche und Fremde blickten begierig auf den berühmten Reitergeneral, die Truppen und das Volk nannten ihn mit antheilvoller Bewunderung.

Als im Jahre 1769 Kaiſer Joſeph der Zweite mit Friedrich dem Großen eine Zuſammenkunft zu haben wünſchte, und hiezu die Muſterung, welche der König über die Truppen Oberſchleſiens bei Neiße zu halten pflegte, als geeignete Gelegenheit beſtimmt worden, erbat ſich der Kaiſer bei dem Könige ausdrücklich das berühmte Küraſſierregiment von Seydlitz dort zu ſehen. Zwar gehörte das Regiment eigentlich zur niederſchleſiſchen Muſterung; allein dem hohen Gaſte war ein Wunſch dieſer Art nicht abzuſchlagen. Dem Könige war jedoch insgeheim die Sache unlieb, und neben dieſem Umſtande trug auch noch ein beſonderes Mißgeſchick dazu bei, für Seydlitz den Ruhm und die Ehre dieſer Tage durch mancherlei Verdruß zu trüben. Der König hatte ihm gleich zuerſt von dem Vorhaben des Kaiſers Nachricht ertheilt, und dabei auf der Rückſeite des Schreibens eigenhändig bemerkt: „Solches bleibt aber zu Eurer alleinigen Kenntniß.“ Seydlitz, dieſe Nachſchrift nicht bemerkend, ſagte im Gegentheil ſeinem Inſpektions-Adjutanten, er könne dieſe Neuigkeit ſeinem Vater, dem Miniſter von Schlabrendorf in Breslau, gleich mittheilen. Nun verbreitete ſich die Nachricht ſchnell, und wurde ſelbſt in Berlin ruchtbar. Den König verdroß dies ungemein, und er wußte bald, aus welcher Quelle das Gerede gekommen ſei. Als er darauf in Schleſien den General zuerſt wiederſieht, redet er ihn widrig an: „Seit wann hat Er denn vom Hühnerſteiß gegeſſen, daß Er nichts bei ſich behalten kann?“ Seydlitz, gegen ſeine Gewohnheit beſchämt und verwirrt, ſucht eine Ausrede, und ſagt, er habe ſeinem Adjutanten die Sache mittheilen müſſen, und durch den ſei es bekannt geworden. Der König pflegte ſonſt mit dem jungen Schlabrendorf einiges zu reden, ſah ihn jetzt aber nur verdrießlich an, und ritt weiter. Dieſer kann ſich über die unverdiente Ungnade nicht beruhigen, und Seydlitz, ſelber aufgebracht, glaubt ihn tröſten zu müſſen, indem er ihn aufmerkſam macht, daß der König übel ausſehe, und ſehr die Beine hängen laſſe, daher die Gnade oder Ungnade wohl nicht viel mehr bedeuten werde. Der König hatte auch fragen laſſen, ob Seydlitz nicht für ſein Regiment neue Fahnen haben wolle, oder ſonſt etwas zum ſtattlichen Erſcheinen der Truppen nöthig glaube. Seydlitz erwiederte, ihm dünke es für das Regiment ehrenvoller, mit den im Kriege zerſchoſſenen Standarten zu paradiren, bat ſich aber neue Pauken-Behänge aus, weil die Pauken eroberte öſterreichiſche ſeien, und ihre Behänge noch als ſolche dem Kaiſer kenntlich ſein könnten. Der König bewilligte die Bitte ſogleich, allein obwohl er ſelbſt für den Kaiſer alle zarten Rückſichten hatte, und ſorgfältig jedes vermied, was jenem empfindlich ſein konnte, ſo ſchien er doch unnöthig zu finden, daß ſeine Generale ſich dies ebenfalls angelegen ſein ließen.

Bei der Heerſchau ſelbſt ärntete Seydlitz die größte Bewunderung. Der Kaiſer nahm von allen Gegenſtänden des Dienſtes genaue Kenntniß, ließ ſich jede Einrichtung erklären, und machte alle Feldübungen, welche Seydlitz durch ſein Regiment vollbringen ließ, perſönlich mit. Bei einer Gelegenheit benutzte Seydlitz eine große Sandgrube, die in einen Hohlweg auslief, um ſein Regiment vollkommen zu verſtecken, und brach dann unerwartet mit ungeheurer Schnelligkeit hervor. Nach dieſer glücklich und glänzend ausgeführten Bewegung ſagt der Kaiſer ihm die ſchmeichelhaften Worte: „Herr General Seydlitz, das war ein Stückchen von Roßbach.“ Zum Aufſchwenken der Schwadronen und zum Vorbeimarſch vor dem Kaiſer war abſichtlich ein Platz erwählt worden, den ein breiter Graben durchſchnitt. Das Hinderniß wurde glücklich von der Truppe beſiegt, nur ein neuberittener Offizier ſtürzte, was aber in dem alles umhüllenden Staube nicht einmal bemerkt wurde, weder von dem Könige noch von Seydlitz ſelbſt. Die Lobſprüche, welche der Kaiſer der preußiſchen Reiterei und ihrem ruhmvollen Anführer austheilte, mögen indeß einiges an ihrem Werth dadurch eingebüßt haben, daß ſie häufig verriethen, der Kaiſer habe mehr Abſicht als Sachkunde bei ſeinem Lobe, und es wurde einleuchtend, wie viel mehr das geringſte Wort der Zufriedenheit werth ſei, wenn ein Kenner wie Friedrich es ausſpräche. Allein dieſer gab auch nicht das geringſte Zeichen von Wohlgefallen, und ſchien ſeinen bewunderten General ganz unbeachtet zu laſſen. Hiedurch entſtand eine Stimmung der Kälte und Empfindlichkeit, in welcher Seydlitz keinen Eifer, ſich dem Könige zu nähern, ſondern im Gegentheil ſchroffe Abwendung zeigte. Aus dieſer Stimmung erklärt ſich denn auch das ſonſt befremdliche Benehmen, welches er bei einem Vorfall beobachtete, den Friedrich Nicolai nach beglaubigter Ueberlieferung ſo erzählt: „Es war am dritten Tage der Manöver, als der König auf einer Anhöhe hielt, und aufmerkſam durch ſein Perſpektiv ſah, ob alles nach den gemachten Anordnungen von Statten ginge. Der Kaiſer war mit dem Prinzen Heinrich auf einem entfernten Platze, und in der ganzen Gegend um den König hielt niemand, als etwa hundert Schritt ſeitwärts der General Seydlitz mit ſeinem Regimentschirurgus. Unvermuthet fing des Königs Pferd an ſich zu ſchütteln, legte und wälzte ſich. Der König fiel, aber nicht unter das Pferd, das aufſprang und davon lief. Der Regimentschirurgus erſchrak, und fragte den General, ob er zum Könige reiten ſolle, im Fall er etwa Schaden genommen hätte. Der General, welcher ſah, daß der König ſchon wieder auf den Beinen war, ſagte: „Bleiben Sie nur hier, der König ſieht es eben nicht gern, daß jemand ſo etwas bemerkt, beſonders wenn es ohne Schaden abgeht.“ Der Regimentschirurgus fragte, ob er nicht hinreiten ſolle, um eines von des Generals

Handpferden zu holen. Der General ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nein! wofern es nicht der König ausdrücklich verlangt! Meine Pferde möchten Streiche machen. Sie ſind etwas ſcheu um die Köpfe;“ womit er auf des Königs Art, die Pferde zu ſtrafen, zielte. So ſtand der König wohl beinahe eine Viertelſtunde ganz allein zu Fuß, und ſah mit ſeinem Glaſe unverwandt nach den Evolutionen der Truppen, und der General ſah ſeitwärts, als ob er nicht bemerkte, was mit dem Könige vorgegangen war.“ Das Pferd wurde dann wieder eingefangen, und der König beſtieg es ſogleich, ohne was zu ſagen. War in dieſem höchſten und wichtigſten Verhältniſſe Mißmuth und Widerwärtigkeit zu verwinden, ſo fehlte auch der Verdruß nicht, der aus den kleinſten Nebendingen oft im Augenblicke zu größter Pein erwächſt. Ein Beiſpiel dieſer Art iſt uns aus dieſen Tagen aufbewahrt. Ein ſehr eitler Offizier, der wegen ſeines Großthuns den Spottnamen Großmogul trug, hatte kurz vor der großen Parade das Unglück, ſein beſtes Pferd lahm zu reiten, und der Umſtand, daß ein nächtlicher Vergnügungsritt den Schaden veranlaßt, beſtärkte die Abneigung der Kammeraden, ihm durch eines ihrer Pferde auszuhelfen. Er war alſo gezwungen, auf ſeinem zweiten, ſehr häßlichen Pferde, das einen Rattenſchwanz hatte, bei dem Kaiſer vorbeizumarſchiren. Der Kaiſer war voll Bewunderung, und konnte das Regiment wegen ſeiner Schönheit, Ordnung und Gewandtheit nicht genug rühmen. Das Gefolge ſtimmte mit den lebhafteſten Aeußerungen ein, nur bemerkte Einer der Herren, es ſei Schade, daß ein Offizier einen Mauleſel geritten habe. Dies hörte Seydlitz, und fühlte ſeinen Stolz empfindlich verletzt; der Schimpf war ihm unerträglich, und damit ſolch Aergerniß nicht erneut würde, und zugleich ſein Zorn eine Genugthuung erhielte, gab er dem Offizier, der den Rattenſchwanz ritt, für die noch übrigen Muſterungstage Verhaft.

Nach beendigten Uebungen ritten der Kaiſer und der König mit großem Gefolge von Generalen und Stabsoffizieren nach Neiße, wo vor der Thüre der biſchöflichen Reſidenz der Kaiſer noch ein beſonderes Geſpräch mit Seydlitz anhob, ihn über mancherlei befragte, mit größten Lobeserhebungen ſeiner Gnade verſicherte, und endlich mit den Worten ſchloß: „Wenn die Verhältniſſe es mir erlaubten, ſo käme ich zu Ihnen, um den Reitereidienſt zu lernen, allein da dies nicht ſein kann, ſo wünſchte ich, Sie kämen in meine Dienſte;“ worauf Seydlitz antwortete: „Ew. Kaiſerliche Majeſtät würden an mir eine ſchlechte Acquiſition machen, denn ich weiß nur einem Herren zu dienen, und das iſt mein gegenwärtiger.“ Der König beobachtete ganz in der Nähe mit ſichtbarer Eiferſucht die lange Unterredung, und wiewohl er die letzten Worte gehört haben konnte, da Seydlitz ganz laut und freimüthig, und ſogar mit einer Hindeutung auf den König, geſprochen hatte, ſo rief dieſer ihn doch ſogleich heran, fragte ihn ganz unwillig: „Was hat Er ſo lange mit dem Kaiſer zu ſprechen?“ und ſchloß, nachdem jener alles genau wiederholt hatte, mit den verweiſenden Worten: „Er iſt dem Herrn keine Erläuterungen ſchuldig.“ — Der Kaiſer aber behielt Seydlitz in gutem Andenken, und ſandte ihm von Wien ſpäterhin drei ſchöne türkiſche Pferde zum Geſchenk, und dabei, weil ihm auch die ſinnlichen Neigungen des Generals bekannt und bemerkbar geworden waren, eine reizende zirkaſſiſche Sklavin; dieſe war jedoch, wie es ſchien, der freieren Verhältniſſe und Rechte, in welche ſie aus dem Morgenlande verſetzt war, ſchon ganz kundig, und benahm ſich ſo, daß Seydlitz nur kurzes Gefallen an ihr fand, und ſie bald fortſchickte.

Auch aus Rußland empfing Seydlitz ein prächtiges Ehrengeſchenk, indem der ruſſiſche Feldmarſchall Fürſt Repnin ihm einen afrikaniſchen Zuchthengſt aus türkiſcher Beute zuſandte, eine Aufmerkſamkeit, die von einem ſonſt hochfahrenden und ſtolz gebietenden Manne doppelt ſchmeichelhaft war. Ein gefangener Janitſcharenfähndrich mußte daß Pferd überbringen; dieſer war urſprünglich ein Gerber, und bei einer Muſterung, zu der ihn Seydlitz mitnahm, wollte es durchaus nicht gelingen, ihm ein Erſtaunen oder Bewundern abzulocken; die Geſchicklichkeit der Truppen ließ ihn gleichgültig, ihm gefielen nur die hohen Mützen der Grenadiere und das Piſtolenſchießen der einzelnen Huſaren, weil er jene bei den Janitſcharen, dies bei den Spahi's geſehen hatte. Seydlitz beſchenkte ihn reichlich, und ließ ihn nach Rußland zurückkehren. Als er beide geſchenkten Pferde neben einander ſpäterhin einmal einem beſuchenden Freunde vorführen ließ, äußerte er ſcherzend: „Die Franzoſen müßten mir doch auch eins verehren; ſie werden's aber bleiben laſſen.“

Das Verhältniß mit dem Könige behielt auch in der Folge ſeine mannigfachen Schwankungen. So ſehr der König den General achtete und ehrte, ſein Verdienſt jederzeit höchlich anerkannte, und ſeinem Urtheil und Anordnen die höchſte Geltung einräumte, ſo gern ergriff er wieder die Gelegenheit, Einzelnes zu tadeln, und konnte hierin gerade oft am empfindlichſten verletzen. Nach der Muſterung im Jahre 1770, wobei er große Zufriedenheit bezeigt, machte er zuletzt noch die Bemerkung: „Mein lieber Seydlitz, ich dächte ſein Regiment ritte viel länger, als meine übrige Reiterei.“ Seydlitz, der allerdings darauf hielt, daß die Steigbügel gehörig lang wären, aber das Rechte nicht als Uebertreibung wollte tadeln laſſen, antwortete kurz: „Ew. Majeſtät, das Regiment reitet heute noch eben ſo, wie bei Roßbach.“ Der König ſchwieg. Auch ein anderesmal ließ der König ſolche dreiſte Erwiederung gelten, als er ſeinen Generalen einen neuen Plan des Beſtandes und Erſatzes der Pferde bei den Regimentern vorgelegt hatte, und endlich auch von Seydlitz, der nachdenkend ſchien, ein Urtheil hören wollte; dieſer antwortete: „Ich habe eben ausgerechnet, daß bei dieſer Einrichtung binnen zehn Jahren das jüngſte Pferd von Ew. Majeſtät Reiterei fünfzehn Jahr alt ſein wird.“ Der König wandte ſich ab, und ließ den Plan unausgeführt. Einmal wurde in Gegenwart des Königs die Frage verhandelt, ob die Reiterei zweiſchneidige oder Rückenklingen führen ſolle? Seydlitz machte dem Streite, der ihm langweilig wurde, mit dem kurzen Ausſpruch ein Ende: „Wenn die Reiterei nur eher an den Feind kommt, ehe dieſer ſich die Klingen beſehen kann, ſo mag ſie nur Spießgerten in der Hand haben, ſie wird doch ſiegen.“ Bei andrer Gelegenheit wußte Seydlitz geſchickt auszuweichen. An einem Muſterungstage hielt die Reiterei beim Aufmarſche nicht die rechte Linie, ſchnell ritt Seydlitz auf den Flügel zu, der zu fehlen ſchien, und rief: „Vor! vor!“ In demſelben Augenblicke kam aber auch der König, und rief: „Zurück!

zurück!“ Seydlitz wandte ſogleich ſein Pferd, ſtieg ruhig ab, beſah etwas an der Zäumung, und that, als ob ihn hier ſonſt nichts anginge; worauf der König weiterritt, und dem Flügel ſeine Richtung ſelbſt zu finden überließ.

Oft war man ganze Tage hindurch ſchroff und kalt, und beiderſeits auf ſeiner Hut, bis etwa durch einen weiteren Anlaß die Spannung ſich befeſtigte oder löſte. Mit bezaubernder Anmuth wußte der König zuweilen durch Ein Wort allen Groll zu tilgen. Eines Tages an der Königlichen Tafel ſaß Seydlitz ſtumm und mürriſch; der König ſprach nicht mit ihm, deſto mehr aber mit einem franzöſiſchen General, der ſich nach manchen Kriegsvorfällen erkundigte. Die Schlacht von Zorndorf wurde beſprochen, der König erörterte die einzelnen Bewegungen und Angriffe, und nach Maßgabe, daß er ſich die einzelnen Umſtände vergegenwärtigte, blickte er auch antheilvoller auf Seydlitz, der aber ſeine Miene nicht änderte. Endlich rief der König lebhaft aus: „Was ſoll ich mehr davon ſagen? Da ſitzt er ja, — auf Seydlitz zeigend, — der die Schlacht gewonnen hat!“ Und Heiterkeit und freundſchaftliche Stimmung waren ſogleich hergeſtellt.

In welche Achtung Seydlitz durch ſein Benehmen ſich bei dem Könige und deſſen Umgebungen geſetzt hatte, beweiſt folgende Aeußerung, die an der Königlichen Tafel vorfiel. Der König pflegte bei der Mahlzeit ſeiner witzigen Laune freien Lauf zu laſſen, und manche ſeiner Tiſchgenoſſen waren das gewöhnliche Ziel ſeiner oft beißenden Scherzreden. Dem Oberſtallmeiſter Grafen von Schwerin, der durch redſeliges Weſen und andre ſchwache Seiten manche Blöße gab, wurde regelmäßig hart mitgeſpielt, und eines Tages gerieth er darüber in ſolche Aufreizung, daß er es nicht länger aushielt, ſondern unerwartet mit Heftigkeit losbrach: „Mir können Ew. Majeſtät wohl ſo was anthun, ich muß mir alles gefallen laſſen; aber da ſitzt Einer, — und er zeigte auf Seydlitz, — verſuchen Sie's doch einmal mit dem!“ Die Anweſenden erſchraken und ſtaunten, der König wurde ſtill und ernſt, und die Spöttereien hatten für diesmal aufgehört. Nie war Seydlitz dem Könige gegenüber furchtloſer und freimüthiger, als wenn ihn Gerechtigkeitsliebe und Pflichtgeſinnung für andere zu reden antrieben. Auch war ſein Wort alsdann faſt immer von gutem Erfolg. Einmal drängten ſich viele Invaliden in Breslau zu nahe um den König und beläſtigten ihn, ſo daß er unwillig befahl ſie wegzuſchaffen. Da verſetzte Seydlitz: „Das ſind die braven Männer, die ihr Leben und ihre Knochen drangegeben, um Ew. Majeſtät Sieg und Ruhm zu gewinnen, und die nun betteln gehn mögen!“ Der König beſann ſich, ließ die Leute beſchenken, und freundlich abfertigen. Dem Generalmajor von Bredow hatte der König den geſuchten Abſchied, aber ohne Gnadengehalt, ertheilt; der verdiente, jedoch in ſeinem Alter nun hülfloſe General verſuchte, ſich umzubringen, allein die Kugel glitt an der Hirnſchale ab. Seydlitz, unter deſſen Inſpektion Bredow geſtanden, ſtellte dem Könige ſo nachdrücklich das Unglück des Mannes vor, und forderte ſo beſtimmt Hülfe für ihn, daß demſelben mehr als er je hatte hoffen können, nämlich ein Jahrgeld von 1000 Thalern, bewilligt wurde. Ein ähnlicher Fall trat für einen General ein, deſſen Dragonerregiment gleicherweiſe der Inſpektion von Seydlitz angehörte. Jener hatte dem Könige, auf eine Bemerkung über die letzte Remonte, eine freimüthige Antwort gegeben, welche den Königlichen Generaladjutanten von Anhalt bloßſtellte, als dem die Beſorgung der Remonte mit übertragen war. Der General erhielt bald nachher, ohne Zweifel auf Anhalt's Betrieb, ſeinen Abſchied mit geringer Penſion. Seydlitz ſchrieb ſogleich dem Könige, jener ſei ſtets ein braver Soldat geweſen, habe Familie und ſei arm, die ausgeſetzte Summe reiche nicht hin, der König müſſe mehr geben. Unverzüglich wies der König demſelben hierauf jährlich 1500 Thaler an, und bezahlte überdies ſeine Schulden. Eben ſo widerſprach Seydlitz mit großem Eifer dem Könige, als dieſer über den General eines ſchleſiſchen Huſarenregiments ein hartes Urtheil fällte; anſtatt dieſes zu beſtätigen, wie der König um ſo mehr zu erwarten ſchien, da der Angeſchuldigte ein Widerſacher von Seydlitz war, ſprach dieſer lebhaft für ihn, und warf dem Könige vor, daß er falſchen und unreinen Berichten allzuleicht Glauben geſchenkt. Dabei wußte Seydlitz ſehr wohl, was er that und wagte, indem er gegen den König eine ſolche Sprache führte. Als er einſt gebeten worden war, eine Sache, welche der König ſchon abgeſchlagen hatte, nochmals in Anregung zu bringen, ſagte er unverhohlen: „Glauben Sie nur, daß weder ich noch einer meines Gleichen je ganz ſicher ſind, aus dem Kabinet des Königs unmittelbar nach Spandau zu wandern.“ Auch benahm er ſich in gewöhnlichen Sachen, und wo nicht ein beſonderer Grund oder Antrieb etwas wagen hieß, mit Vorſicht und Klugheit, und nahm des Augenblicks und der Umſtände wahr. Dies ging ſo weit, daß er in Zeiten der Ungunſt alle Angelegenheiten des Regiments, welche der Entſcheidung des Königs bedurften, gänzlich ruhen ließ; kein Urlaubsgeſuch, keine Bitte um Heirathsbewilligung, um Abſchied oder Penſion, wurde eingegeben; aber ſobald die Stimmung ſich günſtiger zeigte, wurde alles Verſäumte nachgeholt, und dann mit ſichrem Erfolg. Auch in den Bezügen der perſönlichen Geſelligkeit, wie in den Sachen des Dienſtes, war das Benehmen des Königs von Eindrücken abhängig, die ganz dem Augenblicke gehörten. So liebte der König zum Beiſpiel das Tabackrauchen nicht, und ließ die Raucher ſeinen Widerwillen oft unangenehm empfinden. Auch einmal gegen Seydlitz, der ſtark nach Taback roch, und auf die Frage, wo er denn herkomme, erwiedert hatte, er habe Hofbeſuche gemacht, brach er ungehalten in die Worte aus: „Frag Er doch einmal die Hofdamen, ſeit wann ſie Taback rauchen.“ Zu andrer Zeit jedoch, im Gefühl des Werthes eines ſolchen Mannes und voll ſorgſamer Güte für ihn, ſoll er ihn ſogar aufgefordert haben, in ſeiner Gegenwart zu rauchen.

Die höchſten Anſprüche, welche Friedrich’s edel und reich gebildeter Sinn an geiſtige Unterhaltung machen durfte, konnte freilich Seydlitz durch die ſeinige nicht befriedigen, und hierin mußte er ſogar vielen andern Generalen nachſtehen, welche durch lebhaften und urſprünglichen Geiſt, oder auch durch wiſſenſchaftliche und äſthetiſche Bildung, wenigſtens durch Kenntniß der franzöſiſchen geſelligen und litterariſchen Welt, beſſer zu Geſellſchaftern des Königs taugten, als Seydlitz, der ſich keiner dieſer Eigenſchaften rühmen konnte, ſondern meiſt in finſtrem Ernſte ſchweigend daſtand, höchſtens an Geſprächen von Reiterei und Jagd, und auch dann nur einſilbig, Theil nahm, und die wenige gute Laune, die er unter andern Umſtänden noch hätte zeigen können, in Gegenwart des Königs lieber zügelte. Es war natürlich, daß dieſer eine Geſellſchaft, welche ſich ſo ſtreng und gewichtig, und dabei ſo unergiebig darſtellte, nicht ſehr behaglich fand, und zu dem alleinigen Zeitvertreibe, den aus einer Tabackspfeife aufwirbelnden Rauchwolken nachzublicken, gähnend den Kopf ſchüttelte. Allein der König hegte neben den Anſprüchen ſeines Geiſtes eine tiefe Herzensneigung, die ihn mit zarter Innigkeit ſeinen alten Waffenbrüdern verband, und die mit ſeinen Jahren nur ſtets zunahm. Es war ihm Bedürfniß, die alten Helden, mit denen er den Wechſel ſo vieler Geſchicke erlebt, ſo viele Gefahren getheilt und ſo großen Ruhm geärntet, von Zeit zu Zeit wiederzuſehen, ihnen ſeine Anerkennung und Dankbarkeit zu bezeigen. Aus ſolchem Gefühl ohne Zweifel ging auch die in ihrer Kürze ſo naive als freundliche Einladung hervor, welche der König am 10. April 1772 aus Potsdam an Seydlitz erließ; ſie lautet: „Mein lieber General von der Kavallerie von Seydlitz. Ihr ſeid, dünkt mich, in ſo langen Jahren nicht allhier geweſen, um ſchon curieux zu ſein, auch die hieſige Regimenter einmal wieder zu ſehen. Mir wird daher ganz lieb ſein, wenn Ihr Euch in dieſer Abſicht den 1. Mai c. allhier einfinden wollet. Frdch.“ Allein bevor dieſes Schreiben nach Ohlau gelangen konnte, war Seydlitz daſelbſt durch einen Anfall vom Schlagfluſſe getroffen worden, dem die frühere Nervenſchwäche und die ſpäterhin rückſichtslos fortgeſetzte Anſtrengung ſeinen Körper allmählig entgegengeführt hatten. Die Aerzte riethen ihm zu einer Herſtellung den Gebrauch des Karlsbades an, und nachdem er dies dem Könige melden laſſen, empfing er folgende Antwort, welche den liebreichſten Antheil ausdrückte: „Es thut mir gewiß recht ſehr leid, aus Eurem Schreiben vom 14. zu erſehen, daß, anſtatt das Plaiſir zu haben, Euch hier zu ſehen, Euch eine Attaque vom Schlagfluſſe betroffen hat. Da mir ſelber in Anno 1747 ein dergleichen Vorfall begegnet iſt, und ich gleichwohl davon dergeſtalt glücklich wieder hergeſtellt worden, daß mir auch nicht die mindeſte Empfindung davon übrig geblieben iſt, ſo habe ich, ſobald Ihr bei der herannahenden guten Witterung Euch des Karlsbader Brunnens und ſonſtiger Bäder bedienet, zu Eurer vollkommenen Wiederherſtellung gleiche Hoffnung. Ich wünſche ſolche wenigſtens mit aufrichtigem Herzen." Doch Friedrich war in der Kraft der Jugend, als ihn der erwähnte Unfall traf, Seydlitz dagegen in vorgerückten Jahren, und durch ſeine bisherige Lebensart ſehr geſchwächt. Seine Herſtellung, die er durch Nichtachten des Uebels und der Vorſchriften der Aerzte anfangs ſehr hinderte, gelang mit Hülfe einer Brunnenkur zu Spa doch ſoweit, daß er im Herbſt ſein Regiment noch exerziren und ſeine Inſpektion bereiſen konnte; allein der gute Anſchein war nicht von Beſtand, bei der ſchleſiſchen Muſterung erſchien er im Lager, konnte ſich aber nur eben zu Pferde halten, und mußte der Theilnahme an den Truppenübungen entſagen. Weder den Warnungen der Aerzte, noch ſeiner eignen Erfahrung gab er Gehör. Ein zur Abholung von Remontepferden für das Regiment in die Türkei geſandter Offizier mußte dem General, nach deſſen ausdrücklichem Auftrage, auch zwei ſchöne Zirkaſſierinnen mitbringen. Sie wurden ihm, der jeder Schonung bedürftig war, doppelt verderblich; die ſchwächenden Reize brachten auch neuen Krankheitsſtoff, und es thaten ſich die traurigſten Erſcheinungen hervor.

Im Frühjahr 1773 waren ſeine Uebel nur vermehrt, ſeine Kräfte ſehr geſchwunden. Er empfing von dem Könige wiederholt die ſorglichſten Briefe voll guter Mahnungen und Wünſche; auch Prinz Heinrich ſchrieb ihm ſehr theilnehmend. Ein zweiter Gebrauch des Karlsbades ſcheint ihn völlig erſchöpft zu haben, ernſtlich erkrankt wurde er aus Böhmen nach ſeinem Gute Minkowsky gebracht, und konnte nicht mehr das Zimmer, bald auch das Bette nicht mehr verlaſſen. Als ſein Regiment im Sommer zur Uebung bei Ohlau zuſammenrückte, ließ er ſich dahin bringen, um die matten Augen noch an dem Anblicke ſeiner Reiter zu erfriſchen. Hier traf auch der König bei ſeiner Bereiſung Schleſiens im Auguſt dieſes Jahres ein, beſuchte den theuern Kranken und ſetzte ſich an ſein Bett. Seydlitz war ſchon ein Anblick des Jammers: die Krankheit zeigte ſich in der widrigſten Geſtalt, ſie hatte die Naſe angegriffen, und er hielt, während der König mit ihm ſprach, immer den Kopf abgewendet, um die ſchreckliche Zerſtörung weniger ſehen zu laſſen. Der König verweilte über eine Stunde lang, ſprach gerührten Herzens ihm Troſt und Hoffnung zu, und rief mehrmals gegen ihn aus: „Ich kann Ihn nicht miſſen! ich kann Ihn nicht miſſen!“ Er redete ihm liebreich zu, doch die verordneten Arzneien zu nehmen: „Mein lieber Seydlitz, ſagte er, Er muß nicht eigenſinnig ſein, und muß ſchon dem Doktor folgen,“ worauf er auch zu dieſem ſich wandte, und hinzufügte: „Ihr Doktors müſſet aber auch nicht eigenſinnig ſein, und den Patienten nicht mit Pulvern quälen, wenn er lieber Tropfen haben will, und eins ſo gut wie das andere iſt.“ Seydlitz war zu Thränen gerührt, und faßte nun, durch den König aufgeregt, neue Lebensluſt. Seine Krankheit war nicht genannt worden, der König ſprach nur immer vom Schlagfluſſe. Draußen im Weggehen aber hatte er darüber ein Geſpräch mit dem Arzt, und ſagte, als dieſer ſich über die Launen des Kranken lebhaft beklagte: „Nicht ſo laut! nicht ſo laut! denn wo Seydlitz es in ſeiner Stube hört, ſo holt der Teufel Ihn und mich!“ Seydlitz hatte der Königlichen Gnade die Offiziere empfohlen, welche er als beſonders brauchbar und dienſteifrig kannte, und unter dieſen auch ſeinen treuen Adjutanten, dem er, als dieſer nach der Abreiſe des Königs mit bekümmertem Blick an ſeinem Krankenlager ſtand, tröſtend zurief: „Reibnitz, ſein Sie ruhig; hilft mir Gott noch Einmal, ſo iſt Ihnen auch geholfen, wo nicht, ſo ſind Sie der Gnade des Königs empfohlen.“ Auch nahm der König auf dieſe Empfehlung gewiſſenhaft Rückſicht, und erfüllte alles, was er dem General zugeſagt hatte. Als der König nach Potsdam zurückgekehrt war, ſoll er an Seydlitz geſchrieben haben, er könne ſich an den Gedanken, ihn zu verlieren, unmöglich gewöhnen, wenn aber dies Unglück einmal kommen ſollte, ſo möchte er wenigſtens wiſſen, wen Seydlitz für den Würdigſten halte, ihm als Befehlshaber der Reiterei nachzufolgen; dieſe letzte Freundſchaft dürfe der König, und dieſen letzten Dienſt das Vaterland von ihm hoffen. Hierauf habe der General, wird behauptet, nach ſeiner wahren Ueberzeugung, die aber durch die Umſtände zugleich wie ein Trotz ausſehen konnte, den Oberſten von Wakenitz empfohlen, denſelben, welchen er auf dem Schlachtfelde von Zorndorf empfohlen hatte, der aber ſeitdem aus preußiſchen Dienſten in heſſiſche getreten war, und dem Könige durchaus nicht genehm ſein konnte. Friedrich ſoll auch dieſe Empfehlung als eine ganz ungehörige ſchlecht aufgenommen, und lächelnd geſagt haben: „Cela prouve que les plus grands hommes radottent quand ils sont aux abois.“ Blankenburg will den ganzen Vorgang bezweifeln, mit nicht genügendem Grunde, wie es ſcheint, denn die Züge ſind dem beiderſeitigen Karakter nicht entgegen, und der Major von Kaltenborn, welcher in den Briefen eines alten preußiſchen Offiziers die Sache ganz beſtimmt erzählt, iſt ſonſt nicht unglaubwürdig. Auch Retzow erzählt die Sache als vollkommen wahr, ſetzt aber den Vorgang an das Krankenbett Seydlitzens, und läßt dieſen auf des Königs Einrede: „Wie kann er zu einem ſolchen Poſten einen Offizier vorſchlagen, der nicht mehr in meinen Dienſten ſteht?“ die freimüthige Antwort geben: „Ich kenne keinen geſchicktern,“ worauf der König unwillig fortgegangen ſei.

Der Prinz von Preußen, nachmals König Friedrich Wilhelm der Zweite, beſuchte den kranken General in dieſer Zeit ebenfalls. Seydlitz bat ihn, ein ſchönes Pferd von ihm anzunehmen. Der Prinz nahm dies wohlgefällig auf, und erließ an ihn aus Breslau unter dem 27. Auguſt 1773 nachſtehendes Dankſchreiben: „Mein lieber General von Seydlitz. Der Lieutenant von Kleiſt hat mir alleweile das Pferd überliefert, das Sie ſo gütig ſind, mir zu geben; es gefällt mir ſehr wohl, und ich kann Ihnen nicht genug dafür danken. Ich hoffe, daß meine Geſinnungen gegen Ihnen bekannt genug ſind, um jemals zu glauben, daß ich einen ſo verdienſtvollen Mann und einen Freund vergeſſen könnte, und nehme alſo das Pferd, wie ein Zeichen Ihrer Freundſchaft, aber nicht wie ein Andenken, mit Freuden auf, bitte Ihnen noch vielmals, dem Rath des Dokters und Chirurgi in allen Stücken zu folgen, und zweifle nicht, Ihnen ſodann wieder reſtituirt zu ſehen. Da Sie Ihr Leben ſo oft mit Ruhm und Nutzen des Vaterlandes gewaget haben, ſo iſt es gleichſam eine Pflicht, dieſes Leben anjetzo zu erhalten zum Beſten des Vaterlandes, und für Ihre Freunde, worunter ich mit allem Rechte mich rechne, der ich bin Dero ſehr wohlaffektionirter Freund Friedrich Wilhelm." Die Mahnungen und Hoffnungen waren ſchon fruchtlos; der Kranke lebte nur noch einige Wochen in großer Schwäche, und entſchlief gefaßt und ſanft am 7. November 1773 im dreiundfünfzigſten Jahre ſeines Lebens.

Auf die Nachricht von dem Tode des Helden ſchrieb der König an den General von Röder, der jenem in der niederſchleſiſchen Inſpektion der Reiterei, ſo wie der General von Pannewitz in der oberſchleſiſchen, nachfolgte, daß er an demſelben einen ſeiner würdigſten Generale verloren, und um der Armee ein überzeugendes Merkmal zu geben, wie ſehr er deſſen Verdienſte auch nach ſeinem Tode ſchätze, befehle er, daß ſämmtliche Stabsoffiziere der ſchleſiſchen Inſpektion ihn mittelſt vierzehntägiger Tragung eines Flors um den Arm betrauern ſollten. — Die ſchnell in Verweſung übergehende Leiche mußte, der Anordnung des Verſtorbenen gemäß, nach ſeinem Gute gebracht werden, ſie empfing auf dem Wege dahin jenſeits der Oderbrücke die kriegeriſchen Ehrenbezeigungen, und wurde dann im Garten zu Minkowsky ſtill beigeſetzt. Auf dieſem von Wäldern umgebenen düſtern Landſitze hatte Seydlitz nach eignem Sinne ſein Wohnhaus und auch ſeine Grabſtätte eingerichtet. Jenes war ſtattlich, doch von etwas rohem Anſehen, den meiſten Raum nahmen große Pferdeſtälle ein; über den Eingängen der Wohnung hatte er den Curius mit den Rüben und den Cincinnatus mit den Pflugſtieren bildlich anbringen laſſen. In einer kleinen Einſiedelei unter alten Eichen iſt ſein Grab; ein ovales Denkmal aus Sandſtein trägt auf ſeiner Deckplatte eine Urne von ſchwarzem Marmor und einen ſchlafenden Löwen. Eine ſchwarze Marmortafel an der Vorderſeite hat in goldenen Buchſtaben dieſe Inſchrift: Herois Fried. Wilh. L. B. de Seydlitz, nat. a. 1721. denat. a. 1773. Cineres.

Seine Nachkommenſchaft war nicht geſegnet. Er hinterließ keinen männlichen Erben ſeines Namens. Die ältere ſeiner beiden Töchter verheirathete ſich mit einem Kriegsrath von Maſſow zu Breslau, wurde geſchieden, heirathete zum zweitenmal, einen polniſchen Grafen Monczinski, durch den ſie ihr ganzes Vermögen verlor, wurde katholiſch, und ſtarb, nach vielfachen traurigen Abentheuern, im Irrenhauſe zu Brieg; die jüngere lebte bis zu hohem Alter, und zuletzt in ſehr dürftigen Umſtänden auf dem Lande in der Niederlauſitz.

Von Seydlitz' Perſon und Karakter iſt in unſerer Erzählung ſchon das Weſentliche mitgetheilt. Doch iſt hier noch einiges nachzutragen. Er war nicht beſonders groß, aber von ſchönem Verhältniſſe der Glieder, ſein Körper hatte den Ausdruck der Stärke und Gewandtheit. Seine gerade und ſtolze Haltung behauptete er bis in die letzten Jahre; zu Pferde war ſie nach allen Zeugniſſen unübertrefflich. Es iſt gewiß, ſagt Blankenburg, daß ſeine Figur allein, auch ohne den Geiſt, der ſie beſeelte, eine Linie Reiterei in den Feind hinein gebracht haben würde. Sein Geſicht wäre nicht aufgefallen, aber ſein Auge ſtrahlte von lebhaftem Scharfblick, und verrieth den Muth und das Feuer, die er in Gefahren und Abentheuern zeigte.

In dem Grunde ſeines Karakters lag unſtreitig Edelſinn und Großmuth; unter den Kriegsmännern ſeiner Zeit war er einer der menſchlichſten; er haßte grauſame Strafen, und brachte die Stockprügel bei ſeinem Regimente faſt ganz außer Gebrauch. Für den Landmann war er beſonders gut geſinnt, und wollte ihn, ſo ſehr er den Bauer gegen den Soldaten herabſetzte, in ſeinem Berufe ſtets geſchont wiſſen. So richtete er einſt, als ein junger Offizier bei Ausrichtung eines Auftrags, der eben nicht Eile forderte, geradeswegs über ein beſtelltes Ackerfeld geritten war, an den Wiederkehrenden die Frage: „Sie haben gewiß kein Gut?" worin für den Betroffenen der bündigſte Vorwurf ausgedrückt war. So nahm er ſich auch gern ſolcher Offiziere an, deren Thätigkeit ihm bekannt, aber durch keinen Glanz äußerer Eigenſchaften getragen war; einen ſeiner Offiziere, der über einen Rittmeiſter die Achſeln zuckte, weil der alte Kriegsmann einige Vorſchriften nicht gefaßt zu haben ſchien, wies er mit den

Worten zurecht: „Laſſen Sie ihn nur machen; er hat dergleichen Dinge vor dem Feinde mehr gemacht, als wir beide!“ Wir haben ſchon geſehen, daß er im Drange des Augenblicks auch rückſichtsloſeſte Gewaltſamkeit und Eigenmacht ausüben konnte, ganz im Sinne ſeiner Zeit und ſeines Standes. Dies galt vollends bei jedem Widerſtreite, in welchem der Gegenſatz des Militairs und des Civils zur Sprache kam, wo ſich die eiferſüchtige Ehrbegier des Kriegers gegen den Bürger jedesmal in maßloſem Vorrecht glaubte. Hievon liefert eine mündlich erhaltene Erzählung des Fürſten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen ein merkwürdiges Beiſpiel. Dieſer ſtand in ſeiner Jugend im Regimente von Tauentzien zu Breslau, und war oft in Ohlau, um Seydlitz zu ſehen, der, wenn er genug geritten hatte, ſeinen ganzen übrigen Tag, jenem Berichte zufolge, nur mit Tabackrauchen und aus dem Fenſter ſehen hinbrachte. Der Bürgermeiſter von Ohlau, der ihm gegenüber wohnte, fand an letzterem Vergnügen ebenfalls Geſchmack, und legte ſich morgens mit der Nachtmütze in's Fenſter. Das aber fand Seydlitz reſpektwidrig, und befahl ihm, die Mütze abzulegen; der Bürgermeiſter ſeinerſeits nahm das für eine ehrenrührige Zumuthung, und behielt die Mütze auf, bis Seydlitz eine Piſtole holte und nach ihm ſchoß, da dann jener ſich erſchrocken zurückzog, aber auch ſogleich durch eine Stafette dem Könige den Vorgang meldete. Der König indeß ließ die Klage unbeantwortet, und entzog ſich damit der Verlegenheit, den Uebermuth eines Mannes von ſolchem Rang und Verdienſte gleich dem Frevel eines jungen Tollkopfes zu beſtrafen. Die Einfachheit ſeiner Gemüths- und Geiſtesgaben bewahrte ihn vor häufigeren Ausbrüchen ſolcher Leidenſchaft. Es gab eine Menge Dinge, die ihn völlig gleichgültig ließen, bei welchen er keine Meinung zu verfechten, keine Betheiligung durchzuſetzen hatte. Daher war er auch allem Partheiweſen fremd, und lebte mit den Meiſten ſeiner Kammeraden in guter Freundſchaft. In beſonders vertraulicher Brüderſchaft ſtand er mit dem General von Warnery, der ſchon bei dem Natzmer'ſchen Huſarenregimente ſein treuer Gefährte war. Seydlitzens Laufbahn, ſeine Beförderung in jungen Jahren zu den höchſten Kriegsehren, waren beiſpiellos glänzend, aber das Verdienſt ſeiner Thaten leuchtete ſo hell, daß nicht leicht jemand wagen durfte, ihm jene zu neiden. Eigentliche Widerſacher hatte er nur wenige; der General von Pannewitz, der ihm auch als Inhaber ſeines Regiments nachfolgte, war es mit Willen und Abſicht, und ſuchte auch ſpäterhin alles umzuändern, was Seydlitz eingerichtet hatte; er wiederholte gern und oft: er wolle dem Regiment die Seydlitz'ſchen Mucken ſchon austreiben! und als der König bei der nächſten Revüe ihn fragte: „Er iſt doch mit dem ſchönen Regiment recht zufrieden?“ antwortete er: „Ja wenn es nur reiten könnte!“ worauf indeß der König ganz verdrießlich und herb erwiederte: „Erhalte Er es nur ſo, wie Er es bekommen hat.“ Des Generals übler Wille gegen das Regiment veranlaßte doch manche Offiziere ſpäterhin ihren Abſchied zu nehmen, oder ihre Verſetzung zu anderen Regimentern nachzuſuchen. Mehr durch Zufall und Umſtände war der General von Kleiſt im Kriege Seydlitzens Nebenbuhler geworden, und es ohne ſein Zuthun auch im Frieden noch geblieben, indem bei allen Gegenſtänden, welche die Reiterei betrafen, der König neben Seydlitzens Meinung auch noch den nicht ſelten davon abweichenden Rath Kleiſt's einzuholen pflegte. Doch erkannte Seydlitz den Werth dieſes Mannes mit Gerechtigkeit an, und machte ſeiner Inſpektion den im Auguſt des Jahres 1767 erfolgten Tod des vermeintlich Gehaßten zum allgemeinen Erſtaunen mit den rühmenden Worten kund: „Ich habe den Schmerz bekannt machen zu müſſen, daß die Armee durch den Tod des Generallieutenants von Kleiſt einen ihrer ausgezeichnetſten Kavalleriegenerale und Seine Majeſtät der König einen ſeiner treueſten Diener verloren hat.“

Eine bisher bei Aufzählung der Eigenſchaften unſeres Helden faſt immer unerwähnt gebliebene, aber ſeinem Weſen ganz angehörige Seite, iſt die von früher Kindheit, durch wilde Jugend und ſtürmiſche Mannesjahre hindurch, in ihm bewahrt gebliebene Achtung der Frömmigkeit und ihrer kirchlichen Gebräuche. Zwar konnten ſeine Leidenſchaften von dieſen Vorſtellungen niemals gemeiſtert werden, und er mag dieſe kaum in ſolchen Bezug zu ſtellen je verſucht haben;

allein er hielt auf andächtige Gottesverehrung, und während des ſiebenjährigen Krieges ließ er vor jedem vorauszuſehenden Gefechte ſeine Reiter durch den Feldprediger zur Tapferkeit und Ausdauer anfeuern, auch mußte derſelbe den Verwundeten und Sterbenden geiſtlichen Troſt einſprechen und das Abendmahl reichen. Einſt während des Krieges ritt er mit dem Könige, als ein Dragonerregiment daher kam, welches ein geiſtliches Lied im Marſchiren ſang. „Das ſind mir Poltrons von Reitern, ſagte der König, die da ſingen!“ Seydlitz pflegte zwar ſelbſt nicht zu ſingen, vertheidigte aber die Leute, und erinnerte, daß auch der General von Zieten ſänge, worauf der König die Sache gut ſein ließ. Mit dem Feldprediger ſeines Regiments, der erſt im Jahre 1791 als Paſtor in Ohlau ſtarb, hatte Seydlitz ein freundſchaftliches Verhältniß, und ehrte ihn öffentlich bei jedem Anlaß. Auch litt er nicht, daß jüngere Offiziere leichtſinnige Scherzreden gegen die Religion und ihre Diener führten, ſo wenig er ſonſt um ihren Glauben und ihre Denkart ſich bekümmerte.

Die Geiſtesbildung darf bei Seydlitz nur nach dem Maße ſeiner Zeit gemeſſen werden; ſie war für ſeine Stellung und Aufgabe genügend, allein es bleibt ein fruchtloſes Bemühen, in dieſem Betreff ihn beſonders rühmen zu wollen. Seine natürlichen Anlagen nach dieſer Richtung waren nicht groß, und die vorhandenen kaum entwickelt; er war kein weiter Kopf, doch innerhalb gegebener Schranken ein vortrefflicher, wie ſowohl ſeine Thaten, als ſeine Antworten, und ſelbſt ſeine kurzen ſchriftlichen Aeußerungen darthun. Die franzöſiſche Sprache war ihm geläufig genug; daß er Kenntniß von franzöſiſcher Litteratur gehabt, iſt nicht vorauszuſetzen, und gewiß von deutſcher eben ſo wenig. Es iſt möglich, daß er bei einem Geſpräch über die Ehre, welche der Sohn eines reichen Finanzmannes herabſetzen wollte, die zwei Verſe von Haller, wie Blankenburg berichtet, zitirt habe:

„Der Held, der ſucht ſein Glück auf hunderttauſend Leichen,
Und vieler Dörfer Noth macht einen einz'gen Reichen,“

dieſe Zeilen konnte der Zufall auf ſein Gedächtniß geworfen haben; aber es iſt ein ungeſchicktes Mährchen, und ſelbſt die löbliche Abſicht ein Mißverſtand, wenn uns derſelbe Schriftſteller überreden will, Wieland's Agathon ſei ein Lieblingsbuch des Reitergenerals geweſen! Indeß erkannte Seydlitz genug den Werth wiſſenſchaftlichen Unterrichts, um dieſen im Kriegsweſen gern zu fördern. Er gründete für die Offiziere ſeines Regiments eine Bücherſammlung, aus welcher bloße Unterhaltungsſchriften ausgeſchloſſen blieben. Von einem größeren Plane zur Ausbildung junger Offiziere erzählt Warnery: „Seydlitz hatte in Schleſien unter ſeiner Inſpektion ungefähr hundert junge Leute, welche Standartenjunker waren. Dieſe adeligen Unteroffiziere wollte er ſämmtlich nach Ohlau ziehen, wo er ſie nach ſeiner Hand unterrichten, exerziren und bilden wollte. Sie ſollten fremde Sprachen, Mathematik und alle nöthigen Leibesübungen lernen, und zwei Monate vor der Muſterung, wenn die Regimenter ſich zum Exerziren verſammeln, ſollten ſie bei dieſen wieder einrücken. Sie hätten bei Seydlitz große Fortſchritte machen können, ohne daß es den König mehr, als höchſtens fünfzig Dukaten für die Lehrmeiſter, gekoſtet hätte. Allein Ränke vereitelten die Sache.“ Im Gegenſatze mit ſolcher Pflanzſchule glaubte er dem Kriegsbedürfniß auch noch ganz andere Kräfte nöthig. Er ſagte einſt zu Warnery, daß im kleinen Kriege Gelegenheiten vorkämen, welche den Unternehmungsgeiſt, die Liſt und Verwegenheit eines Cartouche und Mandrin erforderten, und daß man bei einem Heer immer einige Leute dieſes Schlages haben müßte, um ſie als Führer halsbrechender Wagniſſe zu gebrauchen; doch dürfte man ihnen nicht Offiziere der Linientruppen unterordnen, auch ſie ſelbſt nicht über den Hauptmannsrang erheben, aber dafür ſie gut bezahlen, da ſie mehr um Geld und aus Luſt, als um Ehre dienten, und ihr Handwerk allerdings über die Gränzen der Zucht und Ordnung, die dem Kriegerſtande gebührten, leicht hinausginge; ſie ſeien wie Kettenhunde zu halten, die man gut füttert und anbindet, aber zu gewiſſen Zeiten losläßt, wo ſie dann vortreffliche Dienſte leiſten.

Ueber ſein Verdienſt als Krieger ſind die Zeugniſſe aller Urtheilsfähigen, von Friedrich dem Großen bis auf die neueſte Zeit, einſtimmig zu ſeinem Ruhme. Canitz in ſeinen Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reiterei hat mit geiſtreicher Schärfe das Bezeichnendſte darüber ausgeſprochen. Er war ein Reiter ohne Gleichen, und als ſolcher auch Feldherr, der mit ſtürmender Gewalt Schlachten entſchied; groß als Kampfesheld, groß als Waffenmeiſter, der die preußiſche Reiterei auf den Gipfel der Vortrefflichkeit erhob. Unter den Kriegsgehülfen Friedrich's ſtehen Winterfeldt und Seydlitz in erſter Reihe. Die Eigenſchaften dieſer Beiden, ihre Thaten und Erfolge, Neigungen und Lebensgeſchicke, ſo wie auch ihr Tod, geben reichen Stoff zu vergleichender Betrachtung.

Zu Berlin auf dem Wilhelmsplatze ließ der König am 2. Mai 1784 ein Denkmal für Seydlitz aufſtellen, das Standbild des Helden in ſeiner Kriegstracht, welches der Bildhauer Taſſaert in Marmor ausgeführt, und dabei, nach Vorſchrift des Königs, für die Aehnlichkeit der Geſichtszüge ein wohlgelungenes, früher dem Lord Mariſchal gehöriges Bild, benutzt hatte. Das dem Ruhme der Helden Preußens zu Rheinsberg durch den Prinzen Heinrich gewidmete Denkmal nennt den Namen Seydlitz mit höchſtem Lobpreis. Nach einem Gemählde des Hofmahlers Friſch, Seydlitz in der Schlacht bei Roßbach vorſtellend, erſchien im Jahre 1799 ein Kupferſtich von Berger. Die vaterländiſchen Dichter, Gleim, Ramler, Stägemann, haben den Ruhm des großen Reitergenerals beſungen. Im preußiſchen Heere iſt ſein Andenken unvergänglich.

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau.

Mündliche Ueberlieferungen in Halle, Deſſau ꝛc.

Handſchriftliche Mittheilungen von Herrn Hofrath und Bibliothekar Wilhelm Müller in Deſſau.

Mémoires pour servir à l'histoire du Prince Leopold, Prince regnant Sénieur d'Anhalt etc. etc. Anno 1751.

Handſchriftlich in dem Herzoglichen Archiv zu Deſſau. Genau in den Zeitangaben und andern äußerlichen Beſtimmungen.

Eigenhändige Memoiren des Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau.

Der ruſſiſche General Graf von Anhalt gab dieſe Memoiren, eine Abſchrift des in Deſſau bewahrten eigenhändigen Originals des Fürſten, in Königsberg dem Pfarrer Borowski zur gelegentlichen Herausgabe. Sie gehen von 1676 bis 1703 und ſind abgedruckt in Baczko's Annalen des Königreichs Preußen. Jahrgang 1793. Königsberg. 8. S. 26—36. u. 73—98.

Des weltberühmten Fürſtens Leopoldi von Anhalt-Deſſau Leben und Thaten. Leipzig, 1742. 8.

Von M. Ranfft; nachher verbeſſert und fortgeſetzt in

M. Michael Ranfft's Leben und Thaten des letztverſtorbnen weltberühmten Fürſtens Leopolds von Anhalt-Deſſau. Dritte Auflage. Frankfurt am Main, 1750. 8.

Geſchichte und Thaten des jüngſtverſtorbenen großen Kriegshelden Herrn Leopolds regierenden Fürſtens ꝛc. zu Anhalt. Von Joachim Arenkow. Zweite Auflage. Frankf. und Leipzig, 1747. 8.

Gleich dem vorigen ohne ſonderlichen Werth.

Militairiſches Taſchenbuch für 1801. Berlin, 1800. 12.
Eine biographiſche Skizze Leopold's.

Militairiſche Biographieen berühmter Helden neuerer Zeit. Berlin, 1803—1806. 5 Bde. 8.
Ein kurzer Abriß von Leopold's Leben in Thl. 5.

Der Biograph. Bd. 6. St. 2. Halle, 1807. 8.
S. 117—164. Ein guter, nur allzukurzer Abriß vom Feldprediger Spieker in Halle. Anekdoten daraus noch beſonders im Morgenblatte.

Samuel Baur's biographiſche Schilderungen ausgezeichneter Menſchen unſeres Zeitalters. Leipzig, 1821. 8.
Bd. I. S. 90—143. Eine Darſtellung Leopold's; ſehr gelungene Arbeit.

Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Geſchichte des Krieges. Berlin, 1827. 8.
Hft. 5. „Die Fürſten aus dem Hauſe Anhalt in brandenburgiſch-preußiſchen Kriegsdienſten."

Joh. Chriſtoph Becmann's Hiſtorie des Fürſtenthums Anhalt. Zerbſt, 1710. fol.

Samuelis Lentzii Becmannus enucleatus, suppletus et continuatus, oder hiſtoriſch-genealogiſche Fürſtellung des Hochfürſtlichen Hauſes Anhalt. Köthen u. Deſſau, 1757. fol.

D. Ph. E. Bertram's Geſchichte des Hauſes und Fürſtenthums Anhalt, fortgeſetzt von M. J. C. Krauſe. Halle, 1780. 1782. 2 Thle. 8.

Ueber Mißheirathen teutſcher Fürſten und Grafen. Vom Geh. Juſtizrath Pütter zu Göttingen. Götting., 1796. 8.
S. 186. Von der Anne Luiſe Föſen.

Beiträge zur brandenburgiſchen Kriegsgeſchichte unter Kurfürſt Friedrich III. Von C. W. Hennert. Berlin und Stettin, 1790. 4.

Curieuſes Bücher-Kabinet, oder Nachrichten von hiſtoriſchen, Staats- und galanten Sachen. Frankf. a. M., 1711—1718. 8.
Beſonders Thl. 2.

Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten Königs von Preußen Friderici Wilhelmi. Erſter Theil. Hamburg und Breslau, 1735. Zweiter Theil. Frankfurt und Hamburg, 1741. 8.
Von Dav. Faßmann.

Histoire de la vie et du regne de Frédéric-Guillaume roi de Prusse. à la Haye 1741. 2 Vols. 8.

Ueber Friedrich Wilhelm den Erſten. Ein nachgelaſſenes Werk vom Hofrath und Profeſſor Morgenſtern, Mitglied des Tabackskollegii Friedrich Wilhelms des Erſten. s. l. 1793. 8.

Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. nebſt verſchiedenen Anekdoten ꝛc. Berlin, 1787—1789. 12 Sammlungen. 8.

Die 10 erſten Sammlungen ſind vom Präſidenten von Benekendorf.

Heldenthaten des Prinzen Eugen von Savoyen. Nürnberg, 1726 ff. 5 Thle. 8.

Histoire du prince François Eugène de Savoye. Amsterd. 1750. 5 Vols. 8.

Histoire de Charles XII. Roi de Suède. Par Voltaire.

Ant. Friedr. Büſching's Magazin für die neue Hiſtorie und Geographie. Halle, 1779—1793. 23 Thle. 4.

Einiges über den Feldzug in Pommern und Rügen.

Ant. Friedr. Büſching's Reiſe nach Rekahn. Berlin, 1780. 8.

Confession de Clément.

Handſchriftlich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 12.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric II. écrits de sa main. Brunsvic, 1810. 2 Vols. 8.

Journal secret du baron de Seckendorff, cavalier d'ambassade auprès du maréchal comte de Seckendorff à Berlin, depuis 1734 jusqu'à la fin de l'année 1738. Tubingue, 1811. 8.

Viele Einzelheiten, zur Bezeichnung der Zeit und der Perſonen wichtig.

Beiträge zu der Lebensgeſchichte merkwürdiger Perſonen. Von Büſching.

Bd. I. Lebensbeſchreibung Nüßler's.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français etc. Par M. M. Erman et Réclam. Berlin, 1782—1799. 9 Vols. 8.

Friedrichs des Großen Jugendjahre, Bildung und Geiſt. Aus unbekannten Aktenſtücken, hier zuerſt mitgetheilten Briefen und den Schriften des Königs dargeſtellt von Fr. Förſter. Berlin, 1823. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte. Von J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—1834. 4 Bde. 8. Urkundenbuch dazu. 5 Thle. 8.

Die Lebensgeſchichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für jedermann, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1837. 2 Thle. 8.

Friedrich der Große mit ſeinen Verwandten und Freunden. Eine hiſtoriſche Skizze, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

Friedrichs des Großen Jugendleben und Thronbeſteigung. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

Friedrichs des Großen Briefe an ſeinen Vater, geſchrieben in den Jahren 1732—1739. Berlin, Poſen und Bromberg, 1838. 8.

Eine ſorgſame Ausgabe, von Herrn Major von Hahnke.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Histoire de mon temps, par Frédéric II.

Mémoires des négociations du marquis de Valori. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Lebensgeſchichte des Grafen von Schmettau. Von ſeinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Viele beſondere Züge vom alten Fürſten Leopold, der hier aber von ſeinem gleichnamigen Sohne wohl zu unterſcheiden iſt.

Lebensbeſchreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.

Von Luiſe von Blumenthal.

Lebensbeſchreibung des Königl. Preuß. Generals der Infanterie Heinrich Auguſt Baron de la Motte Fouqué. Verfaßt von ſeinem Enkel Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Verſuch einer Lebensbeſchreibung des Feldmarſchalls Grafen von Seckendorff, meiſt aus ungedruckten Nachrichten bearbeitet. 1792. 2 Thle. 8.

Von Thereſius von Seckendorff.

Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'ſchen Familie. Von Dr. Friedrich Cramer. Leipzig, 1836. 2 Bde. 8.

Vollſtändige Geſchichte aller Königlichen preußiſchen Regimenter. Halle, 1767. 6 Stücke. 8.

Von Joh. Friedr. Seyfart, Auditeur zu Halle. Im St. 4. die Geſchichte des Regiments Anhalt.

Betrachtungen über die Kriegskunſt. Leipzig, 1797—1799. 3 Abtheilungen. 8.

Von Georg Heinrich von Berenhorſt. Geiſtreiche, treffende Bezeichnung des Fürſten von Deſſau.

Geiſt des neuen Kriegsſyſtems. Hamburg, 1805. 8.

Von Heinrich von Bülow.

Leben Franz Balthaſar Schönberg v. Brenkenhof, Königl. Preuß. geheimen Ober-Finanz-Kriegs- u. Domainenrath. Leipzig, 1782. 8.

Von Meißner.

Joh. Wilh. Ludw. Gleim's Leben. Aus ſeinen Briefen und Schriften von Wilh. Körte. Halberſtadt, 1811. 8.

Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Luiſe. 1676—1722. Herausgegeben von Wolfgang Menzel. Stuttgart, gedruckt auf Koſten des litterariſchen Vereins. 1843. 8.

General Freiherr von Seydlitz.

Mit beſtem Fleiße ſind die mündlichen Ueberlieferungen, welche über Seydlitz noch aufzufinden waren, von ſehr verſchiedenen Seiten her, und aus zum Theil ſehr ſchätzbaren Quellen, geſammelt worden.

Ein reiches Heft handſchriftlicher Mittheilungen, welche der gütigen Sorgfalt des Herrn Major von Reibnitz in Gnadenfrei zu verdanken ſind.

Ein Band handſchriftlicher Briefe, die zwiſchen Seydlitz und dem Könige Friedrich dem Großen gewechſelt worden, und deren Benutzung von Seiten des Königlichen Geheimen Archivs günſtig verſtattet worden.

Tagebuch des Oberſten von Gaudi über die Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Weſel, 1778. 10 Bde. Folio.
Handſchriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalſtabs in Berlin.

Des Miniſters von der Horſt Bemerkungen zu Büſching's und Anderer Schriften über Friedrich den Großen.
Handſchrift, in Auszügen benutzt.

Sammlung einiger Schriften dem Andenken Sr. Excellenz Herrn Friedrich Wilhelm Freiherr von Seydlitz gewidmet von Johann Balthaſar Freiherr von Kurtzbach-Seydlitz. 1776. 4.

Genealogiſcher Militairiſcher Kalender auf das Jahr 1787. Berlin. 16.
Bildſäule, Grabmal und Lebensabriß von Seydlitz.
Der Lebensabriß iſt vom Kriegsrath Karl Friedrich Troſt.

Der Geſellſchafter. Von Gubitz. Berlin, 1825. 4. Nr. 148 ff.
Briefe Friedrich's des Großen an den General von Seydlitz

Wahrheit und Freimüthigkeit in ſchweſterlicher Umarmung. Erſtes Bändchen. Nürnberg, 1789. 8.

Von Dr. Kauſch herausgegeben. Darin Anekdoten von Seydlitz.

Mémoires pour servir à l'histoire des années 1744 et 1745. Berlin, 1746. 8.

Vom General von Still.

Beitrag zur Geſchichte des zweiten Schleſiſchen Krieges. Aus den eigenen Papieren Sr. Exc. des General-Lieutenants von Naſſau. Frankf. u. Leipzig, 1780. 120 S. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—1834. 4 Bde. 8.

Urkundenbuch dazu. 5 Bde. 8.

Friedrich der Große mit ſeinen Verwandten und Freunden. Eine hiſtoriſche Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

Friedrichs des Großen Jugend und Thronbeſteigung. Eine Jubelſchrift. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

König Friedrich der Zweite und ſeine Zeit. 1740—1769. Nach den geſandtſchaftlichen Berichten im brittiſchen Muſeum und Reichsarchive. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

L. Müller's kurzgefaßte Beſchreibung der drei ſchleſiſchen Kriege. Potsdam, 1785. 4.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deutſchland. Von Lloyd und Tempelhof. Berlin, 1794—1801. 6 Bde. 4.

Tielcke's Beiträge zur Kriegskunſt und Geſchichte des Krieges. Freiberg, 1776. 8.

Des Herrn Generalmajor von Warnery ſämmtliche Schriften. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit Planen und Erläuterungen vermehrt. Hannover, 1785. 9 Thle. 8.

Geſtändniſſe eines öſterreichiſchen Veterans in politiſch-militairiſcher Hinſicht auf die intereſſanteſten Verhältniſſe zwiſchen Oeſtreich und Preußen ꝛc. Breslau, 1788 ff. 4 Thle. 8.

Von Cogniazo.

Des Prinzen de Ligne Tagebuch während den Feldzügen in den Jahren 1757—1760. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Dresden, 1798. 2 Thle. 8.

Karakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.

Von Retzow.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorleſun-

gen, mit Benutzung authentiſcher Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalſtabs. Berlin, 1824 ff. 5 Bde. 8.

Dieſes, ſowohl dem veranlaſſenden und leitenden Gedanken, als der in einzelnen Abſchnitten meiſterhaften Ausführung nach, preiswürdige Werk hat mehr als jedes frühere die Ereigniſſe dieſes verwickelten Krieges für das militairiſche Urtheil erhellt.

Der ſiebenjährige Krieg. Von Maximilian Fr. Thielen. Wien, 1836. 8.

Forſchungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Nach archivaliſchen Quellen. Von P. F. Stuhr. Hamburg, 1842. 2 Bde. 8.

Oeuvres de Frédéric II. roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Militairiſcher Nachlaß des Generallieutenants Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbſt, 1846. 2 Bde. 8.

Minerva. Von Dr. Friedrich Bran. Jena, 1839. 1840. 8.

Darin: Erinnerungen des Generalfeldmarſchalls Grafen von Kalckreuth, aus dem franzöſiſchen Manuſkripte ſeiner Dictées. Von Friedrich Grafen von Kalckreuth.

Militairiſche Blätter. Von F. W. von Mauvillon. Eſſen, 1825. 8. Bd. II.

Ueber die Schlacht von Roßbach.

Beſchreibung der Schlacht bei Kunersdorf. Von Joh. Ludw. Kriele. Berlin, 1801. 8.

Leben des Herrn Robert Scipio von Lentulus, weiland Generallieutenant in Königl. Preußiſchen Dienſten. Beſchrieben von Fr. Ludwig Haller. Bern, 1787. 8.

Mémoires du baron de la Motte-Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8. Von Büttner.

Lebensbeſchreibung des Generals Baron de la Motte-Fouqué. Verfaßt von ſeinem Enkel Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensbeſchreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8. Von Luiſe von Blumenthal.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8. Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris, 1809. 8.

Lebensgeſchichte des Grafen von Schmettau. Von ſeinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Hiſtoriſches Portefeuille. 1786. Januar.

Des preußiſchen Stabsfeldpredigers Küſter, Bruchſtück ſeines Kampagnelebens im ſiebenj. Kriege. Berlin, 1791. 8.

Offizier-Leſebuch. Berlin, 1796. 4 Thle. 8.
Von Küſter.

Deutſches Muſeum. 1780. März.
Auszüge aus Briefen eines reiſenden Engländers.

Militairiſches Pantheon. Neue Auflage. Berlin, 1797. 4 Thle. 8.
Vom Ordensrath König.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reiterei in den Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit. Berlin und Poſen, 1823. 2 Thle. 8.
Vom General Freiherrn von Canitz.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1835. 4. Nr. 967. Vom 3. Januar.

Graf von Lindenau. Bemerkungen eines Veteranen über edle Pferde. Braunſchweig, 1831. 8.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Neunter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Biographiſche

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Dritter Theil.

Fürſt Blücher von Wahlſtatt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Ich muß bei Blücher's Lebensbeſchreibung dieſelbe Nachſicht anſprechen, wie bei der des alten Deſſauers, ja in manchem Betracht noch größere, da der entſchiednere Bezug auf die Gegenwart den Stoff nur um ſo ſchwieriger zu behandeln gab.

Mir ſind von vielen Seiten die ſchätzbarſten Hülfsmittel dargeboten, die bedeutendſten Quellen eröffnet worden. Höchſtverehrte ſachkundige Männer haben meiner Arbeit ſorgfältige Durchſicht, wichtige Beiträge, erhebliche Berichtigungen gewährt. Ihre Namen, wäre mir erlaubt ſie zu nennen, würden meinem Buche zur ausgezeichneten Empfehlung gereichen; allein mir ziemt hier Beſcheidenheit, rückſichtlich meiner ſelbſt, wie auch andrer, und in dieſem Bezuge hab' ich ſogleich auch beſonders anzumerken, daß, wenn jene Männer als verflochten in die geſchichtlichen Vorgänge, im Laufe der Erzählung genannt werden mußten, doch die ſie betreffenden Angaben dann grade nicht durch jene Namen ihre nächſte Gewährleiſtung haben, ſondern in anderweitig ſchon bekannten oder erforſchten Mittheilungen. Unter den zahlreichen gedruckten Hülfsmitteln, die mir zur Hand waren, befinden ſich ſolche, deren ausgezeichneter Werth allgemein anerkannt iſt, und denen hier treu zu folgen der ſicherſte

Weg ſein mußte; wenn ich das Werk: „Zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der ſchleſiſchen Armee unter dem Feldmarſchall Blücher, von der Beendigung des Waffenſtillſtandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. Berlin und Poſen, 1824. 2 Theile“ in dieſem Betreff hier anführe, ſo wird jeder Unterrichtete ſogleich ermeſſen, wieviel ich demſelben zu verdanken habe, und es gewiß billigen, wenn grade in den wichtigſten Fällen ich deſſen Worten völlig treu oder doch möglichſt nah geblieben bin; ja ich geſtehe gern, daß ich ohne dieſes und die andern Werke deſſelben Verfaſſers für eine den Thatſachen wie dem Geiſte nach zuverläſſige Darſtellung der ſpäteren Feldzüge Blücher's wenig Rath gewußt hätte. Ungeachtet ſo vieler Begünſtigungen darf ich gleichwohl nicht hoffen, mein Buch von allen Irrthümern ganz frei gehalten zu haben; Berichtigungen mancher Art werden ſich nachtragen laſſen; nur wird man die etwan irrigen Angaben, welche ſchon öffentlich in Druckſchriften vorhanden und bisher ohne Widerſpruch geblieben waren, billigerweiſe nicht mir, der ſie nur wiederholt, ſondern jenen Schriften anzurechnen haben, durch welche ſie bisher als die richtigen gelten durften.

Der Ausdruck iſt hier oft mit dem Stoffe hart im Streit geweſen, damit weder die Energie mancher Auftritte und Aeußerungen noch die Schicklichkeit des Vortrags aufgegeben würde; beides war oft kaum vereinbar, doch mußte die Gränze des Schicklichen ſtets das Hauptaugenmerk bleiben. Einige heitre Züge, die eingeflochten ſind, wird man nicht zu ſtreng nehmen; von manchen Geſchichtchen iſt wenigſtens das wahr, daß ſie allgemein erzählt und für glaubwürdig gehalten werden; mögen diejenigen Zeugen, welchen hier Bejahung und Verneinung zuſteht, ſich darüber vernehmen laſſen! Ich war wenigſtens redlich bemüht, mich überall der erkennbaren Wahrheit anzuſchließen, und ihre Farben ſo aufzutragen, daß in der Folge, nach Maßgabe des Zeitverlaufs, weil allerdings manches im jetzigen Augenblicke nicht völlig auszudrücken war, einige Striche nur vielleicht verſtärkt, keineswegs aber in ihrem Grunde verändert zu werden brauchen. Auch mancher künftigen Ergänzung iſt gleich die Stelle vorbehalten, wo ſie einrücken kann. Wenn, nach dieſen letzteren Angaben, Vielen dünken möchte, es ſei überhaupt noch zu früh, eine Lebensbeſchreibung Blüchers erſcheinen zu laſſen, ſo darf ich doch verſichern, daß es zugleich ſchon hohe Zeit war, ſie niederzuſchreiben; denn nicht lange erhält ſich in unſeren Tagen ein Ereigniß als Gegenwart, ſondern mit ungewöhnlicher Geſchwindigkeit drängt die Fluth der neueſten Vorgänge ſtets das Kaumgeſchehene in den Hintergrund einer ſchon entlegenen Vergangenheit. Da gilt es, eilig zu ſein, um ſo viele, bald unwiederbringlich verlorene Züge des Lebens, Eigenthümlichkeiten der Geſtalt, der Farbe, der Bedeutung, aufzufaſſen und feſtzuhalten. Ein Zwiſchenraum von zehn Jahren macht bei Betrachtung dieſer Gegenſtände oft ſchon eine kaum noch recht unterſcheidbare Ferne.

Wäre mir gelungen, den Kenner zu dem Ausſpruche zu bewegen, daß die allerdings nicht leichte Aufgabe, in den Bedingungen der Gegenwart ein Leben Blücher's auch den Anforderungen der Zukunft gemäß zu ſchreiben, durch dieſes Buch wenigſtens annähernd gelöſt worden, ſo würde daſſelbe hinreichend gerechtfertigt ſein.

Berlin, im November 1826.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Inhalt.

Seite

Vorwort.. V

Fürſt Blücher von Wahlſtadt........................... 1

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel................. 364

Fürſt Blücher von Wahlſtadt.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Die Tugend der Tapferkeit iſt die nie aufhörende Bedingung des Beſtehens der Völker und Staaten, in deren erſten Gründung wie in ihrer ſpäteſten Fortdauer. Die Kriegskunſt, genau den Fortſchritten der allgemeinen Ausbildung verbunden, verfeinert die urſprünglich rohen Elemente jener Tugend in geiſtige Wirkſamkeit; der Feldherr iſt ihre höchſte Darſtellung, ihm ſind die rohen Kräfte dienend unterworfen. Allein es geſchieht, daß plötzlich jene Unterordnung wechſelt, und auch hochgebildete Zeit wieder zu den Elementen dunkler Naturgewalten hülfeſuchend zurücktaucht, und ihnen alle gebildeten Kräfte willig untergiebt. Dann ſehen wir Volkshelden, in welchen die dämoniſchen Mächte der Maſſe zur mythologiſchen Geſtalt werden, und die Schickſale der Völker ſich zwiſchen Rettung und Untergang entſcheiden. Eine ſolche Erſcheinung ſtellt Blücher dar, deſſen Beruf und Emporſteigen zu ſolcher ſeltenen Größe wir im Folgenden näher betrachten wollen.

Gebhard Leberecht von Blücher wurde geboren den 16. Dezember 1742. Sein Vater, ehemals Rittmeiſter im Dienſte des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, war ſchon ſeit längerer Zeit auf ſein kleines Erbgut Großen-Renſow nach Mecklenburg heimgekehrt, wo er als Landedelmann lebte. Seine Mutter, eine geborne von Zülow, gleichfalls mecklenburgiſchen Geſchlechts, hatte ſich für eine Zeit nach Roſtock begeben, um während der Unruhen, welche zwiſchen dem Landesfürſten und der Ritterſchaft ſchon ein halbes Jahrhundert fortdauerten, und das ganze Land in blutigen und verwüſtenden Kriegesjammer ſtürzten, in jener bedeutenden Stadt ſicherer zu ſein. So wurde Roſtock der Geburtsort Blücher's. Von der früheren Erziehung des Knaben wird uns nichts gemeldet. Die Eltern zogen wieder auf das Land, ſobald die Ruhe hergeſtellt war, und wohnten im Dorfe Raſtow, als neue Störungen eintraten. Im Jahre 1756 nämlich begann der ſiebenjährige Krieg Friedrichs des Großen gegen ſeine verbundenen Feinde, und das Herzogthum Mecklenburg konnte in ſolcher Nähe ſich den Folgen dieſer Erſchütterung keineswegs entziehen. Den Eltern, deren Ehe mit ſieben Knaben und zwei Töchtern geſegnet worden war, erſchien es unter ſolchen Umſtänden eine Erleichterung, ihre beiden jüngſten Söhne, den nun vierzehnjährigen Gebhard Leberecht nebſt ſeinem etwas älteren Bruder Ulrich Siegfried, nach der Inſel Rügen zu ſchicken, wo ſie bei ihrer Schweſter, die mit einem Herrn von Krackwitz verheirathet war, den angemeſſenſten Aufenthalt fanden. Doch ſcheint auch hier von Unterricht und Erziehung kaum die Rede geweſen. Sinn und Gemüth durften ſich deſto freier in den unmittelbaren Lebenseindrücken entwickeln, welche die Umgebung in mannigfachen Gegenſtänden darbot. Die Landwirthſchaft, mit und in welcher die Tage ſich bewegten, gab in dieſem wichtigen Zweige künftiger Thätigkeit frühzeitige Erfahrung und Gewohnheit. Im Felde die Uebung zu Roſſe, auf den Meereswellen mit Nachen und Ruder, am Felſenufer zu Fuß die kühnſten Wagniſſe, entſprachen der Regſamkeit ungebändigter Jugend, und Geſchick und Muth knüpften mit der Verwegenheit hier früh den unzertrennlichen Bund. Die ungefüge Wildheit der Jünglinge empfing ſchwerlich Lob in allen Ausbrüchen ihrer mannigfachen Wendungen; allein die Jugend nährt in ungebilligten Bahnen oft nur die Kraft für künftig hochgeprieſene, und hegt in Rohheit wie in Bildung für widerſprechende Richtungen die unentſchiedenen Anlagen, aus welchen dann Wille und Schickſal den guten Kern zu Tage bringen müſſen, welches doch ſelten ganz unvermiſcht geſchehen mag!

Die Kriegsunruhen, welchen die Jünglinge durch den Aufenthalt auf Rügen entgehen ſollten, wußten auch bald von dorther dieſelben in ihre Bewegung zu reißen. Schweden hatte ſich, unter dem Vorwande der Gewährleiſtung des weſtphäliſchen Friedens, den Feinden des Königs von Preußen beigeſellt; ſchwediſche Truppen verſammelten ſich in Pommern, erſchienen theilweiſe auf Rügen. Der Anblick der Huſaren des jetzigen Regiments Mörner machte auf die beiden Brüder einen unwiderſtehlichen Eindruck, die Neigung zum Kriegsdienſt erwachte mit Leidenſchaft. Schwager und Schweſter wirkten durch ihre Vorſtellungen vergebens dieſem Trieb entgegen; da deren Einwilligung nicht zu erlangen war, ſo verließen ohne dieſelbe beide Brüder das Haus, eilten zu den nächſten Huſaren, und erlangten durch ihre Bitten bei dem Rittmeiſter, der die Abtheilung befehligte, daß er ſie vorläufig bei den Truppen behielt. Auf erhaltene Anzeige eilte Herr von Krackwitz herbei, und wollte die Jünglinge zurückholen, allein er fand beide in ihrem Sinne ſo beharrlich, in ihren Erklärungen ſo feſt, daß er wohl einſehen mußte, hier ſei nichts auszurichten, und demnach ihrer Wahl ſeine Zuſtimmung, welche die der Eltern vertreten konnte, nicht länger weigerte. So traten denn beide Blücher als Junker in den ſchwediſchen Reitereidienſt förmlich ein. Die Schweden hatten indeß während dieſes Krieges im Felde nur eine geringe Bedeutung; ihre Macht war geſunken, ihren Waffen wenig Ruhm vergönnt; nur beſchränkte Verhältniſſe ließ den Aufſtrebenden in dieſem Kreiſe die Zukunft offen. Der Zufall hatte dieſen erſten Schritt bedingt, das jugendliche Herz hing am Kriegsweſen, ohne noch wählen und entſcheiden zu können zwiſchen den einander entgegenſtehenden Kampfesſeiten. Ein zweiter Zufall, den Fehlgriff des erſten ausgleichend, raffte den jüngeren Blücher von dieſem Abwege ſeines Geſchickes früh auf die rechte Bahn herüber, auf welcher daſſelbe ſpät ihm eine Weltbühne ſeiner Heldenbeſtimmung zu eröffnen dachte. Die Schweden, von Friedrich dem Großen im Kampfe mit ſeinen bedeutendern Feinden weniger beachtet, ſtreiften faſt ungehindert bis in die Mark Brandenburg. Blücher ritt bei aller Gelegenheit mit zum Plänkeln vor, und unterließ nicht, die preußiſchen Huſaren, welche gegenüber ſtanden, durch übermüthiges Toben und Schimpfen herauszufordern. Die alten Krieger lachten des höhnenden Knaben; einesmals aber, bei dem Kabel-Paß unweit Friedland in Mecklenburg am 29. Auguſt 1760, als eine ſchwediſche Parthei mit einer preußiſchen nachtheilig in Kampf gerathen, rief ihm ein Huſar vom Regimente Belling, ein geborner Oeſterreicher, Namens Pfennig, in ſeiner Mundart drohend zu: „Wart nur, Bübel: werd di ſchon ſchlachte,“ und ſprengte auf ihn ein; die Schweden waren im Weichen, Blücher's Pferd, von einer Kugel getroffen, ſtürzte, und ſein Verfolger nahm ihn ohne Mühe gefangen, hob ihn vor ſich auf's Pferd, und brachte ihn ſo zu dem Oberſten von Belling. Wir folgen hier der beſtimmten Angabe des im Jahre 1832 zu Berlin im zweiundneunzigſten Lebensjahre verſtorbenen Generalmajors von Rudorff, der zur Zeit jenes Vorfalls im Belling'ſchen Regimente diente, und lange Jahre Blücher's vertrauter Waffengefährte war, auch der einzige, der aus jener Zeit ihn überlebte. In ſpäterer Zeit, als Blücher General war, meldeten ſich wohl ſechs bis ſieben alte Kriegsknechte, von denen jeder die Ehre haben wollte, den berühmten Blücher gefangen zu haben. Dieſer jedoch war wegen jenes frühen Ereigniſſes mit ſeinem Gedächtniſſe gar nicht mehr im Klaren, ließ jeden, der ſich ihm darſtellte, gelten, belobte und bewirthete ihn, und entließ ihn beſchenkt, denn, meinte er, ein alter Huſar ſei es doch immer, wenn auch vielleicht nicht gerade derſelbe, der ihn gefangen. Hiernach wollen wir auch dem von Preuß mit guten Beglaubigungen angeführten Huſaren Gottfried Landeck, einem Schleſier, ſeine Anſprüche nicht ſchmälern. Belling, angezogen von der muntern und muthigen Weiſe des wohlgebildeten Jünglings, behielt ihn bei ſich, und gewann deſſen Neigung für den preußiſchen Dienſt. Er beantragte gleich am folgenden Tage die Ernennung des Fahnenjunkers zum Kornet, und dieſe erfolgte unter dem 20. September, nachdem inzwiſchen die nöthigen Unterhandlungen über ſeinen Austritt aus dem ſchwediſchen Dienſte gepflogen worden. Belling kaufte für ihn die Feldrüſtung eines gefallenen Offiziers, und machte ihn zu ſeinem Adjutanten. Am 4. Januar des folgenden Jahres ſtieg Blücher zum Sekondelieutenant, und ſchon am 4. Juli zum Premierlieutenant auf.

Er kämpfte nunmehr an Belling's Seite, der, zum General befördert, mit ſeinem Regimente bald zur Theilnahme an den größeren Kriegsereigniſſen berufen wurde, die letzten Feldzüge des ſiebenjährigen Krieges als preußiſcher Huſarenoffizier gegen die Ruſſen und Oeſterreicher eifrigſt mit; insbeſondere wohnte er der mörderiſchen Schlacht von Kunersdorf und ſpäter der Schlacht von Freiberg mit ausgezeichneter Tapferkeit bei; in der letztern wurde er durch einen Splitter, den eine Kanonenkugel losgeriſſen, am Fuß verwundet, in Leipzig aber, wohin er gebracht wurde, bald wieder geheilt. Gleich nach ſeiner Geneſung hatte er hier einen Zweikampf, worin er ſeinem Gegner, einem Hauptmann Schulz, den Degen zerſchlug. Auch bei anderen Vorfällen ſolcher Art, die ſich häufig ereigneten, denn ſeine Wildheit ließ es nicht an Streit und Ungebühr fehlen, und ſein tapferer Uebermuth war immer gleich mit der Fuchtel bei der Hand, blieb er ſtets im Vortheil. Da er aber einſt ſogar den General von Belling, der ihm wegen Dienſtvergehen harte Worte geſagt hatte, dafür herausfordern wollte, wurde er deßhalb noch als Lieutenant von deſſen Schwadron weg zu der des Majors von Podſcharly verſetzt, eines eben ſo ſtrengen als wohlwollenden Mannes, welchen Blücher noch in den ſpäteſten Jahren als ſeinen vorzüglichſten Lehrer im Dienſt rühmte, und dem, nächſt Belling, er alle ſeine Kenntniß in dieſem Fache zu verdanken habe. Auch dieſes Mannes Zuneigung erwarb er bald, ſo wie gleicherweiſe ſeine meiſten Kameraden ihm Freunde waren, obgleich er durch Ungeſtüm und Leichtſinn ſowohl dieſen, als ſeinem Vorgeſetzten, nicht ſelten Urſache zur Unzufriedenheit gab. Die vieljährige Waffenruhe, welche mit dem Frieden von Hubertusburg im Jahre 1763 anhob, und für die Truppen nur durch die gewöhnlichen Uebungen und Beſichtigungen unterbrochen wurde, ließ den jugendlichen Thatendrang die geſetzten Schranken nur deſto ungeduldiger empfinden. Die Quartiere des Regiments waren in Pommern, und gewährten wenig äußere Annehmlichkeit, die Jugend mußte ſich ihre Vergnügungen gleichſam mit Gewalt ſchaffen. Alle Nachrichten ſtimmen überein, daß der jetzt erſt zwanzigjährige Blücher ein äußerſt wilder Offizier geweſen, und ſorglos in das Leben hineingeſtürmt habe, ohne ſich viel um die Folgen zu bekümmern.

Jagd, Spiel, Gelage, Liebesfreuden und luſtige Streiche theilten ſeine Zeit. Sein kühnes Kriegerherz, ſein tüchtiger Sinn und antheilvolles Gemüth verläugneten ſich aber auch auf ſolchen Abwegen nicht, und ließen ihm vieles verzeihen. Da er von Hauſe keinen Zuſchuß erhielt, ſo ſetzte ihm freilich die Spärlichkeit ſeiner Mittel nur allzuoft ein ſtrenges Ziel, und geraume Zeiten mußte er ſich äußerſt dürftig behelfen; allein auf ſeine Laune und Lebhaftigkeit hatte dies keinen Einfluß, er blieb unter allen Umſtänden gutes Muthes, und wußte ſogar in den ſchlimmſten Lagen noch immer durch manchen Aufwand, beſonders aber durch ſchöne Pferde, ſich hervorzuthun. Auch blieb der General von Belling ihm fortwährend gewogen, und hielt ihn beſtens in ſeinem Schutz. Die Gelegenheit kam, daß Blücher den Werth dieſes Schutzes in deſſen Mangel ſchmerzlichſt erfahren ſollte.

Friedrich der Große ſah ſich genöthigt, wegen der gewaltſamen Unruhen in Polen, im Dezember 1770 eine Truppenſchaar in die Gränzländer dieſes Reichs einrücken zu laſſen. Dem General von Belling wurde der Befehl ertheilt, an der Spitze ſeines und einiger anderen Regimenter dieſen Zug auszuführen; Blücher ſah mit Freuden die neue Kriegsbahn ſich eröffnen, auch brachte ſie ihm ſchon am 3. März 1771 die Beförderung zum Stabsrittmeiſter. Allein die Verhältniſſe führten weniger zu kriegeriſchen Ausführungen, als vielmehr in eine Menge widerwärtiger Verwickelungen, für welche das Maß des Benehmens im Augenblick oft ſchwer zu finden war. Der König, mißvergnügt mit dem bisherigen Gange der Sachen, übertrug nach einiger Zeit den Befehl über jene Regimenter dem General von Loſſow, und Belling mußte aus dem Felde zurückkehren.

Für Blücher war dieſe Veränderung verhängnißvoll. Der neue Befehlshaber fand ſich nicht veranlaßt, Gunſt und Wohlwollen nach dem Sinne ſeines Vorgängers zu vertheilen, und Blücher mußte bald gewahr werden, daß für ihn nicht die geringſte Geneigtheit vorhanden ſei. Nach ſeiner Weiſe bot er dagegen offen Trotz; es gab allerlei Zwiſtigkeiten, und auf beiden Seiten entſtand Erbitterung. Blücher war mit angeſehenen polniſchen Familien in gute Bekanntſchaft gekommen, und man fand ſolch näheren Umgang den Verhältniſſen nicht angemeſſen; natürlich wollte er ſolche Mißdeutungen nicht achten. Er hatte ein ſehr ſchönes Pferd, und der General wünſchte daſſelbe von ihm zu kaufen, ſandte aber, um ihn nicht unmittelbar anzugehen, einen Zwiſchenhändler an ihn, und ſchon war der Handel beinahe geſchloſſen, als Blücher zufällig fragte, für wen denn der Kauf geſchehe? Bei dem Namen Loſſow rief er unwillig aus: „Einem Andern für fünfzig Friedrichsd'or, der aber muß mir hundert geben, oder es wird nichts draus.“ Der Handel unterblieb wirklich, und der General wurde durch die ihm hinterbrachte Aeußerung nicht günſtiger geſtimmt. Ein anderer Vorfall rief bald nachher deſſen ganze Strenge hervor. Die Polen, welche ſich nicht im offnen Kampfe mit den preußiſchen Truppen meſſen durften, ſuchten denſelben deſto eifriger durch heimliche Tücke Abbruch zu thun; ſie fielen über die äußerſten Feldwachten und ſonſt vereinzelte Mannſchaften meuchleriſch her, tödteten ſie unter grauſamen Martern, und ſteckten die Leichname in Sümpfe, dergeſtalt, daß die Beine nach oben gekehrt herausſtanden, und den begangenen Frevel durch ſolchen Hohn recht zur Schau ſtellten. Die Preußen jammerten über das Geſchick ihrer Kammeraden, das einem jeden eben ſo bevorſtehen konnte, und ſchwuren ſchreckliche Rache zu nehmen; aber niemals wurden die Thäter entdeckt. Doch entſtand großer Verdacht, daß hauptſächlich die katholiſchen Prieſter der Umgegend den Verrath leiteten. Einen beſonders, in der Nähe von Kaliſch, hatte Blücher ſchon längſt in's Auge gefaßt, und glaubte nicht zweifeln zu dürfen, nachdem eben wieder eine grauſame Ermordung geſchehen war, daß derſelbe ein Haupttheilnehmer dabei geweſen. Er ließ ihn demnach durch Soldaten abholen, und hielt ihm donnernd ſein Verbrechen vor, allein der Geiſtliche betheuerte ſeine Unſchuld, und nichts war vermögend, ihm das geringſte Geſtändniß zu entlocken. Nichts deſtoweniger verurtheilte Blücher ihn zum Tode, ließ ihn hinausführen, wo auf dem Richtplatze ſchon eine Grube gegraben war, vor dieſer ihn mit verbundenen Augen niederknieen, und dann die hiezu aufgeſtellte Mannſchaft, — aber mit hochangeſchlagenem Gewehr, — Feuer geben. Auf den Knall ſtürzte der Prieſter, als ſei er getroffen, der Länge lang in die Grube, und Alle meinten, der Schreck habe ihn getödtet; erſt nach geraumer Zeit kam er wieder zu ſich, aber in einem Zuſtande der noch lange für ſein Leben fürchten ließ, und Blücher, der ſo freventlich die ihm anvertraute Gewalt mißbraucht hatte, kam in ſchwere Verantwortung. Zwar wurden in der Folge mancherlei Umſtände bekannt, welche den Verdacht gegen den Geiſtlichen faſt zur Gewißheit machten, und für Blücher eine Milderung der Strafe bewirkten, aber dennoch glaubte Loſſow in dieſer Gewaltthat hinreichenden Grund zu finden, dem Könige die Uebergehung Blücher's bei der nächſten Dienſtbeförderung vorzuſchlagen. Blücher war jetzt in ſeinem Range als Stabsrittmeiſter der älteſte geworden, und hatte daher ein herkömmliches Anrecht auf die zunächſt erledigte Schwadron. Dieſe wurde nun aber, als der Fall eintrat, nicht ihm, ſondern einem Premierlieutenant von Jägersfeld ertheilt, der aus einem anderen Huſarenregimente herübergenommen wurde. Blücher empfand dieſe Zurückſetzung mit heißem Unwillen, und äußerte dieſen laut und ſtark; ihn ſchreckte ſchon damals kein Gegner, keine Rückſicht, und im Antriebe ſeines unbezwinglichen Selbſtgefühls wagte er, als Loſſow ſeiner Beſchwerde nicht achtete, an den König ſelber zu ſchreiben: „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienſt hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu ſein, iſt mir vorgezogen; ich bitte Ew. Majeſtät um meinen Abſchied.“ Jetzt auch erſtattete Loſſow ausführlichen Bericht an den König über Blücher's Geſchichte mit dem Prieſter. Friedrich der Große hatte gerade damals die Meinung, die Gemüther der Polen ſeien durch Milde und Schonung zu gewinnen, und war um ſo aufgebrachter über einen Frevel, der ſie im Gegentheil nur noch unverſöhnlicher erbittern mußte; überdies war er nicht gewohnt, irgend einen Trotz von ſeinen Offizieren zu leiden, er verfügte demnach, Blücher ſolle fürerſt in Verhaft geſetzt werden, damit er Zeit habe, ſich anders zu beſinnen. Dies geſchah, aber Blücher beharrte auf ſeinem Sinne, und nachdem der Verhaft beinahe dreiviertel Jahr unnütz fortgedauert, beſtand er wiederholt auf ſeinen Abſchied. Da antwortete der König mit gewohnter Kürze: „Der Rittmeiſter von Blücher kann ſich zum Teufel ſcheren.“ Dies war im Januar 1773. Und ſo fand Blücher in harter langwieriger Ausſcheidung von dem Kriegsdienſte die ſchwerſte Buße der Ueberſchreitungen, welche er ſich aus deſſen Schranken erlaubt hatte.

Unterdeß war Blücher in Polen mit der Familie des Generalpächters der Herrſchaft Flatow, des ſächſiſchen Oberſten von der Mehling, der mit dem Könige Auguſt dem Zweiten dahin gezogen, näher bekannt geworden, und für die Reize der einen Tochter nicht unempfindlich geblieben. Sie war vierzehn Jahre jünger als Blücher, und eines der ſchönſten Frauenzimmer, in ihrem ganzen Weſen von äußerſter Anmuth und Zierlichkeit, wie eine Polin lebhaft im Thun und Sprechen, und mehr polniſch als deutſch redend. Blücher hatte ſich bereits mit ihr verlobt, als ſein plötzlicher Abſchied erfolgte, der aber glücklicherweiſe in jenem Verhältniſſe nichts änderte; er ſelbſt bot ſeinem Looſe muthig Trotz, die Verwandten ſeiner Braut nahmen die Sache nicht ſchwer, und ſo heirathete er getroſt, und zog auf das Gut Gerriſſunde, welches ſein Schwiegervater ihm in Unterpacht überließ. Hier trieb er nun Landwirthſchaft, und mit ſolchem Eifer und Erfolg, daß er nicht nur genügendes Auskommen fand, ſondern nach einigen Jahren auch ſo viel erübrigen konnte, um das Gut Groß-Raddow in Pommern für ſich anzukaufen. Er verließ darauf Polen, und zog auf dieſes eigne Gut, in der Nähe von Stargard. Auch hier ſetzte er die Landwirthſchaft eifrig fort, und galt darin für ein Muſter von Einſicht und Sorgſamkeit. Das mit 14,500 Thalern erkaufte Gut verbeſſerte er ſo ſehr, daß er im Jahre 1789, beim Wiederverkaufe, dafür 24,000 Thaler empfing. Die Achtung und das Vertrauen ſeiner Genoſſen und Nachbarn beriefen ihn ſogar zu der Stelle eines Ritterſchaftsraths, und als ſolcher widmete er den Angelegenheiten der Geſammtheit nicht minder gedeihliche Sorgfalt, als bisher ſeinen eignen. Seine Tüchtigkeit blieb den Behörden nicht unbemerkt, und einige gute Dienſte, welche er in Sachen des Staates leiſtete, erregten ſogar des Königs Aufmerkſamkeit. Friedrich der Große ſprach ihn oftmals bei Gelegenheit der Truppenmuſterungen in Pommern, ſchrieb gnädig an ihn, und gab ihm mehrmals anſehnliche Geldſummen, deren Blücher zur Verbeſſerung ſeines Gutes bedurfte, anfangs ohne Zinſen als Darlehn, nachher zum völligen Geſchenk, dem Landwirth und Ritterſchaftsrath gern das Wohlwollen bezeigend, welches der ungnädig fortgeſchickte Rittmeiſter nie wieder anſprechen zu dürfen ſchien. Gleichwohl war Blücher's Sinn und Trachten nur immer einzig auf den Kriegsdienſt geſtellt; er ſehnte ſich heftig nach dieſem zurück, und die fortdauernde Entfernung fiel ihm während ſo langer Jahre oft unerträglich ſchwer. Hundert Plane gingen ihm durch den Kopf, um wieder Soldat zu werden, und ſeine Frau hatte in dieſem Betreff unaufhörlich ſeine abentheuerlichſten Entwürfe zu bekämpfen. Als im Jahre 1778 die preußiſche Kriegsmacht zur Sicherung der baieriſchen Erbfolge ſich in Bewegung ſetzte, ſchrieb er einem ſeiner ehemaligen Kammeraden und beſten Freunde, der in Stettin ſtand, er möchte doch zu ihm kommen, denn er habe Dringendes zu beſprechen. Der Freund kam, aber die Frau, Unheimliches ahndend, und immer in Sorgen, Blücher möchte ihr davongehen und in den Krieg ziehen, trat hindernd dazwiſchen, ſo oft beide allein mit einander zu ſprechen verſuchten. Endlich gelang dies doch, und Blücher ſchüttete ſein Herz aus, daß er es nicht mehr aushalte, er müſſe wieder Soldat werden, und beſchwor den Freund, ihm genau mitzutheilen, was er von neuen Truppenerrichtungen erfahre, und ihm bei dieſen zu einer Stelle zu verhelfen. Doch kaum war dies geſagt, ſo ſtürzte die Frau hervor, welche gelauſcht hatte, verwarf jeden Anſchlag dieſer Art, und fragte heftig, was dabei aus ihr und aus der Wirthſchaft werden ſollte? Blücher mußte ſie begütigen, und für den Augenblick ſein Vorhaben wenigſtens ſcheinbar wieder aufgeben. Er bat zwar durch ein Schreiben vom 9. Juni 1778 den König dennoch um Wiederanſtellung, allein ihm wurde keine Antwort. Bei dem Könige fand keine Erwähnung zu Gunſten Blücher's in dieſer Hinſicht irgend Eingang; Friedrich der Große liebte zu erſetzen und zu vergüten, was Raſchheit etwa verſehen hatte, doch ſtets in andrer Richtung, als in der einmal verletzten.

Noch oft wiederholte Blücher in den folgenden Jahren ſeine Bitte, und in des Hofmarſchalls von Schöning Geſchichte des fünften Huſarenregiments leſen wir zehn deßfalls in den beweglichſten Ausdrücken und mannigfachſten Wendungen geſchriebene Briefe, welche ſämmtlich ohne Erfolg, meiſt ſogar ohne Antwort blieben.

Fünfzehn Jahre vergingen für Blücher in dieſem Landleben, deſſen beruhigende Thätigkeit nicht den ungeduldigen Kriegsgeiſt feſſeln konnte, deſto mehr aber den ausdauernden Muth in der Seele ſtärken mußte. Sein Hausweſen tröſtete ihn mit vielfachem Segen; er bekam in glücklicher Ehe ſechs Söhne und eine Tochter, und Hab' und Gut gediehen ihm zuſehends. Nur in den letzten fünf Jahren ſeines Landlebens übernahm ihn der Mißmuth; er vernachläſſigte ſeine Wirthſchaft und begann ein ungeregeltes Leben, ergab ſich mehr und mehr dem Spiel und gerieth in Schulden, die bald ſeinem Vermögen gleichkamen. Um ſo heftiger wurde ſein Drang, durch Wiedereintritt in den Kriegsdienſt ſeine Lage zu verändern. Im Frühſommer 1786 beſuchte er ſeine Verwandten in Altona, wo er dem Reize, ſchöne holſteiniſche Pferde zu kaufen, nicht widerſtehen konnte; unter denen, welche er mit nach Hauſe brachte, fielen beſonders zwei vortheilhaft auf, und erregten die Bewunderung aller Offiziere. Dieſe Pferde wurden für ihn bald noch in andrer Art wichtig.

Mit Friedrich's des Großen Ableben, welches am 17. Auguſt 1786 erfolgte, fanden Blücher's Wünſche und Bemühungen offene Bahn. Er bot allen Einwendungen ſeiner Gattin Trotz, reiſte voll guter Zuverſicht nach Berlin, und wandte ſich mit ſeiner Bitte um Wiederanſtellung an die Generale von Göckingk und von Biſchoffwerder, mit welchen er aus der früheren Zeit ſeines Dienſtes noch in guter Bekanntſchaft ſtand. Mit den beſten Zuſicherungen kehrte er nach Pommern zurück. Als der König Friedrich Wilhelm der Zweite auf der Rückkehr aus Preußen, wo er ſich hatte huldigen laſſen, durch Stargard kam, bemerkte er unter den Reitern, welche ſeinen Wagen begleiteten, beſonders einen, der in grüner Uniform mit weißem Kragen und goldnen Achſelbändern auf muthigem Roſſe verwegen dahinſprengte;

es war Blücher auf einem ſeiner ſchönen Pferde, der, als der König vor ſeinem Nachtquartier in der Vorſtadt anhielt, ſchon abgeſtiegen war und nun perſönlich ſeine Bittſchrift um Wiederanſtellung überreichte. Er empfing auch hier gute Verſprechungen, und reiſte bald nachher abermals nach Berlin. Doch hier zeigten ſich Schwierigkeiten und Zögerungen, die ihn ungeduldig machten. Er ſchrieb nochmals an den König, und in ſo kühnen Ausdrücken, daß ſeine Freunde nun alles für verloren hielten. Allein er hatte gute Fürſprache gewonnen, ſeine beiden ſchönen Pferde an geeigneten Orten um geringen Preis willig hingegeben. Der König, dem ohnehin Blücher's ganzes Weſen gefiel, glaubte bei ihm, wie bei ſo manchen Andern, die Härte der vorigen Regierung vergilten zu müſſen, und ſo wurde denn Blücher, mit Biſchoffwerder's einflußreichem Zuthun, in demſelben ſchwarzen Huſarenregimente, — denn dieſen Namen behielt es noch lange Zeit, obgleich an die Stelle der ſchwarzen Uniform eine rothe gekommen war, — das er als Stabsrittmeiſter verlaſſen, in dem Range wieder angeſtellt, den er, falls er ohne Unterbrechung fortgedient hätte, jetzt erreicht haben würde. Er trat demnach im Jahre 1787 am 23. März als Major in das Regiment wieder ein, und hatte die Genugthuung, auch dem Major von Jägersfeld, um deſſentwillen er ausgeſchieden war, wieder voranzugehen. Sein Majorspatent wurde vom 14. April 1779 ausgefertigt, und dadurch die Beſonderheit veranlaßt, daß Friedrich Wilhelm's des Zweiten Königliche Unterſchrift unter einer Urkunde ſteht, deren Zeitangabe noch in die Regierung ſeines Vorfahrs weit zurückfällt. Blücher lebte nun ganz wieder dem Kriegsweſen; die fünfzehnjährige Unterbrechung hatte den Eifer und die Stärke, mit denen er dieſer Richtung folgte, nicht geſchwächt; ſeine Art und Weiſe war unverändert, der bittren Erfahrung, welche er gemacht, gönnte er wenig Raum in ſeinem Bewußtſein; ſich ſelbſt und ſeinem Säbel vertrauend, gab er friſch und muthig ſich dem Augenblicke hin, unbeachtend Gefahr und Nachtheil, deren Vorſtellung ihm niemals zur Bedenklichkeit werden konnte. So trieb er ſein früheres Weſen in luſtigem Leben fort. Immer in ſeinen Mitteln ſehr beſchränkt, verthat er doch leicht und ſchnell, was etwa das Glück ihm zuwandte: der Wechſel des Spiels gewöhnte ihn, Geld für nichts zu achten. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war Rummelsburg, wo ein Theil des Huſarenregiments ſeinen Stand hatte. Vielleicht ſchon hier, vielleicht noch auf dem Gute, deſſen Verwaltung ihr nun allein noch oblag, ſtarb Blücher's Gattin, nicht lange nach ſeiner Wiederanſtellung. Auf kurze Zeit beſchäftigte ihn der Gedanke an eine zweite Heirath; er bewarb ſich um Fräulein Julie von Schack, die nachmals Gattin des Staatsminiſters Grafen von der Goltz wurde, und als ſolche durch die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes und die Kraft ihres Willens in großem Anſehen ſtand; doch Freunde riethen ihr ab, und ſo ſcheiterte die Bewerbung. Blücher ließ ſich das nicht anfechten, und bald rief kriegeriſche Bewegung ihn zu neuer Thätigkeit.

Im September des Jahres 1787 rückten 20,000 Mann preußiſcher Truppen unter Anführung des Herzogs von Braunſchweig in Holland ein, um das Haus Oranien daſelbſt gegen die Volksparthei zu ſtützen. Blücher befand ſich bei der Truppenabtheilung, welche unter dem Befehle des Generals von Göckingk die Provinz Ober-Yſſel beſetzte; zu kriegeriſchen Thaten aber gab die ſchnelle Wandlung der Dinge, da dem Erſcheinen der Preußen nur ſchwacher Widerſtand entgegengeſetzt wurde, hier keine Gelegenheit. Indeß fehlte für Blücher doch nicht der Anlaß, ſich in dieſem Kriegszuge als tüchtiger Offizier mehr und mehr bekannt zu machen; ſeiner Gewandtheit und Entſchloſſenheit lernte man vieles zutrauen. Daß aber auch manche Erwartungen, welche ſchnöder Partheigeiſt auf ihn ſetzte, von ihm nicht erfüllt wurden, wie folgende Geſchichte darthut, gereicht ihm zu ganz eigenthümlichem, in dieſer Art, gewiß höchſt ſeltnem Ruhm, und blieb auch nicht unbelohnt. In Doesburg an der Yſſel wollte die wiedereingeſetzte oraniſchgeſinnte Stadtbehörde ihn für ihre feige Rachſucht benutzen, und legte ihn zu einem bekannten Eiferer der Volksparthei in's Quartier, in der Hoffnung, der wilde preußiſche Major werde denſelben recht peinigen. Allein Blücher fand ſeinen Wirth ganz angenehm und wacker, befreundete ſich mit ihm traulichſt, und dieſer gewann ihn ſelber bald ſo herzlich lieb, daß er ihm erklärte, er werde ihn zum Erben einſetzen. Blücher wandte dagegen manches ein, doch der Mann blieb dabei, und meinte, da er weder Kinder noch andere nahe Verwandte habe, und ſeine Frau mit ihm übereinſtimme, ſo ſolle nach deren Tode ſein Vermögen an Blücher fallen. Lange Zeit war von der Sache nicht mehr die Rede; die Preußen verließen Holland bald wieder, der Krieg gegen die franzöſiſche Revolution brach aus, ſpäterhin die Kriege gegen Napoleon, endlich im Jahre 1814, als Blücher trotz aller empfangenen großen Belohnungen immer friſches Geld brauchte, fiel ihm das alte Verſprechen jenes holländiſchen Patrioten ein, und er bat den niederländiſchen Geſandten in Berlin, Grafen von Perponcher, doch einmal Erkundigung einzuziehen, wie es mit der wunderlichen Sache ſtehe. Die Antwort lautete, der Mann ſei längſt geſtorben, aber die Frau ſei noch am Leben. Bald jedoch ſtarb auch dieſe, und nun empfing Blücher in der That die verheißene Erbſchaft, im Betrage von zwanzig- bis fünfundzwanzig tauſend Gulden, durch die Hände des erwähnten Geſandten, aus deſſen Erzählung wir dieſen Hergang mittheilen. Doch wir kehren zu jener früheren Zeit zurück. Der Zweck des kurzen Feldzuges war ſchnell erreicht, die Anweſenheit der Preußen in Holland nicht länger nöthig. Schon am 1. Februar 1788 war Blücher mit ſeiner Schwadron wieder in Rummelsburg zurück. Bald eröffneten ſich ihm neue Beförderungen; am 3. Juni 1788 wurde er zum Oberſtlieutenant, im folgenden Jahre bei einer Truppenſchau zum Ritter des Ordens pour le mérite, und am 20. Auguſt 1790 endlich zum Oberſten und Befehlshaber deſſelben Regiments ernannt, in welchem er bis dahin gedient hatte.

Die Begebenheiten, in deren ſpäterem Verlaufe Blücher's Name zu dem höchſten Feldherrnruhme emporgetragen werden ſollte, nahmen ihren Anfang; fürerſt indeß war ihm darin nur eine vorübende, untergeordnete Rolle zugedacht. Die franzöſiſche Revolution, im Jahre 1789 unter anfangs glückverheißenden Zeichen begonnen, erhielt alsbald eine Richtung, welche den Mächten Europa's mehr und mehr den vielfachſten Antrieb aufregte, durch kriegeriſche Dazwiſchenkunft jenen

Ereigniſſen Einhalt zu thun. Schon im Auguſt des Jahres 1791 hatten der Kaiſer Leopold der Zweite, der König von Preußen Friedrich Wilhelm der Zweite und der Kurfürſt von Sachſen Friedrich Auguſt, bei ihrer Zuſammenkunft in Pilnitz, ſich zu gemeinſamen Maßregeln verbündet. Die wachſende Bedrängniß und Gefahr der Königlichen Familie in Paris gab den Erwägungen der Staatsklugheit ſchnellere Entſcheidung, und im Sommer des Jahres 1792 kam der Krieg zum Ausbruch. Im Auguſt rückten die vereinigten Heere Oeſterreichs und Preußens, begleitet von einer Schaar franzöſiſcher Ausgewanderten, unter dem Oberbefehl des regierenden Herzogs von Braunſchweig in Frankreich ein. Der Erfolg entſprach nicht der Erwartung, weder das berühmte Manifeſt des Herzogs, noch ſeine Kriegsbewegungen wirkten in dem gehofften Sinne, ein unglücklicher Rückzug aus der Champagne war das Anheben einer Reihe von Begebenheiten, die ſich über drei Jahrzehnte, in wenig unterbrochener Folge und faſt immer in derſelben Richtung, reißend entwickelten. Blücher kam mit einem Theile, — dem ſogenannten erſten Bataillon, — des ehmals Belling'ſchen, jetzt Golziſchen Huſarenregiments erſt im Februar 1793 zu der längs des Rheins vertheilten Heeresmacht, die ſich zu neuen Unternehmungen bereitete. Er ſtieß zu den preußiſchen Truppen, welche unter dem Befehle des Herzogs Friedrich von Braunſchweig-Oels am Niederrhein mit den öſterreichiſchen unter dem General von Latour vereinigt ſtanden. Die Art und Weiſe der ganzen Kriegsführung, ſo wie der Zweck und die Bedeutung des Krieges ſelbſt, gaben den nachfolgenden Ereigniſſen früh einen beſonderen Karakter. Der Kampf, in welchem ein Für und Wider, das von allgemeinen Grundſätzen ausging, vorherrſchend gelten ſollte, brachte die politiſchen und perſönlichen Betheiligungen in manchen Widerſpruch. Die Sache der Franzoſen fand Anhänger in allen Klaſſen, oft leidenſchaftliche Hinneigung ſelbſt bei denen, welche ihr im Felde tapfer entgegenſtanden. Dieſer Zwieſpalt jedoch, in welchen ſo manche bedeutende Männer geriethen, war für Blücher nicht vorhanden. Sein kraftvoller Sinn hielt ſich, unbekümmert um andere Dinge, treu und feſt in der Bahn des Handelns, welche ſeine Verhältniſſe ihm darboten; er war ein tüchtiger Kriegsmann, und als ſolcher in ſeiner Stellung abgeſchloſſen. Wie hätte er zweifeln können, daß zu ſiegen ſeine Beſtimmung ſei, und da die Franzoſen der Feind waren, über die Franzoſen und ihr ganzes Treiben?

Wir könnten die Ereigniſſe, bei welchen Blücher in dieſen nächſten Feldzügen hervortritt, ohne den Werth und die Fülle ſeines ausgezeichneten Thatwirkens zu verkürzen, mit einigen Blättern dieſer Erzählung abfinden, wenn nicht der Umſtand, daß außer dem Schwerte ſich auch die Feder unſres Helden an jenen Vorgängen verſucht hat, hier eine ausführlichere Mittheilung anforderte. Blücher hat nämlich über die Feldzüge von 1793 und 1794 beſondre Tagebücher angefertigt, deren nachher mit Hülfe ſeines Adjutanten Grafen von der Golz und des Kriegsraths Ribbentrop im Jahre 1796 zu Münſter in's Reine gebrachtes Ganze von ihm durch folgendes Vorwort eingeleitet wurde: „Während des Laufes der beiden Feldzüge von 1793 und 1794 habe ich manche Relations, Zeitungsberichte und Aufſätze geleſen, wovon ein großer Theil mit Prahlerei, Unwahrheit und ſolchem Unſinne angefüllt war, daß ich mich entſchloß, wenn ich den Krieg glücklich endigte, dasjenige, was in meinem Beiſein und unter meiner eignen Führung geſchahe, zu Papier zu bringen, zu welchem Ende ich während der Kampagnen verſchiedene Bruchſtücke geſammelt habe. Hiedurch und durch mein gutes Gedächtniß will ich bei jetziger Muße ein Ganzes zu formiren ſuchen. Schriftſtellerarbeiten werde ich nicht liefern, mein ganzer Zweck geht dahin, für meine Freunde, und vorzüglich für mein ſchätzbares Regiment, dieſe Nachrichten in der Ordnung, wie die Begebenheiten auf einander folgten, niederzuſchreiben. Es mag dazu dienen, daß das Korps Offiziere das raſtloſe Beſtreben ſeiner Vorgänger, ihre Pflicht zu erfüllen, erkenne, und die jungen Offiziere dadurch angefeuert werden, bei einer entſtehenden Kampagne von gleichem Eifer beſeelt zu ſein. Ich füge noch den aufrichtigen Wunſch hinzu, daß dieſes vortreffliche Regiment ſtets die großen Exempel ſeines erſten Stifters vor Augen behalte, und immer eingedenk ſei, welchen rühmlichen Namen es ſich unter ſeiner Führung erworben und bis auf dieſe Stunde erhalten hat.“ Mit behaglicher Umſtändlichkeit verbreitet er ſich alsdann über die einzelnen Vorfälle. Die Feindſeligkeiten begannen am Niederrhein ſchon im Februar von Seiten der Verbündeten, und im Anfange des März wurden die Franzoſen aus ihren Verſchanzungen bei Schwalmen vertrieben. Blücher wohnte dem Gefecht nicht bei, welches hauptſächlich die Oeſterreicher führten, ritt aber weit vor, um deſſen Erfolg aufmerkſam zu beobachten. „Ich konnte den Angriff der Kaiſerlichen, erzählt er, deutlich ſehen. Die Franzoſen wurden nach Ruremonde zurückgetrieben, und gegen Abend geſchahen acht Kanonenſchüſſe von den Wällen, nun war ich überzeugt, daß der Feind gänzlich bis in die Stadt vertrieben war. Dies zeigte ich dem Herzoge Friedrich von Braunſchweig an, mit dem Bemerken, wie ich glaubte, daß der Feind in der Nacht Ruremonde verlaſſen würde. Seine Durchlaucht erwiederten mir, ſie vermutheten eine hartnäckige Vertheidigung. Ich nahm ſogleich einen Unteroffizier mit zwei Mann, den ſchickte ich noch vor Tagesanbruch gegen Ruremonde, mit dem ausdrücklichen Befehle, die Schwalme, wo es möglich ſei, zu paſſiren, ſich an die Stadt heranzuſchleichen, und mir gewiſſe Nachricht zu bringen, ob der Ort vom Feinde beſetzt oder verlaſſen ſei. Mit Tagesanbruch rückte ich mit meiner Eskadron und 100 Schützen bis an die Schwalme; der abgeſandte Unteroffizier kam zurück mit der Nachricht, daß der Feind Ruremonde geräumt habe. Der Herzog wollte dieſem Rapporte nicht trauen. Ich nahm eine Ordonnanz, ritt ſelbſt durch die Schwalme gerade nach Ruremonde, und traf den General Latour gerade beim Einmarſch.“ Die Franzoſen wichen von der Maas zurück, die Kaiſerlichen folgten ihnen über den Fluß, und die Preußen rückten abwärts nach Tegelen und Venlo. In erſterem Orte hatte Blücher ſein Quartier auf der Poſt; hier geſchah ihm, daß er in der Nacht durch einen durchreiſenden öſterreichiſchen Oberſten, welcher Poſtpferde verlangte, geweckt wurde, derſelbe entſchuldigte ſich aber, als er ſeines Irrthums gewahr worden, und wollte nun nicht in's Zimmer treten; das weitere berichtet Blücher wie folgt: „Ich rief dem Oberſten aus der Thür entgegen, er möchte man hereinkommen. Dieſer Beſuch war mir außerordentlich angenehm, da ich die Bekanntſchaft mit einem Manne machte, von dem ich ſo viel Rühmliches gehört und in der Folge erfahren, daß er es nur zu gewiß verdiente, von jedem Deutſchen geſchätzt zu werden. Es war der jetzige verehrungswürdige General von Mack. Er ging zum Herzog Friedrich von Braunſchweig, wir unterhielten uns ſehr freundſchaftlich, und er geſtand mir, daß die Ankunft des preußiſchen Korps an der Maas für das gemeine Beſte erwünſcht ſei.“ Dieſe Aeußerung, zuſammengehalten mit dem, was zwölf Jahre ſpäter ſich begab, dürfte wohl manches Lächeln hervorlocken, jedoch iſt gewiß, daß jener Mann bis zu dem Augenblicke, da ſeine gränzenloſen Unfälle ihn trafen, als ein tüchtiger Kriegskundiger allgemein gerühmt wurde. Die Verbündeten rückten alsbald weiter gegen Holland hinab, nahmen Breda und Antwerpen durch Vertrag, und zogen darauf in das franzöſiſche Flandern ein. Die Preußen, jetzt von dem General von Knobelsdorf befehligt, ſtanden mit dem öſterreichiſchen Heere des Prinzen von Koburg und den engliſchen Truppen des Herzogs von York vereinigt, allein dieſe geſammte Macht entſprach im Felde nicht den Erwartungen, zu welchen ihre Art und Stärke ſonſt wohl berechtigen durfte. Den Muth und die Kriegskunde der Truppen und ihrer nächſten Anführer gaben einzelne Gefechte ruhmvoll kund, das Ganze der Feldzüge gewährte, trotz vorübergehender einzelnen Erfolge, keine Befriedigung. Blücher indeß verſäumte keine Gelegenheit, ſich mit ſeinen Huſaren hervorzuthun; ſein entſchloſſener Muth und ſeine zweckmäßigen Anſtalten dienten gleicherweiſe zum Muſter. Er gewöhnte ſeine Leute an jede Gefahr, lehrte ſie den eignen Entſchluß höher ſchätzen als die Zahl des Feindes, auf Reiterei und Fußvolk unbedenklich anſtürmen, und auch das Feuer aus dem ſchweren Geſchütz nicht ſonderlich achten. Er ſelbſt gerieth mehrmals in Lebensgefahr; bei Lille, als er, im eiligen Rückzuge vor überlegener franzöſiſcher Reiterei, mit einem franzöſiſchen Offizier bei ſchon einbrechender Dunkelheit handgemein geworden, hieb er den Feind nieder, und nahm deſſen Pferd als Beute mit davon. Bei aller Verwegenheit ſeines freudigen Muthes blieb ihm doch eigentliche Tollkühnheit fern; umſichtige Beurtheilung und kluge Sorgfalt begleiteten ihn zu jedem Unternehmen. Die Verbündeten hatten im April ein Lager bei Tournay bezogen, um den Feind, während ſie die Feſtungen Condé und Valenciennes angriffen, vom Entſatz derſelben abzuhalten; die Franzoſen ihrerſeits blieben nicht ruhig, täglich gab es blutige Gefechte; man ſchlug ſich am 1. Mai heftig im Vicogner Walde, wobei Blücher nicht fehlte; der Feind griff am 7. die ganze Stellung der Preußen bei St. Amand ungeſtüm an, und zog nur dann wieder eilig zurück, als Blücher mit 2 Schwadronen, 2 Geſchützen, einem Grenadierbataillon und einigen Kompanieen Kroaten durch eine geſchickte und raſche Bewegung ihm in die Seite fiel. Am folgenden Tage erneuten die Franzoſen den Angriff, und bemeiſterten ſich einer Anhöhe, wo ſie ſogleich Schanzen anlegten, aus welchen ſie das Lager der Verbündeten vortheilhaft beſchoſſen; alle Verſuche der Preußen, jene Schanzen zu erobern, ſcheiterten an dem Kartätſchenhagel, welchen ſie auswarfen, und an dem dreifachen Graben, der ſie umgab. Da wollte der Herzog von York, in der Meinung, es ſei nicht genug geſchehen, die Sache mit den Engländern verſucht wiſſen, und Blücher ſcheute ſich nicht, unter den Abmahnenden zu ſein, und das Gelingen für unmöglich zu erklären; in der That mußte der Herzog ſeine Engländer nach vergeblicher Tapferkeit weichen ſehen, Blücher aber, gerührt von dem Anblick ſo vieler nutzlos hingeopferten Leute, traf thätigſt alle Anſtalten zur Fortſchaffung der großen Anzahl von Verwundeten, wofür niemand geſorgt hatte. Nach zweien Tagen nahmen dennoch Preußen und Oeſterreicher die Schanzen weg. Hatte hier Blücher einſichtsvolle Beurtheilung gezeigt, ſo konnte er bald nachher wieder ſeine kühne Tapferkeit beweiſen, als am 23. Mai, während der Prinz von Koburg das franzöſiſche Lager von Famars angriff, die Preußen die Schanzen von Hasnon und Marchiennes erſtürmten, bei welchem Kampfe ſich Blücher's Eifer neuerdings hervorthat.

Sein ausgezeichnetes Verdienſt wurde von den Heerführern wie von den Truppen immer lebhafter anerkannt, und ſelbſt bei dem Feinde gewann ſein Namen ſchon einige Berühmtheit. Sein muntrer und dabei gelaſſener Sinn, ſein kräftiger Willen, und ſeine ſchwer zu überliſtende Klugheit zeigten den Mann, deſſen Führung man getroſt vertrauen durfte. Das Menſchliche ging ſtets bei ihm voran, und weder vorgefaßte Meinung, noch irgend eine Rückſicht konnte deſſen Wirkung in ihm unterdrücken. Als ein franzöſiſcher Oberſt gleich nach einem hitzigen Gefecht, in welchem er gefangen gemacht worden, an ſeinen Wunden ſtarb, ließ Blücher ihn durch einen Geiſtlichen zur Erde beſtatten, ſtrafte mit einigen Schlägen den Tiſchler, der den Sarg zu ſchlecht und zu klein gemacht hatte, und wohnte mit allen ſeinen Offizieren dem Leichenbegängniſſe bei, zum großen Erſtaunen der franzöſiſchen Einwohner, welche für einen geächteten Sansculotten keine ſolche Theilnahme und Ehrenbezeigung von Seiten der Preußen erwartet hatten. Am 4. Juli wurde der General von der Golz auf einer von ihm unternommenen Erkundung des Feindes bei Bouviers tödtlich verwundet, und Blücher erſetzte ihn im Oberbefehl über die Vorpoſten des rechten Flügels. Er faßte ſogleich den Vorſatz, den Tod ſeines braven Generals zu rächen, und die Gelegenheit dazu blieb nicht lange aus. Die Preußen wurden in ihrem Lager jeden frühen Morgen durch franzöſiſche Plänkler beunruhigt, und waren dieſer Plage längſt überdrüſſig. Durch Kundſchafter wurde hinterbracht, daß der Feind den nächſten Tag zahlreicher anrücken werde, um eine der preußiſchen Streifſchaaren, welche gegen jene Plänkler auszogen, zu überfallen. Blücher beſchloß, den Franzoſen zuvorzukommen, und ihnen einen guten Streich zu verſetzen. „Den 25. Juli, erzählt er, ging ich in der Nacht mit 200 Huſaren, einer Schwadron Kaiſerlicher Küraſſiere und 600 Mann Infanterie, auch 60 Jägern, über die Marque. Ich ſchickte 300 Mann Infanterie, ſobald die Marque paſſirt war, rechts am Strome hinauf, bis ſie mit dem Dorfe Sainghin gleiche Linie hatten, befahl ihnen, ſich in dem Geſträuch verdeckt zu halten, bis ich durch Trempeter und Tambur das Zeichen zum Angriff gäbe, alsdann ſie mit gefälltem Bajonet in Sainghin eindringen und den Kirchhof beſetzen ſollten; 200 Mann Infanterie legte ich links in dem Dorfe, am Windmühlenberge im hohen Getraide nieder, mit dem Befehle, auf ein gegebenes Zeichen das Dorf von dieſer Seite zu ſtürmen, die Kavallerie verbarg ich hinter einige Höfe, und befahl ihr, das Dorf gleich links zu umgehen. Der Kaiſerliche Oberſt Graf von Hohenzollern begleitete mich bei dieſem Unternehmen, befahl aber ſeinem Rittmeiſter meine Ordres zu befolgen, weil er nur als Zuſchauer da wäre; ich ſelbſt ritt nun in unſere Schanze, die erhöht lag, und von wo man alles überſehen konnte; ich hatte 4 Tamburs und 4 Trompeter zu mir genommen. Mit Tagesanbruch kam der Feind wie gewöhnlich heranmarſchirt, meine Infanterie war zu ungeduldig und feuerte, der Feind machte Halt. Ich gab ſogleich den Befehl, und nun wurde alles, wie ich befohlen, auf's genaueſte ausgeführt. Ich eilte vorzukommen, um den Feind zu überſehen, ſtürzte mit dem Pferde, kam aber doch zu rechter Zeit, und wunderte mich nicht wenig, wie ich den braven Grafen von Hohenzollern mit aufgenommenem Gewehr vor ſeinen Küraſſieren ſah. „Blücher, rief er mir zu, ich will nicht mit kommandiren, aber mit arbeiten!“ In ſelbigem Augenblicke wurde ich gewahr, daß meine Huſaren die feindliche Kavallerie verfolgten und die Infanterie überflügelten, ich eilte heranzukommen, meine Huſaren hieben alles zuſammen. Ich ſprengte bei einer Windmühle vorbei, eine Kugel fuhr mir vor dem Geſichte vorüber, der Graf Golz wurde gewahr, daß der Dampf aus der Windmühle kam, in der ſich ein Franzoſe verſteckt hatte. Wir machten 4 Offiziere, 95 Gemeine und 40 Pferde gefangen, der Ueberreſt wurde niedergehauen, und es entkam von der Infanterie kein Mann.“ Die täglichen Neckereien unterblieben hierauf eine Zeitlang. Am 14. Auguſt wiederholte Blücher in derſelben Gegend ein ſolches Unternehmen, das nicht weniger glücklich ausſchlug.

Inzwiſchen war Condé ſchon am 13. Juli und Valenciennes am 1. Auguſt gefallen, der Prinz von Koburg mit den Oeſterreichern ſollte die errungenen Vortheile auf dieſer Seite verfolgen, dagegen der Herzog von York mit den Engländern rechts gegen Dünkirchen abzog, um dieſen Seeplatz wegzunehmen, und nicht lange nachher Knobelsdorf mit den Preußen aus den Niederlanden abgerufen wurde, um links über die Moſel zu dem preußiſchen Hauptheere zu ſtoßen, welches der König in Perſon befehligte. Bei dem Abzuge der Preußen am 24. Auguſt aus dem Lager von Tournay, in welchem ſie durch Holländer und Hannoveraner erſetzt wurden, machte Blücher den Vortrab mit ſeinen Huſaren und einigen andern Truppen, die ſeinem Befehl untergeben worden. Ueber Saint-Amand, Mons und Namur, wo die Preußen ahndungslos über den Boden ſchritten, welcher 22 Jahre ſpäter ihren und ihres Feldherrn mächtigſten Ruhm tragen ſollte, dann über Baſtogne und Arlon, ging der Zug in nächſter Richtung auf Luxenburg, wo die Truppen am 11. September anlangten, und bei Altzingen, rückwärts der Feſtung ihr Lager nahmen, um einen Tag zu raſten. Wir laſſen hier Blücher'n ſelbſt weiterreden: „Der kommandirende General übertrug mir, zur Sicherheit des Korps eine Vorpoſtenkette zu ziehen. Den 12., als am Ruhetage, hörten wir bei Anbruch des Tages auf der Vorpoſtenkette der Oeſterreicher viel ſchießen, es war anderthalb Stunden von mir entfernt; ich ritt ſogleich dahin, und fand die Kaiſerlichen mit dem Feinde beſchäftigt, ſie wurden ſehr gedrängt. Ob nun gleich meine Huſaren des Raſttages ſehr benöthigt waren, ſo wollte ich unſern Verbündeten doch zeigen, daß wir jederzeit bereit wären, ihnen beizuſtehen. Ich ſchickte meinen Adjutanten, um auf's eiligſte die Leibſchwadron und die von Blücher herbeizuholen. Die Schwadron von Rudorff ſollte einen andern Weg einſchlagen, jedoch alles ſo verdeckt wie möglich vorrücken. Der Feind ſchien zurückgehen zu wollen, aber ich ritt mit meinen beiden Ordonnanzen zwiſchen die Kaiſerlichen Flankeurs, und redete ihnen zu, ſich mit dem Feinde einzulaſſen, weil ich fürchtete, der Feind möchte vor Ankunft meiner Schwadronen zurückgehen. Endlich ſah ich dieſe kommen, die Pferde waren ſehr abgeritten, weßhalb ich ſie hinter einem Dorfe zum Verſchnauben aufmarſchiren ließ. Nun ſetzte ich mich vor die Schwadronen, 20 Zerbſter Reiter, die ich da fand, mußten die gerade Straße halten, ich formirte einen ordentlichen Angriff auf das feindliche Fußvolk. Die Reiterei, die ſich uns entgegenſtellte, wurde geworfen, die Infanterie zuſammengehauen und niedergeritten. Ein Kaiſerlicher Offizier war mit 50 Mann gefolgt. Der Feind verlor 500 Mann. Die Einwohner von Luxenburg ſagten: In ſechs Wochen iſt hier nichts vorgefallen, die Preußen kommen des Abends an, ſchlagen die Franzoſen, und ſetzen ihren Marſch fort.“ Der Prinz von Koburg drückte durch ein verbindliches Schreiben Blücher'n für dieſen ſo eifrig und tapfer gleichſam im Vorbeigehen vollführten Reiterſtreich ſeinen Dank aus. Die Preußen rückten in den folgenden Tagen über Grevenmachern und Osburg ungeſtört weiter, und trafen am 22. September bei Sankt Wendel ein, wo ſie dem Hauptheere, welches unter dem Könige der General Graf von Kalckreuth befehligte, ſich anſchloſſen. Da hier das zweite Bataillon der Huſaren Blücher's bereits vorgefunden wurde, ſo war das ganze Regiment nun wenigſtens bei demſelben Heere vereint.

Kaum angelangt, erhielt Blücher ſogleich den Befehl, mit ſeinen Huſaren nach Neukirchen vorzurücken, und den Oberſten von Szekuly auf dem dortigen Vorpoſten abzulöſen. Dieſer bekannte Partheigänger, ein anmaßlicher Aufſchneider, der aber als geborner Ungar das Vorurtheil für ſich hatte, ein trefflicher Anführer leichter Truppen zu ſein, war mit Blücher ſchon von früherer Zeit auf einem Fuß, der wohl öfters ein guter heißt, gewöhnlich aber ein ſchlechter iſt. Ein wechſelſeitiges Du gab ihrem Verhältniſſe nur derberen Ausdruck, nicht freundſchaftlicheren. Auch diesmal brachte ihr Zuſammenkommen nur herbe Berührung hervor. „Wie ich bei dieſem Partiſan ankam, erzählt Blücher, ſchilderte er mir die große Gefahr, worin ich zu ſtehen käme; ich antwortete: „Zeige mir die Vorpoſten, ich werde die Gefahr erkennen, und mich davor zu ſichern wiſſen.“ Der von Szekuly verließ mich, indem er vorgab, daß er einige nöthige Geſchäfte beſorgen, und gleich zu mir zurückkehren wolle. Es vergingen indeſſen zwei Stunden, endlich kam ſein Adjutant Graf von Stolberg, und ſagte mir, der Oberſt würde mich auf der Schmelze erwarten. Unwillig erwiederte ich: „Des Oberſten Schuldigkeit iſt's, zu mir, nicht aber die meine, zu ihm zu kommen.“ Ich ritt aber doch dahin, und ſagte zu Szekuly, der Tag verginge, ich müßte alſo die Vorpoſten übernehmen. Dieſer erwiederte: „Laß deinen Adjutanten nur aufſchreiben, ich werde ihm alles ſagen.“ In der Vermuthung, daß er die Stärke eines jeden Vorpoſten angeben wollte, ließ ich ſolches zu; mit vieler Verwunderung aber hörte ich, wie er anfing, eine Dispoſition zu diktiren. Nun verging mir die Geduld. Ich ſagte: „Szekuly! kannſt du, wenn wir auf Einem Flecke ſind, jemals vergeſſen, daß ich befehle und du gehorchſt, ſo ziehe ich die Piſtole, und ſchieße dich vor den Kopf.“ Szekuly erwiederte: „Du biſt ein ſehr hitziger Menſch, komm, du wirſt die mißliche Lage, in der ich geſtanden, erkennen.“ Wie wir beinahe die Vorpoſtenkette zu Ende waren, kam der General von Knobelsdorf, und ſagte aufgebracht zu mir: „Herr Oberſt, ich denke, ich habe Ihnen die Truppen zu kommandiren gegeben, und nicht dem Szekuly; wo iſt die Infanterie?“ Mit Befremden erfuhr ich nun, daß Szekuly über meine Infanterie disponirt hatte. Ehrfurcht vor dem kommandirenden General hielt mich in Schranken, ich hatte übrigens nicht nöthig, den von Szekuly zu belehren, der General that es mit Würde und Nachdruck; Szekuly mußte abziehen. — Niemals habe ich eine Poſtirung minder gefährlich wie dieſe gehabt. Szekuly war ein Mann, der mit 150 Pferden herumſchwärmen mußte, dann konnte er nützlich werden; wenn er aber ein Korps kommandiren ſollte, ſo ſpannte er die Pferde gleichſam hinter den Wagen, verträumte ſich in ſeiner Größe, und verwirrte alles.“

Nach dem heftigen Angriffe, welchen der regierende Herzog von Braunſchweig mit den verbündeten Truppen am 26. September auf das feſte Lager von Bliesfaſtel ausgeführt, wobei Blücher, ſchon der Gegend genau kundig, durch Anweiſung der Wege und ſichre Führung des Geſchützes gute Dienſte leiſtete, und nach dem ſpäteren Gefechte bei Ensheim, wichen die Franzoſen hinter die Saar zurück, wo ſie ſich verſchanzten. Während 7 Wochen beobachtete die Truppenſchaar von Knobelsdorf, vorgeſchoben gegen Saarbrücken, den dort zahlreich verſammelten Feind; weil indeß die Franzoſen nicht hervorkamen, auch die Jahreszeit den Truppen die nicht unter Zelten, ſondern in ſchlechten Erdhütten lagen, nachtheilig wurde, ſo zogen endlich die Preußen in der Mitte des Novembers ſich auf die Hauptſtellung zurück, und gleich darauf ſammelte der Herzog von Braunſchweig das ganze Heer bei Kaiſerslautern, um die Belagerung von Landau zu decken, welche mit Ernſt unternommen wurde. Das franzöſiſche Moſelheer, beträchtlich verſtärkt, eilte zum Entſatz herbei, und griff ſchon am 28. und 29. November die preußiſchen Linien heftig an, der Hauptangriff aber geſchah am 30., und es erfolgte die Schlacht von Moorlautern. Wir laſſen Blücher, der auf den Höhen von Schelotenbach ſtand, ſeinen Antheil an dieſer Schlacht ſelbſt erzählen: „Den 30. brach der Tag kaum an, als ſich eine der fürchterlichſten Kanonaden erhob, die Franzoſen boten ihre letzten Kräfte auf, um den Sieg auf ihre Seite zu lenken, und dadurch den ſtrengen Befehl des Nationalkonvents, die Preußen bis über den Rhein zurückzuſchlagen, in Erfüllung zu bringen. Ich konnte den ganzen Angriff von den Höhen, wo ich ſtand, überſehen. Da ich bemerkte, daß die feindliche linke Flügelkolonne von 13,000 Mann, die gleich jenſeit des vor mir liegenden Waldes ſtand, gegen Moorlautern vorzugehen anfing, ſo faßte ich den Entſchluß, es koſte was es wolle, durch den Wald zu dringen, theils um den Feind zu beunruhigen, theils auch ihn zu nöthigen, mit Geſchütz auf mich zu feuern, damit der Herzog dadurch erführe, wie nahe ich demſelben ſei. Ich führte den Entſchluß aus, wir drangen durch den Wald, und wurden von drei Kanonenſchüſſen begrüßt. Der Herzog rückte mit der ganzen Infanterie vor, und der Feind zog zurück; die auf unſerer Seite bisher geſtandene Kolonne des Feindes zog gleichfalls ab. Ich ging mit 4 Schwadronen meines Bataillons eiligſt durch den Wald, und ließ den General von Kospoth bitten, mir 2 Schwadronen des Leibregiments folgen zu laſſen. Der würdige General von Kunitzki war mir gleich mit ſeinem Regimente und den Bataillonsſtücken nachgeeilt, und ließ den Wald in meinen Flanken vom Feinde reinigen. Mit meinen Huſaren folgte ich der zurückziehenden Kolonne bis vor Sembach, hier war die feindliche Infanterie die Lauter paſſirt, und hatte ihr Geſchütz auf die jenſeitigen Höhen geſtellt, der Kavallerie war ich aber ſo nahe, daß ſie nicht Zeit gewinnen konnte, über die Lauter zu gehen, und da ſie mir an Stärke übrigens ſechsmal überlegen war, ſo ſetzte ſie ſich noch dieſſeits des Fluſſes und marſchirte vier Mann hoch auf. Obgleich ich es wohl berechnen konnte, daß ich bei dieſer großen Ueberlegenheit, wenn ich angriff, wohl ſchwerlich Glück haben würde, ſo ſah ich doch eben ſo wohl voraus, daß, wenn dieſer Fall einträte, der Feind, ſeiner Gewohnheit nach, in einem unregelmäßigen Haufen hinter mir herſtürzen würde; dadurch wurde er dann von ſeinem Geſchütze abgezogen; auf die Leichtigkeit unſerer polniſchen Pferde konnte ich rechnen, und die Hülfe von den Küraſſieren und Huſaren, welche ich erwartete, gab mir dann Hoffnung, den Feind zu zwingen. Dieſe kurze Ueberlegung machte ich vorher, und dann entſchloß ich mich raſch. Ich ſetzte mich vor die Schwadron von Rudorff, welche der Lieutenant von Katzeler führte, und warf mich mit ſelbiger gerade auf die Kavallerie. Meine Leute hieben mit der größten Entſchloſſenheit ein, allein die Wand war zu ſtark, wir wurden überflügelt, und mußten zurück. Meine Muthmaßungen trafen ein, der Feind ſtürzte in einem wilden Schwarme hinter uns her, unſere Pferde entriſſen uns aber ſeiner Gewalt. Mittlerweile waren 2 Schwadronen vom Leibküraſſierregiment und eine Schwadron von mir angelangt. Die Leibſchwadron des Leibregiments war die erſte; da ihr rechter Flügel etwas zurückgedrängt wurde, ſo warf ſich dieſe treffliche Schwadron mit ihrem linken Flügel gerade in des Feindes Flanke. Dieſen Augenblick nutzte ich, ich rief meinen Leuten zu: Kehrt euch um! und ſie, voll Zutrauen, befolgten ſogleich meinen Befehl, ich ſtürzte mich mit ihnen in den außer Faſſung gebrachten Gegner, er ward geworfen, und durch Sembach bis über die Lauter gejagt. Jetzt erhob der Feind eine heftige Kanonade, die er bisher nicht hatte anwenden können, weil ich noch mit ſeiner Reiterei im Handgemenge war, ich zog mich auf Kanonenweite zurück, ohne durch dieſes Artilleriefeuer großen Abbruch erlitten zu haben. Der Verluſt auf unſerer Seite war gering; der Feind verlor außer vielen Todten und Gefangenen auch noch eine Kanone, die er in Sembach im Stich gelaſſen hatte. Ich kann behaupten, daß ich faſt nie einem verwickelteren Gefecht beigewohnt habe, als dieſes war, um ſo mehr freute es mich, da es ſo glänzend zu unſerm Vortheil ausſchlug. Der Lieutenant von Katzeler riß mich in demſelben aus der augenſcheinlichſten Gefahr; es befand ſich nämlich ein feindlicher Offizier in einem hohlen Wege mit der geſpannten Piſtole hinter mir, der Lieutenant von Katzeler bemerkte es, rief mir zu, und ich ſprang vermöge meines guten Pferdes aus dem hohlen Wege. Mein Verfolger fand ſelbſt den Tod.“ Die Franzoſen wurden auch auf den übrigen Punkten zurückgeſchlagen, und verloren im Ganzen über 6000 Mann.

Gleich am folgenden Tage, den 1. Dezember, ſetzte Blücher dem Feind über die Lauter nach. „Ich ſchrieb dem Herzoge, berichtet er ſelbſt, während meines Marſches nur folgende wenige Worte, die ich ihm durch einen Trompeter zuſchickte: Der Feind retirirt nicht, er flieht! ich folge ihm auf Homburg. Ein Anderer hatte mit einem äußerſt weitläuftigen Rapport ganze Schreibtafeln angefüllt, die nicht durchgeleſen wurden. Meine kurze Anzeige nahm der Herzog gut auf, und nach dieſen Begebenheiten gab mir dieſer verdienſtvolle Feldherr die größten Beweiſe ſeines Vertrauens.“ Blücher drang über Schönberg, Waldmoor und Jägersburg vor, mit ihm zugleich ſollte Szekuly über Landſtuhl und Martinshöhe gegen Karlsberg anrücken, allein dieſer hatte eine Kriegskaſſe genommen, und darüber ſeinerſeits das Vorrücken vergeſſen, wodurch Blücher in Gefahr gerieth, abgeſchnitten zu werden, doch aber noch glücklich genug bis hinter Jägersburg zurückgelangte. Aus Schonung zeigte er Szekuly’s Verſäumniß dem Herzoge nicht an, der aber dennoch die Sache erfuhr, und die letzte gute Meinung, die er von dieſem Partheigänger noch hatte, völlig aufgab. Da der Herzog erwartete, daß die Franzoſen ihren Verſuch, Landau zu befreien, erneuern würden, ſo erhielt Blücher den Auftrag, genaue Nachrichten über des Feindes Stärke und Bewegungen einzuziehen. Er ſetzte ſich an die Spitze einer ſtarken Reiterſchaar, und drang von Ramſtein ungehindert bis gegen Zweibrücken vor. „Ich ließ 50 Pferde in die Stadt hineinſprengen“, ſo erzählt er, „es waren einige Franzoſen da, ſie flohen eiligſt davon. Ich fand alle Weinkeller in Zweibrücken mit franzöſiſchen Nationalſiegeln belegt und als Eigenthum der Nation erklärt. Die Bürger wagten es nicht, die Siegel anzurühren, weil ſie beſorgt waren, daß die Franzoſen es rügen würden; ich ließ daher durch meinen Adjutanten ſämmtliche Siegel abreißen, und einem jeden ſein Eigenthum wiedergeben, zugleich rieth ich den Einwohnern, zu ſagen, daß ich alles mit fortgenommen hätte. Die vergnügten Bürger luden nun mit größter Eilfertigkeit auf, und fuhren damit ab. Um ihnen zu dieſem Geſchäft Zeit zu geben, blieb ich noch zwei Stunden bei Zweibrücken, und attakirte die feindlichen Vorpoſten. Alsdann zog ich bis Martinshöhe zurück, und nachdem ich hier noch ſichere Nachrichten eingezogen hatte, machte ich dem Herzoge einen ausführlichen Rapport, worin ich ihm meldete, daß die Sage von den Abſichten des Feindes auf uns ganz ohne Grund ſei, daß er ſich vielmehr vor unſerem Hinüberkommen fürchte, und weit entfernt ſei, ſich noch eine Züchtigung bei Kaiſerslautern zu holen.“ Blücher's beſondere volksgemäße Sinnesart, die ſpäter für ſein Wirken und für ſeinen Ruhm ſo entſcheidend wurde, iſt in dieſem Verfahren mit den Weinen von Zweibrücken ganz ausgedrückt; außer dem wirklichen Vortheil, den Einige unmittelbar davon zogen, hatten von ſolchem Streich Alle Vergnügen, die nur davon hörten, weit umher im Volke und bei den Truppen ſelbſt, welchen dergleichen Vorgänge ſtets zu Luſt und Ruhm gereichen.

Durch den Abzug der Kaiſerlichen aus den Linien von Weißenburg wurde der Herzog von Braunſchweig bald nachher genöthigt, die Belagerung von Landau aufzugeben, und ſich weiter gegen den Rhein zurückzuziehen. Blücher brach mit den Seinigen zuletzt auf, und blieb einſtweilen bei Kirchheim-Poland ſtehen, unter dem Befehl des Generalmajors von Rüchel, welcher die ſämmtlichen Vortruppen anführte. Hier kam auch das zweite Bataillon der rothen Huſaren, welche Blücher befehligte, nach langer Trennung mit dem erſten wieder zuſammen, und das ganze Regiment blieb nun unter der Anführung ſeines Oberſten vereint. Außer ſeinen Huſaren hatte dieſer noch das Dragonerregiment von Schmettau, 3 Schwadronen pfälziſche leichte Pferde, das Füſilierbataillon von Müffling, 3 Kompagnieen preußiſche Jäger und 8 reitende Kanonen unter ſeinem Befehl. Ihm wurde zuerkannt, daß, wenn auch vor allem die Reiterei ſeine Hauptwaffe bliebe, doch darum andere Waffengattungen ihm nicht fremd ſeien, und er ſie leichter und beſſer zu gebrauchen wiſſe, als dies gewöhnlich vorkomme. Der eingetretene Winter brachte für Blücher keine Ruhe. Sein eifriger Muth, von Rüchel's gleicher Sinnesart unterſtützt, verſuchte ſich in zahlreichen Angriffen, Ueberfällen und Streifzügen, welche faſt immer ausgezeichneten Erfolg hatten, und Gefangene, Nachrichten, Beute lieferten. Er wußte ſeine Truppen ganz mit ſeinem Geiſte zu beſeelen, ſie folgten ſeiner Leitung mit unbegränztem Vertrauen, und hingen ihm perſönlich mit Eifer an. Unter mancherlei Vorfällen und Begegniſſen verging ſo der Winter, und mit dem Frühjahr 1794 erhob ſich die Kriegsführung wieder zu größerer Thätigkeit.

Der Herzog von Braunſchweig hatte ſchon im Februar 1794 den Feldmarſchall von Möllendorf zum Nachfolger im Oberbefehl erhalten, und dieſer beſchloß in Verbindung mit dem General Erbprinzen von Hohenlohe den Feind, welcher ſeine Hauptſtärke bei Kaiſerslautern und Deidesheim hatte, auf allen Seiten anzugreifen; der 23. Mai wurde dazu feſtgeſetzt. Dem Befehle gemäß brach Blücher ſchon in der Nacht vorher mit 5 Schwadronen Huſaren und 3 Bataillons Fußvolk nebſt 3 Kanonen von Grünſtadt auf, um über den Schorleberg durch das waldige Gebirge quer auf die große Straße zwiſchen Kaiſerslautern und Neuſtadt vorzudringen, und hier alle Verbindungen der Franzoſen abzuſchneiden. Mit großer Anſtrengung gelangten die Truppen durch die unwegſame, zerſchnittene Gegend frühmorgens auf jene Straße, aber der Feind war gleichfalls im Anzuge, und eröffnete ſogleich gegen die Preußen ein wirkſames Gewehrfeuer; ſeine Schützen, von dem Erdreich begünſtigt, kamen dreiſt ganz nahe heran, und thaten großen Schaden. Blücher, der ſeine Stellung auf der Anhöhe des Dorfes Weidenthal genommen hatte, rückte nunmehr zum Angriff, und warf den Feind, welcher in der Richtung von Neuſtadt nach Kaiſerslautern zog, gegen Neuſtadt bis Neidenfels zurück. In dieſem Augenblick aber kam von der entgegengeſetzten Seite eine andere feindliche Abtheilung unter dem General Ciſée zum Vorſchein, welche auf derſelben Straße in der Richtung von Kaiserslautern nach Neuſtadt vorrückte. Hier galt es Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit. Blücher verſuchte zuerſt die Liſt, aber mußte ſogleich erfahren, daß hier nur Heil in den Waffen ſei. Seine eigene Erzählung berichtet das Weitere: „Ich ritt dem General in Begleitung eines Trompeters und meines Adjutanten entgegen, und rief ihm zu, er ſolle ſich ergeben, weil er abgeſchnitten ſei; ich hoffte um ſo mehr, daß dies geſchehen würde, da er meine Stärke nicht überſehen konnte. Meine Aufforderung wurde mit einer Generalſalve beantwortet, und zugleich wurde ich von der auf Reidenfels zurückgedrängten Kolonne, die dieſes Feuern hörte, auf's neue angegriffen. Nun befand ich mich alſo zwiſchen zwei Feuern. Ich ſchickte zum Major von York, der mit ſeinem Bataillon auf meinem linken Flügel ſtand, und bat ihn, nur den Feind von Reidenfeld nicht vordringen zu laſſen; meine beiden Kanonen, — die dritte war unterwegs zerbrochen, — ließ ich, gerade in entgegengeſetzter Richtung, die eine die Straße auf Neuſtadt, die andere die nach Frankenſtein beſchießen, um dem Feinde das Vordringen auf beiden Seiten und ſeine Vereinigung zu wehren. Ciſée faßte nun den kühnen Entſchluß, mich zu umgehen, und die Straße auf Türkheim zu gewinnen; er ſtürmte mit ſeiner Infanterie raſend den Berg, auf welchem ich mit dem Bataillon von Müffling ſtand, und drängte die im Gebüſche vor uns ſtehenden Jäger und Schützen zurück. Nun war der entſcheidende Augenblick da; ich eröffnete meinem wackern Freunde, dem Oberſtlieutenant von Müffling, deſſen Kühnheit und Sachkenntniß ich im Laufe des Feldzuges ſo manches zu danken habe, daß uns jetzt nichts anderes übrig bliebe, als dem Feinde mit gefälltem Bajonet entgegenzugehen, und unſere äußerſten Kräfte anzuſtrengen. Edle Begier, dieſes auszuführen, ſtrahlte aus ſeinem Auge; meinen Huſaren, die rechts auf einem kleinen Felde ſtanden, hatte ich den Befehl gegeben, alles, was etwa vom Feinde auf meiner rechten Seite aus dem Walde vordränge, ohne Rückſicht auf die Stärke deſſelben anzugreifen und niederzuhauen. Jetzt ging ich, nachdem ich in Eile alles angeordnet hatte, mit dem Bataillon von Müffling dem Feind im Sturmſchritt entgegen, ohne daß die braven Füſiliere einen Schuß thaten; der Feind hingegen machte ein äußerſt heftiges Feuer, wodurch ich gleich mehrere Leute, einen Kapitain, einen Lieutenant und zwei Oberjäger verlor; unſere braven Soldaten ließen ſich aber deſſen ungeachtet nicht aus der Faſſung bringen, ſie blieben geſchloſſen, und da wir auf 30 Schritt an den Feind waren, ſtürzten ſie alle mit frohlockendem Geſchrei auf denſelben los, er wurde mit dem Bajonet über den Haufen geworfen, und völlig in Verwirrung gebracht. Wir erbeuteten 2 Kanonen und machten viele Gefangene.“ Nach dieſem glücklichen Gefecht ſandte Blücher Offiziere an Möllendorf und Hohenlohe, nahm aber, ungewiß über die Entſcheidung des Tages auf den anderen Punkten, vorſichtig ſeine Stellung bei Weidenthal wieder ein, und beſchloß auf ſeiner Hut zu bleiben.

Hier fand ein Auftritt Statt, welcher durch die Art, wie Blücher's Karakter dabei ſowohl im Handeln als im Erzählen ſich offenbart, allerdings zu merkwürdig iſt, als daß nicht auch wir ſeine Worte darüber hier wiedergeben ſollten. „Unter den franzöſiſchen Gefangenen“, erzählt er, „befand ſich Einer, dem der Schenkelknochen oben zerſchmettert war; man hatte ihn neben das Feuer gelegt, und ihm zur Erfriſchung, wie den Andern, Brot und Branntewein angeboten. Er ſchlug aber dieſes nicht allein aus, ſondern wollte ſich auch ſchlechterdings nicht verbinden laſſen, und forderte unſere umſtehenden Leute wiederholentlich auf, ihn todtzuſchießen. Dieſe ſagten unter einander: Das iſt ein recht hartnäckiger, verſtockter Franzoſe! Ich ſtand mit dem Oberſtlieutenant von Müffling in einiger Entfernung, wir hörten dieſe uns auffallende Beurtheilung, und näherten uns der Gruppe. Der Bleſſirte lag, nachdem ſeine Aufforderungen fruchtlos geweſen waren, ganz ſtill, tief in ſich gekehrt, und ſah nicht, was um ihn vorging. Da er zu frieren ſchien, ſo ließ ich mehrere Decken holen, und ihn damit zudecken. Bei dieſer Gelegenheit blickte er mich forſchend an, und ſchlug die Augen nieder. Ich ließ ihm durch meinen Adjutanten, da ich ſelbſt der franzöſiſchen Sprache nicht ganz mächtig bin, ſagen, er möchte ſich doch verbinden laſſen, und zu ſeiner Stärkung etwas genießen; aber er antwortete nicht, daher ich ihm ferner ſagen ließ, daß ich denjenigen für einen ſchwachen Menſchen hielte, der ſein Schickſal nicht zu tragen wüßte, und daß es ſich am wenigſten für einen Soldaten gezieme, ſeine Zuflucht zur Verzweiflung zu nehmen; übrigens dürfe er die Hoffnung zu ſeiner Geneſung nicht aufgeben, und könne verſichert ſein, daß er ſich unter Menſchen befände, die Gefühl hätten, und zu ſeiner Erleichterung alles beitragen würden. Nun blickte mich der Leidende wieder an, ein Strom von Thränen ſtürzte zugleich aus ſeinen Augen, und er reichte mir vertraulich die Hand. Ich ließ ihm Wein geben, und er trank, auch ſträubte er ſich nicht mehr dawider, ſich verbinden zu laſſen. Eine ſo ſchnelle Umänderung in dem Betragen dieſes Menſchen fiel mir auf, und ich fragte daher, was die Urſache ſeines vorigen ſtörriſchen Benehmens geweſen ſei? Seine Antwort war: „Ich bin zum Dienſt der Republik gezwungen worden; mein Vater iſt guillotinirt, meine Brüder hab' ich im Kriege verloren, meine Frau und Kinder ſind zurück, und leben in der kümmerlichſten Lage; ich glaubte daher, daß der Tod meinen Leiden ein Ziel ſetzen würde, und ſehnte mich nach demſelben. Ihre gütige Erinnerung hat mich zu reiferem Nachdenken gebracht; ich danke Ihnen dafür, und bin entſchloſſen, meinem künftigen Schickſale mit Geduld entgegen zu gehen!“ Dieſe Erzählung rührte alle Umſtehende, und mir war es angenehm zu bemerken, wie unſere Leute von ihrer vorher gefaßten Meinung ganz zurückkamen. Ich ließ den Verwundeten mit den Uebrigen, nachdem ſie ſämmtlich verbunden waren, nach dem vor uns liegenden Dorfe Weidenthal bringen, und ſie dem dortigen Schulzen zur Pflege übergeben.“

Mittlerweile kam in der Nacht die Meldung, daß Möllendorf bei Kaiſerslautern geſiegt, und der Feind an Todten und Gefangenen über 3000 Mann und 20 Kanonen verloren habe. Blücher wurde perſönlich zu dem Feldmarſchall nach Hochſpeier beſchieden, wo er den Auftrag erhielt, den Feind auch ſogleich aus Neuſtadt hinauszuwerfen. Er eilte zu ſeiner Truppenabtheilung zurück, die er noch in der alten Stellung fand, brach unverzüglich auf, und rückte nach Neuſtadt, wo die Franzoſen nicht Stand hielten; doch wichen ſie nicht weiter als Fiſchlingen, wo ſie in ziemlicher Stärke ſich behaupteten. Nach täglichen kleineren Gefechten kam es am 28. Mai zu einem ernſten Kampfe bei Kirrweiler. Blücher griff mit ſeinen Huſaren den Feind entſchloſſen an, warf deſſen Reiter, überritt Fußvolk und Geſchütz, und brachte von der ſo weit als möglich fortgeſetzten Verfolgung 6 Kanonen, 9 Pulverwagen, 120 Pferde und 300 Gefangene zurück. Zur Belohnung ſo vieler ausgezeichneten Thaten wurde Blücher unter dem 4. Juni vom Könige zum Generalmajor befördert, und zugleich zum Inhaber des Huſarenregiments ernannt, welchem er ſchon bisher durch alle Stufen des Dienſtes angehört hatte. Die Nachricht von dieſer Ernennung traf ihn am 13. Juni; er glaubte ſich an das Ziel ſeiner Wünſche verſetzt. Die Truppen unter ſeinem Befehl wurden auf 4 Bataillons und 10 Schwadronen nebſt 8 Stücken Geſchütz verſtärkt, und bezogen die Vorpoſten gegen die anſehnliche franzöſiſche Macht, welche auf der Höhe von Walsheim und Nußdorf im Lager ſtand. Am 2. Juli brachen die Franzoſen hervor, und vertrieben die preußiſchen Vorpoſten aus Fiſchlingen und Edesheim, Blücher aber nahm dieſe Stellung wieder, indem er den Feind mit Verluſt zurückſchlug. Nun gab es täglich blutige Gefechte, in welchen doch meiſtens die Preußen, ungeachtet der feindlichen Uebermacht, die Oberhand behielten. Endlich wurden die Bewegungen im franzöſiſchen Lager ſo lebhaft, daß Blücher einen allgemeinen Angriff erwarten mußte, und deßfalls ohne Säumen die nöthigen Vorkehrungen traf. Am 13. Juli frühmorgens drang der Feind mit ſtarker Macht über Edesheim vor, und drängte die preußiſchen Poſten gegen das Dorf Edenkoben zurück, wo Blücher ſich zum Kampfe geſtellt hatte. Zuerſt kam das Fußvolk in's Gefecht, da die Reiterei keinen günſtigen Raum hatte, und ſchlug die ſtets mit friſchen Truppen erneuerten Angriffe der Franzoſen mit Standhaftigkeit wiederholt zurück. Blücher ritt durch die im Feuer ſtehenden Reihen, und redete die Leute an: „Kinder, nur heute haltet aus, es gilt Preußens Ehre!“ Sie antworteten muthig: „O ja, Herr General, verſorgen ſie uns nur mit Patronen!“ Dreimal mußte die tapfre Mannſchaft, die keinen Schritt weichen wollte, mit friſchen Patronen verſehen werden, aber der mörderiſche Kampf gab keinen Vortheil. Blücher ſuchte daher beſſeren Raum zu gewinnen, ließ ſein Fußvolk in der Schanze ſtehen, und ging mit der Reiterei und dem Geſchütz eine Strecke zurück; der Feind folgte ihm in's offne Feld. Ein ſtarker Truppenzug von allen Waffen, an der Spitze ein Reiterregiment, drang aus Edesheim hervor; dieſen Augenblick nahm Blücher wahr, an der Spitze ſeiner Huſaren ſtürzte er ungeſtüm auf den noch unentwickelten Feind, warf deſſen Reiterei auf das eigene Fußvolk, und jagte den verwirrten Haufen bis nach Edesheim hinein. Der General Laboiſſiere, der den ganzen Zug geführt, ein Oberſt, mehrere Offiziere und 80 Gemeine wurden gefangen, außerdem unter dem feindlichen Kartätſchenfeuer 3 Kanonen erobert, und etwa 100 Pferde erbeutet. Doch hatte der Feind bei Edesheim wieder allen Vortheil des Erdreichs, die preußiſche Reiterei mußte zurück, und der franzöſiſche Angriff gegen Edenkoben wurde mit verſtärkter Macht erneuert. Zum Glück erhielt auch Blücher Verſtärkung an Fußvolk, der Prinz Louis Ferdinand von Preußen führte eben zur rechten Zeit das Regiment Romberg herbei: „Ich kam mit dieſem liebenswürdigen und muthvollen Prinzen“, erzählt Blücher, „dahin überein, daß es nun wohl am beſten ſein würde, das Blatt umzuwenden, und gerad auf den Feind loszugehen. Kaum war dieſer Entſchluß gefaßt, ſo ſprang der junge Held auch ſchon vom Pferde, vereinigte ſeine Infanterie mit der meinigen, und ſtürzte mit der ganzen Linie auf den Feind, welcher in größter Beſtürzung floh.“ Der Prinz nahm das Dorf Edesheim, welches die Franzoſen noch zuletzt in Brand ſteckten. Inzwiſchen hatte der Tag auf anderen Punkten weniger vortheilhaft geendet; nach vielen abgeſchlagenen Angriffen auf die Berghöhe Schänzel hatte der Feind endlich Abends dennoch dieſen Poſten erſtürmt, und konnte nicht wieder vertrieben werden. Dieſer Verluſt erregte große Beſtürzung, der Erbprinz von Hohenlohe ſandte noch in der Nacht an Blücher den Befehl, ſeinen Rückzug anzutreten, und den des Heeres von dieſer Seite zu decken. Das Fußvolk brach ſogleich auf, die Reiterei erſt am folgenden Morgen, und der Feind rückte ungeſäumt nach. Wir laſſen Blücher hier wieder ſelbſt reden: „Während des Rückzugs kamen einige feindliche Kavallerieoffiziere, die wahrſcheinlich ihre Kühnheit zeigen wollten, wild auf uns herangeſprengt. Ich ſagte zu einigen Offizieren meines Regiments, die um mich waren, wir wollten, um dieſen Herren noch mehr Muth einzuflößen, ſachte zurückreiten, und dann plötzlich umkehren, und gerad auf ſie losfahren. Dies geſchah; denn als ſie ſich uns bis auf 30 Schritt genähert hatten, wandten wir raſch unſere Pferde um, und ritten mit verhängtem Zügel auf ſie los, wodurch ſie dermaßen außer Faſſung kamen, daß ſie eiligſt die Flucht ergriffen, und bei ihrem ängſtlichen Umſehen nur unſer demüthigendes Gelächter hören mußten. Um unſrer Gegner noch mehr zu ſpotten, ließ ich zwölf Trompeter bis bei meine Flankeurs vorkommen und Aufzüge blaſen. Sie ſtellten hierauf ihr einzelnes Schießen ſogleich ein, und die Muſik freute ſie ſo, daß die franzöſiſchen Offiziere ſich derſelben immer mehr näherten. Um nun gegenſeitig höflich zu ſein, befahl ich, daß meine Leute nicht auf ſie ſchießen ſollten, ſie wurden daher um ſo unbeſorgter, und hörten mit Aufmerkſamkeit zu. Nachdem dieſer Spaß einige Zeit gedauert hatte, nahm ich den Hut ab, und ritt fort; Alle dankten wiederholentlich auf gleiche Weiſe, und riefen: „Adieu, général, jusqu'à demain!“ Die Neckereien unterblieben nun, der Feind zog ſich gegen Abend zurück, und ich biwakirte die Nacht über mit meinen Truppen bei Neuſtadt.“

Hier bei Neuſtadt an der Hardt ritt Blücher mit 20 Huſaren am 15. Juli Nachmittags über das Dorf Mosbach hinaus, den ſchon wieder andringenden Feind näher auszukunden. Er traf eine preußiſche Batterie von Zwölfpfündern hier auf Vorpoſten, ohne Reiterei oder Fußvolk in der Nähe, und auf höheren Befehl in einer Stellung, welche jeden feindlichen Ueberfall erleichterte; um weniger Aufmerkſamkeit zu erregen, ließ er die Huſaren zurück, und ritt nur von einem Trompeter begleitet in die Gegend weiter vor. Er war etwan 800 Schritt gekommen, als plötzlich ein franzöſiſcher

Reitertrupp aus dem Hinterhalt hervorbrach, und ihn abſchnitt. Der die nächſtſtehende Kanone befehligende Unteroffizier Ludwig von Voß, damals achtzehnjährig, ſah die Gefahr, rief dem Befehlshaber der Batterie, Lieutenant von Heidenreich, voll Eifer zu: „Blücher iſt in Gefahr! Nur ein Kartätſchenſchuß kann ihn retten! Soll ich?“ und als dieſer „Ja! mit Gott!“ erwiedert hatte, flogen zugleich auf den Feind und auf Blücher 48 zwölflöthige Kartätſchenkugeln hinaus, welche den Feind theils niederſtreckten, theils in die Flucht jagten, Blücher'n aber unverſehrt ließen. Als dieſer mit Augen voll glühenden Muthes zur Batterie zurückkehrte, rief er heranſprengend und den Säbel ſchwingend: „Wer hat den Schuß gethan? Dank für den Schuß! Aber ich hätte die verfluchten Kerls doch kriegen wollen!“ Noch in ſpäter Zeit gedachte er gern dieſer gefahrvollen Rettung, und rühmte den wackern Artilleriſten, der in der Folge durch vaterländiſche und menſchenfreundliche Thätigkeit einen guten Namen erworben und dieſen Vorgang in ſeinem Buche „Ahndungen und Lichtblicke“ ſelbſt erzählt hat.

Der Erbprinz von Hohenlohe nahm in den folgenden Tagen eine Stellung bei Pfeddersheim, und Blücher hielt die Vorpoſten über Grünſtadt und Neu-Leiningen hinaus beſetzt. Hier in der wohlbekannten Gegend gab es wiederum täglich Gefechte, die nicht ſelten zu ernſtlichen Kämpfen wurden. Am 1. Auguſt brach Blücher mit einem Reitertrupp über Neu-Leiningen plötzlich hervor, und trieb die Franzoſen aus allen Dörfern, die ſie beſetzt hatten, und verfolgte ſie bis Ungſtein; eine gute Anzahl wurden niedergehauen, noch mehrere gefangen. Da nichtsdeſtoweniger der Feind immer dreiſter wurde, ſo legte Blücher am 28. Auguſt ihm zwei Verſtecke bei Friedelsheim und Neu-Leiningen, allein die Franzoſen merkten die Sache und hielten ſich zurück; jener, ſich entdeckt ſehend, griff nun geradezu an, warf die feindliche Reiterei über den Haufen, verfolgte die Flüchtlinge bis Wachenheim, wo die franzöſiſche Hauptſtärke war, aber ſogleich auseinander ſtob, und machte abermals viele Gefangene. Solche Züge wurden in mannigfachen Maßen oftmals wiederholt. Inzwiſchen hatte das franzöſiſche Moſelheer am 9. Auguſt unvermuthet Trier eingenommen, und die Feldherren der Verbündeten faßten, nach mehrwöchentlichem Zögern, den ernſtlichen Beſchluß, dieſe Stadt wiederzuerobern. Von preußiſcher Seite Kalckreuth und öſterreichiſcher Seits der General von Melas wurden zu dieſer Unternehmung beſtimmt, zu deren Erleichterung der Erbprinz von Hohenlohe zugleich einen neuen Verſuch gegen Kaiſerslautern machen ſollte. Am 17. September brach Hohenlohe aus ſeinem Lager bei Pfeddersheim auf, vertrieb die Franzoſen aus der feſten Stellung auf dem Schorleberg, und ſchlug am 18. die Angriffe, durch welche ſie dieſen Poſten wiederzunehmen gedachten, tapfer zurück. Blücher hatte Befehl erhalten, zu gleicher Zeit das feindliche Lager zwiſchen Leiſtadt und Wattenheim anzugreifen; durch die öſterreichiſche Freiſchaar von Giulay, ein ſerviſches Bataillon und eine Jägerabtheilung verſtärkt, brach er in der Nacht auf, gelangte in der Dunkelheit bis dicht vor die feindliche Stellung auf dem Malzberge, und überfiel dieſelbe mit ſo gutem Erfolg, daß die Franzoſen in Verwirrung flohen. Nicht ſo ſchnell gelang der Angriff, welchen Blücher gleichzeitig auf den Platteberg durch den Oberſtlieutenant von Müffling ausführen ließ. Der Feind leiſtete hier hartnäckigen Widerſtand, und erſt mit Tagesanbruch, nachdem Blücher ſelbſt zu Hülfe gekommen, wurde die Stellung erobert. Nun bedrohte Blücher die Flanke der Franzoſen, welche beim Schorleberge gegen Hohenlohe fochten, und beſchleunigte dadurch auch deren Rückzug, worauf er ſich mit dem Prinzen hinter dem Schorleberge vereinigte. Die Franzoſen wollten jedoch ihre Stellung nicht verloren geben, ſondern griffen am 19. wieder an, und der Tag verging unter heftigen Scharmützeln, ohne daß etwas entſchieden wurde. Am 20. September kam es endlich zur wirklichen Schlacht. Hohenlohe wollte zum beabſichtigten Angriff auf Hochſpeier den Feind erkunden, traf ihn im vollen Anzuge, und nahm in aller Schnelle ſeine Maßregeln. Blücher hatte die Weiſung erhalten, ohne näheren Befehl nicht anzugreifen; als er aber den Kanonendonner von Hochſpeier her vernahm, glaubte er nicht ſäumen zu dürfen, drang raſch gegen die Eſelsfurt und gegen Moorlautern vor, und als der Befehl dazu hierauf anlangte, war die Sache ſchon gethan. „Der Prinz ſchickte zu mir", erzählt Blücher, „und ließ ſagen, er wolle mich auf ein paar Worte ſprechen. Als ich ankam, ſagte er lächelnd: „Sie haben doch heute attakirt!" — „Gnädiger Herr", erwiederte ich, „Sie werden verzeihen, ich hörte ja, daß es bei Ihnen ſo gut ging!" Ein Händedruck war ſeine Antwort, und ſomit fuhr er fort, mir zu äußern, daß er es für ſehr gut hielte, wenn man etwas gegen Hoheneck vorbringen könnte. Da dieſes auch meiner Meinung ſehr gemäß war, ſo erwiederte ich dem Prinzen, daß ich dieſes ſogleich bewerkſtelligen wollte, nur wüßte ich den Weg dorthin nicht genau, und dann würden vielleicht Generale von der Kavallerie dort ſein, die älter als ich wären. Der Prinz war zufrieden über meinen Antrag, und hob die Zweifel, indem er mir den Hauptmann Bergen mitgab, der nicht allein die Waldwege ſehr gut kannte, ſondern dem er auch zugleich den Befehl gab, zu erklären, daß ich beſondere Aufträge vom Prinzen habe. Wer war froher als ich! Ich ſetzte mich mit meinen Huſaren ſogleich in ſtarken Trab, vertheilte ſie auf verſchiedene Straßen im Walde hinter Kaiſerslautern, und eilte ſelbſt mit einem Theile derſelben nach Hoheneck vor. Als ich in die Gegend der Zaberger Hütte kam, begegneten mir einige unſerer Leute und Kaiſerliche Reiter, die auf meine Frage, warum ſie wieder zurückgingen, antworteten, es ſei nichts mehr vom Feinde zu ſehen, und ihre Pferde könnten nicht mehr fort. Ich erwiederte ihnen bedeutend, daß ich ihnen den Feind zeigen wolle, und daß an einem Tage, wie der heutige, der letzte Hauch der Menſchen und Pferde aufgeboten werden müßte. Ich kehrte mich zu meinen Leuten, und rief ihnen zu: „Ihr Rothen! wenn ihr euch mich recht verbindlich machen wollt, ſo arbeitet heute; wir können viel thun!" — „Ja, Herr General!" war die einſtimmige Antwort meiner braven Pommern, die frohlockend ihre Säbel ſchwangen. Der brave Oberſt von Kölchen vom Regiment von Schmettau folgte mir mit ſeinen Dragonern, die Oeſterreicher ritten zurück. Es erhob ſich ein heftiger Regen, der, ſo unangenehm er auch war, mir einen deſto beſſern Erfolg verſprach. Wir hatten eine ziemliche Strecke

Wegs zurückgelegt, und noch trafen wir nicht auf den Feind. Dieſes war mir unbegreiflich, da die feindliche Infanterie bei unſerm Vorrücken auf den Höhen von Moorlautern noch vor dem Walde geſtanden hatte, und ſie alſo unmöglich ſchon ſo weit ſein konnte. Ich ließ daher Halt machen, befahl unſern Leuten, ſich in kleine Haufen zu theilen, und den Wald zu durchſuchen; wer von ihnen auf den Feind ſtieße, ſollte Lärm machen. Um ihnen aber eine Richtſchnur zu geben, wollte ich mit dem Oberſten von Kölchen und einigen geſchloſſenen Zügen im Wege bleiben, und ihnen öftere Zeichen durch die Trompete geben laſſen. Nachdem ich alles ſo unterrichtet hatte, ging ein wahres Treibjagen vor ſich. Es dauerte nicht lange, ſo hörten wir ein recht großes Geſchrei, alles ſtürzte dorthin, und in einem Augenblick waren 300 Mann Infanterie, die da entdeckt worden waren, theils niedergehauen, theils gefangen. Nun ging es Schlag auf Schlag, bald hier bald dort wurden dichte Haufen feindlicher Infanterie mitten im Walde angegriffen und überwältigt. Schon mancher Strauß war erkämpft, als ich wieder einen ungewöhnlich ſtarken Lärm hörte, und bald darauf die Nachricht erhielt, daß man noch ein paar geſchloſſene Bataillons entdeckt habe, die ſich langſam durch den Wald zurückzögen. Wir eilten nach dieſer Gegend hin, ich hörte bald die Stimme meines braven Rittmeiſters von Sydow, der unſere Leute zuſammenrief, und ſie ermuthigte. Ich ſprengte zu ihm, und ſah nun die Infanterie, die wenigſtens aus 600 Mann beſtand, und ſich in einen ſtarken Verhau gezogen hatte. Sie fing an, da ſie uns gewahr ward, lebhaft auf uns zu feuern. Der Rittmeiſter von Sydow wurde durch den Arm geſchoſſen, und ich bat ihn daher zurückzureiten, bald darauf wurde der Major von Breetz von drei Kugeln getroffen. Es gelang endlich, die Feinde aus dem Walde zu locken. Die Erbitterung unſerer Leute war auf's höchſte geſtiegen, ſie hieben alles nieder; ich mußte ernſtliche Gewalt brauchen, um ihrer Wuth Einhalt zu thun, und es gelang mir dennoch nur 200 Franzoſen zu retten." Die Erſcheinung Blücher's auf dieſer Seite trug weſentlich zu dem Siege bei, der hier zum drittenmale bei Kaiſerslautern erfochten wurde. Die Franzoſen verloren an Todten und Gefangenen gegen 7000 Mann. Möllendorf bezeigte gleichwohl wenig Zufriedenheit mit dem errungenen Erfolg, der nicht vorher berathen und beſchloſſen, ſondern gleichſam aus dem Stegreife davongetragen worden. Auch erhoben ſich manche laute Stimmen des Tadels; gegen dieſe ſagt aber Blücher: „Wenn Neider den Werth dieſes Sieges herabzuſetzen ſuchen, indem ſie ſagen, die Affaire ſei zur Unzeit engagirt worden, ſo kann ich darauf nur erwiedern, daß es zu wünſchen wäre, es hätten Manche weniger kalkulirt und mehr geſchlagen. Für Preußens Truppen iſt es am angemeſſenſten, den Feind anzugreifen, wenn er ihnen nahe iſt, und der General verdient, däucht mir, Tadel, der die Gelegenheit hat, ein ganzes feindliches Korps zu vernichten, und ſie nicht benutzt, wenn er dieſes mit einem ſo geringen Verluſte ausführen kann. Der Prinz von Hohenlohe iſt über mein Lob erhaben, aber ich und alle recht- und unpartheiſchdenkende Brandenburger ſtimmen darin überein, daß er ein General und ein Anführer iſt, worauf das preußiſche Heer ſtolz ſein kann!“

Der gewonnene Vortheil wurde nicht benutzt; das Unternehmen gegen Trier kam nicht zur Ausführung, und das preußiſche Heer ging in die Stellung von Pfeddersheim und Worms zurück. Die Unfälle der Oeſterreicher in den Niederlanden wirkten auf die Kriegsführung der Preußen nachtheilig ein, deren Aufmerkſamkeit überdies durch die Vorgänge in Polen vom Rhein nach der Weichſel abgelenkt wurde. Blücher befehligte die Vorpoſten in Dahlsheim, aber man hielt ſich von beiden Seiten ruhig. Am 23. Oktober führte Möllendorf das ganze Heer, 60,000 Mann ſtark, bei Oppenheim und Mainz über den Rhein auf das rechte Ufer zurück, und Blücher zog als Befehlshaber der Nachhut über die Rheinbrücke von Mainz mit ſeinen Huſaren zuletzt. Am 10. November brach Hohenlohe mit 20,000 Mann des preußiſchen Heeres nach Polen auf, kehrte jedoch in demſelben Monat, da die Ereigniſſe in Polen ſich wieder günſtiger anließen, an den Rhein zurück. Der Winter verging für die preußiſchen Truppen in ziemlicher Waffenruhe; doch behielt Blücher als Befehlshaber der Vorpoſten ſtets aufmerkſam den

Feind im Auge, welches um ſo nöthiger war, als der Rhein, überall eine feſte Eisdecke darbietend, keine ſichere Scheidung mehr bildete. Nur einmal noch hatten die Preußen ein Gefecht, aber nur um den Oeſterreichern beizuſtehen, welche am 2. Dezember bei Mainz von den Franzoſen heftig angegriffen wurden. Schon im Anfange des November hatten in Baſel zwiſchen preußiſchen und franzöſiſchen Bevollmächtigten wegen Auswechſelung der Kriegsgefangenen vorläufige Unterhandlungen begonnen, welche ſehr bald einen wichtigeren Zweck enthüllten, und am 5. April zwiſchen Preußen und Frankreich den Friedensſchluß von Baſel herbeiführten. Inzwiſchen war Möllendorf gegen Ende des Februar, weil die Eroberung von Holland durch die Franzoſen die preußiſchen Länder am Niederrhein und in Weſtphalen bedrohen konnte, mit der Hauptſtärke des Heeres in dieſer Richtung abgezogen, und nur Hohenlohe mit 10,000 Mann noch bei Frankfurt am Main ſtehen geblieben; bei der völligen Gewißheit des Friedens folgten auch dieſe bald nach, und die meiſten Regimenter kehrten in ihre Standorte zurück. Blücher aber wurde mit ſeinem Huſarenregimente im voraus zu der Truppenmacht beſtimmt, welche, bei dem zwiſchen Frankreich und Oeſterreich noch fortdauernden Kriege, zur Sicherung des nördlichen Deutſchlands, dem Friedensvertrage gemäß, eine Demarkationslinie bilden ſollten. Das Regiment kam gegen Ende des April nach Oſtfriesland, wo demſelben vorläufig ſeine Quartiere angewieſen waren.

Blücher hatte ſich in den Rheinfeldzügen den Namen eines neuen Zieten erworben; die rothen und braunen Huſaren waren unter ſeiner Anführung zu bedeutendem Rufe gelangt. Sein Regiment allein hatte während der beiden Feldzüge von 1793 und 1794 den Franzoſen gegen 4000 Gefangene, 800 Pferde, 6 Fahnen, 11 Geſchütze und 12 Pulverwagen genommen, andrer Beute zu geſchweigen. Daſſelbe zählte 29 durch Orden ausgezeichnete Offiziere, und 130 Unteroffiziere und Gemeine, welche die Verdienſtmedaille trugen. Dabei waren nur ein einzigesmal von ſeinen Huſaren 6 Mann in Gefangenſchaft gerathen, und dies bei einem Ueberfall, welchen andere Truppen verſchuldet hatten. Sein Verdienſt wurde allgemein anerkannt, vom Könige, der ihm bereits im Jahre 1794 den rothen Adlerorden verliehen hatte, im Heer, und im geſammten Volke, das von jeher in Preußen mit leidenſchaftlicher Vorliebe den Truppen und Feldherren ſeinen Eifer zuwandte, und ihren Kriegsthaten huldigte. Blücher's ganzes Weſen war gemacht, auch im Frieden ſeinen Ruf noch zu vermehren, in nahen und fernen Kreiſen Anſehen und Zuneigung zu gewinnen. Obgleich ſchon über das fünfzigſte Lebensjahr hinaus, behauptete er in der Fülle der Manneskraft noch gleichſam die Friſche der Jugend. Luſt und Muth des Lebens bezeichneten alles was er that; ſeine treuherzige, muntre Weiſe, dem Volke ſo verwandt, wußte mit anmuthiger Feinheit auch im vornehmeren Leben zu gelten; eine glänzende Perſönlichkeit gewährte ihm Erfolge jeder Art. Schon längere Zeit Wittwer, aber den Frauen hold und von ihnen begünſtigt, entſchied er ſich durch Neigung zu einer zweiten Heirath. In Aurich lernte er das Fräulein Amalie von Colomb, die jüngſte Tochter des dortigen Kammerpräſidenten, kennen; ſie wurde, nach einigen Zögerungen der Eltern, ſeine Gattin.

Die preußiſchen Truppen, welche zur Beſetzung der Demarkationslinie beſtimmt waren, befehligte zuerſt der Generallieutenant von Romberg, und nach deſſen Abgange vorläufig Blücher. Nachdem die Angelegenheiten in Betreff jener Sicherungsmaßregeln durch einen neuen Vertrag am 5. Auguſt 1796 zu Berlin genauer beſtimmt worden, übernahm der Herzog von Braunſchweig den Oberbefehl über die ganze bewaffnete Aufſtellung, die aus 25,000 Preußen, 15,000 Hannoveranern und 2000 Braunſchweigern beſtand; das Hauptquartier war in Minden. Blücher wurde Befehlshaber der Vorhut, und erhielt ſeine Stellung in Münſter angewieſen. Er fand hier eine den Preußen ungünſtige Stimmung herrſchend, welche durch die nachfolgenden Ereigniſſe noch genährt wurde; ſein gerader Sinn nahm jedoch ſo wenig als möglich Kunde von den mancherlei Beziehungen dieſer Art, welche durch Beachten und Entgegenwirken meiſt nur bedeutender werden. Ihm ſelbſt wurde ſchon damals mit allen Klaſſen der Einwohner in jenen Gegenden ein gutes Vernehmen zu Theil; er ließ die Preußen in nichts verkürzen, aber übrigens die Leute ihr Weſen treiben, und eben ſo wenig ſich in dem ſeinigen ſtören. Seine Umgebung war vielartig und bewegt. Unter den franzöſiſchen Emigranten, welche bei ihm einen Anhalt fanden, war auch der Abbé von Pradt, nachheriger Erzbiſchof von Mecheln und ergiebiger Schriftſteller, deſſen lebhafter Geiſt bei Blücher immer in gutem Andenken blieb. Wir wiſſen ſonſt nichts Erhebliches von Blücher's Leben aus dieſer Zeit anzugeben; wir dürfen annehmen, daß dieſe Tage beſchäftigter Unthätigkeit ihm hingegangen ſind, wie frühere und ſpätere unter gleichen Umſtänden; im Augenblicke mag vieles unſcheinbar geweſen und unbeachtet geblieben ſein, was im Bezuge künftiger Thatenentwickelung vielleicht höchſt bedeutend erſcheinen dürfte. Während Blücher in der Demarkationslinie ſtand, erhob ſich das Kriegsglück der Franzoſen in dem gegen Oeſterreich und das deutſche Reich fortgeſetzten Kriege zu ungeheurer Größe. Die reißenden Siegesfeldzüge des Obergenerals Bonaparte in Italien und die glänzenden Siege Moreau's in Deutſchland führten endlich den Frieden von Luneville herbei, der am 9. Februar 1801 geſchloſſen wurde. Die Demarkationslinie hatte nach Einſtellung aller Feindſeligkeiten keinen Zweck mehr, und ihre Aufhebung erfolgte am 30. April deſſelben Jahres, nachdem 24,000 Mann preußiſcher Truppen die hannöverſchen Lande, welche allein noch einen Angriff befürchten konnten, dem Scheine nach feindlich, aber dem Weſen nach ſchützend beſetzt hatten. Blücher verließ nun auch Münſter, wo er jedoch bald wiedererſcheinen ſollte, und rückte in die Gegend von Lingen.

Der König Friedrich Wilhelm der Dritte, welcher ſeinem Vater Friedrich Wilhelm dem Zweiten bereits am 16. November 1797 auf dem Throne gefolgt war, hatte ſchon als Kronprinz in den Feldzügen am Rhein Blücher's Verdienſte zu würdigen Gelegenheit gehabt, und ließ denſelben ſeitdem ſtets die anerkennendſte Gerechtigkeit widerfahren. Am 20. Mai 1801 wurde Blücher zum Generallieutenant befördert, eine Ehrenſtufe, welche bei einem wiederausbrechenden Kriege ſchon eine bedeutende Befehlshaberſtelle verhieß. Es fehlte nicht an Bemühungen, Preußen gegen Frankreich aufzureizen, die

Franzoſen ſelbſt gaben dazu mancherlei Anlaß, welcher von den Gegnern eifrig benutzt wurde, und auch Blücher, gleich andern preußiſchen Generalen und Staatsmännern, wünſchte ſonder Zweifel den nach ſeiner Meinung zu früh abgebrochenen Revolutionskrieg erneuert zu ſehen. Doch blieb der Frieden erhalten, und Preußen empfing endlich, den geſchloſſenen Uebereinkünften gemäß, die Entſchädigung für die Länder, welche auf dem linken Rheinufer der franzöſiſchen Republik waren überlaſſen worden. Im Auguſt des Jahres 1802 begann die Beſitznahme der Bisthümer Hildesheim und Paderborn, des Eichsfeldes, der Stadt und des Gebiets Erfurt, der freien Reichsſtädte Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar, und der Stadt Münſter nebſt dem öſtlichen Theile des gleichnamigen Bisthums. Blücher für ſein Theil wurde beauftragt, die Beſitzergreifung von Erfurt, Mühlhauſen und Münſter im Namen des Königs zu vollziehen. Er verfuhr dabei mit Ordnung und Billigkeit, indem er der Sache Preußens nichts vergab, jedoch der früheren Verhältniſſe, die ſich nun ändern ſollten, wohlmeinend ſchonte. Seine biedre und zutrauliche Weiſe führte gleich im Beginn über manche Unannehmlichkeit hinweg. Als er am 3. Auguſt in Münſter einrücken wollte, wo die Einwohner dem neuen Zuge der Dinge ganz beſonders entgegen waren, ſtellte ſich ihm an der Landesgränze ein Notarius entgegen, der im Namen des Domkapitels, welches in Ermangelung des Biſchofs dem Lande vorſtand, feierlich gegen den Einzug proteſtirte; manchem Kriegsmanne mochte dabei zürnender Unmuth aufwallen, Blücher aber gab dem betroffenen Notarius die Hand, und meinte, er ſolle nur umkehren und mit ihm einziehen, ſie wollten ſchon gute Freunde werden. Durch dieſen Anfang war unter den übelſten Umſtänden gleich ein gutes Vernehmen eingeleitet, welches weiterhin ſich mehr und mehr befeſtigte, und ſelbſt in manchen Mißhelligkeiten, an welchen es in der Folge nicht gebrach, und wobei Strenge unvermeidlich wurde, ſich gegenſeitig forterhielt. Am 10. Februar 1803 wurde Blücher, nicht ohne Mitwirkung der Bürgerſchaft, welche den König ſchriftlich darum anging, zum Gouverneur von Münſter ernannt, und ordnete nunmehr daſelbſt ſeinen bleibenden Aufenthalt.

Die Weltbegebenheiten indeß wogten, während Preußen das Glück des Friedens genoß, in ſteigender Entwickelung zu neuen Kriegsverhängniſſen fort. Großbritannien, den am 25. März 1802 in Amiens übereilt geſchloſſenen Frieden bereuend, hatte der franzöſiſchen Republik, an deren Spitze jetzt als erſter Konſul der General Bonaparte ſtand, am 18. Mai 1803 auf's neue den Krieg erklärt, und infolge dieſer Erklärung rückte noch in demſelben Monat eine franzöſiſche Kriegsmacht unter dem General Mortier in das nunmehr unbeſchützte Kurfürſtenthum Hannover ein, um dieſes Land beim künftigen Frieden als ein erobertes in Anrechnung zu bringen. Franzöſiſche Truppen in ſo nahe Nachbarſchaft der preußiſchen Gränzen vorgedrungen, ja im eigentlichen Sinne zwiſchen dieſe hineingeſchoben, weckten im nördlichen Deutſchland, und beſonders in Preußen ſelbſt, mancherlei bedenkliche Gedankenfolge. Für Blücher inſonderheit gab es in dieſer Nähe mit den franzöſiſchen Kriegsbehörden vielfache Berührungen, welche bei aller Sorgfalt beider Theile, jeden Hader zu vermeiden, gar oft üblen Groll zurückließen. Der Eifer für Deutſchlands Wohl, für Preußens gebietendes Anſehen, welchen eine große politiſche Thätigkeit unausgeſetzt gegen Frankreich regſam erhielt, entzündete leicht Blücher's urſprüngliche Kriegsluſt, ſein gerader Sinn hielt ſich an die rohen Thatſachen, wie ſie ihm in die Augen fielen, und verwarf die Feinheit der Staatskunſt, welche ihm unter der Menge von Rückſichten das weſentliche Ziel zu verfehlen ſchien. Seine Unzufriedenheit mit dem angenommenen Syſteme, und insbeſondere mit den Männern, welche daſſelbe aufrechthielten, äußerte ſich laut genug. Die Kriegseifrigen, ſtets im Heere zahlreich, aber damals auch in den übrigen Ständen, und beſonders unter den Schriftſtellern ſtark vernehmbar, ſahen in Blücher ihren Helden, einen der Männer, welche ſie als Gewähr des glücklichſten Erfolgs anzuführen nicht unterließen. Die Beſorgniſſe, der Kriegseifer und der Mißmuth empfingen neue Nahrung, als Bonaparte ſich im Auguſt 1804 zum Kaiſer der Franzoſen wählen ließ, und die vereinte Anſtrengung aller Mächte gegen dieſe nun faſt unbegränzte Kriegsgewalt nöthig zu werden ſchien. England führte mit Kraft und Erfolg ſeinen Krieg fort; Rußland und Schweden zeigten ihre feindliche Stimmung; Oeſterreich rüſtete ſich zum ernſten Kampfe, zu welchem auch Preußen von innen und von außen der Aufforderungen nicht entbehrte. Doch waren die Verhältniſſe keineswegs reif zu einem Bunde, wie er ſpäter unter ganz anderen Antrieben und Bedingungen zu Stande kam, und während manche Stimmen Preußens Zurückhaltung tadelten, prieſen andere ſeine Klugheit, den Lockungen nicht zu folgen, welche damals einer weitverbreiteten Anſicht nur als verderbliche erſchienen. Blücher indeß ließ ſich auf keine Prüfung von Staatsgründen ein, zur Entſcheidung durch das Schwert wünſchte er die Sachen gebracht zu ſehen, alles andere war ihm gleichgültig. Sein Leben in Münſter übrigens gewährte ſeinem Unmuthe Zerſtreuung genug; auf dem biſchöflichen Schloſſe, welches er bewohnte, ging es munter zu; die Freuden der Geſelligkeit umgaben ihn ohne Zwang; zugänglich und gaſtfrei für alle Welt, liebte er doch vorzüglich mit ſeinen Offizieren zu ſein, ihre Vergnügungen, ihre Vorfälle und Anliegen fanden ſtets in ihm die zutraulichſte Theilnahme. Seine Hauptleidenſchaft war das Spiel; die Nähe von Pyrmont, wohin er während der Brunnenzeit jeden Sommer häufige Ausflüge machte, gab dieſer Leidenſchaft allzubequeme Befriedigung; man fand ihn dort regelmäßig bei der Bank, wo er große Summen gewann und verſpielte, beides ohne ſonderlichen Unterſchied für ſeine Gemüthsverfaſſung. Er hatte den berühmten Schauſpieler Czechtitzky, als dieſer in Münſter ſeine Glücksſpiele treiben wollte, kraft der geſetzlichen Vorſchriften aus der Stadt weiſen laſſen; in Pyrmont hingegen, wo er mit ihm bei der Spielbank zuſammentraf, war er ganz befreundet mit ihm, und ſie ſpielten ſogar auf gemeinſchaftlichen Gewinn und Verluſt. Sein Hang zum Wagen und Unternehmen trieb ihn noch unvermuthet auf andere Wege des Gewinns; für die Verpflegung der Truppen waren Lieferungen bedungen worden, deren Anſätze, wiewohl von Sachverſtändigen geprüft und gebilligt, ihm noch viel zu hoch dünkten, verwegen erbot er ſich, jene Verpflegung lieber ſelbſt zu übernehmen, und zwar beträchtlich wohlfeiler, als jene Lieferungen feſtgeſetzt waren, er übernahm ſie wirklich, und fuhr ſo wohl dabei, daß außer der großen Erſparniß für den Staat auch ihm ſelbſt noch ein bedeutender Vortheil davon blieb. Aller Gewinn jedoch, welchen er machte, ſo wie die anſehnlichen Einkünfte, die mit ſeinem Dienſtverhältniſſe verbunden waren, konnten nicht leicht einem Aufwand und einem Spiele genügen, welche ſich ſelten einer Berechnung unterwarfen.

Inzwiſchen rückten Oeſterreich und Rußland im Herbſte des Jahres 1805 zu neuem Kampfe gegen Frankreich aus, und ſuchten Preußens Beitritt durch wiederholte, dringende Vorſtellungen zu gewinnen. Es fehlte nicht an kriegsluſtigem Eifer, der ſich im preußiſchen Staate lebhaft für dieſe Theilnahme ausſprach; die Kriegsehre der preußiſchen Waffen ſchien ſeit dem Frieden von Baſel und den auf ihn gefolgten Ereigniſſen neuer Lorbeern bedürftig; der Einfluß der durch die neue Koalition überall aufgeweckten, gegenfranzöſiſchen Geſinnung zeigte ſich mächtig in allen Klaſſen der Geſellſchaft; am heftigſten ergriffen dieſe Richtung die jüngeren Offiziere, deren Uebermuth ſchrankenlos laut wurde, und ſich den Geſinnungen und Abſichten anſchloß, welche aus den verſchiedenſten Quellen faſt allgemein hervordrangen. Die Staatsklugheit erkannte die Gefahr, welche aus der zunehmenden Macht Napoleon's für Preußen emporſtieg, allein ihr Urtheil ſchwankte, ob jene Gefahr noch durch offenen Gegenkampf abzuwenden, oder ſchon durch angemeſſene Nachgiebigkeit beſſer zu überſtehen ſei. In dem Widerſtreite der zwei Partheien, welche damals in Preußen gegen einander rangen, ſtand Blücher ſeinem Weſen nach unbedingt auf der Seite der Kriegseifrigen; in ihm, dem General von Rüchel und dem Prinzen Louis Ferdinand, ſtellte dieſe Seite ihre kühnſten Vorfechter, und zugleich die ſicherſten Bürgen künftiger Kriegserfolge auf. Gleichwohl ſchien Preußen, ungeachtet ſo vieler äußeren und inneren Anregung, dem ſchon ausbrechenden Kriege, deſſen Schauplatz Süddeutſchland wurde, fremd bleiben zu wollen, als ein Ereigniß, das nicht unvermutheter eintreten konnte, plötzlich neue Verwirrung brachte. Franzöſiſche Truppen unter dem Marſchall Fürſten von Ponte-Corvo, welche vom Main in Eile gegen die Donau zogen, nahmen eigenmächtig den Weg durch die Markgrafſchaft Ansbach, und dieſe gewaltſame, durch dringende Urſache kaum erheiſchte, und nachher ſogar nur obenhin entſchuldigte Verletzung des preußiſchen Gebiets entflammte in Berlin und allgemein in ganz Preußen einen Unwillen, in welchem der Krieg um der beleidigten Staatsehre willen nunmehr unvermeidlich erſchien. Wirklich eilte die preußiſche Kriegsmacht aus ihren zerſtreuten Standorten ſich in's Feld zu ſtellen. Der Herzog von Braunſchweig und der Fürſt von Hohenlohe ſollten den Befehl in Niederſachſen und in Franken führen. In Weſtphalen vereinte Blücher die Truppen, und freute ſich des nahen Kampfes. Das Land Hannover, mit Ausnahme der Feſtung Hameln von den Franzoſen ganz entblößt, wurde von den Preußen beſetzt; Engländer, Ruſſen und Schweden, aus Nordſee und Oſtſee gelandet, trafen an der Niederelbe ein, und rückten vor; der ruſſiſche Kaiſer ſelbſt kam nach Berlin, ſchloß innigen Verein mit dem Könige, und eilte darauf zu ſeinem und dem öſterreichiſchen Heere, die er aber ſchon nach Mähren zurückgewichen fand. Bis dahin ſiegreich nachgedrungen lieferte Napoleon daſelbſt den beiden Kaiſern die Schlacht von Auſterlitz, und errang den vollſtändigſten Sieg. Aus übler Klugheit, — willkürlich, wie ſeine Ankläger ſagen, oder, nach Andern, vorſchriftmäßig — in ſeiner Ausrichtung ſäumend, brachte der preußiſche Abgeſandte, Graf von Haugwitz, der noch vor der Schlacht im Hauptquartiere Napoleon's angekommen war, erſt nach dieſer großen Entſcheidung die ernſtlichen Forderungen ſeines Hofes an den nunmehr vollkommenen Sieger, und den in kriegeriſchem Sinne empfangenen Auftrag wandelte ſeine Unterhandlung zu dem entgegengeſetzten um, indem er Preußen nachgiebig an Frankreich durch Vortheile zu knüpfen meinte, die aus einem entworfenen Ländertauſche hervorgehen ſollten. Dieſes diplomatiſche Werk wurde mit Unwillen aufgenommen, allein daſſelbe zu verwerfen ſchien unter ſo ſehr veränderten Umſtänden, nachdem auch Oeſterreich eiligſt Frieden gemacht, kaum noch möglich; neue bedingende Vorſchläge wurden vielmehr darauf gegründet, und führten in dem Widerſtreite der Geſinnungen, die gehegt, und der Schritte, die gethan wurden, in immer tiefere Verwickelung, für welche nur unheilvolle Löſung möglich blieb. Die öffentliche Stimme in Preußen brach heftig gegen den Grafen von Haugwitz aus, in der Hauptſtadt ſelbſt kam es zu gewaltſamen Aeußerungen des Unwillens, das ganze Heer, ſeine ausgezeichnetſten Anführer an der Spitze, theilte dieſe Geſinnung. Blücher war nicht der letzte, ſich in ſolcher Weiſe ſcheltend auszuſprechen, und ſeine Theilnahme verſtärkte mächtig den Drang derer, welche nur im Kriege, dem augenblicklichſten und äußerſten, Rettung und Heil ſahen.

Doch bleiben die Dinge einſtweilen noch in derſelben Richtung. Der Graf von Haugwitz ſetzte neue Verhandlungen in Paris fort, in welchen durch das Uebergewicht Napoleons die preußiſche Staatsführung zu nur immer nachtheiligeren Verhältniſſen kam. Für Provinzen, welche ſogleich an Frankreich oder deſſen Verbündete abgetreten wurden, ſollte Preußen zwar durch Hannover beim allgemeinen Frieden entſchädigt werden, allein die vorläufige Beſitznahme dieſes Landes befehdete Großbritannien, und zerſtörte alles noch übrige Vertrauen. Napoleon indeß ſchaltete in den deutſchen Verhältniſſen nach Willkür, betrieb die Errichtung des Rheinbundes, und ließ ſeine ſteigende Machtgewalt immer ſchmerzlicher fühlen; den Beſchwerden, daß er die geſchloſſenen Verträge verletzt, ſtellte er das Erbieten neuer Abſchlüſſe entgegen, ſtets um vieles läſtiger bedingt, und um nichts ſicherer. Die Verhältniſſe ſpannten ſich. Im März 1806 rückten franzöſiſche Truppen nach Eſſen und Werden vor, um Beſitz von dieſen Gebieten zu nehmen, welche doch durch die Verträge keineswegs mitabgetreten waren. Blücher ließ ungeſäumt durch überlegene Truppenzahl die Eingedrungenen zurückweiſen, ſie fügten ſich ungern, indeß gelang es, die Sache friedlich abzuthun. Die Treuloſigkeit Napoleons wurde jedoch mit jedem Tage dreiſter. Indem er dem Könige von Preußen, zum Gegenſatz und Nachbilde des Rheinbundes, die Stiftung eines Bundes norddeutſcher Staaten eifrigſt anrieth, hintertrieb er zugleich bei dieſen den Erfolg. In ſeinen Friedenseröffnungen an Großbritannien verſprach er dieſem ſogar den Wiederbeſitz Hannovers, ohne die Anſprüche zu berückſichtigen, welche er ſelbſt für Preußen auf dieſes Land begründet und gewährleiſtet hatte. Dem wachſamen Vaterlandsgefühl entgingen ſolche Züge nicht, dem erregten Kriegseifer gaben ſie neue Nahrung. Heftiger als je drangen tauſend Stimmen auf ungeſäumten Krieg gegen einen Feind, mit dem kein Frieden möglich ſei; der Hof ſelbſt erblickte kaum einen anderen Ausweg, und begann mit England und Rußland neue Anknüpfungen, ſeine Sprache gegen Frankreich wurde ernſthafter, ſeine Stellung kriegeriſcher; dennoch wurde die Hoffnung nicht aufgegeben, auf dieſe Weiſe auch vielleicht dem Frieden eine feſtere Grundlage zu geben. In dieſem Widerſtreite von Anſichten und Bemühungen ſtieg die Spannung der Gemüther auf's höchſte; die Ungeduld im Heere wurde laut und lauter, faſt alle ſeine Anführer waren von der Nothwendigkeit des Krieges durchdrungen. Man grollte dem Könige, weil er den Frieden noch zu erhalten ſuchte. Blücher ging in Pyrmont voll Mißmuth umher, bald Wolken von Tabacksrauch, bald Schimpfreden gegen die Miniſter ausſtoßend, die an allem Schuld wären, bald für die göttliche Königin ſich begeiſternd, um derentwillen allein er noch in den Kampf gehen möchte. In einem Schreiben aus Münſter im Juli ſagte er ſeine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Krieges frei und rückhaltlos dem Könige. Der General Graf von der Schulenburg-Kehnert, welcher die preußiſchen Truppen in Hannover befehligte, ſchrieb an Blücher auf die Mittheilung dieſes Briefes zurück, er freue ſich, unter der allgemeinen Erſchlaffung eine ſolche Kraft hervorgehen zu ſehen, wie die dort ſich kundgebende; ein Staat, der ſolche Vaterlandsfreunde zähle, könne noch nicht verloren ſein; indeß wage er für den Augenblick noch keine erwünſchte Wendung der Dinge zu hoffen, vielmehr ſehe er ſich bewogen, ſo lange die Leitung der Staatsgeſchäfte nicht einen anderen Weg nehme, ſich von denſelben zurückzuziehen, und habe deßhalb ſeine Entlaſſung nachgeſucht. Allein Blücher beharrte bei gutem Vertrauen. In der Mitte des Auguſt, als die Befehle von Berlin ernſtlichere Rüſtungen vorſchrieben, dünkte ihm der Zuſtand kein längeres Säumen zu ertragen, der höchſte Augenblick zur That ſchien gekommen; er berichtete an den König, und ſchlug vor, die Zuſammenziehung der geſammten Kriegsmacht zur Eröffnung der Feindſeligkeiten nicht abzuwarten, ſondern ihm zu geſtatten, mit ſeinen unterhabenden Truppen ſogleich in ſchnellem Anfall auf die Franzoſen zu ſtürzen, und ihre nur eben jetzt noch zu überraſchenden Schaaren niederzuwerfen und weit hinaus zu zerſtreuen. Das Vertrauen auf die preußiſchen Waffen drückte der General von Rüchel in einem gleichzeitigen Schreiben an Blücher aus Hannover, wo jener anſtatt Schulenburg's den Befehl übernommen, folgendergeſtalt aus: „Sei's wie ihm ſei, das Heer iſt brav, unſere Offiziere die beſten auf der Welt, und, ohne uns zu rühmen, wir Beide ſind auch nicht ganz ſchlecht, Wir ſchlagen uns mit Allen, denen wir gewachſen ſind, wir weichen nur der Unmöglichkeit.“ Noch im Anfange des Septembers ſchrieb Blücher aus Münſter eigenhändig: „Die Franzoſen finden ihr Grab noch dieſſeits des Rheins, und die Hinüberkommenden bringen angenehme Nachricht mit, wie von Roßbach.“ Unglückliche letzte Erwähnung eines Namens, der forthin für lange Zeit unerwähnbar werden ſollte!

Der Krieg, deſſen Ausbruch im Wechſel der mannigfachen Ereigniſſe und im Schwanken der ſtreitenden Ueberlegungen ſo geraume Zeit war ferngehalten worden, erſchien im Herbſte 1806 endlich kaum länger zu vermeiden. Napoleon zeigte deutlich, daß ihm Preußen in der nachtheiligen Stellung, die er dieſem Staate aufgenöthigt, keine Scheu mehr einflöße, daß er denſelben zu willenloſer Abhängigkeit zu erniedrigen meine. Solche Schmach konnte durch das Geſchick verhängt ſein, nicht aber die, ohne Waffenentſcheidung in ſie einzuwilligen. Der Kampf wurde beſchloſſen, und von allen Seiten ſetzten die Truppenzüge ſich in Bewegung. Aber auf's neue traten Zögerungen ein; zweifelhaft und bedenklich, wie die ganze Lage, waren die einzelnen Maßregeln und Richtungen. Doch kamen endlich die preußiſchen Streitkräfte, denen die ſächſiſchen Truppen ſich angeſchloſſen hatten, im Anfange des Oktobers größtentheils in Thüringen zuſammen. Mit den Truppen aus Weſtphalen, bei Paderborn geſammelt, traf Blücher, deſſen anfängliche Richtung über Kaſſel nach Frankfurt am Main unterwegs abgeändert worden, in der Gegend von Erfurt ein. Unter dem Könige führte der Herzog von Braunſchweig, und nach ihm der Feldmarſchall von Möllendorf, die Befehlsmacht über das Ganze, zunächſt aber perſönlich über das Hauptheer, welches bei Erfurt ſtand; den rechten Flügel, über Gotha gegen Eiſenach gedehnt, wobei die von Blücher herbeigeführten Truppen, führte Rüchel, den linken, an der Saale, faſt ein beſonderes Heer zu nennen, der Fürſt von Hohenlohe. Blücher empfing die Beſtimmung, die Vorhut des Hauptheeres anzuführen. Schon früh aber mußte man wahrnehmen, daß die Einheit der Anordnungen mangle, daß die verſchiedenen Heerführer in allgemeinen Anſichten und perſönlichen Zwecken gar ſehr von einander abwichen. Politiſche Erwägungen und Rückſichten, anſtatt die kriegeriſchen Anſtalten zu leiten, wirkten ſtörend und hemmend auf dieſelben ein. Viele verzweifelten ſchon damals an dem guten Ausgange ſchwankender Bewegungen, welche in unüberſehbaren Zuſtänden vergebens ein beſtimmtes Ziel ſuchten. Die herrſchende Stimmung des Herres jedoch blieb Kriegsluſt und Zuverſicht, die hauptſächlichſte Sorge, daß neue Unterhandlungen abermals den Krieg hinhalten, und unerwünſchte Verträge das Heer thatenlos heimſchicken könnten. Den Ausbruch der Feindſeligkeiten zu beſchleunigen, Eifer und Kraft zur That zu fördern, ließen die Muthigſten ſich angelegen ſein. Auch Blücher gehörte durchaus dieſer Stimmung an; kam es nur erſt zum Fechten, ſo durfte er ſeinem Säbel genug vertrauen, was ſich anderweitig geſtalten oder verwirren mochte, ließ ihn unbekümmert. Schon früher hatte er ſich mit Rüchel und mit dem Prinzen Louis Ferdinand in dieſem Kriegseifer zur Waffenbrüderſchaft feierlich verbunden.

Inzwiſchen ſorgte der Gegner, daß ſolchem Drange diesmal ſchnell die unheilvollſte Gewährung wurde. Mit raſcher Kraft und Thätigkeit hatte Napoleon auf die Nachricht, daß die Preußen in Sachſen eingerückt, ſein Heer in Franken geſammelt, und brach am 7. und 8. Oktober unerwartet auf beiden Ufern der Saale zu nachdrücklichem Angriff hervor. Die preußiſchen Abtheilungen, welche vorgerückt in Hof und Saalfeld ſtanden, wurden zurückgeworfen; bei letzterem Orte fiel am 10. Oktober Prinz Louis Ferdinand, in ſchmerzlicher Ungeduld zur Waffenentſcheidung wider Befehl dem Feinde hieher entgegengeeilt, als erſtes Opfer vergeblichen Heldenmuths. Die Richtung des franzöſiſchen Heerzuges drängte überflügelnd in die linke Seite der preußiſchen Kriegsmacht, und drohte dieſelbe von ihrer Verbindung abzuſchneiden; ſchon war der Feind bis Naumburg vorgedrungen, und hatte die dortigen Vorräthe weggenommen. Der Herzog von Braunſchweig zog deßhalb mit dem Hauptheere am 13. Oktober von Weimar links gegen Auerſtädt zurück, um bei Freiburg über die Unſtrut, und nöthigenfalls auf Halle zu gehen, während Hohenlohe bei Jena ſtehen blieb, und Rüchel zur Unterſtützung nach Weimar herangerufen wurde. Das Hauptheer war ſo auf den äußerſten linken Flügel gerathen; die beiden Flügel, rechts vorgeſchoben, bildeten gleichſam ein zweites Heer. In dieſer Stellung, deren Nachtheil durch die läſſige Säumniß der preußiſchen Feldherrn, durch ihre Unkunde über Stärke und Abſehen des Feindes, und durch den Mangel an Einheit in ihren Maßregeln, noch vermehrt wurde, kam es am 14. Oktober zur doppelten Schlacht. Bei Auerſtädt wurde mit erſter Frühe, da dichter Nebel den Herbſtmorgen noch deckte, der Angriff von den Preußen begonnen, doch in der Meinung, nur eine geringere Schaar vor ſich zu haben. Blücher, eben erſt von Rüchel's Heer eingetroffen und zum Führer des Vortrabes ernannt, der jedoch nur erſt gebildet werden ſollte, fiel zuerſt mit 25 Schwadronen, die ihm hiezu angewieſen wurden, auf den Feind, der ſich zwiſchen den Dörfern Poppel und Tauchwitz gezeigt, und trieb ihn vor ſich her, bald aber, zu hitzig nachdringend, geriethen die preußiſchen Reiter jenſeits Haſſenhauſen in den Bereich franzöſiſchen Geſchützes, und mußten, unter Preisgebung einiger Kanonen, eilig zurückweichen; als endlich das preußiſche Fußvolk herankam, erſchien auch ſchon feindliches Fußvolk und Geſchütz in großer Stärke. Jetzt erſt ſah der Herzog von Braunſchweig ein, daß ihm eine anſehnliche Macht, — der Marſchall Davouſt befehligte ſie, — gegenüberſtand, und ließ nun eilig die bisher in Einem Zuge einander gefolgten Truppen ſeitwärts in getrennten Abtheilungen zur Gefechtlinie heranziehen; mit Anſtrengung gelang dies nur allmählig in dem ſchwierigen Geländ, und erſt mit dem Schwinden des

Morgennebels entwickelte ſich dem Anblick die von allen Seiten anhebende Schlacht. Auf dem rechten Flügel errang die preußiſche Reiterei einige Erfolge, und das Fußvolk rückte tapfer gegen Haſſenhauſen vor, an deſſen Gewinn großer Vortheil geknüpft erſchien. Blücher hatte ſich mit der Reiterei links gezogen, und führte ſie, über Zeckwar und Spielberg gegen Punſchrau vorrückend, wiederholt auf den rechten Flügel und in den Rücken des Feindes, dem es hier an Reiterei gebrach, deſſen Fußvolk aber in geſchloſſenen Vierecken undurchdringlich allen Angriffen Trotz bot. Blücher verlor durch eine Kugel ſein Pferd unterm Leibe; ein Trompeter gab im Getümmel ihm das ſeine. Inzwiſchen rückte das preußiſche Fußvolk immer zahlreicher in den Kampf, und auch die Franzoſen erhielten raſche Verſtärkungen; doch jene, regimenterweiſe unter das feindliche Geſchützfeuer vorgeführt, um nach erlittenem Verluſte wieder abzutreten, mußten ſehr im Nachtheil ſtehen gegen die zuſammenwirkende Kraft, zu welcher dieſe vereinigt waren. Indem der Herzog von Braunſchweig noch beſchäftigt war, die nachrückenden Truppen zum Angriff gegen Haſſenhauſen zu ordnen, traf ihn eine tödtliche Kugel. Seine Abſichten und Verfügungen hatte er niemanden vertraut, und mit ihm ging alle Leitung in dieſem Gewirr unter. Noch ſchlugen ſich die einzelnen Truppenſchaaren mit großer Tapferkeit; der König ſelbſt führte die Bataillone zum Angriff. Allein die Franzoſen, ihre Stärke immer heftiger gegen die linke Seite der Preußen zuſammendrängend, erhielten ſchon nach 9 Uhr hier entſchiedene Oberhand. General Morand traf mit friſchen Truppen bei Spielberg ein, ſein Geſchütz, bei dem Kirchhofe des Dorfes vortheilhaft aufgepflanzt, traf verheerend in die überflügelte Seite der vorgerückten Preußen, ſeine Plänkler ergoſſen ſich in ungeheurem Schwarm in deren Rücken. Der Angriff gegen Haſſenhauſen war nun vernichtet. Nicht beſſer gelang ein andrer auf dem äußerſten rechten Flügel; Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, verſuchte vergebens an der Spitze ſeiner Reiter in die Vierecke des feindlichen Fußvolks einzubrechen. Bei dem zunehmenden Vorrücken und Ueberragen des Feindes auf dem linken Flügel entſtand für die Preußen die Nothwendigkeit des Rückzugs, und die Schlacht mußte für verloren gelten. Doch hatten ganze Abtheilungen preußiſcher Truppen an dem Kampfe noch nicht Theil genommen, und die Reiterei, welche dem Feinde vorzüglich zu ſchaffen gemacht, war großentheils noch ſchlagfertig. Blücher, inmitten ſo unerwarteter Unfälle noch nicht auf die Ehre des Tages verzichtend, ſuchte im Gewühl den König auf, und erbot ſich, mit jenen friſchen Truppen und der geſammten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günſtig entſcheidenden, Verſuch zu machen. Die Erlaubniß wurde ertheilt, allein ehe noch Blücher, der im Galopp zu ſeinen Reitern geſprengt, dieſe vorführen gekonnt, wieder zurückgenommen. Es dünkte rathſamer, einigen Rückhalt unverſehrt zu bewahren, um des anderen Tages, mit Hohenlohe und Rüchel vereinigt, die eigentliche Schlacht zu liefern, für welche der bisherige Kampf nur als Vorſpiel zu betrachten ſchien. Der Rückzug wurde demnach anbefohlen, er geſchah zuerſt nach Auerſtädt, um in der Richtung gegen Weimar ſich mit dem anderen Heere zu vereinigen, und alsdann auf's neue den Feind mit geſammter Macht anzugreifen. Die Franzoſen folgten anfangs nicht eifrig; Blücher bot mit der Reiterei geſchloſſen ihrem Andrang die Stirne.

Allein auch Hohenlohe, und während des Gefechts herangezogen, Rüchel, waren gleichzeitig am nämlichen Tage durch, Napoleon ſelbſt, der von Jena unerwartet hervorgebrochen, in blutiger, und auch hier von den Preußen mit äußerſter, aber vergeblicher Tapferkeit gefochtenen Schlacht, geſchlagen worden. Auch hier waren die Feldherren ſorglos, unvorbereitet, ohne Plan und Ueberſicht in den Kampf gerathen, hatten ſich bis zuletzt der verderblichſten Täuſchung überlaſſen, und dann im entſchiedenen Nachtheil vergebens gegen die Uebermacht gerungen. Beide waren verwundet; ein eignes Geſchick, welches an dieſem Tage vorzüglich die Anführer als Opfer wählte. Die Truppen, überall geworfen, zerrüttet und zerſprengt, ſuchten ihr Heil in verſchiedener Richtung, nichts war vorbereitet noch beſtimmt für den Fall eines Rückzugs. Beide Heere, jedes noch auf das andere rechnend, begegneten einander mit der Botſchaft ihrer Niederlagen. Der

Verluſt der Schlachten hatte die preußiſche Kriegsmacht noch nicht aufgerieben, die Verwirrung des Rückzugs that es. Von dem raſchverfolgenden Feind unabläſſig gedrängt, und immer nachtheiliger linksher überflügelt, in langer Herbſtnacht, auf ſchlechteſten Wegen, ohne Kunde des Landes, ohne Verpflegung und Raſt, ſuchten die Truppen ohne Einheit der Bewegung ihr Heil, ſo gut es gehen wollte; zahlloſes Gepäck, zuſammentreffende, einander durchkreuzende Truppenzüge, verwirrende Angaben, unſichre Befehle, vermehrten die Unordnung; Muthloſigkeit gab alles verloren, die Schaaren löſten ſich auf, der Gehorſam erloſch, die Gemeinen warfen hin und wieder die Waffen weg, Offiziere ritten bis zur Elbe ohne ihre Truppen zu finden, und verbreiteten weithin Schrecken und Beſtürzung.

So endeten die Schlachten von Jena und Auerſtädt, in welchen die Preußen mit großer Tapferkeit, — ihr Verluſt auf dem Wahlplatze, gegen 10,000 Todte und Verwundte, bezeugte dieſelbe, — doch unter den gegebenen Umſtänden fruchtlos gefochten. Es zeigte ſich hier, daß auch die größten Kräfte und beſten Geſinnungen, welche unläugbar in der preußiſchen Kriegsmacht damals wie ſpäter vorhanden waren, doch einem Geſchick erliegen können, das ihnen die Bahn ihres freien Wirkens verſchloſſen hält. Dieſen erſten Unfällen folgte eine Reihe ſchmachvoller Ereigniſſe, ein Verderben und Jammer ohne Beiſpiel. Haß und Hohn fielen ſchmähend über das Unglück her, und wühlten grauſam in den Wunden des Vaterlandes. Damals durfte der Blick der Getreuen von ſolchem Elend lieber ſich völlig abwenden. Jetzt aber ſind jene Ereigniſſe, deren thürmende Aufeinanderfolge nicht ohne heißen Ingrimm des Herzens zu vernehmen iſt, für die Geſchichte ein inhaltvoller Beſitz, in welchem die vaterländiſche Erinnerung, neben dem Andenken vorhergegangener und nachgefolgter Ruhmeszeiten, mit heilſamem Schmerze zuweilen einkehren mag, um in dem großen Anblicke den Geiſt zu ſtärken, das Herz vor Uebermuth zu wahren, und ihm die Lehre einzuprägen, daß niemals an dem Vaterlande zu verzweifeln ſei! Indem wir dieſe große Zerrüttung hier hauptſächlich nur in Blücher's Bahn durchwandeln, bleibt uns noch ſtets die lichthellere Seite des finſteren Gemähldes dargeboten.

In der gränzenloſen Verwirrung, welche durch die Nacht vom 14. auf den 15. Oktober über die geſchlagenen preußiſchen Heerhaufen gekommen war, ſuchten der General Graf von Kalckreuth, dem der König am 15. in Sömmerda den Oberbefehl über die dorthin geflüchteten Truppen übertragen, und der Fürſt von Hohenlohe, dem einige Trümmer ſeines Heeres folgten, wenigſtens eine Art von Ordnung und Richtung herzuſtellen. An Kalckreuth hatte ſich Blücher angeſchloſſen, deſſen Reiterei noch am meiſten beiſammen war. Von der franzöſiſchen Reiterſchaar des Generals Laſalle gedrängt, ſtrebte dieſer Zug am 16. über Weißenſee nach Sondershauſen zu gelangen, ſah aber plötzlich von Weißenſee her eine andere franzöſiſche Reiterſchaar unter dem General Klein heranrücken. Die Lage war verzweifelt, und erlaubte kein Bedenken. Sich durch die feindliche Uebermacht durchzuſchlagen mit den gemiſchten müden Truppen, erſchien unmöglich, das Fußvolk wäre ſogleich Preis zu geben geweſen, die Reiterei mit ihren abgematteten Pferden in keinem Falle weit gekommen. Da beſchloß Blücher, ein anderes Rettungsmittel zu verſuchen. Er ritt mit einem Trompeter und einigen Offizieren zu den Franzoſen heran, und verlangte ihren Befehlshaber zu ſprechen; dies wurde bewilligt, aber ihm ſollten, damit er nicht die Stärke der Truppen ſähe, die Augen verbunden werden; davon jedoch wollte er nichts hören: „So lang' ich noch am Leben bin, rief er, will ich auch ſehen können!“ und wehrte ſich ſo gewaltig, daß man ihn zuletzt wirklich mit unverbundenen Augen durchließ. Als er ſo zu dem General Klein gelangt war, ſprach er demſelben von den Friedenseinleitungen, welche bereits wieder Statt fänden, und zu deren Behuf alle Feindſeligkeiten eingeſtellt wären, er rief den mitanweſenden Oberſten von Maſſenbach zum Zeugen auf, der allerdings betheuern konnte, ein Schreiben Napoleons vom 12. Oktober, mit Friedensanträgen an den König gerichtet, habe dieſer am Tage nach der Schlacht in gleichem Sinne beantwortet. Daß Blücher's Reden verſtändigender Dolmetſchung bedurften, erleichterte den Eindruck, welchen ihr Inhalt machen ſollte, und den ein ſcharfgeſtelltes klares Geſpräch kaum zugelaſſen hätte. Genug, der franzöſiſche General ließ ſich überreden, daß ein Waffenſtillſtand geſchloſſen ſei, und die Preußen zogen ihrer Straße, von einem franzöſiſchen Offizier begleitet, welcher Urſache wurde, daß auch der General Laſalle die Verfolgung einſtellte. Kaum aber waren ſie nach Greußen gelangt, ſo erſchien daſelbſt von Erfurt her die franzöſiſche Heerſchaar des Marſchalls Soult, der, minder leichtgläubig, alſobald wieder allgemeinen Angriff befahl. Blücher hielt mit dem Nachtrabe ein lebhaftes Gefecht ſtandhaft bis tief in die Nacht aus, und Kalckreuth erreichte frühmorgens Sondershauſen, brach aber nach kurzer Raſt am 17. wieder auf, und gewann Nordhauſen, doch bald auch hier vom Feinde wieder eingeholt. Blücher empfing daſelbſt vom Fürſten von Hohenlohe, der ihn der Gegend am meiſten kundig hielt, den Auftrag, zum Rückzug über den Harz einen Entwurf zu machen, den er durch Hülfe des Majors von dem Kneſebeck zu Stande brachte. Da man jedoch als unmöglich annahm, das gerettete ſchwere Geſchütz, noch aus 32 Zwölfpfündern beſtehend, durch das Gebirge zu ſchaffen, ſo wurde beſchloſſen, daſſelbe noch mehr links, über Oſterrode und Seeſen, um den Harz herum, und dann auf dem nächſten Wege nach Tangermünde zu führen, wo der Uebergang über die Elbe geſchehen ſollte. Blücher erbot ſich, dieſen in jeder Art mißlichen Zug zu geleiten, die Bedeckung beſtand nur aus etwa 800 Mann zu Fuß und 600 Reitern. Noch vor Abend zogen die Truppen weiter, aber ſogleich wieder zum Gefecht genöthigt, und Blücher mußte die zunächſt nachdringenden feindlichen Schaaren mehrmals zurückwerfen. Kalckreuth führte ſeine Truppen über Haſſelfelde gegen die Elbe hin; unter den Kanonen von Magdeburg ſollten ſie, wieder vereinigt mit den andern, neuerdings Fuß faſſen. Die Franzoſen verloren eine Weile die Spur der Preußen, deren Rückzug dadurch nun einigen Vorſprung gewann.

Seinerſeits hatte Hohenlohe mit andern der geſchlagenen Schaaren ſeinen Rückzug über Sondershauſen, Nordhäuſen, wo er eine Zeitlang vergebens auf Kalckreuth gewartet, dann über Stollberg und Quedlinburg unaufhaltſam fortgeſetzt, gedrängt von dem nachrückenden Feinde, noch mehr von den Gefahren, die ſich durch die Folge der Ereigniſſe darthaten. Ein Schreiben des Königs übertrug ihm den Oberbefehl über alle Truppen dieſſeits der Oder, allein es blieb keine Ausſicht, innerhalb dieſes Raumes noch ein Heer wieder aufzuſtellen. Als Hohenlohe am 20. Oktober in Magdeburg eintraf, hatte Kalckreuth ſeine Truppen, anſtatt ſie, dem erhaltenen Befehle gemäß, an dieſen Sammelort zu bringen, nach tiefer abwärts gelegenen Orten, die Reiterei ſogar bis Tangermünde und Werben hinab, zum Uebergange über die Elbe befehligt, und verurſachte dadurch eine Trennung, die in der Folge den größten Nachtheil brachte; er ſelbſt aber, zu dem Könige berufen, um nicht unter dienſtjüngerem Befehle zu ſtehen, begab ſich nach Küſtrin. Blücher war von der Richtung nach Magdeburg ohne ſeine Schuld abgedrängt. In gleichem Falle befand ſich der Herzog von Weimar mit ſeiner aus Thüringen muthvoll und geſchickt über Mühlhauſen und Heiligenſtadt herausgeführten Schaar. Den bei Halle als Rückhalt aufgeſtellten noch friſchen Truppen hatte ihr Anführer, der Herzog Eugen von Würtemberg, dort am 17. Oktober die traurigſte Niederlage zugezogen. Erfurt, dieſer ſichere Sammelort vieler Flüchtigen und Verwundeten und großer Vorräthe aller Art, hatte ſich am 16. dem Feinde übergeben. Die Sachſen, von den Franzoſen eifrigſt in annähernde Unterhandlungen gezogen, ließen ein nahes Abtreten von der Sache der Preußen gewärtigen. Unter dieſen Umſtänden dünkte dem neuen Oberbefehlshaber der beſte Rath, ſo ſchnell als möglich mit allen Truppen, ſo viel deren immer nur zuſammenzuraffen wären, die Oder zu erreichen, um dort, näher den anrückenden Verſtärkungen, und unter dem Schutze der guten Feſtungen, einen ſicheren Halt zu nehmen. Er brach am 21. von Magdeburg auf, ging über die Elbe, und nahm die Richtung nach Rathenau.

Blücher indeß hatte am 18. Oktober Oſterrode erreicht, mußte aber ſchon am 19. wiederum links ausbiegen, und den weiteren Umweg über Braunſchweig einſchlagen, weil der Feind ſchon bis Halberſtadt ſtreifte, und dieſen Weg abſchnitt.

Am 19. gelangte Blücher nach Beinum, am 20. in die Nähe von Braunſchweig, und ging am 21. für ſeine Perſon nach Wolfenbüttel, um den Herzog von Weimar zu ſprechen, der mit ſeinen Truppen daſelbſt glücklich angelangt war. Beide Feldherren beſchloſſen, den weiteren Rückzug vereinigt zu machen, und nicht bei Tangermünde, wo der Feind ſchon zu nahe war, ſondern weiter unten bei Sandow über die Elbe zu gehen, wohin ſogleich der Major Graf von Chaſot und der Lieutenant von Thile vorausgeſandt wurden, um alles Nöthige zum Uebergang anzuordnen. Das Geſchütz gelangte über Sachow, Deetz und Dalchau ſchon am 24. Oktober bei Sandow glücklich über die Elbe, und wurde hier an Hohenlohe's Truppenzug abgeliefert. Blücher hatte in 7 Tagen mit größter Anſtrengung 34 Meilen zurückgelegt, und nur durch ſeine thätige Sorgfalt und kraftvollen Eifer, welche den nöthigen Vorſpann und Unterhalt auf jede Art herbeiſchafften, war ein ſolcher Zug mit ermüdeten und entmuthigten Truppen möglich geworden. Gleiche Thätigkeit und Kraft bewies der Herzog von Weimar. Der Feind erſchien mehrmals in der Seite der Abziehenden, und drohte ihnen an der Elbe zuvorzukommen, allein in vier angeſtrengten Tagemärſchen gewannen auch dieſe Truppen glücklich den Uebergangsort, beſtanden daſelbſt am 25. Oktober unter Anführung des Oberſten von York, noch ein heftiges Gefecht mit den Vortruppen des Marſchalls Soult, und gelangten in der Nacht faſt ohne Verluſt endlich auf das rechte Elbufer.

Schon am 24. Oktober war Blücher von dem Fürſten von Hohenlohe eiligſt in deſſen Hauptquartier zu Neuſtadt an der Doſſe berufen worden, und Abends um 10 Uhr daſelbſt angelangt. Die Truppen waren ſämmtlich auf dem Zuge nach der Oder begriffen, welche man in angeſtrengter Eile bei Stettin vor den Franzoſen zu erreichen hoffte. Um ſchneller fortzukommen und leichter Unterhalt zu finden, mußten ſie auf verſchiedenen Wegen einherziehen, doch ſollten die getrennten Schaaren in Prenzlau wieder zuſammentreffen, und auch unterwegs einander möglichſt nahe bleiben, da die franzöſiſche Heeresmacht ſchon in voller Stärke zwiſchen Elbe und Oder vordrang. Hohenlohe ließ Blücher'n die Wahl, entweder die Reiterei des Haupttrupps, oder die äußerſte Nachhut zu befehligen, welche aus den Trümmern der bei Halle geſchlagenen Truppen beſtand. Als er das letztere gewählt, wurde ihm noch ſein eignes Huſarenregiment zugetheilt. Mit dieſen Truppen ſollte er zuvörderſt die noch im Uebergang über die Elbe begriffene Schaar des Herzogs von Weimar aufnehmen, und dann dem Haupttrupp, wo möglich nur in der Entfernung eines ſtarken Marſches, nach der Oder folgen, wobei für den 26. Oktober den abgemüdeten Truppen bei Ganzer ein Ruhetag berechnet war. Blücher zog am 25. nach Ganzer, ließ aber hier bei der Eile, welche die Umſtände geboten, keinen Ruhetag halten, ſondern ordnete ſogleich für den 26. den Marſch nach Ruppin. Die Truppen hatten mit unſäglichem Ungemach zu kämpfen, ſelbſt die Nacht gab ihnen bei der Entlegenheit der Dörfer, in welchen ſie Quartier und Nahrung ſuchen mußten, wenig Erholung; Mannſchaft und Pferde erlagen, es drohte eine völlige Auflöſung einzutreten. Schon waren die Truppen auf dem Marſche nach Ruppin, als Blücher um halb 11 Uhr vormittags eine Botſchaft von Hohenlohe empfing, der ihm den Befehl ertheilte, mit allen Truppen unverweilt Tag und Nacht fortzurücken, bis er ſich dem Haupttrupp, der gleichfalls aus allen Kräften gegen die Oder ſtrebe, angeſchloſſen habe; die Niederlage der Reiterſchaar unter dem General von Schimmelpfennig bei Zehdenick, hieß es, und das mächtigere Andringen des Feindes gegen die untere Oder, mache dieſe Anſtrengung nöthig. Blücher ſchrieb zurück, er könne an dieſem Tage unmöglich weiter als Alt-Ruppin gelangen, ſeine Truppen ſeien erſchöpft, durch Nachtmärſche würde ſich alles auflöſen, er fürchte dieſe mehr als den Feind, er wünſche lieber ſeine Schaar dieſem bloßgeſtellt, als durch ſolche Anſtrengung in einen Zuſtand gebracht zu ſehen, in welchem ſie gar nicht mehr fechten könne; doch werde er thun, was irgend möglich ſei. Blücher's Aeußerungen ſchienen anzudeuten, daß er in Hohenlohe's Befehl mehr eine ängſtliche Sorge deſſelben, ihn vor dem Andrange des Feindes rettend aufzunehmen, als einen Nothruf zu jenes eigner Rettung erkannt habe. Wenigſtens werden ſeine Worte in dieſem Sinne ganz erklärlich. Auch blieb ſein Handeln nicht an ſie gebunden. Mit größter Anſtrengung brachte er ſeine Truppen, von welchen ganze Abtheilungen noch mehrere Meilen hinter Ganzer zurückgeblieben waren, am 26. ſpät Abends in die Gegend von Ruppin. Am 27. in aller Frühe brach er ſchon wieder auf, und zog ohne Aufenthalt nach Fürſtenberg, und von hier, faſt die ganze Nacht durchmarſchirend, nach Lychen. Die Reiterei des Fürſten von Ponte-Corvo griff während des Zuges bei Menz den Nachtrab ernſtlich an, wurde aber von den Huſarenregimentern Blücher und Uſedom tapfer zurückgeworfen. Die Truppen zogen indeß ohne Raſt den ganzen folgenden Tag weiter; der Feind griff bei Lychen den Nachtrab abermals an, mußte jedoch mit Verluſt vor Blücher's Huſaren zurückweichen; die Leute waren entkräftet durch Hunger und Ermüdung, mehrere fielen auf dem Marſche todt nieder vor Blücher's Augen; unter ſolchen Umſtänden wurde am 28. erſt gegen 10 Uhr Abends die Gegend von Boitzenburg erreicht, wo der Feind ſchon zuvorgekommen war, doch bei Annäherung der Preußen wieder zurückging. Bis in die Nacht hinein aber dauerten die kleinen Gefechte, durch welche die preußiſchen Abtheilungen ſich in den nächſten Dörfern mit den früher eingedrungenen Franzoſen um die Quartiere ſchlagen mußten. Nach vierſtündiger Raſt war um 2 Uhr morgens ſchon alles wieder in Bewegung, und um 5 Uhr wurde der Marſch nach Prenzlau fortgeſetzt, dem Ziele der Vereinigung mit Hohenlohe, als die Nachricht einlief, daß ſchon Tags vorher um Mittag dieſer Feldherr mit allen ſeinen Truppen, noch etwa 16,000 Mann, ſich daſelbſt der vereinigten Macht des Großherzogs von Berg und des Marſchalls Lannes kriegsgefangen ergeben habe! Hohenlohe hatte nämlich nach ſeinem am 26. Oktober erlaſſenen Befehl an Blücher deſſen Ankunft noch ſelbigen Mittag in Granſee, und am 27. morgens in Lychen mehrere Stunden vergebens erharrt, dann ſeinen Zug, faſt von aller Reiterei entblößt, und von der feindlichen der Generale Laſalle und Milhaud ſeitwärts überdrängt, unter den größten Mühſalen und Entbehrungen fortgeſetzt. Schon hatte er jedoch Boitzenburg und endlich Prenzlau, trotz dem wehrenden Feinde, gewonnen, als ein neues unglückliches Gefecht, die wiederholte Aufforderung des Großherzogs von Berg, der traurige Zuſtand der Truppen, welchen falſche Angaben noch vergrößerten, und endlich der Irrthum des Oberſten von Maſſenbach, der, zurückkehrend von einer Unterredung mit dem Marſchall Lannes, denſelben ſchon auf dem rechten Ufer der Ucker getroffen zu haben wähnte, den entmuthigten Feldherrn bei ſchon glücklichern Ausſichten an ſeiner Rettung verzweifeln ließen, und ihn zu der ſchmachvollen Uebergabe bewogen, welche, wiewohl gewiß, gleich ſo vielen nachfolgenden, einzig das Werk der Verzagtheit, lange Zeit Vielen doch nur als das des Verraths begreiflich war.

Blücher's Entſchluß, nachdem er die Vorgänge von Prenzlau vernommen, war bald gefaßt. Er hatte noch 10,500 Mann. Mit dieſen die wenigſtens vierfache Uebermacht der vereinigten Truppen des Großherzogs von Berg, der ihn von der Oder abſchnitt, und des Fürſten von Ponte-Corvo, der ihm Rücken und Seite bedrohte, glücklich zu bekämpfen, durfte er nicht zu hoffen wagen. Er beſchloß demnach in das Mecklenburgiſche auszuweichen, dort alle noch erreichbaren preußiſchen Schaaren an ſich zu ziehen, und dann über die Elbe zu gehen, um ſich dem feindlichen Heer in den Rücken zu werfen, und die Feſtungen Magdeburg und Hameln zu entſetzen, oder nach Umſtänden ein Treffen zu wagen, in jedem Falle durch ſein Unternehmen den Andrang der franzöſiſchen Truppen gegen die Oder zu mindern und aufzuhalten. Er rechnete dabei hauptſächlich auf die Truppenſchaar, welche unter Anführung des Herzogs von Weimar bei Sandow zuletzt über die Elbe gekommen, und darauf unter dem Befehle des Generals von Winning dem Zuge Hohenlohe's mit Anſtrengung gefolgt war, jetzt aber ungefähr in dieſer Gegend auf gleiche Weiſe bedrängt ſein mußte. Ohne Verzug rückte Blücher noch am 29. Oktober bis Strelitz, und am 30. bis Dambeck, wo er den General von Winning mit ſeinen Truppen fand, der von Wittſtock und Mirow kommend auf dem Wege nach Roſtock war, wo er ſich einzuſchiffen dachte. Blücher übernahm den Befehl über die ſämmtlichen Truppen, welche zuſammen jetzt 21,000 Mann ſtark ſchon eher dem Feinde die Spitze bieten konnten. Die Meldung, daß eine dritte franzöſiſche Heerſchaar, die des Marſchalls Soult, welche am 29. bei Tangermünde über die Elbe geſetzt, dem Zuge Winning's folgend, gegen Mirow heranziehe, veränderte die Lage wieder, und Blücher richtete nun ſein Abſehen auf Lauenburg und Artlenburg, um dort wieder auf das linke Elbufer zu gelangen, und entweder Magdeburg zu gewinnen, oder in Weſtphalen ſich mit dem General von Lecoq zu vereinigen, der dort mit einigen Truppen zurückgeblieben war, welche bei dem allgemeinen Rückzuge die Elbe nicht mehr erreicht hatten. Dieſes kühne Vorhaben wurde durch die nachfolgenden Ereigniſſe zu einem entgegengeſetzten Ausgange gedrängt, der auch dieſen Anführer und ſeine tapferen Schaaren dem allgemeinen Looſe des unglücklichſten Feldzuges nicht entkommen ließ. Blücher theilte ſeine Truppen in zwei Haupttheile, deren Bewegungen und Lagerungen ſoviel als möglich für die beiden Zwecke berechnet wurden, durch größere Ausbreitung in den Dörfern den Truppen irgend Unterhalt und Raſt zu verſchaffen, und ſie zum Gefecht nöthigenfalls immer ſchnell wieder beiſammen zu haben.

Der Feind indeß verlor keine Zeit; die Truppen des Marſchalls Soult erreichten den Nachtrab der Preußen noch bei Dambeck, und blieben ihm fortan auf den Ferſen. Am 31. Oktober gelangte Blücher nach Waren, am 1. November nach Alt-Schwerin; zwiſchen beiden Orten wurde lebhaft gefochten, deßgleichen bei Glave, und die Preußen machten einige Gefangene. Am 2. November ließ die Verfolgung nach, aber die Franzoſen ſuchten längs der Elbe Blücher'n zuvorzukommen, und der Fürſt von Ponte-Corvo ließ ihm zugleich Anträge zur Uebergabe machen. Die kurze Friſt reichte nicht hin, den von unaufhörlicher Anſtrengung, von Hunger und von Noth aller Art erſchöpften Truppen die nöthige Erholung zu verſtatten. Um Brot und Branntewein aus Schwerin zu erhalten, zog Blücher am 3. in die Gegend dieſer Stadt, allein auf dem Marſche von den Franzoſen ereilt, mußten die Preußen bei Kriwitz ein hitziges Gefecht beſtehen, worin die Reiterei zwar augenblicklichen Vortheil erlangte, jedoch den immer ſtärkeren Andrang des Feindes nicht hemmen konnte, das Gefecht endete erſt in der Nacht bei dem Dorfe Fähre, die Franzoſen rückten eine große Strecke vor, und das Hauptquartier des Fürſten von Ponte-Corvo kam dem von Blücher auf eine halbe Stunde nah; jener ließ dieſen abermals zur Uebergabe auffordern, und ihm vorſtellen, die Preußen ſeien von drei überlegenen Heerſchaaren umringt, und kein Entkommen möglich. „Was“, rief Blücher lachend, „ich umringt? Ich wäre doch begierig zu wiſſen, wer mir verbieten wollte, entweder auf Berlin zu marſchiren, oder Magdeburg zu entſetzen?“ Dabei verbat er ſich ein für allemal jede fernere Aufforderung. Seine Antwort verdoppelte die Aufmerkſamkeit der Franzoſen gegen die Elbe hin, und ſeine Lage war in der That ſchlimmer, als er geſtehen wollte. Der Uebergang bei Lauenburg war kaum noch möglich, die Truppen waren von der Elbe ſchon zu weit nach Norden abgekommen, und mußten am 4. zu ihrer Sicherheit aus ihrer gefahrvollen Verſplitterung bei Schwerin noch weiter nordwärts eine Stellung bei Gadebuſch ſuchen. Eine Schaar aus Weſtphalen und Hannover auf das rechte Elbufer entkommener Preußen ſchloß ſich in dieſer Gegend an Blücher an. Allein auch hier, obwohl das Gelände für die Reiterei, worin die Stärke der Preußen beſtand, und für das Geſchütz, deſſen ſie noch gegen 100 Stücke zählten, vortheilhaft erſchien, durfte Blücher keinen Erfolg von einer Schlacht hoffen, für welche, nach allen Verluſten eines ſo weiten und ſchnellen Marſches, ihm nur noch etwa 16,000 Mann gegen faſt 80,000 übrig waren; von einer Schlacht, welche ſogleich zu beſtehen weder die Menſchen noch die Pferde die nöthige Kraft hatten, und welche um einen Tag aufzuſchieben nicht in ſeiner Macht lag. Doch gab er es nicht auf, wenn ihm nur ſo viel Friſt gegönnt würde, um einen Tag aufzuathmen, der Uebermacht des Feindes im offnen Felde, beſonders mit der Reiterei, der er ganz vertraute, Trotz zu bieten. Eine ſolche Friſt war nur hinter der Trave, die erforderlichen Mittel zur Herſtellung nur in der reichverſehenen Hanſeſtadt Lübeck, hier und in Travemünde auch noch die einzige Rettung zu Schiffe zu hoffen. Die Noth entſchied mehr als die Wahl, es gab keinen anderen Ausweg; und am 5. November

Abends zogen die Preußen in Lübeck ein. Der beſtürzte Rath dieſer freien Stadt weigerte anfangs jede Kriegsleiſtung, allein Blücher, der ſelbſt auf dem Rathhauſe erſchien, zeigte die Nothwendigkeit, der Macht des Augenblicks nachzugeben. Die Truppen erfüllten die Straßen, und wurden ohne Verzug nach den Umſtänden in die Häuſer verlegt. Das Geſchütz wurde auf den Wällen und vor den Thoren aufgefahren; die Beſetzung der Ufer der Trave und Travemünde's angeordnet. Der General von Ewald, welcher mit däniſchen Truppen bei Stockelsdorf ſtand, verſicherte, daß er diejenigen fremden Truppen, welche zuerſt das däniſche Gebiet berührten, als Feinde behandeln würde, und Blücher hoffte, die Franzoſen in dieſen Fall zu bringen. Doch dieſe ſäumten nicht, am 6. in der Frühe ſogleich die Stadt ſelbſt anzugreifen; ſie rückten gegen das Mühlenthor und Burgthor an. Blücher zog die ſämmtliche Reiterei durch die Stadt rückwärts auf das freie Feld, die Wälle und Thore blieben von 16 Bataillons und 52 Kanonen vertheidigt. Gegen Mittag ließ das Feuer eine Weile nach, und Blücher begab ſich in ſeine Wohnung, um daſelbſt ſeinen Offizieren die Befehle für den folgenden Tag auszugeben. Aber nach kurzer Stille erhob ſich auf's neue und heftiger das Feuer des Geſchützes, und alsbald auch des Kleingewehrs. Blücher wollte ſogleich zum Burgthor eilen, doch der Oberſt von Scharnhorſt hielt ihn durch die Vorſtellung zurück, daß am anderen Thore nicht minder ſtark geſchoſſen werde, für die Stadt vor der Hand nichts zu fürchten ſei, die Befehlsertheilung aber keinen Aufſchub leide; demnach wurden nur einige Maßregeln zur größeren Sicherheit noch anbefohlen, und dann in dem begonnenen Geſchäft fortgefahren. Da erſcholl plötzlich Gewehrfeuer und Geſchrei vom Burgthor her, und ſogleich in den Straßen; der eingedrungene Feind ſtürmte ſo gewaltſam vor, daß nur Blücher ſelbſt mit ſeinem Sohne dem Rittmeiſter von Blücher und dem Hauptmann von Müffling noch glücklich aus dem Hauſe zu den Truppen gelangten, die übrigen Offiziere aber, worunter Scharnhorſt und der Rittmeiſter Graf von der Golz, in demſelben gefangen wurden. Auf dem Markte raffte Blücher die Flüchtigen zuſammen, und warf ſich mit ihnen dem Feind entgegen, den er in wiederholten Angriffen bedeutend zurücktrieb, eine Schwadron Reiter, die er holen ließ, reinigte im vollen Rennen mehrere Straßen, und hieb viel franzöſiſches Fußvolk zuſammen, allein die Stadt füllte ſich mehr und mehr mit Feinden, geſchloſſen rückten ſie vor, und griffen ſchon die Travebrücke an. Um nicht abgeſchnitten zu werden, mußte Blücher nach vergeblichem tapferen Kampfe, mit den Trümmern ſeiner Schaar über jene Brücke und durch das Thor von Holſtein ſich aus der Stadt zurückziehen. In der Leidenſchaft des Augenblicks würde er hier ohne den beſonnenen Muth des Hauptmanns von Müffling ſeine eigene Rettung verſäumt haben. Jetzt erſt überſah er die Größe des erlittenen Verluſtes, von allem Fußvolk und Geſchütz waren nur 3 Bataillons und 2 Kanonen übrig. Den Unfall verſchuldete großentheils der Umſtand, daß der Herzog von Braunſchweig-Oels außerhalb des Burgthors ein Bataillon ſeines Regiments aufgeſtellt hatte, deſſen Zurückweichen eine Batterie von 16 Kanonen, welche das Thor vertheidigen ſollte, gleichfalls zum Abziehen veranlaßte, worauf das Fußvolk in Unordnung zur Stadt floh, in welche der Feind zugleich mit ihm eindrang.

In dem Schmerze ſeines Unglücks dachte Blücher nur einzig an die Wiedereinnahme der Stadt während der Nacht; doch da man das Feuer einiger Abtheilungen noch hörte, die ſich am Mühlenthore und am Thore von Höxter tapfer vertheidigten, rief Blücher ſogleich zum Angriff, und begeiſtert wandte das tapfre Regiment Kuhnheim ſich wieder gegen die Stadt, und verſuchte in geregeltem Angriff durch das Thor von Holſtein einzudringen, um jene Truppen zu befreien; allein der Feind hatte ſchon in Uebermacht den Zugang beſetzt, und der Verſuch mißlang mit großem Verluſt. Blücher begab ſich nun zu ſeiner Reiterei nach Ratkau, und ließ das noch übrige Fußvolk Schwartau beſetzt halten. Seine Ausſicht war nun auf Travemünde, ſeine letzte Hoffnung auf ein Reitergefecht beſchränkt, worin Muth und Tüchtigkeit darzuthun, wenn auch nicht dem Feldherrn mehr nutzen konnte, doch wenigſtens dem Krieger noch ſchmeichelte. Allein die Gelegenheit blieb verſagt. Gegen die Nacht kam die Nachricht, daß der Feind auch Schwartau überrumpelt, und alle dortigen Truppen gefangen gemacht, ſpäter brachte der Herzog von Braunſchweig-Oels die Nachricht, auch Travemünde ſei genommen; Geſchütz und Gepäck waren auf dem Wege dahin verfahren, die Pferde ohne Futter, die Mannſchaft ohne Nahrung und Kleidung, und größtentheils ohne Schuhe; ſelbſt an Schießbedarf ein empfindlicher Mangel. In dieſen Bedrängniſſen empfing Blücher während der Nacht eine Botſchaft des Fürſten von Ponte-Corvo, der ihm vorſtellen ließ, für ſeinen Ruhm und für ſeine Regierung habe er genug geleiſtet, ihm bleibe nach dem Gefechte von Lübeck nichts übrig, als ſich auf ehrenvolle Bedingniſſe, die ihm angeboten würden, zu ergeben. Er antwortete, ſeine Lage ſei noch nicht ſo ſchlimm; andere als ehrenvolle Bedingniſſe werde er nie eingehen, zur Unterhandlung aber wollte er den Tag abwarten. Inzwiſchen ließ er, was ſchon früher eingeleitet war, den Oberſten von Scharnhorſt und Rittmeiſter Grafen von der Golz gegen franzöſiſche Offiziere gleiches Ranges, die von Kriwitz her kriegsgefangen waren, auswechſeln. Noch in der Nacht ſann er, ſich auf Travemünde zu ziehen, als aber berichtet wurde, die ganze Gegend biete der Reiterei durchaus keinen Spielraum, ſah er freilich nichts übrig, als ſich in ſein Schickſal zu fügen, und erließ den Befehl, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Nun erſchien auch von Seiten des Großherzogs von Berg eine Aufforderung zur Uebergabe, worauf aber erwiedert wurde, die Unterhandlungen ſeien ſchon mit dem Fürſten von Ponte-Corvo angeknüpft. Die Franzoſen wollten in der Frühe am 7. November ſchon auf's neue angreifen, bald aber kamen die Diviſionsgenerale Tilly und Rivaud, um wegen der Uebergabe abzuſchließen. Sie fanden Blücher'n in Ratkau von heftigem Fieber befallen; dabei von dem lauten Rufen und Schreien während des Gefechts in Lübeck ſo heiſer, daß er kaum reden konnte. Doch betheuerte er, daß er ſich der Uebermacht des Feindes nicht ergeben würde, aber die Gegend geſtatte der Reiterei nicht zu fechten, und er habe kein Pulver, noch Brot, noch Futter mehr, und dieſe Gründe ließ er in dem Eingange der Uebergabspunkte anführen. Ihm wurde bewilligt, vor der Niederlegung der Waffen mit allen Kriegsehren auszurücken; Offiziere und Gemeine behielten ihre Habe. Eine unvermuthete Schwierigkeit drohte alles wieder rückgängig zu machen. Der Großherzog von Berg wollte nicht zugeben, daß, aller Gewohnheit zuwider, die Beweggründe zur Uebergabe mitangeführt würden, Blücher aber beſtand darauf, denn der König, das Heer und die ganze Welt müßten erfahren, weßhalb er den ſchweren Schritt gethan; ehe er darauf verzichte, betheuerte er, wolle er ſich lieber bis auf den letzten Mann ſchlagen. Vergebens ſtellten ihm die franzöſiſchen Generale vor, ſeine Ehre bedürfe einer ſolchen Bedingung nicht, er habe ſich ruhmvoll bis auf's äußerſte gehalten, der gereizte Feldherr beharrte feſt auf ſeiner Forderung, und ſchon war die Sache dem völligen Bruche nah, als der General Rivaud noch glücklich den Ausweg erſann, Blücher möchte bei Unterzeichnung ſeines Namens alles was ihm beliebte hinzufügen; das ließ er ſich denn gefallen, indem er meinte, das könne ihm gleich ſein, ob's vorn oder ob's hinten ſtehe, und ſo führte er nach ſeiner Namensunterſchrift wirklich mit kurzen Worten an, was ihn zur Uebergabe genöthigt habe. Erſt nach dem Abſchluſſe zeigte ſich, daß Travemünde noch in den Händen der Preußen war; für die Hauptſache von keiner Bedeutung, denn an ein Entkommen zur See wäre nicht mehr zu denken geweſen; ſelbſt eine Anzahl dort ſchon eingeſchiffter Schweden fiel, durch den Wind verſpätet, noch in franzöſiſche Gefangenſchaft, ein Umſtand, der für den Fürſten von Ponte-Corvo weiterhin die wichtigſten Folgen hatte. Ungefähr 6000 Mann, wovon die Hälfte Reiterei, ſtreckten das Gewehr, ſo wenige nur waren noch übrig; einzelne Abtheilungen waren ſchon früher auf dem beeilten Zuge verloren worden, oder zurückgeblieben, 5 Schwadronen unter dem General von Pelet, und 10 Schwadronen unter dem General von Ueſedom. Blücher ſelbſt begab ſich auf ſein Ehrenwort fürerſt nach Hamburg, wohin ſeine beiden Söhne ihm folgen durften.

Die ſchreckliche Plünderung, welche Lübeck infolge der gewaltſamen Einnahme von den franzöſiſchen Truppen litt, wurde der Grund vielfacher Anſchuldigungen gegen Blücher, daß er dieſe wehrloſe neutrale Stadt in das Kriegsunheil mit fortgeriſſen, nicht nur ohne Fug und Recht, ſondern auch, wie der zwei Tage darauf dennoch erfolgte Ausgang dargethan habe, ohne die Hülfe und Rettung für ſich ſelbſt, die allein noch einigermaßen ſolche That beſchönigen könnten. Die Mittel wie die Zwecke des Krieges werden immerdar ein Gegenſtand ſtreitender Behauptungen ſein; in dieſem Gebiete können Mitleid und Schonung nur in ſofern walten, als ſie der Kraftentwickelung keinen Einhalt thun, ſonſt würde kein Krieg mehr zu führen ſein, worauf die jetzige Welt doch ſchwerlich verzichten kann. Hier genügt, daß ein kriegeriſcher Zweck, und wäre es auch nur der einer längeren Ausdauer im Kampfe, den Feldherrn bei der Beſetzung von Lübeck leitete, daß ſeine Entſchließungen und Anſtalten guten Erfolg verdienten, und der Zufall jener verwüſtenden Plünderung von ihm weder vorhergeſehen noch abgewendet werden konnte. In den Augen des Kriegers bedurfte Blücher keiner Rechtfertigung, ihm wurde nur Achtung und Bewunderung zu Theil. Von allen preußiſchen Feldherren und Truppenſchaaren, die bis dahin den Kampfplatz betreten, hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet, und in dem allgemeinen Unglück, welches ihn ſchon mit ergriffen hatte, vorüber allen breiten Abwegen der Schande, auf ſchmalem Pfade ſich zum ehrenvollen Ziele durchgerungen. Seinem Kreiſe war kein Verzagen, welches überall Schlag auf Schlag die Geprüfteſten ergriff, kein Unmuth und keine Schwäche genaht; ſeine Truppen hatten ſich tapfer und ausdauernd bis zum letzten Augenblick gehalten. Ein ſolches Beiſpiel war in jenen Tagen der Verdunkelung und Trauer ein helles Feuerzeichen, an welchem die Flamme der Hoffnung und Zuverſicht ſich wieder entzünden konnte. So auch war bald der Sinn und das Urtheil des Volkes vorherrſchend für Blücher entſchieden. Nicht in Preußen allein, auch in Hamburg, wo das Unglück der Nachbarſtadt tief gefühlt wurde, und in Lübeck ſelbſt, wo ſein kurzes Erſcheinen auf weithinaus ſo verderblich geworden, zeigte die Menge für ihn ihre Theilnahme, ihren Eifer. Gleichen Antheil erfuhren überall ſeine Offiziere, ſeine Soldaten; der Feind, hier ein unzweideutiger Zeuge, bewies ihnen ſeine Achtung auf alle Weiſe, ja er ſetzte jene oft in Verlegenheit durch den Vorzug, den er ihnen vor den Gefährten einräumte, welche nicht das Glück gehabt, unter Blücher's Befehlen zu ſtehen. Und dennoch konnte Blücher ſich lange nicht darüber tröſten, daß den anderen Befehlshabern, welche freilich unter ganz verſchiedenen Umſtänden dem Feinde ſich ergeben hatten, auch er, durch Unterzeichnung ſolcher Vertragspunkte, wenn auch bloß dem Scheine nach, gleichen ſollte.

Er hatte ſich Spandau zum künftigen Aufenthalt gewählt; da jedoch die franzöſiſche Ermächtigung, ſich dahin zu begeben, nicht ſogleich einlief, ſo beſchloß er, einſtweilen in Hamburg zu bleiben, und lebte daſelbſt nach ſeiner Gewohnheit fort; gebeugt von ſeinem und des Vaterlandes Unglück, doch unverzagt und ſtark, dem inneren Muthe, den er fühlte, vertrauend nach wie vor. In dieſer ſchweren Zeit half ihm der Herzog von Weimar, der ſelber ſeines Landes kaum geſichert und den preußiſchen Dienſt aufzugeben genöthigt war, mit einem Darlehn von viertauſend Thalern großmüthig aus. Blücher's Perſönlichkeit aber behauptete auch in dieſer noch immer traurigen Lage eines Kriegsgefangenen ein bedeutungsvolles Anſehen. Das Volk blickte mit Vorliebe auf den vierundſechzigjährigen Krieger, der in ſeiner ſchlichten und derben Weiſe jeden Muth anſprach, und durch ſeine muntere Rüſtigkeit auch erkrankt noch zu erkennen gab, er ſei derſelbe, von dem vielfach erzählt wurde, wie er in den Straßen von Lübeck durch Stimme und That die Seinen befeuernd im wildeſten Getümmel mitgekämpft. Die Hamburger wurden bald mit ihm näher bekannt, und ſowohl an öffentlichen Orten, als in mehreren der angeſehenſten Familien, fand er die traulichſte Zuvorkommenheit. Vorzüglich beſuchte er fleißig die Börſenhalle, wo er die Zeitungen zu leſen pflegte. Sie konnten ihm in jener Zeit wenig Angenehmes bringen, doch all die üblen Nachrichten reizten mehr ſeinen Muth, als daß ſie ihn niederſchlugen. Begierig wünſchte er, da handelnd wieder mitaufzutreten, wo Kraft und Entſchloſſenheit jetzt in den zerrütteten Angelegenheiten nur um ſo wirkſamer zu ringen hatten. Er ſchrieb an den

König, und bat um die Gunſt, daß preußiſcherſeits ſeine Auswechſelung möglichſt betrieben würde, und er empfing vertröſtende Zuſicherung. Inzwiſchen dauerten die Unfälle Preußens noch immer fort, und die franzöſiſchen Bulletins verkündeten ſie mit Uebertreibungen, welche ſprichwörtlich geworden ſind. Beſonders war der Verluſt, welchen die Gegner erlitten haben ſollten, meiſt in übergroßen Zahlen ausgedrückt; Blücher meinte einſt, jeder einzelne Gefallene werde gleich zu drei Gebliebenen, und ein neues Zeitungsblatt, das man ihm zum Leſen bot, wies er, ſich wegwendend, mit den Worten ab: „Das riecht nach Todten!“ Seine Laune zeigte ſich bei mancher Gelegenheit ſo anmuthig als bedeutend. Einesmals kamen auf der Straße ein paar franzöſiſche Voltigeurs hinter ihm her, muntere kleine Kerls, und da jemand, der neben Blücher ging, ihnen im Wege war, ſo klopften ſie mit kleinen Gerten, die ſie gerade in Händen hatten, jenen leicht auf den Rücken, daß er ſie vorbeiließe; Blücher ſah ſie verwundert an, ließ ſie aber ruhig ziehen, indem er ſcherzend ſagte: „Schlagt nur, ſchlagt nur! Ich ſchlag' euch wohl mal wieder!“ Seinem Wunſche nach Auswechſelung kam das Glück bald entgegen. Napoleon hatte im Februar 1807, nach der Schlacht von Eilau, den General Bertrand an den König von Preußen abgeſandt, um dieſen durch vortheilhafte Friedensanträge zu bewegen, dem Bündniſſe mit Rußland und England zu entſagen; dieſe Anträge fanden zwar keinen Eingang, allein bei dieſer Gelegenheit kam zu Oſterrode am 26. Februar ein Vergleich zu Stande, infolge deſſen dreißig kriegsgefangene Generale und Offiziere von beiden Seiten gegen einander ausgewechſelt wurden; unter den Auserwählten ſtand Blücher obenan, für ihn wurde der franzöſiſche General Victor freigegeben, welchen erſt kurz vorher ein wackrer Unteroffizier Schmidt, der einen Trupp verſprengter oder aus der Gefangenſchaft befreiter preußiſchen Soldaten führte, in Arnswalde aufgehoben und nach Kolberg gebracht hatte. Am 16. März Abends um 10 Uhr empfing Blücher durch ein Schreiben aus dem franzöſiſchen Hauptquartiere Oſterrode vom 27. Februar die erſte Anzeige ſeiner erwünſchten Auswechſelung, und neues Leben ergriff ſogleich den erlöſten Kriegsmuth. Nach erhaltenen Päſſen reiſte er am 22. März von Hamburg ab, und eilte über Berlin nach Finkenſtein in das franzöſiſche Hauptquartier, wo ihn der Kaiſer Napoleon mit Auszeichnung aufnahm, eine Zeitlang zurückhielt, und endlich zu den Seinen entließ.

Die Franzoſen hatten in Preußen jenſeits der Oder einen anderen Feind wiedergefunden, als ſie nach den früheren Vorgängen erwarten durften; die preußiſchen Truppen fochten des alten Waffenruhmes würdig, die Anführer bewährten auf's neue den Ruf preußiſcher Kriegskunſt und Entſchloſſenheit. Der Oberſtlieutenant von Gneiſenau vertheidigte Kolberg mit Heldenmuth. Der unternehmende Partheigänger Lieutenant von Schill durchſtreifte weithin das Land im Rücken des Feindes, und machte Gefangene und Beute. Der Feldmarſchall Graf von Kalckreuth hielt ſich in Danzig. Der General von Leſtocq hatte mit ſeiner tapferen Schaar die blutige Schlacht von Eilau zum Vortheil entſchieden, in Schleſien leiſteten einzelne Befehlshaber tapfere Gegenwehr; allein die Minderzahl, in welcher die Preußen, jetzt auf wenig Land und Volk beſchränkt, nur noch im Feld erſcheinen konnten, verſagte ihnen, durch entſcheidende Erfolge in gleichem Maße den äußeren Preis des Kampfes davonzutragen, wie ihr heldenmüthiges Ringen den inneren ſogleich erwarb. Die verbündete ruſſiſche Kriegsmacht bildete den Haupttheil des Heeres, und ihr Verhalten beſtimmte das der preußiſchen. Der kräftige Vaterlandseifer, die muthige Thätigkeit der wackern Männer, welche ſich in Königsberg an der Spitze der Geſchäfte eingefunden hatten, trug mit Ungeduld eine ſolche Beſchränkung; ſie fühlten, daß etwas Großes, Entſcheidendes von preußiſchem Namen ausgehen und zu preußiſcher Entwickelung führen müſſe, wenn die Herſtellung dieſes Staates vollſtändig gelingen ſolle. Hiezu war nur im Rücken des Feindes Raum, in den alten Provinzen, mit welchen zugleich der ganze Norden von Deutſchland neuen Ereigniſſen zu erſchließen war. In dieſem Sinne wurde beſchloſſen, mit einer preußiſchen, wenn auch anfangs nur kleinen Schaar, eine Unternehmung von der pommerſchen Küſte her gegen die Mitte der von den Franzoſen beſetzten Länder zu verſuchen;

die glücklichen Streifzüge Schill's, und die Erwartungen, welche der König von Schweden weckte, dienten für dieſe Richtung als gute Vorzeichen. Blücher, deſſen ſcharfer Blick und ſtarker Eifer hier zur Angabe und zum Beſchluß der Sache vorzüglich thätig geweſen, wurde zum Anführer beſtimmt; er war in der That durchaus der rechte Mann dazu; ſein Name hatte bei den Truppen Vertrauen und bei dem Volke, ihm eher als Anderen konnte gelingen, in raſchem Vordringen das Land zum allgemeinen Aufſtand zu entflammen, die alten Soldaten und die wehrhafte Jugend zu ſeinen Fahnen aufzubieten, und ſomit ein preußiſches, ja vielleicht ein deutſches, Volksheer furchtbar dem Feind auf den Nacken zu führen. Die Verabredungen mit Schweden waren bald getroffen, und dem Könige Guſtav Adolph konnte Blücher ſchon am 7. Mai aus Königsberg melden, daß er zum Führer der preußiſchen Truppen ernannt ſei, die nebſt einer erwarteten großbritanniſchen Hülfsmacht zur Unternehmung in Pommern den ſchwediſchen ſich anſchließen würden. Aber freilich ſtand bei dieſer Verbindung unvermeidlich das Ganze unter dem Befehle des Königs von Schweden, und dadurch wurden alle jene erträumten Möglichkeiten an die wandelbaren Bedingniſſe unzuberechnenden Eigenwillens geknüpft. Als Blücher nach eifrigſt beſchleunigter Rüſtung mit ſeiner Schaar, die ſich am 25. Mai in Pillau eingeſchifft hatte, und mit den ſchon vorausgeſchickten Freiſchaaren von Schill, Marwitz und Krokow etwa 7000 Mann betrug, zu Ende des Monats auf Rügen landete, fand er die Schweden mit den Franzoſen in Waffenſtillſtand; ſein Aufruf an die Preußen, am 1. Juni von Stralſund aus erlaſſen, von keiner That unterſtützt, mußte nun wirkungslos verhallen, ſeine Truppen blieben gehemmt, und ihm ſelbſt wurde die troſtloſe Beſchäftigung, in unaufhörlichem Hader und Beſchwerdewechſel gegen die ſchwediſchen Befehlshaber, und gegen den König ſelbſt, die Selbſtſtändigkeit und die Rechte der preußiſchen Waffen aufrecht zu erhalten. Zwar kündigte Guſtav Adolph, der am 12. Mai aus Schweden in Stralſund angekommen war, in der Folge den Stillſtand wieder auf, aber auch dies im übelgewählten Zeitpunkt, denn inzwiſchen war am 14. Juni die Schlacht von Friedland in Preußen verloren worden, und hatte bewirkt, daß Rußland am 21. und dann Preußen am 25. Juni ihrerſeits einen Waffenſtillſtand eingegangen waren, deſſen Beſtimmungen ausdrücklich die Unthätigkeit der unter Blücher ſtehenden Truppen feſtſetzten. Am 9. Juli kam der Friede von Tilſit zu Stande, und ſeine harten Bedingungen, welche dem preußiſchen Staate kaum die Hälfte ſeiner frühern Länder übrig ließen, erſchienen doppelt hart in dem Gefühl, daß nun die, ſelbſt inmitten aller Kriegsunfälle nicht aufgegebene Hoffnung, das Verlorene noch mit dem Schwerte wiederzugewinnen, durch den geſchloſſenen Vertrag auf weithinaus entrückt worden. Blücher empfing den Befehl, ſeine Truppen von den Schweden, welche mit den inzwiſchen eingetroffenen Engländern den Krieg allein fortſetzen wollten, ſogleich zu trennen, allein dies war nicht ohne Schwierigkeit. Der König von Schweden, jetzt erſt recht zum Kriege gegen Napoleon entbrannt, wollte die Preußen nicht abziehen laſſen, indem er die Beſorgniß äußerte, ſie möchten alsbald mit den Franzoſen gemeinſchaftliche Sache gegen ihn machen. Erſt nach manchen Verhandlungen, während welcher Blücher eben ſo ſehr auf einen Ausbruch der Gewalt gefaßt, als zu deſſen Vermeidung bemüht ſein mußte, konnte der Abzug geſchehen; die Preußen rückten am 16. Juli durch Anklam, und zogen demnächſt über die Inſeln Uſedom und Wollin in die Gegend von Kolberg, wo ihnen vorläufig Quartiere angewieſen waren. Zu den mannigfachen Geſchäften, welche Blücher bis dahin mit den ſchwediſchen Behörden oft ſehr mißlich zu führen hatte, waren ihm die Dienſte ſeines Adjutanten Grafen von Chaſot, ſo wie für die nachher eintretenden ſchwierigen Verhältniſſe mit den Franzoſen der Eifer und die Gewandtheit des nachher berühmt gewordenen Juſtus Gruner, der ſich in ſeinem Hauptquartiere befand, ſehr erſprießlich.

Während über die Erfüllung des Friedens von Tilſit nähere Verträge zwiſchen Preußen und Frankreich verhandelt wurden, blieben die preußiſchen Truppen unter Blücher's Oberbefehl bei Kolberg ſtehen. Sie hatten die Beſtimmung, nach Maßgabe des Abzuges der Franzoſen in die wiedererlangten Provinzen vorzurücken; allein Napoleon bezeigte keine Luſt, den dieſerhalb in dem Friedensſchluſſe eingegangenen Bedingungen ſogleich Folge zu leiſten. Durch willkürliche Ausdehnung der Summen, welche ihm als Kriegsforderungen zugeſtanden worden, und von deren Zahlung die Räumung der zurückgegebenen Provinzen bedingt war, machte er die letztern ganz von ſeinem Gutdünken abhängig. Ueberhaupt ergab ſich bald, daß der Frieden für Preußen weder Beſitz noch Ruhe ſichere, und Frankreichs Benehmen keinen Verträgen, ſondern einzig den Umſtänden folgen werde; einmal auf dieſe angewieſen, durfte die Befürchtung, alles zu verlieren, auch die Hoffnung, alles wieder zu gewinnen, deſto entſchiedener zur Seite haben; ſo zwang die Feindſeligkeit Napoleon's zu fortgeſetzter Wachſamkeit und Vorbereitung auf neue Ereigniſſe. Unter ſolchen Umſtänden, und während der ganze Staat in neuem Geiſte und neuer Kraft auf neugeſchaffener Grundlage im Innern ſich wiederherzuſtellen ſuchte, erſchien es angemeſſen, eine Truppenſchaar, welche jeden Augenblick berufen ſein konnte, zum Kriegsheere zu werden, gleich an den rechten Feldherrn zu knüpfen. Blücher behielt demnach den Oberbefehl in Pommern, und nahm ſein Hauptquartier in Treptow an der Rega, den franzöſiſchen Truppen, auf deren Abzug vergebens gewartet wurde, in wechſelſeitigem Mißtrauen gegenüber. In dieſem Verhältniſſe jedoch zeigte er ſo viel Klugheit und Mäßigung, als bei anderen Gelegenheiten Ungeſtüm; ſein nachdrückliches Weſen, die Kürze und Geradheit ſeiner Aeußerungen, ſelbſt die Unkunde der franzöſiſchen Sprache, wodurch alle Ueberliſtungen beredter Gewandheit an ihm verloren gingen, machte die franzöſiſchen Marſchälle, Generale und Verwaltungsbehörden, mit welchen unaufhörlich verdrießliche Händel abzumachen waren, wenigſtens perſönlich zurückhaltend, und ſeine Nachgiebigkeit, welche freilich infolge der Umſtände und höherer Befehle ſelten ausbleiben durfte, behauptete ein ſchicklicheres Anſehen. In Treptow empfing er unvermuthet auch den Beſuch des ehemaligen Huſaren Landeck, der ſich rühmte ihn gefangen zu haben, und der jetzt, nach mancherlei Schickſalen, Inſpektor einer Landwirthſchaft in Pommern war. Blücher nahm ihn ſehr gut auf, ließ ihn bei ſich wohnen, ſtellte ihn als ſeinen alten Freund, der ihn im ſiebenjährigen Kriege gefangen genommen, jedermann vor, und gab ihm bei Tafel den Platz neben ſich.

Neben den vielfachen Angelegenheiten, welche ihn beſchäftigten, erhielt Blücher bald noch eine neue, ihn perſönlich zwar unangenehm betreffende, aber zu ſeiner völligen Zufriedenheit ausgehende, zu verarbeiten. Druckſchriften in aller Geſtalt hatten es ſich eifrig zum Geſchäft gemacht, das Unglück Preußens in ſeinen Ereigniſſen, Urſachen und Folgen zu erzählen, auszuſtellen, zu beleuchten; während einige Männer die Feder ergriffen, um die Wahrheit zu ehren und Rath und Lehre für die Zukunft des Vaterlandes zu gewinnen, ſuchten unwürdig andere deſſen Wunden nur immer ſchmerzlicher aufzureißen. Hohn und Verunglimpfung trafen beſonders das Heer, welches nach den Niederlagen bei Auerſtädt, Jena und Halle durch die beiſpielloſe Uebergabe der Feſtungen gränzenlos geſunken war; das Mißgeſchick und die Pflichtvergeſſenheit Einzelner war Allen zur Schmach geworden, es gehörte ein edler, ſtarker Sinn dazu, um nur zu erkennen, daß ein großer Theil derer, welche in den Strudel ſeiner Zerſtörung fortgeriſſen worden, eines beſſeren Looſes würdig geweſen. Zwar machte Blücher's Name gleich anfangs die ehrenvollſte Ausnahme, und eine Verunglimpfung durfte um ſo weniger an ihm haften, als der König, mit ſeinem bisherigen Betragen zufrieden, ihm fortwährend den Oberbefehl vertraute, und ihn erſt neuerdings, im Juni, durch Verleihung des ſchwarzen Adlerordens ausgezeichnet hatte. Allerlei Beſchuldigungen und Angriffe blieben jedoch nicht aus; bald wurde ihm vorgeworfen, er habe ſich ohne Noth und wider Befehl auf dem Zuge nach Prenzlau verweilt, und dadurch die Ergebung Hohenlohe's mitverſchuldet, bald, er habe die Verheerung von Mecklenburg und das Unglück von Lübeck zu verantworten, endlich, er ſei in Lübeck nicht auf ſeiner Hut geweſen, ja ſogar, er habe die Gelegenheit verſäumt, den ihn verfolgenden Feind einzeln zu ſchlagen, und demnächſt entweder die Oder oder doch einen Oſtſeehafen zur Einſchiffung zu gewinnen. Er konnte ruhig ſolches Gerede an ſich vorüberſtreichen laſſen, ohne zu fürchten, daß er als Krieger und Feldherr dadurch an ſeinem Ruhme zu leiden hätte. Nur erſt als derlei Anſchuldigungen in einer beſtimmteren Geſtalt ausführlich vorgetragen, und durch einen Verfaſſer, der alle Kennzeichen eingeweihter Mitwiſſenſchaft trug, ſcheinbar begründet wurden, durfte und wollte er nicht länger ſchweigen. Ein ſolcher Angriff, verbunden mit ſonſtigen großen Lobeserhebungen, erſchien in der Zeitſchrift „Lichtſtrahlen“, welche in Leipzig herauskam, und konnte wahrſcheinlicherweiſe nur den Oberſten von Maſſenbach zum Verfaſſer haben. Um darüber Gewißheit zu erlangen, ließ Blücher unter dem 26. Januar 1808 folgende von ihm unterſchriebene Aufforderung in die Berliner Zeitung einrücken: „Der Verfaſſer der Abhandlung: Bemerkungen über die Schrift „Operationsplan im Jahre 1806“ in der Zeitſchrift Lichtſtrahlen hat mir ſeine Liebe und Achtung wiederholentlich verſichert. Ich lade ihn ein, wenn er ein Mann von Ehre iſt, mir ſeinen Namen zu ſpendiren. Es liegt mir und der preußiſchen Armee, ja auch dem ganzen Publikum zu viel daran, einen Mann zu kennen, der dieſelbe Perſon lieben, ehren, achten, verläumden und belügen kann. Man würde hiebei denn auch ſehen, ob der Autor nicht ein Mann iſt, der ſelbſt Fehler gemacht, oder dem wenigſtens ſolche zur Laſt gelegt werden, und darum aus liebevollen Geſinnungen andere ehrliche Leute, die ihre Schuldigkeit gethan, gern mit hineinziehen möchte. Was den Vorwurf betrifft, daß ich mein eignes Vaterland, Mecklenburg, nicht verſchont, ſo ſcheint es, als wolle der gütige Autor mich einem Kommandanten einer Feſtung gleichſtellen, der die ihm auf Ehre, Pflicht und Gewiſſen anvertraute Feſte aus wahrer Herzensgüte übergiebt, damit ſeine und ſeiner Verwandten Häuſer nicht zerſchoſſen werden. Nach meinen Grundſätzen iſt Pflichterfüllung das erſte, was einem Manne von Ehre obliegt. Lübeck betreffend, ſo war es für mich ſchmerzhaft, deſſen braven Bewohnern ſo viel Unangenehmes zufügen zu müſſen. Wäre aber bei Lübeck das befolgt worden, was geſchehen ſollte und konnte, ſo würde ich, wenn ich das Unglück für die Stadt auch zehnmal größer vorausgeſehen hätte, dennoch die Beſetzung nicht unterlaſſen haben. Mein Zweck, die Feinde ſo lange zu beſchäftigen, bis daß die ruſſiſchen Armeen herankämen, und dadurch Preußen und Schleſien zu retten, würde dann in größerm Umfange erreicht worden ſein.“ — Die Faſſung dieſer Anzeige läßt die Stimmung erkennen, in der ſie geſchrieben worden; die Derbheit des Kriegers, auf ein Gebiet verſetzt, wo kein kurzes Kraftwort ausreicht, wirft ſich in Redensarten, deren Werth hinter dem gemeinten Sinne weit zurückbleibt; der Hauptpunkt, das Nichteintreffen bei Prenzlau, wird ſogar völlig übergangen. Blücher war ſich wohl im Allgemeinen bewußt, Recht zu haben, aber dies, anſtatt durch That, durch Erörterungen darzuthun, mußte ihm in Anſehung der Mittel und des Erfolgs ein unſicheres Gefühl geben, welches ihm die Sache immer als einen böſen Handel erſcheinen ließ. Ungefähr in gleicher Lage konnte vormals der treffliche Zieten ſich befinden, wenn er in Worten auseinanderſetzen und vertheidigen ſollte, was er im Felde löblich ausgeführt. Nachdem, durch Blücher's Aufforderung bewogen, ſich Maſſenbach als Verfaſſer jenes Aufſatzes genannt, und in weiteren Schriften und Aufſätzen bei ſeinen Behauptungen geblieben war, überſandte Blücher in einem Schreiben an den König ſeine Rechtfertigung, und erbat den Spruch eines der Ehrengerichte, welche zur Unterſuchung des Verhaltens der Generale und Offiziere während des eben beendigten Krieges niedergeſetzt waren. Beſſer, als ſein eigener Aufſatz, vertheidigte ihn hier die Zuſammenſtellung der Thatſachen und das Zeugniß des Generals von Scharnhorſt. Es ergab ſich, daß Blücher, weit entfernt, wider Befehl einen Ruhetag zu halten, den erlaubten ſogar aufgegeben, daß er Nachtmärſche, deren Unterlaſſung ihm vorgeworfen wurde, mit Anſtrengung gemacht hatte. Auch der Zug nach Lübeck und die daſelbſt erfolgte Ergebung erſchienen gerechtfertigt, und alle Zeugen ſtimmten überein, daß alles geſchehen ſei, was nur irgend möglich geweſen. Blücher wurde durch das Ehrengericht zu Königsberg, bei welchem die Brüder des Königs den Vorſitz führten, von jeder Schuld freigeſprochen. Indeß erhielt ſich die Meinung, daß Blücher, hätte er ahnden können, ſein Erſcheinen ſolle die ſchimpfliche Uebergabe vereiteln, vielleicht dennoch Prenzlau früh genug erreicht haben würde, ja daß, wie auch Maſſenbach verſichert, ſeine bloß perſönliche Ankunft vermögend geweſen wäre, Muth und Entſchloſſenheit in die verzagten Gemüther zurückzurufen.

In Preußen, ſoweit nach dem unglücklichen Frieden noch die Wirkſamkeit dieſes Namens galt, wandte ſich alles Beſtreben eifriger und eifriger auf neue Belebung der Staatskräfte. Der Miniſter vom Stein, am 5. Oktober 1807 an die Spitze der Angelegenheiten berufen, wollte durchgreifend den Grund zu einem ganz neuen geſellſchaftlichen Zuſtande legen, wie ihn, im Geiſte der fortſchreitenden Entwickelung, auch der Miniſter von Hardenberg gleich nach dem Frieden von Tilſit eifriſt angerathen hatte, und ſpäterhin wirklich, wenn auch nur theilweiſe und bedingt, hervorrief. Der General von Scharnhorſt arbeitete mit gleicher Anſtrengung und ſichrem Erfolg, ein neues Kriegsweſen und den Kern eines Heeres aufzuſtellen, welches einer raſchen und mächtigen Kraftentwickelung fähig wäre; ſeine kluge und nachdrückliche Thätigkeit verſah das Land in möglichſter Stille mit kriegsfertiger Mannſchaft, mit allen Waffenvorräthen und Rüſtwerken, deren es zu künftigem Ausbruche gegen die Franzoſenmacht bedürfen konnte. Allein mit dieſen von der Regierung unmittelbar ausgehenden Betreibungen, deren Gränze beſtimmt und deren Wirken durch vielfache Bedingniſſe gehemmt blieb, begnügte ſich der erwachte Vaterlandseifer nicht. Gleichgeſinnte Männer verbündeten ſich zu einem Vereine, deſſen Richtung und Anordnung als ſittlich-wiſſenſchaftlich bezeichnet, und, in ſolchem Sinne von der Staatsbehörde gebilligt, einer ausgedehnteren Wirkſamkeit für ganz Deutſchland fähig wurde. Der Geiſt dieſes Bundes und die Zwecke ſeiner Mitglieder waren im Anfange ſicherlich ganz rein, der Haß gegen die fremde Unterdrückung und der Eifer für das Vaterland die leitenden Triebfedern. Doch das Dunkel des Geheimniſſes begünſtigte in der Folge auch andere Beimiſchung, und der Verein, welcher unter dem Namen Tugendbund bald eine große Zahl mannigfacher Mitglieder umfaßte, nahm in ſeinen verſchiedenen Verzweigungen wechſelnde Farben und Wirkungen an, die ſich der Berechnung ſelbſt der urſprünglichen Lenker entzogen. Durch das Verbot, welches bald auch von preußiſcher Seite wider den bedenklich gewordenen Bund erging, der aber bereits in anderen Staaten, beſonders in dem neuen Königreiche Weſtphalen, Beſtand gewonnen, wurde nur das Geheimniß tiefer, die Richtung ſelbſtſtändiger. Ohne Zweifel hat dieſe Geſellſchaft in Deutſchland viel gewirkt und geleiſtet, und manches möglich gemacht, was in der Folge, wenn auch in anderer Geſtalt, hervortrat, ſie war dem Freunde ein Anhalt, dem Feinde ein Schrecken; was in ſpäteren Jahren Unheilvolles und Strafbares aus dieſer Quelle gefloſſen ſein mag, iſt den früheren Theilnehmern nicht anzurechnen. In jener erſten Zeit, da leidenſchaftlicher Franzoſenhaß noch allein der Sache zum Grunde lag, war Blücher mit dem Weſen des Bundes vertraut, kannte die Mitglieder, arbeitete mit ihnen eifrigſt zu demſelben Ziele hin; allein weder damals noch ſpäterhin iſt er in den Bund als Mitglied eingetreten, ſei es, daß er ſelbſt Abneigung empfunden, ſich in dergleichen einzulaſſen, oder daß die Andern gemeint, ſeiner ohnehin zu jeder Mitwirkung genug verſichert zu ſein. In der That ließ er es an keiner Beeiferung fehlen, ſein Muth und Sinn leuchteten Allen vor. Den kriegeriſchen Geiſt der Truppen zu nähren, neues Geſchütz und Waffen aller Art zuſammenzubringen, haltbare Lagerfeſten zu bereiten, war ſeine Sorgfalt ſo furchtbar als kraftvoll. In dieſem Wirken wurde er nur gehemmt, bald mehr bald minder, durch eine Kränklichkeit, welche ihn im Sommer 1808 befiel, und mit einigen Zwiſchenzeiten faſt drei Vierteljahre anhielt. Seine Gemüthsſtärke erſchien dabei nicht geſchwächt, ſondern vielmehr erhöht, ſeine Vorſtellungen nahmen einen lebhafteren Schwung. Von Königsberg wurde im Juni der Oberſt von Bülow nach Pommern geſandt, um Blücher'n, deſſen Vertrauen er beſaß, in den Geſchäften ein Gehülfe zu ſein. Im Auguſt ſchrieb ihm ebendaher Scharnhorſt: „Ew. Excellenz Brief hat mir unbeſchreibliche Freude gemacht; Alle ſagen und Alle ſchreiben, und ich ſehe es aus Ihrem eigenen Schreiben, daß der Geiſt nichts gelitten. Sie ſind unſer Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden, nur mit Ihnen iſt Entſchloſſenheit und Glück.“ In

Stargard, wohin das Hauptquartier im Herbſt vorrückte, nahm das Uebel wieder zu, und hypochondriſche Leiden wirkten auf ſeine Einbildung, doch ohne dieſelbe in dem Maße zu zerrütten, wie übertreibende Erzählung verbreitet hat. Dem alten Tollkopfe, wie er ſich ſelbſt nannte, legte man leicht als wahnvollen Schwindel aus, was die Folge vielmehr als tiefen Drang einer im Innern zur That ringenden Heldenkraft dargethan. In ſeinen Anwandlungen nämlich erzählte er viel und ausführlich, wie es künftig in der Welt kommen müſſe, wie er ſelbſt mit Heeresmacht den franzöſiſchen Kaiſer ſtürzen, Deutſchland befreien, und den König ſiegreich in ſein Land zurückführen werde; alles dies ohne den geringſten Zweifel, als ganz unfehlbare Dinge. „Napoleon muß herunter, ſprach er, und ich werde ſchon helfen; eh das geſchehn iſt, will ich nicht ſterben.“ Man lachte ihn mitunter aus, aber er blieb auf ſeinem Sinn, und glaubte feſt an ſeinen hohen Beruf und deſſen nahe Erfüllung.

Wirklich ſtand Napoleon's Macht bereits in neuen Kampfesprüfungen, durch den in Spanien entzündeten Volkskrieg und den von Oeſterreich drohenden Angriff zwiefach verwickelt und getheilt. Der Augenblick ſchien gekommen, daß auch Preußen ſich erhöbe, und im allgemeinen Aufſtande das franzöſiſche Joch zertrümmerte. In dieſem Sinne regte ſich bald von allen Seiten der glühendſte Eifer; zu demſelben Ziele wirkten die Betreibungen des Tugendbundes, die Anreizungen Oeſterreichs; alle Hoffnungen erwachten, die Ungeduld ſtieg auf's höchſte. Auch Blücher war ganz dieſer Richtung hingegeben, und perſönlich zu jedem Wagniſſe bereit. Entwürfe waren ausgearbeitet zur allgemeinen Bewaffnung gegen die Franzoſen, zur Wegnahme von Stettin und Küſtrin, zum Einbruch in Weſtphalen; Offiziere betrieben geheime Werbungen für bevorſtehende Kriegsereigniſſe; Grundſätze und Maßregeln der kräftigſten Art waren überall an die Spitze geſtellt. Als im April 1809 der Major von Schill mit ſeinem Huſarenregimente in ſolchem Geiſte eigenmächtig aus Berlin zum Kriege gegen die Franzoſen auszog, meinte Blücher anfangs, dieſer Schritt, höheren Ortes gutgeheißen, werde den Aufbruch des ganzen Heeres zur Folge haben, und der Krieg gegen Napoleon ſei die Aufgabe des Tages. Kraftvoll ſprach und ſchrieb er in dieſem Sinne, und eilte ſeine Truppen zum Vorrücken auf den erſten Befehl fertig zu halten. Doch ſeine Ungeduld hatte diesmal ihn dennoch getäuſcht; der Zeitpunkt allgemeiner Erhebung war noch nicht eingetreten, die Umſtände des Gelingens noch nicht reif. Die Macht Frankreichs hielt die deutſchen Länder noch gezügelt, Preußen blieb durch Rußlands damalige Verbündung mit Frankreich gehemmt, Schill's Unternehmen ſcheiterte, der kühne Zug des Herzogs von Braunſchweig endete mit Einſchiffung, und Oeſterreich unterlag, trotz des Sieges von Aspern. Mit Unmuth empfing Blücher den Befehl, ſeine angehobene Rüſtung ſogleich wieder einzuſtellen, doch gehorchte er ohne Säumniß. Er äußerte ſeinen Verdruß über den kläglichen und nutzloſen Ausgang des Schill'ſchen Unternehmens. Ihm wurde der traurige Troſt, die Trümmer von Schill's bei Stralſund vernichteter Schaar rettend aufzunehmen, welches ſelbſt die franzöſiſchen Generale durch menſchenfreundliche Nachſicht erleichterten. Der Frieden von Wien ſchloß bald jede Ausſicht einer nahen Wandlung der Dinge, und die darauf geknüpfte enge Verbindung Oeſterreichs mit Napoleon ſchien den gegenwärtigen Zuſtand auf weithinaus zu befeſtigen. Für Blücher war der Geſichtskreis ringsumher verdunkelt, doch in ſeinem Innern nach wie vor leuchteten hell Muth und Zuverſicht. Inmitten jener unruhigen Bewegungen war ihm aus Königsberg vom 20. Mai 1809 ſeine Ernennung zum General der Reiterei zugefertigt worden, und ſomit wenigſtens auf künftigen Kriegsbefehl die erhöhte Anwartſchaft ertheilt. Im Herbſte deſſelben Jahres erhielt er auch die durch den Tod des Staatsminiſters von Arnim erledigte Präbende im Domkapitel zu Brandenburg, wodurch ſeine Einkünfte anſehnlich vermehrt wurden.

Zu den Unglücksfällen, von welchen Preußen getroffen war, geſellte ſich ein neuer Schlag, einer der härteſten und verhängnißvollſten, und auf den die Gemüther am wenigſten vorbereitet waren. Die ſchöne, anmuthreiche Königin Luiſe, dem Königlichen Gemahl wie dem ihr leidenſchaftlich ergebenen Volk ein herrliches Bild edlen Leidens und muthigen Hoffens darſtellend, ſtarb nach kurzer Krankheit den 19. Juli 1810 in der Blüthe ihrer Jahre. Der Eindruck dieſer durch das ganze Land hineilenden Schreckensnachricht war furchtbar. Blücher's Gemüthsſtimmung bei dieſem Ereigniſſe zeigt ſich eigenthümlich in folgendem, aus Stargard vom 22. Juli an den Rittmeiſter von Eiſenhart geſchriebenen Briefe: „Lieber Eiſenhart! Ich bin wie vom Blitz getroffen. Der Stolz der Weiber iſt alſo von der Erde geſchieden. Gott im Himmel, ſie muß vor uns zu gut geweſen ſein. Schreiben Sie mich ja, alter Freund, ich bedarf Ufmunterung und Unterhaltung. Es iſt doch unmöglich, daß einen Staat ſo viel auf einander folgendes Unglück treffen kann, als den unſrigen. Uebrigens gebe der Himmel, daß ſich alles, was Ihr letzter Brief enthält, beſtätiget, in meiner jetzigen Stimmung iſt mich nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vier Enden. Immer derſelbe, Blücher.“

Im Frühjahr 1811 wurde Blücher's Hauptquartier von Stargard wieder nach Treptow verlegt. Die Betreibungen in Preußen gegen die Franzoſen dauerten im Stillen eifrig fort, ſelbſt wenn zum Angriffe wenig Ausſicht und Drang mehr war, ſo ließen die Zweifel, welche mehr und mehr über Napoleon's Abſichten aufſtiegen, doch keine andere Wahl, als wenigſtens zur Vertheidigung gerüſtet zu ſein. Die Stellung Frankreichs zu Rußland hatte ſich inzwiſchen ſehr verändert, ſie wurde immer kriegdrohender, die beiderſeitige Vorbereitung zum Kriege deutlicher. Für Preußens künftiges Geſchick in dem bevorſtehenden Kampf ergab ſich nirgends eine Gewähr, als in der eigenen Waffenſtärke. Napoleon ſelber trieb zu dieſer Ueberzeugung, indem er durchſchauen ließ, daß ihm lieber ſein dürfte, Preußen feindſelig zum Opfer der Umſtände in Ungewißheit aufzubewahren, als daſſelbe mit einer Art von Sicherſtellung zum Bundesgenoſſen zu gewinnen. So viel nur irgend, ohne den wachſamen Feind voreilig herauszufordern, möglich war, wurde demnach in Preußen für den Krieg gerüſtet. Die Anſtrengungen, welche damals geſchahen, in einem von dem Feinde theils beſetzten, theils durchzogenen, und durch unerſchwingliche Laſten gedrückten Lande, der Eifer und Muth, welcher ſo viele Männer aus allen Ständen zur mannigfachſten Thätigkeit beſeelte, waren die Vorläufer künftiger allgemeiner Krafterhebung, und gereichen ihren Urhebern und Leitern zum dauernden Ruhme. Die Anordnung des Heerweſens in allen ſeinen Theilen, die Maßregeln der Verwaltung, die Verhandlungen nach außen, die Befeuerung der Gemüther durch kühnes geiſtreiches Wort, alles wirkte vereint zu demſelben Ziel. Jedoch die Erfüllung wurde auch diesmal noch den heißen Wünſchen entrückt. Die Schanzarbeiten, welche zur Inſtandſetzung der den Preußen noch verbliebenen Feſtungen, inſonderheit Kolbergs, angeordnet waren, konnten nicht in ſolcher Stille geſchehen, daß ſie den Franzoſen ganz unbemerkt geblieben wären. Napoleon erließ, mit dem gebieteriſchen Verlangen der Einſtellung aller jener Arbeiten, die heftigſten Beſchwerden über die feindlichen Geſinnungen, welche in Preußen gegen ihn gehegt und geäußert würden, über die offenbaren Betreibungen, welche dort im Volke umgingen. Die Lage der Dinge geſtattete im Augenblicke keinen Ausweg, als den der Nachgiebigkeit; unter ſolchem Anſchein mußte die **Kraft** ſich verhüllen und bewahren. Ein Bündniß Preußens mit Frankreich wurde in Paris durch den General von Kruſemark unterhandelt, und kam den 24. Februar 1812 zum Abſchluß. Für den Fall eines Krieges mit Rußland, verſprach Preußen 20,000 Mann Hülfstruppen. Unter ſolchen Umſtänden wurde Blücher, an deſſen Namen, Treiben und Reden ſich die mißtrauiſche Eiferſucht der franzöſiſchen Behörden zunächſt anhing, auf deren amtliche Beſchwerdeführung vom Oberbefehl in Pommern abgerufen, und ſollte ſich wegen der ihm von jener Seite gemachten Beſchuldigungen rechtfertigen. Schon früher war Scharnhorſt aus aller Thätigkeit, wenigſtens ſcheinbar, abgetreten. Gegen Ende des Januars 1812 verließ Blücher die Truppen, und begab ſich nach Berlin. Hier verweilte er ſechs Wochen, durch ſeine bloße Erſcheinung den Franzoſen ſchon ein Aergerniß, durch ſeine heftigen Aeußerungen auch den preußiſchen Staatsbehörden unbequem. Zwar die Anklagen, wie ſie franzöſiſcherſeits, in ſtarken Ausdrücken, doch nur ungenau und fehlgreifend, gefaßt waren, ließen ſich leicht abweiſen, und dies geſchah durch eine bündige Vertheidigungsſchrift, welche Ribbentrop für ihn aufſetzte; allein ſein tägliches Benehmen, jeder Rückſicht entledigt, die ihm ſonſt noch die eigne Befehlführung auferlegt hatte, war ohne Maß, und gab ſich und Andern ſchlimme Blößen gegen den übelwollenden Feind. Da er, vom Kriege des Jahres 1806 her, noch mancherlei Forderungen an den Staat geltend machte, und Entſchädigung für erlittene Verluſte anſprach, ſo ſchenkte ihm der König in dieſer Zeit, frühere Dienſte berückſichtigend und künftiger gewärtig, das Gut Kunzendorf in Schleſien bei Neiße, zugleich aber empfing er die Mahnung, Berlin zu verlaſſen, und ſeinen Aufenthalt in Schleſien zu nehmen; ein Kabinetsſchreiben des Königs eröffnete ihm die Nothwendigkeit dieſer Verfügung, milderte deren Herbheit durch Bezeigung des größten Vertrauens, und verhieß ihm reichen Erſatz für das augenblickliche Zurücktreten in vielleicht naher Zukunft. Blücher, mehr unwillig als getröſtet, reiſte nach Kunzendorf ab, und verlebte darauf die nächſte Zeit in Schweidnitz, und endlich in Breslau gezwungen unthätig; aber ſeine Art und Weiſe blieb in dem Wechſel der Verhältniſſe unverändert; immer derb und tüchtig das Nächſte handhabend, ſetzte er beharrlich Muth und Vertrauen auf die Zukunft, und während die oft geringen Unterhaltungen des Tages ihn ganz hinzunehmen ſchienen, hielt ſein Inneres wachſam die Kraft verſammelt, für welche die neue Bahn ruhmvoller Thaten ſich doch endlich wieder eröffnen ſollte.

Napoleon's Heerſchaaren, im Frühjahr 1812 von allen Seiten heranziehend, überſchwemmten Preußen, wo ſie die Feſtungen zum Theil ſchon beſetzt hatten, zum Theil nebſt der Hauptſtadt jetzt noch beſetzten, und ſtrömten dann in ununterbrochenem Durchzuge verwüſtend gegen die ruſſiſche Gränze hin. Eine halbe Million Krieger hatte der franzöſiſche Kaiſer hier gegen die Mitte des Juni zuſammengebracht, und an ihrer Spitze begann er am 24. durch den Uebergang über den Niemen ſeinen Einbruch in das ruſſiſche Reich. Mit reißendem Vordringen gewann er Wilna, Witepsk, Smolensk, anfangs ohne Widerſtand der Ruſſen, dann mit vergeblichem, bis endlich die ungeheure Schlacht von Borodino ihm den Weg nach Moskau gewaltſam öffnete, und am 14. September dieſe alte Hauptſtadt ſich dem Sieger beugte. So glänzende Erfolge, ſolch raſches Ereilen eines ſo entlegenen Ziels, überſtiegen die kühnſte Vorſtellung; die Macht Napoleon's erſchien unwiderſtehlich, und mehr als je das Loos der Länder und Staaten ſeiner Willkür unterworfen. Für Preußen insbeſondere ſchien auf weithinaus die traurigſte Abhängigkeit befeſtigt, ſeine Truppen folgten, gleich denen Oeſterreichs, dem franzöſiſchen Heereszuge verbündet nach, und durften von dem Kampfe keine Frucht, als die des kriegeriſchen Ehrenruhmes hoffen. Allein die kräftige Geſinnung der Vaterlandsfreunde war durch die ſtaunenswerthen Erfolge Napoleon's nicht zu erſchüttern, je mehr er ſiegte, je mehr ſich ihm die Welt unterwarf, deſto ſtärker wuchs ihre Ueberzeugung, er müſſe geſtürzt werden. In dieſem Sinne beharrte ſtandhaft Blücher, und mit ihm tapfre Genoſſen, welchen der Blick auf Spanien und Portugal das ermuthigende Beiſpiel eines Volks und eines Feldherrn zeigte, welche der Allgewalt Trotz boten, und denen andre ſich gleich fühlen konnten. Solcher muthvollen Zuverſicht gaben die Ereigniſſe ſchneller, als zu ahnden war, thatſächliche Begründung. Jede Vorſtellung überbietend, wie bisher ſeine Erfolge, entwickelten in plötzlicher Wendung ſich alsbald Napoleon's Mißgeſchicke. Moskau ging in Flammen auf. Die Ruſſen ſtritten hartnäckig; ein furchtbarer Winter traf das franzöſiſche Heer, ſein Rückzug wurde zum völligen Untergang. Von den ruſſiſchen Schaaren gedrängt, im Rücken, von beiden Seiten, und endlich von vorn angefallen, konnte Napoleon den 26. und 27. November an der Bereſina kaum noch ſeine Rettung erkämpfen, und eilte dann, die jammervollen Trümmer ſeines Heeres verlaſſend, in heimlicher Flucht faſt allein über Warſchau nach Dresden, wo er am 14. Dezember anlangte, und von hier nach Paris, wo er am 18. eintraf. Mit wunderbaren Eindrücken hatte die Nachricht von dem Verderben der Franzoſen die Länder erfüllt; in Preußen waren alle Gemüther aufgewacht, und es fehlte nicht an verwegenen Gedanken, dem franzöſiſchen Kaiſer die Rückkehr nach Frankreich abzuſchneiden, ihn ſelbſt auf dem Wege aufzuheben. Napoleon's Eile überhob einer ſolchen gewagten Unternehmung. Inzwiſchen enthüllte ſich das Unglück und der Verluſt der Franzoſen mit jedem Tage ſchrecklicher; von dem ungeheuren Heere ſtanden faſt nur die Hülfstruppen

Preußens und Oeſterreichs unverſehrt, welche abgeſondert als äußerſte Flügel weit hinter der Mitte zurückgeblieben waren. Der Anblick der franzöſiſchen Flüchtlinge, die in geringer Zahl und im elendeſten Zuſtande durch Preußen zogen, und die Gewißheit, daß in ganz Deutſchland für den Augenblick keine franzöſiſche Macht vorhanden, die den ſiegreichen Schaaren der Ruſſen zu widerſtehen vermöchte, ließ die Kühnſten ſchon nicht zweifeln, der Augenblick ſei gekommen, wo es nichts bedürfe, als ſich offen gegen Napoleon zu erklären, um die franzöſiſche Herrſchaft in Deutſchland völlig zu zertrümmern. Allein die Feſtungen ſämmtlich, welche die Franzoſen an der Weichſel, Oder und Elbe beſetzt hielten, ließen faſt ganz Preußen wehrlos in ihre Hand gegeben, die Bande des Rheinbundes ſchienen das übrige Deutſchland feſtzuhalten, und die aus Trümmern zuſammengerafften letzten franzöſiſchen Schaaren, die ſchon von der Weichſel wieder nur kämpfend wichen, halfen das Vordringen der Ruſſen verzögern. Napoleon aber betrieb in Paris mit allem Nachdruck ſeiner raſtloſen Thätigkeit alle Rüſtungen und Anſtalten, um an der Spitze eines neuerſchaffenen Heeres ſchleunigſt wieder im Felde zu erſcheinen. Von ihm durfte man die rieſenhafteſte Anſtrengung erwarten, ſeine und Frankreichs Hülfsmittel noch lange nicht erſchöpft glauben. Unter ſolchen Umſtänden bedurfte es noch andrer Ereigniſſe, bevor in Preußen die Umkehr der Dinge geſchehen konnte, welche Blücher's und ſeiner Freunde muthiger Willen voll Ungeduld beſchleunigt wünſchte.

Der General von Yorck, unter dem Oberbefehle des Marſchalls Macdonald die preußiſchen Hülfstruppen bei dem franzöſiſchen Heere führend, war auf dem Rückzuge aus Kurland durch die nachrückenden Ruſſen von den Franzoſen getrennt worden, und benutzte dieſen Umſtand zu einem Schritte, der für die weiteren Weltbegebenheiten von entſcheidenden Folgen war. Er ſchloß mit den Ruſſen, unter Vorbehalt der Königlichen Genehmigung, aber für den Augenblick ganz auf ſeine Gefahr, zu Tauroggen am 30. Dezember 1812 eine Uebereinkunft, nach welcher die preußiſchen Truppen am Kriege fürerſt nicht weiter Theil nahmen; eine Vereinigung mit den Ruſſen gegen die Franzoſen, wozu die Gemüther längſt vorbereitet, und die näheren Einverſtändniſſe leicht geknüpft waren, ſchien von ſelbſt als zweiter Schritt aus jenem erſten ſich zu folgern. Dieſe That, die im Großen gelungene Wiederholung deſſen, was drei Jahre früher im Kleinen geſcheitert war, gab das Zeichen einer großen Umwandlung der Dinge für Preußen, ſie riß den ganzen Staat unwiderſtehlich in ihre Richtung hinüber. Die Franzoſen ſchrieen laut über den Verrath des Generals von Yorck, wie einſt über den des Marquez de la Romana, noch lauter aber begrüßte beide der Freudenzuruf des Vaterlandes. Napoleon hatte durch Unterdrückung ſolchen Haß auf ſich geladen, daß die Feinde auch ihrerſeits ihm keine Treu mehr ſchuldig glaubten, und jedes Mittel gerecht war, wenn es nur gegen ihn zum Zwecke führte. Die von dem Könige gegen Yorck's eigenmächtiges Verfahren anfangs ausgeſprochene Erklärung vermochte nicht die erwachte Feindſchaft Napoleon's zu beſchwichtigen; für Preußen ſtieg die Befürchtung zur Gewißheit, daß der franzöſiſche Kaiſer, ſollte er noch wieder, und wäre es ſelbſt mit Hülfe der Preußen, den Ruſſen obſiegen, den ihm unbequemen und ſtets gefährlichen Staat vernichten würde. Die Fortſchritte der Ruſſen dagegen gewannen der Geſinnung und dem Muthe, welche den Schritt Yorck's geleitet hatten, immer größeren Raum und ſtärkeren Beſtand. Um ſich der Obhut der Franzoſen zu entziehen, verließ der König Berlin, und begab ſich nach Breslau, ſeine freien Entſchließungen daſelbſt zu faſſen. Hier drängten ſich die Looſe der Zukunft auf den Hochpunkt entſcheidender Wahl; der Staat war durch die widerſtreitendſten Verhältniſſe und Rückſichten in die gefahrvollſte Verwickelung gerathen, ein unüberſehbares Feld der Thätigkeit nach innen und nach außen ſollte jetzt Ein Augenblick ausfüllen. Dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg bleibt das Verdienſt, daß er in dieſer Zeit an der Spitze der Geſchäfte geſtanden, und durch Klugheit, Beſonnenheit, Muth und Kraft, die mannigfachſten ſchwerſten Aufgaben mit feſter Hand zur glücklichſten Löſung geleitet. Für die Kriegsanſtalten waren die trefflichſten Männer in Breslau ſchon verſammelt. Blücher harrte hier, auf jeden Ruf bereit, ſich mit der erſten kriegsfertigen Schaar, die ihm vertraut würde, auf den Feind zu ſtürzen. Scharnhorſt, Gneiſenau, Kneſebeck, umgaben den König. Am 3. Februar 1813 erging ein Aufruf an die Jugend des Landes, ſich zu bewaffnen und freiwillig den Reihen der Krieger anzuſchließen, am 9. ſchon wurde die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienſt ausgeſprochen. Mit raſcher Thätigkeit, mit feurigſter Anſtrengung wurden die Truppen gemehrt, gerüſtet, geſammelt; wie viel auch für ſolchen Zweck geſchehen war, bei weitem das meiſte blieb noch zu thun, und dies unter Noth und Hemmung aller Art. Inzwiſchen wurde zu Kaliſch am 1. März die Verbündung Preußens mit Rußland förmlich abgeſchloſſen, der ruſſiſche Kaiſer kam den 15. nach Breslau, und als am 17. der König durch einen Aufruf an ſein Volk und an ſein Heer den Krieg gegen Napoleon ausſprach, ſtand ſchon eine anſehnliche preußiſche Macht in Schleſien kampfbereit, während die Truppen unter dem General von Yorck, der nun ruhmvoll gerechtfertigt und in ſeiner Befehlsführung beſtätigt wurde, verſtärkt durch andre unter dem General von Bülow in die Mark einrückten, und die Ruſſen vorausgeeilte Schaaren an der Elbe hatten.

Der Oberbefehl über die Truppen in Schleſien, welche die preußiſche Hauptſtärke bildeten, war jedoch nicht gleich anfangs Blücher'n zugedacht. Manche befürchteten, ſeine tolle Huſarenart werde ihn über alle Schranken fortreißen, und im erſten Anlauf alles auf's Spiel ſetzen. Anderen ſchien ſein Alter von 71 Jahren nicht mehr die Kraft und Ausdauer zu verſprechen, welche jetzt mehr als je nöthig dünkten; ſein barſches Weſen konnte in dem Bundesverhältniſſe den eignen wie den fremden Staatsbehörden vielfaches Ungemach bereiten. Man nannte den Grafen von Tauentzien als den General, der ihm vorzuziehen ſei. Blücher's Grimm entbrannte heftig. Auf einem Balle, den die Stadt Breslau dem ruſſiſchen Kaiſer gab, ſchimpfte Blücher beim Glaſe Punſch laut und heftig auf den Grafen von Tauentzien, auf den Fürſten von Hatzfeldt, und auf alle diejenigen, welche im entſcheidenden Augenblicke wieder nur zaghaft und bedenklich wären, durch übertriebene Schilderung die Stärke des Feindes nur immer vergrößerten, die eigne herabſetzten; ihm ſolle man nur 30,000 Mann geben, damit wolle er Napoleon und alle ſeine Franzoſen aus Deutſchland hinausjagen, und ſetze ſeinen Kopf daran. Sein Toben und Schelten zeigte wenigſtens den Mann, der ſich ſeiner Sache gewiß fühlte; einem Napoleon gegenüber konnte ſolche Zuverſicht, das war nicht zu läugnen, mehr ausrichten, als die klügſten Zweifel. Scharnhorſt inſonderheit machte die wahren Vorzüge ſeines längſt erprobten Feldherrn geltend, und als derſelbe wirklich ernannt worden, ſchloß er als Generalquartiermeiſter ſich ihm an, die einſichtsvolle Beſonnenheit ſolchergeſtalt dem rauhen Heldenthum verbündend.

Blücher war nun an der Spitze der Truppen, aber neue Schwierigkeiten zeigten ſich, ehe es zum Handeln kam. Scharnhorſt hatte mit allen Gleichſtrebenden eifrig die Anſicht verfolgt, die Verbündeten ſollten mit allen verfügbaren Truppen, ſo viel oder wenig ihrer zur Hand waren, nur ungeſäumt vordringen, die übriggebliebenen Schaaren des franzöſiſchen Heeres aus dem Felde jagen, und in Deutſchland ſo viel Boden gewinnen, um den Rheinbund zu ſprengen und neue Volkskräfte zu wecken, bevor Napoleon ſein neuerſchaffenes Heer wieder herangeführt hätte. Blücher war in dieſem Sinne ſchon am 16. März mit etwa 25,000 Preußen, welchen 13,000 Ruſſen unter dem Befehl des Generals von Winzingerode vorangingen, aus Schleſien aufgebrochen, und über Neumarkt, Liegnitz und Hainau den 22. März an der ſächſiſchen Gränze in Bunzlau eingetroffen, wo er ſogleich durch kräftigen Aufruf die Einwohner von Kottbus, welche der Frieden von Tilſit an Sachſen gebracht, zur Rückkehr unter ihren alten Landesherrn, die Sachſen zur Theilnahme an dem deutſchen Befreiungskriege aufforderte, den eignen Truppen aber ihren großen Beruf in dieſem heiligen Kriege vorhielt, und ſie zur Ordnung und Mannszucht ermahnte. Zugleich erließ er an das Heer dieſen Tagesbefehl: „An die Truppen unter meinem Befehl. Preußen! Wir überſchreiten die Gränze unſeres Gebiets und betreten ein fremdes, nicht als Feinde, ſondern als Befreier. Ausziehend zum Kampf um unſere Unabhängigkeit, wollen wir nicht ein Nachbarvolk unterdrücken, das mit uns dieſelbe Sprache redet, denſelben Glauben bekennt, öfters ehedem ſeine Truppen mit den unſrigen ſiegreich fechten ließ, denſelben Haß gegen fremde Unterdrückung fühlt, und das nur durch die von Frankreichs Argliſt irrgeleitete Politik ſeines Landesherrn bis jetzt verhindert ward, die Waffen gegen die Schergen fremder Tyrannei zu kehren. Seid mild und menſchlich gegen dieſes Volk, und betrachtet die Sachſen als Freunde der heiligen Sache deutſcher Unabhängigkeit, für welche wir die Waffen erhoben haben; betrachtet ſie als künftige Bundesgenoſſen. Sachſens Einwohner werden dagegen auf ordnungsmäßigem Wege eure billigen Wünſche befriedigen. Ahmt das Beiſpiel eurer Waffengefährten im York'ſchen Heertheile nach, die, obgleich lange auf fremdem Gebiet ſtehend, durch die ſtrengſte Mannszucht die Ehre des preußiſchen Namens bewahrt haben. Den Unwürdigen, der den Ruhm preußiſcher Mannszucht durch Gewaltthätigkeit entheiligt, werde ich nicht als einen der Unſrigen anerkennen, ſondern durch entehrende Strafen ſein Verbrechen zu ahnden wiſſen. Soldaten meines Heers, ihr kennt mich. Ihr wißt, daß ich väterlich für euch ſorge; ihr wißt aber nicht weniger, daß ich Ausſchweifungen nicht dulde, ſondern ſolche einen unerbittlichen Richter an mir finden. Achtet auch hiernach! Bunzlau, den 23. März 1813." Am 30. März rückte Blücher in Dresden ein, wo er in der Neuſtadt ſei[illegible]uartier nahm, und durch die Art, wie er ſich dem Vol[illegible]ſelig mittheilte, Zutrauen und Neigung gewann. Bü[illegible]eiber beſtürmten ihn mit der Klage, man habe ihre Männ[illegible] geringe Handwerker, die dem franzöſiſchen General Reynier [illegible] Fenſter eingeworfen, als dieſer die Sprengung der Elbbrücke vorbereiten ließ, auf den Königſtein geſetzt, und er gab ſogleich Befehl zu ihrer Freilaſſung, welche die ſächſiſche Behörde nicht zu verſagen wagte. Auch die Preßfreiheit, deren Herſtellung er den Sachſen in ſeinem Aufrufe verkündigt, ließ er für die deutſche Sache durch beſondre Befehle ſogleich in Gebrauch ſetzen. Die unerläßlichen Leiſtungen, welche für die Bedürfniſſe der Truppen gefordert wurden, ſchienen aber der Immediat-Kommiſſion, welche als oberſte ſächſiſche Staatsbehörde in Dresden beſtand, alsbald viel zu hoch, und dieſe erhob dawider entſchiedenen Widerſpruch, in einer Weiſe, welche Blücher durch folgendes Schreiben ſtrafend rügte. „Die Bedürfniſſe meines Heeres, ſchrieb er, machen es mir zur Pflicht, von den Ländern derjenigen Fürſten, die nicht mit uns verbündet ſind, und wohin der Lauf des Krieges uns führt, zu verlangen, daß dieſen Bedürfniſſen abgeholfen werde. Meine an Sachſen gemachten Forderungen ſind weit unter dem, was wir unſern preußiſchen Mitbürgern aufbürden müſſen, und was dieſe, um ihrer zu erringenden Unabhängigkeit willen, ungeachtet ſieben leidenvoller Jahre, gern und willig tragen. Auch iſt von mir nirgends geſagt, daß dieſe Bedürfniſſe unentgeltlich uns geliefert werden ſollen, und hegen wir die zuverſichtliche Hoffnung, daß ein baldigſt abzuſchließendes Bündniß zwiſchen den beiden Nachbarſtaaten die Beſtimmung enthalten wird, auf welche Weiſe die uns gelieferten Heerbedürfniſſe vergütigt werden ſollen. Was indeſſen an den von mir geforderten Gegenſtänden im Augenblick noch entbehrt werden kann, will ich, bis zur Entſcheidung des Königs, meines Herrn, auf Ihr Verlangen, gern anſtehn laſſen, aber von dem, was ſogleich nöthig iſt, etwas zu erlaſſen, würde gegen diejenigen heiligen Pflichten ſtreiten, die ich der Erhaltung meines, aus Truppen der beiden hohen Verbündeten zuſammengeſetzten Heeres ſchuldig bin. Uebrigens bemerke ich noch, daß der ungeziemende Ton, der in Ihrer geſtrigen Vorſtellung an mich herrſcht, einen Andern, der es mit unſern deutſchen Mitbürgern weniger redlich meinte, wohl hätte erbittern können, daß ich jedoch deſſenungeachtet mich beſtreben werde, die Drangſale des Kriegs dem Lande ſo viel möglich zu erleichtern, und nicht den Geiſt der Erbitterung, den die Immediat-Kommiſſion in ihre Verhandlungen mit mir zu legen angefangen hat, bei meinen Behörden zu geſtatten. Neuſtadt Dresden, am 31. März 1813.“ Dieſes Schreiben ließ Blücher am folgenden Tage in das Wochenblatt von Dresden einrücken, damit Sachſen und Preußen daraus ſeine Meinung kennen lernten, und da die ſächſiſche Oberbehörde gegen den Abdruck, der ihr große Beſchämung zuziehen mußte, eifrige Vorſtellungen machte, und denſelben auf alle Weiſe zu hintertreiben ſuchte, ſo wurde preußiſche Wache in die Druckerei geſandt, um daſelbſt die Einrückung des Schreibens und die Ausgabe der Blätter gehörig zu beaufſichtigen.

Doch ſchon am 2. April brach Blücher von Dresden wieder auf, und rückte über Freiberg, Chemnitz und Penig nach Altenburg vor, wo er am 14. April eintraf. Schon auf dieſem Marſche war er durch Rückſichten, die nicht die ſeinigen waren, um mehrere Tage verzögert worden. Ungeduldig ſandte er wenigſtens einzelne Schaaren der Reiterei, woran die Verbündeten dem Feinde ſo weit überlegen waren, ſchneller voraus; der Major von Hellwig überfiel am 13. April in Langenſalza eine baieriſche Schaar unter dem General Grafen von Rechberg, und nahm ihr Gefangene und Kanonen; der Major von Blücher ließ ſeine ſchleſiſchen Huſaren ſogar bis Gotha und Eiſenach ſtreifen, wo am 15. das Bataillon der vereinigten Herzoglich ſächſiſchen Truppen die Waffen ſtreckte. Dieſe Truppen, als ſie kriegsgefangen in Altenburg eintrafen, redete Blücher in ſeiner ſo ſtarken als herzlichen Sprache an, und grüßte ſie als Waffenbrüder, denn er zweifelte nicht, ſie würden ſogleich für die deutſche Sache mitfechten. Wirklich trat das ganze Bataillon, Offiziere und Gemeine, zu den Preußen über. Nach ſo guten Anzeichen wurde der Trieb zum Vordringen nur immer lebhafter, die größten Erfolge lagen geſichert vor Augen. Allein inmitten dieſer günſtigen Ausſichten wurde Blücher durch höhere Befehle in Altenburg unbeweglich feſtgehalten. Der ruſſiſche Feldmarſchall Fürſt Kutuſoff war der Meinung, die Hauptſtärke des ruſſiſchen Heeres dürfe nicht weiter vorrücken, bevor nicht die Erſatztruppen, die aus weiter Ferne herangezogen, angelangt wären. Die großen Verluſte welche die Ruſſen in dem angeſtrengten Winterfeldzuge gemacht, die Zurücklaſſungen, zu denen die Einſchließung von neun Feſtungen nöthigte, deren Zahl beim Vorrücken ſich um vier vermehrte, die Unentſchiedenheit der Sachſen, welche, ungewiß ob Freund oder Feind, in Torgau ſtanden, dann die Macht des Vicekönigs von Italien, der bei Magdeburg wieder 40,000 Mann hatte, und endlich der Heranzug Napoleon's ſelber an der Spitze eines neuen Heeres, machten es bedenklich, die ruſſiſchen Streitkräfte zu ſehr in's Weite zu wagen. Doch der ruſſiſche

Kaiſer theilte dieſe Meinung nicht, er trat der Anſicht Scharnhorſt's bei, deſſen Beharrlichkeit endlich ſiegte, doch für den eigentlichen Zweck ſchon zu ſpät, denn nachdem Kutuſoff in Bunzlau erkrankt zurückgeblieben, wo er nachher am 28. April ſtarb, rückte zwar die ruſſiſche Macht von allen Seiten über die Elbe vor, der General Graf von Wittgenſtein, dem die Preußen unter Yorck und Bülow folgten, aus der Mark, der General Graf von Miloradowitſch von der Lauſitz her, allein auch Napoleon hatte inzwiſchen Zeit gehabt, mit ſeiner ganzen Heeresmacht heranzuziehen, ſich mit dem Vicekönig von Italien zu vereinigen, und ſchon auf dem rechten Ufer der Saale gegen die Elbe hin den Kampf zu ſuchen, der ihm jenſeits des Thüringer Waldes hätte begegnen ſollen.

Vierzehn Tage, vom 14. bis zum 28. April, mußte Blücher's Hauptquartier unverrückt in Altenburg weilen. Dieſe unthätige Hinzögerung war höchſt peinlich. Blücher benutzte ſie wenigſtens, um ſeine Truppen in guten Stand zu ſetzen, ihre Ordnung und Zucht zu fördern. Am 24. April erließ er folgenden Heerbefehl: „Soldaten! Euer Betragen hat ſich nicht verändert, ſeitdem wir den Boden vaterländiſcher Provinzen verlaſſen, und den des ſächſiſchen Gebiets betreten haben. Ihr habt keinen Unterſchied gemacht zwiſchen dieſem und jenem Lande, und in dem einen wie in dem andern euch gleich verpflichtet gehalten zur guten Führung und Mannszucht. Ich danke euch. Ein ſolches Betragen bezeichnet den wahren Krieger, und geziemt uns, die wir für die edelſten menſchlichen Güter, für Vaterland und Freiheit kämpfen. Suchet ferner, durch Mäßigung in euren Forderungen, durch eine ſchonende und milde Behandlung, die Bewohner deutſcher Länder davon zu überzeugen, daß wir als ihre deutſchen Brüder, als ihre Befreier und nicht als ihre Unterdrücker, zu ihnen gekommen ſind. Fahret fort, in dieſem vortrefflichen Geiſte zu handeln, und ihr werdet überall, wohin das Schickſal des Krieges uns führt, mit offenen Armen aufgenommen werden, nachdem der Ruf eurer muſterhaften Führung vorausgegangen iſt.“ Erſt das Anrücken des Feindes konnte den Bann der Unthätigkeit löſen, in welchem Blücher mit ſeinen Trup[illegible]er. Der franzöſiſche

Bayeriſche

Kaiſer, ſchon am 25. April in Erfurt angekommen, wo er ſeinen zuſammengebrachten Schaaren die Richtungen zum Vorrücken ausgetheilt, ſetzte am 28. alles in Bewegung, um nach Sachſen einzudringen, und nachdem er am 29. bei Naumburg über die Saale geſetzt, ſich mit dem Vicekönig von Italien, der von der unteren Saale heraufziehend bei Merſeburg gleichfalls über dieſen Fluß gegangen, vereinigt, und die Vortruppen der Verbündeten auf beiden Punkten zurückgedrängt, rückte am 30. die ganze franzöſiſche Macht gegen Leipzig vor. Auch die Verbündeten brachen nun von allen Seiten nach dieſer Richtung auf, entſchloſſen dem Feind eine Schlacht zu liefern. Blücher rückte nordwärts gegen Borna, um den Ruſſen, die von der Elbe heranzogen, die Hand zu bieten. Er trat beim Zuſammentreffen ſeines Heertheiles mit dem des Generals Grafen von Wittgenſtein dieſem den Oberbefehl willig ab, überzeugt, daß vielfache Gründe dieſe Verläugnung für den Augenblick geboten. Wittgenſtein ſandte am 1. Mai den General von Winzingerode gegen Lützen vor, wo derſelbe auf der Höhe bei Poſerna mit den Vortruppen des Marſchalls Ney in's Gefecht kam, und unter ſtarkem Widerſtande langſam wich. Durch eine Kanonenkugel wurde hiebei der Marſchall Beſſieres getödtet, deſſen Verluſt auf Seiten der Franzoſen ſehr ernſten Eindruck machte. Napoleon aber ſetzte ſeinen Zug mit allen Truppen von Weißenfels gegen Leipzig fort, wo er die Hauptſtärke der Verbündeten glaubte, während dieſe, die Elſter überſchreitend, in der Nacht auf den 3. Mai zwiſchen Pegau und Zwenkau in der rechten Flanke ſeines Zuges ſich zum Angriff entfaltete. Der General von Kleiſt behielt mit 5000 Preußen rechts Leipzig beſetzt, der General Graf Miloradowitſch wurde mit 12,000 Ruſſen links gegen Zeitz entſendet, wo jedoch kein Feind ſich blicken ließ. Den trefflichen Entwurf zur Schlacht hatte Scharnhorſt angegeben, die Ausführung aber entſprach der Anlage nicht, weil die ruſſiſchen Anordnungen von den preußiſchen mehr und mehr abwichen, und ohne gehörige Kunde vom Feinde und faſt ohne Beachtung der Gegend bloß einer ungefähren Vorſtellung folgten, welche ſich [illegible] glücklichen Gefechte

Wittgenſtein's an der Düna blindlings ſtützen wollte. Der Angriff gegen Lützen ſollte am 2. Mai mit Tagesanbruch erfolgen, aber erſt Mittags um 11 Uhr ſtand das verbündete Heer zwiſchen Werben und Domſen in Schlachtordnung, und als unvermuthet der Feind in dem vorliegenden Dorfe Groß-Görſchen entdeckt wurde, rückten die Preußen aus dem Vordertreffen gegen daſſelbe an. Das Dorf wurde genommen, aber hinter demſelben auf den Höhen von Kaya zeigte ſich der Feind, Truppen von Ney's Heertheil, in Stärke, und ein heftiges Geſchützfeuer begann von beiden Seiten. Auch die Dörfer Rahna und Klein-Görſchen wurden von preußiſchem und ruſſiſchem Fußvolke genommen, und in wiederholtem Angriff ſelbſt Kaya dem Feind entriſſen, während Geſchütz und Reiterei das feindliche Fußvolk niederwarfen, und ihm Kanonen und Gefangene nahmen. Aber kaum hatte Napoleon, ſchon in der Nähe von Leipzig, den Kanonendonner zu ſeiner Rechten vernommen, als er ſeines bisherigen Irrthums innewerdend nach dieſer Gegend eilte, und allen Truppen befehlen ließ, von jedem Punkte, wo gerade der Befehl ſie träfe, ſogleich querfeldein ſchleunigſt dieſelbe Richtung zu nehmen. Er ſelbſt und Ney waren ſchon auf dem Kampfplatze angelangt, wo der Heertheil des letzteren im Gefecht ſtand, und raſch wurden dieſem die gehäuft anrückenden Truppen zugewendet. Auf den linken Flügel der Verbündeten über Starſiedel drang der ſechſte franzöſiſche Heertheil unter dem Marſchall Marmont an, noch weiter hinaus bei Kölzen der vierte Heertheil unter dem General Bertrand, gegen den rechten Flügel ſollte der Vicekönig Eugen mit dem elften Heertheil unter dem Marſchall Macdonald hervorbrechen, alle übrigen Truppen waren auf die Mitte gerichtet. Ihnen that bei Kölzen Winzingerode mit der ruſſiſchen und Prinz Wilhelm von Preußen mit der preußiſchen Reiterei bei Starſiedel glücklich Einhalt; bei Eisdorf begegnen ihnen ruſſiſche und preußiſche Truppen, doch nicht in genugſamer Stärke. Napoleon indeß läßt Kaya wieder erſtürmen, und ein mörderiſcher Kampf entſteht um die Dörfer, deren Beſitz mehrmals wechſelt, die Blüthe der jungen Leute von Frankreich und Preußen findet hier den Tod, zugleich die verſuchteſten Generale, die beſonders auf franzöſiſcher Seite ihren ungeprüften Neulingen das Beiſpiel der Todesverachtung ſchuldig ſind. Allein auch Blücher ruft neue Truppen zum Gefecht, die preußiſchen Schaaren Yorck's und die ruſſiſchen des Generals von Berg rücken aus dem Hintertreffen vor, und Blücher ſelbſt führt ſie zum Sturm gegen Kaya; er wird verwundet, an ſeiner Seite fallen, tödtlich getroffen, der Prinz Leopold von Heſſen-Homburg, und ſchwerverwundet, Scharnhorſt, aber Kaya iſt genommen, die Franzoſen weichen, ganze Bataillone reißen aus. Doch Napoleon wirft ſich ihnen entgegen, bringt ſie wieder zum Stehen, und während ſeine Verſtärkungen unter dem Vicekönig Eugen auf dem linken Flügel immer mächtiger eintreffen, und den rechten der Verbündeten bei Eisdorf heftig angreifen, ordnet er 16 Bataillons der jungen Garde unter dem Marſchall Mortier gegen Kaya, heißt 60 Stücke Geſchütz unter dem Kartätſchenfeuer der Verbündeten auffahren, ihre verheerende Wirkung in die Mitte der Preußen und Ruſſen einſchmettern, und die brennenden Dorfſtätten ſind wieder in ſeiner Gewalt. Nur Groß-Görſchen, den Hauptpunkt des Schlachtfeldes, vermag er den Verbündeten, deren Rückhalt, die ruſſiſchen Garden, ſchon zur Unterſtützung in die Schlachtordnung einrückt, nicht zu entreißen. Und ſo ſtanden beide Heere in beiderſeitigem, doch unentſcheidenden Vortheil, als die einbrechende Dunkelheit der Schlacht ein Ende machte. Sie hätte glänzend gewonnen ſein müſſen für die Verbündeten, wenn dieſe gleich anfangs kraftvoll vorgedrungen wären. Allein zu geſchweigen, daß der Angriff um 6 Stunden verſpätet, und ein Theil der Truppen unnütz nach Zeitz entſendet war, hatten auch beim erſten Beginn des Gefechts alle übrigen gleich Halt gemacht, und immer nur einzelne Abtheilungen nach einander den Kampf aufgenommen, während die anderen ihre Reihe abwarteten, und die zahlreiche Reiterei dem feindlichen Geſchütz ausgeſetzt, aber ſonſt kaum gebraucht wurde. Scharnhorſt ſah die günſtigſte Gelegenheit und die trefflichſten Mittel vergebens dargeboten, und die nicht gewonnene Schlacht durch die Folgen zu einer verlorenen werden. Blücher aber, der ſeine Wunde eiligſt hatte verbinden laſſen, und vom Schlachtfelde keinen Augenblick gewichen war, heftig verdroſſen, daß die Ueberlegenheit der herrlichſten Reiterei hier nutzlos geblieben, nahm den Anlaß wahr, daß in der Dunkelheit ein franzöſiſcher Reitertrupp auf ein preußiſches Huſarenregiment eingeritten, ſetzte ſich an die Spitze der nächſten preußiſchen Reiterei, welche unter dem Oberſten von Dolffs 9 Schwadronen ſtark ungeſäumt auf die feindlichen Lagerreihen losſtürmte, und in der erſten Verwirrung hier ganze Schaaren zur Flucht wandte; allein bald hemmte ein Graben die preußiſchen Reiter, geordnetes Fußvolk hinter demſelben empfing ſie mit Gewehrfeuer, das Geſchütz fing an gegen ſie zu ſpielen, und mit bedeutendem Verluſte führte Blücher ſie von dem geſcheiterten Verſuche zurück.

Die Verbündeten lagerten die Nacht auf dem Schlachtfelde, von welchem die Franzoſen ſich der Sicherheit wegen zurückgezogen hatten. Beide Theile ſchrieben ſich den Gewinn der Schlacht zu, welche die Franzoſen von Lützen, die Verbündeten von Groß-Görſchen benannten. Die Verbündeten, gegen 80,000 Mann ſtark, meiſt alte verſuchte Krieger, und darunter die trefflichſte Reiterei, hatten 10,000 Todte und Verwundete, worunter 8000 Preußen, aber nur wenige Schwerverwundete als Gefangene, und nur 2 Stücke unbrauchbar gewordenes Geſchütz verloren. Die Franzoſen, über 120,000 Mann, größtentheils Neulinge und faſt nur Fußvolk, von denen aber, wie auch von den Verbündeten, ein großer Theil noch nicht zum Gefecht gekommen war, hatten an Todten und Verwundeten nicht viel weniger, dagegen aber noch 800 Gefangene und 6 Kanonen eingebüßt. Ungeachtet auf Seiten der Verbündeten im Kampfe ſelbſt ſo bedeutender Vortheil war, ſo mußte doch am folgenden Tage der Anſchein des Sieges, den ſie verkündigten, durch die Nothwendigkeit des Rückzuges, zu welchem ſie veranlaßt waren, faſt verlöſcht werden. Der General von Kleiſt meldete nämlich, daß er, von dem General Lauriſton mit ſtarker Macht angegriffen, Leipzig verlaſſen, und, dem Befehl gemäß, ſich nach Wurzen zurückgezogen habe; andererſeits hatte das ruſſiſche Geſchütz, ſo wurde ausgeſagt, für den folgenden Tag keinen Schießbedarf mehr. Wittgenſtein befahl daher den Rückzug gegen die Elbe hin. Unwillig folgte Blücher einer Bewegung, deren Gründe ſeinem vorwärtsſtrebenden Sinne kaum einleuchteten. Am 3. Mai zog er mit den Preußen bei Droſchwitz über die Elſter und nur bis Borna zurück, die Ruſſen bis Frohburg; der Feind wagte ſich nicht heran, die Tapferkeit der Verbündeten hatte ihm Scheu eingeflößt, und ſein Mangel an Reiterei ſetzte ihn außer Stand, heftig nachzudringen. In feſter Ordnung, ohne Einbuße und Zurücklaſſung, gleich Truppen, die im Bewußtſein des eben Geleiſteten ſich dem Feinde gewachſen fühlen, ſetzten jene in den folgenden Tagen langſam und gemeſſen ihren Rückzug fort, die Preußen nördlich über Kolditz hinter die Mulde, dann über Döbeln am 6. Mai nach Meißen, die Ruſſen ſüdlich über Rochlitz, Waldheim, Noſſen und Wilsdruf nach Dresden; überall, wo ſich der Feind zeigte, bot ihm die Nachhut, beſonders die Ruſſen unter Miloradowitſch, trotzig die Stirn, und that jedesmal ſeinem Andrange nachdrücklich Einhalt. Auf dieſe Weiſe erhielt das geſammte Gepäck und anderes zahlreiche Fuhrwerk, welches dem Heere allzudicht gefolgt war, völlig Zeit, ungeachtet anfänglicher Verwirrung glücklich über die Elbe zu gelangen. Blücher's und ſeiner Preußen heldenmüthige Auszeichnung während der Schlacht hatte die nachdenkliche Bewunderung des Feindes erregt, der ernſtlich empfand, welch neuer furchtbarer Gegner ihm geboten war; aber auch von anderer Seite fehlte die Anerkennung nicht. Der Kaiſer von Rußland, der mit dem Könige von Preußen perſönlich der Schlacht beigewohnt, ſandte von Dresden unter dem 5. Mai an Blücher den Sankt-Georgenorden zweiter Klaſſe, mit einem huldvollen Schreiben, worin es hieß: „Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht am 2. Mai bewieſen haben, die von Ihnen an dieſem ſchönen Tage geleiſteten ausgezeichneten Dienſte, Ihre Hingebung, Ihr Eifer, und die glänzende Art, ſich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten iſt, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlaſſen, mit Einem Wort, Ihr ganzes Benehmen während der Schlacht hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen.“ Am folgenden Tage erließ der Kaiſer an ihn abermals ein ſchmeichelhaftes Schreiben, worin er ihn aufforderte, die Generale und Offiziere zu benennen, die ſich beſonderer Auszeichnung würdig gemacht, und ihm dabei für die Unteroffiziere und Gemeine, die ſich hervorgethan, ſogleich 300 Georgenkreuze fünfter Klaſſe zur Vertheilung überſandte.

Der Rückzug fand an der Elbe noch keinen Stillſtand; die Vertheidigung dieſes Stromes, an welchem der Feind weiter abwärts ſchon im Beſitze wichtiger Uebergänge war, wurde aufgegeben, und nachdem endlich am 8. Mai der Feind in Dresden eingerückt, daſelbſt nach einigem Widerſtande am 10. auch die Neuſtadt beſetzt, und ſomit das rechte Elbufer völlig gewonnen hatte, nahm das geſammte Heer der Verbündeten ſeine Richtung nach der Lauſitz, um ſich in einem feſten Lager bei Bautzen aufzuſtellen. Hiebei war die zwiefache Abſicht, den heranziehenden Verſtärkungen aus Schleſien und Polen ſich möglichſt anzunähern, und doch die Gränze von Böhmen nicht zu verlaſſen, da die politiſchen Verhältniſſe den nahen Beitritt Oeſterreichs zu dem Bunde Rußlands und Preußens baldigſt hoffen ließen. Wie bei Lützen ein ſchickliches Schlachtfeld zum Angriff, ſo wurde bei Bautzen das vortheilhafteſte zur Vertheidigung auserſehen, ohne daß der Feind dieſe Wahl hindern konnte. Am 12. Mai ging die Hauptſtärke der Franzoſen bei Dresden über die Elbe, und am nämlichen Tage zog das verbündete Heer bei Bautzen in das wohlgewählte Lager, gegen Biſchofswerda und Kloſter-Marienſtern eine ſtarke Nachhut zurücklaſſend. Am 16. hatten alle franzöſiſchen Truppen an verſchiedenen Punkten über die Elbe geſetzt, und befanden ſich auf allen Straßen im Anzuge gegen die Spree und Oder; am 18. brach Napoleon ſelbſt von Dresden auf, und eilte an die Spitze ſeiner Truppen, welche er, nachdem die Zuſammenziehung der Verbündeten bei Bautzen ihm unzweifelhaft geworden, nun gleichfalls aus allen Richtungen gegen dieſen Ort zuſammenrief. Die Verbündeten, durch den Heranzug des Generals von Kleiſt, der über Großenhain und Kamenz von der Elbe eintraf, und einiger preußiſchen Verſtärkung aus Schleſien, dann durch die am 16. und 17. erfolgte Ankunft der ruſſiſchen Truppenſchaar unter dem General Barclay-de-Tolly wieder auf mehr als 90,000 Mann gebracht, ſtanden ſchlagfertig in drei Treffen. Des erſten Treffens linker Flügel, unter Miloradowitſch, lehnte ſich im hohen Gebirge bis zur böhmiſchen Gränze ſicher an, die Stadt Bautzen, deren Mauern von Fußvolk und Geſchütz vertheidigt wurden, bildete die Mitte, der rechte Flügel unter Kleiſt erſtreckte ſich längs der Anhöhen der Spree, deren Lauf die ganze Linie deckte. Rechts rückwärts, auf den Höhen zwiſchen Kreckwitz und Plieskowitz, ſtand die Hauptſtärke der Preußen unter Blücher, dann, um die rechte Flanke und den Uebergang über die Spree völlig zu ſichern, unter Barclay-de-Tolly ein äußerſter rechter Flügel von den Teichen bei Plieskowitz bis zum Windmühlenberge von Gleina. Das zweite Treffen bildete links zwiſchen Klein-Zenkwitz und Baſchütz eine ruſſiſche Truppenſchaar unter dem General Fürſten Gortſchakoff und rechts von Baſchütz gegen Litten der preußiſche Heertheil von Yorck. Die ruſſiſchen Garden ſtanden als drittes Treffen und Rückhalt vorwärts von Würſchen bei Klein-Purſchwitz. Die meiſten der Dörfer innerhalb dieſes Bereichs waren verſchanzt, die Höhen mit Geſchütz trefflich beſetzt. Dieſe Stellung wagte Napoleon mit ſeiner anfangs noch getheilten Macht nicht anzugreifen, auch ihm waren zwar Verſtärkungen, inſonderheit nun auch Reiterei zugekommen, allein in der Meinung, daß die Verbündeten ſich theilen würden, hatte er früher gegen 80,000 Mann unter dem Marſchall Ney in der Richtung nach Berlin vorrücken laſſen, dieſe aber eiligſt wieder zurückgerufen, um auf den rechten Flügel der Verbündeten einzudringen. Sein Glück wollte, daß dieſer Marſchall, aus eigner Erwägung der Umſtände ſchon ohne Befehl ſeine anfängliche Richtung verlaſſen hatte, und bereits gegen Bautzen im Anzuge war. Dennoch blieb Napoleon zwei ganze Tage, am 18. und 19. Mai, dem Angriffe der Verbündeten mit faſt nur der Hälfte ſeines Heeres bloßgeſtellt; ſie hätten mit geſammter Macht über die Spree gehen, und ihn bis in die Engwege von Biſchofswerda zurückdrängen, und darauf auch gegen Ney in ganzer Stärke ſich wenden gekonnt. Dies aber blieb verſäumt. Statt deſſen wurde die halbe Maßregel ergriffen, daß, nachdem durch Blücher's wohlgeleitete Streifſchaaren die Annäherung des Feindes von Hoyerswerda her mit Sicherheit erkundet war, Barclay-de-Tolly und Yorck mit etwa 20,000 Mann am 18. Mai ihm dahin entgegenzogen, die am 19. bei Königswartha und Weißig den Vortrab des Feindes anfielen, ihm 10 Kanonen und 1000 Gefangene nahmen, aber vor der nachrückenden Hauptmacht ſogleich wieder, und nicht ohne Verluſt, über die Spree gegen Bautzen zurückweichen mußten. Nachdem Napoleon die Gewißheit erlangt, daß Ney zur rechten Zeit eintreffen, und an der Schlacht Theil nehmen werde, ordnete er alles zum Angriff, welchem die Verbündeten, nach dem Urtheil der Kriegskundigen, jetzt durch einen Rückzug hinter die Neiße hätten ausweichen ſollen, da ihre rechte Flanke durch Ney's Anrücken durchaus gefährdet war. Allein die Schlacht wurde angenommen, die gute Stellung wollte man ehrenhalber vertheidigen, die tapferſten Truppen ungeſtritten nicht weiter zurückgehen laſſen. Schon am 18. hatte Wittgenſtein ſeine Verfügungen für den Fall eines Angriffs ausführlich ertheilt, und den Generalen, die unter ihm befehligten, ihre Obliegenheiten angewieſen. Blücher bezeigte ſich unzufrieden, daß darin von Abwehr des Feindes, nicht vom Selbſtangreifen und Vordringen die Rede war; doch freute er ſich des Kampfes, und hatte ſich auf denſelben durch ſcharfe Beſchauung des verwickelten Geländes beſonders vorbereitet.

Mittags am 20. Mai drangen die Franzoſen mit vier Heertheilen gegen die Spree vor, und überſchritten dieſelbe unter heftigem Gefecht an mehreren Punkten. Die Marſchälle Oudinot und Macdonald warfen ſich auf den linken Flügel der Verbündeten, der Marſchall Marmont griff mit Heftigkeit den General von Kleiſt an, der mit 5000 Mann die Höhen von Burk vertheidigte, und der General Bertrand rückte gegen Blücher's Stellung vor. Bautzen war bereits genommen, und Kleiſt gefährdet, in der Seite angegriffen zu werden, während er der Uebermacht, die vornher auf ihn eindrang, mit aller Tapferkeit kaum noch widerſtand; er ſandte zu Blücher um Hülfe, und dieſer unterſtützte ihn mit 3000 Mann Fußvolk, während er zugleich Geſchütz und Fußvolk gegen den General Bertrand entſandte, und denſelben in den Engweg von Nieder-Gurkau zurückwarf. Fünf Stunden dauerte der Kampf, und nur Schritt vor Schritt gewann der Feind Boden. Endlich mußte Kleiſt dennoch die Höhen, die er hartnäckig vertheidigt, aufgeben, und zog ſich langſam zurück, indem er die franzöſiſche Reiterei, die eifriger nachdringen wollte, mit der ſeinigen ſchnell aus dem Felde ſchreckte. Als es dunkel geworden, waren die Stellungen des Vordertreffens ſämmtlich dem Feind überlaſſen, nur Blücher allein hielt ſich trotzig in der ſeinigen, auf den Höhen von Kreckwitz, wie er von Anfang ſie innegehabt. Jedoch war ſeine Stellung, wie die des ganzen verbündeten Heeres überhaupt, für das Verhältniß der Truppenzahl viel zu ſehr ausgedehnt, und ihm war nicht möglich, mit 18,000 Mann, ſoviel ungefähr unter ſeinem Befehle ſtanden, den Raum von mehr als einer halben Meile gehörig zu beſetzen. Während der Nacht wurden die Truppen von Kleiſt und Yorck links rückwärts von Blücher zu dem bei Litten zahlreich aufgepflanzten Geſchütz in die Mitteſtellung näher hineingezogen. Folgenden Tags am 21. Mai mit erſter Frühe begann die Schlacht auf's neue. Auf dem linken Flügel der Verbündeten rangen die ruſſiſchen Generale Miloradowitſch und der Prinz Eugen von Würtemberg hartnäckig mit dem Marſchall Oudinot; das Gefecht blieb eine Zeitlang im Schwanken, endlich neigte ſich der Vortheil ſogar auf die Seite der Verbündeten; doch nicht auf dieſem, ſondern auf ihrem rechten Flügel ſollte der Tag ſeine Entſcheidung finden. Die Angriffe von Bautzen her gegen die Mitte und von Nieder-Gurkau gegen die rechte Flanke der Hauptſtellung wurden kräftig zurückgewieſen. Allein plötzlich erſcholl Kanonendonner vom äußerſten rechten Flügel. Die Vorhut des Generals Barclay-de-Tolly wurde heftig angegriffen, bei Klix und dann bei Gottamende zurückgedrängt, und endlich Barclay ſelbſt aus ſeiner Stellung auf dem Windmühlenberge zum Rückzuge nach Baruth gezwungen. Der General Lauriſton führte dieſen Angriff, ihm folgte der Marſchall Ney, und dieſem der General Reynier, mit der ganzen Macht von 70,000 Mann, die von Hoyerswerda her endlich anlangen, und den entſcheidenden Augenblick mitbringen. Ungeſtüm wirft ſich Ney auf das Dorf Preititz, durch welches Blücher im eintretenden Falle ſeinen Rückzug nehmen ſollte. Er mußte daher die Höhen von Kreckwitz ſogleich verlaſſen, oder Preititz wiedernehmen, und augenblicklich wählt er das letztere. Er ſendet mit allem Fußvolke, das er entbehren kann, den General von Röder an der Spitze der preußiſchen Garden dorthin, ſie ſollen das Dorf wiedererobern, dann aber den Ruſſen unter Barclay die weitere Vertheidigung überlaſſen, und ſchleunigſt auf die Höhen zurückkehren; zugleich eilt aus der Mitte her der General von Kleiſt mit ſeiner Schaar herbei, und in vereinter Anſtrengung iſt um 1 Uhr Nachmittags Preititz wieder in den Händen der Verbündeten. Doch dieſer glänzende Vortheil wird bald wieder vereitelt. Napoleon ſendet alles zum Angriff aus; aus Nieder-Gurkau dringt geradezu gegen Blücher's Stellung mächtiges Geſchütz, bald auch Fußvolk in gedrängter Schaar hervor, bei Baſankwitz eröffnet ſich eine Batterie in ſeine linke Seite, zwiſchen Malſchwitz und Preititz feuert bald noch zahlreicheres Geſchütz in ſeine rechte, die Dörfer Plieskowitz und Doberſchütz werden genommen, ſchon reicht ſein Fußvolk nicht mehr hin, dem Feinde nach ſo vielen Richtungen die Stirn zu bieten. Mit Kraft ſchmettern 24 ruſſiſche Zwölfpfünder rechts und links Verderben in den Feind, aber ihr Schießbedarf iſt bald erſchöpft. Endlich, da von Bautzen her neuerdings 16 Bataillons anrücken, der Marſchall Ney mit heftigem Andrange Preititz abermals nimmt, und Lauriſton's Heertheil von Baruth her dem rechten Flügel der Verbündeten völlige Umgehung droht, ſieht Blücher ſich genöthigt, die Höhen von Kreckwitz, die er ſo lange vertheidigt, dem Feinde zu überlaſſen. Er verfügt den Rückzug mit muthiger Entſchloſſenheit, und vollbringt ihn ohne Verluſt in ruhigſter Faſſung; da Preititz in Feindeshand iſt, ſo zieht er durch Groß-Purſchwitz. Yorck wurde beauftragt ihn zu unterſtützen, rückte heran, und eroberte das Dorf Kreckwitz wieder, wo er ein Bataillon Würtemberger gefangen machte; allein die Höhen hatte der Feind bereits mit Geſchütz bepflanzt, und zu ihrer Wiedereinnahme hätte der Kern des Fußvolks geopfert werden müſſen. Die Verbündeten beſchloſſen demnach, die

Schlacht jetzt, es war Nachmittags um 3 Uhr, abzubrechen, und durch geordneten Rückzug weiterem Verluſte vorzubeugen. Blücher gab ſeine Befehle, und in geſchloſſener Ordnung zogen die Truppen vom Schlachtfelde ab. Ein Bataillon von Yorck mußte das Dorf Litten bis auf's äußerſte behaupten, vier andere Bataillons wurden bei Preititz dem Feind entgegen geworfen, und ſo der Zug feſt und trotzig über Groß-Purſchwitz und Würſchen auf der Straße nach Weißenberg fortgeführt; Yorck und Kleiſt hatten ſich angeſchloſſen. Barclay folgte von Baruth über Gröditz in derſelben Richtung. Miloradowitſch und Gortſchakoff verließen das Gebirge, und zogen über Hochkirch, — den Ort ſchon ehemaliger Kriegsereigniſſe, — nach Löbau. Die geordnete, kampfbereite Nachhut der Preußen unter Kleiſt, der Ruſſen unter Barclay, erhielt den Feind im Scheu, der nur bis Würſchen und Hochkirch nachdrang, dann aber es aufgab, dieſen unbeſiegten Truppen an dem Tage noch einen Vortheil abzuringen. Hinter Weißenberg lagerten die Preußen, bei Löbau die Ruſſen; der weitere Rückzug wurde nach Schleſien angeordnet.

Dieſe zweitägige Schlacht, in welcher 90,000 Ruſſen und Preußen gegen 140,000 Franzoſen geſtanden, und beide Theile nahe an 30,000 Todte und Verwundete verloren hatten, war für Napoleon ein theurer Gewinn. Den Vortheil der Stellung auf Seiten der Verbündeten hatte er mit Aufopferung der Truppen überwinden müſſen, die ſchonungslos dem Kartätſchenhagel Preis gegeben worden, ſein Verluſt war bei weitem der größere, — über 18,000 franzöſiſche Verwundete kamen in Dresden an, — und der Gewinn des Schlachtfeldes, ohne Gefangene und ohne ein Stück erobertes Geſchütz, nur 5 unbrauchbar gewordene Kanonen waren ihm überlaſſen worden, dünkte ein ſchlechter Ertrag für ſolch blutiges Tagewerk. Seine Truppen und ſelbſt ſeine beſten Generale waren betroffen durch den hartnäckigen Widerſtand, den die Verbündeten zeigten, und durch die ganze Weiſe der Kriegführung, welche ſich in dieſem Feldzuge darthat. Sein Mißvergnügen warf ſich auf ſeine Feldherren, denen er Schuld gab, ſie führten die Sachen läſſig, ſie verſäumten gewonnene Vortheile zu benutzen; er ſelbſt begab ſich an die Spitze des Vortrabs, um die Verfolgung nachdrücklicher und ergiebiger zu machen. Am 22. Mai, dem Tage nach der Schlacht, leitete Napoleon ſelbſt die Angriffe gegen die Nachhut der Verbündeten auf den Höhen von Weißenberg, Rothkretſchmar und Reichenbach; allein ſie wich nur Schritt vor Schritt, von Stellung zu Stellung, erſt nach Entwickelung regelmäßigen Angriffs, dann langſam und geſchloſſen, ohne Verluſt. Eine Kanonenkugel tödtete den franzöſiſchen General Bruyeres, ſpäter eine andere nicht weit von Napoleon den General Kirgener und darauf den Großmarſchall Duroc. Blücher zog über Ebersbach und Ludwigsdorf, wo er über die Neiße ging, unangefochten nach Hennersdorf; Barclay bis hinter Görlitz. So ging der Rückzug, unter lebhaften, ſtets hartnäckig beſtandenen Gefechten, in guter Ordnung fort. Am 24. Mai wurde der Queiß und darauf der Bober überſchritten, und nunmehr in Schleſien, gemäß den Landſturmverfügungen, durch Verlaſſung der Dörfer, Wegſchaffung der Lebensmittel, Entfernung der Ortsbehörden, und ſonſtige Maßregeln, dem Feinde das Vordringen noch mehr erſchwert. Den Landſturm ſelbſt bot Blücher jedoch nicht auf; eine ſolch furchtbare Volksbewegung, deren Folgen ſich nicht berechnen ließen, ſchien unter den eingetretenen Umſtänden noch auszuſetzen, bei den obwaltenden politiſchen Verhältniſſen vielleicht ganz entbehrlich. Am 25. rückten die Preußen nach Hainau, die Ruſſen nach Goldberg. Inzwiſchen hatte, ſtatt des Grafen von Wittgenſtein, der General Barclay-de-Tolly den Oberbefehl über den Theil des Heeres erlangt, zu welchem die Truppen Blücher's gehörten, und dieſer war mit dem Tauſche nicht unzufrieden. Das Verhältniß zu dem erſteren hatte ſeine ganze Selbſtverläugnung in Anſpruch genommen. Ueber die Art der Kriegführung, über die einzelnen Maßregeln und Anordnungen, ſtimmte er mit dem Oberbefehlshaber ſelten überein, der ſeinerſeits die Meinung und den Rath Blücher's und der anderen preußiſchen Generale kaum zu wiſſen verlangte, etwanige Einwendungen aber unbeachtet ließ. Jener Wechſel in der Befehlführung veranlaßte, daß Barclay am folgenden Tage in das Hauptquartier des ruſſiſchen Kaiſers nach Jauer berufen wurde, und unvermuthet ſah Blücher den Oberbefehl über die preußiſchen Truppen für die kurze Zwiſchenzeit in ſeine Hände gelegt. Er nahm ſich vor, die Gunſt des Augenblicks nicht unbenutzt zu laſſen. Schon vor dem Abzuge von Bautzen hatten die Verbündeten beſchloſſen, nicht die gerade Rückzugslinie nach Breslau und über die Oder zu verfolgen, ſondern durch eine Seitenbewegung ſich an der Gränze von Böhmen hinzuziehen, und dieſſeits der Oder in einer feſten Stellung bei Schweidnitz den Anzug der Verſtärkungen, welche nun immer zahlreicher eintreffen mußten, und den Beitritt Oeſterreichs, der ſchon für entſchieden galt, abzuwarten. Dieſer getroffenen Anordnung gemäß hatte nun freilich Blücher die preußiſchen Truppen nicht nach Gutdünken zu verwenden, ſondern mußte ſie am 26. Mai von Hainau nach Liegnitz jedenfalls zurückführen. Aber er that wenigſtens was er konnte. Er ließ bei Pohlsdorf eine ſtarke Nachhut ſtehen, gegen welche der Feind in der Ebene anrücken mußte. Gegen dieſen legte er ſeitwärts bei dem Dorfe Baudmannsdorf einen Hinterhalt von 21 Schwadronen und 3 reitenden Batterieen, die auf ein gegebenes Zeichen hervorbrechen und dem Feinde in Flanke und Rücken fallen ſollten. Die Franzoſen erſchienen an dieſem Tage, wider ihre Gewohnheit, erſt Nachmittags, ſie rückten mit großer Vorſicht an, und zu früh wurden ſie durch das Zeichen der abbrennenden Windmühle auf der Höhe von Baudmannsdorf gewarnt aber trotz dieſer widrigen Umſtände war der Erfolg dennoch ſchon überaus glänzend. Kaum war die franzöſiſche Vorhut unter dem General Maiſon, der wegen ſeiner geäußerten Beſorgniß kurz vorher von dem Marſchall Ney verſpottet worden, und daher jetzt ehrenhalber keine Gefahr achten wollte, eine Strecke in die Ebene vorgerückt, ſo fielen 3000 preußiſche Reiter unter dem Oberſten von Dolffs aus dem Verſteck in vollem Rennen ihr in die Seite, jagten die Reiterei des Feindes aus dem Felde, und zerſprengten einhauend die ſchnellgebildeten Vierecke des Fußvolks, von dem nur ein Theil ſich frühzeitig nach Michelsdorf rettete. Ueber 1500 Mann wurden zuſammengehauen, 400 gefangen, und von 16 eroberten Kanonen 11 mitfortgeführt. Der preußiſche Verluſt beſtand nur in 80 Todten und Verwundeten, unter den erſteren aber befand ſich der Oberſt von Dolffs und mehrere Offiziere. Dieſer tüchtige Reiterſtreich, durch welchen Blücher ſeine kurze Befehlführung ſo ruhmvoll auszeichnete, gab dem Nachdringen des Feindes bedeutende Hemmung, und ſelbſt Napoleon's Ungeduld lernte ſich bezähmen. Aber der kühne Eifer Blücher's wurde nicht überall gleich günſtig beurtheilt, der wiedergekehrte ruſſiſche Oberbefehlshaber lobte in dem nächſten Tagesbefehle die Tapferkeit der Ausführung, aber ſprach zugleich den Tadel aus, daß ſolche Unternehmungen, in welchen die für größere Zwecke zuſammenzuhaltende Kraft ſich einzeln unnütz verſchwende, künftig beſſer unterblieben.

Unangefochten zog Blücher am 27. Mai über die Katzbach, und durch Wahlſtadt und Pohlwitz in die Gegend von Mertſchütz, hierauf das ganze Heer in eine Stellung hinter dem Striegauer Waſſer, und am 31. Mai in das Lager von Schweidnitz. Napoleon, der die Hauptſtärke der Verbündeten fortwährend auf der Straße nach Breslau glaubte, verfolgte mit dreien Heertheilen, von dem Marſchall Ney und den Generalen Lauriſton und Reynier befehligt, über Liegnitz und Neumark dieſe Richtung, doch nur langſam und mit äußerſter Vorſicht; erſt am 1. Juni rückten ſeine Truppen in Breslau ein. Eine andere Truppenſchaar war auf Glogau gezogen, und hatte am 27. Mai dieſe Feſtung entſetzt. Drei andere Heertheile, unter den Marſchällen Marmont und Macdonald und dem General Bertrand, näherten ſich längs der Gebirge von Böhmen der Stellung von Schweidnitz. Indem alles ſich zu neuen Waffenentſcheidungen anſchickte, trat ein Zwiſchenereigniß ein, welches jene unverhofft auf längere Zeit ausſetzte.

Der franzöſiſche Kaiſer fühlte nach den furchtbaren Schickungen, die ihn in Rußland betroffen, ſeine Stellung zur Welt weſentlich verändert; ſeine Macht hatte den Schimmer eingebüßt, von dem ſie bisher umgeben geweſen, und er ſah dieſelbe nunmehr den Angriffen bloßgeſtellt, zu welchen Haß und Ingrimm überall nur die Gelegenheit zu erwarten ſchienen. Die Meinung der Welt, welche er ſo lange Zeit ungeſtraft verachten gekonnt, mußte er jetzt bedacht ſein, wo möglich, wieder zu gewinnen. Da er nicht hoffen konnte, bei der hartnäckigen Weiſe, wie dieſer Krieg geführt wurde, durch den Schrecken großer und folgenreicher Siege die wankenden Sinnesarten wieder unbedingt an ſeine Macht zu feſſeln, ſo war ihm alles daran gelegen, vor der Welt wenigſtens den Schein der Friedenserbietung zu behalten. Zunächſt war Oeſterreich der Gegenſtand ſeiner Beſorgniſſe und Hoffnungen. Unterhandlungen ſollten erſetzen, was den Kriegserfolgen abging, und ſeiner Thätigkeit ſelbſt wurde Waffenruhe dringendes Bedürfniß, um die Verhältniſſe neu zu ordnen, die Hülfsmittel anzuſtrengen, die Streitkräfte zu ſammeln. Oeſterreich hatte ſich zur Friedensvermittelung angetragen, ſeine Stellung gebot Rückſicht, und Napoleon fügte ſich einer Maßregel, die ihm den verhängnißvollen Lauf in neue, unabſehbare Wagniſſe erſparen konnte. Schon vor dem Beginn der Schlacht von Bautzen hatte er, infolge der von Oeſterreich eingeleiteten Schritte, durch Caulaincourt an die Verbündeten Waffenſtillſtandsanträge gelangen laſſen, allein die Schlacht ſelbſt hatte dieſes Geſchäft unterbrochen. In den nachfolgenden Tagen wieder aufgenommen, führte daſſelbe, nach großen Schwierigkeiten, welche beſonders Preußen dabei erhob, endlich zu dem Ereigniß, daß durch gemeinſame Uebereinkunft in Pleißwitz am 4. Juni die Feindſeligkeiten auf 7 Wochen, bis zum 20. Juli, eingeſtellt wurden. Ein neutraler Streifen Landes wurde längs der geſammten Waffenlinie als Zwiſchenraum der beiderſeitigen Truppen ausgeſchieden. Hatte Napoleon wichtige Gründe, den Stillſtand zu wünſchen, der ihm nach allen Seiten ein reiches Feld der Benutzung öffnete, ſo waren noch wichtigere Gründe und reichere Vortheile auf Seiten der Verbündeten. Durch Unterzeichnung des Waffenſtillſtandes beging Napoleon, ſo ſagt ein geiſtreicher kriegskundiger Schriftſteller, einen der größten Fehler ſeines Lebens, er unterſchrieb ſein eignes Todesurtheil, aber alles drängte ihn zu dieſem Fehler. Von dem inneren Zuſtande der verbündeten Streitkräfte, hatte er keine Ahndung, er wußte nicht, daß die Anſtrengungen Preußens noch bei weitem nicht das gehoffte Ergebniß lieferten, nicht, daß es dem ruſſiſchen Heere faſt ganz an Schießbedarf mangelte, daß Barclay, um das Heer wiederherzuſtellen, durchaus eine Ruhe von ſechs Wochen verlangte, und deßhalb den Rückzug nach Polen für unerläßlich hielt. Im Augenblicke ſelbſt leuchtete das wahre Verhältniß den Wenigſten ein; wer von jenen Umſtänden nicht unterrichtet war, wer nicht wußte, daß die Verbündeten des Beitritts von Oeſterreich ſchon gewiß waren, daß dieſe Macht gleich jenen durch Unterhandlungen nur die nöthige Zeit für ihre Rüſtungen zu gewinnen hatte, und daß der Muth und die Entſchloſſenheit zum Kriege in den Häuptern ungeſchwächt waren, dem durfte leicht der Waffenſtillſtand als eine bloße Folge der Schlachten und als die Einleitung zu einem Frieden erſcheinen, der unter ſolchen Umſtänden kein erwünſchter ſein konnte.

Auch Blücher, deſſen Sinn auf greifliche Thatſachen der Gegenwart gerichtet war, und auf geiſtige Ueberſicht künftiger Geſtaltungen wenig einging, konnte ſeine Unzufriedenheit nicht unterdrücken; der Stillſtand lag ſchwer auf ſeinem Gemüthe, und die Waffenthätigkeit vermochte er durch keine andre zu erſetzen. Er nahm ſein Hauptquartier in Strehlen, und beritt zunächſt die Vorpoſten, die in ihrem Dienſte ſtets wachſam und ſchlagfertig ſein mußten, weil des Feindes Treue verdächtig war, der allerdings durch den Ueberfall bei Kitzen, wo die Reiterei von Lützow, die im Vertrauen auf den Waffenſtillſtand von ihren Streifereien arglos heimzog, verrätheriſch angegriffen und niedergehauen wurde, durch die That bewies, daß ihm jeder Vortheil wohlerworben ſchien. Die Anſichten und Entwürfe der ruſſiſchen Feldherren machten indeß Blücher'n während des Waffenſtillſtandes mehr als der Feind zu thun. Die Gegenſätze, welche ſich hier offenbarten, gingen jedoch eben ſo ſehr aus der Verſchiedenheit hervor, welche der Lage der beiderſeitigen Staaten, als aus derjenigen, welche den perſönlichen Karakteren angehörte. Der Ruſſe durfte auf ſein Land und ſeine Thaten ruhig zurückblicken, der Preuße mußte beides größtentheils noch vorwärtsliegend erſchauen; für jenen war eine Stellung in Polen oder ein Frieden mit Frankreich durchaus nicht daſſelbe, was für dieſen. Nur auf den höchſten Standpunkten konnte dieſe Verſchiedenheit in der Gemeinſchaft deſſelben höchſten Zweckes wieder ſchwinden, wie ſie in den Geſinnungen der verbündeten Herrſcher wirklich ſchwand. Aber Blücher'n vor Allen gebührt der Ruhm, daß er dieſen höchſten Beiſpielen durch ſeine Geſinnung und Kraft immer entſprochen, und das Ganze der Aufgabe, unbekümmert um ſcheinbaren Theilgewinn, unter allen Umſtänden in ſeiner Bruſt getragen, zurückgedrängt in einen Winkel von Schleſien, wie vorgedrungen auf die Höhen von Montmartre, mit immer gleichem, dort von Unfällen, hier von Siegen nicht geſchwächten Muthe den Sturz Napoleon's als unerläßlich betheuernd. Hieraus aber mußte für den Augenblick allerdings ein geſpanntes Verhältniß entſtehen; die preußiſchen Truppen hatten an dem ruſſiſchen Oberbefehl manches zu tadeln, die ruſſiſchen Befehlshaber glaubten nicht minder Anlaß zur Unzufriedenheit zu haben. So großer Selbſtverläugnung Blücher, mit wahrer Heldenſtärke, in den Augenblicken fähig war, wo eine große Entſcheidung auf dem Spiele ſtand, ſo wenig vermochte er ſeine Ausbrüche zurückzuhalten, wenn kein ſolcher Beweggrund auf ihn wirkte. Ueber den Verluſt der Schlacht bei Groß-Görſchen äußerte Blücher ſich mit Bitterkeit. Dagegen erlitt er von ruſſiſcher Seite den Vorwurf, an dem Verluſte der Schlacht von Bautzen ſchuld zu ſein, denn er habe den Schlüſſel der Stellung, die Höhen von Kreckwitz, allzu früh verlaſſen, als eben der General von York ihm zu Hülfe geſandt worden. Ihn, den Hartnäckigen und Rückſichtsloſen, der auf jenem Poſten gegen vielmal ſtärkeren Feind nach allen Seiten ſich grimmig herumgeſchlagen, hätte jener Vorwurf vielleicht dennoch treffen können, wäre an dieſem und irgend anderen Tagen des Gefechts ein größeres Maß der Ausdauer nur je zu finden geweſen, als er ſelbſt! Zu dieſen Umſtänden geſellte ſich noch die Kränklichkeit, von der Blücher, nach ſo heftiger Kriegsanſtrengung, während der Ruhe wieder befallen wurde, um den Gedanken, ihn vom Oberbefehl der preußiſchen Truppen zu entfernen, mit neuem Vorwande zu unterſtützen, obwohl man gewiß nicht ſeine Schwäche, ſondern vielmehr ſeine Kraft fürchtete, ſeinen Ungeſtüm, ſeine Huſarenſtreiche. Ob wirklich der Vorſchlag ernſtlich gemacht worden, ihn durch den General von Grawert oder durch den Fürſten von Hohenlohe zu erſetzen, ließe ſich vielleicht bezweifeln; das Gerede davon lief jedoch umher.

Während des Waffenſtillſtandes war der Kronprinz von Schweden mit ſeinen Truppen in Pommern gelandet, und er ſelbſt hatte ſich am 9. Juli zu Trachenberg in Schleſien zu einer Berathung mit den verbündeten Herrſchern und ihren erſten Feldherren über die bevorſtehende Kriegsführung eingefunden. Blücher war zu dieſer Zuſammenkunft nicht berufen worden, und die dort genommenen Verabredungen blieben geheim. In der neuen Heereseintheilung war ihm jedoch der Oberbefehl eines der dreien Heere, die man aufzuſtellen beſchloß, des ſchleſiſchen, beſtimmt; ein ſolcher Genoſſe, wenn es zur That ging, gab Zuverſicht, und niemand wollte ihn ganz entbehren, am wenigſten der Kronprinz von Schweden, welcher von der Zeit her, da er als Fürſt von Ponte-Corvo jenen als Feind kennen gelernt, die größte Achtung für ihn hegte; nur wurde dem ſchleſiſchen Heere ſelbſt, mit einer geringeren Truppenzahl von höchſtens 50,000 Mann, auch nur eine untergeordnete Rolle zugedacht; daſſelbe ſollte zwar dicht am Feinde bleiben, aber jedem entſcheidenden Gefechte ausweichen, und nur ſtets bereit ſein, entweder dem ſüdlichen oder dem nördlichen Heere eiligſt beizuſtehen. Daß Napoleon dieſem Heere eine Hauptrolle aufnöthigen könne, oder daß Blücher es dazu aufſchwingen werde, kam nicht in Rechnung. Inzwiſchen wurde der Waffenſtillſtand durch neue Uebereinkunft bis zum 10. Auguſt verlängert, und von beiden Seiten die Friedensbemühung, noch mehr aber die Kriegsrüſtung fortgeſetzt. Die Verhandlungen auf dem Kongreſſe zu Prag, wo Napoleon's Anſchläge durch diplomatiſche Geſchicklichkeit gegen ihn ſelbſt zurückgewendet wurden, zerſchlugen ſich, und Oeſterreich trat der großen Verbündung gegen Napoleon offen bei. Der Waffenſtillſtand ging zu Ende, die Verbündeten kündigten ihn in der feſtgeſetzten Friſt auf, die Feindſeligkeiten ſollten am 17. Auguſt wieder anfangen, und von allen Seiten bewegten ſich die Heerſchaaren dem neuen Kampf entgegen. Sowohl die Verbündeten, als auch Napoleon, hatten alles aufgeboten, um ihre Heeresmacht zur möglichſten Stärke zu bringen. Ungeachtet des auch in Spanien heftig fortgeführten Krieges, konnte der franzöſiſche Kaiſer in Deutſchland wieder ein Heer von 380,000 Mann zum Kampfe ſtellen, wobei 34,000 Reiter und 1300 Geſchütze. Außerdem hatte er in Italien 40,000 Mann zuſammengezogen, die unter dem Vicekönig Eugen gegen Oeſterreich bereit ſtanden, einer großen Anzahl anderer Rückhalttruppen, und der in den zahlreichen Feſtungen eingeſchloſſenen, nicht zu gedenken. Doch eine noch größere Macht hatten die Verbündeten unter Waffen. Wie im Anfange des Feldzuges ohne Zweifel die Ueberzahl auf der Seite der Franzoſen, ſo war ſie beim Wiederbeginn der Feindſeligkeiten unläugbar auf der Gegenſeite. Die Verbündeten zählten gegen 500,000 Krieger, wobei 100,000 Reiter und über 1500 Geſchütze. Die Franzoſen hatten ihren Mittelpunkt an der Elbe in Sachſen, die Verbündeten dehnten ſich, im Halbkreiſe umfaſſend, von der Niederelbe durch die Mark Brandenburg und Schleſien nach Böhmen bis zur Gränze von Baiern aus.

Durch eine folgenreiche Anordnung waren die Streitkräfte der Verbündeten in drei Heere ſo vertheilt, daß in keinem die Truppen Einer Macht für ſich allein ſtanden, ſondern immer mit andern gemiſcht. Das Hauptheer in Böhmen vereinigte mit der geſammten öſterreichiſchen Macht den Kern der ruſſiſchen und preußiſchen Truppen unter dem Feldmarſchall Fürſten von Schwarzenberg, der unter der unmittelbaren Leitung der verbündeten Herrſcher das Amt und den Namen eines Oberbefehlshabers auch über die andern beiden Heere führte, ſoweit die Umſtände dies geſtatteten. Das Nordheer, in der Mark unter dem Befehle des Kronprinzen von Schweden, beſtand aus einem ſchwediſchen, einem ruſſiſchen, einem preußiſchen, und einem gemiſchten Heertheile. Das ſchleſiſche Heer endlich, unter Blücher, hatte zwei ruſſiſche Heertheile, einen von 40,000 Mann unter dem General Grafen von Langeron, und einen von 16,000 Mann unter dem General von Sacken, ſodann einen preußiſchen, der unter dem General von York über 40,000 Mann zählte. Gegen die anfängliche Abſicht beſtand dieſes Heer dennoch aus mehr als 90,000 Mann nebſt 330 Kanonen. Die Truppen waren vortrefflich, die Ruſſen im beſten Stand, gut bewaffnet und ausgerüſtet, mit Reiterei und Geſchütz trefflich verſehen, die Preußen zwar noch unvollkommen an Waffen und Bekleidung, aber von dem beſten Geiſte beſeelt und zu jeder Leiſtung entſchloſſen. Die Anführer hatten Muth und Kriegskunde in ausgezeichneten Thaten ſchon längſt bewährt. In einem Generalſtabe, der nichts zu wünſchen ließ, waren unter der Leitung des Oberſten von Müffling die tüchtigſten Offiziere um den Feldherrn verſammelt. Scharnhorſt, der an den Folgen ſeiner bei Groß-Görſchen erhaltenen Wunde in Prag am 28. Juni geſtorben war, durfte wohl vermißt werden; allein der General von Gneiſenau, der den Befehl über die preußiſchen Truppen bei dem Nordheere abgelehnt, und vorgezogen hatte, als Generalquartiermeiſter im Hauptquartier Blücher's zu verbleiben, war für dieſes ein unberechenbarer Gewinn. Ueber dieſe Trefflichkeit des ſchleſiſchen Heeres und ſeiner Hauptbeſtandtheile ſagt ein unpartheiiſcher Zeuge, der Graf von Weſtmorland: "The Prussians formed a most efficient portion of the allied army; their troops, though lately brought together, had secretly been trained for a considerable time; they had more hatred against the French, who had humbled their high character as a military nation; their officers were better instructed, and their army displayed, perhaps, more nerve and energy, adventured more, and reaped greater triumphs, than any other engaged in the same cause. The spirit of its great commander, marshall Blucher, pervaded the whole, he was ever foremost in attack, decisive and resolute in his determinations: wherever in the course of the war offensive movements are to be traced, wherever the enemy is attacked and pursued, marshal Blucher will almost always be found to have directed them. He was fortunate in the general officers who commanded under him: besides the Prussian generals Yorck, Kleist, and Bulow, the Russian generals, baron Sacken, count Langeron, and count Woronzoff, were all of them distinguished officers, and general Gneisenau, the chief of his staff, as also general baron Müffling, was of the greatest value.“

Ungeachtet dieſer äußeren Stärke und inneren Trefflichkeit des ſchleſiſchen Heeres, blieb demſelben gleichwohl noch immer nur die untergeordnete Rolle zugedacht, welche in der Berathung von Trachenberg demſelben beſtimmt worden war. Erſt am 11. Auguſt erhielt Blücher in Reichenbach durch den General Barclay-de-Tolly von dieſer Beſtimmung nähere Kunde. Abhängig gemacht von den Bewegungen des Hauptheeres, und verpflichtet, demſelben in allen Fällen als Ableiter zur Hand zu ſein, ohne ſich je mit dem Feinde ernſtlich einzulaſſen, erklärte Blücher, die Aufgabe ſei ihm zu ſchwer, er verſtünde die Künſte eines Fabius nicht, ſeine Sache ſei drauf loszugehn, und wenn ihm das nicht erlaubt ſei, müſſe er lieber auf die Befehlsführung verzichten. Jedoch Barclay und deſſen mitanweſender Generalquartiermeiſter, General von Diebitſch, in den Einwürfen Blücher's das ſcharfe Gepräge ſeiner kräftigen Perſönlichkeit nicht verkennend, ſuchten ihn zu beruhigen; er dürfe die Vorſchrift, ſagten ſie, nicht allzu buchſtäblich nehmen, ein Feldherr, der 100,000 Mann befehlige, werde immer eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit haben, und ſo möge er denn auch, wenn ſich die Gelegenheit-zeige, ſeinen Feind angreifen und ſchlagen. Unter dieſer Bedingung, die jedoch Barclay noch Bedenken trug ſchriftlich zu geben, wohl aber den Herrſchern zur Genehmigung vorzulegen verſprach, ließ Blücher nunmehr ſich die angetragene Befehlsführung gefallen. Da in der Folge niemals die Sache weiter erörtert oder berührt wurde, ſo ſah Blücher alles für gutgeheißen an, und nahm ſich freie Hand. Doch war es gut, daß der Sieg ſchnell rechtfertigte, was bei zweifelhaftem Gange der Ereigniſſe leicht ſtrengen Vorwurf und ſchleunige Wiederbeſchränkung erfahren konnte.

Was auch die Kriegsführung im Ganzen durch die gemiſchte Zuſammenſetzung der verbündeten Heere gewinnen mochte, des einzelnen Feldherrn Lage war dadurch in manchem Betracht ſchwieriger. Die Verſchiedenheiten der Dienſtweiſe, der Verpflegung und Behandlung, der Sprache, waren allgemeine Uebel, welche ſich ſchwer ausgleichen ließen. Für

Blücher traten noch beſondere Mißverhältniſſe ein. Mit einem Theile der ruſſiſchen Generale war er ſchon von dem bisherigen Feldzuge her geſpannt; die Aeußerungen ſeiner Unzufriedenheit, die derben Worte, — getrennt von dem, was ſie vergüten konnte, den kraftvollen Thaten, — waren umhergetragen worden, und hatten das Vorurtheil gegen ihn genährt. Ungern ſahen die Ruſſen ein Heer, in welchem ſie die Mehrzahl ausmachten, unter fremden Befehl geſtellt, an welchen ſie weniger Hoffnungen und manche Beſorgniſſe knüpften. Ihre beiden eigentlichen Anführer zeigten ſich unter ſchwierigen Beziehungen. Der General von Sacken war ein entſchloſſener, bewährter Krieger, allein durch früher gehabte Mißhelligkeiten im Dienſte für ſolche Verhältniſſe äußerſt empfindlich und reizbar. Der General Graf von Langeron hatte ſchon ſelbſt, im Kriege gegen die Türken, den Oberbefehl geführt, und konnte ſich in ſeiner jetzigen Stellung nur unbehaglich finden; daß höheres Vertrauen ihm die Geheimniſſe des Kriegsplanes mitgetheilt, ihn vielleicht zum Wächter und Mäßiger beſtimmt hatte, im Fall der alte Huſar die Sachen allzutoll machte, durfte ihm ſchwerlich genügenden Erſatz bieten. Blücher ahndete nicht, daß einer ſeiner Untergebenen mit den ihm ertheilten Vorſchriften bekannt ſein, und mehr nach dieſem Mitwiſſen, als nach ſeinen unmittelbaren Befehlen, ſich richten dürfte; am ſchlimmſten war, daß jener nur die erwähnten früheren Vorſchriften kannte, nicht aber zugleich die Aenderungen, wodurch ſie erweitert worden. Allen dieſen Schwierigkeiten trat Blücher mit offenem Muth und freier Seele getroſt entgegen. Die Grundſätze, nach welchen er ſeine Befehlführung leitete, entſprachen dem Sinn eines Helden, der, je größer die Mühſale, nur deſto größere Tugend zu Hülfe ruft. Sich ſelbſt, den Seinen, den Preußen, eignete er ſtets die ſchwerſte Bürde zu, die größere Arbeit, die härtere Noth; es war ihm ein Ehrenpunkt für das Vaterland, daß, während deſſen Sache hauptſächlich auf dem Spiele ſtand, auch deſſen Söhne dabei das Beſte thäten. Den Ruſſen, als großmüthigen Mitkämpfern, deren Werk ſchon gethan war, erkannte er den Vorrang des Anſehens, der Ehre zu, ihre Art und Weiſe diente bei allgemeinen Anordnungen zur

Richtſchnur, ihnen war jede Rückſicht gewidmet. Unregelmäßigkeiten, geringe Mängel und Verſäumniſſe, wollte er lieber überſehen, wo es ohne Schaden möglich war und die Zeit Heilung hoffen ließ, als durch Strenge, Verweis und Strafe, gleich von Anfang die Entgegenſetzung noch mehr hervorzuheben. In den Kriegsthaten ſelbſt, in den gemeinſchaftlich erfochtenen Erfolgen, meinte er, würde ſich ſchon die rechte Einheit finden, an dem Feinde ſich Spaltung und Mißvergnügen austilgen. Sein Betragen war in dieſem Sinne ſo gewandt als einſichtsvoll, ſo kräftigend als verſöhnlich. Doch alle Klugheit konnte nur hinhalten, und bis zum Thatgewinn war noch eine ſchwere Prüfung!

Blücher zog ſeine Truppen den 12. Auguſt am Zobtenberge zuſammen, und richtete ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit auf den Feind. Demſelben in Beſetzung des neutralen Gebietes, eines Landſtriches von der Breite zweier Märſche, zuvorzukommen, erſchien aus zwiefachen Gründen wichtig, ſowohl um jene zwei Märſche ſchon gewonnen zu haben, falls es galt, dem gegen das Hauptheer der Verbündeten nach der Elbe abziehenden Feinde ſchleunigſt nachzurücken, als auch um die Hülfsmittel jener weniger angeſtrengten Gegend für die Verpflegung nicht zu verlieren. Sorgſam bewachte er die Schritte der Franzoſen, und auf die willkommene Nachricht, daß dieſe am 13. Auguſt ſich erlaubt bis Jauer zu ſtreifen, und Kriegsforderungen einzutreiben, gab er ſogleich Befehl, auch von preußiſcher Seite in das neutrale Gebiet einzudringen, die Franzoſen daraus zu verjagen, doch nicht über die Katzbach, als die jenſeitige Gränze deſſelben, hinauszugehen, bevor der Waffenſtillſtand völlig abgelaufen wäre. Am 14. ließ er Breslau beſetzen, und bis zum 16. den ganzen Strich Landes bis zur Katzbach einnehmen; der Feind hatte keine Klage darüber zu führen, da er ſelbſt das Beiſpiel des Bruches gegeben, aber deſto lauter fanden ruſſiſche Stimmen daran zu tadeln; ſie nannten den Feldherrn voreilig und unüberlegt, und meinten der General Barclay werde kommen müſſen, um die Truppen zu befehligen. Blücher ließ jene reden, und verfolgte ſeine Maßregeln. Die Lebhaftigkeit, mit der ſich alles in Bewegung ſetzte, ließ bald erkennen, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, daß es Blücher ſei, der hier den Befehl führte. Am 17. Auguſt ging der General von Gneiſenau mit einer Erkundungsſchaar vor, und plänkelte mit dem Feind an der Katzbach, der daſelbſt das Dorf Röchlitz ernſthaft vertheidigte, aber gleichwohl nachher aus ſeinen Lagern bei Liegnitz und Goldberg rückwärts abzog. Auf dieſe Anzeige rückte Blücher am 19., nach einigen Gefechten bei Siebeneichen, gegen Löwenberg und Hainau vor, um ſeiner Vorſchrift zufolge den Feind nicht aus dem Auge zu laſſen. Beim Rückzuge fand ſich der dritte franzöſiſche Heertheil, gegen 20,000 Mann unter dem Marſchall Ney, unvermuthet von den übrigen getrennt, und Blücher ſah ſchon die Möglichkeit, denſelben am Gräditzberge, wo York ihn feſthielt, während Sacken ihm den einen Uebergang über den Bober bei Bunzlau, und Langeron den anderen bei Löwenberg abſchneiden ſollte, das Gewehr ſtrecken zu laſſen. Allein der Graf Langeron, deſſen Truppen ſtark im Gefecht geweſen, und gegen 1500 Mann verloren hatten, antwortete auf den Befehl, den er zum Vorrücken erhielt, ſeine Truppen ſeien zu ermüdet, um ſogleich wieder aufzubrechen, und Ney gewann dadurch Zeit, während der Nacht aus der Schlinge glücklich nach Bunzlau zu entkommen. Blücher, voll Mäßigung die Umſtände erwägend und ſein Vaterland bedenkend, wollte hier die ſtrengen Formen des Dienſtes nicht anwenden, ſondern ließ als ein Mißverſtändniß hingehen, was als Fehler nicht ohne Nachtheil zu rügen war. Die Franzoſen wichen am 20. Auguſt fechtend über den Bober zurück, hier aber, nachdem ſie alle Uebergänge zerſtört, hielten ſie nicht nur feſt, ſondern ſtellten ſogar ihrerſeits, als York ſich anſchickte den Fluß zu überſchreiten, die Uebergänge deſſelben ſchleunigſt wieder her, und drangen aus Löwenberg am 21. mit aller Stärke unvermuthet wieder über den Bober vor. Die Nachricht, daß Napoleon angekommen und an der Spitze der Vordringenden ſei, erklärte den plötzlichen Wechſel hinlänglich, und ließ Blücher'n über ſein Verhalten keine Zweifel. Er befahl den Rückzug, aber zunächſt nur bis hinter das Gebirgswaſſer, die ſchnelle Deichſel genannt, unter ſtetem Geplänkel, in welchem die preußiſche Landwehr zum erſtenmal focht, mit tapferem Muthe, aber als Neulinge in ſolchem Gefecht mit anſehnlichem Verluſt. Langeron, mitwiſſend und immer eingedenk, daß Blücher angewieſen ſei, dem Feinde auszuweichen, drang auf entſchiedneren Rückzug; allein Blücher, den Sinn jener Vorſchrift beſſer faſſend, beſchloß ſtehen zu bleiben, bis der Feind durch Entwickelung ſeine Uebermacht offenbart, und wenigſtens die Zeit ernſtlicher Angriffsanſtalten verloren hätte. Langeron indeß, der früheren allgemeinen Vorſchrift folgend, verließ, als eine franzöſiſche Schaar bei Pilgramsdorf gegen ihn anrückte, ſeine Stellung, und als Blücher herzuſprengte, fand er ſchon Pilgramsdorf in Feindeshand, Goldberg verlaſſen, und Langeron in vollem Rückzuge auf dem Wege nach Jauer. Hiedurch waren die übrigen Heerestheile in dringender Gefahr, und diesmal galt es ſchleunigen Ernſt. Blücher ſandte an Langeron den gemeſſenen Befehl, auf der Stelle umzukehren, und die Stellung bei Goldberg wieder zu beſetzen. Er ſelbſt warf einſtweilen 6 preußiſche Bataillons, noch glücklicherweiſe vor dem Feinde in dieſe Stadt, wo ſie den gleich darauf erfolgenden franzöſiſchen Angriff tapfer zurückſchlugen. Langeron gehorchte dem Befehl, und kehrte in der Nacht wieder nach Goldberg zurück, doch mißvergnügt und aufgebracht. Da jedoch der Wolfsberg als der Stützpunkt ſeines linken Flügels von den Franzoſen inzwiſchen beſetzt war, und in ihren Händen blieb, auch die Truppen von Yorck auf dem linken Ufer der Katzbach heftig angegriffen wurden, wo am 23. in einem der blutigſten Gefechte der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz der Uebermacht des Feindes zwar hartnäckig, aber auch mit eignem großen Verluſte, die Spitze bot, ſo fand Blücher gleichwohl den weiteren Rückzug aus den trennenden Engwegen dieſes ſchwierigen Bodens nach der offneren Gegend von Jauer zweckmäßig. Als Langeron den Befehl erhielt, mit ſeinen ermüdeten Truppen den Weg, von dem er eben zurückgerufen worden, nun dennoch wieder anzutreten, brach ſein Unwillen aus, daß er ſo unnütz, wie er meinte, hin und her gezogen werde; er wollte ſtehen bleiben, und ſeine Truppen ruhen laſſen, doch Blücher's perſönliche Anweſenheit ſicherte den Vollzug ſeines Befehls, die bis dahin unterhaltenen Gefechte wurden geſchickt abgebrochen, und der Rückzug von der Katzbach gegen Jauer angetreten. Allein nun fing auch York an, gegen die Maßregeln des Feldherrn ſeine Unzufriedenheit zu äußern, er ſah die preußiſchen Truppen durch angeſtrengte Bewegungen, deren Zweck nicht einleuchtete, und durch Gefechte, die keinen Erfolg gaben, zu Grunde gehen, ehe es noch zu einer Schlacht käme. In der That hatte die Dunkelheit der Nacht in den preußiſchen Truppenzügen große Verwirrung verurſacht, und 4 Bataillone Landwehr waren ganz abgeirrt. Inmitten ſolcher anwachſenden Unzufriedenheit und Mißtrauens ſtand Blücher und ſeine kriegskundige Umgebung in muthiger Beſonnenheit feſt, allein es war hohe Zeit, dieſem bedenklichen Zuſtand eine Wendung zu geben, und eine Schlacht, ein glückliches Kriegsereigniß, wurde unter ſolchen Umſtänden höchſt dringend erforderlich. Blücher beſchloß, in günſtiger Gegend rückwärts von Jauer eine Schlacht anzunehmen, wenn der Feind vorrückte, oder ſelbſt auf ihn loszugehen, wenn derſelbe Halt machte.

Auf der franzöſiſchen Seite indeß verhielten ſich die Sachen folgendergeſtalt. Bei der Nachricht von dem Vordringen Blücher's an den Bober war in der That Napoleon ſelbſt unwillig dahin geeilt, und hatte dem Zurückgehen ſeiner Truppen, denen er große Verſtärkungen zuführte, ſogleich Einhalt gethan. Am 20. Auguſt in Lauban eingetroffen, drang er am 21. alsbald mit Macht bei Löwenberg über den Bober vor, und ſah das ſchleſiſche Heer vor ſeinem Annahen hinter die Katzbach, und von da weiter gegen Jauer, aber in feſter Haltung zurückweichen. Inzwiſchen kam die Nachricht, daß das Hauptheer der Verbündeten am 20. Auguſt aus Böhmen hervorgebrochen und gegen Dresden im Anzuge ſei, wo die Gegenwart des franzöſiſchen Kaiſers dringend nöthig wurde. Er gab einem Theile ſeiner Truppen ohne Säumen die Richtung dorthin, und folgte ſelbſt am 23. von Löwenberg mit ſeinen Garden nach, dem Marſchall Macdonald mit drei Heertheilen, zuſammen gegen 70,000 Mann ſtark, die Verfolgung des ſchleſiſchen Heeres überlaſſend. Doch wie Napoleon den Rücken wandte, ließ auch ſogleich der kraftvolle Antrieb nach, den ſeine Gegenwart erweckt hatte. Macdonald zog fürerſt die Truppen Ney's wieder an ſich, die im erſten Augenblick mit gegen Dresden beordert worden, jetzt aber, unter des Generals Souham Anführung, ihm wieder zugewieſen waren. Hierüber verging der 24. Auguſt ohne weiteres Ereigniß. Aus dieſem Stillſtande vermuthete Blücher ſogleich, daß Napoleon nicht mehr da ſei, und als auch am 25. nichts vorfiel, glaubte er die Stärke der Franzoſen im Abzuge gegen Dresden, und beſchloß die Zurückgebliebenen am folgenden Tage anzugreifen. Daſſelbe glaubte und beſchloß Macdonald in Anſehung des ſchleſiſchen Heeres, und ſo rückten beide Feldherren gleichzeitig und in gleicher Stärke, keiner vom andern wiſſend, unter ſtrömendem Regen, der die Gebirgswäſſer ſchwellte, am 26. Auguſt gegeneinander an.

Blücher hatte ſchon am Abend des 25. den General von Sacken perſönlich beſucht und kennen gelernt, und mit großer Zufriedenheit in deſſen Beurtheilung der Dinge ganz ſeine eigne Anſicht und Meinung wiedergefunden, welches bisher weder bei Langeron der Fall war, noch ſelbſt bei Yorck, der beſonders diesmal den aufgeſtellten Anſichten der Kriegsführung ſtark widerſprach. Allein der Befehl zum Vorrücken wurde von Blücher am 26. Vormittags in ſeinem Hauptquartier Brechtelshof unterzeichnet, und am Schluſſe hieß es: „Beim Rückzuge des Feindes erwarte ich, daß die Reiterei mit Kühnheit verfährt; der Feind muß erfahren, daß er im Rückzuge nicht unbeſchadet aus unſern Händen kommen kann.“ In drei Truppenzügen rückte das ſchleſiſche Heer Nachmittags um 2 Uhr gegen die Katzbach vor; Langeron auf dem linken Flügel, zwiſchen dem Gebirge und der wüthenden Neiße, die ſich durch ein tiefeingeſchnittenes Thal bei Kroitſch in die Katzbach ſtürzt, gegen Goldberg; Yorck in der Mitte, nach Nieder-Krain, durch das genannte Gebirgswaſſer links von Langeron getrennt, aber rechts nahe mit Sacken verbunden; dieſer auf dem rechten Flügel, in der Richtung gegen Liegnitz ausgedehnt, nach Dohnau. Doch ehe dieſe Truppenzüge die Katzbach erreichten, fanden ſie unerwartet den Feind, der jenſeits angegriffen werden ſollte, ſchon dieſſeits in vollem Anzuge. Die Franzoſen waren über die Katzbach, darauf über die wüthende Neiße gezogen, und rückten über Nieder-Krain heftig nach der höheren Gegend vor, welche vom rechten Thalrande der wüthenden Neiße längs der Katzbach ſich gegen Liegnitz erſtreckt. Augenblicklich mußte Blücher ſeine ganze Anordnung, die für eine Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach getroffen war, für eine Schlacht auf dem rechten Ufer derſelben umändern, und ſchnell ſind ſeine Maßregeln ergriffen. Seine ſchleunigen Befehle gelangen an die Generale; Sacken erwiedert voll kriegeriſchen Feuers dem Offizier, der ihm die neuen Weiſungen bringt, nur kurz: „Antworten Sie dem General: Hurrah!“ und Blücher freut ſich des guten Zeichens. Die Ueberraſchung ſtört ſeine Faſſung nicht, er redet zu den Soldaten, als komme alles wie er es gewollt und erwartet; er reitet umher, den ſchlauen Blick auf den Feind geheftet, und wie alles bereit iſt, ruft er voll Zuverſicht: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzoſen herüber, nun vorwärts!“ Anderen ruft er zu: „Kinder, heute gilt's. Ihr ſollt beweiſen, ob ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt euch wie wackre Preußen.“ Unter dem ſtürmiſchen Ruf: „Es lebe der König!“ ſetzt ſich ſogleich alles in Bewegung. Die Anhöhe zwiſchen den Dörfern Eichholz und Chriſtianshöhe, auf welche der Feind hauptſächlich ſeine Richtung nahm, durfte ihm nicht überlaſſen werden. York erhielt den Auftrag, Geſchütz dort aufzupflanzen, und Sacken die Weiſung, ſich auf Eichholz zu wenden. Allein dieſer hatte ſchon von ſelbſt dieſe Richtung eingeſchlagen, die Wichtigkeit des Poſtens erkannt, ihn ſogleich beſetzt, und von dorther gegen den Feind ein lebhaftes Geſchützfeuer angehoben. Als die Preußen dieſen Meiſterſtreich Sacken's gewahrten, drangen ſie freudig vor, entſchloſſen, auch ihren Theil an der Ehre des Tages zu gewinnen. York rückte längs des Thalrandes der wüthenden Neiße, dem Feinde durch den wellenförmigen Boden und heftigen Regenguß verdeckt, über Bellwitzhof hinaus, und griff auf der Ebene von Wahlſtadt das franzöſiſche Fußvolk an, welches ungeſtüm entgegenkam; aber der Regen hinderte das Gewehrfeuer, es entſtand ein Handgemenge, und die Preußen hatten mit Bajonet und Kolben ſchnell die Oberhand. Blücher zeigte ſich überall voran; die Truppen, anfangs in finſterem Schweigen, jauchzten ihm freudig zu: „Hör', Vater Blücher, heut geht's gut." Sie rückten unaufhaltſam vor, und ihr Geſchütz, auf dem rechten Flügel ihres Zuges zu einer großen Batterie vereint, begleitete wirkſam ihre Bahn. Einige franzöſiſche Reiterei wollte ihnen Einhalt thun, allein die preußiſchen Maſſen, obgleich beraubt der Hülfe des Gewehrfeuers, hielten geſchloſſen Stand. Während dieſes Gefechtes war es, daß Blücher eine Meldung erhielt, die als eine bedenklichſt-wichtige nur ihm allein heimlich ausgerichtet werden ſollte; er aber wollte ſie nur laut und öffentlich vor allen Offizieren, die ihn gerade umgaben, annehmen. Da kam denn heraus, es ſei keine Zeit zu verlieren, Napoleon ſelbſt dringe an der Spitze ſeiner Truppen vor, und ſtehe Blücher'n ſchon völlig im Rücken. Irrige Angaben und beſorgliche Muthmaßungen waren Schuld an dieſer Uebertreibung, welche jedoch in dieſer Lage der Kriegsführung und nach allen ſtattgehabten Ereigniſſen auch den Kühnſten wohl hätten beunruhigen dürfen. Aber nicht ſo Blücher'n: „Steht er mir im Rücken, — rief er mit barſchem Unwillen, — nun ſo iſt mir's recht angenehm, da kann er mich ja gradeswegs —." Ihm in der That war es völlig gleich, ob er es mit Napoleon ſelbſt oder mit einem der Marſchälle deſſelben zu thun hatte, und die gewöhnlichen Schreckbilder, umgangen oder gar abgeſchnitten zu ſein, brachten ihn nicht aus der Faſſung. Mit keiner andern als dieſer Antwort entließ er die, wie ſich bald ergab, ſo wenig der Sache als ſeinem Sinne gemäße Meldung. Noch war das Gefecht unentſchieden. Der Feind hatte die Dörfer Ober-Weinberg und Schlaupe verloren, allein das Dorf Weinberg noch in Beſitz, und drang von Nieder-Krain mit einer neuen Truppenſchaar in die Seite der Preußen vor, zahlreiches Fußvolk von dem Ney'ſchen Heertheile und die ganze Reiterſchaar des Generals Sebaſtiani eilten herbei, und wurden nur durch ihr Zuſammentreffen in dem langen Engwege von Kroitſch verzögert. Blücher ſendet an Sacken den Befehl, mit ſeinen Reitern zwiſchen Eichholz und Jänowitz dem Feinde in die linke Flanke zu fallen, und ruft die preußiſche Reiterei heran, um von vorn anzugreifen. Inzwiſchen kommen üble Nachrichten von dem linken Flügel des Heeres unter Langeron, derſelbe ſei im vollen Rückzuge begriffen. Eine andre Meldung lautet, der Feind ſei bei Schlaupe hervorgedrungen, habe Geſchütz erobert, und drohe weitere Fortſchritte. Blücher befiehlt, den Rückhalt des Yorck'ſchen Heertheils ungeſäumt gegen Schlauphof und Schlaupe abzuſenden, um die eigne Flanke zu decken, und die des vorgedrungenen Feindes zu bedrohen, er ſelbſt aber zieht der Säbel, ſetzt ſich an die Spitze der durch das Fußvolk durchgezogenen Reiterei, ſchreit: „Vorwärts!“ und ſtürmt mit Uhlanen und Huſaren unter lautem Hurrah in vollem Rennen auf die feindlichen Reiter, die zwar geworfen werden, aber während des aufgelöſten Zuſtandes der Verfolgenden gerathen dieſe ſelbſt in Gefahr; die beiden letzten preußiſchen Reiterregimenter müſſen aus dem Rückhalt hervoreilen, dieſe und die ruſſiſche Reiterei von Sacken, unter den Generalen Lanskoi und Waſſiltſchikoff, die im rechten Augenblick dem Feind in die Seite fällt, entſcheiden das Gefecht. Die Franzoſen räumen geſchlagen das Feld. Einiges Fußvolk allein deckte in geſchloſſenen Vierecken den Rückzug bis über Nieder-Krain. In den Engwegen des Neißethals aber gerieth alles in Verwirrung. Der Regen ſtrömte noch immer, die Gebirgswäſſer wuchſen mit jedem Augenblick, und ihre tobenden Fluthen riſſen Brücken und Stege fort. Vergebens ſuchte man Uebergänge, die eingetretene tiefe Dunkelheit ließ Tauſende von Flüchtlingen in der wüthenden Neiße und Katzbach den Tod finden, eine Menge Gefangene, 30 Kanonen nebſt ihren Pulverwagen, und vieles andre Fuhrwerk, fielen in die Hände der Sieger. Die Finſterniß ſetzte der Verfolgung ein Ziel; der Boden war vom Regen ſo durchweicht, daß ein Theil des Fußvolks ſeine Schuhe ſtecken ließ, und barfuß einherzog; der Regen goß in Strömen immerfort, und löſchte jedes angezündete Feuer aus.

Während hier auf ſolche Weiſe geſtritten wurde, ſah es auf dem linken Flügel des ſchleſiſchen Heeres ganz anders aus. Langeron war mit dem General Lauriſton in Kampf, und zog ſich vor demſelben von Stellung zu Stellung zurück.

Ihm hatte ſich die Vorſtellung eingeprägt, Blücher werde ſich, ſobald der Feind ernſtlich anrücke, einer Schlacht entziehen, und in dieſer Vorausſetzung hatte er ſein meiſtes und beſtes Geſchütz gleich anfangs über Jauer zurückgeſandt, und von 130 Stücken nur etwa 30 Sechspfünder zurückbehalten, und konnte nun ſelbſt die ſtarke Stellung hinter Hennersdorf kaum behaupten. Nur die Erfolge der Preußen bei Nieder-Krain, und Blücher's gegen Schlauphof vorgeſchickte Schaar, hielten den Feind in ſeinen Fortſchritten gegen Langeron wieder zurück. Als dieſer durch einen von Blücher abgeſchickten Offizier von der Lage der Sache belehrt wurde, und mit Verdruß den Irrthum einſehen mußte, dem er ſich hingegeben, ſtrengte er alle Kräfte an, um denſelben wieder gut zu machen. Er ließ das Geſchütz eiligſt zurückholen, und bot dem Feinde ſogleich tapfer die Stirne, allein der Abend endete das Gefecht, ehe noch ein Vortheil wiederzuerringen war. Der Feind, in der Mitte geſchlagen, und auf dem linken Flügel der Verbündeten, trotz anfänglicher Vortheile, gehemmt, verſuchte noch zuletzt, auf den rechten Flügel derſelben einen Schlag zu führen. Das endlich angelangte noch friſche Fußvolk des Ney'ſchen Heertheiles drang unter Anführung des Generals Taraire bei Schmogwitz muthig über die Katzbach vor; allein ehe daſſelbe Boden gewinnen konnte, warf ihm Sacken ſeine Rückhaltstruppen entgegen, und ſchlug es mit großem Verluſt an Gefangenen und Geſchütz wieder über die Katzbach zurück. Eine franzöſiſche Truppenabtheilung unter dem General Puthod, die auf dem äußerſten linken Flügel der Verbündeten gegen Jauer vorrücken wollte, wurde von den ihr begegnenden Truppen, die zur Sicherung der Flanke von dieſem Flügel in's Gebirge entſendet waren, dort ebenfalls zurückgewieſen. Die Schlacht hatte demnach aus vier beſonderen Gefechten beſtanden, von welchen das Haupttreffen durch York und Sacken gemeinſchaftlich unter Blücher's eigner Anführung geliefert worden. Aber die Vortheile des Tages ſelbſt ſollten erſt in den nachfolgenden Ergebniſſen nach ihrem ganzen Umfange klar werden.

In dunkler Nacht, unter fortwährendem Regen, ritt Blücher, umgeben von ſeinen Offizieren, über das Schlachtfeld in ſein Hauptquartier nach Brechtelshof zurück. An ſeiner Seite ritt Gneiſenau. Das unfreundliche Wetter hielt den Sinn noch unter der Tagesbürde befangen, und ſchweigend ging der Zug über das nächtliche Feld. Blücher jedoch, in ſeinem Innern arbeitend, und ſeitwärts unter dem Regenmantel hervor nach ſeinem Nachbar ſchauend, ruft dem Erkannten zu: „Na, Gneiſenau", ſagt er ſcherzend, „die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abſtreiten; aber jetzt laßt uns mal dran denken, was wir klugerweiſe zuſammenbringen, um den Leuten zu ſagen, wie wir ſie gewonnen haben?" Eine Aeußerung, die unter anderem Scheine doch nur die innere Einfalt und Beſcheidenheit des Helden zeigt, der im vollen Gefühl ſeiner Stärke und des errungenen Sieges doch den Erfolg von der That ſcheidet, und in der Begebenheit eine höhere Waltung, als die ſeines Handelns anerkennt. Kaum unter Dach angelangt, erſtattete Blücher ſogleich ſeinen Bericht in das große Hauptquartier, gab ſeine Befehle für den folgenden Tag, und ſchrieb noch am nämlichen Abend eigenhändig einen Brief nach Breslau, worin er den guten Breslauern den erfochtenen Sieg verkündigt, ihnen ſeine Verwundeten empfiehlt, und es dankbar zu erkennen verſpricht, wenn die Stadt zur Erquickung ſeiner braven Waffenbrüder durch Ueberſendung einiger Lebensmittel etwas thun wolle. Sein größter Eifer blieb auf die Verfolgung des Feindes geſtellt, ſie ſollte mit nachdrücklichſter Schnelle geſchehen. Yorck erhielt den Befehl, noch in der Nacht mit ſeinem Heertheile dem Feinde nachzudringen. Indeß ſtiegen die Gewäſſer mit jedem Augenblick, das Fußvolk durchwatete, bis an den halben Leib im Waſſer, die wüthende Neiße bei Nieder-Krain, vertrieb die Franzoſen aus Kroitſch, und ſammelte ſich hier zum neuen Angriff gegen die feindliche Nachhut, die ſich auf den Höhen hinter Kroitſch hielt. Allein die Katzbach tobte mit aufgeſchwollenen Fluthen, und bot hier nirgends mehr einen Uebergang. Doch Sacken ging bei Liegnitz über, und drang auf Hainau vor. Langeron griff die Nachhut des Feindes bei Goldberg an, warf ſie mit heftigem Anfall über den Haufen, und nahm ihr Geſchütz und Gefangene ab. Endlich war die Katzbach überall zurückgelegt; das nächſte Gewäſſer, die ſchnelle Deichſel, jetzt gleichfalls angeſchwollen, verurſachte dem Feinde neuen Aufenthalt; bei dem Uebergange zu Pilgramsdorf von der Reiterei York's und Sacken's ereilt, ließ er Geſchütz, Wagen und Mannſchaft zurück. Blücher ſelbſt feuerte unaufhörlich die Verfolgung an, den ermüdeten Truppen rief er zu: „Nur vorwärts, Kinder! mit einer körperlichen Anſtrengung könnt ihr eine neue Schlacht ſparen.“ Sein Wort gab neue Kraft, und mit Hurrahgeſchrei und „Vater Blücher lebe!“ ging's weiter. Ein Theil der feindlichen Truppen gewann am 28. Auguſt die Uebergänge über den Bober bei Bunzlau und Löwenberg, ſpäterkommende fanden an letzterem Orte den Uebergang wegen der zunehmenden Ueberſchwemmung nicht mehr möglich, und alles drängte am 29. verwirrt auf Bunzlau. Dorthin wollte Langeron nachdringen, als er genöthigt wurde, einer feindlichen Schaar, die von Zobten gegen Löwenberg in ſeinem Rücken einherzog, ſich entgegenzuwenden. Dies waren die Truppen unter dem General Puthod, welche durch das Gebirge gegen Jauer hatten vordringen ſollen, und jetzt längs des Bobers einherirrten, vergeblich einen Uebergang ſuchend. Langeron ſchnitt ihnen die Straße nach Bunzlau, den einzigen Weg des Entkommens, völlig ab, und hieß ſie das Gewehr ſtrecken, allein auf ihre Weigerung, und nachdem Puthod auf der Höhe von Plagwitz ſich zum Kampfe geſtellt, ließ jener ſie angreifen, und was nicht niedergemacht wurde, oder Rettung ſuchend im Bober ertrank, mußte ſich ergeben. Puthod ſelbſt und 3000 Gefangene, 2 Adler, 16 Kanonen und zahlreiches Fuhrwerk fiel in des Siegers Hand. Am 30. Auguſt fand ſich das ganze ſchleſiſche Heer am Bober, bewerkſtelligte am 31. bei Löwenberg und Bunzlau den Uebergang, und rückte bis an den Queiß vor. Blücher ließ hier am 1. September Viktoria ſchießen und ein Tedeum halten, und gönnte den Truppen nach ſo großer Anſtrengung einen Ruhetag.

Erſt jetzt ließen die Folgen des Sieges in ihrem ganzen Umfange ſich überſchauen. Große Ergebniſſe waren mit geringem Verluſt erkauft; der Heertheil von York, welcher im ſtärkſten Kampfe geweſen, zählte kaum 500 Todte und Verwundete, auch der Feind hatte verhältnißmäßig wenig durch das Schwert verloren, deſto mehr aber in den fluthenden Gewäſſern, und am meiſten an Gefangenen, deren noch täglich bis zum 4. September eingebracht wurden, zum Theil durch den Landſturm, der die Verſprengten im Gebirge aufgriff. Immer größer ſtellte ſich der Geſammterfolg dar, je nachdem die einzelnen Ergebniſſe ſich zur Ueberſicht anreihten; das Heer vernahm ſtaunend die Größe des vollbrachten Werkes; ein allgemeiner Jubel durchlief ſeine Reihen, als Blücher von Löwenberg aus ihm daſſelbe nach That und Erfolg durch folgenden Tagesbefehl preiſend vorhielt: „Soldaten des ſchleſiſchen Heeres! Schleſien iſt vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der ruſſiſchen und preußiſchen Armee unter meinem Befehl, eurer Anſtrengung und Ausdauer, eurer Geduld in Ertragung von Beſchwerden und Mangel, verdanke ich das Glück, eine ſchöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entriſſen zu haben. Bei der Schlacht an der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesſchnelle brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verſchmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen, unaufhaltſam ſchrittet ihr vor; eure Bajonette ſtürzten ihn den ſteilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr Flüſſe und angeſchwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamm habt ihr die Nächte zugebracht. Ihr littet zum Theil Mangel an Lebensmitteln, da die grundloſen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Näſſe, Entbehrungen, und zum Theil mit Mangel an Bekleidung, habt ihr gekämpft, dennoch murrtet ihr nicht, und ihr verfolgtet mit Anſtrengung euren geſchlagenen Feind. Habt Dank für ein ſo hochlobenswerthes Betragen; nur derjenige, der ſolche Eigenſchaften vereinigt, iſt ein ächter Soldat. Ueber 100 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanſtalten, ſeine Feldſchmieden, ſeine Mehlwagen, 1 Diviſionsgeneral, 2 Brigadegenerale, eine Anzahl Obriſte Stabs- und andre Offiziere, 18,000 Gefangene, 2 Adler, und andere Trophäen, ſind in euren Händen. Den Reſt derjenigen, die euch in der Schlacht an der Katzbach gegenüber geſtanden haben, hat der Schreck vor euren Waffen ſo ſehr ergriffen, daß ſie den Anblick eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwiſchen der Katzbach und dem Bober habt ihr geſehen, ſie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde. Laßt uns dem Herrn der Heerſchaaren, durch deſſen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgeſang ſingen, und im öffentlichen Gottesdienſte ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beſchließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann ſucht euren Feind auf's neue auf.“ Der ganze Verluſt der Franzoſen betrug an 30,000 Mann, der Gefangenen waren 20,000, der genommenen Kanonen 105 und der Pulverwagen über 300. Blücher ſchätzte den Verluſt des ſchleſiſchen Heeres auf höchſtens 1000 Mann; vielleicht nie, ſagte er am Schluſſe ſeines Berichts, ſei ein Sieg mit ſo wenig Blut erkauft worden. Das Naturereigniß, welches ſich dieſen Kriegsauftritten ſo verhängnißvoll beigemiſcht, hatte Sinn und Gemüth mit dem Schauer des Wunderbaren erfüllt. Die Schleuſen des Himmels hatten an dieſen Tagen über weite Länderſtrecken ſich eröffnet; es ging auch die Sage, daß Durchbrüche unterirdiſcher Gewäſſer zur Anſchwellung der Gebirgsfluthen mitgewirkt. Eine Menge Franzoſenleichen trieben zwiſchen Trümmern in weiter Ueberſchwemmung umher, und blieben beim Ablaufe des Waſſers zum Theil auf Feldern und auf Bäumen zurück. Der Ruſſe ſah in dieſem Unwetter ein Zeichen, daß der Himmel die Schickungen, durch welche der Feind in Rußland verderbt worden, noch nicht aufhören laſſe.

Wie groß auch der Erfolg dieſer Schlacht an und für ſich war, ſo erſchien ihr Gewinn doch größer noch in den geiſtigen Wirkungen, welche ſie ausübte. In dem Heere ſelbſt war durch einen ſolchen Sieg aller Zwieſpalt, alle Unzufriedenheit getilgt. Der Feldherr hatte gezeigt, daß ſein kühner Muth mit kundiger Einſicht verbunden, und ſolchem Führer unbedingt zu vertrauen ſei; die Generale, die Offiziere und Soldaten hatten ihn, und hinwieder er ſie kennen gelernt; Yorck war mit ihm ausgeſöhnt, Langeron entſagte dem Irrthume völlig, den er zum Theil ſchon auf dem Schlachtfelde gutgemacht. Sacken's Verdienſt leuchtete in glänzender Anerkennung. Alles beeiferte ſich, fortan im Sinne des Feldherrn zu handeln, einig und gehorſam ſeinen Anordnungen zu folgen. Das ganze Heer war zu begeiſterter Stimmung erhoben, die Soldaten wußten nicht Ausdruck genug für ihre Freude zu finden. Wo Blücher und Yorck ſich am folgenden Tage zeigten, wurde ihnen jauchzendes Lebehoch zugerufen. Insbeſondere gewann Blücher die Vorliebe der Ruſſen von dieſer Zeit an immer mehr, ſie dienten freudig unter ihm, und während des ganzen Krieges erfuhr ſein Oberbefehl weder Murren noch Eiferſucht mehr. Das ſchleſiſche Heer, kürzlich noch von Ausbrüchen der gefährlichſten Zwietracht bedroht, war durch einen einzigen Sieg zu einem feſten, einſtimmigen Ganzen vereint. Die Wirkung nach außen war nicht minder groß. Schleſien pries laut ſeine Rettung, und neuer Muth und Eifer entzündete ſich in allen Gemüthern. Die Unfälle der Verbündeten bei Dresden, wo Napoleon das Hauptheer nach Böhmen zurückſchlug, wurden am ſelben Tage durch Blücher an der Katzbach, durch Bülow am 23. bei Großbeeren, und durch Oſtermann, Colloredo und Kleiſt am 30. bei Kulm herrlich aufgewogen. Erſt an letzterem Tage, weil der gleich vom Schlachtfelde abgefertigte Offizier während der Finſterniß im ausgetretenen Gewäſſer umkam, traf Blücher's Bericht im großen Hauptquartiere zu Töplitz ein, und verdoppelte die Siegesfreude. Der König ſandte ihm das Großkreuz des eiſernen Kreuzes, der Kaiſer von Oeſterreich das Komthurkreuz des Thereſienordens, der Kaiſer von Rußland von ſeiner eignen Bruſt den Andreasorden mit einem eigenhändigen Schreiben, welches die innerſte Anerkennung, den ehrendſten Dank ausſprach. Auch für die Generale, insbeſondere für Sacken, deſſen Blücher beſtens gedacht hatte, für die vielen Offiziere und Soldaten, die ſich beſonders hervorgethan, erfolgten zahlreiche Belohnungen.

Doch Blücher, dem Staunen und der Freude über ſeinen Sieg nicht viele Zeit gönnend, ſtrebte unaufhaltſam vorwärts. Seine Kühnheit und Zuverſicht belebte alles um ihn her; immer auf den Feind, ihm keine Ruhe gelaſſen, das war ſeine Meinung; zum Ausweichen, dachte er, ſei immer Zeit genug. Am 3. September drang das Heer über die Neiße in die Lauſitz bis zur Landskrone vor, und rückte am 4. gegen Bautzen an. Die franzöſiſche Nachhut wich, plötzlich aber bei Hochkirch wandte ſie ſich wieder, und hielt nicht nur Stand, ſondern drang auf's neue vor. Staubwolken bezeichneten den ſtarken Anzug feindlicher Truppenmaſſen, und alle Nachrichten durch Gefangene und Kundſchafter ſagten aus, daß der franzöſiſche Kaiſer ſelbſt in Bautzen eingetroffen ſei. In der That war Napoleon von Dresden, wo ihm durch die Nachrichten von dem Unglück ſeiner Generale der Preis ſeines ſelbſterfochtenen Sieges mehr und mehr wieder verdarb, mit ſtarker Macht aufgebrochen, um fürerſt Blücher zurückzuwerfen, der vor allen Andern ſo dreiſt ihm annahte. Allein der preußiſche Feldherr vergaß ſeiner Aufgabe nicht. Langſam zog er unter ſtarken Nachhutgefechten, die den Feind aufhielten, am 5. Abends hinter die Neiße, und mit einem Theile des Heeres über den Queiß zurück, ſo geſtellt, daß zum Rückzuge wie zum Vordringen immer ſchon ein Schritt gewonnen wäre. Wirklich kam der letztere ihm zu Gute, denn Napoleon, da ſeine Hoffnung einer Schlacht getäuſcht und ſeine Gegenwart auf andrer Seite dringend nöthig war, kehrte am 5. Abends mit einem Theile der Truppen wieder nach Dresden um, und überließ dem Könige von Neapel die Sorge, das im Weichen begriffene Heer Blücher's ferner zurückzudrängen. Hievon durch Kundſchafter und durch die zahlreichen und trefflichen Streifpartheien, welche im Rücken des Feindes jeden Vortheil wahrnahmen, alsbald unterrichtet, wandte ſich auch Blücher ſogleich wieder, und beſchloß auf den König von Neapel loszugehen. Er zog eine ruſſiſche Truppenſchaar, von dem General Grafen von Pahlen, und bald nachher von dem General Grafen von Saint-Prieſt befehligt, zur Verſtärkung an ſich, und wollte den Feind, da das Erdreich zwiſchen Görlitz und dem Queiß durch waldige Hügel verſteckte Märſche begünſtigt, links über Oſtritz und Löbau umgehen, um deſſen Stellung an der Landskrone im Rücken anzugreifen. Schon war Blücher am 8. in Oſtritz angekommen, allein der Feind hatte in Herrnhut unter dem

Fürſten Poniatowski eine beträchtliche Truppenſchaar, die ſich zwar auf Löbau zurückzog, dort aber am 9. gegen die ruſſiſchen Truppen unter Saint-Prieſt eine Zeitlang Stand hielt, und erſt in der Nacht auf Bautzen wich, wohin unterdeß auch der König von Neapel aus der Gegend von Görlitz eiligſt zurückgegangen war. Am 10. September hatte Blücher ſein Hauptquartier in Herrnhut, und vereinigte ſich hier mit dem öſterreichiſchen General Grafen von Bubna, welcher 10,000 Mann aus Böhmen über Zittau herbeiführte, und links nach Schluckenau vorrückte. Um den Feind aus Bautzen zu vertreiben, wurde Langeron durch das Gebirge über Schirgiswalde gegen Neuſtadt beordert, während York nach Rumburg zog, und Sacken unmittelbar vor Bautzen ſtand. Der König von Neapel, in ſeinem Rücken bedroht, zog ſich hierauf am 12. von Bautzen nach Biſchofswerda zurück, lehnte ſeinen rechten Flügel bei Lilienſtein an die Elbe, und nun ſtand auf dieſer Seite des Stromes die franzöſiſche Macht in einem Halbkreiſe, der ſich abwärts über Neuſtadt, Biſchofswerda, Kamenz, Königsbrück und Großenhain erſtreckte, nahe vereinigt um Dresden her, den Mittelpunkt ihrer Stärke und Bewegungen. Dieſem Halbkreiſe zu nahen, wurde für jedes einzelne Heer um ſo gefährlicher, je näher derſelbe zuſammenrückte, und je weiter die andern Heere der Verbündeten noch entfernt ſtanden. Ihre Vereinigung aber, die nur vorwärts auf dem linken Ufer der Elbe durch gemeinſame Machtbewegungen geſchehen konnte, unterlag noch großen Schwierigkeiten. Das Nordheer hatte zwar am 6. September gegen den Marſchall Ney, welchen der franzöſiſche Kaiſer neuerdings mit 77,000 Mann zu einem Verſuch auf Berlin vorgeſandt, einen zweiten Sieg bei Jüterbogk und Dennewitz errungen, allein es fehlte viel, daß dieſes Heer zu einem kühnen Vordringen über die Elbe bereit geweſen wäre. Das Hauptheer in Böhmen hatte große Verluſte zu erſetzen, und auf ſeine leichte und raſche Beweglichkeit war bei ſeiner zuſammengeſetzten Maſſe und den vorliegenden Oertlichkeiten überhaupt wenig zu rechnen. Napoleon aber ſchien in Dresden ganz darauf gefaßt, dasjenige Heer der Verbündeten, welches zuerſt ſich hervorwagte, mit geſammter

Macht anzugreifen, und zu erdrücken, ehe die andern zu Hülfe kommen könnten. Unter ſolchen Umſtänden durfte auch Blücher nicht weiter vordringen, ſondern mußte wie bisher jeden Augenblick bereit bleiben, im Fall Napoleon gegen ihn hervorbräche, dem Kampf auszuweichen. Er nahm daher den 15. September ſein Hauptquartier in Bautzen, und der größte Theil ſeiner Truppen bezog daſelbſt ein Lager. Hier trat bis zum 22. September ein Stillſtand in den Kriegsbewegungen ein, während deſſen jedoch der kleine Krieg von Koſacken und andern leichten Truppen in vielen glücklichen Zügen und Gefechten nur um ſo lebhafter fortdauerte; für die übrigen Truppen wurde die kurze Raſt zur Ausbeſſerung der Waffen und des Fuhrwerks, zum Erſatz der fehlenden Bekleidung, und zur Beiſchaffung alles anderen Kriegsbedarfs eifrig benutzt. Blücher indeß erwartete voll Ungeduld die Beſchlüſſe aus dem großen Hauptquartier; er hatte ſowohl in dieſes, als in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden vertraute Offiziere geſandt, welche ihn von dem Nöthigen ſogleich unterrichten ſollten. Die verbündeten Herrſcher verfolgten mit Entſchloſſenheit und Eifer den gemeinſamen Zweck, und wünſchten der Kriegsführung allen möglichen Nachdruck zu geben; weniger Entſchiedenheit glaubte man bei dem Kronprinzen von Schweden zu ſehen, welchen Rückſichten und Zweifel mancher Art zu hemmen ſchienen. Daß er ſeine beſonderen Verhältniſſe, unter denen er mitkämpfte, ſcharf im Auge behielt, durfte ſeiner Staatsklugheit zum Lobe gereichen, aber dem Feldzuge nicht immer zum Vortheil. Bei den neuen Verabredungen, die zu nehmen waren, konnte dieſer Umſtand nicht außer Acht bleiben, und Blücher insbeſondere hob ihn hervor. Schon war die Abſicht, das ſchleſiſche Heer, welches nach den angeſtrengten Märſchen und häufigen Gefechten nur noch 65,000 Mann ſtark war, zur Verſtärkung des Hauptheeres nach Böhmen zu ziehen, und dann von hieraus, indem Blücher die Bahn bräche, vereint in Sachſen vorzudringen; der General Graf von Bennigſen ſollte mit 57,000 Mann, die er aus Polen heranführte, in den von dem ſchleſiſchen Heere verlaſſenen Raum einrücken. Hauptſächlich der ruſſiſche Kaiſer betrieb dieſen Plan, ſowohl aus perſönlicher Vorliebe für Blücher, den er in ſeiner Nähe zu haben wünſchte, als auch in der Hoffnung, durch ihn die kriegeriſche Thätigkeit allgemeiner zu beleben. Allein Blücher ſelbſt, als er die Sache vernahm, war nicht ohne Beſorgniß, jene Verbindung möchte im Gegentheil ſeiner eignen Thätigkeit mancherlei Hemmung bringen, auch kam in Betracht, daß Bennigſen ſchneller und ſicherer aus Schleſien gradesweges nach Böhmen zu dem Hauptheere ziehen, als Blücher aus der Nähe des Feindes weg durch den beſchwerlichen Gebirgsumweg dieſen Marſch ausführen konnte. Der Kaiſer indeß wiederholte den Vorſchlag, und Blücher, der ſchon befürchtete, derſelbe möchte zum Befehl werden, ſandte durch einen vertrauten Offizier die ſchriftliche Erörterung ſeiner Bedenken, und wie viel rathſamer es ſein dürfte, daß er in der einmal genommenen Richtung fortſchritte, und quer durch Sachſen vorwärts ſeine Vereinigung mit dem Hauptheere auf dem jenſeitigen Elbufer zu bewirken ſuchte, wo er ſchnell genug einzutreffen verſprach; zugleich ließ er vorſtellen, wie nöthig es ſei, den Kronprinzen von Schweden nicht vereinzelt ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſondern ihn aus ſeinem bisherigen Zaudern und Zurückhalten durch Anſchließung in den Kreis der wirkſameren Thätigkeit mitfortzureißen. Dieſe Anſicht fand Genehmigung, das ſchleſiſche Heer blieb, zur großer Zufriedenheit Blücher's, in ſeiner bisherigen Bahn, und nach Böhmen zog Bennigſen. Es wurde beſchloſſen, mit dem Hauptheere, ſobald dieſer angelangt, durch das Erzgebirge dem Feinde in den Rücken zu gehen, und ihm, wenn er dadurch Dresden und die Elbe zu verlaſſen genöthigt worden, in den Ebenen von Sachſen eine Schlacht zu liefern, zu welcher das ſchleſiſche Heer und das Nordheer von ihrer Seite einzutreffen hätten. Die verſchiedenen Streitmaſſen, durch welche das franzöſiſche Heer umfaßt werden ſollte, dünkten auf ſolche Weiſe jede für ſich ſtark genug, um den Anfall Napoleon's eine Zeitlang allein auszuhalten. Blücher bekam den Auftrag, gegen Dresden und Pirna vorzudringen, und auf ſeiner Seite den Feind in Spannung zu erhalten, um deſſen Aufmerkſamkeit von dem Zuge des Hauptheeres abzulenken; für ihn ſelbſt und ſeine Vertrauten aber bildete ſich daraus die größere Aufgabe, nach Maßgabe der Umſtände in ſchnellen Märſchen rechts die Verbindung mit dem Nordheere zu gewinnen, und zugleich mit dieſem über die Elbe zu gehen; eine Aufgabe, deren Löſung aber mancherlei Schwierigkeiten noch im Wege ſtanden.

Blücher mochte nicht lange ruhen. Er und Gneiſenau folgten dem Grundſatze, man müſſe den Feind immerfort angreifen, durch Gefechte ſchwächen, und den eignen Verluſt nicht ſcheuen, damit, bei gleicher Abnahme, das Uebergewicht der Verbündeten um ſo ſtärker hervorträte, welches nach ungefährer Schätzung ſchon jetzt, da der Feind größere Verluſte und mindere Verſtärkungen empfangen, gegen 100,000 Mann betrug. Er lud den General Grafen von Tauentzien, der mit 20,000 Preußen, dem Nordheere mehr angereiht als angehörig, an der Mittelelbe ſtand, zu einer gemeinſamen Unternehmung gegen den König von Neapel ein, der die Gegend von Großenhain beſetzt hielt. Tauentzien rückte ſogleich vor, und hatte am 19. September bei Mühlberg an der Elbe ein glückliches Reitergefecht, worin 3 franzöſiſche Reiterregimenter faſt ganz vernichtet wurden. Durch dieſen Unfall aufgeſchreckt entzog jedoch der Feind ſich dem Hauptangriffe. Inzwiſchen wandte Blücher ſeine Truppen mehr und mehr rechts über Kamenz gegen Großenhain, den Feind täuſchend, als rücke die Stärke des ſchleſiſchen Heeres in der Richtung von Bautzen über Biſchofswerda heran. Ein beſonderer Umſtand beſtärkte dieſe Täuſchung. Napoleon war am 16. September neuerdings in Böhmen eingebrochen, und bei dieſer Gelegenheit der Major von Blücher, Sohn unſeres Feldherrn, an der Spitze ſeines Huſarenregiments fechtend, ſchwerverwundet in Gefangenſchaft gerathen. Der Vater, von dem Schickſale des Sohnes benachrichtigt, ſchrieb ihm, und ließ am 20. September durch einen Trompeter den Brief offen bei den franzöſiſchen Vorpoſten abgeben; aus kluger Vorſicht jedoch, um nicht ſeinen Aufenthalt zu verrathen, hatte er als Ort Biſchofswerda geſetzt. Nun zweifelte Napoleon nicht, daß derſelbe in dieſer Richtung anrücke, und brach ungeſäumt auf, denſelben mit Macht zurückzuwerfen. Gleich am folgenden Tage gegen Abend fiel er auf die preußiſche Vorhut in Biſchofswerda, die, nur 4 Bataillons ſtark, vor 30,000 Mann in die Stellung von Förſtchen unſern von Bautzen zurückwich. Am 22. rückte er mit noch größerer Truppenſtärke gegen dieſe Stellung an, aber mit Vorſicht und nicht ohne Verluſt, den die Reiterei der Verbündeten ihm verurſachte. Am 23. zog er noch immer neue Truppen heran, allein verzweifelnd, das ſchleſiſche Heer zur Schlacht zu bringen, und durch die Bewegungen des Hauptheeres der Verbündeten wieder nach Dresden gerufen, kehrte er Abends dahin zurück. Ihm folgte ein Theil der Truppen. Blücher hatte ihnen auf dem Rückwege noch einen Streich zugedacht, er ſelbſt war auf der Höhe von Förſtchen, um den Feind von vorn zu erwarten, oder auch ſelbſt anzugreifen, während Sacken von Kamenz über Marienſtern gegen Biſchofswerda heranziehend ihn im Rücken nehmen ſollte, jedoch die Sache mißlang, weil die Truppen ſich verſpäteten und des Weges verfehlten, und erſt am 24. vor Biſchofswerda erſchienen, wo der Feind unterdeß ſchon abgezogen war.

Am 25. war das Heer von Bennigſen bei Zittau vollſtändig eingetroffen, dem rechten Flügel des Hauptheeres angereiht, und jetzt konnten die verabredeten großen Bewegungen mit Kraft beginnen. In dem Hauptquartiere des ſchleſiſchen Heeres wurde nun der Sitz der entſchloſſenſten Thatkraft, der unternehmendſten Kühnheit offenbar. Hier war der eigentliche Kern der Kriegsführung; der thätige Anſtoß und das fortreißende Beiſpiel waren hier. Vor Allen ragte Blücher ſelbſt hervor in rückſichtsloſer Unerſchrockenheit, in unaufhaltſamem Vorwärtsſtreben; ſein Generalquartiermeiſter, ſein Generalſtab, vereinigten mit der tüchtigſten Geſinnung die auserleſenſte Kriegskunſt; er benutzte die Einſicht, die klugen Anſchläge und genauen Berechnungen, die ihm von daher dargeboten waren, mit uneiferſüchtiger Beachtung, und beſeelte ſie mit ſeiner heldenmüthigen Entſchlußkraft, die das ganze Heer ergriff und fortriß. Das ſchleſiſche Heer ließ bei Bautzen 8000 Mann unter dem General Fürſten Schtſcherbatoff zur Beobachtung ſtehen, und rückte rechts gegen die Elbe vor. Zuerſt griff Sacken am 27. September die Franzoſen in Großenhain unvermuthet an, trieb ſie nach

Meißen zurück, und unterhielt dort die folgenden Tage ein lebhaftes Geſchützfeuer. Hinter dieſem verdeckenden Angriffe zog Blücher mit Yorck und Langeron in ſtarken Märſchen rechts ab, erreichte am 1. Oktober Herzberg, am 2. die Gegend von Jeſſen, nahe dem Einfluſſe der ſchwarzen Elſter in die Elbe, wo ſogleich in der Nacht bei dem Dorfe Elſter von 72 ruſſiſchen Leinwandpontons, die am 26. September von Görlitz über Hoyerswerda nach Elſter abgegangen waren, eine Schiffbrücke, und gleich daneben eine zweite Brücke auf Pfahlſtützen über die Elbe geſchlagen wurde, und am 3. in der Frühe das Heer überzugehen begann. Schon von Bautzen hatte Blücher durch den Major Rühle von Lilienſtern die Generale Tauentzien und Bülow von ſeinem Vorhaben, am 3. Oktober über die Elbe zu gehen, benachrichtigt, und ſie fragen laſſen, wiefern er, im Fall unerwarteter Bedrängniſſe, auf ihre Mitwirkung rechnen dürfe, ſelbſt wenn der Kronprinz den Befehl dazu nicht ertheile? Die beiden Generale antworteten günſtig, doch wurde auf Bülow's Rath der Kronprinz von Blücher's Vorhaben in Kenntniß geſetzt, und ihm der Vorſchlag gemacht, auch ſeinerſeits über die Elbe zu gehen, und gegen Leipzig vorzurücken, da beide Heere dann ſtark genug ſein würden, ſich auf dem linken Elbufer zu behaupten. Der Kronprinz ſtimmte unerwartet dem Unternehmen lebhaft bei, und verſprach ſeine Theilnahme, allein er glaubte den 3. Oktober allzuvoreilig anberaumt, und die Ausführung noch keinesweges ſo nahe, unterließ daher ſeinerſeits alle Anſtalten, und blieb einſtweilen in Koswig ſtehen. Ihm gegenüber in Wörlitz ſtand der franzöſiſche General Bertrand, und da dieſer von den Anſtalten bei Elſter vernahm, und auf der Seite des Kronprinzen alles ruhig ſah, ſo trug er kein Bedenken, mit 20,000 Mann ſchon am 2. Oktober nach dem bedrohten Punkte zu eilen, und gegenüber von Elſter eine Stellung zu nehmen, aus welcher ſein Geſchütz noch denſelben Abend die preußiſchen Brückenarbeiter beſtrich, ohne jedoch das Werk in der Nacht hindern zu können. Dieſe Stellung umfaßte die Dörfer Bleddin, Globig und Wartenburg, und war, als ein günſtiger Uebergangspunkt, ſchon früherhin ſorgfältig verſchanzt worden, beſonders bot das Dorf Wartenburg durch die Gewäſſer und Dämme eine faſt unangreifbare Feſte dar. Blücher, zwar für ſich allein auf dem linken Elbufer großer Gefahr ausgeſetzt, wollte von ſeinem Unternehmen nicht ablaſſen, ſandte einen Offizier mit der Nachricht ſeines Ueberganges und mit neuer Aufforderung an den Kronprinzen, und ließ die Truppen unverweilt ihren Zug über die Brücke fortſetzen. Die Stärke des Feindes in Wartenburg und die feſte Beſchaffenheit dieſes Ortes ſelbſt waren noch nicht gehörig erkundet, aber Blücher ſah ein, daß alles darauf ankam, den Feind hier zu vertreiben. Yorck war mit ſeinen Truppen an der Spitze; ſingend das alte Lied von Prinz Eugenio waren ſie über die Brücke gezogen, Blücher hielt drüben, und rief den Ankommenden zu: „Vorwärts, Kinder! und gut ausgehalten! Die Brücke laſſ' ich hinter uns abbrennen!“ Einige Stimmen antworteten mit Jubel, andere aber mit Murren, und einige Soldaten riefen unwillig, ſo brauche man ihnen nicht zu kommen, ſie würden ihre Schuldigkeit thun ohne zu fragen, ob hinter ihnen die Brücke ſtehe oder brenne. Freudig eines Muthes, der ſolche Zurechtweiſung an den Feldherrn richten durfte, rief Blücher zutraulich herzhaft: „Nun, ſeid nur klug, Kinder! So hab' ich's auch gar nicht gemeint; wir kennen einander ſchon!“ Und ſo entließ er ſie zum Angriff. Yorck gab dem Prinzen Karl von Mecklenburg den Befehl, das Dorf Bleddin wegzunehmen, und alsdann das Dorf Wartenburg in des Feindes rechter Seite zu umgehen, gegen welches der General von Horn auf einem der Elbdämme in gerader Richtung anrückte. Es entſtand ein hartnäckiges, mörderiſches Gefecht, das vier Stunden andauerte; Bleddin wurde genommen, aber die Umgehung verzögerte ſich; es war ſchon 3 Uhr Nachmittags. Da wurde der General von Horn ungeduldig, rief ſeinen Leuten zu: „Burſche, ein Hundsfott, wer nun noch einen Schuß thut; Vorwärts mit dem Bajonet!“ und unaufhaltſam drang der Sturm, trotz eines Hagels von Kartätſchen, über den ſchmalen Damm in die Verſchanzungen des Feindes, mit ihm zugleich durch Gräben und Verhaue in das Dorf; die Franzoſen verloren über 3000 Mann, worunter 1000 an Gefangenen, von 60 Stücken Geſchütz 11, nebſt 80 Pulverwagen, und zogen in Eile gegen Wittenberg und Kemberg zurück. Nur wenige Reiterei war zur Hand, die mit Erfolg den Abziehenden nachſetzte; der größte Theil war noch auf dem rechten Elbufer zurück, und kam erſt ſpät an den Feind. Auch Sacken konnte von Meißen in angeſtrengten Märſchen erſt gegen Abend eintreffen. Die Verbündeten hatten 2000 Todte und Verwundete, ein Verluſt, der größtentheils den York'ſchen Truppen angehörte, die faſt allein das Gefecht beſtanden hatten. Stundenlang waren dieſe tapferen Truppen dem feindlichen Geſchützfeuer ausgeſetzt geblieben, ehe das eigne Geſchütz herangebracht werden konnte; die ſchleſiſche Landwehr und das zweite Bataillon vom Leibregiment hatten ſich beſonders ausgezeichnet. Die Kühnheit und Schwierigkeit dieſes Elbüberganges, der Heldenmuth, welchen die Truppen und Anführer dabei bewieſen, und die Wichtigkeit des Erfolges ſelbſt, machen den Sieg von Wartenburg zu einem der denkwürdigſten der neueren Kriegsgeſchichte, der ſich mit Recht für immer dem Namen York fortan verknüpft.

Der Kronprinz von Schweden, von Blücher's Ernſt unterrichtet, ging am 4. Oktober bei Acken und Roslau nun gleichfalls über die Elbe, und folgte den Truppen des Marſchalls Ney, der ſich vor ihm gegen Leipzig zurückwandte. Der Kronprinz lobte in ſeinen Kriegsberichten Blücher's kühnen Marſch und tapfre Schlacht, und verhieß demſelben darauf thätiges Zuſammenwirken von Seiten des Nordheeres. Allein Blücher glaubte, fürerſt nur noch ſeinen eignen Kräften trauen zu müſſen, und in ſofern war ſeine Lage nicht ohne große Gefahr. Um Haltung auf dem linken Elbufer und Sicherheit des Rückzugs zu haben, beſchloß er die Linie zwiſchen Wartenburg und Bleddin durch ein verſchanztes Lager zu 150 Kanonen in Vertheidigungsſtand zu ſetzen, und ſogleich am 4. Oktober ließ er 4000 Arbeiter aus dem Heere zu dieſem Werk aufbieten, welches am 10. fertig ſein ſollte. Er ſelbſt indeß rückte vorwärts am 5. und 6. bis an die Mulde, wo das ſchleſiſche Heer rechtshin dem Nordheere ſich anreihte. York machte jetzt den rechten Flügel, Sacken den linken, der Feind zog ſich auf Delitzſch und

Eilenburg zurück. Sacken's leichte Reiterei ſtreifte aufwärts zwiſchen der Elbe und Mulde über Mokrehna bis jenſeits Wurzen, ſandte durch eine Koſackenſchaar hinter dem Rücken des Feindes die Nachricht von dem Vorrücken des ſchleſiſchen Heeres zu dem Hauptheere nach dem Erzgebirge, und machte auf der Verbindungsſtraße des franzöſiſchen Heeres zwiſchen Leipzig und Dresden binnen wenigen Tagen über 1000 Gefangene. Die franzöſiſchen Heertheile der Generale Bertrand und Reynier, unter dem Oberbefehle von Ney, ſtanden 40,000 Mann ſtark bei Leipzig und Wurzen, und ſtarke Truppenzüge von Dresden und Altenburg konnten die franzöſiſche Macht hier ſchnell vermehren. Das ſchleſiſche Heer war etwa 60,000 Mann ſtark, ſein Rückhalt bei Wartenburg noch nicht vertheidigungsfähig, und ſeine kühne und drohende Stellung, im Falle Napoleon mit ganzer Macht ſich ihm entgegenwarf, höchſt bedenklich. Blücher hatte deßhalb am 7. Oktober mit dem Kronprinzen von Schweden in Mühlbeck an der Mulde eine Zuſammenkunft, um ſich mit demſelben über gemeinſame Maßregeln näher zu verſtändigen. Die beiden Feldherren wußten keiner die Sprache des andern, indeß wurde durch Vermittelung die Abrede getroffen, mit beiden Heeren auf Leipzig vorzudringen, und hier dem Feinde, falls er Stand hielte, am 9. oder 10. eine Schlacht zu liefern. Blücher ſchickte ſich bereits zur Ausführung an, als plötzlich durch den Major von Falkenhauſen die Nachricht kam, Napoleon ſei am 7. Oktober, nachdem er Blücher'n, den er noch immer in Bautzen geglaubt, ſo unvermuthet dieſſeits der Elbe in ſeinem Rücken vernommen, von Dresden aufgebrochen, und rücke auf der Straße von Meißen nach Leipzig mit aller Macht heran. Das Nordheer war um ein Drittheil ſtärker als das ſchleſiſche, und beide zuſammen durften der Stärke, welche Napoleon in den nächſten Tagen bei Leipzig vereinigen konnte, wohl gewachſen ſein. Blücher war daher der Meinung, derjenige Theil, welchen Napoleon zunächſt angriffe, ſollte ſich auf ſeinen Uebergangsort an der Elbe, das Nordheer zwiſchen Mulde und Saale in den Brückenkopf von Roslau, das ſchleſiſche zwiſchen Mulde und Elbe in die Verſchanzungen von Wartenburg zurückziehen, der nichtangegriffene Theil aber ſogleich den Feind ſelbſt in der Flanke und im Rücken angreifen. Der Major Rühle von Lilienſtern aber, welchen Blücher mit jener Nachricht zu neuen Verabredungen an den Kronprinzen nach Jeßnitz geſandt, kehrte am 9. Oktober Morgens mit der Botſchaft wieder, der Kronprinz wolle auf das rechte Elbufer zurückgehen, und nur unter dem Beding auf dem linken bleiben, wenn Blücher mit ihm vereint über die Saale ginge, um hinter derſelben eine Stellung zu nehmen. Nach einer kurzen Berathung mit Gneiſenau nahm der preußiſche Feldherr den auffallenden, kühnen, aber für ihn auch beſonders mißlichen Vorſchlag an, gab ſeinen Rückhalt an der Elbe bei Wartenburg willig auf, um nur das Nordheer auf das linke Elbufer herüberzuziehen, und ertheilte ungeſäumt Befehl zum Aufbruch. Vielleicht hatte der Kronprinz gar nicht erwartet, daß Blücher ohne vorhergepflogene Rückſprache mit dem großen Hauptquartier die Verantwortlichkeit für eine ſo gewagte Bewegung auf ſich nehmen würde. Der Uebergang über die Mulde geſchah noch am nämlichen Tage bei Jeßnitz und Düben, nicht ohne Gefahr jedoch für Sacken, der bei Eilenburg und Mokrehna mit dem andringenden Feinde noch im Gefechte ſtand, als ihn, durch Schuld eines Offiziers um drei Stunden verſpätet, der Befehl erreichte, mit ſeinen Truppen dem Heertheile Langeron's über Düben auf das linke Ufer der Mulde zu folgen; ſchon aber war der Feind im Beſitz der Straße nach Düben, denn Langeron hatte in der Meinung, die anrückenden Truppen ſeien der erwartete Heertheil von Sacken, bereits dieſen Ort ſelbſt geräumt, wo die Franzoſen noch eine Anzahl Nachzügler und einzelne Offiziere nebſt Pferden und Packwagen der Langeron'ſchen Truppen fanden; hiedurch war Sacken von dem übrigen Heere getrennt und zwiſchen zwei feindlichen Truppenzügen in ſehr gefahrvoller Lage; doch ſeine Entſchloſſenheit half ihm bald aus dieſer Klemme, er wußte den Feind in Scheu zu erhalten, zog dann in angeſtrengtem Marſche die ganze Nacht hindurch im Halbkreiſe um Düben herum, und konnte in der Frühe am 10. glücklich ſeinen Uebergang über die Mulde ausführen. Die Brücken wurden zerſtört, und Napoleon, der Abends in Düben anlangte, fand das ſchleſiſche Heer jenſeits der Mulde ſchon vereinigt mit dem Nordheere.

Neue Schwierigkeiten erhoben ſich hier für Blücher. Der Kronprinz von Schweden hatte bereits Halle durch den General Grafen Woronzoff beſetzen laſſen, und ſollte nun rechts dahin nachrücken, und Blücher ihm rechts angeſchloſſen an die Saale folgen. Allein jener fand nun Bedenken, ſich von der Elbe zu trennen, und dadurch ſeiner unmittelbaren Verbindung mit Schweden, mit ſeinen nordwärts zurückgebliebenen oder in einzelnen Entſendungen vertheilten Truppen, für eine Zeitlang zu entſagen; er wollte daher den linken Flügel, die Stellung zunächſt der Elbe, dem Nordheere vorbehalten, und verlangte, Blücher ſolle mit dem ſchleſiſchen Heere an jenem vorbei auf den rechten Flügel rücken; die Nachtheile, welche der Kronprinz für ſich vermeiden wollte, wurden dadurch Blücher'n in nur größerem Maße zugemuthet, denn wenn jener in Bezug auf die nahe Mark jene Erſtreckung mißlich fand, wie ſehr mußte es dann dieſer in Bezug auf das ferne Schleſien? Indeß Blücher ſcheute kein Opfer; um nur das Zuſammenwirken der beiden Heere zu erhalten, und Bruch und Trennung zu verhüten, gab er dem Verlangen nach, und ließ noch am 10. Mittags die beiden Heertheile von York und Langeron nach Zörbig vorrücken, während Sacken mit dem ſeinigen noch bei Jeßnitz und Raguhn am Ufer der Mulde feſthielt. Eine Zuſammenkunft, welche beide Feldherren an dieſem Tage hatten, lief ziemlich kalt ab; Blücher ſah in dem Kronprinzen nur Zweifel und Ungewißheit, und traute demſelben nicht den entſchloſſenen Willen zu, an einer ſich darbietenden Schlacht mit Aufbietung aller Kräfte unbedingt Theil zu nehmen. Man hatte von den möglichen Zwecken und Schritten des Feindes verſchiedene Anſichten, und daher nicht dieſelbe Meinung über die eigenen Maßregeln; indeß wurde verabredet, bei Wettin über die Saale zu gehen, und auf dem linken Ufer ſich aufzuſtellen. Der Kronprinz verſprach, bei Wettin eine Brücke ſchlagen zu laſſen, und alles zum Uebergange vorzubereiten. Hiernach ſetzte ſich am 11. Oktober das ſchleſiſche Heer in Bewegung, York und Langeron von Zörbig, Sacken über Radegaſt von der Mulde her, wo zur Sicherheit einige Truppen ſtehen blieben. Schon um Mittag aber kam die Nachricht, bei Wettin ſei nicht allein keine Brücke geſchlagen, ſondern auch nicht die geringſte Kunde von einem ſolchen Vorhaben. Zwar hatte Blücher aus Vorſorge, um eine zweite Brücke ſchlagen zu können, auch ſeine Pontons dorthin geſandt, allein deren Ankommen verzögerte ſich in den ſchlechten Wegen, und für den Augenblick war kein Uebergang möglich. Höchſt aufgebracht beſchloß Blücher, der ſich gerade auf der Straße befand, die auf dem rechten Ufer der Saale von Magdeburg nach Halle führt, ohne Verzug mit den Truppen von York und Langeron auf dieſer Straße die ganze Nacht durch bis Halle vorzurücken und dort überzugehen; während dies vollführt wurde, behielt Sacken mit ſeinem Heertheile die erſte Richtung, und raſtete bei Wettin, bis daſelbſt der Uebergang bereitet war. Hier gingen ſodann auch von dem Nordheere der General von Bülow mit dem preußiſchen Heertheile und der General von Winzingerode mit dem ruſſiſchen über die Saale, bei Alsleben aber der Marſchall von Stedingk mit dem ſchwediſchen. So war denn die vereinigte Heeresmacht auf's neue dem Angriffe Napoleon's, wie früher über die Mulde, ſo jetzt auch noch über die Saale ausgewichen, und dieſer, der über den erſten Fluß nachzudringen vielleicht bereit geweſen, fand nicht rathſam, über den zweiten hinaus ſeine Truppen, deren er gleich in der Nähe zu einer Schlacht gegen das vordringende Hauptheer bedürfen konnte, auf ungewiſſe Weite zu erſtrecken. Schon am 10. Oktober in Düben angelangt, und die folgenden Tage bis zum 14. dort verweilend, leitete er bereits neue Bewegungen, deren Zweck nach Maßgabe der unſichern Nachrichten und irrigen Anſichten, die er über die feindlichen Bewegungen hatte, mehrmals ſchwankte, aber ohne Zweifel, bei gelungener Durchführung nach der einen oder nach der andern Seite, mit den größten Folgen verknüpft geweſen wäre. Eine Truppenmacht von 4 Heertheilen richtet er plötzlich in angeſtrengten Märſchen auf die Elbe, 30,000 Mann auf Wittenberg, 20,000 auf Deſſau, 15,000 auf Wartenburg, ein allgemeines Vorrücken ſeiner ganzen Heereskraft verkündet ſich in dieſer Richtung.

Ein Theil dieſer Truppen unter dem General Reynier geht bei Wittenberg über die Elbe, und vertreibt den General von Thümen, welcher mit einer preußiſchen Truppenſchaar dieſe Feſtung berennt hielt, ſtromabwärts auf dem rechten Elbufer gegen Roslau. Tauentzien geht mit ſeinem Heertheile hier ſchnell auf das rechte Ufer zurück, nimmt die Truppen von Thümen auf, und eilt ſich auf die Straße von Berlin, zwiſchen den Feind und dieſe bloßgeſtellte Hauptſtadt zu werfen. Auf dem linken Elbufer rücken die Franzoſen unter Ney gleichzeitig nach Deſſau und gegen den Brückenkopf von Roslau vor, und dieſer, wie auch der Uebergang bei Wartenburg, von Bertrand beſetzt, ſind ſchnell in ihrer Hand. Dies alles iſt bereits am 11. geſchehen.

Große Beſtürzung verbreitete ſich bei dieſer Nachricht. Der Kronprinz von Schweden, in deſſen Hauptquartiere die verſchiedenartigſten Beſorgniſſe ſich kreuzten, war überzeugt, der franzöſiſche Kaiſer dringe mit geſammter Macht auf das rechte Elbufer vor, und wolle ganz und gar den Kriegsſchauplatz wechſeln; ein Streich auf Berlin war als unfehlbar anzunehmen, manch andere Schläge ſtanden in ſeiner Gewalt. Der Kronprinz, um vor allem den Norden und ſeine Rückzugslinie zu ſichern, ließ ungeſäumt ſein ganzes Heer aufbrechen, um bei Acken, wo er ſeine Schiffbrücke hatte, über die Elbe auf das rechte Ufer zurückzugehen, und da er mit dem Nordheere allein dort die Geſammtmacht Napoleon's nicht beſtehen zu können glaubte, ſo beſchloß er, das ſchleſiſche Heer nachzuziehen. Er theilte Blücher'n am 12. Oktober ſeine Nachrichten und ſeinen Entſchluß mit, und forderte ihn auf, demſelben beizutreten. Seine Majeſtät der Kaiſer Alexander, ſagte er in ſeinem Schreiben, hätten ihm eröffnet, daß Blücher in gewiſſen Fällen unter ſeinen, des Kronprinzen, Befehlen ſtehen ſolle; da nun ein ſolch wichtiger Fall eingetreten ſei, ſo mache er davon Gebrauch, um Blücher'n zu erſuchen, mit dem ſchleſiſchen Heere dem Zuge an das rechte Ufer der Elbe ungeſäumt zu folgen. Als dieſe Botſchaft in Blücher's Hauptquartier zu Halle am 13. Oktober einlief, regte ſie daſelbſt die gewaltigſte Bewegung auf. Ganz andere Anſichten und Geſinnungen herrſchten hier, in

Betreff des Feindes ſowohl wie auch des Kronprinzen ſelbſt, als daß ein Anſinnen jenes Inhalts hier Raum und Folge hätte hoffen dürfen. Blücher war längſt unwillig über die Maßregeln des Kronprinzen, der, ſo wurde geklagt, bei jedem Vorſchlage ſchwierig, in jeder Ausführung ſäumig, dem ſchleſiſchen Heere nur Hemmung und Gefahr bringe; jener hatte deßhalb ſchon den Vorſatz gefaßt, fernerhin für ſich allein zu handeln, und nur ſeinen Beſchluß dem Kronprinzen anzuzeigen, nicht aber Rückſprache mit demſelben zu nehmen; eine Mitwirkung hoffte er eher von den Befehlshabern der einzelnen Heertheile, den Generalen von Bülow und Winzingerode, die ſeine Anſicht und Unzufriedenheit theilten, als von dem Oberfeldherrn, auf den er nicht mehr rechnen wollte. In ſolcher Stimmung traf ihn nun noch jenes Schreiben. In Betreff des Oberbefehls glaubte Blücher, der von keiner ſolchen Verabredung gehört hatte, ſich keineswegs gebunden, und hielt für angemeſſen, dieſen Punkt ſchweigend zu übergehen, zumal er wichtige Gründe hatte, in der Sache ſelbſt dem Kronprinzen nicht beizupflichten. Schon am 12. Oktober hatte Blücher durch den General von Saint-Prieſt mit 12,000 Mann Merſeburg beſetzen laſſen, und auf dieſem Wege aus Altenburg von dem durch das Erzgebirge dahin vorgedrungenen Hauptheere Nachricht erhalten, und dadurch die Gewißheit erlangt, daß der König von Neapel dieſem Heere fortwährend mit einer bedeutenden Macht gegenüberſtehe. So lange dieſer nicht über Leipzig nach Wittenberg vorrückte, war demnach die Annahme, daß Napoleon mit dem ganzen Heere auf das rechte Elbufer übergehe, noch zweifelhaft. Am 13. beſtätigte ſich nicht nur jene Nachricht von dem Stehenbleiben des Königs von Neapel, ſondern die vorgeſandten Streiftruppen berichteten auch, daß ſich in Leipzig franzöſiſche Truppen anhäuften, ja daß ein Theil der nach der Elbe vorgerückten bereits wieder gegen Leipzig umkehre. Blücher meldete dies alles dem Kronprinzen, den er zugleich mündlich beſchwören ließ, mit dem Nordheere dieſſeits der Elbe zu bleiben, und die ſchon übergegangenen Truppen ſchleunig zurückzurufen, da aller Anſchein ſei, daß es in der Gegend von Leipzig zu einer Schlacht kommen werde. Wirklich ſchien die Abſicht Napoleon's keine andere, als durch täuſchende Bewegungen das Nordheer auf das rechte Elbufer zu locken, dann ſelbſt ſchnell umzukehren und mit aller Macht das Hauptheer anzugreifen, ehe jenes wieder zur Hülfe da ſein könnte. Doch was die Mahnungen Blücher's bezweckten, hatte der Feind ſelbſt unterdeſſen ſchon bewirkt. Die bei Wittenberg übergegangenen Franzoſen waren auf dem rechten Elbufer nicht nur bis zur Brücke von Roslau, ſondern noch weiter abwärts bis zur Brücke von Acken vorgedrungen, hatten die Zerſtörung auch dieſer Brücke verurſacht, und dem Kronprinzen dadurch unmöglich gemacht, ſeinen Vorſatz auszuführen. Er mußte auf dem linken Elbufer ausdauern, nahm den 13. Oktober eine Stellung bei Köthen, und der äußerſten Beſorgniß, in welche er ſich hier verſetzt fühlen konnte, überhob ihn nur die ſchnelle Beſtätigung, daß auch die Franzoſen wieder von der Elbe zurückkehrten. Blücher und ſein Generalſtab hatten richtig geurtheilt; Napoleon ſelbſt verweilte unſchlüſſig und unthätig in Düben, nur eine geringe Truppenzahl hatte er bei Wittenberg über die Elbe geſandt, aber auch dieſe ſchon am 13. ſchnell zurückgerufen, und am 14. dann mit allen Truppen die Richtung auf Leipzig genommen. Was er durch die Bewegung an der Elbe gewollt, iſt zweifelhaft geblieben; die Zerſtörung der Brücken widerſprach dem Zwecke, den Kronprinzen von Schweden und vielleicht ſogar Blücher auf das rechte Elbufer zu locken, denn dieſen blieb nun keine Möglichkeit zu dieſem Rückgange; dem andern Vorhaben, die Streitkräfte der Verbündeten auf dem linken Elbufer abzuſchließen, und indeß für ſich ſelbſt auf dem rechten nach Berlin, vielleicht bis zur Oder vorzudringen, entſprach gleich anfangs der Verlauf der Bewegungen nicht. Ob der Kleinmuth ſeiner Umgebungen, die Nachrichten von dem Abfalle Baierns, oder die von dem Vorrücken des Hauptheeres gegen Leipzig, oder alles dieſes vereint, den Entwürfen Napoleon's entgegengetreten, und ihn vier Tage in Düben zwiſchen ſtreitenden Maßregeln ſchwankend erhalten, bleibt dahingeſtellt. Jetzt aber war Leipzig entſchieden das Ziel aller ſeiner Bewegungen, von Dresden ſollte der Marſchall Gouvion-Saint-Cyr, den aber die Befehle nicht mehr erreichten, mit 30,000 Mann heranziehen, von Erfurt war über Naumburg der Marſchall Augerau mit 14,000 Mann eingetroffen, der König von Neapel zog ſich mit 36,000 Mann vor dem Hauptheere der Verbündeten dahin zurück. Napoleon ſelbſt führte 120,000 Mann von der Elbe und Mulde herbei.

Den Rückmarſch Napoleon's von der Elbe gegen Leipzig hatte Blücher ſchleunig in das große Hauptquartier gemeldet, und ſeine ſchon früher gethane Zuſage wiederholt, daß auf ſeine Theilnahme zu rechnen ſei, wenn das Hauptheer zur Schlacht käme; er wolle dann ſeinerſeits gerade auf Leipzig losgehen, und den Feind dort angreifen. Am 15. Oktober Morgens empfing Blücher in Halle die Nachricht aus dem großen Hauptquartier, am 16. werde der Fürſt von Schwarzenberg den franzöſiſchen Kaiſer ſüdlich von Leipzig bei Wachau mit aller Macht angreifen, zugleich aber einen Heertheil auf Lindenau, weſtlich von Leipzig, auf der Straße von Erfurt vorrücken laſſen; er rechne auf Blücher's gleichzeitiges Vordringen, ſo wie auf das des Kronprinzen von Schweden, um dem Feinde auf keiner Seite die Vereinigung ſeiner Kräfte zu geſtatten. Noch am nämlichen Tage zog Blücher von Halle in der Richtung von Leipzig bis Schkeuditz, und ließ ſogleich Saint-Prieſt von Merſeburg gegen Lindenau vorgehen, und das Gerücht ausbreiten, das ganze ſchleſiſche Heer rücke in dieſer Richtung an. Er gab dem Kronprinzen von Schweden von ſeiner Bewegung Nachricht, und hoffte, derſelbe würde gleichfalls noch bis Delitzſch gegen Leipzig vorrücken, um zur bevorſtehenden Schlacht am 16. da zu ſein; doch hoffte er nicht ſtark genug, um ſich auf Verabredung gemeinſamer Maßregeln einzulaſſen, ſondern blieb gefaßt, für ſich allein das Unternehmen zu beſtehen. In der That rückte der Kronprinz mit dem Nordheere noch am 15. ſeitwärts nach dem Petersberge, und erſt am 16. in die von Blücher verlaſſenen Quartiere nach Halle, um 3 und 4 Meilen hinter dem ſchleſiſchen Heere zurück. Blücher indeß, auf die Gefahr, die ganze Macht Napoleon's, deſſen Stützpunkt er am nächſten bedrohte, gegen ſich anrücken zu ſehen, und geſchlagen zu werden, eilte den Feind aufzuſuchen, überzeugt, daß dem

Ganzen dennoch zum Vortheil gereichen würde, was ihm insbeſondere vielleicht nachtheilig ausfiele.

Am 16. Morgens, von Schkeuditz vorrückend, entdeckte Blücher von den Höhen von Lützſchena eine feindliche Macht, deren Stellung ſich von Hohen-Oſſig und Podelwitz bis Lindenthal zu erſtrecken ſchien. Die Stärke des Feindes, auf deſſen linker Seite der Wald von Lindenthal einen Vorhang zog, war nicht zu beurtheilen. Die Dörfer Freienrode und Radefeld waren vom Feinde beſetzt. Im Falle das Nordheer, gemäß der aus dem großen Hauptquartier ergangenen Anordnung, von Delitzſch gegen Leipzig vorrückte, durfte Blücher den vorſtehenden Feind, der bald Beſchäftigung genug mit jenem Heere finden mußte, in ſeiner linken Seite ſtehen laſſen, und an demſelben vorüber unaufgehalten gerade auf Leipzig fortziehen, allein Lord Stewart, großbritanniſcher Bevollmächtigter im Hauptquartiere des Kronprinzen, traf von daher mit der Nachricht ein, daß dieſer nicht von Delitzſch herankomme, ſondern rückwärts in Halle ſei. Demnach mußte Blücher jetzt fürerſt gegen den nächſten Feind ſeinen Angriff wenden. Die Reiterei war überall voraus, und erforſchte die feindliche Richtung und Stärke. Langeron, dem Saint-Prieſt von Merſeburg vorwärts auf das rechte Ufer der Elſter wieder zugezogen war, rückte links über Freienrode und Radefeld, die der Feind ohne Widerſtand verließ, gegen die Anhöhe des letzteren Ortes vor, wo ſich alsbald ein Geſchützfeuer erhob; Sacken folgte ihm als Rückhalt. York ließ ſeinen Vortrab an der Elſter gegen Leipzig gerichtet, und zog mit dem Haupttrupp gleichfalls links gewandt zum Angriff gegen Lindenthal. Blücher vermuthete die Stärke des Feindes in der Richtung gegen Hohen-Oſſig, und beſchloß vorſichtig, mit dem Heertheile von Sacken bei Radefeld ſtehen zu bleiben, bis durch die angeordneten Bewegungen ſich die Lage der Sachen aufgeklärt hätte. Dies erfolgte bald. Die Franzoſen verließen die Anhöhe von Radefeld, und zogen über Lindenthal zurück, bis endlich eine Stunde vorwärts von Leipzig ihre Schlachtordnung in ſtarker Linie ſich entwickelt zeigte. Der Marſchall Marmont ſtand mit ſeinem Heertheile, 20,000 Mann ſtark, auf den vortheilhaften Anhöhen, zwiſchen dem Dorfe Euteritzſch, auf welches ſein rechter Flügel ſich ſtützte, und den Niederungen der Elſter, welche ſeinen linken Flügel deckten, vor welchem er das Dorf Möckern ſtark beſetzt hielt. Yorck gerieth alsbald mit dem Feind in ſtarkes Kanonenfeuer, und mußte ſogleich ſeine Richtung ändern, Lindenthal in ſeinem Rücken laſſen, und rechtshin gegen die Elſter, an ſeinen Vortrab in gleicher Linie anſchließend, dem Feinde die Stirn bieten. Während dieſes geſchah, rückte Langeron, dem Befehle gemäß, linkshin über Lindenthal hinaus auf die Straße von Delitzſch, traf die feindliche Diviſion Dombrovski, und kam bei den Dörfern Groß- und Klein-Widderitzſch mit ihr zum Gefecht. Dies wurde ſehr heftig, beſonders als vom Ney'ſchen Heertheile die Diviſion Delmas aus Leipzig und die Diviſion Souham von Düben her dazukam. Die letztere wich aber bald wieder vom Schlachtfelde, und die Ruſſen rückten vor. Da durch jene Bewegungen das ſchleſiſche Heer völlig getheilt war, ſo ließ Blücher, den Uebelſtand wahrnehmend, nach Angabe ſeines Adjutanten des Majors Grafen von Noſtitz, und unter deſſen Führung, die Reiterei von Sacken in die weite Lücke zwiſchen Yorck und Langeron einrücken, zugleich auch Saint-Prieſt von dem letzteren Heertheile abrufen, und ihn jenſeits des Baches, der von Lindenthal nach Euteritzſch fließt, mit 36 Zwölfpfündern zum Angriff auf Marmont's rechten Flügel vorgehen. Langeron ſelbſt mußte ſich während des Vorrückens zur Herſtellung der geſchloſſenen Schlachtordnung mehr und mehr rechts an Yorck heranziehen. Unterdeß laſtete die ganze Schwere des Kampfes auf Yorck. Er hatte das Dorf Möckern vor dem linken Flügel des Feindes erobert, wieder verloren, auf's neue erſtürmt, und nochmals räumen müſſen; mit größter Anſtrengung rang von beiden Seiten das tapfre Fußvolk um den Beſitz des Dorfes, das ſchon in Flammen ſtand. Darauf beſchloß Yorck, das Dorf nochmals anzugreifen, zugleich aber mit der Hauptſtärke rechts vorüber geradezu auf den linken Flügel der feindlichen Stellung loszurücken. Hier war der größte Theil des feindlichen Geſchützes, und das Feuer von 50 Kanonen ſchlug verheerend in die preußiſchen Reihen, der Angriff ſtockte, bald drangen ſogar die Franzoſen zum heftigſten Angriff hervor, in gedrängten Schaaren mit zahlreichem Geſchütz rückten ſie an. Yorck rief ſeinen letzten Rückhalt in's Gefecht, und in erbitterter Hartnäckigkeit hielt ſich der Kampf eine Zeitlang unentſchieden. Endlich riß die Wirkung des preußiſchen Geſchützes die franzöſiſchen Maſſen aus einander, einige Pulverwagen flogen im Gedränge auf, und die dadurch entſtehende Verwirrung benutzte Yorck augenblicklich. An der Spitze des nächſten Reiterregiments, der brandenburgiſchen Huſaren, ſtürmte er mit dem Rufe: „Vorwärts!“ auf den Feind, alle übrige Reiterei folgte, das Fußvolk drang raſch in dichten Schaaren nach, und dieſer Augenblick entſchied die Schlacht. Die Franzoſen, überall geworfen und über einander geſtürzt, behielten keine Zeit, ſich wieder zu faſſen, ihr linker Flügel wurde durch die preußiſche Reiterei von dem Dorfe Gohlis, ſeinem nächſten Rückzugspunkte, abgedrängt, und mußte ſich rechts gegen Euteritzſch retten, wo der rechte Flügel der Franzoſen, der noch nicht im Gefecht geweſen war, ihn aufnahm. Aus Mangel an friſchen Truppen war die Verfolgung von Seiten der Preußen nur ſchwach, und während der Nacht konnte der Marſchall Marmont mit allen ſeinen Schaaren ſich hinter dem Bache, der von Euteritzſch nach Gohlis fließt, theils in die halliſche Vorſtadt von Leipzig, theils auf das linke Ufer der Partha nach Schönfeld zurückziehen. Blücher hatte zwar, ſobald er Gewißheit erlangt, daß in der Richtung von Hohen-Oſſig kein Feind ſei, zur Unterſtützung Yorck's auch Sacken mit ſeinem ganzen Fußvolk von Radefeld aufbrechen laſſen, allein dieſer ſowohl als Saint-Prieſt, der gegen Euteritzſch anrückte, trafen erſt nach Eintritt der Nacht ein, und die Schlacht von Möckern war durch Yorck allein getragen und ausgekämpft. Seine Truppen übernachteten auf dem Schlachtfelde; von 22,000 Mann, die Morgens ausgerückt, waren Abends nur noch 13,000 vorhanden, faſt alle höheren Offiziere waren verwundet. Die Franzoſen hatten über 2000 Gefangene, 1 Adler, 43 Kanonen und eine Menge Pulverwagen verloren. An Todten und Verwundeten war ihr Verluſt nicht geringer, als der preußiſche. Langeron ſeinerſeits, welcher dem von Düben herangerückten

Feinde die unmittelbare Vereinigung mit Marmont verwehrt, und in glücklichen Gefechten ihn gegen die Partha zurückgeworfen hatte, brachte 11 eroberte Kanonen und viele Pulverwagen. Blücher freute ſich des Sieges, den er weniger ſelbſt gefochten, als angeordnet und herbeigeführt hatte; ſein kühnes Vordringen, ſein entſchloſſener Angriff, zeigten auch hier wieder in dem ſchleſiſchen Heere die einleitende Bewegkraft, deren ſtarker Nachdruck auf die Geſammtheit der Ereigniſſe, welche die große Schlacht von Leipzig ausmachen, entſcheidend überging. Blücher ſandte noch von dem Schlachtfelde einen Offizier in das große Hauptquartier, um die Nachricht von dem Siege bei Möckern, und in der Frühe ſeinen erſten Adjutanten, den Oberſten Grafen von der Golz, um den genommenen Adler zu überbringen. Auch dem Kronprinzen von Schweden wurde die Anzeige von dem Geſchehenen unverzüglich mitgetheilt. Am 17. Nachmittags auf der Höhe von Goſſa empfingen die verbündeten Herrſcher dieſe gute Botſchaft. Auch das Hauptheer hatte den Tag vorher in heißem Kampfe geſtanden, und bei Wachau angeſtrengt um den Erfolg gerungen, welchen Napoleon durch Aufbieten aller Kraft einen Augenblick an ſich zu reißen ſchien, und zwar nicht ſelbſt errang, aber zuletzt auch den Verbündeten wenigſtens an dieſem Tage nicht zugeſtand. Er hatte von den Truppen Marmont's, den er minder bedroht glaubte, 2 Diviſionen Fußvolk und den Marſchall Ney ſelbſt zur Unterſtützung an ſich gerufen, und ſie erſt Abends, als er den Angriff des ſchleſiſchen Heeres vernahm, wieder zurückgeſandt. Schwarzenberg verhieß die Erneuerung des Entſcheidungskampfes, ſobald das ruſſiſche Heer unter Bennigſen und die öſterreichiſche Truppenſchaar unter dem Feldzeugmeiſter Grafen Hieronymus von Colloredo zur Verſtärkung eingetroffen wären, und beſchied demnach den Kronprinzen von Schweden neuerdings, und Blücher'n, der ſolcher Aufforderung durch Anerbieten und That immer ſchon zuvorkam, für den nächſten Tag zur kräftigſten Mitwirkung.

In dem Hauptquartiere des Kronprinzen von Schweden hatte Blücher's Anzeige von der Schlacht bei Möckern großen Eindruck gemacht. Der Aufbruch des Nordheeres entſchied ſich erſt auf die Botſchaft des erfochtenen Sieges. Auf Anregung des großbritanniſchen Geſandten Lord Stewart ſandte der Kronprinz auch noch ſpät am 16. October den General von Winzingerode mit 5000 Reitern — er hatte 10,000 verſprochen, es waren aber kaum die Hälfte — zur Unterſtützung Blücher's in deſſen linke Flanke vor; ſie trafen am 17. früh bei Taucha ein, beſetzten dieſen Ort, konnten ihn aber gegen Reynier, der mit allen Waffen herbeikam, nicht behaupten. Blücher nahm indeß auf dieſe Bewegungen keine Rückſicht mehr, er mochte weder die vergangenen Säumniſſe jetzt ohne Nutzen ausführlich zur Sprache bringen, noch durch neue Verabredungen die Gelegenheit künftigen Fehltreffens zu ſeinem Schaden darbieten, ſondern verfolgte ruhig und feſt ſeinen Weg für ſich. In aller Frühe am 17. ſaß er zu Pferde, und ritt über das Schlachtfeld vorwärts, um des Feindes Stellung nach dem geſtrigen Rückzuge zu erkunden. Die Franzoſen hatten wider Vermuthen noch das Dorf Eutritzſch und die Linie des Baches, der von da nach Gohlis fließt, wie auch dieſes letztere Dorf ſtark beſetzt. Erſt als Blücher das Dorf Eutritzſch durch eine Truppenſendung über Widderitzſch in der rechten Flanke bedrohte, zog ſich der Feind plänkelnd von dort zurück, behauptete ſich aber noch in Gohlis. Eine ſtarke Nachhut des Feindes hielt überdies eine Stellung zwiſchen Eutritzſch und Leipzig beſetzt, aus welcher jederzeit ein Angriff mit Vortheil hervordringen konnte. Blücher durfte dem Feinde dieſen Vortheil nicht laſſen. Schon hatte Sacken, der nun anſtatt Yorck's in das Vordertreffen rückte, auf dem rechten Flügel den Befehl erhalten, mit ſeinem Fußvolke Gohlis zu nehmen; Winzingerode war auf den linken Flügel gegen die Partha vorgeſandt; Langeron war im Anrücken; Blücher ſelbſt hielt mit der Reiterei von Sacken der feindlichen Nachhut gegenüber. In Gohlis aber wurde hartnäckig gefochten, und Sacken's Fußvolk bedurfte ſogar der Unterſtützung des preußiſchen von Yorck, welches aus ſeiner Raſt aufgerufen wurde. Während alſo das Vordringen auf dieſer Seite ſich verzögerte, und die Bewegung Langeron's noch einiger Zeit bedurfte, ſo wurde Blücher auf ſeiner Stelle ungeduldig, und da er in der Anordnung des Feindes einige

Mängel erſpäht hatte, ſo beſchloß er, auch mit bloßer Reiterei, indem weder Geſchütz noch Fußvolk zur Hand war, gegen jene Nachhut, die aus allen Waffen beſtand, einen Verſuch zu machen. Die franzöſiſche Reiterei unter dem General Arrighi ſtand rechts an die Partha gelehnt, links an das Fußvolk in derſelben Linie angeſchloſſen, das Ganze ſeinem Rückzugswege, nach dem halliſchen Thore von Leipzig, allzuweit rechtsab entrückt. Durch 4 ruſſiſche Huſarenregimenter unter dem General Waſiltſchikoff ließ Blücher die franzöſiſche Reiterei an der Partha angreifen, im heftigſten feindlichen Geſchützfeuer trabten ſie heran, dann blieben 2 Regimenter als Rückhalt ſtehen, die beiden andern aber ſtürzten in vollem Rennen auf den Feind, warfen ihn völlig, verfolgten ihn hinter dem feindlichen Fußvolke weg bis zur Parthabrücke des halliſchen Thores, und nahmen ihm Gefangene, 5 Kanonen und mehrere Pulverwagen. Das franzöſiſche Fußvolk unterdeſſen hatte ſich mit großer Faſſung mitten auf dem Felde in Vierecke geordnet, ſtand jedem Angriff, und gab der ruſſiſchen Reiterei, die vom halliſchen Thore mit ihrer Beute hinter der franzöſiſchen Stellung wieder längs der Partha zurückging, wiederholtes Gewehrfeuer, unter deſſen Schutz ihm darauf der eigne Rückzug nach Leipzig in guter Ordnung gelang. Nunmehr hatte Sacken auch das Dorf Gohlis genommen und behauptet, und der Feind wurde auf einige Häuſer und Schanzen vor dem halliſchen Thore beſchränkt, die ſeinem Hervorbrechen zwar immer noch eine Stütze, aber ſchon minderen Raum gewährten. Jenes Reitergefecht aber war eines der kühnſten und glänzendſten; auf ſolches Gelingen that Blücher ſich am meiſten zu gut, ja es war ihm, als ſei etwas nicht recht gethan, wenn dabei die Reiterei nicht wenigſtens mitgewirkt hatte; ſich ſelbſt an die Spitze ſolchen Angriffs, in das wildeſte Getümmel, zu begeben, kam er ſtets in Verſuchung, und nicht immer konnten Gründe ihn zurückhalten.

Zwiſchen der Elſter und Partha war nun für das ſchleſiſche Heer wenig mehr auszurichten; es genügte, den Feind an neuem Hervordringen aus Leipzig zu verhindern. Die Wegnahme der Häuſer und Schanzen, welche vor dem halliſchen Thore noch im Beſitze der Franzoſen waren, und die

Auffahrung einiger zwölfpfündigen Batterieen gegen die Parthabrücke und das halliſche Thor ſelbſt, entſprachen dieſem Zwecke. Die 20,000 Mann, aus welchen die beiden Heertheile von York und Sacken noch beſtanden, konnten dann vertheidigungsweiſe hinreichen, den Feind auf dieſer Seite gehörig beſchränkt zu halten, und Blücher dagegen hatte freie Hand, mit dem Heertheile von Langeron, freilich nur noch 25,000 Mann ſtark, und mit den 5000 Reitern Winzingerode's, die ihm der Kronprinz von Schweden geſandt hatte, über die Partha zu gehen, und auf deren linkem Ufer zu neuem Angriffe gegen Leipzig vorzudringen. Er achtete nicht die Gefahr, mit einer ſo geringen Macht vielleicht auf die ganze Stärke des Feindes zu treffen, und an dem linken Ufer der Partha, getrennt von ſeinen andern Heertheilen, durch Uebermacht erdrückt zu werden, er ſahe nur die Pflicht, an dieſem entſcheidenden Tage nicht Schwarzenberg im Stich zu laſſen, die Nothwendigkeit von ſeiner Seite auf jede Gefahr den Feind unabläſſig im Gefecht zu halten, und ihm nicht zu geſtatten, alle ſeine Truppen ſüdwärts auf das Hauptheer zu werfen, deſſen geſtriges Tagewerk ihm heute ſich nicht vermindert erneuern mußte. Als Blücher im Begriffe ſtand, ſein heldenmüthiges Unternehmen zu beginnen, erhielt er Nachrichten von dem Fürſten von Schwarzenberg und von dem Kronprinzen von Schweden. Jener meldete, daß in Erwartung der Truppen, welche Bennigſen und Colloredo herbeiführten, das Hauptheer am 17. nicht, ſondern erſt am 18. die Schlacht erneuern werde; dieſer zeigte an, daß er aufgebrochen ſei, und Abends mit dem ſchleſiſchen Heere ſich vereinigen werde. Blücher ließ demnach das noch ſtehende Gefecht abbrechen, die angeordneten Bewegungen einſtellen, und die Truppen der nöthigen Ruhe pflegen. York und Sacken blieben ſtehen, Langeron lagerte ſich zwiſchen Eutritzſch und der Partha, Winzingerode an der Partha aufwärts gegen Taucha; der noch übrige Tag verfloß unter Vorbereitungen auf den kommenden. Auch die Franzoſen, durch die Schlacht des vorigen Tages, bei Wachau als angebliche Sieger und bei Möckern als völlig Beſiegte gleich erſchöpft, brachten den 17. mit Vorbereitungen und Märſchen zu, um für den nächſten Tag auf den bedeutendſten Punkten möglichſt verſtärkt aufzutreten.

Bevor jedoch der neue Kampf anhob, hatte Blücher Schwierigkeiten eigner Art mit dem Kronprinzen von Schweden zu verarbeiten. Für das ſchleſiſche Heer war die Mitwirkung des Nordheeres eine Art Geſchick, heftig zu wünſchen, ſchwer zu ertragen, nicht zu vermeiden. Die größten Gegenſätze der Verhältniſſe waren gegeben, die der Anſichten kamen hinzu, die der Perſönlichkeiten vollendeten. Kaum war das Nordheer wieder in der Nähe, der nöthige Beiſtand gewiß, als auch die alten Störungen hemmend und aufreizend wieder eintraten. Dem Kronprinzen war es empfindlich, daß eine Schlacht, die er mit beiden vereinten Heeren zu beſtehen ſeinerſeits gemieden, von dem ſchleſiſchen allein geliefert und gewonnen worden war. In dem ſchleſiſchen Heere mußte bei vielem andern noch mehr erbittern, daß der Kronprinz die Schlacht von Möckern wie ein kleines Gefecht behandeln wollte, ehrenvoll genug für die Tapferkeit, für die Sache kaum bedeutend. Nun kam unerwartet, noch ehe die Truppen des Nordheeres eintrafen, von dem Kronprinzen die Forderung, Blücher ſolle mit ihm gleich jetzt in die ehemalige Heeresſtellung zurücktauſchen, für das Nordheer, als wiederum rechten Flügel, die Stellung zwiſchen Elſter und Partha einräumen, und für das ſchleſiſche als wiederum linken Flügel, jenſeits der Partha ein neues Feld auswählen. Blücher hatte die urſprüngliche Heeresſtellung wider Willen verändert, und war auf den rechten Flügel des Nordheeres gerückt, als der Kronprinz, um ſicherer an der Elbe zu bleiben, dieſe Bedingung gemacht; nun auf's neue, und wieder für die bloße Bevortheilung des Nordheeres, dem ſchleſiſchen unverhältnißmäßig Anſtrengung und Nachtheil aufzubürden, däuchte ihm wahrlich zu viel. Ueberdies kam in Betracht, daß der Wechſel der Schlachtordnung nicht ohne großen Zeitverluſt geſchehen konnte, und daß die Stellung zwiſchen Elſter und Partha, wo der Feind ſchon auf Leipzig beſchränkt und fürerſt kein weiterer Angriff möglich war, durch 20,000 Mann unter Yorck und Sacken jetzt hinlänglich vertheidigt wurde, das nach Abrechnung der auf dem rechten Elbufer zurückgebliebenen

Truppen noch 68,000 Mann ſtarke Nordheer aber weit beſſer anderwärts in die Angriffslinie einrückte, als dort gehemmt blieb. Aus dieſen Gründen ſchlug Blücher jene Forderung, die ſeinen Unwillen in hohem Grade reizte, mit kurzen und derben Worten ab. Der Kronprinz kam unterdeß mit ſeinem Hauptquartier in Breitenfeld an, und ſandte einen Adjutanten an Blücher, denſelben zu einer Zuſammenkunft einzuladen. Allein Blücher, nun nicht mehr an ſich haltend, warf der Einladung eine andre entgegen, und ſchlug die Zuſammenkunft ab. „Wenn der Prinz, — fuhr er gegen den ſchwediſchen Offizier heraus, der freilich die Worte nicht verſtehen konnte, aber mit Beſtürzung den Ausbruch des grimmigſten Zornes ſah, — wenn der Prinz ſeine Schweden nicht dranſetzen will, ſo ſagen Sie ihm, die will ich auch gar nicht haben, und er ſelbſt mag auch wegbleiben, aber die Preußen und Ruſſen, die er hat, ſoll er freilaſſen; ſagen Sie ihm, daß . . . ſagen Sie ihm, er kann" . . . . und der Zorn hinderte ihn auszureden. Blücher ſah den Entſcheidungskampf vielleicht des ganzen Krieges jeden Augenblick näher rücken, und richtete auf dieſes Ziel ſein ganzes Augenmerk, jede andre Rückſicht hintanſetzend. Auf den Kronprinzen wollte er nicht mehr rechnen, aber an den General von Bülow, den Befehlshaber des preußiſchen Heertheils bei dem Nordheer, ſandte er durch einen vertrauten Offizier die Aufforderung, er möchte auch diesmal wie bei Groß-Beeren und Dennewitz, im Fall die Befehle des Kronprinzen ausblieben, auch ohne Befehl handeln, und zur morgenden Schlacht über die Partha vorrücken. Bülow antwortete ſogleich, er werde nicht fehlen, wo es das Wohl ſeines Vaterlandes und Europa's gelte, auch der General von Winzingerode mit ſeinem ruſſiſchen Heertheile werde ſich einfinden. Noch ſpät in der Nacht erfolgte jedoch eine zweite Aufforderung des Kronprinzen an Blücher, mit dem Zuſatz, er wünſche den Angriff für den morgenden Tag mit ihm zu verabreden. Dies klang ſchon beſſer in Blücher's Ohr, und er fand ſich bewogen, dieſer Einladung zu folgen, erſuchte aber den Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, der Unterredung als ein Zeuge beizuwohnen, deſſen Gegenwart den Verhandlungen und Beſchlüſſen, durch welche die Theilnahme des Nordheeres an der nahen Schlacht beſtimmt werden ſollte, größeres Anſehen und Gewicht geben mußte. Am 17. Oktober Nachmittags fand die Zuſammenkunft in Breitenfeld Statt. Der Kronprinz von Schweden aber ſetzte Blücher'n durch ein neues Begehren in Verwunderung; er verlangte nämlich, um über die Partha zu gehen, und auf deren linkem Ufer anzugreifen, zu ſeinen eignen Truppen für dieſen Tag noch 30,000 Mann des ſchleſiſchen Heers. Welche Regungen hiebei das Gemüth des alten Feldherrn zuerſt verwinden mußte, läßt ſich aus allem Bisherigen ungefähr abnehmen. Mit größerem Rechte hätte er für das durch Schlachten geſchwächte ſchleſiſche Heer eine Verſtärkung von dem Nordheere verlangen dürfen. Sich ſelbſt indeß um des Ganzen willen verläugnend, und damit nur dem Nordheere kein Vorwand zur Unthätigkeit bliebe, willigte Blücher, nachdem er vorher ſeinem Grimme Luft gemacht, großgeſinnt in das Verlangen, und ſtellte den Heertheil von Langeron unter des Kronprinzen Befehl, beſchloß aber zugleich, ſelber dieſen Truppen, welche der größere Theil ſeines Heeres waren, nahe zu bleiben, und ſie, wo es nöthig würde, immer wieder nach eignem Sinn zu leiten. Als er aus der Berathung am 18. Morgens auf den Höhen von Euteritzſch wieder eintraf, hatte jenſeits bei dem Hauptheere die Schlacht bereits angehoben, heftig erſcholl von dorther der Kanonendonner, und bald entſpann ſich rings um die ganze franzöſiſche Linie lebhaftes Gefecht. Sacken unterhielt das Feuer vor dem halliſchen Thore von Leipzig, York ſtand als Rückhalt bei Euteritzſch und Langeron hielt an der Partha.

Der Kronprinz von Schweden wollte mit dem Nordheere den Uebergang der Partha aufwärts bei Taucha bewerkſtelligen, um dann auf dem linken Ufer wieder abwärts vorzudringen. Dieſer weite Umweg verurſachte großen Zeitverluſt. Nach Taucha waren ſchon am 17. Winzingerode's Koſacken vorgeeilt, aber auf den Abend vor dem General Reynier, der mit den Sachſen von Eilenburg heranzog, wieder zurückgewichen. Die Sachſen ihrerſeits aber wichen nun wieder vor dem in voller Stärke anrückenden Nordheer. Nach Taucha wurde von dem Kronprinzen auch Langeron befehligt. Allein dieſer ſtand auf dem rechten Ufer der Partha zwei Stunden unterhalb Taucha ſchon gegenüber dem Feinde, den er nach vierſtündigem Hin- und Herwege, auf dem linken erſt wiederfinden ſollte, und Blücher wollte ſo viele Zeit nicht verlieren. Er beſchloß vielmehr, gleich an Ort und Stelle, trotz der ſchwierigen Ufer, den Uebergang zu erzwingen, und ließ den Kronprinzen wiſſen, der Heertheil von Langeron werde am linken Ufer der Partha in der Gegend von Abt-Naundorf ſeines Befehls warten; zugleich benachrichtigte er Bülow'n, und forderte ihn auf, ſeinen Uebergang bei Taucha und ſeinen Angriff zu beſchleunigen, damit die Kräfte des Feindes deſto früher getheilt würden. Längs der Partha ſtanden, unter dem Oberbefehle des Marſchalls Ney, der ſechſte franzöſiſche Heertheil von dem Marſchall Marmont und weiter aufwärts der dritte Heertheil von dem General Souham befehligt. Sie vertheidigten die ſumpfigen Ufer mit kriegskundiger Tapferkeit, ihr Geſchütz hatte eine vortheilhafte Aufſtellung bei Neutzſch, und ſchlug wirkſam in die ruſſiſchen Reihen. Doch Blücher ließ 36 ruſſiſche Zwölfpfünder dagegen auffahren, und das feindliche Geſchütz räumte den Platz. Inzwiſchen wurde das Feuer bei dem Hauptheer in der Gegend von Probſtheida immer heftiger, und das Gefecht an der Partha ließ nach. Blücher ſah es mit ſeinem ſcharfen, durch Jagd und Aufenthalt im Freien wohlgeübten Auge, und angelegte Fernröhre beſtätigten es, daß von Leipzig Verſtärkungen nach jener Seite abzögen. Schon beſorgte Blücher, Schwarzenberg möchte der Uebermacht erliegen, bevor der Kronprinz von Schweden zum Angriff käme; ſeine Ungeduld war nicht mehr zurückzuhalten, er fühlte, wie wichtig der Augenblick ſein könne, und ohne auf Bülow's Erſcheinen zu warten, befahl er ohne Zögern bei Mockau die Partha zu überſchreiten; einiges Fußvolk watete durch, und ſchnell war für die Nachfolgenden eine Nothbrücke gelegt. Die Franzoſen unter Marmont und Souham wichen zurück, ſtellten ſich aber bei Schönfeld wieder auf, enger angeſchloſſen an die Sachſen unter Reynier, welche vor dem Nordheere weichend bei Paunsdorf wieder Fuß gefaßt hatten. Allein die ruſſiſche Reiterei war auf dem linken Ufer der Partha kaum entwickelt, ſo verließen zwei ſächſiſche Regimenter Huſaren und Uhlanen die franzöſiſchen Reihen, und traten aus der verhaßten Bundesgenoſſenſchaft auf die Seite herüber, wo die Sache des deutſchen Vaterlandes, die Sache der allgemeinen Freiheit ſie ſchon lange angezogen hatte. Blücher hieß ſie willkommen, und ſandte ſie einſtweilen zum Heertheile von York. Als gegen Mittag endlich das Nordheer zum Angriff erſchien, und Blücher gegen Paunsdorf anrückte, gingen die übrigen ſächſiſchen Truppen und zwei würtembergiſche Reiterregimenter unter dem General von Normann, zuſammen gegen 5000 Mann und 26 Stücke Geſchütz, gleichfalls über, und ſchloſſen ſich an Bülow an, ihr Geſchütz ſogleich gegen die Franzoſen umkehrend. Jetzo war der Halbkreis der Verbündeten um Leipzig überall geſchloſſen, das Nordheer zwiſchen dem ſchleſiſchen und der Koſackenſchaar des Attamans Platoff, zwiſchen dieſer und dem Hauptheere das Heer von Bennigſen völlig eingerückt, in der franzöſiſchen Linie dagegen durch den Austritt der Sachſen eine gewaltige Lücke entſtanden. Der General Reynier behielt nur die franzöſiſche Diviſion Durutte übrig, und zog ſich gegen Reudnitz in Unordnung zurück; dieſes Dorf ſelbſt war einen Augenblick verloren. Doch Ney kam eiligſt mit der Diviſion Delmas, und Napoleon ſelbſt mit einem Theile ſeiner Garden herbei, und das Gefecht ſtellte ſich hartnäckig wieder her. Blüch[illegible] indeß, unermüdet, und dem Feinde kein Aufathmen geſt[illegible], befahl ſogleich den Angriff von Schönfeld. Um 2 Uhr Nachmittags begann Langeron mit ſeinem Fußvolke den Sturm, allein der Widerſtand der Franzoſen war lange nicht zu überwinden. Da Blücher vernahm, daß von Leipzig ſtets neue Verſtärkungen dahin vorrückten, ſo ließ er Sacken auffordern, ſeinen Angriff gegen die Schanzen vor dem halliſchen Thore zu verſtärken, um den Feind auch dort ernſtlicher zu bedrohen, und für die Stadt ſelber beſorgt zu machen. Wirklich hielten die franzöſiſchen Truppen auf dem Wege nach Schönfeld zweifelnd inne, ſobald das vermehrte Feuer aus Geſchütz und Kleingewehr von dem Thore herſchallend dort ſtärkeres Gefecht verkündete, und ein Theil der Truppen kehrte nach Leipzig um. Zugleich ließ Blücher vom rechten Ufer der Partha ein heftiges Kanonenfeuer gegen die Stellung von Schönfeld richten, deren Geſchütz nun auch von dieſer Seite antworten mußte. Unter dieſen Begünſtigungen erneuerte Langeron ſeinen Angriff, und drang glücklich ein, doch Napoleon ſelbſt ſandte von Reudnitz eine Abtheilung ſeiner Garde vor, welche das in Flammen ſtehende Dorf wieder nahm; endlich nach vielem Wechſel und mörderiſchem Gefecht erſtürmten es die Ruſſen mit Einbruch der Nacht auf's neue, und behaupteten ſich darin mit großen Maſſen Fußvolk. Die Franzoſen hielten auf dieſer Seite Volkmannsdorf und Reudnitz beſetzt. Auch das Nordheer war an dieſem Tage bedeutend vorgedrungen, und noch größere Vortheile hatte das Hauptheer bei Probſtheida erfochten. Napoleon hatte alle Kräfte aufgeboten, um den allgemeinen Andrang der Verbündeten zu beſtehen, doch auf keiner Seite war ihm gelungen, ihn ſiegend zurückzuweiſen; vielmehr, von allen Seiten geſchlagen, zogen ſeine Truppen ſich immer enger um Leipzig zuſammen. Noch ſchienen indeß ſeine Anſtrengungen nicht erſchöpft, noch konnte die Verzweiflung ihn furchtbar machen. Die Franzoſen fochten mit heldenmüthiger Ausdauer, ihre Hingebung und Standhaftigkeit entſprach jeder Zumuthung ihres gewaltigen Herrſchers, nur ſchrittweiſe wichen ſie zurück, jeder Streif Boden mußte ihnen blutig abgekämpft werden. Gleichwohl konnte der Kampf, das war abzuſehen, zuletzt nur in völligen Rückzug enden, und Blücher nahm frühzeitig auf dieſe Wendung Bedacht. Napoleon hatte durch den Kern ſeiner Garde unter dem Marſchall Mortier ſich des Ausgangs aus Leipzig rückwärts bei Lindenau verſichert, und den General Bertrand von dort gegen Weißenfels entſendet, um den Uebergang über die Saale, als den einzigen Weg der Rettung, feſtzuhalten. Sobald Blücher von dieſer Bewegung Nachricht empfing, ſandte er an York den Befehl, noch in der Nacht aufzubrechen, und an der Saale dem Feinde ſeinen Rückzug auf alle Weiſe zu erſchweren. Langeron dagegen, deſſen Heertheil, wiewohl den Befehlen des Kronprinzen von Schweden untergeben, doch nur denen Blücher's gefolgt war, und jetzt völlig wieder denſelben angehörte, ſollte gleichfalls noch in der Nacht auf das rechte Ufer der Partha zurückkehren, um Sacken zu unterſtützen, und zur Verfolgung des Feindes, ſobald deſſen Rückzug ſich entſchieden, einen Vorſprung zu gewinnen. Blücher machte an ſeine Truppen die größten Forderungen; aber ſie waren überzeugt, daß ihre Anſtrengung nothwendig, daß ſie erſprießlich ſei, und vergaßen gern der Beſchwerden in dem ſicheren Erfolg. Er ſelbſt und ſeine Umgebung ſchonten ſich nicht, überall war der Feldherr dem Soldaten vor Augen, und theilte jede Laſt und Gefahr wie jeden Ruhm mit ihm.

Erſt am 19. Oktober, dem vierten Tage der Schlacht, ergab ſich Napoleon's völlige Niederlage. Schon zogen die Trümmer ſeiner Heerſchaaren mit Geſchützen und Wagen, ſoviel ihrer übrig und fortzubringen waren, über Lindenau rückwärts der Saale zu, aber der Kampf um Leipzig war darum noch nicht aufgegeben, die Marſchälle Macdonald und Poniatowski hielten zur Deckung des Rückzuges daſelbſt nur deſto entſchiedener feſt. Blücher indeß, der von ſeinem Standpunkte die Bewegungen des Feindes am meiſten überſchaute, erlangte nach 8 Uhr Morgens, als der Nebel geſunken, die Gewißheit, daß Napoleon den Rückzug angetreten, und theilte die frohe Nachricht den übrigen Befehlshabern mit. Wetteifernd eilten alle Schaaren heran, dem Feinde Leipzig um deſto ſchneller zu entreißen. Schwarzenberg griff die Vorſtädte im Süden an, Bennigſen und der Kronprinz von Schweden im Oſten, Blücher im Norden. Um 10 Uhr Vormittags rückte Bülow mit ſeinem Heertheile aus Reudnitz gegen Leipzig zum Sturm, indem Blücher vom rechten Ufer der Partha durch eine Batterie von Zwölfpfündern ihm den Raum bis zu den Vorſtädten frei machte. Den Angriff des halliſchen Thors erneute Sacken mit Wuth, allein vergebens fiel ſein tapferes Fußvolk unter dem Kartätſchenhagel dreier im Thore aufgepflanzten Geſchütze, und unter dem wohlunterhaltenen Gewehrfeuer der hinter Mauern ſichergeſtellten Plänkler. Es war Zeit, daß Langeron herbeikam, deſſen Truppen, durch Dunkelheit der Nacht, Mangel an Uebergangsmitteln und große Ermüdung verzögert, erſt am Morgen die Partha hatten überſchreiten können. Gegen Mittag kamen ſie zum Gefecht, aber auch ſie wurden mit großem Verluſte zurückgewieſen. Blücher ließ längs den Wieſen der Partha leichtes Fußvolk gegen das Thor andringen, aber mit nicht beſſerem Gelingen. Während dieſes Kampfes erſchien, von einem Trompeter und einem franzöſiſchen Offizier begleitet, ein Abgeordneter des Magiſtrats von Leipzig, um Schonung der Stadt bittend, und einen Waffenſtillſtand antragend, um die Uebergabe feſtzuſetzen. Gleiche Anträge waren an Schwarzenberg und an den Kronprinzen von Schweden geſandt worden. Blücher ließ dem Magiſtrat ſowohl als dem franzöſiſchen Offizier die Erklärung geben, er ſei zur Einſtellung des Feuers ſogleich bereit, wenn die Stadt unverzüglich übergeben würde; allein da ihm deutlich ward, der Feind ſuche nur Zeit zu gewinnen, ſo befahl er ſogleich, das halliſche Thor auf's neue ſtürmend anzugreifen. Doch um die Stadt zu ſchonen, verbot er Granaten hinein zu werfen. Abermals ſtand das Gefecht in aller Heftigkeit, die Franzoſen wollten nicht weichen, die Ruſſen nicht ablaſſen. Hier war es, wo Blücher durch den unaufhörlichen, gewaltigen Zuruf: „Vorwärts! vorwärts!“ mit welchem er die ruſſiſchen Fußvölker anfeuerte, dieſen, welche der Bedeutung dieſes ewig wiederholten Rufes inne geworden, den entſcheidenden Anlaß gab, ihn fürder mit dem ſchönen Namen Marſchall Perod, „Marſchall Vorwärts“ zu benennen. Gegen 1 Uhr endlich wurde der Widerſtand des Feindes erſchüttert, die Preußen unter Bülow drangen von Reudnitz her in die Vorſtädte ein, die Franzoſen fürchteten abgeſchnitten zu werden, und fuhren das Geſchütz vom halliſchen Thore ab. Dieſer Augenblick war entſcheidend, die Plänkler von Sacken ſtürmten in vollem Laufe über die Parthabrücke, und drangen in die Straßen der halliſchen Vorſtadt. Auch hier dauerte der Kampf noch fort, allein unaufhaltſam drängten Truppen über Truppen von allen Seiten herein, und zwiſchen den Vorſtädten und der inneren Stadt, wo in gränzenloſer Verwirrung Kanonen, Pulverwagen und anderes Fuhrwerk, mit Pferden, Flüchtlingen, Verwundeten und Streitenden untermiſcht, den Raum erfüllten, wurden die letzten Abtheilungen des Feindes, auch hier noch tapfer gegenkämpfend, endlich überwunden. Die Brücke über die Elſter nach Lindenau flog in die Luft, zu früh, wie Napoleon mit einigem Anſchein klagte, weil gegen 20,000 Mann und mehr als 70 Kanonen ſich darüber noch retten ſollten, aber dem Stande der Dinge nach zu rechter Zeit, da der Andrang der Verbündeten dem Rückzuge jener ſchon zuvorkam. Alle Flucht war nun geſperrt, und was von Franzoſen noch dieſſeits der Elſter war, mußte ſich gefangen geben; wenige entkamen über die Pleiße und Elſter, unter ihnen Macdonald; eine große Anzahl verunglückten, unter dieſen Poniatowski. Von allen Seiten zogen die Sieger ein, Ruſſen, Preußen, Oeſterreicher, Schweden, voran die Herrſcher und Feldherren mit ihren zahlreichen Gefolgen; unter dem Zurufe des hervordringenden Volkes, unter den Ehrenbezeigungen der zum Schutze des Königs von Sachſen aufgeſtellten ſächſiſchen Leibwachen, ritt Blücher an der Spitze ſeines Stabes; auf dem Marktplatze ſtieg er ab, die verbündeten Herrſcher waren hier vereint, und begrüßten einander als Sieger; als Blücher nahte, ging ihm der Kaiſer Alexander entgegen, umarmte ihn, nannte ihn den Befreier Deutſchlands, und führte ihn dem Könige von Preußen zu, der ihn mit gerührten Dankworten anredete. Der Kaiſer von Oeſterreich ertheilte ihm die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche. Der Kronprinz von Schweden konnte nicht umhin, den alten Helden nach Verdienſt anzuerkennen. Mit Innigkeit begrüßten einander Blücher und Schwarzenberg. Der große Sieg, die endlich für Deutſchland errungene Entſcheidung, vereinte alle Theilnehmer in demſelben Gefühle des Danks und der Freude, kein Rückblick, keine Eiferſucht ſtörte den großen Tag. Die Ergebniſſe überſtiegen jede Erwartung. Von 170,000 Mann, die bei Leipzig gefochten, brachte Napoleon kaum 90,000 über die Saale; an Todten hatten die Franzoſen 4 Generale, und über 20,000 Mann, an Verwundeten, außer den Marſchällen Marmont und Ney und vielen Generalen, wenigſtens ebenfalls 20,000 Mann, ferner an Gefangenen 14 Generale, worunter Reynier und Lauriſton, und über 15,000 Mann verloren, ungerechnet 23,000 in den Lazarethen zurückgebliebene Kranke, ferner 300 Kanonen, 130,000 Gewehre, 900 Pulverwagen, und unendliches Gepäck und andre Beute. Aber auch die Verbündeten hatten ungeheuern Verluſt, von 300,000 Kriegern, die an der Schlacht Theil gehabt, zählten ſie 21 Generale, 1800 Offiziere, und 45,000 Unteroffiziere und Gemeine an Todten und Verwundeten, wovon 22,000 Ruſſen, 15,000 Preußen, 8000 Oeſterreicher und 300 Schweden, der Zahl nach Ruſſen die meiſten, dem Verhältniſſe nach Preußen.

Blücher ließ ſeine Truppen, da die Stadt gleich im erſten Augenblick überfüllt war, nicht weiter nachrücken, ſondern vor den Thoren halten, wo auch die Hauptmaſſe der übrigen Heere zurückblieb. Sein nächſter Gedanke ging auf Benutzung des Sieges, der ohne die kräftigſte Verfolgung ihm nur unvollſtändig erſchien. Es wurde im Allgemeinen beſchloſſen, daß das Hauptheer ſüdlich der Stadt, das ſchleſiſche nördlich derſelben dem Feinde nachrücken ſolle; indeß nach ſo großer Arbeit und in ſo reichem Gewinn war nicht alle Säumniß abzuweiſen, doch nur um ſo eifriger ſtrebte Blücher vorwärts, und ſeine Truppen am wenigſten durften harren und raſten. Sie waren ſchon unterwegs, York ſchon in der Nacht gleich nach dem 18. Oktober zur Saale vorausgeeilt, Langeron und Sacken noch am 19. Abends nach Schkeuditz gerückt, um daſelbſt über die Elſter zu gehen, und an die Saale nachzudringen. Doch die Verfolgung hatte große Hinderniſſe, die Truppen waren auf's äußerſte ermüdet, und fanden in der aufgezehrten Gegend nichts zu leben, die Wege und Brücken waren überall zerſtört, und der Feind hatte nicht nur einen ſtarken Vorſprung, ſondern nahm auch ſogleich wieder gute Faſſung, und hielt die Nachdringenden tapfer ab. Am 20. ſtellte ſich die franzöſiſche Nachhut unter dem Könige von Neapel bei Lützen der verfolgenden Reiterei von Sacken kämpfend entgegen; ſie wurde zwar geworfen, und die ruſſiſchen Reiter brachten den Tag hindurch über 2000 Gefangene ein, allein ſie erfuhren mannigfachen Aufenthalt, und das noch übrige Heer Napoleon's eilte unterdeß zu entkommen. Blücher ſtrengte jede Kraft an, ihm auf den Ferſen zu ſein. Am 20. hatte er ſein Hauptquartier in Lützen, am 21. Mittags in Weißenfels. Die Franzoſen zogen auf das linke Saalufer, brannten die Brücke ab, und verwehrten den Uebergang. Napoleon, in der Meinung, die Engwege von Köſen ſeien durch Abtheilungen des Hauptheeres der Verbündeten ſchon völlig beſetzt, hatte bei Weißenfels die große Straße auf Naumburg verlaſſen, und ſich gleich dort über die Saale gezogen, um durch den Nebenweg über Freiburg wieder auf die Straße nach Erfurt zu kommen. Yorck, der über Halle vorgegangen war, erreichte mit ſeiner Reiterei den Zug der Franzoſen, und nahm ihnen beim Uebergang über die Unſtrut eine Anzahl Gefangene und mehrere Kanonen ab, auch befreite er 3000 öſterreichiſche Kriegsgefangene, die zum Theil von der Schlacht von Dresden her, zum Theil ſeit dem 16. Oktober in des Feindes Händen waren. Blücher rechnete darauf, daß Yorck jenſeits der Saale auf den Feind treffen werde, und beſchloß, den Uebergang bei Weißenfels zu erzwingen, um Yorck drüben nicht allein zu laſſen. Durch eine Batterie Zwölfpfünder wurden die Franzoſen auf dem jenſeitigen Ufer eine Strecke zurückgetrieben, und dann ſchleunigſt eine Brücke geſchlagen, die mit Hülfe einer Menge vorgefundener Flöße und Bretter, durch den Eifer der aufgebotenen Schiffer, Zimmerleute und anderer Handwerker aus Weißenfels, binnen wenigen Stunden fertig war. Ein alter Zimmermeiſter, der im Jahre 1757 als Lehrburſche an der Brücke gearbeitet, über welche Friedrich der Große zur Schlacht von Roßbach zog, hatte angerathen, dieſelbe Stelle wieder zu wählen, und hier mit Erfolg das Werk betrieben. Nachmittags rückte Blücher von Weißenfels auf dem linken Ufer der Saale gegen Freiburg, und ſeine Reiterei nahm dem Feinde Gefangene und Kanonen, während Yorck von Mücheln her ebendahin vordrang. Der König von Neapel hielt auf den Höhen dieſſeits der Unſtrut eine Zeitlang tapfer Widerſtand, aber Yorck's Fußvolk nöthigte den Gegner mit einbrechender Nacht zum Weichen, und den folgenden Morgen fanden die Koſacken 15 Kanonen, 100 Pulverwagen und zahlreiches Gepäck zurückgelaſſen. Die zerſtörten Brücken über die Unſtrut wurden ſchnell wieder hergeſtellt.

Mittlerweile war der Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, nach kurzem Aufenthalt in Leipzig, bei dem ſchleſiſchen Heere wieder eingetroffen, und hatte Blücher'n die

Ernennung zum Feldmarſchall in einem äußerſt gnädigen Königlichen Schreiben eigenhändig überbracht. „Durch wiederholte Siege“, ſagte der König, „mehren Sie Ihre Verdienſte um den Staat ſchneller, als ich mit den Beweiſen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag.“ Auch von anderer Seite wurde Blücher's Auszeichnung nicht vergeſſen. Der Kaiſer von Oeſterreich verlieh ihm das Großkreuz des Thereſienordens; der Kaiſer Alexander gab ihm, der ſchon die höchſten ruſſiſchen Orden beſaß, einen reichbeſetzten goldenen Ehrendegen. Das ganze ſchleſiſche Heer, jetzt wieder, bis auf einige Truppen unter dem Fürſten Scherbatoff, der von der Elbe her nachfolgte, auf Einem Punkte beiſammen, nahm begeiſtert Antheil an der Beförderung und Auszeichnung ſeines Feldherrn, und ſah in ihm ſich ſelber geehrt und belohnt. Ruſſen und Preußen waren unter Vater Blücher's Führung brüderlich vereint, und wetteiferten in Anhänglichkeit für ihn. Sein kräftiges Beiſpiel, ſeine eindringliche Vertraulichkeit machte aller auferlegten Mühſale und Gefahren vergeſſen. Er forderte viel, aber er würdigte anerkennend, was geleiſtet wurde, neidlos pries er jedes Verdienſt, und ſorgte für deſſen Auszeichnung und Belohnung. Ihm folgte man zum Siege, zum Ruhm, das wußte man. Ihn ſchreckte kein Gegner in immer neue Zweifel. Sein verwegener Muth ſchloß nicht die Vorſicht aus, und Schlauheit und Liſt geſellten ſich ſeiner Kühnheit: Eigenſchaften, deren Vereine der Soldat beſonders huldigt und vertraut. Unter den Koſacken galt ſchon längſt die Sage, er ſei am Don geboren, alſo ein Koſack ſelbſt, und nur durch beſondere Schickſale in der Jugend nach Preußen gekommen. Die alten ruſſiſchen Soldaten nannten ihn mit größter Ehre „den kleinen Suwaroff“, und von ihnen ging, wie ſchon erwähnt, auch die Benennung aus, welche bald allgemein Blücher's ſchönſter Ehrenname bei Heer und Volk wurde, „Marſchall Vorwärts“, als welcher in der That vor allen anderen Heerführern er in dieſem Kriege ſich dargethan.

Von dem Hauptheere war unterdeſſen der öſterreichiſche Heertheil des Generals Grafen Giulay den 20. Oktober an der Saale bis Naumburg angekommen, wo ihm der franzöſiſche General Guilleminot mit wenigen Truppen hartnäckig Stand hielt; am 21. aber, da jener mit Macht auf der Straße nach Weimar vordringen wollte, führte der General Bertrand die Truppenſchaar, mit welcher er den Uebergang der Saale bei Weißenfels bisher bewacht, eiligſt herbei, und hielt das Hervorbrechen Giulay's aus den Engwegen von Köſen in lebhaftem Gefecht geraume Zeit zurück. Blücher, benachrichtigt von dem Vordringen des Hauptheeres auf der großen Straße nach Weimar und Erfurt, mußte nun für unnütz erachten, auch das ſchleſiſche Heer auf jene Straße zu führen. Napoleon konnte von Freiburg über Eckartsberge und Buttelſtädt, zwar auf ſchlechten Wegen, doch ſicher nach Erfurt gelangen. Ungeachtet der täglichen Verluſte an Gefangenen und Abtrünnigen, — faſt alle Truppen aus deutſchem Stamme wichen nach und nach von ihm ab, — zählte ſein Heer noch gegen 80,000 tapfere Soldaten und mehr als 200 Kanonen; mit dieſer Macht durfte er fürerſt bei Erfurt wieder Stand halten, und die Heere der Verbündeten abwarten; auf einen weiteren Rückzug wurde damals kaum gerechnet. In ſolchen Vorausſetzungen faßte Blücher ſogleich den Entſchluß, von Freiburg aus ſeitwärts in Napoleon's linker Flanke vorzurücken, die Aufſtellung deſſelben bei Erfurt zu umgehen, die Engwege von Eiſenach vor ihm zu erreichen, und ihn ſo von Frankreich abzuſchneiden. Ohne Säumen ging das ſchleſiſche Heer am 22. zwiſchen Freiburg und Laucha über die Unſtrut, und zog dann in ſtarken Märſchen die Unſtrut aufwärts über Sömmerda und Langenſalza, wo die Truppen am 25. eintrafen. Hier theilte ſich das Heer am 26. in dreifache Richtung auf die Straße Napoleon's; eine Abtheilung von Langeron unter dem General Rudſchewitſch rückte gegen Gotha, Yorck an den Fuß des Hörſelberges zwiſchen Gotha und Eiſenach. Allein Napoleon war nicht mehr in Erfurt; ſeine Truppen hatte er dort geſammelt, einige Raſt ihnen gegönnt, aber dann unverweilt den Rückweg nach dem Rhein fortgeſetzt. Die Vortruppen Yorck's unter dem General von Hünerbein, auf der Höhe am Hörſelberge ankommend, ſahen im Thal das franzöſiſche Heer im vollen Zuge gegen Eiſenach. Sie griffen den Zug augenblicklich an, doch ein Theil der franzöſiſchen Truppen warf ſich dem Angriffe tapfer entgegen, und unterhielt ein hartnäckiges Gefecht, während die übrigen beſchleunigt fortzogen. Erſt am Abend, nachdem die übrigen Truppen Yorck's mit großer Anſtrengung herangerückt, wurde das Dorf Eicherodt, auf der Straße zwiſchen Gotha und Eiſenach, genommen, und dadurch die noch zurückgebliebene Abtheilung franzöſiſcher Truppen unter dem General Bertrand abgeſchnitten, doch warf ſie ſich links in das Gebirge, um über Ruhla nach Bach zu gelangen, und dort dem Heerzuge Napoleon's ſich wieder anzuſchließen. Die gegen Gotha vorgerückte Abtheilung Langeron's hatte zahlreiche Haufen franzöſiſcher Nachzügler weggenommen. Der Heertheil von Sacken war auf den Höhen von Eiſenach angelangt, allein zu ſpät am Tage und zu ſchwach an Mannſchaft, um dem Feinde ernſtlich etwas anzuhaben. Die Franzoſen räumten Eiſenach während der Nacht, und am 27. Morgens rückte Blücher daſelbſt ein. Unverzüglich ſandte er ſeine Truppen zu neuer Verfolgung auf getheilten Wegen aus. Langeron auf der großen Straße über Markſuhl auf Bach, dem Feinde unmittelbar auf den Ferſen, Sacken rechts über Berka nach Hersfeld, Saint-Prieſt noch weiter rechts auf Kaſſel, Yorck links über Wilhelmsthal nach Barchfeld zur Verfolgung Bertrand's. Die Nachricht, daß eine ſtarke Heerſchaar Oeſterreicher und Baiern unter dem Oberbefehle des Generals Grafen von Wrede nach Frankfurt am Main im Anzuge ſei, ließ keinen Zweifel mehr, daß Napoleon den Rückzug nunmehr unaufhaltſam beſchleunigen würde. Es war zu vermuthen, daß die Franzoſen, da auf der Hauptſtraße ihnen Wrede entgegen kam, verſuchen möchten, auf Nebenwegen nach dem Rhein zu entkommen; überall auf dieſen dem Feinde zuvorzukommen, und unaufhörlich ihn im Rücken zu drängen, ſtrebte Blücher mit unnachlaſſendem Gewalteifer. Doch alle Anſtrengung hat ihr Maß, und wenn Blücher's Kraft des Entſchluſſes in fortgeſetzter Spannung eiſern ausdauern mochte, ſo war in dem Heere ſelbſt die Kraft der Ausführung doch nicht unerſchöpflich. Seit Wiedereröffnung des Feldzuges, von der Katzbach an, waren die Truppen des ſchleſiſchen Heeres in ſtetem

Wechſel von Kämpfen und Märſchen; der Anſtrengung, den Sieg zu erringen, folgte ſtets noch größere, ihn zu benutzen. Nach der Schlacht von Leipzig vom Wahlplatz aus unaufhörlich dem Feinde nachdringend, in beſtändigen Gefechten, ſeit Weißenfels ohne gebahnte Straße, abgemildet raſtlos eilend auf abſcheulichen Wegen, mit Mangel an Nahrung und mit der Kälte der Oktobernächte ringend, dabei den Anblick der Verheerung und des gränzenloſeſten Elendes vor Augen, bei jedem Schritte das ſcheusliche Bild des Unterganges, der den Feind durch Hunger und Nervenfieber traf, deren Anſteckung ſich über das Land ausbreitete: wahrlich, die Truppen hätten Uebermenſchliches leiſten müſſen, um in einer ſolchen Folge von Ereigniſſen und Eindrücken nicht einigermaßen in ihrem Eifer nachzulaſſen. Man vernahm die Befreiung von ganz Deutſchland, man ſah den Feind über den Rhein fliehen, man gönnte ihm endlich die Flucht, der ohnehin noch Verderben genug durch Wrede bevorſtehen mußte. So geſchah es, daß Blücher's Vorſchriften einen Augenblick läſſiger befolgt, ſeine Befehle nicht mit bisherigem Drange ausgeführt wurden. Die franzöſiſche Nachhut wurde bei Markſuhl nochmals eingeholt, allein die weitere Verfolgung gelang nur noch den Koſacken, welche dem Zuge Napoleon's voraneilten, ihm folgten, ihn zu beiden Seiten umſchwärmten, aber von dem Fußvolke leicht abgewehrt wurden. Das Hauptheer der Verbündeten folgte ſüdlich über Schmalkalden und Meinungen gegen Fulda, vermochte aber den Feind noch weniger einzuholen. Am 30. Oktober in Fulda angekommen, und von Wrede's Anrücken verſichert, ſah Blücher für Napoleon, wenn er in den Engwegen von Gelnhauſen gehemmt oder ſonſt irgend angegriffen würde, keinen Ausweg, als von ſeiner Straße rechtsab nach Koblenz einzulenken, und dort über den Rhein zu gehen. In dieſe Richtung hatte Sacken bereits von Hersfeld eingelenkt, da jedoch am 1. November in Fulda die öſterreichiſchen Vortruppen des Hauptheeres eintrafen, und nun im Rücken Napoleon's genug Truppen folgten, ſo nahm Blücher auch mit den übrigen Truppen des ſchleſiſchen Heeres rechts durch die Wetterau über das Vogelsgebirge den Weg nach Gießen, wo er am 3. November ankam, und Sacken ſogleich weiter nach Wetzlar, leichte Reitertrupps aber bis zum Rhein vorſandte. Dieſer Marſch war der Gipfel der Anſtrengung, die Truppen erlagen faſt. Dennoch ließ fürerſt ihren Mühſalen ſich weder Ziel noch Raſt abſehen, wenn nicht die Nachricht gekommen wäre, daß Napoleon am 30. Oktober bei Hanau, und am 31. bei Frankfurt am Main in heftiger Schlacht den Widerſtand Wrede's gebrochen, und die Trümmer ſeines großen Heeres, noch etwa 60,000 Mann, bei Mainz über den Rhein geführt habe. Jetzt endlich gönnte auch Blücher ſeinem Heere einige Ruhe, und ließ die Truppen ausgedehnte Quartiere nehmen, um ſich zu erholen und herzuſtellen.

Doch nicht allzulange. In Blücher's Geiſte war ſchon die Ausſicht bis jenſeits des Rheins erweitert, und der Gedanke, den Krieg in die Gränzen des alten Frankreichs zu tragen, gewann Raum und Zuverſicht. Das Hauptquartier des ſchleſiſchen Heeres war in ſolchen Vorſtellungen lebhaft aufgeregt, alles drängte voll Muth zu großen und raſchen Entſchließungen; man dürfe nicht ſtehen bleiben, hieß es, bei halbem Werke; in Feindesland müſſe man Vergeltung holen für ſo vieljährige Schmach und Bedrückung, und zuverläſſige Bürgſchaft für die Zukunft; ſchlecht meine es der mit dem Vaterlande, der ihm den Rhein zur Gränze gelten laſſe; der ängſtlichen Furcht, der liſtigen Selbſtſucht zum Trotz, müſſe man durch kühnes Eigenhandeln auch den Rheinübergang, wie früher den der Elbe, entſchloſſen vorwegnehmen, und die Zaudernden, wie ſchon immer, über herkömmliche Bedenklichkeiten in den Strudel der Ereigniſſe mitfortreißen. Man trank in feurigem Rheinwein auf den raſchen Uebergang über den dann erſt freien Strom, und Blücher wandte ſich alsbald zur That. Schon am 7. November ſetzte ſich das ſchleſiſche Heer wieder in Bewegung, und richtete ſich, — Langeron mit Saint-Prieſt über Dillenburg und Siegen, Blücher ſelbſt mit Sacken und Yorck über Limburg und Altenkirchen, — nach Mühlheim, gegenüber von Köln. Am 15. ſollten daſelbſt Brücken geſchlagen werden, das Heer über den Rhein gehen, und über Aachen und Lüttich raſch in die Niederlande vordringen. Alle Nachrichten, welche durch Kundſchafter und Deutſchgeſinnte vom linken Rheinufer gebracht wurden, beſtätigten, daß dieſem Vorhaben wenig entgegenſtehe, daß der Feind überall ſchwach, die feſten Plätze ſchlecht bewehrt, die Stimmung der Landeseinwohner wenigſtens nicht feindlich ſei. Blücher meinte, das Hauptheer unter Schwarzenberg ſollte zu derſelben Zeit zwiſchen Mannheim und Mainz den Rhein überſchreiten, das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, welches die Richtung nach Hannover genommen hatte, von dort nach Holland vordringen, und dieſes ſchon zur Freiheit aufgährende Land dem Feind entreißen. Mit dieſen Entwürfen war der General von Gneiſenau in das große Hauptquartier nach Frankfurt am Main abgeordnet worden, um die höhere Genehmigung für ſie zu erlangen, und das nähere Zuſammenwirken zu verabreden, während Blücher ſchon die Schritte zur Ausführung beeilte. Doch im großen Hauptquartiere hielten andere Anſichten und Plane den Entſchluß noch hin, nur darüber war ſchnelle Verſtändigung, daß Blücher's Unternehmen noch voreilig und zu gewagt ſei. Am 11. November erreichte ihn ein Eilbote, der das ſchleſiſche Heer vom Niederrhein zurück in die Gegend von Frankfurt am Main rief, wo ihm dieſſeits von Mainz die Einſchließung der Brückenfeſte Kaſſel übertragen wurde. Das Heer traf am 15. November vor Kaſſel an, und löſte dort die Oeſterreicher ab, welche ſogleich nach dem Oberrhein zogen, Blücher ſelbſt begab ſich nach Frankfurt am Main, und nahm dann ſein Hauptquartier in Höchſt, inmitten ſeiner Truppen, die zur Erholung in den Ortſchaften eingelagert waren. Einzelne Abtheilungen erſtreckten ſich zur Bewachung des rechten Rheinufers bis hinauf zum Neckar, und bis hinab nach Düſſeldorf.

Die außerordentlichen Ergebniſſe der Schlacht von Leipzig hatten ein ungeheures Feld großer und mannigfacher Angelegenheiten den Rathſchlägen und Entſcheidungen der Verbündeten überantwortet. Nach dem Beiſpiele von Baiern traten die meiſten Staaten des Rheinbundes durch beſondere Verträge dem großen Bündniſſe gegen Frankreich bei, andere, wie das Königreich Weſtphalen und die Großherzogthümer Frankfurt und Berg, wurden aufgelöſt, Sachſen blieb künftiger Entſcheidung aufbewahrt, Hannover, Braunſchweig, Heſſen-Kaſſel, die freie Stadt Frankfurt, erſtanden wieder zu neuem Daſein. Alte Anſprüche und neue Verdienſte, vergangene Sünden und künftige Leiſtungen, allgemeine und beſondere Rückſichten, perſönliche Verbindungen und politiſche Angemeſſenheit, alles bewegte und durchkreuzte ſich mannigfach in dieſen Thätigkeiten, welche inmitten der hervorwogenden Stimmen der öffentlichen Meinung, deren Macht in jener Zeit durch die Ereigniſſe ſelbſt gehoben wurde, und unter dem fortwährenden Einfluſſe der raſchen Begebenheiten, nicht immer bei ihren urſprünglichen Richtungen und Abſichten beharren konnten. Die früher gemeinſam auf denſelben Punkt der Gefahr gerichteten Streitkräfte, eines gegenüberſtehenden Feindesheeres für den Augenblick entbehrend, blieben eine Zeitlang in Unentſchiedenheit gehemmt, oder vertheilten ſich in dem gewonnenen weiten Felde nach beſonderen Richtungen und Zwecken. Der Kronprinz von Schweden wandte ſich mit einem Theile des Nordheeres gegen Dänemark, um ſich dort des ihm zugeſagten Beſitzes von Norwegen zu verſichern, während Bülow faſt mit Gewalt, und dann auch Winzingerode, dem Zuge ſich entrangen, um der allgemeinen Hauptrichtung des Krieges gegen Napoleon und Frankreich zu verbleiben. Oeſterreich hatte hauptſächlich Italien im Auge, Rußland durfte den Beſitz von Polen als gewiß anſehen, für Preußen lagen bedeutende Looſe bereit, England hatte eine Auswahl von Vortheilen. Bei dem großen Gewinn, der ſich auf allen Seiten errungen zeigte, war der Gedanke nicht zu unterdrücken, ob nicht genug geſchehen, nicht vor allem das Gewonnene ſicherzuſtellen, und neuen Wechſelfällen, in welchen das Kriegsglück wieder entreißen könnte, was es gegeben, durch allgemeinen Frieden vorzubeugen ſei? Die Sorge der Staatsklugheit durfte, wie bisher gegen Frankreich, ſo jetzt ſchon wieder für dieſes Land ſich bemühen, die franzöſiſche Volksmacht und Napoleon's-Verzweiflung konnten ernſte Scheu, die perſönlichen Verhältniſſe manche Schonung gebieten. Unter ſolchen Einwirkungen waren gemeinſame Friedensverhandlungen mit dem franzöſiſchen Kaiſer wirklich ſchon angeknüpft. Dieſem allen gegenüber, jener Vereinzelung der Betheilnisse und dieſer gemeinſamen Hinneigung derſelben, ſtand die Geſinnung der Kraft und des Nachdrucks, welche, unverlockt vom Einzelnen und unbefriedigt vom Halben, unausgeſetzt das Ganze der Aufgabe und die Vollendung des Werkes zum Gegenſtande hatte. In mancher Geſtalt und an vielen Orten zeigte ſich dieſe Geſinnung wach und wirkſam, doch nirgends hatte ſie eine entſchiednere Stätte, eine kräftigere Vertretung, als in dem Hauptquartiere Blücher's, in dem Muthe des Feldherrn wie in dem Geiſte ſeiner Umgebung und des ganzen Heeres. Inmitten der zahlloſen Geſchäfte und Arbeiten, welche ſich in Frankfurt zuſammendrängten, nahm Blücher das, was ihm zumeiſt gemäß war, nur immer den Feind zum Augenmerk. Die Anordnung politiſcher Mannigfaltigkeiten gern Anderen überlaſſend, von keiner Rückſicht gehalten, von keinem Bevorſtehenden geſchreckt, drang er immer nur auf Fortſetzung des Krieges; raſch über den Rhein zu gehen, mitten in Frankreich hinein, nach Paris, den Feind zu vernichten, das war ſein Sinn. Vermeſſen dünkte Vielen ein ſolches Ziel, unerreichbar, ja kaum wünſchenswerth; Frankreichs Boden, der die Revolutionsheere ausgebrütet, konnte leicht wieder zu gleicher Zeugungskraft erhitzt, ein Wiederanſpruch Deutſchlands auf das linke Rheinufer zum Aufrufe für die Volksehre der Franzoſen werden; der Kronprinz von Schweden inſonderheit widerſtritt warnend jedem weiteren Vordringen. Man ſprach davon, am Rhein vertheidigungsweiſe ſtehen zu bleiben, in Winterquartieren des Ausganges der Friedensbemühungen zu harren. Es entſtand eine Friedenspartei, Fürſten, Miniſter, Generale auf ihrer Seite zählend, mit vielfachen Beziehungen im Bunde, auf manche ſcheinvolle Vorſtellung und vielvermögende Gründe geſtützt. Aber auch eine Kriegspartei erhob ſich, und Blücher an ihrer Spitze; ſein keckes Reden ſchlug Wunden, wie ſein Schwert; vor der Heldenkraft des alten Feldmarſchalls, welchen Würde und Ruhm unverwundbar machten, ſank manches glänzende Anſehen in den Staub, wurde manche vornehme Feigheit zu nichte; er ſprach von Schuften, von Galgen verdienen, von ihm das und jenes thun können. Allerdings erweckte dieſe Art auch ihm bittere Gegenreden, doch nur hinter ſeinem Rücken. Man fing wieder an, von dem tollen Huſaren zu reden, dem unbeſonnenen Stürmer, der den Krieg wie ein wilder Spieler treibe, und ſein bisheriges Glück für Klugheit ausgebe; wenn man früher in ſolcher Lage geweſen, um ſich die ärgſten Wagniſſe gefallen zu laſſen, ſo ſei das jetzt anders, man habe früher nichts zu verlieren gehabt, und alles zu gewinnen, gegenwärtig aber umgekehrt; jetzt bedürfe man beſonnener, vorſichtiger Generale, auch ſolle man nur ſehen, wie das ſchleſiſche Heer zugerichtet worden, auf unnöthigen Seitenwegen verſchleppt, in fruchtloſen Eilmärſchen erſchöpft, müſſe es gleichſam neu hergeſtellt werden, um nur wieder auftreten zu können. Aber ſolchen Reden zum Trotz erhob ſich Blücher's Name, von der ſchon entſchiedenen Stimme der Völker getragen, immer herrlicher, ein unerſchütterliches Vertrauen knüpfte ſich an ſeine Führung, und ſein tüchtiges „Vorwärts!“ erhielt ſich als das recht eigentliche Wort des Tages in voller Geltung.

Die Geſinnung der verbündeten Herrſcher ſelbſt aber war die ſicherſte Gewähr, daß die Folge der Begebenheiten, in deren Zuge die Welt ſich befand, keinen Ausgang nehmen konnte, der nicht den großen Zwecken gemäß, der gemachten Anſtrengungen würdig geweſen wäre. Zum Frieden bereit, ſobald dieſer von der Art, daß die Freiheit und Wohlfahrt der Völker in ihm eine dauernde Sicherheit fände, aber eben ſo entſchloſſen, dieſes Ziel durch die Waffen zu erkämpfen, ſofern von Unterhandlungen wenig zu hoffen ſchiene, hatten ſie zwar eingewilligt, das Mittel eines Kongreſſes zu verſuchen, allein darum nicht weniger die Fortſetzung des Krieges bedacht und angeordnet. Ganz Deutſchland rüſtete unter gemeinſamer Leitung, die Völker traten insgeſammt unter Waffen. Aus Rußland, Preußen und Oeſterreich zog den Heeren in zahlreichen Erſatzmannſchaften anſehnliche Verſtärkung herbei; bedeutende Truppenmacht ſchloß jenen aus den gewonnenen deutſchen Ländern ſich an; die allgemein verfügte Errichtung von Landwehr und Landſturm ſicherte überall einen Rückhalt unermeßlicher Volkskräfte. Bald lag eine ungeheure Streitmaſſe längs des Rheines ausgebreitet, ihre Verpflegung wurde ſchwierig, das Futter für die Pferde ſelbſt der beiden Kaiſer mußte ferner geholt werden, die Stimmen zum Aufbruch erhoben ſich ſtärker, und der Beſchluß, in Frankreich einzudringen, wurde nicht mehr verzögert. Die Entwürfe dazu waren im großen Hauptquartier mit kriegskundiger Einſicht, welche zugleich aber politiſchen Bedingniſſen gehorchen mußte, ſchon angefertigt. Die Hauptmacht der Verbündeten unter Schwarzenberg zog nach dem Oberrhein, um durch die Schweiz, deren Neutralität nicht angenommen wurde, nach Langres vorzurücken, aus welcher hiezu wohlgewählten Zwiſchengegend ſowohl nordwärts in Hinſicht auf Paris, als auch ſüdwärts in Bezug auf die Angelegenheiten von Italien, wo den Krieg gegen die franzöſiſche Macht Oeſterreich allein trug, ſichere Wirkſamkeit offen ſtand. Während ein Theil des Nordheeres noch gegen Dänemark beſchäftigt blieb, zogen zwei ſeiner Heertheile unter Bülow und Winzingerode gegen Frankreichs nördliche Gränze, wohin auch andere Schaaren deutſcher und großbritanniſcher Kriegsvölker ſich wandten. Zwiſchen dieſen Heermaſſen eingeſchoben, ſollte Blücher mit dem ſchleſiſchen Heere, wie früher in Sachſen, ſo jetzt auch in Frankreich, die bewegliche Mitte bilden. Jetzt, da es wieder vorwärts ging, verſtummten die Tadler, und ſein Anſehen leuchtete in erhöhtem Glanz. Sein Heer war durch beträchtliche Verſtärkungen, beſonders der ruſſiſchen Heertheile, wieder auf 85,000 Mann gebracht, ihm wurden noch drei neue Heertheile zugewieſen, ein preußiſcher unter Kleiſt, ein heſſiſcher unter dem Kurprinzen von Heſſen, ein gemiſcht-deutſcher unter dem Herzoge von Sachſen-Koburg, zuſammen gegen 50,000 Mann, die jedoch erſt in zwei Monaten ſtreitfertig ſein konnten. Ihm waren die allgemeinen Entwürfe des Feldzuges von den verbündeten Herrſchern mitgetheilt, Schwarzenberg ſetzte ihn von den für das große Heer beſtimmten Bewegungen in Kenntniß, und erſuchte ihn um Benachrichtigung, welche Bewegungen er ſelbſt, in Uebereinſtimmung mit jenen, für das ſchleſiſche Heer beſchließe? „Von allen Auszeichnungen, welche dem Feldmarſchall bis hierher wurden", ſagt ein bewährter Schriftſteller, „ſcheint dieſe, als ein Beweis von unumſchränktem Vertrauen, die größte; ſie verdient auf die Nachwelt überzugehen, weil unſere

Herrſcher dadurch den Beweis ablegten, wie ſie die Umſicht, Thätigkeit und Vaterlandsliebe des Feldmarſchalls zu ehren und zugleich zu belohnen wußten.“ Blücher war mit ſeinen Ueberlegungen bald am Schluſſe. Er hatte früher darauf beſtanden, man müſſe ſogleich, ohne Verſtärkungen abzuwarten, mit den Truppen, die man habe, über den Rhein gehen, in Frankreich eindringen, und Napoleon durch raſchen, nachdrücklichen Krieg vollends erdrücken, ehe er wieder zu Kräften kommen könne. Dies war nun freilich verſäumt, die Franzoſen hatten ſich wieder gefaßt und das linke Rheinufer, welches ſie im erſten Augenblicke Preis gegeben, war ſchon nicht mehr ohne Vertheidigung. Den Gedanken, die Niederlande zu erobern, und von dort mit Bülow, der indeß Holland faſt ganz erobert, vereint auf Paris loszugehen, dieſen Gedanken, der Blücher'n beſonders lieb war, vielleicht noch von den früheren Eindrücken aus dem Revolutionskriege her, mußte er nun aufgeben, da ſich alles mehr ſüdwärts wandte, und an der nördlichen Gränze von Frankreich, durch das Verweilen des Kronprinzen von Schweden im Norden, fürerſt keine ſo nachdrückliche Geſtalt des Krieges zu erwarten war. Auch traten wichtige politiſche Gründe ein, diesmal ſich näher an das Hauptheer zu halten, und dieſem, wie früher dem Nordheere, zur Aufregung zu dienen, ohne welche leicht Unthätigkeit, und zur Stütze, ohne welche leicht Unfälle entſtehen konnten, deren Folgen dem ganzen Kriege zur ſchlimmſten Wendung werden mußten. Denn die Friedensparthei, welche, nach den Worten des ſchon angeführten Schriftſtellers, wie eine giftige Pflanze in dem Herzen des Heeres, in dem großen Hauptquartier umhergeſchleppt wurde, hielt ſich am eifrigſten an die öſterreichiſchen Verhältniſſe, und hoffte da, wo ein öſterreichiſcher Feldmarſchall den Oberbefehl führte, am leichteſten von jedem Ereigniſſe Vortheil zu ziehen. Aus allen dieſen Gründen und Rückſichten beſchloß Blücher, das ſchleſiſche Heer möglichſt in Einwirkung auf das Hauptheer zu erhalten, und dem trägeren Gange des größeren Körpers durch kräftigere Regſamkeit des leichteren nachzuhelfen. Er benachrichtigte den Fürſten von Schwarzenberg von ſeiner in ſolchem Sinne gefaßten Abſicht, durch Lothringen in Frankreich einzudringen, unbekümmert um die Feſtungen und Engwege, und in der Mitte des Januar in der Gegend von Metz einzutreffen, zu welcher Zeit das Hauptheer bei Langres ſtehen wollte. Da jedoch der Feind auf dem linken Rheinufer wieder einige Stärke zeigte, ſo wollte Blücher, um bei dem Rheinübergange weniger Schwierigkeiten zu erfahren, den Feind über ſein Vorhaben erſt vollkommen täuſchen. Es kam darauf an, denſelben glauben zu machen, die ganze Angriffsmacht der Verbündeten wende ſich nach der Schweiz, und längs des Rheins werde bloß eine Beobachtungslinie zurückbleiben. Blücher behielt ſeinen Plan ſtreng geheim, und die natürliche Offenheit, die man bei ſeinen Aeußerungen gewohnt war, ſchaffte jetzt der verſtellten um ſo mehr Glauben. Er hatte mit den Einwohnern von Frankfurt lebhaften Verkehr, viele waren ihm noch aus den früheren Feldzügen am Rhein in guter Bekanntſchaft, an deren traulicher Wiederbelebung er es nicht fehlen ließ. Er machte häufige Beſuche in der Stadt, die Frankfurter kamen noch fleißiger zu ihm nach Höchſt; ſie luden ihn freundlichſt ein, ſein Hauptquartier nach Frankfurt zu verlegen, er aber verſicherte, er wolle nicht raſten, und müſſe bei ſeinen Soldaten bleiben. Schon oft hatte er laut ſeinen Verdruß geäußert, daß er ſo lange feiern müſſe, und ſeine Anſicht der Dinge war überhaupt kein Geheimniß geblieben. Nun aber wurden ſeine Klagen ſtets herber; von ſeinen Winterquartieren hatte er viel zu reden, und ſchien endlich, nach vielem Widerſtreben, ſich in ſein Loos zu finden. Zur Feier ſeines einundſiebenzigſten Geburtstages nahm er am 16. Dezember zu Wiesbaden von den Offizieren Yorck's einen Ball an, auf welchem er ſelbſt und Yorck munter mittanzten. Endlich ſogar verlegte er am 25. Dezember von freien Stücken ſein Hauptquartier nach Frankfurt, indem er ſagte, da er nun doch einmal den Winter auf der Bärenhaut liegen müſſe, ſo wolle er es ſich auch in Frankfurt wohlſein laſſen. Wegen der Winterquartiere und der Verpflegung wurden ausführliche Anordnungen eingeleitet, und mit den Regierungen der benachbarten Länder wegen ihrer verhältnißmäßigen Leiſtungen unterhandelt. Eine Menge franzöſiſcher Beamten, die aus den deutſchen Ländern, wo ſie angeſtellt geweſen, in Frankfurt ſich zuſammengefunden hatten, und bisher zurückgehalten worden waren, ſollten jetzt an dem Orte des Hauptquartiers nicht länger geduldet werden, und Blücher ließ ſie am 26. Dezember ſämmtlich nach Mainz abführen, wo ſie zur Verbreitung deſſen, was in Frankfurt allgemein geglaubt wurde, trefflich beitrugen. Inzwiſchen wurden ſo thätig als geheim alle Anſtalten gemacht, daß in der nahen Neujahrsnacht das ſchleſiſche Heer an drei verſchiedenen Orten über den Rhein ginge. Die Anführer der Heertheile wurden am 26. durch geheime Befehle von allem Nöthigen in Kenntniß geſetzt. Blücher ſchrieb am 29. in einem Briefe nach der Heimath: „Nach Frankreich gehe ich von hier, und den erſten Januar mit Tagesanbruch paſſire ich mit der ganzen Armee den Rhein; zuvor aber will ich mit meinen Waffenbrüdern in dieſem ſtolzen Strome alle Knechtſchaft abwaſchen, und als freie Deutſche wollen wir der großen Nation, die jetzt die fromme geworden iſt, Gebiet betreten. Als Sieger, aber nicht beſiegt, kehren wir zurück, und wenn der ehrenvolle Frieden erkämpft iſt, dann ſoll unſer Vaterland uns dankbar empfangen. Wie wohl wird es uns thun, bei der Rückkehr, von Gattinnen, Vätern, Müttern, Kindern, Schweſtern und Brüdern mit Freudenthränen empfangen zu werden!“ Im Ausdrucke ſolcher Gefühlsweiſe konnte Blücher ſich oft gefallen, er wußte in dieſer Art auch das Gewöhnlichſte mit Behagen anzubringen, und verfehlte damit eine gewiſſe Wirkung nicht.

Frankreichs Aufmerkſamkeit war voll Sorgen auf die Fortſchritte des Hauptheers der Verbündeten gerichtet, als unerwartet der Angriff, und viel heftiger und drohender, auch von der Rheinſeite ſich eröffnete. Blücher legte großen Werth darauf, gerade das neue Jahr mit dem Rheinübergang anzuheben, und mit dem allgemein bedeutſamen Zeitabſchnitte den Anfang einer neuen Folge wichtiger Begebenheiten zu verknüpfen. Seinen Unternehmungen gab er für Truppen und Volk durch Wort und That in ſolcherlei Weiſe beſonderen Schwung und Nachdruck. In der Nacht vom 31. Dezember 1813 zum 1. Januar 1814 mit dem Schlage zwölf, da ohnehin durch Schießen und Lärmen das Scheiden des alten und der Beginn des neuen Jahres in jenen Gegenden gefeiert zu werden pflegt, ging das ſchleſiſche Heer, jetzt 85,000 Mann ſtark, zu gleicher Zeit bei Mannheim, bei Kaub und bei Koblenz über den Rhein. An die Truppen hatte Blücher ſchon am 30. Dezember folgende Ermahnung gerichtet: „Als ihr von der Oder zum Rheine vordrangt, tapfre Soldaten des ſchleſiſchen Heeres, mußten dem Feinde Provinzen entriſſen werden, die er ſich früher unterworfen hatte. Jetzt geht ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verſchmerzen kann, ſeine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Feldzügen verloren zu ſehen, zum Frieden zu zwingen. Soldaten! Den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig, darf ich nur den Tag des Ruhmes zeigen, und ich bin des Erfolges gewiß. Allein ich hab' euch neue Pflichten aufzulegen. Die Bewohner des linken Rheinufers ſind nicht feindlich gegen uns geſinnt, ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigenthums verſprochen; ich that's in eurem Namen, ihr müßt es halten. — Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit, jedoch der Gehorſam und die ſtrenge Mannszucht ſind ſeine ſchönſte Zierde." — Auch den neuen Heertheilen, welche ſeinem Befehl untergeben worden, und, ſobald ſie in Stand geſetzt ſein würden, ſeinem Zuge nachrücken ſollten, ließ er zum Gruß folgenden Aufruf zurück: „Der Feldmarſchall von Blücher an den zweiten preußiſchen und den vierten und fünften deutſchen Heertheil. Die verbündeten Monarchen ſind mit dem ſchleſiſchen Heer zufrieden. Sie haben es dadurch bewieſen, daß ſie dieſes Heer verdoppeln, durch euch, ihr tapfern Soldaten des zweiten preußiſchen Heertheils, die ihr bei Kulm und in der blutigen Schlacht von Leipzig unter den Augen der erhabenen Monarchen fochtet; durch euch, ihr biedern Heſſen, die ihr nie den deutſchen Karakter und die Treue gegen die in eurer Mitte gebornen Fürſten verläugnetet, und durch euch, Soldaten des fünften deutſchen Heertheils, die ihr ſelbſt in den Reihen unſerer Feinde des deutſchen Namens nicht vergaßt, und, obgleich aus verſchiedenen Völkerſchaften zuſammengeſetzt, doch feſt verbunden ſeid durch gleiche Geſinnung, durch gleichen Abſcheu gegen die Herrſchaft der Ausländer, die euch ſo lange unterdrückten und verachteten. Soldaten! Ich fühle mich hochgeehrt, euer Feldherr zu ſein. Das ſchleſiſche Heer des Jahres 1813 empfängt euch als Brüder, als würdige Mitglieder, mit denen es freudig alles theilen wird. Das ſchleſiſche Heer des Jahres 1814 wird ruhmvoll auf dem gebahnten Wege der Ehre fortſchreiten. Und ihr, Deutſche, von euren angeſtammten Fürſten geführt, ſeid verſichert, daß es meine erſte Sorge, mein höchſter Stolz ſein wird, den übermüthigen Feind die Gewalt eurer Waffen fühlen zu laſſen, damit er erkenne, — was auch der Liſt vormals gelungen ſein mag, — daß die alte deutſche Tapferkeit noch in uns lebt, und damit das Band des Friedens dauerhaft geknüpft werde durch eure letzten Thaten."

Die Franzoſen hatten gegenüber den Mündungen der rechtsher in den Rhein ſtrömenden Flüſſe überall Schanzen aufgeworfen, um dieſe zum Uebergange gelegenſten Punkte zu bewachen; doch ihre ſchwachen Poſten durften an keine ernſtliche Vertheidigung denken. Sacken erſtürmte unter den Augen des Königs von Preußen die Neckarſchanze gegenüber von Mannheim; Saint-Prieſt nahm die Lahnſchanze bei Koblenz, der überraſchte Feind wurde gefangen oder verjagt, das Geſchütz erbeutet. Blücher ſelbſt, mit Yorck's Heertheil und einem Theile von Langeron's Truppen, ging bei Kaub über; die Pfalz im Rhein war der Ort, von welchem aus er die Anſtalten leitete; die ruſſiſchen Leinwandpontons reichten nicht hin, die erſten Truppen fuhren auf Kähnen über; die Brücke war kaum zu Stande gebracht, als die Gewalt des Stromes den Theil zwiſchen der Pfalz und dem linken Ufer fortriß und gänzlich umbog, ſo daß die Arbeit auf's neue gemacht werden mußte, und 12 bis 14 Stunden verloren gingen, während welcher der Feind gutes Spiel haben konnte; allein er zog ſich nach wenigen Schüſſen zurück, und die Preußen drangen mit Hurrahgeſchrei auf das linke Ufer nach. Zu den Einwohnern ſprach Blücher durch folgenden Aufruf: „Ich habe das ſchleſiſche Heer über den Rhein geführt, damit die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen hergeſtellt, damit der Friede errungen werde. Der Kaiſer Napoleon hat Holland, einen Theil von Deutſchland und Italien dem franzöſiſchen Reiche einverleibt, er hat erklärt, daß er kein Dorf dieſer Eroberung herausgeben würde, ſelbſt wenn der Feind auf den Höhen von Paris erſchiene. Gegen dieſe Erklärung, gegen dieſe Grundſätze marſchieren die Heere aller europäiſchen Mächte. Wollt ihr dieſe Grundſätze vertheidigen? Wohlan! ſo tretet in die Reihen Napoleon's, und verſucht euch im Kampfe gegen die gerechte Sache, welche von der Vorſehung ſo augenſcheinlich beſchützt wird. Wollt ihr es nicht, ſo findet ihr Schutz bei uns. Ich werde euer Eigenthum ſichern. Jeder Bürger, jeder Landmann bleibe ruhig in ſeiner Wohnung, jeder Beamte an ſeinem Platz, und ſetze ungeſtört ſeine Dienſtverrichtung fort. Von dem Augenblicke des Einrückens der verbündeten Truppen muß jedoch alle Verbindung mit dem franzöſiſchen Reiche aufhören; wer ſich dieſer Anordnung nicht fügt, begeht Verrath an den verbündeten Mächten, wird vor ein Militairgericht geſtellt, und erleidet die Todesſtrafe. Gegeben am linken Rheinufer den 1. Januar 1814." Die Briefſchaften eines in demſelben Augenblick aufgefangenen Poſtillons enthielten den Befehl Napoleon's an den General Durutte in Koblenz, für den Fall, daß ein Rheinübergang dennoch verſucht würde, ſich an den Marſchall Marmont anzuſchließen, der bei Kaiſerslautern eine Stellung nehmen werde. Blücher beſchloß, ihm zuvorzukommen. Eilig rückte er mit dem Heertheile Yorck's über Kreuznach, Lautereck und Couſel in der Richtung auf Saarbrücken vor, während Sacken von Mannheim geradezu gegen Kaiſerslautern vordrang, Langeron dagegen blieb mit einem Theile ſeiner Truppen zurück, um die Feſtung Mainz auf beiden Rheinufern einzuſchließen, Saint-Prieſt behielt Koblenz und die Umgegend beſetzt. Doch als Blücher am 8. Januar in Sankt-Wendel eintraf, war Marmont aus ſeiner Stellung bei Kaiſerslautern vor Sacken's Andrang ſchon nach Saarbrücken zurückgewichen, hatte dort mit Durutte ſich vereinigt, und machte Anſtalt die Saar zu vertheidigen. Blücher ordnete für den 11. alles zum ernſtlichen Angriff und zum Uebergang über die Saar, allein ſchon am 10. gab Marmont, der nicht 20,000 Mann gegen 25,000 hatte, und durch Blücher's Reiterei ſeine beiden Flügel bedroht ſah, die

Vertheidigung auf, und zog nach Metz, und von hier weiter nach Verdun zurück. Am 12. Januar war Blücher auf der Straße nach Metz in Saint-Avold eingetroffen, jenſeits welches Ortes die deutſche Sprache aufhört; er ließ deßhalb für die weiterhin zu durchſchreitenden Lande folgenden Aufruf in franzöſiſcher Sprache ausgehen: „Franzoſen! Laſſet euch nicht durch verläumderiſche Gerüchte betrügen, von Uebelgeſinnten ausgeſtreut; ſehet in den Heeren der verbündeten Herrſcher nur Freunde der Menſchheit, deren einzige Feinde die Feinde des Friedens ſind. Eure Blutsverwandten, eure Freunde, eure Brüder, eure Kinder, kriegsgefangen auf fremdem Boden, vereinigen ihre Wünſche mit den unſrigen für einen Frieden, deſſen erſte Wohlthat für ſie ſein wird, in die Mitte ihrer Familie zurückzukehren.“ Da der Feind nirgends Stand hielt, einige Gefechte ausgenommen, welche den Muth der verbündeten Truppen nur erhöhten, ſo rückte das ſchleſiſche Heer immer vorwärts, doch nicht ohne die Sorgfalt, welche inmitten eines ſo vielfach durchſchnittenen und mit zahlreichen Feſtungen bewehrten Landes erforderlich ſchien. Die leichten Truppen beſetzten Trier, hielten Streifpartheien vor den Feſtungen Luxenburg, Thionville und Metz, und drangen ſüdwärts gegen Nancy und Saarburg vor. Zu größerer Sicherheit mußte York gegen die Feſtungen anrücken, mit dem Auftrage, wenn ſich bei genauer Beſichtigung ein vortheilhaftes Unternehmen zeigte, die eine oder die andere gewaltſam anzugreifen. Sein Erſcheinen engte wenigſtens die ſchwachen Beſatzungen ein, und vermehrte die Ungewißheiten des Feindes. Unterdeſſen hatten die franzöſiſchen Truppen unter dem Marſchall Victor und General Milhaud vor dem Heertheile Wittgenſtein's, der als Zwiſchenglied des Hauptheeres und des ſchleſiſchen bei Fort-Louis über den Rhein gegangen war, den Elſaß geräumt, und über Nancy die Richtung auf Chalons genommen, wohin auch Marmont gezogen war. Sacken's Reiterei beſetzte darauf Nancy, und am 17. Januar traf Blücher in dieſer ehemaligen Hauptſtadt des alten Lothringens ein. Die Stadtobrigkeit bewillkommte ihn beim Einzuge mit einer unterwürfigen Rede, welche den Schrecken erkennen ließ, mit dem die Franzoſen den fremden

Kriegsheeren entgegenſahen. Blücher hatte ſich ſchon oft geärgert, daß die franzöſiſchen Tagesblätter das Volk durch die Vorſtellung täuſchten, als kämen die verbündeten Truppen, nur auf Raub und Plünderung ausgehend, jetzt noch in der entſchiedenen Abſicht, Frankreich zu theilen; ihm war eben recht, da man ihm einmal förmlich eine Anrede gehalten, auch ſeinerſeits die Gelegenheit wahrzunehmen, und ſich über die Lage der Sachen auszuſprechen. Und ſo hielt er denn, mit ſeiner natürlichen Redegabe, die kaiſerlichen Ausdrücke Napoleon's mit ſeltſamer Laune nachahmend, in deutſcher Sprache folgende merkwürdige Gegenrede, deren erſt unverſtändlicher Klang und nachher gedollmetſchter Sinn die demüthigen Hörer mit ſtaunender Verwunderung erfüllte. „Meine Herren", ſo hob er an, „ich bin zufrieden mit den Geſinnungen, die Sie mir in Ihrer Rede ausdrücken. Endlich hat die Gerechtigkeit der Vorſehung unſere Waffen auf Frankreichs Boden geführt. Ganz Europa iſt durch die unerſättliche Ehrſucht desjenigen, der Frankreich ſeit 14 Jahren unumſchränkt beherrſchte, endlich aus ſeiner falſchen Sicherheit geſchreckt. Die Völker der Wolga, der Donau, der Elbe, der Themſe, des Tajo, ſind ausgewandert, und ſtehen jetzt auf dem Gebiet des einſt ſo glücklichen Frankreichs. Viele dieſer Völker waren einſt mit Freundſchaft und Anhänglichkeit Frankreich zugethan; alle ſind nun deſſen Feinde geworden, und wodurch? durch den alles zerſtörenden Ehrgeiz eines Einzigen. Durch ihn ſind ſelbſt diejenigen Völker, die nicht kriegeriſch waren, aus Noth es geworden, weil ſie die Erniedrigung und die Schmach, worunter ſie ſeufzten, und ſein und ſeiner Satelliten Hohn und Plünderung nicht länger zu ertragen vermochten. Seht jene Portugieſen, die jetzt an dem Ufer der Garonne ſtehen; ſie werden nun unter die beſten Truppen Europa's gerechnet; jene Holländer, die mit einemmale das verhaßte Joch abwerfen und zu den Waffen greifen! Gott hat endlich ein ſtrenges Gericht gehalten, und ſechsmalhunderttauſend Franzoſen in zwei Feldzügen von der Erde vertilgt. Arme, beklagenswürdige Opfer der unermeßlichen Ehrſucht eines Herrſchers, verſchwenderiſch mit dem Blute eines Volkes, dem er ein Fremdling iſt. Und was ſehe ich in Frankreich als Gewinn ſo viel vergoſſenen Blutes? Eine ganze Generation, die jungen Männer von 20 bis 30 Jahren vertilgt! der Krieg hat ſie verzehrt; das baare Geld verſchwunden; den Handel in Feſſeln; den Ackerbau ohne Aufmunterung; die Gewerbe im Verfall; das Volk ſeufzend unter der Laſt ſchwerer Abgaben; Gensdarmen Eure Kinder zu den Fahnen des Ehrgeizigen ſchleppend, der ſolche umkommen läßt, aus Mangel an Fürſorge; in Geſellſchaften bezahlte Auflaurer, einem Savary die Klagen und Seufzer hinterbringend, die eine ſo grauſame Regierung erpreßt; Militair- und Spezial-Kommiſſionen, die mit ungeſetzlichen Todesurtheilen, Galeeren und ewigen Gefängniſſen die Klagen der Leidenden zurückſchrecken. Iſt dies der Preis nie erlöſchender Kriege, wodurch ſo viele Völker ſo gränzenlos unglücklich geworden ſind? Alſo für Generale, für Intendanten, für Kommiſſaire, die durch die Plünderung unſerer Länder und durch die ſchamloſeſten Erpreſſungen ſich bereicherten, habt Ihr ſo viel erduldet? unglückliches Volk! Oft haben wir den Frieden angeboten; gern hätten wir ihn mit großen Opfern erkauft; übermüthig wurden wir abgewieſen. Wir müſſen ihn nun mit den Waffen in der Hand auf Eurem Gebiet, und wenn es ſo ſein ſoll, ſelbſt in Eurer Hauptſtadt ſuchen. Wohlan! die erhabene Tapferkeit unſerer Truppen wird ihn zu erkämpfen wiſſen, und mit ihm unſere Nationalunabhängigkeit, und die Freiheit des Handels und die der Meere, denn wir ſind es, die für dieſe Meeresfreiheit kämpfen, und nicht er, Euer Herrſcher, der ſo gern alle Häfen verſchließen möchte, welche die Vorſehung den Völkern zu ihrer Wohlfahrt geſchenkt hat. Es thut mir leid, Euch nicht alle Laſten erſparen zu können, die der Krieg unvermeidlich mit ſich führt. Was ich zu deren Erleichterung beitragen kann, ſoll geſchehen. Wir wollen Euch nicht die Verheerungen vergelten, die Eure Heere in unſeren Landen angerichtet haben, und nicht dafür Rache nehmen. Wir führen den Krieg nur gegen diejenigen, die ihn ſo gern verewigen möchten. Die verhaßteſten Eurer Abgaben, die droits réunis, die gabelle, die droits d'enregistrement habe ich aufgehoben. Möchte ich, für Euch namentlich, brave Lothringer, die alte gute Zeit zurückrufen können, womit die ſanfte Regierung Eurer Herzoge Euch einſt beglückte!“ Die Rede wurde ſogleich in franzöſiſcher Ueberſetzung gedruckt, und tauſendfältig nach allen Richtungen verbreitet. Auch ſonſt benahm ſich Blücher gegen die Franzoſen mit vieler Haltung und Klugheit, ſein herzhaftes entſchloſſenes Weſen flößte Furcht ein, und doch auch wieder Zutrauen, wie es für das Volk nöthig iſt. Er ſprach und handelte ganz in dem Sinn, als ſei mit den Franzoſen kein Krieg, ſondern nur mit Napoleon, dieſer aber ſchon ſo gut wie geſtürzt, und der Krieg ſeinem Ende nahe. Franzöſiſche Kriegsgefangene entließ er, auf ihren Wunſch, öffentlich in ihre Heimath; Napoleon's Heer würde bald, ſo verkündete er, auf gleiche Weiſe auseinandergehen. So hielt er wirklich die Menge großentheils zweifelhaft, und viele alte und neue Soldaten von Napoleon's Heere zurück. Auch beſtand in dieſer erſten Zeit, während des ungeſtörten Vordringens, bei guter Ordnung ein günſtiges Vernehmen zwiſchen den Truppen und Einwohnern, welches erſt ſpäter, als verwüſtende Märſche und Gefechte eintraten, eine ſchlimmere Wendung nahm. In Nancy traf Blücher ſpaniſche Kriegsgefangene, die ſogleich erbötig waren, gegen die Franzoſen zu dienen, und daher in 4 Kompanieen, den General Sotomayor an der Spitze, den verbündeten Truppen ſich anſchloſſen.

Die Gegend von Chalons unterdeß war der Sammelplatz der Streitkräfte, welche Napoleon den verbündeten Heeren neu entgegenzuſtellen dachte. Dorthin zogen die Marſchälle Marmont und Victor zurück; der Marſchall Macdonald und der General Sebaſtiani nahmen vom Niederrhein, wo ſie vor Winzingerode's Anrücken, der bei Düſſeldorf über den Rhein gegangen war, weichen mußten, die gleiche Richtung; die neuen Truppen aus dem Innern trafen zahlreich dort ein; Napoleon ſelbſt wurde jeden Augenblick aus Paris erwartet. Blücher, ſchon in gleicher Höhe mit dem über Langres vorrückenden Hauptheer, und auf ſeinem linken Flügel ſchon mit deſſen rechtem in Verbindung, indem Wrede mit ſeinem Heertheil ihm von Epinal her die Hand bot, faßte den Entſchluß, den Feind durch ein ſchnelles Vordringen gegen Chalons zu täuſchen, ihn dadurch auf ſich zu lenken, und ihn dann links auf das Hauptheer nachzuziehen. Dadurch hinderte er den franzöſiſchen Kaiſer, ſich in die Ardennen auf die rechte Flanke der Verbündeten zu werfen, wo der Krieg für dieſe eine ſehr ſchwierige Geſtalt annehmen konnte, und nöthigte zugleich dem Hauptheere unverzüglich ein thätigeres Mitwirken auf. Er rückte zunächſt auf Toul, deſſen ſchwache Beſatzung ſich bald ergab. Von hier ſandte er den General Fürſten Schtſcherbatoff mit 10,000 Mann über Void und Ligny, wo eine feindliche Nachhut einigen Widerſtand leiſtete, gegen Saint-Diziers, welches am 25. Januar genommen wurde. Er ſelbſt rückte mit der Hauptſtärke, gedeckt von jener Bewegung und ohne den Feind zu treffen, über Vaucouleurs, Joinville und Doulevent nach Brienne, wo er am 26. Januar ankam. Yorck erhielt Befehl, die rückwärts liegenden Feſtungen, welche ſchwach beſetzt waren, bis zum Anzuge der erwarteten Heertheile durch leichte Truppen umſtellt zu laſſen, und mit ſeinem Heertheile über Saint-Mihiel gleichfalls nach Saint-Diziers vorzurücken, wo er am 28. eintreffen und den General Lanskoi vorfinden ſollte. Allein ſchon war Napoleon über Chalons am 26. in Vitry angekommen, und am 27. nach einem heftigen Gefechte mit Lanskoi, der nach Joinville zurückging, wieder in Saint-Diziers eingerückt. Schtſcherbatoff hatte ſich ſchon früher über Montier-en-Der nach Brienne gezogen, und in dieſer Richtung folgte Napoleon.

Blücher, in Brienne angelangt, und erinnert, daß hier die Kriegsſchule geweſen, in welcher Napoleon den Jugendunterricht empfangen, meinte ſcherzend, hier könne man nun Examen halten, und zuſehen, wer gut beſtehe, er hoffe, der Feind ſolle finden, daß auch ſie ihrerſeits genug gelernt hätten. Von dem Hauptheere ging die Nachricht ein, daß es über Chaumont vorrücke, und daß der Marſchall Mortier mit dem Kerne der franzöſiſchen Truppen, nachdem er bei Bar-ſur-Aube ein nachtheiliges Gefecht mit dem Kronprinzen von Würtemberg gehabt, ſich gegen Troyes zurückziehe und zu Napoleon's Hauptmacht annähere. Blücher ſandte Sacken links nach Lesmont, um die Aube hinab dem Feinde zu folgen, und ſeine Bewegungen zu beobachten. Bald nachher aber kam die Nachricht, Napoleon ziehe von Saint=Diziers durch den Wald von Der geradezu gegen Brienne; er hatte ſich zwar, wie aufgefangene Befehlbriefe zeigten, mit Mortier noch nicht vereinigt, auch Macdonald und Sebaſtiani noch nicht an ſich gezogen, und war daher höchſtens 40,000 Mann ſtark; allein auch Blücher hatte ſeine Kräfte nicht beiſammen, und ohne York, der nun durch Napoleon's Marſch für eine Weile ganz von ihm getrennt war, kaum 25,000 Mann, denen nur eben noch am 29. Morgens, durch den Vortrab von Wittgenſtein's anrückendem Heertheil, 2000 Reiter unter dem General Grafen von Pahlen als Verſtärkung zukamen. Blücher wollte demnach fürerſt keine Schlacht wagen, ſondern ſich nur in Brienne halten bis Sacken von Lesmont wieder herbeigezogen wäre, und dann, im Fall er gedrängt würde, in die ſtarke Stellung bei Trannes, zwiſchen Brienne und Bar=ſur=Aube, auf das Hauptheer zurückgehen, welches in dieſer Richtung herannahte. Napoleon fühlte ſich für den Augenblick im Vortheil, hoffte ſeinen kühnſten und dringendſten Feind in getrennten Schaaren zu überraſchen, und nachdem er mit größter Anſtrengung Mannſchaft und Geſchütz durch den unwegſamen Wald gebracht, erſchien er am 29. Januar Nachmittags vor Brienne, und eröffnete ſogleich den Angriff von der Seite von Maizieres, als eben Sacken von der Seite von Lesmont wieder einrückte, und durch die Stadt zog, um ſich hinter derſelben aufzuſtellen. Napoleon führte Geſchütz auf, und beſchoß die Stadt mit Granaten, welche an mehreren Orten zündeten, einige Schüſſe trafen praſſelnd in das Dach des Schloſſes, wo Blücher mit den Seinigen eben bei der Mahlzeit ſaß; ein anweſender Fremder konnte ſeine unruhigen Beſorgniſſe nicht bergen, und Blücher ſprach ihm ſcherzend zu: „Ach, ich merke nun, Lieber, Ihnen gehört wohl das Schloß hier? Laſſen Sie ſich das nicht jammern, wenn's auch zuſammengeſchoſſen wird, das bauen wir nachher wohl wieder auf!“ Indeß entwickelte Napoleon nach und nach ſeine Truppen; von der Höhe des Schloſſes zu Brienne konnte jede ſeiner Bewegungen in der Ebene genau bemerkt werden, und Blücher traf demgemäß ſeine Vorkehrungen; Pahlen zog mit ſeiner Reiterei nun gleichfalls durch die

Stadt zurück. Blücher wurde gewahr, daß, während ſeine Reiterei ſich gegen den linken Flügel der Franzoſen auf das freie Feld gezogen, die franzöſiſche ſich rechts gegen die Stadt geſammelt, wo dieſelbe nur hinderlichen Boden hatte; dieſen Fehler benutzte er ſogleich, ließ die Reiterei von Waſiltſchikoff und Pahlen den linken Flügel des Feindes umgehen, und ihn darauf mit einbrechender Dunkelheit ungeſtüm angreifen. Die Franzoſen geriethen in Unordnung, und gaben ihre Batterieen Preis, von denen jedoch die Ruſſen nur 5 Kanonen fortbrachten. Der General Olſufieff, von Langeron's Heertheil, behielt mit 4000 Mann und 24 Kanonen die untere Stadt beſetzt, und das Gefecht ſchien für dieſen Tag beendet. Doch keineswegs. Beide Feldherren ſollten noch in der Nacht faſt zu gleicher Zeit in die plötzlichſte, perſönlichſte Gefahr gerathen. Napoleon ritt durch ſchwarzes Nachtdunkel mit ſeinem Gefolge nach dem Dorfe Maizieres in ſein Quartier zurück, als plötzlich eine Schaar Koſaken in den Weg ſprengte, und alles durch einander jagte. Von beiden Seiten erhob ſich um Napoleon her ein heftiges Schießen. Seine nächſten Begleiter waren ſchon überritten, und ihm ſelbſt ein Feind, bereit ihn zu ergreifen oder niederzuſtechen, ſo nah, daß der General Corbineau und der Oberſt Gourgaud nur eben noch ihn retten konnten. Blücher ſeinerſeits war auf die Höhe des Schloſſes zurückgekehrt, um dort vor der völligen Dunkelheit die Stellung des Feindes nochmals zu überblicken; er beſchloß. die Nacht dort zu bleiben. Den weiteren Hergang erzählt umſtändlich folgender Bericht. Blücher gab ſeinem Adjutanten, dem Major Grafen von Noſtitz, den Auftrag, ſeine Pferde in die Stadt führen und ſie dort in einem guten Stalle, da er ſie hier nicht brauche, unterbringen zu laſſen; daſſelbe ordnete Gneiſenau für die ſeinigen an. Beide Feldherren beſtiegen darauf den obern Stock des Schloſſes, um noch die franzöſiſchen Lagerfeuer zu betrachten, und dann einiger Ruhe zu pflegen. Dem Adjutanten jedoch dünkte die Sache unheimlich, er ließ die Pferde zwar dem Feldmarſchall aus den Augen ſchaffen, aber behielt ſie in der Nähe auf dem Schloſſe; er ſelbſt war auf dem freien Platze vor demſelben noch im Geſpräch mit andern Offizieren, als plötzlich ein Schuß in die nahe Mauer ſchlug, bald folgten mehrere, und in wenigen Augenblicken war dicht umher alles von heftigem Geplänkel erfüllt. Ob einzelne Franzoſen ſich zuerſt durch die Gärten herangeſchlichen, oder in den Kellergeſchoſſen der Schloßgebäude verſteckt geweſen, iſt nicht entſchieden; bald aber drangen ganze Schaaren über die ſteilen Stufenhöhen des Parks ungeſtüm zu dem Schloſſe herauf. Blücher und Gneiſenau warfen ſich auf die zur Hand gebliebenen Pferde, und ſchnell wurde der Weg nach der Stadt eingeſchlagen. Allein von dorther kam ein Koſack mit der Nachricht entgegen, daß der Feind auch dort eingedrungen ſei, und bald konnte Blücher ſelbſt, im hellen Scheine der brennenden Häuſer, die franzöſiſche Reiterei erkennen, die des Weges entgegenkam. Jetzt lenkte er ſein Pferd gelaſſen um, und ſchlug einen Seitenweg ein. Aber auch hier zeigte ſich bald der nachfolgende Feind, und Gneiſenau erinnerte, ſie müßten traben; doch Blücher hielt ſein Pferd ruhig im Schritt; ungeduldig rief jener: „Wollen Sie im Triumphe in Paris eingeführt werden?“ Dies wirkte, und Blücher gab nun die Sporen. So entkamen ſie glücklich zu den Ihren. Sacken, der in eben der Zeit mit ſeinem Gefolge in die Stadt ritt, um den Gang des Gefechts zu erkunden, gerieth gleichfalls an franzöſiſche Reiterei, und entging kaum der Gefangenſchaft. Blücher ließ hierauf noch in der Nacht die Stadt, in welcher das Gefecht bis 11 Uhr mit großer Wuth fortdauerte, völlig wieder einnehmen, allein da der Feind nicht auch aus dem eroberten Schloſſe vertrieben werden konnte, von deſſen Fenſtern aus er die Anrückenden, vom hellen Flammenſcheine beleuchtet, zum unfehlbaren Ziel ſeiner Schüſſe hatte, und weil die Feuersbrunſt in Brienne immer zunahm, ſo ließ Blücher auch die Stadt, welche eigentlich nur für die Waffenehre wieder genommen worden, am Morgen des folgenden Tages räumen, und zog mit allen Truppen anderthalb Meilen zurück nach Trannes. Der Unfall von Brienne erklärte ſich nachgehends in folgender Weiſe. Der General Olſufieff hatte den Ausgang von Brienne gegen Montier-en-Der beſetzt, von woher Napoleon andrang, den andern Ausgang gegen Lesmont erfüllten die

Truppen von Sacken, welche ununterbrochen dort einzogen und durch die Stadt rückten, als aber endlich ihr Durchzug aufhörte, war dieſer Ausgang offen und unbeſetzt geblieben, der Feind hatte ſich dann, von dieſem Zufall begünſtigt, zu gleicher Zeit in den Park und in die Stadt geſchlichen, und ſo die zwiefache Ueberrumpelung vollführt. Blücher machte ſich nicht viel daraus, allein Sacken war höchſt unzufrieden, und um die Sache nur abzuthun, forderte Blücher von Olſufieff ſpäterhin eine förmliche Verantwortung wegen des Vorgangs von Brienne, deſſen Zurechnung am Ende, wie ſo manche im Kriege, in vielfältiger Vertheilung ſich verlieren durfte.

Bei Trannes erwartete Blücher, faſt nur auf Sacken's Heertheil beſchränkt, das Vordringen Napoleon's, und hinwieder das Herankommen Schwarzenberg's. Sein linker Flügel lehnte ſich an die Aube, ſein rechter an das Dorf Eclance, ſein Hauptquartier war rückwärts in Arſonval auf der Straße nach Bar-ſur-Aube. Napoleon nahm ſein Hauptquartier auf dem Schloſſe von Brienne, beſetzte vorwärts an der Aube den Ort Dienville als Anlehnung ſeiner Rechten, la Rothiere vor ſeiner Mitte auf der Straße nach Trannes, Chaumenil zu ſeiner Linken, ſandte einige Reiterei plänkelnd gegen Trannes vor, und ließ Mortier mit ſeinen Truppen von Troyes wieder gegen Vendoeuvres anrücken, um die linke Flanke Blücher's zu bedrohen. Allein er unternahm keinen ernſtlichen Angriff, ſondern blieb drittehalb Tage, vom 30. Januar bis zum 1. Februar Mittags, ruhig in Brienne ſtehen. Die Wiederherſtellung der Brücke von Leſmont über die Aube wurde während dieſer Zeit eifrig betrieben, ſie war zur Sicherung des Rückzuges für Napoleon wichtig, allein dieſer Grund ſcheint nicht hinreichend, einen ſolchen Verluſt an Zeit bei einem Feldherrn zu erklären, der ſtets lauter Thätigkeit war, und jetzt in ihr allein noch einiges Heil zu hoffen hatte. Die Ungewißheiten, welche ihn früherhin zu Düben befangen hielten, ſcheinen ſich ihm hier wiederholt zu haben. Ihm wurde die Kunde von dem Vorrücken des Hauptheeres, aber auch die falſche Nachricht, daſſelbe wende ſich links gegen Auxerre, er konnte daher glauben, mit Blücher'n allein deſto leichteres Spiel zu haben; aber die Bewegungen zu ſeiner Linken, wo längs der Marne hinab von Chaumont her verbündete Truppen ſich ausbreiteten, und York mit ſeinem Heertheil am 30. Januar in Saint-Diziers eintraf, wo er die Franzoſen vertrieb, und dabei eine Kanone eroberte, durften ihm neue Zweifel geben. Am meiſten jedoch mögen ihn die Friedensverhandlungen beſchäftigt und unſchlüſſig gehalten haben, mit welchen ein Kongreß zu Chatillon-ſur-Seine jetzt wirklich beauftragt war, und von deren Gange ſich Napoleon ein neues, reicheres Feld des Gewinnes verſprach, als ihm durch die Waffen in dieſem Augenblicke zu hoffen ſchien. In der That wankten die Entſchlüſſe in dem großen Hauptquartiere der Verbündeten zu dieſer Zeit höchſt bedenklich, und Napoleon's Rettung konnte ſelbſt von da noch erfolgen, wo zu ſeinem Untergange die meiſte Macht und Stärke, und übergenügend vereinigt war. Man hatte ſich auf Napoleon's Friedensanträge eingelaſſen, nicht ſowohl weil man ihm aufrichtige Abſichten zutraute, als vielmehr, um vor der Welt auch nicht den Schein zu haben, als ſei nicht jederzeit Frieden der einzige Zweck der Verbündeten, ſelbſt mit Napoleon Frieden, ſobald dieſer nur als möglich erſchiene. Allein die Geſinnungen und Anſichten, welche nur vereinzelten Triebfedern und perſönlichen Bezügen in dieſer großen Angelegenheit gehorchen wollten, verrückten mit großem Eifer die Geſichtspunkte, aus welchen die Sache zu betrachten war. Die Vorſtellungen und Schlußfolgen, welche ſchon in Frankfurt am Main gewirkt hatten, wurden mit ſtärkerer Dreiſtigkeit wiederholt. Mehr als die große, immerwährende Sorge, in welcher Napoleon als Kaiſer auch nur von Altfrankreich die Staaten Europa's erhalten mußte, ſollten die Gegenſtände einer untergeordneten Eiferſucht zwiſchen dieſen, mehr als die Sicherheit der Zukunft der trügliche Vortheil des Augenblicks gelten. Der Krieg, ſagte man, ſei als geendet zu betrachten, der Frieden, den alle Welt wünſche, ſei vor der Thüre, alles weitere Blutvergießen unnütz und ſogar ſündlich, ja das Glück könne ſich wenden, und dann ſei alle Frucht ſo großer Erfolge wieder auf dem Spiele. Dieſe Parthei, welche nur immer den Frieden anrief, hatte durch die Umſtände mächtige Verſtärkungen erlangt, die verſchiedenſten Stimmen fanden ſich in ihr vereint, manche, die den franzöſiſchen Kaiſer mit Rußland, andere, die ihn weſentlich mit Oeſterreich, noch andere, die ihn mit den deutſchen Staaten des geweſenen Rheinbundes in Beziehung hielten, einige vielleicht, die ihn um ſeiner ſelbſt willen trugen, überhaupt aus allen Staaten und Nationen, nur doch am wenigſten wohl aus Preußen. Hier vielmehr war die Parthei des Krieges einheimiſch, und wenn jene nur noch den Schein des Krieges neben den Verhandlungen zu geſtatten meinte, ſo war für dieſe neben dem Kriege ſchon der Schein der Verhandlungen zu viel. Aus dieſem Zwieſpalt entſtand heftiger Tadel gegen Blücher, daß er im unzeitigen Augenblick den Gegner wieder auf den Kampfplatz herausgefordert; und als er in Brienne die Unterſtützung des Hauptheers erwartete, fragte die Friedensparthei im großen Hauptquartier, was denn Blücher für Anſichten habe, und worauf er eigentlich hinarbeite? Den Diplomaten, ſagt der Schriftſteller, dem wir hier zumeiſt folgen, ſchien der perſönliche Auftrag, ihn auszuforſchen, bedenklich, ſie fürchteten die Kraft ſeiner Entgegnungen, an welchen ſo leicht der feinſte Ruhm zu Schaden kam. Schwarzenberg ſandte deßhalb einen geachteten General nach Brienne, und ließ offen und treuherzig fragen, was denn in Betreff des ganzen Krieges Blücher's Ziel und Abſicht ſei? Unumwunden antwortete dieſer in ſeiner gewohnten Kraftweiſe: „Wir müſſen nach Paris. Napoleon hat in allen Hauptſtädten von Europa ſeine Viſite gemacht, ſollen wir weniger höflich ſein als er? Und endlich muß er vom Thron, auf dem er zum Wohl von Europa und unſrer Fürſten nie hätte ſitzen ſollen. Ehe er nicht davon herabgeſtoßen iſt, können wir keine Ruhe bekommen.“ Daſſelbe wiederholte Blücher nach der Räumung von Brienne aus Arſonval, und ſetzte hinzu, Napoleon ſtehe bei Brienne mit noch getheilter Stärke, man müſſe ihm auf den Leib gehen, bevor er ſeine ganze Kraft geſammelt. Blücher verſprach, den Feind anzugreifen, ſobald nur zu dem Heertheile von Sacken, da Yorck's Heertheil ihm noch fehle, das Hauptheer ihm die nöthige Verſtärkung gebe. Seine Aeußerungen und Vorſchläge fanden heftigen Tadel; der Vorfall von Brienne, der ſehr vergrößert wurde, gab Anlaß, ihm Unbeſonnenheit und Tollkühnheit vorzuwerfen: er ſei ein Waghals, ein guter Haudegen, allerdings, aber weder ein Staatsmann, noch ſelbſt, man ſehe es, ein Feldherr. Gleichwohl mußte ein Entſchluß gefaßt werden, die Heeresmacht der Verbündeten konnte nicht ſtehen bleiben, in dem Thale der Aube fehlte es ſchon an Lebensmitteln, der Feind hemmte das Vorſchreiten, man mußte ihn angreifen oder ſelbſt zurückgehen. Das letztere ſchien doch zu hart, die Ueberlegenheit an Truppenzahl zu groß, und Blücher zu dringend, als daß dem Kampfe hier ſo ganz wäre auszuweichen geweſen. Eine Schlacht wurde beſchloſſen, und Blücher'n ſollte der Vorzug bleiben, ſie gegen Napoleon zu liefern, zu deſſen Begegnen niemand gern ſich drängte. Am 31. Januar empfing Blücher aus Chaumont von Schwarzenberg die Anzeige, zu ſeinen Truppen ſeien noch die Heertheile Giulay's und des Kronprinzen von Würtemberg ihm überwieſen, um mit dieſer Geſammtſtärke von 50,000 Mann am 1. Februar den Angriff gegen Brienne zu unternehmen; Wrede rechts mit 25,000 Mann, und Colloredo links in gleicher Stärke, würden ſeine Flügel bilden, die ſämmtlichen Garden nach Bar-ſur-Aube vorrücken, ihm als Rückhalt zu dienen. Noch jenſeits des rechten Flügels war Wittgenſtein mit 16,000 Mann ausgerückt, dieſer aber, ſo wie Colloredo und die Garden, zuſammen gegen 60,000 Mann, mußten nach der getroffenen Anordnung ohne Antheil an der Schlacht bleiben. Der Heertheil des Kronprinzen von Würtemberg war bereits angelangt, und hatte ſich rechts von Blücher bei Maiſons aufgeſtellt, dagegen konnten die Truppen von Giulay nicht früher bei Trannes eintreffen, als gegen 11 Uhr Vormittags an dem für die Schlacht ſelbſt beſtimmten Tage, auch Wrede konnte mit dem rechten Flügel kaum früher zum Angriff kommen.

Um dieſelbe Zeit langte das Hauptheer in Bar-ſur-Aube an, und Blücher nahm die an der Spitze befindlichen Grenadiere und Küraſſiere noch bis Trannes vor. Schwarzenberg traf hier ein, und beredete mit Blücher die Schlacht.

Oeſterreichiſche Nachrichten erzählen, daß Blücher hier gezaudert und die Schlacht noch einen Tag habe verſchieben wollen, wahrſcheinlich um ſeine Preußen, die noch nicht heran waren, abzuwarten, Schwarzenberg hingegen ſei dringend geworden, und habe auf den Einwand, die Wege ſeien ſo ſchlecht, daß kein Geſchütz fortzubringen ſei, erwiedert: „Deſto beſſer, ſo werden wir das der Franzoſen nehmen!“ Dies ſcheint dem bisherigen Gange der beiden Feldherren etwas zu widerſprechen, Schwarzenberg war mit dem großen Heere in 12 Tagen nur 6 Meilen gegen den entfernten Feind vorgerückt; Blücher hatte denſelben mit raſchem Eifer in der Nähe aufgeſucht und feſtgehalten, und durch ſeinen Eifer den Entſchluß zum Angriff ausgewirkt, Gneiſenau wenigſtens verneinte, von einem ſolchen Verhandeln, das ihm doch nicht hätte entgehen können, das Geringſte zu wiſſen. Wie dem auch ſei, das iſt gewiß, daß die Schlacht, durch weſſen Schuld immer, übereilt wurde, ſonſt hätten die Verbündeten hier mit 150,000 Mann über Napoleon, der ein Drittheil ſo ſtark war, einen Sieg erfechten müſſen, der keinen weiteren mehr nöthig gemacht hätte. Die Kriegskundigen rügen noch andere Fehler in der Anordnung zur Schlacht, die Entfernung des Rückhalts, die Zerſtückelung der Kräfte in zu weiten Räumen, die ungünſtige Richtung des Hauptangriffs, der, anſtatt gegen die Mitte des Feindes, vielmehr auf deſſen linken Flügel gerichtet ſein mußte. Allein für Blücher war hier das Vorhandene zu nehmen, wie es war, und damit auszuführen, was die Umſtände zuließen. Blücher hätte allerdings vorgezogen, in ſeiner günſtigen Stellung auf den Höhen von Trannes, wo ſein vortheilhaft aufgepflanztes Geſchütz die Ebene beſtrich, den Angriff zu erwarten, und wirklich hatte ſchon Tages vorher Napoleon ſeine leichte Reiterei von la Rothiere bis dicht vor Trannes vorgeſandt, woraus die Abſicht eines Angriffs zu vermuthen war, weßhalb auch der Kronprinz von Würtemberg nach Eclance rechts von Trannes vorrücken mußte, allein da gleichwohl am 1. Februar bis Mittag nichts erfolgte, ſo gab Blücher ſeinerſeits den Befehl zum Angriff. Sacken in der Mitte ſollte in gerader Richtung auf la Rothiere, der

Kronprinz von Würtemberg durch den Wald vorwärts von Eclance auf die Meierei la Giberie gegen den linken Flügel des Feindes, Giulay von Trannes auf Dienville längs der Aube gegen den rechten Flügel deſſelben vorrücken. Es war ein trüber Wintertag, der tiefe Lehmboden, durch bloßen Nachtfroſt nicht gefeſtet, machte es unmöglich, das Geſchütz fortzubringen, wenn nicht die Beſpannung vermehrt wurde. Sacken ließ daher, mit Blücher's Zuſtimmung, die Hälfte ſeines Geſchützes ſtehen, um die andere Hälfte doppelt zu beſpannen, und führte, ſtatt 120 Kanonen, nur 60 zum Angriff. Auch der Kronprinz von Würtemberg konnte nur Eine Batterie auf dem Waldwege fortbringen. Giulay fand gleiche Schwierigkeit, ſobald er die große Straße verließ. Unter ſolchen Umſtänden kam erſt gegen 3 Uhr Nachmittags das Geſchütz gegen die feindliche Stellung in's Feuer. Napoleon ſtand noch zweifelhaft bei Brienne, und wußte nichts von der Ankunft des Hauptheers der Verbündeten, als ein öſterreichiſcher Trompeter, der von dem Heertheile Wrede's als Ueberläufer ankam, ihm von derſelben die erſte Nachricht brachte, der er nicht einmal Glauben gab. Gegen 1 Uhr aber wurde Blücher's Anrücken gemeldet, und nun beſchloß Napoleon, die Schlacht zu vermeiden, und über die inzwiſchen fertig gewordene Brücke bei Lesmont hinter die Aube zurückzugehen. Allein beſorgt, in dem trüben Schneewetter ſeinen beſchleunigten Abzug vor dem überlegenen Feinde mancher Gefahr auszuſetzen, und hingeriſſen von dem kampfbegierigen Jubelgeſchrei, mit welchem ſeine junge Garde ihn begrüßte, ließ er dennoch gleich hier das Loos der Waffen gelten. Sein Befehl ſetzte alles in eifrige Bewegung, das Geſchütz der Garde rückte vor, und gegen 4 Uhr ſtand bei la Rothiere der ſtärkſte Kampf. Waſſiltſchikoff mit der leichten Reiterei Sacken's drang auf das feindliche Geſchütz ein, mußte aber der feindlichen Reiterei weichen, die ihrerſeits im dichten Schneegeſtöber in das Feuer des ruſſiſchen Fußvolks von Schtſcherbatoff gerieth, und von Sacken's Dragonern, dann neuerdings von Waſſiltſchikoff angegriffen, mit großem Verluſte zurückgeworfen wurde, wobei letzterer 32 Kanonen eroberte, welche Napoleon ſeinem linken Flügel eben zur

Unterſtützung ſandte. Dieſer Erfolg wäre entſcheidend geweſen, hätte Blücher mit eignem Auge den Bewegungen des Gefechts folgen können oder gleich davon Meldung empfangen, allein dieſe verfehlte ihn, und jenes hinderte der Schnee, der in großen Flocken fiel, und ſelbſt das Geſchützfeuer eine Weile ſchweigen machte, weil keine Richtung zu erkennen war. So gewann die franzöſiſche Reiterei wieder Zeit, und der General Colbert führte ſie auf's neue vor. Sacken indeß griff mit ſeinem Fußvolke das Dorf la Rothiere an, der General Duhesme vertheidigte daſſelbe mit verzweifelter Tapferkeit; Napoleon's Gegenwart, Ney's und anderer Generale, befeuerte die Truppen zur größten Anſtrengung. Mehrmals wogte der Kampf in dem Dorfe hin und her, man focht im wüthendſten Handgemenge. Der Marſchall Oudinot mit friſchen Truppen ſtürmte hinein, und wurde zurückgeworfen, aber auch Sacken konnte nicht feſten Fuß darin behalten. Blücher ſelbſt führte endlich den Rückhalt des Heertheils von Sacken heran, und erſt um 11 Uhr in der Nacht war der Beſitz von la Rothiere völlig errungen. Unterdeß hatte rechts der Kronprinz von Würtemberg, nach hartnäckigem Kampfe mit dem Marſchall Victor, das Vorwerk la Giberie und 11 Kanonen genommen, noch weiter rechts hatte Wrede, von Doulevent anrückend, den Marſchall Marmont aus Morvilliers vertrieben, darauf das Dorf Chaumenil und daſelbſt 25 Kanonen erobert; zwar entriß Napoleon, der ſelbſt mit einem Theile ſeiner jungen Garde und allem Geſchütz herbeieilte, den Siegern einen Augenblick jene beiden Orte wieder, allein er konnte ſie gleichwohl nicht behaupten; er verließ hierauf das Schlachtfeld, und ertheilte ſeine weiteren Befehle von dem Schloſſe zu Brienne. Links gegen Dienville hatte Giulay den Angriff gegen den General Gerard eröffnet, allein die Stellung zu ſtark gefunden, um ſie von vorn zu nehmen, er war daher mit einem Theile ſeiner Truppen über die Aube gegangen, um bei Dienville wieder überzugehen, und die rechte Flanke des Feindes anzugreifen; allein auch hier war der Widerſtand zu ſtark, Giulay eroberte 8 Kanonen, und blieb mit dem Feinde bis in die Nacht im Kampfe, konnte aber Dienville nicht nehmen. Von preußiſchen Truppen waren nur 5 Schwadronen Reiter bei dieſer Schlacht; unter Anführung des Prinzen Biron von Kurland hatten ſie zwiſchen la Rothiere und la Giberie den Feind geworfen und 6 Kanonen erobert. In der Mitte und auf ſeinem linken Flügel völlig geſchlagen, hatte Napoleon keine Wahl mehr, als ſchleunig den Rückzug anzuordnen, welchen Dunkelheit und Wetter noch begünſtigten. Nach Mitternacht verließen die Franzoſen Dienville, wo Giulay ihnen ſogleich nachrückte, und zogen durch Brienne nach Lesmont, wo Napoleon mit allen Truppen auf das linke Ufer der Aube ging, die Brücke zerſtörte, und ſich nach Arcis-ſur-Aube wandte. Nur Marmont blieb auf dem rechten Ufer der Aube, und zog ſich hinter das Flüßchen Voire auf die Höhen von Rosnay, von wo er nach hartnäckigem Kampfe mit Wrede, der ihn abſchneiden wollte, rückwärts an die Aube nach Ramern zurückging, um ſich über Arcis-ſur-Aube wieder mit Napoleon zu vereinigen.

Die Schlacht von Brienne, oder von la Rothiere, wie Blücher ſie nannte, war die erſte, welche auf franzöſiſchem Boden gefochten wurde, die erſte, in welcher Blücher und Napoleon perſönlich gegen einander anführten. Unter den Augen der verbündeten Herrſcher, die bei Trannes dem Kampfe folgten, in Gegenwart Schwarzenberg's und ſeiner Umgebungen, hatte Blücher den Gegner in die Flucht geſchlagen. Als Graf Noſtitz den verbündeten Herrſchern die erſte Meldung Blücher's, la Rothiere ſei gewonnen und der Sieg entſchieden, überbrachte, umarmte ihn der Kaiſer Alexander mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarſchall, er habe allen ſeinen früheren Siegen die Krone aufgeſetzt.“ Der Sieg der Verbündeten würde vollſtändiger geweſen ſein, wenn mehr Truppen zur Schlacht gekommen, wenn nach derſelben kraftvollere Bewegungen geſchehen wären. Allein auch ſo hatte Napoleon den härteſten Schlag erlitten. An Todten und Verwundeten hatte er über 5000 Mann, 3000 an Gefangenen, und, was für ihn faſt unerſetzlich war, 82 Stücke Geſchütz verloren. Der Verluſt der Verbündeten betrug ebenfalls über 5000 Mann, hauptſächlich von dem Heertheile Sacken's, deſſen Kampf der heftigſte und dauerndſte geweſen. Das Wichtigſte jedoch war der Eindruck, welchen dieſe Schlacht auf die Gemüther machte. Napoleon hatte nun auch in Frankreich ſelbſt eine Niederlage erlitten, unter den Augen des Volkes, das ihm, ſo lange er nur in der Fremde unterlegen, noch keineswegs allen Glauben an ſeine Unüberwindlichkeit entzogen, ſondern ihm bald das Wachſen der Donau, wie bei Aspern, bald die Strenge des Winters, wie in Rußland, bald den Verrath der Bundesgenoſſen, wie bei Leipzig, nach ſeinem Begehren zur Entſchuldigung hatte gelten laſſen. Hier war nichts von allem dieſen weder in Wahrheit vorhanden, noch zur Täuſchung vorzuſpiegeln. Die Franzoſen faßten von nun an immer mehr die Vorſtellung eines großen Wechſels, der in ihren Staatsverhältniſſen eintreten könnte, die Krieger ſelbſt überließen ſich dem ſorgenvollen Zweifel, ob ihr Kaiſer noch jemals wieder ſeine Sachen würde herſtellen können. Deſto kühner erhob ſich der Muth der Verbündeten; der Boden, welchen üble Vorherſagungen als verderbentragend bezeichnet hatten, gewährte wie jeder andere den Preis der Tapferkeit; Ruſſen, Preußen, Oeſterreicher, Baiern und Würtemberger, hatten hier unter Anführung eines preußiſchen Feldmarſchalls ſiegend ein neues Band der Vereinigung gefunden; auch äußerlich wurde daſſelbe angezeigt durch die weiße Binde, welche von dieſer Zeit die gemiſchten Streiter zur Erkennung am linken Arme trugen. Blücher ärntete das Lob der Herrſcher, den Ruhm der Soldaten; er hatte dem langſamen Kriegszuge einen raſcheren Antrieb ertheilt, ſeiner Feldherrnweiſe neues Vertrauen verdient, und durfte größere Erfolge hoffen. Gerade deßhalb aber war den Anhängern der entgegengeſetzten Sinnesart ſein Gelingen faſt ärgerlich, wie ſein ganzes Treiben höchſt unbequem.

Nach Blücher's Meinung ſollte die ganze Macht der Verbündeten jetzt geradezu nach Paris vordringen, wodurch der Krieg mit wenigen Märſchen beendet ſein würde. Nicht entgegen dieſem Zwecke, aber mit dem Vorbehalt, ihn durch mannigfach abweichende Mittelglieder zu verfolgen, beſchloſſen die Verbündeten am 2. Februar Mittags auf dem Schloſſe zu Brienne folgende Maßregeln. Weil die Maſſe der Krieger zu groß war, um für alle zugleich auf Einer Straße und in derſelben Gegend hinreichende Verpflegung zu finden, ſo wurden die Heere zum Vorrücken nach verſchiedenen Richtungen getheilt. Blücher empfing die Beſtimmung, ſich nordwärts nach der Marne zu wenden, York wieder an ſich zu ziehen, und über Chalons vorzugehen; Witigenſtein ſollte auf dem rechten Ufer der Aube ungeſäumt vorrücken, und die Verbindung zwiſchen Blücher und dem Hauptheer unterhalten; Wrede, der Kronprinz von Würtemberg und Giulay, dem Zuge Napoleon's über Lesmont nach dem linken Ufer der Aube folgen; Schwarzenberg ſelbſt, mit Colloredo, den Grenadieren und Garden, wollte links auf Troyes rücken. Durch ihre große Ueberlegenheit an Reiterei ſchienen die Verbündeten gegen jeden Nachtheil dieſer Trennung ſichergeſtellt. Blücher ſchritt ſeinerſeits mit gewohntem Eifer zum Werk. Er zog am 3. Februar bis Saint-Ouen, am 4. linkshin gegen Sommeſous, wo Olſufieff ſtehen blieb, nach Fere-Champenoiſe, um ſich auf die Kreuzpunkte der Straßen von Chalons nach Paris und von Rheims nach Troyes zu ſetzen; ſeine Streifſchaaren gingen rückwärts nach Vitry und Chalons, vorwärts über Sezanne die Marne hinab gegen la Ferté-Gaucher, und links gegen Villenoxe an die Seine, wo ſich die Truppen des Hauptheeres zeigen mußten. Auf die Nachricht, daß Napoleon ſich ſüdwärts gegen Troyes gewendet, glaubte Blücher denſelben mit ſeinen bei la Rothiere geſchlagenen Truppen dem Hauptheere, das in vollem Vorrücken und ſchon bei Arcis dieſſeits der Aube ſein mußte, ruhig überlaſſen zu dürfen, und wandte ſich gegen Macdonald und Sebaſtiani, welche aus den Niederlanden zurückgekommen jetzt bei Chalons und Vitry gegen York ſtanden. Allein ſie waren ſchon im Weichen; York hatte am 2. Februar Vitry beſetzt, am 3. bei la Chauſſée zwiſchen Vitry und Chalons die ihm entgegengerückte feindliche Reiterei unter Sebaſtiani und Excelmans in die Flucht geſchlagen, am 4. Chalons angegriffen und am 5. beſetzt, nachdem Macdonald wegen Räumung der Stadt eine Abkunft mit ihm geſchloſſen. Aber ſchon am 4. und 5. hatte Blücher einzelne Truppenzüge des Feindes angetroffen, Sacken bei Soudron die von Vitry abgezogene Truppenſchaar, welche Excelmans mit ſeiner Reiterei deckte, überfallen, und ihr 2 Kanonen und 30 Pulverwagen genommen. Darauf am 6. entdeckte Blücher auf der großen Straße, welche von Chalons über Epernay nach Paris führt, die Nachhut Macdonald's welche in guter Faſſung langſam ihres Weges zog. Er traf ſogleich Anſtalt, dem Feinde, deſſen Straße bei Chateau-Thierry auf das rechte Ufer der Marne und bei la Ferté-ſous-Jouarre wieder auf das linke zurückführte, an letzterem Orte durch Sacken auf der kleinen Straße von Chalons nach Paris über Montmirail zuvorzukommen, während York ihn im Rücken drängte. Indeß hatte York, da die Franzoſen bei Chalons die Brücke geſprengt, und das linke Ufer der Marne noch eine Zeitlang tapfer vertheidigt, nicht ſogleich folgen können, ſondern erſt nachdem er die Brücke hergeſtellt und die zurückgelaſſenen Truppen herangezogen, auch ſeinen Schießbedarf aus dem eroberten ergänzt hatte, rückte er am 8. von Chalons aus; deßgleichen hatte Sacken einiger Zeit bedurft, ſeinen neuen Zug anzuordnen. Demnach am 9. Februar befand ſich York mit 18,000 Mann auf der großen Straße bei Chateau-Thierry, dem Zuge Macdonald's im Rücken folgend, und Sacken mit 20,000 Mann, worunter die meiſte Reiterei, bei Montmirail auf der kleinen Straße, bemüht ihm ſeitwärts vorbeizukommen. Am nämlichen Tage traf der Heertheil von Kleiſt, beſtehend aus 8000 Preußen, und eine Truppenſchaar von 7000 Ruſſen unter dem General Kapzewitſch von Langeron's Heertheil, jener vor Erfurt, dieſer vor Mainz abgelöſt, in der Gegend zwiſchen Vertus und Chalons und Vitry an, wodurch das ſchleſiſche Heer wieder auf 57,000 Mann ſtieg. Blücher beſchloß, mit den 4000 Mann von Olſufieff, die in Champaubert ſtanden, dieſe willkommene Verſtärkung abzuwarten, und mit ihr einen Rückhalt für York und Sacken zu bilden, die jedoch ſchon an ſich ihrem Gegner hinlänglich gewachſen ſchienen. Zugleich ließ er Vitry durch Schanzarbeit und Verpfählung gegen einen erſten Anlauf ſichern, und den Wall mit eroberten Kanonen von la Rothiere beſetzen. Blücher wollte zur Sicherung ſeines Rückens nichts verſäumen, doch fiel ihm nicht ein, daß ihm in ſeiner linken Flanke Verderben drohen könnte, dort war Wittgenſtein mit 16,000 Mann dieſſeits der Aube vorgerückt, weiterhin drei Heertheile, zuſammen 60,000 Mann, mit einem Rückhalt von faſt gleicher Stärke, gegen den Feind in Bewegung. Wir müſſen uns zu dem Hauptheere wenden, um zu ſehen, wiefern ſich dort dieſe Vorausſetzung begründete.

Nach den am 2. Februar auf dem Schloſſe zu Brienne feſtgeſetzten Beſtimmungen, ſollte Schwarzenberg mit dem Hauptheere in zwiefacher Richtung dem geſchlagenen Heere Napoleon's nachfolgen; allein durch unnöthige Rückmärſche einzelner Heertheile, durch die Entfernung des nach Bar-ſur-Aube zurückverlegten Hauptquartiers und dadurch verzögerte Befehle, gingen gleich zwei Tage verloren, und während dieſer auch die Kunde, wohin Napoleon ſich gewendet. Hierauf machte das Hauptheer, anſtatt vorzurücken, eine Seitenbewegung links, um auf Napoleon's rechten Flügel vorzugehen, wodurch auf dem weiteſten Wege mit allen Nachtheilen geſucht wurde, was auf dem kürzeſten mit allen Vortheilen ſchon bereitet war, eine Bewegung, durch welche ſich die Heertheile, auf deren Vorrücken Blücher rechnen mußte, von ihm ganz entfernten, ja ſelbſt die Truppen unter Wittgenſtein, und deren Vortrab unter Pahlen, welche zwiſchen der Aube und Marne die Verbindung Blücher's mit Schwarzenberg unterhalten ſollten, wurden auf das linke Ufer der Aube zurückgezogen, und das rechte Ufer, und ſomit Blücher's linke Flanke, völlig Preis gegeben. Mit dieſen Bewegungen und dazwiſchen wiederholten Ruhetagen war das Hauptheer bei doppelter Uebermacht gegen den geſchlagenen Feind in 9 Tagen nur etwa 6 Meilen vorgerückt, hatte dieſem erlaubt, ſeine erſchöpften Kräfte herzuſtellen und die getrennten zu vereinigen. Es wird behauptet, der Grund dieſer in einem ſonderbaren Lichte erſcheinenden Maßregeln ſei nicht in mangelhaften Einſichten der Feldherren, ſondern in der mächtigen Einwirkung der politiſchen Verhältniſſe zu ſuchen, deren Verwickelung in dem während dieſer Zeit eifrig gepflogenen Kongreſſe zu Chatillon ſich hemmend auf die Kriegsthätigkeit geworfen. „Zu den unglücklichen Umſtänden“, ſagt bei dieſer

Gelegenheit ein Schriftſteller, deſſen Leitung wir öfter folgen, als wir ſeine Worte anführen, „gehört, daß Blücher von allen dieſen Verhältniſſen nicht unterrichtet wurde, oder daß er ſie nicht begreifen konnte. Er, der gehorſame, ſeinen Ehrgeiz dem Wohl des Ganzen ſtets unterordnende, der alle Urſache hatte ſein Pferd im Zügel zu halten, bis 60,000 Mann bei Chalons vereinigt waren, wo einige Tage Ruhe ſeinem Heere recht willkommen geweſen wären, er, der in ſeinem Eifer immer glaubte für ſeine Nachbaren zu wenig zu thun, wenn er nicht das Unmögliche möglich machte, — er wurde das Opfer der begangenen Fehler. Das große Heer erlitt keine andere, als eine moraliſche Strafe: das Vertrauen und die innere Zufriedenheit gingen verloren." Blücher empfing erſt am 9. Februar Nachricht von der veränderten Bewegung des Hauptheeres, und zugleich, daß Wittgenſtein zwar an der Aube vor der Mitte des Feindes ſtehen geblieben, aber für ſeine Aufgabe zu ſchwach ſei, und daher durch den Heertheil von Kleiſt verſtärkt werden möge, ſtatt deſſen der Kaiſer von Rußland den Heertheil von Winzingerode, der aus den Niederlanden zu Laon eingetroffen ſein mußte, unter Blücher's Befehl ſtelle. Auch meinte Schwarzenberg, da Napoleon nach Nogent-ſur-Seine zurückgehend alle ſeine Kräfte vereinigen wolle, würde es zweckmäßig ſein, wenn auch das ſchleſiſche Heer ſich näher gegen Nogent zöge. Augenblicklich entſandte Blücher Kleiſt und dazu Kapzewitſch in der Richtung von Fere-Champenoiſe, um von da folgenden Tages über Sezanne weiter gegen Nogent vorzugehen. Blücher's Heer war auf der Straße nach Paris zwar vielfach vertheilt, die Truppen überdies, um bei geordneter Verpflegung ihnen weniger Anlaß zu Gewaltſamkeiten gegen die Einwohner zu geben, in Dörfer und Ortſchaften verlegt, gleichwohl aber, bei den vielen leichten Truppen und Koſacken, gegen einen Ueberfall, ſo ſchien es, genug geſichert. Nur von Sezanne her konnte eine ſolche Beſorgniß Statt finden, doch noch ehe Blücher erfahren, daß die Truppen des Hauptheeres aus ſeiner Flanke weggezogen, hatte er ſchon Sacken beauftragt, Sezanne zu beſetzen. Jetzt wollte er ſelbſt nach dieſer Richtung aufbrechen. Aber ſchon am nämlichen Tage war Sezanne bereits in Feindeshand, und eine neue Reihe von Begebenheiten eröffnet, zu deren Betrachtung wir einen Augenblick den Schritten Napoleon's folgen.

Nach der Niederlage von la Rothiere zog dieſer bei Lesmont auf das linke Ufer der Aube, nach Piney und Troyes, wohin auch Mortier mit der alten Garde von Vendoeuvres gekommen war, und Marmont von Rosnay über Arcis-ſur-Aube folgte. Mit dieſen geſammelten Kräften bot er ſogleich wieder die Stirne. Seine verzweifelte Lage verläugnete er durch aufgerafften Muth und raſtloſes Gegenſtreben. Mortier hielt vorwärts von Troyes die Brücken der Barce beſetzt, und warf am 4. und 5. Februar die andringenden Vortruppen Schwarzenberg's zurück, ja dieſer ſchien einen Angriff ſchon wieder mehr zu befürchten, als zu ſuchen. Schnell aber zogen Blücher's Fortſchritte Napoleon's Aufmerkſamkeit nach der Marne, die dringende Gefahr für Paris geſtattete keine Wahl, er ließ das Hauptheer der Verbündeten vor Troyes ſtehen, eilte ſchon am 6. mit dem Kern ſeiner Truppen nach Nogent-ſur-Seine, zog eine aus Spanien zurückgekehrte Diviſion alter Truppen unter dem General Leval an ſich, und war am 9. über Villenoxe in Sezanne eingetroffen. Die Koſacken unter dem General Karpoff hatten hier weichen müſſen, und ſich auf Montmirail zurückgezogen. Die Straße von Troyes nach Paris, auf der Napoleon vorgerückt war, hat keinen Verbindungsweg mit der Straße von Chalons nach Paris, auf der ſich Blücher befand, als über Sezanne, allein auch dieſer Weg war für ein ernſthaftes Kriegsunternehmen unbrauchbar zu achten, da er neben dem großen Moraſte von Saint-Gond durch eine vierſtündige Strecke ſumpfiger Niederungen und Gebüſche führt, in welchen Geſchütz und Pferde verſinken mußten; das tiefeingeſchnittene Bette des Baches Petit-Morain deckt übrigens die linke Seite der ganzen Straße von Champaubert nach la Ferté-ſous-Jouarre. So geſichert ſetzten die Truppen des ſchleſiſchen Heeres ihre Bewegungen die Marne hinab fort, und Sacken hielt das Vordringen des Feindes nach Sezanne für einen bloßen Streifzug, durch welchen er in ſeinem Vorrücken nach la Ferté-ſous-Jouarre ſich nicht irre machen ließ. Napoleon aber war durch keine Schwierigkeiten abzuſchrecken, die Gewißheit, das ſchleſiſche Heer in getrennten Theilen zu überraſchen,. gab ihm die, es zu ſchlagen, und ſein Eifer beſiegte jedes Hinderniß. Schon wollte Marmont umkehren, wegen der Unmöglichkeit, das Geſchütz durch die Holzwege zu ſchaffen, allein Napoleon kam herbei, trieb ihn wieder vor, und mit unſäglicher Anſtrengung der von allen Seiten aufgebotenen Menſchen und Pferde wurde der Durchzug vollbracht. Napoleon befahl ſogleich den Angriff; am 10. Februar Vormittags ließ er durch Marmont das Dorf Baye wegnehmen, und Nachmittags überfiel er bei Champaubert die Truppenſchaar von Olſufieff, der zwar hartnäckigen Widerſtand leiſtete, und erſt in der Richtung von Chalons, dann in der von Epernay durchzubrechen ſuchte, aber überall von Feinden umſtellt, zuletzt der Uebermacht unterliegen mußte. Er ſelbſt, zwei andere Generale, viele Offiziere und 1500 Mann wurden gefangen, 9 Kanonen genommen, die Flüchtlinge nach entgegengeſetzten Richtungen verſprengt, ein Theil gegen Chalons, ein Theil gegen Montmirail, jene von Marmont mit Fußvolk und Geſchütz, dieſe vom General Nanſouty mit der Reiterei verfolgt. Napoleon hatte durch dieſen Streich das ſchleſiſche Heer auf der Straße nach Paris in zwei Theile getrennt. Sacken und Yorck waren voraus, in der Richtung gegen Meaux, Blücher mit den übrigen Truppen zurück bei Vertus; gegen dieſen ließ er einſtweilen Marmont mit einigen Truppen bei Etoges ſtehen, er ſelbſt eilte mit der Hauptſtärke am 11. über Montmirail auf der Straße nach Paris dem Zuge von Sacken nach. Dieſer hatte am 10. bei la Ferté-ſous-Jouarre eine Truppenabtheilung Macdonald's in die Flucht geſchlagen, und 3 Kanonen erobert, ſein Vortrab war bis Trilport nicht weit von Meaux vorgedrungen; auf die Meldung, daß der Feind mit Macht über Montmirail heranziehe, kehrte er um und ging ihm entgegen wünſchend, daß Yorck, der bei der Nachricht von Olſufieff's Unfall ſein Vorrücken an der Marne bei Chateau-Thierry gehemmt hatte, ebenfalls gegen Montmirail umkehren, und mit ihm vereinigt angreifen möchte. Allein Yorck war angewieſen, im Fall eines feindlichen Anrückens dem Gefecht auszuweichen, und auf das rechte Ufer der Marne zu gehen, zu welchem Behuf er bei Chateau-Thierry zwei Brücken hatte ſchlagen laſſen; er forderte Sacken auf, dieſer Bewegung zu folgen, und ſammelte ſeine Truppen bei Viſſort, zwiſchen Chateau-Thierry und Montmirail, um ihn aufzunehmen; auch hielt York für unmöglich, auf den ſchlechten Wegen von Viſſort nach Montmirail ſein zwölfpfündiges Geſchütz fortzubringen. Doch Sacken war überzeugt, er werde den Feind bei Montmirail zu Grunde richten, und ſchon im vollen Anzuge dorthin. Er traf den franzöſiſchen Vortrab unter Nanſouty dicht vor Montmirail, griff ihn lebhaft an, und warf ihn zurück. Seinen linken Flügel auf der Straße von Vieux-Maiſons laſſend, dehnte er ſeinen rechten, um den Feind deſto ſicherer zu umfaſſen, bis zum Petit-Morain aus, und griff von da aus das Dorf Marchais an, welches er in hartnäckigem Kampfe gegen Ney mehrmals eroberte und wieder verlor; endlich aber, als ſchon der Tag ſich neigte, dennoch zu behaupten ſchien. Napoleon ſah dem Kampfe zu, ungeduldig die Ankunft Mortier's erwartend, der mit der alten Garde den geraden Weg von Sezanne heranzog. Sie kamen an, und nun ging Napoleon plötzlich mit dem ganzen Gewicht ſeiner Garden zum Angriff über. Sacken hatte faſt alle ſeine Truppen auf den rechten Flügel nach Marchais gezogen, und den linken entblößt; auf dieſen, der Sacken's Rückzugslinie hielt, warf Mortier ſich mit 6 Bataillons Garden, während Ney mit 4 Bataillons alter Grenadiere den Meierhof des Grenaux, wo Sacken's Mitte ſtand, und der Marſchall Lefebvre und der General Bertrand das Dorf Marchais gleichfalls mit Garden angriffen. Mit hartnäckiger Tapferkeit fochten die Ruſſen eine Zeitlang gegen die Uebermacht; als aber auf ihren linken Flügel auch die Reiterei und das Geſchütz der Garde hervorbrach, erkannte Sacken die Gefahr in den Petit-Morain gedrängt zu werden, gab Marchais freiwillig auf, und ſuchte eiligſt den Rückzug nach Chateau-Thierry zu gewinnen; ſchon war es vielleicht für ihn allein zu ſpät, als in dieſem entſcheidenden Augenblicke glücklicherweiſe Hülfe kam. York hatte von Viſſort, als er den

Kanonendonner vernahm, den General von Pirch mit einigen Truppen, die aber in den grundloſen Holzwegen nur Eine Batterie mit größter Mühe fortbrachten, über Fontenelles gegen Montmirail vorgeſandt, dieſe griffen jetzt unerwartet Napoleon's rechte Flanke heftig an, und indem ſie einen Theil ſeiner Truppen auf ſich zogen, gewann Sacken Zeit, der Vernichtung zu entgehen. Der Rückzug wurde die ganze Nacht mit äußerſter Anſtrengung durch moraſtige Waldgegend fortgeſetzt, 10 Kanonen blieben ſtecken, ganze Schaaren nahmen querfeldein falſche Richtungen, 5000 Mann betrug der Verluſt. Folgenden Tages, am 12. Februar, zog Napoleon den Flüchtigen nach. Yorck nahm die geſchlagenen Truppen von Sacken auf, und machte fechtend den Rückzug nach Chateau-Thierry, allein gleichfalls mit einem Verluſte von 2000 Mann und 3 Kanonen, die feindliche Reiterei drang heftig nach, und erſt Abends um 6 Uhr endete das Gefecht bei Chateau-Thierry, nachdem Sacken und Yorck ſich über die Marne gezogen, und ihre Brücken, welche der Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000 Mann bis zuletzt vertheidigte, zerſtört hatten. Napoleon überließ dem Marſchall Mortier die Verfolgung jenſeits der Marne, und wandte ſich mit den übrigen Truppen ſogleich wieder zurück, um auf denjenigen Theil des ſchleſiſchen Heeres zu fallen, den inzwiſchen Marmont jenſeits Etoges feſtgehalten hatte, und bei welchem Blücher ſelbſt war.

Schon am 9. Februar Abends war Blücher's Hauptquartier in Etoges durch die Nachricht aufgeſtört worden, daß feindliche Reiterei nach Baye vorgedrungen ſei; dieſe konnte nur den Weg über Sezanne genommen haben; indeß hatte Blücher ſo wenig als Olſufieff, deſſen Truppen in Baye, Champaubert und Etoges lagen, eine Meldung empfangen, daß der General Karpoff mit ſeinen Koſacken vertrieben worden. Jedoch die bloße Möglichkeit einer Annäherung Napoleon's von dieſer Seite her gab Blücher'n Anlaß, an Sacken und Yorck durch Offiziere die Weiſung zu ſenden, am 10. in Montmirail und Chateau-Thierry ſtillzuſtehen, die von Sezanne her geſchehene Feindesbewegung zu beobachten, und einem überlegenen Angriffe Napoleon's von dorther nach Chateau-Thierry und über die Marne auszuweichen; nur im Falle Sacken durchaus ſicher wäre, wurde mündlich hinzugefügt, daß von Sezanne her nichts zu fürchten ſei, möchte er ohne Aufenthalt ſeinen Zug fortſetzen. Aus den Nachrichten von dem großen Heere erſah Blücher, daß durch die veränderte Richtung deſſelben allerdings die linke Flanke des ſchleſiſchen Heeres entblößt, und dem Feinde das Anrücken von jener Seite freigegeben ſei, der gemeldete Rückmarſch Napoleon's auf Nogent-ſur-Seine war damit in Verbindung zu halten, und Blücher ſelbſt wollte, wie ſchon erwähnt, am folgenden Tage, gemäß der Aufforderung Schwarzenbergs, mit einem Theile ſeiner Truppen in dieſer Richtung nach Sezanne vorrücken. Noch in der Nacht aber vom 9. auf den 10. Februar kam die Kunde, daß Napoleon ſelbſt mit ſeinen Garden von Nogent-ſur-Seine über Villenoxe nach Sezanne heranzöge. Blücher ſammelte ſeine in der Gegend umher verlegten und zum Theil noch weit zurückſtehenden Truppen, empfand aber gleich den Mangel an Reiterei, die größtentheils an der Spitze des Heeres weit voraus war. Am 10. Mittags erhielt er von Sacken die Nachricht, von Sezanne befürchte er nichts Ernſtliches, und ſetze daher ſeinen Marſch getroſt fort; zu gleicher Zeit kam aber die Meldung, daß zwiſchen Fere-Champenoiſe und der Aube weder Wittgenſtein mit ſeinen Truppen ſelbſt, noch Pahlen mit deſſen Vortrab ſich finde, und die andere, daß Napoleon am 9. in Sezanne übernachtet habe. Für Sacken und York durfte Blücher bei den ertheilten Anweiſungen unbeſorgt ſein, er ſelbſt rückte daher unverzüglich nach Fere-Champenoiſe, um in Napoleon's rechter Seite zu ſtehen, allein ſchon auf dem Wege dahin erhielt er Kunde von Olſufieff's Unfall bei Champaubert, wodurch ſeine eigne rechte Flanke entblößt, und die Verbindung mit Sacken und York bedroht war, und kehrte deßhalb ſogleich mit den Truppen von Kleiſt und Kapzewitſch in der Richtung auf Vertus nach Bergeres zurück, wo er in der Nacht ankam, und die Trümmer der Truppen von Olſufieff, unter dem General Udom noch etwa 1800 Mann und 15 Kanonen, an ſich zog. Alle Nachrichten beſtätigten nun, daß Napoleon mit ſeiner ganzen Macht anrücke. Blücher getröſtete ſich der guten Zuverſicht, daß das Hauptheer entweder über Plancy, wo Wittgenſtein früher eine Brücke über die Aube ſchlagen laſſen, dem Feinde nachfolgen, oder inzwiſchen geradezu nach Paris vorgehen werde; mochte nun Napoleon links auf Sacken fallen, oder ſich rechts gegen Blücher wenden, immer wurde ein geringer Nachtheil des ſchleſiſchen Heers durch bedeutende Erfolge des Hauptheeres aufgewogen; Blücher aber beſchloß, wenn der Feind ſich auf ihn würfe, dem Gefecht auszuweichen, und nach Epernay zurückzugehen, wo er ſich zugleich den Heertheilen von York und Sacken, die auf dem anderen Ufer der Marne ſich dahin ziehen ſollten, wieder näherte. Da die Franzoſen am 11. bei Etoges ſtehen blieben, und Mittags Kanonendonner von jenſeits Montmirail her vernommen wurde, ſo war gewiß, daß Napoleon ſich gegen Sacken gewandt habe, für den jedoch keine weſentliche Beſorgniß Statt finden konnte, da er mit York den Rückzug hinter die Marne ſicher hatte. Dennoch würde Blücher ſogleich zum Angriff geſchritten ſein, wäre er nicht faſt ganz ohne Reiterei geweſen. Mit gleicher Ungeduld nähere Kunde von den Vorgängen bei Montmirail und das Eintreffen ſeiner von Chalons ankommenden Reitereiverſtärkung herbeiwünſchend, harrte er in dem Lager von Bergeres peinlichſt bis zum 13. Vormittags, da zwei preußiſche Küraſſierregimenter, zu Kleiſt's Heertheil gehörig, endlich anlangten. Nun griff er unverzüglich mit ſeiner nunmehrigen Stärke von etwa 15,000 Mann, worunter doch nur höchſtens 1100 Reiter, die Franzoſen bei Etoges an, warf ſie über Champaubert zurück, und verfolgte ſie bis Fromentiere. Am 14. früh drang er weiter gegen Montmirail vor; Marmont fühlte ſich zum Widerſtande gegen ſolch heftigen Andrang zu ſchwach, und ging fechtend zurück; das Dorf Vauchamps vor Montmirail mußte er nach hartnäckigem Gefecht der preußiſchen Vorhut unter dem General von Zieten überlaſſen. Aber in dieſem Augenblicke traf Napoleon mit der alten Garde durch einen angeſtrengten Nachtmarſch von Chateau-Thierry ein, und ſogleich nahm alles eine andere Wendung. Marmont griff Vauchamps wieder mit Heftigkeit an, zahlreiche franzöſiſche Reiterei drang hervor, und warf die preußiſche Vorhut, welche in Vauchamps zu weit vor dem Haupttrupp voraus war, auf dieſen mit anſehnlichem Verluſt und in großer Unordnung zurück. Blücher nahm eiligſt, und deßhalb ohne viele Wahl, eine Stellung, um die Zurückweichenden aufzunehmen. Sogleich aber ſah er ſich ſelbſt auf ſeinem linken Flügel, der nicht geſtützt war, von überlegener Reiterei angegriffen, gegen welche die preußiſche nicht Stand hielt, das Fußvolk aber, ſchnell in 6 Vierecke geſtellt, ſich tapfer vertheidigte. Die Hauptſtärke der franzöſiſchen Reiterei, gegen 6000 Pferde unter Anführung des Generals Grouchy, ſuchte, ſo wurde gemeldet, ſeinen rechten Flügel zu umgehen. Der Ungeſtüm des Vordringens und die große Anzahl der Truppen ſetzten Napoleon's Anweſenheit außer Zweifel. Für Blücher war nichts übrig als zurückzugehen, allein dem Gefecht war ſchon nicht mehr auszuweichen, und bei der Uebermacht des Feindes, beſonders an Reiterei, mußte daſſelbe ſehr nachtheilig ausfallen.

Eine Nachricht, daß der General von Diebitſch mit der leichten Reiterei der ruſſiſchen Garde, von dem Hauptheer entſendet, von Sezanne gegen Montmirail vorrücke, gab für den Augenblick wenig Troſt, da der Petit-Morain von dieſer Hülfe trennte. Der fernere Rückzug geſchah in großer Ordnung, aber allzulangſam; Kapzewitſch auf dem linken Flügel machte ſeine geſchloſſenen Bewegungen ſchachbrettartig wie auf dem Uebungsplatze; auf dem rechten Flügel wandte Kleiſt, der in der Seite die große franzöſiſche Reiterſchaar und deren drohende Ueberflügelung vor Augen hatte, größere Eile an, und ließ zugleich den linken Flügel zur beſchleunigteren Gewinnung des Waldes von Etoges auffordern. Dieſer Wald ſollte von dem General Udom, der mit dem Reſte von Olſufieff's Truppen in Etoges zurückgelaſſen worden, beſetzt ſein, Blücher ſah keine Gefahr, freute ſich vielmehr der trefflichen Haltung und feſten Ruhe der Ruſſen, wollte nichts übereilt wiſſen, und ſandte an Kleiſt, der ihm zu ſchnell fortrückte, ſogar den Befehl, Halt zu machen. Kleiſt gehorchte zwar dem Befehl, allein ſtellte ſogleich dringend die Lage der Dinge vor. Der Verzug war indeß geſchehen, die franzöſiſche Reiterei, welche bisher auf durchweichtem ſchwierigen Erdreich nur im Schritt und mit dem preußiſchen Fußvolke kaum in gleicher Höhe fortkommen konnte, eilte plötzlich, als die Ebene von Champaubert feſteren Boden gab, ſchneller heran, trieb die wenige Reiterei Blücher's, welche vom linken Flügel auf den rechten gezogen war, völlig aus dem Felde, und warf ſich mit Ungeſtüm von allen Seiten auf das Fußvolk, welches in dichten Maſſen zuſammengedrängt ſich der heftigen Angriffe ſtandhaft erwehrte. Allein noch war der Wald von Etoges nicht erreicht, ein offener Raum von 1500 Schritt lag dazwiſchen, und gab der feindlichen Reiterei freies Spiel. Hier galt es muthvolle Ausdauer und kräftige Beſonnenheit. Unter ſtetem Anſtürmen des Feindes, mit Geſchützfeuer ſich den Weg bahnend, durch das Schlagen aller Trommeln die Bataillone zuſammenhaltend, zogen die vielfach erſchütterten Maſſen mit einbrechender Dunkelheit dem Walde zu. Ein Augenzeuge berichtet dieſe Vorgänge in Kürze wie folgt: „Wir rückten jeden Tag von Vertus auf der Straße nach Paris vor, und kehrten immer wieder in die Quartiere nach Vertus zurück. Den letzten Tag hörten wir zur Seite kanoniren, dann ſogar deutlich Gewehrfeuer, offenbar mußte Yorck bei Montmirail im Gefecht ſtehen, und jederman meinte, wir müßten ihm zu Hülfe eilen; aber wir kehrten auch diesmal zurück. Alles ſchrie darüber. Dafür kam ein Tagesbefehl gegen das dreiſte Kritiſiren. Gleich darauf wurden wir überfallen und geſchlagen.“ Blücher ſelbſt war unter den Letzten, dem Feinde Trotz bietend, die Seinen aufmunternd, und doch in eigner Seele nicht unerſchüttert. Der ſteigende Nachtheil des vom erſten Augenblicke höchſt bedenklichen Gefechts, welches mit der Gefangennehmung der ganzen Truppenſchaar zu enden drohte, die Gewißheit, daß die Heertheile von Yorck und Sacken ſchon geſchlagen waren, und die Vorſtellung ſo vieles ferneren unabwendbaren Unheils, wirkten ſo ſtark auf den Feldherrn ein, daß es Augenblicke gab, wo ſeine Umgebung nicht zweifeln konnte, daß er ſolch unglücklichen Tag nicht zu überleben wünſche. Dahin deutet auch folgende Erzählung, daß er ſich mehrmals dem Feuer eines eigenen Bataillons ausſetzte, gegen welches franzöſiſche Reiterei anſprengte. Neben ihm hielt Noſtitz, eine Ordonnanz wurde im wiederholten Gewehrfeuer niedergeſtreckt, und noch immer verharrte Blücher. Da ſagte Noſtitz, der bisher geſchwiegen: „Wenn Euer Exzellenz ſich hier, wo noch nichts verloren iſt, todtſchießen laſſen, ſo wird die Geſchichte auch nicht viel Rühmliches davon zu ſagen haben.“ Blücher ſah ihn ernſt an, doch der inhaltſchweren Mahnung folgend, wandte er ſein Pferd, und ſagte: „Nun, ſo laſſen Sie uns weiterreiten.“ Einem Offizier, der ſeine Gewohnheit Späße und Witze zu machen auch jetzt unzeitig übte, rief er zu: „In's drei Teufelsnamen, ſtille! Sie machen einen ja noch konfuſer, als man ohnehin ſchon iſt!“ Darauf kamen Gneiſenau und andere Offiziere, die ihn vermißt hatten. Blücher, von Beſchwerden gequält, ſtieg ab, und rief: „Na, Gneiſenau, nun es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen, hat's damit auch noch lange Zeit; es wird nun ſchon wieder gehen, und wir werden noch alles gut machen.“ — Zwei preußiſche Bataillons, welche ihre Flanken nicht genug bewachten, wurden von der franzöſiſchen Reiterei niedergemacht. Der Rückzug mußte eilig fortgeſetzt werden; Gneiſenau, voll Ungeduld, hieß nach der Uhr ſehen, und als es hieß „Vier Uhr“, wurde er hochroth vor Zorn und Verlegenheit, daß es noch ſo früh ſei, denn vor der Dunkelheit, meinte er, werde der Feind nicht ablaſſen. Endlich war der Wald von Etoges erreicht, aber der Feind mußte auch hier noch bekämpft werden, der General Udom hatte ſchon früher von Kapzewitſch eine andere Richtung erhalten, dagegen war feindliches Fußvolk auf einem Seitenwege vorgedrungen, und früher als die preußiſche Nachhut in Etoges eingetroffen, wo bis 10 Uhr Abends das Gefecht mit großer Heftigkeit fortwährte. Doch endigte die Verfolgung hier. Blücher zog die ganze Nacht in Einem fort bis in die Stellung von Bergeres, wo die Truppen zuerſt wieder aufathmen und ſich ordnen konnten. Mehrmals kam Blücher unterwegs von den Seinen ab. Der Lieutenant Blanc, vor und nach dem Kriege Prediger zu Halle, damals kriegsfreudiger Soldat, ritt im Dunkeln eine Zeitlang allein, dann ſtieß er auf einen Reiter, und fragte: „Wo iſt der Feldmarſchall?“ — „Der bin ich!“ war die Antwort, und „Ich hätte mir heute auch wohl gewünſcht, daß eine Kugel mich getroffen hätte“, fügte er hinzu. Von 15,000 Mann waren an 6000 geblieben, verwundet oder gefangen, davon kamen 4000 auf den Heertheil von Kleiſt, der überdies auch 7 Geſchütze, die unfahrbar geworden, eingebüßt hatte. Zu ſchwach, um einen neuen Angriff zu beſtehen, der für den folgenden Tag zu befürchten war, ſetzte Blücher noch in der Nacht ſeinen weiteren Rückzug nach Chalons fort, wo er hinter der Marne die Wiedervereinigung mit ſeinen getrennten Heertheilen bewerkſtelligen und die Ankunft neuer Verſtärkungen erwarten konnte. Schon am 15. Mittags war er unverfolgt mit allen Truppen dort angelangt.

Die Heertheile von Sacken und Yorck waren nach ihrem Rückzug über die Marne bei Chateau-Thierry, wenig verfolgt vom Feinde, über Oulchy-le-Chatel, Fismes und Rheims im Halbkreiſe gleichfalls auf Chalons gezogen, wo ſie am 16. und 17. bei Blücher eintrafen. Hier erſt erfuhr dieſer den Hergang der unglücklichen Gefechte von Montmirail und Chateau-Thierry, und überſah ſeinen ganzen Verluſt. Vier Tage hindurch hatte Napoleon, in vier beſonderen Gefechten, die getrennten Abtheilungen des 56,000 Mann ſtarken ſchleſiſchen Heers mit etwa der Hälfte dieſer Truppenzahl geſchlagen; die Ruſſen und Preußen hatten im Ganzen 14,000 Mann, worunter 6000 an Gefangenen, die im Triumph nach Paris gebracht wurden, und 27 Kanonen verloren; von Meaux waren ſie bis Chalons zurückgeworfen. Dieſer glänzende Erfolg richtete den Kriegsruhm Napoleon's und die Zuverſicht der Seinen wieder auf, das ganze Unternehmen, ſo kühn erſonnen als kräftig ausgeführt, zeigte neuerdings, welch furchtbare Schläge dieſem gewaltigen Gegner in ſeiner Bedrängniß zu Gebote blieben. Aber hob Napoleon wiederum ſtolzer das Haupt, ſo beugte darum Blücher keineswegs das ſeine. Eine Niederlage war für ihn ein Ereigniß wie jedes andere, ſie konnte ihn tief ſchmerzen, aber nicht aus der Faſſung bringen; die Bedeutung, welche für andere Feldherrn ſich damit verknüpfte, hatte für ihn keinen Sinn, er wußte nichts von Feldherrnruhm, der auf dem Spiele ſtehen könnte; man hatte ſich tapfer geſchlagen, und war übel weggekommen, was war da weiter? man mußte ſich nur nicht lange bei dem Unglück aufhalten, man mußte ſich wieder ſchlagen, und beſſeren Erfolg hoffen, die Würfel fallen nicht alle Tage gleich. Seine muthige Stimmung gehörte ſchon den Truppen an, und jeder hielt ſich noch für eben ſo gut, als die Tage vorher. Zwiſchen Sacken und York blieb von jenen Vorfällen einige Mißhelligkeit; jener behauptete, wenn York ſeiner Aufforderung gefolgt, und mit ihm vereint angegriffen hätte, würde ein Sieg an die Stelle der Niederlage getreten ſein; dieſer meinte, für ihn habe Sacken's Beiſpiel kein Grund ſein können, auch ſeinerſeits von der erhaltenen Vorſchrift abzuweichen, er habe ſchon genug gethan, indem er bei Viffort ſtehen geblieben, und einen Theil ſeiner Truppen zur Rettung von jenem aufgeopfert. Blücher konnte York'en nicht tadeln, allein er machte auch Sacken keinen Vorwurf, und in den Berichten, die er in das große Hauptquartier ſandte, nahm er alle Verantwortung auf ſich ſelbſt. Hierin zeigte er wahre Heldengröße als Feldherr, der nach verlorener Schlacht die fremde Schuld, welche ihn rechtfertigen könnte, großmüthig verſchweigt, und dadurch als eigene gelten läßt. „Der General von Sacken“, heißt es bei dem Schriftſteller, der uns hier Gewährsmann iſt, „hatte viel zu wichtige Dienſte geleiſtet, und zu viele Beweiſe eines unerſchütterlichen Muthes gegeben, um wegen einer falſchen Anſicht ungleichen Urtheilen Preis gegeben zu werden. General von Sacken konnte irren, aber ſein Irrthum war der eines Helden, der ſeinen Kräften zuviel vertraut. Solcher Männer hatten wir nicht viel, und nur ſolche waren fähig Bonaparte zu ſchlagen.“ Viel aufgebrachter war Blücher auf die veränderten Maßregeln, welche, der genommenen Abrede zuwider, in den Bewegungen des Hauptheeres Statt gefunden hatten, und in welchen allein ſchon, ohne andere Urſachen zu Hülfe zu nehmen, die erlittenen Unfälle hinreichend begründet ſein konnten. Nichtsdeſtoweniger, als er den Feind nach Chalons nicht folgen ſah, war ſeine erſte Sorge ſogleich wieder für jenes Heer. Er konnte nicht zweifeln, daß Napoleon mit allen Kräften eiligſt wieder gegen Schwarzenberg ſich gewendet habe, und ſandte an dieſen Botſchaft über Botſchaft, um ihn zu benachrichtigen, zugleich aber auch das unter den vorhandenen Umſtänden faſt abentheuerliche Verſprechen, ihn auf dem Kampfplatze nicht allein zu laſſen.

Bei dem großen Heere war von Napoleon's Abweſenheit wenig Vortheil gezogen worden. Die einzelnen Heertheile waren zwar bei Nogent, Bray und Monterau über die Seine gedrungen, deren Uebergänge die Marſchälle Victor und Oudinot mit den wenigen Truppen, welche Napoleon ihnen zurückgelaſſen, gegen die überlegene Macht nicht behaupten konnten, und die Koſacken des Attamans Platoff verbreiteten Schrecken bis in die Gegend von Paris, allein zu einem Hauptſchlage waren die Kräfte noch zu ſehr getheilt, und ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Oberbefehlshabers zu ſehr nach dem Süden abgelenkt, wohin ſogar der Heertheil Colloredo's zur Verſtärkung der bei Lyon ſtehenden öſterreichiſchen Truppenmacht, welche den Streitkräften des Marſchalls Augereau nicht gewachſen ſchien, abgeſandt wurde. Das Bemühen des Kaiſers von Rußland, durch nachdrückliches Vordringen des großen Heeres in Napoleon's Rücken, für Blücher, der ſchon am 11. Februar den erlittenen Anfall gemeldet hatte, eine entſcheidende Hülfe zu bewirken, mußte einige Tage fruchtlos bleiben. Erſt am 15. erhielt Wrede den Befehl, mit ſeinem ganzen Heertheil über Sezanne vorzurücken, wohin einſtweilen der General von Diebitſch mit einiger Reiterei vorausgeeilt war. Allein auf die Nachricht von dem bereits geſchehenen Unglück wurden alle Bewegungen wieder eingeſtellt. Erſt als Diebitſch meldete, das ſchleſiſche Heer ſei zwar geſchlagen, aber keineswegs vernichtet, und werde ſchnell wieder im Feld erſcheinen, wurde zu neuem Vorrücken der Befehl ertheilt. Wittgenſtein und Wrede erhielten am 16. die Richtung auf Nangis und Melun, und Fontainebleau wurde von öſterreichiſcher Reiterei beſetzt. Doch ſchon war Napoleon wieder nach dieſer Seite im Anzuge. Die Fortſchritte des Hauptheers, wie gering ſie an ſich waren, verurſachten ihm die äußerſte Beunruhigung, er mußte eilen, ſeine Hauptſtadt, die er kaum auf der einen Seite vor Blücher gerettet, ſchleunigſt auf der anderen gegen Schwarzenberg zu decken. Er überließ unmittelbar nach dem Gefechte von Vauchamps die Bewachung der Marne den Marſchällen Mortier und Marmont, und eilte ſchon am 15. früh mit ſeiner Garde und den Truppen Marmont's nach der Seine zurück. Um auf gebahnte Straße zu kommen, ging er erſt bis Meaux hinab, lenkte dann raſch auf zwei Wegen über Fontenay und Roſoy ſüdwärts, zog bei Guignes die aus Spanien ankommende Reiterei des Generals Treillard an ſich, und darauf mit den Marſchällen Victor und Oudinot vereint griff er am 17. früh bei Nangis den Vortrab Wittgenſtein's unter Pahlen an, der 9 Kanonen und über 1000 Mann verlor, und über Provins gegen Nogent zurückwich. Am 18. drängte er mit gleichem Ungeſtüm den Kronprinzen von Würtemberg in heftigem Gefecht bei Monterau zurück, nachdem derſelbe den früheren Angriff des Marſchalls Victor tapfer abgewieſen hatte. Auf allen Seiten wichen vor Napoleon's Erſcheinen die Abtheilungen des großen Heeres beſorglich zurück; am 19. wurde der Rückzug allgemein, und blieb bei dem heftigen Nachdringen des Feindes nicht ohne Verluſt. Schwarzenberg beſchloß, das Heer hinter Troyes in die Stellung von Saint-Parre zu führen, und daſelbſt gegen Napoleon Stand zu halten, wenn Blücher verſprechen könnte, zum 22. oder 23. Februar an der zu liefernden Schlacht wenigſtens mit 30,000 Mann Theil zu nehmen. Als Blücher dieſe Botſchaft durch Schwarzenberg's Adjutanten, den Major Grafen von der Schulenburg, empfing, freute ſich ſein Herz, und er gab zur Antwort: „Ich werde am 21. Februar mit 53,000 Mann und 300 Kanonen bei Mery zur Schlacht bereit ſein.“ Die Verſtärkungen von allen Waffen, welche ſtufenweiſe vom Rheine nachrückten, Ruſſen unter den Generalen Rudzewitſch, von Korff, Langeron und Saint-Prieſt, Preußen unter den Generalen von Röder, von Klüx, von Lobenthal und von Jagow, deren Herbeikommen durch zweckmäßige Befehle beſchleunigt wurde, und von welchen wenigſtens einige Abtheilungen binnen wenigen Tagen eintreffen mußten, konnten ihn in Stand ſetzen, bei der raſtloſen Thätigkeit ſeiner Umgebungen und dem noch immer herrlichen Geiſte ſeiner Truppen, ein ſolches Verſprechen wirklich zu erfüllen, wie ſehr dies auch, nach einem ſo bedeutenden Verluſte, und kaum ſechs Tage nach ſo großer Zerrüttung, den ſchwächeren Faſſungskräften zu bezweifeln ſchien.

Unterdeſſen war das Bemühen derjenigen, welche mit dem franzöſiſchen Kaiſer ein friedliches Abkommen wünſchten, wobei manche Betheiligungen ſicherer und beſſer als bei ſeinem Sturze wahrzunehmen ſchienen, nicht ohne Folge geblieben. Die Siege, welche Napoleon ſo eben davongetragen, die Demüthigung, welche ſeinen hartnäckigſten Gegner, den unaufhörlichen Kriegseiferer, ſo warnend getroffen hatte, und ſelbſt die neuen Vortheile, mit welchen er ſchon wieder gegen das Hauptheer zu wirken begann, mußten der Friedensparthei ein bedeutendes Uebergewicht geben. Schon am 17. Februar Abends, nach dem Gefechte bei Nangis erſchien Schwarzenberg's Adjutant, der Oberſt Graf von Paar, bei den franzöſiſchen Vorpoſten mit Anträgen zu einem Waffenſtillſtande. Während der Einſtellung der Feindſeligkeiten würden die Friedensverhandlungen auf dem Kongreſſe zu Chatillon, hoffte man, einen geordneteren Gang und eine leichtere Wendung nehmen. Schon waren die verbündeten Mächte über die Grundlagen eines Friedensvertrags übereingekommen, und nur Napoleon zögerte, in dem Umfange des alten Frankreichs ein ihm genügendes Herrſcherthum anzuerkennen. Endlich hatte er dennoch, nach der verlorenen Schlacht von la Rothiere faſt ohne Ausſicht der Rettung, verzweiflungsvoll ſeinem Abgeordneten Caulaincourt unbeſchränkte Vollmacht geſandt, auf jede Bedingung, nur ſchleunigſt und augenblicklichſt, irgend einen Vertrag einzugehen, damit vor allen Dingen nur Paris gerettet würde. Caulaincourt jedoch übereilte nichts, und ſandte, anſtatt ſie zu unterzeichnen, die letzten Bedingungen der Verbündeten ihm zur Prüfung und Genehmigung ein. Schon wankte Napoleon's ſtarrer Sinn, und ſchon war er im Begriff, der beſchämenden Einſchränkung auf das alte Frankreich ſich zu fügen, als die neuen Waffenerfolge plötzlich in ihm allen Trotz und Uebermuth wieder aufriefen. Er verweigerte Waffenſtillſtand und Frieden auf andere Bedingungen, als die ſeinem neuen Glücke gemäß wären; er ſetzte ſeine Hoffnung auf die Verhältniſſe der

Verwandtſchaft, die ihn mit Oeſterreich verbanden, und indem er dieſe Macht einzeln zu gewinnen dachte, glaubte er ſich der Anſprüche der andern künftig ſchon leichter zu erwehren. Der zweiten Botſchaft Schwarzenberg's, der neue Anträge durch den Oberſten Fürſten Wenzel von Liechtenſtein ſandte, antwortete er mit vollem Uebermuthe. So zerrüttete Blücher's Niederlage, durch ein ſeltſames Verhängniß, mehr noch als ſeine Siege es gekonnt, die Hoffnungen und Anſchläge der Friedensparthei, und der Schimmer von Glück, den Napoleon wiedergewann, und den er mit leidenſchaftlicher Verblendung ſich ſelbſt und Andern übertrieben vorſpiegelte, führte ihn nur um ſo ſicherer und unaufhaltſamer dem Verderben zu, aus welchem ein fortgeſetztes Unglück ihn wahrſcheinlich würde gerettet haben. Aber einſtweilen verfolgte er mit Kraft ſeine kriegeriſchen Vortheile.

Der empfangenen Aufforderung entſprechend, eilte Blücher ſchon am 19. Februar von Chalons nach Sommerſous, am 20. nach Arcis-ſur-Aube, an erſterem Orte die Generale von Korff und Rudzewitſch, an letzterem den General von Röder aufnehmend. So verſtärkt ſetzte er ſeinen Marſch am 21. bis nach Mery-ſur-Seine fort, wo Wittgenſtein mit ſeinem Heertheile ſtand, und das ſchleſiſche Heer demnach dem Hauptheere ſich bereits wieder anſchloß. Wittgenſtein hatte ſchon Befehl, am folgenden Tage, nachdem Blücher eingetroffen, auf dem rechten Ufer der Seine nach Troyes abzuziehen. Sein Vortrab indeß unter Pahlen war auf der Straße von Nogent bei Saint-Hilaire von den Franzoſen angegriffen, und fechtend bis nach Chatres, unfern Mery, zurückgetrieben worden. Ehe von dem ſchleſiſchen Heere Schtſcherbatoff am 22. dieſe Truppen gehörig ablöſen konnte, war der Feind ſchon bis Mery vorgedrungen, und hatte den auf dem linken Ufer der Seine gelegenen Theil des Städtchens genommen. Die von den Ruſſen angezündete Brücke brannte nicht völlig ab, doch Schtſcherbatoff vertheidigte den Uebergang mit ſeinen Truppen hartnäckig. Aber die Hitze einer in Mery durch vernachläßigte Wachtfeuer entſtandenen Feuersbrunſt wurde ſo groß, daß Blücher den Ort zu räumen geſtattete. Nach einigen Stunden benutzten dieſen Umſtand die franzöſiſchen Plänkler, und drangen zahlreich über die halbverbrannte Brücke, und durch und neben Mery gegen die Stellung von York. Blücher befahl, ſie unverzüglich zurückzutreiben, und York vollführte dies mit Nachdruck, indem er das brennende Städtchen wieder nahm, und durch 2 Kompanieen Jäger den Zugang der Brücke feſt behaupten ließ, bis während der Nacht dieſelbe völlig zerſtört wurde. Eine Diviſion franzöſiſcher Garden unter dem General Boyer hatte hier bei Mery alle ihre Anſtrengungen vergeblich geſehen. Das ganze Heer Schwarzenberg's, bemerkt Fain in ſeinem Geſchichtbuche, war im Zurückweichen, überall ſtieß Napoleon auf Truppen, welche wenig Widerſtand zu leiſten begehrten. Die Hartnäckigkeit der Gegenwehr bei Mery ſtimmte damit nicht überein, man fragte ſtaunend, wer dieſer trotzige Feind ſei? Napoleon erfährt, es ſeien Truppen von Blücher, er will es nicht glauben, dieſe Truppen, meint er, ſeien auf 30 Stunden weit ab von hier, doch die Sache beſtätigt ſich, und nun iſt alles begreiflich, nur nicht, wie dieſe Truppen, die ſich bei Chalons kaum von ihrer Niederlage erholt haben konnten, ſo ſchnell wieder, und hier, plötzlich auf dem Kampfplatz erſcheinen? Jedoch ließ er ſeine ganze Macht nachdrücklichſt gegen Schwarzenberg gewandt, um erſt auf dieſer Seite die Oberhand völlig an ſich zu reißen. Blücher indeß harrte am 23. bei Mery der Verfügungen zur Schlacht, die ihm aus dem großen Hauptquartiere zukommen ſollten. Statt derſelben empfing er die Nachricht, mit dem Feinde werde unterhandelt, Schwarzenberg habe die Anträge zur Einſtellung der Feindſeligkeiten wiederholt, und wolle ſich zurückziehen. Daß man Waffenſtillſtandsanträge gemacht, die noch dazu Napoleon verwerfen durfte, konnte Blücher gar nicht faſſen, noch weniger, daß man mit 124,000 Mann, ſo ſtark waren die beiden Heere, vor dem Feinde, der nicht über 62,000 Mann haben konnte, ohne Schlacht zurückweichen wollte. Er ſandte den Oberſten von Grolman nach Troyes, und ließ Schwarzenberg beſchwören, nicht weiter zurückzugehen, ſondern, ungeirrt durch den prahleriſchen Anſchein des Feindes, demſelben die Schlacht zu liefern, auf die hier alles ankomme; er ſelbſt mit dem ſchleſiſchen Heere allein wolle die Schlacht liefern, dafern ihm das Hauptheer nur zum Rückhalt bliebe. Weit anderen Anſichten und Eindrücken war man in dem großen Hauptquartiere ſchon gefolgt. Die glücklichen Gefechte Napoleon's, und die Nachtheile der Oeſterreicher bei Lyon, hatten die früheren Plane durchaus zerrüttet, und Schwarzenberg wollte die ganze Heeresmacht nach Chaumont und Langres zurückführen; ſchon war deßfalls eine Verfügung auch an Blücher fortgeſchickt. Blücher's Abgeſandter fand durch ſeine Aufträge dieſen Beſchluß nicht mehr zu ändern, ſtellte jedoch vor, wie Blücher, bei der Art, die man an ihm kenne, kaum zu bewegen ſein werde, einen Rückzug mitzumachen, den er für durchaus unnöthig, ja für unverantwortlich halte. Unterdeß erfuhr der Oberſt von Grolman, daß die verbündeten Herrſcher ſelbſt den Rückzug, der ihrem Sinne nicht entſprach, nur ungern geſchehen ließen, und daß von ihnen kein Befehl ausgegangen ſei, der Blücher'n vorſchriebe, auch mit dem ſchleſiſchen Heere unter jeder Bedingung der Rückwärtsbewegung des Hauptheeres zu folgen. Mit dieſen Nachrichten kehrte der Oberſt am 23. Morgens von Troyes nach Mery zurück. Hier hatte Blücher inzwiſchen den Feind, — Napoleon ſelbſt war ihm in Chatres gegenüber, — in Augenſchein genommen. Es war ein kalter Tag, und der heftige Wind ließ im Freien kein angezündetes Feuer, an welchem der alte Feldherr ſich zu wärmen wünſchte, beſtehen. Endlich fand ſich eine gegen den Wind gedeckte Stelle, wo aber, wie bemerkt wurde, feindliche Kugeln häufig einſchlugen. Dies war für Blücher kein Abhaltungsgrund, begleitet von ſeinem Adjutanten Grafen von Noſtitz und von dem General von Valentini begab er ſich zu Fuß dorthin, ganz nahe den ruſſiſchen Plänklern, welche gegen die franzöſiſchen im heftigſten Feuer ſtanden. Er ſprach mit dem Fürſten Schtſcherbatoff dem jüngern, der die Ruſſen befehligte, über die Anordnung des Gefechts, und ließ ſich beim Feuer nieder. Plötzlich wurden die ruſſiſchen Plänkler zurückgedrängt, und Blücher durfte nicht länger weilen; im Zurückgehen erhielt Schtſcherbatoff einen Schuß, Valentini gleichfalls, ein dritter traf Blücher'n am Fuß, daß er auffuhr, Noſtitz aber, deſſen Arm er gefaßt hatte, führte ihn ungeſäumt weiter. Bei näherer Beſichtigung fand ſich der Fuß weniger verletzt, als der Stiefel, der ganz zerriſſen war; „das iſt ſchlimm, ſagte Blücher, wir haben mehr Doktors als Schuſters bei uns.“ Die Quetſchung des Fußes ſchmerzte ihn ſehr, und er ſetzte ſich in ſeinen Wagen, der unſern hielt; eine Kanonenkugel ſchlug alsbald auch hier ein, aber deßhalb noch weiter zurückzugehen wollte er nicht einwilligen. Während er noch am Ufer der Seine nach einem Uebergange forſchend weilte, erſchien unerwartet der Fürſt von Liechtenſtein, welcher, durch einen franzöſiſchen Offizier den Vorpoſten übergeben, von ſeiner ſchon erwähnten Sendung zurückkehrte. Die Mittheilungen über Napoleon's unbiegſamen Trotz waren für Blücher entſcheidend, er ſah nur die geſteigerte Nothwendigkeit, dieſen Feind bis zur Vernichtung zu bekriegen, mit ihm keinen Stillſtand einzugehen. Mittlerweile langte aus dem großen Hauptquartiere die Vorſchrift zum Rückzuge, aber auch der von Blücher dorthin geſandte Offizier an. Blücher gerieth in großen Unwillen und drückte denſelben heftig aus. Die meiſten Generale und Offiziere ſeines Heeres theilten ſeine Geſinnungen, und es fielen leidenſchaftliche Reden vor; ja es fehlte nicht an Meinungen, welche behaupteten, alles, was ſeit der Schlacht von la Rothiere vorgegangen, ſei durch Ränke der Friedensparthei gefügt worden, man habe Blücher'n abſichtlich im Stich gelaſſen, um ihn ſo zu ſchwächen, daß er nicht mehr dem Frieden entgegenwirken könne, und jetzt habe man ihn zur Schlacht gerufen, um ihn in einen Rückzug fortzureißen, mit welchem der Krieg enden ſolle. Es ging hier wie es auch ſonſt mit ſolchen Vorſtellungen geiſtiger Bezüge zu gehen pflegt; aus einer ſchwankenden Allgemeinheit, in welcher ſie allein wahr ſind, gehen ſie ſchnell zu einzelner Beſtimmtheit über, in welcher ſie keine Wirklichkeit mehr haben; eine Friedensparthei hat ohne Zweifel damals beſtanden, und vieles gewirkt, und noch mehr gehemmt, allein zu ſolch ausgemachten Planen und treuloſen Ausführungen iſt es gewiß nie gekommen, vielleicht nicht einmal zu einer ſolchen Geſtaltung, daß man hätte ſagen können, wer nun ganz und immer zu ihr gehört habe? Sie mag in dieſer Geſtaltloſigkeit nur um ſo gefährlicher geweſen, und Blücher's Verdienſt ein deſto größeres ſein, dieſe trüben Nebeldünſte durch die Blitze ſeines gewaltigen Muthes immerfort vernichtet zu haben. Blücher überſchaute den Umfang ſeiner Befugniſſe, und ſah nichts was ihn hindern konnte, als Feldherr ſelbſtſtändig zu handeln. Genug, er war ſogleich feſt entſchloſſen, den ſchmachvollen, durch keinen Grund zu rechtfertigenden Rückzug nicht mitzumachen. Er faßte vielmehr den großen und kühnen Plan, ſeine Verbindung mit dem Hauptheere freiwillig aufzugeben, und während daſſelbe den unſeligen Rückzug fortſetzte, mit dem ſchleſiſchen Heere abermals geradezu gegen Paris vorzurücken, eine Bewegung, welche den franzöſiſchen Kaiſer ſchnell wieder zur Umkehr von ſeinem jetzigen Vorgehen nöthigen mußte, und von dem Hauptheere neues Innehalten in ſeinem Rückzuge hoffen ließ. Zu dieſem Plane jedoch bedurfte es der Möglichkeit, der geſammten Macht Napoleon's zuletzt mit nicht allzu ungleichen Kräften eine Schlacht zu liefern, und dafür gab es nur den einen Ausweg, wenn Blücher die aus den Niederlanden ankommenden Heertheile der Generale von Winzingerode und von Bülow, von welchen der erſtere mit 25,000 Ruſſen zu Rheims ſchon angelangt war, der letztere mit 20,000 Preußen unverzüglich bei Laon eintreffen mußte, mit zu dieſer Schlacht ziehen durfte, da die eignen Verſtärkungen des ſchleſiſchen Heeres, durch welche daſſelbe auf 80,000 Mann ſteigen konnte, noch um 10 bis 12 Tagemärſche zurück waren. Zu dieſem Zwecke ſchrieb Blücher, genau nach dem Entwurfe, den ihm Gneiſenau vorlegte, ſofort eigenhändig an den König, und zugleich an den ruſſiſchen Kaiſer, da er es nur mit den Truppen dieſer beiden Fürſten zu thun hatte, theilte ihnen ſein Vorhaben mit, und bat ſie ihm den Oberbefehl über jene beiden Heertheile anzuvertrauen, die zwar zum Nordheere gerechnet wurden, deſſen Befehlsführer indeß noch nicht den Boden Frankreichs betreten hatte; Blücher ließ mündlich die Verſicherung hinzufügen, Napoleon werde unfehlbar das Hauptheer verlaſſen, und dem ſchleſiſchen nacheilen, dann aber möchte nur jenes auch wieder umkehren, und neuerdings vorrücken. Das Schreiben, welches Blücher auf Gneiſenau's Bitte für dieſen nochmals abſchrieb, und das in dieſer Abſchrift von Gneiſenau ſorgſam verwahrt wurde, lautete wie folgt: „Der Oberſt von Grolman bringt mir die Nachricht, daß die Hauptarmee eine rückgängige Bewegung machen wird. Ich halte es für Pflicht, Euer Majeſtät die unvermeidlichen nachtheiligen Folgen davon allerunterthänigſt vorzuſtellen: 1) Die ganze franzöſiſche Nation tritt unter Waffen; der Theil, welcher ſich für die gute Sache geäußert hat, iſt unglücklich; 2) unſre ſiegreiche Armee wird muthlos; 3) wir gehen durch eine rückgängige Bewegung in Gegenden, wo unſere Truppen von Mangel gedrückt werden; die Einwohner werden durch den Verluſt des Letzten, was ſie haben, zur Verzweiflung gebracht; 4) der Kaiſer von Frankreich wird ſich von ſeiner Beſtürzung, worin er durch unſer Vordringen gebracht worden, erholen, und ſeine Nation wieder für ſich gewinnen. Euer Majeſtät danke ich unterthänigſt, daß Sie mir die Offenſive zu beginnen erlaubt haben; ich darf mir alles Gute davon verſprechen, wenn Euer Majeſtät die beſtimmten Befehle geben, daß die Generale von Winzingerode und von Bülow meiner Aufforderung genügen müſſen. In dieſer Verbindung werde ich auf Paris vordringen, und ſcheue ſo wenig den Kaiſer Napoleon wie ſeine Marſchälle, wenn ſie mir entgegen treten. Erlauben Euer Majeſtät, daß ich mich glücklich ſchätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armee Euer Majeſtät Befehle und Wünſche zu erfüllen". Mit dieſen Anſchlägen und Bitten ſandte er den Oberſten von Grolman abermals nach dem großen Hauptquartiere, und ſchritt unterdeß, damit nicht Schwarzenberg immer größeren Raum aufgäbe, ungeſäumt zur Ausführung. Im erſten Augenblicke meinte Schwarzenberg, das ſchleſiſche Heer dürfe ſich von ihm nicht trennen, daſſelbe habe ſeine Stelle auf dem rechten Flügel angewieſen, noch immer ſei er willens eine Schlacht zu liefern, nur müſſe er dazu ſeine Kräfte rückwärts beſſer zuſammenziehen. Ein großer Kriegsrath in Bar-ſur-Aube vereinigte jedoch alsbald alle Stimmen für Blücher. Auch Schwarzenberg, ein edler Karakter und perſönlich unerſchrockener Feldherr, erkannte Blücher's Verdienſt, und zeigte keine Empfindlichkeit. Die verbündeten Herrſcher billigten ſein Unternehmen, hießen ihn mit allem Nachdruck handeln, und ſtellten nicht nur, nach ſeinem Wunſche, die Heertheile von Winzingerode und Bülow, ſondern auch den des Herzogs von Sachſen-Weimar, der noch in den Niederlanden ſtand, unter ſeinen Befehl. Das Hauptheer aber ſetzte dabei wie vorher ſeine rückgängige Bewegung fort, und neue Waffenſtillſtandsanträge wurden zu Luſigny bei Vendoeuvres zwiſchen beiderſeitigen Bevollmächtigten verhandelt!

Blücher aber hatte nicht gewartet, ſondern war ſchon in voller Thätigkeit. Noch in der Nacht zum 24. Februar war er mit dem ganzen Heere von Mery aufgebrochen, am 24. mittelſt Pontonbrücken bei Anglur, auf das rechte Ufer der Aube gegangen, und rückte nun unaufhaltſam fort in der Richtung gegen Sezanne. Dieſes Aufgeben ſeiner Verbindung mit dem Hauptheere, dieſes vereinzelte Vordringen gegen Paris, regte viele tadelnde Stimmen auf, altgediente Männer vom Handwerk waren bedenklich über das unerhörte Wagniß, eingeweihte Kriegskünſtler fanden ſich in die tollen Unternehmungen des alten Huſaren nicht, und Alle weiſſagten neues Unheil als nothwendige Folge, ja als gerechte Strafe ſolches Treibens. Und dieſer Marſch gehört, nach dem einſtimmigen Urtheil aller wahren Kriegskundigen, zu den größten und glänzendſten Unternehmungen des ganzen Krieges! Blücher wußte was er that, und that es mit Bedacht und Vorſicht, nur nicht mit jener, welche den Zweck ſelbſt wieder zurücknimmt. Es war die reiſſte Ueberlegung, die ihn bewog, nicht zuerſt die Vereinigung mit Winzingerode und Bülow zu ſuchen, wie am ſicherſten und ganz leicht geweſen wäre, ſondern gleich gegen Paris vorzudringen, um nur Napoleon ſo ſchnell als möglich nachzuziehen, dann erſt auf jene ſich zu ſtützen, und ſeinem Anrennen eine vereinte Stärke von 100,000 Mann entgegenzubieten. Schon bei Sezanne ſtieß Blücher auf den Feind; der Marſchall Marmont war mit ungefähr 8000 Mann bis dorthin vorgerückt, wich aber dem Andrange der Uebermacht geſchickt aus, und kam abwärts von Sezanne bei Eſternay glücklich über die Brücke des Grand-Morain, zum großen Verdruſſe Blücher's, der ihn ſchon zu haben glaubte, und ſeine Reiterei, die jenen auf beiden Flügeln hatte umgehen ſollen, der Läſſigkeit beſchuldigte. Bei Eſternay kam der General von Klüx, zum Heertheile von Kleiſt gehörig, mit einer Brigade preußiſchen Fußvolks, einigen Batterieen und anſehnlichem Pulvervorrath als Verſtärkung zu dem ſchleſiſchen Heere. Für ſein entlegneres Vordringen aber mußte Blücher ſelbſt auf ſolche Verſtärkungen einſtweilen verzichten; er ſandte dem General Saint-Prieſt den Befehl entgegen, bei Vitry an der Marne ſtehen zu bleiben, alle nachkommenden ruſſiſchen und preußiſchen Truppen dort zu ſammeln, ſie für eine Macht von 30,000 Mann auszugeben, und nach den eintretenden Umſtänden über Chalons, Rheims und Fismes an das ſchleſiſche Heer zur Theilnahme an einer Schlacht in Eilmärſchen heranzuführen; an Winzingerode hingegen, der zwiſchen der Marne und Aisne in der Gegend von Rheims ſtand, ließ er die Einladung ergehen, von ſeiner Seite auf dem rechten Ufer der Marne, wie Blücher auf dem linken, gegen Meaux vorzurücken, und ſich dem ſchleſiſchen Heere anzuſchließen. Blücher ſelbſt verfolgte ſeinen Weg über la Ferté-Gaucher und Coulommiers nach la Ferté-ſous-Jouarre, wo Marmont ſich über die Marne zurückzog, die nähere Straße über Meaux nach Paris Preis gebend, um ſich nur zuvörderſt mit Mortier, der aus der Gegend von Soiſſons herbeieilte, zu vereinigen. Erſt am 26. Februar in Rebais empfing Blücher aus dem großen Hauptquartiere Nachricht von den dortigen Beſchlüſſen, welche ſein Unternehmen billigten, und den Umfang ſeines Oberbefehls ausdehnten. Er ſetzte ſeinen Zug nur um ſo eifriger fort, und bereitete ſich, mit allen Truppen auf das rechte Ufer der Marne überzugehen, durch zwei bei Sameron unfern bei la Ferté-ſous-Jouarre am 27. geſchlagene Pontonbrücken war dieſer Uebergang im voraus geſichert, durch eine Nachhut von 4000 Reitern unter Korff linkshin gegen Villenoxe und Provins einer zweiten Ueberrumpelung, die Napoleon verſuchen möchte, einigermaßen vorgebeugt. Inzwiſchen drängte er fortwährend gegen Meaux, um die Marſchälle Marmont und Mortier noch weiter zurückzuwerfen. Sacken griff dieſe Stadt vom linken Ufer der Marne mit Geſchütz an, während Kleiſt, den Krümmungen der Marne auf ihrem rechten Ufer folgend, bei

Liſy über den Ourcq und bei Gué-a-Tremes über die Therouanne gehen, und ſo von dieſer Seite angreifen ſollte, worauf dann Sacken, jenen erſten Angriff aufgebend, eiligſt umzukehren, bei Sameron mit ſeinen und Langeron's Truppen gleichfalls überzugehen, und Kleiſt'en zu folgen hatte. Am Abend des 28. aber wurde Kleiſt an der Therouanne plötzlich von Mortier, der aus Paris anſehnliche Verſtärkung, beſonders an Geſchütz erhalten hatte, mit Heftigkeit angegriffen, und zugleich von Marmont am Ourcq aus Liſy verdrängt, ſo daß Kleiſt und Sacken eine Zeitlang getrennt blieben, und jener erſt durch einen Umweg ſeine Verbindung wiederfand. Der Feind hielt ſich hier durch einſichtsvolle Kühnheit gegen das viermal ſtärkere ſchleſiſche Heer.

Ein weiter Zwiſchenraum lag nunmehr trennend zwiſchen Blücher und Schwarzenberg. Der Zug des ſchleſiſchen Heeres mußte dem franzöſiſchen Kaiſer jetzt bekannt ſein, und in deſſen Beſchlüſſen bereits Folgen haben; welcherlei Folgen aber, das wußte niemand, die große Strecke von der Aube bis zur Marne war der undurchforſchte Raum, innerhalb deſſen ſich das Beginnen Napoleon's verborgen entwickelte. Doch der General von Tettenborn, mit mehreren Koſackenregimentern eben vom Rheine her in Frankreich angelangt, und in Epernay von der neueſten Lage der Sachen unterrichtet, ſäumte keinen Augenblick, ſondern warf ſich mit ſeinen leichten Reitern ſogleich vorwärts in jene Räume, welche den Marſch Napoleon's enthalten mußten. Er war über Vertus bis nach Fere-Champenoiſe kaum vorgedrungen, als er gleich am 28. Februar daſelbſt mit einigen Seitentruppen Napoleon's, der perſönlich voll Begierde herzueilte, ein Gefecht hatte, durch welches der bisher verborgene feindliche Heerzug ſogleich entdeckt war. Napoleon hatte auf die erſte Nachricht, welche er zu Troyes in der Nacht auf den 27. von Blücher's neuer Kühnheit erhalten, die Marſchälle Oudinot und Macdonald mit der Hälfte ſeines Heeres bei Troyes gegen Schwarzenberg zurückgelaſſen, und eilte jetzt mit 30,000 Mann Garden und anderen Kerntruppen in angeſtrengten Märſchen über Arcis-ſur-Aube und Sezanne dem ſchleſiſchen Heere nach. Frühmorgens war das Gefecht, und noch in der Nacht empfing Blücher durch Tettenborn die erfreuliche, wichtige Nachricht, welche ihm Gewißheit gab, daß ſein Zweck erreicht worden, und ihn in Stand ſetzte, demnach alle weiteren Maßregeln zu nehmen. Er ſandte an Winzingerode, an Bülow und an Saint-Prieſt ſeine Befehle, zog alle ſeine Truppen, zuletzt die Reiterei unter Korff, über die Marne, und ließ die Brücken abbrechen. Kaum war dies am folgenden Tage, den 1. März, um 10 Uhr Morgens vollendet, als auch ſchon die erſten Truppen Napoleon's erſchienen, und ſogleich überzugehen ſuchten. Blücher zog ſich von der Marne nach la Ferté-Milon zurück, ſich ſeinem Rückhalt annähernd, den Heertheilen von Winzingerode und Bülow, mit welchen er bei Oulchy-le-Château ſich zu vereinigen dachte. Die Marſchälle Marmont und Mortier noch im Vorbeigehen zu ſchlagen, verhinderte ihre Stellung hinter dem Ourcq, die Blücher ſelbſt am frühen Morgen beſichtigte, und für einen ſchnellen Streich, bei dem keine Zeit verloren werden durfte, zu ſtark fand. Allein ſie wenigſtens hinter dem Ourcq noch zurück und von Napoleon ſo lange als möglich getrennt zu halten, blieb Kleiſt noch zwiſchen Mareuil und Neufchelles drohend ſtehen, wurde aber am 2. März angegriffen, und folgte nun dem übrigen Heere nach Oulchy-le-Château, wohin Blücher ſeinen Marſch beſchleunigte, weil Napoleon ſich ſchon nach Chateau-Thierry gewandt hatte, von wo er den Feind vortheilhafter in deſſen Flanke zu erreichen hoffte. Wie Blücher früherhin ſeine Vereinigung mit Winzingerode und Bülow nur vorwärts bei Meaux geſucht, ſo ſtrebte jetzt auch Napoleon die ſeinige mit Marmont und Mortier nur vorwärts zu erreichen, und die beiden Marſchälle ſäumten nicht, auch ihrerſeits vorzudringen.

Yorck und Sacken langten in der Nacht zum 3. März in der Stellung am Ourcq bei Oulchy-le-Chateau an, Kleiſt von la Ferté-Milon kommend, von wo ihm Marmont und Mortier folgten, und Langeron's Truppen von Gandelu her, vor Napoleon weichend, trafen bei Neuilly zuſammen, machten vereint die Nachhut, und beſtanden am 3. ein lebhaftes Gefecht. Allein die Abſicht Blücher's, bei Oulchy eine Schlacht zu liefern, war ſchon vereitelt. Winzingerode hatte ſich mit

Bülow zur Wegnahme von Soiſſons vereinigt, welches zwar früher ſchon in den Händen der Ruſſen geweſen, aber am 19. Februar von Mortier wieder mit einer franzöſiſchen Beſatzung verſehen worden war, und die Ankunft auch nur Winzingerode's, der am nächſten ſtand, zu einer Schlacht am 3. blieb mehr als ungewiß. Blücher mußte ſich daher auf das rechte Ufer der Aisne zurückziehen; er hatte dazu den Uebergang über den Besle bei Fismes, und über die Aisne bei Bailly und bei Bery-au-Bac gewiß, zog aber fürerſt nach Buſancy, wo ihm noch die Wahl blieb, über eine neu zu legende Brücke bei Benizel zu gehen, oder jene Wege über Fismes und Bailly, oder, im Fall Soiſſons ſich ergäbe, die nähere Richtung auf dieſe Stadt zu nehmen. Soiſſons indeß ergab ſich, und Blücher ließ ſeine Truppen zur Erleichterung dieſe Straße einſchlagen, ſie waren Tag und Nacht abwechſelnd faſt nur im Gefecht und auf dem Marſche, zum Theil im tiefſten Kothe ſchlechter Feldwege, die erſt zuletzt der eintretende Froſt ein wenig gefeſtet. Das ganze Heer zog am 4. März durch Soiſſons, nur das Gepäck war ſchon über Fismes abgeſandt, wo jedoch das von Sacken, durch Mißverſtändniß verſpätet, zum Theil verloren ging. Blücher ſelbſt war nunmehr mit Winzingerode und Bülow, das ſchleſiſche Heer mit einem Theile des Nordheeres vereinigt, und die ganze Macht gegen 100,000 Mann ſtark. Auch Langeron traf noch eben mit 3 Reiterregimentern, und der General von Lobenthal mit einigem preußiſchen Fußvolk ein. Da die folgenden Ereigniſſe jedoch weſentlich von der Verſchiedenartigkeit der Beſtandtheile dieſer Vereinigung bedingt wurden, ſo ſchalten wir hier einige Betrachtungen ein, in welchen wir einen Augenzeugen reden laſſen, deſſen Worte einfach wiederzugeben hier der größte Gewinn für uns wird. „Als das ſchleſiſche Heer, — heißt es in der trefflichen Geſchichte der Feldzüge deſſelben, — ſich mit den Truppen von Winzingerode und Bülow bei Soiſſons vereinigte, machten dieſe große Augen, als ſie die zerlumpten Mäntel der Soldaten und die magern Pferde ſahen. Es war faſt auf jedem Geſicht zu leſen: „So werden wir alſo in vier Wochen auch ſein!“ Beſſer wäre geweſen, es hätte ſich jeder geſagt: „Das iſt das Heer, das durch ſeine großen Anſtrengungen weſentlich zum Gelingen beigetragen hat, und in manchen ſchwierigen Lagen ſich durch Muth und Standhaftigkeit herauszog.“ Bei einem Vertheidigungskrieg im Vaterlande, wo jeder Schritt die Folgen darſtellt, jede Aufopferung ihren Lohn hat, da iſt es leicht, die letzten Kräfte anzuſpannen. Weit vom Vaterlande, wo ſchon eine tiefe Einſicht dazu gehört, um zu begreifen, daß ein ſo entfernt geführter Krieg dennoch ein Vaterlandskrieg iſt, da kann die große Maſſe der Soldaten von nichts mehr emporgehalten werden, als von der Ehre, vom kriegeriſchen Ruhm. Der Kaiſer Alexander hatte die Lage Bonaparte's und die der Verbündeten mit Scharfſicht beurtheilt, und er war der Fels im Meer geworden, um den ſich alles ſammelte, an den ſich alles hielt, was die Nothwendigkeit der Fortſetzung des Krieges und der Entthronung Bonaparte's begriffen hatte. Ihm verdanken wir viel, vielleicht alles. Ohne ſeinen feſten Willen hätten ſeine Heere nicht mit der Bereitwilligkeit getragen und gehandelt, denn es gab viele höhere und niedere Offiziere darin, die ſich nach dem Frieden ſehnten. In den Heertheilen von Bülow und Winzingerode herrſchte ein guter Geiſt. Die höheren Stellen waren von ausgezeichneten Offizieren beſetzt, allein die Truppen hatten 1813 und 1814 beinahe noch gar nicht biwakirt, und waren die Anſtrengungen des ſchleſiſchen Heeres nicht gewohnt, ſie hatten unter dem Kronprinzen von Schweden eine ganz andere Art von Krieg geführt, und waren viel mehr, beſonders der Heertheil von Winzingerode, an eine langſame, ſyſtematiſche Kriegsführung gewöhnt, als das ſchleſiſche Heer. Die Heertheile von York und Kleiſt waren beide zuſammen 23,000 Mann ſtark, der von Bülow hielt 17,000 Mann, ohne 9000 Mann, welche noch in den Niederlanden ſtanden. Dieſe 49,000 Mann waren die Reſte von 120,000 Preußen, welche nach dem Waffenſtillſtande von 1813 kriegsfertig auftraten, und bereits ſchon einmal, nach der Schlacht von Leipzig, bedeutende Verſtärkungen erhalten hatten. Bei vielen Offizieren entſtand der Gedanke, ob das preußiſche Heer auch wohl fernerhin die Rolle eines Vorfechters ſpielen könne, ohne ſo aufgerieben zu werden, daß ihm beim Frieden nicht mehr mitzureden bliebe? Bei dem ruſſiſchen Heere meinte man, warum denn Ruſſen und Preußen alles allein thun ſollten? man beſorgte, daß Oeſterreich ein anderes Intereſſe haben, ja ein anderes Syſtem annehmen könne; es hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß es im großen Hauptquartiere mit der Einigkeit nicht zum beſten ausſähe. Dieſe kurze Darſtellung der allgemeinen Anſichten und Verhältniſſe war zur Verſtändigung der folgenden Begebenheiten, bis zum 23. März, nöthig. Sie tragen nicht das Gepräge des Großen, des Außerordentlichen, welches man an dem ſchleſiſchen Heere gewohnt iſt. So hängen die Thaten eines Heeres oft von den Umſtänden ab, und der Feldherr iſt nicht immer der Herr derſelben!" So weit jener Schriftſteller. Blücher beſchloß, zwiſchen Soiſſons und Craonne, auf der Hochfläche zwiſchen der Aisne und der ihr nördlich gleichlaufenden Lette, die Schlacht Napoleon's anzunehmen. Die Oertlichkeit war hiezu ſehr günſtig gewählt. Der Rand der Hochfläche zieht ſich zunächſt an der Lette hin, von ihm fließen tiefe Bäche ſenkrecht zur Aisne nieder, und dieſes Erdreich machte den Angriff von vornher über die Aisne faſt unmöglich. Einſtweilen aber behielt Blücher noch eine ausgedehntere Stellung, ſein rechter Flügel war auf Soiſſons geſtützt, der linke bei Craonne und Corbeny zwar weniger gedeckt, wenn der Feind über Bery-au-Bac ging, allein bei gehöriger Beſetzung immer haltbar genug. Die Truppen waren folgendermaßen vertheilt: Bülow auf dem äußerſten rechten Flügel bei Loiry, die Aisne von Soiſſons bis hinab nach Compiegne beobachtend; Langeron, der die Befehlführung ſeiner Truppen wieder perſönlich übernahm, in und bei Soiſſons bis Bailly; York rückwärts bei Laſſaux, Margival und Villery; Sacken von Bailly bis Soupire, und die Aisne aufwärts beobachtend bis Beaurieux; Winzingerode auf dem äußerſten linken Flügel bei Beaurieux und Craonne, und die Aisne hinauf bis Bery-au-Bac; Kleiſt, deſſen Truppen bisher vorzüglich gelitten hatten, bildete den Rückhalt bei Anizy-le-Château; Blücher ſelbſt nahm ſein Hauptquartier rückwärts in Chavignon, und hielt ſein ganzes Heer bereit, auf jener Hochfläche jeden Augenblick in Schlachtordnung zuſammenzuſtehen. Die Truppen athmeten eben auf, aber Napoleon ließ ihnen keine Zeit zu raſten.

Schon gleich nach dem Uebergang über die Marne hatte ſich Napoleon rechts gegen Fismes gewandt, um Blücher'n von deſſen linkem Flügel her anzugreifen, und dieſe Bewegung ſetzte er fort, auch nachdem er die Uebergabe von Soiſſons, auf deſſen Behauptung er rechnete, in Fismes erfahren hatte. Die Marſchälle Marmont und Mortier mußten wieder auf Soiſſons vordringen, welches ſie am 5. März frühmorgens angriffen; Langeron ſtritt den ganzen Tag wider ſie, mußte ihnen am Abend jedoch die eine Vorſtadt überlaſſen; das Gefecht koſtete auf jeder Seite über 1000 Todte und Verwundete. Während dieſer Zeit war Napoleon mit ſeinen Garden und anderen alten Truppen immer rechts gezogen, hatte Rheims überfallen laſſen, und mit ſeiner Hauptſtärke querfeldein Bery-au-Bac erreicht. Winzingerode hatte früher gemeldet, auf dem linken Flügel ſei nichts zu befürchten, und auf Blücher's nochmalige Aufforderung zur thätigſten Wachſamkeit wiederholt verſichert, er werde ſchon auf's beſte ſorgen; auch waren bei ſeinem Heertheil in der That gegen 7000 leichte Reiter, eine Stärke, die ihn völlig in Stand ſetzte, ſeiner Aufgabe zu genügen. Nichtsdeſtoweniger wurde die Brücke von Bery-au-Bac durch die franzöſiſche Reiterei Nanſouty's nach einem kurzen Gefecht genommen, Napoleon zog ungehindert über die Aisne, und Winzingerode hatte bald deſſen Anrücken auf Corbeny zu melden. Auch die franzöſiſchen Truppen vor Soiſſons, nachdem ſie am 6. März ihren Angriff in aller Frühe zum Schein erneuert, zogen alsbald rechts ab, und eilten über Fismes gegen Bery-au-Bac dem Hauptzuge nach. Blücher hoffte dieſen zu ſchlagen, bevor jene angekommen wären, und ließ das ganze Heer auf der Hochfläche links nach Craonne ziehen, um von dort über Corbeny ſchnell auf den Feind zu rücken. Allein Winzingerode, anſtatt Corbeny und Craonne und den zwiſchenliegenden Wald beſetzt zu haben, war eine Stunde hinter Craonne ſtehen geblieben, da fand ihn Blücher in ſeiner Stellung, und Craonne und der Wald von Corbeny waren ſchon verloren. Nun war das ganze Vorhaben zerrüttet, der Angriff konnte nicht Statt finden, und andere Maßregeln wurden nöthig. Den Vortheil des Bodens beachtend beſchloß Blücher, auf der ſchmalen und daher leicht zu vertheidigenden Hochfläche den Angriff des Feindes durch Winzingerode's und Sacken's Fußvölker abzuſchlagen, die übrigen Heertheile ließ er nach Laon abziehen, und ſandte Winzingerode'n mit 10,000 Reitern und 60 reitenden Geſchützen noch in der Nacht über die Lette, um die Straße von Laon nach Very-au-Bac zu gewinnen, und den Feind, wenn derſelbe am folgenden Tage auf die Hochfläche vordränge, über Corbeny im Rücken anzufallen. Am 7. März in der Frühe begannen die Franzoſen ihre Bewegungen zum Angriff, und Blücher eilte zu dem Fußvolk auf der Hochfläche, wo er ſelbſt den Befehl führen wollte. Allein die Reiterei unter Winzingerode, anſtatt ſchon im Rücken des Feindes zu ſein, befand ſich um 9 Uhr Vormittags noch im Thal der Lette bei Chevregny, eine Stunde ſogar hinter Blücher's Hauptquartier, das nach Bray verlegt war. Dieſe Nachricht ſetzte in Erſtaunen. Blücher ließ ſogleich den Heertheil von Kleiſt auf jene Straße, wo Winzingerode ſein ſollte, nach Fetieux vorrücken, übergab an Sacken die Befehlführung auf der Hochfläche, und eilte zu jener Reiterei, die er um 11 Uhr noch größtentheils bei Chevregny fand; Winzingerode'n ſelbſt holte er in Bruyeres ein, derſelbe hatte den Uebergang über die Lette, anſtatt bei Neuville, rückwärts bei Chevregny geſucht, hatte gewartet, gefüttert, wieder die weiteren Wege genommen, und ſo die Zeit verloren, daß am Ende Kleiſt, der doch 10 Stunden ſpäter abgegangen war, um 4 Uhr Nachmittags noch 3 Stunden vor ihm bei Fetieux anlangte. Durch dieſe fehlerhaften Anordnungen eines ſonſt tapferen Generals war abermals die Hoffnung des Tages völlig zerſtört. Blücher mußte ſeinen Plan aufgeben, für die beabſichtigte Umgehung mit der Reiterei war es zu ſpät; Sacken ſtand ſeit 10 Uhr gegen Napoleon im härteſten Kampfe, heftig ſtürmten Ney und Victor mit den Fußvölkern, Grouchy und Nanſouty mit der Reiterei auf ihn ein, und ſuchten um jeden Preis vorzudringen. Doch das Gefecht war nunmehr zwecklos, und Blücher gab, wiewohl mit ſchwerem Herzen, den Befehl zum Rückzuge; er mußte ſich entſchließen, auch Soiſſons zu räumen, um nicht eine ſtarke Beſatzung dort getrennt einem ungewiſſen Looſe Preis zu geben, und zog ſein ganzes Heer nach Laon zuſammen. Die Franzoſen rühmten ſich des Treffens von Craonne als eines Sieges, jedoch ohne anderes Zeichen deſſelben, als den beſetzten Boden. Auf beiden Seiten war der Verluſt ſehr groß; man gab den der Franzoſen zu 8000 Mann, den der Ruſſen zu 5000 an. Für das ſchleſiſche Heer knüpfte ſich an dieſes Gefecht aber noch ein anderer Nachtheil. Die Truppen von Winzingerode, dem Geiſte des ſchleſiſchen Heeres fremd, ſuchten den Grund des verlorenen Tages, an welchem nur Ruſſen gefochten hatten, in den Anordnungen des Oberbefehlshabers, ſie meinten, man habe Winzingerode'n etwas Unmögliches aufgetragen. Dagegen wollten die preußiſchen Offiziere in dem Verfahren dieſes Generals Abſicht finden, ohne welche daſſelbe unerklärlich ſchien; dieſe Verſtimmung drohte den bisher ſo glücklich vereinten Beſtandtheilen des ſchleſiſchen Heeres allgemeine Entzweiung, und ſchon zeigten ſich die unangenehmſten Spuren davon. Das Mißvergnügen wurde dadurch vermehrt, daß die beiden neuhinzugekommenen Heertheile, welche in ruhigem Heranzuge ihre gefüllten Wagen mitbrachten, und bei ungeſtörter Verbindung rückwärts kleine Vorräthe angelegt hatten, den vier alten Heertheilen, welche unter unaufhörlichen Märſchen und Gefechten von aller rückwärtigen Verbindung abgeſchnitten und jedem Mangel Preis gegeben waren, von ihrem Ueberfluſſe abgeben ſollten. Das wollte dieſen, heißt es, nicht als billig einleuchten, ſie waren nicht gewohnt von heute auf morgen zu leben. Dieſe Umſtände machten eine vollſtändige Schlacht, einen gemeinſamen Sieg dem Heere faſt ſo nothwendig, wie früher in den Tagen vor der Schlacht an der Katzbach. Es bedurfte, wie damals, großer Klugheit und Stärke, um den offenen Ausbruch des im Innern eingeriſſenen Zwieſpaltes noch zu verhüten. Blücher ſelbſt, durch erzwungene Gewöhnung an alle mögliche Widerwärtigkeiten zuletzt nur deſto aufgereizter, ertrug unwillig den gehäuften Verdruß, der einer ſchon anderweit in ihm genugſam vorbereiteten Erkrankung nur zum Förderniß dienen konnte.

Der folgende Tag verging unter Vorbereitungen. Die Beſatzung von Soiſſons unter dem General Rudzewitſch zog gegen Laon; einige Gefechte blieben ohne Bedeutung. Das ſchleſiſche Heer nahm ſeine Stellung. Die Gegend von Laon war für Blücher's Abſicht höchſt günſtig; der durchſchnittene Hügelboden der Aisne und Lette hört hier auf, in offener Ebene ragt ein hoher ſteiler Berg, auf welchem die Stadt liegt, hinter Mauern und Thürmen wohl verwahrt; am Fuße des Berges bilden vier Dörfer gleichſam eben ſo viele Außenwerke, Saint-Marcel und Vaux nördlich, Semilly und Ardon ſüdlich, vor letzterem fließt ein Bach in ſüdweſtlicher Richtung zur Lette. Um dieſen Berg ringsher ordnete Blücher folgendergeſtalt ſeine Truppen. Der Heertheil von Bülow beſetzte die Stadt, den ganzen Berg, und die vorwärts liegenden Dörfer Semilly und Ardon; rechts von Laon bildete Winzingerode den rechten Flügel, linkshin Yorck und Kleiſt, wegen ihrer Schwäche vereint, den linken; Sacken und Langeron ſtanden hinter Laon bei Saint-Marcel als Rückhalt. Die beiden Flügel waren ohne Stützpunkte nach außen, allein der Berg von Laon gab allen Heertheilen eine innere Anlehnung; um ihn wollte Blücher ſich während der Schlacht ſo lange drehen, bis der günſtige Augenblick zum Angriff ſich darböte. Am 9. März in aller Frühe drängten die Franzoſen die Vorhut der Ruſſen und Preußen von Etouvelles und Fetieux zurück, und griffen alsbald die Stellung von Laon im dickſten Morgennebel an; ſie drangen einen Augenblick in das Dorf Semilly, wurden aber durch den Oberſtlieutenant von Clauſewitz hinausgeworfen, der ſich darauf hartnäckig daſelbſt behauptete; ſie nahmen mit beſſerem Erfolge das Dorf Ardon, aus welchem ihre Plänkler, durch den Nebel begünſtigt, ſogar den Berg von Laon kühn zu erſteigen ſuchten. Als der Nebel gegen Mittag fiel, überſchaute Blücher die Anſtalten des Feindes, und nahm, obwohl ſchon von Krankheit befallen, mit ſchnellem Eifer ſeine Maßregeln. Während Napoleon hier mit den Truppen angriff, welche am 7. bei Craonne gefochten hatten, zogen Marmont und Mortier zu einem zweiten Angriff über Bery-au-Bac mit den Truppen herbei, die vor Soiſſons geweſen waren. Blücher beſchloß, dieſe noch getrennten Abtheilungen der feindlichen Macht an ihrer Vereinigung zu hindern, und zugleich gegen den Theil, welcher auf ſeinen linken Flügel anrückte, einen Hauptſchlag zu führen; ihn beſtimmte dabei auch der Umſtand, daß auf dieſem Flügel die Preußen ſtanden, denen er diesmal das Beſte des Tages anvertrauen und zumuthen wollte. Um des Feindes Aufmerkſamkeit rechtshin abzulenken, ließ er Reiterei und reitendes Geſchütz unter Waſſiltſchikoff durch Clacy in die linke Seite Napoleon's vorrücken, der ſogleich Truppen entgegenſandte, vor welchen jene ſich langſam zurückzogen, und dieſe dadurch noch mehr ablockten. Hierauf mußte Bülow von der Mitte aus durch den General von Oppen das Dorf Ardon und weiterhin Leully wegnehmen laſſen, wodurch ſich eine Spitze zwiſchen Napoleon und Marmont trennend einſchob. Napoleon harrte voll Ungeduld, daß Marmont ſeinerſeits den Angriff eröffnete, er ſandte ihm wiederholte Befehle, ſein Anrücken zu beſchleunigen, allein ſie fielen ſämmtlich in die Hände der Koſacken, und Marmont rückte zwar vor, doch nur mit der Eile, die ſich im Nothfalle verdoppeln kann. Endlich machte Napoleon, ſeinen linken Flügel zu ſichern, einen heftigen Angriff gegen Clacy, nahm das Dorf, und dehnte ſeine Truppen, Blücher'n ſehr erwünſcht, noch weiter auf dieſer Seite aus. Inzwiſchen hatte Marmont gegen 3 Uhr Nachmittags, auf der Straße von Bery-au-Bac vordringend, den linken Flügel des ſchleſiſchen Heeres entſchloſſen angegriffen, und ſich des Dorfes Athies bemächtigt. Der Einbruch der Nacht endete das Gefecht. Während Napoleon erſt am folgenden Tage die eigentliche Schlacht zu liefern dachte, war noch für heute die Entſcheidung verhängt. Das Dorf Athies war in Brand geſteckt worden und beleuchtete die Schwäche der preußiſchen Stellung auf dieſer Seite. Gneiſenau traf ſogleich die nöthigen Anſtalten. Sacken und Langeron mußten auf den linken Flügel vorrücken, und für Yorck und Kleiſt als Rückhalt ſtehen, dieſe aber erhielten Befehl, ſobald jene ſich geſtellt, unverzüglich, es ſei Tag oder Nacht, in ganzen Maſſen und ohne einen Schuß über den Feind herzufallen. Blücher's Befehl und der beiden Generale Anfrage zu einer ſolchen Unternehmung begegneten einander auf halbem Wege. Nach eingetretener völligen Dunkelheit, indem auch der Brand im Dorfe ſchon größtentheils erloſchen war, unter anbefohlenem tiefſten Schweigen, rückten die Preußen geſchloſſen vor. Der Prinz Wilhelm von Preußen drang mit Fußvolk auf der großen Straße in das Dorf Athies ein, die Generale von Horn und von Katzler unterſtützten ihn rechts und links, der General von Zieten umging den Feind mit der Reiterei. Das Dorf war ſogleich genommen, der Feind, in ſeinen Lagerſtätten überfallen, wollte Widerſtand leiſten, wurde aber überall geworfen; unaufhaltſam drangen die Preußen in den Kartätſchenhagel vor, und nahmen das Geſchütz; die Franzoſen, von allen Seiten angegriffen, von der Reiterei durchbrochen und überflügelt, flohen in wilder Verwirrung; die Dunkelheit der Nacht ließ keine Herſtellung zu, der Schrecken ſprengte die Flüchtigen über Bery-au-Bac hinaus bis nach Fiſmes, wo Marmont ſeine Leute erſt wieder zum Halt brachte. Alles Geſchütz, mit Ausnahme von 4 Stücken, mit welchen der Oberſt von Fabvier ſeitwärts entſendet worden war, im Ganzen über 50 Kanonen, mit 100 Pulverwagen, gegen 1000 Mann an Todten und Verwundeten, und mehr als 2000 an Gefangenen, hatten die Franzoſen in dieſer ſchnellen Entſcheidung eingebüßt. Die Preußen, im Beſitz aller Vortheile, hatten kaum 300 Mann verloren. Sie verfolgten den Feind bis über Fetieux, zogen ſich aber nach Mitternacht, erhaltenem Befehl gemäß, wieder auf Athies zurück.

Nach dieſer glänzenden Waffenthat gegen Marmont, deren Gelingen jede Erwartung übertroffen hatte, wollte Blücher ſich am folgenden Tage mit ganzer Macht auf Napoleon werfen, der noch bei Clacy ſtand. Allein der Angriff ſollte vernichtend werden, und daher nicht von vorne geſchehen. Noch in der Nacht ertheilte Blücher ſeine Befehle; York und Kleiſt ſollten dem geſchlagenen Feinde über Bery-au-Bac bis nach Fiſmes folgen, Langeron und Sacken über Bruyeres auf die Hochfläche von Craonne rücken, und von dort auf die Straße von Soiſſons in Napoleon's Rücken vordringen. Bülow und Winzingerode waren beſtimmt, die ſtarke Stellung von Laon zu halten, und erſt bei des Feindes Abzuge ihm angreifend nachzudringen. Die Truppen brachen ohne Verzug nach ihrer Beſtimmung auf. Man erwartete, Napoleon würde auf die erſte Nachricht von Marmont's Unglück ſogleich nach Soiſſons zurückgehen, allein er blieb am 10. März Vormittags in ſeiner Stellung, und ſchien ſogar auf's neue angreifen zu wollen. Blücher inzwiſchen war in der Nacht ernſtlicher krank geworden, und wenn geſtern ſein Wille noch ſeinem Unwohlſein gebieten konnte, ſo war dadurch ſelbſt dies letztere doch nur vermehrt; die Anſtrengungen des Feldlebens und die Einflüſſe der Jahreszeit hatten ihm eine Augenentzündung und ein heftiges Flußfieber bewirkt, ſo daß er das Zimmer nicht verlaſſen durfte. In Erwägung, daß er bei erneuerter Schlacht nicht in Perſon anführen konnte, und daß es Napoleon ſei, der noch feſt gegenüber ſtand, beredeten ihn mehrere der Generale, die ihn Morgens glückwünſchend beſuchten, jene Bewegung, die ihnen zu gewagt dünkte, beſonders da man nicht wiſſen könne, wie ſtark Napoleon durch die aufgebotenen Nationalgarden inzwiſchen geworden ſei, wieder einzuſtellen; die aufgebrochenen Truppen mußten Halt machen, und gleich darauf, als es ſchien, der Feind wolle ſelbſt angreifen, nach Laon zurückkehren. Der Feind jedoch unternahm nichts Ernſtliches, der Tag verging in hitzigen Gefechten um Clacy, woſelbſt der franzöſiſche General Charpentier ſich tapfer behauptete. Napoleon ließ am Abend das Dorf Semilly noch angreifen, trat aber, als dies fruchtlos blieb, alsbald den Rückzug nach Soiſſons an, nur ſpät und ſchwach verfolgt, der Krankheit Blücher's ſeine Rettung dankend. Am 11. folgte Sacken gegen Soiſſons hin, Yorck und Kleiſt rückten abermals gegen Bery-au-Bac vor, Bülow war rechts über die Oiſe gegen Noyon gezogen, Langeron hielt die Mitte zwiſchen Bülow und Sacken; nur Winzingerode blieb in und bei Laon, die Gegend bot kaum für dieſe Truppen noch Lebensmittel.

Durch die Schlacht von Laon war die Verſtimmung der vorigen Tage im ſchleſiſchen Heere völlig wieder gehoben, und Ruſſen und Preußen, wie früher, in beſter Eintracht. Die Schlacht war für Napoleon ſchon dadurch eine Niederlage, daß er ſie nicht gewann. Er bedurfte der Siege, um wiederzugewinnen, was er verloren hatte, die Verbündeten thaten genug, wenn ſie das Gewonnene feſthielten. Sein Unternehmen war vollkommen geſcheitert; mit 60,000 Mann, worunter der Kern ſeiner Truppen, hatte er angegriffen, und einer gleichen Zahl weichen müſſen, während gegen 40,000 Mann des ſchleſiſchen Heeres noch ungebraucht des Kampfes harrten. Er hatte über 10,000 Mann und einen beträchtlichen Theil ſeines Geſchützes eingebüßt. Den Weg nach Paris mußte er auf's neue dem Sieger Preis geben; ſeine Lage war verzweifelt. Doch er ſuchte ſeine Aufhülfe und Tröſtung ſogleich wieder auf anderer Seite, und indem er Mortier bei Soiſſons und Marmont bei Fismes zur Beobachtung Blücher's ſtehen ließ, wandte er ſich raſch nach Süden zurück, überfiel am 13. die Stadt Rheims, wo Saint-Prieſt, eine anſehnliche Verſtärkung Ruſſen und Preußen dem ſchleſiſchen Heere zuführend, durch Mangel an Achtſamkeit einen Theil ſeiner Truppen und ſeines Geſchützes verlor, und ſelber tödtlich verwundet wurde, ließ dann am 14. Marmont wieder nach Bery-au-Bac, hingegen Ney mit 10,000 Mann nach Chalons vorrücken, zog 6000 Mann Verſtärkung aus den Feſtungen an ſich, ging darauf am 17. bei Epernay über die Marne, und eilte nach der Aube gegen Schwarzenberg, deſſen wenn auch noch ſo langſames, doch immer ſchon durch die bloße Maſſe gewichtvolles Vorrücken ihm neue Sorge gab. Bei dem Hauptheere hatten ſich in dieſer Zeit die Verhältniſſe allerdings bedeutend verändert. Schwarzenberg dachte zwar ſeinen Rückzug gegen Langres, in welchen er Blücher mitzuziehen gemeint, im erſten Augenblick, nachdem dieſer ſich zu neuem Vordringen von ihm geſchieden, nur um ſo eifriger fortzuſetzen, und alle Heertheile folgten bereits den deßhalb ertheilten Befehlen; unvermuthet aber hielten bei Bar-ſur-Aube am 27. Februar, durch Einwirken des Königs von Preußen und des Kaiſers von Rußland, die Heertheile von Wrede und Wittgenſtein dem Feinde, welchem ohne Streit zu weichen ſie denn doch ihrer Stärke nicht angemeſſen fanden, erfolgreich Stand, warfen ihn zurück, und entdeckten durch das Gefecht die Schwäche der Gegner, ſo wie auch die Abweſenheit Napoleon's. So ſtellte Blücher's kühner Marſch gegen Paris plötzlich den ganzen Krieg auf neue Entſcheidungen; alle Hoffnungen Napoleon's, alle Befürchtungen Schwarzenberg's waren umgeſtoßen, der Rückzug des letztern mußte ſich wieder in Vordringen verwandeln, der Abſchluß eines Waffenſtillſtandes wenigſtens unbeeilt bleiben. Wirklich rückte das Hauptheer wieder nach Troyes und bis nach Sens und Provins vor, allein verfiel bald wieder in ſolche Unthätigkeit, daß 90,000 Mann, die ſchon am 5. März vor Paris ſtehen konnten, vor 32,000 Mann, die unter Macdonald und Oudinot entgegenſtanden, noch 14 Tage ſpäter faſt in derſelben Stellung gehemmt blieben! Endlich aber, nachdem ſchon die Verhandlungen in Luſigny über einen Waffenſtillſtand durch die Entfernung Napoleon's aufgehört, nahmen auch die Friedensverhandlungen zu Chatillon ihren fruchtloſen Ausgang, und neuer Entſchluß und neue Thätigkeit mußte ſich wieder dem Kriege zuwenden.

Blücher unterdeß blieb nach der Schlacht von Laon daſelbſt noch mehrere Tage fortwährend krank; er führte zwar nach wie vor den Oberbefehl ſeines Heeres, allein zu den mehreren wichtigen Urſachen, welche daſſelbe hier während 9 Tagen minderthätig zurückhielten, iſt ohne Zweifel die Krankheit des Feldherrn ſehr mitzurechnen. Neben dieſer Krankheit aber drohte noch ein anderes Uebel dem ſchleſiſchen Heere verderblich zu werden. Von Anfang des Krieges her hatte York nur ſehr unwillig den Oberbefehl Blücher's ertragen, und beſonders gegen Gneiſenau einen bittern Groll gefaßt. Bülow's Eintreffen mit ſeinen Truppen bei dem ſchleſiſchen Heere mußte dieſe Stimmung verſtärken, er tadelte beim erſten Begegnen York und Kleiſt mit heftigen Vorwürfen, daß ſie ſich alles gefallen und von Blücher nach dem Gutdünken ſeiner Umgebungen leiten ließen. York ergriff zuerſt die nächſte Gelegenheit, und erklärte Blücher'n, er könne unter ſolchen Verhältniſſen nicht bei dem Heere bleiben, ſondern wolle ſich entfernen. Blücher, wiewohl ſchon leidend, ſchrieb eigenhändig einen verſöhnenden Brief an York, und machte ihm ſo nachdrückliche Vorſtellungen, daß dieſer ſeinen Entſchluß zurücknahm. Blücher's kraftvoller Gedanke ſtrebte auch jetzt unaufhaltſam vorwärts auf Paris, und ein Theil ſeines Heeres war ſchon beſtimmt, auf dem rechten Ufer der Oiſe dahin ſogleich vorzudringen, aber die Ungewißheit über den anderwärtigen Lauf des Krieges, und die Nothwendigkeit, vor allem den Unterhalt der Truppen zu ſichern, gebot dieſen Zug einſtweilen noch auszuſetzen. In der That wurden die Schwierigkeiten, für ſo große Heeresmaſſen Lebensmittel und Futter aufzutreiben, mit jedem Tage größer. Einige in Saint-Quentin genommene Vorräthe reichten kaum für einige Tage hin. Die Unmöglichkeit, auf den ſchnellen Märſchen durch das in allen Richtungen durchzogene Land, unter ſteten Schlachten und Gefechten, eine geordnete Verpflegung zu erhalten, gab gewaltſamen Plünderungen Raum, welche das Vorhandene mehr noch zerſtörten als nutzten, und den Willen der Einwohner völlig abwandten, ja dieſe zuletzt in bewaffneten Aufſtand brachten. Eine Schilderung dieſer auf das Ganze ſo einflußreichen Verhältniſſe findet ſich in folgenden ſtarken Zügen, die wir einer, hier wie immer, zuverläſſigen Hand entlehnen. „Nach mühſamen Märſchen“, ſagt der ſchon mehrmals angeführte Schriftſteller, „kam man am Abend ſpät in ein Biwack, und nun mußten noch in der erſten Hälfte der Nacht die Dörfer durchſucht werden, um ſich Lebensmittel und alle Lagerbedürfniſſe zu verſchaffen. Es war nicht anders möglich, als daß dem Einwohner alles, was er hatte, genommen wurde, es war nicht anders möglich, als daß außerdem noch Grauſamkeiten verübt wurden. Blücher gab ſich alle erſinnliche Mühe um Reſervemagazine zu ſchaffen, allein woher nehmen? Von hinten kamen die Verſtärkungen; auf dem Kriegsſchauplatze waren keine Fuhren zu haben, und bei dem Bedürfniſſe der Truppen keine Sicherheit der Transporte. Einer nahm es dem Andern weg. Dennoch hatte das Verpflegungsweſen in Chalons einige nicht unbedeutende Vorräthe zuſammengebracht, allein hier entzogen uns üble Gewohnheiten die Vortheile. Am 16. Februar lagen, nach den Magazinberichten, 62,000 Scheffel Hafer in Chalons, ſo daß die ſämmtlichen Pferde des daſelbſt verſammelten Heeres auf 10 Tage Futter hatten. Es wurde zum Empfang beſtellt. Die Verſchiedenheit der Sprache erzeugte Mißverſtändniſſe und Unordnungen. Truppentheile bemächtigten ſich mit Gewalt der Magazine. Nun wurden Wachen geholt, am Ende ſtand ein ganzes Bataillon am Hafermagazin Wache, aber bei dem Mangel an Zeit war dem Uebel nicht mehr zu ſteuern, ſo daß am 18., alſo in zwei Tagen, alle 62,000 Scheffel Hafer, größtentheils mit Gewalt, weggenommen, und die Magazine leer waren. Blücher und Sacken gaben ſich perſönlich alle Mühe, die Ordnung, ſelbſt mit Gewalt, herzuſtellen; allein die Sache war um ſo ſchwieriger, als Ruſſen und Preußen aus ein und demſelben Magazin empfangen ſollten, und die Einigkeit der gemeinen Soldaten unter einander uns nie nöthiger war, als gerade damals. Blücher mußte es ſo gehen laſſen, ſo wie manches, was er vielleicht hart beſtraft hätte, wenn er ein Heer von Einer Nation befehligt hätte. Allein es konnte nicht fehlen, daß dadurch die Kriegszucht in den beiden Truppentheilen litt. In den Biwacks bei Sommeſous, Arcis und Mery, wo es ganz an Holz fehlte, und obenein ſehr kalt war, mußten Häuſer eingeriſſen werden, damit der Soldat kochen und ſich wärmen konnte. So verſchwand oft in einer Nacht ein ganzes Dorf, bei dem ein Lager ſtand. Es war nicht zu ändern, aber ſolche Lagen machen den Soldaten hart und grauſam." Die Einwohner flüchteten zunächſt ihre Habe nach abgelegenen Oertern, in Buſch und Waldung beſchützten ſie dieſe gegen Streifpartheien mit den Waffen, und verſuchten endlich ſogar in Dörfern und Flecken geordnete Vertheidigung, wenn die anrückenden Truppen nicht gleich in ganzer Stärke erſchienen. Die Erbitterung nahm zu, und bald ſtand ein großer Theil der Landleute in der Champagne, in Lothringen, im Elſaß und Burgund unter Waffen. Sie unterbrachen die Verbindungen, hemmten die Zufuhren, fielen über ſchwächere Haufen her, und beunruhigten aus ſicherem Hinterhalt ſelbſt größere Truppenzüge mit Flintenſchüſſen. Wollte man ſie verfolgen, ſo verlor man Zeit und Mühe im Weiten, ohne den Feind zu finden. Die Landestracht der blauen Kittel war dieſem Kriegsweſen ſehr bequem, ſie ließ dem Bewaffneten, wie dem Unbewehrten daſſelbe Anſehen, und verbarg ſchnell die Uniform des Soldaten und ſelbſt des Offiziers unter der Hülle des Bauern. Dieſe Erſcheinung war für Napoleon ein neuer Strahl von Hoffnung; er ſah die Möglichkeit, ſeinen Krieg, den die franzöſiſche Nation mit antheilloſer Kälte hinnahm, dennoch zum Volkskriege zu erheben. Die Neigung zum Aufſtande zu befeuern, und dieſen ſelbſt kräftigſt zu ordnen, erließ Napoleon am 4. März in Fismes ein Dekret, durch welches er jeden Franzoſen nicht nur aufrief, ſondern verpflichtete, ſobald franzöſiſche Truppen nahten, zu den Waffen zu greifen, und jenen beizuſtehen. Ein zweites Dekret erklärte jeden Maire und Beamten, der ſeine Verwalteten, anſtatt ſie durch alle Mittel zu erregen, vom Aufſtande zurückhielte, für einen Landesverräther. Zugleich bot Napoleon, wo er von nun an erſchien, alle Nationalgarden der Gegend auf, und führte ſie mit gegen den Feind; ſchon bei Laon fochten dieſelben tapfer mit. Anfangs brachten jene Dekrete zwar wenig Wirkung hervor; die Leute folgten mehr den eigenen Antrieben, als denen, welche Napoleon ihnen geben wollte; wo er ſelbſt perſönlich eintraf, ſetzte er Maire und Beamten und Städter und Landvolk in plötzliche Bewegung, aber mit ſeinem Abzuge kehrte in den Städten gleich wieder die vorige Lauheit zurück, und nur die Landleute trieben nach Umſtänden ihr kriegeriſches Weſen fort. Bald jedoch miſchten ſich Soldaten unter ſie, es entſtanden Partheigänger, und im Rücken der verbündeten Heere, zunächſt den Feſtungen und Gebirgswäldern, wurde der Aufſtand allgemeiner und bedeutender. Die ſogenannten Blaukittel kamen ſchon bei den Feldherren des Hauptheeres in ernſtlichen Betracht; was man ſo ſehr gefürchtet hatte, eine neue Revolutionskraft in Frankreich aufzuwecken, ſchien einzutreffen, man ſah was es werth geweſen, daß die Nation bis jetzt für Napoleon ſich nicht geregt hatte. Weniger als Andere war Blücher in Sorgen bei dieſen Bewegungen; indeß da Napoleon durch allerlei falſche Verbreitungen unaufhörlich das Volk aufreizte, und die Nachtheile des zunehmenden Aufſtandes in täglichen Vorfällen ſich immer fühlbarer machten, ſo glaubte Blücher auch ſeinerſeits Mittel ergreifen zu müſſen, um dem Uebel zu wehren; er that dies durch folgenden in franzöſiſcher Sprache am 13. März aus Laon erlaſſenen Aufruf, in welchem wohlmeinendes Zureden und ſcharfe Drohung ſich vereinen: „Der Feldmarſchall Blücher an die Franzoſen. Euer eigner Vortheil treibt mich an, mich nochmals an Euch zu wenden. Man bemüht ſich, durch einen Aufruf, welcher vorgiebt, wir hätten keinen anderen Zweck, als Frankreich zu verwüſten und zu zerſtückeln, ſo wie durch lügenhafte Mährchen von Vortheilen, welche die franzöſiſchen Truppen ſollen erfochten haben, Euch zu verleiten und zu mißbrauchen. Es genügt, daß man das Betragen unſerer Herrſcher und das des Eurigen vergleiche, daß man den Blick werfe auf die Begebenheiten in Deutſchland, Spanien, Italien, Helvetien und Holland, und auf unſere Heere, die gegenwärtig zahlreicher und ſchöner als jemals daſtehen, um zu beweiſen, wie man fortwährend Eure Leichtgläubigkeit mißbraucht. Um aber über die Kriegsvorfälle richtig urtheilen zu können, braucht Ihr nur die Bewohner von Laon zu fragen, über die denkwürdigen Tage vom 9. und 10. März, an welchen das vom Kaiſer Napoleon in Perſon befehligte Heer unter den Mauern dieſer Stadt gänzlich geſchlagen worden. Fragt ſie, ob ſie nicht jenes Heer vor unſeren ſiegreichen Truppen fliehen, ob ſie nicht unſere Trophäen, 50 Stücke Geſchütz, eine große Menge Pulverwagen und einige 1000 Kriegsgefangene, geſehen! Und doch war es nur ein Theil des meinem Befehl anvertrauten Heeres, der dieſen entſcheidenden Sieg erkämpfte, während ein anderer Theil ſich der Feſtung Saint-Quentin und darin 40 Stück metallener Kanonen bemächtigte, und während das große Heer am 3. und 4. dieſes Monats bei Troyes die ihm entgegenſtehende franzöſiſche Truppenmacht geſchlagen hat, und von einer andern Seite auf Eure Hauptſtadt vorrückt. Bisher habe ich noch nicht, wie ich hätte thun ſollen, die Gewaltthaten, welche die Einwohner einiger Städte und Dörfer gegen Kouriere und einzelne Soldaten unſerer Heere ſich haben zu Schulden kommen laſſen, beſtraft, weil ich hoffte, meine Nachſicht würde Euch vermögen, zu Eurer Pflicht zurückzukehren. Doch kündige ich Euch an, daß ich von heute an ein ſtrenger Richter ſein werde, und daß die Städte und Dörfer, deren Einwohner die Waffen ergreifen, unſere Soldaten mißhandeln, und ſich unſeren kriegeriſchen Maßregeln widerſetzen, den Flammen übergeben werden ſollen, ſo ſchmerzlich es auch für mich iſt, Unſchuldige mit den Schuldigen zugleich ſtrafen zu müſſen. Wir wollen nichts anderes, ich wiederhole es Euch, als Europa's Frieden und Beruhigung. Die einſt bekannt werdenden Unterhandlungen zu Chatillon werden Euch beweiſen, daß allein Euer Beherrſcher es iſt, der, im Widerſpruche mit dem, was er Euch vorſpiegelt, immer neue Hinderniſſe verurſacht, und ich habe Euch inzwiſchen nur an Eures Landsmannes Raynouard kräftige Rede an den geſetzgebenden Körper zu erinnern, um Eure Meinung in dieſer Hinſicht zu berichtigen. Und endlich, alle Völker Europa's ſtreiten für denſelben einzigen Zweck; der Ausgang dieſes Kampfes kann nicht zweifelhaft ſein; ein langer Widerſtand, und ſelbſt einige Vortheile, die Ihr erkämpfen könntet, würden Euch noch unglücklicher machen, als Ihr jetzt ſeid." Gleiche, eindringliche Sprache führte er in einem Berichte von der Schlacht von Laon, welchen er zur Verbreitung in den nördlichen Departementern Frankreichs in franzöſiſcher Sprache drucken ließ. In demſelben hieß es: „Einige Bauern, irregeleitet durch den Aufruf Napoleon's, haben die Waffen gegen die Verbündeten ergriffen, und auf ſie geſchoſſen. Das in Brand geſteckte Dorf Athies, wovon Napoleon ſelber Zeuge war, hätte ihn belehren ſollen, welchen Züchtigungen er die Franzoſen ausſetzt, indem er ſie zu kriegeriſcher Vertheidigung auffordert. Die Verbündeten haben große, grauſame Leiden auszugleichen und zu rächen; ſie wollten ſie vergeſſen, ſie wünſchten es. Will denn der irregeführte Franzoſe dem ruſſiſchen Krieger die Verheerungen ſeines Vaterlandes in's Gedächtniß rufen? Will er, daß dieſe aufgereizte Nation das ſchreckliche, das furchtbare Recht der Wiedervergeltung ausübe? Die Leiden, unter welchen Frankreich ſeit einigen Monaten ſeufzt, ſind dieſelben, mit denen Napoleon ſeit 12 Jahren ganz Europa heimgeſucht hat, ſie entſpringen aus dem verderblichen Kriegsſyſtem, das er annahm, und uns folglich ebenfalls aufdrang. Die Leiden, die wir über Euch bringen, Franzoſen, ſind das

Werk Eures Kaiſers, nicht unſer Werk. Seht, ob Napoleon's Biwack weniger Verwüſtung, als der unſrige, in den benachbarten Dörfern angerichtet hat?" — Nichtsdeſtoweniger nahm der Aufſtand in der nächſten Zeit noch immer zu, und wurde beſonders in dem Ardennerwalde ſo bedeutend, daß Blücher, um ihn zu dämpfen, einige Regimenter Fußvolk und Reiterei mit Geſchütz dahin abſenden mußte. Noch ſpricht übrigens ſelbſt Blücher in dieſem Aufrufe von einem Kaiſer Napoleon; merkwürdig genug zu einer Zeit, da ſchon von zweien Seiten Prinzen des Hauſes Bourbon im Schutze der verbündeten Waffen den Boden Frankreichs betreten hatten. Freilich hatte die Politik noch nicht geſprochen, aber Blücher pflegte dieſer wohl vorzugreifen.

Im Hauptquartiere des ſchleſiſchen Heeres vereinigten ſich zu dieſer Zeit mancherlei Anläſſe beſonderer Erwägungen. Napoleon weilte noch in der Nähe; der bei Rheims über Saint-Prieſt gewonnene Vortheil erhöhte wieder ſeinen Muth, ſeine Hülfsmittel; was er unternehmen und ausführen könne, war durchaus nicht zu berechnen. Angriffe, am 13. März durch Bülow gegen Compiegne und durch Sacken gegen Soiſſons geführt, mißlangen. Am 14. kamen über Berry-au-Bac die von Rheims verſprengten Truppen an, und vermehrten die Eindrücke der Beſorgniß und Unſchlüſſigkeit. Von dem Hauptheere, was es inzwiſchen gethan, wo es jetzo ſtünde, fehlten alle zuverläſſigen Nachrichten; aus dem Rücken, von den Niederlanden her, kamen nur beſorgliche und ſtörende. Von dem Heertheile Bülow's waren noch 9000 Mann dort zurück, und wurden nebſt dem ganzen Heertheile des Herzogs von Sachſen-Weimar durch die Säumniß des Kronprinzen von Schweden, der jenen erſetzen ſollte, aber nicht über Lüttich hinausrückte, in der Gegend von Brüſſel feſtgehalten; ein Angriff gegen Maubeuge, welchen Blücher zur Erleichterung ſeiner geſtörten Verbindung dem Herzoge auftrug, ſcheiterte aus Mangel an Schießbedarf. Am meiſten Bedenken aber gab der Zuſammenfluß allerlei politiſcher Anzeigen, nach welchen es zweifelhaft wurde, ob nicht das Daſtehen einer bedeutenden Heeresmacht bald eben ſo nöthig ſein dürfe zur Behauptung gewiſſer Anſichten und Beſchlüſſe, wie zur völligen

Niederkämpfung des Feindes; viele Stimmen, und namentlich die des Kronprinzen von Schweden, erklärten ſich gegen die Abtrennung des linken Rheinufers von Frankreich, und letzterer unterſagte vorläufig alle Bewaffnungen daſelbſt. Unter dieſen Umſtänden, welche ihm alte Erinnerung weckten, glaubte Blücher, wie es in unſerer Quelle wörtlich heißt, die höchſte Vorſicht anwenden, und ſich auf alle die Fälle bereit halten zu müſſen, welche in der Weltgeſchichte ſo oft dageweſen ſind.

Inmitten dieſer Ungewißheiten ſchien es einen Augenblick, als wolle Napoleon nochmals, vielleicht nachdem er alle Truppen, die dem Hauptheere gegenüber geſtanden, herbeigezogen, einen Angriff gegen das ſchleſiſche Heer verſuchen. Die Wiederbeſetzung von Bery-au-Bac am 14. nach dem gelungenen Streich auf Rheims konnte eine Einleitung dazu ſein. Blücher zog demnach ſein ganzes Heer in den nächſten Tagen wieder nach Laon zuſammen, allein da gleichwohl kein weiteres Vorrücken des Feindes erfolgte, ſo brach er am 18. März endlich ſeinerſeits auf, um nun ſelbſt wieder über die Aisne vorzugehen. Bei Bery-au-Bac ſuchte der Feind vergebens den Uebergang zu hindern; man fand nur wenige Truppen daſelbſt unter dem Marſchall Marmont, der zuerſt nach Fismes zurückging, und, nachdem Winzingerode am 20. wieder nach Rheims vorgerückt, und York und Kleiſt bei Pontavaire gleichfalls über die Aisne gegangen waren, ſich am 21. nach Fere-en-Tardenois und darauf, von York und Kleiſt gedrängt, am 22. nach Chateau-Thierry und daſelbſt über die Marne zog. Nunmehr war alſo gewiß, daß Napoleon mit ſeinen meiſten Truppen ſich wieder gegen das Hauptheer gewendet hatte. Ihn aufzuſuchen und ſeine Bewegungen zu verfolgen, ſandte Blücher ſchon am 21. Winzingerode'n mit 8000 Reitern gegen die Marne vor. Unterdeß hatte Napoleon ſich jenſeits der Aube mit Macdonald und Oudinot vereint, am 20. bei Arcis-ſur-Aube das Hauptheer angetroffen, und demſelben am 20. und 21. eine Schlacht geliefert, die für ihn bei mehreren Kräften ein Sieg werden konnte, ſo aber, wie die Schlacht von Laon, ein abgewieſener Verſuch blieb. Schwarzenberg dachte anfangs auszuweichen und nach Bar-ſur-Aube zurückzugehen, die

Heftigkeit des Angriffs aber ſetzte ſeine an die Seine vorgerückten Heertheile in Gefahr, abgeſchnitten zu werden; um für dieſe die nöthige Zeit zu gewinnen, nahm er das Gefecht auf, aber dieſer Widerſtand war hinreichend, um Napoleon's heftigſte Anſtrengung ſiegreich abzuweiſen. Zurückgeſchlagen auf beiden Seiten, von zwei undurchdringlichen Heerlinien immer näher eingeklemmt, ſuchte Napoleon durch Kühnheit und Liſt ihr erdrückendes Annahen nochmals aufzulöſen. Er ging nach der Schlacht von Arcis über die Aube zurück, und wandte ſich nach Vitry, wo er über die Marne ging, und weiter über Saint-Diziers vorzurücken dachte, um im Rücken der Heere, auf ſeine Feſtungen geſtützt, neue Schläge zu bereiten, nicht zweifelnd übrigens, daß Schwarzenberg, und vielleicht auch Blücher, auf dieſe Nachricht ſchleunigſt zurückeilen würden, um ihre bedrohte Rückzugslinie zu ſichern. Doch der General von Tettenborn hatte mit ſeinen Koſacken alle Bewegungen Napoleon's genau beobachtet, und nach der Schlacht von Arcis alle Wege, auf welchen derſelbe Nachrichten nach Paris ſenden konnte, ſorgfältig bewacht. Seiner Vorausſicht gelang es, am 22. einen Kourier aufzufangen, deſſen Briefſchaften, ſowohl über die Ereigniſſe an der Aube, als über die jetzige Bewegung, den vollkommenſten Aufſchluß gaben. Ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's an die Kaiſerin Marie Luiſe ſprach in ſchwer zu entziffernden Schriftzügen, aber in deutlichen Worten, die Abſicht aus, durch ſein Vorrücken den Feind von Paris abzuziehen. Tettenborn ſandte dieſe wichtigen Aufſchlüſſe ſogleich an Blücher, der den Einfall hatte, das Schreiben Napoleon's an die Kaiſerin den franzöſiſchen Vorpoſten bei la Ferté-ſous-Jouarre übergeben zu laſſen, mit einigen von ihm eigenhändig aufgeſetzten Zeilen, in welchen er der Kaiſerin verſprach, ihr alle an ſie gerichteten Briefe ihres Gemahls, für die nun einmal kein anderer Weg, als durch ſeine Hand, mehr übrig ſei, richtig zu übermachen. Noch ehe die Nachrichten von Winzingerode's Reiterei eintrafen, rückte Blücher mit den Heertheilen von Langeron, Sacken und Winzingerode nun unverzüglich am 23. nach Rheims, und am 24. nach Chalons; Bülow blieb vor Soiſſons, York und Kleiſt an der unteren Marne gegen Marmont.

Unterwegs aber wurde Blücher wegen ſeines fortwährenden Augenübels ſo mißmuthig, daß er daran dachte, den Oberbefehl niederzulegen, das Heer zu verlaſſen, und nach den Niederlanden zu gehen, um ſich in Brüſſel heilen zu laſſen. „Was ſoll ich blinder Mann“, ſagte er, „hier im Felde? ich bin ja zu nichts nutz! Am Ende geht es mir wie dem alten Kutuſoff, daß ſie mich als Blinden mit dem Heer fortſchleppen, als wenn ich's noch wäre, und doch nichts mehr bin.“ Die Anſtalten zur Abreiſe nach Brüſſel wurden ſchon in aller Stille gemacht, und es fehlte ſogar nicht an heimlichen Rathgebern, die ihn darin beſtärkten, weil ihnen die Sache genehm war. Noch zu rechter Zeit entdeckte der Generalarzt Dr. Boelzke dieſes Betreiben, und benachrichtigte Gneiſenau davon. Dieſer überſah ſogleich die ganze Fülle des Unheils, welches durch die Ausführung jenes Vorhabens über das ſchleſiſche Heer verhängt ſein würde; der älteſte General war Langeron, und dieſer ſchien der Aufgabe, ein ſolches Heer zu führen, nicht gewachſen, ihm am wenigſten würden York und Bülow gehorſam geweſen ſein, und dieſen beiden hinwieder konnte der Oberbefehl nicht zuſtehen. Gneiſenau's eigene, dann auch Müffling's und Grolman's erfolgreiche, unentbehrliche Thätigkeit wäre gelähmt geweſen. Von dem Hauptheere war man im Augenblicke getrennt, und die Entſcheidung und Vorkehr der Monarchen konnte lange Zeit ausbleiben. In dieſer Noth that Gneiſenau die entſchloſſenſten Schritte. Mit größter Eindringlichkeit ſtellte er dem alten Feldherrn vor, wie gefährlich für ihn ſelbſt, wie verderblich für das Heer ſein Weggehen ſein würde. Der hingeworfene Zweifel, ob er glücklich durch die franzöſiſchen Streifpartheien durchkommen werde, ob nicht ihm ſelbſt, wie ehemals dem Marſchall Victor, das Loos einer kläglichen Gefangennehmung verhängt ſein könne, die Verſicherung des klugen und im Eifer für die Sache des Königs und des Landes trefflich mitthätigen Arztes, daß ſein Uebel ihm keine Blindheit drohe, daß er bei guter ärztlicher Pflege bald geneſen werde, und dieſe ſchwerlich in Brüſſel ſo finden könne, als bei dem eigenen

Heere und von ſeinen bisherigen Aerzten, denen ſein Zuſtand ſchon bekannt, an deren Behandlung er gewöhnt ſei, dieſe Vorſtellungen vereint mit denen, welche die Lage des Heeres und die Pflicht des Dienſtes dar[illegible] machten endlich Eindruck auf ihn, und obwohl auf d[illegible] Bemerkung, er dürfe ja gar nicht eigenmächtig fortgehen, er noch unwillig ausrief: „Ich will doch ſehen, wer mich daran hindern ſoll!“ ſo gab er doch dem Gewichte ſo vielfacher Gründe nach, und entſchloß ſich, den Oberbefehl, wenn auch nur durch ſeinen Namen, fortzuführen.

Inzwiſchen hatte zuerſt Tettenborn, dann Winzingerode die Verbindung zwiſchen dem Hauptheere und dem ſchleſiſchen wieder angeknüpft. Schwarzenberg war nach der Schlacht von Arcis-ſur-Aube, anſtatt, wie er anfangs wollte, und Napoleon noch hoffte, den Rückzug nach Langres fortzuſetzen, dem abziehenden Feind über die Aube nachgefolgt. Der Kaiſer von Oeſterreich war zurück nach Dijon gegangen, wohin auch die Miniſter und Geſandten ihre Berathungen verlegt hatten, dort war gleichſam eine Ueberſichtsmitte für die nach Norden und weit nach Süden vertheilten öſterreichiſchen Truppenmaſſen; der Kaiſer von Rußland aber und der König von Preußen waren bei dem Hauptheere, und gaben der Kriegsleitung durch ihre Anweſenheit allen Nachdruck. Napoleon's Uebergang über die Marne, ſein Marſch nach Saint-Diziers in der Richtung nach dem Rhein, und der Aufſchluß, welchen der aufgefangene Brief an die Kaiſerin über ſeine Abſichten ertheilte, führten in dem großen Hauptquartiere zu den wichtigſten Entſcheidungen. Das Hauptheer, in deſſen Rücken Napoleon zog, ſtand ihm ſelbſt im Rücken, und ſchnitt ihn von Paris ab; ihn einzuholen, und ihm vorauszukommen auf ſeinem jetzigen Wege, war ſchon unmöglich, es blieb daher faſt nur übrig, ihn ziehen zu laſſen, und inzwiſchen mit ganzer Macht auf Paris loszugehen, und dort den Krieg zu beendigen. Dieſer große Entſchluß wurde im Hauptquartiere zu Vitry am 23. März gefaßt; Schwarzenberg, hier ganz Kriegsmann und Feldherr, ſetzte freudiges Muthes das Heer in Bewegung nach Paris. Die Verbündeten zeigten der Welt in einer Bekanntmachung den Ausgang des Kongreſſes von Chatillon, die Vereinigung ihrer Heere, und ihr Vorhaben auf Frankreichs Hauptſtadt an. Nur Winzingerode mit ſeiner Reiterei folgte dem Zuge Napoleon's, um ihn im Auge zu behalten, nach Saint-Diziers; ſein Vortrab, unter Tettenborn's Anführung, war bereits dem Feind angreifend auf den Ferſen. Als Blücher in Chalons durch einen Adjutanten des Kaiſers von Rußland von obigem Beſchluſſe Nachricht erhielt, brach ſeine Freude laut aus: „Das iſt doch mal eine Nachricht!“ rief er, „nun heißt's nicht bloß mehr bei uns, ſondern überall: Vorwärts!“ Die ganze Umgebung Blücher's, alle Truppen des ſchleſiſchen Heeres, theilten preiſend ſeine Freude. „Das wußt' ich wohl“, ſagte Blücher, „daß mein tapfrer Bruder Schwarzenberg doch noch Eines Sinnes mit mir werden würde! Nun wollen wir auch bald ein Ende machen.“

Blücher erfuhr durch eingebrachte Gefangene, daß Marmont und Mortier, nachdem ſie vor Yorck und Kleiſt über die Marne zurückgewichen, jetzt über Montmirail und Sezanne wieder in der Richtung von Vitry vorrückten, dem Zuge Napoleon's nachfolgend. Sie mußten in dieſer Richtung auf das Hauptheer ſtoßen, und von dieſem erdrückt werden, wenn ſie nicht ſchleunigſt umkehrten. Blücher ſandte ſogleich an Schwarzenberg die Nachricht von dieſem Anrücken, und brach ſelbſt am 25. in der ihm gegebenen Richtung nach Etoges auf, um dort dem Feinde den Rückzug abzuſchneiden. Der General von Korff mit einigen Regimentern Reiterei griff links auf der Straße von Bergeres nach Vatry bei Villeſeneux 5000 Nationalgarden mit 15 Kanonen unter den Generalen Pactod und Amey, welche einen großen Wagenzug Brot, Mehl und Pulver zu Napoleon's Heer geleiten ſollten mit großer Heftigkeit an, nahm die Wagen, und trieb die Bedeckung gegen Fere-Champenoiſe zurück. Bei Pierre-Morains wurde ſie von vier Reiterregimentern unter Waſſiltſchikoff, die Blücher neuerdings in dieſer Richtung vorſandte, gleichfalls angegriffen, und bei Fere-Champenoiſe auf das Hauptheer geworfen. Dieſe tapfre Schaar, die noch nie den Feind geſehen, verlor ihr Geſchütz, erlitt von zweien Seiten das furchtbarſte Kartätſchenfeuer und die gehäuften

Anfälle überlegener Reitermaſſen, ſetzte aber unter ihren heldenmüthigen Anführern unerſchrocken in feſter Haltung ihren Marſch fort, und ſuchte, bei Fere-Champenoiſe vorüber, nach Vannes zu gelangen, bis ſie endlich rettungslos erlag, zerſchmettert, niedergehauen, und die Uebriggebliebenen gefangen. Das Hauptheer hatte ſo eben bei Fere-Champenoiſe die Marſchälle Marmont und Mortier, als ſie ſchon wieder nach Sezanne eiligſt zurückwichen, gänzlich geſchlagen, und ſchritt ſiegreich fort auf dem Wege nach Paris. Inzwiſchen waren auch Yorck und Kleiſt über die Marne gegangen, und hatten von Montmirail ihre Reiterei unter dem General von Zieten rechts von Fere-Champenoiſe gegen Sezanne vorgeſchickt, woſelbſt Marmont am 26. Vormittags wiederum ein hitziges Gefecht gegen dieſelbe beſtehen mußte. Nachmittags waren Yorck und Kleiſt bei la Ferté-Gaucher ihm ſchon zuvorgekommen, da ſie jedoch keine Reiterei mehr zur Hand hatten, ſo konnten ſie nicht hindern, daß er in der Nacht dennoch ſeitwärts entkam. Blücher rückte mit allen Heertheilen unaufhaltſam vorwärts. Am 26. war ſein Hauptquartier in Montmirail, am 27. in la Ferté-ſous-Jouarre, er zum drittenmale im Anrücken auf Paris in dieſer Gegend. Die Franzoſen leiſteten mit ihren letzten Kräften noch überall den beharrlichſten Widerſtand, jede Stellung, jeden Uebergang vertheidigten ſie trotzig, bis die Uebermacht ſie erdrückte. Yorck und Kleiſt erzwangen am 27. den Uebergang über die Marne bei Trilport, und nach hitzigem Gefechte noch in der Nacht die Vorſtädte von Meaux. Am folgenden Tage drangen ſie über Claye hinaus, und hatten abermals mit dem hartnäckigen Feinde ſcharfe Gefechte, nicht ohne bedeutenden Verluſt. Das ganze ſchleſiſche Heer ging über die Marne, und das Hauptheer folgte unmittelbar nach; das ſchleſiſche Heer zog am 29. rechtshin nach Aunay, in die nördliche Gegend von Paris vordringend, während das Hauptheer in Claye anlangte.

Faſt 100,000 Mann ſtark, — denn Wrede und Sacken waren zur Sicherſtellung gegen Napoleon's etwanige Umkehr bei Meaux ſtehen geblieben, und Winzingerode folgte dieſem, — ſtanden die Verbündeten jetzt vor Paris, allein der Feind, der nun überall das freie Feld räumte, hatte Anſtalt getroffen, die Hauptſtadt hartnäckig zu vertheidigen; alle Anhöhen waren verſchanzt und beſetzt, insbeſondre der Montmartre mit 30 Stücken ſchweren Geſchützes verſehen. Marmont und Mortier waren mit den Trümmern ihrer Truppen noch glücklich über Provins und Charanton nach Paris gelangt, und Marmont erhielt, nachdem Joſeph Bonaparte die Hauptſtadt verlaſſen, daſelbſt den Oberbefehl, unter welchem durch Aufbieten aller Kräfte noch eine Truppenſtärke von etwa 30,000 Mann zuſammengebracht war. Faſt von gleicher Stärke war die Nationalgarde, von welcher indeß wenig Kriegseifer zu erwarten ſchien. Da man noch nichts von Napoleon wußte, und an die Wendung ſeiner kühnen Entſchlüſſe nicht ohne Sorge zurückdachte, ſo galt es deſto mehr, hier ohne Säumen eine Entſcheidung zu erzwingen. Gleich am 30. früh um 5 Uhr erfolgte der Angriff. Schwarzenberg griff die Anhöhen von Belleville und Romainville an, die Dörfer Romainville und Pantin wurden geſtürmt, und mehrmals genommen und wiedergenommen. Blücher, mit dem ſchleſiſchen Heere den rechten Flügel bildend, vernahm voll Ungeduld ſchon ſtundenlang den Kanonendonner, ohne noch aus dem großen Hauptquartiere die allgemeinen Verfügungen und ſeine beſondere Vorſchrift erhalten zu haben. Endlich nach 7 Uhr empfing er dieſelben, welche den allgemeinen Angriff um 5 Uhr anbefahlen, und ihm insbeſondere den des Montmartre auftrugen. Er ſuchte die verlorenen Stunden einzubringen. Muthig rückte das ſchleſiſche Heer über die Ebene von Saint-Denis, und griff zuerſt die zwiſchen der Höhe von Belleville und dem Montmartre liegenden Dörfer la Villette und la Chapelle an. Heftig wurde hier gefochten, ein furchtbares Geſchützfeuer hemmte eine Zeitlang das Vorrücken, ja der Feind drang ſogar aus la Villette ungeſtüm hervor, und wollte ſelber zum Angriff übergehen, wurde jedoch wieder zurückgeworfen, und mußte dem General Grafen Woronzoff das Dorf und 8 Kanonen überlaſſen. Jetzt kamen 10 ruſſiſche Fußregimenter von Langeron zwiſchen Saint-Denis und dem Gehölz von Boulogne zum Sturm gegen den Montmartre, ſie ſtiegen die Höhe gradaufwärts unter dem heftigſten Geſchützfeuer, und waren nicht mehr zu hemmen, als auf der Hälfte des Berges die Nachricht von einem geſchloſſenen Waffenſtillſtande ſie ereilte, ſondern vollendeten ihren Lauf, eroberten den Montmartre, welchen der Waffenſtillſtand ihnen ſchon friedlich einräumte, mit ſtürmender Gewalt, und nahmen auf demſelben 29 Kanonen. Yorck und Kleiſt hatten inzwiſchen auch das Dorf la Chapelle genommen, und das Hauptheer bei ſeinen Fortſchritten gleichfalls 40 Kanonen erobert. Der Waffenſtillſtand, welcher die Schlacht von Paris abbrach, und während deſſen die Unterwerfung der Hauptſtadt erſt näher bedungen werden ſollte, war nicht nach dem Sinne Blücher's, ihm dünkte, man ſolle ſich jetzt nicht aufhalten, ſondern die unbedingte Uebergabe raſch erzwingen, nachher könne man überlegen und bewilligen was man für gut halte. Er hatte bisher mit höchſtem Ingrimm, dem Zureden ſeiner Aerzte und andern Umgebung unwillig folgend, im Wagen ausgehalten. Jetzt aber brach ſeine Geduld. „Gebt mir's Pferd!“ ſchrie er, ſtieg aus dem Wagen, ließ ſich in den Sattel heben, und ritt nach la Villette, wo er ſeinen Generalſtab theils fand, theils ſammelte, und dann auf dem Montmartre ſein Hauptquartier nahm. Als die Uebergabe von Paris nicht gleich zu Stande kam, und die Ausſicht erſchien, es könne dennoch zur Beſchießung kommen, ließ er ſogleich 84 Stücke ſchweres Geſchütz auf dem Montmartre gegen die Stadt aufpflanzen. Doch die Uebergabe wurde noch in der Nacht abgeſchloſſen, und alles nahm ſchnell eine Friedenswendung. Die verbündeten Herrſcher, umgeben von ihren Feldherren, hielten an der Spitze ihrer Heere am 31. März ihren Einzug in Paris.

Napoleon indeß glaubte die verbündeten Heere hinter ſich her zu ziehen, und bei Saint-Diziers die Gelegenheit zu erſehen, einen vortheilhaften Schlag zu führen. Er warf ſich mit ganzer Macht auf Tettenborn und Winzingerode, erkannte zu ſpät ſeinen Irrthum, und eilte nun über Troyes zurück, um Paris noch vor dem Feinde zu erreichen. In Fontainebleau erfuhr er den Verluſt ſeiner Hauptſtadt, ihren Abfall von ihm, ſeine Thronentſetzung durch den Senat, die

Zurückberufung der Bourbons, den Uebertritt Marmont's mit ſeinen Truppen zu der neuen einſtweiligen Regierungsbehörde. So war er denn gefallen, dieſer gewaltige Herrſcher, von der furchtbaren Höhe, von welcher herab er ganz Europa zittern gemacht! Ihm ſchien nur ſchmachvolle Flucht in außereuropäiſche Verbannung, oder der Tod der Verzweiflung übrig, ſei es, das er dieſen einzeln wählte, oder ihn an der Spitze ſeiner letzten Getreuen ſuchte. Indeß das Glück hatte noch glänzendere Auswege für ihn. Er durfte als Kaiſer abtreten, ſein Entſagen an Bedingungen knüpfen, durch einen Vertrag mit den Mächten Europa's ſich auf der Inſel Elba ein herrſcherliches Daſein ſichern. Doch ſeine Gewalt war, ſo ſchien es, für immer zerſtört, der Krieg hatte ſein Ziel erreicht, und Blücher's kämpfendes Streben, ſein heftiges Begehren und zuverſichtliches Verheißen, waren glorreich erfüllt. Wer auf den Zuſammenhang der erzählten Kriegsbegebenheiten zurückſchaut, wer die Richtungen, wie ſie zu den verſchiedenen Zeitpunkten erſcheinen, und die wahrſcheinlichen und wirklichen Folgen derſelben vergleicht, der kann nicht in Zweifel ſein, daß dieſes Ergebniß ohne Blücher und ohne das ſchleſiſche Heer nie gekommen wäre. In Blücher und ſeinem Heere war der Kern des ganzen Krieges, die eigentliche Kraft, welche dem Feind immer die Spitze bot, die ihn ſchlug, der er erlag. Erſt nachdem Blücher alle Mitkämpfer in das Feuer ſeines Vorwärts gezogen, wich die Franzoſenherrſchaft zertrümmert aus Deutſchland, erſt nachdem Alle in ſeinen Sinn und ſeine Bahn eingegangen, lag in Frankreich Napoleon's Macht zerbrochen. Blücher'n ſelbſt war nicht gegönnt, ſein gelungenes Tagewerk in der Fülle des erſten Augenblicks zu genießen. Seit Laon war er in fortwährendem Krankheitszuſtande geblieben, das Fieber hatte ihn ſehr geſchwächt, die Augenkrankheit ihn ſehr gehindert. Zwar hatte er den Befehl ununterbrochen geführt, und alle das Heer betreffende Maßregeln geleitet, immer derſelbe entſchloſſene, treibende Geiſt; allein die Körperkräfte würden ihm nicht erlaubt haben, eine Schlacht in Perſon von Anfang bis zu Ende durchzuführen. Oft war es ihm ſchon ſtörend genug, nur ſeinen Namen zu unterzeichnen. Am

Tage der Schlacht von Paris hatte er, wie ſchon erzählt, aus dem Wagen heraus, mit dem Schirm eines grünſeidenen Damenhutes vor den Augen, ſeine Befehle gegeben, und ſpäter zwar, dem Willen nach rüſtig, das Pferd beſtiegen, und ſich den Truppen gezeigt, allein er bedurfte in Wahrheit ſehr der Ruhe, deren Genuß ihm der gute Fortgang der Dinge auch um ſo mehr geſtatten durfte. Zum Einzug in Paris am 31. März hatte er ſich gleich am frühen Morgen in Bewegung geſetzt, und zeigte ſich, mit ſeinem grünen Schirm unter dem Generalshut, aber ſonſt ordnungsmäßig gekleidet, in vollem Staat. Durch Gneiſenau's und des Generalchirurgus Dr. Voelzke's dringende Vorſtellungen ließ er ſich indeß beſchwichtigen, entſagte dem für ſeine Augen gefährlichen Unternehmen, blieb auf dem Montmartre, und die ſiegreichen Herrſcher hielten ohne ihn ihren Einzug. Die Befehlführung des ſchleſiſchen Heeres legte er am 2. April nieder, belohnt genug, wie er ſagte, daß ihm ſo Großes anvertraut geweſen zu vollbringen, und jetzt nur der Ruhe bedürfend und der Heimkehr. Ein paar Tage ſpäter ritt er in aller Stille nach Paris, und nahm ſeine Wohnung im Hotel des Herzogs von Otranto in der Rue-Cerutti. Seine Krankheit ließ hier bald nach, auch das Uebel ſeiner Augen beſſerte ſich unter guter ärztlicher Behandlung. Der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland beſuchten ihn, und bezeigten ihm ihre Theilnahme.

Durch die Erholungsruhe, deren er genoß, und durch die regelmäßige ärztliche Behandlung, der er ſich nun völlig überlaſſen konnte, gelangte Blücher, bei ſeiner urſprünglich ſtarken Körperbeſchaffenheit, bald wieder zu Kräften und zu verhältnißmäßig guter Geſundheit. Er fing an auszugehen, machte Beſuche, beſah die Merkwürdigkeiten der Stadt, und was ihm an Zeit übrig blieb, verwandte er ganz auf ſeine gewohnte Weiſe, im ſchlendernden Umhertreiben des unbeſchäftigten Kriegsmannes, auf Spaziergängen, im Kaffehauſe, beim Spiel. Das Palais-Royal gab dies alles vereinigt in demſelben Raume, und wurde deßhalb der tägliche Aufenthalt unſeres Helden. Während der ganzen Dauer des Feldzuges hatte Blücher dem Karten- und Würfelſpiel ſich entfernt gehalten, und auch bei Andern jede Uebertretung der dagegen erlaſſenen Verbote jedesmal mit unerbittlicher Strenge gerügt, vielleicht ohne ſich Zwang anzuthun, da das Glücksſpiel des Krieges die Wechſelfälle reichlich und im größten Maßſtabe darbot, deren der angeregte Geiſt zu ſeiner Spannung bedarf, einer Spannung, der nur in Ermangelung eines aufgedrungenen Ernſtes das gemachte Spiel zum Erſatze dienen ſoll; aber im Frieden, hier im genußreichen Paris, wurde daſſelbe ſogleich wieder ſeine Lieblingsunterhaltung. Er wollte hier nichts vorſtellen, nichts vertreten; im bürgerlichen Ueberrocke ging er im Garten oder unter den Laubengängen des Palais-Royal umher, zuweilen unbemerkt, meiſt aber von Neugierigen umdrängt, vor denen er ſich dann gern in den Spielſaal zurückzog, wo er am grünen Tiſche behaglich Platz nahm, und um große Summen ſpielte; er gewann und verlor, was man aber von ſeinem großen Verluſte von mehr als 20,000 Goldſtücken geſagt, iſt unrichtig, im Gegentheil nahm er 1700 Napoleonsd'or als Gewinn von Paris mit fort. Seine Tabackspfeiſe verließ ihn ſelten, im Trinken war er ſehr mäßig, und nicht Wein oder Punſch, wie man oft fälſchlich vorgegeben, ſondern ſchwacher Thee und Kaffee mit Milch, oder auch ein Warmbier zum Frühſtück, war ſein gewöhnliches und liebſtes Getränk. Eines Mittags im Speiſeſaale bei dem Gaſtwirth Very in den Tuilerien, als ihm zu heiß ward, zog er ohne Umſtände den Rock aus, die Franzoſen ſeufzten über die Unart, aber die anweſenden Engländer riefen lauten Beifall. Ueberhaupt hatte ſein Weſen für die Engländer viel Anziehendes, ſein Karakter entſprach dem ihrigen, und ihre Vorliebe für ihn, die ſich ſchon durch Hörenſagen gebildet hatte, wurde durch die perſönliche Gegenwart völlig entſchieden. Einer derſelben reiſte, nachdem er mit ihm zuſammen geweſen, ſogleich ab, um ſich in Alt-England der gemachten Bekanntſchaft zu rühmen. Auf einem Balle bei Sir Charles Stuart, wo auch die verbündeten Herrſcher erſchienen, ſahen Blücher und Lord Wellington einander zum erſtenmale; als letzterer in den Saal trat, ſchwieg die Muſik und hielt der Tanz inne. Aller Augen richteten ſich auf ihn; er aber, nachdem er die Herrſcher begrüßt, wandte ſich zu Blücher, beide betrachteten einander eine Weile ſchweigend, reichten ſich dann die Hände, und blieben, nachdem auch der Attaman Platoff herzugetreten, gegen zwei Stunden beiſammen in wechſelndem Geſpräch, das freilich nicht ohne Dollmetſcher geführt werden konnte. Die beiden Feldherren, welche im Kampfe gegen Napoleon von Oſten und Weſten her in Schlacht und Sieg gewetteifert, und bald durch gemeinſame That noch näher verbunden werden ſollten, boten gleichwohl nicht viele Züge der Uebereinſtimmung; Blücher's rauhe Außenſeite ſtach gegen Wellington's feine Welt mächtig ab; wenn dieſer im Kriegsſache mehr die Kunſtmeiſterſchaft, ſo ſtellte jener mehr die Heldennatur dar; auch erſchien Wellington als Staatsmann, und Blücher'n fiel es nicht ein, an den politiſchen Thätigkeiten, welchen nun der Krieg das Feld geräumt hatte, irgend Antheil nehmen zu wollen. Nur als ihn dünkte, daß die Friedensverhandlungen nicht günſtig genug geführt würden, äußerte er ſtark und nachdrücklich ſein Mißfallen. Am 30. Mai kamen indeß die Friedensverträge mit Frankreich auf billige Bedingungen zum Abſchluſſe, und die Fürſten, ihre Miniſter und Feldherren, gedachten des Heimzuges, den die Heere größtentheils ſchon angetreten hatten. Vorher aber wollten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen einen Beſuch in England abſtatten, wohin ſie von dem Prinz-Regenten eifrigſt eingeladen worden. Auch Blücher hatte ſchon im April eine ſolche Einladung durch ein ſchmeichelhaftes Schreiben des Prinz-Regenten empfangen, und ſchickte ſich an, derſelben zu entſprechen. Vorher aber wurde er von dem Könige durch eine Urkunde, gegeben aus dem Hauptquartier Paris am 3. Juni, zum Fürſten Blücher von Wahlſtadt erhoben, ſeinen Nachkommen der gleiche Name mit dem Grafentitel verliehen, und ihm eine Dotation in liegenden Gütern zugeſichert. Auch ſeine Gefährten Gneiſenau, York, Bülow, Kleiſt und Tauentzien empfingen in gleicher Weiſe Königliche Belohnungen.

Am 6. Juni Mittags ſchifften der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen, die erſten Staatsmänner und Feldherren in ihrem Gefolge, auf dem großbritanniſchen

Linienſchiffe Impregnable, welches der Herzog von Clarence in Perſon befehligte, von Boulogne nach den Küſten Englands hinüber. Blücher grüßte freudig das wunderbare Inſelland, deſſen Vorſtellung ſchon oft den Sinn mit eigner Gewalt befangen hatte. Eine unzählbare Volksmenge war bei Dover verſammelt, um die hohen Gäſte landen zu ſehen. Die Landung fand jedoch einige Schwierigkeiten, weil die Ebbe ſchon eingetreten war, und der Impregnable eine Strecke vom Ufer entfernt bleiben mußte. Die Ueberfahrt vom Schiffe an's Land mußte in leichten Booten geſchehen. Die Aufmerkſamkeit der harrenden Menge vertheilte ſich nach eines jeden Vorliebe, doch war es unmöglich, unter der Zahl der Ankommenden ſein feſtes Ziel zu wählen. Hier ereignete ſich gleich ein kleiner Vorfall, der als Scherz unter ſo vielen Feierlichkeiten leicht ſeine Stelle verdienen mag. Blücher war, gleich den übrigen Generalen und Miniſtern, und wie auch die Herrſcher ſelbſt, in einfacher bürgerlicher Kleidung. In dem großen Gefolge ragte ein Einzelner, dem es ſchicklicher gedäucht, dem fremden Volke im vollen Staate ſich zu zeigen, in reicher Uniform, mit Federhut und Degen, leuchtend hervor. Ohne Bedenken mußte dieſer der Fürſt Blücher ſein. Ungeſtüm ſtürzte die Menge dem Boote, das dieſen trug, in die Meereswogen des flachen Strandes bis auf halbe Mannstiefe entgegen, und hob unter tauſendſtimmigem Jubelgeſchrei den vermeinten Kriegshelden über ihre Schultern empor, beeifert ihn vollends an's Land zu tragen. Kein Bedeuten und Verbitten hilft, das Geſchrei Blucher for ever! übertönt jeden Einwand. So werden einige Schritte im rauſchenden Waſſer mit der ſchwankenden Bürde zurückgelegt, und Blücher ſteigt indeß an anderer Stelle ruhig an's Land. Da ſchallt jedoch dem Erkannten alsbald noch heftigeres Geſchrei, man zeigt ihn, man wird plötzlich des früheren Irrthums inne, der Vermeinte, jetzt auf's neue, doch eben ſo vergeblich, abwehrend, wird ohne Umſtände gleichzeitig von Allen losgelaſſen, ſteht in ſeinem Staate bis an die Hüften im Waſſer, und alles rennt dem Andern zu! Blücher wurde nun wirklich vom Volke getragen; jeder wollte ihn berühren, man riß ſich um Stücke von ſeinem Ueberrocke, den er Preis geben mußte. Junge Mädchen, den erſten Familien angehörig, drängten ſich um ihn, wollten ihn küſſen, ihm wenigſtens die Hand gereicht haben. In den Straßen vor ſeiner Wohnung dauerte das Gedränge ununterbrochen fort. Blücher betheuerte, er ſei in Gefahr, der Ehre zu unterliegen, die man ihm erweiſe. Eine ganze Schaar geputzter Damen verlangte Locken von ihm zum Andenken, da wies er ſeinen nur noch mit wenigem Haar bewachſenen Scheitel, und ließ ihnen durch den Dollmetſcher ſagen, ſie ſähen ſelbſt, wie arm er in dieſer Hinſicht ſei, denn wenn er auch jedem der ſchönen Kinder nur ein einziges Haar geben ſollte, müßte er durchaus kahl von dannen gehen. Die Landſtraße von Dover nach London war überall mit unüberſehbarer Volksmenge bedeckt; alles wollte die ſiegreichen Herrſcher, den tapferen Blücher ſehen; die erſteren waren am 7. Juni in aller Frühe, durch die Einfachheit ihres Aufzugs abſichtlich täuſchend, unerkannt nach London abgefahren; Blücher mußte den ganzen Jubel aushalten. Abermals ereignete ſich ein Auftritt, der zu einzig iſt, um hier nicht, gegen alles Bedenken, aufbewahrt zu werden. Blücher litt ſeit Jahren an beſonderen Beſchwerden. Häufig war er genöthigt vom Pferde zu ſteigen, und ſeinem Uebel nachzugehen. Vor dem Feind, im dichten Kugelregen, hatte er ſtets ungehindert ſeinem Bedürfniſſe Gelegenheit und Zeit genommen; aber jetzt überfiel ihn hier auf der Landſtraße der unbequeme Drang; die ganze Gegend, ſo weit man ſehen konnte, überall von jubelnden Zuſchauern erfüllt, bot nirgends eine Deckung. Endlich zeigten ſich ſeitwärts am Wege einige Vertiefungen mit hohen Wänden, wie von Steinbrüchen, und dahin nahm Blücher ſeine Zuflucht. Aber die Menge folgt ihm nach, die Nächſten laſſen ſich zwar zurückweiſen, doch indem er harrend unten ſteht, füllt ſich oben der ſteile Rand mit Zuſchauern, die wohlanſtändigſten Gentlemen drängen ſich, und ſehen herab. Schweigend in Mitleid und Ehrfurcht harren die Gentlemen, auch der graue Held harrt geduldig, endlich aber zeigt ſich, daß das Abwarten überſtanden iſt; wie ein Lauffeuer theilt ſich oben die glückliche Nachricht mit, und ein jubelndes Hurrah bezeigt die Theilnahme des Volks, deren ächt menſchlicher Durchbruch hier den leidigen Anſtand hintanſetzte! Unter ſtetem Freudengeſchrei und immer wechſelndem Gedränge, von Wagen, Reitern und Fußgängern im vollen Laufe begleitet, gelangte Blücher endlich um 6 Uhr Abends in einem offenen Wagen, den ihm der Prinz-Regent geſandt hatte, unter Bedeckung einer Schaar von der leichten Reiterei der Garde, in Saint-James-Park an. Hier hielt das Dragonerregiment der Garde in Parade, und als Blücher den Truppen nahgekommen, erhob er ſich im Wagen, und ſtand mit abgezogenem Hute, das Auge unverwandt auf die Mannſchaft gerichtet, bis er ganz vorüber war. Das Volk ſchrie unaufhörlich ihm Lebehoch und Beifall zu. Wir laſſen die Zeitungen weiterreden: „Die Poſtillione hatten den Befehl, den Feldmarſchall grades Weges nach Carltonhouſe zum Prinz-Regenten zu fahren. Als der Wagen in ein Seitenthor des ſonſt verſchloſſenen Vorhofes einfuhr, ſtürzten Reiter und Fußgänger ſo unbändig mit in den Hof, daß die beiden Schildwachen mit ſammt dem Thürſteher im buchſtäblichen Sinne mit Füßen getreten wurden, und dem ferneren Eindringen des jauchzenden Volkes nur mit der äußerſten Gewalt Einhalt geſchehen konnte. Der Wagen hielt nun vor einem Nebeneingange des Pallaſtes ſtill, und die Oberſten Bloomfield und Congreve kamen in voller Uniform und mit entblößtem Haupte dem Feldmarſchall entgegen, halfen ihm aus dem Wagen, und führten ihn durch das Hauptportal zu des Prinz-Regenten inneren Gemächern. Jetzt war das Volk gar nicht mehr zu halten. Es kletterte an Gittern und Mauern empor, als ob es den Zugang des Schloſſes erſtürmen wollte, ſo daß, um Unordnungen zu verhüten, die Flügelthore geöffnet werden mußten. Nach einer guten Weile ſah man den Prinz-Regenten mit dem Feldmarſchall in die große offene Vorhalle des Schloſſes eintreten, in welche ſich ſo viel Volk, als hinzukommen konnte, eindrängte, ſelbſt die Pferdeköpfe einiger neugierigen unbeſcheidenen Reiter ſchauten hinein. In dieſer Halle hing der Prinz-Regent mit eigner Hand ſein ſehr ähnlich gemahltes und reich mit Edelſteinen verziertes Bruſtbild, an einem blauen ſeidenen Bande, dem Feldmarſchall über die Bruſt. Blücher ließ ſich bei dieſer feierlichen öffentlichen Anerkennung ſeines

Verdienſtes vor dem Prinz-Regenten auf ein Knie nieder, und küßte im Aufſtehen, nach engliſchem Hofgebrauche, dem Prinz-Regenten die Hand. Der Feldmarſchall kehrte hierauf mit dem Prinz-Regenten in deſſen innere Gemächer zurück, und unterhielt ſich noch eine halbe Stunde lang mit ihm, alsdann fuhr er nach dem neben der Wohnung des Königs von Preußen für ihn zubereiteten Abſteigequartier, wobei das Volk ſo ausgelaſſen zudringlich war, daß es ſich hinten auf ſeinen Wagen, deßgleichen auf die Wagentritte ſtellte, und Einige ſogar ſich zu ihm in den Wagen ſetzten und ihm die Hand drückten, alles unter fortwährend erſchallendem Geſchrei: Blucher for ever!“ — Am folgenden Tage, als Blücher zur Aufwartung bei der Königin im vollen Staate nach Hofe fuhr, ſpannte das Volk die Pferde von dem Wagen, und zog ihn unter Jauchzen und Hurrah im vollen Laufe bis zur Stelle hin, wo er ausſtieg. Nach den Herrſchern ſelbſt, für welche das Volk, Tag und Nacht auf den Straßen in drängender Bewegung, die leidenſchaftlichſte Beeiferung zeigte, empfing keiner der fremden Gäſte ſo allgemeine, dauernde Huldigung wie Blücher; der Feldmarſchall Barclay-de-Tolly, der Attaman Platoff, die Generale von Yorck und von Bülow, und ſo viele andere im Feld und Rath ausgezeichnete und berühmte Männer, erſchienen hier nur in zweiter und dritter Reihe, ſelbſt Wellington mußte für den Augenblick zurückſtehen. Tauſende von Menſchen jedes Standes und Geſchlechts folgten ſtets Blücher's Wagen, warfen ſich in die Räder und zwiſchen die Pferde, um ihn näher zu ſehen, kletterten hinten auf den Tritt, auf die Decke, hingen ſich an den Seitenſchlag, um ihn zu grüßen, ihm die Hand zu drücken. Man erzählte ſcherzweiſe, er habe ſich einen falſchen Arm und ausgeſtopften Handſchuh machen laſſen, und dieſe dem anſtürmenden Volke dargeboten, denn ſeine ächten Glieder würden es nicht ausgehalten haben. Am 9. Juni fuhr Blücher vor dem Admiralitätshauſe vor, um für den erſten Lord der Admiralität, Lord Melville, eine Beſuchskarte abzugeben. Das Geſchrei und Getümmel des Volks verrieth aber den Lords ſeine Anweſenheit, und ſie kamen ſämmtlich an ſeinen Kutſchenſchlag, um ihn zur Beſichtigung des Innern einzuladen. Ihm gefielen die mancherlei Einrichtungen, die er ſich erklären ließ, insbeſondere die des Telegraphen. Seine Rückfahrt war ein abermaliger Triumphzug. Zu dem Oberſten Lowe, der ihn begleitete, ſagte er überwältigt von der Fülle der Eindrücke: „Nein, eine Stadt wie London giebt es in der Welt weiter nicht!“ Am Abend erwartete man die fremden Gäſte in der Oper, weßhalb der Saal mit Zuſchauern überfüllt war. Doch die Herrſcher kamen nicht, dagegen erſchien in der Mitte des zweiten Aufzugs Blücher, und führte die Herzogin von York. Kaum wurde man ſeiner anſichtig, ſo erſchallte die lauteſte Begrüßung, die Oper wurde unterbrochen, er mußte vortreten, und wurde mit Jubelruf und Beifallklatſchen überhäuft, wofür er ſehr oft und freundlich dankte. Am 10. waren die fremden Herrſchaften von dem Prinz-Regenten nach Ascott eingeladen, einem Pferdewettrennen beizuwohnen, zu welchem die Blüthe der feinen und großen Welt von London ſich eingefunden hatte. Die Fürſten miſchten ſich unter die ungeheure Zuſchauermenge, die ſie mit Begeiſterung aufnahm. Bald aber verlangten von allen Seiten tauſend Stimmen nach Blücher und Platoff, der Prinz-Regent trat vor, und erklärte ſehr artig, ſie wären noch nicht angekommen. Als ſie endlich nach ſchon begonnenem Wettrennen erſchienen, ſtieg der Jubel ſo außerordentlich, daß er faſt unverhältnißmäßig dünken konnte, und deßhalb am folgenden Tage von einigen Tagesblättern getadelt wurde. Beim Nachhauſefahren wollte das Volk ſich wieder vor Blücher's Wagen ſpannen, und konnte nur durch die ſtärkſten Vorſtellungen endlich davon abgehalten werden. Am 11. zur Aufführung der Oper Ariſtodemo, da die Herrſcher zum erſtenmale im Theater von Coventgarden erſchienen, hatte das Volk ſchon früh die Wachen überwältigt, die Thüren erbrochen, und ſich der meiſten Plätze bemächtigt; Blücher kam in einen Ueberrock gehüllt gegen 11 Uhr Abends in eine untere Loge, wurde aber am Schnurrbart und Ausdruck des Geſichts bald erkannt, und der Lärm: „Blücher iſt da, der alte Blücher!“ und: „Wo iſt er? Blücher hervor!“ unterbrach die Vorſtellung. Er mußte ſich entſchließen den Ueberrock abzulegen, trat in Uniform und im

Schmucke ſeiner Orden hervor, und empfing auch hier die rauſchenden Huldigungen, deren, neben den höchſten Perſonen, nur er in ſo hohem Maße würdig ſchien. In ſolchem Treiben verging ein Tag wie der andere, kein Nachlaß, keine Abkühlung zeigte ſich in dem unaufhörlich erneuerten Taumel. Es gehörte zum guten Ton, ſagen zu können, man habe dem alten Blücher, dem Attaman Platoff, die Hand geſchüttelt. Im Hyde-Park wurde Blücher einmal ſo gedrängt, daß er vom Pferde ſteigen und ſich in den Garten von Kenſington zurückziehen mußte. Am 13. war eine Waſſerfahrt auf der Themſe nach Woolwich, wo das große Arſenal mit allen ſeinen Anſtalten, ein neues Linienſchiff, der Nelſon, von 120 Kanonen, in Augenſchein genommen, und darauf große Prachtverſuche mit Congreve'ſchen Raketen und anderen Geſchützwerken angeſtellt wurden. Am 14. ging die Fahrt nach Oxford, um des eigenen Anblicks einer engliſchen Univerſität zu genießen, und daſelbſt neue Würden zu empfangen. Denn nach einem jubelvollen Einzuge wurden am folgenden Tage der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen feierlich zu Doktoren des bürgerlichen Rechts ernannt, und wohnten dann nebſt dem Prinz-Regenten, der dieſe Würde ſchon früher empfangen, in Doktormänteln der weiteren Feierlichkeit bei, in welcher auch Wellington zum Doktor der Rechte, und Blücher, der Fürſt von Metternich und der Graf von Lieven, zu Ehrenmitgliedern der Fakultät erhoben wurden. Bei den Namen Wellington und Blücher erhoben die Studenten ein ſo ungeheures Freudengeſchrei, daß die ganze Stadt davon ertönte. Blücher aber, als er hörte, daß er Doktor werden ſollte, fand die Sache ſehr ſpaßhaft, und ſagte mit wackerem Scherze: „Nu, wenn ich Doktor werden ſoll, ſo müſſen ſie den Gneiſenau wenigſtens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zuſammen!“ Auf dem Stadthauſe wurde ihm ſpäter das Bürgerrecht der Stadt in einer goldenen Kapſel überreicht. Auch hier war Blücher der Held und Abgott des Volkes, und hatte von deſſen Zudrange viel auszuſtehen; manche rauhe, doch biedre Hand wollte durch den ſtärkſten Druck ihm die herzlichſte Liebe kund thun. So laut ertönte ſein Lob, heißt es in den Berichten, daß jedes

Ohr, welches nicht an den Donner der Kanonen gewöhnt war, davon betäubt werden mußte. „Ich muß über mich ſelbſt wachen", ſagte Blücher, „daß ich nicht zum Thoren werde." Schon Morgens früh wollte man ihn ſehen, wie er am Ende ſeines Bettes ſaß, und im Morgenanzuge ſeine lange Pfeiſe rauchte; er trat öſters an's Fenſter, und verbeugte ſich gegen die lärmenden Zuſchauer. Auch die Univerſität Cambridge verlieh ihm darauf die Doktorwürde. Am 16. kehrte die Geſellſchaft von Oxford nach London zurück, wo alles in ſtürmiſcher Bewegung war, als ſei es die erſte Ankunft. Feſte folgten auf Feſte. Am 17. ein großes Gaſtmahl des Handelsſtandes der City, am 18. ein Banket von der Stadt London auf Guildhall veranſtaltet, am 20. eine Heerſchau im Hyde-Park, darauf eine Sitzung im Oberhauſe, und dann ein Feſt in White's Klub, am 21. eine Verſammlung der Geſellſchaft zur Unterſtützung der durch den Krieg in Bedrängniß gerathenen Deutſchen in London-Tavern unter Vorſitz von Wilberforce, der von dieſem Tag erzählt: "Blucher made me a very civil speech (he spoke in german, Mr. Kuper, the queen's chaplain, acting as interpreter), most pleasing in manner and demeanour"; dazwiſchen eine Menge Gaſtmahle, Beſuche und Feierlichkeiten aller Art, gaben eine Fülle von Eindrücken, eine Bewegung des Lebens, wie nur England auf dem Gipfel ſeiner Macht und ſeines Reichthums in ſeiner großartigen Oeffentlichkeit ſie darzubieten vermag. Von Blücher's Aufenthalt in England werden noch folgende Züge erzählt. Als er eines Tages von einem Gaſtmahl aus der Freimaurer-Tavern zurückkam, fand er ſein Vorzimmer mit Damen angefüllt, die ihn ſehen wollten, und war ſogleich von ihnen umringt. Um ſich des Beſuches zu entledigen, wählte er endlich dieſe Liſt, er umarmte die nächſtſtehenden, in der Hoffnung, die anderen würden dann ſchon flüchten. Aber im Gegentheil! jetzt drängten ſie nur heftiger auf ihn ein, und keine wollte ſolchen Ehrenvorzug, den alten Blücher umarmt zu haben, den andern überlaſſen. Zugleich bemächtigten ſie ſich ſeines Federbuſches, der, ſogleich in kleinſte Stücke zerpflückt, kaum der Menge ſchöner Hände, die nach ſolchem Andenken ſtrebten, genügen konnte. Am anderen Morgen fand ſich wiederum zu Blücher's Lever ein Gedränge der feinſten Damen in ſeinem Vorzimmer, die ſämmtlich ihn zu umarmen verlangten. Mit guter Art ergab er ſich in die Beläſtigung, klagte aber nachher ungehalten, ſeine jungen Offiziere zögen ihm dergleichen zu, dieſe reizten erſt die Damen beeifert auf, und zuletzt müſſe dann er alter Mann herhalten und vor den Riß treten! Indeß erwies er ſich fortdauernd gefällig und nachgiebig. Von der Verzweiflung der Miſtriß Sheridan, den großen Blücher nicht zu ſehen, da Krankheit ſie ſchon ſeit ſechs Monaten zu Hauſe feſthielt, wurde ihm ſo viel erzählt, daß er ihr von freien Stücken einen Beſuch machte. Am 21. in London-Tavern, dem Tage der Abreiſe nach Portsmouth, dankte Blücher der brittiſchen Hülfsgeſellſchaft im Namen ſeiner deutſchen Landsleute mit herzlicher Rede, in der er unter anderen ſagte: „Hätte ich nicht Weib noch Kinder, ſo würde ich dies glückliche Land nie wieder verlaſſen. Unter einem Volke zu leben, das durch ſeine Verfaſſung ſo groß vor allen andern daſteht, das ſich in allem ſo ſehr auszeichnet, und ſeinen Reichthum auf ſo edle, und anderwärts unbekannte, großherzige Weiſe anwendet, muß zugleich beruhigend und erhebend ſein. Ich kann keine Worte finden, die Gefühle meines dankbaren Herzens für all die Liebe auszuſprechen, die ich erfuhr; doch wenn Sie Ihre Hände auf mein Herz legen wollten, würden Sie fühlen, wie mächtig es für Sie ſchlägt. Ich kann nichts mehr ſagen, ich wünſche nur, daß Sie in ewigem Frieden alle Segnungen genießen mögen, die Sie ſo reichlich verdienen.“ Noch am 21. reiſte Blücher im Gefolge der Herrſcher nach Portsmouth ab, wo die Auftritte von London und Oxford in der freudetrunkenen Volksmenge ſich wiederholten; man rechnete, daß über 300,000 Fremde herbeigeſtrömt waren. Blücher wurde ſo vom Volke umdrängt, daß das ihm vom Prinz-Regenten verliehene Bild auf ſeiner Bruſt in Stücken brach. „Hurrah Blücher, Blücher!“ ſcholl es von allen Seiten. “Shew me the conqueror of the tyrant!” riefen Schaaren Volks vor ſeiner Wohnung, und “come forward Blucher!” bis er ſich am Fenſter zeigte, wo er einen Becher auf das

Wohl der Anweſenden leerte, die darauf mit tauſendſtimmigem Hurrah antworteten. Als er ausfuhr, ſetzten und hingen ſich ein Dutzend Matroſen überall an den Wagen feſt, und zwei derſelben tanzten oben auf der Decke herum, indem ſie die Hüte ſchwenkten und jubelten. Das Schauſpiel einer großen Kriegsflotte, die in See ihre Bewegungen machte, beſchloß würdig die Reihe der Eindrücke, welche Großbritanien ſo groß als eigenthümlich den Beſuchenden gewährt hatte. Nach einigen kleineren Ausflügen kehrten der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen am 26. und 28. von Dover nach Calais auf das Feſtland zurück. Bei Blücher's Abfahrt ſpannte ſich das Volk wieder vor ſeinen Wagen, und fuhr ihn weit vor die Stadt hinaus; er kam von Portsmouth, wo er mit dem Herzoge von Weimar noch zuletzt bei dem Herzoge von Clarence geblieben, dem Wunſche des Prinz-Regenten zufolge den 27. nochmals nach London, wo auf's neue derſelbe Taumel ihn begrüßte. Als er in Pall-Mall Arm in Arm mit Wellington ſpazieren ging, konnten beide im Volksgedränge kaum von der Stelle kommen. Er wohnte hier noch mehreren Feſten zu Ehren Wellington's bei, unter andern auch dem Pitts-Klub, wo er eine kräftige deutſche Rede hielt, die der Herzog von Cambridge in's Engliſche verdollmetſchte. Der Prinz-Regent hatte durch ſeinen Hofmahler Lawrence ſchon früher das Bildniß Blücher's mahlen laſſen; tauſende der verſchiedenſten Abbildungen gingen in ganz England umher. Zum Abſchiede beſchenkte der Prinz-Regent „ſeinen Freund" noch mit einer prächtigen Jagdflinte, und entließ den alten Helden mit herzlichen Segenswünſchen. Am 11. Juli Mittags reiſte Blücher von London ab, und traf Abends in Dover ein, wo er im Schifferhauſe abſtieg. Gegen 9 Uhr, ehe er den Gaſthof verließ, um an Bord zu gehen, trat er an das Fenſter, begrüßte die ihn mit tauſendfachem Jubel empfangende Volksmenge, und trank ein Glas Wein auf das Wohlſein der engliſchen Nation; das Beifallrufen und Händeklatſchen ſtieg auf's höchſte. Als er ſich nach dem Ufer begab, mußte er rechts und links immerfort den ihn gedrängt Umwogenden die Hände reichen. Endlich beſtieg er das Boot, und gelangte zu dem Schiffe Jaſon, das die Anker lichtete, und ihn mit günſtigem Winde von dannen führte. Von den Anhöhen des Ufers wurde die Abfahrt durch den Donner des aufgepflanzten Geſchützes und durch das langnachhallende Hurrahgeſchrei des Volkes noch weithin begleitet, und den Schiffenden die Theilnahme Englands nachgerufen.

Die Art, wie Blücher in England war gefeiert worden, konnte ſich ſo nirgends wiederholen, am wenigſten im Vaterlande, wo keine Hauptſtadt mit einer Million Einwohner die Reichthümer ganzer Welttheile und die Oeffentlichkeitserziehung von Jahrhunderten in ſich ſchließt. Die entſchiedene Freiwilligkeit adelt dort Gebräuche, die auf dem Feſtlande noch nicht ohne niedrige Beimiſchung beſtehen könnten. Gehörte jedoch England dazu, beinahe fünf Wochen hindurch ein ununterbrochenes Feſt ſolcher Volksbegeiſterung aufzuſtellen, ſo war hinwieder auch Blücher dazu vonnöthen, ſolchem Feſte ein Gegenſtand zu ſein. Seine Thaten, ſein Karakter, ſein Ausſehen, waren von der Art, die unmittelbar in das Volk eindringt, und aus demſelben wiederſtrahlt. Und hier kommt noch insbeſondere Blücher's Alter in Betracht, das zweiundſiebzigjährige, dem wieder alle Theilnahme gewidmet, und keine aufgeſchoben werden darf! Der Jüngling Bonaparte, der Mann Wellington, mußten in allem Volkstaumel, den ſie, nach gleichen Siegeszügen rückkehrend, in ihrer Heimath weckten, doch dieſen Antheil miſſen. Blücher's Erſcheinung aber regte allenthalben gerade dieſen auf. Einem ſolchen grauen Haupte durfte ſich jede Würde und jede Anmuth beugen. Und in der That glich ſeine ganze Heimkehr überall einem fortwährenden Triumphzuge, dem jeder Stand und jedes Geſchlecht zu huldigen beeifert war, wo nicht Blücher's unvermuthete Ankunft und ſchnelles Forteilen die Erwartung abſichtlich täuſchten. Er nahm ſeinen Weg durch die Niederlande; begleitet von den beiden Adjutanten, dem Major Grafen von Noſtitz und dem Major von Stranz, kam er den 15. Juli nach Lüttich, verweilte aber nicht, ſondern ſetzte ſeine Reiſe eilig fort nach dem Rhein. In der Grafſchaft Mark vermochte er ſich dem Zudrange des Volkes nicht mehr zu entziehen, die Menge ſtrömte auf ſeinen Wegen zuſammen, und jauchzte dem Sieger und Befreier Dank und Heil. Mit Begeiſterung wurde er in Pyrmont aufgenommen, wo er am 19. eintraf, und vielfaches Andenken wiederfand. Seine Ankunft in Braunſchweig am 23. ſetzte die ganze Stadt in ſtürmiſche Bewegung; der Gaſthof, wo er abgeſtiegen, die nächſten Straßen, alles füllte ſich von Menſchen. Man ſetzte von außen Feuerleitern an, um den Helden in ſeinen Zimmern ſehen zu können. Als Blücher ſich zum Frühſtück ſetzte, heißt es in den Berichten, kam der Herzog von Braunſchweig an, und nachdem beide ſich umarmt hatten, erzählte Blücher ſeine Schickſale in London, und verſicherte, daß er lieber noch einen Feldzug mitmachen, als auf ſolche Art wieder nach London gehen wollte. Er begab ſich alsdann nach Wansleben bei Magdeburg, um, wie er ſagte, bei ſeiner Tochter, der Gräfin von Aſſeburg, einige Zeit zu verweilen, da der König ihm die Gnade erzeigt habe, ihn ferneren Dienſtes zu überheben, damit er ſeine noch übrige Lebenszeit in Ruhe genießen könne.

Indeß traf er doch ſchon am 29. Juli in Berlin ein. Das Volk drängte ſich ihm auch hier jauchzend entgegen, ſammelte ſich vor ſeiner Wohnung, begleitete ſchaarenweiſe ſeine Schritte, und bezeigte ihm auf alle Weiſe die freudigſte Theilnahme. Gleich am 30. Morgens brachten ihm die Abgeordneten der Stadtobrigkeit, mit dem Oberbürgermeiſter Büſching als Sprecher an ihrer Spitze, zu ſo vielen Großthaten und Erfolgen den Glückwunſch und Dank der Bürgerſchaft; Blücher antwortete unter lebhafter Anerkennung der ihm dargebrachten Geſinnung, er habe nichts als ſeine Schuldigkeit gethan, und der Erfolg der Anſtrengungen ſei, nächſt dem Beiſtande des Himmels, der unerſchütterlichen Tapferkeit und der Ausdauer ſämmtlicher Truppen beizumeſſen. Noch denſelben Vormittag ritt Blücher einem Regimente märkiſcher Landwehr, die aus dem Felde zurückkehrte, entgegen, und nahm Theil an der Feſtlichkeit, welche dieſen Truppen bereitet war. Am 13. wurden auf gleiche Weiſe 7 ruſſiſche Grenadierregimenter eingeholt, und als Blücher zu der für dieſe Gelegenheit gewählten Aufführung Abends zum erſtenmal im Schauſpiel erſchien, wurde er mit ſtürmiſchem, oft wiederholten Jubelruf empfangen, darauf, als er nach Hauſe zurückgekehrt war, durch einen von Fackeln und Muſik begleiteten feierlichen Aufzug überraſcht, in welchem die Stadtobrigkeit ihm ein rauſchendes Lebehoch darbrachte, von einer unzählbaren Volksmenge tauſendſtimmig vervielfacht und unabläſſig wiederholt. Auch bei der ferneren Einholung zurückkehrender Truppen durfte er niemals fehlen. Alle Körperſchaften wetteiferten, ihn durch Gaſtmahle, Feſtlichkeiten und Huldigungen zu ehren. Zu beſonderer Auszeichnung wurde er, wie früher zu Oxford, nun auch zu Berlin am 3. Auguſt von der Univerſität zum Doktor der Philoſophie gemacht; mit ihm der Fürſt von Hardenberg und die Generale Grafen von Yorck, Bülow, Gneiſenau, Kleiſt und Tauenzien. Ein großes Gaſtmahl gaben ihm die zu Berlin anweſenden Ständevertreter, merkwürdig durch den Trinkſpruch, welchen er bei dieſer Gelegenheit ausbrachte: „Der glücklichen Verbindung des Krieger- und des Bürgerſtandes vermittelſt der Landwehr!“

Aber die Hauptfeier in Berlin fand auch für Blücher bei der Rückkehr des Königs Statt, für welche die Bürgerſchaft die würdigſten und großartigſten Zubereitungen getroffen hatte. Der König, welcher zum 7. Auguſt erwartet wurde, traf unverhofft ſchon am 5. ein, ließ ſogleich die Miniſter und oberſten Behörden der Hauptſtadt zu ſich berufen, und äußerte ihnen, „daß er abſichtlich früher, als man ihn erwartet, nach Berlin gekommen, weil er gehört, welche Anſtalten zu ſeinem feierlichen Empfange getroffen worden; das preußiſche Volk und die Hauptſtadt hätten in den letzten Jahren durch große Anſtrengungen und Opfer, durch Ausdauer, Entbehrung, und freudige Erfüllung ſchwerer Pflichten ihm Beweiſe der Liebe und treuen Anhänglichkeit gegeben, welche ſeinem Herzen weit wohlthuender als jedes andre Zeichen derſelben wären, und wofür er ſeinem guten Volke auch in dieſem Augenblicke mit Rührung danke; alle Feierlichkeiten, die mit Glanz und Siegesgepränge verbunden wären, müſſe er von ſich ablehnen, weil die Annahme von Huldigungen dieſer Art außer ſeinem Karakter und ſeinen Grundſätzen lägen, worüber ſeine Unterthanen ſeine Geſinnungen ja mehrmals kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätten; wenn dagegen das dankbare Vaterland dem Heere und ſeinen ruhmvollen Führern durch die vorbereitete Feier einen Beweis der Anerkennung deſſen, was ſie geleiſtet, geben wolle, ſo würde er gern der erſte ſein, der ſich an dies gerechte und die Nation ehrende Gefühl anſchließe, und in dieſer Vorausſetzung wolle er nicht allein die getroffenen Einleitungen, mit einigen Abänderungen, genehmigen, ſondern, er beabſichtige ſelbſt, diejenigen Befehlshaber der Heertheile, welche ſich eben in Berlin befänden, vor allem den würdigen Feldmarſchall Fürſt Blücher, an ſeiner Seite zu verſammeln, und mit ihnen die Königlichen Garden, welche in dieſem Augenblick als würdige Stellvertreter aller ihrer Waffenbrüder, gleichſam als Abgeordnete des geſammten Heeres angeſehen werden möchten, in die Hauptſtadt einzuführen.“ Dieſer Einzug wurde auf den 7. Auguſt feſtgeſetzt, und durch die gelungenſte Anordnung kunſtreichen Gebildes verherrlicht. Von dem Brandenburger Thore, auf deſſen ſäulengetragenem Gipfel die vom Feinde vor acht Jahren nach Paris entführte, jetzt von den Preußen wiedereroberte und im Triumphe heimgebrachte Victoria unter zeltartiger Verhüllung wiederaufgeſtellt war, erſtreckte ſich über den Mittelweg der damals noch ſechsfachen Lindenreihe und über die nachfolgenden Plätze und Brücken bis zum Schloſſe eine 2500 Schritt lange und 34 Fuß breite Siegesbahn, geſchmückt auf beiden Seiten abwechſelnd von 15 zu 15 Fuß mit Kandelabern und Feſtfahnen, welche durch Gewinde von Tannenzweigen und Moos verbunden waren. Noch außerhalb des Brandenburger Thores bildete den Eingang dieſer Siegesbahn ein Halbkreis von 10 Säulen doriſcher Ordnung, Siegesgöttinnen tragend, durch Adler, Siegesſchilder, auf welchen die Namen von 16 Schlachten prangten, durch Fahnen und Kandelaber großartig verziert, und unter einander ſo wie mit dem Thore durch doppelte Laubgänge ſchön verbunden. Zwei mächtige Trophäenſäulen ragten bei der Brücke am Opernhauſe zu beiden Seiten der Siegesbahn mit eroberten Waffen und Fahnen empor. Den Beſchluß machte im Luſtgarten ein Siegesaltar, der auf großem Unterbau über 16 in Regenbogenfarben gehaltenen Stufen bis zu einer Höhe von 75 Fuß emporſtieg. Als der König aus Charlottenburg auf dem Rundplatze bei Bellevue im Thiergarten anlangte, und ſich an die Spitze der zum Einzuge geſtellten Truppen ſetzte, wurde unter tauſendfach bewillkommendem Hurrah die Umhüllung der Victoria auf dem Brandenburger Thore weggezogen, und das langvermißte Denkmal ſtand nun den Augen des Volks und des Heeres wieder offen da, neugeſchmückt durch eine Panierſtange mit dem eiſernen Kreuz in einem Eichenkranz und darüber ſchwebendem gekrönten Adler. Bei dem Einzuge ſelbſt ritt Blücher nebſt den Generalen Grafen von Bülow und Tauentzien nächſt den Königlichen Prinzen unmittelbar mit dem Könige. Das Volk jauchzte mit unaufhörlichem Freudengeſchrei den Einziehenden entgegen. Seinem Jubel wurde durch den Willen des Königs vor Allen Blücher dargeboten, der König wiederholte mehrmals laut und öffentlich die für den alten Feldherrn in dieſem Sinne ſchmeichelhafteſten Aeußerungen. Auf dem im Luſtgarten errichteten Altar wurde unter freiem Himmel ein feierlicher Gottesdienſt gehalten, und unter Kanonendonner und Glockengeläute ein Tedeum geſungen. Zum Beſchluſſe der übrigen Feſtlichkeiten des Tages war am Abend die ganze Stadt prachtvoll erleuchtet; unter dem rauſchenden Zurufe des Volkes ritt der König, begleitet von Blücher und andern Generalen, durch die menſchenerfüllten, in tauſendfältigem Licht und Glanz geſchmückten Straßen.

Das Einrücken der heimziehenden ruſſiſchen Fußgarde gab zu neuen Feſtlichkeiten Anlaß. Wir erwähnen hier beſonders des Feſtes am 15. Auguſt, bei welchem an der Königlichen Tafel merkwürdige Reden vorkamen. Schon waren mehrere Trinkſprüche ausgebracht worden, als Blücher ſich erhob, die mächtige Beihülfe rühmte, welche die tapferen ruſſiſchen Heere in dem harten Kampfe geleiſtet, hierauf erklärte, wie er der Kriegserfahrenheit und dem Muthe der ruſſiſchen Heerführer und der ſämmtlichen Offiziere dieſes öffentliche dankbare Anerkenntniß ſchuldig zu ſein glaube, deßhalb den Wunſch für deren ſtetes Wohlergehen auszubringen ſichs gedrungen fühle, und endlich Namens des preußiſchen Heere hier die ausdrückliche Verſicherung hinzufügte, daß wenn, trotz allem Anſchein eines dauerhaften Friedens, die Ruhe des Vaterlandes je von neuem bedroht werden ſollte, das Heer, mit gleicher Hingebung als jetzt, bereit ſei, für König und Vaterland auch den letzten Blutstropfen zu verſpritzen. Nachdem auf die Geſundheit der ruſſiſchen Generale und ſämmtlicher Offiziere getrunken worden, bat Blücher um Erlaubniß, die Geſundheit des Fürſten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen, der dadurch, daß er das Zutrauen Seiner Majeſtät und der Nation verdient und erlangt, ſo wie durch den Geiſt, welchen er den Verwaltungsbehörden einzuflößen gewußt, jene innige Verbindung der Nation zu einem Ganzen bewirkt habe, durch welche allein es möglich geweſen ſei, in der Lage, in welcher das Vaterland ſich befunden, das zu leiſten, was wirklich geleiſtet worden, dieſem von Seiner Durchlaucht hervorgebrachten Geiſte ſei es beizumeſſen, daß man im preußiſchen Staate jetzt nicht wiſſe, wo der Kriegerſtand aufhöre, und der Bürgerſtand anfange; dieſe glückliche Verſchmelzung ſei ein karakteriſtiſches Denkmal der gegenwärtigen Epoche; er wünſche, daß jene Verſchmelzung unauflöslich bleibe, und verſichere dem Fürſten die Anerkennung davon und die achtungsvolle Ergebenheit des geſammten Heeres. Der Fürſt von Hardenberg erwiederte dieſe unvermuthete Anrede durch edle, gerührte Worte, die ſein Verdienſt auf die Ausführung der Befehle des Königs bezogen, und ſeinen Dank und ſein Beſtreben ausſprachen, ſein noch übriges Leben und alle ſeine Kräfte dem Dienſte des beſten Königs und dem Wohle des Staates darzubieten. — Die Gelegenheit, Reden zu halten, ergriff Blücher mit aller Vorliebe, welche die Leichtigkeit des Hervorbringens und die Entſchiedenheit des Erfolges einem Talente zuwenden. Das ſeinige war durchaus volksmäßig; unvorbereitet ermangelte er nie des Stoffes, der ſchicklichen Wendung, des treffenden Wortes; die Natürlichkeit ſeines Vortrages, die treuherzige Meinung, die daraus hervorleuchtete, führten ihn über alle Klippen mancher breiten Redensarten und ſchwerfälligen Worte glücklich hinweg, und nie verfehlte er eines ſtarken Eindrucks. In der Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln wurde ihm den 21. Auguſt ein großes Bewillkommungsfeſt gegeben, und in dieſer, wie in andern Verſammlungen dieſer Brüderſchaft, welchen er fleißig beiwohnte, hielt er ausführliche Vorträge. So wies er in einer langen Rede unter andern auf die Männer hin, welche ihm thätig vorgearbeitet und geholfen, und deren Verdienſt er ſich nicht anmaßen dürfe; nach dem Lobe ſeines Waffengefährten und Freundes Gneiſenau ging er auf das des zu früh verſchiedenen Scharnhorſt über, und ſchloß mit der ergreifenden Anrede an dieſen ſelbſt: „Biſt du gegenwärtig, Geiſt meines Freundes, mein Scharnhorſt, dann ſei du ſelber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben!“ Noch häufiger nahm Blücher an den Gaſtmahlen der alten Börſenhalle Theil, die in demſelben Hauſe, das einſt der Feldmarſchall Derfflinger erbaut und bewohnt hatte, Statt fanden, und zeigte auch hier in mancherlei merkwürdigen Vorträgen ſeine Rednergabe. In dieſer Verſammlung war ihm beſonders wohl und behaglich, er führte gewiſſermaßen den Vorſitz, und wenn er auch zuweilen bei der Tafel entſchlummerte, ſo wußte er aufwachend ohne Verlegenheit die Geſellſchaft durch eine Anrede heiter und ſchicklich zu entſchädigen. Seine Leutſeligkeit ſetzte ihn mit jederman in unmittelbares Verhältniß, frei war er ſelbſt mit den Höchſten, ſo durfte es auch der Geringſte mit ihm ſein. Schon ſein Ausſehen flößte Zutrauen ein; er ging anſpruchslos im ſchlichten blauen Bürgerrocke umher, nur den ſchwarzen Adlerorden und das eiſerne Kreuz pflegte er auch auf dieſem zu tragen. Seine Pfeife rauchend miſchte er ſich harmlos in jede Gruppe, nahm an jedem Vorfalle Theil, ſprach mit Soldaten und Bürgern auf der Straße, nach ſeinem und ihrem Belieben. In gleicher Art ſetzte er ſich zum Kartenſpiel, in welchem er bald ſeine regelmäßige Parthie machte, bald außergewöhnlich ſein Glück in Wagniſſen verſuchte.

Zwiſchen alle dieſe friedlichen und anmuthigen Vorgänge drängten ſich indeß von Zeit zu Zeit mancherlei Aufwallungen heftiger Mißlaune, ſei es, daß allgemeine Verhältniſſe oder auch perſönliche Einzelheiten ſeine Unzufriedenheit weckten. Die Ausbrüche ſeines Unmuths ergoſſen ſich dann häufig in den bitterſten gewaltigſten Redensarten, die jedes Maß und jede Rückſicht außer Acht ſetzten. Hierin ließen ſein Alter und ſeine ganze Lebensſtellung ihm vieles nachſehen, obgleich beide ſeinem tobenden Schelten auch oft eine unverhältnißmäßige Bedeutung ſowohl für Einzelne als im Allgemeinen gaben, die in manchem Betrachte nicht ohne Verdruß und Aergerniß blieb.

Zum Ausgange des Sommers machte Blücher eine Reiſe nach Schleſien, und wurde in Breslau wie an allen andern Orten, die er beſuchte, mit glänzenden Ehren aufgenommen. Als er nach fünf Wochen, gegen die Mitte des Oktobers, wieder nach Berlin zurückkam, war der Kongreß von Wien, wo die Ergebniſſe des geführten Krieges ihrer beſtimmteren Geſtaltung harrten, der Gegenſtand allgemeiner Spannung. Dieſer Kongreß, der einer ausführlichen, nach Sachen und Perſonen genauen, Schilderung noch vorbehalten iſt, vermochte bekanntlich den Widerſtreit der Anſprüche, die ſich kund gaben, nur unvollkommen zu löſen. Früh ſchon ließ der Gang der Verhandlungen die Eiferer wenig hoffen, welche in dem Friedensgeſchäfte die Mittel und die Kraft eines Feldzugs wiederfinden wollten; ſpäter gab die Wendung der Dinge allerdings manche Beeinträchtigung der Anſprüche zu befürchten, welche Preußen gerechterweiſe zu machen hatte. Der Friede von Paris war bitter getadelt worden, er laſſe den Franzoſen zu viel Land und Macht, er gebe den erkämpften Vortheil wieder aus den Händen; jetzt ſchien die Sprache und Einwirkung Frankreichs auf dem Kongreſſe jenen Vorwurf zu beſtätigen. „Wir halten nur Raſttag“, pflegte Blücher zu ſagen, einen Bruch mit Frankreich als unvermeidlich vorausſehend; er meinte, die Franzoſen ſeien in Bezug auf das Ausland insgeſammt Bonapartiſten, und traute den neuen Verhältniſſen nicht. In Berlin, entrückt dem Schauplatze des Handelns und ſeiner Bedingungen, trieben die Stimmführer der preußiſchen Meinung, die ſich oft auch als deutſche geltend machte, ihre Anforderungen, was zu erlangen und zu leiſten ſei, rückſichtslos in's Ungemeſſene; in Wien hatte die preußiſche Staatsführung, den geprüften Händen des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg und des Staatsminiſters Freiherrn von Humboldt vertraut, alle Bedingungen einer der verwickeltſten Lagen und das Gewicht der Verhältniſſe von ganz Europa zu berückſichtigen; dieſer Gegenſatz, durch keine Verſtändigung im Augenblicke ſelbſt aufzuheben, wurde der Grund zu vielfachen Mißurtheilen und Verſtimmungen, die bei der langen Dauer des Kongreſſes immer ſchärfer hervortraten. Sowohl aus eigner Anſicht, als auch aus ſolcher, die ihm geliehen wurde, war Blücher einer der Unzufriedenſten. Mit ſoldatiſchen Kraftworten äußerte er ſein Mißvergnügen im Allgemeinen, mit ſchonungsloſer Derbheit ſprach er ſeinen Tadel über einzelne Perſonen aus. Von dieſer Zeit an faßte er gegen Hardenberg, den er bisher hoch verehrt hatte, eine Art Groll, der wohl in der Folge zeitenweiſe beſchwichtigt, aber immer gleich wieder bereit war hervorzubrechen, und der manchen Meinungen und Abſichten vielleicht erwünſcht kam. Sein Toben und Schelten mußte ſehr nachtheilig empfunden werden, und der alte Kriegsheld in der Hauptſtadt, an der Spitze eines zwar karakterloſen, aber heftigen Oppoſitionsgeſchreis, dem die in ſo vielen Verhältniſſen bewegte Zeit überflüſſige Nahrung lieh, war nicht die angemeſſenſte Erſcheinung. Doch er ſelbſt war bei ſeinen Mißreden im Grunde ſonder Arg und völlig planlos, eine Rolle als Staatsmann lag nicht in ſeinem Weſen. Eine Spielparthie zerſtreute leicht wieder die politiſchen Gedanken. Auch ſeine körperlichen Leiden, in ſolchem Alter ſtets weniger zu bezwingen, ſtörten häufig durch andre Beſchwerden die ſeiner zu großen Muße. Doch ein neues Weltereigniß hob unſern Helden aus allen dieſen Mißverhältniſſen und Mißbeziehungen plötzlich wieder heraus, und führte ihn noch einmal auf die Bahn, auf welcher ihm in ſeinem Berufe noch höherer Ruhm zugedacht war.

Die Verhandlungen des Kongreſſes rangen mühſam unter tauſend Schwierigkeiten ihren Weg zu finden, als die Nachricht erſcholl, Napoleon habe am 27. Februar die Inſel Elba verlaſſen, und ſei mit einer Schaar von Bewaffneten in Frankreich gelandet. Das Unternehmen, welches anfangs nur abentheuerlich ſchien, wuchs in ſchneller Entwickelung rieſenhaft empor, und nach wenigen Wochen war Napoleon wieder in Paris, über ganz Frankreich auf's neue als Kaiſer gebietend. Ihn auf's neue zu bekämpfen war ſofort ganz Europa vereint. Die Nachricht von Napoleon's Wiederkehr brachte in Berlin den gewaltigſten Eindruck hervor. Blücher war einer der erſten, der ſie erfuhr. Am frühen Morgen ging er zu einem angeſehenen Diplomaten, trat in deſſen Schlafzimmer, und weckte ihn vor ſeinem Bette ſtehend mit der Frage: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländiſchen Meer?“ Der Geſandte faßte den Sinn der Frage nicht ſogleich, erſtaunt vernahm er die Ueberfahrt Napoleon's von Elba nach Frankreich, und konnte den Vorwurf, daß die engliſchen Schiffe die Inſeln unbewacht gelaſſen, nicht ablehnen. „Wir müſſen wieder von vorn anfangen“, ſagte Blücher, „und daran ſind die Engländer ſchuld!“ Damit empfahl er ſich. Sogleich legte er ſeinen ſchlichten Bürgerrock wieder ab, und zeigte ſich unter den Linden in der Feldmarſchallsuniform; das Volk jauchzte ihm Beifall, und freute ſich des Zeichens. Viele zweifelten, daß er in ſeinem Alter, nach ſo glücklich vollbrachten Thaten und ſo reich erlangtem Ruhme, dieſen nochmals dem ungewiſſen Spiele des Krieges ausſetzen würde; gewiß hätte er ohne Vorwurf ſich zurückziehen, und den neuen Kampf jüngeren Generalen, an denen es nicht fehlte, überlaſſen können; allein ſolche Bedenklichkeit und Vorſicht waren ſeiner Seele fern, lieber hätte er allen Ruhm wieder verloren, als auf dieſe Art bewahrt. Daß er mitkämpfen werde, war ihm vom erſten Augenblick entſchieden; mit welcher Befehlsmacht, darüber mußte er die Königliche Verfügung abwarten. An Eifer und Anſtalten zum Kriege that Preußen es allen Mächten zuvor; die Zweckmäßigkeit der Maßregeln, die Waffenregſamkeit im Volke, die Schnelligkeit und der Umfang der Rüſtungen ſetzten in Erſtaunen; der Kriegsminiſter General von Boyen zeigte ſich als Scharnhorſt's würdiger Nachfolger. Die jungen Freiwilligen traten auf's neue in den Kriegsdienſt, die Landwehr ſtellte ſich zum Kampfe. Bald empfing Blücher die Ernennung zum Oberbefehlshaber der am Niederrhein aufzuſtellenden preußiſchen Heeresmacht. Gneiſenau eilte voraus an den Rhein, um dort die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Wellington begab ſich von Wien, wo er ſich zum Kongreſſe eingefunden hatte, nach den Niederlanden, um daſelbſt ein Heer engliſcher und verbündeter deutſcher Truppen zu befehligen. Demnächſt ſetzten auch Ruſſen, Oeſterreicher, Baiern und andere Deutſche ſich in eiligſte Bewegung nach Frankreichs Gränzen. Am 10. April reiſte Blücher von Berlin ab, nachdem Abends vorher die ſämmtlichen Offiziere der Beſatzung, den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz an ihrer Spitze, ihm beim Fackelſchein, und unter Anſtimmung aller Kriegsmuſik der Regimenter, ein feierliches Lebehoch gebracht. Folgender Aufruf an das Heer, gegeben aus Berlin am 6. April, ging ſeiner Ankunft bei den Truppen voraus. „Kammeraden! Seine Majeſtät der König haben mir wieder den Oberbefehl über die Armee anzuvertrauen geruht. Mit gerührtem Dank weiß ich die mir dadurch zu Theil gewordene Gnade zu erkennen. Ich freue mich, euch wiederzuſehen, euch wiederzufinden auf dem Felde der Ehre, zum neuen Kampfe bereit, zu neuen Hoffnungen berechtigt. Noch einmal ſoll es uns vergönnt ſein, für die große Sache, für die allgemeine Ruhe zu kämpfen. Ich wünſche euch Glück. Die Bahn des Ruhms iſt euch wieder eröffnet; die Gelegenheit iſt da, den erlangten Waffenruhm durch neue Thaten zu erhöhen. An eure Spitze geſtellt bin ich des ehrenvollen Ausgangs, auch des glücklichen, gewiß. Schenkt mir in dem neuen Kampfe das Vertrauen wieder, das ihr im vorigen mir bewieſen habt, und ich bin überzeugt, daß wir die Reihe glänzender Waffenthaten glorreich verlängern werden. Blücher.“ Ueber Magdeburg und Kaſſel kam Blücher am 17. April in Köln, und über Aachen am 19. in Lüttich an, wo er ſein Hauptquartier nahm. Ueberall waren ihm große Ehren erwieſen worden, überall drängte ſich das Volk, den zu ſehen, der ſchon ſo große Thaten vollbracht hatte, und von dem auch jetzt das Hauptwerk erwartet wurde. Zwiſchen Rhein, Maas, und Moſel befanden ſich zu der Zeit, als Napoleon in Frankreich landete, höchſtens 30,000 Preußen, über welche der General Graf Kleiſt von Nollendorf den Oberbefehl führte; in den Niederlanden lagen etwa 20,000 Engländer und Hannoveraner, deren Anführer der Prinz von Oranien war. Die beiden Befehlshaber verabredeten ſogleich ihre Maßregeln für den Fall, daß die Franzoſen feindliche Unternehmungen wagten. Nach Maßgabe, daß in Folge der thätigſten Förderung mehrere Truppen herankamen, wurde der Plan zur Vertheidigung erweitert, und nachdem Wellington in den erſten Tagen des April zu Brüſſel eingetroffen war, rückte das, ſchon auf 50,000 Mann gebrachte, preußiſche niederrheiniſche Heer mit der Hauptſtärke an die Sambre, in die Gegend von Namur und Charleroy vor. An den Werken der Feſtungen, ſowohl der Niederlande als der preußiſchen Rheinlande, an Herbeiſchaffung des Geſchützes, der Vorräthe an Kriegsbedarf, und der Hülfsmittel aller Art, wurde mit raſtloſer Thätigkeit gearbeitet.

Inmitten dieſer allgemeinen Beſtrebungen erhob ſich ein Zwiſchenſpiel eigner Art auf einige Tage ſtörend und drohend gegen die preußiſche Befehlsmacht. Die ſächſiſchen Truppen waren den preußiſchen verbündet angeſchloſſen, und erwarteten die Entſcheidung, welche der Wiener Kongreß ihrem Vaterlande bringen ſollte. Die zögernden Verhandlungen öffneten den hin und her bewegten Gemüthern wieder ſolche Richtungen, die, wo nicht in den Wünſchen, doch in den Hoffnungen der meiſten Sachſen ſchon aufgegeben waren. Die Truppen, welche in der Schlacht von Leipzig nur deutſch hatten ſein wollen, wollten jetzt wieder vorzugsweiſe ſächſiſch ſein, und Napoleon's Wiederkunft mußte jetzt auch dieſem Sinne förderlich ſcheinen, wie einſt ſein Walten hauptſächlich jenen Sinn hervorgebracht hatte. Inzwiſchen war auf dem Kongreſſe, mit Einwilligung des Königs von Sachſen, die Abtretung der Hälfte dieſes Landes an Preußen ausgemacht worden, und die kriegeriſchen Ausſichten gegen Frankreich forderten, daß die ſächſiſchen Truppen, abgetheilt nach den neuen Verhältniſſen des Landes, ohne Zweideutigkeit verfügbar den allgemeinen Streitkräften angehörten. Gegen Ende des April erhielt Blücher aus Wien den Befehl, die Abtheilung vorzunehmen, und die nunmehr zu Preußen gehörigen Sachſen, doch vorläufig ohne neue Beeidigung und mit Beibehaltung ihres bisherigen Feldzeichens, einem preußiſchen Heertheile zuzuweiſen. Billig hätte von Seiten des Königs von Sachſen, der ſich zu Wien befand, gleichzeitig eine amtliche Benachrichtigung an die Truppen erfolgen ſollen; allein die Maßregel war ohne dieſe, vielleicht nicht ohne Verzug zu erlangende Mitwirkung beeilt worden. Blücher ließ die ſächſiſchen Anführer zuſammenberufen, und ihnen durch Gneiſenau den empfangenen Befehl mittheilen; ſie äußerten Bedenken über dieſe, wie ihnen ſchien, zu wenig vorbereitete Maßregel, deren Ausführung Widerſtand finden würde. Das Hauptquartier befand ſich zu Lüttich, inmitten einer ſächſiſchen Beſatzung von drei Bataillonen und keine anderen Truppen waren ſogleich zur Hand. Ehe noch eine Anordnung getroffen war, hatte ſich das Gerücht der beabſichtigten Theilung unter der ſächſiſchen Mannſchaft verbreitet; es entſtanden heftige Bewegungen, zuletzt ein völliger Aufſtand gegen die preußiſchen Befehlshaber. Ein Auflauf ſächſiſcher Grenadiere unter Gneiſenau's Fenſtern machte den Anfang dieſer beklagenswerthen Auftritte, welche den 1. und 2. Mai erfüllten. Preußiſche Generale und Offiziere wurden beleidigt, die größten Drohungen und Schmähungen gegen ſie ausgeſtoßen. Die ſächſiſchen Offiziere hielten ſich zurück, oder wurden nicht gehört, und ſo entflammte ſich die aus aller Ordnung aufgelöſte Menge durch ihr eignes Toben zu immer größerer Wuth. Ein ſtärkerer Auflauf vor Blücher's Wohnung drohte dieſe zu ſtürmen, man rief dem alten Feldherrn die ſchändlichſten Schimpfworte zu, und warf mit Steinen und Koth in ſeine Fenſter. Zum Glück hatten die Soldaten ſich ohne Waffen zuſammengerottet, und keinem fiel es ein, dieſe zu holen; auch nahm die dienſtthuende Wache von 400 Grenadieren an dem Tumulte keinen Antheil. Blücher, in höchſtem Unwillen und kühnſter Entſchloſſenheit bei ſolch nie erlebtem Vorgang, wollte mit dem Säbel in der Fauſt gegen die wüthende Menge hervorbrechen, und ſie durch Anſehen und Streiche aus einander jagen; allein das Wagniß, welches der Feldherr gegen empörte Truppen ſeines eignen Volks meiſt mit Glück beſtehen mag, darf ſchwerlich gegen Fremde gelingen, und faſt mit Gewalt mußte Blücher's nächſte Umgebung ihn von einem Schritte zurückhalten, der ſein Untergang werden konnte. Angemeſſenerem Rathe folgend, verließ er durch unbewachten Weg und Ausgang die Stadt Lüttich, und begab ſich mit ſeinem Gefolge auf ein etwa zwei Meilen entferntes Dorf, wo er in einem Bauernhauſe Quartier nahm. Von hieraus ertheilte er Befehl, die Sachſen ſollten von Lüttich abziehen, und zwar das Bataillon Garde in der Richtung auf Namur, die beiden Bataillons Grenadiere in der entgegengeſetzten auf Aachen. Die Truppen, von ihren Offizieren befehligt, rückten aus, allein beſorgt, man wolle ſie nur trennen, kehrten die beiden nach Aachen beſtimmten Bataillons wieder um, und nahmen gleichfalls die Richtung nach Namur. Der Zuſtand des Ungehorſams dauerte bis zum 6. Mai. An dieſem Tage wurden die drei Bataillons, welche ſchon wegen der Verpflegung nicht ganz beiſammen geblieben, einzeln von preußiſcher Truppenmacht aller Waffen umzingelt, ihnen keine Wahl gelaſſen, als zuſammengeſchoſſen zu werden, oder das Gewehr zu ſtrecken. Sie wählten das letztere. Der zehnte Mann ſollte erſchoſſen werden, weil niemand die eigentlichen Anſtifter des Aufruhrs, mit deren Strafe dem Geſetze genügt geweſen wäre, nennen wollte. Endlich wurden ſie dennoch genannt, ſieben Grenadiere, und dieſe dann erſchoſſen; die andern wurden in die Gegend von Aachen zurückgeſchickt; daſſelbe geſchah mit den übrigen Sachſen, die zwar am Aufruhr keinen Theil genommen, aber gefährliche Neigung dazu verriethen, und mancherlei Unordnungen begingen, ſie wurden entwaffnet und über den Rhein zurückgebracht. Blücher fand ſich bewogen, ſeine Meinung über den ganzen Vorgang in ziemlich derben Ausdrücken dem Könige von Sachſen ſchriftlich darzulegen; jedoch iſt es zweifelhaft, ob dieſes Schreiben ſeine Beſtimmung erreicht habe. Die ganze Begebenheit, ſo glücklich im Beginne ſchon gedämpft, hatte in dem Augenblicke ſelbſt eine Bedeutung, die zu jeder Strenge auffordern mußte. Die Bewegung ſchien einem großen Zuſammenhange von Umtrieben anzugehören, welche man von Napoleon's Anhängern gleichzeitig in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in den Ländern des Rheinbundes, in Sachſen ſelbſt, und bis in Polen, angelegt oder gefördert glaubte, und für welche der Gährungsſtoffe wie der Werkzeuge genug vorhanden waren. Nicht zu berechnen wäre geweſen, was dieſe Meuterei für Folgen gehabt hätte, wenn ſie im Augenblicke des beginnenden Krieges, oder nach einem erſten ungünſtigen Gefecht ausgebrochen.

wäre; der Verluſt einer Anzahl kriegsfertiger Mitſtreiter mußte gegen ſolchen Fall jetzt nur ein geringes und leicht zu verſchmerzendes Uebel dünken. Doch auch dieſes blieb nicht einzeln, ſondern wirkte noch im preußiſchen Heere ſelbſt als Anlaß neuer Mißhelligkeiten nach. Der General von Borſtell, Anführer des zweiten preußiſchen Heertheils, hatte von Blücher den Auftrag erhalten, der ein edles Kriegerherz wohl ſchmerzlich aufregen durfte, den Auftrag, die Fahne der ſächſiſchen Garde zu verbrennen; er verſagte die Ausführung, verſagte dieſelbe einem wiederholten gemeſſenen Befehl, und wurde als des Ungehorſams ſchuldig ſeiner Anführerſchaft entſetzt und vor ein Kriegsgericht geſtellt. Seine Befehlshaberſtelle erhielt der General von Pirch. Das Kriegsgericht mußte ſpäterhin gegen den General von Borſtell, nach dem Buchſtaben des Geſetzes, die Verurtheilung zur Feſtungsſtrafe ausſprechen, doch einem Vergehen, wegen deſſen ſelbſt Blücher in der Folge von Frankfurt am Main fürbittend ſchrieb, wurde die Gnade des Königs gern und alsbald gewährt.

Nachdem ſo dieſe Wogen der Unruhe und Störung noch glücklich geſtillt und abgelenkt worden, hatte ſich verdoppelte Aufmerkſamkeit ſogleich wieder auf die Angelegenheiten von Frankreich hinzuwenden. Die Unvermeidlichkeit des Krieges war entſchieden. Mit allen Hülfsmitteln ſeiner vervielfachten Thätigkeit hatte Napoleon in kürzeſter Friſt ſein Reich neu gegründet, und daſſelbe in kriegeriſche Verfaſſung gebracht. Der neue Antrieb, den er dem franzöſiſchen Volk allgemein zu den Waffen gab, ſchien um ſo furchtbarer, als in demſelben nicht bloß die frühere Kriegsgewalt des Kaiſers, ſondern auch die Kraft volksthümlicher Richtung ſichtbar war, zu deren Bedingungen er nach ſeiner Rückkehr ſich hatte bequemen müſſen. Sein Maifeld, wo er die neuen Grundlagen ſeiner weiteren Regierung vortragen und annehmen ließ, ſchwächte zwar dieſe Richtung wieder, aber immer blieb der geweckten Kraft noch genug in ſeinen Händen, um damit gewaltige Schläge thun zu können. Wenn er noch zögerte, ſo geſchah es nicht, weil er noch Frieden hoffte, ſondern nur, um ſeine Rüſtungen zu vollenden; doch war vorauszuſehen, daß er ſchwerlich warten würde, bis die Heeresmacht von ganz Europa erſt zuſammenſtünde. Gegen die Niederlande richtete er ſeine meiſten Truppen, dort wurden die größten Anſtrengungen zum Angriff wie zur Vertheidigung vorbereitet. Blücher und Wellington ſtanden mit ihren Heeren auf den vorgerückteſten Poſten, dem ganzen Anfall der Feindesmacht zuerſt und allein ausgeſetzt; ihm zuvorzukommen, den Krieg durch raſches Eindringen in Frankreich ſelbſt zu beginnen, fand in den eignen Umſtänden manchen Einſpruch; die Rüſtungen waren noch unvollendet, die wenigſten Truppentheile vollzählig, manche noch weit zurück, man ließ die zwiſchen der Elbe und dem Rhein im Anzuge begriffenen Preußen ſchleunigſt auf Wagen herbeiführen. Im Anfange des Juni ſtand das preußiſche niederrheiniſche Heer 117,000 Mann ſtark unter Blücher ſchlagfertig an der Sambre und Maas. Der erſte Heertheil, unter dem General von Zieten war bei Charleroy aufgeſtellt; der zweite, in Abweſenheit Borſtell's durch den General von Pirch befehligt, bei Namur; der dritte, unter dem General von Thielmann, bei Ciney, und der vierte, unter dem General Grafen Bülow von Dennewitz, bei Lüttich. Jeder Heertheil beſtand aus vier Brigaden Fußvolk, in jeder zwei Linienregimenter — ein altes und ein neuerrichtetes — und ein Landwehrregiment verbunden, mit verhältnißmäßiger Reiterei und Geſchütz. Geſondert von dieſem Heere ſammelte Kleiſt von Nollendorf an der Moſel die nach und nach eintreffenden Truppen mehrerer deutſchen Staaten. Wellington's Heer, ungefähr 100,000 Mann ſtark, von welchen jedoch ein großer Theil rückwärts bis zur Seeküſte zerſtreut war, hielt rechts von Blücher eine Vertheidigungslinie von Nivelles, Mons und Ath beſetzt, das Hauptquartier war in Brüſſel. Den Kern dieſes Heeres bildeten die engliſchen Truppen, mit Reiterei und Geſchütz reich und trefflich verſehen; an ſie ſchloſſen die Niederländer, und beſonders zahlreich die Hannoveraner und Braunſchweiger, nebſt anderen deutſchen Truppen ſich an. Engländer, Niederländer und Deutſche waren in den verſchiedenen Heertheilen abſichtlich gemiſcht; den erſten, bei Nivelles, befehligte der Prinz von Oranien; den zweiten, bei Ath, Lord Hill; den dritten Wellington ſelbſt in Brüſſel, die Reiterei insbeſondere der Graf Uxbridge bei Grammont. Die ſämmtlichen Truppen, ſowohl des engliſchen als des preußiſchen Heeres, lagen in ausgedehnten Quartieren, weil die Verpfleganſtalten in den Niederlanden keine engere Zuſammenziehung geſtatteten, und obwohl die Feldherren dieſen Nachtheil ernſtlich zur Sprache brachten, ſo blieb doch der Uebelſtand unabgeändert. An der Spitze dieſer ſo vertheilten Streitkräfte harrten Blücher und Wellington, bis das ruſſiſche Heer, unter Barclay-de-Tolly, am Mittelrhein, und das öſterreichiſche, unter Schwarzenberg, am Oberrhein angelangt ſein würde; ſie hofften, am 1. Juli die Feindſeligkeiten zu eröffnen, im Fall Napoleon ſeinerſeits ihnen bis dahin Zeit gönnte. Für den Fall, daß ſie ſelbſt angegriffen würden, hatten ſie ſich wechſelſeitig die ſchnellſte Unterſtützung zugeſagt.

Unterdeß hatte Napoleon ſeine Hauptmacht in dem Nordheere faſt 130,000 Mann ſtark vereinigt, und nachdem er durch das Maifeld mit dem franzöſiſchen Volke ſich neu verbündet zu haben glaubte, ſäumte er nicht länger, eilte zu dem zwiſchen Valenciennes und Lille aufgeſtellten Heere, rückte am 14. Juni nach Maubeuge, und drang am 15. ſogleich mit aller Macht gegen Thuin und Charleroy an die Sambre vor. Der Adjutant Napoleon's, General Gourgaud, giebt in ſeinem Berichte von dieſen Kriegsbegebenheiten die Gründe an, durch welche Napoleon bewogen wurde, ſeinen Angriff zuerſt gegen die Preußen zu wenden; ihn leitete dabei, zufolge jener Ausſage, hauptſächlich die Kenntniß, die er von dem Karakter der beiden ihm gegenüberſtehenden Feldherren zu haben meinte; Blücher würde in ſeiner thätigen und entſchloſſenen Weiſe, ſo urtheilte er, dem angegriffenen Wellington zu Hülfe eilen, und wenn ihm auch nur zwei Bataillone zu Gebote ſtünden, Wellington dagegen, bedächtig und ordnungsmäßig, werde, bevor er nicht ſein ganzes Heer vereinigt habe, dem angegriffenen Blücher keine Hülfe bringen, und dieſer könne bis dahin einzeln geſchlagen werden. Der Erfolg zeigte zwiefach wie richtig Napoleon's Vorausſetzung war, nur diesmal durch ſeinen beſonderen Unſtern, für ihn fruchtlos. Auf die Nachricht von Napoleon's Anrücken, welche Blücher in Namur empfing, machte er noch in der Nacht zum 15. ſchleunig Anſtalt, ſein Heer näher zuſammen zu ziehen; Pirch erhielt Befehl, nach Sombref zu rücken, Thielmann nach Namur. Bülow ſollte von Lüttich nach Hanut vorgehen, dagegen der erſte Heertheil unter Zieten ſich von der Sambre langſam nach Fleurus zurückziehen. Der Feind griff aber mit ſolcher Macht und Heftigkeit an, daß Zieten, um ſeine gleichſam überfallenen Truppen nicht verwirren zu laſſen, und um den andern Heertheilen Zeit zu gewinnen, ſich dem Kampfe ſtellen, und in ſcharfem Gefecht gegen die Uebermacht anſehnlichen Verluſt leiden mußte; nachdem er die Uebergänge über die Sambre bei Marchiennes und Charleroy eine Zeitlang hartnäckig vertheidigt, dann bei Goſſelies und Gilly bis zum Abend tapfer gefochten, kam er in der Nacht bei Fleurus an, während Pirch und Thielmann ſpät bei Sombref eintrafen.

Am 15. kam der franzöſiſche General Bourmont als Ueberläufer bei den preußiſchen Vorpoſten an, und wurde zu Blücher gebracht, der ihn mit finſtrem Geſicht und rauhen Worten empfing, und von ſeiner Umgebung aufmerkſam gemacht, daß Bourmont die weiße Kokarde trage, alſo zu den Königlichgeſinnten zu rechnen ſei, mit Unwillen laut ausrief: „Einerlei, was das Volk für Zeichen aufſteckt, Hundsfott bleibt Hundsfott! Ich mag mit dem Kerl nichts zu thun haben, er kann ſich weiter ſcheeren!“ So wurde er denn auch alsbald rückwärts geſchafft, und wenn er Nachrichten und Aufſchlüſſe mitgebracht, wie ſehr zweifelhaft geblieben, ſo hat wenigſtens Blücher keinen Nutzen davon gehabt.

Blücher verlegte ſein Hauptquartier von Namur nach Sombref und beſichtigte am 16. in aller Frühe die Gegend, in welcher er dem immer ſtärker heranziehenden Feinde nun eine Schlacht zu liefern geſonnen war, ſofern Wellington an derſelben würde Theil nehmen wollen. Dieſer hatte auf die erſte Nachricht von dem Anrücken des franzöſiſchen Heeres, wegen deren Unbeſtimmtheit, noch keine Maßregeln treffen können; die zweite empfing er am 15. Nachmittags, ſie meldete den gegen Zieten erfolgten Angriff, und ſogleich gab er Befehl, daß alle Truppen an ihre verſchiedenen Sammelorte zuſammenrücken und fernerer Verfügung gewärtig ſein ſollten. Noch war ungewiß, ob nicht ein großer Theil der franzöſiſchen Heeresmacht, vielleicht die Hauptſtärke unter Napoleon ſelbſt, in der Richtung von Mons vorrücke; erſt als hierüber die beruhigende Meldung des Generals von Dörnberg eingetroffen war, konnte Wellington ſein Augenmerk nun ungetheilt auf die feindlichen Bewegungen an der Sambre richten, und ertheilte nun ſeinen Truppen ungeſäumt weiteren Befehl. Die vervielfachten Gerüchte von dem Anrücken Napoleon's, durch den fernen Kanonendonner beglaubigt, ſetzten inzwiſchen die Stadt Brüſſel in unruhige Verwirrung; es fehlte nicht an Vermuthungen, daß mancherlei Einverſtändniſſe, durch Napoleon's Anhänger in den Niederlanden thätig angezettelt, zu gefährlichem Ausbruche gefördert werden könnten. Um die mannigfachen Beſorgniſſe zu zerſtreuen, und die Gemüther durch den Eindruck ſeiner perſönlichen Haltung zu beruhigen, beſuchte Wellington, nach ausgefertigten Befehlen und getroffenen Anordnungen, noch am ſelben Abend einen glänzenden Ball, welchen die Herzogin von Richmond gerade für dieſen Tag veranſtaltet hatte; ſein Erſcheinen, in Begleitung eines zahlreichen Generalſtabs, in heiterer, muthiger Faſſung, flößte Zutrauen und Sicherheit ein. Hier empfing er um Mitternacht eine dritte Botſchaft, ſie berichtete, der Feind habe den Uebergang über die Sambre bei Marchiennes, Charleroy und darauf auch bei Chattelet, erzwungen, den Heertheil von Zieten hinter Fleurus zurückgedrängt, ſogar ſchon einen Poſten des Prinzen von Oranien bei Frasnes angegriffen, werfe ſich aber mit ganzer Macht auf das preußiſche Heer; Blücher fügte die dringende Aufforderung hinzu, ihn für die nahen Ereigniſſe nicht ohne Unterſtützung zu laſſen. Nunmehr war die Abſicht des Feindes hinreichend aufgeklärt, und Wellington gab die nöthigen Befehle zum eiligen Aufbruche der Truppen, und darauf am 16. Vormittags ritt er ſelbſt in die Gegend von Quatre-Bras, um den Stand der Dinge zu betrachten. Gegen Mittag traf er bei der Windmühle von Buſſy, auf der Höhe zwiſchen Ligny und Bry, mit Blücher zuſammen. Man bemerkte die prunkloſe Einfachheit, welche die beiden Feldherren in ihrem Aeußern, jeder nach ſeiner nationalen Weiſe, verſchieden darzeigten. Blücher trug einen geringen Kriegsrock mit rothem

Kragen, einen alten Säbel, eine Mütze; Wellington war in blauem Ueberrock und weißen Unterkleidern, mit weißer Halsbinde, ein engliſcher Gentleman, der Degen an der Seite und der kleine dreieckige Hut gaben den Kriegsmann zu erkennen, und die vierfache Kokarde deutete auf die vierfache, von England, Spanien, Portugal und Niederland ihm zugetheilte Feldmarſchallswürde. Er verkündete, ſein Heer werde ſofort beiſammen ſein, und um 2 Uhr könne Blücher davon 20,000 Mann zur Verfügung haben. Sein Erbieten, das Heer über Frasnes vorwärts auf Goſſelies zuſammenzuziehen, und dem Feinde, während derſelbe Blücher'n angriffe, von dort in die linke Seite und in den Rücken zu fallen, ſchien Einigen das Angemeſſenſte, was Feldherrneinſicht unter dieſen Umſtänden wählen konnte, Andern jedoch bedenklich, da bei der Ungewißheit, ob alles in berechneten Friſten eintreffen würde, Napoleon Zeit behalten möchte, durch ſeine Uebermacht das preußiſche Heer zu erdrücken. Es wurde für zuverläſſiger erachtet, daß Wellington ſeine Truppen auf der Straße von Quatre-Bras heranziehen ließe. Dieſer willigte nachgiebig in den gemachten Vorſchlag. Nachdem er ſelbſt das Anrücken einer bedeutenden feindlichen Macht gegen die Preußen wahrgenommen, und nochmals ſeine Unterſtützung zugeſagt, welche, da es inzwiſchen ſpäter geworden, nach Gneiſenau's Verſicherung auch um 4 Uhr noch zeitig genug eintreffen würde, beſchloß Blücher die Schlacht anzunehmen, und Wellington ritt nach Quatre-Bras zurück, wo er gegen 3 Uhr eintraf, und gleich darauf ſeine Truppen bei Frasnes angegriffen ſah.

Um dieſelbe Zeit, während der Marſchall Ney mit zwei Heertheilen über Frasnes gegen Wellington's Vortruppen auf Quatre-Bras andrang, rückte von Fleurus her Napoleon's Hauptmacht, 75,000 Mann ſtark, in zwei Heerzügen auf die Stellung der Preußen zum Angriff an. Dieſe erſtreckte ſich, auf vortheilhaften Höhen hinter dem Bache Ligne, mit dem rechten Flügel wo Zieten ſtand, über Bry hinaus; mit dem linken, unter Thielmann, nach dem Point-du-Jour und Tongrines; die Mitte, unter Pirch, rückwärts zwiſchen Sombref und Bry; die vorliegenden Dörfer, Saint-Amand, Ligny und Tongrines waren, erſtere durch Zieten, letzteres durch Thielmann, ſtark beſetzt. Die Geſammtſtärke war etwa 84,000 Mann, und dieſe ſchienen übergenug den Kampf hinzuhalten bis die Verſtärkungen, die preußiſchen ſowohl als die engliſchen, herankämen. Mit großem Ungeſtüm drang der dritte franzöſiſche Heertheil, unter dem General Vandamme, in das Dorf Saint-Amand ein, und bemächtigte ſich des Theils davon, der auf der rechten Seite des Baches Ligne liegt, daſſelbe geſchah durch den vierten Heertheil unter dem Dorfe Ligny; die Tapferkeit der Preußen wandte alles an, um den Theil von Saint-Amand, der auf der linken Seite des Baches liegt zu behaupten; als gleichwohl der Feind über den Bach drang, und die Uferhöhe, ſo wie einen Theil des jenſeitigen Dorfes wegnahm, und ſchon gegen Bry vorrückte, nahm Blücher zwei Brigaden, trat ſelbſt an die Spitze eines Bataillons, und warf den Feind wieder zurück, ohne jedoch weiter dringen zu können, da immer friſche franzöſiſche Truppen in's Gefecht rückten. Ein Verſuch, welchen Blücher mit einer Brigade rechtsher gegen Saint-Amand unternehmen ließ, führte zu einem langwierigen Gefecht, ohne Folge. Die ganze Linie hinab war bald alles im Gefecht, um Ligny wurde hartnäckig geſtritten, große Maſſen Fußvolk und 200 Kanonen von beiden Seiten rangen hier um den Preis des Tages, Blücher ſelbſt befeuerte die Truppen durch ſeine Gegenwart. „Kinder, vorwärts! wir müſſen was gethan haben, eh die Engländer kommen!“ rief er den Stürmenden zu. Aber der Kampf ſtand hartnäckig, die Franzoſen waren nicht zum Weichen zu bringen, ſie führten ſtets friſche Truppen heran. Weniger heftig war der Streit auf dem linken Flügel unter Thielmann, doch hielt dieſen der Marſchall Grouchy, mit dem franzöſiſchen rechten Flügel gegen Tongrines und Sombref vordringend, genug beſchäftigt. Mittlerweile wurde es 7 Uhr, und weder Wellington's Hülfe, noch der ſehnlichſt erwartete preußiſche vierte Heertheil zeigte ſich. An Bülow hatte Blücher vom Schlachtfeld aus den erneuten Befehl geſandt, mit aller Eile heranzurücken, an Wellington wurden Offiziere abgeſchickt, ihn von dem Gange der Schlacht zu benachrichtigen. Dieſer, ſelbſt nunmehr im Gefecht mit bedeutender Feindesmacht, gab von der Aenderung, welche, dadurch den beabſichtigten Bewegungen geboten worden, frühzeitige Nachricht, und ſchon um 6 Uhr wußte man, daß auf ſeine Hülfe nicht mehr gerechnet werden durfte. Napoleon, der bisher ſeinen Hauptangriff gegen Saint-Amand auf den rechten Flügel der Preußen gerichtet hatte, um ſie bei ihrer Niederlage deſto mehr von Wellington abzuſchneiden, war unterdeß zweifelhaft geworden, ob die Unterſtützung, welche der Marſchall Ney zu dieſem Angriffe ſenden ſollte, noch zu rechter Zeit eintreffen würde. Er änderte deßhalb ſein Vorhaben, ließ im Angriffe gegen Saint-Amand nach, und unternahm, die Mitte der Preußen bei Ligny zu durchbrechen. Die Erſcheinung einer Truppenmacht, die etwa 20,000 Mann ſtark gegen den linken Flügel anrückte, und von Vandamme als eine feindliche gemeldet wurde, gab indeß neue Ungewißheit; erſt nach einer Stunde klärte ſich auf, daß jene Truppen der erſte franzöſiſche Heertheil unter dem General Drouet ſeien, Ney's Befehlführung angehörig, und man weiß nicht, ob auf Napoleon's Befehl, oder aus eignem Antriebe Drouet's in dieſe Bewegung geſetzt, die, obgleich verſpätet, doch noch immer entſcheidend ſein konnte. Doch ein Befehl Ney's rief dieſe Truppen, als ſie kaum erſchienen waren, wieder zurück und Napoleon verfolgte nun um ſo eifriger ſein Vorhaben auf Ligny. Dahin wandte er jetzt um 7 Uhr alle ſeine Kraft, den ſechsten Heertheil, der unter dem General Mouton eben ankam, die Garden, die ſchon bei Saint-Amand vorgerückt waren. Als hier die Preußen den Feind, der bei der neuen Richtung das preußiſche Geſchützfeuer meiden wollte, rechts und beinahe rückwärts abziehen ſahen, glaubten ſie, er beginne den Rückzug nach Fleurus, und Blücher, dieſer Meldung vertrauend, ließ die meiſten noch verfügbaren Truppen nach Saint-Amand rücken, um von hier dem abziehenden Feind in der Richtung von Fleurus nachzudringen. Während die Preußen dieſem Irrthume folgten, fiel die ganze Gewalt des franzöſiſchen Angriffs auf Ligny, der Uebergang über den Bach war unterhalb des Dorfes ſchnell gelungen, eine beträchtliche Truppenſtärke, 16 Schwadronen ſchwerer Reiterei, 2 Bataillons

Garde und 10 Kanonen drang im Rücken der in und bei Ligny noch im heftigen Kampfe begriffenen Preußen gegen die Höhe zwiſchen Bry und Sombref hinan. Die Truppen, welche hier nöthig geweſen wären, fanden ſich nach Saint-Amand nutzlos entſendet, die Gegend war völlig entblößt, der Zuſammenhang der Schlachtordnung bedroht. Blücher ſah die Gefahr, und raffte ſchleunig zuſammen, was ihm an Truppen noch übrig war, die vorbehaltene Reiterei des erſten Heertheils war zur Hand, doch ſchon mannigfach geſchwächt und geſtört durch die Vorfälle des Tages; ein Uhlanenregiment warf ſich muthig dem Feinde entgegen, mußte aber an deſſen Ueberlegenheit ſcheitern. Da konnte Blücher nicht länger ſäumen, er bot ſein eignes Haupt dem entſcheidenden Augenblicke dar. Schnell ſetzte er ſich an die Spitze eines neuen Angriffs, und ſtürmte mit ſeinen Reitern zum Einhauen auf die feindlichen Küraſſiere; doch dieſe empfingen geſchloſſen den Anlauf, feuerten ihre Karabiner ab, und als die preußiſche Reiterei nach bedeutendem Verluſte umkehrte, ſetzten ſie ihr heftig nach. Blücher's Pferd, ein Schimmel, den ihm der Prinz-Regent von England geſchenkt hatte, war durch einen tödtlichen Schuß in den Leib, das Pferd ſeines neben ihm reitenden Adjutanten Grafen von Noſtitz in den Hals verwundet; als Blücher wahrnahm, daß ſein Pferd, nachdem es eine Weile pfeilſchnell fortgerannt, zuſammenſtürzen wollte, rief er im Bewußtſein der Feindesnähe: „Noſtitz, nun bin ich verloren!“ in demſelben Augenblicke ſtürzte das Pferd nieder, und mit ihm Blücher, halb unter demſelben betäubt am Wege liegend. Sogleich ſprang Noſtitz vom Pferde, ſtellte ſich neben den Feldherrn, ließ das wilde Getümmel, erſt der Preußen, dann der nachſetzenden Franzoſen, vorüberjagen, und hielt ſich, um unbeachtet zu bleiben, ruhig und unbeweglich, doch hatte er den Degen gezogen, um keinen Feind ungeſtraft Hand an den Feldherrn legen zu laſſen. Schon war der Abend eingetreten, und ein beginnender Regen vermehrte die Dämmerung. Zum Glück ſammelte ſich die preußiſche Reiterei nochmals und warf die franzöſiſche wiederum zurück. Zum zweitenmale ſprengten, jetzt auf dem Rückwege, die franzöſiſchen Küraſſiere an Blücher vorüber, ohne des Daliegenden zu achten, und die Preußen jagten verfolgend nach. Schnell hielt nunmehr Noſtitz die vorderſten von dieſen an, ſie halfen Blücher unter dem todten Pferde hervorziehen, ein Uhlane Namens Schneider gab das ſeinige, ſie hoben den Feldherrn hinauf, und kaum war dies geſchehen, als die Franzoſen in verſtärktem Anlauf abermals zurückkehrten, die preußiſchen Reiter eilig weichen mußten, und Blücher noch eben mit ihnen entkam. Eine Schaar geſchloſſenen Fußvolks nahm die Flüchtigen auf, und ſetzte dem Verfolgen ein Ziel. Blücher's Rettung hing an dem Augenblicke, da er durch Noſtitz wieder auf's Pferd kam, unmittelbar darauf drang der Feind wieder vor, und blieb im Beſitze des Bodens, der ihm einen Augenblick den unſchätzbarſten Gewinn, doch glücklicherweiſe unerkannt und vergebens, getragen hatte! Als Blücher ſpäterhin einmal im Einzelnen überdachte, was ihm perſönlich in ſolchem Falle für ein Loos bevorgeſtanden hätte, wie er im ſchmachvollſten Triumphe, dem Volke zur Schau, nach Paris eingeführt worden wäre, ſchauderte er vor dem Bilde zurück, und rief: „Noſtitz, da hätten Sie mir doch wohl eher das Leben genommen, als mich ſolcher Schmach Preis gegeben? Sagen Sie ſelbſt, eh mich die Franzoſen fortgeſchleppt hätten, was hätten Sie gethan?“ — „Was ich gethan hätte“, erwiederte Noſtitz, „das weiß ich nicht, aber ich weiß, was ich in ſolchem Falle hätte thun ſollen.“ Während dieſer Ereigniſſe war es dunkel geworden, der Feind entwickelte immer neue Streitkräfte, und die Preußen hatten ſchon ihren letzten Rückhalt im Gefecht. Wellington, ſelbſt angegriffen, wie ſchon erwähnt, hatte die verſprochene Hülfe nicht ſenden können, auch Bülow mit dem vierten preußiſchen Heertheile war ausgeblieben; die Schlacht war verloren, die Dörfer Saint-Amand und Ligny wurden nun dem Feinde ganz überlaſſen, und der Rückzug angetreten, nicht ohne große Verwirrung und vielfache Bedrängniß, alle Waffengattungen waren durch einander gemiſcht, die Reiterei großentheils aufgelöſt, nur einige alte Regimenter Fußvolk hielten bei dem Abzuge vom Schlachtfelde geſchloſſen dem Feinde Stand, und wieſen ſeine Reiterangriffe tapfer zurück. Die Dunkelheit der Nacht entzog die

Preußen dem Feinde völlig, ſie wurden bald nicht weiter verfolgt, ihre hartnäckige Ausdauer in dem wüthenden Kampfe hatte die Anſtrengungen der Franzoſen erſchöpft. Die Schlacht von Ligny war von beiden Seiten mit heftigſter Erbitterung und größtem Verluſte gefochten worden. Die Preußen verloren an Todten und Verwundeten gegen 12,000 Mann, und ließen 21 Kanonen auf dem Schlachtfelde zurück; der Heertheil von Zieten hatte am meiſten gelitten, und für ſich allein ſeit Eröffnung der Feindſeligkeiten über 13,000 Mann eingebüßt. Der Verluſt der Franzoſen war nicht viel geringer, eine ganze Diviſion, die des Generals Girard, war bei Saint-Amand faſt vernichtet worden. Gefangene wurden von keiner Seite gemacht, weder Preußen noch Franzoſen wollten Schonung, ſelbſt niedergeſtreckte Verwundete ſtritten noch gegen einander mit ihren letzten Kräften.

Schon bei Zeiten hatte Gneiſenau, da Blücher in der Dunkelheit vermißt wurde, für den Rückzug die Richtung nordwärts auf Tilly angegeben, und die ſämmtlichen Truppen bewegten ſich dahin, die meiſten noch in der Nacht, der Heertheil von Thielmann erſt mit Anbruch des folgenden Tages. Nach kurzer Raſt wurde der Rückzug nach Wavre fortgeſetzt, wo die Truppen hinter Engwegen ihre Ordnung herſtellen, und ſich zu neuem Kampfe bereiten konnten. Dieſer Rückzug nach Wavre ſtörte alle Berechnungen Napoleon's; die Preußen mußten, ſeiner Erwartung nach, oſtwärts gegen Namur zurückgehen, und dadurch ganz von Wellington getrennt werden, ſo aber kamen ſie mit deſſen Heer und mit ihrem eigenen Heertheile von Bülow nur um ſo ſchneller zuſammen. In Blücher's Hauptquartiere wurden die erlittenen Nachtheile nicht überſchätzt; ſie gründeten ſich auf keine weſentliche Ueberlegenheit des Gegners, ſondern auf Umſtände, deren Wirkung nur vorübergehend ſein konnte. Das Ausbleiben der von Wellington zugeſagten Hülfe erklärte ſich durch das Treffen bei Quatre-Bras, wo während der Schlacht von Ligny alles, was von ſeinen Truppen vereint, und in der Eile noch zuſammenzuraffen war, den hartnäckigſten Kampf gegen den Marſchall Ney zu beſtehen hatte. Mit äußerſter Anſtrengung und großem Verluſte gelang es erſt ganz ſpät den heftigen Angriff zurückzuſchlagen. Die verſchiedenen Truppentheile waren zu weit aus einander verlegt, die Wege ſchwierig, Wellington hatte die Möglichkeiten nach der Kraft ſeines Willens überſchätzt, erſt in der Nacht konnte der größte Theil ſeiner Truppen ankommen. Bülow hatte durch Mißverſtändniß und Irrung einen Theil der Zeit verloren, war zu ſpät von Lüttich aufgebrochen, hatte den wiederholten Befehl Blücher's erſt am 16. Vormittags in Hanut vorgefunden, und dann zwar ſeinen Marſch beſchleunigt, traf aber erſt in ſpäter Nacht mit ermüdeten Truppen in Gembloux ein, und ihm blieb nur übrig, den bei Ligny geſchlagenen Heertheilen, zunächſt dem Heertheile von Thielmann, der am 17. Morgens über Gembloux zog, in der Richtung nach Wavre ſich anzuſchließen. Blücher und ſeine Umgebung nahmen dieſe Zufälle hin, ohne ſich im Ueberblicke des Ganzen dadurch zu verwirren, und er ſelbſt war in ſeinem unerſchrockenen Muthe durch den Verluſt der erſten Schlacht und den ihn perſönlich betroffenen ſchweren Sturz im mindeſten nicht erſchüttert. Sein Denken und Trachten ging ſogleich wieder auf den Angriff. Noch in der Nacht, als Gneiſenau zu ihm in die Bauerhütte eintrat, wo er unter ringsumher Schlafenden noch wach ſaß, ſagte er ſcherzend: „Wir haben Schläge gekriegt, wir müſſen es wieder ausbeſſern!" Sein eigner Zuſtand war indeß ſchlimm genug, die Seite war ihm von dem Sturze ſtark zerſchlagen, er litt bedeutende Schmerzen, und konnte ſich nur mit großer Beſchwerlichkeit bewegen. Doch ſein Kopf war friſch und ſein Herz munter, und die Kraft und Thätigkeit ſeiner Umgebungen aufbietend, ließ er die kriegeriſchen Angelegenheiten durch ſein perſönliches Gehemmtſein nirgends leiden. Den Bericht an den König ordnete er ſelbſt an. Der Verluſt der Schlacht war dem Ausbleiben der Unterſtützungen beizumeſſen; Blücher ſagte dies in ſeinem Tagesbefehl vom 17. dem Heere zum Troſt; aber den Truppen, die im Gefecht geweſen, hatte er manches vorzuwerfen; die Reiterei erhielt den Vorwurf, nicht überall mit gehöriger Kühnheit ausgehalten zu haben, und die Mahnung, dieſen Fehl baldigſt vor dem Feinde wieder gut zu machen; dem Geſchütz wurde die Weiſung ertheilt, mit mehr Entſchloſſenheit an den Feind heranzufahren, und ihm ausdauernder entgegenzuwirken; nur das altpreußiſche Fußvolk empfing Lob; am Schluſſe hieß es: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen, wir werden ihn ſchlagen, denn wir müſſen.“ Die Truppen waren nicht das alte ſchleſiſche Heer, viele neuerrichtete, zum Theil aus erſt erworbenen Ländern, waren den alten beigemiſcht; die Eile der Rüſtungen, die Schnelligkeit der Bewegungen hatte nicht geſtattet, ſie durch gleichmäßige Kriegszucht zu verſchmelzen; der aufregende Geiſt ſelbſt, in welchem die Eiferer dieſen Krieg geführt ſehen wollten, führte manche Verwilderung herbei; ſelbſt gegen abſichtlichen Verrath mußte man auf ſeiner Hut ſein; noch vor der Entſcheidung der Schlacht hatten einzelne Haufen Feldflüchtiger ſich rückwärts im Lande verbreitet, und die voreilige Nachricht einer gänzlichen Niederlage ausgeſprengt; Blücher drohte ſtreng ſolchen Unwürdigen, die noch im Heere ſein könnten, die ſchimpflichſte Züchtigung. Sein muthiger Sinn aber ging durch ſeine kernhaften Worte, durch ſein trotziges Schelten und Mahnen, heilſam wirkend auf die Truppen über.

Wellington hatte zum 17. früh ſein Heer bei Quatre-Bras zuſammengezogen, und dachte den Feind dieſen Tag in Gemeinſchaft mit Blücher anzugreifen, von deſſen Rückzug er noch nichts erfahren hatte; ſeine Offiziere, die ſeine Vorſchläge deßhalb an Blücher bringen ſollten, fanden auf der Straße von Quatre-Bras nach Sombref den Feind, und erfuhren, daß ein Adjutant Blücher's in der Nacht auf dieſer Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blücher's nach Wavre, ſah Wellington ſich bei Quatre-Bras dem Angriffe der geſammten Macht Napoleon's ausgeſetzt, und beſchloß daher gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zuſammenzuſtehen; ob dieſer in der nächſten Zeit im Stande ſein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüſſel mußte dem Feinde überlaſſen werden. Jedoch ſchon um 9 Uhr Morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botſchaft, worin derſelbe zum neuen

Angriff nur ſo viel Zeit verlangte, als nöthig ſei, ſeinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont-Saint-Jean zurück, vorwärts von Brüſſel, von dieſer Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleon's zur Schlacht erwarten, ſo ließ er Blücher'n wiſſen, im Fall dieſer verſprechen könnte, mit zwei preußiſchen Heertheilen zur Unterſtützung einzutreffen; Blücher antwortete, nicht mit zweien Heertheilen nur, ſondern mit ſeinem ganzen Heere werde er am 18. über Saint-Lambert heranrücken, um an dieſem Tage den Angriff Napoleon's mitzubeſtehen, oder denſelben am folgenden Tage mit Wellington vereint ſelbſt anzugreifen. Daß Wellington anfänglich den Vorſchlag gemacht habe, die Preußen ſollten hinter ſeinem Heere weg ſich auf die Straße von Nivelles ziehen, und den rechten Flügel der Schlachtordnung bilden, gerade ſo wie dies ehemals der Kronprinz von Schweden in den Tagen vor der Schlacht von Leipzig verlangt hatte, iſt völlig ungegründet; ſeinem Sinne lag es fern, dem Mitkämpfer das Schwierigere oder Gefährlichere aufbürden zu wollen, ſeine feldherrliche Geſinnung war vielmehr zu jeder Verläugnung und Aufopferung bereit; hierin wetteiferte mit ihm Blücher, der gleichfalls willig jedes Schwerſte auf ſich nahm, und nur einzig ſorgte, die Schlacht möchte verzögert, ein weiter Rückzug angeordnet werden. Zwiſchen den beiden Feldherren wurden die näheren Verabredungen genommen, und demnach alles für den nächſten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen ſollten vor ihm in Parade vorbeimarſchiren, um Sinn und Gemüth in Uebung ſtrenger Genauigkeit und im Stolze kriegeriſcher Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche ſeinen Entſchluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marſchall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Excelman's, zuſammen über 32,000 Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgeſendet, und wandte ſich dann mit ſeiner Hauptſtärke links nach Quatre-Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Dieſe hatten bloß eine ſtarke Nachhut dem Marſchall Ney gegenüber zurückgelaſſen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff ſelbſt abzuwarten, ſondern in der Richtung von Brüſſel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen ſeinen Truppen voll Eifer und mit größter Anſtrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immerfort, der Boden war bald völlig durchweicht, die ſchwarze Erde löſte ſich in zähe Flüſſigkeit auf, und mit unſäglichen Beſchwerden kam das Heer, auf der ſchlammigen Straße, und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getraidefeldern, nur langſam fort. Bei Genappe hielt die engliſche Reiterei ernſtlich Stand, und ſetzte erſt nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erſt am Abend gelangte der franzöſiſche Vortrab an die engliſche Stellung von Mont-Saint-Jean, die ſogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein, und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüſſe ſtrömten dieſe Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeſchreiblich, die Tritte verſanken im Koth, Geſchütz und Wagen ſchienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzoſen ſehr überraſcht, den Feind, welchen ſie unter Begünſtigung der Nacht über Brüſſel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derſelben Stellung, wie am vorigen Abend, vor ſich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellington's ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-Saint-Jean ſchlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, ſtand rechts der Straße von Nivelles und erſtreckte ſich in der Richtung von Braine-la-Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwiſchen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy, und, vorwärts dieſer Stellung, rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen, und links den Meierhof la Haye-ſainte beſetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, ſtand zwiſchen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, ſtand in der Vertiefung, welche ſich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte ſein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die ſämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann ſtand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleon's bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete ſein Heer auf der Anhöhe von Belle-alliance zum Angriff. Aber nur mühſelig und langſam trafen auf durchweichtem Weg und Feld die Truppen ein; einzelne Regenſchauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erſchwerte jeden Fortſchritt. Erſt um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, unter dem General Reille, wandte ſich links, der erſte, unter dem General Drouet, rechts, von Belle-alliance gegen die engliſche Linie andringend; der ſechste, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerſt wurde links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la Haye-ſainte und das Dorf la Haye durch den Marſchall Ney mit ſtärkſtem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptſtoß, weil der linke Flügel Wellington's der ſchwächere ſchien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuſchneiden war, und auf dieſer Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geſchütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechſelten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in ſtürmenden Angriffen hin und wieder, und zerſtörte ſich gegenſeitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen weſentlichen Erfolg. Dieſer Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzoſen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la Haye-ſainte den Engländern entriſſen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzoſen unmöglich. Wellington, ſein Heer mehrmals in Gefahr ſehend durchbrochen zu werden, eilte perſönlich in das ſtärkſte Feuer, zeigte ſich den Truppen, und ſtrengte alle Kräfte an, ſich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme, und dem Kampf eine entſcheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen deſſelben ſchon in der Nähe, doch wurde deſſen wirkliches Eintreffen auch ſchon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, ſein Geſchütz wirkte verheerend, ſeine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellington's erſchöpften ſich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erſchiene, doch zeigte ſich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, ſeinem Verſprechen gemäß, am 18. Juni frühmorgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen; der eine, den Heertheil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain, dem linken Flügel Wellington's zu; der andere, aus den Heertheilen von Bülow und Pirch beſtehend, ging links über Neuf-Cabarets und Saint-Lambert dem rechten Flügel Napoleon's in Seite und Rücken; der dritte Heertheil unter Thielmann, ſollte bei Wavre ſtehen bleiben, und nur, wenn dort kein Feind erſchiene, den übrigen als Unterſtützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen ſeines Sturzes im Bette zubringen müſſen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder auf's Pferd ſollte, um mit ſeinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übelzugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anſtalten ſah, verſetzte: „Ach was, noch erſt ſchmieren! Laßt nur ſein, ob ich heute balſamirt oder unbalſamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!“ erhob ſich, ließ ſich ankleiden, und ſetzte ſich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetſchten Glieder ſchmerzten. Als er ſah, wie ſtark es geregnet hatte, und daß es noch immer fortregnen würde, ſagte er: „Das ſind unſere Alliirten von der Katzbach, da ſparen wir dem Könige wieder viel Pulver.“ Blücher begab ſich an die Spitze des Heertheils von Bülow, der voranzog, und zuerſt an den Feind kommen mußte. Er that alles, um den Marſch zu beſchleunigen; allein ſchon gleich anfangs wurde derſelbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten; in Wavre entſtand eine Feuersbrunſt, welche die Hauptſtraße ſperrte, und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverluſt entſtand. Weiterhin wurde es noch ſchlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geſchwellt, jede Vertiefung mit Waſſer gefüllt. Die ſchmalen Wege durch Wald und Gebüſch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geſchütz machte unſägliche Beſchwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit ſolcher Langſamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu ſpät eintreffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die verſprochene Hülfe ſein könne. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleon's übermächtigem Andrange, und wie ſehr die Ankunft der Preußen erſehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, ſein gegebenes Wort nicht zu löſen, rief ſein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd flogen ſeine Blicke und Worte umher, wo ein Hinderniß entſtand, wo eine Stockung ſich zeigte, war er ſogleich gegenwärtig; doch alle Anſtrengung gab noch immer nur geringe Ausſicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen faſt den Mühſeligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es ginge nicht, es ſei unmöglich. Da redet Blücher mit tiefſter Bewegung und Kraft ſeine Krieger an: „Kinder, wir *müſſen* vorwärts! Es *heißt* wohl, es geht nicht, aber es *muß* gehen, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington verſprochen! Ich hab' es *verſprochen*, hört ihr wohl? ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden ſoll?“ Und ſo ging es denn mit allen Waffen unaufhaltſam vorwärts. Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr Nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erſt nach 4 Uhr war endlich der ſchwierige Engweg von Saint-Lambert, über und durch den Bach von Lasnes zurückgelegt, und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenſeits ihre verdeckte Aufſtellung erreicht, und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indeß war auf ſeiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt ſie jedoch für wenig bedeutend und ſandte nur an Grouchy den Befehl, ſeinen Angriff gegen das preußiſche Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verſtärken. Blücher aber, die Gefahr Wellington's erkennend, gab ſeinerſeits, ohne ſich lange zu beſinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in dieſem wichtigen Augenblicke jeder anderen Betrachtung vorziehen zu müſſen, ſein einzelnes Unternehmen konnte ſcheitern, da nur erſt ſo wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entſchieden werden; die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungeſäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichemont und in den Rücken des franzöſiſchen rechten Flügels vor; ſie zogen ſich, nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweiſe erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange ſtreitig blieb. Als die Preußen es wiederholt erſtürmt hatten und es behaupteten, richteten die Franzoſen ein mörderiſches Feuer dorthin, und alles Geſchütz war in Arbeit. Da ſagte Blücher: „Recht gut, das iſt die letzte Oelung, nun gehen ſie auf die Reiſe." Napoleon hatte ſofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile; erſt als ſie auf der Höhe von Saint-Lambert ſichtbar wurden, ließ er gegen ſie einige Regimenter ſeitwärts im Haken aufſtellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geſchützfeuer dem Heere Wellington's das Zeichen ſeiner erſehnten Ankunft, dieſer Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuverſicht, den Franzoſen Staunen und Beſtürzung. Jetzt ſchickte Napoleon den ſechsten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entſtand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die

Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß ſandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weiſe raſtlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Belle-alliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend ſichtbar emporragten: der Bach von Lasnes ſollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf ſtand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marſchall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen, und ſuche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dies gelang, ſo konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwiſchen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, daſſelbe Wort wie bei Hainau, vor ihm lag die Entſcheidung des Tages und nicht anderswo, ſagt der amtliche Bericht; er befahl, alle Truppen ſollten im Vorrücken bleiben, erſt wenn Napoleon geſchlagen worden, dürften Unterſtützungen nach Wavre umkehren, und den Heertheil von Thielmann ließ er wiſſen, er habe dem Feinde nach Kräften zu widerſtehen.

Auf Wellington's linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere ſich bewerkſtelligen mußte, drängten ſich jetzt die wichtigſten Bezüge des Tages zuſammen. Der General von Müffling, der ſich preußiſcher Seits im Hauptquartiere Wellington's befand, und zwiſchen beiden Heerführungen das Zuſammenwirken thätigſt förderte, begab ſich ſelbſt dahin, wo er ſchon frühmorgens die Gegend erkundet, und für den preußiſchen Anmarſch und Angriff die leitenden Angaben, unter Wellington's voller Zuſtimmung, an Blücher und Bülow geſandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beſchleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erſcheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington ſelbſt, voll unerſchütterlichen Vertrauens in Blücher's Wort, ließ in dieſer Hinſicht weder Beſorgniß noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage ſolcher Art unterbrach die entſchloſſene Ruhe ſeiner ſtrengen Faſſung. Endlich zeigten ſich die erſten Truppen des Heertheils von Zieten, durch wiederholte Botſchaften in ihrem Marſche beſchleunigt, auf den linken Flügel Wellington's von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun ſechs Regimenter engliſcher Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterſtützung der hartbedrängten Mitte der engliſchen Schlachtordnung auf, wo ſie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwiſchen hatte der Feind ſeine Stärke gegen Wellington's linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun, nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Erſetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzoſen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen ſie das Dorf Frichemont heftig an, und ſchoben ſich demnach zwiſchen die Truppen von Bülow und das Heer Wellington's immer mehr trennend vor. In dieſem gefahrvollen Augenblicke, gegen 7 Uhr, treffen die erſten Truppen Zieten's, durch Müffling's Angaben förderſamſt geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Zieten ſelbſt an der Spitze ſeiner erſten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geſchütze ſeines Heertheils; er erſtürmt mit 2 Bataillons das Dorf Papelotte, und bereitet ſich zu ſtärkerem Vordringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht, er ſieht die Truppen Blücher's immer furchtbarer auftreten, allein ſein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag ſoll ihn entſcheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entriſſene Dorf zur Sicherheit ſeiner rechten Flanke feſtzuhalten, jetzt läßt er die alte Garde, den Kern ſeiner Truppen, 12 Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellington's auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zuſammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marſchalls Ney, während zugleich die ganze franzöſiſche Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington ſtellt der vordringenden Garde 6 engliſche Bataillons in zwei Gliedern aufmarſchirt entgegen, deren mörderiſches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeſchaarten Feindes niederſtreckt, zugleich richtet alles Geſchütz ſeine Wirkung gegen dieſe Maſſe, von allen Seiten wenden ſich die Truppen zu dieſem Kampfe, dem blutigſten des Tages.

Ganze Schaaren wurden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, giebt auf beiden Seiten den Anſchein einer Flucht. Die franzöſiſche Garde, trotz ihres ungeheuren Verluſtes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungeſtüm ſcheint nichts widerſtehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geſchütz ſtellt das Feuern ein. In dieſem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt 24 Stücke Geſchütz in den Feind ſchmettern, und führt ſeinen Hauptangriff im Sturmſchritt, unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Belle-alliance zur Richtung nehmend, unaufhaltſam vorwärts. Dieſe Bewegung iſt entſcheidend, der Feind, auf dem Winkel ſeiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen ſeines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, ſeine Reiterei zuſammengebracht, und geht nun ſelbſt wieder mit allen Kräften zum entſchloſſenſten Angriff über. Er befiehlt ſeiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die franzöſiſche Garde, dem allſeitigen Sturm erliegend, geräth in Unordnung und flieht, 4 Bataillons, die am meiſten vorgerückt ſind, ziehen ſich in Vierecken geſchloſſen nach Belle-alliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geſchützfeuer Bülow's, ſie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu, ſich zu ergeben, aber: „Die Garde ſtirbt, ſie ergiebt ſich nicht!" ſchallt es aus ihrer Mitte; die Meiſten fallen; Einige entkommen, gefangen werden nur Wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußiſche Heertheil, unter Pirch, zur Schlacht, und um halb 8 Uhr erneuert ſich der Kampf bei Plancenois. Noch leiſtet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußiſche Heertheile ſind im heißeſten Gefecht, aber die Schlacht iſt ſchon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für ſeine Rettung. Endlich gegen 9 Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des franzöſiſchen Heeres iſt entſchieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geſchütz und Fuhrwerk untermiſcht, drängen ſich auf der Straße nach Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war ſchon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belle alliance zuſammentrafen, und ſich gegenſeitig als Sieger begrüßten. Dieſe Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier ſchönen Brautleute, welche ſich hier niedergelaſſen; Blücher, der ſiegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach dieſem Namen; Wellington nannte ſie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartiere, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont-Saint-Jean; welcher dieſer Namen in der Folge vorherrſchend beſtehen wird, iſt noch die Frage. Wem die Ehre des Tages vorzugsweiſe gebühre, darüber iſt viel geſtritten worden; in Betreff Blücher's dünkt uns der Streit unnütz; wem ſie zugeſprochen, wie ſie vertheilt werden möge, immer wird wahr und feſt beſtehen, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dies kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz beſondere Achtung und Zuneigung, und ſein inniges Vertrauen zu demſelben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen beſſere Ueberzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Belle-alliance in ſeiner Bruſt aufkommen laſſen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eiferſüchtiger Rechnung das gemeinſame Werk in ſeinen und ſeines Waffenbruders Antheil ſcharfſondernd zu zerlegen. Wellington ſelbſt aber ſchloß ſeinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den ſo gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung ſprechen, wenn ich nicht dem Feldmarſchall Blücher und dem preußiſchen Heere das glückliche Ergebniß dieſes furchtbaren Tages beimäße, durch den Beiſtand, welchen ſie mit ſo großer Bereitwilligkeit und ſo zu rechter Zeit mir geleiſtet haben.“

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellington's hatte furchtbar gelitten, die Menſchen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe geweſen, die Anſtrengung des Marſches kam nicht in Anſchlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derſelben Straße fürchtete man überdies nur Verwirrung; man kam deßhalb überein, Wellington ſollte, nach fürerſt höchſtnöthiger kurzen Raſt, über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und ſeines geſchlagenen Heeres übernähme. Alſo noch in derſelben Nacht ging Blücher ſofort nach Genappe, wo ſein Vortrab den Feind, der ſich anfangs vertheidigen wollte, um 11 Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte ſein meiſtes Geſchütz auf dem Schlachtfelde ſtehen laſſen, das mit ſeinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geſchütz, Pulverwagen, Gepäck und anderem Fuhrwerk noch gerettet worden; alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigne Feldrüſtung, ſein Silbervorrath, ſeine Edelſteine, der Wagen ſelbſt, in welchem er gefahren war, und den er beim plötzlichen Geſchrei, die Preußen ſeien da, ohne Hut und Degen eiligſt verlaſſen hatte, um ſich auf's Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld, und anderer Beſitz, verblieb den Soldaten, den Wagen Napoleons, ſeinen Kaiſerlichen Mantel, ſein Fernglas, nahm Blücher an ſich, auch den Hut, deſſen er ſich wegen des angenehmen weichen Filzes, als Schlafmütze bediente, wenn er im Wagen ſaß und ſchlummerte; den Degen und die Ordensſterne Napoleons ſandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltſam fort. Wie bei Genappe, ſo auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derſelben Nacht immer wieder aufgeſtört; wo im Getraide ſich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen ſich einrichten wollte, trieb ſchnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond ſchien hell, und begünſtigte die Verfolgung, welche Gneiſenau mit dem Heertheile von Bülow raſtlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann geſetzt wurde. Der Heertheil von Pirch war inzwiſchen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann gefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzuſchneiden; der Heertheil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher ſelbſt blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer, das ihm angewieſen wurde, lagen ſechs ſchwerverwundete Franzoſen, die man fortſchaffen wollte, doch er litt nicht, daß ſie um ſeinetwillen geſtört wurden, ſondern ließ ihnen vielmehr alle Hülfe und Linderung zukommen, welche der Zuſtand geſtattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König geſammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an ſein Heer anfertigen: „Brave Offiziers und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert, die erſte war unglücklich, und dennoch ward euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geſchick tratet ihr mit Entſchloſſenheit, 24 Stunden nach einer verlornen blutigen Schlacht, den Marſch zu einer neuen an, mit Zuverſicht zu dem Herrn der Heerſchaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure ſiegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen ſchweren Kampf fochten. Die Stunde der Entſcheidung aber ſollte ſchlagen, und kund thun, wer ferner herrſchen ſolle, ob jener ehrſüchtige Abentheurer, oder friedliche Regierungen. Das Schickſal des Tages ſchwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernſt, der Entſchloſſenheit und dem Selbſtvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erſchrockene Reihen hinein, und ſchrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltſam fort. Der Feind in ſeiner Verzweiflung führte nun ſein Geſchütz und ſeine Maſſen gegen euch, aber euer Geſchütz ſchleuderte den Tod in ſeine Reihen, und euer ſtetes Vorſchreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen, und endlich zur regelloſeſten Flucht. Einige hundert Geſchütze mußte er euch überlaſſen, und ſeine Armee iſt aufgelöſt. Noch weniger Tage Anſtrengung wird ſie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrſchen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geſchlagenen Heere nicht ſogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieſer Meinung dargethan, und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geſchichte giebt, wird ſie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerſchütterlichen Säulen der preußiſchen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und ſeines Hauſes. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen! Genappe, den 19. Juni 1815. Blücher." An Schwarzenberg ſchrieb er eigenhändig: „Mein Freund! Die ſchönſte Schlacht iſt geſchlagen, der herrlichſte Sieg iſt erfochten. Ich denke, die Bonaparte'ſche Geſchichte iſt nun wohl vorbei. Das Detaillirte wird erfolgen. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr ſchreiben, denn ich zittre an allen Gliedern; die Anſtrengung war zu groß. Blücher." — Am 19. Vormittags erhob ſich Blücher von ſeinem Lager, und ſah ſeine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abtheilung, ſo wie ſie nahe kam, rief ihm ein ſiegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichem Grüßen erwiederte. Noch den nämlichen Tag zog Blücher nach Goſſelies, von wo er den Oberſten von Thile mit dem ausführlichen Berichte von den ſtattgehabten Ereigniſſen an den König abſandte; an die Hauptſtadt ſchickte er die Botſchaft ſeines Sieges durch den Lieutenant Nernſt, einen der Freiwilligen von Berlin, der ſeinem Hauptquartiere zugetheilt war. „Sie haben eine junge Frau zu Hauſe", ſagte Blücher zu ihm, „die wird die Nachricht gern von Ihnen hören!" Am 20. kam das Hauptquartier nach Merbes-le-Chateau, von wo Blücher noch einen Amtsbericht über die Schlachten von Ligny und Belle alliance ausgehen ließ, und am Tage darauf, vor dem Einrücken in Frankreich, folgenden Abſchied an die Niederländer in franzöſiſcher Sprache der Bekanntmachung übergab: „An die braven Belgier. Indem mein Heer den Fuß auf franzöſiſches Gebiet ſetzt, können wir das eure, brave Belgier, nicht verlaſſen, ohne euch unſer Lebewohl zuzurufen, und euch zu danken für die Gaſtfreundſchaft, mit der ihr unſre Soldaten aufgenommen habt. Wir haben eure Tugenden kennen gelernt. Ihr ſeid ein wackres, treues und edles Volk. Durch Unregelmäßigkeit in der Dienſtverwaltung des Proviantweſens ſeid ihr zum Theil durch mein Heer hart bedrückt worden, und dennoch habt ihr mit Gutmüthigkeit oft das Härteſte getragen. Dieſer Zuſtand der Dinge hat mein Mitleid tief erregt, aber es lag außer den Gränzen meiner Macht, eine Abänderung zu bewirken. In der vermeintlichen Stunde der Gefahr waren wir zu eurer Hülfe herbei gerufen und geeilt, und ſo viel Wochen mußten wir wider unſern Willen bei euch ſo lange verharren, bis der Kampf beginnen ſollte, den wir ſelbſt gern früher eröffnet hätten. Unſer Aufenthalt hat euch viel gekoſtet, wir haben aber mit unſerem Blute gelöſt, was wir an Dank euch ſchuldig geworden, und eine gerechte Regierung wird dem Einzelnen durch den Beitrag Aller erſetzen, was er durch übermäßige Belaſtung vor Andern litt. Lebt wohl, brave Belgier! Nimmermehr werden wir eure Gutmüthigkeit und eure gaſtfreundliche Aufnahme vergeſſen. Möge der Gott des Friedens euer ſchönes Land künftighin lange vor dem Ungemach des Krieges ſchützen, und ihr ſo glücklich ſein, als ihr es verdient. Lebt wohl! Merbes-le-Chateau, am 21. Juni 1815. Der Feldmarſchall Fürſt Blücher.“

Inzwiſchen ſetzte Gneiſenau voll muthigen Eifers und kriegeriſcher Thätigkeit die angeſtrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des franzöſiſchen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo ſie zu ruhen meinten, oder ſich ſammeln wollten, durch die nachſtürmenden Preußen ſchnell wieder aufgetrieben, und mit größerem Verluſt in vermehrte Verwirrung geſtürzt. Erſt an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebniſſe der letzten Schlacht zu überſchauen. Das Heer Wellington's hatte gegen 13,000 Todte und Verwundete, und unter dieſen die angeſehenſten Befehlshaber. Geringer war an dieſem Tage der Verluſt der Preußen; obwohl ſie dem Feinde den größten bewirkt, hatten ſie ſelbſt, begünſtigt durch den Stand und die Wendung der Dinge den kleineren, er betrug 7000 Mann, meiſtens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzoſen dagegen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebſt der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen, und zahlloſes Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelöſten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beiſammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet; Napoleon dachte anfangs bei Charleroy die Trümmer ſeines Heeres wieder etwas zu geſtalten, erkannte aber die Unmöglichkeit, und gab den verwirrten Maſſen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelort; er ſelbſt flüchtete zuerſt nach Philippeville, und begab ſich von da nach Paris. Auch der Marſchall Grouchy mit ſeinen beiden Heertheilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre ſchien abgeſchnitten und verloren; doch dieſer, nachdem er bei Wavre noch am 19. gegen Thielmann im Vortheil, und ſogar über die Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlorener Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt, und daſelbſt am 20. von den Feſtungswällen herab den ſchroffen Angriff des Heertheils von Pirch überlegen abgewieſen. Nachdem hierauf Pirch und Thielmann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärſchen dem Zuge Blücher's nachzufolgen, entkam Grouchy deſto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dinant und Givet, und ſtrebte ſeine noch völlig ſtreitfertigen Truppen auf dem Umwege über Rethel und Rheims der übrigen Heermaſſe wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzoſen zeigte ſich jenſeits der Sambre immer ſchrecklicher; ſo viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Theil verwundet ſich fortſchleppend, nur noch dem eignen Lande durch ihr Elend und ihre Zügelloſigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerſtörung hin; Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit: geplünderte und abgetragene Häuſer, umgeſtürzte Wagen und weggeworfene Waffen, Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzoſen nach der Schlacht von Leipzig geſehen, erklärten dieſen von Bellealliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieſe Zerſtörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen

Kampfe, unaufhörlich vorwärts zu neuer Entſcheidung ſtrebend, dabei ſelbſt als Sieger mit allen Entbehrungen der Beſiegten ringend! Solch ſtürmiſcher Lauf der Ereigniſſe hat ſeine nothwendigen Uebelſtände. — Weniger wild war die Bahn Wellington's, ſein Heer zog nicht die Straße der eigentlichen Verfolgung, eine genaue, durch alle Mittel ſtets reichlich unterſtützte Fürſorge ließ der Zügelloſigkeit keinen Vorwand, die eiſerne Strenge der Kriegszucht waltete unbedingt. Ueber Binch und Malplaquet war Wellington am 22. Juni nach Cateau-Cambreſis vorgerückt, Blücher über Merbes-le-Chateau und Noyelle-ſur-Sambre nach Catillon-ſur-Sambre, und an letzterem Orte hatten beide Feldherren, während die Truppen raſteten, am 23. eine Zuſammenkunft, um die weitere Kriegsführung zu verabreden. Blücher drang darauf, daß beide Heere unverzüglich gegen Paris vorrücken ſollten, und zwar auf dem rechten Ufer der Oiſe, während der Feind, der ſich bei Laon und Soiſſons wieder ſammelte, durch preußiſche Reiterei, die ſich für den Vortrab des ganzen Heeres auszugeben hätte, hingehalten bliebe, und durch niederländiſche Reiterei, die in angeſtrengten Märſchen über Pontoiſe vorgehen ſollte, im Rücken beunruhigt würde. Zugleich wurde die Berennung und der Angriff der zahlreichen Feſtungen verabredet und angeordnet. Zieten hatte bereits Avesnes, wo große Pulvervorräthe durch eine Granate angezündet worden, eingenommen, und rückte nun gegen Guiſe; Pirch erhielt den Auftrag die Feſtungen Maubeuge, Landrecy, Philippeville, Rocroy und Givet anzugreifen; Kleiſt wurde beordert, von Trier vorzurücken und die Feſtungen der Maas bis Mezieres einzuſchließen. Am 24. in Henappes empfing Blücher ein Schreiben des Generals Morand, der die Nachhut der wieder zuſammengerafften franzöſiſchen Truppen befehligte, und auf den Grund der inzwiſchen zu Paris ſtattgehabten Thronentſagung Napoleons einen Waffenſtillſtand vorſchlug, den aber Blücher, dieſer Nachricht mißtrauend, ablehnte, es ſei denn, daß Napoleon ſelbſt und einige Feſtungen zur Sicherheit den Verbündeten überliefert würden. Er ſetzte ſeinen Zug unaufhaltſam fort, nahm den 25. ſein

Hauptquartier in Saint-Quentin, den 26. in Genvry bei Noyon und den 27. in Compiegne.

Hier kam er um einige Stunden dem Feinde zuvor, der, durch das raſche Vordringen der Preußen in ſeiner linken Flanke überflügelt, von Laon und Soiſſons ſchnell zurückeilte, um Paris zu vertheidigen. Die Heertheile von Zieten und Thielmann gingen durch Compiegne links gegen dieſe im Rückzuge begriffene Truppenſtärke, deren Nachhut von Zieten am 28. bei Villers-Cotterets erreicht und geſchlagen wurde, wobei ſie 14 Kanonen einbüßte. Inzwiſchen war der Heertheil von Bülow über Verberie und Pont-Saint-Maxence vorausgeeilt, ſchnitt dem geſchlagenen Feinde bei Dammartin den nächſten Weg nach Paris ab, nahm ihm gegen 1000 Gefangene, und zwang ihn, links den Umweg über Meaux zu nehmen; die Gefangenen waren von den Truppen Grouchy's, der bei Soiſſons zu den Trümmern des Heeres geſtoßen war, und der Sache der Franzoſen durch ſeine friſchen Streitkräfte eine kaum noch erwartete Hülfe brachte. Unaufhörlich vorwärts ſtrebend, und zwei Märſche vor Wellington voraus, ſtand Blücher mit ſeinem Heere, das, nach ſo großen Verluſten und Anſtrengungen, und nachdem der Heertheil von Pirch und andere Entſendungen zurückgeblieben, etwa noch 60,000 Mann ſtark war, am 29. vor den Linien, welche Napoleon zwiſchen Saint-Denis und Vincennes um Paris her mit allem Fleiße hatte befeſtigen laſſen; ſie waren mit zahlreichem Geſchütz beſetzt, und durch mehr als 60,000 Mann vertheidigt, welche theils durch Grouchy zurückgebracht, theils von der Loire herangekommen waren, eine Zahl von 40,000 Nationalgarden konnte zur Mitvertheidigung aufgeboten werden. Napoleon indeß hatte wirklich, durch die Umſtände gezwungen, dem Throne zu Gunſten ſeines Sohnes entſagt, und war am 29. von Paris nach Malmaiſon abgegangen.

Die eingeſetzten Regierungsverweſer hatten den Marſchall Davouſt zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt, und ſogleich Friedensverhandlungen eingeleitet. Schon früher waren Bevollmächtigte in Laon eingetroffen, wohin Blücher auf ihr Anſuchen ſeinen Adjutanten den Grafen von Noſtitz ſandte, allein es war unmöglich, ſich über die Bedingungen eines vorläufigen Abkommens zu vereinigen, und die Bevollmächtigten wurden an die verbündeten Herrſcher ſelbſt verwieſen. Jetzt verſuchte auch Davouſt einen Waffenſtillſtand zu erlangen, und erließ aus dem Hauptquartiere la Balette am 30. an Blücher ein Schreiben, worin er verſicherte, daß die verbündeten Mächte bereits erklärt hätten, durch Napoleons Thronentſagung ſei die Urſache des Krieges hinweggeräumt, ein Waffenſtillſtand ſei bereits mit den Oeſterreichern abgeſchloſſen, Blücher würde vor der ganzen Welt eine große Verantwortung auf ſich laden, wenn er nicht auch ſeinerſeits zur Einſtellung der Feindſeligkeiten die Hand böte; übrigens führte Davouſt eine Sprache, die ſowohl ſeiner eignen Kriegsehre, als der des Feindes entſprechen ſollte. Nicht aber auf gleiche Weiſe nahm Blücher das Verhältniß, er wollte dem Feinde wenig Ehrenwerthes zugeſtehen, und ihm nicht gern Höflichkeit erweiſen. Rauh und hart ſchrieb er Folgendes zur Antwort: „Mein Herr Marſchall! Es iſt irrig, daß zwiſchen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Urſachen zum Kriege aufgehört, weil Napoleon dem Thron entſagt habe; dieſer hat nur bedingungsweiſe entſagt, zu Gunſten ſeines Sohnes, und der Beſchluß der vereinigten Mächte ſchließt nicht allein Napoleon, ſondern auch alle Mitglieder ſeiner Familie vom Thron aus. Wenn der General Frimont ſich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenſtillſtand mit dem ihm gegenüberſtehenden feindlichen General zu ſchließen, ſo iſt das kein Beweggrund für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unſern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marſchall, was Sie thun, und ſtürzen Sie nicht abermals eine Stadt in's Verderben; denn Sie wiſſen, was der erbitterte Soldat ſich erlauben würde, wenn Ihre Hauptſtadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünſchungen von Paris eben ſo wie die von Hamburg auf ſich laden? Wir wollen in Paris einrücken um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverläſſiger Waffenſtillſtand Statt haben. Sie wollen, Herr Marſchall, dieſes unſer Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marſchall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es ſonderbar iſt, daß Sie unſere mit Briefen und Aufträgen geſendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen übereinkömmlicher Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Herr Marſchall, Ihr dienſtwilliger Diener (Unterzeichnet:) Blücher.“ Dieſer Brief wurde in deutſcher Sprache übergeben, und dies allein ſchon galt den Franzoſen für eine Grobheit, die jede bisherige Ueblichkeit mit Abſicht aus den Augen ſetzen wolle. Ihre Verſuche bei Wellington ſcheiterten ebenfalls, doch wußte dieſer mit ſtaatskluger Artigkeit ihre Anträge zu beſeitigen. Zwiſchen den Anſichten und Stimmungen beider Feldherren zeigte ſich in Bezug auf Frankreich überhaupt ein weſentlicher Unterſchied. Blücher ſah die Franzoſen als Feinde an, und daß ſie wieder bonapartiſch geworden, galt ihm als ein willkommener Grund, ſie zu bekämpfen, zu demüthigen, ihr Land wo möglich zu verkleinern; nichts war ihm ungelegener als eine Dazwiſchenkunft der Bourbons, welche durch ihren Namen ſogleich wieder das Volk und Land in Schutz und Obhut nehmen und den Lauf der Vergeltungen hemmen mußten; aus dieſem Grunde war er der bourboniſchen Sache ſogar abgeneigt, und wollte das Volk lieber in ſeinen Freiheitstrieben ſchalten laſſen, wobei die Sache der Verbündeten nur gewinnen zu können ſchien; dieſe Anſicht wurde von vielfachen Stimmen und Meinungen unterſtützt, auch von ſolchen, welchen es zumeiſt um jene Freiheitstriebe zu thun war. Wellington hingegen, obwohl eben die großbritanniſche Regierung ausdrücklich, und abweichend von den andern, erklärt hatte, daß bei dem Kriege nicht gerade die Wiedereinſetzung der Bourbons ihr Ziel ſei, war nach dem Einrücken in Frankreich ſogleich bemüht, unter dem Schutze des engliſchen Heeres den König Ludwig den Achtzehnten zurückzuführen, welches allerdings die nächſte und richtigſte Löſung dieſer ſeltſamen Kriegsverwirrung dünken mußte. Wellington zögerte darum abſichtlich, um der Hauptſtadt, den Regierungsbehörden und dem Heere die nöthige Zeit zu laſſen, ſich dem rückkehrenden Könige zu unterwerfen; Blücher hingegen eilte, die noch Widerſtrebenden zunächſt der Gewalt und dem Eroberungsrechte der Verbündeten zu unterwerfen.

In dieſem Antriebe nahm Blücher, nach einer mit Wellington am 30. in Goneſſe gehabten Zuſammenkunft, da der Angriff der wohlvertheidigten Linien von Paris auf dieſer Seite keineswegs thunlich erſchien, mit ſeinem Heere freiwillig den rechten Flügel der gemeinſamen Schlachtordnung ein, und zog mit den Heertheilen von Thielmann und Zieten über die Brücke von Saint-Germain, die er noch zur rechten Zeit, ehe der Feind ſie zerſtören konnte, in ſeine Gewalt gebracht, auf das linke Ufer der Seine, um die Hauptſtadt von dieſer Seite zu bedrängen, und ihr die Zufuhr von Lebensmitteln aus der Normandie abzuſchneiden, wodurch ſie baldigſt zur Uebergabe genöthigt ſein mußte, da faſt gleichzeitig ihr auch die Seite von der Marne her durch die ankommenden Vortruppen der Baiern und Ruſſen verſchloſſen wurde. Blücher ſetzte durch dieſe kühne Bewegung allerdings das preußiſche Heer in Gefahr; beſonders am 1. Juli, als nur erſt der Heertheil von Thielmann auf das linke Ufer der Seine übergegangen war, Zieten noch auf dem rechten Ufer weilte, und Bülow, nachdem er vor den Linien von Saint-Denis ſeine Ablöſung durch Wellington's Truppen abgewartet, erſt in der Nacht bei Saint-Germain eintraf; auch hatte Napoleon in Malmaiſon kaum dieſe Trennung der verbündeten Heere vernommen, als er, gereizt von der Gelegenheit, ſich nochmals der Befehlführung der franzöſiſchen Truppen unterziehen wollte, um jene für ihre Dreiſtigkeit zu beſtrafen, ſie zu vernichten, und nachdem er ſo die Hauptſtadt gerettet, ſein Amt wieder aufzugeben. Wäre die oberſte Regierungsbehörde in Paris auf dieſes Anerbieten eingegangen, ſo hätte Blücher ohne Zweifel eine ſtarke Prüfung zu beſtehen gehabt, vielleicht aber auch dieſe durch neue Kühnheit und raſchen Entſchluß in neuen Sieg verwandelt. Während jedoch größeres Unglück abgewendet blieb, erfuhren 2 preußiſche Huſarenregimenter, welche nach Verſailles vorgeſandt worden, dort den Unfall, durch die Nationalgarde aus den Häuſern hervor, durch den franzöſiſchen General Excelmans von vorn, und im

Rücken durch einen beträchtlichen Hinterhalt von Roquencourt her, zugleich angegriffen zu werden, und im unvorhergeſehenen Kampfe gegen die Uebermacht einen ſehr bedeutenden Verluſt zu erleiden. Blücher indeß ließ durch nichts in ſeinem kriegeriſchen Vorwärtsdringen ſich aufhalten. Am 2. Juli rückte der Heertheil von Thielmann über Verſailles nach Pleſſis-Piquet, der Heertheil von Zieten über Sevres nach Meudon; Bülow blieb als Rückhalt in Verſailles ſtehen. Der Feind wurde zurückgetrieben, und Iſſy beſetzt. Dieſes Dorf ſuchten die Franzoſen am 3. wiederzunehmen, und rückten von Paris und Montrouge mit bedeutender Stärke heran, ihr heftiger Angriff wurde jedoch in einem hartnäckigen Gefechte zurückgeſchlagen, worauf ſie ſich nach Vaugirard zogen. Inzwiſchen hatten die Regierungsverweſer in Paris, welche den Boden unter ſich ſchwanken fühlten, und für die Verwirrung, in welcher Frankreich ſich befand, keinen anderen Ausweg ſahen, den Marſchall Davouſt wiederholt beſchickt, er möchte ſchleunigſt und um jeden Preis einen Waffenſtillſtand abſchließen. Carnot, eines der fünf Mitglieder jener oberſten Staatsbehörde, ein trotziger, unbiegſamer Karakter, hatte gleichfalls dieſe Nothwendigkeit erkannt, und dabei gerathen, ſich lieber an die brutale Offenheit Blücher's, als an die ausweichende Artigkeit Wellington's zu wenden. Dies geſchah, ein franzöſiſcher General erſchien als Unterhändler, und kündigte an, Paris wolle ſich auf Bedingungen ergeben. Blücher nahm mit Wellington, der auf ſeine Einladung ſich nach Saint-Cloud begab, die nöthige Rückſprache, und beide Feldherren kamen überein, die Bedingungen ſo zu ſtellen, daß das franzöſiſche Heer in eine Lage verſetzt würde, in welcher daſſelbe weder den verbündeten Heeren ſchädlich, noch auf die franzöſiſche Regierungsgewalt, deren Sitz in Paris zu bleiben hätte, von Einfluß ſein könnte, und daß den bevorſtehenden Entſcheidungen der verbündeten Herrſcher ſelbſt auf alle Weiſe freie Hand bliebe. Die franzöſiſchen Abgeordneten trafen in Saint-Cloud ein, der Baron Bignon, Verweſer der auswärtigen Angelegenheiten, der General Guilleminot, dem Generalſtabe des Heeres vorgeſetzt, und der Graf Bondy, Präfekt des Departements der Seine. Blücher hatte ſich vorgenommen, diesmal mit den Franzoſen recht derb zu verfahren, und alle Manieren, in welchen ſie immer ihren Vortheil zu finden wußten, gefliſſentlich zu durchbrechen, ſie ſollten fühlen, daß ſie als Beſiegte vor dem Sieger ſtünden. Erſt mußten ſie im Vorzimmer lange warten; als ihre Geduld genugſam auf die Probe geſtellt ſchien, durften ſie endlich hereinkommen, ſie fanden Blücher'n ſitzend, wie er ſeine Pfeife rauchte, und den Dampf gleichgiltig vor ſich hin blies, er erlaubte ihnen dann ihre Sache vorzutragen, und ließ ſich den Inhalt ihrer Worte in der Kürze dollmetſchen. Als unter den Abgeordneten ſelbſt über einige Punkte ſich eine Verſchiedenheit der Meinungen zeigte, und beſonders über das Zurückgehen des franzöſiſchen Heeres hinter die Loire ein lebhafter Wortwechſel unter ihnen entſtand, wurde Blücher'n das viele unverſtändliche und nutzloſe Parliren zu arg, zornig ſtand er auf, trat mit brennender Pfeife zwiſchen die Streitenden, und gebot Ruhe; dann ſagte er kurz, die Feindſeligkeiten ſollten ſogleich wieder losgehen, wenn ſeine Forderung nicht auf der Stelle angenommen würde, und nun blieb den Abgeordneten nur übrig, in den Rückzug hinter die Loire einſtimmig zu willigen. Als ſie noch bedingen wollten, daß Paris, wie das vorige Jahr, von Einquartierung befreit bliebe, ſagte Blücher: „Die Franzoſen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es ſoll kein Preuße, der mir hieher gefolgt iſt, zurückkehren, ohne ſagen zu können, daß die Pariſer ihn gut bewirthet haben.“ Als jene weitere Einwendungen machen wollten, hieß er ſie ſchweigen, es ſei genug. Anſtatt ihnen, wie ſie es verlangten, Sicherheit für das Muſeum zu gewähren, kündigte er ihnen an, ſie müßten herausgeben, was ſie zuſammengeraubt, es ſolle diesmal nicht gehen, wie das vorigemal. Nachdem ſo die Hauptpunkte mündlich und kurz abgethan waren, übertrug Blücher dem General von Müffling die völlige Ausführung der Sache; er rief ihn beiſeit, und hob mit einer Art von Feierlichkeit an: „Es ſind beinahe neun Jahr, daß wir ein ſchlechtes Geſchäft bei Lübeck machten, und Sie hatten damals den ſchwierigen Auftrag die Konvention zu ſchließen; beſorgen Sie heute das Geſchäft wieder, es wird Ihnen diesmal leichter werden.“ Noch am nämlichen Tage wurde der förmliche Vertrag franzöſiſcherſeits von den genannten Bevollmächtigten, und preußiſcher- und engliſcherſeits von dem General von Müffling und dem Oberſten Hervey in 18 Artikeln abgeſchloſſen, unterzeichnet, und von den Oberbefehlshabern genehmigt.

Während die franzöſiſche Kriegsmacht die Hauptſtadt räumte, und ſich, dem Vertrage gemäß, hinter die Loire zog, hielt Blücher ſein Heer in ſchlagfertiger Stellung; endlich am 7. Juli rückte der erſte Heertheil der Preußen in Paris ein, und ſpäter folgten der dritte und vierte nach. Aus ſeinem Hauptquartiere Meudon erließ Blücher einen Tagesbefehl, der den Truppen zwar Ernſt und Kälte gegen die ſämmtlichen Franzoſen, aber auch ein menſchliches und beſcheidenes Betragen vorſchrieb, und jede muthwillige Beleidigung ſtreng unterſagte, beſonders aber auf Herſtellung der Zucht und Ordnung drang, und zur beſſeren Handhabung derſelben in den zurückliegenden Landſtrichen drei Reiterregimenter aufbrechen hieß. Nach dem Einzuge in Paris nahm Blücher ſein Hauptquartier in Saint-Cloud. Er und Wellington in Gemeinſchaft beſtellten den General von Müffling als Gouverneur von Paris; dieſer ließ die wichtigſten Plätze und Brücken mit Truppen und Geſchütz gehörig beſetzen, und traf alle ſonſtigen Anordnungen der Sicherheit und Ruhe. Preußiſcherſeits wurde der Oberſt von Pfuel, engliſcherſeits der Oberſt Barnard, jede für eine der beiden durch die Seine getrennten Stadthälften, zu Kommandanten ernannt. Noch ſtand Blücher als Kriegsgebieter unbeſchränkt in voller Macht, und er ſäumte nicht, dieſelbe in ihrem ganzen Umfange zu gebrauchen. Die Verwaltung der von den Preußen beſetzten franzöſiſchen Landestheile, und die gute, reichliche Verpflegung der Truppen, übertrug er dem Generalintendanten von Ribbentrop, und ertheilte die Vorſchriften, nach welchen beide geführt werden ſollten. Der Stadt Paris legte er eine Kriegsſteuer von 100 Millionen Franken auf; die Beſitzungen der Anhänger Bonaparte's ließ er, ſoweit ſie innerhalb des preußiſchen Bereiches lagen, vorläufig einziehen, um ſie ſpäterhin zum Verkaufe zu bringen, dieſes Loos ſollte mehr als 200 ſogenannte Bonapartiſten treffen, deren Namen freilich nur nach einem ſehr unzureichenden Gutdünken zuſammengebracht waren. Dem Heere, welches im Feldzuge von Belle alliance gefochten, wirkte er einen zweimonatlichen Sold als Belohnung aus. Was die Franzoſen beſonders erſchreckte, war der ſchnelle Anfang zur Ausräumung des Muſeums, ein ſtrenger Befehl Blücher's beauftragte zur Wegnahme alles deſſen, was an Kunſtſchätzen ſich daſelbſt aus deutſchen Ländern vorfand. Noch heftiger wurden die Pariſer durch die Nachricht aufgereizt, Blücher wolle die eherne Siegesſäule auf dem Platze Vendome zertrümmern, und die Brücke von Jena ſprengen. Zu dem letzteren wurde bereits Anſtalt gemacht, als die bekümmerten Franzoſen alle Mittel des Einfluſſes und der Verwendung in Bewegung ſetzten, um die Ausführung dieſer nach ihrer Meinung allzu großen Gewaltthat zu hintertreiben. In der That ſchien die Sache dem Uebergabsvertrage nicht gemäß, und der General von Zieten war dieſer Meinung, Blücher jedoch und beſonders Gneiſenau, dann Grolman, Pfuel und Andere, ganz der entgegengeſetzten, welche der Widerſpruch nur erbitterte. Schon gleich beim Eindringen der ſiegreichen Heere nach Frankreich, hatte der Graf von der Golz, ehemals Blücher's Adjutant und jetzt preußiſcher Geſandter bei dem Könige von Frankreich, an ſeinen alten Feldherrn einen Brief geſchrieben, worin er demſelben die möglichſte Schonung für Land und Volk, als die nun wieder dem Könige Ludwig dem Achtzehnten gehören würden, an's Herz legte; Blücher aber hatte darauf ſehr kurz und ſchnöde geantwortet, ungefähr mit den Worten des alten Deſſauers, als dieſer gegen Keſſelsdorf anrückte. Doch Graf von der Golz, unabgeſchreckt, ergriff jetzt, als die Brücke von Jena geſprengt werden ſollte, wiederum die Feder, und bat im Namen des Fürſten von Talleyrand um die Erhaltung der Brücke. Diesmal ſchrieb Blücher ſelbſt: „Ich habe beſchloſſen, daß die Brücke geſprengt werden ſoll, und kann Euer Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mich recht lieb ſein würde, wenn Herr Talleyrand ſich vorher draufſetzte, welches ich Euer Hochgeboren bitte, ihn wiſſen zu laſſen.“ Den durch Gneiſenau am 7. und 9. Juli dieſerhalb aus dem

Hauptquartiere zu Saint-Cloud an den General von Zieten nach Paris ergangenen ſehr beſtimmten Befehlen, ließ Blücher ſelbſt, in Sorgen, daß die vielfachen Verwendungen bei dem Könige von Preußen, der am 10. Juli erwartet wurde, doch Eingang finden könnten, oder daß Zieten's Ungeneigtheit durch Wellington's Anſehen beſtärkt würde, folgende nachdrücklicheren Worte noch am 9. folgen: „Euer Exzellenz wollen ſich auf keine Weiſe, durch niemand, wer es auch ſei, von der Sprengung der Brücke von Jena abhalten laſſen, indem ich Ihnen nochmals den beſtimmten Befehl dazu wiederhole. Sind die Anſtalten ſo weit, daß die Brücke geſprengt werden kann, ſo ſoll es ſogleich geſchehen, und der General von Bülow benachrichtigt werden, daß er ſeinen Einzug über die nächſte Brücke nimmt. Ich empfehle Euer Exzellenz nochmals die Beſchleunigung der Sprengung. Blücher.“ Und nochmals am 10. Vormittags um 10 Uhr: „Euer Exzellenz wollen die Sprengung der Brücke von Jena mit größter Thätigkeit fortſetzen, damit dieſes zu unſerer Beſchimpfung errichtete Denkmal baldigſt vernichtet werde. Euer Exzellenz wollen in dieſer Hinſicht allen Einwendungen, ſelbſt von engliſcher Seite gar kein Gehör geben, und nur dahin ſtreben, dieſe Arbeit in kürzeſter Zeit zu beendigen. Blücher.“ Die Sache ſollte vor dem Eintreffen des Königs abgethan ſein, und daher kein Säumen ſtatthaft. Die Eile jedoch wurde ſchädlich, oder diente der vielleicht abſichtlichen Nachläſſigkeit zur Decke, es geſchah ein Sprengungsverſuch, allein er verunglückte, das Pulver verplatzte in die Luft, und die Brücke wurde nur wenig beſchädigt. Die Ankunft des Königs von Preußen erfolgte unmittelbar darauf, und that allem weiteren Verfahren Einhalt, zum großen Verdruſſe Blücher's, der über die ungeſchickten Maßregeln, die man genommen hatte, heftig ſchalt.

Durch die Ankunft der verbündeten Herrſcher, des Königs von Frankreich ſelbſt, der erſten Miniſter und anderer Staatsbeamten, gewannen die öffentlichen Verhältniſſe bald wieder eine geordnete Richtung und übereinſtimmende Behandlung. Die Staatskunſt ſuchte die durch Einbruch, Umſturz, Abfall, Verrath, Niederlage und Rückkehr vielfach zerrütteten Angelegenheiten wieder zum Frieden zu lenken, und die gebieteriſche Kriegsgewalt mußte in ihre Schranken zurücktreten. In der That war die ganze Lage binnen wenigen Tagen alsbald ſehr verändert. Die Schlacht von Belleallianee, durch welche Preußen und Engländer allein, bevór noch die Heere Rußlands und Oeſterreichs auf dem Kampfplatze anlangten, den Krieg entſchieden hatten, war ein Werk, dem die Bewunderung und Dankbarkeit von ganz Europa ſich ſtaunend beugte. Die Schnelligkeit, mit welcher inſonderheit Blücher das Vorrücken auf Paris und die Einnahme der Hauptſtadt betrieben hatte, entzog gewiſſermaßen dem Rathſchluſſe der Verbündeten die Begebenheiten, welche ſich nun von ſelbſt, und zum Theil gegen die genommenen Verabredungen, fügten. Jetzt rückten indeß die Heere der ſämmtlichen Verbündeten in Frankreich nach, und der Antheil an den Ergebniſſen beſtimmte ſich für die Mächte nach anderem Maße, als dem der ausgeführten Waffenthaten, wiewohl deren Ehrenvorzug immer dankbar anerkannt blieb. In der allgemeinen, heftigen Aufregung, welche im Tumult ſo großer Anſtrengungen und Begebenheiten die Gemüther ergriffen hatte, wurde die urſprüngliche Stellung dieſer Verhältniſſe häufig überſehen, die Eiferer wollten ausſchließliche, unbedingte Ergebniſſe, deren Forderung ſich unter dem Namen der öffentlichen Meinung oft mächtig geltend machte, und deren Gewährung doch von einer Seite allein niemals durchgeſetzt, von allen zuſammen aber kaum gewollt werden konnte.

In dieſem Zwieſpalte der Meinungen und Verhältniſſe war auch Blücher ſchnell wieder zu vielfachem Mißvergnügen gebracht. Bei einem großen Gaſtmahle, welches Wellington den in Paris anweſenden höchſten Miniſtern, Generalen und Abgeſandten der verbündeten Mächte gab, ſaß Blücher zwiſchen Wellington und Lord Caſtlereagh, mit welchen die Unterhaltung, bei dem Mangel gegenſeitigen Sprachverſtändniſſes, durch einzelne Worte und mancherlei lebhaftes und trauliches Bezeigen noch munter genug ausfiel. Manche Toaſts waren ſchon mit großem Beifall geſprochen worden. Da erhob ſich endlich auch Blücher. „Na Caſtlereagh“, ſagte er, „jetzt will ich euch auch einmal was ausbringen“, und indem alle Anweſenden erwartungsvoll aufmerkten, ſprach er den kräftigen, durch die Umſtände nur allzubeziehungsreichen Trinkſpruch aus: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit ſo vieler Anſtrengung gewonnen worden.“ Die anweſenden Engländer vor Allen freuten ſich laut des willkommenen Wortes, das in ganz England mit Jubel wiederholt, und noch in der Folge nur immer als Blücher's Toaſt bezeichnet wurde. Seine Aeußerungen nahmen aber oft eine viel herbere Tonart an; er glaubte ſich um ſo mehr berechtigt, ſeinem leichterregten Unmuthe nachzugeben, als immer lebhafter anerkannt und ausgeſprochen wurde, daß es ſein Werk und ſeine That ſei, durch welche dieſer Standpunkt der Entſcheidungen gewonnen worden. So empfing er von der Gnade des Königs unter dem 26. Juli einen für ihn allein geſtifteten Ordensſtern des eiſernen Kreuzes mit goldenen Strahlen, damit ſein Verdienſt auch durch äußeres Zeichen als einzig dargeſtellt wäre. Gneiſenau, dem nach ihm der größte Antheil an den großen Waffenerfolgen beigelegt wurde, erhielt den ſchwarzen Adlerorden und die Beförderung zum General der Infanterie, Blücher'n zur äußerſten Befriedigung. Die Aufhebung aber mehrerer von ihm angeordneten Maßregeln, deren Gegenſtände doch der Befugniß des Feldherrn wenig angehörten, wurde ihm zu ſolchem Verdruß, daß er ſogar daran dachte, die Befehlführung niederzulegen. Wenn dieſes auch nicht geſchah, ſo machte er doch durch wilde Worte und grauſames Schelten ſeinem Zorne Luft, und mancher ſonſt gefeierte Namen wurde durch ihn mit ſchlimmer Rede beſchmitzt, oft auch die Perſon ſelbſt, wenn die Gelegenheit es gerade wollte, die er nicht eben ſuchte, aber auch im geringſten nicht mied. Gegen die Diplomaten hegte er beſonders ein Arg, dieſe Leute, meinte er, wären in der Welt zu gar nichts nütze, wollten nur immer gut eſſen und trinken, und das ſei gewöhnlich noch das Beſte von dem was ſie thäten. Als er überzeugt war, man würde abermals einen für Frankreich allzugünſtigen Frieden machen, und dadurch den Grund zu neuem baldigen Kriege zurücklaſſen, ſagte er zu dem Fürſten von Hardenberg mit Nachdruck: „Ich wollte nur, daß ihr

Herren von der Feder einmal nur ein etwas ſcharfes Plänklerfeuer aushalten müßtet, damit ihr doch erführet, was das heißt, wenn der Soldat mit Blut und Leben eure Fehler wieder gut machen muß, die ihr ſo leichtſinnig begeht!“ Er wollte nicht in Paris wohnen, ſondern behielt ſein Hauptquartier in Saint-Cloud, wo er ſich auf Napoleons Kaiſerlichem Schloſſe eingelagert hatte, und allen Prunk des geſtürzten Herrſchers mit beſonderem Behagen in der Kriegsgewalt der Preußen ſah. Das berühmte Bild Napoleons, ihn zu Pferde an der Spitze des Heerzuges über die Alpen vorſtellend, von dem großen Meiſter David gemahlt, ließ Blücher einpacken, um daſſelbe als ein Andenken in die Heimath zu bringen, deßgleichen eine Sammlung trefflicher Bilder der bonapartiſchen Familie. Mehrere Offiziere wünſchten als Andenken ein oder das andere Buch aus Napoleons Handbibliothek ſich anzueignen, aber niemand wagte eigenmächtig zu nehmen, es entſtanden ſogar Zweifel, ob es überhaupt geſchehen dürfe, und Blücher wurde gefragt; „Bücher?“ ſagte dieſer ſcherzend, „die ſtehen ja in Reih und Glied, und ſind alle kriegsgefangen; davon nehmt euch nur Andenkens, in Gottesnamen!“ Wahrlich dieſe Kleinigkeiten, wobei man noch ſich Wunder was zu unterſtehen meinte, waren weit entfernt, auch nur das geringſte Bild von Wiedervergeltung zu geben, deren die Franzoſen wohl Urſache gehabt hätten gewärtig zu ſein!

Durch das allmählige Heranrücken der ſämmtlichen verbündeten Heeresmacht wurden neue Einrichtungen nöthig, um die Truppen, da das Friedensgeſchäft noch nicht ſo ſchnell abgethan werden konnte, unterdeſſen in weitere Quartiere zu verlegen. Paris blieb von Preußen, Engländern und Oeſterreichern beſetzt; die Hauptmacht der Preußen aber, durch nachgerückte Heertheile beträchtlich vermehrt, dehnte ſich nordwärts und weſtwärts in der Normandie und Bretagne aus. Blücher's Hauptquartier war eine Zeitlang in Rambouillet, dann in Chartres, darauf in Caen; er nahm überall fleißig die Truppen in Augenſchein. Als ein Zeichen des eignen, und zuweilen etwas wunderlichen Eifers, der ſich in jenen Tagen deutſcher Aufregung kund gab, mag hier folgender

Brief ſtehen, welchen Blücher in dieſer Zeit an den König ſchrieb, und bei dem Heere bekannt machen ließ; der Gegenſtand ergiebt ſich aus dem Schreiben ſelbſt, dieſes lautete ſo: „Ew. Königliche Majeſtät haben allergnädigſt befohlen, daß dem Heere der rückſtändige Sold ausgezahlt werden ſoll, da aber in Frankreich noch nichts eingegangen iſt, ſo hat der Staatskanzler Fürſt von Hardenberg Durchlaucht durch den Finanzminiſter von Bülow die nöthigen Summen aus dem Vaterlande zu ziehen befohlen. Ew. Königliche Majeſtät erlauben, daß ich meine Meinung und Bitte, und die des Heeres, offen und unverholen vortragen darf. Bei unſerm Vordringen in Frankreich beſeelte uns der Wunſch, nichts für uns zu erwerben als — Ehre, dagegen aber dem bedrängten Vaterlande aufzuhelfen, und Ew. Majeſtät in die Lage zu ſetzen, die Wunden zu heilen, die ein langes Unglück und feindlicher Uebermuth dem Vaterlande und jeder einzelnen Familie geſchlagen haben. Aus dem Grunde forderte ich die Kontribution von 100 Millionen Franken aus Paris, und von dieſer Summe wünſche ich nur einen Theil für das Heer zu verwenden, und trug Ew. Majeſtät eine zweimonatliche Soldzahlung für das Heer vor, die auch allergnädigſt bewilligt ward; da aber die veränderten Umſtände dies unmöglich machen, ſo wird das ganze Heer nicht allein freudig auf dieſe zweimonatliche Soldzahlung Verzicht leiſten, ſondern wir bitten Ew. Majeſtät unterthänigſt, nur ſo viel Geld uns verabfolgen zu laſſen, als wir für die Verwundeten unumgänglich nothwendig gebrauchen. Wir wollen lieber uns auf's äußerſte einſchränken, als das mühſam zuſammengebrachte Einkommen unſers Landes nach Frankreich ziehen, und ſo dies verruchte Land bereichern, und das wiederaufblühende Leben unſers Vaterlandes vernichten. Hauptquartier Chartres, den 12. Auguſt 1815. Blücher.“ Das höhere Anſehen führte jedoch ſolches urſprünglich gewiß nicht übelgemeinte, aber dennoch unangemeſſene Lautwerden leicht in die Schranken der gebührenden Unterordnung zurück. Der Krieg wurde nur noch gegen die Feſtungen fortgeſetzt, deren mehrere von den Preußen, unter dem Prinzen Auguſt von Preußen und dem General von Hake, beſchoſſen und eingenommen wurden; die Sicherheit der Heere forderte, dieſe Plätze nicht in fremder Hand zu laſſen, beſonders da dieſe noch kürzlich als bonapartiſche feindlich geweſen, und ſelbſt jetzt, als der Farbe nach zwar wieder bourboniſche, noch wenig zuverläſſig war.

Inzwiſchen aber hatte das franzöſiſche Heer hinter der Loire, nachdem Ludwig der Achtzehnte wieder in Paris eingezogen und die Königliche Regierung hergeſtellt war, ſich deſſen Geboten unterworfen, und die dreifarbige wieder mit der weißen Fahne vertauſcht. Bald nachher wurde das Heer aufgelöſt, und ging wirklich aus einander. Napoleon ſelbſt hatte ſich den Engländern überliefert, und ſollte auf der Inſel Sankt-Helena zeitlebens in ihrem Gewahrſame verbleiben. Von dieſer Seite war alſo keine Gefahr mehr, und der Krieg als völlig beendet anzuſehen. Es kam nur noch darauf an, welche Bedingungen in Betracht Frankreichs mit dem neuen Frieden zu verknüpfen wären. Sie fielen billiger aus, als die Franzoſen erwartet hatten; zwar wurden einige Landſtriche an der Gränze abgetreten, anſehnliche Geldſummen gezahlt, die Kunſtwerke zurückgegeben, und bedeutende Erſtattungen zugeſagt, allein gegen das gehalten, was Napoleon als Sieger in fremden Reichen zu fordern pflegte, war es augenſcheinlich, daß die Verbündeten mehr mit einem Freunde abgerechnet, als einem Feind und Ueberwundenen ihr Gebot auferlegt hatten. Die für die Dauer von fünf Jahren verabredete Beſetzung der weſtlichen Gränzlande von Frankreich durch verbündete Truppen bezweckte zunächſt die Sicherheit der Bourbons, und gab dann auch die Gewähr für die Erfüllung des Friedens in Betreff der Verbündeten. Aber ſahen die Franzoſen dieſe Bedingungen als unerhörte und unerträgliche an, ſo glaubten die deutſchen Eiferer noch viel unzufriedener damit ſein zu müſſen. Sie hatten gemeint, diesmal unfehlbar wenigſtens Elſaß und Lothringen als Preis des Sieges zu Deutſchland zurückkehren zu ſehen, ſie ſchrieen gewaltig, und die öffentlichen Blätter wiederhallten laut von den Stimmen der aufgeregten Unzufriedenheit. Blücher war einer der Unzufriedenſten und Lauteſten, doch verſtand er ſich nie darauf, eine Meinung gründlich zu behaupten und im

Zuſammenhange zu verfolgen; was er vorbrachte, wie ſchneidend und zermalmend auch oft ſeine Worte trafen, war immer nur perſönlich und augenblicklich; daher gewann er auch niemals irgend einen Einfluß auf die Verhandlungen ſelbſt. Während dieſe, nachdem ſie einen Theil des Sommers hindurch gedauert, gegen den Herbſt ihrem ſchon völlig abzuſehenden Schluſſe nahten, trafen auch die Heeresmaſſen allmählig ihre Vorbereitungen zum Abzuge. Die Ruſſen ſammelten ſich zur großen Heerſchau im Lager von Vertus, die Oeſterreicher bei Dijon; die Preußen zogen ſich wieder in der Nähe von Paris zuſammen; Blücher verlegte ſein Hauptquartier gegen Ende des Septembers nach Verſailles, von wo er jetzt wieder häufig nach Paris kam, und gegen die Mitte des Oktobers nach Compiegne. Hier empfing er noch einen ſchönen Ehrenſäbel mit goldnem Griff und koſtbaren Verzierungen, welchen die Vorſteher der City von London ihm als Geſchenk durch einen engliſchen Offizier überſandten.

Auch jetzt machte er öftere Beſuche in Paris, wo ihm unter andern bei einem engliſchen Wettrennen, dem er, von Wellington eingeladen, zuſah, der Unfall begegnete, daß ſein Pferd über die von ihm nicht bemerkten Stricke, die als Schranken der Bahn geſpannt waren, ſtürzte, und er ſich den Arm ausſetzte, den man eine Zeitlang ſogar für gebrochen hielt; doch hatte der Fall für den Augenblick keine ſchlimmere Folgen; wiewohl die ſpätere Kränklichkeit ohne Zweifel von daher gefördert wurde. Von Compiegne aus erließ er endlich am 31. Oktober, nachdem die Friedensſache zum Abſchluſſe gediehen war, und die verbündeten Heere mit Ausnahme der vertragsmäßig zurückbleibenden Truppen heimzogen, folgenden Abſchied an die preußiſchen Krieger: „Ich kann das Heer, das jetzt auf dem Rückmarſche in ſeine Heimath begriffen iſt, nicht verlaſſen, ohne euch, brave Soldaten, mein Lebewohl und meinen Dank zu ſagen. Als Seine Majeſtät der König mir den Oberbefehl des Heeres auf's neue anvertraute, folgte ich dieſem ehrenvollen Rufe mit Vertrauen auf eure ſo oft geprüfte Tapferkeit. Ihr habt dieſes bewährt, Soldaten, und das Zutrauen gerechtfertigt, das der König, das

Vaterland, Europa in euch ſetzten. Eingedenk eurer hohen Beſtimmung, habt ihr den alten errungenen Ruhm zu rechtfertigen gewußt, und einen ſo ſchweren Kampf in ſo wenig Tagen beendigt. Ihr ſeid der Namen: Preußen, Deutſche, werth. Nehmt meinen Dank, Kammeraden, für den Muth, für die Ausdauer, für die Tapferkeit, die ihr bewieſen, und womit ihr die ſo herrlichen und großen Erfolge in ſo kurzer Zeit erkämpft habt. Der Dank eurer Mitbürger wird euch bei der Rückkehr empfangen, und, indem ihr die verdiente Ruhe genießet, wird euch das Vaterland zu neuen Thaten bereit finden, ſobald es eures Armes bedarf!“ Kopfſchüttelnd über den neuen Frieden, ja ſeiner Erfüllung ſchon gleich mißtrauend, verlies Blücher Frankreich. Die Befehle zum Abzuge waren ertheilt, die Tage, Quartiere und Verpflegsmittel mit den wieder in Wirkſamkeit getretenen franzöſiſchen Landesbehörden genau verabredet, und der Marſch ordnungsmäßig angetreten. Plötzlich vernimmt Blücher, die Unterzeichnung des Friedens finde unerwartet neuen Aufſchub, und augenblicklich läßt er das ganze Heer Halt machen. Die Beſtürzung der Franzoſen hierüber war außerordentlich, alle ihre Maßregeln waren geſtört, der ganze Landſtrich in Verwirrung; die Truppen blieben ſtehen, wo man nur auf ihren Durchzug gerechnet hatte, wo man ſie erwartete, kamen ſie nicht an. Es entſtand ein großes Geſchrei, die Verbündeten wären nicht geſonnen, die geſchloſſenen Uebereinkünfte zu halten, man wandte ſich mit bittren Klagen nach Paris, wo die Sache ſehr unangenehm für beide Theile war. Blücher wurde hierauf ungeſäumt bedeutet, auf genauere Befolgung der ihm ertheilten Befehle hingewieſen, und die Sache hatte keine Folgen weiter. Dies war der letzte Streich, den er den Franzoſen ſpielte; das Heer zog fernerhin ohne Aufenthalt und in guter Ordnung ſeiner Straße, und Blücher nahm als Einzelner, bloß von ſeinen Adjutanten und Aerzten begleitet, ſeinen Weg für ſich nach den Niederlanden und dem Rheine zu.

Nachdem die Anſtrengung des Feldzuges und alle Geſchäfte der Heerführung wiederum völlig aufgehört, ließen auch die Kräfte Blücher's, der, wenn nicht Ereigniſſe ſeinen

Jünglingsmuth in Anſpruch nahmen um den Körper zu verjüngen, in ſeinem Lebensalter den Greis nicht verläugnete, wieder beträchtlich nach, und alle Krankheitsleiden früherer Tage ſtürmten auf ihn ein. Unter Beſchwerden, Mißmuth, Hülfebemühung und Ungeduld, ſetzte er langſam ſeine Heimreiſe fort. Seine Kränklichkeit wurde häufig den Ehrenbezeigungen ſtörend, und entzog ihn großentheils den Ausbrüchen des Jubels, mit welchem überall Behörden und Volk ihn empfangen wollten, ihn zu begrüßen ſtrebten. In Aachen weilte er 14 Tage, aber davon brachte er 9 völlig krank hin, und als er am 4. Dezember abreiſte, war er noch immer ſehr leidend. Ueber Köln fuhr er nach Koblenz, wo er ſich abermals mehrere Tage aufhielt, um zu ruhen und ſich zu ſtärken. In Koblenz ſah er den Profeſſor Görres, Herausgeber des rheiniſchen Merkurs, eines Zeitblattes, das ſich durch Feuer und Heftigkeit vor allen auszeichnete. Blücher gab ihm ſeinen Beifall zu erkennen: „Schreiben Sie nur immer zu", ſagte er ihm, „gegen wen es auch ſei, ich nehme alles auf mich; wenn's nur wahr iſt, ſo mögen Sie alles drucken, aber das ſag' ich Ihnen, wahr muß es ſein!" Dieſe Verknüpfung, nur ob die Sache wahr ſei, bedinge die Zuläſſigkeit des Sagens, iſt für den in Rede ſtehenden Fall wahrlich naiv genug. Am Rhein gefiel es Blücher'n ganz wohl, doch ſein Verlangen trieb ihn immer weiter in die Heimath fort.

Am 18. Dezember kam er in Frankfurt am Main unter großem Zulaufe des Volkes an; die ſtädtiſche Bürgerwehr hatte ihn eingeholt, er fuhr in Hieronymus Napoleons Wagen, der auf dem Schlachtfelde von Belleallіance erbeutet worden war, und ſtieg im Gaſthofe zum weißen Schwan ab. Hier fühlte er ſich, als ihm Abends bei Fackelſchein und Kriegsmuſik ein rauſchendes, immer neu erſchallendes Lebehoch gebracht wurde, angeregt und kräftig genug, um auf den Altan des Hauſes zu treten, und der verſammelten Menge eine Rede zu halten; in geſpanntem Schweigen horchte unten das wogende Volk den Worten, die aus dem Munde des greiſen Feldherrn, ohne daß man den Redenden ſehen konnte, geiſterhaft aus der Nacht herniederklangen; er ſprach ihnen von der deutſchen Tapferkeit, von der errungenen Freiheit, von ſeiner Liebe zu dieſer Stadt, unter deren Bürgern er viele alte Freunde zähle, und endlich, auf ſeinen gegenwärtigen Zuſtand zurückkommend, beklagte er ſein ſchon ſehr geſchwächtes Alter, und ſchloß mit dem unerwarteten Wunſche, in der Mitte dieſer guten Einwohner einer der beſten Städte des Vaterlandes hier ſein Grab zu finden; darauf entließ er das Volk, welches, nach wiederholtem, tauſendſtimmigen Leberuf, gerührt und verwundert, ſich in der Stille allmählig wegbegab, um den Schlaf des alten ruhebedürftigen Mannes nicht länger zu ſtören. In Frankfurt verweilte er 16 Tage meiſtens krank und mißmuthig; die Vorſtellung des Todes war ihm zuwider; auf dem Schlachtfelde und überhaupt vor dem Feinde war ſie für ihn gar nicht da, zu jedem Krankheitsgefühl aber geſellte ſie ſich und ſteigerte daſſelbe, indem er gleich für ſein Leben beſorgt, und in ſeiner Verzagtheit ſchwer mit neuer Hoffnung zu beleben war. In gutem Augenblicke ſagte er wohl: „Ich bin am Abend meines Lebens, und fürchte die Nacht nicht;“ aber die Liebe zum Leben war ſichtbar, wenn auch die Leiden und Beſchwerden ſeines Zuſtandes ihm viele Noth machten und er dieſen für unheilbar hielt. Auch wurde er öfters durch geſellige Zerſtreuung glücklich erheitert; er beſuchte den Miniſter vom Stein, ſeine Freunde Bethmann, Gontard und manche Andere, durch deren Fürſorge und Theilnahme er meiſt auch Abends ſeine Spielparthie hatte. Hundert derbe, launige und ſonſt merkwürdige Aeußerungen von ihm kamen hier in Umlauf, Urtheile, welche bei aller damaligen Freimüthigkeit außer ihm niemand auszuſprechen gewagt hätte, Meinungen, die ſich unter den herkömmlichen ſeltſam genug ausnahmen. So, als Frau von Lavalette in Paris ihren ſchon zum Tode verurtheilten Gatten mit Hülfe einiger Engländer, durch kühne Liſt aus dem Gefängniſſe befreit hatte, äußerte Blücher dem gelungenen Stücke laut ſein bewunderndes Wohlgefallen, und faßte für die wackere Frau ſo lebhaften Antheil, daß er an ſie eine Dankadreſſe — wie er es nannte, denn das Wort ſtand ihm aus engliſchen und franzöſiſchen Vorgängen in ungefährer Bedeutung zum Gebrauche vor, — in eignem

Namen richtete, deren Abſendung jedoch im Gewirr der Tage wohl unterblieben ſein mag. Dergleichen Beſonderheiten, Stoffe für die aufgeregten Meinungen der Zeit, bot er täglich in Wort und That reichlich dar. Jedoch war dies alles ohne Folge unter ſich, und ohne Zuſammenhang mit ſonſtigen politiſchen Richtungen; die Partheien, welche ſich mehr und mehr zu regen anfingen, blieben ihm fremd, und der Zug der Dinge, die jetzt im Frieden zur Sprache kamen, ließ ihn und ſeine Weiſe ſchon weit zurück. In der Neujahrsnacht brachte das Volk ihm ein lärmendes Lebehoch, mit vielem Schießen aus Büchſen und Piſtolen; das Schreien und Knallen durch einander ſtörte ihn aus der Schlafesruhe, deren er ſo ſehr bedurfte, er äußerte ſich ungehalten über die Zudringlichkeit, die man gegen ihn alten Mann ausübe, und wollte diesmal nicht aufſtehen, um das Volk anzureden, ſein Adjutant mußte der harrenden Menge, die ihn ſelber zu ſehen hoffte, ſeinen Dank und ſeine Entſchuldigung vortragen.

Am 4. Januar 1816 verließ er Frankfurt, nachdem ihm Abends vorher abermals unter Kriegsmuſik ein Lebehoch gebracht worden war. Der Landſturm gab ihm noch eine Strecke das Geleit. Die Reiſe ging über Kaſſel nach Münden, dann über Braunſchweig nach Halberſtadt. Das Landvolk wollte ihm an der preußiſchen Gränze die Pferde ausſpannen, welches er nur mit Mühe hindern konnte. Den hübſchen Bauermädchen, die ſeinen Wagen umgaben, ſagte er, die wackern Burſche, die aus dieſer Gegend unter ſeinem Befehl im Krieg geweſen, würden nun bald zurückkommen, und da ſolle jede einen hübſchen Mann haben. Seine gute Laune hielt jedoch den wiederholten unaufhörlichen Anfällen von gutgemeinten, aber beſchwerlichen und ſeinem Krankheitsleiden wenig genehmen Ehren- und Freudenbezeigungen nicht völlig Stand. Beim Einzug in Halberſtadt fand er ſich ſehr ermüdet und wünſchte baldigſt in ſeine Wohnung und zur Ruhe zu gelangen. Allein auf der Straße unter ſeinen Fenſtern tobte die ungeſtüme Menge mit unabläſſigem Geſchrei. Blücher fühlte die ganze Laſt ſeiner Berühmtheit, er wurde ungeduldig, und trat endlich, krank und erſchöpft wie er war, an's Fenſter, um die Leute zu bitten, nach Hauſe zu gehen. Als er aber am offnen Fenſter ſichbar wurde, verdoppelte ſich das Hurrah und Lebehoch der Schreienden ſo mächtig, und dehnte ſich dergeſtalt aus, daß es ihm unmöglich wurde, ein Wort durchdringen zu laſſen. Sein Winken wurde nicht verſtanden, man klatſchte und ſchrie nur deſto heftiger. Nachdem er eine ganze Weile in vergeblicher Bemühung geſtanden, riß ihm die Geduld völlig: „Nun ſo mögt ihr denn Alle" — ſagte er, indem er das Fenſter zuwarf und ſich umdrehte, während der Lärm draußen immer forttobte. Bei der Abreiſe hatte er ebenfalls ein großes Getümmel auszuhalten, bat die Leute um Gotteswillen, doch nur ruhig zu ſein, und beeilte mit dem Rufe: „Nur fort! nur fort!" die harrenden Poſtillone. Er kam den 17. Januar nach Madeburg, wo er ſeine Unpäßlichkeit überwand, und dem Generallieutenant von Borſtell, den er als Kriegsmann und Menſch zu ſehr ehrte, um früherer Mißhelligkeiten zu gedenken, einen Beſuch machte.

Am 21. Januar kam er krank in Berlin an. Eine ihm beſtimmte Ehrenwache von einer Kompanie des Regiments Kaiſer Alexander entließ er ſogleich; er konnte an keiner Feſtlichkeit Theil nehmen, die ſeiner Zurückkunft bereitet war, alles mußte ſtill und ruhig bleiben, doch waren Abends viele Häuſer der Stadt erleuchtet. Erſt am 25. Januar, nachdem er durch Ruhe und Pflege ſich ſo weit erholt, konnte er dem Könige ſeine Aufwartung machen, der gleich darauf ihn ſelbſt mit einem Beſuch beehrte. Einige Tage nachher empfing er die Abgeordneten der Stadtbehörde und der Bürgerſchaft, welche ihm das Ehrenbürgerrecht von Berlin überbrachten. Nach und nach ſtärkte ſich ſeine Geſundheit mehr, und er konnte wieder die gewohnte Lebensweiſe einſchlagen. Faſt kein Tag verging ohne feſtliches Mahl oder irgend ein Begegniß der Auszeichnung, der Erheiterung, die aus der Nähe und Ferne reichlich zuſtrömten. Gegen Ende des März reiſte er auf ſeine Güter in Schleſien. Ueberall auf ſeinem Wege wurde er herrlich empfangen und geprieſen, ganz beſonders in Breslau, wohin er mehrmals kam; hier geſchah auch der Antrag, ihm, als dem Befreier von Schleſien, ein Denkmal zu errichten, wozu ſogleich unter Leitung des Ober präſidenten Merckel, des Generals Prinzen Biron von Kurland und des Grafen von Haugwitz, anſehnliche Unterzeichnungen Statt fanden. Seine ſchon ſehr geſtärkte Geſundheit völlig herzuſtellen, beſchloß er nach dem Rathe der Aerzte das Karlsbad in Böhmen zu beſuchen.

Auf der Reiſe durch Unpäßlichkeit verzögert, aber beim Eintreffen wieder ziemlich geſund und munter, kam Blücher am 8. Juni in Karlsbad an. Eine Kompanie öſterreichiſcher Truppen war ihm zur Ehrenwache beordert, allein er verbat dieſelbe, und wollte ganz einfach, wie jeder andre Kurgaſt daſelbſt leben. Das konnte freilich nicht ganz gelingen; die Aufmerkſamkeit und Theilnahme der zahlreichen und glänzenden Geſellſchaft nahm ihn unausgeſetzt in Anſpruch. Am wenigſten durfte er ſich dieſem entziehen, als bald nach ſeiner Ankunft am 18. Juni der Jahrestag der Schlacht von Belle-alliance eintrat. Die anweſenden Preußen luden ihn zu den veranſtalteten Feſtlichkeiten ein. Unglücklicherweiſe jedoch hatte die Geſellſchaft ſich getheilt, die Vornehmeren ihr Gaſtmahl beſonders angeordnet, und Blücher keine Spaltung ahndend, ihnen zugeſagt, doch da er keinen Theil ſeiner Landsleute zurückſetzen wollte, ſo nahm er auch die ſpätere Einladung der Bürgerlichen an, und fand ſich zuerſt an ihrer Mittagstafel ein. Kränze, Muſik, Trinkſprüche und Lieder feierten ſeine Gegenwart. Der als Dichter rühmlich bekannte Kanonikus Tiedge ſtellte in einer kurzen Anrede die Verdienſte des Helden dar; als er geendet hatte, erhob ſich Blücher zum Reden, und mit ihm die ganze Verſammlung, um ſeine Erwiederung ſtehend zu vernehmen. Er ſprach lange und ausführlich, und ſagte unter andern: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller und reichlicher Art, ſind mir zu Theil geworden, meinen ſchönſten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, in der Achtung meiner Zeitgenoſſen, und in dem Bewußtſein, meine Pflicht im ſtrengſten Sinne des Worts, mit Aufbietung aller meiner Kräfte, erfüllt zu haben.“ Weiterhin ſprach er von dem errungenen Frieden, dem er die glücklichſte Dauer verhieß: „Die Monarchen ſelbſt, ſagte er, ſind in zwei verhängnißvollen Jahren Augenzeugen der Schreckniſſe und Verwüſtungen geweſen, die der

Krieg unausbleiblich mit ſich bringt. Wehe dem Fürſten, wehe dem Volk alſo, das einen unrechtmäßigen Krieg aus bloßem Ehrgeiz anfängt!“ Ein dreimaliges Lebehoch erklang ihm, als er ſeine Rede geendet hatte. Hierauf beſuchte er auch den anderen Geſellſchaftskreis. Zu dem Balle jedoch, der für den Abend veranſtaltet war, erklärte er nur dann kommen zu wollen, wenn die unſtatthafte Abſonderung aufgehoben würde, und beide Geſellſchaften, ſo wie alle Kurgäſte, ſich zu gemeinſamer Fröhlichkeit vereinten. Er tadelte ſcharf die Trennung, welche geſchehen war, und ermahnte herzlich und kräftig, daß, wie alle Stände im Krieg gemeinſam geſtritten, und ohne Unterſchied Leben und Gut dargebracht, ſie auch jetzt im Frieden ohne kleinliche Eiferſucht und Scheidung zuſammenhalten, und ſich des gemeinſam Errungenen einig und brüderlich freuen ſollten. Es geſchah alles, an dieſem nächſten Abend, wie er es verlangt hatte. Auch aus der Heimath folgten Blücher'n hieher ſchöne Huldigungen. Die Stadt Berlin hatte eine Denkmünze auf ſeine Thaten prägen laſſen, und ſandte zwei Stadträthe und zwei Stadtverordnete nach Karlsbad, um namens der Bürgerſchaft die ausgeprägten Stücke nebſt einem Glückwünſchungsſchreiben ihm den 3. Juli, am Jahrestage der zweiten Uebergabe von Paris zu überbringen. Er ſagte den Abgeordneten unter anderem Herzlichen, daß er es zum ſchönſten Glücke ſeines Lebens rechne, in der Mitte ſo biederer und braver Menſchen zu leben, als er immer in Berlin gefunden, und er ſich daher innigſt freue, bald wieder unter denſelben zu ſein, da des Königs Majeſtät ihm durch Schenkung eines Grundſtücks Anlaß dazu gegeben habe. Er äußerte ferner, daß er von dem Gebrauche des Karlsbades den glücklichſten Einfluß auf ſeine Geſundheit und Gemüthsſtimmung verſpüre, ſo daß er ſich ganz verjüngt fühle, und von dem Seebade in Doberan nun den beſten Erfolg hoffe. Er lud die Abgeordneten ein, mit ihm auf das Wohl der Stadt zu trinken, und gab ihnen ein feſtliches Gaſtmahl, worauf er ſie mit vielen mündlichen Grüßen an alle geliebten Mitbürger, und mit einer ſchriftlichen Dankſagung an die ſtädtiſche Behörde zur Heimreiſe entließ. Schon war die Zeit ſeiner eignen Abreiſe herangerückt, als er noch am vorletzten Tage die Freude hatte, ſeinen Waffenbruder Gneiſenau, der vom Rhein ankam, unverhofft wiederzuſehen; Blücher empfing ihn, als derſelbe kaum den Wagen verlaſſen, ſogleich mit herzlicher Umarmung. Am Tage vor der Abreiſe hielt er noch der paradirenden Schützengarde eine kräftige Rede, verſicherte, daß er dem Karlsbade viel verdanke, und verſprach im folgenden Jahre gewiß wiederzukommen. Am 23. Juli verließ er Karlsbad, von allen anweſenden öſterreichiſchen Generalen eine weite Strecke begleitet, und nahm ſeinen Weg über Eger und Franzensbrunn in kleinen Tagereiſen nach Berlin, wo er am 1. Auguſt eintraf. Hier hatte er ſogleich an einem neuen Feſte Theil zu nehmen. Der 3. Auguſt, als der Geburtstag des Königs, wurde von den Truppen der Beſatzung feierlich begangen. Blücher wohnte dem Gottesdienſte bei, der Vormittags im Thiergarten unter freiem Himmel gehalten wurde, und nahm, als der Prediger ſeine Rede geendet, ſelbſt das Wort, und ſprach zu den Soldaten kernhaft im Sinne des Tages, ſchließend mit dem Ausruf: „Hoch lebe der König!" worauf ein dreimaliges allgemeines Hurrah erſcholl, von 101 Kanonenſchüſſen bekräftigt. Vielfache Luſtbarkeiten erfüllten den übrigen Tag. Blücher ſprach an demſelben noch ein zweitesmal nach einem geiſtlichen Redner, zu den Kriegern nämlich, welche durch Sorgfalt und Pflege des vaterländiſchen Wohlthätigkeitvereins, dem er ſelbſt als Ehrenmitglied beitrat, von ihren Wunden geneſen waren, und heute feierlich geſpeiſt wurden; ſeine einfachen, aber angemeſſenen und kraftvollen Worte machten wie immer den tiefſten Eindruck. Nach wenigen Tagen trat er ſeine Reiſe nach Mecklenburg an.

Am 7. Auguſt Nachmittags traf er unter dem Donner der Kanonen zu Doberan ein. Das umwohnende Volk und die Fremden drängten ſich weitteifernd zu ſeinem Einzuge, und riefen ihm Lebehoch und Hurrah tauſendſtimmig entgegen; am Palais, wo er mit jugendlicher Rüſtigkeit aus dem Wagen ſprang, empfing ihn der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit herzlicher Umarmung. Bei der Tafel, nachdem der Großherzog die Geſundheit des Helden ausgebracht, und dieſelbe von der zahlreichen Verſammlung mit rauſchendem

Jubel unter Abfeuerung des Geſchützes getrunken worden, erhob ſich Blücher, und ſprach Folgendes: „Es bewegt mein Herz tief, daß ich nach einem für mich ſo langen Zeitraume, nach ſo verhängnißvollen Jahren wieder geſund und im Frieden in mein geliebtes Vaterland habe zurückkehren können. Ich danke Ew. Königlichen Hoheit für Ihre freundſchaftliche Aufnahme; erhalten Sie mir Ihre Gewogenheit, ſie wird ſtets mein Glück ſein, ſo wie ich es mir ſtets zur Ehre rechnen werde, in Ihrem Lande mein Daſein empfangen zu haben. Laſſen Sie uns vergeſſen was wir erduldet, und Gott für die glückliche Gegenwart danken. Gott ſegne Sie, Gott erfreue mein Vaterland und mich noch lange mit dem Glück Ihres Lebens. Meine Herrſchaften, ich erlaube es mir, Ihnen die Geſundheit unſers Großherzogs zuzubringen. Lange lebe er und glücklich!“ Am folgenden Tage führte der Großherzog ihn zu einer eigens veranſtalteten Feſtlichkeit in das Schauſpielhaus, wo er Thränen der Rührung weinte. Seine Geſundheit war ſo geſtärkt, ſein Gemüth ſo heiter, daß er bis zum ſpäten Abend in dem glänzend erleuchteten Park umherwandelte. Seine Redeluſt wurde auf's neue angeregt, als der Großherzog bei der Mittagstafel am 10. den Trinkſpruch brachte: „Allen braven Mecklenburgern!“ Blücher ſtand auf und nahm das Wort: „Mecklenburger! In eurem Namen trete ich auf und danke unſrem Landesvater für ſeinen Glückwunſch. Ich darf das; denn ich gehöre euch an, und es iſt mir eine Ehre, euch anzugehören. Gott hat es mir, einem Mecklenburger, gelingen laſſen, mitzuhelfen, daß die Welt befreiet würde vom Sklavenjoche des Tyrannen. Das iſt nun geſchehen, — aber mir iſt mehr gelungen! Was ich unter allen Verhältniſſen meines Lebens tief im Herzen bewahrte, und was ich mit innigſter Sehnſucht zu erreichen wünſchte, das iſt erreicht. Ich bin nun da froh und frei in dem Lande, wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verſpielte, wo die Gebeine meiner braven Aeltern ruhen. Gott, du weißt es, wie ich mich darnach geſehnt habe, zu beten an ihrem Grabe, ehe auch ich mein Grab fülle. Dank dir! nun kann, nun werde ich es. Gern ruhete ich an ihrer Seite, wenn vielleicht bald mein Auge im Tode ſich ſchließt. Doch ich wünſche nichts mehr. Zu viel habe ich ſchon erreicht, mehr als ich verdiene. Mein Herz gehört euch. Liebt mich wieder; bleibt wie ich euch finde, treu eurem Gott und der Wahrheit, treu eurem Fürſten, ſo bleibt ihr euch ſelbſt getreu. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich am Ende meiner Tage meinem Vaterlande unter dem Fürſten, den ich meinen Freund nennen darf, ſeinen höchſten Flor prophezeie. Lange lebe Friedrich Franz, lange und glücklich!“ Von Doberan machte er einen Abſtecher nach Roſtock, wo er am 15. Auguſt unerkannt eintraf, in der Petrikirche am Grabe ſeiner Aeltern betete, und ſich darauf in das Haus führen ließ, wo er geboren worden. Die früheſten Erinnerungen ſeiner Kindheit belebten ſich hier an jedem Winkel des Hauſes neu, im Garten fand er noch einen alten Baum, an dem er als Knabe hinaufgeklettert. Auch ein Spielkammerad aus jener frühen Zeit fand ſich noch am Leben, und Blücher, der den Herbeigekommenen ſogleich erkannte, umarmte ihn mit Herzlichkeit. Als jener ihn Durchlaucht nannte, rief er ihm lachend zu: „Ei närriſcher Kerl, was fällt dir ein? ich denke, wir nennen einander ſo wie ehmals!“ Er kehrte noch denſelben Abend nach Doberan zurück, und da ein heftiges Gewitter ihn ganz durchnäßte, meinte er rüſtig, das ſei er gewohnt.

Nachdem er unter fortwährenden Feſtlichkeiten und angenehmen Begegniſſen vier Wochen in Doberan verweilt, und ſeine ſchon ziemlich gute Geſundheit noch mehr gekräftigt hatte, beſchloß er, auch die ihm durch vielfache Erinnerungen ſo werthe Stadt Hamburg wiederzuſehen. Am 12. September traf er daſelbſt ein, unter einem Zudrang und Jubel, der an die engliſchen Auftritte erinnerte. Seit Tettenborn's Einzug im Jahre 1813 war in Hamburg kein ſolcher Volkstag geweſen. Blücher ſtieg in der Börſenhalle ab, bei deren Eigenthümer, von Hoſtrup, er ſchon im Jahre 1806 gewohnt hatte. Er empfing die Glückwünſche des Raths, lehnte aber jede Ehrenwache ab, da er hier wie im Schooße ſeiner Familie ſein wollte; er äußerte noch: „Hamburg war mir immer theuer, ich habe 1806 ſchon geſagt, es müſſe doch am Ende gut gehen. Aber mir erzeigt man zu viel Ehre;

ich habe wahrhaft nichts als meine Schuldigkeit gethan. Gott hat mich in meinen hohen Jahren erhalten, ich bin ſo friſch und geſund wie ein junger Mann. Ich habe oft an die braven Hamburger gedacht, das können die, die um mich waren, bezeugen. Sie ſind mir ſehr lieb, die braven Hamburger.“ Auf den unabläſſigen Zuruf: „Vater Blücher!“ zeigte er ſich dem in der Straße, an allen Fenſtern und auf benachbarten Dächern gedrängten Volke, und dankte mit biedern Worten, die unendlichen Beifall weckten. Die Stadt wurde ihm zu Ehren beleuchtet, der Rath gab ihm ein Feſt; im Schauſpiel wurde ein Stück aufgeführt, das, wie ſchon ſein Name ſagte, — „Vorwärts“, — die perſönlichſten Beziehungen hatte; überall feierte man ſein Erſcheinen mit üppigſter Gaſtfreundſchaft. Seine Worte machten ihn zum Helden des Volks, wie er es ſchon durch ſeine Thaten war. Man erzählte von ihm, man wiederholte ſeine guten Sprüche, ſeine bündigen Antworten, die Züge der Einfachheit und Größe. Zu dieſer Huldigung und Theilnahme war die Stadt Altona diesmal mit Hamburg gleichſam vereint; dort machte der Oberpräſident von Blücher, nachgehends wegen ſeiner um die Stadt während der ſchwierigen Kriegszeit erworbenen Verdienſte vom Könige von Dänemark zum Grafen von Blücher-Altona erhoben, die nächſten Anſprüche auf die Bewirthung ſeines hochgeprieſenen Verwandten geltend. Anmuthige Vorfälle und Geſchichtchen ereigneten ſich in Menge. Auf einem Balle in Hamburg ſangen ihm bei der Tafel 20 junge Mädchen von den erſten Familien ein Ehrenlied, er ſtand auf um zu danken, und küßte nach der Reihe die 20 Sängerinnen, welchem Beginnen die ganze Geſellſchaft durch wiederholtes Hurrah den lauteſten Beifall rief. Er nahm die Truppen der Stadt und die Bürgergarde in Augenſchein, und freute ſich ihres guten Anſehens. Sein Federbuſch wurde hier wie in England, von Frauenhänden zerpflückt, die ſich ſolcher Andenken wetteifernd bemächtigten, und ihm ſtatt des Preis gegebenen einen neuen am nächſten Tage darbrachten. Er beſuchte die Feſte der Freimaurer, in deren Mitte er ſich immer gern befand. Die ſchönen Landhäuſer und Gärten der reizenden Umgegend boten den reichſten Wechſel feſtlicher

Unterhaltung. Seiner alten Bekannten vergaß er keinen; überall ſprach er eingedenk die früheren Verhältniſſe treuherzig an. Der Wittwe Klopſtock's, den er perſönlich gekannt und ſeinen Freund genannt hatte, und an deſſen Grabſtätte in Ottenſen bei Altona er ſtets nur mit entblößtem Haupte vorüberging, verſäumte er nicht, ſeinen Beſuch abzuſtatten, ſie ſetzte ihm eine Flaſche Tokaierwein vor, welchen ſie für ein beſonders frohes Ereigniß, nach Anordnung ihres Gatten, aufſparen ſollte, und bei deſſen Leben ſchon 15 Jahre und nach ſeinem Tode wieder 14 unangetaſtet verwahrt hatte. Zum Abſchiede empfing Blücher von der Stadt Hamburg noch das Bürgerrecht, wie er ſelbſt gewünſcht hatte. Unter mannigfachen Ausbrüchen der ihm gewidmeten Geſinnungen und Wünſche, wobei er in tiefſter Rührung ſich der Thränen nicht erwährte, und unter andern ſagte: „Es iſt die höchſte Zeit, daß ich gehe, denn ich erliege ſonſt“, reiſte er am 22. September Mittags ab, von einem zahlreichen Ehrengefolge bis zur Gränze des Hamburgiſchen Gebiets begleitet. Noch oftmals verſicherte er, ſo wohl, wie in Hamburg, ſei es ihm nirgendwo gegangen. Zu ſeinem Andenken ſtiftete ſein Gaſtfreund von Hoſtrup mit andern Hamburgern einen Klub, der unter dem Namen Blücherklub die Ehrentage des Helden feierte, und ſich dabei die Beſtimmung gab, die liebenswürdigen Eigenſchaften und Tugenden deſſelben nach Möglichkeit zu verbreiten und zu beleben, wozu freilich manche lächelten, welchen der Begriff von Tugenden, wie ſie das gewöhnliche Leben gebrauchen kann, mit dem, was bei dem Helden ſo zu nennen erlaubt iſt, in gar wunderlichem Abſtande dünken wollte.

Nach dreitägiger Fahrt kam Blücher am 25. September wohlbehalten in Berlin an, hielt ſich jedoch nur einige Tage hier auf, und begab ſich wieder nach Schleſien. Abwechſelnd in Breslau und auf ſeinen Gütern genoß er bei leidlicher Geſundheit, die ihm ſogar erlaubte fleißig auf die Jagd zu gehen, vieler guten Tage. Erſt in der Mitte des Januars 1817 kam er nach Berlin zurück. Karlsbad war ihm ſo heilſam geweſen, daß er nach vollbrachtem Winter alsbald wieder ſein Abſehen dorthin wandte. Zu Ende des Mai reiſte er nach Böhmen ab, verweilte jedoch kaum vier Wochen daſelbſt, und war am 28. Juni ſchon wieder in Breslau, von wo er darauf in guter Geſundheit nach Kriblowitz abging. Der König hatte verfügt, daß auf den Schlachtfeldern, wo die preußiſchen Waffen ſich hervorgethan, Denkmale von Gußeiſen aufgerichtet werden ſollen. Zur Feierlichkeit dieſer Errichtung und Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde bei der Katzbach hatte ein Königliches Handſchreiben unſeren Helden eigends eingeladen; ſie fand am Jahrestage der Schlacht, den 26. Auguſt, auf glänzende Weiſe Statt; ihr wohnten außer Blücher auch Gneiſenau, Yorck und der General von Steinmetz bei, welche an jener Schlacht ruhmvollen Antheil gehabt, ferner der Prinz Auguſt von Preußen, und viele andere bedeutende Männer vom Kriegs- und Civilſtande. Nach der kirchlichen Feier durch Geſang und Rede nahm Blücher das Wort, und ſprach kraftvoll zur Verſammlung, wie das Unglück der früheren Jahre die tapfern Preußen nicht habe entmuthigen können, und wie ſie im Glauben an die gerechte Sache die verderbenvolle Schlacht ausharrend geſchlagen hätten; er dankte dem Heere für die bewieſene Tapferkeit, und ſchloß, indem er dem Könige, den Schleſiern, und ſeinen braven Waffengefährten ein Hurrah rief, in welches die Anweſenden jauchzend einſtimmten. Nach einigem Aufenthalt auf ſeinen Gütern traf Blücher gegen Mitte des Novembers wieder in Berlin ein.

Demſelben Wechſel von Reiſen und Aufenthalt folgte er im Jahre 1818. Zuvörderſt jedoch ſchloß er ein Geſchäft ab, welches ihn all dieſe Zeit hindurch vielfach in Anſpruch genommen hatte. In London war nach der Schlacht von Bellealliance ein Verein zuſammengetreten, um für die verwundeten Krieger Hülfsgelder einzuſammeln. Der Stifter des Vereins, ein in London anſäſſiger Deutſcher, Rudolph Ackermann, ausgezeichnet durch gewerbfleißige Thätigkeit und wackre Geſinnung, ertheilte Blücher den klugen Rath, er ſolle in Briefen nach London geradezu vorausſetzen, die Sache gelte den Preußen wie den Engländern, dies geſchah, und hatte die Folge, daß der Verein, dem dieſe Ausdehnung vielleicht ſonſt fern geblieben wäre, bedeutende Summen an

Blücher ſandte, deren Empfang und Verwendung ſich dieſer beſonders angelegen ſein ließ. Jetzt machte Blücher in den Zeitungen bekannt, daß die eingegangenen Gelder, im Ganzen beinahe 264,000 Thaler, bereits ihre Beſtimmung erhalten hätten, und für weitere Anſprüche nichts mehr übrig ſei. Im Anfange des Mai begab er ſich nach Schleſien; er hatte die Freude, hier von dem Könige ein aus Moskau erlaſſenes höchſt gnädiges Schreiben vom 18. Juni zu empfangen, welches ihm zu dem Tage, an welchem unter ſeiner Führung vor drei Jahren ein ſo glänzender Sieg erfochten worden, Glück wünſchte, und ihm zugleich die Ernennung ſeines Adjutanten Grafen von Noſtitz, deſſen edler Hingebung das Vaterland die Erhaltung des Feldherrn an jenem glorreichen Tage verdanke, zum Oberſten ankündigte. Zur gewöhnlichen Badezeit reiſte er nach Karlsbad, wo er ſich anfangs unwohl, bald aber beſſer befand. Im September kehrte er nach Schleſien und im Oktober nach Berlin zurück.

Hier pflegte er in gewohnter Weiſe zu leben, in mancherlei Thätigkeit, die er ſich gab, und im Genuſſe der geſelligen Annehmlichkeiten, die ſich für ihn noch immer vervielfältigt darboten. Bei Feſten und Gaſtmahlen zeigte ſich ſeine Beredſamkeit, bei vielfältigen Anläſſen ſeine gute Laune, ſein volksmäßiger Sinn, oft auch ſein aufbrauſender Zorn und ſein in Ausdrücken maßloſer Ungeſtüm. Vieles von dem, was in den öffentlichen Angelegenheiten vorging, reizte ſeine Galle; er tadelte bitter und ohne Scheu, was ihm mißfiel, oft das Allgemeine ganz in dem Perſönlichen verlierend. Beſonders dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg verurſachte er durch ſeine Derbheit manches Ungemach, da er nicht nur den Abweſenden oft grimmig durch ſeine Mißreden verfolgte, ſondern ihn auch als Gegenwärtigen zuweilen durch unvermutheten Anſpruch und Vorwurf antaſtete. Am meiſten war dies der Fall, wenn er durch Unglück im Spiel ſeine Mittel erſchöpft, und daher ſeine gewohnten Zerſtreuungen für den Augenblick unterbrochen ſah, da ſich denn ſein Mißbehagen gern jedem Ausweg überließ. Viele der Vorgänge und Züge, die für unſeren Helden allerdings karakteriſtiſch ſind, wird erſt die Folge, wenn ſchriftliche Denkwürdigkeiten ſich vervielfältigt haben, an das Licht bringen. Einiges möge beiſpielweiſe hier ſeinen Platz finden. Seinen Schildwachen hatte er ſchon früher zum Winter weiße Wildſchuren geben laſſen, und die an ſich geringfügige Sache beſchäftigte ihn ungemein, ſeine Augen weideten ſich an dem ſtattlichen Putz, der ihm ſeine Soldaten gegen die Kälte ſchützte, und auf den er, mehr als jene, mit ſtolzem Behagen ſich recht was zu Gute that. Beim Wiedereintritt des Winters bemerkte er ſchon mit Verdruß, daß die Wildſchuren nicht ſogleich wieder im Gebrauch erſchienen, und fragte und verfügte deßhalb das Nöthige. Als aber nun das Bekenntniß erfolgte, es ſei die eine derſelben während der Sommerzeit, man wiſſe nicht wie, abhanden gekommen, die andere noch übrige aber als einzelne doch nicht ſchicklich zu gebrauchen, da gerieth er in einen Zorn, der auf geraume Zeit in ſeiner Umgebung merklich blieb, er beklagte den Verluſt als den eines unſchätzbaren Gutes, und den durch neue Anſchaffung zu erſetzen er ſich wirklich nicht entſchließen konnte, ſo ſchmerzlich ihm auch der nun immer ſichtbare Mangel täglich in die Augen fiel. Der nachfolgende Auftritt liefert eine ganz beſondere Miſchung erſchreckender und beluſtigender Heftigkeit. Am 15. Dezember empfing Blücher von dem Staatsminiſter von Klewitz ein Schreiben, welchem als Belag der Bericht einer unteren Behörde beigefügt war, worin Blücher anführungsweiſe immer nur kurzweg der p. p. Blücher genannt wurde. Der Inhalt befriedigte ihn wenig, denn die Auszahlung einer Geldſumme, die er als Rückſtände ſeiner Präbende anſprach, fand aus dem Grunde Schwierigkeit, daß er für dieſe Präbende längſt und übervoll war entſchädigt worden. Indem er das ungünſtige Blatt ärgerlich anſchaut, beißt ihn plötzlich das p. p. in die Augen, er fühlt die unerhörteſte Beleidigung, ſieht das Papier, als traue er ſeinen Augen nicht, nochmals genauer an, bricht dann fluchend und ſchimpfend in heftiges Donnerwetter aus, ſteckt das Blatt ein, und zieht ſtürmend die Klingel; niemand erfährt, was ihn ſo aufbringt; ein Bedienter muß ihn bei dem Miniſter ſogleich anmelden, bringt aber unverweilt die Antwort, derſelbe werde lieber dem Fürſten ſelbſt aufwarten, dem er auch außerdem zu ſeinem Geburtstage morgen perſönlich Glück zu wünſchen beabſichtige. Zahlreiche Beſuche finden ſich am folgenden Tage bei Blücher ein, Generale und Offiziere erfüllen den Saal, auch jener Miniſter erſcheint, Blücher nimmt den Eintretenden ſogleich in ein Nebenzimmer, läßt jedoch die Thüre halb offen, wiewohl auch geſchloſſen ſie den durchdringenden Hall ſeiner erhöhten Stimme kaum würde beſchränkt haben; „Aber Ew. Exzellenz!“ hub er mit Macht an, und ein furchtbares Donnerwetter nach dem andern entlud ſich über den Betroffenen, der nicht zum Worte kommen konnte; „Seid Ihr des Teufels, mich einen p. p. zu nennen? Da ſoll ja das Wetter drein ſchlagen! Für den Soldaten bin ich Vater Blücher, und will ich nichts anders heißen, aber für euch Tintenkleckſer bin ich Feldmarſchall und Fürſt, ihr mögt mir mit eurem p. p. nur noch einmal kommen, ihr mögt ſelber p. p. ſein, aber ich nicht!“ Und ſo fuhr er in grimmigſtem Eifer fort, zwiſchen den ärgſten Worten immer wieder p. p. einſchaltend, mit ſo komiſcher Wirkung, daß aller anfängliche Schrecken ſich in Neigung zum Lachen milderte. Der Eifer hatte ſich Luſt gemacht, und nachdem Blücher wieder hervorgetreten war, und den Offizieren eine anfangs ernſte, dann aber in derben Scherz übergehende Anrede gehalten, nahm alles eine heitre Wendung und endete in guter Freundſchaft. Im Gegenſatze dieſes Vorfalls, wo Blücher ſo ſehr auf ſeine Standeswürde halten wollte, konnte man ihn mit den Geringſten aus dem Volke harmlos umgehen, und jede Vertraulichkeit üben ſehen. Ohne Bedenken rief er einen vorübergehenden Landwehrmann auf der Straße an, um ſeine ausgegangene Tabakspfeife gegen deſſen glimmenden Pfeifenſtummel zu ſetzen, und ſo gemeinſam wieder anzurauchen.

Vielfach quälten ihn ſeine Krankheitsleiden; in dem Unbehagen und Mißmuth, welche er bei den ſtets erneuerten Störungen empfand, hielt er ſich mit größeren Uebeln behaftet, als ihm wirklich zukamen. Bald verſicherte er, die Bruſtwaſſerſucht zu haben, bald den Brand in den Eingeweiden, bald glaubte er feſt einem organiſchen Fehler zu erliegen. In ſolchen Zeiten konnte er ängſtlich und verzagt ſein; „Kinder“, ſagte er alsdann wohl, „ihr müßt die Nacht bei mir bleiben, damit ich mir nichts anthue“, wobei doch ſein Gemüth einer milden Ergebung ſtets offen war. Wirklich litt er oft große Schmerzen, und der enge Zuſammenhang, in welchem Körper und Seele in ihm zuſammenlebten, darf ſeiner Krankheitsgeſchichte, die wir von geſchickter Hand noch zu erwarten haben, einen mehr als gewöhnlichen Reiz verleihen. Im Wechſel ſolcher Zuſtände war ihm die bequemſte Unterhaltung die liebſte, eine Spielparthie die wirkſamſte Zerſtreuung, und ein guter Kumpan ihm zur Geſellſchaft mehr werth, als ein ſchöner Geiſt oder die würdigſte Standesperſon.

Im Frühjahr 1819 empfing Blücher zu ſeinen vielen Orden noch einen neuen, nämlich das Großkreuz des von dem Großherzoge von Sachſen-Weimar eben geſtifteten weißen Falkenordens, womit ſich die Reihe dieſer Auszeichnungen für ihn beſchloß. Er trat bald wieder die gewohnte Reiſe an, zuerſt nach Schleſien, dann nach Böhmen. Er fühlte wohl, daß mit jedem Jahre ſeine Kräfte ſich minderten, und ſprach öfters von der Annäherung ſeines Endes; „Für den Tod kein Kraut gewachſen iſt“, pflegte er mit heiterem Muthe zu ſagen. Doch ließ ſich dieſer Sommer noch leidlich genug für ihn an, und gab Hoffnung zu längerer Lebensdauer.

Im Karlsbade traf er diesmal mit Schwarzenberg zuſammen, und die beiden Waffenbrüder bezeigten einander die biederſte Herzlichkeit. Ziemlich hergeſtellt und geſtärkt, ſo daß ſein Arzt nicht nöthig fand, ihn länger zu begleiten, verließ er Böhmen, nachdem er noch den Fürſten von Schwarzenberg auf deſſen Herrſchaft Worlick beſucht hatte, und traf zu Ende des Auguſt in Schleſien auf Kriblowitz ein. Hier jedoch wurde er von einer ernſtlichen Krankheit befallen. Der Medizinalrath Doktor Wendt wurde ſogleich aus Breslau herbeigerufen, und verordnete die zweckmäßigſten Mittel; da jedoch Blücher ſich weigerte, Arznei zu nehmen, und überhaupt in ſeiner Eigenart ſchwer zu behandeln war, ſo mußte durch Stafette ſein früherer Arzt, der durch mehrjähriges Zuſammenſein ihm vertraut und gewohnt gewordene Regimentsarzt Doktor Bieske von Berlin geholt werden. Dieſer vermochte viel über den Kranken, konnte jedoch nicht immer den regelmäßigen Gebrauch der Mittel von ihm erlangen. Blücher war überzeugt, daß ſein Tod herannahe, und ſah ihm gefaßt entgegen. Zu ſeinem treuen Gefährten, dem Oberſten Grafen von Noſtitz, der ihm auf ſein Begehren einen Labetrunk reichte, ſagte er: „Nicht wahr, mein lieber Noſtitz, Sie haben manches von mir gelernt, jetzt ſollen ſie auch noch von mir lernen, wie man mit Ruhe ſtirbt!“

Der König, damals in Schleſien, ſandte auf die Nachricht von der Verſchlimmerung der Krankheit am 5. September ſeinen Generaladjutanten von Witzleben zu ihm, dieſer fand ihn ſchwach, aber bei voller Beſinnung. Blücher trug dem General auf, Seiner Majeſtät für alles ihm widerfahrne Gute zu danken, Höchſtihrem Wohlwollen ſeine Gemahlin zu empfehlen, auch zu bitten, daß er ohne Gepränge, auf dem Felde, an der von ihm näher bezeichneten Stelle, am Wege von Kriblowitz nach Kanth, unter den daſelbſt ſtehenden drei Linden beerdigt würde. Der General wandte ihm ein, er dürfe an ſeinen nahen Tod noch nicht denken, da die Aerzte ſeinen Zuſtand keineswegs für rettungslos hielten. Blücher aber verſetzte: „Ich weiß, daß ich ſterbe, denn ich fühle es beſſer, als die Aerzte meinen Zuſtand beurtheilen können. Ich ſterbe gern, denn ich bin nichts mehr nutz. Sagen Sie dem Könige, daß ich treu für ihn gelebt habe, und treu für ihn ſterbe.“ Nach dieſen Worten nahm er mit einem Händedruck förmlich Abſchied. Am Tage darauf kam der König ſelbſt in Begleitung des Prinzen Karl, ihn zu beſuchen, wurde aber erſt nach einer Weile von ihm erkannt. Der König ſagte ihm unter mehreren wohlwollenden Aeußerungen: „Sie können überzeugt ſein, daß niemand mehr Theil an Ihrem Wohle nimmt, als ich. Ich weiß, was das Vaterland und ich Ihnen ſchuldig ſind. Geben Sie die Hoffnung zu Ihrer Wiederherſtellung nicht auf, aber folgen Sie auch dem Rathe der Aerzte, und brauchen Sie die Mittel, die man Ihnen darbietet.“ Blücher dankte dem Könige mit größter Rührung, bezweifelte die Möglichkeit ſeiner Geneſung, wiederholte, daß er gern ſterbe, und empfahl dem Könige nochmals ſeine Gattin. Nach dieſem Beſuche wurde ſein

Zuſtand immer ſchlafähnlicher und ſchmerzloſer, die Kräfte verließen ihn allmählig, er verſchied ſanft am 12. September Abends um 10 Uhr, im ſieben und ſiebzigſten Jahre ſeines Lebens. Der König ließ das Heer, dem Andenken des Verſtorbenen zu Ehren, auf 8 Tage Trauer anlegen. Die bei Breslau zur Uebung verſammelten Truppen rückten aus, und hielten dem abgeſchiedenen Feldherrn, an ſeiner erwählten Grabſtätte bei den drei Linden, eine kriegeriſche Todtenfeier. Die zurückgelieferten Ordenszeichen erhielten, als vaterländiſche Denkwürdigkeiten, zur würdigen Aufbewahrung einen beſonderen Platz in den königlichen Sammlungen. Auch im Auslande wurde ſein Andenken vielfach gefeiert; in Hamburg legte die Bürgergarde Trauer an, der Blücherklub und andere Vereine widmeten ihm den Ausdruck ihrer Betrübniß.

Blücher war von großer, ſchlanker Geſtalt, von wohlgebildeten ſtarken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärts gebeugte Haltung. Doch ſein Haupt erhob ſich in aller Schönheit, welche das Alter, das ſo viele nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch ſpärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine ſtarke, gekrümmte Naſe, ſcharfe, heftig rollende und doch im Grunde ſanftblickende, hellblaue Augen, dunkel geröthete Wangen, ein feiner, aber vom ſtarken, herabhängenden Schnurrbart faſt überſchatteter Mund, ein wohlgeformtes, ſtarkes Kinn, alles dies ſtimmte zu einem tüchtigen Menſchenantlitz überein, deſſen ausgearbeitete Züge ſogleich einen bedeutenden Karakter erkennen ließen. Sein ganzes Anſehen trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollſtreckenden. Muth und Kühnheit leuchteten aus ſeinem ganzen Weſen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuths, einer perſönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umſtänden eigen blieb. Seine Sprache war rauh und dumpf, wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Seine Eigenthümlichkeit hat der Verfaſſer der Feldzüge des ſchleſiſchen Heeres in folgenden Worten treffend aufgezeichnet: „Mit einem ſcharfen, durchdringenden Verſtande, war er ohne alle wiſſenſchaftliche Ausbildung geblieben, allein in dem Umgange mit Menſchen ſich leicht in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Feſtigkeit auftretend und mit großem Takt ſich bewegend, erwarben ihm ſeine unerſchöpfliche Heiterkeit und anſpruchsloſe gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verſpottete nie das Wiſſen, aber er überſchätzte es auch nie. Er ſprach ohne Rückhalt über die Vernachläſſigung ſeiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne dieſe Ausbildung leiſten konnte. Seine Unerſchrockenheit in gefährlichen Lagen, ſein Ausdauern im Unglück, und ſein bei allen Schwierigkeiten wachſender Muth, gründeten ſich auf das Bewußtſein ſeiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Ueberzeugung geworden, daß es keine militairiſche Verlegenheit gebe, aus welcher man ſich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Von einem Offizier, der nicht dieſe Anſicht theilte, hatte er keine große Meinung. Tapferkeit mußte nach ſeiner Anſicht den militairiſchen Ruf geben, und daß der Tapfere ihn verliere, ſchien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiſeſte Beſorgniß ein, daß ein Rückzug oder eine verlorene Schlacht ihm den ſeinigen nehmen könnte. So war der Wunſch, große Heere zu befehligen, ihm völlig fremd, er ſetzte ſich als Feldmarſchall eben ſo gut vor eine Schwadron, als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren ſeiner Umgebung ſchenkte er ſein Zutrauen nur, wenn er ſie für unternehmend hielt, dann aber, und wenn ſie dies Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ ſich ihre Entwürfe zu Märſchen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte alles ſchnell auf, und hatte er ſie gebilligt und die Dispoſition unterſchrieben, ſo nahm er keinen fremden Rath an, und keine geäußerten Beſorgniſſe machten den geringſten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, welche er gutgeheißen hatte, ganz wie ſeine eigne aus. Es iſt dagegen nicht zu läugnen, daß er, infolge ſeines Temperaments, in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, ſo konnte er die Ausführung kaum erwarten, und alle Bewegungen ſchienen ihm zu langſam. Es war nicht rathſam ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag, und die Entſcheidung auf den Abend berechnet war. Sein Karakter verlangte ſchnellere Entſcheidung. Die Reiterei war ſeine Lieblingswaffe. Er begünſtigte ſie zwar nie auf Rechnung der übrigen, allein eine Schlacht, in welcher die Reiterei nicht entſchieden hatte, ſchien ihm für ſie ein Vorwurf zu ſein, und er erwähnte ihrer nicht gern. Dies wird es erklären, warum er von dem Gefecht bei Hainau, welches doch nicht zu den entſcheidenden Kriegsbegebenheiten gehörte, lieber ſprach, als von ſeinen großen Schlachten.“ Seine Kriegsführung zeigt überall denſelben Karakter des Eifers und der Kühnheit; ſein Heer iſt immer angeſtrengt, ſehr oft in allzu großen Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit aus einander; er ſelbſt wird häufig überfallen. Aber ſein unaufhaltſamer Muth und raſtloſer Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für ſich allein oder verbunden mit anderen Feldherren, mit eigenen oder mit fremden Truppen, ſelbſtſtändig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entſchloſſen auf den Feind, keine politiſche wie keine perſönliche Gefahr kennend, und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnſten Wagniſſen jemals gehemmt.

Von ſeinem Gleichmuth in Gefechten, von ſeiner Todesverachtung, werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny rauchte er gelaſſen ſeine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächſten Kanoniers angezündet hatte. In welche Gefahren er oft blindlings hineinſprengte, iſt ſchon bei mehreren Gelegenheiten bemerkt worden. So hatten ſeine Umgebungen immer alle Mühe, ihn von der perſönlichen Theilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten; beſonders wenn ein Gefecht ungünſtig ausfiel, dann wollte er zuletzt immer perſönlich mit Reiterei alles wieder umlenken, und indem er etwa ſagte: „Ich werde ſie gleich mal anders faſſen“, oder „Na, ich will ſchon machen, laßt mich nur erſt unter ſie kommen“, ſah er ſich eifrigſt nach der nächſten Reiterei um, rief die Anführer herbei, denen er das meiſte zutraute, und war oft kaum zu verhindern, ſeinen für das

Ganze vielleicht ſchon zweckloſen, für die Truppen aber ſelbſt im Gelingen verderblichen Anſchlag auszuführen. Dieſe Unerſchrockenheit und dieſer Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erſt erweckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, ſo unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend: „Da kann er die ſchönſten Schmiere kriegen!“ gab einige für den Fall nöthige Befehle, und drehte ſich gelaſſen auf die andere Seite zum Weiterſchlafen. Durch ſolche Art zu ſein und die Dinge zu nehmen hatte Blücher eine unwiderſtehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er ſich zeigte, ſogleich zugethan; ſelbſt in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die ſich freilich, ſobald es auf Worte ankam, oft nur in den vorzugsweiſen Anfeindungen, die gleichwohl den tieferen Antheil in ſich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbeſondere die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehen, ſie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie ſie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die roheſten Gemüther. Einſt wollt' er kurz vor einem Sturme ſeine Truppen anreden, da fiel ihm ihr ſchmutziges Ausſehen auf, und ſogleich an dieſen Eindruck ſeine Worte anknüpfend, rief er in ſeiner Kraftſprache: „Kerls, ihr ſeht aus wie die Schweine. Aber ihr habt die Franzoſen geſchlagen. Damit iſt's aber nicht genug. Ihr müßt ſie heut wieder ſchlagen, denn ſonſt ſind wir Alle — verloren (ſeinen eigentlichen Ausdruck erlaubt die Schriftſprache nicht), — alſo friſch druf, Kinder!“ Eine Anrede, welche von der größten Redekunſt nicht glücklicher ausgedacht und angeordnet werden könnte; ſie iſt, trotz der gemeinen Worte, wahrhaft erhaben und begeiſternd. Eben ſo glücklich trafen oft ſeine Scherzworte, z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch ſehr gelitten hatte, und in ernſter, faſt düſterer Haltung einherzog, vertröſtend zurief: „Nun, Kinder, ſollt ihr auch ſo lang in Frankreich bleiben, bis ihr Alle franzöſch könnt!“ Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune verſetzt. Mit ſeinen Offizieren ging er eben ſo vertraulich, ja ganz kammeradſchaftlich um. Man erzählt, daß er in Pommern, als er wegen der Krankheit, die ihn dort befiel, oft früh zu Bette gehen mußte, einſt unter ſeinen Offizieren, die den Abend geſellig verbrachten, noch ſpät unvermuthet wieder eingetreten ſei, im Hemde, auf einen Knüppel geſtützt; er wollte an der Unterhaltung Theil nehmen, ging um den Tiſch herum, und fing an, die Spitze ſeines Holzes einem ſeiner Lieblinge ſcherzend in's Fleiſch zu bohren, dieſer ſprang auf, und verbat ſich lebhaft bei Seiner Excellenz den nicht gar ſanften Scherz; doch Blücher gutmüthig polternd, verſetzte: „Na, was denkt ihr denn? meint ihr, weil ich krank bin, werd' ich euch ungehudelt laſſen?“ und war in ſeinem wilden Aufzuge noch eine ganze Weile nicht aus der traulichen Genoſſenſchaft wegzubringen. Ein ſolch geſelliges Zuſammenſein mit Kriegskammeraden und andern guten Leuten, die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glaſe Wein Beſcheid thaten, und mancherlei erzählen und anhören konnten, war immer ſein beſtes Vergnügen. Er liebte beſonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demſelben in Namur bei Tiſch eine Lobrede, indem er das Glas erhob, und in die tiefe Betrachtung ausbrach: „Iſt es nicht Jammerſchade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen, das einen ſo herrlichen Trank braut? Man ſollte denken, das müßten die allerbeſten Menſchen ſein, aber o Gott, o Gott!“ Nichts war merkwürdiger, als wenn er von ſeinen Kriegsereigniſſen erzählte. Am liebſten ſprach er, wie ſchon bemerkt, von den Vorfällen in Schleſien, von dem Gefechte bei Hainau und beſonders von der Schlacht an der Katzbach; wenn er die einzelnen Umſtände lebendig und anmuthig vortrug, glaubte man darauf ſchwören zu müſſen, daß die Sachen ſo geweſen, wie er ſie darſtellte, und doch war meiſtens alles falſch. Seine Einbildungskraft hielt ihm Lieblingsbilder vor, wie die Sache hätte ſein können, und am meiſten nach ſeinem Sinne würde geweſen ſein, und dieſen folgte er dann unbedenklich. Die größten Feldherren, auch Friedrich der Große ſagt man, waren von dieſer Uebertragung nicht frei, daß ſie die Macht, mit welcher ſie auf die Ereigniſſe ſelbſt wirkten, auch ſpäterhin auf die Erzählung davon zuweilen ausdehnten. Hieher mag folgendes Geſchichtchen gehören, welches wir an mehreren Orten aufgezeichnet finden. Ein fremder Offizier war zu Tiſche bei Blücher, und bat ihn inſtändigſt, von der Schlacht an der Katzbach zu erzählen. Erſt wollte er nicht; darauf wandte er ſich an Gneiſenau, der ihm gegenüber am andern Ende der Tafel ſaß; „Gneiſenau, das müſſen Sie doch ſagen, daß ich die allein gewonnen habe? — Ich ſah mir die Gegend an; ſie ſchien mir geeignet, die Franzoſen erſt über die Katzbach herüber zu laſſen, und dann wieder hinein zu werfen. — Gneiſenau, ich dächte hier. — Nein, das geht nicht, meint Gneiſenau. — Ich dachte, er muß es verſtehen, und wandte mein Pferd, um weiter zu reiten. Aber kaum bin ich zehn Schritt geritten, ſo muß ich das Pferd wieder umdrehen, muß mir die Gegend anſehen; ich reite an Gneiſenau, der will aber gar nicht. Wir reiten weiter bis Jauer, und bleiben da die Nacht. Ich werfe mich auf's Stroh, und wollte ſchlafen; hatte aber keine Ruhe, die Hügel ſtanden immer noch vor meinen Augen. Ich ging noch zu Gneiſenau, und ſagte, wir müßten da ſchlagen, wir würden ſicher ſiegen. — Wenn Sie's durchaus haben wollen, antwortete der, ſo mag's geſchehen; es wird am Ende wohl gehen. — Die Brigaden brachen auf. Und ich hatte diesmal recht, denn es ging auch.“ Wir wiſſen jedoch, daß die Schlacht nicht ſo ganz auf dieſe Art hervorging. Ein andermal ſprach Blücher ausführlich von den Schlachten von Brienne und von Champaubert, und ſeine ganze Erzählung ſetzt als unzweifelhafte Thatſache voraus, daß der letztere Vorfall dem erſteren vorangegangen; ein Adjutant bemerkte ihm den Irrthum mit beſcheidener Befliſſenheit; das war aber Blücher'n ein ſchlechter Dienſt: „Warum nicht gar!“ brummte er, mit verdrießlichem Seitenblick auf den Berichtiger, „das werd' ich doch wohl beſſer wiſſen? Wollen mich wohl noch konfuſe machen!“ Hier mag auch noch erwähnt werden, daß auch die Namen der Oerter und Perſonen in ſeiner Einbildungskraft leicht Umgeſtaltungen erlitten, die er dann hartnäckig feſthielt; ſo hieß der Montmartre bei ihm unwiderruflich Sankt Märten, der Marſchall Marmont eben ſo ſicher Marmotte; ähnliche Willkür und Beharrlichkeit in dergleichen wird auch von Napoleon erzählt. — Wenn er eigentliche Reden hielt, wozu er beſonders in den letzteren Zeiten, durch ſo manchen glänzenden Erfolg aufgemuntert, gern die Gelegenheit nahm, ſo ging ſeine Ausdrucksweiſe nicht ſowohl auf gedrungene Stärke, als vielmehr auf behagliche Breite, auf allen Gemeinplätzen der Anſichten und Empfindungen verkehrend, ja auch Rührungsmotive, die einſt ſo allgemein an der Zeit waren, nicht verſchmähend, und nur hin und wieder durch ein treffendes Wort, durch eine kecke Wendung das Ganze rettend. Der Fluß ſeiner Rede war alsdann, wie ſein Selbſtvertrauen, bewundernswerth; ſein Anlauf ſchlug hier, wie im Felde, wohl bisweilen um, aber niemals blieb er ſtecken; die Sprachlehre machte ihm keine Sorge, er ſprach ſein gutes verſtändliches Deutſch, zwiſchen der Umgangsſprache und der Mundart des Volks in der Mitte ſchwebend, mit einem ſtarken Hange jedoch zu den Eigenheiten des letztern in Redensarten und Ausſprache. Die oben bezeichnete Empfindungsweiſe war im Grunde ſeinem Weſen tiefer angehörig, als auf den erſten Anblick ſcheinen könnte; ſie war überhaupt der ſpäteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigen, das Milde, das Menſchliche, drängte ſich überall hervor, und wollte ſich jeder Kraftäußerung beigeſellen. Von Blücher ſind heftige Ausbrüche des Zorns, harte Befehle in allgemeinen Anordnungen, aber kein Zug einzelner Grauſamkeit — die Geſchichte mit dem katholiſchen Prieſter in Polen hat wenigſtens ihre zwei Seiten — keine Handlung unmenſchlicher Härte, keine freche Luſt an böſer Gewaltthätigkeit bekannt. Während der höchſten Aufreizung vergaß er in dem Feinde nie den Menſchen, der tapfre konnte ſtets auf ſeine Achtung, der beſiegte, der verwundete, auf ſeinen Schutz, auf ſeinen Beiſtand rechnen. In den leidenſchaftlichſten Ausbrüchen ſeiner Unzufriedenheit machte er ſich durch Schelten, aber nicht durch Schlagen Luſt. In ſeinem Huſarenregimente hatte er ſogar die ſonſt beſtehende Sitte, daß jeder Unteroffizier einen Stock tragen mußte, gänzlich abgeſchafft, um die Gelegenheit zum Prügeln zu vermindern.

Seine Gutmüthigkeit zeigte ſich in allen ſeinen Lebensverhältniſſen; es wurde ihm in den nächſten manches geboten, was er ohne vielen Harm gut ſein ließ.

Wahrhaft groß erſcheint Blücher in ſeiner neidloſen, freudigen Anerkennung des Verdienſtes Anderer, ſowohl ſolches, das er ſelbſt nicht theilen konnte, als auch deſſen, welches in der Bahn des ſeinigen lag. Jede würdige Erſcheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftſteller, den Kaufmann und den Künſtler, ſobald ſie ihm in der Perſönlichkeit oder in dem Namensanſehen entgegentraten, die ihren Werth ihm verſtändlich machten. Das Verdienſt des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eignes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenſchaft ſeiner Mitfeldherren an, auch den Einſichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verſchiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorſam ſeine eigne Meinung, ſo lange nicht die Umſtände ihm gebieteriſch eine Selbſtſtändigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wußte. Aus der höchſten Prüfung ging ſein Karakter rein und groß hervor in den Verhältniſſen, welche, einzig in ihrer Art, erſt zu Scharnhorſt und dann zu Gneiſenau, beſonders aber zu dem letzteren, ihm zu Theil wurden. Mit aufrichtiger Selbſterkenntniß unterwarf er ſich der höheren Einſicht dieſer Männer, welche weniger ſeine Untergebenen, als ſeine Freunde und Vertraute waren, und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermiſſen konnten. Scharnhorſt wurde früh von ſeiner Seite geriſſen; Gneiſenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Antheil demſelben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchſten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, ſtets eifrig und laut verkündigt. Schon im Früheren iſt manches dieſer Art erwähnt worden. Hieher gehört aber noch das große Wort, durch welches Blücher einſt die Lobreden, die man ihm zum Ueberdruſſe vorgetragen, ungeduldig unterbrach: „Was iſt's, das ihr rühmt? rief er wie begeiſtert, es war meine Verwegenheit, Geiſenau's Beſonnenheit, und des großen Gottes Barmherzigkeit!" Ein andermal, in einer großen Verſammlung, als bei Tiſch viele Trinkſprüche ſchon ausgebracht, und Sinn und Streben auf Seltſames und Wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher, Alle überbietend, er wolle thun, was ihm kein Andrer nachmachen könne, er wolle ſeinen eignen Kopf küſſen; das Räthſel blieb nicht lange ungelöſt, er ſtand auf, ging zu Gneiſenau hin, und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offene Bekenntniß, er ſelbſt ſei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneiſenau das leitende Haupt geweſen. Ihre beiderſeitige Freundſchaft blieb ungetrübt bis an's Ende, und kein Augenblick von Eiferſucht rief jemals eine Theilung und Sonderung deſſen herbei, was durch das Leben ſelbſt vereint worden, und nur alſo vereint in ſeinem vollen Werthe beſteht.

Bei aller biederen Gradheit und unbefangenen Treuherzigkeit hatte Blücher eine Eigenſchaft, die jenen zu widerſprechen ſcheint, aber in bedeutenden Karakteren ſich gar wohl mit ihnen verbündet, ja dem Weſen des Feldherrn nie ganz fremd ſein kann. Er verband nämlich mit jenen Eigenſchaften zugleich die liſtigſte Schlauheit und die durchtriebenſte Verſchmitztheit. Sein ſcharfer Verſtand hatte in den vielfachen und langdauernden Erfahrungen, die ihm zu Theil wurden, einen Schatz von Welt- und Menſchenkenntniß geſchöpft, den ſeine Urtheilskraft klug zu gebrauchen wußte. Ihm war zu viel Ueberblick und Gewandtheit verliehen, um das, wozu die Natur ihn gemacht hatte, was er urſprünglich war, nicht auch oft mit Bewußtſein und Abſicht ſein zu wollen. Die Stellung, welche er durch ſeine Perſönlichkeit hatte, die Wirkungen, welche er durch ſeine Eigenart hervorbrachte, waren ihm wohlbekannt; es war ſeiner Verſtellungskunſt die bequemſte Aufgabe, nöthigenfalls nur ſich ſelber zu ſpielen, wenn er ſeiner etwa mehr bedurfte, als er dem Anlaſſe gerade vorhanden war. Manchen Auftritten ſeines ſpäteren Lebens, beſonders mit Perſonen oder bei Gelegenheiten, welche ihm gering dünkten, weil ſie keinen höheren ſittlichen Antrieb in ihm aufregten, lag ein ſolches Spiel zum Grunde, in welchem es ſchwer geweſen ſein dürfte, das Unächte von dem Wahren jedesmal genau zu unterſcheiden, denn dies letztere durfte nie ganz fehlen. So ſchien er manche Vortheile gar nicht zu beachten, die er ſehr wohl ſchätzte und geſchickt zu erſtreben wußte. So verſtand er Anſehen und Gunſt, ſei es der Großen oder des Volkes auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf ſich einſtrömen zu laſſen ſchien. Sein heftiges Schimpfen und Toben war nicht ſelten mit beſonderen Zwecken verknüpft; er wußte genau, wo er damit etwas ausrichten, und hinwieder alles verderben könnte; es gab Verhältniſſe, die er fortdauernd mit zarteſter Schonung behandelte, in denen er ſich nie vergaß, dagegen andre, in welchen er, weil er ſeinen Boden kannte, ſich alles erlaubte, und keine Rückſicht mehr gelten ließ. In die Umſtände und Lagen, deren Uebergewicht er nicht bemeiſtern konnte, wußte er ſich recht gut zu ſchicken, oder ihre Schwächen auszuſpähen, und vermittelſt dieſer ſich herauszuziehen. Weitausſehende Ränke durchzuführen, wäre gleichwohl ſeine Sache nicht geweſen, ſein Ungeſtüm hätte ſich dazu nicht dauernd genug von der Klugheit beherrſchen laſſen, ſeine Verſtellung dazu nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt. Wenn ihm wirkliche Argliſt von einigen beigemeſſen worden, ſo kann dies doch nur von einzelnen Augenblicken gemeint ſein, in welchen irgend ein beſonderer Ingrimm dieſen Ausweg nahm. Die Fehler, welche ihm ſonſt Schuld gegeben werden, die ungezähmte Selbſtſucht, die unerſättliche Begier nach Gewinn, laſſen ſich leicht auf mildere Bezeichnung zurückführen. In der That, wie ſoll das ſtarke Perſönlichkeitsgefühl, das in der Welt als ſelbſtſüchtig erſcheint, von der Heldenzuverſicht, welche die Laſt einer Welt auf ſich nimmt, getrennt werden? wie die Geringſchätzung irdiſcher Habe, die der Krieg täglich in ganzen Maſſen hin und her wirft, von dem Anſpruche, in ſo Geringem nicht immer gleich wieder die engſten Schranken zu fühlen? Nur zum Wechſel des Gebens und Nehmens empfand Blücher ein Bedürfniß nach dem Beſitze großer Mittel, auf die er ſtets zu wenig Werth legte, um ſie lange zu behalten. Jedenfalls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, ſtärker hervor, und ſeine glanzvolle Stellung brachte ſie um ſo heller zur Erſcheinung. Doch kann man ſagen, daß das

Menſchliche und Gemüthvolle immer die Oberhand behielt. Man darf, nach der treffenden Bemerkung eines nahen Beobachters, nicht unerwogen laſſen, wenn man Blücher'n beurtheilt, daß die Zeit ſeiner Jugend, in welcher ſeine Begriffe und Gewohnheiten ſich zu bilden anfingen, an Sitten und Denkart ſehr verſchieden von der ſeines ſpäteren Alters war. In dem Sinne jener Zeit war manche Weiſe des Benehmens und Handelns, an welcher das jüngere Geſchlecht, das ihn umgab, Anſtoß nehmen konnte, keinem Tadel ausgeſetzt. Die übereinkömmliche Ueblichkeit liefert allein den Maßſtab, nach welchem ſich die Bedeutung derſelben Handlung in verſchiedener Zeit verſchieden darſtellt; wie Götz von Berlichingen hätte kein General des ſiebenjährigen Krieges verfahren dürfen, ein Feldherr aus dieſem letzteren mußte gegen manche neuere Zartheit verſtoßen, die ſich ihm unbekannt gebildet hatte.

Blücher liebte ſehr, wie mündlich, ſo auch ſchriftlich, ſeine Gedanken und Meinungen mitzutheilen. Seine Handſchrift hat ſtarke, eckige, genugſam leſerliche Züge. Zwar er ſelbſt führte die Feder ſelten, aber er ſetzte deſto häufiger Andere in Bewegung. Die Gelegenheit, einen Aufruf, eine Kundmachung, oder einen gewichtigen Brief ausgehen zu laſſen, war ihm ſtets willkommen. Seine Aufrufe, Tagesbefehle und Berichte wurden zwar von Andern, während des Jahres 1813 hauptſächlich von Gneiſenau, aber doch ſtets nach ſeinem Sinn und ſeiner Angabe verfaßt, und in keiner dieſer Schriftarbeiten möchte das ihm Eigengehörige ganz vermißt werden. Daſſelbe iſt der Fall mit ſeinen Briefen; in allen, die nur einigermaßen von Bedeutung ſind, findet ſich ein Gepräge ſeines Weſens. Sein Briefwechſel war ſehr ausgebreitet, hauptſächlich während ſeines Aufenthalts in Münſter, und in ſeiner letzten Lebenszeit. Aber auch die Luſt zu eignen ſchriftlichen Ausarbeitungen wandelte ihn mehrmals an. Von ſeinen Denkwürdigkeiten aus dem Revolutionskriege iſt ſchon die Rede geweſen. Zu Anfange des Jahres 1805 ſchrieb er in Münſter eigenhändig: „Gedanken über die Formirung einer preußiſchen Nationalarmee“, worin manches Zweckmäßige geſund und billig ausgedrückt iſt, daß jeder Preuße Soldat ſein ſolle, die Dienſtzeit verkürzt, der Sold erhöht, die Behandlung verbeſſert werden müſſe u. dgl. m. Von der ſpäteren Unpartheilichkeit, in welcher ihm der Bürgerſtand mit dem Kriegerſtande vereint und gleichgeſtellt erſchien, findet ſich in dieſem und einigen Aufſätzen der nächſtfolgenden Zeit noch keine Spur. Im Gegentheil, er dringt auf entſchiedenen Vorzug des Kriegerſtandes, und äußert bitter ſein Mißvergnügen, daß die Civilbeamten im Ganzen, nach ſeiner Meinung, verhältnißmäßig ſo viel reichlicher bedacht wären. Gleichfalls von Blücher's eigner Hand iſt ein Aufſatz, der wahrſcheinlich in der Zwiſchenzeit von 1807 bis 1813 geſchrieben worden, und den Titel führt: „Bemerkungen über der Inſtruktion der einzelnen Ausarbeitung und des Exerzirens der Kavallerie betreffend“, eine Reihe von Sätzen, denen praktiſche Richtigkeit beiwohnen mag, aber ſchwerlich ſonſt ein Vorzug, auch nicht der Neuheit oder Eigenheit; dieſe Blätter ſind nur in ſofern bemerkenswerth, als Blücher einen unverhältnißmäßigen Werth auf ſie legte, gleichſam als ſei darin ein Schatz kriegskundiger Einſicht und Erfahrung niedergelegt; er that ſich auf dieſe Arbeit viel zu Gute, ſprach davon mit Bedeutung, und genoß, wahrſcheinlich in dieſem einzigen Bezug, einen Vorſchmack des Vergnügens, auch den Regionen des gelehrten Offiziers nicht ſo ganz fremd zu ſein. Doch die Welt iſt billiger, und hat dem Manne der That die Forderung theoretiſcher Meiſterſchaft wohl keinen Augenblick aufgebürdet! Bei dieſem Anlaſſe ſei hier noch ein Zug angeführt, der ſogleich mit Einem Blick auch in ganzem Umfange das Verhältniß überſchauen läßt, in welchem Blücher zu den Landkarten ſtand, dieſem in der neueren Kriegskunſt ſo überaus wichtig gewordenen Artikel! Er beſaß eine kleine Nürnberger Karte, auf welcher, nach alter Sitte, die Städte ſtark mit Roth bezeichnet waren; dieſe Karte zog er dann bei Gelegenheit hervor, und ſuchte ſich auf ihr zurecht zu finden. Einesmals hatte ein Adjutant ihm eine etwas verwickelte Truppenbewegung anzugeben, Blücher wußte ſich Rath, und legte die Karte auf den Tiſch; dem einen alsbald gefundenen Ort, auf den es ankam, drückte er den einen Finger des Adjutanten zum Zeichen auf, um während weiteren Suchens jenen nicht zu verlieren; ein zweiter Finger deſſelben mußte den zweiten Ort feſthalten; aber es war noch ein dritter Punkt anzumerken, und der erſte Finger wollte ſchon auf dieſen überſpringen, doch kaum nahm Blücher das wahr, als er eiligſt denſelben auf der alten Stelle zurückhielt, und, indem er die Worte brummte: „Will er wohl ſtill halten!“ ſeine ſchon in größter Gefahr ſchwebende Orientirung rettete. Es wird niemand läugnen, daß in dieſem und ähnlichen Zügen für Blücher's Weſen die anmuthigſte Bezeichnung liegt.

Seine Unkunde in manchen Richtungen wurde bisweilen Anlaß zu wunderlichen Irrungen. Nachdem er Domherr in Brandenburg geworden war, ſprach einer der älteren Domherren mit ihm von den Verhältniſſen des Stifts, den Wahrſcheinlichkeiten des Vorrückens, den Berechnungen der Lebensdauer. Schon früher hatte Blücher von ſolchen Dingen reden gehört, und ſich die feindlichſte Vorſtellung daraus genommen. „Da ſoll ja hier ein Hundsfott ſein“, fuhr er los, „ein Staatsrath Süßmilch, der Kerl hat ausgerechnet, daß ich nur noch drei Jahre zu leben habe, den ſoll das Donnerwetter treffen, find' ich ihn, ſo ſchlag' ich ihm alle Rippen im Leibe entzwei!“ Der Andere lächelte und meinte, dem Manne würde er doch wohl nichts thun. „Warum nicht?“ rief Blücher, „was ſoll mich abhalten? Ich hau' ihn über die Ohren, was hat er mir meine Lebenstage ſo knapp auszurechnen?“ Da belehrte jener ihn denn, Süßmilch ſei Probſt in Berlin geweſen, ſeine Berechnungen hätten nichts Perſönliches, ſondern gingen auf's Allgemeine, und wären von großem Werthe; auch ſei er ſchon ſeit vielen Jahren todt; „Na, das iſt recht gut für ihn“, meinte Blücher, „denn, das wollt' ich ihm auch gerathen haben.“ Uebrigens wußte er ſehr gut was ihm fehlte. Einſt ſaß er während des Krieges in Frankreich vertraulich mit den Seinigen zu Tiſch, und erging ſich in allerlei Reden und Bemerkungen. Unter andern ſagte er: „Gneiſenau, wenn ich was gelernt hätte, was hätte da nicht aus mir werden können! Aber ich habe alles verſäumt, was ich hätte lernen ſollen!“ — Lachend erwiederte Gneiſenau: „Was hätten Ew. Exzellenz denn noch mehr werden wollen, als Sie jetzt wirklich ſind? Sie haben den höchſten Poſten im Staate ja ſchon erreicht.“ — Blücher aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern fuhr fort: „Kinder, ich weiß nur zu gut, wie es mit mir iſt. In meiner Jugend hab' ich mich um gar nichts bekümmert, anſtatt zu ſtudiren, hab' ich geſpielt, getrunken, mit den Weibsleuten mich abgegeben, gejagt und ſonſt luſtige Streiche verübt. Daher kommt's denn, daß ich jetzt nichts weiß. Ja, ſonſt wär' ich ein andrer Kerl geworden, das könnt Ihr mir glauben; aus mir hätte was werden können!" Und dabei blieb er mit nachdenklichem Ernſt und tiefer Durchdrungenheit.

Reichere Belohnungen, als irgend ein preußiſcher Feldherr vor ihm, hat Blücher aus ſeinen Kämpfen davongetragen. Seine Orden, deren Fülle bis zu den letzten Jahren ſich ſtets noch mehrte, ſeine Fürſtenwürde, umgaben ihn mit allem Glanze weltlichen Anſehens. Aber auch mit Geld und Gut beſchenkte ihn Königliche Freigebigkeit. Schon in früher Zeit, als Friedrich Wilhelm der Zweite an ſeine Generale, Miniſter und andre Begünſtigte beträchtliche Güterſchenkungen in den neuerworbenen polniſchen Provinzen machte, war Blücher ſo günſtig beachtet, daß auch ihm fünf Güter, nämlich Duninow, Tobenczna, Szadow, Nowawis und Krzement, im Poſen'ſchen gelegen, geſchenkt wurden, der amtlichen Angabe nach zuſammen 28,000 Thaler werth, in der Wirklichkeit aber weit mehr, denn er veräußerte ſie ſpäterhin für 140,000 Thaler; für einen Theil dieſer Summe erkaufte er darauf das Gut Groß-Zieten bei Kremmen in der Mark. Die im Jahre 1809 ihm zu Theil gewordene Präbende im Domkapitel zu Brandenburg, welche er jedoch bald auf ſeinen Sohn übergehen ließ, trug jährlich 3000 Thaler ein. Im Jahre 1812 ſchenkte der König ihm das Gut Kunzendorf bei Neiße, welches er ſpäterhin wieder verkaufte. Im Dezember 1814 verlieh der König ihm die große Dotation, welche ihm bei ſeiner Erhebung in den Fürſtenſtand war verheißen worden; ſie beſtand in einem großen Theile der Trebnitz'ſchen Güter in Schleſien, im Betrage von beinahe 700,000 Thalern; darunter Kriblowitz, welches noch jetzt der Familie gehört. Im Jahre 1815 erhielt er ein Wohnhaus in Berlin am Pariſer Platz und noch 50,000 Thaler geſchenkt, Summen minderen Belanges wiederholt in den folgenden Jahren.

Rechnet man hiezu die anſehnlichen Jahrgehalte, die zahlloſen ſonſtigen Vortheile und Darbietungen, welche mit ſeinen Verhältniſſen und Lagen verbunden waren, ſo ergiebt ſich eine gewaltige Maſſe von Geldmitteln, die ſeinen Wünſchen zur Verfügung geweſen. Von ſo großem Beſitz iſt nur der kleinere Theil aus den großen Spielwagniſſen und ſonſtigen Ausgaben ſeiner letzten Jahre, ſo auffallend genau er ſonſt im Kleinen und Kleinſten auch haushalten mochte, gerettet übrig geblieben.

Von ſeiner erſten Gattin hatte Blücher ſechs Söhne und eine Tochter; vier der erſteren ſtarben früh; zwei überlebten ihn, nämlich Graf Franz von Blücher, lange Zeit des Vaters Adjutant und zuletzt Generalmajor, im Jahre 1776 geboren, verheirathet mit einem Fräulein von Groß aus Friesland, aus welcher Ehe zwei Söhne, die Grafen Gebhard und Guſtav, im preußiſchen Heere dienen; und dann Graf Gebhard, im Jahre 1787 geboren, und im Feldzuge von 1815 Adjutant des Vaters, ſpäter Major in der Armee; die Tochter, Gräfin Friederike Bernhardine, wurde zuerſt einem Grafen von der Schulenburg vermählt, und iſt jetzt mit einem Grafen von Aſſeburg verheirathet. Von ſeiner zweiten Gemahlin hat Blücher keine Nachkommenſchaft.

Noch bei ſeinen Lebzeiten wurde unſerem Helden ein koloſſales ehernes Standbild in ſeiner Vaterſtadt Roſtock auf dem jetzt nach ihm genannten Blücherplatz errichtet. Die mecklenburgiſchen Stände faßten ſchon im Dezember 1814 den Beſchluß, ihrem von ganz Europa gefeierten Landsmann ein vaterländiſches Denkmal zu widmen. Die Stadt Roſtock trat voran, die beiden Großherzoge von Schwerin und von Strelitz genehmigten und unterſtützten, alle Mecklenburger durften beitragen. Am 16. Dezember 1815 gaben die Stände Blücher'n Anzeige von ihrem Unternehmen, die darauf erfolgte Antwort, ſagt Goethe, geziemt einem Manne, welcher, im Gefühl, daß die That ſelbſt ſpreche, ein Denkmal derſelben eher ablehnen als begünſtigen möchte; er ſagte in ſeinem Schreiben: „Jedoch kann ich nicht umhin, mir die Bemerkung zu erlauben, daß man das wenige, was ich zu leiſten im Stande war, zu hoch in Anrechnung bringt, und ſo geehrt ich mich auch durch das mir zu errichtende Denkmal in meiner Vaterſtadt Roſtock fühlen muß, doch wohl eigentlich nur der Nachwelt die Entſcheidung über das Geſchehene gebührte.“ Am 26. Auguſt 1819 wurde die Bildſäule in Roſtock zuerſt dem Anblick enthüllt. Sie iſt von Gottfried Schadow in Berlin verfertigt, der ſich, nach dem Wunſche der Stifter, in Weimar mit Goethe'n über die Anordnung des Ganzen berathen hatte. Von Goethe ſind auch die Inſchriften. Auf der Vorderſeite ſteht: „Dem Fürſten Blücher von Wahlſtadt die Seinen.“ Auf der Rückſeite: „In Harren und Krieg, In Sturz und Sieg, Bewußt und groß, So riß er uns Vom Feinde los.“

Ein zweites koloſſales Standbild in Erz, von Rauch in Berlin ausgeführt, iſt aus den Beiträgen der Provinz Schleſien zu Breslau auf dem Salzring, ſeitdem Blücherplatz genannt, aufgerichtet. Eine dritte koloſſale Bildſäule in Erz, gleichfalls von Rauch angefertigt, ließ der König dem Helden in Berlin ſelbſt errichten, gegenüber den marmornen Standbildern der Generale Scharnhorſt und Bülow, auf ehernem, reichverzierten Fußgeſtell; durch Kunſtwerth und Aufſtellung unſtreitig eines der ſchönſten Denkmäler, deren die Hauptſtadt ſich rühmen darf. Daſſelbe wurde am 18. Juni 1826 zuerſt aufgedeckt. Die Vorderſeite führt die Inſchrift: „Friedrich Wilhelm III. dem Feldmarſchall Fürſten Blücher von Wahlſtatt, im Jahre 1826.“ Die Rückſeite zeigt in einem reichen Lorbeerkranze die Jahrzahlen 1813, 1814, 1815. Schiffe, nach Blücher benannt, führen von deutſchen und engliſchen Seehäfen ſeinen Namen im weiten Handelsverkehr über das Weltmeer, belebte Denkmale, zwar ſchnell vergänglich, doch noch lange nach ſeinem Tode ſeinen Ruhm in glücklichen Fahrten freudig auf den Wogen in der Nähe und Ferne vergegenwärtigend.

In Denkmünzen, Büſten, Gemählden, Kupferſtichen und Bildern aller Art iſt ſein Andenken vervielfacht. Zahlloſe Sieges- und Loblieder feiern ſeinen Namen. In dem reizenden Feſtſpiele, „des Epimenides Erwachen“, hat Goethe den Wahlſpruch des Helden durch Strophen voll nachdrücklichen Sinnes wiederkehrend ausgeführt. Trefflich haben

Uhland, Rückert und Stolberg ihn beſungen. In einer Ode des letztern heißt es auffordernd an Deutſchlands Muſe:

„Und ſag' ihm: Vater Blücher, es danket dir,
Vom Bernſteinufer bis zu den Alpen, von
Dem Strom der Oder bis zur Moſel,
Danket dir Deutſchland durch ſeine Töchter!

Denn Blitze Gottes ſprühte dein Blick! dein Ruf
War Donner! Siegeszeichen dein Federbuſch!
Dein Arm war Sturm! dein Schwert den Deutſchen
Leitender, tilgender Strahl dem Feinde!“

Nur Lord Byron empfand nichts von dieſer allgemeinen Begeiſterung. Er ſchämte ſich nicht in ſeinen Tagebüchern ſeine ſtumpfſinnige Mißachtung durch folgende ungerechte Worte auszuſprechen: „Ich erinnre mich, Blücher in den Londoner Geſellſchaften geſehen zu haben, und ſah niemals ein ſolches Alter weniger ehrwürdig; mit der Stimme und dem Benehmen eines Werbekorporals machte er Anſpruch auf die Ehren eines Helden, — gerade als ob ein Stein deßhalb verehrt werden könnte, weil ein Mann über ihn geſtolpert iſt.“

Herrlichſt aber preiſen ſeinen Ruhm die Kriegs- und Heldengeſänge von Stägemann, in welchen dichteriſche und vaterländiſche Begeiſterung, zu Einer Gluth vereinigt, dem Muthe, der Geſinnung und den Thaten jener Zeit ein unvergängliches Denkmal geſetzt. Wir können dieſen Lebensabriß nicht ſchöner ſchließen, als durch die inhaltreiche Ode, welche dieſer edle Sänger dem Abſchied unſeres Helden dargebracht.

Bei dem Leichenbegängniſſe des Feldmarſchalls Fürſten Blücher von Wahlſtadt.

Am 16. Oktober 1820.

In Waffen, Kriegslied, folge dem Heldengreis
Zur letzten Ruheſtatt, unter dem Todtenmarſch
Der Kampfgenoſſen, unter Seraph-
Klängen, im Rauſchen des hohen Palmhains!

Wie damals folg' ihm, Siegespoſaune, wie
In Möckern's Blachfeld, wo er, ein Flammenſtern,
Der Höllen Bahn, der ungeheuern,
Schmetternd berührte, daß ſelbſt den Meiſter

Eiskalter Ohnmacht lähmender Arm ergriff —
Noch trägt ſein Bildniß, unter des Schlachtenruhms
Denkſäulen wanklos aufgerichtet,
Ewig, die Narben, die Tage Leipzigs. —

Welch ſtillen Sabbath, während das ſchwarze Thor
Der Gruft ſich aufſchließt, feierſt du, betend Lied?
Es ſchlingt ſich Licht an Licht; ein Halbgott
Leuchtet der Held, er beginnt die Sternbahn.

Wild ſproßt der Lorbeer, glücklicher Schläfe Kranz,
Auf heitern Zufalls üppigem Boden, dann
Veredelt, dann erſt, wann des Grabmals
Schweſtercypreſſe ſich traurend anſchmiegt.

Was irdiſch war, empfange der Erde Schooß!
Es hat vollendet. Cedern entwurzelt nur
Des Sturmes Arm, nur Meeres Aufruhr
Schleudert den Maſt in der Tiefen Abgrund.

Des todten Feldherrn Sieg', ein unſterblich Gut,
Sei dein Vermächtniß, heiliges Vaterland!
Dir ſtürzt er, dir, die Ceder Libans,
Dir in die Tiefen des Wimpels Hochmuth.

Heil edler Schatten, der in des Frieden Thal
Dem reichen Inhalt goldener Saiten itzt
Verklärter nachdenkt, deren Pſalm dich
Unter den Rettern der Welt bewillkommt,

Des Vaterlandes Tapferſten Den begrüßt,
Der nicht im Fernrohr dunkler Beſorgniſſe
Der Schlachten Ausgang las, des Glückes
Gunſt ſich errang mit dem Glück im Wettkampf;

Der nicht aus Wolken, die nur ein Gott beherrſcht,
Des blindgebornen Schwertes Verderben, der
Aus lichter Stirn, geſchärſt am Feldherrn-
Auge, den treffenden Strahl gezückt hat,

Wie ſeine That, nun ewig! Barbarenſchlacht,
Ein Tropfen Blut, verſiegt in des Bodens Spalt,
Barbarenname taucht, ein einſam
Haiengeripp, in der Jahre Strom auf.

Was Menſchenarm, des Hauches vergänglich Werk,
Gewaltig ausführt, weht von der Erd', ein Staub,
Wie er, und hemmt' er ſeiner Zeit auch
Tödtlich den Athem, wie Blitzesfittig.

Was Menſchengeiſt angezündet, des himmliſchen,
Des Lichtes Kind, geſellt ſich des Sonnenreichs
Milchſtraßen zu, noch unerforſchten
Welten zu leuchten, nur Sehern ſichtbar.

Zukünftig Schickſal ſpäter Geſchlechte! zwar
Du wandelſt fern in Wolken der Mitternacht,
Hindurch doch blitzt dein Helm, wie tauſend-
Fältig Gewand ihn den Augen einhüllt.

Die Adler Friedrichs rauſchen; um Preußens Thron,
Des Heldenvolks Feldlager, verſammeln ſich
Die tapfern Enkel tapfrer Landwehr,
Welcher ein Sieger erlag, ein Cäſar.

Die Trommel rollt, Trompetengeſchmetter klingt
Frohlockend: „Vorwärts, Preußen, wie ſonſt!“ und Ein
Jahrtauſend überliefert Blücher's
Stimme dem andern, der Preußen Siegsmarſch.

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

Fürſt Blücher von Wahlſtadt.

Mündliche Mittheilungen aller Art, zum Theil von den bedeutendſten Augenzeugen, aus dem Kriege wie aus dem Frieden; ſelbſt noch aus Blücher's frühſter Zeit, von einem Jugendfreunde deſſelben, dem im Jahre 1832 verſtorbenen Generalmajor von Rudorff.

Die ſämmtlichen in Blücher's Nachlaß vorgefundenen Papiere, ein anſehnlicher Vorrath, zwar lückenhaft, aber zeitenweiſe höchſt reichhaltig.

Handſchriftliche Mittheilungen des Hrn. Generalintendanten von Ribbentrop. 1826.

Handſchriftliche Bemerkungen des Hrn. Generalchirurgus Boelzke. 1827.

Handſchriftliche Bemerkungen des Hrn. Generals Grafen von Kalckreuth. 1827.

Kampagne-Journal der Jahre 1793 und 1794 angefertigt von G. B. (L.) von Blücher. Schleswig 1796. 8.
Herausgegeben vom Grafen von Ahlefeld-Laurvig.

Weſtphäliſcher hiſtoriſch-geographiſcher National-Kalender auf das Jahr 1806. Von P. F. Weddigen. Klein-Bremen, 1806. 4.
Darin: „Gebhard Lebrecht von Blücher“, vom Kriegsrath Ribbentrop.

Kurze Biographie des Fürſten Blücher von Wahlſtadt. Berlin, 1814. 8.

Zum Grunde gelegt ſind authentiſche Nachrichten aus der Familie des Fürſten, doch keinesweges genügende.

Fürſten Blücher's von Wahlſtadt Heldenthaten, nebſt einer biographiſchen Skizze. Von Joh. Dan. Friedr. Rumpf. Berlin, 1814. 8.

Kompilation aus Blättern und Berichten des Tages.

The life and campaigns of field-marshal prince Blücher of Wahlstatt. Translated in part from the german of general count Gneisenau, with considerable additions, by James Edward Martson, Esq. London, 1815. 8.

Die kleine Schrift: „Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenſtillſtand (Glatz)“ iſt gemeint, die aber, wie bekannt, nicht den auf dem Titel genannten General, ſondern den damaligen Oberſten von Clauſewitz zum Verfaſſer hat.

Der Feldmarſchall Blücher von Wahlſtadt und ſeine Umgebungen. Von Dr. Friedrich Förſter. Leipzig, 1821. 8.

Reichhaltige Materialien, auch wegen vieler glücklichen Einzelnheiten ſchätzenswerth.

Militair-Literatur-Zeitung. Berlin, 1820. 4.

Hft. 6. S. 487 ff. eine Rezenſion des Förſter'ſchen Werkes.

Lobrede auf den Feldmarſchall. Berlin, 1819. 4.

Von Prof. Hegewiſch in Kiel. Viel Gutgeſagtes, Treffendes.

Breslauer Zeitung. 1819.

Darin: Worte an Blücher's Sarge von Hrn. v. Strantz geſprochen, verfaßt von Hrn. Prof. Steffens.

Der Feldzug der Preußen gegen die Franzoſen in den Niederlanden im Jahre 1793. Von Albrecht Burggrafen zu Dohna. Stendal, 1798. 4 Bde. 8.

Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, par le général Jomini. Paris, 1820. sqq. 13. Vols. 8.

Oeſtreichiſche militäriſche Zeitſchrift. Wien, 1811—1813 und 1818—1826. 8.

Viele ſchätzbare Beiträge zur Kriegsgeſchichte. Wegen Mittheilungen über die Feldzüge am Rhein vorzüglich benutzt.

Memoiren zur Geſchichte des preußiſchen Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. Von dem Obriſten von Maſſenbach. Amſterdam, 1809. 3 Bde. 8.

Die Meinungen über den Werth oder Unwerth dieſer Denkſchriften haben ſich allmählig zu einer ſehr bedingten Schätzung ausgeglichen.

Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während den Monaten September und Oktober 1806 unter dem Kommando des Fürſten zu Hohenlohe-Ingelfingen geſtandenen Königlich preußiſchen und Kurfürſtlich ſächſiſchen Truppen. Von R. v. L. Tübingen, 1807. 8. (General Rühle von Lilienſtern.)

Verdient unter den vaterländiſchen Kriegsdenkwürdigkeiten eine der erſten Stellen. In ſchlichtem Vortrage die belehrendſte Darſtellung.

Plan d'opération de l'armée saxo-prussienne en 1806. Par C. de W. Weimar, 1807. 8. (General von Müffling.)

Der hohe, ſowohl kriegswiſſenſchaftliche als geſchichtliche Werth der Werke dieſes Schriftſtellers iſt ſchon in dem Vorworte gebührend anerkannt. Der Verfaſſer ſchrieb das Werk franzöſiſch; daſſelbe iſt aber auch deutſch erſchienen.

Précis des événemens militaires, ou essais historiques sur les campagnes de 1799—1814. Par M. le comte Mathieu-Dumas. Campagne de 1806 et 1807. Paris, 1824. 2 Vols. 8.

Mémoires militaires du baron Seruzier, colonel d'artillerie légère, mis en ordre et rédigés par son ami M. Lemiere de Corvey. Paris, 1823. 8.

Dieſer gute Kriegsmann weiß nichts von Lübeck; er glaubt, Blücher ſei in Preußen auf den Vorpoſten gefangen genommen worden, und meint, da könne er, Seruzier, ja ſo gut wie ein Anderer die Sache gethan haben; ſo erzählt er denn ganz treuherzig, wie klug er den alten Fuchs erwiſcht habe, ihn und ſeine beiden Söhne, wie er deſſen Ungeberdigkeit gebührend beſcheiden gemacht, und endlich nach höherem Befehl die Auswechslung ſeines Gefangenen gegen den General Victor in's Werk geſetzt!

Gallerie preußiſcher Karaktere. Leipzig (Berlin), 1807.

Ein Buch von bedenklicher Abfaſſung, doch nicht ohne Eigenheit und Geiſt, vom Prof. Friedrich Buchholz verfaßt.

Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806, 1807. Leipzig (Berlin), 1808. 8.

Vom Geh. Kabinetsrath Lombard. In weichem Vortrage, bei beſchönigender Abſicht viel Aufrichtigkeit.

Lichtſtrahlen. Beiträge zur Geſchichte der Jahre 1805, 1806 und 1807. Hamburg und Leipzig, 1807. 3 Hſte. 8.

Hauptſächlich darin Aufſätze vom Oberſten von Maſſenbach zur Beleuchtung des Feldzuges von 1806.

Des Oberſten von Maſſenbach drei Sendſchreiben an die Herren Generallieutenants von Blücher und von Rüchel und an den Geh. Kabinetsrath Lombard. Frankfurt und Leipzig, 1808. 8.

Bemerkungen und Aufſchlüſſe über die Ereigniſſe der Jahre 1805 und 1806. Von dem Oberſten Maſſenbach. Frankfurt und Leipzig 1808. 8.

Sendſchreiben an den Obriſten und Generalquartiermeiſterlieutenant Herrn von Maſſenbach. Königsberg und Leipzig, 1809. 8.

Blücher und Rüchel werden hier gegen die ebenbemerkten Schriften angelegentlich vertheidigt.

Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenſtillſtand. (Glatz) 1813. 8. (Vom General von Clauſewitz.)

Dieſe kleine Schrift iſt ein doppeltes Geſchichtsdenkmal, wegen der Thatſachen, die ſie aus zuverläſſigſter Quelle treu berichtet, und wegen der großen, wohlthätigen Wirkung, welche ſie in der Zeit ihres Erſcheinens auf Geſinnung und That ausgeübt.

Die preußiſch-ruſſiſche Campagne im Jahr 1813 von der Eröffnung bis zum Waffenſtillſtande vom 5. Juni 1813. Von C. v. W. Breslau 1813. 8.

Auch dieſe Schrift bewirkte, durch genaue Darſtellung des Geſchehenen, die heilſamſten Eindrücke für die Sache der Verbündeten.

Histoire de la guerre soutenue par les Français en Allemagne en 1813. Par le général Guillaume de Vaudoncourt. Paris, 1819. 4.

Kriegskundig genug, aber für die franzöſiſche Seite durchaus partheiiſch.

Napoleons Feldzug in Sachſen im Jahr 1813. Von Otto Freiherrn von Odeleben. Dresden, 1816. 8.

Sehr anziehend und allen Zeichen nach glaubwürdig.

Darſtellung der Ereigniſſe in Dresden im Jahr 1813. Von einem Augenzeugen. Dresden, 1816. 8.

Tableau de la campagne d'automne de 1813 en Allemagne. Par un officier russe. Paris, 1817. 8.

Vom Oberſten Butturlin.

A. Michailoffsky-Danileſsky's Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom Jahre 1813. Aus dem Ruſſiſchen von Karl Goldhammer. Dorpat, 1837. 8.

Manuscrit de mil huit cent treize. Par le baron Fain. Paris, 1824. 2 Vols. 8.

Schätzenswerth in vieler Hinſicht. Der Verfaſſer ſtrebt nach Richtigkeit. Die Truppenſtärke jedoch iſt durchgängig falſch angegeben, die der Franzoſen zu niedrig, die der Verbündeten zu hoch.

Napoleon im Jahre 1813, politiſch-militairiſch geſchildert von Karl Bade. Altona, 1839 ff. 4 Thle. 8.

Beiträge zur Geſchichte des Jahres 1813. Von einem höheren Offizier der preußiſchen Armee. Potsdam 1843. 2 Bde. 8.

Vom Hrn. General von Prittwitz.

Zur Geſchichte des Feldzuges von 1813. Vom Generallieutenant von Hofmann. Berlin, 1843. 8.

Memoir of the operations of the allied armies, under prince Schwarzenberg and marshal Blücher, during the latter end of 1813 and the year 1814. By major-general the Right Honorable lord Burghers. Second Edition. London, 1822. 8.

Nebſt handſchriftlichen Zuſätzen des verehrten Herrn Verfaſſers, jetzigen Grafen von Weſtmorland.

Manuscrit de mil huit cent quatorze. Par le baron Fain. Paris, 1823. 8.

Campagne de Paris en 1814. Par Giraud. Paris, 1814. 8.

Histoire des campagnes de 1814 et 1815. Par M. Alphonse de Beauchamp. Paris, 1816. 1817. 4 Vols. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814 accompagnés de plans, d'ordres de bataille et de situations; par F. Koch. Paris, 1819. 8 Vols. 8.

Beiträge zur Kriegsgeſchichte der Feldzüge 1813 und 1814. Von einem Offizier der alliirten Armee. Berlin, 1815. 8.

Treffliche Materialien, wie ſie häufiger nöthig wären, um eine zuverläſſige Geſammtgeſchichte des Krieges zu begründen.

Histoire de la chûte de l'empire de Napoléon. Par Eugène Labaume. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Geſchichte des Feldzuges von 1814 in dem öſtlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Berlin, 1843 f. 3 Bde. 8.

Von Hrn. Major von Damitz nach den Vorleſungen des Generals von Grolman.

Geſchichte des Feldzuges von 1815 in den Niederlanden und Frankreich. Berlin, 1837. 8.

Deßgleichen nach Grolman'ſchen Vorträgen von Hrn. Major von Damitz.

Geſchichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814. Mit beſonderer Rückſicht auf Oſtpreußen und das Königsberg'ſche Landwehrbataillon. Von Karl Friccius. Altenburg, 1843. Erſter Theil. 8.

Ein tapfres Buch, eingegeben von rückſichtsloſer Wahrheitsliebe, die doch bisweilen eine befangene iſt; ſchreiend ungerecht gegen den Fürſten von Hardenberg!

Zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der ſchleſiſchen Armee unter dem Feldmarſchall Blücher, von der Beendigung des Waffenſtillſtandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. Berlin und Poſen, 1824. 2 Thle. 8.

Dieſes und das nächſtfolgende Buch deſſelben Verfaſſers bedürfen, nach dem ſchon früher Bemerkten, keiner näheren Bezeichnung hier.

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. Berlin und Poſen, 1825. 8.

General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814. Von einem preußiſchen Offizier. Leipzig, 1845. 8.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena, 1841. 44. 3 Thle. 8.
Ein reicher Schatz der wichtigſten Mittheilungen.

Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeſchrieben von Henrich Steffens. Breslau 1841. 8 Thle. 8. Bd. 5—8.

Preußiſcher Korrespondent. Berlin, 1813. 1814. 4.
Vom Geh. Staatsrath Niebuhr herausgegeben.

Histoire de la campagne de 1815. Par C. de W. Stuttgart et Tubingue, 1817. 8.
Das Werk erſchien zugleich franzöſiſch und deutſch; und iſt in beiden Sprachen als urſchriftlich anzuſehen.

The battle of Waterloo, also of Ligny and Quatre-Bras etc. By a near observer. London, 1817. 2 Vols. 8.

Relation circonstanciée de la dernière campagne de Buonaparte, terminée par la bataille de Mont-Saint-Jean. Par un témoin oculaire. Paris, 1816. 8.

Précis historique des batailles de Fleurus et de Waterloo, par le maréchal-de-camp Berton. Paris, 1818. 8.

Campagne de dix-huit cent quinze. Par le général Gourgand. Paris, 1818. 8.

Réfutation, en ce qui concerne le maréchal Ney, de l'ouvrage ayant pour titre: Campagne de 1815, etc. Par M. Gamot. Paris 1818. 8.

Observations sur la relation de la campagne de 1815, publiée par le général Gourgand. Par le comte de Grouchy. Paris, 1819. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815. Paris, 1820. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815. Par M. Fleury de Chaboulon. Londres, 1820. 2 Vols. 8.

Hinterlaſſene Werke des Generals Karl von Clauſewitz. Berlin, 1832 ff. 10 Bde. 8.

Theorie des großen Krieges. Von Wilhelm von Williſen. Berlin, 1840. 8.

Wiſſenſchaftliche Darſtellung, für kriegsgeſchichtliches Urtheil ſichre Quelle und Leitung.

Plane der Schlachten und Treffen, welche von der preußiſchen Armee in den Feldzügen der Jahre 1813—1815 geliefert worden. Unter Allerhöchſter Genehmigung entworfen und mit den nöthigen hiſtoriſchen Erläuterungen verſehen. Berlin, 1821—1825. 4 Hfte. 4.

Von dem Major im Königlichen Generalſtabe A. Wagner. Die ſorgfältigſte Genauigkeit zeichnet dieſe lichtvollen Darſtellungen aus, ſowohl die Pläne, als den Text.

Erinnerungsbuch für Alle, welche in den Jahren 1813, 1814 und 1815 Theil genommen haben an dem heiligen Kampf um Selbſtſtändigkeit und Freiheit (Halle und Berlin) 1817. 4.

Die Begebenheiten ſind Tag für Tag zuſammengeſtellt, fleißig, und für den Ueberblick ſehr brauchbar. Vom Geh. Hofrath Jochmus verfaßt.

Der Krieg in Deutſchland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. Von C. v. Plotho. Berlin, 1817. 3 Thle. 8.

Hiſtoriſch-genealogiſcher Kalender für 1817. Berlin. 16.

Ueberſicht der Kriegsjahre 1813, 1814, 1815. Vom Herrn General Ernſt von Pfuel.

Der Krieg der Verbündeten Europa's gegen Frankreich im Jahr 1815. Von C. v. Plotho. Berlin, 1818. 8.

Fleißige Zuſammentragung, wie bekannt.

Geſchichte des preußiſchen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariſer Abkunft. Frankfurt am Main, 1819. 1820. 3 Bde. 8.

Vom Prof. Manſo, der in Breslau verſtorben. Eigentlich nicht benutzt, nur wegen des darin aufgehäuften Materials verglichen. Mehr Fleiß als Geiſt, mit geziertem Schönthun; trotz aller künſtlichen Aufſpannung iſt das Buch doch nur matt geblieben.

Rheiniſcher Merkur. Koblenz, 1814. 1815. Fol.

Bekanntlich vom Prof. Görres herausgegeben. Mancher Aufſatz mußte hier in Betracht kommen.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reiterei. Berlin und Poſen, 1823. 2 Thle. 8.

Ein Werk von kenntnißreicher Einſicht und geiſtreichſter Abfaſſung.

Geſchichte des Königlich Preußiſchen fünften Huſarenregiments, mit beſonderer Rückſicht auf Gebhard Lebrecht von Blücher, den ehemaligen Chef dieſes Regiments. Von Kurd Wolfgang von Schöning. Berlin, 1843. 8.

Mit großer Sorgfalt ſind hier die reichſten Materialien zuſammengebracht, aus denen vieles benutzt worden.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Karl zu Schwarzenberg. Von A. Prokeſch. Wien, 1823. 8.

Bedeutend durch glückliche Behandlung und beredten Ausdruck.

Mémorial de Sainte-Hélène. Par le comte de Lascases. Londres, 1823. 8 Vols. 8.

The life of Napoleon Bonaparte, emperor of the French. By Sir Walter Scott. London, 1827. 9 Vols. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, dictés au général Gourgand. Londres, 1823. 3 Vols. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, dictés au comte de Montholon. Londres, 1823. 3 Vols. 8.

The life of William Wilberforce. London, 1838. 5 Vols. 8.

Haude- und Spener'ſche Zeitung. Berlin, 1813—1819. 4.

Ungemein reichhaltig an ſchätzbaren Mittheilungen aus dem genannten Zeitraum.

Allgemeine Zeitung. Augsburg, 1806—1819. 4.

Der Werth dieſes Tageblattes bedarf keiner neuen Anerkennung. Doch für den beſtimmten Gegenſtand und Zweck ließen die Berliner Zeitungen hier den Vorrang ſelten andern.

Hamburgiſcher unpartheiiſcher Korrespondent. Hamburg, 1813—1819. 4.

Die vorige Anerkennung gilt bezugsweiſe auch von dieſem Blatte.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1819 ff. 4.

Reichhaltig an authentiſchen Materialien.

Le spectateur militaire. Paris, 1827. 8. Tome 3.

Zeitgenoſſen. Biographieen und Karakteriſtiken, Leipzig. 1816 ff. 8.

In den Zuſätzen zu Bd. 4. Der Briefwechſel zwiſchen Rudolph Ackermann in London und Blücher über die Londoner Unterzeichnung für die bei Belleallianee verwundeten Krieger. Von Blücher zwei Briefe.

Ueber das Denkmal des Fürſten Blücher von Wahlſtadt, als es am 26. Auguſt 1819 zu Roſtock feierlich aufgeſtellt wurde. Berlin, 1819. 8.

Vom Direktor Gottfried Schadow.

Ueber Kunſt und Alterthum. Von Goethe. Stuttgart, 1818 ff. 8.

Nachrichten von dem Denkmal in Roſtock; von Denkmünzen; ferner von dem Kupferblatte der Gebrüder Henſchel, vorſtellend den Beſuch des Königs an Blücher's Krankenbette.

Denkmünzen zur Geſchichte Seiner Majeſtät des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Berlin, 1834. 4.

Von Hrn. Hofrath Dr. Bolzenthal. Tafel 10, Nr. 79, Tafel 12, Nr. 78, Tafel 25, Nr. 69.

Magazin für die Litteratur des Auslandes. Von J. Lehmann. Berlin, 1830 ff. Fol.

In dieſer reichhaltigen, mit Geſchmack und kenntnißreicher Umſicht geleiteten Zeitſchrift finden ſich mehrere für Blücher's Biographie wichtige Aufſätze. Beſonders erheblich iſt in Nr. 90 des Jahrganges 1839 eine **Berichtigung des United Servica Journal durch Herrn Oberpoſtdirektor Nernſt in Tilſit.**

Ahndungen und Lichtblicke über Natur und Menſchenleben. Von Dr. Ludwig von Voß. Berlin, 1826. 8.

Facſimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen. Von Dr. Wilhelm Dorow. Berlin, 1836. 4 Hfte. 4.

Der Geſellſchafter, oder Blätter für Geiſt und Herz. Von Gubitz. Berlin, 1827. 4. Februar, Nr. 29. 30.

Achim von Arnim über Varnhagen's Blücher.

Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik. Berlin, 1827. 4. November, Nr. 206—211.

Des Herrn Generals Rühle von Lilienſtern Kritik der erſten Ausgabe von Varnhagen's Blücher.

History of the war in France and Belgium, in 1815. By Capt. W. Siborne. With Plans London, 1844. 2 Vols. 8.

Ein ſorgfältiges Werk, mit vortrefflichen Plänen, in den thatſächlichen Angaben unpartheiiſch, doch im Einzelnen noch zu berichtigen.

Auch eine Anſicht von der Völkerſchlacht bei Leipzig, nebſt Grundſtrichen zur Beurtheilung des ganzen Feldzuges. Leipzig, im November 1813. 8.

Ueber Dijon nach Paris. Dresden, im Januar 1814. 8.

Beide kleinen Schriften ſind vom Geheimen Hofrath Karl Müller, einem der thätigſten Vaterlandsfreunde jener Zeit, mit ſeltnem Geiſt und ſcharfem Blicke begabt.

Erinnerungen aus dem äußern Leben. Von Ernſt Moritz Arndt.

Erinnerungen eines alten preußiſchen Offiziers aus den Feldzügen 1792, 1793 und 1794. Glogau, 1833.

Vom Generallieutenant von Valentini.

Lockhart's Leben Scott's. Band II. 185.

Blücher in Ermenonville.

Druck [illegible] haus in Leipzig.

Bayeriſche

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zehnter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Vierter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Biographiſche

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Vierter Theil.

Paul Flemming. Freiherr von Caniß. Johann von Beſſer.
Königin Sophie Charlotte von Preußen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite
Paul Flemming 1
Freiherr Friedrich von Canitz 117
Johann von Beſſer 169
Königin Sophie Charlotte von Preußen 239

Widmung.

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel 390

Paul Flemming.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Friſche Kraft in glücklicher Natur und entſchiedenem Talent haben wenig deutſche Dichter ſchöner aufzuweiſen, reizenden Stoff der Perſönlichkeit und Umgebung bieten wenige reicher dar, als Paul Flemming, deſſen Leben und Dichten uns hier zu betrachten vorliegt. Er wurde geboren im Jahr 1609 am 5. Oktober zu Hartenſtein, einer kleinen Stadt an der Mulde im Voigtlande. Sein Vater war daſelbſt lutheriſcher Prediger, angeſehen durch geiſtliches Amt und bürgerlichen Ehrenſtand, von namhafter Wohlhabenheit. Seine Mutter ſcheint früh geſtorben; doch die liebevolle Sorgfalt einer Stiefmutter machte dieſen Verluſt ihn weniger empfinden. In ſeinen Gedichten erwähnt er, neben dem alten Vater und der frommen Mutter, auch lieber Schweſtern, aber keines Bruders, und erſcheint demnach als einziger Sohn des Hauſes. Mehr iſt uns von ſeiner Familie nicht bekannt. Der Vater vertauſchte, noch während des Sohnes Kindheit, den Aufenthalt von Hartenſtein mit dem von Wechſelburg, einem gleichfalls an der Mulde gelegenen Ort, wo er ſein Predigtamt in neuer, wahrſcheinlich beſſerer Stelle fortſetzte. Beiden Orten blieb das heimathliche Gefühl erſter Jugend in des Dichters Herzen zugewandt; mit einem Jubelliede begrüßte er ſpäterhin das Wiederſehen von Wechſelburg, wo ihm in ländlichem Glück ein freudiger Aufenthalt beſchieden dünkte, und in weiten Fernen Aſiens rief er die Vorſtellung ſeines Hartenſteins, wo „der edle Muldenfluß in bergigten Gebüſchen ſo ſanfte geht, und wo der Knabe ſo oft luſtig in der Fluth geſchwommen", ſehnſüchtig vor ſeine Seele. Wir dürfen annehmen, daß ſeiner Jugend kein Vortheil guten Beiſpiels und angemeſſenen Unterrichts gefehlt habe, ſein

Gang der Entwickelung war im voraus geebnet, Umgebung und Hülfsmittel mit Sinn und Neigung in förderlicher Uebereinſtimmung. Wir ſehen oft, und in Deutſchland vorzugsweiſe häufig, daß höhere Gaben und Kräfte in verkümmerter Lage und verkehrter Richtung, unter unſäglichen Drangſalen und Mühen, aus tiefſter Armuth und Niedrigkeit ſiegreich emporringen, und ein durchkämpftes Leben doch zuletzt mit herrlichem Gewinne krönen, ein Anblick, der das Herz rührt und ſtärkt mit innigſter Erhebung und Zuverſicht; allein es giebt andre Lebensgebilde, in welchen Beruf und Verdienſt, mit urſprünglichem Glück im Bunde, unſerm Blicke noch weit größere Befriedigung gewähren. Unermeßlich ſind die Vorzüge einer im Schutz äußeren Wohlſtandes, im Bewußtſein geſicherter Zukunft begonnenen Laufbahn, die, mit rechtzeitiger Darbietung aller Hülfsmittel, unter lauter Förderniſſen, gradezu auf ihr Ziel führt, und durch keine Verſagungen und Hemmungen nöthigt, dem äußeren Fortkommen auf traurigen Umwegen und in ſchwankendem Wechſel, wenn auch nur für einige Zeit, das innere Streben aufzuopfern; ein Unterſchied, der, trotz aller ſpäter etwa ſcheinbar ſich herſtellenden Gleichheit, zwei weſentlich verſchiedene Klaſſen von Menſchenleben bedingt. In dieſem Sinne haben wir Flemming glücklich zu preiſen, daß ſeine Jugend auf ſolche Weiſe begünſtigt war, wodurch ſein Daſein in eigenſter Schönheit und Friſche ſich unverkümmert entfalten durfte.

Nachdem ſeine guten Anlagen in häuslicher Pflege weit genug gediehen, bezog er die Fürſtenſchule zu Meißen, in ſchöner Gegend eine geſegnete Anſtalt gelehrten Unterrichts. Auch dieſem Aufenthalte, den ernſteren Spielen und Beſchäftigungen dieſer reiferen Jugend, hatte Flemming nur dankbare Empfindung, nur liebevolles Gedenken zu widmen, ungetrübt von Mißbetrachtung und Bedauern. Hier nährte ſich ſein reger Geiſt beſonders mit dem Studium der Alten; den Dichtern und Weltweiſen der Griechen und Römer wurde er innig vertraut; in der Ausübung der lateiniſchen Dichtkunſt erlangte er gründliche Fertigkeit. Aber auch in deutſcher Dichtung, für welche ſein lebhafter Sinn ſchon in frühſter Kindheit erweckt war, muß er auf der Schule ſich glücklich hervorgethan haben, und der erſte Kranz, der ihm ſpäter, wie er ſich ausdrückt, an der Mulde, etwa bei einem Beſuchsaufenthalt in Wechſelburg, zuerkannt worden, mag ihm ſchon hier durch anerkennende Lehrer und bewundernde Mitſchüler vorbereitet geweſen ſein. Begeiſterndes Muſter und Vorbild war dem dichteriſchen Jüngling der damals im vaterländiſchen Geſange mächtig ſtrahlende Martin Opitz von Boberfeld, auch in den Folgezeiten noch als Wiederherſteller der deutſchen Dichtkunſt mit Recht anerkannt. Opitz, im Jahre 1597 geboren, und alſo zwölf Jahre älter als Flemming, ſtand in der Blüthe des Wirkens, und ärntete aus dem weiten Kreiſe des Vaterlandes den Preis der Bewunderung, welchen, nach einer Zeit ſchlechter Verwilderung in Kunſt und Sprache, ſeine in beiden ungewohnte Kraft und Fülle wohl verdienten. Ihm nachzueifern war der höchſte Reiz, ihn zu übertreffen durfte niemand hoffen. Flemming ſagt in einem Gedicht, er möchte anſtimmen:

„Ein Lied, das jeder ehrt, und kaum der dritte kann,
Das mich mein Opitz lehrt, der Preis der erſten Sänger,
Die redlich Deutſch verſtehn." —

Dieſe Verehrung für den Meiſter und Lehrer verkündet ſich noch in vielen andern Gedichten, und bleibt auch dieſelbe, nachdem Flemming in aufrichtigem Bewußtſein ſich längſt an jenes Seite geſtellt fühlen mußte. Daß er Opitz ſeinen Lehrer nennt, bezieht ſich nur auf deſſen Schriften; es findet ſich keine Spur, daß Beide einander perſönlich gekannt haben.

Nach beendigten Schuljahren ging Flemming um das Jahr 1628 auf die Univerſität nach Leipzig. Sein lebhafter Geiſt, ſein regſam nach den Mannigfaltigkeiten der Welt begehrender Sinn, abgeneigt dem in ſtrenge Formen eingezwängten Studium der Theologie, wandte ſich zu dem der Arzneikunde welche mit allen Wiſſenſchaften und mit Welt und Leben ſtets in freieſter Verbindung erſchien. An ſeinem Eifer und Fleiß in dem erwählten Fach iſt nicht zu zweifeln, er gedenkt deſſelben ſtets in guten Ehren, und blieb der Meditrinen, ſeinem zweiten Heiligthum, wie er ſich ausdrückt, bis an ſein Lebensende getreu. Aber ihn freute, den Gott der Heilkunſt auch als den Gott der Lieder zu verehren, und der doppelten Eigenſchaft Phöbus Apollons in doppeltem Dienſte zu huldigen. Unter fortwährendem Studium der Alten, bei ernſterem Eindringen in die Wiſſenſchaften, und in aller reichen Lebensfülle akademiſcher Jahre entfalteten ſich ſchnell die Schwingen ſeiner Dichtung, und erhoben durch ungewöhnliches Gelingen den Namen des ſtudirenden Jünglings frühe ſchon zur ehrenden Berühmtheit. Hier an der Parthe, bemerkt er, habe er den zweiten Kranz empfangen, während auch ein dritter Lorbeerkranz für ſein Haupt ſchon halbgeflochten war. Was es mit dieſen Kränzen für nähere Bewandtniß habe, iſt unbekannt; doch findet ſich aus dieſer Zeit die Andeutung, daß der Fürſt, nämlich der Kurfürſt von Sachſen, für Flemming's Gedichte günſtigen Antheil bezeigt. Unſer Dichter wurde in Leipzig Magiſter der freien Künſte, auch erhielt er noch daſelbſt die Würde eines Kaiſerlichen gekrönten Poeten, welche die Kaiſerlichen Pfalzgrafen zu verleihen ermächtigt waren, vielleicht iſt auf dieſe Auszeichnungen hier angeſpielt. Flemming's Geſänge indeß, noch zwiſchen lateiniſcher und deutſcher Sprache nach Umſtänden und Laune wechſelnd, waren zuerſt, wie auch in der Folge, hauptſächlich Gelegenheitsgedichte, die Vorgänge des kleinen und großen Lebens nach Gebühr verherrlichend. Von eignen Empfindungen des Dichters tritt zuerſt die Freundſchaft hervor; aber auch die Liebe ſtellt ſich ohne Säumen ein. Die angenehmen Verhältniſſe der Univerſitätsfreunde zeigen ſich im reichſten Glanze; doch nicht ohne Schmerz iſt dieſer jugendliche Verkehr, denn auch früher Tod betritt den ſchönen Kreis, und ein geliebter Freund, welcher Daphnis genannt wird, bleibt für die Nachlebenden ein Gegenſtand langer Trauer. Aber die Jugend überträgt jeden Verluſt, für den das fortſchreitende Leben noch ſtets Erſatz hat. Der Kreis der Freunde erweitert ſich, ihre Herzen glühen lebhafter. Nicht Flemming allein dichtet, ihm antwortet manches dichteriſche Gemüth. Ein Schleſier, Gottfried Wilhelm Herſelb, beſingt in wackern Zeilen den Namenstag Flemming's, „ſeines werthen Freundes und liebſten Stubengeſellen," die Namen Martin Chriſtenius, Georg Gloger, deſſen Disputation und bald auch frühen Tod er beſingt, Tycho von Jeſſen aus

Flensburg, Otto Heinrich von Koſeritz aus Meißen, ſind in Flemming's Gedichteſammlung durch ihre eignen wie durch ſeine Lieder aufbewahrt. Er ſelbſt erſcheint in dieſem Umgang überaus liebenswürdig, von reichſtem Gemüth, beſeeltester Einbildungskraft, überſchwänglichſter Empfindung; die Friſche und Wärme, mit welchen er das freudige Freundesleben ausdrückt, ſtrömt heutiges Tages dem Leſer ſeiner Lieder noch unmerklich ein. Ein Frühlingsgedicht, das in 61 Strophen eines ſeiner beſten Freunde Geburtstag beſingt, mag durch folgende Stellen davon Zeugniß geben. Der Dichter iſt vor Tag aufgeſtanden, ſtatt aber, gleich dem Freunde, ſich dem gewohnten Fleiße hinzugeben, hebt er an:

„Sind wir itzt nicht in dem Maien,
In der beſten Jahreszeit,
Da man alles ſich ſieht freuen,
Was ſich reget weit und breit,
Da die ſtolze Welt ſich putzt,
Und in jungem Schmucke ſtutzt?“

Dann kommt die Aufforderung, der ſüßen Lieblichkeit ſich zu bequemen, die Bücher zu laſſen, des gelehrten Strebens geringen Ertrag, des zweifelhaften Nachruhms eitle Lockung einzuſehen. Aber indem er mahnt, vor allem zu leben, während man im Leben ſei, warnt er ſogleich, deßhalb nun nicht jeder Freude zu folgen, da auch Rohheit und ſelbſt Schande ſich unter dieſem Schein darbieten; er bekennt frei:

„Was für Freuden mir behagen,
Sind von ſchnöden Lüſten weit.
Worzu mich die Sinnen tragen,
Iſt vergönnte Fröhlichkeit,
Was iſt ehrbar, was gerühmt,
Was bedachte Weiſen ziemt,

Was die müde Seele ſpeiſet,
Und den laſſen Leib ergetzt,
Was zum höchſten Gut uns weiſet,
Und in ſanften Wohlſtand ſetzt,
Ich, du, der, und alle wir
Sind von deſſentwegen hier.“

Zu ſolchen edlen Freuden führt er ſeinen Freund zunächſt in das Roſenthal, den lieblichen Luſtort bei Leipzig, und giebt in raſchen, kräftigen Strophen die theils zarten, theils derben Naturbilder, die ſich dort dem Blick eröffnen; von dem Thau, von der Morgenröthe, von der Nachtigall:

„Und itzt iſt vor zweien Stunden,
Als es noch war tiefe Nacht,
Eh' es jemand hat empfunden,
Schon die Nachtigall erwacht,
Welche denn verführet ſchon
Manchen lieben ſüßen Ton.

Nun begrüßen auch die andern,
Die kein Neſt mehr halten mag,
Und durch freie Lüfte wandern,
Durch ihr Lied den jungen Tag;
Keines will vom andern ein
In der Kunſt getrieben ſein.“

Hierauf ſingt er von der Buhlſchaft in der jungen Blätter Schatten, an den ſanften Ufern, von den ausverſchämten Fröſchen, von dem Treiben des Fiſchers, Feldmanns und Gärtners, von den Rindern, Ziegen und Lämmern auf der Weide. Dann aber lenkt er ein:

„Haſt du der Luſt ſatt gepflogen,
Wohl, ſo lege dich mit mir
Unter den gewölbten Bogen
Dieſer hohen Linden hier,
Da denn ſolche ſanfte Raſt
Uns benimmt der Glieder Laſt.

Was die Vögel tiriliren,
Das hallt wieder durch die Kluft.
Was wir hier für Reden führen,
Das verſchweigt die ſtille Luft.
Und da werd' ich melden viel,
Das ich itzt nur denken will.“

Der verlorene Freund ſchwebt vor ſeiner Seele:

„Daphnis werd' ich erſtlich klagen,
Daphnis, meinen andern mich,
Und was er mir macht für Plagen,
Seit er mir entriſſen ſich.

Seit er ſich von mir gewandt,
Bin ich ſelbſt mir unbekannt.“

Er fährt in Beſchreibung ſeines Leides fort, und ſagt dann zu dem gegenwärtigen Freunde:

„Dieſes alles wirſt du hören,
Und mich anſehn unverwandt,
Drauf dich ſehnlich zu mir kehren,
Dar mir bieten deine Hand,
Und mit feuriger Begier
Dieſe Worte ſagen mir.“

Nun läßt er den Freund ſelber reden, deſſen Wort ſogleich zündet, und die feurige Antwort empfängt:

„„Haſt du etwas vor verloren,
Suche ſelbigs nur in mir!““ —
Ich, als wär' ich neugeboren,
Werde wenden mich zu dir,
Sprechend: Lieber, geh' es ein,
Du, du ſollſt mein Daphnis ſein!

Linde du, und ihr, ihr Wieſen,
Ihr, ihr ſollet Zeugen ſein,
Daß ich dieſen Meinen, dieſen,
Gleich als meinen Daphnis mein'!
Ich bin deine. Meine du.
Ganze Gegend, höre zu!

Den zu höherem Bunde Geweihten führt er ſodann neuen Luſtörtern zu, nach Gohlis, Schönfeld, Pfaffendorf, wo im Wechſel der Vergnügungen und Spiele, die namentlich aufgezählt und zum Theil in derben Zügen bezeichnet werden, auch andre Freunde noch hinzukommen, und das Feſt in Luſt und Freude, bei mäßigem Trunk und Abendmahl, bis zum folgenden Morgen fortgeſetzt wird. Einige Zeilen des Gedichts deuten auf bevorſtehende Entfernung aus dem Vaterlande, auf die Abſicht in die Fremde zu reiſen, daher daſſelbe ſchon der letzten Zeit des akademiſchen Aufenthalts angehören mag.

Dem Reize weiblicher Schönheit und Huld ſcheint ſein Herz zuerſt durch ein Mädchen erſchloſſen, die er unter dem Namen Rubelle beſingt:

„Rubelle, die ich pflag mehr als mich ſelbſt zu lieben,
Rubelle, von Geſtalt und Sitten hochbenamt;“

ſie ſtarb an der Peſt, ließ aber in dem Dichter ein theures Andenken zurück, das in ſeiner Seele lebendig fortwirkte, ohne jedoch den immer friſchen Quell neuer Neigungen in ihm feſtzuhalten. Er berühmt ſich ſogleich:

„Die weiße Balthie, um die zu einem Schwane
Zeus itzt auch würde noch, fing mich mit ihrer Zier.“

Ein ſchönes Sonett iſt demſelben Namen zugeeignet. Darauf wurde ihm eine Roxolane hold, welcher das Beiwort „die lange“ den ſchönen ſchlanken Wuchs bezeichnen muß. Aber auch eine Albia, deren Bild ihm auf der weiten Reiſe ſpäter die Vorſtellung der Heimkehr verſüßt, kommt noch aus dieſer Zeit vor, und wer weiß, wie manche noch der vielen erdichteten Namen, welchen er die, — zweifelsohne minder zahlreichen, — Gegenſtände ſeiner Liebesneigung unterlegt, die oft ſelber mehr in Dichtung als in Wirklichkeit beſtehen mochte, wenigſtens durch ihre Beziehungen hieher gehören! Seine Liebe, wie ſehr auch ſinnliches Feuer in ihrem Ausdruck walten mag, iſt vor allem dichteriſch, und ihre Gluth, ſo vielen Geſtalten zugewendet, vielleicht im Weſen nicht unterſchieden von derjenigen, welche Petrarca, nicht minder feurig, ſtets an denſelben Namen der Einen Laura knüpft. Der größte Sonettendichter Italiens mag hier auch in andrer Hinſicht zur Vergleichung genannt ſein. Die Sonette Flemming's haben, was Lieblichkeit, Anmuth, Maß, Zartheit und Fülle betrifft, keinen anderen nachzuſtehen, wenngleich in damaliger Sprache und Versart uns Späteren manche Härte fühlbar wird. Wer dürfte folgendem Sonett die größte Schönheit abſprechen?

„Du ſagſt mir dies und das, von dir, von mir, und dem,
Was einſt der Zweck ſoll ſein nach dieſen langen Plagen.
Jetzt haſt du dieſes da, dort jenes hören ſagen,
Und frag' ich denn darnach, ſo weißt du nicht von wem.

O Schöne, wär' ich dir von Herzen angenehm,
Ich weiß, du würdeſt nicht nach fremden Mähren fragen,

Die, wie ſie mich bei dir, ſo dich bei mir verklagen;
Ich aber halte mich auf allen Fall bequem.

Stell deinen Zweifel ab, und laß die Leute lügen;
Es wird zu ſeiner Zeit ſich alles müſſen fügen.
Laß deinen ſtarken Troſt mein feſtes Herze ſein,

Wie meinem deines iſt. Und wenn ich bin geſchieden,
So laß dies Einige dich ſprechen ſtets zufrieden:
Mein Herze ſteht bei Ja, wenn alles ſchwört auf Nein.“

Oder dieſem andern:

„Willkommen, ſüßer Gaſt, du Balſam meiner Wunden!
Wo kömmſt du itzund her? Mein Schatz, umfange mich!
Was hältſt du mich doch auf? Warum verſteckſt du dich?
Wo biſt du? komm doch her, ei komm doch her von Stunden!

Ach, wie zu rechter Zeit haſt du dich hergefunden!
Wie? iſt ſie wieder weg? Was täuſcht ſie mich und ſich?
Dort iſt ſie. Aber was? Wie iſt mir? Schlummer' ich?
Sie war es aber doch. Wie? Iſt ſie denn verſchwunden?

Ach melde doch ein Wort! Hier bin ich. Wo biſt du?
St! nein! Ich höre nichts. Wie geht es denn hier zu?
Sie ſtunde ja vor mir. Ich bin ja nicht verrückt.

Ach nein, itzt find' ich mich! Sie war es leibhaft nicht.
Es war ihr Wiederſchein in meiner Augen Licht,
In welche ſich ihr Bild, das ſchöne, hat gedrückt.“

Und von dieſer Art ſind viele, in mannigfachem Wechſel von Inhalt und Wendung. Auch in lateiniſchen Gedichten feierte Flemming die Geliebte; eine kleine Sammlung erſchien unter dem Titel: „Rubella, seu suaviorum liber“, im Jahre 1631 zu Leipzig im Druck; ſie iſt aber für unſre Betrachtung nicht erheblich.

Während Flemming die glücklichen Univerſitätsjahre in Studien, Dichtkunſt und Jugendgenuß friedlich hinbrachte, war in dem deutſchen Vaterlande ſchon längſt ein verderbliches Kriegesfeuer ringsher entzündet, deſſen Flammen furchtbar hin und her wogten, und bald kein deutſches Land verſchont ließen. Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges wütheten ſeit dem Jahre 1618 in wechſelnden Niederlagen und Vortheilen der beiden ſtreitenden Religionspartheien, und auch Sachſen wurde von den Kriegsheeren des Kaiſers und ſeiner Gegner mehrmals heimgeſucht. Das Ungewitter der Zeitläufte zog öfters gegen Leipzig heran, und erſchütterte den Ruheſtand des gewerbefleißigen, wohlhabenden Bürgerthums, des friedlichen, blühenden Muſenſitzes. Flemming, aufgeweckt durch ſo nahe Kriegsereigniſſe, wandte den Sinn lebhaft auf die Angelegenheiten des Vaterlandes. Er fühlte früh den Jammer, welchen Zwietracht und Haß in zerſtörender Wuth über die deutſchen Völker brachten. Der proteſtantiſchen Kirche in frommer Geſinnung ergeben, und als Landsmann zunächſt den Sachſen angeſchloſſen, fand er ſich in beider Beziehung von ſelbſt auf die Seite derjenigen Parthei geſtellt, welche gegen die Alleinmacht des Kaiſers und der katholiſchen Kirche im deutſchen Reiche für die Glaubensfreiheit die Waffen führte. Sein glühender Eifer wurde auch bei dieſem Anlaß zu Geſängen. In das Stammbuch ſeines Freundes Chriſtenius ſchrieb er neben ein Abbild der Stadt Stralſund heftige Zeilen gegen den Kaiſerlichen Feldherrn Albrecht von Wallenſtein, deſſen grimmige Wuth in wiederholten Stürmen an jener Feſtung geſcheitert war. In vielen Stellen ſeiner Lieder ſpricht der Schmerz über die wilde Zerrüttung ſich rührend aus, in andern ſucht er, wie ſich ſelbſt, ſo die Freunde, zu ausharrender Kraft, zu tröſtlicher Hoffnung aufzurichten. Inzwiſchen landete Guſtav Adolf, König von Schweden, im Juni 1630 mit einer auserleſenen Heerſchaar an der deutſchen Küſte, und erſchien den faſt überall ſchon unterliegenden Proteſtanten als erſehnter Retter. Die Kaiſerlichen Generale wichen vor ihm zurück; Pommern, Brandenburg und Sachſen nahmen ſein Bündniß an; zwar fiel noch am 10. Mai des folgenden Jahres die Stadt Magdeburg der ungezügelten Wuth der Kaiſerlichen Kriegsvölker, welche der Graf von Tilly anführte, nach harter Belagerung zum ſchrecklichſten Opfer, und auch Sachſen mußte alles Unheil feindlicher Gewalt furchtbar erfahren, aber ſchon am 7. September deſſelben Jahres erfocht Guſtav Adolf bei Leipzig ſelbſt einen großen Sieg über die Kaiſerlichen, und alles proteſtantiſche Land athmete frohlockend aus

Unterdrückung und Angſt empor. Heißen Antheil nahm Flemming an dieſem großen Ereigniß, das gleichſam unter ſeinen Augen Statt fand. Als bald nachher Guſtav Adolfs Gemahlin, die Königin Maria Eleonore, der Heldenbahn ihres Gatten folgend, in Leipzig eintraf, dichtete Flemming ihr im Namen der Bürger ein Lied des Willkommens, worin ſeine Geſinnung hell und laut ſich ausſpricht. Nachdem er die Fürſtin angeredet, und ihr ein Lied angekündigt, wendet er ſich zu der Frage:

„Was doch aber ſoll ich ſpielen,
Was doch ſoll ich heben an?
Wie vor deinem Herren fielen
So viel hunderttauſend Mann?
Wie von Kriegern, wie von Roſſen
Blutgefüllte Bäche floſſen?

Wie der Elben breiter Rücken
Sich vor ihm gezogen ein?
Wie ſich vor ihm knechtlich bücken
Der bezwungne Main und Rhein?
Wie ſich ihre ſtolzen Wellen
Ihm zu Dienſte müſſen ſtellen?“

Doch ſeine Muſe verſagt ſich diesmal ſo hohen Dingen, er will jetzt nur die Königin begrüßen, und die Herrlichkeit preiſen, welche durch ihre Gegenwart auch der Natur ſich mittheilt. Dann gedenkt er der theuren Stadt:

„Leipzig rühmet ſich der Ehren,
Die du ihm haſt angethan;
Daß du ein hier wollen kehren,
Und den Ort ſelbſt ſehen an;
Den Ort, da dein Held ſich wagte,
Und den Feind zu Felde jagte.“

Er wünſcht, daß der König ſich bald hier mit der Königin zuſammen finden möge, aber er weiß, daß noch nicht alles gethan iſt, ſeine Hoffnungen nehmen den kühnſten Flug;

„Doch verzeug noch, Königinne,
Bis er ganz den Feind zerſchmeißt,
Bis die Donau ihm zu Sinne,
Bis die Tiber ihm recht fleußt,

Das denn, hat es Gott verſehen,
Eh' als balde kann geſchehen."

Bis dahin möge die Fürſtin, ſchließt er, in Leipzig verweilen; niemand könne ihr vergelten, was ihr König für Sachſen noch thun werde, aber alles, was Meißen vermöge, ſolle ihr zu Dienſten aufgeboten ſein.

Doch ſolch glänzende Hoffnungen erfüllten ſich keineswegs. Guſtav Adolf erfocht noch manchen Sieg, aber auch die Kaiſerlichen Waffen, auf's neue dem furchtbaren Wallenſtein vertraut, erſchienen verſtärkt im Feld, und abermals zogen die Ereigniſſe den Schauplatz der Verwüſtung nach Sachſen. Wiederum in Leipzigs Nähe, bei Lützen, kam es den 6. November 1632 zwiſchen den Heeren zur blutigen Entſcheidung, die Kaiſerlichen verloren die Schlacht, und wichen fliehend aus dem Lande, aber Guſtav Adolf fand im Siege zugleich den Heldentod. Dieſer zweiten Errettung, wiewohl durch ſolchen Verluſt getrübt, ſang Flemming ein freudiges Danklied, welches anhebt:

„Billig iſt's, daß wir uns freuen,
Und mit lautem Jauchzen ſchreien,
Lob ſei Gott und ſeiner Macht!
Der die ſtolzen Feinde beuget,
Und mit ſeiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimmt in Acht.

Zweimal kamen ſie gezogen,
Zweimal ſind ſie auch geflogen,
Nicht ohn' mächtigen Verluſt.
Schreit, ihr Jungen, ruft, ihr Alten,
Zweimal hat das Feld behalten
Gott und unſer Held Auguſt."

Auguſt hier anſtatt Guſtav. Er ruft den Helden wiederholt an, der aus ſo weiter Ferne gekommen, für ſeine Glaubensbrüder zu ſtreiten, der auch im Sterben geſiegt, und deſſen Geiſt noch immer den Schaaren zum Siege voranſchreiten wird. Doch indem der Dichter die ſchöne Stadt und ihre frommen Bürger wegen ihrer Rettung glücklich preiſt, und nochmals des gefallenen Retters erwähnt, gedenkt er der nahen

Weihnachtszeit, und eines andern Retters, der jedes Vertrauen rechtfertigt:

„Iſt ſchon unſer Heiland blieben,
Gott hat einen ſchon verſchrieben,
Der ihn rächen kann und ſoll,
Ihn, und uns, und alle Frommen.
Kömmt er? Ja. Er iſt ſchon kommen.
Gläubige, gehabt euch wohl!“

Ein Gedicht auf die Geburt Chriſti ſchließt an das vorſtehende ſich unmittelbar an; nachdem der Dichter, in ſüßen, lebhaften Ausbrüchen, das ſegenvolle Ereigniß gefeiert, wendet er ſich zu der Betrachtung des weltlichen Jammerzuſtandes zurück, und fleht:

„Kleiner Gaſt, doch auch zugleiche
Großer Wirth der weiten Welt,
Gieb doch künftig unſerm Reiche,
Daß es ſich zufrieden ſtellt,
Daß doch mit dem alten Jahre
Hin auch alle Plage fahre.

Segne künftig unſre Linden,
Unſre halbgeſtorbne Stadt,
Daß ich möge wiederfinden,
Was der Krieg verderbet hat,
Reinige die faulen Lüfte,
Die ſo ſchwanger ſein mit Gifte!“

Die anſteckenden Krankheiten, welche im Gefolge der Schlachten und Heerzüge ganzen Länderſtrecken verbleiben, gingen damals leicht noch in wirkliche Peſt über; Stadt und Land waren durch ſie verödet, vielleicht ward auch in dieſer Zeit die geliebte Rubella dahingerafft.

Der Geſichtskreis war bald wieder umnachtet, die Ereigniſſe ſchwankten in verworrenen Kämpfen hin und her, im Sturme der rohen Kriegsgewalten verſchwand Zweck und Ziel, Verwüſtung und Grauſamkeit machten jede Schaar zur feindlichen. Deutſchland ſchien in blinder Wuth unter eignen und fremden Schwertern verbluten zu müſſen, aller Orten tobte der Krieg, und nirgends erſchien den unglückſeligen Völkern ein Hoffnungsſchimmer des von allen umſonſt verſuchten Friedens. Um dieſe Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges, durch welchen die Macht und Größe Deutſchlands gebrochen worden, und von deſſen Drangſalen einſt blühende Landſchaften und Städte bis auf die neueſten Zeiten ſich nicht zu erholen vermocht, in ganzer Fülle zu ſchauen, iſt es nöthig in das Einzelne der Vorgänge einzugehen, wie ſie uns in dem merkwürdigen Roman, den unter dem Namen „der abentheuerliche Simpliciſſimus" ein Kampfgenoſſe jener Zeit herausgegeben, in unmittelbaren Lebensſchilderungen aufbewahrt ſind. Dann erſt begreifen wir recht die tiefe Zerrüttung und den troſtloſen Schmerz, in welchen ein Gefühl, wie Flemming's, bei dem Anblicke des Vaterlandes mehr und mehr verſinken mußte. In der That mußte dieſer Anblick dem Jünglinge, der nur Edles dachte und Schönes wollte, das Herz zerreißen; jedes Verhältniß ſtand fortwährend unabwendbarer Schmach und gränzenloſem Jammer ausgeſetzt, unaufhörlich erneute ſich die Angſt und Sorge für Angehörige und Freunde, alles war geplündert, erſchöpft, das bürgerliche Leben im Stocken, jede Bahn geſtört, aller Boden unter den Füßen wankte. Wir finden in Flemming's Gedichten, welche dieſer Zeit, allen Zeichen nach, angehören, eine düſtre Schwermuth und bittre Verſtimmung. Noch in manchen Liedern trauert er um Guſtav Adolf, in deſſen letzter Schlacht die nachfolgenden Ereigniſſe allmählig weniger ſeinen Sieg, und deſto mehr ſeinen Tod empfinden ließen. Doch wendet ſich die Theilnahme des Dichters, über die ſtreitenden Partheien hinaus, entſchiedener auf das gemeinſame Schickſal des Vaterlandes, er wünſcht nicht ſowohl der Seinigen Uebergewicht, als das Ende des allgemeinen Jammers, die Verſöhnung der blutigen Zwietracht, das Bedürfniß Aller, den theuren Frieden. Alſo ruft er flehend zu dem Erbarmer:

„Kann es ſein, ſo gieb uns Raſt,
Der du alles kannſt und haſt.
Friedenfürſt biſt du genannt,
Bring' du uns in Friedenſtand!

Und ihr Feinde, gebt es zu,
Setzet euch mit uns in Ruh,

Daß wir bei der letzten Zeit
Stehn in ſichrer Einigkeit!“

In einem Gedichte, worin Germania redend eingeführt wird, läßt er ſie zwar rühmen:

„Aus Sachſen ſind ihr Viel, die noch im Lobe ſchweben,
Die mir ſo manchesmal erleichtert meinen Schmerz.
Das hohe Brandenburg, das muß ich ewig preiſen,
Wie auch die ſchöne Pfalz von wegen ihrer Treu';
An Heſſen hab' ich Troſt; die tapfern Thaten weiſen,
Was Lüneburg verdient, was Anhalt würdig ſei;
Das friſche Mecklenburg, das weitbelobte Baden,
Das theure Würtemberg, ſind alten Lobes voll; —“

Und ferner:

„Ach meine, ſeht doch an die ſtarken Niederländer,
Ihr obwohl kleines Land beſchämt die ganze Welt,
Sie führen Thaten aus, durch ihrer Bündniß Bänder,
Die über Hoffen ſind.“ —

Allein, wie ſehr Germania dieſe, die proteſtantiſchen Vorkämpfer, für ihre liebſten Söhne und für den Grund und Stein ihrer Hoffnung erklärt, ſo verſäumt ſie doch nicht, auch des Kaiſers mit Ehrfurcht zu gedenken, und ruft jenen zu:

— „Klagt auch von meinetwegen
Mein großes Herzeleid dem hohen Ferdinand,
Als dem ich anvertraut mein liebes Volk zu pflegen,
Ja, der beſchützen ſoll mich, Zepter, Kron' und Land.
Sagt ihm, er wolle doch nur dies bei ihm gedenken,
Wie ich ohn' alle Schuld erſtarb in ſolcher Pein,
Er woll' ihm doch durch euch das Herze laſſen lenken,
Und als ein treuer Sohn mir Mutter gnädig ſein!“

Dieſe ſchon dem Partheiweſen entrückte Vaterlandsliebe verſchwiſtert ſich mit ſeiner Frömmigkeit, und für die Leiden, denen auf Erden keine Hülfe ſich zeigt, ſucht er in höheren Gebieten den Troſt der Hoffnung, oder die Kraft der Ergebung und Geduld. Seine Frömmigkeit iſt ein edler chriſtlicher Sinn, eine herzliche Andacht, von regem Gefühl und hohen Gedanken getragen, rein, heiter, ſtark, wie ſein ganzes Weſen, ohne Wirrniß und Aberglauben. Der dichteriſche Gehalt der heiligen Schrift zog ihn frühzeitig an. Im Jahre 1631 erſchien von ihm zu Leipzig: „Davids, des hebräiſchen Königs und Propheten Bußpſalmen, und Manaſſe, des Königs Juda, Gebet, als er zu Babel gefangen war. Durch Paul Flemmingen in deutſche Reime gebracht.“ Die kleine Schrift iſt der Gräfin Katharina von Schönburg durch ein treffliches Sonett gewidmet. Das Jahr darauf gab er ebendaſelbſt ſein ſchönes „Klagegedicht über das unſchuldigſte Leiden und Tod unſers Erlöſers Jeſu Chriſti“, in Druck, dem Profeſſor der Dichtkunſt in Wittenberg, Auguſt Buchner, durch lateiniſche Verſe zugeeignet. Dieſe und andre ſeiner geiſtlichen Gedichte zeichnen ſich durch Fülle und Lebhaftigkeit der Bilder und Empfindungen aus. Als froher Jüngling ſchon iſt Flemming mit dem Ernſte des Lebens erfüllt, und ſo auch mit dem Bilde des Todes wohlvertraut. In den Taumel ſeiner Fröhlichkeit, in das Entzücken ſeiner Weltbetrachtung, miſcht ſich dieſe ernſte Vorſtellung; er ſchaut ſie ruhig an, er weiß das Leben zu ſchätzen, aber auch aller Eitelkeit zu entſagen. So beginnt ein Lied:

„Hier iſt nichts, denn finſtre Nacht,
Blinde Schatten, ſchwarze Höhlen,
Da die einverſcharrten Seelen
Kaum nicht werden umgebracht.
O die dreimal armen Seelen,
Die ſich alſo müſſen quälen!“

Aller Genuß, ja ſelbſt der Ruhm in Kunſt und Wiſſenſchaft, für welchen das ſtolze Herz ſonſt leidenſchaftlich glüht, die Namen der größten Weiſen und Dichter, ſchwinden ſeinem Blicke dahin, und er ſchließt mit den ſchönen Strophen:

„Weisheit iſt nicht, wie ihr denkt,
Eine Kunſt, die ſo zu lernen,
Weisheit kommt her aus den Sternen.
Sie iſt's, die der Himmel ſchenkt,
Und in ſolche Seelen ſenket,
Die ſich vor zu ihm gelenket.

Vater, der du Aller biſt,
Doch um ſo viel mehr der Deinen,
Laß mir dein Licht, Selbſtlicht, ſcheinen!
Scheide Wahrheit von der Liſt,

So wird aller Weiſen Wiſſen
Meiner Einfalt weichen müſſen.“

In einem anderen Gedichte heißt es:

„Könnt’ ich ein’ jede Kunſt, wär’ aller Reichthum meine,
Hätt’ ich der Ehren Thron zu eigen ganz alleine,
Ging’ alles mir nach Luſt, und wüßt’ ich keine Zeit,
Die mich von Jugend auf nicht herzlich hätt’ erfreut,
Ja wüßt’ ich, welches doch noch keinem iſt gegeben,
Daß ich auch keinen Tod auf Erden ſollt’ erleben, —
Ganz Alles hätt’ ich ganz: was wäre dieſes Alles?
Ein Alles auf den Schein, ein Konterfei des Schalles,
Des Schatten liebliches Bild, Verblendung des Geſichts,
Ein Schlauch an Leere voll, mit einem Worte, Nichts!“

Dieſen Zeilen ſchließen wir andre an, obwohl nicht aus demſelben Gedicht:

„Mein Alles und mein Nichts, mein Leben, meinen Tod,
Das hab’ ich bei mir ſelbſt. Hilfſt du, ſo hat’s nicht Noth.
Ich will, ich mag, ich ſoll, ich kann mir ſelbſt nicht rathen;
Dich will ich’s laſſen thun; du haſt bei dir die Thaten.
Die Wünſche thu’ ich nur. Ich laſſe mich ganz dir.
Ich will nicht meine ſein. Nimm mich nur, gieb dich mir.“

Aber nicht immer konnte ſolche Stimmung herrſchen, die Macht der Welt befiel mit aller irdiſchen Bedrängniß den für die Welt begabten Sinn, und auch in ihrem Gebiete ſuchte er, wo nicht Troſt, doch Betäubung. So lautet ein Lied Flemming’s vom Jahre 1632 an einen guten Freund:

„Laß der Zeit nur ihren Willen,
Und vergönn’ ihr ihren Lauf.
Sie wird ſelbſt ſich müſſen ſtillen,
Wenn wir nichts nicht geben drauf.
Meiſtes Elend wird verſchmerzet,
Wenn man’s nicht zu ſehr beherzet.

Iſt es heute trübes Wetter,
Morgen wird es heiter ſein,
Stimmen doch die großen Götter
Stets an Luſt nicht überein.

Und wer weiß, wie lang' er bleibet,
Der uns ihn ſo vertreibet."

Und zum Schluſſe:

„Unterdeſſen ſei der deine.
Brich nicht ab der erſten Koſt,
Labe Dich mit altem Weine,
Und verſuch den jungen Moſt.
Laß uns einen Rauſch noch kaufen,
Ehe denn wir müſſen laufen!"

Wir haben nunmehr die Poeſie Flemming's nach ihren Hauptbeſtandtheilen ſich entwickeln ſehn; allein ihre höchſte Bedeutung lag noch in ferneren Schickſalen und Wendungen des Lebens ihr beſchieden. Der Zuſtand in Sachſen wurde je länger je troſtloſer. Zum drittenmale wurde das Land ein Opfer der Kriegsverwüſtung; der Gram überwältigte Flemming's Herz, er fand ſeines Bleibens dort nicht mehr. Die Kreiſe der Nächſten und Freunde waren zerſtört, manche von dieſen durch Tod entriſſen, viele durch Kriegsgetümmel entfernt, oder zu Grunde gerichtet. Die bisherige Freude und Ausſicht des Lebens war für Flemming erloſchen. In dieſer unglücklichen Zeit beſtand er großen inneren Kampf. In vergeblichem Harren ſah er die Tage nutzlos ſchwinden; er wünſchte die Heimath für einige Zeit zu verlaſſen, die Fremde zog ſeinen Blick an, aber ihn ſchmerzte zugleich, von dem theuren Vaterlande und den lieben Seinen in ſolcher Noth zu ſcheiden. Endlich doch mußte der Entſchluß zur Reiſe kommen, ihn ſcheint zuletzt mehr die Macht der Umſtände als freier Willen beſtimmt zu haben. In dieſer Unruhe ſchreibt Flemming an ſeinen vertrauteſten Freund voll banger Wehmuth nach einem gehabten Traume:

„Muß ich den langen Tag gleich nichts nicht thun als klagen,
Und mich vom Morgen an bis an den Abend ſchlagen
Mit der und jener Angſt, die mir auch manche Nacht
Durch Kummer, Furcht und Pein dem Tage gleiche macht
In wachender Begier; ſo pfleget doch zuweilen
Die Sorgen meiner Qual der Schlaf zu übereilen,

Wie ſelten es auch kömmt, und kehrt mir meinen Schmerz
In ein gewollteſt Spiel und lächerlichen Scherz,
Als wie mir's heute ging. Du weißt, um was ich traure,
Was, auf die Thränen auch, ich oft bei dir bedaure.
Du weißt es neben mir. Heut iſt der vierte Tag,
Daß ich für Leide nicht für Leute gehen mag.
Ich zwinge mich in mir, und kann mich doch nicht beugen,
Wie ſehr ich wider mich mich führe ſelbſt zum Zeugen.
Es iſt kein andrer Rath. Ich muß mich geben drein.
Man fragt nicht, ob ich will. Es muß vertragen ſein.
Dies weiß ich mehr als wohl, und gleichwohl führ' ich Klagen,
Als ob ich mich der Noth des Glückes könnt' entſchlagen.
Umſonſt iſt's was ich thu'! Und thu' ich noch ſo ſehr!
Denn mein Verhängniß will's. Was darf ich wollen mehr?"

Das Abwarten dieſer Zeitläufte erſchöpft ſeine Geduld, er ſieht nichts Gutes dabei herauskommen:

„Was nutzet uns dies Thun, als nur zu unſerm Schaden!
Indeß dreht Klotho hart an unſrem ſchwachen Faden,
An dem dies Leben hängt. Die Jugend, die wird alt.
Die Schönheit ſchwindet hin. Wir werden ungeſtalt.
Wir ſind an Mangel reich. Vergeſſen, das wir wiſſen.
Wer will wohl dermaleinſt uns alte Jungen küſſen?
Uns kluge Thoren ehr'n? Freund, auf, und laß uns gehn!
Auf! es iſt hohe Zeit, dem Uebel zu entſtehn."

Weiterhin ſagt er:

„Soll uns gerathen ſein, ſo muß ein ander Land,
Ein andrer Stand forthin uns füllen unſre Hand."

Hierauf verbündet er ſich zur innigſten Genoſſenſchaft mit ſeinem Freunde, ſie wollen zuſammen in die weite Welt ziehen; er ruft ihm zu:

„Sei herzig, wie du biſt, und laß dich das vergnügen,
Daß unſre Geiſter ſich ſo wohl zuſammenfügen. —
Du biſt mir ähnlich ganz. Mein Wollen iſt dein Rath,
Auf nein, als wie auf ja, dein Wille meine That.
— — Mich hat zu dir getragen
Die ſtille Neigung ſelbſt, die die Gemüther lenkt,
Und gleiche Regungen in gleiche Seelen ſenkt.

Es iſt was Himmliſches in unſerm jedren Blute,
Das ſeine Göttlichkeit beweiſet in dem Muthe.“

Zuletzt verheißt er ihm:

„Mein Bund ſoll mit dir ſein, ſo lange man wird wiſſen,
Daß ſich ein Flemming hab' auf ſolch ein Thun befliſſen,
Das ſeine Deutſchen rühmt, und ihre Sprach' erhebt,
Das mit der Ewigkeit auch in die Wette lebt.“

Aus einem anderen Gedicht erſehen wir, daß dieſer Freund Hartmann Grahmann war, ein junger Arzt aus Stadt-Ilm, der in Leipzig ſeine Studien fortſetzte, und Flemming's Geſchick forthin mit dem ſeinigen verband. In dieſem letzteren Gedichte ſpricht Flemming von ſeinem Weggehn ſo:

— — „Ich trug für manchen Sieg
Schon manchen Lorbeerkranz. Als aber gleich der Krieg,
Erbarm es Gott, der Krieg, mit welchem wir uns Deutſchen
Von ſo viel Jahren her nun ganz zu Tode peitſchen,
Mein Meißen drittens traf, ſo gab ich mich der Flucht,
Die niemand ſchelten kann, und ich mir oft geſucht.
Ganz einem Vogel gleich, der flügg' iſt auszufliegen,
Und gleichwohl noch nicht traut, ſchaut, wenn er Luſt kann kriegen,
Die Aeltern da ſind aus, der Habicht ohngefähr
Setzt auf das bloße Neſt aus freien Lüften her;
Die Noth erweckt den Muth. Er reißt ſich aus den Nöthen,
Fleugt hier und da umher, und traut ſich ſichern Stätten.
Mein Bleiben war nicht mehr. Zudem war dies mein Rath,
Was gilt bei uns ein Mann, der nicht gereiſet hat?
Ich gab mich in die Welt, da ich zur guten Stunde
Dich, Bruder, und mit dir ein gutes Mittel funde,
In Aufgang einen Zug.“ — —

Welche Verhältniſſe den Freunden, da Noth und Unruhe ſie am höchſten bedrängten, ſich als Ausweg und Zukunft eröffneten, werden wir ſogleich erſehen.

Herzog Friedrich, regierender Herr zu Schleswig-Holſtein, war bisher zwar in dem allgemeinen Unheil vor allen Fürſten Deutſchlands noch am meiſten mit Land und Leuten verſchont geblieben, doch ſah er ſchmerzlich die Wehen eines

Krieges, der in ſeinem Fortgange die Sache des Vaterlandes mehr und mehr verſchwinden, und in den kämpfenden Partheien ſelbſt nur noch blinde Werkzeuge fremder Selbſtſucht erkennen ließ. Nicht berufen, an dieſen Ereigniſſen kriegeriſchen Antheil zu nehmen, begnügte ſich der Herzog, den wechſelnden Umſtänden ſtaatsklug nachzugeben, und jedes Aeußerſte zu vermeiden. Geſinnung und Glauben ſtellten ihn auf die Seite der Proteſtanten, aber das Verhältniß zu Dänemark, deſſen Nachbarſchaft auch im freundlichen Anſchein oftmals drückend wurde, ließ ihn nicht ungern auch die Sache des Kaiſers im Vortheil ſehen. Der Herzog war weder Krieger noch Staatsmann genug, um in dieſer Lage bedeutend aufzutreten; allein er hatte Geiſt und Einbildungskraft, welche weit über die Gränzen ſeines kleinen Landes hinausſtrebten. Alles Merkwürdige und Außerordentliche zog ihn an, er ſammelte Kunſtwerke und Seltenheiten, erwarb mancherlei Kenntniſſe; das alte Teſtament im hebräiſchen Grundtexte leſen zu können, war ihm eine nicht geringe Freude; er verſuchte ſich in allerlei Thätigkeit; mit Kaiſer Ferdinand dem Zweiten und andern Fürſten und bedeutenden Perſonen unterhielt er eigenhändigen Briefwechſel; er legte kunſtvolle Gärten an, gab der Stadt Tönningen neue Feſtungswerke, und gründete an der Eider eine neue Stadt nach ſeinem Namen, die er zum Stapelplatze des perſiſchen und oſtindiſchen Handels zu erheben dachte. Seine weitausſehenden Plane, den Welthandel, deſſen Ertrag man in Hollands wachſenden Reichthümern nicht ohne Neid vor Augen hatte, wenigſtens zum Theil an Holſtein zu bringen, verſchwiſterten ſich mit andern Gedanken, welche den Vortheil Holſteins mit den wichtigſten Zwecken für Deutſchland in Verbindung ſetzten. Eine ruhmvolle Ausführung wünſchte er der Welt zu zeigen, und dazu ſchien die Gelegenheit am günſtigſten dargeboten in einer Geſandtſchaft, welche von Holſtein durch Rußland nach Perſien ziehen ſollte. Die Handelsabſichten für Holſtein konnten auf dieſem Wege am ſicherſten erfüllt werden, allein auch den politiſchen Angelegenheiten Deutſchlands war damit eine hülfreiche Lenkung zugedacht. Dieſer letztere Geſichtspunkt wurde beſonders feſtgehalten, in Flemming's Gedichten iſt er der einzige, unter welchem die Geſandtſchaftsreiſe erſcheint, der Handelsabſichten wird nicht erwähnt. Er ſchildert den Herzog Friedrich als einen fürſorgenden Vaterlandsfreund:

„Der, da Europa ſelbſt ihr' eigne Bruſt durchſtach,
Und ihren ſchönen Leib gleich wie zu Stücken brach,
So ernſtlich war bedacht, alleine von ſo Vielen,
Woher ein Mittel doch wohl wäre zu erzielen,
Das für der Mutter Fall, die ſchon zu Boden ſank,
Und nun ihr eigen Blut als für ein Labſal trank,
Recht werth und kräftig ſei. Er ſah in's Nah' und Weite,
Zu Hauſe war kein Rath, kein Landsmann war zur Seite.
Ob, ſprach er, unſre Welt nichts für die Wunden hat,
So weiß doch Aſien, der kranken Schweſter Rath.
Bald hieß er Boten gehn in Elams ferne Gränzen,
Um dieſen harten Bruch hinwieder zu ergänzen."

Man ſah bereits Perſien zur Bekämpfung der Türken aufgeregt, dem deutſchen Kaiſer dadurch freie Hand gegeben, ſeine Macht und Aufmerkſamkeit ganz auf das Friedenswerk in Deutſchland zu richten, und alsdann die vereinten deutſchen Waffen gleichfalls gegen die Türken zu wenden; ja die ganze Chriſtenheit ſollte ſich zu einem Kreuzzuge gegen ihren Erbfeind verbinden, und ſiegreich bis Konſtantinopel vordringen. Flemming ſagt in dieſem Sinne:

„Nunmehr bricht die Zeit heran,
Daß du, Chriſt, dich eins ſollſt rächen,
Und dem ſeine Kräfte brechen,
Der dir alles Leid thut an,
Der ſo oft dein Blut geleckt,
Und mit bloßem Namen ſchrecket.

Däucht mich's, oder ſeh' ich's ſchon,
Wie die lauten Feldpoſaunen,
Und die donnernden Karthaunen
Untermengen ihren Ton,
Daß des Bosphors ſeine Wellen
Furchtſam ſich als Steine ſtellen?

Unſre Donau fleußt uns vor,
Leitet mit erfreuten Wellen

Unſre tapfern Bundsgeſellen
Bis faſt vor des Hundes Thor.
Byzanz, du ſollſt unſer heißen,
Eh daß du dich denkſt zu ſchmeißen.“

Die Deutſchen ſollen dazu vereinigt ſein:

„Landsmann, Deutſcher, thu' alsdann,
Was du biſt an dir gewohnet,
Es gilt hier nicht, daß man ſchonet.
Itzund haſt du deinen Mann.
Vor, und itzt noch, ſchlägſt du Blinder
Auf dich ſelbſt und deine Kinder.“

In vielen andern Stellen wird dieſes große Unternehmen, dieſe zu Deutſchlands Heil übernommene Mühe und Arbeit, nach Gebühr geprieſen, und dem Fürſten wie den Geſandten zu hohen Ehren angerechnet. Wir laſſen billig dahingeſtellt, wie weit politiſche Träume hier über politiſche Wahrſcheinlichkeit hinausgegangen, doch ergiebt ſich aus mehreren Anzeigen, daß bei ſolchem Vorhaben der deutſche Kaiſer ſowohl als der König von Spanien nicht ohne Antheil geblieben, welche denn auch, in Bezug auf Holland, dem holſteiniſchen Handelsbeſtreben nur günſtig ſein konnten. Dieſes letztere, bezweckend, neue Handelswege zwiſchen dem Norden von Europa und dem Orient vermittelſt Rußlands aufzuſchließen, mußte ſich auch den Schweden genehm zeigen, deren Küſtenländer am baltiſchen Meere dabei gewinnreiche Betheiligung zu erwarten hatten. So vereinigten ſich hier die widerſtreitendſten politiſchen Beziehungen in demſelben Unternehmen, das nach verſchiedenen Seiten ein verſchiedenes Antlitz wandte. Im Schutze des geheimnißvollen Dunkels, welches den diplomatiſchen Dingen zu Gute kommt, blieben die Widerſprüche einſtweilen verdeckt, und wenn die eigentliche Bewandtniß der Sache den Fremden nicht ſogleich ganz klar wurde, ſo war vielleicht der Herzog Friedrich ſelbſt in dieſem Betracht auch nicht ganz ſicher; ihn befriedigte, ein großes Werk vorzuhaben, an welches glänzende Vorſtellungen und erwünſchte Thätigkeit geknüpft waren. Mit großem Ernſt und Eifer betrieb er die Anſtalten für die beſchloſſene Geſandtſchaft.

Neben den politiſchen und kaufmänniſchen Abſichten mußte einem Sinne, wie dem ſeinigen, auch wiſſenſchaftlicher Gewinn vorſchweben, und er war demnach bedacht, ſeine Geſandtſchaft auch mit unterrichteten und aufgeweckten Köpfen wohl auszuſtatten. Der Ruf ſeines Vorhabens verbreitete ſich alsbald, und erſcholl auch in Sachſen; brauchbare Männer verſchiedenen Standes und Gewerbes erhielten Anträge. Adam Olearius, von Aſchersleben gebürtig, in mancherlei Wiſſenſchaften, beſonders aber in der Mathematik ausgezeichnet, vertauſchte ſein philoſophiſches Lehramt in Leipzig mit holſteiniſchen Staatsdienſten. Wahrſcheinlich durch ihn veranlaßt, folgten auch die Freunde Hartmann Grahmann und Flemming dem vielverſprechenden Anerbieten. Für die jugendliche Einbildungskraft mußte die weite Reiſe nach Perſien, unter ſo glänzenden und begünſtigten Verhältniſſen, ungemeinen Reiz haben; allein auch manches Bedenken durfte ſich einſtellen. Man konnte ſich nicht verhehlen, daß die Unternehmung auch Ungemach und Noth und Gefahren aller Art zu gewärtigen habe, daß eine lange Reihe von Jahren darüber hingehen, daß die Rückkehr ungewiß und das Schickſal der Angehörigen inzwiſchen im zerrütteten Vaterlande jedem Zufall überlaſſen ſei. In dieſen Betrachtungen mochte der Grund des inneren Kampfes liegen, deſſen Flemming erwähnt, jedoch blieb es bei dem erſten Entſchluß. Der alte Vater, der durch den Krieg einen Theil ſeines Vermögens eingebüßt, wollte den Sohn nicht hindern, ſein beſſeres Glück in der Welt aufzuſuchen; ſchwerer gab die Mutter ihre Einwilligung; ſie liebte den Stiefſohn wie ein eignes Kind, und Flemming gedenkt noch ſpät des ſchmerzlichen Augenblicks:

„Ich ſehe noch die Angſt des fürchtenden Geſichtes,
Als, Mutter, ich vor euch mit halber Freude trat,
Und, um zu reiſen aus, gewollten Urlaub bat,
Den ich euch faſt zwang ab. — —
Verzeiht mir's, Selige, hab' ich euch da betrübt,
Und etwas Fremdes mehr, als euren Wunſch geliebt!"

Inzwiſchen kam die Zeit der Abreiſe heran. Grahmann war zum Leibarzt der Geſandten erſehen, Flemming, der ſchon im Jahre 1631 die akademiſche Würde eines Magiſters der freien Künſte empfangen, aber ſein ärztliches Studium noch nicht vollendet hatte, wurde in der Eigenſchaft eines Hofjunkers und Truchſeß bei der Geſandtſchaft angeſtellt. Sein Entſchluß, Deutſchland zu verlaſſen, fand manchen Tadel. Indem er ſich freute, den Anblick der Kriegeszerrüttung zu meiden, und dafür den der Wunder des Orients einzutauſchen, konnte er doch nicht zugeben, daß man ihn der Gleichgültigkeit gegen das Vaterland beſchuldigte. In einem Gedicht an Martin Chriſtenius ſagt er gegen dieſen Vorwurf:

„Mutter Deutſchland, und auch ihr,
Vater, Mutter, Schweſtern, Freunde,
Mein! erlaubet dies doch mir,
Daß ihr mehr wünſcht eurem Feinde,
Daß ich fremder Länder Zier
Unſerm Meißen ſetze für!“

Er verſpricht, ſeine Poeſie ſolle auch in der Ferne zu der Seinen Luſt und Ehre gedeihen, den Ruhm der deutſchen Sprache bei Fremden ausbreiten, und deren Herrlichkeit in reichen Bildern zurückführen. Gegen Ende des Sommers 1633 fanden ſich die Berufenen in Gottorff ein. In dieſe Zeit ungefähr fällt ein Gedicht Flemming's, durch welches er bei dem großen Reiſevorhaben ſich und die Seinen der Fürſorge Gottes empfiehlt, und ſich in deſſen Fügungen mit frommer Zuverſicht ergiebt. Das Lied ſteht noch jetzt in vielen proteſtantiſchen Geſangbüchern; der Anfang heißt:

„In allen meinen Thaten,
Laß ich den Höchſten rathen,
Der alles kann und hat,
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbſt geben Rath und That.“

Er iſt auch auf den Tod gefaßt, wenn es Gott will, der die rechte Zeit ja weiß, allein ſein Inneres hegt daneben heitre Lebensausſicht:

„Gefällt es ſeiner Güte,
Und ſagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblichs zu,
So werd' ich Gott noch preiſen,
Mit manchen ſchönen Weiſen
Daheim in meiner Ruh.

Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erſcheinen,
Ihr Schutz wie meiner ſein,
Wird beiderſeits gewähren,
Was unſer Wunſch und Zähren
Ihn bitten überein."

Mit ſolchen Empfindungen ſchied Flemming aus dem Vaterlande; doch ſeine freudigen Hoffnungen und heißen Wünſche erfüllten ſich nur zum Theil.

Das große Unternehmen des Herzogs von Holſtein theilte ſich in mehrere geſonderte Ausführungen. Zuerſt war es nöthig, den ſchwediſchen Hof zu gewinnen, und der Mitwirkung deſſelben ſicher zu ſein. Hierauf mußte an den Zar von Moskau, Michael Feodorowitſch, Schwager des Herzogs, eine Sendung geſchehn, um bei demſelben das weitere Vorhaben günſtig einzuleiten, und für die Geſandtſchaft nach Perſien den freien Durchzug durch ſein Reich anzuſprechen. Erſt wenn dieſes gelungen, und der Weg auf ſolche Weiſe eröffnet war, konnte die Hauptſendung nach Perſien vor ſich gehn. Mit Schweden, wo die holſteiniſchen Vorſchläge gutes Gehör fanden, war bald ein erwünſchtes Einverſtändniß zu Stande gebracht. Die Sendung nach Moskau wurde dann eiligſt angeordnet. Zu Geſandten wurden ernannt Philipp Kruſe, Lizenziat der Rechte, von Eisleben gebürtig, und Otto Brüggemann, von Hamburg. Jener, ſchon reiferen Alters, hatte alle Eigenſchaften eines kenntnißreichen, klugen, wohlberedten Unterhändlers, wie er zur Ausrichtung eines ſo ſchwierigen und in mancherlei diplomatiſchen Verwickelungen befangenen Geſchäfts erforderlich war; allein da weiterhin die Reiſe, wegen der Gegenden und Völker, durch welche ſie führte, und wegen der Gefahren und Zufälle, die ihr zu Waſſer und zu Lande drohten, mehr und mehr den Karakter eines gerüſteten, faſt kriegeriſchen Zuges annehmen mußte, ſo hatte man bei der Wahl Brüggemann's hauptſächlich die Eigenſchaften berückſichtigt, durch welche derſelbe als ein erfahrner, in Krieg und Frieden ſchon weit herumgekommener Thatmenſch, für ſolche Verhältniſſe beſonders tüchtig erſchien. In den Aufträgen und Verrichtungen war jedoch keine Sonderung feſtgeſetzt, ſie blieben für Beide ungetheilt gemeinſam. Als Geſandtſchaftsrath war ihnen der ſchon genannte Olearius beigegeben, welchem wir eine wohlverfaßte Beſchreibung der ganzen Reiſe zu danken haben, Hartmann Grahmann als Arzt, Albrecht von Mandelsloh als Stallmeiſter, Chriſtoph von Uechtritz als Kammerherr, unſer Flemming nebſt den Patriziern Hieronymus Imhoff aus Nürnberg und Hans Grünewald aus Danzig, und noch einigen Andern, als Hofjunker und Truchſeſſe, zu deren Amt unter andern auch gehörte, bei Gaſtmahlen die Speiſen vorzulegen, ferner ein Schiffer Michael Kordes aus Lübeck, der auf der Wolga und dem kaspiſchen Meere gebraucht werden ſollte; dieſe, nebſt einer zahlreichen Dienerſchaft, im Ganzen ein Gefolge von vierunddreißig Perſonen, ſchloſſen ſich dem Zuge glänzend an. Auch ein Arzt, welchen der Zar aus Deutſchland, nach des Herzogs von Holſtein Wahl und Fürſorge, zu ſeinem Leibarzt berufen hatte, reiſte mit. Die Geſandten gingen am 22. Oktober 1633 von Gottorff ab, vereinigten ihre ſämmtliche Geſellſchaft in Hamburg, und zogen von da, nachdem alles vollſtändig und beſtens geordnet war, über Lübeck nach Travemünde, wo ſie am 9. November zu Schiffe gingen. Eine von Wind und Wetter beſchleunigte Seefahrt brachte ſie ohne ſonderliche Gefährde nach Riga, wo ſie ſchon am 14. November glücklich anlangten.

Hier wurde die Geſandtſchaft von dem ſchwediſchen Gouverneur und ſeinen Offizieren ſehr wohl empfangen, von dem Rathe der Stadt mit Lebensmitteln und anderem Nothwendigen beſchenkt; mußte aber fünf Wochen daſelbſt liegen bleiben, um Froſt und Schlittenbahn abzuwarten, da die moraſtige Gegend in dieſer Jahreszeit ſonſt ſchwerlich ein Fortkommen geſtattete. Am 14. Dezember endlich konnte die Reiſe vor ſich gehn, eine Menge von Schlitten wurden herbeigeſchafft, aber ein erſtes Ungemach zeigte ſich darin, daß jeder im Schlitten ſitzend ſein Pferd ſelbſt leiten mußte, welches die meiſten erſt auf ihre Gefahr zu lernen hatten. Nach einer beſchwerlichen, neuntägigen, durch häufiges Umwerfen geſtörten Fahrt, wobei doch größeres Unglück verhütet blieb, erreichten ſie die Stadt Dorpat, wo die im vorhergehenden Jahre geſtiftete hohe Schule noch wenig Leben hatte, es waren Profeſſoren genug, aber wenig mehr als ein Dutzend Studenten dort. Nach der Feier des Weihnachtsfeſtes ging die Reiſe nach Narva fort, wo man am 3. Januar 1634 ankam. Der Winter bot noch immer die beſten Wege, allein die holſteiniſchen Geſandten ſollten zur Weiterreiſe nach Moskau hier erſt die ſchwediſchen abwarten, welche der Hof von Stockholm in der nämlichen Angelegenheit an den Zar zu ſchicken verſprochen hatte. Dieſe beeilten ſich aber nicht, man mußte 22 Wochen lang auf ſie warten, unter vielfachem Ueberdruß, den alle Vergnügungen, welchen man ſich in Stadt und Umgegend ergab, nicht entfernen konnten, und unter zahlloſen Händeln und Schlägereien, die unaufhörlich zwiſchen den Leuten der Geſandten und den Soldaten der Beſatzung zu ſchlichten waren. Die Lebensmittel wurden endlich ſelten, und da ſich die Ankunft der ſchwediſchen Geſandten immer noch verzögerte, inzwiſchen jedoch die Ernennung des Gouverneurs von Reval zum Haupte der Sendung bekannt wurde, ſo begaben die holſteiniſchen Geſandten ſich mit zwölf Perſonen einſtweilen nach dieſer Stadt, während das übrige Gefolge ſich ferner in Narva bequemen mußte. Unſer Flemming aber erfuhr die Begünſtigung, ſchon am 28. Februar, bei noch gutem Wetter, mit einigen Leuten, den Handpferden und dem Gepäck nach Groß-Naugart vorausgeſandt zu werden; mit ihm reiſte zugleich des Zars Leibarzt, der dann ohne Aufenthalt zu ſeiner Beſtimmung weiterging. In dieſer anſehnlichen Stadt, wo deutſche Bildung und Sitte, während früherer Handelsblüthe reich hieher verpflanzt, und ruſſiſches Volksleben, urſprünglich dem Boden angehörend, theils getrennt, theils gemiſcht beſtanden, konnte der Dichter, den bisher die Reiſe wenig angeregt zu haben ſcheint, wieder freier zu den Eingebungen der Muſe ſich erheben. Er überſchaut ſeine Lage, das in die Ferne gerückte Vaterland, das noch entlegnere Ziel der betretenen Bahn. Er überläßt ſich tröſtlicher Betrachtung, indem er ſich ſelber anredet:

— — „So ſei ein wenig deine,
Mein Flemming, weil du kannſt. Du haſt noch dieſes Eine
Von allem, was du hattſt, dich, den dir niemand nimmt;
Wiewohl noch Mancher itzt auch um ſich ſelbſten kömmt,
Des Andren mehr als ſein! Iſt alles denn verloren,
So laſſ' es, wo es iſt. Es wird noch ſtets geboren,
Das ſo geht wieder hin. Das blinde Glücke ſcherzt;
Verwechſelt Gab' und Raub. Was iſt es, das dich ſchmerzt?
Fürwahr, ein großes Nichts. Du biſt ja noch derſelbe.
Lebſt ſichrer als zuvor. Kannſt du nicht an der Elbe
Und Mulde ſicher ſein, ſo ſuch' ein' andre Statt,
Die mit geringrer Luſt auch wen'ger Sorge hat."

Er nimmt ſich den Weiſen zum Vorbild, der ſein Verhängniß aufnimmt, wie es ihm geboten wird, auch traurend froh und in Armuth reich ſein kann. Daher will er nicht zurückblicken, ſondern genießend um ſich her ſchauen, und muthig vorwärts trachten:

„Des alten Vatern Noth, der frommen Mutter Leid,
Der lieben Schweſtern Angſt, ſo vieler Freunde Neid,
Setz' itzt ein wenig aus. Thu, was der Himmel heißet.
Nimm der Bequemheit wahr, eh ſie ſich dir entreißet.
Zeuch in die Mitternacht, in das entlegne Land,
Das mancher tadelt mehr, als das ihm iſt bekannt.
Thu was dir noch vergönnt der Frühling deiner Jahre.
Laß ſagen, was man will, erfahre du das Wahre.
Dem traut man, was man ſieht. Und hoffe dies darbei,
Daß in der Barbarei auch was zu finden ſei,
Das nicht barbariſch iſt. — Wohlan, ich bin vergnüget,
Es hat mich nicht gereut, daß ich mich her verfüget."

Auch die Reiſe war ja bisher glücklich:

„Ich bin wohl kommen an, hier, wo Kaliſto ſteht,
Und Arkas, der mir nun faſt auf der Scheitel geht.
Der Belt der war mir gut. Die Düna floß mir linde,
Die Nau die war mein Freund, ich ging mit gutem Winde,

Wo Wind vonnöthen war. Die Wolchda ſeh' ich nun,
Die mich um ihren Rand läßt nach Begehren ruhn."

Er kann nicht vorbei, ohne das Geſchick des Volkes zu pr
ſen, das hier vor ſeinen Augen in Armuth und Niedrigk
aber zugleich in harmloſer Unſchuld und im unverkümmert
Glück eines ſichern Naturzuſtandes lebt. In ſtarken Züg
führt er dieſe Anſchauung eines ſaturniſchen Zeitalters a
welche wir an jenen Zuſtänden wohl zuletzt geſucht hätte
der Dichter aber gewiß in Wahrheit mit ihnen verknüpft g
funden. Sein Wohlgefallen an dem Lande und deſſen B
wohnern bezeigt er noch in einem andern Gedicht, worin
das Schickſal des Ovidius, der in ſolche Fremde verbann
auch dort den Ruhm ſeiner Lieder ausbreitete, willig übe
nehmen möchte:

„Ich wollt', als wie ich vor bei meiner Muld' und Sa
len,
Um euren Oby thun. In den begrünten Thalen
Des Dnieper wohnhaft ſein, und eures Landes Zier
Auf mein' und euer' Art den Wäldern ſingen für.
Ich weiß, ich wär' euch lieb!" — —

Auch hatte er das Glück einen Muſenfreund, einen Liebhabe
insbeſondere der deutſchen Dichtkunſt, dort anzutreffen i
Heinrich Nienburg, deutſchem Oberdolmetſcher des Zars
Mit dieſem Freunde verlebte er glückliche Tage. Indeſ
wandte Sehnen und Dichten ſich oftmals auch nach den i
Narva zurückgebliebenen Reiſegefährten hin. Er wünſcht
daß ihre Verzögerung bald aufhören möge, jetzt gleich, d
der Frühling ſchon erblüht, und die goldne Sonne höher
Kraft gewinnt. Ein Lied an Grahmann, „den beſten ſeine
beſten Freunde", ſpricht die ſchmerzlichſte Ungeduld aus.

Endlich in der Mitte des Mai's, nachdem die ſchwediſchen
Geſandten allmählig in Narva ſich eingefunden, reiſten auch
die holſteiniſchen von Reval dahin zurück. Nach neuen Zögerungen begaben ſie ſich am Ende des Monats vereinigt
auf den Weg, fanden aber in Nöteburg neuen Aufenthalt,
und harrten hier der Ankunft eines ruſſiſchen Priſtaff oder

Schaffners, der an der Gränze die Geſandten aufzunehmen und für ihre Weiterreiſe Sorge zu tragen hatte. Gegen Ende des Juni kam ein ſolcher mit der gewöhnlichen Bedeckung Strelitzen von Groß-Naugart an, der aber fürerſt nur die ſchwediſchen Geſandten allein abholen ſollte. Die völkerrechtlichen Beziehungen wurden von den Ruſſen noch ganz in aſiatiſcher Art behandelt, argwöhniſch, langſam, prunkvoll und umſtändlich. Aller Verkehr geſchah durch Dolmetſcher. Die Geſandten mußten koſtbare Geſchenke darbringen, dagegen wurden ſie während der Dauer ihrer Sendung von dem Zar mit großem Aufwand freigehalten. Um die Ceremonien an der Gränze mitanzuſehn, begleitete Olearius die Schweden dahin; die Sorgfalt, auch im Kleinſten ſich nichts zu vergeben, vielmehr allerlei Vorzüge durch Trotz oder Liſt an ſich zu bringen, und den Gegentheil möglichſt zu bedrücken, ging bis zum Lächerlichen. Als nach drei Wochen die Holſteiner endlich am 20. Juli nachgeholt wurden, fanden ſie jedoch leichteren Zugang, man nahm es mit ihnen, da ſie nicht, wie die Schweden, unmittelbare Gränznachbarn waren, weniger genau. Sie ſchifften auf ſieben Booten über den See Ladoga, und ſodann, nicht ohne überſtandene Gefahr, auf dem Fluſſe Wolchda vollends nach Groß-Naugart, wo ſie am 28. Juli anlangten. Flemming und die andern Vorausgeſandten, die hier über vier Monate ſehnend geharrt, waren den Ankommenden auf einem Boote eine Meile weit freudigſt entgegengeſchifft. In Groß-Naugart, wurde vier Tage verweilt, darauf aber die Reiſe ernſtlich fortgeſetzt, erſt noch zu Schiff, dann fernerhin zu Pferde, voran Zeug und Geräthe auf fünfzig Karren. Unterwegs begegneten ihnen viele deutſche Offiziere und Soldaten, die nach geendigtem Kriege vor Smolenſk aus Rußland wieder heimzogen. Unter manchen Beſchwerden gelangte die Geſandtſchaft über Torſok und Twer endlich am 13. Auguſt in die Nähe von Moſkau, und hielt daſelbſt am folgenden Tag ihren feierlichen Einzug. Damit an dem abgemeſſenen Orte des erſten Zuſammenkommens weder die zum Empfange befehligten vornehmen Ruſſen, noch hinwieder die holſteiniſchen Geſandten in den Fall kämen zu warten, ſo wurde ſorgſam ein gleichzeitiges Eintreffen veranſtaltet, indem zahlreiche Boten zu Pferde hin und her ſprengten, um den einen Zug nach Maßgabe des andern bald langſamer, bald ſchneller, bald wieder langſamer fortrücken zu laſſen. Unter großem Prunk und Zudrang ritten ſie in die Stadt, wo ſie, weil kurz vorher in einer großen Feuersbrunſt nebſt 5000 Häuſern auch der Geſandtenhof abgebrannt war, zwei hölzerne Bürgerhäuſer zur Wohnung erhielten, und ſogleich nach Landesart reichlich verpflegt wurden. Bis ſie vor den Zar gekommen, durften ſie jedoch nicht ausgehen.

Der feierliche Auftritt der Geſandtſchaft zur öffentlichen Audienz bei dem Zar geſchah am 19. Auguſt mit großem Prunk; die Geſchenke, als Pferde, Pferdezeug, koſtbares Geräth, künſtliches Uhrwerk, Spiegel und ein Fernglas, wurden zur Schau getragen; hin und her reitende Boten ordneten abermals den Zug bald geſchwinder, bald langſamer, je nachdem der Zar oder die Geſandten dem Saale näher waren. Der Zar Michael Feodorowitſch empfing die Geſandtſchaft ſehr gnädig, und ließ nicht nur die Geſandten ſelbſt, ſondern auch, aus beſonderer Huld, die Hauptperſonen ihres Gefolges zum Handkuſſe gelangen, wie denn auch Flemming Theil an dieſer Ehre hatte, welche doch durch den Umſtand, daß unmittelbar nachher, vor Aller Augen, der Zar ſeine Hände reinzuwaſchen pflegte, eine nicht ganz befriedigende Nebenbeziehung bekam. Die Geſandtſchaft wurde an dieſem Tage von der Tafel des Zars außergewöhnlich geſpeiſt, und durfte nunmehr auch überall in der Stadt frei verkehren. Hierauf wurde mit den Bojaren oder Miniſtern des Zars in wiederholten geheimen Audienzen das Geſchäft verhandelt, woran auch die ſchwediſchen Geſandten Theil nahmen. Die holſteiniſchen Anträge, hauptſächlich dahin lautend, den perſiſchen Seidenhandel über Rußland und Liefland, mit großem Gewinn der Zwiſchenländer, nach Holſtein zu lenken, fanden anfangs große Schwierigkeiten. Die Ruſſen trugen mancherlei Verdacht und Argwohn gegen die Schweden, welche mit den Tataren und mit den Perſern politiſche Verbindungen beabſichtigen konnten, deren Folgen für Rußland nachtheilig werden mußten. Der neue Handelsweg konnte auch den ſchon beſtehenden Verkehr der Ruſſen mit Perſien und den gewinnreichen Handel über Archangel mit den Holländern auf mancherlei Art gefährden. Die Schweden ihrerſeits waren gegen die Holſteiner mißtrauiſch, welchen ſie außer den offenbaren noch geheime Abſichten beimaßen, und ſuchten daher die eigne Sache möglichſt unabhängig von der holſteiniſchen anzuordnen, wobei hauptſächlich Arend Spiering, ein der Handelsverhältniſſe überaus kundiger Mann, den, weil er ſpäter nachgeſchickt wurde, die Ruſſen anfangs durchaus nicht als Geſandten erkennen wollten, den thätigſten Eifer zeigte. Inzwiſchen, da die Holſteiner in alle, von den Ruſſen abſichtlich überſpannte Forderungen zu deren eignem Erſtaunen willigten, und ihnen von dem zu hoffenden Gewinn faſt mehr, als überhaupt zu hoffen war, zugeſtanden, ſo nahm der Zar ferner keinen Anſtand, ſeinem Schwager, dem Herzoge von Holſtein zu geſtatten, was bisher Kaiſer, Päbſte und Könige vergebens nachgeſucht, den Durchzug nämlich durch das innere Rußland für eine Geſandtſchaft nach Perſien, jedoch mit der ausdrücklichen Vorkehrung, daß weder mit den Tataren eine nähere Verbindung geſucht, noch in dem holſteiniſchen Gefolge ein geborner Schwede mitgenommen würde; ihrerſeits in eignem Namen Geſandte nach Perſien mitzuſenden, war den Schweden ohnehin nicht gelegen, ſie wollten die großen Koſten nicht auf's Ungewiſſe wagen, ſondern dieſe Auslagen klüglich den Holſteinern überlaſſen. Nachdem alles vorläufig abgemacht worden, traten zuvörderſt die ſchwediſchen Geſandten die Rückreiſe an, ſodann auch die holſteiniſchen, welche dem Herzoge den Bericht von ihrem bisherigen Erfolge zu bringen eilten. Sie hatten am 16. December mit gewöhnlicher Feierlichkeit ihre letzte öffentliche Audienz bei dem Zar, und reiſten am 24. zu Schlitten von Moskau nach Narva zurück. Der Schiffer Cordes aber ging mit ſechs Perſonen ſogleich in entgegengeſetzter Richtung voraus nach Niſen-Naugart, um daſelbſt auf der Wolga zur bevorſtehenden Weiterfahrt ein Schiff zu bauen. Von Flemming's Treiben und Dichten während dieſes erſten Aufenthalts in Moskau haben wir wenig Spuren. An neuen und merkwürdigen Anſchauungen fehlte es nicht; zu den eigenthümlichen Bildern der ruſſiſchen Hauptſtadt geſellte ſich der noch fremdere Reiz türkiſcher und tatariſcher Anblicke, wie ſie der Einzug und Aufenthalt prachtvoller Geſandtſchaften zeigte, von welchen die türkiſche nicht ohne entgegenwirkende Abſicht mit der holſteiniſchen dort zuſammentraf. Aber Flemming's Dichtung ſchweigt uns diesmal ungewöhnlich, wie bereit und fertig ſie auch ſonſt jede Darbietung des Tages in Trauer und Freude zu heitrer Betrachtung aufnimmt. Ob Geſchäfte ihn geſtört, ob Krankheit ihn gehindert, oder vielleicht Neigung ihn zu Gedichten befeuert, die nur eben des Merkmals dieſer Zeit und Oertlichkeit ermangeln, iſt nicht zu beſtimmen.

Am 5. Januar 1635 traf die Reiſegeſellſchaft nach raſcher Fahrt über Groß-Naugart wieder in Narva, und fünf Tage darauf wohlbehalten in Reval ein, von wo die Geſandten nach dreiwöchentlichem Aufenthalt ihren Weg, weil das baltiſche Meer wegen des Winters nicht mehr zu beſchiffen war, zu Lande fortſetzten, von wenigen Perſonen begleitet, indem es gerathener dünkte, den größten Theil des Gefolges in Reval zurückzulaſſen und daſelbſt in die Koſt zu verdingen. Im Anfange des Februar gelangten ſie nach Riga, wo ſich zur weiteren Rückreiſe ein Franzoſe, Karl Talleyrand, der ſich Fürſt von Chales und Marquis und Baron von andern Herrſchaften nannte, an ſie anſchloß. Dieſer Mann war vor mehreren Jahren als Geſandter des Fürſten von Siebenbürgen an den türkiſchen Kaiſer und an den Zar von Moskau abgeſchickt worden, als aber der Fürſt von Siebenbürgen bald nachher geſtorben, und Talleyrand ohne amtliche Verhältniſſe in Moskau geblieben war, beſchuldigte ihn ſein Gefährte Jakob Rouchelle heimlich bei dem Patriarchen verrätheriſcher Abſichten, worauf ihn der Zar gefangen ſetzen und nach Sibirien wegführen ließ; erſt nach drei Jahren, als der Patriarch inzwiſchen geſtorben, kam Rouchelle's Argliſt an den Tag, und Talleyrand wurde aus der Verbannung zurückgeholt und auf freien Fuß geſetzt; er kehrte jetzt luſtig und guter Dinge heim, über ſein Unglück leicht getröſtet, und bereichert mit einigen tauſend Verſen der Aeneis, deren vier erſte Bücher er zum Zeitvertreib fertig auswendig gelernt hatte. Seine Geſchichte durfte in den Gemüthern derer, welche ſich auf ähnlichem Zuge begriffen und vielleicht ſchon durch manches Unheimliche berührt fanden, nachdenkliche Eindrücke hinterlaſſen. Inzwiſchen ging die Reiſe über Mitau, Memel und Königsberg nach Danzig fort, wo die Geſandten während einer faſt dreiwöchentlichen Raſt von Rath und Bürgern herrlich bewirthet und beſchenkt wurden. Ueber Stettin und Roſtock gelangten ſie endlich am 6. April nach Gottorff, wo ſie darauf dem Herzoge ihren Bericht ablegten, und ſogleich den weiteren Verfolg der Sache zu berathen hatten. Flemming unterdeſſen war mit den übrigen Gefährten in Reval zurückgeblieben, und fand in dieſer reichen, lebhaften Stadt alsbald den angenehmſten Umgang. Würdige Gelehrte, wackre Kaufleute von Welt und Bildung, heitre Muſenfreunde und liebenswürdige Frauenzimmer, ließen in ihrem Kreiſe den jungen Dichter nichts vermiſſen, was ihm der beſte heimiſche Boden nur je hätte tragen können. Sein heitrer, lebhafter Sinn, ſein trefflicher Karakter und ſein herrliches Talent erwarben ihm die Liebe edler Freunde und die Huld ſchöner Frauen. Auch ſtand ſeine Dichtkunſt hier ſchnell in reicher Blüthe. Reiner Brockmann, Profeſſor der griechiſchen Sprache, und Timotheus Polus, innige Freunde Flemming's, erweiſen ſich auch als dichteriſche Genoſſen, und wechſeln glückliche Verſe mit ihm, ja ſogar junge Frauenzimmer wiſſen den liebenswürdigen Fremden mit Reimzeilen anzubinden; ſo ausgezeichneter geiſtigen Bildung durfte Reval ſich damals rühmen! Auch preiſt Flemming dieſe weitherrſchende Macht der deutſchen Sprache und des deutſchen Geſanges, die nun ſchon jeden Kampf beſtehen können, und die durch ihn noch weiter, in bisher nicht gekannte Länder dringen ſollen! Die raſchen Erzeugniſſe ſeiner allzeit fertigen Kunſt ſind allen Anläſſen des Tages dargebracht; auch der Entfernten gedenkt ſein Lied, inſonderheit des geliebten Grahmann, und der Geburts- und Namenstag der Geſandten geht nicht unbeſungen vorüber. Ohne Zweifel iſt auch ein großer Theil der Liebesgedichte, ſowohl der Lieder als der Sonette, während dieſes Aufenthalts entſtanden, der unter den Anwandlungen unſtäten Wohlgefallens auch den Keim ernſter Neigung ſchon pflegen mochte.

Inzwiſchen war zu Gottorff die Geſandtſchaft für ihre nunmehrige Beſtimmung nach Perſien auf's neue glänzend ausgerüſtet, und das Gefolge bis auf zweiundneunzig Perſonen vermehrt worden. Als höhere Beamte waren, außer den ſchon früher genannten, darin begriffen: ein Marſchall, ein Hof- und Küchenmeiſter, ein Hofprediger, ein ruſſiſcher Oberdolmetſcher, mehrere Kammerpagen; hierauf, eine Stufe niedriger, mehrere andre Pagen und Kammerdiener, zwei Feldtrompeter, mehrere Muſikanten, Wundärzte, ferner Silberdiener, Schreiber, türkiſche und perſiſche Dolmetſcher, Trabanten und Lakaien, und eine große Zahl geringere Diener und Jungen, ſogar ein Hundejunge. Die Geſellſchaft war aus allen Gegenden Deutſchlands, aus Schottland, Frankreich, Holland, Liefland, ja aus der Tatarei und Armenien gemiſcht. Der Herzog Friedrich wandte freudig die größten Koſten auf, um den fremden Völkern gleich durch das Aeußere eine hohe Meinung von dem Lande und Fürſten zu geben, welchen die Botſchaft angehörte. Prächtige Geſchenke wurden angeſchafft, Kleinodien, kunſtreiches Geräth und werthvolle Seltenheiten. Auch die politiſchen Beziehungen kamen in neue Erwägung, und Olearius mußte nach Brabant reiſen, um dort mit dem Kardinal Infanten nähere Verabredung zu halten. Auf der Rückreiſe wurde Olearius heftig krank, genas aber zu Hamburg in des Geſandten Brüggemann Hauſe bei guter Pflege bald wieder. Dieſer Geſandte, der ſich in ſeiner Würde gefiel, und auch daheim, wie unterwegs, darin prangen wollte, bezeigte ſich freigebig und leutſelig gegen das ſämmtliche Gefolge, und löſchte ſo manchen unangenehmen Eindruck wieder aus, den er auf der früheren Reiſe durch auffahrendes und eigenwilliges Weſen ſeinen Gefährten hin und wieder verurſacht hatte. Dem Geſandten Kruſe, deſſen feine Bildung und ſanfte Gemüthsart ſich nie verläugnete, war ſchon früher jeder Sinn zugethan. So brach denn unter frohem, verſprechenden Anſchein die Geſellſchaft von Hamburg auf, und begab ſich am 27. Oktober in Travemünde zu Schiffe. Allein kaum waren ſie in See, ſo überfiel ſie ein heftiger

Sturm, der Allen den Untergang drohte. Schon hatten Olearius und Grahmann verabredet, einander in die Arme zu ſchließen, und ſo auch im Tode vereint zu bleiben, als in der höchſten Noth an der ſchwediſchen Küſte Rettung erſchien. Hier aber gingen, durch einen verdrießlichen Zufall, die Schatullen der Geſandten mit dem Schiffsboote, worin die Ueberfahrt an's Land geſchehen ſollte, in den Wellen verloren; ſie wurden zwar ſpäter aufgefiſcht, allein die Beglaubigungsſchreiben waren ganz verdorben, und deßhalb mußten zwei Leute ſofort von Calmar nach Gottorff zurückreiſen, um neue zu holen. Indeß ging man wieder unter Segel, allein bald erhob ſich ein neuer Sturm, und dauerte mit ſteigender Gewalt ſo heftig fort, daß nach mehreren Tagen und Nächten unausgeſetzter Todesgefahr am 9. November im finniſchen Meerbuſen bei der Inſel Hoheland das Schiff endlich ſcheiterte. Die Menſchen und viele Sachen wurden noch glücklich an's Land gerettet, das Schiff aber darauf völlig von den Wellen zertrümmert. Nachdem die Geſandten, nicht ohne Gefahr, auf Fiſcherbooten nach dem Feſtland übergeſetzt, verweilten ſie zuerſt drei Wochen in Kunda, dem nur zwei Meilen vom Strande gelegenen Gute Johann Möller's, eines angeſehenen Einwohners von Reval, und begaben ſich am 2. Dezember endlich in dieſe Stadt, wohin Uechtritz gleich von Hoheland vorausgeſchickt worden, ihre glückliche Rettung und baldige Ankunft zu melden. Hier hatte man ihretwegen ſchon in großer Angſt geſchwebt, ja ſie bereits im Schiffbruche verloren geglaubt, und bezeigte jetzt nur um ſo freudigere Theilnahme; in den Kirchen und im Gymnaſium wurden öffentliche Dankſagungen gehalten, und die ganze Stadt feierte gleichſam ein Feſt. Flemming insbeſondere hatte ſchon ſeine beſten Freunde betrauert, und genoß nun um ſo herrlicher ihres Wiederſehens. In einem Wechſelgeſang ließ er Sirenen und Satyrn die Ankunft der Geretteten auf Hoheland dankend preiſen. An Kruſe und Grahmann richtete er beſondere Glückwünſche in Sonetten. Die Geſandten beſchloſſen, in Reval das Eintreffen der neuen Beglaubigungsſchreiben abzuwarten, und einſtweilen den Hofjunker Hans Arpenbeck, ruſſiſchen Oberdolmetſcher, nach

Moskau abzufertigen, um ihr gehabtes Unglück und ihr dadurch verlängertes Außenbleiben dem Zar zu melden. Noch drei Monate dauerte der Aufenthalt in Reval, und Flemming blieb demnach im Ganzen über ein Jahr daſelbſt. Dieſe Zeit verging in den angenehmſten Verhältniſſen, aus welchen zum Theil dauerhafte Bande wurden. Kruſe, der einige Zeit vorher ſeine erſte Gattin durch den Tod verloren hatte, verlobte ſich mit Maria Möller, einer Tochter des erwähnten Beſitzers von Kunda, Olearius warb um deren Schweſter, Grahmann und Arpenbeck verlobten ſich gleichfalls mit angeſehenen Bürgertöchtern von Reval, und Flemming ſelbſt erwählte ohne Zweifel ſchon damals in Anna Niehuſen dort die Geliebte, die er ſpäter als Gattin heimzuführen dachte. Ein Sonett an den Steinbruch zu Reval giebt jedoch zu erkennen, daß ihr Herz nicht ſogleich zu ſeinen Hoffnungen ſtimmte:

„Du Zaum des frechen Belts, dem deine ſtarke Bruſt
Sich männlich ſetzet vor, daß ſich die Wellen brechen,
Und in ſich umgewandt ſich an ſich müſſen rächen,
Und kehr'n den ſchwachen Zorn in leichten Sand und Wuſt;

Der du dem Lande Schutz, der Stadt Zier geben mußt,
Der Stadt, ſo jenſeit iſt ſo reich an ſüßen Bächen,
Hier an geſalzner See, an Höhen und an Flächen,
Darinnen Harris wohnt, die Seele meiner Luſt.

Ich ginge zu dir ein, du Luſtberg der Silenen,
Mich meiner Liebesangſt ein wenig zu entwöhnen,
So giebſt du mir an dir mehr Anlaß noch darzu!

Du biſt zwar harte wohl, doch kann dich Eiſen zwingen;
So lange müh' ich mich, ihr iſt nichts abzubringen;
Ihr feſtes Herze muß noch härter ſein als du!“

Während aber die Tage ſolchergeſtalt in glücklicher Fülle dahinfloſſen, miſchte von andrer Seite ſich herbe Störung ein. Zwiſchen den Kaufdienern der reichen Handelsſtadt und den Leuten der Geſandtſchaft war häufiger Muthwill und Streit, ſo daß nicht ſelten arge Raufereien vorfielen, und endlich ſogar Brüggemann's Kammerdiener, ein Franzoſe und ſonſt ein ſtiller und frommer Menſch, nachts in einem Tumult erſchlagen wurde, ohne daß der Thäter ausfindig zu machen war. Die Geſandten waren nun zwar befliſſen, durch feſte Satzungen und wiederholte Mahnung ihr Gefolge zu ſtrenger Ordnung anzuhalten, allein die ungeſtüme Weiſe, mit welcher Brüggemann ſein Anſehen handhabte, gab nur Anlaß zu neuen Verdrießlichkeiten und Verſtimmungen, die ſich immer unſeliger über die ganze Reiſe verbreiteten.

Nachdem die neuen Beglaubigungsſchreiben aus Gottorff angelangt, und auch Arpenbeck aus Moskau zurückgekommen war, konnte zum Ausgang des Februar 1636 endlich die Abreiſe von Reval angetreten werden; das Gepäck ging auf dreißig Schlitten voran, die Geſandten ſelbſt folgten am 2. März mit den übrigen Völkern nach, ſprachen nochmals in Kunda ein, und reiſten dann über Narva ohne Aufenthalt, da auch an der ruſſiſchen Gränze ſchon alles zu ihrer Aufnahme bereit war, weiter nach Groß-Naugart, wo ſie am 11. eintrafen. Unterwegs beriefen die Geſandten, oder eigentlich Brüggemann, deſſen Einfälle ſich mehr und mehr geltend machten, die Vornehmſten des Gefolges, und ermahnten ſie, jeder ſolle ſeines Amts und Dienſtes mit größtem Eifer und ſorgſamſter Ehrerbietung warten, damit die Ruſſen eine deſto größere Meinung von der Würde der Geſandten faßten, welches die Ermahnten willig verhießen, und nur daneben baten, man möchte hinwieder auch ihnen nach Stand und Gebühr mit Glimpf begegnen, und nicht Einen wie den Andern ohne Unterſchied, wie ſchon vorgekommen, anfahren und beſchimpfen, welches dann auch zugeſagt wurde. Am 16. März ging es von Groß-Naugart mit hundertneunundzwanzig Pferden zu Schlitten nach Moskau fort, wo man am 29. feierlich einzog. In der öffentlichen Audienz bei dem Zar führte Kruſe das Wort, in den darauf erfolgenden geheimen Audienzen aber wurden die Geſchäfte von beiden Geſandten gemeinſchaftlich beſorgt. Doch hiebei ließ es Brüggemann nicht bewenden, ſein unruhiger Sinn machte ſich immer etwas beſonders zu ſchaffen, und ſo gerieth er hier auf den Einfall, hinter dem Rücken Kruſe's bei den Bojaren eine geheime Audienz für ſich allein zu begehren, die ihm auch zugeſtanden wurde; in dieſer, und einer nachfolgenden zweiten, knüpfte er Verhandlungen an, zu welchen er weder Auftrag noch Befugniß hatte; er wollte ſich durch ſolches Benehmen eine geheimnißvolle höhere Wichtigkeit geben, ſtellte damit aber das ganze Geſchäft verfänglich bloß, und verſetzte die Gefährten, welchen ſeine Schritte leicht bekannt wurden, in Mißtrauen und Unruhe, deren Rückwirkung auf ihn ſelbſt nicht ausblieb. Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Moskau wurden die Geſandten, diesmal ohne öffentliche Abſchiedsaudienz, da ſie den Zar auf dem Rückwege noch wiederſehn ſollten, zur Weiterreiſe entlaſſen. Sie nahmen in Moskau achtundzwanzig Soldaten nebſt drei Offizieren, größtentheils Schotten oder Deutſche, und einige ruſſiſche Knechte in Dienſt, und ſandten dieſe mit den metallenen Geſchützen, die aus Deutſchland mitgebracht worden, und mit einigen in Moskau angekauften Steinſtücken, nebſt dem übrigen Geräth und Gepäck am 24. Juni nach Niſen-Naugart voraus, ſie ſelbſt folgten am 26. nach. Ein Kaiſerlicher Paß des Zars gab ihnen freien Durchzug nach Perſien, und verſtattete ihnen, jedoch für ihr eigen Geld, überall Lebensmittel und andre Bedürfniſſe einzukaufen, auch die zu ihrem Fortkommen nöthige Mannſchaft zu miethen; ein Priſtaff oder Schaffner wurde ihnen bis Aſtrachan mitgegeben, um die Vollziehung der Befehle des Zars zu ſichern, jedoch war es nicht überflüſſig, die ruſſiſchen Befehlshaber der Zwiſchenorte auch durch Geſchenke für die Förderung der Reiſe anzuſpornen. An die Stadt Moskau dichtete Flemming, deſſen Lieder jetzt in reicher Fülle ſtrömten, zum Abſchiede folgendes Sonett:

„Prinzeſſin deines Reichs, die Holſtein Muhme nennt,
Du wahre Freundin du, durch welcher Gunſt wir wagen,
Was Fürſten ward verſagt und Kön'gen abgeſchlagen,
Den Weg nach Aufgang zu. Wir haben nun erkennt,

Wie ſehr dein freundlichs Herz in unſrer Liebe brennt;
Die Treue wollen wir mit uns nach Oſten tragen,
Und bei der Wiederkunft in unſern Landen ſagen:
Das Bündniß iſt gemacht, das keine Zeit zertrennt.

Des frommen Himmels Gunſt, die müſſe dich erfreuen,
Und alles, was du thuſt, nach Wunſche dir gedeihen,
Kein Mars und kein Vulkan dir überläſtig ſein!

Nimm itzo dies Sonett. Komm' ich mit Glücke wieder,
So will ich deinen Preis erhöhn durch ſtärkre Lieder,
Daß deiner Wolgen Schall auch hören ſoll mein Rhein!“

Unfern der Stadt, bei dem Kloſter Simana, wohin man ſich zu Pferde begeben, geſchah die Einſchiffung auf der Moskwa, mittelſt deren die Fahrt in die Ocka, und darauf von dieſer in die Wolga überging. Die Ufer zeigten ſich abwechſelnd bald waldig mit ſchönen Bäumen, bald angebaut und durch Dörfer belebt. Auf dem Wege durch die Gegend der Mordwinen-Tataren war man nicht ohne Beſorgniß wegen räuberiſchen Anfalls, der doch glücklicherweiſe unverſucht blieb. Am 11. Juli, nachdem man viele Dörfer ſeldiges Tages vorübergeſchifft, gelangte man endlich abends nach Niſen-Naugart, zunächſt dem Einſtrömen der Ocka in die Wolga, von Moskau in grader Richtung ſchon hundert Meilen, mit den Umwegen des Waſſerlaufs aber hundertfünfzig entfernt. Man fuhr jedoch nicht in die Stadt, ſondern ſogleich an das Schiff, genannt Friedrich, welches der Schiffer Cordes mit ruſſiſchen Zimmerleuten daſelbſt aus föhrenen Dielen für die Weiterreiſe erbaut hatte. Daſſelbe war mit drei Maſten und vierundzwanzig Rudern verſehn, und hatte bei einer Länge von hundertzwanzig Fuß in vielen abgetheilten Kammern genugſamen Raum für ſo viele Menſchen und Vorräthe, für Kanonen, Granaten, Gewehr und Schießbedarf aller Art. Wegen der vielen Sandbänke und Untiefen in der Wolga hatte daſſelbe jedoch nur flachen Boden. Eine Schaluppe, während der Fahrt zur Leichterung des Schiffes dienlich, ſollte während des Aufenthalts der Geſandtſchaft am perſiſchen Hofe zur Unterſuchung des kaspiſchen Meeres gebraucht werden. Bei der Rechnungslegung der Schiffbauten kamen Betrügereien an den Tag, wegen welcher die ruſſiſche Behörde den ſchuldig befundenen Schmidt an die Geſandten unbedingt, ſelbſt wenn es an's Leben ginge, zur Beſtrafung überließ; doch wurde er, ein ſchon ſiebzigjähriger Greis, zuletzt begnadigt. Bis zum Ausgange des Juli verweilte die Reiſegeſellſchaft in Niſen-Naugart, brach aber ſodann, weil der Strom ſehr zu fallen anfing, am 30. Juli bei ungünſtigem Wetter eiligſt auf, um nicht das noch übrige Fahrwaſſer zu verlieren; doch ſchon gleich im Anfange blieb das Schiff mehrmals auf dem ſeichten Grunde feſtſitzen. Olearius hielt am folgenden Tage eine Ermahnungsrede an das Gefolge, indem er den erlittenen Schiffbruch zurückrief, und die Gemüther im Dank und Vertrauen zu Gott für die Weiterfahrt beſtärkte; dieſe Rede veranlaßte ſpäter vor Aſtrachan unſern Flemming zu einem Gedicht an Olearius, worin er den eindringlichen Inhalt derſelben zum Theil wiederholte. Mit Niſen-Naugart ließ man die letzte proteſtantiſche Gemeinde dieſer Gegenden, meiſtens Deutſche und Schotten, die in des Zars Kriegsdienſten ſtanden, ſo wie mehr und mehr die Spuren europäiſcher Völkerweiſe zurück. Der ruſſiſche Woiwode oder Statthalter warnte vor den Räuberanfällen der an der Wolga ſtreifenden Koſacken, gegen welche man zum Kampfe bereit ſein müſſe; doch meinte er, der Name der Deutſchen, deren Tapferkeit in Rußland durch die dem Zar geleiſteten Dienſte genug bekannt geworden, würde ſie wohl abſchrecken. Indeß trafen Kruſe und Brüggemann in dieſer Hinſicht gute Anſtalt, und ordneten die geſammte Mannſchaft, unter ihrer Beider und des Marſchalls Hermann von Staden getheilter Anführung, wobei jedoch jene durch Mandelsloh und Olearius ſich meiſt vertreten ließen, in drei Rotten, welche abwechſelnd zur Wache befehligt wurden. Dieſe zog jedesmal mit Trommelſchlag nach Kriegsmanier auf, und hielt beſonders die Poſten auf dem Vor- und Hinterkaſtell des Schiffes allezeit ſtark beſetzt. So oft man eine Stadt oder ſonſt bewohnten Ort vorbeifuhr, wurde ſie durch Trompetenſchall und Abfeuerung eines Geſchützes begrüßt. Am 6. Auguſt ſchifften die Reiſenden die Stadt Waſiligorod vorüber; die Uferanwohner brachten Lebensmittel zum Verkauf. Die Tſcheremiſſen-Tataren zeigten ſich in bewaffneten Haufen, bald drohend, bald furchtſam. Uebrigens ſah man von Niſen-Naugart bis Kaſan zu beiden Seiten faſt nur Gebüſch und Wald, und eine Strecke vor Kaſan am rechten Ufer kahle

Kreide- und Sandberge. Während die Reiſenden ſich mehr und mehr dieſer Wildniß übergaben, und mit den Beſchwerden der unbekannten Schiffahrt kämpften, wurden ſie unerwartet durch Briefe vom Mai aus Deutſchland erfreut, die ihnen von Moskau nachgeſandt worden. Die Schwierigkeiten der Fahrt ſtörten aber dieſe Freude bald wieder. Der Steuermann war unkundig; das Schiff kam häufig auf den Grund und mußte mit unendlicher Arbeit mehrmals durch Zurückwinden wieder flott gemacht werden, auch blieb daſſelbe mehrere Stunden an vorragendem Uferwalde hängen. Olearius und Mandelsloh ſtiegen hier aus, um ſich im Grünen zu erfreuen und Waldfrüchte zu leſen, inzwiſchen erhob ſich ein friſcher Wind, das Schiff kam vorwärts, und vergebens ſuchten jene längs des Ufers demſelben nachzukommen; als ſie endlich ein Boot gewahrten, welches ſtromauf gegen ſie anruderte, glaubten ſie anfangs, es ſeien Koſacken, entdeckten aber bald zu ihrer Freude, daß Kruſe daſſelbe für ſie abgeſchickt, und gelangten ſo glücklich wieder zu den Genoſſen. Endlich am 13. Auguſt abends erreichten ſie die Stadt Kaſan; hier trafen ſie eine perſiſche und tſcherkaſſiſche Karavane noch an, welche um wenige Tage früher von Moskau abgegangen war, bei derſelben befand ſich ein perſiſcher Kaufmann, der in Moskau als Geſandter geweſen, und ein tatariſcher Fürſt Muſſal aus Tſcherkaſſien, der von dem Zar die übliche Belehnung mit ſeinen Ländern empfangen hatte. Das Schiff blieb den nächſten Tag vor Anker, und ſollte auch noch den darauf folgenden liegen bleiben, weßhalb denn Olearius und Mandelsloh ſich guter Dinge aufmachten, um die Stadt zu beſehen und manches einzukaufen. Doch Brüggemann, den Gefährten jede Ausbeute mißgönnend, die nicht auch ſeinem Sinn und Antheil gemäß waren, befahl unvermuthet, während jene ſich in Kaſan harmlos umſahen, die Anker zu lichten und abzufahren. Bürger von Kaſan, die vom Ufer zur Stadt wiederkehrten, benachrichtigten die Zurückgelaſſenen, welche darauf zu Wagen längs des Ufers nachfuhren, und erſt auf den Abend, mit dem Boote des Priſtaff, wieder an das Schiff kamen. Eine Gemüthsart aber, die mit Abſicht als böſen Streich verüben mochte, was ſchon als zufälliges Begegniß nur hülfreiche Theilnahme fordern durfte, mußte bald für immer die Ausſichten einer Reiſe trüben, deren ganzes Geſchick nun ſchon unabänderlich bedingt war!

Die Ufer der Wolga wurden nun ſtets öder, die Räuberzüge der Koſacken machten dieſe Gegend unbewohnbar. Am 18. Auguſt gelangten die Reiſenden, nachdem ſie den Abend vorher den Zuſammenfluß des großen Stromes Kama mit der Wolga erreicht hatten, nach Tetus oder Deutuſcha, von welcher Stadt bis nach Aſtrachan nun ferner kein Dorf mehr zu ſehen war. Sie wurden hier erſchreckt durch die Nachricht, daß weiterhin bis zum kaspiſchen Meer über dreitauſend Koſacken ihrer warteten, von welchen als Kundſchafter eben in der Nähe gegen ſiebzig Reiter ſich am Strande gezeigt hätten. Unter dieſen Umſtänden mußte man auf jeden Fall gefaßt ſein; ein blinder Lärm wurde abſichtlich angeſtellt, um die Bereitſchaft und Herzhaftigkeit der Leute zu erproben, und es ergab ſich, daß man von ihnen das Beſte hoffen durfte. Während mit großen Beſchwerden, gegen widrigen Wind und zwiſchen öfteren Untiefen, die Fahrt langſam weiterging, trafen Nachrichten von dem holſteiniſchen Faktor aus Moskau, dann Briefe aus Niſen-Naugart mit der Anzeige ein, daß unter der Schiffsmannſchaft ſelbſt vier Koſacken wären, und dreihundert andre am Ufer im Hinterhalte lägen, weßhalb die Wachſamkeit auf dem Schiffe noch vermehrt wurde. Als Bewaffnete am Ufer ſich zeigten, wurde ein Boot zu ihrer Erkundung ausgeſandt; es zeigte ſich, daß die vermeinten Koſacken vielmehr Strelitzen waren, weil aber die holſteiniſchen Soldaten am Strande zur Einziehung genauen Berichts etwas verweilten, ſchöpfte Brüggemann alsbald Verdacht, rief das zurückkehrende Boot auf Piſtolenſchußweite an, und da die Antwort, des Windes wegen, nicht deutlich zu vernehmen war, wollte er ſogleich eine Kanone darauf abfeuern laſſen, welches jedoch Kruſe noch glücklich hinderte. Unter mehrmals erneuten Anzeigen und Beſorgniſſen feindlichen Anfalls gelangte man am 28. Auguſt vor Samara, am 1. September bei Saratoff vorüber, einigen Struſen oder großen Kähnen begegnend, welche mühſam ſtromaufwärts fuhren. Nachts blieb das Schiff immer vor Anker liegen, und die Mannſchaft hielt ſorgſam Wacht. Als nach Sonnenuntergang am Strande zehn Koſacken bemerkt wurden, welche den Strom hinauf ritten, ſandte Brüggemann ihnen ſchnell auf einem Boot acht Musketiere nach, allein jene zogen ihr Boot an's Land und verſteckten ſich im Buſch, und die Soldaten kamen erſt in finſtrer Nacht zurück; der Marſchall von Staden ereiferte ſich hierüber, indem er es ſehr unrecht und gefährlich fand, die Leute zur Nacht auf ſolchen Anſchlag auszuſchicken, bei welchem ſie nutzlos jedem Unfall preisgegeben würden, ohne daß man ihnen beizuſtehen vermöchte, Brüggemann aber fuhr ſehr ungehalten auf, und behauptete trotzig ſeinen Sinn. Am 3. September traf das Schiff mit der aus ſechszehn großen und ſechs kleinen Fahrzeugen beſtehenden perſiſchen Karavane zuſammen, von der es bisher durch widrige Winde getrennt geweſen; die Vereinigung wurde durch Trompeten und Trommeln, durch Aufziehen der Flaggen und Losbrennen des Gewehrs gefeiert; man durfte in dieſer Stärke nunmehr beiderſeits den Koſacken ſchon beſſer Trotz bieten. Am 6. September gelangte man vor die Stadt Zariza, von welcher bis zum kaspiſchen Meere nur wüſtes, ſandiges Land übrig war.

Brüggemann fühlte wohl, in welches Mißverhältniß er ſich zu ſeinen Gefährten gebracht hatte, und wollte ſich daher ſeines Anſehns neu verſichern, aber auch hier ging er mit Uebertreibung und Seltſamkeit zu Werke. Wir wollen Olearius hier einmal mit ſeinen eignen Worten erzählen laſſen: „Brüggemann“, ſo berichtet er, „forderte die Völker des Komitats vor ſich, hielt ihnen vor, wie daß er von Ein- und Andern ſtarke Muthmaßung hätte, als konſpirirten ſie heimlich wider ihn, daher er denn, wann's die Noth erfordern ſollte, ſich wenig Gutes zu ihnen zu verſehen haben würde, welches er gleichwohl nicht, ſondern viel ein Beſſeres verhoffte, ja auch wegen ſeiner ſchweren Amtverwaltung und Vorſorge vor ſie, ſo er täglich trüge, verdient hätte. Begehrte derowegen von der Muſikanten-Trabanten- und Lakaientafel das juramentum fidelitatis durch einen körperlichen Eid geleiſtet zu haben, welches, wiewohl ſie ſich gegen ſolcher Beſchuldigung ganz fremde erklärten, und ohne das vermöge ihrer Beſtallung zur Treue ſattſam verobligiret zu ſein vermeinten, ſie gerne leiſteten, mit Bitte, daß der Geſandte hingegen nicht, wie bisher geſchehen, alsbald, oft ohne gegebene Urſache, auf jeglichen ohne Unterſcheid mit ehrenrührigen und verkleinerlichen Worten herausfahren wollte, ſie wollten hingegen, wenn ſie nur ein gut Wort bekämen, nicht alleine ihm treu und hold ſein, ſondern auch aus Liebe gegen ihm im Nothfall ihr Leben laſſen. Es wurde den Völkern auch ſolche Bitte zu gewähren zwar verſprochen, aber ꝛc." Durch dieſes „ꝛc." giebt Olearius hinreichend an, was weiter zu ſagen wäre, ohne daß grade er, der kluge, beſcheidene Mann, es ſagen möchte. Wegen der Koſacken konnte man noch keineswegs ruhig ſein; ältere, und daneben auch ganz neuerliche, Räuberanfälle mußten warnend vor Augen ſchweben. Am 11. September in der Nacht, da grade Brüggemann in ſeiner Reihe die Wacht hatte, trieb ein großer Kahn bei dem Schiffe ſtill vorüber; jener beſann ſich nicht, ließ auf der Stelle aus fünfzehn Musketen Feuer darauf geben, und ſchon ſollte dies auch aus einer Kanone geſchehn, als die Schiffer, aus dem Schlaf emporgeſchreckt, noch zu rechter Zeit ſich als ruſſiſche Salzführer auswieſen. Am 13. September in der Frühe, als die gewöhnliche Betſtunde gehalten, und der eingeführten Textfolge nach von der Erkundung des Landes Kanaan und deſſen herrlichen Früchten geſprochen worden, erſchienen im zutreffenden Augenblicke zwei Kähne von Aſtrachan mit prächtigen Weintrauben, Melonen und Pfirſichen, deren die Schiffsgeſellſchaft reichlich einkaufte. Gegen einige Koſacken, welche zum Vorſchein kamen, wurde ein Stück abgefeuert. Nachdem das Schiff am 14. noch einen heftigen Sturm beſtanden, ankerte daſſelbe am 15. nachmittags endlich vor Aſtrachan, und begrüßte die Stadt aus allem Geſchütz.

Wir haben bisher und werden noch fernerhin ganze Abſchnitte von Flemming's Leben nur in den Ereigniſſen erzählen können, denen er beigewohnt. In der That ſind die Schickſale dieſes Reiſezuges nunmehr ſein eigentliches Leben, und zugleich ſeine ganze Dichtung. Mit friſchquellendem Geſang ergreift er jedes Begegniß, feiert er die feſtlichen Tage der Gefährten, begrüßt er die neuen Ströme, Berge und Städte, die ſich dem Anblick darbieten. Der Dichter erſcheint hier wirklich in einer höheren Sendung; wie ein guter Geiſt waltet er unter den Genoſſen, die rohe Gegenwart in edleres Daſein erhebend, inmitten der Gefahren und Drangſale den guten Muth anfriſchend, jedes werthe Verhältniß in freundlicher Sitte pflegend, und den Kreis des Zuſammenlebens durch jede ſchöne Erinnerung und Hoffnung erweiternd. Auch hatte er das Glück, eine ſeltne Gemeinde dichteriſcher Freunde um ſich her verſammelt zu ſehn; Kruſe, Olearius, Grahmann, Mandelsloh, Uechtritz, Imhoff, Bernulli und andre Geiſt- und Sinnverwandte fühlten den hohen Werth eines ſolchen Begleiters und ſeiner Gaben, welche Olearius auch zum Theil in ſeine Reiſebeſchreibung aufgenommen hat, zur Freude noch jedes ſpäten Leſers, dem dort der heitre Dichter ſtets willkommen entgegentritt. Allein Flemming, indem er die volle Seele den reichen Gegenſtänden dichteriſch zuwendet, bald die Wolga und deren wechſelndes Ufer, bald das eigne Schiff und die perſiſche Karavane, dann den Sturm, und wieder die Trauben und Pfirſiche von Aſtrachan beſingt, vermag der verſtimmenden Einwirkung nicht zu entgehn, welche der ganzen Geſellſchaft durch die launenhafte Gewaltſamkeit eines ihrer Häupter allgemein verhängt iſt. Oft bricht aus Flemming's Reiſegedichten inmitten der heiterſten Eindrücke plötzlich eine tiefe Schwermuth, ja herber Unmuth und Verdruß hervor, die ſich nur auf jene Verhältniſſe deuten laſſen. Solche Verſtimmung verräth zum Beiſpiel der Troſt, den er ſich ſelber durch folgendes Sonett zurufen will:

„Sei dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverloren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat ſich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verſchworen.

Was dich betrübt und labt, halt' alles für erkoren.
Nimm dein Verhängniß an. Laß alles unbereut.
Thu, was gethan ſein muß, und eh man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannſt, das wird noch ſtets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und ſein Glücke
Iſt ihm ein jeder ſelbſt. Schau alle Sachen an.
Dies alles iſt in dir, laß deinen eitlen Wahn,

Und eh du förder gehſt, ſo geh' in dich zurücke.
Wer ſein ſelbſt Meiſter iſt, und ſich beherrſchen kann,
Dem iſt die weite Welt und alles unterthan."

Oder wenn ſeine Wehmuth, zu dem Vaterlande reuig zurückgewandt, dieſes alſo anredet:

„Ja, Mutter, es iſt wahr. Ich habe dieſe Zeit,
Die Jugend mehr als faul und übel angewendet,
Ich hab' es nicht gethan, wie ich mich dir verpfändet.
So lange bin ich aus, und denke noch ſo weit.

Ach, Mutter, zürne nicht; es iſt mir mehr als leid,
Der Vorwitz, dieſer Muth, hat mich zu ſehr verblendet,
Nun hab ich allzu weit von dir, Troſt, abgeländet,
Und kann es ändern nicht, wie hoch es mich auch reut.

Ich bin ein ſchwaches Boot, an's große Schiff gehangen,
Muß folgen, wie und wann und wo man denkt hinaus;
Ich will gleich oder nicht, es wird nichts anders draus.

Indeſſen meine nicht, o du mein ſchwer Verlangen,
Ich denke nicht auf dich, und was mir Frommen bringt!
Der wohnet überall, der nach der Tugend ringt."

Und es iſt das heiterſte Gemüth, welches in begünſtigtem Antheil an großen, ſeltnen Lebenswegen, deren Reiz und Erfolg ihm ein ungetrübtes Glück verheißen durften, ſolch verfehltes zu beklagen findet!

In Aſtrachan, der Hauptſtadt des von Tataren bewohnten Landes Nagaja, war alles ſchon ganz aſiatiſcher Art. Luft und Boden mit ihren reichen Früchten gaben den Süden kund, deſſen Ueppigkeit ſich mehr und mehr entfalten ſollte. Der bedeutende Handel verſammelte hier ein buntes Gemiſch naher und entfernter Völker des Morgenlandes. Selbſt das Chriſtenthum begann hier neben dem Glauben an Muhammed abzunehmen. Die ruſſiſchen Behörden, die perſiſchen Kaufleute, der Fürſt Muſſal und andre tatariſche Häupter, wetteiferten in Zuvorkommenheit gegen die Holſteiner, deren Unternehmen hier nur günſtig erſcheinen konnte. Man beſchenkte ſich gegenſeitig, und wechſelte feſtliche Beſuche und prunkvolle Gaſtereien, bei welchen rauſchende Muſik und Abfeuerung des Geſchützes nicht fehlen durften. Olearius erzählt, daß man bei den Perſern zum Schluſſe der Mahlzeit aus Schalen von Porzellan ein heißes ſchwarzes Waſſer, welches ſie Kahawe nennten, zu trinken bekam. In Aſtrachan war damals ein vielfaches Zuſammentreffen diplomatiſcher Perſonen ſehr verſchiedener Art. Ein armeniſcher Erzbiſchof, der als perſiſcher Geſandter in Polen geweſen war, und ein Predigermönch, der als polniſcher Geſandter jenen nach Perſien begleiten ſollte, waren ſeit fünf Monaten faſt als Gefangene zurückgehalten, und harrten ungeduldig auf die Erlaubniß zur Fortſetzung ihrer Reiſe. Des perſiſchen Geſandten, der mit der Karavane aus Moskau heimkehrte, iſt ſchon gedacht worden. Ein ruſſiſcher Geſandter, Alexei Savinowitſch, bereitete ſich zur Abreiſe nach Perſien, um daſelbſt die Verrichtungen der holſteiniſchen Geſandtſchaft zu beobachten. Auch ein tatariſcher Geſandter aus der Krimm war auf dem Zuge nach Perſien begriffen hier anweſend. In ſolcher Umgebung, deren Verkehr die Ruſſen aufmerkſam bewachten, wurde Brüggemann's undiplomatiſches Weſen bald anſtößig. Er ließ ſich wider die Türken, die zwar der Perſer aber nicht der Ruſſen Feinde waren, in ſo bedenklichen und unnützen Reden aus, daß ſelbſt die Perſer ihn aufzuhören baten, damit ſie vor den Ruſſen darüber nicht in Ungelegenheit kämen. Von Europäern fand ſich hier noch ein merkwürdiger Mönch, ein geborner Oeſterreicher, der als Knabe von Soldaten mit nach Rußland geſchleppt und dort zum griechiſchen Glauben angehalten worden, darauf in einem Kloſter bei Aſtrachan untergekommen war, und durch Anpflanzung eines Weinſtocks aus Perſien in dieſer Gegend den erſten Grund zu dem alsbald ſo gedeihlichen Weinbau gelegt hatte. Der Mann war ſchon hundert und ſechs Jahr alt, konnte nur noch wenige deutſche Worte reden, nahm aber ſeine deutſchen Landsleute freundlichſt auf, und nachdem er ſich mit Branntewein gütlich gethan, hob der Greis, um ſeine Rüſtigkeit zu zeigen, vor ihnen zu tanzen an, zwar mit bebenden Füßen, doch ungeſtützt. Während einerſeits die Tage in angenehmer Zerſtreuung hingingen, wurden andrerſeits die nöthigen Zurüſtungen zur Weiterreiſe nicht verabſäumt; die Vorräthe waren größtentheils erſchöpft, und die Leute daher mit Brotbacken, Bierbrauen und Einſchlachten vollauf beſchäftigt. Als Olearius, wegen einiger Verhandlungen, mit zweien Begleitern in die Kanzlei des Statthalters geſchickt wurde, mußte er hier die verdrießlichſten Klagen über Brüggemann hören, daß derſelbe den ruſſiſchen Priſtaff, der bisher die Geſandtſchaft auf der Wolga begleitet, ſtets unanſtändig behandelt, ja mit den ärgſten Schimpfworten geſcholten habe, welches nicht ungeahndet bleiben könne. Indeß wollten die Ruſſen, welche wohl einſahen, wie ſehr jener Mann den Seinigen ſelbſt eine Qual war, dieſe nicht für ſeine Ungebühr leiden laſſen, ſondern waren ihnen nach wie vor zu jeder Hülfe willig. Nachdem die neuen Vorräthe auf das Schiff gebracht worden, auch ein ruſſiſcher Steuermann für die gefahrvolle Einfahrt in das kaspiſche Meer, und einige nagaiſche Tataren mit einer Schute zur Leichterung des Schiffes angenommen worden, ging am 10. Oktober mittags die Reiſe von Aſtrachan weiter die Wolga hinab. Flemming nahm von der Stadt, wo er mit ſeinen Freunden durch drei Wochen genug Luſt gehabt, in ſchönen Verſen Abſchied; er ruft ihr zu:

„Der Himmel iſt dir Freund, der dieſes dein Gefilde
Mit reicher Fruchtbarkeit ſo hat gemachet milde.
Du machſt, daß faſt mein Sinn ſein Vaterland vergißt,
Mit dem du liegſt gleich hoch, und gleiche fruchtbar biſt;
Nur daß du's nicht auch biſt! Ich danke deiner Floren,
In welcher Kräuter Schooß ich oftmals mich verloren,
Und manchen langen Tag mir habe kurz gemacht,
Das ich nicht ward gewahr, als bis es war vollbracht.“

Allein ſeine Empfindungen bleiben getheilt zwiſchen der Luſt der Gegenwart, der Sehnſucht nach dem Vaterlande, und dem mißmuthigen Geſtörtſein, dem ſich nicht entfliehen läßt. Ein Gedicht aus dieſer Zeit auf den Namenstag ſeines Freundes Imhoff hebt an:

„Gönnt Gott inkünftig uns das liebliche Gelücke,
Daß unſer Deutſchland uns ſieht kommen wohl zurücke,
Das liebe Vaterland, das, wie man ſagen will,
Des Leides und der Angſt noch weiß noch hat kein Ziel,
Weil Mars noch drinnen raſ't, — —
Dann wird uns eine Luſt das zu erwähnen ſein,
Was ohne Reu' und Leid uns itzt kaum fället ein!"

Er fordert den Freund auf, den Tag in der Stadt zu feiern:

— — „Wir woll'n dir gerne folgen
In die berühmte Stadt der weitgepreiſten Wolgen,
Sie mein' ich, Aſtrachan, die Königliche Stadt,
Die viel an voller Luſt wie unſer Deutſchland hat."

Warum er dieſen Vorſchlag thut, giebt er deutlich genug an:

„Zu Schiffe ſchickt ſich's nicht, daß wir von ganzem Herzen
Nach unſrer ſchönen Art an ſolchen Feſten ſcherzen.
Wir wollen an das Land in unſer Luſthaus gehn;
Da laß die Tafel denn für uns gedecket ſtehn.
Frei muß ein Herze ſein, das recht ſich will erfreuen;
Es iſt ſich nicht gut froh, wenn man ſchon was muß ſcheuen.
Gönnſt du uns volle Luſt, ſo gönn' uns einen Plan,
Den man beſchleichen nicht, auch nicht behorchen kann."

Dieſe letzteren Andeutungen ſind unzweifelhaft gegen Brüggemann und ſeine argwöhniſchen Spähereien gemeint. Schwermüthiger noch empfindet und äußert er, wie es um ihn ſteht, in einem Gedicht an Olearius, wo er ſagt, daß es zum Dichten freundlicher Aufmunterung und zwangloſer Freiheit bedürfe, und wie wenig er daher jetzo zu leiſten vermöge, darauf aber fortfährt:

„Mein Wunſch iſt größer nicht, als ich bin und mein Stand.
Ich nehm' es willig an, was mir wird zuerkannt
Von meines Glückes Hand, das ſich noch ſchlecht erweiſet,
Wie weit ich ihm nun bin, wie lange nachgereiſet;
Nun meine Jugend mir in ihrer Blüthe ſtirbt,
Und mit der Aernte ſelbſt die Hoffnung mir verdirbt!"

Doch ſein reines Bewußtſein hält ihn noch aufrecht, und mit edlem Stolze rühmt er von ſich ſelbſt:

„Ich fürchte meinen Gott, und ehre meinen Herren,
Der mir nächſt ihm gebeut. Gewöhnt, mich nicht zu ſperren,
Was er mir auch befiehlt. Auf ſeinen Dienſt bereit,
Auch ehe was zu thun, als er mir's noch gebeut.
Ich bin von Jugend an in Sanftmuth auferzogen.
Von mir iſt niemand noch belogen noch betrogen.
Viel Weſens mach' ich nicht. Läßt man mir meinen Glimpf,
So müßte mir's ſein leid, zu bringen einen Schimpf
Auf dieſen oder den. Ich aber will nur ſchweigen,
Und mich auf allen Fall mir ähnlich ſtets erzeigen.
Ich kehre mich nicht dran, was jener von mir zeugt,
Der mündlich mich hat lieb, und herzlich doch betreugt,
Ein freundgeſtalter Feind. Mein redliches Verhalten
Wird zeugen, wer ich bin, bei Jungen und bei Alten.
Mein Sinn iſt ohne Falſch, in ſtiller Einfalt klug,
Kann dem auch nicht ſein gram, zu dem er wohl hat Fug!
Inmittelſt will ich mich nur ſelbſt zufrieden ſprechen."

Gegen Olearius, nach den Geſandten ſelbſt der wichtigſte Mann, auf welchem die Hauptlaſt der Geſchäftsführung ruhte, hatte Brüggemann beſonderen Ingrimm gefaßt; er hoffte nicht, denſelben je zu ſeinem blinden Anhänger zu gewinnen; da er aber ſich eine Parthei zu machen ſtrebte, ſo ſuchte er wenigſtens die Freunde von jenem abzuziehen, und bald mit Trotz, bald mit verſtellter Liebkoſung, wodurch denn das ganze Gefolge in eine Unzahl Mißverhältniſſe verſtrickt wurde, wie deren Flemming in obigen Zeilen andeutet.

Die neue Fahrt hatte gleich anfangs große Widerwärtigkeiten, der Wind war entgegen, und bei häufigen Untiefen das Schiff wiederholt auf dem Schlickgrunde feſt; zu den zwölf Meilen von Aſtrachan bis zur Mündung der Wolga brauchte man neun Tage. Beide Seiten des Stromes und eine Menge von zwiſchenliegenden Inſeln waren weithin mit hohem Schilf überwachſen, in dieſem grünen Gewirre, von dicken Nebeln umlagert, war nicht leicht ein ſichres Fahrwaſſer zu verfolgen, das Schiff mußte wiederholt geleichtert, und wenn dies nicht genügte, mit ungeheurer Arbeit ganze Strecken zurückgezogen werden. In dieſen hülfloſen Zuſtänden mußte man noch die Angriffe der Koſacken fürchten. Dabei zeigte ſich Brüggemann wieder ganz in ſeiner Art, und ließ auf ein ruſſiſches Fahrzeug, das nachts im Nebel vorüberfuhr, ſofort ein Geſchütz abfeuern; die Ruſſen aber ſchimpften, und meinten, jene ſollten ihren Muth für die Koſacken ſparen, die im kaspiſchen Meer auf ſie warteten. Bald nachher trieb ein Sturm aus der See das Waſſer hoch empor; das Schiff mußte fünf Tage ſtill vor Anker liegen; als der Sturm nachließ, und die Fahrt weiterging, blieb es alsbald wieder auf dem Schlick feſtſitzen. Am 28. Oktober kamen der Fürſt Muſſal, perſiſche Kaufleute, und ein ruſſiſcher Oberſt, welcher fünfhundert Strelitzen zur Beſatzung nach der Stadt Terki führte, mit ihren Schiffen nachgefahren, und die Holſteiner benutzten dieſe Gelegenheit, um einen tüchtigeren Lootſen zu erlangen, da der bisherige offenbar untauglich war. Ein perſiſcher Kaufmann, der Schiffahrt wohlkundig, überließ ſein eigen Schiff und Güter ſeinen Leuten, und vertrat auf dem holſteiniſchen, von bloßer Gutmüthigkeit bewogen, die Stelle des Steuermannes. Die Fahrt ging nun glücklich in See vorwärts, und am 1. November frühmorgens wurde vor Terki geankert, nachdem in der Nacht einige hundert Koſacken noch zuletzt wirklich einen Anſchlag auszuführen geſucht, aber mit ihren Booten aus Irrthum an die Schiffe des Fürſten Muſſal und der Strelitzen gerathen waren, von welchen ſie indeß, als ſie merkten, daß es nicht die Deutſchen wären, ſogleich abgelaſſen. In Terki, der letzten Stadt des ruſſiſchen Gebiets, waren der ruſſiſche Statthalter und der Fürſt Muſſal nebſt deſſen Mutter freundlichſt bemüht, die Fremden zu bewirthen und zu beſchenken. Ein nächtlicher Aufruhr der Bootsleute gegen den Schiffer Cordes verurſachte einige Störung, wurde aber ſogleich gedämpft, und am Tage, nach gehaltenem Gericht, in den Anſtiftern mit Einkerkerung geſtraft. Wegen der Weiterreiſe wurde berathſchlagt, ob ſie zu Lande oder ferner zu Schiff geſchehen ſollte, und nach eingezogenen Erkundigungen das letztere beſchloſſen. Der kurze Aufenthalt gab Flemmingen, welcher auch der beſchwerlichen Schiffahrt beim Ausfluſſe der Wolga zwei Sonette gewidmet, zu mehreren Gedichten Anlaß. In einer Elegie an ſein Vaterland gedenkt er der heimiſchen Mulde, in deren Fluth er oft geſchwommen, und ſeiner fernen Liebesneigungen; er ſagt vergleichend:

„Zwar es verſtattet mir das kaspiſche Geſtade,
Daß ich um ſeinen Strand mag ungehindert gehn;
Auch bittet mich zur Zeit zu ihrem ſchönen Bade
Auf Urlaub des Hyrkans manch aſiſche Siren';
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkaſſinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht zu häßlich bin,
Und ob einander wir ſchon nicht verſtehen können,
So kann ihr Auge doch mich günſtig nach ſich ziehn."

Aber dieſer Sinnenreiz kann ihn nur locken, nicht befriedigen:

„Was aber ſoll ich ſo und auf der Flucht nur lieben?
Kupido wird durch nichts als Stätigkeit vergnügt!"

Und ſo wendet er ſein Herz in hoffendem Vertrauen dem ſchöneren Glücke zu, das ihm, wenn er das Ende dieſes Laufes erlebt hat, eine geliebte Landsmännin bringen wird.

Am 10. November wurden die Anker gelichtet, und die Richtung nach Derbent genommen. Einem perſiſchen Fahrzeuge, welches mißtrauend das Weite ſuchte, ließ Brüggemann nachſetzen, die Mannſchaft in's Gewehr treten, und ein Geſchütz abfeuern, worauf die Perſer unverzüglich die Segel ſtrichen. Es fand ſich, daß das Fahrzeug Obſt geladen hatte, und in dem geängſteten Führer zeigte ſich der Bruder eben des perſiſchen Kauffahrers, der ſo großmüthig als Steuermann die Holſteiner begleitete. Der Wind war günſtig, und man erblickte bald im Südweſten das hohe Gebirge Kaukaſus. Allein am 12. mußte man, weil der Wind umſetzte, den ganzen Tag vor Anker liegen, und als abends die Fahrt wieder mit beſſerem Winde weiterging, erhob ſich ein fliegender Sturm, welcher in der Nacht ein von den Ruſſen erkauftes Boot, dann das Schiffsboot, und zuletzt die Schaluppe, welche alle am Tau nachſchleppten und voll Waſſer ſchlugen, losriß und zertrümmerte. Das Schiff ſelbſt gerieth in große Gefahr, zwiſchen den hohen und kurzen Wellen beugte es ſich wie eine Schlange; es war langgebaut und nur von Föhren, und drohte jeden Augenblick aus den Fugen zu gehn; vor dem beſtändigen Krachen und Knarren des ganzen Gebäudes konnte man unten im Raum ſein eignes Wort kaum hören; das eindringende Waſſer mußte mit unaufhörlicher Arbeit ausgepumpt und ausgeſchöpft werden. Man ſah den Untergang ſtets vor Augen, und auch der perſiſche Steuermann wünſchte jetzt auf ſeinem eignen Schiffe zu ſein. Am folgenden Morgen ſah man Derbent in der Nähe, vermochte aber nicht dahin zu gelangen, ſondern trieb mit dem heftigen Winde längs der Küſte weiter, bis man endlich nachmittags bei dem Dorfe Niaſabath oder Niſawai, zehn Meilen hinter Derbent, ankern konnte. Doch blieben die Wellen noch ſehr ungeſtüm, das Schiff wurde fortwährend hart beſchädigt, und zuletzt völlig leck. So kam unter Noth und Anſtrengung der dritte Tag heran. Der Sturm ließ etwas nach, aber man hatte kein Boot um an's Land zu fahren, man that vergebens wiederholte Nothſchüſſe. Schon dachte man ein Flooß anzufertigen, als endlich zwei Boote mit Leuten aus dem Dorfe Niaſabath ankamen; ſie riethen, der augenblicklichen Stille nicht zu trauen, nahmen daher die Geſandten und ihre werthvollſten Sachen nebſt einigen Dienern und Soldaten gleich mit, und verſprachen in einer zweiten Ueberfahrt die Zurückgebliebenen nachzuholen. Schon aber begann es heftig aus Süden zu wehen, und das neue Unwetter wurde ſchnell zum furchtbarſten Sturm. Das Schiff, geleichtert, und von den Wellen hin und her geſchleudert, drohte in der Mitte entzweizubrechen, die Anker ſchleppten, und riſſen zuletzt, der Hauptmaſt brach in drei Stücke, und ging mit furchtbarem Krachen über Bord, heftig darauf von den Wellen gegen die Schiffswände angeworfen. Die Bootsleute, welche während des dreitägigen Sturms wenig Nahrung genoſſen, und immer gewacht und gearbeitet hatten, ſahen all ihre Anſtrengungen umſonſt, und den Tod unvermeidlich. Der Marſchall und der Hofmeiſter waren noch auf dem Schiffe, ferner Olearius, Flemming und Uechtritz, zu wenig begünſtigt von Brüggemann, um gleich unter den Erſten mit an's Land genommen zu werden; ſie mußten jeden nächſten Augenblick auf ihren Untergang gefaßt ſein. Olearius und Flemming banden ſich jeder ein paar leere Branntweinfäßchen an den Hals, und ſetzten ſich auf das Verdeck, hoffend bei Zertrümmerung des Schiffes lebendig oder todt noch an's Land zu treiben. Vom Ufer konnte keine Hülfe kommen; man ſah hier mit größtem Jammer die Gefahr der Nothleidenden, und Kruſe ſparte keine Mühe noch Anſtrengung, etwas zu ihrer Rettung zu bewirken, ja Brüggemann, auch hier ſeiner ungeſtümen Art getreu, trieb die eignen Leute mit gezogenem Degen in's Waſſer, daß ſie die Boote der Perſer wieder in die See bringen halfen, aber alles war umſonſt gegen die fortdauernde Wuth des Sturms. In ſolcher Angſt und Noth harrten die Hülfloſen bis nachmittags, da zwar der Wind etwas nachließ, aber die See fortwährend hochging, und auf den Abend neuer Sturm zu fürchten blieb. Verzweifelnd an jeder andern Rettung wollten die Meiſten das Schiff, welches ohnehin nur noch an einem einzigen Anker hing, ſtranden laſſen, und Olearius mußte die Schiffer dazu auffordern; dieſe widerſtrebten aber, ſie bedachten die Verantwortung, welche ſie dadurch übernehmen, und den traurigen verachteten Zuſtand, in welchem ſie ſelbſt forthin mitgehn würden, wenn ſie kein Schiff mehr unter den Füßen hätten, auch ſtellten ſie vor, daß beim Stranden die Rettung Aller keineswegs zu verbürgen wäre. Allein nachdem die Schiffer durch einen förmlichen Revers, welchen der Marſchall und die andern Offiziere unterſchrieben, außer Verantwortung geſtellt, und ihre erneuten Bedenklichkeiten durch die tobende Ungeduld der Mannſchaft beſeitigt worden, thaten der Marſchall und Olearius die erſten Hiebe in das Ankertau, welches darauf von den Bootsleuten ganz gekappt wurde. Das Schiff trieb alsbald gegen das Ufer, und lief, weil es unten flach und ohne Kiel war, ganz gemach, etwa dreißig Faden vom Lande auf den Sand. Ein Bootsmann brachte ſchwimmend ein Tau an's Ufer, das Schiff wurde näher heran gezogen, und die Geretteten mit freudigſter Rührung und Beeiferung von den Ihrigen empfangen. Auch fand ſich, daß Brüggemann, weit entfernt die Aufopferung des Schiffes als eine voreilige zu tadeln, ſchon längſt den Schiffern befohlen hatte, das Schiff im Nothfall an den Strand zu ſetzen; zwei aus ſeiner Schreibtafel geriſſene Blätter, auf denen er dieſen Befehl ſchriftlich wiederholt, waren nur durch kein Mittel an die Nothleidenden zu bringen geweſen.

Die Reiſenden wurden zu Niaſabath wohl aufgenommen. Der Sultan von Derbent, in deſſen Bezirk das Dorf lag, ſandte ihnen Geſchenke und Lebensmittel; allein es war nur auf Einen Geſandten gerechnet, und daher auch nur Ein Pferd unter den Geſchenken, weßhalb die Ueberbringer, als ſie von einem zweiten Geſandten vernahmen, ſogleich auch eines für dieſen in der Nähe kauften; doch Brüggemann, als er ſah, daß das ſeine nicht ſo gut war als Kruſe's, wollte es durchaus nicht annehmen, ſo ſehr auch die Perſer baten, und ihm zu bedenken gaben, wie empfindlich er durch dieſe Weigerung den Sultan beleidige. Brüggemann wies alles ab, und ließ auch dem Sultan kein Gegengeſchenk zurückſenden, woraus eine Verſtimmung entſtand, deren Nachtheil die ganze Reiſegeſellſchaft zu tragen hatte. Die Geſandten indeß ordneten Boten an den Khan oder Oberſtatthalter der Provinz Schirwan nach Schamachie, ihn von ihrer Ankunft zu unterrichten und um Weiterbeförderung anzuſprechen. Ein Mehemendar oder Schaffner war ſchon im voraus für ſie beſtellt, er nahm Kunde von der Zahl der Perſonen und der Größe des Gepäcks, und verſprach die nöthigen Wagen und Pferde ſchleunigſt herbeizuſchaffen. Der Sultan von Derbent wollte aber ſo viele nicht allein hergeben, und es mußten daher auch von Schamachie deren geholt werden. Hierüber verging faſt ein Monat, und weil noch kein Befehl vom Schach von Perſien wegen der Verpflegung eingetroffen, auch die Mittel des geringen Dorfes bald erſchöpft waren, ſo mußten die Geſandten unterdeß für ihr eigen Geld alles Nöthige ankaufen. Die Freude, nach ſo weiter Reiſe und ſo großen Gefahren endlich in Perſien zu ſein, wurde durch Brüggemann's immer zunehmende Unart und Wildheit ſehr verdorben. Seine Gegenwart ſetzte alles in Verwirrung und Unfrieden, man hatte unter ſeinem Einfluſſe weder gute Tage, noch ein Gelingen im Ganzen zu hoffen. Schon gleich bei der erſten Berührung mit den Perſern zeigten ſich die ſchlimmen Folgen ſeiner ungeberdigen Störrigkeit, und noch ſchlimmere waren zu befürchten. In trüben Betrachtungen ſolcher Art ſuchten die Freunde, welche ſchon von Sachſen her innig verbunden waren und ſtets treulich zuſammenhielten, Troſt und Erheiterung im Freien. Liebliches grünes Gebüſch, mit Weinſtöcken und Granatbäumen zierlich vermiſcht, von den Krümmungen eines anmuthig rauſchenden Baches als Halbinſel umwunden, bot einen reizenden Luſtort zum Niederlaſſen; es war der 1. Dezember, aber das ſchönſte Sommerwetter, und rings dufteten Kräuter und Blumen in üppigſter Pracht. Hier durfte ſich das Herz ungeſtört den theuerſten Regungen hingeben. Das Andenken der in Deutſchland hinterlaſſenen guten Freunde, ſtimmte zu wehmüthiger Fröhlichkeit, man feierte ihr Gedächtniß durch ein ländliches Mahl, zu welchem Grahmann einige geſparte Vorräthe geräucherter Sachen und ſpaniſchen Weines hergab. Dieſes Feſt, welches Flemming in einem leider verlorenen Sonett beſungen hat, wurde für die Theilnehmenden zu einem Ereigniß, durch die wechſelſeitige Tröſtung und Ermuthigung, welche die Freundſchaft gewährte, durch die neue Stärke, welche dieſe im rückhaltloſen Austauſch empfing. Die Freunde kehrten noch oft zu dieſem lieblichen Orte zurück, und feierten daſelbſt ihre harmloſen Feſte, deren Genoſſen ſich durch einen eigends geſtifteten Orden der Vertraulichkeit noch feſter verbinden wollten. Auch die Stiftung dieſes Ordens hat Flemming durch ein Sonett verherrlicht, das aber gleichfalls nicht mehr vorhanden iſt.

Während dieſe Freunde den Sinn mit ſolchem Zeitvertreib ergötzten, wußte Brüggemann's unruhige Geſchäftigkeit ſich in andrem Thun unnütz auszulaſſen. Was an Holzwerk, Stangen, Segeln und ſonſtigen Sachen der Art von dem Schiffe noch an's Land gebracht werden konnte, wollte er, obwohl kein weiterer Gebrauch davon abzuſehn war, auf der ferneren Reiſe bis zur Hauptſtadt von Perſien mitſchleppen, wodurch die Mühen und der Aufwand des Fortkommens ungemein erhöht wurden. Hiemit noch nicht zufrieden, befahl er, weil die metallenen Geſchütze keine gehörigen Unterlagen hatten, einige große ſtarke Baumſtämme, welche am Strande lagen, zu dieſem Behufe zu verwenden; die

Perſer baten ihn flehentlich, von dieſem Vorhaben abzuſtehn, der Schach ſelbſt habe die Hölzer zum Schiffbau fernher mit großen Koſten dahin bringen laſſen, und ſolcher Frevel könne die entſetzlichſten Folgen haben, aber alle Vorſtellungen, der Perſer ſowohl als der Seinen, blieben bei dem Tollkopf ohne Wirkung, er ließ die Hölzer ohne weiteres zerhauen, und gewaltige Unterlagsblöcke daraus anfertigen. Unter ſolchen beſorglichen Zeichen kam die Zeit der Weiterreiſe heran. Zuerſt wurde das Gepäck abgeführt, vierzig Kamehle, dreißig mit Ochſen beſpannte Wagen, und achtzig Pferde waren dazu erforderlich. Als darauf die Geſandtſchaft ſelbſt aufbrechen wollte, waren für vierundneunzig Perſonen nur noch ſechzig Pferde zum Reiten übrig. Die Perſer konnten oder wollten nicht mehrere ſchaffen, wie denn auch, ohne den Eigenſinn, durch welchen das Gepäck über alle Gebühr vergrößert war, die Summe der Tranſportmittel wohl genügt hätte. Jetzt mußte man ſich behelfen, und als am 22. Dezember die Geſandten abreiſten, ein Theil des Gefolges ſich zu Fuß auf den Weg machen. Dieſer Zug war ungemein beſchwerlich, und als man nach zurückgelegten vier ſtarken Meilen abends in einem Dorfe zum Nachtlager anhielt, ließ Brüggemann den Kaucha oder Vogt von Niaſabath, der bis hieher gefolgt war, vor ſich fordern, ſchalt auf den Sultan von Derbent, und klagte heftig, wie ihn ſo herzlich kränkte, daß er die Völker, die er, weil ſie bei ihm leben und ſterben müßten, als ſeine Augen liebte, hätte ſehen müſſen zu Fuß durch viele Moräſte und Bäche ſo mühſam durchwaten, er würde ſich aber unfehlbar bei dem Schach beſchweren. Der Vogt erwiederte, der Sultan würde wohl auf die Klage zu antworten wiſſen, man habe Pferde genug geſandt, aber das Gepäck ſei übermäßig, und man ſehe nicht, wozu ſie die Segel und andre große Beſchwerniſſe, beſonders auch die ſchweren Holzblöcke mitſchleppten, ob ſie glaubten, der Schach habe kein Holz in ſeinem Lande? Am folgenden Tage brachte der Mehemendar noch zwanzig Pferde; mit dieſer Hülfe, und nachdem durch Zerſchlagung einiger nichtswerthen Kiſten und Tonnen noch einiges Fuhrwerk frei geworden, konnte man den Weg fortſetzen. Nach einer achttägigen

Reiſe, die noch Verdruß mit den Fuhrleuten, aber auch den Anblick mancher Merkwürdigkeit brachte, — unter andern des hohen Bergfelſen Barmach, mit den Trümmern einer von Alexander dem Großen, der Sage nach, erbauten, und von Tamerlan zerſtörten Feſte, welche Olearius mit einigen Freunden beſtieg, — gelangte man am 29. Dezember vor Schamachie, wo man aber, weil des Khans Sterndeuter den Tag zur Aufnahme von Fremden nicht günſtig fand, erſt am folgenden Tage feierlich einzog. Der Khan ritt mit prächtiger Begleitung den Geſandten entgegen, reichte ihnen als Deutſchen, gegen die perſiſche Sitte, freundlich die Hand, und trank ihnen eine Schale Wein zum Willkommen zu. Bei ihm fand ſich auch der vorangegangene ruſſiſche Geſandte Alexei Sawinowitſch, der gleichfalls die Ankommenden beſtens bewillkommte. Einige Reiterſchaaren, 2000 Mann Fußvolk, — meiſt armeniſche Chriſten, — Muſik mannigfacher und zum Theil fremdartiger Inſtrumente, Geſang und Jubelgeſchrei der Menge und allerlei Poſſen des Stocknarren des Khans, mußten den Einzug verherrlichen. Abends war die Stadt mit mehr als 20,000 Lampen prachtvoll erleuchtet.

Unter glänzenden Feſtlichkeiten und Vergnügungen wurde das Jahr 1637 angetreten. Der Khan that alles, um ſeine Gäſte angenehm zu bewirthen. Sie befanden ſich hier ganz in morgenländiſche Ueppigkeit verſetzt, perſiſche Lebensfülle umgab ſie von allen Seiten. Gaſtereien und Jagden wechſelten mit anderen Luſtbarkeiten ab. Jeder ſinnliche Genuß fand reizende Befriedigung. Die verführeriſchen Perſerinnen, deren lockeres Gewerbe bei den Fremden leicht Kundſchaft machte, durften auch Flemming's freudige Seele zu begeiſtertem Lied entflammen. Ein Sonett auf die Freudefrau zu Schamachie wird in der Reihe ſeiner verlorenen Gedichte mit aufgeführt. Der unmäßige Genuß des hitzigen Weines verurſachte unter den Leuten des Gefolges viele Krankheiten, von welchen bei Grahmann's guter Aufſicht und Sorgfalt doch Alle wieder genaſen. In ſolcher Ferne vom Vaterlande erweiterte ſich die Landsmannſchaft; ein katholiſcher Mönch Ambroſius dos Anios, von Geburt ein Portugieſe aus Liſſabon, kam aus dem Auguſtinerkloſter von Tiflis, dem er als

Prior vorſtand, eigends nach Schamachie, um die europäiſchen Geſandten zu beſuchen, denen er als ein Mann, der ſeit ſiebenundzwanzig Jahren in dieſen Ländern gelebt, manches Nützliche mittheilen konnte; die Armenier, deren Feſte der Waſſerweihung durch Eintauchen des Kreuzes der Khan in Begleitung der Holſteiner beiwohnte, wandten ſich ſogar voll Zuverſicht an dieſe letztern, um durch deren Fürſprache die bisher vom Khan ſtets verſagte Erlaubniß zum Bau einer Kirche und eines Kloſters zu erlangen, welche auch wirklich, auf Olearius gelegenes Anbringen, ertheilt wurde. In Schamachie befand ſich auch eine Madreſa oder Gymnaſium, wo inſonderheit Olearius zu näherem Umgang lebhaft einſprach. Mit Hülfe eines Molla oder Lehrers jener Schule, und deſſen Freundes, eines Hauptmanns, die ihn täglich beſuchten, begann er eifrig perſiſch zu lernen, und lehrte ſie dagegen etwas deutſch. Dies verdroß aber Brüggemann, der einen ſolchen Gewinn dem wackeren Olearius mißgönnte. Eines Tages kam ein perſiſcher Bote, der dem Molla von Seiten des Khans dieſen Umgang verbot, den Tag darauf ebenfalls, zum großen Befremden des Molla, dem dieſe Sendung nicht ganz richtig dünkte. Nach kurzer Zeit erklärte ſich die Sache, der perſiſche Dolmetſcher Ruſtan veruneinigte ſich mit Brüggemann, und warf demſelben nunmehr vor, daß er ihn angeſtiftet, jenes Verbot, als käme es vom Khan, durch einen falſchen Boten beſtellen zu laſſen, damit Olearius an Erlernung der perſiſchen Sprache verhindert würde. Da dieſer Kunſtgriff vereitelt war, ſo ſuchte Brüggemann ſeiner Gehäſſigkeit auf andre Weiſe Rath, und beſchäftigte Olearius mit mühſamer und langſamer Arbeit, indem er ihn beauftragte, die zwei Landkarten, welche von der Türkei und von Perſien geſondert vorhanden waren, in Eine zuſammenzutragen. Doch der fleißige Gelehrte wußte die Studien ſeiner Neigung auch neben jener Pflichtarbeit fortzuſetzen.

Der Aufenthalt in Schamachie verlängerte ſich bis zu einem Vierteljahr. Endlich kam vom Schach aus Ispahan der Befehl, auf welchen man ſo lange gewartet, und nun wurde ſchleunig alles zur Abreiſe angeordnet. Die Geſandten hatten für die Beköſtigung ihrer Leute manche Bedürfniſſe, weil ſie beſſer zur Hand waren, und der Khan ihnen die Auslage zu erſetzen zugeſagt, für ihr Geld auf dem Markt ankaufen laſſen; die Erſtattung fiel aber ziemlich gering aus, und Brüggemann ließ deßhalb auch hier noch zuletzt ſeinen händelſüchtigen Groll gegen die perſiſchen Behörden hervorbrechen, welche doch von Anfang her die größte Zuvorkommenheit bewieſen hatten. Am 27. März wurden ſechzig beſpannte Wagen und hundertdreißig Reitpferde zur Verfügung der Geſandtſchaft geſtellt, und am 28. früh reiſten die Geſandten in der Stille von Schamachie ab. In der Nacht, die man im freien Felde unter den Wagen gelagert zubringen mußte, kam ein großer Gewitterſturm, in deſſen Getöſe Brüggemann wetteifernd das grobe Geſchütz donnern ließ. Am folgenden Tage gab es neuen Verdruß, denn die Perſer, welchen der ganze Aufzug ohne Noth zahlreich und koſtſpielig dünkte, hatten einige auf Tragbahren gelegte metallene Geſchütze, welche den Pferden zu ſchwer geworden, heimlich zurückgelaſſen; hierüber machte Brüggemann den heilloſeſten Lärm, überhäufte den Mehemendar mit Scheltworten, ſpie gegen ihn aus, wie auch gegen den Khan, nannte ſie Alle Lügner, und ließ dem letztern ſagen, er wolle entweder deſſen Kopf haben, oder ſeinen eignen miſſen. Erſt wollte er auch mit dem ganzen Zuge liegen bleiben und warten, bis die Geſchütze nachgeſchafft wären, allein da die Kälte und Näſſe zu hart fiel, auch weder Holz noch Nahrung zu bekommen war, ſo wurde doch wieder aufgebrochen, und zwei Meilen weiter in einer Karavanſerai übernachtet. Nachdem die Reiſenden das Gebirge von Schamachie überſtiegen, kamen ſie in der Ebene an den Fluß Kür oder Cyrus, der ſich in das kaspiſche Meer ergießt, gingen am 2. April auf einer Schiffbrücke hinüber, und wurden hier an der Gränze der Provinz Mokan von einem neuen Mehemendar empfangen, welchen der Khan von Ardebil ihnen mit Kamehlen und Pferden und reichlichen Lebensmitteln entgegengeſchickt hatte. Wegen der hohen Berge und tiefen Thäler konnten keine Wagen mehr gebraucht werden, aber durch vierzig Kamehle und dreihundert Pferde war endlich für Sachen und Perſonen überflüſſig geſorgt. Der Weg führte längs des Fluſſes Aras oder Araxes, der ſich in den Kür ergießt, eine Weile aufwärts, und wandte ſich dann über eine Haide, wo man nachts in runden Schäferhütten ſchlief, welche der Mehemendar an beſtimmten Orten jedesmal aufſtellen ließ. Am 5. April war die Haide zurückgelegt, und man kam wieder an felſiges Gebirg, wo Olearius und einige Freunde, unter welchen wir auch Flemming vermuthen dürfen, nach Kräutern ausgehend einen hohen Berg erſtiegen, und daſelbſt eine klare liebliche Quelle aus einer Felskluft ſprudelnd fanden, in deren Rinne ein Taſchenkrebs, ſo weit und hoch vom Meerufer entfernt, ihre Verwunderung aufregte. „Wir ſetzten uns“, erzählt Olearius weiter, „bei dem Brunnen, gedachten mit ſehnlichem Verlangen an unſer liebes Vaterland, beklagten unſer Glück und Wohlfahrt in Deutſchland, welches wir mit dem Rücken anſehen, und täglich unſer Verhängniß an ſo wilden Orten unter den Unchriſten gewärtig ſein mußten, trunken unſrer guten Freunde in Deutſchland Geſundheit in Waſſer, und ſtiegen, weil der Berg ſteil, nicht ohne Gefahr wieder hinunter.“ Den folgenden Tag traf ſie ein neues Abentheuer. Der Zug kam in ein leeres Dorf; auf den Bericht, daß vor mehreren Monaten die Peſt hier alle Einwohner fortgerafft, eilten die Geſandten in's Freie, und lagerten unter einem Zelte, die Uebrigen behalfen ſich unter einigen Hütten, welche der Mehemendar noch vor Nacht herbeiſchaffte. Als Uechtritz etwas verſpätet aus dem Dorf auch in das Zelt kam, fuhr ihn Brüggemann ſo heftig an, als ſei er ſchon von der Peſt befallen und wolle nun auch die Andern anſtecken, daß jener vor Schrecken alsbald fieberkrank wurde. Olearius und einige Andere blieben deßhalb lieber im Dorfe, machten ein tüchtiges Feuer an, und blieben die ganze Nacht bei gutem Wein und luſtigen Geſprächen munter. Eine Karavanſerai, welche die nach Schamachie handelnden Indier in dieſem Dorfe zu bauen angefangen, war noch nicht bewohnbar. Hierauf geſchah ein mühſamer, anſtrengender Zug durch hohes Gebirg, bei Wind und Schneegeſtöber, über ungeſunden Boden, von deſſen Weide man die Kamehle und Pferde ſorgſam abhielt. Am Fuße des Gebirges wurde der Fluß Karaſu, der ſich in den Aras ergießt, auf einer ſteinernen Brücke überſchritten, und ſodann am 8. April in einem Dorfe, nur noch zwei Meilen von Ardebil, das Oſterfeſt durch dreimaliges Geſchützfeuer und ordentlichen Gottesdienſt gefeiert. Nachmittags kam ein vom Schach ſelbſt abgefertigter neuer Mehemendar, der die Reiſenden am folgenden Tage nach Ardebil in der Provinz Adirbeizan geleitete, wo ſie mit faſt noch größerer Pracht und Ergötzlichkeit, als in Schamachie, von dem Khan aufgenommen und bewirthet wurden.

In Ardebil dauerte wieder der Aufenthalt über zwei Monate. Aus der Gränzfeſtung Eruan kam ein armeniſcher Biſchof zum Beſuch, der ſeine zahlreichen Glaubensgenoſſen bei dem Schach empfohlen zu ſehn wünſchte, deſſen Herrſchaft übrigens ſie der türkiſchen weit vorzogen. Die Stadt ſelbſt, ein heiliger Ort für die Perſer, weil Schich Sefi, der Stifter ihrer Religion, und auch viele ihrer Könige dort prächtig begraben liegen, gewährte den mannigfachſten Reiz üppigen Lebens und merkwürdiger Dinge. Die Gaſtereien des Khans, die Freudenbezeigungen der Perſer bei der Nachricht von der Ermordung des Großherrn durch die Janitſcharen in Konſtantinopel, die rauſchende Feier von Kruſe's Geburtstag am 1. Mai, die feierliche Begehung einer Reihe von muhamedaniſchen Feſttagen, Feuerwerke und andre Beluſtigungen, gaben für Sinn und Einbildungskraft den reichſten Wechſel lebhafter Anregungen. Die Perſer zeigten ſich durchaus freundlich und zuvorkommend, und nahmen auch von den Beſonderheiten der Deutſchen gern Kunde, hauptſächlich war ihnen die Muſik derſelben unterhaltend. Das Volk meinte hin und wieder, die Fremden kämen als Kriegsleute, um unter den Truppen des Schachs gegen die Türken mitzufechten. Der Aufenthalt in Ardebil wurde durch heftige Krankheiten geſtört, von welchen mehrere Perſonen des Gefolges, ja Brüggemann ſelbſt, und am gefährlichſten Grahmann, befallen wurden. Die Nähe des Gebirges verurſachte ſchnellen Wechſel von Hitze und Kälte, woraus leicht bösartige Fieber entſtanden. Doch war Brüggemann ſchon wieder in der Beſſerung, und auch Grahmann einigermaßen hergeſtellt, als am 1. Juni ein neuer Mehemendar vom

Schach mit dem Befehl eintraf, die Geſandten binnen vierzig Tagen nach Ispahan zu bringen, weßhalb er den Aufbruch ſehr zu beſchleunigen wünſchte. Brüggemann aber verzögerte denſelben noch um acht Tage, weil er die metallenen Kanonen vorher ſchnell noch mit Geſtellen und Rädern verſehn wiſſen wollte, obgleich der Mehemendar verſicherte, daß in den hohen Gebirgen, welche ihnen bevorſtänden, die Fortſchaffung ſolches Fuhrwerks unmöglich ſei. Als die Arbeit vollendet, wurde den 11. Juni mit zwölf Kamehlen und hundertſiebzig Pferden die Reiſe angetreten. Das Gepäck mit den ſechs metallenen Geſchützen und allen Soldaten zog voraus; einen Tag ſpäter folgte Brüggemann in einer Sänfte getragen, weil er ſich zum Reiten noch zu ſchwach fühlte, und gleich nach ihm Kruſe mit den Uebrigen. Allein ſchon am Abend, in einem vier Meilen von der Stadt entlegenen Dorfe, holte man das Gepäck ein, und fand die vorausgeſandten Kanonen nicht in dem beſten Zuſtande, die Räder waren auf den rauhen Felſenwegen größtentheils unter der Laſt gebrochen, und es gab kein Mittel ſie herzuſtellen oder zu erſetzen. Der Mehemendar betheuerte, die ſchweren Stücke könnten für jetzt nicht weiter, doch verſprach er, den Befehl vom Schach zu erwirken, daß der Kahn von Ardebil ſie nachſchaffen ſollte. Das mußte denn auch Brüggemann endlich zufrieden ſein, nur die zwei kleinſten der metallenen Kanonen und vier Steinſtücke wurden auf Kamehlen weitergebracht, die andern blieben zurück, nachdem ſie vorher, auf Brüggemann's Befehl, in Gegenwart des Mehemendars, der Länge und Dicke nach gemeſſen, abgezeichnet, und unter Schloß gelegt worden. Unter großen Beſchwerden ging die Reiſe weiter auf das hohe Gebirg Taurus zu; Brüggemann ſetzte ſich wieder zu Pferde, weil die Sänfte kaum fortkonnte. Der Weg zog ſich über hohe Bergrücken und durch tiefe Thäler wechſelnd hin, eingeengt in Felsklüfte, oder offen längs jäher Abgründe; man mußte ſogar abſteigen, und die Pferde an der Hand nachführen; mit ſolcher Anſtrengung, in rauher kalter Luft, ſchleppten die Reiſenden ſich am 15. Juni bei ſchon eingetretener Nacht in größter Ermüdung fort, durch das Zurückbleiben des Mehemendars in neue Noth verſetzt, denn ſie verloren in der wilden Gebirgsöde die Richtung, und kamen erſt um Mitternacht in ein Dorf. Als am folgenden Tage, da man Raſt hielt, der Mehemendar ſich wieder einfand, fragte man ihn, warum er ſich allezeit abſondere und ſo ſehr zurückbleibe? Er aber entſchuldigte ſich, er thäte es aus keiner böſen Meinung, ſondern nur aus Blödigkeit, indem er nicht gern wäre, wo ſo ſtetiges Fluchen und Schelten, wie bei dem Geſandten Brüggemann, gehört würde. Das war denn freilich einleuchtend; übrigens verſprach er alles Beſte, und ſchaffte das Nöthige gern herbei. In einer der nachfolgenden Nächte wurden die Reiſenden durch Räuber aufgeſchreckt, welche einen der aufgeſtellten Wachtſoldaten anfielen und ausplünderten, aber noch zur rechten Zeit durch die unvermuthete Erſcheinung einiger Nachzügler des Gefolges, die wegen Krankheit langſam nachgeritten kamen, wieder verſcheucht wurden, ohne daß die ſchnell durch Trompetenſtoß verſammelte und ſogleich gegen ſie ausgeſchickte Mannſchaft ſie erreichen konnte. Am 20. Juni zog man wieder in der Ebene, über rothen verbrannten Kiesboden; und wie kurz vorher von ſtrenger Kälte, ſo hatte man jetzt von drückender Hitze auszuſtehn. Aber nachts kehrte die erſtarrendſte Kälte zurück, und in dieſem ungewohnten Wechſel mehrte ſich die Zahl der Kranken; Olearius bekam ein hitziges Fieber, Grahmann krankte noch immer, und dabei mußten ſie doch unterwegs immer zu Pferde ſein. Man zog indeß vor, die Reiſe bei Nacht fortzuſetzen, und ſo gelangte man den 22. Juni mit Sonnenaufgang nach Sultanie, einer großen und merkwürdigen Stadt, und einem vormals, wie der Name beſagt, Königlichen Wohnſitz, aber ſeit ihrer Verwüſtung durch Tamerlan in Verfall geblieben. Olearius beſah hier eine Bücherſammlung; die Bände waren von ungemeiner Größe, die Buchſtaben fingerlang, und ſehr ſchön geſchrieben, mit Schwarz und Gold. Der Statthalter, welcher die Reiſenden ſchon früher in Senkan, einer kleinen Stadt ſeines Gebiets, freundlich aufgenommen, ließ ihnen friſche Kamehle und Pferde geben, und am 25. vor Tag begaben ſie ſich wieder auf den Weg. Da jedoch Viele vom Gefolge wegen Krankheit und Mattigkeit ſich durchaus nicht mehr zu Pferde halten konnten, ſo ſchaffte der hülfreiche Mehemendar einige Kaſten herbei, deren die perſiſchen Frauen ſich auf Reiſen zu bedienen pflegen; dieſe Kaſten wurden je zwei über ein Kamehl gehängt, und die Kranken hineingelegt; auch Olearius und Grahmann hingen ſo zu beiden Seiten eines Kamehls, hatten aber nun neben ihrer Krankheit noch ein zwiefaches Leiden mehr, die betäubende Bewegung der hin und her ſchwankenden Kaſten, und den unerträglichen Geſtank der vielen zuſammengekoppelten Kamehle.

Die Reiſe ging nun ſtets bei Nacht weiter, um die Tageshitze zu vermeiden. Am 27. Juni gelangte man nach Kaswin, einer ſehr volkreichen, munteren Stadt, gleich den nächſtvorhergenannten und den nächſtfolgenden Städten in der Provinz Erak gelegen. Hier war kein Khan, ſondern nur ein Daruga oder Amtmann die oberſte Behörde, und der Empfang war daher minder prächtig, als an früheren Orten, aber doch ausgezeichnet ehrenvoll und fröhlich. Ein anweſender indiſcher Fürſt machte mit ſeinen Reitern und Lakaien die Einholung mit. Die beſten Sängerinnen und Tänzerinnen der Stadt, reich geſchmückt mit den koſtbarſten Gewändern, mit Perlen und anderem Geſchmeide, ritten voran, unverhüllten Geſichts die Fremden dreiſt begrüßend, und von feſtlicher Muſik begleitet ihre luſtigen Geſänge anſtimmend. Während des Aufenthalts von ſechszehn Tagen, der hier Statt fand, erholte und vergnügte man ſich beſtens. Am 13. Juli ging es abends wieder fort. Den folgenden Tag erkrankten Kruſe und der Prediger, und die Hinfälligkeit nahm unter den noch Geſunden ſehr zu; nur Mandelsloh klagte niemals über Schwachheit, ſondern war immer friſch und munter, und daher zum Beobachten und Niederſchreiben ſtets aufgelegt. Am 16. Juli gelangte man nach Saba, und nach unerträglicher Hitze durch Sand und Staub am 19. nach Kom, einer lebhaften Stadt voll Gewerb und Verkehr, wo aber durch unmäßigen Genuß der herrlichſten Früchte unter dem Gefolge die rothe Ruhr ausbrach. Man zog am 21. weiter, und kam den 24. früh nach Kaſchan, wo der Daruga oder Amtmann die Reiſenden in herkömmlicher Art beſtens empfing. In dieſer übervölkerten Stadt ſah man die meiſten Müſſiggänger und Bettler, wie auch Ungeziefer, beſonders Skorpione und Taranteln, vor welchen man ſich ſehr zu hüten hatte. Die Hitze war außerordentlich, doch den Kranken, die ſich hier meiſt zu erholen anfingen, weniger nachtheilig. Bei herrlichem Mondſchein wurde die Reiſe den 26. abends munter fortgeſetzt; am 28. gelangte man zu der kleinen Stadt Natens, bei welcher Schach Abbas auf einem hohen ſpitzen Berge einen Thurm hatte bauen laſſen, zum Andenken, daß er einſt hier den Kampf eines Adlers mit einem Falken angeſehn, worin der letztere gegen alle Erwartung obgeſiegt. Am 29. überſtieg man die letzten Berge vor Iſpahan, und ſchon fanden ſich aus der Hauptſtadt, um die Ankömmlinge in Augenſchein zu nehmen, mehrere Perſer, wie auch einige holländiſche Kaufleute ein, letztere gleich den Perſern gekleidet, weil ſie nicht erkannt ſein wollten. Nach genugſamer Raſt an noch zweien Lagerorten, zuletzt in einem Königlichen Luſthauſe, erfolgte am 3. Auguſt der Einzug in die Königliche Hauptſtadt, mit feierlichem Empfang und unter großem Zulaufe des Volks, jedoch alles dicht umhüllt von unendlichen Staubwolken. Iſpahan, in einer Ebene am Fluſſe Senderut gelegen, der ſich in vielen Armen durch die ganze Stadt vertheilt, hatte damals 500,000 Einwohner, und dabei, weil jedes Haus einen oder auch zwei Gärten mit Brunnen und Waſſerleitungen hatte, über acht Meilen im Umfang. Erſt Schach Abbas der Große hatte von Kaswin den Königlichen Sitz dorthin verlegt, und ſchon in der kurzen Zeit war die Bevölkerung ſo ſtark angewachſen.

Die Geſandtſchaft wurde zuerſt in einer Vorſtadt, wo die reichſten armeniſchen Kaufleute wohnten, in verſchiedenen Häuſern einquartiert, und ſogleich als Gäſte des Schachs herrlich bewirthet. Nach der Mahlzeit kam alsbald der holländiſche Faktor Overſchie, der ſich nicht abweiſen ließ, begrüßte die Angekommenen mit grober Zudringlichkeit, lud ſich auf einen Trunk bei ihnen ein, und führte überhaupt dreiſte und verwegene Reden, ſagte, er habe von ſeinen Vorgeſetzten den Befehl, den Holſteinern entgegen zu wirken, wolle jedoch nur der Sachen Feind und der Perſonen Freund ſein. Dieſer nicht ganz angenehme Auftritt wurde bald durch einen andern verdrängt, welcher die unglücklichſte Wendung nahm. Ein Geſandter der Großmoguls aus Indien befand ſich mit einem Gefolge von dreihundert Perſonen, meiſt Usbeken, ſeit einiger Zeit in Ispahan; beim Abladen des holſteiniſchen Gepäcks kam einer der Indier mit einem der Diener des Mehemendars in Streit, an welchem bald Indier und Holſteiner in größerer Zahl Theil nahmen, bis die letztern mit einigen erbeuteten Waffen den Platz verließen. Die Indier ſannen auf blutige Rache, und als am 7. Auguſt eine Umquartierung der Holſteiner geſchehn ſollte, wurde einer ihrer Diener von mehreren Indiern auf dem Wege überfallen, ermordet, und der abgeriſſene Kopf bei den Haaren emporgeſchwungen. Die holſteiniſchen Geſandten beriefen ſogleich zur Sicherheit ihr ganzes Gefolge zu ſich, ehe daſſelbe aber aus den benachbarten Häuſern und Gaſſen zu ihnen gelangen konnte, hatten die Indier ſchon die Zugänge beſetzt, und ſchoſſen mit Pfeilen auf die Herzueilenden; dicht neben Olearius Geſicht flog ein ſolcher Pfeil, der ihm gegolten, in die Wand. Nun entſtand ein förmliches Treffen, die Deutſchen richteten Gewehr- und Geſchützfeuer auf die andringenden Feinde, Mandelsloh ſchoß mit der Piſtole den vornehmſten Anführer derſelben nieder, allein die Indier waren im Vortheil der Zahl und der Oertlichkeit, die Deutſchen hatten nach vierſtündigem Gefecht fünf Todte und fünfzehn Verwundete, ſie mußten den Platz endlich räumen, ihr umherliegendes Gepäck dem ſtürmenden Feinde zur Plünderung überlaſſen, und ſich mit Durchbrechung der Wand zu den benachbarten Armeniern retten. Der Marſchall des Schachs erſchien endlich, begleitet von Soldaten und zahlreichen Volkshaufen, und trieb die wüthenden Indier hinweg. Der Schach war ſehr aufgebracht, und der indiſche Geſandte mußte bald nachher Ispahan verlaſſen. Am folgenden Tag aber, als der Einzug der holſteiniſchen Geſandtſchaft in ihr neues Quartier geſchah, war allen Indiern, ſowohl den Kaufleuten, deren gegen 12,000 in der Stadt lebten, als den Leuten des Geſandten bei Verluſt des Kopfes verboten, ſich auf den Straßen, durch welche der Zug mußte, blicken zu laſſen. Der durch die Plünderung erlittene Verluſt wurde auf 4000.

Thaler geſchätzt, deren Erſtattung der Schach anfangs bewirken wollte, aber gleichwohl in der Folge unterließ.

Die neue Wohnung der Geſandten lag in der Stadt ſelbſt, ſie hatte mehrere Gebäude und Luſthäuſer, verſchiedene Höfe, ſchöne Spaziergänge längs eines durchfließenden Baches, und in vielen Gemächern und Kammern für das ganze Gefolge genugſamen Raum. Auch für Lebensmittel war überflüſſig geſorgt; wenn in der Folge gleichwohl die Tafel ſchlecht beſtellt erſchien, und täglich nur einmal, ja zuweilen gar nicht gehörig geſpeiſt wurde, ſo war hieran Brüggemann ſchuld, der anfangs zuließ, und zuletzt ſelbſt anordnete, daß die gelieferten Vorräthe zu den Armeniern geſchleppt, und in üppigen Gelagen zur Luſt von Wenigen vergeudet wurden. Nach Verlauf von acht Tagen gab der Schach den Geſandten die erſte Audienz; ſie wurden zu Pferde feierlich abgeholt, und nebſt dem ganzen Gefolge vor den Schach geführt. Schach Seſi war ein Mann von ſiebenundzwanzig Jahren, Enkel und Nachfolger Schach Abbas des Großen, von ſchönem Aeußeren und glücklichen Anlagen, die aber gleich nach ſeiner Thronbeſteigung in blutiger Grauſamkeit verdunkelt worden. Er empfing die Geſandten ſehr gnädig, hieß ſie nebſt den Vornehmſten des Gefolges ſich niederſetzen, hörte ihr Anbringen von Seiten des Herzogs von Holſtein, auf welches er durch den ruſſiſchen Geſandten ſchon vorbereitet worden, günſtig an, und ließ die überbrachten Geſchenke ſich wohlgefallen. Nachdem aber die Geſchenke des Herzogs überreicht waren, brachte Brüggemann in ſeinem eignen Namen dem Schach noch beſondere dar, eine große künſtlich gearbeitete Lichtkrone mit dreißig Armen, ſchöne Piſtolen, prächtige Uhren, und in einem Zettel geſchrieben die bei Ardebil zurückgebliebenen metallenen Kanonen, welche den Namen und das Wappen des Herzogs trugen. So auffallend und unberechtigt dieſer Schritt war, welcher ganz eigne Abſichten in Brüggemann vorausſetzen ließ, der offenbar für ſich allein die beſondere Gunſt des Schachs in Anſpruch nahm, ſo wenig ſollte für ihn damit gewonnen ſein. Schon gleich bei dem Gaſtmahl, zu welchem der Schach die Geſandten nach der Audienz zurückbehielt, machte Brüggemann ſich gegen den Dolmetſcher Pater Joſeph, einen portugieſiſchen Mönch, mit dem er portugieſiſch, Kruſe aber lateiniſch redete, über die Perſer luſtig, welches, durch aufgeſtellte Horcher dem Schach hinterbracht, dieſen nicht eben vortheilhaft ſtimmen konnte. Bei dem Gaſtmahl erſchienen auch perſiſche Tänzerinnen, welche jedoch nicht vom Hofe, ſondern die vornehmſten Freudenmädchen der Stadt waren, zu deren Pflicht es gehörte, vor dem Schach zu tanzen; ſie waren überaus geſchickt, wurden aber doch von den indiſchen Tänzerinnen, welche ſpäter bei dem Feſte der engliſchen Kaufleute ihre Künſte ſehn ließen, übertroffen. Nachdem die Geſandtſchaft ihre erſte Audienz gehabt, empfing ſie die Beſuche der in Ispahan lebenden europäiſchen Landsleute, Engländer, Portugieſen, Italiäner und Franzoſen, nur die Holländer blieben weg, deren Benehmen ſich entſchieden feindlich zeigte; mit den andern allen pflog man, ſo lange der Aufenthalt dauerte, gute Freundſchaft. Die ſpaniſchen Auguſtinermönche gaben in ihrem Kloſter am Tage der Geburt Marias den Holſteinern, und mit ihnen dem ruſſiſchen Geſandten, dem armeniſchen Erzbiſchof und den engliſchen Kaufleuten ein Gaſtmahl, bei welchem die Glaubensverſchiedenheit keine Störung machte, ſondern trefflich bereitete Speiſen, und nachher luſtige Muſik und heiteres Geſpräch in guter Eintracht genoſſen wurden. Gleicherweiſe gaben die Armenier, deren Vorſteher von Brüggemann beſchenkt worden war, hierauf die engliſchen, und zuletzt auch die franzöſiſchen Kaufleute, den Holſteinern herrliche Gaſtereien, welche ſpäterhin von der Geſandtſchaft durch ein glänzendes Feſt erwiedert wurden, dem auch der ruſſiſche Geſandte und einige italiäniſche Karmelitermönche beiwohnten; die Speiſen waren nach deutſcher Art bereitet, zwei Gänge, jeder von vierzig Gerichten, nebſt vielen Schaueſſen und köſtlichem Konfekt; die Geſundheiten wurden unter Pauken- und Trompetenſchall und Kanonendonner ausgebracht, ſo mußte auch bei dem Ringelrennen, welches nach der Tafel gehalten wurde, nach jedem Treffen ein Geſchütz abgefeuert werden, wozu Brüggemann von jeher begierig jeden Anlaß ergriff.

Mittlerweile war in zwei geheimen Audienzen, welche die Geſandten am 24. Auguſt und 19. September bei dem Schach hatten, das diplomatiſche Geſchäft gehörig verhandelt worden, und ſowohl die politiſchen als die kaufmänniſchen Abſichten, welche von holſteiniſcher Seite dargelegt wurden, ſchienen dem perſiſchen Intereſſe ſich wohl zu fügen; ſie wurden günſtig aufgenommen, und vielleicht nur um ſo mehr, als fürerſt in allgemeinen Vorſtellungen die Schwierigkeit einzelner beſtimmten Ergebniſſe verdeckt bleiben konnte. Der Schach behielt die Geſandten jedesmal zur Tafel, während welcher Muſik aufgeführt wurde. Er wollte bei dieſer Gelegenheit auch die holſteiniſchen Muſikanten hören, daher wurden eine Baßgeige, Pandor und Diskantgeige geholt, deren Spiel ihn faſt eine Stunde lang genugſam ergötzte, obgleich ihm die gewohnte perſiſche Muſik den Vorzug behielt. Gleiche Neugier bezeigte er wegen der Speiſen, welche die Geſandten, wie er vernommen, bei ihrem großen Feſtmahle hatten auftragen laſſen, und es mußten die deutſchen Köche verſchiedene Torten und Paſteten nebſt einigen ſchönen Schaueſſen bereiten, welche in den Harem gebracht, dort mit Verwunderung und Luſt, ſagt Olearius, beſchaut, nicht wiſſe er, ob auch gegeſſen worden. In dieſer Zeit wurde Brüggemann's Benehmen mit jedem Tage unleidlicher. Seine quälende Geſchäftigkeit und beleidigende Grobheit verſchonte niemanden; er wirthſchaftete eigenmächtig mit Geld und Lebensmitteln, und ließ diejenigen, welche er nicht zu ſeinen Anhängern rechnete, Mangel und Verdruß aller Art empfinden. Dabei gab er ſich ohne Scheu den roheſten Lüſten hin, und hielt von den Vorräthen, die zum Unterhalt des Gefolges beſtimmt waren, ſchwelgeriſche Gelage mit armeniſchen Buhlerinnen. Sein Beiſpiel machten ſich Andere zu nutz, und die ganze Geſandtſchaft war alsbald lauter Verwirrung und Aergerniß. Unter ſolchen Umſtänden erhielt oder nahm Olearius den ſchwierigen Auftrag, dem Geſandten wegen dieſes Unweſens Vorſtellungen zu machen. Er traf aber den ungelegenſten Augenblick, denn als er bei Brüggemann eintrat, wurde dieſer in der beſchämendſten Vertraulichkeit mit der Armenierin Tulla überraſcht, die ihn beſonders gefeſſelt hatte. Brüggemann's Wuth war gränzenlos. Olearius ſah keinen Ausweg, als die Geſandtſchaft zu verlaſſen; er flüchtete zu den ſpaniſchen Auguſtinermönchen, die ihn beſtens aufnahmen, und dreizehn Tage beherbergten; er hatte die Abſicht, über Babylon und Aleppo, und dann weiter über das mittelländiſche Meer und Italien ſeinen Rückweg nach Hauſe zu nehmen, welchem Gedanken auch Andere nachhingen, und namentlich Flemming. Doch Brüggemann, der die Sache erfuhr, betheuerte, es ſolle ihm niemand entkommen, und wer es verſuche, den werde er auf dem Wege niedermachen laſſen. Nach mancherlei Erwägung und Vermittelung kehrte Olearius dann auch wieder zum Gefolge zurück, doch mit geringer Hoffnung, ein beſſeres Verhältniß daſelbſt auf die Dauer beſtehn zu ſehen.

Ein Schreckensereigniß brachte zu dieſer Zeit in die Gemüther neue Angſt und Verwirrung. Rudolf Stadler, ein kunſtreicher Uhrmacher aus Zürich, ſtand ſeit fünf Jahren in des Schachs Dienſten, und war in eifriger Unterhandlung um die Erlaubniß zur Heimkehr, die er mit der holſteiniſchen Geſandtſchaft zu machen wünſchte; der Schach aber bot ihm anſehnliches Geld, falls er noch zwei Jahre bleiben wollte. Ein Perſer, der das Geld ſchon gezahlt glauben mochte, brach deßhalb in diebiſcher Abſicht nachts bei Stadler ein, wurde aber von dieſem ertappt, verwundet, und in der Verfolgung auf der Straße niedergeſchoſſen. Sogleich erhoben die Verwandten des Getödteten heftige Klage vor dem geiſtlichen Oberrichter, und erlangten das Urtheil, daß der Schweizer, weil er als ein Ungläubiger einen Rechtgläubigen umgebracht, ihnen zum Tode auszuliefern ſei. Stadler's Frau war die Schweſter jener Tulla, mit welcher Brüggemann ſich für verlobt ausgab, und dieſer galt demnach gewiſſermaßen für jenes Schwager. Doch weder die vereinte Verwendung der Geſandten, noch Brüggemann's beſonderes Andringen, konnten bei dem Schach ein milderes Urtheil erwirken; die einzige Gnade war, daß dem Unglücklichen, wenn er, auch nur zum Schein, den perſiſchen Glauben annähme, das Leben ſollte geſchenkt werden; allein er wählte lieber den Tod, indem er ſagte, um des Königs Gnade wollte er nicht Chriſti Gnade verſcherzen. Hierauf wurde er zweimal hinausgeführt, um durch die Todesangſt eine Aenderung ſeines

Entſchluſſes zu bewirken, doch er blieb ſtandhaft gegen das Drohen der Perſer, wie bei dem Zureden der Auguſtinermönche, die ihn, zwar ohne dadurch ſein irdiſches Leben retten zu können, zum katholiſchen Glauben bekehren wollten; zum drittenmale, als es Ernſt wurde, und er den bereitſtehenden Perſern zugerufen: „Hauet nur getroſt in Chriſti Namen zu!“ gab er unter den Säbelhieben muthig ſein Leben auf. Brüggemann hatte durch ſeinen Ungeſtüm und die aufreizenden Worte, die er nach Hofe ſagen ließ, die Hinrichtung vielleicht nur beſchleunigt. Jetzt hielt er voll Grimm und Aerger gleich am ſelbigen Tag ein Ringelrennen, für ſich ganz allein, denn nur ſeine Aufwärter und der Konſtabel waren noch zugegen, und ließ dabei, ſeinem Trotz und ſeiner Luſt gemäß, nach jedem Rennen das grobe Geſchütz löſen, ſo daß über hundert Schüſſe gethan wurden. Dieſes unaufhörliche Knallen war den Seinigen und den Perſern gleich verdrießlich. Stadler's Leiche durfte Brüggemann mit Vergünſtigung des Schachs am Abend vom Richtplatze wegnehmen und darauf ehrenvoll beſtatten laſſen. Flemming aber widmete dem Andenken des Unglücklichen folgendes Sonett:

„Dein tapfrer Chriſtenmuth, du werther Schweizer du,
Iſt ewig lobenswerth; denn, da du konnteſt leben,
Haſt du dich willig hin in deinen Tod gegeben.
Was deinen Leib bringt um, das iſt ein kurzes Nu,

Die Seele flog davon. Ihr kam kein Säbel zu.
Nun ſiehſt du um dich her die Seraphinen ſchweben,
Schauſt auf dies große Nichts, um welches wir ſo ſtreben,
Lachſt deine Mörder aus, und jauchzeſt in der Ruh.

Hier iſt dein Märtrer-Kranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit in dein Grab. Wir wollen deinen Preiß
Durch die erlöſte Welt bei allen machen theuer.

Sein Vaterland ſoll ſein der Erden weiter Kreis.
Wer ſo, wie du, verdirbt, der bleibet unverdorben;
Lebt, wenn er nicht mehr lebt, und ſtirbet ungeſtorben.“

Der Schach hatte die Geſandten mit den Vornehmſten des Gefolges zu einer Jagd einladen laſſen. Man ritt vor die Stadt, und ergötzte ſich die erſten Tage im freien Felde mit Falkenjagd, hierauf aber wurden in einem Thiergarten Dammhirſche und wilde Eſel erlegt. Der Schach ſelbſt bewies große Geſchicklichkeit im Bogenſchießen; das Wild und ſein Pferd mußten in vollem Laufe ſein, dann ſchoß er, und fehlte nie. Gegen die Geſandten bezeigte er ſich freundlich und heiter, doch blieben ſie durch das, was ſie vor Augen hatten, genug erinnert, in welchen Extremen hier ſich alles bewege. Das Gefolge des Schachs ritt ohne Rang und Ordnung durch einander; ein jüngerer Schütze, dem Schach zufällig nahe, ſchoß auf deſſen Befehl einen Pfeil nach einem wilden Eſel, ein älterer Schütze, jenem den Schuß mißgönnend, ſchoß eilig auf daſſelbe Wild, fehlte aber, und wurde ausgelacht. Voll Grimm wartete er, bis der Schach ein wenig voraus war, und führte dann mit dem Säbel auf den Begünſtigten einen Streich, der dieſem den Daumen wegnahm. Der Verwundete eilte klagend zum Schach, der ſogleich befahl, ihm des Thäters Kopf zu bringen, allein auf geſchehene Fürbitte ſich mit den Ohren deſſelben begnügte; ſie wurden ſogleich gebracht, aber noch nicht in gehöriger Vollſtändigkeit, der Abſchneider hatte ſich gefällig gezeigt, und faſt die Hälfte ſitzen laſſen, ungeſäumt ritt der Großmarſchall ſelber zurück, ſchnitt mit ſeinem Meſſer den Reſt glatt am Kopf hinweg, und nun war alles in Ordnung. Bei der Mittagstafel machte Brüggemann dem Schach wieder in eignem Namen ein beſonderes Geſchenk mit dem Bildniſſe des Herzogs von Holſtein in reichbeſetztem Gehäuſe, dazu noch anderes Kleinod und einen ſchönen Spiegel. Der Schach nahm gegen Abend einige Auserwählte ſeines Gefolges und die Geſandten nebſt vier der Ihrigen zur Entenjagd in eine beſondere Hütte, die ſich nächſt dem Waſſer befand, vergaß aber der Jagd bei Wein und Scherz. Mandelsloh, der dem Schach durch ſein rüſtiges, jugendliches Weſen gefiel, durfte ihm eine Schale Wein einſchenken und darreichen, küßte ihm, nachdem derſelbe getrunken, nach Landesſitte das Knie, und empfing dafür aus des Schachs eigner Hand einen Apfel, welches Zeichen beſonderer Gnade ihm darauf bei den Hofleuten ein ungemeines Anſehn verſchaffte. Ein neuer Auftritt rief die Gedanken ſchnell wieder in entgegengeſetzte Richtung. Der Hofmeiſter des Schach, einer ſeiner Günſtlinge, hatte ſchon einige Stunden wacker eingeſchenkt und mitgetrunken, ſetzte ſich endlich wohlberauſcht an der Thür nieder, hier aber machte er ſolchen Lärm, daß der Schach befahl, zwei Leute ſollten ihn hinaus und zu Pferde bringen; hinausgeſchleppt wurde er, wollte aber durchaus nicht zu Pferd, und ſchalt und fluchte auf ſeine Führer; der Schach ſelbſt ging hin, nahm ihn am Arm, und führte ihn zum Pferd, allein jener widerſetzte ſich mit harten Worten auch dem Schach, der endlich, des Zuredens müde, voll Grimm den Säbel zog und zum Hieb ausholte, da ſchrie jener erbärmlich, und glaubte, wie auch die Andern, ſein Kopf ſei verloren, doch da ihm der Schach abſichtlich Zeit gab, raffte er ſich noch ſchnell auf's Pferd, und ſprengte fort. Der Schach kam lachend in die Hütte zurück, und begab ſich bald zur Ruhe. Erſt mit dem fünften Tage wurde die ganze Luſtbarkeit durch eine Taubenjagd, bei der man auf einem Thurme die herausfliegenden Tauben mit Stöcken todtſchlug, und durch ein Mahl in einem prächtigen Garten glücklich zu Ende gebracht. Einiges Geflügel, welches der Schach den Geſandten als Jagdgeſchenk nachſchickte, nahm Brüggemann vorweg für ſich und ſeine armeniſchen Freundinnen. Nach wenigen Tagen war abermals eine Jagd, aber ohne die Geſandten, denn der Schach nahm ſeine Frauen mit, die ſelbſt in ihrer Verhüllung nicht geſehn werden durften, weßhalb auch die Straßen von Ispahan, durch welche der Zug kam, ſorgfältig von jederman gemieden wurden. Der Schach hatte ſich bei dieſer Jagd mit ſeinen Khanen vertraulich zum Trinken geſetzt, und in der Fröhlichkeit des Weins den Säbel gezogen und um den Kopf geſchwungen, wozu die Khane vor ihm ſangen und tanzten, welches ihm ſo wohlgefiel, daß er reichliche Geſchenke unter ſie vertheilte. Ein bald nachher ſich ereignender Vorgang zeigte neuerdings, wie bedenklich und eigen hier Luſt und Schrecken ſich berührten. Der Schach ſaß abermals fröhlich beim Trinken mit wenigen Geſellen, und ließ eine große Schale mit Wein füllen und ſie dem Reichskanzler vorſetzen, daß der ſie auf ſeine Geſundheit leeren ſollte. Doch dieſer entſchuldigte ſich, er liebe den Wein nicht, und vermöchte ſo viel nicht zu trinken, wenn es auch ſein Blut koſten ſollte. Der Schach beſtand auf ſeinem Willen, legte ſeinen Säbel neben die Schale, und drohte fernere Weigerung blutig zu beſtrafen, worauf der Kanzler ſich zum Trinken entſchloß, auch wirklich anfing, und nur um Friſt bat, die Züge zu wiederholen; indem aber der Schach das Geſicht abwandte, mit einem Andern zu reden, ſchlich jener davon und verſteckte ſich. Dies nahm der Schach übel, doch weil man ihm ſagte, der Entwichene ſei nicht zu finden, ſo ließ er es gut ſein, und befahl einem Verſchnittenen, die Schale auszutrinken, als aber dieſer auch ſich entſchuldigte, war die Geduld erſchöpft, er hieb ſitzend nach ihm, traf ihn in's Bein, und darauf den Kammerdiener, welcher zu hindern ſuchte, daß jener nicht völlig zuſammengehauen würde, in die Hand. Beide kamen ſo noch gut davon. Nun ſtand aber noch immer die volle Schale da, und der Schach, voll Verdruß, daß niemand ihm den Willen thue, rief einen ſeiner Pagen, einen ſchönen Knaben, herbei, und fragte ihn, ob er ſich wohl der Sache getraue? Der Knabe antwortete, er wiſſe nicht, was er vermöge, wolle aber ſein Beſtes thun, kniete darauf nieder, und that wiederholte Züge. Der Schach erlaubte, daß er ſich durch einen andern Knaben helfen ließe, und redete ihm freundlich zu; hiedurch und durch den Wein beherzt gemacht, ſtand der Knabe plötzlich auf, fiel dem Schach um den Hals, küßte ihn, und rief: „Gott laſſ' unſern König nach meinem Wunſche viel Jahre leben!“ Der Schach war darüber ſo erfreut, daß er beide Knaben mit koſtbaren Säbeln aus ſeinem Schatz beſchenkte. Den folgenden Tag dagegen war er ganz niedergeſchlagen, und ritt ſchwermüthig im Garten umher, dem Willen ſeines Pferdes hingegeben. Die Geſchenke machten ihm Kummer, er hatte ſich damit übereilt, und wünſchte ſie wiederzuhaben, ohne es doch ſagen zu wollen. Seine Hofleute, als ſie merkten, was ihn betrübte, ſtellten ihn zufrieden, indem ſie für eine Summe Geldes die erſehnten Stücke wieder einlöſten.

Die holſteiniſche Geſandtſchaft war bereits über ein Vierteljahr in Ispahan, und wiewohl die Vergnügungen und Merkwürdigkeiten des Aufenthalts ſich nicht erſchöpften, ſo wurde es doch allmählich Zeit, auch wieder an die Heimkehr zu denken. Der Reichskanzler, derſelbe, welcher dem Schach vor kurzem ſo gut entſchlüpft war, gab den Geſandten am 19. November ein prächtiges Feſt, bei welchem die perſiſchen Tänzerinnen, die bei dem Schach getanzt, wiederum ihre Kunſt und auch jede ſonſtige Gefälligkeit darboten, wie dies in Perſien bei jedem Feſte der Gebrauch war. Nach wenigen Tagen war ein zweites, doch minder glänzendes Gaſtmahl bei dem Reichskanzler, bei welcher Gelegenheit auch das diplomatiſche Geſchäft in einer geheimen Unterredung völlig abgeſchloſſen wurde. Am 2. Dezember brachte der Mehemendar, welcher die ganze Zeit hindurch bei der Geſandtſchaft angeſtellt geblieben, die Geſchenke des Schachs für die Geſandten, nämlich jedem ein Pferd, doch war das für Brüggemann beſtimmte nicht geſund, ferner ein perſiſches Prachtkleid, alsdann ſeidene und andre Zeuge, endlich Beiden zur Reiſezehrung eine Geldſumme von 200 Tumain oder 3333 Thaler, welche Brüggemann allein zu ſich nahm, und damit nach Gutdünken ſchaltete, theils für die Bedürfniſſe des Gefolges, theils zu Geſchenken für die befreundeten Armenier. Auch die Offiziere des Gefolges erhielten Geſchenke an Kleidung und Zeugen, die Geringeren aber nichts. Am folgenden Tage gab der Schach der Geſandtſchaft die feierliche Abſchiedsaudienz, bei welcher die Holſteiner in der empfangenen perſiſchen Kleidung erſchienen, die ſie jedoch nur läſſig über die Schulter gehangen trugen. Der Schach empfing nach gehaltener Tafel die Rückbeglaubigung der Geſandten, ließ dem Herzoge von Holſtein ſeinen freundlichen Gruß entbieten, und verſprach, denſelben durch einen eignen Geſandten zu beſchicken. In den nächſten Tagen wurden auch zwiſchen den Geſandten und den vornehmſten Reichs- und Hofbeamten die üblichen Geſchenke getauſcht. Endlich am 10. Dezember kam der Mehemendar und meldete von Seiten des Schachs, derſelbe werde nach Verlauf von acht Tagen eine Reiſe nach Kaſchan machen, und wolle die Geſandten, wenn es dieſen beliebte, bis dahin mitnehmen. Man ſchickte ſich demnach zur Reiſe an. Doch in dieſen acht Tagen fand noch mancher

Vorgang Raum. Die Geſandten gaben am 12. ein glänzendes Abſchiedsfeſt, bei welchem, außer den früheren Gäſten, auch noch ein ſpaniſcher Agent des Vicekönigs von Goa und ein reicher Jude, deſſen Handel von Indien nach Konſtantinopel ging, zugegen waren. Zu jedem Trinkſpruch, wie zu jedem Treffen beim Ringelrennen, ließ Brüggemann mit dem Lärm der Pauken und Trompeten zugleich den Donner der Kanonen ſchallen; dies wiederholte ſich ſo oft, und das Getöſe wurde ſo gewaltig, daß der Königliche Dolmetſcher Pater Joſeph fürchtete, der Schach, welcher auf dem Schloſſe jeden Schuß hören konnte, würde ergrimmen, und durch irgend ein Schreckniß das Spiel grauſam enden; er bat um Chriſti willen, den Zorn des Wütherichs nicht auf's äußerſte zu reizen, und wenigſtens ſeiner, des Dolmetſchen, zu ſchonen, auf welchen der Zorn mitfallen würde. Doch Brüggemann war nicht in der Laune nachzugeben, ſondern ließ in ſeiner Tollheit weiter kanoniren, ohne ſich zu kümmern, was daraus entſtehn könne. Sein ſtarrköpfiges Weſen ſtieg bis zur Raſerei bei einem andern Vorfalle, der ſich gleichfalls in dieſen Tagen ereignete. Der Hofjunker Lyon Bernulli hatte, als geborner Brabanter, der Verſuchung nicht widerſtehn können, ſeinen niederländiſchen Landsmann, den holländiſchen Agenten zu beſuchen, und ſogar ein Geſchenk von ihm angenommen; weil er dies ohne Erlaubniß der Geſandten gethan, ſo ließ ihn Brüggemann in Eiſen ſetzen, mit der Beſtimmung, daß dieſe Strafe ſo lange dauern ſolle, wie der Aufenthalt in Ispahan. Jener, ſo vieler Mißhandlungen müde und des ganzen Verhältniſſes, brach aus der Gefangenſchaft, und floh in die Allacapi oder Freiſtätte des Königlichen Hofes, einen Ort, welchen ſogar der Schach nicht zu verletzen wagte. Wirklich lebte damals ein Sultan, der wegen entſchiedener Ungnade des Schachs für ſeinen Kopf zu fürchten hatte, dort unter Zelten ſchon geraume Zeit unangefochten. Das Geſuch der holſteiniſchen Geſandten um Auslieferung des Entſprungenen fand alſo keinen Eingang, das Vorgeben, er habe geſtohlen, zeigte ſich zugleich unnütz und falſch, denn auch in ſolchem Falle wurde zwar das Entwendete, nicht aber der Dieb jenem Schutz entriſſen. Hier wußte nun Brüggemann ſeinen Ausbrüchen keine Gränzen, er ſagte laut, er wolle den Flüchtling wiederhaben, und müßte er ihn auch im Schoße des Königs todtſchießen. Wirklich traf er die verwegenſten Anſtalten. Nachdem er einen Armenier angeſtiftet, Bernulli'n unter Vorſpiegelung beſſerer Sicherheit zum Wechſel ſeines Aufenthalts argliſtig zu verlocken, ſandte er am ſpäten Abend zwanzig Mann zu Pferd und zu Fuß mit Feuerröhren und brennenden Lunten gegen die Pforte des Königlichen Hofes mit dem Befehl ab, den Geflüchteten lebendig oder todt zu bringen. Kruſe widerſetzte ſich dieſem Wahnſinn vergebens, der die Niedermetzelung der ganzen Geſandtſchaft zur Folge haben konnte. Allein Brüggemann ſah und hörte nicht, und die Mannſchaft war ihm zu Willen. Die Truppen rückten trotzig vor, und ließen ſich von der perſiſchen Wache nicht zurückweiſen, es ſchien auf einen gewaltſamen Angriff gegen das Königliche Schloß abgeſehn, ein unerhörtes Unternehmen abſeiten eines Haufens unter dem Schutze des Völkerrechts zugelaſſener Fremden, welche den mächtigſten König inmitten ſeiner Hauptſtadt, ſeines Schloſſes, ſeines Volks und ſeines Heeres, mit den Waffen bedrohten! Den Schach ſelbſt hatte der zunehmende Tumult aus dem Schlaf erweckt, es ſtand alles in der furchtbarſten Kriſis; doch ein glücklicher Stern leuchtete, der orientaliſche Despot, der jähzornige Wütherich, war diesmal der Gemäßigte und Klügere, er befahl, um Unglück zu verhüten, die Pforte des Hofes abzuſchließen, da denn die Perſer innerhalb und die Holſteiner draußen durch hohe Mauern genugſam geſchieden waren, doch mit dem ſchweren Uebelſtand, daß der Weg zur Freiſtätte, deren Zuflucht jedem Schutzbedürftigen allzeit offen ſein mußte, für dieſe Nacht verſperrt war. Am andern Morgen klagte der Schach höchſt unwillig ſeinen Räthen, er könne vor den Deutſchen nicht mehr ſicher ſchlafen, ſie oder er müßten aus der Stadt, dem Geſandten Brüggemann aber würde er, wenn nicht der Herzog von Holſtein ſchonende Beachtung verdiente, den Kopf abreißen laſſen. Dieſer Unhold aber wurde durch den guten Ausgang ſeiner Tollheiten nur dreiſter, und ſuchte ſogar die Armenier zur Widerſetzlichkeit gegen die Befehle des Schachs aufzuwiegeln, dem dergleichen Umtriebe durch die Vorſicht des Reichskanzlers noch glücklich entzogen wurden.

Vor der Abreiſe von Ispahan, ereigneten ſich noch andre Vorfälle, welche unter den Reiſenden große Bewegung machten. Mandelsloh eröffnete den Geſandten, er werde nicht mit zurückkehren, ſondern noch weiter im Orient umherreiſen, entweder nach Babylon und Jeruſalem, oder auch nach Indien, wie es die Umſtände darböten. Die Geſandten widerſprachen dieſem Vorhaben, inſonderheit wollte Brüggemann davon nichts hören, allein Mandelsloh legte eine ſchriftliche Erlaubniß des Herzogs von Holſtein und deſſen an fremde Machthaber gerichtete Empfehlungsbriefe vor, die er bisher geheim gehalten hatte. Sein Loos erregte den Neid vieler Andern; mit dem Plan einer andern Heimreiſe war auch Flemming, wie ſchon erwähnt worden, eifrig beſchäftigt, allein die Sache war nicht auszuführen. Er ſagt davon in ſeinem ſpäteren Reiſegedicht an Grahmann:

„Ich war geſonnen zwar den Tiger zu beſchauen,
Und was Seleukus hier, dort Kteſiphon, erbauen,
Bagdad, ich meine dich; zu ſehn den ſchönen Phrat,
Was er vor Alters weiß von jener großen Stadt.
Mir lag Arabien und Syrien im Sinne:
Haleppo nahm mich ein, ich war wie ſchon darinne:
Mich däucht', ich lieſe ſchon von Skanderien aus:
Die See um Cypern her und Kandien ward kraus;
Der Wind, der trug mich wohl vor Gräcien vorüber,
Bald war ich um den Po, bald an der heil'gen Tiber,
Bald, ſtrenger Rah', um dich. Mir war das mindſte drum,
Daß ich ſollt' hinter mich, und ſo mich kehren um.
Mein Anſchlag aber fiel, wie weislich ich ihn faßte,
Wie fleißig ich auf ihn zu Nacht und Tage paßte,
So mußt' ich Andre ſehn glückſeliger als mich,
Des Andern Schluß ging vor, der meine hinter ſich."

Nicht alle fügten ſich den herrſchenden Umſtänden, wie Flemming. Als vernommen wurde, daß der Rückweg durch Perſien nicht auf dem vorigen Wege, ſondern durch die Provinz Kilan gehn ſollte, welche von rohem und gewaltthätigem Volke bewohnt ſei, ſchien bei Brüggemann's Gemüthsart die Reiſe nur zum Untergang und Verderben ausſchlagen zu können, und noch fünf Perſonen, der Schiffer Cordes mit einem Schiffsjungen, der Hochbootsmann, ein Wundarzt und ein Trabante, wollten lieber ihr Heil für ſich verſuchen, machten ſich heimlich auf, und flüchteten zu Bernulli in die Freiſtätte, um nur fürerſt, bis die Geſandten abgezogen, in Sicherheit zu ſein. Brüggemann's Aerger mußte ſich in leeren Drohungen verzehren. Inzwiſchen kam, nach mancherlei Geſchäften und Gaſtereien, und nach manchem betrübten Abſchied von den gehabten Freundinnen, die man durch Hoffnung baldiger Wiederkehr täuſchte, der Tag des Aufbruchs heran, und Olearius, Grahmann und Flemming beſuchten noch in der Frühe die Freiſtätte, um von Bernulli Abſchied zu nehmen, und ihn und die Andern zu vermahnen, daß ſie nur ja ſtandhaft bei ihrem Chriſtenthum bleiben, und ſich nicht durch weltlichen Vortheil zum muhamedaniſchen Glauben verlocken laſſen, ſondern dahin ſehen ſollten, wie ſie bald nach Europa zurückkehrten, welches ſie denn auch beſtens zuſagten. Abends am 21. Dezember brach die Geſandtſchaft von Ispahan auf, begleitet von ihrem Mehemendar und von den engliſchen Kaufleuten, die eine Strecke weit mitritten. Den folgenden Tag, in einem Dorfe drei Meilen von der Stadt, empfing man noch die Beſuche der Auguſtinermönche und andrer Freundgeſinnten, auch Mandelsloh's, der die Nachricht brachte, daß der perſiſche Geſandte, welchen der Schach nach Holſtein beſtimmt habe, binnen wenigen Tagen nachfolgen würde. Der ruſſiſche Geſandte Alexei Sawinowitſch fand ſich ebenfalls hier ein, um ſich zur Heimreiſe den Holſteinern anzuſchließen.

Von dem, was Flemming in Perſien gedichtet, ſind uns meiſt nur noch die Titel übrig. Wir haben unter andern den Verluſt eines Sonetts auf das Ableben Kaiſer Ferdinands des Zweiten zu bedauern; denn es wäre anziehend, die Theilnahme des Dichters, welche ſo kräftig dem Könige Guſtav Adolph zugeſtimmt, mit der nun auch für deſſen Gegner angeregten zu vergleichen. Der Widerſpruch, der hierin erſcheinen möchte, darf nicht der Geſinnung zugerechnet werden, er liegt in den Begebenheiten, und es wäre ein Mangel an innerer Wahrheit und Freiheit, die man doch überall zuerſt verlangen darf, wenn ein Dichter den bedingten, an vergängliche Geſtaltungen geknüpften Antheil, dem Wandel jener Geſtaltungen zum Trotz, als einen unbedingten feſthielte. Der Deutſche jener Zeiten des dreißigjährigen Krieges war beſonders in dem Falle, der auch unſeren Tagen nicht fremd geblieben, daß die Geſchicke des Vaterlands ihm in unſichrer Miſchung dargeboten, und jede Wahl nicht nur von Umſtänden, ſondern auch von Vorausſetzungen abhängig war. Der Dichter, auch wenn er Parthei nimmt, ſteht über den Erſcheinungen, und ſieht hüben und drüben in dem Wirklichen ſtets ein höheres Mögliche. Wie hätte Flemming in der Stellung und dem Streben des Kaiſers das nicht erblicken ſollen, was auch auf dieſer Seite in höheren Bezügen zu faſſen war? Wir rechnen ihm zum Lobe, was ihm in dieſem Betracht aus geringerem Standpunkte zum Vorwurf gemacht werden möchte. Für die verlorenen Beſchreibungen der Herrlichkeiten von Ispahan geben uns nur einige Zeilen Erſatz, welche in dem Reiſegedicht an Grahmann das Andenken jener Lebenstage kürzlich feſthalten:

„Erinnre, Bruder, dich, wie manche ſüße Stunden
Uns um den Sanderut mit Freuden ſind verſchwunden,
Wenn jener um Schiras ſo in den Jaspis ſprang,
Und uns zugleich in Mund und Stirn' und Seele drang."

Warum aber die Freuden des köſtlichen Weins von Schiras hier ſo ganz beſonders erwünſcht und beglückend waren, das ergiebt ſich alsbald im unmittelbar Folgenden:

„Entſinn dich gleichfalls auch der Urſach unſrer Freuden,
Die meiſtens traurig war. Gedachten wir an Leiden,
So dachten wahrlich wir an dich auch, rother Wein,
Als der du einzig uns nicht läſſeſt mühſam ſein.
Wenn Sorgen ſtehen auf, und die und die Gedanken
Sich über dem und dem bald ſo bald anders zanken,
So iſt Eleuſius der beſte Schiedemann,
Wenn ſonſt nichts auf der Welt die Geiſter ſtillen kann.
So hat uns auch das Haus der Herren Auguſtiner,
Der Karmeliten Troſt, die Gunſt der Kapuziner,
Der Engliſchen Geſpräch und der Franzoſen Scherz, —
Batavien war feind, — befriedet oft das Herz;

Alexis gleichfalls auch, den wenig ſeiner Reußen,
Trüg' er ein deutſches Kleid, für Landsmann ſollten heißen,
Wie vielmal hat er uns die lange Zeit verkürzt,
Und froh und frei mit uns die Schalen umgeſtürzt!“

Immer nur als Tröſtung erſcheinen Freude und Luſtbarkeit:

„Bald ſtillten unſern Sinn die Königliche Jagden,
Bald der Armener Wein, die oftmals uns betagten:
Des großen Kanzlers Mahl; der Gärten theurer Preiß,
Der Bäume Trefflichkeit, der Waſſerkünſte Fleiß;
Des Königs Schimpf und Ernſt; die Weiſe zu regieren,
Des Adels hoher Stand, das Muſter im Turnieren;
So vieler Völker Schaar; ſo mancher Waaren Wahl,
Und ſo viel anders mehr in ungezählter Zahl!“

Wobei anzumerken, daß der Ausdruck Betagen ſoviel als bewirthen heißt, und unter Adel hier nur die Hochgeſtellten überhaupt gemeint ſind.

Im September ſchon war es in Ispahan ziemlich kalt geworden, dagegen genoß man jetzt, im Dezember, wieder lieblichen warmen Wetters. Dies war um ſo erwünſchter, als in der Gegend, durch welche man zunächſt kam, kein Holz zur Feuerung zu finden war. Die Reiſe konnte noch Annehmlichkeiten genug darbieten, allein derſelbe Plagegeiſt, der ſchon bisher alles geſtört und verbittert, ließ in ſeinem Wirken nicht nach; ja ſein toller Ungeſtüm, ſonſt mehr vom Ungefähr und durch Laune beſtimmt, begann immer ſtärker ſich in abſichtliche Bosheit zu verkehren, und auf ſtrafbare Zwecke zu gehn. Im Bewußtſein, was alles und wie arg er es getrieben, mußte Brüggemann ſich durch die nicht abzuweiſende Vorſtellung des gewiſſen Ziels, welchem die jetzige Reiſerichtung entſchieden zuführte, nicht ſehr erbaut finden; er konnte ſich nicht verhehlen, daß er einer Rechenſchaft entgegenging, die ihm deſto ſchwerer fallen mußte, als er zu derſelben in ſeinen Reiſegefährten eben ſo viele Ankläger und Zeugen wider ihn Tag für Tag mitziehen ſah. In dieſer Verlegenheit ergab er ſich dem Troſte der Unverbeſſerlichen, die kurze Friſt in alter Weiſe nur noch ungezügelter zu benutzen, und in der Steigerung der Uebel vielleicht noch die

Hülfe zu finden; welche vom bloßen Innehalten erſt in ferner Zukunft, aber für das nahe Vergangene allerdings nicht zu erwarten iſt. Sein argwöhniſcher Haß blieb am beharrlichſten gegen Olearius und deſſen Freunde gewandt, deren zuſammenſtimmende Geſinnung ihm faſt ein Komplot dünken mochte. Am 24. Dezember fiel Olearius Namenstag ein, und Kruſe ſowohl als andere Freunde nahmen von daher Anlaß, ihn reichlich zu beſchenken. Dies war für Brüggemann ſogleich ein Zeichen erklärter Feindſchaft, und er ließ ſeine Unzufriedenheit an Allen aus. Den Mehemendar behandelte er in dieſen Tagen ſo ungebührlich und grob, daß dieſer durchaus nicht weiter mitgehn, ſondern ſeine Klage vor den Schach bringen wollte, der ganz in der Nähe war, und deſſen Reiſezelten man am Wege aufgeſtellt geſehn hatte. In der Stadt Kaſchan, wo man am 27. Dezember anlangte, brachte man wegen dieſes Vorgangs vier Tage zu, bis endlich Kruſe'n gelang, den Mehemendar wieder zu begütigen. Das neue Jahr 1638 wurde unter ſolchen Mißhelligkeiten, wiewohl feierlich mit Gottesdienſt und Geſchützfeuer, nicht ſehr günſtig angetreten. Am 3. Januar gelangte man nach Kom, von wo man am 5. wieder aufbrach. Den folgenden Tag hatte Brüggemann das Unglück, auf ebnem Felde, ohne ſichtbaren Anlaß, mit dem Pferde zu ſtürzen, und dabei den rechten Arm auszufallen; von der Erſchütterung war ihm der Sinn eine Zeitlang wie verwirrt; er ſaß zwar wieder auf, hielt aber den ganzen Tag die Augen niedergeſchlagen, und fragte in ſeiner plattdeutſchen Sprachweiſe unaufhörlich: „Bin ick geſtört? Is de Arm ut dem Lede? Wat was't vor een Peert?“ und wiewohl ihm ſtets geantwortet wurde, wiederholte er dieſelben Fragen doch mehrere hundertmal. In Saba, wo man abends eintraf, wurde den andern Tag, bis Brüggemann ſich erholt hatte, geraſtet. Nach einigen Störungen mit den Bootsleuten, welche gleich der übrigen gemeinen Mannſchaft durch Brüggemann ſehr verwildert waren, ging die Reiſe wieder vorwärts. Das Land erhob ſich nach den Gebirgen von Kilan hin, und zeigte überall Froſt und Schnee. Man begegnete einem polniſchen Geſandten, namens Theophilus von Schönberg, der mit einem

Gefolge von zweihundert Perſonen ausgereiſt, aber von den Ruſſen in Smolensk über ſechs Monate aufgehalten, und zuletzt genöthigt worden war, den größten Theil ſeiner Leute zurückzuſchicken, ſo daß er jetzt nur fünfundzwanzig Perſonen bei ſich hatte; dieſer gab die gute Nachricht, daß in Aſtrachan großer Vorrath von Lebensmitteln für die Holſteiner angelangt, und ſie ſelber dort ſehnlichſt erwartet wären. Zu dem Ungemach des Weges und des kalten Wetters geſellte ſich noch thöricht bereitetes; in einem Dorfe, wo Brüggemann auf der Hinreiſe dem Kaucha oder Vogt das vorgehaltene Waſchwaſſer, weil es nicht hell genug, in's Geſicht gegoſſen und die Schale an den Kopf geworfen hatte, verweigerte man die Aufnahme ſchlechterdings, deßgleichen in einigen folgenden Dörfern. Mit großer Beſchwerde gelangte man am 11. Januar nach Kaswin, wo durch den Wechſel der Kamehle, Pferde und Eſel ein Aufenthalt von neun Tagen verurſacht wurde.

Die Reiſe wurde am 20. Januar fortgeſetzt; man ließ Sultanie und Ardebil zur Linken liegen, und nahm den Weg, anfangs über bebaute Hügel, dann aber durch rauhes Gebirg und zerriſſene Felſen, nach der Provinz Kilan. Die Pforten Hyrkaniens, noch wie zu Alexanders des Großen Zeit Pylä genannt, gaben den abſchreckendſten Anblick; eine ſteinerne Brücke, unter ihren hohen Bogen zugleich als Karavanſerai eingerichtet, führte über den Strom Isperat, dann zog ſich der Weg ſchmal und gefahrvoll am Felſenhange hinauf, zur Seite ſenkrecht die ſchrecklichſte Tiefe, in deren Grunde der Strom ſeine rauſchenden Fluthen wälzte. Mit größter Beſorgniß und Beſchwerde ſtieg man den Berg hinan; doch kaum war die Höhe überwunden, ſo ſtellte ſich unerwartet ein gänzlicher Wechſel dar. Aus dem Winter ſtieg man in den Sommer, aus der öden Wildniß in die lachendſte Gegend hinab. Ein reiches grünes Thal, vom Isperat oder Kiſilhoſein, das iſt Goldfluß, durchſtrömt, gegen Südoſten in offne Ebene ausgehend, anmuthig belebt durch die zwiſchen Gärten und Felder zerſtreuten Häuſer des lieblichen Fleckens Rubar, mit ſchönen Wäldern und allen herrlichſten Früchten üppigſt ausgeſtattet, dünkte den Augen ein irdiſches Paradies.

Die Einwohner waren freundlich, die Weiber ſchön, und ſichtbarer, als im übrigen Perſien, ſie gingen geſchmückt zur Arbeit aus. Man hätte hier gern länger verweilt, blieb aber nur bis zum folgenden Morgen. Flemming, von der Lieblichkeit und Fülle dieſer Gegend begeiſtert, dichtete auf den Flecken Rubar zwei Sonette, von welchen wir das zweite, in ein Stammbuch geſchriebene, hieherſetzen:

„Du aller Trefflichkeit des ganzen Perſerlandes
In dieſer Engen Raum zuſammenbrachte Zier,
Groß, ſeltſam, herrlich, reich: ich neige mich vor dir!
Nimm dieſen tiefen Gruß zum Zeichen eines Pfandes

Für deine Gottheit an, die eine gleiches Standes
Hier nicht hat und nicht weiß; ſei nur ſo günſtig mir,
Daß ich mich ſetzen mag an dieſem Waſſer hier,
Das Gold heißt, und Gold führt im Schutze ſeines Strandes.

Indem ich Perſien nun ſage gute Nacht,
Und auf mein Vaterland ſo ſchleunig bin bedacht,
So muß ich gleichwohl dir die kleine Zeit vergönnen,

Und froh ſein über dir; ſobald der Tag erwacht,
So bleibeſt du zwar hier, ich mache mich von hinnen, —
Doch werd' ich deiner Gunſt mich ewiglich entſinnen!“

Die ganze Provinz Kilan gewährte faſt gleiche Herrlichkeit; Oelbäume, Weinpflanzungen, Granat- und Feigenbäume wechſelten mit Citronen- und Pomeranzenwäldern, weite Strecken hinab war das Erdreich von Gras und Blumen, beſonders von Violen, ganz grün und blau überſchimmert, und die Luft von Balſamdüften erfüllt. Zahlreiche Bäche ſtrömten von den Bergen den Niederungen zu, deren zu tief liegende moraſtige Gründe auf einem von Schach Abbas dem Großen durch ganz Kilan geführten Damme gleichwohl bequem zu durchziehen waren. Man erkannte jetzt, daß die Perſer wenigſtens nicht in übler Meinung die Heimreiſe durch dieſes Land beſtimmt hatten. In Reſcht, der Hauptſtadt von Kilan, gleich Rubar in Gärten und Gebüſchen ausgearbeitet und verſteckt, und vorzüglich durch reichen Seidenbau berühmt, verweilte man fünf Tage, brach dann am 30. Januar wieder auf, und gelangte am 1. Februar zum Strande des kaspiſchen Meeres. In Tagereiſen von vier bis ſieben Meilen zog man längs des Ufers fort, meiſt dicht am Waſſer reitend, zuweilen auch ganze Strecken durchhin, von Regen- und ſogar Schneewetter heimgeſucht, aber von den Khanen und Daruga's überall beſtens aufgenommen und bewirthet. Weil man nicht ohne Beſorgniß vor einem räuberiſchen Einfall der Koſacken war, die vor zwei Jahren ſelbſt die Stadt Reſcht ausgeplündert hatten, ſo mußte man auf ſeiner Hut ſein, und die Waffen ſtets bereit halten. Nach dreitägiger Raſt in Lenkeran, wo die noch zurückgebliebenen Kamehle und friſche Pferde erwartet wurden, ging die Reiſe am 11. Februar mühſam wieder fort, und am 12. aus Kilan zum Eingange der mokaniſchen Haide nach dem Dorfe Elliesdu.

Noch in Kilan ſelbſt waren die anfänglichen heiteren Eindrücke durch Beſchwerden und Verdruß alsbald wieder ſo ſehr verdüſtert worden, daß Flemming ein Brautlied auf den Namenstag der Geliebten Arpenbeck's an dieſen mit den ſchwermüthigſten Betrachtungen einleitet. Er ſchildert verheißend dem vertrauten Bruder die bevorſtehende Heimkunft, die glückliche Verbindung mit der Geliebten, und die frohe Rückerinnerung an alles Ausgeſtandene; aber für ſich ſelbſt will ihm wenig Zuverſicht einleuchten:

„Ich zweifle ſehr daran, daß ich dann werde leben,
Und dir auch meinen Wunſch mit andern Freunden geben,
Weil dieſer ſchwere Zug mich täglich mürber macht,
Und meinen ſtärkſten Theil ſchon längſt hat umgebracht.
Thut uns die Reiſe nach, und ſagt's uns dann, ihr Brüder,
Wie ſtark ihr zoget aus, wie ſchwach ihr kommet wieder!
Wer reich und ſtark und alt zu werden ihm erkieſt,
Der laſſe Reiſen ſein, und bleibe, wo er iſt."

Auch der Zuſtand des Vaterlandes, das nach fünf Jahren, ſtatt des erſehnten Friedens, noch immer die Kriegsflammen in ſich nährt, betrübt ihn tief. Die Ausſicht für ihn ſelbſt iſt nichts weniger als tröſtlich:

„Die Angſt hat mir vorlängſt mein Erbtheil aufgerieben,
Die Mutter umgebracht, nun muß ich mich betrüben,

In was vor Stande wohl der alte Vater ſei,
Den dieſer mein Verluſt mehr als ſonſt alles reu';
Ich war ſein einziger, an den er alles wandte,
Bis daß Apollo mich für ſeinen Freund erkannte,
Und nach zwei Kränzen mir den dritten flochte ſchon;
Nun aber iſt mit mir ihm aller Troſt darvon!
So muß ich über das auch dieſes mich bejahren,
Daß, die bei jener Zeit die beſten Freunde waren,
Mich, weil ich nun ſo lang' und weit von ihnen bin,
Längſt der Vergeſſenheit geopfert haben hin!"

Aber dennoch will er, auf ſich und ſeine Freunde bedacht, durch ſeine Dichtung über den Tod hinaus friſch und munter wirken, und ſeinen um die Schatten irrenden Geiſt wird es noch im Dunkel freuen, wenn künftig am Hochzeittiſche des Freundes das angefügte Lied erſchallen wird! Der Stoff des Unmuths und der Klage war indeß noch lange nicht erſchöpft. In dem zuletzt genannten Orte Elliesdu ereignete ſich ein Auftritt, der alles menſchliche Gefühl empörte. Ein Reitknecht Brüggemann's, in ſeines Herrn und Meiſters Art verfahrend, wollte die Handpferde willkürlich und gewaltſam in ein Haus unterbringen, deſſen Eigenthümer, ein Kriegsmann, den Unberechtigten abwies, und das vorderſte Pferd mit einem leichten Schlag an den Kopf zurücktrieb. Brüggemann miſchte ſich heftig in den Streit, und unterſtützte die Gewaltthätigkeit ſeines Dieners, empfing aber dabei einen harten Schlag auf den Arm, der ſogleich ſtark aufſchwoll. Die andern Diener fielen darauf den Perſer vereint an, und ſchlugen ihn halbtodt. Brüggemann aber forderte noch beſondere Genugthuung von dem Mehemendar. Die Erklärung des geſchlagenen Perſers, er habe bei dem Benehmen Brüggemann's in ihm unmöglich den Geſandten ſelbſt vermuthen können, mochte dieſen noch mehr aufbringen, und als der Mehemendar ſagte, er wiſſe hiebei nichts zu thun, Brüggemann möge ſelber zuſehen; jene Kriegsleute ſeien freie Männer, und überdies der Unglückliche ſchon ſo übel zugerichtet, daß er ſchwerlich davon kommen werde, ſo übernahm der Wütherich ſeine weitere Rache ſelbſt. Er ließ das Haus des Perſers völlig ausplündern, darauf am folgenden Morgen durch Trommelſchlag alle Mannſchaft zuſammenrufen und zu Pferde ausrücken, ohne daß ſelbſt Kruſe wußte, was er vorhabe; in dieſer Verfaſſung forderte er von dem Mehemendar den Mann ausgeliefert, der geſtern den Schlag gethan, er werde nicht von der Stelle weichen, bis er ihn habe. Alle Vorſtellungen des Mehemendars, der Mann liege an ſeinen Wunden ſchwer darnieder, alles demüthige Flehen andrer Perſer, die ihre Häupter wiederholt gegen die Erde ſchlugen, konnten den Unverſöhnlichen nicht erweichen; der drohenden Gewalt mußte endlich willfahrt werden, der Mann wurde auf einer Bettdecke herbeigebracht, gab aber kaum noch ein Lebenszeichen. Brüggemann befahl hierauf einem Armenier, der als türkiſcher Dolmetſcher diente, mit einem ſtarken Prügel auf den Liegenden loszuſchlagen; nach dem erſten Streich, auf Arm und Seite im geſuchten Anſchein genauer Wiedervergeltung unbarmherzig geführt, zuckte der Unglückliche noch, auf den zweiten, welchen Brüggemann ſogleich befahl, aber ſchon nicht mehr, und lag im Verſcheiden: „Das iſt recht", ſagte Brüggemann, „nun hat er ſeinen Theil." An den Mehemendar und die andern Perſer aber, richtete er noch die unſinnig prahleriſche Drohung: „Wird Schach Seſi dieſen meinen hier erlittenen Schimpf nicht ferner rächen, ſo will ich bald ſtärker wiederkommen, und mich ſelbſt rächen." Dieſer ſchreckliche Vorgang, welchen man ſpäter in Brüggemann's eignem Tagebuche mit denſelben Umſtänden erzählt gefunden, verurſachte unter den Perſern die heftigſte Gährung, welche der ganzen Geſandtſchaft ein blutiges Ende bringen konnte, dem ſie vielleicht nur durch die Anweſenheit des Mehemendars und durch unverweilten Aufbruch entging. Abends brachte der Mehemendar die Nachricht, daß der geſchlagene Perſer todt ſei, und forderte für deſſen arm und hülflos hinterbliebene Frau und Kinder von Brüggemann die aus dem Hauſe geraubte Beute zurück.

Die folgenden Tage ging die Reiſe über die mokaniſche Haide durch armſelige Horden. Der ruſſiſche Geſandte Alexei verurſachte durch wiederholte Schüſſe einen falſchen Lärm, daß man in Beſorgniß eines Anfalls der Perſer ſchnell zu den Waffen griff; allein jener hatte nur Brüggemann in Angſt und auf die Probe ſetzen wollen, und beſchönigte nachher die Neckerei durch die ſchalkiſche Ausflucht, er habe geglaubt, es ſei deſſen Geburtstag, und dem zu Ehren habe er feuern laſſen. Am 17. Februar kamen die Reiſenden über den Fluß Aras, und am 20., nach beſchwerlichem Zuge durch das Gebirge, wieder nach Schamachie, wo ſie von dem Khan und ihrem ehemaligen Mehemendar, welche der alten Händel gern vergaßen, ſo wie von den alten Gaſtfreunden, bei denen ſie wieder einkehrten, freundlichſt aufgenommen und beſtens bewirthet wurden. Olearius ſah ſeine perſiſchen Lehrmeiſter wieder, die ihn mit Früchten beſchenkten, und ſeine Fortſchritte in der perſiſchen Sprache prüfen wollten. In Schamachie verweilte man fünf Wochen, unter Gaſtereien, Jagden und andern Vergnügungen. Gegen Ende des Aufenthalts traf auch der nach Holſtein beſtimmte perſiſche Geſandte, Imamkuli Sultan, mit einigem Gefolge ein, und am 30. März reiſte man darauf mit einem neuen Mehemendar weiter, und gelangte über hohes Gebirge am 7. April nach Derbent, der uralten, angeblich von Alexander dem Großen gegründeten Stadt, welche als ſtarke Bergfeſtung zwiſchen dem Kaukaſus und dem kaspiſchen Meer auf dieſer Seite der Schlüſſel von Perſien iſt. Der Sultan war den Reiſenden noch von der früheren Zeit her abgeneigt, und ließ ihnen keine Lebensmittel reichen, ſo daß ſie für ihr Geld zehren mußten. Der perſiſche Geſandte, der verſprochen hatte ſogleich zu folgen, kam nicht in den fünf Tagen, die man hier wartete, und am 13. brach man ohne den Vortheil ſeiner Begleitung auf. Der Weg führte zunächſt durch Dageſthan, eine freie tatariſche Landſchaft, gegen deren räuberiſche Bewohner man von allen Seiten gewarnt wurde. Auf eine Bedeckung, die der Sultan zwar verhieß, aber noch nicht bereit hatte, mochte man kaum rechnen; man zog ohne dieſelbe in ſtreitfertiger Ordnung kriegsmäßig vorwärts, mit abgetheilter Vorhut und Nachhut; die Waffen hatte man ſchon früher beſichtigt, und einen Beſtand von zwei metallenen Kanonen und vier Steinſtücken, zweiundfünfzig Musketen und langen Röhren, und neunzehn Paar Piſtolen aufgezählt. Die Gefahr war keine eingebildete; der polniſche Geſandte Theophilus von Schönberg, deſſen früher gedacht worden, wurde in der Folge auf ſeiner

Heimreiſe mit faſt allen ſeinen Leuten in dieſer Gegend todtgeſchlagen. Anfangs zeigten ſich die Tataren, durch deren Gebiet man kam, freundlich genug; Brüggemann fing aber alsbald Händel an, und wollte einige Leute des Fürſten von Boinak, welche den fremden Aufzug neugierig betrachteten, mit Gewalt wegtreiben, und ihnen mit Pulver unter die Augen ſchießen laſſen; die Tataren ſagten, der Boden ſei der ihre, und ſtießen heftige Drohungen aus; ſie wurden ſo feindlich, daß man das friſche Waſſer ſogar nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr ſchöpfen konnte. Den folgenden Tag, am 6. April, entging Olearius kaum der Gefangenſchaft, er hatte ſich mit einem Begleiter etwas entfernt, und ſtieß am Strande des kaspiſchen Meeres auf Tataren, die ihm eifrig nachſetzten, und nur wegen des ſchon annahenden Zuges wieder von ihm abließen. Man gelangte abends vor die Stadt Tarku, wo im freien Felde ein Lager aufgeſchlagen wurde.

Der Fürſt von Tarku, Surchoff Khan genannt, lag krank, ſchickte aber ſeinen Bruder, die Ankömmlinge freundlich zu begrüßen, und ihnen allen Beiſtand anzubieten. Sie ſandten ihm dagegen den Arzt Grahmann in die Stadt, durch deſſen Arzenei er bald genas, und nun ſeinen guten Willen nur noch eifriger ausdrückte. Man fand hier einen Deutſchen, einen Weber aus Oettingen in Würtemberg, der von den Türken im Kriege gefangen, hieher verkauft, und in der Folge beſchnitten worden, aber im Herzen noch ein Chriſt war, indeß die deutſche Sprache faſt gänzlich vergeſſen hatte, und kaum noch das Vaterunſer herſagen konnte. Auch zwei tatariſche Weiber, welche Milch zum Verkauf brachten, bekannten ſich als heimliche Chriſtinnen, ſie waren in der Jugend aus Rußland geraubt, doch ihrer Landsleute und Glaubensgenoſſen ſtets eingedenk geblieben. Sie gaben die wichtige Nachricht, daß die Tataren mit verderblichen Anſchlägen umgingen, die ganze Geſandtſchaft niederzumachen, und ſich ihrer Schätze zu bemächtigen; Boten der beiden Fürſten, durch deren Gebiet die Deutſchen ohne Zoll gegangen, ſeien ſchon an Surchoff Khan gelangt, und weiter an den Schemchal, den gewählten Oberfürſten der dageſthaniſchen Khane, durchgeeilt, um die vereinten Kräfte gegen die Deutſchen aufzubieten. Unzweifelhafte Zeichen beſtätigten dieſen Bericht nur allzuſehr. Die Lage war um ſo ſchlimmer, als der perſiſche Mehemendar ſich auf weitere Begleitung durchaus nicht hatte einlaſſen wollen, ſondern bereits in der Nacht mit Kamehlen, Pferden und Leuten ohne Abſchied zurückgegangen war. Ueber den Schemchal — von den Holſteinern in Schaffgall verdorben — gingen die ſchlimmſten Reden; der Ruf ſeines Vaters, der ein ärgſter Räuberheld und Verräther geweſen, war auf ihn übergegangen. Die Geſandten verſammelten die Offiziere ihres Gefolges vor dem Lager, um wegen dieſer bedenklichen Umſtände Rath zu halten. Es konnte nicht fehlen, daß hier einige Vorwürfe gegen Brüggemann laut wurden, deſſen Betragen überall Feindſchaft aufrege, allein das Uebel war einmal geſchehn, und forderte muthigen Entſchluß. Rechts vom kaspiſchen Meer, links von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, und vorn und im Rücken von Feinden bedroht, ſah man keinen Ausweg, als ſich tapfer durchzuſchlagen, oder im Nothfall das Leben theuer zu verkaufen. Aber alles dies ging in Streit und Hader vor, Brüggemann mit ſeinem Anhang ereiferte ſich über alles, was geſagt wurde, und Einer hätte des Andern Tod, ſagt Olearius, lieber befördern als abwenden helfen, wenn nicht das eigne Leben dabei in gleicher Gefahr geſtanden hätte. Man beſchloß endlich, fürder zu ziehen, und wollte für großes Geld Fuhren und Leute miethen, aber der Khan hielt die Geſandten noch auf, indem er ſie vor der Hinterliſt des Schemchal warnte, und ihnen die Ankunft des perſiſchen Geſandten abzuwarten rieth. Andere warnten ſie wieder vor dem Khan, und ſo blieb man in der Irre, ohne zu wiſſen, wem zu trauen ſei. Man wurde zu Gaſtereien eingeladen, aber ſonſt in nichts gefördert. So vergingen Tage und Wochen; es trat Regenwetter ein, man konnte kein Feuer halten, und lag verzweifelt in den naſſen Hütten unter Sorgen und Wehklagen. Ein Vorfall zeigte deutlich, mit was für einem Volke man es zu thun habe; ein holſteiniſcher Soldat, ein Schottländer, wurde abends in der Nähe des Lagers von den Tataren geraubt, und der Khan ſelbſt warnte vor ſeinen Unterthanen, welche dergleichen Menſchenraub und Handel als ein Gewerbe trieben.

Man unterhandelte indeß nach allen Seiten, ſandte Boten nach Derbent, ob der perſiſche Geſandte nicht bald käme, nach Terki an den ruſſiſchen Woiwoden, ob er nicht Bedeckung entgegenſchicken wolle, nach dem Flecken Andre an den Schemchal Sultan Mahmud. Als dieſer wiederholt die beſten Verſicherungen ertheilt, und ſogar drei Geißeln geſtellt hatte, und nachdem aus Derbent die Nachricht gekommen, der perſiſche Geſandte würde vor einem Monat nicht abreiſen, bat man auf's neue bei Surchoff Khan dringend um Förderung, die denn auch endlich, nach wiederholt empfangenen Geſchenken, bewilligt wurde. Nach großen Umſtänden mit den tatariſchen Fuhrleuten, welchen der bedungene Lohn, ehe ſie anſpannten, dreimal erhöht werden mußte, brach man endlich am 12. Mai von Tarku auf, die meiſte geringere Mannſchaft zu Fuß, weil im letzten Augenblicke die Darleiher für die Reitpferde den Preis übermäßig ſteigerten.

Noch waren Bedenklichkeiten und Sorgen genug übrig. Die tatariſchen Fuhrleute ließen ſich ſchwer bei gutem Willen erhalten; ſie ſpannten einmal alle aus, und wollten fort, weil der ruſſiſche Geſandte einen von ihnen geſchlagen hatte. Am Fluſſe Koiſu forderten die tatariſchen Schiffer einen ungeheuren Preis für die Ueberfahrt, und als dieſer verweigert wurde, gingen ſie auf's andre Ufer zurück, und höhnten frohlockend der hülfloſen Verlegenheit, in welcher die Bedrängten am Fluſſe harrten. Der Schemchal hielt dabei jenſeits mit einigen Reitern im Gebüſch. Endlich vereinte man ſich doch auf billigere Bedingung, und wurde über den Koiſu, ſo wie ſpäter über den Ackſai übergeſetzt, kam auch mit dem Schemchal zuſammen, dem gefürchteten Unhold, von welchem nach gegebenen Geſchenken man noch leidlich abkam. Brüggemann war diesmal ſo klug, den Tataren mit liſtigen Worten vorzuſpiegeln, daß man nun alljährlich mit reichen Gütern wiederkommen, und ihnen davon guter Vortheil entſtehn würde. Doch ſchlimmer faſt, als die Tataren es ſein konnten, blieb er ſelbſt gegen die eignen Reiſegefährten gewandt. Er hatte ſich die Verwahrung und Austheilung aller Vorräthe angemaßt, und ließ die Perſonen, die ihm nicht angenehm waren, oft bittren Mangel empfinden, während er mit ſeinen Ergebenen im Ueberfluſſe lebte. Eines Tages waren Olearius und Flemming ein wenig vorausgeritten, und als ſie wiederkamen, fanden ſie Mittagsmahl und Futterung ſchon vorüber, zu denen man ungewöhnlich früh Halt gemacht hatte; Brüggemann litt nicht, daß ihnen noch das Geringſte gegeben würde, und da ſie auch den Tag vorher nichts gegeſſen hatten, ſo gruben ſie, um nur den Hunger zu ſtillen, wilden Knoblauch aus der Erde, der mit hartem Brod und einem Trunk faulen Waſſers ihre ganze Mahlzeit machte. Nachdem über den Strom Büſtro, von welchem ſpäter ein Arm Namens Kiſilar abgeht, mit Fähren geſetzt worden, befand man ſich wieder in Tſcherkaſſien, und gelangte mit tſcherkaſſiſchen Fuhrleuten durch öde Haide am 20. Mai nach Terki, wo man vor der Stadt lagerte, und von dem ruſſiſchen Woiwoden wohl aufgenommen und reichlich bewirthet wurde. Flemming pries das neue Glück, welches Allen erblühte, durch ein freudiges Sonett. In dem erwähnten Reiſegedicht aber heißt es nach dem Ausgang aus Dageſthan:

> „Ihr Heiden, gute Nacht! Erkennt einſt, wer ihr ſeid!
> Wir ſetzen nun den Fuß in unſre Chriſtenheit.
> Und ſomit grüßen wir die männlichen Zirkaſſen,
> Die ſich, zwar Chriſten nicht, doch chriſtlich herrſchen laſſen."

Denn die Einwohner, gleichfalls muhammedaniſche Tataren wie die Dageſthaner, waren dem ruſſiſchen Großfürſten unterthan, und hatten ſchon ruſſiſche Kirchen in ihrem Lande. Man weilte in Terki vierzehn Tage, und bereitete ſich zu dem neuen großen Zuge, der jetzt bevorſtand.

Von Terki über die große Haide bis Aſtrachan hatte man ſiebzig Meilen durch weithin unbewohntes, wüſtes, dürres Land, ohne irgend ein Nahrungsmittel, ohne Trinkwaſſer, der öde Sand einzig von ſalzigen Pfützen und großen Moräſten unterbrochen. Am 4. Juni brach man von Terki mit neugedungenen Fuhrleuten zu dieſer Fahrt auf. Eine große Karavane perſiſcher, türkiſcher, armeniſcher und andrer Kaufleute geſellten ſich dem holſteiniſchen Zuge, ſo daß gegen zweihundert Wagen zuſ[illegible]. Das Ungemach des

Bayeriſche Staatsbibliothek

Weges wurde durch Brüggemann's Härte zur höchſten Noth geſteigert. Er hatte nur ſich und einige Auserwählte mit Speiſen und Getränk bedacht, für die Uebrigen waren nur die ſpärlichſten, zum Theil verdorbenen Lebensmittel und gar kein Getränk mitgenommen. Nachdem die Reiſenden am 5. über den Fluß Kiſilar geſetzt; und nun weder Fluß noch Quelle mehr kam, wurde der Waſſermangel mit jedem Tage qualvoller. Die große Hitze in Sand und Staub, die Schwüle bei den Moräſten und Pfützen, die unendlichen Fliegen, Mücken und Bremſen, waren für Menſchen und Thiere ein unſägliches Leid. Erſt am 14. Juni, nach den größten Drangſalen, gelangte man unfern von Aſtrachan zu der Wolga, deren Waſſer endlich den Durſtigen einen langerſehnten friſchen Labetrunk gewährte. Flemming ſchildert ſein ausgeſtandenes Leid und die genoſſene Erfriſchung mit folgenden Zeilen in dem Gedicht an Grahmann:

— — „Die dritte Nacht brach an,
Ich hatte weder Mahl, noch Schlaf, noch nichts gethan.
Die Erde war mein Pfühl, mein Ueberzug der Himmel,
Der Trunk zerſchmelztes Salz, das Eſſen fauler Schimmel.
Wie nah hatt' uns doch da nicht gänzlich umgebracht
Bei Tage Hitz' und Durſt, die Mücken bei der Nacht!
Verzeih mir's, Evian, dem ſich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie ſo tief vor dir gebeuget,
Als vor der Wolgen zwar, als ich ihr Ufer ſah,
Und einen langen Zug thät aus der Hand der Rha,
Aus ihrer ſüßen Hand! Ich ſchwöre bei den Schalen,
Daraus ihr Götter trinkt auf euren beſten Mahlen,
Der ſchlechte trübe Trunk durchginge mir das Blut,
Mehr als dem Diespiter ſein beſter Nektar thut!"

Der Aufenthalt zu Aſtrachan dauerte faſt acht Wochen. Brüggemann trieb während dieſer Zeit ſein arges Weſen beinah toller als zuvor. Dem Prediger Salomon Petri, deſſen ſcharfe Bußpredigten er auf ſich bezog, hatte er ſchon früher die Amtskleider abreißen laſſen, und niemand wagte ſie durch andre zu erſetzen; derſelbe mußte daher Predigt und Abendmahl zum allgemeinen Aergerniß in Schlafhoſen halten. Allein noch ſchlimmere Tücken ſann jener aus. Er wollte von hier mit wenigen Begleitern allein zu Lande nach Holſtein abreiſen, und Kruſe'n mit allen Uebrigen zurücklaſſen, die dann ſehn könnten, wie ſie nachkämen. Doch Alexei Sawinowitſch, dem er den Anſchlag vertraute, rieth ihm davon ab, und gab den Andern von dem Streich, der ihnen zugedacht, warnende Nachricht, damit es ihnen nicht etwa gar erginge, wie dem franzöſiſchen Geſandten, den ſein Gefährte nach Sibirien befördert hatte. Nach dieſem den Holſteinern erzeigten Dienſte reiſte Alexei nach Moskau voraus, aber noch von unterwegs kam die Nachricht ſeines unglücklichen Todes, er hatte in Niſen-Naugart erfahren, daß er in Ungnade gefallen ſei, und wegen einiger in Perſien begangenen Dinge zur Verantwortung gezogen werden ſolle, hierüber außer Faſſung hatte er Gift genommen, und ſo geendet. Brüggemann ſeinerſeits konnte unmöglich ruhen, und fühlte wohl, daß er den Angelegenheiten, wenn für ihn nicht alles verloren ſein ſolle, eine außerordentliche Wendung geben müſſe. Als daher am 25. Juli mit einer ruſſiſchen Karavane aus Moskau ein Deutſcher, Namens Andreas Reußner, der mit Empfehlungsbriefen des Herzogs von Holſtein nach Perſien wollte, in Aſtrachan eintraf, ſuchte er dieſen für ſeine Zwecke zu benutzen. Er zog denſelben in's Vertrauen, blendete ihn mit Verſprechungen, und nachdem ſie zuſammen insgeheim alles berathen und abgeredet, ging Reußner, ſtatt nach Perſien, am 5. September mit einigen Leuten und den Pferden der Geſandten voraus nach Moskau, und von da nach Holſtein zurück, um dort alles nach Wunſch einzuleiten. Unterdeß war am 6. Auguſt der früher ſo ſehnlichſt herbeigewünſchte perſiſche Geſandte, Imamkuli Sultan, auch in Aſtrachan erſchienen. Er war ein Mann von ſiebzig Jahren, aber noch ſehr rüſtig, ſo daß er ſich auch mit einer nagaiſchen Jungfrau verſah, die er von ihrem Bruder, einem katariſchen Fürſten, der grade in Haft ſaß, für hundertſechsunddreißig Thaler zu ſeinem Weibe erkaufte. Zwei tatariſche Mädchen von zehn und ſieben Jahren, welche die Strelitzen zum Kauf anboten, kaufte Brüggemann für fünfundzwanzig und ſechszehn Thaler, in der guten Abſicht, ſie der Herzogin von Holſtein zu übergeben, durch deren Fürſorge beide ſpäterhin chriſtlich unterrichtet und getauft wurden. Während der Muße in Aſtrachan, inzwiſchen Andere ſich erholten, wurde Grahmann von einer heftigen Krankheit befallen; ſeiner Geneſung dichtete Flemming ein ſchönes Lied. Ueberhaupt hatte dieſer für ſeine Dichtung hier eine reiche Blüthenzeit. Das große Gedicht an Grahmann, worin der Verlauf und die Merkwürdigkeiten der Reiſe mit lebhafter Anmuth geſchildert ſind, iſt in Aſtrachan verfaßt, und am Tage vor der Abreiſe beendigt; wir haben mehrere Stellen daraus früher mitgetheilt. Auch ein ſchönes Gedicht an den Herzog Friedrich von Holſtein iſt aus dieſer Zeit. Aber auch eine große Trauernachricht ſollte den Dichter hier anregen. In Aſtrachan erfuhr er den Tod des erſten deutſchen Dichters jener Zeit, des bewunderten und geliebten Martin Opitz von Boberfeld; vier Sonette bezeugen den Eindruck, welchen dieſe Nachricht auf ihn machte, die ihn angſtvoll fragen läßt, was denn nach ſolchem Verluſte dem Vaterlande, von dem er in fünf Jahren faſt nichts gehört, noch übrig ſei? Ein edles Selbſtgefühl heißt ihn zwar bei der Trauer der deutſchen Muſen ſagen:

„Kömmt ein Olivenzweig aus Perſien nicht wieder,
So ſteht ihr Lorbeerwald in ſeiner letzten Noth.“

Aber dennoch bekennt er ſich zu ſchwach, den Abgeſchiedenen würdig zu erheben, dazu bedürfe es, ſagt er, eines Opitz ſelbſt.

Von Aſtrachan reiſte man, von einem ruſſiſchen Priſtaff begleitet, auf zwei daſelbſt gekauften großen Kähnen am 7. September ab, und ſchiffte die Wolga hinauf. Der perſiſche Geſandte kam mit ſeinem Gefolge auf drei Kähnen nach. Die Fahrt ging mit Ruderkraft langſam vor ſich. Am 24. September wurde Sariza, am 6. Oktober Saratoff, und nach überſtandenem Sturm und großer Gefahr am 24. Samara erreicht. Am 4. November fiel Brüggemann's Namenstag ein, und wurde vor Tetus, oder wie Flemming die Stadt nennt Deutuſcha, auf beiden Schiffen mit Abfeuerung des Geſchützes gefeiert. Flemming dichtete dem Tag ein Lied, vielleicht konnte er es nicht ablehnen, vielleicht auch wollte er ſelbſt. Das Gedicht iſt merkwürdig durch freie, kühne Lebhaftigkeit, und ſichres, mildes Maß. Die Gedanken und Bilder ſtreifen hart an die unſeligen Beziehungen und Verhältniſſe, welche Allen vor dem Sinne ſchweben mußten, aber ſie lenken jedesmal ein, bevor ſie in Vorwurf oder in Schmeichelei überzugehn brauchen, vielmehr wenden ſie ſich zum Entſchuldigen und Verſöhnen. So heißt es:

„Uns ſoll die verhoffte Zeit
Zwiſchen Scherz und Luſt verfließen,
Den Tag wollen wir beſchließen
In vertrauter Einigkeit;
Und bei Euren reichen Giften
Eine neue Freundſchaft ſtiften.

Komus hat den Preis der Kraft,
Daß er auch den Zorn der Götter
Stillt und ſterbt: und freundlich Wetter
In der Menſchen Herzen ſchafft,
Die ſich oft um etwas haſſen,
Und bald beſſre Sinnen faſſen."

Aber auch wird bedeutend ausgeſprochen:

„Tugend iſt das höchſte Gut;
Mißgunſt, deine tauſend Rachen
Sollen niemand irre machen,
Der was Redlichs denkt und thut.
Nichts ſteht ehrlicher auf Erden,
Als umſonſt getadelt werden.

Blut das regt und legt ſich bald,
Welches wohnt in edlen Adern,
Schlechtes Volk hat Luſt zu hadern.
Pöbel mißbraucht der Gewalt.
Fürſten nur und großen Sinnen
Kömmt es zu, verzeihen können."

Zuletzt bringt die geiſtreichſte Wendung, ſtatt der Geſundheit des Geſandten, die denn doch dem Liede nicht recht anſtehn mochte, die des Herzogs von Holſtein aus:

„Fangt denn an, Herr, aufzuſtehn,
Laßt die Schiff' erſchall'n, und Trauben
Recht auf Holſteins guten Glauben
Rund um unſre Tafel gehn, —
Bis nicht einen mehr wird dürſten, —
Auf Geſundheit unſres Fürſten!"

worüber denn jeder nur Befriedigung zu empfinden und niemand zu rechten hat. In gleichem Sinne beziehungsreich und mahnend iſt ein zweites Gedicht auf denſelben Namenstag in didaktiſchen Alexandrinern verfaßt. Zwei Tage darauf, am 6. November, gelangte man vor Kaſan, wo alsbald wieder böſe Händel anfingen. Der Woiwode war unfreundlich geſinnt, auf Anſtiften, wie man ſagte, der ruſſiſchen Kaufleute, welche dem holſteiniſchen Unternehmen überhaupt entgegen waren; er ſchickte unter andern auf das Schiff Brüggemann's, und ließ fragen, welcher unter ihnen der Geſandte und welcher der Kaufmann wäre? Brüggemann, höchſt aufgebracht, machte ein bekanntes Stückchen, zog den Frager beim Arm, und fügte erläuternd hinzu: „Sage dem Woiwoden, ich bin ein Schweintrecker!" Unter allerlei Unannehmlichkeiten mußte man hier fünf Wochen verweilen, weil das Eis auf den Flüſſen die Schiffahrt zu hindern anfing, und der Schnee zur Schlittenbahn noch nicht häufig genug gefallen war. Die Holſteiner konnten ſelbſt für ſchweres Geld ihre Bedürfniſſe kaum erlangen, und Brüggemann vermehrte den Verdruß durch die geringe und ſparſame Beköſtigung, mit der ſich Alle, die nicht mit ihm ſpeiſten, begnügen mußten.

Am 13. Dezember ging es von Kaſan auf ſechszig Schlitten weiter, den 21. gelangte man nach Niſen-Naugart, den 29. nach Woladimer, und am 31. nach Nuboſſa, einem Dorfe acht Meilen vor Moskau, wohin der Priſtaff vorausging, um des Zars weitere Befehle zu vernehmen. Brüggemann wurde hier ſehr unruhig, und trieb ſein Toben und Schelten gegen ſeine Begleiter auf's äußerſte; ohne Veranlaſſung drohte er Einigen, er werde ihnen, wenn er an die Gränze käme, Naſen und Ohren abſchneiden. Er ſchien keine andre Abſicht dabei zu haben, als die Leute ſo zu ſchrecken, daß ſie davonlieſen, und dann nie mehr wagten, ſich in Gottorff blicken zu laſſen, oder doch nur im nachtheiligſten Scheine dieſes Vergehns dort auftreten könnten. Indeß that ihm niemand den Gefallen, ſondern nach ſo langem Ausharren dünkte auch fernere Geduld das Beſte. Am 2. Januar 1639 wurde die Geſandtſchaft feierlich nach Moskau eingeholt. Man fand die mit Reußner abgegangenen Leute und Pferde daſelbſt vor, er ſelbſt aber war nach Holſtein geeilt. Im Laufe des Januars hatten die Geſandten beim Zar zwei geheime Audienzen, in welchen die früheren Verhandlungen wieder aufgenommen wurden, doch wie ſich weiterhin ergab, mit wenig Erfolg, weil die Ruſſen Forderungen und Bedingungen machten, in deren Bewilligung die Holſteiner entweder ihre Unkunde oder doch die übertriebenen Vorſtellungen verriethen, von welchen ſie ausgegangen waren. Was Brüggemann, der auch diesmal wieder eine geheime Audienz für ſich allein verlangte und erhielt, noch insbeſondre verwirrt und verdorben haben mag, ſei dahingeſtellt. Er fand ſich in ſeinen eignen Geweben ſo umſtrickt, daß er jedes Mittel anſprach, um ſich herauszuhelfen, aber ſo verblendet ſchon, daß er nur ſtets tiefer hinein gerieth. Wegen eines Erbfalls wünſchte Uechtritz für ſich allein nach Deutſchland vorauszueilen, aber Brüggemann verſagte durchaus ſeine Zuſtimmung, bis ihm einfiel, jenen ſelbſt, deſſen Ausſagen er fürchtete, zum Werkzeuge ſeiner Ränke zu gebrauchen. Er machte demſelben die Bedingung, einzig von ihm Briefe nach Deutſchland mitzunehmen, die der Andern aber ihm ſelbſt insgeheim abzuliefern. Uechtritz, der gern fort wollte, ging mit Kruſe zu Rath, was er dabei thun ſolle? Man kam überein, er ſolle ſcheinbar in die Sache eingehn. Brüggemann wurde völlig überliſtet, Uechtritz nahm die ächten, inhaltreichen Briefſchaften von Kruſe, Olearius und Andern wohlbewahrt mit, und ließ dem Falſchgeſinnten unbedeutende, für ihn bereitete, zurück. Dieſer mußte wohl erkennen, daß die wenigen nichtsſagenden Blätter nicht das Ergebniß der tagelangen Arbeit ſo vieler Hände, die er mit Schreiben beſchäftigt geſehn, ſein konnten, aber da Uechtritz die Ablieferung aus gültigen, von Brüggemann hochgebilligten Gründen, bis zum letzten Augenblicke, ja erſt bis außerhalb der Stadt aufgeſchoben hatte, ſo war er, als jener des geſpielten Streichs inne wurde, ſchon weit voraus in Sicherheit vor aller Rache. Brüggemann wurde hierauf nur noch unleidlicher; doch das Ziel war ſchon abzuſehn, welches ſeinem Unweſen bevorſtand. Auch für die Geſandten kam endlich die Zeit der Abreiſe; die ruſſiſchen Soldaten, die mit in Perſien geweſen, wurden ausgezahlt und entlaſſen, der Zar gab am 23. Februar eine öffentliche Abſchiedsaudienz, und nachdem der perſiſche Geſandte am 7. März nach Liefland vorausgegangen, reiſten auch die Holſteiner, in Begleitung ihres Priſtaff, einiger Strelitzen und vieler Deutſchen, die ſich anſchloſſen, am 15. März auf guter Schlittenbahn dahin ab. Flemming hatte in Moskau zwar auch einiges gedichtet, hauptſächlich aber ſeine früheren Gedichte zur Herausgabe zuſammengeſtellt, welche von Gönnern und Freunden mit antheilvollen, glückwünſchenden Lobſprüchen lebhaft begehrt wurde.

Ueber Twer, Tarſok und Groß-Naugart gelangte man in ſchneller Reiſe glücklich am 24. März über die ruſſiſche Gränze nach Ingermannland; Grahmann, zu einem vornehmen Kranken in Liefland berufen, wurde nach Reval vorausgeſandt, wohin Olearius, von einem Fieber befallen, ihn begleiten durfte. Die Geſandten mit dem übrigen Gefolge kamen den 31. März nach Narva, brachten vom 8. April vier Tage auf dem Hofe Kunda zu, mit deſſen Bewohnern, der Familie Möller, die vielfachen Bande der Freundſchaft theils ſchon geknüpft waren, theils noch geknüpft werden ſollten, und trafen am 13. in Reval ein, wo ſie vom Rathe beſtens empfangen wurden. Hier wandte ſich Brüggemann's Verfolgung wieder ſo heftig gegen Olearius, daß dieſer endlich davonzugehn beſchloß, und gleich am 15. April ein im Hafen ſegelfertig liegendes Schiff beſtieg, durch welches er glücklich nach Gottorff gelangte, wo er am Hofe ruhig die Heimkehr der Andern abwartete. Brüggemann, der mit allen ſeinen Anſchlägen nur immer ſchlechter fuhr, war jetzt dahin gebracht, daß er nichts mehr zu gewinnen ſah als Zeit, in der leeren Hoffnung, daß vielleicht noch etwas zu ſeinen Gunſten ſich ereignen könnte. Er verhinderte demnach den

Aufbruch von Reval drei Monate lang, welche Zeit ſeine Begleiter denn ſo gut als möglich in Luſt und Freuden zubrachten. Kruſe verheirathete ſich hier mit Maria Möller, mit welcher er ſich während des früheren Aufenthalts verlobt hatte, Grahmann mit Eliſabeth Fonnen, einer Rathsherrntochter, Arpenbeck mit Brigitte von Acken. Flemming aber verlobte ſich am 8. Juli mit Anna Niehuſen, einer Tochter des Aeltermanns und vornehmen Kaufherrn Heinrich Niehuſen, der jüngſten von dreien Schweſtern, deren ältere bereits an Salomon Mathias und Nikolaus von Hövel verheirathet waren. Dieſe Namen werden durch Flemming's Gedichte gefeiert, und darum auch hier genannt. Aus der großen Anzahl der ſchönſten Liebeslieder und Sonette, in welchen der Dichter ſeine Empfindungen bald vielen wechſelnden Namen, bald auch keinem beſtimmten verknüpft, diejenigen alle mit Sicherheit anzugeben, welche eigends der gewählten Braut gewidmet worden, iſt jetzt wohl nicht mehr möglich. Doch gehören ohne Zweifel hieher vier Sonette, von welchen das erſte, dreien Schweſtern gewidmet, dieſelben als die Keuſche, die Schöne und die Fromme ſondernd unterſcheidet, worauf drei folgende Sonette, den ſo Bezeichneten beſonders gewidmet, jede einzeln wieder in die Gemeinſchaft dieſer Beinamen nur herrlicher zurückführt. Noch einige andre Sonette, ſo wie auch manches reizende Lied, dürfte man am liebſten dieſer Zeit zuſchreiben wollen.

Nachdem Brüggemann ſo thöricht als vergebens irgend eine Glückwendung erharrt, durch deren Hülfe er in Gottorff noch vortheilhaft und dreiſt aufzutreten im Stande wäre, mußte er ſich endlich, da nichts anderes übrig blieb, denn doch zur Weiterreiſe bequemen. Drei Tage nach Flemming's Verlöbniß, am 11. Juli, ging die holſteiniſche Geſandtſchaft, zugleich mit dem perſiſchen und einem ruſſiſchen Geſandten auf vier Schiffen von Reval unter Segel, gelangte am 23. glücklich nach Travemünde, und von hier zu Lande am 1. Auguſt nach Gottorff. Der Herzog, von den weſentlichen Dingen bereits unterrichtet, konnte zwar mit dem Erfolg und der theilweiſen Führung des Unternehmens keineswegs ganz befriedigt ſein, doch ſeine Hoffnungen wurden genug belebt, um weitere Plane für die Zukunft vorzubehalten, und die großen Anſtrengungen und Koſten durften ihm, als am 8. Auguſt der perſiſche und der ruſſiſche Geſandte in Gottorff feierlich einzogen, durch dieſe wundervolle Begebenheit ſchon hinlänglich vergolten dünken.

Flemming verließ Gottorff, und begab ſich fürerſt nach Hamburg, wo ſein Schwager Johann Brandt die Stelle eines Bürgermeiſters bekleidete, und auch er ſelbſt ſich niederlaſſen wollte. Aus dieſer Zeit findet ſich nur ein einziges Gedicht von ihm, worin er gegen einen Freund klagt:

„Rubella die iſt todt, Parthenie begraben,
Die theure Baſile will anderweit ſich laben;
Und mein Herz, Amnien, die ſeh' ich nicht um mich!“

Daß er unter Amnia die geliebte Braut meint, ergiebt ſich aus andern Zeilen. Er reiſte hierauf nach Holland, und nahm auf der Univerſität Leiden mit großem Ruhme die Würde eines Doktors der Arzneiwiſſenſchaft an, kehrte als ſolcher im Frühjahr 1640 nach Hamburg zurück, und bereitete ſich zu ſeiner bürgerlichen Laufbahn. Seine bevorſtehende Heirath, die Herausgabe ſeiner geſammelten Gedichte, und der Beginn ſeiner ärztlichen Thätigkeit, durften ihm die heiterſte Ausſicht auf die nächſte Zeit eröffnen. Doch die ausgeſtandenen Drangſale jenes ſechsjährigen Reiſezugs, die Anſtrengungen und Entbehrungen, die verſchiedenen Himmelsſtriche und Lebensweiſen, ſelbſt der Unmuth und Verdruß, welchem er während des langen Zeitraums ausgeſetzt geweſen, hatte ſeine Geſundheit untergraben. Eine Krankheit, die vielleicht durch geiſtigen Lebensreiz und geſteigerte Gemüthskraft bis dahin zurückgehalten worden, brach alsbald nach ſeiner Rückkunft heftig aus, und er fühlte gleich, daß es um ihn gethan ſei. Den Tod hatte er ſtets mit Heiterkeit betrachtet, ſeine Schrecken in frommen und erhabenen Gedanken ausgelöſcht, ihm in Dichtung und im Leben oft muthig in's Auge geſehn. Auch jetzt brachte derſelbe ihm weder Schrecken noch Sorge, noch andre Stimmung und Beſchäftigung, als die ihm bisher lieb und gewohnt geweſen. Dichtend nahm er Abſchied von der Welt in folgender Grabſchrift, die ſeinen ganzen Lebensgehalt noch einmal friſch zuſammenfaßte:

„Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich.
Des Glückes lieber Sohn. Von Aeltern guter Ehren.
Frei; meine. Kunnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall floh überweit, kein Landsmann ſang mir gleich.

Von Reiſen hochgepreißt. Für keiner Mühe bleich.
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dies alles wird verſtören.
Dies, deutſche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir's, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebſte, Freunde,
Ich ſag' euch gute Nacht, und trete willig ab,
Sonſt alles iſt gethan, bis an das ſchwarze Grab.

Was frei dem Tode ſteht, das thu' er ſeinem Feinde.
Was bin ich viel beſorgt, den Othem aufzugeben?
An mir iſt minder nicht, das lebet, als mein Leben."

Das Sonett iſt vom 28. März; nach vier Tagen war er ſchon dahingerafft. Er ſtarb am 2. April 1640 zu Hamburg, in der Blüthe des Lebens, noch nicht einunddreißig Jahr alt.

Von Flemming's Aeußerem iſt uns kein Bild erhalten, wir erſehen nur aus Stellen ſeiner Gedichte, daß er klein von Perſon und keineswegs häßlich war, in ſeinem Weſen freudig und theilnehmend, eine gefällige, willkommene Erſcheinung, liebevoll und geliebt in jedem Kreiſe. Dichteriſcher und ſittlicher Karakter, welche im tiefſten Grunde ſtets in einanderfließen, ſind bei ihm bis in die letzte Aeußerlichkeit des Dichtens und Thuns innig vereint, und ihm fehlt keine der ſchönen Eigenſchaften, welche den wahren Dichter und edlen Menſchen auszeichnen. Sein Leben zeigt reine, friſche Jugendfülle in klarer, kräftiger Stellung zur Welt; die Dichtung reinigt und erhebt alles was ihn umgiebt, und was er thut. Ein heller, überſchauender Geiſt, ein entſchiedener Verſtand und unverzagter Muth, leiten ſeine reiche Einbildungskraft. Er war gereift auf zwiefachen Wegen; zuerſt auf dem der wiſſenſchaftlichen Bildung, nicht nur die frühe vertraute Bekanntſchaft der alten Griechen und Römer verbindend mit ausreichender Kunde der Neuern, wie er denn aus der italiäniſchen, franzöſiſchen und holländiſchen Sprache manches überſetzt hat, ſondern auch den reichen Ertrag damaliger Naturwiſſenſchaft, wie derſelbe ſich in der Arzneikunde zuſammenſtellt, lebendig umfaſſend; der zweite Weg war der einer großen Welterfahrung, erworben inmitten der Zuſtände und Bewegungen des ſchrecklichſten Krieges im zerrütteten Vaterlande, und der fremdeſten Begegniſſe und Anſchauungen auf weiter Fahrt zum Orient. Alle Gaben der inneren Gemüthswelt, der Seele und des Herzens, waren ihm in Freundſchaft und Liebe und in jeder andern regen Theilnahme zum ſchönſten Genuſſe geworden. Mit ſo reichem Inhalt konnte ſein Leben ſich früh vollenden, und der frühzeitige Tod daſſelbe nur als ein abgeſchloſſenes hinnehmen, nicht ſtören. Was hätte er länger leben ſollen? Das Geſchick ruft ſeine Begünſtigten auf zweierlei Art hinweg, als Jünglinge oder als Greiſe; den traurigſten Tod, den des mittleren Alters, ihnen erſparend oder umgehend. Der Karakter von Flemming's Dichtung iſt geſunde, friſche Kraft. In dieſer zeichnet er ſich vor allen Dichtern ſeiner Zeit, ſelbſt vor dem ſonſt ihm ſo ſehr vorgezogenen Opitz aus, und ſtellt ſich darin den beſten Dichtern aller Zeiten gleich. Was Wilhelm Müller als Jugendfehler an ihm rügt, ein häufiges Uebernehmen im Fluge, und daher ein plötzliches Sinken und aus dem Tone fallen, ein übertriebenes Auftragen von Glanz und Farben, ein Ueberſpannen des Pathos durch wiederholte Ausrufungen der Freude und des Schmerzes, ein übermäßiges Verbildern und Verſinnlichen in vergleichenden Darſtellungen, und ein Haſchen nach jenen Spielen des Witzes, die man von den Italiänern, die es am weiteſten damit getrieben haben, concetti nennt, dies alles muß zugeſtanden werden, trifft aber nicht bloß Flemming allein, ſondern ſeine ganze Zeit, darf in ihm vielleicht insbeſondre noch an den Orient erinnern, und hängt überhaupt mit ſeinen beſten Eigenſchaften zuſammen, die denn doch nicht ſelten auch ohne ſolche Beimiſchung im reinſten Glanze ſtrahlen. Was ſeine Sprache insbeſondere betrifft, ſo iſt ſie höchſt lebendig, raſch, wallend, üppig, an neuen, kühnen, auch ſeltſamen, doch meiſt glücklichen und wohlgefügten Wendungen und Ausdrücken reich; was darin veraltet, und durch veränderten Gebrauch jetzt anſtößig iſt, darf ihm nicht zum Vorwurf gerechnet werden, wir müſſen uns um zweihundert Jahre zurückverſetzen, um ihn zu würdigen, und dann werden wir finden, daß er noch weit genug über ſeine Gegenwart hinaus in die unſrige herüberragt. Wie viel ihm aber auch die deutſche Sprache verdanken möge, ſo war ſie ſelbſt ihm doch ſchwerlich jemals Gegenſtand beſtimmter Abſicht, er iſt nie geſucht und gelehrt in ihrer Behandlung, er bedient ſich deſſen, was ſein Genius in ihr findet und hervorruft, aber nur weil es ihm von ſelbſt ſo kommt; hierin wie in der hellen, runden, gegenſtändlichen Art ſeiner Lieder, der Jünglingsdichtung Goethe's auffallend verwandt.

Flemming's Gedichte wurden nach ſeinem Tode in der von ihm ſelbſt bereiteten Sammlung durch ſeinen Schwiegervater Heinrich Niehuſen herausgegeben, und erſchienen zu Jena im Jahre 1642 in Oktav. Sie ſind, nach ihrer Form, in poetiſche Wälder, Oden, Ueberſchriften und Sonette, und dieſe Abtheilungen, nach dem verſchiedenen Inhalt, wieder in beſondre Bücher geordnet. Die Zueignung des Ganzen an den Herzog von Holſtein, der einzelnen Bücher aber an werthe Gönner und Freunde, hatte der Dichter ſelbſt noch aufgeſetzt. Ein angehängtes Verzeichniß nennt eine bedeutende Anzahl, theils auf den Reiſen abhanden gekommener, theils noch in Händen guter Freunde befindlicher Gedichte, deren Einhändigung an den Verleger zum Behuf künftiger Ausgaben erbeten wird, welches aber fruchtlos geblieben ſein muß, da ſpätere Abdrücke nur dieſes Verzeichniß wiederholen. Eine angekündigte Herausgabe der geſammelten lateiniſchen Gedichte Flemming's iſt unterblieben. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel verwahrt eine Anzahl derſelben in Flemming's eigner Handſchrift. Nur Epigrammata latina antehac non edita gab Olearius in Druck; ſie erſchienen im Jahre 1649 in Oktav, zugleich in Hamburg und in Amſterdam. Die Ausgabe der deutſchen Gedichte Jena 1652 wird für eine der beſten gehalten, obwohl ſie an Druckfehlern und ungleicher

Wortſchreibung ungemein leidet. Zu bemerken iſt noch, daß der Name auf dem Titel, ſowohl dieſer Sammlung, als der früher einzeln erſchienenen Gedichte mit zwei M, im Buche ſelbſt aber, ſo wie auch bei Olearius, überall nur mit Einem M geſchrieben iſt, doch jene Schreibart ohne Zweifel als die richtigere gelten muß. Durch Auswahl und Auffriſchung die Gedichte Flemming's in die neuere Leſewelt wieder einzuführen, iſt häufig verſucht worden; durch Zachariä, Böhlendorf, Matthiſſon, Guſtav Schwab, und neuerlich am gelungenſten durch Wilhelm Müller. Aber wer ihn recht genießen will, darf die Mühe nicht ſcheuen, ihn in ſeiner alterthümlichen Geſtalt aufzuſuchen. Seinem Andenken hat Auguſt Wilhelm von Schlegel zwei treffliche Sonette gewidmet, welche hier billig einen Platz finden.

An Flemming.

I.

Der Lorbeer, dem du glühend nachgerungen,
O Flemming! welke niemals deinen Haaren,
Der du durch Schiffbruch, Wüſtenei'n, Barbaren,
Faſt bis zum Bett der Sonne hingedrungen.

Du ließeſt, wo kein deutſcher Laut erklungen,
Die Fremdlingspoeſie ſich offenbaren,
Der Länder mehr, als Alexanders Schaaren,
Hat dein Geſang verherrlichend bezwungen.

Du warſt der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutſchland, Friede wünſchend, aus der Wolgen
Auf Kaspiens Fluth geſendet zu den Perſen.

Doch als auf dich der Heimath Muſen ſchauten,
Und du zurückkamſt, ihnen raſch zu folgen,
Da ſtach der Tod dich neidiſch in die Ferſen.

II.

Dem frühen Schickſal iſt ſein Raub entronnen,
Denn Flemming's Lieder werden ewig leben,
Wie kühn ſie auch der Kunſt Geleiſ' entſchweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingeſponnen.

Es drängt ſich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das inn're Streben:
Aufbrauſend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.

Das Vaterland, die Drangſal wüſter Zeiten,
Der Freunde Freundſchaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten

Beſingt er wechſelnd mit gleich regem Triebe.
Ob ſeine Worte Orients Glanz verbreiten,
Ihr Sinn nach deutſcher Art gediegen bliebe.

Wir können dieſen Abriß nicht beenden, ohne noch vorher die weiteren Schickſale der vornehmſten Gefährten Flemming's mit einem Blicke zu betrachten. Zuvörderſt haben wir von Brüggemann Nachricht zu geben. Bis zum Ausbruche ſeines endlich ihn ereilenden Geſchicks übte er in gewohnter Weiſe Verrath und Argliſt. Einem Armenier Gregori, der ihm vertraute, daß er ſeinen harten Herrn, den perſiſchen Geſandten, verlaſſen wolle, gab er Beifall und Rath zu ſeinem Vorhaben, ging aber heimlich zu dem Perſer, und gab jenen an, der indeß dem gelegten Fallſtricke noch glücklich entging. Nachdem jedoch der perſiſche und der ruſſiſche Geſandte wieder abgereiſt waren, wurde gegen Brüggemann eine förmliche Unterſuchung eingeleitet. Zuerſt kamen die vielfachen und wiederholten Beleidigungen zur Sprache, die er ſich, beſonders gegen Olearius, erlaubt hatte. Er wurde durch richterlichen Spruch zum öffentlichen Widerrufe ſeiner Schimpfreden und Verläumdungen verurtheilt. Hierauf aber ſollte er Rechnung ablegen von den ihm anvertrauten Geldern, und ſich auch wegen andrer Anſchuldigungen, die gegen ihn vorgebracht wurden, verantworten. Man ſagte von ihm, er habe die holſteiniſche Angelegenheit überhaupt nur als Nebenſache betrieben, und ſei nur darauf ausgegangen, für ſeinen eignen Vortheil eine große Summe Geldes dem Schach von Perſien abzulocken, unter der Vorſpiegelung, die perſiſchen Truppen auf europäiſchen Fuß anzuordnen. Man ließ ihm alle Zeit zu ſeiner Vertheidigung, allein ihm konnte nichts mehr heraushelfen, er wurde überführt, viele Gelder unterſchlagen und falſche Rechnung abgelegt, die Herzoglichen Schreiben erbrochen und gefälſcht, bei den fremden Höfen unwahre Dinge vorgeſtellt und ſeine Vollmacht weit überſchritten zu haben; wegen aller dieſer Veruntreuungen und Staatsverbrechen wurde er von dem Kriminalgerichte zu Schleswig am 2. Mai 1640 zum Strange verurtheilt, welche Strafe jedoch der Herzog, aus beſonderer Gnade, in die des Schwertes verwandelte. Drei Tage darauf, nachdem noch Olearius bei ihm geweſen, und ſich mit ihm verſöhnt hatte, empfing er auf dem Richtplatze, reuig und bußfertig, jedoch ſtandhaft und entſchloſſen, den Todesſtreich. Man wandte das Diſtichon auf ihn an:

Disce meo exemplo mandato munere fungi
Et fuge ceu pestem τὴν πολυπραγμοσύνην.

Kruſe ging ſpäter in ſchwediſche Dienſte, wurde unter dem Namen von Kruſenſtierna in den Adelſtand erhoben, und zum Generaldirektor des Handelsweſens in Eſthland und Ingermannland mit ausgedehnten Vollmachten eingeſetzt. Olearius blieb in holſteiniſchen Dienſten, und wurde im Jahre 1643 nochmals nach Moskau geſandt; ſeine fleißig ausgearbeitete Reiſebeſchreibung und die mit gründlicher Sprachkenntniß gemachte Ueberſetzung des perſiſchen Roſenthals und Baumgartens von Saadi haben ihm bleibenden Ruhm verſchafft. Grahmann wurde des Zars Alexei Michailowitſch Leibarzt, und lebte noch lange Zeit in Moskau, ſehr glücklich in ſeinen Kuren, und mit dem reichſten Einkommen. Mandelsloh, nachdem er tief in Indien eingedrungen, kehrte im fünften Jahre, um Afrika herumſchiffend, über England und Holland nach Holſtein zurück, ging darauf in franzöſiſche Kriegsdienſte, und ſtarb zu Paris an den Kinderpocken im Jahre 1644 erſt achtundzwanzig Jahr alt. Die ſchätzbare Beſchreibung ſeiner Reiſe hat Olearius ergänzt und herausgegeben, auch demſelben, früherer gegenſeitiger Verabredung zufolge, ein poetiſches Ehrengedächtniß geſetzt. Uechtritz blieb als Kammerjunker am holſteiniſchen Hofe zu Gottorf; eine kurze Reiſebeſchreibung, die er verfaßt, gab gleichfalls Olearius heraus. Imhoff ſcheint nach Nürnberg zurückgekehrt zu ſein, wie ſchon früher eben dahin der Patrizier Pöhmer. Grünewald, Patrizier aus Danzig, der ſchon früher große Reiſen nach Oſt- und Weſtindien ausgeführt hatte, ſtarb noch auf der Heimkehr in Moskau. Der Schiffer Cornelius Clauſen ging als Ingenieur in des Zars Dienſte, und gab der Stadt Terki in Tſcherkaſſien neue Befeſtigung. Der Schiffer Cordes, der in Ispahan zurückgeblieben war, ſtarb auf einem engliſchen Schiffe, auf dem er nach Europa reiſen wollte. Was aus Bernulli geworden, finden wir nicht angezeigt. Die große Unternehmung ſelbſt, welche ſo viele Menſchen in Bewegung geſetzt, und ſo viele Lebens- und Todesgeſchicke in weiter Ferne wie in der Nähe bedingt hatte, blieb ohne Frucht; die ſo mühſam und koſtſpielig angeknüpften Fäden riſſen bald wieder ab, da bei dem zwiſchen Rußland und Perſien ſchon beſtehenden Verkehr für die Holſteiner höchſtens der Gewürzhandel mit Indien übrig blieb, und ſowohl Ruſſen als Schweden übergroßen Vortheil von dem neuen Handelsbetrieb vorausbegehrten, auch ſelbſt die Perſer, nach dem Berichte ihres aus Holſtein zurückgekehrten Geſandten, die Macht und Hülfsmittel des Herzogs von Holſtein für zu gering hielten, ein ſo weitausſehendes, großes Geſchäft auf die Dauer durchzuführen. Die politiſchen Plane, welche ſich den Handelsabſichten verknüpft hatten, vermochten noch weniger in die Wirklichkeit einzudringen, und verloren ſich ſchnell, ohne eine Spur zu hinterlaſſen.

Nachtrag.

Der ruſſiſche Fürſt A. Labanoff ließ in Paris im Jahre 1828 ein Sendſchreiben an den damaligen Herausgeber der Zeitſchrift le Globe drucken, worin die Angaben über den hier erwähnten Karl von Talleyrand berichtigt wurden. Der Verfaſſer der Biographie Flemming's antwortete hierauf durch folgenden Brief an denſelben Herausgeber Hrn. Dubois.

A M. le rédacteur du Globe.

Berlin, juin 1828.

M. le prince A. Labanoff, dans la lettre qu'il vous a adressée au sujet d'un article sur mes Monumens biographiques, prouve d'une manière irrécusable, que Charles de Talleyrand, dont parle Oléarius dans sa relation du voyage de Moscovie, n'a pas été, comme l'a prétendu cet auteur, ambassadeur du roi de France, mais bien du prince de Transylvanie, et que déjà il avait cessé de l'être, par la mort de ce prince, à l'époque où il fut relégué en Sibérie par le tzar Michel Féodorowitch, auquel on l'avait signalé comme conspirateur contre le salut de l'état. Les recherches aussi heureuses que scrupuleuses de M. le prince Labanoff ne laissent plus subsister à cet égard le moindre doute, et l'erreur d'Oléarius est manifeste. Elle est d'ailleurs facile à expliquer. Talleyrand était français, il avait été agent diplomatique, le roi de France avait intercédé pour lui auprès du tzar, rien de plus naturel que de lui supposer, vu ces antécédens, une mission française, et peut-être lui-même, d'après l'observation très-juste de M. le prince Labanoff, n'était-il pas empressé d'en éloigner l'apparence.

Oléarius a été mon guide principal pour la biographie du poëte Flemming, son compagnon de voyage et son ami, et il l'a dû être encore pour ce fait particulier, qui d'ailleurs n'entrait dans mon livre que sous le rapport de l'impression un peu sinistre que dût faire la rencontre du singulier personnage diplomatique sur des voyageurs qui entraient dans un pays, d'où lui-même sortait après une captivité de trois ans. J'avoue franchement que l'autorité d'Oléarius à ce sujet ne m'a point paru affaiblie par l'opinion de Voltaire, qui, dans son histoire de Pierre le Grand, a cherché à le refuter par un raisonnement plus spécieux que solide. Ce n'est que par la lettre authentique de Louis XIII, publiée aujourd'hui par

M. le prince Labanoff, que l'affaire s'éclaircit complètement, et que chacun des deux auteurs est rectifié pour sa part: Oléarius, pour avoir donné à Talleyrand la qualité d'ambassadeur français, Voltaire, pour avoir soutenu qu'il n'avait eu aucune mission.

Reconnaissant le fait comme il est maintenant établi, et sans vouloir en aucune manière discuter ici une question des plus délicates du droit des gens, je me permets seulement d'observer, que l'inviolabilité des agens diplomatiques, telle que paraît l'admettre M. le prince Labanoff, pourrait bien ne pas suffire à fixer le résultat qu'il a en vue. Car, s'il est incontestable, que l'inviolabilité d'un ambassadeur ne s'éteint pas entièrement avec ses fonctions, mais s'étend au-delà, et doit en tout cas lui assurer encore un libre retour dans son pays, de l'autre côté, l'histoire même très-moderne présente plusieurs exemples, où des gouvernemens des plus considérés ont cru être dans leur bon droit en ôtant ce privilège aux ambassadeurs coupables, ou prévenus de trahison. Aussi Oléarius lui-même ne qualifie-t-il nulle part la détention de Talleyrand de violation du droit des gens.

Je ne pense pas, au reste, que l'honneur national soit bien vivement intéressé à repousser des accusations de ce genre, relativement à des faits aussi éloignés, et qui n'ont plus aucune liaison directe avec nous. L'honneur des nations et des gouvernemens repose sur leur marche générale vers le grand but d'un développement physique et moral toujours croissant, et non sur des faits isolés; s'il s'en trouve toujours de ces derniers, qu'on ne saurait justifier, il n'en faut pas moins les mettre à leur place tels qu'ils sont. Chaque génération d'ailleurs n'est responsable que de ce qui lui appartient par elle-même. Sous ce rapport la Russie actuelle n'a rien à envier à l'ancienne Moscovie.

Varnhagen d'Ense.

Freiherr Friedrich von Canitz.

Der Dichter und der Staatsmann, in mancher Hinſicht einander äußerlich entgegengeſetzt, ſtehen gleichwohl in ſo verwandten inneren Bezügen, daß ihre wirkliche Verbindung ſtets, für beide mit gleichem Vortheil, in höherem Lebensreiz erſcheint. Beſonders der diplomatiſche Beruf, welchem gemeine Naturen meiſt nur thörichte Klugheit und eitlen Genuß abgewinnen, verbindet in edleren ſich gern mit der Pflege ſchöner Kunſt und geiſtreicher Bildung, dem würdigſten Elemente der Staatsgeſelligkeit, als welche jener Beruf in letzter Anſicht doch immer ſich darſtellen muß. Unter den vielen Beiſpielen, welche das Vaterland uns von ſolchen Verbindungen giebt, iſt nicht leicht eines berühmter, als das des Dichters, deſſen Namen die Ueberſchrift nennt, und deſſen Ruhm allerdings nicht ſeinem Talent allein, ſondern hauptſächlich der Verbindung, in der es erſchien, ſo günſtig entſtiegen iſt, daß noch jetzt um des Dichters willen wir den ſonſt vergeſſenen Staatsmann in ihm zu berückſichtigen haben.

Friedrich Rudolf von Canitz, aus einem altadeligen, in Preußen, Sachſen und Heſſen begüterten Geſchlecht, wurde geboren zu Berlin den 27. November des Jahres 1654. Sein Vater, zuletzt Hof- und Kammergerichtsrath daſelbſt, war ſchon einige Monate vorher geſtorben. Seine Mutter, die Tochter des durch treue Ergebenheit und wichtige Dienſte ſeinem Fürſten ſo werthen Konrad von Burgsdorf, einſtigen Oberkammerherrn und Kriegsbefehlshabers des großen Kurfürſten, wurde gleichfalls dem Sohne früh entzogen, indem ihre Jugend und Lebhaftigkeit eines neuen Anhalts bedurften, den ſie alsbald in einem zweiten Gatten, dem Oberſten von der Golz, gefunden glaubte. Der junge Canitz wurde daher gänzlich der Obhut ſeiner Großmutter, der verwittweten

Oberkammerherrin von Burgsdorf, anvertraut, und von dieſer würdigen und verſtändigen Frau mit größter Sorgfalt auferzogen. Der Knabe war von ſchöner Bildung und gutgeartetem Weſen, ſein aufgeweckter Geiſt gab ſich früh zu erkennen, und lernte leicht und gern, und alles in ihm verkündigte einen ausgezeichneten Jüngling, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Mit des großen Kurfürſten Regierung hatte Berlin bereits ein neues Leben begonnen, ſchon erblühten hier die Beſtrebungen und die Hülfsmittel geiſtiger Vorzüge, und Canitz fand in Sprachen und Wiſſenſchaften, wie in Leibesübungen und Künſten, durch ausgeſuchte Lehrer den fruchtbarſten Unterricht. In ſeinem ſiebenzehnten Jahre ſchien er reif genug zur Univerſität, wohin ſein lebhafter Sinn, gleich begierig nach Studien und Weltkenntniß, eifrigſt verlangte. Sein Wunſch wurde erfüllt, und im Jahre 1671 ging er nach Holland, wo er unter guter Aufſicht die Univerſität Leiden bezog, welche damals in höchſtem Rufe ſtand. Er machte daſelbſt gute Fortſchritte, blieb aber nicht viel über ein Jahr, weil das Verlangen ſeiner Mutter, und insbeſondre ſeiner Großmutter, eine ſo weite Entfernung nicht länger zugeben wollte. Er kam nach Berlin zurück, verließ aber, nach einigem Aufenthalt bei den Seinigen, die Heimath wieder, um abermals auswärts, doch jetzt mehr in der Nähe, ſeine Studien fortzuſetzen. Auf der Univerſität zu Leipzig, wohin er im Jahre 1673 abging, betrieb er hierauf die Rechts- und Staatswiſſenſchaften eifrigſt, und mit ſo großem Fleiß und Erfolg, daß er ſchon im Herbſte des folgenden Jahres eine hiſtoriſch-politiſche Diſſertation de cautelis principum circa colloquia et congressus mutuos drucken ließ, und unter dem Vorſitze des berühmten Thomaſius öffentlich vertheidigte; er widmete dieſelbe dem brandenburgiſchen Kurprinzen Karl Aemil, deſſen hoffnungsvoller Jugend die ſeinige ſich mit früher Aufmerkſamkeit anſchloß, allein der Prinz wurde bald nachher durch ein hitziges Fieber zu Straßburg in der Blüthe ſeiner Jahre hinweggerafft.

In Leipzig bildeten ſich für Canitz auch die Jugendfreundſchaften, welche neben den Studien meiſt als ein Hauptgewinn von Univerſitäten her ſich über das folgende Leben, in That oder in Erinnerung, fruchtbar ausbreiten. Ein Herr von Einſiedel, ein junger Boſe und deſſen Hofmeiſter Zapfe, waren ihm durch Gemüthsart, Sitten und Neigungen die Nächſten und Vertrauteſten. Beſonders aber mit dem letzteren, als dem ohne Zweifel Bedeutendſten des kleinen Kreiſes, ſchloß er die brüderlichſte Freundſchaft, welche, gegründet auf die Innigkeit edler Empfindungen, durch die gemeinſame Wendung zur Dichtkunſt, und in wetteifernder Ausübung derſelben, noch reicher belebt wurde. Schon in ſeinem Schülerſtande, wie Canitz in ſeiner Satyre von der Poeſie ſelbſt berichtet, hob ſich „dieſe Kurzweil des Reimens“ an, welche oft ſeinen Fleiß unterbrach. Als geiſtige Geſchicklichkeit hatte ſein Talent gleich zuerſt ſich angekündigt, und dieſen Karakter behielt ſein Dichten auch in der Folgezeit, mehr ein anmuthiges Spiel, als ein Ausbruch leidenſchaftlichen Dranges, aber deßhalb ſelbſt eine faſt unwiderſtehliche Leidenſchaft. In gleicher Weiſe ſcheint es auch mit Zapfe's dichteriſcher Liebhaberei beſtellt geweſen zu ſein. Die beiden Freunde förderten ſich wechſelſeitig in ihrer Bahn, indem ſie einander ihre Verſuche ſtets mittheilten, und vereint einem Beſſeren entgegenſtrebten, welches ſie zunächſt in geläutertem Geſchmack des Vortrags, des inneren der Bilder und des äußeren der Worte, zu finden hofften; ſie unternahmen deßhalb auch gern Ueberſetzungen, wobei jene Richtung im ergiebigſten Felde den weiteſten Raum hatte. Canitz'ens perſönliche Liebenswürdigkeit, welche den Freundeskreis angenehm belebte, ſeine an witzigen Scherzen und muntren Einfällen reiche Laune, die ſich ſtets in den Schranken eines gleichmäßigen, gefälligen Betragens hielt, gingen auch in ſeine Dichtung über, und das älteſte ſeiner uns aufbewahrten Gedichte iſt eine ſcherzhafte Lobpreiſung Zapfe's, der auf dem Vogelſchießen in Zwickau einen Flügel abgeſchoſſen und damit einen Preis gewonnen hatte; was die Zeit damals Ernſtliches neben dem Scherze führte, geben folgende Zeilen bedeutend an:

„Fragt uns Einer, ob wir nicht
Etwas Neues wo gehöret?

Was man von Turenne ſpricht,
Ob er noch die Pfalz verſtöret?
Trägt er den Beſcheid davon:
Daß wir anders nichts vernommen,
Als daß unſer Floridon
Dreißig Gulden jüngſt bekommen.“

Dieſe Summe wird denn ſogleich, wie billig, für einen Schmaus angeſprochen. Auch Einſiedel hatte Theil an dem Gedicht. Inzwiſchen brachte ſchon das folgende Jahr 1675 dem heitern akademiſchen Kreiſe ſeine Auflöſung. Einſiedel und Boſe gingen nach Tübingen, Zapfe nach Jena, um daſelbſt ſeine eignen Studien in der Rechtswiſſenſchaft abzuſchließen, und Canitz kehrte nach Berlin zurück, um dort ſeine größeren Reiſeplane zur Ausführung zu fördern.

In dem genannten Jahre wurde die Mark Brandenburg von dem unerträglichen Drucke der ſchwediſchen Kriegsvölker, die das ganze Land durchraubten, und die Einwohner grauſam zerquälten, durch die unerwartet ſchnelle Heimkunft des großen Kurfürſten und ſeiner tapferen Kriegerſchaar, durch ſeinen am 18. Juni erfochtenen Sieg bei Fehrbellin und die darauf erfolgenden raſchen Kriegsereigniſſe, herrlich befreit und einer gedeihlichen Ordnung zurückgegeben. Die zerrütteten Verhältniſſe ſtellten ſich allmählig her, das Land erhob ſich wieder, und Canitz, den ſeine erwählte Lebensbahn von unmittelbarer Theilnahme an jenen kriegeriſchen Thaten zurückhielt, durfte im Schutze ſo glücklicher Erfolge deſto ungeſtörter ſeinem perſönlichen Zwecke nachgehn. Zwar ungern entließ ihn die Großmutter, nachdem aber die Erlaubniß des Kurfürſten eingegangen war, zufolge welcher nicht nur ihm ſelbſt zu reiſen, ſondern auch dem Kurfürſtlichen Sekretair Weiß ihn als Führer zu begleiten vergönnt wurde, trat er mit dieſem noch in demſelben Jahre ſeine Wanderung an. Eine ausführliche Reiſeverordnung, von Mutter und Großmutter nach dem verſtändigen, vorſorglichen Sinne der letzteren eingerichtet und von derſelben unterſchrieben, wurde dem übrigens ſchon bewährten Führer bei der Abreiſe zur Richtſchnur mitgegeben. Die Reiſe ging über Leipzig nach Jena, wo Canitz den geliebten Freund Zapfe zu überraſchen meinte, ihn aber wegen zufälliger Abweſenheit verfehlte; er ſetzte ſich aber an deſſen Schreibtiſch, gab ſchriftlich von ſeiner verfehlten Abſicht und ſeinem weiteren Vorhaben dem Freunde Nachricht, und erbat ſich, mit einſtweiligem zärtlichen Abſchied, einen pünktlichen Briefwechſel. Als Zapfe bei ſeiner Heimkehr dieſes hinterlaſſene Schreiben fand, konnte er ſich lange nicht zufrieden geben, die Zuneigung des verſäumten Freundes war ſeinem Herzen ſo theuer, wie der Ausdruck derſelben ſeinem Verhältniſſe ehrenvoll. Canitz indeß reiſte über Augsburg und Innsbruck nach Venedig, wo er im November eintraf, und nebſt ſeinem Gefährten gleich an der Feierlichkeit Theil nahm, durch welche die dortige deutſche Landsmannſchaft dem neuerwählten Doge Sagredo ihren Glückwunſch öffentlich darbrachte. Von hier ging nach kurzem Aufenthalt die Reiſe über Padua, Loretto und Spoleto auf ſehr beſchwerlichen Wegen, wie denn Canitz mit dem Pferde zwiſchen Felſen und Abgründen lebensgefährlich, doch noch glücklich genug, ſtürzte, nach Rom, wo eben das vom Pabſt ausgeſchriebene Jubeljahr ablief. Im Anfange des Jahres 1676 begaben ſich die beiden Reiſenden auf eine Zeit nach Neapel. Hier geriethen ſie nebſt einigen andern Fremden auf einem Ausflunge nach Pozzuolo in große Gefahr; ihr Betturin und Pferdevermiether vergriff ſich thätlich an dem Cicerone dieſes Ortes, woraus ein heftiger Auflauf entſtand, der Pöbel gerieth in Wuth, und griff mit Steinen und Feuergewehr die Fremden ſo mörderiſch an, daß dieſe nur mit genauer Noth zu Pferde kamen, und in eiliger Flucht dem Untergang entrannen. Schon war Canitz mit allen Andern weit in Sicherheit, als er plötzlich wahrnahm, daß ſein Gefährte Weiß noch fehle; ohne ſich zu beſinnen, ſprengte er ſogleich, von nur noch Einem begleitet, zurück in die augenſcheinlichſte Gefahr, um jenen zu retten, der aber glücklicherweiſe, zwar verſpätet aber doch unbeſchädigt entkommen, ſeinem edlen Freunde ſchon unterwegs begegnete. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt, wandte Canitz mit großem Eifer ſich auf die Studien; die römiſchen Alterthümer, die italiäniſche Sprache und Litteratur, ſo wie die Landes- und Staatenkunde des neueren Italiens, letztere mit Hülfe handſchriftlicher Nachrichten, die insgeheim für anſehnliches Geld ausgegeben wurden, und nach Anleitung des eben damals erſchienenen Buches Italia regnante von Gregorio Leti, waren Gegenſtände ſeiner täglichen Beſchäftigung. Durch Weiß, dem das Empfehlungsſchreiben eines Gelehrten aus Frankreich den Weg eröffnete, wurde er auch mit dem berühmten Jeſuiten Athanaſius Kircher bekannt, der, aus Fulda gebürtig, die deutſchen Landsleute freundlichſt aufnahm, ihnen ſeine merkwürdigen Sammlungen und neuſten phyſikaliſchen Erfindungen vorzeigte, ſie nachgehends noch mit ausgezeichneten Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu bekannt machte, und ihnen überhaupt alle Freundſchaft erwies; der wackere Mann ging ſo weit, ſeine wißbegierigen jungen Freunde in verſchiedenen Wiſſenſchaften ſelber zu unterrichten, unter andern auch in der muſikaliſchen Kompoſition, zu Canitz'ens höchſter Befriedigung, dem dieſe verwandte Kunſt auch neue Anregung zum Dichten geben ſollte. An Kunſtſachen und andern Seltenheiten wurde manches geſammelt; die Merkwürdigkeiten des kirchlichen Roms und des neurömiſchen Lebens blieben dabei nicht verabſäumt; die Anweſenheit der katholiſch gewordenen Königin Chriſtina von Schweden gab dem Karnaval des Jahres 1676 einen beſonderen Reiz und Glanz, und nachdem unſre Reiſenden den Aufenthalt in Rom mit der Luſtbarkeit dieſer berauſchenden Tage geſchloſſen, nahmen ſie ihren Weg über Siena, Livorno und Lucca nach Florenz, und hierauf über Bologna und Ferrara wieder nach Venedig. Canitz fand überall die ausgezeichnetſte Aufnahme, angeſehene Empfehlungen führten ihn bei den Vornehmen ein, noch erwünſchter eröffneten ihm Kircher's wirkſame Schreiben den Zutritt zu allen bedeutenden Gelehrten und andern durch Geiſt und Kenntniſſe merkwürdigen Männern Italiens, mit welchen jener vielſeitige und thätige Mann regen Verkehr hatte.

Canitz dachte bei allem, was er ſah und was ihm begegnete, treulichſt an ſeinen Freund Zapfe, dem er auch öfters Bericht gab, bald in Verſen bald in Proſa, wie Zeit und Laune es mit ſich brachte. In einem poetiſchen Sendſchreiben aus Rom beſchuldigt er ſich zwar großer

Verſäumniß, allein er ſagt zugleich zu ſeiner Vertheidigung:

„Hab' ich gleich manche Poſt mit Müßiggehn verſchlichen,
Sind die Gedanken doch als Boten abgeſchickt.
Ach, könnten ſie den Flug nach meinem Willen kehren,
Wohin mein heißer Wunſch ſie eigentlich begehrt,
Du würdeſt Tag vor Tag die ſchnelle Zeitung hören:
Sei tauſendmal gegrüßt!“ —

worauf das Schreiben in Proſa übergeht. Ein anderer Brief vom 6. Mai, worin Canitz aus Venedig ſeine Reiſe von Rom bis dahin berichtet, iſt ſowohl wegen der Zeitumſtände, welche darin wiederſcheinen, als wegen der perſönlichen Züge, die ſich daraus ergeben, mittheilenswerth, und lautet wie folgt: „Gleich jetzo, da ich aus dem Schiffe ſteige, und meine Briefe von dem Kaufmann abholen laſſe, wird mir dein angenehmes vom 22. März eingehändiget. Der Kopf ſchwindelt mir noch etwas von den adriatiſchen Wellen, ſonſt ſollteſt du ſehen, daß meine Muſe auch nicht ſogar in dieſer heißen Landſchaft verſchmachtet ſei, fahre du aber nur fort, und erwarte künftig von mir etwas beſſers. Mein Rückweg von Rom hieher iſt über Florenz gegangen, weil ich die Reiſe von der andern Seite, im vorigen Jahr, allbereit gethan habe. Der Großherzog iſt der höflichſte Fürſt, den man ſich einbilden kann, er erinnerte ſich, daß ihm von meinem Stiefvater und meiner Mutter, als er durch die Mark Brandenburg gereiſet, einige Höflichkeit widerfahren, bezeugte darüber ein großes Vergnügen, und unterredete ſich mit mir über eine halbe Stunde von dem Zuſtande der Kurfürſtlichen Waffen, wovon er beſſere Nachricht hatte, als ich ihm geben konnte. Den Morgen darauf ſchickte er mir etliche Bedienten in's Haus, die mich mit fetten Kapaunen und allerhand Federvieh, großen Würſten, Marzellin-Käſen, Zuckerwerke und andern Leckerbiſſen, vornehmlich aber mit den herrlichen Weinen, als Verdea, Clairetto, Trebiſano und andern dergleichen Arten, wohl auf 8 Tage verſahen. Ungeachtet mich nun dieſes ein ziemliches Trinkgeld gekoſtet, ſo hätte ich doch gern doppelt ſo viel gegeben, wenn ich nur, wie ich tauſendmal wünſchte, ſolches in deiner angenehmen Geſellſchaft hätte verzehren können. Wir ſind, nach unſerm Vorſatze, eben noch zu recht hier angelangt, um dem Feſte der Meervermählung mit beizuwohnen, bei welcher öffentlichen Seeluſt die Pracht der ganzen Stadt am beſten zu ſehen. Herzog Chriſtian von Gotha, den ich ſchon zu Rom gekennet, iſt nebſt ſeinen Leuten, darunter ein Herr von Watzdorf, Hanſtein und Avemann, deßwegen auch hier angekommen, und wohnt mit uns in Einem Hauſe; wir beſehen auch alles zuſammen in Geſellſchaft. Von des Emanuel Theſaurus Sachen, die du ſo ſehr zu ſehen wünſcheſt, habe ſchon vieles aufgetrieben, darunter ſeine Ars lapidaria et argutiarum, ſeine Philosophia moralis, ſeine Historia regni Italiae, wie auch ſeine Panegyrici sacri et profani, die doch meiſt in italiäniſcher Sprache geſchrieben; wenn ich durch Turin gehe, hoffe ich mehr von ihm zu kriegen. Ich verthue viel Geld in Büchern, und kaufe viel akademiſche Diskurſe über die allerſeltenſten Materien, welche von den klügſten Köpfen durch ganz Italien, in ihren gelehrten Zuſammenkünften oder Akademieen öffentlich verleſen, und bisweilen in Druck gegeben werden. Ich bin eine Nacht oder drei in einer Barke auf dem Waſſer gelegen, daß mir die Rippen im Leibe davon wehe thun, und hätte ſchon etliche Sonette zum Lobe dieſes Nachtlagers verfertigt, zumal da ich jetzund auch die italiäniſchen Poeten leſe, daraus ich gerne manche ſchöne Redensart und Erfindung anbrächte, wann ich dich conscium et arbitrum otii mei bei mir hätte. Schicke mir künftig deine Briefe nur gleich nach Lyon, doch ſpare ja kein Papier. Ich habe Rom ſehr ungerne verlaſſen, und wann ich vorhin ſchon in Frankreich geweſen wäre, hätte mich dieſer Ort leicht länger aufhalten können; aber das nützlichſte und nöthigſte muß man vorziehen. Meine Großmutter iſt über ſiebenzig Jahre, und ſollte ſie abgehen, würde mein Reiſen entweder gar aus ſein, oder doch einen ziemlichen Stoß bekommen. Wie ſicher ich in Frankreich ſein werde, muß die Zeit lehren; meine Großmutter hat bei ſeiner Kurfürſtlichen Durchlaucht angeſucht, und um Erlaubniß gebeten, mich von hier auch dahin zu ſchicken. Darauf ein Befehl erfolget: man könnte zwar wohl geſchehen laſſen, daß ich hinreiſte, ſie würde aber ſelbſt auf meine Sicherheit, und daß ich nicht angehalten werden möchte, bedacht ſein müſſen. Das Gegentheil verſichern mich viele Deutſche, die ohne Gefahr ſich allda aufgehalten haben. Ich will alſo in Gottesnamen hinreiſen, und dich daſelbſt mit Verlangen erwarten u. ſ. w.“ Dem vergleichenden Betrachter der Zeiten mag bei dieſem Einblick in vergangenes Leben nicht entgehen, daß, obgleich Canitz'ens Gedichte von einem Dichter heutiges Tages ſich ſeltſam ausnehmen, und kaum irgend einem jetzigen Anſpruche genügen würden, doch der Ausdruck der Lebensbeziehungen, wie ſie als menſchliches Intereſſe und perſönliches Verhältniß, als innere Geſinnung und äußeres Treiben in ſeinem Briefe ſich darſtellen, noch jetzt in faſt gleichem Werthe beſtehen darf, und wir daher mit deſto größerem Bedauern Briefſammlungen und Denkwürdigkeiten, durch welche Leben und Zeit ſolch bedeutender Perſonen reichhaltig überliefert ſein könnten, in unſrem vaterländiſchen Beſitzthume zu miſſen haben.

Die Reiſe ging von Venedig zu Waſſer nach Padua, wo Canitz und ſein Führer durch die Unkunde des Schiffers abends bei der Ankunft in die größte Gefahr geriethen, und einzeln, an ſtarken Ketten ſich anhaltend, mit höchſter Anſtrengung das hohe Ufer hinanklettern mußten. Sie kamen hier mit den gelehrteſten Männern aus allen Fächern durch die Hülfe des gelehrten Karl Patin, der einige Jahre zuvor aus Frankreich geflüchtet war, in gute Bekanntſchaft, deßgleichen durch deſſen Briefe in Verona und Mailand. Nachdem ſie noch Genua und darauf Turin beſucht, wo ſie am Hofe, ſtatt der gezwungenen italiäniſchen Lebensart, ſchon die freiere franzöſiſche Sitte überwiegen fanden, ließen ſie ſich über den Berg Cenis tragen, und gelangten nach Chambery. Von hier ging Weiß nach Lyon voraus, um von dem dortigen Erzbiſchof, einem Bruder des Marſchalls von Villeroi, einen Geleitsbrief zu erwirken; der damalige Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland machte dieſe Vorſicht nöthig. Canitz aber begab ſich einſtweilen nach Genf, wo er Einſiedel und Boſe, die von Tübingen kommen ſollten, zu ſehn hoffte; da ſich jedoch ihre Ankunft verzögerte, und die Bedenklichkeit ſeines Weiterreiſens bald gehoben war, ſo folgte er, nach kurzem, wohlbenutzten Aufenthalt, ſeinem Freunde nach Lyon, wo der Erzbiſchof ihn freundlich in Obhut nahm. Sie blieben hier während der ſchönſten Sommerzeit faſt drei Monate, und Canitz benutzte die Gelegenheit, in Geſellſchaft mehrerer böhmiſchen und öſterreichiſchen Edelleute ſich in Sprachkenntniſſen und ritterlichen Leibesübungen, beſonders auch im Tanze, fertiger auszubilden. Einſiedel und Boſe fanden ſich zum achttägigen Beſuch von Genf hier ein, und die Zeit verging in angenehmſten Vergnügungen. Das ſchöne Land und muntere Volk machten auf Canitz den größten Eindruck, franzöſiſche Lebensart und Bildung entzückten ihn, er glaubte ſich in eine höhere Welt verſetzt; ſeinen Freund Zapfe, der ſchon früher in Paris geweſen und abermals eine Reiſe nach Frankreich beabſichtigte, beſtärkte er eifrigſt in dieſem Vorhaben, und verhieß ihm den herrlichſten Genuß; er ruft ihm zu, „an's Tageslicht der edlen Freiheit zu kommen und nicht länger in der Nacht zu tappen, die kalten Geiſter, die in blinder Einfalt ſich an Dünſten vergnügen und in der Luft ein grillenvolles Haus bauen, zu verlaſſen, und am Rhoneſtrand Sicherheit und freien Umgang zu genießen;“ ſcherzhaft anſpielend auf einige Vorgänge, von welchen Zapfe ihm geſchrieben hatte, ſagt er zuletzt:

„Komm, Freund, weil Frankreich dir in allem alles reicht!
Suchſt du ein Feuerwerk? Hier brennen edle Flammen.
Liebſt du die Gartenluſt? Hier iſt ein Paradies.
Bezaubert dich ein Buch? Hier haſt du mehr beiſammen,
Als kaum den Namen nach man dich noch kennen ließ.
Laß Verſ' und Lieder uns hier in die Wette ſchreiben,
Hier, wo Vernunft und Reim gern bei einander ſteht.“

Im letzten Verſe glänzt denn auch die zwiſchen den angeblichen Todfeinden durch Boileau ſo wirkſam geſtiftete, und unaufhörlich wieder geprieſene und empfohlene Eintracht von raison und rime, deren gelungene Kuppelung den Franzoſen ſo lange Zeit für ein Höchſtes galt! An Canitz'ens Entzücken indeß hatte Liebesneigung keinen Antheil; denn wiewohl in der Tiſchgeſellſchaft, der er ſich angeſchloſſen, acht junge

Frauenzimmer waren, welchen, als den beſten Lehrmeiſterinnen, er zum Sprechen und Tanzen ſtets gewärtig ſein wollte, ſo blieb ihm doch aus ſo lebhaftem Verkehr nur der Titel eines Gleichgültigen und Unempfindlichen, womit er auch ganz wohl zufrieden war. Von Lyon reiſten Canitz und Weiß durch die Provence und Languedoc, und kamen über Avignon, Marſeille, Nismes, Montpellier und Toulouſe nach Bordeaux, nicht ohne gefahrvolle Beſchwerden, denn im Gebirge ſtürzten bei Nacht die Maulthiere mit der Sänfte in ein tiefes Waſſer, und auf der Garonne wurde das Schiff plötzlich leck. Von Bordeaux fuhren ſie hierauf mit der gewöhnlichen Landkutſche über Blois und Orleans ohne weiteren Zufall nach Paris, wo ſie gegen Ende des Oktobers wohlbehalten eintrafen.

Auch hier blieb Canitz in ſeiner gewohnten Weiſe; er lebte in der großen Welt, beſuchte den Königlichen Hof zu Saint-Germain, wo beſonders der Dauphin ihn gnädig auszeichnete, und nahm an allem Theil, was einem jungen Manne ſeines Standes eröffnet war; allein vor allem ſtrebte er, ſich in Wiſſenſchaften und Künſten zu vervollkommnen; er wandte fortgeſetzten Fleiß auf die franzöſiſche Sprache, lernte daneben mit Eifer ſpaniſch und engliſch, bemühte ſich um die Bekanntſchaft der ausgezeichnetſten Künſtler und Gelehrten, und bereicherte ſeine ſchon vielſeitigen Sachkenntniſſe mit vielen neuen, unter andern auch mit denen des Bauweſens. Zu dieſen geiſtigen Anſtrengungen geſellte ſich noch die körperliche der Reitſchule; allein ſeine Geſundheit litt unter ſo mannigfachem Andrang, und im Frühjahr 1677 machte er eine ernſtliche Krankheit. Anfangs hatte er anderthalb Jahre für Paris beſtimmt, in der Meinung aber, daß die dortige Luft ihm nicht bekomme, wollte er jetzt ſchon nach ſechs Monaten dieſe Hauptſtadt verlaſſen, und nach England hinübergehn, auch durch anderweitige Gründe nunmehr veranlaßt, ſeine ganze Reiſe beträchtlich abzukürzen. In ſeiner Familie hatte ſich nämlich eine wichtige Veränderung ereignet. Seine Mutter lebte mit ihrem zweiten Manne, dem General von der Goltz, in heftigem Unfrieden, ſie glaubte gegen ihn ſo gegründete Klage zu haben, daß ſie bei dem

Kurfürſten die Eheſcheidung nachſuchte und auch alsbald erlangte; allein das Glück ihrer neuen Freiheit konnte der lebhaften und von mancherlei Anſprüchen bewegten Frau nur kurze Zeit genügen, ſie dachte an neue Verheirathung, und folgte dabei dem wunderlichſten Einfall. Der Glanz und die Anmuth der franzöſiſchen Bildung, wie ſie von Ludwigs des Vierzehnten Hof in der vereinten Macht der reizendſten Geſelligkeit und geiſtreichſten Litteratur über die ganze Nation ausſtrahlte, war auch in andere Länder unwiderſtehlich vorgedrungen, und jene große Erſcheinung, die wie Zauber wirkte, konnte niemand unergriffen laſſen. Wir haben geſehn, mit welchem Entzücken Canitz den Reiz dieſer Sittenanmuth empfindet, und ihren ſchmeichelnden Wogen ſich hingiebt. Aber auch in Berlin war dieſe Anmuth ſchon nicht fremd mehr, einzelne Vorbilder zeigten dieſelbe mit weſentlicheren Eigenſchaften in glücklichſtem Verein, und die befangenſten Vorſtellungen durften ſich in dieſer Richtung entwickeln. Mit gleichem Entzücken wie Canitz, war auch ſeine Mutter von jenem Reiz ergriffen, und mit launenhafter Schwärmerei ſah ſie das allgemeine Bild einer nationalen Liebenswürdigkeit lieber gleich als ein perſönliches jedes Einzelnen an; ſie faßte den Vorſatz, einen Franzoſen zu heirathen, und da ein Franzoſe ihr ſchon als ſolcher in ganz beſtimmter Vollkommenheit erſchien, ſo kam auf die Wahl nun nicht beſonders viel an; die raſche Dame entſchloß ſich kurz, ſie ſchrieb einem Kommiſſionair in Paris, deſſen Geſchmack ihr ſchon durch häufige Modeſendungen erprobt war, er ſolle ihr von dort nun auch einen Mann ſchicken, den ſie heirathen könne, derſelbe müſſe jung, hübſch, rüſtig, fein und geiſtvoll, und demnächſt auch, wie billig, von Adel ſein. Dem für die ſeltſame Heirathslaune glücklich Angeworbenen, der bald genug von Paris abgeſchickt in Berlin bei ſeiner Beſtellerin eintraf, und wiewohl ſchon ein Mann von fünfzig Jahren und keineswegs hübſch und rüſtig, dennoch zum Aufſehn und Lärmen aller Welt wirklich von ihr geheirathet wurde, wollte man kaum jenes letzte Erforderniß zugeſtehn, man hielt ihn für einen Abentheurer, und ſeinen Namen Peter von Larrey, Baron von Brunboſe für angemaßt. Die ganze vornehme Welt war ärgerlichſt erſchüttert; das neue Ehepaar wurde die Zielſcheibe des bitterſten Spottes und Gelächters; der Vorgang kam in der Folge ſogar in zwei deutſchen Schauſpielen auf die Bühne, beide Theile wurden als garſtig betrogen vorgeſtellt. Doch war in der Wirklichkeit jene Ehe nichts weniger als unglücklich, beide Gatten lebten ſehr zufrieden mit einander. In welcher Art Canitz von dem Beginnen ſeiner Mutter getroffen wurde, das grade in die Zeit fiel, da er ſelbſt in Paris war, läßt ſich leicht erachten. Er kam in den Fall, über ſeinen Stiefvater, wie über den fremdeſten Menſchen, die ſonderbarſten Erkundigungen einziehen zu müſſen, und durfte noch froh ſein, die lächerlichen und verdrießlichen Angaben, die von Berlin her verlauteten, zum Theil widerlegen zu können. Seinem Freunde ſchrieb er von dieſer Sache: „Mein neuer Stiefvater, der andere dieſes Namens, ſoll krank ſein. Er heißt Baron Brunboc, und iſt, wie ich nunmehr von gewiſſer Hand allhier erfahren, von gutem Hauſe. Sein Bruder iſt der Marquis Larrey, ein Edelmann in der Normandie. Mit der Scheidung iſt es wunderlich hergegangen. Meine Großmutter iſt mit der neuen Heirath ſehr übel zufrieden, ich aber gebe mich nun beſſer darein, als im Anfange, da ich noch etwas Hoffnung zur Aenderung hatte: Und ſehe nun geduldig an, was ich doch nicht mehr ändern kann.“ Indeß war ſein Familienverhältniß dadurch ſehr geſtört, und er ſelbſt nun ganz an ſeine Großmutter gewieſen, welche nach einem ſo großen Ereigniſſe mancherlei Rückſprache und Anordnung nöthig fand.

Die beiden Freunde reiſten von Paris ab, und ſchifften von Dieppe nach England hinüber. In London beſuchten ſie ſogleich den brandenburgiſchen Geſandten Freiherrn von Schwerin, welcher ſie bei Hof, im diplomatiſchen Kreiſe und bei mehreren vornehmen Engländern einführte, und ſie auch zu einem Schmauſe des Lord-Mayor mitnahm. Sie beſahen alle Merkwürdigkeiten, eilten aber bald wieder fort, ſchifften nach den Niederlanden über, und gingen zuerſt nach Leiden, wo ſie den jüngeren Gronovius und den gelehrten Arzt und Theologen Stenon aus Dänemark als alte Bekannte wiederſahen. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt im Haag eilten ſie nach Nimwegen, wo grade der große Friedenskongreß gehalten wurde, deſſen Schluß von jener Stadt den Namen führt. Die Reiſenden fanden auch hier bei den brandenburgiſchen Bevollmächtigten von Somnitz und von Blaſpiel die günſtigſte Aufnahme, und wurden durch deren Vermittelung leicht mit den angeſehenſten Staatsmännern, die hier aus allen Ländern verſammelt waren, perſönlich bekannt, welches für Canitz, als ſeiner künftigen Laufbahn entſprechend, beſonderen Werth hatte. Auch knüpfte er während dieſes Aufenthalts mit dem brandenburgiſchen Geſandtſchaftsmarſchall Euſebius von Brand, welcher leidenſchaftlich für deutſche Dichtkunſt eingenommen war, und ſelbſt mit Glück ſie übte, eine vertraute Freundſchaft, die ſich durch die Folge ſtets bewährte. Ueber Kleve wurde darauf die Reiſe ohne weiteren Aufenthalt bis Berlin fortgeſetzt. Hier fand Canitz, deſſen Erſcheinung den ihm vorausgegangenen Ruf eines trefflich gebildeten und fähigen jungen Mannes glänzend beſtätigte, den glücklichſten Empfang, ſowohl von Seiten ſeiner Angehörigen, als auch des Hofes und des Kurfürſten ſelbſt, der ihm ſogleich nach ſchon vorbereiteter Beſtimmung, Titel und Rang eines Kammerjunkers an ſeinem Hof verlieh. In andrer Weiſe hatte ſeine Großmutter für ihn geſorgt, indem ſie ihr ganzes Vermögen für ihn ſichergeſtellt, deſſen beſter Theil, nähmlich das Gut Blumberg und ihr Wohnhaus in Berlin, zuſammen damals über 70,000 Thaler werth, nebſt noch vielen Koſtbarkeiten, ihm unmittelbar nach ihrem Tode, das übrige aber, deſſen Nießbrauch ſeiner Mutter überlaſſen wurde, ihm nach deren Ableben unverkürzt zufallen ſollte. Nur das perſönliche Verhältniß zu dieſer, welche mit ihrem Gatten ein nahgelegenes Gut bewohnte, blieb zu ſeinem Leidweſen fürerſt noch im Trüben, da ſeine Großmutter ihn wegen der Gefahren, welche ſie dort für ihn vorhanden wähnte, anfangs durchaus zurückhielt, und gleich in der nächſten Zeit ſein neuer Dienſtberuf ihn wieder von Berlin entfernte.

Schon in den nächſten Wochen nach ſeiner Rückkehr mußte er dem Kurfürſten in's Feld folgen, der ſeinen Krieg wider die Schweden in Pommern mit allem Nachdruck fortſetzte, und bereits im Juni dieſes Jahres 1677 die Belagerung von Stettin begonnen hatte. Auch Weiß, in ſeine kurfürſtliche Bedienung als Kammerſekretair wieder eingetreten, war in ſeinem Berufe dem Kurfürſten in das Lager vor Stettin gefolgt, und es dauerte nicht lange, ſo fand auch Zapfe ſich daſelbſt ein. Dieſer war inzwiſchen Lizentiat der Rechte geworden, und jetzt im Begriff, mit einem jungen Herrn von Müllenheim aus Preußen auf Reiſen zu gehn; bis dieſe Sache völlig geordnet wäre, wollte er mit dem Freunde zuſammenſein, der ihn zu ſeinem Zeltgenoſſen machte, und in die angeſehenſten Bekanntſchaften ſeines Kreiſes ehrenvoll einführte. Auch Weiß und Zapfe, die hier zuerſt einander ſahen, wurden bald Freunde. Die Belagerung indeß zog ſich in die Länge, eine böſe Seuche verbreitete ſich unter den Kriegsvölkern, und Canitz und Zapfe, beide von dem Uebel heftig befallen, mußten nach Berlin zurückgehn. Durch die Luftveränderung wurde die Geneſung bald herbeigeführt; Zapfe'n aber begegnete hier ein Zufall, der in ſeiner Geringfügigkeit doch zu merkwürdig iſt, um unerwähnt zu bleiben. Ihm träumte eines Morgens, er habe ſich mit einem Federmeſſer, das er als eine kunſtreiche Arbeit von Paris mitgebracht hatte, gefährlich den Fuß verwundet, und im Schrecken darüber wachte er auf. Ganz vergnügt, daß nur ein Traum ihn geängſtet, wollte er nach einer Weile aufſtehn, aber kaum ſetzte er den Fuß nieder, als er ſich heftig verwundet fühlte, das Federmeſſer war in der Nacht, vielleicht durch eine Bewegung des Halbſchlafenden, deren noch aufgefangenes Bewußtſein in den vollen Schlaf nur als Traum überging, und ſo zugleich bewahrt und verdüſtert blieb, von dem Tiſche, auf dem es gelegen, herabgefallen, und in einen Pantoffel geſchlüpft, wo denn der Schaden faſt unvermeidlich bereitet war. Canitz, an dem Unfalle, der ſeinem Freunde viele Wochen zu ſchaffen machte, zärtlich theilnehmend, erbat ſich das Federmeſſer zum Andenken, und erhielt es in Begleitung von Knittelreimen, da der Scherz in ihrem Verkehr nie ſein Recht aufgab. Uebrigens hielt er den Freund während des ganzen Aufenthalts in Berlin als ſeinen Gaſt, führte ihn, als er wieder hergeſtellt war, in alle Geſellſchaften, beſonders aber in das

Haus ſeiner Großmutter ein, die von dem verſtändigen und gebildeten Manne bald ſo gute Meinung hatte, daß ſie endlich ihrem Enkel auch erlaubte, was ſie bisher nie hatte zugeben wollen, ſeine Mutter auf dem nahen Gute Dietersdorf in Geſellſchaft dieſes Freundes zu beſuchen, doch fügte ſie die ſtrengſte Warnung hinzu, in keinem Fall dort über Nacht zu bleiben. Sie wurden aber ſo freundlich empfangen, und ſo dringend eingeladen, ſowohl von der Mutter, als auch von dem Stiefvater, der ſich als ein Mann von Welt und Geiſt erwies, daß Canitz nicht widerſtehn konnte, ſondern einwilligte, erſt am andern Morgen den Rückweg anzutreten. Die Beſorgniſſe der Großmutter mußten als grundloſer Wahn erſcheinen. Man brachte den Tag vergnügt hin, und abends ſetzte ſich Canitz mit ſeinem Stiefvater vertraulich zum Kaminfeuer, um Tabacl zu rauchen, wie ſie beide es gewohnt wahren. Aber ſchon bei der erſten Pfeiſe wurde ihm plötzlich ſo übel, daß er in die freie Luft verlangte, und mit Zapfe nach dem Garten eilte; hier indeß wurden die Zufälle nur heftiger, und mit den Empfindungen des Unwohlſeins erwachten verſtärkt alle Vorſtellungen des Argwohns, welchen die Großmutter gegen dieſes Haus gefaßt, ein Vergiftungsverſuch war nur allzuglaublich, die ſchleunigſte Flucht dringend rathſam. Die beiden Freunde eilten ſogleich durch die Gartenthür heimlich hinaus, ließen ihre Diener die Reitpferde nachbringen, und ritten ohne Abſchied nach Berlin zurück, wo ſie bei ſpäter Nacht ankamen, als die Großmutter ſchon ſehr in Sorgen um ſie geſtanden. Unterwegs jedoch hatte ſich die aufgeregte Einbildungskraft wieder beruhigt, der üble Zufall dünkte aus mancherlei Urſachen ganz gewöhnlich herzuleiten, der abſcheuliche Verdacht erſchien durchaus verwerflich. Deßhalb verſchwieg Canitz der Großmutter ſorgfältigſt alles Vorgegangene, ſchrieb am andern Tage ſeiner Mutter einen Entſchuldigungsbrief über ſein heimliches Fortgehn, und da auch ſpäterhin ſich niemals eine Spur von böſen Anſchlägen zeigte, ſo behielt er in ſeiner Seele bald auch nicht das kleinſte Mißtrauen mehr zurück, ſondern bewies der Mutter unausgeſetzt die kindlichſte Zuneigung, und auch ihrem Gatten das freundlichſte Wohlwollen, welches er in der Folge oftmals mit eigner Aufopferung durch die That bewährte.

Im Genuſſe der geſellſchaftlichen Vergnügungen vergaßen die beiden Freunde nicht ihrer dichteriſchen Liebhaberei. Die ſchönen Geiſter Frankreichs, mit welchen ſie beide in Verbindung gekommen, — Zapfe war ehemals in Paris durch den Sprachgelehrten Richelet in den Kreis des Abbé Menage eingeführt und ſelbſt dem Dichter Boileau vortheilhaft bekannt geworden, — gaben ſolcher Beſchäftigung Vorbild und großentheils auch Stoff, denn ſehr häufig wurden Ueberſetzungen ihrer Werke verſucht. Canitz überſetzte unter andern aus dem Mercure galant die Liebesregeln eines unbekannten Verfaſſers, Zapfe einige Auftritte aus dem Trauerſpiel Phädra von Racine, in Verſen, die ohne Zweifel für die damalige Bildung von hohem Werthe waren. Doch für Canitz eröffnete ſich in dieſer Zeit noch eine andre, mächtige Lebensregung. Dem Hauſe ſeiner Großmutter gegenüber wohnte das Fräulein Dorothea von Arnim, ein Frauenzimmer von den vortrefflichſten Eigenſchaften. Ihr Vater, Erbherr auf Boitzenburg, war früh geſtorben, ihre Mutter aber in zweiter Ehe an den Oberhofmarſchall Freiherrn von Canſtein verheirathet. Sie war nicht regelmäßig ſchön, aber von höchſt einnehmender Geſichtsbildung, mit den ausdrucksvollſten Augen, dabei von hoher ſchlanker Geſtalt, ſchönem Buſen, wohlgefügten Gliedmaßen, und von größter Anmuth in allen ihren Bewegungen. Dieſem begünſtigten Aeußeren entſprachen die ſchönſten inneren Vorzüge, die reinſte Frömmigkeit und Güte des Herzens, ein edler, freundlicher Sinn, ein lebhafter Verſtand und gebildeter Geiſt. Sie war zwei Jahre jünger als Canitz, und wurde ſeine erſte Liebe. Weiß und Zapfe, welchen er zuerſt ſeine Neigung vertraute, konnten dieſelbe nur billigen, ſie durfte einer beglückenden Verbindung entgegenſehn, für welche ſich kaum irgend ein Hinderniß erwarten ließ, denn beiderſeits hielten die wünſchenswertheſten Verhältniſſe einander das Gleichgewicht. Auch erlangte Canitz alsbald die Gewißheit, daß ſeine Neigung nicht unerwiedert ſei. Den Hoffnungen, welche ſo ſchön und nah ihrem Ziele ſchwebten, brachten gleichwohl die Umſtände noch manche Zögerung.

Der Krieg gegen die Schweden dauerte fort, und Canitz mußte im nächſten Jahre 1678 dem Kurfürſten abermals nach Pommern folgen, wo dem Feinde die Inſel Rügen und die Feſtung Stralſund ſiegreich entriſſen wurden. Eben ſo hatte Canitz im Anfange des folgenden Jahres 1679 den Zug nach Preußen mitzumachen, wohin der Kurfürſt mitten im Winter mit ſeinem Hofſtaat und Kriegsheer plötzlich aufbrach, um auch dort den von Liefland in ſeine Staaten eingedrungenen Feind mit glänzendem Erfolge zurückzutreiben. Dieſe Jahre begünſtigten weder die Liebe Canitz'ens, noch trugen ſie ſeinem Dichten ſonderliche Frucht. Er entbehrte der Anregung ſeiner Freunde, — denn auch Zapfe hatte unterdeß neue Reiſen angetreten, — und weder die Sehnſucht nach der entfernten, noch die Befriedigung bei der anweſenden Geliebten, ſcheint ihn zu Geſängen begeiſtert zu haben, wenigſtens findet ſich aus dieſer Zeit und ſolchen Stoffes kein Gedicht vor. Durch den zu St. Germain-en-Laye am 29. Juni 1679 mit Frankreich und Schweden geſchloſſenen Frieden hörten endlich die Kriegsunruhen wieder auf, und Canitz konnte ungeſtört im vertrauten Kreiſe ſeinem innern Hange nachleben. Gleich nach ſeiner Rückkehr aus dem Felde trat er ſeine Stelle als Kammerjunker einem Herrn von Mandelsloh ab, wogegen ihm der Kurfürſt die Amtshauptmannſchaft der beiden Aemter Zoſſen und Trebbin in der Mittelmark verlieh, auf welche ſein erſter Stiefvater von der Golz willig zu ſeinen Gunſten verzichtete. Nachdem dieſe und andre Angelegenheiten beſorgt, und abermals eine geraume Zeit unter Zögerungen verſtrichen war, fand endlich im Jahre 1680 ſeine Verlobung mit der Geliebten Statt, allein die Heirath ſelbſt, nochmals verzögert durch den Tod des Freiherrn von Canſtein, erſt im Februar 1681.

Einen glücklichen Sommer verlebte Canitz mit ſeiner Doris auf dem Gute Blumberg. Die zärtlichſte und reinſte Liebe, erhoben auf dem feſten Grunde edlen Gemüthes, genährt mit den ſchönſten Gaben des Geiſtes und der Empfindung, machte das Glück beider Gatten. Doris nahm Theil an Canitz'ens dichteriſchem Treiben, ſie würdigte ſeine Gedichte mit Einſicht, und ihr Wohlgefallen wurde ihm ein neuer Antrieb. Zur Störung wurde dieſen glücklichen Tagen für einen Augenblick, daß, wie früher ſeine eigne Mutter, nun auch ſeine Schwiegermutter auf den Gedanken kam, ſich zum drittenmal zu verheirathen; doch konnte dies nur vorübergehend einwirken. Größere Veränderung mußte ein anderer, wiewohl an ſich glücklicher und auch erwünſchter Vorgang herbeiführen, daß nämlich der Kurfürſt, welcher ſchon früher Canitz'en öfter an ſeinem Hofe zu ſehen gewünſcht, denſelben im September des letzterwähnten Jahres nach Potsdam berief, ihn zum Hof- und Legationsrath ernannte, und den Befehl hinzufügte, er möchte ſich mehr, als bisher geſchehen, um des Kurfürſten hohe Perſon finden, indem es bei damaligen Vorfällen nöthig wäre, daß man jemand zu verſenden allemal bei der Hand hätte. Canitz hatte die Freude, faſt in derſelben Zeit auch ſeine Freunde befördert zu ſehn; Weiß rückte im brandenburgiſchen Dienſte zum Kammerrath auf, und Zapfe wurde als ſächſiſcher Kirchenrath in Zeitz angeſtellt, wo derſelbe ſich auch bald verheirathete. Canitz beglückwünſchte ihn bei dieſer Gelegenheit und ſchrieb unter andern: „Deine Heirath und die Art derſelben gefällt mir ſehr wohl; weil du mir aber die Sache, ohne ſonderliche Umſtände, ſchlechthin berichteſt, ſo will ich auch dir wieder nur mit ein paar Worten, doch von Herzen, tauſend Glück und Vergnügen wünſchen, und daß deine Liebſte, wo nicht ein fruchtbarer Weinſtock, doch ein immergrünender Tannenbaum ſei, dem es an Zapfen niemals fehlen möge." Wenn auch Geſchmack und Ausdruck den Werth dieſes Witzes ſeitdem etwas verändert haben, und wir ihn ſchwerlich ſo ganz blank und voll annehmen, ſo dürfen wir doch überzeugt ſein, daß er zu ſeiner Zeit auserleſen köſtlich und glänzend war, und daß vielem von dem, was heute das Zierlichſte und Gültigſte vom Tage iſt, durch die Folge der Zeit ein Gleiches widerfahren wird. Im Jahre 1682 machte Canitz eine Reiſe nach der Lauſitz, wo ihm ſeine Großmutter einige Güter abgetreten, ſpäterhin eine andre nach Leipzig und Halle, wo er Gelder einzufordern hatte, und benutzte dieſe Nähe, um auch in Zeitz den lieben Freund zu beſuchen. Eine bedeutende Bekanntſchaft und freundſchaftliche Verbindung, war ihm inzwiſchen auch in Berlin mit dem jungen Beſſer geworden, der im Jahre 1680 ſeinen Wohnſitz dort genommen hatte, und unſtreitig unter den ſchönen Geiſtern und gebildeten Weltmännern damaliger Zeit in erſtem Range ſtand. Für beide war der wechſelſeitige Umgang werth und förderlich; ſie dichteten ungefähr in gleicher Art, und ihre Dichtkunſt widmete ſich vorzugsweiſe der Geſellſchaft, dem Hofe, die dazu den reichlichſten Anlaß gaben. Das Leben in Berlin war damals äußerſt regſam und gefällig, der Umgang mannigfach, der Verkehr in den Hofkreiſen machte Anſpruch auf Geſchmack und Bildung. Die ſogenannten Wirthſchaften, eine Art feſtlicher Vergnügungen unſern Maskenzügen vergleichbar, waren ſehr beliebt, und erſchienen ſelten ohne den Reiz dichteriſcher Ausſchmückung; mythologiſche, hiſtoriſche und phantaſtiſche Figuren, Nationen, Stände und Gewerbe, wurden in glänzenden Koſtümen, in der Regel ohne Geſichtsmaske, von den Gäſten dargeſtellt, und zu mancherlei Gruppirungen, Tänzen oder ſonſtigen Aufführungen geordnet; die Perſonen hatten entweder Verſe herzuſagen, oder waren Gegenſtand der ihnen vom Dichter in eignem oder fremdem Sinne gewidmeten. Der franzöſiſche Geſandte, Graf von Rebenac-Feuquieres, gab im September 1682 zur Feier der Geburt des Herzogs von Burgund in Berlin eine dergleichen glänzende Wirthſchaft, deren vornehmſten Theilhaber Canitz mit einigen zu ſeiner Zeit galanten und muntern Verſen ihrem Karakter gemäß bedacht hat.

Im Herbſte des Jahres 1682 begann Canitz'ens diplomatiſche Laufbahn durch eine Geſandtſchaft, die ihm der Kurfürſt an die rheiniſchen Kurhöfe in einer beſonderen Angelegenheit übertrug. In Frankreich am Main wurden zwiſchen dem Könige von Frankreich und dem deutſchen Reiche über die Ausführung des Friedens von Nimwegen ſchwierige Verhandlungen gepflogen, welche zu einem neuen Kriege führen konnten. Der Kurfürſt wünſchte einen neuen Bruch abzuwenden, er hatte ſchon genug bewieſen, daß, wenn es galt, er an rüſtigem Eifer und tapfrem Muthe niemanden weiche, doch unter den damaligen Umſtänden glaubte er einen neuen Krieg durchaus verderblich für das Reich.

Demnach wurde Canitz nach Köln, Trier, Mainz und Heidelberg abgefertigt, um die dortigen Höfe für die Richtung zu gewinnen, bei welcher der Frieden ſich erhalten zu können ſchien. Er hatte beſonders in Mainz guten Erfolg, und begab ſich darauf nach Frankfurt am Main, um daſelbſt in Verbindung mit dem däniſchen Geſandten für den gleichen Zweck zu wirken. Der dortige Kongreß ging zwar bald nachher aus einander, weil die franzöſiſchen Geſandten, der fruchtloſen Zögerungen überdrüſſig, ſich entfernten, allein die Verhandlungen wurden am Reichstage zu Regensburg fortgeſetzt, und der gefürchtete Ausgang war für den Augenblick vermieden. Canitz kam im Frühjahr 1683 nach Berlin zurück, und wurde wegen ſeines klugen und glücklichen Benehmens ausgezeichnet belobt. Der Kurfürſt verlieh ihm zur beſonderen Belohnung, anſtatt der Aemter Zoſſen und Trebbin, die er wieder an Mandelsloh abtrat, die einträgliche Amtshauptmannſchaft Mühlenhof und Müllenbeck, welche jährlich über 700 Thaler brachte, und die Annehmlichkeit hatte, daß der Mühlenhof in Berlin ſelbſt lag. Im März des Jahres 1684 wurde Canitz, nachdem er vorher mit ſeiner Gemahlin ſeinen Freund Zapfe in Altenburg beſucht hatte, abermals an den Rhein geſandt. Der Kurfürſt von Brandenburg war unaufhörlich bedacht, die Sache des Reichs gegen das Ausland zu ſtärken, und zugleich jeder inneren Unterdrückung oder Verwirrung entgegen zu arbeiten. Durch ſeinen Geſandten Paul von Fuchs hatte er den Kurfürſten von Köln, der nur zu ſehr geneigt war, ſich den Anträgen und Lockungen Frankreichs hinzugeben, in ſein Bündniß gezogen. Nachdem aber Fuchs alsbald von Köln nach dem Haag weitergereiſt, ſollte nunmehr Canitz jenes Bündniß neuerdings zu befeſtigen, und zugleich eine Zwiſtigkeit auszugleichen ſuchen, die ſich zwiſchen dem Kurfürſten von Köln und den Herzogen von Hannover und Celle wegen des Beſatzungsvorrechts in Hildesheim erhoben hatte. Er ging deßhalb über Hannover, um dort vermittelnd einzuwirken, und hatte ſowohl hier, als nachgehends in Köln, in ſeiner Unterhandlung ſoweit glücklichen Erfolg, als von ſeiner Sendung mit Billigkeit zu erwarten geweſen war. Die genannten Höfe traten, nach dem

Vorgange Hollands, dem zu Regensburg zwiſchen Kaiſer Leopold dem Erſten und dem Könige Ludwig dem Vierzehnten auf zwanzig Jahre eingegangenen Stillſtande bei, und ſchloſſen ſich enger an den Kurfürſten an; zwar wurde den Franzoſen die von ihnen treulos eingenommene freie Reichsſtadt Straßburg einſtweilen überlaſſen, aber gleichwohl das übrige Reich für den Augenblick aus der bedenklichen Gefahr gerettet. Canitz kam noch vor Ablauf des Jahres von Köln nach Berlin zurück, wo ſeinen Verrichtungen abermaliger Beifall zu Theil wurde.

Von größeren Schwierigkeiten und minderem Erfolg war eine Sendung, mit welcher Canitz im Februar des nächſtfolgenden Jahres 1685 nach Niederſachſen beauftragt wurde. In der freien Reichsſtadt Hamburg beſtanden zwiſchen dem Rath und der Bürgerſchaft heftige, andauernde Zwiſtigkeiten. Der Bürgermeiſter Meurer, vieler Vergehen gegen das Gemeinweſen beſchuldigt, lebte mit dem Herzog von Celle in engen Verſtändniſſen, und fand in demſelben eine mächtige, aber auch um ſo gehäſſigere Stütze gegen die Angriffe ſeiner Mitbürger. Auch bei dem Reichshofrath in Wien wurde ſeine Sache begünſtigt, und von daher der Herzog von Celle beauftragt, den Kaiſerlichen Ausſprüchen Wirkung zu verſchaffen. Da hier Namen und Anſehn des Kaiſers offenbar nur perſönlicher Leidenſchaft und eigennütziger Anmaßung dienen ſollte, ſo erhob die Bürgerſchaft den heftigſten Widerſpruch. Zwei Bürger inſonderheit, Konrad Jaſtram und Hieronymus Snitger, bewieſen den feurigſten Eifer für die Gerechtſame der Stadt, ſtellten ſich an die Spitze der Unzufriedenen, und gewannen bald ein ſolches Anſehn beim Volke, daß ſie daſſelbe ganz nach ihrem Willen lenkten. Auch ihrer Parthei fehlte es nicht an auswärtiger Unterſtützung; der däniſche Hof beſtärkte ſie in ihrem Widerſtande gegen den Herzog von Celle, indem er doch auch dieſen im Stillen anregte; ernſtlicher und aufrichtiger nahm der Kurfürſt von Brandenburg an ihrer Sache Theil. Canitz wurde nach Celle geſandt, um den Herzog von ſeinen gewaltſamen Unternehmungen gegen Hamburg abzumahnen, eine neue Berichterſtattung an den Kaiſer anzuſprechen, und von Seiten des

Kurfürſten nachdrücklich zu erklären, daß derſelbe die Hamburger in ihren Gerechtſamen nicht werde kränken laſſen, ſondern auf alle Weiſe zu ihrem Beiſtande bereit ſei. Canitz richtete ſeinen Auftrag mit ſolcher Kraft und Geſchicklichkeit aus, daß der Herzog, wiewohl mit vieler Unluſt und großen Klagen über Jaſtram und Snitger, in neue Vergleichsverſuche willigte. Hierauf begab ſich Canitz nach Hamburg, um auch dort verſöhnend einzuwirken. Er brachte der Stadt die Verſicherung des Kurfürſtlichen Schutzes, und benutzte die ungemeine Gunſt, welche die Art ſeines Erſcheinens und ſein Benehmen ihm bei den Bürgern gab, um alles zum Frieden zu lenken. Jaſtram und Snitger, an die er ſich mit einnehmender Beeiferung wandte, ſchloſſen ſich ihm mit vollem Vertrauen an, folgten ſeinen Rathſchlägen, und ſetzten dieſelben bei der Bürgerſchaft durch. Durch Canitz'ens und jener ihm verbundenen beiden Patrioten wackeres Bemühn gelang es wirklich, nach öfterem Hin- und Herreiſen, einen friedlichen Vergleich dem Abſchluſſe nah zu bringen, als der Herzog von Celle in dieſem ungelegenſten Zeitpunkte neuerdings mit harten und trotzigen Ausdrücken einen vor ſechs Monaten ausgefertigten Kaiſerlichen Schutzbrief für den Bürgermeiſter Meurer an die Stadt abgeben ließ, und dadurch plötzlich alles wieder verdarb. Die Gemüther geriethen in die heftigſte Bewegung, und wollten nun von keiner Nachgiebigkeit mehr hören; auch Jaſtram und Snitger mußten dem Strome folgen, wider welchen ſie nichts vermochten; Canitz wurde im Juni abberufen, und ſchied mit Trauer von der Stadt, für deren Beſtes er ſo lebhaft bemüht geweſen, und deren edelſte Bürger ihm ſo nah bekannt geworden. Er nahm ſeinen Rückweg über Celle, wo er dem Herzoge nochmals ernſtlich zu erklären hatte, der Kurfürſt würde, wie auch die Sache ausſchlüge, der Stadt Hamburg als Vertheidiger nicht fehlen, und den Untergang derſelben nicht müßig anſehn. Der Kurfürſt nahm ſich hierauf in Wien der Hamburgiſchen Sache beſtens an, allein unvermuthete Gewaltſtreiche brachten neue Verwirrung. Als die Häupter des Volks waren insbeſondere Jaſtram und Snitger dem tödtlichſten Haſſe der Gegenparthei ausgeſetzt; ihrer ſich zu entledigen, wollte man kein Mittel unverſucht laſſen. Mit Hülfe des Kaiſerlichen Reſidenten Rundeck wurde das ſchwärzeſte Komplott geſchmiedet, die beiden Bürger gewaltſam aufzuheben, und nach Celle als Gefangene zu liefern. Wirklich wurde Snitger, als er mit ſeiner Gattin nach ſeinem Garten in Ham fahren wollte, von celliſchen Reitern überfallen und eiligſt fortgeführt, aber noch auf dem Hamburgiſchen Gebiete von nachſetzenden Hamburgern wieder eingeholt, befreit, und mit einem Theil der überwältigten und gefangenen Räuber im Triumph nach der Stadt zurückgebracht. Das Gericht verurtheilte die celliſchen Soldaten nebſt einigen andern Theilnehmern des verrätheriſchen Ueberfalls zum Tode, und ſie wurden wirklich, trotz aller erſinnlichen Bemühung des Herzogs von Celle und der Kaiſerlichen Beamten, neun an der Zahl enthauptet. Hierüber entſtand ein gewaltiger Lärm, und wiewohl das Hamburgiſche Gericht ganz in ſeiner Befugniß gehandelt hatte, auch in Wien nicht geläugnet wurde, daß der Kaiſerliche Reſident, jedoch ohne Auftrag, jenen Streich angeſtiftet, ſo entzündete ſich der Haß gegen die Stadt doch nur um ſo heftiger, und von Wien her ſtanden derſelben die verderblichſten Entſcheidungen zu erwarten. In dieſer Bedrängniß fand Hamburg abermals in dem Kurfürſten von Brandenburg einen kräftigen Vertreter bei dem Kaiſer. Zugleich wurde Canitz, im September des nämlichen Jahres, wiederum nach Celle und Hamburg geſandt, um nochmals eine gütliche Vermittelung zu verſuchen. Allein die Schwierigkeiten hatten inzwiſchen auf beiden Seiten zugenommen; der Herzog von Celle trotzte auf das Anſehn und den Beiſtand des Kaiſers, und wollte von keinem Vergleich mehr hören, die Hamburger verließen ſich auf die Hülfe Dänemarks, von welcher Seite ſie nachdrücklichſt in ihrem Widerſtande beſtärkt, und auf alle Weiſe noch mehr gegen den Herzog von Celle und die in Wien erſchlichenen Kaiſerlichen Verfügungen aufgereizt wurden. Vergebens warnte Canitz ſeine Freunde Jaſtram und Snitger wiederholt gegen die verderblichen Lockungen und Rathſchläge der Dänen, die ſchmeichleriſchen Anerbietungen der letzteren ſiegten über die wohlmeinenden Mahnungen des Kurfürſten, der brandenburgiſche Einfluß wurde verdrängt, und Canitz kehrte unverrichteter Sache im Dezember nach Berlin zurück. Der Ausgang zeigte im folgenden Jahre, wie ſehr jene Patrioten in ihrer Wahl geirrt hatten. Sie hielten, auf Dänemark geſtützt, ihren Gegnern eine Zeitlang guten Stand, allein die Dänen, welchen ſie ſich ganz hatten hingeben müſſen, ſuchten unter dem Vorwande des Schutzes nur ihre eigne Herrſchaft in Hamburg aufzurichten, ſie ſammelten Truppen, warfen endlich die Larve weg, und forderten unumwunden die Erbhuldigung der Hamburger; die verrathene Stadt griff zu den Waffen, der Rath benutzte den Anlaß, um celliſche Truppen hineinzuziehen. Jaſtram und Snitger wurden verhaftet, und auf Betrieb ihrer Feinde als Verräther, die dem Könige von Dänemark die Stadt überliefern gewollt, öffentlich hingerichtet, ohne daß das beſtürzte und unſichre Volk etwas zu ihrer Rettung verſucht hätte. —

Kaiſer Leopold führte in dieſer Zeit mit aller Macht in Ungarn den Krieg gegen die Türken, und ſeinem tapfern Heere war den 26. Juli 1686 die Erſtürmung der Feſtung Ofen gelungen. Der Kurfürſt von Brandenburg, der ſelbſt 8000 Mann unter dem General von Schöning als Hülfstruppen bei dem Heere hatte, beeiferte ſich, dem Kaiſer zu dieſem großen Siegserfolge glückwünſchend ſeinen Antheil zu bezeigen, und Canitz wurde zu dieſer Sendung auserſehn. Er empfing zugleich den Auftrag, die Sache der Stadt Hamburg, deren Streitverhältniſſe noch immer fortdauerten, beſtens wahrzunehmen, und auf eine friedliche Ausgleichung kräftig hinzuarbeiten. Während Canitz dieſe Angelegenheit in Wien betrieb, unterhandelten die brandenburgiſchen Geſandten von dem Kneſebeck und von Fuchs zu gleichem Zweck in Kopenhagen, und durch dieſe vereinten Bemühungen ſah der Kurfürſt ſchon im September deſſelben Jahres die gewünſchte Ausgleichung endlich herbeigeführt noch immer glücklich genug, obſchon viel weniger, als ſie es vor dem Opfer jener unglücklichen Bürger hätte ſein können. Canitz empfing den Befehl, von Wien nach Ungarn abzugehn, um bei den brandenburgiſchen Hülfstruppen einiger vorkommenden Geſchäfte wahrzunehmen; in Ofen, wo er ſich einige Zeit aufhielt, dichtete er ein Trauergedicht auf den Tod ſeines Freundes des Grafen Theodor von Dohna, der beim Sturme dieſer Feſtung geblieben war. Wir mögen daraus ein paar Strophen wohl hieherſetzen:

„Viel haben Tod und Schmach zu Einer Zeit gelitten,
Viel hat Verzweifelung und Raſerei beſtritten.
Wie mancher giebt den Geiſt in ſchnöder Wolluſt auf?
Wie manchen, der ſein Grab mit Lorbeern denkt zu krönen,
Muß was Verächtliches im Sterben noch verhöhnen?
Hier brach nichts Schändliches ſolch einen ſchönen Lauf.
So, wie ein Wandelſtern in Diamanten-Funken
Von unſerm Scheitel weicht, iſt Theodor geſunken.

Die Grabſchrift hat er ſich mit eignem Blut geſchrieben,
Ein Werk, das ewig währt! Er iſt im Sturm geblieben,
Wo Gott mit Mahomet um eignen Ruhm gekämpft;
Daſelbſt hat er geſiegt, im Beiſein vieler Helden,
Die in der halben Welt den frühen Fall vermelden.
Der Neid beklaget ſelbſt, daß ihn der Tod gedämpft;
Der Neid, der insgemein, den Stachel zu verblümen,
Die Tugend in dem Sarg am liebſten pflegt zu rühmen.“

Nach Wien zurückgekehrt, wurde Canitz durch den gleich darauf erfolgenden Tod des brandenburgiſchen Reſidenten von Schmettau daſelbſt noch längere Zeit zurückgehalten, indem wichtige Aufträge ſeines Hofes einen vertrauten und geſchickten Bevollmächtigten erforderten. Der König von Frankreich hatte nicht nur den geſchloſſenen zwanzigjährigen Stillſtand bisher durch Eingriffe mancher Art verletzt, ſondern auch durch neue, zwar dem Frieden ſcheinbar zuſagende, aber gleichwohl das ganze Verhältniß unſicher aufregende Vorſchläge den Kaiſerlichen Hof in beſorgliche Spannung gebracht. Der Kurfürſt von Brandenburg, an welchen der Kaiſer wegen dieſer Lage der Dinge ſich zunächſt gewandt, ſäumte nicht, demſelben durch Canitz im Februar 1687 erklären zu laſſen, daß zwar, ſo lange kein Frieden mit den Türken geſchloſſen, ein Krieg gegen Frankreich mit getheilten Kräften ſehr mißlich zu führen ſein würde, er ſelbſt aber als treuer Reichsſtand ſtets bereit ſei, wenn die Umſtände es nöthig machten, mit geſammter Macht dem Kaiſer gegen die Franzoſen beizuſtehn. Das feſte Einverſtändniß des Kurfürſten mit dem Kaiſer ſtörte die franzöſiſchen Abſichten, die bald wieder zur Erhaltung des Friedens einlenkten. Der Kurfürſt rieth, es dabei zu laſſen, da die Kräfte des Reichs theils noch zu erſchöpft, und theils wieder zu ſehr verſplittert ſeien, um dem Feinde ſeine widerrechtlichen Aneignungen jetzt mit Erfolg zu entreißen, daß aber, wenn dies geſchehn ſolle, vorher mit den Türken der Friede zu ſichern ſei. Canitz erwarb durch die Art, wie er in dieſen Verhandlungen auftrat, nicht nur die volle Zufriedenheit ſeines eignen Hofes, ſondern auch die ausgezeichnete Gunſt des Kaiſerlichen, wie denn der Kaiſer ſelbſt nicht unterließ, in einem Handſchreiben an den Kurfürſten das Verdienſt des eben ſo eifrigen als geſchickten Unterhändlers ausdrücklich zu beloben. Im Mai kehrte Canitz nach Berlin zurück; er ſollte zwar ſogleich neue Aufträge erhalten, erſt nach Regensburg, darauf nach Altona, um dort den Reſidenten von Jena in den Reichstagsgeſchäften, hier den Geſandten von Fuchs bei den Verhandlungen zwiſchen Holſtein und Dänemark abzulöſen, allein er wußte beide Sendungen, welche in perſönlicher Beziehung zu den Vorgängern nicht erwünſcht ſein konnten, glücklich von ſich abzuwenden. Er verlebte einige Zeit ruhig bei den Seinigen.

Das Ableben des großen Kurfürſten, welches am 28. April 1688 erfolgte, brachte für Canitz'ens Verhältniß keine weſentliche Aenderung. Der neue Kurfürſt Friedrich der Dritte bezeigte ihm alsbald ſein Wohlwollen, indem er ihn zum Geheimen Rath ernannte, und nahm ſeine Dienſte ſogleich wieder in Anſpruch. Canitz wurde nach Wien geſandt, um die Anzeige des hohen Todesfalls an den Kaiſer zu überbringen, und kaum nach Berlin zurückgekehrt, mußte er abermals nach Wien reiſen, um von der inzwiſchen erfolgten Geburt eines Kurprinzen daſelbſt Meldung zu thun, zugleich erhielt er den Auftrag, einſtweilen als Geſandter am Kaiſerlichen Hofe zu verbleiben, in welcher Eigenſchaft er fünf Monate die Geſchäfte zur größten Zufriedenheit ſowohl des Kurfürſten als des Kaiſers verwaltete, wie von Seiten des letztern abermals ein belobendes Handſchreiben ihm bezeugte.

Zum Neujahr 1689 kam er nach Berlin zurück, mußte aber ſchon im Februar in einer neuen Sendung nach Hamburg abgehn, um daſelbſt den Geheimen Rath von Fuchs in dem ſchwierigen Vermittelungsgeſchäft zwiſchen Holſtein und Dänemark als zweiter Geſandter zu unterſtützen. Die Verhandlungen ließen keinen beſchleunigten Ausgang hoffen, und Canitz beſchloß, für den längeren Aufenthalt ſich häuslich dort einzurichten, nahm ſeine Gattin und eine Nichte dahin mit, und bezog in der ſchönſten Gegend der Stadt, am Jungfernſtieg, eines der anſehnlichſten und bequemſten Häuſer, dem reichen portugieſiſchen Juden Texeira zugehörig. Der unſelige Rangſtreit aber, welcher in früheren Zeiten alle diplomatiſchen Verhältniſſe ſo ſehr erſchwerte, verhinderte auch dießmal den freien Umgang unter den Geſandten, die außer ihren geſchäftlichen Verrichtungen nur noch etwa in den deutſchen Singſpielen und in dem damals berühmten Ankelmanniſchen Garten beim Spazierengehen zuſammenkamen. Endlich gerieth man auf die Auskunft, daß angenommen wurde, nicht die Geſandten ſelbſt, ſondern gleichſam nur ihre Gemahlinnen empfingen die Geſellſchaft, da denn die Aengſtlichkeit der ſtrengen Etikette, unbeſchadet aller beſtrittenen Anſprüche, wegfallen durfte, und der geſellſchaftliche Verkehr ſich bald in angenehmſter Weiſe geſtaltete. Die Geſellſchaften bei Frau von Canitz waren beſonders ausgezeichnet, die Klugheit und feine Lebensart der Wirthin, ihr richtiger Sinn für alles Angemeſſene, und ihr edler Geſchmack in jeder Anordnung, erhöhten den Glanz ihres Aufwandes, und machten ihr Haus zu dem beſuchteſten Sammelplatz der vornehmen Welt. So vergingen ſechs Monate, zwar unter ſchwierigen Geſchäften, aber in dem angenehmſten Leben, die Streitigkeiten der beiden Höfe wurden endlich beigelegt, und die Geſandten, deren Bemühen die Vermittelung gelungen war, kehrten wohlbeſchenkt heim. Canitz, der ſonſt wohl klagen konnte, daß, „während er gelaufen, Andere die güldenen Aepfel aufgeleſen“, empfing bei dieſer Gelegenheit beſonders von dem holſteiniſchen Hof ein ungewöhnliches Geſchenk von mehreren tauſend Thalern. Er begab ſich nach der Rückkehr, da der Hof grade abweſend war, ſogleich auf ſein Gut Blumberg, in der Hoffnung, wie er an ſeinen Freund Zapfe ſchrieb, daſelbſt im Genuſſe der Landluſt bis zur Ankunft des Hofes ſeinen Kohl in Ruhe zu pflanzen. Doch unmittelbar darauf nahm ihn ſchon wieder ein neues Geſchäft in Anſpruch. Der Herzog von Sachſen-Lauenburg war als letzter aus dem askaniſchen Stamm ohne ſichere Erben geſtorben, und der Herzog von Celle hatte das Land ſogleich in Beſitz genommen; gegen ihn machten Kurſachſen und das Haus Anhalt ihre, wie ſie behaupteten, näheren Anſprüche geltend, und Canitz wurde beauftragt, von Seiten Brandenburgs die Rechte des letzteren Hauſes nachdrücklich zu unterſtützen; er beſuchte in dieſer Angelegenheit die ſämmtlichen braunſchweigiſchen Höfe, kehrte aber, da die Sache ein langwieriges Anſehn bekam, und zur Entſcheidung des Kaiſers nach Wien gezogen wurde, gegen Ende des Novembers wieder nach Berlin zurück, und erſtattete dem Kurfürſten über ſeine vergebliche Sendung mündlichen Bericht. Zum Schluſſe dieſes Jahres reiſte er nach Sonnenburg, wo die feierliche Einſetzung des Fürſten von Waldeck als neuerwählten Heermeiſters des Johanniterordens Statt fand, und auch er ſelbſt als Ritter aufgenommen wurde.

Bei allen ſeinen Verdienſten und raſtlos thätigen Leiſtungen, deren Werth ſtets günſtig anerkannt wurde, ſcheint doch auch Canitz auf ſeiner Bahn den großen und kleinen Kränkungen nicht entgangen zu ſein, für welche das Verhältniß des Staatsdienſtes vor andern zugänglich und empfindlich iſt, und deren geſteigerte Unluſt nur durch den Eifer des Ehrgeizes etwan überboten wird. Der letztere war in Canitz weder heftig noch ungemeſſen, und ihm konnte deſto leichter das Treiben deſſelben verleidet werden, als die Zurückgezogenheit ihm in ſeinen Neigungen und Gaben den troſtreichſten Erſatz bot. Wirklich brachte er das ganze Jahr 1690 von Staatsgeſchäften entfernt, und großentheils auf ſeinem Gute Blumberg in ſtiller Muße zu, beglückt durch Gattin und Kinder, durch bewährten Freundesumgang und durch die Ausübung der Dichtkunſt. Daß er indeß dem Hofe nicht ganz fremd wurde, ſondern ein angenehmes Verhältniß auch in dieſer Richtung fortbeſtand, bezeugen ein paar Gedichte, welche er bei Gelegenheit ſogenannter Wirthſchaften verfaßte, darunter eines auf die noch lange nachher berühmte Scheerenſchleifer-Wirthſchaft, von welcher anderswo noch die Rede ſein wird. An ſeinen Freund Zapfe, mit welchem er ununterbrochen Briefe wechſelte, bald in deutſcher, bald in franzöſiſcher Sprache, ſchrieb er in dieſer Zeit: „La cour n'a pas assez de charmes pour moi, et je considère les charges, qu'on y recherche avec tant de soins, comme de fers, qui nous empêchent de jouir entièrement de notre liberté, qui passe toutes les richesses du monde, et dont les âmes basses ne connoissent pas le véritable prix.“ In ſeiner Satyre vom Hofleben, die wohl in dieſer Zeit entſtanden ſein dürfte, giebt er folgende beißende Schilderung, deren Züge insgeſammt, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf wahrhafte Vorgänge und perſönliche Verhältniſſe gehn:

„Treibt das Verhängniß mich zu einem großen Mann,
Der ſelten helfen will, und immer ſchaden kann,
Mein Gott! wie muß ich mich in Zeit und Stunden ſchicken,
Eh mir es widerfährt ſein Antlitz zu erblicken!
Zum öftern will er nicht im Schlafe ſein geſtört,
Ob man von Weitem gleich ſein Brettſpiel klappern hört;
Zuweilen eh wir's uns am wenigſten vermuthen,
Schwimmt er, als wie ein Fiſch, durch der Klienten Fluthen.
Wohl mir, wenn er alsdann ſo lange ſich verweilt,
Daß mir ein kurzes Nein zur Antwort wird ertheilt,
Dieweil gemeiniglich es ihm alſo beliebet,
Daß er durch's Hinterhaus ſich in die Flucht begiebet.
Wenn ich dann kalt und matt auf meine Ruh bedacht,
Iſt ſchon was Neues da, das mich verzweifeln macht,
Ich finde mich umringt von einem Bettlerhaufen,
Ich, der ich möchte ſelbſt vor fremde Thüren laufen;
Die wollen, ſonder Geld, und mit dem bloßen Nein,
Das ich davongebracht, nicht abgewieſen ſein.“

Dem Verdruſſe ſolch ſchnöder Begegnung, der ſelbſt hoher Rang und Verdienſt nicht entgehen können, geſellt ſich die faſt noch größere Unluſt auch der entgegengeſetzten Beeiferung:

„Man ſieht ein ſichres Volk an Höfen und in Städten,
Das, wie um's Tagelohn, das Pflaſter pflegt zu treten;

Das, weil es Arbeit haßt, und doch nicht ſtille ſitzt,
Aus Vorwitz in dem Schooß des Müſſigganges ſchwitzt.
Dergleichen Leute ſind die Diebe meiner Stunden,
Es iſt ihr Höflichſein mit Ungeſtüm verbunden.
Da heißt's: Wie geht es euch in eurer Einſamkeit?
Ich denke: Ziemlich wohl, wenn ihr nicht bei mir ſeid.
Das Wetter nach dem Sturm hat ſich ſchon aufgekläret.
Ach, wünſch' ich, hätt' es doch bis in die Nacht gewähret,
So bringet ihr vielleicht, wie nun, bei Sonnenſchein
Mit eurem Mückenſchwarm nicht in mein Zimmer ein!“

Im Unwillen gegen ſolche Leute vergleicht er ſie gemeinen Verbrechern:

„Der mich verwundet hat, vom Jachzorn angetrieben,
An dem wird das Geſetz bald ſeinen Eifer üben;
Wie aber geht es dem für ſo genoſſen aus,
Der mir, mit Vorbedacht, fällt in mein eigen Haus,
Und da mit eitlem Tand, den er mit Worten ſpicket,
Aus Freundſchaft einen Dolch bis in das Herze drücket?“

Er entflieht zuletzt all ſolchem Unweſen in ſein freies Blumberg, wo er im Genuſſe des Landlebens aufathmet, und den Geiſt mit edlerer Beſchäftigung ſtärkt.

Doch wie ſich das, worauf man verzichtet, oft leichter darbietet, als was man erſtrebt, ſo trat auch das Staatsleben für Canitz noch vor ſeinen Wünſchen wieder ein. Gleich im Anfange des Jahres 1691 erhielt er eine Sendung an den Fürſtlichen Hof nach Zeitz, wo er in einem beſonderen Geſchäft einige Zeit verweilen mußte. Ein wichtiger Erbfolgeſtreit, der ſich durch den Tod des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin zwiſchen den Fürſtlichen Häuſern Grabow und Strelitz erhob, veranlaßte darauf im folgenden Jahre 1692 ſeine Verſchickung nach Niederſachſen, die ſich im Jahre 1693 wiederholte. Der Verſuch, einen gütlichen Vergleich unter den Streitenden zu vermitteln, fand große Schwierigkeiten, und Canitz bedurfte in dem langwierigen Geſchäft aller ſchon erprobten perſönlichen Eigenſchaften, durch welche Vertrauen erworben, und des Anſehens und der Haltung, durch welche Einfluß behauptet wird. Erſt im Jahre 1694 kehrte er von dieſer Verhandlung völlig zurück, aber nicht um in fortdauernder Thätigkeit oder in neuer Muße, wie bisher, eines heiteren Glückes ſich zu freuen, ſondern um eine Reihe von trüben Begegniſſen zu beſtehn, welche ihn endlich mit dem härteſten Schlage trafen, und ihn wohl erkennen ließen, daß der glücklichere Theil ſeines Lebens vorüber ſei. Die Mutter ſeiner Doris erkrankte, und ſtarb in dem letztgenannten Jahre, eine jüngere Schweſter derſelben wurde gleichfalls gefährlich krank, und jene, als treue und ſorgſame Pflegerin, von äußerer Anſtrengung und innerer Theilnahme gleich erſchüttert, litt ſelbſt an ihrer Geſundheit, die ſich von jener Zeit nicht wieder völlig herſtellte. Im Anfange des folgenden Jahres erfuhr Canitz das Unglück, daß ſein Gut Blumberg durch eine heftige Feuersbrunſt großentheils abbrannte. Er ſaß grade bei der Abendmahlzeit mit ſeiner Familie und guten Freunden zu Tiſch, als ihm die unglückliche Botſchaft gemeldet wurde, welche ihn um ſo härter traf, als es damals noch keine Feuerkaſſen gab. Doch kaum hatte er die Erzählung angehört, als er ſogleich, den eignen Verluſt weniger als den ſeiner Inſaſſen beachtend, mit ruhiger Faſſung die Worte ſprach: „Ich will den armen Leuten ihre Häuſer wieder aufbauen laſſen“, welches er auch durch die That alsbald bewährte. Seinem Gemüthe ſtand jedoch in kurzem eine ernſtere Prüfung bevor, gegen welche ſeine Kraft und Feſtigkeit nicht, wie bei jenem Verluſte, gewaffnet war.

An einem Sonnabend, als ſie eben zur Beichte gehn wollte, um für den folgenden Tag ſich zu dem heiligen Abendmahl vorzubereiten, wurde Frau von Canitz faſt auf der Schwelle ihres Zimmers plötzlich unwohl. Da ſie guter Hoffnung war, ſo deutete man den Zufall, der keine beunruhigenden Zeichen hatte, als einen in ſolchen Umſtänden gewöhnlichen, und brachte ſie zu Bette. Aber ſie ſelbſt, ohne daß der Anſchein grade ſchlimmer geworden, fühlte ſich am folgenden Tage bedenklich krank. Ihrem Gatten, der an ihrem Bette ſaß, eröffnete ſie in liebreichen Worten, er möchte ſich nicht gar zu ſehr mit ihrem Wiederaufkommen ſchmeicheln, ſie fühlte wohl, daß, da ſie ſich, nicht ohne innerliches Leiden, bisher gewöhnen müſſen, ihn ſo oft von ihr reiſen zu ſehen, die Reihe nun auch an ſie käme, von ihm zu ziehen, und ihm vielleicht bald einen Abſchied zu ſagen, welcher wohl der letzte in dieſer Welt ſein dürfte, er möchte ihr aber erlauben, daß ſie ihm noch ein Zeichen ihres dankbaren und auch künftig für ſein Leben beſorgten Herzens geben könne. Dies betraf die Wahl einer künftigen Gemahlin, zu welcher ſie ihm eine ihrer Freundinnen vorſchlug, deren Werth ihr durch vieljährigen vertrauten Umgang wohlgeprüft war. Canitz, in tiefſter Herzensbewegung, lehnte einen ſolchen Antrag fern von ſich ab, allein ſie fügte zu deſſen Unterſtützung, nach kurzem Stillſchweigen, freundlichſt noch dieſe Worte hinzu: „Ich weiß, daß er ſich um das Hausweſen weder jemals bekümmert, noch wegen ſeiner Staatsgeſchäfte und vielen Verſchickungen deſſen ſich annehmen können; aber ſein jüngſt abgebranntes Landgut, ſeine ſchwere Haushaltung, ſeine eigne Geſundheit, und ſonderlich unſer noch unerzogener Sohn erfordert eine ſo kluge Vorſteherin, und meine eigne Liebe findet dabei einen tröſtlichen Antheil, weil ich hoffen kann, daß er ſich, in Geſellſchaft einer mir bisher ſo geneigten Freundin, deſto öfter ſeiner getreuen Doris erinnern werde.“ Dieſes Er jener Zeit, die Mitte haltend zwiſchen dem Du und dem ſpäter aufkommenden Sie, ſchwebte zwiſchen Vertrauen und Achtung, und hatte noch keine Spur der Zurückſetzung, die erſt in der letzten Zeit entſchieden damit verknüpft worden. Die Leidende wurde bald nachher unter großen Schmerzen frühzeitig entbunden, worauf ihre Kräfte merklich abnahmen. Sie fühlte, daß ihr Ende herannahe, behielt aber ſtandhaften Muth, und führte ſo fromme, gottergebene Reden, bezeigte ſo heitern und freien Sinn, daß alle Umſtehenden, unter welchen auch ihr Beichtvater, der fromme Doktor Spener, durch ein ſo ſchönes Beiſpiel edlen Sterbens innigſt erbaut wurden. Am vierten Tage waren die Vorboten des nahen Todes unverkennbar; ſie ließ ihren neunjährigen Sohn, von ſieben Kindern das einzige übriggebliebene, vor ihr Bette kommen, und gab ihm mit den nachdrücklichſten Worten und zärtlichſten Küſſen ihren mütterlichen Segen; ihren Gatten, der auf den Knieen liegend ſeine thränenvollen Wangen auf ihre liebreichen Hände drückte, ſuchte ſie zu tröſten, und ba ihm, nicht kleinmüthig zu ſein. Sie hatte alles zu ihrem Sterben vorbereitet, und nebſt andern Gegenſtänden beſonders auch ein Vermächtniß für die Schulen, Kirchen und Armen angeordnet, welches ſie mündlich ihrem Gatten eröffnete, indem ſie hinzuſetzte: „Ich habe meinen letzten Willen weder ſchriftlich noch gerichtlich niederlegen wollen, des ungezweifelten Vertrauens, er werde meine letzte Bitte auch nach meinem Tode, kraft ſeiner mir bekannten Großmuth, von ſich ſelbſt erfüllen.“ Canitz vermochte was ihm bevorſtand nicht zu faſſen, er verging in gränzenloſem Leid. Die Gattin aber, ihm nochmals innig Lebewohl ſagend, bat ihn, ſeinem Schmerze nicht ſo ſehr nachzugeben, und ſie durch ſeine heftige Betrübniß in einem ſüßen Schlafe nicht zu ſtören, der ſich eben bei ihr anmelde. Sie nahm hierauf mit größter Faſſung auch von den übrigen Anweſenden herzlich Abſchied, legte ſich dann zur Ruhe, und ſagte mit freudigem Geſicht: „Sehet, ich ſchlafe ſchon wirklich!“ So entſchlief ſie ſanft und lächelnd, ohne Schmerz und Zucken. Sie hatte von jeher, in geſunden Tagen, von Gott ſehnlichſt einen ſolchen Tod erfleht, wie ihr jetzt gewährt worden war. Sie ſtarb Dienstags den 9. April um 1 Uhr nachmittags, etwas über neununddreißig Jahre alt.

Dieſer Trauerfall wurde durch den lebhaften und vielfachen Antheil, der ſich damit verknüpfte, zu einem großen, allgemeinen Ereigniß, das in der ſittlichen wie in der dichteriſchen Welt geraume Zeit in fruchtbarem Andenken ſtand. Canitz'ens Doris brauchte man nur zu nennen, um ein leuchtendes Vorbild weiblicher Tugend und Liebe, reinſten Eheglücks, und würdigſter Verherrlichung hervorzurufen. In der That fehlte ihr keine Eigenſchaft, um ſie zu einer höchſtbegabten, ſeltnen Erſcheinung zu machen; ihre liebevolle Güte und ſanfte Frömmigkeit ruhten auf einem herzhaften Gemüth und freien Geiſt, die anmuthigſte, belebteſte Weltbildung auf innerer Tüchtigkeit. Die Trauer des zurückgebliebenen Gatten, durch ein Gedicht ausgedrückt, welches lange Zeit als eines der höchſten Erzeugniſſe deutſcher Dichtkunſt verehrt und auswendig gelernt wurde, vergegenwärtigte den Werth ihres Daſeins auch folgenden Geſchlechtern. Doktor Spener hielt der Verſtorbenen, die in der Marienkirche beigeſetzt wurde, eine ſchöne Gedächtnißpredigt. Dichteriſch ihr Andenken zu feiern, fühlte ſich Canitz in der erſten Zeit ſeines angemeſſenen Jammers ganz unfähig; er bat ſeinen Freund Beſſer, zum Preiſe der abgeſchiedenen Geliebten ihm fürerſt den Troſt ſeiner Poeſie zu gewähren, wobei er ihm zugleich ſagte: „Ich geſtehe, daß ich vor ſieben Jahren einer von denjenigen geweſen bin, welche vermeinet, Sie hätten ſich über den Tod Ihrer erblaßten Ehegattin allzuſehr beklaget; aber ich empfinde nun an mir ſelbſt die Wahrheit desjenigen Leidens, welches Sie damals ſo beweglich ausgedrückt, und itzt durch Ihren ſo langen Wittwerſtand, ſchon mehr als genug bewähret haben.“ Beſſer verſprach dieſen Dienſt der Freundſchaft, ging auch alsbald an's Werk, allein da er ſehr langſam arbeitete, ſo war nach ſieben Monaten noch kein Ganzes fertig. Endlich, nach wiederholter Mahnung, brachte er eine Troſtode von fünfundvierzig Strophen zu Stande, welche als ein Meiſterwerk trefflichen Ausdrucks den größten Beifall erhielt. Allein Canitz, wie ſehr ein ſolches Denkmal ihn freute, ſah durch fremdes Wort ſeinem Herzen nimmer genügt, er mußte ſeiner Doris auch in eigner Dichtung den Zoll der Trauer und Liebe darbringen, welche ſeine Bruſt erfüllten. Erſt geraume Zeit nachher, als ſchon über ein Jahr verfloſſen, vollendete er nachſtehende Ode, welche, als das berühmteſte, und nach Vieler Meinung beſte ſeiner Gedichte hier billigerweiſe ganz mitgetheilt wird.

Klagode.

Soll ich meine Doris miſſen?
Hat ſie mir der Tod entriſſen?
Oder bringt die Phantaſei
Mir vielleicht ein Schrecken bei?
Lebt ſie? Nein, ſie iſt verſchwunden;
Meine Doris deckt ein Grab.
Schneid, Verhängniß, meinen Stunden
Ungeſäumt den Faden ab!

Sollt' ich dich noch überleben!
Der ich mehr, als mir ergeben,

Die ich in mein Herz gedrückt;
Dich, die du mich ſo beglückt,
Daß die Welt mit Kron und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich ſie, dir zu vergleichen,
Niemals groß genug geacht?

Doris, kannſt du mich betrüben!
Wo iſt deine Treu geblieben,
Die an meiner Luſt und Gram
Immer gleichen Antheil nahm?
Du eilſt zur beſtirnten Straßen,
Und haſt nun zum erſtenmal
Mich und unſern Bund verlaſſen;
Deine Wonne ſchafft mir Qual!

Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zuſammen!
Unausſprechlicher Verluſt,
Wie beklemmſt du meine Bruſt!
Und wie kömmt's? da ich mich kränke,
Werd' ich gleichſam wie ergötzt,
Wenn ich nur an die gedenke,
Die mich in dies Leid geſetzt.

Möchte mir ein Lied gelingen,
Sie nach Würden zu beſingen:
Doch ein untermengtes Ach
Macht mir Hand und Stimme ſchwach;
Worte werden mir zu Thränen,
Und ſo muß ich mir allein,
In dem allergrößten Sehnen,
Der betrübte Zeuge ſein.

Ihr, die ihr mit Schrift und Dichten
Könnt die Sterblichkeit vernichten,
Singt die Angſt, die mich verzehrt,
Und der Doris ihren Werth;
Daß man ſie, nach langen Jahren,
Mag bedauern, und auch mich!
Doch ihr könnt die Arbeit ſparen;
Wer kennt beides ſo wie ich?

Ihrer edlen Seelen Gaben
Hielt ſie zwar nicht als vergraben,

Rein; ſie waren Stadt und Land
Meiſtens, mir doch mehr, bekannt.
Manches Weib wird hochgeprieſen,
Das kaum ſo viel Tugend zählt,
Als die Seligſte von dieſen
Aus Beſcheidenheit verhehlt.

Daß ſie wohl mit Gott geſtanden,
Sieht man, da ſie von den Banden
Dieſes Lebens wird befreit;
Seht, wie ſie der Tod bedräut,
Aber ſelbſt beginnt zu zittern!
Denn ſie zeigt ihm lächelnd an,
Daß, der die Natur erſchüttern,
Ihren Schlaf kaum hindern kann.

In dem eiteln Weltgedränge
Ward von der verführten Menge,
Die man allenthalben ſpürt,
Doris dennoch nie verführt.
Niemals hatte ſie erkoren
Einen Gift, der Zucker hieß.
Weil ihr etwas angeboren,
Das ſofort die Probe wies.

Doch, in Worten und in Werken,
Ließ ſie einen Umgang merken,
Der nicht fremdes Thun verhöhnt,
Und das ſeinige beſchönt.
Was für kluge Tugendſätze
Macht indeſſen nicht ihr Mund,
Und für ungemeine Schätze
Noch vielmehr ihr Wandel kund!

Gütig jederman begegnen,
Lieb und Wohlthat laſſen regnen,
Das war ihre beſte Kunſt.
Auch der höchſten Häupter Gunſt,
Und ihr innerſtes Vertrauen,
Hat ſie nie zum Stolz bewegt.
Wir und das, worauf wir bauen,
Sprach ſie, wird in Staub gelegt.

Durch verſtelletes Beginnen,
Fremden Beifall zu gewinnen,

War ein zu verächtlich Spiel,
Das ihr niemals wohlgefiel.
Und was war es ihr vonnöthen?
Ihre Stirn, die nie betrog,
Machte ſo den Neid erröthen,
Als ſie Herzen an ſich zog.

Von der Anmuth ihrer Sitten
Fand ich mich ſchon längſt beſtritten;
Doch in unſerm Eheſtand
Ward ich heftiger entbrannt:
Weil ich ſo ein Herz erleſen,
Das, wenn Unglück auf uns ſtieß,
Eben ein ſo ſanftes Weſen,
Als im Glücke ſpüren ließ.

Bei der liebſten Kinder Leichen
Gab ſie kein verzagtes Zeichen.
Hof und Haus verging in Gluth,
Aber nicht ihr Heldenmuth.
Regung, Sinn und Muth zu brechen,
Nach des weiſen Schöpfers Rath,
Und mir tröſtlich zuzuſprechen,
Das war alles, was ſie that.

Mit was lieblichem Bezeigen
Gab ſie ſich mir ganz zu eigen!
Und wie ſehr war ſie bemüht,
Bis ſie meine Neigung rieth.
Alles das hab' ich verloren!
Ach, wie werd' ich traurensvoll!
Hat mein Unſtern ſich verſchworen,
Daß ich ſterbend leben ſoll?

Selbſt das Pfand von unſerm Lieben,
Das von allem übrig blieben,
Wenn ich's in der Unſchuld ſeh,
Machet mir ein neues Weh;
Weil ſein aufgeweckt Geblüte
Seiner Mutter frohen Geiſt,
Und ſein unverfälſcht Gemüthe
Ihren wahren Abdruck weiſt.

Was mir ehmals wohlgefallen
Schmeckt itzund nach lauter Gallen,

Und mich beugt der kleinſte Wind,
Weil er mich verlaſſen findt;
Mir erweckt das Schaugerüſte
Großer Höfe nur Verdruß,
Und mein Haus ſcheint eine Wüſte;
Weil ich Doris ſuchen muß.

Ich durchirre Land und Seen,
In den Thälern, auf den Höhen,
Wünſch' ich, wider die Gewalt
Meines Schmerzens, Aufenthalt.
Berg und Thal, ſammt See und Ländern,
Können auch zwar mein Geſicht,
Aber nicht mein Leid verändern;
Denn ich finde Doris nicht.

Euch, ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt' ich euch mit Blut erkaufen,
Die ich oft, aus Unbedacht,
Ohne Doris zugebracht!
Sonne, ſchenk' mir dieſe Blicke!
Komm, verdopple deinen Schritt!
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke,
Bringt mir aber Doris mit!

Aber nein! Eilt nicht zurücke!
Sonſt entfernen eure Blicke
Mir den längſt begehrten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt ihr mir Doris weiſen?
Eilet fort! Nein, haltet ſtill!
Ihr mögt warten. Ihr mögt reiſen.
Ich weiß ſelbſt nicht, was ich will.

Hälfte meines matten Lebens,
Doris! iſt's denn ganz vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?
Kannſt du noch, in deiner Ruh,
Die getreuen Seufzer hören?
Rührt dich meiner Schickung Grimm?
Ach, ſo laß dein Schlummern ſtören!
Sieh dich einmal nach mir um!

Zeige dich mit den Geberden,
Die ſo manchesmal auf Erden

Mich von Sorgen losgemacht.
Gieb mir noch, zu guter Nacht,
Nur mit Winken zu verſtehen,
Daß du meinen Jammer kennſt,
Wenn's der Himmel ſo verſehen,
Daß du dich auf ewig trennſt.

Laſſ' in der Geſtalt dich ſchauen,
Wie dich in den ſel'gen Auen
Eine Klarheit nun erleucht,
Der die Sonne ſelbſt nicht gleicht.
Oder ſcheint der Engel Freude
Nicht durch grober Sinnen Flor,
Wohl! ſo ſtell', in meinem Leide,
Dich auf andre Weiſe vor.

Dürft' ich küſſend dich umfaſſen,
So, wie ich dich ſah erblaſſen,
Wie der werthen Augen Paar
Dir zuletzt gebrochen war,
Und der Angſtſchweiß deiner Wangen,
Als mit Perlen, angefüllt;
Denn ſo wäre mein Verlangen,
Sollt' ich meinen, ſchon geſtillt.

Ja, obgleich die Träume trügen,
So will ich mich doch vergnügen,
Wenn du in der ſtillen Raſt
Meinen Wahn befriedigt haſt.
Iſt denn dieſes auch verboten,
Ei! ſo ſteht die Hoffnung feſt,
Daß der finſtre Weg der Todten
Mich zu dir gelangen läßt.

Dann will ich nach langem Schmachten,
Dich in Sions Burg betrachten,
Brich, erwünſchter Tag, herein!
Und mein ſterbliches Gebein
Soll, bis künftig unſre Seelen
Wieder in die Körper gehn,
Nächſt bei dir, in einer Höhlen,
Die Verweſung überſtehn.

Wie geſchieht mir? Darf ich trauen?
O du angenehmes Grauen!

Hör' ich meine Doris nicht?
Die mit holder Stimme ſpricht:
„Nur drei Worte darf ich ſagen;
Ich weiß, daß du traurig biſt;
Folge mir! Vergiß dein Klagen,
Weil dich Doris nicht vergißt.“

Neben den Beſtrebungen dichteriſcher Redekunſt, die ſich bisweilen in dieſem Gedicht hervordrängen, behaupten ächter Schmerz und wahre Innigkeit doch unläugbar darin die Oberhand.

Canitz'ens Trauer wurde noch vermehrt durch den bald nachher ſich ereignenden Tod ſeiner Schwägerin, der jüngeren Schweſter ſeiner Doris, und derſelben an Gemüth und Sinn beſonders ähnlich. Eine Nichte ſeiner verſtorbenen Gattin, Fräulein von Schönberg, die in ſeinem Hauſe auferzogen worden, verließ ihn gleichfalls, indem ſie nach Dresden zurückkehrte. So fand er ſich in dem bisher ſo glücklichen und belebten Hauſe ganz vereinſamt. Nur noch ſein kleiner Sohn, der ihm als theures Ebenbild die Züge der geliebten Doris lebendig vergegenwärtigte, war ihm als ein Troſt vor Augen, der ſeinen Schmerz, indem er ihn beſchäftigte, zugleich zerſtreute. Dieſer wohlgeartete und hoffnungsvolle Knabe war der Sorge eines Hofmeiſters anvertraut, deſſen Namen in der Folge ſehr berühmt geworden iſt, nämlich Joachim Lange's, des nachherigen Doktors und Profeſſors der Theologie auf der Univerſität zu Halle, bekannt durch ſeine Verfolgung des Philoſophen Wolff, und durch ſeine in mehr als fünfzig Auflagen wiederholte lateiniſche Grammatik. Als häuslicher Erzieher und Lehrer in gegebenen Schranken mag der Mann ſeinem Platze genügt haben, ſpäterhin freilich, an freier Stelle im Gebiete der Wiſſenſchaften, hat er ſich der traurigen Schaar derer beigeſellt, die aus niederen Geſichtspunkten über die unverſtandenen höchſten abzuſprechen wagen, und ſich durch ihr feindſeliges Einwirken gerechten Haß und Verachtung zuziehen. Indeß durfte Canitz, wie geſagt, ſeinen Sohn damals unter Aufſicht dieſes Mannes beſtens verſorgt glauben, und daher von dieſer Seite kein Bedenken finden, auf dringendes Mahnen ſeiner Freunde eine ferne Reiſe zu unternehmen, die ſeinen Gram durch Zerſtreuung zu lindern vermöchte. Schon hatte er beſchloſſen, zu einigen Bekannten, die mit den brandenburgiſchen Truppen in dem ſeit dem Jahre 1688 gegen Ludwig den Vierzehnten wieder ausgebrochenen Reichskriege im Felde ſtanden, nach den Niederlanden abzureiſen, und zunächſt der Belagerung von Namur beizuwohnen, als ein neues Ereigniß unvermuthet nach andrer Seite ihm Geſchäft und Zerſtreuung anwies. Der Herzog von Mecklenburg-Güſtrow ſtarb im September 1695 ohne männliche Nachkommenſchaft, und der ſogleich zwiſchen den Herzogen von Schwerin und Strelitz entzündete Erbfolgeſtreit bewog den Kurfürſten von Brandenburg und den König von Schweden zu dem Verſuch einer Vermittelung, für welche von brandenburgiſcher Seite Canitz beauftragt wurde. Er begab ſich daher ungeſäumt nach Güſtrow, wo er, einige Zwiſchenreiſen ungerechnet, bis in die Mitte des folgenden Jahres blieb. Theils die verwickelten Geſchäfte, die ihm oblagen, theils der geſellſchaftliche Umgang, der ſich an jene knüpfte, und ſelbſt neue dichteriſche Uebungen, zu welchen er veranlaßt war, mußten ſeiner Seele zur wohlthätigen Ablenkung des Kummers dienen, der ſie bisher ganz erfüllte; aber mit Befliſſenheit wandte ſein geſtärktes Gemüth auch wieder alle Sammlung auf den Gegenſtand ſeiner Liebe und Klage zurück, denn das mitgetheilte Gedicht auf Doris entſtand größtentheils in dieſer Zeit. In Berlin fand er bei der Rückkunft ſein Hausweſen in großer Unordnung, ſein Landgut vernachläſſigt, mancherlei Beſitzthum durch einen großen Diebſtahl entwendet. Dies alles wurde geltend gemacht, ihm eine Wiederverheirathung dringend anzurathen, zu welcher ſogar der Hof ihn zu beſtimmen ſuchte. Doch Canitz fühlte noch zu lebhaft ſeinen Verluſt, als daß er einen Erſatz deſſelben ſchon hätte denken mögen. Die diplomatiſchen Verhandlungen riefen ihn wieder nach Mecklenburg, wo er bis Ende des Jahres blieb, und darauf nach Hamburg, wo er zur Vermittelung der Streitigkeiten, die ſich zwiſchen dem Herzoge von Holſtein und dem Könige von Dänemark wegen des Waffenrechts und der Erbauung einiger Schanzen erhoben hatten, als brandenburgiſcher Bevollmächtigter neben dem Kaiſerlichen und anderen Geſandten thätig und glücklich mitwirkte, wiewohl der Abſchluß erſt in der Folge zu Stande kam. In Hamburg empfing er in dieſer Zeit auch den Beſuch ſeines Freundes Beſſer, der ſich nach Kleve an den Kurfürſtlichen Hof begab, und von Berlin dem Freunde zu Liebe dieſen Umweg nahm. Im November des Jahrs 1696 kehrte Canitz von ſeiner Verſchickung, deren Zwecke beſtens eingeleitet waren, wieder nach Berlin zurück.

Die vereinten Antriebe, welche durch Gedanken und Empfindungen wie durch Verhältniſſe in ihm erregt waren, bewirkten nunmehr auch den Entſchluß, welchem er bisher noch widerſtrebt hatte; er heirathete wieder, und zwar, nach dem Wunſch und der Bitte ſeiner Doris, die von ihr ſelbſt ihm anempfohlene geliebte Freundin derſelben, die Freiin Dorothea von Schwerin, eine Tochter des brandenburgiſchen Geſandten, den er auf ſeinen Reiſen in London ſchon frühzeitig hatte kennen gelernt. Der Kurfürſt ſelbſt war mit dem ganzen Kurfürſtlichen Hauſe bei der am 29. Dezember vollzogenen Trauung anweſend, und ertheilte dem neuen Ehepaar die gnädigſten Verſicherungen. In Gemäßheit derſelben, erhielt Canitz gleich im Anfange des Jahres 1697 die Ernennung zum wirklichen Geheimen Rath. Mit ſeiner zweiten Gattin lebte er in gleicher Eintracht und Zutraulichkeit, wie einſt mit ſeiner Doris, deren ſchönes und ſegenreiches Andenken in dem neuen Bündniſſe nur noch leuchtender hervortrat. Das Glück fügte es, daß Canitz dieſes erſte Jahr ſeiner Wiedervermählung größtentheils im Schooße heitrer Muße und ländlicher Beſchäftigung zubrachte. Er vollendete den Wiederaufbau ſeines abgebrannten Gutes; Wohnhaus und Garten daſelbſt wurden größer und ſchöner wiederhergeſtellt. Seine dichteriſchen Arbeiten, ſein Briefwechſel mit werthen Freunden, beſonders mit Zapfe, blieben nicht vernachläſſigt; einige der geiſtlichen Gedichte, die ſich in der Sammlung finden, mögen in dieſer Zeit entſtanden ſein. Im Anfange des Jahres 1698 erfuhr Canitz eine Standeserhöhung, indem der Kaiſer Leopold aus eigner Bewegung ihn zum Reichsfreiherrn erhob, mit Ertheilung eines neuen

Wappens, Beilegung des Ehrenwortes Wohlgeboren, und andern herkömmlichen Beſtimmungen. Auch war ihm nicht gegönnt, länger von Staatsgeſchäften auszuruhen. Ihm wurde eine wichtige Sendung nach Holland übertragen, wobei er auf der Hinreiſe zugleich in Hannover dem Kurfürſten Georg wegen deſſen Vaters Ableben die Beileidsbezeigungen zu überbringen hatte. Im Haag fanden in Folge der Friedensſchlüſſe von Ryßwyck die bedeutendſten Verhandlungen Statt, in welchen die politiſchen Verhältniſſe von ganz Europa ſich zuſammendrängten, und auch Brandenburg durch die vielfachſten Beziehungen ernſtlich betheiligt war. Den Umſtänden gemäß, welche, im Gegeneinanderwirken der größten Mächte, für eine Mittelmacht, wie Brandenburg damals war, mehr Klugheit und Vorſicht, als Nachdruck und Schärfe vorſchrieben, führte Canitz hier die Geſchäfte ſeines Hofes mit aller einnehmenden Haltung und feinen Beſonnenheit, welche von jeher ſeine diplomatiſchen Verrichtungen ausgezeichnet und gefördert hatten. Dem Könige Wilhelm von Großbritannien, welcher nach dem Haag herübergekommen war, hatte er mehrmals perſönlich die wichtigſten Eröffnungen zu machen, und zum Vortheil und Glanze des Kurfürſtlichen Hauſes wurde manches eingeleitet, was der nahen Zukunft auszuführen beſchieden war. Schon über ein Jahr hatte Canitz in Holland auf dieſe Weiſe voll Eifer und Thätigkeit zugebracht, als ihn zunehmende Kränklichkeit, die ſich bald zu einem ernſtlichen Bruſtübel geſtaltete, nach heimathlicher Ruhe und Pflege verlangen ließ. Der Kurfürſt bewilligte ſein nur allzubegründetes Geſuch; Canitz nahm im Haag Abſchied, und kam im Frühling des Jahres 1699 zum Pfingſtabend, ſchon ſehr leidend, in Berlin bei den Seinigen an.

Frühzeitig war Canitz von Uebeln heimgeſucht worden, welche ſelten einer rauhen und ſtrengen Lebensart, deſto häufiger jedoch einer verfeinerten und reichlichen ſich anſchließen. Seit ſeinem dreißigſten Jahre litt er abwechſelnd an Kolik, Steinſchmerzen und Podagra, doch keineswegs ſo heftig, um dadurch in den Pflichten ſeines Berufs oder im gewohnten Lebensgenuſſe ſonderlich geſtört zu werden. Jetzt aber hatte ſich mit dieſen Uebeln eine Bruſtkrankhei verbunden, die ſchnell ſeine Kräfte hinzehrte, und wegen ſeines Aufkommens wenig Hoffnung ließ. Von allen Seiten wurde ihm die lebhafteſte und innigſte Theilnahme bezeigt, der Kurfürſt ſelbſt beſuchte ihn in ſeinem Hauſe, und ertheilte ihm tröſtliche Verſicherungen. Canitz bewies unter allen Schmerzen und Widerwärtigkeiten ſeines Zuſtandes die größte Faſſung und Heiterkeit. Er ſuchte für ſich und die Seinigen allen Troſt nur in freudiger Hingebung in den Willen Gottes; fromme Betrachtungen, zu welchen ſchon immer Sinn und Neigung ihn gelenkt, wurden ſeine liebſte Unterhaltung. Mit ſeinem ehemaligen Hausgenoſſen Joachim Lange, mit dem ehrwürdigen Spener, der ihm als treuer Freund ſchon längſt vertraut war, ſo wie mit andern Freunden, die ihn beſuchten, führte er gern dergleichen Geſpräch, und wußte darin nicht minder zu geben, als zu empfangen. Er ſagte unter andern zu Lange, er beginne nun die göttlichen und weltlichen Dinge mit ganz andern Augen, als vormals, anzuſehn. Und Spener'n verſicherte er in tiefſter Rührung, wenn Gott ihn wieder aufrichten würde, was doch kaum zu hoffen ſtünde, ſo wollte er ſich dem eitlen Weſen der Welt, davon er doch nichts hielte, ganz entziehen, und hingegen, nach aller Möglichkeit, dem allein Nothwendigen ſich widmen. Um endlich über ſeinen Zuſtand völlige Gewißheit zu erlangen, berief er die ſämmtlichen Königlichen Leibärzte zu einer Berathung, deren Ergebniß ihm auf ſein beherztes und ſtandhaftes Dringen unverhohlen mitgetheilt wurde. Als er aus dem Berathungszimmer trat, fand er im Vorzimmer ſeinen Freund Beſſer, den er nebſt andern Gäſten, worunter auch die Aerzte, zur Tafel geladen hatte, ging auf ihn zu, und ſagte ihm leiſe in's Ohr: „Ich ſoll nicht länger, als noch ſechs oder ſieben Tage leben, womit ich zwar ſehr wohl zufrieden bin; aber ich bitte, ſich deſſen gegen Keinen, und am wenigſten gegen meine Gemahlin zu äußern.“ An der Tafel ſelbſt war alles ſehr niedergeſchlagen, außer Canitz, der ſich ganz vergnügt und unbefangen benahm, und nachher den Aerzten insgeheim ſogar verwies, daß ſie über ihn ſolche Betrübniß bezeigten, da ſie ihm doch nur fröhliche Botſchaft gebracht. Seine heitre Faſſung bewährte ſich auch in den folgenden Tagen.

Unter andern ließ er aus dem Gebeinhauſe ſich einen Todtenkopf bringen, über welchen er ſeine beſondern Betrachtungen anſtellte, der Weiſſagung des Propheten Ezechiel gedenkend, der die auf dem Felde liegenden Gebeine wieder lebendig werden ſah. Inzwiſchen nahm ſeine Krankheit merklich zu; er konnte zwar bis zuletzt noch immer herumgehn, aber ſein Athem war beklommen, und mit großartiger Gelaſſenheit ſah er ſtündlich ſeinem Tod entgegen. Endlich am 11. Auguſt, neun Tage nach jener ärztlichen Berathung, ſtarb er den glücklichſten und erhabenſten Tod, welchen der Menſch, nach menſchlichem Ermeſſen, je wünſchen kann. Er ſtand am frühen Morgen auf, ließ ſich völlig ankleiden, und trat an das Fenſter, welches er öffnete, um friſche Luft zu ſchöpfen; die Sonne ging eben auf, und mit freudigem Staunen genoß er den Anblick der wundervollen Pracht; als er eine Weile unverwandt hinausgeſchaut, ſagte er zu einer Verwandten, die ihn ſtützte: „Ei, wie ſchön iſt heut der Himmel!“ und ſank, von einem Schlagfluß getroffen, todt in ihre Arme. Er ſtarb im fünfundvierzigſten Lebensjahre. Schon am Tage darauf wurde er in der Marienkirche, neben ſeiner Doris, beigeſetzt. Acht Tage darauf hielt Spener in der Nikolaikirche vor zahlreichen Zuhörern ihm eine Gedächtnißpredigt.

Folgende Schilderung ſeines Aeußern, wie ſie durch frühere Hand uns aufbewahrt iſt, möge den Mann uns nochmals vor Augen ſtellen. Er war von mittlerer, wohlgewachſener Geſtalt, in den ſpäteren Jahren etwas unterſetzt und ſtark; ſein Geſicht voll, offen, wohlgebildet und geiſtreich; ſeine blauen Augen lebhaft, ſein Gang aufgeweckt, ſein Anſehn männlich, die Sitten edel. Bei einer weißen Haut und freien Stirne hatte er einen ſehr freundlichen Mund, der ſich doch manchmal eines höhniſchen Lächelns nicht erwehren, und ſeine angeborne Neigung zur Satyre nicht ganz verbergen konnte. Seine Kleidung war nett, wohlgewählt, aber ohne kleinliche Sorgſamkeit. Man hatte ihn kaum geſehn, ſo war man ihm gewogen, und kaum geſprochen, ſo blieb man ganz von ihm eingenommen. Er war geſprächſam, höflich, frei von Eigenſinn und Widerſpruchsgeiſt, für jederman gefällig und aufmerkſam, Fähigkeiten und Neigungen leicht durchſchauend, jedem Gegenſtande wie jeder Perſönlichkeit und jedem Verhältniſſe ſich leicht bequemend, mit Einem Wort, ein vollkommener Mann von Welt, der aber mit allem Reize ſolch äußeren Behagens den tiefen Werth innerer Bildung vereinigte. Sein Verſtand war ſchnell, ſein Urtheil richtig und ſcharf, ſein Gedächtniß vortrefflich; Witz und Laune ſtanden ihm zu Gebot, und ſeine geiſtreichen Einfälle, dergleichen damals der Ton am Hofe gern hervorrief, machten Glück. Seine Kenntniſſe waren mannigfach, ſeine Beleſenheit ausgebreitet; doch las er in ſpäterer Zeit, wegen ſeiner vielen Geſchäfte, meiſt eilig und ſprungweiſe, indem er bei jedem Buche zuerſt den Inhaltsanzeiger aufſchlug, und dann gleich die Abſchnitte vorausnahm, die ihn hauptſächlich anzogen. Er ſchrieb und ſprach lateiniſch, franzöſiſch und italiäniſch ſehr gut, außer dieſen Sprachen verſtand er aber auch noch holländiſch, engliſch und ſpaniſch. Das Dichten trieb er wie andre angenehme Unterhaltung, ohne Müh' und Arbeit, als leichtes Spiel im Auf- und Abgehn, bei einer Pfeife Taback vor dem Kamin, ja wohl gar in ſolch häuslicher Bequemlichkeit, die ſich verbergen muß. Auch der Muſik war er ſehr kundig, und liebte deren Genuß. In Geſchäften war er ſtreng und feſt, bei großer Leichtigkeit von vorſichtiger Haltung; alle ſeine Eigenſchaften wurden hier zu Vorzügen; in den meiſten Verhandlungen war er glücklich, er wußte Ernſt und Sanftmuth zu vereinen, um zu überreden, zu gewinnen; im Friedenſtiften, Vermitteln, Verſöhnen, beſaß er ein einziges Talent.

Seiner vortheilhaften Erſcheinung gab erſt vollen Werth, daß ſie auf dem gediegenen Grund eines edlen Karakters ruhte. Seine Rechtſchaffenheit, ſein redliches Herz und ſein reiner Sinn herrſchten über jene geſchmückte Oberfläche. Das wahrhaft Menſchliche, die freieſte Güte und offenſte Achtung, konnte er nie verläugnen, wie ſehr auch die übereinkömmlichen Formen in den höheren Kreiſen, die Rückſichten auf Gunſt und Stand, in ſo vielen Fällen dazu verlocken und fortreißen mochten. Hülfreich mit Aufopferung und Thätigkeit, wußte er Gutes um ſich her zu verbreiten, ſo weit nur ſein Vermögen reichte. Freigebig ſchenkte er jedem Bedürftigen, ja kam deſſen Bitte zuvor; eine große Anzahl von Hausarmen genoſſen regelmäßig ſeine Unterſtützung, wie erſt nach ſeinem Tode bekannt wurde. Seine Uneigennützigkeit und Großmuth zeigten ſich um ſo ſchöner, je bedeutender der Gegenſtand war. Ein ſchönes Landgut, deſſen Einkünfte ſeiner Mutter, der künftige Beſitz aber ihm vererbt war, überließ er derſelben ganz, und als ſie nach dem Verkauf in neue Bedrängniß gerieth, ſorgte er reichlich bis zu ihrem Tode für ſie, und auch nachher noch für ihren verwittweten Gatten, jenen Baron von Brunboſe, der auf ſo ſeltſame Weiſe ſein Stiefvater geworden war. Dem Lehrer ſeines Sohnes, Joachim Lange, gab er während der ganzen Zeit, die derſelbe in ſeinem Hauſe war, ſtets das Doppelte des anfänglich beſtimmten Jahrgehalts. Einem ſeiner Freunde wurde ſeine Freigebigkeit auf eine ſo edle Weiſe hülfreich, daß, wie gemeldet wird, auch ein König ſich derſelben nicht hätte ſchämen dürfen. Hieher gehört auch ein Zug, der ſeinen und ſeiner Doris gleichgeſtimmten Edelſinn in ſchönſter Regung zeigt. Ein Hofbeamter hatte Koſtbarkeiten, die ſeiner Aufſicht anvertraut waren, in dringender Verlegenheit pfandweiſe verſetzt, ſie aber zu rechter Zeit nicht wieder einlöſen können, und war daher der ſchmachvollen Entdeckung nicht entgangen. Die Sache wurde an Canitz'ens Tafel als Hofneuigkeit erzählt, er nahm gleich lebhaften Antheil, und rief voll Eifer: „Mein Gott! Ich kenne ihn zwar nicht weiter als von Anſehn, aber hat er denn nicht zu mir kommen, und mir im Vertrauen ſein Anliegen eröffnen können? Nicht wahr, Dorchen? du hätteſt, falls wir nicht gleich baares Geld genug bei der Hand gehabt, deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Namen dieſes unglücklichen Edelmanns zu retten?“ — „Von Herzen gerne“, antwortete ſie, indem ſie zugleich eine Perlenſchnur, über 3000 Thaler an Werth, von ihrem Halſe löſte, und ihrem Gemahl freundlichſt ſie mit den Worten überreichte: „Hier ſind ſie, wenn es noch Zeit iſt, ſein Verderben abzuwenden.“ Doch war für diesmal der gute Willen des edlen Paars erfolglos, die Sache war ſchon zu weit und unrettbar.

Als Dichter behauptete Canitz, wie auch Zeit und Geſchmack ſich veränderten, noch lange ſeinen Werth; ſein Talent, in der von Opitz beginnenden neueren Reihe deutſcher Dichter ehrenvoll aufgenommen, war für ſeine Zeit höchſt bedeutend. Doch läßt ſich nicht läugnen, daß ihm die Dichtkunſt mehr ein Reiz und eine Zierde des Lebens, mehr eine der Thätigkeiten und Beziehungen war, welche ein reger Bildungstrieb ſich mannigfach gewinnt und aneignet, als ein Inbegriff aller, aus deſſen Mitte das Leben ſelbſt nach allen Seiten neubedingend hervorquölle. Das Verdienſt der gewählten Sprache, des angemeſſenen Ausdrucks, der höchſten Reinheit und Eleganz, tritt bei ſolchen Dichtern am ſtärkſten hervor, und Canitz beſaß daſſelbe in ſehr hohem Grade. Was uns jetzt in ſeinen Gedichten als Geſchmackloſigkeit und Härte verletzt, entſprach in ſeiner Zeit gewiß den höchſten Anforderungen der Feinheit und Rundung, denn zumeiſt wegen dieſer Vorzüge wird ſeine Schreibart von ſeinen Zeitgenoſſen allgemein geprieſen. Noch Friedrich der Große, auf Glauben die damals angenommen gültige Meinung wiederholend, ſagt von ihm: „Il puisa dans l'usage de la bonne compagnie cette politesse et cette aménité qui plaît dans son style.“ Seine geſammelten Gedichte wurden zuerſt im Jahre 1700 durch den Freiherrn von Canſtein im Druck herausgegeben, und häufig wieder aufgelegt; ſodann im Jahre 1727 mit großer Sorgfalt, und mit beigefügtem Lebenslauf und ſchätzbaren Anmerkungen, durch Johann Ulrich König, den um die deutſche Litteratur auch ſonſt noch wohlverdienten Hofdichter in Dresden, und auch dieſe Ausgabe iſt bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mehrmals wiederholt worden. Geiſtliche Gedichte und vermiſchte, Satyren und Ueberſetzungen, Trauergedichte, zuletzt galante und Scherzgedichte, bilden verſchiedene Abtheilungen. Die Satyren ſind nach dem Muſter des Boileau, einige auch aus ihm, dem Horaz und Juvenal überſetzt.

Von unſrem Canitz iſt keine Nachkommenſchaft übrig. Wenige Wochen nach ihm ſtarb ſein einziger hinterbliebener Sohn, etwas über dreizehn Jahr alt, an den Blattern. Seine Wittwe verheirathete ſich ſpäterhin an den Freiherrn von Schöneich in Croſſen. Sein Vermögen fiel an zwei Freiherren von Canſtein, Stiefbrüder ſeiner Doris; der jüngere, ſchon oben erwähnt, erhielt mit anderem Beſitz auch des Verſtorbenen ausgewählte Bücher, bei deren Verkauf er ſelbſt viele davon wiedererſtand, die ſpäter mit ſeiner eignen großen Bücherſammlung an das Waiſenhaus zu Halle kamen, dem er auch ſein ganzes übriges Vermögen durch fromme Stiftung zuwandte.

Canitz'ens Gedichte haben ihre Zeit gehabt, ſie liegt abgeſchloſſen, und wird wohl ſchwerlich wiederkehren; dieſe Lieder fallen, gleich vielen andern für begränzte Dauer erſchienenen, unaufhaltſam mehr und mehr der Vergeſſenheit anheim; aber der Name des Dichters wird nicht untergehn, Canitz wird ruhmvoll genannt werden unter den Ehrenſäulen der deutſchen Litteratur, ſo lange dieſe ſelber beſteht, und ſo wird in ſeinem Namen zugleich ſein Denkmal ſein. Merkwürdig indeß möge hier zum Schluſſe noch der ſeltnen Gunſt erwähnt werden, welche dem ſchon weit entſchwundenen, durch mächtigſte Entwickelungen neuer Folgegeſchlechter zurückgedrängten Dichter gleichwohl in ſpäter Dauer noch erhalten blieb. Der Feldmarſchall Graf von Kalkreuth, im Jahre 1736 geboren, ſonſt eben auf Poeſie nicht ausgehend, war aus den Eindrücken früher Jugend doch mit Ehrfurcht und Vorliebe für die Gedichte von Canitz eingenommen; er wußte die Trauerode auf Doris auswendig, und ſagte öfters ganze Strophen daraus her, mit der guten Ueberzeugung, das ſei doch noch Poeſie von ächtem Werth, und alle andre dagegen mit Recht gering zu achten. Der geiſtvolle, regſame Greis ſtarb erſt im Jahre 1818 im hohen Alter, und ſo reichte, durch dieſen einen langgezogenen Lebensfaden vermittelt, die lebendige Wirkung von Canitz'ens Gedichten im vollen Anſehn ihrer Zeit, zwar nur leiſe, aber doch bis in unſere Tage hinein!

Johann von Beſſer.

Mit Canitz in demſelben Jahre kam Johann Beſſer zur Welt, jenem als Dichter, als Hof- und Staatsmann und als Freund, im Leben vielfach verwandt und nah. Er wurde den 6. Mai 1654 in Kurland geboren. Sein Vater, aus dem Patrizierhauſe der Beſſerer in Ulm herſtammend, von welchem ein Zweig nach Preußen und dann nach Kurland verpflanzt worden, war Prediger in Frauenburg, und ſtand wegen ſeiner Gelehrſamkeit und wegen ſeines frommen Wandels in gutem Anſehn; ſeine Mutter, von Geburt ein Fräulein dortiger Gegend und eines Predigers Tochter ſelbſt, vereinigte die Vortheile dieſer gedoppelten guten Herkunft. In Kurland waren auch nach der Reformation, welche in manchen Ländern die kirchlichen Aemter ihrer weltlichen Herrlichkeit dergeſtalt entkleidete, daß ſie faſt ganz dem Ehrgeize des ſtrebenden Bürgerſtandes anheimfielen, die Predigerſtellen meiſt ſo gute Pfründen geblieben, daß auch der Adel ſich fortdauernd um ſie bewarb, und hieraus kam, daß beide Stände dort leichter gegen einander ſich ausglichen; ein Verhältniß, welches auch für Beſſer's Leben und Fortſchreiten von entſchiedenem Einfluß war. Erziehung und Unterricht empfing der wohlgebildete, kräftige und geiſtesrege Knabe mit den Kindern einiger benachbarten adeligen Familien, von ausgewählten Lehrern, ſowohl in Wiſſenſchaften und Sprachen, als auch in Leibesübungen und ſonſtigen Fertigkeiten. Er überſtand große Lebensgefahren, indem er einmal unter dem Eiſe dem Ertrinken nahe war, ein andresmal im Kornfelde von den Hunden ſeines Vaters, die ihn plötzlich anfielen, beinah zerriſſen wurde. Frühzeitig erwachte auch die Neigung zu dichten in ihm, und war durch keine Abmahnung, die man ernſtlich verſuchte, zu überwinden. Mit guten Kenntniſſen und vortheilhafter perſönlicher Bildung ausgeſtattet, bezog er, zugleich mit mehreren ſeiner bisherigen Studiengefährten, die Univerſität zu Königsberg, wo er den philoſophiſchen Wiſſenſchaften und demnächſt, ſeiner ihm zugedachten Beſtimmung gemäß, der Theologie den beſten Fleiß widmete. Schon im Jahre 1673 vertheidigte er daſelbſt öffentlich eine lateiniſche Abhandlung über einige Sätze aus der Logik, und im folgenden Jahre, da er ſelbſt noch nicht volle zwanzig zählte, eine zweite über einen philoſophiſch-theologiſchen Gegenſtand, durch welche er mit großem Ruhme die Würde eines Magiſters der freien Künſte erwarb. Im Jahre 1675 ließ er abermals eine philoſophiſche Abhandlung drucken, die unter ſeinem Vorſitz ein jüngerer akademiſcher Mitbürger vertheidigte. Indem er ſo im gelehrten Kreiſe rüſtig und gewandt auf den Schauplatz trat, verläugnete ſein Sinn auch ſchon damals nicht die Richtung nach den oberen Kreiſen, wo die Fürſten und ihre Umgebungen, im Schimmer der Macht und des Glanzes, den Blick und Eifer begabter Dienſtberufenen ſtark und unwiderſtehlich anziehen. Keine jener Abhandlungen ließ Beſſer ohne den Schmuck einer vornehmen, empfehlenden Zuneigung; er widmete die erſte dem Herzoge Jakob von Kurland, bei welchem ſein Vater in vorzüglichen Gnaden ſtand, die zweite dem Herzoge Friedrich Kaſimir, und die dritte der brandenburgiſchen Prinzeſſin Luiſe Charlotte.

Ein junger Mann von ſo ausgezeichneten Gaben, der die Welt bedeutend anſprach, und ihre Verhältniſſe lebhaft ergriff, konnte am wenigſten unter den Jünglingen gleichgültig bleiben, welche durch Alter, Studien und Neigungen ihm verbunden waren. Beſſer lebte in vertraulichſter Gemeinſchaft mit jungen Edelleuten; die theils aus Kurland, theils aus Preußen und andern Ländern, in Königsberg ſtudirten. Vor allen aber hatte ſein Landsmann von Maydel, ein edler Jüngling von vorzüglichen Fähigkeiten und älternloſer Erbe eines Vermögens von einer Tonne Goldes, ſich an ihn mit innigſter Freundſchaft angeſchloſſen. Seine Studien waren bald beendet, er kehrte nach Hauſe, um von dort eine größere Reiſe nach fremden Ländern anzutreten, und da er die Wittwe ſeines Oheims, welche bei ihm Mutterſtelle vertrat, wegen eines tüchtigen Haushofmeiſters, der ihn begleiten ſollte, bemüht ſah, ſo ſtand er nicht an, ihr als einen ſolchen ſeinen Freund Beſſer in Vorſchlag zu bringen. Die kluge Frau verlangte denſelben vorher perſönlich kennen zu lernen, wohl nicht ohne Bedenken wegen deſſen eigner Jugend; aber kaum hatte ſie ihn, den ſtattlichen, haltungsvollen jungen Mann, ſelbſt geſehn, als ſie ſogleich und unbeſchränkt einwilligte, indem ſie mit angenehmer Wendung hinzufügte, ſie wünſche, daß es ihrem Pflegeſohn mit ſeinem ſelbſterwählten Hofmeiſter wie dem Kranken ergehen möge, bei denen insgemein die Arznei deſto heilſamer anſchlüge, jemehr Vertrauen ſie ſelbſt zu ihrem Arzte hegten. Die beiden Freunde traten noch im nämlichen Jahre 1675 ihre Reiſe an, und begaben ſich zuvörderſt auf die Univerſität Leipzig, um daſelbſt in den Wiſſenſchaften noch weitere Fortſchritte zu machen.

Sie ließen es beiderſeits an Fleiß nicht fehlen, und zeichneten ſich vor andern durch Sitten und Betragen aus; das Anſehn ihrer ganzen Erſcheinung, und insbeſondre ihre Fertigkeit in ritterlichen Uebungen, machte ſie bald der ganzen Stadt vortheilhaft bemerkbar. Da Maydel reformirten Glaubens war, und es für dieſen in Leipzig keine gottesdienſtliche Anſtalt gab, ſo reiſten ſie dieſerhalb einigemal nach Deſſau, wo ſie zugleich den Hof beſuchten, und bei dem Fürſten Johann Georg freundlich und ehrenvoll aufgenommen wurden. So verging faſt ein Jahr in glücklichen Lebenstagen, und ſchon dachten ſie an die Weiterreiſe, als ein unglücklicher Vorfall ihren Weg und ihre Plane völlig zerrüttete. Canitz und ſeine Freunde, deren Umgang für Beſſer und Maydel ſich als der ſchicklichſte von ſelbſt hätte darbieten müſſen, waren kurz vorher abgereiſt; es drängten ſtatt ſolcher edlen, leider nur rohere Bekanntſchaften ſich auf. Mit Beſſer und Maydel fanden ſich in derſelben Tiſchgeſellſchaft ein gewiſſer von Bennigſen und deſſen Hofmeiſter Lange, bei welchen die große Geſchicklichkeit im Fechten, worin jene Beiden ſich als Meiſter zeigten, Neid und Groll erweckte; einige Offiziere von den ſogenannten Blauröcken, zur Beſatzung der Pleißenburg gehörig, hatten gleichfalls ihren Aerger daran, und ihr tückiſcher Ingrimm ſuchte begierig die Gelegenheit zum Ausbruch. In dieſer Abſicht brachten Bennigſen und Lange eines Mittags den Lieutenant von Lochau mit zu Tiſch, trennten gleich anfangs, unter dem Schein des Ungefährs, Beſſer'n von ſeinem Zögling, und begannen hierauf durch anzügliche Reden und zudringliche Geberden jene zum Streit aufzureizen. Lochau ſchimpfte gegen Maydel auf Beſſern, zweifelte, ob derſelbe auch ein ſolcher Held im freien Felde wäre, wie auf dem Fechtboden, und verlangte denſelben auf die Probe zu ſtellen. Maydel nahm ſich ſeines Hofmeiſters an, verbat ſich dergleichen Reden, und meinte, man müſſe ſich damit an den Mann ſelber wenden, der ja gegenwärtig ſei; er ſaß aber am andern Ende des Tiſches, und konnte dieſe Reden kaum vernehmen, geſchweige denn erwiedern. Als die Mahlzeit geendet war, drang Lochau nur noch heftiger auf Maydel ein, betheuerte höhniſch, er müſſe ſich mit einem von ihnen beiden raufen, und wolle gleich den Zögling, da dieſer für ſeinen Hofmeiſter ſo ritterlich auftrete, in Anſpruch nehmen. Der gereizte Jüngling, ſonſt ungemein ſanftmüthig, und bisher ganz kalt und beſonnen, vermochte ſich jetzt nicht länger zu halten: „Weil du denn durchaus Händel mit mir haben willſt", rief er, „und ohne alle Urſache, ſo muß ich dir erſt dieſe dazu geben", ergriff eine zinnerne Kanne, und ſchlug ſie dem Gegner mit Gewalt auf den Kopf; Beſſer ſprang herzu, Lochau's Genoſſen gleichfalls, und es entſtand eine heftige Schlägerei, die nur mit Mühe von den übrigen Anweſenden aus einander gebracht wurde. Beſſer fand angemeſſen, um weitere Händel zu vermeiden, den bisherigen Mittagstiſch mit einem andern zu vertauſchen; doch ſein Zweck wurde nicht erreicht. Jener Vorfall war noch nicht abgethan, als nach wenigen Tagen auch Bennigſen, der ziemlich getrunken hatte, und in dieſem Zuſtande Maydel'n auf dem Vorſaale vor deſſen Wohnſtube begegnete, dieſen mit trotzigen Reden anließ, ihm unvermuthet in's Geſicht ſchlug, und abermals eine Balgerei verurſachte, in welche die herzugeeilten beiden

Hofmeiſter gleichfalls verwickelt wurden. Maydel, ſogleich von Lochau herausgefordert, und ſelber Genugthuung von Bennigſen und Lange fordernd, ſah gleichwohl den Zweikampf durch mancherlei Ausflüchte ſeiner Gegner nur ſtets weiter hinausgeſchoben. Bennigſen und Lange hatten unterdeß, wie ſie ſchon früher im Sinne geführt, die Studien verlaſſen, und bei der Beſatzung der Pleißenburg unter den Blauröcken, wie man ſie nannte, Dienſte genommen, jener als Fähnrich, dieſer als Führer, und ſie wollten mit ihren neuen Kameraden lieber ihren Vortheil durch neue Tücke ſuchen, als im offenen Gefecht ehrlich erringen. Mehr als neunmal ließ Maydel ſie mahnen, aber ſtets vergeblich, es verging eine Woche nach der andern. Die Sache verzog ſich ſo lange, daß Briefe aus Kurland einlaufen konnten, in welchen Maydel's Pflegemutter deſſen unverzügliche Rückkehr nach Hauſe dringend anbefahl, indem ein dortiges Gerücht, derſelbe ſei in einem Zweikampf geblieben, ſie wegen übler Händel beſorgt mache, deren unglücklichen Ausgang ſie abwenden wolle. Für Beſſer entſtand hieraus eine ſchreckliche Lage; ſeine Pflicht forderte, Leben und Sicherheit ſeines Zöglings der erhaltenen Weiſung gemäß zu wahren, aber nicht minder lag ihm ob, deſſen Ehre nicht im Stich zu laſſen. Vergebens bot er alles Erſinnliche auf, um die Möglichkeit einer gütlichen Ausgleichung zu finden, vergebens wollte er ſelbſt für ſeinen jungen Freund eintreten und deſſen Kampf ausfechten, kein Vorſchlag fand Eingang, am wenigſten der letztere, welchen Maydel weit wegwarf, und von dem Beſſer ſelbſt wohl geſtehn mußte, daß er mehr ſeinem eigenen als dem Verhältniſſe ſeines Freundes entſpreche. Nichts blieb übrig, als den Zweikampf möglichſt zu beeilen, und für denſelben alle beſte Vorkehrung zu treffen. Beſſer benahm ſich hiebei mit muſterhafter Sorgfalt und Ueberlegung, er beſprach die Gegner, und wußte es geſchickt dahin zu leiten, daß man übereinkam, in Betracht der früher gepflogenen Freundſchaft, ohne Erbitterung und nur des ehrenvollen Ausgangs wegen zu fechten, daher keine andere Waffe als den Degen zu gebrauchen, und ſich mit dem, was die Gebühr erheiſche, zu begnügen. In der Wahl des Platzes, der Waffen und der Zeugen, handelte er gleichfalls mit klügſter Vorſicht. Er ſelbſt übernahm, keine Bedenklichkeit wegen der Verantwortung beachtend, nun auch die Rolle eines Beiſtandes, weil er der eignen Treue und Fechtkunde für den Freund am meiſten ſicher war. Die Zögerungen und Verhandlungen hatten ſchon über zehn Wochen gedauert, endlich wurde der 15. Februar des Jahres 1677 zum Kampftage beſtimmt. Die Partheien, jede von dreien Zeugen und einigen Dienern begleitet, ritten frühmorgens von Leipzig nach dem Dorfe Linkel, wo ein dichtes Tannengehölz angemeſſenen Raum, aber nicht nur dem freien Kampfe, ſondern auch der ſchändlichſten Hinterliſt gewährte. Lochau und Maydel fochten zuerſt, und wiewohl jener, der ausdrücklichen Verſicherung entgegen, dieſen gefährlich zu treffen ſuchte, und darüber ſelbſt mehrmals in ſeines Gegners Gewalt gerieth, ſo ſchonte doch dieſer ihn großmüthig, und focht mit der doppelten Aufmerkſamkeit, für ſich und auch für den Gegner ſelbſt, deſſen unbeſonnene Hitze unſchädlich abzuwenden. Nach vier Gängen erklärte Lochau ſich für befriedigt, er und Maydel verſöhnten ſich, und gaben einander die Hände. Hierauf ſtellten ſich Beſſer und Bennigſen zum Gefecht; auch dieſes verſprach leidlich auszugehn; als aber im zweiten Gange Bennigſen einen Stich in den linken Arm erhielt, wandte ſich plötzlich die Sache auf unerwartete Weiſe; der Verwundete wich erblaßt zurück, ſchrie um Hülfe, lief zu ſeinem Pferde, nahm die Piſtole zur Hand, und ſchoß auf Beſſer, dem die Kugel dicht vorüberſauſte. Als dieſer ſah, daß auch Lange zur Piſtole gegriffen hatte, konnte er die abſichtliche Verrätherei nicht verkennen, und drang herzhaft auf den Feind los. Jetzt aber ſchrie Lochau, der, wie Lange und auch bereits wieder Bennigſen, zu Pferde ſaß: „Nun iſt es Zeit, hauet zu, ſtoßet zu!“ und indem er ſelbſt ſeine Piſtole auf Beſſer abſchoß, ſtürzten zugleich die Knechte der Offiziere und eine Anzahl verſteckter Soldaten von den Blauröcken aus dem Buſch hervor, und drangen mit Schießen, Stechen und Hauen meuchleriſch auf Beſſer und die Seinigen ein. Im Getümmel und Pulverdampf kamen die Uebrigen bald abſeits, und nur Beſſer und Maydel, die nicht mehr zu ihren Pferden und Piſtolen kommen konnten, beſtanden den ungleichen Kampf; jener focht mit unbezwinglicher Tapferkeit, zwei Feinde ſtach er alsbald nieder, und als ihm ſein Degen in der Bruſt des zweiten zerbrach, hatte er gleich einem dritten wieder die Wehr aus der Hand geriſſen, ſtellte ſich neubewaffnet Maydel'n zu Seite, der ſich den Rücken durch einen dicken Baum zu decken ſuchte, und beide wehrten mit kräftigen und geſchickten Streichen die treuloſen Angreifer ab. Doch dieſe hatten andern Vortheil, ſie ſchoſſen auf's neue aus Büchſen und Piſtolen, ein unglücklicher Schuß traf Maydel'n durch den Rückgrat in's Herz, und tödtlich verwundet ſank dieſer, indem er den Mörder, wahrſcheinlich Lochau, anrief: „Iſt das Kavalierparole?" und mit den Worten: „O Jeſu, wie wird mir!" ſeinem Freund ſterbend in den Arm. Beſſer wurde dadurch zur äußerſten Wuth entflammt, und als er nach wenig Augenblicken erkennen mußte, daß jener ſchon wirklich todt neben ihm lag, lieh ihm der Schmerz ſolche Kraft, daß er nicht nur der noch ſtets andringenden Feinde ſich erwehrte, ſondern ſogar zum Angriff übergehend, ſie alleſammt in die Flucht jagte. Unter Thränen und Wehklagen wurde der Leichnam hierauf einſtweilen nach dem Dorfe gebracht, bis er ſpäterhin mit großer Ehrenbegleitung nach Leipzig, und in der Folge zur Beiſetzung nach Deſſau abgeführt wurde. Die Fürſtin ſetzte mit eigner Hand ſeinem Haupte eine goldene Krone auf. Der nur erſt achtzehnjährige, aber groß- und ſchlankgewachſene, und an Geiſt und Gemüth nicht minder als an Körper hervorragende Jüngling war in der Blüthe der ſchönſten Entwickelung gefallen; ſein frühes Todesloos erregte nah und fern Aufſehn und Theilnahme. Die politiſchen Jahrbücher thaten der Begebenheit ausführlich Meldung. Der König Johann von Polen ſchrieb an den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen wegen Beſtrafung der Mörder.

Vor allen Andern war Beſſer zu beklagen, er hatte mit dem Freunde und Zögling ſein ſchönſtes Glück verloren, die reichſten Hoffnungen eingebüßt; der Anſchein einer bei dem Vorfalle doch vielleicht ihm zukommenden Verſchuldung; ſein eigner, zwar ungerechter, aber in düſtrer Stimmung ihm hierüber ſtets wacher Vorwurf; die Nothwendigkeit, nach ſo großen Stürmen, anſtatt ſich dem Schmerze hingeben zu können, jedem verdrießlichen Geſchäft, unter andern auch dem ſeiner Rechtfertigung, ſich zu unterziehen: dies alles machte ſeine Lage zu einer der unſeligſten. Er wünſchte ſich tauſendmal an Maydel's Statt, oder doch wenigſtens mit ihm den Tod gefunden zu haben, er fühlte ſich innerlich einem Geſtorbenen gleich, und gleichwohl zu täglich erneuter Todesqual aufgehoben. Das älteſte ſeiner uns aufbewahrten Gedichte, bald nach dem unglücklichen Vorgang abgefaßt, drückt ſeine Klagen hierüber beweglich aus. Er redete den Geliebten an:

„Als dich des Mörders Hand zu Boden hat geſchoſſen,
Und dein gekrümmtes Haupt zur Achſel ſich geneigt,
Als aus der weißen Bruſt dein Purpur dich befloſſen,
Und du, mit Blut erfüllt, mir deinen Mund gereicht:
Ach, hätt' ich dieſen Mund, ſo wie er mich, beſprenget,
Und hätte meine Bruſt die deinige beſpritzt!
So würd' ich weiter nicht von einer Angſt gedränget,
Die, wie ein ſteter Tod, mir in dem Herzen ſitzt.
Die Kugel, die dich traf, hat zwar mich nicht getroffen,
Dieweil ich nicht für dich, noch auch mit dir, verſtarb:
Doch ſteh' ich leider jetzt viel Todesarten offen;
Ach, daß durch dieſen Tod ich keinen Ruhm erwarb!"

Worauf er zur Betrachtung übergeht:

„Ich mußte nicht den Tod ſo vortheilhaft erdulden,
Der künftig mich einmal ohn' allen Dank erlegt.
So muß ein Menſch ſich ſtets vom Glücke meiſtern laſſen:
Muß ſterben, wenn er noch des Lebens nicht iſt ſatt,
Und leben, wenn er ſucht ein Todtengrab zu faſſen,
Das meinem Suchen auch ſich ganz verborgen hat."

Und weiterhin ſagt er:

„Ich lebe durch den Zwang des Glückes, nicht aus Wahl;
Der Himmel rechne doch zur That mein treues Wollen,
Der mir, und nicht mein Wunſch, zu leben anbefahl,
Ich bin, ſo viel in mir, an Maydel's Statt geſtorben,
Und habe ſelbigen, dem Willen nach, befreit,
Mir auch der Treue Lob des Freundes dort erworben,
Der für den Brutus ſich zu ſterben nicht geſcheut.
Hat mir es in der That zu leiſten nicht geglücket,

So weiß ich, daß zur Qual ich aufgehoben bin!
Es wird ein ſchärfer Schwert bereits auf mich gezücket,
Das ſonder Streiche mir zermartert Leib und Sinn:
Es ſtürmt das Ungemach auf mich von allen Seiten,
Und mich befällt der Neid, als wie verdorrtes Laub.“

Maydel's Verwandte wollten ſich gar nicht zufrieden geben; bei ihnen ſich zu rechtfertigen, dem Gerede böswilliger Leute, welche ihm die Schuld des ganzen Unglücks aufbürden wollten, entgegenzuwirken, vor Gericht ſich ſelber zu verantworten, und die flüchtig gewordenen Mörder zu verfolgen, dies waren, anſtatt der Tröſtungen, deren er bedurfte, die Aufgaben, welche ſich ihm an jenes Unglück unſelig anreihten. Sein Muth und ſein Talent bewährten ſich unter dieſen Umſtänden in voller Kraft, er verſchmähte jede Flucht und Entziehung, und bot entſchloſſen Stirn und Bruſt allen Kämpfen, die auf ihn eindrangen. Außer dem ebenerwähnten Gedichte verfaßte er noch eine beſondere Denk- und Lobſchrift, in welcher Maydel nach allen ſeinen herrlichen Eigenſchaften geſchildert, und ſein kurzer Wandel und früher Tod ausführlich erzählt wurde; dieſe wohlberedte Schrift, welche im folgenden Jahr im Druck erſchien, war für den Verfaſſer die beſte Rechtfertigung, und gewann, wie überhaupt die Feſtigkeit und Klugheit ſeines ganzen Benehmens, ihm viele Zuſtimmung und Theilnahme. Schon ſollte ſein Unglück ſelbſt ihm der Anlaß neuen Glückes werden.

Der Kommandant der Feſtung Pleißenburg, Oberſt Titel, ein ſtrenger und tapferer Mann, war über das nichtswürdige Betragen ſeiner Offiziere höchſt entrüſtet, und konnte nicht umhin, den edlen Eifer und Heldenmuth Beſſer's dagegen hochachtend anzuerkennen. Täglich war an ſeiner Tafel, wie in den Geſellſchaften ſeiner Gemahlin, lobpreiſend von dem tapferen Kurländer die Rede, der ſo vielen Feinden allein widerſtanden, und jetzt, gegen ſo vielfache Widerwärtigkeiten ringend, mit der Feder in der Hand, nicht weniger als mit dem Degen, ſeines Gleichen ſuche; Fremde und Einheimiſche ſtimmten wetteifernd in dieſes Lob. Solcherlei wiederholte Reden machten Eindruck auf das Gemüth einer Stiefenkelin des Kommandanten, eines vierzehnjährigen Mädchens von ganz beſonderen Gaben und Vorzügen. Katharina war die Tochter des ehemaligen Bürgermeiſters von Leipzig und Kurfürſtlich ſächſiſchen Appellationsraths von Kühlewein auf Raſchwitz, ſchon einige Zeit älternlos, und deßhalb in das Haus ihres Stiefgroßvaters aufgenommen. Sie galt für die vornehmſte und reichſte Jungfrau ihrer Vaterſtadt; eine große ſchlanke Geſtalt, blendende Weiße, große blaue Augen, edle Geſichtszüge, und Reiz und Anmuth ihres ganzen Weſens machten ſie auch zu einer der ſchönſten. Wiewohl noch ſo jung, war ſie doch ſchon zu einer ungewöhnlichen Größe emporgewachſen, und ſo auch ihr Karakter ſchon völlig entſchieden, ein romantiſcher Schwung hatte ihre Neigungen auf das Starke, Beherzte gewandt, Kühnheit und Ehrgeiz ließen ſie im Tanzen, Schießen, Reiten und Fahren ihre liebſten Zeitvertreibe ſuchen; dabei war ſie von zartem Gefühl und feiner Geiſtesbildung, konnte mehrere Sprachen, ſpielte Klavier, und ſang ſehr angenehm. Schon früher war ſie Beſſer'n einmal zufällig auf der Straße begegnet, und beide hatten mit gegenſeitiger Verwunderung einander anblicken müſſen, denn auch Beſſer war ein ſchöner Mann, von edler und bedeutender Erſcheinung, und ein trefflicheres Paar hatte die ganze Stadt nicht aufzuweiſen. In dem Hauſe des Bürgermeiſters Steger, ihres Vormundes, machte Beſſer bald die nähere Bekanntſchaft Katharinens, die er dann zuweilen auch auf ihrem Gute Raſchwitz beſuchte, und die beiderſeitige Neigung blieb nicht lange verborgen. Gleiche Richtung des Sinnes und gemeinſame Uebung jugendlicher Fertigkeiten knüpften das Band immer feſter; ſie tanzten zuſammen unvergleichlich, er begleitete ihr Klavierſpiel auf ſeiner Laute, ſie ſang die Lieder, welche er für ſie gedichtet; da kein fremder Wille hier zu ſchalten hatte, ſo war ihre dauernde Vereinigung unter ihnen bald beſchloſſen. Katharina, die ſich früher, aus eigenwilliger Abneigung gegen den Eheſtand, in ein evangeliſches Jungfrauenkloſter im Lüneburgiſchen begeben wollte, gab ihren Vorſatz auf, und ſo Beſſer den ſeinigen, im Getümmel des Krieges ein neues Schickſal aufzuſuchen; zu neuen Hoffnungen berechtigt, vertauſchte er vielmehr das Studium der Theologie mit dem der Rechte, um ſich zu Hof- und Staatsämtern geſchickt zu machen, wozu ſowohl ſein eigner Hang, als auch die Rückſicht auf ſeine künftige Gattin ihm Beruf und Antrieb wurden.

Doch wie ſehr auch gleich von Anfang in dieſer Liebesneigung die Herzen ſich begegneten, und wie glückliches Ziel ihr im voraus beſchieden war, nicht blieb deßhalb den Empfindungen der Wechſel erſpart, der zwiſchen Furcht und Hoffnung, Qual und Entzücken, Zweifel und Vertrauen, oft erſt ſpät zur endlichen Gewißheit führt; auch Beſſer findet ſich dieſer Schickung hingegeben, welche, wo ſie nicht von außen aufgedrungen wird, ſich nur zu leicht von innen ſelbſt erſchafft. Er liebt, aber wagt nicht zu hoffen; er entſagt, doch nur ein geringſter Troſt ſoll ihm noch verbleiben; ſo bekennt er ſeine anſpruchsloſe Liebe für Melinden, die er unglücklich weiß, in einem zarten Gedicht:

„Melindens Auge ſeh' ich nicht;
Doch hör' ich, daß es jetzund weinet.
O weint dies himmliſche Geſicht,
Das ſonſt mit Sonnenblicken ſcheinet!
Ich weiß, daß ſelbſt die Traurigkeit
Und ihres Schmerzens Ungeberden,
Wenn ſie die heißen Thränen ſtreut,
Sie noch viel ſchöner machen werden!

Bisher, da ihr das Glück gelacht,
Und ſie der Freuden Arm umfangen,
Hab' ich den Mund feſt zugemacht;
Vergnügt, daß es ihr wohl ergangen.
Wer aber kann jetzt ruhig ſein,
Da wir Melinden hören klagen?
Ihr Glücke laß ich ihr allein;
Ihr Unglück muß ich helfen tragen."

Zwar will ſie nichts von ihm wiſſen, allein dies kann ihrem Werthe nichts nehmen, er iſt gewohnt, ſich zu beſcheiden:

„Die Schönheit, der beblümte Mund,
Die weiße Bruſt, die friſche Jugend,
Sind ja nicht meiner Liebe Grund;
Ich liebe mehr Melindens Tugend."

Dergleichen Liebe beſteht ohne einige Gewährung; nur, wenn er ſchon auf alles verzichtet, möge dafür auch nicht das Gegentheil ihm werden:

„Was willſt du mehr, ich meide dich,
Ich will dich Andern überlaſſen;
Nur, haſt du ja kein Herz für mich,
So hab' auch keines, mich zu haſſen!“

In gleicher Stimmung richtet er ein Lied an ſeine Laute:

„Dies iſt die treue Tröſterin
Von allen meinen Kümmerniſſen,
Wenn die, um die ich traurig bin,
Nichts will von meinem Kummer wiſſen.
Das Herz der ſtrengen Ehrengard
Iſt leider gegen mich zu hart,
Und giebt nicht Acht auf meine Plagen,
Ihr aber, meine Saiten ihr,
Seid viel mitleidiger mit mir,
Ihr hört zum mindſten meine Klagen,
Und wißt, ſo oft ich euch berühr',
Mein Leiden wieder nachzuſagen.“

Wiederholt drückt er ſein Verzichten, doch ſchon auch die Warnung aus:

„Wir wollen, ſchöne Schäferin,
Geruhig bei einander weiden,
Dein Glücke geb ich Andern hin,
Kommt Unglück, will ich mit dir leiden;
Laß aber ſehn, ob auch der Hirt,
Den deines Herzens Wahl getroffen,
Dich ſo beſtändig lieben wird,
Als ich, der nichts von dir zu hoffen!“

Vergeblich ſucht er der Liebe zu entfliehn:

„Ach, Gedanken, laßt mich ziehen,
Ich will Iris Macht entgehn;
Ihre Schönheit heißt mich fliehen,
Der ich nicht kann widerſtehn.
Aber was hilft mein Entrinnen?
Durch euch bin ich ſtets bei ihr;

Süßes Blendwerk meiner Sinnen,
Wie gefährlich ſeid ihr mir!“

Zu welchem Uebermuthe des Selbſtvertrauens dieſe Niedergeſchlagenheit hinwieder ſich erheben konnte, wenn günſtigere Sterne leuchteten, ſehen wir aus folgenden Zeilen an das Bette der Chloris:

„Werth- und beglückter Platz der Chloris Roſenbette!
Du einz’ger Zeuge dieſer Welt,
Von aller Lieblichkeit, die Chloris uns verhält!
Ach, wenn ich doch einmal dich zum Verräther hätte!
Ach, daß du zu getreu und zu verſchwiegen biſt!
Gedenkt ſie nicht an den, der längſt ihr eigen iſt,
Der ihr ohn’ Unterlaß ſucht ſeine Gluth zu zeigen?
Ja, wenn ſie halb erwacht mit ſich alleine ſpricht,
Nennt ſie mich unverſehns in der Verwirrung nicht,
Und hörſt du keinen Wunſch aus ihrem Herzen ſteigen?“

Beruhigte Sicherheit dagegen mußte ſchon in dem Dichter wohnen, der, im Jahre 1679 als Schiedsrichter aufgerufen zwiſchen den blauen und ſchwarzen Augen, zwar die blauen Augen ſeiner Anemone beſang, aber daneben auch die ſchwarzen der Phyllis preiſen, und den Vorzug unentſchieden laſſen durfte! Die berühmten, und noch in unſrer Zeit zuweilen wiederholten Verſe, welche Beſſer hierüber nach einer damals beliebten und ihm vorgeſchriebenen Sangweiſe gedichtet, müſſen hier nothwendig ihren Platz finden:

„Die blauen Augen.

Blau ſind meiner Anemonen Augen,
Weil ſie uns zum Zeugniß ſollen taugen,
Daß ſie ihr von Venus ſind erkoren,
Die vom blauen Meeresſalz geboren.

Pallas Augen ſind auch blau geweſen,
Die ſie ſich, aus Weisheit, hat erleſen;
Weil der blauen Farben Glanz vollkommen,
Den der Himmel ſelbſt drum angenommen.

Was ſoll man denn, Anemone, ſagen,
Was doch deine Augen in ſich tragen?
Klugheit und der Himmel, die ſind lichte;
Beides ſieht dir auch aus dem Geſichte.

Blaues Feuer brennt, wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tauſend ihrer Gaben
In den Bergen deiner Bruſt vergraben.

Selbſt die blauen Adern, die dich zieren,
Zeigen, daß ſie theure Türkis führen;
Die, wie Gold wächſt von der Sonnen Blicken,
Alſo ſich von deinen Augen ſchmücken.

Aber blau iſt auch der Treue-Zeichen,
Wird dein Herze wohl den Augen gleichen?
Ob Beſtändigkeit dein Herz getroffen,
Muß ich bloß von deinen Augen hoffen.

Unterdeſſen ſoll mich nichtes ſtören,
Als was Himmliſches ſie zu verehren,
Weil des Himmels Bild darin geſchrieben,
Will ich ſie auch als den Himmel lieben.“

„Die ſchwarzen Augen.

Phyllis Augen brennen mich verſtohlen;
Denn ſie ſcheinen ausgelöſchte Kohlen:
Weil dem Himmel ſie beliebt zu ſchwärzen,
Sieht man nicht die flammenreichen Kerzen.

Wolken ſind ſie, aber voller Blitze,
Und dies neue Mondenlicht hat Hitze,
In den ſchwarzen Kugeln ſtecken Sonnen,
Wo ſich aller Seelen Brand entſponnen.

Ich gedacht' mit ihrer Nacht zu ſpielen
Und in dieſen Quellen mich zu kühlen:
Aber lauter heiße Feuerballen
Ließen die vermeinten Brunnen fallen.

Dunkler Kreis ſo viel verbrannter Leichen!
Wer dich ſieht, der kann dir nicht entweichen;

Alles muß in deinen Banden ſchweben,
Wenn uns deine Finſterniß umgeben.

Brenne mich, doch mich nicht zu verbrennen,
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen;
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß ſich will erſtrecken!

Oder willſt du mich zu Aſchen haben,
Mußt du in den Augen mich begraben.
Denn die Schwärze ſchicket ſich zum Trauren,
Und ein ſchwarzes Grab kann länger dauren.“

Mit welchen Reimen denn, nach des Dichters Meinung, beiderlei Augenart ihr Recht unpartheiiſch empfangen haben ſoll, wiewohl, genau betrachtet, die blauen Augen doch hier dichteriſch beſſer bedacht ſcheinen.

Während ſo beglückende und glänzende Verhältniſſe hier in ſchönſter Wechſelneigung für Beſſer ſich geſtalteten, dauerte die gerichtliche Unterſuchung wegen des Zweikampfs und der darauf erfolgten Entleibung Maydel's ununterbrochen fort. So lange Beſſer in dieſen Verwickelungen ſtand, konnte er auf neue Plane für die Zukunft nicht füglich eingehn, und alles in dieſem Betreff mußte ausgeſetzt bleiben. Erſt im dritten Jahre wurde die Sache völlig zum Ende gebracht, da er denn ſeinerſeits höchſt ehrenvoll hervorging, und nur, wegen ſeines eigenen Zweikampfs, eine leichte Geldſtrafe zu tragen hatte. Inzwiſchen aber waren andere Verdrießlichkeiten entſtanden, welchen, wiewohl ſie nicht vom Degen, ſondern nur von der Feder herrührten, nicht minder bedeutende, ja in gewiſſem Sinne noch bedenklichere Störung nachfolgte. Ein junger Fremder, durch Waffenthat als Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit ausgezeichnet, und neuerdings der ganzen Stadt vor Augen als begünſtigter Bewerber ihres angeſehenſten und reichſten Mädchens, konnte nicht ohne Neider und Feinde ſein; dem Talent wird ohnehin, gleichſam zur Strafe des Vorzugs, mancherlei aufgebürdet, was ihm Nachtheil bringt, und ſo traf auch Beſſer'n unverſchuldet mancher Leumund. Unter andern ſollte er der Verfaſſer einer Schmähſchrift ſein, in welcher der damals berühmte Theologe Doktor Carpzov heftig angegriffen war, der gute Mann glaubte ſelber über ſeinen Feind alle Gewißheit zu haben, und als er die ihm widerfahrne Beleidigung auf der Kanzel mit Schärfe rügte, machte er denſelben deutlich genug namhaft, indem er plötzlich ausrief: „Soll ich ihn nennen? Es iſt beſſer —, daß ich ſchweige.“ Dergleichen Anſpielungen, zu denen ſein Name ſich ſo unglücklich bequem darbot, wurde Beſſer ſein ganzes Leben nicht los, und er mußte ſie im Guten wie im Böſen über ſich ergehen laſſen. Solch ein Ausfall aber öffentlich von der Kanzel war damals nicht gleichgültig; Beſſer eilte, ſeine Unſchuld durch überzeugende Beweiſe darzuthun, und machte dieſerhalb auch ſeinen Beſuch bei dem Doktor Carpzov ſelbſt, der ſich aber allem Weiteren durch die Wendung entzog, daß er verſicherte, er habe in der Predigt gar nicht auf Beſſer's Namen gezielt. Die Sache ſchien damit zu beiderſeitigem Genügen abgethan. Nach einiger Zeit ließ Beſſer, dem Steger'ſchen Hauſe zu Ehren, auf das Ableben einer Verwandten deſſelben einige Zeilen in ungebundener Schreibart drucken, worin es unter andern hieß:

„Mit deiner Verwunderung, Leſer, findeſt du hier
Eine Rahel dem Namen
Ein Schaf der Demuth nach;
Eine Jephtha den Aeltern,
Eine Paulina dem Ehemanne“ u. ſ. w.

Carpzov's gekränkter geiſtlicher Stolz konnte die Schadenfreude nicht verbergen, ſeinen Feind — denn das ſollte ihm Beſſer nun einmal bleiben — auf einem groben Schnitzer zu betreffen. Er nahm Gelegenheit, in einer Predigt der Geſchichte Jephtha's zu erwähnen, und bemerkte dabei, daß man den Namen der geopferten Tochter eigentlich nicht wiſſe, doch ſo viel ſagen könne, daß ſie nicht Jephtha, wie ihr Vater, geheißen, weil dies nicht ein Weibername, ſondern ein Mannsname ſei. Beſſer fühlte den giftigen Stich; die geiſtliche Rachſucht hatte die empfindlichſte Blöße getroffen, er war beſchämt und zerknirſcht, und mußte ſchweigen. Doch bei erſter Gelegenheit ſuchte er Linderung für ſeine tiefbrennende Wunde, und ein nächſtes Leichengedicht, auf den Tod eines Bruders ſeiner Katharina, hob mit den Worten des Unwillens an:

„Der fühlte mit der Zeit ein Grauen vor dem Dichten,
Der, wie die Afterwelt, es ſelbſt betichtet klagt;
Und der die Tempel gar hört ſeine Sätze richten;
Wo ſonſt kein Tadelzahn an ſolchen Aeſern nagt,
Wann man ein ſchlechtes Wort mit falſcher Deutung quälet,
Und, wenn des Druckers Hand und Auge was verſehn,
Den Schreiber widerlegt, gleich als wann der gefehlet,
Da doch der tummſte Fuß nicht wohl kann irre gehn.“

So konnten Dichter und Prediger ihren heißen Kampf mit Schlag und Gegenſchlag von der Kanzel und aus der Preſſe noch eine gute Weile fortſetzen; allein Carpzov war durch dieſen letzten Streich zu ſchwer getroffen, und konnte ihn nicht verwinden. Er rief ſeine Amtsbrüder auf, und die geſammte Geiſtlichkeit von Leipzig gab auf ſeinen Antrieb eine Klagſchrift bei der Univerſität gegen Beſſer ein, worin ihm vorgeworfen wurde, er habe ſich nicht geſcheut, das daſige Predigeramt anzutaſten, und daſſelbe zu beſchuldigen, als richte es freventlich auf den Kanzeln, quäle ein ſchlechtes Wort mit falſcher Deutung, und nage mit Tadelzähnen in den Tempeln. Der Sturm wurde ſo gewaltig, daß Beſſer bald in's Gedränge kam, und auszuweichen wünſchte. Wie früher Carpzov in der Predigt nicht ihn, ſo wollte jetzt er in dem Gedicht nicht jenen gemeint haben, allein die Ausflucht gelang ſchlecht; die Deutung, daß unter dem Worte Tempel die Zuhörer verſtanden geweſen, weil einige Studenten früher einen Ausdruck des Gedichts getadelt hätten, fand wenig Eingang, daß er ſelbſt ſie eidlich erhärten ſollte, war ein übler Umſtand; zum Ueberfluſſe brachte man noch heraus, daß Beſſer gleich nach Carpzov's Predigt dem Buchdrucker Vorwürfe wegen Auslaſſung des Wortes Tochter gemacht habe, da es doch in der Handſchrift geheißen: „Eine Jephtha-Tochter ihren Aeltern“, nicht aber, wie jetzt zum Aergerniß daſtehe: „Eine Jephtha“; ja endlich kam ſogar das Allerſchlimmſte an den Tag, daß in der Handſchrift des zweiten

Gedichts, als dieſelbe zur Erlangung der üblichen Druckerlaubniß eingereicht worden, nicht das Wort Tempel, ſondern das Wort Pöbel geſtanden habe, und erſt nachher mit jenem vertauſcht worden ſei. Die Sache nahm in Leipzig eine ſchlimme Wendung, und von Dresden, wo Beſſer allerlei Schritte ſchon vergeblich verſucht hatte, war keine Begünſtigung zu erwarten. Endlich, da gerade alles ſich zum übelſten Ausgang anließ, und ſchon ein ſcharfer Urtheilsſpruch unmittelbar bevorſtand, wurde Carpzov durch vornehme Gönner und Freunde Beſſer's noch eben zu rechter Zeit zur Verſöhnung geſtimmt, und ſchrieb nun ſelbſt an den Rektor der Univerſität mit vielem Eifer zu Gunſten deſſen, den er bisher ſo grimmig verfolgt hatte. So wurde der mißliche Handel, der über acht Monate gedauert, im April 1680 gütlich beigelegt.

Obgleich auf dieſe Weiſe großem Ungemach entgangen, glaubte Beſſer dennoch jetzt in Sachſen weniger leicht ſein Glück zu machen, und ihm blieb nicht verborgen, daß auch die nächſten Verwandten ſeiner Geliebten ſtark entgegenwirkten, um ſowohl ſeine Dienſtanſtellung, als auch die davon abhängige, ihnen ſehr unwillkommene Heirath zu hintertreiben. Doch Beſſer war nicht der Mann, ſo leicht abzuſtehn; Muth und Klugheit gaben ihm den glücklichſten Entſchluß ein. Sachſen aufgebend, wandte er ſich nach Brandenburg, wo ſchon, dem großen Kurfürſten zu dienen, für den Tapfern ein mächtiger Reiz war, der für den Geſchickten ſich mit jeder günſtigen Ausſicht verbinden durfte. Mit guten Empfehlungen kam er noch im Sommer des genannten Jahres nach Berlin, wo ſein Name ſchon nicht unbekannt war. Der unglückliche Kampf, in welchem Maydel das Leben verloren, war nicht der einzige, der Beſſer's Tapferkeit berühmt gemacht. Der Fürſt von Anhalt-Deſſau ſelbſt war einſt unvermuthet ein Zeuge derſelben geworden, da er im Walde bei Deſſau von ungefähr dazugekommen, als Beſſer mit zweien Offizieren den heftigſten Zweikampf ausfocht. Noch in vielen andern Gelegenheiten hatte dieſer Muth und Geſchicklichkeit erprobt, und von mancher Gefahr gaben bedeutende Narben Zeugniß. Durch ſolcherlei Vorangegangenes verdient, leuchtete gleich ſeinem Eintritt in Berlin das ausgezeichnetſte Glück. Er ſtand im Kurfürſtlichen Vorzimmer, des Augenblicks harrend, da er ſich dem Kurfürſten zeigen dürfte, da trat der Fürſt von Anhalt-Deſſau herein, und ging, Beſſer'n erkennend, freudig auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zu den Großen des Hofs und den anweſenden Generalen, welchen er ihn mit den Worten vorſtellte: „Meine Herren, hier iſt derjenige wackre Kurländer, von deſſen Tapferkeit ich euch ſo viel erzählt habe!" Nach einem ſolchen Eingang konnte Beſſer's Glück nicht mehr fehlen. Der Kurfürſt ließ ihm Kriegsdienſte anbieten, ſogar eine Hauptmannsſtelle ſtand ihm offen, doch da er, beſonders auch in Rückſicht ſeiner Braut, eine Beförderung am Hofe vorzog, wo ihm gleich anfangs die Gunſt des Geheimen Raths von Fuchs und anderer bedeutender Männer zu Theil geworden, ſo wurde ihm auch dieſer Wunſch gewährt, und ſchon im Auguſt empfing er die Beſtallung als Kurfürſtlicher Rath, zwar fürerſt noch ohne Gehalt, aber mit dem beſtimmten Verſprechen und der ſicherſten Ausſicht baldiger Verbeſſerung, die auch ſchon im folgenden Jahre wirklich eintraf. Sein Vater erlebte noch die Freude, dieſe neue Bahn ſeinem Sohn eröffnet zu ſehn, ſtarb aber bald nachher.

Im folgenden Sommer 1681 begleitete Beſſer den Hof nach Halle und Magdeburg, und verfertigte bei Gelegenheit der Erbhuldigung, welche dem Kurfürſten daſelbſt geleiſtet wurde, ſein erſtes Gedicht auf dieſen, der daſſelbe höchſt gnädig aus des Dichters eigner Hand annahm. Bald nachher wurde Beſſer zum wirklichen Legationsrath ernannt, und ihm zugleich ein jährliches Gehalt von 300 Thalern ausgeſetzt. In ſeiner Laufbahn durfte er nunmehr allen beſten Erfolgen ruhig entgegenſehn; den wichtigſten erlangte er von daher ſogleich in ſeiner Heirathsangelegenheit, die weder in ſeinem noch in der Geliebten Sinne durch die eingetretene Trennung im geringſten wankend geworden war. Nur die Verwandten Katharinas boten alles auf, ihre Verbindung mit dem unbegüterten Kurländer, die ſie als eine Mißheirath anſehn wollten, zu vereiteln. Katharina benutzte ſeine Anweſenheit in Halle zu einer Reiſe dahin, um ihn von den

Schwierigkeiten zu unterrichten, und die nöthigen Maßregeln mit ihm zu verabreden. Sein neuer Stand und Rang legte ſchon ein bedeutendes Gewicht für ihn in die Schale; die Gunſt des Kurfürſten aber wollte noch mehr für ihn thun; mit einem nachdrücklichen Fürſchreiben deſſelben verſehen, erlangte er in Torgau bei dem Kurfürſten von Sachſen gnädiges Gehör, und brachte nun ſogar deſſen Empfehlungen mit nach Leipzig; am meiſten aber wirkte ein Schreiben, worin der große Kurfürſt ſelber bei dem Kommandanten der Pleißenburg, Oberſten Titel, um die Hand Katharinas für ſeinen Legationsrath anſprach, und für deren ferneres Wohlergehn beſtens zu ſorgen verhieß. Gegen ein ſo mächtiges und ſchmeichelhaftes Fürwort konnte denn freilich kein Bedenken mehr Stand halten, die Verlobung erfolgte ſogleich, und im November hatte mit allgemeiner Zuſtimmung der Verwandten die Trauung Statt. Der brandenburgiſche Geſandte von Meinders und der anhaltiſche Abgeordnete von Freiberg, welche ſich gerade in Leipzig befanden, wohnten der Feſtlichkeit im Auftrag ihrer Höfe bei, und überreichten in deren Namen den Neuvermählten anſehnliche Hochzeitgeſchenke.

Beſſer fand in Berlin ein reges geſelliges Leben; der Hof begünſtigte Geiſt und Witz, Verdienſt und Talent wurden ausgezeichnet. Mit den ſchönen Geiſtern kam Beſſer leicht in angenehme Berührung, vor allen mit Canitz vereinigte ihn das innigſte Band dichteriſcher Genoſſenſchaft. Seiner Gattin Erſcheinen erregte am Hof und in der Stadt einige Bewegung, ihre Größe, ihre Schönheit und Lebhaftigkeit machten Aufſehn, und riefen verſchiedenartige Urtheile hervor, allein Bewunderung und Beifall hatten weit die Oberhand. Ihr Vermögen, welches ſie gleich zu ihres Mannes Verfügung geſtellt, und ihm auch erblich zugeſichert hatte, gab die Mittel, ihr Hausweſen auf anſtändigen Fuß zu ordnen, und die ganze Lebensweiſe des neuen Ehepaars ruhte auf den günſtigſten Verhältniſſen. Auch die Vaterfreude wurde Beſſer'n bald zu Theil, während einer Beſuchsreiſe, die ſie ſchon im nächſten Jahre wieder nach Leipzig machten, gebar ihm die geliebte Gattin daſelbſt einen Sohn. Durchaus beglückt in ſeiner Häuslichkeit, von Gönnern und Freunden umgeben, am Hofe geſchätzt und in angenehmer Thätigkeit, deren Frucht ſchon ergiebiger reifte, verlebte Beſſer einige Jahre als die ſchönſten ſeines Lebens. Von Gedichten finden ſich aus dieſer Zeit hauptſächlich geiſtliche, an welchen es kein damaliger Dichter ganz fehlen ließ; das proteſtantiſche Chriſtenthum, durch den weſtphäliſchen Frieden in ſeinem äußeren Beſtande feſtgeſtellt, regte ſich in eifrigen Strebungen frommer Ausbildung, die jedoch auf der dichteriſchen Seite, man kann es nicht läugnen, mit einer gewiſſen Trockenheit behaftet blieb, die auch Beſſer nicht überwinden konnte. Seine Gattin, lebhaft den Gegenſtänden der Religion zugewandt, und ſelbſt mit Forſchungen in der Apokalypſe romantiſch beſchäftigt, hat zur Wahl ſolcher Stoffe, welche ſpäter eben nicht mehr hervortraten, wahrſcheinlich mitgewirkt. Unter den Gedichten, welche für Hofgelegenheiten dieſer Zeit vorkommen, iſt ein Zuruf der Schwanen in der Spree, bei Vermählung des Markgrafen Ludwig, zweiten Sohnes des Kurfürſten Friedrich Wilhelm, mit der Prinzeſſin Luiſe von Radziwill, bemerkenswerth, worin es unter andern heißt, weil in Polen dieſe Heirath Schwierigkeiten gefunden:

„Die Nacht hält dieſes Licht nicht auf,
Läßt ſie es gleich nicht gerne kommen;
Wer hindert, Fürſtin, deinen Lauf,
Da Friedrich Wilhelm dich zur Tochter angenommen?“

Und zuletzt wird verheißen:

„So lang in unſrer Spree ein Tropfen noch wird fließen,
Der Nachen ihren Schooß befährt,
Und deren Ufer Schwanen nährt,
Soll man von eurer Liebe wiſſen!“

Der Geheime Rath von Fuchs bewies während dieſer Jahre Beſſer'n ſtets größere Gewogenheit, beſuchte fleißig deſſen Haus, wo beſonders die Liebenswürdigkeit der Gattin vielfache Huldigung anzog, und war bald ernſtlich auf Beförderung des Freundes bedacht. Beauftragt mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, war es ihm leicht, Beſſer'n zu einer Sendung nach England vorzuſchlagen, und der Kurfürſt genehmigte den Vorſchlag. Mit ſchmerzlicher Trennung von der geliebten Gattin, aber mit frohen Hoffnungen des Ehrgeizes, ging Beſſer im März 1684 als brandenburgiſcher Reſident zu ſeiner Beſtimmung ab. Die Reiſe ging über Hamburg, wo ihn ein Zwiſchengeſchäft aufhielt. Einen Univerſitätsfreund von Leipzig, den nachherigen Rathsherrn Ankelmann, traf er daſelbſt in angeſehenen bürgerlichen Verhältniſſen; die Gartenanlagen dieſes Mannes waren berühmt, und Hamburg verdankte ihm ſpäter die ſchönen Lindenreihen vor dem Altonaer Thor und auf dem Stadtwalle, deren Schattenzier über hundert Jahre fortbeſtanden, und zum Theil erſt in unſern Tagen unter Davouſt's Machtſchalten dem Beil erlegen iſt; das Geſchlecht der Ankelmann war adeligen Urſprungs aus Schlettſtadt im Elſaß, aber ſchon über zweihundert Jahre in Hamburg bürgerlich anſäßig. Von Hamburg begab ſich Beſſer ſodann über Holland nach England, wo er am 27. Mai in London anlangte. Am 8. Juni hatte er zu Windſor bei dem Könige Karl dem Zweiten und bei der Königin ſeine öffentliche Antrittsaudienz, und machte darauf auch dem Herzoge von York und deſſen Gemahlin, ſo wie dem übrigen Königlichen Hauſe, die Aufwartung. Seine vortheilhafte Erſcheinung gewann ihm von allen Seiten Aufmerkſamkeit und Beifall, der König ſah ihn gern bei ſich, und wählte ihn öfters zu ſeinem Gegenſpieler im Ballſchlagen, worin Beſſer vorzügliche Geſchicklichkeit zeigte. Nicht minder günſtig ſtand er bei den Miniſtern, beſonders bei Lord Godolphin. Gleichwohl hatten ſeine Verrichtungen nicht ſogleich erwünſchten Fortgang. Ihm war unter andern der Auftrag gegeben, wegen Freilaſſung eines brandenburgiſchen Schiffes, das auf ſeiner Handelsfahrt nach Afrika von den Spaniern war genommen worden, die Einwirkung Englands anzuſprechen. Der König aber, bevor er auf dieſen Gegenſtand einging, führte Klage, daß engliſchen Staatsverräthern in den Landen des Kurfürſten Aufenthalt und Schutz gewährt würde, ſo namentlich im Kleviſchen zweien Anhängern des Herzogs von

Monmouth, welche daſelbſt neue Anſchläge ſchmiedeten; er beſchuldigte dieſerhalb vorzüglich den Geheimen Rath von Fuchs, gegen den er ſehr aufgebracht war, und verlangte ausdrücklich, daß Beſſer die Beſchwerde des Königs gradezu dem Kurfürſten, mit Umgehung der Miniſter, berichten ſollte. Beſſer glaubte ſelbſt im Geheiße ſeiner Dienſtpflicht einem ſolch beſtimmten Verlangen des Königs nicht ausweichen zu dürfen, Gründe anderer Art ließen ihm wenig Neigung, das Unwetter, welches hieraus für Fuchs entſtehn mußte, auf eigne Gefahr abzuwenden. Durch Briefe ſeiner Gattin nämlich hatte Beſſer über die beeiferte Freundſchaft dieſes Mannes allerlei verwunderlichen Aufſchluß erhalten; von unlautrer Liebesflamme entzündet, hatte der in ſolchen Händeln ſcheuloſe Weltmann ſchon früher der ſchönen Frau nachgeſtellt, und ihre Treue zwar unerſchütterlich gefunden, aber darum die Hoffnung nicht aufgegeben, und nur erſt die Entfernung des Mannes nöthig erachtet. Die Sendung nach England, welche zu Beſſer's Beförderung gemeint ſchien, war nur auf jenen Zweck abgeſehn, und die zudringlichen Bewerbungen des falſchen Hausfreundes zeigten, wie ſehr er auf den Erfolg ſeiner Argliſt rechnete. Die zweiundzwanzigjährige Frau widerſtand allen Künſten und Lockungen, aber die beunruhigte Verlaſſene ſuchte Troſt im Vertrauen ihres Gatten, ſie ſchrieb ihm, was vorging, und wünſchte lebhaft ſeine Wiederkehr. Durch dieſe Entdeckung erbittert, ließ Beſſer der von dem Könige von England gegen Fuchs ihm anbefohlenen Beſchwerde freien Lauf, und meldete dem Kurfürſten alles, was ihm der König geſagt hatte. In Berlin jedoch that dieſer Schritt die verkehrte Wirkung, der ganze Verdruß fiel auf Beſſer zurück. Fuchs, von dem Kurfürſten über die Klage des Königs von England angeſprochen, wußte ſich genugſam zu vertheidigen, und darauf die Wendung herbeizuführen, daß Beſſer einen ernſtlichen Verweis dafür erhielt, die Sache gleichſam zugeſtanden, und des Kurfürſten und ſeines Miniſters Ehre nicht gleich entſchieden gewahrt zu haben; beſonders wurde die Klage, ſo wie jede Zumuthung, in Betreff der engliſchen Flüchtlinge, die ſich im Kleviſchen angeblich zu neuen Ränken aufhielten, beſtimmt abgelehnt. Zwar hatte

Beſſer die Genugthuung, daß auf ſeinen Betrieb der engliſche Hof, welcher den Unterhändler für die ihm widerfahrene Mißbilligung ſchadlos zu halten wünſchte, bei Spanien die Herausgabe jenes Schiffes wirklich durchſetzte, allein weder dieſer Erfolg, noch die demüthigſten Briefe, durch welche er ſich wegen des früheren Schrittes zu entſchuldigen bemüht war, konnten ihn wieder zu Gnaden bringen. Fuchs, voll Ingrimm, weder daheim die Frau, noch auswärts den Mann ſeinem Sinne gemäß zu finden, ließ der unwürdigſten Nachſucht freien Lauf. Beſſer empfing weder den ihm zugeſagten Gehalt, noch ſelbſt regelmäßig die Zulage von monatlich hundert Thalern, die zu ſeinem Unterhalt in London noch beſonders ausgeſetzt waren. Endlich blieben die Geldſendungen völlig aus, und Beſſer mußte von eignen Mitteln leben, die er ohne das Vermögen ſeiner Frau nicht einmal gehabt hätte. Man ſchien ſeiner Sendung gänzlich zu vergeſſen; gleichwohl durfte er auch nicht zurückkommen, ſondern mußte in dieſer peinlichen Lage ferner ausdauern.

Unterdeſſen ſtarb der König Karl der Zweite am 5. Februar 1685, und ſein Bruder, bis dahin Herzog von York, beſtieg als Jakob der Zweite den Thron von Großbritannien. Beſſer empfing ſeine neue Beglaubigung, aber noch immer nichts weiter; indeß ertrug er ſein Geſchick mit Standhaftigkeit, und ließ in allem, was ihm oblag, keinen Eifer mangeln. Eine Hauptſache in der damaligen Diplomatik war die Beobachtung des Ranges; den herkömmlichen feſtzuhalten, den beſtrittenen zu behaupten, galt für die höchſte Staatspflicht; einen zweifelhaften ſich anzueignen, durch Liſt oder Gewalt zu ſichern, war das höchſte perſönliche Verdienſt; in ſolchem Kampfe zu unterliegen, die größte Schmach und Verantwortlichkeit. Für einen Beſitz, auf welchen die Meinung ſo hohen Werth legte, griff man ohne Bedenken zu den Waffen, perſönliche Auftritte zwiſchen den Botſchaftern und Geſandten, blutige Gefechte zwiſchen den Gefolgen, für dieſen Zweck zuweilen durch die Offiziere ganzer Regimenter und andre Gehülfen auf 2000 und mehr Bewaffnete gebracht, durften ungeſtraft den Anſtand der Höfe, die Ruhe friedlicher Hauptſtädte brechen. Auch für Beſſer erhob ſich ein ſolcher Rangſtreit, und bei ſeiner Stellung durfte er am wenigſten nachgeben. Der Königliche Ceremonienmeiſter hatte ihm und dem venetianiſchen Reſidenten Vignola, zur Anbringung ihrer Glückwünſche bei dem Könige dieſelbe Stunde, des nächſtfolgenden Tages angeſetzt, und der Venetianer behauptete ſogleich, ihm gebühre der Vortritt, den auch bei ähnlichem Zuſammentreffen der kurkölniſche Reſident ihm willig überlaſſen habe. Beſſer hingegen widerſprach, und verſicherte, er dürfe dem Rechte ſeines Kurfürſten nicht das allermindeſte vergeben, und dieſer nehme den Rang vor jeder Republik. Durch dieſe Verwahrung, ſo viel das Recht anbelangt, ſichergeſtellt, ſuchte Beſſer nun auch das Ereigniß in ſeine Gewalt zu bringen. Er konnte nicht umhin, wie auch Vignola, ſich dem Abkommen zu fügen, welches einige Geſandte vorſchlugen, und kraft deſſen derjenige von ihnen, welcher am folgenden Tage zuerſt im Königlichen Vorzimmer einträfe, auch zuerſt den König anreden ſollte, allein er nahm ſich gut vor, auch den Vortheil dieſes Abkommens auf ſeine Seite zu bringen. Der Kaiſerliche Geſandte warnte ihn heimlich, er möchte dem alten Italiäner nicht trauen, derſelbe ſei ein durchtriebener Schlaukopf, und habe gewiß einen liſtigen Streich ſchon ausgedacht, da er ſo willig die Bedingung angenommen, wenn aber der venetianiſche Reſident diesmal, auf was für Art immer, den Vorrang über den brandenburgiſchen behaupte, wie ſchon früher über den kölniſchen, ſo dürfte dies auch am Kaiſerlichen Hofe für den Rang der Kurfürſtlichen Geſandten von Folgen ſein. Beſſer wurde hiedurch in ſeinem Vorſatze nur noch beſtärkt, blieb die ganze Nacht auf dem Poſten, und war mit erſter Frühe des Morgens im Königlichen Vorzimmer. Nicht lange nachher kam Vignola, der, ſein Alter nicht ſchonend wunder wie früh aufgeſtanden zu ſein glaubte, und mit Verdruß den Platz ſchon beſetzt fand, aber auch gleich erklärte, er werde, trotz des Abkommens, dennoch den Vortritt nehmen. Beſſer warnte ihn, ſich kein Unglück zu bereiten, und harrte dann ruhig der beſtimmten Stunde. Sie kam endlich, der Ceremoniemeiſter erſchien, die Thüren öffneten ſich, und beide Reſidenten traten zugleich in den Thronſaal ein. Indem ſie mit feierlichen Schritten dem Könige nahten, begann Bignola, ganz gegen Gebrauch und Schicklichkeit, ſchon in größter Ferne ſeinen Spruch, achtete nicht auf Beſſer's drohendes Abmahnen, und glaubte ſchon gewonnen zu haben, als dieſer; ſchnell gefaßt und ſeinen Vortheil wahrnehmend, ohne ſeine Haltung zu ändern, noch ſeinen Blick von dem Könige zu verwenden, den alten Schelm unverſehens hinten an dem Hoſenbund packte, und ihn mit geübter Ringekunſt mehrere Schritte weit hinter ſich zurückſchnellte, worauf er mit beſtem Anſtande bis dicht an den Thron vortrat, dem Könige ſeine Anrede gemeſſen herſagte, und eben endigte, als der Venetianer, der durch den Wurf einigen Raum und durch die Verwirrung noch mehr Zeit eingebüßt, wieder hervortretend ihn noch zu unterbrechen meinte. Beſſer überließ dem beſchämten Nebenbuhler als Zweitem den Platz, welchen er ſelbſt als Erſter betreten, und genoß den vollſtändigſten Triumph, ſowohl in der Sache ſelbſt, als in dem Beifall aller Anweſenden, welche, der König nicht ausgenommen, den raſchen Entſchluß wie die bündige Ausführung gar ſehr belobten. Der alte Italiäner, deſſen Verſchlagenheit diesmal arg im Fehle geblieben, trug mit dem Schaden den Spott davon, man lachte ſeines Mißgeſchicks, und der ſpaniſche Geſandte rief ihm mit neckendem Bedauern zu: „Caro vecchio, avete fatto una grande cacata.“

Was alle bittenden Geſuche und der fortgeſetzte Dienſteifer Beſſer's bisher nicht erlangen gekonnt, das bewirkte mit einmal der herzhafte Fechterſtreich, den er ſo glücklich ausgeübt; die Sache machte ein ſo günſtiges Aufſehn, und bei dem Kurfürſten ſelbſt einen ſo vortheilhaften Eindruck, daß er dem tapfern Reſidenten eine gute Zulage anwies, da denn die rückſtändigen Monatsgelder nicht gut länger vorzuenthalten waren, ſondern zuſammen ausgezahlt wurden. Der Aufenthalt in London wurde für Beſſer noch in anderer Beziehung wichtig. Das Leichenbegängniß Karls des Zweiten und darauf die Krönung ſeines Nachfolgers fanden mit höchſtem Aufwand und feierlichſtem Gepränge Statt. Beſſer wurde von dem Anblick ungewöhnlich getroffen, merkte genau die Gebräuche und Ordnungen, die befolgt wurden, und fing von dieſer Zeit an, die Ceremonialſachen zum Gegenſtande ſeines ernſtlichen Studiums zu machen, welches bei der ſchon kundbaren Vorliebe des Kurprinzen für Pracht und Feſtlichkeiten in der nächſtbevorſtehenden Zeit ſeinen Werth und Lohn zu gewärtigen hatte. Der brandenburgiſche Geſandte Ezechiel von Spanheim, der im April 1685 von Paris nach London kam, beſtärkte und unterſtützte Beſſer'n in dieſen Studien, welche jener würdige und grundgelehrte Mann neben ſeinen griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern, um die er ſich verdient gemacht, mit gleicher Genauigkeit verfolgt hatte. Mittlerweile hatte Beſſer mehrmals ſeine Zurückberufung nachgeſucht und endlich erlangt, er machte noch eine kurze Reiſe nach Oxford, ſah nach der Rückkehr in London das unglückliche Schauſpiel der Enthauptung des Herzogs von Monmouth, und bereitete ſich dann zur Abreiſe. Er empfing von dem Könige das übliche Geſchenk, und als er am 11. Auguſt in Windſor ſich beurlaubte, die gnädigſten Verſicherungen und ehrenvollſten Zeugniſſe, wie denn der König in ſeinem Schreiben an den Kurfürſten ausdrücklich ſagte, Beſſer habe ſich ſo benommen, daß kein Andrer ſeinem Herrn nützlicher, noch ihm, dem Könige, hätte angenehmer ſein können. Bevor Beſſer London verließ, hatte er noch einen widrigen Vorfall, in welchem ſeine Stärke und Gewandtheit abermals ſein Heil wurden. Eine reiche Kaufmannsfrau, ſehr ſchön und liebenswürdig, empfing in ihrem öffentlichen Handelsgewölbe häufig Beſuch, und auch Beſſer fand ſich öfters daſelbſt ein, um einige Stunden angenehm hinzubringen. Seine Anweſenheit aber war einem Engländer verdrießlich, der in ihm vielleicht einen Nebenbuhler ſah, und den läſtigen Fremden wegzuſchaffen beſchloß; er benahm ſich mit Grobheit, und als Beſſer ihm ſein Betragen, vorzüglich in Betracht der Dame, verwies, zog jener raſch den Degen, ſagte, er wolle dem Deutſchen Füße machen und ihn aus dem Gewölbe hinausjagen, und drang hitzig auf ihn ein; dieſer aber zog nicht einmal, ſondern ſchlug dem Gegner den Degen aus der Hand, faßte ſeinen Mann mit einem Griff, und trug ihn, trotz alles Sträubens, wie einen kleinen Knaben, durch das ganze Gewölbe bis hinaus auf die Straße, in deren Mitte er ihn, zum Wunder und Gelächter der Zuſchauer, gelaſſen abſetzte, und dann ruhig in das Gewölbe zurückging, während jener das Weite ſuchte. Im Rufe ſolcher zu guter Letzt noch vollbrachten That reiſte Beſſer endlich am 24. Auguſt von London ab. Er begab ſich zunächſt über Dover und Calais nach Paris, wo er einige Zeit verweilen wollte. Sein Aufenthalt dauerte drei Monate, die er unter andern dazu benutzte, bei dem gelehrten Sprachkenner Richelet im Franzöſiſchen und bei dem berühmten Lautenſpieler Gallot in der Muſik ſich zu vervollkommnen. Endlich, nach faſt zweijähriger Abweſenheit, traf er in der Mitte des Dezembers über Leipzig wohlbehalten in Berlin wieder ein.

In Potsdam hatte Beſſer ſogleich Zutritt bei dem Kurfürſten, der keine Spur mehr von ungnädiger Erinnerung zeigte. Dagegen war Fuchs noch immer ſehr aufgebracht, und hielt ſich kalt und ſchroff, ohne auch nur auf entſchuldigende Erörterung eingehn zu wollen. In Bezug auf dieſe Verhältniſſe, die in dem Kreiſe des Hofes nicht unbeſprochen blieben, ſagte der franzöſiſche Geſandte, Graf von Rebenac, unverhohlen: „Ich würde allemal im Nothfall eher wählen, meinem Könige, als einem ſeiner erſten Staatsdiener zu mißfallen, jener kann durch dieſe leicht wieder beſänftigt werden, dieſe hingegen ſind unverſöhnlich, und haben Gelegenheit, uns alle Tage aus ſeiner Gnade zu verdrängen.“ Daß die Bemerkung richtig ſei, konnte Beſſer zugeſtehn, ohne deßhalb auch die Meinung recht zu finden. Canitz nahm die Sache leicht, und meinte ſcherzend, wenn Beſſer einen ſolchen Fehler gemacht, ſo ſei das einem Anfänger wohl zu verzeihen, und ihm höchſtens als eine licentia poetica anzurechnen. Inzwiſchen war Beſſer für den Augenblick ſehr im Nachtheil, und mußte ſich, um nicht vereinzelt zu bleiben, nach andrer Stütze umſehn. Dieſe fand er in Eberhard von Danckelman, der von der Erzieherſtelle bei dem Kurprinzen zu hohen Staatsämtern übergegangen war, und durch ſeinen wohlgegründeten Einfluß künftig noch höher ſteigen mußte. Schon früher hatte er für Beſſer beſondere Gunſt, jetzt aber ſchloß dieſer ſich ihm völlig an, und indem beide Theile gegenſeitig einander ihren Eifer beſtens bethätigten, knüpfte ſich das

Verhältniß immer feſter. Auch war der Kurprinz ſehr gnädig für Beſſer geſtimmt; dieſem widerfuhr bei zufälliger Anweſenheit zur Oſtermeſſe in Leipzig, als der Prinz dort auf der Durchreiſe nach Kaſſel einen Tag verweilte, die hohe Auszeichnung, zu des Prinzen Tafel geladen zu werden, und an deſſen Seite ſpaziren zu fahren. Mehrere Gedichte, hohen Anläſſen gewidmet, unter andern im Jahre 1686 auf die Abſendung brandenburgiſcher Hülfsvölker nach Ungarn gegen die Türken, und auf den Tod des Herzogs Alexander von Kurland beim Sturm von Ofen, im Jahre 1687 auf den Tod der Frau von Danckelman, und im April deſſelben Jahres auf das Ableben des ſchon erwähnten Markgrafen Ludwig, trugen gleichfalls dazu bei, Beſſer's Ruf und Anſehn zu vermehren. Inzwiſchen durfte der grollende Miniſter nicht verſäumt werden, und Beſſer unterließ nichts, ihn zu begütigen, wiewohl geraume Zeit vergebens. Die Gevatterſchaft, zu welcher die Frau von Fuchs bei Beſſer's neugeborener Tochter geladen wurde, ein Glückwunſchgedicht, welches Beſſer auf die Vermählung der Fräulein von Fuchs mit dem Geheimen Staatsrath von Schmettau drucken ließ, und andere Vorgänge, vermittelten endlich eine Ausſöhnung, und Fuchs lud nicht nur Beſſer'n nebſt deſſen Gattin zur erwähnten Hochzeit ſeiner Tochter, ſondern ließ ſich auch wieder bereit finden, demſelben in ſeiner Laufbahn förderlich zu ſein. Schon im Auguſt 1687 war Beſſer zum Regierungsrath im Herzogthum Magdeburg ernannt worden; er ſollte nach Halle ziehen, woſelbſt ihn Meinders, und nach geſchehener Ausſöhnung jetzt auch Fuchs durch nachdrückliche Briefe dem Kanzler von Jena, als ſeinem neuen Vorgeſetzten, eifrigſt anempfahlen. Ein unvermutheter Auftrag wies ihm jedoch, vor Antritt jener Beſtimmung, fürerſt noch eine andre zu.

Es war vorauszuſehn, daß die Wittwe des Markgrafen Ludwig, Prinzeſſin von Radziwill, wegen ihrer großen Beſitzungen und angeſehenen Verhältniſſe in Polen, alsbald ein Gegenſtand neuer hohen Bewerbungen ſein würde; der brandenburgiſche Hof konnte dies nicht hindern, wenn auch ihre Wiederverheirathung ſeinen Wünſchen entgegen war; inzwiſchen durfte er ſich wohl berechtigt halten, geheimen Ränken und Umtrieben in dieſer Hinſicht keinen Raum zu geſtatten. In Königsberg hatte ſich ein Baron Piccinardi, der als Kaiſerlicher Agent auftrat, in das Radziwill'ſche Haus eingeſchlichen, und betrieb allerlei Dinge, welche dem brandenburgiſchen Hofe dringenden Verdacht gaben. Es ſchien nothwendig, ſich dieſes Mannes zu verſichern, zugleich aber, damit jeder Lärm und Einſpruch vermieden bliebe, dies ſo geheim als möglich auszuführen. Die Sache war ſchwierig, und bedurfte eines ſo gewandten als entſchloſſenen Mannes. Beſſer wurde durch Danckelman vorgeſchlagen, nahm den Auftrag an, und reiſte zu Anfang des Dezembers 1687 nach Königsberg. Piccinardi war dem Ballſchlagen ſehr ergeben, und Beſſer, als ein geübter Spieler, machte auf dem Ballhauſe leicht deſſen Parthie und nähere Bekanntſchaft; die Dichtkunſt ſelbſt, welche der Italiäner in ſeiner Mutterſprache und in der lateiniſchen mit Glück ausübte, mußte die falſche Rolle ſpielen helfen; Beſſer wußte den Mann ganz für ſich einzunehmen. Schon am dritten Tage war ſein Anſchlag reif, zu welchem der Kanzler von Creutz ihm alle Hülfe zu leiſten befehligt war. Beſſer ſchlug mit dem Italiäner, wie ſchon die Tage vorher, am Vormittage Ball, hielt ihn durch allerlei Mittel ſo lange hin, bis die Mittagszeit gekommen war, und bat ihn dann im Hinausgehn, für heute ſein Gaſt zu ſein. Piccinardi, ohne Arg, aber ſchon verſagt, entſchuldigte ſich, allein ſie kamen unterdeß bis zu dem Wagen, niemand war in der Nähe, als ein Offizier und einige Soldaten, welche ſchon Befehl hatten, der Augenblick war günſtig, mit einem raſchen Griffe hatte Beſſer plötzlich dem Italiäner den Degen und mit der andern Hand ihn ſelbſt bei der Bruſt gefaßt, hieß ihn im Namen des Kurfürſten ohne Widerſtand folgen, ſetzte ſich mit ihm und dem herbeigekommenen Offizier in den Wagen, und ſo wurde der Gefangene ganz insgeheim zu ſichrer Haft abgeführt, ohne daß jemand ahndete, wie und wohin er verſchwunden. In Folge eines Befehls von Berlin wurde Piccinardi nachher auf die Feſtung Pillau gebracht, wo er in wiederholten Verhören alles eingeſtand, daß er zwar den Namen eines

Kaiſerlichen Agenten mit Unrecht führe, doch aber ein Kaiſerlicher Kammerjunker und mit geheimen Aufträgen abgeſchickt ſei. Beſſer war bei jedem Verhör zugegen und berichtete das Ergebniß ſogleich nach Hof. Im Februar 1688 kam er nach Berlin zurück, um den ganzen Hergang nebſt allen erlangten Aufſchlüſſen mündlich darzulegen. Liſt und Entſchloſſenheit hatte Beſſer unläugbar glänzend bewährt; größere Zartheit hätte ihn wohl einen Auftrag dieſer Art lieber vermeiden laſſen, doch iſt die Frage, ob dies in ſeiner Macht geſtanden. Genug, der Hof rechnete ihm die Sache zum großen Verdienſt, dem angemeſſene Belohnung verheißen wurde. Dem ganzen Unternehmen indeß verknüpfte ſich kein weſentlicher Erfolg. Piccinardi wurde nach einiger Zeit wieder in Freiheit geſetzt, und die verwittwete Prinzeſſin ſchritt zur zweiten Ehe, ſie heirathete bekanntlich den Pfalzgrafen Karl Philipp, nachherigen Kurfürſten von der Pfalz.

Bevor noch Beſſer nach Halle ziehen gekonnt, erfolgte im April 1688 der Tod Friedrich Wilhelms des großen Kurfürſten, und mit ihm eine Aenderung in Beſſer's Ausſichten. Der neue Kurfürſt Friedrich der Dritte ließ ihn ſogleich die Wirkung ſeiner Gewogenheit empfinden, indem er ihn am Hofe zurückbehielt. Doch dem neuen Glücke, welches für Beſſer aufging, und ihn endlich in eine durchaus wünſchenswerthe Lage verſetzen ſollte, drängte ſich ein Unglück voran, welches jenem gleichſam allen Boden raubte, und kaum noch einen Reiz übrig ließ. Beſſer's Gattin war in ſeiner Abweſenheit erkrankt, und bei ſeiner Rückkehr von Königsberg noch nicht völlig hergeſtellt; er begleitete ſie im Mai, ihrem Wunſche gemäß, nach dem Karlsbade, allein bei dem Anſchein wiederkehrender Geſundheit dauerte das Siechthum fort, die Gedanken an den Tod prägten ſich ihrer Vorſtellung ein, und mit ihnen war ſie faſt immer, doch ohne Furcht beſchäftigt. Sie gebar im Dezember eine Tochter, welche nur zwei Tage lebte, und ſie ſelbſt verſchied einige Tage nachher an heftigem Fieber, doch vollkommen gefaßt, in frommer Ergebung, und mit zärtlichſtem Abſchied von dem geliebten Gatten. Sie war noch nicht 27 Jahr alt, und erſt 7 verheirathet. Beſſer wurde durch dieſen

Schlag in gränzenloſen Schmerz geſtürzt; ſein Leid überſtieg ſeine Faſſungskraft, ſeine ſtets erneute Trauer wußte kein Ziel; was im Augenblicke ſelbſt als Spiel der Uebertreibung erſcheinen konnte, bewährte ſich durch die Folge nur allzuſehr als tiefſter Ernſt. Im Verlaufe des Jahres hatte Beſſer dem Ableben des großen Kurfürſten und dem Schmerze des Kurfürſtlichen Hauſes den Ertrag ſeiner Dichtkunſt reichlich zugewandt, ein unvollendetes Lobgedicht auf den abgeſchiedenen Heldenfürſten, in etwa 1000 Zeilen deſſen Thatenfolge begleitend, gehört zu dem Ausgezeichnetſten, was uns von Beſſer übrig iſt; jetzt umſchlang zu letztem Troſte noch ſein Talent in ganzer Fülle die theure Gattin; in Verſen und in Proſa feierte er ihr Andenken, rief er ihr Bild zurück, und die ausführliche Erzählung ihres Lebenslaufs, die er im folgenden Jahre nebſt zahlreichen Gedichten und Briefen, die ihm über den Todesfall zugefertigt worden, als Ehrengedächtniß der Verſtorbenen drucken ließ, bleibt ein ſchönes Denkmal inniger Freundſchaft und gefühlvoller Beredſamkeit. In dem beigefügten Anhang ſind Gedichte von den angeſehenſten Männern, zwei — ein franzöſiſches und ein lateiniſches — im Namen des Staatsſekretairs von Ilgen verfaßt, ein lateiniſches Troſtſchreiben von Samuel von Pufendorf, ein deutſches von Thomaſius, und andre Zeugniſſe der großen Theilnahme, zu welcher dieſes Trauergeſchick einen weiten Lebenskreis anregte. Bald nachher ſtarb auch Beſſer's einziger Sohn, und ihm blieb von dreien Kindern nur noch eine Tochter übrig.

Die Pflichten und Aufmerkſamkeiten des Hoflebens wurden für Beſſer zur wohlthätigen Zerſtreuung, wenn ſie ihn auch keineswegs dem Gefühle ſeines häuslichen Unglücks ganz entreißen konnten. Unter allen Umſtänden kam ſein Dichtertalent in Anſpruch, und hatte für ihn und Andre vielfache Wirkung. Bei Gelegenheit einer glänzenden Wirthſchaft, welche der Hof im Januar 1690 zu Berlin gab, hatte Danckelman, ſchon damals erſter Miniſter, durch das Loos, doch nicht ohne abſichtliches Zuthun einiger ſchadenfrohen Höflinge, die untergeordnete Rolle eines Scheerenſchleifers erhalten, und befand ſich in Verlegenheit, wie er ſich den ganzen Abend in dieſer, ohne Zweifel vielfachem Spott ausgeſetzten Rolle ſchicklich betragen ſollte. Beſſer half ihm aus der Noth, er rieth ihm, den Spott auszutheilen ſtatt einzunehmen, und ſchrieb ihm dazu eine Folge von ſatyriſchen Strophen, durch welche der Scheerenſchleifer zur bedeutendſten Perſon der ganzen Wirthſchaft wurde. Die ganze Geſellſchaft wurde ohne Schonung durchgezogen, und in Geſtalt des Scherzes ſo grimmer Ernſt losgelaſſen, daß die unerwartet Getroffenen, die gar nicht ahndeten, den ſtrengen Staatsmann ſo überaus luſtig zu finden, auf ihre eignen Koſten nur um ſo mehr lachten, als ſie innerlich Verdruß empfanden, den ſie nicht merken laſſen wollten. Der Verkleidete hob ſeinen Umzug mit folgenden Worten an:

„Zum Scheerenſchleifer hat das Loos mich heut erkoren.
Ich bin es eben nicht, auch nicht darzu geboren:
Jedoch weil ſich der Menſch in alles ſchicken ſoll,
Gefällt auch dieſer Stand mir dieſesmal gar wohl.
Wohlan, ſo will ich dann, durch die vermummte Schaaren,
Der Schleifernahrung nach, mit meinem Wagen fahren.
Was nur den Stein verträgt, und ſich der Mühe lohnt,
Das ſchleif ich ab und zu, der Größten unverſchont.
Es iſt doch heute Brauch, in fremdes Amt zu greifen,
Trägt's mit den Scheeren nichts, ſo werd' ich Menſchen ſchleifen.“

Und nun ſprudelte rechts und links der kühnſte Muthwillen, der beißendſte Hohn, der wildeſte Ausdruck, daß die Sache mehrmals weit über die Gränzen des Scherzes ging. Nur Danckelman durfte dergleichen wagen, nur er die Sache glücklich durchführen; auch im Spiel wollte er einen Widerſchein der Macht und Scheu walten laſſen, deren man ihm gegenüber eingedenk ſein ſollte, und nur inſofern können Beſſer's Verſe für zweckmäßig gelten; ſie wären ſonſt als höchſt unangemeſſen zu verwerfen; ihre allzufreien Anſpielungen, heutiges Tages in vornehmer Geſellſchaft ſchlechterdings unerträglich, waren auch damals kaum zu dulden, zum Beiſpiel auf den Ratzenfänger und deſſen Frau, eine Dame vom Hofe, deren Athem übel empfohlen war:

„Hört, Meiſter Fledermaus, geöhrter Ratzenfänger,
Was führt ihr an der Hand für einen alten Gänger?
Mein Handwerk dient euch nicht, doch kann mein Rath was ſtiften,
Fangt ihr die Ratzen nur, das Weib mag ſie vergiften;“

oder an den Schloßhauptmann von Kolbe, der einen Koch vorſtellte:

„Wie manches groß- und klein- und ungebohrtes Loch
Hat euer Bratſpieß nicht gemacht, berühmter Koch?
Weil aber ihr nicht freit, will euer Spieß wo fehlen?
Ich ſchleife nicht allein, ich kann auch wohl verſtählen.“

Nicht gar zu freundlich und fein, obwohl ſonſt gut ausgedrückt, war auch der Schluß, in welchem die Narren bei der Wirthſchaft zu einander ſagten:

„Wir Narren müſſen heut uns zu der Narrheit zwingen:
Ein Amt, das mancher hier natürlich kann vollbringen.
Was aber gäben ſie, für uns dies Werk zu treiben!
Wir ſind's auf Einen Tag, ſie müſſen Narren bleiben.“

Dieſe Scheerenſchleifer-Wirthſchaft und die Gedichte darauf wurden in der That einige Jahre ſpäter dazu gebraucht, die Zahl der Beſchuldigungen zu vermehren, welche gegen Danckelman, der in Ungnade gefallen war, angehäuft wurden. Im Augenblicke ſelbſt aber war der Erfolg ſo glänzend als unfehlbar, und niemand wagte ſich offenbar dagegen auszuſprechen. Bald erfuhr Beſſer das Wohlwollen ſeines mächtigen Gönners in voller Wirkſamkeit, er begleitete im Frühjahr den Hof nach Königsberg, und empfing bei Gelegenheit der dortigen Erbhuldigung, früherem Verſprechen des Kurfürſten gemäß, die Ernennung zum Ceremonienmeiſter mit einem Gehalt von 700 Thalern, zugleich wurde er in den Adelſtand erhoben. Im Sommer folgte er dem Hoflager nach den Niederlanden, wo die Brandenburger in dem wieder ausgebrochenen Kriege des deutſchen Reichs gegen Ludwig den Vierzehnten mit ausgezeichnetem Ruhm und Erfolg mitkämpften; der Kurfürſt übertrug ihm hier eine Sendung an den Fürſtbiſchof von Lüttich, um während des Feldzuges die brandenburgiſchen Angelegenheiten bei dieſem geiſtlichen Herrn beſtens wahrzunehmen, und insbeſondre denſelben zu bereden, ſeine Truppen zu den Brandenburgern ſtoßen zu laſſen; auch ſollte er alle dort vom Feinde eingehenden Nachrichten ſammeln und in das Kurfürſtliche Hauptquartier melden; alle dieſe Zwecke wurden vollkommen erreicht, im November ſtattete Beſſer in Kleve dem Kurfürſten mündlichen Bericht von ſeiner diplomatiſchen Thätigkeit ab, und reiſte hierauf nach Berlin zurück.

Die nächſtfolgenden Jahre brachten für Beſſer gleiche, zwiſchen Staats- und Dichtkunſt abwechſelnd hin und her bewegte Thätigkeit. Der Kurfürſt Friedrich der Dritte, bedacht ſeine Regierung durch Ruhm und Glanz jeder Art zu verherrlichen, ſtiftete im Jahre 1694 mit Danckelman's Rath und That die Univerſität zu Halle; ſchon der große Kurfürſt hatte dieſen Gedanken gehabt, die Ausführung aber war ſeinem Nachfolger verblieben. Der ganze Hof wohnte daſelbſt am 12. Juli der Einweihung des neuen Muſenſitzes bei, deren Ceremoniel Beſſer angeordnet hatte, von welchem auch die Beſchreibung der ganzen Feierlichkeit nachgehends im Druck erſchien. Andre Veranlaſſungen, ſeine Geſchicklichkeit in Anordnungen von Sachen und Worten an den Tag zu legen, boten ſich reichlich dar; den Ereigniſſen am Hof und im Felde, den Vermählungen, Trauerfällen und Feierlichkeiten aller Art, welche in ſeinen Bereich trafen, fehlte ſelten ſeine bald amtlich aufgeforderte, bald freiwillig beeiferte Theilnahme. Im Jahre 1696 folgte er dem Hoflager wieder nach Kleve, und nahm die Rückreiſe über Hamburg, wohin Canitz ihn zum Beſuch eingeladen hatte. Hier kam er in einen angenehmen und glänzenden dichteriſchen Kreis; außer Canitz befliſſen ſich auch der Kaiſerliche Geſandte Graf von Eck und der nachmalige Bürgermeiſter von Boſtel mit Leidenſchaft der deutſchen Dichtkunſt; die zahlreichen Gedichte des erſtern litten zwar ſehr, wie erzählt wird, an der öſterreichiſchen Mundart, die des letztern waren ſogar völlig in der ſaſſiſch-hamburgiſchen, allein um ſo herrlicher glänzten Canitz und Beſſer in ihrer hochdeutſchen Reinheit. Auf anderer Seite dagegen gerieth Beſſer in Nachtheil; die vornehme und reiche Geſellſchaft, in der er lebte, ſpielte nicht bloß mit Reimen, wobei er leicht gewann, ſondern auch mit Karten, und er verlor beträchtliche Summen; doch Canitz half ihm durch ein Darlehn von 500 Thalern aus der Verlegenheit. — Sein Werth wurde vom Hofe ſtets vortheilhafter anerkannt; ſeine Feder galt für die gewandteſte von der Welt, an ſichrem Takt und reicher Eleganz that es ihr keine gleich, ihre Erzeugniſſe wurden allgemein bewundert, der Ruhm ihrer Vortrefflichkeit drang nach Frankreich, Holland und England. Berühmte Männer aus allen Fächern traten mit ihm in Verbindung, überſetzten und empfahlen ſeine Werke. Auch in franzöſiſcher Sprache wußte er ſich geſchickt auszudrücken, und Staatsſchriften, von ihm in dieſer Sprache verfaßt, wurden in Frankreich gedruckt. Der Kurfürſt ſah mit Zufriedenheit auf die Bemühungen eines Mannes, welcher den Glanz ſeiner Regierung ſo weſentlich förderte. Dichtkunſt und Beredſamkeit ſchienen für den Dienſt des Hofes nicht zu entbehren. Häufige Geſchenke, zuweilen von 1000 Thalern und darüber, belohnten gnädig ſolch erfolgreiche Arbeiten. Mit nicht minderer Anerkennung ſchätzte die Kurfürſtin Sophie Charlotte, die geiſtreichſte und herrlichſte Frau ihrer Zeit, die würdige Schülerin des großen Leibnitz, den Werth der Dichter und ſchönen Geiſter, und auch Beſſer's Verdienſte waren ihr nicht unbekannt geblieben; allein ihr Sinn zog ſie mehr zu ausländiſcher Litteratur und Sprache hin, wo eine mächtiger vorgeſchrittene Bildung ihrer eignen Geiſtesentwickelung angemeſſener entgegen kam. Die deutſche Dichtkunſt hatte ſchon damals gegen die Vorliebe zu kämpfen, welche faſt ein Jahrhundert hindurch im eignen Vaterlande ihr die mächtigſten und bedeutendſten Stimmen entzog. Dieſelbe Klage, welche Klopſtock mit Unmuth und Bitterkeit ſpäterhin gegen Friedrich den Großen in erhabenen Oden aushauchte, wagte Beſſer an die hohe Kurfürſtin zu richten, doch in lauter Beſcheidenheit und Demuth, wie folgt:

„Noch hat die deutſche Poeſie
Vor dir, erlauchtigſte Sophie,

Sich nimmer dürfen ſehen laſſen;
Noch hat ihr Lied ſich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen ſagt,
Vor dir in einen Reim zu faſſen.

Dies würd' auch heute nicht geſchehn,
Allein, nachdem ſie wohl geſehn,
Daß das, was ihr ſcheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt ſie: Warum ſoll ich nicht
Auch einmal unvollkommen ſprechen?

Dies unterfängt ſie ſich nun heut.
Du fragſt: Hat ſie mehr Lieblichkeit,
Als ſie bisher gehabt, zu ſingen?
Nein! ſie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unſer Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was ſie verwegen macht,
Iſt, daß ſie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie ſieht, daß keiner möglich iſt,
Es auszuſprechen, wie du biſt,
Drum hat ſie ſich's auch unterwunden.

Sie ſpricht: Ei, ſteht es Fremden frei,
Was trag' ich dann, ich Deutſche, Scheu,
Sophiens Lob herauszuſtreichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutſche Fürſtin, dir
Doch aller Völker Schönheit weichen!"

Man muß bekennen, daß dieſes Gedicht die Sache der deutſchen Dichtkunſt durch die That gar wohl führte, denn artiger und freier hätte man auch franzöſiſch den Vorwurf, der denn doch ſolcher Huldigung zum Grunde lag, nicht ausdrücken können.

Nächſt dieſen höchſten Gönnern widmete Beſſer auch andern, für ſeine Lage nicht weniger einflußreichen, unausgeſetzt ſeine aufmerkſamſte Befliſſenheit. Vor Allen war Danckelman, der im Jahre 1695 als Oberpräſident faſt unumſchränkt an die Spitze der ganzen Staatsverwaltung getreten war, der Gegenſtand ſeiner heißeſten Lobrede. Noch vor dieſer letzten Erhebung des höchſtbegünſtigten und mächtigſchaltenden Staatsmannes hatte Beſſer auf ihn eine ausdrücklich ſo genannte Lobſchrift von beinahe 600 Verſen gedichtet, worin derſelbe nach ſeinen Eigenſchaften, Umſtänden und Beziehungen förmlich durchgelobt, und auf allen Seiten ſo glatt und blank gerieben wird, daß man ordentlich fürchtet, er möchte beim geringſten Hauche wieder anlaufen! Dabei war das Stück zugleich für den Kurfürſten eingerichtet, der daſſelbe kaum von Beſſer hatte vorleſen hören, als er ſogleich den Druck anbefahl, der auch alsbald in Leipzig mit aller Pracht veranſtaltet wurde; Abdrücke wurden am Hofe und durch das ganze Land freigebig vertheilt, und neue Lobgedichte ſtrömten auf Beſſer wegen ſeines Lobgedichtes zurück. Von Danckelman empfing er ein Geſchenk von 200 Thalern, und nach dem Druck ein zweites von 700. — In höchſter Gunſt bei dem Kurfürſten nach Danckelman, ja perſönlich vielleicht ſchon höher, als dieſer, ſtand der damalige Schloßhauptmann Kolbe von Wartenberg. Dieſer beſuchte Beſſer'n öfters, und ſpeiſte bei ihm; ſein ſchnelles Emporſteigen aber beſchränkte allmählig die Vertraulichkeit, und ließ nur die entſchiedenſte Gönnerſchaft übrig. Der Vater, ein Edelmann aus der Pfalz, hatte eine väterliche Unterweiſung für ſeinen Sohn in deutſcher Sprache verfaßt und herausgegeben, Lehren ſittlicher Klugheit für das Weltleben, nach welchen ein treuer Befolger unfehlbar glücklich werden ſollte. Beſſer ſchrieb zu einer zweiten Auflage dieſes Buchs im Jahre 1696 eine ausführliche Vorrede, und ſpäter eine neue, noch ausführlichere, zu der dritten Auflage, die im Jahre 1704 herauskam, als Kolbe ſchon Graf von Wartenberg, Oberkammerherr und oberſter Staatsminiſter war. Dieſe Vorreden ſind wo möglich noch lobreicher, als ſelbſt die Lobſchrift auf Danckelman. Von allen Tugenden, die der Vater verlangt, wird der Sohn als Muſter aufgeführt, ſein Lebensgang, ſein Erfolg und Glück gleichſam als die lebendige Darſtellung jener theoretiſchen Weisheit geſchildert, mit Einem Worte, Kolbe wird durch alle Krümmungen und Steilen der mühſamſten Pfade mit unnachlaſſender Beharrlichkeit zum höchſten Gipfel ſo künſtlich hinaufgelobt, daß man abermals in Beſorgniß geräth, eine ſo feine Spitze der Vollkommenheit möchte augenblicklich abbrechen! Dieſe Vorreden wurden jedoch als Meiſterſtücke deutſcher Beredſamkeit allgemein bewundert und geprieſen, überſetzt und wiedergedruckt, und in der That müſſen wir darin eine große Geſchicklichkeit des Ausdrucks anerkennen. Kolbe mußte ſein Bild in dieſem künſtlichen Spiegel mit erhöhtem Wohlgefallen erblicken, und ſeine dankbare Gunſt wurde ſeitdem für Beſſer von lebhafteſter Wirkſamkeit. Sie verſchaffte demſelben zuerſt bei Gelegenheit einer Staatsſchrift, welche er über die Wiedergabe der Stadt Elbing franzöſiſch abgefaßt, und auf Befehl des Kurfürſten* in Druck gegeben hatte, eine Kurfürſtliche Verſchreibung auf die erſte erledigte Domherrnſtelle in den Stiftern Magdeburg und Halberſtadt, welche ihm ſpäterhin, als er dieſelbe noch vor eintretender Erledigung wieder abtrat, anſehnlich vergütet wurde. Andre beträchtliche Gaben und Vortheile ſollte er jener Gunſt in der Folge noch zu danken haben. Genug, das Verhältniß der Gönnerſchaft ſtand hier in ſchönſter Ergiebigkeit, beide Theile gaben reichlich, und empfingen in gleichen Maßen, man konnte wechſelſeitig mit einander zufrieden ſein. Betrachten wir jene Lobſchriften, die jetzt in ſolcher Geſtalt niemand ohne Erröthen geben noch annehmen könnte, aus allgemeinem Standpunkte, ſo werden wir ſie mehr wegen des Geſchmackes jener Zeit, als wegen ihres eigentlichen Inhalts unter ähnliche Erzeugniſſe neuerer Zeit herabſetzen, denn die Schmeichelei weiß durch jede, auch noch ſo veredelte Ausdrucksweiſe ihren Weg zu finden, und der Geſinnung nach würde manche bewunderte Phraſe unſrer Tage in dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten vielleicht hinter den Ausdrücken von Beſſer oder Boileau noch weit zurückſtehn müſſen.

In dieſen Zeitraum fällt auch Beſſer's berühmtes Gedicht auf den Tod der Frau von Canitz. Er hatte daran lange und mühſam gearbeitet, und erſt nach mehrfacher Rückſprache und wiederholter Mahnung daſſelbe zu Stande gebracht. Unter andern fand er Schwierigkeit, den Ausdruck eines Gedankens, welchen er für die fünfte Strophe beſtimmt hatte, in ſolcher gehörig abzurunden. Er theilte dem Freunde ſeine Verlegenheit mit, und forderte ihn auf, ſeinerſeits auch die Sache zu verſuchen. Canitz, raſcher und fertiger, ſandte ſchon nach drei Tagen eine zwiefache Löſung der Aufgabe; man könnte ſetzen, meinte er, wie folgt:

„Wer glaubt, daß nur verwirrtes Weſen
Der Welt durch Frauen widerjährt,
Iſt werth, und iſt es bald nicht werth,
Sich eine ſolche zu erleſen,
Die ihm ſonſt keinen Kummer macht,
Als wenn ſie wird in's Grab gebracht.“

Oder auch in dieſer andern Wendung:

„Du ſchreibſt die Unruh hier auf Erden
Zwar nur allein den Weibern zu;
Doch müſſe, Spötter, deine Ruh
Von einer Frau geſtöret werden,
Die dir nie Unruh hat gebracht,
Als da ſie dich zum Wittwer macht!“

Beſſer lobte beide Verſuche höchlich, und wollte eine — er entſchied noch nicht, welche — der beiden Strophen in ſein Gedicht aufnehmen, allein er brütete deßhalb nicht weniger noch ſtets an ſeiner eignen Ausführung. Endlich, nach vieler Arbeit und langem Zögern, trat er nun auch mit ſeiner fertig gewordenen Strophe hervor; ſie lautete:

„Gewiß, die von den Weibern ſagen,
Daß ſie die Unruh, die man ſpürt,
Zum erſten in die Welt geführt,
Die ſollten deinen Jammer tragen,
Und lernen, daß ihr Spott erſt wahr
Auf eines Weibes Todtenbahr.“

Da bekannte denn Canitz ſeine Strophen weit übertroffen, nahm ſie, trotz Beſſer's Einſpruch, beide zurück, und verſicherte, hier ſehe man wieder einmal recht deutlich, wie wahr es heiße: Nicht was bald, ſondern was gut! Wir haben dieſer Probe hier einen Platz gegönnt, weil ſie uns einen

Blick in das Innere der Werkſtatt und des Verkehrs damaliger Dichtkunſt thun läßt. Das ganze Gedicht Beſſer's, endlich vollendet und gedruckt, fand allgemeinen Beifall, und hat in der That, ungeachtet des wenig erhabenen Anfangs:

„So ungeneigt ich auch zum Schreiben,
Kannſt du dennoch, betrübter Freund,
Indem dein treues Auge weint,
Von mir nicht ungetröſtet bleiben,“

einige ſchöne Stellen, kommt jedoch Canitz'ens eignem Gedicht auf Doris keineswegs gleich. Dieſer war indeß ſo ſehr erfreut über ſeines Freundes Arbeit, daß er demſelben, mit ſeinen eifrigſten und verbindlichſten Dankſagungen, zugleich den Schein über das in Hamburg geſchehene Darlehn zurückſandte, deſſen Erſtattung er ſchon bisher niemals hatte zugeben wollen. Man wird geſtehn müſſen, nach allem hier Angeführten, daß Beſſer's Muſe in Betracht irdiſchen Vortheils nicht unter die zu wenig begünſtigten zu rechnen iſt!

Die Anerkennung, der Ruhm, die großen Vortheile und ausgezeichneten Ehren, deren Beſſer von allen Seiten theilhaft wurde, riefen, wie zu geſchehen pflegt, auch Neid und Feindſchaft gegen ihn hervor, und er blieb von ihren Angriffen nicht verſchont. Doch war ihm ſo leicht nichts anzuhaben, ihn ſchützte Gunſt und Anſehn, und wo es galt, ſtand er muthig und entſchloſſen noch immer ſelbſt für ſich ein. Dies zeigte ſich unter andern bei einem öffentlichen Einzuge zu Berlin, wo der Vorrang, welchen ſein Amt als Ceremonienmeiſter ihm gab, manchen Altadeligen verdrießlich war; ſie mochten ſchon öfters darüber mißfällig geredet haben, diesmal aber beſchloß einer von ihnen, ein General, den Ceremonienmeiſter durch einen böſen Streich von ſeinem Platze und ſo aus der Faſſung zu bringen, daß er dem allgemeinen Spott und Gelächter preisgegeben würde. Beſſer ritt ruhig in ſeiner Ordnung, bei einer Brücke aber, wo der Raum ſich verengte, ſprengte plötzlich der General ſeitwärts auf Beſſer ein, und rief, als könne er ſein Pferd nicht halten noch wenden: „Herr, auf die Seite! mein Gaul beißt!“ und gab ihm nun erſt noch die Sporen. Jener aber, ſchnell das

Stück durchſchauend, und nicht weichend, rief ihm haſtig wieder zu: „Herr, auf die Seite! mein Gaul ſchlägt!“ warf ſein Pferd, einen Streithengſt aus dem Marſtalle, kurz herum, drückte die Sporen ein, und nun ſchlug das Thier mit beiden Hinterfüßen ſo gewaltig aus, daß des Generals Pferd, ſchwer getroffen, ſeinen Reiter beinah in den Graben geworfen hätte. Schaden und Spott fielen nun auf den Anſtifter zurück, der überdies noch die Ahndung des Kurfürſten erfahren mußte, und ſomit denen, welche noch Luſt fühlten ſich an Beſſer'n zu reiben, in doppelter Weiſe zur Warnung wurde.

Im Jahre 1697 begab ſich der Kurfürſtliche Hof nach Königsberg in Preußen, um daſelbſt eine moskowitiſche Großgeſandtſchaft, bei welcher, wie man wußte, unter fremdem Namen der Zar Peter ſelbſt war, feierlich zu empfangen. Beſſer war mit Anordnung der Ceremonien beauftragt, und reiſte der Botſchaft bis Inſterburg entgegen. Er hatte hier ſogleich von Seiten des mächtigen Selbſtherrſchers, der ſich wenig zu bezwingen gewohnt war, eine harte Prüfung auszuhalten. Der Zar, von dem Anblick des prächtig geputzten Hofmannes neugierig angeregt, ging auf ihn los, nahm ihm die reiche, großgelockte Staatsperücke vom Haupte, beſah ſie eine Weile mit höhniſchem Lachen, und ſchleuderte ſie dann, indem er jenen kahlköpfig daſtehn ließ, verächtlich in den Winkel. Doch Beſſer verlor die Faſſung nicht, holte ſeinen mißhandelten Haarſchmuck zurück, und als der Zar, verſtändigt, jener Mann habe vom Kurfürſten den Auftrag, alles Erforderliche zu beſorgen, durch den Dolmetſcher ein Begehren ausdrückte, welches dieſer nicht ohne Scham wiederholen konnte, wußte Beſſer klüglich zu thun, als habe er nichts vernommen. Der Einzug in Königsberg fand den 28. Mai Statt; die Beſchreibung dieſer Feierlichkeit, von Beſſer verfaßt, erſchien im Druck, und er ſelbſt empfing zur Belohnung ſeines Eifers und Fleißes in dieſer wichtigen Sache von dem Kurfürſten ein Geſchenk von 1000 Thalern. Dies war jedoch die letzte Gunſt, welche durch Danckelman's Vermittelung ihm zu Theil wurde. Die, nach neunjährigem, zwiſchen Deutſchland und Frankreich geführtem Kriege mit dem Jahre 1697 durch den Frieden von Ryßwyck eintretende Ruhe gab am brandenburgiſchen Hofe der Entwickelung neuer Verhältniſſe Raum, welche ſich im Stillen ſchon lange geſtaltet hatten. Die Königswürde, deren Annahme ſchon dem großen Kurfürſten von mancher Seite, beſonders aber von dem franzöſiſchen Hofe, dringend nahgelegt worden war, ſchien der beſonderen Stellung des einflußreichſten und mächtigſten Kurhauſes ſo völlig angemeſſen, ſie entſprach dabei ſo ſehr dem perſönlichen Wunſche Friedrichs des Dritten, daß deren Erwerbung ernſtlich beſchloſſen wurde. Die Bewegung, welche durch einen ſolchen Gegenſtand in der Thätigkeit, in den Meinungen und Bezügen der höchſten Hof- und Staatsbeamten erregt wurde, war groß genug, um die bisher feſteſten zu erſchüttern und umzuwerfen. Mit dieſen Dingen im Allgemeinen verflochten, obwohl im einzelnen Zuſammenhange noch keineswegs genügend nachgewieſen, erfolgte gleich im Jahre 1698 der Sturz Danckelman's welcher von dem Gipfel der Gunſt und Machtausübung plötzlich in die völligſte Ungnade fiel, zur Unterſuchung gezogen und als Gefangener auf die Feſtung Peitz abgeführt wurde. Beſſer verlor an ihm einen edlen Beſchützer, allein ſeine eigne Stellung hatte den Verluſt nicht zu empfinden; der Fall des einen Gönners erſetzte ſich ihm durch das glänzende Steigen des andern; Kolbe von Wartenberg wurde Danckelman's Nachfolger in Gunſt und Einfluß, und Beſſer's Eifer und Talent blieben in der gewohnten Bahn nicht minder anerkannt und gebraucht. Sein Bemühen am Hofe gewann ihm täglich größeren Boden, bei Feſtlichkeiten war er nicht zu entbehren, theatraliſche Vorſtellungen, Singſpiele, Aufzüge, Ballette, empfingen durch ſeine Erfindung, durch ſeine glücklichen Verſe, ihren entſchiedenen Werth. Auch die geiſtreiche Kurfürſtin verſagte ihm ihren Beifall nicht, und übertrug ihm unter andern das dichteriſche Beiwerk eines von ihr zum Geburtstage des Kurfürſten im Jahre 1700 feſtlich angeſtellten Jahrmarktes in Koſtümen und Masken, für welcherlei Aufgaben er immer das wundervollſte Geſchick bewies. Ein Gedicht andrer Art machte in einem noch weiteren Kreiſe Glück. Seit neue Art und Sitte vor manche Gegenſtände, welche das klaſſiſche Alterthum ohne Scheu gradezu nannte und behandelte, einen

Schleier der Scham gezogen hält, erneut ſich den Dichtern immerfort ein Reiz, auch dasjenige, was mit den eigentlichen Ausdrücken jetzt nur roh und anſtößig geſagt werden konnte, mit uneigentlichen ſein und zart und dennoch vollſtändig anzudeuten, und ſo Freiheit und Gebundenheit innig zu vereinen. In dieſer Weiſe hatte auch Beſſer ſich verſucht, und ſein Talent in ganzer Schärfe bewieſen. Sein Gedicht, Ruheſtatt der Liebe genannt, darf in der That noch heutiges Tages für ein meiſterliches Kunſtwerk gelten, wie ſogar das Allerbedenklichſte durch geſchickten Vortrag noch anſtändig und beſcheiden erſcheinen kann. Leibnitz, welcher bei ſeiner Anweſenheit in Berlin im Jahre 1700 dieſes Gedicht bei dem Verfaſſer zufällig zu ſehn bekam, war ſo davon bezaubert, daß er ſich nicht enthielt, daſſelbe der verwittweten Kurfürſtin Sophie nach Hannover zu ſenden, welche nicht nur ſelber großes Gefallen daran fand, ſondern auch eine Abſchrift davon nach Paris an Madame, die verwittwete Herzogin von Orleans ſchickte, welche als geborne pfälziſche Prinzeſſin mit ſeltner Beharrlichkeit ihrer deutſchen Mutterſprache treu blieb, in der ſie, wie ihre bekanntgewordenen Briefe bezeugen, ſich mit vielem Verſtande und in weit derberen Worten, als Beſſer, ausdrückte. Dieſem meldete Leibnitz bald nachher den Erfolg ſeiner Zuſendung: „Weilen Denſelben aufzuwarten — ſchrieb er — heute die Ehre nicht haben kann, ſo wollte doch nicht unterlaſſen, ſofort dasjenige auszurichten, was die Kurfürſtin von Braunſchweig Durchlaucht an Sie mir aufgegeben; zu welchem Ende ich die ſelbſteignen Worte dieſer großen Fürſtin hieherſetze: J'ai reçu les vers amoureux de M. de Besser, je ne manquerai pas de les envoyer à Madame, quoique le sujet en soit passé pour elle et pour moi, et qu'il n'ait été que trop propre pour les nouveaux mariés. Je vous prie de remercier l'auteur d'avoir bien voulu me communiquer son invention et ses belles pensées, dont Madame la duchesse d'Orleans aura sa part par le premier ordinaire." Die letzten Zeilen beziehen ſich auf lyriſche Scenen, welche Beſſer zum Vermählungsfeſte des Erbprinzen von Heſſen-Kaſſel, nachherigen Königs von Schweden, mit einer Tochter Friedrichs des Dritten zum Behuf einer Tafelmuſik gedichtet hatte. Für die höchſt ſorgſam abgefaßte Beſchreibung dieſes Beilagers und aller dabei vorgefallenen Feſte und Luſtbarkeiten erhielt er, durch Vermittelung ſeines Gönners Kolbe, ein Kurfürſtliches Geſchenk von 1000 Thalern.

Im Jahre 1701 erhob ſich mit der preußiſchen Königskrone, welche der Kurfürſt, jetzt als König Friedrich der Erſte genannt, am 18. Januar zu Königsberg ſeinem Haupt aufſetzte, auch für Beſſer eine neue Stufe des Glücks. Sein Gönner, bereits Oberkammerherr und erſter Miniſter, war für dieſe Gelegenheit durch den Kaiſer zum Reichsgrafen von Wartenberg ernannt worden, und ſetzte ſich in der Gunſt ſeines Herrn immer feſter. Beſſer ſelbſt empfing die neue Ehrenſtelle eines Königlichen Ober-Ceremonienmeiſters, dabei eine Beſoldungszulage von 500 Thalern jährlich, und freies Futter für ſechs Pferde. Neuen erſprießlichen Vortheil hatte ſogleich auch ſein Talent von jenem großen Ereigniß einzuziehen. Die Krönung in Verſen zu beſingen und in Proſa zu beſchreiben, gehörte gleichſam zu ſeinen Rechten und Obliegenheiten. Mit angeſtrengtem Eifer wandte ſich ſein Fleiß auf dieſe Arbeit. Erſt im folgenden Jahre kam er damit zu Stande; ein ſtattliches Gedicht ſuchte im Allgemeinen den Glanz und die Wichtigkeit des Geſchehenen pomphaft darzulegen, ein proſaiſcher Aufſatz gab die Folge aller einzelnen Vorgänge mit genauer Ausführlichkeit an; eine Zuſchrift an den König ſelbſt über ſeine neugeſtiftete Krone vollendete das Ganze, welches, von ihm vor dem Druck dem Könige vorgeleſen, ſo ſehr deſſen Beifall gewann, daß er dafür, nicht ohne Mitwirkung des Grafen von Wartenberg, ein Geſchenk von 2000 Thalern erhielt. Dem Gedicht können wir ſchwerlich noch Geſchmack abgewinnen, die Erzählung in Proſa hingegen behält ihren geſchichtlichen Werth als würdiges Prachtgemählde einer Handlung, welche, als der Anfang einer neuen Zeitrechnung in der vaterländiſchen Geſchichte, noch des ſpäteſten Preußen nachdenkliche Betrachtung anziehen muß. Beſſer wurde auch zum Ceremonienmeiſter des neugeſtifteten Ritterordens vom ſchwarzen Adler ernannt, und als er bald nachher ſelber mit dem Orden de la générosité geſchmückt wurde, durfte er dieſen am orangefarbenen Bande jenes Ordens tragen. Von jedem neugeſchlagenen Ritter empfing er ſatzungsmäßig 400 Thaler, und da er in ſeiner Stellung bei allen Gelegenheiten auch von fremden Höfen und deren Geſandten mit Geſchenken und Gaben bedacht wurde, ſo ſtiegen ſeine Einkünfte höchſt anſehnlich.

Bedeutende Ereigniſſe, welche Gelegenheit gaben, die Hofdichtkunſt im ſtärkſten Vermögen auftreten zu laſſen, waren im nächſten Zeitraume hauptſächlich folgende. Der unerwartete Tod der Königin Sophie Charlotte, welche am 1. Februar 1705 zu Hannover, wohin ſie zum Beſuch ihrer Mutter gereiſt war, nach einer kurzen Krankheit ſo geiſteskräftig und hochherzig ſtarb, wie ſie gelebt hatte, erfüllte den ganzen Hof mit Schrecken und Betrübniß. Der König war untröſtlich, und ſuchte wenigſtens das Andenken der herrlichen Fürſtin auf alle Weiſe zu ehren und zu feiern. Ihr Leichenbegängniß wurde mit nie geſehener Trauerpracht gehalten; das Luſtſchloß Liezenburg, welches ſie zu erbauen angefangen, erhielt den Namen Charlottenburg; ein großes Trauer- und Troſtgedicht von ſiebzig Strophen, welches Beſſer dem Könige vorlas, verſetzte denſelben in die tiefſte Rührung, und bei dieſem Anlaſſe war es, daß der Verfaſſer, durch Vermittelung des Grafen von Wartenberg, für die Wiedergabe der ihm früher verliehenen Verſchreibung auf eine Domherrnſtelle, deren Erledigung ſehr ungewiß war, die Summe von 3000 Thalern ausgezahlt erhielt. Sein Gedicht, von Nikolaus Gürtler in's Lateiniſche überſetzt, verdient nicht den Ruhm, der ihm damals von allen Seiten zu Theil wurde; dem klug berechneten Eindrucke des Augenblicks iſt der gediegnere Gehalt geopfert. Im Dezember des folgenden Jahres vermählte ſich der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit der Prinzeſſin Sophie Dorothee von Hannover, wozu Beſſer auf Befehl des Königs ein Ballet und Singſpiel in drei Aufzügen dichtete, deſſen Vorſtellung bei Hof überaus glänzend ausfiel, und dem Verfaſſer abermals ein Geſchenk von 1000 Thalern zuwege brachte. Wie glücklich er im Ausdrucke des Sinnreichen und Zarten ſein kann, bezeuge folgende lyriſche Strophe:

„Ein Herz mit ſeiner Gegenwehr
Gleichet dem erregten Meer
Unter ſeinem Stürmen.
Anſtatt ſich dadurch zu ſchirmen,
Giebt es in dem größten Stürmen
Seine Schätz' und Perlen her.
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär'.
Will es wallen, will es ſtürmen,
Kann es minder ſich beſchirmen.
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär'."

Die Wiedervermählung des Königs mit der Prinzeſſin Sophie Luiſe von Mecklenburg-Schwerin am 28. November 1708 gab abermals Gelegenheit zu einem Singſpiel, welches in drei Aufzügen Alexanders und Roxanes Heirath vorſtellte, und für Beſſer ein Geſchenk von 2000 Thalern zur Folge hatte. Auch aus dieſem theilen wir einige Liederzeilen mit, deren Anmuth und Glätte noch jetzt den Tonſetzer anſprechen darf, wenigſtens günſtiger, als gewöhnlich Sinn und Wortlaut unſrer vernachläſſigten Operntexte ſich ihm darbieten. So wenn es heißt von der Macht der Liebe:

„O du wunderbare Pein,
Der man ſich umſonſt verziehen,
Weil kein Menſch dir kann entfliehen,
Mußt du Gott,
Oder etwas Göttlichs ſein!
Mit dir trieb ich ehmals Spott;
Aber weil dir zu entfliehen,
Keinem Menſchen iſt verliehen,
Mußt du Gott,
Oder etwas Göttlichs ſein!"

Ferner dieſe wohlgegründeten Zeilen:

„Das Verſchieben
In dem Lieben
Dient uns oft zur Arzenei.
Den ein Anblick heut gewonnen,
Wird oft, wenn er ſich beſonnen,
Morgen wieder frei."

Oder auch ſolgende:

„Schweres Lieben, wenn man ſchweigen,
Und ſein Leid verhehlen muß!
Meinen peinlichen Verdruß
Darf ich keinem Menſchen zeigen!
Auch der, die mein Herze bricht,
Auch ſelbſt der Roxanen nicht.
Schweres Lieben, wenn man ſchweigen,
Und ſein Leid verhehlen muß!“

Endlich noch dieſe:

„Sei, Roxane, voller Freuden,
Dies erfordert dein Geſchick.
Sei vergnügt; nur laß mich leiden,
Gönne mir dies herbe Glück!
Gönne, daß bei deinen Freuden
Sich mein Herze mit erfreu;
Aber auch bei ſeinem Leiden
Für ſich ſelbſten traurig ſei.“

Solche Strophen, welche den Keim der Muſik ſchon in ſich tragen, machen es denn doch möglich, daß der Komponiſt bei dem Dichter bleibe, und nicht ohne ihn ſeinen Weg ſuche. Vorbilder, aber zugleich auch Nebenbuhler, gegen welche ſchwer wurde ſich zu halten, waren für den deutſchen Dichter in dieſen Künſten die italiäniſchen Meiſter, welche der ſchon damals in Berlin nicht minder als an anderen deutſchen Höfen blühenden italiäniſchen Oper angehörten.

Im häuslichen Leben ereignete ſich während dieſer Zeit für Beſſer eine Veränderung durch die Heirath ſeiner einzigen Tochter Sophie Charlotte. Sie vermählte ſich im Jahre 1708 mit Herrn von Droſt aus Königsberg, deſſen eine Schweſter an den Staatsſekretair von Ilgen, eine andere an den Staatsminiſter von Kraut verheirathet war. Durch dieſe doppelt begünſtigende Verwandtſchaft wurde bewirkt, daß die Gnade des Königs dem Schwiegerſohn den Titel eines Ceremonienmeiſters und die Anwartſchaft auf das Hofamt ſeines Schwiegervaters verlieh, der auch ſogleich, zur größeren Sicherung, von ſeiner Beſoldung jährlich 500 Thaler auf jenen übertrug. Frau von Droſt vereinigte mit allen Vorzügen körperlicher Schönheit die der feinſten Weltbildung. Die Königin Sophie Charlotte hatte ſie früherhin zur Hofdame zu machen gewünſcht, was jedoch Beſſer's Anſichten weniger entſprach; ſie war ihm als glänzende Führerin ſeines Hausweſens unentbehrlich, und auch verheirathet vertrat ſie daſſelbe mit größtem Anſtande. Beſſer war vielmals aufgefordert worden, und ſelber zuweilen verſucht geweſen, zur zweiten Ehe zu ſchreiten; ſeine Freunde Canitz und Alvensleben ließen es ſich angelegen ſein, ihm vortheilhafte Parthieen auszuſuchen, aufblühende Jungfrauen und anſprechende Wittwen, allein Umſtände und Bedenklichkeiten traten jedesmal dazwiſchen, Hofgeſchäfte hinderten eine ſchon verabredete Zuſammenkunft, eine der Vorgeſchlagenen gefiel ihm nicht genug, der andern er nicht, und ſo verblieb er im Wittwerſtande, den ihm die eigne und fremde Schmeichelei wohl auch als eine Treue gegen die verſtorbene Gattin auslegte. Doch vermochten darum nicht ſtärker Herz und Sinn den Eindrücken lebendiger Gegenwart zu widerſtehn. Manche Neigung erwuchs zu dauerndem Verhältniß. Eine Tänzerin aber, die ſchöne Konradine, welche bei Hof in einem Ballet die Göttin Venus vorgeſtellt hatte, und bei dieſer Gelegenheit mit ihm bekannt geworden war, ſcheint ſeine Glut am ſtärkſten erregt zu haben. Er beſingt ihren Reiz in einem huldigenden Gedicht, welches entſchiedene Wünſche zu erkennen giebt. Auch nahm er an ihrem ferneren Geſchicke beſorglich Theil, und nicht ohne ſeine Mitwirkung geſchah es, daß ſie in der Folge den Grafen Gruzewski heirathete, und ſich dadurch einer bequemen und anſehnlichen Stellung in der Welt zu erfreuen hatte.

Der Verlauf eines ſolchen reichausgeſtatteten Weltlebens, in welchem Ruhm und Erfolg und Glanz und Genuß üppig verbunden waren, wurde einigermaßen geſtört durch den harten Schlag, der im Jahre 1710 Beſſer's hohen und mächtigen Gönner, den Grafen von Wartenberg traf, und der zugleich als Vorbote dienen konnte noch weiteren Unglücks, welches den bisherigen Hofverhältniſſen bevorſtand. Der Sturz jenes Miniſters war vorbereitet worden durch den gränzenloſen Uebermuth ſeiner Gemahlin, vor welcher, wiewohl ſie aus niedrigem Stande und ſchlechten Verhältniſſen emporgeſtiegen, der ganze Hof und ſelbſt die fremden Geſandten ſich beugen mußten. Sie war die Tochter eines Schiffers und Schenkwirths in Emmerich, und glaubte ein wunderbares Glück zu machen, als ein Kammerdiener des Kurfürſten ſich in ſie verliebte und ihr ſeine Hand gab. Ihre Vertraulichkeiten mit dem Freiherrn von Kolbe hatten ſchon einige Jahre gedauert, als der Tod ihres Mannes ihr geſtattete, was die Macht ihrer einnehmenden Reize und ihres gebieteriſchen Karakters ihr längſt geſichert hatte, nämlich Gräfin von Wartenberg zu werden. Sie behauptete den erſten Rang am Hofe; mit einer holländiſchen Geſandtin, welche ihr denſelben beſtreiten wollte, kam ſie zum Handgemenge, und nur mit Mühe konnte Beſſer, der als Ceremonienmeiſter anweſend war, den Kampf trennen, in welchem die Gräfin auch durch den Ausſpruch des Königs den Sieg behielt. Der Uebermuth wurde ihr denn doch zuletzt bei andrer Gelegenheit verderblich, und nachdem ihr Anſehn einmal gelitten hatte, blieb auch das ihres Gatten nicht unberührt. Endlich verließen beide in völliger Ungnade den Hof und das Land, und eine neue Geſtaltung der Dinge kündete ſich für die nächſte Zukunft immer deutlicher an. Zwar behielt Beſſer auch nach dem Falle ſeines Beſchützers noch ſeine Würden und Einkünfte, ſo wie ſeine Verrichtungen, allein die Stimmung am Hofe war merklich verändert, und ſelbſt die Gelegenheit, durch Leiſtungen in gewohnter Art Eifer und Talent darzuthun, verſchwand endlich ganz. Einige Strophen auf den Geburtstag des Königs am 12. Juli 1710 ſind gleichſam der letzte Athemzug von Beſſer's Dichtkunſt am Hofe zu Berlin. Ohne den Hof aber vermochte er kaum noch zu dichten, von daher mußte ihm Anlaß, Trieb und Belohnung kommen, außerhalb dieſes Elements fühlte er ſich in gemeine Proſa verſetzt, ohne Reim und Silbenmaß. Seine dichteriſche Ader verſiegte auf geraume Zeit.

Das längſt befürchtete Geſchick trat ein, König Friedrich der Erſte ſtarb am 25. Februar 1713. Eine der erſten Handlungen des neuen Königs Friedrich Wilhelms des Erſten war die Abſchaffung der vielen unnützen Hofbedienungen; mit einem Federzuge war die lange Reihe von Namen durchſtrichen, auf welcher Beſſer obenan ſtand; eine Menge bisher durch Anſehn und reichliches Einkommen verwöhnter Perſonen fanden ſich plötzlich entlaſſen, ohne Gnadengehalt noch Ausſicht andrer Anſtellung; der König meinte der Ceremonien ſo wenig wie ihres Meiſters zu bedürfen. Beſſer empfing die erſte Nachricht dieſes Unglücks durch ſeinen Freund, den Königlichen Leibarzt von Gundelsheim, der dabeigeweſen, als der König jenen verhängnißvollen Strich gezogen. Im Gefühl ſeiner Lage tief gekränkt, aber in der Vorſtellung ſeiner Verdienſte und ſeines Werthes nicht erſchüttert, faßte er ſich ein Herz, dem Könige in einer Denkſchrift die mehr als dreißigjährigen Dienſte, welche er dem Staat geleiſtet, wie auch das große Vermögen, das er mit ſeiner Frau in's Land gebracht und zu des Hofes Ehren angewandt habe, lebhaft vorzuſtellen, und ſeine Erwartung einer anſtändigen Verſorgung entſchieden auszuſprechen. Ein günſtiger Umſtand für ihn war, daß der König gleich nach ſeiner Thronbeſteigung den ehemaligen Oberpräſidenten von Danckelman, der unter der vorigen Regierung ſo harte Ungnade erfahren, an ſeinen Hof berufen und durch ehrenvolles Vertrauen ausgezeichnet hatte; dieſer Gönner war ſeinem Günſtlinge, vielleicht mehr als dieſer ihm, treu geblieben, und gab ihm gleich den Rath, ſeine Vorſtellung, die mehr im Tone der Beſchwerde als der Bitte geſchrieben war, demüthiger einzurichten. Doch dazu war Beſſer nicht zu bewegen, er glaubte ſchon etwas wagen zu dürfen, und ließ die Schrift unverändert. Sein Selbſtvertrauen hatte, wie der Erfolg bewies, übel gerechnet. Der König wurde ſchon durch die erſten Zeilen in ſolchen Zorn verſetzt, daß er die ganze Schrift, ohne ſie weiter zu leſen, mit höchſtem Unwillen in's Kaminfeuer warf. Vergebens traten Danckelman, der Hofmarſchall von Prinzen, Ilgen, der im vollen Vertrauen des Königs an der Spitze der auswärtigen Staatsgeſchäfte geblieben war, und ſelbſt Grumbkow, dem an Gunſt und Einfluß kein Andrer gleichkam, wiederholt als Fürſprecher auf, der König wollte nichts mehr von

Beſſer hören, und die ungnädige Entlaſſung blieb unwiderruflich.

Hart getroffen, doch ungebeugt, fügte ſich Beſſer in ſein neues Loos. Er ſchaffte ſogleich Pferde und Wagen ab, ſchränkte ſein Hausweſen ein, und ließ Tochter und Schwiegerſohn, der gleichfalls Beſoldung und Anwartſchaft eingebüßt hatte, ſich auf deſſen Güter nach Preußen zurückziehen. Für ihn ſelbſt bot die Welt noch vielerlei günſtige Ausſichten, viele angeſehene Freunde blieben ihm nach ſeinem Unfalle mit Rath und That zur Seite, unter andern der Geheime Staatsrath von Kamecke, der Domprobſt von Bredow und ein Herr von Schweinichen; auch fand er die Meinung, die er von der Schätzbarkeit ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen, von ſeinem Talent und ſonſtigen Werth hegte, ſehr bald durch vortheilhafte Anträge, die ihm von verſchiedenen Seiten gemacht wurden, ehrenvoll beſtätigt. Der ruſſiſche Geſandte von Galloffkin ſuchte ihn mit großen Zuſicherungen für den Dienſt ſeines Hofes zu gewinnen, der auch ſeine Bücherſammlung, welche beſonders über das Ceremonielweſen ſehr reich war und einzige Stücke beſaß, für Sankt-Petersburg anzukaufen wünſchte. Der Freiherr von Görtz und der Geheimrath von Baſſewitz machten ihm Eröffnungen wegen ſchwediſcher oder holſteiniſcher Dienſte, der Graf von Dehn wollte ihn zum Vorſteher der Ritterakademie zu Wolfenbüttel berufen laſſen. Allein Beſſer, nun ſchon im ſechzigſten Lebensjahre, ſcheute die weite Reiſe nach Rußland, und den übrigen Anträgen hätte er lieber einen Ruf nach Wien vorgezogen, welchen zu erlangen nicht unmöglich ſchien. Indem er ſeine Wahl nicht übereilen wollte, verſäumte er ſie ganz, es vergingen einige Jahre unter Zweifeln und Erwartungen, die Anerbietungen zerſchlugen ſich, und die Sache mit Wien kam nicht zu Stande. Zur Förderung der letzteren hatte er auch ſeine Dichtkunſt wieder angeſtrengt, und ein Heldenlob des Prinzen Eugen von Savoyen, inſonderheit ſeines im Jahre 1716 begonnenen Türkenfeldzugs, in Alexandrinern unternommen, aber auch ſogleich, nachdem kein Zweck mehr dabei war, wieder liegen laſſen. Da er immer noch einen gewiſſen Aufwand machte, und die Summen, welche ſein

Schwiegerſohn und andre Freunde, unter dieſen beſonders der Staatsminiſter von Kraut, ihm freigebig vorſtreckten, nicht ausreichten, ſo gerieth er in drückende Schulden, und ſah ſich bald von allen Seiten im mißlichſten Gedränge. Die Rückerinnerung an ſeine frühere glänzende Lage machte ihm ſeine jetzige kummervolle nur um ſo peinlicher; Berlin, der Schauplatz ſeiner vorigen Herrlichkeit, aus einer prunkvollen Hofſtadt jetzt in einen ſtrengen Kriegs- und Waffenort verwandelt, war ihm verhaßt, er ſehnte ſich, dieſen Aufenthalt mit einem andern zu vertauſchen. Zum Glück erſchien unverhofft nochmals eine Gelegenheit, und dieſe hielt er feſt. Der ſächſiſche Feldmarſchall Graf von Flemming war als erſter Miniſter des Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen inmitten eines vielbewegten Hofes auf einem Platze, der ſich nur unter fortgeſetzter, regſamer Thätigkeit behaupten ließ; er bedurfte hiezu der Werkzeuge und Talente aller Art, und war gern bereit, Leute von Fähigkeiten und Ruf in ſeine Nähe zu bringen. Ihm ſelbſt war Beſſer's Geſchicklichkeit hinlänglich bekannt, der ſächſiſche Geſandte in Berlin, Graf von Manteuffel, machte nicht vergebens aufmerkſam, welchen Nutzen der Hof von Dresden bei den Feierlichkeiten, die wegen der Vermählung des Königlichen Prinzen bevorſtanden, und bei jeder künftigen Gelegenheit, von der Wiſſenſchaft eines Mannes ziehen könnte, der in Ceremonielſachen nicht ſeines Gleichen habe. Der König Auguſt nahm auf den Antrag dieſer Beiden ſogleich Beſſer in Dienſt, und machte ihn zum Geheimen Kriegsrath, Ceremonienmeiſter und Einführer der Geſandten, mit einer Beſoldung von 1500 Thalern. Flemming ſchoß ihm zur Bezahlung der dringendſten Schulden 4000 Thaler auf ſeine Bücherſammlung vor, um vor allem dieſen Schatz, auf deſſen Fortbringung man in Berlin eiferſüchtig ſein konnte, durch ein beſtimmtes Anrecht für den ſächſiſchen Hof zu ſichern, und Manteuffel brachte darauf in ſeinem eignen Wagen Beſſer'n ſelbſt im Oktober 1717 nach Dresden, wo derſelbe ſogleich in das neue Verhältniß eintrat.

Obwohl im Genuſſe hinlänglicher Vortheile und großer Auszeichnung, fand Beſſer dennoch in ſeiner Lage keinen Erſatz für ſo vieles Verlorene. Der Hof war glänzend und angenehm, aber für den Neuangekommenen eine großentheils fremde Welt; ſich in dieſe zu fügen, ſich in ihr geltend zu machen, war dem Alten ſchwerer und dabei nöthiger, als einſt dem Jüngling, der in ſeinem friſchkräftigen Daſein jeden Anſpruch im voraus erfüllte. Sein häusliches Leben war geſtört durch ein Frauenzimmer, welches mit der Beſorgung der Wirthſchaft allmählich höhere Rechte verbunden hatte, und kein gutes Vernehmen Beſſer's mit ſeinen Verwandten beſtehen ließ. Seine Dichtkunſt, durch keinen mächtigen Antrieb des Herzens noch des Ehrgeizes aufgeregt, gab ihm, ſtatt heiteren Spieles, nur beſchwerliche und ſelten ergiebige Arbeit, unter Qual und Zweifeln ihm ſelbſt eine Laſt. Drückender fühlbar mußte dieſe werden, als ein jüngerer Dichter voll Kraft und Leichtigkeit des Talents im Jahre 1719 nach Dresden kam, und ſich mit Eifer dem Fache der Hofdichtkunſt widmete. Dieſer war Johann Ulrich König, ein junger Mann von ſchönen Gaben, der aber glücklicherweiſe von Verehrung und Ergebenheit für den alten Meiſter durchdrungen war, und weit entfernt, ſein Nebenbuhler ſein zu wollen, nur ſein Schüler zu ſein begehrte. König's zuvorkommende Befliſſenheit, voll aufmerkſamer Rückſichten, bewährte ſich Beſſer'n auf das ſchönſte durch nachfolgende That. In dem Heldenlobe auf den König Auguſt, das der junge Dichter unternommen, und, ſo weit es fertig war, dem Meiſter vorgeleſen hatte, fanden ſich zwei Verſe, welche dieſer geändert wünſchte, ſie ſagten von dem Könige:

„Zug, Ordnung, Anſtalt, Luſt geſchieht allein durch dich,
Und alles, was geſchieht, iſt unverbeſſerlich."

Nun hatte Beſſer kurz vorher den Entwurf zur feierlichen Einholung der ankommenden Prinzeſſin aufſetzen müſſen, aber ſein Plan war nicht beliebt worden, und der König, dem an Einſicht und Geſchmack in ſolchen Dingen niemand gleich kam, hatte nach eignen Vorſtellungen alles ſelbſt angeordnet; auf dieſen Umſtand, glaubte jener, würden die Uebelwollenden das Wort „unverbeſſerlich" nur allzuleicht deuten, und dieſe Möglichkeit einer für ihn ſo kränkenden Anſpielung ſollte mit jenem Worte getilgt werden. König hatte nichts Arges gedacht, und hielt Beſſer's Beſorgniß für übertrieben, aber die Aenderung geſchah auf der Stelle, und für jene zwei Verſe ſtanden ſogleich folgende da:

„Du ordneſt alles ſelbſt, giebſt alles ſelber an,
Und ſo, daß auch die Kunſt daran nichts meiſtern kann.“

Zwar wollte die Gräfin Aurora von Königsmark, eine Dame von feiner Bildung und richtigem Sinn, welche ſich das Gedicht vor dem Druck vorleſen ließ, die letzteren Verſe durchaus nicht ſo gut finden, wie die erſteren, und tadelte die unzeitige Gefälligkeit des Dichters, der einer fremden Grille ſolches Opfer brachte; allein dieſer zog die Freundſchaft Beſſer's jeder andern Betrachtung vor, und behielt die letzteren Verſe bei. Dieſen Edelmuth rechnete Beſſer, der, im ähnlichen Falle, nach ſeinem Geſtändniß, nur mit großer Ueberwindung ſolches Entſchluſſes fähig geworden wäre, ſeinem jungen Freunde ungemein hoch an, und ſchenkte ihm nunmehr ohne Rückhalt ſeine Zuneigung und ſein Vertrauen. Hieraus läßt ſich abnehmen, wie ſehr, wenn ſchon die Anſpielung ihm ſo empfindlich war, die Sache ſelbſt ihn müſſe geſchmerzt haben; zwar blieb es noch ehrenvoll, nur dem Könige zurückzutreten, doch war es immer zurücktreten.

Die Freundſchaft mit dem Dichter König befeſtigte ſich nach deſſen Eintritt in die Hofdienſte des Königs Auguſt nur noch mehr. Jener bewies gegen Beſſer eine Unterwürfigkeit und Geduld, welche jede Eiferſucht und jeden Zorn des reizbaren, eitlen und aufbrauſenden Alten entwaffnen mußten. Durch dieſe Nachgiebigkeit und Anbequemung wurde König ihm ſtets unentbehrlicher, und zuletzt durfte kein Tag vergehn, ohne daß Beide zuſammengeweſen wären. Wegen König's lebhafter Beeiferung nannte Beſſer denſelben im Scherz nur immer ſeinen hitzigen Freund, ohne deſſen Rath oder Theilnahme kein häusliches noch litterariſches Geſchäft mehr vorging. Beſonders war ihm derſelbe als kritiſcher Gehülfe von großem Nutzen. König giebt hievon mit folgenden Worten ergötzlichen Bericht: „Wie es ihm aber ſchon in der Jugend nicht leicht ward, etwas aufzuſetzen, und er ſehr viel Zeit, Arbeit und Nachdenken dazu verwenden mußte, ſo ſchien ihm in ſeinem Alter die Poeſie ganz und gar nicht gewogen zu ſein. Weil er nun wohl verſpürte, daß es ihm allzuſauer ward, weiter etwas Neues zu verfertigen, ſo gab er ſich, auf mein Zureden, in den letzten Jahren die Mühe, ſeine beſten Stücke wieder vorzunehmen, mit mir durchzugehen, und ſoviel möglich auszubeſſern. Ich mußte manchmal zu vier bis fünf Stunden auf ſolche Weiſe mit ihm zubringen, und die äußerſte Behutſamkeit anwenden, wann ich ihm etwas ausſtellen wollte, weil er, ungeacht er mich darum erſuchte, dannoch ſehr mißtrauiſch und empfindlich in ſolchen Dingen war. Wann er ſodann lang Obſtatt gehalten, aber doch endlich eine Stelle geändert hatte, welches er öfters auf zehen bis zwanzig und mehrmalige Weiſe that, ſo las er mir dieſelben ſämmtlich nach einander her, und forſchte, welche mir am beſten gefiel. Sobald ich mich nun für eine vor den andern erklärte, merkte er ſich ſolche ſowohl, als meine dabei angeführte Gründe. Alsdann las er mir, nach etlichen Tagen, ſolche wieder vor, und wann ich meiner Sache nicht gewiß geweſen wäre, und nur ein einzigmal dieſelbe Veränderung nicht wieder getroffen hätte, ſo würde er auf einmal alles Vertrauen zu mir in dieſem Stücke verloren und ſich überredet haben, daß ihm weniger aus einer redlichen Abſicht zu Verbeſſerung ſeiner Schriften, als vielmehr bloß aus einer eitlen Tadelſucht, dergleichen Ausſtellungen von mir wären gemacht worden. Er geſtand mir daher öfters freiwillig, daß, ungeacht es ſein Wille und er mir dafür verbunden wäre, wann ich hierunter aufrichtig mit ihm umginge und ihm nichts verſchwiege, ſo würde er ſich doch unmöglich überwinden können, wie gegründet auch meine Einwürfe ſein möchten, dergleichen zu ertragen, falls ich ſie nicht mit einer ſo beſcheidenen Art und mit ſo weniger Eigenliebe hervorzubringen wüßte.“ Er lobte dafür hinwieder mit aufrichtigem Wohlgefallen König's Verſe, gab ihm guten Rath in dichteriſchen Sachen, und ſuchte ihn auf alle Weiſe zu fördern. Aber der Gipfel ſeiner Dankbarkeit und Zuneigung war, daß er anfing, den wißbegierigen Jünger, der ſchon dadurch ſein Glück an jedem Hofe zu gründen glaubte, mit den koſtbarſten Schätzen ſeiner Ceremonielwiſſenſchaft bekannt zu machen, in welcher Beſſer's Kenntniſſe und theils gedruckte, theils handſchriftliche Sammlungen ſo berühmt waren, daß die größten Gelehrten ihn öffentlich angingen, dieſe ihm eigengehörige Wiſſenſchaft in einem beſonderen Werk auszuarbeiten, und daß der ruſſiſche Hof deßhalb wiederholt ihn und ſeine Bücher nach Sankt-Petersburg zu ziehen ſuchte. So vergingen Jahre eines für Beſſer bei aller Unbefriedigung doch nicht unglücklichen Alters, bis ein unerwarteter Stoß ihn auf's neue hart erſchütterte. Sein Schwiegerſohn von Droſt hatte ihm noch während der Bedrängniß in Berlin nach und nach über 3000 Thaler vorgeſtreckt, und ihn dieſer Schuld wegen nicht ſonderlich gemahnt, endlich aber doch, weil ihm eines ſeiner Güter abgebrannt war, zu deſſen Wiederaufbau er dieſer Summe bedurfte, die Zahlung ernſtlich angefordert. Beſſer hatte kein andres Mittel, als ſeine Bücherſammlung zu verkaufen, und mit ſchwerem Herzen entſchloß er ſich dazu. Nach mancherlei Planen und Schritten, dies auf die vortheilhafteſte Weiſe in Sachſen, in Holland, oder wo es ſein möchte, zu bewirken, kam endlich durch König's thätige Vermittelung im Sommer des Jahres 1727 der Handel mit dem ſächſiſchen Hofe nach Wunſch zu Stande, Beſſer empfing für ſeine ſämmtlichen Bücher und Handſchriften, im Ganzen über 18,000 Bände betragend, eine Summe von 10,000 Thalern zugeſichert, wobei ihm ſeine Sammlungen zum Gebrauch auf Lebenszeit im Hauſe gelaſſen, dagegen aber die Verpflichtung auferlegt wurde, jemanden zum Dienſte des Hofs in ſeiner Wiſſenſchaft und in rechter Benutzung ſeiner Schriften zu unterweiſen, damit auch der Geiſt dieſer Dinge in treuer Ueberlieferung bewahrt bliebe. Mit Freuden erbat er ſich, daß König zu dieſem Zweck ihm beigegeben würde, und verſprach dieſem unter zärtlicher Umarmung in Mittheilung ſeines Wiſſens als ein leiblicher Vater gegen ihn ſich zu erzeigen. König hatte inzwiſchen auch dafür geſorgt, daß die erſten 4000 Thaler der bedungenen Kaufſumme wirklich zur gehörigen Zeit ausbezahlt, und die Schuld, welche

Beſſer'n keine ruhige Stunde mehr gelaſſen, nach Königsberg richtig abgetragen wurde.

Durch König's Bemühungen ſtellte ſich auch das Vernehmen Beſſer's mit Schwiegerſohn und Tochter in freundlichem Briefwechſel wieder her; und da inzwiſchen das Frauenzimmer, deren Gegenwart in Beſſer's Hauſe bisher vieles geſtört hatte, verſtorben war, ſo wollte die Tochter, voll Sehnſucht, den alten Vater noch einmal wiederzuſehn, mit den Ihrigen zum Beſuch nach Sachſen kommen. Dies jedoch war für Beſſer in vieler Hinſicht unbequem, er war nicht eingerichtet, wie vormals in Berlin, zahlreichen Beſuch bei ſich aufzunehmen, er ſcheute die mancherlei Störungen und Beſchwerden. Da er jedoch gleichfalls lebhaft wünſchte, mit den Seinigen nach fünfzehnjähriger Trennung wieder zuſammenzukommen, ſo entſchloß er ſich, ungeachtet ſeines Alters, lieber ſelbſt zur Reiſe, und erlangte leicht, daß König ihn auf derſelben begleitete. Das Frühjahr 1728 verſtrich wegen mancherlei Hinderniſſen unbenutzt, erſt gegen Ende des Auguſt ging die Reiſe vor ſich; in einem leichten Wagen mit Poſtpferden eilten ſie, da Beſſer auf der Fahrt von hundert Meilen, eine Nacht in Danzig ausgenommen, nirgends ruhen wollte, unaufhaltſam fort, und kamen nach ſieben Tagen, im Anfange des Septembers, glücklich in Königsberg an, wo die freudigſte Bewillkommung ſie empfing. Frau von Droſt lebte in glücklichen Verhältniſſen, ihr Mann ſtand als Tribunalsrath in gutem Anſehn; ſie beſaßen hinlängliches Vermögen; von ihren ſechszehn Kindern waren ſechs noch am Leben, geſund und wohlbegabt; die feine Bildung, welche den ganzen Kreis beſeelte, erinnerte an die ausgezeichnete Erziehung, deren die Mutter im väterlichen Hauſe zu Berlin theilhaft geworden. Beſſer fand ſich in dieſer Umgebung ganz beglückt; auf dem Gute Kabkeim, welches Droſt in der Nähe von Königsberg beſaß, wurden die ſchönſten ländlichen Tage verlebt; alles wetteiferte in Aufmerkſamkeit und Huldigung. Der reizbare und eitle Dichter hatte jedoch Mühe ſich inmitten ſo vieler Angeregtheit zu faſſen. Sein gerührtes Herz wandte ſich voll Dank und Anerkennung zu König, den er als ſeinen beſten Freund vorſtellte, und bei jeder Gelegenheit eifrigſt rühmte. Noch lebhaftere Empfindung bezeigte er ſeiner älteſten Enkelin, einem bildſchönen Fräulein von neunzehn Jahren, deren Verſtand, Anmuth und vielfaches Talent ihn ganz bezauberten. König hatte nicht ermangelt, der Frau von Droſt einen Abdruck der von ihm neu herausgegebenen Gedichte von Canitz mit einigen Verſen darzubringen, welche das Lob der Tochter mit dem des Vaters artig verbanden. Hiedurch fand Beſſer ſich ungemein geſchmeichelt, erhob die Freundſchaft, welche König ihm hierin bezeigt, über die Maßen, und fügte die Bitte hinzu, doch ſeiner Enkelin zu Ehren gleichfalls einiges zu dichten; ein Gedicht König's ſah er gleichſam noch als ſein eignes an, und ſo lange der Jünger nicht allzu ſelbſtſtändig erſchien, und nur immer den Meiſter noch mehr verherrlichte, war alles vortrefflich. Doch wir wollen den Verfolg dieſer Sache und den ſeltſamen Ausgang, welchen ſie nahm, lieber durch König ſelbſt erzählen laſſen, der als unmittelbarer Theilnehmer und glücklicher Darſteller hier in doppeltem Werthe ſteht. „Da es nun“, fährt er fort, „weder eine große Kunſt brauchte, noch eine ſchwere Sache war, auf eine Perſon von ſo viel edlen Eigenſchaften etwas Taugliches hinzuſchreiben, Beſſer auch nicht nachließ, einige Tage nach einander mir auf das inſtändigſte deßhalb anzuliegen, ſo fand er mich eines Morgens frühe in meinem Bette mit Ausarbeitung des begehrten Gedichts beſchäftiget, welches, ſeinem Verlangen gemäß, eine Abbildung gedachter Fräulein ſein ſollte. Niemals habe ich ihn auf eine angenehmere Weiſe überraſcht geſehen, als da ich ihn verſicherte, daß ich in Zeit von einer halben Viertelſtunde damit zu Stande ſein, und die Ehre haben würde, ihm ſolches bei dem Kaminfeuer vorzulegen, an welchem er, um mich zu erwarten, ſich inzwiſchen niederſetzte. Als er endlich das ganze Gedicht von Anfang bis zu Ende mit größter Aufmerkſamkeit angehört hatte, ſprang er mit einer freudigen Beſtürzung auf, umhalſte und küßte mich herzlich, und betheuerte mir unter dem vertrauteſten Händedrücken, daß ich ihn weder auf eine empfindlichere Weiſe verbinden, noch ihm ein angenehmeres Merkmal meiner redlichen Zuneigung als dieſes hätte geben können. Er lief unverzüglich in der Fräulein Zimmer, ihr zu verkündigen, was ich ihr für einen Gefallen erwieſen, und was ich ihr zum Ruhme verfertigt hätte. Des Mittags bat er mich über der Tafel, daß ich ſelbſt der Fräulein die Verſe laut vorleſen möchte; und ich muß geſtehen, ein ihr bei Anhörung derſelben in's Geſicht geſtiegenes Schamroth war ein ſichtbarer Beweis, daß ſie der darin enthaltenen Lobſprüche weit würdiger, als ich desjenigen Danks geweſen, welchen ſie mir, wegen dieſer kleinen Bemühung, vorzuſagen beliebte. Der Herr von Beſſer ſelbſt ermüdete nicht, ihr ernſtlich einzuſchärfen, mit was beſondrer Gegenfreundſchaft ſie mir hiervor begegnen ſollte, weil dieſes eine Sache wäre, davon ſie nicht nur jetzo, ſondern auch noch künftig Ehre zu gewarten hätte, wann ich ſolches dereinſt einer Sammlung meiner eigenen Gedichte mit einverleiben würde; warum er mich auch zugleich erſuchte, mit der Verſicherung, daß es eines der beſten Stücke wäre, ſo er jemals von mir geleſen. Er geſtand öffentlich, daß er dergleichen Fertigkeit von der Natur nicht empfangen, und ſchon in ſeinen beſten Jahren wenigſtens ſo viel Monate zu Abfaſſung eines ſolchen Gedichts würde vonnöthen gehabt haben, als ich Stunden zu deſſen Verfertigung aufgewendet hätte. Er las es mehr als einmal durch, und wies den Seinigen jeden Einfall insbeſondere, wie auch den Schwung und den Ausdruck der Gedanken, nebſt der ganzen Erfindung überhaupt; worüber er mehr Lobeserhebungen verſchwendete, als ich, ohne beſchämt zu ſein, damals anhören konnte, geſchweige, daß ich unbeſcheiden genug ſein ſollte, dergleichen allhier nachzuerzählen. Er wiederholte von neuem, was er ihnen gleich anfangs bei unſrer Hinkunft vielfältig bekräftiget hatte, daß ſie nämlich ihre Liebe gegen ihn nicht nachdrücklicher würden zu Tage legen können, als wenn ſie ſich allerſeits um die Wette beſtreben wollten, ſeinen liebſten und aufrichtigen Freund, wie er mich nannte, durch alle möglichſte Gefälligkeit und Gunſtbezeigung dahin zu verpflichten, daß ich eine ſo weite, und bloß allein ihm zu Gefallen übernommene beſchwerliche Reiſe mich nicht möchte gereuen laſſen. Sonderheitlich, ſagte er, hätte ſeine Leonore Urſache, mir ihre Erkenntlichkeit zu zeigen, weil er aus meinem

Gedichte ſo viel vortheilhafte Theile und Stücke auf einmal an ihr bemerken lernen, die er vielleicht in ſo kurzer Zeit, als er bei ihnen bleiben könnte, ſchwerlich alle zuſammen würde beobachtet haben. Aber, wer hätte ſollen denken, daß eben dieſe Verſe zu einem ganz widrigen Ausſchlag Anlaß geben würden? Er fand, nach öfterem Ueberleſen derſelben, ſoviel Vergnügen in dem Umgange dieſer tugendſamen Enkelin, und ſeine Neigung gegen dieſelbe und zugleich auch gegen ſeine ſämmtliche Angehörige vermehrte ſich dergeſtalt, daß er, als wir wieder in die Stadt kamen, nicht nur niemanden mehr beſuchen, ſondern auch nicht, ohne äußerſten Widerwillen, von jemand mehr Beſuch annehmen wollte, und es auch mir verargte, wenn ich dergleichen gab oder annahm. Je mehr nun die Liebe gegen die Seinigen ſich erhitzte, je kälter ward nach und nach ſeine Freundſchaft gegen mich, bis es endlich ſo weit kam, daß ich meine Empfindlichkeit über ſein ſeltſames Verfahren nicht mehr verbergen konnte, nachdem ich mich noch dieſe Stunde keines andern Verbrechens ſchuldig weiß, als daß er ſich einbildete, man habe keinen genugſamen Unterſchied zwiſchen ihm und mir gemacht; weßwegen er auch nunmehr die allergleichgültigſte Höflichkeit, ſo mir erwieſen ward, für eine Geringſchätzung ſeiner Vorzüge und für eine Sache anſah, die ihm entwandt worden. Dannoch that ich mir Gewalt an, meinen Verdruß auf Zureden ſeines Herrn Schwiegerſöhns zu verbeißen.“ Aber jenes Verbrechen, in ungeliehenem Werthe ſelbſtſtändig zu erſcheinen, wird von denen, welche darin eines ſehn, für das größte, für das unverzeihlichſte gehalten, und Beſſer glich hier einem Liebhaber, deſſen Eifer und Zärtlichkeit nur ſich ſelbſt in dem geliebten Gegenſtande ſucht, denſelben aber, bei dem geringſten Zweifel, ſich ſelbſt in ihm zu finden, mit Haß und Abſcheu verwirft und befeindet. Auch gegen ſeine Verwandten mochte ſich Beſſer über jede Kleinigkeit heftigſt ereifern, die größten Auftritte verurſachen, und keine Befliſſenheit konnte ſeinen übellaunigen Eigenſinn zufrieden ſtellen. Unter dieſen Verſtimmungen kam der Tag der nah angeſetzten Rückreiſe; die Rührung des Abſchiednehmens und die nothgedrungene Gemeinſchaft im Wagen bewirkten nur unvollkommene Herſtellung der früheren Vertraulichkeit. Auf dem Rückwege beſuchten die beiden Reiſenden in Soldin den damals achtundachtzigjährigen Geheimen Kammerrath von Weiß, Canitz'ens geweſenen Hofmeiſter, der ſein hohes Alter in edler und geiſtvoller Faſſung dahinlebte. Die Reiſe ging ſodann mit geringem Aufenthalt über Danzig und Frankfurt an der Oder nach Dresden zurück, wo ſie am 14. September wohlbehalten wieder eintrafen.

Die große Aufregung, welche Beſſer durch dieſes angeſtrengte Reiſeunternehmen ſowohl an Körper als an der Seele erfahren, zeigte ſich für beide nicht vortheilhaft. Er war die ſechs bis ſieben letzten Jahre kaum noch aus ſeinem Zimmer gekommen, hatte ruhig und geordnet und ſehr mäßig im Eſſen und Trinken gelebt, nur wenige Freunde geſehn, und jede unangenehme Berührung mit der Welt gemieden. Die Reiſe hatte dieſen Lebensgang plötzlich gewaltſam unterbrochen, durch Beſchwerden und Leidenſchaften, durch ungewohnte Ueppigkeit der Tafel ſowohl mittags als abends, endlich durch Zwieſpalt mit ſeinem beſten Freunde. Die alte Ordnung wollte ſich auch in Dresden nicht wieder herſtellen; er fand ſich unbehaglich, ihm ſchmeckte das Eſſen nicht, ſelbſt der Kaffee nicht mehr wie ſonſt; das Verhältniß zu König blieb unerfreulich gedrückt. Zwar hatte die Krankheit, von welcher dieſer bald nach der Rückkunft befallen wurde, zur Folge, daß Beſſer die nöthigen Schritte zur Verſöhnung that, allein die Sache hatte keinen Beſtand; er hegte gegen jenen immer noch heimlichen Groll, der abſichtlich von manchen Seiten genährt wurde, indem man ſein Mißtrauen durch allerlei Zuflüſterungen weckte, oder ihm Schriften zubrachte, in welchen er nicht, wohl aber König mit Lob erwähnt war. Dies alles reizte ihn dergeſtalt auf, daß er gegen den einzigen Freund, deſſen Umgang und Fürſorge ſeinen Lebenstagen unentbehrlich geworden, noch zuletzt den allertreuloſeſten Anſchlag verſuchte, der aber mißlang, und nur dem Urheber ſelber nachtheilig wurde; König verſchweigt was es eigentlich geweſen, ſucht aber in der Altersſchwäche noch die leidlichſte Entſchuldigung für ihn geltend zu machen. Wirklich hatte Beſſer ſich überlebt, ſein Gemüth und Geiſt waren getrübt, ſein Talent faſt ganz erloſchen. Nur kurze Zeit vor ſeinem Tode wachte ſeine Dichtkunſt in aller ſinnreichen Gewandtheit ſeiner beſten Zeit nochmals in folgenden Verſen auf, die wir als äußerſt glückliche, und als die letzten, die er gedichtet, hier einrücken. König hatte ihn abends in eine Geſellſchaft geführt, und ein Fräulein daſelbſt ihm folgende Geſundheit zugebracht:

„Hier haſt du meine Hand, das Herze haſt du ſchon,
Gieb mir das deinige, dies iſt der Freundſchaft Lohn."

Nach einigen Wochen, denn er bedurfte hinlänglicher Zeit, ſandte Beſſer dieſe Antwort:

„Was forderſt du mein Herz zum Lohn?
Du haſt es, ſchöne Chloris, ſchon.
Dich kennen und dich nicht erleſen,
Iſt noch in Keines Macht geweſen;
Wie ſollte dann es nur allein
In meiner Macht geweſen ſein?"

Doch als er hernach vermerkte, daß die Sache ſo ernſtlich nicht gemeint geweſen, änderte er ſolches auf dieſe Art:

„Was forderſt du mein Herz zum Lohn?
Iſt es dein Ernſt, haſt du es ſchon.
Iſt aber es ein bloßes Scherzen,
So richt' ich mich nach deinem Herzen."

Macht auch Zeit und Mühe dergleichen Ereigniſſe leicht allzu koſtbar, ſo kann man doch dieſem Beiſpiele alle beſte Aehnlichkeit mit einem glücklichen Wurf aus dem Stegreife nicht abſprechen.

Indeſſen nahm ſeine Schwäche zu, und ihm ſelbſt entging dies nicht. Seine Liebe zu längerem Leben, die außerordentlich ſtark war, hielt ſich an mancherlei Hoffnungen. Er war ſeit dreißig Jahren nicht krank geweſen, aber mehrmals todt geſagt worden, und gern überließ er ſich der Volksmeinung, daß dies auf langes Leben deute. Ein Sachwalter Namens Job, der in Berlin wegen ſeiner Wahrſagereien angeſehn zugleich und verrufen war, hatte ihm daſelbſt vor Jahren, auf ſein Verlangen, ſeine künftigen Schickſale ſchriftlich aufgezeichnet, und da vieles davon ſchon eingetroffen war, ſo gewährte das ihm gleichfalls darin verkündigte Alter von 74 Jahren, ſo lange daſſelbe noch entfernt war, eine beruhigende Ausſicht. Als daſſelbe jedoch näher rückte, wurde er mißmuthig, tadelte ſolchen Aberglauben, und warf die ganze Prophezeihung in's Feuer, ja er äußerte gegen König, er fühle wohl, daß ſein Zuſtand ſich verſchlimmere, allein er hoffe bloß darum in dieſem Jahre noch nicht zu ſterben, weil er nicht glaube, daß Gott des elenden Job's Prophezeihung werde wahrmachen wollen. Mit Begierde wandte ſich ſeine Zuverſicht nun auf die vielen Beiſpiele, die er fleißig geſammelt hatte, von Menſchen, die über achtzig Jahr alt geworden; der alte Weiß in Soldin war ihm in dieſer Beziehung ein beſonders werthes Vorbild. Ein damals vielgeleſenes Buch, Les consolations de l'âme fidèle contre les frayeurs de la mort par Charles Drelincourt, hatte er nebſt andern Erbauungsbüchern, wie auch die Bibel, beſtändig zur Hand; auch hielt er feſt an der lutheriſchen Kirchenlehre, und entbehrte keiner Zuverſicht, welche dieſer Glauben gewähren kann; allein bei aller Betrachtung des Himmelreichs blieb er mit dem irdiſchen Jammerthal hienieden gar ſehr befreundet. Vier Tage vor ſeinem Tode wurde er bettlägerig. In großer Schwäche brachte er die letzte Nacht unruhig und verwirrt hin, fand ſich aber am Morgen ungewöhnlich geſtärkt, und ſagte zu dem Prediger, der an ſeinem Bette ſaß, mit heiterem Verſtande: „Nun, Gottlob! ich habe überwunden, die Krankheit hat mich ganz verlaſſen, und ich werde dieſes Jahr noch überleben!“ Doch eine Stunde darauf war er in ſanftem Schlummer dahingeſchieden, ohne Schmerz und Angſt; er ſtarb den 10. Februar 1728 im vierundſiebenzigſten Jahre ſeines Alters. König, den er noch zuletzt voll Reue und Verlangen zu ſprechen gewünſcht, traf ihn nicht mehr am Leben. Er trug Sorge für ſein Begräbniß und für ſeinen Nachlaß, der, mit Ausnahme der Bücher und Schriften, welche ſchon dem ſächſiſchen Hofe verkauft waren, ganz an die Familie von Droſt fiel. Beſſer's

Geſchwiſter, die von ihm reichliche Unterſtützung erfahren hatten, unter ihnen drei Brüder in däniſchem, franzöſiſchem und ſchwediſchem Kriegsdienſte, waren ihm geſtorben.

Wir ſchildern Beſſer's Perſon und Karakter am ſicherſten mit König's eignen Worten, der ihn ſo vertraut und vieljährig gekannt, und vor Andern fähig war, ihn in allen ſeinen Beziehungen würdigend aufzufaſſen. Er giebt von ihm folgendes Bild. „Beſſer war lang, hager und etwas ausgetrocknet, blaß von Geſicht; dabei aber noch ſo ſicher auf den Beinen, und ſo knapp in deren Anzug, als der jüngſte Mann. Er hatte noch den ganzen Mund voll reiner Zähne, und ein ſo gutes Geſicht, daß er ſich zwar der Brillen ſchon ſeit vielen Jahren, aber mehr zur Erhaltung ſeiner Augen, als wegen eines darin verſpürten Mangels, bediente. Das Alter hatte ihm zwar die Geſichtszüge ſonderlich auf ſeiner hohen Stirne etwas tiefer gefaltet, und auf der einen Wange bezeichnete eine ziemliche Narbe denjenigen Biß, den er, bloß vor ſeinem Abzug aus Berlin, von einem gemeinen Kerl durch einen verdrießlichen Zufall bekommen hatte. Sonſt aber war ſein Gang noch ſo hurtig, und ſein Leib noch ſo aufgeweckt, daß auch Ihro Königliche Majeſtät von Preußen, als Sie ein paar Jahre vor ſeinem Ende ihn hier in Dresden ſprachen, ſich darüber verwunderten, und ihn verſicherten, daß Sie ihn ganz nicht verändert fänden. Wirklich kannte oder fühlte er faſt keine Beſchwerlichkeiten des Alters, und war von einer ſo dauerhaften Leibesbeſchaffenheit, daß er auch in dem rauheſten Winter, in einem ungeheizten Zimmer, wo ſeine Bücher waren, mit einer leichten Mütze auf dem Kopfe viele Stunden ſaß. Von ſeinen Hofmanieren und ſeinem ehmaligen angenehmen Umgange hingegen hatte er ein vieles verloren, ſeit er aus der großen Welt geſchieden und mit den Jahren eigenſinniger geworden war. Er hatte eine deſto ſchönere Jugend gehabt, und war vor dieſem von ſo gutem Geſchmack in ſeiner Kleidung und in allen dergleichen Dingen, ſonderlich was Spitzen und Perücken betrifft, daß auch der Freiherr von Canitz und andre Großen des damaligen Berliniſchen Hofes ſich die ihrigen durch ihn verſchreiben ließen. Dieſes aber verleitete ihn, daß er nachmals auch noch allhier in ſeinen Kleidern bei einem ziemlich altväteriſchen Aufzuge blieb, und ſich ſelten ohne eine große helle, zur Hälfte hinten getheilte, und vorne bis über die Bruſt herabhängende, viereckigte Staatsperücke ſehen ließ, über unſere itzige Weiſe aber ſich zu kleiden ſein Geſpötte trieb, weil er, nach der Gewohnheit aller alten Leute, nur das von vorigen Zeiten für ſchön hielt. Ehrgeiz und Liebe waren in der Jugend ſeine beiden Schooßneigungen geweſen, und hatten ihn zu manchem edlen Unternehmen angeſpornt, bis er dadurch ſein Glücke fand. Da ſie ihn aber auch noch in ſeinem hohen Alter nicht eher als bis vor der Grube verließzen, ſo verleiteten ſie ihn zu mancher Schwachheit; dann er war eben ſo eiferſüchtig wegen ſeines Ruhmes als wegen ſeiner Liebe, und ſelbſt ſeine Jahre, die ihm doch am meiſten hinderlich fielen, in beiden weiterzukommen, ſollten, ſeiner Meinung nach, ihm zu einem Vorzug angerechnet werden. Er war nicht karg, ſondern ſo mildthätig gegen Hausarme, als hart gegen muthwillige Straßenbettler. Er bezahlte willig und richtig, aber bei der allermindeſten Kleinigkeit, die er wegſchenkte, ward er ſo wenig müde, deſſen Werth ſelbſt herauszuſtreichen, als Dankſagungen von denen anzuhören, die dergleichen nur annahmen, um ihn durch keinen Abſchlag zu beleidigen. Er erzählte nicht nur, ſondern fragte auch eine Sache ſehr oft, und ſprach ganze Stunden von ſich allein; wer aber die mindeſte Ungeduld dabei ſpüren ließ, hatte es auf einmal bei ihm verdorben. Wie er von Kindheit auf ungeduldig und haſtig geweſen, ſo war er nun im Alter mürriſch, auffahrend und jähzornig. Zwar, wo ſich ihm niemand widerſpenſtig entgegenſetzte, oder wo ihn keiner in ſeiner Uebereilung ſteifte, da ging es öfters bald vorüber; außerdem aber war er heftig, rachgierig, und ſchwer zu verſöhnen. In ſolcher Zeit vergaß er um das geringſte Widrige nicht nur alles Gute, was er vorher ſelbſt erkannt und gerühmt hatte, ſondern trug auch kein Bedenken, hernachmals ſich ſelber zu widerſprechen. Dannoch iſt nicht zu bezweifeln, wann das Unglück früher als erſt in ſeinem Alter ſein Lehrmeiſter geworden wäre, es würde ihn weit ſanftmüthiger gezogen haben. So aber, da ihm ſeine ſtärkſte

Bedrängniß in ſeinen ſpäten Jahren, und allererſt nach dem Tode ſeines ihm ſo gnädigen Königs aufſtieß, machte es ihn nur ſtörriſcher, weil er der Welt, und nicht ſich die Schuld gab, auch ſich nun nach Andern ſo leicht nicht mehr, wie in der Jugend, zu bequemen wußte. Die Eigenliebe, ſo er vielleicht beſſer in ſeinen jüngern Jahren bemeiſtern können, hatte nun allzuviel Herrſchaft über ihn gewonnen; daher war es eben ſo ſchwer, mit ihm umzugehn, als ſchwer hingegen er jemand in ſeine Freundſchaft nahm.“ König merkt an, daß, außer ihm ſelbſt, von allen Beſuchen und Bekanntſchaften, die er auf Beſſer's Verlangen demſelben zugeführt und verſchafft, in Dresden eigentlich nur noch drei Perſonen in einiger Vertraulichkeit mit ihm geſtanden hätten, der ſächſiſche Generallieutenant Coſander von Goethe, der ſchon am Hofe zu Berlin mit ihm befreundet geweſen, der preußiſche Geſandte von Viebahn, und ſein kurländiſcher Landsmann von Bülow, nachher ſächſiſcher Geſandter in Berlin.

Nach allem dieſen, worin der Karakter eines alten Dichters vorzugsweiſe in ſeinen Schwächen ſich darſtellt, und allerdings anſtatt herrſchender Geſinnung faſt nur dienendes Talent hervortritt, dürfen wir um ſo weniger den Umfang und Glanz ſeiner außerordentlichen Begabung außer Acht ſetzen. Es glühte gewiß ein ächter Dichterfunken in ihm, den er, wie ſeinen Muth, ſeine Tapferkeit und Gewandtheit, mit vielem Erfolg in der Welt gelten machte. Das Glück, dem er aber auch ſtets opferte, begünſtigte ihn trefflich, auch noch zuletzt, in ſeinen liebſten Wünſchen. Der ſtrahlende Ruhm ſeines Dichternamens erwärmte und erhellte ſeine alten Tage, und neue Verherrlichung war ihm geſichert durch König's wiederholt geleiſtetes Verſprechen, ſeine Gedichte herauszugeben und ſein Leben zu beſchreiben, wie er bereits preiswürdig für Canitz gethan. Zuerſt im Jahre 1711 waren die Schriften Beſſer's geſammelt erſchienen, wozu früher ſeine Einwilligung nie hatte erlangt werden können; eine neue Auflage trat im Jahre 1720 an's Licht; die vollſtändige, von König beſorgte und trefflich ausgeſtattete Sammlung erſchien zu Leipzig 1732 in zwei Bänden, welche die proſaiſchen und dichteriſchen Arbeiten zuſammenfaſſen.

Vergleichen wir, was er geleiſtet und gelebt, mit dem Leben und Wirken, in welchem Canitz und Flemming uns erſchienen ſind, ſo werden wir eine merkwürdige Abſtufung der Verhältniſſe finden, in welchen dieſelben Grundſtoffe der Dichtkunſt, der Weltlichkeit und des aus beiden hervorgehenden Geſchickes, ſelbſt in Hinſicht der Lebensdauer, ſich in dieſen dreien Individuen verſchieden gemiſcht haben, und wenn in Flemming die friſche Jugend des begeiſterten Dichters, in Canitz das edle Maß des gebildeten Weltmannes vorzugsweiſe den Blick anziehen, ſo mag derſelbe doch auch in Beſſer manche Begünſtigung des Dichters und des Menſchen gewahren, welche in der Vorſtellung eines höchſten Lebensganzen kaum vermißt werden mag.

Königin Sophie Charlotte von Preußen.

Der Frau Gräfin

Bertha Yorck von Wartenburg,

gebornen von Brauſe,

widmet dieſes Bild

in ehrerbietiger Huldigung und treuer Anhänglichkeit

Varnhagen von Enſe.

Für die Biographie giebt es kein allgemeines Vorbild; ſie iſt ein Gewand, deſſen Zuſchnitt ſich nach der wirklichen Geſtalt richten muß, deſſen Zuſammenſetzung und Fülle durch Stoff und Hülfsmittel bedingt werden. Hieran zu erinnern ſind wir beſonders gedrungen, da wir das Leben einer Königin zu ſchildern unternehmen, das in geiſtigem Anſchauen leicht als ein herrliches Daſein zu erkennen, in ſeinen Einzelheiten aber nur dürftig überliefert iſt. Durch allgemeinere Behandlung würde hier ein mehr künſtleriſches Bild möglich werden, doch für die geſchichtliche Treue ſchien ein beſſerer Gewinn, unſre Schilderung überall an thatſächlichen Angaben hinzuführen, ſo viele deren nur aufzufinden und heranzuziehen waren.

Die Prinzeſſin Sophie Charlotte von Hannover wurde im Jahre 1668 am 20. Oktober auf dem Schloſſe Iburg im Hochſtift Osnabrück geboren. Ihr. Vater Ernſt Auguſt war als Prinz von Hannover im Jahre 1662, ſeiner Anwartſchaft gemäß, zum Fürſtbiſchof von Osnabrück eingeſetzt worden, wie denn der weſtphäliſche Friedensvertrag die ſeltſame, in weltlichem und geiſtlichem Sinne übelerdachte Feſtſetzung enthielt, daß in dieſem anſehnlichen Bisthum, deſſen Beſitz keine der ſtreitenden Religionspartheien der andern ganz überlaſſen wollte, abwechſelnd ein katholiſcher und ein proteſtantiſcher Fürſtbiſchof auf einander folgen, der letztere aber ſtets ein Prinz aus dem hannöverſchen Hauſe ſein ſollte. Ernſt Auguſts Gemahlin war Sophie, Prinzeſſin von der Pfalz, Tochter des unglücklichen Friedrich von Simmern, Kurfürſten von der Pfalz, der im Beginn des dreißigjährigen Krieges durch die Wahl der Stände von Böhmen die Krone dieſes Königreichs erlangt, aber ſie durch die Schlacht auf dem Weißenberge bei Prag gegen die Macht des öſterreichiſchen Hauſes ſchnell wieder verloren, und hierauf auch ſeine Stammländer und die Kurwürde eingebüßt hatte. Dieſer Kurfürſt Friedrich hatte zur Gemahlin die einzige Tochter des Königs von Schottland Jakob Stuart, Sohnes der durch ihre Schönheit und durch ihre Schickſale berühmten Maria Stuart. Die Gaben der Natur und des Geiſtes, welche dem Geſchlechte der Stuart's eigneten, vererbten ſich auf ihre Nachkommen; die Leidenſchaften der Maria, der Hang zum Nachdenken in Jakob, bildeten ſich auf verſchiedene Weiſe aus; durch die Verbindung mit dem pfälziſchem Hauſe verſtärkten ſich die mitgebrachten Erbtheile, und der weitere Uebergang aus dem pfälziſchen in das hannöverſche Haus, und von da in das brandenburgiſche, erhob und veredelte ſie. In jeder neuen Zumiſchung deutſchen Blutes gewann ſichtbar jenes ſchottiſche an Kraft und Maß.

Schon König Jakob der Erſte von Schottland war bekannt als ein Fürſt, der die Wiſſenſchaften ſchätzte, und ihrer Pflege faſt mehr Zeit und Aufmerkſamkeit widmete, als ſeiner Stellung gemäß erſchien. In der Stille zu denken und zu grübeln, war ihm Bedürfniß; er verfaßte ſogar einige Schriften, in welchen freilich kein großer Geiſt ſich offenbarte. Sein Ehrgeiz erhob ſich nur zu Anſprüchen, aber zu keiner Handlung; läſſig und ſchwach, verſäumte er die wirkſame Thätigkeit, ohne welche kein Herrſchen beſtehen kann.

Seine Tochter Eliſabeth, Gemahlin des ſchon genannten Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, theilte die väterlichen Neigungen vollkommen, aber mit beſſerer Ausſtattung an Seelenſtärke und Entſchloſſenheit. Ihr Ehrgeiz war kraftvoller und eingreifender, als der des Vaters, und ihr Antrieb hauptſächlich beſtimmte den Gemahl, die dargebotene Krone von Böhmen anzunehmen. „Wenn er ſich nicht getraue eine Krone anzunehmen", ſagte ſie, „ſo hätte er auch nicht eine Königstochter freien ſollen." Auch in dem Hange zu den Wiſſenſchaften zeigte ſie feſteren Boden und Erfolg. Sie hatte unter des Vaters Augen und Leitung ſchon in früher Jugend Griechiſch und Latein ſorgfältig erlernt, dann mit Leichtigkeit die neuern Sprachen, und bald mit Leidenſchaft auch die ſchwerſten Gegenſtände des Wiſſens erfaßt. Ihre Gelehrſamkeit wurde berühmt, und hätte, wie man ſagte, auch einen Mann gar wohl geziert, ſo umfaſſend und gründlich waren ihre Kenntniſſe, und ſo bedeutend wußte ſie ſolche darzuthun und zu gebrauchen. Nach dem unglücklichen Ausgange der böhmiſchen Unternehmung folgte ſie ihrem Gemahl nach Holland, wo dieſer eine Zuflucht und mannigfache Hülfe fand. So lange er lebte, ſchien er die Hoffnungen auf die Krone von Böhmen nicht aufzugeben; ſein Tod aber, im Jahre 1628, gab ſeine Familie dem traurigſten Unglück preis. Die Söhne zerſtreuten ſich, je nachdem ſich ihnen eine Ausſicht bot. Seine Wittwe, welche noch immer Eliſabeth von Böhmen hieß, lebte anfangs im Haag, dann zu Rhenen in der Provinz Utrecht. Sie widmete ſich mit großem Fleiße der Erziehung ihrer Töchter. Zu dieſem Zweck, und zur eignen Unterhaltung, zog ſie Männer von Geiſt und Gelehrſamkeit in ihren Kreis. Für die Ausbildung des Geiſtes gab ſie aber ein beſſeres Beiſpiel, als für die Beherrſchung der Neigungen. Die Wiedereinſetzung ihres Sohnes als Kurfürſt von der Pfalz befriedigte ihren Ehrgeiz nicht; ſie hätte für ſich perſönlich Macht und Ruhm zu erlangen gewünſcht. Sie nahm zuletzt ihren Aufenthalt in London, wo ſie im Jahre 1662 ſtarb. Von ihren dreizehn Kindern, faſſen wir diejenigen, welche nicht früh ſtarben oder nur unbedeutend blieben, der Reihe nach in raſchen Ueberblick.

Ihr Sohn Karl Ludwig hatte nach dem Tode ſeines älteſten Bruders, der an der holländiſchen Küſte ertrunken war, die Pfalz und die Kurwürde durch den weſtphäliſchen Frieden wiedererlangt, und erwarb den Ruhm eines klugen und einſichtsvollen Fürſten. Ein zweiter Sohn, Ruprecht, wurde Viceadmiral von England; er war ein tapfrer Kriegsheld, zog ſich aber ſpäterhin aus dem öffentlichen Leben zurück, und überließ ſich ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften, beſonders der Naturforſchung. Aus ſeinen Verſuchen ging das nach ihm genannte Prinzenmetall hervor. Ein dritter Sohn, Eduard, war in Frankreich katholiſch geworden, und hatte die Prinzeſſin von Gonzaga, Schweſter der Königin von Polen, geheirathet. Ein jüngſter Sohn, Philipp, ſtarb im Kriege dreiundzwanzig Jahr alt.

Nach dieſen vier Söhnen ſind nun vier Töchter zu nennen. Zuerſt die der Mutter gleichnamige Prinzeſſin Eliſabeth, in welcher die geiſtige Natur der Mutter und deren gelehrte Leitung am entſchiedenſten hervordrang. Sie war im Jahre 1618 geboren, und hatte ſchon als Kind durch den Unterricht der Mutter ſechs Sprachen erlernt. Als ſie heranwuchs, wurde ſie auch mit der Litteratur dieſer Sprachen vertraut; allein Geſchichte, Beredſamkeit und Dichtkunſt genügten ihr nicht, ſie fühlte ſich zu den tieferen Wiſſenſchaften hingezogen, und ſtudirte mit Eifer Philoſophie und Mathematik. Als aber einige Schriften von Descartes ihr in die Hände fielen, glaubte ſie bis dahin noch nichts gelernt zu haben, und verfolgte mit Leidenſchaft dieſe neueröffnete Bahn. Die Philoſophie von Descartes erſchien zu ihrer Zeit ſo gelegen, entſprach ſo ſehr dem geiſtigen Bedürfniſſe, daß ſie, wie in ſpäteren Zeiten die Kantiſche, allgemeinen Eingang fand, und auch die Frauen zur größten Theilnahme anregte. Die Königin Chriſtina von Schweden wurde eine Schülerin von Descartes, die Frau von Grignan, Tochter der Frau von Sévigné, zeigt ſich uns in der letzteren Briefen als ſeine entſchiedenſte Anhängerin. Die Prinzeſſin Eliſabeth aber ſcheint als wiſſenſchaftliche Denkerin dieſen noch weit vorangegangen zu ſein. Sie verſchmähte den Glanz weltlicher Größe, und wollte nicht Königin von Polen werden, um nur ihrer Geiſtesbeſchäftigung ungeſtört nachzuhängen. Sie hatte das heftigſte Verlangen, nachdem ſie die Schriften von Descartes durchſtudirt, ihn nun auch perſönlich kennen zu lernen. Er hatte bei einer früheren Anweſenheit in Holland ſchon den Vater der Prinzeſſin, den unglücklichen Friedrich von der Pfalz, kennen gelernt, als Eliſabeth noch ein kleines Kind geweſen. Jetzt hatte er Holland zum dauernden Aufenthalt erwählt, wechſelte aber oft ſeinen Wohnort und verheimlichte ihn ſorgfältig, um in ſtiller Verborgenheit zu leben. Er war daher in der Nähe, aber dennoch ſchwer zu erreichen. Endlich gelang es der Botſchaft der Prinzeſſin, zu ihm zu bringen und ſeinen Beſuch zu erbitten. Er ſtaunte über ihre großen Geiſtesgaben, die eben ſo leicht auffaßten, als tief eingingen. Seine Unterredungen führten ſie ſchnell auf die Höhe ſeines Wiſſens; ſeiner Geometrie und Metaphyſik hatte ſie ſich bald durchaus bemeiſtert. Sie war über ſtolze Vornehmheit erhaben, Descartes keiner demüthigen Schmeichelei fähig, auf der gemeinſamen Höhe des Denkens verſchwand jede äußere Ungleichheit, und ſo geſtaltete ſich zwiſchen beiden der edelſte Umgang, die reinſte Freundſchaft. „Gott, die Natur, der Menſch, — ſagt Thomas in ſeiner Lobſchrift auf Descartes — das Unglück, dem er unterworfen iſt, und die Hülfsmittel glücklich zu ſein, die ihm noch übrig ſind, ſeine Pflichten und ſeine Schwachheiten, der innere Zuſammenhang aller ſeiner Beziehungen, dies ſind die Gegenſtände ihrer Geſpräche und ihres Briefwechſels.“ Welchen Geiſt er in der Prinzeſſin verehrte, und wie ergeben er ihr ſei, bezeugte Descartes öffentlich, indem er ihr ſein Werk «die Prinzipien der Philoſophie» widmete. Er ſagt in der Zueignung, er habe niemals jemanden gefunden, der ſeine Schriften ſo allgemein und ſo wohl verſtanden habe, wie die Prinzeſſin, die er überhaupt wegen ihrer Perſönlichkeit, und ihrer Gemüths- und Sinnesart durchaus rühmt; und ſchon in den erſten Zeilen bemerkt er, es würde ihm ſchlecht anſtehen, hier zu ſchmeicheln, wo er die Grundfeſten aller Wahrheiten, die dem Menſchengeiſt erreichbar ſind, zu legen ſtrebe. Im Jahre 1646 ſchrieb Descartes eigends für die Prinzeſſin Eliſabeth ſeine Abhandlung von den Leidenſchaften. Er blieb bis an ſein Lebensende in vertrautem Briefwechſel mit ihr, und ſuchte ſie in ihren Unglücksfällen zu tröſten und zu ſtärken. Den traurigen Anlaß hiezu bot das fernere Lebensgeſchick Eliſabeths nur allzureichlich. Ein ſchreckliches Ereigniß zerrüttete ihr ferneres Leben. Ihre Mutter hatte als Wittwe in ihrem Gefolge einen franzöſiſchen Edelmann de l'Epinay, den man im Beſitz ihrer größten Gunſt glaubte. Er war den Kindern allen verhaßt, und mit dem jüngſten Sohn Philipp in offner Feindſchaft; dieſer letztere fühlte ſich gekränkt und beleidigt, ſann auf Rache, und ging in ſeiner Wuth ſo weit, den Franzoſen im Haag umzubringen. Die Mutter war in Verzweiflung über dieſe That, und da ihre Tochter Eliſabeth ihr der Mitwiſſenſchaft, ja des Anreizes zu dem Morde ſchuldig ſchien, ſo ſollte dieſe ihr nie wieder vor Augen kommen. Die unglückliche Prinzeſſin, welche vergebens um Gehör bat und ihre Unſchuld betheuerte, irrte eine Zeitlang umher, ſuchte Schutz und Anhalt in Kaſſel, in Heidelberg, bis ihr endlich in Weſtphalen eine Zuflucht eröffnet wurde. Als Aebtiſſin von Herford lebte ſie daſelbſt ihre noch übrigen Jahre in der Mitte geiſtreichen und gelehrten Umgangs, den ſie bloß nach dieſen Eigenſchaften ohne Unterſchied des Geſchlechts und der Religion auswählte, und den ihre Auszeichnung mächtig anzog und feſſelte. Der Name Descartes ſtand hier im größten Anſehn, und wurde ſtets mit Verehrung ausgeſprochen. Sie überlebte ihren Freund noch über dreißig Jahr, und ſtarb 1680.

Eine Schweſter dieſer durch ihre Verbindung mit Descartes berühmten Prinzeſſin Eliſabeth hieß Luiſe Hollandine, und traf ein ganz verſchiedenes Lebensloos. Sie hatte in dem Unglück ihres Hauſes ſich nach Frankreich gewendet, war dort gleich einem jüngeren Bruder katholiſch geworden, und lebte im Schutz und in den Hoffnungen, welche Ludwigs des Vierzehnten Macht ihr verlieh. Sie wurde ſpäter Aebtiſſin von Maubuiſſon, und führte als ſolche ein ſehr freies und reiches Leben. In ihr waren die Leidenſchaften der Mutter am ſtärkſten durchgebrochen, ihr geiſtlicher Stand hinderte ſie nicht an weltlicher Ueppigkeit; man ſagte ihr nach, ſie habe vierzehn Kinder bekommen, und ſich deſſen mit trotziger Laune berühmt. In den ſchönen Künſten wohlunterrichtet, übte ſie die Mahlerei mit beſonderer Vorliebe, und beſchenkte mit ihren Gemählden ihre eigne und die benachbarten Kirchen. Sie erreichte das hohe Alter von ſechsundachtzig Jahren, und ſtarb 1709 in Maubuiſſon. Man wird hier mit Vergnügen die Schilderung leſen, welche ihre Nichte, die Herzogin von Orleans, in ihren Briefen von dieſer Tante giebt: „Man kann nicht glauben, wie angenehm und poſſierlich die Prinzeß von Maubuiſſon war, ich beſuchte ſie allezeit mit Freuden; die Zeit wurde mir keinen Augenblick lang bei ihr. Ich kam gleich mehr bei ihr in Gnaden, als alle die anderen Niecen, denn ich konnte mit ihr reden von allem, was ſie in ihrem Leben gekannt hatte; das konnten die anderen nicht. Sie ſprach oft deutſch mit mir, konnte es gar wohl. Sie hat mir ihre Komedie erzählt; ich ſagte: wie ſie ſich an das alberne Kloſterleben hätte gewöhnen können? Sie lachte, und antwortete: «Ich ſpreche nicht mit den Nonnen, als nur um meine Ordres auszutheilen.» Sie hatte eine taube Nonne in ihrer Kammer, um nicht zu ſprechen. Sie ſagte: ſie hätte allezeit das Landleben geliebt; ſie bilde ſich ein, daß ſie wie eine Landjungfer lebte. Ich ſagte: aber nachts aufſtehen und in die Kirche gehen? Sie antwortete im Lachen: ich wüßte nicht wie die Mahler wären; ſie ſähen gerne finſtere Oerter, und den Schatten, ſo die Lichter machten, das gäbe ihr alle Tage neue Künſte zur Mahlerei; alles konnte ſie drehen, daß es nicht mehr albern ſchien.“

Henriette Marie, die dritte dieſer Schweſtern, war an den Fürſten von Siebenbürgen Sigismund Ragoczy verheirathet, und ſtarb in mittleren Jahren.

Die vierte endlich, Prinzeſſin Sophie, Mutter unſerer Sophie Charlotte, kam den 13. Oktober 1630 zur Welt, zwei Jahre vor dem Tode ihres Vaters, unter den traurigſten Umſtänden, welche kein Wiederaufkommen des geſtürzten Hauſes erwarten ließen. In dieſer Tochter jedoch hatten die ſtarken und entgegengeſetzten Richtungen, in denen dieſes von der Natur reichbegabte Geſchlecht bis dahin ringen mußte, ein glückliches Gleichgewicht gefunden, und ſo gemäßigt, bildeten ſie den ſchönſten Verein. Von den heftigen Neigungen der Mutter und Schweſtern hatte die Prinzeſſin Sophie nur eine geſunde und friſche Lebhaftigkeit, klugen Sinn und Trieb für die Welt, von dem philoſophiſchen Tiefſinn und gelehrten Forſchungsgeiſte nur einen reichen Antheil an höherem Verſtändniß und den frohen Genuß heitrer Geiſtesregungen. Der franzöſiſche Schriftſteller Chevreau ſagte ſpäterhin von ihr und ihrer Schweſter Eliſabeth, daß in Frankreich kein ſchönerer Geiſt, als jene, und keine gründlicher gelehrte Perſon, als dieſe, aufzufinden ſei. Die Sorgfalt der Mutter trug in ihr die ſchönſten Früchte, ihre Erziehung konnte für durchaus gelungen gelten. Ihre glänzende und liebenswürdige Erſcheinung ſoll auf den römiſchen König Ferdinand den Vierten, Bruder des nachherigen Kaiſers Leopold des Erſten, einen tiefen Eindruck gemacht haben, und er ſie zu heirathen willens geweſen ſein, allein er ſtarb in der Blüthe der Jugend, und Sophie wurde im Jahre 1658 dem Prinzen Ernſt Auguſt von Hannover, proteſtantiſchem Fürſtbiſchof von Osnabrück, vermählt. Er war der jüngſte von vier Brüdern, einnehmend von Geſtalt, freigebig, muthvoll, für ſeine Gattin von großer Aufmerkſamkeit.

Dieſe damals von beiden Seiten keine großen Ausſichten gewährende Verbindung des pfälziſchen und hannöverſchen Hauſes erhielt in der Folge die größte Wichtigkeit, und Sophie war berufen, das letztere durch ihre Vermittelung zu höchſter Würde und Macht aufſteigen zu ſehen. Sie kam dieſem Berufe durch die eigenthümliche Kraft und Klugheit, mit denen ſie die dargebotenen Gelegenheiten aufnahm und behandelte, glücklich zu Hülfe, und kein geringer Theil heutiger Welterſcheinung iſt auf das Leben und Wirken der Prinzeſſin Sophie ruhmvoll zurückzuführen.

Sophie Charlotte war das vierte Kind aus dieſer Ehe zwiſchen drei älteren und drei jüngeren Brüdern. Als einzige Tochter genoß ſie der vorzüglichen Sorgfalt ihrer Mutter, ſie empfing guten Unterricht im Lateiniſchen, ſie ſprach bald Franzöſiſch, Italiäniſch und Engliſch mit gleicher Leichtigkeit, wie ihre Mutterſprache; die Erlernung und Uebung der Muſik wurde nicht verabſäumt; zu den ernſteren Wiſſenſchaften bezeigte ſie großen Eifer, und liebte überall den Grund und Zuſammenhang der Dinge zu erfahren, oder durch Nachdenken herauszubringen.

Sie zählte kaum fünf Jahr, als ſie ſchon bei einem Hoffeſt in Osnabrück, das den anweſenden jungen Prinzen von Braunſchweig und Lüneburg zu Ehren gegeben wurde, in einem von Frau von Meyſenbug, der nachherigen Gräfin von Platen, veranſtalteten Schäferſpiel auftrat, und als kleine Schäferin folgende Verſe herſagte:

„Vous qui me courtisez sur la verte fougère,
Peut-être ailleurs me ferez-vous la cour;
A présent je suis bergère,
Je puis être reine un jour.“

Leibnitz erinnerte ſich im Jahre 1701, als Sophie Charlotte wirklich Königin wurde, dieſer Prophezeihung aus dem Jahre 1673, und hat ſie in einem Briefe aufbewahrt; ſie wurde als ein Gegenſtück zu der Prophezeihung des Dichters Simon Dach angeſehen, der bei der Geburt des Kurprinzen dieſem die Königswürde gleichfalls vorhergeſagt.

Ihre Hofmeiſterin Frau von Harling war durch Karakter und Bildung ausgezeichnet, und blieb lebenslänglich mit Mutter und Tochter durch Vertrauen und Zuneigung verbunden. Der Kurfürſt Karl Ludwig von der Pfalz hatte ſeiner Schweſter Sophie und dieſer Frau von Harling ſchon früh auch ſeine Tochter anvertraut. Er lebte mit ſeiner Gemahlin nicht in gutem Vernehmen, und gab daher dieſe Tochter, von ihrem vierten Jahre an, zu der klugen und muntern Tante, wo in jedem Betracht vortrefflich für ſie geſorgt wurde; ſie kehrte erſt nach mehreren Jahren zurück. Bis in ihr neunzehntes Jahr war ſie reformirten Glaubens; erſt um ihrer Heirath willen nahm ſie den katholiſchen an. Der große Kurfürſt ſoll als Wittwer ihre Hand gewünſcht haben, ihr es aber bedenklich geweſen ſein, ſchon erwachſene Stiefſöhne zu bekommen. Sie wurde dann 1671 mit dem Herzog Philipp von Orleans, Bruder Ludwigs des Vierzehnten, vermählt. Auch dieſe Fürſtin hatte ihre eigenthümliche Auszeichnung, des pfälziſch-hannöverſchen Hauſes würdig, dem ſie angehörte. Sie gab in der allgemeinen Verderbniß des franzöſiſchen Hoflebens das Beiſpiel ſtrenger Tugend und Ehrbarkeit, zeigte aber darum nicht weniger Verſtand und muntern Sinn für die weltlichen Dinge. Sie war ihrem Gemahl mit pflichtmäßiger Treue, dem Könige, der ſie ungemein achtete und werth hielt, mit bewundernder Zuneigung aufrichtig ergeben, fügte ſich aber in die franzöſiſchen Verhältniſſe nur ſo viel als unumgänglich erfordert war; ſie haßte die Frau von Maintenon, und hegte großen Widerwillen gegen die Sitten und Art des franzöſiſchen

Hofes, dem ſie, bei ſonſtiger Leutſeligkeit und Güte, ſtets das Gewicht ihres ſchroffen deutſchen Fürſtenſtolzes fühlbar machte. Sie behielt die unerſchütterlichſte Liebe zu ihren hannöverſchen Verwandten, und ihre liebſte Beſchäftigung war, ſich in ihr Kabinet einzuſchließen und deutſche Briefe zu ſchreiben, in denen ſie alle Vorgänge des Tages und ihre Meinungen darüber offenherzig mittheilte. Was von dieſen Briefen bekannt gemacht worden iſt, zeugt von rückſichtsloſem Gradſinn und derber Natürlichkeit, die um ſo wirkſamer auf einem Gebiet erſcheinen, wo man dieſe Eigenſchaften am ſchnellſten abzulegen pflegt. Von Iburg und Hannover behielt ſie zeitlebens die wärmſte Erinnerung, und freute ſich noch in ihrem Alter an den Lutheriſchen Liedern, die ſie von ihrer dort verlebten Kindheit her feſt im Gedächtniß behalten hatte. Mit ihrer geliebten Tante und mütterlichen Pflegerin Sophie ſtand ſie in regelmäßigem Briefwechſel, und klagte über jeden verſäumten Poſttag. Ihre Zuneigung hatte ſich auch frühzeitig auf Sophie Charlotte übertragen, die ſie zuletzt als ein ſchönes Kind geſehen hatte, das in jeder Art eine herrliche Entwickelung hoffen ließ.

Beziehungsreich und für Sophie Charlotte gewiß eindrucksvoll war eine Reiſe, welche ſie mit ihrer Mutter im Sommer des Jahres 1679 nach Frankreich machte, während der Herzog Ernſt Auguſt im Bade zu Ems verweilte. Die Verſchiedenheit der Religion hatte die Familienbande nicht geſchwächt, und die Herzogin Sophie war ihrer katholiſch gewordenen Schweſter Luiſe, der Aebtiſſin von Maubuiſſon, von Herzen zugethan. Mehr noch, als mit dieſer, von der doch manche Ungleichheit der Anſicht und des Wandels ſie trennte, ſtimmte ſie mit ihrer Nichte und geliebten Pflegetochter, der Herzogin von Orleans, überein. Auch eine Tochter ihres in Frankreich katholiſch gewordenen und früh verſtorbenen Bruders Eduard lebte, dem Prinzen von Condé vermählt, am Hofe Ludwigs des Vierzehnten. Dieſe theuren Verwandten zu ſehen, war für die Herzogin längſt ein tiefer Wunſch, deſſen Erfüllung nun um ſo leichter gewährt wurde, als hiebei zugleich manche Vortheile zu benutzen ſtanden, welche ſich am franzöſiſchen Hofe durch ſolche nahe Verknüpfungen darboten. Die hannöverſchen Gäſte trafen am 22. Auguſt im Kloſter zu Maubuiſſon ein, wo ſie von der Aebtiſſin mit lebhafter Freude aufgenommen wurden; ſie empfingen ſogleich den Beſuch des Herzogs und der Herzogin von Orleans, und letztere blieb zwei Tage dort mit ihnen. Am 30. Auguſt machten ſie dem Könige zu Fontainebleau ihre Aufwartung, jedoch ohne alles Ceremoniel, weil daſſelbe ſtreitig war, und auch ſo gab es nicht geringen Anſtoß, daß die Herzogin Sophie den König nicht Sire, ſondern nur Monsieur nannte, allein Ludwig der Vierzehnte wollte es diesmal mit der fremden Fürſtin nicht ſo ſtreng nehmen. Am folgenden Tage hatten ſie, gleich andern deutſchen Fürſtlichkeiten, daſelbſt der Vermählung der Prinzeſſin Marie Louiſe von Orleans mit dem Könige von Spanien beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit der franzöſiſche Hof ſeine ganze Pracht entfaltete. Sie begaben ſich indeß bald wieder nach Maubuiſſon, wohin auch die Herzogin von Orleans nochmals kam. Die Herzogin Sophie gewann, während ihres Aufenthalts in den franzöſiſchen Kreiſen, durch ihren lebhaften und praktiſchen Geiſt, dem etwas ſpöttiſche Schärfe ſich glücklichſt beimiſchte, ſehr ſchnell Anſehen und Zuneigung. Nicht mindere Anerkennung fand Sophie Charlotte; der Bewunderung ihrer Schönheit geſellte ſich das noch größere Erſtaunen über die Reife ihres Verſtandes und den Umfang ihrer Kenntniſſe. Ludwig der Vierzehnte ſelbſt war von der liebenswürdigen Erſcheinung der elfjährigen deutſchen Prinzeſſin eingenommen, und faßte den Gedanken, ſie mit einem franzöſiſchen Prinzen zu vermählen. Daß Friedrich der Große den Herzog von Burgund als dieſen bezeichnet, iſt gewiß ein Irrthum; aber auch der Dauphin, welchen Erman an die Stelle ſetzt, kann nicht der rechte ſein, denn dieſer war ſchon vermählt, und der genannte Autor büßt in dieſem Mißgriffe nur die Verwirrung, die er ſelbſt angerichtet, indem er Einmal die hannöverſchen Prinzeſſinnen im Jahre 1683, und ein andermal im Jahre 1679 zu Verſailles ſein läßt. Vielleicht war die Abſicht einer Verheirathung nur im Allgemeinen und noch gar nicht ſo beſtimmt angedeutet, wenigſtens kam es zu keiner förmlichen Eröffnung. Staatsgründe konnten den Blick nach anderer Seite lenken, Schwierigkeiten in Betreff der Religion ſich ankündigen. Es iſt nicht ausgemacht, daß Mutter und Tochter in eine Religionsveränderung würden gewilligt haben, wiewohl für beide die verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe keine ſchroffe Trennung ſetzten, und ſie ſchon in ihrer eignen Familie gewöhnt waren, über dieſe Unterſchiede hinwegzuſehen. Einen Verſuch von Seiten der Gemahlin des Connetable Colonna, bei einer früheren Anweſenheit in Rom, die Herzogin für die katholiſche Religion zu gewinnen, hatte die geſcheidte Fürſtin leicht abgleiten laſſen. Der franzöſiſche Geſandte Gourville, welcher mit Aufträgen Ludwigs des Vierzehnten im Jahre 1680 und nochmals im Jahre 1686 in Hannover war, glaubte auch das Verdienſt erwerben zu können, die ganze Familie zu bekehren, und baute dabei auf Aeußerungen der Billigkeit und Duldung, die er gehört hatte, die aber noch lange nicht zu ſolcher eitlen Erwartung berechtigen konnten. Das Abſehen der hannöverſchen Geſinnungen, in welche auch Leibnitz thätig einging, war wohl auf Vereinigung der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe, aber nicht auf einen Uebertritt gerichtet. Wir finden übrigens nur die Angabe von Pöllnitz, daß die Herzogin Sophie jenen Gedanken einer franzöſiſchen Verbindung lebhaft ergriffen hätte, natürlich aber blieb die Betrachtung ſolcher damals hervorgetretenen Möglichkeiten ein wohlgefälliges Spiel für die Einbildungskraft, und daher hat auch von dieſer Seite ſich einige Ueberlieferung der Sache erhalten, die auf franzöſiſcher Seite ſchon früher vergeſſen wurde.

Gegen Ende des Oktobers, alſo nach zweimonatlichem Aufenthalte, verließ die Herzogin Sophie Frankreich wieder, und traf mit ihrem Gemahl, der inzwiſchen von Ems fieberkrank nach Osnabrück heimgekehrt war, aber jetzt geneſen ihr entgegenreiſte, in Limburg wieder zuſammen. Der Herzog hatte früher, gleich ſeinem Bruder Johann Friedrich dem Herzoge von Hannover, von Ludwig dem Vierzehnten ein Jahrgeld bezogen, welches jedoch ſeit dem letzten Kriege, weil der Herzog auf die Seite des Kaiſers getreten war, hatte wegfallen müſſen. Dieſes Verhältniß wieder anzuknüpfen, mag mit ein Zweck der franzöſiſchen Reiſe geweſen ſein, allein es ſcheint nicht, daß derſelbe erfüllt worden ſei. Der Herzog konnte jedoch dieſen Verluſt leicht verſchmerzen, in Betracht der großen Vortheile, welche noch vor Schluß des Jahres in der Heimath ihm zufielen.

Das wichtige Ereigniß nämlich trat ein, daß Ernſt Auguſt, für den früher keine Ausſicht geweſen, jemals mehr zu werden als Fürſtbiſchof von Osnabrück, durch den am 18. Dezember 1679 auf einer Reiſe nach Italien zu Augsburg erfolgten Tod ſeines älteren Bruders Johann Friedrich, den Thron von Hannover beſtieg. Im Anfange des März 1680 zog er mit Gemahlin und Kindern und ſeinem ganzen Hofſtaate dort ein. Von dieſer Zeit an nahm ſein Haus einen ſtets höheren Schwung, ſein Hof erhielt ein reicheres und bedeutenderes Anſehen. Seine Gemahlin trug durch ihren kräftigen Lebensſinn und maßhaltenden Verſtand hiezu weſentlich bei. Ernſt Auguſt und Sophie hatten das Glück, daß mit dieſer Erbfolge auch Leibnitz ihnen angehörig ward. Der große Gelehrte, Philoſoph und Weltmann, war für Hannover von unſchätzbarem Werthe; ſeine Dienſte, ſein Eifer und ſelbſt ſein Ruhm wirkten thätig zur Erhebung dieſes Hauſes mit, für alle Mitglieder deſſelben wurde ſeine treue Freundſchaft wie ſein edler Geiſt wohlthätig und fruchtbar, ſein Daſtehen inmitten dieſes Fürſtengeſchlechtes gehört unter die ſchönſten Erſcheinungen der Geſchichte. Die Herzogin Sophie, fähig einen ſolchen Genius zu würdigen, wurde ſeine treuſte Beſchützerin und Freundin, ſie beſprach mit ihm die höchſten Geiſtesfragen, und vertraute ſeiner Klugheit die wichtigſten Familienanliegen. Auch Sophie Charlottens frühe Jugend entfaltete ſich unter dieſem wohlthuenden Einfluſſe, und ſchon in dem kindlichen Gemüthe keimten die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit für den weiſen Lehrer und Freund ihrer Mutter, der in ſpäteren Jahren ebenſo der ihrige wurde.

Der Herzog Ernſt Auguſt, ein thätiger und ſelbſtwilliger Fürſt, welcher an den Feldzügen gegen die Franzoſen tapfern Antheil genommen, und ſeitdem auch den friedlichen Staatsgeſchäften mit Eifer obgelegen, wollte ſich von den gehabten Anſtrengungen erholen, und machte gegen Ende des Jahres

1680 eine Reiſe nach Italien, wo er ſchon früher mit Wohlgefallen ſich aufgehalten hatte, und auch jetzt ſeinem lebensluſtigen Sinne die reichſte Ausbeute verſprach. Daß ſeine Gemahlin und Tochter ihn auf dieſer Reiſe begleitet, wie Pöllnitz angiebt, iſt durch Dr. Guhrauer's genaue Erforſchung als ein Irrthum nachgewieſen. Der Herzog reiſte ohne ſie, doch übrigens mit großem Gefolge und vielem Gepräng. Venedig, wo er ſich am meiſten aufhielt, war damals der Ort des üppigſten Weltgenuſſes; doch fand der Herzog die Vergnügen daſelbſt nicht mehr ſo glänzend, wie in früherer Zeit. Im April 1681 kehrte er nach Hannover zurück. Ein gelehrter und wohlgeſinnter Italiäner, der Abbate Hortenſio Mauro, der um dieſe Zeit nach Hannover kam, und ſich dem Dienſte des Herzogs mit treuer Anhänglichkeit widmete, unterhielt am Hofe den Sinn und die Neigung für italiäniſche Sprache und Kunſt, während er zugleich an allem was den geiſtreichen Kreis jener Geſelligkeit belebte, heitern Theil nahm.

In der Zwiſchenzeit, welche die Herzogin Sophie mit ihrer Tochter ruhig zu Hannover hingebracht, ergab ſich daſelbſt ein willkommener Anſchein zu einer günſtigen Verheirathung der Prinzeſſin Sophie Charlotte. Der Kurfürſt Maximilian Emanuel von Baiern ſuchte eine Braut, und zwar in dem Hauſe Braunſchweig. Der baieriſche Abgeſandte kam nach Hannover, und wurde von der Schönheit der Prinzeſſin und den Zuvorkommenheiten ihrer Mutter dergeſtalt bezaubert, daß er der letztern ſein Wort gab, den Kurfürſten zur Werbung um die Prinzeſſin zu beſtimmen. Gleichwohl zerſchlug ſich dieſes Vorhaben wieder, und der Kurfürſt vermählte ſich mit einer Tochter des Königs von Polen Johann Sobieski.

Der Herzog und die Herzogin empfingen im Sommer 1681 den Beſuch der Schweſter des Herzogs, der Königin vor Dänemark, und begleiteten ihren Gaſt im Juli nach Pyrmont, woſelbſt auch der Kurfürſt von Brandenburg Friedrich Wilhelm der Große, nebſt der Kurfürſtin, dem Kurprinzen Friedrich und ſeiner ſchon leidenden Gemahlin, ſo wie auch der Herzog und die Herzogin von Celle ſich einfanden. Die Anſprüche der Etikette hinderten eine Zeitlang das Zuſammenkommen dieſer an demſelben Orte ſich aufhaltenden und von freundſchaftlichen Geſinnungen für einander beſeelten Perſonen, bis endlich die Königin von Dänemark ſie doch glücklich zuſammenbrachte, und nun Gaſtmähler, Schauſpiele und andere Feſtlichkeiten ohne Störung folgten. Der Kurprinz Friedrich ſah hier Sophie Charlotten zum erſtenmal, deren Schönheit und Geiſtesbildung ihm außerordentlich auffielen. Noch entſchiedner war der große Kurfürſt ſelbſt von ihr eingenommen, und beſchenkte ſie beim Abſchied mit einem Ringe von tauſend Thalern.

Das gute Vernehmen zwiſchen dem brandenburgiſchen und braunſchweigiſchen Hauſe wurde durch die politiſchen Umſtände mehr und mehr befeſtigt. Frankreich fuhr auch im Frieden fort, gegen das deutſche Reich feindlich und gewaltſam zu verfahren, und die wohlgeſinnten Fürſten ſchloſſen ſich enger an einander. Im nächſten Winter machten der Herzog und die Herzogin dem Kurfürſtlichen Hof in Berlin ihren Beſuch, und die Prinzeſſin Sophie Charlotte, jetzt vierzehnjährig, erregte auf's neue Bewunderung und Zuneigung. Die Verhältniſſe des Hauſes Hannover gewannen durch dieſe perſönliche Anweſenheit entſchiednen Vortheil, und beſſer, als den Geſandten und Miniſtern, gelang es ſchon damals dem guten Sinne und der Gewandtheit der Herzogin Sophie, die wünſchenswerthe Eintracht zwiſchen beiden Höfen zu beleben und die zufälligen Störungen abzuwenden.

Da der Kurprinz Friedrich ſeine Gemahlin, geborne Prinzeſſin von Heſſen-Kaſſel, durch einen ſchnellen Tod verloren hatte, und noch ohne Erben war, ſo ſchien ſeine Wiedervermählung dringend, und die Herzogin Sophie hatte ſogleich ihr Augenmerk auf ihn gerichtet. Jetzt ſehen wir öfter die Verbindungen auch in den höchſten Kreiſen vorzugsweiſe durch Wohlgefallen und wechſelſeitige Neigung beſtimmt, wenn auch Familienbezüge und Staatsgründe meiſtentheils überwiegen. Damals aber kamen faſt nur dieſe in Betracht, und beſonders wurde dem weiblichen Sinn und Herzen zugemuthet, ſchweigend und willenlos einer fremden Wahl zu folgen. Dieſem Schickſal entging auch Sophie Charlotte nicht, in all ihrer Geiſtesbegabung, Schönheit und Glückeslage hiedurch irdiſchem Zwange unterthänig, der die gelungenſten Menſchenblüthen nicht ſelten am härteſten faßt. Der Kurprinz war erſt ſechsundzwanzig Jahr alt, aber unanſehnlich, verwachſen, weder hervorragenden noch ſelbſt jugendlichen Geiſtes; er liebte Pracht und Ceremonien, folgte bei vieler Bedächtigkeit dennoch leicht ungeprüften Eindrücken, und ſeine beſſeren, dem Staate vortheilhaften Eigenſchaften traten wenig hervor. Sophie Charlotte hatte in ihrem dreizehnten Jahre, wie bereits erwähnt iſt, den Kurprinzen zu Pyrmont geſehen, und im nächſtfolgenden Jahre zu Berlin, wohin der hannöverſche Hof zum Beſuch gekommen war. Die Herzogin Sophie, von Liebe für die geiſtverwandte Tochter erfüllt, glaubte doch vor allem beobachten zu müſſen, was der Stellung und Würde ihres Hauſes gemäß erſchien, und für dieſes wie für die Prinzeſſin ſelber mußte dieſe Verbindung mit dem Kurprinzen von Brandenburg ein äußerſt wünſchenswerthes Loos dünken. Die Herzogin behielt ſtets ihren höheren Zweck im Auge, und überzeugte leicht ihren Gemahl, daß hier die eigne Erhebung mit der ihrer Tochter zugleich befördert werden könne; die einſichtsvollen, treuen Räthe ſtimmten ihr eifrig bei. Schon im Herbſte des Jahres 1683 war der Staatsminiſter Otto Grote nach Berlin geſandt worden, und kehrte im Anfange des Jahres 1684 nochmals dahin zurück. Neben anderen Geſchäften hatte er auch die Unterhandlung wegen der Heirath klug und vorſichtig geführt, und dieſe Sache, trotz mancher Schwierigkeit, glücklich zum Schluſſe gebracht. Die zweite Gemahlin des großen Kurfürſten, geborne Herzogin von Holſtein-Glücksburg, Stiefmutter des Kurprinzen und künftige Schwiegermutter Sophie Charlottens, war beſonders abgeneigt in eine Verbindung zu willigen, welche ihren geheimen Wünſchen nicht entſprechen konnte; ihr Widerſinn wurde jedoch für den Augenblick beſchwichtigt, und die Vermählung fand ohne Zögern Statt.

Der Kurprinz begab ſich im September 1684 mit großem Gefolge nach Hannover, wohin der große Kurfüſt ihn zu begleiten durch Gicht verhindert war. Der Bräutigam erfreute ſich der Feſtlichkeiten, in welchen der ſechszehnjährigen

Sophie Charlotte die überfüllten Tage ſchnell vergingen. Der franzöſiſche Geſandte von Arcy ſchildert ſie in dieſer Zeit mit folgenden Worten: „Elle est de l'esprit le plus doux, le plus honnête et le plus complaisant du monde, et s'il n'y avait point à craindre, qu'elle ne grossit beaucoup, on pourrait dire, que ce serait une aussi belle princesse, qu'il fut possible d'en voir.“ Am 28. September geſchah mit großer Feierlichkeit die Trauung zu Herrenhauſen, wo Schloß und Gärten darauf noch eine Reihe glänzender Feſte ſahen. Ein goldner Ring, welchen der Kurprinz ſeiner verſtorbenen Gemahlin zu Ehren hatte machen laſſen, beider Namenszug vereinend und zwei einander faſſende Hände mit der Inſchrift à jamais darſtellend, ſprang während dieſer Trauung plötzlich aus einander, und der Aberglaube deutete das Ereigniß auf ein angebliches Verſprechen des Kurprinzen, nicht wieder zu heirathen. Die Prinzeſſin legte kurz vor der Trauung ihr Glaubensbekenntniß ab; die Kurfürſtin Sophie war der reformirten Kirche, in der ſie erzogen worden, ſtets treu geblieben, und hatte auch ihre Tochter zumeiſt dorthin geleitet, allein für dieſe war aus Staatsklugheit das öffentliche Bekenntniß bis zu ihrer Verheirathung unbeſtimmt geblieben, weil erſt dann ſich würde beurtheilen laſſen, welches ihren Verhältniſſen gemäß ſein würde; zwiſchen dem Lutheriſchen und reformirten Glauben wollte man keinen großen Unterſchied machen, ſchwieriger wäre es mit dem katholiſchen geweſen; der Prinzeſſin aber mußte es erwünſcht ſein, indem ſie den Umſtänden gehorchte, keine andere Bahn erwählen zu dürfen, als die ihr durch ihre Mutter ohnehin eröffnet und vertraut war.

Die Rückreiſe des Kurprinzen mit ſeiner nunmehrigen Gemahlin nach Berlin geſchah ebenfalls mit großem Prunk, und am 14. November hielten ſie ihren feierlichen Einzug. Feſte und Luſtbarkeiten dauerten auch in Berlin geraume Zeit, und Hof und Stadt lebten in Glanz und Freude.

Berlin war unter der langen Regierung des großen Kurfürſten kräftig emporgeſtiegen; die Volksmenge betrug gegen 24,000, mehr als das Dreifache der Einwohner, welche jener Fürſt vorgefunden hatte. Beſonders aber wurden die Ordnung und Reinlichkeit der Stadt, der Wohlſtand und die

Bildung der Einwohner, ſo wie der Glanz und Geſchmack des höheren Lebens einſtimmig anerkannt und geprieſen, und wirkten anziehend für Fremde, welche theils als Gäſte verweilten, theils auf immer ſich niederließen. Unter den letzteren befanden ſich ſchon damals viele Flüchtlinge aus Frankreich, zum Theil die vornehmſten und gebildetſten Familien, welche des reformirten Glaubens wegen ihre Heimath mieden, und hier Schutz fanden. In den folgenden Jahren nahm dieſe Einwanderung nur immer ſtärker zu, und ſelten hat ein Land fremde Ankömmlinge in ſolcher Menge und zugleich ſolchen Werthes aufgenommen; die franzöſiſchen Refugié's waren faſt ohne Ausnahme, von den geringſten bis zu den höchſten Klaſſen, die achtbarſten und nützlichſten Staatsbürger, ausgezeichnet durch perſönliche Bildung und fruchtbare Thätigkeit. Die Lebensart wurde reicher und angenehmer durch ſie; ſie brachten feinere Sitten und Gewohnheiten, geſchmackvollere Kenntniſſe und Kunſtfertigkeiten mit; durch die größere Verbreitung der franzöſiſchen Sprache, welche ausgebildet und fertig mehr als die deutſche ſich zum Gebrauche darbot, nahm die geſellige Unterhaltung einen neuen Aufſchwung, der mittelbar auch auf die deutſche Sprache zurückwirkte. Für Sophie Charlotte war es ein günſtiges Geſchick, einen ſo reichen Lebensreiz, der an der Spree ſie die ſchönen Erinnerungen von Paris wiederfinden ließ, gleich in dieſe jugendlichen und geiſtesregen Erſtlingszeiten ihrer neuen Lage ausgeſtreut zu ſehen.

Den Hof ſelber, welchem nunmehr Sophie Charlotte mitangehörte, mögen folgende Umriſſe flüchtig abbilden. Der große Kurfürſt, bejahrt und kränklich, genoß in hohem Alter des verdienten Ruhmes, den ein mühevolles und thatenreiches Leben ihm errungen; ſeine Kriegszüge lebten im Andenken der Welt, ſeine Landesfürſorge wurde durch das kräftige Gedeihen ſeiner Völker bezeugt: ſein Name wurde gefürchtet und geehrt von Fremden und Einheimiſchen. Allein der alte Held hatte ſeinen Lauf ſchon größtentheils vollbracht, und manche Schwäche des Gemüths erinnerte an das allgemeine Loos der Menſchen. Seine zweite Gemahlin — die erſte, Luiſe Henriette von Oranien, war allzufrüh geſtorben — übte großen

Einfluß auf ihn, hatte ihn oft mit dem Kurprinzen entzweit, und ſuchte ihn zu Anordnungen zu bewegen, welche dem Kurfürſtlichen Hauſe nachtheilig geweſen waren. Oefters verleitet, widerſtand er doch meiſt, und in ſeinem Wohlwollen und ſeiner Güte wie in ſeinem Zorn und Grimm wirkte noch ſtets ſein hoher Geiſt und Muth. Sophie Charlotte hatte ſich nur ſeiner väterlichen Freundlichkeit zu loben.

Bei der Kurfürſtin war der Wunſch vorherrſchend, ihre vier Söhne zum Miterben des Landes zu machen, und ſie lag daher dem Kurfürſten an, eine Theilung ſeiner Staaten zu verfügen. Allein auch in den Zeiten des heftigſten Zwiſtes mit dem Kurprinzen, während dieſer, um ſich der Stiefmutter zu entziehen, nach Kaſſel geflohen war, begegnete dieſer Plan allzugroßen Schwierigkeiten. Die Kurfürſtin lebte jetzt mit dem Kurprinzen in gutem Anſchein, und nahm auch die Kurprinzeſſin leidlich auf. Bald aber wußte die junge und ſchöne Fürſtin durch ihr anmuthiges und kluges Betragen die Schwiegermutter ſo für ſich einzunehmen, daß fortan das beſte Verhältniß beſtand, und der früher ſo ſtürmiſche Hof etwas friedlicher wurde.

Der Kurprinz hatte ſeine eigne Hofhaltung, Leibwachen zu Fuß und zu Pferde, und überhaupt eine prächtige Einrichtung. Der Markgraf Ludwig, ſein jüngerer rechter Bruder, lebte mit ſeiner Gemahlin, einer reichen Erbfürſtin Radziwill, in verhältnißmäßigem Glanz und Anſehen.

Die vier Söhne des Kurfürſten aus zweiter Ehe: die Markgrafen Philipp, Albrecht, Karl und Chriſtian, von lebhaftem und kriegeriſchem Sinn, und zwei ihrer Schweſtern, welche ſpäter verheirathet wurden, ſtanden in blühendem Jugendalter; die beiden älteren waren heitre Genoſſen aller Luſtbarkeiten, und ſchienen den perſönlichen Ehrgeiz in jugendlichem Leichtſinn zu vergeſſen. Sie hätten mit dem Kurprinzen und der Kurprinzeſſin wohl beſſer zuſammengeſtimmt, wäre jener nicht ſo feierlich und dieſe minder gedankenernſt geweſen.

Unter den fremden Fürſten, welche theils am Hofe zu leben pflegten, theils ihn häufig beſuchten, iſt zuvörderſt der Schwager des großen Kurfürſten von deſſen erſter Gemahlin her, der Feldmarſchall und Statthalter der Mark, Fürſt Johann Georg von Anhalt-Deſſau, zu nennen; ferner der Komthur des Johanniterordens zu Sonnenburg, Prinz Moritz von Naſſau; der Herzog von Croy und Arſchot, Statthalter von Pommern; der Landgraf von Heſſen-Homburg, welcher in der Schlacht von Fehrbellin mit großer Tapferkeit, doch wider Befehl vorangegangen war; zwei Prinzen von Kurland, Neffen des großen Kurfürſten, welche bald nachher in Ungarn gegen die Türken fechtend fielen, und mehrere Andere mindren Ranges und Namens.

Im Hof- und Staatsdienſte befanden ſich die ausgezeichnetſten Männer angeſtellt, würdige Gehülfen und Werkzeuge einer ſo ruhmvollen Regierung. Der alte Feldmarſchall von Derfflinger konnte zwar auf gelehrte Bildung keinen Anſpruch machen, dagegen fehlte es ihm nicht an Mutterwitz, und am Hofe benahm er ſich mit Feinheit. Die Miniſter und Geheimenräthe, Otto von Schwerin, von Meinders, von Fuchs, Euſebius von Brand, Graf Chriſtoph von Dohna, konnten überall durch ihren Geiſt und ihre Geſchicklichkeit gelten; der Freiherr von Canitz und Johann von Beſſer fügten zu diplomatiſcher Weltbildung die Gabe der Dichtkunſt, wie Ezechiel von Spanheim gründliche Gelehrſamkeit. Hiezu kam nun alsbald noch die Blüthe der vornehmſten franzöſiſchen Geſchlechter, die trefflichſten Männer, in welchen Verdienſt jeder Art ſich mit der edelſten Perſönlichkeit vereinigte.

Was jedoch dieſe Anlagen eines großen und ſchönen Lebens faſt wieder erfolglos machte, war die Unvereinbarkeit, in welcher die einzelnen Beſtandtheile ſich gegen einander hielten. Die verſchiedenen Höfe ſtanden einander voll Mißtrauen und Kälte gegenüber, und wenn Ausbrüche von Unfrieden ſeltner kamen, ſo gährte doch der Stoff im Stillen fort. Ein trauliches Zuſammentreffen der verſchiedenen Partheien fand nicht Statt, jede blieb auf ſich zurückgezogen, der Kurprinz, welcher vor ſeiner Verheirathung faſt immer das Schloß zu Köpenik bewohnt hatte, hielt ſich auch jetzt gern dort abgeſondert; der Freiherr von Canitz und ſeine Frau waren hier oft ein willkommner Beſuch. Alles Oeffentliche und Gemeinſame war mit Prunk und Ceremonien überhäuſt, welche ſchon der große Kurfürſt nicht abgewieſen hatte, da nach franzöſiſchem Vorbilde ein prächtiger und würdevoller Hofhalt als ſicherſter Maßſtab der Macht und Größe eines Fürſten galt. Das umſtändliche Gemählde, welches der von dem Kurfürſten aufgenommene und zum reformirten Glauben übergetretene Italiäner Gregorio Leti, bekannt als Geſchichtsſchreiber, von dem brandenburgiſchen Hof und Staat hingeſtellt, giebt den Beweis, daß Friedrich Wilhelm durch Ludwig den Vierzehnten auf dieſem Gebiete ſo wenig als im Kriegsfelde verdunkelt wurde.

Sophie Charlotte würde, trotz aller dieſer Schwierigkeiten, durch ihren großen Verſtand, unterſtützt von Schönheit und Liebenswürdigkeit, ein völliges Uebergewicht in dieſen Verhältniſſen erlangt haben, hätte ſie den Vorſatz dazu faſſen und die dargebotenen Mittel benutzen mögen. Allein ihre Sinnesart, wenn auch herrſcherlich, ging nicht auf Herrſchen aus. Mit dem Wirklichen zu ſchalten, Staatsgeſchäfte zu lenken und Vorſätze durchzuführen, lag nicht in ihrem Geiſte; dies war mehr die Gabe ihrer Mutter; ſie ſelbſt gehörte zu den Naturen, welche der Betrachtung, dem Gedanken, und dem daher fließenden Genuſſe leben. Ihr wäre es leicht geweſen, ſich des ſchwachen und ſtets einflußbedürftigen Karakters des Kurprinzen ganz zu bemächtigen, ſeine Günſtlinge zu leiten oder zu erſetzen, und einmal ihres Gemahls durchaus verſichert, würde ihr Anſehn kaum von irgend einer Seite zu beſtreiten geweſen ſein. Allein ſie verſchmähte, dieſe Stellung einzunehmen, dieſen Einfluß zu erlangen. Sie konnte den Neigungen ihres Gemahls keinen Geſchmack abgewinnen, die Ausübung der Macht reizte ſie nicht, die Behandlung und Wahrnehmung ſo vieler ſich durchkreuzenden weltlichen Intereſſen dünkte ihr des Preiſes nicht werth, der dafür zu opfern war. Sie blieb dem Kurprinzen demnach in aller Nähe nur fremd und kalt, und ohne ihm mißfällig zu werden, zog ſie ihn doch nicht an, ſondern überließ ihn denen, die ſeine Vertraute ſein konnten. Sie hatte, noch ſo jung und zart, ſchon Selbſtſtändigkeit genug, um jenem äußeren Leben nur das durch die Verhältniſſe Gebotene zu leiſten, ihr eigentliches Daſein aber, ihre Freuden und Erholungen, in einen geweihten Kreis inneren Geiſteslebens zurückzuziehen. Sie wandte keine Kraft des Widerſpruchs an das Vorhandene, ſie nahm hin und machte mit, was die Umſtände verlangten, ohne Eifer und ohne Haß, mit edler Gelaſſenheit, aber alle Freiheit, die ihr blieb und zufiel, wandte ſie jenem inneren Kreiſe zu, wo ſie im Schoße der Freundſchaft die Heiterkeit ihres Gemüths offenbaren, im zwangloſen Geſpräch die reichen Gedanken austauſchen konnte. Sie ſtiftete, beſonders zu Gunſten der franzöſiſchen Refugié's, mit denen ſie ſich zu unterhalten wünſchte, vertrauliche Geſellſchaftstage, wo die läſtige Hofſitte aufgehoben war, und die Damen, zur Vermeidung unnützen Aufwands, in einfacher ſchwarzer Kleidung erſchienen, und wo nicht geſpielt, ſondern allenfalls eine Handarbeit vorgenommen wurde; auch Gelehrte und ſonſt nicht Hoffähige fanden hier Zutritt. Als im Jahre 1685 der tapfre Kriegsheld von Schomberg mit großer Begleitung franzöſiſchen Adels nach Berlin kam, und hier Zuflucht und Dienſte fand, glaubten dieſe Fremden an dem Hofe Sophie Charlottens noch in ihrer Heimath zu ſein, ſo gut wurde hier Franzöſiſch geſprochen, und ſo fein und artig waren Sitten und Umgang; ja einer der angeſehenſten Refugié's hielt ſich zu der Frage berechtigt, die er beim Weggehen aus der Audienz an Leti richtete, ob die Kurprinzeſſin auch Deutſch wiſſe? Dabei verwarf ſie das Aeußere nicht, nur ſollte es von Geiſt und Geſchmack erfüllt ſein, und in ſolcher Beſeelung gefielen ihr auch Luſtbarkeiten und Prunk. Neben der Wiſſenſchaft pflegte ſie auch die Kunſt, ja ſie geſtaltete ihr abgezogenes Leben in dieſer Hinſicht nur immer ſchöner und glänzender, und traf darin wieder mit dem Sinn ihres Gemahls näher überein. Haben wir in dieſer Schilderung auch etwas mehr zuſammengefaßt, als ſtreng dieſen erſten Jahren der Kurprinzeſſin zukommt, ſo trugen dieſe doch unzweifelhaft ſchon den ganzen Karakter der ſpäteren Entwickelung.

Wir haben nunmehr eine ſeltſame Sage mitzutheilen, deren Ungrund erſt durch Dr. Guhrauer aufgedeckt worden. Sophie Charlotte, mit ſiebzehn Jahren guter Hoffnung, ſoll dem Wunſche nicht widerſtanden haben, ihre erſte Niederkunft unter dem Beiſtand ihrer Mutter in Hannover zu halten;

der Kurprinz, heißt es, habe ſie begleitet; da jedoch die Reiſe ohne Einwilligung des Kurfürſten geſchehen, ſo ſei ſie zugleich eine Flucht geweſen, weil abermals Zwiſtigkeiten mit der Kurfürſtin dazu genöthigt. Die Zeit ſei aber ſchon zu kurz geweſen, und die Kurprinzeſſin ſchon unterwegs niedergekommen, und nur eben noch aus dem Wagen in das nahe Haus eines Schulmeiſters gebracht worden. Wäre nicht die ganze Reiſe mit allen ihren Umſtänden irrig, ſo müßte die Unterbrechung doch gleich in der Nähe von Berlin erfolgt ſein, denn in allen übrigen Ungewißheiten ſtand wenigſtens feſt, daß der Prinz, welchen die Kurprinzeſſin am 6. Oktober gebar, drei Tage ſpäter in Berlin getauft worden, und die Namen Friedrich Auguſt erhalten hat, andere Nachrichten ſagen Ernſt Auguſt, nach des Großvaters Namen. Die Sache iſt nicht erheblich, da auch der Prinz nach drei Monaten ſchon wieder ſtarb; indeß bleibt bemerkenswerth, was alles in ſo geringer Ferne ſchon dunkel werden kann! — Wir wiſſen erſt durch Dr. Guhrauer mit Beſtimmtheit, daß die Herzogin Sophie ſchon am 11. September 1685 in Berlin eingetroffen, um ihrer Tochter bei der Niederkunft beizuſtehen, und daß dieſe am 6. Oktober zu Berlin erfolgte, zur großen Freude des Kurprinzen und des Kurfürſten ſelbſt. —

Einige Mißhelligkeiten mit der Stiefmutter veranlaßten jedoch im Jahre 1686 den Kurprinzen, ſich mit ſeiner Gemahlin auf einige Zeit nach Halle zurückzuziehen. Der nachher als Kriegsheld berühmte Freiherr Johann Matthias von der Schulenburg fand ſich hier beeifert ein, ſie von Seiten der Herzoge von Braunſchweig zu begrüßen. Von einer um dieſe Zeit in Leipzig ſtattgehabten Anweſenheit finden wir nur den Umſtand angegeben, daß die Kurprinzeſſin dort einen Buchladen beſucht, und den berühmten Polyhiſtor Carpzov durch ihr Wiſſen, wie Beſſer ſagt, in die größte Beſtürzung geſetzt, indem ſie ſowohl dem Namen als dem Inhalt nach mehr neue Bücher zu nennen und anzuführen wußte, als dieſer gelehrte Mann ſich ſo bald beſinnen konnte. Desgleichen wird erwähnt, daß ſie früher einem Gelehrten eine Stadt in Afrika anwies, die er aus Unwiſſenheit durch ganz Aſien ſuchte.

Im Jahre 1687 erlebte die Kurprinzeſſin dann wirklich in Hannover eine Niederkunft, aber eine zu frühe, bei welcher ſie in großer Gefahr ſchwebte. Sie hatte den Kurprinzen nach dem Karlsbade begleitet, und den Rückweg mit ihm über Hannover genommen. Zum Winter traf ſie indeß wohlbehalten in Berlin wieder ein.

Am 29. April 1688 ſtarb in Potsdam der große Kurfürſt. Der Kurprinz war an das Sterbelager gerufen worden, und Sophie Charlotte hatte mit ihm den letzten Stunden des Helden in ſchmerzlichem Antheil beigewohnt. Ihr Gemahl trat als Kurfürſt Friedrich der Dritte die Regierung an, und vergaß alle früheren Zwiſtigkeiten, er hielt die Wittwe ſeines Vaters in gebührenden Ehren, und behandelte ſeine Stiefgeſchwiſter mit Fürſorge. Der Hof nahm nun einen gleichmäßigeren Karakter an, alles ging von demſelben Sinne aus, und Pracht und Glanz erhöhten ſich von Tag zu Tag. Für Sophie Charlotte, welche nunmehr Kurfürſtin war, hatte ſich im Weſentlichen nichts verändert, der höhere Titel und die größeren Ehren waren in ihren Augen nichts, ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl blieb daſſelbe, nur wurde ihr Hofſtaat vergrößert; der vermehrte Zwang, dem ſie ſich unterwerfen mußte, wurde durch größere Freiheit aufgewogen, welche dem Willen der regierenden Fürſtin nicht verſagt ſein konnte.

Noch waren die Feſtlichkeiten der Thronbeſteigung, die Huldigungen und Glückwünſche, welche der neue Kurfürſt zum Theil aus weiter Ferne und durch glänzende Geſandtſchaften empfing, nicht ganz verklungen, als ein neues Ereigniß für Hof und Land heilverkündend eintrat. Sophie Charlotte gebar nämlich am 4. Auguſt einen Prinzen, der als Thronerbe um ſo freundlicher begrüßt wurde, als ſeine ſtarke Leibesbeſchaffenheit verſprach, daß er am Leben bleiben und die Erbfolge ſichern würde, wie er denn auch wirklich ſpäterhin als König Friedrich Wilhelm der Erſte zur Regierung gelangte. Auch in Hannover wurden, wie in Berlin, wegen der Geburt dieſes Prinzen öffentliche Freudenbezeigungen veranſtaltet, und die Herzogin Sophie, Mutter der Kurfürſtin, kam eigends von Hannover nach Berlin, um ihren Enkel zu ſehen. Die Freude der Kurfürſtin über die Ankunft ihrer Mutter war groß, die letztere aber hatte ihre Tochter kaum umarmt, als ſie ungeduldig den Prinzen zu ſehen verlangte, und als er nun gebracht wurde, ſo ſtark und kräftig, ſo offnen und trotzigen Blickes, wußte ſie ihrer Freude keine Gränzen. Sie küßte ihn tauſendmal unter Weinen und Lachen, rühmte immer auf's neue ſein gutes Ausſehen, und mochte ſich gar nicht mehr von ihm trennen. Sie ließ nicht nach mit Bitten, die Eltern möchten ihr das Kind mit nach Hannover geben, wo ſie ihm ihre ganze Sorge widmen wollte; der Kurfürſt lehnte dieſes Begehren zwar für den Augenblick ab, mußte aber endlich verſprechen, ſpäterhin den Wünſchen ſeiner Schwiegermutter zu willfahren. Der Kurfürſt verſäumte die Gelegenheit nicht, ſeine ungemeine Freude, welche der ganze Hof, und auch das Volk, aus treuer Anhänglichkeit an ſeinem Fürſtenſtamme, lebhaft theilte, durch mannigfache Feſte auszudrücken. Sophie Charlotte, deren Anſehn durch die Geburt eines Kurprinzen nur noch mehr befeſtigt wurde, war vor allem bedacht, daß der junge Prinz von den erſten Tagen an mit richtiger Sorgfalt behandelt wurde, und gleich im zarteſten Alter die Umgebung erhielte, welche ſeiner körperlichen und geiſtigen Entwickelung heilſam wäre. Mit reifer und glücklicher Wahl, bei welcher die Mutter diesmal ihr eignes Ermeſſen geltend machte, wurde die verwittwete Frau von Montbail beſtimmt, die Wartung und Pflege, und alſo die erſte Erziehung des Prinzen, zu beaufſichtigen. Dieſe Dame, nach ihrer zweiten Verheirathung als Frau von Rocoulles bekannt, hatte mit Muth und Kühnheit ſich aus Frankreich gerettet, als den verfolgten Reformirten ſchon jede Auswanderung verboten war. Sie war in jenen Tagen der Gefahr zugleich die Retterin ihrer Mutter und ihrer beiden Töchter geworden, und mit den letzteren, ehe Sophie Charlotte ſich ihrer annahm, in großer Dürftigkeit nach Berlin gekommen. Ihr feſter und edler Karakter flößte bald das unbegränzte Zutrauen ein, welches ſie bis an ihr Lebensende in dem Herrſcherhauſe genoß, dem ſie ihre Dienſte gewidmet hatte. Bekanntlich übertrug ihr Zögling, nachdem er den Thron beſtiegen, ihr wieder die Erziehung ſeines Sohnes, der als Friedrich der Große ihr noch im höchſten Alter die zärtlichſte Achtung bewies.

Der Kurfürſt war genöthigt, ſeine Aufmerkſamkeit den Staatshändeln zuzuwenden; er reiſte gleich nach der Taufe zu einer Zuſammenkunft, welche der Prinz Wilhelm von Oranien begehrt hatte, nach Minden, beſuchte auf der Rückreiſe auch Hannover, und hielt in Magdeburg eine Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten von Sachſen, dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel und dem Herzog Ernſt Auguſt von Hannover. An ſchwierigen Verhandlungen und bald auch an Kriegsthätigkeit war ihm eifrige Theilnahme auferlegt. Tüchtige Staatsmänner und tapfre Generale fehlten ihm nicht. Sein ganzes Vertrauen aber beſaß Eberhard von Danckelman, der als ſein Erzieher ihm einſt in großen Gefahren entſchloßne Treue bewieſen, jetzt in den wichtigſten Geſchäften arbeitete, und unter dem Namen eines Oberpräſidenten die höchſten Staatsämter vereinigte; ein Mann von gründlichen Kenntniſſen und feſter Klugheit, deſſen großer Ernſt und Stolz ihm aber nachher verderblich wurde. Sophie Charlotte ſtand mit ihm nicht in gutem Vernehmen, er hielt ſich fern und kalt, und ſie glaubte als neue Kurfürſtin viel gethan und erlangt zu haben, daß ſie ihm in guter Art das Verſprechen abgenommen, die Beförderung des Grafen Chriſtoph von Dohna zum Kammerherrn zu bewirken. Danckelman ſchien noch ſchwierig und bemerkte, daß die Sache nicht von ihm, ſondern von dem Kurfürſten abhinge, allein die Kurfürſtin ſagte ihm trocken, ſie wiſſe, was er vermöge, der Erfolg werde ihr zeigen, ob man auf ſein Wort rechnen könne.

Indeß mochte der Kurfürſt ſich der Regierungsſorgen keineswegs auf ſeine Diener entledigen, und wollte insbeſondere ſeine Truppen, welche gegen die Franzoſen an den Rhein zogen, im Felde ſelber anführen. Dieſe Angelegenheiten, mit Ernſt und Nachdruck von guten Händen geführt, boten für Sophie Charlotte keine Seite, von der ſie dabei bekümmert oder mitthätig hätte ſein können; ihr Antheil hatte ſich, außer allgemeinen Wünſchen, auf das Wohlergehen der ihr verwandten und werthen Perſonen zu beſchränken; was etwa noch einer weiblichen Theilnahme hierin bedürfen konnte, wußte ſie durch ihre aufmerkſame und thätige Mutter beſorgt, und ihr eigner Sinn drängte ſie im geringſten nicht zu ſolcher Einmiſchung. Als der Kurfürſt im Mai 1689 nach Halle, wo er die Huldigung annahm, und ſodann über Lippſtadt nach dem Rhein reiſte, wo ſeine Truppen ſchon verſammelt waren, begleitete ihn Sophie Charlotte, machte einen kurzen Abſtecher nach Hannover, kam aber ſchon wieder vereint mit dem Kurfürſten in Weſel an, und nahm darauf, während ihr Gemahl die Belagerung von Bonn anordnete, mit einem Theil des Hofſtaats ihren feſten Aufenthalt in Köln. Hier in der Nähe der Kriegsereigniſſe, aber völlig geſichert in der wohlverwahrten und von brandenburgiſchen Truppen frühzeitig beſetzten Stadt, hatte die Kurfürſtin wiederholte Huldigungen und Glückwünſche anzunehmen, wegen der öfteren Erfolge der brandenburgiſchen Waffen, denen nach langer hartnäckiger Vertheidigung auch Bonn ſich ergeben mußte. Die Kurfürſtin gewann während dieſes Aufenthalts ein näheres Verhältniß zu der Prinzeſſin Maria von Oranien, mit welcher ſie darauf in fortwährendem Briefwechſel blieb, woran ſpäter auch Leibnitz Theil nahm. Sie hatte die Freude, auch ihren Vater, den Herzog Ernſt Auguſt von Hannover, welcher den Kurfürſten im Feldlager beſuchte, hier wiederzuſehen. Am 3. November kam der geſammte Hof wieder nach Berlin, wo der Kurfürſt von dem Volke mit großen Freudenbezeigungen bewillkommt wurde.

Im nächſten Jahre wollte der Kurfürſt die Zeit vor Wiedereröffnung des Feldzuges dazu nutzen, ſich in Preußen huldigen zu laſſen. Der ganze Hof trat feierlich die Reiſe an, welche an Aufwand und Pracht alles übertraf, was in dieſen Gegenden bis dahin war geſehen worden. Auf jedem Poſtwechſel waren über tauſend Pferde nöthig, das Gefolge fand kaum Unterkommen; in allen Zwiſchenorten waren die prunkvollſten Anſtalten, das Volk drängte ſich mit lautem Jubel heran. Die ſich hundertmal wiederholenden Vorgänge waren ganz im Geſchmack des Kurfürſten, und der Einzug in Königsberg, wobei der Hof und die Landesinſaſſen ſich wechſelſeitig in Pracht und Anordnung überboten, gewährte ihm die höchſte Befriedigung; deſto weniger aber entſprachen dieſe endloſen Schauleiſtungen dem Sinne Sophie Charlottens: ſie fügte ſich willig den Ceremonien, welche der Rang und Stand unter gegebenen Umſtänden fordern konnten, aber das Angemeſſene verlor ſich hier im Ueberſchwänglichen, und ganze Reihen von Tagen mit leerem Prunk auszufüllen, mußte dem edelbeſchäftigten Geiſte widerſtreben. Ein Unfall, welchen ſpäter der Kurfürſt auf der Jagd erlitt, und der ihn eine Zeit hindurch bettlägerig hielt, gab ſeiner Gemahlin Anlaß, ihm ihre Gegenwart in weſentlicherem Werthe zu zeigen; doch bis zum Innern des Krankenzimmers war langweilige Abgemeſſenheit eingedrungen, und auch hier konnte die Kurfürſtin, wie immer neben dem Gemahl, nur repräſentiren.

Sophie Charlotte hatte das Unglück, im Anfang und am Schluſſe dieſes Jahres 1690 zwei ihrer Brüder zu verlieren, die in dem Heere des Kaiſers gegen die Türken dienten, und den Heldentod ſtarben. Der eine, Herzog Karl Philipp, zweiundzwanzig Jahr alt, fiel am 2. Januar bei Priſtina in Albanien als Oberſt eines Dragonerregiments, nachdem er ſich mit den Türken und Tartaren tapfer herumgehauen, mehrmals die Pferde gewechſelt, und mit eigener Fauſt mehrere Feinde niedergemacht hatte; von zahlreichen Wunden bedeckt, gab er auf der Wahlſtatt den Geiſt auf. Die Herzogin Sophie war untröſtlich über den Verluſt ihres Lieblings, in Schmerz und Traurigkeit erkrankte ſie, und Sophie Charlotte mußte nach Hannover eilen, um das gemeinſame Leid ihr tragen zu helfen. Die Herzogin aber blieb noch längere Zeit kränklich, und mußte im April nach Karlsbad reiſen, um ihre Geſundheit herzuſtellen. In dieſe Zeit fällt ohne Zweifel der folgende Brief Sophie Charlottens an Leibnitz, dem ſie für mitgetheilte gute Nachrichten dankt. Der Ton iſt noch etwas fremd, doch liegt ſchon die eifrige Anerkennung darin, die ſich ſpäter ſo reich entwickelt hat: „C'est du dernier obligeant, monsieur, d'avoir voulu me réjouir avec la nouvelle du rétablissement de madame l'électrice, car quoiqu'elle m'a toujours fait l'honneur de m'écrire, cela n'a pas laissé de m'inquiéter. Vous jugerez par là combien je vous suis redevable, et aussi d'avoir voulu me donner part de vos doctes correspondances. Elles sont sur une matière si subtile que, pour m'en faire comprendre quelque chose, il ne faut rien moins que la netteté de votre esprit, monsieur. Sie vous restez encore dans le dessein de nous venir voir, j'en profiterai, et j'aurai le plaisir de vous assurer, que j'estime infiniment votre mérite, et que je serai toujours affectionnée à vous rendre service. Sophie Charlotte.“ Der andere Bruder, Herzog Friedrich Auguſt, erſt neunzehn Jahr alt, wurde am 30. Dezember in Siebenbürgen bei Sankt Georgen, wo er die Türken aus einem Paß vertreiben wollte, als Generalmajor an der Spitze ſeiner Küraſſiere erſchoſſen. Am zweiten und am vorletzten Tage deſſelben Jahres waren dieſe beiden Brüder demſelben Loos erlegen, und hatte die Mutter am meiſten den ältern bedauert, ſo klagte die Schweſter deſto mehr um den jüngern.

Sophie Charlotte beſaß als Geſchenk des Kurfürſten den großen Garten, welcher jetzt von dem Schloſſe Monbijou den Namen führt, damals aber einen weit größeren Umfang hatte; der größte Theil der jetzigen Spandauervorſtadt und ſelbſt der Dorotheenſtadt gehörte als Ackerfeld dazu, auch der ſogenannte Stelzenkrug, und ein ſchönes Vorwerk, das durch ſeine Meierei ſo nah der Stadt ſehr einträglich war. Die Kurfürſtin wußte ſolchen landwirthſchaftlichen Beſitz wohl zu verwalten, und erwarb auch in der Stralauervorſtadt einige Strecken Feld. Allein den Sinn der Oekonomie übertraf bei Sophie Charlotte weit der des Wohlthuns, und ihr ſchien der fruchtbarſte Gebrauch, den ſie von dieſem Beſitzthume machen könnte, der zu ſein, daſſelbe in ſolche Hand zu geben, die ſich unmittelbar damit befaßte. Schon im Auguſt 1691 begann ſie, nach erhaltener Zuſtimmung des Kurfürſten, den Acker in verſchiedene Feldereien zu vertheilen, und dieſe an Bürger von Berlin zu Bauſtellen und Gärten zu verſchenken, gegen einen jährlichen geringen Grundzins, oder auch ganz umſonſt; ebenſo auch den Stelzenkrug und das umliegende Feld. Mit dieſen Schenkungen, welche vieler Menſchen Glück begründeten, und in bisher öden Strecken neue Straßen und Gärten hervorriefen, fuhr Sophie Charlotte jährlich fort, bis ſie im Jahre 1700 die Stellen in der Stralauervorſtadt als die letzten vergeben hatte. Die Bürger erkannten dankbar die großmüthige Verwendung, und jederman pries die Fürſtin, die es mit dem Volke ſo gut meinte, und mit ſo verſtändigem Sinn und großem Gedeihen wohlthätig war. Sie ſtand überhaupt mit den Einwohnern der Hauptſtadt in beſtem Vernehmen, ſprach theilnehmend mit den geringſten Leuten, hörte ohne Ungeduld ihre Bitten an, und half ihnen, wenn ſie es vermochte. Bei öffentlichen Vorgängen bezeigte ihr das Volk ſtets die größte Liebe und Freudigkeit. Eine von ihr den Bürgern geſchenkte Fahne wird noch heute in der Köpeniker Kirche aufbewahrt, wohin auch eine, von der Königin Luiſe hundert Jahre ſpäter den Bürgern gleichfalls geſchenkte Fahne gebracht worden iſt.

Seit dem Tode des großen Kurfürſten, deſſen Eiferſucht den Vergrößerungsabſichten des Hauſes Hannover hindernd entgegengeſtanden hatten, waren dieſe durch den Herzog Ernſt Auguſt, und mehr noch durch ſeine Gemahlin Sophie, mit beſonnener Klugheit kräftig fortgeführt worden. Nach großen Anſtrengungen war es gelungen, aus verwickelten Anſprüchen und unſichern Gewohnheiten ein feſtes Erſtgeburtrecht und die Untheilbarkeit des Landes zu begründen, aber auf dieſen Erfolg geſtützt, hatten ſich alsbald weit höhere Beſtrebungen aufgethan. Der Herzog Ernſt Auguſt ſollte durch Errichtung einer neuen, auf die hannöverſchen Lande gegründeten neunten Kur, zum Kurfürſten erhoben werden. Unendliche Schwierigkeiten waren hiebei zu beſeitigen. Die Zuſtimmung des Kurfürſten von Brandenburg konnte für den Vater ſeiner Gemahlin ſchon ziemlich ſicher dünken, aber es kam auch darauf an, daß der Kurfürſt ſeine thätige Verwendung für jenen Plan fortwährend wirkſam erhielte. Sophie Charlotte ſcheint hiezu mehr durch ihre Gegenwart, als durch eigentliche Betreibung förderlich geweſen zu ſein. Ihren Mangel an politiſcher Neigung und Rührigkeit erſetzten die Beſuche und Weiſungen ihrer Mutter, der muntern, klug eingreifenden und beharrlich thätigen Frau, deren wohlbegründeter und maßhaltender Ehrgeiz auch durch treffliche Staatsbeamten, wie Otto Grote und der Celle'ſche Bernſtoff waren, und denen hier auch Leibnitz beizurechnen iſt, tüchtige Förderer hatte.

Im Anfange des Jahres 1692 begleitete Sophie Charlotte den Kurfürſten nach Torgau, wo er den Kurfürſten Johann Georg den Vierten von Sachſen beſuchte, um das mit ihm beſtehende Bündniß und überhaupt ein gutes Vernehmen zu befeſtigen. Die Abſicht gelang vollkommen, und die Gegenwart der Kurfürſtin mag dabei vortheilhaft eingewirkt haben. Die beiden Kurfürſten ſtifteten ſogar gemeinſchaftlich einen Freundſchaftsorden, in welchen zwölf brandenburgiſche und zwölf ſächſiſche Ritter aufgenommen wurden. Der Kurfürſt von Sachſen kam darauf nach Berlin, und verlobte ſich mit der Prinzeſſin Eleonore von Eiſenach, verwittweten Markgräfin von Ansbach. Als der Kurfürſt und Sophie Charlotte die Braut nach Leipzig begleiteten, wo die Vermählung ſein ſollte, fanden ſie den Bräutigam ganz umgeſtimmt, von einer launenvollen und heftigen Geliebten ganz beherrſcht, und ſie hatten viele Widerwärtigkeiten von ihm auszuſtehen, die ſie indeß leicht hinzunehmen ſuchten, um nur zu erlangen, daß er den hannöverſchen Angelegenheiten nicht entgegenarbeitete. Endlich im März 1692 wurde das Ziel erreicht, und Ernſt Auguſt empfing die Kurwürde. Der engliſche Geſandte in Berlin Stepney dichtete bei dieſer Gelegenheit folgendes ſinnreiche Diſtichon an Sophie Charlotte:

Electoris eras conjux, nunc filia facta es,
Sis modo sera parens, sis quoque sera soror.

Bei dieſen lateiniſchen Verſen dürfen wir auch wohl der ſpäteren griechiſchen gedenken, welche gleichfalls ein fremder Geſandter in Berlin, der ſpaniſche General Graf Pardo de Figueroa, an die Königin Luiſe gerichtet hat. Der neue Kurfürſt kam alsbald nach Berlin, ſeinem Schwiegerſohne perſönlich für deſſen thätige Mitwirkung zu danken. Die nunmehrige Kurfürſtin Sophie, von welcher die Sache hauptſächlich ausgegangen und betrieben worden war, durfte bei dieſer Zuſammenkunft nicht fehlen; ſie umarmte jetzt in gleichem Range die geliebte Tochter, mit welcher die Zukunft ſie in noch höherem abermals gleichſtellen ſollte.

Wiewohl Sophie Charlotte der beſten Geſundheit genoß und auch ganz munteren Sinnes war, verfiel ſie dennoch in dieſer Zeit auf den Gedanken, ihren letzten Willen aufzuſetzen. Sie that dies am 26. Juni 1692 mit frohem und feſtem Muthe, verfügte über ihre Habſeligkeiten, äußerte beſonders die größte Liebe für ihren Sohn, und wählte zum Text für ihre Leichenpredigt die Stelle aus dem Evangelium Sankt Johannis (11, 25): „Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich ſtürbe.“ Ihr friſcher Geiſt und heller Sinn blieben jedoch kräftig dem Leben zugewendet, und wir finden die edle Fürſtin gleich wieder mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden beſchäftigt, deren die mannigfachſten von ihrer unermüdeten Forſchbegier umfaßt wurden. Leibnitz, der ihren Durſt nach Erkenntniß würdigte, verſäumte nicht, ihr alles mitzutheilen, was ihren Sinn anſprechen konnte, und ſo überſandte er ihr auch ſogleich ein gefundenes Foſſil, und fügte ſeine Meinung in einem Briefe vom 5. Juli 1692 bei, deſſen ſchlichte und gründliche Belehrung ihm hier eine Stelle verdient. Er ſchreibt: „Madame! On vient de m'envoyer de Bronsvic une dent bien grande d'un animal extraordinaire, dont l'esquelette a été trouvé auprès de la dite ville. Et on m'en demande mon sentiment. Le vulgaire veut par force, que c'est d'un géant. Il faudroit à proportion qu'il eût été environ de la grandeur d'une maison. Les descriptions que je trouve des dents des éléphans semblent faire croire que cette dent en étoit. Car on nous rapporte qu'un éléphant a quatre grosses dents de dessus et autant de dessous, pleines de raies ou entaillûres comme les meules des moulins, pour réduire leur viande en pâte comme de la farine, à force de la broyer entre ces dents. Et ces raies sont visibles dans cette dent. Cependant comme ce n'est pas d'aujourd'hui qu'on commence à trouver de tels ossemens dans ce pays-ci et ailleurs, et que cependant les éléphans ne se trouvent gueres dans les pays froids: on pourroit douter, si ce ne seroient pas des reliques de quelques gros monstres marins; puisqu'on trouve souvent des coquilles de mer, et autres dépouilles des animaux de mer, au milieu des terres, que l'océan couvroit peut-être autrefois. Car il se trouve des wallrosses et boeufs marins dans la mer du nord, qui ont quelque rapport avec l'éléphant, et il y en a même qui ont des défenses qui sont estimées autant et plus. Mais pour mieux juger de tout cela j'ai écrit qu'on devroit ramasser autant qu'on pourroit toutes les pièces de l'esquelette. Je supplie très-humblement Votre Altesse Sérénissime de faire conserver cette dent, afin que je la puisse restituer. Je suis avec dévotion, Madame, de Votre Altesse Sérénissime etc. Ce mardi, 5. juillet 1692."

Sophie Charlotte reiſte mit ihrem Gemahl im Dezember 1692 zur Erwiederung des Beſuches ihrer Eltern nach Hannover, und nahm den vierjährigen Kurprinzen dahin mit. Zur Oberhofmeiſterin für dieſe Reiſe hatte der Kurfürſt die Freifrau Doris von Canitz auserſehen, die Gattin des berühmten Dichters. Sie war eine vertraute Freundin des Kammerfräuleins von Kroſigk, und gehörte zu den Zierden des Hofes. Sowohl Sophie Charlotte als ihre Mutter die Kurfürſtin Sophie liebten dieſe vortreffliche Frau, und als ſie einige Jahre darauf ſtarb, ließen beide dem Wittwer ihr herzliches Beileid bezeigen. Nachdem der Kurfürſt und die Kurfürſtin den Freudenbezeigungen und Feſten in Hannover beigewohnt, konnten ſie bei der Abreiſe die Erfüllung des gegebenen Verſprechens nicht verſagen, und ließen den Kurprinzen in der Obhut ſeiner Großmutter zurück. Er ſollte mit deren anderem Enkel, Georg Auguſt, nachherigem Könige Georg dem Zweiten von Großbritannien, welcher der Aufſicht der Frau von Harling anvertraut war, gemeinſchaftlich erzogen werden. In der That konnte für denſelben nirgends beſſer geſorgt ſcheinen; die verſtändige Zärtlichkeit, der praktiſche Sinn und die große Einſicht der klugen Fürſtin hatten ſich unter allen Umſtänden bewährt; ſie verſprach, den Prinzen beſtändig unter ihren Augen zu haben, welches der Mutter am wenigſten möglich war, da der Prunk des Hoflebens ſie nothgedrungen ganze Tage, und die wiederholten Reiſen ſie oft ganze Wochen von ihm entfernt hielten. Auch konnten einige Züge von Trotz und Wildheit in dem Knaben den Verſuch wünſchen laſſen, ob eine veränderte Umgebung vielleicht vortheilhaft auf ihn zu wirken vermöchte. Daß Aufmerkſamkeit und Hütung niemals ausreichen, ſondern von beiden ein großer Theil immer der Vorſehung heimzuſtellen iſt, lehrte der ſchreckliche Vorfall, wo der vierjährige Kurprinz, während man ihn nachmittags ankleidete, eine ſeiner Schuhſchnallen in den Mund nahm, und unverſehns hinunterſchluckte. Man hielt ihn für verloren, die Kurfürſtin ſtieß entſetzliche Schreie aus, der Kurfürſt war in größter Beſtürzung, niemand wußte Hülfe noch Rath. Als das Kind aber nach einiger Zeit zu weinen aufhörte, gar nicht über Schmerzen klagte, und überhaupt keine Veränderung zeigte, begann man wieder zu hoffen, und nach zwei Tagen angſtvollen Harrens fand man ihn des verſchluckten Körpers auf natürlichem Wege glücklich befreit. Eine nicht minder gräßliche, doch kürzere Angſt hatte Frau von Montbail auszuſtehen, als ſie eines Tages den Prinzen, der ſich gar nicht wollte bändigen laſſen, mit einer ernſtlichen Züchtigung bedroht hatte; ſie war nur einen Augenblick nach andrer Seite gewandt, als ſie von dem Prinzen ſich rufen hörte, der inzwiſchen über eine Fenſterbrüſtung geklettert war, und draußen auf dem freien Rande ſtehend ſich hinabzuſtürzen drohte, wenn ſie nicht verſpräche, ihm die Strafe zu ſchenken. Frau von Montbail behielt die nöthige Faſſung, verſprach alles, und lockte den Prinzen glücklich wieder herein, konnte jedoch, nachdem er gerettet, nun ſich lange nicht zufrieden geben, welch namenloſes Unglück ſie hätte erleben können. Ein anderer Zug bewies ebenfalls die Entſchiedenheit und Raſchheit des Prinzen; man hatte ihm ein Treſſenkleid gebracht, das ihm ganz gut zu gefallen ſchien, aber mit Unwillen ſah er daneben einen goldſtoffenen Schlafrock, und wollte dieſen nicht anziehen, ſondern erſah den Augenblick, und warf das Prachtſtück in das flammende Kaminfeuer. Dieſe Heftigkeit eines ganz ausgebildeten Eigenwillens brachte auch in Hannover unangenehme Auftritte hervor. Mit ſeinem Spielkameraden, dem Prinzen Georg Auguſt, konnte er ſich durchaus nicht vertragen, wie denn auch der dort entſtandene Widerwillen noch im ſpäteren Mannesalter nicht erloſch. Der Prinz mußte daher ſchon im nächſten Jahre nach Berlin zurückgebracht werden. Frau von Montbail übernahm ihre frühere Aufſicht wieder, und wurde von der Kurfürſtin ſelbſt in ihrem ſchwierigen Amt auf das beſte unterſtützt.

Sophie Charlotte nahm die Fremden an ihrem Hofe mit großer Zuvorkommenheit auf, und, wie mit ihrer gewohnten Umgebung, liebte ſie auch mit ihnen ſich ungezwungen und freimüthig zu unterhalten. Von wem nichts anderes zu erlangen war, dem wußte ſie doch äußerliche Nachrichten abzufragen, und ſie übte die ſchöne Wirkung aus, daß in ihrer Gegenwart die Leute ſich meiſt klüger und bedeutender zeigten, als dies nach früheren Angaben zu erwarten ſchien. Fand ſie Kenntniſſe oder Geiſt, ſo führte ſie dieſelben gewiß auf Gegenſtände, welche der Forſchung und Erörterung ein weites Feld eröffneten, und ſie ſelbſt ſcheute weder die Höhe, zu welcher jene ſich verſteigen konnten, noch die Lebhaftigkeit des Aufſchwunges. Sie verfuhr hiebei mit eigner Anmuth, wobei ſowohl die Denkerin, als die Frau und die Fürſtin ſtets ihr Recht und ihre Würde behauptete. Von einer ſolchen Unterhaltung mit einem franzöſiſchen Herrn, der im Jahre 1693 den Hof Sophie Charlottens beſuchte, iſt uns eine Nachricht aufbewahrt. Das Geſpräch fiel auf einen Gegenſtand, der nicht ohne große Geiſtesfreiheit zu behandeln war, nämlich auf den eigentlichen Zweck des Eheſtandes. Der Franzoſe beſtritt die herrſchende Meinung, und behauptete, es ſei nicht ausgemacht, daß die Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts jener Zweck ſein müſſe, und führte ſcheinvolle Gründe an, denen die Kurfürſtin im Augenblicke nichts entgegnen wollte. Von dem Geſpräch kaum abgewandt, ſah ſie den Hofprediger Brunſenius ſich nähern, trat freundlich zu ihm hin, und trug ihm nun die Zweifel und Behauptungen des Franzoſen als ihre eignen Gedanken vor, wie ſie dies öfters in ſolchem Falle zu thun pflegte; ſie fragte ihn dann, was er dieſen Sätzen entgegenzuſtellen habe? Brunſenius wußte die herkömmliche Lehre mit überzeugenden Gründen zu vertheidigen, und zeigte die ſophiſtiſchen Einwürfe in ihrer Nichtigkeit. Sogleich rief die Kurfürſtin den Franzoſen wieder herbei: „Kommen Sie nur her“, ſagte ſie, „und hören Sie, was dieſer Mann ſagt, das lautet ganz anders.“

Worauf dann die Erörterung mit neuen und ſchärferen Waffen geführt, und der Vorwitz dadurch beſtraft wurde, daß er ſich von der Hand eines geringeren und doch tüchtigeren Gegners bald überwunden ſah.

Der Kurfürſt und die Kurfürſtin machten im Jahre 1694 abermals eine Reiſe nach Sachſen, und beſuchten die Wittwe Johann Georgs des Vierten auf ihrem Wittwenſitze Pretſch, denn der Tod ihres Gemahls des Kurfürſten hatte dieſe unter den übelſten Ausſichten geſchloſſene Verbindung ſchon wieder gelöſt. Wir finden in jener Zeit überhaupt wenige Beiſpiele glücklicher Ehen in dem höchſten Lebenskreiſe, und Sophie Charlotte durfte ihr Loos noch immer für ein begünſtigtes halten, da ihr Gemahl ſie ſtets mit Achtung und Zartſinn behandelte. Freilich waren ihre Gemüthsarten und Richtungen ganz verſchieden. Der Hang des Kurfürſten zu Pracht und Feierlichkeit konnte für Sophie Charlotte in keiner Weiſe erfreulich ſein. Jedoch hatte ſie ſich gewöhnt, dergleichen Aeußerlichkeiten gelaſſen mitzumachen; was von ihr verlangt wurde, leiſtete ſie willig, und brachte viele Stunden ihres Tages gern zum Opfer, um ſich einige frei zu machen, die ſie nach ihrem Sinne genoß. Denn indem ſie die Vortheile ihrer hohen Stellung doch wohl zu ſchätzen wußte, und keineswegs verſchmähen wollte, ſo war ſie doch mit ihren Gedanken auch über dieſe weit hinaus, und zu Gegenſtänden erhoben, die ihren Geiſt würdiger beſchäftigten. Bei dieſem lebhaften Antheil, welchen ſie für Geiſtesbildung und Wiſſenſchaften hegte, muß ein beſonderes Hinderniß gewaltet haben, daß gerade die ſeltne Gelegenheit, wo prunkvolle Feſtlichkeit ſich mit dieſem Antheil verknüpfte, ihrer perſönlichen Gegenwart entbehrte; es ſcheint außer Zweifel, daß Sophie Charlotte der am 12. Juni 1694 geſchehenen feierlichen Einweihung der neugeſtifteten Friedrichsuniverſität zu Halle nicht beigewohnt hat.

Sonſt ganz in ideale Regionen ihr weſentliches Leben verſetzend, und ſelbſt die Pracht und Fülle, welche ihr aufgedrungen waren, in höheren Geiſtesgenuß verwendend, empfand Sophie Charlotte doch gleich das volle Gewicht der Wirklichkeit und gehorchte deren ſtrengſtem Anſpruch, ſo wie nur ihres Sohnes zu gedenken war. Hier ſanken alle hochfliegenden Geiſtesbilder und Wünſche zu der ſchlichten und ſtrengen Aufgabe herab, daß ein rechtſchaffener Mann und tüchtiger Fürſt aus ihm zu machen ſei. Die Kurfürſtin hatte indeß bei weitem nicht freie Hand, ſie mußte ihre Meinung fremdem Anſehn und Rath, und beſonders auch den allgemeinen Einflüſſen unterordnen. Auch war das Naturell des Kurprinzen eines von denen, welche ſich zumeiſt aus ſich ſelbſt entwickeln. Gewiß hätte die feingeiſtige, wohlunterrichtete Mutter am liebſten auch den Sohn nach ihrer Weiſe ausgebildet, daß ſie ihm aber dieſe Weiſe nicht aufdringen ließ, daß ſie ſeinem Naturell die Freiheit geſtattete, ſich auch anders und ſogar ihr mißfällig zu entwickeln, dies wird immer dem Mutterherzen zu verdanken bleiben, und die Folgezeit darf hierüber den Ausſpruch thun; denn, wie auch nachmals Friedrich Wilhelm der Erſte uns in verſchiedener Hinſicht erſcheinen mag, als König hat er eine große und fruchtbare Bedeutung, der in ſeiner Zeit ihr angemeſſen wirkt, und dem Lobe, daß ihm ſein größerer Sohn ertheilt, ſich keineswegs beugen darf.

Friedrich Wilhelm blieb noch zwei Jahre unter Aufſicht der Frau von Montbail, doch wurde täglich ſichtbarer, daß weibliche Obhut nicht mehr ausreiche, ſondern männliche erfordert werde. Frühentwickelte Körperkraft, verbunden mit lebhaftem Geiſt und ſtarkem Willen, trieb den Prinzen leicht über die Schranken, die man ihm zu ſetzen meinte, und Auftritte von Heftigkeit und Trotz erſchreckten oft die Mutter und die Erzieherin. Die Wahl eines Erziehers wurde nun ein Anliegen von größter Wichtigkeit, und Sophie Charlotte war eifrigſt bemüht, ihre Stimme dabei geltend zu machen. Sie fand unter den Männern, welche für ſolch hohes und einflußreiches Amt überhaupt in Vorſchlag kommen konnten, niemanden geeigneter in allen Beziehungen, als den Burggrafen Alexander zu Dohna, der als Generallieutenant in brandenburgiſchen Dienſten ſtand. Er war ein Mann von ſchöner Geſtalt, feiner Bildung und ſtrengen Sitten, rechtſchaffen und ehrenfeſt, dabei ſtolz und gebieteriſch, der durch ſein ganzes Benehmen Ehrfurcht und Gehorſam einflößte.

Er war der Kurfürſtin ſehr ergeben, und ſtimmte lebhaft der Abneigung bei, welche ſie häufig gegen die Günſtlinge des Kurfürſten und den Regierungseinfluß derſelben blicken ließ. Sein Vater hatte längere Zeit bei Genf in Coppet gewohnt, und ſeinen Kindern dort den berühmten Bayle zum Lehrer gegeben. Dohna jedoch war dem Kurfürſten nicht ſehr genehm, noch weniger aber dem Oberpräſidenten von Danckelman, welcher am liebſten einen ſeiner Brüder in jene Stelle gebracht hätte. Die Kurfürſtin ſah indeß die Sache diesmal für zu wichtig an, um nicht ihren ganzen Einfluß aufzubieten, und Danckelman glaubte nachgeben zu müſſen. Im Februar 1695 wurde Dohna in ſein Amt als Gouverneur des Kurprinzen feierlich eingeſetzt. In des Predigers Erman Denkſchriften über Sophie Charlotte findet ſich die Rede aufbewahrt, welche bei dieſer Gelegenheit, in Gegenwart des verſammelten Hofes, der Staatsminiſter von Fuchs an den neuen Gouverneur hielt, wobei der letztere in dem großen Vorzug erſcheint, auf das leere und ausgedehnte Wortgepräng nur kurz und einfach zu erwiedern, daß er mit allem Eifer ſtreben werde, ſeine Pflicht zu erfüllen. Die Wahl der beiden Lehrer, welche dem Prinzen beigegeben wurden, ſcheint minder glücklich ausgefallen. Dohna empfahl einen Franzoſen Namens Rebeur, der ſchon eine Erziehung in Berlin geleitet hatte, ſich aber läſſig und ungeſchickt erwies, und dem Prinzen das Lernen verleidete; der andre war ein deutſcher Gelehrter, Johann Friedrich Cramer, ein Mann von Geiſt und Kenntniſſen, deſſen auch Leibnitz rühmend gedenkt, der aber mit Unwillen überall das Franzöſiſche vorgezogen und das Deutſche zurückgeſetzt ſah, und ſeinen Einfluß benutzte, dem Prinzen eine entgegengeſetzte Richtung zu geben, und ihn dadurch allerdings in nur größeren Widerſtreit mit ſeiner nächſten Umgebung brachte. Die Kurfürſtin ſoll die Untauglichkeit Rebeur's bald eingeſehen, Dohna jedoch eigenſinnig verhindert haben, daß er entfernt würde.

Ein kleiner Vorgang, welchen der Graf Chriſtoph von Dohna in ſeinen Denkwürdigkeiten erzählt, giebt uns die verſchiedenen Gegenſätze am Hof in einem lebhaften Bildchen vereinigt. Der Graf Chriſtoph hatte zwei Knaben, welche die Kurfürſtin oft nach dem Schloſſe holen und mit dem Kurprinzen ſpielen ließ. Eines Tages wollte Sophie Charlotte das Vergnügen haben, die drei Spielkammeraden völlig zwanglos in ihrer natürlichen Freiheit zu ſehen, und befahl, ſie ungehindert machen zu laſſen was ſie wollten. Sie ſelbſt hatte ſie in die Gemächer des Kurfürſten geführt, und reizte ſie an, recht Lärm zu machen. Das Erſte, was ihnen unter die Hände kam, waren die großen ſilbernen Glocken, mit denen man die Hofdiener herbeiläutete, ja die Kurfürſtin gab ſie ihnen, und hieß ſie aus allen Kräften läuten. Alsbald erhob ſich ein betäubender Lärm, ſo daß der Kurfürſt herbeikam, und während er noch unentſchieden ſtutzte, rief Sophie Charlotte den Grafen herbei, der nicht wenig erſchrak, ſeine Söhne in Gegenwart des Kurfürſten ſo toben zu ſehen, beſonders da dieſer in nicht beruhigendem Scherztone ſagte, nun thue es ihm leid, nicht ihn zum Erzieher des Kurprinzen ernannt zu haben, denn ſeine eignen Söhne erziehe er ja ganz vortrefflich. Sophie Charlotte lachte nur immer mehr über Dohna's Verwirrung, der indeß ſeine Söhne ſchalt, und ſie fragte, ob ſie nicht wüßten, in welchem Hauſe ſie wären? — „O ja", verſetzte der Jüngſte, „bei dem Herrn da!" und zeigte auf den Kurfürſten. — „Und wer iſt es denn?" fragte die Kurfürſtin weiter. — „Sie wiſſen's ja ſchon", erwiederte der Kleine, „es iſt der Bürgermeiſter von Mohrungen!" Nun lachte auch der Kurfürſt, und äußerte, die Kinder ſeien ſo drollig wie ihr Vater, womit des letzteren Furcht und Verlegenheit, wahrſcheinlich aber auch der furchtbare Glockenlärm, ſich endete.

Das Vergnügen an Schauſpielen, Opern und Balletten war von Frankreich und Italien her vielfältig angeregt, konnte jedoch nur ſelten befriedigt werden, weil die einheimiſchen Künſtler wenig taugten, und von den ausländiſchen die guten kaum zu haben waren. Sophie Charlotte dachte dieſem Uebel abzuhelfen, indem ſie die Talente der gebildeten Hofleute in Anſpruch nahm, und auf dieſe Weiſe manche gute Aufführung zu Stande brachte. Der Widerwillen und die Rüge, welche die ſtrenge Geiſtlichkeit gegen dieſe weltlichen Beluſtigungen wohl äußerte, blieben lange Zeit unbeachtet, und die Kurfürſtin, welche übrigens durch ihre philoſophiſchen Studien keineswegs mit der Kirche entzweit war, konnte ihre Unterhaltungen ungeſtört fortſetzen. So war auch am Abend vor Pfingſten im Jahre 1695 auf einem kleinen Theater im Schloſſe eine Oper aufgeführt worden, worin junge Edelleute und Fräulein vom Hofe mit großem Beifall geſpielt und getanzt hatten. Am zweiten Pfingſttage wollte die Kurfürſtin dieſe Aufführung wiederholen laſſen, als ihr berichtet wurde, der Hofprediger Cochius habe von der Kanzel heftig dagegen gepredigt. Sie wollte nicht mit Trotz, aber ſie hoffte durch Liebenswürdigkeit den ſtrengen Mann zu überwinden, und ließ ſeine Frau und Tochter freundlich einladen, der Vorſtellung beizuwohnen, mit dem Bemerken, dieſe würden ihm dann am beſten bezeugen, daß daſelbſt nichts Böſes vorginge. Allein unglücklicherweiſe hatte auch ein junger Graf von Dönhof eine Rolle in dem Ballet, und wurde von dem Tanzmeiſter zur Probe beſchieden, während er ſich zur Kommunion bereitete; darüber entſetzte ſich der Vater, und ging den Kurfürſten mit der Bitte an, ſolchem Aergerniß zu wehren. Das geſchah denn auch, der Kurfürſt ließ noch in der Nacht die Bühne abbrechen, und die Oper wurde nicht aufgeführt. Indeß blieb dieſer Fall ohne weitere Folge, bald nachher fanden wieder Vorſtellungen Statt; die Stimme der Geiſtlichen ſchwieg, oder wurde überhört, und man mied nur, in offnen Streit mit ihnen zu gerathen. Der Kurfürſt ſelbſt mochte dieſer bei Feſtlichkeiten unentbehrlichen Unterhaltung an ſeinem Hof nicht entbehren. Und als in der Folge der berühmte Spener die Schauſpiele als dem Chriſtenthume entgegen unterſagt wiſſen wollte, erzielte er bloß, daß die Aufführung anſtößiger Stücke verboten wurde.

Im Herbſte 1695 reiſte der Kurfürſt nach Kleve, ſich mit dem Könige von Großbritannien zu beſprechen, und machte auf dem Hinweg einen Beſuch in Hannover, wo Sophie Charlotte bei ihrer Mutter blieb, und der Kurfürſt bei der Rückreiſe ſie wieder abholte. Dieſelbe Anordnung ſcheint ſich im folgenden Jahre wiederholt zu haben, als der Kurfürſt abermals zu einer ſolchen Zuſammenkunft reiſte, welche erſt im Haag, und darauf in Kleve Statt fand.

Sophie Charlotte war nicht zugegen, als ihr Gemahl den berühmten Zwiſt wegen des Ceremoniels zu beſtehen hatte, indem der König dem Kurfürſten im Haag die Ehre eines Lehnſtuhls verweigern zu müſſen glaubte; der Kurfürſt wollte dem Könige gleich behandelt ſein, und man traf den Ausweg, daß die erſte Zuſammenkunft von beiden Seiten ſtehend abgehalten wurde. Zur Genugthuung aber für den Kurfürſten fand ſich der König bald nachher in Kleve ein, wo der Kurfürſt im eignen Lande ſich die Gleichheit der Ehren unbeſtritten beimaß. Die Königswürde war ſchon für den großen Kurfürſten in Anregung gebracht worden, und ſein Sohn hatte dem Gedanken bei wiederholten Anläſſen auf's neue Raum gegeben; jener verdrießliche Vorfall entſchied ihn, mit entſchiedenem Ernſt an die Ausführung zu denken. Bei der Rückkehr von Hannover wurde die Kurfürſtin durch ein Luſtballet bewillkommt, in welchem der Kurprinz als Kupido erſchien, in welcher Geſtalt man ſich den nachherigen König Friedrich Wilhelm den Erſten ſonſt nicht wohl vorſtellen wird!

Der Kurfürſt hegte ſchon längere Zeit den Vorſatz, für ſeine Gemahlin zum Landaufenthalt ein Luſtſchloß in der Nähe von Berlin erbauen zu laſſen. Das Dorf Lützen oder Liezen, zwiſchen Berlin und Spandau an der Spree gelegen, gehörte dem Oberhofmarſchall von Dobrzynski, der dort ein Landhaus erbaut hatte. Bei Gelegenheit einer Spazirfahrt ſah die Kurfürſtin dieſe Beſitzung, die Lage gefiel ihr, ſie kaufte das Dorf und das Haus, das aber für ihr Bedürfniß viel zu klein war. Der Kurfürſt trat hinzu, und beſchloß eine fürſtliche Wohnſtätte dort zu gründen. Die Anlage der weitläufigen Gärten, nach den von Paris erhaltenen Riſſen des berühmten Gartenkünſtlers Le Nôtre, war unter Leitung eines gleichfalls von Paris verſchriebenen Gärtners Godeau ſchon weit vorgeſchritten, als nun auch der eigentliche Schloßbau im Jahre 1696 durch den großen Baumeiſter und Bildhauer Schlüter zu Stande kam. Das Schloß, im italiäniſchen Geſchmack erbaut, war zuerſt nur von geringem Umfang, und wurde in der Folge verſchiedentlich erweitert. Es erhielt von dem nahen Dorfe den Namen Lützenburg. Die innere

Einrichtung geſchah mit möglichſter Pracht und Annehmlichkeit, und Sophie Charlotte konnte dabei größtentheils ihren eignen Geſchmack geltend machen. Sie ſcheint in der Ausbildung weniger dem urſprünglichen Baumeiſter, dem großen Schlüter, als ſeinem glücklichen Nebenbuhler Eoſander von Goethe gefolgt zu ſein, und ihm beſonders alle Verzierung des Schloſſes übertragen zu haben. So ſchrieb ſie unter anderen an Herrn von Schmettau, den brandenburgiſchen Geſandten im Haag: „Je vous suis obligée des soins que vous avez pris pour le menuisier. Eosander, qui est l'oracle où je m'adresse pour mes bâtimens, dit qu'il n'est pas nécessaire.“ Für die Anordnung ihres Bücherſaals ſollte ihr der des Markgrafen Chriſtian Ludwig in deſſen Schloſſe zu Malchow als Muſter dienen. Als ſie das Schloß endlich beziehen konnte, welches erſt am 11. Juli 1696 unter feierlicher Einweihung erfolgte, fand ſie daſſelbe ſo angenehm und behaglich, daß ſie dieſen Aufenthalt jedem anderen vorzog, und dort der ländlichen Abgeſchiedenheit und Freiheit ſo oft und ſo lange genoß, als es die Verhältniſſe nur irgend geſtatten wollten. Der Kurfürſt war auch in der Folge ſtets bedacht, das Schloß und die Gärten nur immer reicher auszuſtatten. Die ſchönſten Orangenbäume wurden in großer Anzahl hingeſchafft, die ſeltenſten Blumen gezogen; Bildſäulen, Vaſen, fehlten nicht. In dem Schloſſe häuften ſich die Mahlereien, die reichſten Tapeten, die prächtigſten Möbel, ein Zimmer wurde mit dem koſtbarſten japaniſchen und chineſiſchen Porzellan in geſchmackvoller Anordnung ausgeſchmückt, ein anderes zeigte die ſchönſten Leuchter, einen kleinen Kaffeetiſch und ein vollſtändiges Kaffeegeräth, alles von gediegnem Golde. Doch kam dieſe reiche Ausſtattung nur nach und nach zu Stande, und Sophie Charlotte ſtarb, ehe noch die Einrichtung und ſelbſt der Bau ganz vollendet waren.

Eine große Merkwürdigkeit begab ſich im nächſtfolgenden Jahre 1697, eine glänzende Großgeſandtſchaft des Zars Peter von Rußland erſchien, der er in eigner Perſon, unter anderem Namen, als Oberbefehlshaber der dazu gehörigen Soldaten, ſich angeſchloſſen hatte. Er wollte in Begleitung ſeines Generals und vertrauten Günſtlings Le Fort, der an der Spitze der Botſchaft ſtand, fremde Länder ſehen, um ſich zu unterrichten, und umging auf dieſe Weiſe die Schwierigkeiten eines Ceremoniels, das für einen Zar von Moskau in vielen Fällen noch ſehr ſtreitig ſein konnte. Der Kurfürſt reiſte mit ſeinem Hofſtaate nach Königsberg, um dieſe wunderbare Geſandtſchaft feſtlich zu empfangen, und ſich dem fremden Herrſcher in größtem Prunk und Staat zu zeigen. Die Kurfürſtin, welche das größte Verlangen hatte, den Zar zu ſehen, von dem ſchon viel Merkwürdiges erzählt worden war, und den man nach manchen Zügen als einen Halbwilden anſehen wollte, mußte für jetzt dieſem Wunſch entſagen, weil manche im Ceremoniel gegründete Rückſichten ihrer Anweſenheit entgegen ſtanden, ſie blieb in Berlin, nahm aber das Erbieten des Staatsminiſters von Fuchs deſto begieriger an, der von dem ganzen Hergange genauen Bericht erſtatten wollte. Einige Bruchſtücke von Briefen, welche Sophie Charlotte bei dieſer Gelegenheit an jenen Miniſter geſchrieben, haben ſich erhalten, und wir dürfen um ſo weniger unterlaſſen, ſie hier einzuſchalten, als der Mangel ſolcher eigenthümlichen und perſönlichen Schriftdenkmale unſerer Darſtellung ſchon ſehr empfindlich war. Die Kenntniß dieſer wenigen, aber unſchätzbaren Briefſchaften, die wir hier und noch weiterhin von der Hand der herrlichen Fürſtin vorlegen, verdanken wir überdies dem hohen Freiſinn des Königs Friedrich Wilhelms des Zweiten, welcher dieſe im Königlichen Archive vorfindlichen Blätter aus eignem Antriebe dem Prediger Erman, den er mit Denkſchriften auf Sophie Charlotte beſchäftigt wußte, zur beliebigen Veröffentlichung huldreich zuſandte, und wir ſetzen gleichſam die Dankbarkeit fort, indem wir das Geſchenkte ferner treu verwenden. Das erſte Schreiben der Kurfürſtin nach Königsberg iſt vom 1. Mai, und es heißt darin: „L'offre que vous me faites, de me donner une relation exacte du voyage du czar, je l'accepte de bon coeur; car, sans que j'ai cela de commun avec toutes les femmes d'être curieuse, il me semble que cela est aussi plus permis sur cette matière, qu'en aucune autre; car le cas est fort rare de savoir le maître inconnu avec son ambassade, ce qui jusqu'ici n'a été pratiqué que dans les romans. Je regretterai fort de ne pas le voir, et je voudrois que l'on le persuadât de passer par ici, non pas pour voir, mais pour être vu, et nous épargnerions avec plaisir ce qu'on donne pour les bêtes rares pour l'employer en cette occasion." Ein zweites Blatt deſſelben Monats drückt ſehr verbindlich die Befriedigung aus, welche die erſten Berichte gewährt hatten: „Je ne saurois vous dire, monsieur, le plaisir que vous m'avez fait de me donner une si agréable relation du czar de Moscovie: le sujet est effectivement rare, mais il y a surtout du plaisir à l'entendre traiter par vous; aussi j'espère que vous voudrez bien, quand vous n'aurez pas trop d'affaires, me donner des nouvelles encore." Und in demſelben Sinn ſchreibt Sophie Charlotte am 29. Mai: „En vérité vous vous donnez trop de peine, monsieur, en m'écrivant d'une manière aussi exacte ce qui se passe au sujet des Moscovites. Je vois par-là, comme en toutes choses, l'envie que vous avez de me faire plaisir: croyez aussi que je n'y suis pas insensible, et que ma reconnoissance en est grande, ne souhaitant rien tant que de vous témoigner combien je suis sincèrement de vos amis, ce qui n'est assurément pas un compliment, mais une chose sur laquelle vous pouvez faire fond. J'espère que la visite du czar, quoiqu'un peu incommode pour le présent, sera d'un grand avantage à l'avenir pour monsieur l'électeur, qui ménagera apparemment bien toutes les bonnes dispositions qu'il trouve en lui. Je regrette fort qu'il ne vienne pas ici avec son ambassade, et quoique je sois ennemie de la malpropreté, la curiosité l'emporte pour ce coup. La solitude où je suis ici est assez grande pour faire souhaiter de nouveaux objets qui divertissent." Alles Erzählte ſcheint den Wunſch der Kurfürſtin, den Zar ſelber noch zu ſehen, nur geſteigert zu haben. Hoffnung und Mittel hiezu werden in einem Briefe vom 10. Juni angedeutet: „J'espère, qu'en cas qu'on ne puisse détourner le czar des voyages qu'il a encore dessein de faire, que du moins en cherchant sa sûreté par terre, on le pourra voir en ces quartiers. Comme apparemment ce sont ses favoris les ambassadeurs qui lui ont fait prendre le dessein de voir les pays étrangers, pour ne pas le perdre de vue, ils ne seront pas d'avis qu'il retourne chez lui, qu'à condition que leur ambassade soit finie près de monsieur l'électeur, ce qui seroit fort glorieux pour nous; et ceux qui porteront les choses à ce point-là, comme vous, monsieur, en avez la bonne intention, rendront un grand service à monsieur l'électeur. Vous avez déjà montré en tant d'occasions votre capacité, que se sera un surcroît d'habileté de savoir tourner l'esprit des barbares, avec qui il faut prendre tout-à-fait d'autres mesures qu'avec les autres gens: j'en juge par toutes les relations que vous avez la bonté de m'en donner, dont je vous demeurerai toujours obligée comme de tous les sentimens que vous me témoignez.“

Der Zar hatte in Königsberg durch ſein freies, kräftiges Weſen, durch ſeine Wißbegier, auch durch manches Fremdartige und Unſtatthafte, großes Aufſehen erregt. Pöllnitz erzählt, zum Beiſpiel, er habe die Strafe des Räderns, welche ihm unbekannt war, gewünſcht vollziehen zu ſehen, und als ihm eingewendet worden, es ſei kein zu derſelben verurtheilter Verbrecher da, habe er gemeint, man ſolle nur einen ſeiner Leute nehmen! Als er neben dem Kurfürſten bei der Abendtafel ſaß, und ein gewaltiger Lärm durch zufälliges Hinſchmettern eines Gefäßes auf den Marmorboden entſtand, ſprang er auf, zog den Säbel, und wollte ſich zur Wehre ſetzen, denn er glaubte Verrath im Spiel; er wollte den Aufwärter, welcher des Verſehens ſchuldig war, hart beſtraft wiſſen. Dagegen zeigte er auch leutſelige Güte, hellen Scharfblick, und geſunden klaren Sinn. Als er ſpäter in Berlin eintraf, und ſich alle Ceremonien verbeten hatte, der Kurfürſt aber dennoch ihm ſogleich eine Anzahl prächtiger Staatskutſchen vorfahren ließ, ſchlich er unbemerkt zu Fuß aus einer Hinterthür, und kam ſo zu dem Kurfürſten, dem er auf ſeine Verwunderung einfach erwiederte, er könne viel weitere Wege zu Fuß gehen, ohne müde zu werden. Sophie Charlotte ſah den Zar auch in Berlin nicht, denn bei ſeiner dortigen Anweſenheit war ſie gerade in Hannover, und erſt hier, als der Zar auf ſeiner Reiſe nach Holland dorthin kam, lernte ſie den wunderbaren Mann, den die abendländiſche Welt allgemein anſtaunte, perſönlich kennen. Sie ſchrieb hierüber am 17. Juli ganz eigenhändig an den Miniſter von Fuchs den nachſtehenden Brief, der durch Inhalt und Wendung einen ſo klarfaſſenden als anmuthigen Geiſt erkennen läßt: „A-présent je puis vous rendre la pareille, monsieur, car j'ai vu le grand-czar: il m'avoit donné rendez-vous à Koppenbrugge où il ne savoit pas que toute la famille seroit, ce qui fut cause qu'il fallut traiter une heure pour nous le rendre visible: à la fin il s'accorda que monsieur le duc de Celle, ma mère, mes frères et moi le viendrions trouver dans la salle où l'on devait souper, et où il voulut entrer en même tems par une autre porte, pour n'être pas vu, car le grand monde quil avoit aperçu sur un parapet en entrant l'avoit fait ressortir du village. Madame ma mère et moi commençâmes à faire notre compliment, et il fit répondre monsieur Le Fort pour lui, car il paroissoit honteux et se cachoit le visage avec la main — ich kann nicht ſprechen — mais nous l'apprivoisâmes d'abord, et il se mit à table entre madame ma mère et moi, où chacune l'entretint tour-à-tour, et ce fut à qui l'auroit. Quelquefois il répondoit lui-même, d'autres fois il le faisoit faire à deux truchemens, et assurément il ne dit rien que de fort à propos, et cela sur tous les sujets sur lesquels on le mit; car la vivacité de madame ma mère lui a fait faire bien des questions, sur quoi il répondoit avec la même promptitude, et je m'étonne qu'il ne fût point fatigué de la conversation, puisque l'on dit qu'elle n'est pas fort en usage dans son pays. Pour ses grimaces, je me les suis imaginées pires que je ne les lui ai trouvées, et quelques-unes ne sont pas en son pouvoir de les corriger. L'on voit aussi qu'il n'a pas eu de maître pour apprendre à manger proprement, mais il y a un air naturel et sans contrainte dans son fait qui m'a plu, car il a fait d'abord comme s'il étoit chez lui, et après avoir permis que les gentilshommes

qui servent pussent entrer, et toutes les dames qu'il avoit fait du commencement difficulté de voir, il a fait fermer la porte à ses gens, et a mis son favori, qu'il appelle son bras droit, auprès, avec ordre de ne laisser sortir personne, et a fait venir de grands verres, et donné trois ou quatre coups à boire à chacun en marquant qu'il le faisoit pour leur faire honneur. Il leur donnoit lui-même le verre; quelqu'un le voulut donner à Quirini, il le reprit de ses mains et le remit lui-même entres celles de Quirini, ce qui est une politesse à laquelle nous ne nous attendions pas. Je lui donnai la musique pour voir la mine qu'il y feroit, et il dit qu'elle lui plaisoit, surtout Ferdinando qu'il récompensa comme les messieurs de la cour avec un verre. Nous fûmes quatre heures à table pour lui complaire, à boire à la moscovite, c'est-à-dire tous à la fois et debout à la santé du czar: Frédéric ne fut pas oublié; cependant il but peu. Pour le voir danser je fis prier monsieur Le Fort de nous faire avoir ses musiciens, qui vinrent après le repas, où il ne voulut pas commencer qu'il n'eût vu auparavant comment nous dansions, ce que nous fimes pour lui complaire, et pour le voir faire à lui aussi. Il ne put et ne voulut pas commencer qu'il n'eût des gants, et il en fit chercher par tout son train sans pouvoir en trouver. Madame ma mère dansa avec le gros commissaire; et devant, monsieur Le Fort menoit le tout avec la fille de la comtesse Platen et le chancelier avec la mère: cela alla fort gravement et la danse moscovite fut trouvée jolie. Enfin tous furent fort contens du grand-czar, et il le parut aussi. Je voudrois que vous le fussiez aussi de la relation que je vous en fais: si vous le trouvez à propos, vous pouvez en divertir monsieur l'électeur. En voilà assez pour vous lasser, mais je ne saurois qu'y faire: j'aime à parler du czar, et si je m'en croyois je vous dirois plus que — je reste bien affectionnée à vous servir Sophie Charlotte. P. S. Le fou du czar a paru aussi, qui est bien sot, cependant

nous avons eu envie de rire de voir que son maître prenoit un grand balai et se mit à le balayer.“

Wir würden unſere Leſer zu beeinträchtigen glauben, wenn wir ihnen die bei dem nämlichen Anlaſſe geſchriebenen Briefe der Mutter Sophie Charlottens vorenthielten; ſie finden ſich in dem Göttinger hiſtoriſchen Magazin von Meiners und Spittler, und auch Erman hat ſie mit aufgenommen. Die Kurfürſtin Sophie von Hannover zeigt ſich in dieſen Blättern ganz in ihrem Karakter, lebhaften Geiſtes, hellen Verſtandes, und klugen Munterkeit. Sie ſchreibt unter dem 11. Auguſt 1697 aus Herrenhauſen: „Il faut à-présent vous raconter que j'ai vu l'illustre czar. Sa Majesté fut entièrement défrayée par l'électeur de Brandebourg jusqu'à Wesel; mais elle fut obligée de passer par Koppenbrück, qui est un fief de notre maison appartenant au prince de Nassau en Frise. Nous fîmes demander audience à Sa Majesté czarienne (car elle garde partout l'incognito et ses trois ambassadeurs sont seuls chargés de la représentation). Le prince consentit à nous recevoir et à nous voir en particulier. J'étois accompagnée de ma fille et de me trois fils. Bien que Koppenbrück soit à quatre grands milles d'ici, nous nous y rendîmes avec le plus grand empressement, Koppenstein nous ayant précédés pour faire les arrangemens nécessaires. Nous devançâmes les Moscovites, qui n'arrivèrent que vers huit heures et descendirent dans une maison de paysan. Malgré nos conventions il s'étoit rassemblé une si grande multitude de gens que le czar ne sut comment s'y prendre pour passer sans être reconnu. Ainsi nous capitulâmes long-temps. Enfin mon fils fut obligé de faire chasser les spectateurs par les soldats de garde; et pendant que les ambassadeurs arrivoient avec leur suite, le czar se glissa par un degré dérobé dans sa chambre, parce que pour y arriver il auroit fallu traverser la salle à manger. Nous nous rendîmes dans cette chambre auprès de Sa Majesté, et le premier ambassadeur monsieur Le Fort de Genève nous servit d'interprète. Le czar est fort grand: sa physionomie est très-belle et sa

taille fort noble. Il a une grande vivacité d'esprit, la répartie prompte et juste. Mais avec tous les avantages dont la nature l'a doué, il seroit à souhaiter que ses moeurs fussent un peu moins agrestes. Nous nous mîmes aussitôt à table. Monsieur Koppenstein qui faisoit la fonction de maréchal, présenta la serviette à Sa Majesté, mais Elle en fut embarassé, car au lieu de serviette à table, on lui avoit présenté, dans le Brandebourg des aiguières après le repas. Sa Majesté fut assise à table entre ma fille et moi, ayant un interprète de chaque côté. Elle fut très-gaie, très-parlante, et nous nous liâmes d'une fort grande amitié. Ma fille et Sa Majesté échangèrent leurs tabatières. Celle du czar étoit ornée de son chiffre et ma fille en fait grand cas. Nous demeurâmes à la vérité fort long-temps à table, mais nous y serions volontiers restées plus long-temps encore sans éprouver un moment d'ennui, car le czar étoit de très-bonne humeur, et ne cessoit de nous entretenir. Ma fille fit chanter ses Italiens, leur chant lui plut, bien qu'il nous avouât qu'il ne faisoit pas grand cas de la musique.

Je lui demandai s'il aimoit la chasse? Il me répondit que son père l'avoit beaucoup aimée, mais que pour lui dès sa jeunesse avoit eu une véritable passion pour la navigation et pour les feux d'artifice. Il nous dit qu'il travailloit lui-même à la construction des navires, nous montra ses mains, et nous fit toucher le calus qui s'y étoit formé à force de travail. Après le repas Sa Majesté fit venir ses violons, et nous exécutâmes des danses russes que je préfère beaucoup aux polonoises. Le bal se prolongea jusqu'à quatre heures du matin. Nous avions à la vérité formé le dessein de passer la nuit dans un château du voisinage. Mais comme il faisoit déjà jour nous revînmes tout de suite ici sans avoir dormi, et très-contens de notre journée. Il seroit trop long de vous détailler tout ce que nous avons vu. Monsieur Le Fort et son neveu étoient habillés à la françoise: ils ont l'un et l'autre beaucoup d'esprit. Je ne pus parler aux deux autres ambassadeurs, non plus qu'à une multitude de princes qui font partie de la suite du czar. Le czar qui ne savoit pas que le local ne nous permettoit absolument pas d'y demeurer, s'attendoit à nous revoir le lendemain. Si nous en avions été prévenues, nous nous serions arrangés de manière à rester dans le voisinage pour le revoir encore, car sa société nous a causé beaucoup de plaisir. C'est un homme tout-à-fait extraordinaire. Il est impossible de le décrire, et même de s'en faire une idée à moins de l'avoir vu. Il a un très-bon coeur, des sentimens tout-à-fait nobles. Il faut que je vous dise aussi qu'il ne s'est point enivré en notre présence; mais à peine étions-nous partis que les gens de sa suite se sont amplement dédommagés. Koppenstein a certes bien mérité la superbe pelisse de zibeline dont ils lui ont fait présent, pour leur avoir tenu tête. Il nous a dit cependant qu'ils avoient conservé jusque dans l'ivresse beaucoup de gaieté et de politesse: mais il a eu les honneurs du triomphe. Car les trois ambassadeurs moscovites avoient absolument noyé leur raison dans le vin lorsqu'ils sortirent.“ Der zweite Brief vom 15. September enthält [illegible] Stelle: „Je pourrais embellir le récit du voyage [illegible] illustre czar, si je vous disois qu'il est sensible aux charmes de la beauté. Mais pris dans le fait, je ne lui ai trouvé aucune disposition à la galanterie. Et si nous n'avions pas fait tant de démarches pour le voir, je crois qu'il n'auroit pas songé à nous. Dans son pays il est d'usage que toutes les femmes mettent du blanc et du rouge, et le fard entre essentiellement dans les présens de noces qu'elles reçoivent; et c'est pourquoi la comtesse Platen a singulièrement plu aux Moscovites. Mais en dansant ils ont pris nos corsets de baleine pour nos os, et le czar a témoigné son étonnement en disant que les dames allemandes ont les os diablement durs.“ In dem dritten Briefe wird nachträglich erzählt: „Mon bon ami le grand-czar m'a envoyé quatre peaux de zibeline et trois pièces de damas. Mais elles sont trop petites, et l'on ne peut

en faire que des couvertures de chaises. A Amsterdam Sa Majesté s'est divertie à aller au cabaret avec les matelots. Elle-même travaille à la construction d'un navire, car Elle exerce quatorze métiers dans la dernière perfection. Il faut avouer que c'est un personnage extraordinaire. Je ne donnerois pas pour beaucoup le plaisir de l'avoir vu lui et sa cour. Ils ont quatre nains. Il y en a deux qui sont très-bien proportionnés et parfaitement bien élevés. Tantôt il baisoit, tantôt il pinçoit aux oreilles celui de ces nains qui est son favori. Il prit par la tête notre petite princesse, et la baisa deux fois. Sa fontange en fut fort dérangée. Il baisa aussi son frère. — C'est un prince à la fois très-bon et très-méchant, il a tout-à-fait les moeurs de son pays. S'il avoit reçu une meilleure éducation ce seroit un homme accompli, car il a beaucoup de bonnes qualités et infiniment d'esprit naturel." Die kleine Prinzeſſin, deren hier Erwähnung geſchieht, war Sophie Dorothea, damals zehnjährig, und deren damals ſechszehnjähriger Bruder war der nachherige König von Großbritannien, Georg der Zweite. — Ludwig von Baczko erzählt nach mündlicher Ueberlieferung ſeines Urgroßoheims, der Kurfürſt habe den Zar gefragt, was ihm in Preußen am beſten gefallen habe? worauf dieſer durch ſeinen Dolmetſcher vorher zur Sicherheit angefragt, ob der Kurfürſt auch nicht zürnen werde? und auf deſſen Verneinung dann lebhaft ausgerufen habe: „Was könnte denn einem Menſchen noch beſſer gefallen als Deine Frau?" Sind dieſe Worte geſagt worden, ſo kann es nur nach der in Hannover ſtattgehabten Zuſammenkunft geweſen ſein.

Von dem ſtillen und fruchtbaren Wirken Sophie Charlottens finden wir aus dem Jahre 1697 folgendes Beiſpiel erwähnt, das wir nicht dürfen unbeachtet laſſen. Der Hofprediger Jablonski ſpeiſte eines Tages bei der Kurfürſtin, und hörte ſie bedauern, daß Berlin, ſo reich ſonſt an Künſten und Anſtalten, keine Sternwarte beſäße, und eben ſo wenig einen Aſtronomen und eignen Kalender. Jablonski ſprach davon mit Danckelman, und dieſer ging ſogleich auf die Sache thätig ein, wies ſchon einige Geldmittel an, und machte dem Kurfürſten zweckmäßige Vorſchläge, die jedoch für den Augenblick noch nicht zur Ausführung kommen konnten. Die Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg über die Verbeſſerung des Kalenders brachten ſpäter den Wunſch der Kurfürſtin, welche der Sache mit Ernſt eingedenk blieb, wiederholt zur Sprache, und Leibnitz'ens einwirkender Rath veranlaßte, daß die Kalenderſache mit allen ihr verknüpften Vortheilen der nachherigen Societät der Wiſſenſchaften übertragen wurde.

Das Jahr 1698 brachte Sophie Charlotten einen großen Verluſt, ihr Vater Ernſt Auguſt ſtarb den 28. Januar, nachdem er ſechs Jahre ſeiner neuen Würde, als erſter Kurfürſt von Hannover, vorgeſtanden, und fortwährend für ihre Befeſtigung und Behauptung thätig geweſen. Sein Tod veränderte natürlich auch die Stellung ſeiner Gemahlin, der Kurfürſtin Sophie; er war, wie ſchon bemerkt, nicht von ihr beherrſcht, aber ſie herrſchte mit ihm, er nahm ihren Rath und ihre Thätigkeit in Anſpruch, und fand ſich dabei jederzeit im Vortheil; ſowohl die tägliche Verwaltung der Landesangelegenheiten als die großen Plane und Ausführungen gediehen ſichtlich unter der Mitwirkung jener trefflichen Frau. Als Mutter des neuen Kurfürſten verlor ſie dieſen Einfluß nicht ganz, indeß griff derſelbe nun nicht mehr ſo unmittelbar ein. Dem Verhältniſſe zu Sophie Charlotten gab dieſe veränderte Stellung nur mehr Wärme und Traulichkeit, vorher war doch öfters gar ſehr das Verhältniß der hannöverſchen Fürſtin zu der brandenburgiſchen die Hauptſache geworden, jetzt nahm das der Mutter zu der Tochter und Freundin mehr und mehr die Oberhand. Auch in Bezug auf Leibnitz wurde ihr Verkehr zwangloſer, anſchließender.

Wir müſſen endlich hier umſtändlicher des Mannes gedenken, den wir bisher, wie noch ſo eben, nur beiläufig erwähnt haben. Leibnitz, eine der erſten Größen deutſchen Namens, eines der Lichter, welche jahrhundertweiſe die dunklen Pfade der Menſchheit beleuchten, hatte früh die Tiefe des Denkens mit der Macht allumfaſſenden Wiſſens verbunden, und dieſem ſchon ſeltnen Bunde noch ſeltner die Kenntniß und Leichtigkeit der großen Welt und den Glanz der höchſten

Lebenserſcheinung hinzugefügt. Frühzeitig mit Fürſten und Staatsmännern vertraut, in den wichtigſten öffentlichen Angelegenheiten befragt oder thätig, der franzöſiſchen Sprache gleich kundig zum geſelligen wie zum wiſſenſchaftlichen Gebrauche, dabei ein ſtattlicher, nicht allzugroß aber feſt und wohlgebauter Mann, von freiem Blick und Benehmen, hätte er in der Hof- und Staatswelt ein ſelbſtſtändiges Daſein ſchon allein durch ſeine Lebensbildung behaupten können; dieſe war jedoch nur ein Aeußeres für ihn, die bloße Form für ein anderes weit höheres Daſein, das er unaufhörlich in jenes übertrug. Das ganze Gewicht und Anſehn ſeines fortgeſetzten Weisheitforſchens, ſeiner ſteigenden Geiſteserfolge, brachte er immer neu zu jener Lebenswelt mit, und erſt, wenn dieſes Verhältniß in ſeiner Wechſelwirkung gehörig gefaßt wird, iſt die Bedeutung, in welcher Leibnitz ſteht, völlig einzuſehn. Seit dem Jahre 1676, wo er ſich ganz dem hannöverſchen Hauſe gewidmet, war dieſe Verbindung nur ſtets inniger geworden, der Dienſt in edle Freundſchaft übergegangen. Faſt allen Mitgliedern dieſes Hauſes, älteren und jüngeren, war oder wurde er ein thätiger Freund, deſſen Umgang ſie als ehrenvoll und gewinnreich empfanden. Was er als Staatsgelehrter, als Rechts- und Geſchichtsforſcher, als diplomatiſcher Geſchäftsmann leiſtete, mußte auch der gemeine Sinn anerkennen, dem höheren, der in dieſer Familie waltete, ſtand in weit größerem Werthe, was der Menſch ihnen war. Die Kurfürſtin Sophie war insbeſondere geeignet, einen ſolchen Freund zu beſitzen, ihn würdig zu behandeln, und auch bei Andern geltend zu machen. So war denn auch Sophie Charlotte von ihrer frühen Jugend gewohnt, den Freund ihrer Mutter auch als ihren eignen anzuſehen, und je höher ſie ſelber ſtieg an Geiſtesentwickelung und äußerer Stellung, deſto feſter und lebhafter trat auch die Beziehung zu Leibnitz hervor. Sein Name wurde am Hofe zu Berlin mit Ruhm genannt; jedermann wußte, wie ſehr Sophie Charlotte ihn ſchätzte. Ihr Gemahl hatte mannigfache Kenntniſſe und wußte gelehrtes Verdienſt wohl zu würdigen. Die Wiſſenſchaften und Künſte gehörten überdies zu der Ausſtattung und Pracht, die er ſeinem Hofe zu geben wünſchte, und die Art und Weiſe, wie Ludwig der Vierzehnte mit Gelehrten und Dichtern zart und gütig umging, war ein allgemeines Vorbild geworden. Leibnitz hatte auch ſchon perſönlich von Berlin her einen Beweis großen Zutrauens empfangen. Der Kurfürſt hing mit Eifer dem Gedanken nach, die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Kirchen zu bewirken, in welchem Sinn auch Sophie Charlotte lebhaft angeregt und thätig war. Auf ihren Befehl ſchrieb der Hofprediger Jablonski am 5. März 1698 den erſten dieſes Geſchäft betreffenden Brief an Leibnitz, der für ein ſolches Unternehmen der einzige Mann war, dem daſſelbe gelingen konnte. Er widmete demſelben raſtloſe Bemühungen, die jedoch, gleich denen der angeſehenſten Geiſtlichen und Staatsmänner des brandenburgiſchen Hofes, noch lange vergeblich blieben. Durch dieſe Bezüge, ſo wie durch ſeine ſonſtigen Verbindungen in der Staatswelt, erhielt Leibnitz auch in Berlin ein halbamtliches Anſehn. In dieſer Hinſicht konnte ſein Aufenthalt ſpäterhin ſogar die Eiferſucht des Hofes daſelbſt wecken, wo immerfort große Partheiungen hin und her wogten.

Das Verhältniß der beiden Höfe von Berlin und Hannover hatte im Jahre 1698, außer der Veränderung, welche der Tod des Kurfürſten Ernſt Auguſt in Hannover bewirkte, auch eine in Berlin ausgebrochene Kriſis zu beſtehen. Der Sturz des Oberpräſidenten von Danckelman, welcher nicht nur entlaſſen, ſondern auch bald als Staatsgefangner auf die Feſtung geführt wurde, brachte große Bewegung hervor. Sophie Charlotte war mit Danckelman wenig zufrieden geweſen; wenn nicht Spannung, ſo hatte Mißtrauen und Kälte ſie von einander entfernt gehalten. Allein wer als ſein Nachfolger ſich feſtſetzen, und wie dieſer ſich benehmen würde, war keineswegs entſchieden. Im erſten Augenblicke hatte eine große Annäherung des Kurfürſten zu ſeiner Gemahlin Statt gefunden, und das erlangte Vertrauen zu behaupten, ſchien für Sophie Charlotten äußerſt wichtig; allein ihre Neigung ſtimmte nicht genug mit dieſer Aufgabe überein, und ſie bedurfte daher der fortgeſetzten Anregung dazu, welche ſie nur durch ihre Mutter empfangen konnte. Im

Beſitze des beiderſeitigen Zutrauens, empfand Leibnitz die Verpflichtung, einem für beide Fürſtinnen ſo wichtigen Zwecke ſich zum Werkzeug anzubieten, und er that dies durch eine Denkſchrift, die wir hier einſchalten: „Puisque madame l'électrice de Brandebourg a maintenant toute la confiance de monseigneur l'électeur son époux: il faut bien ménager cette conjoncture, pour rendre ce bien durable et pour en tirer tout l'avantage raisonnable qu'on en doit espérer.

Et comme madame l'électrice de Brunsvic a en toutes choses les mêmes intérêts que madame sa fille, qu'elles s'aiment parfaitement, et qu'il est bien juste et bien naturel que la mère assiste à sa fille de ses bons avis: il y a lieu d'espérer que toutes deux par ce moyen pourront réparer les maux qui leur sont arrivés, et qu'elles pourront maintenir un pouvoir dans les deux cours qui soit digne d'elles et qui serve à employer leur grand esprit et leurs talents extraordinaires au bien de deux maisons et à l'union parfaite de leur mari et fils.

Mais il faut que cela se fasse avec beaucoup de délicatesse pour éviter une trop grande apparence et affectation, qui puisse donner ombrage à l'électeur jaloux avec raison de son autorité qu'il a voulu reprendre en main. Car je ne doute point que la plus grande raison de la dimission de son premier ministre ne vienne de ce que son pouvoir faisoit tort à la gloire de l'électeur. Or les communications par lettres étant exposées à des accidents, il seroit bon qu'il y eût une personne de confiance qui ait sujet d'aller de temps en temps d'une cour à l'autre pour donner réciproquement des informations convenables, afin que le tout se fasse avec beaucoup de concert et de circonspection, et d'une manière qui ne soit sujette à des soupçons et ombrages.

Pour cet effet je ne saurois nommer un autre que moi. Madame l'électrice de Brunsvic m'honorant de sa confiance, j'ai sujet d'en espérer autant chez madame sa fille. Je ne saurois me vanter d'une parfaite connaissance des affaires présentes; cependant on m'en attribue quelque

intelligence, puisqu'on me charge de temps en temps de dresser quelques écrits sur des matières importantes et qu'on croit que je puis approfondir celles dont je suis chargé.

Voici le sujet qu'on me pourroit donner d'aller de temps en temps à la cour de Berlin. L'on sait que je me suis distingué d'une manière singulière dans les sciences les plus profondes, que je suis depuis plus de vingt ans de la société royale d'Angleterre, que je devois être de l'académie royale des sciences de Paris, que j'ai une grande correspondance avec les plus savants du temps et que mes productions ont été extrêmement applaudies en France, en Angleterre et en Italie. Ainsi comme l'inspection de la fameuse bibliothèque de Wolfenbuttel me donne sujet d'y aller de temps en temps, de même quelque intendance sur les sciences et arts qu'on veut faire fleurir à Berlin d'une manière fort glorieuse à l'électeur me pourroit former une raison encore plus plausible d'aller de temps en temps à Berlin d'une manière qui ne seroit point inutile.

Pour cet effet il seroit peut-être convenable que madame l'électrice de Brandebourg témoignât par un petit mot, en écrivant à madame sa mère, qu'elle seroit bien aise que je fisse un tour à Berlin, et me fit la grâce par après quand j'y serois arrivé, d'obtenir auprès de monseigneur l'électeur de Brandebourg qu'on me chargeât du soin que je viens de dire, ce qui se pourroit faire de fort bonne façon avec l'agrément de la cour d'Hanovre et d'une manière qu'on y eût sujet d'en être bien aise.

Or par ce moyen j'aurois une fort belle occasion auprès de mesdames les électrices, et par leur moyen auprès de l'électeur et du prince électoral, d'insinuer les choses qui serviront à leur gloire et à leur bien commun, et qui seront conformes aux desseins et intérêts de toutes ces illustres et grandes personnes et surtout de madame l'électrice de Brunswic, dont les intentions généreuses et belles me sont connues.

Je parlerai une autre fois du plan des desseins qu'on pourroit former, pour contribuer le plus au bien et à la gloire des deux maisons, dans ces conjonctures où le pouvoir de la France et le succès et l'animosité du parti attaché au pape nous menacent d'une fâcheuse révolution, si on ne s'y oppose avec beaucoup d'adresse et de vigueur."

In Berlin nahmen indeſſen die Sachen bald eine beſtimmtere Geſtalt. An die Stelle Danckelman's kam der Feldmarſchall Graf von Barfus, der aber ſich nicht lange im Vertrauen des Kurfürſten, wenn auch längere Zeit noch in Geſchäften erhielt. Nach kurzer Zwiſchenzeit ruhte das volle Vertrauen des Kurfürſten auf dem bisherigen Oberkammerherrn Freiherrn von Kolbe, der ſchon lange ſeine Gunſt beſaß, und der bald, in Folge ſeiner neuen Stellung, durch den Kaiſer zum Reichsgrafen von Wartenberg erhoben wurde. Von Danckelman war er in vielen Stücken das Gegentheil; wenn jener ſtolz und ſtreng erſchienen war, ſo zeigte dieſer ſich freundlich und heiter; übrigens hatte er glänzende Eigenſchaften, und an Gewandtheit, Bemühung und Thätigkeit übertraf er ſeinen Vorgänger. Für den Kurfürſten und deſſen Ruhm war er voll Eifer, und er würde allen Verhältniſſen genügt haben, hätte nicht eines, welches ihn ganz bemeiſterte, ihm als ein Flecken angeheftet. Er hatte eine Frau von niederem Stande geheirathet, von großer Schönheit, aber mehr als zweideutiger Aufführung. Sie war mit ihm emporgeſtiegen, und übte in ihrem hohen Range nun Uebermuth und Herrſchſucht in vollen Maßen. Auch dem Kurfürſten gefiel ſie nicht, und er gab ſich ſogar den Anſchein, als ſei die Gräfin ſeine Maitreſſe, denn ſeinem glänzenden Hofe ſchien ſolche nicht fehlen zu dürfen. Sie war indeß ſo wenig ſeine Geliebte, als ſie überhaupt eine Montespan oder Maintenon war. Sophie Charlotte jedoch, wie gleichgültig auch gegen jenen Anſchein, konnte doch unmöglich an jener Frau Gefallen finden, ihr fürſtlicher Stolz empörte ſich gegen die gemeine Herkunft, welche in dem hohen Range und reichen Glanze noch immer ſichtbar blieb, ihr ſittliches Gefühl und ihre Geiſtesbildung mußten durch unziemliche Rohheit noch ſtärker verletzt werden. Die Kurfürſtin hielt ſich gegen die Gräfin von Wartenberg mit Kälte zurück, geſtattete ihr keinen näheren Zutritt, und lud ſie nie nach Lützenburg ein. Auch von dem Grafen dachte ſie, ungeachtet ſeiner glänzenden Außenſeite, nicht vortheilhaft. „Wie iſt es möglich“, ſagte ſie zu Dohna, „daß mein Gemahl, der doch Geiſt und in allen ſonſtigen Dingen ſo guten Geſchmack hat, von dieſem Manne ſo eingenommen ſein kann?“ Bei dieſer Meinung konnte kein günſtiges Vernehmen dauern, und auch gegen den Kurfürſten ſelbſt mußte wieder größere Zurückziehung die Folge ſein. Der Kurfürſt geſtattete der Gräfin den erſten Rang am Hofe nach den Prinzeſſinnen, und ſie übernahm es nun, in allen den Fällen, wo die Anweſenheit der Kurfürſtin nicht durchaus erforderlich ſchien, an deren Statt dem Hofe vorzuſtehen und alle Ehren einer ſolchen Stellung zu empfangen und auszuſpenden. Gern überließ ihr Sophie Charlotte dieſen Spielraum, auch wenn jene ihn bisweilen übermäßig ausdehnte, und führte in Lützenburg nur um ſo behaglicher ein abgeſondertes und unabhängiges Leben. Dies wurde in allen Beziehungen dem des Kurfürſten völlig entgegengeſetzt. In geſelliger Unterhaltung, bei geiſtreichem Vorleſen, in wiſſenſchaftlichen Geſprächen, bei Muſik und Bühnenſpielen, hielt die Kurfürſtin ihre Geſellſchaften oft bis tief in die Nacht verſammelt, und es geſchah wohl, daß man von ihren Abenden unmittelbar zum Lever des Kurfürſten gehen konnte, der ſchon um 4 Uhr Morgens aufſtand.

Die Gräfin von Wartenberg unterließ nicht allerlei zu verſuchen, um bei der Kurfürſtin Zutritt zu erlangen. Da ſie den Grafen Chriſtoph zu Dohna in großer Gunſt ſah, ſo wählte ſie ihn zum Vermittler. Er übernahm den Auftrag ſehr ungern, wußte ihn aber doch nicht abzulehnen. Er ſelbſt erzählt in ſeinen Denkwürdigkeiten, wie er ſich dabei benommen. „Ich habe“, ſagte er, „den dümmſten Auftrag von der Welt, erlauben Ew. Kurfürſtliche Durchlaucht, daß ich mich deſſen ſchleunigſt entledige. Die Kolbe begehrt, bei Ihnen erſcheinen zu dürfen, ſie wünſcht es mit Heftigkeit, ſie ſtirbt vielleicht vor Schmerz, wenn Sie ihr dieſe Erlaubniß nicht gewähren; denken Sie, welcher Verluſt! Möchten Sie wegen einer kleinen Ceremonie den Hof ſeines ſchönſten Schmuckes berauben?“ — „Das nenn' ich einen beredten Botſchafter“, verſetzte die Kurfürſtin laut lachend, „mich wundert es aber nicht, Sie kommen ganz friſch von Ihrer Geſandtſchaft nach England, Sie finden Geſchmack an Unterhandlungen, wie ich ſehe, und verſprechen darin berühmt zu werden. Aber — fuhr ſie ernſthaft fort — was rathen Sie mir?“ — „Nichts!“ erwiederte Dohna; „der Himmel bewahre mich, Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht in ſolchem Fall etwas zu rathen; ich habe mich meiner Bürde entledigt, das iſt mir genug.“ — „Sie ſcherzen, Graf Dohna“, ſprach die Kurfürſtin weiter, „aber die Sache iſt mir unangenehmer, als Sie glaubten, eine Antwort iſt nöthig, und dies ſetzt mich in Verlegenheit.“ — Nach einigem Beſinnen, ſagte ſie endlich: „Nun wohl! Möge ihr Mann es ſo wenden, daß der Kurfürſt mir es befiehlt, ſo bin ich bereit, ſie zu ſehen.“ — Da der Kurfürſt aber dieſen Befehl nicht geben wollte, ſondern die Zurückhaltung Sophie Charlottens im Grunde billigte, ſo hatte die Sache diesmal keine weitere Folge. Alle Zwiſtigkeiten und Gegenſätze tauchten jedoch vorübergehend in Pracht und Feſtlichkeit unter, woran der Kurfürſt es nie lange fehlen ließ. Die Vermählung ſeines Bruders, des Markgrafen Philipp im Jahre 1699 mit der Prinzeſſin von Anhalt-Deſſau, und die ſeiner Tochter erſter Ehe mit dem Erbprinzen von Heſſen-Kaſſel, gaben dazu verſtärkten Anlaß. Das letztere Beilager wurde in Oranienburg ſehr feſtlich begangen, und Sophie Charlottens Aufputz dabei als überaus koſtbar und herrlich bewundert, wobei man jedoch der Worte einer nach dem Haag durchgereiſten ruſſiſchen Geſandtin eingedenk war, welche geſagt hatte, daß keinem, der die Ehre habe dieſe durchlauchtigſte Fürſtin zu ſehen, Zeit und Raum gelaſſen ſei, auf ein anderes, als auf ſie ſelbſt Achtung zu geben. Den Neuvermählten wurde auch von Sophie Charlotten ein Feſt in Lützenburg gegeben, und dabei auf dem dortigen Theater ein Schäferſpiel aufgeführt, wozu der Abbate Mauro die Worte, der Kapellmeiſter Attilio Arioſti die Muſik gemacht hatte. Man bewunderte die Kühnheit des

Komponiſten, der mit ganz ungewöhnlichen und verwirrten Tönen, die in lauter ſich beſtändig auflöſenden Diſſonanzen beſtanden, einen mächtigen Eindruck bei den Zuhörern bewirkte, und ſie bald zu Wehmuth und bald zu Schrecken hinriß. Der Kaiſerliche Sänger Ballarini, der aus Wien zu der Feſtlichkeit verſchrieben worden, ärntete gleicherweiſe vielen Beifall. Zwiſchen den Akten wurde von den Hofleuten getanzt, und zuletzt prächtig geſpeiſt.

Den näheren Antheil Sophie Charlottens erregte in dieſer Zeit ein Geſchäft, zu welchem Leibnitz nach Berlin berufen wurde. Schon mehrmals hatte die Kurfürſtin verſucht, ihn dorthin zu ziehen. Nach dem Tode des Staatsgelehrten und Geſchichtſchreibers Pufendorf war im Vorſchlag, Leibnitz an deſſen Stelle zu bringen. Aber auch zum bloßen Beſuch war er oft und dringend eingeladen worden. Am 19. September 1699 ſchrieb Jablonski an ihn: „Da ich ehegeſtern das Glück hatte, der Kurfürſtin Durchlaucht in Dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, ſprachen Sie bei der Tafel nach Gewohnheit von meinem hochverehrten Herrn gar gnädig, und bezeugten, wie ſehr Sie gewünſcht hätten, ſelbten einmal hie zu ſehen.“ Sie ſelbſt hatte den Gedanken in dem Kurfürſten erweckt, in Berlin eine Societät der Wiſſenſchaften zu gründen; ſie machte mit Erfolg das Beiſpiel Ludwigs des Vierzehnten geltend, und dem Kurfürſten leuchtete ſogleich ein, daß eine ſolche Stiftung den Glanz ſeiner Regierung nur vermehren würde, und einem ſo kenntnißreichen, ja gelehrten Fürſten es vor anderen geziemen müßte, ſich auch als Förderer der Wiſſenſchaften zu verherrlichen. Daß Leibnitz hiebei zu Rath gezogen und mit der Ausführung beauftragt wurde, lag in ſeinem Ruhme und in ſeinem bisherigen Verhältniſſe vollſtändig begründet, es wäre ſchwerlich ein Nebenbuhler auch nur zu nennen geweſen. Jablonski bekam im März 1700 von dem Kurfürſten den Befehl, Leibnitz förmlich nach Berlin einzuladen, und da Sophie Charlotte ſich gerade in Hannover befand, ſo war ihm die ſchöne Gelegenheit eröffnet, die fürſtliche Gönnerin auf ihrer Rückreiſe zu begleiten. Im Mai traf er in Berlin ein, und wurde mit größter Auszeichnung aufgenommen. Der Briefwechſel, welchen er von hier aus nun ſehr lebhaft nach Hannover mit der Kurfürſtin Sophie unterhielt, gewährt uns einen Blick in das thätige und genußvolle Leben, welches er als Gaſt in Berlin führte. Die Beſorgniſſe wegen des Kriegs, in welchen Hannover gegen Dänemark im Sommer 1700 einen Augenblick verwickelt wurde, und wo zwei Brüder und der Oheim Sophie Charlottens mit im Felde waren, ſchwanden bald wieder, und dieſe konnte nun auf ihrem Schloſſe Lützenburg ungeſtört den Vergnügungen leben, zu welchen alles um ſie her faſt ohne ihr Zuthun angelegt war, und mit deren Pracht und Fülle ſie nur ihren Geiſt und Geſchmack zu vereinen ſtrebte. Anſtatt ſteifen Ceremoniels, welches dem Kurfürſten mehr gefiel, gewann alles bei ihr heitre Bewegung, und die angenehmen Feſtlichkeiten und Geſellſchaften zu Lützenburg bekamen ſolchen Ruf, daß die Kurfürſtin Sophie den Namen ſcherzend in Luſtenburg verwandelte. In dieſem muntern Wechſel der Tage wurde die Societät der Wiſſenſchaften glücklich zur Reife gebracht, der Kurfürſt genehmigte den von Leibnitz entworfenen Plan, und vollzog am 11. Juli 1700 den Stiftungsbrief. — Friedrich der Große mißt die Ehre dieſer Gründung hauptſächlich Sophie Charlotten und Leibnitz bei; jene Fürſtin, ſagt er, habe das Genie eines großen Mannes mit den Kenntniſſen eines Gelehrten vereinigt, und einen Philoſophen wie Leibnitz vollkommen zu würdigen gewußt; dieſer aber, vom Himmel mit einer der bevorrechteten Seelen bedacht, welche ſich den Fürſten gleichſtellen, ja mehr als Eine Seele habend, ſei für ſich allein ſchon eine Societät geweſen. Er wurde zum Kurfürſtlichen Geheimen Rath und zum beſtändigen Präſidenten dieſes neuen Vereins ernannt, der ſpäter in vier Klaſſen getheilt wurde, worunter eine für deutſche Sprache und Alterthümer. Leibnitz hatte die Benennung Societät dem Namen Akademie vorgezogen, doch überwog in der Folge der letztere. Nach mancherlei Schickſalen und wechſelnden Leiſtungen hat dieſe wiſſenſchaftliche Anſtalt erſt in neueren Zeiten einen feſteren Zweck und Beſtand erlangt.

Gleich am Tage nach dieſer Gründung gab Sophie Charlotte zu Lützenburg ein Maskenfeſt, in welchem auch Leibnitz eine Rolle haben ſollte, jedoch in dem Grafen von Wittgenſtein einen willkommenen Vertreter fand. Die Verſe, welche der Ceremonienmeiſter von Beſſer für die vornehmſten Masken gedichtet, können wir übergehen. Die Beſchreibung aber, welche Leibnitz mit eigner Hand an die Kurfürſtin Sophie gerichtet, darf hier nicht fehlen; ſein Brief iſt vom 13. Juli, und lautet wie folgt: „Madame! Quoique je m'imagine que madame l'électrice fera à Votre Altesse Électorale une description de la masquerade comique, ou de la foire de village, représentée hier au théâtre de Lützenbourg; j'en veux pourtant dire aussi quelque chose. Le directeur en étoit monsieur d'Osten, qui a été dans les bonnes grâces du feu roi de Danemarc. On avoit réglé le tout fort à la hâte, pour être exécuté le jour destiné à célébrer la naissance de l'électeur, c'est-à-dire le 12, quoique l'onzieme, qui étoit le dimanche passé, soit le vrai jour natal. On représenta donc une foire de village ou de petite ville, où il y avoit des boutiques avec leurs enseignes, et l'on y vendoit pour rien des jambons, saucisses, langues de boeuf, des vins et limonades, du thé, café, chocolat, et drogues semblables. C'étoient monseigneur le marggrave Christian Louis, monsieur d'Obdam, monsieur du Hamel et autres, qui tenoient ces boutiques. Monsieur d'Osten faisant le docteur empirique, avoit ses arlequins et saltimbanques; parmi lesquels se méla agréablement monseigneur le marggrave Albert. Le docteur avoit aussi des sauteurs, qui étoient, si je ne me trompe, monsieur le comte de Solms et monsieur de Wassenaer. Mais rien ne fut plus joli que son joueur de gobelets; c'étoit monseigneur le prince électoral, qui a appris effectivement à jouer l'hocus-pocus.

Madame l'électrice étoit la doctoresse, qui tenoit la boutique de l'orviétan. Monsieur Désaleurs faisoit très-bien le personnage d'arracheur de dents. A l'ouverture du theâtre parut l'entrée solennelle de monsieur le docteur monté sur une façon d'éléphant; et madame la doctoresse se fit voir aussi, portée en chaise par ses Turcs. Le joueur de gobelets, les bouffons, les sauteurs et

l'arracheur de dents vinrent après; et quand toute la suite du docteur fut passée, il se fit un petit ballet de Bohémiennes, dames de la cour, sous un chef, qui étoit madame la princesse de Hohenzollern; et quelques autres s'y mêlèrent pour danser. On vit aussi paroître un astrologue, la lunette ou le télescope à la main. Ce devoit-être mon personnage; mais monsieur le comte de Wittgenstein m'en releva charitablement. Il fit des prédictions avantageuses à monseigneur l'électeur, qui regardoit de la plus prochaine loge. Madame la princesse de Hohenzollern, principale Bohémienne, se prit à dire la bonne avanture à madame l'électrice le plus agréablement du monde, en vers allemands fort jolis, qui étoient de la façon de monsieur de Besser. Monsieur de Quirini étoit valet de chambre de madame la doctoresse; et moi, je me plaçai avantageusement pour voir tout de près avec mes petites lunettes, et pour en faire rapport à Votre Altesse Électorale. La demoiselle de madame la princesse de Hohenzollern avoit mal aux dents; et l'arracheur, les tenailles de maréchal à la main, faisant son métier, fit paroître une dent qui étoit quasi comme le bras; aussi étoit-ce une dent de cheval marin. Le docteur louant les prouesses de son arracheur, laissa juger à l'assemblée combien il falloit être adroit, pour tirer une telle dent sans faire du mal. Parmi les malades qui demandoient des remèdes étoient messieurs d'Alefeld et de Flemming, envoyés de Danemarc et de Pologne, et notre monsieur d'Ilten, vêtus en paysans de leurs pays chacun ayant sa chacune. Madame la grand-maréchale étoit la femme de l'arracheur et l'aidoit à mettre en ordre les drogues et instruments; il en étoit de même des autres. Plusieurs entremêlèrent adroitement des voeux pour l'électeur et l'électrice. Monsieur d'Obdam en flamand, monsieur Flemming en bon poméranien, car il finissoit ainsi:

Vivat Friedrich und Charlott!
Wer's nicht recht meint, iſt ein Hundsfott.

C'étoit au reste la tour de Babel, car chacun y parloit

sa langue; et monsieur d'Obdam, pour faire plaisir à madame la doctoresse, chanta la chanson de l'Amour-medecin, qui finit par la grande puissance de l'orviétan. Aussi celui que vendoit une telle doctoresse ne pouvoit manquer d'en avoir.

Sur la fin vint un trouble-fête, monsieur de Reisewiz, envoyé de Saxe en Pologne, faisant le docteur ordinaire du lieu ou stadtphysikus, qui attaquoit l'empirique. C'étoit un combat en paroles assez plaisantes. L'empirique ayant montré ses papiers, parchemins, privilèges et attestations des empereurs, rois et princes, le stadtphysikus s'en moqua, et montra de belles médailles d'or pendues à son col, et à celui de madame sa femme, disant que c'étoit par son habileté, qu'il avoit acquis de telles pièces, et que cela marquoit plus réellement son savoir-faire que des papiers ramassés.

Enfin monseigneur l'électeur descendit lui-même de sa loge, travesti en matelot hollandois, et acheta par-ci par-là dans les boutiques de la foire. Il y avoit de la musique dans l'orchestre; et tous ceux qui ont été présents, qui n'étoient ou ne devoient être que des gens de la cour ou de distinction, ont avoué, qu'un grand opéra, qui auroit coûté des milliers d'écus, auroit donné bienmoins de plaisir aux acteurs aussi bien qu'aux spectateurs." Die Kurfürſtin Sophie ſandte dieſe Schilderung nach Paris an ihre Kouſine die Herzogin von Orleans, welche ſich an dergleichen ſehr ergötzte. Daß jedoch der Reiz ſolcher Luſtbarkeiten für Leibnitz leicht erſchöpft wurde, und ſein Sinn damit nicht dauernd übereinſtimmte, ſehen wir aus einem anderen Briefe an ſeine fürſtliche Freundin, worin er meldet, daß er am vorigen Tage erſt um 3 Uhr von Lützenburg zurückgekommen ſei, und hinzufügt: „Je fais ici une vie que madame l'électrice appelle après moi ein liederlich Leben. Me voilà donc bien dérangé et bien hors de mon élément."

Inzwiſchen hatte der Kurfürſt die Erlangung der Königswürde fortgeſetzt im Auge behalten, und dieſe Angelegenheit, mit welcher auch die Ungnade Danckelman's und die Erhebung Wartenberg's in nahem Bezuge ſtand, kam täglich entſchiedener zur Sprache. Wartenberg erkannte, daß von dem Gelingen derſelben ſeine fernere Stellung abhinge, und er wandte allen Eifer an, dem Kurfürſten dieſe Befriedigung zu verſchaffen. Die Unterhandlungen waren nach allen Seiten angeknüpft, und während in Wien die Zuſtimmung des Kaiſers begehrt und den Schwierigkeiten ſeiner Miniſter nach beſten Kräften begegnet wurde, blieb nichts unverſucht, um von anderen bedeutenden Höfen nicht nur die Zuſage ihrer Anerkennung, ſondern auch ihre thätige Unterſtützung zu erlangen. Wartenberg wandte ſich in ſeiner Verlegenheit nach Hannover an die Kurfürſtin Sophie, welche die Sache lebhaft ergriff, und gern alles aufbot, um ihre Tochter als Königin zu ſehen. Dies iſt die ſpätere und wahrſcheinlichere der beiden abweichenden Erzählungen, welche von dieſem Hergange ſich bei Pöllnitz finden. Ein näheres Einvernehmen zwiſchen Sophie Charlotte und Wartenberg konnte nun nicht ausbleiben. Nach den von Hannover empfangenen Winken konnte nun die Kurfürſtin ihre Vertraute, Fräulein von Pöllnitz, zur näheren Rückſprache mit Wartenberg beauftragen. Letzterer ſetzte die größte Hoffnung auf den perſönlichen Einfluß der beiden Fürſtinnen bei dem Könige Wilhelm von Großbritannien, der zugleich als Erbſtatthalter in Holland gebot, und bei dem Kurfürſten Maximilian Emanuel von Baiern, welcher als des Kaiſers Statthalter in Brüſſel den katholiſchen Niederlanden vorſtand. Die Kurfürſtin Sophie hatte ihrerſeits für ihr Haus die wichtige Angelegenheit wegen der engliſchen Thronfolge durch perſönliche Anweſenheit im Haag zu verfolgen. Es wurde demnach verabredet, die beiden Kurfürſtinnen ſollten, unter dem Vorwande der leidenden Geſundheit Sophie Charlottens, die Bäder von Aachen, und bei dieſer Gelegenheit auch Brüſſel und den Haag beſuchen. Hiezu waren ſogleich die größten Mittel bereit, der Kurfürſt willigte in jeden Aufwand, der ſeinem Zwecke günſtig ſchien. Nicht nur wurden unbeſchränkte Summen für die Reiſe ſelbſt angewieſen, ſondern es kam auch zur Sprache, daß die Kurfürſtin, bei der prächtigen Lebensweiſe, die von ihr verlangt werde, und die auch, ſofern ſich

Geſchmack und Geiſt damit verbinden ließen, ihrem eignen Sinne ſchon ganz genehm war, mit ihren bisherigen Einkünften nicht ausreichen könne, daher ein Rückſtand von 150,000 Thalern ſogleich bezahlt, und für die Zukunft eine Vermehrung von jährlich 20,000 Thalern ausgemacht wurde. Nach dieſem, zuerſt von Fräulein von Pöllnitz, als Vertrauten der Kurfürſtin, mit Wartenberg geſchloſſenen Vertrage, dem der Kurfürſt in allen Punkten beiſtimmte, wagte jener, die Kurfürſtin noch um die Gunſt anzugehen, daß ſie ſeine Gemahlin bei ſich ſähe. Sophie Charlotte glaubte dieſem Verlangen nachgeben zu müſſen, da auch die Fortdauer des guten Vernehmens mit dem Kurfürſten hievon abhängig ſchien. Sie ließ daher zu einem ihrer Hoftage die Gräfin von Wartenberg nach Lützenburg einladen, wo derſelben jedoch ſogleich die unangenehme Verlegenheit zukam, von der Kurfürſtin nach deren gewohnter Weiſe franzöſiſch angeredet zu werden und in dieſer Sprache nicht antworten zu können. Ein paar Tage darauf, im Mai des Jahres 1700, trat Sophie Charlotte ihre Reiſe an, zuerſt nach Hannover, und dann mit der Mutter vereint im Anfang des Septembers nach Aachen. Leibnitz, der wegen ſeiner Geſundheit im Bade zu Töplitz war, empfing die Einladung, dies Bad mit dem von Aachen zu vertauſchen, und mit den beiden Fürſtinnen zu reiſen, denen er damit ein ſehr großes Vergnügen machen würde. Doch fand Leibnitz ſich genöthigt, dieſes ſchmeichelhafte Anerbieten ungenutzt zu laſſen, und mußte bis zum Ende des Septembers in Töplitz bleiben.

Die beiden Kurfürſtinnen brachten einen Theil der Badezeit in Aachen hin, und begaben ſich dann nach Brüſſel. Hier hatte Sophie Charlotte die Freude, ihren Kurprinzen zu finden, der inzwiſchen von Berlin dahin gebracht worden war. Der Kurfürſt von Baiern empfing ſie mit größter Zuvorkommenheit, und veranſtaltete ihnen zu Ehren mannigfache Feſte; Maximilian Emanuel huldigte den ſchönen Frauen mit ritterlichem Eifer; die Schönheit und der Geiſt Sophie Charlottens erregten ſeine Bewunderung, der Verſtand und die anmuthige Lebhaftigkeit der Kurfürſtin Sophie nahmen ihn nicht weniger ein. Er trug kein Bedenken, als die

Rede auf die Königswürde kam, ſein Verſprechen zu geben, daß er dieſelbe, ſobald die Seemächte mit ihrem Beiſpiel vorangingen, ſogleich anerkennen würde, wenn auch der Hof zu Wien noch Schwierigkeiten machte. Die Kurfürſtin von Baiern benahm ſich weniger zuvorkommend. Sie war eine Polin, Tochter des Königs Johann Sobieski, und vereinigte mit den Vorzügen ihrer Landsmänninnen auch manche von deren Launen. Schon bei ihrer Durchreiſe in Berlin, als ſie ihrem Gemahl nach Brüſſel folgte, hatte ſie durch manche Sonderbarkeit ſich bemerklich gemacht. Sie war ſehr ſchön, wollte aber keiner anderen Frau geſtatten, es auch zu ſein, und äußerte ihr Mißvergnügen und ihre Eiferſucht auf alle Weiſe, wenn dergleichen Anſprüche ſich darſtellten. Die Anweſenheit Sophie Charlottens war ihr deßhalb eine Pein, ſie wollte deren Schönheit durchaus nicht mit der ihrigen vergleichen laſſen, vermied ſorgfältig mit ihr zuſammen öffentlich zu erſcheinen, und ſtellte ſich lieber krank. Sophie Charlotte, ſchon bekannt mit den Eigenſchaften der wunderlichen Polin, rechnete ihr dies Betragen nicht an, ſondern nahm es von der leichten Seite, und ſcherzte darüber mit dem Kurfürſten von Baiern, zu dem ſie, mit Hindeutung auf ſeine einſtmalige Bewerbung, geſagt haben ſoll: „Ohne mir ſchmeicheln zu wollen darf ich glauben, daß ich mich beſſer dazu geſchickt hätte, Ihre Frau zu ſein, als Ihre jetzige: Sie lieben die Vergnügungen, ich haſſe ſie keineswegs: Sie ſind galant; ich bin nicht eiferſüchtig: nie würden Sie mich böſe ſehen; und ich glaube wir hätten eine gute Ehe mit einander geführt.“

Von Brüſſel begaben ſich die beiden Kurfürſtinnen nach Holland, und hatten zwiſchen Antwerpen und Rotterdam einen Sturm zu beſtehen, bei welchem beſonders die Kurfürſtin Sophie ſich durch muthige Faſſung auszeichnete. Nach großer Gefahr kamen ſie am 26. Oktober doch wohlbehalten in Rotterdam an. Die politiſchen Zwecke thaten der geiſtigen Neigung und Theilnahme keinen Eintrag; an dem Orte, wo der geſchätzte Forſcher und Kritiker, der damals vielgeltende Schriftſteller Peter Bayle wohnte, war das Verlangen ihn zu ſehen lebhaft erweckt, noch am ſpäten Abend wurde zu ihm geſchickt, allein Bayle lag ſchon zu Bette, krank an heftigem Kopfſchmerz, und mußte die ihm ſo ſchmeichelhafte Einladung verſäumen. Der berühmte Basnage, welchem der Graf von Dohna im Haag nochmals den Wunſch der beiden Fürſtinnen zu erkennen gab, ließ Bayle davon benachrichtigen, und dieſer ſtellte ſich nun dort beeifert ein. Beide Gelehrte wurden mit Auszeichnung aufgenommen. Die Kurfürſtin Sophie unterhielt ſich insbeſondre mit Bayle, richtete mehrere Fragen an ihn, und das Geſpräch wandte ſich auf die wichtigſten Gegenſtände. Sophie Charlotte ſprach unterdeß hauptſächlich mit Basnage, und lobte ſehr Bayle und deſſen Schriften, welche ſie ſtets mit ſich zu führen verſicherte. Von beiden Seiten ſcheint große Befriedigung Statt gefunden zu haben; es geſchah ſogar der Vorſchlag, die beiden Gelehrten ſollten noch eine Strecke mitreiſen, welches jedoch nicht zur Ausführung kam.

Auf dem Schloſſe Loo wurden hierauf die politiſchen Anlagen beſprochen, und die beiden Fürſtinnen zeigten vereint und jede insbeſondre hierin die entſchiedenſte Ueberlegenheit des Geiſtes und der Klugheit. Sie gewannen in aller Hinſicht die vollſtändigſten Erfolge. Die Kurfürſtin Sophie erlangte von dem Könige von Großbritannien das förmliche Verſprechen, daß ihr und ihrer proteſtantiſchen Nachkommenſchaft die Thronerbfolge von England zugeſichert werden ſollte. Die Kurfürſtin Sophie Charlotte beſtimmte den König, ihren Gemahl als König anzuerkennen. Mit dieſem Siege, welcher die Nachgiebigkeit des Kaiſers entſchied und allen ſonſtigen Einſpruch entkräftete, kehrte die nun ihrem harrenden Gemahl doppelt erwünſchte Fürſtin nach Berlin zurück. Sie hatte freilich durch ihren Erfolg für ſich ſelber eine nächſte Zeit bereitet, an der ſie ſchwer zu tragen haben ſollte.

Solcher wichtigſten Zuſtimmungen verſichert, eilte Friedrich der Dritte die Annahme der Königswürde, wozu ſeine Ungeduld ſchon alles vorbereitet hatte, unmittelbar in Vollzug zu ſetzen. Die Kurfürſtin hatte ſich von ihrer Reiſe noch nicht ausgeruht, und ſchon mußte ſie ſich zu einer neuen anſchicken, und zwar in entgegengeſetzter Richtung. Friedrich der Große erzählt, was wir ohne ein ſolches Zeugniß nicht wiederholen würden, die Kurfürſtin, welche allerdings mit einiger Angſt den bevorſtehenden Ceremonien und perſönlichen Leiſtungen entgegenſehen konnte, habe zu einer ihrer Damen geſagt, ſie ſei in Verzweiflung, die nächſten Monate in Preußen gegenüber ihrem Aeſop die Theaterkönigin ſpielen zu müſſen. Und an Leibnitz habe ſie um dieſe Zeit geſchrieben: „Ne croyez pas que je préfere ces grandeurs et ces couronnes, dont on fait ici tant de cas, aux charmes des entretiens philosophiques que nous avons eûs à Lutzenbourg.“ Dem Kurfürſten bot ſich unter ſeinen Ländern das Herzogthum Preußen, als nicht zum deutſchen Reiche gehörig, bequem und ſchicklich dar, um zum Königreich erhoben zu werden, und in Königsberg, dem Orte, wo er ſelbſt geboren worden, und deſſen Namen ſchon günſtig klang, ſollte die Krönung vor ſich gehen. Schon am 17. Dezember 1700 begann die Abreiſe von Berlin, und viele Tage hinter einander folgten immer neue Abtheilungen des Hofes und ſeiner Begleitung. Seinem Hange gemäß, hatte der Kurfürſt diesmal jede erſinnliche Pracht und Feſtlichkeit aufgeboten. Er ſelbſt und die Kurfürſtin reiſten mit ihrem perſönlichen Gefolge, dreihundert Karoſſen und Rüſtwagen, mit Poſtpferden voran; ſie fuhren nur Vormittags, und wo ſie ankamen, war prunkvolle Tafel und mannigfache Feſtlichkeit bis auf den Abend; in zwölf Tagen gelangten ſie nach Königsberg. Drei andere Abtheilungen des Hofes, wahren Heereszügen vergleichbar, folgten etwas langſamer nach; außer den mitgenommenen Königlichen und ſonſtigen eigengehörigen Pferden wurden noch gegen dreißigtauſend Vorſpannpferde gebraucht! In Königsberg mußten die ſchon begonnenen Anſtalten raſch vollendet werden, der Kurfürſt berieth mit ſeinen Miniſtern alles genau, der Ceremonienmeiſter von Beſſer half die Ordnungen feſtſetzen, Coſander von Goethe die nöthigen Verzierungen aufſtellen. Am 15. Januar 1701, unter Begleitung von Trompetern, Truppen und vielem Hofgepränge wurde durch Herolde auf den Plätzen und Straßen die öffentliche Bekanntmachung verleſen, daß Preußen zu einem Königreich erhoben ſei, und darauf dem Fürſten und Herrn Friedrich, nunmehrigen Könige in Preußen ſo wie ſeiner Gemahlin, Königin Sophie Charlotte, jubelvoller Leberuf ausgebracht. Am 17. Januar ſtiftete der König den Orden vom ſchwarzen oder dem preußiſchen Adler, und ernannte ſogleich, den Kurprinzen an der Spitze, achtzehn Ritter. Die feierliche Krönung geſchah am 18. Januar. Der König trat im Ornat aus ſeinen Gemächern in den großen Audienzſaal, ſetzte ſich dort die Krone mit eignen Händen auf das Haupt, nahm den goldnen Zepter und begab ſich in feierlichem Zuge nach den Zimmern der Königin, die ihm mit allen ihren Damen entgegentrat, ſich vor ihm neigte, und in dieſem Augenblicke von ihm die Krone aufgeſetzt erhielt.

Die Beſchreibung des Anzugs darf bei ſolcher ſeltnen Feier, und beſonders bei einer ſchönen Königin, wohl einigen Raum anſprechen. Der König trug ein Kleid von rothem Scharlach, mit reicher goldner Stickerei, und mit großen diamantenen Knöpfen, deren jeder dreitauſend Dukaten werth; ein Königsmantel von Pupurſammet, mit Hermelin gefüttert, und reich mit goldnen Kronen und Adlern geſtickt, wurde vorn durch eine Spange von drei Diamanten zuſammengehalten, deren Werth auf eine Tonne Goldes geſchätzt wurde; der goldne Zepter war mit Diamanten und Rubinen beſetzt, auf der Spitze aber breitete ſich ein Adler aus, deſſen ganzer Leib aus einem ſehr großen Rubin beſtand, während ein anderer faſt eben ſo großer die Erdkugel bildete, dieſe beiden Rubine hatte dem Kurfürſten der Zar Peter von Rußland bei ſeiner Anweſenheit in Königsberg aus ſeinem eignen Zepter geſchenkt; gleicherweiſe von reinem Golde war die Krone und mit dicht an einander gefügten Diamanten von ungeheurem Werthe überdeckt. Die Königin war in Goldſtoff gekleidet, der mit Ponceau-Blumen durchwirkt und auf allen Näthen mit Diamanten beſetzt war, die auch den ganzen Bruſttheil dicht bedeckten. Rechts an der Bruſt haftete ein Strauß von lauter Birn-Perlen, deren eine beſonders ungemein groß, und alle zuſammen unberechenbaren Werthes waren. Mantel und Krone glichen denen des Königs, nur daß ihr die Krone, wie Beſſer ſagt, unmittelbar auf ihrem bloßen Haupte ſaß, und unter den dicken Buckeln ihres natürlich gekrollten pechſchwarzen Haares deſto heller hervorſchimmerte; wie denn überhaupt die von der Natur ihr vertrauten Güter, nach dem genannten Schriftſteller, allen den Schätzen ihres Aufputzes vorgingen, und auch wirklich ein von ſolcher Schönheit entzückter Zuſchauer nicht ſowohl der Königin zur Krone, als vielmehr der Krone zur Königin Glück wünſchte.

Nachdem die beiden Majeſtäten eine Weile auf den ſilbernen Thronſeſſeln geruht, und die Begrüßung der Anweſenden in deren wiederholten tiefen Neigungen empfangen, erhoben ſie ſich unter Geläut aller Glocken im feierlichen Zuge nach der Schloßkirche. Hier geſchah nach mehreren gottesdienſtlichen Handlungen, während deren der König und die Königin unter Thronhimmeln ſaßen, nach Geſang, Altargebet und Predigt, die Salbung und Weihe durch zwei Oberhofprediger, einen reformirten und einen lutheriſchen, welche zum Behuf dieſer Handlung eigens zu Biſchöfen ernannt worden waren. Der König legte am Altar die Krone und den Zepter ab, kniete nieder, und ließ ſich die Stirn mit dem Oel in Geſtalt eines Kreiſes bezeichnen. Eben ſo wurde die Königin geſalbt, nur daß ſie die Krone nicht ablegte. Nach verſchiedenen Ausrufungen, Gebetſprüchen und dem Lobgeſange, in welchen das Geläut aller Glocken, der Kanonendonner von den Wällen und das Gewehrfeuer der aufgeſtellten Truppen einſtimmten, endete die kirchliche Feier, und beim Hinausgehen aus der Kirche wurden für 10,000 Thaler Gold- und Silbermünzen unter das Volk ausgeworfen, auf welchen beider Majeſtäten Bildniſſe und Namen ſtanden. Alsdann fand eine Prunktafel Statt, bei welcher abermals die Ceremonien nicht geſpart waren. Viele Gnaden wurden hierauf ertheilt, neue Hofbedienungen errichtet, und für manche Uebelthäter Verzeihung ausgerufen. Der Abend verging unter Feuerwerken und herrlicher Beleuchtung der ganzen Stadt, zu deren Beſichtigung der König und die Königin unter Glockengeläut auf den Straßen fuhren. In allen Ländern des Königs wurde dieſer Tag gleichzeitig mit größtem Aufwande feſtlich begangen, ja kein Dorf blieb unbeleuchtet. Johann von Beſſer hat alle dieſe Hergänge umſtändlich und mit einer im damaligen Sinne vortrefflichen Würde und Zier beſchrieben. Auch Leibnitz gab zu dem Ereigniſſe ſeinen huldigenden Beitrag, indem er eine Schrift ausgab, worin er unterſuchte und darlegte, was nach den geltenden völkerrechtlichen Begriffen zum Königsthum erforderlich ſei.

Die Königin Sophie Charlotte mußte noch bis zum Monat März viele Feſtlichkeiten der mannigfachſten Art aushalten, die ihrem Geiſt und ihren Neigungen gewiß je länger je peinlicher wurden. Während der großen Haupttage hatte ſie fügſam und freundlich allem Auferlegten ſich unterworfen, und ihr Gemahl, der ſeinen Feſtesglanz durch ihre Würde und Schönheit verherrlicht ſah, war mit ihrem Benehmen ſehr zufrieden, außer Einmal, da ſie aus Ungeduld, während der Krönungsceremonie ſelbſt, ihre von dem Zar Peter eingetauſchte Doſe hervorzog, und eine Priſe nahm. Sie ſaß auf ihrem Throne dem Könige gegenüber, hatte aber den Augenblick wahrgenommen, wo ſie ſich unbemerkt glauben durfte. Allein der König ſah es, und war tief verletzt von dieſer Handlung, für welche das Ceremoniel nichts vorgeſehen hatte; und nicht nur verwies er es ihr durch unwillige Blicke, ſondern ſandte auch ſogleich einen Kammerherrn mit der Mahnung ab, ſie möchte des Ortes eingedenk ſein, wo ſie ſich befinde, und des Ranges, den ſie daſelbſt einnehme. Die Königin ließ ſich aber leichter in ihrem Thun und Laſſen beſtimmen, als zu anderen Ueberzeugungen bringen, und ſah ſchwerlich ihren Fehler ſo ein, wie es gewünſcht wurde. An die fortgeſetzten Feſte reihten ſich die Luſtbarkeiten der Faſtnacht an, und auch dieſe wurden eifrigſt mitgemacht. Endlich mußte ſich doch dieſer Stoff erſchöpfen und der hartnäckigſte Trieb ermatten, alles war überſättigt von Prunk und Herrlichkeit, und auch die Mittel begannen zu fehlen. Dazu kam die Lage der politiſchen Verhältniſſe, welche die Anweſenheit des Königs in Berlin erforderten. Der 8. März wurde endlich zur Abreiſe feſtgeſetzt. Aber auch dieſer Tag, der einen noch unverbrauchten Anlaß bot, wurde noch zuletzt mit ungemeinen Aufzügen und Feierlichkeiten begangen. Bei Berlin am 17. März angelangt, begab ſich der König nach Potsdam, und ſpäter nach Schönhauſen, die Königin aber nach Lützenburg; der feierliche Einzug in die Hauptſtadt blieb noch aufgeſchoben, weil die Anſtalten nicht gehörig vorbereitet waren, und der ganze Hof ſich erſt wieder ſammeln und herſtellen mußte.

In dieſer Zeit der Ruhe und Einſamkeit empfand Sophie Charlotte gleich wieder das Verlangen, ſich von geiſtigen Dingen mit Leibnitz zu unterhalten. Als Jablonski in Lützenburg erwähnte, er habe zu den nächſtbevorſtehenden Feſtlichkeiten auch Leibnitz im Namen der Societät eingeladen, fügte die Königin den Auftrag hinzu, ihn auch in ihrem Namen nochmals einzuladen und um Beſchleunigung ſeiner Ankunft zu erſuchen, weil ſie ſolche ſehr wünſchte. Und einige Tage ſpäter fragte ſie Jablonski'n wieder, ob er den Auftrag gehörig ausgerichtet, und drückte wiederholt ihre Wünſche aus, wie ſehr gern ſie gerade in dieſer Zeit, da ſie gleichſam inkognito lebe und wenig Menſchen um ſich habe, Leibnitz'ens angenehme Geſellſchaft hätte genießen mögen. In gleichem Sinn ſchrieb auch Fräulein von Pöllnitz an ihn, und fügte munter hinzu, daß ihre Einſamkeit doch immer noch luſtig ſei, und erinnerte an das deutſche Sprichwort: „Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, ſpringen die Mäuſe auf Tiſch und Bänken herum.“ Doch konnte Leibnitz diesmal nicht die kurze Muße theilen, welche der Königin vergönnt war, und die Zeit der Feſtlichkeiten trat auf's neue ein.

Die Königin begab ſich im Anfange des Mai mit ihrem Hofſtaat nach Schönhauſen, wo der König inzwiſchen alles zu neuem Glanz und Prunk angeordnet hatte, und von hier aus geſchah am 6. Mai der feierliche Einzug nach Berlin. Feſte und Luſtbarkeiten erfolgten nun wieder in gedrängter Fülle. Endlich gab Sophie Charlotte dem Könige noch zuletzt in Lützenburg ein Feſt, das ganz nach ſeinem Sinne war, und nach ſo vielen vorangegangenen noch außerordentlich erſchien; Oper, Ball, Gaſtmahl, alles war herrlich; am meiſten aber bewunderte man die Truppenſchaar von jungen Edelleuten, welche der Kronprinz befehligte, und denen der Wachtdienſt in den Feſtſälen vertraut war. Erſt am 22. Juni wurde die ſechsmonatliche Dauer dieſer Krönungsfeier durch das Kirchenfeſt eines allgemeinen Dank-, Buß- und Bettages geſchloſſen.

Die Königin athmete in ihrem Lützenburg wieder auf, genoß der zwangloſen Geſelligkeit, und der geiſtreichen Unterhaltung, welche ihr nächſter Kreis immer darbot. Leibnitz aber fehlte, durch hannöverſche Angelegenheiten beſchäftigt, welche in dieſer Zeit ebenfalls einer nahen Königswürde entgegenführten. Der Kurfürſtin Sophie wurde im Sommer 1701 durch den engliſchen Geſandten Grafen Macclesfield die Erbfolge-Akte des Parlaments überbracht, vermöge deren das Erbrecht Sophiens und ihrer Nachkommen auf den Thron Großbritanniens war ausgeſprochen worden. Macclesfield war durch den Biſchof Burnet auch beſonders an Leibnitz empfohlen, der in dieſen Sachen überhaupt thätig eingewirkt hatte. Ein Brief aus dieſer Zeit von Leibnitz an Sophie Charlotte entſchuldigt ſein langes Ausbleiben: „Je n'ai pas encore pu faire ma cour à Votre Majesté comme je souhaite avec passion, parce qu'on m'a pressé extrêmement d'avancer un travail dont je suis chargé. Cependant j'espère qu'il me sera permis de respirer un peu, et de ne pas laisser écouler cet été sans satisfaire à un devoir qui fait une bonne partie de ma félicité. Les gracieuses bontés de Votre Majesté et ce bonheur que je me figure et que j'ai éprouvé, d'être à portée pour voir de près ce qui est l'admiration de la terre, me fait oublier tout ce qui me peut chagriner ailleurs. A quoi contribuera aussi la joie que j'ai de voir la justice que le monde rend à Votre Majesté et à madame l'électrice. Il avoit de l'impatience à vous voir reine; et à peine l'êtes vous devenue, madame, qu'il se réjouit de la voir en train de vous suivre. Car vous ayant donné l'exemple en tant d'autres choses, qui vous font si grande et si adorable, elle est bien aise de recevoir à son tour exemple de Votre Majesté dans ce que le monde se figure de plus grand. Il est vrai que, ni vous ni elle, vous n'avez pas besoin de couronnes et de diamants pour briller. Celui de mylord Raby a été trouvé fort beau, et j'ai peur que cela ne tire à conséquence pour mylord Macclesfield. Monsieur Stepney qui m'a écrit de Vienne m'a chargé de marquer sa dévotion à Votre Majesté quand j'en aurois l'occasion. Voici aussi une lettre de monsieur Burnet, Ecossois qui a été autrefois en votre cour. S'ils s'expriment mieux que moi, ils ne surpasseront pas l'ardeur de mon zèle qui ne le cede à personne dans la qualité d'être de Votre Majesté le plus obéissant serviteur Leibnitz.“ Im Herbſt war Leibnitz wieder in Berlin, und vergaß unter ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten und geiſtreichen Unterhaltungen auch der politiſchen Aufgaben nicht, die ihm durch ſeine günſtige Stellung zufielen. Er drang unabläſſig auf Erhaltung des guten Einverſtändniſſes zwiſchen den beiden Höfen, und auf gemeinſames Wirken derſelben. In dieſem Sinne ſchrieb er aus Berlin am 19. November 1701 an die Kurfürſtin Sophie nach Hannover, woraus, neben dem edlen Geiſtesbezuge Leibnitz'ens zu ſeiner fürſtlichen Freundin auch die Stellung der Königin zu den Miniſtern, und hauptſächlich zu dem Grafen von Wartenberg, ſich deutlich ergiebt: „Je n'ai pas manqué d'écrire à monsieur le feldmaréchal Flemming ce que Votre Altesse Electorale m'a dit de favorable pour lui, et je ne doute point qu'il n'en ait été extrémement réjoui, et plus que presque de toute nouvelle qu'il pouvoit recevoir. Pour ce qui est des unités, dont nous avions parlé ensemble Votre Altesse Electorale les entend autant qu'elles sont intelligibles si elle en prend la peine. Car elle juge bien que tout ce qui est corporel et composé est multitude et non pas une unité véritable; que toute multitude cependant doit être formée et composée par l'assemblage des unités véritables, lesquelles par conséquent n'étant point composées ni sujettes à la dissolution sont des substances perpétuelles, quoiqu'elles changent toujours. Or ce qui n'a point de parties ni d'étendue, n'a point de figure aussi; mais il peut avoir de la pensée et de la force ou de l'effort, dont on sait aussi que la source ne sauroit venir de l'étendue ni des figures, et par conséquent il faut chercher cette source dans les unités, puisqu'il n'y a qu'unités et multitudes dans la nature.

Mais je viens à des choses plus convenables au temps. J'espère que notre cour aura sujet d'être contente de

celle-ci. Non seulement les expressions sont les plus obligeantes du monde, mais encore, si on sait ménager les bonnes dispositions, je crois que c'est justement le temps d'en profiter en bien des choses. Le ministère tâche de plaire à la reine, et il a raison, et la reine aussi de son côté en use le mieux du monde. Et comme l'on sait que rien ne sauroit faire plus de plaisir à la reine que la bonne intelligence des deux cours, on est fort disposé à la cultiver. Outre que c'est le grand et véritable intérêt des uns et des autres, et que l'on reconnoit que c'est l'unique moyen de nous sauver tous et la liberté publique; ce qui est aussi le texte ordinaire de mes sermons. Je crois aussi que le temps est plus propre que jamais à pousser l'introduction et à finir cette grande affaire si on s'y prend comme il faut. Je souhaiterois aussi que l'affaire de la succession d'Angleterre entroit dans la grande alliance; c'est à quoi on seroit assez disposé à travailler ici. Monsieur le grand-chambellan me marqua encore dernièrement combien il étoit sensible à ce que monseigneur lui avoit fait témoigner sur son zèle. Il m'assura aussi qu'on étoit entièrement pour l'établissement de la primogéniture, et avoit fait témoigner le plus fortement qu'il est possible aux princes fils de Votre Altesse Electorale qu'ils ne devoient point se flatter d'une vaine espérance. J'apprends de la reine que monseigneur le duc Maximilian ne demande maintenant que des choses qui me paroissent tendre à la conclusion, sur tout puisque Votre Altesse Electorale et monseigneur le duc de Zell sont si portés à la procurer."

Mit Leibnitz zugleich war in dieſer Zeit auch ein Mann am Hofe Sophie Charlottens erſchienen, der daſelbſt, wie in der Welt überhaupt, einiges Aufſehen erregte, und von dem wir etwas umſtändlicher zu ſprechen veranlaßt ſind. Die große Geiſtesbewegung jener Zeit fluthete zwar hauptſächlich innerhalb der Ufer, welche durch entgegenſtehende Glaubensformen und wiſſenſchaftliche Bollwerke feſt begründet waren, doch fand wohl auch eine Strömung ihren Weg un-

erwartet in das offne Feld, das hinter jenen Dämmen ſicher zu liegen ſchien. Die kirchlichen Bekenntniſſe und philoſophiſchen Syſteme wurden duchbrochen, und die Macht des Zweifels, welche ſtatt des Glaubens und der Wiſſenſchaft den natürlichen Menſchenverſtand anrief, unterfing ſich, auf dieſem Boden jene gleichſam zu erſetzen. In dieſer Richtung hatten die Franzoſen ſchon einiges verſucht, weit gründlicher und entſchloſſener aber gingen die Engländer darin vor. Die theologiſchen Kämpfe, ſo heftig und andauernd und mit ſo wichtigen Ergebniſſen geführt, hatten in England die mannigfachſten Denk- und Sinnesarten aufgeregt, deren Bekenner in den allgemeingültigen geſetzlichen Freiheiten mehr oder minder auch ihre beſondre zu behaupten wußten. Unter den zahlreichen Sekten, zu deren Stiftung oft Ehrgeiz nicht minder als Frömmigkeit wirkte, war endlich auch eine von Freidenkern aufgetreten, welche alles Geoffenbarte auf die Vernunft zurückführte, und einen großen Anhang gewann. Die Namen Tindal, Collins und andere machten ſich bekannt, als Haupt und Vertreter der ganzen Genoſſenſchaft aber ſteht der Irländer John Toland ausgezeichnet, von welchem ſie insgeſammt den Namen führen. Unehlicher Sohn eines katholiſchen Prieſters, der ihn verläugnete und verſtieß, hatte er früh einen Widerwillen gegen die katholiſche Kirche gefaßt, und war zur reformirten übergetreten. Lebhaft, mit Kenntniſſen ausgerüſtet, und durch große perſönliche Gaben unterſtützt, hing er ſchon in früher Jugend dem Gedanken nach, eine beſondre Sekte zu ſtiften, und fand ſich durch die Feindſchaft und Härte mit welcher die engliſchen Theologen ſeinen erſten Anfängen begegneten, nur um ſo ſchneller dahin gedrängt, ſeine Abſonderung auszuſprechen. Sein Hauptwerk erſchien unter dem Titel: Christianity not mysterious, a treatise showing that there is nothing in the gospel contrary to reason, or above it, and that no christian doctrine can be properly called a mystery, und dieſes Buch enthält den Keim des ganzen Syſtems, welches in der Folge bei den deutſchen Theologen unter dem Namen Rationalismus ſo große Ausbreitung fand. In England aber bot die herrſchende Kirche gegen dieſen kühnen Neuerer all ihr Anſehn auf, ſein Buch wurde von der Grandjury von Middleſſex für ein öffentliches Aergerniß erklärt. Indeß hatte er durch eine neuere Schrift, Anglia liberata betitelt, für die Berufung des Hauſes Hannover auf den engliſchen Thron ſich kräftigſt ausgeſprochen, und ſtand hiedurch einer mächtigen politiſchen Parthei verbunden. Graf Macclesfield nahm dieſen Mann gern in ſein Gefolge, verſichert, daß derſelbe an einem Hofe, um den er ſich verdient gemacht, und wo Geiſt und Kenntniß immer willkommen waren, die beſte Aufnahme finden würde.

Dieſe Erwartung wurde nicht getäuſcht; Toland erfuhr als politiſcher Anhänger und als geiſtvoller Denker in Hannover die ſchmeichelhafteſte Behandlung, wiewohl man wegen ſeines Beſuchs, als der in England mit üblen Augen angeſehen werden konnte, anfangs nicht ohne Bedenken war. Leibnitz trat mit ihm in Verbindung; die Kurfürſtin Sophie unterhielt ſich gern und oft mit ihm; ſeine kühnen Sätze trug er mit weltmänniſcher Feinheit vor, ſah dieſelben aber mit guten Waffen bekämpft. Wenn er eine von der Schöpfung unterſchiedene Welturſache, alſo einen perſönlichen Gott, zu läugnen ſuchte, ſtellte ihm die herrliche Kurfürſtin mit naiver Wahrheitsſtärke den einfachen Spruch entgegen: „Der das Auge gemacht hat, ſollte der nicht ſehen, der das Ohr gemacht hat, ſollte der nicht hören?“ Wirklich läßt ſich im gegebenen Falle kaum eine beſſere Abfertigung denken, als dieſe muntre Einfalt, der — wie der Dichter ſagt — Gott hat Witz beſcheert. Die Königin, durch ihre Mutter und durch Leibnitz von den Verdienſten und Eigenheiten des gelehrten und berühmten Mannes ſchon unterrichtet, wünſchte denſelben perſönlich kennen zu lernen, und ſehr gern machte er einen Beſuch in Berlin. Er kam zu Anfang des Oktobers 1701 daſelbſt an, und ſeine Aufnahme übertraf beinahe noch die zu Hannover. Er war ein ſchöner und gewandter Mann, wenig über dreißig Jahr alt, im Hofleben nicht unerfahren. Der König und die Königin unterhielten ſich mehrmals mit ihm, beſonders zeichnete ihn der Miniſter Graf von Wartenberg durch die ſchmeichelhafteſten Höflichkeiten aus. Toland glaubte den Boden hier günſtig für ſeine Meinungen, und mit kühner Zuverſicht legte er ſich dar. Er unterhielt ſich mit den vornehmſten Gelehrten, welche er am Hofe traf, und ſuchte ſie zu gewinnen. Man hat es angemerkt, daß er dem berühmten de La Croze das Buch von Giordano Bruno „il spaccio della bestia trionfante“ geliehen, eine faſt eben ſo große und verbotene Seltenheit, als das berüchtigte Buch „de tribus impostoribus.“ Am meiſten aber war ſein Augenmerk auf die Königin ſelbſt gerichtet. Sie war in der Philoſophie wiſſenſchaftlicher begründet als ihre Mutter, und ließ ſich mehr auf die gelehrte Form der Fragen und Beweiſe ein; er durfte hoffen, hiedurch ſie weiter führen und ihr überlegner bleiben zu können, als dies bei der Kurfürſtin möglich geweſen. Allein dieſe Erwartung ſchlug fehl. Sophie Charlotte war nicht bloß der Schalen kundig, in welcher die Weisheit vorgetragen zu werden pflegt, ſondern ſie beſaß auch den Kern von dieſer, und ihre Ueberzeugungen blieben unerſchüttert. Auch war ſie zu ſehr an den Umgang mit den beſten Köpfen und ſcharfſinnigſten Gelehrten gewöhnt, welche ſie in den erkannten Wahrheiten nur immer gründlicher befeſtigt hatten, als daß der Glanz einiges neuen dialektiſchen Witzes ſie hätte blenden können.

Die Art und Weiſe, wie bei der Königin ſolche Erörterungen geführt wurden, zeigt ſich uns in einem Bericht, welchen Herr von Beauſobre über ein Geſpräch, in das er unvermuthet mit Toland verwickelt wurde, aufgeſetzt hat. Beauſobre war ein außerordentlicher Mann, von edlem und reinem Karakter, von großem Geiſt und reichem Wiſſen, hatte Feuer und beredte Darſtellungsgabe, und galt für einen Meiſter im Ausdruck; der große Beauſobre hieß er noch lange nach ſeinem Tode bei denen, die ſeine Eigenſchaften und Verdienſte im ganzen Umfange würdigen konnten. Er war im Begriff eine Sendung, welche die franzöſiſche Kirche betraf, anzutreten, und wollte ſich deshalb in Lützenburg bei der Königin beurlauben. Die Königin war gerade beim Spiel, ließ ihm aber, ſo wie ſie ihn bemerkt hatte, durch Fräulein von Pöllnitz ſagen, daß ſie ihn ſprechen wolle, er werde nicht lange warten, und das Spiel gleich beendigt ſein. „Es war ſechs oder ſieben Uhr abends — erzählt er ſelbſt — als Ihro Majeſtät aufſtanden, und zu mir gewendet die Worte ſagten: «Hier iſt ein Fremder, welcher in Betreff der Religion nicht unſrer Meinung iſt. Er greift die Grundfeſten unſers Glaubens an, und will uns die heilige Schrift zweifelhaft machen; Sie kommen eben recht, uns zu vertheidigen.» Ich wüßte nicht zu ſagen, was ich der Königin antwortete, allein Herr Toland, den ich weder von Perſon noch durch ſeine Schriften kannte, trat ſogleich hervor, und begann mit einer Art, die etwas zu viel Selbſtgefälligkeit blicken ließ, über das Anſehn der Schriften des Neuen Teſtaments zu ſprechen. Ich antwortete ihm anfangs mit großer Mäßigung, indem ich ihm doch zu verſtehen gab, daß dem Trotz hier Trotz entgegenſtände, und er möchte ſich erinnern, daß der ſtarke Geiſt oft gerade der ſchwache ſei. Ich fragte ihn ſodann, wie ſo er mich auf Vertheidigung zu beſchränken meine, da doch ihm, der ſich für den ſtarken Geiſt ausgäbe, dieſe Rolle weit beſſer zieme: er wiſſe mein Glaubensſyſtem, und ſei dadurch ſehr im Vortheil, es ſei billig, daß er mir das ſeinige darlegte, damit wir ſie beide vergleichen und hiernach ſehen könnten, ob ſeine Religion wenigeren Schwierigkeiten unterworfen ſei, als die meinige.“

„Herr Toland mochte meiner Frage nicht beſtimmt antworten. Er ſagte mir, er ſei Chriſt wie ich, aber als vernünftiger Menſch könne er jenes nur durch Erkenntniß ſein, und er verhehle nicht, daß der über das Anſehn der Schriften des Neuen Teſtaments große Zweifel hege. Wir gingen ſodann auf die Sache näher ein, und ich fragte Herrn Toland, ob ſeine Zweifel die Aechtheit aller Schriften des Neuen Teſtaments beträfen, oder nur eines Theiles, und ich fügte hinzu, man habe die zweite Epiſtel Sankt Petri, die Epiſtel Judä, und einige andre in Zweifel gezogen, ſei von dieſen Schriften die Rede, ſo möchte er ſeine Bedenken nur aufſtellen, erſtreckten ſie ſich aber allgemein auf ſämmtliche Schriften des Neuen Teſtaments, ſo müßte er im Alterthum Entdeckungen gemacht haben, die mir unbekannt wären: er würde mich daher verbinden, ſie mir mitzutheilen. Herr Toland entſchied ſich, das Anſehn keiner einzelnen dieſer Schriften, ſondern aller im Allgemeinen anzugreifen, indem er meinte, da die Alten in den Kanon zweifelhafte Bücher aufgenommen, ſo ſei dies ein Beweis, daß dieſer Kanon nicht ſowohl nach richtiger Unterſcheidung, als vielmehr in der Abſicht beſtimmt worden, eine ſchon vorgezogene Meinung zu ſtützen. Ich erwiederte, daß keines derjenigen Bücher welche von einigen Alten bezweifelt worden, zur Begründung eines Artikels des chriſtlichen Glaubens nothwendig ſei, welcher letztere unabhängig von jenen beſtehe: daß die Zweifel jener Alten auch keineswegs erwieſen, jene Bücher ſeien von Grund aus unächt; daß wenn ich die Aechtheit gewiſſer Schriften auch fallen ließe, die der übrigen dadurch nichts verlöre: daß zum Beiſpiel die fremden Schriften, welche ſich unter denen des Juſtinus Martyr befänden, weder ſeinen Dialog noch ſeine Apologieen zweifelhaft machten: daß die vier Evangelien, die Apoſtelgeſchichte, die dreizehn Epiſteln Sankt Pauli, die erſte Epiſtel Sankt Petri und die erſte Sankt Johannis von Anfang her allgemein anerkannt worden, und niemand habe in Zweifel gezogen, daß dieſe Schriften von den Verfaſſern herrührten, deren Namen ſie tragen. Herr Toland wandte hinſichtlich des Evangeliums Matthäi ein, wir beſäßen die Urſchrift nicht, Ueberſetzung aber ſei ungetreu, da ſie von der hebräiſchen, durch die Nazaräer bewahrten Urſchrift abweiche. Sei das unſere nun Urſchrift oder Ueberſetzung, gab ich ihm zur Antwort, mir liegt daran wenig. Ich weiß, was ich davon zu halten habe, und mir genügt, daß die vorgebliche Urſchrift und die Ueberſetzung in Betreff der Wunder und der Auferſtehung Jeſu Chriſti übereinſtimmen. Laſſen Sie unſer Evangelium bloß in dieſen Artikeln gelten, und nachher wollen wir unterſuchen, welches von beiden unrichtig ſei, ob das Grichiſche oder das Hebräiſche.“

„Der Hauptſtreit betraf die Apokryphen. Herr Toland fragte mich, an welchen ſichern Kennzeichen man unter einer Menge von Schriften, welche den Namen der Apoſtel führten, die ächten von den falſchen habe unterſcheiden können. Ich verſetzte, er habe zu geringe Meinung von den Alten, ſie ſeien, wie verſchiedene Stellen des Euſebius zeigten, nicht ſo ſchlechte Kritiker geweſen, als er ſie vorausſetze; ſie hätten über die Apokryphen nach dem Stil der Schriften geurtheilt, nach der Lehre, die darin enthalten, nach der Zeit, worin ſie erſchienen. Ich beſtand hierauf mit Nachdruck, und äußerte, Herr Toland würde mir kein Apokryph nachweiſen können, das älter wäre, als die Zerſtörung von Jeruſalem, dahingegen alle unbeſtrittenen Schriften des Neuen Teſtaments älter ſeien, als jener Zeitpunkt, mit Ausnahme des Evangeliums Johannis: die Kirchengeſchichte bezeuge meine Behauptung, und wenn er ſie bezweifle, ſo liege ihm ob, in dieſen Schriften die kritiſchen Kennzeichen aufzufinden, welche das Gegentheil nachwieſen. Dieſes war nicht leicht, und Herr Toland unternahm es nicht.“

„Glauben Sie, fragte ich ihn, daß die Epiſteln Sankt Pauli von ihm ſeien? Ja, verſetzte er. Und glauben Sie, fuhr ich fort, daß Sankt Paulus eine Lehre gepredigt habe, die mit der Lehre der übrigen Apoſtel in Widerſpruch geweſen? Herr Toland ſtand über die Apoſtel etwas an, behauptete aber Paulus habe nicht dieſelbe Lehre gepredigt, wie Jeſus Chriſtus, und führte als ſeine Zeugen die Nazaräer an, welche den Apoſtel Paulus verwürfen. Aber, wandte ich abermals ein, betraf denn ihr Meinungsſtreit die Auferſtehung? Dieſer Punkt iſt es, auf dem ich wünſche, daß wir verweilen. Zeigen Sie mir in irgend einer Zeit Jünger Jeſu Chriſti, welche dieſe Thatſache geläugnet hätten. Ich glaube, daß dieſe Ihnen am meiſten ſchwierig iſt. Ich will nicht über Sie hier urtheilen, aber ich habe wahrgenommen, daß die Leute, welche die chriſtliche Religion angreifen, ein wenig die Auferſtehung fürchteten.“

„Dieſe Neckerei unterbrach den Ernſt des Geſprächs, wir nahmen ihn aber bald wieder auf, und ich ließ mir angelegen ſein, das Alterthum der heiligen Schriften zu beweiſen. Ich verfuhr hiebei folgenderweiſe: Das Evangelium des Lukas, in welcher Zeit es auch geſchrieben ſei, iſt es unſtreitig vor ſeiner Apoſtelgeſchichte; dies ergiebt ſich aus der Vorrede zur letztern, denn dieſe muß vor der Zerſtörung von

Jeruſalem geſchrieben ſein, denn der Verfaſſer beſchließt ſeine Gedichte mit der erſten Gefangenſchaft des Paulus zu Rom, welche im Jahre 59 oder 60 eintrat. Man vermag keinen hinreichenden Grund anzugeben, warum Lukas ſeine Geſchichte auf dieſem Punkt ſollte beendigt haben, wenn er ſie nicht vor dem Tode des Paulus geſchrieben hätte, und folglich mehrere Jahre vor der Zerſtörung von Jeruſalem. Ich führte zweitens an, daß wenn die Weiſſagungen über die Zerſtörung von Jeruſalem, welche ſich in den Evangelien finden, erſt nach dem Ereigniß geſchrieben wären, ſie niemals in ſolchen Ausdrücken davon reden würden, welche zugleich die Wiederkunft Jeſu Chriſti und die Zerſtörung dieſer Stadt verkündigten. Augenſcheinlich iſt es, daß dieſe Weiſſagungen es ſind, welche an die letzte Wiederkunft Jeſu Chriſti glauben machten. Selbſt einer der Einwürfe, die man den Chriſten alsbald machte, gründete ſich hierauf, daß nämlich Jeſus Chriſtus nicht käme, wie er doch verſprochen zu haben ſchiene. Dies erſieht man aus dem dritten Kapitel der zweiten Epiſtel Sankt Petri. Wären nun dieſe Weiſſagungen, welche jenem Einwurfe zur Grundlage dienten, nach dem Ereigniſſe geſchrieben, ſo läge es außer aller Wahrſcheinlichkeit, daß die chriſtlichen Verfaſſer durch ihre Erzählung ſolchen Anlaß gegeben hätten. Da ich weiter ging, als Herr Toland von mir verlangen konnte, ſo forderte ich, er ſolle mir in denjenigen Schriften des Neuen Teſtaments, die niemals beſtritten worden, irgend eine Spur von Unterſchiebung angeben, wie man deren offenbare in der apoſtoliſchen Konſtitution, in der Reiſe Sankt Petri, in dem falſchen Dionyſius Areopagita finde.“

„Herr Toland wollte mir hierauf andeuten, daß Bücher ſehr alt ſein, und dennoch Fabeln enthalten könnten; daß kühne und leichtſinnige Schriftſteller auch Gerüchte und Volksmährchen aufraffen, ſie niederſchreiben, und ſie mit Hülfe des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit der Völker in Gang brächten. Da Herr Toland mir den ganzen Umfang ſeines Unglaubens völlig aufdeckte, und die Streitfrage ſchon eine andre geworden war, ſo hielt ich mich nicht verbunden, auf den Erweis der im Neuen Teſtamente berichteten

Thatſachen einzugehen. Jedoch machte ich ihm bemerklich, wie ſehr ſeine Schlußfolgerung fehlerhaft ſei: leichtſinnige Geſchichtſchreiber, Betrüger, haben Fabeln erzählt; alſo ſind die in den Evangelien erzählten Thatſachen fabelhaft! Ich brauchte nur, fügte ich hinzu, in ſeiner Weiſe zu folgern, um ein ganz entgegengeſetztes Ergebniß zu haben: treue Geſchichtſchreiber haben Wahrheit geſchrieben, alſo ſind die im Neuen Teſtament berichteten Thatſachen Wahrheit. Er entgegnete, ich mäße ihm ſchlechte Folgerungen bei, und er wolle nur allein den Schluß ziehen, weil viele alte Bücher voll fabelhafter Wunder wären, ſo müßte man, um die in den Evangelien zu glauben, darthun, daß ſie von dieſer Art nicht wären.“

„Da dieſe Verhandlung nicht durch ein Geſpräch zu endigen war, welches ſchon einige Zeit gedauert hatte, ſo verwies ich Herrn Toland auf die vortrefflichen Bücher, die zur Rechtfertigung des Zeugniſſes der heiligen Schriftſteller geſchrieben worden. Weiter fragte ich ihn, ob er einen Gott glaube: er ſchien durch dieſe Frage wie beleidigt, und als er ſich darüber unwillig ausließ, ſagte ich ihm, es ſei wenigſtens wichtig zu wiſſen, ob wir dieſelben Vorſtellungen von der Gottheit hätten; ich meinestheils glaubte einen weiſen und freien Gott, ſehr beſtimmt unterſchieden von dem Stoffe des Weltalls, ich glaubte gleicherweiſe eine freie Vorſehung, Urſache einer mit Klugheit und Wahl gemachten Einrichtung; wenn wir in dieſen Grundſätzen einig wären, ſo habe er nachzuweiſen, daß die im Neuen Teſtamente berichteten Thatſachen einen Widerſpruch in ſich trügen, oder der Vollkommenheit Gottes entgegen träten: in dieſem Falle würde auch ich ſie als Fabeln behandeln müſſen, weil nichts, was der Natur der Dinge ſelber, oder der Vollkommenheit Gottes, zuwider ſei, wahr ſein könne: eben dies ſei das erſte Kennzeichen, vermöge deſſen wir von Fabeln urtheilen könnten; es gäbe noch ein zweites, das der Geſchichtſchreiber, welche die Thatſachen berichten; aber ich glaubte nicht, daß er bei den Apoſteln Jeſu Chriſti, den Zeugen der Thatſachen, die ſie gepredigt, und beſonders in der Auferſtehung des Herrn, einen der Fehler zu finden vermöchte, welche ein Zeugniß entkräften, und daß ich mich anheiſchig machte, darin im Gegentheil alles zu finden, was ihre Aufmerkſamkeit und ihre Fähigkeit im Prüfen, und ihre Redlichkeit im Erzählen rechtfertigen könne."

„Herr Toland brachte Zweifel über die Auferſtehung Jeſu Chriſti vor, und führte mir die Abweichungen an, welche über mehrere Umſtände ſich in der Erzählung der Evangeliſten finden. Ich antwortete ihm, was man hierauf zu antworten pflegt, und ſetzte hinzu, ich wolle ihm einen Zug bemerklich machen, der ſeiner Forſchbegier entgangen zu ſein ſchiene, daß Wort Sankt Matthäi nämlich: «Und gehet eilend hin, und ſaget es ſeinen Jüngern, daß er auferſtanden ſei von den Todten. Und ſiehe, er wird vor euch hingehen in Galiläa, da werdet ihr ihn ſehn. — Und da ſie ihn ſahen, fielen ſie vor ihm nieder; etliche aber zweifelten,» — und ich bemerkte ihm ſogleich, das dies Wort ein ſprechender Beweis für die Redlichkeit Sankt Matthäi ſei, und daß niemals ein Betrüger ſolch eine Bemerkung würde hinzugefügt haben."

„Ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlaß ich den berühmten Brief des Plinius an Trajanus die Chriſten betreffend erwähnte. Ich muß eine bedrängende Folgerung daraus gezogen haben, denn mein Gegner wählte kurz und gut den Ausweg, den Brief untergeſchoben zu nennen. Hierüber brachte ich ihn noch mehr in's Enge, er hatte ſich auf einen Poſten zurückgezogen, wo keine Vertheidigung möglich war. Ich forderte von ihm etwas höhniſch die Beweiſe dieſer Unächtheit. Er hatte deren keine, als die Verſe der Sibyllen, und einige entſchieden falſche oder verdächtige Bücher; da jedoch ſeine Antwort unſicher war, und ich ihm mit feſtem Ton wiederholte, in dem Briefe ſelbſt müßten die Kennzeichen der Unächtheit und eben ſolche, wie ſich in den Sibylliniſchen Büchern fänden, nachgewieſen werden, ſo war der Streit, welcher anfing bitter zu werden, ſchon beendigt, indem die Königin ihn unterbrochen hatte."

Unſere Leſer werden der Königin Dank wiſſen, welche ihnen, wie dem bedrängten Gaſte, glücklich zu Hülfe kommt, und ihren klaren und gütigen Sinn hier abermals bewährt.

Beauſobre geſteht, daß ein Anderer die Sache der heiligen Schriftſteller beſſer geführt, er ſelbſt ſie aber minder gut vertheidigt haben würde, wenn er nicht gerade zu jener Zeit mit den Apokryphen des Neuen Teſtaments eifrig beſchäftigt geweſen wäre. Wir überlaſſen den Theologen zu beurtheilen, wiefern ſolche Streitfragen heutiges Tages mit anderen Gründen und ſtärker und kräftiger zu behandeln wären, bemerken aber noch insbeſondre, daß wir über dieſes Geſpräch keinen Bericht von Toland haben, wo der Verlauf und Ausgang vielleicht etwas verſchieden gelautet hätte. Er meinte wenigſtens, nicht beſchämt noch mißvergnügt ſein zu müſſen, ſondern freute ſich des ſeltnen Glückes, dergleichen Gegenſtände ohne Schärfe und Gehäſſigkeit in Gegenwart einer tiefdenkenden Königin erörtert zu ſehen. Auch wurde er fortwährend vortrefflich behandelt, und wie mißfällig ſeine Ketzereien auch dünkten, ſo ließ man ihn als Menſchen dies doch keineswegs fühlen oder gar entgelten; ſolche Geſpräche waren eine harmloſe Geiſtesübung, deren Freimüthigkeit ſtets durch Anmuth und Feinheit gemildert wurde. Toland war entzückt von dieſem Verkehr, und rühmte den preußiſchen Hof und überhaupt Berlin als den angenehmſten und befriedigendſten Aufenthalt. Seine Eindrücke, und die Abſicht, ſie öffentlich mitzutheilen, muß er lebhaft zu erkennen gegeben haben, denn Leibnitz ſchrieb am 27. Dezember 1701 an die Kurfürſtin: „Herr Toland bedroht uns mit einer Schrift, die franzöſiſch und engliſch zugleich erſcheinen ſoll; wahrſcheinlich eine Erzählung ſeiner Reiſe. Wir werden auch die Unterredungen Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht mit ihm haben, wie er ſchon gedroht hat. — Was iſt zu thun; man muß die Leute reden laſſen, zumal die Engländer.“ Wir ſehen hieraus, daß die Veröffentlichung perſönlicher Merkwürdigkeiten nicht ſo neu iſt, als man bisweilen aus Unkunde der früheren Zeiten angeben möchte, und daß bereits vor hundert Jahren hohe und weiſe Perſonen ſich mit Gleichmuth in dies Unvermeidliche zu fügen wußten; denn was kann wohl natürlicher ſein, als daß ein belebter Sinn die perſönlichen Vorgänge, die ihm ſelbſt wichtig dünken, und die er Anderen wenigſtens merkwürdig glaubt, in kleinerem oder größerem Kreiſe mittheilt, ſei es nun geſprochen, oder geſchrieben, oder gedruckt, welches nur dem Grade nach und wenig verſchiedene, ſtets in einander übergehende, und in ihrem letzten Erfolge völlig gleichwerdende Ueberlieferungsarten ſind! Toland indeß übereilte ſich nicht, und gab im Jahre 1704 nur erſt Briefe an Serena heraus, von denen es nach der Königin Tode hieß, es ſeien Briefe, welche wirklich an ſie geſchrieben und abgeſandt worden, was jedoch wenig glaubhaft iſt. Im folgenden Jahre ließ er in der That ſeine Reiſeſchilderungen drucken, und zwar zugleich franzöſiſch und engliſch; aus der deutſchen Ueberſetzung, welche bald nachher 1706 erſchien, entlehnen wir in Betreff Sophie Charlottens die nachfolgenden Stellen, als welche zugleich die Auffaſſung und Sprache damaliger Zeit uns unmittelbar vorführen. Toland berichtet folgendergeſtalt: „Die Königin bringet ihre meiſte Zeit in einem Pallaſte zu, der bei dem Dorfe Lützelburg an der Spree eine Meile von Berlin lieget, und noch nicht völlig ausgebaut iſt, daher er auch von dem Dorfe ſeinen Namen hat; von Berlin kann man bis dahin durch einen Park oder Thiergarten auf einer Treckſchuyte und kleinem Kahn zu Waſſer fahren. — Der Garten, welcher zwiſchen dem Schloſſe und dem Fluſſe mitten inne lieget, wird mit der Zeit, ſeiner Größe nach, einer von den allerſchönſten in Teutſchland werden. — Lützelburg wird in kurzer Zeit ein ſehr angenehmer Ort werden: und zwar durch Anordnung und Einrichtung Sophie Charlottens, der allerſchönſten Prinzeſſin ihrer Zeit, und die keinem Menſchen an richtigem Verſtande, an netten und wohlgeſetzten Worten, wie auch an Annehmlichkeit der Konverſation und Umganges etwas nachgiebet. Sie hat gar überaus viel geleſen, und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man admiriret ſowohl ihren ſcharfen und geſchwinden Geiſt, als ihre gründliche Wiſſenſchaft, ſo ſie in denen ſchwerſten Stücken der Weltweisheit erlanget hat. Ja, ich muß frei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben niemand gehöret, welcher geſchicktere Einwürfe hätte machen, oder die Unzulänglichkeit und Sophiſterei eines vorgebrachten Arguments und Schluſſes hurtiger entdecken, oder auch die Schwäche und Stärke einer Meinung leichter penetriren können, als eben ſie. Kein

Menſch hat jemals beſſer die Kunſt gelernet, wie man ſich bei allem ſeinem Thun und Laſſen mit Nutzen eine zuläßliche Ergötzlichkeit machen könne, als eben ſie. Allein ihr angenehmſter Zeitvertreib iſt die Muſik, und wer ſie in eben ſo hohem Grade lieben will, muß ſie auch ſo wohl verſtehen, als Ihre Majeſtät, welches nichts Leichtes iſt. Sie ſpielet vollkommen auf dem Cymbal, welches ſie alle Tage thut; ſie ſinget auch wohl, und der berühmte Bononcini, einer von den größeſten heutigen Meiſtern, ſagte mir einſt, daß ihre Kompoſitiones und verfertigte muſikaliſche Stücke überaus akkurat geſetzet wären. Sie ſiehet gerne, wenn Fremde ihr aufwarten, und von allem, was in ihren Landen merkwürdig iſt, Unterricht geben. Ja, ſie hat eine ſo genaue und rechte Erkenntniß von denen Regierungen, daß man ſie in ganz Teutſchland nur zu nennen pfleget die republikaniſche Königin, oder die es nicht mit der abſoluten unumſchränkten Monarchie hält. Alles, was lebhaft und polit iſt, kommt an ihren Hof, und ſiehet man allda zwei Dinge, nämlich Studiren und Luſtbarkeiten, in vollkommner Einigkeit beiſammen. — Was ihre Perſon anlanget, ſo iſt ſie eben nicht ſo gar lang und ſchmal, ſondern vielmehr etwas ſtark von Leibe; ihre ganze Bildung iſt überaus regulair, und ihre Haut ſehr weiß und lebhaft; ſie hat blaue Augen und kohlſchwarze Haare: ſie hat ſehr gerne ſchöne Damen um ſich, wie dann ihr ganzes Frauenzimmer davon voll iſt. Der Kronprinz, als ihr einziges Kind, logiret auf dem Schloß zu Berlin in einem beſondern Zimmer.“

Es ereignete ſich die Merkwürdigkeit, daß Toland den Druckbogen, worin von der Königin die Rede iſt, aus der Druckerei an eben demſelben Tage zur Durchſicht empfing, an welchem auch die Nachricht von der Königin Ableben an ihn gelangte, daß er aber nichts Erhebliches abändern mochte, ſondern meinte, was bei ihrem Leben vielleicht hätte Schmeichelei ſcheinen können, dürfe nun um ſo gewiſſer als die bloße Wahrheit auftreten. Toland war ſpäter im Jahre 1707 nochmals in Berlin, und rühmte wiederholt die dortige Lebensart und Bildung, beſonders aber die vollkommene Gewiſſensfreiheit, welche in den preußiſchen Ländern mehr als ſelbſt in England zu finden ſei. Er ſtarb im Jahre 1722 zu London im zweiundfünfzigſten Lebensjahre.

Wir müſſen hier einen Augenblick verweilen, um den Hof Sophie Charlottens und deſſen innere Lebensgeſtalt etwas näher zu betrachten. — Nach dem Willen des Königs war der Hofſtaat ſeiner Gemahlin von jeher äußerſt reich und glänzend, jedes Hofamt wohlbeſetzt, und eine prächtige Dienerſchaft jeder Art und Gattung zu allen Leiſtungen bereit. Auf die Wahl dieſer Perſonen hatte Sophie Charlotte immer mehr Einfluß gewonnen, und dieſelbe zuletzt faſt ganz nach ihrem Sinne gelenkt, wobei ſie doch das Naheſtehende und Herkömmliche billig im Auge behielt. Geiſtige Lebhaftigkeit, edle Bildung, Kenntniß und Talent, waren die Vorzüge, welche am meiſten berechtigten, ihrer Umgebung anzugehören. Auch eine ſchöne Geſtalt kam weſentlich in Betracht; in den geringſten ihrer Diener liebte ſie wohlgebildete und muntre Leute zu ſehen. Beſonders waren die beiden Kammertürken, welche nach damaliger Sitte bei Hofe nicht fehlen durften, durch ihr ſtattliches Aeußere ausgezeichnet, und von dem Könige deßhalb dem Hofe ſeiner Gemahlin beigefügt worden; ſie hatten dem muhamedaniſchen Glauben entſagt, und bei der Taufe die Namen Friedrich Ali und Friedrich Haſſan erhalten. Selber ungemein lebhaft und munter, und bei dem großen Drange tiefen Nachdenkens auch der Neigung zu Scherz und Fröhlichkeit ergeben, erhielt die Königin alles um ſich her in freudiger Bewegung und Heiterkeit. Sie ſtellte ſich mit ihrer Geſellſchaft gern auf gleichen Fuß, legte jede äußere Hoheit ab, und ſtrahlte nur um ſo heller in der innern, die mit ihrem Weſen verbunden war. Durch ihre Herablaſſung und Güte, durch ihre leutſelige Vertraulichkeit, litt ihre Würde nie, man huldigte ihr nur um ſo eifriger und ehrerbietiger, je mehr man ſich menſchlich von ihr angeſprochen fühlte. Den Reichthum und die Ueppigkeit eines begünſtigten Lebens, welche ganz auf Wohlthun und Milde zu lenken nicht in ihrer Macht geſtanden hätte, ſuchte ſie wenigſtens durch Bildung und Schönheit zu veredeln, und die herrlichen Tage voll Reiz und Vergnügen, die Spaziergänge und Luſtfahrten, Tanz- und Muſikfeſte, Bühnenſpiele und Maskenaufzüge, welche ſie in Lützenburg auf einander folgen ließ, entzückten mehr noch durch Sinnigkeit und Geſchmack, als durch die reichen Hülfsmittel, welche dabei verwendet wurden. In dieſem Kreiſe zu leben, dahin eingeladen zu werden, rechnete man als Glück und Annehmlichkeit; der Zutritt war auch nicht erſchwert, und beſonders wurden Fremde mit Zuvorkommenheit empfangen, jedoch gehörte wohl einiges Selbſtgefühl dazu, um da mitgelten zu wollen, wo der feinſte Ton und Geſchmack und die geiſtreichſte Unterhaltung herrſchten, für welche die Kenntniß der franzöſiſchen Sprache, und gewiſſermaßen der italiäniſchen nicht zu entbehren war.

An den meiſten Höfen, in allen Kreiſen vornehmer Bildung, war damals das Uebergewicht der franzöſiſchen Sprache unbeſtritten. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten hatte hiezu als mächtiges Vorbild eben ſo mitgewirkt, wie die Eigenſchaften der franzöſiſchen Sprache ſelbſt, welche ſich gleichzeitig in Geſelligkeit und Litteratur zu ſeltner Volkommenheit entwickelt hatten. Von der nationalen Seite betrachtet, erſcheint es als ein Nachtheil, daß nun das Leben der Höfe und der Vornehmen von denen des Volkes auch durch die Sprache ſich entſchieden trennte. Doch iſt dabei der Gewinn für die Bildung überhaupt, für das Zuſammenleben Europa's, nicht zu überſehen. In ihrem damaligen Zuſtande war namentlich die deutſche Sprache ein kümmerliches Werkzeug, und ihre Ausbildung zu betreiben oder abzuwarten, hätte mehr als Eine Geſchlechtsfolge ſich opfern, und inzwiſchen auf den Gebrauch und Genuß eines ſchon fertigen, bequemen und reizenden Hülfsmittels verzichten müſſen. Zudem gewährt ſchon die Kenntniß und Uebung jeder anderen, als der Mutterſprache, eine Art Ueberlegenheit, deren die hohen und begünſtigten Stellungen ſich gern verſichern, ſo ſehr, daß an Orten, wo eine fremde Sprache fehlt, die Vornehmen auch in der eignen ſtets eine neue, dem Volk unverſtändliche, anzuklingen ſuchen. Jetzt, da deutſche Könige und Prinzen in deutſcher Sprache dichten, und in ihr der höchſte Geiſt ſchon ausgeprägt iſt, können wir es ohne Gefahr ſagen, die franzöſiſche Sprache war damals ein Bedürfniß, und ihre Ausbreitung eine Wohlthat. Freilich wäre es für die deutſche Sprache ein großer Vortheil geworden, hätte Leibnitz ſeine Hauptſchriften deutſch verfaßt; allein Sophie Charlotte, ja Leibnitz ſelber, wären zu bedauern geweſen, hätten ſie nur deutſch ihre Geſpräche führen ſollen. Durch die franzöſiſchen Flüchtlinge, welche, zum Theil aus den höchſten Ständen, die Blüthe franzöſiſchen Geiſtes und Umgangs ächt und friſch herübergebracht, war in Berlin das Franzöſiſche gewiſſermaßen einheimiſch, und der Kreis dieſer Bildung gar nicht mehr auf den Hof beſchränkt. Wer hätte damals gegen dieſe Nothwendigkeit und gegen dieſen Anreiz ringen können! Neben dem Franzöſiſchen erhielt ſich das Italiäniſche geltend, hauptſächlich mit der Muſik in Verbindung, welche in Opern, Feſtſpielen, Geſang- und Tanzkünſten einen großen Bereich ausfüllte. Die ſtrenge Wiſſenſchaft bediente ſich des Lateins, dem geſchäftlichen Verkehr drängte ſich das Holländiſche und Engliſche an; dem armen Deutſch blieb unter dieſen Umſtänden nur ein kleiner Raum. Vergebens kämpften einige ſchöne-Geiſter gegen dieſe Ungunſt; die Dichter Canitz und Beſſer ahmten in allen ihren Anſtrengungen doch ſelber nur die Franzoſen nach. Der letztere hatte wohl im Stolze der deutſchen Dichtkunſt, die er zu vertreten meinte, einen Vorwurf gegen Sophie Charlotte, als ſie noch Kurfürſtin war, auszuſprechen gewagt, daß ſie mehr von ausländiſchen Sprachen hielte, und wir theilen ſeine Verſe um ſo lieber mit, als ſie ſich in der That fein und ſchmeichelhaft genug wenden; der dichteriſche Ceremonienmeiſter ſpricht:

Noch hat die deutſche Poeſie
Vor dir, durchlauchtigſte Sophie,
Sich nimmer dürfen ſehen laſſen,
Noch hat ihr Lied ſich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen ſagt,
Vor dir in einen Reim zu faſſen.

Dies würd' auch heute nicht geſchehn,
Allein, nachdem ſie wohl geſehn,
Daß das, was ihr ſcheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,

So denkt ſie: Warum ſoll ich nicht
Auch einmal unvollkommen ſprechen?

Dies unterfängt ſie ſich nun heut.
Du fragſt: Hat ſie mehr Lieblichkeit,
Als ſie bisher gehabt, zu ſingen?
Nein! ſie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unſer Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was ſie verwegen macht,
Iſt, daß ſie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie ſieht, daß keiner möglich iſt,
Es auszuſprechen, wie du biſt,
Drum hat ſie ſich's auch unterwunden.

Sie ſpricht: Ei, ſteht es Fremden frei,
Was trag' ich dann, ich Deutſche, Scheu,
Sophiens Lob herauszuſtreichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutſche Fürſtin, dir
Doch aller Völker Schönheit weichen.

Sophie Charlotte erkannte die Artigkeit dieſer Zeilen an, und belobte den Dichter auch wegen anderer, welche den bedenklichſten Stoff behandelten, aber in der feinen Schicklichkeit der Behandlung wohl einer ſo geiſtesfreien Fürſtin durften vorgelegt werden; allein zur Verdrängung des Franzöſiſchen konnten ſolche Einzelheiten ihre Wirkung keineswegs erheben.

Franzöſiſch war alſo die Sprache, in welcher die Königin eigentlich lebte. In ihr fanden die ernſten und vertraulichen Geſpräche Statt, die Unterhaltung mit ihren Damen, der Briefwechſel mit ihrer Mutter. Die ganze Lebensart, Hofſitte und Kleidertracht, alles hatte den Zuſchnitt vom Hofe zu Verſailles, und der dortige Wechſel der Moden bedingte den zu Berlin. Auch der franzöſiſche Gottesdienſt wurde neben dem deutſchen häufig beſucht, und die Refugiés waren eifrig bedacht, in ihren Predigten den Ruf ihrer mitgebrachten Beredſamkeit und ihres guten Ausdrucks zu behaupten.

Die Königin hatte das Glück, in ihrer Umgebung einige Perſonen zu beſitzen, mit denen ſie in geiſtiger Freundſchaft und ſelbſt in vertraulicher Herzensnähe leben konnte. Als eine der ſeltenſten Erſcheinungen iſt hier vor Allen Fräulein von Pöllnitz zu nennen. Sie war eine der ſechs Kammerfräulein, welche Sophie Charlotte ſchon als Kurprinzeſſin hatte, und deren Zahl nachher auf zwölf erhöht wurde. Dieſes Fräulein, gleich der Königin ausgezeichnet an Geiſt und Schönheit, ſtimmte mit derſelben in jugendlichem Sinn und muntrer Neigung überein, hatte gleich ihr ein für Freundſchaft empfängliches Herz, und gewann die volle Neigung und das rückhaltloſe Vertrauen ihrer Herrin, der ſie hinwieder eine gränzenloſe Ergebenheit widmete. Der Kammerherr von Pöllnitz, deſſen Denkwürdigkeiten leichter zu tadeln als zu entbehren ſind, macht von ſeiner trefflichen Kouſine eine Schilderung, die, zufolge der thatſächlichen Zeugniſſe, nichts weniger als übertrieben iſt. Sie hatte eine lebhafte Einbildungskraft, raſchen Witz, fröhlichen Sinn, und einen an Kenntniſſen und Einſichten ſo reichen Geiſt, wie man bei Frauen ſelten findet und ihnen kaum geſtatten will. Sie beſaß die Gabe des Anordnens und Erfindens, und durch ihre Leitung und Fürſorge gewannen die Vergnügungen und der tägliche Tageslauf in Lützenburg einen großen Theil des Reizes und der Annehmlichkeit, wodurch ſie ſich auszeichneten. Die rohe Beſchuldigung, ſie habe allzufreie Sitten gehabt, und ſogar das Spiel und den Wein geliebt, ſcheint nur auf der Nachſucht derer zu beruhen, die von dem Uebergewicht ihres ſcharfen Geiſtes litten, und ihr die Freiheit ihres Weſens mißgönnten. Nach der Krönung der Königin war auch Fräulein von Pöllnitz in den höheren Rang einer Hof- und Staatsdame getreten, und nun in jedem Betracht eine Hauptperſon am Hofe. In faſt gleicher Gunſt ſtand Frau von Bülow, geborne von Kroſigk, welche ſchon als Kammerfräulein mit von Hannover gekommen war, und nachher Oberhofmeiſterin wurde. Beide Frauen hatten, wie Pöllnitz ſagt, den Zauber der Rede faſt in ſolcher Weiſe, wie man es in Frankreich vom Kardinal von Richelieu und dem Marſchall d'Ancre gerühmt, und es ſcheint, daß ihre Gemüthseigenſchaften nicht weniger edel als die ihres Geiſtes waren. Außer dieſen werden noch die Hofdamen von Buſch, von Schlippenbach und von Sonsfeldt in der Umgebung der Königin als ſolche genannt, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit hervorſtrahlten.

Wie vertraulich, wie geiſtesinnig das Verhältniß zwiſchen der Königin und Fräulein von Pöllnitz war, drückt ſich am vollſtändigſten durch die Ueberbleibſel eines Briefwechſels aus, der ſehr lebhaft geweſen ſein muß, da ſelbſt in Zeiten täglichen Zuſammenſeins, bei dem geringſten Hinderniſſe des Augenblicks, die Königin das Bedürfniß eines unmittelbaren Austauſches gefühlt und durch ſchriftliche Mittheilungen befriedigt zu haben ſcheint. Dieſe Ueberbleibſel kennen wir durch Erman, welchem ſie der König Friedrich Wilhelm der Zweite, wie ſchon geſagt, aus dem geheimen Staatsarchiv zur Veröffentlichung zuſtellen ließ. Ein Brief ohne Datum, aber deutlich ſchon dieſer ſpäteren Zeit angehörig, lautet: „Ma chère Pöllnitz, vous m'avez pris sans vert, car je ne puis répondre à tant de gentillesses: et j'aime mieux toutefois que vous doutiez de mon intelligence que de mon amitié. Votre mère dit que dans huit jours vous sortirez. Que mon coeur ressentira de joie — j'en sens déjà un plaisir anticipé. — Je n'ai pas même le plaisir de pouvoir rire des sottises qui se font autour de moi: avec qui? La Bülow a de ce gros bonsens qui ne marche qu'en bottes fortes. Certaines finesses, de ces riens que vous saisissez si bien, échappent à sa pénétration, et les autres sont des enfans. Comme ma chère Pöllnitz est l'âme de mes occupations, elles sont fort languissantes. L'abbé dit qu'il a beau éperonner Pégase, ce n'est qu'une rosse. A propos de rosse, celle qui à ce qu'on suppose a l'honneur de servir B., vint hier parée comme un autel, mais de ces autels infernaux consacrés au diable.

Certain philosophe abhorre le vide, et moi, chère Pöllnitz, le plein. J'avois hier à ma cour deux dames, la B. et la Y., grosses jusqu'aux dents, maussades jusqu'au sommet, et sottes jusqu'aux talons. Mais, ma chère, soupçonnez-vous que Dieu en créant de pareilles

espèces, les forma à son image? — non, il fit un moule tout exprès et très-différent, pour nous apprendre le prix des grâces et de la beauté par comparaison. Si vouz trouvez ceci méchant, je sais à qui je m'adresse: à bon chat, bon rat. — Comme mon esprit est monté aujourd'hui méchamment, il faut poursuivre. J'ai vu deux benêts d'étrangers: si l'or, le galon et les franges dénotoient le mérite, rien n'égaleroit le leur. Mais comme je respecte peu l'opulence, j'ai apprécié leur juste valeur. Je comprends que l'aspect des grands peut intimider, et ôter à l'esprit la facilité de briller et de paroître, et alors j'encourage. Mais lorsque la fatuité s'en mêle, et que la présomption et la sottise veulent usurper l'approbation dûe au vrai mérite, je suis impitoyable et je ne fais grâce sur rien. — Que la défiance sur ce que nous valons est estimable, mais que cette vertu est rare! Ne croyons-nous pas toujours valoir quelques carats de plus que d'autres? La vilaine chose que l'orgueil, et pourtant ce sentiment est notre plus fidèle compagnon. Grand Leibnitz! que tu dis sur ce sujet de belles choses! Tu plais, tu persuades, mais tu ne corriges pas. — Je suis en train de moraliser, et le concert commence. Le nouveau chanteur doit chanter. Sa réputation l'a précédé: s'il la soutient, que je vais passer agréablement mon tems! Adieu, adieu, quoi vous m'arrêtez quand la musique m'attend? Je sacrifie l'amie aux talens. Adieu, vous dis-je, et cela sans appel.

Deux mots, ma chère Pöllnitz, envoyez ces diamans pour mon brasselet à la Liebmann. Je lui ai déjà donné mes ordres pour la façon; je n'ai guères de tems. Madame l'électrice est arrivée; que d'étiquettes à observer! ce n'est pas que je haïsse le faste, mais je le voudrois indépendant de la gêne . . . mais que ne voudrois-je pas, et surtout vous qui me manquez essentiellement! On nous promet certain prince: tant pis ou tant mieux: je me jette dans mon lit. Adieu, bon soir, qu'on tire le rideau. Votre reine, votre amie s'endort."

Gewiß, mehr Natürlichkeit, Geiſt, Laune, Freiheit, Herz-

lichkeit und Anmuth iſt ſchwerlich auf ſo wenigen Seiten zu vereinigen, und ein Brief, deſſen ſich eine Sévigné nicht zu ſchämen hätte, wird uns noch merkwürdiger und wunderbarer, wenn wir bedenken, daß eine Königin an ihre Freundin ſo geſchrieben hat, ein Phänomen, das nur in Friedrichs des Großen Freundſchaftsbriefen ſeines Gleichen hat, von einer Königin aber einzig iſt. Auf einem anderen Blatte, vom Jahre 1702, ſchreibt Sophie Charlotte ihrer geliebten Freundin faſt noch vertraulicher. Es war Gebrauch, wenn der König die Königin noch am ſpäten Abend beſuchen wollte, daß dies durch Vorausſendung von Kiſſen angedeutet wurde; von ſolcher Sendung beim Schreiben überraſcht, ſchließt ſie eilig ihren Brief mit den Worten: „Il faut finir, ma chère amie: les coussins formidables arrivent. Je vais à l'autel. Qu'en pensez-vous? La victime sera-t-elle immolée? Votre maladie m'ennuie. Rétablissez-vous, ma chère."

Der Oberhofmeiſter von Bülow galt für ausgezeichnet unter den Hofleuten; er war ein redlicher und feiner Mann, der zwiſchen ſteifer Etikette und freier Laune billige Vermittelung zu treffen wußte. Er war eben ſo wie ſeine Gemahlin, Fräulein von Kroſigk, mit Sophie Charlotte von Hannover nach Berlin gekommen. Ein Herr d'Auſſon de Villarnoul war Kammerherr und Oberſtallmeiſter; der Stallmeiſter von Bodelſchwing, auch mit von Hannover gekommen, war wegen eines Zweikampfs, in welchem er ſeinen Gegner, den Schwager des Oberpräſidenten von Danckelman, todtgeſtochen, deßhalb entfernt worden. Unter den Kammerherren waren noch Ernſt von der Marwitz und Otto Graf von Schwerin ausgezeichnet. Der Legationsrath von Larrey hatte als Vorleſer der Königin ſeine Wohnung im Schloſſe von Lützenburg, und wurde viel in ihre Geſellſchaft gezogen. Er war als franzöſiſcher Schriftſteller geſchätzt, und lieferte, unterſtützt durch ein ſtarkes Gedächtniß, ſelbſt ernſthafte und langwierige Werke mit außerordentlicher Leichtigkeit. Manches artige Stück in Verſen und in Proſa führte er nach dem Auftrage der Königin glücklich aus. Seine Geſchichte der Eleonore von Guyenne las er der Königin noch in der Handſchrift vor. Sein Karakter war zuverläſſig, ſein Geiſt ungemein lebhaft, und trotz mancher Ungleichheit geſellig angenehm. Von dem Grafen von Dohna haben wir früher ſchon geſprochen; er gehörte nicht zu dem Hofe Sophie Charlottens, doch führte ſein Amt und ſeine Ergebenheit ihn faſt täglich in ihre Nähe.

Der heitre Sinn und die friſche Lebensluſt Sophie Charlottens ergingen ſich wohl am freieſten in ihrem geliebten und ganz eignen Lützenburg, aber ſie fanden auch ſonſt, wo nicht Ceremoniel und Etikette zu ſtark entgegentraten, mehr oder minder Raum und Gelegenheit. Beſonders war dies in Hannover der Fall, wo die geiſtreiche Mutter, bei ihren hohen Jahren wunderbar kräftig und liebenswürdig, in den Neigungen der geliebten Tochter, welche als ſtrahlende, angebetete Königin die Heimath beſuchte, nur die eignen wiederfand, und nichts unterließ, was derſelben den Aufenthalt ergötzlich machen konnte. Im Herbſte des Jahres 1701 und bis in den Winter hinein hatte das geiſtigbewegte und geſelligfrohe Leben in Lützenburg fortgedauert, noch am 27. December ſchreibt Leibnitz aus Berlin an den berühmten Philologen Johann Albert Fabricius nach Hamburg, die Friedensſache — womit die Einigung der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe gemeint iſt — werde nicht vernachläſſigt, er aber wiſſe nicht genau, was gethan worden, abweſend und zerſtreut wie er jetzt ſei. „Denn die Königin“, ſagt er, „hält mich hier allergnädigſt auf, mit ihr auch hoffe ich nach Hauſe zurückzukommen.“ Mit dem Anfange des Jahres 1702 aber reiſte die Königin, in Geſellſchaft der verwittweten Herzogin von Kurland, Schweſter des Königs, und des Markgrafen Friedrich Albrecht, Bruder des Königs, nach Hannover, und auch Leibnitz, der bis dahin ihr Gaſt geweſen, begleitete ſie. Als eine Sonderbarkeit wird angemerkt, daß der Markgraf durchaus den Wagen der Königin als Kutſcher habe führen wollen, und von Berlin bis Hannover, ungeachtet aller Bitten der Königin, auf dem Bock, in ſeidnen Strümpfen, geſticktem Sammtrock und großer Perrücke, trotz Unwetter und Froſt, die Zügel geführt habe. Freilich hatte er dieſelbe Grille auch ſchon auf der letzten Reiſe von Preußen, und auch bei gewöhnlichen Ausfahrten unter den Augen des Königs ausgeführt, der ſolcherlei Einfälle nicht gut hieß, aber ſeinen

Bruder nicht hatte davon abbringen können. Von den Feſten und Vergnügungen, welche dort nun begannen, von der glänzenden Geſellſchaft, welche ſich zuſammenfand, wurde weit und breit geſprochen, am meiſten jedoch von einem Maskenfeſt, wobei ſchon die Wahl des Gegenſtandes eine große Luſtigkeit vorausſetzte. Ein Neffe der Kurfürſtin Sophie, halbbürtiger Sohn ihres Bruders des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz, der Raugraf Karl Moritz genannt, zweiunddreißig Jahr alt, geiſtvoll, wild und humoriſtiſch, Frau von Wintzingerode, Hofdame der Kurfürſtin und bei ihr faſt in gleicher Gunſt und Geltung wie Fräulein von Pöllnitz bei der Königin, der Abbate Mauro, und Fräulein von Pöllnitz ſelbſt, ſcheinen die Anordnungen des Ganzen geleitet zu haben, wie ſie auch die Hauptrollen in der Ausführung ſpielten. Wir können von dieſem Feſte den zuverläſſigſten Bericht abermals von Leibnitz entlehnen, der darüber an die Fürſtin von Hohenzollern-Hechingen, geborne Gräfin von Sinzendorf, welche nebſt ihrer Tochter öfters dem Kreiſe in Lützenburg anzugehören pflegte, nach dem Wunſche der Königin am 25. Februar 1702 aus Hannover Folgendes ſchrieb: „Madame, ayant été à Berlin ou à Lutzenbourg l'automne passé et le commencement de l'hiver jusqu'à ce que la reine est venue ici, j'ai entendu plus d'une fois, combien Sa Majesté étoit touchée de la maladie et des incommodités de Votre Altesse Sérénissime, tant à cause de l'affection, qu'elle vous porte, Madame, que parceque cela la privoit de l'avantage de vous voir. Maintenant espérant sur les nouvelles qu'elle a reçues de votre part, que Votre Altesse sera remise ou achevera bientôt de se rétablir entièrement, elle se flatte de vous posséder l'été qui vient, et s'en fait une joie par avance.

Elle a voulu cependant, Madame, que je vous fisse un petit récit de ce qui se fait ici, où elle ne se divertit pas mal, aussi bien que madame la duchesse de Courlande. Les masques et bals, le jeu, la comédie, se relèvent l'un l'autre; il y a quelquefois des intermèdes qui servent à varier les plaisirs. On fit un festin dernièrement à la romaine, qui devoit représenter celui du célèbre

Trimalcion, dont Pétrone a fait la description. Le Trimalcion moderne étoit monsieur le raugrave, et sa femme Fortunata étoit représentée par mademoiselle de Poellnitz qui disposoit toutes choses, comme l'ancienne Fortunata dans la maison de son Trimalcion. Il y avoit des lits pour les conviés, dont les principaux étoient la reine, monseigneur l'électeur et monseigneur le duc Erneste Auguste. Mais madame l'électrice, monseigneur le duc de Zell et d'autres principautés n'y vinrent que pour voir. On voyoit les trophées d'armes de Trimalcion, c'étoient des bouteilles vuidées. Il y avoit aussi quantité de devises qui marquoient ses belles qualités, surtout son courage et son esprit. Lorsque les conviés entroient dans la salle, un esclave crioit: le pied droit devant. On étoit déjà placé des les lits, et Eumolpe (Mauro) récitoit les louanges en vers du grand Trimalcion, lorsqu'il arriva lui-même, porté sur une machine, précédé des chasseurs, tambours, musiciens, esclaves, et tout cela faisoit bien du bruit. On chantoit des vers à sa louange, comme par exemple:

> A la cour comme à l'armée
> On connoit sa renommée;
> Il ne craint point les hasards
> Ni de Bacchus ni de Mars.

Ses grandes actions de Pescaret, de Vienne et d'autres lieux, et particulièrement la manière dont il s'étoit pris pour amollir le cœur de madame de Wintzingerode, comme Annibal les rochers des Alpes, étoient les sujets de vers. En cette manière ayant fait plus d'une fois le tour de la salle, comme en triomphe, il se plaça sur son lit et se mit à manger et à boire, invitant les conviés fort gracieusement à l'imiter. Son ecuyer tranchant s'appelloit monsieur Coupé, afin que disant „coupé" il pût l'appeller et commander en même tems. C'étoit comme le Carpus dans Petrone, à qui le maître disoit carpe, ce qui signifie autant que coupez. On vit une poule dont les œufs lorsqu'on les ouvrit furent sur le point d'être jettés, car on crut qu'il y avoit des poussins, mais c'étoient des ortolans. On vit des petits enfants portant des pâtés, et des oiseaux s'envolant d'un autre pâté, que les chasseurs reprirent. Un âne portant des olives, et plusieurs autres figures extraordinaires, qui diversifioient le festin et surprenoient les spectateurs; le tout à l'imitation de l'original romain. Il y avoit même un Zodiaque avec des mets qui repondoient aux douze signes, et Trimalcion se mit à débiter là-dessus une fort plaisante astrologie. Fortunata fut appellée plusieurs fois avant que de se vouloir mettre à table, car tout rouloit sur elle. Trimalcion, étant en humeur de cracher érudition, fit apporter le catalogue de sa bibliothèque burlesque, et à mesure qu'on nommoit les livres en lisant le catalogue, il en disoit les beaux endroits, ou en faisoit la critique. On ne but que du Falerne, et Trimalcion, qui préfère celui de Hongrie à tout autre, se ménagea pourtant assez pour l'amour des conviés. Il est vrai, qu'à l'égard de ses nécessités il ne se contraignit point. Car se trouvant pressé, il sortit et rentra en cérémonie. D'ailleurs un pot de chambre de grandeur énorme, où il auroit pu se noyer la nuit, le suivoit partout. Il disoit que c'étoit celui que Bacchus avoit jetté à la tête d'un géant pour le terrasser, dans la gigantomachie, quand le grand Encélade voulut escalader le ciel. Enfin contemplant sa félicité et la vanité en même tems des grandeurs de ce monde, il fit apporter et lire son testament; où il ordonnoit comme il vouloit être enterré, et quel monument on lui devoit dresser, et faisoit des legs, le tout d'une manière assez drôle. Il affranchit ses esclaves, qui pendant la lecture du testament faisoient des grimaces et des exclamations lamentables. Mais dans le festin même il donna sur le champ la liberté à celui qui s'appelloit Bacchus, faisant le fier de ce qu'il avoit des dieux en sa puissance. L'esclave alla prendre d'abord le chapeau, marque de la liberté. Lorsque le maître buvoit, ces mêmes esclaves faisoient un bruit qui ressembloit au bruit de canon, ou plutôt au tonnerre de

Jupiter, qui étoit de bonne augure s'il venoit de côté gauche.

Mais au milieu de la réjouissance la déesse de la discorde y jetta une de ses pommes. Une querelle s'éleva entre Trimalcion et Fortunata, il lui jetta un verre, et on eut de la peine à les accorder. On en vint pourtant à bout, le tout se termina le plus agréablement du monde. La procession avec les cors de chasse, tambours, instruments de musique et chants, finit comme elle avoit commencé. Et pour ne rien dire de Fortunata, on peut dire que Trimalcion s'est surpassé luimême.

Je voudrois qu'on en fit une description plus complette pour réjouir Votre Altesse Sérénissime. Pour moi j'ai voulu me servir de cette occasion afin de marquer au moins combien je souhaite de me conserver l'honneur de ses bonnes grâces, étant avec respect etc." Das Feſt hatte, wie man aus dieſem Schreiben ſieht, allerdings einige Züge, denen die Freiheit des Karnevals zur Entſchuldigung dienen mußte; allein ſowohl die gewiß aufrichtige Schilderung, die wir geleſen, als auch die Würde und die Bezüge der Perſonen, welche ſich dieſe Ergötzlichkeit gefallen ließen, dürfen hinreichend verbürgen, daß dieſe freien Scherze dem herkömmlichen Anſtande durchaus gemäß geblieben. Bei den am Hofe zu Berlin üblichen Maskenfeſten, Wirthſchaften genannt, für welche Canitz und Beſſer ihren Witz in Verſen aufwendeten, wurde der Scherz nicht ſelten weit derber ausgeführt. Doch gingen bald über das zu Hannover gehaltene Feſt mißwillige Reden umher, man erzählte Dinge, die nicht vorgefallen waren, und brachte ſolche Gerüchte mit böſer Abſicht auch an den König. Dieſer nahm es ſehr übel, daß Gelegenheit zu ſolchen Mißreden war gegeben worden, und grollte deßhalb mit der Königin faſt ein Jahr lang. Die Göttin der Zwietracht hatte ſich alſo in der Wirklichkeit eine größere Rolle genommen, als ihr in dem Feſte zugetheilt war. Jedoch Sophie Charlotte beſaß die große Eigenſchaft, über äußere Widrigkeiten ſtets erhaben zu ſein, und Neid und Mißwollen nicht zu beachten; ſie ließ bei der Reinheit ihrer Geſinnung, bei der Hoheit ihrer Gedanken, ſich durch untergeordnete Klatſch- und Tadelſucht in ihrer Neigung und Lebensweiſe nicht irre machen, und nahm den Maßſtab ihres Betragens, wie billig, fortwährend aus dem eignen Geiſte. Wo hätte ſie einen richtigeren finden können, beſonders da ſie weniger nach außen beſtimmend einwirkte, als ihrem eignen Daſein den zugeſtandenen, und großentheils unverſagbaren Raum wahrte.

Im Jahre 1702 wurde der Feldmarſchall Graf von Barfus, nachdem ſein Anſehen ſchon lange geſchwächt war, aus den Geſchäften völlig entfernt, und Wartenberg trat nun förmlich an ſeine Stelle. Der Hofmarſchall von Wenſen, der ihn zu verdrängen den kühnen Verſuch wagte, fiel ſelbſt in harte Ungnade, in welche auch die Grafen von Dohna und von Dönhof verwickelt wurden, und da er ſich auf die Königin ſtützen wollte, die zwar ſelber keine gute Meinung von ihm hatte, aber ihn doch bedauerte, ſo mehrte dies nur die Kälte, welche zwiſchen ihr und Wartenberg längſt wieder eingetreten war. Wenſen hatte des jungen Pöllnitz Mutter geheirathet, und dieſer, der in ſeiner frühen Jugendzeit oft in Lützenburg bei ſeiner Kouſine und bei der Königin war, ſchien beſſer für ſeinen Stiefvater wirken zu können, als ſeine Kouſine und die Königin ſelbſt. Bei einem Beſuche des Königs in Lützenburg wagte Pöllnitz, ihn um die Freilaſſung des Gefallenen anzuſprechen, der König, dem jungen Menſchen wohlgeneigt, hörte ihn gnädig an, und gewährte die Bitte, jedoch mit der Bedingung, daß Wenſen das Land verließe. Nachdem der König ſich entfernt hatte, ließ die Königin den jungen Pöllnitz in ihr Kabinet rufen, und er mußte erzählen, wie die Sache gegangen war. Sie lag auf einem Ruhebette, Fräulein von Pöllnitz ſaß am Fuß deſſelben auf dem Boden. Die Königin bezeigte die menſchenfreundlichſte Theilnahme, freute ſich der guten Wendung, und ermahnte den jungen Mann, ſich der Gnade des Königs immer würdiger zu machen, ſie wolle ihrerſeits alles thun, ihn darin zu befeſtigen, und er könne ihres bleibenden Schutzes verſichert ſein. Wartenberg herrſchte nun faſt unbeſchränkt, und ſeine Frau trat am Hofe nur ſtolzer und anmaßender auf;

ſo daß Sophie Charlotte ſich um ſo mehr und lieber auf Lützenburg beſchränkte, wo ſie nach ihrer Weiſe lebte, ohne die Anderen in der ihnen beliebigen zu ſtören.

Ihre Sorge zog ein anderer Gegenſtand an, der ihren Geiſt wie ihr Herz ernſtlich und immerfort beſchäftigte. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm war nun ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre, und die Mutter konnte ſich nicht verhehlen, daß dieſer Prinz ſich in ganz anderer Weiſe entwickelte, als die ſorgſame Erziehung, die man ihm zu geben bemüht war, beabſichtigte. Ihre große Liebe zu ihm verblendete ſie nicht über die große Abweichung ſeiner Sinnesart von der ihrigen. Wenn er auch die Zärtlichkeit der Mutter nicht unerwiedert ließ, ſo theilte er doch ihre Neigungen gar nicht; dem Vater aber ſchien er durchaus abgewendet, und gegen deſſen feierliche und prunkhafte Richtung entſchiedenen Widerwillen zu haben. Ohne Luſt und Liebe zu den Wiſſenſchaften, ohne Geſchmack für Kunſt und feinere Bildung, ging ſein ganzes Trachten auf ſoldatiſche Uebung, und während ſeine Sitten mehr und mehr in roher Derbheit ſich befeſtigten, brachen ſeine heftigen Leidenſchaften oft in den gewaltſamſten Ungeſtüm aus. Er wohnte auf dem Schloſſe zu Berlin, beſuchte aber regelmäßig, andere Gelegenheiten nicht gerechnet, zweimal wöchentlich ſeine Mutter in Lützenburg. Sie bemühte ſich, durch Geſpräche auf ihn zu wirken, ihn zum Leſen guter Bücher anzureizen, ja ſie ſorgte dafür, daß er bisweilen an ihren Schauſpielen und Balletten Theil nahm. Doch ſelbſt ſein Gehorſam bewies nur, daß nicht ſeine Neigung bei dieſen Dingen war. Eine ausführliche Unterhaltung, welche die Königin einſt mit ihrem Sohn über Fénélon's Telemach hatte, den zu leſen ihm eifrigſt war empfohlen worden, iſt uns, wahrſcheinlich durch den Legationsrath von Larrey, ſchriftlich aufbewahrt, und bezeugt allerdings, daß für einen jungen wilden Prinzen ein beſſeres Verfahren wäre zu finden geweſen, falls wir nicht lieber das Langweilige und Peinliche dieſer ganzen Erörterung dem ungeſchickten Darſteller zurechnen, der es offenbar darauf anlegt, ſeine zierliche Beredſamkeit in ſchmeichelhafter Auffaſſung recht glänzend leuchten zu laſſen, wie denn auch ſein Machwerk alsbald gedruckt, und häufig — zuletzt noch ſogar von Erman — gelobt wurde. Es iſt kein Wunder, wenn der lebhafte Prinz von ſolchen Unterweiſungen, die einem jugendlichen Herzen nur bezugsloſe Allgemeinheiten darboten, ſich zu ſeinen ſoldatiſchen Spielgenoſſen ſehnte. Ihm war nämlich geſtattet worden, aus adeligen Knaben ſeines Alters, unter denen ſich auch der junge Pöllnitz befand, zwei Kompanieen Kadetten zu errichten, deren eine er ſelbſt, die andere der junge Herzog von Kurland befehligte; ſie hatten ihre beſondre Uniform, wurden an beſtimmten Tagen geübt, und brachten es bald zu großer Fertigkeit, ſowohl in den Waffen, als im übrigen Dienſt. Dieſes Soldatenweſen war dem Kronprinzen die liebſte Beſchäftigung, er faßte eine wahre Leidenſchaft für die kleine Truppenſchaar, und war immer unermüdet, ſie zu exerziren und herauszuputzen. Die Königin, um ihrem Sohne auch in ſeinen Neigungen nachzugeben, und ihn dadurch mehr zu gewinnen, pflegte wohl dieſen Uebungen zuzuſehen, und bezeigte ihr Wohlgefallen, wenn ſie gut gelangen. Gewiß war eine ſolche Schauleiſtung dem Prinzen angenehmer, als wenn er ſelber zur Schau ſtehen, und ſeine zugelernten Kenntniſſe, wie alljährlich geſchah, im Beiſein des Hofes mußte prüfen laſſen, ein leerer und in ſeinem Zwecke ganz verfehlter Prunk, der ihm alle Studien noch mehr verleidete! Die kleine Geldſumme, welche er bei ſolchen Gelegenheiten, ſo wie zu Neujahr und an Geburtstagen geſchenkt erhielt, wandte er vorzugsweiſe für ſeine Kompanie an; übrigens konnte man bemerken, daß er mit dem Gelde ſparſam umging, und Aufwand und Gepränge ihm zuwider war. Es war nichts damit gewonnen, daß man dem Prinzen ſchriftlich ausgearbeitete Aufzählungen ſeiner Fehler und Vergehungen abpreßte, die mit feierlichen Zuſagen endigten, ſich künftig den Erwartungen ſeiner Eltern gemäß zu betragen, beſonders artiger und rückſichtsvoller, und ſich alles vertraulichen Umgangs mit geringeren Hofdienern zu enthalten. Mit Ceremonien und urkundlichen Schriften ſogar in der Erziehung aufzutreten, war gewiß das unglücklichſte Beginnen, und die geſunde, kraftvolle Natur des Prinzen mußte unter ſolchen Zumuthungen entweder zerſtört werden, oder ſich um ſo mehr in den Gegenſatz flüchten.

In der That wurde Friedrich Wilhelm, bei aller Reue und Beſſerung, die man ihn ausdrücken ließ, in ſeiner Heftigkeit nur ſtets unbändiger. Sophie Charlotte kam einesmals dazu, wie er wüthend den Prinzen von Kurland bei den Haaren ſchleppte, ein andresmal, wie er den Kammerjunker von Brandt eben die Treppe hinunter geſtoßen hatte. Daß die Königin ihm bei ſolcher Gelegenheit nur kalt geſagt, er habe nicht wohlgethan, wird jetzt niemand ihr als unzeitige Weichheit oder gar Gleichgültigkeit auslegen; was ſollte ſie, in ihrer Beſtürzung und Betrübniß, mit dem kraftvollen Jüngling beginnen? Daß ſie aber tief und heftig empfand, dem Sohne ſcharfen Tadel nicht erſparte, und durch keine Vorliebe ihren klaren Blick blenden ließ, beweiſt deutlich ein Briefblatt an ihre geliebte Freundin, welches ohne Zweifel in dieſe Zeit gehört. Sie ſchreibt: „J'ai du chagrin, ma chère Poellnitz, il faut que je me soulage en vous le communiquant. Outre d'autres sujets que vous pénétrez, j'en ai un que votre amitié pour moi a pressenti. Le jeune homme, que je ne croyois que vif et impétueux, a donné des preuves d'une dureté qui surement tire son origine d'un très-mauvais cœur. Non, dit la Bülow, ce n'étoit que par avarice. — Dieux, tant pis! avare dans un âge si tendre. On se corrige d'autres vices, mais celui-là augmente: et puis, de quelle importance n'est-ce pas par les suites que cela entraîne? la compassion et la pitié peuvent-elles trouver accès dans un coeur que l'intérêt domine? Dohna est honnête homme; il a de la probité et de la noblesse dans les sentimens; mais son défaut est aussi un esprit d'économie, et on corrige mal un défaut qu'on approuve intérieurement. — Je l'ai fort chapitré, et comme cela n'arrive pas souvent, j'ai appuyé surtout et me suis rappelé toutes ses mauvaises façons d'agir en plusieurs occasions. A cela joint les plaintes que les dames m'ont faites qu'il eur dit des sottises: ma colère est allé jusqu'à l'emportement. Est-ce-là le ton des belles âmes? Y a-t-il de la grandeur à offenser? Quelle grossièreté dans l'esprit, de tenir de mauvais propos à un sexe formé pour être l'objet au moins de la politesse des hommes? L'abbé entra tandis que je sermonnois. — Que ceci est auguste, dit-il; il me semble voir Agrippine qui parle à Néron. — Indignée de la comparaison et frémissant de l'augure, je le reçus fort mal: il s'en alla en tremblant, — et j'ai reçu ces vers ou plutôt l'élégie ci-jointe qui a fait sa paix. J'ai tous les symptômes d'une fièvre de fluxion; il y a un peu de bile; mais tout ce qui porte au cœur ne peut qu'être sensible. Venez bientôt partager mes peines et mes plaisirs. J'en ai un bien grand à apprendre que vous vous remettez. Adieu, adieu, ma chère. Charlotte, R.“ Was hier von dem Gefühl annahender Krankheit geſagt iſt, verwirklichte ſich allzubald; die Königin wurde im Frühjahr 1702 von einem hitzigen Fieber befallen, das jedoch ſchnell eine gute Wendung nahm, und kaum einige Schwäche hinterließ. Die Königin ſah bald ein, daß der Prinz einer ganz veränderten Umgebung bedürfe und eine glücklichere Entwickelung ſeines Karakters nur zu erwarten ſei, wenn er von Berlin fortkäme, und in der Fremde die ihm angemeſſene Thätigkeit und Erfriſchung fände. Hiezu ſchien eine günſtige Ausſicht eröffnet, als mit dem Tode des Königs Wilhelm von Großbritannien am 19. März 1702 das Haus Naſſau-Oranien erloſch, und der König von Preußen, um ſeine Anſprüche auf die oraniſche Erbſchaft geltend zu machen, im Frühjahr eine Reiſe nach Weſel und dem Haag unternahm. Die Königin meinte, dieſe Erbſchaft ſei weniger werth, als der Anlaß, der ſich daraus ergebe, dem Kronprinzen eine Reiſe nach Holland auszuwirken. Sie war ihrerſeits zu dem Opfer bereit, und wollte ihrem Herzen dieſe Trennung auferlegen, die ſie zum Beſten ihres Sohnes nöthig hielt. Ihr Schreiben deßfalls vom 2. Mai 1702 an den preußiſchen Geſandten im Haag, Herrn von Schmettau, der zuerſt dieſen Gedanken geäußert hatte, ſagt hierüber: „Je vous ai tant plus d'obligation, monsieur, des marques de votre souvenir, vous sachant fort occupé des affaires du roi dans une occasion où l'on trouve plus de contestation qu'on n'avoit cru. Je sais que vous employez tous les soins imaginables pour y remédier, mais je crains bien que nous n'obtiendrons pas tous les avantages que nous nous étions proposés de l'héritage du roi; pour moi je le considère assez grand, soit dit entre nous, si cela peut servir de prétexte à faire aller mon fils en Hollande, et je vous ai obligation, monsieur, d'y avoir pensé le premier. Si vous-le pouvez mettre en exécution sans que je paroisse y avoir part, je vous en aurai encore davantage; car il vous souvient de ce que je vous dis devant votre départ: vous comprendrez aisément que ni moi, ni le comte de Dohna, n'oserions parler de cette affaire, et aprés tout je trouve fort nécessaire pour l'éducation de mon fils, qu'il soit quelques années hors d'ici, ce qui lui fera bien plus de bien que des espérances chimériques." Allein das Vorhaben fand Schwierigkeiten, und die bei dem Könige deßhalb verſuchten Anregungen mißglückten. In einem zweiten Schreiben der Königin an Schmettau, vom 16. Mai, heißt es wenigſtens: „Puisque vous ne me dites rien de mon fils, je crains que vos représentations n'ayent pas été reçues à Wesel." Zwei Jahre ſpäter erſt kam der Plan zur Ausführung, der aber nun minder fruchtbar ſein mußte.

Daß einer kräftigen und dabei ſchlichten Natur, wie der des Kronprinzen, nicht unbedingt eine andere Richtung könne aufgezwungen werden, ſah Sophie Charlotte ſehr wohl ein. Sie glaubte, daß den entſchiedenen Anlagen einiges Recht zuzuſtehen ſei, und ſelbſt aus den ſchlimmen ſich Gutes gewinnen laſſe. Die gewaltſame Heftigkeit, welche von Willenskraft und Muth zeugte, konnte in wirklichen Kriegskämpfen zu ruhmvoller Tapferkeit werden; ja die Verwickelungen ſelbſt, in welche der leidenſchaftliche Ungeſtüm fortriß, durften dem letzteren zur Heilung dienen, ſofern nur eine fremde, nicht allzurückſichtsvolle Umgebung dieſen Erfahrungen genugſamen Raum zuließ. In dem Gedanken, aus dem Unvermeidlichen wenigſtens Vortheil zu ziehen, mißbilligte daher die Königin auch, daß der Graf von Dohna die ſtärkſten Jugendtriebe, welche in dem Kronprinzen erwacht waren, mit unerbittlicher

Sittenſtrenge unterdrücken wollte. Sie erkannte, daß dieſe Gegenwehr doch endlich brechen und das Uebel dann nur um ſo größer ſein würde, und ſie hoffte, einige Nachgiebigkeit in dieſem Betreff werde ſich durch Milderung der Sitten reich belohnen. In ſolchem Sinne finden ſich von der Königin folgende, an Fräulein von Pöllnitz gerichtete Worte, in Ermangelung von Papier, das gerade nicht zur Hand war, eiligſt auf ein Kartenblatt geſchrieben: „Dites au comte de Dohna, qu'il ne s'oppose pas aux galanteries du prince-royal; l'amour polit l'esprit, et adoucit les mœurs. Mais qu'il dirige son goût: qu'il ne porte sur rien de bas. — Pas un chiffon de papier ne me tombe sous la main. Adieu, ma chère Pöllnitz: votre amie Sophie.“ Wer hieraus der Königin einen Vorwurf machen, oder gar ihre Grundſätze in Zweifel ziehen wollte, der würde nur ſein Urtheil als ſehr unreif bekennen, ſowohl hinſichtlich der menſchlichen Natur überhaupt, als auch dieſer ſchwierigſten Lebensverhältniſſe insbeſondre.

Nachdem der König von ſeiner Reiſe zurückgekehrt war, ging in Berlin das gewohnte Leben weiter. Von Hannover kam die Kurfürſtin Sophie zum Beſuch, und war um ſo erwünſchter, als ſie nach allen Seiten begütigend und erheiternd einwirkte. Das gute Einverſtändniß der Höfe von Berlin und Hannover war oft zum Nachtheil beider durch Eiferſucht und Mißtrauen unterbrochen, und die Königin hatte nicht die Gabe, ſolche Schwierigkeiten aufzulöſen; vielmehr war ihr eignes Verhältniß oft ſehr ungünſtig, und nur ihr hoher Sinn hielt ſie empor, der ſich über Aeußerlichkeiten leicht hinwegſetzte, unangenehme Vorgänge ſchnell vergaß, und ſich gern damit begnügte, in dem eignen Lebenskreiſe frei zu ſchalten, aus dem ſie dann jederzeit heiter und harmlos wieder hervortreten, und mit anmuthiger Gelaſſenheit erfüllen konnte, was ihr als Throngefährtin oblag. In den Hof- und Staatsangelegenheiten herrſchte Wartenberg, der hinwieder ganz von ſeiner eigenwilligen und anmaßenden Frau abhing, nach dieſer Seite war kein gutes Vernehmen dauerhaft, es ſchwankte auf und nieder, und Sophie Charlotte konnte nur Großmuth und Zartſinn, nicht aber Staatsklugheit ausüben.

Da war denn die Anweſenheit der Mutter eine glückliche Vermittelung. Die treffliche Kurfürſtin verſtand ihren Schwiegerſohn zu behandeln, und zugleich ſeine Miniſter in gute Stimmung zu ſetzen, ihre Tochter folgte ihr willig, und ſelber die Gräfin von Wartenberg, durch kleine Aufmerkſamkeiten geſchmeichelt, fand ſich nachgiebiger. Die Einladung zum Beſuch nach Hannover, und ſpäter die gute Aufnahme dort, gewannen die ſtolze Frau noch mehr, und ihr Gemahl wußte ſeine Dankbarkeit nicht oft genug zu wiederholen. So wirkte die Kurfürſtin verſöhnend und vermittelnd für alle Partheien. Der Miniſter von Fuchs äußerte hierüber in einem vertraulichen Schreiben an den hannöverſchen Miniſter von Ilten, wem das Wohl des Königlichen Hauſes am Herzen liege, der könne nur wünſchen, die Kurfürſtin immer am Hofe zu Berlin zu ſehen, dies würde unendlich viel Gutes bewirken, denn der König habe offenbar mehr Hochachtung und Zutrauen für ſie, als für irgend jemand. Wartenberg ſchrieb von ihr an denſelben Miniſter von Ilten, ſie ſei zuverläſſig die wohlthätigſte Fürſtin auf der Welt, habe ein großmüthiges Herz, und auf der rechten Stelle; er fühle ſich beglückt, daß dieſe anbetungswürdige Fürſtin, von ſo großem Verſtand und Scharfblick, bei ihrem Aufenthalt in Berlin auch ihm ihre Billigung gewährt habe. In der That wußte ſie die verſchiedenſten Menſchen für ſich einzunehmen, und jedem nach ſeinen Anſprüchen, ohne ſich das Geringſte zu vergeben, gefällig und freundlich zu ſein. Daß in Hannover jeder Gaſt und Fremde vortrefflich aufgenommen ſei, und den dortigen Hof nur ungern wieder verlaſſe, war als ihr Verdienſt anerkannt.

In eifriger Thätigkeit erſcheint auch Leibnitz fortwährend, ſowohl um die politiſchen Geſinnungen zu vereinigen, und den Wünſchen ſeiner hohen Freundinnen förderlich zu ſein, als auch insbeſondre den geiſtigen Anforderungen zu entſprechen, welche von der Königin nur immer lebhafter an ihn gemacht wurden. Wirklich ſcheint gerade in dieſer Zeit ihre philoſophiſche Forſchung den höchſten Flug genommen zu haben; ihr ſcharfes Denken wollte nicht auf halbem Wege ruhen, ſondern eilte kühn zu den letzten Ergebniſſen, welche der Menſch erreichen kann. Mündlich und ſchriftlich erörterte ſie mit dem großen Lehrer und Freunde die tiefſten Gegenſtände der Wiſſenſchaft, und für ihre Zweifel und Fragen mußte des Meiſters dialektiſche Kunſt nicht ſelten unzureichend bleiben. Sophie Charlotte fand in ſeinen Erklärungen oft nur neue Schwierigkeiten, Leibnitz hinwieder warf ihr vor, ſie wolle das Warum des Warums wiſſen. Beſonders führten die Werke von Bayle, welche die Königin gern und fleißig las, und deſſen Zweifel ſie widerlegen zu können wünſchte, zu gründlichen Verhandlungen über die Religionserkenntniß, und die hierüber gewechſelten Geſpräche und Briefe ſind der Keim und weſentliche Beſtand, wie Leibnitz in einem Briefe an den Abbé Bignon vom Jahre 1708 bekennt, eines ſeiner ſpäteren Werke, der berühmten Theodicee, ſo daß wohl niemals die Geiſtesarbeit einer Königin in edlerer Faſſung aufbewahrt ſein kann! Wie ſehr Sophie Charlotte mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigt und von ihnen erfüllt war, ſehen wir von ihr ſelbſt anmuthig und lebhaft ausgeſprochen in einem Briefe, den ſie am 7. Auguſt 1702 aus Wuſterhauſen, wohin ſie dem Könige gefolgt war, an Fräulein von Pöllnitz ſchrieb: „Ma chère Poellnitz, voici une lettre de Leibnitz que je vous envoie. J'aime cet homme; mais j'ai envie de me fâcher de ce qu'il traite tout si superficiellement avec moi. Il se défie de mon genie, car rarement il me répond avec précision sur les matières que j'agite.“ In demſelben Briefe ſagt ſie auch noch: „Dernièrement Leibnitz m'a fait une dissertation sur les infiniment petits: qui mieux que moi, ma chère, est au fait de ces êtres?“ Aus der großen Welt ihrer Gedanken durfte ſie wohl mit gerechtem Mißfallen auf die kleine herabblicken, die ſie umgab.

Nicht immer waren dieſe Erörterungen ſtreng und wiſſenſchaftlich; ſie gingen heiter in geſellige Unterhaltung über, und dienten, gleich anderen Gegenſtänden, auch zum Zeitvertreib. Die folgende Erzählung iſt zwar irrthümlich nach Lützenburg verlegt, und auf Sophie Charlotten bezogen worden; ſie gehört nach Herrenhauſen und zu der Kurfürſtin Sophie; jedoch, indem ſie zeigt, was hier vorging, giebt ſie auch ein Beiſpiel deſſen, was dort geſchehen konnte, und ſo theilen wir das Geſchichtchen unbedenklich mit. Eines Tages, da Leibnitz mit der Kurfürſtin Sophie und einigen anderen Perſonen im Garten zu Herrenhauſen luſtwandelte, kam der Satz zur Sprache, daß zwei Dinge nie ununterſcheidbar gleich ſeien, und weil die herrlichen Bäume mit der Fülle des Laubes vor Augen waren, ſo bemerkte die Kurfürſtin, ſelbſt in dieſer unzählbaren Menge ähnlicher Geſtalten würden ſich zwei vollkommen gleiche nicht finden. Ein Herr vom Hofe, nicht ohne Geiſt und mit Leibnitz befreundet, glaubte dies doch nicht allzuſchwer, die Kurfürſtin nahm ihn beim Wort, und er ſelbſt und andere Herren und viele Diener eilten, ganze Körbe voll Blätter herbeizuſchaffen. Nun ging es an ein Ausſuchen und Vergleichen, und die ganze Geſellſchaft war voll Eifer damit beſchäftigt, einen philoſophiſchen Satz ſehr unphiloſophiſch erweiſen oder beſtreiten zu wollen. Indeß konnte Leibnitz die Unterſcheidbarkeit auch der ähnlichſten Blätter immer leicht darthun. In ſpäter Zeit pflegte Kant bei ſeinen Vorträgen über die Logik dieſes Geſchichtchens gern zu erwähnen, und dann lächelnd zu bemerken, ſein großer Vorgänger hätte ſich die Mühe ſparen und nur kurz ſagen dürfen, daß die Verſchiedenheit zweier ſonſt völlig gleicher Dinge ſchon dadurch erwieſen ſei, daß jedes in ſeinem und nicht in des anderen Raume ſich befände. Gewiß aber war es dem Anlaß entſprechender und für die Geſellſchaft unterhaltender, daß Leibnitz auch auf den Verſuch einzugehen nicht verſchmähte, und den Einfall, der dem Gedanken durch Erfahrung begegnen wollte, an dieſer ſelbſt vergeblich ſich abmühen ließ.

Die Philoſophie, ſelbſt nur Freude und Genuß für die erhabene Denkerin, ſtörte auch ſonſt in keiner Weiſe die Vergnügungen, welche ein edler Geiſt und fröhlicher Sinn hervorrufen und empfangen konnte. In Sophie Charlottens Nähe waren die ſchönen Künſte, was ſie wirklich ſein ſollen, der Schmuck des Lebens. Beſonders hatte Muſik für ſie den lebendigſten Reiz, und ihre Ausübung durfte nie lange fehlen. Der König unterhielt eine bedeutende Kapelle, nahm ausgezeichnete Tonkünſtler in Dienſt, und die berühmteſten Sänger und Sängerinnen aus Italien kamen nach Berlin. Seiner

Prachtliebe waren Schauſpiele und Opern ſehr willkommen, und über dem Reithauſe in der breiten Straße hatte er ein Theater einrichten laſſen, wo mancherlei Vorſtellungen gegeben wurden. Der Ruf der italiäniſchen Oper hatte auch den jungen Händel nach Berlin gezogen, in ſeinem fünfzehnten Jahre war er 1698 von Halle dorthin gekommen. Seine Meiſterſchaft erregte die Aufmerkſamkeit des Buononcini und des Attilio Arioſti, der Letztere wurde ſein Lehrer und Freund. Sophie Charlotten blieb er nicht unbekannt, er ſpielte mehrmals am Hofe; die günſtigen Anträge deſſelben ließ aber die Bedenklichkeit ſeines Vaters ihn verſäumen, und er verließ Berlin, ehe er noch die ganze Macht des Genius, die in ihm lag, hatte entwickeln können.

Sophie Charlotte ſelber, wie wir ſchon aus früheren Angaben und auch aus Toland's Bericht wiſſen, übte die Kunſt mit Meiſterſchaft, komponirte ausgezeichnet, und ſpielte und ſang mit Fertigkeit und Anmuth die Werke der verſchiedenſten Meiſter, beſonders aber die Kompoſitionen eines damals berühmten Tonſetzers Corelli. Der Schatz ihrer Muſikalien wurde eine Tonne Goldes werth geachtet. Kein Tag verging, ohne daß ſie ſelbſt am Klavier geſeſſen, oder muſikaliſche Aufführungen angehört hätte. Dieſer Eifer war auf ihre nächſte Umgebung übergegangen, hatte ſich dem Hofe, ja der Stadt mitgetheilt. Der Oberbürgermeiſter von Heſſig, geweſener Kammerdiener des Königs, errichtete in ſeinem Hauſe in der Königsſtraße mit höchſtem Beifall eine kleine Opernbühne. Alle jüngere Perſonen des Hofes waren mehr oder minder muſikaliſch, für alle Inſtrumente und Geſangſtimmen fanden ſich bildſame Fähigkeiten. Als die Königin ein eignes Theater in Lützenburg errichtet hatte, welches im Sommer 1702 fertig wurde, konnte ſie ganze Opern und Ballette durch ſolche vornehme Liebhaber und Liebhaberinnen aufführen laſſen. Auch die beſten Stücke der franzöſiſchen Bühne kamen auf dieſe Weiſe zur Vorſtellung. Daneben hatte Sophie Charlotte aber auch ihre eigne Kapelle, der berühmte Tonſetzer Attilio Arioſti ſtand in ihrem Dienſte, und fortwährend berief und belohnte ſie fremde Künſtler. Zur Einweihung der neuen Schloßbühne wurde am Geburtstage des Königs die Oper „i trionfi dei Parnasso" aufgeführt. Neben den fremden Sängern und Sängerinnen Antonio Toſi, Paolina Fridelin und Regina Schönaes, ſpielten darin die verwittwete Herzogin von Kurland, deren Tochter die Prinzeſſin Maria, und der junge Prinz ihr Sohn.

Das nächſte Jahr 1703 war beſonders reich an Kunſtgaben und Feſtlichkeiten. Wir erwähnen der Aufſtellung der Reiterſtatue des großen Kurfürſten, dieſes herrlichen Werkes von Schlüter, das im Guß der Stückgießer Jacobi ausgeführt. Die Vermählung der verwittweten Herzogin von Kurland veranlaßte Feſte, die nicht ſo fröhlich als glänzend waren. Die liebenswürdige Fürſtin hatte einflußreiche Widerſacher am Hofe, welche ihr mißgönnten, mit der Königin verbunden ein ſo heitres Daſein zu führen. Da ſie von Kurland, wegen des Krieges im Norden, ſeit langer Zeit keine Einkünfte zog, ſo war ſie ganz von dem Könige abhängig, und man dachte durch ihre Wiedervermählung Erſparniſſe zu machen. Dem ſechzigjährigen Markgrafen von Baireuth, der um ſie warb, wurde ſie genöthigt ihre Hand zu geben. Sie wurde in Lützenburg vermählt, aber nur mit größtem Widerwillen folgte ſie ihrem Gemahl, und faſt gewaltſam mußte man ſie von dem theuren Aufenthalt fortreißen. Ihre Tochter, die Prinzeſſin Maria, durfte bei der Königin zurückbleiben, wo ihre Lieblichkeit und Sanftmuth ihr allgemeine Zuneigung erworben, aber auch das Herz des Markgrafen Albrecht, Bruder des Königs, zur höchſten Leidenſchaft entflammt hatte. Nach großen Schwierigkeiten erlangte der Markgraf vom Könige die Erlaubniß zur Heirath. Auch dieſe Hochzeit wurde in Lützenburg gefeiert, doch ohne Gegenwart des Königs, der mißvergnügt die Sache ganz der Königin überließ; die angeſtellten Luſtbarkeiten waren deßhalb nicht weniger glänzend, und verhüllten keine geheime Trauer. Ein anderes großes Feſt vereinigte den ganzen Hof in Lützenburg, als bei Anweſenheit des Komponiſten Giovanni Buononcini daſelbſt deſſen Oper „Polifemo" aufgeführt wurde; unter den vornehmen Sängern und Sängerinnen, welche dabei mitwirkten, befand ſich auch die Erbprinzeſſin von Heſſen-Kaſſel, die Königin aber ſaß in der Mitte des

Orcheſters am Klavier, und die übrigen Inſtrumente wurden alle nur von den größten Meiſtern geſpielt.

In daſſelbe Jahr mit dieſen Ergötzlichkeiten fällt ein Briefwechſel, der uns die Königin wieder in ganz anderer Beſchäftigung zeigt. Mit der Kurfürſtin Sophie und mit Leibnitz war ſchon längere Zeit der Jeſuit Vota, Beichtvater des Königs Johannes Sobieski von Polen, in brieflicher Verbindung, und dieſer geiſtvolle und weltkluge Mann, welcher neben politiſchen Geſchäften auch an höheren Forſchungen Theil nahm, war Sophie Charlotten natürlich nicht unbekannt geblieben. Als er nach Berlin kam, ließ ihn die Königin mehrmals einladen und fand Geſchmack an ſeiner Unterhaltung. Er hatte viel Witz und Beredſamkeit, ausgebreitete Kenntniſſe faſt in allen Fächern, und dabei eine Lebhaftigkeit, die auch bei einem jüngeren Manne aufgefallen wäre, um ſo mehr bei ihm, der ſchon hoch in Jahren war. Geſpräche über Religions- und Glaubensſachen waren damals ſehr in Anregung; man glaubte die proteſtantiſchen Lehrbegriffe noch mit einander ausgleichen, und für ſie denn auch mit der katholiſchen Kirche eine Annäherung finden zu können. Sophie Charlotte veranlaßte auch den Pater Vota zu ſolchen Erörterungen, und da er ſich mit ihr nicht ernſtlich genug einzulaſſen ſchien, ſetzte ſie ihm ihre franzöſiſchen Hofprediger von Beauſobre und Lenfant entgegen. Der Letztere rühmt von der Königin, ſie habe ihr größtes Vergnügen an ſolchen Geſprächen gefunden, und ſei durch ihren außerordentlichen Geiſt, ihren eindringenden Scharfſinn und vielfaches Wiſſen wohlbefähigt geweſen, mit den bedeutendſten Männern dergleichen zu führen, beſonders aber habe ſich dabei ihr Geſchmack und ſicheres Urtheil, ſo wie ihr edles und feines Benehmen ſtets im ſchönſten Lichte gezeigt. Nicht immer jedoch ſcheint ihr Beiſpiel in dieſem Betreff von den Anderen nachgeahmt worden zu ſein. Die beiden Hofprediger, deren ſie bald den einen, bald den anderen, zuweilen auch beide zuſammen rufen ließ, wollten gegenüber dem Jeſuiten, der ſeinerſeits klüglich ſeinen Boden behauptete, und ſeine Gegner als Abtrünnige behandelte, auch ihrer Kirche nichts vergeben, und beſtritten ſeine Sätze mit Heftigkeit, ſo daß die Königin mehrmals über den Eifer des Kampfes lächelte, und ihn zu mäßigen veranlaßt war. Ueber dieſe Streitverhandlungen, und über die Bitterkeit, zu welcher ſie geſtiegen, ſchrieb der Pater Bota nach ſeiner Abreiſe an die Königin, klagte ſich ſelbſt, aber mehr noch ſeine Gegner an, und meinte, für den Fall der Fortſetzung eine glimpflichere Weiſe hoffen und verſprechen zu dürfen. Sein Brief iſt aus Stargard vom 23. März 1703: „Madame, je me sers de l'occasion de monsieur le lieutenant-colonel de Massow pour me présenter par cette lettre aux pieds de Votre Majesté, et lui réitérer les témoignages de ma reconnoissance éternelle pour les grâces infinies dont elle m'a comblée. Je lui demande pardon que j'ose sitôt lui renouveler mes importunités, après l'avoir si longuement ennuyée par mes discours interrompus par une si desagréable toux, que la présence de Votre Majesté m'a pourtant quasi entièrement guérie, lorsque la dispute la plus échauffée la devoit irriter.

Mais à propos de disputes, j'avouerai à Votre Majesté que parmi tant de contentemens dont sa royale cour m'a été si libérale, il m'est resté un chagrin assez sensible, que l'engagement de défendre l'honneur des premiers pères de l'église et des quatre grands conciles écuméniques auxquels toute la chrétienneté catholique et non catholique porte tant de respect, ait attiré sur ces messieurs, que d'ailleurs j'estime et j'honore, des réponses proportionnées au grand tort qu'on faisoit à toute l'ancienne église, non encore divisée en partis.

Si j'ai l'honneur de retouner aux pieds de Votre Majesté comme elle m'a fait la grâce de me le commander, j'espère qu'ils conviendront avec moi de ne pas provoquer des expressions aigres par des termes injurieux aux plus grands saints de l'antiquité et aux luminaires les plus éclatans de l'église. Une semblable rencontre ne m'est jamais arrivée en quarante années de controverse avec les premières têtes, à Rome, à Paris et ailleurs, où la civilité et la courtoisie ont toujours été de pair avec la doctrine. Je me flatte que ces dignes personnages voudront bien demeurer mes bons amis, comme je suis leur sincère et estimateur incapable de conserver la moindre rancune, comme effectivement j'en fus exempt dans le plus fort même de la dispute. Et quand nous nous verrons ensemble à la presence de Votre Majesté, nous nous accorderons dans la recherche paisible et édifiante de la vérité, suivant le mouvement que le grand génie et le merveilleux esprit de Votre Majesté en tant de sortes, voudront bien nous donner.

Au reste, Madame, je me console dans la solitude de ce voyage, par me raconter à loisir à moi-même les incomparables prérogatives de Votre Majesté et ses bontés généreuses qu'elle m'a témoignées. Ce seront mes plus doux entretiens, et le récit que je ferai au roi et à toute la Pologne, des vertus d'une reine qui fait l'admiration de l'Europe, en priant Dieu qu'il la conserve audelà des siècles. Je suis, Madame, avec la plus grande soumission de Votre Majesté le plus humble, plus obéïssant et plus obligé serviteur Vota."

Die Königin theilte den Brief des gewandten Jeſuiten dem einen ſeiner Gegner mit, und forderte von dieſem einiges theologiſche Rüſtwerk, um den guten Pater auch noch in der Ferne die unbeſiegte Stärke der Proteſtanten erfahren zu laſſen. Der Aufforderung wurde überſchwänglich entſprochen, und Lenfant gab einen weitläufigen Aufſatz voll kirchengeſchichtlicher Gelehrſamkeit und dialektiſcher Gründe, welchen die Königin ihrem Antwortſchreiben einverleibte. Sie bekennt ſelbſt, daß ſie ſich auf dieſes theologiſche Meer nur im Vertrauen auf ihre Steuerleute wagen dürfe, und hofft, wenn dieſe ſie irrführen ſollten, durch Vota wieder in die rechte Bahn gebracht zu werden. Der Anfang und der Schluß dieſes Briefes ſind ohne Zweifel von der Königin ſelbſt, oder doch unter ihrer Aufſicht und nach ihrer beſtimmten Angabe verfaßt; mit der zwiſchenliegenden Auseinanderſetzung aber finden wir uns in Verlegenheit, wir können unſeren Leſern nicht zumuthen, gleiche Aufmerkſamkeit dafür zu haben, wie für die eignen Worte Sophie Charlottens, und doch ſind die letzteren nicht wohl aus dieſem Zuſammenhang abzuſchneiden.

Uns bleibt daher nur übrig, es mit ein paar Blättern nicht zu genau zu nehmen, und das ganze Schreiben, das doch einmal den Namen der Königin führt, günſtiger Nachſicht hier anzubieten. Daſſelbe beginnt: „Vous êtes toujours le même, Monsieur, c'est à dire l'homme du monde le plus obligeant, et vous ne recevrez jamais nulle part tout l'accueil que vous méritez. Quoiqu'il soit fort mal-aisé d'être insensible aux louanges d'une personne de votre goût et de votre poids, je vous avoue pourtant, que ce qui m'a le plus touché dans votre lettre, c'est la délicatesse sur les petites escarmouches que vous avez eues avec nos théologiens pendant votre séjour en cette ville. Je reconnois la-dedans un caractère d'honnête homme et de chrétien, qui relève beaucoup les rares qualités de votre esprit. Je puis bien vous en offrir autant de la part de ces messieurs, et je vous réponds qu'il n'y aura point de controverse entre nous à cet égard. Ce qui se dit d'un peu fort de part et d'autre dans ces occasions-là, ne sert qu'à rendre la conversation plus vive, et ne doit point altérer l'estime que l'on se doit mutuellement et que personne ne refuse à vos grands talens.

Au reste, je ne suis pas surprise qu'en un fort petit espace de tems vous ayez ouï dire, en pays de liberté, quantité de choses qu'on n'entendroit pas pendant quarante ans en pays d'autorité, car ce sont deux pays où l'on parle des langues bien différentes. Mais je puis vous en dire ma pensée: je comprends à-peu-près ce qui engagea insensiblement ces messieurs à sortir un peu du decorum de la fraternité dans leurs expressions sur le sujet des pères. Comme on est accoutumé à regarder parmi nous l'écriture sainte comme la seule règle de la foi, sur laquelle il faut examiner et pères et conciles, ils n'étoient pas sans doute trop contens de voir que vous lui donnassiez si peu de part dans toute cette affaire, et que vous parlassiez si désobligeamment de la raison, dont la seule autorité devroit régner dans ce monde et à laquelle vous avez même tant d'obligation. Cependant, comme on peut être bons amis, et soutenir chacun son sentiment, ils se font forts de prouver qu'ils n'ont rien avancé sur le sujet des pères et des conciles, qui n'ait été dit et publié plus d'une fois, non seulement par des auteurs de notre communion, que vous n'êtes pas obligé de reconnoître, mais même par des auteurs catholiques, et ce qui m'a le plus surprise, par des jésuites.

Comme le plus fort de vos conversations roula sur l'autorité des pères de l'église latine, et en particulier sur celle de Saint-Augustin et de Saint-Jérome, c'est par là qu'il faut commencer; car pour les pères grecs, autant qu'il m'en souvient, il en fut peut parlé dans vos diverses conférences. Je me souviens seulement qu'un jour vous parûtes scandalisé d'une proposition qui fut avancée, seulement en passant, par l'un de ces messieurs, au sujet de l'église grecque. C'est que plusieurs d'entre ces pères étoient grands Origénistes, la plûpart Platoniciens fort adonnés à des allégories à perte de vue, très-peu versés dans le style du nouveau testament, qui est un grec de synagogue et tout rempli d'hébraïsmes. Ce discours vous parut extrêmement paradoxe, et ne manqua pas d'exciter ce zèle et cette vivacité qui m'a si souvent charmée, et que ces messieurs admiroient eux-mêmes, puoiqu'ils en fussent la butte. Mais ils m'ont assuré encore depuis, qu'ils n'ont rien avancé là-dessus qui ne s'accorde avec le sentiment des plus habiles critiques de ce siècle.

Je reviens donc à Saint-Augustin. Il ne faudroit pas, disent ces messieurs, aller plus loin que le dictionnaire de monsieur Bayle, pour trouver des auteurs de votre société qui ont parlé de ce grand évêque avec plus de liberté qu'ils n'on fait et qu'ils ne voudroient faire. Si vous prenez la peine de lire les articles Adam [Jean Adam, jésuite] et Augustin de ce dictionnaire, vous serez convaincu qu'ils n'ont rien avancé là-dessus que de très-soutenable.

Mais ces messieurs n'en demeurent pas là, car ils m'ont assuré que le cardinal Noris, qui ne peut être inconnu à Votre Révérence, a été obligé de publier une apologie de Saint-Augustin, particulièrement contre les jésuites, où il se plaint qu'ils ont accusé Saint-Augustin d'une obscurité affectée dans les matières de foi, de contradictions, d'inconstance, et quelquefois même d'erreurs formelles et très-importantes. Le père Adam, jésuite célèbre dans le dix-septième siècle, a avancé des choses si fortes contre Saint-Augustin, que le cardinal Noris dit là-dessus, qu'il faut avoir un coeur de pierre pour entendre ces paroles si injurieuses, non seulement sans indignation, mais même sans horreur. Le père Annat, aussi jésuite, qui a été le confesseur de Louis XIV et provincial de son ordre, a été un des plus hardis de tous sur ce sujet, et j'ai été, je vous avoue, tout épouvantée d'apprendre qu'il avoit bien osé alléguer plus de trente docteurs, de compte fait, papes, cardinaux, évêques et autres théologiens de France, d'Italie, d'Allemagne, „il devoit dire aussi du Japon", ajoute le cardinal Noris, qui ont accusé Saint-Augustin d'un grand nombre d'erreurs. Mais ce qui m'a frappée surtout, c'est que le père Annat a prétendu faire voir que ces accusations contre Saint-Augustin ne rouloient pas seulement sur les matières de la grâce, de la prédestination et du franc-arbitre, mais sur les articles les plus fondamentaux au jugement de l'une et de l'autre communion. Ce jésuite allègue même là-dessus l'autorité de deux grands hommes, l'un du treizième, l'autre du seizième siècle, ce qui fait voir, pour le dire en passant, que ce n'est pas d'aujourd'hui qu'on n'a pas épargné Saint-Augustin.

Le premier de ces auteurs est un certain Jean Scot, qu'ils disent qu'on appeloit de son tems le docteur subtil. Il dit, en parlant de Saint-Augustin, qu'il faut bien examiner contre quels hérétiques les saints ont parlé; car, ajoute-t-il, quand Saint-Augustin écrit contre Arius, il semble presque pencher vers Sabellius, et quand il écrit contre Pélage, il semble incliner du côté des Manichéens. L'auteur c'est Cornelio Musso, évêque de Bitonte, célèbre au seizième siècle, et qui parut avec beaucoup d'éclat au concile de Trente. Il parle de Saint-Augustin à-peu-près dans les mêmes termes que Jean Scot. Sur quoi le cardinal Noris fait une réflexion, que ces messieurs trouvent essentielle au sujet dont il s'agit entre vous et eux. C'est que Jean Scot et Cornelio Musso disent seulement que Saint-Augustin sembloit pencher vers l'erreur opposée à celle qu'il réfutoit; au lieu que le père Annat franchit ce pas en disant que ce père s'y jetoit entièrement. Il ne s'agit pas, disent ces messieurs, de savoir si ces accusations sont justes ou non; c'est au cardinal Noris et à vous, monsieur, pui en êtes autant capable que qui que ce soit, à justifier Saint-Augustin. Mais cé qu'ils en concluent, c'est que les ministres ne sont pas les premiers téméraires à cet égard, s'il y a de la témérité, puisque l'église catholique et surtout la société leur en a donné l'exemple.

De Saint-Augustin je passe à Saint-Jérôme. Ces messieurs soutiennent encore, comme ils l'ont fait en votre présence, qu'on ne peut pas se rapporter sur le sens de l'écriture, à des auteurs qui l'ont expliquée aussi négligement, et qui ont même parlé des apôtres avec aussi peu de respect, qu'a fait Saint-Jérôme. Le malheur est qu'ils citent, et qu'ils veulent absolument en venir à la vérification des faits que vous leur contestiez. Voici le fait. Il est trop mémorable pour ne l'avoir pas retenu. Ils disent donc que Saint-Jérôme, dans son commentaire sur le chapitre II. de l'épître aux Galates, accuse Saint-Pierre et Saint-Paul de simulation et même d'hypocrisie; que Saint-Pierre, pour plaire aux Juifs, faisoit semblant de vouloir qu'on observât la loi cérémonielle, et que Saint-Paul pour complaire aux Gentils fit semblant de quereller Saint-Pierre à ce sujet, qu'ainsi l'hypocrisie de Saint-Paul lève le scandale de l'hypocrisie de Saint-Pierre. Saint Augustin en fait des reproches à Saint-Jérôme, et voici ce que Saint-Jérôme lui répond pour s'excuser: „J'ai, dit-il, suivi les commentaires d'Origine (notez, m'ont-ils fait remarquer, que Saint-Jérôme a été depuis un des grands adversaires d'Origène), de Didyme, d'Apollinarius de Laodicée, qui est depuis peu sorti de l'église, d'Alexandre ancien hérétique etc. Et, pour vous avouer franchement la vérité, continue Saint-Jérôme, j'ai lu tout cela, et après avoir ramassé bien des choses dans ma tête, j'ai fait venir mon secrétaire, et je lui ai dicté tantôt mes pensées, tantôt celles d'autrui, sans me souvenir ni de l'ordre, ni quelquefois des paroles, ni même du sens.“ Le même Saint-Jérôme dit encore dans son commentaire sur le chapitre III. de l'épître aux Galates: „Je n'écris pas moi-même, je fais venir mon secrétaire, et je lui dicte tout ce qui me vient dans la bouche. Que si je veux un peu rêver, pour dire quelque chose de meilleur, il fronce le sourcil, et toute sa contenance me dit assez qu'il s'ennuie d'être là.“

Je vous prie, mon Révérend Père, j'en appelle à votre équité, à quelles gens voudroit-on nous renvoyer, pour l'intelligence de l'écriture et de la religion? Qui croirai-je, de Saint-Jérôme Origéniste, ou de Saint-Jérôme ennemi d'Origène et de sa doctrine? Comment pourrai-je démêler ce qu'il a pris d'un hérétique ou d'un orthodoxe, puisqu'il cite l'un et l'autre à tort et à travers, sans aucune marque de distinction? Le moyen que je puisse deviner, si ce sont ses propres pensées ou celles d'autrui qu'il nous débite! puis'qu'à peine le sait-il lui-même? Et à quoi connoîtrai-je, si son secrétaire étoit de belle humeur, ou si ayant quelqu'autre affaire en tête, il falloit que l'écriture sainte et la religion cédassent à son impatience? A vous dire la vérité, si cela est, je ne trouve pas mieux mon compte à Saint-Jérôme qu'à Saint-Augustin, et je ne suis pas trop surprise qu'en certains momens, où l'on ne fait pas toute l'attention qu'on devroit à ce que les noms de père et saint ont de vénérable, on s'émancipe à s'expliquer un peu librement sur ces grands docteurs de l'église.

Comme vous faites aussi mention des conciles dans votre lettre, et que vous trouvez que ces messieurs n'en ont pas parlé avec assez de respect, il faut que je vous rapporte ce qu'ils m'en ont dit: car ils ont tant d'estime pour vous, qu'ils seroient bien fâchés que vous crussiez qu'ils ont rien avancé légèrement. Ils disent donc, que si les conciles étoient comme ils devroient être, des assemblées libres, où l'écriture sainte et la raison fussent écoutées uniquement, au lieu des passions, des préjugés et des intérêts humains, ce seroit la meilleure voie de décider ces controverses. Mais ils soutiennent en même tems, que depuis le premier concile de Jérusalem l'expérience a toujours montré le contraire. J'ai même été presque scandalisée d'un mot qu'ils font dire a Saint-Grégoire de Nazianze, qui pourtant étoit, comme vous le savez beaucoup mieux que moi, un père fort orthodoxe. Il disoit que jamais assemblée ecclésiastique n'avoit eu un heureux succès, et il prit même la résolution de ne se trouver plus dans ces assemblées de grues et d'oies qui se font une guerre cruelle. Il lâcha ce terrible mot à l'accasion du second concile écuménique, qu'il compare à un cabaret et à d'autres lieux que la pudeur empêche de nommer. Nos ministres n'en ont jamais tant dit à beaucoup près, et ils en seroient bien fâchés. Ils admettent les quatre conciles écuméniques, non pas veritablement à cause de leur autorité, qu'ils ne reconnoissent point pour infaillible, mais parce que leurs décisions leur ont paru conformes à l'écriture sainte. Théodoret n'avoit pas grande opinion du concile de Nicée, puisqu'il l'alléguoit pour prouver qu'on ne devoit rien attendre de bon des conciles, si Dieu ne renversoit les machines du démon. Il y eut tant de chaleur et de précipitation au concile d'Ephèse, qu'il doit plutôt être regardé comme un brigandage que comme une assemblée ecclésiastique. Le second concile d'Ephèse cassa ce qu'avoit fait le premier, et il fut lui-même cassé par celui de Chalcédoine, ce qui n'est pas une grande marque d'infaillibilité.

Mais pour finir cette longue tirade que j'ai retenue des discours de ces messieurs, j'ai été bien surprise d'apprendre d'eux, qu'un de vos auteurs nommé le père Halloix, jésuite de Liège, parlant dans son apologie pour Origène du cinquième concile écuménique, a bien osé dire que Justinien, inspiré par le diable, avoit été l'au-

teur et le fauteur de ce pernicieux concile, assemblé malgré le pape, et qu'il vaudroit mieux que ce concile n'eût jamais été et qu'il ne subsistât plus, après quoi il ajoute que le sixième et le septième conciles écuméniques ont été entraînés dans l'erreur par le cinquième aussi bien que les papes Pelage II. et Grégoire le Grand qui l'ont approuvé.

Mais que direz-vous de moi, monsieur, de m'être ainsi embarquée sur l'océan ecclésiastique? C'est sur la bonne-foi de mes pilotes; s'ils m'ont fait égarer je vous crois assez de mes amis pour me remettre dans le bon chemin. Je souhaite au reste, que Dieu vous conserve la vie et la santé, pour reprendre quelque jour celui de Berlin, où vous trouverez toujours des esprits disposés à la recherche de la vérité, de la manière que vous le proposez si bien à la fin de votre lettre." Dieſes Schreiben, welches Lenfant nach der Königin Tode franzöſiſch bekannt gemacht hatte, gab Toland im Jahre 1711, unter dem Titel: „A letter against popery", in engliſcher Ueberſetzung heraus, und erzählte in der Vorrede den Anlaß, welcher daſſelbe hervorgerufen.

Schon den Staatshändeln fremd, mußte Sophie Charlotte noch weniger zu dem Kriegsweſen ſich hinneigen können. Zu ihrer Geiſtes- und Geſchmacksbildung ſtand die Rauhigkeit des damaligen Waffenhandwerks im ſchroffſten Gegenſatz; wo Philoſophie und Kunſt und froher Lebensgenuß im Beſitz waren, konnten Schlachten, Belagerungen und Truppenmärſche nicht leicht zur Unterhaltung dienen. Das Unglück des Krieges fühlte die Königin lebhaft in den Verluſten, welche ſie nah betrafen. Zwei ihrer Brüder fanden, wie ſchon erwähnt, in demſelben Jahre den Heldentod gegen die Türken. Einen neuen Verluſt brachte ihr der Sommer des Jahres 1703; ihr fünfter Bruder, Herzog Chriſtian, gleichfalls im Heere des Kaiſers dienend, ertrank am 31. Juli bei Ulm, indem er als Generalmajor an der Spitze ſeiner Truppen den Uebergang über die Donau gegen die Franzoſen erzwang. Der Krieg zeigte ſich Sophie Charlotten von keiner Seite in reizender Geſtalt. Doch wurde dem Ruhme, den die Preußen durch ihre Waffenthaten erwarben, in dem Kreiſe der Königin jede Würdigung zu Theil, und den geliebten Sohn ſah ſie ſogar mit Wohlgefallen in dieſer Richtung thätig. Aber das Ergebniß mußte hier über die Mittel oft hinwegſehen laſſen. Denn mit den eigentlichen Werkzeugen dieſes Ruhmes finden wir Sophie Charlotten kaum in Berührung, und die gleichzeitige Entwickelung zweier ſo verſchiedenen Lebenskreiſe, wie der Königin und des Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, eng neben einander an demſelben Hof, ſollte man kaum für möglich halten, ohne beider wechſelſeitige Störung; allein ſie blieben völlig getrennt, und ſelbſt die Entgegenſetzung konnte, wie es ſcheint, hier keinen Bezug hervorbringen.

Ein anderer angeſehener Engländer, George Burnet von Kemnay, verwandt mit dem berühmten Biſchof Burnet, kam im Sommer 1704 ebenfalls nach Berlin, und wurde von der Königin nach Lutzenburg eingeladen, wo er auf dem Schloſſe wohnte. Daß die ehrenfeſte Tüchtigkeit dieſer Landesgenoſſen ſchon damals, wie noch heute, ſich fremder Sprachäußerung nicht wohl bequemte, und in ihr leicht einigem Lächeln bloßſtand, erſehen wir aus einem Briefe Sophie Charlottens an Leibnitz, wo ſie von dem Obengenannten ſagt, ſeit ſeinem früheren Beſuch in Berlin habe er ſich ſehr zu ſeinem Vortheil verändert, aber franzöſiſch rede er noch wie ſonſt, und habe unter anderen von ſeiner Reiſe erzählt, qu'il avoit *fait trois couches* en chemin, worüber viel gelacht worden ſei.

Die Königin lud auch in dieſem Sommer Leibnitz dringend nach Lützenburg ein, ſeine Arbeiten in Hannover ſcheinen ihn aber verhindert zu haben. Er verfolgte dort auch ein perſönliches Anliegen, den Wunſch, die erledigte Abtei von Ilefeld, ſo wie auch die Stelle eines Vicekanzlers zu erhalten; da nun der Einfluß der Kurfürſtin Sophie gerade damals etwas gehemmt war, ſo ſchrieb dieſe zugleich mit Leibnitz an die Königin, um deren für den Augenblick wirkſameres Fürwort anzuregen. Sie verſprach ſogleich, ihrem Bruder dem Kurfürſten die Sache mitzutheilen, bemerkte aber in ihrer Antwort an Leibnitz, ſie handle darin gegen ihren

Vortheil, „car si l'affaire réussit", ſagt ſie, „je n'aurai plus le plaisir de vous voir ici: mais je crois qu'en bonne amie je dois mettre vos intérêts devant les miens."

Im November 1704 kam der Herzog von Marlborough nach Berlin, um als Abgeſandter Großbritanniens die Theilnahme Preußens an dem Kriege gegen Frankreich ſtärker in Anſpruch zu nehmen. Dieſer Held, mit dem Prinzen Eugen von Savoyen in gemeinſamen Siegesthaten wetteifernd, war zugleich ein feiner Hofmann, der dem Geiſte, wie der Schönheit der Königin wohl zu huldigen verſtand; wie er auch ſchon am Hofe zu Hannover ſich gewandt, ehrerbietig und verbindlich gezeigt, und den vollen Beifall der Kurfürſtin Sophie gewonnen hatte. Er blieb in Berlin nur fünf Tage, wohnte einem Hofball und einer Thierhetze bei, beſah das Zeughaus und andere Gebäude, und ſpeiſte zweimal mit dem Könige allein zu Mittag, Einmal mit der Königin zu Nacht. Die Hofdamen aber, ſagt Burnet, waren ſehr unzufrieden mit ſeinem Benehmen, und fanden den Ruf ſeiner höflichen Feinheit nicht bewährt, denn er würdigte keine der Damen eines Wortes, ſondern ſprach nur mit der Königin und den Prinzeſſinnen. Seine Briefe und Geſpräche verbreiteten in England nur noch mehr den Ruhm Sophie Charlottens, der durch frühere engliſche Reiſende, welche den Hof von Berlin beſucht hatten, ſchon feſt begründet war.

Burnet, der in Lützenburg an einem heftigen Fieber erkrankte, genoß daſelbſt bis zum Herbſt aller ſorgſamen Aufmerkſamkeit; die Königin ließ ſich täglich mehrmals nach ſeinem Befinden erkundigen. Er folgte ihr ſpäter, als ſie den Landaufenthalt verließ, nach Berlin, von wo er am 5. Dezember 1704 an ſeine edle und geiſtvolle Freundin Miß Katharine Trotter, die nachher als Mrs. Cockburn berühmt gewordene philoſophiſche und poetiſche Schriftſtellerin, vertraulich ſchrieb: „I was attacked with a most violent and searching fever, which seized me all on a sudden about the last days of August last. I continued in my little chamber of court at Lutzenbourg, not being able to come to town hither in that condition. And the queen thought it would be of no continuance, and send so often to see where I was, that upon the least ceasing of this fever, I was willing to creep down stairs to the low apartments, where the queen and the court where, to present myself. — The queen is come to her apartments in town since Saint-Martin's. They are all reformed and new built almost. The palace is great, spacious, and magnificent, but the architecture not beautiful, except it be to a German goust. — I have no delight in the hearing or seing any woman, since I came abroad, like the queen, who, never, I believe, spoke, but with satisfaction to the hearer. Her concern for me is so great, that I am ashamed therof. I have made me many open flatterers, and it may be hidden enemies. The other day she sent a footmann to the lodging to come to supper; but I was already in bed in a hot fever four hours before. The morrow after she sent another in the morning, telling me, if I pleased to come exactly at twelve, I might eat with her maids (for at dinners, she dines publicly with the king every day, when he is in town, where only princes and princesses were admitted), and after dinner, I might come and read, or talk with her. I could not well go to dinner, being invited elsewhere; but about two o'clock. I went and passed the time till four. Her majesty would have given me chocolate: I prayed rather tea, of which I took three tasses only. But upon my coming home, I found myself in a shivering, had the fever till after midnight, and so could not return to sup at court, nor hear the excellent music, that was to be that night, of which her majesty had acquainted me graciously before." Dieſe an ſich unerheblichen Nachrichten gewähren doch einen Blick in Gemüthsart und Sitten.

Wir nähern uns ſchon dem Zeitpunkte, der ein ſo edles und ſchönes Daſein uns in ſeinem allzufrühen Scheiden zeigt: das Jahr 1704 iſt das letzte, das für Sophie Charlotte noch zum vollen Abſchluß kommt. Ihr reiches Leben ſtand in höchſter Blüthe, die Güter der Welt und des Geiſtes umgaben ſie; was früher noch im Kampfe ſich dargeboten, hatte als Freiheit oder Entſagung ruhige Geſtalt gewonnen; Liebe zu Mutter und Sohn, Glück der Freundſchaft, Hoheit der Gedanken, Genuß der Muſik, menſchliches Wohlwollen und Theilnehmen, erfüllten dieſen Lebensherbſt, der noch einem Frühling gleich erſchien. Doch trübte ihn auch heißer Schmerz, als endlich die Trennung von dem geliebten Sohne Statt finden mußte. Der Kronprinz war ſchon ſeit einiger Zeit der Aufſicht Dohna's entzogen, und dieſer auf ſeine Güter nach Preußen geſchickt worden. Die Königin war hiemit nicht zufrieden, wiewohl ſie gegen den Generalmajor von Finck, welcher nunmehr dem Prinzen beigegeben wurde, perſönlich nichts einzuwenden hatte; er kam aus dem Kriege, und war gleichwohl ſanfter und freundlicher, als Dohna. Für ihren Sohn hatte die Königin lange gewünſcht, daß er vom Hof entfernt würde und auf Reiſen ginge. Jetzt, da ihr Wunſch, für ihre Gründe ſchon zu ſpät, in Erfüllung ging, und der Kronprinz im Herbſte gleich nach dem Herzog von Marlborough abreiſte, erſt nach Hannover, und von da nach Holland, um dort einen Theil des Winters zuzubringen, und dann nach England überzuſchiffen, — jetzt empfand es die Mutter zwar ſchmerzlich, den Anblick und die Nähe des Sohnes miſſen zu ſollen; aber ſie wußte ihr Gefühl zu bemeiſtern, und willigte in alles, was ihr als des Prinzen Wohl erſchien; ſie war es hauptſächlich, welche darauf beſtanden hatte, daß er nach England überſchiffen ſollte, wozu der König nur ungern ſtimmte. Wie tief aber im Innern ſie von Zärtlichkeit erfüllt geweſen, wie wehmüthig im Stillen ſie ihren Gefühlen nachgehangen habe, läßt ſich aus dem einen Zeugniß erkennen, daß man nach der Abreiſe des Kronprinzen in Lützenburg ein Blatt auf ihrem Schreibtiſche fand, das ein von ihrer Hand hingezeichnetes Herz und dabei die Worte enthielt: „Il est parti!“

Mutter und Tochter hatten ſich bisher faſt jedes Jahr, und in manchem mehrmals geſehen, indem jene nach Berlin, oder dieſe, was häufiger geſchah, nach Hannover zu reiſen pflegte. Dieſe lebhaft unterhaltene Gemeinſchaft war für beide Fürſtinnen ein Theil ihres Lebensglückes, für die geſellſchaftliche Annehmlichkeit beider Höfe ein reicher Gewinn, und ſelbſt den Staatsverhältniſſen oft vortheilhaft. Dennoch waren dieſe hohen und koſtbaren Beſuche von mancherlei Umſtänden abhängig, und die widrigen zu überwinden bedurfte es nicht ſelten hülfreicher Klugheit und Anſtrengung. Im Herbſte 1704 ſtellten ſich der Reiſe, welche Sophie Charlotte wieder nach Hannover zu machen wünſchte, große Schwierigkeiten entgegen, doch ſcheinen dieſe weniger in der Sache ſelbſt, als in den perſönlichen Geſinnungen begründet geweſen, welche auf die Entſcheidung des Königs einwirkten. Wir haben geſehen, daß die Gräfin von Wartenberg, durch die freundliche Behandlung, welche die Kurfürſtin Sophie ihr angedeihen ließ, eine Zeitlang ihr bisher gegneriſches Betragen verändert hatte; allein es lag weder in der Königin Art noch in ihrem Willen, das ſo gewonnene beſſere Vernehmen mit einer Frau, die in allem Betrachte ſo tief unter ihr ſtand, und die ihr weder achtungswerth noch ſonſt anziehend erſchien, durch fortgeſetzte und wohl gar geſteigerte Aufmerkſamkeiten immer auf's neue zu erkaufen. Sophie Charlotte, ſobald ſie wieder allein ohne die praktiſch heitre Mutter war, zeigte ſich wie vormals kalt und zurückgezogen, ſie hatte nicht die Gabe, ſich irgendwie nach außen anders zu ſtellen, als ihr von innen klar geboten war, und in dieſer Wahrheit und Aechtheit ihrer Natur entbehrte ſie der größten Vortheile, welche durch geringſcheinende Opfer zu erlangen geweſen wären. Dies war kein Trotz und Stolz, im Gegentheil, ihr Sinn war mild und nachgiebig, ihr Gemüth fügte ſich leicht, aber es bedurfte dazu der Nothwendigkeit oder leichter Vermittelung; wo dieſe fehlten, folgte ſie ihrem natürlichen Zuge, ſie ſtellte ſich nicht entgegen, ſie tadelte nicht hart und ſtreng, aber ſie wandte ſich ab, wenn ihr eine Richtung mißfiel und ihr Geiſt ſich nicht angeſprochen fand. Dies mußte auch die Gräfin nothwendig erfahren, und da ſie im Gegentheil die ſtattgehabte Annäherung nur hätte ſteigern mögen, ſo war bald aus der verfehlten Rechnung neue Bitterkeit entſtanden. Die Reiſe der Königin ſchien jetzt davon abhängig, daß die Gräfin ebenfalls wieder nach Hannover eingeladen würde. Sophie Charlotte that nichts dazu, ſich eine ſolche Begleitung auszuwirken. Die Kurfürſtin Sophie nahm aber die Sache praktiſcher. Sie ſah die Nothwendigkeit, perſönlich wieder vermittelnd einzutreten, und beſuchte die Königin, um ſich nur dadurch deren Beſuch in Hannover für das Karneval zu ſichern. Auch in die Bedingung rückſichtlich der Gräfin ergab ſie ſich, und ſchrieb an Leibnitz, ſie wolle doch lieber, daß ihre Tochter mit der Gräfin, als gar nicht käme. Drei Wochen blieb die Kurfürſtin Sophie in Lützenburg, unter ſteten Feſtlichkeiten und Vergnügungen, und kam während dieſer Zeit gar nicht nach Berlin, außer Einmal, um einer prächtigen Gaſterei beizuwohnen, zu welcher der prunkliebende engliſche Geſandte Lord Raby ſie und die Königin geladen hatte.

Die Reiſe nach Hannover wurde jedoch den dringenden Wünſchen der Königin nicht ohne Zögern zugeſtanden, und nach vielen Schwierigkeiten endlich auf den 12. Januar 1705 feſtgeſetzt. Zwei Tage vorher ſchrieb ſie noch eigenhändig an den Kronprinzen, der ſich im Haag befand, und ihre Zuneigung und Klarheit drückt ſich auch hier einfach und geradſinnig aus; der Brief lautet: „A Berlin ce 10 de janvier 1705. Je ne vouz dirai que deux ou trois mots, mon cher fils; car je suis fort occupée avec mon voyage d'Hannovre, pour lequel je pars lundi de Lützenbourg; j'y attendrai, si le roi va encore en Hollande, pour aller avec lui, car il me l'a permis, et avoir le plaisir de vous embrasser; cependant je doute encore un peu qu'il se fasse, car il peut arriver bien des choses entre ci et là. Nous avons eu une grande nouvelle de Vienne, c'est que toute l'armée des rebelles a été défaite par le général Heister le jour du nouvel an; quand le roi des Romains alloit à l'église, le courrier est arrivé avec je crois dix drapeaux des rebelles; tout cela est bon, mais je crains pour le monsieur Désaleurs. Vouz n'avez pas besoin de me faire des présens, mon cher fils, votre amitié me suffit; cependant je vous remercie de ce témoignage de votre souvenir; monsieur Adelsheim ne me l'a pas apporté. Je suis toute à vous. Sophie Charlotte.“ Am Tage der Abreiſe fühlte ſie ſich unwohl, allein ſie verſchwieg es, damit nicht der König davon den Anlaß nähme, die ganze Reiſe zu verhindern. Sie reiſte daher ab; ihr Uebel — eine Geſchwulſt im Halſe — verſchlimmerte ſich aber unterwegs, und ſie blieb deßhalb in Magdeburg bis zum 16. Im Augenblick einiger ſcheinbaren Beſſerung ſetzte ſie dann die Reiſe wieder fort, und kam den 18. in Hannover an. Ihre Geiſtes- und Gemüthsſtärke wollte der Krankheit überlegen bleiben, und ſuchte dieſelbe fortwährend zu verläugnen. Anſtatt zu ruhen und ſich zu pflegen, erſchien ſie öffentlich am Hof, und ihr ſtarker Willen ſchien wirklich einige Tage ihr Leiden niederzuhalten. Sie beſuchte ſogar den Ball, welchen ihr zu Ehren der Komthur von Reden veranſtaltet hatte; ſie wollte um ſo weniger dieſem Feſte fehlen, als daſſelbe ſchon durch die Abweſenheit der Kurfürſtin Sophie geſtört war, die durch eine Unpäßlichkeit in ihren Zimmern zurückgehalten wurde. In der darauf folgenden Nacht aber wurde die Königin ernſtlich krank: die Zufälle ſchienen zwar nicht bedenklich und einigen leichten Mitteln zu weichen; aber am 23. Januar trat ein ſtarkes Fieber mit heftiger Entzündung des Halſes ein, und am 28. erfolgte abermals eine Verſchlimmerung. Erſt jetzt wurde der hannöverſche Leibarzt Conerding herbeigerufen, der zuerſt auch nur leichte Mittel verſuchte, am folgenden Tag aber, nach dem eignen Verlangen der Königin, einen Aderlaß verordnete. Die darauf eintretende Erleichterung war indeß nicht von Dauer. Des wohlthätigen und ſehr empfohlenen Schweißes wollte die Kranke nicht gehörig achten, es kamen Beklemmungen und Erſtickungsanfälle. Ein auf ihr ſehnliches Verlangen nochmals verſuchter Aderlaß war fruchtlos. Sie erkannte ſelbſt, daß keine Rettung mehr zu hoffen ſei. Mit größter Gelaſſenheit und ohne alle Todesfurcht ergab ſie ſich in ihr Schickſal; ſie bat den Arzt, wenn keine Hülfe mehr ſei, möchte er ihr doch etwas Wein zur Stärkung geſtatten, und da dies gewährt worden, ſo wandte ſie die ſchwindenden Kräfte noch zu letzter Thätigkeit. Sie ſchrieb einen Brief an den König ihren Gemahl, und dankte ihm für die Liebe, welche er ihr ſtets bewieſen, dann empfahl ſie ihm auch ihre Dienerſchaft. Sie bezeigte keinerlei Angſt noch Unruhe, nur war ſie bekümmert um Nachrichten von ihrer Mutter, die gleichfalls darniederlag. Sie ließ ihren jüngern Bruder Ernſt Auguſt rufen, und tröſtete ihn, der verzweifeln wollte, mit den in ruhigſter Faſſung geſprochenen Worten: „Der Tod erſchreckt mich nicht, ſchon allzulange betracht' ich ihn als unvermeidlich." Nach anderem Bericht wären ihre Worte geweſen: „Es iſt nichts ſo natürlich als der Tod; er iſt unvermeidlich, und obgleich mein Alter mich hätte ſollen hoffen laſſen, noch einige Jahre länger zu leben, ſo empfinde ich doch keine Betrübniß darüber, daß ich ſterben muß." Sie ſprach hierauf eine lange Zeit mit ihm insgeheim, und man bemerkte darauf, daß ſie ſehr eifrig im Stillen betete. Als ihr älterer Bruder, der Kurfürſt, herbeikam, ſagte ſie dieſem mit geiſteskräftigem Ton: „Ich ſterbe eines glücklichen und gemächlichen Todes." Auch mit dieſem Bruder hatte ſie vieles heimlich zu beſprechen.

Pöllnitz, den andere Nachrichten hier unterſtützen und ergänzen, erzählt nun weiter, der franzöſiſche Prediger von La Bergerie, dem ſie immer wohlgeneigt geweſen, ſei hereingetreten, um ihr in ihren letzten Stunden beizuſtehen; ſie habe ihn mit den Worten begrüßt: „Man erkennt ſeine Freunde in der Noth; Sie kommen, mir Ihre Dienſte anzubieten in einer Zeit, wo ich nicht mehr im Stande bin, etwas für Sie zu thun; ich danke Ihnen dafür!" Und als er einiges Tröſtliche zu ſagen verſucht, habe ſie ihm bald erwiedert: „Ich habe ſeit zwanzig Jahren der Religion ein ernſtliches Studium gewidmet, und mit Aufmerkſamkeit die Bücher geleſen, die davon handeln; mir iſt kein Zweifel übrig. Sie können mir nichts ſagen, was mir nicht bekannt wäre, ich kann Ihnen verſichern, daß ich ruhig ſterbe." Der anweſende Wundarzt l'Eſtoc erinnerte ſie, daß ſie durch Sprechen ihr Uebel verſchlimmere. „So leben Sie denn wohl, Herr von La Bergerie!" ſagte ſie noch zuletzt, „l'Eſtoc ſchilt, er will nicht, daß ich ſpreche. Ich ſterbe als ihre gute Freundin." Sie wiederholte auch mehrmals die Verſicherung, daß ſie mit Gott ſehr wohl ſtehe. Nachdem ſie darauf einige Stunden ſtill verbracht, nahm ſie wieder das Wort, und ſagte zu Fräulein von Pöllnitz: „Ach, wie viele unnütze Ceremonien wird man für dieſen Körper anſtellen!" Und als ſie ihre Freundin in Thränen zerfließen ſah, fuhr ſie fort: „Was weinen Sie? dachten Sie, ich ſei unſterblich?“ Sie ſegnete hierauf Alle, welche, ihrem Dienſt angehörig, in Thränen ihr Bett umſtanden, und ſagte ihnen Lebewohl; noch zuletzt rief ſie den beiden Kammertürken zu: „Adieu Ali! Adieu Haſſan!“ Einige Augenblicke ſpäter reichte ſie ihrem Bruder dem Herzog die Hand, und ſagte: „Adieu, mein lieber Bruder! Ich erſticke.“ Das Geſchwür, das ſich im Halſe gebildet hatte, war aufgegangen, und ſie gab den Geiſt auf.

Wir haben neben dieſem gewiß glaubwürdigen Bericht über die letzten Stunden der Königin einen etwas abweichenden, welchen der franzöſiſche Prediger, der übrigens nur wegen zufälliger Abweſenheit des deutſchen Hofpredigers deſſen Stelle verſah, ſelbſt aufgeſetzt hat, und der ſo lautet: „In der Nacht vom letzten Januar auf den 1. Februar 1705, zwiſchen 1 und 2 Uhr morgens, wurde ich zu der Königin von Preußen gerufen, welche gefährlich krank lag. So wie ich eintrat, warf ich mich gleich zu Füßen ihres Bettes hin, und bezeigte ihr, wie ſchmerzlich es für mich ſei, ſie in dieſem Zuſtande zu ſehen. Ich nahm nun alsbald Gelegenheit, ihr zu ſagen, ſie könne jetzt erkennen, daß die Könige und Königinnen nicht mehr noch minder ſterblich ſind als die übrigen Menſchen, und daß ſie vor dem Throne der Majeſtät Gottes erſcheinen müſſen, um daſelbſt Rechenſchaft von ihren Handlungen zu geben, ſo gut wie der Geringſte ihrer Unterthanen; worauf Ihro Majeſtät antworteten: „Ich weiß es wohl.“ Ich fuhr fort: „Ihro Majeſtät müſſen auch jetzt die Eitelkeit und das Nichts der Dinge hienieden erkennen, zu welchen Sie vielleicht nur zu ſehr hingeneigt geweſen, und die Wichtigkeit der himmliſchen Dinge, welche Sie vielleicht vernachläſſigt und verachtet haben.“ Die Königin erwiederte hierauf: „Das iſt wahr.“ „Haben jedoch Ihro Majeſtät“, ſagte ich weiter, „nicht wahrhaft Ihr Vertrauen in Gott geſetzt? Bitten Sie ihn nicht recht ernſtlich um Verzeihung für alle Sünden, welche Sie begangen haben? Nehmen Sie nicht Ihre Zuflucht zu dem Blut und Verdienſte Jeſu Chriſti, ohne den es uns unmöglich iſt vor Gott zu beſtehen?“ Die Königin antwortete: „Ja.“ Mittlerweile war ihr Bruder, der Herzog Ernſt Auguſt, in das Zimmer getreten. Da er und die Königin zuſammen zu reden hatten, ſo zog ich mich auf Befehl zurück. Nach einiger Zeit ſtellte ich mich wieder vor dem Bette der Königin ein, um zu ſehen, ob ich die Gelegenheit wahrnehmen könnte, mit ihr von ihrem Heil zu ſprechen. Aber da ſagte mir Herzog Ernſt Auguſt, das ſei nicht nöthig, die Königin ſtehe gut mit ihrem Gott. Der Herzog ſagte mir am folgenden Tage, er habe, als er mich am Bette der Königin geſehen, ſie gefragt, ob ſie wolle, daß ich noch mit ihr ſpräche; ſie habe jedoch geantwortet, das ſei gar nicht nöthig, ſie wiſſe wohl alles, was man ihr bei ſolchem Anlaſſe ſagen könne, ſie habe ſich ſchon alles ſelbſt geſagt, und ſage es ſich noch, ſie hoffe gut mit ihrem Gott zu ſtehen. Als endlich eine Ohnmacht eingetreten war, dieſelbe, in der das Leben der Königin endigte, warf ich mich an der anderen Seite ihres Bettes, deſſen Vorhänge geöffnet waren, auf die Kniee, und bat Gott mit lauter Stimme, er wolle ſeine guten Engel rings um dieſe große Fürſtin ausſtellen, um ſie vor den Angriffen des Satans zu bewahren; er wolle ſich ihrer Seele erbarmen; er wolle ſie mit dem Blute Jeſu Chriſti, ihres himmliſchen Gemahles, reinwaſchen, und ſie, nach Vergebung aller ihrer Sünden, in ſeiner Herrlichkeit aufnehmen, und in dieſem Augenblicke ſtarb ſie.“ Der Bericht des Arztes ſagt, ſie ſei ſanft und ohne einige Ungebärden mehr eingeſchlafen als geſtorben. Wir müſſen die Erzählung des Geiſtlichen noch durch einen Nebenzug ergänzen. Als La Bergerie ſich über die Eitelkeiten der Welt, über Hoheit, Krone und Zepter zu ſehr verbreitete, und gerade hierauf den größten Nachdruck legte, ſah die Königin ihre Oberhofmeiſterin Frau von Bülow lächelnd an, und dieſe ſagte dann laut: „Dies iſt der Königin Sünde nicht geweſen!“

Friedrich der Große ſpricht über den Tod und die Religioſität dieſer herrlichen Frau, die er ſich auch dem Geiſte nach verwandt fühlte, in folgender Art: „Sophie Charlotte“, ſagt er, „hatte eine ſtarke Seele. Ihre Religion war geläutert, ihre Gemüthsart ſanft, ihr Geiſt geſchmückt durch das Leſen aller guten franzöſiſchen und italiäniſchen Bücher.

Sie ſtarb zu Hannover im Schooß ihrer Familie. Man wollte einen reformirten Geiſtlichen bei ihr einführen. Sie ſagte ihm: «Laſſen Sie mich ſterben, ohne daß wir uns ſtreiten.» — Eine ihrer Damen, die ſie ſehr liebte, zerfloß in Thränen. «Beklagen Sie mich nicht», ſagte ſie zu dieſer, «denn ich gehe jetzt, meine Neugier befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige meinem Gemahl bereite ich das Schauſpiel eines Leichenbegängniſſes, welches ihm neue Gelegenheit giebt, ſeine Pracht darzuthun.» — Sie empfahl ſterbend ihrem Bruder dem Kurfürſten die Gelehrten, welche ſie begünſtigt hatte."

Wir finden in dieſen drei Berichten, beſonders wenn wir die Standpunkte derſelben gehörig beachten, mehr Uebereinſtimmung als Widerſpruch. Sie können alle drei buchſtäblich wahr ſein, und recht gut neben einander beſtehen. In dem Verlaufe weniger Stunden, gegenüber verſchiedenen Perſonen, können die Stimmungen und Ausdrücke ſehr wechſeln, und alle im Weſentlichen dennoch ein und demſelben Seelenzuſtand angehören. Von welcher Art dieſer bei Sophie Charlotten war, und welche Geiſtesſicherheit ſie damit verband, läßt auch La Bergerie's Nachricht uns deutlich genug einſehen, und es ſpricht für ſeine Wahrhaftigkeit, daß er in einem Falle, wo die Farben ſo leicht zu verſtärken waren, ſich mit den unſcheinbarſten begnügt hat, in denen gleichwohl Sanftmuth und Lieblichkeit der edlen Fürſtin nicht minder wie ihre Geiſteshoheit ausgedrückt ſind.

Die Beſtürzung, den Schmerz und die Trauer über dieſen unerwarteten, raſchen und frühen Verluſt ſchildern die Zeitgenoſſen uns mit den ſtärkſten Farben. Ganz Hannover war von dem großen Schlag erſchüttert; die Stadt und das ganze Land waren immer ſtolz geweſen, die ſchöne und geiſtreiche Königin mit ſo vielem Recht als ihnen angehörig zu betrachten. Die Kurfürſtin Sophie, welche ſchon drei ihrer Söhne überlebt hatte, mußte auch die geliebte Tochter und Freundin in das Grab ſinken ſehen, dieſes Kleinod ihres Hauſes, den damaligen höchſten Gipfel deſſelben in weltlicher

Hoheit und geiſtiger Größe! Sie war ſelber krank, und ganz untröſtlich; die beſonderen Umſtände, daß die Krankheit durch die Reiſe, durch die Beeiferung zu dieſem Beſuch, durch den Wunſch, nur Freude zu bringen, offenbar verſchlimmert worden, und daß in ſolcher Nähe die Tochter dennoch getrennt von der Mutter Armen und Blicken hatte ſterben müſſen, erhöhten nur der Letzteren Schmerz. Der Jammer des Fräulein von Pöllnitz läßt ſich aus dem Verhältniß ermeſſen, in welchem wir ſie geſehen haben. Sie blieb in Hannover bei der Kurfürſtin Sophie, der gebeugten Mutter zum Troſt. Sie war ſchon früher dem hannöverſchen Hofe angehörig, und ſchloß ſich ihm gern wieder an.

Die Trauerbotſchaft wurde durch den Oberhofmeiſter von Bülow nach Berlin überbracht. Der König ſank in Ohnmacht, und man mußte ihm zur Ader laſſen. Er empfand den innigſten Schmerz, und verbrachte mehrere Tage ohne jemanden ſprechen zu wollen. Er ſchien die ganze Größe des Verluſtes zu erkennen, und die Umſtände ihres Todes, ſo wie ihr Abſchiedsbrief an ihn, rührten ihn tief. Den Kronprinzen, der im Begriff war, nach England überzuſchiffen, traf die unglückliche Nachricht noch im Haag, und er kam ſogleich eiligſt nach Berlin zurück. Außerordentlich war die Beſtürzung unter den Bürgern in Berlin, alle Stände, das ganze Land bewies durch die innigſte Theilnahme, wie ſehr die Königin geliebt worden war, wie ſehr ihre Tugenden und hohen Eigenſchaften auf das Volk gewirkt hatten; man pries laut ihre menſchenfreundliche Leutſeligkeit, ihr Mitgefühl für das Volk, ihr Wohlthun, wie ſie Freude und Anmuth überall verbreitet und nur Gutes und Schönes gepflegt habe. Als der König wieder zu einiger Faſſung gekommen war, ging ſein ganzes Sinnen einzig darauf aus, das Andenken der Dahingeſchiedenen zu verherrlichen. Ihrem Lieblingsaufenthalte Lützenburg gab er den Namen Charlottenburg, ertheilte dem Orte die Rechte einer Stadt, förderte deren Aufnahme, und wandte auf das Schloß und die Gärten fortgeſetzte Sorgfalt. Die ganze Dienerſchaft der Königin wurde beibehalten und regelmäßig fortbeſoldet. Von den Ceremonien aber, die für ihre Hülle

Statt finden, und von der zerſtreuenden Sorge, welche die Anordnungen des Leichenbegängniſſes ihrem Gemahl geben würden, hatte die Königin richtig geweiſſagt. Der Leichnam wurde mit großem Trauergepränge am 9. März von Hannover nach Berlin abgeführt. Aller Orten, wo der Zug durchkam, waren dieſelben Ehrenbezeigungen angeordnet, die man der Königin im Leben zu erweiſen pflegte. Glockengeläut, Geſchützfeuer, Truppenaufſtellung, Bürgerwachen, Geiſtlichkeit und Behörden in tiefer Trauer, nichts durfte fehlen; der Sarg wurde jedesmal abends in der Hauptkirche des Orts auf einem Katafalk ausgeſtellt, der vornehmſte Prediger hielt eine Rede, und die Kirche blieb die ganze Nacht erleuchtet. So kam die Leiche der Königin am 22. März, abends um 10 Uhr, nach Berlin, und wurde in der alten Schloßkapelle vorläufig niedergeſetzt. Hier blieb ſie volle fünf Monate ſtehen, denn ſo viele Zeit bedurfte es, um mit den Anſtalten des feierlichen Leichenbegängniſſes fertig zu werden. Dieſes wurde endlich am 28. Juni mit dem wundervollſten Gepränge ausgeführt. Pracht und Aufwand waren ungeheuer. Der Katafalk im Dom koſtete allein über achtzigtauſend Thaler; die innere Bekleidung der Kirche mit reichſtem Sammet über zweimalhunderttauſend; in gleichem Verhältniſſe waren alle übrigen, mit angeſtrengter Erfindung vervielfachten Zurüſtungen und Vorgänge. Die ganze Feierlichkeit wurde nachher in einem großen Prachtwerke beſchrieben und bildlich dargeſtellt.

Wir kehren zurück zu dem Eindrucke, den Sophie Charlottens Tod verurſachte. An allen Höfen war die ungewöhnlichſte Theilnahme rege, beſonders aber im Haag und in London. Der Kaiſer legte Trauer an, noch ehe ihm von preußiſcher Seite die förmliche Anzeige zugekommen war. Nur der franzöſiſche Hof legte keine Trauer an, weil, wie Saint-Simon anmerkt, der König von Frankreich in keiner Verwandtſchaft mit der Verſtorbenen geweſen. Der genannte Schriftſteller führt als beſondere Auszeichnung dieſer Fürſtin an, daß ſie niemals des Kurfürſten Annahme der Königswürde gebilligt habe; in welcher Einſchränkung dies zu nehmen ſei, brauchen wir nicht zu ſagen. „Den empfindlichſten

Verluſt", ſagt Pöllnitz, „erlitt die preußiſche Hofwelt; niemand verſtand beſſer, als die Königin, die edleren Vergnügungen zu genießen und anzuordnen; ſie kannte jederman, wußte genau die Geburt und das Verdienſt eines jeden, und ihr Benehmen drückte ſorgſam die angemeſſenen Unterſcheidungen aus. Stolz und verbindlich zugleich, verſtand ſie es, wie niemand ſonſt, den Hof um ſich her zu geſtalten und zu beleben; und tugendhaft, ohne kleinlich zu ſein, wußte ſie der galanten Artigkeit, durch welche allein ſich ein Hof angenehm und fein erhält, ſtets die richtigen, oft ſchwer beſtimmbaren Schranken vorzuſchreiben. Dies alles änderte ſich jetzt, und der Hof bekam eine ſteife, freudenloſe Geſtalt."

Jeder unſerer Leſer hat ohne Zweifel ſchon längſt an Leibnitz gedacht. Er war noch in Berlin, durch Geſchäfte dort zurückgehalten, als die Königin nach Hannover abreiſte, und wahrſcheinlich ſollte er dorthin bald nachkommen. Noch am 31. Januar hatte er an ſie geſchrieben, und ihr gedankt, daß ihre Verwendung bei dem Könige ihm wegen ſeiner Bemühung mit der Akademie ein Geſchenk von tauſend Thalern ausgewirkt; da ſchon üble Nachrichten von ihrem Unwohlſein ihn beunruhigten, ſo hatte er ſeinen Brief ſo geendigt: „J'espère que les voeux des peuples auront plus de force, et qu'en me mettant bientôt aux pieds de Votre Majesté je la trouverai entièrement guérie." Die Kurfürſtin Sophie, unfähig die Feder ſelbſt zu führen, ließ ihm durch den Abbate Mauro ſchreiben, und trug ihm auf, wenn ihm, wie ſie vermuthe, ihre Briefe an die Königin vor deren Abreiſe zu verwahren gegeben worden, ſo möchte er ſie, wiewohl für niemanden etwas Nachtheiliges darin ſtände, doch nicht in andere Hände kommen laſſen. Das ſchöne Verhältniß des Vertrauens und der Anhänglichkeit, welches auch in dieſem Zuge ehrenvoll für Leibnitz bezeugt iſt, war öffentlich ſo anerkannt, daß er in Berlin von den Geſandten und anderen hohen Perſonen förmliche Beileidsbeſuche empfing. Er ſchrieb am Tage des Empfanges der Todesnachricht, am 2. Februar, aus Berlin an den Freiherrn von Goriz: „Votre Excellence peut juger, combien la triste et fatale nouvelle de la mort de la reine me doit avoir frappé. Tout le

monde avoue que parmi les particuliers je suis un de ceux qui y perdent le plus, et jusqu'aux ministres étrangers on me le marque. Cependant ce n'est pas tant ma perte que j'y puis faire par rapport à mes intérêts qui me touche, que celle que je fais dans la mort d'une princesse si accomplie en ce qu'il n'y avoit point de satisfaction égale à celle de la voir. Le roi m'a fait porter hier un présent de mille écus. Mais quand ce seroit dix fois davantage, il ne diminueroit pas le sentiment du grand malheur que nous avons appris ce matin par l'arrivée de M. de Bülow. Je suis en balance s'il est bon pour moi de n'avoir pas été à Hannovre pendant ce triste accident. Si j'y avois été, j'aurois peut-être suggéré certaines choses; mais par mon absence j'ai évité ce qui me pouvoit donner une émotion des plus fortes et des impressions vives et ineffaçables. Les incomparables qualités de la reine n'en laissent que trop; mais le soleil dans son midi n'en pouvoit faire que des agréables, au lieu que son occident m'auroit rempli l'esprit d'un noir chagrin de longue durée. Mais il ne faut penser, s'il est possible, qu'à célébrer sa mémoire et à rendre justice à une des plus accomplies personnes de la terre. Je n'ose point écrire à madame l'électrice ne sachant pas l'assiette de son esprit. Je ne doute point que Votre Excellence ne soit de ceux qui ont le plus de part aux mesures qu'on aura prises pour lui diminuer le sentiment de ce grand malheur, et je vous laisse juger, monsieur, si vous trouvez propos de lui marquer quelque chose de mon zèle et de faire connoître à la cour que j'attends l'arrivée de M. d'Ilten pour voir si je recevrois quelques ordres." Deßgleichen ſchrieb er an die gemeinſame Freundin Fräulein von Pöllnitz: „Je juge de vos sentiments par les miens; je ne pleure point, je ne me plains point, mais je ne sais où j'en suis. La perte de la reine me paroît un songe, mais en me réveillant de mon assoupissement je ne la trouve que trop véritable. Votre malheur ne passe le mien en rien du tout, excepté que vous avez des sentiments plus vifs et que vous avez été

frappée de près du commun malheur. C'est ce qui m'encourage à vous écrire et à entreprendre de vous prier de modérer votre douleur s'il est possible, afin qu'elle ne soit nuisible. Ce n'est pas d'un noir chagrin que vous honorerez la mémoire d'une des plus accomplies princesses de la terre: c'est en l'admirant que nous le pourrons faire, et le monde raisonnable sera de moitié avec nous. Ma lettre est plus philosophe que mon coeur, et je ne suis pas en état de suivre exactement mes propres conseils; mais ils n'en sont pas moins raisonnables. J'attends M. d'Ilten avant que de partir, et je suis avec respect, mademoiselle, votre Leibnitz. P. S. Le roi paroit inconsolable, toute la ville est dans une espèce de consternation. Je n'ose point écrire à madame l'électrice ne sachant point l'assiette de son esprit." Späterhin, als er an die Prinzeſſin von Ansbach, gleichfalls ſeine Freundin und Schülerin, die nachmals als Königin Karoline den engliſchen Thron zierte, einen Brief über die wahre Frömmigkeit ſchrieb, verſicherte er, daß die Königin, im Bewußtſein einer ſolchen Frömmigkeit, mit ruhigem Gemüthe geſtorben ſei. Pöllnitz merkt noch an, daß Leibnitz der Königin die Grundſätze der natürlichen Religion beigebracht, und ſie dieſe mit gewiſſenhafter Sorgfalt ausgeübt habe, wie ihr denn gewiß nicht vorzuwerfen ſei, irgend Ungerechtigkeiten begangen zu haben: indem wir das letztere vollkommen gelten laſſen, dünkt uns das erſtere doch der Erklärung zu bedürfen, daß Philoſophie und Chriſtenthum in Leibnitz durchaus nicht entzweit waren, vielmehr in ihren tiefſten Grundlagen und höchſten Ergebniſſen ganz übereinſtimmten, und ſomit die Frömmigkeit und Gewiſſensruhe der Königin eben ſo chriſtlich als philoſophiſch zu nennen ſind. Wenn der Landgraf Ernſt von Heſſen-Rheinfels ſchon im Jahre 1624 an Leibnitz in einem Briefe geäußert, Sophie Charlotte habe große Gleichgültigkeit in der Religion gehabt, und Friedrich Wilhelm der Erſte ſpäter einmal zu Morgenſtern geſagt hat: „Meine Mutter war gewiß eine kluge Frau, aber eine böſe Chriſtin," ſo können wir auch hiebei nur auf den Standpunkt hinweiſen, aus dem dieſe für uns ungültige

Worte hervorgehen. Der Biſchof Urſinus von Bär wußte ihre Religioſität beſſer zu würdigen. Er ſagt in der auf die Königin gehaltenen Leichenpredigt, ſie habe geglaubt, daß die Religion, wie ſie auch auf den Münzen der alten Heiden vorgeſtellt werde, am beſten verhüllt erſcheine. In der That, ſie vermied ſorgfältigſt, ihre ächte Frömmigkeit allzuſcheinbar hervortreten zu laſſen. Doch ging ſie auch im Verbergen nicht zu weit. Sie verſäumte den eingeführten Gottesdienſt nie, und liebte gute Predigten, wie ſie denn auch die beiden Prediger Lenfant und Beauſobre verpflichtet hatte, abwechſelnd jeden Sonntag in der Schloßkapelle zu Lützenburg zu predigen, wofür ſie dieſelben aus eignen Mitteln beſoldete.

Noch oft in der Folge kommt Leibnitz in ſeinen Briefen auf dieſen Tod und den Verluſt zurück, der ihn dadurch betroffen, und immer ſpricht er in den ruhmvollſten und rührendſten Ausdrücken von dem Geiſte, dem Gemüth und dem Wirken Sophie Charlottens. An die Markgräfin von Ansbach ſchreibt er am 18. März 1705 aus dem noch ſo nahen ſchmerzlichen Anlaß folgende Betrachtungen, aus denen zugleich hervorgeht, welcherlei Frömmigkeit ihm und ſeiner Schülerin beizumeſſen iſt: „Je suis persuadé, non par des conjectures légères, mais par des démonstrations nécessaires, que tout est réglé par une substance, dont la puissance et la sagesse sont du suprême degré et d'une perfection infinie: de sorte que si dans l'état présent nous pouvions entendre l'ordre, que Dieu a mis dans les choses, nous verrions, qu'on ne sauroit rien souhaiter de mieux, non seulement en général, mais même en particulier, pour tous ceux qui ont un véritable amour de Dieu et toute la confiance qu'il faut avoir en sa bonté. Et c'est ce que nous enseigne la Sainte Écriture conformement à la raison, en disant, que Dieu fait tout tourner au bien de ceux qui l'aiment. Or il est bien visible, que l'amour n'est autre chose que l'état où l'on trouve son plaisir dans les perfections de l'objet aimé. Et c'est ce que font ceux, qui reconnoissent et goûtent ces perfections divines, et la justesse, justice et beauté accomplies en tout ce qui plait à Dieu. Si nous étions assez pénétrans déjà, pour voir cette merveilleuse beauté des choses, ce seroit une science, qui feroit la jouissance de notre béatitude. Maintenant que cette beauté est cachée à nos yeux, et que même nous sentons mille choses qui nous choquent, qui causent de la tentation aux foibles, et du scandale aux malinstruits, notre amour de Dieu et notre espérance ne sont encore fondées que dans la foi, c'est-à-dire dans une assurance de raison, mais qui n'est pas encore accompagnée du visible, ni vérifiée par l'expérience des sens. Voilà en quoi consistent les trois vertus chrétiennes. Foi, espérance et amour, prises dans leur généralité et constituant l'essence de la piété que Jésus-Christ nous a divinement bien enseignée conformement à la souveraine raison et où la nôtre ne parvient gueres sans la grace divine quoiqu'il n'y ait rien de si raisonnable." So ſchreibt er am 10. Juli 1705 an Wilhelm Wotton, Doktor der Theologie zu Cambridge, folgende, aus dem Lateiniſchen hier deutſch wiedergegebene Stelle: „Die Beſtürzung, in welche mich der Tod der Königin von Preußen verſetzt hat, iſt Urſache geweſen, daß ich meinen Briefwechſel mit Ihnen und mit andern Freunden in dieſem Jahre nicht wie gewöhnlich fortſetzen gekonnt. Dieſe Fürſtin erwies mir ſolche Gunſt und Gnaden, daß meine Hoffnungen und Wünſche weit überboten wurden. Niemals hat man eine klügere und leutſeligere Fürſtin geſehen. Sie verlangte, daß ich oft um ſie wäre, würdigte mich oft ihres Geſprächs, und da ich zu dieſer Glückſeligkeit gewöhnt war, ſo iſt mir die allgemeine Trauer aus einer beſondern Urſache noch empfindlicher geweſen. Als ſie in Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich hatte folgen können. Je weniger wir nun eine ſo traurige Nachricht vermutheten, je ſchmerzlicher wurden wir gerührt. Wahrlich, ich bin einer gefährlichen Krankheit ſehr nahe geweſen, und ich habe mich mit Mühe wieder erholt. Dieſe große Königin beſaß eine unglaubliche Wiſſenſchaft höherer Dinge, und die außerordentlichſte Begier immer mehr zu erforſchen; ihre Unterredungen mit mir gingen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen, und die Welt würde dereinſt großen Nutzen davon geſehen haben, hätte nicht der Tod ſie uns ſo früh geraubt."

Die Königin ſtarb in ihrem ſiebenunddreißigſten Jahre. Nach ihren körperlichen Anlagen hätte ſie, gleich ihrer Mutter, ein hohes Alter erreichen können. Das Aeußere ihrer Perſon haben wir aus der Schilderung Toland's erſehen können. Alle Zeitgenoſſen ſtimmen überein, daß ihre Schönheit außerordentlich geweſen, und Ehrfurcht und Bewunderung geboten, der Ausdruck aber ihrer ſeelenvollen klaren Züge nur Zuneigung und Vertrauen eingeflößt habe. Wiewohl klein von Geſtalt, und zuletzt etwas ſtark, hatte ſie doch ein hohes, würdevolles Anſehn. Einen eignen Zauber gab es ihrem Geſicht, daß aus den reinſten blauen Augen liebliche Sanftmuth blickte, während das dunkelſchwarze Haar Stärke und Fülle andeutete, im Gegenſatze wechſelſeitig gehoben und gemildert. Ihren Geiſt und Karakter ſehen wir in allen mitgetheilten Thatſachen unverkennbar ausgedrückt, und brauchen keine beſondere Schilderung davon hier nachzuliefern. Die Liebenswürdigkeit und Güte ihres Weſens wird, wie uns dünkt, glücklich zuſammengefaßt in den Worten, die wir über ſie geſagt finden: „Sie war in einem hohen Grade Meiſterin von ihren Leidenſchaften, und das ſo weit, daß ſie auch ihre Ungnade niemanden, als auf eine einnehmende Weiſe anzeigte; hiernächſt auch ſo beſcheiden, daß wenn ſie jemanden Gutes gethan hatte, ſie ſehr ungern den Dank dafür annahm." Wir fügen hinzu: ſie gehörte zu den ſeltnen Menſchengebilden, an denen der Blick ſich ungetrübt weidet, und die man ſo lange als möglich auf der Erde verweilen zu ſehen wünſcht, denen aber gerade dann oft nur eine kurze Erſcheinung vergönnt iſt. Selbſt die höchſte Lebensſphäre war für Sophie Charlotte nur eine niedere, aus der ihr ganzes Daſein emporſtrebte.

Als eine Eigenheit wird von ihr bemerkt, daß ſie an einem Sonntage zur Welt gekommen, und vieles Wichtige ihr auch ferner am Sonntag begegnet ſei, am Sonntage wurde ſie getauft, vermählt, am Sonntage ſtarb ſie, ja ſogar die Beiſetzung erfolgte an dieſem Tage. Der Aberglaube hat auch noch als eine Vorbedeutung des ihr in Hannover beſtimmten Todes den Umſtand aufgefaßt, daß kurz vor ihrer Abreiſe dahin ein Armband mit den Haaren ihres Gemahls und mit deſſen Namenszug und Kurhut, welches ſie immer am Arme trug, unvermuthet zur Erde fiel, indem ein Oehr ausgebrochen war.

Der König hatte ſeine Gemahlin, auf deren Schönheit und Ruhm er auch in den Zeiten kalter Zurückziehung den größten Werth ſetzte, alle Vierteljahr mahlen laſſen. Von ihren Bildniſſen befindet ſich ein größeres in Charlottenburg, als deſſen Mahler Weidemann genannt wird; drei kleinere ſind auf der Kunſtkammer in Berlin, ein Emailbild von Samuel Bleſendorf, ein Reliefbruſtbild von Elfenbein, und ein Miniaturbild auf einer Bernſteindoſe. Ein Gemählde von Leygebe, welches eine ſchon von König Friedrich dem Erſten geſtiftete Tabacksgeſellſchaft vorſtellt, zeigt auch Sophie Charlotten, die einen brennenden Fidibus in der Hand hält, und dem Gemahl, der ſich zu ihr hinbeugt, mit gefälliger Anmuth die Pfeife anzündet. Wir ſehen die Königin hier durch hohe Schönheit und edle Haltung ausgezeichnet. Nach damaliger Sitte, welche ſie überhaupt, wie es ſcheint, ſehr wohl kleidete, trägt ſie Stirne und Bruſt ſehr frei, die ſchönen ſchwarzen Haare aber, trotz der Sitte, ohne Puder. Auf vielen Denkmünzen iſt ſie abgebildet. Eine derſelben, vom Jahre 1691, zeigt auf der Rückſeite eine Biene, mit der Beiſchrift: „Mon devoir fait mon plaisir.“ Eine andere, vom Jahre 1694, durch den berühmten Künſtler Raimund Faltz geprägt, giebt den Spruch von Claudianus: „Nec in ulla sede morantur majestas et amor“ — in dieſer Veränderung: „In una sede morantur majestas et amor.“ Dieſer Denkmünzen erwähnt auch Leibnitz, und zwar bei Gelegenheit eines Sinngedichtes, welches bei dem Tode der Königin jenen Spruch in ſeine urſprüngliche Geſtalt wieder einſetzt. Dieſe von Leibnitz angeführten Verſe ſind wahrſcheinlich von ihm ſelbſt verfaßt; ihr Ton und Ausdruck widerſpricht dieſer Annahme nicht, und deßhalb ſchalten wir ſie hier ein:

„Vor dieſem ſah ich zwar den Dichter Claudian
Vor eitel und bethört in dem Gedanken an,
Daß er frei ausgeſagt, wie Majeſtät und Liebe
Niemalen vorgeſtellt auf einem Throne bliebe;
Die große Königin der Preußen, fiel mir ein,
Könnt' uns ein Gegenſatz bei ſeiner Regel ſein;
Ich fand auch, daß ein Faltz von ihr dergleichen Gaben
Mit aller Billigung in harten Stahl gegraben.
Doch, da der Himmel ſie, ſein Unterpfand, entreißt,
So ſeufz' ich: Claudian hat leider recht geweißt,
Daß Huld nebſt Majeſtät zwar dann und wann bekleibe,
Doch niemals lange Zeit allhier beiſammen bleibe.“

Auf den Tod der Königin ſind acht Denkmünzen geprägt worden, in der Ausführung ungleich, aber alle in der Erfindung ſchwach.

Wir ſchließen hier noch die ſchöne Briefſtelle Burnet's an, der am 6. Juli 1705 aus Hannover an ſeine Freundin Miß Trotter ſchrieb: „Mons. Leibnitz tells me, he has sent a monumental inscription, short and expressive, after the ancient Roman way; but he would not communicate it to any, not knowing yet, if it will be made use of, though it was demanded of him. The best thing I have seen on this sad occasion, is an elegy in Latin, of Abbé Hortense, which, though it be very long, yet is most just in the thoughts over all, and here and there hath most lively sallies of wit and fancy. Master Rumpton, the duke of Zell's secretary to the dispatches abroad, hath writh another elegy in French, which is pastoral, and pleasant enough, but inferior to such a noble subject. A stately mausolée would last longer, and be thought magnificent enough, to lay up her ashes in. A Phidias, or Apelles, might (if alive) cut her statue, or paint her features of body lively enough; but the best representation of her mind will be but imperfect. This is one of the pictures, which are still to be left unfinished; which with the want of more room, makes me leave off also.“—

König Friedrich ſchritt nach dreijährigem Wittwerſtande zur dritten Ehe mit einer Prinzeſſin von Mecklenburg-Grabow, und lebte nach Sophie Charlotten noch acht Jahre. Ihr Sohn der Kronprinz beſtieg im Jahre 1713 als König Friedrich Wilhelm der Erſte den preußiſchen Thron; im folgenden Jahre ihr Bruder Georg Ludwig als König Georg der Erſte den großbritanniſchen, und in demſelben Jahre, am 8. Juli 1714, ſtarb ihre Mutter die Kurfürſtin Sophie, welche die geliebte Tochter noch neun Jahre überlebt hatte; ihr Tod war leicht und ſanft, ohne Arzt und Geiſtlichen, wie ſie ſtets gewünſcht hatte; im vierundachtzigſten Lebensjahre noch rüſtig im Garten zu Herrenhauſen ſpazierengehend, fiel ſie plötzlich der Gemahlin ihres Enkels, der ihr geiſtverwandten Prinzeſſin Karoline, entſeelt in die Arme. Leibnitz ſtarb im Jahre 1716 am 14. November zu Hannover. Fräulein von Pöllnitz lebte daſelbſt viele Jahre von einem Jahrgehalte des Königs von Großbritannien, und macht im Jahre 1722 einen Beſuch in Berlin, bei welcher Gelegenheit die Markgräfin von Baireuth in ihren Denkwürdigkeiten ſehr übel von ihr ſpricht, aber zugleich die perſönlichen Unannehmlichkeiten erzäht, welche das offenbar ungerechte Urtheil verurſachten.

Von Sophie Charlottens Nachlaß hat ſich wenig erhalten. Das erwähnte Armband iſt auf der Kunſtkammer. Ein Klavier, welches ihre Kouſine, die Herzogin von Orleans, ihr als Geſchenk zugeſandt, wurde lange verwahrt. Ein Flakon mit goldnen Stäben überkreuzt, welches ſie viel gebraucht haben ſoll, befindet ſich in Privatbeſitz. Ihre Handbibliothek wurde der Königlichen Bibliothek einverleibt. Aus ihren Muſikalien machte ſpäterhin Friedrich Wilhelm der Erſte eine Auswahl, und gab dieſe auf die Königliche Bibliothek. Zufolge eines Befehls von Friedrich dem Großen erhielt ſeine Schweſter, die Prinzeſſin Amalia, ſie von daher ausgeliefert. Von ihr hätte ſie, gleich ihren anderen Büchern und Schriften, das Joachimsthal'ſche Gymnaſium erben ſollen, ſie fanden ſich aber nicht, ſondern nur die Verzeichniſſe. Aus dieſen ſieht man, daß in der Sammlung die beſten Werke der damals berühmteſten italiäniſchen Meiſter waren, des Corelli, Abbate Stefani, Attilio Arioſti, Stradella, Ceſarini, Aleſſandro Melani, Scarlatti, Bonaventura, Nardini, Monza, Luigi di Mantua Piſtochi, Buononcini, Gasparini, Gianettini und vieler Anderen. Wohin dieſe gekommen, ſo wie die vom Könige damals nicht ausgewählten, iſt unbekannt.

Die Handſchrift der Königin iſt merkwürdig; große, ſchwungvolle Züge, gerundet und frei, ordnen ſich in feſte Klarheit, leicht lesbar, dem Ueberblick angenehm. Sie muß ſehr viel geſchrieben haben, ohne deßhalb gern die Feder zu führen, die ihr mehr hinderlich als bequem geweſen ſcheint. Die Rechtſchreibung iſt, wie in jener Zeit bei faſt allen Nichtgelehrten, und oft auch bei Gelehrten, ſehr vernachläſſigt. Von ihren zahlreichen Briefen ſind einige noch in den Archiven vorhanden, die meiſten aber verbrannt, welches Leibnitz in einem Briefe vom 7. Juli 1707 an Johann Albert Fabricius bitter beklagt; in deutſcher Ueberſetzung lautet dieſe Stelle: „Hätten die Leute nicht aus übelverſtandener Vorſicht die meiſten der von der Königin geſchriebenen oder an ſie gerichteten Briefe verbrannt, ſo dürften wir ſie denen der Königin Chriſtina von Schweden leicht gegenüberſtellen. Eine Anzahl derſelben ſind jedoch wohl hin und wieder aufbewahrt, und unter dieſen auch einige an mich ſelbſt, in denen ſich die Geiſteskraft der fürſtlichen Frau und ihr wunderbar zu den Wiſſenſchaften emporgerichtetes Gemüth erkennen läßt.“ Die Briefe der Königin an Leibnitz kamen nach deſſen Tode in den Beſitz des Philoſophen und Mathematikers Ludwig Bourguet zu Neufſchatel, der ſie herauszugeben dachte, jedoch dieſen Vorſatz nicht ausführte.

Die gleichzeitigen Reden und Gedichte auf Sophie Charlottens Tod vermag jetzt niemand zu leſen. Der damals berühmte Benjamin Neukirch und der ſonſt nicht unbegabte Johann von Beſſer lieferten nur geſchmackloſen Schwulſt, der gar oft in Plattheit verfiel. Auch die holländiſchen Verſe von Andreas Hollebeck zu Dordrecht, ſind nicht anders zu bezeichnen, und die franzöſiſchen von Larrey haben nur gute Stellen. Es wäre der heutigen Kunſt würdig, der großen Königin ein Denkmal zu ſetzen, das in demſelben Charlottenburg ſich erhöbe, wo ſie ſelber ſinnig und froh gelebt, und wo der anderen Königin von Preußen, welche ein Jahrhundert ſpäter ebenfalls durch Schönheit und Seelenhoheit ein Vorbild weiblicher Vollkommenheit geworden, ein herrliches Grabmal geſtiftet iſt. Den Preußen gereicht es zum gerechten Stolz, in der Reihe ihrer Fürſtinnen zwei ſolche Frauen zu zählen, deren Auszeichnung und Bedeutung weit über die Gränzen des Vaterlandes leuchtet und wirkt. — Daß ſolche Tugend und Gaben uns fortwirkend vor Augen ſtehen, und ſich vielfach erneuern, dürfen wir getroſt erkennen, und mit Zuverſicht verheißen. —

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

Paul Flemming.

Geiſt- und weltliche Poemata Paul Flemming's, Med. D. et Poet. Laur. Caes. Jena, 1652. 8.

Wird für die beſte Ausgabe gehalten, iſt aber keineswegs eine gute. Sehr beklagenswerth bleibt, daß Triller, der Herausgeber des Opitz (Frankfurt am Main, 1746), eine ſchon vorbereitete Ausgabe der Gedichte Flemming's nicht zu Stande gebracht. Er hatte vielleicht noch Hülfsmittel, die uns jetzt fehlen; zwar nahm er ſich in Betreff der Lesarten bei Opitz manche Freiheit, zeigte dieſelbe aber doch jedesmal getreulich an; daß er dem Dichter noch faſt um ein Jahrhundert näher war, als wir, kommt hier als ein nicht geringer Vortheil gleichfalls in Betracht.

P. FlemmingI Rubella seu suaviorum liber I. Lipsiae, 1631. 4.

Paulli Flemmingii promus miscellaneorum epigrammatum et odarum, omnem nuperorum dierum historiae penum abundanter extradens. Lipsiae, 1631. 4.

Taedae Schönburgicae, Paulli FlemmingI. 1631. 4.

Früelings-Hochzeit Gedichte, welches auf derer Wohlgebornen Herrn Chriſtianen und Fräylein Agneſen, beider von Schönburgk, ꝛc. herrliches Beilager zu Harttenſtein von Leipzig überſendet Paull Flemming. Leipzig, 1631. 4.

Davids, des hebräiſchen Königs und Propheten, Bußpſalme, und Manaſſe, des Königs Juda, Gebet, als er zu Babel gefangen war. Durch Paul Flemmingen in deutſche Reime gebracht. Leipzig, 1631. 4.

Paul Flemming's Klagegedichte über das unſchuldigſte Leiden und Tod unſers Erlöſers Jeſu Chriſti. Leipzig, 1632. 4.

Dieſe Drucke gehören zu den größten Seltenheiten.

Paul Flemming's erleſene Gedichte. Aus der alten Sammlung ausgewählt und mit Flemming's Leben begleitet von Guſtav Schwab. Stuttgart und Tübingen, 1820. 8.

Auserleſene Gedichte von Paul Flemming. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Leipzig, 1822. 8.

Näheres über dieſe empfehlungswerthe Auswahl iſt im Buche ſelber ſchon angemerkt.

Des weltberühmten Adami Olearii colligirte und vielvermehrte Reiſebeſchreibungen, beſtehend in der nach Mußkau und Perſien, wie auch Johann Albrechts von Mandelslo morgenländiſchen, und Jürgen Anderſen's und Volq. Yverſen's orientaliſchen Reiſe u. ſ. w. Hamburg, 1696. Fol.

Der Werth dieſes trefflichen Buches iſt hinreichend bekannt.

Kurzer Begriff einer holſteiniſchen Chronik von 1448 bis 1663. durch A. O. Schleßwig, 1663. 12.

Von Adam Olearius.

Sam. de Pufendorf de rebus suecicis libri XXVI. Ultrajecti, 1686. fol.

Der Geſellſchafter. Blätter für Geiſt und Herz. Berlin, 1817 ff. 4.

Im Jahrgange 1819 iſt ein Aufſatz über Otto Brüggemann, von Ludwig Achim von Arnim.

Voltaire histoire de Pierre le Grand.

Lettre à M. le rédacteur du Globe au sujet de la prétendue ambassade en Russie de Charles de Talleyrand. Par le prince A. Labanoff. Paris, 1828. 8.

Les historiettes de Tallemant des Réaux. Paris, 1834. 8. Tome 3. Article Jacques Roussel.

Ueber Karl Talleyrand.

Réponse de M. Varnhagen d'Ense à la lettre du prince A. Labanoff. Paris, 1828. 8.

Freiherr Friedrich von Canitz.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte, nebſt deſſen Leben, ausgefertigt durch Joh. Ulr. König. Berlin und Leipzig, 1750. 8.
Eine ſorgfältige, trefflich ausgeſtattete Ausgabe.

Des Herrn von Beſſer Schriften. Von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris brandenburgici, libri XIX. Berolini, 1695. fol.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires de Poellnitz.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français etc. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782—1799. 9 Vols. 8.

Ritratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterdam, 1687. 2 Vols. 4.

Theatrum europaeum. T. 12. 13.

Gaben der Milde. Von F. W. Gubitz. Berlin, 1817. 4 Bändchen. 8.
Darin: Fragmente zur Erinnerung an Doris Freifrau von Canitz. Von Franz Horn. Lobredneriſch, aber nicht genau.

Erzählungen und kleine Romane. Von F. Kind. Leipzig, 1822. Im Bd. 4. eine Skizze: Doris von Canitz.

Johann von Beſſer.

Des Herrn von Beſſer Schriften. Nebſt deſſen Leben und einem Vorberichte ausgefertigt von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Beſſer's Leben iſt hier vortrefflich erzählt, nur nach damaliger Weiſe weitſchweifig und lobredneriſch, daher für unſere Leſewelt, ungeachtet aller Vorzüge nicht mehr genießbar.

J. von Beſſer's Lobſchrift auf Freiherrn J. D. von Maydel. Zerbſt, 1739.

Des Herrn von Loen geſammlete kleine Schriften. Frankfurt und Leipzig, 1753. 4 Thle.

Thl. 1. S. 254 ff. „Der Herr von Beſſer.“ S. 203 ꝛc.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte u. ſ. w. Von König.

Des Herrn von Königs Gedichte, aus ſeinen von ihm ſelbſt verbeſſerten Manuſcripten geſammelt und herausgegeben. Dresden, 1745. 8.

Von König's entſchiedenem Talente finden ſich hier die reichſten Zeugniſſe. Einiges auf Beſſer Bezügliche kommt vor.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires de Poellnitz.

Mémoires des réfugiés français.

Theatrum europaeum. T. 11.

Königin Sophie Charlotte von Preußen.

Handſchriftliche Notizenblätter des verſtorbenen Profeſſors Wippel.

Deßgleichen von Herrn Profeſſor Preuß und Herrn Dr. Guhrauer.

Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie-Charlotte, Reine de Prusse. Par M. Erman. Berlin, 1801. 8.

Die Behandlung iſt in breiter Redſeligkeit verworren und geſchmacklos; ſchmeichleriſcher Schwulſt hebt alles Scharfe und Eigenthümliche auf. Aber daß König Friedrich Wilhelm der Zweite aus eignem Antriebe die Briefe der Königin Sophie Charlotte dem Verfaſſer zum Druck gegeben, verleiht der Schrift den größten Werth. Erman iſt übrigens nur genau, wo es Sachen der franzöſiſchen Kolonie gilt, ſonſt ununterrichtet und oberflächlich. Daß er nichts vom Abbate Mauro wiſſen und auf gut Glück ihn Moro nennen will, bezeugt, daß er ſich bei Leibnitz nicht umgeſehen.

Zur Jugendgeſchichte der Königin von Preußen Sophie Charlotte. Nach franzöſiſchen Berichten. Von G. Guhrauer.

Abgedruckt in Th. Mundt's Freihafen. Altona, 1838. 8. Heft 3. Gründliche Forſchung, die uns weſentliche Berichtigungen gegeben.

Merkwürdigkeiten aus der brandenburgiſchen Geſchichte. Erſtes Stück, von Daniel Heinrich Hering. Breslau, 1798. 4.

Darin: „Einige Anekdoten und Karakterzüge von der Königin in Preußen Sophie Charlotte." Der Verfaſſer hat auch handſchriftliche Nachrichten benutzt.

Neue Berliniſche Monatsſchrift, von Bieſter. Berlin und Stettin, 1799. Zweiter Band. Dezember. 8.

Enthält die Geſchichte der letzten Krankheit der Königin, und Bemerkungen des Profeſſors Markus Herz darüber; daß die Königin nicht gehörig behandelt worden, ſcheint gewiß; doch dürfte auch mancher, von Markus Herz hier ausgeſprochene Tadel noch zu beſchränken ſein.

Ein Band Trauerſchriften auf den Tod der Königin Sophie Charlotte. (Königliche Bibliothek zu Berlin.) Folio.

Beſchreibung des Mauſolei, ſo Seine Majeſtät der König in Preußen zur Ehre des immerwährenden Andenkens vor deren Gemahlin Sophie Charlotte allhier in Ruhm aufrichten laſſen. Berlin, 1705. Folio.

Chriſt-Königliches Trauer- und Ehrengedächtniß der allerdurchlauchtigſten Frauen Sophien Charlotten Königin von Preußen. Cölln an der Spree. o. J. Folio.

Rehtmeier's braunſchweigiſche Chronik. Theil 3. Kap. 90. Leben des Herzogs Ernſt Auguſt Biſchofs von Osnabrück.

Sophie Churfürſtin von Hannover im Umriß. Von Johann Georg Heinrich Feder. Hannover, 1810. 8.

Außer dem Verdienſte, viele bis dahin ungedruckte Briefe zu liefern, hat die kleine Schrift auch das einer klaren und ruhigen Darſtellung. Aber die Geſchichtskenntniß iſt mangelhaft; wie denn der Verfaſſer durch ſein Fragezeichen bei dem Worte „Wirthſchaft" (eine Art von Hoffeſten bezeichnend) nur ſichtbar werden läßt, daß er nie die Schriften von Canitz und von Beſſer aufgeſchlagen hat.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, electoris brandenburgici libri XIX. Lipsiae et Berolin., 1733. Fol.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici III. electoris brandenburgici. Fragmentum. Berolini, 1784. Fol.

Friedrich der Dritte, Kurfürſt von Brandenburg, erſter König in Preußen, dargeſtellt von Franz Horn. Berlin, 1816. 8.

Bei allem gutgemeinten deutſchen Eifer nicht immer genau. Herzberg hatte den Pufendorf, von dem hier die Rede iſt, längſt herausgegeben. Der Abſchied Sophie Charlottens vom Kronprinzen iſt irrig ꝛc.

Johannis Friderici Crameri historiae divi Friderici I Borussorum regis e numismatibus fragmentum.

In: Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium, das iſt: Sammlung von allerhand ꝛc. Nachrichten und Schriften. (Von Küſter.) Berlin, 1730. 8. Stück 8 und 9.

Chr. H. Gütther, Leben und Thaten Friedrichs des Erſten, Königs in Preußen. Breslau, 1750. 4.

Histoire de Frédéric Guillaume I Roi de Prusse. Par M. de M. (Mauvillon). Amsterdam et Leipzig, 1741. 2 Vols. 12.

Friedrich Wilhelm I König von Preußen. Von Friedrich Förſter. Potsdam, 1834, 1835. 3 Thle. 8.

(David Faßmann's) Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigſten und Großmächtigſten Königs von Preußen Friderici Wilhelmi. Erſter Theil. Hamburg und Breslau, 1735. Zweiter Theil, Frankfurt und Hamburg, 1741. 8.

Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelaſſenes Werk vom Hofrath und Profeſſor Morgenſtern. s. l. 1793. 8.

Mémoires de Brandenbourg par Frédéric II.

Lettres de Frédéric II à M. de Voltaire.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, margrave de Bareith, soeur de Frédéric le grand. Brunswick, 1810. 2 Vols. 8.

Mémoires de Charles Louis baron de Poellnitz. Liège, 1734. 3 Vols. 12.

Nouveaux mémoires du baron de Poellnitz. Francfort, 1738. 2 Vols. 12.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg royale de Prusse. Écrits par Charles Louis baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 8.

Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I roi de Prusse. Par Christophe comte de Dohna. Berlin, 1833. 8.

Ritratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterd., 1687. 2 Vols. 4.

Relation von den Königlichen Preußiſchen und Chur-Hannöveriſchen Höfen, an einen vornehmen Staats-Miniſter in Holland überſchrieben von Mr. Toland. Aus dem Engliſchen ins Teutſche überſetzt. Franckfurt, 1706. 8.

Anekdoten vom franzöſiſchen Hofe. Aus Briefen der Madame d'Orleans Charlotte Eliſabeth. Straßburg, 1789. 8.

Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louiſe 1676—1722. Stuttgart, 1843. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782—1799. 9 Vols. 8.

(Friedrich Nicolai's) Beſchreibung der Königl. Reſidenzſtädte Berlin und Potsdam. Berlin, 1786. 3 Thle. 8.

Altes und Neues Berlin. Von G. G. Küſter. Berlin, 1737. ff. 4 Thle. Fol.

Verſuch einer hiſtoriſchen Schilderung der Reſidenzſtadt Berlin. Dritter Theil. Berlin, 1795. 8.

Zur Geſchichte von Berlin und ſeinen Bewohnern unter der Regierung des Königs Friedrich I und des Königs Friedrich Wilhelm I. Von Fr. Wilken.

Im Berliner hiſtoriſch-genealogiſchen Kalender für 1822 und 1823.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg. Leipzig, 1834. 2 Thle. 8.

Vom Hrn. Grafen von Schulenburg-Kloſterroda.

Des Herrn von Beſſer Schriften. Herausgegeben von Johann Ulrich König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte. Von Johann Ulrich König. Berlin, 1765. 8.

Benjamin Neukirch's Gedichte. Berlin, 1710. 12.

Karl Friedrich Pauli's allgemeine preußiſche Staatsgeſchichte. Halle, 1760 ff. 8 Thle. 4.

Samuel Buchholtz Geſchichte der Churmark Brandenburg. Berlin, 1765 ff. 6 Thle. 4.

Geſchichte Preußens von Ludwig von Baczko. Sechſter Band. Königsberg, 1800. 8.

L. T. Spittler's Geſchichte des Fürſtenthums Hannover ſeit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts. Göttingen, 1786. 2 Bde. 8.

Ausführlicher Entwurf einer vollſtändigen Hiſtorie der Leibnitziſchen Philoſophie, von Karl Günther Ludovici. Leipzig, 1737. 2 Thle. 8.

Leben des Freiherrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz, an das Licht geſtellt von Lamprecht. Berlin, 1740. 4.

Johann Erhard Kapp's Sammlung einiger vertrauten Briefe zwiſchen Leibnitz und Jablonski ꝛc. Leipzig, 1745. 8.

Commercii epistolici Leibnitziani selecta specimina edidit Joannes Georgius Henricus Feder. Hannoverae, 1805. 8.

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz. Eine Biographie von Dr. G. E. Guhrauer. Breslau, 1843. 2 Thle. 8.

Leibnitzens geſchichtliche Aufſätze und Gedichte, aus den Handſchriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover, von Georg Heinrich Pertz. Hannover, 1847. 8.
Hiezu die Anzeige dieſes Buches von Guhrauer in der Allg. Preuß. Zeitung. 1847. No. 320. Beilage.

Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen- und Gelehrten-Geſchichte. Von Georg Wilhelm Böhmer. Göttingen, 1787. 2 Bde. 8.

Georg Friedrich Händel's Lebensbeſchreibung, überſetzet vom Legationsrath Mattheſon. Hamburg, 1761. 8.

The works of Mrs. Catharine Cockburn. By Thomas Birch London, 1751. 2 Vols. 8.

Mémoires du duc de Saint-Simon. Paris, 1829. 20 Vols. 8.
Im vierten Theil eine Stelle.

Mémoires de Gourville. Maestricht, 1782. 2 Vols. 12.

Oeuvres diverses de M. Thomas. Amsterdam, 1768. 2 Vols. 12.
Im zweiten Theile: Eloge de René Descartes.

Oeuvres complètes de Descartes, publiées par Victor Cousin. Paris, 1824. 8. Tom 1 et 3.

Bibliothèque germanique ou histoire littéraire de l'Allemagne etc. Amsterdam, 1720 sqq. 8.
Im erſten Band: Mémoire abrégé sur la vie et les ouvrages de feu M. de Larrey.

Theatrum europaeum. fol.

Neues Hannoverſches Magazin 1808 ff. 4.

Halliſche Allgemeine Litteraturzeitung. 1805 ff. 4.

Göttingſche gelehrte Anzeigen. 1810 ff. 8.

Leipziger Litteraturzeitung. 1811. 4.

Der Freimüthige. Berlin, 1812, 1818. 4.

Der Preußiſche Hausfreund. Berlin, 1810. 4.

Wadzecks-Blatt. Berlin, 1810. 4.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Elfter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Fünfter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1873.

Biographiſche

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Fünfter Theil.

Graf Ludwig von Zinzendorf.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1873.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Dem

theuren Lehrer und Freunde

Henrich Steffens

im frohen Andenken der ſchönen halliſchen Zeiten

mit inniger Verehrung und treuer Zuneigung

gewidmet!

Vorwort.

Weder einen Beitrag zur Kirchengeſchichte, noch ein Erbauungsbuch für beſtimmte Glaubensfreunde kann dieſe Lebensbeſchreibung liefern wollen, ſondern nur die freie Darſtellung einer merkwürdigen und bedeutenden Perſönlichkeit, wie ſolche in der Welt ſich Bahn gemacht und ein hohes Ziel erſtrebt hat. Von jenem Zwecke war ich ſchon dadurch fern, daß die dahingehörigen Studien im Ganzen mir doch allzufremd geblieben; dieſen konnte ich ſchon um deßwillen nicht haben, weil derſelbe wo nicht die nämliche, doch wenigſtens eine zuſtimmende Konfeſſion des Autors zu der ſeines Helden erfordert hätte. Ich glaube jedoch durch den beſonderen Standpunkt, welcher mir bei Betrachtung des Grafen Zinzendorf gegeben war, dieſen ſelbſt nicht eben nachtheilig aufgefaßt zu haben. Ich war unbefangen bemüht, ihm ſeine Vorausſetzungen zu laſſen, und bin ihm auf ſeinen Wegen, wie mich dünkt, mit Billigkeit, ja mit Liebe gefolgt, die allerdings ſchon durch die Wahl eines ſolchen Gegenſtandes bezeugt werden kann. Wenn ich auch ſtärker, als dies einem ſeiner glaubensverwandten Biographen belieben könnte, die Fehler und Schwächen des Mannes hervorgehoben habe, ſo dürfte er doch darum nicht weniger auch in meiner Schilderung ſelbſt für ſeine Anhänger ein höchſt werthes Bild geblieben ſein.

Ueber Zinzendorf iſt viel geſchrieben worden, jeder Umſtand ſeines Lebens genau verzeichnet und erörtert, von Freunden und Feinden; beſonders läßt das Werk von Spangenberg hinſichtlich der genauen Ausführlichkeit wenig zu wünſchen übrig. Der größte Schatz aber für Zinzendorf's Lebensbeſchreibung ſind die eignen Schriften des Grafen, da er faſt in allen, und, bei jedem Anlaſſe, von ſich ſelbſt, von ſeinen Verhältniſſen und Meinungen, ausführlich ſpricht. Häufig, wo es ſcheinen könnte, als ſei ich nur der Arbeit Spangenberg's gefolgt, iſt die Uebereinſtimmung mit dieſem wackeren Vorgänger, deſſen Leitung man ſich ſonſt wohl überlaſſen dürfte, doch zumeiſt daher entſtanden, daß ich aus jenen Hauptquellen, eben ſo wie er, geſchöpft habe. Darf nun in Betreff der Thatſachen hier nicht leicht etwas Neues von Erheblichkeit mit Grund erwartet werden, ſo iſt es nur um ſo günſtiger, daß gleichwohl die ſchätzenswertheſten Mittheilungen auch dieſer Art hier ſich dargeboten haben, welche früher nicht bekannt geweſen. Andres Neue, welches aus der Auffaſſung und Zuſammenſtellung ſich ergiebt, bedarf keiner beſonderen Angabe.

Tadelnswerth möchte an dieſem Buche zunächſt der Umfang deſſelben dünken. Ich bekenne, daß ich dieſem Uebelſtande nicht abzuhelfen gewußt, ohne dem Manne, deſſen Bild ich geben wollte, in dieſem erhebliches Unrecht zuzufügen. Das Eigenthümliche liegt hier grade in der großen Fülle der mannigfachen, ſich durchkreuzenden, abbrechenden, wiederkehrenden Einzelheiten; die Abſichten und Wirkungen Zinzendorf's entfalten ſich nicht ſchlagweiſe, ſondern allmählig, in, mit und aus einer unermüdlichen Lebensthätigkeit, die auf alle ſeine Tage und Beziehungen in unaufhörlich erneutem Fortrücken vertheilt iſt, und ſich nicht in wenige große Haupthandlungen zuſammenfaſſen läßt, ſondern wiederholte, einzelne Aufzählungen verlangt. Wer jedoch einen Mann wie Zinzendorf kennen lernen, und nicht zum leeren Zeitvertreib einen wieder zerrinnenden Anblick, ſondern zu ernſter Betrachtung eine dauernde Geſtalt gewinnen will, dem darf auch wohl zugemuthet werden, ihn in dem Element aufzuſuchen, welches ſich als das ihm eigne dargiebt.

Berlin, im November 1829.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

Graf Ludwig von Zinzendorf 1

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel 298

Graf Ludwig von Zinzendorf.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Im Rücken der Staatsgeſchichte, zwiſchen den Stürmen des Krieges und anderen öffentlichen Ereigniſſen hindurch, ſtrömen ſtillere Quellen des Lebens, eines oft tieferen und kräftigeren als die offenbare Welt dem Blicke zeigt, und welches weiterhin dennoch wohl in Staat, Kirche und Litteratur mächtig ergreifend ausbricht. Beſonders haben eigenthümliche Geſtaltungen der Frömmigkeit und der Sitteneinrichtung in den wenig beachteten Kreiſen der Geſellſchaft, unter Handwerkern und Landleuten, ja unter ganz verachteten Ausgeſtoßenen, von jeher eigne Stätten und Bahnen gehabt. Findet ſich auf dieſem Boden zu ſolch ſtarken Gemüthstrieben höhere Bildung, durchdringendes Talent oder vornehmer Stand, ſo kommt leicht Außerordentliches an den Tag, das der Welt zum Erſtaunen wird. In dem religiöſen Leben des achtzehnten Jahrhunderts haben ſich auf ſolche Weiſe in Deutſchland drei merkwürdige Perſönlichkeiten hervorgethan, welche der proteſtantiſchen Kirche angehörten, und theils den Formen derſelben neues Eigenthümliche gaben, theils doch in ihnen beſondere Geiſteswirkung ausübten. Der Graf von Zinzendorf, Lavater und Jung-Stilling, von welchen wir reden, bilden in dieſer Hinſicht eine bedeutende Folgereihe vom Anfange des genannten Jahrhunderts bis über deſſen Schluß hinaus; reiche Talente ſtehen allen dreien für die Welt zu Gebot, aber Sinn und Kraft der Frömmigkeit ſtellen ſich in die Mitte dieſer Gaben, und wie ſich alles dahin bezieht, ſo empfängt auch von daher die ganze Lebensgeſtalt ihre Bedingungen. Wie hier das Weltliche dem Geiſtlichen ſich heiter geſellt und würdig fügt, aber nicht unterdrückt wird, wie beide einander ſchön und gedeihlich begleiten, das

Heil der Einfalt mit den Vortheilen der Weltbildung ungeirrt zuſammengeht, das gewährt eine ſo inhaltreiche als anmuthige Betrachtung. Waren in Lavater und in Jung-Stilling die Gaben der Mittheilung, die Thätigkeiten des Lehrens und Darſtellens vorherrſchend, durch welche ſie viele Tauſende zur geiſtigen Gemeinde um ſich ſammelten, die äußerlich unverbunden dem Zufall überlaſſen blieb, ſo giebt Zinzendorf, wiewohl auch er als Schriftſteller und Lehrer unermüdlich und fruchtreich war, dagegen vorzugsweiſe die mächtigere Thätigkeit zu ſchauen, welche auf die dauernde Verbindung der Menſchen gerichtet iſt, er bildet eine neue kirchliche Form, die nach ihm glücklich fortbeſteht, und noch immer ſegenreich fortſchreitet; er iſt ein religiöſer Staatsmann, als welchen ihn die nachfolgende Schilderung dem Leſer näher vor Augen zu ſtellen verſuchen wird.

Nikolaus Ludwig Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf wurde geboren zu Dresden den 26. Mai des Jahres 1700. Das Haus Zinzendorf, im Jahre 1662 durch Kaiſer Leopold den Erſten in den Reichsgrafenſtand erhoben, war in Oeſterreich von Alters her im Beſitze großer Güter und Ehrenſtellen; mehrere Glieder deſſelben aber waren ſchon früh der Reformation beigetreten, endlich der Großvater unſeres Grafen um des lutheriſchen Glaubens willen aus Oeſterreich nach Franken gezogen, wo er auf Oberbirg, einem Schloſſe bei Nürnberg, ſeinen Wohnort nahm; zwei ſeiner Söhne gingen nach Sachſen, und erwarben daſelbſt hohe Dienſtwürden und anſehnliches Beſitzthum; der ältere wurde kurſächſiſcher Feldzeugmeiſter und Oberkommandant aller Feſtungen, der jüngere, Georg Ludwig, kurſächſiſcher Konferenzminiſter. Dieſer letztere, der aus erſter Ehe ſchon einen Sohn und eine Tochter hatte, vermählte ſich zur zweiten Ehe mit Charlotte Juſtine Freiin von Gersdorf, die ihm ſogleich im erſten Jahre der Verbindung den Sohn gebar, deſſen Lebenslauf hier erzählt werden ſoll. Der Vater ſtand in großem Anſehn, und wurde wegen ſeiner Geſchäftsführung wie wegen ſeiner Frömmigkeit ſehr geehrt. Die Mutter hatte den Ruf einer frommen und edlen Frau, ſie wußte die griechiſche und lateiniſche und die vorzüglichſten neueren Sprachen, und war in theologiſchen Sachen wohlerfahren, eben ſo geübt in deutſcher Dichtkunſt. Innigſt befreundet war beiden Ehegatten der fromme Gottesgelehrte Spener, der in der Lutheriſchen Kirche des ſiebzehnten Jahrhunderts neues Leben erweckt und auch in Dresden durch ſeine Erbauungen fruchtreich gewirkt hatte, bis er zuletzt, wegen mannigfacher Anfeindung, die ſeine Freimüthigkeit erfahren müſſen, einen ehrenvollen Ruf nach Berlin angenommen, wo er darauf in ungeſtörtem Frieden und Anſehn ein thätiges Alter geführt. Dieſer treffliche Mann, damals ſchon aus Dresden entfernt, aber mit dem gräflichen Hauſe in ſteter Verbindung, war nebſt den Kurfürſtinnen von Sachſen und von der Pfalz eingeladen worden, Taufzeuge bei dem neugeborenen Kinde zu ſein, und ſchon dieſe erſte Beziehung durfte dieſem als eine bedeutungsvolle gelten. Bald wurde daſſelbe einer neuen theilhaft, welche ſich in gleichem Sinne zeigte. Der Vater erkrankte, und als er im Sterben lag, brachte man ihm ſein kaum ſechs Wochen altes, ſchlafendes Kind, damit er es noch ſegnen ſollte; er ſagte zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich ſoll dich ſegnen, und du biſt jetzt ſchon ſeliger als ich, ob ich gleich bereits halb vor dem Thron Jeſu ſtehe“, und gab ihm dann mit nachdrücklichen Worten ſeinen Segen, zu wandeln nicht etwa nur wie ein frommer Graf, ſondern wie ein völliger Jünger Chriſti; ein Segen, auf welchen ſchon Spener in früherem Glückwunſche zu der zweiten Verheirathung ſeines Freundes gezielt hatte, und der, im Andenken der Hinterbliebenen ſtets wirkſam erhalten, auch dem heranwachſenden Kinde ſelbſt durch Erzählung und Bekräftigung mehr und mehr angeeignet wurde.

Der Wittwe und ihrem Sohne, dem jüngeren des Vaters, blieb nur der mindere Theil des hinterlaſſenen Vermögens, das auch im Ganzen nicht ſehr beträchtlich war. Die Mutter zog mit ihrem Kinde von Dresden nach der Oberlauſitz, wo ihr Vater, Nikolaus Freiherr von Gersdorf, anſehnliche Güter, unter anderen die nachher berühmt gewordenen Ortſchaften Großhennersdorf und Bertholdsdorf beſaß, und zugleich das Amt eines kurſächſiſchen Landvogts verwaltete. Auch er ſtarb nach anderthalb Jahren, und der junge Zinzendorf, dem wohl ſeines Vaters Bruder zum Vormund namentlich beſtellt war, aber in einem ſo zarten Alter noch wenig leiſten konnte, fiel nun ganz der Obhut der Frauen anheim. Zwei Jahre ſpäter ſchritt jedoch ſeine Mutter, günſtigen Lebensanſprüchen folgend, zur zweiten Ehe, und heirathete den preußiſchen General, nachherigen Feldmarſchall von Natzmer, mit dem ſie nach Berlin zog; ihren noch nicht fünfjährigen Sohn aber durfte ſie der Fürſorge ihrer Mutter, der verwittweten Freifrau von Gersdorf, mit voller Ueberzeugung, das Beſte für ihn gewählt zu haben, getroſt überlaſſen. Dieſe hochſinnige Frau, welche auch bisher ſchon ihrem Enkel die zärtlichſte Sorgfalt gewidmet hatte, wurde ſeine zweite Mutter; ſie war ein Muſter der Frömmigkeit und Tugend, dabei gebildeten Geiſtes, nicht ohne dichteriſches Talent, im Handeln klar und ſicher; durch ſie vorzüglich empfing die Richtung, welche dem Knaben gewiſſermaßen ſchon gegeben war, den Gehalt und die Stärke, wodurch dieſelbe zur entſchiedenen Bahn ſeines Lebens wurde. In gleichem Sinne wirkte ſeine liebevolle Tante Henriette, die Schweſter ſeiner Mutter, auf ihn ein. Und hier finde die Betrachtung ihre Stelle, wie viele in Thaten und Werken dargelegte Trefflichkeit nicht ohne den beſeelenden Antheil mütterlicher Frauen hat werden wollen! Erwähnt ſei nur, daß auch der edle Saint-Martin, der geiſtigſte und ſanfteſte der Menſchen, das Glück ſeiner Lebensrichtung einer liebevollen Stiefmutter zu danken hatte.— Nach Großhennersdorf kamen öfters zum Beſuch von Berlin der treue Spener, von Halle die frommen Männer Francke, Anton und Freiherr von Canſtein, welche über den jungen Zinzendorf ihre eifrigſten Segnungen ausſprachen, und Spener über den erſt vierjährigen einſt mit aufgelegten Händen mit ſolcher Inbrunſt, daß davon für alle Anweſenden ein tiefer, andauernder Eindruck entſtand, der für das Kind ſelbſt bei zunehmenden Seelenkräften immer mehr die Ueberzeugung nährte, daß ihm eine beſondere Weihe für den Dienſt Gottes zu Theil geworden.

Der Knabe war von ſchwächlichem Körper, aber deſto feurigeren Geiſtes. Sein Eigenwillen konnte heftig und trotzig hervorbrechen; lebhaft faßte er auf, Gedächtniß und Einbildungskraft beſaß er in hohem Grade, auch im Reden bewies er frühe Leichtigkeit; ſein Feuer wurde jedoch gemildert durch den Trieb ſtillen Nachſinnens und beſonnener Ueberlegung, der ſich gleichfalls früh in ihm offenbarte. Das eigentliche Lernen ging indeß bei aller Anleitung nur langſam, während durch Beiſpiel und Uebung ſein religiöſer Sinn deſto raſcher entwickelt wurde. Durch Verwandte und ſeinen Lehrer Edeling vor allem auf das Gebet hingewieſen, und in der Religion unterrichtet, wußte er ſchon im vierten Jahre die Hauptlehren des Chriſtenthums, betete voll Andacht, und hegte mit der Vorſtellung, daß Chriſtus unſer Bruder und für uns geſtorben ſei, die herzlichſte Liebe zu dem Heiland; es dürfe ja mit dem Bruder, glaubte er ſchon damals, jederman brüderlich umgehen, und brauche ſich nicht zu ſcheuen, ihm alles, wenn es auch noch ſo ſchlecht wäre, vorzutragen. So entſpann ſich in dem kindlichen Gemüthe mit dem Heiland ein traulicher Verkehr, der für ſein ganzes Leben eine ſüße und unentbehrliche Gewohnheit wurde. Er freute ſich viele Wochen voraus auf die Feier der Geburt und dann des Leidens Chriſti, weil da ſchöne Liederchen geſungen wurden, und weil er hoffte, ganz etwas Beſonderes über den Erlöſer vortragen zu hören. Als er in einer Betſtunde den Vers des Liedes, der den Heiland unſeren Bruder nennt, verſchlafen hatte, weinte er aus Betrübniß. Er ſelbſt meldet über ſein Erfülltſein mit dieſen Gegenſtänden unter anderen Folgendes: „In meiner Frau Großmutter Hauſe begegneten mir zwei Umſtände, die meine ganze künftige Lebensart veranlaſſeten. Als in meinem ſechsten Jahre Herr Edeling, mein dreijähriger Präzeptor, in der gewöhnlichen Abendbetſtunde von mir Abſchied nahm, gebrauchte er ſich zarter Ausdrücke von meinem Heilande und ſeinem Verdienſte, und auf was Weiſe ich ihm angehörte; die waren mir ſo aufgeſchloſſen, lebhaft und eindringend, daß ich in ein langwieriges Weinen gerieth, und unter demſelben feſt beſchloß, lediglich für den Mann zu leben, der ſein Leben für mich gelaſſen hat. In dieſen Gedanken wurde ich von meiner ſehr geliebten Tante Henriette ganz liebreich und evangeliſch unterhalten; der ſagte ich mein ganzes Herze, und wir trugen es denn ſo gemeinſchaftlich dem Heilande hin. Vor ihr hatte ich keinen Scheu, mein Böſes und mein Gutes erfuhr ſie. Hat etwas von meiner Erziehung in die nachfolgenden Handlungen mit eingeſchlagen, ſo iſt es bei der Einrichtung der Banden, oder kleinen Geſellſchaften, geſchehen, denn ich habe den Plan dieſer Vertraulichkeit immer im Gemüth behalten, und bei aller Gelegenheit anzubringen geſucht. In meinem achten Jahre lag ich eine Nacht lang ohne Schlaf, und kam durch ein altes Lied, welches meine Frau Großmutter vor ihrem Schlafengehn geſungen, in eine Meditation, aus derſelben in ein tiefes Spekuliren, und dieſes ging ſo weit, daß mir auf die letzt Hören und Sehen verging. Die raffinirteſten Ideen der Atheiſten entſponnen ſich von ſelbſt in meinem Gemüthe, und ich ward dadurch ſo angegriffen und ſo tief hinein gebracht, daß alles, was ich ſeitdem gehöret und geleſen, mir ſehr ſeichte und unzulänglich geſchienen, und die geringſte weitere Impreſſion nicht gemacht. Weil aber mein Herz mit dem Heilande, und ich ihm mit einer empfindlichen Aufrichtigkeit zugethan war, und vielmals dachte, wenns möglich wäre, daß ein anderer Gott, als er, ſein und werden könnte, ſo wollte ich lieber mit dem Heilande verdammt werden, als mit einem andern Gott ſelig ſein; ſo hatten die ſeitdem immer wiederkommenden Spekulationen und Vernunftſchlüſſe keine andere Gewalt bei mir, als mich zu ängſtigen und mir den Schlaf zu verderben, aber auf mein Herz nicht den geringſten Effekt. Was ich glaubte, das wollte ich, was ich dachte, das war mir odiös, und ich faßte damals gleich den firmen Schluß, den Verſtand in menſchlichen Dingen ſo weit zu brauchen, als er langte, und mir ihn ſo weit ausklären und ſchärfen zu laſſen, als es nur immer damit könnte getrieben werden, in geiſtlichen aber bei der im Herzen gefaßten Wahrheit ſo einfältig zu bleiben, daß ich ſie zum Grund aller andern Wahrheiten legen, und was ich nicht aus ihr deduciren könnte, gleich wegwerfen wollte. Und das iſt mir geblieben bis dieſen Tag.“ Und an einem anderen Orte: „Ich hörte von meinem Schöpfer erzählen, daß er ein Menſch geworden ſei. Das afficirte mich ſehr. Ich dachte bei mir ſelber: Wenn der liebe Herr auch von ſonſt niemand geachtet wird, ſo will ich mich doch an ihn anhängen, und mit ihm leben und ſterben. So bin ich viele Jahre kinderhaft umgegangen, habe ſtundenweiſe mit ihm geredt, wie ein Freund mit dem andern, und bin in der Meditation die Stube vielmal auf- und abgegangen. In dem Geſpräch nun mit ihm war ich ſehr ſelig und dankbar für das, was er für mich mit ſeiner Menſchwerdung Gutes gedacht hatte. Aber ich verſtund die Größe und Genugſamkeit des Verdienſtes ſeiner Wunden und ach! des Martertodes meines Schöpfers nicht ganz. Es war auch das Elend und Unvermögen meines menſchlichen Weſens mir nicht recht aufgedeckt, ich that das meinige auch dabei, ſelig zu werden; bis auf einen gewiſſen außerordentlichen Tag, da ich ſo lebhaft gerührt wurde von dem, was mein Schöpfer für mich gelitten hatte, daß ich zuerſt tauſend Thränen vergoß, und mich nach dieſem noch genauer an ihn attachirte und zärtlich mit ihm verband. Ich kontinuirte mit ihm zu reden, wenn ich allein war, und glaubte von Herzen, daß er ganz nahe um mich wäre. Ich konnte viele Sprüche auswendig, da ſtunden dergleichen Wahrheiten drinnen. Ich dachte auch: Er iſt Gott und kann mich verſtehn, wenn ich mich auch nicht recht explicire, er hat ein Gefühl davon, was ich ihm ſagen will. Oft dachte ich, wenn er mich nur einmal hörte, ſo würde es genug ſein, daß ich auf meine ganze Lebenszeit ſelig wäre.“ Er ſchloß mit dem Heilande den Bund! „Sei du mein, lieber Heiland, ich will dein ſein!“ und dieſen Bund erneuerte er ſehr oft. Er ſchrieb auch dem Heilande kleine Briefe. Solche Spielerei des Kindes blieb auch in der Folgezeit für ihn von Einfluß. Kirche und Predigt, Liederſingen und Beten, wie ehrwürdig ihm auch ihre Bedeutung war, gaben zugleich den kindiſchen Trieben Nahrung. Doch war hinwieder auch der tiefſte Ernſt dabei wirkſam. Seine innere Richtung bewährte ſich auch in äußerem Benehmen; er ſchenkte das Geld, welches er empfing, gleich und alles den Armen; er war voll Eifer dienſtfertig gegen jeden, und für empfangene Dienſte herzlich dankbar; er liebte heftig die Perſonen, die ihm wohlwollten oder mit ihm bemüht waren; er bekannte willig ſeine Fehler, und ſuchte ſie abzulegen. In dieſen

Eigenſchaften und Bemühungen hatte der Knabe früh ſchon eine gewiſſe Stärke erlangt, die auch nach außen Eindruck machte. Als im Jahre 1706 der König von Schweden Karl der Zwölfte mit ſeinem Heere nach Sachſen vorgedrungen war, kam ein Trupp ſchwediſcher Soldaten, um Kriegsgelder einzufordern, nach Großhennersdorf; ſie rückten in das Schloß und unaufgehalten bis in den Saal, wo der ſechsjährige Knabe eben ſeine gewohnte Betſtunde hielt, der unvermuthete Anblick und Vortrag des redebegabten Kindes wirkte aber ſo mächtig auf dieſe Krieger, daß ſie, ihrer Abſicht faſt vergeſſend, an der Andachtsübung ſogleich mit Innigkeit Theil nahmen.

In ſeinem eilften Jahre wurde Zinzendorf, der bereits gut lateiniſch und franzöſiſch wußte, auch ſonſt in mancherlei Kenntniſſen und Fertigkeiten einen guten Grund gelegt hatte, zur ferneren Ausbildung auf das Königliche Pädagogium nach Halle gebracht. Dieſe Erziehungsanſtalt ſtand ſchon damals in großem Rufe ſittlicher und geiſtiger Trefflichkeit; durch ſie war für junge Leute vornehmen Standes, wie durch die wunderbar gedeihende Waiſenhausſtiftung für die ärmere Jugend in gleichem Geiſte geſorgt; Francke, ihr Gründer, leitete ſie beide in derſelben frommen Richtung, die von ihm auch Stadt und Univerſität empfing, welche letztere, erſt im Jahre 1694 geſtiftet, in aller Kraft friſchen Emporkommens blühte. Der chriſtliche Eifer, der hier waltete, lieh der frommen Milde zwar oft eine düſtre Strenge, und die Bekenner waren unter dem Namen Pietiſten, welchen Spener's collegia pietatis zuerſt veranlaßt, vielfach angefeindet und verſchrieen; allein die Getreuen hielten nur um ſo feſter an dem erwählten Wege. Zinzendorf, von Kindheit an mit dieſer Richtung vertraut, hatte darin hier zunächſt einiges Herbe zu erfahren. Seine Großmutter war ſelbſt mitgereiſt, um ihn der Obhut Francke's zu übergeben, und, mochte nun das Weltliche bei dem Jünglinge grade in dieſer Zeit ſtark hervortreten, oder andere Rückſicht dazu rathen, genug, er wurde Francke'n als ein junger Herr geſchildert, deſſen Hochmuth zu beugen, und deſſen Gaben ſtreng einzuhalten ſeien. Ihm wurde daher viele Demüthigung zu Theil, er wurde zurückgeſetzt in den Klaſſen, hart und beſchämend beſtraft, ſein Stand und ſeine bisherige Erziehung nicht beachtet. Seine Mitſchüler verſpotteten ihn, haßten ihn ſogar. Dabei hatte er nichtsdeſtoweniger mancherlei Verführungen von ihnen auszuſtehen. „Da ich auf Befehl meiner lieben Tante, — ſo erzählt er ſelbſt, — auswärts kein Weibsvolk anzuſehen begehrte, ob ich gleich zu Hauſe unter lauter Weibsleuten geweſen war, ſo ſuchten hingegen die Scholaren mir ihre täglich mehr überhandnehmende Schulſünden mit aller Liſt, Kunſt und Plauſibilität, die der Satan in ein menſchlich Herz bringen kann, zu kommuniciren. Ich hatte auch eine Anfaſſung an ſolche Dinge, und da ich ohnedem zum Fürwitz geneigt war, hätte ich eben alles wiſſen mögen, was gut oder ſchädlich geweſen; weil ich aber unter einer Gnadenzucht ſtand, die ſie nicht kannten, ſo wurde ich nicht allein allemal von ihren böſen Thaten zurückgehalten, ſondern es gelang mir mehr als einmal, diejenigen, die mich verführen ſollten, ſtatt deſſen ins Gebet mit mir zu bringen, und für meinen Heiland zu gewinnen." Ja er fing im Stillen recht eifrig zu bekehren an, und geſtaltete die Sache gleich geſellig, indem er, auf Böden und anderen abgelegnen Orten, mit mehreren jungen Leuten, unter welchen ſich nach Umſtänden auch grobe Sünder befanden, die ſehr mild ertragen wurden, Zuſammenkünfte hielt, zum Beten, zu wechſelſeitiger Prüfung, zur Anmahnung. Er war hiebei von beſonderer Thätigkeit, die Geſellſchaften ungeachtet der Verſchiedenheit der Glaubensbekenntniſſe zu einigen, zu beleben, unter allem Wechſel der Theilnehmer fortzuſetzen, gegen Neid und Verfolgung zu ſtärken. Dem Heilande und der Beförderung ſeines Reiches widmete ſich ein noch engerer Bund unter dem Namen des Ordens vom Senfkorn, deſſen Mitglieder gewiſſe Ordensregeln beobachteten, und als Zeichen einen goldnen Ring trugen, in welchem die Worte: „Unſer keiner lebt ihm ſelber" eingegraben waren. Dieſer Orden, um welchen auch Zinzendorf's Großmutter wußte, blieb ganz in der Stille, dauerte aber, nachdem die Mitglieder längſt nach Holland, Frankreich, Ungarn und ſonſtiger Heimath zurückgekehrt waren, durch eifrigen Briefwechſel und nicht ohne Segen fort. Ganz beſonders aber verband ſich Zinzendorf mit dem Freiherrn Friedrich von Watteville, einem Jüngling aus der Schweiz von angeſehener Familie, der gleichfalls auf dem Pädagogium ſtudirte. Die Miſſionsthätigkeit, welche ſich mit dem halliſchen Waiſenhauſe unter Francke's Leitung erhob, wandte die Jünglinge zu dem Vorſatz, ihrerſeits auch für die Bekehrung der Heiden zu wirken, und zwar nur ſolcher, an die ſich ſonſt niemand machen würde; ein Vorſatz, der in der Folge weite Ausführung erhielt. So groß war aber ſchon damals Zinzendorf's Gabe, Verſchiedenartiges zu verbinden, daß ſein geiſtliches Treiben mit einem ſtarken weltlichen ganz wohl zuſammenging; er war hochmüthig, geſteht er, zwar nicht in der Sache Chriſti, aber doch in Bezug auf Standesſachen und Lebensverhältniſſe, auf natürliche Gaben und Geſchicklichkeiten; weßhalb ihn Francke auch wohl ein naſeweiſes Gräfchen nannte; er liebte zu glänzen und voranzuſtehen, er putzte ſich gern, zeigte viele Luſtigkeit, und war dem Witz und Scherz nicht abgeneigt; der damals lebhaft geführte Streit über die Adiaphora oder Mitteldinge, die zwar an ſich weder gut noch böſe, doch das eine oder das andere in der Anwendung werden können, z. B. Tanz und Kartenſpiel, welche durch Francke ganz verworfen wurden, ließ ihn lange Zeit unangefochten, er tanzte zwar nicht, aber eine Spielparthie machte er gern, und ſagte davon, man könne ſchlechteres thun, wiewohl auch beſſeres, wie er nicht läugnete. Sein Eifer zu dem Heilande behielt indeß gegen jede weltliche Richtung die Oberhand; die Luſt zum Leiden, der Glaube zum Durchkommen, und die Zufriedenheit mit den geringſten Umſtänden, prägten ſich ihm tief in's Herz. Sein erſter Genuß des heiligen Abendmahls ließ ihn ganz ungewöhnliche Regungen an ſeiner Seele erfahren, und er verband ſich ſeinem Heilande zu ewiger Treue und Nachfolge. Francke und andere ſeiner Lehrer, denen er die größte Liebe und Zärtlichkeit bewies, befreundeten ſich ihm in dieſer Geſinnung mehr und mehr, und erſterer ſagte einmal von ihm, er würde noch ein großes Licht der Kirche werden. Ein beſonderes Vorbild war ihm hier öfters der Freiherr von Canſtein, Francke's Freund, der als ein Mann vornehmen Standes und großen Vermögens ganz dem Dienſte der Religion und der Förderung ihrer Anſtalten lebte. Er war mit Zinzendorf weitläufig verwandt, und machte durch ſeine ganze Erſcheinung auf den Jüngling ſolchen Eindruck, daß dieſer ſogar gewiſſe Aeußerlichkeiten, die jener in ſeinem Benehmen zeigte, von ihm annahm. In ſeinen Studien ſchritt er ziemlich fort, er las die griechiſchen Schriftſteller, der lateiniſchen Sprache war er zum Reden und Schreiben mächtig, in der hebräiſchen legte er einigen Grund, in öffentlichen Redeübungen zeichnete er ſich aus, wiewohl er auch einmal bei ſehr feierlicher Gelegenheit, weil er die Sache aus Uebermuth zu leicht genommen, zu tiefer Beſchämung ſeines Dünkels ſtecken blieb; in der deutſchen Dichtkunſt hatte er ſo große Fertigkeit, daß ihm die Verſe ſo leicht wie natürlicher Redelauf zufloſſen. Unter ſolchem inneren Wachsthum verlebte er ſechs Jahre in Halle; nur ſein Körper blieb ſchwächlich, und die Bedrückung, die ihm anfangs widerfuhr, war auch ſeiner Geſundheit nicht zum Vortheil. Er hatte ſchon früher, um ſich zu ſtärken, von Halle einen längeren Beſuch in Großhennersdorf gemacht; im April 1716 kehrte er von dem Pädagogium, nachdem er noch eine lateiniſche Abſchiedsrede de philonikia eruditorum, oder von der Rechthaberei der Gelehrten, abgehalten, ganz dahin zurück.

Hier blieb er elf Wochen, theils durch den Unterricht ſeines Hofmeiſters Criſenius, theils mit eignem Leſen, beſonders der Werke Luther's, neben dem freundlichen äußeren und gewohnten inneren Lebensverkehr genug beſchäftigt. Durch den ländlichen Aufenthalt neugekräftigt ging er alsdann zur Univerſität ab, beſuchte aber vorher ſeinen Oheim und Vormund in Gavernitz. Dieſer war mit des Jünglings pietiſtiſchem Weſen nicht zufrieden, wollte denſelben daher nicht nach Halle, wie er gewünſcht hätte, zurückgehen laſſen, ſondern beſtimmte ihm Wittenberg zum Studienort, auch aus dem Grunde, weil dieſes eine ſächſiſche Univerſität war, vorzüglich aber, weil daſelbſt ein ganz anderer Geiſt, als in Halle, herrſchte. Die beiden Univerſitäten lagen ſogar in offnem Streite, die alte Rechtgläubigkeit der Lutheriſchen Lehre hatte in Wittenberg ihren Sitz, und bekämpfte den halliſchen Pietismus als eine gefährliche Neuerung, während dieſer die kalte, ſtarre Orthodoxie für unfruchtbar erklärte. Durch eine ausführliche ſchriftliche Inſtruktion beſtimmte der Vormund genau die Lebensart und den Studiengang, welche auf der Univerſität befolgt werden ſollten. Zinzendorf, obwohl in ſeinen Neigungen einigermaßen gehemmt, beſchloß die genaueſte Befolgung dieſer Vorſchriften. Weil er aber wußte, daß man ihn von ſeinem Wege der Gottſeligkeit, den man Pietiſterei nannte, abzubringen wünſchte, ſo war er nur deſto ſorgſamer, den Schatz, welchen er im Innern hegte, zu bewahren. Angewieſen zum Studium der Rechtswiſſenſchaft lag er dieſer fleißig ob, und trieb mit Eifer auch andere weltliche Kenntniſſe, Sprachen, und ſelbſt körperliche Uebungen, welche ſeinem Stande geziemend dünkten; bei den letzteren nahm er nach ſeiner Art den Heiland zu Hülfe, und äußerte ſich darüber folgendermaßen: „Man ſucht, denke ich, eigentlich ein Ridicule darin: ich finde es aber nicht. Ein pietiſtiſcher junger Herr, der einen geraden Verſtand hat, weiß, daß, wenn ihm ſeine Vormünder und Hofmeiſter einen Fechtmeiſter, Tanzmeiſter und Bereiter zuordnen, keine genugſame Entſchuldigung zu finden iſt, dieſe Gymnaſie zu dekliniren. Er bequemet ſich alſo zum Fechtboden, zum Tanzboden, zur Reitſchule, ohne viel Wortwechſel: nimmt aber mit ſeinem Herzensfreunde, dem allgegenwärtigen Heilande Jeſu Chriſto, die Abrede, er ſolle ihm ja ſein viel Geſchicklichkeit dazu geben, damit er von allen ſolchen Allotriis bald mit Ehren losgeſprochen und in die Freiheit geſetzt werde, die etlichen Stunden des Tages auf etwas Solideres und ſeinem Gemüthe und künftigen Umſtänden Konvenablers zu wenden. Mein einziger und wahrer Konfident hat mich auch hierin keine Fehlbitte thun laſſen.“ Die Hauptſache blieb ihm aber, einen Lebensgang einzuhalten, bei dem er ſeine Seele retten möchte, und ſo zog die Religion alle ſeine Gedanken an. Daher wurde auch die Theologie ſein Lieblingsſtudium, dem er jede Muße widmete. Er beſuchte den Gottesdienſt mit Andacht, hielt aber auch eigne Betſtunden, las die Bibel, ſang geiſtliche Lieder, und legte ſich beſondre Uebungen auf, durchwachte ganze Nächte in frommen Betrachtungen, hielt Faſttage, und wurde in den ſogenannten Mitteldingen ſtrenger, als je vorher oder auch ſpäterhin. So wurde ſein Wandel geſetzlicher, aber ſein Herz weniger frei und heiter; die theologiſchen Streitigkeiten, in deren Mitte er ſich geſtellt fand, gaben ſeinem Geiſte unerfreuliche Spannung, ſeinem Gefühle manches herbe Leid. Viele unnöthige, ſchwere, langwierige und oft wiederholte Kämpfe, wie er ſelbſt ſie bezeichnet, und mit denen er ſich in die zwölf Jahre aufgehalten, mußte er in ſeinem Innern erfahren. Dabei war ſeine Art der Frömmigkeit dem vielfachſten Tadel ausgeſetzt, und dies um ſo mehr, als er ſeiner halliſchen Sinnesweiſe durchaus treu blieb, und ſie bei jeder Gelegenheit unverhohlen ausſprach. Er vertheidigte Francke'n und das ganze Wirken, welches mit dem halliſchen Waiſenhauſe zuſammenhing, gegen vielfache Angriffe; er hielt dem ſeligen Spener, als deſſen Sohn nach Wittenberg kam, öffentlich eine ausführliche Lobrede. Die Theologen in Wittenberg, unter welchen Doktor Wernsdorf einer der vornehmſten war, ließen ihm dieſe Ausbrüche ſeines gutgemeinten Eifers mit Nachſicht hingehen, und er ſelber ſchämte ſich bald ſeines gehabten Vorurtheils, daß dieſe Theologen ſtörrige Zänker wären, wurde mit ihnen näher bekannt und faßte Vertrauen zu ihnen. Aber indem es ſcheinen konnte, als ob er gewonnen würde, fand eher das Gegentheil Statt. Er durfte in vertraulichen Geſprächen ihnen ihre Verſündigung gegen Halle zu rechter Zeit und zur Unzeit vorhalten, und ihnen Wahrheiten ſagen, die einem jungen Studenten kaum geziemten, ohne daß jene in ihrer beſcheidenen Geduld ermüdeten. Auch an öffentlichen Aeußerungen ließ er es nicht fehlen. Zwar ſein Oheim, der ſich, wie Zinzendorf erzählt, es zur Regel gemacht hatte, ihm ſo viel möglich eine andere Natur zu ſchaffen, oder wenigſtens den Kopf auf eine andere Stelle zu ſetzen, als wo er ihn gefunden, war bedacht geweſen, damit der pietiſtiſche Sinn weniger Raum, und die entgegengeſetzte Richtung deſto größeren behielte, ihm in ſeiner Inſtruktion zu gebieten, nie ein Thema zu vertheidigen; allein ihm blieben dabei noch zwei Auswege; „Denn erſt war mir, — ſagte er, — das

Opponiren nicht verboten, zum anderen war meinem Onkel, aus allzugroßer Hoffnung, daß ich in Wittenberg meinen Pietismus gewiß aufgeben würde, nicht eingefallen, daß hingegen ich die gute Intention haben könnte, die theologiſche Fakultät zu Wittenberg zu Pietiſten zu machen.“ Dieſes gelang zwar ſo völlig nicht, aber es geſchahen durch ſein eifriges Bemühen wechſelſeitige Annäherungen, die ihren guten Nutzen hatten; der achtzehnjährige Jüngling wurde von beiden Partheien als ein willkommener Vermittler angeſehen, und ſchon wollte er mit Wernsdorf zu Francke nach Halle reiſen, um das Friedenswerk zu vollenden, als er auf ausdrücklichen Befehl ſeiner Mutter, der man das Unternehmen unrichtig vorgeſtellt hatte, und die ſelbſt durch eine Zuſchrift Francke's hierin nicht umzuſtimmen war, von der ſehr gewünſchten Reiſe abſtehen mußte. Ein orthodoxer Profeſſor wurde inzwiſchen auch ſo für die andere Seite gewonnen. Zinzendorf ſelbſt aber entſchied ſich im näheren Umgange Wernsdorf's innerlich für den geiſtlichen Stand, wobei er damals und lange nachher ſeine Gedanken nicht höher richtete, als etwa einen ſimplen Katecheten oder höchſtens einen glücklichen Dorfpfarrer abzugeben, ohne doch ſelbſt hiezu die mögliche Ausführung irgend nahe zu ſehen. Doch behielt er dieſen Beruf feſt im Sinn, und ſuchte früh jeden Gedanken abzulehnen, daß er für weltliche Geſchäfte taugen könnte. Er dachte hiebei: „Will mich Gott in ſeinem Reiche zu etwas brauchen, ſo biete ich der ganzen Welt Trotz, daß ichs, ohne ihren Dank, werden müſſe. Will ers aber nicht thun, ſo bin ich bei ihm noch unvergeſſen, und er ſieht etwa vorher, daß ich, in der boshaften Zeit, nichts mehr, als mich ſelbſt zu erhalten, und meine eigne Seligkeit zu beſorgen, nütze ſei.“ Inzwiſchen war in Wittenberg am 31. Oktober 1717 das zweihundertjährige Reformationsjubiläum feſtlich begangen worden, und Zinzendorf hatte auch dieſen Gegenſtand mit dem Sinne betrachtet, der vor allem ein inneres Chriſtenthum verlangt. Später gab der Beſuch einiger halliſchen Freunde Anlaß, den alten Bund von Halle in Wittenberg durch ein neues Mitglied zu vermehren, unter vielem Gebet und Flehen, worin Zinzendorf eine ganze Nacht ausharrte. Sein Briefwechſel mit den Genoſſen, theils in franzöſiſcher, theils in lateiniſcher Sprache, war lebhaft, auch ſonſtige Aufſätze und Abhandlungen und viele Gedichte ſchrieb er, wie auch eine Diſſertation de philautia affectuum omnium fonte primario; in Beredſamkeit und Dichtkunſt beſaß er die größte Fertigkeit; an Kenntniſſen, ſowohl in der Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte, als in der Theologie und in der Sprachkunde, hatte er ſehr gewonnen, ſein Umgang war munter zugleich und erbaulich, ſein Betragen durch vornehme Sitte und freundliche Güte ausgezeichnet, ſein ganzes Weſen hatte etwas ſonderbar Auffallendes und Wirkſames, worin ſich eine eigenthümlich begabte und berufene Perſönlichkeit kund gab. So ausgebildet verließ er nach vollendeten Studien im Frühjahr 1719 die Univerſität Wittenberg, und begab ſich auf Reiſen.

Sein Oheim und Vormund war inzwiſchen geſtorben, und ſeine Mutter und Großmutter gaben wieder ſeinem weltlichen Wege die Hauptrichtung, von der bisherigen nicht weſentlich verſchieden, denn wie ſehr auch beide mit ſeiner Frömmigkeit einſtimmig waren, ſo konnten ſie doch kaum andere Plane für ihren Liebling denken, als daß er, wie ein Kavalier ſeines Namens und Ranges, ſich in der Welt umthun, in ihr ſeine angeborenen Vortheile wahrnehmen, und dann in der Bahn der Ehre und des Anſehns allerdings gottſelig leben möchte. Ihm ſelbſt aber dünkte die Sache ſchon damals anders: „Ich will ja der Welt und ihrem Weſen abſterben, — meinte er, — was ſoll ich mir erſt ſo viel mit ihr zu thun machen?“ Doch fügte er ſich ohne Widerſtreben vorläufig in den Willen der Anderen. Die Reiſe ging zuerſt nach Holland, wohin ſein älterer Bruder und ein Hofmeiſter, Namens Riederer, der mit jenem ſchon auf Reiſen geweſen war, ihn begleiteten. Seine Stimmung war vorherrſchend religiös, und nahm auch überall ſolche Nahrung ein. Frankfurt am Main wurde ihm lieb durch das Andenken Spener's, der dort gelebt und gewirkt hatte. In Düſſeldorf machte ihm unter allen Gemählden der dortigen Bildergallerie den größten Eindruck ein leidender Chriſtus, deſſen treffliche Darſtellung noch durch die Worte erhöht wurde: „Das alles habe ich für dich gethan, was thuſt du für mich?“ Er fühlte beſchämt, wie wenig er ſelbſt auf ſolche Frage würde antworten können, und gelobte ſich dem Heilande deſto feſter. Gegen Ende des Mai 1719 kam er in Utrecht an, reiſte weiter nach Rotterdam, Haag, Leiden und Amſterdam, und ging dann nach Utrecht zurück, wo er mit ſeinem Hofmeiſter ſich zur Univerſität hielt, ſein Bruder dagegen die Rückreiſe nach Sachſen antrat. Er beſchäftigte ſich fleißig mit der Rechtswiſſenſchaft, mit der Geſchichte, mit der Arzneikunde, die er ſehr liebte, mit der engliſchen Sprache, aber am meiſten mit den Gegenſtänden der Religion, in Vergleich deren ihm die anderen nur als Kleinigkeiten galten. Manche Unterſuchung drängte ſich ihm auf, doch ohne ihn zu irren. Er ſagt hievon: „In meinem neunzehnten Jahr gings nach Holland, unter die mancherlei und fremden Lehren, die den Verſtand rüttelten, aber das Herz nicht anrührten. Die ganze Reiſe hindurch wurde das Gemüth auf eine empfindliche Weiſe von allem Irdiſchen abgezogen. Das beſtändige Sehnen meines Gemüths war allenthalben zu Jeſu und um ſeinen Segen auch an Andern.“ Er las die Bibel mit neuem Eifer, auch andere Schriften der Erbauung und des Unterrichts, und gab ſich vielfacher Andacht hin. Ein tägliches Gebet, welches er ſich vorgeſchrieben hatte, ging in eine lange Reihe von Fürbitten über, für den römiſchen Kaiſer, für alle chriſtlichen Könige auf Erden, für die Obrigkeit, unter deren Schutz er grade ſich befand, für ſeine nächſten Angehörigen, für ſeine Lehrer, Freunde, Feinde, für alle Kranken und Sterbenden, für ſeine katholiſchen Verwandten, für alle der Theologie befliſſenen Edelleute, für die Univerſitäten Halle, Wittenberg und Leipzig, für die Janſeniſten in Frankreich, für die Judenbekehrung, und anderes der Art, in mehr als hundert Rubriken, in ausdrücklicher Nennung der Perſonen, die ſich namhaft machen ließen. In ſo früher Gewohnheit ſchon gründeten ſich die Litaneien, deren Gebrauch er ſpäter ſo vielfach ausgebreitet. Wie ſich aber ſein religiöſes Bedürfniß gleich von Anfang als ein geſelliges angekündigt hatte, ſo wurde auch hier dieſer Karakter alsbald ſichtbar. Sein weltliches Verhältniß diente ihm hiebei gut; nicht nur fanden ſich einige Genoſſen von Halle und Wittenberg in Utrecht wieder, ſondern ein ſo wohlempfohlener junger Herr machte auch in der vornehmen und gebildeten Welt gar leicht die ſchönſten Bekanntſchaften, deren nicht wenige ſeinem Sinne ganz entſprachen. Die Fürſtin von Oranien ſah ihn gern, und lud ihn zur Geburtstagfeier ihres Sohnes ein, die er durch ein Gedicht verherrlichte; angeſehene Staatsmänner ſuchten ſein Geſpräch; mit dem großen Rechtsgelehrten Vitriarius und dem berühmten Theologen Jakob Basnage, — von welchem er ſagte: „Jusques dans le parti contraire il reconnait la vérité!“ — trat er in nähere Verbindung; theils in Utrecht, theils im Haag und in Amſterdam genoß er des vertraulichen Umgangs mit einem Prinzen von Naſſau-Siegen, einem Grafen von Fugger, einem Grafen von Lippe, mit den Freiherrn von Schell, von Putbus und von Regendank, ferner mit einem Grafen von Tecklenburg, einem Grafen von Saint-Paul, mit dem franzöſiſchen Generallieutenant Fürſten von La Tremouille und deſſen Schweſter der Gräfin von Oldenburg, mit den beiden Grafen von Danneſkiold, einem Grafen von Reuß, dem Herrn von Grone, und vielen Andern. Unter dieſen waren Katholiſche, Reformirte und Lutheraner, und es gab daher leicht Anlaß, über Religionsſachen verſchiedene Meinungen zu erörtern, welches für Zinzendorf nicht ohne Wirkung war. Er ſelbſt berichtet hierüber Folgendes: „Ich kam alſo nach Utrecht auf die Univerſität mit meiner wittenbergiſchen Theorie und halliſchen Praxis, welches eine beſondere Eſpece eines jungen reiſenden Menſchen formirte, wovon manche erbauliche Specialia zu kommuniciren wären. Hier kriegte ich mit den Reformatis zu thun, und mit ein und andrer Gattung von Philoſophen, gegen welche alle ich anfänglich ziemlich wilde that, nach und nach aber doch ſo apprivoiſirt wurde, daß ich die Leute aushörete; und ob ich auf der einen Seite wohl ſahe, daß wir aus ganz verſchiedenen Schulen her wären, dennoch auf der andern Seite inne wurde, daß ich verſchiedene meiner Spekulationen entweder für mich behalten, oder mit beſſern Argumenten verſetzen müßte: weil ich, wenn es zu dergleichen Diſput kam, mit manchem Kern- und Kardinalbeweis nicht Herz genug hatte hervorzuziehen, und mir oft erſten Blickes däuchte, mein Gegner hätte den Irrthum mit wahrſcheinlicheren Urſachen befeſtigt, als ich für die Wahrheit ſogleich aufzubringen hatte. Dieſe Perplexität brachte mich wohl nicht zum Fall, aber doch zum Weichen; und ich ergab mich darein, wenn meine Gedanken nicht widerhielten, meinem Gegner das letzte Wort zu laſſen: worüber ich bei Einigen in den Kredit eines modeſten jungen Menſchen gekommen bin.“ Seine Duldung gegen Andersglaubende, und der Umfang deſſen, was er mit ſeinem eignen Lehrgrunde in der Ausübung wohlvereinbar fand, konnte in dieſen Verhältniſſen nur gewinnen. Auch ließ er in ſeinem Eifer gegen die Mitteldinge merklich nach. Die eigentlichen Geſinnungsgenoſſen aber ſchloſſen ſich ihm näher an, und zwiſchen vieren derſelben entſtanden zuletzt zur Förderung des Seelenheils tägliche Erbauungsſtunden, in welchen Zinzendorf jedesmal über einen Spruch aus dem neuen Teſtament eine Rede zu halten hatte, durch Gebet und Geſang eingeleitet und beendigt. Mit dem Grafen von Reuß ſtiftete er bei deſſen früherer Abreiſe nach Frankreich den beſonderen Bund, daß ſie dem Heiland allein leben und ihm von Herzen dienen wollten. In Utrecht empfing er noch die Nachricht von dem Ableben des Freiherrn von Canſtein zu Berlin, des edlen frommen Mannes, von welchem geſagt worden, er habe den Karakter eines Kindes Gottes auch bei der Welt behauptet, ihr keine ſaure Miene gemacht, ſich aber auch gar nicht nach ihrem Sinne gerichtet. Er vermachte ſein Vermögen dem halliſchen Waiſenhauſe. Zinzendorf widmete dieſem Todesfall ein Gedicht, welches keine Trauer, ſondern vielmehr die freudigſte Zuverſicht zum Sterben ausſpricht. Die Furchtloſigkeit vor dem Tode war ihm ſchon damals vollkommen eigen; ein wahrer Chriſt könne nur, meinte er, aus Unverſtand das Abſcheiden fürchten, und er ſelbſt bekannte ſich jeden Augenblick zu dem großen Schritte bereit; ſo nahm er auch ſchon damals zum Wahlſpruch: aeternitati. An ſich ſelbſt arbeitete er unabläſſig; als er einige Tage in großen Schmerzen krank gelegen, und ihn die Ungeduld übernommen, dichtete er deßhalb ein Lied, in welchem er ſich zur Strafe und Tröſtung die Schmerzen des Heilandes vorhielt. In der Mitte des Septembers reiſte er mit ſeinem Hofmeiſter über den Haag und Rotterdam nach Antwerpen, und von hier über Brüſſel und Cambray nach Paris, wo er am 27. ankam und in einem Hotel der Rue Saint-Honoré abſtieg.

Er fand hier den Grafen von Reuß und deſſen Hofmeiſter von Bonin, die ſchon abreiſen wollten, mit welchen er jedoch die gewohnten erbaulichen Zuſammenkünfte auch für die wenigen Tage noch anknüpfte; gleichen Umgang ſetzte er mit den Grafen von Danneſkiold fort, und machte neue Bekanntſchaften mit vielen jungen Deutſchen, die damals in Paris lebten; auch lernte er den Freiherrn Nikolaus von Watteville kennen, den er ſchon wegen des Namens aufſuchte, gleich als ſeines Freundes Bruder erkannte, und bald liebgewann. Seine Lebensweiſe, bei ſolcher Jugend und in ſolchem Stande ganz durch Religion bedingt, mußte in der vornehmen Welt einiges Aufſehen machen; der Marſchall von Villars, der engliſche Botſchafter Lord Stairs, der Kardinal von Buſſy und mehrere Andere bezeigten ihm nähere Theilnahme, auch Madame, die verwittwete Mutter des Herzogs von Orleans, damaligen Regenten von Frankreich, und dieſer ſelbſt, waren ihm geneigt; jene, eine geborne Prinzeſſin von der Pfalz, welche mit Lebhaftigkeit an Deutſchland und an ihrer Mutterſprache hing, würdevoll und heiter zugleich, unterhielt ſich ganze Stunden mit ihm. Er ſelbſt erzählte hievon: „Als ich verwichenen Dienstag zu der Madame komme, fängt ſie auf Deutſch an: Guten Abend, Herr Graf; iſt er heute in der Opera geweſen? Ich ſagte: Nein, Ihro Hoheit, ich habe nicht Zeit, in die Opera zu gehen. Sie ſagte darauf: Herr Graf, ich muß ihm ſagen, daß ich höre, er kann die Schrift faſt auswendig. Ich ſagte: Es ſollte mir lieb ſein, wenn ich ſie könnte und darnach thäte. Aber wer ſagt Ihro Hoheit ſolche Sachen? — Ich kann mich nicht beſinnen, antwortete ſie.“ Und ferner: „Als ich einmal in der Gallerie ſtund, ging die Madame in die Meſſe; und da ſie mich ſtehen ſahe, ſagte ſie: Herr Graf, will er mit in die Meſſe gehen? Darauf antwortete ich: Ich bin ja Lutheriſch, Ihro Hoheit; was ſollte ich da machen? worauf ſie lächelte und ſagte: Ich weiß es wohl!“ Die bekannte Gerechtigkeitsübung des Regenten, der einen wegen verübten Raubmordes zum Rade verurtheilten Grafen, trotz aller dringenden Fürbitten der vornehmſten Familien, mit denen, wie ſogar mit dem Hauſe Orleans, er verwandt war, durchaus nicht begnadigte, fiel in dieſe Zeit. Madame äußerte darüber gegen Zinzendorf, es ſei gleichwohl ſehr ſchmerzlich, ein Exempel der Art zu ſtatuiren. Er aber antwortete ohne Scheu: „Deſto mehr Ruhm wird ſich der Regent mit einer gleich durchgehenden Gerechtigkeit erwerben. Uns Grafen geht es vor allen an. Ich kann aber nicht ſehen, daß wir durch die Exekution mehr beſchimpfet werden, als dieſer Rang durch die That verletzt worden iſt. Wenn Grafen und Herren um des Guten willen leiden, und darüber ihr Leben laſſen, ſo iſt das der Familie keine Schande, wohl aber ſind ſie es mit ſolchen böſen Thaten. Vor einem Grafen nimmt ſich kein Menſch in Acht, man hält einen ſolchen Gedanken infra characterem, darum müſſen ſolche Grafen, die morden und ſtehlen, öffentlich und noch härter als Andere geſtrafet werden.“ Solchen Geſinnungen war nicht zu widerſprechen, und Madame ſagte von Zinzendorf, er ſei ein junger Menſch, der zu leben wiſſe, fürchte aber Gott von Herzen, und darum halte ſie ihn für glückſelig. Wirklich führte alles Weltliche ihn nur deſto ſtärker auf das Innere zurück. Die äußeren Auszeichnungen ließen ſeinen Ehrgeiz doch nicht ungereizt, und als einſt am Hofe ſeinem Range nicht die Gebühr widerfahren, beklagte er ſich darüber, und erhielt auch ſogleich Genugthuung zugeſagt, doch ehe ſie noch geleiſtet war, ſchämte er ſich ſeines Hochmuths, fiel Gott zu Füßen, und bat ihn mit vielen Thränen um Gnade und Vergebung: „Ich verſprach dem Heiland, — ſagt er von dieſem Vorgang, — ſein armer Nachfolger zu werden, und der Welt völlig abzuſagen. Und es iſt dieſer Sinn, in Abſicht auf Ehre und Anſehen, ſeit der Zeit nicht wieder verändert worden: ſondern Chriſti Schmach iſt mir allemal eine Freude geblieben.“ Er beſuchte übrigens die Reitbahn, nahm Unterricht im Franzöſiſchen, erweiterte ſeine Rechtskenntniſſe, ſah Merkwürdigkeiten und Geſellſchaften aller Art. Doch wie das große Krankenhaus Hotel-Dieu ihm größere

Theilnahme und Bewunderung erweckte, als das prächtige Verſailles mit allen Bauwerken und Gärten, ſo zog auch der Umgang frommer Perſonen ihn ſtets beſonders an, und die Bekanntſchaft mit der Herzogin von Villars und einigen ihrer Freundinnen wurde ihm in dieſer Beziehung ungemein ſchätzbar, es gab bei ihr Geſpräche über Sachen des Glaubens und Stellen der Schrift, ohne daß man ſich indeß, bei vielfachem Begegnen, völlig verſtändigte; auch trug Zinzendorf Bedenken, in einen Orden der Treue, welchen dieſe Damen hatten und ihm anboten, einzutreten.

Ueberhaupt fühlte er Abneigung und Scheu gegen jede Verwickelung mit katholiſchen Verhältniſſen; die äußere Pracht des Kirchenweſens, das üppige und ſündliche Leben ſo vieler vornehmen Geiſtlichen, wirkten abſtoßend auf ihn; den Lehrmeinungen widerſprach er mit Heftigkeit. Er mußte jedoch bald entdecken, daß inmitten der argen Verwilderung, welche in Frankreich unter der Regentſchaft alle Stände, und beſonders auch die Geiſtlichkeit, öffentlich ergriffen hatte, ein edler Kern reiner und gebildeter Religioſen fortlebte, die ſich dem Verderben der Kirche, ſelbſt gegen deren Ausſprüche, ſtandhaft widerſetzten, und ohne die äußeren Formen zu verwerfen, das Heil zunächſt im Innern begründen wollten. Dieſe unter dem Namen Janſeniſten lange ſchon verfolgte, aber dadurch auch nur verſtärkte Parthei befand ſich in heftigem Streit gegen die päpſtliche Bulle Unigenitus, auch gemeinhin die Konſtitution genannt, welche die Hauptlehren der Janſeniſten, oder was dafür in dem berühmten Buche des Pater Quesnel über das neue Teſtament vorausgeſetzt war, als irrig verdammt hatte. Einen dieſer Männer, den Pater von La Tour, General der Väter des Oratoriums, lernte Zinzendorf zufällig kennen, kam mit ihm in freundſchaftlichen Umgang, und ließ ſich durch ihn, wiewohl nicht ohne Scheu, bei dem Kardinal von Noailles einführen. Dieſer ehrwürdige, frommgütige und dabei gebildete Mann machte auf ihn einen tiefen Eindruck, es entſtand eine innige Annäherung, mündlich und ſchriftlich wurden die Angelegenheiten der Religion unterſucht, und nichts verabſäumt, um Zinzendorf zum katholiſchen Glauben zu bewegen, allein er blieb in ſeinem

Glauben feſt, erwiederte den wiederholten Vorſtellungen, die Wahrheit ſeiner Kirche dispenſire ihn, eine andere zu ſuchen, und brachte vielmehr den Kardinal dahin, daß dieſer auch in dem Proteſtanten die inwohnende Gnade erkannte, und ihn für ein Kind Gottes hielt, mit dem er nicht ferner über kirchliche Formen ſtreiten mochte, ſondern fortan nur liebevollen, vertraulichen Herzensumgang pflog. Des Kardinals ganzes Weſen hatte eigentlich dieſe Richtung; er bekannte, daß er gern ſeine biſchöfliche Hoheit zu den Füßen Jeſu niederlegen und ein armer Prieſter werden wolle, wenn es der Kirche Frucht bringen könne; ſeinen Sprengel verwaltete er treulich, ſeine großen Einkünfte gab er zu milden Zwecken hin. Eine ſinnige, zarte Freundſchaft entſtand zwiſchen dem Greis und dem Jüngling; der Kardinal hörte mit Wohlgefallen die Briefe, welche Zinzendorf ihm von ſeiner Großmutter, Mutter und Tante vorlas, und verzichtete darauf, ihn zu bekehren; er verſprach ihm ſein Bildniß, und wollte auch die Freunde des jungen Grafen kennen lernen. Zinzendorf durfte ihn ermahnen, in der Koſtitutionsſache feſt zu ſein, nichts aus Menſchenfurcht oder Gefälligkeit zu thun, die erkannte Wahrheit unverzagt zu behaupten, und ſeine Kardinalswürde nicht in die Sache Chriſti zu mengen. In der That durfte der Janſenismus für diejenige Seite des katholiſchen Chriſtenthums gelten, von welcher dieſes mit dem proteſtantiſchen, wie es ſich im Pietismus darſtellt, zu vereinbaren ſein möchte, und Zinzendorf's Ermahnung ging aus richtigem Gefühl ſeiner eignen Stellung hervor. Deſto tiefer ſchmerzte es ihn, als dennoch, ungeachtet wiederholter entgegengeſetzten Verſicherungen, der Kardinal, durch vielfaches Andringen zum Nachgeben bewogen, die Konſtitution durch eine öffentliche Erklärung gewiſſermaßen annahm. Jetzt war das gute Vernehmen zerſtört, und Zinzendorf ſagte ſich mit großer Betrübniß von dem verehrten Manne nunmehr ganz los, und kündigte ihm dies ſelbſt durch einen Brief freimüthig an. „So iſt es denn geſchehn, gnädiger Herr, — ſagt er in dieſem Schreiben, — und der große Muth, der den Gefahren trotzte, und die Feinde der Wahrheit in Erſtaunen ſetzte, weichet der ſchwachen Hoffnung eines unerlaubten Friedens! Sie unterzeichnen, und ſo alſo bergen Sie die Wahrheit! Ich glaub' es nicht, gnädiger Herr, ich, der ich Sie und Ihre guten Abſichten kenne. Was aber werden diejenigen ſagen, die, entfernt von Ihrer Perſon, Ihre Tugenden jederzeit bewundert haben, wenn ſie erfahren werden, daß das weiſeſte Buch von der Welt, welches Sie der Heerde, die Gott Ihrer Sorge anvertraut hat, ſo nachdrücklich empfohlen haben, verdammt wird? Aber es iſt nicht mehr Zeit, alſo mit Ihnen zu reden. Was mich anbelangt, ſo habe ich zweimal die Pflichten des treueſten Dieners erfüllet, und ich habe nichts weiter zu ſagen. Auch halte ich mich für unfähig, Ihnen Rathſchläge zu ertheilen; weil aber meine Augen Sie, nach dieſer beklagenswürdigen Unterzeichnung, nicht mehr ſehen werden, ſo will ich Ihnen hiemit auf immer Lebewohl ſagen. Ich danke Ihnen unterthänig für die Ehren- und Gnadenbezeigungen, deren Sie mich würdig geachtet, und da meine Freimüthigkeit Ihnen bisweilen dürfte mißfallen haben, ſo bitte ich Sie tauſendmal um Vergebung. Der Herr, unſre Liebe, wolle in Ihnen ſein Werk vollenden, und Ihnen bei dem Lichte der Wahrheit die ganze Bosheit des Reiches der Finſterniß zeigen! Ich hoffe nicht, daß Sie mich Ihrer theuren Freundſchaft berauben werden, nachdem ich mir die Kühnheit genommen, Ihnen meine Geſinnungen auszuſprechen. Da ich mich aber von der Zeit und ihren vorübergehenden Annehmlichkeiten ganz los zu machen ſtrebe, um die ſelige Ewigkeit zu erlangen, die von allen Veränderungen und Unfällen frei iſt, ſo werde ich mich mit meiner Aufrichtigkeit und mit der Gerechtigkeit meiner Klagen tröſten. Wenn unſer guter Vater, nach dieſem elenden Leben, uns dermaleinſt, durch ſeine große Barmherzigkeit, in dem zukünftigen Leben wieder zuſammenbringt, ſo werden Sie, ich bin es gewiß, der Erſte ſein, mir den Ausbruch meines Eifers zu vergeben, und Sie werden von der Wahrheit meines Glaubens und von allem, was ich Ihnen nun zum letztenmal zu ſagen die Ehre gehabt habe, eben ſo überzeugt ſein, als ich es gegenwärtig bin. Soll ich indeß auf immer der Freude, Sie zu ſehen, beraubt ſein, ſo beten Sie für mich zu dem Gott, den wir alle beide ſehen werden, und glauben Sie, daß ich Sie unendlich liebe, Sie wahrhaft ehre, und mit innigſtem Leid Ihnen Lebewohl ſage.“

In dieſer ausgeſprochenen Denkart wurde er durch zufällige Bekanntſchaft noch mehr beſtärkt; er hörte einen Dominikanermönch predigen, der ihm ein zweiter Tauler ſchien; derſelbe ſprach ganz aus dem Innern, drang auf die Bekehrung des Herzens, da denn die Aenderung des Lebens von ſelbſt folgen würde, wollte keinen Frieden mit der Welt, zeigte die Nothwendigkeit einer Reformation, nicht nur bei dem armen Volke, ſondern vornehmlich bei den Großen. Zinzendorf ſuchte den Mann ſogleich auf, er hieß Pater d'Albizi, gehörte zu den eifrigſten Widerſachern der Konſtitution und führte den Grafen zu den Biſchöfen von Boulogne und von Montpellier, welche ſelbſt nach dem Einlenken des Kardinals von Noailles fortfuhren, von der päpſtlichen Bulle an eine allgemeine Kirchenverſammlung zu appelliren. Zinzendorf's Brief an den Kardinal wurde hier mitgetheilt, und für eine Eingebung des heiligen Geiſtes erklärt. Dieſe Geſellſchaft, in welcher ſich bald inniges Vertrauen eröffnete, war für Zinzendorf nicht ohne Gefahr; die Appellirenden und ihre Anhänger wurden als Staatswiderſpenſtige angeſehen und nach Umſtänden auch ſo behandelt; manches freiere Wort, mancher ununterſuchte Verdacht hatte ſchon in das Gefängniß geführt, und Zinzendorf konnte leicht auf eine oder andere Weiſe das Opfer einer Denkart werden, wegen der ihm auch wirklich, wenn der Sage zu glauben, einmal Gift beigebracht worden; wenigſtens verfiel er in eine ſchwere Krankheit, als deren Urſache man jenes annahm; er war aber überhaupt ſchwächlich und öfteren Krankheiten unterworfen. Seine Abreiſe von Paris, die im Frühjahr 1720 geſchah, entledigte ſeinen Hofmeiſter deßhalb großer Sorgen. Bevor wir ihn aber weiter begleiten, iſt es nöthig zu vernehmen, was er ſelbſt in Bezug auf ſeine religiöſe Stellung und Entwickelung von dieſem Aufenthalte ſpäterhin geſchrieben hat. „Jemehr ich in die Welt kam, — ſagt er, — je feſter hielt mich mein Herr, je inniger zog er mich in die Betrachtung ſeiner Leiden, und ich ſuchte mir unter den Hohen der Welt (von den Niedrigen hatte ich damals noch nicht viel Begriff) lauter ſolche Leute aus, denen ich meines Heilandes Gnade anpreiſen konnte. Ich fand dergleichen, wo man es oft nicht hätte denken ſollen. Im Haag meinete ich z. B. bei dem portugieſiſchen Ambaſſadeur Grafen Taroucca etwas mehr als ſonſten von meiner Hauptſache zu ſprechen Gelegenheit zu finden. Gegen diejenigen, da ich mich nicht antrauete, war ich höflich. Denen, die mich auf Reiſen verführen wollten, begegnete ich grob, und nahm Gelegenheit (wie ich ſchon auf Univerſitäten angefangen hatte), ſie auf einmal zu desabuſiren, wovon ich die Früchte noch jetzt genieße. Alles machte ich mit meinem Heilande aus, was mir wichtig war. — In Paris war ich ganz in meinem Fache. Da kam ich unter die rechtſchaffenen Biſchöfe und Religioſen, und lernte etliche Damen kennen, die Gnade hatten. Da iſt mir die Zeit nicht lange worden, und es war mir leid, daß ich ſobald abbrechen mußte. Ich war im Uebrigen, aus Mangel der Connoiſſance, ſehr geſetzlich, und ich habe mich über die Geduld meiner Freunde, und ſonderlich des Herrn Kardinals von Noailles, ſeitdem verwundert, die von meinem bizarren Humeur viel ausſtehen mußten. Denn was ich für recht erkannte, das ſuchte ich cum emphasi zu inkulkiren, und ich konnte mit dem wichtigſten Freunde gleich brechen, wenn ich glaubte, er ſei in meines Herrn Sache nicht zuverläſſig. Die Welt wußte nicht recht, wie ſie mit mir dran war, weil ich in dem Exterieur nichts Apartes hatte, als daß ich bei Hofe nicht tanzte, und in Paris auch nicht ſpielte. Verſchiedene, die mich kannten, glaubten, ich ſtünde noch in meinem Taufbunde; Uebeleinſehende gaben mich für einen Pietiſten aus, und die, welchen man dieſen Namen giebt, ließen mich nicht paſſiren. — Ueberhaupt däucht mich, wenn man mir alle Arten der bevorſtehenden Verführung in der Welt aufrichtig geſagt hätte, ſo wäre ich nicht vor einer jeden ſtehen geblieben und hätte ſie ſo beſehen, ſondern ich hätte es gemacht, wie mit den Frauensleuten. Was mir verboten war, das ließ ich. Die Unwiſſenheit war mir zu mancher Diſtraktion beförderlich und ſchädlich; die Erkenntniß alles menſchlichen Elendes und aller Handgriffe des böſen Feindes, uns nach ſeinen Abſichten zu façonniren, iſt mir beſtändig heilſam und ſelig geweſen.“ Und nochmals an einem anderen Orte ſagt er: „In Frankreich fand ich's unter der katholiſchen Religion, wie ich's in Holland mit einigen Proteſtanten angetroffen. Sie ſagten mir die Argumente grade nicht, die in den Büchern für die ihrige angegeben waren; ſie ſagten mir aber andere, die ich noch nie gehört hatte, worunter einige waren, die ich gegen gewiſſe adversarios boni ordinis et concordiae christianae in unſerer Kirche für invincibel gehalten, und ſie mit einem hoc non obstante abgefertigt hatte, wenn ich ihnen auf ihre desideria die Antwort ſchuldig bleiben müſſen. Ich fing mich an zu fürchten; gleichwohl mußte ich mit Leuten leben: und weil ich mit meinen Glaubensgenoſſen, die eben nicht wegen ihrer Herzenserbauung nach Paris reiſen, wenig anfangen konnte, ſo mußte ich mich unter denen Landeseinwohnern nach Leuten umſehen, wo ich mein Gemüth erbaulich occupiren, und, nach meiner damaligen Idee, etwas Bleibendes auf die Ewigkeit mitnehmen konnte. Das brachte mich mitten unter die Patres und Biſchöfe hinein, ja zu einem Kardinal, denen allen ich zu ihrem Ruhm nachſagen muß, daß ſie, da ſie ſahen, ſie hätten mit einem Menſchen zu thun, dem ihre Religionsdiſputen à charge wären, weil er zwar ihre Erfahrung und Gelehrſamkeit genugſam reſpektirte, um ſie mit ſeinen argumentis classicis zu verſchonen, gleichwohl aber ſeiner Religion von Herzen treu und über den geringſten Gedanken eines Synkretiſmus mit der gegenſeitigen Theorie verlegen wäre, ſogleich von dergleichen Materien abſtrahirten, und ſich mit mir in das unergründliche tiefe Meer des Leidens und Verdienſtes Jeſu und der dadurch erworbenen Gnade, ſelig und heilig zu werden, hineinbegaben; da wir denn ein halb Jahr mit himmliſch vergnügten Herzen beiſammen waren, und uns nicht mehr beſannen, was für einer Religion einer oder der andre wäre, ſo daß der Kardinal, da ich endlich doch über ſeinem Accommodement mit ihm zerfiel, und ihm mit vieler Jugendhitze begegnete, mich bis an das Ende ſeines Lebens auf's Gefühl unſerer Herzen zurückführete, und mir unter andern die Worte ſchrieb: Que la différence des sentiments n'aille point jusques aux coeurs!“

Zinzendorf hielt dieſen Umgang, den er in Frankreich gehabt, für eine große Gefahr, die ſeinem proteſtantiſchen Glauben bereitet geweſen ſei. Die katholiſche Kirche iſt in weltlicher Bildung und Anreizung wohl nie ſchöner und reicher aufgetreten, als in jenem Zeitalter franzöſiſcher Entwickelungsfülle, die aus dem ſiebzehnten Jahrhundert in das achtzehnte überſtrömte. Das Chriſtenthum an ſich bedarf ſolches Schmuckes freilich nicht, es kann ihn völlig miſſen, aber es läßt ihn zu, und befehdet ihn keineswegs; Philoſophie, Gelehrſamkeit, die ſchönen Künſte, durften ſich zu allen Zeiten mit höchſter Frömmigkeit verbinden. In Frankreich aber war die Erſcheinung ganz außerordentlich; die größten Geiſter und Talente der Nation, die vornehmſte, reichſte Geſelligkeit, Redekunſt und Dichtungsgabe, alles Hohe und Liebenswürdige, was in menſchlichen Zuſtänden gewährt ſein kann, waren mit dem religiöſen Leben verflochten, trugen die Farbe des beſtimmten Kirchenthums, theilten die ihre demſelben mit. Männer, wie der Kardinal von Noailles, Frauen, wie die Herzogin von Villars, dazu im Hintergrunde die fortwirkenden Namen Fenelon, Boſſuet, Pascal und andere in großer Zahl, durften für die Kirche, der ſie angehörten, und die ſolche Früchte darwies, ein mächtiges Vorurtheil begründen, und wenn zu dem vorausgeſetzten Heil, wie ſo häufig Zwang, auch Lockung als ſtatthaft gelten ſollte, ſo mußte man zugeben, daß dieſe von der weltlichen edleren Seite her nicht wohl verführeriſcher hätte erſcheinen können. Dieſes fühlte Zinzendorf, und ſeine Neigung für die Perſonen und für die Bildungsformen, in welchen er ächte Frömmigkeit hier leben ſah, konnte ſich, bei minderem Erfülltſein des Gemüths, leicht auf das Kirchenthum übertragen. Doch blieb, wie ſchon bemerkt, ſein proteſtantiſcher Glauben unerſchüttert, ja derſelbe beſtärkte und erhärtete ſich vielmehr im Widerſpruch. Nur entnahm er von jenem Umgang eine mildere und verträglichere Stimmung, als damals unter Proteſtanten gewöhnlich war, für die Katholiken und ihre Art; ja die Folgezeit entwickelte in ſeiner Erinnerung erſt recht die Vorzüge, welche er damals noch nicht nach Gebühr zu erkennen gewußt. Wie er hierüber gedacht, äußert er in einer ſpäteren, aber hieher gehörigen Stelle mit eignen Worten: „Seitdem ich mit den Katholiſchen wenig Umgang und Korreſpondenz mehr habe, fange ich mich an über ihre Geduld, Raiſonnabilität und Toleranz hintennach zu verwundern, daß ſie ſo viel, zum Theil ungegründete, heftige Disputationes und Krickeleien, deren ich mich in meinen jüngern Jahren ſchuldig gemacht, von mir haben vertragen, meine damalige Bekehrſucht in's Beſte deuten, und mich doch ſo viele Jahre nicht haſſen noch drücken mögen. Wollte Gott, daß meine Glaubensgenoſſen mit mir ſo raiſonnabel und chriſtlich gehandelt hätten, als ich die Katholiſchen dreißig Jahre lang in allen Occaſionen gefunden; ſelbſt 1719 und 1729, da ich in ganz diverſen Ländern bei Religions-Motibus mit ihnen zu thun gehabt, und ſie mir entgegen ſtehen müſſen, wobei ſie ſich nicht einbilden können, daß mein Lehrſyſtem aus dem Concilio Tridentino genommen ſei, und ich ihnen über das von meinem Volk übel beſchrieben war; aber es iſt eine radicirte, praktiſche εὐλάβεια in der katholiſchen Kirche, nicht ſo viel Libertinage und Haß gegen die Liebhaber und Anbeter Jeſu, als bei manchem trockenen und regellos disputirenden Proteſtanten, und ſo wenig ich mir das römiſche Lehrſyſtem mit dem meinigen zu reimen weiß, oder ſie begehren werden, für Herrnhuter zu paſſiren, zumal in articulo de Ecclesia: ſo ſehr ehre ich ihre praktiſche Kondeſcendenz für alle ſtille, unſektiriſche und in Abſicht auf Allotria und Intriguen unverdächtige Chriſtenmenſchen in ihrer eigenen (welches ihre erſtaunliche Geduld mit dem Pere Courrayer, der auf einer proteſtantiſchen Univerſität zugleich Doktor Theologiä geworden war, genugſam beſtätigt), und noch vielmehr extra casum litis in fremden Religionen. Sie führen das Anathema gegen die Gegner im Munde und Panier, und haben oft viel Billigkeit gegen ſie in Praxi. — Wir Proteſtanten führen libertatem im Munde und auf dem Schilde: und es giebt unter uns in Praxi (das ſage ich mit Weinen) wahre Gewiſſenshenker. Beſſere dich Jeruſalem!“

Von Paris reiſte Zinzendorf über Straßburg nach Baſel und Zürich; und wandte ſich alsdann nach Franken, wo er mehrere Wochen auf Oberbirg und darauf in Caſtell bei ſeinen Verwandten zubrachte. Hier ſchrieb er fleißig Briefe, franzöſiſche und deutſche, dichtete mancherlei Lieder, worin er lebenslang die größte Leichtigkeit behielt, aber freilich nie den rechten Geſchmack erlangte, und ſetzte mit Eifer ſein geiſtliches Leben fort. In allen dieſen Kreiſen war man frommgeſinnt, aber man hielt in Worten und Werken ein gewiſſes Maß, welches dem vornehmen Stande zu gebühren ſchien. Eine Frömmigkeit, wie die des jungen Grafen, der ſein Verhalten keiner äußeren Rückſicht unterordnete, mußte daher auffallend und nicht ſelten läſtig ſein. Ihn aber konnte nichts irren, er blieb in ſeiner ſtrengen Bahn, und man ließ ihn endlich dabei, weil doch nichts über ihn zu gewinnen war. Wie es mit ſeiner Stellung in der Welt werden würde, indem weder am Hofe noch im höheren Staatsdienſte, wohin die Vortheile ſeiner Geburt ihn anwieſen, ohne mancherlei Nachgiebigkeit durchzukommen möglich ſchien, dafür durfte man ſchon ernſtlichere Sorge hegen, da eine hier entſtandene Neigung Zinzendorf's zu ſeiner jüngſten Baſe, Gräfin Theodore von Caſtell, bald in einen förmlichen Heirathsantrag überging. Er reiſte nach Hauſe, um die Sache mit den Seinen völlig zu ordnen. Alles war einverſtanden mit dieſer Verbindung, auch die Großmutter gab ihr anfänglich über die nahe Verwandtſchaft gehabtes Bedenken auf, die Baſe ſelbſt hatte ſich ſo geäußert, daß er an ihrem Ja nicht zweifeln wollte, und ſo hielt er ſich als Bräutigam gebunden. Auf der Rückreiſe nach Caſtell kam er bei Plauen nachts in der Elſter in große Gefahr, und folgte deßhalb am nächſten Tage einer freundlichen Einladung nach Ebersdorf zu ſeinem Freunde, dem Grafen von Reuß, der inzwiſchen zur Regierung gelangt war. Hier kam nun die Rede darauf, daß auch Graf Reuß nächſtens zur Vermählung ſchreiten müſſe, und ſeine Mutter richtete an Zinzendorf, als auch dieſer mancherlei ſchickliche Parthieen namhaft gemacht, unerwartet die Schlußrede, unter allen Genannten ſei keine der Gräfin Theodore von Caſtell gleichzuſetzen, an dieſe aber leider nicht zu denken, wovon er die Urſache am beſten wiſſe. Dieſes Wort brachte in ihm eine große Bewegung hervor; er verglich die Antriebe, Stellungen, Geſchickeslooſe; er fand es in allem Betracht beſſer für alle drei, wenn Theodore nicht ſeine, ſondern ſeines Freundes Gattin würde, und beſchloß alſobald, ſie dieſem zu überlaſſen. Nach einem edlen Wettſtreite, der jedoch nur kurze Zeit dauern konnte, reiſten die beiden Freunde, begleitet von dem reußiſchen Rath von Bonin, zuſammen nach Caſtell, um die dortigen Geſinnungen zu erforſchen. Es fehlte nicht an Widerſpruch, auch von Seiten der jungen Gräfin, welche ſich aus Zartheit, denn ihre Neigung hatte ſchon bisher mehr gegen den Vetter, als für ihn entſchieden, — jetzo beinah für gebundener halten wollte, als vorher; allein durch Zinzendorf's Bemühen kam der Tauſch, in welchem Gottes Lenkung verehrt wurde, glücklich und zu allſeitiger Zufriedenheit in Ausführung. Zinzendorf betheuerte, er gebe hiemit zwar ſein Liebſtes in der Welt; doch getroſt um Jeſu willen auf. Er wohnte ſodann der Verlobung bei, die er durch Gebet und Erbauungsrede, wie auch durch eine eigends hiezu verfertigte Kantate feierlich begehn half. Dieſe ſeltſame Geſchichte mußte natürlich großes Aufſehen machen, und zu mancherlei Gereden Anlaß werden.

Nach dieſem Vorgange reiſte der junge Graf mit ſeinem Freunde vergnügt nach Ebersdorf zurück, und bedachte ernſtlich, wie er ſeinen äußeren Lebensweg einrichten möchte, damit derſelbe ſeinem inneren Antriebe nicht zur Hemmung würde. Ohne viel zu ſuchen, erwählte er gleich das Nächſte, und ging gradeswegs nach Halle, um dort bei den Franckiſchen Anſtalten irgendwie beſchäftigt zu werden. Im Hauſe des Grafen Reuß daſelbſt, vor einer zahlreichen Geſellſchaft, eh er ſelbſt noch ſeine Abſicht hatte merken laſſen, überraſchte ihn Francke ſeinerſeits mit dem Vorſchlage, die Stelle ſeines ſeligen Freundes, des Freiherrn von Canſtein, bei dem Waiſenhauſe zu übernehmen; hier war durch einen vornehmen Mann eine fromme Thätigkeit gleichſam ſchon eingeweiht und für die Welt minder anſtößig gemacht. Denn die Vorſtellung, daß ein Graf, wie ſtark auch der Geiſt ihn triebe, dieſem doch nicht anders, als in den angenommenen, weltgültigen Auszeichnungen ſeiner Standeswürde folgen dürfte, hatte ſich auch bei den ſonſt Frommen feſtgeſetzt, welche in dieſer

Hinſicht wohl die katholiſche Einrichtung beneideten, wo hohe Kirchenwürden und reiche Prälaturen den jungen Edelleuten, bei geiſtlichem Beruf, in der Kirche doch auch, wie am Hofe und im Heere, eine vornehme Laufbahn darboten, wogegen die proteſtantiſchen Oberhofprediger oder Superintendenten ſehr im Schatten blieben. Aber Zinzendorf, von ächtem Chriſtenſinne beſeelt, dachte eben deßhalb ganz anders; ihm war alles vornehm und erhaben, was den Dienſt des Heilandes betraf, alles gering und ſchlecht, was dieſem fremd erſchien. Die Vornehmheit, die er gleichwohl zeitlebens behielt, und die ihn und ſeine Werke mächtig tragen und durchkämpfen half, wurde ihm, wie auch er ſelbſt ſich ihrer entkleidete, von der umgebenden Welt noch immer aufgedrungen, und er war wirklich zu vornehm in Geiſt und Sitte, um die Demuth, die er empfand, durch ungeberdiges Abwerfen des Aufgedrungenen wieder zum Hochmuth umzukehren. In dem Entgegenkommen Francke's erblickte er nur die höhere Beſtätigung ſeines eignen Sinnes, er nahm den Vorſchlag freudig an, einzig mit dem Vorbehalte, daß auch die Seinigen dazu ſtimmten. Er ſetzte demnach ſeine Reiſe nach Berlin fort, wo er ſeine Mutter wiederſah, und ihr ſeine Abſichten mittheilte. Sie gab jedoch ſeinem Lebensplan ihre Einwilligung nicht; ſie wußte ſich in die Sinnesart ihres Sohnes nicht ſo völlig hinein zu denken, um nicht vieles darin höchſt ſonderbar zu finden. Der vertraulichſte Gedankenaustauſch vermochte die Abweichung nicht zu vereinigen; Zinzendorf ſah ſich gehemmt, ſein wahres Weſen oft verkannt, ja von manchen Perſonen ſogar gehäſſig ausgelegt. In einem Briefe ſprach er ſeine damalige Stimmung folgendermaßen aus: „Weil ich freilich auf's Ganze dringe, von Vielen nicht wohl gefaſſet werde, die vielleicht meiner Jugend eher unrichtige, als gegründete Concepte zutrauen: ſo zweifle ich nicht, daß ſich hernach alles andere ergeben werde, wenn nämlich Gott, durch ſeine Barmherzigkeit, dieſelben Perſonen einmal überzeugen wird, daß mein Thun nicht Eigenwille, ſondern nach ſeines göttlichen Wortes Regel eingerichtet geweſen. Ich kann nicht die allergeringſte Verſtellung leiden: daher ich nur gar zu leicht meines Herzens Gedanken ſage. Es iſt aber vergebens, dieſes alles durchzufechten; ich laſſe es ganz gerne auf mir erſitzen, bis des lieben Vaters Zeit kommen wird, ſein bedrängtes, hart angeſchuldigtes und ſo ſehr verworfenes Kind zu vertheidigen und ihm Gutes zu thun, für das Harte, das ich an ihm, dem Herrn, mehr als tauſendmal, an Menſchen aber nicht ſo verſchuldet habe.“ In dieſer Geſinnung trat er ſeinen ferneren Schickungen nicht ohne Sorge, doch voll Troſt, entgegen.

Obwohl mit einundzwanzig Jahren bereits mündig, wollte Zinzendorf ſein Handeln doch der bisherigen Leitung nicht ganz entziehen. Auch wäre dies ohne gewaltſame Durchbrechung kaum möglich geworden. Seine Mutter und ſein Stiefvater in Berlin waren ſeines Gehorſams als ſeiner natürlichen Erwiederung ihrer liebevollſten Zärtlichkeit gewohnt. In Großhennersdorf bei ſeiner Großmutter, die er hierauf beſuchte, war er der Liebling des Hauſes; die noch thätige, muntre, alte Dame ſah in dem aufgewachſenen Jüngling immer nur noch das geliebte Kind; eine Großtante und eine Tante, nicht minder bejahrt und rüſtig, nahmen ihn im beſten Sinn eben ſo; aber dieſe Damen alle glaubten ihn leiten zu müſſen, und an ſeiner Folgſamkeit zu zweifeln fiel ihnen nicht ein. So viel vereintes, ehrwürdiges und gutmeinendes Alter war ſeiner Pietät heilig, er fügte ſich liebevoll auch in das Läſtige. Inzwiſchen wußte er doch ſeine Tage allmählig nach ſeinem Sinn einzurichten. Einen Knaben, der gute Anlagen zur Tonkunſt hatte, nahm er in ſeinen Dienſt, und ließ ihn und einen Jungen von Lariſch im Latein unterrichten, er ſelbſt aber behandelte die Religionslehren mit ihnen, und bald hielt er auch auf dem Schloſſe eine tägliche Erbauungsſtunde mit ſichtbarem Erfolg. Auch ſeine Verwandten freuten ſich theilnehmend ſeines frommen Eifers, der jedoch, ihrer Meinung nach, einem anderen Lebenszwecke noch Raum laſſen konnte. Die Verſchiedenheit der Anſichten über ſeine Zukunft verurſachte ihm vielen Kummer. Mündlich und ſchriftlich bemühte er ſich, ſeine Neigung zu einem durchaus geiſtlichen Leben zu rechtfertigen; er wünſchte, wenn ihm nicht erlaubt wäre, ein Theolog und

Prediger des Evangeliums zu werden, wenigſtens in ſtillem Landleben für ſich und Andere gottſelige Thätigkeit zu üben, und den Gefahren weltlicher Verhältniſſe zu entfliehen. „Ich ſehe vor meinen Augen, — ſchrieb er unter anderen, — daß ich, wider meinen Willen und Dank, durch einen ordentlichen Beruf, wenn Gott mein Seufzen nicht noch für genehm hält, in die Landesregierung werde gezogen werden. — Mein Herz gehet aber nicht auf zeitliche Hoheiten und Reichthum, vielmehr erfreuet mich die Stille und die Ruhe, in der wir Gott und unſerm Nächſten zu dienen vermögend ſind.“ Sein großer praktiſcher Sinn, durch innere Wahrheitskraft wunderbar früh gereift, wandte gegen eine Hof- und Staatsbedienung insbeſondre noch die bedeutende Betrachtung ein: „Auch macht meinen Ruf bedenklich, ſagt er, daß ich mit meinem Vermögen nicht Genug Gutes thun kann, wo ich es nicht zu freier Dispoſition habe. Auf dem Dorfe bin ich ein Haushalter über die daſelbſt Wohnenden. Giebt mir Gott viel, ſo eſſe und trinke ich deßwegen nicht mehr, ich kleide mich nicht ſtattlicher, aber ich helfe mehreren meiner Mitbrüder und Mitſchweſtern. Schickt Gott Landplagen, ſo leide ich ſo gut als die Andern, ich theile mit ihnen ſo lange, bis ihnen geholfen iſt. Bin ich aber in einem andern Orte, wo es die chriſtliche Klugheit erfordern mag, daß ich meinem Stande, auch nur in etwas, gemäß leben ſollte, ich bekomme aber nichts dazu, als was Gott mir ſelber, nach Proportion der mir zugedachten Haushalterſchaft verliehen hat, ſo muß ich entweder Schulden machen, oder dem Oertchen, wohin mich Gott eigentlich geſandt hat, das Seinige entziehen.“ Die Verwandten, ſeiner Frömmigkeit in allem anderen beipflichtend, hielten ihm aber das Beiſpiel ſeines Vaters und Oheims vor, welche den Frömmſten beigezählt, gleichwohl die erſten Staatswürden bekleidet hätten, in welchen grade Männer ſeiner Geſinnung am wünſchenswertheſten wären, und mehr Gutes wirken könnten, als in beſchränkter Abgeſchiedenheit. In ſeiner Bedrängniß gerieth Zinzendorf auf einen beſondern Einfall. Ein ehemaliges Reichslehn ſeiner Familie, Unterbirg in Franken, durch Verabſäumung entfremdet, ſchien ſeinen Rechtsanſprüchen vermittelſt des Reichshofraths in

Wien wieder zuzuwenden; gelang dies, ſo hatte er mit einer unabhängigen Lage fürerſt Geſchäfte genug, und konnte ein Amt noch ablehnen; allein die Sache blieb nach den erſten Einleitungen ohne Fortgang. Eine andere Ausſicht ließ ihn wenigſtens ſolche Staatsdienſte hoffen, welche mehr als die ſächſiſchen ihn anziehen durften. Die Prinzeſſin Sophia Magdalena von Brandenburg-Kulmbach heirathete den Kronprinzen, nachherigen König Chriſtian den Sechsten von Dänemark, deſſen gottesfürchtiger Sinn eine durchaus fromme Regierung verhieß. Die Markgräfin von Brandenburg-Kulmbach, Mutter der Prinzeſſin, war dem Hauſe Caſtell verwandt, mit Zinzendorf daſelbſt bekannt geworden, und ſeitdem in vertraulichem Briefwechſel mit ihm. Da auch dieſe Dame ihm zuredete, ein Amt anzunehmen, ſo wünſchte er ein ſolches wenigſtens in Dänemark, als dem Lande ſo ſchöner Verheißungen, und wollte deßhalb auch ſchon nach Kopenhagen reiſen. Allein ſeine Großmutter vereitelte ſein Vorhaben; alles war durch die Familie für ihn bereits in Dresden geordnet, und nach vielem Widerſtreben, welchem das vierte Gebot ernſtlich entgegengeſtellt wurde, und unter vielen Thränen, nachdem er auch wegen der Eidesleiſtung einige Zweifel zu beruhigen gehabt, nahm er im Oktober 1721 bei der Landesregierung in Dresden die Stelle eines Hof- und Juſtizraths an; die Stelle eines Appellationsraths hatte er entſchieden abgelehnt.

Der Gegenſatz, in welchem Zinzendorf den weltlichen Dienſt und den geiſtlichen Beruf gefaßt, war für ihn um ſo weniger aufzuheben, als er jene nicht ſowohl überhaupt für unvereinbar erklärte, ſondern dies vorzüglich nur als ihm perſönlich geltend aufſtellte. Er fühlte ſich unfähig, ſo verſchiedenartige Richtungen und Gebiete zuſammenzuhalten, und ſo war er denn auch ſogleich von Anfang bemüht, nachdem er aus Gehorſam ſich mit weltlichem Treiben eingelaſſen, dieſes möglichſt einzuſchränken, und nur des geiſtlichen Strebens wahrzunehmen. Solch fortſchreitendes Ringen, aus einem Weltlichen ein Geiſtlicher zu werden, verbleibt ihm nun lebenslang, und es iſt bemerkenswerth zu ſehen, wie die Verhältniſſe, welche wegen ihrer Größe und Stärke nicht ſo leicht abzuwerfen waren, ihren durchdringenden Vortheil noch ſelbſt auf das ihnen entſagende Wirken erſtreckten, und als beſiegte den Sieger noch günſtig begleiteten! Er verhehlte es nicht, wie wenig er geſonnen ſei, durch Geſchäftsarbeiten Auszeichnung und Beförderung zu ſuchen, und bat den Kanzler von Bünau gradezu, ihn nur in ſogenannten Vorbeſchiedsſachen zu gebrauchen, welches dieſer auch gern zuſagte. Wirklich beſchränkte ſich ſeine ganze Thätigkeit während fünf Jahren ſeiner Dienſtanſtellung nur darauf, daß er zuweilen ein paar arme Bauern durch Vorbeſchied mit ihrem Gerichtsherrn zum Vergleich brachte; anderen ſtrengeren Geſchäftsaufgaben durfte er fremd bleiben; denn da er ſo wenig Erwartung gab, fand er um ſo mehr Schonung, auf welche ſein Stand und Namen auch ohnehin rechnen konnten. Sein ganzer Eifer blieb auf Uebung und Ausbreitung chriſtlicher Frömmigkeit gerichtet, und von dieſer Seite erfuhren ſeine Kollegen, wie alle andere Perſonen, welche mit ihm in Berührung kamen, ſeine unermüdlichſte Thätigkeit. Er ſagt hievon ſelbſt: „Ich kam darauf an Hof; meine Eltern wollten es haben, und ich wußte keinen Ausweg. Was wollte ich machen? Ich wollte meinen edlen Schatz konſerviren, Gottes Freund, der Welt Feind, zu ſein, und debutirte gegen Hohe und Niedrige mit ſo vielen gutgemeinten Impertinentien, daß, wenn ich mich noch darauf beſinne, mich einestheils die Komparaiſon mit einem von Chriſtian Weiſen weiland aufgeführten Neuling in der Welt anwandelt, anderatheils die beſcheidene Konduite der Glieder des Hofes und Miniſterii, denen ich mit meiner Andacht beſchwerlich fiel, mir noch immer reſpektabel iſt.“ Er ſuchte aber, in ächt chriſtlicher Geſinnung, neben dem Umgange der Vornehmen, der ſich ihm von ſelbſt darbot, auch den Umgang der Armen und Niedern auf, in welchen irgend ein Zug der Frömmigkeit ſichtbar oder vorauszuſetzen war; ihm galt in dieſer Hinſicht kein Stand und keine Bildung, ſondern nur die Beziehung zum Heilande. Auch Leute, die verachtet und angefeindet ihre beſonderen Wege gingen, und deren Annäherung ihm mancherlei Mißfallen zuziehen konnte, fanden bei ihm leichten Zutritt. Nicht befriedigt durch gewöhnliche

Mittheilungen und Geſpräche einzelnen Verkehrs, nahm ſein heißer Eifer einen höheren Schwung zu allgemeinen, regelmäßigen Erbauungen. Eine ſeltne Nachſicht wurde ihm hiebei zu Theil. „In Dresden habe ich, — ſo berichtet er ſelbſt, — ohne Widerſpruch meiner welt- und geiſtlichen Obern alle Sonntage eine auch öffentliche Verſammlung für jederman und bei offenen Thüren gehalten. Das Singulare dabei war nur, daß ich ein Prediger war, der aus Gehorſam gegen ſeine Eltern einen Degen trug und auf die Regierung ging, der aber ſchon damals mit ſeinem ganzen Gemüthe in der Predigt des Evangelii lebte. — Der liebe Superintendent zu Dresden, Dr. Löſcher — welcher mich von Wittenberg her kannte, und mich nicht für einen Pietiſten hielt, ſondern für einen eifrigen Menſchen und Liebhaber des Wortes Gottes — hatte ein chriſtliches Mitleiden mit meiner unterdrückten Gabe, und ließ mich machen.“ Dieſe ſonntäglichen Verſammlungen fanden nachmittags von 3 bis 7 Uhr Statt, man beſprach ſich über geiſtliche Dinge, man ſang ein Lied, man las ein Stück aus dem neuen Teſtament; in dieſer Weiſe ging die Sache bis in das ſechste Jahr mit geringer Unterbrechung fort, und wirkte in mancherlei Richtung ſegenvoll, indem auch viele Leute, die ſich von der Kirchengemeinſchaft getrennt hatten, und dieſe Vorträge beſuchten, durch ſie zur Kirche zurückgeführt wurden, und von ihrem Trotz in Behauptung gewiſſer Irrlehren allmählich abließen. Außer vielen anderen Abſonderungen innerhalb der proteſtantiſchen Kirche, beſtand auch die Spaltung zwiſchen Pietiſten und Orthodoxen damals noch fort, nur hatte ſich das Verhältniß beider Partheien im Fortrücken der Zeit bedeutend umgeſtellt. Die Denkart, welche von Halle ausgegangen war, hatte ſich aus Druck und Verfolgung allmählig zu Herrſchaft und Anſehen erhoben, die Lehre hingegen, welche ſich auf Wittenberg ſtützte, erfuhr von Kirchen- und Staatsämtern her, wo ſie vordem überwiegenden Anhalt gehabt, jetzt mancherlei Ungunſt und Bedrängniß. Dieſer veränderte äußere Zuſtand hatte zugleich das Innere umwandelnd berührt, und man mußte bemerken, daß die orthodoxe Parthei an gottſeliger Innigkeit und Wärme in demſelben Maße reicher geworden war, als die pietiſtiſche an äußerer Stärke gewonnen hatte. Dieſe Wahrnehmung beſtätigte Zinzendorf'en in ſeiner ſchon früher dargelegten Sinnesart, ſich keiner Parthei vollkommen anzuſchließen, keinem theologiſchen Syſtem unbedingt zu huldigen, ſondern ſein geiſtliches Wirken vorzugsweiſe auf das erregte Gemüth zu gründen, und aus allen Meinungs- und Lehrarten die ächten Freunde des Heilandes, die wahren Kinder Gottes zuſammen zu ſuchen, und in der höheren Gemeinſchaft die äußeren Zwiſte zu vergeſſen. In dieſer Sinnesart waren ihm für die Zukunft große und unerwartete Erfolge glücklich vorbereitet, die ſich einem ausgebildeten ſtrengen Lehrbegriffe ſchwerlich ſo verknüpft haben würden.

Für ſeinen Zweck, dem Heilande Seelen zu gewinnen, machte er ſeine weltlichen Anordnungen zu einem dahin gewandten Lebensplan mit ſo richtiger Klugheit und ſichrem Maße, als ſeiner Jugend, bei ſo feurigen Trieben, kaum zuzutrauen geweſen war. Sein ererbtes Vermögen war durch ſechszehnjährige Zinſen vermehrt; zwar hatte der Kurator deſſelben nicht über jedes genügende Rechenſchaft geben können, und Zinzendorf der unverſchämten Zumuthung, er werde als ein Jünger Jeſu nicht allzuſtreng über Geld und Gut halten noch ſtreiten, allerdings entſprochen, und ſogleich alles, was irgend ſchwierig wurde, willig fahren laſſen; doch blieb, trotz dieſer Einbuße, das ganze noch beträchtlich genug für den Ankauf eines anſehnlichen Grundeigenthums. Seine Großmutter verkaufte ihm das an Großhennersdorf gränzende Rittergut Bertholdsdorf. Am 19. Mai 1722 ließ er ſich huldigen. Der Bau eines Wohnhauſes war bereits früher angefangen. Hier dachte er nun in unmittelbarem Wirken auf ſeine nunmehrigen Unterthanen ein chriſtliches Gemeindeleben nach ſeinem Sinne zu gründen. Als Gehülfen hiezu berief er zu der eben erledigten Pfarre den Kandidaten Andreas Rothe, einen Mann, deſſen Frömmigkeit und Geiſtesgaben in hohem Anſehen ſtanden, der aber, weil ein Amt zu ſuchen gegen ſein Gewiſſen war, ungeachtet ſeiner beliebten Predigten bis dahin nur als Informator ſein Unterkommen gefunden hatte. Nach dieſer getroffenen geiſtlichen Fürſorge glaubte Zinzendorf zu der Lebensweiſe, die er ſich vorgeſetzt, auch einer gleichgeſinnten Gattin nicht länger entbehren zu dürfen. Zwar hatte die Vorſtellung, daß keuſche Eheloſigkeit einem heiligen Berufe wohlgezieme, ihn oft erfüllt, allein genauere Betrachtung lehrte ihn die Ehe als einen vom Heiland anbefohlenen Stand ehren, den man, wie auch ſeine Herzensfreunde ihn verſicherten, mit aller Heiligkeit führen könne. Seine Wahl traf nach vielem Bedenken die Gräfin Erdmuthe Dorothea von Reuß zu Ebersdorf, die Schweſter ſeines Freundes. Er ſchrieb hierüber an ſeine Großmutter: „Bei dem jetzigen Vorhaben wird es noch mancherlei Diffikultäten ſetzen, indem ich kein ſchlechtes Glück für jemand bin, und die liebe Gräfin Erdmuthe ſich freilich eine ſehr verläugnende Lebensart bei mir müßte gefallen laſſen, und den chimäriſchen Stand, welchen Gott nicht eingeſetzet, ſondern der menſchliche Ehrgeiz erſonnen hat, mit mir zugleich an den Nagel hängen, ſodann auch der Hauptzweck meines Lebens, Chriſto unter Schmach und Verachtung die Seelen der Menſchen werben zu helfen, auch ihre Funktion würde ſein müſſen, wo ſie mir etwas nutzen wollte, jedoch nach der Regel, welche Paulus vorgeſchrieben hat.“ Da manche Perſonen dieſe Art zu lieben nicht feurig genug finden mochten, ſo nahm er Anlaß, hievon in einem anderen Briefe noch beſtimmter zu reden: „Was die Gräfin Erdmuthe belanget, — ſagte er, — gegen welche man mir eine kalte Liebe beimiſſet, ſo erlauben Sie mir zu ſagen, daß ich hierinnen unglücklich ſei; denn das iſt dem lieben Gott nur allzubekannt, mit was für herzlicher Zuneigung ich ihr ergeben bin. Daß ich aber eine fleiſchlich-irdiſche Liebe zu ihr haben ſollte, da behüte mich Gott vor. Die eheliche Liebe und Freundſchaft gehöret ſich meines Erachtens nicht ehe, als bis man vor Gott ſchon verbunden iſt, denn wenn eine ſolche Sache zurückginge, und man hätte von einem oder andern Theile ſich fleiſchlich geliebet und kreatürlich an einander ergötzet, ſo müßte es nothwendig Male im Gewiſſen zurücklaſſen. Ich weiß, daß ſie mich ebenfalls herzlich liebet, aber nicht anders, als ich ſie. Indem ich nun die liebe Comteſſe Erdmuthe dem Aeußern nach gar nicht konſiderire, ſondern lediglich auf ihren Geiſt und Gemüthsbeſchaffenheit, Glauben und Liebe ſehe, ſo geſchichts, daß ſolche Liebe etwas indifferent ſcheint, weil ſie mehr in das Inwendige als in das Aeußere gehet. Nachdem ich nach Ebersdorf werde gekommen ſein, wird ſichs noch mehr weiſen, und ich bin verſichert, daß ſie ſich nicht einen Augenblick daran ſtoßen wird, ſondern vielmehr eine innige Freude haben, wo ſie ſähe, daß ich in die Liebe Gottes ſo eingedrungen wäre, daß ich ihrer Liebe und Gemeinſchaft gar müſſig gehen könnte, dahingegen ihrerſeits keine abſchlägige Antwort werde zu fürchten haben, wenn ich ſie zur Gehülfin im Herrn verlangen werde." Nachdem einige Schwierigkeiten durch die inſtändigen Empfehlungsſchreiben der Herzogin von Wolfenbüttel und des Reichskammerpräſidenten Grafen von Solms beſeitigt worden, fand zu Ebersdorf am 16. Auguſt 1722 die Verlobung und bald nachher die feierliche Vermählung Statt. Zinzendorf hatte ſchon vorher mit ſeiner Braut über den Gang ihres vereinten Lebens aufrichtige Abrede genommen; um alles Irdiſche ſogleich abzuthun, ſchenkte er ihr, noch vor der Trauung, ſeine ganze Habe. Solchen Ereigniſſen ſeines Lebens widmete er nebſt anderen Andachten auch geiſtliche Lieder, an deren leichtfließender Hervorbringung es ihm bei keiner Gelegenheit gebrach; ſie mitzutheilen tragen wir jedoch Bedenken, da ihr Ausdruck meiſt nur gering iſt, und dem gutgemeinten Inhalt ſelten Schwung giebt. Seine Gemahlin führte er nach Dresden, wo er in ſchicklicher, doch mäßiger Einrichtung ſeine gewohnte Lebensweiſe fortſetzte. Der freundſchaftlichen Warnung, die Hofluſtbarkeiten weniger zu meiden, damit nicht aus der nichtgeachteten Einladung ein ernſtlicher Befehl des Königs würde, ſetzte er die ſtandhafteſte Ablehnung entgegen, er müſſe, meinte er, die Folgen ſeines Benehmens Gott empfehlen. Auch wollte er keine Beförderung annehmen, am wenigſten Kammerherr werden, und ſchrieb hierüber, er ſei weder ein Weltmann, noch ein weltkluger Mann, wie ſolches Amt erfordre, ſondern habe den guten Willen, ein Kind Gottes und ein Chriſt von Herzen zu ſein, und ein ſolcher habe vor den Hofvergnügungen und den Herrlichkeiten dieſer Welt einen Abſcheu. Dieſen Anſichten gemäß entzog er ſich auch allen vornehmen eitlen Geſellſchaften, ging dagegen mit den geringſten Leuten, ſobald er in ihnen eine Spur der Gottſeligkeit fand, ganz vertraulich um, indem er ſagte, daß er den vom Hochmuth der Menſchen entſprungenen, und ſo von Eltern auf Kinder fortgepflanzten Stand der natürlichen Geburt gegen die Schmach Chriſti für nichts achte, daß er alle Menſchen ſo gut als ſich ſelbſt halte, und nicht abſehen könne, warum ein Kind Gottes, wenn es auch ein Bettler wäre, nicht an ſeiner Tafel nach Gelegenheit miteſſen ſollte. Die ſonntäglichen Hausandachten hielt er nach wie vor mit Eifer, und da viele Perſonen ſich mit ihren Zuſtänden an ihn wandten, ſo erwuchſen ihm von daher bald ausgebreitete Geſchäfte, denen er fleißigſt oblag. Man erſchwerte ihm von oben her dieſe Lebenswendung nicht, und ließ ihn ſein Regierungsamt nicht als Laſt fühlen; vielmehr konnte er dabei einen Theil des Jahres ganz auf dem Lande zubringen. Die Gräfin aber theilte ſeine Neigung und Lebensart mit freudiger Einſtimmung. Gleich zum Winter, da in Dresden die Luſtbarkeiten recht anhoben, reiſten ſie nach der Oberlauſitz, ihre Güter zu beſuchen.

Inzwiſchen hatte ſich daſelbſt ein dem Anſcheine nach geringfügiges Ereigniß zugetragen, welches gleichwohl der Keim der wichtigſten und folgenreichſten Schöpfungen war, und dem Leben Zinzendorf's eine neue Kraftrichtung und entſchiedenen Wirkſtoff gab. Wir müſſen aber hiebei, beſſeren Verſtändniſſes wegen, auf frühere Zeiten zurückgehen. Das Chriſtenthum war in Mähren und Böhmen zuerſt durch Boten, welche der griechiſchen Kirche angehörten, gepflanzt worden, und als ſpäter die lateiniſche Kirche in jenen Ländern die Oberhand gewann, blieb ein großer Theil des Volks der früheren Glaubensform getreu, welche zugleich für die reinere galt; die Waldenſer ſchloſſen ſich derſelben an, Johann Huß und ſeine Nachfolger ſtritten für dieſelbe mit Wort und Schwert, und die Sache der Religion wurde unter ihnen zur Nationalſache. Allein die Anſtrengungen der Mähren und Böhmen erlagen, und ihre Kirche, verfolgt und unterdrückt von der lateiniſchen, abgeſchnitten von der griechiſchen, mußte in Dunkel und Verborgenheit ihr Fortbeſtehen ſuchen, und aus eignen Mitteln ihre Weiterbildung ſchöpfen. Die

Glaubensgenoſſen derſelben waren durch ihre Lage auf das Innere gedrängt, und unter dieſen Umſtänden entwickelten ſich leicht ähnliche Vorzüge wieder, als den erſten chriſtlichen Gemeinden unter den Apoſteln eigen geweſen, denen man in Lehre und Wandel möglichſt nachzufolgen befliſſen war; eine Brüderunität wurde der Sache und dem Namen nach geſtiftet, und eine große Anzahl von Getreuen hielten als mähriſche Brüder mehr oder minder offen an der altüberlieferten Gemeinſchaft. Die Reformation Luther's gab auch dieſen Brüdern neue Anregung; die Lehre ſtimmte weſentlich überein, das gleiche Schickſal, welches in und nach dem dreißigjährigen Kriege alle evangeliſchen Bekenner in jenen Ländern traf, hob andere Unterſchiede auf. Viele hatten ſich den grauſamen Verfolgungen der Sieger zum Theil durch Auswanderung entzogen, und in Polen, Preußen, Sachſen, wie auch andern Ländern Aufnahme gefunden, wo ſie beſondre Gemeinden bildeten. In Mähren und Böhmen ſelbſt war ihnen keine freie Stätte mehr, ſie mußten ihren Glauben wie ihre Bücher verheimlichen, und erhielten ſich unter Druck und Gefahr nur in tiefſter Stille. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gab die Uebereinkunft, welche des Königs von Schweden Karls des Zwölften furchtbares Herannahen dem Kaiſer Joſeph dem Erſten zu Gunſten der Proteſtanten in Schleſien abnöthigte, einige Hoffnungen, die aber mit dem Abzuge und Fall jenes Kriegshelden wieder ſchwanden. Unter den auf's neue zurückgedrängten Proteſtanten entſtand aber gegen das Jahr 1720 in einigen Gegenden von Mähren und Böhmen eine beſondere Geiſtesbewegung; ſie ſtärkten ſich zu neuem Eifer, und Viele trieb das Verlangen, des freien Gottesdienſtes ihrer Brüder im Auslande theilhaft zu werden. Ein Zimmermann, Chriſtian David, wurde hiezu mehreren beſonders hülfreich. Von Senftleben in Mähren früher ſchon auf Wanderſchaft ausgegangen, war er nach Berlin gekommen, und hatte dort in der Gemeinſchaft der evangeliſchen Kirche gelebt. Seit ſeinem achten Jahre ſuchte er aufrichtig den Heiland, aber erſt in Görlitz, wo er in ſeinem Handwerk arbeitete, und dabei fleißig zur Kirche ging, und die erweckenden Predigten Schäfer's und Schwedler's hörte, gelangte er zu wahrer Befriedigung. Er lernte hier den Kandidaten Rothe kennen, und durch dieſen den kürzlich von ſeinen Reiſen zurückgekehrten Zinzendorf, dem er die unglückliche Lage einiger ſeiner Glaubensbrüder in Mähren nicht vergebens ſchilderte, denn Zinzendorf verſprach, die bedrängten Familien aufzunehmen, und ſie an ſicherm Orte unterzubringen, wobei er vorzüglich Ebersdorf im Sinne hatte, und erſt, als dieſer Plan allerlei Schwierigkeiten gefunden, und ihm unterdeſſen in Bertholdsdorf ein eigner Grundbeſitz geworden, beſtimmte er dieſen Ort zur Aufnahme der Vertriebenen, für welchen er vorläufig auch den diesjährigen Ertrag des Gutes anwies. Mittlerweile kamen, von dem muthigen Chriſtian David klug und glücklich geleitet, drei mähriſche Familien nach dem Pfingſtfeſte des Jahres 1722 in der Oberlauſitz an, wo ſie zuerſt in Niederwieſe bei dem Magiſter Schwedler, dann in Görlitz bei dem Magiſter Schäfer achttägige Bewirthung fanden, und darauf mit Rothe's Empfehlungsbriefen an den Hauslehrer Marche nach Großhennersdorf, und von da nach Bertholdsdorf geſchickt wurden. Der dortige Haushofmeiſter Heitz berichtete dem anweſenden Grafen ihre Ankunft, und ging inzwiſchen mit Frau von Gersdorf in Großhennersdorf über die ferneren Anſtalten zu Rath, es wurde beſchloſſen die armen Fremdlinge ſollten ſich nicht im Dorfe ſelbſt, wie ſie vorzugsweiſe wünſchten, ſondern an einem beſondern Orte anbauen, wozu eine Waldgegend bei dem Hutberge, an der Landſtraße nach Zittau, gewählt wurde. Die Gegend bot kein Trinkwaſſer dar, hatte auch ſonſt nichts Erfreuliches, doch rechnete man auf Gottes Hülfe. Die Leute wurden einſtweilen auf dem Lehnhof untergebracht; Frau von Gersdorf ſchickte ihnen eine Kuh, damit ſie Milch für die kleinen Kinder hätten, und ließ ihnen das nöthige Bauholz anweiſen. Chriſtian David aber ſchlug ſeine Zimmeraxt in einen Baum ein mit den Worten: „Hier hat der Vogel ſein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Neſt, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth!" Am 17. Juni fällten ſie den erſten Baum zu dem erſten Hauſe der nachherigen Stadt Herrnhut, und ſetzten bei geringer Koſt mit harter Arbeit ihr Werk ſo freudig fort, daß ſchon im Anſang Oktobers das erſte Haus bezogen werden konnte. Der fromme Haushofmeiſter Heitz hielt die Einweihungsrede, und von ihm kam auch der Anlaß des ſpäterhin erſt gangbar gewordenen Namens der neuen Niederlaſſung am Hutberge, indem er gleich anfangs in einem Schreiben an den Grafen ihr den Segen wünſchte, daß ſie immer unter des Herrn Hut ſtehen, die Einwohner aber auch ſtets auf des Herrn Hut ſtehen möchten. Bis dahin hatten Marche und Heitz mit Hülfe der Frau von Gersdorf die Sache geführt, zwar mit Wiſſen und aus den Mitteln Zinzendorf's, aber doch ohne ſein beſonderes Einwirken, und ſelbſt ohne ſeine genauere Kundnahme, da ſeine Vermählung grade in dieſer Zeit ihn anderweitig beſchäftigt hielt. So konnte es geſchehen, daß ihm, als er am 22. Dezember mit ſeiner Gemahlin nach Großhennersdorf fahren wollte, Verwunderung erregte, an der Landſtraße im Walde ein neuerbautes Haus zu erblicken. Er freute ſich jedoch herzlich, als ihm berichtet wurde, dies ſei die Wohnung der von ihm aufgenommenen mähriſchen Ankömmlinge, und er genehmigte alles Geſchehene. Er ging zu den Leuten hinein, bewillkommte ſie, kniete mit ihnen betend nieder, und dankte dem Heilande, deſſen Obhut er die Niederlaſſung inbrünſtig empfahl; er hieß ſie gutes Muthes ſein, und ferneres Vertrauen auf Gott faſſen, und ſetzte darauf ſeinen Weg fort.

Vor allem war ihm jetzt angelegen, ſeine ſämmtlichen Unterthanen zu Bertholdsdorf in die Bahn ächter Frömmigkeit zu führen, er hielt es für ſeine Pflicht, nicht eher zu ruhen, als bis auch der letzte ſeiner Bauern dem Heilande gewonnen ſei. Sein Abſehen hiebei war einzig von der Vorſtellung beſtimmt, nach Spener's Hindeutung kleine Kirchen in der großen Kirche zu pflanzen, fürerſt ein ganz einzelner Zweck, dem tiefere Verknüpfung von Gedanken und Planen nicht zum Grunde lag. Das obrigkeitliche Amt, welches ihm als Gutsherrn zuſtand, verwaltete er in nöthigen Dingen nach Erforderniß, miſchte daſſelbe aber in ſein geiſtliches Wirken nicht ein, denn er glaubte, die Obrigkeit dürfe ſich keine Macht über die Gewiſſen der Menſchen anmaßen, eben ſo wenig, als ein wahrer Geiſtlicher den weltlichen Arm anrufen dürfe, um den Glauben aufzurichten, aus beiden entſtünde nur abſcheuliche Heuchelei und tiefes Verderben. Sein Prediger Rothe, deſſen Predigten gewaltig eindrangen, leiſtete ihm förderlichſten Beiſtand, der Magiſter Schäfer in Görlitz nahm gleicherweiſe lebhaft Antheil, und als Friedrich von Watteville aus Bern eintraf, der Jugendfreund Zinzendorf's von Halle her, ſahen ſich die vier Gleichgeſinnten als engverbundene Brüder an, deren ganzes Trachten auf das Reich Gottes gerichtet ſei. Watteville, der einem Anfluge weltlicher Freidenkerei wieder entkommen war, hegte die innigſte Frömmigkeit in dem edelſten Herzen, er war durchaus ſanft und dabei höchſt thätig, wußte das unerkannte Gute jedes Menſchen zu erforſchen, und flößte ſelbſt denen noch Vertrauen ein, die es ſonſt für niemand mehr hatten. Sein liebreicher Sinn, und ſein grades bündiges Weſen ließ die Mißverſtändniſſe nicht aufkommen, welchen die verbundenen Freunde in ihren häufigen Unterredungen, die ſie Konferenzen nannten, zuweilen ausgeſetzt waren; denn in ihrem Streben ſelbſt, durchaus übereinzuſtimmen und einer wie der andere zu denken und zu reden, lag der Grund zu bedenklichen Verwirrungen, über welche Zinzendorf bisweilen, einſam vor dem Heilande knieend, bittre Thränen vergoß. Dieſe Konferenzen, zu welchen nach und nach auch andere Theilnehmer kamen, wurden ſpäterhin in größeren Maßen fortgeſetzt, und nicht ohne lebendigen Einfluß auf die Gemeindeſachen. Doch Zinzendorf's Eifer begnügte ſich mit ſolchen Erörterungen nicht, ſondern vervielfachte die Wege ſeiner Thätigkeit. Neigungen und Gaben waren ihm auf großen perſönlichen Menſchenverkehr geſtellt. Unter den letzteren haben wir einer ihm ganz eigenthümlichen zu gedenken, der Gabe aus dem Herzen zu ſingen; unvorbereitet, aus der Fülle des Herzens, in freiem, ungeſtörten Fluſſe, ſang er, ein wahrer Improviſator, ſo oft die Gelegenheit es gab, geiſtliche Lieder, an Inhalt und Ausdruck ſeinen übrigen nicht nachſtehend, und an Wärme und augenblicklicher Wirkung ihnen wohl oft überlegen. Seine Gabe zu reden war durchaus volksmäßig, zum vertraulichen Wechſelgeſpräch wie zum allgemeinen durchgeführten Vortrage gleich geſchickt. Im Triebe ſolcher

Gaben machte er ſich gleichſam zum Diakonus oder Katecheten des Paſtors Rothe, und wenn dieſer am Sonntage nach der Predigt ſeine Gemeinde in der Kirche noch zu beſondern Unterhaltungen, wobei jeder mitreden durfte, zuſammenbehielt, nahm Zinzendorf nicht nur lebhaften Theil an den Geſprächen, und fügte angemeſſene Lieder hinzu, ſondern nachmittags wiederholte er der Gemeinde auf einem Saal in ſeiner Wohnung die am Vormittage gehörte Predigt Rothe's in deſſen Gegenwart nochmals, und ſo genau, daß er ſelbſt manche Anreden oder etwan in Folge einiger Mißverſtändniſſe nicht allzufreundliche Beziehungsworte, welche der Prediger mit eigner Freimüthigkeit unmittelbar gegen den Grafen öfters fallen ließ, in ſeine Wiederholung mit den Worten: „Wie heute Herr Rothe von mir, oder zu mir ſagte,“ getreulich aufnahm, und dadurch zugleich ein Beiſpiel friedlicher Selbſtentäußerung gab. Durch ſo viele vereinte Bemühungen, zu welchen auch noch die Betſtunden des Haushofmeiſters Heitz und die kräftigen Ermahnungen des Zimmermanns Chriſtian David zu rechnen ſind, fanden in der Gemeine von Bertholdsdorf bald zahlreiche Erweckungen Statt, und die Erweckten ſchloſſen ſich den vier verbundenen Brüdern innigſt an, mit welchen ſie ſich an jedem Freitage zu beſonderer Andachtsübung noch eigends verſammelten. Aus der Nachbarſchaft zogen fromme Leute herbei, um an dem geſtifteten Gnadenhaushalt, wie die Sache genannt wurde, Theil zu haben, und neue Auswanderer aus Mähren, welche hier Schutz hofften, trafen ein, und erhielten Wohnungen.

Während aber Zinzendorf armen Fremdlingen ſo wohlmeinend und fürſorgend auf ſeinen Gütern eine Freiſtätte darbot, ſah er ſich ſeltſam genug in den Fall gebracht, ſelber die Heimath zu verlaſſen, und ſeinerſeits eine Zuflucht in Böhmen zu ſuchen. Die Veranlaſſung war folgende. Im Frühjahr 1723 kam eines Tages unvermuthet ein Trupp reitender Trabanten nach Großhennersdorf, nahm ſofort den Freiherrn von Watteville in Verhaft, und führte denſelben unter ſtrengem Gewahrſam nach Dresden ab. Niemand wußte dieſen für ihn ſelbſt wie für ſeine Freunde ungeheuren Vorfall zu erklären, alles war darüber von Schreck und

Furcht betroffen. Auch Zinzendorf, deſſen Einbildungskraft die ſeltſamſten Vorſtellungen nähren mochte, war jenen Eindrücken hingegeben, und fand ſeinem Zuſtande wie auch der Klugheit angemeſſen, um ſelbſt für den Freund noch thätig bleiben zu können, ſeine eigne Perſon in Sicherheit zu bringen. Er ging deßhalb über die Gränze nach Böhmen, wo er in der Stille abwartete, wie ſich die Sache weiter entwickeln würde. Dies erfolgte alsbald, und der Vorgang klärte ſich dahin auf, daß Watteville durch gewiſſe Ausdrücke in einem Briefe den Verdacht der Theilnahme an einem Morde auf ſich geladen hatte, indem ſowohl er als Zinzendorf allerdings mit dem Thäter, einem vornehmen Manne in Dresden, der ſich früher zu den ſonntäglichen Erbauungen gehalten, und dem niemand ein Verbrechen ſolcher Art zutrauen konnte, in Beziehung ſtanden. Bei dieſer Nachricht durfte Zinzendorf gutes Muthes ſein, trat aus ſeiner Verborgenheit hervor, und wirkte mit allem Eifer für die Befreiung des Freundes, deſſen Unſchuld auch bald unzweifelhaft an Tag gelegt wurde. Wer in dem anfänglichen Benehmen Zinzendorf's nur eine Schwäche ſehen wollte, dürfte doch die Umſtände, deren Anſchein auf ihn wirkte, nicht gehörig in's Auge faſſen. Die Zeit der ſchrecklichen Ungewißheit, in der er ſchwebte, brachte er in einer Weiſe zu, die ſeinem ganzen Sinne würdig entſprach, er prüfte vor Gott ſein ganzes Leben, ſeinen Antrieb und Beruf, und erlangte auf's neue die feſte Gewißheit, daß ihn Gott zum Dienſte in ſeinem Hauſe beſtimmt habe, und ſo brachte er aus der kurzen Bedrängniß nur freudigere Stärkung heim. An den Uebelthäter ſchrieb er einen rührenden Brief, ihm ſein heuchleriſches Weſen vorzuhalten, und ihn deſto nachdrücklicher zur Bekehrung und Buße anzumahnen.

Nach Dresden zurückgekehrt, ſetzte er ſeine gewohnten Arbeiten fort, die ſonntäglichen Verſammlungen wurden immer zahlreicher beſucht. Im Sommer 1723 aber machte er eine Reiſe nach Schleſien, wohin Watteville und Schäfer ihn begleiteten. Bei dem Freiherrn von Hochberg, auf deſſen Herrſchaft viele Schwenkfelder wohnten, wurden ſie durch das Elend, in welchem dieſe armen, frommen, fleißigen und ſtillen Leute lebten, tief gerührt. Ein ſchleſiſcher Edelmann, Kaſpar von Schwenkfeld, hatte zur Zeit der Lutheriſchen Reformation dieſe Sekte geſtiftet, welche ſich durch beſondere Lehren, aber auch durch ruhigen Wandel auszeichnete. Sie wurden jetzt hart verfolgt, damit ſie den katholiſchen Glauben annähmen, allein ſie duldeten ſtandhaft ohne zu wanken. Als Zinzendorf ſodann wegen einiger Familiengeſchäfte zu Kaiſer Karls des Sechsten böhmiſcher Krönung an den Kaiſerlichen Hof nach Prag reiſte, und ſchon in Brandeis den Kaiſer zu ſprechen bekam, war er jener Verfolgten lebhaft eingedenk. Ihm widerfuhr als einem vornehmen und dabei ſonderbaren Manne vielfache Auszeichnung; der Kaiſer ſelbſt, die Kaiſerin, und der Herzog von Blankenburg, Vater der Kaiſerin, erwieſen ihm perſönlich das gnädigſte Wohlwollen. Er ſuchte dieſe Gunſt weniger für ſich ſelbſt, als für die Schwenkfelder zu benutzen, und nahm ihretwegen mit dem Kaiſerlichen Miniſter Grafen von Zinzendorf ausdrücklich deßhalb Rückſprache. Und als dieſer ohne Hehl bekannte, in allen anderen Sachen würde er gern gefällig ſein, aber in der Religionsſache könne er nichts zugeſtehn, die Schwenkfelder müßten auswandern, ſo richtete Zinzendorf ein Schreiben zu ihren Gunſten an den Kaiſer ſelbſt, dem er darin freimüthig ſagte: „Ew. Kaiſerliche und katholiſche Majeſtät ſtatte für die Gnade der Audienz den allerunterthänigſten devoteſten Dank: und gleichwie es unbillig wäre, von einem ſo großen Monarchen hinwegzugehen, ohne eine Bitte gethan zu haben, ſo beſchämen Ew. Majeſtät mein Angeſicht nicht, wenn ich um Barmherzigkeit für die hart gepreßten Schwenkfelder in Schleſien demüthigſt flehe. Ich will ihr Weſen nicht in Vertheidigung nehmen: aber, allergnädigſter Herr, die Seelen der Menſchen zu überzeugen, ſind die leiblichen Mittel allzu unvermögend, ſie machen nur Heuchler: und es wird Ew. Majeſtät doch um die wahre Bekehrung der Irrenden zu thun ſein.“ Indeß blieb auch dieſer Schritt ohne Wirkung. Für ſeine ſonſtigen Geſchäfte fand er willfährige Unterſtützung; es war ſogar die Rede, ihm die Würde eines Kaiſerlichen Kämmerers zu verleihen, und ihm weitere Ausſichten am Hofe zu eröffnen, allein er mußte beides als ſeinem Sinne nicht gemäß ablehnen. Von Dresden aus wirkte er hierauf mit neuem Eifer für ſeinen höchſten Zweck. Er ſelbſt hatte angefangen, kleine Erbauungsſchriften zu verfaſſen, welche nach beiräthiger Zuziehung Rothe's im Druck erſchienen. Jetzt wurde mit Hülfe der Frau von Gersdorf in der Nähe eine eigne Buchdruckerei angelegt, um dieſe und andere fromme Aufſätze, wie auch die Bibel ſelbſt, für geringen Preis dem armen Volk in Menge darzubieten. Dieſe Druckerei wurde jedoch, wegen mancher Schwierigkeiten, aus der Lauſitz bald nach Ebersdorf verſetzt, wo ſie mehrere Jahre wirkſam blieb. Zu Erziehungsanſtalten für arme Kinder war nicht minder mancherlei Anregung; ein Fräulein von Zetzwitſch, mit der ſich Watteville nachher vermählte, zog nach Bertholdsdorf, nahm arme Mädchen unter ihre Aufſicht, und legte damit den Grund zu der nachherigen Mädchenanſtalt in Herrnhut. Auch eine Schule für junge Edelleute wurde beabſichtigt. Die Aehnlichkeit dieſer Anſtalten mit den halliſchen war offenbar; man machte den Gründern daraus den Vorwurf, ſie ahmten die letzteren nach, und zum Schaden derſelben, indem ihr ſegenreiches Gedeihen durch die neue, in ihrem Erfolge doch noch zweifelhafte Mitbewerbung nothwendig Abbruch leide. Man wollte wiſſen, Francke ſehe mißmüthig auf die Unternehmungen in der Lauſitz, und Zinzendorf ſelbſt gab einigem Bedenken Raum. Allein das gute Vernehmen beider in ächter Frömmigkeit vereinten Freunde wurde nicht geſtört. Grade in dieſe Zeit fiel ihr Briefwechſel über die in der proteſtantiſchen Kirche zu bewirkende Union der Lutheraner und Reformirten. Francke war der Sache entgegen, Zinzendorf aber lebhaft dafür; doch ließ er ſich durch erſteren dahin beſtimmen, daß er nicht ſowohl eine Vereinigung der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe, als vielmehr eine Gemeinſchaft kirchlicher Verfaſſung und Rechte wünſchte. Solchergeſtalt glaubte er, indem er ſelbſt, wie er bei aller Gelegenheit laut und nachdrücklich wiederholte, dem Lutheriſchen Glaubensbekenntniſſe durchaus getreu bleiben wollte, mit allen anderen proteſtantiſchen Gläubigen, ja in gewiſſem Sinne, ſofern ſie ſelbſt nur einwilligten, auch mit den katholiſchen, in gemeinſamer Erbauung ſtehen zu können, da es zunächſt und hauptſächlich nur auf die wahre Liebe zum Heilande ankomme, die aus jedem der verſchiedenen Zweige des Chriſtenthums vollkommen erblühen könne, daher es auch nicht eben nöthig ſei, einen derſelben mit den anderen zu vertauſchen. Wegen dieſer Anſichten beſchuldigte man ihn ſeitdem häufig des Indifferentismus, welchen nachtheiligen Vorwurf er jedoch ſtark abzuweiſen ſtets befliſſen blieb, ohne doch ſeine allgemeine chriſtliche Liebesumfaſſung darum einzuſchränken. „Daß in allerlei Volk, — ſagte er in einem ſpäteren Briefe, — etliche Seelen durch Jeſum Chriſtum modo extraordinario können und werden ſelig werden, iſt eine alte evangeliſche Lehre. — Von der Verdammten und Teufel Erlöſung und Seligkeit kann ich in der Bibel nichts Deutliches finden, drum kann ich's auch nicht glauben. Wenn man mich aber fragt, ob mir's lieb wäre, ſo bekenne ich von Herzen, daß ich wollte, daß alles, was jemals geſchaffen iſt, durch das Blut und Tod Jeſu Chriſti zu Gott wieder gebracht werden möchte. Und wenn ich um mein Votum dabei gefragt würde, ſo gäbe ich's affirmative.“ —

Die Anſiedler zu Herrnhut erhielten aus Mähren neuen Zuwachs, welchen die Mittel ſelbſt, die man dagegen anwandte, beförderten. Die zurückgebliebenen Angehörigen der erſten Auswanderer wurden dort eine Zeitlang gefangen geſetzt, und auch nachher noch mannigfach bedroht; ſie entzogen ſich weiteren Verfolgungen durch heimliche Flucht mit Zurücklaſſung ihrer Habe. Der Zimmermann Chriſtian David aber wagte ſich neuerdings nach Mähren, um fernerhin auf den Dörfern die Nachkommen der alten Brüder aufzuſuchen; ſie fanden ſich in großer Anzahl, und durch die Reden Chriſtian David's und zweier muthigen Männer, Davids und Melchiors Nitſchmann, kräftig angeregt, kamen ſie oft zu Hunderten nachts an abgelegenen Orten zuſammen um zu ſingen und zu beten. Beſonders ſtark und allgemein war die Erweckung in den Ortſchaften Zauchtenthal und Kunewalde, wo jedes Geſchlecht und Alter daran Theil hatte. Dieſe Bewegungen konnten nicht lange verborgen bleiben, die Verſammelten wurden durch die Behörden überfallen, auseinandergetrieben, manche derſelben in's Gefängniß geworfen, und mit Leib- und Lebensſtrafen bedroht. Sie erfuhren

Druck und Quälereien jeder Art, durften ihren Glauben nicht bekennen, und doch nicht auswandern, ſie ſollten mit Gewalt katholiſch ſein. In dieſer Noth beſchloſſen fünf junge Männer aus Zauchtenthal, nachdem ſie vor Gericht eben mit neuem Gefängniß hart bedroht worden, ihre Freiheit im Auslande zu ſichern. Sie zogen bei Nacht in der Stille aus, fielen vor dem Dorfe auf die Kniee, flehten für ſich und ihre zurückbleibenden Brüder den Schutz Gottes an, und wanderten muthig ihren Weg durch das wildeſte Gebirg, indem ſie das Lied ſangen: „Selig der Tag, da ich muß ſcheiden," welches hundert Jahre zuvor gleichfalls bei ſolchem Auszuge war geſungen worden. Sie hatten im Allgemeinen den Plan, Kinder Gottes aufzuſuchen, und etwa in Polen oder Holland, wo ſie Brüder aus Böhmen und Mähren fänden, ſich niederzulaſſen; zuerſt aber nahmen ſie ihren Weg nach der Lauſitz, um die dortigen Brüder und beſonders Chriſtian David wiederzuſehen. Sie kamen nach Niederwieſe zu dem Magiſter Schwedler, der ſie mit einem Empfehlungsſchreiben an Zinzendorf nach Herrnhut entließ. Hier hatten ſich bisher die Anſiedler kümmerlich beholfen, denn die Unterſtützung, die ihnen zufloß, war höchſt gering; ſie verdienten ihren Lebensunterhalt mit harter Arbeit, und entbehrten dabei oft des Nothwendigſten. Aber die Niederlaſſung gedieh dennoch, und man ſah ſich genöthigt, die Wohnungen zu vermehren; auch das Bedürfniß eines Verſammlungsſaales wurde dringend gefühlt. Watteville, der ein Stübchen in dem zuerſterbauten Hauſe bewohnte, und mit den armen Leuten den liebreichſten Umgang pflog, hatte dieſem Bedürfniſſe vielfach nachgedacht, und war durch die unvermuthete Anrede Chriſtian David's, der auf einen Platz hinzeigend, mit freudiger Gewißheit der Erfüllung begeiſtert ausrief: „Da wollen wir ein großes Haus hinbauen, und das ſoll zu Wohnungen der Auswanderer und zu Verſammlungen dienen", ſo ergriffen worden, daß durch ſeinen Eifer, mit Zuthun der andern verbundenen Brüder und der Frau von Gersdorf, der Anbau ſchon alsbald in Ausführung kommen konnte. Am 21. Mai 1724 ſollte eben die Grundſteinlegung des neuen Gebäudes Statt finden, als jene fünf Brüder aus

Mähren in Herrnhut eintrafen. Zinzendorf empfing ihr Empfehlungsſchreiben, und hieß ſie willkommen, doch war die Aufnahme unter der Erwartung, welche ſie nach irgend einem ſonderbaren Maße ſich willkürlich gemacht hatten, ſie wurden ſogar an des Grafen Frömmigkeit beinah irre, und dachten hier nicht zu bleiben. Indeß gingen ſie mit auf den Bauplatz, wo die Feierlichkeit begann. Hier empfingen ſie ſogleich ganz andere Eindrücke. Zinzendorf hielt eine Rede voll Kraft und Feuer über den Sinn und Zweck der neuen Anſtalt, und drückte zuletzt den ſtarken Wunſch aus, Gott möchte dieſes Haus nicht länger ſtehen laſſen, als es zum Preiſe des Heilandes eine Wohnung der Liebe und des Friedens ſein würde. Ein heiliges Entſetzen faßte bei dieſen Worten die Umſtehenden, und als Watteville darauf den Grundſtein weihte, und mit höchſter Geiſteskraft und Inbrunſt laut betete, wurden alle von ſolcher Gnade überſtrömt, daß Zinzendorf noch lange nachher dieſes Gebet als einen Anfang des ſegenreichen Gedeihens pries, welches der Brüderſache fernerhin zu Theil wurde. „Sie haben viel verſprochen, — ſagte die Gräfin nachher zu Watteville, — trifft die Hälfte zu, ſo iſt's weit über unſre Erwartungen.“ Die aus Mähren angekommenen fünf Brüder gedachten jetzt keines Weiterziehens mehr, ſondern nahmen mit freudigſter Zuverſicht die ihnen angebotene Wohnſtätte dankbar an.

Die Ankunft dieſer fünf Männer zeigte ſich bald für die Entwickelung der neuen Brüdergemeinde von entſcheidender Wichtigkeit. Schon gleich im Anfange, da dieſer Zufluchtsort ſich eröffnet hatte, war daſelbſt eine große Verſchiedenheit der geiſtlichen Richtungen kund geworden. Ueber den Lutheriſchen und reformirten Gebrauch beim Abendmahl waren Irrungen entſtanden, welche der Paſtor Rothe und Zinzendorf nicht beilegen konnten, ſondern nur Watteville's ſanftes Zureden einigermaßen verſöhnte, ohne doch den Grund davon zu heben. Heitz, der ein ſtrenger Reformirter war, verließ den Dienſt des Grafen, und zog ſich zurück; damit war ein Hauptwiderſacher entfernt, aber deßhalb die Gemeinde noch nicht eine Lutheriſche. Allerlei fanatiſche und wunderliche Vorſtellungen gingen im Schwange, das Verworrenſte und Widerſinnigſte hatte die entſchiedenſten Anhänger. Manche dieſer zuſammengebrachten Leute waren wegen Religionsunruhen ſchon gefangen geweſen, zum Theil gefoltert worden, und von daher gewöhnt, ihre Frömmigkeit nur unter Streit und Unordnung fortzuſetzen. Dieſe armen Handwerker und Tagelöhner, durch ſektiriſchen Eifer beſeelt, traten gegen ihren gelehrten Pfarrer und vornehmen Gutsherrn ferner mit entſchloſſenem Widerſpruch auf, und beharrten ſtandhaft auf ihren Meinungen. Die erſten Anſiedler zu Herrnhut waren, wie Zinzendorf ſagte, zwar mächtig gerührte, aber noch ungegründete Leute, die größtentheils dunklen Vorſtellungen folgten, und keine klaren aufnahmen. Zwiſchen dieſen früheren und den neueſten Ankömmlingen zeigte ſich bald ein mächtiger Unterſchied. Die fünf Männer aus Zauchtenthal waren ächte Nachkommen der alten Brüder in Mähren, und hatten die Ueberlieferung von der Kirchenverfaſſung derſelben noch unverfälſcht bewahrt; die Erzählungen der Väter und Großväter waren ihnen friſch im Gedächtniß, ſo wie manche Stellen alter Brüderlieder, welche Gleiches andeuteten. Was ihnen die Heimath verſagt, und um deſſentwillen ſie die Fremde geſucht hatten, das wollten ſie nun auch wirklich aufrichten. Das Gemiſch aber in Herrnhut ſtellte keine Brüdergemeinde im alten Sinne dar, und ſchien dieſe doch ſein zu wollen. Sie ſprachen demnach eifrig von der Nothwendigkeit, die Zucht und Ordnung ihrer Väter zu erneuen. Da niemand ihren Sinn recht verſtand, ſo ergab ſich daraus mancherlei Verwirrung; Rothe und Zinzendorf, damals der Verfaſſung und Rechte der alten mähriſchen Kirche noch unkundig, ſuchten vergebens die Brüder zu beſchwichtigen, dieſe waren in ihrer Sache durchaus beſtimmt und feſt, wußten genau was ſie wollten, und ſtanden auf einem ſo guten Grunde, daß ihnen nichts anzuhaben war, vielmehr wurden ſie ſelbſt an der Meinung derer, die ihnen widerſprachen, irre, und dachten mehrmals daran, ihres Weges weiter zu ziehen. Zinzendorf empfand dieſe Streitigkeiten ſehr ſchmerzlich, und wurde der mähriſchen Auswanderung gram, ſuchte ſie auch ſeinerſeits zu hindern, ohne doch darum den neuen Ankömmlingen Schutz und Aufnahme zu verſagen. Denn ſein Mitleid überwog ſeinen Unmuth, und trotz ſeiner doch zuweilen ausbrechenden Jugendhitze übte er im Ganzen gegen alle die verſchiedenartigen Leute, welche in Herrnhut zuſammen kamen, ſolche Geduld, daß ihm ſogar Vorwürfe darüber gemacht wurden, beſonders wegen der fanatiſchen und ſchwärmeriſchen Leute, von denen er ſo viele Noth hatte. Ja er wurde wohl gar beſchuldigt, dieſen Wunderlichkeiten beizutreten, und ſelbſt allerlei Neuerungen zu verſuchen, worüber ihm Francke, für den Fall, daß die Sache ſich wirklich ſo verhielte, wie das Gerücht ſie angebe, einen ſo ernſten als herzlichen Abmahnungsbrief ſchrieb. Zinzendorf ſelbſt ſagt von dieſem Ungemach: „Ich hätte wohl Gelegenheit finden können, mir einen guten Theil dieſer beſchwerlichen Leute vom Halſe zu ſchaffen. Allein dagegen ſtanden zwei Grundideen des Heilandes feſt: die erſte, daß man zuweilen aus Weisheit etwas toleriren müßte, wenn man gleich verſichert wäre, daß es einem der böſe Feind zugeſchleppt habe; die andere, daß es im Garten des Herrn Bäume gäbe, die man noch das Jahr ſtehen ließe, und über's Jahr um ein Leichtes wieder auf's folgende hoffe; wozu einem dann auch manche ſelige Erfahrung Muth macht. Man arbeitete ja nicht für ſich; ſondern für ſeinen Herrn. Und wenn man Urſache hat zu hoffen, daß man ihm den Geiſt ſelbſt endlich doch liefern werde, zum Tage des Herrn, ſo ſind zwanzig Jahre nicht zu lang, eines ſolchen Menſchen Infartaden auszuweichen, und auf eine Art einzulenken, daß man den Paß zu ſeinen Herzen offen behält. Meine beſte Apologie in dieſer Materie ſind die mancherlei Perſonen von dieſer Art, die der Heiland bereits, als Triumphe ſeiner Langmuth, herumführet.“ Und weiterhin: „Mich reuet keine Protektion, die ich Irrigen und Verfolgten zu geben vermocht; wohl aber, daß ich mich, durch ungeſtüme Oppoſition Anderer, bereden laſſen, etlichen Irrgeiſtern dergleichen zu verſagen, mit denen ſich hernachmals ein großer Theil der evangeliſchen Theologen verlegen genug gefunden, und mit denen hingegen ich, nach dem Exempel Gottes, meines himmliſchen Vaters, recht gut ausgekommen wäre, oder ſie doch ſo annehmlich occupirt hätte, daß, wenn auch allenfalls ſie nicht ſelig geworden wären, doch gewiß niemand anders drunter gelitten hätte, als ſie ſelbſt.“ Er ſuchte nicht zu beſchämen, nicht zu erbittern, lauſchte vielmehr liebevoll jedem kleinſten Zuge des Beſſern, und gedachte des Ueblen nicht weiter, ſobald es gewichen war. Auf dieſe Art allein, durch die Kraft ſeines Herzens und die wahrhafte Frömmigkeit deſſelben, hielt er wundervoll zuſammen, was auseinanderzufallen ſonſt in ſich die wirkſamſten Triebe übergenug hegte. Seine Sonntagserbauungen in Bertholdsdorf dauerten oft von 6 Uhr Morgens bis Mitternacht: ſeine Hausdienerſchaft nahm von freien Stücken daran Theil; die Leute aus Herrnhut brachten oft ihr Stück Brod in der Taſche mit, um nicht wegen des Eſſens weggehen zu müſſen. Mit äußerſtem Bemühen gelang es ihm auch, die Abweichenden wieder zur Kirche und Kommunion in Bertholdsdorf zu vereinigen, und endlich am 12. Mai 1725, nach dreitägigen, bis in die Nacht fortgeſetzten Unterredungen, eine Art Einverſtändniß über die Lehre, worauf das Heil der Seelen beruht, glücklich aufzuſtellen.

Seine Amtsgeſchäfte ließen ihm alle Freiheit; auch wenn er vom Lande nach Dresden zurückkehrte, war es oft nur, um weitere Ausflüge zu machen, die ſeinen frommen Zwecken und Neigungen entſprachen. So reiſte er im Sommer 1724 mit ſeiner Gemahlin nach Ebersdorf, und nahm den Weg über Halle, wo er ſeine Freunde Anton und Francke und andere Gleichgeſinnte ſprach. Seine Anſtalten in der Lauſitz, denen in Halle bis dahin ganz ähnlich, fanden große Theilnahme, doch bei Francke, welchem die Unbeſtimmtheit der kirchlichen Richtung in dem Ganzen auffallen mochte, zugleich einiges Bedenken; eine feſtere Haltung hätte die Sache wohl empfangen können, wenn ſie der ſchon ausgebildeten halliſchen Leitung ſich angeſchloſſen hätte, doch war jetzt eine Verbindung ſchwerlich anzuknüpfen, und wurde auch von keiner Seite geſucht; die neue Stiftung mußte in den eigenthümlichen Bedingungen, guten und ſchlimmen, welche Zinzendorf's Perſönlichkeit im Begegnen ſo mannigfacher Umſtände lieferte, ihren einmal angefangenen Weg nothgedrungen für ſich fortſetzen. In Ebersdorf gebar die Gräfin einen Sohn, welchen der Vater ſogleich in einem herzlichen und demüthigen Gebet dem Heilande zum Opfer bot, denn er ſah jedes Leben nur als ein Darlehn an, deſſen Erſtattung jederzeit freudig geſchehen müſſe. Dieſe Geſinnung, welche dem eignen wie dem fremden Tode keinen Schrecken und kaum eine Trauer übrig ließ, theilten beide Gatten, und ſie bewährte ſich eben ſo, da Zinzendorf ſelbſt in Ebersdorf lebensgefährlich krank wurde, als da nach drei Monaten das Kind den Eltern wirklich entriſſen wurde: beide waren vor dem Herrn eins geworden, ſie wollten dieſen ihren lieben Sohn der Hand Gottes, die ihn geſchenkt, nicht aus Noth, ſondern von Herzen, willig wieder zurückgeben, und das Kind ſtarb, indem ſie knieend ſo beteten. Des Grafen frommer Trieb fand übrigens in Dresden nicht mindere Arbeit, als in Herrnhut; war ihm hier nach innen im Geiſtlichen ſelbſt mancher Kampf geboten, ſo hatte er dort nach außen gegen das Weltliche nicht minderen zu beſtehen. Die Feinde und Spötter ungerechnet, ſo gab es auch wohlmeinender Freunde genug, welche ſeinen Weg mißbilligten, und ihm ernſtlich abriethen, denſelben ſo offenbar zu gehen; nicht nur für ihn ſelbſt, für ſeine Stellung und Verhältniſſe, ſondern auch für das Gute, welches bezweckt werden ſollte, fand man ſeinen Eifer ungehörig. Er aber beſtand feſt auf ſeinem Sinne: „Ich gehöre unter die Zahl derer, — ſagte er, — die der Herr berufen hat von der Finſterniß zum Lichte. Darum muß ich von dem Lichte zeugen. Ich heiße einer der Vornehmen dieſer Welt, ich ſoll die Vorrechte davon genießen. Darum bin ich verbunden, vor Andern, vom Lichte zu zeugen.“

Bei dieſer Denkart, die er jederzeit offen darlegte, mußte er häufig gegen die ſtärkſten und allgemeinſten Herkömmlichkeiten der Geſellſchaftswelt anſtoßen, und ihr, wie ſie ihm, unerträglich werden; denn die vornehme Welt verzeiht Verbrechen und Schandthaten lieber, als den Abfall von dem Götzendienſte, den ſie ſich ſelbſt in äußerlichen Dingen eingerichtet hat. Die Befriedigung, welche der Umgang mit ſeinen Standesgenoſſen ihn immer ſeltner finden ließ, gewährte ihm dagegen der Verkehr mit armen und geringen Leuten deſto reichlicher; er fand in dieſen äußerlich Niedrigen die treueſten Kinder Gottes, und eine ſo geiſtige, fruchtbare

Geſelligkeit, daß auch in Benehmen und Sprachweiſe ihn, den hochgebildeten Grafen, ein ſchlichter Handwerksmann zuweilen verbeſſern konnte; hier ſah Zinzendorf ſich wahrhaft unter ſeines Gleichen, und jene, die ſich über ſolche Leute ſtellten, tief unter ihnen. Die Verſammlungen, die er in ſeinem Hauſe hielt, wurden vorzüglich von Perſonen geringen Standes beſucht, da der Zutritt für jederman ſo offen war, daß ſelbſt ein Verhafteter, der für einen Menſchen ohne Religion gehalten wurde, ſich von ſeiner Wache dahin begleiten ließ, bekennend, wenn ihn etwas in der Welt zu bekehren vermögend ſei, ſo glaube er, da könne es geſchehen. Auch hatte der Graf nicht einmal gern, wenn vornehme Perſonen, welche aus irgend einer Urſache den Erbauungen beiwohnen wollten, ſich ihm deßhalb beſonders anmelden ließen, denn er wünſchte ſeiner Unbefangenheit keinerlei Rückſicht auferlegt. Durch Schriften ſprach er ſich eben ſo unverhohlen aus, wie in ſeinen Reden; Abhandlungen und Fragbüchlein erſchienen von ihm; Johann Arnd's vier Bücher vom wahren Chriſtenthum ließ er in's Franzöſiſche überſetzen, und widmete dies Werk dem Kardinal von Noailles, welchem Watteville daſſelbe nach Paris überbrachte, worüber jener zwar alle verbindliche Theilnahme bezeigte, doch aber auch die Erinnerung nicht unterdrückte, daß man ihn und ſein Verhältniß durch ſolche öffentliche Zueignung eines proteſtantiſchen Buches etwas voreilig bloßgeſtellt. Eine Wochenſchrift, der Dresdniſche Sokrates, nachher der deutſche genannt, eine andere, der Parther, gab er ohne ſeinen Namen heraus, der jedoch bald errathen wurde. Durch dieſe letzteren Schriften inſonderheit, welche viel Weltliches tadelten, vermehrte er ſeine Feinde, und da man in einigen die Obrigkeit und Geiſtlichkeit betreffenden Zügen beſtimmte Anſpielungen ſehen wollte, ſo fehlte es nicht an böſer Nachrede und Verfolgung. Doch ſeinen Eifer, wo es auf die Sache des Herrn ankam, hielt keine Scheu zurück; jede Gelegenheit fand ihn ganz und rein. So ſtand er nicht an, als man in Dresden einer verſtorbenen frommen, ihm übrigens ganz unbekannt geweſenen Gichtelianerin, aus Haß gegen dieſe Sekte, ein ehrliches Begräbniß verweigern wollte, hierüber ſowohl an den vorgeſetzten Miniſter als an den Oberhofprediger Löſcher nachdrücklich zu ſchreiben; er höre, ſagte er dem letzteren, daß man die Perſon auf dem Anger begraben wolle, weil ſie ſich von Kirche und Abendmahl geſondert habe, und alſo im Bann ſei, und daß verboten worden, einen Sarg für ſie zu machen; er billige dergleichen Abſonderung zwar nicht, halte ſie aber für eine Schwachheit, die man an gutmeinenden Seelen tragen müſſe, und verabſcheue das gedachte Vorhaben auf's äußerſte; er warnte, daß ein ſo liebloſer und ungöttlicher Eifer ein unausbleibliches Strafgericht Gottes nach ſich ziehen würde, und forderte den Oberhofprediger auf, wenn ein Funke der Liebe Jeſu in ihm ſei, die Sache zu redreſſiren, er werde ſie ſonſt zu ſeiner eignen machen, und höhere Vermittelung anrufen. „Ich für meine Perſon, — fügte er hinzu, — würde mich nach meinem Tode gern auf den Anger begraben laſſen, ehe ich etwas wider mein Gewiſſen thun wollte; dadurch werden ſolche unehrliche Orte zu Triumph- und Ehrenplätzen.“ Er hatte die Genugthuung, das Gewünſchte zu erlangen.

Eben ſo kühn und frei ſprach er, als der Magiſtrat zu Görlitz den dortigen Erweckten ihre beſonderen Zuſammenkünfte verbot, und dieſe Leute, die durch ihren Prediger Schäfer mit Zinzendorf in genauer Verbindung ſtanden, ihn um guten Rath angingen. Er ſchrieb ihnen Verhaltungsregeln der Sanftmuth, der Unterwerfung, der Stille; in der Hauptſache jedoch beſtärkte er ſie kräftig, ſie ſollten in ihrer Weiſe nur fortfahren: „Die Verſammlungen der Heiligen, wo man ſich unter einander ermahnet, ſoll man nicht verlaſſen. Das iſt Gottes Wort. Wenn einem alſo befohlen wird, ſie zu verlaſſen, ſoll man es nicht thun. Die Obrigkeit bei einer höheren deßwegen zu verklagen, finde ich nicht für gut. Aber mit Demuth ihr vorzuſtellen das ſchwere Gericht, und die Unmöglichkeit, das Werk Jeſu zu hindern, halte ich für wohlgethan. Will es nicht helfen, ſo fähret man in ſeinem einfältigen Gehorſam gegen Gott fort; läſſet ſich vorfordern; antwortet demüthig, vernehmlich, gründlich; läſſet ſich ſtrafen und leidet geduldig. Wird man verwieſen, ſo gehet man fort. Wird man in's Gefängniß geworfen, ſo freuet man ſich. Gehet es an's Leben, ſo giebt man's hin. Wird man losgelaſſen, ſo fährt man fort. Die Leiden muß man nicht abwenden, denn darunter wächſet das Reich Jeſu gewaltig. Große und Geringe haben hier kein größer Recht, Einer als die Andern. Es müſſen eben dieſelben Leiden über Brüder in der Welt gehen. Dies ſind meine Gedanken; und dazu bekenne ich mich gegen jederman, und wünſche den lieben Brüdern viele Kraft und Liebe und Demuth.“ Auch dieſe Angelegenheit kam ſpäter, da Schäfer auch ſelbſt deßhalb in Dresden erſchien, durch Zinzendorf's Bemühen zu friedlicher Ausgleichung. Wegen der Schwenkfelder, denen man neuerdings durch Kontroversprediger hart zuſetzte, machte er eine Reiſe nach Schleſien, von der man ihn vergebens, durch die Vorſtellungen von Gefahr, die ihm dort drohe, abzuhalten ſuchte; dieſe Gefahr jedoch war keine eingebildete, denn ſchon war über die Aufnahme, welche den Flüchtlingen aus den öſterreichiſchen Erblanden auf ſeinen Gütern zu Theil wurde, ſtarkes Mißvergnügen laut.

Eines Beſuchs, welchen der Prediger Schwedler aus Niederwieſe um dieſe Zeit in Herrnhut machte, wollen wir hier beſonders gedenken, theils weil dieſer merkwürdige Mann ſchon öfters genannt worden, theils weil an ſeiner Erſcheinung ſich willkommen ein Beiſpiel der tiefwirkenden Kraft und ſchwungvollen Ausübung ergiebt, mit welchen der Geiſt der Frömmigkeit in den Erweckten damals Gemüth und Sinn durchdrang. Schwedler war kein Pietiſt, ſondern ein eifriger wittenbergiſcher Theolog, der aber ſein gewaltiges Feuer bis zur lieblichſten Wärme ſänftigen konnte, und damit auch ſolche Herzen ergriff, die jenem wohl widerſtanden hätten. Durch Frau von Gersdorf, mit der ihn ſeit vielen Jahren ein frommes Herzensband verknüpfte, war er mit Zinzendorf befreundet worden, wie auch, ungeachtet ſonſtiger Wegesverſchiedenheit, mit den mähriſchen Brüdern. Von ſeiner Macht im Predigen erzählt Zinzendorf ſelbſt folgendes Probeſtück: „Es wurde einmal in der Kirche zu Wieſe vor der Kommunion geſungen: «Valet will ich dir geben, du arge falſche Welt!» Indem der ſelige Mann das erſte Wort anſtimmen hörte von der darauf folgenden Zeile: «Dein ſündlich böſes

Leben durchaus mir nicht gefällt», gerieth er in einen ſolchen Eliaseifer, daß ihm das Angeſicht gleichſam flammete. Er rief, über die Orgel, über ſo viele tauſend Stimmen, mit einem Donnerſchall: «Um Gotteswillen! was ſingt ihr? was gefällt euch nicht? Der Herr Jeſus gefällt euch nicht. Zu dem müßt ihr ſagen: Du gefällſt mir nicht; ſo ſingt ihr die Wahrheit. Ihr aber ſprecht: die Welt!» Nachdem er ihnen nun dieſe Wahrheit auf eine ſolche durchgreifende und eindringende Art demonſtrirt hatte, daß ſie Alle, von ihrem Gewiſſen überzeugt, in Jammer und Thränen da ſaßen, und die Wenigſten wußten, wie ihnen geſchahe: «Nun», ſagte er, «wenn es ſo wäre, wem der Welt, — der Welt ihr ſündlich böſes Leben zuwider worden, der ſollte es nur in Jeſu Namen bekennen.» Da wurde dann endlich dieſer Vers mehr geweint, als geſungen. Nicht ſelten geſchah es, daß er den um 5 oder 6 Uhr frühmorgens begonnenen Gottesdienſt ohne Unterbrechung bis 2 oder 3 Uhr nachmittags fortſetzte, und mit zuſtrömender Begeiſterung unaufhörlich redete, die kurzen Zwiſchenzeiten abgerechnet, da er Lieder ſingen ließ, während welcher ſeine Zuhörer ſich aus den Tauſenden, die draußen des Eingangs harrten, immerfort erneuten. Auch diesmal in Großhennersdorf hielt er eine herrliche Predigt, die gegen ſechs Stunden dauerte, mit Kraft und Erfolg.“

Inzwiſchen erhielt Herrnhut neuen Zuwachs durch eine Anzahl verfolgter Schwenkfelder, die aus Schleſien kamen, und unſeren Grafen um Aufnahme baten. Er machte ihnen bei Frau von Gersdorf ein Unterkommen aus, allein fürerſt wohnten ſie in Herrnhut. Sie wußten wenig mehr von ihres Stifters Lehrmeinungen, beſuchten auch gern die Erbauungsſtunden in Bertholdsdorf, und waren größtentheils redliche, fromme Leute, hatten aber weder Taufe noch Abendmahl, und hielten ſich im Ganzen abgeſondert. Ihre Erweckung zum Heiland ſuchte Zinzendorf mehr zu betreiben, als ihre Vereinigung mit der Lutheriſchen Kirche. Sein Eifer erſtreckte ſich nicht minder auf die umherwohnenden Wenden, deren Seelenheil er in Verbindung mit ſeiner Großmutter, auf deren Koſten einige Theile der Bibel in wendiſcher Sprache gedruckt wurden, möglichſt förderte. Die treffliche Frau ſtarb

1726. Schon ſeit zwölf Jahren hatte ſie in ihren hohen Jahren und ſchwachen Geſundheitszuſtänden ſelten das Haus verlaſſen, als ſie aber ihr Ende herannahen fühlte, ließ ſie ſich in's Freie tragen, um noch Herrnhut mit letztem Segensblicke anzuſchauen. Daſelbſt aber kamen von Zeit zu Zeit immer neue Auswanderer aus Mähren an. Ein Religionseid, welchen man ihnen aufdringen wollte, trieb ſie nur um ſo entſchiedener aus dem Vaterlande. Sie hatten dabei nicht wenige Gefahren zu überſtehen, man hielt ſie an, warf ſie in's Gefängniß, zog ihre Habe ein. Beſonders ſcharf wurde gegen diejenigen verfahren, welche man als Verführer der anderen anſah. Zinzendorf erkannte das Bedenkliche, welches für ihn darin lag, bei der Kaiſerlichen Staatsbehörde als der Anreizer jener Leute zu gelten, und bemühte ſich, dem allzuhäufigen Auswandern Einhalt zu thun. Er ſtellte ſtrenge Prüfungen an, und nahm niemanden mehr auf, als wer wirklich aus Gewiſſen, um des Seelenheils willen, weggezogen war; man bemerkte, daß auch vor allen dieſe, welche meiſtens ihre Habe ganz zurückgelaſſen, der aufgeſtellten Wachſamkeit entgingen und glücklich durchkamen, ſelbſt mit Kranken und Kindern, während andere, welche Geld und Gut zu retten ſuchten, oft verrathen oder angehalten wurden. Für die, welche wahrhaft einem geiſtlichen Rufe folgten, änderte Zinzendorf freilich nichts in ſeiner Bereitwilligkeit, ihnen hielt er ſich zu jedem Opfer verpflichtet; aber wo ein ſolcher Beruf entſchieden fehlte, da wies er die Leute ab, und entließ ſie, nachdem ſie geraſtet, mit Geld und Empfehlungen wieder in die Heimath. Auch unterſagte er ſtreng, von Herrnhut nach Mähren zurückzugehen, in der Abſicht, dort neue Auswanderungen zu veranlaſſen. Allein ſein Verbot konnte den aufgeregten Eifer nicht hemmen; Chriſtian David ſetzte unter vielfachen Lebensgefahren ſeine Umherzüge in Mähren und Böhmen wiederholt fort, und auch David Nitſchmann, einer der fünf Brüder aus Zauchtenthal, war heimlich um ſeinen Vater zu beſuchen nach Mähren zurückgegangen, aber daſelbſt ergriffen und nach Kremſir in's Gefängniß gebracht worden. Um dieſen tüchtigen Mann wo möglich loszubitten, und irgend eine Verſtändigung wegen künftiger Ausgänge ſolcher Leute zu verſuchen, wie auch um bei ſolcher Gelegenheit ſein eignes Verhältniß rechtfertigend in's Klare zu ſetzen, unternahm Zinzendorf im Auguſt 1726 eine Reiſe zu dem Kardinal Grafen von Schrattenbach und zu deſſen Bruder, einem Kaiſerlichen Geheimen Rathe, beide in Kremſir wohnhaft. Hier ging es ſehr diplomatiſch zu; vornehme Höflichkeiten umgaben breit eine kurze Erörterung, in welcher man ſich unter klugen Verwahrungen dahin verabredete, daß von beiden Seiten, ohne irgend ein Nachgeben in der Hauptſache, mit Billigkeit verfahren werden ſollte; die einzelnen Auswanderer ſollten ruhig abziehen dürfen; aber keine Anſtiftung dazu unternommen werden. Von David Nitſchmann verneinte man etwas zu wiſſen, doch hatte ein Begleiter Zinzendorf's den Gefangenen erkundet, aber ſich begnügen müſſen, ihm durch den Frohn von des Grafen Anweſenheit und Bemühen Kunde zu geben, und ihm etwas Geld zukommen zu laſſen. Unter allem vornehmen Gepränge dieſer Auftritte hatte der Graf den Unglücklichen immer ſchwer im Sinne gehegt, und ohne Erleichterung dieſer Bekümmerniß reiſte er auch wieder ab. In Schleſien, in Ebersdorf, Leipzig, Halle, in der Lauſitz, und auch in Dresden, auf allerlei Beſuchreiſen und bei gelegentlichen Anläſſen, hielt er häufig Erbauungsſtunden und eifrige Religionsgeſpräche, und in derſelben Richtung breitete ſich ſein Briefwechſel aus. In Halle beſuchte er auch den berühmten Chriſtian Thomaſius, der die neuen Anſtalten nicht ohne Zweifel, doch als dieſe zu ſeinem Verwundern in manchem Stücke beſeitigt wurden, mit freundlicher Wohlmeinung betrachtete, und glückwünſchend äußerte, um ſolche Bauern zu ſehen, die philoſophiren und glauben könnten, wie von denen in Bertholdsdorf verſichert werde, möchte er ſelbſt auf ſeine alten Tage noch eine Reiſe thun. Beſondere Sorgfalt widmete der Graf auch einem wohlfeilen Bibelabdrucke zu Ebersdorf, und gab eine Vorrede dazu, welche aber nebſt den Hinzufügungen Rothe's und anderer Gehülfen bald ſehr gehäſſig getadelt, ſo wie das ganze Unternehmen als eine Schriftverdrehung bezeichnet wurde.

Während jedoch ſolcherlei Thätigkeit ſich in weitem Umkreis ausbreitete, drohte dem Mittelpunkte ſelbſt eine ſchlimme

Gefahr. Ein Rechtsgelehrter im Voigtlande der ſeine abweichende Meinung vom Abendmahl, welches er zuletzt ganz verwarf, gegen die dortige Geiſtlichkeit nicht durchfechten konnte, gab lieber ſeine Stelle als Rath auf, und kam nach Bertholdsdorf und Herrnhut, wo er von Seiten des Grafen zwar keine Beiſtimmung hoffen konnte, aber doch eine Freiſtätte fand. Sein von kräftigem Eigenſinn und ſachwalteriſcher Geiſtesgewandtheit unterſtütztes Heiligthum gewann bald ein ungemeines Anſehen, er wollte die alte mähriſche Kirche in den neuen Einrichtungen verdorben finden; ſeine Sätze verwirrten alles, was Zinzendorf und Rothe aufgerichtet; es entſtand immer mehr Abſonderung, und die Gemeinde löſte ſich in widerſpenſtige Glieder auf. Vergebens ſtritt Rothe mit Strenge, begegnete Zinzendorf, der aus Mähren eben zurückkam, mit liebevoller Duldung dieſem Unweſen, der Stifter deſſelben trat als offner Feind auf, er übte und begehrte keine Schonung, vielmehr ſchien er harte Schritte des Grafen zu wünſchen, um über Verfolgung klagen zu können. Sein Treiben artete in völligen Wahnſinn aus, in welchem er endlich Herrnhut verließ, und nach einger Zeit ſtarb. Allein die Wirkung ſeines unruhigen Geiſtes erloſch damit keineswegs. Die mähriſchen Brüder, mit wenigen Ausnahmen, trennten ſich öffentlich von der Kirche und dem Abendmahl zu Bertholdsdorf. Sie ſtießen zum Theil die böſeſten Reden gegen Zinzendorf aus, nannten ihn das Thier, welches dem falſchen Propheten, dem Pfarrer Rothe, die Macht gegeben, ſie auf einen verkehrten Weg zu bringen, und auch die Gemäßigteren beklagten ihre vermeinte Mißleitung. Die Sache wurde ruchbar, und machte überall ſchlimmen Eindruck. Herrnhut war, wie man ſagte, ein Sektenneſt geworden, und Zinzendorf, obwohl im Vertrauen nicht wankend, wußte keinen Rath in dieſer Noth; ihm fehlte die wiſſenſchaftliche Erkenntniß, ſowohl die dogmatiſche als die hiſtoriſche, welche allein in dieſer Verwirrung ſicher führen konnte, er mußte fühlen, daß er ſich in Dinge eingelaſſen, zu denen mehr gehörte, als guter Wille; und doch ſollte dieſer in ſeiner Steigerung auch dieſes Mehr zuletzt leiſten! In derſelben Zeit, da ihn dieſer Zuſtand bekümmerte, widerfuhr ihm in Dresden manches Widerwärtige; durch ſeinen Sokrates hatte er manche Perſonen ohne es zu wollen verletzt, ſeine Hausverſammlungen wurden durch Beſucher geſtört, welche nur Aergerniß zur Abſicht hatten, am Hof und in der Geiſtlichkeit zeigte ſich böswillige Verſtimmung gegen ihn, und bei den nachtheiligen Urtheilen, die man über die Vorgänge in Herrnhut fällte und auch über ihn ſelbſt, den viele Fromme noch unbekehrt und durch keinen Bußkampf geläutert finden wollten, mußte er befürchten, daß man gegen ſeine dortigen Anſtalten den Grimm wenden würde, den gegen ihn ſelbſt auszulaſſen man aus allerlei Rückſichten noch Bedenken trug. Ihm wurde daher aus zwiefachen Gründen rathſam, Dresden zu verlaſſen und nach Herrnhut zu ziehen, ſowohl um den dort ſteigenden Mißverhältniſſen zu entgehen, als um hier der eingeriſſenen Unordnung zu ſteuern. Sein Amt bei der Regierung war ihm von jeher nur ein Joch, das er zwar geduldig trug, aber nicht liebte; nach empfangener Einwilligung ſeiner Mutter entſchloß er ſich ſogleich daſſelbe aufzugeben. Auf Anrathen ſeiner Freunde, und weil noch einige Geſchäfte, die jedoch nur ſelten ſeine Anweſenheit in Dresden erforderten, ihm zur Erledigung anvertraut waren, begnügte er ſich, anſtatt der völligen Entlaſſung, vor der Hand nur unbeſtimmten Urlaub nachzuſuchen, der ihm auch gern bewilligt wurde. Ueber ſeine Beweggründe bei dieſem Schritt und über ſeine nachfolgende Stellung in Herrnhut, giebt er ſelbſt dieſe gehaltvolle Auskunft: „Ich ging aus keiner andern Urſache vom Hofe und aus dem Amte, das ich hatte, als darum, weil ich meine inzwiſchen angelangten Gäſte aus Mähren und andern Orten, die mir als Kryptokalviniſten und Separatiſten beſchrieben wurden, von dem Irrthum ihres Weges bekehren wollte, und wenn ich an einigem Orte gewiß zu ſein dachte, daß ich meinen Satz zu behaupten und in keinem Tüttel nachzugeben hätte, ſo war es da; es war aber weit gefehlt. Meine Freunde waren im Anfang hitziger als ich, denn ſie kamen aus der Verfolgung, und ich kam vom Hofe. Das gab mir einen geringen Vortheil über ſie, nachdem ſie mir aber denſelben abgelernt, und in einer kurzen Zeit mit mehrerem Effekt denken und reden gelernt, ſo kam die Reihe an mich, wieder was Neues zu lernen. Ich mußte mich über manches in Traktaten einlaſſen, darüber ich wie über Leimen hinzugehen gedacht hatte, und ich lernte in einem halben Jahre mehr Kirchenhiſtorie, und bekam mehr Data zu einer ſoliden Kritik über die Häreſiologie, als ich mir in Arnold's Kirchen- und Ketzerhiſtoria, ja ſelbſt in Bayle, nicht würde geſammlet haben. Nie hat mich die über mir waltende Vorſehung vor einer nähern Gefahr bewahret, als bei derſelben Gelegenheit; und wenn ich ſehe, was aus einer kleinen Doſis von Unpartheilichkeit für ein bewährtes Specifikum worden, ſo bete ich an. Das menſchliche Gemüth hat die Art nicht, von einem Extreme auf die Mittelſtraße zu kommen; es nimmt ſeinen Weg gemeiniglich über das andre Extrem: und ſo bin ich einige Jahre lang bei der ſorgfältigen Prüfung derer mancherlei Wege, Meinungen und Verfaſſungen der Chriſtenmenſchen, die entweder mich aufgeſucht, oder zu denen mich mein Beruf direkt oder indirekt geleitet hat, nicht nur Schritt vor Schritt gegangen, ſondern ich habe keine einige davon ganz oder halb verworfen, die ich nicht vorher eine Zeitlang ganz oder halb bewundert. Wie mirs diesfalls in Anſehung der Sachen gegangen, ſo und noch viel eingreifender iſt mir die Rückſicht der Perſonen geweſen. Nicht ſelten habe ich einen Menſchen, den meine Mitbrüder bei dem erſten Abord für verwirrt gehalten, ſtundenweiſe mit Reſpekt angehört, und mich kaum bereden können, nichts anders hieraus zu profitiren, als was ich einige Minuten darauf ſelbſt gefunden. Die Natur der Sache, die oftmalige Erfahrung und das Zunehmen meiner Geſchäfte hat mich endlich auch in dieſem Theil kondescendenter gegen meine Brüder gemacht, daß ich ihrem Zeugniß von ſolchen Perſonen, mit denen ich mir viel Zeit verdorben hatte, a priori mehr Glauben gegeben."

In Herrnhut fand er die Sachen nur um ſo ſchwieriger, als er auch mit dem Paſtor Rothe über die geiſtliche Leitung der Irrenden nicht einverſtanden war. Sein erſtes Geſchäft wurde daher, ſich mit dieſem würdigen Manne, den er ſonſt achtete und ehrte, ſo zu ſetzen, daß jeder, das gleiche

Gute bezweckend, nach eignem Sinn ungehindert thätig ſein könnte. Sie trafen ein brüderliches Uebereinkommen, die Rechte des Kirchenpatrons und des Pfarramts jedem nach ſeiner Stellung unbeſchränkt über das Ganze vorzubehalten, aber die eigentliche Seelſorge unter ſich ſo zu theilen, daß Rothe in Bertholdsdorf, der Graf ſelbſt aber, als unordinirter Katechet Rothe's in Herrnhut nach eigner Art ſeinen Weg ginge. Den Gemeindegliedern wurde dieſes Abkommen nebſt den Gründen dazu aufrichtig bekannt gemacht, und niemand war dawider. Um durch nichts Fremdartiges geſtört zu werden, übergab Zinzendorf ſeine ökonomiſchen Angelegenheiten nun völlig ſeiner Gattin und ſeinem Freunde Friedrich von Watteville, die ihn gleichwohl auch in der Seelenpflege noch treulich unterſtützten, und begann mit innigem Eifer getroſt ſeine geiſtlichen Arbeiten. Seine Perſönlichkeit wirkte ungemein; mit feurigem Zuſpruch, mit heißen Thränen und liebevoller Belehrung, die er bald öffentlich, bald vertraulich ſpendete, brachte er es dahin, daß die Abſonderung vom Gottesdienſt und Abendmahl der evangeliſchen Kirche wieder aufhörte. In dem Raume der wiedergewonnenen Ausübung konnte die eigentliche Lehre der Brüder, in welcher allerdings noch die gründliche Feſtigkeit mangelte, und der Graf ſelbſt nicht ſowohl ein Wiſſender, als ein begeiſterter Anſtreber war, ſich allmählich zurechtſtellen; er vermied in dieſem Betreff allzubeſtimmte Einzelheiten, und ſuchte, auch wenn er oft kühne und bedenkliche Bilder und Ausdrücke wagte, immer wieder in die gemeinſame Mitte chriſtlicher Vorſtellungen einzulenken, in welcher alle beſonderen Glaubensformen ſich vereinigen könnten. Allein die Mähren, auf welche Zinzendorf am meiſten Rückſicht nahm, bewieſen ſich, wenn nicht von dieſer, doch von einer anderen Seite ſchwierig, und verlangten ſchlechterdings die althergebrachte geſellſchaftliche Verfaſſung ihrer Kirche, wollten auf keinen Theil derſelben verzichten, und erklärten rund heraus, daß ſie lieber aufbrechen und eine andere Zuflucht ſuchen würden. Hiedurch gedrängt, und nachdem er dem Grund und Sinne der Sache genauer nachgeforſcht, und dieſelbe durchaus evangeliſch und heilſam gefunden, auch ſie mit gewichtigen Theologen überlegt und deren Billigung vernommen hatte, beſchloß er, dieſe theuererkauften Seelen, nachdem ſie einmal in ſeine Aufſicht gekommen, dem Heilande unter jeder Form zu bewahren, und ging an's Werk, den Brüdern, als einer freien chriſtlichen Sozietät, die nach den Rechten der evangeliſchen Kirche ihre beſondern Einrichtungen haben und behalten durfte, ein Herſteller und Ordner ihrer alten Satzungen zu werden.

Sein von Liebe und Geduld geführter Eifer, der jeden Einfluß obrigkeitlicher Gewalt und ſonſt weltlicher Ueberlegenheit in ſolchen Dingen abwies, bewirkte durch bloß freundliche Beſprechungen, daß am 12. Mai 1727 auf den alten Grundlagen neue Gemeindeordnungen verfaßt, und als Statuten von ſämmtlichen Brüdern und Schweſtern, durch freiwillige Zuſtimmung, genehmigt und unterſchrieben wurden; dies geſchah unter freudigem Gebet und wirkſamer Heiligung, welche von dieſem Tage an ſegenreich über Herrnhut in beſondern Erregungen fortwaltete. Sogleich wurde zur Wahl der Gemeindebeamten geſchritten, zwölf Aelteſte, nicht nach dem wirklichen Alter ſo heißend, ſondern nach dem Anſehen und Vertrauen, das ſie begleitete, wurden zu Wächtern der Verfaſſung erwählt, Zinzendorf zum wichtigen Amt des allgemeinen Vorſtehers und Friedrich von Watteville zu ſeinem Gehülfen ernannt. Die Leitung der Angelegenheiten noch bündiger zuſammenzuhalten, ohne ſie doch zu ſehr einzuziehen, kamen die Aelteſten mit dem Grafen überein, aus ihrer Mitte durch das Loos vier Brüder zu beſtimmen, welchen mit dem Vorſteher alles Gemeinbeſte wahrzunehmen zunächſt obläge. Die Berathungen dieſer Behörde erhielten den Namen der Aelteſten-Konferenzen, und wurden die Stätte der wirkſamſten Thätigkeit. Wo der ſchlichte Sinn der Frömmigkeit und das Maß der vorhandenen Einſichten keine ſichre Entſcheidung gab, da wurde das Loos angewandt, deſſen Ausſpruch dann als der des Heilandes ſelbſt gelten mußte. Dieſe Zuziehung des Looſes, welche bei der Brüdergemeinde in ſehr ausgedehnten Gebrauch kam, hat vielen Tadel gefunden; allein bei genauer Betrachtung muß man bekennen, daß dem dunklen Gebiet, welches einen Theil des Zuſammenhangs menſchlicher Dinge unerforſchlich verhüllt, und mit welchem zuletzt jeder auf eine andere Weiſe ſich abzufinden ſucht, durch das gewählte Mittel und deſſen beſcheidene, wirklich nur zur ergänzenden Aushülfe, und meiſtens gern auf bloßes Verneinen und Unterlaſſen geſtellte Anwendung, ſein Recht auf eine Art geſchah, welche der Frömmigkeit noch am wenigſten Eintrag that, und auch dem nachgehenden Verſtande durch den praktiſchen Erfolg ſich als wunderbar erſprießlich bewährte. Für die Glaubenslehre und den öffentlichen Gottesdienſt war durch die beſtehende Kirche hinreichend geſorgt, für den Unterricht der Jugend durch die mit jener verbundenen Schulen; die adelige Schule wurde aufgehoben, und an deren Statt eine allgemeine Knabenanſtalt, ſo wie auch, unter weiblicher Aufſicht, eine allgemeine Mädchenanſtalt eingerichtet. Für den inneren Gang der Gemeinde und die beſondere Seelenpflege wurden aber noch andere eindringliche Förderungsmittel vielfach angeordnet.

Alles war in Herrnhut und Bertholdsdorf voll Eifer und brünſtiger Bewegung; der Geiſt des religiöſen Schaffens war über die Leute gekommen, und raſch entwickelten ſich aus dem gemeinſam erwärmten Betriebe die Formen und Richtungen, welche dem neuen Verein die Grundlage ſeiner fortdauernden Eigenthümlichkeit werden ſollten. Zinzendorf's feuriger Sinn gab zu dem meiſten die erſte, die ſtärkſte Anregung. An einem Tage, da Rothe, Schwedler und Andere in Herrnhut und Bertholdsdorf an verſchiedenen Orten vor einer großen Volksmenge zugleich predigten, entſtand durch die an dieſem Tage vorgeſchriebene Betrachtung des Beſuchs der Maria bei der Eliſabeth die Vorſtellung ſolcher Beſuche der Kinder Gottes, und es wurden die ſogenannten Banden oder Geſellſchaften geſtiftet, zu welchen je zwei, drei oder mehrere fromme Seelen, unter denen Jeſus iſt, nach Neigung und Angemeſſenheit der Umſtände, ſich frei vereinigen, über ihren ganzen Herzenszuſtand kindlich mit einander ſich beſprechen und nichts vor einander verbergen. Zinzendorf hatte alsbald die ganze Gemeinde, mit ſtrenger Scheidung der beiden Geſchlechter, in ſolche Banden eingetheilt, und ſah dieſe noch ſpät für einen Hauptbetrieb des Fortgangs der herrnhutiſchen Dinge an. Die Banden wechſelten ihre Glieder nach Erforderniß, oft ungern den Führern hierin folgend, aber mit dem großen Nutzen, daß die Gemeinde dadurch in die vielfachſte innere Bekanntſchaft mit ſich ſelbſt gerieth. Eine der wichtigſten Einrichtungen aber waren die Chöre, in welche die ganze Gemeinde nach Geſchlecht und Alter abgetheilt wurde. Jeder Chor bekam ſeine Arbeiter und Gehülfen, ſeine eignen Erbauungen, Lieder, Feſttage. Inſonderheit erhielten die Schweſterchöre in der Folge die größte Ausbildung. Einfache Kleidung war allen gemein, aller Modeputz wurde verbannt, mit ihm ſogar Sonnenſchirme und Fächer; ein geringer Hut, gewöhnlicher aber eine ſchlichte Haube von weißer Leinwand ohne Spitzen, mit einer Schleife von ſeidnem Bande zugebunden, diente zur Kopfbedeckung. Die Farbe der Bandſchleife ſollte die Chorangehörigen auch für den äußern Anblick unterſcheiden; die Wittwen erhielten weißes, die verehlichten Frauen blaues, die Jungfrauen roſenrothes, die kleinen Mädchen dunkelrothes Band. Für die Brüder fanden keine ſolche Abzeichen Statt, doch gingen auch ſie alle ſehr einfach, gewöhnlich braun oder grau gekleidet. Eine Trauertracht gab es für beide Geſchlechter nicht, da der Tod, oder das aus der Zeit gehen, wie man in Herrnhut das Sterben lieber nennen wollte, für die Frommen nicht als ein Anlaß zum Leid angeſehen wurde. Andere Vereine bildeten ſich, die in Gebet und frommen Uebungen die Nächte durchwachten, oder auch die ſchon früher gewöhnlichen Nachtwachen der Reihe nach beſorgten. Hieran ſchloß ſich eine andere Einrichtung, das Stundengebet, da vierundzwanzig Brüder und Schweſtern ſich verbanden, von einer Mitternacht zur anderen in unaufhörlichem Gebet zu verharren, indem jeder dieſer Stundenbeter eine der vierundzwanzig Stunden auf ſich nahm und in ſeiner Einſamkeit dem Gebet oblag, ſo daß Tag und Nacht, dem bibliſchen Ausdrucke nach, kein Schweigen vor dem Herrn ſein durfte. Die urſprünglichen Theilnehmer verdoppelten und verdreifachten ſich ſpäter, jedoch blieb jeder für ſich, und nur die gleiche Stunde machte die Gemeinſchaft. Sonſtige Bet- und Erbauungsſtunden wurden reichlich angeordnet; auch beſondere Singeſtunden, für welche der Sekretair Tobias Friedrich ein trefflicher Lehrer wurde. Zinzendorf war von allem dieſen die Seele; ſeine längeren und kürzeren Anreden, die ſein Eifer auch bei kirchlichen Handlungen Rothe's, bei Kindtaufen, Trauungen und Begräbniſſen, ſelten unterließ, ſtrömten aus erregter Bruſt; der geiſtlichen Lieder war er ſo lebendig erfüllt, daß er, nach vorhandenem Anlaß, die entſprechenden Verſe aus vielen verſchiedenen Liedern zu neuem Zuſammenhang, weglaſſend und hinzudichtend, zu einer Art von Liederpredigt anreihte; ebenſo begabt war er als Vorleſer, er mochte ein Kapitel aus der Bibel oder Briefe und andere Aufſätze vortragen, immer war es mit beſonderer Kraft, karaktervoller Deutlichkeit und lieblichem Eindruck. Um aus ſolchen gemeinſamen Beſchäftigungen nicht um leiblicher Nahrung willen in zu weite Entfernung ſich zerſtreuen zu müſſen, genoß man an Ort und Stelle das kärglich Mitgebrachte, oder das aus der gräflichen Küche zur Nothdurft Dargebotene, woraus nach dem Vorbilde der erſten chriſtlichen Kirche bald Liebesmahle oder Agapen entſtanden, welche die Gemeinde bald vereint, bald in mehrere Abtheilungen geſondert, feierte.

Alle dieſe Anſtalten, die neben dem öffentlichen Gottesdienſte zur Erbauung und Förderung der Seelen wirkten, hießen im Allgemeinen ſchlechtweg Gelegenheiten, denn auch eine eigne Sprachweiſe begann in der neuen Gemeinde ſchon ſich auszubilden. Für die Leitung des äußeren Lebenswandels wurde nicht minder geſorgt. Wiewohl Zinzendorf als Gutsherr obrigkeitliche Gewalt hatte, und überdies die Leute großentheils von ihm ihren Unterhalt bezogen, ſo wollte er doch beides nur im äußerſten Falle roher Vergehen gelten laſſen, und die nöthige Aufſicht und Ordnung, deren Mangel auch erweckten Leuten, nach ſeiner Meinung, nur Schaden bringen würde, durch eine zweckmäßige Gemeindezucht bewirken. Einige Brüder wurden zu einem Friedensgericht verordnet, dem die Schlichtung aller Irrungen und Zwiſtigkeiten, die ſich einem ernſtlichen Rechtsgang entziehen ließen, aufgetragen war. Andere erhielten die Aufſicht über die Gewerbſachen, und trugen Sorge, daß jeder ſowohl die nöthige Arbeit erhielte, als auch gute um billigen Preis lieferte.

Für die Armen wurden Almoſenpfleger, für die Kranken Krankenpfleger beſtellt. Beſondre Gehülfen in der Lehre übten, wo es noth that, den Beruf begabten Zuſpruchs. Vor allen wichtig war das Amt der Aufſeher, welche auf alles noch ſo Geringfügige, woraus Schaden entſtehen konnte, Acht hatten, und das bemerkte Rügenswerthe wieder eigends beſtellten Ermahnern mittheilten, oder auch ihren Antrag, nach Umſtänden, ſogleich an die Aelteſten oder gar an die Obrigkeit richteten. Zu dieſen bedenklichen Aemtern nur verſtändige, wohlgeprüfte, freundliche Perſonen zu ernennen, war Zinzendorf's angelegentliche Sorge, denn er fühlte wohl, daß dergleichen Anſtalten ohne den rechten Geiſt und die wahre Liebe das gehäſſigſte Joch und ganz das Gegentheil ihrer Beſtimmung ſein würden. Aber hierin zeigte ſich grade ſein ächter frommer Sinn und ſeine praktiſche Menſchenkunde, daß jeder Abweg vermieden, und jedes noch ſo gefahrvolle oder ſonderbare Betreiben unaufhörlich zu dem ſchönen Ziele wahrhaft chriſtlicher Vervollkommnung gelenkt wurde. Um die Reinheit der Sitten zu erhalten, ſah er ſorgfältig auf Abſonderung der Geſchlechter. Die Schweſtern wurden in den verſchiedenen Arbeiten von Schweſtern beaufſichtet, und dieſe von den Gemeindeälteſten, mittelſt beſonders geprüfter und von der ganzen Gemeinde als tüchtig anerkannter Brüder, geleitet. Zinzendorf ſelbſt war hiemit beauftragt worden, ſowohl ſeines reinen Eifers und ſeiner wirkſamen Gaben wegen, als auch um ſeines Standes willen, der eine zu große Annäherung ſchon durch die äußere Ehrerbietung, die doch nicht ganz außer Acht bleiben konnte, verbot. In geiſtlichen Dingen ließ er große Freiheit walten, und glaubte gegen Meinungen, die nicht den Grund ſeiner Sache betrafen, auch nicht ſtreng ſein zu dürfen. Allen Ernſt aber wandte er an, ſobald eine Störung dieſes Grundes zu befürchten ſchien.

Mit beſonderer Liebe nahm Zinzendorf ſich auch der Kinder an, unter welchen durch ſein eindringliches Reden bald eine allgemeine Erweckung entſtand. Die Kleinen fühlten, gleich den Erwachſenen, tiefe Reue und Schmerz über ihr ſündiges Weſen, und ſeufzten und ſchrieen zum Heiland um Erbarmung. Sie gingen öfters in dieſer Stimmung, um allein zu ſein, nach dem Hutberge, fielen dort auf die Kniee, weinten um Gnade, und beteten zum Heilande. Der Graf ſtand dann wohl von fern beobachtend, bis alles vorüber war, und begleitete zuweilen die Rückkehrenden, mit ihnen ſingend, nach Hauſe. In den ſogenannten Kinderſtunden und Kindergeſellſchaften wurde der Heiland als ein Kind vorgeſtellt, ſeine Kindſchaft geprieſen und beſungen, und ſein ſpielender Umgang und ſeine vertrauliche Liebe innigſt erfleht. So wurden die Kinder frühzeitig in das mythiſche Gebiet der Religion eingeleitet, und ihre Einbildungskraft mit religiöſen Vorſtellungen erfüllt. Aus ſeiner eignen Kindheit brachte der Graf dergleichen reichlich mit, und ſeine Vorliebe für tändelnde Spielereien ging auf ſeine Genoſſen und Nachfolger über. Es wird erzählt, in dieſer Erweckungszeit habe ein ſo gewaltiger Geiſt unter den Kindern geweht, daß es an Worten, ihn auszudrücken, fehle. „Eines Tages, — ſo ſteht berichtet, — kam ein kleines Kind von drei Jahren zum Grafen in die Stube, fiel auf die Kniee nieder und betete: Ach, mein Jeſu! nimm doch hin, was mir drücket Geiſt und Sinn, daß ich dich zu jeder Friſt ſehe, wie du ſelber biſt; nebſt vielen dahin gehörigen, herzbrechenden Worten, zu großer Erbauung des Grafen.“ Die große Gefahr, ſolche Vorgänge auch nur zuzulaſſen, geſchweige denn ſie zu wecken und zu hegen, leuchtet jedem ein, der näher beobachtet hat, wie Nachahmungstrieb in den Kindern jeden Schein ergreift, und dieſen, oft ohne die geringſte Spur der Sache ſelbſt, täuſchend verarbeitet. Hier aber iſt wieder die ächte Frömmigkeit in Zinzendorf anzupreiſen, deren Fülle auch die Leiſtungen der Verſtandesklugheit erſetzte, und jedem eröffneten Treiben wirklichen Gehalt gab, oder wenn dieſer auszugehen drohte, auch ſchon wieder in andere Richtung übergegangen war. Die gewagteſten Wege, die bedenklichſten Geſtaltungen, welchen ſein und der Seinigen oft ſchwärmeriſcher Eifer ſich wohl überließ, haben in dem innerſten Kern ſeines Weſens ſtets einen Gegenhalt gehabt, welcher trügeriſchen Mißbräuchen, ärgerlichen Enttäuſchungen und Beſchämungen meiſt glücklich trotz bot. Wenn auch der Hang zum Kindlichen oft nur Kindiſches hervorzubringen ſchien, ſo war doch der Sinn, welchen Zinzendorf im Ganzen befolgte, ernſt und angemeſſen; folgende Worte über die Kinderzucht laſſen auch den klugen Anordner in dieſer Hinſicht neuerdings erkennen: „Die Kinderzucht, — ſagt er, — iſt eine heilige, prieſterliche Methode, die Seelen, von ihrer Wiege an, nichts anders wiſſen zu laſſen, als daß ſie für Jeſu da ſind, und daß ihre ganze Glückſeligkeit darin beſtehet, wenn ſie ihn kennen, ihn haben, ihm dienen, mit ihm umgehen, und ihr größtes Unglück iſt, auf einigerlei Art von ihm getrennt zu ſein, daher der Kinder größte Strafe ſein muß, nicht mitbeten, nicht mitſingen, nicht in die Verſammlung gehen, nicht lernen dürfen, nach Gelegenheit der Umſtände nicht geſtraft werden; eine Fühlung im Gemüthe haben, daß man ſchlecht ſtehe, ohne ein Gefühl im äußern Menſchen, daß mans übel habe.“ Ein richtiges Gefühl hielt ihn auch ab, ſich mit fremden Kindern einzulaſſen, ſondern er begnügte ſich, diejenigen anzuregen, die ſchon durch ihre Aeltern in dem Sinn der Gemeinde waren. Ein Liederbuch für Kinder, das er in dieſer Zeit zuſammenwählte und drucken ließ, wurde mehrmals aufgelegt.

Zu den Anordnungen, welche in Herrnhut entſtanden waren, kamen nach und nach mehrere. Am Schluſſe der abendlichen Singeſtunden, welche jeden Tag Statt fanden, pflegte Zinzendorf noch über einen Bibelſpruch oder Liedervers eine kurze Rede zu halten, und gab dann den Zuhörern ſolchen Spruch oder Vers als eine Looſung für den folgenden Tag mit nach Hauſe. Dies wurde bald zur ſtehenden Gewohnheit; jeder Tag ſollte eine beſtimmte, ihn gleichſam beherrſchende Looſung haben, und es wurde bald zum angelegentlichen Geſchäft, welchem ſich Zinzendorf mit Vorliebe widmete, dieſe Looſungen für jedes Jahr vollſtändig auszuwählen und der Gemeinde zu übergeben. Dank- und Feſttage, ſpäter Bet- und Gemeindetage genannt, wurden nach beſonderen Anläſſen gehalten, im Zuſchnitt anderen Erbauungen ziemlich gleich, nur daß noch Berichte über den Zuſtand des Reichs Gottes und Anträge zur Förderung deſſelben mitgetheilt wurden, woraus ſich die Neigung und Ausſicht zu

Botſchaften in ferne Länder unter den Brüdern entwickelte. Die gewöhnlichen Frühverſammlungen der Gemeinde wurden im Sommer ſchon um vier und im Winter um fünf Uhr gehalten, wodurch Zinzendorf, der oft bis tief in die Nacht arbeitete, an ihrem regelmäßigen Beſuch gehindert war; um aber auch in dieſer Gattung nichts zu verſäumen, richtete er ſich in ſeiner Wohnung mit ſeinen Hausgenoſſen eine um etwas ſpätere Andachtsſtunde ein. Wie viele Stunden des Tages auch ſchon auf ſolche Art in Anſpruch genommen waren, ſo wußte der Graf doch die Werke ſeines frommen Eifers noch immer zu vervielfachen. Er gab einer Anzahl junger Männer, die ſich zu beſondrer Lebensweiſe vereinigt hatten, eigentlichen Schulunterricht, hielt Reden an die ledigen Mannsperſonen, an die Jungfrauen, an die neuangehenden Eheleute, und ertheilte jeden beſonders die Lehren, die ihnen gemäß waren. Einigen auserleſenen Brüdern und Schweſtern las und erklärte er Tauler's Mark der Seele, worin er doch, bei allen Schönheiten und Tiefen dieſes Schriftſtellers, zu wenig von Chriſtus geredet fand, und nur deßhalb die Sache wieder aufgab. Seine raſtloſen Bemühungen wirkten ſo fruchtbar, und ſtellten der Gemeinde zu Herrnhut ein ſo eindringliches Beiſpiel auf, daß endlich Rothe, der bisher in vielen Dingen ihr noch abgewendet geblieben war, gerührt und erweicht ſich völlig mit ihr vereinigte, und am 12. Mai 1728 die Statuten von Herrnhut auch auf die Gemeinde von Bertholdsdorf ausgedehnt wurden, ein Ereigniß, welches für das Gedeihen der begonnenen Sache als ein unſchätzbarer Gewinn erſcheinen mußte. Doch in aller Herzensfreude des Grafen über dieſes Gedeihen verblieb ihm ſtets die tiefe Demuth, ſeinem Werke keinen anderen Beſtand zu wünſchen, als den es unmittelbar zu verdienen fortführe. Dieſen Sinn hatte er auch ſchon in dem Schluß eines Liedes ausgedrückt, welches der Gemeinde beſonders werth geblieben iſt; daſſelbe hebt an:

„O ihr auserwählten Seelen
In dem Pella Herrenhut!"

Der Schluß aber, von dem Heiland fortredend, lautet:

„Herrnhut ſoll nicht länger ſtehen
Als die Werke ſeiner Hand
Ungehindert drinnen gehen,
Und die Liebe ſei ſein Band,
Bis wir fertig
Und gewärtig,
Als ein gutes Salz der Erden
Nützlich ausgeſtreut zu werden.“

Zinzendorf's ausgebreitete Verbindungen, die theils ſein frommer Eifer ihm gab, theils ſein Stand ihm aufdrängte, ließen ihn auch jetzt, da ſein Wirkungskreis ſich nach ſeiner Neigung um ihn geründet zu haben ſchien, nicht lange darin abgeſchloſſen. Hätte er bei ſeiner Gemeinde zu ruhen vermocht, ſo wäre dieſelbe wahrſcheinlich in der Stille mit ſeinem Leben dahingegangen und erloſchen, und ſchwerlich zu der Kraft gelangt, als eine große religiöſe Stiftung ſelbſtſtändig fortzudauern. Erſt aus vielfältigen Verwickelungen und Drangſalen ging dieſe Kraft und Geſtaltung hervor; die merkwürdigen Wege, welche die Sache durchwandeln mußte, waren faſt ganz durch Zinzendorf's Karakter bedingt, der die Frömmigkeit nicht in ſich ruhen ließ, ſondern ſie ſtets in zahlreichen Beziehungen auf den Schauplatz der thätigen Welt hinausführte, und dieſe wiederum eben ſo eifrig zur Frömmigkeit zurückleitete. Inmitten aller Arbeiten, die zu Herrnhut im Gange waren, machte er kleine Reiſen, nach Schleſien, nach Dresden, und als einer ſchriftlichen Einladung des Erbprinzen zu Sachſen-Saalfeld das befragte Loos zuſtimmte, über Jena und Rudolſtadt nach Saalfeld, von da nach Baireuth und Koburg, und wieder über Saalfeld und Ebersdorf nach Herrnhut zurück. Ueberall hatte er an den verſchiedenen Höfen die günſtigſte Anſprache, hielt Erbauungsreden, zum Theil auf den Wunſch ihm beifälliger Geiſtlichen, vergnügte die Geſellſchaft mit Liedern, oder las Predigten vor, oder gab auch ſelber in ſchriftlichen Aufſätzen gute Lehren und Rath. Oefters aber gerieth er auch mit Andersdenkenden, mit Gelehrten und Sektenleuten, in ſtreitende Erörterung, die ihn mancherlei Verlegenheiten ausſetzte. Dieſe

Wanderluſt theilten ſeine frommen Freunde, und es entſtand die Gewohnheit der Botſchaften, da einer, zwei oder mehrere Brüder ſich in Folge inneren Antriebs auf den Weg machten, um etwas, wie ſie es nannten, für den Heiland auszurichten. Solche Boten gingen ſchon nach dem Voigtlande, nach Schleſien, Böhmen und Mähren, Ungarn und nach Dänemark ab; nach letzterem Lande die Brüder Johann und David Nitſchmann, die für den Prinzen Karl, Bruder des Königs Friedrichs des Vierten, eine von Zinzendorf herausgegebene kurze Brüderhiſtorie und andere Nachrichten von Herrnhut mitnahmen. Nach England gingen drei Brüder, um dortige Glaubensgenoſſen zu beſuchen, welche mit denen in der Lauſitz nähere Verbindung angeknüpft hatten. An den Profeſſor Buddeus zu Jena wurde eine Botſchaft mit der Bitte geſandt, er möchte doch des Amos Comenius Geſchichte der böhmiſchen Brüder, wie früher lateiniſch, jetzt der neuen Gemeinde zu Liebe in deutſcher Sprache herausgeben. Nach einiger Zeit, durch Briefe dringend eingeladen, reiſte Zinzendorf ſelbſt nach Jena, und nahm ſogar zu längerem Aufenthalte Gattin und Kinder mit. Hier fanden ſich an hundert erweckte Studenten, mehrere Magiſter und ſelbſt Profeſſoren, welche ganz in Zinzendorf's Sinn eingingen, und ſeinen Andachten beiwohnten, die er in einem dazu gemietheten Gartenhauſe hielt; ſie wünſchten auch durch ſein Zuthun die ſchon unter ihnen beſtehende fromme Thätigkeit zu einer feſten Einrichtung zu ordnen. In dieſer Zahl befand ſich damals Spangenberg, der ſpäter ein wichtiger Gehülfe und Nachfolger des Grafen wie auch deſſen Lebensbeſchreiber wurde. Unter Zinzendorf's Anleitung wurde wirklich die Gründung eines Vereins zur praktiſchen Ausübung des Predigtamts beſchloſſen, und Buddeus ſollte Vorſteher davon werden. Allein die Sache fand Widerſpruch, Buddeus mußte zurücktreten und Zinzendorf erfuhr mancherlei Anfeindung. Da zu ſeinen Erbauungsſtunden immer mehr Leute zudrangen, ſo ermahnte ihn der ihm ſonſt überaus freundliche Herzog von Eiſenach als Landesherr gleichwohl, die Zahl dieſer Beſucher zu mindern und allzugroßes Aufſehen zu vermeiden. Daß die übrigen Studenten, welche ſich in eifrige

Anhänger Halles und Wittenbergs theilten, und ihre rohe Gelehrtenmeinung mit rohen Sitten verbanden, ihn perſönlich unbeleidigt ließen, dankte er anfangs vielleicht nur ſeinem Stande. Doch nöthigte er ſelbſt dieſe durch ſein Benehmen und ſeine Reden zur Ehrerbietung und wirkte manches Gute unter ihnen. In gleichem Anſehen erſchien er hierauf in Weimar, wohin der Herzog Ernſt Auguſt ihn eingeladen hatte, der ihn ſogar über Regierungsſachen zu Rathe zog, ſodann in Gera, wo er mit dem Kronprinzen von Dänemark und deſſen Gemahlin zuſammentraf, und ſich mit ihnen von geiſtlichen Dingen unterhielt, ferner in Hirſchberg, in Koburg, wo er überall mit Erweckten, ſowohl höheren als niederen Standes, traulichen Verkehr hatte. In Halle, wo er in Lange's, des berühmten Pietiſten, Hauſe wohnte, fanden ſich wieder über hundert Studenten zu ihm, welche von den jenaiſchen Betreibungen ſchon wußten, und gleichfalls von ihm eine Veranſtaltung begehrten, in welcher ſie vereint ihrem frommen Zwecke nachſtreben könnten. Dies mußte er zwar ablehnen, da die Schwierigkeiten, die ſich in Jena gezeigt, auch hier vorauszuſehen waren; allein im Uebrigen wirkte er ganz nach gewohnter Weiſe; hielt Vorträge und religiöſe Unterredungen mit Leuten aller Art, ſprach unverhohlen ſeinen ganzen Sinn aus, und machte allerdings auch mancherlei Einrichtungen, um die erweckten Seelen feſter mit einander zu verbinden. Von Halle reiſte er über Merſeburg nach Pölzig, wo er den Grafen von Henkel beſuchte und auch den Grafen von Reuß antraf, und dann über Dresden nach Herrnhut zurück.

Dieſer Reiſe verknüpften ſich nach zweien Seiten folgenreiche Beziehungen; daheim hatte des Grafen Abweſenheit neuen Störungen Raum gegeben, draußen ſein Hervortreten bedenklichen Widerſpruch aufgeregt. Schon in Jena hatte er von den neuen, in Herrnhut ausgebrochenen Widrigkeiten Nachricht empfangen. Kaum war ſein zuſammenhaltender und ſtets anfeuernder Eifer dort eine Weile vermißt, als einige Mitglieder der Gemeinde ſich in der vereinzelten und noch wenig befeſtigten Stellung derſelben unheimlich fühlen mochten, und es gerathener fanden, der Lutheriſchen Kirche in

That und Namen anzugehören. Der Paſtor Rothe, in ſeiner Art immer nur ſchwierig mit dem Grafen einverſtanden, pflichtete dieſen gern bei, und Chriſtian David wurde gleichfalls gewonnen. Viele Verfolgungen und Schwierigkeiten, die man befürchten mußte, ſchienen abgewendet, allgemeine Liebe und Eintracht dagegen hergeſtellt, wenn man den Namen der böhmiſch-mähriſchen Brüder aufgäbe, und fortan nur Lutheriſch hieße. Der Graf hätte dies früher ſelbſt gewünſcht, damals aber waren die Anhänger der alten Brüderkirche entgegen; jetzt, nachdem eine Menge heilſamer Einrichtungen auf dieſe gegründet und alles in gedeihlichem Gange war, drohte ein ſolcher Vorſchlag das Ganze wieder umzuſtürzen, und in Zwieſpalt aufzulöſen, denn es waren auch viele Gemeindeglieder entſchieden dieſer Wendung entgegen, und es ſtand zu beſorgen, ſie würden, wenn ſie nicht als mähriſche Brüder in der Lutheriſchen Kirche ſein könnten, ſich lieber ganz von dieſer losſagen. Gleich von Jena her ſandte der Graf in Verein mit den Brüdern, die grade um ihn waren, eine Proteſtation gegen das neue Beginnen nach Herrnhut, und ließ auch den Eifer der jenaiſchen Magiſter und Studenten gern gewähren, die ein herzliches Mahnungsſchreiben in ſeinem Sinn an die Gemeinde richteten, und dieſelbe aufforderten, um weltlicher Rückſichten willen nichts von dem zu verläugnen, was ihnen geiſtlich theuer ſei. Die Hauptſache blieb jedoch bis zu ſeiner Rückkunft verſchoben, und er bedurfte mehrerer Tage ſtiller Beobachtung, um den Zuſtand in allen Verzweigungen genau zu durchſchauen. Dann aber ſchritt er, zwar mit liebreicher Schonung, doch mit allem Ernſt, zu durchgreifenden Maßregeln. Chriſtian David wurde ſeines Aelteſtenamts entlaſſen, nachher auch die übrigen Aelteſten verändert, die Statuten von Herrnhut am 6. November 1728 in neue Form gefaßt, und das Verhältniß der Einwohner feſter beſtimmt. Dieſe neuen Statuten enthielten als erſten Artikel: „In Herrnhut ſoll nie vergeſſen werden, daß es auf den lebendigen Gott erbauet, und ein Werk ſeiner allmächtigen Hand; auch eigentlich kein neuer Ort, ſondern nur eine für Brüder, und um der Brüder willen, errichtete Anſtalt iſt“; ferner hieß es: „In allem, was unter uns einzurichten iſt, ſoll Liebe und Einfalt geſucht werden“; ſie ſprachen zugleich die bürgerliche Wohlthat aus, daß Herrnhut zu ewigen Zeiten von aller Dienſtbarkeit und Leibeigenſchaft frei und auch keiner nachkommenden Herrſchaft jemals wieder dazu verpflichtet ſein ſolle; die Schlichtung von Streitigkeiten durch ein Gemeindegericht wurde angeordnet, Regeln über den Erwerb des Lebensunterhalts gegeben, die Liturgie von Bertholdsdorf zwar anerkannt, doch mit Vorbehalt aller Gewiſſensfreiheit und innerlichen Verbindung, die den mähriſchen Brüdern eigen ſei; ferner wurde die Trennung der Schweſtern von den Brüdern ſtreng feſtgeſetzt, und keine Zuſammenkunft ohne Licht mehr geſtattet, nicht ſowohl, weil man wirklich Unordnung davon befürchtete, als weil die Gegner daran ein Aergerniß nahmen. Weil dieſe Statuten mehr bürgerlicher als kirchlicher Art waren, und abſichtlich den Schein eines neuen Religionsbekenntniſſes vermeiden wollten, ſo nannte man ſie auch nur herrſchaftliche Gebote und Verbote. Sie wurden nach vielfältigen rührenden Reden und Erbauungen in neuerweckter Liebe mit allgemeinem Beifall angenommen; die Störer bezeigten innige Reue; mit den neuen Gehülfen aber verband ſich Zinzendorf nach geſchehener Arbeit in eignen Spätverſammlungen nur um ſo feſter, und bei frommen Liebesmahlen erneuten ſie ihre Treue zum Heiland innig durch Handſchlag und Bruderkuß. Ohne allen Zwang, durch mildes Anregen des unerloſchenen frommen Sinnes, und durch das Beiſpiel eines unherrſchſüchtigen, aber vertrauenvollen reinen Eifers, wurde dieſe Zurückführung bewirkt, und unter dem hinreißenden Einfluſſe der religiöſen Fülle und des perſönlichen Anſehens des Grafen aller Zwiſt bald vergeſſen.

Nur um ſo eifriger bearbeitete er darauf das Innere der Gemeinde. Die Erbauungen, Andachten, Herzvertraulichkeiten, wurden in allen Geſtalten fortgeſetzt. Außer der Bibelerklärung und beſtimmten Lehrvorträgen, die er an die Gemeinde hielt, gab ihm noch jeder beſondre Vorfall Anlaß zu Reden, Geſängen und Gebeten. Die vorhandenen Gebräuche vermehrte er durch Einführung des Fußwaſchens, welches nach ſeiner Meinung als eine von Jeſus geübte und empfohlene

Handlung bisher mit größtem Unrecht verſäumt worden ſei. Die Bettage wurden regelmäßig auf vierwöchentliche Friſten feſtgeſetzt, die Looſungen ebenfalls beſtimmter angeordnet, und nicht mehr nach Gutdünken jedem Tage beſonders gewählt, ſondern ſchon am Vorabend aus den ſämmtlichen für das Jahr gewählten durch das Loos gezogen, und ſogleich in der Gemeinde von Haus zu Haus durch beſuchende Brüder herumgetragen, die hierauf von jedem Hauſe, wie ſie es getroffen und was ſie bemerkt, einen treuen Bericht an die Aelteſten zurückbrachten. Damit die Betgeſellſchaften bei ihren einzelnen Fürbitten die Gegenſtände derſelben ſichrer anreihten, entwarf er ein Gedenkbüchlein, welches ſie in genauer Folge herzählte, als zuerſt die verſchiedenen Religionen und Verfaſſungen, dann die Diener Jeſu, insbeſondre die Märtyrer, Evangeliſten, Propheten, Prieſter, ferner die verſchiedenen Stände und Lebensformen, endlich alle bekannten Perſonen, deren Weſen oder Verhältniß eine religiöſe Beziehung darbot, und deren Namen, in alphabetiſches Verzeichniß geordnet, mit tiefem Nachdenken und herzlichem Seufzen und Segenswunſch dem erinnerungsvollen Herſagen empfohlen wurden. Dieſe Art von Litaneien, zuweilen auch ſtatiſtiſch nach Ländern und Orten eingerichtet, erhielten ein großes Anſehn, und bewährten eine zuſammenhaltende Beſchäftigung, die jeder nach ſeinem Sinne feiner und gröber nehmen konnte; doch wurden ſie auch ein Gegenſtand heftigen Tadels von Seiten der Gegner, welche darin dieſelbe müſſige Aeußerlichkeit finden wollten, die man den katholiſchen Litaneien vorzuwerfen pflegte. Eine neue Form religiöſer Zuchtordnung entſtand von ungefähr in der Gemeinde, als dieſe durch eingeſchlichene Ränke abermaligen Zerrüttungen ausgeſetzt worden. Ein fremder Edelmann hatte in Herrnhut günſtige Aufnahme gefunden, mißbrauchte aber ſeinen Vortheil, machte ſich einen Anhang, und ſtiftete Sonderung und Gehäſſigkeit; ſeine Parthei klagte über die Gemeinde, verläſterte die Beamten derſelben, und feindete beſonders den Grafen an; ja man ging ſo weit, deſſen Umgang mit den Schweſtern, der ſich doch bei erfolgter Unterſuchung durchaus rein und heilig erwies, zu verdächtigen. Da alles Dulden und Bitten, welches nicht geſpart wurde, bei dieſen Leuten nichts fruchtete, ſondern die Verführung ſtets um ſich griff, ſo glaubte Zinzendorf endlich auch mit Ernſt gegen ſie auftreten zu müſſen. Er ſprach in einer Verſammlung der Gemeinde klar und offen die Ueberzeugung aus, daß alle ſolche ungehorſame, boshafte und verführeriſche Menſchen unter dem Bann und Fluch Gottes ſtünden, worauf er mit der Gemeinde auf die Kniee fiel, und voll Eifer zugleich und Mitleid über dieſe Bannbeladenen zu Gott betete. Wiewohl nun eine ſolche Erklärung kein weiteres Verfahren nach ſich zog, ſo hatte ſie doch die erwünſchte Wirkung, daß die Reuigen leichter zurückkehrten, die Verſtockten aber, obgleich durch keinen Zwang genöthigt, allmählich davongingen.

Zinzendorf, durchdrungen von der Einſicht, daß alles Angeordnete nur tauge, ſo lange der Geiſt darin walte, und daß dieſer in jeder beharrenden Form leicht eine Stockung finde, ſorgte unaufhörlich, durch immer neue Anregung ſein Werk in ſteter Friſche zu erhalten. Hiezu dünkte ihm ein Perſonenwechſel in den Gemeindeämtern höchſt erſprießlich. Einige früherhin eifrige Beamte waren lau geworden, andere Gemeindeglieder dagegen hatten ſich mit neuem Eifer hervorgethan. Zu ſolchem Zweck nun legte er ſelbſt im Anfang des Jahres 1730 ſein Vorſteheramt nieder, worin er jedoch fürerſt auch nicht erſetzt wurde. Seinem Beiſpiele folgten die bisherigen Aelteſten, und eine neue Wahl fand Statt. Martin Linner, ein junger Bäckergeſell, durch Rednergabe und zuverläſſigen Sinn ausgezeichnet, wurde zum Aelteſten der Gemeinde, Anna Nitſchmannin, eine erweckte, ſtille Jungfrau, die ſich vom Wollſpinnen nährte, zur Aelteſtin der Schweſtern erwählt. Eine Anzahl beſonders wachſamer und thätiger Brüder und Schweſtern übernahmen es, mit Zuſtimmung der Gemeinde, dieſen Aelteſten in allen Beziehungen mit beſonderer Treue und Eifer beizuſtehen, und wurden deßhalb Helfer und Helferinnen in's Ganze genannt; nach Gelegenheit ſollten ſie auch als Syndiker der Gemeinde dieſelbe nach außen vertreten; ſie bildeten dieſergeſtalt eine freie Behörde, in welcher Aufſicht, Rath und Ausübung vereinigt waren, und in ihr fand auch Zinzendorf ſeine erneute Wirkſamkeit. Wie früher mehrere ledige Brüder, ſo traten jetzt auch achtzehn ledige Schweſtern, unter denen die Aelteſtin Anna Nitſchmannin, in einen engeren Bund zu ſtreng-jungfräulichem, von allen Lockungen der Sinne abgezogenen Wandel; ſie verſprachen einander mit Herz und Hand, ſich dem Bräutigam ihrer Seelen unbedingt zu ergeben, und nicht anders zu heirathen, als im Sinne des Heilandes, nach ſeinem durch den Ausſpruch der Gemeinde und innere Ueberlegung erkennbaren Willen, und mit völliger Ausſchließung aller perſönlichen Antriebe. Zur beſtimmteren Feſthaltung der religiöſen Grundlagen in Herrnhut, und um auswärtigen Andichtungen ein beglaubigtes Zeugniß entgegenſtellen zu können, veranlaßte Zinzendorf, daß über einige weſentliche Punkte die Erklärung der Brüder durch einen Kaiſerlichen Notarius aufgenommen wurde; er ſelbſt, als Ortsobrigkeit, und Rothe, als Paſtor, unterſchrieben dieſes urkundliche Zeugniß, worin es unter anderen hieß, daß ſie keine offenbare Gemeinde Gottes erkennten, als wo das Wort Gottes lauter und rein gepredigt wird, und die Glieder derſelben auch heilig als Kinder Gottes darnach leben, daß ſie von niemand getrennt ſein wollten, der, wenn er auch die Schrift hie und da, durch Verleitung Anderer oder eignen Unverſtand, irrig auslegt, wahrhaft und herzlich an den Heiland glaubt, daß der Mangel an Zucht bei erweckten Seelen ein Hauptmangel ſei, und ſie dieſelbe unter ſich nicht fahren laſſen wollten, daher etwanige Unordnung nur den Einzelnen, die ſie begingen, nicht aber der ganzen Gemeinde zur Laſt zu ſchreiben ſei, ferner, daß ſie in ununterbrochenem Zuſammenhange mit der evangeliſch-Lutheriſchen Kirche geblieben, und zwar den Namen der Brüder und Schweſtern als einfältig und ſchriftmäßig nicht wegwerfen, aber keineswegs den Zuſatz böhmiſch und mähriſch als einen ſektiriſchen Trennungsnamen führen und eben ſo wenig Huſſiten als Lutheraner heißen wollten, endlich, daß ſie ihr Leben nicht lieber haben wollten, als eine der göttlichen Wahrheiten, denn auch in der Meinung, etwas Gutes zu ſtiften, eine Wahrheit verläugnen, ſei Unrecht und Sünde. Dieſem letzteren Satze fügte Zinzendorf einſichtig hinzu, doch ſei nicht nöthig, die Gotteswahrheiten alle, zu jeder Zeit, an allen Orten und jedermann zu bezeugen; denn das Heilige, meinte er, ſolle weder dem ſtumpfſinnigen Thoren hingeworfen, noch dem ſchnöden Spiel abſichtlicher Läſterung preisgegeben werden. Ihn darf hiebei die Art, wie Chriſtus ſelber den Phariſäern und Schriftgelehrten geantwortet hat, vollkommen rechtfertigen; allein die richtige Klugheit, die er ausdrückt, und vielleicht doch klüger verſchwiegen hätte, wurde ihm von Gegnern nur allzuoft als eine ſchlechte Weltrückſicht ausgelegt, die ſich auch in den höchſten Dingen handeln und abfinden laſſe. Da auch die Zahl der Bewohner von Herrnhut noch immer zunahm, und manche fremde Familie daſelbſt einzog, deren Geſinnung und Wandel nicht die gehörige Sicherheit bot, ſo ließ der Graf, der nie gern als Obrigkeit in der Gemeinde auftreten mochte, ſich einen Revers von allen Anſäſſigen oder Zuziehenden geben, daß ſie ſich entweder der Laſter, die Gott und Menſchen zuwider ſind, enthalten, oder Herrnhut räumen und ihren Grundbeſitz an die Gemeinde käuflich überlaſſen wollten.

War auf dieſe Weiſe Herrnhut in ſeinen geiſtigen wie in ſeinen bürgerlichen Grundzügen neu geordnet und geſtärkt, ſo zogen ſich dagegen von außen immer drohender dunkle Wolken um den Grafen her. Ihm war im Gebiete des chriſtlichen Glaubens keine beſondre Lehrform eine Schranke der Bruderliebe noch der Erbauung, im Herzen fand er alle Unterſchiede aufgehoben. Die Schriften der Katholiken, welche dieſer Liebe huldigten, hatten für ſeinen Sinn denſelben Werth, wie die gleichartigen der Proteſtanten. In dieſer Hinſicht mußten beſonders die ſchönen Lieder des Johann Scheffler, die unter dem Titel heilige Seelenluſt des Johannes Angelus Sileſius um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts in Breslau erſchienen waren, ihm beſonders wohlgefallen; der Verfaſſer war aus der proteſtantiſchen zur katholiſchen Kirche übergetreten, und Prieſter und Eiferer in derſelben geworden, aber dies hinderte nicht, daß auch die proteſtantiſchen Geſangbücher viele ſeiner Lieder beibehielten. Zinzendorf's unermüdete Thätigkeit fand ſich angeregt, durch eine Sammlung ſolcher Lieder auch für Katholiken etwas zu leiſten, und auch ſie, unbeſchadet ihres römiſchen Zuſammenhangs, in ſeinen Andachtsgang einzuleiten. Er ſchritt nach ſeiner Weiſe ungeſäumt zur That, und gab gleich im Jahre 1727 ein chriſtkatholiſches Singe- und Betbüchlein heraus, das er dem Fürſten von Fürſtenberg, Kaiſerlichen Prinzipalkommiſſarius bei der Reichsverſammlung, zueignete. Das Buch erhielt bei Katholiken guten Beifall, und wirkte hin und wieder nach Wunſch; indeß wurden manche Proteſtanten darüber ſtutzig, fürchteten bei dem Grafen Hinneigung zur katholiſchen Kirche, oder doch unſichres, bodenloſes Irrſchweifen, und fingen an, ihre Zweifel und Wehrufe darüber höchſt nachtheilig auszuſprechen. Hiezu gab Zinzendorf noch ſtärker Anlaß, als er im folgenden Jahre mit dem Gedanken umging, ein ſolches katholiſches Liederbuch mit Genehmigung des Pabſtes herauszugeben, und dadurch in der katholiſchen Kirche zu allgemeinem Gebrauch zu empfehlen. Der damalige Pabſt, Benedikt der Dreizehnte aus dem Hauſe Orſini, genoß den Ruf eines verſtändigen, duldſamen Mannes; mehrere vornehme Katholiken, worunter einige Biſchöfe, die mit Zinzendorf in Verkehr ſtanden, hatten längſt gewünſcht, ihn mit dieſem Pabſt in nähere Beziehung zu bringen. Die Sache ließ günſtigen Erfolg hoffen, und Zinzendorf entwarf ſeinem Zwecke gemäß ein Schreiben an den Pabſt, das nur wegen Bedenklichkeiten über die Titulaturen unbefördert blieb. Den Entwurf jedoch fand ein Fremder, der in Großhennersdorf die Freifrau von Gersdorf beſuchte, als ein Leſezeichen in einem Buche des Grafen, nahm ihn mit, und theilte denſelben nachher, als einen Beweis heimlich katholiſcher Denkart des Grafen, in mehreren Kreiſen mit. So wirkte ſchon jetzt ein tiefes Mißtrauen im Stillen feindſeligſt, das ſpäter offen ausbrach, und viele Jahre hindurch fortdauerte. In ſpäterer Zeit, als Zinzendorf erfuhr, man zeige von ihm ein ſolches Schreiben, läugnete er an den Pabſt je geſchrieben zu haben, und forderte von dem Profeſſor Walch in Jena, der das Blatt beſaß, mit Eifer deſſen Auslieferung. Dieſer aber gab nur eine Abſchrift, die dem Grafen zwar genugſam ſein früheres Vorhaben in's Gedächtniß rief, aber nicht gleicherweiſe ſeinen heftigen Eifer mäßigte, ſo daß Walch nun zu ſeiner Rechtfertigung alles drucken ließ. Zinzendorf berief ſich darauf, daß die Abſendung des Schreibens unterblieben, und behauptete noch, daß auch dieſe ihm nicht zum Vorwurf gereichen würde, denn auch ein ehrlicher Evangeliſcher habe den Pabſt immer als einen hohen Fürſten anzuſehen, und ihn, ſo lange derſelbe den gekreuzigten Chriſtus anbete, nicht für den Antichriſt zu halten, ſondern für das rechtmäßige Oberhaupt derjenigen Kirche, die ſich zu der tridentiniſchen Kirchenverſammlung bekenne. Dieſe, auch ſchon früher häufig geäußerten Geſinnungen ſchufen dem Grafen vielfachen Argwohn und üble Feindſchaft unter ſeinen eignen Glaubensgenoſſen, welche, wiewohl mindre Strenge, doch größere Eiferſucht, als die Katholiken, gegen die zu anderer Gemeinſchaft Hingewandten zu nähren pflegen, und die Verdächtigungen und Gehäſſigkeiten, welche aus dieſem Anſchein floſſen, gaben ihm viele bittre Kämpfe.

Von einer anderen Seite ſollte ihm eine noch üblere Stimmung, die er ſich bereitet hatte, kund werden. Er war bisher, und beſonders auf ſeiner letzten Reiſe, häufig in Religionsgeſpräche mit frommen Gottesgelehrten eingegangen, und hatte deren Beifall bei ſeinen meiſt ſchwungvollen, aber auch ungenauen und gewagten Aeußerungen oft vermißt; die Rechtgläubigkeit ſeiner Meinung, und die Sicherheit ſeiner Bahn wurde großen Zweifeln und Bedenklichkeiten bloßgeſtellt; die Quelle vieler Beſchuldigungen und Verdammungsurtheile war eröffnet, und die Anklagen des Indifferentismus, der Heterodoxie, der Schwärmerei und Willkür verfolgten ihn ſeitdem ohne Aufhören. Aber auch mit ſeinen früheſten Freunden, in deren Mitte er gegen die Angriffe der ſchulgerechten Schriftgelehrten eine Zuflucht hätte finden ſollen, mußte er unglücklicherweiſe nun zerfallen. In Halle, wo ſeine Aeußerungen ſo zutraulich als freimüthig ſeinen ganzen Seelenzuſtand ausſprachen, erkannten die Frommen aus Spener's und Francke's Schule mit Erſchrecken, daß ſie ihn für keinen der Ihrigen halten durften, denn er geſtand offen, daß er den Bußkampf, ohne welchen kein Heil ſein ſollte, auf die von ihnen geſchilderte Art nicht erfahren habe. Dieſer finſtre Zuſtand, daß die Seele unter der Laſt ihrer Sünden in Angſt und Noth verzagen müſſe, wie ein Miſſethäter, der zum Gericht geführt wird, galt den Pietiſten als unerläßliche Bedingung der wahren Bekehrung, ohne dieſen Durchbruch ſollte man kein Kind Gottes ſein können. Zinzendorf aber meinte, der heilige Geiſt bringe die Seele, die ſich ihm überlaſſe, ganz gewiß dazu, daß ſie ihr ſündlich Elend an ſich ſelbſt erkenne; dies könne auch bei Leuten, die noch gern etwas beibehalten möchten, zu einem Kampfe werden, dem beſchriebenen ähnlich; aber bei den einfältigen Seelen, die es kindlich angriffen, würde es zu einer großen Seligkeit, wenn ſie ſich gleich darein ergäben, in den Spiegel hineinzuſehen, der ihnen vorgehalten werde. Späterhin hat er ſich über dieſen Gegenſtand ſo erklärt: „Der ſogenannte Bußkampf kann nichts anders ſein, als eine geiſtliche Konvulſion, die manchmal aus dem Kontraſte des agirenden Verderbens und des Geſundwerdenwollens des Patienten, oder aber aus der Repräſentation der geſetzlichen Pflichten und der Zähigkeit der denenſelben widerſtreitenden Neigung entſtehet. Da läugne ich nun keineswegea die Exiſtenz ſowohl des einen als des andern Bußkampfs, aber wie es einestheils unſtreitig beſſer iſt, die Zähne brechen durch, wenn's auch vermittelſt des Stäupchens geſchähe, als daß das Kind über dem Zahnen durch die Inaktion der Natur krepire, anderntheils kein Medikus in der Welt noch ſo methodiſch geweſen iſt, den Kindern zu verbieten, daß ſie außer der Ordnung des Stäupchens zahnen, ſo wäre es wohl beklagenswürdig, wenn die Theologi ſo unbarmherzig ſein, und die Seelen, die ohne dergleichen geiſtliche Konvulſionen aus dem Geiſte geboren und dem Hirten in ſeine Arme geliefert worden wären, dem Wolfe zuſprechen wollten, weil ſich Mutter und Kind nicht nach ihrem tropo paedagogias gerichtet. Ich weiß alſo, daß die geiſtliche Zeugung nicht ohne Empfindlichkeit geſchehen: daß ich aber den gradum der Schmerzen determiniren, oder den Bußkampf, wie er von den geiſtlichen Hebammen getrieben wird, und eher ein tauſend Abortus, als eine wohlgeſtalte Geburt herausbringt, rekommandiren ſollte, dazu würde mich kaum die augsburgiſche Konfeſſion perſuadiren können, wenn ſie es ſagte, vielweniger aber werde ich's den Theologis glauben, da ſie es nicht ſagt. Ich halte alſo alle Geburtsarbeit, dazu man die Seelen anſtrenget, nicht nur zur Geburt aus dem Geiſte unnöthig, ſondern auch ſchädlich. Giebt es ein dergleichen ſchmerzhaftes Gebären, nach der verſchiedenen Eigenart des Subjekts, von ſelbſt, ſo wird es auch ſelbſt bis zur Ausgeburt ſouteniren, und Menſchen könnten dabei auf's höchſte nichts thun, als dergleichen Motus möglichſt moderiren.“ An einem anderen Orte ſagt er: „Die Leute wollen, daß eine Seele, die zum erſtenmal um den Heiland weinet, noch etliche Wochen, Monate oder Jahre aufgehalten werde, den und jenen Prozeß durchpaſſiren, darnach abſolvirt werde, und dann in einer Ordnung, die wieder ihre Aphorismen hat, ein Heiliges werden muß. In meiner Idee iſt das ein Heiliges, das zu den Füßen des Heilands um Gnade weint; — das iſt ein ſolcher geheimnißvoller Moment der Freiheit, da man mit Liebesthränen zu thun hat, die uns keine Freude wehren. — Alle die ſcholaſtiſchen Geſchwätze haben dieſe Ideen in meinem Herzen nicht ausgelöſcht.“ Solche Anſichten gaben hinlänglichen Grund, ihm die Kindſchaft Gottes abzuſprechen; er mache den Leuten, hieß es, das Chriſtenthum allzuleicht, und ſie dadurch des wahren Heils, das nur durch Anſtrengung errungen werde, verluſtig. Auch mißfiel ſeine wenige Abgeſchloſſenheit, ſein thätiges und freudiges Weltwirken, das ſeiner Frömmigkeit unaufhörlich zur Seite blieb. Die Pietiſten verwarfen ihn bald völlig, und einige Gottesgelehrte aus ihrer Mitte erhoben ihm heftige Streitigkeiten, worin dieſe Gegenſtände, zum Theil öffentlich, mit Bitterkeit durchgefochten wurden. Zinzendorf ſah nun mit Schaudern in dieſe Finſterniß hinab, und trat bald als entſchiedener Widerſacher derſelben auf. Er warf den Pietiſten, außer der Uebertreibung des Bußkampfs, ihren unnatürlichen Zwang zum Gebet und Bibelleſen, ihre thörichtängſtliche Enthaltung von den ſogenannten Mitteldingen, und ihr zur Unwiſſenheit und Heuchelei führendes Formenthum vor, ja er dichtete in der Aufregung, die ſein Gemüth durch den weiteren häßlichen Verlauf dieſer Sachen erfuhr, folgende denkwürdige Liederzeilen:

„Ein einzig Volk auf Erden
Will mir anſtößig werden,
Und iſt mir ärgerlich;
Die miſerabeln Chriſten,
Die kein Menſch Pietiſten
Betitelt, als ſie ſelber ſich.“

Solcher Zornausdruck iſt auch den frömmſten Gemüthern eigen, und bei Zinzendorf um ſo weniger zu verwundern, als es für ihn ſelbſt hier in der heiligſten Sache die bitterſte Enttäuſchung galt. Daß ihn aber auch wahrhaft gottesfürchtige Leute verkannten und verurtheilten, das gereichte ihm zu tiefem Leid, welches er mit gedrücktem Herzen trug.

Doch kam einer der heftigſten Angriffe, die er um dieſe Zeit erfuhr, nicht von dieſer proteſtantiſchen Seite her. Ein Jeſuit in Schleſien, Pater Regent, der daſelbſt als Miſſionar die Schwenkfelder zu bekehren ſuchte, voll Verdruß, daß ihm ſeine Bemühungen durch Zinzendorf's Einfluß, wie er glaubte, bei dieſen Leuten mißlangen, gab eine Druckſchrift heraus, welche den Titel führte: „Nachricht von einer in der Oberlauſitz und Schleſien einreißenden neuen Sekte.“ Der Graf ſelbſt antwortete gar nicht darauf, allein Schwedler, Schäfer und Rothe, welche gleichfalls namentlich angegriffen waren, führten ihre und Herrnhuts Vertheidigung, doch ohne namentlich des Grafen, der es nicht wollte, zu erwähnen. Inzwiſchen machte jene Streitſchrift, an die ſich andere knüpften, hin und wieder nachtheiligen Eindruck, und konnte beſonders wegen einiger politiſchen Hindeutungen, welche tückiſch darein verflochten waren, ſchlimme Folgen haben. Zinzendorf wußte dieſen dadurch zu begegnen, daß er ſogleich an die oberſte Behörde ging, wohin dem Manne ſeines Standes jeder Weg offen ſtand. Er ließ durch ſeinen Agenten in Wien dem Kaiſerlichen Beichtvater, Pater Tönnemann, dem ſein Amt weitgreifenden Einfluß gab, das Verhältniß vorſtellen, und dieſer umſichtige Mann erklärte ſich ſo billig und ordnete alles zu ſolchem Glimpf, daß von dieſer Seite kein Nachtheil erfolgte. Schon früher hatte Zinzendorf bei dem Kaiſerlichen Beichtvater ſich für einige proteſtantiſche Prediger verwendet, die in Schleſien wegen ihres hervortretenden frommen Eifers als Pietiſten verſchrieen und als angebliche Neuerer verfolgt wurden; unter ihnen befand ſich der Paſtor Steinmetz in Teſchen, welchen der Graf perſönlich kannte. Auch an den Kaiſer ſelbſt hatte er ſchon deßhalb ein Schreiben gerichtet, das aber, weil die Sache ſchon zu weit war, nicht abgegeben wurde. Tönnemann ſeinerſeits konnte nicht mehr hindern, daß Steinmetz ſein Amt verlor, indeß verſprach er dem Grafen in freundlicher Antwort, daß er alles beitragen wolle, um das gute Vernehmen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten aufrecht zu erhalten. In der That bewirkte er, als Zinzendorf's dringende Empfehlung ſpäterhin bei dem Markgrafen von Baireuth eine Superintendentenſtelle in Neuſtadt an der Aiſch für Steinmetz eröffnete, dieſem die zur Annahme derſelben nöthige Kaiſerliche Vergünſtigung. Nach einigen Jahren wurde Steinmetz von dem Könige von Preußen zum Abt nach Kloſter Bergen berufen, wo ſein redliches Wirken höchſt fruchtreich und nach Verdienſt berühmt geworden. Zinzendorf's vornehme Fürſprache wurde gleicherweiſe einem anderen Geiſtlichen erſprießlich, der in Preußen im Gefängniß lag. Ein Prediger Tuchtfeld, aus dem Kreiſe der Pietiſten zu Halle ausgehend, tadelte die geſammte Kircheneinrichtung, wollte die Lehrvorträge weder den Geiſtlichen vorbehalten, noch auf die Kanzeln beſchränkt wiſſen, widerſprach den halliſchen Gottesgelehrten in der Kirche öffentlich, und predigte ſelber umherziehend auf Marktplätzen, Kirchhöfen, im Walde und auf offnem Feld; wegen der Unordnungen, die daraus entſtanden, war er zuletzt in Berlin verhaftet worden. Zinzendorf, der doch Gutes in dem Manne ſah, richtete eine Fürbitte geradezu an den König, und Friedrich Wilhelm der Erſte gewährte ſie in Gnaden, Tuchtfeld wurde aus ſeinem harten Gefängniſſe zuerſt in ein milderes gebracht, und bald völlig freigelaſſen. Günſtig für Zinzendorf war in Berlin der Oberhofprediger Jablonski geſtimmt, welcher großes Vertrauen beim Könige genoß; er war ein Enkel des berühmten Brüderbiſchofs Amos Comenius, und führte ſelbſt das Biſchofsamt über die Brüder in Polen. Mit ihm hatte ſich Zinzendorf in Briefwechſel geſetzt, ihm Nachricht von ſeinen Unternehmungen gegeben, und Rath von ihm begehrt. Derſelbe antwortete, es käme ihm vor, als ſähe er die uralte apoſtoliſche Lebensart der erſten Chriſten wieder neu aufleben, und das in der That erſcheinen, was man bisher etwa nur, gleich der Platoniſchen Republik, als einen frommen Wunſch habe anſehen wollen. Der Beifall und die Freude, welche Jablonski dem Grafen bezeigte, waren für dieſen eine große Stärkung, und gaben ſeiner Sache auch in weltlicher Beziehung hinwieder ein bedeutendes Gewicht.

Abermalige Ausflüge nach Ebersdorf, Saalfeld und Jena waren theils Folge der ſchon geknüpften Verbindungen, theils Anlaß zu neuen. Niemand wußte, ſo wie der Graf, ſeine Beſchäftigungen und Thätigkeiten zu vervielfachen, immer neue Gegenſtände zu den vorhandenen ſo förderlich zu geſellen, und alles, Neues wie Altes, ſo gemeinſam zu erwärmen und zu nähren. Seine Reiſen erhielten ein neues Ziel durch wiederholte Einladung von Seiten des Grafen von Wittgenſtein-Berleburg, der durch ſeinen Oberhofmeiſter von Kalkreuth über Herrnhut, wo derſelbe zum Beſuch geweſen, viel Gutes gehört hatte. Zinzendorf traf im Laufe des Septembers 1730 zu Berleburg und Schwarzenau ein, wo er viele, jedoch durch Meinungen von einander getrennte Fromme fand, die er zu vereinigen ſuchte. Ein Kanzleirath Dippel, bekannt als Schriftſteller, der die Religionswahrheiten mit den Waffen, welche man ſonſt gegen ſie anzuwenden pflegt, mit Spott und Laune vertheidigte, gewann anfangs den Beifall des Grafen, der von einer Schrift deſſelben ſagte; ſie ſei fere divina, und jener ſchien auch ſeinerſeits in den Geiſt Herrnhuts einzugehen. Als jedoch der Helfer Martin Dober nach Berleburg kam, und näher in Dippel eindrang, entdeckte ſich bald, daß dieſer in einer Hauptſache, in der Lehre vom Verdienſte Chriſti, ſehr abweichende Meinungen hatte, und da er nach mancherlei Rührungen ſich doch wieder verſtockte, ſo brach Zinzendorf zuletzt völlig mit ihm. Im übrigen hatte des Grafen Bemühen guten Fortgang; Bekehrte und Unbekehrte, unter dieſen auch Juden und Jüdinnen, ließen ſich von ihm erweichen, verſprachen ihre Herzen dem Heilande, und ſchloſſen ſowohl in Berleburg als in Schwarzenau, mit

Zuthun des Grafen von Wittgenſtein und einiger erweckten Pfarrer, eine Verbindung der Seelen, die durch eigne Statuten befeſtigt wurde. Im Yſenburgiſchen gab es Gemeinden ſogenannter Inſpirirten, welche Zinzendorf'en einluden, auf ſeiner Rückreiſe ſie zu beſuchen. Ein Sattler in Büdingen, Namens Friedrich Rock, war durch ſeine Inſpirationen oder göttliche Ausſprachen, wie man es nannte, in dieſen Gemeinden beſonders ausgezeichnet; ſein Handwerk vermochte den Trieb zu geiſtlichen Dingen, von denen er auch, da ſein Vater und Großvater Prediger geweſen, einige Ueberlieferungen hatte, nicht zu hemmen. Seine ächte Frömmigkeit, ſein geſetztes und beſcheidenes Weſen, ohne Härte, ohne Rechthaberei, und dabei ſeine große Erfahrung in Gemeindeſachen und Seelenführungen, machten den angenehmſten Eindruck auf den Grafen, der ſich in große Vertraulichkeit mit ihm einließ, und gleich Anderen von ihm du genannt ſein wollte, wie er überhaupt ſich nicht gern gnädiger Herr nennen hörte; Rock und ſeine Anhänger wollten gern ein näheres Verhältniß mit Herrnhut knüpfen, und der Geiſt gebot es ihnen durch eine Inſpiration, welche Rock in Gegenwart ſeiner Freunde und Zinzendorf's hatte; der ruhige, verſtändige Mann erfuhr plötzlich eine allgemeine Erſchütterung, ſeine Augen blickten verzerrt, und alsbald gerieth ſein Kopf in die heftigſte Bewegung, indem derſelbe mit außerordentlicher Geſchwindigkeit rechts und links ſich nach dem Rücken hindrehte; die kurzen Redensarten, die er in dieſem Zuſtande weiſſagend hören ließ, galten als das lebendige Wort Gottes ſelbſt, und wurden ſorgfältig aufgefaßt, bewahrt und angewandt. Dieſer Anblick war Zinzendorf'en erſchrecklich; derſelbe Mann, der in ſeinem gewöhnlichen Weſen ihm als ein wahres Kind Gottes ungemein lieb und vertraut war, erregte ſeinen ganzen Widerwillen, ſobald er auf ſolche Art weiſſagte. Daraus entſtand in des Grafen Gemüth ein feindlicher Zwieſpalt, der ſich nicht ausgleichen ließ. Die Verbindung mit Herrnhut unterblieb, doch beſtand noch längere Zeit ein naher Verkehr, und Zinzendorf bekannte ſpäter, daß er Rock'en einige Jahre lang geehrt, geliebt und bewundert habe, ja daß, nach gänzlicher Entzweiung, die zuletzt durch Rock's unbedingte, vom Geiſt in ihm ausgeſprochene grobe Verwerfung der Taufe und des Abendmahls zum Ausbruch gekommen, er dennoch nicht aufgehört habe, den Mann zu bewundern. Wir aber müſſen Zinzendorf's tiefen und feinen Sinn anerkennen, der in allen Geſtaltungen der Frömmigkeit das zum Grunde liegende Wahre und Gute liebevoll umfaßte, und um deßwillen auch manches Abweichende nachſichtig walten ließ, bei allem Hange jedoch, der auch ihn dem Abentheuerlichen und Ausſchweifenden mit Wärme zuwandte, und oft geraume Zeit in deſſen bedenklichſten Einflüſſen hielt, niemals in ihnen befangen wurde, ſondern über jeden Abweg immer nur wieder zu dem wahren Ziel gelangte. Die Art, wie er ſich der verirrten Seelen, welche einſeitigen, doch ihrem Urſprunge nach nicht falſchen Religionstrieben gefolgt waren, liebreich und herablaſſend annahm, fiel aber um ſo mehr auf, als in jener Zeit die proteſtantiſchen Geiſtlichen gewöhnlich ſehr ſtreng und hart in ihren Zurechtweiſungen zu ſein pflegten, und es konnte nicht fehlen, daß ihm ſeine Hinneigung zu dergleichen Menſchen, wie Rock, und ſein herzliches Benehmen mit ihnen, von allen Seiten ſehr übel gedeutet wurde, und zu vielen mehr oder minder öffentlichen Beſchuldigungen Anlaß gab. Gegen die der Werkheiligkeit, als wolle er die Seligkeit, anſtatt durch das Verdienſt des Heilandes, durch ſein eignes erwerben, vertheidigte ihn der Helfer Martin Dober in einem nachher gedruckten Schreiben, worin er verſicherte, der Graf achte alle Vorzüge eines unſträflichen Wandels, alle Einſicht und Gelehrſamkeit, gegen die überſchwängliche Erkenntniß Jeſu Chriſti für nichts.

Die Rückreiſe machte er größtentheils zu Fuß, indem er den Wagen leer nachfahren ließ. Unterwegs, in Ebersdorf und anderen Orten, wo er verweilte, und oft nur mit Mühe ſich losreißen konnte, wirkte er nach gewohnter Weiſe im Dienſte des Heilandes, beſprach ſich mit Frommen, erweckte und beſtärkte gute Geſinnungen, und kam ſo, ohne ſeine Thätigkeit unterbrochen zu haben, am 15. Oktober 1730 wieder in Herrnhut an. Hier war alles in gewohntem Gange. Die Andachten und Erbauungsweiſen wurden noch vermehrt durch tägliche Unterredungen, die er, ſowohl in ſeinem Hauſe als in der Gemeinde, für alle Bedenken, Zweifel, und was ſonſt Herz und Sinn drücken möchte, eröffnete, und wobei jeder ſagen durfte, oder auch gefragt wurde, wie es mit ſeinem Herzen ſei, und ob er gegen einen Bruder etwas habe, oder in einer Sache Erläuterung wünſche. Ueber die Schriften der Frau von Guion, die hin und wieder Eingang gefunden hatten, hielt er kurze Vorträge, Viertelſtunden genannt, welche jenen Myſtizismus mehr zu beſeitigen, als zu fördern geeignet waren. Es wurde feſtgeſetzt, jeden Monat gemeinſchaftlich das Abendmahl zu nehmen. Der Einrichtung der Chöre, welche zu beſondern Erbauungen vereinigt waren, ſchloſſen ſich noch eigne Chorliebesmahle an, bei welchen Perſon für Perſon nach ihrem Seelenzuſtande gefragt, und demſelben gemäß einer beſtimmten Klaſſe des Chors zugetheilt wurde. Ferner wurde eine ſonntägliche Verſammlung der unmündigen Kinder veranſtaltet, die ſich ſchon auf dem Arm der Wärterinnen gewöhnen ſollten, den Geſang und das Gebet anzuhören; auch dieſe Kinder mußten dem Grafen einzeln vorgezeigt, und ihm über ſie Bericht gegeben werden. In den vielfachſten Gliederungen ſo getrennt und vereint, überall bewacht und geleitet, immer beſchäftigt und angeregt, war die Gemeinde ſich ſelber das Werkzeug ihrer thätigſten Förderung. Aber Zinzendorf und ſeine perſönliche Leitung waren überall in dieſer Ordnung noch beſonders gegenwärtig. In der Gemeindezucht übte er große Strenge, hauptſächlich gegen diejenigen Brüder und Schweſtern, die irgend ein Amt hatten, oder ihm vorzüglich lieb waren; doch war neben ſeiner Strenge die liebreichſte Milde ſtets bereit, den Sünder zu tröſten, mit ihm zu weinen, ihm neue Hoffnung einzuflößen; auch beurtheilte er grobe äußerliche Vergehen, und ſolche, die im Gemüthe wurzeln, ſehr verſchieden, und ahndete z. B. Geſchlechtsſünden weniger ſcharf, als Hochmuth, Gehäſſigkeit, oder Neid, gegen die er, nach Spangenberg's Ausdruck, wie ein Löwe losfuhr. Eben ſo eifrig nahm er ſich der Kranken an, deren Geneſung ihm von der Seele her um ſo ſicherer anfangen zu müſſen ſchien, als er überzeugt war, daß alle Krankheiten, einige durch geringere Uebel abgerechnet, gegen welche durch Pflege und Schonung eben ſo viel und mehr, als durch Arzneimittel, ausgerichtet würde, ihre beſondre Abſicht hätten, und der Heiland ſie als Botſchaften ſende, deren Sinn man zu erforſchen und zu beachten habe; ſobald man aber dieſe Urſache mit Innigkeit erkenne, und nicht etwa ein Abruf aus der Zeit damit gemeint ſei, ſo dürfe man auch zu geneſen hoffen. Manche Wunderkuren, die ſich in Herrnhut um dieſe Zeit ereigneten, daß Kranke durch ein Glaubenswort, oder durch das Gebet eines Anderen, von gefährlichen Schäden oder ſchweren Krankheiten auf der Stelle befreit wurden, konnte und durfte Zinzendorf nicht in Zweifel ſtellen, ihm ſelbſt war ein ſolches Gebet für Martin Dober, der beinah ſchon im Verſcheiden lag, einſt wunderbar erhört worden; er läugnete dieſe Kraft des Glaubens nicht, ſondern freute ſich vielmehr ihrer Aeußerung. Inzwiſchen hielt ſeine ächte Frömmigkeit, die ſtets auf ihren innerſten Kern zurückging, und aus höherem Stoffe auch die geringeren Werke der Klugheit leiſtete, ihn von den gefährlichen Lockungen des Wahns und der Einbildung, die in ſolcher Richtung liegen, treulich bewahrt. Er meinte, von dergleichen Ereigniſſen dürfe man nicht viel reden; auch ſeien die Wunder nicht um der Gläubigen willen, ſondern wegen der Ungläubigen; wer die Gabe des Wunderglaubens habe, ſei darum kein beſſeres Kind Gottes, ſondern vielleicht gar ſchlechter, als Andere, die ſolche Gabe nicht beſäßen, noch ſelbſt erſtrebten. In dieſem ſichern, wohlzeitigen Einlenken und Innehalten, bei ſo kühnem und leichtbeweglichem Vorſchreiten finden wir Zinzendorf's hohen Werth ächt bethätigt, und die Reinheit ſeiner Antriebe ſchön verbürgt.

Merkwürdig aber iſt es, daß grade jetzt, da Herrnhut in Einigkeit zu gedeihen ſchien, und im Innern keinen Widerſpruch kund gab, Zinzendorf ſelbſt das Eigenbeſtehen ſeines ganzen Werks durch Aufwerfung der bedenklichſten Frage gefährdete, die er kurz vorher mit allem Ernſt und Eifer glücklich beſeitigt hatte. Die Sache verhielt ſich folgendergeſtalt. Der Ruf des neuen Gemeindeweſens und der ſegenreichen Frömmigkeit in Herrnhut zog eine Menge von Beſuchen dahin; Vornehme und Geringe wollten an den Gnadenwirkungen Theil haben, Andere wenigſtens die Anſtalten kennen lernen, Manchen war es auch nur um Befriedigung der Neugier zu thun. Da ergab ſich denn, daß die Urtheile nicht nur vieler weltlichgeſinnten Leute, ſondern auch mancher durch ihre Geſinnungen und Einſichten wie durch ihren Wandel ehrwürdiger Perſonen, welche der Graf als ächte Kinder Gottes erkennen mußte, für Herrnhut ſehr ungünſtig ausfielen, und beſonders die Verfaſſung und Zucht der Brüderkirche, im Gegenſatze der Lutheriſchen, hart getadelt wurden. Man ſah darin ein unſichres, ſchwankendes Beginnen, das einen Boden erſt erwerben wolle, der ſchon längſt allgemein und feſt vorhanden ſei, und grade durch ſolche Unternehmung nur geſchmälert werde. Dergleichen Mißvergnügen von bedeutenden Stimmen ausgeſprochen, und oft mit wohlmeinender Warnung begleitet, wirkte nun auf den Grafen ein, er gab ſich allerlei Zweifeln hin, und entſchloß ſich bald, den Aelteſten und Helfern die Sache vorzutragen. Mit ihrer Zuſtimmung brachte er am 7. Januar 1731 in einem Gemeinderath die Frage vor, ob man nicht, um alles Aufſehen, Anſtoß und Hinderniß der Vereinigung mit anderen Kindern Gottes in der Lutheriſchen Kirche zu heben, ſich dadurch allgemeiner zu machen, und mehr Nutzen zu ſchaffen, die Brüderverfaſſung fahren laſſen, und ſich lediglich ohne Unterſcheidung unter die Lutheriſche Verfaſſung begeben ſollte? Er bemerkte, daß jetzt nicht, wie früher, Beſorgniß wegen Verfolgungen und andere Weltrückſicht, ſondern nur das Beſte der Gottesſache ſelbſt den Vorſchlag begründe. Allein dieſer, ehmals in der Gemeinde ſelbſt ſo eifrig betrieben, fand nunmehr in ihr den ſtärkſten Widerſpruch. Die allermeiſten Stimmen waren für die Beibehaltung einer dreihundertjährigen, trotz grauſamer Verfolgungen ſegenreich beſtandenen Ordnung, die in der proteſtantiſchen Kirche als ein wahres Kleinod zu betrachten ſei, welches ſie den Nachkommen treu überliefern müßten; ihre Einrichtungen ſeien dem Worte Gottes gemäß, ſo lange ſie dies wären, dürften ſie nicht verlaſſen werden, und böten grade ſie jedem frommen Verlangen die offene Vereinigungsſtätte dar, die man ihnen jetzt anmuthe anderswo zu ſuchen. Zinzendorf beharrte indeß noch bei ſeinem Vorſchlag, und ſuchte denſelben mit manchen Gründen zu unterſtützen. Da man aber auf dieſem Wege zu keinem Ergebniß gelangen konnte, ſo vereinigte man ſich dahin, mit kindlicher Hingebung in den Willen des Heilands, das Loos entſcheiden zu laſſen. Zwei Stellen aus der Bibel wurden demnach als Looſe aufgeſetzt; die eine, aus der erſten Epiſtel an die Korinther genommen, hieß: „Denen, die ohne Geſetz ſind, werdet ohne Geſetz, ſo ihr doch nicht ohne Geſetz ſeid vor Gott, ſondern ſeid in dem Geſetz Chriſti, daß ihr die, die ohne Geſetz ſind, gewinnet;“ die andere Stelle war aus der zweiten Epiſtel an die Theſſalonicher: „Stehet nun, lieben Brüder! und haltet ob den Satzungen, die ihr gelehret ſeid.“ Man hielt inniges Gebet, um des Heilands Entſcheidung zu erflehen, und Zinzendorf's noch nicht vierjähriger Sohn zog hierauf das Loos; es erſchien das letztere, wodurch, nach der Abrede, die Brüderverfaſſung beſtätigt wurde. Dieſe Entſcheidung ſchlug jeden Zweifel nieder, der Bund wurde nun um ſo kräftiger aufgerichtet, und Zinzendorf hielt in dieſem Sinn eine feurige Rede, die mit der für den folgenden Tag beſtimmten Looſung aus dem ſechsundvierzigſten Pſalme ſchloß: „Jeruſalem, Jeruſalem wird dennoch bleiben.“ Hiemit war der Zerſtörungskeim, der ſich über Herrnhut aus deſſen eignem Innern entfalten konnte, auf dem höchſten Punkte, den er zu erreichen vermochte, für immer ausgelöſcht. Daß der Stifter ſelbſt zur Vernichtung ſeines Werkes rieth, war eine Gefahr und Prüfung, die beſtanden zu haben ihm ſelber vielleicht ein nothwendiges Bedürfniß war. Wie ſonderbar und auffallend auch Zinzendorf hiebei erſcheinen mag, der ſein früher mit beharrlichem Muthe gegen inneren Feind vertheidigtes Unternehmen jetzt, da es keinen ſolchen Feind mehr hegt, ſelber angreift, und endlich das Ganze auf die Spitze eines unzuberechnenden Zufalls ſetzt, ſo können wir doch ſein Verfahren nicht grade aus Schwäche und Wankelmuth herleiten, einem ſolchen Vorwurfe, ſofern er Weſentliches berühren ſollte, widerſpricht ſein ganzes Leben; aber keine Geſtaltung, wie beſeelt und wie lieb und theuer ſie auch erſcheinen mochte, konnte ihn ganz beruhigen, das Leben der Frömmigkeit hielt ſich ihm [illegible] andre Leben, nur in täglich von Grund [illegible] erneuter Frag- und Kampfſtellung

Bayeriſche

friſch, höchſte Ruhe und Sicherheit war ihm nur in dem Heiland; durch das Loos aber dieſem die Entſcheidung anheimgeben, hieß in ſeinem Sinne nicht den Zufall, ſondern die höchſte Einſicht fragen.

Von Zinzendorf's perſönlichem Benehmen ſind hier noch einige Züge anzuführen. Seine Geduld und Milde in allem Widerwärtigen, das nur den Menſchen, nicht eine höhere Angelegenheit betraf, war muſterhaft. Der Magiſtrat einer benachbarten Stadt ließ die Brüder, welche ſein Gebiet zu geiſtlichem Beſuch oder auch ſelbſt in bürgerlichem Geſchäft betraten, in's Gefängniß werfen und ſonſt hart behandeln; auch die erweckten Frommen, welche in jenem Gebiete wohnten, hatten viel Ungemach zu dulden, und wurden geſtraft, wenn ſie ihre gemeinſamen Erbauungen hielten. Zinzendorf hätte durch ſein weltliches Anſehen dieſe Behandlung leicht abwehren können, allein er mahnte zur Geduld, und ſchloß vielmehr in der Gemeinde Gebet nebſt den gefangenen Brüdern auch jenen Magiſtrat liebevoll ein, gegen welchen klagbar zu werden er den Gekränkten auch dann noch abrieth, als nach längerer Zeit eine landesherrliche Unterſuchung, wegen anderer Beſchwerden eingeleitet, auch dieſen das günſtigſte Gehör verſprach. Dieſes edle Beiſpiel chriſtlicher Vergebung verfehlte ſeine Wirkung nicht, die Gegner ſchämten ſich, und die Verfolgten blieben lange Zeit unangefochten. Auch in der perſönlichſten Berührung behauptete er dieſen Sinn. So berichtet er, in ſeinem Tagebuch aus dieſer Zeit, ein ihm ſonſt werther, aber damals mißtrauiſch und feindlich geſtimmter Mann habe ihm einen ganzen Tag hindurch unter dem Namen von Fragen und Bedenklichkeiten die allerhärteſten und unglaublichſten Injurien geſagt, der Herr Jeſus aber Gnade gegeben, daß ſie durch Geduld und Gelaſſenheit alle prompt gehoben worden. Zweien auswärtigen Männern, die über das Verhältniß des Grafen zu den Schweſterchören grobe Verläumdungen in die Welt geſandt hatten, darauf ihr Unrecht einſahen, und in großer Gewiſſensangſt ihre bittre Reue in Herrnhut kund gaben, bezeigte er, was ſie ſelber nie hoffen zu dürfen meinten, ſeine herzliche Vergebung und Liebe, und wandte alles an, ſie in ihrem untröſtlichen Leide zu beruhigen. Von ſeiner Gewalt über die Menſchen und ſeiner lebendigen Beziehung mit ihnen können folgende Beiſpiele Zeugniß geben. Ein Bruder aus Mähren, der in Herrnhut anfangs in vieler Gnade gelebt, aber durch Unfrieden in düſtre Verſtockung gerathen war, beſchloß den Ort zu verlaſſen und nach Mähren zurückzukehren. In der Nacht aber, die er zur heimlichen Ausführung ſeines Vorhabens auserſehen, wurde er dem Grafen, dem er ſchon dreiviertel Jahre ſchweigend im Sinne gelegen, durch wunderbaren Zug der Einbildung beſonders gegenwärtig, dieſer ſuchte ihn trotz der nächtlichen Weile ſogleich auf, und als er bei ihm eintrat, wollte derſelbe eben hinausgehen, um nie wiederzukehren. Betroffen durch Zinzendorf's unerwarteten Anblick, konnte er der liebreichen Frage, wie es ihm gehe? nur antworten: „Nicht gut.“ Der Graf erwiederte: „Das höre ich nicht gern:“ und erweichte bald durch ſein herzliches Weiterreden ihn zu vielen Thränen. Tages darauf kam der Mann von ſelbſt, beichtete ſeinen ganzen Zuſtand wie auch ſein gehegtes Vorhaben, ergab ſich dem Grafen mit neuem Vertrauen, folgte demſelben zu der nächſten Abendmahlsfeier nach Bertholdsdorf, und blieb ſeitdem zufrieden und fröhlich bis an ſeinen Tod im Schooße der Gemeinde. Eben ſo bewog Zinzendorf einen ſeiner Schutzunterthanen, der gegen die Kindertaufe eifernd ſein Kind nicht wollte taufen laſſen, und deßhalb von Paſtor Rothe bei der Obrigkeit verklagt wurde, durch freundlichen Unterricht und herzlichen Zuſpruch, daß er ſich willig in den Kirchengebrauch fügte, welchen der Graf ſich nicht berechtigt hielt, jemanden gegen ſeine Erkenntniß aufzudringen. Ein andresmal verſetzte er eine Frau, welche krank und aufgeregt in religiöſem Triebe nach Herrnhut gekommen war, aber mehr Aufhebens mit ihren Klagen als Fortſchritte im Heil machte, und einen anderen Seelenzuſtand vorgab, als ſie wirklich hatte, durch eine ſtarke Rede von der Heuchelei und ihrer Abſcheulichkeit in ſolche Erſchütterung, daß ſie ohnmächtig aus dem Saale getragen werden mußte, und ihre bisherige Betrügerei darauf reuig eingeſtand. Zinzendorf hielt dafür, daß ein Menſch, der ſich dem Heilande noch nicht ergeben, und dies nur aufrichtig bekenne, demſelben ſchon mehr gehöre, als ein anderer, der ſich zum Beten und Weinen anſtelle, und ſeinen wahren Zuſtand darüber verlängne.

Schon längſt fühlte Zinzendorf in ſeiner gewählten Lebensbahn einen Mangel, dem er ernſtlich abzuhelfen beabſichtigte. Es war dies die Nichtübereinſtimmung ſeines äußeren weltlichen Standes mit ſeinem inneren geiſtlichen Beruf; um letzteren ganz zu erfüllen, mußte er wirklich ein Geiſtlicher werden, und förmlich dieſem Stande angehören, erſt dann konnte er feſten Schrittes auf nicht mehr ſchwankendem Boden auftreten, und Freunden und Gegnern eine genügende Haltung bieten. Den Studien nach durfte er längſt als ein Gottesgelehrter gelten, ſeine Thätigkeit umfaßte nicht minder das ganze Gebiet eines Predigers und Seelſorgers, es kam alſo nur wirklich auf Aneignung der äußeren Form und der damit verbundenen Berechtigungen an. Seinen ererbten Standesvorzug und angeſehenen Rang achtete Zinzendorf perſönlich für nichts, und er war ſtets bereit, ſie gegen äußerlich geringere, ihm aber dem Weſen nach erhabnere Verhältniſſe auszutauſchen. Auch konnte ihm hiebei das Beiſpiel des Fürſten Georg von Anhalt, der zur Zeit Luther's regierender Fürſt und zugleich ordinirter evangeliſcher Prediger war, herrlich vorleuchten. Allein er glaubte in dieſer Beziehung den Vorurtheilen Anderer vielfache Rückſicht ſchuldig zu ſein, und wollte unnöthiges Aufſehen, oder gar Zwieſpalt und Aergerniß möglichſt meiden. Hier kam es nun darauf an, einen ſchicklichen Uebergang, eine Art Mittelſtufe, zu gewinnen. Zuerſt mußte er ſein Verhältniß im ſächſiſchen Staatsdienſte, das nur noch locker beſtand, völlig auflöſen, und dazu ſchien die Annahme anderer Dienſtverhältniſſe, die ihn auf anderer Seite doch nicht bänden, ein ſchicklicher Schritt, für welchen der Hof von Kopenhagen der günſtigſte Ort dünkte. Der Kronprinz von Dänemark hatte als König Chriſtian der Sechste den däniſchen Thron jüngſt beſtiegen, und der gottſelige Sinn des frommen Fürſten bewährte ſich in jeder Art; dem ganzen däniſchen Hauſe war Zinzendorf innig befreundet, und es fügte ſich ihm der Anlaß leicht, zur bevorſtehenden Krönung des Königs nach

Dänemark zu reiſen. Er wünſchte jedoch hiebei nicht ohne Wiſſen und Gutfinden der Gemeinde zu verfahren, trug ihr daher ſein Vorhaben im Allgemeinen vor, und erhielt ihre Zuſtimmung durch hundertachtunddreißig bejahende gegen vier verneinende und fünfzehn unentſchiedene Mitglieder; er glaubte überdies von dem Heilande ſelbſt die Billigung der Reiſe zu vernehmen. So trat er denn mit Zuverſicht, wiewohl mit wehmüthigen Thränen wegen der Trennung von der lieben Gemeinde, am 25. April 1731 in Begleitung einiger Brüder ſeine Wanderung an. Die Reiſe ging ziemlich raſch, doch fand ſich noch immer Gelegenheit, hin und wieder Fromme zu beſuchen und Erbauungen zu halten. In Kopenhagen war ihm die beſte Aufnahme bereitet, die Mutter der Königin, Markgräfin Sophia Chriſtiana von Brandenburg-Kulmbach, und viele andere Perſonen am Hof und in hohen Staatsämtern, waren ſchon aus früherer Zeit ihm befreundet, andere wurden es gern bei ſo günſtigen Umſtänden; denn auch dieſe wirkten ein, und ihm entging nicht, daß die fromme Sinnesart des Königs, welche die Frommen gern hervorhob, zur Frömmigkeit auch die hartherzigen Leute heranzog, und ſelbſt die ganz herzloſen, welche eben ſo jeder anderen Weiſe des Fürſten gehuldigt hätten. Indeß befanden ſich in der dortigen vornehmen Welt, und in der Königlichen Familie ſelbſt, manche wahrhaft Erweckte, mit welchen Zinzendorf des liebreichſten Umganges genoß. Der König zeichnete ihn ſehr aus, und da er an ihm vorzügliche Gaben bemerkte und allgemein rühmen hörte, ſeinen Verſtand, ſein Betragen, ſeine Geſchicklichkeit, und dabei große Gradheit und Offenheit, ſo ließ er ihn unter der Hand befragen, ob er eine Stelle im Staatsminiſterium annehmen würde. Zinzendorf aber verbat eine ſo hohe Würde durchaus, und machte andere Vorſchläge zu ſeiner Anſtellung, die jedoch ſo beſcheiden waren, daß man an ihrem Ernſte zweifeln wollte, denn ihm war nur daran gelegen, ein Amt zu erlangen, das ihn dem Dienſte des Heilands nicht entzöge, und ihn auch nicht nothwendig in Dänemark feſthielte. Die Sache kam nicht zu Stande, indem einflußreiche Perſonen, und unter ihnen ſolche, die ihn öffentlich am ſtärkſten lobten, heimlich ihm entgegen wirkten, und ſein Bleiben in Dänemark nicht wünſchten. Der König lud ihn nach Friedrichsburg ein, um der Krönungsfeierlichkeit beizuwohnen, und verlieh ihm bei dieſer Gelegenheit den Orden von Danebrog. Der Graf, von dieſer Abſicht im Voraus benachrichtigt, ſah in dieſer weltlichen Ehre nur ein Hinderniß für den Dienſt des Heilands, brachte die ganze Nacht vorher in Gebet und Thränen ſchlaflos zu, und war ſchon entſchloſſen den Orden nicht anzunehmen, was ihm jedoch die Markgräfin von Kulmbach, die ihn zu ſich rufen ließ, mit Erfolg ausredete; eben ſo nachher, als er ſich wegen dieſes Schmuckes ſehr unglücklich fühlte, und den Orden zurückgeben wollte, vermochten ernſtliche Zureden doch, daß er ihn einſtweilen noch behielt. Der König zog ihn über manche Angelegenheiten zu Rath, und der Kronprinz, in der Folge als König Friedrich der Fünfte der Freund Bernſtorff's und der Beſchützer Klopſtock's, damals aber noch in zartem Alter, hörte wohlgefällig ſeine Reden von dem Heilande. Ungeachtet des großen Wirkungskreiſes, den er hier offen fand, mußte er ſich zuletzt geſtehen, daß auch ein frommer Hof, weil er doch immer ein Hof bleibe, ihn ſchwerlich befriedigen könne. Er ſchrieb hierüber an ſeine Gemahlin: „Wenn das Gute bei Hofe gefördert werden muß, ſo kann ich's nicht unternehmen. Denn es geht ſo viel edle Zeit oft auf die geringſte Kleinigkeit, daß man bei Gott nicht verantworten kann, ſeine Stunden und Tage ſo ſehr zu mißbrauchen;

„Mein Beruf heißt: Jeſu nach,
Durch die Schmach;
Durch's Gedräng von auß- und innen;
Das Geraume zu gewinnen,
Deſſen Pforten Jeſus brach."

Mehr als Gunſt und Ehre beſchäftigte ihn hier die Bekehrung der armen Heiden in Grönland und im däniſchen Weſtindien, wozu die Anſtalten theils ſchon beſtanden, theils noch zu treffen waren. Die heldenmüthige, mit unendlichen Drangſalen verbundene, und bei aller anſcheinenden Erfolgloſigkeit beharrlich fortgeſetzte Unternehmung des däniſchen Predigers Hans Egede und deſſen Sohnes Paul, das Chriſtenthum unter den Grönländern zu verbreiten, regte ſeinen ganzen Eifer an, und er beſchloß, Paul Egede's jetzt eben bedrohtes Werk thätig zu unterſtützen. Am 1. Juli reiſte der Graf von Kopenhagen wieder ab, hatte auf beiden Belten während der Ueberfahrt heftigen Sturm zu beſtehen, wobei die Looſung des Tages und ein gottergebenes Lied ihm freudigen Muth erhielten, ſah in Schleswig nochmals die Königliche Familie, von welcher er in herzlicher Liebe und in dankbarer Ergebenheit Abſchied nahm, und ſetzte darauf ſeinen Weg über Rendsburg und Hamburg fort. In Statthagen beſuchte er die verwittwete Gräfin Sophie zur Lippe, Stiefmutter des nachher berühmt gewordenen Grafen Wilhelm zur Lippe, in Wolfenbüttel die verwittwete Herzogin, in Wernigerode die dortige gräfliche Familie; überall war er beſtens aufgenommen, und hielt Betſtunden und erbauliche Unterredungen. In Halle, wo ihn auch Baumgarten beſuchte, führte er ein wichtiges fünfſtündiges Geſpräch mit dem Profeſſor Francke, dem Sohne, errichtete, wie er ſich ausdrückt, mit ihm ein Bündniß, Chriſti Reich auf den Grund der Einfalt mit aller Treue auszubreiten, und hielt nun die Scheidewand zwiſchen Halle und Herrnhut für weggenommen. Die Folge jedoch zeigte darin keinen Beſtand, indem Francke ſpäterhin mehrmals dem Grafen erklärte, wie er außer der allgemeinen Liebe mit ihm zu konnektiren nicht gemeint ſei, worauf indeß Zinzendorf, von wärmerer Liebe beſeelt, edel erwiederte, ihm ſolle deßungeachtet Francke's Andenken noch werther ſein, als es die generale Chriſtenpflicht erfordern möchte. Am 21. Juli früh um 2 Uhr traf er in Herrnhut ein, wo er die ledigen Brüder zu ſeiner Freude noch im Gebet beiſammen fand.

Die Reiſe, wiewohl in der Folge durch vielfache Beziehungen fruchtbar, war für jetzt ganz gegen die Abſicht ausgefallen; anſtatt minder drückende Verhältniſſe vermittelſt des frommen Hofes zu gewinnen, ſah er durch denſelben die vorige Laſt nur mit neuem Ehrenglanze vermehrt, welcher nicht wenige Mißreden und Verläumdungen auch bei ſonſt wohlmeinenden verurſachte, und ihm ſelbſt manche Bekümmerniß gab. Um ſo freudiger fand er ſich wieder in dem geliebten Herrnhut, wo ſeine Thätigkeit alsbald vielfach in Anſpruch genommen wurde. Das Gedeihen des Orts war ſichtbar, der Verſammlungsſaal auf das Doppelte erweitert, fünf neue Häuſer im Bau; ſein eignes Hausweſen war durch die Sorge der Gräfin, ungeachtet Mißwachs und die Unterkunft neuer Ankömmlinge manche Bedrängniß verurſachten, in gutem Stande; vierundſiebzig neue Auswanderer waren nämlich während ſeiner Abweſenheit aus Mähren eingetroffen, und hatten Obdach und Nahrung empfangen. Der Graf lud dieſe Leute bald nach ſeiner Ankunft alle zu ſich zum Eſſen, und behandelte ſie ſehr liebevoll. Sie machten ihm jedoch große Sorge wegen des Lärms, der ſich ſtets erneute, als würden dieſe Auswanderungen von ihm angeſtiftet; ein Ermahnungsſchreiben, welches deßfalls an ihn aus Dresden erging, beantwortete er bündig, indem er den Ungrund jenes Vorgebens darlegte; jeder Einzelne jener Ankömmlinge war genau verhört und unterſucht; nur dem reinen Verlangen, den evangeliſchen Glauben zu bekennen, die Aufnahme gewährt; das Zurücklaſſen zeitlichen Guts faſt immer als Beweis gefordert worden. Da man nichtsdeſtoweniger fortfuhr, in Schleſien durch allerlei Druckſchriften ſolche Beſchuldigungen auszubreiten, ſo wandte er ſich abermals nach Wien an den Pater Tönnemann, welcher freilich genugſam wiſſen konnte, daß ſie falſch ſeien, und daher gern einwirkte, dergleichen Verläumdung fernerhin abzuſtellen. Eine Sendung, welche die Gemeinde von Zauchtenthal in Mähren eigends abordnete, um zwei ihrer ausgewanderten Mitglieder in Anſpruch zu nehmen, erhielt in Betreff einiger Schuldforderungen Befriedigung, wurde aber in Abſicht der Perſonen ſelbſt, deren Rückkehr ſie verlangte, verneinend abgefertigt, da dieſe Leute in Mähren als Evangeliſche nicht leben dürften, katholiſch zu werden aber gegen ihr Gewiſſen fänden. Dagegen waren Brüder aus eignem Antriebe nach Mähren zurückgegangen, um ihre Angehörigen zu beſuchen, und geriethen daſelbſt in mancherlei Gefahr. Einer derſelben, in Geſellſchaft einiger Auswanderer unſchuldig verhaftet, entzog ſich dem Gewahrſam, und als er dies bereuend ſich wieder ſtellen wollte, fand er keine Wache mehr an dem Orte, wo er ſie verlaſſen.

Ein Anderer wurde aus dem Gefängniß fortgeſchickt mit einem unbegehrten offnen Briefe des unwahren Inhalts, daß er ſeinen Irrthümern entſagt habe. Beide kamen ſo nach Herrnhut zurück, wo aber die Umſtände, welche ſie erzählten, eine eigne Unterſuchung veranlaßten. Sie mußten ſich reinigen, der erſtere durch die einſtimmigen Zeugniſſe ſeiner in Herrnhut nach und nach anlangenden damaligen Gefährten; der andere wurde ſogar zur Rückkehr bewogen, um die Behörde aufmerkſam zu machen, jener offne Brief enthalte Falſches, dem er ſeine Freiheit nicht verdanken wolle; zum Glück für ihn mochte die Behörde, über den neuen Fall verdrießlich, von ſolchen Weitläuftigkeiten nichts hören, hieß ihn kurzweg ſich fortpacken, und gab ihm noch auf ſeine Bitte nur die Beſcheinigung, daß er dort geweſen.

Dieſe faſt ängſtliche Strenge des Grafen und der Gemeinde war durch beſondre Umſtände, die ſich in der Nähe geſtalteten, nur zu ſehr gerechtfertigt. Seine geliebte Tante, Henriette von Gersdorf, hatte ſchon geraume Zeit ſeinen Anſtalten und Einrichtungen keinen Beifall bezeugen können, und wie gering der Unterſchied ihrer beiderſeitigen Sinnesart auch ſein mochte, ſo war er doch vermögend, einander ſo werthe Perſonen ganz zu trennen. Im Weſentlichen jedoch mit dem Grafen von gleichem Triebe geleitet und in ähnliche Verhältniſſe geſtellt, hatte die Freiin von Gersdorf, als damalige Gutsherrſchaft von Großhennersdorf, daſelbſt einigen böhmiſchen Familien, die um des Glaubens willen ſchon vor Jahren nach der Lauſitz gezogen waren, eine Zuflucht gewährt, und ihnen einen Lutheriſchen Geiſtlichen Johann Liberda aus Schleſien berufen, der durch ſeine Predigten eine große Erweckung ringsumher bewirkte, ſo daß aus der Lauſitz und aus Böhmen ſelbſt eine große Zahl neuer Anſiedler nach Großhennersdorf kamen, und für die Böhmen ein eigner Ort gebaut wurde, den man ſchon als ein Gegen-Herrnhut bezeichnete; wie Zinzendorf mit den Mähren, ſo wolle ſeine Tante, hieß es, mit den Böhmen ihren Eifer zeigen. Der lebhafte Religionsverkehr, welcher ſich hier auf der Gränze zwiſchen Sachſen und Böhmen entwickelte, die Ausbreitung protestantiſcher Einflüſſe in letzterem Lande, und das Hinüberziehen ſo mancher Aufgeregten in erſteres, veranlaßte Beſchwerden des Kaiſerlichen Geſandten am ſächſiſchen Hofe. Hier war man bereit, jede Befriedigung zu gewähren, und da man von ſolch dunklen Vorgängen nur unſichre Kunde hatte, aber durch Zinzendorf's Namen und Rang doch längſt auf Herrnhut höchſt aufmerkſam geworden war, ſo glaubte man den Grund jener Beſchwerde nur dort vorausſetzen zu müſſen. Das Staatsminiſterium zu Dresden verordnete daher, da der harte Antrag, daß alle Auswanderer aus den Kaiſerlichen Landen ohne alle Rückſicht und Unterſchied dahin zurückgeliefert werden ſollten, ſchon bei ihm nicht durchging, eine landesherrliche Kommiſſion, welche den ganzen Zuſtand von Herrnhut in Lehre und Leben, beſonders aber auch die gegen Zinzendorf perſönlich vorgebrachten Klagen zu unterſuchen den Auftrag hatte. Der Amtshauptmann von Gersdorf zu Görlitz war zu Führung dieſer Kommiſſion ernannt, und verfügte ſich im Januar 1732 nach Herrnhut. Viele Fremde aus nächſter und ſelbſt entfernterer Umgegend ſtrömten herbei, um die erwartete Aufhebung von Herrnhut mit anzuſehen. Hier zeigte ſich nun Zinzendorf in der ganzen Stärke ſeiner Geſinnung. Wegen der Beſchuldigung, Unterthanen des Kaiſers aus deſſen Erblanden herausgelockt zu haben, war die Rechtfertigung leicht; es ergab ſich klar, daß dieſe Leute insgeſammt von ſelbſt, und nur um des Glaubens willen, mit Aufgebung ihrer Habe, das Land verlaſſen hatten, wo man ſie zum katholiſchen Glauben hatte nöthigen wollen, und daß es ein ſchrecklicher Gewiſſenszwang wäre, ihnen die Rückkehr dorthin aufzuerlegen. Bedenklicher mußte die Prüfung der Lehre und Zucht der Brüder werden, denn hier war zufälligen Eindrücken und argen Mißdeutungen ein weites Feld eröffnet. Anſtatt nun das, was übler Auslegung fähig war, zu mildern und zu verhüllen, verordnete der Graf, daß alles in gewohnter Weiſe ohne Zurückhaltung vor ſich ginge; die Kommiſſion ſah das Weſen von Herrnhut in allen ſeinen Zweigen ganz unverſtellt, und erhielt alle Aufſchlüſſe und Erläuterungen, die ſie begehrte, mit gewiſſenhafter Genauigkeit, ja eher in zu ſtarken als in zu ſchwachen Ausdrücken, damit keine Beſchönigung aus kleinmüthiger Menſchenfurcht dabei Statt fände. Nachdem die Kommiſſion, theils in Beiſein Zinzendorf's, theils ohne daſſelbe, allen Arten von Verſammlungen beigewohnt, jedes Mitglied der Gemeinde und auch den Grafen einzeln befragt, von allen vorgelegten Schriften genügende Einſicht genommen, und ſo binnen vier Tagen ihre Arbeit vollendet hatte, brachte ſie das Ergebniß ihres Geſchäfts nach Dresden. Zinzendorf ſchrieb bei dieſem Anlaß auch ſelbſt an den König, wie auch an das Staatsminiſterium, ſtellte das Weſen ſeiner Sache bündig dar, zeigte die Uebereinſtimmung Herrnhuts mit der Lutheriſchen Kirche und das Unverfängliche der Brüderverfaſſung, erbot ſich aber dennoch, gleich der ganzen Gemeinde, im Fall die Obrigkeit das Verbleiben oder den Anwachs der mähriſchen Leute bedenklich fände, auf den erſten Wink mit ihnen das Land zu räumen, und zwar ſo ſtill und ruhig, daß für die ſächſiſche Regierung jeder Verfolgungsanſchein dabei vermieden bliebe. Der günſtige Bericht der Kommiſſion brachte in Dresden die Widerſacher für den Augenblick zum Schweigen, aber ausdrücklich gutheißen wollte man die Sache auch nicht; und ſo unterblieb jede Entſcheidung und Antwort ganz. Nur eine allgemeine Bekanntmachung erfolgte, daß künftig keine neue Auswanderer aus den öſterreichiſchen Erblanden in Sachſen dürften aufgenommen werden, welches indeß Zinzendorf ſchon früher, in Betracht der vielfachen daraus erfolgten Ungelegenheiten und des traurigen Schickſals einiger in harte Gefangenſchaft gerathenen und zweier darin verſtorbenen Brüder, für ſeine Güter völlig eingeſtellt hatte.

Bereits vor dieſen Verhandlungen hatte Zinzendorf, der nach ſeinem in Kopenhagen nicht gelungenen Verſuch es aufgab, einen neuen Umweg zu finden, die nun auch von ſeiner Mutter nicht mehr mißbilligte Bitte um Entlaſſung aus dem ſächſiſchen Staatsdienſte gradezu dem Könige eingereicht. Sie wurde ihm jetzt in Gnaden gewährt, und am 8. März 1732 legte er zu Dresden ſeine Stelle als Regierungsrath vor dem verſammelten Kollegium förmlich nieder, wobei er eine Rede hielt, und ſeine gottesfürchtigen Geſinnungen und das Weſen der Gemeinde zu Herrnhut, der fortan ſeine Thätigkeit ganz gehören ſollte, offen darlegte. Die Förderung der Seelen blieb in der That ſein hauptſächliches Geſchäft, bei dem ihn weder die Arbeiten nach außen, zu denen das Verhältniß der Gemeinde ſelbſt Anlaß gab, noch die ſonſtigen Aemter und Pflichten, die ihm oblagen, zerſtreuen konnten. Die Helfer der Gemeinde verſammelten ſich täglich bei ihm, um nach jedesmaliger Kenntniß den Gang jeder einzelnen Seele näher zu beſprechen, das Zweckmäßige zu berathen, das Merkwürdige kurz aufzuzeichnen. Ein anderes Geſchäft machte er ſich mit den kleinen Knaben, die er insgeſammt mit ihren Lehrſtunden und Arbeiten auf ſein Vorzimmer verſetzte, wo er ſie denn jeden Augenblick beſuchen, unterrichten, und nach ihren Umſtänden einzeln befragen konnte; dies war jedoch nicht von Dauer, da ihm das Maß einer richtigen Behandlung dieſer Kinder, deren gewöhnliche Unarten ihn gleich zu ſehr betrübten, nicht zu Gebote ſtand. Deſto glücklicher war ſein Sinn und Takt bei dem bedenklichen Beſuche, welchen erſt Rock und dann Tuchtfeld in Herrnhut machten; ſie konnten durch ihre Sonderbarkeiten viel Verwirrung anſtiften, und doch wollte er ſie nicht grade mißbilligen. Indem er ihnen nun ohne Mißtrauen freie Bahn ließ, aber einfach und würdig ihnen gegenüberſtand, nahmen auch jene mehr Haltung an, und ſprachen ſich in ihren Vorträgen nur allgemein erbaulich aus; ein paar Inſpirationen, welche Rock in Herrnhut hatte, gingen ohne Aufſehen vorüber, obwohl eine derſelben hart auf Rothe zu deuten war, der in ſeine Predigten ſtets gern etwas Anzügliches gegen den Grafen und die Gemeinde einmiſchte; man ſuchte das Gute heraus, und ließ das Seltſame unbeachtet. So verzog ſich der Beſuch ohne merklichen Eindruck, und die befürchtete Störung unterblieb. Die Gemeinde, mit Rothe nicht ganz zufrieden, und von Bertholdsdorf im Winter durch ſchlechte Wege oft abgeſchnitten, wünſchte jetzt auch einen eignen Prediger. Der Graf hatte ſchon den Magiſter Steinhofer von Tübingen berufen, aber die von Dresden eingeholte Erlaubniß bedingte, daß der Prediger für Herrnhut dort nur als der Subſtitut Rothe's auftreten dürfe, wahrſcheinlich um deſto ſicherer zu ſein, daß alles im Lutheriſchen Geleiſe bliebe; weil aber Rothe gar keinen Subſtituten wollte, ſo konnte die Sache nicht zu Stande kommen. Für Herrnhut eröffnete ſich dagegen auf einer anderen Seite ein unabſehbares Gebiet eigner Wirkſamkeit durch den inzwiſchen bei vier jungen rüſtigen Brüdern gereiften Entſchluß, als Boten des Heilands zu den Negerſklaven in Weſtindien und zu den Grönländern zu gehen. Des Grafen Erzählungen, nach ſeiner Rückkehr aus Dänemark, von dem unglückſeligen Zuſtande jener Halbwilden, und darauf der Beſuch eines in Kopenhagen getauften Mohren in Herrnhut, der ſeiner Brüder Elend mit heißem Antheil ſchilderte, waren die erſte Anregung jenes Vorhabens geworden, das ohne wechſelſeitige Beſprechung gleichzeitig in den Gemüthern entſtanden war. Die Sache wurde mit großer Ueberlegung berathen, ihre Wichtigkeit im ganzen Umfange eingeſehen. Zinzendorf wollte keinen im Glauben noch Unbefeſtigten, keinen ſeines Berufes noch irgend Unſichern, zu ſolcher Heidenbotſchaft entlaſſen, geſchweige denn jemanden dazu bereden; die geringſte Reue, das leiſeſte Wanken, ſollte den ſchon verkündigten Vorſatz aufheben. Allein jene Brüder beſtanden feſt auf ihrem Sinn, und nach gehöriger Prüfung traten Leonhard Dober und David Nitſchmann im Auguſt 1732 die Reiſe nach der weſtindiſchen Inſel Sankt-Thomas an, denen im Anfange des folgenden Jahres Chriſtian David und zwei Gebrüder Stach nach Grönland in gleichem Berufe nachfolgten. Dies war der Beginn des in der Folge ſo ausgebreiteten und ſegenreichen Miſſionsweſens der Brüdergemeinde. Den Bruder Leonhard Dober hatte der Graf, um ihn näher kennen zu lernen und zu prüfen, vorher auf eine Reiſe mitgenommen, die er im Frühjahr in Thüringen und Franken gemacht. In Neuſtadt an der Aiſch beſuchte er den Superintendenten Steinmetz, der ſchon den Ruf als Abt nach Kloſter Bergen erhalten hatte, und traf daſelbſt auch den Profeſſor Reuß von Tübingen, der auf Zinzendorf's Empfehlung von dem Könige von Dänemark zum Hofprediger nach Kopenhagen berufen war. In Jena, Saalfeld, Baireuth, Nürnberg, und zuletzt in Ebersdorf, hielt er gewohnten Verkehr mit Freunden und Frommen jedes Standes. Begleitet von Profeſſor

Reuß und den Brüdern, welche die Wanderung mit gemacht, war er am 20. Mai 1732 in Herrnhut zurück.

Im Laufe des erwähnten Sommers ereignete ſich eine neue Verwickelung, die für Zinzendorf und ſeine Anſtalten gefährlich wurde. Die in Großhennersdorf aufgenommenen Böhmen geriethen mit der Freiin von Gersdorf in Streit, ſie widerſetzten ſich den Verordnungen, nach welchen ſie nicht mehr über die Gränze gehen, keine großen Verſammlungen halten, keine Auslegungen der Bibel machen ſollten, noch weniger wollten ſie der Gutsherrſchaft unter ſolchen Umſtänden den Eid der Unterthänigkeit ſchwören, was jene verlangte, weil ſie dieſelben nur als ihre Unterthanen behalten und vertreten konnte. Einige der Widerſpenſtigen, welche im Gegentheil ein beſonderes Gemeindeweſen mit eigner Kirche, Predigern, Gerichts- und Verwaltungsfreiheiten zu ſein begehrten, wurden in Verhaft genommen, andere aus dem Orte verwieſen. Darüber zogen die Böhmen haufenweiſe von Großhennersdorf ab, und nahmen ihre Zuflucht gleich nach Herrnhut, wo ſie alle Häuſer füllten, und zum Theil auf der Straße lagerten. Alle Rückſichten der Weltklugheit geboten dem Grafen, dieſe Leute nicht aufzunehmen; aber ſie waren in tiefſter Armuth, führten viele Schwerkranke mit ſich, und konnten überdies ihre Noth in fremdartiger Sprache kaum verſtändlich machen; dies genügte dem ächten Chriſten, ſie wenigſtens unterzubringen, ihnen leiblich und geiſtlich nach Kräften beizuſtehen. Als jedoch die Freiin von Gersdorf ihr Recht an dieſe Leute nicht aufgeben wollte, mußte Zinzendorf, der ihrethalben an ſeine Tante geſchrieben hatte, ihnen die Rückkehr anrathen, wenigſtens ferneren Aufenthalt in Herrnhut verſagen. Sie wollten aber ein anderes Unterkommen ſuchen, und hofften ſolches in Berlin zu finden, wohin ſie ihren Prediger Liberda mit acht Männern als Bittende an den König Friedrich Wilhelm den Erſten ſandten. Günſtige Ausſicht als ſchon ertheilte Bewilligung deutend, riefen die Harrenden indeß aus Böhmen andere Schaaren herbei, und machten ſich in getheilten Zügen auf den Weg; aber an der brandenburgiſchen Gränze wurden ſie vorläufig noch zurückgewieſen, in Sachſen durften ſie auch nicht bleiben, und ſo irrten ſie armſelig in jener Gegend umher, manche wurden verhaftet, viele kamen in der Wintersnoth um, andere ſchlichen einzeln in das innere Land zurück, die meiſten aber gelangten dennoch unvermerkt nach Berlin, wo der König ſich ihrer annahm, ihnen auf der Wilhelmsſtraße Wohnungen einrichten und in der Folge eine Kirche bauen ließ; ſie hielten ſich fernerhin, obgleich ſie früher ſich zu den Brüdern geneigt hatten, zum Lutheriſchen und theils auch zum reformirten Glauben; die eigentliche böhmiſche Brüdergemeinde in Berlin und Rüdersdorf entſtand erſt ſpäterhin aus anderen Anſiedlern. Wiewohl nun jene Bewegungen mit Herrnhut keinen eigentlichen Zuſammenhang hatten, ſo verurſachten ſie doch, wie die gleichzeitige Auswanderung der um des Glaubens willen verfolgten Salzburger, welche in Preußen Aufnahme fanden, die nachtheiligſten Rückblicke auf jenen Ort, und man wollte in Zinzendorf einen Haupturheber und Beförderer aller ſolcher Störungen ſehen; viele Perſonen urtheilten falſch aus Unkunde, andere benutzten wiſſentlich den Anſchein, um gegen den Grafen, deſſen Frömmigkeit und Tugend ihnen zum Aergerniß war, ſcharfe Maßregeln hervorzurufen. Sie erfolgten auch in der That. Bald nach der Rückkehr von einer zweiten Reiſe, die er in dieſem Jahre nach Ebersdorf, um daſelbſt in der Gemeinde der Erweckten einige ausgebrochene Störungen zu ſchlichten, und gelegentlich auch wieder nach Jena und Halle gemacht, erhielt er einen Königlichen Befehl, ſeine Güter zu verkaufen. Dahin hatten ſeine Freunde die Sache gemildert, denn es war im Betrieb geweſen, ihn als einen gefährlichen Mann feſtzunehmen, und auf den Königsſtein zu ſetzen; jener Befehl, hieß es, ſei eine Andeutung für ihn, außer Landes zu gehen, er möchte nicht ſäumen, den Wink zu befolgen, denn einmal in Verhaft dürfte er lange darin bleiben müſſen. Das Beiſpiel Liberda's, der in das Zuchthaus nach Waldheim abgeführt worden war, durfte mit Recht ſchrecken, wenn auch ſonſt wohl ein vornehmer Graf nicht leicht zu fürchten hatte, mit einem armen wandernden Prediger in gleichem Falle, der gleichen Behandlung ausgeſetzt zu werden. Zinzendorf wußte, daß die wiederholten, dringenden Warnungen nicht ohne Grund waren, allein er hatte ſeinerſeits nicht minder Grund, ihrer dennoch nicht zu achten. Er gab ſeine Sache in den Willen des Heilands, worauf er in ſeinem Innern die Ueberzeugung empfing, er müſſe ſtandhaft ausharren, und nun aller Menſchenfurcht ſo fern blieb, daß er ſogar ſeine Briefe und Schriften ungeſichtet jeder Beſchlagnahme bloßgeſtellt ließ, obgleich darin vieles für Uebelwollende höchſt Mißdeutbare vorkommen mußte, und ſeine Freunde dieſes Benehmen ganz unverantwortlich fanden.

Den Befehl wegen des Verkaufs der Güter hatte er wunderbar genug aus freiem Antriebe bereits erfüllt, und den längſt gehegten Vorſatz, um auch von dieſer Seite kein weltliches Amt mehr zu haben, ſein ganzes Beſitzthum auf ſeine Gemahlin übergehen zu laſſen, kürzlich ausgeführt. Die Sache war in Geſtalt eines Verkaufs geſchehen, und der Gemeinde bekannt gemacht worden. Es kam nun alſo nur noch darauf an, die gerichtliche Uebergabe zu vollziehen, und der höheren Behörde das Geſchehene anzuzeigen, welche mit dieſem denn auch, in Erwartung, daß er ſelbſt außer Landes gehen werde, ſich begnügen ließ. Nachdem es unzweifelhaft geworden, daß jener Befehl durchaus in dieſem Sinne gemeint ſei, machte der Graf nun auch wirklich Anſtalt, ſeine Verweiſung anzutreten. Die Heimath war ihm überaus lieb und angenehm, aber um des Heilands willen ſie zu verlaſſen, und ein Weltbürger zu werden, der überall ein Fremdling und überall zu Hauſe iſt, konnte ihm nicht allzu ſchwer dünken; ſelbſt den Verluſt ſeines Vermögens würde er leicht verſchmerzt haben. Seine Geſinnung in dieſem Betreff hatte er ſchon vorahnend ſo ausgedrückt: „Meine Abſicht geht auf gar nichts anders in der Welt, als auf das Wohlſein der Seelen, und auf die Beförderung einer ſolchen Herrlichkeit, die mit den Hoheiten dieſer Welt nichts zu thun hat. Und da ich von langer Zeit her ein armer Diener meines anbetungswürdigen Heilands bin, und nichts anders wünſche noch verlange, als daß auch ſogar mein Name bei der Welt ins Vergeſſen kommen möchte, und ich meine Gedanken und Verſtand auf nichts anders gerichtet habe, als wie ich es dahin bringen möge, daß das Leben Jeſu Chriſti in der

Seele dieſes und jenes armen Bauersmannes herrſchen möge, ſo übergebe ich mich ſeinen Händen, und überlaſſe es ihm, wie er es mit alle demjenigen, was er mir anvertrauet hat, machen will. Sollten wir um ehrlicher Urſachen willen um all unſer Hab' und Gut kommen, weil wir nämlich einige hundert Seelen von ihrem Elend befreit haben, ſo würde ſolches mir und meiner Frau ſehr erfreulich ſein.“

Wie weit die Gegner ihre Maßregeln gegen Herrnhut ſelbſt treiben würden, war nicht abzuſehen; indeß war der Graf und die Gemeinde ſchon darauf gefaßt, in fremden Ländern eine neue Wohnſtatt aufzuſuchen. Mittlerweile ging alles in gewohnter Weiſe ſeinen Gang; die nach Grönland beſtimmten Heidenboten machten ſich auf den Weg; dem Grafen wurde aufs neue, da er ſchon fortzureiſen dachte, das von ihm früher niedergelegte Amt eines Vorſtehers der Gemeinde übertragen, damit ein deſto feſteres Band auch mit dem Abweſenden geknüpft bliebe, und am 26. Januar 1733 zog er ſelber, nicht ohne inneren Kampf, in ſein erſtes Exil, begleitet von den Brüdern Martin Dober, Johann Nitſchmann und Matthäus Mickſch. Er wandte ſich zunächſt nach Ebersdorf, wo ungeachtet ſeines Kummers er dennoch nicht ohne Nutzen war. Hier traf ihn alsbald die Nachricht von dem in Warſchau am 1. Februar erfolgten Tode des Königs, und dieſe Veränderung konnte auch auf ſeine Sache günſtig einwirken, allein er mochte dies weder betreiben noch dableibend abwarten, ſondern verfolgte nun lieber das inzwiſchen gereifte Vorhaben einer Reiſe nach Tübingen, zu welcher ihn Zwecke von größter Wichtigkeit beſtimmten. Der zum Prediger nach Herrnhut berufene Magiſter Steinhofer war in Tübingen Repetent bei der theologiſchen Fakultät, und hatte derſelben, um bei ſeinem neuen Berufe ganz ſicher zu gehen, die Frage zur Entſcheidung vorgelegt: Ob die mähriſche Brüdergemeinde in Herrnhut, nach vorausgeſetzter Uebereinſtimmung mit der evangeliſchen Lehre, bei ihren ſeit dreihundert Jahren her gehabten Einrichtungen und bekannten Kirchenzucht verbleiben, und dennoch ihre Konnexion mit der evangeliſchen Kirche behaupten könne und ſolle? Die Entſcheidung dieſer Frage durch eine angeſehene theologiſche Behörde war um ſo wichtiger, als ſchon immer grade dieſerhalb der größte Zwieſpalt in den Meinungen beſtand, und innerhalb wie außerhalb der Gemeinde ihr der Vorwurf gemacht wurde, daß ſie nicht das reine Lutherthum ſei, auf welches ſie zurückzuführen man bald der Obrigkeit, bald dem Grafen ſelbſt zur Gewiſſensſache machen wollte. Letzterem war daher gleichfalls angelegen, über dieſen Punkt völlig klar zu werden, und einen Ausſpruch zu gewinnen, auf den man ſich fernerhin ſtützen könnte. Um der theologiſchen Fakultät nun, außer den ſchriftlichen Zeugniſſen, die ihr in reicher Fülle zugefertigt wurden, noch fernere Rechenſchaft mündlich ertheilen zu können, reiſte Zinzendorf in Begleitung Martin Dober's ſelbſt nach Tübingen. Unterwegs fehlte es nicht an erbaulichem Verkehr, noch an Gelegenheiten zu Andachten und Vorträgen. Am 4. März trafen ſie in Tübingen ein, wo beide in des Profeſſors Pregizer Haus eine freundliche Aufnahme fanden.

Hier ſchien aber ein neues Uebel ihn ernſtlich ſtören zu wollen; ſeine Geſundheit war niemals ſehr feſt, er that nichts ſie zu ſchonen, und wenig ſie wiederherzuſtellen; faſt das ganze erſte Jahr ſeines Aufenthalts in Herrnhut hatte er, wohl durch die Feuchtigkeit ſeiner noch friſchen Wohnung, an heftigen Zahnſchmerzen gelitten, ſo daß er einigemal Gott um Linderung und nicht vergeblich angefleht; ſpäter warf ſich das Uebel ihm auf die Augen, welche durch die ſchlafloſen Nächte, in denen er meiſt gearbeitet, noch beſonders angegriffen wurden; ſein Eifer ließ ihn die rechte Beſſerung nicht abwarten; trat ſie endlich ein, ſo wollte er das Verſäumte ſchnell nachholen, und wurde auf's neue krank; ſo kam er in keine rechte Ordnung, und machte dann auch wieder darüber ſich Vorwürfe. Jetzt, im unglücklichſten Zeitpunkt, befiel ihn ein ſchmerzhaftes Fieber, und er mußte daniederliegen. Doch für ſeinen Zweck fand ſich unvermuthet dabei dennoch ein guter Fortgang; die Profeſſoren kamen vor ſein Bette, und die ganze Sache von Herrnhut wurde hier freundlich durchgeſprochen; dann kamen auch Fromme jedes Standes, ſeine erbaulichen Reden zu hören; eine Anzahl Separatiſten vergoſſen an ſeinem Lager viele Thränen. Kaum etwas geneſen, redete er in den Verſammlungen der Erweckten, machte Beſuche in der Umgegend, und fand überall eifrige Zuhörer, denen er ſich mittheilen konnte; bei ſolcher Gelegenheit gefragt, wie man die Gemeinſchaft der erweckten Seelen zu Stande bringe, gab er den kurzen Ausſpruch, es ſei ſchwer zu ſagen und leicht zu thun, und erklärte es dahin, man brauche nur für dieſen Zweck eben ſo viel Aufmerkſamkeit und Eifer zu bezeigen, als die Weltkinder für ihre Zwecke. Ueberall in Würtemberg, wurde er hoch geehrt, die angeſehenſten Geiſtlichen, unter dieſen der Kanzler Pfaff, und der gelehrte, mit Deutung der Offenbarung Sankt-Johannis beſchäftigte Probſt Bengel, ferner ein Magiſter Oettinger, der eine Art hellere und ſanftere Pietiſten, als die halliſchen, ſtiftete, bezeigten ihm ihren Beifall, ihre Zuneigung. Die theologiſche Fakultät ſetzte inzwiſchen die Prüfung des ihr vorgelegten Gegenſtandes lebhaft fort, und gab endlich durch ein in aller Form ausgefertigtes Bedenken die einmüthige Bejahung der aufgeſtellten Frage. Mit dieſem wichtigen Zeugniſſe verſehen, reiſte Zinzendorf in hoher Befriedigung von Tübingen wieder ab, und zunächſt nach Ebersdorf. Sein Verhältniß in Sachſen hatte ſich in ſofern geändert, daß die neue Regierung ſogleich milderen Sinn zeigte, und er daher ohne Bedenken ſchon im Anfange des Mai nach Herrnhut zurückkehren konnte, wo fernerhin ſich in Ruhe aufzuhalten ihm bald förmlich wieder erlaubt wurde; er dankte dem Kurfürſten hiefür mit Innigkeit, und ſagte in ſeinem Schreiben, da er ſich ſo gar nicht im Stande ſehe, zu Seiner Königlichen Hoheit Dienſt etwas beizutragen, ſo wünſche er ſich von Gott die Weisheit, auch nicht die geringſte Gelegenheit zu Höchſtdero Mißfallen oder auch nur mindeſten Behelligung zu geben. Der Verkauf ſeiner Güter war genehmigt, und das Dableiben der mähriſchen Auswanderer erlaubt worden, nur für die noch in Bertholdsdorf wohnenden Schwenkfelder fand nicht gleiche Billigkeit Statt, ſie ſollten das Land verlaſſen, welches ſie denn auch, da ſich ihnen, nach vieler vergeblichen Bemühung Zinzendorf's, eine Zuflucht in Penſylvanien eröffnete, ohne Schwierigkeit ausführten. Drei Brüder aus Herrnhut wurden ihnen nachgeſandt, um die geknüpfte

Beziehung nicht ganz aufzugeben, ſondern wo möglich eindringlicher zu machen, was jedoch nicht gelang, indem die Schwenkfelder in ihrer Trennung blieben.

Indem vermehrte ſich unter allem Wechſel die Wirkſamkeit von Herrnhut ſowohl in den Verhältniſſen nach außen, als auch im Innern. Hunderte von erweckten Wenden strömten aus der Umgegend zum Beſuch herbei, und erbauten ſich in den neuen Glaubenstrieben, nicht ohne Eiferſucht ihrer Geiſtlichen, die gern deßhalb neue Unzufriedenheit gegen den Grafen in Dresden angeregt hätten. Zu den vertriebenen Salzburgern gingen einige Brüder als Boten, um ſie zu höherer Frömmigkeit zu wecken, und eine ihnen heilſame Annäherung zu verſuchen. Mit zahlreichen Gemeinden und Geſellſchaften von Erweckten wurde eine herzliche und einwirkende Verbindung unterhalten, und der Kreis dieſes Verkehrs hatte ſich durch die Reiſe nach Schwaben nur erweitert. Wieviel es auch ſchon umfaßte, immer hatte der Graf ein friſches Herz und volle Thätigkeit für jedes neue Verhältniß, das ſich ihm darbot, und niemals mochte er einen Gegenſtand wegen andrer, ihn ſchon erfüllender, ablehnen. Nur mit den eigentlichen Pietiſten wollte es durchaus nicht gelingen in gutem Zuſammenhange zu ſtehen. Von Herrnhut war Spangenberg nach Halle berufen worden; jetzt bewirkten die dortigen Theologen ſeine Vertreibung, und er kehrte nach Herrnhut zurück; Zinzendorf wurde beſchuldigt, die Mißhelligkeit veranlaßt zu haben, und es entſtand eine heftige Anfeindung; er ſelbſt erließ darüber harte Briefe, beſonders auch an den Abt Steinmetz, und ſprach unverhohlen ſeinen Unwillen aus; doch kam es wenig zum öffentlichen Streit, indem Zinzendorf und ſein Freund durch eine von Seiten der Gemeinde erlaſſene Erklärung ſich ein edles Schweigen auferlegten. Spangenberg wurde darauf zum Adjunktus des Grafen und zum Helfer in der Gemeinde gewählt, und blieb fortan ganz in dieſer Richtung thätig. Mit unverdroſſenem Eifer betrieb Zinzendorf die verſchiedenen, zunächſt auf das Seelenheil gehenden Arbeiten in der Gemeinde. Die eingeführten Anſtalten und Gelegenheiten ließen das religiöſe Leben nicht erkalten, und neue Wärme trat noch immer hinzu. Sonntags früh pflegte er die ihm vertrauteſten Brüder und Schweſtern in zwei neben einander liegenden Zimmern zu verſammeln, und in der Thüre ſtehend, nach beiden Seiten zugleich ſeinen Vortrag zu richten, wie grade die Tagesumſtände ihn eingaben; oft auch lag man auf Knieen und Angeſicht betend und weinend in der Stille, oder ſang einen Liedervers. Die Anziehung dieſer herrnhutiſchen Erbauungsweiſe war ſehr groß. Einſt an einem Bettage geſchah es, daß ein Abtrünniger, der von Herrnhut nach Großhennersdorf gezogen war, und ſehr viel Böſes gegen den Grafen und die Gemeinde verübt hatte, krank und elend voll Reue ſich in die verſammelte Gemeinde tragen ließ, ſeine Sünde bekannte, und um Wiederaufnahme bat, die ihm durch die Fürbitte des Grafen, der ihn gerührt umarmte und küßte, unter vielen beiderſeitigen Thränen auch gewährt wurde.

Unter den kleinen Kindern, den Jungfrauen, den Wittwen, den ledigen Brüdern, und ſo faſt in allen Chören, war der Graf geſchäftig, die Liebe des Heilands recht zu gründen und zu erhalten; doch zeigte er nicht für jede dieſer Abtheilungen gleiches Geſchick, ſeine zu große Strenge verſchüchterte und verſtockte die Kinder, und als er dies verbeſſern wollte, übertrieb es ſeine Nachſicht wieder; auch die Entwickelung und den Beruf der Jünglinge beurtheilte er oft voreilig, und traute ihnen mehr zu, als ſie leiſten konnten; im Allgemeinen und Ganzen aber zeigte er große Menſchenkunde, die er auch im Einzelnen ſehr vermehrte, indem er gern eines jeden innere Zuſtände vernahm, und auch ganze Abtheilungen der Reihe nach abhörte, was auch öfters der Gemeinde insgeſammt widerfuhr. Nicht minder legte er der Gemeinde auch ſeinen eignen Zuſtand dar, rügte ſeine Fehler, und ſtrafte ſich wohl gar, Anderen zum Beiſpiel, durch Ausſchließung vom heiligen Abendmahl. In beſondre Verlegenheit brachte ihn ein Geſuch aus Kopenhagen; der Oberkammerherr von Pleß, ökonomiſche Zwecke mit religiöſen vereinigend, wünſchte für die Zuckerplantagen, die er auf der weſtindiſchen Inſel Santa-Cruz anlegen wollte, eine Anzahl Brüder zu Aufſehern, wobei denn zugleich das Chriſtenthum unter den arbeitenden Negerſklaven befördert werden konnte. Die Beſchäftigung mit

Dingen weltlichen Vortheils, ſofern ſie über perſönlichen Arbeitserwerb hinausging, war dem Grafen bedenklich, doch weil die Sache in der Gemeinde Beifall erhielt und Hoffnungen weckte, ſo wollte er ſie nicht gradezu hindern. Nach vielen Unterredungen und Prüfungen, in welchen er die zur Reiſe erbötigen Brüder, nach vergeblichem Abrathen, ſorgfältig ermahnt und unterwieſen hatte, wurden vierzehn Brüder, worunter vier verheirathete, die ihre Frauen mitnahmen, nach Kopenhagen abgefertigt, um von da ihrer weiteren Beſtimmung zu folgen. Dieſer Miſſionsſache, das Ungewiſſe der landesherrlichen Aufenthaltserlaubniß für die urſprünglichen Ausländer, und der noch immer unruhige Zweifel über das Verſchmelzen mähriſcher Kirchenzucht mit Lutheriſchem Glaubensbekenntniß, vereinigte ſich in dem praktiſchen Sinn des Grafen zu einem Geſammtanlaß, eine wichtige Anordnung zu treffen, welche in allen erwähnten Beziehungen überaus zweckmäßig erſchien. Er ſchied nämlich die Bewohner von Herrnhut in zwei Haupttheile; zu dem einen gehörten hauptſächlich die Eingeborenen und Lutheraner, ſämmtlich zum Bleiben mehr geneigt und berechtigt, und auf ein ſtilles Leben in Fleiß und Gottſeligkeit angewieſen; der andere begriff die Eingewanderten aus Mähren und andere Fremdlinge, ſchon durch ihr bisheriges Geſchick zu einem Zeugenvolke geweiht, und daher zum Pilgern und Dienſtberufe des Heilandes vorzugsweiſe auserſehen. Jeder Theil bekam ſeine beſondern Verſammlungen, Helfer und Arbeiter; doch in anderen Beziehungen galt wieder mannigfache Gemeinſchaft, ſo daß überall Zuſammengehöriges, aber nirgends Getrenntes war.

In dieſe Zeit, gegen Pfingſten 1734, fällt der Beſuch, welchen der ſpäter berühmt gewordene Freidenker Johann Chriſtian Edelmann in Herrhut abſtattete. Er war damals Hofmeiſter in Dresden, als aufgeweckter und in theologiſchen Sachen eifriger Kopf dem Grafen bekannt geworden, und kam auf deſſen Einladung und Koſten. Anfangs gefiel er ſehr, nahm feurigen Antheil an allem was er ſah und hörte, fand aber bald auch vieles was ihm bedenklich ſchien, und faßte gegen Zinzendorf's Aufrichtigkeit arge Zweifel. Daß dieſer unter den Brüdern immer der Graf blieb, gräflich ſpeiſte und bedient wurde, und in allen Fällen ſeinen Willen geltend machte, war ihm höchſt anſtößig, auch fand er deſſen geiſtige Leitung nicht gründlich genug, ſondern tändelnd und launenhaft; manche Einrichtungen wurden ihm nicht ganz bekannt. Da ſich für Edelmann, der ſich hier einem Arzt anſchließen und die Heilkunde ſtudiren wollte, kein gehöriges Unterkommen fand, er die Mittel ſich ſelber zu erhalten nicht beſaß, und Zinzendorf ſolche nicht anbot, ſo zerſchlug ſich die beabſichtigte Verbindung ſchon aus dieſen Gründen, und Edelmann kehrte nach Dresden zurück. Ungeachtet der nicht günſtigen Eindrücke, die er in Herrnhut empfangen hatte, behielt er doch noch einen ſtarken Zug dorthin, und er bekannte, daß er leicht in die völlige Knechtſchaft des Grafen hätte gerathen können. Nachdem er aber mit den Orthodoxen und Pietiſten gebrochen, ja der ganzen chriſtlichen Kirche abgeſagt hatte, mußten ihm die Herrnhuter durchaus verwerflich dünken, und er richtete in ſeinem Buche Chriſtus und Belial die heftigſten Angriffe gegen ſie. Zinzendorf hingegen bedauerte in der Folge, daß er dem begabten Manne nicht habe damals helfen und ihn in Herrnhut behalten können, denn er meinte, die ſchlimmen Abwege, auf die jener ſich ſelbſt überlaſſen ſpäter gekommen ſei, würde er dann vielleicht glücklich vermieden haben.

Jetzt wollte Zinzendorf auch ſein langgenährtes Vorhaben, in den geiſtlichen Stand zu treten, endlich ausführen. Er trug die Sache zuerſt den Aelteſten und Helfern der Gemeinde vor, wo ſie aber nur Zweifel und Einwendungen fand; noch ſtärker rieth ihm ſeine Gemahlin ab, deren Zuſtimmung er bei einem ſolchen Schritte nicht entbehren mochte. Doch alle Gegengründe wichen zuletzt vor dem göttlichen Ruf, den er bekannte, das Evangelium zu predigen, und zwar in der Kirche und von der Kanzel herab, als welche Orte die Verkündigung geſegneter machten. Zuletzt wurde dem Heilande die Entſcheidung überlaſſen, und das Loos entſchied bejahend. Als man noch die Ausführung überlegte, kam ein Schreiben aus Stralſund von einem dortigen Kaufmann Richter, der für ſeine Kinder einen Hauslehrer von Herrnhut wünſchte. Sogleich war Zinzendorf entſchloſſen, und nahm für ſich ſelbſt dieſen Ruf an, der ihm den nächſten Weg zum Predigtamte zu eröffnen ſchien; er ließ nur in Kürze antworten, es werde der Berufene kommen, und trat dann, mit Zuſtimmung der Gemeinde, am 17. März 1734 ſeine Wanderung wirklich an. Anfangs reiſte er mit eignen Pferden, dann mit dem Poſtwagen. Unterwegs mußte er über den Grafen von Zinzendorf viel Arges anhören, und durfte doch kaum etwas entgegnen, wenn er ſich nicht verrathen wollte. Nach zwölftägiger Reiſe traf er in Stralſund ein, ging unter dem Namen Ludwig von Freideck — von einem ſeiner Titel entlehnt — zuerſt zu dem Superintendenten Langemack, dem er als ein fremder Kandidat ſein Vorhaben wegen des Predigtamtes eröffnete, und dann zu dem Kaufmann in's Haus, wo er ſich ſogleich in ſein angenommenes Verhältniß ſchickte, und den Kindern, ſchlechtweg als Herr Ludwig, Unterricht ertheilte. Es währte nicht lange, ſo übertrug der Superintendent, welcher durch Krankheit verhindert war, dem vermeinten Kandidaten eine Predigt, und Zinzendorf hielt auf dieſe Weiſe am 11. April ſeine erſte öffentliche Kanzelrede. Seine Stimmung dabei war, wie er ſelbſt ſchrieb: „Armuth und Ohnmacht bis zum Verſinken, und ſodann ein ſo herzlicher Beweis der Gnade, mit ſolchen zur Sache dienlichen Ausdrücken als noch niemals;“ auch gefiel ſeine Predigt ſehr. In weiteren Geſprächen mit Langemack ergab ſich, daß dieſer grade eine Schrift zur Widerlegung Zinzendorf's und der Herrnhuter ausarbeitete, die er jedoch nur durch die Schriften ihrer Gegner kannte; der Graf gab ihm die nöthigen Aufſchlüſſe, theilte ihm die eignen Schriften mit, und konnte alsbald ohne Bedenken ſich ſelbſt und ſeine Abſichten völlig zu erkennen geben. Er fand die beſte Aufnahme, und alles wurde nun raſch in's Werk geſetzt. Langemack unterwarf mit Zuziehung des Doctor Sibeth, eines nicht minder angeſehenen Gottesgelehrten, den Grafen einem mehrtägigen ſtrengen theologiſchen Examen, prüfte deſſen Schriften und Meinungen, letztere nach zum Theil neuen und für dieſen Zweck eigends und ausführlich verfaßten Darlegungen, wozu auch noch vier Predigten kamen, welche der Graf im Laufe dieſer Verhandlung hielt, und ertheilte demſelben hierauf ein von Sibeth mitunterſchriebenes ausführliches Zeugniß der Rechtgläubigkeit. Hiebei war auf manche paradoxe Aeußerungen, auf die ehemalige Billigung verdächtiger Lieder, welche man ihm zum Vorwurf machen wollte, ſo wie auf ſeine beſondern Meinungen vom Eheſtande, vom Fußwaſchen, vom Vaterunſer, welches Gebet er als ein bei beſtimmtem Anlaß beſtimmten Perſonen empfohlenes nicht allgemein und täglich gebraucht wiſſen wollte, und anderem dergleichen, Rückſicht genommen, und alles dies als Dinge bezeichnet, welche der Hauptſache, daß er reinen evangeliſchen Sinnes und Glaubens ſei, keinen Abbruch thäten.

Mit dieſem Zeugniſſe begab ſich Zinzendorf, nachdem er noch zwei durchreiſende Brüder, die nach Lappland als Heidenboten gingen, zu Schiff gebracht, und zuletzt auch ſeinem Hausherrn, zu deſſen großer Verwunderung, den ganzen Zuſammenhang entdeckt hatte, freudig auf die Heimreiſe, und traf den 8. Mai glücklich in Herrnhut ein. Hier ſchrieb er an den Superintendenten Löſcher nach Dresden, und theilte demſelben das Geſchehene mit; dieſer antwortete bedenklich, worauf aber Zinzendorf in ferneren Briefen ſeine Sache genauer darlegte, und unter anderen ſagte: „Was mein Talent betrifft, ſo iſt mein Sinn von Jugend auf darauf gerichtet, Seelen zu Jeſu zu bereden, und ich kann mich unter die Prophetenknaben zählen.“ Auch von Kopenhagen, wohin er ſein Vorhaben gemeldet, erhielt er keine beifällige Antwort; allein ihn konnte nichts irre machen. Seine nächſte Sorge war, wo möglich auf ſolche Weiſe in den geiſtlichen Stand öffentlich einzutreten, daß die Vorurtheile der Welt nicht zu hart angeſtoßen würden, wobei auch der däniſche Orden, welchen er noch trug, — den Degen hatte er in Stralſund für immer abgelegt, — beſonders zu beachten war. Hiezu ſchien eine Gelegenheit in Würtemberg ſich darzubieten, wo es proteſtantiſche Prälaten gab. Er ſandte daher den Bruder Spangenberg nach Stuttgart, mit dem Geſuch an den Herzog von Würtemberg, derſelbe möchte ihn zum Prälaten des verfallenen Kloſters Sankt-Georgen ernennen, welches er alsdann auf eigne Koſten herſtellen und zu einem theologiſchen Seminarium einrichten wollte. Der von der proteſtantiſchen Kirche zur katholiſchen übergetretene Herzog Karl Alexander ging jedoch auf die Sache nicht ein, weil er ein zu großes Aufſehen und ſelbſt ein Mißtrauen der katholiſchen Geiſtlichkeit, als wende er ſich wieder den Evangeliſchen zu, befürchtete. Inzwiſchen hatte Spangenberg mit dem Kanzler Pfaff in Tübingen nähere Verhandlung angeknüpft, und ihn ſchriftlich gefragt, ob es denn dem Grafen mit einigem Schein der Billigkeit zu verdenken wäre, wenn er ganz einfach den Stand eines Geiſtlichen annähme? Der Kanzler gab hierüber ein umſtändliches Gutachten im Namen der theologiſchen Fakultät, worin es unter anderen hieß, wenn es in der römiſchen Kirche nicht lächerlich ſei, daß auch große Fürſten geiſtliche Aemter bekleideten und predigten, ſo würden ja die Evangeliſchen nur wunderlich ſein, dies einem gottſeligen Grafen zu verargen, der noch dazu hier in ganz anderen und rechtſchaffenen Gründen ſtehe, und, während jene Hoheit und Intereſſe ſuchten, die Hoheit ſeines Standes um Jeſu willen hiedurch lauterlich verläugne. Spangenberg meldete vor ſeiner Abreiſe nach Georgien, wohin er eine Brüderkolonie begleitete, dieſe günſtigen Umſtände dem Grafen. Dieſer, der ſchon dem würtembergiſchen Kirchendirektorium nach Stuttgart geſchrieben hatte, daß er im Namen Gottes den Entſchluß gefaßt, mit Ergreifung des geiſtlichen Standes, nach dem apoſtoliſchen Exempel 1. Kor. 16. ſich ſelbſt zum Dienſt zu verordnen, reiſte darauf ſelbſt nach Tübingen, übergab der theologiſchen Fakultät eine lateiniſch geſchriebene Erklärung ſeines Berufs und Wandels, und wurde darauf am 19. Dezember durch ein Programm der Fakultät, welche ſich auf ihre eignen früheren Unterſuchungen und auf das Zeugniß von Stralſund hiebei ſtützte, förmlich in den geiſtlichen Stand aufgenommen. Gleich an demſelben Tage predigte er in Tübingen zweimal öffentlich.

Nach ſeiner Rückkunft in Herrnhut, die am Neujahrstage 1735 erfolgte, trat er in ſeine gewöhnlichen Beſchäftigungen wieder ein. Er führte mit nachdrücklicher Ermahnung den Bruder Leonhard Dober, welcher dazu aus Weſtindien zurückberufen worden, an die Stelle des verſtorbenen Martin Linner in das Aelteſtenamt ein, deſſen ausgedehnte Wirkſamkeit alle Brüder, wo ſie auch immer ſein mochten, ja die nachherigen Biſchöfe ſelbſt, umfaßte, und verſprach, gleich allen Anderen, ihm Ehrerbietung und Gehorſam. Mit Dober war auch ein junger Neger, der nachher feierlich getauft wurde, und auch der Zimmermann David Nitſchmann der Aeltere, aus Weſtindien gekommen. Uebrigens waren die Nachrichten von den ausgeſandten Heidenboten nicht erfreulich; von den nach Santa-Cruz gegangenen Brüdern und Schweſtern waren ſchon über die Hälfte geſtorben, was einen übeln Eindruck machte, und gegen den Grafen, der doch ſelbſt das Unternehmen wenig gebilligt hatte, viele Mißurtheile veranlaßte. Aber noch andere Schwierigkeiten, an welche man bisher nicht gedacht, ſtellten ſich dem Bekehrungswerk entgegen. Die ausgeſandten Boten waren meiſt unſtudirte Handwerker, ohne geiſtliche Weihe, gleichwohl geriethen ſie ſofort in den Fall, die Taufe zu verrichten und das Abendmahl auszutheilen, zu welchen Handlungen, wenn auch nicht die Gemeinde, doch gewiß jede ſonſtige geiſtliche und weltliche Behörde ihnen alle Befugniß abſprechen durfte. Zinzendorf überlegte mit ſeinen Vertrauten, wie hier zu helfen ſei, und da man nicht hoffen konnte, daß irgend ein Lutheriſches Konſiſtorium ſolche Brüder zu Geiſtlichen würde ordiniren wollen, ſo beſchloß man, hiezu in eigner Mitte eine Behörde aufzuſtellen. Die alten mähriſchen Brüder hatten Biſchöfe, welche durch Händeauflegen die geiſtliche Weihe ertheilen konnten, es kam nur darauf an, auch in Herrnhut für die auswärtigen Brüdergemeinden einen Biſchof einzuſetzen. Nachdem das Vorhaben durch das Loos die Beſtätigung des Heilands erlangt, ſchrieb Zinzendorf nach Berlin an den Oberhofprediger Jablonski, als damaligen älteſten Biſchof der Brüderkirche, trug ihm die Sache vor, und empfahl ihm zugleich den vorerwähnten David Nitſchmann, für welchen ſich die Ueberlegungen und Prüfungen entſchieden hatten. Der alte Jablonski war hocherfreut über dieſen Antrag, zog ſeinen Kollegen zu Liſſa in Großpolen, den Biſchof Sitkovius, hinzu, und nachdem er den Kandidaten näher kennen gelernt und geprüft, ertheilte er demſelben feierlich die Weihe zum Biſchof und alle Vollmachten, welche mit dieſem Amte verbunden ſind. Ein großes

Hinderniß war auf dieſe Weiſe für das auswärtige Wirken hinweggeräumt, aber eine andere Verlegenheit ſtellte ſich dafür ſogleich in der Heimath ein. Es entſtand nämlich die Frage, wiefern die Gemeinde von Herrnhut, nachdem ſie einen Biſchof in ihrer Mitte habe, noch in Verbindung mit der Gemeinde und Kirche von Bertholdsdorf bleiben könne? Die Abtrennung von dieſer wurde zugleich eine Aufhebung der Gemeinſchaft mit der Lutheriſchen Kirche, und dies wäre in allem Betracht unerſetzlicher Schaden geweſen; daher die Gegner um ſo mehr eine nothwendige Folgerung daraus machten, und die Sache ein bedenkliches Anſehen erhielt. Zinzendorf erklärte zwar ausdrücklich, daß der Prediger in Bertholdsdorf nach wie vor auch für Herrnhut gelte, und widerlegte auch ſchriftlich manche Beſchuldigungen, welche öffentlich gegen ihn vorgebracht waren. Indeß hatten doch ungünſtige Eindrücke auch bei ſonſt Befreundeten Raum gewonnen, und dies beſonders in Kopenhagen, wo die Verhältniſſe ihm ſo wichtig dünkten, daß er deßhalb ſelbſt dahin zu reiſen beſchloß.

Von David Nitſchmann begleitet kam er am 8. Mai 1735 dort an. Seine Gegenwart hielt ſeine Feinde im Dunkeln, die Beſchuldigungen verſchwanden, und der Hof, zuvorkommend und freundlich wie ſonſt, ließ deßhalb den Vorſchlag, welchen er ſelbſt dem Grafen gemacht hatte, das Mißtrauen einiger Theologen durch ein Kolloquim zu beſeitigen, wieder fallen. Unbefriedigt durch dieſe Wendung reiſte Zinzendorf nach acht Tagen von Kopenhagen wieder ab, nahm den Rückweg durch Schweden über Malmoe und Yſtadt, wo er ſich einſchiffte, und kam ohne weiteres Begebniß ſchon am 28. Mai wieder in Herrnhut an. Da er in Malmoe einige Beſuche gemacht und empfangen, und in Yſtadt mehrere Tage auf guten Wind gewartet hatte, ſo war über ihn nach Stockholm berichtet und dort der Irrthum veranlaßt worden, er ſcheine in Schweden einen längeren Aufenthalt zu beabſichtigen, worauf der Befehl erging, es ſolle ihm dies, der ſchon von Kopenhagen wegen ſeiner Irrthümer weggewieſen worden, nicht verſtattet werden. Als er hievon in Herrnhut Nachricht empfing, glaubte er ſo viele falſche Angaben nicht unberichtigt laſſen zu dürfen, und verfaßte daher ein ausführliches Schreiben an den König von Schweden, worin er die Uebereinſtimmung der Brüder mit der augsburgiſchen Konfeſſion gründlich erörterte, und ſich und die Seinigen gegen die mannigfachſten Anklagen vertheidigte; dieſes Schreiben ließ er ſpäter drucken, und auch anderen Königen und Fürſten zufertigen, ſo wie in Regensburg an ſämmtliche Reichstagsgeſandte austheilen. An den König von Preußen ſandte er daſſelbe unter dem 14. Februar mit folgendem Begleitungsbriefe, den wir zum erſtenmale dem Druck hier zu übergeben begünſtigt ſind: „Allerdurchlauchtigſter großmächtigſter König, allergnädigſter König und Herr! Das glückſelige Loos meines Lebens, unter lauter Bauern und Exulanten zu wohnen, hat mich wohl gegen die Hohen dieſer Erde ziemlich fremde gemacht, und wenn ich zugleich die Seligkeit genöſſe, in meiner lieben Stille gelaſſen zu werden, ſo wollte ich mich gern damit begnügen, jedem Geſalbten des Herrn den Segen des Herrn zu wünſchen, und meinem theuerſten Landesherrn überdies mit zärtlichſter Unterthanstreue zu den Füßen zu liegen, ohne ein oder andere unter den Majeſtäten mit meinem geringen Namen und Zeilen zu behelligen. Allein, allergnädigſter König und Herr, da ich wahrnehme, daß ſich viel Menſchen bemühen, mir Glimpf und Namen zu brechen, und dadurch nicht ſowohl mich, als meine liebe mähriſche Brüdergemeinde zu ruiniren, ſo finde ich mich im Gewiſſen verbunden, ein unterthänigſtes Gegenwort zu ſprechen, wo es zuweilen erforderlich ſein will. Die Gelegenheit dieſer beiliegenden Schrift war, daß, nachdem man Ihro Majeſtät den König von Dänemark zu bereden geſucht, ich ſei irrig und verführiſch, und werde deßhalb aus den ſächſiſchen Landen geſchaffet werden, welches ohne allen Grund war, und damit einige Motus in Kopenhagen erreget, ſo hatte man kurz darauf den König in Schweden, oder den Senat oder auch was ein Kollegium daſelbſt, das nomine regis ſchreibet, abermals damit geblendet, als ob ich Ketzerei halber aus den däniſchen Landen vertrieben worden. Hierauf reſolvirte man daſelbſt etwas hurtig, mir dergleichen consilium abeundi aus Schweden zu geben, und die supposita aus Sachſen und Dänemark waren irrig. Weil ich nun faſt beſorgen muß, man werde auch Ew. Majeſtät nach und nach ſolche Inſinuation von mir und meiner Gemeinde zu machen ſuchen, welche mein etwa vor Standesperſonen, die in weltlichen officiis bereits geſeſſen, nicht allzu gewöhnliches Amt eines evangeliſchen Predigers ſchmälern können, ſo habe dieſe einfältige und wahrhaftige Schutzſchrift auch zu Ew. Majeſtät Füßen niederlegen und allerunterthänigſt bitten wollen, wenn etwa von mir etwas zu wiſſen wäre (denn außerdem wollen Ew. Majeſtät ſich mit Leſung dieſer Blätter nicht beſchweren,) ſolche des Anſehens zu würdigen. Ich bin nun 24 Jahr und drüber darinnen begriffen, zu thun was ich heute thue, nämlich meinen theuren Heiland, den ich liebe als mein Leben, jederman ſüß zu machen, daraus iſt noch nirgends keine Unordnung entſtanden, obgleich bis in dieſes mein 35ſtes Jahr gar ſehr viel Verfolgung erfahren, wofür ich den Herrn preiſe, und gegen keinen Menſchen etwas habe; o daß ſie alle ſelig würden! Ich deprecire mit tiefſtem Reſpekt meine genommene Freiheit, und werde mit der größten Submiſſion verbleiben lebenslang Ew. Königlichen Majeſtät allerunterthänigſt gehorſamſter Diener Ludwig Graf und Herr von Zinzendorf.“ Seine Thätigkeit in der Gemeinde, ſein Antheil an den Erbauungen, ſeine Beſeelung und Vermannigfaltigung derſelben, blieben ſich ſtets gleich. Auch als Schriftſteller wirkte er unabläſſig; ſeine Gedichte, ſeine kleineren Aufſätze, kamen theils einzeln, theils geſammelt heraus; es erſchien ein Geſangbuch für die Gemeinde von Herrnhut, von welchem in der Folge noch die Rede ſein wird; es wurden Verſuche gemacht, die Bibel zu erklären, auch wohl in einzelnen Stücken neu zu überſetzen, was jedoch, wegen des Vorzugs, welchen nach Aller Geſtändniß die Arbeit Luther's immer behauptete, bald wieder aufgegeben blieb. Aber auch im Innern des Herzens und Geiſtes war ſeine Regſamkeit in dieſer Zeit zu neuen Stufen emporgeſtiegen. Durch mancherlei Erörterungen und hauptſächlich durch Dippel's heftigen Widerſpruch, war ihm ſchon früher die Lehre von der Verſöhnung beſonders wichtig geworden; er fand in dem ſogenannten Löſegelde, welches Chriſtus für uns gezahlt, den ausſchließlichen Quell alles Heils in Zeit und Ewigkeit, und bildete aus dieſer Ueberzeugung eine neue Grundlage und einen neuen Aufſchwung der in Herrnhut gepflogenen Gottſeligkeit. „Chriſti Verdienſt, Löſegeld, und Genugthuung durch ſein eigen Blut, — ſagte er, — iſt mein einiger Weg zum Himmel." Die Gnade im Blute des Heilands, ſeine Wunden und Male, wurden ſeitdem immer heißer angeſchaut und mächtiger geprieſen, und die vervielfachten Bilder vom Lamm, welches der Welt Sünde trägt, und deſſen Blut alle Sünden abwäſcht, gewannen vor allen anderen Vorſtellungen ein ſolches Uebergewicht in Zinzendorf's Reden und Schriften, und von daher in dem ganzen Umfange der Brüdergemeinde, daß die ſpielenden Ausdrücke einer beſonderen Andacht zum Lamme, bald ein unterſcheidendes Kennzeichen des Herrnhuterthums für Gegner und Angehörige wurden, und ſeitdem ſtets geblieben ſind.

Die Nähe konnte ſeinen Wirkungseifer nie ganz befriedigen, und leicht fand ſich ein Beweggrund zu neuer Wanderung. Im Spätherbſte des Jahres 1735 trat er mit Genehmigung der Gemeinde eine Reiſe an, welche ihn bis Konſtanz und Zürich führte. Gleich im Anfange derſelben ereignete ſich ihm ein wunderbarer Vorgang. Er war in der Gegend von Bautzen bei einem Grafen von Gersdorf eingekehrt, und hatte mit dieſem bis gegen Mitternacht erbauliche Geſpräche geführt; man wies ihm ſein Schlafzimmer an, ein ängſtliches Gefühl aber drängte ihn zur Abreiſe; ungewiß was er thun ſollte, fragte er den Heiland, und da er in ſeinem Innern deſſen Zuſtimmung erfahren, ließ er ungeſäumt anſpannen, nahm Abſchied von ſeinem erſtaunten Wirthe, und fuhr in dunkler Nacht davon. Gleich nachher ſchlug die Zimmerdecke auf das Bett nieder, in welchem er hatte ſchlafen ſollen, und jener Ahndung dankte er das Leben. Von Freiberg ſandte er einen Bruder, der ihn bis dahin begleitet hatte, nach Herrnhut zurück, und reiſte fortan zu Fuß und ganz allein weiter, um ſich den vertraulichen Unterhaltungen, die er mit dem Heilande ſo laut und eifrig führte, als wäre derſelbe leibhaftig ſein Gefährte, deſto freier hinzugeben. So wanderte er denn einher, edlen, raſchen Ganges, erhobenen Hauptes, voll Gedanken und Empfindungen, mit allem anderen mehr, als mit dem Wege, der Zeit und den

Umſtänden beſchäftigt, auf dieſe Weiſe freilich kein guter Fußreiſender; nur in der größten Nähe ſcharfſehend, erkannte er, wenn er ſie überhaupt bemerkte, die Gegenſtände zu ſpät, oft erſt, wenn er ſich ſchon geſtoßen oder in Ungelegenheit verwickelt hatte; auch verfehlte er häufig die rechte Straße, oder blieb bis tief in die Nacht unterwegs, wenn er ſich den Tag über zufällig mit Leuten aufgehalten, die ſeinen Antheil weckten. Wer ihn um Hülfe anſprach, dem gab er nach deſſen Bedürfen, ohne ſein eignes im Geringſten zu beachten; auch kannte er die verſchiedenen Münzſorten nicht, welche damals in Deutſchland häufiger als jetzt wechſelten. Oft war er ganz entblößt, und fand nicht ſogleich die nöthige Aushülfe; einſt bot er ganz ermattet für etwas Brot und Waſſer ein paar Pfennige, die ihm geblieben, und wurde mit Spott abgewieſen. Die neuen Erfahrungen dieſer Reiſe mehrten allerdings ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, ohne doch ſeinen Eifer zu ſchwächen. In Konſtanz fertigte er die Gemeindelooſungen für das folgende Jahr, und ſang auf der Stätte, wo Johann Huß und Hieronymus von Prag einſt, nach dem Spruche der Kirchenverſammlung, den Feuertod gelitten, ein Lied zu Ehren dieſer Glaubenshelden. In Zürich, und auf der Rückreiſe in Nürnberg ſcheint er dem Heilande Seelen zu gewinnen mit Erfolg beſchäftigt geweſen zu ſein. Nachdem er noch in Ebersdorf einige Zeit verweilt, wo die kleine Gemeinde der Erweckten, deren jetzt auch der als Hofprediger dorthin berufene Magiſter Steinhofer ſich annahm, immer gern ſeine Einwirkung empfing, kam er zum Jahresſchluß nach Herrnhut zurück, wo er am letzten December die Nachtwache hielt, und bis zum folgenden Morgen um vier Uhr im Gebet zubrachte. Er lag hierauf mehrere Tage krank darnieder, vermuthlich in Folge der ungewohnten Beſchwerden einer Reiſe in ſo ungeſunder Jahreszeit; allein dies konnte ſeine Thätigkeit immer wenig hemmen. In dem Gefühl der Demuth und Entſagung, das ihn beſeelte, that er jetzt einen Schritt, welchen, nach der letzten lauen Aufnahme in Kopenhagen, eben ſo ſein Stolz hätte begründen können. Gleich am 1. Januar 1736 ſchrieb er an den König von Dänemark, um entweder deſſen Einwilligung in ſeinen geiſtlichen Stand, oder die Erlaubniß zur Rückſendung des däniſchen Ordens zu erbitten; als letzteres genehmigt wurde, ſandte er den Orden zurück, doch aus einem Schicklichkeitsgefühl, welches ihn auch die weltlichen Dinge nach angenommenem Werthe behandeln ließ, nicht an den Ceremonienmeiſter, wie ihm angedeutet worden, ſondern an den König ſelbſt, aus deſſen Hand er ihn vormals empfangen hatte. In dieſer Zeit dauerten ſeine Konferenzen mit Brüdern und Schweſtern über das Wohl der Gemeinde oft von früh Morgens bis ſpät in die Nacht; der Zuſtand jeder Seele in Herrnhut wurde beſprochen, die Mittel zur Förderung für jede beſonders überlegt; man prüfte die mannigfachen Behandlungsweiſen, Anſtalten und Verbindungen, bei welcher Gelegenheit Zinzendorf die Art und die Schriften Luther's nachdrücklich empfahl; man ſtellte einige Mißbräuche ab, und neue Verpflichtungen zum Guten wurden wechſelſeitig ausgeſprochen.

Mittlerweile reifte bei dem Grafen ein neuer Reiſeplan, zu welchem Spangenberg's Thätigkeit die erſte Anregung gegeben. Dieſer hatte in Amſterdam, als er nach Amerika reiſte, für die Handlungsſozietät von Surinam, um ihr die künftig etwa dorthin reiſenden Brüder zu empfehlen, eine kurze Nachricht von ihnen aufgeſetzt, und dem Zwecke gemäß in's Holländiſche übertragen laſſen. Der Ueberſetzer, Iſaak Lelong, für die Sache eingenommen, und zugleich auf Erwerb bedacht, vereinigte mit dieſem Aufſatz noch andere Nachrichten und Urkunden, und gab alles zuſammen in holländiſcher Sprache unter dem Titel heraus: „Gottes Wunder mit ſeiner Kirche.“ Das Buch machte großes Aufſehen, und hatte zu Folge, daß viele gottſelige Perſonen in Holland, angeſehene Prediger, hohe Staatsbeamte und ſelbſt die verwittwete Fürſtin von Oranien, an den Grafen ſchrieben, und mit ihm in Verbindung zu ſtehen begehrten. Das Buch war ihm nicht lieb, weil er in den damaligen Umſtänden für Herrnhut die ärgſte Läſterung für weniger ſchädlich hielt, als ſolch öffentlichen Lobpreis. Doch kam gegen ſeinen Wunſch auch ein zweiter Theil heraus, und den neugeweckten Lebensverhältniſſen ſelbſt konnte Zinzendorf nur Sorgfalt und Eifer widmen. Wiederholte, dringende Einladungen beſtimmten ihn zur Reiſe nach Holland, und ſchon am 15. Februar, nachdem er zuletzt noch alles reiflich geordnet, und bis tief in die Nacht über ſechzig Perſonen einzeln geſprochen hatte, trat er ſeinen Weg an. Diesmal reiſte er nicht allein, ſeine Gemahlin und ſeine älteſte Tochter Benigna begleiteten ihn, und eine Anzahl von Brüdern und Schweſtern vermehrten die Geſellſchaft. In Hof, zwiſchen Meißen und Leipzig, beſuchte er ſeinen älteren Bruder, der zwar auch ein frommer Mann, aber ihm an Eifer und Betriebſamkeit nicht ähnlich war. In Jena verweilte er drei Tage, und erbaute die dortigen Frommen, die er auch der Reihe nach einzeln ſprach, durch Reden und Lieder. Nach fortgeſetzter beſchwerlichen Winterreiſe traf er endlich am 4. März in Amſterdam ein, wo er gleich im Hineinfahren auf der Straße eine Frau laut ſingen hörte:

„Sing, bet, und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird er bei Dir werden neu!“

welchen Spruch er als glücklichſtes verheißendes Zeichen mit Rührung und Dank aufnahm.

In Amſterdam erhielt er gleich zahlreichen Beſuch von vornehmen und geringen Leuten, ſchon irgendwie ihm bekannten oder Bekanntſchaft wünſchenden. Eine geräumige Wohnung wurde von ihm und den Seinigen ganz erfüllt. Seine Hausgenoſſenſchaft, ſchon durch ſo viele Begleiter aus Herrnhut beträchtlich, vermehrte ſich noch durch beſuchende Brüder aus England und Holſtein. Die Gräfin führte mit treuer Sorgfalt ſelbſt die Wirthſchaft; Dienende unterſchieden ſich als ſolche kaum, manche waren nur aufgenommen, damit ihnen geholfen würde, andere beeiferten ſich zu jeder Leiſtung auch unverpflichtet; an jedem geiſtlichen und leiblichen Wohl hatten Alle nach ihrem Bedürfniſſe Theil. Der Graf beobachtete genau dieſelbe Hausordnung, wie in Herrnhut. Morgens um 8 Uhr hielt er eine Rede über die Looſung des Tages; in der Abenddämmerung wurde geſungen; um elf Uhr zur Nacht eine kurze Erbauung zum Tagesſchluſſe gehalten, welche die Abendviertelſtunde hieß; außer dieſen regelmäßigen Verſammlungen fanden noch beſondere nach gelegentlichen Anläſſen Statt; an Bettagen, Gedächtnißtagen, ganz wie daheim. Fremde, die grade zum Beſuch da waren, wenn Singe- oder Betſtunden eintraten, mochten denſelben wohl aus Andacht beiwohnen; bald aber kamen, theils aus Herzenstrieb und theils auch wohl aus Neugierde, abſichtliche Beſuche, um den Grafen predigen zu hören, und in kurzem ſo viele, daß der Raum zu enge wurde, es mußten die Frauen und die Männer abgeſondert auf verſchiedene Stunden angewieſen werden. Doch hiebei entſtand Irrung und ein Gedräng und Auflauf vor dem Hauſe, ſo daß der Graf vor die Thüre heraustreten und durch eine Anrede die Menge beſchwichtigen mußte, welche ſich denn auch bald verlief. Um jedoch ferneren Auftritten dieſer Art auszuweichen, ſtellte er die Verſammlungen lieber ganz ein, und hielt nur hin und wieder noch einzelne Vorträge außerhalb des Hauſes vor ausgewählten Zuhörern. Die Wirkung ſeiner Predigten und Unterredungen war außerordentlich. Außer den Reformirten, die ſich näher mit ihm einließen, und deren ächte Frömmigkeit und mildes Benehmen ihn hier beſonders anſprach, empfanden ſeine Anziehung wie immer auch die verſchiedenen Sekten und Sonderlinge im Glauben; eine religiöſe Kraft war hier faſt immer mit Gewißheit vorauszuſetzen, es galt nur die erſtarrten Formen, in welchen ſie befangen lag, wieder einzuſchmelzen, und hiezu war die eindringliche Herzenswärme des Grafen überaus geeignet. In Holland hatte er es beſonders mit Soziniauern und Mennoniten zu thun, deren viele durch ihn aufrichtige Bekenner des Heilands wurden. Ein gelehrter Sozinianer, Samuel Crellius, wurde von den liebreichen Unterredungen ſo hingeriſſen, daß er mit den Seinigen nach Herrnhut ziehen wollte; zwar änderte er ſeine Richtung wieder, kam aber zehn Jahre ſpäter nochmals zu dem theuren Gotteslamme, wie er es nannte, zurück, und ſtarb mit der ausgeſprochenen Zuverſicht, in deſſen Wunden ſein Heil zu finden.

Der Umgang jedoch mit ſo vielerlei Perſonen verſchiedenen Glaubens wurde ein Grund neuer Mißurtheile über Zinzendorf; man legte ihm Meinungen bei, die er beſtritt oder nur anhörte, man beſchuldigte ihn der Hinneigung, wo eine zu ihm Statt fand, ja man wollte in ſeinem religiöſen Treiben ein politiſches zu Gunſten des Hauſes Oranien ſehen. Eine von ihm in Druck gegebene Erklärung über ſeinen Umgang und ſein Wirken in Amſterdam konnte dergleichen Mißreden nur theilweiſe hemmen. Für die Sache der Brüder zeigte ſich indeß thätige Förderung. Die Schwierigkeiten, welche der Zulaſſung der Brüdermiſſionen in den holländiſchen Kolonieen entgegenſtanden, wurden durch den Eifer des Grafen, der mit den Direktoren der oſtindiſchen und der ſurinamiſchen Handelsgeſellſchaft, ſo wie mit den wichtigſten Mitgliedern der Verwaltungsbehörden und des Seeweſens klug und eindringlich zu reden wußte, wo nicht ganz gehoben doch ſehr vermindert. Die verwittwete Fürſtin von Oranien wünſchte aber auch eine Niederlaſſung der Brüder in Holland ſelbſt, wo ein ſolcher Zwiſchenort für den Verkehr der Miſſionen mit Herrnhut ein großer Vortheil ſein mußte. Ein Prediger van Alphen und ein reicher Kaufmann Benning unterſtützten den Vorſchlag bei Zinzendorf, und boten ihre hülfreiche Vermittelung; demnach wurde in der Herrſchaft Yſſelſtein, welche der Fürſtin gehörte, ein Stück Land angekauft, auf welchem ſpäterhin der Ort Heerendyk emporſtieg. Der Graf aber dachte hierauf an die Heimreiſe, und traf wegen ſeiner immer noch zahlreicher gewordenen Hausgenoſſenſchaft verſchiedene Anordnung; ein Theil blieb in Holland wegen der beſchloſſenen Anſiedlung in Yſſelſtein, ein anderer Theil ſchlug den nächſten Weg nach Herrnhut ein, ein dritter Theil blieb mit ihm und ſeiner Gemahlin, die zum Beſuche der Fürſtin nach Leuwarden abreiſte, wohin er ſelbſt über Gröningen nachfolgte. Geſpräch über Seelenzuſtände, Erbauungen, Abrede wegen Heerendyk, für welches der Graf alle Geldbeiträge verbat, indem die Brüder ſich ſchon durchbringen würden, erfüllten hier mehrere Tage in gewohnter Weiſe. Endlich am 16. April brach die Geſellſchaft von Leuwarden auf, verließ unter Seegenswünſchen Holland, und verfolgte ihren Weg zur Heimath.

In Kaſſel fand Zinzendorf Briefe aus Herrnhut mit der Nachricht, daß ihm durch eine Königliche Verfügung jeder fernere Aufenthalt in Sachſen unterſagt worden. Er trug dieſen unerwarteten Schlag ſtandhaft, und in tröſtlicher Unterredung mit dem Heiland ſetzte er die Reiſe fürerſt nach Ebersdorf fort. Unterwegs kam David Nitſchmann, der von Herrnhut ihm entgegengeſchickt war und das Königliche Reſkript überbrachte; er meldete, daß eine zweite Kommiſſion in Herrnhut erwartet werde, deren Zweck, wie man fürchte, die gänzliche Zerſtörung der Gemeinde ſei. Als Grund wurden die alten Klagen über die Aufnahme fremder Unterthanen und einige Störungen angegeben, die ſich in der Lauſitz durch die Verſammlungen der Erweckten hin und wieder ereignet, und den Gegnern Zinzendorf's am Hofe gut gedient hatten. In Ebersdorf angelangt, dachte der Graf daran, wie und wo er die Brüder und Schweſtern, wenn ſie vertrieben würden, unterbringen könnte, ſo daß auch fernerhin gründlich für ihre Seelenpflege dabei geſorgt wäre. Da er ſelbſt nicht mehr durfte, ſo ließ er ſeine Gemahlin nach Herrnhut reiſen, um dort alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen, die beſonders in wirthſchaftlicher Hinſicht manche Schwierigkeit hatten. Die ſeitherigen großen Ausgaben für die beträchtlichen Bauten und für die Aufnahme ſo vieler Hülfloſen waren nicht aus dem Vermögen des Grafen allein beſtritten, ſondern zum Theil durch aufgenommene Gelder gedeckt worden. Glücklicherweiſe hatte der obengenannte Beuning den Grafen vermocht, dieſe Gelder, deren Kündigung zu befürchten und deren Zinſen hoch waren, durch ein neues in Holland zu mäßigen Zinſen bewirktes Anlehen abzutragen. Allein, ungeachtet dieſer, wie durch höhere Fügung, im voraus gewonnenen Hülfe, ſtanden die Sachen noch ſehr beſorglich, und es bedurfte genauer Einrichtung, um für alle möglichen Fälle bereit zu ſein; Zinzendorf wollte daher auch nicht, daß ihm von ſeiner Gemahlin Geld geſchickt würde, er meinte nebſt ſeinen Mitpilgern ſchon anderweitig fortzukommen, die regelmäßigen Einkünfte ſollten, nach Abzug des an Zinſen Abzutragenden und für die Hauswirthſchaft Unentbehrlichen, ganz für die Sache des Heilands verwandt werden. Die Gräfin war kaum angekommen, als auch die Königliche Kommiſſion in Herrnhut eintraf, zu welcher diesmal auch der Superintendent Löſcher gehörte; ſie unterſuchte den ganzen Zuſtand genau, erhielt alle verlangte Auskunft, und zeigte ihrerſeits redlichen und milden Sinn; ſie entfernte ſich wieder, indem ſie bekannte, nur günſtige Eindrücke empfangen zu haben. Inzwiſchen ſetzte Zinzendorf als Verbannter nun um ſo mehr ſein ſchon vorher übliches Wanderleben fort; ſeine Umgebung war der Art nach ſtets dieſelbe, wenn auch in den Perſonen häufig wechſelnd, da bald einige verſchickt wurden, bald andere ſich anſchloſſen; jeder diente nach ſeiner Fähigkeit der Gemeindeſache oder dem Hausweſen, und fiel dieſem nur zur Laſt inſofern es die Noth erforderte; die Verſammlungen zum Gebet, zum Singen und anderer Erbauung fanden einen Tag wie den anderen Statt; die Sonn- und Feſttage wurden in herkömmlicher Weiſe begangen. Von Ebersdorf reiſte der Graf über Ulſtedt nach Frankfurt am Main, wo er am 26. Mai ankam, und ſogleich vielen Beſuch hatte. Man machte ihm und ſeiner Pilgergemeinde, wie ſein Gefolge genannt wurde, allerlei Vorſchläge, der Freiherr von Schrautenbach bot ihm ſein Schloß in Lindheim an, aber ihn lockte von allen dieſen Anträgen keiner, außer dem kaum annehmbaren, auf der Ronneburg zu wohnen, einem alten halbverfallenen Schloſſe der Grafen von Yſenburg-Wächtersbach, wo eine Menge armer und ganz vernachläſſigter Leute lebten, unter welchen er Seelen für den Heiland zu gewinnen hoffte.

Unterdeſſen war die Gräfin mit den Kindern, mit Friedrich von Watteville, Chriſtian David, Leonhard Dober und anderer Begleitung von Herrnhut, wo ſie alles nach den Umſtänden geordnet hatte, glücklich eingetroffen; man fand die Ronneburg ganz unbewohnbar, der Graf aber war dieſer Meinung nicht, ſondern miethete von dem Amtmanne die leeren Zimmer, zog am 13. Juni hinauf, und begann ſeine Predigten und Erbauungen für die armen Leute; die Kinder ließ er zu ſeinen Kindern zum Eſſen einladen, ſorgte für den nöthigen Unterricht, und ſuchte ſie durch Austheilung von Brot und Kleidung vom Betteln abzuhalten. Da man davon ſprach, ſeine Verſammlungen zu verbieten, ſo gerieth er in Eifer, und meinte, er würde ſich die Arbeit an den Seelen nicht wehren laſſen, ſondern über dieſer ſeiner Paſſion alles dran wagen. Ueberhaupt konnte man bemerken, daß ſein Treiben im Ganzen unruhiger und leidenſchaftlicher wurde, ſein Zorn leichter und ungemeſſener ausbrach, und ſein durch Erfolge und Widerſtand aufgereiztes Gefühl ihn bisweilen an die Klippe geiſtlicher Machteinbildung warf. Doch bevor noch eine Störung wirklich verſucht wurde, verließ er die Ronneburg wieder, und trat am 27. Juli eine Reiſe nach Liefland an, wohin die dortigen Frommen, beſonders eine aus Sachſen gebürtige Generalin von Hallart, ihn eingeladen hatten. In Magdeburg beſuchte er den Abt Steinmetz, in Berlin ſeine Mutter und ſeinen Stiefvater, den Feldmarſchall von Natzmer, mit welchen er das herzlichſte Vernehmen fand. Ueber Königsberg kam er den 8. September nach Riga, nachdem er die letzten ſechzig Meilen größtentheils zu Fuß, in ſteter Unterhaltung mit dem Heilande, zurückgelegt, im Wagen aber, ſo oft er eingeſtiegen, auch den Fuhrmann oder etwa einen Reiſegefährten mit Bekehrungseifer heimgeſucht. In Riga und Reval, wohin er weiterreiſte, fand er vielen Anhang unter Weltlichen und Geiſtlichen, predigte mit großem Zulauf, beförderte die damals angefangene Ueberſetzung der Bibel in's Eſthniſche und Lettiſche, und gab zu anderen frommen Werken Rath und Hülfe. Man wünſchte ihn dort zu behalten, allein er konnte ſich auf etwas Feſtes nicht einlaſſen. Briefe ſeiner Gemahlin meldeten ihm den Tod eines Söhnchens, und manche Bedrängniſſe, welche ſie inzwiſchen auf der Ronneburg erfahren. Er trat darauf die Rückreiſe an.

In Memel ſchrieb er am 15. Oktober an den König von Preußen, dem er einiges die Salzburger Betreffende herzlich vortrug. Der Brief iſt merkwürdig, und da beſondere Gunſt hiezu uns in Stand ſetzt, ſo verfehlen wir nicht, den noch ungedruckten hier zum erſtenmal mitzutheilen. Er lautet wie folgt: „Allerdurchlauchtigſter u. ſ. w. Die beſondere Liebe, die ich zu Exulanten trage, bewegt mich, Ew. Königlichen Majeſtät dieſes Blatt zu Füßen zu legen, und Selbter allerdemüthigſt anheim zu ſtellen, ob Sie geruhen möchten, bei Dero Salzburgiſchem Pflanzgarten in Litthauen mich zu einem unwürdigen aber treuen Handlanger mit aufzunehmen, und mir zu vergönnen, bei Erhaltung des großen Zwecks mit dieſen Dero Pflegekindern, ein weniges zu befördern. Die Weitläuftigkeit meiner äußerlichen Umſtände geſtattet mir zwar nicht, mich der Sache ganz aufzuopfern, oder allenthalben in Perſon zu ſein. Ich hoffe aber doch durch Gottes Gnade Mittel zu finden, hierunter nicht ohne Nutzen zu arbeiten, wenn Ew. Majeſtät ſich meine allerunterthänigſte Dienſte dabei nicht mißfallen laſſen, und der Fortgang des guten Zwecks ſoll meine Belohnung ſein. Zweierlei bitte von Ew. Majeſtät mir allerunterthänigſt zu Gnaden aus. Eines iſt, meine allerunvorgreiflichſten Vorſtellungen, ſowohl im Ganzen, als bei deſſen künftigen Theilen, nur unter Wenigen zu erhalten, damit ich nicht vor der Zeit hinderlichen Vorurtheilen ausgeſetzt werde, und daß ich insbeſondere die Nachrede vermeide, ob wollte ich die Gemeinde zu Herrnhut dahin überführen, welches um ſo viel weniger nöthig, aber auch bei allen ſich vorzuſtellenden Möglichkeiten einigergeſtalt vermuthlich iſt, als Ew. Königlichen Majeſtät ich zuverläſſigſt bezeugen kann, daß dieſe Gemeinde, und ich, von der Perſon des Königs von Polen Majeſtät, darunter wir wohnen, bis anhero und noch täglich, Gerechtigkeit, Geneigtheit, und ich darf wohl ſagen, viel Tragſamkeit und Geduld zu erfahren haben, welches ich gegen das gemeine Gerücht darzuthun im Stande bin. Das andere iſt, daß Ew. Königliche Majeſtät die Sache ſelbſt, Dero von Gott verliehenen hohen Begabniß nach, weislichſt beurtheilen, und wenn ſich dahero in Dero Gemüth keine Abneigung finden ſollte, mich vorher allenthalben, durch getreue und tüchtige Männer, in genaue und ernſtliche Prüfung nehmen zu laſſen, wie weit meine Perſon und Vorſchläge hierunter annehmlich ſein könnten. Und da es dann von meiner wenigen Perſon ziemlich verſchiedliche Meinungen giebt, ſich diesfalls in eine ſolche Gewißheit ſetzen wollten, nach welcher Ew. Majeſtät keinen Zweifel übrig behalten, daß mein Gemüth aufrichtig, mein Zweck gerade, mein Vermögen von der göttlichen Güte unterſtützet, und die von mir zu erwartenden Fehler, theils in Gnaden zu überſehen, theils ohne Weitläuftigkeit zu verbeſſern ſein werden. Ich verharre in tiefſter Demuth und

Ehrerbietung Ew. Königlichen Majeſtät allerunterthänigſt allergehorſamſter Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Selbſtkonzipirt. Auf der Rückreiſe aus Liefland am 15. Oktober 1736." In Königsberg hielt er eine geiſtliche Verſammlung und ſchrieb an den König von Polen einen demüthigen Brief, worin er um Unterſuchung ſeiner Sache bat, in Stolpe predigte er; am 25. Oktober traf er in Berlin ein.

Hier empfing er ſogleich ein Handſchreiben des Königs, und Jablonski hatte ſchon den Auftrag, ihn nach Wuſterhauſen einzuladen, wo der König ihn ſprechen wollte. Friedrich Wilhelm der Erſte vereinigte ſtrenggläubige Frömmigkeit mit gradſinnigem Verſtand, gleich abhold den Schwärmern wie den Freigeiſtern; ſchon ſeit zehn Jahren hörte er von dem Grafen Zinzendorf, dem Stiefſohne ſeines Feldmarſchalls, die wunderlichſten Dinge, und nach allem war das Vortheilhafteſte, was er von ihm urtheilen konnte, derſelbe müßte ein luſtiger oder melankoliſcher Fanatikus ſein, ein halb ridiküler, halb gefährlicher Menſch, wie Zinzendorf ſelbſt es ausdrückt, der ſich auch mit einer Verweiſung aus den preußiſchen Landen nah genug bedroht glaubte. Gleich nach den erſten Worten jedoch ſah der König, daß der Graf der Mann nicht ſei, als den man ihn geſchildert hatte, ſondern durchaus verſtändig, weltkundig, und dabei höchſt unbefangen und aufrichtig. Er ließ ſich daher in gründliche Beſprechung mit ihm ein, und ſah ihn drei Tage hinter einander mit ſteigender Theilnahme, ſo daß er am dritten Tage vor dem ganzen Hof in derben Ausdrücken bekannte, er ſei wegen des Grafen belogen und betrogen, es habe weder der Ketzerei noch der Staatsverwirrung halber mit ihm Noth, ſeine ganze Sünde ſei, daß er als ein Graf und in der Welt angeſehener Mann ſich dem Dienſte des Evangeliums ganz widmete. Von einer dieſer Unterredungen, welche auf dem Schloßhofe zu Wuſterhauſen vor vielen Perſonen geſchah, berichtet Zinzendorf ſelbſt: „Ihro Majeſtät fragten mich, nach einem generalen gnädigen Empfang und realen Spezialfragen, dabei Sie mit meiner Antwort zufrieden ſchienen, endlich ganz gerade: Warum ich gleichwohl ſo traduzirt würde, wenn ich doch ſo dächte, wie Sie es jetzt vernähmen? Ich antwortete, davon wüßte ich etliche Urſachen, und Gott möchten noch mehrere bekannt ſein. Die erſte ſei meine ungewöhnliche Lebensart, darinnen viel, dem Anſehn nach, Kontradiktoriſches ſei. Die andere mein esprit critique, der mir in meinen jüngern Jahren ſehr zugeſetzt, davon die Nachwehen ſich nun zeigten; denn nachdem ich meine Inſpektion über andere Leute einige Jahre aufgegeben, ſo machten ſich nun andere Leute mit mir mehr zu thun, als ſie nöthig hätten. Die dritte, meine Kondeszendenz und Freundſchaft mit jederman, und ſonderlich gegen ſolche Perſonen, die entweder nur mit den gewöhnlichen Argumenten und Behandlungen nicht zu bedeutend, aber ſonſt wohl docil wären, oder auch ſolche, die in der That irrig wären, und deßwegen von denen, die die Wahrheit hätten, oder vorgäben, meines Erachtens nicht menſchlich genug traktirt würden. Dieſer Kondeszendenz mißbrauchten ſich meine Gegner, mich mit dergleichen Perſonen zu konfundiren.“ Der König fand dieſe Angaben einleuchtend, und ſagte ſpäter öffentlich, der Teufel aus der Hölle könne nicht ärger lügen, als die Gegner Zinzendorf's gelogen hätten. Zinzendorf benutzte die gute Stimmung des Königs, und legte demſelben einen beſtimmteren Plan wegen der Salzburger Sache vor. Seine eingereichte Schrift iſt ein ſprechendes Zeugniß ſeiner meiſterlichen Staatsklugheit, ſo gut erwogen in der Sache und ſo genau berechnet für den König, daß der feinſte Diplomat ſie nicht gehaltvoller und ſchicklicher abzufaſſen vermocht hätte. Wir theilen dieſelbe hier mit, um ſo mehr, als ſie bisher noch nicht gedruckt worden. „Nähere Erläuterungen des allerunterthänigſten Vorſchlages zu einer ſalzburgiſchen Anſtalt. I. Dieſe wichtige Abſicht muß Zeit haben, und darum muß ſie, bis zu ihrer Vollſtändigkeit, nur denen bekannt werden, ohne welche ſie nicht auszuführen, inzwiſchen aber in großer Stille, Niedrigkeit und Treue beſorgt werden. II. Ein Privatus, der etwa in Litthauen oder Preußen eine mit dem ſalzburgiſchen Etabliſſement verwandte Kommiſſion hätte, welches aber nur zu Bedeckung und Konnektirung des Kaufs dienete, und weiter keine Verantwortung nach ſich ziehen müßte, erhandelte in Litthauen einen bequemen und anmuthigen Platz, legte daſelbſt einen Meierhof an, zu welchem geſchickte Salzburger als Arbeiter angenommen würden. III. Nach und nach bauete ſich daſelbſt ein Flecken an, wozu man (unter allergnädigſter Konnivenz) unter der Hand gottesfürchtige und behülfliche Salzburger ausſuchete, die entweder noch nicht, oder nicht genugſam etablirt, oder durch die Ihrigen, und ſonſt, füglich zu remplaciren wären, und das könnte allenfalls, wenn es ein wenig eklatter würde, gelegentlich einmal durch einige nicht eben importante Begnadigungen in Bewegung gebracht werden. IV. Die erſten Jahre müßte man ungeſtört bleiben, und von dem Entrepreneur nicht begehret werden viel aufzuweiſen, ja es wäre am beſten, daß, dem Anſehen nach, überhaupt wenig Reflexion auf dieſes Tentamen gemacht, und wenn man es entweder ridiküle, oder bedenklich, oder unmöglich beſchreiben hörte, nicht viel ſonderliches darauf geantwortet würde. V. An eine Pfarrthei wird nicht ehe gedacht, vielweniger an einen Kirchenbau, bis ſich der Haufe zum Bleiben eingerichtet, mithin würde das Werk durch einen, und nach und nach mehr Katecheten, bei Großen und Kleinen verſehen, inzwiſchen ließe man jedem die Freiheit, ſich an den nächſten, oder bisher gewohnten Ort zur Kommunion zu halten, mit Vorbehalt der Parochie, im Fall einer eignen Gemeinde, Waiſenanſtalt oder dergleichen Emergentien. VI. Das wäre ſo der Weg, unter göttlichem Gedeihen, einen Ort mit ſolchen Salzburgern zu beſetzen, die in Verfolg der Zeit, nach Geiſt- und Leiblichem, Andern zum Exempel, denen Proteſtanten zur Erbauung, und vielleicht gar der Anlaß zu einem mehreren Commercio in Litthauen werden könnte. VII. Und gleich wie dieſe heilſame Anſtalt von Gott durch Ihro Majeſtät Hand gemacht würde, alſo richtete man die Auslage nicht größer ein, als der Ertrag davon natürlicherweiſe folgen müßte, und die ſämmtliche Nutzung würde in Ihro Majeſtät Kaſſe geliefert, weil der Privatus nur zu der anfangs nöthigen Verbergung der führenden Abſicht, ſich in dieſen Handel einläſſet, wäre es aber Ihro Majeſtät gefällig, das Werk dem Entrepreneur auf ſein Riſiko zu geben, und alſo nur die landesherrlichen Gefälle daraus zu erheben, ſo müßte dießfalls eine eigentlichere Abrede genommen werden, weil Ihro Majeſtät allerunterthänigſter Diener, wenn er mit einem Handel der Nahrung zu Werke gehen muß, ſich nicht gern über ſein Ziel waget.“

Der König ging zwar auf dieſe Vorſchläge nicht weiter ein, doch verſicherte er den Grafen wiederholt ſeiner Liebe, völligen Vertrauens, und daß er nichts mehr wider ihn glauben, ſondern ihm dienen wolle, wo er wiſſe und könne. Hiezu war ſogleich Gelegenheit. Die Verhältniſſe der Brüdergemeinde, in Deutſchland ſowohl als im Auslande, machten es wünſchenswerth, daß der Graf die biſchöfliche Würde annähme, wobei ihm vor allem daran gelegen war, dieſen Schritt nur in ausgeſprochener und durch gehöriges Anſehen vertretener Uebereinſtimmung mit der Lutheriſchen Kirche zu thun. Dies war nur in Berlin möglich, und der König bot gern dazu die Hand. Er ſchrieb unter dem 28. Oktober an ſeinen Hofprediger Jablonski: „Würdiger, lieber Getreuer! Da ich nunmehr den Grafen Zinzendorf ſelbſt geſehen und geſprochen habe, und gefunden, daß er ein ehrlicher und vernünftiger Mann iſt, deſſen Abſichten bloß dahin gehen, ein wahres, rechtſchaffenes Chriſtenthum und die heilſame Lehre des Wortes Gottes zu befördern, ſo will ich, daß, wenn Ihr denſelben in Berlin ſprechen werdet, Ihr diejenigen Punkte, ſo er zu proponiren hat, mit ihm erwägen, und mir hiernächſt Euren unterthänigſten Bericht davon erſtatten ſollet, nach Maßgabe des heute deßhalb an Euch bereits ergangenen Schreibens. Ich bin Euer wohlaffektionirter König Fr. W.“ Der König befahl hierauf den beiden berliniſchen Pröbſten Reinbeck und Roloff, dem Geſuche des Grafen zufolge, deſſen Rechtgläubigkeit und Religionsmeinungen überhaupt einer ſorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Dieſe würdigen Männer, ſtreng in ihrem Amte, jedoch vorurtheilsfrei in ächt chriſtlicher Geſinnung, und mit Jablonski im Weſentlichen gleichgeſtimmt, gingen ſogleich an's Werk, und Zinzendorf lieferte ihnen dazu ſeinen ganzen Vorrath von Schriften und Urkunden.

Indeſſen genügte ihm für jetzt, die weitausſehende Sache gehörig eingeleitet zu wiſſen, und nachdem der König ihm noch ein kräftiges Empfehlungsſchreiben an den Grafen von Degenfeld, ſeinen Geſandten beim oberrheiniſchen Kreiſe mitgegeben, eilte er am 2. November nach der Wetterau zu den Seinigen. In Gelnhauſen erfuhr er, daß die Gräfin auf Betrieb übelgeſinnter Gegner doch genöthigt worden, die Ronneburg zu verlaſſen, und ſich nach Frankfurt begeben habe, wo ſie mit ihrer Begleitung, die damals aus ungefähr dreißig Perſonen beſtand, die gewohnte Lebensart fortführe. Der Graf wünſchte nach ſeiner dortigen Ankunft die Verſammlungen, an welchen nach wie vor eine große Zahl Beſuchender Theil nahmen, auf ſeine Hausgenoſſen einzuſchränken; allein von Seiten der Behörden ſelbſt machte man ihm bemerklich, die Leute würden ſich dennoch hinzudrängen, und daraus könnten leicht Unruhen und Auflauf entſtehen. Die Stadtobrigkeit war ihm nicht abgeneigt, und behandelte ihn mit aller Auszeichnung, wozu die preußiſche Empfehlung ſehr beitrug, eben ſo bezeigten ſich auch die meiſten Prediger ſehr freundſchaftlich. In ſeinen Reden verkündigte er nun vor allem die in dem Blute des Lammes Gottes gegründete Gnade, der man auch nicht einen Funken eignes Gute beimiſchen dürfe, denn der ehrlichſte und frömmſte Bürger in Frankfurt werde nicht anders ſelig, als der Straßenräuber, den man auf das Rad lege. An der Wärme ſeines Herzens ſchmolz die Härte dreier Separatiſten, die ſeinen Vorträgen beſonders fleißig zuhörten. Sie bekamen, wie Spangenberg ſagt, in das Wort der Verſöhnung eine herzgefühlige Einſicht, und verließen ihren bisherigen Gang. Dies wollte jedoch Andreas Groß, ein unter den Separatiſten in höchſtem Anſehen ſtehender Mann, der ſchon vorher dem Grafen trotzig und ſpöttiſch entgegengetreten war, auf alle Weiſe hindern, und Zinzendorf, der früher, ganz gegen ſeine Art, erklärt hatte, er wolle ſich mit dieſem Manne, der ihm durchaus zuwider war, gar nicht einlaſſen, gerieth in die äußerſte Entrüſtung; ſein Schmerz, die dem Heilande gewonnenen Seelen zu verlieren, ließ ihn jede Wehr gerechtfertigt finden, und er ging ſo weit, den Mann wiſſen zu laſſen, daß, wenn er das Unglück habe ſollte, eine jener Seelen von ihrer Gnade wieder abzubringen, er gewiß noch das Jahr ein Mann des

Todes ſei. Dieſe Drohung hemmte den Mann wirklich, allein er wurde nur um ſo mehr ein Feind des Grafen, und häufte harte Beſchuldigungen gegen ihn.

Man fand in der That jenes Wort Zinzendorf's, der ſich darin als mit göttlicher Strafgewalt begabt vorſtellte, höchſt vermeſſen, und warf ihm fanatiſchen Eifer und Bosheit vor. Er blieb indeß dabei, und erklärte in einer beſondern Schrift an Herrn Andreas Groß nochmals: er ſei in der Aufnahme neuer Glaubensfreunde nicht nur ſehr gleichgültig, ſondern ſogar ſehr furchtſam und bedenklich; auch ſei es ihm ganz unmöglich, jemanden zu haſſen, der ihn haſſe oder beſtreite; „Wenn ich hingegen ſehe, — fährt er fort, — daß Seelen, die in der wahrhaftigen Gnade oder auf dem Wege dazu ſind, von Andern geärgert oder verführt werden, ſo ergrimme ich im Geiſt, und ich ſtehe auf den Fall keinem Menſchen für das, was ich ſeinethalben mit dem Heiland rede; es kann auch ſein, daß ich ihn ausgerottet wünſche; aber ich warne, und ehe ich zum Heiland gehe, ſo bekenne ich meinen Vorſatz Allen, die es angeht, ganz aufrichtig, damit ſie ſich beſinnen und wiſſen können, daß ich nicht ſpiele. Ich würde mir eine vergebliche Mühe geben, wenn ich mich in der Sache frömmer beſchreiben wollte, als ich bin; denn meine Praxis iſt am Tage, und ich habe ſie im geringſten nicht willens zu ändern.“ Später führt er an einem anderen Orte, damit die göttlichen Strafgerichte niemanden ungewarnt treffen, folgende Beiſpiele, wie es den Frevlern ergangen, zur Warnung an: „Eine Perſon iſt raſend worden, und wenigſtens neun Jahr blieben, zwei andere haben, ohne daß man ſie angeredet oder genannt, zu der Zeit, da man in genere von demjenigen Bann geredet, womit ſie, ohne unſere Reflexion darauf, behaftet geweſen, ſich darüber ſo alteriret, daß ſie vor der Gemeinde für todt hingefallen, und heraus haben müſſen getragen werden. Ein anderer hat geſagt, er wolle es glauben, daß ihn die Gemeinde in Zucht nehmen könne, wenn er verkrumme, das iſt mit einem landkündigen Schreckexempel geſchehen, und bis zu Todesnöthen gegangen, bis endlich, da er ſich, von allen Aerzten verlaſſen, in den letzten Zügen auf einem Wagen nach Herrnhut führen und in die Gemeinde tragen ließ, die Wunderkur in der Gemeindeverſammlung mit ſeiner öffentlichen Abſolution zugleich erfolgte. Sie iſt von vierhundert Menſchen zugleich geſehen, und von ihm ſelbſt nicht nur nicht geläugnet, ſondern überall, und nur zuviel, ausgebreitet worden. Den fünften hat einige Minuten darauf, daß er mit Verächtlichkeit und Inadvertenz aus der Aelteſten-Konferenz gegangen, nachdem er durch all ihr Bitten und Flehen nicht zu erweichen geweſen, ſondern ſich auf ein göttlich decisum berufen, der Donner auf der Stelle todt geſchlagen.“ Man erſtaunt mit Recht, denſelben Zinzendorf, den man bisher geſehen, hier eine ſolche Sprache führen zu hören, welche eher die eines ſchlimmen Höflings ſcheinen könnte, der ſich rühmt, über ſeines Herrn Gunſt oder Zorn nach Gefallen zu verfügen, als die einem frommen Gottesfreunde geziemende. Auch iſt dieſe unter ſeinen wenigen Abirrungen von ſeinem rechten Weg und Benehmen gewiß die ſtärkſte, und wir dürfen ihn nach ſolchen unbewachten Augenblicken nicht beurtheilen. Dieſer ihn bisweilen anwandelnde geiſtliche Hochmuth, als ſtünden ihm oder der Gemeinde Zeichen und Wunder zu Gebot, iſt ihm von den Gegnern mit aller Härte genug vorgeworfen worden. Seine eigentlichen Grundſätze für den Verkehr mit Widerſachern hat er ſonſt beſtimmter ſo dargelegt: „Entweder der Gegner will alleine reden, ſo läßt man ihn; oder er will Antwort haben, ſo giebt man ſie; oder er erklärt ſich beſſer, als ers meint, ſo läßt mans dabei; oder er erklärt ſich ſchlechter, als er gleichwohl denkt, ſo führt man ſein Wort; oder er iſt irre, ſo weiſet man ihn gerne zurechte; oder er iſt böſe, ſo begütigt man ihn; oder er iſt beleidiget, ſo giebt man ihm gute Worte; oder er will herauslocken, ſo ſchweigt man; oder er iſt bitter, ſo erträgt man ihn; iſt er indifferent, ſo ſchont man ſeiner; iſt ſein Wort gefährlich, ſo entdeckt man es; iſt es reißend, ſo ſchlägt man drauf, daß es liegen bleibt; iſt er begierig, ſo iſt man offen; iſt er beſcheiden, ſo beugt man ſich unter ihn; hat er Recht, ſo läßt man ihm mit Dankbarkeit Recht; wo er nur läſtert, das überſchlägt man; wo er Grund fordert, da giebt man ihm; wo er an dem Grunde ſchüttelt, da zeigt ſich Felſengrund. Ueberhaupt iſt man ſo kurz und klar, ſo rund und ſo verſtändlich, als möglich iſt; in Nebenſachen zugebend, in Hauptſachen unbeweglich; bei allen Gelegenheiten muß herzliche und Menſchenliebe, oder brüderlicher Reſpekt gezeigt werden, ſo viel man davon gegen den Gegner im Gemüth haben kann; ſonderlich in allen den Umſtänden, da das Gegentheil Statt haben könnte, muß ſolches aus allen Zeilen deutlich hervorleuchten.“ Und ferner giebt er in Anſehung der Sache des Herrn noch folgende beſondere Vorſchrift: „Gegen die Mitknechte ſoll man treuherzig und ernſtlich ſein, gegen alle fremde Knechte beſcheiden und nachbarlich, gegen die Miethlinge unpartheiiſch, gegen die reißende Wölfe attent und kurz reſolvirt. Dein Auge ſoll ihrer nicht ſchonen, man ſoll ſie aber weder im Walde aufſuchen, noch in der Grube todtſchlagen, darein ſie gefallen ſind.“ Ueber Wundergaben, Gebeterhörungen und dergleichen, erklärt er ſich häufig dahin, daß er ſie zwar nicht läugnet, aber davon kein Aufheben gemacht, noch dieſe Richtung mit Abſicht befördert wiſſen will. Uebrigens bekannte er frei, daß er keinen Beruf habe, in den Religionen zu ſtören, und Leute aus der einen in die andere überzuholen; er trage vielmehr die Lehre des Evangeliums gerne ſo vor, daß er Seelen für den Heiland werben möge, und die armen Sünder, ſie mögen Lutheriſch, reformirt, katholiſch oder gar Heiden ſein, dem zu Füßen fallen, der ſie alle erlöſet habe. In dieſer Hinſicht war ſeine Arbeit in Frankfurt, jenen herben Vorgang abgerechnet, von großem Segen.

Um alles in beſter Gemeinſchaft und Einheit zuſammen zu halten, dünkte ihm zweckmäßig, eine Synode für die Brüder auszuſchreiben. Sie fand vom 6. bis zum 9. December in Marienborn Statt, wo von Herrnhut die Aelteſten der Gemeinde und auch aus anderen Gegenden die für das Ganze der Brüderſache thätigſten Mitarbeiter eintrafen, und vieles Förderliche berathen und abgeredet wurde. Mit den Aelteſten von Herrnhut ging Zinzendorf's Tochter Benigna nebſt mehreren Brüdern und Schweſtern dorthin zurück; ſein Sohn Chriſtian Renatus wurde unter Aufſicht Johann Nitſchmann's, der ſich zugleich der erweckten Studenten dort annehmen ſollte, nach Jena geſchickt, wohin auch der junge von Schrautenbach mitging; der Graf ſelbſt aber und die Gräfin reiſten nebſt der Gemeindeälteſtin Anna Nitſchmann, dem Freiherrn von Watteville und anderem Gefolge, nach Holland, um von da nach England überzuſchiffen.

In Amſterdam, obgleich nur auf der Durchreiſe, hielt er ſogleich Erbauungsſtunden, und wagte außer ſeinen deutſchen Vorträgen auch deren in holländiſcher Sprache nicht ohne Glück. In Begleitung des Predigers van Alphen machte er Abſtecher nach Utrecht und nach Yſſelſtein, wo die Brüder ſich bereits anbauten; den Freiherrn von Watteville ſandte er nach Leuwarden zur Fürſtin von Oranien, und machte auch die Bekanntſchaft des franzöſiſchen Geſandten Marquis von Fenelon; mit einem Prediger Manger jedoch, den er ſonſt ſehr liebte und hochhielt, gerieth er durch unnöthig gegebenen Anlaß über dogmatiſche Sätze von der Seligkeit in harte Streitreden, und überließ ſich unglaublicher Heftigkeit, über die er ſich nachher zwar Vorwürfe machte, aber doch bald wieder tröſtete. Am 20. Januar 1737 kam er, nach einer dreitägigen ſtürmiſchen Ueberfahrt von Helvoetsluys nach Harwich, in London an, wo bald auch die Gräfin, welche mit ihrem Gefolge den Weg über Calais genommen hatte, glücklich eintraf. Sein Abſehen war hier hauptſächlich auf die Miſſionsanſtalten und auf das Verhältniß gerichtet, welches die engliſche Kirche ſeinem mähriſchen Biſchofsamte würde zugeſtehen wollen. Die zu London beſtehende Geſellſchaft zur Bekehrung der Negerſklaven in den britiſchen Pflanzungen richtete eine Anfrage, mit Zinzendorf's Beirath, an den Erzbiſchof von Canterbury, Johann Potter, wiefern die mähriſche Kirche mit der engliſchen übereinſtimmte, oder ihr widerſpräche? Der Erzbiſchof, ein gelehrter und liebreicher Mann, ſchon mit der Sache bekannt, und durch des Grafen perſönliche Beſuche noch näher unterrichtet, gab die befriedigende Auskunft, die mähriſche Kirche ſei biſchöflich orthodox und apoſtoliſch und behaupte in ihren Lehren nichts, was mit den neun und dreißig Artikeln der engliſchen ſtreite, daher den Brüdern der Zugang zu den Heiden nicht zu verwehren ſei. Mit dieſer Aeußerung einſtweilen begnügt, dachte Zinzendorf nun wieder abzureiſen, und die in Berlin ſeiner wartenden Angelegenheiten, die er mit Fleiß ſo lange hingehalten, wieder aufzunehmen. Inzwiſchen hatte er auch in England ſeine Erbauungen nicht verabſäumt, und näheren Verkehr mit Quäkern und Methodiſten angeknüpft. Mit den letzteren war anfangs große Freundlichkeit; die Führer derſelben, die beiden Wesley, John und Charles, und Georg Whitefield, hoben aber nachher alle Gemeinſchaft wieder auf, und wurden zuletzt öffentliche Widerſacher. Auch der Orden vom Senfkorn, an welchem Zinzendorf in ſeiner Jugend zu Halle Theil gehabt, kam hier in neue Anregung, und es wurden mehrere Perſonen aufgenommen; von den bei dieſer Gelegenheit nur für die Mitglieder gedruckten Statuten verirrte ſich ein Blatt in fremde Hände, und dadurch wurde das Ganze bald bekannt, da denn die ärgerliche Mißdeutung, dieſer Orden ſei ein herrnhutiſcher, ausdrücklich zurückzuweiſen war.

Nachdem der Graf unter ſolchen Geſchäften bis zum 6. März in England geblieben, reiſte er über Holland, wo er ſich wieder vierzehn Tage aufhielt, nach Frankfurt am Main zurück, wo er am 26. März eintraf. Die dort zurückgebliebene Abtheilung ſeiner Pilgerfamilie hatte die bis dahin mit Eifer fortgeſetzten Verſammlungen nur eben am Tage vorher auf obrigkeitlichen Befehl eingeſtellt. Er ließ es dabei bewenden, da er ohnehin diesmal nicht dableiben wollte, richtete aber doch ein Abſchiedsſchreiben an den Rath der Stadt, und ſagte dieſem und der Geiſtlichkeit darin ſeine Meinung ziemlich hochfahrend und anmaßlich, wie denn überhaupt in dieſem Zeitraum eine ſolche Stimmung in ihm mehr als ſonſt vorherrſchte, und ihn auf Abwege und in Gefahren brachte. Auch ließ der Rath das Schreiben nicht unbeantwortet, und der Graf mußte nochmals die Feder nehmen und ſich vertheidigen.

Die Hauptſache blieb indeß der in Berlin zu erreichende Zweck, und Zinzendorf eilte, dort noch vor Oſtern einzutreffen. An den König von Preußen hatte er mehrmals geſchrieben; mit welcher Sorgfalt und Zartheit er dieſen Fürſten zu behandeln wußte, zeigt unter anderen die Nachſchrift eines Briefes, welche wegen der zu befolgenden Einrichtung des Schreibens überhaupt ſo anfragt: „Auch allergnädigſter König und Herr, wollte mich allerunterthänigſt um gnädigſten Verhaltungsbefehl angemeldet haben, ob Ew. Königlichen Majeſtät meine Schreiben zu lang, nach dem angewohnten Kanzleiſtilo zu weitläuftig, und überhaupt, da Ew. Königlichen Majeſtät der arbeitſamſte, aber auch mit Arbeit überladenſte Monarch in Europa ſind, ob Ihro Majeſtät lieber auf einmal viel, oder vielmals wenig ſchreiben ſolle. Ew. Majeſtät allergnädigſte Ordre gemeſſenſt zu befolgen wird mir ſo viel leichter werden, da ich mir eine Freude daraus mache.“ Der König gab zwar hierauf, ſo wie auch auf andere Zuſchriften, keine Antwort, allein Zinzendorf kannte die Geſinnungen deſſelben zu gut, um nicht auf ſie ferner zu bauen. Er zeigte dem Könige ſeine bevorſtehende Ankunft durch folgendes Schreiben an: „Allerdurchlauchtigſter u. ſ. w. Wenn man ſonſt von Potentaten keine Antwort bekommt, ſo pfleget es von geringem Effekt zu ſein, und man hat es nicht anders vermuthet. Wenn man aber von Ew. Königlichen Majeſtät ein oder mehrmalen keine Befehlſchreiben auf allerunterthänigſte Vorträge erhält, ſo macht es Nachdenken, denn die Data von Ew. Majeſtät Antworten verwöhnen, und man weiß, daß Sie ſichs weder an Zeit fehlen laſſen, noch an Reſolution. Ich habe aus Ew. Majeſtät bisherigem Stillſchweigen dreierlei ſchließen können, entweder daß Ihro mein allzuvieles Suchen und Projektiren nicht anſtändig ſei, oder daß Ew. Majeſtät die gnädigſte Opinion von mir geändert, oder daß Ihnen nicht gefällig geweſen, daß ich mein poſitives Verſprechen, im Januario wiederzukommen, nicht gehalten. Es kann alles dreies beiſammen ſein, und ich habe auch Urſache gehabt zu hoffen, daß keines von allen ſei, das erſte fiel mir weg, als ich mich beſann, daß ich alles in Ew. Majeſtät gnädigſten Willen geſtellet, das andre, als ich Dero Königliches Wort bedachte: daß Sie ungefraget nichts gegen mich aufkommen laſſen wollten, das dritte, da ich nicht zweifelte, daß Ew. Majeſtät die wundervolle Begebenheit wiſſen, daß der Windſturm von England her auf die holländiſche Küſten zu anderthalb Monate angehalten, und der König erſt 8 Tage nach mir hingegangen. Ich habe alſo den Schluß gemacht:

Ew. Majeſtät laſſen es bei dem Vorigen bewenden, und erwarteten meine Zurückkunft; und in dieſer Hinſicht berichte Ew. Majeſtät allerunterthänigſt, daß, nachdem ich durch eine beſondere Gnade des Herrn (denn in dem Moment meines Anlandens in Holland drehete ſich der Wind und ward Oſt) noch bei rechter Zeit übergekommen, ich Holland und Frankfurt und die Wetterau, aller meiner Verrichtungen daſelbſt ungeachtet, nur geſtreifet, und mit Ueberlaſſung meines hieſigen Negotii an meine Frau in procinctu ſtehe, direkte nach Berlin zu gehen, wovon auch bereits die Herrn Pröbſte benachrichtiget. Ich werde, Ew. Majeſtät Intention nach, daſelbſt ſo inkognito ſein als möglich, damit das Geſchäft in äußerſter Stille möge vollzogen werden, wozu Ew. Majeſtät gnädig kondeſcendiret, und woraus ich eine wahre Realität hoffe; ich werde auch zu dem Ende bei meinen Aeltern nicht logiren, ſondern in der Nähe der Pröbſte ein Quartier miethen, und Ew. Majeſtät den Moment meiner Ankunft allerunterthänigſt Anzeige davon thun. Inzwiſchen beharre ich mit aller profundeſter Ehrerbietung Ew. Königlichen Majeſtät allerunterthänigſter-treugehorſamſter Zinzendorf. Lindheim in der Wetterau den 16. April 1737.“

In Berlin angelangt, nahm er ſeine Wohnung an der Petrikirche, und ſeine Prüfung durch die Pröbſte Roloff und Reinbeck, welche ſeither unausgeſetzt mit der Sache beſchäftigt geweſen, fand nun ohne Verzug Statt. Sie bezeugten, daß ſeine Lehre keine andere ſei, als die in der evangeliſchen Kirche geführt werde; auch gegen ſeine Ordinirung überhaupt ſchien kein Einwand zu ſein, nur die Ordinirung durch Jablonski zum mähriſchen Biſchof, woran ihm doch in ſeinen Verhältniſſen und bei ſeinen Abſichten alles gelegen ſein mußte, durfte noch in Frage zu ſtellen bleiben. Der König aber, bewogen durch Zinzendorf's Beharren und Jablonski's Zeugniß von der Unſchuld der Sache, hob alle Bedenklichkeit, und erlaubte, daß die Ordination, jedoch in der Stille vollzogen würde. Sie erfolgte am 20. Mai in Jablonski's Wohnung durch ihn und David Nitſchmann, mit ſchriftlicher Einſtimmung des Biſchofs Sitkovius in Großpolen. Dem Könige zeigte er das Geſchehene am Tage darauf durch ein ehrerbietiges Schreiben an, worin es heißt: „Ich wünſche mir ſo viel Treue und Weisheit, als ich Einſicht in meine Glückſeligkeit habe. So wird meine Gemeinde keinen Schaden, und das Wort des Herrn, das ich gern umſonſt predige, Dienſt davon haben. Ich aber werde lebenslang daran denken, was ich in dieſer wichtigen Sache, darinnen mich ſo Wenige gefaſſet, und niemand unterſtützet, von dem Könige in Preußen erlangt habe. Ew. Majeſtät haben nicht Zeit, viel Wünſche und Dankſagungen zu leſen, und ich habe die Gabe nicht, ſie in die gehörige Schranken zu faſſen; ich will aber mit einer tiefen Submiſſion lebenslang verbleiben, in meinem Theil, durch Gottes Gnade, Ew. Königlichen Majeſtät allerunterthänigſt gehorſamſter Zinzendorf.“ Der König ſandte ihm hierauf ein Glückwünſchungsſchreiben und ſpäter trafen ähnliche auch von Sitkovius und dem Erzbiſchofe von Canterbury ein. Die Sache machte großes Aufſehen, und die Gunſt, in welcher Zinzendorf beim Könige ſtand, gab zu allerlei Gerüchten Anlaß. Man fürchtete ſchon, er möchte die allgemeine Aufſicht über die Kirchenſachen im preußiſchen Staat erhalten, und einen fortgeſetzten, für viele Perſonen unerwünſchten Einfluß üben. Er aber dachte nur an ſeine Rückkehr nach Herrnhut, wozu ſich die Ausſicht neuerdings eröffnete. Sein Stiefvater, der Feldmarſchall von Natzmer, hatte ſeinethalb an den König von Polen geſchrieben, und erlangte wirklich, daß Zinzendorf nach Sachſen zurückkehren durfte. Die Gräfin eilte von Berlin nach Herrnhut voraus, und kam den 24. Mai dort an. Der Graf ſelbſt aber folgte am 30. Juni.

Nach einiger Zeit erſchien auch der Königliche Ausſpruch in Folge der zuletzt in Herrnhut geweſenen Kommiſſion, welcher dahin lautete, daß die Gemeinde, ſo lange ſie bei der Lehre der ungeänderten augsburgiſchen Konfeſſion beharre, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Zucht gelaſſen werden ſolle. Die Arbeiten in der Gemeinde wurden nun wieder mit erhöhtem Eifer und Muth von ihm in Gang geſetzt, alle Einrichtungen unterſucht, geläutert, ergänzt, alle verſchiedenen Chöre einzeln gemuſtert, an beſonderen Bettagen durch Anreden und Lieder erbaut. Die Wunden des Heilands, die

Opferung des Lammes, waren ſeine Lieblingsgegenſtände; die ledigen Schweſtern ermahnte er, ſo lange zu Jeſu Füßen zu weinen, bis ſie in ſeinem Blute Gnade und ein von Liebe zu ihm brennendes Herz erhielten, und viele empfanden bald die ſegenreiche Wirkung ſeines Rathes. Neue Aelteſten wurden für die Gemeinde zu Herrnhut eingeſetzt, weil die bisherigen, welche den Grafen begleitet hatten, auch ferner bei der Pilgergemeinde verbleiben ſollten. Inmitten dieſer Arbeiten ſtörte den Grafen die Zumuthung, welche von Dresden her an ihn gemacht wurde, einen Revers wegen ſeines künftigen Benehmens zu unterſchreiben; der Eingang beſchuldigte ihn mancher Dinge, zu denen ſich zu bekennen eine Unwahrheit geweſen wäre, die ihm ſein Gewiſſen nicht erlaubte; er verweigerte daher ſeine Unterſchrift, und bat um Aenderung der Ausdrücke oder um neue Unterſuchung, und wollte, im ſchlimmſten Falle, lieber auf's neue Herrnhut verlaſſen, und nach einigen fruchtloſen Verhandlungen blieb in der That kein anderer Ausweg. Seine Anſtalten waren bald gemacht, er ging nochmals alle Einrichtungen der Gemeinde durch, und gab Vorſchriften und Anleitung für die Führung der verſchiedenen Aemter. Den Paſtor Rothe zu Bertholdsdorf, der ſich nicht abhalten laſſen wollte, einem anderweitigen Rufe zu folgen, erſetzte er durch einen frommen Prediger aus der Nachbarſchaft. Einem Oberſten, welchen der König von Preußen, der zu allen Geſchäften gern ſeine Offiziere brauchte und fähig hielt, nach Herrnhut geſandt hatte, um den Ort in der Stille zu beobachten, gab er Gelegenheit, von allen Sachen unverſtellten und genauen Bericht abzuſtatten. Zuletzt überlegte er noch vor der ganzen Gemeinde an einem beſondern Bettage die ſeit zehn Jahren ihr widerfahrenen Gnadenwunder, ließ vierzig Brüder und Schweſtern konfirmiren oder zu Akoluthen aufnehmen, fertigte mehrere Brüder zu Botſchaften ab, und ſtärkte ſie durch Anreden und Gebet zu ihrem ſeligen Beruf. Am Tage vor ſeiner Abreiſe gab er noch den Brüdern und Schweſtern, die ihn zu ſprechen wünſchten, oder denen er etwas ſagen wollte, der Reihe nach beſonders Gehör, welches von früh 5 Uhr bis nachts um 11 dauerte, und trat dann am 4. Dezember, nach einem nochmaligen Vortrag an die Gemeinde, mit anſehnlicher Pilgerbegleitung wieder ſein Exil an. Die nunmehr beginnende Anweſenheit dauerte zehn Jahre. „In der Zeit, — ſagt Zinzendorf, — iſt Herrnhut als eine Hütte Gottes bei den Menſchen geſtanden, und niemand hat einen Nagel verrückt.“

Er reiſte zuerſt nach der Wetterau, beſuchte die Ronneburg, den Freiherrn von Schrautenbach in Lindheim, und ſeine Freunde in Frankfurt am Main. Zwei Monate vorher war in den dortigen gelehrten Zeitungen ein Aufſatz erſchienen, der einige Fragen an den Grafen enthielt, über die Abſonderung der Herrnhuter von der Lutheriſchen Kirche, die Hausverſammlungen, den Eheſtand, die Lieder und anderes dergleichen, woran bisher das meiſte Aufſehen und Aergerniß haftete. Der Graf beantwortete jetzt dieſe Fragen, die er ſo gründlich als beſcheiden vorgetragen fand; ihr Verfaſſer nahm hinwieder die Beantwortung ſehr artig auf, äußerte jedoch noch einige Bedenken; dieſer war Herr von Loen, ein wackrer Geſchäftsmann, freidenkend, weltkundig, und von damals bemerkenswerthem ſchriftſtelleriſchem Talent, wegen welcher Eigenſchaften ihn Friedrich der Große ſpäterhin als Kammerpräſidenten nach Lingen berief. Als ein Zeugniß, wie ein ſolcher Mann zu der Zeit, da ſchon die gehäſſigſten Verläumdungen und roheſten Mißhandlungen gegen den Grafen allgemein in Umlauf waren, über ihn urtheilte, ſchalten wir billig die Schilderung hier ein, welche er eben damals von ihm entwarf: „Alles iſt voller Affekten, — ſo hebt er an, — wenn man von dem Grafen von Zinzendorf ſpricht; und es ſcheinet faſt, als ob man keine Freiheit hätte, eine Wahrheit zu prüfen, ſobald ſich der Eifer der Religion darunter miſchet. Einige machen dieſen Grafen zu einem Erzbetrüger und zu einem andern Mahomet; Andere betrachten ihn im Gegentheil als einen von Gott geſandten neuen Apoſtel und als einen Heiligen. Ich halte beide Meinungen für übertrieben. Der Graf ſcheinet mir weder ein Betrüger noch ein Apoſtel zu ſein. Gleichwohl aber find' ich in ſeinem Karakter und in ſeinen Unternehmungen etwas, das zu beiderlei Urtheil Anlaß geben kann. Der Graf von Zinzendorf hat nicht allein viel Witz, ſondern auch eine ſtarke Einbildungskraft, welche aber, wenn ſie außerordentlich aufgebracht wird, die gemeine Art zu denken verlieret, ſich ſelbſt überſteiget, und nicht ſelten neben ausſchweifet. Man darf nur ſeine Gedichte und Lieder leſen, ſo wird man von dieſem Karakter ſeines Verſtandes gar bald überzeugt werden. Man findet darinnen ſolche Stellen, die, ſo zu reden, aus den erſten Quellen des Parnaſſus ſcheinen gefloſſen zu ſein. Andere hingegen ſind überaus trüb und ſumpfig. — Hätte der Graf nichts Außerordentliches und nichts ungleich Scharfſinniges, ſo würden ſeine Einſichten klar und lauter ſein; man würde ſie leicht faſſen und verſtehen können, und man würde in ſeiner Art zu denken diejenige Ordnung finden, die man darinnen vermiſſet. Was die äußerliche Geſtalt des Grafens anlangt, ſo hat derſelbe ein gutes Anſehen. Er iſt wohlgewachſen, und hat eine feine Bildung. Seine Augen ſind weder zu finſter, noch zu lebhaft. Er hat eine friſche Farbe, fleiſchichte Theile, und alle Anzeichen eines ſanguiniſchen Temperaments. Er ſiehet einem ehrlichen Manne und nicht einem Betrüger ähnlich; ſeine Manieren ſind edel und ſeiner Geburt gemäß; man ſieht, daß er unter hohen Standesperſonen iſt erzogen worden, daß er die große Welt geſehen, und daß er ſowohl mit Majeſtäten, als mit ſeinen Brüdern, die meiſtens geringe Handwerksleute ſind, umzugehen weiß. Er beobachtet überhaupt einen üblichen Wohlſtand. Man ſieht aber, daß er denſelben alsdann hintenanſetzet, wenn er glaubet, daß ſich ſolcher mit derjenigen Perſon nicht reime, die er in der Welt vorſtellen will. Hier ereignet ſich öfters eine Gegeneinanderſtoßung der Hoheit und der Niedrigkeit, wobei der Graf ſtark in's Gedränge kommt. Er iſt von Natur hitzig, gäh und leicht aufgebracht. Er trotzet auf ſeinen hohen Stand, wenn man ſein Lehramt angreifet, und ſucht gleichwohl jenen aufzuopfern, um dieſes zu erheben. Er ſchreibt ſehr demüthig, wenn man aber ſeine Schriften angreifet, ſo antwortet er hochmüthig. Er läſſet ſich nicht gern etwas ſagen oder einreden. Dieſes, iſt ein kleiner Fehler, der öfters die größten verurſachet. Er trinket meiſtens Waſſer, er iſſet gewöhnlich ſtark; zuweilen aber entziehet er ſich auch die Nahrung, und beobachtet weder in der Zeit, noch in den Speiſen ſelbſt, eine ſolche Ordnung, wie es die Unterhaltung ſeiner Geſundheit erfordert. Er will in allen Stücken ſeinen Leib gewöhnen, daß ihn weder eine weichliche noch rauhe Lebensart in ſeinen Unternehmungen hindern möchte. Sehet hier den Grafen von Zinzendorf, wie ich Gelegenheit gehabt habe, ihn ſelbſt kennen zu lernen! Was ſeine neue Verfaſſungen in dem Religionsweſen betrifft, ſo muß ich bekennen, daß es mir zu ſchwer vorkommt, darüber ein Urtheil zu fällen; es iſt zu viel Gutes, um alles zu ſchelten; es iſt zu viel Zweideutiges, um alles zu loben; es iſt zu viel Seltſames, um nicht einigem Verdacht Raum zu laſſen. Ich bin verſichert, daß dieſer Graf an und für ſich ſelbſt keinen vorgefaßten Anſchlag habe, die Welt unter dem Schein der Heiligkeit zu betrügen. Allein man hört von ihm gleichwohl ſo viel Beſonderes, daß es eben ſo ſchwer fällt, diejenigen, die ihn deſſen beſchuldigen, für Lügner, als ihn ſelbſt für einen vorſätzlichen Betrüger zu halten. Hätte ihn nichts als der bloße Ehrgeiz geplaget, wo hätte er ihn beſſer vergnügen können, als an einem großen Hof, wo ihn ſeine Geburt, ſein Verſtand und ſeine Wiſſenſchaft zu den erſten Staatsämtern würden erhoben haben, und wo er allenfalls genug von ſich in der Welt hätte können reden machen! Es muß alſo, nach aller Wahrſcheinlichkeit, etwas von Religion und von Frömmigkeit in ſeinen Bewegungen mit unterlaufen, wenn man auch gleich zugiebt, daß im Geiſtlichen der Hochmuth ja ſo viel, wo nicht noch mehr Nahrung, als im Weltlichen findet. Wie ſollte der Graf, ja nicht allein er, ſondern ſein ganzer Anhang, darunter ſich ſo viele ehrliche Leute befinden, mit einander dahin ſich verſtanden haben, zum Hohn des Allmächtigen und zur Verläſterung unſers Erlöſers, eine ſolche Maskerade in der Welt zu ſpielen? Nein, dieſes kann ich nicht glauben. Man kann ſo leicht aus guten Abſichten irren, als aus böſen die Wahrheit ſagen. Es iſt bei dieſen Leuten ein ſich ſelbſt ſchmeichelnder Wahn, welcher ſich der

Sinnen und Einbildungskräfte um ſo vielmehr bemeiſtert, weil ſie wiſſen, daß ſie keinen andern als einen guten Endzweck haben. Wie man nun von einer Sache immer weiter und weiter geführet wird, je mehr ſie gewiſſe Fortgänge begleiten, ſo geht es auch mit dem herrnhutiſchen Weſen. — Der erleuchtetſte unter den Apoſteln ſagt zwar von ſich ſelbſt, daß er über dem Rühmen von Chriſto wäre zum Thoren worden. Aber dieſes war nur allein in Anſehung der Ungläubigen, welche das Evangelium für eine Thorheit hielten; — wenn hingegen der Graf von Zinzendorf von ſich ſelbſten ſagt, er habe den Heiland mit zu Hülfe genommen, wenn er eine künſtliche Lektion bei dem Tanzmeiſter hätte machen ſollen, ſo kann es derſelbe der vernünftigen Welt mitnichten verdenken, daß ſie über dieſe und dergleichen Ausdrücke die Richtigkeit ſeiner Denkensart in Zweifel ziehet, und dieſes beſonders an ihm auszuſetzen findet, daß hin und wieder er das Lächerliche mit demjenigen, was heilig und anbetungswürdig iſt, vermenget. Es iſt mir dieſes an dem Herrn Grafen um ſo viel unbegreiflicher, weil ich ſonſt in ſeinem äußerlichen Umgang und Weſen nicht das mindeſte Gaukelhaftes oder Zweideutiges entdeckt habe. Es iſt alſo vermuthlich nichts anderes, als die außerordentliche Lebhaftigkeit eines Geiſtes, der ſich ſtets in ſich ſelbſt beſchäftiget, und eine Menge außerordentlicher Bilder zeuget. — An Scharfſinnigkeit, Einſicht und guten Einfällen fehlet es dem Grafen gar nicht; ja man kann von ihm mit Grund und Wahrheit ſagen, daß er ehender zu viel, als zu wenig Witz habe. Man muß inſonderheit deſſen artige Schreibart in franzöſiſcher Sprache bewundern. Ich habe Briefe von ihm geleſen, die ein ſo feiner Witz, eine ſo zärtliche Wendungskunſt und eine ſolche Stärke in den Ausdrücken belebet, daß man ſolche den geſchickteſten Skribenten dieſes Volks zuſchreiben ſollte. Von ſeinen Gedichten und Liedern iſt ſchon oben Meldung geſchehen. Wenn er die heilige Schrift erkläret oder von geiſtlichen Dingen ſpricht, ſo braucht er öfters ſolche Redensarten, die ganz außerordentlich ſind, und ſehr von der Eigenſchaft der heiligen Sprache abgehen; wenn er von der Liebe des Heilandes redet, ſo treibt er nicht ſelten die Einbildungskraft ſo weit, daß er dazu die ſchlüpfrigſten Vorſtellungen der fleiſchlichen Liebe entlehnet. — Ich glaube, daß der Graf dieſe Sachen in dem beſten Sinn von der Welt mag geſchrieben haben. Ich ſelbſt bin auch nicht in Abrede, daß ſie in einem reinen geläuterten Verſtand von der Braut Chriſti wohl alſo mögen angebracht werden; allein man muß gleichwohl die Myſtik hier nicht zu weit treiben. Die Bilder von der fleiſchlichen Liebe ſind voller Unreinigkeit und Befleckung: ſie erwecken ſolche Begriffe und Vorſtellungen, die ſich zu einer reinen Andacht gar nicht ſchicken; ja ſie machen ſelbſt die Unſchuld und die Schamhaftigkeit erröthen. Kein Apoſtel, kein Heiliger bedienet ſich ſolcher Ausdrücke, die man in den herrnhutiſchen Liedern findet. Warum bleiben wir nicht einfältig bei der Sprache des Evangelii? Ich weiß zwar wohl, daß ſich zuweilen die Propheten, und inſonderheit der Verfaſſer des hohen Liedes, dergleichen Ausdrücke und Redensarten bedienet haben; allein die Zeiten haben einen großen Unterſchied in der Lebensart und in der Sprachweiſe der Menſchen gemacht. — Die Gelegenheit zu der neuen herrnhutiſchen Sekte waren einige mähriſche Familien, die ſich auf der Herrſchaft des Grafen von Zinzendorf in der Lauſitz niederließen, und den Ort Herrnhut erbaueten. — Leute von verſchiedenen Sekten und Meinungen ſchlugen ſich zu ihnen; ſie errichteten unter dem Schutz und unter dem Anſehen des Grafen eine neue Art der geiſtlichen Brüderſchaft, und machten allerhand gute Anſtalten, das Leben, die Aufführung und die Sitten ihrer Mitglieder zu formiren, ja ſie trieben ihren Eifer zur Ausbreitung des Chriſtenthums bis in die entfernteſten Weltgegenden; — ich verwundere mich nicht, daß dieſe Leute ſo große Dinge unternehmen; ich verwundere mich aber, daß ſie von Statten gehen, und daß binnen einer Zeit von fünfzehn Jahren die halbe Welt von dieſen Dingen iſt angefüllet worden. Die allenthalben täglich mehr überhandnehmenden Mißbräuche, welche ein närriſcher Hochmuth und eine zaumloſe Ueppigkeit emportreiben, und die beſten Haushaltungen in Unordnung bringen, mögen gleichfalls, ſowohl als der Trieb zur Frömmigkeit, die Urſache ſein, daß ſich ſo viele Leute zu den Herrnhutern geſellen, darunter inſonderheit einige reiche Engländer, Holländer und Schweizer ſich befinden, welche durch große Geldſummen den Grafen von Zinzendorf in den Stand ſetzen, ganze Herrſchaften hin und wieder anzukaufen und ganze Länder zu bevölkern. Wenn ich alle dieſe Dinge an und für ſich ſelbſt, als ein Menſch, der unpartheiiſch die Wahrheit liebet, und ohne einige mir wohlbekannte Vorurtheile zu prüfen, vor mich nehme, ſo kann ich unmöglich in meinem Herzen den Verdacht rechtfertigen, daß die ſo übel beſchrieenen Herrnhuter ein ſo böſes und abſcheuliches Volk ſein ſollen, als ſie insgemein beſchrieben werden. Ich finde nicht, daß die Wahrheit der Religion dadurch etwas gewinnet, wenn man in dem Eifer gegen Irrende ſich ſelbſt aus der Freiheit ſetzet, ein gründliches Urtheil zu fällen. Daß es aber unter ihnen viele Schwärmer, Fantaſten, Müſſiggänger und dergleichen gebe, ſolches iſt nicht zu läugnen; man müßte denn die allerunverwerflichſten Zeugniſſe einiger unſerer größten Theologen einer Unrichtigkeit beſchuldigen wollen, welches ich mir nicht in den Sinn kommen laſſe. Wo ſind aber Gemeinden, da nicht Böſe und Gute unter einander ſind? Ich muß hier der Wahrheit Zeugniß geben, diejenigen, die ich von ihnen gekannt habe, waren meiſtens artige, wohlgezogene, und in den göttlichen Wegen wohlerfahrene Leute: inſonderheit die mähriſchen Leute ſelbſt, die, wenn ich ſie ſchelten wollte, bewundern müßte.“ So weit der genannte Schriftſteller.

Unſere Erzählung, wie das eben Geleſene bezeugt, ſchreitet ſchon inmitten der Zeiten, welche für Zinzendorf's Leben und Wirken als die heißeſten gelten können. Seine Unternehmungen waren im höchſten Aufſchwung und ſahen weithin neue Grundlagen ihrer gedeihlichſten Niederlaſſungen verbreitet. Ein religiöſes Treiben, welches aus der Stille, in der es aufgewachſen, nun durch Verkündigung in Hauptſtädten, durch Aufſtellung ungewöhnlicher kirchlichen Würden, durch Gründung neuer Ortſchaften in verſchiedenen Ländern, und durch Miſſionen in fremden Welttheilen, auf den großen Schauplatz der Oeffentlichkeit hervorgetreten war, mußte jedes Geſchick erfahren, welches der Tagesantheil einer aufgeregten großen und kleinen Welt immer ſeinen Gegenſtänden mitbringt. Während Beifall und Nachfolge ſich vielfältig und bedeutend zeigten, wurden zugleich Haß und Verwerfung laut, und von allen Seiten ſtürmten ergrimmte Feinde gegen Zinzendorf perſönlich, wie gegen die Brüdergemeinde, gewaltſam an. Beſonders machten es ſich die Geiſtlichen zur Pflicht, die Lehre und den Wandel der neuen Sekte ſcharf zu prüfen, und ſie als verkehrt und gottlos darzuſtellen. Angeſehene Prediger und berühmte Gottesgelehrte führten dieſen Kampf mit aller Leidenſchaft, und mit allen Vortheilen ihrer perſönlichen Stellung. Aus dem Leben und den Aeußerungen des unaufhörlich thätigen, nicht ſelten über unſichern Boden hineilenden Grafen und ſeiner Anhänger, einiger tauſend in ihrem Eifer nichts weniger als vorſichtigen, und durch Bildung ſelten unterſtützten Leute, war leicht ſo viel Gift abzuſondern, als nöthig ſchien, um das ganze Weſen, weil es dergleichen enthalte, für verdammenswürdig zu erklären. Frühere Vertraute, welche ſich dann zurückzogen, abtrünnige, wohl gar ausgeſtoßene Brüder, welche ſich an der Gemeinde durch Verrath rächten, vermehrten die Zahl der Feinde, und man glaubte ihnen um ſo lieber, da ſie das Anſehen hatten, mit völliger Sachkenntniß zu urtheilen. Dieſer Haß, dieſe Verläumdungen und Läſterungen, und der fortgeſetzte Kampf, zu welchem ſie nöthigten, erſtreckten ſich über Zinzendorf's nächſtfolgende Jahre mit geſteigerter Wuth und Gefahr. Mancher Schlag mußte tief treffen, manche Wunde ſchwer heilen, und oft für den Grafen und ſeine Mitarbeiter ſich die Ausſicht völlig trüben; allein ihr Muth erlag nicht, ſelber das, was in ihnen Irriges und Schwächeres war, ging durch den Kampf allmählich in Trümmer, und ihr Beſſeres fand nur um ſo feſteren Beſtand. Was in Betreff der Religionswiſſenſchaft ihnen als Irrlehre, als falſche Auslegung der heiligen Schrift, oder als Widerſpruch gegen dieſelbe, vorgeworfen wurde, überlaſſen wir billig Anderen zu erörtern, welche dieſes Gebiet zu betreten näheren Beruf haben. Uns darf in ſolcher Hinſicht genügen, daß Zinzendorf von dem augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe in der Lehre nicht abweichen wollte, und ihm das Zeugniß der Uebereinſtimmung mit demſelben von theologiſchen Behörden und einzelnen Gottesgelehrten ſeiner Zeit wirklich gegeben wurde.

Dagegen dürfen wir Anlaß nehmen, hier einige Beſonderheiten, die ſich in ſeinen praktiſchen Einrichtungen darſtellen, und von jeher am meiſten die Angriffe und das Geſpött der Gegner erduldet haben, näher einzuſehen. Der Gebrauch des Looſes, beſonders auch bei Eheſtiftungen, wo daſſelbe jedoch nicht ſowohl Verbindungen angab, als vielmehr ſchon anderweitig vorgeſchlagene nur beſtätigte oder verwarf, wurde vielfältig gemißbilligt; man ſah darin einen Frevel gegen die Vernunft, und vielmehr eine Abgötterei für den Zufall, als eine Verehrung des Heilands; ja man ſcheute ſich nicht zu behaupten, der Graf lenke das Loos betrügeriſch nach ſchon vorgefaßter Abſicht. Eben ſo wurde das Zuſammenwohnen lediger Perſonen in Brüder- und Schweſternhäuſern, in deren eigenthümlicher Lebensordnung doch niemand zu verbleiben gezwungen war, als eine Anſtalt, welche zum katholiſchen Kloſterweſen hinneige, hart getadelt. Allein dies und anderes der Art erregte nur eine untergeordnete Aufmerkſamkeit in Vergleich mit dem allgemeinen und ſchreienden Aergerniß, welches die herrnhutiſchen Eheſachen anrichten mußten. Eine noch in keiner Geſetzgebung oder Sittenordnung völlig gelöſte Schwierigkeit iſt die Behandlung des Geſchlechtlichen im Menſchen. Hier verflechten ſich in der That ſo mannigfache Verhältniſſe, Bedingungen und Folgen, daß es unmöglich ſcheint, für alle den einen, nach jeder Seite zugleich wirkenden und ausreichenden, feſten Beſtimmungsgrund zu finden. Den mächtigſten und unabweislichſten Trieb, worin ſich Höchſtes und Niedrigſtes verbindet, zu unterdrücken, iſt eben ſo unthunlich, als ihn freizulaſſen, und hinwieder thun Maß und Schranken jeder Art unzulänglich und widerſprüchig faſt nur das eine mit dem anderen. Frühere Zeiten hatten, in unbedingter ſittlicher Forderung, alles verſucht, den Störungen, welche von daher dem geſellſchaftlichen Zuſtande kamen, mit äußerſter Strenge zu begegnen; gegen die Mitte des achtzehnten

Jahrhunderts wurde in dieſer Beziehung, weil man mehr die Natur betrachtete, Milde und Nachſicht herrſchend, und in der That pflegt noch bis ſpät herab nichts milder beurtheilt, leichter verziehen, mehr dem perſönlichen Gutdünken anheimgeſtellt zu werden, als die Behandlung dieſer Verhältniſſe. Auf ſolche Weiſe die Sache zu nehmen, war nun Zinzendorf gar nicht geneigt, ſeine ganze Richtung ſtand in dieſem Betreff mit der ihn umgebenden Welt im ſtärkſten Widerſpruch. Die Sitten, welche er in Paris, am Hofe zu Dresden und anderen Orten, nah genug geſehen und beſeufzt, mußten ihn abſtoßen. Aber auch die finſtern Ergebniſſe der äußerlichen Geſetzesſtrenge, die bei den Pietiſten oder bei klöſterlichen Entſagungsgelübden Statt fanden, konnten ſein heitres, liebevolles Gemüth nicht anziehen. Seine Vorſtellungen gingen vielmehr einen eignen Gang, der nicht ſowohl die Unterdrückung der Sinnlichkeit, als ihre Erhebung und Heiligung bezweckte, und dadurch ihren ſtörenden Beſtandtheil beſeitigen wollte. Wir vereinigen hier einige Stellen, in welchen er ſelbſt ſeine Meinung über dieſe zarten Gegenſtände unumwunden genug ausſpricht. Von der Sinnlichkeit im Allgemeinen ſprechend läßt er ſich alſo vernehmen: „Das iſt eine wichtige Materie von dem nöthigen Gefühl, das einem jeden körperlichen Weſen eigen. Ich habe oft obſervirt, wenn man ſich ſtößt am Fuß, und man fühlt nicht drauf, ſo kriegt man keinen blauen Flecken; bloß darum, weil das Gemüth nicht entrirt. Wenn man's aber berührt, ſo wird's oft ſchlecht. Es iſt ein großer Unterſchied unter dem Gefühl, das per se iſt, und dem Gefühl, das in die Gedanken geführt wird. Das Gefühl, das Grundgefühl bei einer Sache, kann kein Menſch evitiren: aber er kann ſchon den zweiten Gedanken und alle darauf folgenden vermeiden. Es ſind gewiſſe einander ganz ähnliche Gefühle in der Natur z. B. das Jucken, wenn eine Wunde heilt, iſt accurat ſo als das, was man ſonſt Wohlthun nennt; und wenn das Gefühl wieder in Exceß geht, ſo wird ein Wehthun daraus. Denn Wohl- und Wehthun kann ſich in einem Moment zuſammenfinden. Was iſt der Wolluſt näher als der Kitzel? und derſelbe kann ſich doch in eine hölliſche Pein verwandeln, die den Tod nach ſich ziehet. Alſo iſt das, was man Luſt nennt, eine bloße Wirkung des menſchlichen Gemüths; und es giebt keine Luſt, die in einer bloßen unreflektirten Senſation beſtünde. So iſt's auch mit der Augenluſt. Ich kann eine Schönheit ſehen, davon hab' ich keinen Schaden. Ich kann dazu denken: das iſt eine Schönheit; aber es fehlt noch ein Gedanke, ehe es Schaden thun kann, und ehe ich aus der angeliſchen Idee herauskomme. Ich kann noch eine angeliſche Reflexion dazu haben, ehe es zur andern Reflexion kommt. Und was muß da decidiren? Nichts als das Herz. Wenn das Herz einmal dahinein geſchickt iſt, wo es ewig wünſcht zu ſein, und wenn alles, was das Herz denkt, aus der Quelle kommt: ſo iſt man mit der Luſt auf ewig getrennt, und ſie hat Abſchied genommen. Was hernach die Empfindung iſt, die allen Weſen eigen iſt, nach der verſchiedenen Modifikation, die zu diverſen Sachen gehört: da iſt die Empfindlichkeit oder Unempfindlichkeit mehr im natürlichen Temperament und Kompoſition der äußeren Theile zu ſuchen, als im Gemüth. Ein ganz unbekehrter Menſch kann unempfindlich ſein, und ein edles Gemüth kann eine geplagte Hütte haben; und je edler es iſt, je mehr es drüber ſorgt, je mehr ſich's drüber grämt, je geplagter wird's; und nichts iſt unnützer und alberner, als die Remeduren, die man durch vertrauliche Geſpräche, Gemüthsunterhandlungen, oder gar Diät u. ſ. w. ſchaffen will. Denn je weniger die Sachen in Gedanken, geſchweige in Worte kommen, je ſorgfältiger man ſich ſelber alle Gedanken drüber erſpart, je beſſer iſt's. Aber ich glaube freilich, daß Eheleute darin einen Vorzug haben vor ledigen Leuten. Denn die ledigen Leute, die keinen ſakramentlichen Gebrauch und befohlne Anwendung einer gewiſſen Fakultät haben können, die doch in ihnen liegt, können auch das exercitium apathias nicht ſo haben und erlangen, als durch Zeit und Jahre: da hingegen ein junger Ehemann in den Zwanzigen zu einer Apathie kommen kann ungeſucht, durch den bloßen realen, modeſten andächtigen Gebrauch aller ihm gegebenen Werkzeuge. Das iſt die einige Differenz, worin die treuen ledigen Geſchwiſter uns allezeit reſpektabel bleiben, wo wir Eheleute in merito zurückbleiben, und die Segel vor ihnen ſtreichen müſſen.“ Die wahre Bedeutung der chriſtlichen Ehe ſelbſt, deren höchſte Art, daß die Frau den geiſtlichen Beruf des Mannes ganz mitübernimmt, und Heimath, Wohlſtand, ja ſelbſt die eignen Kinder zu verlaſſen, und ihn um des Heilands willen in jede Noth und Ferne zu begleiten ſtets fertig iſt, er zum Unterſchiede einer gewöhnlichen, ordentlichen, eine Streiterehe nannte, erklärt er folgendergeſtalt: „Ich bin dazu berufen, daß ich meiner Schweſter ſoll anſtatt des Heilands, ihr Prieſter ſein, eine kleine Hauskirche mit ihr konſtituiren, die entweder ſo bleiben, oder nach des Heilands Willen zu einer größern Synagoge werden ſoll, und die, wenn ich einmal tractu temporis zwanzigtauſend Kinder habe, von Rechts wegen eine aparte Synagoge und Geſellſchaft unter dem großen Haufen muß abgeben können, die bloß um's Heilands willen da, um's Heilands willen erzeugt ſein, und die, in alle die Branchen ausgetheilt, noch immer wiſſen kann, was ihr Urvater gewollt, da er das erſte Kind gezeugt hat. Das heißt eine Familie Gottes in die Welt pflanzen, die, wenn ſie ſich auf viele tauſend Menſchen erſtreckt, doch noch immer dieſelbe erſte Familie iſt. — Wenn ein Menſch denkt, und keinen andern Zweck hat, ſo iſt's keine Kunſt, daß er den Eheſtand heilig führt. Was man in der Welt von Stillung der Lüſte ſpricht, kommt da nicht in Komputation. Man hat darum nicht geheirathet; die Kohabitation ſelbſt iſt nur ein Specialkaſus, nur eine der zwanzig andern Schuldigkeiten, die in der Ehe vorkommen. Sie iſt im Namen Jeſu vorzunehmen, und zu erwarten, ob ſie der Heiland ſegnen will zu einer Gottesfamilie auf Erden, oder ob er zwei ſelige und unter ſich ſelbſt vergnügte Herzen singulatim erhalten will. Denn ein Eheſtand ohne Kinder iſt in ſich ſelbſt eben ſo groß und wichtig, als mit Kindern. — — Das Kinderzeugen iſt unter die Dinge rangirt, die man nun eben um's Heilands willen auf ſich nimmt. Wer hat denn geſagt, daß die Sache die geringſte Konnexion mit dem fleiſchlichen Plaiſir hat? Das iſt eine Phantaſie, die hat entweder der Satan in die menſchliche Idee gezaubert, oder auch der kondeſcendente Schöpfer darum zugelaſſen, weil ſonſt niemand heirathen würde, als ſeine wenigen Leute auf Erden. Wenn man des Heilands iſt, ſo fallen auch die Schuppen von den Augen weg: man ſieht was anders, es iſt das nicht, was man ſich vorſtellt. — Der Ehrengedanke Ebr. 13, 4. hat ſollen in unſere Geſchwiſter hineinkommen, daran iſt zwölf Jahre gearbeitet worden, und das iſt geſchehen: das iſt ein univerſeller Gedanke worden: und wer von unſern Geſchwiſtern, die in der Gemeinde heirathen, anders dächte, der käme ſich ſelbſt wie ein Spektakel vor, wie ein Barbar unter den Andern.“ An ſolchen Vorſtellungen, denen man das Geiſtreiche nicht abſprechen wird, brauchte man noch eben nicht Anſtoß zu nehmen; allein die ſtrenge Folgerichtigkeit, mit welcher Zinzendorf ſie unmittelbar auf die Wirklichkeit des Lebens auch im Einzelnen anwenden wollte, mußte die gewaltigſten Aergerniſſe hervorrufen. Er konnte hiebei die Klippe nicht vermeiden, an welche, bei ſorgfältiger Auseinanderſetzung ähnlicher Bezüge, der ſpaniſche Jeſuit Sanchez, in ſeinem faſt nur dieſerhalb noch berühmten Werke von der Ehe, ſtoßen mußte, die Klippe nämlich, mit dieſen Gegenſtänden ſich zu genau zu beſchäftigen, ihre Arten zu unterſuchen, ſie nach ihren Zweckmäßigkeiten abzuwägen, auszuſondern, und nicht nur im Allgemeinen ein Kundiger zu ſein, ſondern auch im Beſondern der einzelnen Verhältniſſe ſich als Dritter in die vertraulichſten Geheimniſſe einzudrängen. Hiebei mußte natürlich jede Zurückhaltung weichen; die Benennung der menſchlichen Glieder und der verſchiedenen Handlungen, welche hier in Betracht kommen, geſchah, gleich dieſen Handlungen ſelbſt, ohne Scham und Scheu; Zinzendorf bekannte frei, daß er die Glieder zur Unterſcheidung des Geſchlechts für die ehrwürdigſten am ganzen Leibe achte, weil ſie ſein Herr und Gott theils bewohnet, theils ſelbſt getragen habe; ja die Scham wurde ausdrücklich verdammt, als vom Satan in eine heilige Handlung hinein gehext und gezaubert, welche, da ſie in ihrem höchſten Augenblicke nur die Vereinigung Chriſti mit ſeiner Kirche bedeute, — erſterer durch den Mann, gleichſam den Vice-Chriſt, letztere durch die Frau, deren eigentlicher Mann immer nur Chriſtus bleibe, vorgeſtellt, — für diejenigen, welche dieſen Sinn und dieſes Bewußtſein dabei hegen, ſo wenig mit der ſinnlichen Wolluſt gemein habe, als der Genuß des heiligen Abendmahls mit der Begierde eines Weintrinkers! Auch bis dahin läßt ſich das Erhabene und Reine in der Betrachtungsweiſe Zinzendorf's nicht verkennen, wiewohl auch das Bedenkliche nicht, ſie auf jeden vorkommenden Fall ausdrücklich anzuwenden. Jemehr er dieſe Dinge überdachte, um ſo mehr fiel ihm ihre Wichtigkeit auf, und glaubte er ſie dem Zufall und der Willkür auch im Kleinſten entreißen zu müſſen. Daher wurden Anſtalten aller Art getroffen, vorbereitender Unterricht ertheilt, jedwedes Benehmen und Unterlaſſen genau vorgeſchrieben. Bald kam von dieſen Sachen einige Kenntniß in's Publikum; man erzählte von dem blauen Kabinet, in welchem die Neuvermählten ihre Viertelſtunden halten mußten, und welches, außer einem Tiſche mit brennendem Lichte und einem Bänkchen oder Hutſche, kein anderes Geräth mehr hatte, von der feſtgeſetzten, ohne vorgängiges Geſpräch und Liebkoſen zu haltenden Vereinigung, von der Liederbegleitung, welche dazu im Nebenzimmer von Brüdern und Schweſtern gemacht wurde, von den ausforſchenden Fragen und Verhören, welche ſodann folgten, und von anderen ſolchen Gebräuchen und Umſtänden, deren auffallende Eigenart bald dem zürnenden Unwillen, bald dem ſchnödeſten Hohne zum Gegenſtande dienen mußte. Dergleichen Heimlichkeiten, welche im perſönlichen innigſten Vertrauen zwiſchen Zweien vorgehen, in irgend allgemeine Beziehung bringen, Erfahrungen daraus aufſtellen und Grundſätze herleiten wollen, iſt ſchon der ärztlichen Naturforſchung ein bedenkliches Vorhaben, dem Sittengeſetzgeber das allerbedenklichſte. Um wie viel ſchlimmer ſtellt ſich nun die Sache, wenn gar die öffentliche Verhandlung hinzukommt, welche bei dieſen Gegenſtänden ſchon das Gewöhnliche zum Aergerniß macht, hier aber das Ungewöhnlichſte mit ſchonungsloſer Rohheit zu mißhandeln bekam! Ganz abzuläugnen waren die Sachen nicht; mochte vieles übertrieben, anderes mißverſtanden, allem das urſprünglich Zarte und Geiſtige genommen ſein, ſo blieb doch die Hauptſache wahr. Wir ſehen dies aus Zinzendorf's eignen Worten, ſelbſt indem er durchaus glaubhaft ſeine Beſcheidenheit in dieſer ſtets mißlichen Beſchäftigung verſichert, läßt er uns erkennen, daß, auch indem er ſich zurückzuhalten wähnt, ſchon einiger Fürwitz ihn allzuweit geführt habe. Er ſagt in einer Stelle ganz aufrichtig: „Es iſt eigentlich nichts gefährlich, als der erſte Eingang in die Ehe. Ich frage nichts darnach, wenn einem die Geſchwiſter in ihrem ganzen Leben nichts mehr von ihren Umſtänden ſagen; wenn ich nur um den Eingang weiß. Was ſie darnach machen, überlaſſe ich ihnen. Wenn ſie mich nicht brauchen, ſo brauche ich ſie auch nicht. Die Kurioſität, zu wiſſen was ſie machen, reizt mich nicht. Die erſten Anfänge haben was Schweres und oft Intrikates. Im erſten Anfang ſind ſie Schüler, und je weiter ſie in den ledigen Chören in der Gnade wachſen, und je mehr ſie von allen fleiſchlichen Ideen abkommen, je unbeſonnener und kindiſcher werden die Geſchwiſter in der Materie, ſo, daß die Welt nicht konzipiren kann, was junge Eheleute in der Gemeinde vor Kinder ſind: ſie dächte, man hätte ſie zum Narren, wenn man's ihr ſagte. Unterdeſſen können wir's nicht ändern: wenn's gleich in der ganzen Welt anders iſt, ja wider alle Welterfahrung zu ſtreiten ſcheint." — In dieſem Sinne ſchrieb er in ſeinem Bericht an die engliſche Kirche: „There are some oddities in our way, in our constitution." Wenn es wahr iſt, was dem Grafen nachgeſagt wird, daß er in Herrnhut nachts Umgänge gehalten, die ſchlafenden Eheleute — da keine Thüre verſchloſſen ſein durfte — unvermuthet beſucht, ſie befragt, geprüft, und nach Befund geſcholten habe, ſo muß man freilich dieſe Odditäten, wie er auch im Deutſchen zu ſagen pflegte, reichlich zugeſtanden ſein laſſen.

Im nächſten Zuſammenhange mit dieſen Eheſachen ſtand das Liederweſen der Herrnhuter; war bei jenen im Praktiſchen allerdings Geheimniß und Zurückhaltung beabſichtigt und eine Zeitlang wenigſtens gegen die Welt bewahrt, ſo kamen ſie dennoch durch die Geſangbücher der Gemeinde, in der hier unbewachten Anwendung der außerordentlichſten Ausdrücke und wunderbarſten Bilder, unvermeidlich zur größten Oeffentlichkeit. Der dichteriſche Sinn des Grafen hatte ſich von jeher mit großer Vorliebe den Liedern zugewendet, welche in dem proteſtantiſchen Gottesdienſte ſchon ſeit Luther eine ſo bedeutende Stelle haben. Durch Auswahl und Zuſammenſtellung, aus dem ungeheuern Vorrath ein neues Geſangbuch für die Gemeinde anzufertigen, ſtellte ſich von ſelbſt ihrem Stifter zur Aufgabe. Zinzendorf's eigner Verſuch war jedoch, wie wir geſehen, zuerſt auf ein Unternehmen gerichtet, welches den katholiſchen Frommen dienen ſollte. Später gab im Jahre 1731 der Gerichtshalter Marche, der in Görlitz einen Buchhandel anlegte, eine Sammlung alter und neuer Lieder heraus, welche der Graf ausgeſucht und durch Weglaſſungen und Zuſätze möglichſt nach ſeinem Sinn eingerichtet hatte. Seine Abſicht aber war, dadurch einige Liederbücher zu verdrängen, welche vieles Gefährliche und Verwerfliche enthielten, aber bei Separatiſten und Sektirern beliebt waren; um dieſen den Tauſch annehmlich zu machen, durfte nicht alles Anſtößige oder Bedenkliche ſogleich weggeräumt werden, es ſchien genug, fürerſt das Schlimmſte fortgeſchafft und das weniger Schlimme unter vieles Beſſere geſtellt zu haben. Die vielen Einwendungen, welche gegen dieſes freilich nicht ohne Mißgriffe gebliebene Verfahren laut wurden, und die ſtarken Vorwürfe und argen Verdächtigungen, die ſich deßhalb erhoben, bewirkten doch, daß man dieſes Geſangbuch bald wieder fallen ließ. Inzwiſchen mehrte ſich in der Gemeinde die Luſt und Uebung des Geſanges; die Gabe des Grafen, Lieder aus dem Herzen zu ſingen, wirkte als Beiſpiel fruchtbar, und es fehlte nicht an Männern, Frauen, ja ſelbſt Kindern, welche ihre frommen Empfindungen oder Einfälle in bekannten Liederweiſen gut oder übel auszudrücken ſuchten. Unter den Händen oft gänzlich unterrichts- und bildungsloſer Leute mußte des Rohen und Abgeſchmackten auf dieſe Art mehr entſtehen, als des Edlen und Würdigen, und Gunſt und Luſt der Menge haftete, nach mannigfachen beſondern Einwirkungen und Nebenumſtänden der Entſtehung, oft vorzugsweiſe an dem Werthloſen oder Abentheuerlichen. Zinzendorf ſelbſt hatte bei ſeiner leichten Dichtungsgabe den unlauterſten Geſchmack, ihm ſtand die Wohlmeinung des Inhalts, oder auch nur der Abſicht, für alles Ungefüge der Bilder und der Sprache reichlich ein, und er ſelbſt beſtärkte nur die ſchlechte Richtung durch ſeinen Beifall wie durch ſein Vorbild. Ein zweites, im Jahre 1735 für die Gemeinde zu Herrnhut erſchienenes Geſangbuch enthielt, mit vielem älteren und neueren Guten auch vieles Geringe und Anſtößige, beſonders in den Anhängen, welche größtentheils das eigne Erzeugniß des Grafen und ſeiner herrnhutiſchen Dichtungsverwandten lieferten. Außer den in dem Geſangbuch enthaltenen war aber noch eine große Menge anderer Lieder im Schwange, deren Bekanntwerden nicht verhindert blieb. Da fanden ſich denn hohle, zum völligen Ueberdruß wiederkehrende Formenſpiele, angehäufter Wortſchwall, und verrenkte Sprachwendungen aller Art, um die Verliebtheit in den Heiland, den Lobpreis des Lammes und andere ſolche Vorſtellungen auszudrücken. Beſonders gaben die Wunden des Heilands einen unerſchöpflichen Stoff der überſchwänglichſten Beſingung. Wir dürfen manches der Zeit nach Spätere gleich in denſelben Zuſammenhang mitfaſſen, und daher eben hier auch der ſogenannten Wundenlitanei erwähnen, welche mit angereihten Fürbitten abwechſelnd dieſe Wunden als würdige, liebſte, kräftige, geheime, klare, funkelnde, hohle, ſaftige, nahe, niedliche, warme, weiche, heiße, ewige anrief, und mit noch anderen ſolchen Bezeichnungen, welche kaum etwas wahrhaft Unterſcheidbares lieferten. Zu dieſem Wechſel der Beiwörter giebt die Vervielfachung des Hauptworts in nachſtehender Strophe das Gegenſtück:

„Des wunden Kreuzgotts Bundesblut,
Die Wunden-Wunden-Wundenfluth,
Ihr Wunden, ja ihr Wunden!
Eur Wunden-Wunden-Wundengut,
Macht Wunden-Wunden-Wundenmuth,
Und Wunden, Herzenswunden.
Wunden! Wunden! Geißelwunden!
Dornenwunden! Nägelſchrunden!
Speerſchlitz! Grüß euch Gott, ihr Wunden!“

Vor den anderen erhielt hauptſächlich die Seitenwunde, welche der Speer geriſſen hatte, den Preis der Andacht und Zuneigung in vervielfachten Ausdrücken der verliebteſten Entzückung; das Seitenhöhlchen, wie ſie es nannten, wurde die Zuflucht der Sünder, die warme Lagerſtätte, worin die Kinder

Gottes, nach ihrem Behagen, in die Länge oder Quere ſich ausſtrecken, worin ſie ſpielen, ein Mund, welchen ſie küſſen, und tauſend anderes ſolcher Art. Man würde nicht glauben wie weit dieſes kindiſche Getändel ſich verirren konnte, wenn wir nicht eine Probe davon in folgender Liedweiſe zu geben hätten, welche jedweden Gegenſtand, der ſich von ungefähr dem Blicke darbot, ſogleich zu ihrer unendlichen Fortſetzung verbrauchen mochte; ſo hieß es denn wohl beliebig:

„Seitenhöhlchen küßt das Döschen,
Döschen küßt das Seitenhöhlchen,
Seitenhöhlchen küßt das Uhrchen,
Uhrchen küßt das Seitenhöhlchen,
Seitenhöhlchen küßt das Händchen,
Händchen küßt das Seitenhöhlchen,
Seitenhöhlchen küßt die Schweſter,
Schweſter küßt das Seitenhöhlchen.
Küſſe, küſſe, küſſe, küſſe, küſſe, küſſe!“

Einzelne mißgeartete Ausdrücke wurden in dieſen Wahnſpielereien zur allgemeinen Gunſt erhoben und überall angewandt. Da ſich in Wunden leicht Würmer erzeugen, ſo war auch ein Wundenwürmelein in dem Seitenhöhlchen bald gefunden, und die Blutwürmeleinsmäßigkeit davon als ein ungeheures Abſtraktum. Die Verſchränkung und Ausdehnung der Bilder gränzte nicht ſelten an das Auffallendſte, was in dieſer Art die morgenländiſche Dichtkunſt hat. Den meiſten Lärm und Spott hat aber das Wort Kreuzluftvögelein aufgeregt, welches Zinzendorf in einem Liede auf den Geburtstag ſeines Sohnes Chriſtian Renatus zuerſt in den Verſen gebraucht hatte:

„Ein Kreuzluftvögelein,
Kränkelnd vor Liebespein
Nach Jeſu Seitenſchrein,“

und das nebſt den ähnlich gebildeten Kreuzluftbienelein, Kreuzluftkerzelein, Kreuzluftwägelein, Kreuzluftmägdelein, in unzähligen Wendungen immerfort wieder vorkam. Zinzendorf bemühte ſich zwar, in dem bald allgemein verrufenen Wort einen leiblichen Sinn nachzuweiſen; die Ausdünſtung des Leichnams am Kreuze, ſagt er, iſt die Kreuzesluft, ſie zieht die Seelen herbei, welchen ſolcher Geruch angenehm iſt und ihre Speiſe verkündigt, wie ja auch die Vögel ihre Nahrung wittern; allein der Ausdruck blieb verſchrieen, und man hat lange Zeit alles Abentheuerliche der Herrnhuter nur kurzweg ihre Kreuzluftvögelein genannt. Wenn nun gar die eigenthümlichen Liebesvorſtellungen und Eheheimlichkeiten in ſolchen Liedern durchſchimmerten, ſo war freilich das Aergerniß höher nicht zu treiben. Die Trunkenheit in folgenden Strophen konnte nur allzuthöricht dünken:

„Ach wir zwei Seelchen
Du Seitenhöhlchen,
Und ich, ſind nur Ein Herz,
Das ſing ich ohne Scherz,
In Ewigkeit;
Mein Herzempfinden
Läßt ſich entzünden,
So oft er immer will,
Und ich halt' ihm nur ſtill,
In Ewigkeit.

Ach welche Blicke
Ich dir itzt ſchicke!
Ich bin Ein Geiſt mit dir,
Und du Ein Leib mit mir,
Und Eine Seel.
Du Seitenkringel,
Du tolles Dingel,
Ich freß und ſauf mich voll,
Und bin vor Liebe toll,
Und außer mir!"

Aber das grobe Eſſen und die verdächtige Imagination in einem anderen Lied überſteigen alle Schicklichkeit:

„Wenn ich ihn eſſen kann,
So iſt's mir am geſündſten,
Und wenn mein lieber Mann,
Sein Oel läßt in mich dünſten;

Weil aber dieſe Gnad
In einem Sakrament,
Das man nicht immer hat,
Dem Leib wird zugewendt,

So muß ich mir nun ſchon,
Beim Wachen und beim Schlafen,
Imagination
Für meine Seele ſchaffen.“

Und die Anſpielungen in dem folgenden verrathen in jedem Falle ſchon zu viel.

„Höhlchen, du charmirſt mich ſo,
Das macht mich von Herzen froh,
Springerhaftig, luſtig, fröhlich,
Und ſo über alles ſelig;
Klopfet, klopfet in die Händ!
Klopfet, klopfet in die Händ!

Und was er im Kabinet,
Oder in dem Ehebett,
Will mit ſeinem Bräutel machen,
Das ſind gar geheime Sachen,
Die unter vier Aeugelein,
Müſſen bleiben ganz allein.“

Welch ein Aufſehen dergleichen Lieder machen mußten, welches nachtheilige Licht ſie auf den Grafen und die Gemeinde zurückwarfen, läßt ſich genugſam faſſen, wenn man bedenkt, wie verſtändig und keuſch im Ganzen die proteſtantiſche Kirche ihre Ausdrucksweiſe gehalten hat. Auch in der Litteratur waren damals noch keine Verſuche gemacht, das Gemeine erhaben vorzutragen. Das große Aergerniß und die ſchreienden Vorwürfe, welche ſich dieſem Liederweſen verknüpften, und ſelbſt von ſonſtigen Freunden durch entſchiedene Mißbilligung verſtärkt wurden, hatten zwar zur Folge, daß die anſtößigſten Lieder ſpäterhin wegblieben, und die Gemeinde überhaupt in dieſen Empfindungsweiſen ſich einer ernſteren Richtung befliß. Doch war in der Zeit, wo wir jetzt auf unſerem Gange weilen, die Sache noch erſt recht im Steigen; ja grade ſolche Lieder und Ausdrücke, in welchen die höchſte

Uebertreibung herrſchte, wurden als die köſtlichſten geachtet. Wir aber wollen nicht ungerecht ſein, und neben dem Widerwärtigen und Verwerflichen, von dem wir Proben gegeben haben, auch das Liebliche und Zarte, das auf ſolchem Wege ſich entwickeln kann, bereitwillig anerkennen; der Fehler liegt hier zumeiſt nur darin, daß der Reiz des Kindlichen und Spielhaften, welcher faſt nur dem perſönlich Eigenſten und Flüchtigſten des lebendigen Augenblickes gehört, nun in einer ſtehenden Form allgemeiner Empfindung feſtgehalten werden ſollte, ohne daß wahrer Dichtergeiſt und ächte Künſtlergaben, welche allein das Augenblickliche zum Dauernden erheben können, dabei mitwirkten.

Nachdem Zinzendorf während ſeines diesmal nur ganz kurzen Aufenthalts in der Wetterau den Ankauf eines Stückes Land bei Büdingen, zum Behuf einer herrnhutiſchen Niederlaſſung, mit den Grafen von Yſenburg-Büdingen richtig gemacht, und einige Brüder nach England, wo ſie zu weiterer Verſchickung gefordert worden, abgefertigt hatte, verließ er jene Gegend, und reiſte über Jena nach Berlin, welches für ſein Wirken jetzt als der günſtigſte Ort ſich darbot. Unterwegs ging ihm das Reiſegeld aus; in Halle, wo er um ein Darlehn anſprach, wollte man ihm nichts geben, und er mußte daher zu Fuß und ohne Geld fortwandern. In Radegaſt erbarmte ſich ſeiner ein guter Bauersmann, fuhr ihn bis Koswig, und lieh ihm das nöthige Geld zur Weiterreiſe mit der Poſt. Von Berlin, wo der Graf am 25. Dezember 1737 anlangte, ſandte er ſogleich das empfangene Geld mit einem herzlichen Dankſagungsſchreiben an den guten Bauer, ſeinen lieben und werthen Freund, wie er ihn nannte, und grüßte ihn freundlich von der Gräfin. Dieſe war mit ihrer Begleitung ſchon früher angekommen, auch der junge Graf Chriſtian Renatus traf von Jena mit ſeinem Pilgeranhang ein, und ſo füllte die zahlreiche Genoſſenſchaft ein geräumiges Haus, welches Zinzendorf in der Leipziger Straße (das Haus Numero 15) gemiethet hatte, und nun mit allen Seinigen bezog. Seine Mutter aber ſchien über ſein weiteres Beginnen nicht ohne Verlegenheit, das unvermeidliche Aufſehen war ihr in ſolcher Nähe nicht angenehm; mit ſeinem perſönlichen Benehmen gegen ſie war ſie übrigens ſehr zufrieden, und hatte auch an ſeinen Kindern große Freude. Der König indeß bezeigte dem Grafen ſchriftlich ſeine Wohlgeneigtheit, verſicherte ihn ſeines Schutzes und gab ihm die Erlaubniß, bei vorkommenden Anläſſen ſich unmittelbar an Seine Majeſtät zu wenden, welches der Oberſt von Thümen ihm nachher auch noch mündlich zu beſtellen hatte. Seine Hausandachten nahmen alsbald ihren gewohnten Gang, täglich waren Stunden zum Beten, Singen und Leſen feſtgeſetzt; doch geſtattete er den Zutritt aus Vorſicht noch keinem Fremden. Aufgefordert, das Evangelium öffentlich zu verkündigen, fragte er deßhalb bei dem Könige an, und als dieſer ihm allen Segen dazu wünſchte, ſo eröffnete er die Erbauungsreden in ſeinem Hauſe, da die Prediger ihm ihre Kanzeln einzuräumen wenig geneigt ſchienen, nun auch für fremden Beſuch. Da zeigte ſich denn in der großen Hauptſtadt, die ſchon damals für alles Geiſtige ſehr empfänglich war, eine außerordentliche Regung. Sein Zimmer wurde bald zu klein, das hinzugenommene Vorzimmer half nicht lange aus, man mußte auf dem großen Boden unter dem Dache den nöthigen Raum ſuchen, wo viele hundert Menſchen den Vortrag ſtehend anhörten, denn zum Sitzen war auch hier noch nicht Platz genug. Außer den geringen Leuten drängten ſich auch die Vornehmen herbei, ſo daß die Straße weithin von Kutſchen erfüllt war; alle Zuhörer aber ſtanden gemiſcht, wie der Zufall es wollte, Dienſtmägde und Damen vom Hofe, Staatsbeamte und Handwerker, Kriegsleute jedes Grades. Endlich mußte Zinzendorf noch die Männer und Frauen trennen, und beiden beſonders predigen, für jene am Sonntag und Mittwoch, für dieſe am Montag und Donnerſtag, und auch jetzt, bei verdoppeltem Raum, war gleiche Fülle. Der Eindruck dieſer Predigten, welche vom 1. Januar 1738 bis zum 27. April regelmäßig fortgeſetzt wurden, war ungemein groß, das feurige Ergriffenſein des Redners theilte ſich den Zuhörern mit, häufige Thränen wurden vergoſſen, und das Begeiſterte des Vortrags führte über manches Auffallende des Inhalts leicht hinweg; im Ganzen wurde darin die ächtevangeliſche Lehre und eine innigfromme Geſinnung von den

Hörern ſtets anerkannt. Allein in weiterer Mittheilung, durch Erzählen, Nachſchreiben und ſogar Drucken, erfahren dieſe Reden, wie es zu geſchehen pflegt, vielfache Entſtellung; Weſentliches blieb weg, Abentheuerliches kam hinzu, und die ärgſten Mißdeutungen wurden gemacht und ausgebreitet. Da war es ſehr erwünſcht, daß ein geliebter Jünger des Grafen, ein mit deſſen Sohne von Jena gekommener Student, Johannes Langguth, die Reden unter dem Vortrage ſelbſt aus Liebeseifer nachgeſchrieben hatte, zwar nicht eben wörtlich, denn oft hinderten ihn die Thränen an Führung des Griffels, aber doch dem Sinne nach getreu genug, um ein wahres Bild des Inhalts wiederzugeben. Dieſe Handſchrift konnte dazu dienen, die falſchen Mittheilungen zu berichtigen; ſie wurde daher nachdem auch Jablonski ſie gutgeheißen, in Druck gegeben; die Königin von Preußen bewilligte ſogar, daß die an die Frauen gehaltenen Reden ihr zugeeignet wurden. Sie entgingen zwar auch in dieſer Geſtalt dem Mißverſtande nicht, noch den bösartigen Angriffen und Verläumdungen, welche ſich je länger je mehr gegen Zinzendorf häuften, allein es durfte ihm doch nicht mehr ſo leicht gradezu Fremdes angedichtet werden, und ſeine Erläuterungen hatten einen feſten Buchſtaben, an welchem ſie ſich anhalten konnten. Der König ſelbſt war veranlaßt, über manche Vorſtellungsweiſen und Ausdrücke, die man ihm hinterbracht hatte, den Grafen zu befragen, zeigte ſich aber durch deſſen Antworten bald befriedigt. Ueber das Liederweſen gab Zinzendorf dem Könige in einer eignen Schrift umſtändlich Auskunft, und ſagte darin unter anderen: „Es iſt zu wiſſen, daß in unſerer Gemeinde keine Lieder ganz geſungen werden: der Kantor nimmt die Materie der Reden, die eben gehalten worden, und ſetzet unterm Singen aus zwanzig, dreißig Liedern ganze und halbe Verſe zuſammen, welche die Materie ordentlich und deutlich vortragen, und darinnen iſt Kantor, Organiſt, Lehrer und Zuhörer ſo geübt, daß keines innehalten, keines ein Buch aufſchlagen darf; welches ſich ungeſehen nicht demonſtriren läßt. Mein Sohn von zehn Jahren kann, wenn er in den Hausſingſtunden ſpielet, aus einer Melodie unvermerkt in die andere fallen, daß niemand weiß, ob die ganze Singſtunde expreß ſo komponirt iſt, denn es wird nicht innegehalten, und ein jedwedes Kind ſingt mit, ohne in ein Buch zu ſehen, denn ſie können die Lieder auswendig; wie das zugehet, weiß ich ſelbſt nicht, weil kein Kind zum Auswendiglernen angehalten wird. In den öffentlichen Betſtunden aber laſſe ich zuerſt ein gewöhnlich Lied vorſagen, nach der Rede aber, wenn ich keines im Geſangbuch finde, das ich gerne geſungen hätte, und die Materie meiner Rede theils dem Auditorio nochmals einſchärfen, theils dem Heilande gebetsweis vortragen kann, ſo mache ich im Vorſagen ein neu Lied, von dem ich vorher nicht gewußt habe, und das ſo bald wieder vergeſſen iſt, als es ſeinen Zweck erreichet; das Auditorium wird deſſen nicht inne, und ich führe es nur erläuterungkweiſe an, wie wir unſere Sache zu traktiren pflegen.“ Nicht günſtig war im Ganzen das Urtheil der Geiſtlichen über das neue religiöſe Treiben, auch die näheren Freunde, welche der Graf unter ihnen hatte, konnten ſich nicht immer in ſeinen Sinn finden. Unter dieſen Umſtänden und bei den Rückſichten, welche überhaupt das berliniſche Verhältniß ihm auferlegte, lehnte er das Begehren vieler Frommen, in Berlin eine Gemeinde von Brüdern mit herrnhutiſcher Verfaſſung zu ſtiften, anfangs beharrlich ab, und gewährte nur zuletzt, als auch ein Prediger ihn deßhalb angegangen war, die Errichtung einer Brüderſchaft erweckter Männer, ohne für die Frauen eine gleiche Anordnung treffen zu wollen. Er ſelbſt bekannte übrigens, in ſeinem Leben ſei es ihm ſo wohl nicht gegangen, wie diesmal in Berlin.

Inzwiſchen war ſeine Weigerung, den ihm vorgelegten Revers zu unterſchreiben, in Dresden übel empfunden worden, und er empfing von der ſächſiſchen Behörde die Anzeige, daß er auf immer das Land zu meiden habe. Da nun ſeine Hoffnung, durch Verwendung von Berlin her die freie Rückkehr nach Herrnhut zu erlangen, völlig fehlgeſchlagen war, ſo reifte um ſo ſchneller in ihm der Gedanke, welcher ſchon einige Zeit in ihm keimte, nun auch ſelbſt eine Reiſe nach Weſtindien zu machen, um das dortige Bekehrungswerk zu unterſuchen und zu befördern. Man hatte ihm vorgeworfen, er ſchicke die Brüder und Schweſtern unbarmherzig in den gewiſſen Tod, den ihnen das mörderiſche Klima bringe; jetzt wollte er zeigen, daß er ſich ſelbſt nicht zu ſchonen meine. So bewegte ſich ſeine Einbildungskraft in ſtets größeren Kreiſen, und ergriff immer auf's neue Weitentlegenes, ohne daß die Fülle des Nahbegonnenen ihn daran hindern konnte. Nachdem er dem Könige noch zuletzt in Potsdam aufgewartet und ſich bei ihm beurlaubt hatte, reiſte er am 29. April 1738 zuerſt nach Kottbus, wohin von Herrnhut die wichtigſten ſeiner Mitarbeiter gekommen waren, um ſich mit ihm über manche die Führung der Gemeinde betreffende Dinge näher zu berathen. Hierauf ging er über Jena, wo ſein Sohn inzwiſchen ſeine frühere Lebensart wieder angefangen hatte, und über Erfurt und Gotha, wo er die Frommen beſuchte, mit Langguth nach der Wetterau, zuerſt auf die Ronneburg, wo noch einige Brüder von der früheren Zeit her wohnten, und dann auf das Schloß Marienborn, welches er von dem Grafen Yſenburg-Meerholz miethete, und ſogleich für ſeine Pilgergemeinde einrichtete. Es kamen aus der Umgegend viele Brüder und Freunde herbei, um an ſeinen Geſchäften wie an ſeinen Erbauungen Theil zu nehmen. Das Zuſammenſtrömen ſo vielen Eifers wirkte fruchtbar; der Anbau eines neuen Orts bei Büdingen, der den Namen Herrnhaag erhielt, wurde beſchloſſen, und das erforderliche Geld größtentheils auf Zinzendorf's Bürgſchaft angeliehen; man ſprach zwar damals ſchon von einer ſogenannten Heilandskaſſe, in welche die Brüder ihr Geld niederlegen müßten, um die Ausgaben des Gemeinweſens zu decken, allein dies Vorhaben war ohne Grund, die Mitglieder der Brüdergemeinde lebten, je nach ihrem Verhältniſſe, von ihrer Arbeit, oder von ihrem Vermögen; wo beides fehlte, hatte die Gemeinde Fürſorge, und in den meiſten Fällen Zinzendorf allein; Hülfsgelder wurden von bemittelten Freunden wohl öfters gegeben, aber nie gefordert; der Graf war auch in dieſer Beziehung, wie in jeder anderen, das Haupt und die Kraft des Ganzen. Die Kolonie Herrnhaag beſtimmte er, nach einem glücklichen, fruchtbaren Gedanken, der ihm aufgegangen war, hauptſächlich für diejenigen Brüder, welche dem Lehrbegriffe der reformirten Kirche zugethan ſein wollten, ſo daß dieſer Ort nach der reformirten Seite die Brüderſache eben ſo darſtellte, wie Herrnhut dies bisher nach der Lutheriſchen Seite ſo glücklich geleiſtet hatte, und demnach die Brüderkirche, außer ihrem eignen Beſtande und dem in allen Sekten ihr Anziehbaren, in den beiden proteſtantiſchen Hauptkirchen zugleich feſten Fuß behauptete. Dieſer Gedanke ging aus dem Weſen ſeiner tiefſten religiöſen Ueberzeugung hervor, welche in der Liebeswärme für den Heiland über alle Verſchiedenheit der Lehrmeinungen hinausſtrebte, ohne dieſe darum aufheben zu wollen; aber auch zum Behuf weltkluger Förderung konnte der kundigſte Geſchäfts- und Staatsmann nicht leicht eine wirkſamere Anordnung treffen. — Nach mehreren Ausflügen in der Umgegend machte Zinzendorf auch einen nochmaligen Beſuch in Jena, und als er zurückkam, fand er ſeine Gemahlin von einem Sohn, ihrem elften Kinde, entbunden, bei welchem er dann ſelbſt die Taufe verrichtete. Auch taufte er in dieſer Zeit ein Mädchen von dreizehn Jahren, die unter den Inſpirirten dieſer Gnade nicht theilhaftig geworden war; er glaubte aber in Blick und Weſen ſowohl des Mädchens ſelbſt, als ihrer anweſenden Eltern, noch etwas Arges zu ſpüren, und war in ſeinem Gewiſſen zweifelhaft, ob er die Handlung verrichten dürfe; da fuhr er plötzlich, ihm ſelbſt und Allen unerwartet, gegen den böſen Geiſt drohend heraus, dem er im Namen Jeſu zu weichen gebot, daß alle Anweſenden ſchauderten, und die Kraft ſeiner Worte ſich durch die That bewährte, indem die befreiten Herzen nun ungeſtört ſich der heiligen Handlung hingaben. Nicht ſo glücklich und erfolgreich, wie in ſeinem unmittelbaren Lebenswirken, trat Zinzendorf auf, wenn ſein Geiſt in das Gebiet der wiſſenſchaftlichen Theologie ſich verſtieg, und neue Wahrheiten daſelbſt finden oder feſtſtellen wollte. So war er in dieſer Zeit dahin gekommen, dem heiligen Geiſte, der ihm in der Dreieinigkeit neben dem Vater und dem Sohne bisher eine minder klare Bedeutung gehabt, eine ſolche in der Bezeichnung beizulegen, daß derſelbe die Mutter der Gläubigen ſei, eine Behauptung, welche er auf ſeine Herzenserfahrung ſolcher Muttertreue ſtützte, in aller Weiſe zu erläutern und zu rechtfertigen ſuchte, und darüber mit gelehrten Männern in dogmatiſche Streitigkeiten gerieth, denen er auf keine Weiſe gewachſen war, und die ihm und der Gemeinde, welche den Einfall des Grafen nicht aufgeben wollte, den größten Schaden zugefügt haben.

Doch zunächſt erfüllte ihn jetzt ſein Reiſevorhaben, und er traf zu demſelben ernſtliche Anſtalten. Von der Gräfin nahm er in Marienborn zärtlichen Abſchied; ſie dichtete ein Lied an ihn, er antwortete eben ſo; beide waren in ihren Herzen nicht verſichert, daß ſie einander wiederſehen würden, aber in den Willen des Heilands wollten ſie ſich getroſt ergeben. Nach vielen anderweitigen Verabredungen reiſte er gegen Ende des Oktobers nach Holland ab. In Amſterdam fand ſich unerwartete Verzögerung für das Schiff, welches ihn nach Sankt-Thomas bringen ſollte, und die Zwiſchenzeit wurde durch einen höchſt verdrießlichen Streit erfüllt. Der Prediger Manger im Haag und noch andere holländiſche Prediger hatten einige heftige Aeußerungen Zinzendorf's gegen die Anſicht der Reformirten von der Gnadenwahl auf ihren Synoden zur Sprache gebracht; hierauf und auf mancherlei Lieder und Aufſätze der Brüder geſtützt, erließen die Prediger von Amſterdam einen Hirtenbrief, durch welchen die Herrnhuter als abweichend von der Chriſtuslehre dargeſtellt wurden; die Stadtbehörde von Amſterdam, dem Grafen günſtig, wollte dieſen Hirtenbrief unterdrücken, vermochte es aber doch nicht, und mußte ihm ſeinen Lauf laſſen. Eine Erklärung der herrnhutiſchen Brüder in Holland, unter dem Namen Friedrichs von Watteville herausgegeben, und von dem Grafen voreilig gebilligt, machte das Uebel durch eine Ungeſchicklichkeit nur ärger, denn anſtatt ganz einfach die augsburgiſche Konfeſſion als ihr Glaubensbekenntniß zu nennen, weigerten ſie überhaupt ein ſolches aufzuſtellen, und ſchienen dadurch einzugeſtehen, jene Konfeſſion ſei nicht die ihrige. Dieſe Händel verfolgten den Grafen mit ihren Schriften und Gegenſchriften bis an Bord, und er hatte nur den Troſt, daß vier Prediger den Hirtenbrief zu unterſchreiben verweigert hatten, unter ihnen Franco Debruin, ein gottſeliger Mann, aus deſſen Anſichten über die Gnadenwahl Zinzendorf die ſeinigen zum Theil erſt geſchöpft hatte, und der auch die

Lehre von der Vorherbeſtimmung zu des Grafen Freude kürzlich ſo erklärte: „Jeſus muß ein gewiſſes Erbtheil haben, das ihm der Vater beſtimmt hat, und das ſind ſeine Gläubige und Kinder, die ihm nicht aus der Hand geriſſen werden können; im Uebrigen wird niemand weggewieſen, wer außerdem durch ſeine Gnade kommt.“ Die Streitigkeiten hinderten ihn auch nicht, ſich eines ſtillen Glückes im kindlichen Umgange mit dem Heilande zu erfreuen; er ſchildert dies mit eignen Worten, wie folgt: „Wir haben darüber müſſen weinen, wie nahe einem der Heiland ſein kann; wie ſimpel und einfältig es ſich mit ihm umgehen läßt; wie man ſo einen ganzen Tag mit ihm zubringen kann; wie man keinen Gedanken, keine Nothdurft, kein Anliegen hat, das man nicht viel ſimpler und natureller bei ihm niederlegen kann, als bei ſeinem allervertrauteſten Herzen, da man doch manchmal ein Menagement brauchen muß; aber beim Heiland iſt das gar nicht nöthig: ſondern wer es dahin gebracht hat, daß er mit Wahrheit ſagen kann: «Wenn nur mein Herz Fenſter hätte, daß meine Geſchwiſter hineinſehen könnten!» der hat den Troſt, daß der Heiland auch hineinſieht, und die allerverborgenſten Winkel klar und lichte vor ſich hat, und daß nichts drinnen vorgeht, das er nicht weiß.“ Er ſchrieb auch einen Aufſatz über das Verhältniß von Herrnhut zu Bertholdsdorf, und indem er der Gemeinde empfahl, ihre Verbindung mit der Lutheriſchen Kirche treu zu bewahren, die ſich äußernden Gaben aber, wie den Trieb unter die Heiden zu gehen, die Gabe geſund zu machen, nur in der Stille zu üben, ſprach er gegen den einſtigen Prediger, der ſein Amt je zum Untergang oder zur Plage der Gemeinde mißbrauchen würde, den Fluch und Bann aus, wobei er jedoch den Ausdruck nicht im Sinne einer kirchlichen Macht, ſondern nur in dem eines letzten Willens gemeint haben wollte. Auch dichtete er in Amſterdam einige Lieder, die er zum Theil nach ſeiner Weiſe aus dem Herzen ſang. Endlich ging er am 11. Dezember zu Schiff, allein widrige Winde hielten ihn noch eine Reihe von Tagen im Texel auf, wo er die Looſungen auf das nächſte Jahr, und, ſchon in See, ein großes Schreiben an die Aelteſten und Helfer der Gemeinde verfertigte, welches er ſein eventuelles Teſtament nannte, und worin er die wichtigſten Vorſchriften und Rathſchläge wiederholt einſchärfte. Merkwürdig ſind darin unter anderen folgende Worte, welche den praktiſchen Sinn des Grafen abermals bezeugen können: „Die Aemter in der Gemeinde können auch, nachdem ſie ſind, von Leuten bekleidet werden, die noch keine Kinder Gottes ſind, und alſo beweiſen dieſelben und ihre gute Ausrichtung nichts für die Kindſchaft Gottes. Es iſt ein großer Verſtoß, wenn man redliche Leute, die ihr Amt treulich thun, und die zuweilen wie Bezaleel dazu begabet ſind, darum nicht achten, ſich nicht mit ihnen einlaſſen, noch mit ihnen an Einem Joche ziehen will, weil ſie noch nicht Kinder Gottes ſind.“ Erſt am 26. Dezember konnte das Schiff ſeine eigentliche Fahrt beginnen.

Die Seereiſe geſchah, unter begünſtigendem Sturmwinde, gefahrvoll, aber raſch und glücklich. Zinzendorf litt gewöhnlich ſehr an der Seekrankheit; diesmal, im Drange der vielen Arbeiten, die er ſich vorgeſetzt, ſah er ein längeres Unwohlſein mit Bekümmerniß; er redete daher mit dem Heilande, wie es nicht wohl anginge, daß er krank wäre, und wirklich dauerte die Krankheit nur Einen Tag. In 33 Tagen gelangte das Schiff nach Weſtindien, und lief am 28. Januar 1739 in Sankt-Euſtachius ein. Des Grafen Ziel aber war die däniſche Inſel Sankt-Thomas, wohin er, wiewohl man ihn dringend von dem Beſuch dieſes in ſolcher ſchlimmſten Jahrszeit ungeſundeſten Aufenthalts abmahnte, in einem beſonders gemietheten Fahrzeuge ſogleich überſchiffte. Hier traf er alles in traurigem Zuſtande; die Brüder, welche den Negerſklaven das Evangelium verkündigt, lagen ſeit drei Monaten im Gefängniſſe, weil ſie einen Eid verſagten, der bei einer gerichtlichen Unterſuchung von ihnen verlangt wurde, — denn die Lutheraner und Reformirten unter den Herrnhutern ließen ſich wohl zum Schwören herbei, die eigentlichen mähriſchen Brüder aber glaubten ihr Wort durch keinen Eid, ſondern nur durch einen Handſchlag bekräftigen zu dürfen; — die Neger zeigten zwar guten Willen, aber ſeufzten unter hartem Druck, den die Pflanzer nur um ſo ſtärker ausübten, jemehr ſie Neigung zum Glaubensheil bei ihnen wahrnahmen.

Der däniſche Gouverneur gab zwar auf das Fürwort eines Mannes wie Zinzendorf, der auch beſonders am Hofe zu Kopenhagen ſo gute Verbindung hatte, die Gefangenen ſogleich los, und ließ auch ſonſt dem Grafen bei ſeinem Beginnen gern Schutz angedeihen, allein dieſer war gegen die allgemeine Stimmung der Weißen nicht wirkſam genug. Die Verſammlungen, welche Zinzendorf zu halten anfing, und vom Abend — denn während des ganzen Tages durfte die Arbeit der Neger nicht ruhen — bis tief in die Nacht hinein fortzuſetzen pflegte, wobei er in kreoliſcher Mundart zu ſprechen bemüht war, fanden den größten Zulauf; die Unglücklichen empfingen voll Begier und Eifer mit ſichtbarem Erfolge den Troſt und das Heil, die ihnen dargeboten wurden. Allein grade dieſes mißfiel den Pflanzern. Sie hatten die Unverſchämtheit, bei dem Gouverneur den Grafen zu verklagen, daß er die Neger lehre, beſſere Chriſten zu werden, als ihre Herren ſeien, ja man verhehlte nicht die unwillige Beſorgniß, die Negerinnen würden nach ihrer Bekehrung den ſündlichen Lüſten der Weißen weniger dienen wollen. Ein reformirter Prediger klagte ſeinerſeits über die Brüder, ſie maßten ſich unbefugt des Taufens und anderer geiſtlichen Handlungen an. Doch bevor dieſe Beſchwerden unterſucht und beurtheilt ſein konnten, eilte die Leidenſchaft ungeduldig zur Selbſthülfe; die aufgebrachten Pflanzer ſtürmten unvermuthet auf die verſammelten Neger ein, trieben ſie mit Hauen, Stechen und Schießen aus einander, und wiederholten dieſe grauſame Luſt nach Belieben, denn wenige Wütheriche waren genug, viele hundert Neger zu mißhandeln, da dieſe bei geſetzlicher Strafe gegen keinen Weißen jemals ſich wehren durften.

Da der Gouverneur dieſen Abſcheulichkeiten nicht ſteuern konnte oder wollte, ſo ſah Zinzendorf kein anderes Mittel, als in Kopenhagen Beſchwerde zu führen, und zu dieſem Zwecke ſelber nach Europa zurückzureiſen. Er nahm die Klageſchriften, welche ſchon die getauften Neger ſelbſt in kreoliſcher Sprache an den König von Dänemark gerichtet, in Empfang, ordnete die zurückbleibende Miſſion, für welche er auch ein Haus und Grundſtück ankaufte, nach den Umſtänden möglichſt an, erließ ein Abſchiedsſchreiben an die

Neger, worin er ſie zum Beharren bei dem Heiland ermahnte, und begab ſich am 17. Februar unter vielen Thränen auf die Rückreiſe. Auf den däniſchen Inſeln Sankt-Jan und Santa-Cruz beſuchte er die Gräber der dort im Miſſionsgeſchäft verſtorbenen Brüder und Schweſtern, und eilte dann nach Sankt-Euſtachius, wo er ſich auf einem holländiſchen Schiffe am 28. Februar nach Amſterdam einſchiffte. Ein junger Neger, den er losgekauft, und ein Däne, der ihm wegen frommen Berufes lieb war, begleiteten ihn. Ein dritter Gefährte fand ſich im letzten Augenblicke noch dazu. Ein portugieſiſcher Jude Nunnez Dacoſta, der bei vielen guten Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüths in ſeinen äußeren Umſtänden ſo bedrängt war, daß er die Heimkehr aus Weſtindien nach Holland nicht beſtreiten konnte, bat den Grafen mit Thränen, ihn und ſeine Frau nach Europa mitzunehmen. Zinzendorf hegte von jeher beſondre Vorliebe für die Juden, ging gern mit ihnen um, empfahl ſie dem Gebet und freundlichen Wohlwollen der Brüder, und erinnerte ſtets, daß auch Jeſus ein Jude geweſen, ja in einem Liede, welches er dieſes nämliche Jahr am Tage des Verſöhnungsfeſtes der Juden aus dem Herzen ſang, redet er zu dem Heiland ausdrücklich:

„Wann, großer Jude, wann kommt deine Stunde?
Wann ſieht das Volk hinein in deine Wunde! — —
Wenn dieſe auserwählte Stunde käme,
Und ihre Schuppen von den Augen nähme, — —
So hätten wir die erſtgebornen Brüder
In unſers lieben Vaters Hauſe wieder.“

Dem Grafen gefiel Dacoſta durch ſeine geiſtige Bildung, und zog ihn noch beſonders durch den Eifer an, mit dem er auf ſeinen jüdiſchen Glauben hielt. Zinzendorf bewilligte ihm nicht nur jene Bitte, ſondern überließ ſogar ſein eignes, neben der allgemeinen Kajüte befindliches Kabinet, mit allen Bequemlichkeiten, dem Ehepaar, indem er ſich ſelbſt in einem Verſchlage behalf, welchen der Kapitain ihm dann als Nothbehelf machen ließ. Sie hatten viele Geſpräche mit einander, und erörterten oft bis tief in die Nacht ihre abweichenden

Religionsmeinungen, ohne Widrigkeit, ohne falſchen Eifer, und Dacoſta weinte oft gerührt über des Grafen liebevolle Frömmigkeit. Mit der übrigen Schiffsgeſellſchaft benahm ſich Zinzendorf mäßig, hielt jeden Sonntag eine Predigt, miſchte ſich aber ſonſt in die tägliche Weiſe der Leute nicht, und nur als zwei derſelben einſt die Degen gegen einander zogen, that er ihnen Einhalt, indem er den Erzürnten mit eigner Gefahr die Waffen wegriß. Inzwiſchen arbeitete er auf dem Schiffe mit ungeheurem Fleiß, er ſchrieb unabläſſig, Briefe, Lieder, Reden, auch verſuchte er ſich abermals in Ueberſetzung des neuen Teſtaments. Die Bewegung des Schiffes war ihm hiebei ſehr hinderlich, verwirrte die Schriftzüge, deren mancher, durch unwillkürlichen Stoß, gegen die Abſicht ganze Worte und Zeilen wieder ausſtrich, und wurde auch ſeinem Kopfe bei dieſer Arbeit ſehr anſtrengend. Er aß wenig, hatte ein ſchlechtes Lager, entbehrte meiſtens der Ruhe, wurde hinfällig, und bekam Schwären und Wunden am Leibe. Dacoſta pflegte ſeiner treulich in dieſem Zuſtande, der doch ſeinen Geiſt und ſeine innere Zufriedenheit nicht ſchwächen konnte. Nach ſiebenwöchentlicher Fahrt, an der engliſchen Küſte vorbeiſchiffend, verließ Zinzendorf ſeine Gefährten, und ſegelte auf einem Boote in den Hafen von Dover ein, um zuvörderſt ſeine Freunde in Oxford und London zu beſuchen, wo er ſich indeß nicht lange aufhielt, ſondern alsbald ſeine Ueberfahrt nach Amſterdam beeilte.

Seine ſchnelle Rückkunft nach Europa machte einiges Aufſehen, man hatte ihn auf lange Zeit entfernt geglaubt, ſogar ſchon todt geſagt, nun ſtand er unvermuthet ſeinen Freunden wie ſeinen Feinden vor Augen; jetzt wollte man gar unglaublich finden, daß er überhaupt ſo weit geweſen. In Holland war durch die proteſtantiſche Geiſtlichkeit die Aufregung gegen die Brüder ſehr geſtiegen, dieſe aber trugen allen Unglimpf mit großer Geduld. Zinzendorf befeſtigte in Amſterdam und in Heerendyk gegen dieſe Widrigkeiten den frommen Sinn der Seinen, trat aber auch öffentlich für ſie auf, indem er unter dem 24. Mai eine Erklärung erließ, durch welche er die holländiſchen Streitſchriften, ohne ſich beſonders auf ſie einzulaſſen, abfertigte. Inzwiſchen fand er, daß ſeine Anweſenheit in Deutſchland dringend nöthig werde, und kam den 1. Juni zu Marienborn an, wo die Gräfin und alle ſeine Kinder ihn erwarteten; auch ſein Sohn Chriſtian Renatus war mit ſeinen Haus- und Studiengefährten von Jena dort eingetroffen. Der Graf war mit dem viertägigen Fieber behaftet, abgezehrt und wund, allein er achtete alles nicht, hielt ſogleich einen außerordentlichen Gemeindetag, und gab erbaulichen Bericht von ſeiner Reiſe; auch wurden zwei Brüder, durch Auflegung der Hände, zu Predigern des Evangeliums ordinirt, wobei er gegen Ueberſchätzung dieſer Weihe warnte, als welche nur eine gute Ordnung ſei, aber an ſich weder einen Vorzug verleihe noch bedeute; nach dieſen und anderen Geſchäften, welche die wenigen Tage ſeines Aufenthalts in Marienborn ſchnell ausfüllten, begab er ſich mit mehreren Brüdern auf die Reiſe nach Ebersdorf, wohin eine Synode auf den 9. Juni ausgeſchrieben war. Die Veranlaſſung dazu war folgende. Durch ſeine Reiſen und ſein Predigen hatte Zinzendorf überall in nahen und fernen Kreiſen ſolche Sinnesart und Neigungen erweckt, wie ſie in Herrnhut in freieſter Entwickelung vollſtändig hervorgetreten waren. Die Erweckten, durch den inneren Gehalt noch nicht begnügt, wünſchten auch der entſprechenden Form theilhaft zu ſein, und an vielen Orten wurden Einrichtungen verſucht, welche ganz die herrnhutiſche Verfaſſung nachahmten. Aber ohne den Grund und Boden von Herrnhut, unter ganz anderen ſtaatsbürgerlichen Umſtänden, inmitten Lutheriſcher oder reformirter Kirchengemeinſchaft, welche dadurch Abbruch litt, mußten jene Einrichtungen äußerſt mißlich dünken, und konnten Wirrniſſe herbeiführen, deren Folgen nicht zu berechnen waren. Zinzendorf befürchtete, an Lutheriſchen und reformirten Orten entſtehende Aftergemeinden, wie er ſie nannte, möchten um des unweſentlichen Aeußern willen die ganze Richtung ſeiner Sache in Gefahr bringen; auch entging ſeinem Blicke nicht, wie ohne Vergleich vortheilhafter es ſeinen Brüderanſtalten ſei, mit der geſammten proteſtantiſchen Kirche in Frieden und ihrer allgemeinen Verbindung offen zu ſtehen, als, in förmlichem Gegenſatz, äußere Eroberungen über ſie zu machen, die nach Verhältniß doch immer nur geringe ſein konnten

Er wünſchte daher durch die Synode zu bewirken, daß dergleichen Gemeinden gemißbilligt, und die Verbindung erweckter Seelen mit der Brüdergemeinde auf eine unverfängliche Weiſe geordnet würde, ſo daß ſie der Sinnesart nach überall ohne Aufhebung bisheriger Kirchenbande beſtehen könnte, der äußeren Verfaſſung nach aber nur an den Orten, die eigends dazu gegründet worden. Seine Anſicht fand indeß nicht genugſamen Eingang, und der Eifer der Brüder wollte ſich einem ſo ſichtbaren Aufſchwung ihrer Sache nicht entgegenwenden. Inzwiſchen mußte eine Fußreiſe nach Schwaben, wo er überall predigte und ſonſt in frommer Weiſe thätig war, dem Grafen neue Befriedigung, aber auch neue Anſtrengung geben. Nach Marienborn hierauf zurückgekehrt, verfiel er, der ſich von der weſtindiſchen Reiſe noch nicht erholt hatte, in gänzliche Entkräftung. Er ſelbſt glaubte ſeinen Tod nah, und freute ſich darauf, ja er gab den Seinigen elf Urſachen an, aus denen er ſeine Abrufung jetzt als beſonders angemeſſen erachten wollte. Das Verwechſeln der ihm verordneten Arznei mit einer anderen, welches tödtlich werden zu müſſen ſchien, wurde jedoch heilſam, und ein ungeheurer Schweiß brachte ihm Geneſung. Hatte er ſchon inmitten der Krankheit nicht ganz geraſtet, ſo zeigten jetzt Briefe, Lieder, Anordnungen aller Art, ihn bald wieder in voller Thätigkeit. Ein Chorhaus der ledigen Brüder wurde in Herrnhaag erbaut, ebendaſelbſt ein theologiſches Seminarium gegründet; nach der Wallachei, nach Nordamerika, nach Ceylon und nach Algier wurden Glaubensboten ausgeſandt, nach letzterem Orte der Bruder Richter, in deſſen Hauſe, als derſelbe noch Kaufmann in Stralſund war, einſt der Graf als Kandidat gelebt hatte. Auch Druckſchriften kamen an den Tag, jedoch theilweiſe zu großem Verdruß. So hatte man während Zinzendorf's Krankheit ſeine auf der See gemachten Ueberſetzungsproben des neuen Teſtaments unbedacht zum Druck befördert, ohne nur die mangelhafte Handſchrift dieſer übereilten, geſtörten, und in jeder Hinſicht unreifen Arbeit gehörig durchzuſehen; äußerliche Entſtellungen aller Art kamen nun zu den Mißgriffen und Eigenheiten des für ſolche Unternehmung nicht befähigten Verfaſſers, und das Buch wurde zum ſchreienden Aergerniß, und erfuhr allgemein Spott und Tadel. Er ſah das Uebel ein, und ließ die Abdrücke möglichſt wieder einfordern und vernichten; er beharrte aber doch in dem Unternehmen ſelbſt, und gab einige Jahre ſpäter nochmals ſeinen Ueberſetzungsverſuch heraus, welcher zwar beſſer als vorher, aber noch immer nicht nach Wunſch ausfiel.

Um ſeine Geſundheit zu ſtärken machte Zinzendorf noch im Dezember dieſes Jahres 1739 mit Friedrich von Watteville eine Reiſe nach der Schweiz, wo ihnen bei Bern begegnete ſich zu verirren, und Zinzendorf in der Noth den Heiland um Hülfe anrief; ein Knabe, der aus dem Buſch hervorkam, zeigte ihnen darauf den Weg. Sie beſuchten in Sankt-Johann Watteville's alten Vater, und ſahen in Bern, Baſel, Schaffhauſen und anderen Orten viele Freunde, ſolche, die es ſchon waren, oder es nun wurden. Ein Brief, welchen er auf dieſer Reiſe in Baſel geſchrieben, enthält Betrachtungen über ſeinen inneren Lebensgang, die wir, wegen einiger merkwürdigen Bekenntniſſe, hier im Auszuge mittheilen. „Ich habe, — ſagte er, — lediglich um Jeſu willen gehandelt, und keinesweges aus einigen Nebenabſichten. Denn daß ich durch die Sache Jeſu hätte berühmt werden wollen, war meinem Temperament ungemäß. Ich liebte Pferde, Grandeurs, und meine Natur portirte mich, einen Xenophon, Brutus, Seneca abzugeben. Die Modelle von meinen Aeltern und Groß- und Urältern waren dem gemäß; meine Erziehung auch; und ſoviel wußte ich, daß bei der Lehre Jeſu kein Staat auf dergleichen Etabliſſements konnte gemacht werden. Aber das habe ich Jeſu wiſſentlich aufgeopfert. Meine Führung ging darum ziemlich langſam und konfus. Weil ich keine Führer hatte, und wir die Schrift heutzutage nicht mehr verſtehen, wie ſie iſt, ſondern wie man ſie mühſam verſtellet und paraphraſirt hat, ſo führten mich die Exempel der Heiligen, und keine Principia. — Unerachtet ich nun zu verſchiedenen Zeiten ſolche innige Begnadigungen gefühlt, und der Seligkeit ſo gewiß war als meines Lebens, ſo geſtund ichs doch dem, der mirs negirte, leichtlich zu, daß ich vielleicht noch nicht bekehrt ſei. Und da kam ich in ein (nach meiner itzigen Idee) unnöthiges, mir aber doch ſehr wohl bekommenes Ringen und Flehen, und habe die Verſiegelung des ewigen Friedens und der Kindſchaft ſeit der Zeit mehrmalen ſo empfindlich erfahren, daß ich endlich inne gehalten, ſie weiter zu begehren, damit ſich keine geiſtliche Eitelkeit drein mengen möge. — Was meinen Generalplan betrifft, ſo habe ich gar keinen, ſondern gehe dem Heiland von Jahr zu Jahr nach, und thue was ich ſoll, doch gerne. Auf ein oder zwei Jahr habe ich zuweilen einen Spezialplan, weil ich durch die Sache ſelbſt darauf gebracht werde; und was dergleichen Spezialplans betrifft, ſo habe ich zu einem Plan, die mähriſche (ohne mich entſtandene) Kirche dem Heiland zu konſerviren, daß ſie bei meinen Lebzeiten, und wo möglich noch lange darnach, kein Wolf zu faſſen kriege; einen Plan, ſo viel heidniſche Völker aufzuſuchen, als ich kann, und zu ſehen, ob ſie des für alle Welt vergoſſenen Blutes können theilhaftig werden; einen Plan, des Heilands Teſtament (Joh. 17.), ſoviel mir möglich iſt, durch Gnade ausführen zu helfen, damit die zerſtreuten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zuſammenkommen, wo ſie leiblich beiſammen ſind, nicht in's mähriſche (da arbeite ich vielmehr dagegen), ſondern ins allgemeine Band der Gemeinſchaft, dahin endlich secta moravica auch ſoll, doch erſt nach ihrer völligen Abnutzung in dem Theil ihres itzigen Looſes; einen Plan, ſo viel Seelen als ich kann zur Sünderſchaft und Gnade zu bringen. darum habe ich die Kanzel lieb, und reiſete einer Kanzel zu Gefallen funfzig Meilen; und einen Plan, alle auch nicht beiſammen wohnende Kinder Gottes zu vereinigen, dem ich ſeit 1717 bis 1739 unverrückt gefolgt, laſſe ihn aber itzt fahren, weil ich nicht allein kein Durchkommen damit ſehe, ſondern in dem Gegentheil anfange ein Geheimniß der göttlichen Vorſehung zu merken." Im Anfange des Februars 1740 kam er nach Marienborn zurück.

Zu dieſer Zeit erſchollen öftere Nachrichten von bedenklichen Krankheitszuſtänden, in welchen der König von Preußen ſich befände. Friedrich Wilhelm der Erſte war bei ſtrenger und gewaltſamer Gemüthsart ein rechtſchaffner und frommer Herr, und Zinzendorf vor Anderen hatte vielfachen Anlaß gehabt, ihn mit Ueberzeugung dafür anzuerkennen. Gleichwohl konnte er einen letzten Zweifel über den Seelenzuſtand des Königs nicht verbannen, und hiedurch im Innerſten bewegt, und ſeine tiefe Theilnahme für den von ihm wahrhaft geliebten Fürſten in einer ſo wichtigen Angelegenheit nicht bemeiſternd, ergriff er das Mittel, an ihn zu ſchreiben. Sein Brief, der gleich dem nachfolgenden bisher noch nicht gedruckt war, lautete, wie folgt: „Allerdurchlauchtigſter u. ſ. w. Ew. Königliche Majeſtät geruhen mir dieſes unterthänigſte Schreiben gnädigſt aufzunehmen und meine Bitte zu erhören. Ich bin Ihnen ſo viel ſchuldig, denn Sie haben mir viel Treue und Gnade erwieſen, und wenn nichts wäre, als daß ſie mich in Berlin hätten ſo viele Reden halten laſſen, die mein lieber Heiland, ſeitdem ſie im Druck ſind, in ſo vielen Ländern und Religionen gebracht hat, daß ſich Seelen auf das Wort verlaſſen und zu ſeinen Wunden geflohen ſind (denn ſie ſein ſchon das ſechstemal aufgelegt, welches mich ſehr erfreuet), ſo könnte ich Ihnen dieſe Liebe nicht genug vergelten. Da nun Ew. Majeſtät oft kränklich iſt, kann ich nicht darüber hin kommen, zu Bezeugung meiner innigen Dankbarkeit Ew. Majeſtät einmal herzlich und aufrichtig zu ſagen, wie ich glaubte, daß Ihnen mein gekreuzigter Heiland auch noch alles werden könnte. Ich habe aus Ew. Majeſtät ſchönen und erbaulichen Diskurſen deutlich geſehen, daß es Ihnen damals nicht bekannt war, und Sie den Weg viel zu ſchwer machten, wie es denn ſo ſchwer gemacht wird, ordinair. Weil aber Ew. Königliche Majeſtät meinem theuren Erlöſer ja ſo ſauer zu ſtehen gekommen ſind, als ich, ſo denke ich, hat er mich armen Sünder gern angenommen, er nimmt Sie auch gerne an, wenn Ihnen alles daran gelegen iſt. Ich agire weder aus Fürwitz, noch wegen Anderer, denn niemand als der Zeiten Ew. Majeſtät und ich wiſſen etwas von dieſem Briefe; ich wollte auch unterthänigſt gebeten haben, ihn ſogleich zu kaſſiren oder zu remittiren, und nur auf den nächſten Fall folgende allergnädigſte Reſolution drauf zu ſchreiben, mit der Hand, wenn ich mich in Ihre Seelenſache mengen darf, Ja, und wenn Sie es nicht für gut befinden, Nein. Ich werde mich nach einer oder der andern allergnädigſten Erklärung poſitiv richten, und gleichwie ich hoffe, Ew. Majeſtät werden mein redlich Herz fühlen, und dieſe Propoſition, die in der Welt ridikül iſt, bei Ihnen ſelbſt behalten, alſo werde auch ich niemand als den Herrn und Ew. Majeſtät wiſſen laſſen, was ich hierunter tentirt, und künftig entweder thun oder unterlaſſen werde. Ich harre mit tiefſtem, aber einem Reſpekt, der die redlichſte und wahrhafteſte Treuherzigkeit nicht hindert, Ew. Königlichen Majeſtät allerunterthänigſt treuergebenſter Zinzendorf. Marienborn bei Frankfurt am Main, am 24. Februar 1740.“ Der König ſchrieb mit Bleiſtift eigenhändig auf dies Blatt: „Obligirt vor den guten Rath, ſo er Mir gebe, Ich ſtünde mit Gott und Meinem Heiland ſehr gut, und unterwürfe ſolchem Mich und Meine zeitliche und ewige Wohlfahrt, er würde Mich zu Gnaden nehmen. Meine Sünden bereute, und würde ſuchen ſolche noch mehr, ſoviel ſchwachen Menſchen nur möglich iſt, abzulegen, und ſuchen Gott dankbar zu werden. Ein Kopfhänger wäre ich nicht, und würde es auch nicht werden, und glaubte nicht, daß es darin beſtehe; Meinen Feinden vergäbe ich von Herzen alles ſo ſie mir gethan.“ Hiernach wurde die Antwort ausgefertigt, unter welche der König noch eigenhändig ſchrieb: „Ich erwarte Antwort. Friedrich Wilhelm.“ Welcherlei Denkungsart man auch über den Gegenſtand ſelbſt haben möge, immer wird man bekennen müſſen, daß dieſer Briefwechſel ſowohl dem Könige wie dem Grafen zur hohen Ehre gereicht. Auch wurde er fortgeſetzt, und zwar ſchrieb Zinzendorf wieder an den König ſo beſcheiden als kühn: „Allerdurchlauchtigſter u. ſ. w. Ew. Königliche Majeſtät haben in Dero Allergnädigſtem vom 5. d. zwar geruhet mir zu erlauben und anzuordnen, daß Ihnen darauf antworten ſolle, es wäre auch gar vieles zu antworten, weil mir aber ſo poſitiv nicht bewußt iſt, wie Ew. Majeſtät Dero gnädiges Schreiben beantwortet haben wollen, ob Dero vergnügten Zuſtand durch einige erbauliche Zeilen nur konfirmiren, oder die mir bei Leſung deſſelben aufgeſtiegenen dubia einfältig entdecken ſolle, ſo gedenke ich mit dem letzten mich nicht zu übereilen, ſondern Dero höchſten Verhaltungsbefehl in specie darüber abzuwarten, inzwiſchen will ich nicht verſäumen, täglich mit meinem einziggeliebten Heiland Ew. Majeſtät halben zu reden, und ihn kindlich zu bitten, daß wenn Ew. Majeſtät in dem Zuſtande ſind, darinnen er Sie gerne hat, er Ihnen eine in Zeit und Ewigkeit fortwährende Gnade dazu ſchenken wolle, ſo zu bleiben, und wenn er eben das dabei zu erinnern hätte, was mir über Leſung Dero Gnadenzeilen in den Weg gekommen, er Ew. Majeſtät Herz hinnehmen, und alles das noch drinnen machen wolle, was er nöthig achtet. Dann es wird wenig dazu erfordert, aber das wenige iſt deſto nöthiger, und weil es viel Millionen Chriſten nicht finden, ſo iſt das Werk der Seligkeit, ungeachtet es aller Menſchen iſt, ein Geheimniß und bleibt eins. Ich bin mit einem treuergebenen, demüthigen und tief venerirenden Herzen Ew. Königlichen Majeſtät allerunterthänigſter Diener Zinzendorf. Marienborn, am 15. März 1740." Der König ſchrieb abermals in der Kürze die Weiſung: „Soll ſeine dubia ſchreiben, ſoll ſich mir expliciren." Und hienach erging am 22. März wieder die Antwort an Zinzendorf.

Jetzt glaubte ſich dieſer endlich genugſam berufen und ermächtigt, ſeine Meinung gradezu herauszuſagen, doch immer mit Rückſicht, daß er nur ſeine Anſicht überhaupt vorzutragen habe, und eine perſönliche Mahnung nicht begehrt worden wäre. Er entwarf daher einen Aufſatz von der Bekehrung auf dem Krankenbette, an eine Königliche Perſon auf ihr ernſtes und anhaltendes Begehren geſchrieben. Spangenberg theilt dieſen Aufſatz ganz mit, und enthält derſelbe allerdings ſo erbauliche als angemeſſene Betrachtungen; von ihrer Freimüthigkeit gebe folgende Stelle Zeugniß: „Wenn ein Partikulier ſo was Böſes thut, ſo geht ihn das alles an, was vorherſtehet. Iſt's ein Regente, ſo iſt's nicht anders; nur daß dergleichen Perſonen ihre Sünden nie einfach ſind, ſondern von ſoviel hundert und tauſend Menſchen nachgemacht werden, daß ein großer Herr niemals ſündiget, ohne ſündigen zu machen, und alſo ein Lehrer der Sünde wird; mithin, wenn er Gnade gekriegt hat, ſich nicht nur länger ſchämet, ſondern auch mehr Zeit braucht, alles zu redreſſiren, was ihm nur offenbar wird. Dieſe Konſideration macht Leute, die die Macht der Gnade nicht kennen, ſo ſchüchtern und verzagt, daß ich einen Potentaten kenne, der mehr als einmal ſagte, es könne kein großer Herr ſelig werden; und man muß antworten: Bei den Menſchen iſt es unmöglich, aber bei Gott ſind alle Dinge möglich!“ Und weiterhin: „Sobald der arme Sünder, er ſei ein Bettler oder Fürſt, (denn das iſt in der Materie eins) Gnade kriegt und annimmt, ſo freuet er ſich wie ein Kind, und iſt im Himmel, und hat das Lamm lieb, als wenn er es da vor ſich ſähe. In etlichen Tagen ſchämet er ſich, wird ſeriös, und denkt: Was? ich hätte Gnade, und habe doch (da kommt ein Sündenregiſter, daß man erſchrecken möchte) das, das, das gethan! Antwort: dir ſind deine Sünden vergeben: aber iſt was, das noch zu ändern iſt? vieles nicht, aber doch abzubitten. Ach ja, das geſchehe dann; und was iſt noch zu ändern? das und das. Da fragt ſich's nicht mehr, ob das das Liebſte iſt, ein Ding, daran den Fürſten vordem niemand erinnern durfte; die Gnade hat das Herz; der Sinn iſt weg, der vorher war; die Berge des Eigenwillens ſind weggeheißen, die Steine der Hinderniß abgewälzet, es iſt alles hin: weg mit dem, weg mit jenem: ich habe den Heiland, ich habe das ewige Leben; da arbeitet ſich's fröhlich auf's Gutmachen los. Der Heiland hilft, alle Engel ſind parat, eine ganze Monarchie reinigen zu helfen von den Sünden, die der erſt begnadigte Sünder verurſacht hat, und die keine menſchliche Macht heben kann. Der Regent wird ein Prediger des Evangelii durch ſein allgegenwärtiges Exempel, in ſeinem Bezirk und umher weit und breit; da iſt Freude im Himmel, da wird's ſchön auf Erden: da erſtaunt der Sünder über die Macht der Gnade.“ Wir finden nicht angegeben, ob König Friedrich Wilhelm, der am 31. Mai 1740 ſeiner Krankheit erlag, dieſen Aufſatz noch empfangen, oder gar eine Antwort darauf erlaſſen hat; es iſt aber bekannt, daß der König in derſelben frommen und ſtarken Geſinnung, die er Zeitlebens gehegt, ſo heldenmüthig als getroſt dahingeſchieden.

Außer den perſönlichen Obſorgen und Arbeiten, welche Zinzendorf in ſeinem nächſten Kreiſe Tag für Tag ausübte, und unter keinerlei Umſtänden ganz ausſetzte, nahmen ihn ſtets wieder außerordentliche und allgemeine Beſchäftigungen in Anſpruch. Eine im Juni 1740 in Gotha, nach vorgängig eingeholter Erlaubniß des Herzogs, gehaltene Synode, auf welcher die Miſſionsreiſe des Biſchofs David Nitſchmann und der bisherigen Aelteſtin Anna Nitſchmannin nach Nordamerika genehmigt wurde, gab dem Grafen Anlaß, eine zweckmäßige Beſchränkung ſeiner vielfachen Wirkſamkeit nachzuſuchen. Beſonders wünſchte er, der ihm ausdrücklich auferlegten Leitung der Seelenpflege des weiblichen Geſchlechts überhoben zu ſein, da die Abreiſe ſeiner geliebten und treuen Gehülfin Anna ihn für dieſes Amt ganz unzureichend laſſe; doch wollte niemand in ſeine Stelle treten, und er mußte fernerhin, nachdem ihm die Schweſter Lawatſchin als ſtellvertretende Aelteſtin beigegeben worden, dieſe Leitung beibehalten. Glücklicher war ſein Bemühen in Betreff des Biſchofsamtes, deſſen Verwaltung er ſich, wenigſtens auf einige Zeit, entziehen wollte, um durch ſeinen ſo vielfach angeſchuldigten und verläſterten Namen nicht am Ende der ganzen Brüderkirche, wenn dieſe keinen anderen Vorſteher hätte, zu ſchaden; ungeachtet auch hier ſein Wunſch den ſtärkſten Widerſpruch fand, ſo bewirkte er doch, daß wirklich ein anderer Biſchof, der Bruder Polykarpus Müller, vormals Profeſſor in Leipzig, gewählt wurde. Die vielen Streit- und Schmähſchriften, welche gegen die Brüderſache und inſonderheit gegen den Grafen herauskamen, und nach jedem neuen, noch ſo beſcheidenen Auftreten deſſelben ſich nur ſtets mehrten, wie denn ſein Lehrbüchlein für die Brüdergemeinden eben große Anfechtung erfuhr, kamen hier ebenfalls zur Sprache. Die Falſchheit und Bosheit der meiſten Beſchuldigungen war offenbar, allein man konnte ſich nicht verhehlen, daß auch mancher Anlaß zu Mißverſtändniſſen gegeben war, und es wurde erklärt, daß die Brüderkirche, abgeſehen von den zufälligen und perſönlichen, wenn auch ſonſt wohlgemeinten und unſchuldigen Aeußerungen ihrer Mitglieder, nur diejenigen Schriften als ihre Lehrſätze enthaltend zu vertreten habe, welche von ihr gemeinſchaftlich und mittelſt Synoden anerkannt worden. Da man ſich eingeſtand, daß unter den Gegnern auch ſolche Männer ſeien, denen man ächte Frömmigkeit, wahren Eifer und Einſicht nicht abſprechen könne, ſo drang Zinzendorf darauf, daß man zuerſt dem eignen Unrechte nachſpüre und daſſelbe gut mache; dies führte dahin, daß nach Halle an Francke den Sohn und deſſen Freunde zwei Brüder, unter welchen der neue Biſchof, mit einem Schreiben abgefertigt wurden, um einiges, worin man gegen ſie zu weit gegangen zu ſein glaubte, ihnen abzubitten; doch fand die Sendung, wie löblich ſie gemeint war, dort nicht den gewünſchten Eingang. Zinzendorf pflegte überhaupt alle Schriften, die ihn perſönlich angriffen, der Gemeinde ſelbſt vorzuleſen, und zwar in Gegenwart der Fremden, die etwa zum Beſuch da waren; „Mir geſchieht dadurch, — ſagte er, — ein zwiefacher Dienſt, erſtlich verliert ein Theil der Gemeinde von Zeit zu Zeit etwas von der inwendigen Hochachtung gegen mich, die ich für überflüſſig, ſchädlich, und in ihren letzten Folgen für antichriſtlich halte, ſie brauchen mich darum doch in der Gabe, die mir der Heiland gegönnet hat; zweitens mache ich die erſte Anwendung meiner von der Gemeinde erkannten Gabe damit, ihr, wenn ich dieſen oder jenen Fehler wirklich begangen habe, ſolches zu bedeuten, die Urſachen davon anzuzeigen, und ſie aus meinem Exempel zu warnen.“ Die Brüder litten es aber zuletzt nicht mehr, und wollten ſein Bild in ſo ſchmählicher Entſtellung nicht ferner anblicken. Sein Vorſatz, auf keine Streitſchrift mehr zu antworten, mußte doch zuweilen höheren Rückſichten weichen, und mehrere ſeiner Vertheidigungsaufſätze kamen um dieſe Zeit in Druck.

In Marienborn und Herrnhaag entwickelten ſich mittlerweile mancherlei mißliche Umſtände. Außer den Schwierigkeiten, mit welchen Herrnhut in ſeinen Anfängen gerungen hatte, zeigten ſich hier andere, welchen ſchwerer abzuhelfen war. Man befand ſich nicht auf eignem Grund und Boden, die obrigkeitlichen und geiſtlichen Verhältniſſe lagen getrennt, und ſtatt einander gegenſeitig zu tragen, widerſtritten ſie einander oft; mit den anders geſinnten Nachbarn gab es bösartige Reibungen; die Bürger von Büdingen waren bei dem Reichskammergericht zu Wetzlar gegen ihre Landesherrſchaft klagbar geworden, wobei die Verhältniſſe der Brüdergemeinde ſtark in Betracht kamen. Zinzendorf wollte hievon

Anlaß nehmen, das Reichskammergericht zu einer gründlichen Unterſuchung der ganzen Brüderſache aufzufordern, da er denn nicht zweifelte, zu ihren Gunſten künftig das Anſehen dieſes höchſten Gerichtshofes mitwirken zu ſehen; allein der Kammerrichter Graf von Virmond bemerkte ihm freundſchaftlich, daß der Reichsfiskal ſich in dieſe Religionsſache nicht einlaſſen könne. Ein Hauptübelſtand war aber die Beſchaffenheit der Gemeinde ſelbſt. Schon dieſe Gegend, hier am Rhein, in dem belebten, verkehrvollen Lande, wo ſo viele Geſtaltungen des Lebens ſich drängen, einheimiſche und fremde Richtungen ſich durchkreuzen, brachte ganz andere Bedingungen mit ſich, als die ſtille Lauſitz mit ihren einfacheren, abgeſchloßneren Verhältniſſen. Die Menge von Theilnehmern und Beſuchern, die hier zuſammenſtrömten, hatten mannigfachere Beziehungen der Welt, des Standes, der Bildung, die in der Gemeinde fortwirkten. Vergebens wünſchte Zinzendorf den Zulauf abzuwehren, der aus allen Ländern nach Herrnhaag Statt fand, theils zum vorübergehenden, theils zum bleibenden Aufenthalt; vergebens ſuchte er dieſe vielartigen Elemente gründlich zu ſichten und zu ordnen. Die Einführung von feſten Gemeindeſtatuten, welche in Herrnhut ſo ſegensreich geworden, war bisher nicht gelungen, zu viele widerſtreitende Triebfedern und unvereinbare Vorſtellungen hinderten ein ſolches Unternehmen. Auch war es ungünſtig, daß Zinzendorf in Marienborn wohnte, und kein Haus in Herrnhaag hatte, denn einiger Unterſchied zwiſchen ſeiner nächſten Umgebung und der großen Gemeinde mußte merklich werden, und die letztere ſeiner unmittelbaren perſönlichen Einwirkung mehr entzogen bleiben. Doch inmitten dieſer Zuſtände, in welchen ſein eignes Werk ihm zu entwachſen ſchien, blieb er getroſten Muthes und Eifers. Um den Beſuch der Fremden, der bisher meiſt läſtig und verwirrend geweſen, nutzbar aufzufaſſen, traf er die Anordnung, daß täglich eine Stunde ihnen beſonders gewidmet wurde. Für die Gemeinde kamen wichtige Einrichtungen zu Stande; für die verſchiedenen Chöre der Brüder und Schweſtern wurden aus ihrer Mitte Vorſteher gewählt, und zu ihren Aemtern eingeſegnet; der Graf ſelbſt nahm ſich in dieſer Zeit vorzüglich der ledigen Brüder mit Eifer an. Nicht weniger als die einheimiſchen Angelegenheiten beſchäftigten ihn die Miſſionen zu den Heiden; nach Surinam und nach Grönland, welches ihm beſonders wichtig war, fertigte er neue Boten ab. In einem eignen Aufſatz ertheilte er bündige Vorſchriften, wie das Bekehrungswerk überhaupt anzufaſſen und zu führen ſei; er verbot gegen andere chriſtliche Miſſionen ſtreitend oder auch nur wetteifernd aufzutreten, die Heiden von der Zertheilung der Chriſtenheit in verſchiedene Partheien unnöthig zu unterrichten, irgendwie der Obrigkeit entgegenzuhandeln, ſich mit Geſchäften irdiſchen Gewinnes abzugeben; und bei dieſen Regeln leitete ihn wiederum eben ſo ſehr die Klugheit als die Frömmigkeit. Bei allen dieſen Arbeiten und Geſchäften war Zinzendorf eines innigbewegten Gemüths; er ſang bei jedem Anlaſſe Lieder aus dem Herzen, und deren einmal bis zu ſechs in demſelben Zuge; ſeine Stimmung wurde durch eine abermalige Krankheit, von der er nicht zu geneſen meinte, nur erhöht. Die Gräfin, die eine Reiſe nach Herrnhut gemacht hatte, fand ihn aber bei ihrer Rückkunft zu Anfange Novembers wieder in der Beſſerung. Beinahe den ganzen Dezember bis zum Schluſſe des Jahres erfüllten die Berathungen einer Synode, die zu Marienborn gehalten wurde, und größtentheils Glaubenslehren betraf, über die man ſich näher zu verſtändigen und richtiger auszudrücken ſuchte.

Bei aller fortwährenden Zunahme der Brüderſache, mußten doch die gehäuften Angriffe von außen, welche zum Theil von unläugbar frommen und gelehrten Theologen herrührten, und die Hemmungen im Innern, die ſich vielfältig kund gaben, den Grafen zu mancherlei Nachdenken führen. Er war klug genug einzuſehen, daß manches hier an einer mangelhaften, unzureichenden Leitung liegen müſſe, und blieb auch über beſtimmte Mißgriffe und Verſehen, die er ſich ſchuld zu geben hatte, nicht in Zweifel; dazu kamen ſeine öfteren Krankheiten, welche ihn in ſeiner Ueberzeugung nur beſtärkten, daß er beſſer thäte, ſich von der Gemeinde zurückzuziehen. Er machte demnach am 3. Februar 1741 den Brüdern ſeinen Entſchluß bekannt, das Amt eines Gemeindevorſtehers, welches er bisher geführt, niederzulegen, indem er vorſtellte, wie ſeine Perſon zwar früher der Gemeinde genützt, nunmehr jedoch ihr nur Schaden bringe; er ſei ein vom Herrn gelähmtes Mitglied derſelben, und wolle fröhlich im Staube ſitzen, bis ihm Gott ſelbſt heraushelfe; die Brüder möchten indeß der Arbeiter, die ihnen Gott gegeben habe, inſonderheit der Gnade und der Gabe, der Treue und des Glücks ſeiner Gemahlin ſich bedienen; wolle der Heiland ihm neue Gnade ſchenken, ſo werde er auch wieder zum Dienſte ganz da ſein. Jedoch willfahrte man ſeinem Wunſche keineswegs, und er mußte ſein Amt einſtweilen noch beibehalten. Während er nun nach gewohnter Weiſe Reden, Muſterungen der Herzen, Predigten und andere erbauliche Uebungen hielt, fühlte ſich ſein bewegter Sinn aus dieſem gewohnten Geleiſe abermals in die Ferne hingezogen, zu neuen, perſönlichen Ausrichtungen, die mehr als feſtſtehendes Geſchäftswalten ſein Beruf ſchienen. Dem Gedanken zu einer Reiſe nach Genf vereinigte ſich mancherlei unverwerfliche Zweckmäßigkeit. Sein Sohn Chriſtian Renatus ſollte dort weiterſtudiren; für die Brüderſache, zu deren Gunſten frühere Ausſprüche Calvin's gelten konnten, war vielleicht die Billigung der dortigen Theologen zu gewinnen, und ein neuer kirchlicher und gelehrter Anhalt dieſer Art in ſeinen Vortheilen unberechenbar; auch mußte in der Schweiz überhaupt von der Erſcheinung einer Pilgergemeinde, wie er ſie mit ſich zu führen dachte, manches Ergiebige zu hoffen ſein. Nach einigen für die Abweſenheit getroffenen Einrichtungen zu Marienborn und Herrnhaag, und nachdem ſich die zum Mitreiſen ausgewählten Brüder und Schweſtern bei einem Liebesmahl auf Jeſu Blut und Tod innig verbunden hatten, begaben ſich die Pilger, gegen fünfzig Perſonen von allen Chören, allmählig auf den Weg; zuerſt reiſte die Gräfin mit ihrer Tochter und zweien Begleiterinnen, einige Tage ſpäter der Graf Chriſtian Renatus mit einer Anzahl Gefährten, nach gleichem Zwiſchenraum andere Abtheilungen, endlich Zinzendorf ſelbſt von mehreren Brüdern und den zwei Aelteſtinnen Lawatſchin und Linnerin begleitet, und eine ſechste Abtheilung machte den völligen Beſchluß. Erſt nach fünf Wochen, zu Anfang des März 1741, war die Geſellſchaft wieder vollſtändig in Genf beiſammen, wo mehrere Häuſer zu ihrem Unterkommen erforderlich waren. Hier wurde nun ſowohl in abgetheilten kleineren Geſellſchaften, als auch im Geſammtverein, jede gewohnte Andacht geübt, alle Stunden des Tages, und ſelbſt die der Nacht, hatten in wechſelndem Gebet ihre beſtimmte Anweiſung; die Beſuche, welche zu den eigentlichen Hausverſammlungen, um Anſtoß zu meiden, nur ſparſam zugelaſſen, aber übrigens zahlreich empfangen und erwiedert wurden, gaben dieſer Frömmigkeit eine günſtige Wirkung auch in größerem Kreiſe. Zinzendorf ließ ſich perſönlich angelegen ſein, insbeſondre die Genfer Profeſſoren und Paſtoren mit ſeiner Sache bekannt zu machen; er fand kluge und wackre Männer, die ſeine Eröffnungen ſehr beſcheiden aufnahmen. Ein ausführliches franzöſiſches Sendſchreiben über den Urſprung, die Geſchichte, Zucht und Lehre der Brüder, von ihm an die vénérable compagnie des pasteurs et professeurs de l'église de Genève gerichtet, wurde von dieſer durch eigne Abgeordnete beantwortet, welche dem Grafen als dem Biſchofe der Brüderkirche für jene Mittheilung eifrigen Dank und viele gute Wünſche zu bezeugen hatten; allein zu weiteren Anknüpfungen wollte es nicht kommen, und zuletzt, als er ein franzöſiſches Textbüchlein den beiden Profeſſoren Vernet und Lullin unvermuthet zueignete, konnte deren Höflichkeit nicht alle Befremdung und Widerſpruch verbergen. Dem Grafen widerfuhr ſonſt von Behörden und Bürgern dieſer gebildeten Stadt alle Ehre; er blieb in ſeinem Treiben ungeſtört, und hielt zuletzt auch einige Vorträge für die dortigen Erweckten in franzöſiſcher Sprache; den Genfer Theologen übergab er dagegen lateiniſche Theſes, die ſeinen Sinn von dem Heilande genau darlegen ſollten. Seine Thätigkeit war unermüdet, und in ſeinem Eifer nahm er nichts anderes wahr, als was ihn grade innerlich erfüllte; durch Erweckung ſolchen Eifers mittelſt geiſtlicher Geſpräche führten ſeine Begleiter einſt auf Gebirgswegen ihn ſicher an Abgründen vorüber, die ihm, der unſicher zu Fuß und zum Schwindel geneigt war, wenn er ſie bemerkt hätte, höchſt gefährlich geweſen wären. Da indeß ſeine eigentlichen Zwecke nicht erreicht wurden, ſo reiſte er nach zehnwöchentlichem Aufenthalte mit ſeiner Pilgergemeinde von Genf wieder ab. Ganz unvermuthet ſammelte ſich hiebei ein Haufen Uebelgeſinnter, deren man bisher ganz unkundig geweſen, und verfolgten die Abreiſenden mit Lärm und Hohn, und außerhalb der Stadt ſogar mit Steinwürfen, die jedoch glücklicherweiſe unſchädlich blieben.

Im Anfange des Juni war die ganze Pilgergeſellſchaft nach und nach wieder in Marienborn eingetroffen, und Zinzendorf hielt mit ihr zum Dank für die glückliche Heimkehr ein Liebesmahl. In ſeiner Seele war aber wieder ein neues Reiſevorhaben inzwiſchen gereift, und er gedachte diesmal nach den engliſchen Niederlaſſungen in Nordamerika überzuſchiffen. Er machte dazu alsbald nähere Vorkehrungen. Auf einer Synode zu Marienborn legte er ſein Biſchofsamt nun wirklich nieder, und veranlaßte, daß außer dem ſchon im vorigen Jahr erwählten Biſchof Müller noch ein anderer beſtellt wurde; die Wahl fiel auf Johann Nitſchmann. Da jedoch für die ausgebreiteten und ſich täglich mehrenden Geſchäfte noch immer nicht hinlängliche Fürſorge getroffen ſchien, ſo wurden noch einige Brüder für den allgemeinen Dienſt ernannt, welche mit den Biſchöfen vereint unter dem Namen Generalkonferenz alle wichtigen Angelegenheiten zu beſorgen hatten. An demſelben Tage nahm Zinzendorf einen Herrn von Hermsdorf, der ſchon achtzehn Jahre ſich zu ihm gehalten, in die Gemeinde auf; ſelbſt bei den beſten Freunden, wenn er ſie nicht reif erkannte, wollte er hierin dem Heilande nicht vorgreifen, und kein Abwarten der rechten Stunde däuchte ihn zu lange. So geduldig er in dieſer Beziehung ſein konnte, ſo heiß brannte ſein Eifer dagegen in anderer. Seine Arbeiten in der Gemeinde gingen bis zu ſeiner Abreiſe in geſteigertem Schwunge, ſeine Unterredungen der Reihe nach mit jedem Einzelnen durch ganze Chöre, ſeine Lieder aus dem Herzen, die Looſungen, die Lehrvorträge, alles zeigte von der Unermüdlichkeit ſeines glühenden Dranges; die letzteren jedoch, welche gedruckt wurden, gaben neuerdings großes Aergerniß, indem ſie über die Gottheit Chriſti ſich ohne Maß verſtiegen, und ſo haltungslos und abſchweifend ausfielen, daß nichts beſſeres zu thun blieb, als dieſe Reden, wie auch von Seiten der Brüder und des Grafen nachher geſchah, ganz preiszugeben. Nach ſolchen gehäuften Abſchiedsarbeiten trat er endlich mit den Seinigen am 7. Auguſt die Reiſe an.

In Utrecht, Amſterdam und Heerendyk verweilte er einige Wochen, richtete an ein paar proteſtantiſche Geiſtliche in Deutſchland, welche gegen die Brüder heftig ſchrieben, noch zuletzt Abmahnungsbriefe, die aber wieder als Bannbriefe verſchrieen wurden, und ſchiffte dann nach London über. Hier wurde in einer Synode mit den Brüdern und Schweſtern inſonderheit die fernere Bedienung der Gemeinde überlegt, und man gerieth durch den Austauſch ſo vieler Innigkeit und heißen Beeiferung, welche dieſer Gegenſtand hervorrief, in die erhöhteſte Stimmung, die gleich bei dem nächſten Anlaſſe ihre merkwürdige Wirkung zeigte. Das Aelteſtenamt über alle Brüdergemeinden war vor ſechs Jahren dem Bruder Dober anvertraut worden, der daſſelbe auf vieles Bitten ſo lange fortgeführt hatte, jetzt aber alles Ernſtes niederlegte. Ihn zu erſetzen war ſchwierig, man ſann vergebens umher, den rechten Mann zu finden, und blieb lange Zeit in rathloſer Bekümmerniß. Da hieß es, wie Spangenberg erzählt, der ſelbſt mit dabei war: „Wird nicht der Herr unſer Heiland ſo gnädig ſein, und dieſes Amt ſelbſt übernehmen? Er iſt's doch allein, bei dem niemand einen Anſtand hat!“ Alle Anweſenden ſtimmten lebhaft ein, ſie flehten mit herzinnigem Gebet den Heiland um Entſcheidung an, und empfanden alsbald die Verſicherung, daß er ihr Aelteſter ſein wolle; dies war in dem Sinne eines ganz beſonderen Bundes gemeint; nicht nur der Hirt und Biſchof ihrer Seelen, auch der Anwalt, Rathgeber und Fürſorger all ihrer kleinſten Umſtände und Vorgänge ſollte er ſein, und jenes Amt wirklich dem ganzen Umfange nach durch die That verwalten! Dieſer Beſchluß wurde am 16. September unter größter Herzensbewegung gefaßt, und der 13. November als der Tag beſtimmt, an welchem allen Gemeinden gleichzeitig durch einen Bericht des Grafen das Segensereigniß eröffnet werden ſollte. Um die Sache noch fruchtbarer zu machen, beſchloß die Synode, bei dieſer Gelegenheit allen Abtrünnigen von der Gemeinde, die wohl gar als Feinde und Läſterer derſelben aufgetreten waren, Vergebung und Wiederaufnahme anzubieten, ein Beginnen, welches gewiß löblich gemeint war, aber durch unbedachten Eifer, ohne des Grafen Schuld, die Geſtalt eines Ablaßbriefes bekam, woraus denn neue Verunglimpfungen erwuchſen, und der Tadel, welchen die ganze Sache erfahren mußte, ſich nur vervielfältigte. Wirklich konnte dieſer dem Heiland abſonderlich aufgetragene Gemeindedienſt einerſeits überaus anmaßlich, andrerſeits unziemlich ſpielend erſcheinen, und ſo auch den Frommen wie den Weltgeſinnten ein widerlicher Anſtoß werden. Zinzendorf aber und die Seinigen waren durch die empfangene Gnade ſehr beglückt, doch ohne ſich darum erheben zu wollen; im Gegentheil fand er darin nur eine neue Aufforderung zur Demuth, und ſagte: „Daß der Heiland unſer Aelteſtenamt bekommen, iſt keine Schönheit von uns, ſondern ein Mangel; wir haben niemand unter uns gefunden, der das Amt führen könnte; die geſchickt und niedlich genug dazu waren, waren nicht unanſtößig genug, und die unanſtößig genug waren, die waren zu rauh. Darum waren wir abſolut genöthigt, uns des Vortheils zu bedienen, daß der Heiland bei uns iſt alle Tage.“ Bemerkenswerth iſt auch, daß Zinzendorf in dieſer Zeit zwiſchen den Stimmungen reinſten Frohſeins auch denen tiefſter Trauer und einſamſten Schmerzes nachhängen konnte. Auf der Synode in London wurde ferner eine wichtige Anordnung verabredet in Betreff der wirthſchaftlichen Dinge. Bisher hatte Zinzendorf ſein Vermögen und ſeinen Kredit angewendet, um für die Gemeinden oder Pilgerſchaften die nöthigen Mittel aufzubringen, und die Gräfin war eine ſo treue als geſchickte Hausmutter, die mit dem Beiſtande zweier Brüder beſonders für die Pilgergemeinde gute Sorge trug. Jedoch in allen dieſen Sachen wurde der Maßſtab ſtets größer und die Geſchäfte vielartiger, auch erforderten die Kinderanſtalten, Kolonieen und Miſſionen oft unvorhergeſehene Ausgaben. Zinzendorf liebte Geldeinſammlungen nicht, ſondern rieth eher anzuleihen, wo die unaufgeforderten Hülfsgaben nicht ausreichten. Dies alles zu ordnen und zu verwalten wurde ein Diakonus, nachher mehrere, ernannt, und ſo durfte man auch dieſe Seite der Gemeinde nunmehr wohlbeſtellt glauben.

Der Graf nahm von ſeiner Gemahlin, die in England zurückblieb, herzlich Abſchied; hingegen machte er ſeiner ſechszehnjährigen Tochter Benigna den Antrag, ihn auf ſeiner Reiſe zu begleiten; ein Uebel am Fuß, den ihr die Aerzte deßhalb ſchon hatten ablöſen wollen, hinderte ſie nicht, ſie willigte mit Zuſtimmung der Mutter freudig ein, und ihr Muth fand bald einen Lohn ſchon darin, daß ihr Fuß durch die Seereiſe unerwartet geheilt wurde. Einige Brüder und Schweſtern, die ſich der Bedienung der jungen Gräfin widmeten, gingen gleichfalls mit zu Schiff. Zinzendorf aber wollte ſich weder auf ein Kriegsſchiff begeben, noch unter Bedeckung eines ſolchen fahren, wiewohl damals bei dem Kriege, welchen Spanien und England gegen einander führten, die feindlichen Kaper ſehr umherſchwärmten. Einem Gefechte beizuwohnen wäre ihm ſchrecklicher geweſen, als in Gefangenſchaft zu gerathen, und der Vorzug, den er deßhalb einem ganz unbewaffneten Schiffe gab, war auch ganz im Sinne der Quäker und Mennoniten, auf welche er in Amerika hauptſächlich zu wirken, und daher gleich zuerſt einen günſtigen Eindruck zu machen wünſchte. Die Abfahrt geſchah am 28. September 1741 von Graveſand bei widrigem Winde, der einige Zeit anhielt. Während der zweimonatlichen Seereiſe ſchrieb Zinzendorf wieder fleißigſt; unter anderen eine Zuſchrift an alle Obrigkeiten, unter welchen Brüder wohnten, mit der dringenden Bitte, die Lehre und den Wandel derſelben gründlich zu unterſuchen, bevor ein Ausſpruch gegen ſie gethan würde; ferner Briefe, und beſonders Lieder, deren Born ihm jederzeit ergiebig floß. Mit Ende des Novembers kam er in Neuyork wohlbehalten an, und hielt gleich, da mehrere Fromme ſich zu ihm einfanden, einige Verſammlungen; begab ſich aber dann nach Philadelphia, wo er ein Haus miethete, und ſich nach ſeiner Art einrichtete. Dem engliſchen Gouverneur der Provinz Pennſylvanien meldete er ſeine Ankunft und ſein lediglich auf die Verkündigung des Heilandes gerichtetes Abſehen, mit dem Wunſche, daß von Seiten der Obrigkeit ein Beauftragter, der deutſch wüßte, ſeinen Vorträgen beiwohnte. Zunächſt aber bereiſte er das Land, um ſich von dem Zuſtande der dort angeſiedelten

Deutſchen, deren Zahl in Pennſylvanien ſchon damals über hunderttauſend war, mit eignen Augen zu unterrichten. Er **fand** hier am Fluſſe Delaware eine Brüderkolonie im Anbau, den alten Vater David Nitſchmann, deſſen Tochter die Gemeindeälteſtin Anna, und den Biſchof Johann Nitſchmann, nebſt einigen Brüdern, welche als Boten zu den Indianern zu gehen im Begriff waren; aus dieſem Anbau erwuchſen ſpäterhin die blühenden Niederlaſſungen Nazareth und Bethlehem. Sein Beſuch führte ihn über noch andere Orte nach Germantown, und von da nach Philadelphia zurück. Er war hier gleich anfangs unter dem Namen von Thürnſtein aufgetreten, um durch ſeinen Grafentitel keinen Anſtoß zu geben, denn die Bewohner jenes Landes waren durch religiöſe Denkart wie durch bürgerliche Lage den europäiſchen Standesunterſchieden abhold und fremd; allein da viele Leute, ſchon aus Widerſpruch, ſein Inkognito nicht gelten ließen, ſo glaubte er ſich ernſtlicher entſcheiden und ſeinen Grafenſtand öffentlich niederlegen zu müſſen. Er that dies ſpäterhin am 26. Mai als ſeinem Geburtstage, im Hauſe des Gouverneurs, vor vielen angeſehenen Zeugen, worunter auch Benjamin Franklin, durch eine lateiniſche Rede, in welcher die Beweggründe ſeiner Handlung entwickelt wurden, wobei freilich auch der von allen Seiten unhaltbare, damit durch die üble Behandlung, welche er als ein Diener Jeſu zu erdulden habe, der Gräflich Zinzendorfiſchen Familie ferner kein Tort geſchähe! Die Rede war gedruckt, er forderte aber alle Abdrücke derſelben wieder ein, und hinterlegte ſie verſiegelt, bis auf die Zeit, da dieſe Sache auch in Europa würde geordnet ſein. Der Name von Thürnſtein wurde aber dennoch wenig gebraucht, der Graf hieß den Meiſten nur ganz kurz Bruder Ludwig oder Freund Ludwig, wie denn die Anrede Freund in jener Gegend durch die Quäker ohnehin ſchon ganz gewöhnlich war. Mit dieſen Leuten indeß, die er doch vorzüglich im Sinne gehabt, gerieth er fürerſt nicht in nähere Berührung, ihr Weſen hatte in ſich ſelbſt alle Haltung und Pflege, und bedurfte keiner neuen Aufhülfe. Anders war es mit den Lutheranern; nicht nur auf dem Lande, ſondern auch in den Städten waren dieſe großentheils ohne Lehrer und ohne kirchliche Ordnung; ſie kamen daher häufig in des Grafen Hausverſammlungen, und da ihnen ſein Vortrag gefiel, und ächt Lutheriſch dünkte, ſo trugen ſie ihm die ſonntägliche Predigt in dem Bethauſe auf, das ſie mit den Reformirten gemeinſchaftlich beſaßen; nach einigem Zögern gab er denen, welche ein herzliches Verlangen darnach und Würdigkeit zeigten, auch das heilige Abendmahl. Er brachte ferner den Entwurf einer Lutheriſchen Kirchenordnung zu Stande, und bewirkte die Berufung eines Predigers, der das von ihm begonnene Werk fortſetzen ſollte, da er ſelbſt an dieſer Stelle zu verbleiben nicht beabſichtigen konnte. Auch für die auf dem Lande zerſtreuten Lutheraner beſorgte er Schullehrer und beſuchende Prediger. Dieſer gute Fortgang wurde jedoch bald geſtört; zuerſt äußerlich durch einen gewaltſamen Ueberfall der Reformirten, welche den neuberufenen Lutheriſchen Prediger unter vielen Mißhandlungen aus der Kirche riſſen, und ſich den alleinigen Beſitz derſelben anmaßten, weßhalb Zinzendorf lieber auf eigne Koſten eine neue Lutheriſche Kirche bauen ließ; ſodann von innen her durch einen aus Deutſchland geſandten Lutheriſchen Prediger, der mit dem Grafen nicht einverſtanden war, ihm entgegenarbeitete, und bald mit allen denen, welche bisher nicht zum Abendmahl zugelaſſen worden, den größeren Theil der Gemeinde auf ſeiner Seite hatte, ſo daß Zinzendorf, welcher in dem Manne ſonſt große Gaben und die ächte Lehre erkennen mußte, zu Verhütung weiteren Zwieſpaltes ſich zurückzog, ohne doch die eingeriſſene Trennung dadurch ganz aufzuheben.

In Betreff der übrigen Religionspartheien herrſchte in Nordamerika die verwirrendſte Mannigfaltigkeit; die verſchiedenartigſten Sekten lebten in völliger Freiheit neben einander, und fielen in immer größere Trennung und Auflöſung. Männer von Einſicht und Frömmigkeit hatten ſchon mehrmals verſucht, eine heilſame Annäherung ſo vieler vereinſamten Glieder zu bewirken, und auch neuerdings war von Heinrich Antes, einem angeſehenen deutſchen Reformirten, ein Aufruf an alle Erweckten unter den Landleuten ergangen, über vereinigende Grundſätze und Anſtalten in eine Berathung zuſammenzutreten. Zinzendorf wurde zu dieſen Konferenzen eingeladen, welche in ſieben jedesmal dreitägigen Synoden vom Januar bis in den Juni 1742 meiſt in Germantown gehalten wurden, und nahm an den Verhandlungen eifrig Antheil. Nachdem er auf der erſten Synode faſt wie ein Beklagter ſich gegen jede der beſonderen Glaubensanſichten hatte vertheidigen müſſen, kam er ſchon auf der zweiten in ſolches Anſehen, daß er einſtimmig zum Syndikus für alle folgenden erwählt wurde. Als ſolcher hatte er doppelte Mühe und Arbeit mit ſo vielen ſchwer zu behandelnden Sektengeiſtern, die hier zuſammenkamen; doch brachte er alles auf gute Bahn, und einige Grundſätze zur Anerkennung, auf welchen ſich glücklich weiterbauen ließ. So lautete gleich die erſte Uebereinkunft: „Alle Arbeiter in allen Partheien, denen es um ihre und der Ihrigen Seligkeit zu thun iſt, wollen ſich kurz dazu reſolviren, dem allgemeinen Heilande zugleich zu huldigen, ihn um Vergebung aller unter ihnen vorgegangenen Dinge anzuflehen, ihre unter ſich habende Perſonalſachen gleich fallen zu laſſen, ohne weiter daran zu gedenken; und hierauf, der unterſchiedlichen Haushaltungen ungeachtet, ſich über einen Hauptgrund zu vereinigen, und auf denſelben ſo zu arbeiten, daß niemand dem andern in ſeiner Sprache mehr barbariſch vorkäme, der Jeſum hätte oder redlich ſuchte.“ Ueber paradoxe Reden, die man den Sekten ſchon einigermaßen geſtatten mußte, wurde feſtgeſetzt: „Weil ſich der Satan in einen Engel des Lichts verſtellet, und die theuerſten Wahrheiten mitprediget, um ſie zu entkräften und tumm zu machen, wenn er ihren Lauf nicht hemmen kann: ſo iſt des Heilands Methode, die Wahrheit herbe, derbe, ja paradox und ſo vorzutragen, daß ſie ſo niemand annehmen kann, als der ſie wirklich in der Kraft annimmt, unſtreitig für Zeugen nöthig und unentbehrlich;“ jedoch ſollte dabei kein Leichtſinn, noch gelehrte und fürwitzige Kunſt, ſondern einzig frommer Zweck walten. Dies war ganz im Sinne des Grafen, der ſchon immer, nicht bloß aus angeborner Geiſtesart, ſondern auch aus Ueberzeugung und Vorſatz, paradoxe Reden geführt, und ſich dadurch vielen Vorwürfen bloßgeſtellt hatte. In dem Gedränge der Meinungen, deren jede immer gern wieder allein gegolten und auf ihren Weg alle anderen fortgeriſſen hätte, bedurfte er nicht geringer Gewandtheit, Ausdauer und Sicherheit, um das Rechte, Vereinigende, nicht bei jedem Schritte zu verlieren, und ſich ſelbſt als lutheriſcher Prediger zugleich und als Diener der mähriſchen Kirche zu behaupten. Nach Maßgabe jedoch, daß er einige Seelen wirklich zu ſeiner Sinnesart gewann, fielen andere wieder in die vorigen Wege ab, die Synoden wurden immer kleiner, mit Schmerz ſah er die daran geknüpften Hoffnungen nach und nach wieder ſchwinden, und zuletzt blieb nur ein kleines Häuflein übrig, das zwar auch keine gemeinſame Verfaſſung nahm, aber in Liebe verbunden bleiben wollte, und ſich daher die Gemeinde Gottes im Geiſt nannte; die Quäker, ſogenannten Täufer, Siebentäger, Schwenkfelder und andere Sekten, an die er noch insbeſondre geſchrieben hatte, waren gar nicht erſchienen, und hatten zum Theil ſchnöde geantwortet.

Von dieſen wenig fruchtbaren Bemühungen wandte ſich der Graf mit deſto beſſerem Erfolge wieder zu ſeiner ſchon beſtehenden Brüderſache. Eine Anzahl Brüder und Schweſtern, welche bisher in Holſtein gelebt, aber nach anfänglicher Begünſtigung dort manche Störung erfahren hatten, wegen deren ſie ausgewandert, kamen über England im Juni 1742 nach Philadelphia, und wurden in verſchiedenen Abtheilungen nach Bethlehem befördert, wo ſie mit den ſchon vorgefundenen Anſiedlern ſich zu einer Gemeinde ordneten. Zinzendorf half ihre Einrichtung gründen, und hielt ihnen ſowohl, als den aus der Nachbarſchaft herbeiſtrömenden fremden Hörbegierigen erbauliche Vorträge. Hier ſtimmte er auch, nach gründlicher Ueberlegung der Sache im Gemeinderathe, gern dem einmüthigen Beſchluſſe bei, den ſiebenten Tag der Woche als einen Ruhetag zu feiern. Schon längſt hatte er dieſen Tag, welcher allein der göttlichen Einſetzung des Sabbaths zu entſprechen ſchien, beſonders geehrt, anſtrengende Leibes- oder Gemüthsarbeit an demſelben gern unterlaſſend, und lieber andächtige Feſtlichkeiten in die Stelle geſetzt, Verſammlungen zum Gebet oder Liebesmahle der Kinder und Erwachſenen, wobei die Hausdiener ebenfalls mitfeierten, indem nur Thee und Weißbrot gereicht wurde, was leicht bereitet war. Doch legte er auf dieſe Feier keineswegs den Werth, welchen die ſogenannten Sabbather in England ſo damit verknüpften, daß ſie nun den Sonntag dafür als Werktag behandelten, und darüber in Strafe kamen; im Gegentheil war ihm der Sonntag ſtets ein heiliger Tag, für den Gottesdienſt wie für die bürgerliche Ordnung höchſt wichtig, und jetzt in keinem Falle zu beeinträchtigen; nur für den Sabbath, von welchem die Schrift redet, und welches nur der ſiebente, nicht der erſte Tag der Woche ſein kann, wollte er ihn nicht halten. Seine Arbeit in Bethlehem war ſehr geſegnet, und wurde dankbar von den Brüdern und Schweſtern anerkannt. Anna Nitſchmann ſchrieb von dieſer Zeit an die Gemeinde in Europa: „Wie ſchön und lieblich es in Bethlehem ausſieht, kann ich euch nicht beſchreiben. Es iſt mir in meinem ganzen Leben noch nie ſo wohl, als da, geweſen. Wir waren einen Monat alle beiſammen, als die Gemeinde hinzog und eingerichtet wurde. Wir liebten uns wie die Kinder. Das thut das herzliche Gotteslamm, das macht aus ſeinen Sündern ſolche ſelige Gnadenkinder. — Unſer gewiß theurer und lieber Bruder Ludwig wird nun jetzt ſeine Reiſe zu denen Wilden endigen, und dann noch ein und anderes in Pennſylvanien und den Gemeinden in Ordnung ſetzen. Pennſylvanien hat zwar ſehr lieblos an ihm gehandelt, ſonderlich die daſigen Feinde des Kreuzes Jeſu und ſeines ſeligen Sünderkirchleins; doch haben ſie nichts ausgerichtet. Der Herr iſt mit uns." Die Gemeinde erhielt die beſondre Beſtimmung, gleich der Pilgergemeinde in Europa, nicht nur für ſich des Heils zu pflegen, ſondern daſſelbe auch für andere wirkſam zu machen; daher ſie auch eine gemeinſchaftliche Haushaltung zu führen, und den Ertrag ihrer Tagesarbeiten, nach Abzug des ihr ſelbſt Unentbehrlichen, zu den Zwecken und Anſtalten der Brüder überhaupt, und inſonderheit zu den Miſſionen unter den Indianern, anzuwenden beſchloß. Damit ſolches glückliche Gedeihen nicht ohne Beimiſchung bliebe, drohte jedoch von ganz unerwarteter Seite plötzlich eine ſchlimme Störung. Die Indianer ſprachen den Grund und Boden, wo die Brüder die Niederlaſſung Nazareth angelegt, als ihr Eigenthum an, und wollten darauf nicht verzichten. Eine große Verlegenheit entſtand hieraus für Zinzendorf; er hätte dieſen armen Wilden das Land gern überlaſſen, oder es ihnen auf's neue abgekauft, allein die Frage knüpfte ſich höher an das Recht der engliſchen Landesherrſchaft, und dieſem durfte er nichts vergeben; der Gouverneur von Pennſylvanien befahl auch wirklich, die Indianer ſollten weggewieſen werden; aber dieſe blieben darum nicht weniger, und behaupteten ihre Anſprüche. Erſt nach gemeinſamer Erörterung der Sache in Philadelphia, und nach Einſicht der urſprünglichen Kaufbriefe der erſten Ankömmlinge, welche den Indianern das Land abgekauft hatten, erkannten dieſe ſelbſt, daß jener Boden ihnen nicht gehöre, und ließen die Brüder in deſſen ungeſtörtem Beſitz; doch ſorgte Zinzendorf dafür, daß ihnen gleichwohl nochmals der höchſte Preis, den ſie ſelbſt gefordert hatten, aber als Geſchenk, ausgezahlt wurde.

Er dachte nunmehr auch ernſtlich an Ausführung ſeiner eignen Miſſionsverſuche unter den Indianern. Gegen Ende des Juli begab er ſich auf die Wanderung, begleitet von ſeiner Tochter Benigna und von mehreren Brüdern und Schweſtern, welche ſein Unternehmen theilen wollten. Der erſte Ausflug geſchah über die blauen Berge zu den Delawares, einem der Stämme, die von den Irokeſen oder dem Bunde der fünf Nationen, wie dieſer kriegeriſche Volksverband hieß, kürzlich unterjocht worden. Man machte mit dieſen Leuten, welche des Umgangs mit Europäern ſchon kundig waren, gute Bekanntſchaft, wohnte unter einem Gezelt neben ihren Hütten, und predigte ihnen das Evangelium unter mancherlei Ungemach nach beſtem Vermögen; ein Erfolg wollte ſich indeß von dieſer Bemühung, wobei ein ſchon bekehrter Indianer nothdürftig als Dolmetſcher diente, fürerſt nicht zeigen. Auf einer anderen Reiſe, in der Mitte des Auguſt, traf er zu Tulpehokin mit dreien Sachems oder Häuptlingen zuſammen, welche grade von Philadelphia, wo ſie den Friedensbund der fünf Nationen mit der Regierung von Pennſylvanien erneuert hatten, in ihre Heimath zurückkehrten; dieſe Gelegenheit ergriff er ſogleich, um gute Verbindung anzuknüpfen, und ließ den Männern bedeuten, er habe weder Land zu kaufen im Sinne, noch Handel zu treiben, aber eine Botſchaft Gottes ſei ihm an ſie und ihre Völker aufgetragen, um ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen, ſie möchten erklären, ob ſie dieſe Botſchaft geſtatten wollten? Der Friedensrichter und Regierungsdolmetſcher Weißer, aus Neigung dem Grafen folgend, verſtändigte die Indianer in ihrer Sprache über den Zweck und die Meinung deſſelben, und gab ihnen dem Herkommen gemäß zugleich ein Geſchenk. Sie beſprachen ſich unter einander, fanden die Botſchaft ehrenwerth, und hießen den Grafen und ſeine Brüder willkommen, indem ſie zugleich das urkundliche Zeichen ihrer zuverläſſigen Geſinnung, eine Schnur aufgereihter, nach ihrer Zahl genau bemerkter Korallen, Wampom genannt, darboten. Auf dieſer Reiſe begegnete ihm der ſeltſame Zufall, daß er an einem Sonntage, den er um der Puritaner willen mit Bedacht durch Raſten feierte, nebſt ſeiner Tochter und einem Gehülfen abends beim Aufſchreiben eines Liedes, das er eben auf die Indianer verfertigt hatte, von einem Friedensrichter überraſcht wurde, der ſie am folgenden Tage durch den Konſtable verhaften ließ, und alle drei als Sabbathſchänder in Geldſtrafe nahm, wogegen alle Einwendung nichts fruchtete. In Chekomeko, jenſeits der blauen Berge, wohin er bald mit zunehmendem Gefolge zog, fand er einige ſchon bekehrte Indianer, für welche er zweckmäßige Einrichtungen anordnete; der neuen Bekehrungen blieben aber wenige, weil er weder die Abſicht noch ſelbſt die Geſchicklichkeit hatte, eine große Zahl dieſer Halbwilden fürerſt äußerlich anzuwerben, wobei die innere Neigung nur allzuoft ausblieb, und nach kurzem Verſuch die vorige Gewohnheit leicht wieder ſiegte. Eine andere Reiſe zu den Indianern an dem Fluſſe Susquehanna nach Schomokin, Otſtonwakin und Wajomik, damalige Wohnorte herumziehender Stämme, hatte gleichfalls wenig Erfolg, dagegen größtes Ungemach, indem die Wildniß der Wälder nicht Bahn noch Zufluchtsorte bot, bald Fluß und Sumpf, bald Baumfälle und Steilhöhen den Schritt hemmten, und bei der ſchon gras- und laubloſen Jahrszeit auch inmitten der Waldung das Futter für die Pferde mangelte. Die Indianer im Allgemeinen bezeigten dem Grafen wohl Achtung und Aufmerkſamkeit, aber doch machten die Schawanos, ein beſonders grauſamer Stamm, den Anſchlag, ihn mit ſeiner ganzen Begleitung zu ermorden, welches nur eben noch, indem ein unerklärbares Angſtgefühl den Dolmetſcher, welcher nach anderer Gegend verſchickt war, zu beſchleunigter Rückkehr trieb, wie durch ein Wunder entdeckt und gehindert wurde. Nach vielen anderen überſtandenen Gefahren und Beſchwerniſſen kamen doch Alle am 9. November wieder in Bethlehem glücklich an.

Mit unermüdeter Thätigkeit ging Zinzendorf ſogleich wieder an andere Arbeiten, zu welchen Anlaß oder auch nur Raum war. Die Gemeinde in Bethlehem, nach ihrem Bedürfniß im Ganzen, ſo wie nach dem eines jeden einzelnen Mitglieds, die Miſſionen der Brüder in Nordamerika und in Weſtindien, die nicht aufgegebene Einwirkung auf die vielartigen Religionspartheien in Pennſylvanien, die Anlegung von Schulen und Erziehungsanſtalten, deren eine für junge Mädchen in Germantown an der Gräfin Benigna ſelbſt eine thätige Gehülfin hatte, ferner die Predigten und Erbauungen, die er ſeinen lieben Deutſchen aller Orten zum Abſchied halten wollte, und zum Theil, bei dem Mangel an Kirchen, auch in Scheunen und Häuſern zu halten ſich bequemte, ſodann Aufſätze und Büchlein mancher Art und Sendſchreiben, die er drucken ließ. — dieſe Gegenſtände insgeſammt zeugten von dem Umfang und der Kraft ſeines Eifers, der zwar in ſtetem Wechſel begriffen war, aber überall, wo er, wenn auch nur auf kurze Zeit, einwirkte, die Sachen gefördert ihrem Weitergang überließ. Leider mußte er in aller dieſer Thätigkeit auch erfahren, daß die Miſchung der ſittlichen Stoffe, worin die geſellſchaftliche Welt ſich gährend fortbewegt, in der neuen Welt nicht anders, als in der alten, beſchaffen ſei. Das Auffallende der Erſcheinung des Grafen war den meiſten Leuten ſchon genug, ihn zu verdammen; den Einen war es anſtößig, daß er in leinenen Sommerkleidern, wie ein geringer Mann, zum Theil zu Fuß umherwanderte, den Anderen hingegen, daß ſie ihn von den Seinigen gleichwohl als einen vornehmen Mann geehrt und faſt immer von zahlreichem Gefolge begleitet ſahen. Man ſpottete ſeiner in den öffentlichen Blättern, man verfolgte ihn mit Schimpf und Verläumdung, und ſparte auch die ſchändlichſten Beſchuldigungen nicht. Anfangs ſuchte er ſolchen Angriffen Einhalt zu thun, und erließ zu dieſem Zweck ein paar Briefe, welche Benjamin Franklin in ſeine Zeitung aufnahm, allein die Bosheit mied den offenen Kampf, und hielt ſich in ſchleichender Tücke ſchadlos. Manche Prediger, in ihm einen Feind ihrer Zunft ſehend, erklärten ihn für den falſchen Propheten, für das gräuliche Thier aus der Offenbarung Johannis. Man wollte erfahren haben, er ſei wegen Trunkenheit und ſonſtigen ſchlechten Lebenswandels in Deutſchland ganz verrufen und zum Fortgehen genöthigt geweſen, habe darauf die Tochter eines Schiffslieutenants entführt, die er jetzt für ſeine Tochter Benigna ausgebe, mit dieſer Perſon lebe er in Unehren, und wäre ſie wirklich ſeine Tochter, ſo ſtelle ſich die Sache nur um ſo gräuelhafter; andere Verläumdungen kamen ihm aus Europa nach, er habe es nicht aushalten können, von ſeiner Geliebten, der ehemaligen Aelteſtin Anna Nitſchmann, getrennt zu leben, nur ihretwegen ſei er nach Amerika gereiſt, um ſeinen ſündlichen Umgang mit ihr fortzuſetzen. Die Tändeleien, welche dem Grafen, wie mit anderen theuren Perſonen, ſo auch mit dieſem Frauenzimmer gewöhnlich waren, daß er ſie ſeine Nitſch-Annel nannte, und anderes dergleichen, wurden zum Beweiſe des unrechten Wandels angeführt. Wir gedenken dieſer abſcheulichen Nachrede mit Bedacht, weil jedes Zeitalter ſeine höchſten und würdigſten Ehrenmenſchen gern verunglimpft, und in dem Spiegel deſſen, was ſchon dageweſen, ihm nicht oft genug vorgehalten werden kann, wie groß und rein doch ſtets das Edle aus der abfließenden Verläumdung ſich wieder emporhebt! Zinzendorf konnte jedoch unter ſolchen Widrigkeiten in Amerika die Schwingen weniger entfalten, als in Europa, in deſſen Bildung, bürgerlicher Einrichtung, und eingeübten Verhältniſſen bei allem Wechſel doch immer grade ihm die größten Vortheile geſichert blieben. Auch riefen die zahlreichſten Anforderungen ihn lebhaft dorthin zurück. Nachdem er alſo noch mancherlei für das Gedeihen der Brüder geordnet, in Pennſylvanien guten Samen ausgeſtreut, und zuletzt in Philadelphia mit Predigten und Reden Abſchied genommen, ſchiffte er ſich am 9. Januar 1743 zu Neuyork mit ſeiner Tochter, mit Anna Nitſchmann, und ſonſtiger Begleitung ein, und ging nach England unter Segel. Die Seefahrt war glücklich, bis am 14. Februar ein heftiger Sturm das Schiff an die Klippen von Scilly zu werfen drohte; der Kapitain, ſelbſt ein Frommer, und das Schiffsvolk erſahen ſchon den gewiſſen Tod, Zinzendorf allein war heitern Sinnes, verkündete Allen ſichres Landen, und fügte die beſtimmte Vorherſagung hinzu, daß der Sturm nach zwei Stunden vorüber ſein würde; man achtete dieſer Tröſtung wenig, als aber die genannte Zeit um war, erſuchte er den Kapitain, auf dem Verdeck nach dem Wetter zu ſehen, und wirklich legte ſich der Sturm in den nächſten Minuten. Der Kapitain befragte nachher den Grafen, was es mit ſeiner Vorherſagung für eine Bewandtniß gehabt, und dieſer ſtand nicht an, im Vertrauen, daß kein Mißbrauch davon gemacht würde, Folgendes ihm darüber zu ſagen: „Es ſind ſchon über zwanzig Jahre, daß ich mit meinem lieben Heiland einen herzvertraulichen Umgang habe. Wenn ich nun in gefährliche und ſeltſame Umſtände komme, ſo iſt mein Erſtes dabei, daß ich genau unterſuche, ob ich daran ſchuld ſei oder nicht. Finde ich nun etwas, damit er nicht zufrieden iſt, ſo falle ich ihm gleich zu Füßen, und bitte um Vergebung. Da vergiebt mir's dann mein guter Heiland, und läßt mich gemeiniglich zugleich wiſſen, wie es ablaufen werde. Wenn es ihm aber nicht gefällt, mich den Erfolg vorher wiſſen zu laſſen, ſo bin ich ſtille, und denke, es iſt das Beſte für mich, daß es mir unbekannt bleibe. Dasmal aber hat er mich es wiſſen laſſen, daß der Sturm noch zwei Stunden dauern würde.“ Wir haben in unſerer Erzählung dergleichen Züge nicht ausgelaſſen; daß ſie einer ſehr verſchiedentlichen Beurtheilung anheimfallen, können wir nicht hindern.

In Dover am 17. Februar gelandet, reiſte Zinzendorf ſogleich nach London und von da weiter nach Yorkſhire, wo Spangenberg unter den zahlreichen Brüdern mit vielem Segen thätig war. An dieſem gedeihlichen Fortgang erquickte ſich ſein Herz, und ſtärkte ſich zu vielem Ungemach und Arbeiten, die ihm bevorſtanden. Ueber Cambridge und Broadoaks, an welchem letztern Orte, den er Lambsinn nannte, die Brüder auf dem gemietheten Schloſſe ihre Kinderanſtalt hatten, und ſeine Tochter Benigna kurze Zeit verweilte, kam er am 11. März nach London zurück. Hier hatten die Brüder, weil die obrigkeitliche Erlaubniß für ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen ſie unterſcheidend benennen mußte, ſich als mähriſche Brüder angegeben; dies widerſprach den Hauptgrundſätzen und Abſichten, welche Zinzendorf bisher befolgt hatte, gradezu; er meinte in dem von ihm geſtifteten Religionsweſen nicht ausdrücklich die mähriſche Kirche zu verſtärken, wobei ſein Unternehmen einerſeits beſchränkt und andrerſeits mannigfach gefährdet bleiben mußte, ſondern wollte die fromme Gemeinſchaft, welche ſich durch ſein Wirken geſtaltet hatte, in alle beſtehenden chriſtlichen Kirchen hineinbilden oder aus ihnen entwickeln, wodurch ſein Werk an jedem Orte ſeine beſondre Sicherheit und mit einem univerſellen Karakter den weiteſtausgedehnten Wirkungskreis erhielt; ſchon von Philadelphia her hatte er gegen jene Benennung Einſpruch gethan, jetzt aber, da ſonſt alles in kräftigem Gedeihen und deßhalb ſchon weniger auch für ihn biegſam war, ſah er die Sache in England kaum zu ändern, und fügte ſich ſchweigend darein. War auf ſolche Weiſe die Anbrüderung mit der engliſchen Kirche verſäumt, ſo wollte er doch wenigſtens von den ihr ſcharf entgegengeſetzten Methodiſten geſchieden bleiben, und wandte die Gefahr einer Vermiſchung mit ihnen eifrig ab, indem er gegen die beiden Wesley, die Stifter der Methodiſten, eine Erklärung ausgab, und an ihren Prediger Whitefield, der ſich den Brüdern wiederholt genähert hatte, ein ernſtliches Schreiben erließ. In der Gemeinde ſelbſt wirkte er mit belebender Thätigkeit, ließ ſich der Reihe nach Perſon für Perſon vorſtellen, und ſprach mit jeder einige Worte, hielt beſondre Homilien für die Chöre, engere und allgemeinere Verſammlungen, und jeden Tag in der Brüderkirche öffentlich eine deutſche Predigt, von der am folgenden Tage dann auch eine engliſche Ueberſetzung vorgeleſen wurde; ja er wagte ſogar, um einiger anweſenden Franzoſen willen, zum erſtenmal franzöſiſch zu predigen.

Auch in einer Geſellſchaft, welche ſich zu dem Zweck, unter den Heiden das Evangelium zu befördern, in London gebildet hatte, und den Miſſionen der Brüder hülfreich wurde, nahm er öfters berichtend und vorſchlagend das Wort. Mit Vornehmen, Gelehrten und Frommen, die ſich günſtig bezeigten, fand ein freundlicher Umgang Statt, der unter anderen auch die erſte Einladung für die Brüder, ihre Sache nach Schottland zu verpflanzen, veranlaßte. Doch konnte er dieſes Wirken in England nicht lange fortſetzen, denn dringend rief die Lage der Sachen ihn nach dem Feſtlande. Auch dort offenbarte ſich in dem Brüderweſen ein ſtarker Hang, die Geſtalt eines ſeiner Theile zu der des Ganzen zu machen, und überall ſich als zur mähriſchen Kirche gehörig aufzuſtellen. In Holland, auf dem Herrnhaag, in Gotha, Berlin, und anderen Orten, war dieſer Zug nicht weniger als in England hervorgedrungen. Die Biſchöfe und Aelteſten, welche mit Beihülfe einiger anderen Brüder, unter dem Namen der Generalkonferenz, in Zinzendorf's Abweſenheit mit Leitung der Geſchäfte beauftragt waren, hatten darin unläugbar ſehr viel geleiſtet, aber ſie waren viel weiter gegangen, als ſie nach ſeiner Meinung gehen ſollten, ſie hatten ſeinen Sinn wie ſeine Zuſtimmung außer Acht gelaſſen, neue Dinge kräftig unternommen, und indem ſie ſich mannigfachen Gelingens freuten, nur um ſo mehr alles verwirrt und gefährdet. Zinzendorf ſah die Nothwendigkeit, die Sachen wieder ganz in ſeine Hand zu nehmen, das Gethane möglichſt aufzuheben, und ſein leitendes Anſehen gründlich herzuſtellen. In einer Sache, welche ſich vor anderen anfaßlich darzubieten ſchien, that er dies unverzüglich noch von London aus. Der Graf von Promnitz, ein reicher Standesherr aus Schleſien, hatte das Gut Neudietendorf bei Gotha gekauft, um eine mähriſche Gemeinde dort aufzunehmen, und die Anſiedelung war bereits angefangen, obgleich die Kirchenverfaſſung des Landes entgegen war. Hier keine weitere Verwickelung entſtehen zu laſſen, ſchrieb Zinzendorf ſogleich an den Herzog, tadelte das Unternehmen als unbefugt und voreilig. und erklärte, nicht eine mähriſche, ſondern nur eine Lutheriſche Brüdergemeinde, nach dem Beiſpiele von Herrnhut, in Gotha beabſichtigen zu können, im Fall man hiezu die Hand böte; und an die ſchon hingezogenen Gemeindeglieder erließ er eine Abberufung, die auch alſobald befolgt wurde. Nicht überall jedoch war es leicht oder überhaupt ſtatthaft, ſo zurückzuwirken, und Zinzendorf verkannte nicht, welch ſchwierigen Aufgaben er entgegenging.

Er landete in Rotterdam im Anfang Aprils, und eilte nach dem Haag, wo er ſeinen Sohn Chriſtian Renatus fand, der ihm ganz verändert und aus früherer Dumpfheit jetzt erſt als geiſtlich erweckt erſchien. Auch traf er hier Abraham von Gersdorf als Abgeordneten der Brüderkirche, der ihm wohl ſonſt lieb, aber deſſen Geſchäftstrieb bei den Generalſtaaten von Holland ihm ſchon nicht genehm war. In Amſterdam, wo er den 4. April ankam, traf er die Biſchöfe und Aelteſten, welche auf die Nachricht ſeiner Rückkehr ſich daſelbſt eingefunden hatten, und ſeiner harrten, um ihn zu bewillkommen und ihm von ihrer Verwaltung Bericht zu geben. Er hielt ſogleich ausführliche Erörterung mit ihnen, tadelte ſie wegen ihrer Unberückſichtigung ſeines Vorſteheramtes, welches er, zwar wider ſeine Neigung, aber doch in der That behalten habe, und daher auch zu handhaben verpflichtet ſei, fand unbegreiflich, daß ſie ſo viel Wichtiges und Neues angefangen, ohne ſeinen Rath und ſeine Billigung zu vernehmen, die ſie auch aus Amerika ſehr wohl hätten ſchriftlich einholen können, und machte ſie auf ſo manches Nachtheilige und Bedenkliche aufmerkſam, das in dem Gewirkten ſelbſt lag. Zwar gab er billigen Gegengründen ſeinerſeits auch wieder Raum, und ließ ſich über einiges beruhigen, aber im Ganzen beſtand er auf ſeinem ausgeſprochenen Sinn. Einen befremdlichen Eindruck mußte auch der Graf von Promnitz auf ihn machen, den er in Amſterdam zuerſt kennen lernte; dieſer war in die Brüdergemeinde erſt vor kurzem aufgenommen und ſogleich in bedeutenden Geſchäften gebraucht worden, denen das perſönliche Gewicht einer vornehmen Vertretung wohl zu Statten kommen durfte; Zinzendorf war von jeher, dem Spruche des Apoſtels gemäß, daß nicht viel Edle, nicht viel Weiſe berufen ſind, mißtrauiſch gegen den Eintritt der Vornehmen und Gelehrten in die Gemeinde, und fand in Betreff ſolcher beſondere Vorſicht und Prüfung nöthig; ſein eignes Beiſpiel hielt er für eine Ausnahme, nach welcher vielleicht kein anderes zu beurtheilen ſei; hier ſah er nun zum erſtenmal in der Gemeinde einen Mann, der ihm durch Geburt, Vermögen und Weltbildung äußerlich etwa gleichzuſtehen ſcheinen konnte, der ebenfalls dichtete oder reimte, und deſſen frommer Eifer im Glanze ſolcher Vortheile auch in der Gemeinde leicht Anſehen und Einfluß davon trug, und ſchon auf Stufen der Wirkſamkeit gehoben war, welche, wie die ihm aufgetragenen Geſchäfte in Berlin und Gotha, dem Syndikus der Gemeinde oblagen; ohne ihm grade Eiferſucht aufzuregen, von welcher Zinzendorf gewiß weit entfernt war, mußte ihm doch ſolch äußerliches Nachbild ſeiner ſelbſt höchlich mißfallen, und ſein perſönliches Gefühl ſich mit dem des Rechtes, der Ordnung und des Gemeinwohls verbinden, um alles auf ſein natürliches Maß zurückzuführen. Er ſprach ſich unverhohlen darüber aus, ſowohl gegen Promnitz ſelbſt, deſſen redliches und frommes Gemüth er liebend anerkannte, als auch gegen die Aelteſten, welchen er die Gefahr jedes unwachſamen Schrittes vorhielt. Das Syndikat der Brüderkirche, welches Amt während ſeiner Abweſenheit ſich in mehrere Hände ſchwankend vertheilt hatte, nahm er feſt und beſtimmt als das ſeine wieder auf. Durch eine franzöſiſche Denkſchrift an die Generalſtaaten ſetzte er, was Gersdorf nicht gehörig gethan, das Verhältniß der mähriſchen Kirche in das rechte Licht, und die Brüder blieben fortan in Holland unangefochten. Aber ſein Wiedereingreifen mußte nun ſofort auch in Deutſchland wirkſam werden, und nach einem Beſuch in Heerendyk reiſte er am 20. April über Utrecht nach der Wetterau.

Im Herrnhaag war die Gemeinde bei ſeiner Ankunft grade zum Bettage verſammelt, und er hielt ſogleich eine Rede an ſie, worauf er noch vielerlei von ſeinen Reiſen und Verrichtungen erzählend mittheilte. Am folgenden Sonntage predigte er, hielt jedem Chor eine Homilie, und ſprach die ledigen Brüder Mann für Mann, mit den Helfern und Hauptarbeitern aber hatte er ausführliche Unterredungen. Die Chöre beſprach er eifrig, und dichtete für ſie beſondre

Lieder, unter welchen die für das Ehechor freilich im Ausdruck nicht die beſonnenſten waren. Bald war er mit den innerſten Zuſtänden der Gemeinde, wie mit ihren äußeren Verhältniſſen, wieder ganz vertraut, und konnte nur um ſo klarer einſehen, welche bedeutende Ablenkung alles von dem früheren Wege genommen hatte, und wie durch anderes Wirken und Anſehen das ſeinige zum Theil erſetzt und abgeſchloſſen war. Seinem Sinne gradezu entgegen war die Gemeinde im Geiſtlichen und Weltlichen auf einen ganz neuen Fuß geſetzt. Anſtatt im Herrnhaag eben ſo an die reformirte, wie in Herrnhut an die Lutheriſche Kirche, ſich anzuſchließen, hatten die Brüder durch einen neuen Vertrag mit dem Landesherrn, dem Grafen von Iſenburg-Büdingen, ſich ausdrücklich zur mähriſchen Kirche und unter deren Biſchöfen ſtehend bekannt; andrerſeits waren ſie auf ein Darlehn eingegangen, welches, unter Vermittelung des ſchon erwähnten Beuning von Amſterdam, theils für den Grafen von Büdingen, theils für den Grafen von Meerholz bewirkt worden war, wogegen erſterer den Ort Leuſtadt mit Schloß und Kirche, letzterer das Schloß Marienborn auf dreißig Jahre an Beuning verpfändet hatte. Zinzendorf mußte im letzten Augenblick, da Beuning doch die Geldſumme nicht ſogleich aufbringen konnte, hiezu noch mitwirken, obgleich er die Sache, wie ſie geſtellt war, ganz mißbilligte. Das theologiſche Seminarium zu Marienborn, welches ſpäter nach Lindheim verlegt wurde, fand er ebenfalls in einer Richtung, die ihm äußerſt bedenklich ſchien. Unter der wohlmeinenden Leitung des ſehr gelehrten Biſchofs Polykarpus Müller war daſſelbe tiefer in die Schulweisheit gerathen, als mit der Einfalt und Kindlichkeit, welche die Brüderſache doch bewahren ſollte, verträglich dünkte. Doch ſah er für den Augenblick ohne große und zweifelhafte Störung allen dieſen Dingen keine Abhülfe, ſondern wollte erſt wieder ſein Anſehen und ſeinen Einfluß im Stillen nach und nach gehörig erſtarken laſſen. Er hielt ſich von allen Geſchäftsberathungen einſtweilen entfernt, und nahm nur an den Erbauungen und Seelenarbeiten der Gemeinde, an dieſen aber ſehr innig und lebhaft Theil. Er predigte in der Schloßkirche zu Marienborn und auf der

Ronneburg, die von den Brüdern gemiethet und der Wohnort einer kleinen Gemeinde war, und zeigte ſich unermüdet im Dienſte des Heilands. Nach Verlauf einiger Wochen traf in Marienborn auch der Theil ſeiner aus Pennſylvanien mitgekommenen Begleiter ein, der von Holland her auf dem Rhein langſamer nachgereiſt war, und am Tage nachher kam auch die Gräfin daſelbſt nach langer Abweſenheit wieder an. Dieſe Dame hatte es dem Gemahl an Unternehmungseifer und Reiſefertigkeit inzwiſchen muthig nachgethan, war nach Herrnhut und Ebersdorf, wo ſchon ſeit einiger Zeit die Gemeinſchaft mit Herrnhut ſtockte, darauf nach Berlin, und endlich ſogar nach Kopenhagen und Sankt-Petersburg gereiſt, um für das Reich des Heilands zu wirken; ſie hatte auch die Königin von Dänemark geſprochen, in Rußland aber bei der Kaiſerin keinen Zutritt erlangt, ſondern durch ihren Aufenthalt in Liefland ſich ſogar Ungelegenheiten ausgeſetzt, indem ſie beſchuldigt worden war, eine neue Sekte ſtiften zu wollen, wogegen der Graf, als er die Sache vernahm, nachdrückliche Verantwortungsſchreiben, ſowohl an ruſſiſche Staatsbeamte, als an die heilige Synode der ruſſiſchen Kirche ergehen ließ. Die Gräfin war auf dieſen Reiſen von ihrer Begleitung Mama genannt worden, und wurde von Einigen fortwährend ſo genannt; dies brachte den Grafen, für den man ſchon längſt keine ganz angemeſſene Anrede zu finden wußte, der in Pennſylvanien zwar Freund Ludwig oder Bruder Ludwig, in Deutſchland aber meiſt wieder gnädiger Herr genannt wurde, auf den Gedanken, ſich Papa nennen zu laſſen. Bald geſchah dies allgemein, ſelbſt in Schriften und von Fremden, und wurde dadurch ärgerlich. Der Anklang von Pabſt lag faſt bedenklich nah, und als ein Bruder ihm vorhielt, Chriſtus habe ſeinen Jüngern ausdrücklich verboten, jemanden Vater zu heißen auf Erden, wies er zwar jede Mißdeutung, als habe er das Wort in höherem geiſtlichen Sinne genommen, unwillig von ſich ab, ſuchte aber doch den Gebrauch ſofort einzuſtellen, und mußte in die frühere Verlegenheit ferner ſich ergeben.

Durch die Anweſenheit ſeiner Gemahlin und die wieder zahlreichere Umgebung der Getreuen, die ihn auf der Reiſe begleitet hatten, fühlte er ſich auf's neue geſtärkt und ermuthigt, und konnte, auf dieſes Häuflein geſtützt, ſchon kräftiger auftreten. Um das Vertrauen und die Freudigkeit, deren das Beſtehen und Handeln inmitten von Widrigkeiten ſo beſonders bedarf, noch mehr zu ſichern und zu erhöhen, ſchloß er mit jenen Brüdern und Schweſtern einen engeren Bund, der aber nur auf Einfalt und Innigkeit des Herzens ging; auf dieſem reinen Grunde gedieh dann von ſelbſt manch edle Frucht, die für das Ganze zu nutzen war. Die Verbindung dauerte einige Zeit mit großem Nutzen fort, ſie wirkte, wie jede kleinere Geſellſchaft, nur um ſo feuriger; nachdem ſie jedoch ihren Zweck erfüllt und ſich dabei zu größerer Anzahl ausgedehnt hatte, hob Zinzendorf, von ſichrem Takt hierin geleitet, ſie zu rechter Zeit wieder auf, und vermied ſo jeden Abweg, der weiterhin daraus entſtehen konnte. Dieſe Getreuen, mit ihm Gewanderten, verblieben indeß vorzugsweiſe als Glieder der Pilgergemeinde um ihn, die für den Dienſt des Heilands jederzeit fertig ihn bald mehr bald minder zahlreich umwallte. Mit neuer Kräftigung wandte er ſich nun wieder auf das Allgemeine der Brüderſache, und beſchloß ihre wichtigeren Verhältniſſe gründlich vorzunehmen. Eine Synode, welche auf ſeinen Betrieb zum 1. Juli nach Hirſchberg im Voigtlande ausgeſchrieben wurde, ſollte dieſem Zweck entſprechen. Der Graf verabſchiedete ſich mit der Gemeinde zu Herrnhaag in gewohnter Weiſe, Erbauungen und Geſchäfte drängten ſich, die Chöre wurden bearbeitet, Brüder und Schweſtern zu Aemtern eingeſegnet, Lieder geſungen und Reden vorgetragen, endlich das Abendmahl genommen, alles in fortdauerndem Zuge von zwei Uhr nachmittags den Abend und die Nacht hindurch bis um 5 Uhr morgens. Dann reiſte er mit großem Gefolge von Brüdern und Schweſtern nach Hirſchberg ab, wo er am 30. Juni eintraf, und gleich am folgenden Tage die vorbereitenden Konferenzen anfingen.

Um die hier gepflogenen Verhandlungen richtiger einzuſehen, bedarf es eines Rückblicks auf einige Umſtände damaliger politiſcher Welt. In Preußen war durch den Tod König Friedrich Wilhelms des Erſten ein völliger Umſchwung eingetreten, der Sinn und Geiſt ſeines Nachfolgers bewegte Staat und Volk in ganz neuen Richtungen, und beſonders zeigten ſich für religiöſe und kirchliche Angelegenheiten ganz veränderte Ausſichten. Man kannte den jungen König als einen Gegner alles deſſen, was auf überliefertem Wunderglauben ruhte, aller Schwärmereien und Satzungen, die ſich dem Gemeinbegreiflichen nicht anſchloſſen, oder ihm gar widerſprachen; für kirchliches und geiſtliches Treiben ſchien da überhaupt nicht viel zu hoffen, ein Mann wie Zinzendorf aber dem lebhaften Jünger und Freunde Voltaire's gar zum Geſpött ſein zu müſſen; die Feinde, welche den Schutz und die Gunſt des Grafen bei dem vorigen Könige ſchon mit tiefem Neid angeſehen, triumphirten in ihrer Schadenfreude, daß es mit jener Stütze nun vorbei ſei, und manche heftigere Gemüther überſahen um ſolcher Befriedigung willen gern den Nachtheil, der auch ihnen ſelbſt etwan aus dieſer allgemeinen Denkart des Königs erwachſen konnte. Allein dieſe Sachen ſtellten ſich anders; Friedrich der Große ließ in dieſem Gebiete alles frei, beſchützte, was beſtand, hemmte weder Vor- noch Rückſchritt, und ſorgte nur dafür, daß nach keiner Seite die ihm heilige Glaubensduldung verletzt würde. Sogar mußten die Sekten und kleineren Religionsgeſellſchaften, als bisher gedrückte oder doch angefeindete Partheien, gegen die mächtigeren Kirchen eher im Vorzuge ſtehen, und wirklich zeigte ſich bald, daß die Brüderſache bei dem gefürchteten Wechſel faſt eben ſo gut ſtand, als vorher. Zu größter Bedeutung aber entwickelte ſich dies Verhältniß, als Friedrich der Große gleich in den erſten Jahren durch die Gewalt ſeiner ſiegreichen Waffen das Herzogthum Schleſien eroberte, und dieſes Land an jener allgemeinen Duldung und Gewiſſensfreiheit Theil nehmen konnte. Wo bisher die reichsgeſetzlich anerkannten Lutheriſchen und Reformirten in ſtetem Nachtheil gegen die herrſchende katholiſche Kirche und Regierung gerungen hatten, da fand ſich plötzlich jede bisher verfolgte und auch von jenen angefochtene Glaubensart erleichtert oder befreit, und aller Orten athmeten die langgehemmten Geſinnungen auf. Unverhohlen bekannten jetzt Einzelne und Gemeinden die Eigengeſtalt ihrer Frömmigkeit, mähriſche Brüder offenbarten ſich zahlreich, eben ſo unter den Erweckten viele, die ſich ihnen zuneigten, auch kamen ſtarke Auswanderungen neuerdings aus Mähren. In Buran bei dem Grafen von Promnitz, in Ober-Peile bei Julius von Seidlitz, in Großkrauſcha, in Rösnitz, und anderen Orten Schleſiens, waren Sammelſtellen der Brüder, und mit großem Eifer nutzten ſie den neuen Zuſtand, und ſuchten ſich deſſelben zu verſichern. Ihre Abgeordneten fanden in Berlin gutes Gehör, und erlangten nicht nur völlige Religionsfreiheit in allen Königlichen Landen, ſondern auch die Gunſt, in geiſtlichen und Kirchenſachen keinem Konſiſtorium, ſondern unter dem Schutze des Königs bloß ihren Biſchöfen untergeben zu ſein. In Berlin, Stettin, und ſelbſt im Fürſtenthum Neufchatel zu Montmirail, that ſich hierauf die Brüderſache ſtärker hervor; den ſtärkſten Schwung aber nahm ſie in Schleſien. Nicht zufrieden mit der allgemeinen Erlaubniß, forderte man hier meiſt auch für jeden beſtimmten Fall noch gern eine beſondere, bei der man ſich nur um ſo feſter glaubte, und die mehrentheils ohne Schwierigkeit erfolgte. Demnach erhoben ſich, außer den ſchon genannten, die Brüderorte Gnadenberg, Gnadenfrei und Neuſalz, an welchen letztern Ort, weil auf Befehl des Königs auch einer der Biſchöfe der Brüder in Schleſien reſidiren ſollte, nachgehends der dazu erſehene Polykarpus Müller hinzog, und einen Theil des theologiſchen Seminariums und der Erziehungsanſtalten aus der Wetterau mitbrachte.

Alles dieſes, mit Eifer und Erfolg und in Berlin großentheils unter Mitwirkung des Grafen von Promnitz betrieben, hatte nun wohl einen glänzenden Anſchein, aber Zinzendorf ſah dieſen Gang mit äußerſter Mißbilligung, die er auf der Synode jetzt ausführlich entwickelte. Zuerſt tadelte er ſehr ſtark, daß alle dieſe Schritte im Namen der mähriſchen Kirche und ausdrücklich für dieſe gethan worden, wodurch die Brüder ihr unſtreitiges, und bis dahin behauptetes Gleichrecht an beide evangeliſche Religionen, die Lutheriſche und reformirte, und ſomit eine ihrer vorzüglichſten Eigenheiten unverwahrt außer Acht gelaſſen. Ferner hielt er ihnen vor, daß ſie ihre ſchon längſt ausgeübten und anerkannten Rechte aus Unkunde und Uebereilung durch Geſuch und Annahme neuer Gewährungen in Frage geſtellt und geſchmälert hätten; denn die neuen Ausfertigungen, mit denen ſie ſich ſo viel wußten, lauteten ja nicht anders, als ob die Brüderkirche in den brandenburgiſchen Landen erſt von jetzt an geduldet werden ſollte, da ſie dies ja ſchon über hundert Jahre ſei, und zwar ſo ſehr, daß der Königliche Hofprediger und reformirte Theolog Jablonski zugleich Biſchof der Brüder habe ſein können, und beide ganz abweichende Liturgieen über dreißig Jahre ohne Widerſpruch neben einander geführt habe. Dann klagte er ſie arger Verſäumniß an, nicht auf's neue ausdrücklich ihre Uebereinſtimmung mit dem augsburgiſchen Glaubensbekenntniß erklärt, und nicht, ſeinem öftern Beiſpiele nach, auf vorgängige Unterſuchung ihrer Kirchenſache gedrungen zu haben, ehe ſie die Königlichen Gewährungen hingenommen; ſollte es nicht ferner ihre Meinung ſein, feſt an der Lehre des augsburgiſchen Bekenntniſſes, welche keine andere als die der heiligen Schrift ſei, zu halten, ſo müßte er ſich dem Dienſte der Brüdergemeinden ganz entziehen, läge aber eine Nachläſſigkeit zum Grunde, ſo möchten ſie bedenken, welch leichtes und ihnen ſelbſt höchſt verderbliches Spiel ſie ihren Gegnern bereitet hätten, welche dieſen Stand der Sachen ſchrecklich mißbrauchen könnten, um alles anzugreifen, was die Brüder bisher behauptet, wie denn ſchon ein Beiſpiel vorgekommen, daß einem ihrer Prediger, der als Lutheriſch vorher keine Schwierigkeiten gefunden, jetzt die Kanzel in Lutheriſchen Kirchen aus dem Vorwande verſagt worden, daß die Brüder nun eine privilegirte beſondre Religionsübung hätten; unverantwortlich ſei der Leichtſinn, mit dem ſie ihr wahres Verhältniß verkannt und preisgegeben, den feſten Boden, worauf ſie gegründet, ohne Noth verlaſſen, um ſich auf unſichrem und zweifelhaftem zu bewegen, der unter ihnen einzubrechen drohe, und ſo das Ganze ihrer Sache, unter ſcheinbarer Förderung, nur in Verwirrung und Gefahr gebracht hätten.

Die rückhaltloſe Strenge, mit welcher Zinzendorf ſeine volle Meinung unumwunden vortrug, hatte bei aller Eindringlichkeit nichts Verletzendes; ſo ſtark er auf die Sache hielt, ſo gelaſſen, mild und nachgiebig ſtellte er alles Perſönliche, weder gab er den Anderen unreine Triebfedern ſchuld, noch konnte man ihm ſolche beimeſſen; in Liebe und Vertrauen wurde das Geſchehene beſprochen, als ein Uebel, das gemeinſam zu tragen und dem gemeinſam auch abzuhelfen ſei. Gewiß iſt es ſehr zu verwundern und ein hohes Zeugniß der Aechtheit im Karakter des Grafen, daß in ſo großer und langdauernder Kriſis, da er ſo herbe Unzufriedenheit nicht verhehlte, ſo durchgreifende Rückwirkung verlangte und faſt gebot, und durch ſein Betragen ſo leicht den Vorwurf des Ehrgeizes und der Herrſchſucht auf ſich ziehen konnte, doch nie der liebevolle Bruderſinn und die herzliche Innigkeit geſtört wurde, auf welche das ganze Verhältniß urſprünglich gegründet war. Auch drang er mit ſeinen Vorſtellungen vollſtändig durch; man erkannte die Wahrheit derſelben nach fruchtloſem Widerſtreben endlich an, und mußte wohl einſehen, daß nichs Klügeres zu thun ſei, als die ganze Angelegenheit ſeinen Händen zu übergeben. Er empfing mit vier anderen Brüdern von der Synode eine Vollmacht, alles noch Thunliche in Berlin und in Schleſien nach beſter Einſicht anzuordnen und abzumachen.

Von der Synode aus beſuchte Zinzendorf ſeine Schwägerin, die Gräfin Benigna von Reuß in Pottiga, und ging dann nach Ebersdorf, wo er einige öffentliche Reden hielt. Inzwiſchen war David Nitſchmann nach Berlin vorausgegangen, und nachdem er dem vorliegenden Geſchäfte den Weg gebahnt, folgte Zinzendorf mit Gattin und Sohn und den drei übrigen Mitbevollmächtigten nach, und kam den 21. Juli daſelbſt an. Er hatte ſchon vorläufig an den preußiſchen Staatsminiſter von Cocceji, welcher mit der Brüderſache beauftragt war, ſeinen Wunſch geſchrieben, daß bis zum Ausgange der Synode alles ruhen möchte; jetzt richtete er eine ausführliche Denkſchrift an den König ſelbſt, worin er das Verhandelte darlegte, mehrere neuerlich erhobene Beſchuldigungen abwies, und in Betreff der Uebereinſtimmung der Brüder mit dem augsburgiſchen Bekenntniſſe dringend um gründliche Unterſuchung bat. Allein man fand dieſe nicht nöthig, beſonders da Zinzendorf perſönlich eine Prüfung in Berlin ſchon beſtanden hatte, und nach dem Sinne des Königs wären die Brüder, hätten ſie auch von jenem Bekenntniſſe ganz abweichend ſich erwieſen, nicht weniger alles Schutzes werth und theilhaft geblieben. Die Bemühungen des Grafen, daß die Brüder, anſtatt ihren Biſchöfen, mit vorbehaltener Verfaſſung und freier Wahl ihrer Lehrer dem Lutheriſchen Konſiſtorium untergeben würden, fanden nicht nur bei der preußiſchen Staatsbehörde keinen Eingang, ſondern auch bei den ſchleſiſchen Gottesgelehrten nicht, welche den Brüdern abgeneigt und von deren Uebereinſtimmung mit der augsburgiſchen Lehre nicht überzeugt waren, und daher, ſchon künftige Feindſeligkeiten ſinnend, keine nähere Verbindung mit ihnen wollten. Weil auf die Meinung dieſer Gottesgelehrten das kurz vorher erſchienene Bedenken des halliſchen Profeſſors Baumgarten, welcher die Angehörigkeit der Brüder zur evangeliſchen Kirche gegen den bejahenden Ausſpruch der tübingiſchen Fakultät gradezu verneinte, beſonders eingewirkt zu haben ſchien, ſo machte Zinzendorf, unermüdlich wie er war, ſich gleich daran, jene Schrift zu widerlegen, und gab unter dem Namen Siegfried eine Beleuchtung des Baumgarten'ſchen Urtheils heraus, welche zwar die Freunde beſtärkte, aber die Widerſacher nicht herumwandte. Hatte nun in dem Kampfe der beiden wirkſam gewordenen Behandlungsarten, — der einen, nach der die Brüderſache als etwas Beſondres und Selbſtſtändiges durch neue Rechtsverleihungen Boden und Sicherheit gewinnen wollte; der anderen, wonach ſie dem Altbeſtehenden eingeſchoben nur in und mit dieſem berechtigt ſein ſollte, — Zinzendorf auf der Synode auch für die letztere geſiegt, ſo blieb doch, nachdem die preußiſche Regierung mit zuſtimmendem Eifer der Brüder in die erſtere ſo weit eingegangen, das Bemühen einer völligen Umlenkung nun fruchtlos, die Sachen waren ſchon zu weit gediehen, und man mußte ſich der denn doch unläugbaren Vortheile getröſten, welche ſich auf dem anderen Wege wirklich ergeben hatten. Zinzendorf aber beſtand darum nicht minder auf ſeinem erklärten Grundſatz, und that allem dawider Gehenden eifrigſt Einhalt; ſo gelang es ihm noch zuletzt in Berlin, als die preußiſche Regierung, welche ihrem Geiſte nach mehr die allgemeine Glaubensfreiheit, als irgend eine Rechtgläubigkeit, im Sinne hatte, zu Gunſten der Brüder eine Anzeige bei dem evangeliſchen Körper am Reichstage machen wollte, dieſen höchſt verfänglichen Schritt durch die Bemerkung, daß die Brüder im römiſchen Reiche als Mitbekenner des augsburgiſchen Bekenntniſſes ſchon völlig angenommen, zu hintertreiben, und an deſſen Stelle den Vorſchlag einzulegen, daß Preußen mit den anderen evangeliſchen Reichsſtänden lieber darauf hinwirken möchte, den Schwarm von Läſterſchriften zu hemmen, durch welche die Brüder öffentlich verläumdet würden.

Zinzendorf reiſte von Berlin am 8. Auguſt nach Schleſien ab, um die dortigen neuen Gemeinden einzurichten, für welches Geſchäft er von den Brüdern bevollmächtigt und durch ein Königliches Schreiben an die Regierungen zu Breslau und Glogau des Beiſtandes dieſer Behörden verſichert war. An der Gränze der Lauſitz, auf dem Schloſſe des Grafen von Promnitz in Burau, welchen Ort er Gnadeck nannte, nahm er ſeinen Aufenthalt, hielt Erbauungen und Predigten, arbeitete Schriften und Liturgieen aus, betrieb die ihm obliegenden kirchlichen und weltlichen Geſchäfte, und bereiſte deßhalb auch die Orte Schleſiens, wo ſich Brüder niedergelaſſen hatten. Die Nähe von Herrnhut gab Gelegenheit, mit dieſer geliebten Gemeinde, welche zu beſuchen ihm nicht erlaubt war, den lebhafteſten Verkehr anzuknüpfen. Die Brüder und Schweſtern kamen, je nachdem er ſie bezeichnete, abtheilungsweiſe nach Burau, wo zu ihrer Aufnahme weder Raum noch Bewirthung fehlte, und nahmen Theil an den frommen Uebungen wie an den geſellſchaftlichen Berathungen. Auswanderer aus Mähren kamen an, wurden beſprochen, angeleitet und untergebracht; hingegen eine Anzahl Ehepaare, welche nach Nordamerika zu reiſen entſchloſſen waren, nach dieſer Beſtimmung abgefertigt. Weil ſich der Dienſt der Brüderkirche durch deren ſtarken Anwachs täglich vermehrte, wurden

Friedrich von Watteville und ſpäter Johannes Langguth, von welchem noch ferner die Rede ſein wird, zu Biſchöfen erwählt. Kaum waren hier die Sachen nur auf leidlichen Fuß gebracht, als Zinzendorf's Gedanken auch ſchon wieder neue Thätigkeit in der Ferne ſuchten. Ihn ſchmerzte, daß ſeine Gemahlin ſo ungünſtig in Rußland gewirkt hatte, und nach ihrer Abreiſe nur nachtheilige Eindrücke dort geblieben waren; dies alles wieder auszugleichen fühlte er ſich unwiderſtehlich angereizt. Eine ſeinen bisherigen ganz entgegengeſetzte Aufgabe war ihm dort geſtellt; liefländiſche Geiſtliche hatten in die Lutheriſche Kirche die mähriſche Kirchenzucht einführen wollen, und ihr gewaltſamer, von den Brüdern unbedacht unterſtützter Eifer, der ſelbſt eine Kaiſerliche Kommiſſion nöthig gemacht hatte, mußte mißbilligt, das Angefangene rückgängig gemacht werden. Inzwiſchen konnte dem Grafen bei ſeinem Vorhaben nicht entgehen, welchen Gefahren er die Brüderſache durch ſeine neue Entfernung preisgab. Gewarnt durch das, was ſich während ſeiner Abweſenheit im vorigen Jahre zugetragen, nahm er diesmal ſeine Vorkehrungen nur deſto ſorgſamer. Schon hatte er ein Schreiben an alle Brüder gerichtet, worin er nachdrücklich darauf drang, daß aller Orten auf die Grundideen gehalten würde, beſonders in denjenigen Bezügen des inneren Verkehrs, welche die Leitung des geſellſchaftlichen Ganzen betrafen; er verhehlte nicht, daß hievon abhängen würde, ob er der Gemeinde ferner dienen ſolle. Jetzt erließ er einen neuen Brief, worin er verlangte, ſeines Vorſteheramtes und aller Verantwortung entbunden, oder durch eine neue Vollmacht in Stand geſetzt zu werden, allem Unzeitigen oder Schädlichen, was in der Gemeinde unternommen werden möchte, mit Nachdruck zu begegnen, und alles dagegen, was er für nützlich und nöthig halten würde, gehörig auszuführen. Sein Anſehen war ſo vollkommen hergeſtellt, daß ohne irgend einen Widerſpruch, mit größten Lobreden und gänzlichem Vertrauen, ihm ſein Vorſteheramt beſtätigt, ſein Vorwiſſen und Gutfinden zu allen wichtigen Dingen für unentbehrlich erklärt, und ihm ſogar überlaſſen wurde, ſeinen Nachfolger in dieſem Amte ſelber zu ernennen. So ausgerüſtet und ſichergeſtellt, doch ohne ſich noch zu äußern, wiefern er ſich gebunden achten wolle, trat er in Begleitung ſeines Sohnes und einiger Brüder ſeine Reiſe nach Rußland an, und kam den 23. Dezember wohlbehalten nach Riga.

Hier aber, als er bei dem Feldmarſchall Grafen Lascy, dem er ſchon von unterwegs ſein Vorhaben ſchriftlich gemeldet hatte, um Päſſe zur Weiterreiſe nach Sankt-Petersburg anhalten ließ, wurden nicht nur dieſe verweigert, ſondern auch er ſelbſt und ſeine Begleiter auf die Feſtung in Verhaft gebracht, wo man ſie zwar ſchonend und freundlich behandelte, doch aber ihre Papiere wegnahm und mit dem Bericht über den ganzen Vorgang zur Unterſuchung nach Sankt-Petersburg mitſandte. Zinzendorf ſchrieb aus dieſem Verhaft ausführlich an die ruſſiſche Kaiſerin Eliſabeth, indem er ſeine Abſichten darlegte, ſein Benehmen rechtfertigte, und um gründliche Unterſuchung aller mit ihm zuſammengehörigen Verhältniſſe bat. Auch an ſeine Gemahlin durfte er ſchreiben, und er meldete ihr, daß es ihm wohlginge, daß er auf den Heiland vertraue, und alle beſte Hoffnung habe; er ſagte am Schluſſe: „Ich habe mein Lebtage zu nichts weniger Inklination gehabt, als zu Arreſten, da es nun aber dazu kommt, iſt mirs recht. Ich kann weiter nichts ſagen, als was ich dir ſchon ehmals geſagt habe: Wenn ich nicht da bin, ſo ſei du ganz da, und thue meine Treue doppelt.“ Die Antwort aus Sankt-Petersburg kam ohne Zögern, man hatte dort weder Sinn noch Zeit, in dergleichen Angelegenheiten unterſuchend einzugehen, und nahm den kürzeſten und förderlichſten Ausweg, den Grafen des Weges, den er gekommen, ohne weiteres zurückzuſchicken. Als ihm dies angezeigt und er bedeutet wurde, daß er nun ohne Säumen abzureiſen habe, betrübte ihn ſehr, daß keine Unterſuchung Statt finden ſollte, und er bat um einigen Aufſchub, weil er noch eine Aenderung des Befehls von Sankt-Petersburg nachträglich ankommen zu ſehen hoffte, allein die Friſt wurde nicht bewilligt, und er mußte am 12. Januar 1744 unter militairiſcher Begleitung, die ihn erſt an der preußiſchen Gränze verließ, die Rückreiſe antreten. Seine in Rußland geſcheiterten Erwartungen ſuchten ſich in Königsberg einigermaßen ſchadlos zu halten, indem er bei der theologiſchen Fakultät daſelbſt auf Unterſuchung ſeines Grundes und ſeiner Handlungen antrug; ſein eiliges Dringen erlangte auch ſchnell genug Antwort, allein ablehnende, und ſelbſt ſein Begehren, mit einem oder dem anderen Fakultätsmitgliede ein theologiſches Geſpräch über die Gemeinſchaft der ſeit dem Jahre 1724 neu hervorgetretenen mähriſchen Brüder mit der Lutheriſchen Kirche zu halten, fand keinen Eingang, und unverrichteter Dinge ſetzte er ſeine Reiſe nach Berlin fort. Da er jedoch ganz darauf verſeſſen war, dieſe Gemeinſchaft zu erweiſen und anerkannt zu ſehen, wozu er die Leute, ſobald ſie ſich nur auf die Sache einließen, zwingen zu können meinte, ſo entwarf er noch ſpäterhin eine Reihe von Fragen, deren Beantwortung den Gottesgelehrten in Königsberg durch die höchſte Behörde in Berlin beſtimmt abgefordert werden ſollte, worauf aber eben ſo wenig geachtet worden iſt. In Berlin blieb er nicht lange, ſondern begab ſich nach Burau, wohin von Herrnhut ſeine Gemahlin und ſeine älteſte Tochter, nebſt mehreren Brüdern und Schweſtern, zu ſeinem Empfange gekommen waren. Gleich an demſelben Tage traf die Nachricht ein, daß der Graf von Promnitz in Erbach, wo er ſich grade aufhielt, nach einem gottſeligen Abſchied aus der Zeit gegangen ſei, wodurch inzwiſchen den Verhältniſſen in Burau keine Veränderung gekommen ſcheint. Zinzendorf drückte ſeine Empfindungen bei dieſem Todesfall in einer Ode aus, worin er das Thema des mit vornehmem Stande verknüpfbaren frommen Berufs in ſehr fließenden Reimzeilen, aber höchſt proſaiſcher Redeſtellung, ſeltſam erörternd abhandelt. So heißt es unter anderen, nachdem er ſein Mißtrauen gegen die Frömmigkeit der Vornehmen angedeutet:

„Nicht, daß mir die Adelſchaft
Dieſer Erd' und ihrer Ehre
Gräulich wäre,
Oder ich mich gegen Herrn
Wollte ſperrn,
Nein! in Wahrheit, wenn ſie wiſſen,
Wie ſich Herren halten müſſen,
Hab ich ſie von Herzen gern.“

Weiterhin wird von dem Abgeſchiedenen wohl geſagt:

„O wie drückte ihn ſein Stand!
Und er war ihm doch nicht ſchädlich,
Sondern räthlich.
Seine anvertraute Leut
Zeugen's heut:
Herr zu heißen hoc respectu,
Da man Herr iſt cum effectu,
Das iſt keine Eitelkeit.“

Allein die früheren Bedenklichkeiten, welche anfangs auch gegen Promnitz gehegt waren, werden im Allgemeinen doch feſtgehalten:

„Aber mit dem Zeugenſtab
Nach Regentenſtäben greifen,
Arbeit häufen,
Die man nicht beſtreiten kann
Ohne Bann,
Das iſt weder kompatibel
Mit der Lehre in der Bibel,
Noch mit einem klugen Mann.“

Nach einer Beſichtigungsreiſe in Schleſien, und einem zweimaligen kurzen Beſuch in Herrnhut und Bertholdsdorf, wohin, bei noch beſtehendem, aber von der ſächſiſchen Behörde ſchon minder ſtreng angeſehenem Verbot, ihn das Herz unwiderſtehlich gezogen, und nachdem er fruchtlos noch ſtets dahin gearbeitet, die Brüder mit dem Lutheriſchen Konſiſtorium in das gewünſchte Verhältniß zu bringen, in dieſen Bemühungen aber nur ſteigende Widerſpenſtigkeit erfahren, ſchickte er ſich an, dieſe Gegenden zu verlaſſen und wieder nach der Wetterau zu ziehen. Er traf den 1. Mai zu Marienborn ein, wohin ſeine Pilgergemeinde ihm theils vorausgegangen war, theils nachfolgte, und bald auch ſeine ganze Familie ſich verſammelt hatte. Die Pfandſchaft des Schloſſes ließ er, in Folge einer mit Benning gepflogenen Unterhandlung, auf ſich übertragen, und richtete ſich daſelbſt völlig zum Bleiben ein. Hier drängten ſich nun wieder die Arbeiten und Geſchäfte von allen Seiten. Er übernahm jetzt ausdrücklich den Beruf eines vollmächtigen Dieners der Brüderkirche, worüber er ſich bis dahin nur bedingt erklärt hatte, und die geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten aller Gemeinden, Anſtalten und Miſſionen floſſen in ſeiner Hand zuſammen; da hiebei ſeine innere Beſchäftigung mit religiöſen Gegenſtänden, ſein Umgang mit dem Heiland, ſeine Erbauungen und Predigten, ſeine Sorgſamkeit für den Gang jeder Abtheilung, ja für den Seelenzuſtand jedes Einzelnen, im Geringſten nicht abnahm, und dazwiſchen Synoden, Streitigkeiten und andere Vorgänge ſeine Zeit oft ausſchließlich anſprachen, ſo wurde das Bedürfniß eines vermehrten Beiſtandes täglich größer, und er ſuchte dieſen ganz natürlich in ſeinen Nächſten und Vertrauteſten. Der Gräfin verblieb die Sorge für das Hausweſen, welches, bei dem fortwährenden Ab- und Zufluſſe von Pilgern und Gäſten aller Art, einer großen Freiherberge glich. Für die Gemeindeſachen wurde der Aelteſtin Anna Nitſchmann ihre Nichte beigegeben, und beide blieben, als die zuverläſſigſten Gehülfinnen für alles die Schweſtern Betreffende, fortan ſtets um den Grafen; ſein Sohn Chriſtian Renatus erhielt das Amt eines Mitälteſten der ledigen Brüder; ſeine Tochter Benigna wurde Vorſteherin bei der Gemeinde in Herrnhaag; Langguth, welchen Friedrich von Watteville dem Verhältniſſe zu Liebe, das zwiſchen dieſem jungen Mann und der Gräfin Benigna wünſchenswerth erſchien, förmlich zum Sohn annahm, wurde als nächſter Mitarbeiter des Grafen beſtellt. Zum Theil mußte auch dieſer ſein Biſchofsamt, ungeachtet er daſſelbe längſt niedergelegt, wieder für einzelne Thätigkeiten aufnehmen. Da für alle dieſe Verhältniſſe keine Benennung ausſchließlich angemeſſen ſein wollte, und doch eine allgemein brauchbare nöthig ſchien, ſo fing Zinzendorf in dieſer Zeit an, ſich den Ordinarius der Brüder zu nennen, eine Bezeichnung, welche mancherlei ſchicklichen Sinn vereinigte, ohne mit den ſchon gangbaren beſtimmten Bedeutungen völlig zuſammen zu fallen. Dieſer Name verblieb ihm bis an ſein Ende. Um jeden Anſtoß, welchen ſein Grafenſtand noch geben konnte, zu entfernen, ging er mit Ernſt darauf aus, ihn, wie früher in Amerika, nun auch in Deutſchland abzulegen, und reiſte deßhalb nach Wetzlar, um eine Urkunde darüber auszuſtellen;

allein der Reichskammerrichter Graf von Virmond brachte ihn von dem Vorſatz ab, indem er ihm die wichtigſten Gegengründe und beſonders die Verwirrung und die Widerſprüche vorhielt, welche ſein Beiſpiel anſtiften würde, wenn daſſelbe für Andere als Anforderung zur Nachfolge erſcheinen ſollte, wodurch zahlloſe Verhältniſſe beunruhigt werden müßten.

Eine Hauptſorge blieb nun die Befeſtigung der ſogenannten Tropen oder Richtungen in dem Brüderverein, deren Erhaltung und Ausbildung ihm ungemein am Herzen lag, denn er ſah darin eine Bewahrung gegen vieles Uebel und einen ſichern Gewinn großer Vortheile. Er fand zwar eine merkliche Verſchiedenheit unter den Brüdern, indem die eigentlichen Mähren ſteif an den Bibelworten feſthielten, die Reformirten genau forſchten und faſt ängſtlich im Ausdruck waren, die Lutheriſchen hingegen eher zu getroſt und muthig hervortraten, allein dieſe Verſchiedenheit konnte in der Gemeinde ganz gut erhalten werden, ohne deren Einheit zu gefährden. Dieſen Gegenſtand vorzüglich bearbeitete er auf einer Synode, die zu Marienborn vom 12. Mai bis 15. Juni gehalten wurde; hier faßte man den Beſchluß, daß jedes in die Brüdergemeinde eingetretene Mitglied bei ſeinem urſprünglichen Glauben treulich bleiben, dieſer aber in der Gemeinde ſeinen eignen Vorſteher oder Biſchof haben ſollte; die Mähren hatten ſchon ihre Biſchöfe, für die Reformirten wurde jetzt Watteville als ſolcher eingeſetzt, für die Lutheriſchen wünſchte man einen angeſehenen Geiſtlichen in Holſtein zu gewinnen, der aber ſich mit Alter und Schwachheit entſchuldigte. Mit den Lutheriſchen Geiſtlichen näher zuſammen zu kommen, und ſie zu einer gewiſſen Anerkennung zu zwingen, machte Zinzendorf in ſeiner unermüdeten Beharrlichkeit auch noch in Erfurt einen Verſuch, als er auf einer Reiſe nach Gotha, wo er mit dem Herzoge wegen der wieder eingeleiteten Niederlaſſung in Neudietendorf zu ſprechen hatte, einige Tage dort ſich aufhielt; allein auch hier wich man ſeinem Andringen aus. Später fand noch eine zweite Synode in dieſem Jahre zu Marienborn Statt, auf welcher neben anderen Gegenſtänden beſonders auch die Reinhaltung der Gemeinde beſprochen wurde, daß keine Heuchler in ihr entſtehen, ſondern Seelenführung und

Lebenswandel ſtets nach der inneren Wahrheit erſcheinen möchte.

Jemehr die Brüderſache ſich ausbreitete, jemehr ſtiegen damit auch ihre Anfechtungen, und ſie bedurfte eines um ſo ſtärkeren Gewichts in ihrem Innern. An manchen Orten wurden obrigkeitliche Verordnungen gegen den Grafen und die Brüder gegeben, andrerſeits ſchrieben angeſehene Gottesgelehrte, wie der gelehrte und fromme Probſt Bengel, deſſen Erklärung der Offenbarung Sankt-Johannis vielen Ruhm hatte, mit großer Wirkung in ſolchem Sinn. Zu neuen Anfechtungen gab Zinzendorf ſelbſt unaufhörlich den reichſten Anlaß. Während ſeine einſichtsvolle, verſtändige und kluge Thätigkeit den geſellſchaftlichen Zuſtand der Brüder, unter Schwierigkeiten aller Art, mit oft ſcheiterndem und doch im Ganzen fortſchreitenden Erfolg, leitend, zurückführend, vordringend, zuſammenhaltend, zu behaupten und zu fördern ſtrebte, und man ſeine geſammte Kraft dahin geſpannt glauben konnte, blieb ein Theil immer noch einer inneren Beſchäftigung zu Dienſt, einem unreifen Erkenntnißgrübeln, einem grillenhaften Phantaſieſchwunge; dieſen im warmen Gefühle ſeines ächten Eifers allzuleichtſinnig vertrauend, konnte er in der Einſamkeit, die er neben ſeinem vielen Weltverkehr jetzt häufig ſuchte, die abentheuerlichſten Vorſtellungen aushecken, wagte die ſeltſamſten Bilder und bedenklichſten Lehrſätze. Manches von dem, was wir des Zuſammenhanges wegen ſchon früher angedeutet haben, die Wundenlitanei, viele der nicht zu rechtfertigenden Lieder, die willkürlichen Annahmen über die Dreieinigkeit, beſonders die Aeußerungen über den heiligen Geiſt, der durchaus unter den drei Perſonen als die Mutter ſich darſtellen ſollte, entſtand in dieſer Zeit, oder wurde doch mehr geſtaltet und ruchtbar. Die Brüder, ſchon ganz wieder in ſeiner Leitung, folgten ihm nach dieſer Seite nur um ſo leichter, als nicht in ihm allein ſolch phantaſtiſcher Trieb ſich regte, und was er vortrug, wurde gern gebilligt und geſteigert. Die Lehre von dem Mutterthum des heiligen Geiſtes nahm die Synode freundlich an, indem die Herzen in ſich unmittelbar von dieſer Muttertreue überzeugt wurden. Spangenberg ſagt, er könne den Grafen nur bedauern, daß er in ſeinen

Aeußerungen von der ewigen Gottheit ſo weit gegangen, mit ſeinen eignen Grundſätzen, nach welchen die Frömmigkeit mehr mit dem Herzen, als mit dem Erkennen zu thun habe, im Widerſpruch, und ſeinen Kräften und Gaben, welche auf ſolche tiefeindringende Forſchungen nicht geſtellt geweſen, noch weniger gemäß. Unglaublich war das Aergerniß, welches die Welt an dieſen Bildern und Redensarten nahm, die bald überall bekannt wurden; der Lärm, die Feindſchaft und der Spott, welche darüber ausbrachen, verurſachten dem Grafen unſägliche Beſtürzung und Schmerz; er nahm zwar ſpäter den Ausweg, im Allgemeinen alles zurückzunehmen und zu verdammen, was er in ſolcher Art Anſtößiges geäußert, allein im Einzelnen behauptete er gleichwohl die Zuläſſigkeit mancher ſolchen Vorſtellung, und konnte beſonders von der Mutterſchaft des heiligen Geiſtes nie ganz abkommen. Die Seltſamkeit ſeiner Ausdrücke, die einſeitige Uebertreibung in welcher ſein Eifer um irgend eines Spruches willen jede andere Wahrheit vergeſſen konnte, machten ſeine Vorträge und Lieder, welche in der zu Marienborn angelegten Privatdruckerei zur ſchnellen Verbreitung unter den Brüdern gedruckt, aber oft noch ſchneller in den Händen der Fremden und Gegner geſehen wurden, zum fortdauernden Anlaß des Geſpöttes und Haders; beſonders fiel das zärtliche Tändeln auf, in welchem jeder tüchtige Ernſt unterzugehen drohte. Zinzendorf hielt das kindliche, innig vergnügte und gleichſam ſpielerliche Weſen eines am Heilande hängenden Herzens für eine große Seligkeit, und meinte, jeder Menſch habe ſich aus ſeiner Kindheit etwas zurückzuholen, etwas Spielendes, Herzliches, Grades, und man dürfe ſich durch den Mißbrauch, der dabei Statt finden könne, eben ſo wenig ſtören laſſen kindlich zu ſein, als man wegen des Mißbrauchs der Vernunft aufhören dürfe vernünftig zu ſein. Allein eben er ſelbſt übte ſolchen Mißbrauch, und gab auch Anderen den freieſten Anlaß dazu. Perſonen ſeiner nächſten Umgebung griffen dieſe Richtung lebhaft auf, und unterhielten ſich in engerem Verein mit Gedichten auf das Leiden und die Wunden des Heilandes; da überbot man ſich in ſonderbaren und willkürlichen Bildern, und wußte der Thorheit keine Gränze. Es entſtand eine neue theologiſche Sprache, eine kauderwelſche Wortſpielerei, nur den Eingeübten verſtändlich, aber dem Grafen, welcher der leeren Form leicht aus ſeinem Innern einen überſchwellenden Inhalt lieh, gar genehm und vertraulich, und er ließ ſich ganz und gar zu ihr verführen.

Was er und ſeine Nächſten thaten, das thaten aber auch Andere; die Brüdergemeinde hatte ſeit einiger Zeit durch fremden Zudrang ſich außerordentlich vermehrt, und wenn auch Zinzendorf dieſen äußeren Anwachs bedenklich fand und lieber gehemmt hätte, ſo war doch die Sache bereits geſchehen und auch noch immer ſchwer zu hindern. Unter den neuen Mitgliedern aber fanden ſich ungeprüfte, verworrene und doch nicht unbegabte Leute, welche für ihre beſondern Unarten, Schwärmereien und Wunderlichkeiten hier freien Raum hatten, und bald auch ältere Mitglieder hineinzogen. Dies geſchah um ſo leichter, als die Gemeinde zu Herrnhaag in einer Art von Ungebundenheit lebte, wozu der Mangel an Gemeindeſtatuten und die Vernachläſſigung der Kirchenzucht nicht wenig beitrug, welche Zinzendorf mit Bedacht, weil die Gegner ſie als ein päbſtliches und unerträgliches Joch verſchrieen, und weil er die vorwaltende Neigung zu ihr dem Lutheriſchen Tropus hinderlich erachtete, allmählig ſehr hatte erſchlaffen laſſen. Daraus entſtand nun ein Gewirr der mannigfachſten Ketzereien und Ausſchweifungen in Worten und Benehmen. Vieles Unanſtändige, was in dieſer Art vorging, blieb dem Grafen längere Zeit verborgen, theils weil er ungern perſönliche Anklägereien vernahm, theils weil man ſeinen allzu heftigen, bei wirklichen Fehlern nicht immer Maß haltenden Eifer ſcheute, oder auch wohl ihn ſelbſt dem Irrwege folgen ſah. Endlich aber mußte die Sache doch zum Ausbruch kommen; die Ernſtergeſinnten hielten ihren Tadel über die unwürdigen Spielereien ihrer Brüder nicht länger zurück, die nächſten Mitarbeiter des Grafen, und nach und nach faſt die ganze Gemeinde, theilten ſich in zwei Partheien, welche einander mit Leidenſchaft befehdeten, und ſich wechſelſeitig verachteten und verdammten. Zinzendorf war ſehr erſchrocken, als plötzlich dieſer Zuſtand ſich vor ihm enthüllte; er ſah mit Unwillen, daß der Weg, welchen er gegangen und begünſtigt, über alle Gränzen hinaus geführt war, und daß er ſelbſt ſolchen Ausſchweifungen unwiſſend gedient hatte, aber auch mit Mißvergnügen, daß dieſe Verirrungen auf der Gegenſeite mit allzuſtrenger Härte verurtheilt wurden. Seine Neigung konnte er der mißbrauchten Richtung doch nicht ganz entziehen, am wenigſten vermochte er dasjenige, was er ſelbſt darin gethan, zu verdammen, und ſo ſchränkte er das Unweſen zwar möglichſt ein, tadelte aber doch am meiſten diejenigen, welche darauf ein nach dieſer Meinung übergroßes Gewicht legten, und ein ſo ſtrenges Richtamt ausübten. Dieſe Partheiung war für den Augenblick nicht völlig zu beruhigen, ſondern wogte noch längere Zeit fort, bis nach und nach eine maßhaltende Mitte ſich verſtärkte, vieles Störende beſeitigte, und der Aufregung allmählig Einhalt that.

Während dieſer Zerrüttungen ſetzte Zinzendorf alle ſonſtigen Arbeiten, die ihm oblagen, gleichmäßig fort, und ließ weder in den gewohnten Erbauungen noch in irgend einer andern Thätigkeit für die Gemeinde nach. An dieſem unermüdeten, täglich in ächter Frömmigkeit rein und kräftig erneuten Eifer, an dieſem unauslöſchlichen Feuer und Triebe des Herzens, hing die Erhaltung des Ganzen, welches bei ſeinen inneren Schwankungen, Kämpfen und Verwirrungen, und bei den äußeren Verfolgungen und Gefahren, ohne dieſes fruchtbringende Walten des Grafen hundertmal auf dem Punkte ſtehen konnte, auseinander zu fallen oder geſprengt zu werden. Im Jahre 1745 ſahen die Hauptorte der Brüder auch durch die großen Welthändel ſich bedroht; doch blieb jedes größere Unglück günſtig abgewendet. Herrnhut lag mitten im Schauplatze des Krieges, welchen Friedrich der Große abermals gegen Oeſterreich und gegen Sachſen zu führen hatte; die Fürſorge des wohlwollenden und ſiegreichen Königs ſchützte dieſen Ort. Bei Marienborn ſtanden eine Zeitlang die öſterreichiſchen und engliſchen Truppen den franzöſiſchen ſchlagfertig gegenüber, allein die Feindſeligkeiten verzogen ſich, und in allem Wechſel der kriegeriſchen Bewegungen erhielt die Gemeinde nur friedlichen Beſuch, indem Generale und Offiziere ſich mit ihr bekannt zu machen wünſchten, und dann meiſtens mit vortheilhaften Eindrücken ſchieden.

Auf zweien Synoden, welche während dieſer Zeit zu Marienborn gehalten wurden, betrieb Zinzendorf wieder vor allem die nähere Geſtaltung der Tropen, und ſuchte der Brüder mehr und mehr dafür zu gewinnen. Er warnte gegen Dünkel und ſtolze Zuverſicht auf die Vorzüge ihrer Gemeindeordnung und Kirchenzucht, hielt ihnen vor, daß nicht Liebhaberei für ſolche Formen, ſondern nur Gnade, welche ſchon bis dahin ſie gebracht habe, ſie auch weiter bringen könne, und forderte ſie zu Dank und Demuth auf. Zugleich traf er Einrichtungen zur Förderniß der Geſchäfte; nach dem Vorbilde der alten Brüderkirche wurden zum Betriebe der äußeren Angelegenheiten, welche für die Biſchöfe weniger geeignet ſchienen, zwei bürgerliche Aelteſte nebſt zweien Gehülfen ernannt, für geiſtliche Hülfsbeſorgungen mehrere Diakonen und Diakoniſſen eingeſegnet, verſchieden von den bisherigen Helfern und Helferinnen, und auch von den ſchon beſtehenden, mit Leitung des Gemeindehaushalts beauftragten Diakonen. Die Weihung, welche einzelne Brüder und Schweſtern, nach ihrem Wunſche, zu unbedingtem Dienſte des Heilands und der Gemeinde bisher durch eine ſogenannte Konfirmation zu empfangen pflegten, erhielt die Benennung der Annahme zur Akoluthie, wie die alſo Geweihten die der Akoluthen. Die mancherlei Zuſtände, in welchen die Brüderſache bald hie bald da Nachhülfe nöthig hatte, ließen den Grafen nie lange bei demſelben Geſchäft gleichmäßig ausdauern, ſondern riefen ihn, wozu auch ſchon Gewohnheit und Neigung einſtimmten, immer auf's neue nach den verſchiedenſten Ländern und Orten ab. So reiſte er im Anfange des Jahres 1745 mit ſeiner Gemahlin nach Holland, wo er ſich mit dem reformirten Tropus, für welchen er an Watteville's Stelle irgend einen angeſehenen reformirten Prediger zum Vorſteher wünſchte, wieder vergebliche Mühe machte, die Brüder in Heerendyk beſuchte, deren Verpflanzung nach der bei Utrecht von einem holländiſchen Brüderfreund angekauften Baronie Zeyſt berathen half, und auch für die Miſſionen thätig war. Zu Ende des Aprils nach Marienborn zurückgekehrt, fand er wegen der Brüdergemeinde in Preußen ernſtliche Schwierigkeiten zu verhandeln, wegen deren er im Oktober ſelbſt nach Berlin reiſte. Sein Sohn Chriſtian Renatus und ſeine Tochter Benigna begleiteten ihn, ſeine Gemahlin und Watteville aber kamen von Herrnhut, wohin ſie ſchon früher der dortigen Geſchäfte wegen gereiſt waren, gleichzeitig daſelbſt an, wo die Mutter Zinzendorf's ſie alle freundlich aufnahm, und ſich herzlich der herangewachſenen Enkel freute, deren frühe geiſtliche Richtung und Thätigkeit ihr ſeltſam und wunderbar genug ſein mußte. Er ſpeiſte bei der Königin Mutter; dem Könige ſelbſt aber perſönlich zu nahen, war auch diesmal, wie früher, keine Gelegenheit. Einigen Beſchwerden der Brüder wurde durch des Grafen Verwendung abgeholfen, wegen des reformirten Tropus wollte ſich aber auch hier noch nichts fügen. Ueber Neuſalz, Burau und Neudietendorf, wo überall die gewohnten Beſchäftigungen, Anſprachen und Erbauungen vorgingen, kehrte die Pilgerſchaft nach Marienborn zurück, wo ſogleich wieder eine Synode, hauptſächlich den inneren Gemeindegang betreffend, dann das theologiſche Seminarium und andere Anſtalten und Verhältniſſe, neuen Drang der Geſchäfte gaben.

Im April 1746 reiſte Zinzendorf mit ſeinem Pilgeranhang wieder nach Holland, um die in ihrer Verpflanzung von Heerendyk nach Zeyſt nun wirklich begriffenen, aber auf beiden Orten eben deßhalb getheilt wohnenden Brüder zu beſuchen. Er predigte wiederholt in Heerendyk, feierte ein Feſt der Aufnahme in die Gemeinde, und reiſte darauf über Utrecht nach Amſterdam, wo er ſogleich eine große Gefahr zu beſtehen und der Vorſehung die glücklichſte Rettung zu danken hatte. Spät abends angelangt legte er ſich um Mitternacht nieder, und las, wie er pflegte, um ſein Gemüth von den gehäuften Eindrücken des Tages zu befreien, wozu weniges ihm ſchon genügte, vor dem Einſchlafen in einem Buche. David Nitſchmann, der mit ihm in demſelben Zimmer ſchlief, wachte nach einigen Stunden plötzlich auf, ſah den Tiſch und das Bett des Grafen in Flammen, ja deſſen Schlafkleider ſchon angebrannt, und konnte das Feuer nur eben noch theils mit den Händen erſticken, theils mit Waſſer löſchen; er vollbrachte dies ſo ſchnell und ſtill, daß Zinzendorf gar nicht aufwachte, ſondern ruhig fortſchlief, und erſt am Morgen hörte und ſah, was geſchehen war. In Zeyſt wurde eine Synode gehalten, auf welcher der Graf nochmals das augsburgiſche Bekenntniß eifrig zur Sprache brachte, und die holländiſchen Brüder dahin zu vermögen ſuchte, daß ſie insgeſammt demſelben offen beipflichteten, allein vergebens, denn der Lehre jenes Bekenntniſſes hielt man ſich ohnehin zugethan, mit den Lutheriſchen Geiſtlichen aber, aus deren Mitte die heftigſte Feindſchaft gegen die Brüder überall hervorging, wollte man keine nähere Verbindung knüpfen. Das Vorſteheramt des Lutheriſchen Tropus übernahm nun, damit daſſelbe fürerſt nur in ſichern Händen wäre, Zinzendorf ſelbſt, indem er ſeine Eigenſchaft als Biſchof wieder hervorwandte. Wegen des allgemeinen Haushalts wurde vieles berathen, und der Graf, welcher auch dieſer Verwaltung, jedoch nicht mit ſonderlichem Geſchicke, vorſtand, wünſchte manches geändert; viele der Ausgaben, welche für das Ganze der Brüdergemeinden geſchahen, floſſen in den Aufwand ein, welchen er für ſich und die Seinigen ganz aus eignen Mitteln machte; er litt auf ſolche Weiſe beträchtliche Einbuße, allein man wußte für jetzt noch keine Abhülfe zu treffen. In Zeyſt erfolgte auch die eheliche Verbindung der Gräfin Benigna mit Johannes von Watteville, ehemals Langguth genannt; dieſe Heirath war längſt vorbereitet, ſie entſprach den Neigungen und Abſichten aller Betheiligten, man hoffte ſegenreiche Wirkungen davon; die Standeserhöhung Langguth's erleichterte die Sache für die weltlichen Meinungen, Zinzendorf aber hatte erklärt, daß es für ihn dergleichen nicht erſt bedurft hätte. Nach einigem Aufenthalte in Amſterdam, wo ihn die Miſſionsſachen viel beſchäftigten, ſeine Hausverſammlungen aber durch übergroßen Zulauf der Menge geſtört wurden, reiſte er mit geringer Begleitung, indem ein zahlreiches durch Gegenwind verſpätetes Gefolge auf einem eigends gemietheten Schiffe nachkam, von Helvoetſluys nach England ab, und war den 18. Juli in London.

England war noch im Kriege mit Frankreich begriffen, und wegen der noch nicht gedämpften, zu Gunſten des vertriebenen Hauſes Stuart gegen das regierende Haus Hannover gemachten Aufſtandsverſuche in großer innerer Bewegung. Die Brüder hatten hin und wieder Verdächtigungen erlitten, welche der Umſtand beſtärkte, daß ihnen der Eid, welcher gefordert wurde, außer dem König Georg habe niemand ein Recht zur Krone von England, bedenklich war, beſonders den Miſſionaren in Nordamerika, weil ihnen das Leiſten dieſes Eides bei den dortigen Anſiedlern alles Vertrauen nehmen mußte, indem die Mehrzahl derſelben ſchlechterdings jedes Schwören für Sünde hielt. Zinzendorf ſuchte durch ſeine vielfachen Verbindungen dahin zu wirken, daß den Brüdern jener Eid erlaſſen würde, welches auch in der Folge durch eine Parlamentsakte wirklich geſchah. Die beiden Wesley ſuchten abermals nähere Vereinigung mit den Brüdern, zu denen auch mehrere Methodiſten, da Zinzendorf eine Gemeinſchaft beider Verfaſſungen unzuläſſig fand, völlig übertraten. Eine Synode, auf welcher das Verhältniß der Brüder zur engliſchen Kirche beſprochen wurde, hatte nicht den gewünſchten Erfolg; der Erzbiſchof von Canterbury, Johann Potter, mit welchem Zinzendorf in freundſchaftlichem Verkehr geblieben war, zeigte günſtige Geſinnungen, allein die Brüder, welche aus der engliſchen Kirche zur Gemeinde gekommen waren, hatten keine Neigung, ſich auch an jene noch anzuſchließen. Dagegen lief die erfreuliche Nachricht ein, daß der Oberhofprediger Cochius in Berlin, mit Zuſtimmung ſeiner geiſtlichen und weltlichen Behörde, nun endlich eingewilligt habe, dem reformirten Tropus vorzuſtehen. Zinzendorf verließ jetzt England wieder, und kam, nach überſtandenem Seeſturm, den 4. November wieder in Helvoetſluys an, beſuchte Heerendyk und Zeyſt, wo neuerdings Reden und Berathungen Statt fanden, und ging von da nach der Wetterau zurück. Aber auch hier war diesmal kurze Raſt. Seinem Schwager dem Grafen von Reuß, mit dem er in Holland zuſammengetroffen, hatte er das Verſprechen gegeben, nach Ebersdorf zu kommen, und das vorige Verhältniß mit den dortigen Frommen wieder anzuknüpfen; dies gelang mit Hülfe des Hofpredigers Steinhofer vollkommen, und nach einem kurzen, mit Arbeiten und Andachten erfüllten Aufenthalt, kehrte er ſehr befriedigt, im Dezember, abermals nach der Wetterau zurück.

Hier hatte ſich indeß für die Verhältniſſe, welche mühſam genug ihre Laſt im Innern trugen, nun auch von außen ſchwieriges Ungemach entwickelt; und zwar aus dem Gedeihen und Vortheil ſelbſt, in welchem die Sachen erſchienen, ſollte dieſe Gegenwirkung hervorgehen. Die Geldmacht, welche bei Stiftung des Herrnhaags thätig geweſen, hatte der Niederlaſſung falſche Grundlagen zugemiſcht; anſtatt ſich im Kreiſe der reinen Geſinnung abzuſchließen, welche hier alleinige Triebfeder bleiben mußte, war man auf einen Boden hinausgeſchritten, welcher wenigſtens für den anderen Theil die Beziehungen der Herrſchaft und des Eigennutzes aufregte. Die großen Geldvorſchüſſe, welche der Reichthum der holländiſchen Freunde für die Brüderſache dargeboten, zwiſchen den Häuſern Yſenburg-Büdingen und Yſenburg-Meerholz getheilt, waren zwiſchen beiden ein Gegenſtand des Neides und der Eiferſucht, jedes dankte es den Brüdern übel, daß ſie ſich auch mit dem anderen eingelaſſen hatten; für jene Summen waren mit dem Boden zugleich bedeutende Stücke der obrigkeitlichen Gewalt verpfändet, und es machte Verdruß, ſo weſentliche herrſchaftliche Rechte nun von Fremden ausgeübt zu ſehen. Die Niederlaſſungen zu Herrnhaag und Leuſtadt gediehen zuſehends, und dehnten ſich mehr und mehr in der Umgegend aus; viele reiche Leute aus Holland, England und der Schweiz wurden angezogen; in den Kinderanſtalten allein befanden ſich ſechshundert Kinder, großentheils von auswärtigen Aeltern; Verkehr und Gewerbe blühten. Beſonders glaubte das Haus Büdingen ſich unter dieſen Umſtänden verkürzt, die Brüder in zu großem Vortheil, die geſchloſſenen Uebereinkünfte irrig. Nun fehlte es nicht an Gegnern aller Art, welche das herrnhutiſche Weſen als abſcheulich und gottlos verdammten, und es unverantwortlich finden wollten, daß ein ſolcher Staat im Staate, wie die Brüder durch Aneignung jener obrigkeitlichen Rechte nun wirklich bilden ſollten, geduldet würde. Dies ergriffen die büdingiſchen Behörden begierig, ſie verſuchten Beſchränkungen jener Rechte, oder beſtritten deren Ausübung ganz, machten dagegen neue Forderungen, und es entſtand das widerwärtigſte Verhältniß, in welchem die Brüder nicht ausharren konnten. Der Kampf war lebhaft auf beiden Seiten, und man glaubte auf beiden Seiten Recht zu haben. Zinzendorf hatte an jenen Uebereinkünften wenig Theil genommen, vieles darin ſogar ganz mißbilligt, allein zur Vermittelung der Streitigkeiten, welche ſich daraus erhoben, wollte er ſeine Hand gern bieten. Auf das Verlangen von Büdingen übernahm er die Vermittelung förmlich, allein verdarb es bald mit beiden Theilen. Sein Anerbieten, Leuſtadt oder ein anderes reichsfreies Gut, für eine außerordentlich hohe Summe zu kaufen, erregte in Büdingen neuen Argwohn, bei den Brüdern den ſtärkſten Tadel einer unbefugten Freigebigkeit, wobei ſie zu Grunde gehen würden. Die Verhandlungen wurden durch ſich ſelbſt und durch begleitendes Thatwirken nur ſtets herber, und zogen ſich in die Länge mit düſtrer Ausſicht; einſtweilen wurde die Pfandſchaft von der einen Seite nicht mehr gehalten, von der anderen kündigte Benning ſeine dargeliehene Summe von 150,000 Gulden dem Hauſe Büdingen. Mit Anfang des Jahres 1747 gab Zinzendorf ſeine Wohnung in Marienborn auf, wegen deſſen Verpfändung der Graf von Meerholz ihm auch Verdrießlichkeiten machte, und zog nach dem Herrnhaag, wo er ſich ein Haus mit einem Gemeindeſaal hatte erbauen laſſen, dagegen verlegte er die Mädchenanſtalt nach Marienborn und das Seminarium nach Lindheim. Seine Arbeit in der Gemeinde war jetzt nur noch unermüdeter, und keine äußerlichen Geſchäfte konnten ihn darin ſtören. Durch Predigten, Anreden, einzelne Beſprechungen, wirkte er bald öffentlich, bald vertraulich, mit größtem Zudrang von Brüdern und Fremden. Unter den Fremden, welche nach Herrnhaag kamen, war auch ſein alter Freund Nikolaus von Watteville, den er in Paris gekannt, und den er ſich herzlich freute wiederzuſehen. Sein Schwager Graf von Reuß, jetzt völlig der Brüdergemeinde angehörig, ſtarb während ſeines erneuten Beſuchs in Herrnhaag, und hinterließ einen Sohn, der ſpäter mit des Grafen von Promnitz hinterlaſſener Tochter vermählt wurde, indem der Zweck, dieſe bedeutenden Namen und Verhältniſſe durch ihre Vereinigung den Brüdern nur um ſo feſter zu erhalten, den Abſichten der Vorſehung ſelbſt nur gemäß dünken konnte.

Auf einer Synode, die vom 12. Mai bis zum 14. Juni dauerte, wurden an die Stelle des Biſchofs Polykarpus Müller, der eben verſtorben war, zwei neue gewählt, Johannes von Watteville und Leonhard Dober, überdies dreißig Diakonen und Diakoniſſen und zweihundert Akoluthen ernannt. Für den Lutheriſchen Tropus bewies Zinzendorf unausgeſetzt den größten Eifer, und bemühte ſich wegen öffentlicher Anerkennung des Glaubensbekenntniſſes der Brüder als eines mit dem augsburgiſchen übereinſtimmenden abermals fruchtlos bei dem würtembergiſchen Oberkonſiſtorium, welches die Entſcheidung der Sache höflich ablehnte. Die Partheiung unter den Brüdern dauerte übrigens fort, und es erforderte große Sorgfalt, die ſtreitigen Anſichten, welche zum Vorſchein kamen, in kampfloſem Gleichgewicht zu halten. Zinzendorf bemühte ſich zwar, einige ausſchweifende Vorſtellungsarten und Ausdrucksweiſen zu beſchränken, allein hiezu ſtrengere Maßregeln anzuwenden hielt er für unſtatthaft, wie er denn in dieſer Zeit überhaupt aller Kirchenzucht abhold war, und ſich dahin äußerte, der Gemeindegehorſam ſei eine Seligkeit, und brauche nicht erſt vorgeſchrieben zu werden, ſo lange das Herz des Menſchen mit den Grundideen ſeiner Gemüthsſchule harmoniſch bleibe, denke es aber anders, ſo werde alle Art eines geiſtlichen Zwanges gegen daſſelbe nicht eine Gelegenheit zum Beſinnen, wie die leibliche Zucht gebe, ſondern ein Krankheitsſtoff zu Verhärtung und Heuchelei, ja er wünſchte ſich Glück, daß er durch die Freiheit, die er geſtattet, manches an den Tag gebracht, was ſich ſonſt heuchleriſch verborgen haben würde. Und er ſelbſt, jenem einlenkenden Streben zum Trotz, gab fortwährend das Beiſpiel eines ungebundenen, phantaſtiſchen Schwunges, wie denn auch ſeine Predigten und Reden erfüllt von Bildern und Spielereien blieben, welche ſeine eifrigſten Anhänger ſpäterhin nur beſeufzen konnten.

Inzwiſchen ergab ſich aus eben den Umſtänden, welche für Zinzendorf in der Wetterau den Geſichtskreis verdüſterten, eine wundervolle Aufhellung derſelben in der Lauſitz. Er hatte ſchon immer geſagt, ſeine Verbannung aus Sachſen würde zehn Jahre dauern, dieſe waren nun verfloſſen, allein es zeigte ſich keine Aenderung. Sein großmütterliches Gut Großhennersdorf war ihm zum Kauf angeboten worden, allein er hatte es abgelehnt, weil er noch verbannt war, und nur endlich doch ſich bewegen laſſen, es für ſeine Tochter Benigna zu erſtehen. Dies wurde in Dresden beſprochen, man rühmte den Wohlſtand von Herrnhut, den Fleiß und die Ordnung der Brüder, ihre großen Verbindungen in Holland und England wurden nicht vergeſſen, und die Geldſummen, über welche ſie in der Wetterau verfügt hatten, und noch ſonſt wohl verfügen könnten, entgingen der Aufmerkſamkeit nicht. Die Feinde Zinzendorf's waren zum Theil verſtorben, die Freunde benutzten die Gelegenheit, und ſo geſchah es, daß unerwartet von hoher Hand die Eröffnung an ihn gelangte, der König erlaube ihm nach Sachſen zurückzukommen. Man war ſo aufrichtig, ihm hiebei zugleich die Erwartung zu zeigen, daß er bei ſeinen auswärtigen Freunden ein anſehnliches Darlehn für die ſächſiſche Kammer vermitteln werde, und wirklich ſäumte Zinzendorf nicht, dieſen Beweis ſeiner treuen Ergebenheit für das Kurhaus zu geben, und bewog den Bruder Beuning, jene dem Hauſe Büdingen gekündigten 150,000 Gulden der ſächſiſchen Kammer zu verſprechen. Die Nachricht hievon machte am Königlichen Hofe den beſten Eindruck, und man ließ den Grafen nun ſogar wiſſen, man wünſche mehrere ſolche Niederlaſſungen, wie Herrnhut, im Lande zu haben, und biete ihm hiezu, und zugleich zum Unterpfande für jenes Darlehn, die Erbpacht des Kurfürſtlichen Schloſſes Barby und des Amtes Döben an. Zinzendorf reiſte hierauf am 10. September über Neudietendorf nach der Lauſitz, und kam in Bertholdsdorf am 16. in derſelben Stunde an, in welcher vor ſechs Jahren der Heiland als Aelteſter der Gemeinde war erkannt worden. Nach kurzem Verweilen in Herrnhut und Großhennersdorf, wo er ſich nicht einrichten wollte, bis alles in Dresden völlig in's Reine gebracht wäre, ging er nach Gnadenberg und Gnadenfrei in Schleſien, wo auch ſeine Gemahlin eintraf, und von hier im Anfang Oktobers nach Leipzig, wo er mit dem Staatsminiſter Grafen von Hennike nähere Abrede wegen ſeiner Zurückrufung zu nehmen hatte. Anfangs wollte er die Gnade, die ihm den Aufenthalt in Sachſen wieder geſtattete, nicht eher förmlich ausgeſprochen wiſſen, bis man ſeine und der Brüder Sache durch die von ihm ſchon längſt begehrte Kommiſſion neuerdings gründlich unterſucht hätte; doch das Dekret war ſchon ausgefertigt, und auf den Rath des Miniſters nahm er daſſelbe, mit dem Vorbehalt einer künftigen Unterſuchung, einſtweilen dankbar an. Am 14. Oktober war er wieder in Herrnhut, und ſetzte hier alsbald ſeine gewohnte Thätigkeit fort; unter anderen Gegenſtänden wurde beſonders die Diakonie berathen, und der Haushalt der Pilger unter der Benennung des Gemeindehauſes feſtgeſtellt, wo für die Aufnahme und Beförderung der Diener Jeſu beſtens geſorgt wurde. Er ſelbſt war abwechſelnd in Bertholdsdorf und Großhennersdorf, am meiſten doch in Herrnhut. Bei ſeinen Sabbathsliebesmahlen wurden über zweihundert Perſonen bewirthet. Am 26. November reiſte er wieder nach dem Herrnhaag ab, wo dringende Geſchäfte ſeiner harrten, beſuchte auf der Durchreiſe in Bautzen ſeine Tante Henriette, von der ihn ſeither, bei aller urſprünglichen Liebe, einige Mißverſtändniſſe getrennt hatten, in Dresden den Grafen von Hennike, raſtete in Neudietendorf, und traf am 7. Dezember auf dem Herrnhaag ein.

Der Frieden war mit dem Hauſe Büdingen noch nicht hergeſtellt. Der regierende Graf begünſtigte zwar die Brüderſache genug, aber dem Erbgrafen war ſie zuwider, und deſſen Sinn überwog in mancherlei Einflüſſen, die ſeine Stellung ihm leicht machte. Zinzendorf, der bisher mit einem ſtreitfertigen Beamten zu thun gehabt, bewies die Klugheit, von dieſem ab unmittelbar an den Erbgrafen zu gehen, der hiedurch in ein neues Verhältniß geſetzt wenigſtens darauf einging, vorläufig die Sachen auf fünf Jahre unverändert, und ſich mit einer feſtgeſetzten jährlichen Summe für die herrſchaftlichen Einkünfte von Herrnhaag abfinden zu laſſen. Dieſer Erfolg befriedigte für den Augenblick, und der Graf wandte ſich getroſt mit neuer Kraft auf die Arbeiten im Innern der Gemeinde, die er mit Predigten, Chorreden und ſonſtigen Anſprachen, auch das theologiſche Seminarium mit Vorträgen über das augsburgiſche Bekenntniß, treu bediente.

Seiner Tochter Benigna und deren Gemahle Johannes von Watteville, welche ſich berufen fühlten, nach Amerika zu reiſen, gab er, nach ausführlicher Unterredung über die Wirkſamkeit, welche jenſeits des Weltmeers ihrer wartete, ſeinen Segen, und das junge Ehepaar reiſte nach Holland ab. Er ſelbſt aber hatte ſein Hauptanliegen ſtets im Sinne, die kirchliche und obrigkeitliche Unterſuchung und Anerkennung der Brüder als einer dem augsburgiſchen Bekenntniß angehörigen Religionsgeſellſchaft. Er war ſeiner Sache hierin ſo gewiß, daß er es ordentlich darauf anlegte, wie in neuerer Zeit ein deutſcher Philoſoph die Leute zum Verſtehen ſeiner Lehre zu zwingen meinte, dieſes Eingeſtehen auch den Widerſetzlichſten abzunöthigen; die Schwierigkeit war ihm nur, ſie dahin zu bringen, daß ſie die Sache wirklich anfaßten. Dies in Dresden durchzuſetzen, ſchien die Gelegenheit jetzt vorhanden, und er reiſte daher im März wieder nach Sachſen. Unterwegs in Neudietendorf und beſonders in Ebersdorf, und darauf in Herrnhut und Großhennersdorf, wohin auch ſeine Gemahlin und ſein Sohn aus der Wetterau nachkamen, widmete er den Gemeindeſachen den größten Eifer, hielt Berathungen, in welchen er die Tropen wieder fleißig erörterte, arbeitete die Tageslooſungen aus, und zeigte ſich überall wirkſam, wo irgend ein frommes Anliegen oder ein Häuflein Erweckter ſeiner bedürfen konnte. In Dresden hatte er ſein Begehren, nachdem er andere Wege vergebens geſucht, unmittelbar bei dem Könige angebracht, und mußte nun den Erfolg abwarten.

Inzwiſchen veranſtaltete er gegen Ende des Juni zu Gnadenberg in Schleſien eine Synode, zu welcher auch der Vorſteher des reformirten Tropus, Oberhofprediger Cochius, aus Berlin ſich einfand, ein erſtes Beiſpiel dieſer Art, und um ſo wichtiger, als Cochius ausdrücklich die Erlaubniß des Königs von Preußen empfangen hatte, der Synode, ſofern ſie in preußiſchen Landen gehalten würde, in jener Eigenſchaft beizuwohnen. Hier war denn hauptſächlich wieder von dem augsburgiſchen Bekenntniſſe die Rede, damit unter den Brüdern ſelbſt keine Zweideutigkeit in dieſem Betreff übrig bliebe. Mittlerweile war in Dresden das Darlehn auf

Barby in Richtigkeit gebracht, den mähriſchen Brüdern daſelbſt und in ganz Sachſen die nämlichen Vorrechte, die ſie bisher in Herrnhut genoſſen, vorläufig zugeſichert, und nach vielen Zweifeln auch die vielgewünſchte Unterſuchungskommiſſion bewilligt worden. Man hatte dem Grafen bemerkt, daß über Herrnhut ſchon vor elf Jahren günſtig geſprochen worden, und es unthunlich ſein würde, das ſchon Abgemachte wieder in Frage zu ſtellen, es könne die neue Unterſuchung daher, mit Ausſchluß jenes Ortes, nur auf die Brüderſache überhaupt gehen; der Graf ſah die Richtigkeit und den Vortheil dieſer Bemerkung ein, und es wurde angenommen, daß die Unterſuchung nur die eigentlich mähriſche Brüderkirche, nicht aber ihren Lutheriſchen und reformirten Tropus angehe. Die Kommiſſion traf endlich zu Ende des Juli in Großhennersdorf ein; ſie beſtand aus ſieben Mitgliedern, worunter der Oberkonſiſtorialpräſident Graf von Holzendorf, der Oberamtshauptmann Graf von Gersdorf, der Landeshauptmann von Löben, und die Profeſſoren der Theologie, Doktor Teller aus Leipzig, und Doktor Weikmann aus Wittenberg, lauter einſichtsvolle und den Brüdern eher günſtige als abgeneigte Männer. Elf Abgeordnete der Brüder, von den Biſchöfen hiezu beauftragt, traten mit der Kommiſſion ſofort in Verhandlung. Hier gab es nun Schriften zu prüfen, Erörterungen anzuſtellen, Fragen hin und wieder zu wenden, Sätze durchzuführen oder zu erläutern, theils in ſchriftlicher Form, theils in mündlichem Geſpräch.

Zinzendorf hatte anfangs den Verhandlungen perſönlich aus Beſcheidenheit ausweichen wollen, aber die Kommiſſarien und die Brüder begehrten ſeine Mitwirkung einſtimmig, und er mußte nun redend und ſchreibend die Seele des Ganzen ſein. Dabei ſetzte er ſeine täglichen Hausverſammlungen fort, denen wie ſeinen Predigten die Kommiſſion öfters beiwohnte; ferner dichtete er für den Geburtstag des Königs eine Kantate, welche feierlich aufgeführt wurde, und ſo verabſäumte er überhaupt nichts Weltliches noch Geiſtliches, was die Tage mit ſich brachten. Eiferſüchtig aber betrieb er vor allem die erſehnte Anerkennung; ſie ſollte nicht durch Annahme bloßer Erklärungen der Brüder, noch durch ſtillſchweigende Vorausſetzung abſeiten der Kommiſſarien, ſie ſollte durch deren eindringliche Prüfung und perſönliche Ueberzeugung ausdrücklich und beſtimmt erfolgen; darauf ging ſein ganzes Trachten, dahin glaubte er die Sache zwingen zu müſſen. Allein dies wollte ſich keineswegs ſo ſchnell ergeben, und da einige Gegenſtände unvermuthet in hitzige theologiſche Streitigkeiten führten, in welchen der Graf mit ſeiner vielgeſtaltigen Gemüthlichkeit nicht im Vortheil gegen die feſtgeſtellte Wiſſenſchaft der Univerſitätsgelehrten ſtand, von welchen der eine, Doktor Weikmann, die Brüder nun ſchlechterdings nicht als augsburgiſche Bekenntnißverwandte anerkennen, und lieber aus der Kommiſſion ausſcheiden wollte, ſo hätte die Sache gar leicht, ungeachtet der befriedigenden Erklärungen der Brüder, eine ſehr widerwärtige Wendung nehmen können, wäre nicht die Kommiſſion im Ganzen ſo einſichtsvoll-gerecht und billig-wohlgeſinnt geweſen, um das Weſentliche unter ſolchen Zwiſchenfällen feſt im Auge zu behalten. Indeß wurde der heftige Wunſch Zinzendorf's nicht ſogleich erfüllt; die Kommiſſarien hielten ſich gegen die Brüder zu keinem Ausſpruche verpflichtet, wiewohl ſie nicht verhehlten, daß derſelbe günſtig lauten würde, und die Anerkennung als augsburgiſcher Bekenntnißverwandten nicht zu bezweifeln ſtehe. Man konnte demnach die Kommiſſion dennoch als glücklich ausgegangen anſehen, und den vollgültigen Erfolg in der nächſten Zeit erwarten. Nach dieſem großen Siege, denn das war es in der That, verweilte Zinzendorf nur noch kurze Zeit in der Lauſitz, reiſte gegen die Mitte des Auguſt nach Ebersdorf, und von da nach dem Herrnhaag, wo er am letzten Tage des Monats ankam, und darauf, in eigends gehaltenen Berathungen, theils von dem Geſchehenen Bericht gab, theils neue Geſchäfte fleißigſt betrieb.

Die Nachrichten aus England lauteten in dieſer Zeit wenig tröſtlich, die in Deutſchland gedruckten Schmähſchriften waren ſeit einiger Zeit in's Engliſche überſetzt worden, fanden große Verbreitung, und wirkten ſehr nachtheilig; auch wurden die Brüder oft mit den Methodiſten als ein- und dieſelbe Sekte angeſehen, daher von der engliſchen biſchöflichen Kirche übel verkannt und angefeindet, und geriethen darüber in Bedrängniſſe, welche beſonders für ihre zahlreichen Miſſionen die ſchlimmſten Folgen haben konnten. Es erſchien dringend nothwendig, daß ihre Sache dort neuerdings kräftig vertreten und geſchickt durchgefochten würde; zu einer obrigkeitlichen Anerkennung, wie man ihrer nun in Sachſen ſchon gewiß ſein konnte, mußte es auch in England gebracht werden. Zinzendorf beſchloß, die Sache zu verſuchen, und ließ ſich eine Vollmacht ausfertigen, kraft deren er befugt wurde, alle in Holland, England und anderen Ländern eingeleiteten Unterhandlungen der Brüder nach ſeiner Einſicht zu führen und abzuſchließen, wobei er jedoch nicht umhin konnte, über die Laſt weltlicher Geſchäfte, die auf ihm läge, zu klagen, und beſonders den Wunſch zu äußern, der Diakonie, oder der Verwaltung des Haushalts der Brüderkirche, überhoben zu ſein; er gab zu erkennen, wie er am liebſten fortan dem Innern der Gemeinde, den Herzen der Brüder und der Seelenſache dienen möchte, welches ſein eigentlichſter Beruf von jeher geweſen ſei. Doch war er weit entfernt, ſich deßhalb der äußeren Vertretung der Brüder ſchon wirklich entziehen zu wollen. Er reiſte vielmehr im Herbſt mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne, mit Friedrich von Watteville, dem jungen Grafen von Reuß und anſehnlichem Pilgergefolge nach Holland ab, wo er in Zeyſt den inneren Gemeindegang fleißig bearbeitete, mancherlei Geſchäfte berathen half, und zum Schluſſe des Jahres ſich nach England auf dem Paketboot einſchiffte, wo er äußerſt ſeekrank dennoch eine Singeſtunde hielt, und dem Heiland die Brüder und das Werk Gottes in ihnen anempfahl. Ein Schiff, Irene genannt, welches in Neuyork für die Seereiſen der Brüder gebaut worden war, und jetzt hundertundfünfzig derſelben unter Johann Nitſchmann's Anführung über England nach Nordamerika bringen ſollte, hatte ihn wegen des Sturms, der das Annahen der Schaluppe unmöglich machte, nicht mehr aufnehmen können; ſie kamen aber beiderſeits glücklich in England an. Ein Edikt, welches in Hannover gegen die Brüder, obgleich deren keine dort wohnten, ergangen war, und in England ungünſtige Aufmerkſamkeit erregte, gab dem Grafen

Anlaß, darüber in einem Schreiben an den König einige Vorſtellungen zu machen.

Die Hauptſache blieb jedoch, in England ſelbſt eine obrigkeitliche Unterſuchung der Brüder zu bewirken, wozu irgend eine Petition an das Parlament den ſchicklichen Anlaß geben mußte. Dieſe Sache war nicht ſo leicht abzuthun; ſie mußte zuerſt unter den Brüdern zur Reife kommen, dann jeder Anſtoß der engliſchen Kirche möglichſt vermieden, und endlich im Parlament die nöthige Fürſprache und Stimmung gewonnen werden. Das erſte wurde durch eine Provinzialſynode gefördert, wo man die Sache gründlich beſprach, für das zweite dienten dem Grafen ſeine ſchon beſtehenden Bekanntſchaften, zu dem dritten war beſonders der Generallieutenant Oglethorpe behülflich, ein vieljähriges Parlamentsmitglied, und den Brüdern gewogen, die er in Nordamerika genau kennen gelernt hatte. Nach dem Rathe dieſes und anderer geſetzkundigen Freunde wurde dem Hauſe der Gemeinen eine Petition der Brüder um Freiheit von Eid und Waffendienſt durch den General eingereicht, der ſie durch eine ausführliche Rede unterſtützte; zwar drang ein angeſehenes Mitglied in einer heftigen Gegenrede auf Abweiſung der Petition, allein fünf andere Mitglieder vertheidigten ſie, und das Haus übergab ſie einem Ausſchuſſe von mehr als vierzig Mitgliedern, unter welchen auch jener Gegenredner war, zur gründlichen Unterſuchung. Zinzendorf hatte als Advokat der Brüder die Obliegenheit, dieſe Verhandlung zu leiten, allein er wollte und konnte nicht perſönlich darin auftreten, ſondern bevollmächtigte fünf des Engliſchen vollkommen mächtige Brüder, unter welchen auch der Freiherr von Schrautenbach war, denen er Tag für Tag das Nöthige angab, auf die Fragen des Ausſchuſſes zu antworten. Das Ergebniß fiel ganz nach Wunſch aus, der Ausſchuß berichtete günſtig, die Petition wurde in eine Bill verwandelt, als ſolche nochmals einem Ausſchuſſe von ſiebzig Mitgliedern übergeben, und ging darauf im Unterhauſe einmüthig durch. Größere Schwierigkeiten waren im Oberhauſe zu gewärtigen, der alte Biſchof von London, Doktor Sherlock, wollte ſich der Bill entſchieden widerſetzen, und Zinzendorf ſchrieb deßhalb an den Biſchof von Lincoln, welcher deutſch konnte, er möchte eine Unterredung zwiſchen ihm und jenem Biſchofe vermitteln; allein die übrigen Biſchöfe hatten in einer gehaltenen Verſammlung ſchon beſchloſſen, für die Brüder zu ſtimmen, und nach Einſicht des dem Unterhauſe erſtatteten Berichts gab auch Doktor Sherlock ſeinen Widerſpruch auf. Zwar ſprachen mehrere Lords entgegen, und namentlich der Großkanzler, welchem Zinzendorf ſogar ſchrieb, er wolle, bei ſo wichtigen Anſtänden, lieber die Sache zurücknehmen, da der eigentliche Zweck, die Unterſuchung der Brüderkirche und ihrer Lehre und Verfaſſung, ſchon erreicht ſei, allein der Großkanzler wünſchte nur einige Ausdrücke abgeändert, und nachdem dies geſchehen, wurde die Bill einſtimmig angenommen, darauf, der Veränderung wegen, von dem Unterhauſe nochmals gutgeheißen, und endlich durch die Königliche Beſtätigung am 6. Juli 1749 zur Parlamentsakte erhoben. Die Brüder wurden als Mitglieder einer alten evangeliſchen biſchöflichen Kirche anerkannt, von Eidleiſtung, ſofern ſie ihnen bedenklich erſchiene, befreit, eben ſo vom Waffendienſte ganz und vom Antheil an den Geſchwornengerichten in peinlichen Fällen. Die Erlangung eines ſolchen Anerkenntniſſes, und auf ſolchem Wege einer öffentlichen und großartigen Staatsverhandlung, war der wichtigſte weltliche Vorſchritt, welchen die Brüderſache bis dahin gemacht; ſie ſtand nun in den Reichsgeſetzen eines Landes, wo die Geſetze alles, und keinem leichten Wechſel unterworfen ſind, gründlich feſt; während anderswo die noch ſo große Beſchützung und Gunſt widerrufbar von jedem neuen Zufall abhängig erſchien. Die Wirkung dieſes Erfolges zeigte ſich alsbald bedeutend; an vielen Orten in England, Schottland und Irland und in den nordamerikaniſchen Pflanzungen lud man die Brüder zu Niederlaſſungen ein, deren auch einige zu Stande kamen, in England beſonders nahm die Gemeinde einen neuen Schwung, der auch günſtig auf das Feſtland zurückwirkte. Zinzendorf ſuchte den guten Eindruck zu verſtärken; er hatte mit den Biſchöfen von London und Lincoln freundliche Unterredungen, ſchrieb in engliſcher Sprache eine Darlegung der Lehre und Verfaſſung der Brüder, und bereiſte die Gemeinden, die ſich im Lande ſchon ſehr vermehrt hatten, beſonders in Yorkſhire, wo Fulneck als ein bedeutender Bruderort heranwuchs. Nicht unwichtig war auch in Bezug auf dies Gedeihen der Brüderſache in England, daß der engliſche Biſchof von Sodor und Man ſich entſchloß, die Leitung des durch das Ableben des Oberhofpredigers Cochius erledigten reformirten Tropus zu übernehmen.

Seiner Hausgemeinde, welche durch ab- und zugehende Pilger, beſonders auch durch das Verweilen vieler nach Weſtindien, Nordamerika und Grönland abzufertigenden Heidenboten, zeitenweiſe ſehr anſehnlich war, widmete der Graf ungewöhnliche Fürſorge. Nicht nur arbeitete er, wie immer, mit eifrigſtem Antheil für den Seelenzuſtand der Einzelnen und den ſegenreichen Gang der Geſammtheit, zu deſſen beſſerer Führung und Berathung er, außer ſeinen Reden, Bet- und Singeſtunden, auch noch eine beſondere Hauskonferenz einrichtete, ſondern auch auf das Aeußere erſtreckte ſich die Sorgfalt, es ſollte den ihn umgebenden Pilgern auch in dieſer Beziehung an nichts fehlen, und eine gewiſſe Strenge und Aermlichkeit, welche bisher bemerkbar geweſen, wich einer minder einfachen und reichlicheren Lebensweiſe. In der Kleidung entſtand auch eine merkliche Aenderung, ſie wurde reicher grade dadurch, daß man ſie vereinfachen wollte; denn bisher hatte ſich jeder, wiewohl ohne Prunk, doch nach Gewohnheit ſeines Standes getragen, jetzt wünſchte Zinzendorf dieſen Unterſchied aufgehoben; man wählte daher eine mittlere Tracht, zu welcher zwar einige Brüder und Schweſtern aus ihrer bisherigen um vieles hinabſtiegen, die große Mehrzahl aber bedeutend herauf, und das Ganze mußte ſich daher ungemein erhöht darſtellen. Offenbar wirkte hier der Anblick und die Berührung der geordneten engliſchen Lebensart der Mittelklaſſen ein, deren Ehrbarkeit und Bildung dort mehr als anderswo mit einem gewiſſen Wohlſtand und Aufwand in Verbindung ſteht. Seine Hausverſammlungen mußte er gegen den allzugroßen Zulauf bewahren; nicht geringer war der Drang zu den deutſchen Predigten, welche er in der Brüderkapelle hielt, und die unmittelbar darauf ein Bruder in engliſcher Sprache genau wiederholte. Außer dieſen beſtimmten Beſchäftigungen ſuchte Zinzendorf in dieſer Zeit gern einſam zu bleiben, wozu mancherlei Urſachen beitrugen. Er bedurfte, und grade im Glück am meiſten, des ſtärkenden Umgangs mit dem Heilande, ohne welchen er ſich gebeugt und verlaſſen fühlte; nur mit dieſer ſtets erneuten Kräftigung konnte er zu den vielen und wechſelnden Arbeiten, die er betrieb, getroſt hervortreten. Aber auch Trübſale machten ihn dieſer Stärkung jetzt ſehr bedürftig. Briefe aus Deutſchland gaben ihm zum erſtenmale deutliche und umfaſſende Einſicht des Uebels, welches im Stillen das Innere der Gemeinde durchwuchert hatte, und ihr eine gränzenloſe Verwilderung drohte. Die ausſchweifenden Spiele der Einbildungskraft, die ſchwächliche Tändelei und das kindiſche Weſen mit dem Heiland, welche ſich im Herrnhaag erzeugt hatten, waren auf den Gipfel der Albernheit geſtiegen; in erſchreckender Weiſe enthüllte ſich plötzlich das Verderben durch eine Menge von Thatſachen, in welchen die Frömmigkeit zum Unweſen geworden ſchien. Zinzendorf hatte vieles dieſer Art ſchon gewußt, einiges ſelbſt verſchuldet, aber das Uebel nie ſo arg und die Heilung deſſelben ſchon im Zuge geglaubt. Jetzt wurde ihm zum erſtenmal kund, was alles ihm bisher entgangen, und noch in vollem Fortſchritte begriffen war. Erſchrocken ſchauderte er vor dem Bilde zurück, das ihm nun in unläugbarer Wahrheit die Augen traf. Schnelle und entſchiedene Abhülfe, das war klar, mußte verfügt werden. An der Spitze dieſer Verirrung, welche in ſolcher Uebertreibung der Graf nicht mehr als ſeine eigne anſehen konnte, ſtand ſein Sohn Chriſtian Renatus, den er ſogleich zu ſich nach London berief. David Nitſchmann dagegen mußte nach Deutſchland eilen, um alle Gemeinden zu beſichtigen, das Unweſen überall zu erforſchen und möglichſt auszurotten. Der Sohn kam an, erfuhr die Strenge des Vaters, aber auch deſſen Liebe, und gab willig dem anderen Wege ſich hin, auf den man ihn jetzt umlenkte. Zinzendorf ſelbſt aber gerieth in große Beklommenheit; er konnte die Quelle jener Schwärmereien nicht ſo ganz, und ſelbſt ihre Wirkungen nicht alle gleichmäßig verdammen, auch ſchien derſelbe Fall bei dem Einen zu entſchuldigen, bei dem Anderen nicht; einzelne Thatſachen ſprachen ſeine Milde an, andere regten unmittelbar ſeinen ärgſten Zorn auf. In dieſem Gedränge, da er nicht hoffen konnte, ſein inneres Gefühl mit äußerer Gerechtigkeit in Einklang zu bringen, wählte er ſich eine ſonderbare Zuflucht. Er verſchloß ſich allen weiteren Mittheilungen, mied alle darauf hinlenkenden Geſpräche, und wies mit Unwillen die näheren Anzeigen von ſich, die man ihm geben wollte, er behauptete nachdrücklich ein völliges Ignoriren. Sein Betragen in dieſer Hinſicht war auffallend und unbegreiflich, er verweigerte ſchlechterdings jede Aufklärung, und gerieth darüber in dauernden Zwiſt mit einigen Brüdern, welche die Sache gründlich durchzuarbeiten wünſchten, aber er wollte lieber den Seinigen ein Räthſel und von ihnen mißbeurtheilt ſein, als einen Gegenſtand anrühren, der ſein Inneres zerriß, und bei dem er eben ſo ſehr ſeine Milde wie ſeine Strenge fürchtete. Für das Allgemeine hatte er die nöthigen Maßregeln angeordnet, die Sichtung war eingeleitet, das Einzelne in dieſem betrübten Wirrweſen wollte er dem Heiland und deſſen Fügung anheimſtellen, wobei das Gute ſchon ohne menſchliches Zuthun in jedem am ſicherſten würde gerettet und das Schlechte zerſtört werden. Und in der That, es ſcheint, daß Zinzendorf in dieſem bedenklichſten Falle nicht klüger hätte handeln können.

Inzwiſchen waren gute Nachrichten aus Weſtindien eingegangen, wo Johannes von Watteville und Benigna mit gutem Erfolge wirkten. Aus Sachſen kam die Verſicherung, daß der König das Dekret zu Gunſten der Brüder nun wirklich erlaſſen habe. Leonhard Dober traf aus Liefland ein, und als David Nitſchmann von ſeiner Beſichtigung der Gemeinden aus Deutſchland wiederkehrte, wurde Dober dahin abgeſandt. Die dortigen Liederſachen enthüllten ſich immer mehr in ihren ungeahndeten Fortſchritten, allein ſie waren bereits in der Umkehr und ließen völlige Heilung hoffen. Als darauf Johannes von Watteville aus Amerika zurückkam, wurde auch dieſer nach Deutſchland geſchickt, um die Gemeinden zu bereiſen, und die Reinigung derſelben zu vollenden. Bei allen dieſen Maßregeln verharrte Zinzendorf aber dennoch in der angenommenen Stellung, und wollte hinſichtlich dieſer Angelegenheit nichts Näheres mehr vernehmen, noch geſprächsweiſe äußern, ſondern ſtritt gegen alles, was man ihm dieſerhalb aufdringen wollte. Seiner Thätigkeit fehlte es während ſeines fortgeſetzten Aufenthalts in England nicht an anderen Gegenſtänden. Eine Synode im September 1749 zu London, hauptſächlich dem Gemeindegang gewidmet, eine andere im Juni 1750 ebendaſelbſt, auf welcher unter anderen die Stellung der Gemeinde gegen ihre und des Grafen perſönliche Widerſacher beſprochen wurde, mannigfache Berathungen wegen einzelner Gemeinden, dabei die Geſchäfte des Syndikats und der Diakonie, und zwiſchen allem dieſen immerfort die eifrigſte Beſorgung der Seelen, die täglichen und öfteren außerordentlichen Andachten und Reden, ungerechnet den ſtets zunehmenden Briefwechſel und den unvermeidlichen Umgang mit Perſonen, deren Bekanntſchaft wichtig war, dies ungefähr bezeichnet den Kreis von Beſchäftigungen, von welchen Zinzendorf ſich nicht ablöſen konnte. Zwar äußerte er wiederholt den Wunſch, alle ſeine Aemter niederzulegen, und von der Leitung der Gemeinde zurückzutreten, womit die meiſten Feindſeligkeiten, wie er glaubte, da ſie hauptſächlich auf ſeine Perſon gerichtet wären, gegen die Brüder von ſelbſt wegfallen würden; auch ſei nur die Predigt des Evangeliums ſein wahrer Beruf, meinte er, nicht aber das Syndikat noch die Diakonie, zu deren Geſchäft er wenig tauge; und in der That zeigte er ſich beſonders der letzteren Aufgabe nicht gewachſen, indem er weder die nöthige Kenntniß des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, der Bedürfniſſe und Hülfsquellen, der vortheilhaften und nachtheiligen Wege deſſelben hatte, noch in dieſen Verhältniſſen ein richtiges Maß vorausbeſtimmen, oder das beſtimmte, bei aller Sparſamkeit, die er ſich zum Geſetz gemacht, mit erforderlicher Strenge feſthalten konnte; gleichwohl hätte ihn auch in dieſem Amte nicht gleich jemand zu erſetzen vermocht, ſein Eifer, ſeine Selbſtaufopferung, ſein eignes bedeutendes Vermögen, und das große Zutrauen, welches er nach allen Seiten einflößte, gab ſeiner Verwaltung in zahlreichen Fällen Nachdruck und Hülfe, wie ein noch ſo gründlicher Kenner und Rechner ſie ſchwerlich finden konnte; auch war die Gemeinde von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ſie ſeiner nicht entrathen könne, und er fühlte ſelbſt, daß er, wenn auch ſonſt für jene Geſchäfte gar nicht der rechte Mann, doch unter dieſen Umſtänden noch unentbehrlich ſei, und ließ ſich daher gefallen, die bis dahin getragene Laſt auch ferner noch zu tragen. In der Einſamkeit von Ingatſtonehall, einem Landſitze, den er eine halbe Tagereiſe von London gemiethet hatte, und wohin er ſich bisweilen zurückzog, bearbeitete er unter anderen auch vielfache Verzeichniſſe, ſowohl der Orte, Gemeinden, Chorhäuſer, und Anſtalten der Brüder, als auch der Perſonen, welche bisher dem Dienſte der Gemeinde auf irgend eine Art vorgeſtanden, ja auch ſolcher, die, ohne zur Gemeinde zu gehören, ihr wichtig und werth geworden waren; an dergleichen ſtatiſtiſchen Ueberſichten und Aufzählungen hatte er von jeher beſondere Freude, und die Namenreihen dienten ihm auch zu den Fürbitten, mit welchen er ſein Gebet ausführlich auf alles Einzelne zu heften liebte.

In Sachſen und in England hatte die Brüderſache jetzt unter obrigkeitlicher Gewähr feſten bürgerlichen Boden erlangt, der auf einem anderen Punkt hingegen ihr wieder entſchlüpfen ſollte. Der alte Graf von Yſenburg-Büdingen war im Oktober 1749 geſtorben, und der Erbgraf hatte die Landesregierung angetreten. Die Verhältniſſe von Herrnhaag waren dieſem ſchon längſt ein widriges Augenmerk, und bereitwillig folgte er den Rathſchlägen, welche die Feinde der Brüder ihm eingaben. Man hatte ihm vorgeſtellt, die Gemeinde ſchmälere ihm ſeine Rechte, und wenn die Sachen ſo fortgingen, würde Zinzendorf ihn mehr und mehr verdrängen, und ſich als Herr des Landes einſchleichen. Die Aufkündigung des Darlehns hatte die Erbitterung gegen Zinzendorf vermehrt, und die Brüder ihrerſeits trugen durch eitle Reden und unſchicklichen Trotz, wie ihre eignen Berichte geſtehen, nicht wenig dazu bei, die Sachen zum Aeußerſten zu treiben. Die in Druckſchriften mehr als je gehäuften Anſchuldigungen gegen die Brüder, die Verirrungen, welche in Herrnhaag Statt gefunden, konnten ein ſtrenges Verfahren gegen die Gemeinde leicht beſchönigen. Der junge Graf nahm ſich vor, die Sache jetzt, da er die Gewalt hatte, ſcharf anzufaſſen.

Gleich bei der Huldigung, die ihm zu leiſten war, verlangte er von der Gemeinde, ſie ſollte eidlich verſprechen, daß ſie durch ihre Einrichtung und Verfaſſung keine Unterthänigkeit unter dem Grafen von Zinzendorf oder den Vorſtehern und Aelteſten, die mit ihm zuſammenhingen, ſuchen wollten. Nach mannigfachem hin und her ſchreiben, beharrte der regierende Graf unter geſteigerten Vorwürfen in ſeinem Begehren, ſie ſollten ſchlechterdings dem Grafen von Zinzendorf und ihren Aelteſten und Leitern abſagen, die Brüder dagegen weigerten ſich ſtandhaft, und baten um Unterſuchung und Gelegenheit ſich zu verantworten, jedoch vergebens, denn es hieß, die Sachen wären durch öffentliche Streitſchriften hinlänglich aufgeklärt. Endlich erſchien am 18. Februar 1750 ein landesherrliches Patent, welches den Einwohnern von Herrnhaag, die ſich von dem herrnhutiſchen Weſen losſagen wollten, Freiheit zu bleiben und Schutz verſprach, allen denen aber, welche dies verweigerten, binnen drei Jahren auszuwandern befahl. Zinzendorf, von den früheren Vorgängen benachrichtigt, hatte durch ein Schreiben aus London ſich dem regierenden Grafen zu einem freiwilligen Verlaſſen des Herrnhaags unter billigem Abkommen erboten, allein dieſes gewaltſame und vertragswidrige Verfahren ſchnitt alle Unterhandlung ab, und eine Gemeinde, welche noch vor kurzem ſorglos den luftigſten Tändeleien nachgehangen, mußte plötzlich in härteſter Prüfung zu wirklichſter Sorge für Boden und Fach übergehen! Aber hier trat der gute Grund der Brüder ſogleich klar und feſt aus jeder Umdämmerung hervor. Wohlmeinende Fremde riethen zwar, die Brüder ſollten ihr gutes Recht behaupten, und es fehlte nicht die Wahrſcheinlichkeit, daſſelbe glücklich durchfechten zu können; andere Wege der Vermittelung ſchienen auch nicht ganz verſchloſſen; allein die ſämmtlichen Einwohner des Herrnhaags, durch den Biſchof Johannes von Watteville, der grade zu dieſen entſcheidenden Tagen aus London angelangt war, glücklich geleitet und geſtärkt, faßten den Entſchluß, zu ſchweigen und zu leiden, verwarfen das Anerbieten der Regierung, und ſchickten ſich ſofort an, ihre Wohnungen, Werkſtätten und Nahrungen zu verlaſſen. In den erſten drei Tagen machten neunzig ledige Brüder ſich auf den Weg nach Pennſylvanien. In kurzen Friſten folgten andere, die theils nach Sachſen und Schleſien, theils nach Holland und England abzogen, die Kinderanſtalten wurden nach der Lauſitz, nach Ebersdorf und anderen Orten beſtimmt, und es zeigte ſich, daß der vor kurzem noch blühende Ort ſchon vor der feſtgeſetzten Zeit ganz geräumt ſein würde; der Verluſt an liegender und fahrender Habe, welcher bei dem ſchnellen Aufbruch unvermeidlich war, indem die Häuſer gar nicht, manches nur zu geringſten Preiſen verkauft werden konnte, ſchien den Brüdern gar nicht in Betracht zu kommen. Um ſo mehr war der Graf von Büdingen durch dieſen Erfolg ſeiner Maßregeln betroffen, und ſeine anwohnenden Unterthanen, ihrer noch vor kurzem gegen die Brüder beim Reichskammergericht geführten Klagen uneingedenk, jammerten laut über einen Abzug, der auch ihren Wohlſtand empfindlich verletzen mußte. Nun erhob ſich die Beſchuldigung, die Vorſteher der Gemeinde wirkten durch Drohungen und falſche Verſprechungen auf die Leute, und verführten oder zwängen ſie wider Willen zum Auswandern; jeder Einzelne wurde nun von der Gräflichen Behörde befragt und geprüft, und auf alle Weiſe zum Bleiben ermahnt, allein vergebens, die Auswanderung blieb im Zuge, fremde, zum Theil vornehme Perſonen, kamen nun erſt um Aufnahme bittend nach Herrnhaag, und begehrten mit auszuwandern; über vierhundert und ſiebzig Köpfe zogen gleich im erſten Jahre wirklich ab. Nur Ein Mann, durch Anerbietungen verführt, ſagte ſich von der Gemeinde los und wollte in Herrnhaag bleiben, aber zur Beſchämung der Behörde fühlte er bald Reue, bat die Brüder um Verzeihung, und ergriff ebenfalls den Wanderſtab.

Als Zinzendorf in London die ausgebrochene Verfolgung erfuhr, war er anfangs tief betrübt, bald aber, als die Gemeinde ſich ſo herrlich bewährte, empfand er die freudigſte Beruhigung, und hielt ſich überzeugt, daß der Heiland den Brüdern durch ſolche Schmach nur himmliſche Gnade ſende, und nach ſo vielen zweifelhaften und mißlichen Vorgängen die denn doch wohl zu hart beſchuldigte Gemeinde durch die ſprechendſte Thatſache im wahren Lichte zeigen wolle. Seine Gemahlin, welche dieſe ſchweren Tage im Herrnhaag miterlebt und keine ſchonende Behandlung erfahren hatte, und ſein Schwiegerſohn, der als ein würdiger Jünger des Heilands erſchienen war, brachten ihm nach London den genaueſten Bericht. Die Sorge für das Unterkommen der Ausgewanderten und ihrer ferneren Nachfolger mußte nun in vielfachſte Thätigkeit übergehen, ſie vertheilte ſich zwar auf die ganze Brüdergemeinde, lag aber im Ganzen doch hauptſächlich dem Grafen ob. Er blieb in England, ſowohl der vielen Hülfsmittel wegen, die ihm dort zu Gebote ſtanden, als auch um das Aufſehen und vielleicht den Haß zu vermeiden, welche ſein übrigens unfruchtbares Erſcheinen in Deutſchland jetzt hätte wecken können. Zwar ſchrieb er noch an den büdingiſchen Regierungsrath Brauer mild und verſöhnlich, und erbot ſich ſogar, den Herrnhaag mit anderen als den weggezogenen Leuten zu beſetzen, allein ohne Wirkung. Die Auswanderung wurde ſtill und demüthig fortgeſetzt, ohne Aufſehen und Unruhe. Nachdem in England auf der letzten Synode der Gang der Gemeindeſachen nochmals gründlich berathen worden, glaubte der Graf, nach anderthalbjähriger Abweſenheit, doch wieder nach dem Feſtlande zurückkehren zu müſſen. Er nahm von den Brüdern und Schweſtern in London, die er noch Perſon für Perſon ſprach, liebevoll Abſchied, und ſchiffte ſich am 11. Juli in Harwich ein. Sein Sohn und Schwiegerſohn begleiteten ihn, die Gräfin war vorausgereiſt. Bis zum 1. Auguſt blieb er in Zeyſt, wo er unter ſtärkſtem Zudrange öffentliche Verſammlungen hielt, und reiſte dann über Neuwied, wo der regierende Graf ſchon längſt eine Niederlaſſung der Brüder wünſchte, nach Lindheim und Marienborn, beſuchte die im Herrnhaag noch verbliebenen Brüder und Schweſtern, die er durch eine Rede tröſtend erfreute, ſetzte dann ſeinen Weg nach Sachſen fort, und erreichte am 14. Auguſt das Schloß Barby, welches den Brüdern bereits übergeben war, und wo ſeine Gemahlin ſeiner ſchon wartete, ſeine Pilgerbegleitung aber bald nach ihm eintraf. Hier wurde ſogleich eine ſchon vorbereitete Synode gehalten, auf welcher die im Innern der Gemeinde feſtzuhaltenden Grundideen, die Sichtung der Mitglieder, der Umſturz von Herrnhaag und die fortdauernden Streitſchriften gegen die Brüder, zur Sprache kamen. Ueber die Ausſchweifungen, welche in Bildern und Wortſpielen waren getrieben worden, äußerte er ſich unumwunden, verwarf die Meinung, als hingen jene im geringſten mit der Lehre von der Verſöhnung zuſammen, und verſprach, ſo lange er Athem habe, ſolchen Verirrungen, die er als Teufelsſchule bezeichnete, kräftig entgegenzutreten. Uebrigens bekannte er, die Brüder und Schweſtern verdienten ſeinen Dank, welche ihm den größten Theil dieſes Unfugs in der Zeit, da ihn die großhennersdorfiſche Kommiſſion und die engliſche Parlamentsverhandlung völlig hingenommen, ſchonend vorenthalten hätten, indem dieſe wichtigen äußeren Angelegenheiten mit der eben ſo wichtigen inneren ſich in ſeinem Denken und Thun nur übel durchkreuzt haben würden. Nach der Synode ſprach er jedes Mitglied derſelben noch beſonders, prüfte auch die dem Seminarium angehörigen Brüder der Reihe nach in einzelner Unterredung, wie er von jeher zu thun liebte. Im Oktober reiſte er dann über Leipzig und Dresden, wo er wegen Barby noch manches verabredete, und kam den 13. nach Herrnhut, wo er in Berathungen, Werken der Andacht und Erbauungen, und vielfachen ſchriftlichen Arbeiten, den ganzen Winter verblieb. Was an Herrnhaag verloren ſchien, wuchs in dem feſtgegründeten Gedeihen Herrnhuts und der vielen neuen Gemeinden in Sachſen, Schleſien, Holland und England, der Miſſionen zu geſchweigen, den Brüdern reichlich wieder zu, und die Gemeinde bewegte ſich auf wogendem Gewinn und Verluſt doch im Ganzen höchſt gedeihlich vorwärts.

Ehe wir nun der Lebensbahn Zinzendorf's weiter folgen, haben wir ſeine während der letzteren fünf Jahre ſehr bedeutende ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und Wirkung näher anzuſehen. Die Streitſchriften gegen die Brüder, oder — wie man ſie durchaus nennen wollte — Herrnhuter, hatten ſich, nach Maßgabe der Ausbreitung der Gemeinde, mitausgebreitet und geſteigert. Sie waren großentheils wahre Schmähſchriften, Zeugniſſe leidenſchaftlichen Haſſes und beſchränkteſter Schulgelehrſamkeit, voll grober Verläumdungen und elenden Mißverſtandes. Dieſe Schriften unbeachtet zu laſſen, wenigſtens einer unmittelbaren Widerlegung ſie nicht zu würdigen, war im Allgemeinen Zinzendorf's Grundſatz; doch wurde der Anreiz, dem Falſchen das Wahre nicht nur durch That und Wandel, ſondern auch ſchriftlich entgegenzuſtellen, oft unwiderſtehlich, und führte auf den Kampfplatz, um, wenn auch nicht die Gegner ſelbſt, doch ihre Waffen zu treffen. Grade die Geiſtlichen und Prediger waren es, welche am heftigſten eiferten, und ſich nicht ſcheuten, ihre vor der Welt meiſt ehrenhaften Namen mit denen der niedrigſten Ausgewieſenen oder Ausreißer zuſammenzuſtellen, welche in der Gemeinde ihre Rechnung nicht gefunden hatten, und ſich, durch verrätheriſche Mittheilung angeblicher Geheimniſſe und Schandſachen, für ihre getäuſchten ſelbſtſüchtigen Erwartungen oder vermeintlich erlittenes Unrecht ſchadlos halten wollten. Von namhaften Männern, unter welchen Bengel, Walch und Baumgarten durch ihr Anſehen, Häntzſchel, Winkler, Fröreiſen, Freſenius und Andere durch ihre Heftigkeit ſich auszeichneten, zählte man ſchon gegen zwanzig Hauptſchriften gegen den Grafen, ſeine und ſeiner Anhänger Lehre, Verfaſſung und Wandel. Einige Verirrungen und Unſicherheiten, welche nicht zu läugnen waren, mußten den Gegnern trefflich dienen, das Tollſte und Abſcheulichſte, was geiſtloſe Bosheit erſinnen konnte, damit zu verknüpfen und wahrſcheinlich zu machen. Um nicht dieſe zum Theil gewichtvollen Beſchuldigungen, wenn ſie ganz unwiderſprochen blieben, zum Nachtheil ſelbſt der bürgerlichen Verhältniſſe der Gemeinde werden zu laſſen, fühlte ſich der Graf im Jahre 1745 gedrungen, eine allgemeine Vertheidigungsſchrift herauszugeben; ſie führt den Titel: „Die gegenwärtige Geſtalt des Kreuzreichs Jeſu in ſeiner Unſchuld, das iſt, verſchiedene deutliche Wahrheiten denen unzähligen Unwahrheiten gegen eine bekannte evangeliſche Gemeinde entgegen," und ſtellt, ohne Nennung einzelner Gegner und Schriften, doch mit ſteter Rückſicht auf ſie, eine Reihe von Sätzen auf, welche den Sinn und das Weſen der Brüderſache nach ihren mannigfachen Beziehungen beſtimmt ausſprechen; eine Anzahl von Briefen, Eingaben und anderen Verhandlungsſchriften ſind als Belege beigefügt. Dieſes Buch, mit vieler Wärme und nicht ohne Beſonnenheit abgefaßt, machte bei Unbefangenen guten Eindruck. Bald nachher begann der Graf eine Folge von Aufſätzen, worin er, nach Art perſönlicher Denkſchriften, ſich ſelbſt und ſein ganzes Treiben mit vertraulicher Offenheit darlegt; das erſte und zweite Stück dieſer Mittheilungen erſchienen zu Ebersdorf, wo ſie im Dezember 1746 geſchrieben worden; die nach und nach entſtehende Folge von zwölf Stücken nebſt Beilagen wurden zuletzt in einen Band vereinigt, und unter dem Titel gedruckt: „Ludwigs von Zinzendorf περὶ ἑαυτοῦ, das iſt, naturelle Reflexiones über allerhand Materien, nach der Art, wie er bei ſich ſelbſt zu denken gewohnt iſt.“ Dies iſt ohne Zweifel die eigenthümlichſte und merkwürdigſte Schrift des Grafen, aus der wir deßhalb öfters ganze Stellen hier angeführt haben, beſonders über ſeine früheſten Begegniſſe und Geſinnungen. Das Buch iſt in der perſönlich erzählenden und betrachtenden Weiſe, wie es anhebt, leider nicht fortgeführt, ſondern lenkt bald in Verhandlung und mitunter in bloße Aufrechnung von Beſonderem ein, welches den Antheil des Leſers nicht ſehr feſthält; und ſo bleibt uns eines der anziehendſten Bücher, das hier hätte entſtehen können, und in der deutſchen Litteratur ein wichtiges Denkmal geworden wäre, doch nur zu miſſen! Von Zinzendorf's Reden an die Gemeinde wurde im Jahre 1746 eine Sammlung herausgegeben, unter dem Titel: „Zweiunddreißig einzelne Homilien;“ ferner neun ſeiner in London gehaltenen Predigten, ſodann die in Zeyſt an die Synode gehaltenen Reden. Zwei Theile ſeiner öffentlichen Gemeindereden des Jahres 1747 folgten, dann „Einunddreißig Diskurſe über die augsburgiſche Konfeſſion,“ welche er dem theologiſchen Seminarium vorgetragen hatte, endlich noch die gewöhnlichen Looſungsbüchlein, einzelne Aufſätze, Lieder. Mit den Reden und Vorträgen war es nicht immer richtig beſtellt, vieles war von ihm ſelbſt nachläſſig hingeſchrieben, anderes von fremder Hand unvollkommen aufgefaßt, alles aber hätte einer genauen Durchſicht und ſtrengen Zurechtſtellung bedurft, denn außer dem Willkürlichen, Gewagten und Tändelhaften, was nur allzurichtig der damaligen Meinung und Art des urſprünglichen Verfaſſers entſprach, war auch anderes Störende vorhanden, was durch Unkunde und Nachläſſigkeit der Gehülfen verſchuldet war. Und die guten Eindrücke, welche dem Kreuzreich und den naturellen Reflexionen etwa folgten, wurden mehr als aufgewogen durch die zahlloſen Blößen und Anſtößigkeiten, welche der Druck aller dieſer Reden einem großen Theile der theologiſchen Leſewelt unvermeidlich darbot. Die Angriffe hörten nicht auf, und wiewohl Zinzendorf ſich in Streitigkeiten nicht einlaſſen wollte, ſo wurde er doch wiederholt auf den Kampfplatz gezogen. Eine Hauptarbeit wurde von Spangenberg theils unternommen, theils veranlaßt; er las alle Gegenſchriften aufmerkſam durch, ſchrieb alle Beſchuldigungen und Anklagen, ohne Verfaſſer und Buch zu nennen, auf einzelne Zettel aus, welchen dann der Graf ſeine bald kürzere bald ausführlichere Beantwortung hinzufügte. Die Schriften Spangenberg's: „Darlegung richtiger Antworten auf mehr als dreihundert Beſchuldigungen,“ im Jahre 1751 erſchienen, und „Apologetiſche Schlußſchrift, worin über tauſend Beſchuldigungen nach der Wahrheit beantwortet werden,“ ein Jahr ſpäter herausgekommen, liefern nebſt eignen Aufſätzen, Briefen und anderen Beilagen, den ganzen Verlauf dieſer Erörterungen, in welchen, man kann es nicht läugnen, Zinzendorf oft ſehr gründlich, geſchickt und geiſtreich erſcheint. Allein er erſchrack doch beim Ueberblick einer ſolchen Maſſe von Anklagen und Vorwürfen, und wurde über das arge Mißverſtehen ſeiner Schriften nun ſelbſt bedenklich; er ſah viele Schwächen derſelben ein, glaubte in vielen Behauptungen zu weit gegangen zu ſein, manchen Ausdruck mißbraucht zu haben, und um ſich aus aller dieſer Verwirrung und Pein mit einemmale zu befreien, erwählte er das große Mittel, öffentlich zu erklären, er wolle ſämmtliche Ausgaben ſeiner bis dahin gedruckten Schriften, als mangelhaft und mancher Erläuterung bedürftig, für das Publikum kaſſirt haben, und bei künftigen Ausgaben mit Vorſicht und Genauigkeit jede gewünſchte Läuterung vornehmen, wobei er freilich bedaure, daß auch die ſchlichte Natürlichkeit und unbefangene Zuverſicht ſeiner Aeußerungsweiſe hin und wieder leiden würden.

Mittlerweile ging in Herrnhut alles den beſten Gang. Der im Februar 1751 eintretende Tod Chriſtian David's, des erſten mähriſchen Anſiedlers in Herrnhut und Führers der erſten Heidenboten nach Grönland, beraubte den Grafen eines erprobten, ungemein thätigen und einflußreichen Mitarbeiters; man pflegte von ihm zu ſagen: wir haben nur Einen ſolchen Mann! jedoch beſaß die Gemeinde in ihrer Mitte genugſame Gaben, um einen ſolchen Verluſt nicht grade als einen Mangel fühlen zu müſſen. Zinzendorf's Verluſt allein wäre in dieſer Zeit noch unerſetzlich geweſen. Seine Thätigkeit ſchien mit den Jahren zu wachſen, und theilte ſich auf das zweckmäßigſte zwiſchen den großen weltlichen Geſchäften und der inneren Gottſeligkeit; zu der letzteren wandte ihn ſtets der tiefſte Herzenstrieb, zu den erſteren riefen ihn Pflicht und Talent. Im April 1751 mußte er nach Dresden reiſen, um mit der dortigen Behörde, und mit dem Premierminiſter Grafen von Brühl ſelbſt, der mit Zinzendorf perſönlich wohl den größten Abſtich machte, aber den Zuſammenhang deſſelben mit bedeutenden Geldquellen höchlich ſchätzte, wegen einiger Verhältniſſe in Barby beſtimmtes Abkommen zu treffen. Hierauf beſuchte er Niesky, einen von böhmiſchen Auswanderern, die man in Herrnhut aufzunehmen nicht gewagt hatte, ſeit dem Jahre 1742 auf dem Boden eines Herrn von Gersdorf unweit Herrnhut gegründeten Brüderort. Im Mai hielt er wieder in Herrnhut mancherlei Berathung, begab ſich im Juni nach Gnadenberg, dann nach Barby, wo das Seminarium und das Archiv von Marienborn und die Knabenanſtalt von Lindheim eingetroffen waren, und ſeiner und ſeines Sohnes Chriſtian Renatus beſonderen Sorgfalt, die ſich der Reihe nach auf jeden Einzelnen erſtreckte, theilhaft wurden. Nachdem er auch den öffentlichen Gottesdienſt in der Schloßkapelle eingerichtet hatte, reiſte er von hier im Juli nach Ebersdorf, wo er von zahlreichen Mitarbeitern umgeben war, denn immer fand ſich eine Pilgerſchaar zu ihm, theilweiſe ſeine Schritte begleitend, theilweiſe ihnen vorauseilend oder nachfolgend. Er bekannte hier in mehrtägigen Berathungen, daß ſein eigentlicher Beruf der Umgang mit dem Worte Gottes und die Sorge für das Heil der Seelen ſei; als ein Jünger Jeſu werde er dieſem Berufe fortan ausſchließlich folgen, und alles meiden, was ihn nach anderer Richtung zerſtreuen könnte. Er hatte England mit der Abſicht verlaſſen, nach ſeinem in Deutſchland gemachten Beſuche dorthin zurückzukehren; denn er fand den Aufenthalt daſelbſt ungemein günſtig, um zwiſchen den europäiſchen Gemeinden und den amerikaniſchen Miſſionen mitteninne zu ſtehen, und zugleich die zahlreichen und wichtigen Angelegenheiten der Brüder in England perſönlich zu beſorgen. Nun ſchien ihm zweckmäßig, die Oberleitung der Brüderſache auf längere Zeit ganz nach England zu verpflanzen, wo der geſetzliche Schutz, welchen die Brüder erlangt hatten, ihnen zugleich den ſicherſten Boden gab. In dieſem Sinne waren bereits die letzten Verabredungen in Herrnhut genommen, und hatte jetzt der Abſchied in Ebersdorf Statt. Zinzendorf trat am 21. Juli ſeine Reiſe an, wollte aber, bevor er das Feſtland verließ, auch noch die kleine Gemeinde der Brüder zu Montmirail im Fürſtenthum Neufchatel beſuchen; er kam den 1. Auguſt dort an, blieb acht Tage, ſprach von der Liebe und Vertraulichkeit zum Heiland, gab ſonſt Rath und Anleitung, und reiſte dann durch Frankreich, wo er ſich wenig aufhielt, nach London.

Hier wünſchte er ſich in großer Stille zu halten, ohne deßhalb ſeine Erbauungen und Geſchäftsarbeiten aufzugeben. Er hielt ſeine deutſchen Predigten wie früher, und ſeine Hausverſammlungen täglich in gewohnter Weiſe. Seine bisherige Wohnung in Bloomsbury mußte er eines Baues wegen verlaſſen, und bezog, weil das von ihm gekaufte Haus des Grafen von Lindſey in Chelſea die nöthigen Einrichtungen noch nicht hatte, abermals eine gemiethete Wohnung in Weſtminſter. Er gab hier auf's neue die mündliche und ſchriftliche Erklärung, daß er ſeine Aemter insgeſammt abgeben, und fortan nur als Jünger Jeſu leben wolle. Dies hatte die Wirkung, daß er unter den Brüdern ſeitdem gewöhnlich nur der Jünger, ſeine Wohnung das Jüngerhaus genannt wurde: im Uebrigen aber, da kein Nachfolger für ihn eintrat, auch er ſelbſt ſich keinen zu geben wußte, blieben die Geſchäfte nach wie vor in ſeiner Hand. Im September kam Spangenberg mit zahlreicher Begleitung aus Deutſchland, um abermals nach Nordamerika mit ihr abzugehen; dieß gab dem Grafen Anlaß, ſowohl mit dieſen Brüdern als mit den

Miſſionsſachen im Allgemeinen ſich angelegentlich zu beſchäftigen. Im Oktober ſah er ſich zu einer Reiſe nach Bedford bewogen, um die dortige Gemeinde zu beſuchen. Da es ihm ungeachtet ſeines Wunſches und Bedürfniſſes nicht gelingen wollte, im gewöhnlichen Zuge des Lebens zu einiger Ruhe zu kommen, ſo mußte er ſich wohl entſchließen, dieſelbe durch ernſtliche Vorkehrung wenigſtens auf einige Zeit zu erzwingen. Seinen Hausgenoſſen ſagte er, der Gemeinde ſchrieb er, daß er die nächſten zwei Monate ſich die Muße nehmen wolle, alles ihm ſeit dreißig Jahren Begegnete zu überdenken, er habe vieles nachzuleſen und mit dem Heilande darüber zu ſprechen, hierin dürfe er nicht unterbrochen werden, und er wünſche deßhalb, daß man ihn während jener Zeit ganz als einen Abweſenden anſehen möchte. Man konnte nicht anders als ſeinem Begehren willfahren; dennoch nicht ſo völlig, daß er nicht häufig über manche Dinge befragt worden wäre, über welche er allein Auskunft geben konnte. Man pflegte ihn aber ſchon längſt nicht ohne Noth in dieſer Art zu ſtören, ſowohl, weil er in ſeinen Sinn vertieft oft kaum die Fragen vernahm, und verkehrten oder unſichren Beſcheid ertheilte, als auch um der Aengſtlichkeit willen, die er im Gebrauche ſeiner Zeit hatte, denn er pflegte die ganze Fülle obliegender und bevorſtehender Arbeiten ſorgfältig zu überſchauen, und dieſe nach zugemeſſenen Zeiträumen im voraus einzutheilen, ſo daß er nicht nur Monate und Wochen, ſondern auch Tage und Stunden auf weithinaus für dieſes oder jenes Geſchäft als Ziel vormerkte, wobei es denn ſowohl durch die Sache ſelbſt als durch äußere Zufälle ſehr oft unmöglich wurde, ſolcher Zeitrechnung zu genügen, und er nicht ſelten die Nächte zu Hülfe nahm, um das Rückſtändige, welches er ſich meiſt als ein Verſäumtes zur Schuld rechnete, nachzuholen. Mit Thränen beſeufzte er dann vor dem Heilande ſein vermeintliches Vergehen, und unterließ nicht, ſobald er wieder aufathmete, durch neue Vorausbeſtimmung ſich neuen Anlaß zu bereuenden Vorwürfen zu bereiten. So quälte ſich der treffliche Mann, ſeiner bewegten, allen Wellenſchlägen der unberechenbarſten Zuſtrömungen ausgeſetzten Lebensart eine Ordnung aufzubürden, die kaum für die ſtillſte, den Ereigniſſen möglichſt entrückte Tagesfolge ohne ſtete Gefahr größerer oder minderer Brüche ſich behaupten läßt!

Die Beſchäftigung ſeiner Einſamkeit war nicht beſonders fruchtbar; ſeine Natur wies ihn auf geſelliges Wirken an. Vorarbeiten zu einem Geſangbuche für die Brüder rangen in ſeiner Hand noch zu ſehr nach verſchiedenen Richtungen; ein Auszug aus der Bibel, welcher alles Weſentliche aufnehmen und nur Unweſentliches und Wiederholungen weglaſſen ſollte, wobei nach früherem, noch immer regem Triebe, auch neue Ueberſetzung mancher Stellen nicht glücklich verſucht wurde, blieb aus Mangel an Zeit und auch wohl um des Bedenklichen und Schwierigen willen, das in der Sache lag, mit dem Anfange, der gedruckt erſchien, auch ſchon abgeſchloſſen. Seine Hausgemeinde jedoch durfte auch während dieſer Zeit ſeine Sorgfalt nicht entbehren; eben ſo bedachte er ſtets die Gemeinde der Stadt. Er hielt in dieſer Zeit Predigten, welche ſich beſonders auch durch Kürze auszeichneten, jede dauerte kaum eine Viertelſtunde, wie er denn ſchon immer die Andachten, um Ermüdung und Unaufmerkſamkeit zu vermeiden, gern in kürzeſten Abſchnitten von halben und Viertelſtunden wechſeln ließ, dagegen die zuſammenhängende Folge derſelben auch um ſo weiter ausdehnte. Im Januar 1752 kamen achtzehn Brüder und Schweſtern aus Nordamerika zurück, andere wurden dahin abgeſandt, alle nahm der Graf einige Zeit in ſein Haus. Die Eingezogenheit öffnete ſich ſo wieder mehr und mehr dem zudringenden Leben, und Zinzendorf mußte wohl einſehen, daß er doch nur den Wogen des Tages ſich hinzugeben habe. Bald ſtand er nach allen Seiten wieder in vollem Verkehr; der Umgang mit einigen Biſchöfen der engliſchen Kirche, mit mehreren Lords, Gelehrten und angeſehenen Fremden, hatte ſeinen Reiz wie ſeinen Nutzen, der mannigfachſte Briefwechſel war nicht abzulehnen, die Geſchäfte drangen mit Macht heran. Zwar hatten, nach des Grafen Wunſch, einige Brüder als Beauftragte die Advokatie mit Erfolg übernommen, allein für die Verwaltung der Diakonie bot ſich keine ſolche Aushülfe dar. Die Brüderſache war überall im Wachſen, man durfte ſie nicht ſtocken laſſen; ihre Bedienung, die Reiſen, Unterrichtsanſtalten, Miſſionen und Kolonieen, erforderten große Auslagen; ſo kaufte die Gemeinde von Lord Granville 100,000 Acres Land in Nordkarolina zum Anbau einer Kolonie; Zinzendorf ſelbſt hatte Ankäufe und Bauten in England unternommen; die Auswandrer von Herrnhaag bedurften mannigfacher Hülfe; die Zuſchüſſe waren gering, und die Verlegenheiten fielen alle auf den Grafen zurück; er ſchaffte Rath, ſo gut er konnte, lieh an, verbürgte ſich, aber der Zuſtand war beſorglich, um ſo mehr, als in den Verhältniſſen ſelbſt ein feſtes Maß des Bedarfs gar nicht zu ermitteln war; der Sache des Heilands ließ ſich kein Budget vorausbeſtimmen. Auch gehörte wirklich zum Gedeihen der Sache die frohe Zuverſicht, das friſche Wagen, mit welchem Zinzendorf getroſt voranging, und dieſe Stärke des Vertrauens und Muthes, welche zu jedem möglichen Gewinn ein erfolgreichſter Miteinſatz ſind, müſſen von den Rechnern ſelbſt, obwohl ihren Ziffern entzogen, wenigſtens neben dieſe geſtellt werden. Allein Zinzendorf's Vertrauen war nicht ſo blind noch trotzig, um jedes Verhältniß und jeden Augenblick aus dem Kreiſe gewöhnlichen Weltlaufs in einen höheren Kreis einer unmittelbar göttlichen Einwirkung zu verſetzen, und er fühlte, daß menſchliche Klugheit, Einſicht und Sorgfalt auch im Dienſte der Vorſehung ſtehen, und in ihnen dieſer verſäumt werden könne. Er bemühte ſich daher nach beſten Kräften, die Sachen zu halten, und einem Ausbruche vorzubeugen; das Erbieten eines fremden Mannes, ihm für die Brüder eine namhafte Summe darzuleihen, wurde dankbar angenommen. Uebrigens aber ſuchte er auch die Verwaltung beſſer zu ordnen, wünſchte die allgemeinen Ausgaben der ganzen Brüderſache von denen einer jeden beſonderen Gemeinde genau getrennt, und faßte die Leitung, da er ſich ihr einmal nicht entziehen konnte, nun auch um ſo ſtrenger in ſeine Hand zuſammen, indem er die Brüder neuerdings ermahnte und verpflichtete, fortan nichts Neues ohne ſein Wiſſen und Rathen zu unternehmen, und ihm von dem Stande der Sachen in jeder Gemeinde, außerordentliche Vorgänge ungerechnet, jeden Monat regelmäßigen Bericht zu geben.

Bei ſeinen Arbeiten ging ihm ſein Sohn Chriſtian Renatus bisher treulich zur Hand, und mit ſolchem Eifer, daß er, ohne daß man es wußte, oft ganze Nächte hindurch am Schreibtiſch durchwachte. Dieſen Anſtrengungen erlag ſein durch Ueberreizungen weicher Gefühle ſchon geſchwächter Körper, und er ſtarb zu Ende des Mai's 1752 an der Auszehrung. Der Graf war tief bekümmert über dieſen Verluſt, er mochte wohl auch jetzt in manchen Augenblicken die frühere Strenge zu hart finden, welche er gegen die ſchwärmeriſchen Verirrungen des Sohnes bewieſen hatte. Die Gräfin eilte von Herrnhut nach London, um den ſterbenden Sohn noch zu ſehen, allein in Zeyſt angelangt erfuhr ſie ſeinen Heimgang, und blieb nun wo ſie grade war; erſt nach vier Wochen ſetzte ſie die Reiſe nach London fort, theilte Schmerz und Liebe mit ihrem Gemahl, und reiſte dann, nach ausführlichen Geſchäftsverabredungen, gegen Ende des Auguſt wieder nach Herrnhut zurück, wo ihre Anweſenheit dringend erfordert wurde. Zinzendorf erhielt durch die hinterlaſſenen Papiere ſeines Sohnes die vielfachſten Zeugniſſe von deſſen inniger Frömmigkeit und glühendem Eifer für den Heiland; in ſeinen Tagebüchern und zahlreichen Liedern fand ſich neben dieſer Geſinnung die tiefſte Bekümmerniß über den Schaden ausgedrückt, den er angerichtet zu haben glaubte, und ſelber kaum verwinden zu können ſchien, obgleich er ſeither alles angewandt hatte, die Verirrten von dem Abwege zurückzubringen. Er wirkte auch in der That mit großem Einfluß auf die Herzen, die ſein liebevolles Zartgefühl ihm aller Orten gewonnen hatte, und um den lieben Grafen Chriſtel, wie man ihn nannte, floſſen viele Thränen. Allein Zinzendorf mußte bald gewahr werden, daß in den Aufſätzen und Liedern ſelbſt, worin der Verſtorbene jener Richtung abſagte, noch vieles von derſelben zu finden war, und daß im Grunde, bei veränderter Stellung des Gegenſtandes, die gleiche Gefühls- und Einbildungsweiſe unverändert fortgedauert hatte. Noch deutlicher trat dies hervor, als er, im theuren Andenken ſeines Sohnes, auf einige Zeit die Leitung der von dieſem bisher geführten Chöre der ledigen Brüder in allen Gemeinden nun ſelbſt zu übernehmen anfing. Das Spielende und Tändelnde der Ausdrücke zeigte ſich hier noch keineswegs verbannt, und Zinzendorf, der endlich alle Arbeiter dieſer Chöre zu einer Synode nach London berief, mußte ſeinerſeits, indem er dieſe Art eifrig verwerfen wollte, ihr doch ſelbſt einigermaßen nachgeben, und auch er fiel in ſeinen Liedern und Reden in manche Wendung zurück, die er ſchon mißbilligt hatte, und die auch jetzt eher Gebrauch als Billigung finden konnte, indem kindliche Neigung argloſen Gefühls und einſichtiges Urtheil prüfenden Verſtandes friedlich neben einander gingen. Vielleicht hat grade dieſe halbe Nachgiebigkeit, wenn ſie auch gar nicht ſo beabſichtigt war, dem Unweſen ein ſchnelleres Ende gebracht, als irgend eine folgerechte Strenge es vermocht hätte, denn in der That mußte ſich allmählig der Hang zu einer Sache verlieren, welche keinen Reiz des Widerſtandes wecken konnte, weil ſie genug geduldet war, und doch keinen Reiz der Aufmunterung fand, weil ein ausgeſprochener Tadel ſie fortwährend traf.

Im folgenden Jahre 1753 brach ein Unheil, welches unter allem Bemühen der Abwehr doch nur gewachſen war, unaufhaltſam aus. Einige Brüder, vermögende Kaufleute, hatten den Diakonen anſehnliche Summen dargeliehen, welche ſie ſchleunigſt wiederfordern mußten, da ſie durch einen betrüglichen Bankrott unerwartet ſelbſt in's Gedränge kamen. Als dies verlautete, ſäumten auch die anderen Gläubiger nicht, deren Zahl ſich nun bedeutend genug zeigte, die Diakonen ſahen ſich von allen Seiten beſtürmt, und hatten keine Zahlungsmittel. In Gefahr, ſich zahlungsunfähig erklären zu müſſen, was nicht ohne den unerſetzlichſten Schaden der Brüdergemeinde geſchehen konnte, wandten ſie ſich an den Grafen, welchen zugleich jene Kaufleute und von den fremden Gläubigern die Freundgeſinnten lebhaft angingen, durch ſeine Vermittelung ein Abkommen zu bewirken. Zinzendorf war über die Größe des Unheils betreten, er hatte die Diakonen eingeſetzt, vermeintlich geleitet, aber freilich die Geldgeſchäfte ihrem Gutdünken überlaſſen, und ſie waren weiter gegangen, als er es genehmigt haben würde; was begegnet war, ſah er demnach als ſeinen Fehler an, und machte ſich über ſeinen Mangel an Aufſicht bittere Vorwürfe. Wiewohl er ſeine Mittel jetzt ſelbſt nicht überſehen konnte, da mancherlei Schulden, Bürgſchaften und Verpflichtungen ſchon auf ihm laſteten, vielerlei Ausgaben vorausbeſtimmt und auf manche Einnahme nicht ſicher zu rechnen war, ſo entſchloß er ſich doch ſchnell, ungeachtet der ernſtlichen Abmahnung eines angeſehenen Rechtsgelehrten, der die Sache allzubedenklich fand, und ſchrieb an die ſämmtlichen Gläubiger, er übernehme die ganze Schuld, und wolle ſie friſtweiſe abzahlen, inzwiſchen aber verzinſen. Jener Rechtsgelehrte wurde durch die großmüthige und gottvertrauende Handlung des Grafen ſo gerührt, daß er mit Thränen die Gläubiger zum Vergleich ermahnte; die meiſten willigten ein, nur einige derſelben, welche den Brüdern größeres Unheil wünſchten, wollten keine Bedingungen annehmen, ſondern gleich und voll bezahlt ſein; alle Vorſchläge und Bitten waren fruchtlos, aber die Kraft der guten Sache bewies ſich nur um ſo glänzender, da grade hiedurch andere freundlichgeſinnte Gläubiger bewogen wurden, aus eignen Mitteln jene hartherzigen zu befriedigen, und den Vergleich nur um ſo günſtiger zu ſtellen. Aber auch bei dieſem Abkommen dauerte die Verlegenheit noch lange fort, die Verwirrung und Hülfloſigkeit kam immer auf neuen Seiten hervor, erwartete Summen blieben aus, verſuchte Schritte mißlangen, feſt und unwandelbar ſtand nur das zu Leiſtende; ſchon war eines Tages Zinzendorf bedroht, in's Gefängniß abgeführt zu werden, als noch zu rechter Zeit die Poſt, früher als gewöhnlich eintreffend, ihm die nöthige Summe brachte. Die Schuldennoth war eine ſchwere Prüfung der Brüder, in welcher nicht alle ſo beſtanden wie Zinzendorf, den ſie doch am härteſten traf. Als die Ausſichten am meiſten verdunkelt waren, und faſt kein Durchkommen mehr zeigten, da wurde er wieder ganz freudig und zuverſichtlich; wo die menſchliche Klugheit völlig ausging, da vertraute er um ſo hingegebener der Hülfe des Heilandes. Gegen ſich ſelbſt war er in dieſer Sache ungemein hart; er berief die Aelteſten der Gemeinde zu ſich, und bekannte ihnen mit vielen Thränen ſein Verſchulden, daß er nicht beſſer Aufſicht geführt, und ſein Amt ſo übel verwaltet habe, er verlangte, ſie ſollten ihn, wie er verdient, aller ſeiner Aemter entſetzen, und dies allen Gemeinden anzeigen. Ihm wurde nun zwar keineswegs hierin willfahrt, allein er benahm ſich ſeitdem als ein ſeines Amts einſtweilen Erledigter, und ertheilte zwar den Aelteſten auf Befragen ſeinen Rath, ordnete aber ſelber nichts an, und redete während einiger Zeit ſogar in ſeiner Hausgemeinde ſeltner. Der gewohnte Gang erlitt dadurch keine Störung, der lebendige Einfluß war vorhanden, auf die Form kam es weniger an. Schon die Pilgerreiſen und Miſſionsſachen, von denen er ſich nicht ablöſen konnte, hielten den Grafen regſam; es fand darin ein beſtändiger Wechſel Statt, und namhafte Dinge wurden unternommen. Johannes von Watteville, der bereits Vater geworden, hatte eine Beſichtigungsreiſe nach Grönland gemacht; ein Bruder Hokker verſuchte als Arzt in Aegypten und Abyſſinien der Sache des Heilands neue Wege zu bahnen; Spangenberg reiſte mit dem Brüderſchiff Irene zwiſchen England und Amerika her und hin.

Lindſeyhouſe, wo der Graf jetzt wohnte, war der Mittelpunkt all dieſes Verkehrs, die Pilger nahmen ihre Wohnung hier, und blieben oft längere Zeit, auch kamen alle Berichte an den Grafen. Uebrigens war ſeine neue Wohnung ganz für den Zweck eingerichtet, daß die Oberleitung der geſammten Brüdergemeinde hier nach Zeit und Umſtänden ihren Sitz haben könnte; große Säle zu Andachten und Berathungen fehlten nicht, viele Gaſtzimmer waren eingerichtet, eine Kapelle, ein Gottesacker, und außer den nöthigen Schreibanſtalten auch eine Buchdruckerei. Eine Synode wurde hier gehalten, bei welcher, weil Zinzendorf ihn durchaus ablehnte, den Vorſitz Leonhard Dober übernehmen mußte. Die große Demuth des Grafen ſchloß aber keineswegs ſeinen freieſten Antheil an den Verhandlungen aus, er ſtrafte ſich ſelbſt ohne Schonung, aber auch Andere ohne Scheu, ja bisweilen gerieth er in ſo heftigen Eifer, daß er nachher tagelang Reue darüber hatte. In ſeinen Predigten drang er auf die Liebe zum Heilande, auf kindliches Vertrauen zu ihm, und auf Abwendung von Dünkel und Eitelkeit. Seine Ausdrücke fielen hiebei oft ſo zärtlich und kindlich aus, daß man wohl ſehen konnte, die verrufenen Lieder wirkten in ihm noch fort. In der That hatte er ſich ſeit einiger Zeit vorzugsweiſe mit der Auswahl eines Geſangbuchs beſchäftigt, und den erſten Theil deſſelben in London unter dem Titel: „Alt- und neuer Brüdergeſang“ im Jahre 1753 drucken laſſen; er enthielt über zweitauſend Lieder, ältere, neuere, überſetzte, bearbeitete. Zehn Brüder wurden beauftragt, das Buch zu prüfen, an welchem ſie nichts Erhebliches auszuſetzen fanden. Im folgenden Jahre kam der zweite Theil heraus, über tauſend neuere, beſonders eigene Lieder des Grafen enthaltend, und obgleich er den Willen gehabt, alles im Ausdruck Bedenkliche, Spielende und Ungewöhnliche ſorgfältig wegzulaſſen, ſo war ihm dies doch ſo wenig gelungen, daß vielmehr neues Aergerniß daraus entſtand, und er das ganze Buch in der Folge preisgab. Auch an einem engliſchen Brüdergeſangbuch half er thätig arbeiten, ſammelnd und überſetzend. Um der großen Fluth von Schmähſchriften zu begegnen, welche jetzt in England, größtentheils aus dem Deutſchen überſetzt, gegen die Brüder hervortraten, ließ er einige, früher deutſch verfaßte, wahrhafte Nachrichten über die Brüder jetzt in engliſcher Sprache drucken.

Nach ſo vielen Spannungen und Stürmen befiel den Grafen im Anfange des Jahres 1754 eine Krankheit; ſie hinderte ihn nicht, auch in Geſchäften noch Rath zu ertheilen, und ſie begünſtigte ſeine Hinwendung zu dem Heiland, in deſſen Umgang er die angenehmſten und ſeligſten Stunden genoß. Er überdachte mit innigſter Rührung die Gnade, welche der Gemeinde doch unter ſo drohenden Erſchütterungen zu Theil geworden, und hielt zum Danke dafür, als er geneſen war, mit ſeiner Hausgemeinde ein feierliches Gebet und Liebesmahl. Förderſamſt betrieb er darauf, gewarnt durch die Uebel, deren Wiederkehr abzuwenden war, eine beſſere Anordnung der Diakonie, ſetzte eine neue Behörde ein, und trennte ſo viel als möglich die Verwaltungen der Geſammtheit und der beſonderen Gemeinden, ſo wie der einzelnen Anſtalten; auch die Miſſionen erhielten ihre eigene Diakonie. Seine Berathungen dieſer Art fanden eine große Stütze an ſeiner Gemahlin, die wieder von Herrnhut auf einige Monate nach London kam; in anderen Angelegenheiten ſtand ihm vorzüglich Johannes von Watteville bei, welcher die deutſchen Gemeinden beſichtigt hatte, und ihm von allen Sachen Bericht ertheilte. Er ſelbſt machte im Juni eine Reiſe zum Beſuche der Brüdergemeinden durch England. In Briſtol entſtand eine neue Gemeinde, deren Theilnehmer ſchon längſt den Brüdern angehört hatten. In Fulneck wurde Grundbeſitz erworben, an anderen Orten anderes eingerichtet. Ueberall hielt er Muſterung und Anreden, jetzt auch in engliſcher Sprache, an die Chorabtheilungen, die Gemeindearbeiter, an jeden Einzelnen, in Fulneck nach einander an mehr als zwölfhundert Perſonen. An dieſem Orte geſchah es, daß er in der Singſtunde nach dem abweſenden Organiſten John Worthington fragend erfuhr, derſelbe liege in den letzten Zügen, darauf ihn beſuchte, von ihm die Hoffnung bald bei Chriſtus zu ſein vernahm, aber dagegen ihm erklärte, er hätte ihn noch gern auf den Gemeindeſaal bei der Orgel, dann hinzutrat, dem von heftigem Huſten Befallenen die Hand ſegnend auflegte, und hierauf wegging; der Kranke fiel in tiefen Schlaf, erwachte geſtärkt, ſpielte am dritten Tage die Orgel wieder, genas völlig, und lebte noch über zwanzig Jahre. Bei ſolchen Wirkungen, deren die Brüder doch mit heimlicher Freude zu ſehr gedenken mochten, lange zu verweilen oder ſie beſonders hervorzuſtellen, verbot das richtige Gefühl Zinzendorf's, welches, die Gefahren des furchtbaren Abweges ahndend, in dieſem Betreff ernſtlich jede Spielerei mied. Auf einer Synode im November 1754 wurde John Gambold, bisheriger Prediger der Gemeinde in London, zum Biſchof erwählt und eingeſegnet, da es bei der Vermehrung der Brüder in England angemeſſen erſchien, daß dieſe Würde daſelbſt bleibend beſetzt wäre. In ſeinen Predigten und Reden fuhr Zinzendorf mit Eifer fort, auf den Kern aller Frömmigkeit, auf die Reinheit des Herzens und die Liebe zum Heilande zu bringen. Von den Streitigkeiten, von welchen die Brüderſache noch ſtets umgeben war, ſuchte er ſich möglichſt abzuwenden; er bekannte übrigens, daß er darin häufig gefehlt habe, bald zu nachgiebig, bald wieder — wie namentlich gegen die beiden Wesley — zu ſtreng, und durch ſeine Aeußerungen über die Dreieinigkeit Urſache zu vielen Mißverſtändniſſen geweſen ſei; man ſolle überhaupt, meinte er, in die Geheimniſſe der Gottheit nicht eindringen wollen, ſondern vor allem ſich an des Heilands Perſon und Verdienſt halten. Ein kleines Geſangbuch, ein Kinderbüchlein, und Liturgien und Litaneien zum Gebrauch der Gemeinde, gingen in dieſer Zeit aus ſeiner frommen Stimmung hervor; dieſer, auf herzählendes Vergegenwärtigen gerichteten Stimmung war auch verwandt, daß er die Namen der im Dienſte des Heilands heimgegangenen Brüder, ferner die Namen aller Liebhaber Jeſu nach der Folge der Jahrhunderte, an die Saaleswände ſchreiben ließ, und dem Ueberblicke dieſer Reihen gern erbauliche Betrachtung verknüpfte. Von dieſer, unter ſolchen friedlichen Arbeiten ruhiger hingegangenen Zeit ſchrieb er: „Es iſt dieſes Jahr 1754 ein ſtilles liturgiſches Jahr geweſen, ein Jahr eines beſondern Umgangs mit dem Heiland. Viel Erfahrungen; viel Verheißungen; viel Lektionen.“

Seit beinahe viertehalb Jahren ohne Unterbrechung befand ſich nun Zinzendorf in England, eine für ſein bisher ſo wechſelvolles Leben ungewöhnliche Stätigkeit. Aber endlich riefen Holland und Deutſchland um ſo ſtärker den ſo lange Abweſenden in ihre Mitte zurück, als die Nothwendigkeit ſeiner nachhelfenden Hand überall gefühlt wurde. Zwar gedieh aller Orten die Brüderſache, der Gang der inneren Seelenarbeit wie der Zuſtand der äußeren Anſtalten war im Ganzen befriedigend, doch fehlte es im Einzelnen hie und da, und die Brüder hatten ſich ſchon gewöhnt, den Grafen, wie ſehr dagegen er auch eiferte, für den unentbehrlichſten Mann zu halten. Er wollte jedoch England nicht verlaſſen, ohne dort alles wohlbeſtellt zu haben. Zur Beſichtigung der Gemeinden in England und Irland wurde Johannes von Watteville, und zu mannigfachen Geſchäften in verſchiedener Richtung noch gegen dreißig Mitarbeiter entſandt. Seine nach dieſem Abgange noch übrige Hausgemeinde ließ er im Februar 1755 größtentheils nach Holland vorausgehen, er ſelbſt aber hielt ſich noch einige Zeit einſam und ſtill in Lindſeyhouſe, wo er mit großem Eifer noch die nöthigſten Geſchäfte ordnete, und auch noch zwei engliſche Schriften für den Druck ausarbeitete, deren eine in Geſtalt eines Hirtenbriefes, zuſammengeſetzt aus Bibelſprüchen, ſogenannte Statuten oder allgemeine Grundſätze des thätigen Chriſtenthums lieferte, eine andere gegen die Feinde der Brüder eine neue Vertheidigung verſuchte, wozu er, ungeachtet er dergleichen nicht mehr ſchreiben wollte, durch vieles Zureden angeſehener Freunde, worunter auch einige Biſchöfe der engliſchen Kirche, noch zuletzt vermocht worden war. Auch gab er in einem Anhange zu den Brüderliedern eine große Anzahl der unverfänglicheren Lieder ſeines Sohnes in Druck. Nach herzlichem Abſchied von ſeinen zurückbleibenden Mitarbeitern, ſchiffte er bei widriger See nach Holland hinüber, und kam den 31. März in Zeyſt an, wo er die Gemeinde ſogleich durch eine Singſtunde erbaute. Seine Verſammlungen, Anreden, Berathungen und vertraulichen Geſpräche waren wie immer. Ein Hauptanliegen aber wurde ihm hier die beſſere Geſtaltung der Diakonie; man hatte im Beginn nach einem zu großen Maßſtabe gehandelt, ein bedeutendes Schuldenweſen war zu ordnen, und ein billiger Vergleich mit den Gläubigern, wie er in England gelungen, ſehr zu wünſchen. Allein die Sache war für diesmal nicht zu bewerkſtelligen, auch keine baldige Beſeitigung der Hinderniſſe zu hoffen, und der Graf ſetzte nach vierwöchentlichem Aufenthalt ſeine Reiſe nach Neuwied fort. Die kleine Gemeinde daſelbſt beſtand größtentheils aus franzöſiſchen Mitgliedern, die von Herrnhaag dorthin gezogen waren; er hielt ihnen einige Reden in franzöſiſcher Sprache, und gab ſeinen Rath zum erſt beginnenden Anbau und noch dürftigen Erwerbweſen. Ueber Neudietendorf und Ebersdorf, dann über Kleinwelke und Niesky, wo überall ſein Eifer etwas zu thun fand, gelangte er am 2. Juni nach Herrnhut.

Dieſer Ort, ſeitdem er des obrigkeitlichen Schutzes und Wohlmeinens genoß, hatte ſich zum Erſtaunen gehoben und ausgedehnt, neue Gebäude ſtiegen empor, die Gewerbe blühten, zahlreicher Fremdenbeſuch von Geringen und Vornehmen fehlte nicht, beſonders zogen die Kinderanſtalten, welchen auch Auswärtige gern ihre Söhne und Töchter anvertrauten, viele Perſonen herbei. Zinzendorf ſah gerührt dieſes ſichtbare Gedeihen ſeines Werkes, er dankte dafür dem Heiland innigſt, aber ruhte ſelbſt nur um ſo weniger. Eine vorübergehende

Krankheit durfte ihn kaum ſtören, unermüdlich arbeitete er in Berathungen, Erbauungen und Geſprächen, ſowohl für das Ganze, als für beſondere Theile und für Einzelne; zu ſeinen Hausverſammlungen ſtrömte alles herbei, der Saal faßte die Zuhörer nicht. Dem Chor der Eheleute hielt er beſondere Reden, die unerwartet im Druck erſchienen, und nicht weniges Aergerniß verurſachten; allein ſie waren nach einem ſchlechtgeſchriebenen Hefte gegeben, das ein Geiſtlicher in der Lauſitz durch Zufall erhalten, und ohne allen Fug der Oeffentlichkeit überliefert hatte, ſie konnten daher mit Grund verläugnet werden. Bei dem Chor der ledigen Schweſtern war nach wie vor Anna Nitſchmann ſein treuer Beiſtand. Ganz vorzüglich aber nahm er ſich der Kinderanſtalten an, hielt Bet- und Singeſtunden und Liebesmahle mit den Kindern, fragte nach ihrem Herzenszuſtand, und ſuchte ihnen die heißeſte Liebe zu dem Heiland einzuflößen. Nicht wenigeren Fleiß widmete er den äußeren Geſchäften; in mehrtägigen Berathungen wurde der Haushalt ſtrenger geordnet, der des Grafen und ſeiner Familie von dem der Gemeinde beſtimmt abgetrennt, das Schuldenweſen erwogen, und die ſchon angeordnete eigne Diakonie jeder beſondern Gemeinde und Anſtalt neuerdings beſtätigt. Im Oktober beſuchte der Graf die Anſtalten in Barby, wo das Seminarium und Pädagogium der Brüder blühten, und ſeit kurzem auch ein akademiſches Kollegium errichtet war, in welchem außer der Gottesgelehrtheit auch die Rechtswiſſenſchaft und Heilkunde gelehrt wurden, damit die Zöglinge der früheren Anſtalten innerhalb des Brüderkreiſes ihren ganzen Studienlauf vollenden könnten, weil der Beſuch anderer Univerſitäten, wiewohl niemand daran gehindert wurde, doch in mancher Beziehung ſich nachtheilig gezeigt hatte. Für die Weltweisheit waren keine Lehrſtühle angeordnet; ſie ſtand in ihrer damaligen Geſtalt bei den Frommen ſehr ungünſtig; von Zinzendorf ſelbſt hatte man den Reimſpruch:

„Beſſer noch in Phantaſie
Stehn, als in Philoſophie;
Fühler wird durch Prüfen juſt.
Raiſonniren iſt Verluſt.“

Mit den neuen Lehrern, beſonders aber mit den Aerzten, unterhielt ſich der Graf ausführlich über die Stellung und den Gebrauch ihrer Wiſſenſchaften zu der Sache des Heilands, und empfahl dringend, dieſe in allem als Richtſchnur feſtzuhalten. Er empfing hier auch vielen Beſuch von Erweckten aus der Nachbarſchaft, unter denen auch einige Prediger waren, welche, wie auch anderwärts häufig vorkam, in ihren ſonſtigen Verhältniſſen ganz verharrend mit den Brüdern innigſte Gemeinſchaft hielten. Im Anfange des Novembers traf er in Herrnhut wieder ein, zog aber bald nach Bertholdsdorf in ſein altes Haus, welches er Bethel nannte, richtete ſeine, der Oertlichkeit gemäß, nur kleine Hausgemeinde bei ſich ein, und hielt Verſammlungen, Predigten und Chorreden. Die Chöre der Eheleute, der Wittwer und Wittwen und der ledigen Schweſtern erfreuten ſich wiederholt ſeines beſondern Eifers. Er ſuchte jede Perſon einzeln genau kennen zu lernen, und jeder das ihr Heilſamſte darzubieten. Mit den Helferinnen hatte er noch eigne Berathungen, in welchen hinſichtlich der Jungfrauen unter anderen ausgeſprochen wurde, ſie hätten ſich dem Heilande treu und keuſch zu bewahren, auf daß alle ihre Glieder, alle ihre Handlungen, alle Umſtände ihres Lebens, dem Herrn zur Ehre und Freude werden möchten.

So ferner in dem Kreiſe von Bertholdsdorf und Herrnhut, Großhennersdorf, Barby und anderen nahen Orten ſeine perſönliche Anweſenheit wechſelnd, ſetzte er ſeine mannigfachen Thätigkeiten unermüdet fort. Im April 1756 wurde eine Synodalkonferenz gehalten, welche zunächſt die mähriſchen Brüder betraf, und dieſen Tropus in ſich ſelbſt und in dem Ganzen der Brüdergemeinde abermals befeſtigen half. Eine allgemeine Synode, zur Berathung und Stärkung in den eingeſchlagenen Hauptwegen, und zur Beſorgung vieler einzelnen Geſchäfte, fand im Juni und Juli deſſelben Jahres Statt. Während derſelben erlebte Zinzendorf den härteſten Verluſt, der ihn betreffen konnte. Die Gräfin war durch das bewegte und angeſtrengte Leben, welches ſie mit ihrem Gemahl geführt, in ihrer Geſundheit ſchon lange geſchwächt; ſeit dem Tode ihres geliebten Sohnes Chriſtian Renatus hatte ſich ihr Sinn merklich verändert; ohne beſonders zu leiden, nahm ſie allmählig ab, und entſchlief endlich am 19. Juli ſanft und ſchmerzlos im dreiundfünfzigſten Lebensjahre. Sie wurde allgemein ſo ſchmerzlich beweint, daß Zinzendorf ſelbſt als Tröſter auftreten mußte, und die Rathſchlüſſe des Heilands auch in dieſem Heimgange zu ehren mahnte; ſie ſei müde geweſen, ſagte er, und habe ſich nach dem Sabbath geſehnt. Ihren hohen Werth und das reine Glück ſeiner Ehe hatte er von jeher liebend und preiſend anerkannt. Neun Jahre vor ihrem Tode bezeugte er öffentlich von ihr in den naturellen Reflexionen: „Ich habe fünfundzwanzig Jahr aus Erfahrung gelernt, daß die Gehülfin, die ich habe, die einzige geweſen, die von allen Enden und Ecken her in meinen Beruf paßt. Wer hätte ſich in meiner Familie ſo durchgebracht? Wer hätte vor der Welt ſo unanſtößig gelebt? Wer hätte mir in Ablehnung der trocknen Moral ſo klug aſſiſtirt? Wer hätte den Phariſäismus, der ſich alle dieſe Jahre hindurch immer herbei gemacht, ſo gründlich gekannt? Wer hätte die Irrgeiſter, die ſich von Zeit zu Zeit ſo gerne mit uns vermengt hätten, ſo tief eingeſehen? Wer hätte meine ganze Oekonomie ſo viele Jahre ſo wirthſchaftlich und ſo reichlich geführt, wie es die Umſtände erfordert? Wer hätte mir den Detail des Hausweſens ſo ungerne und doch ſo ganz abgenommen? Wer hätte ſo ökonomiſch und doch ſo nobel gelebt? Wer hätte ſo apropos niedrig und hoch ſein können? Wer hätte bald eine Dienerin, bald eine Herrin repräſentirt, ohne weder eine beſondere Geiſtlichkeit zu affektiren, noch zu mundaniſiren? Wer hätte in einer Gemeinde, wo ſich alle Stände beeifern einander gleich zu werden, aus weiſen und realen Urſachen eine gewiſſe Diſtinktion von außen und innen zu mainteniren gewußt? Wer hätte einem Ehegatten ſolche Reiſen und Proben paſſiren laſſen? Wer hätte zu Land und See ſolche erſtaunliche Mitpilgerſchaften übernommen und ſoutenirt? Wer hätte die Welt ſo apropos zu ehren und zu verachten gewußt? Wer hätte unter ſo mancherlei faſt erdrückenden Gemeindeumſtänden ſein Haupt immer empor gehalten und mich unterſtützt? Wer endlich unter allen Menſchen hätte, ereignenden Falles, ein wahreres, ein plauſibleres, ein überzeugenderes Zeugniß von meinem innern und äußern Privatweſen ablegen können, als eine Perſon von ihrer Kapacität, von ihrer Nobleſſe zu denken, und von ihrer Unvermengtheit mit allen den theologiſchen Vorgängen, in die ich verwickelt worden!“ Früher ſchon, im Jahre 1738, ſagte er in einem Gedicht von ihr:

„Ihre wicht'ge Rede,
Die ſie an mich thut,
Und ſo manche Töde
Lieblich nennt und gut,
Ihres Geiſtes Weide,
Was die Sinnen ſchmerzt,
Macht mein Herz voll Freude,
Munter und beherzt.

Meine Herzensſchweſter!
Du biſt wirklich ſo,
Wie die Fürſtin Eſther,
Deines Stands recht froh.
Unter Centnerlaſten
Stehſt du aufgericht,
Als wenn ſie dir paßten;
Ja, ſie drücken nicht! —

Einen Blick der Freude
Und der Innigkeit,
Sah man, wenn wir beide
Eine kurze Zeit
Von einander waren,
Und uns wiederſahn,
In den ſechzehn Jahren
Dir beſtändig an.“

Sie wurde von Allen, welchen ſie näher bekannt geworden, auf gleiche Weiſe geſchildert; da aber keine Eigenſchaft tüchtig ſein kann, ohne Widerſpruch zu wecken, ſo hatte auch die ſeltene, hochſinnige Frau die bedenkliche Ehre allgemeinen Lobes nicht, ſondern manche Anfeindung, und ſogar die gröbſten Verläumdungen wohlgemuth erfahren! Zinzendorf machte ſich es zum eignen Geſchäft, die mit ihr verlebten vier und dreißig Jahre vor dem Heilande ganz zu überdenken, die empfangenen Gnaden mit beſchämtem Dank, ſeine dabei nunmehr ihm bemerklichen Fehler und Mängel aber mit reuigen Thränen anzuerkennen.

Die Güter, welche bisher auf ſeiner Gemahlin Namen geſtanden, ließ Zinzendorf, der ſich mit weltlichem Eigenthum nicht mehr befaſſen wollte, nunmehr auf ſeine Tochter Benigna übergehen, welcher demnach von den ſämmtlichen Erbunterthanen und Schutzgenoſſen in herkömmlicher Art gehuldigt wurde. Er ſelbſt wandte ſeine Thätigkeit unverdroſſen wie ſonſt auf die Sache des Heilands; er ſorgte nah und fern für die Angelegenheiten der Gemeinde, erbaute ſie durch Reden und Schriften, und traf die wichtige Einrichtung, daß alle Aemter, damit es nie an geübten und bewährten Dienern fehlen möchte, doppelt beſetzt wurden. Nach Aegypten und Abyſſinien gingen neue Boten ab. Große Mühen gaben auch die Niederlaſſungen der Brüder in Nordamerika; der Krieg zwiſchen Frankreich und England brachte dort vielfache Bedrängniſſe. Der Einbruch der Preußen in Sachſen, mit welchem in dieſem Jahre der ſiebenjährige Krieg anhob, wurde zur bedenklicheren Störung, deren Ausgang Zinzendorf, welcher nicht ohne tiefe Bekümmerniß, doch mit gottergebener Faſſung in dieſen Sturm hineinſah, nicht mehr erleben ſollte. Herrnhut ſah die kriegführenden Heere ganz in ſeiner Nähe, von beiden Theilen ſtanden ſogar öfters große Streitkräfte, im Auguſt 1757 bis zu 200,000 Mann, in dieſer Gegend angehäuft, und Durchmärſche, Lieferungen und anderes Ungemach verſchonte die Brüderorte nicht. Allein im Ganzen blieben ſie vor ärgſten Schreckniſſen bewahrt, und Beſuche frommer oder auch bloß neugieriger Kriegsbefehlshaber brachten Schutz und Anſehen. Die Gemeinde blieb in ihrem gewohnten Gange, alle Arbeiten wurden fortgeſetzt; auch Zinzendorf ſelbſt änderte nichts in ſeinem Thun, nur hielt er ſich einſamer als ſonſt in ſeinem Hauſe, und litt nicht, daß von den Zeitläuften viel die Rede wäre. Sogar neue Bauten, ein neuer Gemeindeſaal, ein Haus für die Mädchenanſtalt, ein neues Chorhaus für die Wittwen, kamen in dieſer Kriegeszeit, von welcher man ſonſt nur Hemmung und Zerſtörung zu ſehen hatte, glücklich zu Stande, und zeugten von dem beſonderen Segen, der über Herrnhut waltete.

Seine ſtilleren Arbeiten unterbrach Zinzendorf auch jetzt bald wieder durch kleine Reiſen; er beſuchte im März 1757 Ebersdorf, im Mai die Gemeinden in Schleſien. Im Juni und Juli hielt er Synodalberathungen wieder in Herrnhut, wobei zur Leitung der Geſammtökonomie, ſo wie der verſchiedenen Diakonien der einzelnen Zweige, ein oberſtes Kollegium wirklich gebildet wurde; man fand auch im Geiſtigen ohne Unterlaß zu wachen und zu beſſern, und ließ ſich durch die merkliche Abnahme der früheren Anfeindungen nicht einſchläfern. Nicht nur wurden die Laſter, welche ſich in einzelnen Unwürdigen etwa zeigten, mit ſtrengem Eifer ausgetilgt, auch den Irrthümern und Unarten, welche hin und wieder noch vorkamen, wandte man ſorgſame Abhülfe zu, und ſuchte die Gemeinde in jeder Hinſicht rein zu halten, indem auch die Aufnahme in dieſelbe ſtets erſchwert wurde. Das Wichtigſte jedoch, was ſich für den Grafen und für die Gemeinde in dieſer Zeit ereignete, war ſeine neue Verheirathung. Durch den Tod der Gräfin hatte ſeine ganze Lebenseinrichtung einen großen Riß erfahren, ſein gewohnter Gang war unterbrochen, und ſeine Tage geriethen in merkliche Unordnung. Der Haushalt kam in Zerrüttung, die Pilgergemeinde, welche demſelben angehörte, ging aus einander. Zinzendorf ſelbſt gab ſich ungeregelt ſeinen Arbeiten hin, nahm gewöhnlich die Nacht zu Hülfe, und ſchwächte damit ſeine ohnehin ſchon wankende Geſundheit. Seine einſichtsvollen Freunde und Mitarbeiter überlegten die Sache, und kamen dahin überein, daß er ſich baldigſt wieder vermählen ſollte. Dieſer ihm eröffnete Rath und Wunſch fand Eingang, und mit dem Entſchluſſe war auch ſogleich die Wahl entſchieden. Sollte ihm eine zweite Gattin werden, ſo konnte dieſe nur Anna Nitſchmann ſein, die bewährte Freundin und Gehülfin des Grafen und vieljährige Aelteſtin der Gemeinde, in welcher ihre Arbeit unter den Schweſtern reich geſegnet war. Ihr reiferes Alter, noch jüngere Tage gleichſam bewahrend, ſchien den Verhältniſſen eben gemäß, ihre geringe Herkunft durfte nach der Denkart der Brüder kein Hinderniß ſein. Die Verläumdungen, welche ſchon längſt den reinen und edlen Umgang dieſer befreundeten Seelen zu ſchmähen geſucht, waren zu niedrig, um irgend berückſichtigt zu werden. Da ſich alles günſtig für den neuen Bund vereinigte, ſo konnte die Trauung ſchon am 27. Juni 1757 in Berthelsdorf vor ſich gehen, wovon Zinzendorf nachher alle Gemeinden durch ein beſonderes Schreiben, mit Angabe ſeiner Gründe und Betrachtungen, benachrichtigte. Seine Lebensweiſe geſtaltete ſich hierauf wieder freundlicher; die Hausgemeinde wurde hergeſtellt; ſeine Reden und Erbauungen, ſeine vielfachen Geſchäftsarbeiten gingen wie ſonſt, nahmen aber auch mit ſichtbarem Nachtheil ſeine Nächte noch oft in Anſpruch, welches man vergeblich abzuſtellen ſuchte.

Zwei Monate darauf trat er mit ſeiner Gemahlin eine Reiſe nach der Schweiz an; ſein Schwiegerſohn und ſeine beiden Töchter, Benigna und Eliſabeth, begleiteten ihn nebſt mehrerem Pilgergefolge. Ueber Barby und Marienborn begab er ſich zunächſt nach Montmirail, um die dortigen Brüder zu beſuchen. Hierauf ging er nach Genf, Bern, Aarau und Baſel, an welchen Orten aus allen Gegenden der Schweiz und aus dem Elſaß die zahlreichſten Freunde ſich um ihn verſammelten, und ſeinen Vorträgen, die er theils deutſch theils franzöſiſch hielt, mit Eifer beiwohnten. Die Rückreiſe fiel ſchon in den Winter; durch die mannigfachen Anſtrengungen ſeiner geiſtigen Arbeiten geſchwächt, wie er denn inmitten alles übrigen Treibens auch noch die Looſungen und andere erbauliche Schriften zum Druck förderte, und von den Beſchwerden der Jahrszeit hart befallen, kam er durch Schwaben und Franken erkrankt nach Ebersdorf, wo ſein Zuſtand den Seinigen und ihm ſelbſt einen nahen Heimgang anzudeuten ſchien. Doch in des Heilands Willen gern ergeben, nahm er nun ſeine unvermuthete Geneſung dankbar an, wie er ſeine Abberufung empfangen hätte, und traf am Ende des Januars 1758 wieder in Herrnhut ein. Seine Thätigkeit konnte aber nicht ruhen; er gab ſich mit gewohntem Eifer ſeinen Vorträgen und allen Anſprachen hin, die ſich ihm zudrängten; er hielt neue Berathungen, aus welchen eine nochmalige Vermehrung der Arbeiter, die Abtheilung der

Chöre in mehrere Klaſſen, die Verfertigung von Hymnen und Liturgien für jedes Chor, und ſonſtige Nachhülfe aller Art hervorging; dazwiſchen machte er kleine Reiſen, oft in ungünſtigſtem Wetter, und ſtrengte ſich durch alles dieſes dergeſtalt an, daß ihn im April ein Entzündungsfieber, welches damals herrſchte, gewaltig ergriff und dem Sterben nahe brachte. Doch genas er auch diesmal, aber wiederum nur, um ſich neuen Arbeiten zu unterziehen. Bei kaum hergeſtellter Geſundheit reiſte er im Juni gleich wieder nach Neuſalz, um dortigen Berathungen beizuwohnen, wo vieles von der Lehre und den Einrichtungen der Brüder verhandelt wurde. In Kleinwelke bei Bautzen beſuchte er eine Gemeinde von Wenden, die er in ihrer frommen Richtung und ihrem eigenthümlichen Beſtehen ernſtlich bekräftigte. Nachdem er hierauf in Barby einige Wochen zugebracht, entſchloß er ſich ſogar zu einer größeren Reiſe nach Holland, wo mancherlei Verhältniſſe der Brüder ſein Wiederkommen wünſchenswerth zu machen ſchienen und auch vieles Nöthige in Betreff der Niederlaſſungen in Nordamerika, welche der Krieg durch Indianer und Europäer hart heimſuchte, ſo wie überhaupt der Miſſionen, deren Gedeihen ſtetes Einwirken erforderte, gelegner anzuordnen war.

In Heerendyk, wo er mit ſeiner Hausgemeinde ſich zum Wohnen einrichtete, nahm er, auf Rath und Andringen ſeiner Nächſten, zwar einige Rückſicht auf ſeine Geſundheit, lebte ſehr mäßig, hielt feſtgeſetzte Stunden zum Mittag- und Abendeſſen, arbeitete nicht in die Nacht hinein, und widmete täglich eine beſtimmte Zeit dem Spazierengehen und freundſchaftlichem Geſpräch; allein er ſchonte ſich in der übrigen Zeit um ſo weniger, hielt täglich drei Verſammlungen mit ſeiner Hausgemeinde, mannigfache Berathungen, und griff, wie immer redend, ſchreibend und ordnend überall ein. Vor allem drang er unabläſſig dahin, daß die Gemeinde von innenher blühte und gediehe; es ſei möglich, meinte er, daß noch eine höhere Gnadenökonomie komme, wenn aber das Evangelium irgend in einer größeren Klarheit ausbrechen ſollte, als die Brüder bis dahin es gehabt, ſo wären ſie verbunden, ſich gleich mit anzuſchließen, und ihre bisherige Geſtalt nicht länger zu bewahren, als dieſelbe dem Heiland ein nützliches Werkzeug ſei; in dieſer Geſinnung freilich dürften, ſo hoffte er, ſie dem Geiſte nach ein ſolches Werkzeug bis zum Ende aller Zeiten bleiben. Er fertigte von Holland aus mehrere Boten ab, nach Grönland, nach Nord- und Südamerika, und zum erſtenmale nach Oſtindien, wohin die Brüder auf die däniſchen Beſitzungen durch den König ſelbſt eingeladen worden. Die beſondre Sorgſamkeit des Grafen erfuhr auch der nächſtliegende Brüderort Zeyſt, den er häufig beſuchte, und wo der Gemeinde durch ſeine Vermittelung, wichtige Grundſtücke geſichert wurden. Eine allgemeine Synode, die er zu verſammeln wünſchte, mußte wegen des fortwährenden Kriegs noch aufgeſchoben bleiben. Die Noth und Gefahr dieſer Unruhen traf die Brüder an manchen Orten ſehr hart; Sachſen und beſonders Schleſien waren der Schauplatz der blutigſten Schlachten und verderblichſten Truppenzüge; Herrnhut ſah wechſelnde Sieger; viele Ortſchaften, wo Brüder wohnten, wurden gänzlich zerſtört; die meiſten Gemeinden litten von Einquartierung und Geldforderungen großes Ungemach, ſo Neuwied, wo die franzöſiſchen Truppen lange gehauſt hatten, und ein troſtreicher Beſuch des Grafen ſehr willkommen war. Er kehrte von hier nach Holland zurück, wo er bis gegen die Mitte des Novembers noch in Zeyſt unter gewohnten Arbeiten verweilte, dann aber mit ſeinem Gefolge, jedoch ohne ſeine Tochter Benigna und ihren Gatten, welche nach England zur Viſitation der dortigen Gemeinden übergeſchifft waren, ſeine Rückreiſe nach Sachſen antrat. Nach einigem Aufenthalt in Barby und Kleinwelke kam er zur Chriſtnacht in Herrnhut an, und beging dieſe und den Antritt des Jahres 1760 mit der Gemeinde ſehr andächtig und feierlich. Hier fanden ſich auch alsbald Benigna und Johannes von Watteville aus England wieder ein, und Zinzendorf hatte die Freude, mit letzterem, der in Anſichten und Handlungsweiſe ſeit einigen Jahren merkbar von ihm abwich, welches ihrer Liebe zwar nicht Eintrag gethan, doch aber manche Aeußerung über den beſtehenden Unterſchied verurſacht hatte, durch herzliche Verſtändigung in die frühere Einigkeit zurückzukehren. Ueberhaupt widmete er dem inneren Zuſtande der Seelen, auf welchen ihm alles ankam, auf's neue den ſorgſamſten Fleiß. Die ganze Gemeinde beſprach er einzeln der Reihe nach, um jedes Mitglied ganz kennen zu lernen, ihm zu helfen, zu rathen, und alle in gleicher Richtung zu erhalten. Das Fortbeſtehen der Brüderſache glaubte er neben der Führung der Aemter beſonders von der Wahl der Perſonen abhängig, welchen die Aufnahme in die Gemeinde geſtattet würde. Man ſolle hiebei, empfahl er dringend, nur mit größter Vorſicht verfahren, und die Schwierigkeiten lieber mehren als mindern; die Brüdergemeinde ſei als eine Anſtalt zu betrachten, welche beſonderen Zwecken der Vorſehung diene, nicht aber für jeden Menſchen zum Seelenheil erfordert werde; nicht wer überhaupt ſelig werden wolle, ſondern wer zu dieſem eigenthümlichen Wege, das Heil zu erlangen und zu fördern, ſeinen beſondern Beruf unzweifelhaft darthue, ſei in die Gemeinde aufzunehmen; eben ſo habe man bei den Verheirathungen, durch welche der eigentliche Stamm der anſäſſigen Einwohner und Bürger der Gemeindeorte fortgepflanzt würde, genau darauf zu achten, was dem Ganzen erſprießlich ſei; das Häuflein ihrer Mitglieder möchte immerhin klein bleiben, wenn es nur die Gnade des Heilands bewahre. Eifrig empfahl er hingegen zu herzlichem Verkehr und traulichem Anſchließen die ächten Kinder Gottes und Liebhaber des Heilands, welche ſich in allen Religionen vertheilt fänden, und, ohne Glieder der Gemeinde ſein zu können, doch an deren ſegenreichem Wirken Theil zu haben wünſchten. Solcher zugewandten Freunde, in der Welt ausgeſtreut, und daher Diaſpora genannt, haben in der That von jeher eine große Zahl ſich den Brüdern angehörig erhalten, und als eine auch dieſen fruchtbare Genoſſenſchaft erwieſen. So ſtellte Zinzendorf gegen das Ende ſeiner Laufbahn das ausgebildete Werk ſeines Lebens auf denſelben Grundſätzen neuerdings feſt, auf welchen daſſelbe auch im unentwickelten Anfang ſchon glücklich gediehen war. Mit Dank und Rührung blickte er häufig auf jene frühere Zeit zurück, heiter und muthig ſah er eben ſo der nächſtkommenden entgegen. Für die Synode, welche mit dem erſehnten Frieden erwartet wurde, ſuchte er die Arbeiten mit großem Fleiße möglichſt vorzubereiten. Seine täglichen Geſchäfte betrieb er mit großem Eifer. Die Looſungen für das Jahr 1761 fertigte er zum Druck. Im Anfange des Mai unterbrach er dieſe Arbeiten, und ſchickte ſich an, nochmals eine Reiſe nach Holland zu machen. Eine andere Unterbrechung jedoch war dieſem und jedem ferneren Vorhaben zugedacht.

Seine Gemahlin erkrankte, und zwar ſo heftig, daß man alsbald an ihrem Aufkommen zweifeln mußte. Doch ehe noch dieſe Krankheit zur Entſcheidung kam, ſah er ſich ſelbſt von einer ſchneller entſchiedenen befallen. Sein Körper befand ſich ſchon ſeit längerer Zeit, wie die häufigeren Krankheiten der letzten Jahre bewieſen, in einem Zuſtande der Schwächung, der ihn für jeden Eindruck empfindlicher machte. Den 5. Mai 1760 fühlte er ſich unwohl, verrichtete aber noch ſeine vormittägige Arbeit, ſetzte ſich mittags zu Tiſch, machte dann ein Gedicht auf den Feſttag der ledigen Schweſtern, und beſuchte deren Liebesmahl, bald jedoch mußte er ſich zu Bette legen, und von dem herbeigerufenen Arzte wurde die Krankheit für ein hitziges Katharralfieber erklärt. Schon gewohnt an ſolches ihm mehrmals im Jahre wiederkehrendes Uebel, ſah er doch gleich den jetzigen Anfall als etwas beſonderes an. Abends redete er mit ſeinen drei Töchtern und einigen Hausgenoſſen ſehr vertraulich und lieblich über ſeinen Zuſtand. In jeder Krankheit, ſagte er, habe er ſonſt einen Wink des Heilands vorausgeſetzt, und auch immer, bei genauerem Forſchen, leicht erkannt, und darauf gethan, was zu ſeiner inneren Beſſerung nöthig geweſen, worauf die äußere bald erfolgt; diesmal aber ſei es anders, der Heiland verweiſe ihm nichts, ſondern gebe ihm ein heitres Gemüth und einverſtandene Zuverſicht. In großer Schwäche brachte er die nächſten Tage, in faſt gänzlicher Schlafloſigkeit die Nächte zu, doch wollte er nicht gleich allem Antheil an den Geſchäften entſagen, und ließ ſich noch die neueſten Nachrichten von den Heidenbotſchaften der Brüder vorleſen. Der zunehmende Huſten hinderte ihn am Reden, doch bekam er am 8. einige Erleichterung, und ſprach viel mit den Umſtehenden, unter welchen ſeines älteſten Freundes Friedrich von Watteville Gegenwart ihn beſonders freute; die vertrauteſten Gemeindearbeiter wechſelten Stunde um Stunde bei ihm ab, und empfingen ſeine liebevollſten, zärtlichſten Worte, die er mit den freudigſten Blicken begleitete. Einem Anfall von Steckfluß, der ihm die Zunge ſchwer machte, entrang er ſich wieder, ließ am 9. Mai in aller Frühe Johannes von Watteville rufen, und ſagte ihm, der ganz nahe zu ihm ſich hinbeugen mußte, mit ſchwacher Stimme: „Mein lieber Sohn, ich werde nun hingehen. Ich bin mit meinem Herrn ganz verſtanden. Er iſt mit mir zufrieden. Ich bin fertig zu ihm zu gehen. Mir iſt nichts mehr im Wege.“ Darauf ſprach er mit ihm noch über einige Gegenſtände der letzten Berathungen, und empfahl ſie ſeiner Obhut. Friedrich von Watteville und David Nitſchmann empfingen auch noch liebevolle Worte von ihm. Seine Töchter, die er ſodann rufen ließ, grüßte und ſegnete er mit freundlichen Blicken und Neigung des Hauptes, konnte aber, durch einen neuen Steckfluß gelähmt, nicht mehr mit ihnen reden. Um ſein Bette her und in den nächſten Zimmern hatten ſich unterdeß wohl hundert Brüder und Schweſtern verſammelt, er ſah ſich einigemal freundlich nach ihnen um, nahm ihre thränenvollen Abſchiedsblicke heiter auf, legte ſein Haupt zurück, ſchloß die Augen, und während Johannes von Watteville die Worte ſagte: „Herr! nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren!“ hauchte er mit dem Worte „Frieden“ den letzten Athem aus. Alſo verſchied Zinzendorf, deſſen Sterben nicht, wie das mancher Anderen, nur als das Ende ihres Lebens obenhin, ſondern, als eine weſentliche Mitgift und Verherrlichung ſeines Lebens, umſtändlich zu berichten war.

Sein Heimgang wurde der Gemeinde, wie dies bei jedem Sterbefalle an Brüderorten zu geſchehen pflegt, durch Poſaunentöne verkündiget. Die ganze Gemeinde verſammelte ſich nachmittags auf dem Betſaale, vernahm von Johannes von Watteville eine kurze, dem Vorgang gewidmete Rede, fiel auf die Kniee, und pries den Heiland, der durch den Abgeſchiedenen ſo viele Gnade gewirkt. Am folgenden Tage wurde der Leichnam mit einem weißen Talar bekleidet, wie ſolchen bei Kirchenhandlungen die Biſchöfe der Brüder zu tragen pflegen, in einem violet beſchlagenen Sarge ausgeſtellt, und von der ganzen Gemeinde chorweiſe beſichtigt. Erſt am 16. Mai, nachdem bis dahin der geſchloſſene Sarg noch immer von wechſelnden Geſellſchaften der Brüder und Schweſtern unter erbaulichen Geſprächen und Geſängen umſtellt geblieben, erfolgte das Begräbniß. Daſſelbe mitanzuſehen waren aus der umliegenden Gegend über zweitauſend Fremde nach Herrnhut gekommen, unter ihnen angeſehene öſterreichiſche Offiziere, und ſelbſt von den in Zittau ſtehenden Truppen eine Ehrenwache Kaiſerlicher Grenadiere. Außer den fremden Zuſchauern begleiteten zweitauſendeinhundert Gemeindeglieder den Sarg, welchen zweiunddreißig Prediger und Diakonen, wie ſie eben aus verſchiedenen Gemeinden, zum Theil aus Holland, England, Nordamerika und Grönland, zugegen waren, abwechſelnd trugen. Unter Muſik und Abſingung von Liedern, auch des Chorals: „Ei wie ſo ſelig ſchläfeſt du, und träumeſt ſüßen Traum!“ geſchah die Beſtattung auf dem Hutberge, dem Gottesacker der Gemeinde, mit den üblichen Gebräuchen während eine ſtille Ehrerbietung alle Anweſenden und ein ſeliger Frieden ganz Herrnhut erfüllte. Dem Grafen wurde ſpäter ein Leichenſtein geſetzt, als beſondre Ausnahme von der ſonſtigen Gleichheit für ihn ein größerer, als die der Anderen, mit der Inſchrift: „Allhier ruhen die Gebeine des unvergeßlichen Mannes Gottes, Nikolai Ludwigs, Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, der durch Gottes Gnade und ſeinen treuen und unermüdeten Dienſt in dieſem achtzehnten Sekulo wieder erneuerten Brüderunität würdigſten Ordinarii. Er war geboren zu Dresden am 26. Mai 1700 und ging ein zu Herrnhut in ſeines Herrn Freude am 9. Mai 1760. Er war dazu geſetzt, daß er Frucht bringe, und eine Frucht, die da bleibe.“ Ihm zur Linken lag ſeine erſte Gemahlin begraben, bald auch wurde zu ſeiner Rechten ihm die zweite zugeſellt; ſie folgte ihm noch in demſelben Monate nach, mit gleicher heiteren Ergebung in des Heilands Willen. Mit ſeiner erſten Gemahlin hatte Zinzendorf ſechs Söhne und ſechs Töchter gehabt, von welchen aber die meiſten früh wieder verſtorben waren, nur drei Töchter überlebten ihn, Benigna, vermählt mit Johannes von Watteville, Marie Agnes, welche den Grafen Moritz von Dohna, ebenfalls ein Mitglied der

Brüdergemeinde, heirathete, und Eliſabeth, deren Gemahl ein Freiherr Friedrich von Watteville wurde. Sie folgten nebſt ihren Gatten den Wegen des Vaters treu und eifrig nach, und blieben der Brüdergemeinde hülfreich angeſchloſſen und in geſegnetem Andenken.

Zinzendorf war von Geſtalt groß, in der Jugend ſchlank, in ſpäteren Jahren wohlbeleibt; ſein Anſehen deutete auf Kraft und Geſundheit, die nur durch Anſtrengungen erſchüttert worden. Seine Haltung und Geberden waren ungezwungen, oft nachläſſig, doch vornehm und bedeutend; man ſah ihm den höheren Stand an, in welchem er geboren worden. Sein Geſicht hatte wohlgebildete Züge, einen ſchönen Mund, eine hohe Stirn, ſeine blauen Augen waren voll dunklen Feuers und milder Freundlichkeit. Sein Erſcheinen war ſogleich gewinnend, ſein Benehmen offen, zutraulich und liebreich, mit Leuten geringen Standes voll gleichſtellender Güte, mit Gebildeten und Vornehmen fein und gemeſſen. Weich und klangvoll trug ſeine Stimme ſeine fließende Rede, ſeinen wohltönenden Geſang; ſein Geſpräch reizte durch eigenthümlichen Gehalt und anmuthige Wendungen. Unter allen Umſtänden behielt ſeine Rede die ſorgloſe Natürlichkeit der gewöhnlichen, bequemen Umgangsſprache, ohne Schmuck und Aufſpannung, und nur erhaben, feierlich, rührend und fortreißend, wenn die Gewalt des Innern ſie dazu machte. Mit jeder Sinnesweiſe und Denkart, auch mit ganz feindlicher, wußte er geſchickt und nicht ſelten fruchtbar zu verkehren; dabei verläugnete er ſeine eigne Meinung keineswegs, ſondern ſagte ſie in unverſtellter Aufrichtigkeit grade heraus, und damit bisweilen dem Hörer die härteſte Wahrheit, ohne daß dieſer beleidigt worden wäre. Ein überwiegendes Anſehen, das von ihm ausging, kannte er wohl, und mochte deſſen Wirkung nicht grade zurückhalten. Die natürliche Stimmung ſeines Weſens aber, wenn ſie nicht geſtört wurde, war zutrauliche Einfalt und harmloſe Fröhlichkeit, ſie ging in muntre Laune und ſogar in ſtreitbaren Scherz und Witz über, wenn hiezu der Anlaß war. Regten irgend Eindrücke ihn tiefer an, ſo entfaltete ſich die Kraft ſeines drangvollen Herzens, ſeines feurigen Gemüths und beflügelten Geiſtes in leidenſchaftlicher Fülle.

Die reizbarſte Seele, von lebhaften Vorſtellungen bewegt, führte jeden ergriffenen Gegenſtand ſtets allzuleicht zur Uebertreibung, und wechſelte darin von einem Aeußerſten zum andern. Sein aufwallender Eifer übte häufig zu große Strenge, ſeine zärtliche Vorliebe nicht ſelten zu große Nachſicht; oft ertrug er mit größter Geduld harten Widerſpruch und Tadel, meiſt aber ſetzte ihn auch ſchon der kleinſte Einwurf, den er nicht erwartet hatte, in unverhältnißmäßige Hitze, bis er Zeit gewann ſich zu beſinnen. Ein bei kleinen Umſtänden hartnäckig verweilendes Schelten und Zanken, z. B. über eine nach ſeinem Dünken unrecht geſtellte Bank, war ihm, wie überhaupt jenem Zeitalter, eigen; hatte ſein Unmuth ſich ergoſſen, ſo war jedoch alles vorbei, und ſeine Heiterkeit jedes hohen Schwunges fähig. Leicht eingenommen von einer Vorſtellung, ließ er ſie dann unbedingt herrſchen, ſo lange es ging; ſo war in einer Zeit das Wort arme Sünder alles bei ihm, in anderer war es das Blut der Verſöhnung, und eben ſo vertauſchte er dies wieder mit anderem Lieblingsausdruck, worein man ſich denn fügen mußte. In ſpäterer Zeit, da ſein großes, umfaſſendes Gedächtniß öfters in der Treue nachließ, wurde dies eine Quelle mancher Sonderbarkeit, da er Dinge läugnete, deren Beweiſe vorlagen, und andere behauptete, die nie ſo geſchehen waren; denn er hatte ſich gewöhnt, ganze Ereigniſſe nur in Einem ihrer Bezüge zu beurtheilen und feſtzuhalten, und wollte dann in der Folge ſie auch nur in dieſem einen; oft von anderen Mitwiſſern unbeachteten Bezuge gelten laſſen.

Mit einer großen Phantaſie begabt, aus deren mächtiger Gluth ſeine raſtloſe Thätigkeit ſich ſtets erneute, war er jeden Augenblick ſich ſelber zum Gebrauche fertig, der Begeiſterung ſicher, wo und wie ſie gefordert war. Doch ihm diente das Feuer ſeiner Einbildungskraft nicht ſowohl, als es ihn vielmehr beherrſchte und leitete; die von daher belebten Vorſtellungen wirkten mächtiger ſogar, als das unmittelbare Gefühl, welches ſeinem Herzen zu jeder menſchlichen Theilnahme ſonſt reichlich inwohnte. Hierüber ſagt er ſelbſt im Anfange der naturellen Reflexionen: „Ich habe die Bequemlichkeit nicht, unter die Leute zu gehören, die entweder vom

Gefühl regieret, oder durchs Gefühl ſatisfacirt, oder auch nur durch Gefühl amuſirt würden: ich gehöre unter die denkende Leute, und unter die Leute, die ſehr abſtrakt denken, die geſchwind denken, und denen die Gedanken zu nahe an einander hängen, um einen oder mehreren übrigen Bildern dazwiſchen Raum zu laſſen. Ich verwerfe die Empfindung nicht; ich halte ſie für einen beſondern Tropum der Providenz mit dem menſchlichen Gemüth zu handeln; ich habe durch meinen Beruf was davon kennen gelernt; ich bin ſelbſt nicht ohne Empfindung geblieben; und in ſo ferne ſie unter die inneren Fakultates gehört, ſo habe ich doch das unentbehrlichſte davon bei Gelegenheit auch zur Hand gehabt: aber ich kann mich auf keine Weiſe unter diejenigen zählen, die die Empfindung als ein Talent anzuſehen haben.“ Seltſam aber nennt er hier Denken, was eben nicht dieſes, wobei es vor allen Dingen auf geſetzlichen Zuſammenhang der Begriffe ankommt, ſondern nur gleichſam ein raſches Bewegen eines geiſtigen Inhalts iſt, und ungeachtet der logiſchen Gebilde dieſes aufgeregten Inhalts doch weſentlich der Phantaſie angehört. Denn wiewohl Zinzendorf ſich mit den höchſten Gegenſtänden der Erkenntniß unaufhörlich beſchäftigte, und oft die tiefſinnigſten Erſchaue glücklich faßte, ſo kann man doch den Namen eines Denkers dem nicht vorzugsweiſe beilegen, der ſeine Gedanken nur als eine Mannigfaltigkeit beſitzt, ohne je eine Einheit und Mitte zu geſtatten, aus der ſein geſammtes Wollen und Schauen ſich folgerecht ableitete. Wir haben geſehen, wie ſehr der Mangel an Wiſſenſchaftlichkeit in ſeiner Glaubenslehre ihn ſelbſt und ſeine übereilt nach Zufall ergriffenen Behauptungen bloßgeſtellt ließ. Seine Begabung lag nicht nach dieſer Seite, deſto reichlicher nach einer anderen. Er war auserſehen zu lebendigem Wirken auf Welt und Menſchen, und darin iſt er gewiß den erſten Männern aller Zeiten zu vergleichen. Hiezu waren alle Talente in ihm vereinigt; Fähigkeit, einen großen würdigen Gegenſtand zu erfaſſen, und in allen ſeinen Zerſplitterungen und Verfremdungen niemals zu verlieren; richtige Einſicht im Allgemeinen von Welt und Menſchen, taktvolles Urtheil über ſie im Einzelnen, vielartigſte Klugheit und Gewandtheit ſie zu behandeln; Leichtigkeit zum Anordnen und Ausführen; erfinderiſche Mannigfaltigkeit in Hülfsmitteln und Auswegen, mit ſtets feſtem Abſehen auf das Ziel; kühnes Vorſchreiten und behutſames Maßhalten; Stärke des einſamen wie des öffentlichen Handelns; Muth, Geiſtesgegenwart, Ausdauer, ohne welche nichts vollbracht wird; zu allem dieſen das unauslöſchliche Feuer der arbeitſamſten Thätigkeit, und die ſtets gerüſtete Macht der Beredſamkeit, der ſchriftlichen und mündlichen, das wahre Meiſterzeichen des Staatsmannes, — wir fragen, welcher weſentlichen Eigenſchaft Zinzendorf zu einem ſolchen wohl noch entbehrte? Ein Staatsmann unſtreitig war er, ein Staatsmann erhabener Art, wie der Fürſt und das Reich ihn bedingten, denen ſein Dienſt gewidmet war. Er floh die hieſigen Geſchäfte nur aus Liebe zu den höchſten, die allein ihm genügen konnten. Auf dieſem Standpunkt, auf dieſer Bahn möchte gegenwärtige Lebensbeſchreibung ihn vorzugsweiſe gezeigt haben.

Doch ſo große und reiche Eigenſchaften, wie glänzende Perſönlichkeiten ſie auch für die Welt gebildet hatten, würden hier noch wenig bewirkt haben, ohne den tiefen und mächtigen Gehalt, der ſie als heilige Flamme durchleuchtete und bewegte, die Glaubensbegeiſterung und Frömmigkeit, welche von Anbeginn und bis zum letzten Hauche das Leben Zinzendorf's erfüllten. Insbeſondere auf den Heiland bezogen, war dieſe religiöſe Durchdrungenheit der unerſchütterliche Grund alles ſeines Treibens. Welcherlei Drangſal ihn auch betreffen, in welche Verwirrung er auch gerathen mochte, ſtets fand er in ſeinem Innern die heilige Stätte wieder, in welcher ihm Zuflucht und Stärkung ſicher war. Daher konnten keine Abſchweifungen der Phantaſie, keine Schwachheiten des Gemüths und Mängel des Geiſtes ihm dauernd ſchaden, weil unter allem dieſen der ächte Quell der Frömmigkeit dort fortrauſchte, und er zur Rückkehr dahin den Weg nie verlor. Daß man an der Aechtheit dieſer Frömmigkeit oft gezweifelt, daß auch wohl ſeine Nächſten an ihm irr geworden, und ſogar ſeine Tante witzig von ihm geſagt, er habe im Reiche der Demuth nach der oberſten Stelle geſtrebt, dies darf uns nicht befremden. Auch wir längnen die Einmiſchung vieler Irrthümer, weltlicher Abſichten und irdiſcher Hülfsmittel in Zinzendorf's Handlungen keineswegs; er war allerdings neben dem frommen auch der vornehme Mann, zugleich ein Diener und das Haupt der Gemeinde, ließ oft den ſchmeichelhaften Verehrungen ſeiner Perſon und ſeines Namens allzuvielen Raum, ſuchte ſein Werk und Anſehen auch vor der Welt günſtig herauszuſtellen; oft beherrſchte ihn Willkür, leitete ihn Vorurtheil, beſtimmte ihn perſönliche Rückſicht; dem allgemeinen Menſchengeſchick im bewegten Weltleben entging er nicht. Doch die Perſönlichkeit, welcher Großes aufgetragen iſt, muß auch ſelber bedeutend auftreten, ihr eigenes und die höheren Intereſſen verſtricken ſich unauflöslich, und laſſen ſich nicht mehr getrennt behandeln. Ein erfahrener und dabei kindlicher Menſch, wie Zinzendorf war, wird immer ſich ſelbſt als nächſten Gegenſtand empfinden, wird oft und ausführlich von ſich zu reden haben, ſein Thun und Leiden, ſein Wollen und Hoffen, ja ſein Verdienſt und ſeine Tugend erörtern müſſen, ohne daß man ihn deßhalb eitler Selbſtliebe beſchuldigen darf. Allein hier kann Zahl und Art ſolcher Mängel, wie ſie der gemeine Tag erſcheinen läßt, nichts entſcheiden; wenn die Frage iſt nach Falſchem oder Aechtem, ſo kommt es auf die Urbezeichnung an, welche das innerſte Weſen trägt, und in dieſem Betreff, wir wiederholen es, ſteht uns Zinzendorf in unzweifelhafter Reinheit und Würdigkeit.

Was er hervorgebracht, iſt ſeine beſte Lobrede. Sein Werk, verbreitet in allen Welttheilen, beſtehet in ſegenreichem Fortgang. In Deutſchland, Holland, Großbritannien, Dänemark, Schweden, Rußland, in Nord- und Südamerika, Grönland, Afrika, Weſt- und Oſtindien, ſind herrnhutiſche Gemeindeorte, Kolonieen oder Miſſionen, in welchen überall, nach jetzt einſtimmigen Zeugniſſen, ſtiller Fleiß und glücklicher Frieden herrſcht, und ein eigener Geiſt der Frömmigkeit ſich in den Einrichtungen Zinzendorf's mit ſeltner Treue fortpflanzt. Nicht jeder nach einem ſeligen Leben verlangende Fromme darf die Brüderanſtalten für ſein Bedürfniß angeordnet glauben, Zinzendorf ſelbſt warnt oft gegen dieſen Irrthum, aber jedem unbefangenen Beobachter werden ſie in ihren Ergebniſſen ſtets achtungswerth erſcheinen müſſen. Ein vorzügliches Bild herrnhutiſcher Sinnesart und Verhältniſſe hat Goethe in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele niedergelegt; daſſelbe iſt dem inneren Gehalte nach ſo wahr und ächt, als durch die Darſtellung reizend und eindringlich, und wir müſſen mit Schiller übereinſtimmend hier die Macht des Genies bewundern, durch welche dieſen Stoff die Dichtung ſo gründlich, wie es ſonſt nur die von der Sache ſelbſt erzeugte Geſinnung könnte, ſich angeeignet hat. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg bezeugt dies gültig. Ein würdiges Bild von Zinzendorf's perſönlichem Auftreten hat Steffens in den Kreis ſeiner Dichtungen von den Familien Walſeth und Leith erfreuend eingeflochten.

Blicken wir von dem gelungenen Werke Zinzendorf's auf ſein ſtrebendes Wirken zurück, ſo finden wir, daß allerdings dieſes letztere durch eine wunderbare Vereinigung vieler mitwirkenden Vortheile begünſtigt werden mußte, um ein ſolches Ergebniß liefern zu können. Schon der Grafenſtand Zinzendorf's iſt in dieſem Betracht von nicht zu überſehender Wichtigkeit; nach ganzen Richtungen hin und durch manchen ſchwierigen Moment erhielt ſich die Sache vorzugsweiſe auf jener Stütze. Es bedurfte der politiſchen Verhältniſſe von Deutſchland, ihrer Zerriſſenheit und Gegenſätze, ferner der erſchöpften Zuſtände der proteſtantiſchen Kirche überhaupt, damit ſolch neue Religionsweiſe Boden gewänne, und ſich zu eigenthümlichem Beſtande ausbildete. Nicht weniger gehörte dazu, daß der Stifter nur mit Begeiſterung, aber ohne eigentlichen Plan handelte, denn einen ſolchen, dem er nach ausgedachten Grundlinien zu einem beſtimmten Ziel gefolgt wäre, hat er nie gehabt; in der freien Lebensbewegung allein konnte dieſe Sache den wenigſten Hinderniſſen begegnen, nur nach und nach aus ſich ſelbſt und den Umſtänden ſich geſtalten. Merkwürdig bleibt es immer, auch unter allen jenen Begünſtigungen, wie grade zwiſchen den verheerendſten Weltſtürmen — die Kriege Karls des Zwölften wütheten im Anfange des Jahrhunderts, die Kriege Friedrichs des Großen über die Mitte hinaus, — und neben der entgegenſtehenden, erfolgreichen, zu Glanz und Herrſchaft gelangenden Denkart des Zeitalters, in welchem das Genie und die Thätigkeit Voltaire's wirkten, dieſe milde Friedensgeſtalt chriſtlicher Frömmigkeit glücklich emporwachſen konnte. Nicht vergeſſen ſei hier auch die große Zahl tüchtiger und zuverläſſiger Männer, die als treue Gehülfen ſich zu dem Grafen fanden, die Chriſtian David, Nitſchmann, Dober und ſo viele andere Männer zum Theil von größtem Karakter und Gaben, und wie ſie ſtets um einen Höheren, zu deſſen Beglaubigung und Dienſt, unbegreiflich woher auf einmal, ſich verſammeln. Dieſe waren zugleich eine Pflanzſchule würdiger Nachfolger Zinzendorf's. Unter ihrem ordnenden Wirken, durch Johannes von Watteville, Gregor, Layritz und Andere, beſonders aber durch Spangenberg's langjährige Thätigkeit, hat die Brüdergemeinde ſich in der Folge von vielen Uebertreibungen gereinigt, die Spielereien und Ueppigkeiten in Liedern und Gebräuchen noch mehr abgeſchafft, und ihre Verfaſſung auf gründlichen Einrichtungen neu befeſtigt. Auch der Haushalt der Geſammtheit, welche bei Zinzendorf's Ableben noch gegen 150,000 Thaler Schulden gehabt haben ſoll, kam auf ſichern Fuß. Dabei wurde in den weſentlichen Anordnungen des Stifters, deſſen Namen ſtets in großen Ehren gehalten wird, nur weniges geändert; noch immer waltet ſein Geiſt und Sinn; auch ſeine beſondere Sprachweiſe, in zarter Naivetät vieler herkömmlichen Ausdrücke die gleiche für den gewöhnlichen Umgang wie für den kirchlichen Gebrauch, verblieb den Herrnhutern bis auf den heutigen Tag ein treulich überliefertes Vermächtniß.

Als Schriftſteller war Zinzendorf ungemein fruchtbar und wirkſam; über hundert ſeiner Werke, größere und kleinere, ſind gedruckt, ſie finden ſich an den gewöhnlichen Orten verzeichnet, die wichtigſten theils im Früheren auch hier ſchon angegeben; eine Menge von Briefen, Tagebüchern und anderen Aufſätzen, ſind handſchriftlich aufbewahrt. Der Werth dieſer Arbeiten iſt ſehr ungleich, es findet ſich kein einziges durchbildetes, gediegenes Werk darunter, aber in den meiſten ſchöne Gedanken, hinreißendes Gefühl, anmuthige und geiſtreiche Wendung. Die natürliche, nach Eingebung und Behagen des Augenblicks leicht hinfließende Umgangsſprache, die er auch im Schreiben behielt, verſchaffte ihnen bei den verſchiedenſten Klaſſen deſto leichter Eingang. In ſeinen Gedichten trägt er meiſt die Schuld ſeiner Zeit, welche in dichteriſcher Bildung ſehr zurückſtand; wir haben daher nur genügende, nicht reichliche Proben ſeiner Verſe mitgetheilt, laſſen jedoch gern hier zum Schluſſe noch einige ſchöne, an einem Thomastage von ihm verfaßte Strophen folgen, welche durch Inhalt und Ausdruck gleicherweiſe befriedigen:

„Ach einem Thomasglücke
Auf ein paar Augenblicke,
Dem wollt' ich zu gefallen
Gern tauſend Meilen wallen.

Mich zum Gerippe ſehnen,
Und einen Bach von Thränen
Aus meinen Augen ſchütten,
Wenn Er ſich ließ erbitten!

Doch, lieber Gott, was wähl' ich?
Mach mich beim Glauben ſelig:
Willſt du die Augen binden,
Das Herz kann blindlings finden."

Seine Proſa hingegen iſt ſehr oft vortrefflich, und läßt bedauern, daß ſo ſchöne Anlagen nicht in eine günſtigere Zeitbildung gefallen ſind. Die deutſche Sprache rang damals in roher Unſicherheit zwiſchen den traurigſten Abwegen hin; ſie ſchleppte ein barbariſches Gemiſch, das ſie weder abwerfen noch bemeiſtern konnte. Die Verhältniſſe, unter welchen Zinzendorf ſchrieb, ließen ihn grade am tiefſten in dieſen Uebelſtand eingehen. Er weiß es ſelbſt, daß er darin alles Maß überſchreitet, allein er kann und mag dies nicht ändern, und leitet den Fehler nicht nur genügend her, ſondern verſucht ihn ſogar mit Gründen zu rechtfertigen. Er beginnt die Vertheidigung ſeines Stils mit einem Geſchichtchen: „Der Graf N. in Ungarn, — erzählt er, — (iſt er geſtorben, ſo iſt's nicht lange), hatte vielleicht die beſten Pferde in ganz Europa. So wenig aber vor dieſem die Offiziers von einer Uniforme wußten, ſo wenig bekümmerte ſich der

Graf R. ſeiner Pferde couleur zu egaliſiren. Dahero konnt's leicht ſein, daß Braune und Rappen vor Eine Kutſche kamen. Kurz, ohne zu ſagen, wie weit es ging, ſo waren eben ſeine Karoſſiers diversi coloris. Dies werden ihm nun wohl die Herrn Ambaſſadeurs in den nächſten Jahren kaum nachthun: aber Herren, die zugleich gute Wirthe ſind, haben ihm das ſchon abgelernet, nämlich mehr auf die Gleichheit der Güte, als der Farbe der Pferde zu reflektiren.“ Dies wendet er nun auf die Miſchung verſchiedener Sprachen an, und fährt fort: „Ich weiß, daß die bigarrure des stili, welchen ich auf den Kredit eines meiner Herren Gegner nunmehro in's ſiebzehnte Sekulum ſetze, mit Vorbehalt, mein jus quaesitum auf die Schreibart des ſechszehnten, debito loco et tempore, auch wieder hervorzuſuchen, in Deutſchland ganz abkommt, und daß der Karakter des achtzehnten Sekuli, welches ſich ſehr mit der Bagatelle occupirt, und über welches unſere ſpäte Nachkommen gewiß mehr kritiſiren werden, als wir über alle vorhergehenden, hat es bei unſern Landsleuten ſo mit ſich gebracht, daß ſie es kurzum mit der freien deutſchen Sprache in dreißig Jahren dahin haben wollen, wohin es mit der franzöſiſchen, die doch von dem nutu eines einzigen und ziemlich abſoluten Kollegii dependirt hat, binnen hundert Jahren kommen iſt; ohne im geringſten zu konſideriren, daß ſich ein franzöſiſcher Profeſſor in der Provinz zu Tod ſchämen würde, wenn er ander Franzöſich redte und ſchriebe, als zu Paris; da hingegen in Deutſchland faſt auf einer jeden Univerſität der Jargon des Landes in vollem Flor bleibt, darinnen die Univerſität liegt. — Dieſer Inkorrigibilität des Dialekts ungeachtet ſind ſie faſt alle eins worden, ihre Sprache wortreicher zu machen même aux dépens du sens commun, und ſich lieber nur halb und noch zehnmal unverſtändlicher, als zuvor, auszudrücken, ehe ſie ein fremd Wort brauchten. Wie die ehrbare deutſche Tracht abkam, die in einem Theil des Reichs und zu Zürich noch am eigentlichſten obtinirt, ſo behielten ſie die Prediger; daher ich immer den Separatiſten gezeigt, daß ſie dieſe Tracht der Prediger billiger zur Modeſtie als zum Hochmuth auszulegen hätten.

So geht mir's mit dem stilo des ſiebzehnten Sekuli. Ich halte darüber, ja ich pouſſire ihn weiter als zuvor, und vermehre ſeine lateiniſche und griechiſche und franzöſiſche emphases mit engliſcher, auch wohl holländiſcher Energie, aber gewiß nicht ſowohl, um mich in dieſen Sprachen zu exerciren, als aus der allerſeriöſeſten Abſicht, meinen wahren Sinn ſo gut als möglich auszudrücken, und von aller Aequivokation zu befreien, und dabei freilich Einigen lieber ganz unverſtändlich zu bleiben, denen ich doch mit einer noch ſo deutſchen Expreſſion mich nicht deutlicher machen könnte, hingegen andern und geſetzten Leuten, die ſich das Forſchen nicht verdrießen laſſen, eine möglichſt unzweideutige Auskunft zu geben. Ich bin von Herzen bereit, alle die fremden in einheimiſche phrases zu verwandeln, ſobald mir jemand äquipollente Ausdrücke in meiner Mutterſprache dazu zeigt. Bis dahin will ich den engliſchen und holländiſchen bon sens imitiren, der alle benachbarte Sprachen naturaliſirt hat, die ihm ſeinen Sinn ganzer machen helfen. Denn das iſt ja der Zweck aller Sprachen: das dient ad esse der Sprachen; die Eleganz gehört nur ad bene esse.“ Inzwiſchen will er, dieſes Einmengen nicht über das Bedürfniß treiben, ſondern die Reinigung, ſobald ſie geſchehen kann, ſtets vorziehen. So ſagt er ausdrücklich: „Die Poeſieen in den Sammlungen waren ſo beſchaffen, daß ſie noch alle erſt ihre letzte limam künftig kriegen ſollten, und wurden nur einſtweilen aufbehalten. Daher ſetzte man eben den Sinn hin, in was für einer Sprache man ihn am nächſten und glücklichſten exprimiren könnte, en attendant, daß ſich das deutſche Wort einmal dazu fände.“ Man ſieht, daß er mit der Praxis eine leidliche Theorie verband, in einigem ſogar dem Einſpruche zuſtimmte, welchen der große Philolog Friedrich Auguſt Wolf gegen übertriebenen Purismus zu erheben pflegte.

Zinzendorf's Leben iſt ſchon oftmals beſchrieben worden, am ausführlichſten von Spangenberg, in ehrenwerthem Sinn und mit genauem Fleiß, indeß bei allem Raume von acht Bänden in einigen Richtungen doch nur allzukurz gefaßt.

Gedrängtere Darſtellungen haben Reichel und Duvernoy verſucht. Die Nachrichten des Grafen von Lynar ſind nur bedingt anzunehmen; er hat Zinzendorf'en nie geſehen. Die Schilderung, welche Johann Georg Müller in Schaffhauſen aus gedruckten Hülfsmitteln zuſammengeſtellt hat, iſt ein ſehr gelungenes Werk. Ein kurzer Aufſatz von Herder faßt bezeichnende Züge in raſchen Ueberblick. Aus vertrauter perſönlicher Bekanntſchaft hat der jüngere Freiherr von Schrautenbach, der Sohn deſſen, bei welchem Zinzendorf in Lindheim zu Beſuch geweſen, eine merkwürdige Karakterzeichnung des Grafen entworfen, die erſt neuerlich im Druck herausgegeben worden, ſie verdient die größte Anempfehlung. Die Art wie Steffens in ſeinem Roman Walſeth und Leith den Grafen auftreten und reden läßt, giebt deſſen wirkliche Züge nicht; daſſelbe gilt von anderen Verſuchen ihn dichteriſch aufzufaſſen. Deſto heller und treuer ſtrahlt ſein Weſen aus Goethe's Bekenntniſſen einer ſchönen Seele hervor, wo die Perſon doch nicht erſcheint. Merkwürdig iſt es, daß Retif de la Bretonne, der erſte Sinnlichkeitsforſcher, in ſeinem Roman l'école des pères die herrnhutiſchen Einrichtungen Zinzendorf's nachdrücklich anpreiſt, und auf gleichen Grundlagen, beſonders in Betreff der ſinnlichen Dinge, ſolche Gemeinden in Frankreich zu ſtiften wünſcht. Von den vielen zu verſchiedenen Zeiten gemahlten Bildniſſen Zinzendorf's will man ein um das Jahr 1740 von Kupetzky verfertigtes als das in jedem Sinne glaubhafteſte auszeichnen; nach ihm hat kürzlich F. Lehmann ein wohlgelungenes Kupferbild geliefert.

Ueberblicken wir dieſen Lebenslauf nochmals, legen wir gegen einander, was Leid und Freude, Bekümmerniß und Glück, Niederes und Höheres, Zagen und Zuverſicht, an dieſem Herzen für Theil gehabt, und ziehen wir die Summe des Guten wie die des Schlechten, ſo müſſen wir uns wohl ſagen, daß Zinzendorf ein ſeliges Leben geführt, wie nur wenigen Menſchen es beſchieden iſt! Sein Leben iſt als ein glückliches und beneidenswerthes auch von ſolchen anzuerkennen, die weder ſeines Glaubensbekenntniſſes noch ſeiner Sinnesart ſind, noch ihm nachzuahmen den Wunſch und Beruf haben. Und ſo dürfen wir auch von ganz allgemeinem Standpunkt aus, beim Anſchauen dieſes Mannes, in ganz weltlicher Betrachtungsweiſe, hier mit der Bemerkung ſchließen, daß überall ſolcher Segen waltet, wo der Menſch in den Kämpfen der Welt nicht ihr ſelbſt, ſondern einem höheren Leben ſich vertrauenvoll zuwendet. —

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

Graf Ludwig von Zinzendorf.

Handſchriftliches über und von Zinzendorf, ein Volumen Akten, im Königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

Zinzendorf's eigne Schriften, deren langes Verzeichniß bei Spangenberg nachzuſehen iſt.

Leben des Herrn Nikolaus Ludwig Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, beſchrieben von Auguſt Gottlieb Spangenberg. s. l. et a. 8 Bde. 8.

Woldershauſen, Leben Zinzendorf's. Wittenberg, 1749. 2 Thle. 8.

Leben des Grafen von Zinzendorf, Stifters der Brüdergemeine. Von Gottlieb Benjamin Reichel. Leipzig, 1790. 8.

Kurzgefaßte Lebensgeſchichte Nikolai Ludwigs Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf, von Jakob Chriſtoph Düvernoy. Barby, 1793. 8.

Die Geſchichte der alten und neuen Herrnhuter und ihres Stifters N. L. Grafen von Zinzendorf, entworfen und beurtheilt, und aus dem Holländiſchen überſetzt von M. J. E. H. Scholl. Tübingen, 1805. 8.

Erinnerungen an den Grafen Zinzendorf. Berlin, 1828. 8. Von Ludwig Balthaſar von Schrautenbach in Darmſtadt, Goethe's und Merck's Freunde.

J. G. von Herder's Schriften. Stuttgart und Tübingen, 1827 ff. 60 Bde. 12.

Archenholtz Litteratur- und Völkerkunde, 1786. Auguſt.
Darin: von Schachmann Apologie des Grafen Zinzendorf.

Bekenntniſſe merkwürdiger Männer von ſich ſelbſt. Herausgegeben von Johann Georg Müller. Dritter Band. Winterthur, 1795. 8.
S. 1 bis 302 Zinzendorf.

Des Herrn von Loen geſammelte Schriften. Frankfurt und Leipzig, 1753. 4 Thle. 8.

Zedler's Univerſallexikon. Artikel Zinzendorf.

Herrnhutiſche Geſangbücher, alte und neue.

Beſchreibung und zuverläſſige Nachricht von Herrnhut in der Oberlauſitz, wie es erbauet worden, und welcher Geſtalt nach Lutheri Sinn und Meinung eine recht chriſtliche Gemeine ſich daſelbſt geſammlet und eingerichtet hat. Leipzig, 1735. 8.

Alte und neue Brüder-Hiſtorie, oder kurzgefaßte Geſchichte der evangeliſchen Brüder-Unität in den ältern Zeiten und inſonderheit in dem gegenwärtigen Jahrhundert. Von David Cranz. Barby, 1772. Erſte Fortſetzung, 1791. Zweite Fortſetzung, 1804. 3 Bde. 8.

Büſching, Nachricht vom Urſprung, Fortgang und gegenwärtiger Verfaſſung der Brüder-Unität, 1781. 8.

Cranz Hiſtorie von Grönland. Barby, 1770. 8.

Oldendorp's Geſchichte der Miſſion der evangeliſchen Brüder auf den karibiſchen Inſeln Sankt-Thomas, Krux und Jan. Barby, 1777. 8.

Büſching's Magazin. Bd. 13.
Darin: Des Grafen von Lynar Nachricht von der Herrnhuter Brüdergemeinde.

Spangenberg's kurzgefaßte hiſtoriſche Nachricht von der gegenwärtigen Verfaſſung der Evangeliſchen Brüder A. C. 1772. 8.

Joh. Loretz's ratio disciplinae unitatis fratrum A. C. oder Grund der Verfaſſung der Evangel. Brüderunität der A. C. Barby, 1789. 8.

M. Johann Gottfried Häntzſchel's nöthige Anmerkungen über die in dem Herrnhutiſchen Geſangbuche befindlichen Irrthümer, Veränderungen und Redensarten. Wittenberg, 1734. 4.

Vollſtändige ſowohl hiſtoriſche als theologiſche Nachricht von der Herrnhutiſchen Brüderſchaft. Durch eine nach Herrnhut angeſtellte Reiſe perſönlich eingeholet. Frankfurt und Leipzig, 1735. 4.

Siegfried's beſcheidene Beleuchtung des vom Herrn Dr. Baumgarten in ſeinen theologiſchen Bedenken gefälleten Urtheils über die evangeliſch-mähriſche Kirche u. ſ. w. Leipzig, 1741. 4.

Mit einem guten Kupferbild Zinzendorf's, von Buſch in Berlin geſtochen.

Gewiſſenhaftes Bedenken eines Politici über die durch den Herrn Grafen von Zinzendorf und deſſen Mitbrüder verurſachte Kirchentrennung. Frankfurt und Leipzig, 1745. 4.

Chriſtoph Gabriel Fabricii entlarvtes Herrnhut. Wittenberg und Zerbſt, 1745. 4.

Joh. Albr. Bengel's Abriß der ſogenannten Brüdergemeinde. Stuttgart, 1751. 2 Thle. 8.

Zuverläſſige Beſchreibung des nunmehr ganz entdeckten Herrnhutiſchen Ehegeheimniſſes nebſt deſſen 17 Grundartikeln mit mehreren merkwürdigen, die Lehre, Lebensart, Abſichten der ſogenannten Mähriſchen Brüdergemeinde betreffenden Umſtänden von H. J. Bothen. Frankfurt, 1751. 2 Thle. 8.

Noch viele Gegenſchriften im Buch erwähnt, zum Theil von Zinzendorf in ſeinen Schriften aufgezählt.

Risler's Leben A. G. Spangenberg's. 1794. 8.

Auguſt Hermann Francke. Eine Denkſchrift zur Säkularfeier ſeines Todes. Von Dr. Heinrich Ernſt Ferdinand Guerike. Halle, 1827. 8.

Lebensgeſchichte Johann Jakob Moſer's, von ihm ſelbſt beſchrieben. 1768. 8.

Die Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion. Von Dr. Chriſtoph Friedrich von Ammon. Leipzig, 1833—35. 3 Thle. 8.

Erſch und Gruber's Encyklopädie. Artikel Brüderunität.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zwölfter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Sechster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1873.

Biographiſche

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Sechster Theil.

General Hans Karl von Winterfeldt. — Feldmarſchall Graf von Schwerin.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1873.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

General Hans Karl von Winterfeldt 1

Feldmarſchall Graf von Schwerin 137

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel 307

General Hans Karl von Winterfeldt.

Seiner Königlichen Hoheit

dem Prinzen

Karl von Preußen

ehrerbietigſt zugeeignet.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Durchlauchtigſter Prinz,
Gnädigſter Prinz und Herr!

Ew. Königlichen Hoheit gnädige Erlaubniß, Ihren Namen dieſem Buche vorzuſetzen, darf ich zunächſt dem regen Antheil verdanken, welchen Ew. Königliche Hoheit der vaterländiſchen Geſchichte widmen, und durch eigne, ihr zugewendete Forſchungen bethätigen; doppelt aber muß ich es als eine bezeichnungsvolle Gunſt erkennen, das meinem Wunſche gewährt wird, grade den hier geſchilderten Kriegshelden in den Schutz eines Königlichen Prinzen zu ſtellen, deſſen edler Sinn eine ſolche Geſtalt zu würdigen und die unglücklichen Widerſtreite jener Vergangenheit in hochſtehender Betrachtung billig auszugleichen vermag!

Geruhen Ew. Königliche Hoheit mit dieſen Blättern zugleich den öffentlichen Ausdruck der tiefſten Verehrung und Ergebenheit zu empfangen, in deren [illegible] Darbringung ich gehorſamſt verharre

Ew. Königlichen Hoheit

Berlin, den 24. März 1836.

unterthänigſter

Varnhagen von Enſe.

Die Thaten Friedrichs des Großen darzuſtellen, liegt außerhalb des Zweckes, den wir uns bei dieſen Denkmalen vorgeſetzt. Schon hat auch die kundige und treue Hand von Preuß jener Aufgabe, ihrer jetzt möglichen Faſſung nach, durch das ſchätzbarſte Werk genügt, und allgemeinen Dank erworben. Jedoch leuchtet die glänzende Bahn des großen Königs uns hier wenigſtens in dem Wiederſcheine ſeiner Feldherren, von welchen wir die beiden unvergleichbar hervorragendſten, Winterfeldt und Seydlitz, unſrer Bilderreihe anſchließen.

Hans Karl von Winterfeldt wurde geboren den 4. April 1707 zu Banſelow in Vorpommern, aus einem alten Ritterſtamme, deſſen Zweige ſich von der Priegnitz und Uckermarck nach Pommern, Mecklenburg und Holſtein, ſo wie nach Preußen und Schleſien, frühzeitig ausgebreitet, und zu bedeutendem Beſitz und Anſehen befeſtigt hatten. Der Vater, Jürgen Friedrich, hatte Univerſitäten beſucht, darauf Kriegsdienſte genommen, bald aber das Landleben erwählt; er galt für einen klugen und vermögenden Mann, der theils durch Erbſchaft, theils durch Ankauf, einmal zehn Güter zuſammen beſaß, deren er jedoch einige dann wieder veräußerte. Er war zweimal verheirathet, und hatte von ſeiner erſten Frau nur eine Tochter, von ſeiner zweiten, Chriſtina Eliſabeth von Malzahn, aber vier Söhne und vier Töchter. Hans Karl, nach alter Sitte beide Namen ungetrennt führend, mit Betonung des erſten, war von dieſen Geſchwiſtern der Erſtgeborne. Seine frühſte Jugend verlebte er in Schmarſow, dem anſehnlichſten Gute des Vaters, wohin dieſer, ſobald er es erworben, ſeinen Wohnſitz verlegt hatte.

Das Leben in freier Luft, in ländlicher Wirklichkeit, deren

Genüſſe und Entbehrungen für den Junker und die Bauerknaben wenig verſchieden ſein mochten, half ihm zu der geſunden Stärke und freien Rüſtigkeit ausbilden, welche den groß und kräftig herangewachſenen, fernfeſten und gewandten Jüngling in der Folge auszeichnete. Die Sorgfalt, welche ſein begünſtigter Stand auch in Betreff der Erziehung damals anſprechen konnte, war keineswegs ausgeſchloſſen, doch allerdings auf ein nur geringes Maß beſchränkt. Es wurden Hauslehrer in Schmarſow gehalten; doch zu den vielen Kindern, auf dem entlegenen pommerſchen Dorfe, bei gewiß ärmlicher Bezahlung, werden ſchwerlich andere als die nothdürftigſten Informatoren ſich gemeldet haben. In der Religion unterrichtete ein Kandidat aus Halle, Namens Knape, der die ſtrengſte Frömmigkeit bei ſeinen Zöglingen einführte, und beſonders eine Menge geiſtlicher Sprüche in Gebrauch ſetzte, die er für jeden Anlaß vorräthig hatte. Sein Bemühen aber wurde gehemmt durch den Erfolg ſelber, der einſt ungelegen in allzugroßer Wirkung hervortrat. Als nämlich eines Tages in Schmarſow Gäſte zu Tiſch waren, mit denen der Vater von mancherlei Kriegsereigniſſen und auch von Feſtungen und deren Eroberung ſprach, fiel einer der Knaben unerwartet mit den Worten ein: „Feſtungen zu erobern mag wohl ſchwer ſein, aber den Himmel zu erobern halte ich doch noch ſchwerer." Man ſah den Knaben erſtaunt an, und der Vater fragte ihn: „Und wie willſt du denn den Himmel erobern?" — „Durch meine Bußthränen," war die Antwort. Der Vater aber verhehlte ſein Mißfallen nicht, und rief: „Junge, werde mir kein Kopfhänger, wie der Baron Canſtein!" Dieſer bußfrommen Richtung wurde nun wohl Einhalt gethan, auch der genannte Lehrer wahrſcheinlich bald entfernt, indeſſen war doch ſein Unterricht nach langer Zeit noch nicht ganz verklungen, und ſeine geiſtlichen Sprüche hatten ſich in Hans Karls Gedächtniß ſo feſt eingeprägt, daß dieſer ſpäterhin, als er in Potsdam dem weltlich-heiterſten Lebenskreis angehörte, mit Bezug auf die dort herrſchende Freigeiſterei ſcherzend ſagen konnte: „Hier hört man nicht viel von Gottes Wort! Wenn nicht zuweilen noch mir ein Knape'ſches Sprüchlein einfiel!"

Späterhin wurde der Knabe in die Stadtſchule nach Güſtrow geſchickt, womit die Eltern ſeine Unterweiſung reichlich abgethan glauben mochten, ohne daß wir deßhalb glauben dürfen, ihm ſei daraus ein erheblicher Vortheil zugewachſen. Die Strenge der Schulzucht und die Pedanterei des Lehrweſens mußten den friſchen Muth abſchrecken, den offnen Kopf unbefriedigt laſſen, und die Qual des Lateinlernens demjenigen unnütz dünken, der ſeinen Lebensberuf nicht in gelehrter Laufbahn zu ſuchen dachte. Die Kenntniſſe, durch welche die umgebende Welt beleuchtet, der Blick erweitert, im nahen Ertrag ein entlegener Gewinn vorempfunden wird, lagen damals außer dem Bereich der Schule, und ſie mußten, wohl nicht zu ihrem Schaden, auf andere Weiſe, nach Zufall, und mit Anſtrengung, aus dem Leben ſelbſt erworben werden. Daher finden wir keinen Widerſpruch darin, daß Winterfeldt im Vaterhaus und auf der Schule des gewöhnlichen Unterrichts genoſſen, und dennoch in der Folge ſich ernſtlich beklagt habe, faſt aller wiſſenſchaftlicher Bildung zu entbehren. Und wenn ſein ſpäterer Kriegskammerad und Freund Warnery von ihm erzählt, er habe ſelber geſagt, ſein eigentlicher Lehrer ſei ein alter Grenadier-Unteroffizier geweſen, ſo ſtimmt auch dies recht wohl zu dem Obigen, denn an ſolchen Kenntniſſen, welche dem aufſtrebenden Jünglinge reizend, mit ſeinen eignen Lebensausſichten unmittelbar verbunden, und ihm zunächſt brauchbar und förderlich waren, konnte die Erfahrung eines alten Kriegsmannes leicht mehr darbieten, als alle Schulweisheit. Dabei mußte der ſo durch das Leben Gebildete doch am tiefſten einſehen und vermiſſen, welch unſchätzbare Hülfsmittel ſeinem Streben und Ausführen ein zweckmäßiger Unterricht würde geliefert haben.

Für Winterfeldt war in ſeinen Anlagen wie in den Umſtänden der Familie die Beſtimmung zum Kriegsdienſte vorgezeichnet. Der Geiſt des Volkes und die Einrichtungen des Staates erhielten ſich vorzugsweiſe kriegeriſch auch unter der Regierung des prachtliebenden Königs Friedrichs des Erſten, und wandten ſich ganz in dieſe Richtung unter ſeinem ſtrengen Nachfolger Friedrich Wilhelm dem Erſten. Im Norden und Oſten dauerte der große Krieg fort, welchen Karl der Zwölfte, König von Schweden, gegen ſeine verbündeten Feinde Rußland, Polen und Sachſen ſeit dem Anfange des Jahrhunderts mit abwechſelndem Erfolge führte, und der Ruhm großer Waffenthaten durchflog die preußiſchen Länder, deren Lage auch den Kriegsereigniſſen ſelbſt endlich den Zutritt eröffnete. Noch in ſpäten Jahren freute ſich Winterfeldt der jugendlichen Erinnerung, daß er als achtjähriger Knabe ruſſiſche Truppen, welche über Schwedt den Weg durch die Uckermark nach Pommern nahmen, um dort in Verbindung mit den Preußen die Schweden zu bekämpfen, auf ihrem Durchzuge geſehen, und wie der General Baur mit einem Schwarm Dragoner ſich bei Paſewalk gelagert und die Pferde auf die Weide gejagt hatte. Solche Bilder und Eindrücke wirkten fort, und erneuerten ſich oftmals. Da Winterfeldt's Vater im Jahre 1720 ſtarb, ſo wünſchte die Mutter um ſo mehr, die väterliche Aufſicht für den älteſten Sohn durch die militairiſche zu erſetzen, und in ſeinem vierzehnten Jahre trat dieſer in den Kriegsdienſt wirklich ein.

Er diente zuerſt als gemeiner Reiter in dem zu Königsberg in Preußen ſtehenden Küraſſierregimente von Waldow, das einem Sohne ſeines Großoheims, dem General Georg Levin von Winterfeldt, untergeben war. Nach einigen Monaten, in welchen er den untern Dienſt gründlich gelernt und geübt, wurde er zum Standartenjunker, und nachdem er dies ein Jahr lang geweſen, zum Kornet befördert. Als ſolcher kam er bei der nächſten Muſterung, welche das Regiment unter den Augen des Königs beſtand, in deſſen Nähe, wurde wegen ſeines großen Wuchſes und ſtattlichen Ausſehens vortheilhaft bemerkt, und dieſer Augenblick entſchied ſeinen künftigen Lebenslauf. Der König nahm ihn von dem Regimente fort, und verſetzte ihn als Lieutenant zu ſeiner Grenadiergarde, zuerſt nach Brandenburg, darauf nach Potsdam. Friedrich Wilhelm der Erſte liebte bekanntlich rieſenhafte Körpergröße, jedoch überſah er deßhalb werthvollere Eigenſchaften nicht. Der junge Winterfeldt gefiel ihm nicht weniger durch ſein feuriges und kluges Weſen, als durch ſeine ſchöne Geſtalt; und durch beides vereinigt gewann dieſer ſo ſehr das höchſte Wohlgefallen, daß der König ihn täglich ſehen wollte, ihn deßhalb zum Adjutanten des Regiments ernannte, und in mannigfachen Angelegenheiten ihm das größte Vertrauen zeigte. Ein ſolches Verhältniß war bedeutend und folgenreich, aber an Genuß und Annehmlichkeit dabei nicht zu denken; im Gegentheil erforderte daſſelbe die unermüdbarſte Aufmerkſamkeit, die härteſte Gewöhnung, die unverdroſſenſte Selbſtverläugnung. Der feſte Sinn Winterfeldt's und ſeine Gewandtheit und Ausdauer bewährten ſich trefflich in dieſer ſtrengen Schule; er wußte die Meinung und Art des Königs mit ſicherem Takt aufzufaſſen, im Dienſt und Exerziren alles Obliegende mit Eifer und ohne Fehl zu leiſten, und dem Vertrauen des Königs zu entſprechen, ohne zu ſchmeicheln, noch jemals den urſprünglichen Abſtand außer Acht zu ſetzen, welchen die Gunſt nicht ſelten ſo leicht vergeſſen läßt.

Einen beſondern Anlaß zur Auszeichnung ſeines Lieblings empfing der König in dem Geſuche der Großfürſtin Anna, damaligen Regentin und nachherigen Kaiſerin von Rußland, welche auf Rath und Betrieb des Feldmarſchalls Grafen von Münnich eine Kadettenanſtalt und mehrere neue Feldregimenter errichtete, hiebei die Ordnung und Fertigkeit der preußiſchen Truppen einzuführen wünſchte, und dies durch eine Anzahl Unteroffiziere zu bewirken dachte, die ſie den König ihr zu überlaſſen bat. Die Handgriffe, das Marſchiren, der Dienſt und die Zucht der Gemeinen, wurden als das Wichtigſte und Nöthigſte des ganzen Heerweſens angeſehen, nirgends aber fanden ſich dieſe Erforderniſſe ſo vollkommen ausgebildet, als bei den preußiſchen Unteroffizieren, welche in dieſem Betreff ſogar mehr Werth haben mußten, als die Offiziere ſelbſt. Der König willfahrte dem ſchmeichelhaften Anſinnen, das mit dem Erbieten verbunden war, ihm aus Rußland 800 große Leute für ſeine Garde zu ſchenken. Winterfeldt erhielt im Anfange des Jahres 1732 den Auftrag, die ausgewählten Unteroffiziere nach Sankt Petersburg zu führen, und der Großfürſtin vorzuſtellen. Ein beſonderer Grund mußte mitwirken, ihn hiefür auszuerſehen: Winterfeldt's Vaterſchweſter war in dritter Ehe mit dem Grafen von Münnich vermählt, und dieſer Lenker der ruſſiſchen Angelegenheiten alſo auch perſönlich durch dieſe Sendung ſchmeichelhaft berührt.

Winterfeldt fand am ruſſiſchen Hofe vielen Beifall, und im Hauſe ſeines Oheims die günſtigſte Aufnahme. Unerwartet entſpann ſich hier ein Verhältniß, welchem ſeltnerweiſe die Umſtände zuſtimmten, und eine erwünſchte Wendung ſo wie ein dauerndes Glück nicht fehlten. Die Gräfin von Münnich hatte aus ihrer erſten Ehe eine zweiundzwanzigjährige Tochter, Juliane von Malzahn, die durch Schönheit und Geiſt ausgezeichnet als Hofdame bei der Großfürſtin Eliſabeth, nachherigen Kaiſerin, angeſtellt war. Die beiden jungen Leute, von Vater- und Mutterſeite verwandt, gefielen einander, geſtanden ſich ihre Neigung, die von allen Seiten gebilligt wurde, und ſie ertheilten ſich gegenſeitige Zuſagen. Münnich ſchrieb ſelbſt deßhalb an den König von Preußen, und erbat deſſen Zuſtimmung, die auf die angenehmſte Art ertheilt wurde; der König verſprach für Winterfeldt auch ferner gnädig zu ſorgen, der ihm als Münnich's künftiger Schwiegerſohn nur um ſo werther ſein würde. Münnich ſtattete ſeine Engels-Julchen, wie er ſeine Stieftochter nannte, gleich ſeinen rechten Kindern aus, und gab ihr 10,000 Rubel mit, außerdem durfte ſie einen Antheil an Gütern in Mecklenburg und Pommern von Seiten der Mutter noch einſt erwarten. Winterfeldt war bereits im Beſitze ſeines väterlichen Erbtheils, und die ganze Verbindung alſo auch in äußern Mitteln wohlzuſammenſtimmend. Nur die Großfürſtin Eliſabeth ſoll Schwierigkeiten gemacht und ihre Hofdame nicht haben entlaſſen wollen. Als dieſe unter der Angabe, ihre Verwandten zu beſuchen, nach Preußen zu reiſen wünſchte, wohin Winterfeldt ſchon zurückgekehrt war, ſoll die Prinzeſſin, andere Abſichten ahndend, geäußert haben: „Faſt bin ich überzeugt, du kommſt nicht wieder;“ und als die Betheurungen des Gegentheils nicht fehlten, habe ſie hinzugeſetzt: „Nun gut, iſt es dein Ernſt wiederzukommen, ſo laß mir deine Juwelen zum Unterpfand,“ wodurch Fräulein von Malzahn in der Nothwendigkeit geweſen ſei, einen Schatz von Geſchmeide, viele tauſend Rubel an Werth, der Prinzeſſin zu übergeben, und da ſie freilich nicht nach Rußland zurückkehrte, ſondern in der Heimath die verabredete Verbindung einging, habe ſie dieſes Pfand auch nie wiederbekommen, indem alle Geſuche und Aufforderungen deßhalb fruchtlos geblieben. Dies erzählt Retzow, der ſeine Angabe wohl nicht aus der Luft, aber die des Werthes von mehr als 100,000 Rubeln, den jener Schmuck gehabt haben ſoll, gewiß zu hoch nahm.

Bei dem Könige blieb Winterfeldt nach wie vor in demſelben Verhältniſſe. Der Dienſt, welchen er zu leiſten hatte, und die Gunſt, deren er genoß, wurden durch ihre Fortdauer ſtets vermehrt. Die Wichtigkeit der Werbungen, welche in damaliger Zeit einem Offizier die nächſte Gelegenheit boten, den König in ſeiner entſchiedenſten Neigung zu befriedigen, und dabei Ehre und Vortheil zu ärnten, ließ auch für Winterfeldt ſolche Aufträge und Sendungen hin und wieder eintreten; auf längere Zeit aber entbehrte ihn der König nicht gern. Da bald auch der Kronprinz an dem entſchloſſenen und aufgeweckten jungen Manne Gefallen fand, ſeinen Umgang ſuchte und ihm zu trauen ſchien, ſo freute ſich der König, und billigte und beförderte dieſe Annäherung, durch welche er ſeinen Sohn mehr und mehr zu leiten hoffte. Jedoch zwiſchen den entgegenſtrebenden Sinnesarten des Vaters und des Sohnes, nach den gewaltſamen Auftritten, die ſchon vorgegangen, und bei den fortgeſetzten Wirkungen des Mißtrauens und der Scheu, die nicht zu entfernen waren, hatte Winterfeldt eine der ſchwierigſten Aufgaben, an deren Löſung auch der Geſchickteſte ſcheitern konnte. Durch Gradheit und richtiges Maß, durch ſtrenge Selbſtbeherrſchung und kluges Beachten der Umſtände gelang ihm wirklich das faſt unglaubliche Ergebniß, daß eine lange Reihe von Jahren hindurch weder der König noch der Kronprinz mißtrauiſch oder unzufrieden wurden, ſondern er die Gunſt beider unangefochten zugleich beſaß, indem er ſeine zweideutige Rolle, die nur zu oft den Schein der Verſtellung oder des Verrathes haben konnte, ſtets in die höhere des Vermittelns und Begütigens zu verwandeln verſtand. Daher, als der König im Jahre 1734 ſeinen Truppen an den Oberrhein folgte, wo ſie im Heere des Kaiſers gegen die Franzoſen ſtanden, wurde Winterfeldt dem Kronprinzen, welcher noch früher als der

König ebendahin abreiſte, zum beſtändigen Begleiter und Geſellſchafter beigegeben, er und noch ein Lieutenant von Bornſtedt, der ſich ebenfalls durch gute Eigenſchaften auszeichnete. Von Beiden wird gerühmt, daß ihre Gegenwart dem Kronprinzen ſo angenehm als nützlich geweſen, in ernſthaften und vergnügten Geſellſchaften, im Feldlager, auf dem Marſche, und bei ſeinem Aufenthalt in Heilbronn; daß ſie ſtets ſein Wohl und ſeinen Ruhm im Auge gehabt, und den ſtrengen Vorſchriften des Königs gemäß alles Unehrbare und Ueppige entfernt gehalten, ohne den muntern Frohſinn zu unterdrücken, zu dem ihre eigne Jugend wie die des Prinzen gereizt ſein dürfte. Hier auch bekam Winterfeldt, zugleich mit dem Kronprinzen, die erſten Anſchauungen des wirklichen Krieges, eines zwar nur geringen und kraftloſen, da der alte Feldherr Prinz Eugen von Savoyen ſeinem früheren Heldenruhme nicht mehr entſprach, allein die Betrachtungen und Belehrungen, welche der aufmerkſame und nachdenkliche Geiſt hier ſchöpfte, waren darum nicht weniger reich und fruchtbar; beſonders gab das öſterreichiſche Kriegsheer dem Kronprinzen und ſeinen Begleitern nur ſchlimme Eindrücke, welche ſpäterhin verhängnißvoll wurden.

Nach der Rückkehr aus dem Kriege trat Winterfeldt wieder in das vorige Dienſtverhältniß, und mußte meiſt bei dem Könige bleiben, der ihn aber auch gern von dem Kronprinzen wohlgelitten und geſchätzt und geſucht ſah, ſo oft die Gelegenheit ſie zuſammenführte. Der Kronprinz ſcheint über die Anhänglichkeit Winterfeldt's nicht in Zweifel geweſen zu ſein, jedoch deſſen Verhältniß zu dem Könige ſorgfältig geſchont zu haben, ſo daß manche Zuſchauer glauben konnten, jener ſtehe doch beſſer bei dem Vater, als bei dem Sohne. Wir finden übrigens wenig Erwähnenswerthes aus dieſer Zeit angemerkt. Der Kronprinz meldet einmal aus Rheinsberg im September 1737 ſeinem Vater, daß der Lieutenant Winterfeldt auf der Durchreiſe nach ſeinen Gütern gern dort eingeſprochen habe. Ein andermal wird erzählt, der König ſei im Jahre 1739 auf einer Reiſe in Pommern von einer übel ausgefallenen Truppenſchau mißvergnügt und ohne Mittagsmahl weggefahren, nur von dem Fürſten Leopold von

Deſſau und von Winterfeldt begleitet, mit denen man ihn nachher in einem Dorfe unter einem Scheunenthor habe ſitzen und einige kalte Küche verzehren ſehen, womit der Erſtere ausgeholfen. Pöllnitz, welcher in den letzten Zeiten Friedrich Wilhelms dem Kronprinzen nach Rheinsberg regelmäßig berichtete, was jeden Tag in Potsdam vorging, ſchrieb demſelben am 9. April 1740, daß Winterfeldt für einen gewinnreichen Poſten in Vorſchlag geweſen, allein der König habe geſagt: „Den auf keinen Fall, den kann ich auf meinen Reiſen nicht miſſen; es muß einer ſein, der hier bleibt;“ darauf ſei der Hauptmann von Lange vorgezogen worden, und habe 1200 Thaler bewilligt erhalten; Winterfeldt aber zeige ſich damit wohlzufrieden, und die Reiſen ſeien ihm ganz recht, nur nicht etwa die in die andere Welt, für die er weder Neigung ſpüre noch vorbereitet ſei. Unter dem 21. Mai meldet Pöllnitz, Winterfeldt leide eben an einem entſetzlichen Blutſturze, den die Unruhe und Anſtrengung jener Tage verurſacht haben mochte, denn des Königs Zuſtand war ſchon einige Zeit bedenklich, und wurde bald hoffnungslos. Der Kronprinz traf von Rheinsberg ein, und war nun täglich um ſeinen Vater, der am 31. Mai 1740 ſeinem Leiden erlag.

Das Zutrauen, in welchem Winterfeldt bei dem alten Könige geſtanden, zeigte ſich noch zuletzt durch die kurz vor dem Tode getroffene Verfügung deſſelben, wonach jener ausdrücklich unter den ſechs Offizieren genannt war, in deren Beiſein die Leiche geöffnet werden ſollte. Doch war die Frage, wie er bei dem neuen Könige ſtehen würde, jetzt wichtiger. Dieſer aber ließ nicht lange zweifelhaft, daß die Gunſt, welche er als Kronprinz ihm bewieſen, nicht eine den Umſtänden gewidmete, ſondern eine auf Ueberlegung und Zuneigung gegründete geweſen. Friedrichs erſte Regierungshandlungen zeigten, daß er feſter Einſicht mit ſtarkem Willen folge, und ſo ließ er ſich auch nicht abhalten, diejenigen Perſonen, welche er als tüchtig und brauchbar erkannte, ungewöhnlich zu befördern. Schon am 28. Juni ernannte er drei Flügeladjutanten mit Majorsrang, unter welchen Winterfeldt voranſtand, der alſo vom Lieutenant gleich Stabsoffizier wurde. Sein ganzes Weſen entſprach dieſer Auszeichnung, und die höhere Stellung gab ihm nur mehr Gelegenheit, den noch größeren Umfang ſeiner Fähigkeiten und ſeines Berufes darzuthun. Friedrich erkannte, daß dem lebhaften und gewandten Geiſte, der raſchen Entſchloſſenheit und Kraft, ſo wie dem unbegränzten Eifer und der perſönlichen Hingebung des jungen Mannes jede Aufgabe zu vertrauen ſei.

Noch in demſelben Jahre eröffnete ſich eine Reihe wichtiger Begebenheiten durch den Tod Kaiſer Karls des Sechsten, der am 20. Oktober ſtarb, wodurch in Ermangelung männlicher Nachkommen ſeine Erbländer an ſeine Tochter Maria Thereſia fielen. Friedrich beſchloß, dieſe Lage der Dinge für ſeine Anſprüche auf Schleſien zu benutzen, und da ſeine Forderungen in Wien verworfen wurden, ſie mit den Waffen durchzuſetzen. Ein Krieg Preußens gegen Oeſterreich mußte damals ein unerhörtes Wagniß dünken, und um ſo mehr ſchien es nöthig, ſich günſtiger Umſtände dabei zu verſichern. Der König hatte die politiſche Lage der europäiſchen Mächte wohl erwogen, und durfte ſich auf ſein ſtarkes und geübtes Heer ſicher ſtützen. Frankreich konnte ihm nicht entgegen ſein, England war nach anderer Seite beſchäftigt, und als acht Tage nach dem Tode Karls des Sechsten auch in Rußland durch den Tod der Kaiſerin Anna eine Veränderung eintrat, ſchien von dieſer Macht ebenfalls kein wirkſamer Einſpruch zu fürchten. Münnich ſtand bei der neuen Regentin, Großfürſtin Anna, in höchſter Gunſt und an der Spitze der Staatsgeſchäfte. Um ihn ganz zu gewinnen, und das ruſſiſche Kabinet den preußiſchen Abſichten geneigt zu machen, konnte der König keinen geeignetern Geſandten wählen, als Winterfeldt, der noch im Anfange des Dezembers dahin abreiſte, und am 19. dort eintraf. Dem Anſcheine nach hatte er bloß die Glückwünſche des Königs für die neue Regentſchaft zu überbringen; ſeine eigentlichen Verhandlungen ſollten geheim bleiben. Doch fanden dieſe, wiewohl er ſie durch mitgebrachte Geſchenke zweckmäßig unterſtützen konnte, anfangs in älteren Gegenwirkungen einigen Widerſtand. Der öſterreichiſche General Marcheſe di Botta Adorno war das Jahr zuvor in Berlin geweſen, und von da nach Sankt Petersburg weitergereiſt, wo er mit großer Geſchicklichkeit viele einflußreiche Große für die Sache Oeſterreichs einzunehmen und ihr zu verbinden gewußt hatte. Er glaubte ſeinen Hof von dieſer Seite völlig ſichergeſtellt, und unterzog ſich demnach um ſo argloſer einem neuen Auftrage nach Berlin, wo er dem Könige die üblichen Glückwünſche zu deſſen Thronbeſteigung darbringen, zugleich aber deſſen Abſichten erforſchen und ihn von feindlichen abwenden ſollte. Winterfeldt traf in Rußland alſo nicht dieſen Gegner ſelbſt, wohl aber deſſen Gewebe, und wie fein und ſtark die Fäden auch gelegt ſein mochten, ſo wußte er ſie doch alle abzulöſen oder zu beſeitigen. Der geſunde Verſtand des Pommers, ſagt Friedrich der Große, überbot hier die Schlauheit des Italiäners, und Winterfeldt erlangte durch den Beiſtand Münnich's nicht nur die Erneuerung des Vertheidigungsbündniſſes zwiſchen Preußen und Rußland, ſondern auch die Erhöhung des Hülfsbetrages, der auf 12,000 Mann, das Doppelte der früheren Zahl, beſtimmt wurde. Der Vertrag wurde am 27. Dezember unterzeichnet. Mit dieſem Erfolge, der für den Augenblick alles gewährte, was nöthig war und ſich erlangen ließ, kehrte Winterfeldt von ſeiner Sendung zurück. Freilich konnte ſein Werk nicht lange beſtehen, die Gegenparthei regte ſich bald wieder, der Marcheſe di Botta kehrte zurück, und mit Hülfe des ſächſiſchen Geſandten Grafen von Lynar, eines ſchönen Mannes, der große Gunſt bei der Regentin gewann, wußte ſeine lebhaft eindringliche Thätigkeit allen verlornen Boden wiederzugewinnen, und ſogar das Anſehen Münnich's zu untergraben; ſchon im Mai des folgenden Jahres wandte ſich der ruſſiſche Hof von Preußen ab wieder zu Oeſterreich. Münnich erhielt bald nachher den geforderten Abſchied, und Rußland zeigte wenigſtens den Willen, gegen Preußen feindlich aufzutreten. Inzwiſchen war die Zeit, wo dies am gefährlichſten geweſen wäre, ſchon vorüber, und die Ereigniſſe hatten bereits auf anderem Felde einen entſcheidenden Gang genommen.

Gleichzeitig faſt mit der Sendung Winterfeldt's nach Sankt Petersburg hatte der König, während er in Wien ſeine Vorſchläge zu friedlicher Ausgleichung durch den dorthin geſandten Obermarſchall Grafen von Gotter noch eifrigſt anbringen ließ, den Nachdruck bewaffneten Einſchreitens erwählt, und am 23. Dezember ſein wohlgerüſtetes Heer in Schleſien einrücken laſſen. Das Land unterwarf ſich größtentheils ohne Gegenwehr; doch behielten die Oeſterreicher einige Plätze beſetzt, und drohten im Frühjahr mit geſammter Macht wieder vorzudringen. Um den Rücken geſichert zu haben, ſuchten die Preußen jetzt ſich der Feſtung Groß-Glogau zu bemächtigen, die bisher nur berennt worden war. Winterfeldt war zu rechter Zeit von ſeiner diplomatiſchen Sendung zurückgekehrt, und konnte ſogleich an den Kriegsthaten Theil nehmen. Ueberall auf den Vortheil des Königs bedacht, und in deſſen Sinne thätig, brachte er einen kühnen und fähigen Offizier mit, den geweſenen ruſſiſchen Hauptmann von Schütz, welchen der König auf Winterfeldt's Empfehlung ſogleich als Major und Befehlshaber des neuerrichteten Huſarenregiments von Halloſch anſtellte. Winterfeldt ſelbſt, an der Spitze eines Grenadierbataillons, zog mit den Truppen, welche der Prinz Leopold von Anhalt-Deſſau führte, vor Glogau. Die Feſtung wurde in der Nacht auf den 9. März 1741 von fünf Seiten unerwartet angegriffen, und nach einſtündigem Gefecht erſtürmt. Winterfeldt mit ſeinem Bataillon, dem eine kleine Schaar Zimmerleute und Grenadiere vorangingen, erzwang den Eingang durch das Proſter Thor. Die Mannszucht war bei dieſen und überhaupt bei den preußiſchen Truppen ſo vortrefflich, daß auch die zuerſt eingedrungenen in der eroberten Stadt keine Plünderung verübten.

Von Glogau rückte Winterfeldt eilig weiter zu dem Heere des Königs, welches dem öſterreichiſchen unter den Befehlen des Feldmarſchalls Grafen von Neipperg aus Mähren hervorgedrungenen bei Ohlau entgegenſtand. Am 10. April bei Molwitz kam es zu einer Schlacht. Die Preußen griffen an, wiewohl ihre Zahl die geringere, und der Feind beſonders an Reiterei ihnen weit überlegen war. Um dieſen Vortheil aufzuwiegen, ließ der König in ſeiner Schlachtordnung die Reiterei durch Fußvolk unterſtützen, zwiſchen die Schwadronen jedes Flügels wurden 2 Grenadierbataillone vertheilt. Der rechte Flügel ſtand nun in dieſer Folge: zuerſt 4 Schwadronen, dann die Grenadiere von Bolſtern, 3 Schwadronen, die Grenadiere von Winterfeldt, und wieder 3 Schwadronen. Außerdem aber, weil der Raum dem rechten Flügel nicht gehörige Ausdehnung geſtattete, wurden 3 Bataillone des erſten Treffens rückwärts als Flanke geſtellt. Der General von der Schulenburg befehligte dieſen Flügel, und ließ im Angeſichte des Feindes, um einen verſäumten Stützpunkt zu gewinnen, ſeine Schwadronen eine Schwenkung rechts machen; der öſterreichiſche General von Römer an der Spitze von 30 Schwadronen benutzte dieſen Augenblick, ſtürmte heran, und warf die preußiſche Reiterei dieſes Flügels in die Flucht. Römer ſelbſt wurde erſchoſſen, auch Schulenburg blieb in einem der folgenden Angriffe; die Schlacht aber ſchien für die Oeſterreicher, deren Fußvolk eilig nachrückte, ſchon gewonnen. Hier jedoch zeigte ſich die Vortrefflichkeit des preußiſchen Fußvolks. Die beiden Grenadierbataillone, jetzt verlaſſen und vereinzelt im Felde ſtehend, blieben unerſchüttert; es war keine Zeit, Vierecke zu bilden, aber Winterfeldt ließ mit kaltblütiger Entſchloſſenheit ſein drittes Glied rechtsumkehrt machen, und in die anſprengenden Reiterſchaaren feuern, ſo ſchlugen die Grenadiere die heftigen Reiterangriffe zurück, machten dann wieder linksum, und pelotonweiſe feuernd, geordnet und langſam, ſchloſſen ſie ſich an das übrige Fußvolk an. Auch dieſes hielt gegen die feindlichen Truppen aller Waffen kaltblütig Stand, die von den 3 erwähnten Bataillons gebildete Flanke war undurchdringlich, die eignen flüchtigen Schaaren wurden mit Flintenſchüſſen abgewieſen, die feindlichen nachdringenden durch ein mörderiſches Feuer niedergeſtreckt. Der alte Feldmarſchall Graf von Schwerin ließ zuletzt den linken Flügel der Preußen raſch zum Angriff auf die rechte Flanke der Oeſterreicher vorrücken, und entſchied den Sieg, welchen der König, verwickelt und fortgeriſſen in die Flucht ſeiner Reiterei, erſt weit vom Schlachtfelde erfuhr. Winterfeldt's Tapferkeit und Ruhm ſind in dem Lobe der Truppen, die er führen half, und in der Bewunderung, welche der König dieſen zollt, untrennbar aufbewahrt. Er bekam in dieſer Schlacht eine Wunde am Fuß, war aber bald geheilt und wieder dienſtfähig.

Der König ſtand bei Molwitz noch längere Zeit im

Lager, und deckte die Belagerung von Brieg, während die Oeſterreicher ſich bei Neiße wieder ſammelten. In dieſer Zeit fielen häufige Gefechte zwiſchen ausgeſendeten Partheien vor, wobei die Preußen hauptſächlich ihre Reiterei für den leichten Krieg auszubilden ſtrebten. Eines der bedeutendſten war das am 17. Mai bei dem Dorfe Rothſchloß. Winterfeldt, dem der König auch im Felde ſchon größere Aufträge anvertraute, als ſein Rang mit ſich brachte, war Tages zuvor mit 600 Huſaren und 300 Dragonern zu einem Streifzug ausgerückt, und auf die Nachricht, daß ein feindlicher Schwarm von etwa 1400 Reitern bei Rothſchloß große Vorräthe zuſammengebracht habe und fortführen wolle, ſogleich dorthin aufgebrochen. Am frühen Morgen ſtieß er auf den Feind, der ſich eben zum Abzuge rüſtete, nun aber zum Gefecht aufſtellte. Schnell mußten die Huſaren auf ihn losgehen, und warfen durch ihren raſchen Anfall die vorgerückten Schwadronen zurück, die Dragoner ſprengten dann zur Seite gegen die Fliehenden an, und ließen ihnen keinen andern Rückweg, als über einen ſchmalen Damm, auf welchem die Huſaren ihnen ſtürmiſch nachſetzten; ein Quergraben, deſſen Brücke einbrach, mehrte die Bedrängniß und Verwirrung, über 50 Mann wurden niedergemacht, 106 kriegsgefangen, worunter 2 Stabsoffiziere, der Anführer ſelbſt war in Gefahr gefangen zu werden, und mußte zu Fuß durch den Graben entweichen, jenſeits deſſen er ſich auf ein Huſarenpferd warf und davon ritt. Die Flüchtigen wurden in das Gebirge verfolgt, alle Vorräthe erbeutet und in's Lager geführt. Der preußiſche Verluſt betrug nur 7 Mann und 8 Pferde. Dieſes glückliche Gefecht machte außerordentliches Aufſehen, und iſt auch in der Folge oft beſprochen worden, wozu mehrere Umſtände beſonders beitrugen. Der Huſarenoberſt von Wurmb war aus mancherlei Verdruß als krank zurückgeblieben, und hatte ſeine Befehlführung dem Oberſtlieutenant von Zieten überlaſſen, deſſen Auszeichnung hier um ſo größer war, als der Feind von dem Generalmajor von Baronay befehligt wurde, einem der berühmteſten Partheigänger, unter deſſen Leitung ehemals am Rhein Zieten ſelbſt ſeine erſte Schule gemacht hatte. Winterfeldt gab dem

Könige ſo vortheilhaften Bericht von Zieten's Raſchheit und Tapferkeit, daß dieſer, nach der hierauf bald erfolgten Inruheſetzung des Oberſten von Wurmb, nicht nur zum Oberſten, ſondern auch zum Befehlshaber ſämmtlicher Huſaren ernannt wurde. Von dieſem Zeitpunkt an beginnt eigentlich Zieten's glänzende Bahn, ſein Verdienſt wird dem Könige bekannt, und Winterfeldt hebt es hervor. Von dieſem Zeitpunkt aber beginnt auch die Erkaltung und Feindſchaft, welche ſpäterhin Zieten und Winterfeldt mehr und mehr trennte. Die Lebensbeſchreiberin Zieten's, bei allem verſchwenderiſchen Lobe, das ſie beſonders ſeinem Karakter bei jeder Gelegenheit geben will, läßt uns dieſen gegen ihre Abſicht gar oft als widerwillig, verſchloſſen, eiferſüchtig und ſogar als tückiſch erkennen. Er mochte es ſchon mit Groll ertragen haben, der Leitung eines Majors folgen zu ſollen; jemehr ſeine Beförderung und ſein Ruhm glänzten, um ſo mehr konnte es ihn verdrießen, den Anlaß beider mit einem Namen verknüpft zu ſehen, der, obwohl im Range nachſtehend, doch in Befehlführung und Verdienſt hier als Erſter genannt werden mußte. Die Verſtimmung und Feindſchaft, welche hieraus folgten, erſchienen ſehr natürlich, und es bedarf, um ſie zu erklären, nicht der Annahme urſprünglicher Bosheit und entſchiedenen Unrechts auf der einen oder anderen Seite. Wo ſich dergleichen Widerſtreit zwiſchen Gepräge und Geltung aufzeigt, werden dieſelben Wirkungen zu ſehen ſein. Solche Mißverhältniſſe ſind aber unvermeidlich. Der Gebietende ſieht Erforderniß und Zweckmäßigkeit des Augenblicks, und achtet der perſönlichen Unannehmlichkeiten nicht, die oft für denjenigen am ſchwerſten fallen, der dabei begünſtigt ſcheint. Wir werden ſpäterhin Winterfeldt noch oft in ſolcher ſchwierigen Aufgabe ſehen, und zuletzt in einer ſo mächtigen und verhängnißvollen, daß der gute Ruf ſeines Namens vielfach dabei gelitten und nur ſchwer unter harten Mißbilligungen ſich emporgehalten hat. Auch die Feindſchaft Zieten's, der ſeinen Gegner um ein Menſchenalter überlebte, und in Frau von Blumenthal eine einflußreiche Lobrednerin fand, hat für Winterfeldt nachtheilig fortgewirkt. Um ſo mehr haben wir das Zeugniß der letzteren feſtgehalten, daß Winterfeldt es war, der durch ſeinen vortheilhaften Bericht das Verdienſt Zieten's bei dem Könige geltend machte. Ihre Erzählung des Vorganges bei Rothſchloß iſt ſonſt in vielen Stücken falſch, und darf ſicher nach der unſrigen berichtigt werden. Winterfeldt führte das Unternehmen, das iſt gewiß, aber nicht als Oberſt, auch hatte er nur Reiterei und kein Fußvolk. Er ſelbſt erfuhr von dem Könige ebenfalls ausgezeichnete Beförderung. Er wurde, einigen Angaben zufolge, am 10. Juni zum Oberſtlieutenant und ſchon am 17. zum Oberſt ernannt, nach anderen vom Major gleich zum Oberſten, und das Patent auf den 17. Januar zurückgeſtellt.

Nach dem Schluſſe des Feldzuges begleitete Winterfeldt im November den König nach Berlin, folgte demſelben aber nebſt den beiden Flügeladjutanten Buddenbrock und Wylich ſchon am 5. Januar 1742 wieder nach Breslau, weil die Feindſeligkeiten früh wiederanheben ſollten; denn die Oeſterreicher hatten die Waffenruhe, welche mit den Preußen beſtand, klug und entſchloſſen benutzt, um gegen die Franzoſen und Baiern vorzudringen, deren Bedrängniß und Nothgeſchrei dann auch den König ſchnell wieder zu Felde rief. Schon am 9. Januar hatte der Prinz Leopold von Anhalt-Deſſau die Feſtung Glatz erobert, ſein Bruder Dietrich drang mit 10 Bataillons, 10 Schwadronen und 1000 Huſaren in Ungarn vor, und ſtörte die dortige Landesbewaffnung, der König ſelbſt mit der Hauptſtärke war in Mähren bis an die Taya vorgerückt, hatte von Znaym eine Schaar von 5000 Mann nach Oeſterreich abgeſchickt, während die Zieten'ſchen Huſaren ſogar bis Stockerau, 2 Meilen vor Wien, ſtreiften. Olmütz war in der Gewalt der Preußen; da jedoch Brünn ſich hartnäckig vertheidigte, und der König ſeine Lage nicht ſicher genug fand, ſo wandte er ſich mit ſeinem Heere nach Böhmen zurück, und nahm ſein Lager bei Chrudim.

Winterfeldt war in gewohnter Thätigkeit um den König, und wurde auch mit beſonderen Ausführungen beauftragt. Die Gebirgsbewohner in der Grafſchaft Glatz waren gegen die Preußen feindſelig, wagten allerlei Angriffe, nahmen Zufuhren weg, und machten die Verbindung mit Schleſien unſicher. Um dieſe Bewegungen zu ſtillen, ſandte der König am 23. April Winterfeldt mit einer Truppenabtheilung dorthin. Der Generalmajor von Dreſchow führte zwar den Befehl, Winterfeldt aber war der eigentliche Leiter der Sache. Er durchſtreifte mit einem Bataillon Fußvolk unter großen Mühen und Beſchwerden, indem er ſich durch den oft drei bis vier Fuß hohen Schnee durcharbeiten mußte, das ganze Gebirge zwiſchen Habelſchwert und Reinerz. Bei ſeinem Anrücken ſtoben überall die bewaffneten Haufen aus einander, und die Anführer flüchteten nach Böhmen. Um Schrecken zu verbreiten, ließ Winterfeldt die Hütten einiger Geflüchteten niederbrennen, und ſchärfte den Bewohnern ein, die Aufwiegler, falls ſie wiederkehrten, ſogleich feſtzunehmen, und nach Glatz abzuliefern. Die Einwohner unterwarfen ſich um ſo williger, als er ſie auch durch wirkſame Verſprechungen zu gewinnen wußte, und im Vertrauen auf die Zuſage künftigen guten Verhaltens einigen Schuldigen, die ihm gefangen eingebracht wurden, großmüthig verzieh. Am 2. Mai kehrte er nach Chrudim zurück. Gleich in den nächſten Tagen aber mußte er mit 6 Kompanieen Grenadieren und 300 Huſaren wieder aufbrechen, um in der linken Flanke des Heeres die Bewegungen des Feindes zu beobachten, deſſen Anrücken von dieſer Seite dem Könige gemeldet worden war. Winterfeldt fand bei Policzka 1600 feindliche Huſaren, die nach kurzem Widerſtande ſich zurückzogen. Nur 2 Verwundete wurden gefangen, ſtarben aber gleich an ihren Wunden, bevor man ſie ausfragen konnte. Winterfeldt blieb daher noch die Nacht und einen Theil des folgenden Tages in Policzka, bis ihm gelang, die Stärke und den Marſch des Feindes genau zu erfahren. Derſelbe zog 30,000 Mann ſtark aus Mähren über Brünn und Czernahora nach Böhmen, gegen Saar und Deutſch-Brod an die Sazawa, vielleicht um die Franzoſen von den Preußen abzuſchneiden, in jedem Fall für die letzteren ſehr bedrohlich. Dieſe wichtige Nachricht brachte Winterfeldt ſogleich dem Könige. Die Oeſterreicher nahmen darauf ihre Richtung gegen Prag, und der König zog ſeine Truppen ſchlagfertig zuſammen; am 15. Mai rückte er mit einer Vorhut von 10 Bataillons und 20 Schwadronen gegen Czaslau, und da er aus allem Erſehenen ſchloß, daß die Oeſterreicher ihre geſammte Stärke in der Nähe vereinigten, ſo ließ er am 16. durch Winterfeldt auch ſeine Hauptmacht heranrufen. Am 17. morgens begann die Schlacht von Czaslau oder Chotuſitz, in welcher nach dreiſtündigem Kampfe die angreifenden Oeſterreicher völlig geſchlagen wurden, 18 Kanonen, 2 Fahnen, und gegen 7000 Mann verloren. Winterfeldt hatte Gelegenheit, ſich unter den Augen des Königs wiederholt auszuzeichnen, und ſeinen hellen Ueberblick, wie ſeine raſche und tapfre Entſchloſſenheit darzuthun. Noch einige Kriegsereigniſſe fanden einzeln Statt. Winterfeldt wurde nochmals mit dem General von Bronikowski, zu einem Streifzuge gegen Deutſch-Brod ausgeſandt, wo ſich der Feind aber gleich zurückzog. Die Schlacht von Czaslau führte bald den Frieden herbei, der am 11. Juni zu Breslau zu Stande kam, und für Preußen den Beſitz von Schleſien ſicherte.

Da Winterfeldt als Generaladjutant auch im Frieden dem Könige zur Seite blieb, ſo können wir ſchließen, daß er ſeinen Fähigkeiten gemäß fernerhin vielfach werde beſchäftigt worden ſein. Der thätige und geiſtvolle Fürſt ſchonte grade ſeine Lieblinge am wenigſten. Doch verſchwindet uns dieſe Thätigkeit in ihrer Allgemeinheit, und nur ein paarmal findet ſich in zufällig erhaltenen Nachrichten Winterfeldt erwähnt, beidemal auf Verſchickungen in Schleſien, wo er aus Breslau dem Könige über die Pferde der Reiterei über Graſung und Futterlieferung berichtet, und in Schweidnitz gemeinſchaftlich mit dem Oberſten von Fouqué und den Ständen einige Anordnungen zu treffen hat.

Mit dem Ausbruche des zweiten ſchleſiſchen Krieges im Sommer 1744 erſcheint auch Winterfeldt wieder auf dem Schauplatz. Wir finden ihn am Anfange des Juli in Lauchſtädt, wo er das Bad gebraucht und deſſen Wirkung dem Könige rühmt, mit dem er in reger Verbindung ſteht; noch vor Ablauf ſeines, vielleicht nur ſcheinbaren, dreiwöchentlichen Urlaubs erhält er Befehl, in Mecklenburg Pferde einzukaufen, er verſpricht allen Eifer, verhehlt aber nicht, daß er Schwierigkeiten und Theurung vorausſehe. Als er in Potsdam wieder eingetroffen war, empfing er ſogleich einen wichtigen Auftrag. Der König, als Bundesgenoſſe des Kaiſers Karls des Siebenten und des Königs von Frankreich, war von beiden Mächten dringend aufgeſordert, ihnen gegen die Fortſchritte der Oeſterreicher beizuſtehen, welche auch ihm ſelbſt Gefahr bringen mußten. Er beſchloß, in Böhmen einzufallen, und mit ſeiner Hauptmacht den nächſten Weg, durch Sachſen, zu nehmen. Auf willige Zuſtimmung von dieſer Seite war nicht zu rechnen; der Kurfürſt, als König von Polen Auguſt der Zweite, war in Warſchau, ſeine Miniſter wußte man der öſterreichiſchen Sache ganz ergeben. Während aber alle Anſtalten getroffen wurden, den Durchmarſch mit Gewalt auszuführen, wollte der König den Vortheil nicht ungenutzt laſſen, den diesmal der Namen und das Anſehen des Kaiſers ihm leihen konnte. Das Begehren der Preußen hatte den bisher im deutſchen Reiche gültigſten Ausſpruch des Rechtes für ſich. Winterfeldt kam den 6. Auguſt in Dresden an, und erlangte gleich am anderen Morgen eine Unterredung mit den ſächſiſchen Geheimen Räthen, denen er das Anſchreiben des Königs und das Geſuch um ſeinen Durchzug vorlegte. Die Miniſter, in der größten Verlegenheit, baten um Aufſchub; ſie wollten Bericht erſtatten, und Antwort abwarten; ſie behaupteten, keine Befugniß zu haben, dieſen Fall zu entſcheiden. Winterfeldt berichtete raſch und bündig den Verlauf der Sache dem Könige, und gab nebenher auch dem Geheimen Kabinetsrath Eichel vertrauliche Nachricht; er ſchrieb dieſem am 8. Auguſt: „Ew. Wohlgeboren melde zuförderſt, daß ich Dero mir mitgegebene Inſtruktion recht gut auswendig gelernt, und mir ſolche bei aller Gelegenheit zu Nutzen gemacht habe; ich ängſtige ſie genug, es will aber wegen denen an Seine Majeſtät gemeldeten Umſtänden noch nicht recht gehen, ſie ſind auch zwiſchen Thür und Angel, und wiſſen nicht, wozu ſie greifen ſollen, werden ſich auch zu nichts ehe determiniren, bis ihnen die Erblickung und Ankunft unſerer ultima ratio regis Reſolution machen wird. Wann es in der Welt noch möglich, ſo helfen Ew. Wohlgeboren doch noch mit erinnern und ſorgen, daß die Regimenter nicht ſo ganz ohne etwas Fourage kommen." Auch bemerkt er, daß er „magnifique Landkarten" in Dresden gekauft, die ihnen gut zu Statten kommen würden. Die Verhandlungen gingen indeß lebhaft fort; Winterfeldt ließ ſich weder durch die Höflichkeiten, mit welchen der Graf Rutowski und der Chevalier de Saxe ihn überhäuften, noch durch die Schwierigkeiten, welche die Miniſter anführten, irre machen. Man ſuchte ihn mit ausführlichen ſtaatsrechtlichen Erörterungen hinzuhalten. „Ich antwortete darauf, — berichtet er, — wie ich von allem dem, was Reichsſatzungen wären, und unter großen Herren gebräuchlich, nichts verſtände, noch weniger darüber inſtruirt wäre, wohl aber, da ich ein Soldat und in der Subordination erzogen, gelernt hätte, in blindem Gehorſam meine Befehle exakt auszurichten.“ Der König ſchrieb auf den zweiten Bericht eigenhändig zur Antwort: „Winterfeldt ſoll ihnen ſagen, wenn ſie nicht mit Gutem wollen, ſo werden wir ſie für Feinde des Kaiſers halten, und unſere mesures darnach nehmen.“ Nachdem noch mehrere Tage unter fruchtloſen Verhandlungen hingegangen, auch die Anſchreiben des Kaiſers, welcher für die preußiſchen als ſeine Hülfstruppen den Durchzug entſchieden forderte, übergeben waren, die ſächſiſchen Miniſter aber gleichwohl ihren Einſpruch fortſetzten, kehrte ſich Winterfeldt an ihre Worte nicht weiter, traf mit einem von Berlin gekommenen Kriegsrath und Oberproviantmeiſter die nöthigen Verpflegsanſtalten, nahm wegen des Waſſertransports Rückſprache mit Schiffern und Mühlenmeiſtern, und das inzwiſchen von mehreren Seiten in Sachſen vorgedrungene preußiſche Heer rückte 80,000 Mann ſtark am 15. Auguſt in Böhmen ein. Winterfeldt blieb noch eine Zeitlang in Pirna, um die Anſtalten wegen der Nachfuhren zu leiten, begab ſich aber dann zu dem Könige, der ſeine Vortheile raſch verfolgte, und am 16. September nach vierzehntägiger Einſchließung und ſechstägigem Angriff die Hauptſtadt Prag durch Uebergabe gewann.

In Prag wohnte Winterfeldt im Pallaſte des Grafen von Gallas. Er ließ ſich die Gemähldeſammlung des abweſenden Beſitzers aufſchließen, und betrachtete ſie mit vielem Wohlgefallen. Der Haushofmeiſter, welcher von den Preußen die größten Gewaltthaten und Plünderungen befürchtete, glaubte den feindlichen General durch Anbietung eines der ſchönſten Gemählde gewinnen zu müſſen, und dadurch vielleicht die anderen zu retten. Als dieſer, halb mit Unwillen, halb mit Lächeln das Geſchenk abgelehnt hatte, bot man ihm ſpäter eine baare Summe von 4000 Thalern als Zeichen des Dankes für die Schonung und gute Ordnung an, welche er und ſeine Leute gehalten hatten, doch wies er natürlich dies Anerbieten noch ſtärker zurück.

Der nächſte Zweck des Feldzuges war ſchnell erreicht, die Königin von Ungarn hatte ihr Heer aus dem Elſaß zurückgerufen, und ihre ganze, durch den Beitritt der Sachſen verſtärkte Kriegsmacht ſtand nun in Böhmen gegen die Preußen. Winterfeldt beobachtete die Bewegungen des Feindes bei Thein an der Moldau, führte glückliche Scharmützel, und traf überall gute Anſtalten. Bald berief ihn der König wieder zu ſich nach Prag, ſandte ihn aber dann nach Leitmeritz, um mit einigen Bataillons Fußvolk und einem Regiment Huſaren das dortige Magazin und die Zufuhr von daher zu decken. Gab es irgend etwas auszuführen, oder zu beaufſichtigen, und Winterfeldt konnte dabei ſein, ſo war der König ohne weitere Sorge, und ſein Vertrauen wurde jedesmal gerechtfertigt. Oft aber gerieth Winterfeldt in unangenehme Lage, wenn ſein Auftrag ihn für den Augenblick über ſeinen Dienſtrang erhob, und ſein Anſehen nicht gehörig erkannt wurde, wobei er doch dem Königlichen Befehle nichts vergeben durfte. Sogar Untergeordnete zeigten ſich bisweilen widerſpenſtig, und der König mußte unter anderen dem Oberſtlieutenant Stange und der Beſatzung von Teſchen ausdrücklich befehlen, daß ſie ſchlechterdings Winterfeldt's Verfügung folgen, und ohne Einwendung noch Widerrede thun ſollten, was dieſer anordnen würde.

Bei der Uebermacht und Vorſicht des Feindes, der zu keiner Schlacht zu bringen war, und da die ſchlechte Jahreszeit ſchon begonnen hatte, beſchloß der König, ſein Heer nach Schleſien zurückzuführen. Prag wurde am 25. November geräumt, wobei der Generallieutenant von Einſiedel durch Nachläſſigkeit großen Verluſt erlitt. Dagegen erwarb der Oberſtlieutenant von Wedell, der mit ſeinem Bataillon am 19. November bei Solonitz den Uebergang über die Elbe gegen das ganze feindliche Heer und das Feuer von 50 Kanonen fünf Stunden lang vertheidigte, den Namen des preußiſchen Leonidas. Winterfeldt brachte ſeine Truppen von Leitmeritz glücklich nach Schleſien, unter häufigen Gefechten gegen die leichten ungariſchen Truppen, die durch ſeine guten Anordnungen ſtets im Nachtheil blieben. Doch wurde ihm ſelbſt in einem dieſer Gefechte der Oberarm zerſchoſſen. Während der König nach Berlin reiſte, ließ er Winterfeldt in Schleſien bei dem Generallieutenant von Dumoulin, der während des Winters die Gränze gegen Böhmen decken ſollte. Seine Wunde machte ihn nicht undienſtfähig, obwohl der Knochen verletzt und zwei Sehnen zerriſſen waren. Als in der Gegend von Hirſchberg und Landshut alles beſtens angeordnet und vollkommen ſicher war, empfing er vom Könige den Befehl, ſich in Breslau nach den Umſtänden des Proviantweſens zu erkundigen. Er kam daſelbſt den 16. Februar 1745 an, und mußte in fortdauernden Geſchäften wegen Proviant- und Geldſachen einige Zeit dort verweilen.

Kaiſer Karl der Siebente war inzwiſchen am 20. Januar 1745 zu München geſtorben, und mit ſeinem Tode das Verhältniß Preußens in dieſem Kriege ganz verändert. Seinen Bundesgenoſſen hatte der König den Feind abgelenkt, und ſah nun ſeine eignen Staaten von deſſen ganzer Uebermacht bedroht, ohne fremder Hülfe gewärtig zu ſein. Es bedurfte der größten Aufmerkſamkeit und Kraftanſtrengung, um dieſer ſchlimmen Lage ſich unbeſchädigt zu entziehen, und den Krieg glücklich und bald zu beendigen. Die Oeſterreicher hatten die Abweſenheit des Königs benutzt, und Oberſchleſien und die Grafſchaft Glatz im vollen Winter überfallen. Der König eilte von Berlin nach Schleſien zurück, wo der alte Fürſt Leopold von Deſſau und die Generale von Naſſau und von Lehwald den Feind bald wieder austrieben. Im Frühjahr zog der König ſeine Hauptſtärke zwiſchen Breslau und Neiße zuſammen, und ſein nächſtes Augenmerk war, die häufigen Einbrüche der öſterreichiſchen leichten Truppen abzuweiſen. Winterfeldt's Eifer und Thätigkeit wurde hiebei in ſtärkſten Anſpruch genommen. Er hatte immer die kundigſte

Ueberſicht, die mannigfachſten Nachrichten und das treffendſte Urtheil, daher ihm der König unbedingt vertraute.

Die Einbrüche und Streifzüge der Ungarn in Oberſchleſien wiederholten ſich, und wurden immer ſtärker. Der alte Feldmarſchall Eſterhazy mit einigen jungen Generalen und mehr als 10,000 Mann leichter Truppen führte den kleinen Krieg ſehr nachdrücklich, und die preußiſchen Truppen erlitten ſtete Neckereien, und am 8. April bei dem Flecken Roſenberg eine empfindliche Schlappe. Der König wollte dies nicht länger dulden; um die Ehre der preußiſchen Waffen zu rächen, und die Dreiſtigkeit des Feindes einzuſchüchtern, ſandte er einige Truppenabtheilungen gegen ihn, zu deren Leitung Winterfeldt, ſeiner ausgezeichneten Thätigkeit wegen, wie der König eigends bemerkt, auserſehen wurde, wiewohl auch der Generalmajor von Hautcharmoy dabei war. Winterfeldt brach mit 6 Bataillons Fußvolk und 1200 Huſaren am 10. April von Ratibor auf, ging Nachts vom 11. auf den 12. bei Koſel über die Oder, und traf am frühen Morgen den Feind, der das Dorf Schlawentzitz beſetzt hielt. Gleichzeitig war über Oppeln der Oberſt von Goltz mit 1 Grenadierbataillon und 500 Huſaren vorgerückt, um mit Winterfeldt zuſammenzuſtoßen, allein dieſer mochte die Verſtärkung nicht abwarten, griff mit 500 Huſaren die etwa gleiche Zahl feindlicher Truppen an, warf ſie in die Flucht, und nahm 120 Gefangene, worunter 3 Offiziere. Kaum war dieſer Vortheil erfochten, noch nicht 10 Uhr, ſo wurde linksher Kanonendonner vernommen, und Winterfeldt eilte ſogleich mit ſeinen Huſaren dahin; er fand die von Oppeln kommenden Grenadiere mit den Ungarn im Kampfe, welche 4 bis 5000 Reiter ſtark unter dem General Spleny ſeit zwei Stunden immerfort die heftigſten Angriffe machten. Winterfeldt ſtürzte unverzüglich auf den Feind, der nach kurzem Widerſtande die Flucht ergriff, und 126 Todte, 210 Gefangene und den größten Theil ſeines Gepäckes verlor, während die Preußen nur 2 Todte und 3 Verwundete hatten. Unermüdlich ſuchte Winterfeldt am folgenden Tage den Feind wieder auf, traf bei Groß-Strehlitz 2000 ungariſche Huſaren, und jagte ſie in einen Moraſt, vor dem ſie ſich unklugerweiſe aufgeſtellt hatten, und wo die meiſten umkamen oder gefangen wurden. In Verfolgung ſeiner Vortheile ſtieß Winterfeldt am 20. April auf 22 Kompanieen leichter Truppen bei dem Dorfe Wirbitz, ſie rückten auf die Ebene zum Kampfe heraus, wurden aber im erſten Anlauf überritten, 84 niedergemacht, 113 gefangen. In dieſen Gefechten legten die preußiſchen Huſaren ein entſchiedenes Uebergewicht gegen die feindlichen an den Tag, und die Ehre davon gebührte größtentheils ihrem Anführer, der mit Reiterei und Fußvolk gleicherweiſe zu ſchalten verſtand. Er durchſtreifte darauf das Land weithin, ordnete überall das Nöthige an, ſandte Kundſchafter aus, unterhielt einen ausgebreiteten Verkehr, berichtete an den König, und lebte in einem ſolchen Gedränge von Aufträgen und Anforderungen, daß er in einem Briefe an den Oberſten von Natzmer um Verzeihung bittet wegen ſeines konfuſen Schreibens, und hinzuſetzt: „Ich bin aber ſo geſchoren, daß ich mich nicht zu retten weiß, und kann mich, ſeitdem ich aus Neiße bin, nicht rühmen, daß ich des Nachts zwei Stunden geſchlafen habe, manche Nacht gar nicht.“

Aus dieſer Zeit haben ſich ein paar Briefe Winterfeldt's an den Geheimen Kabinetsrath Eichel, dieſen tüchtigen und bewährten Diener des Königs, glücklich erhalten, in welchen außer dem geſchäftlichen Verkehr auch ein gutes perſönliches Verhältniß zu erkennen iſt, und ſelbſt die Gemüthsart Winterfeldt's kräftig und fröhlich durchbricht. Wir ſchalten von dieſen werthvollen Denkblättern hier das Weſentliche ein, welches dem Kundigen durch wenige Züge vieles vernehmlich ausſpricht, was in weitläufigen Beſchreibungen oft völlig dunkel bleibt. Winterfeldt ſchreibt aus Brieg am 25. April 1745: „Ew. Wohlgeboren danke ganz gehorſamſt, daß Sie mich mehr Licht von meiner Kommiſſion geben wollen; aber iſt es denn nöthig und Ordre geweſen, daß der General Truchſeß alle Poſtirungen einziehen müſſen? ich habe geglaubt, er wäre deßhalb da; und wo nicht die ganze öſterreichiſche Armee da durchbrechen will, ſo ſollte ich meinen, daß wann Kloſter Grüſſau als auch Landshut und der Paß vor Schmiedeberg beſetzt iſt, ſo leicht nichts durchkommen kann, und ſind es ſolche gute Poſten, daß ſie ſchon terribel ſtark kommen müſſen, wann ſie ein Grenadierbataillon delogiren oder über den Haufen ſchmeißen wollen; feſt ſetzen können ſich feindliche Huſaren zwar nicht, weil ſie keine Subſiſtance im Gebirge finden, aber indeſſen ſo iſt es doch höchſt nöthig, daß ihnen das Handwerk gelegt wird, nicht da herum zu ſchnauben und ſich weiße Wäſche zu holen; ich kann anjetzo noch nichts davon ſagen, weil ich die Umſtände und wie es da ſteht nicht weiß, indeſſen hoffe ich gewiß, daß der liebe Gott, welcher bishero mich bei meiner Serenität und fünf Sinnen erhalten, ſolche auch ferner laſſen wird, und judicire ich auch aus allen Umſtänden, daß es die höchſte Nothwendigkeit erfordert, brav um und vor ſich zu prügeln, nicht aber alleine bedacht zu ſein, wie man ſich vor dem Feinde alleine präkaviren will, daß er uns keinen Schaden zufügen möge; welche Sentiments aber leider bei unſern meiſten Generals ſo eingeriſſen, daß es auch nicht heraus zu bringen. Mit unſerm gemeinen Mann iſt alles zu entrepreniren und anzufangen, was man Braves erdenken kann, wann nur die Offiziers ihm die Hülfe geben wollen; aber ich muß leider zu meinem größten chagrin Ew. Wohlgeboren im Vertrauen ſagen, daß ich Leute bei der jetzigen Expedition kennen gelernt, von welchen ich bishero, ehe ich ſie recht kennen gelernt, viel mehr perſuadirt geweſen bin, und befürchten ſie alle Zeit alle Gefahr und Böſes, ſo nur in der Welt zu erdenken. — In was vor Schrecken und Furcht ich hier das ganze Land finde, und was ſie in Breslau vor Mordgeſchichten ausſprengen, iſt nicht zu beſchreiben, ſie ſtellen ſich in Breslau an, als wann der Feind ſchon vor der Thüre und ſie eingeſchloſſen wären, ich kann nicht begreifen, woher es kommt; Seine Majeſtät werden noch eine Generalordre an alle Regimenter und Garniſons ergehen laſſen müſſen, daß die Offiziers ſich Mühe geben ſollen, ſowohl denen Soldaten die Sache leicht zu machen, als auch dem Landmann einen Muth zu inſpiriren, damit er nicht deſperire, als ſich auch kein Offizier unterſtehen ſoll, fürchterliche Zeitungen auszuſprengen, oder ſein Raiſonnement zu geben als wann die Sachen übel ablaufen könnten, denn wann nur ein jeder als ein treuer Diener vom Könige gut und brav denkt, und ſeine Schuldigkeit erweiſt, ſo kann uns nichts widerfahren, ſondern es muß alles gut gehen, und däucht mir, daß wir noch niemals mehr Gelegenheit gehabt uns zu diſtinguiren und gloire zu erwerben, als eben jetzo. Ich hätte Ew. Wohlgeboren noch vieles zu ſchreiben, aber ich bin ſo überhäufſt und in ſolcher Arbeit mit die Regimenter, ehe ich alles in Schwung bringe, daß ich mich nicht zu laſſen weiß. Morgen, will's Gott, denke ich in Schweidnitz zu ſein. Die Huſaren von Rueſch und Soldan werden morgen auch nur zwei Meilen dieſſeits Schweidnitz ſein. Ich bin übrigens von ganzem Herzen Ew. Wohlgeboren ganz ergebenſter Diener H. C. von Winterfeldt. Nachſchrift. Hier iſt nicht eine Metze Haber geweſen, und haben ſie mich ſchon auf drei Tage Roggen von dem Korps jenſeit der Oder geſchickt gehabt, ich habe aber Rath gefunden, und es denen Huſarenpferden nicht futtern laſſen, dieſe Nacht haben ſie aber doch ſchon Roggen futtern müſſen."

Ein zweites Schreiben, aus Schweidnitz den 27. April 1745, lautet: „Ew. Wohlgeboren habe ich die Ehre, auf den Brief, welchen der Major Piaſetzky an Seine Majeſtät geſchrieben, mir aber ſelbiger unter Seiner Majeſtät Kouvert zugeſchickt worden, und worin derſelbe ſich beſchwert, daß er hinter dem Major Marckowitz geſetzt worden, nachfolgende Umſtände zu melden," u. ſ. w. — nach Anführung der Gründe, weshalb Winterfeldt dem Könige dieſen bereits genehmigten Vorſchlag gemacht, heißt es weiter: „Piaſetzky kann ſehr wohl damit zufrieden ſein, und will er es nicht, ſo kann der König lieber zehn Piaſetzky's als einen Marckowitz verlieren. Dieſen Marckowitz werden ſich Ew. Wohlgeboren noch daher wohl erinnern, es iſt derjenige, welcher als Kornet von Zieten die beiden Jägers, ſo das Gehäge von Wuſterhauſen beſtohlen, bis auf 8 Meilen aus Sachſen mit ſo guter Art wieder heraus holte, worüber des Höchſtſeligen Königs Majeſtät ihn noch zum Lieutenant machten und ihm ein Pferd ſchenkten, bitte ich alſo in die Wege zu richten, daß ſein Patent älter datirt und er in der Rangliſte vor Piaſetzky geſetzt werde, auch den Papa Vorck, welchem ich mich beſtens empfehle und er mir deßhalb geſchrieben, davon gütigſt zu avertiren. Dem General Truchſeß ſcheinet ſonſten meine Ankunft angenehm zu ſein, ich finde ihn auch ganz raiſonnabel, und iſt mit mir konzert, was ich ihm vorſtelle; die postscripta, welche mir aber Seine Majeſtät ſeinetwegen geſchrieben, habe ich ihm nicht gezeiget, ſonſten würde er noch ſenſibler ſein, indem er ſchon ſehr chagrin über dem, was Seine Majeſtät an ihm geſchrieben, er meint es wohl recht gut, indeſſen hätte er ſolche ungegründete Fiſchmarktszeitungen von dem Einbruch von 100,000 Mann nicht weiter debitiren, noch an Seine Majeſtät melden ſollen. — Was übrigens hier paſſirt und ich erfahren können, habe an Seine Majeſtät mit eben dieſem Jäger allerunterthänigſt gemeldet, und verbitte ich die allergnädigſte Verſicherung wegen der Statue recht ſehr, wann aber ja die Depenſe ſoll gemacht werden, ſo will ich lieber das Geld davor nehmen, und mich im Kloſter Grüſſau mahlen laſſen, allwo ein Mahler ſein ſoll, welcher vor 3 Thaler ein ganz Portrait in Lebensgröße macht. — Es iſt zwar laut denen Kriegsartikuln verboten, bei verſammletem Kriegsvolk nicht um Geld zu ſollicitiren, aber da Noth Eiſen bricht, muß ich es anjetzo doch thun. Ich habe auf meinen bisherigen Expeditions mit dem General Hautcharmoy über 1200 Thaler vor Spions, Eſtafettengeld und andern Sachen ausgelegt, die Zeit iſt mir aber zu kurz, anjetzo die Rechnung davon einzuſchicken, meine bourse aber ausgeleert, zumal ich 2 Pferde zu Schanden geritten, von der Beute aber, um gut Exempel zu geben, nicht partizipiren wollen noch mögen, ſondern mir aus des ſeligen Obriſten Malachowski's Equipage wiederum 2 Pferde gekauft, daß ich alſo nichts mehr übrig habe, da ſich aber täglich wiederum Ausgaben, und beſonders bei jetzigen Umſtänden um gute Spions zu gewinnen, finden werden, ſo bitte wann es möglich mir 100 Dukaten zu prokuriren, und mit dem erſten Jäger, welcher hierher geht mitzuſchicken, ich werde ſolche treulich berechnen. — Sogleich meldet ſich der Herr Obriſt Freiherr von Krummenau bei mich, und bitte ich dem General Borck zu ſagen, wie ich ihm nicht zutraue, daß er allen unſern Wein zu Königsſaal allein ausgetrunken, ſondern damit marquetendert, und ſich was davon auf's Leib geſchafft hätte, er ſagt mir bei der erſten entrée wie ſehr er um ſeiner Gemahlin, welche noch zurück, beſorgt wäre, ich fürchte, wo die Oeſterreicher ſie erhaſcht, ſelbige mit einem blutigen Paßport mit Ruthen unterſchrieben über die Gränze möchte geſchickt werden. Es meldet ſich auch ein Lieutenant Gabriel, welcher mit ihm gekommen, und frägt, ob er nicht auch an mich addreſſirt und ſeinetwegen nichts erwähnt wäre, ich habe ihm aber zur Geduld verwieſen, und daß ich ſeinetwegen anfragen würde; nun werde ich ſuchen Uhlanen gefangen zu kriegen, damit, weil ſie Mahometan'ſch, ich alle Religionen bei einander habe.“ — —

Der ganze Karakter Winterfeldt's iſt in dieſen Briefen ausgedrückt, ſein militairiſcher, tüchtiger Sinn, ſein freies Urtheil, ſein Eifer und Muth, aber auch ſein muntrer Geiſt und ſeine fröhliche Laune. Daß der König ſcherzhaft eine Bildſäule ihm zur Belohnung hatte verheißen laſſen, nimmt er mit ſo gutem Humor auf, und beantwortet es mit ſo glücklichem Scherz, daß er auch von dieſer Seite als ein Mann von geiſtreicher Lebhaftigkeit erſcheint. Die ganze Anregung iſt aber um ſo merkwürdiger, als gewiß weder dem Könige noch dem damaligen Oberſten ernſtlich vorſchweben konnte, daß dieſer Scherz in Erfüllung gehen würde.

Der König erwartete und wünſchte, dem Hauptheere der Oeſterreicher, welches unter dem Prinzen Karl von Lothringen ihm gegenüber ſtand, eine Schlacht zu liefern, und wollte daher ſeine ohnehin geringeren Kräfte nicht ſo ſehr vertheilt laſſen. Die entſendeten Truppen waren daher aus Oberſchleſien wieder einberufen worden, und Winterfeldt hatte bei ſeiner Rückkehr im Hauptquartier gleich einen neuen Auftrag vorgefunden. Der König wünſchte zwar den Feind heranzulocken, zugleich aber das Land gegen bloße Streifzüge zu decken, die kleineren Angriffe zurückzuſchlagen, von den großen Bewegungen aber zeitig und ſicher unterrichtet zu ſein. Das Gebirge bei Landshut, Schmiedeberg und Hirſchberg war unter dieſen Umſtänden beſonders wichtig, und Winterfeldt wurde mit 4 Bataillons Grenadieren und den beiden Huſarenregimentern von Rueſch und Bronikowski dorthin geſandt. Die ganze Gegend war gleichſam ſeiner Aufſicht übergeben. Auf erhaltene Kundſchaft, daß die

Oeſterreicher einen Streich auf Hirſchberg beabſichtigten, um ein dortiges Magazin zu nehmen, ſammelte Winterfeldt ſeine Truppen, machte mit Fußvolk und Kanonen einen Nachtmarſch von 4 Meilen, erreichte frühmorgens am 1. Mai die Gegend von Hirſchberg, und traf den Feind eben beſchäftigt die Vorräthe aufzuräumen. Der Oberſt Patatic, einer der beſten öſterreichiſchen Partheigänger, war mit 400 Huſaren und 1200 Panduren hier eingedrungen. Winterfeldt griff entſchloſſen an, und nach einem ſehr hartnäckigen Gefecht errang er den Sieg, verfolgte die Flüchtigen, und brachte nicht nur die ſchon weggeführten Vorräthe, ſondern auch noch 134 Gefangene zurück.

So thätig und aufmerkſam, wie vor dem Feinde, war Winterfeldt auch im ſchriftlichen Verkehr mit dem Könige. Seine Meldungen waren raſch, bündig, von richtigem Urtheil begleitet. Der König äußert faſt immer ſeine Zufriedenheit, ſeine Billigung. Auf einen Bericht vom 2. Mai ſchreibt er eigenhändig: „Dieſes alles wäre ſehr gut, und ich überließe Winterfeldt und Truchſeß dorten alles zu beſorgen, wie ſie es würden nach denen Umſtänden gut finden. Es ſollen ihnen die Zeitungen von Leptin und Lehwaldt kommunizirt werden.“ Auf einen anderen vom 3. Mai: „Winterfeldt muß geſchrieben werden, er hätte Recht, daß er die Bauern nicht gebraucht hätte. Mit der Landmiliz iſt es aber ein anders, und können ihr die Oeſterreicher nichts thun, ſondern ſollte ja des Feindes Intention ſein, bei Friedland durchzubrechen, ſo könnte ſolche Miliz Schweidnitz und Liegnitz verſtärken. Brot müſſen ſie haben, iſt ganz recht. Im Uebrigen ſind ſeine Anſtalten alle gut und recht.“ Ferner: „Es ſoll ihm darauf geantwortet werden, es wäre recht gut, ich erwarte nur weitere Nachricht, abſonderlich von die erſtern Bewegungen des Feindes.“ Am 7. Mai berichtet Winterfeldt aus Hirſchberg, der Feind ſchreibe in ſchleſiſchen Dorfſchaften Futter aus, er Winterfeldt verbiete ihnen, ſolches zu liefern, ſondern ſie ſollen es darauf ankommen laſſen, ob der Feind es holen werde; er ſelbſt ſei insgeheim mit kommandirten Grenadieren und Huſaren abends nach jenen Dorfſchaften ausgerückt, ſowohl um die Abholung zu hindern, als auch um Gefangene zu machen, hauptſächlich aber um den Landleuten Muth und Vertrauen einzuflößen, und ihnen zu zeigen, daß man ſie nicht verlaſſe. Der Feind ſei indeß nicht gekommen. Ferner berichtet er, die Landräthe ſeien noch nicht weit mit der Miliz, die Leute aber beſtürzt, daß ſie nach Schweidnitz und Liegnitz ſollen, ſie ſtritten allenfalls noch für Haus und Hof. Der König ſchrieb auf das Blatt: „Was er gethan, approbire alles.“ Und gleicherweiſe auf ein ſpäteres: „Das wäre recht gut, ich könnte auch nicht anders glauben, als daß alles an dem ſei, wie er es ſchriebe.“ Wegen Schwierigkeit der Lebensmittel hatte Winterfeldt etwas zurückgehen wollen, der König aber befahl, daß er die Lebensmittel durch Lieferanten herbeiſchaffen, und dem Feinde nicht Boden räumen ſolle, außer durch Macht gedrängt, worauf jener am 12. Mai erwiederte: Nun ſolle ihn niemand vertreiben!

Die Bewegungen des Feindes wurden immer lebhafter. Winterfeldt ſuchte überall mit eignen Augen den Stand der Dinge zu erkunden, und berichtete täglich, aus Schmiedeberg, aus Hirſchberg, aus Arensdorf. Daß der Feind in Schleſien einzubrechen denke, wurde immer wahrſcheinlicher, man wußte daß der Prinz Karl von Lothringen zu dieſem Zweck alle Gebirgswege ſelbſt hatte beſichtigen wollen, nur war ungewiß, welche Richtung er wählen würde. Es hieß zwar, er ſei abgerufen worden, nach Wien; allein dies wurde für ein falſches Gerücht gehalten. Der König ſchrieb am 16. Mai an Winterfeldt: „Ich komme heute von Glatz, und ſoviel ich aus dortiger Kundſchaft habe erfahren können, ſo gehet der Oeſterreicher ihr Deſſein, wor ſie eines haben, ehender auf Braunau als auf Glatz, und wird ſich ſolches in kurzem zeigen müſſen, anjetzo iſt es am ſchwereſten und nöthigſten, gute Zeitungen zu haben, derohalben man ſich ungemeine Mühe darum geben muß.“ Einen Entwurf, welchen Winterfeldt am nämlichen Tage aus Hirſchberg zu einem Unternehmen auf Friedland einſandte, billigte der König durch die Worte: „Des Oberſten Winterfeldt Dispoſition iſt ſehr gut,“ allein die Sache kam nicht zur Ausführung, weil der Feind keine Muße dazu ließ. Der Oberſt Patatic kam mit ſeinen Panduren wieder zum Vorſchein, wurde jedoch wiederum zur Flucht genöthigt, die er gegen Schatzlar nahm, von wo der Generallieutenant Graf Nadasdy mit einer größeren Truppenſchaar nun gegen die Preußen anrückte. Dieſer tapfere General ſollte zuvörderſt die Scharten austilgen, welche Patatic erlitten hatte, ſich dann in Landshut feſtſetzen, und hierdurch dem nachrückenden Heere den Weg nach Schleſien öffnen. Er hatte gegen 7000 Mann unter ſeinem Befehl, auch den Oberſten Patatic mit ſeinen Panduren, der in höchſter Wuth geſchworen hatte, die Preußen ſollten verloren ſein oder er ſelbſt. Winterfeldt rückte von Hirſchberg am 20. Mai nach Landshut, und ritt ſogleich nach Hartmannsdorf, um ſich mit dem Generallieutenant von Dumoulin zu beſprechen, der von Schweidnitz aus mit 2 Grenadierbataillonen, 10 Schwadronen Dragonern und 300 Huſaren vorgerückt war; die beiden Befehlshaber ſtanden in beſtem Verkehr, handelten einſtimmig, ebenſo der Generalmajor von Stille, der unter Dumoulin die Dragoner befehligte. Es wurde verabredet, Dumoulin ſolle mit ſeinen Truppen wieder gegen Schweidnitz abziehen, damit der Feind nicht im voraus abgeſchreckt würde, Winterfeldt aber ſollte mit 3 Bataillonen Grenadieren und 1400 Huſaren die wachſamſte Beobachtung fortſetzen, und den erſten Stoß aufnehmen.

Am 22. Mai eine Stunde vor Abend meldete die Feldwacht nach Landshut, der Feind käme aus dem Buſch vor Grüſſau, und wage ſich bis auf einige hundert Schritt zu dem preußiſchen Lager heran. Winterfeldt ließ die Huſaren aufſitzen, und den Feind, der etwa 500 Pferde ſtark war, ſogleich zurücktreiben, ſie entdeckten aber in dem Buſch einen feindlichen Rückhalt, welchen man, wiewohl es ſchon dunkelte, auf 1500 Pferde ſchätzte, auch kamen hin und wieder Pandurenſchaaren aus dem Walde hervor. Winterfeldt ließ die Feldwachten verdoppeln, und die Huſaren, welche ſich näher an die Stadt ziehen mußten, bei den geſattelten Pferden in Bereitſchaft bleiben. Er beſichtigte und ordnete alles im Felde ſelbſt, kam dann um 11 Uhr nach Landshut, nahm die 3 Grenadierbataillone um 1 Uhr zur Stadt hinaus, und ſtellte ſie verdeckt hinter eine Anhöhe auf. Der Oberſtlieutenant Stange, der nach Waldenburg zu Dumoulin abrücken ſollte, mußte jetzt bleiben, um die Stadt zu ſichern. An Stille wurde ein Jäger geſandt, mit der Bitte, ſeinen Marſch, da ein Angriff bevorzuſtehen ſcheine, innezuhalten, aber noch nicht heranzukommen, weil der Feind, wenn er ſo viele Truppen gewahr würde, ſein Vorhaben dann aufgeben möchte. Stille benachrichtigte den etwas entfernteren Dumoulin, ließ ſatteln und aufſitzen, und hielt auf der Straße nach Landshut. So verging die kurze Nacht. Am 23. Mai um 4 Uhr morgens brach der Feind in großer Stärke hervor, doch hielt er auf einer Anhöhe bald ſtill, und ein großer Theil blieb noch im Walde und hinter Felſen ſtehen. Gegen 1000 Panduren kamen aus dem Gebirge herab, doch nicht völlig in's Freie. Einiges Geplänkel hatte keine weitre Folge. Um den Feind zu reizen, ließ Winterfeldt einige Schwadronen Huſaren ausrücken; dies wirkte, über 800 feindliche Huſaren und Panduren ſtürzten hervor, die geringe Schaar niederzuwerfen. Allein Winterfeldt rückte raſch mit den 3 Grenadierbataillonen heran, und ließ deren Geſchütz in den Feind feuern, deſſen bisher geſchloſſene Reiterei ſich ſogleich auflöſte und ſchwärmend aus einander ſprengte. Eine Grenadierkompanie mußte 200 Schritt über die Kanonen hinausrücken, und in 4 Pelotons zweimal durchfeuern, welches eine unglaubliche Wirkung that, 40 feindliche Huſaren wurden verwundet, 10 blieben todt. Jetzt kam aber auch des Feindes Fußvolk den Weg bei Reichhennersdorf herunter und rückte bei Zieder näher an die Stadt, die Huſaren zeigten ſich immer zahlreicher, die Panduren ebenfalls. Winterfeldt wollte ſeine Huſaren dem offenbaren Nachtheil nicht ausſetzen, ſondern zog ſie etwas zurück, ingleichen das Geſchütz. Als die Panduren dies ſahen, kamen ihrer gegen 2000 in vollem Laufe und mit ſtarkem Geſchrei in die Ebene völlig herab, den Rückzug der Preußen in Flucht zu verwandeln. Winterfeldt ließ aber je ein Bataillon mit ſeinen Kanonen dem Feind entgegenſtehen, während je zwei Bataillone eine Strecke in Ordnung marſchirten, und ſo wechſelnd erreichte er mit dem geringen Verluſt von 3 Todten und einigen Verwundeten die Anhöhe, die er ſchon früher zur Aufſtellung beſtimmt hatte. Die Panduren indeß zogen ſich ſeitwärts, von einer Anhöhe verdeckt, in ein Gehölz, das zur Rechten der preußiſchen Stellung lag, und bis an dieſe ſich heranzog. Mit kluger Vorſicht hatte Winterfeldt ſeine Jägerſchaar in dieſes Gehölz geſtellt, und ihr Feuer trieb die Panduren ſchnell wieder heraus; dieſe wollten hierauf einen anderen Buſch gewinnen, mußten aber dabei über eine Strecke freies Feld, wo ſie Winterfeldt durch 100 ſchwarze Huſaren im Rücken anfallen ließ, mit ſolchem Eifer und Erfolg, daß in einem Augenblick über 50 Panduren niedergehauen waren, aus Grimm und Uebereilung aber gar keine Gefangene gemacht wurden. Die Jäger, begierig auch ihrerſeits noch mitzufechten, kamen ohne Befehl aus dem Gehölz hervor, und halfen den Feind verfolgen. In dieſem Augenblick ſprengten feindliche Huſaren mit großer Macht zur Unterſtützung der Panduren heran, die preußiſchen Huſaren wichen, die Jäger aber konnten zu ihrem Gehölz nicht mehr zurück, ſondern mußten ſich zu der Anhöhe ziehen, welche Winterfeldt beſetzt hielt. Sogleich erſahen die Panduren den Vortheil, und warfen ſich in den jetzt unvertheidigten Buſch, von wo ſie ein ſtarkes Feuer gegen die Anhöhe machten, durch Felſen und Bäume gedeckt, ſo daß ſie bis auf 50 Schritt ungeſtraft annahen konnten. Ja, manche kletterten mühſam bis zur Felſenwand empor, ſchoſſen ihr Gewehr in ſolcher Nähe ab, daß kein Fehlen möglich blieb, und ließen ſich dann wieder in die Tiefe fallen, wo ſie ganz ſicher waren. Die Preußen verloren einige Mannſchaft, und die ganze Stellung war in Gefahr. Gewehr- und Kanonenfeuer vermochten nichts gegen den geſicherten Feind, der doch um jeden Preis vertrieben werden mußte. Da ſprang Winterfeldt vom Pferde, „Burſche,“ rief er ſeine Leute an, „ſchießt nicht, wir wollen mit den Bajonetten in ſie hinein!“ und an der Spitze einer Anzahl Grenadiere ſtürzte er die Anhöhe hinab, und drang in das Gehölz ein, wo die Panduren der blanken Waffe nicht Stand hielten; ſie flohen, und als ſie über das freie Feld eilten, kamen ſie unter das Feuer eines preußiſchen Bataillons, wodurch ſie großen Verluſt erlitten, und in völliger Unordnung ihre Flucht noch mehr beeilten. Die Jäger konnten nun ungehindert ihr früheres Gehölz wieder beſetzen.

Eine große Gefahr war abgewendet, Winterfeldt's rechte Flanke wieder gedeckt. Jetzt aber rückten 2 Bataillone ungariſches Fußvolk mit 2 Kanonen über die Ebene geradezu gegen Winterfeldt's Hügel heran. Das Geſchützfeuer der Preußen hielt ſie nicht auf, ſie machten Halt um zu feuern, und marſchirten dann gleich wieder vor. Als ſie nahe genug waren, ließ Winterfeldt das Grenadierbataillon, welches dahin am nächſten gerichtet ſtand, Feuer geben; man ſah zu 10 und 12 Mann fallen, das eine Bataillon der Ungarn nahm in Unordnung die Flucht, das andere warf ſich in einen tiefen Graben, der die Ebene durchſchnitt. Winterfeldt bedauerte, in dieſem Augenblick ſeine Huſaren nicht gebrauchen zu dürfen; er hielt ſie geſchloſſen am Fuß des Hügels unter den Kanonen ſeiner Stellung, weil mit der großen Uebermacht der feindlichen Reiterei die kleine Schaar nur tollkühn ſich meſſen konnte.

Noch immer ließ Nadasdy friſche Truppen anrücken, und weil die rechte Flanke und die Front der Preußen anzugreifen mißlungen war, ſo wollte er nun verſuchen, ob die linke vielleicht einen Erfolg darböte. Starke Truppenzüge marſchirten in dieſer Richtung gegen Zieder. Zwiſchen Winterfeldt und dem Oberſtlieutenant Stange, der bei der evangeliſchen Kirche ſtand, lag ein unbeſetzter Hügel, den der Feind nehmen konnte; Winterfeldt ließ eilig 2 Kompanieen und 1 Kanone hinaufrücken, die dem Feinde zuvorkamen, und deren Feuer gute Wirkung that.

Mittlerweile war aber eine Schaar Tolpatſchen und Huſaren in die Vorſtädte von Landshut eingedrungen, und verbreitete ſich jenſeits der Stadt auf den Anhöhen, ſo daß es den Schein hatte, als wären die Preußen umgangen, und das Gefecht konnte noch ſtets eine nachtheilige Wendung nehmen. Winterfeldt jedoch war ſeiner Grenadiere ſicher, ſie wankten nicht. Auch war bereits Stille benachrichtigt, jetzt ſei es Zeit, herbeizueilen. Er ſtand eine kleine halbe Meile weit bei Hartmannsdorf, und führte ſeine 10 Schwadronen Dragoner raſch heran. Sie jagten durch die Vorſtädte, den Feind vor ſich hertreibend, und reihten ſich dann Winterfeldt's Bataillonen auf dem rechten Flügel an, die Huſaren wurden nun auch wieder hervorgezogen und alle in Einer Linie vor die Dragoner geſtellt. Auf das gegebene Zeichen ſtürzte alles zum Angriff in die Ebene, und jenſeits die ſteilen Hügel hinan. Der Feind feuerte heftig von allen Seiten, allein nichts hemmte die Stürmenden, das ungariſche Fußvolk räumte völlig das Feld, die Reiterei, geworfen und flüchtig, konnte ſich nicht wieder ſammeln, die preußiſchen Huſaren und Dragoner gelangten zugleich mit dem Feinde, dem keine Zeit gelaſſen wurde, auf die Höhen, wo dieſer Schutz hoffte, und großentheils den Tod fand, beſonders wurden die eingeholten Panduren niedergemacht, und keinem der Trenck'ſchen Schaar Pardon gegeben, weil auch ſie einen ſchon gefangenen Preußen in Stücken gehauen hatten. Der Oberſt Patatic ſelber, der mit vier Hiebwunden in Gefangenſchaft ſiel, wurde kaum noch durch einen Offizier dem Tod entriſſen, den ihm die erbitterten Huſaren zudachten. Auch ein Grenadierbataillon war nachmarſchirt, doch ohne Kanonen. Die Jäger drangen in Buſch und Waldung vor, und machten 62 Gefangene, nebſt dem Oberſten Patatic die einzigen dieſes Tages. Die Niederlage und Verwirrung des Feindes war allgemein; erſt in der Ebene von Grüſſau, hinter Teichen, Dämmen und anderen bei der Abtei befindlichen Engwegen, faßte er wieder Stand. Ihn hier anzugreifen, war bei der Ermüdung der Truppen nicht rathſam, wiewohl noch zuletzt der General von Dumoulin, welchen Winterfeldt gleichfalls benachrichtigt und herbeigerufen hatte, mit 2 friſchen Bataillonen eintraf. Der Kampf hatte 7 Stunden in faſt ununterbrochenem Feuer angedauert. Die Oeſterreicher zählten über 300 Todte und gegen 600 Verwundete, Nadasdy ſelbſt war an der Hand verwundet; über 1000 Stück Gewehre, Säbel und andere Waffen hatten die Flüchtigen auf den Weg hingeworfen; die Preußen hatten 31 Todte und 140 Verwundete, worunter mehrere Offiziere; ein Offizier und ſiebzehn Huſaren waren auch in Gefangenſchaft gerathen. Winterfeldt ſelber hatte zwei Schrammſchüſſe, am Arm und im dicken Bein, beides nur Quetſchungen. In ſeinem ausführlichen Bericht an dem König aus Landshut vom 24. Mai lobt er die Truppen alle, die im Kampfe geweſen, insbeſondere die Oberſten von Rueſch und von Natzmer, und bittet für erſteren um ein Merkmal des gnädigſten Wohlwollens; von dem Oberſten von Manſtein, ſagt er, „derſelbe ſei noch nicht angeſtellt und habe dahero keine Befehlsführung gehabt, aber nichtsdeſtoweniger alles mitgemacht," und ſich ausgezeichnet, wie ihm denn nichts ſauer werde, als ſeine eignen Umſtände, da er ſchon längſt aus Rußland nichts mehr bekomme." Von dem nachmals berühmten Reitergeneral von Seydlitz, der ſich an der Spitze ſeiner Schwadron Natzmer'ſcher Huſaren beſonders hervorgethan, ſagte Winterfeldt in einem Schreiben an den König: „Ew. Königliche Majeſtät haben an dem Rittmeiſter Seydlitz gewiß einen Offizier, der nicht zu verbeſſern."

Für dieſe glänzende Waffenthat, welche nach den weſentlich übereinſtimmenden Berichten Winterfeldt's und Stille's hier umſtändlicher mitgetheilt worden, weil nicht nur das kriegeriſche Verdienſt unſeres Helden ſich in dieſer Begebenheit allſeitig darthut, ſondern auch ſie ſelbſt durch Geſtalt und Bedeutung ſich zu einem kleinen Schlachtgemählde erhebt, wurde Winterfeldt zum Generalmajor befördert, ſein Patent aber vom 1. Dezember 1743 ausgefertigt. Noch am Abend deſſelben Tages, an welchem er ſeinen Bericht abgeſandt, empfing er ſeine Ernennung, und ſchrieb noch um 11 Uhr einen zweiten Bericht, worin er auch ſeine Dankſagung ausdrückte. Er ſagt unter anderen: „So lange unſre Grenadiere nur ſehen, wo der Schuß herkommt, welcher auf ihnen geſchieht, und wieder dahin ſchießen können, ſo lange hat es nichts zu bedeuten, es mag auch vor ihnen ſein, was da will, aber ſolche Schüſſe aus dem Buſch ſind ihnen zu hart, und war es letzt Zeit, daß ich reſolvirte, mit die Bajonetter auf die Panduren herein zu gehen, welches aber bei allen Gelegenheiten nicht allemal angeht und ſich thun läßt, ſondern Konfuſion macht, wann man ſie in einem ſtarken Walde attakiren wollte;" — und ſchließt ſodann: „Ew. Majeſtät allergnädigſtes Schreiben, als worin mich Dieſelben auf die allergnädigſte Art von der Welt zum Generalmajor deklariren, hat mich ſo attendrirt, daß ich auch nichts erſinnen kann, wodurch ich meine allerunterthänigſte devoteſte Dankſagung genug an den Tag legen, und fußfällig bezeugen könnte. Ich erkenne, daß

Ew. Majeſtät meine wenigen Dienſte viel zu gnädig rekompenſirt haben, aber auch dieſe Erkenntniß wird mich gewiß, wann es möglich, daß ich noch mehr als es meine Kräfte zulaſſen, ausrichten kann, dazu anfriſchen, und nichts in der Welt mir zu ſchwer ſein, was ich nur zu Ew. Majeſtät Wunſch und Willen ausrichten kann, mich mit Freuden deßhalb zu ſakrifiziren, und würde mir wohl zur größten Freude gereichen, wann ich die erſte Probe an dem Generallieutenant Nadasdy davon erweiſen könnte, als mit welchem ich anjetzo wie Generalmajor noch ein Wort mehr wie vorhero mitſprechen, und ihn gerne doppelt bezahlen wollte.“

Der Feind indeß hatte ſein Abſehen auf Landshut nicht aufgegeben, und Winterfeldt verabredete mit Dumoulin die gemeinſamen Maßregeln, welche nach Umſtänden zu nehmen ſein möchten. Daß die Oeſterreicher hier durchbrechen wollten, war dem Könige ganz recht; als ſie daher, durch die Sachſen verſtärkt, mit mehr als 30,000 Mann auf's neue anrückten, zog Winterfeldt in der Nacht zum 26. Mai mit ſeinen Truppen heimlich nach Freiburg ab, und Dumoulin mit den ſeinen nach Schweidnitz. Der Feind hatte genug Widerſtand erfahren, um zu glauben, daß ihn die Preußen ungern vorrücken ſähen; um ihn darin zu beſtärken, und jede ſeiner Bewegungen in der Nähe gleich wahrzunehmen, wurde er fortdauernd geneckt, und ihm jeder kleine Vortheil ſtreitig gemacht. In dem ſogenannten Nonnenbuſche bei Kammerau hielt Winterfeldt den Oberſtlieutenant von Schütz mit 200 Pferden verſteckt, „Es iſt ein admirabler Poſten,“ ſchrieb er, „um von da aus kleine Partheien, ſo in die Plaine kommen, zu koupiren, hingegen können ſie in dem Walde von ihrem Korps nicht abgeſchnitten werden.“ Noch ſpät am 29. Mai meldete Winterfeldt dem Könige, der Feind ſei mit ganzer Macht im Anmarſch, man müſſe ihm Raum geben, von den Bergen herunter zu kommen, und ihn dann ſchlagen. Am folgenden Tage ſchrieb Winterfeldt aus Schweidnitz: — „Daß ſie heraus kommen werden, glaube ich ganz gewiß, was ihnen aber dazu bewegt, deßhalb kann ich keine andere Urſache einſehen, als daß ſie mit Blindheit geſchlagen, ihr Maß voll, und von der Vorſehung zum Schlachtopfer deſtiniret ſein, als wozu ihnen die ſächſiſche Geſchwindſtück den Muth inſpiriren müſſen.“ Der freie und ſichere Blick Winterfeldt's in das Ganze der Kriegsleitung mußte, nicht minder als jene glänzenden Ausführungen, den Umfang und Werth ſolcher feldherrlichen Gaben dem Könige ſchätzbar machen.

Dumoulin und Winterfeldt führten bei den mannigfachen Bewegungen, welche das Heer des Königs nunmehr zu machen hatte, die Vorhut, und griffen bei den Maßregeln, welche der König in Erwartung einer nahen Schlacht ſo klug als eifrig anordnete, wirkſam ein. Sie beſetzten mit 7 Bataillons Fußvolk und 40 Schwadronen Reiterei die Höhen von Striegau, hielten ihre Truppen ſtill und verdeckt, und zogen ihre Huſaren gleich ein, wenn der Feind ſich zeigte, um dieſen noch ſichrer zu machen. Der Prinz von Lothringen war über Landshut und Reichenau vorgerückt, und ſetzte ſich am 2. und 3. Juni in Marſch, um tiefer in Schleſien einzudringen. Der König hatte ſeit mehreren Tagen die Gegend ſo wie den Feind aufmerkſam erforſcht, ſeine eignen Truppen und Bewegungen aber glücklich verborgen: jetzt beſchloß er unter den günſtigſten Umſtänden den allgemeinen Angriff. Bei Hohenfriedberg am 4. Juni kam es zur Schlacht, welche mit dem herrlichſten Siege der Preußen endigte. Dumoulin und Winterfeldt eröffneten den Kampf durch Ueberfall der auf dem Marſche nach Striegau begriffenen Sachſen, deren Niederlage vollſtändig war, bevor noch die Oeſterreicher zum Schuß kamen. Beide Generale wetteiferten an Einverſtändniß wie an Tapferkeit, und der Ruhm beider Namen zeigt ſich in dieſen Kriegsthaten eng verknüpft. Auch die Verfolgung des Feindes am nächſten Tage wurde ihnen gemeinſam aufgetragen. Sie erreichten den Nachtrab des Feindes bei Landshut; Nadasdy mit ſeinen friſchen Truppen, die bei Hohenfriedberg nicht gefochten hatten, ſollte den Rückzug des geſchlagenen Heeres decken, Winterfeldt aber an der Spitze ſeiner Huſaren griff ihn heftig an, und warf ihn völlig in die Flucht, wobei er ihm über 200 Mann tödtete, und 130 gefangen nahm. Die Verfolgungen wurden bis Starkſtadt in Böhmen fortgeſetzt. Winterfeldt hatte von Friedland bis dorthin einen ſchlimmen Marſch gehabt. Die Lebensmittel fehlten, und die

Soldaten fingen an matt und mißmuthig zu werden. Eine halbe Viertelmeile nur von Winterfeldt's Marſch entfernt ſah man Nadasdy mit 4 Huſarenregimentern und vielen Panduren nach Koſteletz vorüberziehen, ohne diesmal etwas gegen ſie unternehmen zu können. Im Lager bei Schlitſch, wo Winterfeldt mit dem Generalmajor von Zieten gemeinſam den Feind beobachtete und die Gegend erkundete, empfing er am 16. Juni durch Dumoulin die Nachricht, daß der König ihn mit neuer Gnade bedacht und ihm die Amtshauptmannſchaft von Tapiau verliehen habe, eine Pfründe von 500 Thalern jährlichen Einkommens; er dankte dem Könige, indem er den Wunſch ausdrückte, nur auf's neue Gelegenheit zu haben, auch hiefür ſeine unterthänigſte Erkenntlichkeit bezeigen zu können.

Der König hatte ſein Heer nach Böhmen geführt, und eine Stellung bei Königingrätz genommen, wo ihm gegenüber bald auch der Prinz Karl von Lothringen ſeine Truppen in unangreifbarer Stellung zuſammenhielt. Die Preußen zehrten ringsumher das Land aus, und beſtanden zahlreiche Scharmützel gegen die leichten Truppen des Feindes, welche die Zufuhren abzuſchneiden ſuchten. Da jedoch feindliche Schaaren bereits wieder in Oberſchleſien vordrangen, und ſelbſt Koſel in ihre Hände gefallen war, auch andererſeits die Sachſen eine Unternehmung gegen die Mark Brandenburg zu beabſichtigen ſchienen, ſo ſandte der König den General von Naſſau mit 12,000 Mann nach Schleſien zurück, und er ſelbſt wollte ſich mit der Hauptmacht rechtshin ziehen und der Lauſitz nähern. Um den Feind zu täuſchen, mußte Winterfeldt am 8. Juli mit 3000 Mann linkshin über Opoczno gegen Reichenau vorrücken, er machte bei Aujeſt Halt, und ſtellte die Vorpoſten noch eine halbe Stunde weiter; am 11. erhielt er noch 1000 Mann Verſtärkung, und marſchirte nun vollends bis Reichenau. Der Prinz von Lothringen fürchtete einen Einfall nach Mähren, und ſandte eiligſt Nadasdy mit zahlreichen Truppen, den Feind zu beobachten. Winterfeldt wich einem Gefecht aus, und kehrte am 12. bis Solnicz in guter Ordnung zurück. Inzwiſchen hatte der König ungehindert eine Bewegung rechts gemacht, um unfern Jaromircz die Elbe zu überſchreiten, und ein Lager bei Chlum zu beziehen. Die Scharmützel dauerten fort, jede Zufuhr, jedes Futterholen gab zu Gefechten Anlaß. Am 20. Juli marſchirte Winterfeldt von Aujeſt nach Opoczno, und von hier weiter gegen Jaromircz, und lagerte bei Zwol. Nadasdy wollte am 26. den Poſten von Neuſtadt überraſchen, wurde daran aber durch Winterfeldt gehindert, der mit größter Wachſamkeit und Eile ſogleich bereit war, ihn zu empfangen. Die muthige Hingebung, mit welcher Winterfeldt bei jeder Gelegenheit ſich perſönlich in Gefahr begab und den feindlichen Kugeln ausſetzte, zog ihm einen liebreichen Verweis des Königs zu, der ihm anbefahl, ſich künftig ohne Noth nicht bloßzuſtellen. In einem Schreiben vom 7. Auguſt aus dem Lager bei Zwol antwortet Winterfeldt dem Könige unter anderen hierauf: — „Da Ew. Majeſtät allergnädigſte Ordres mir allezeit ganz heilige Geſetze ſein, ſo werde auch denſelben darin folgen, mich nicht unnöthig zu exponiren, und aus Vorwitz das Ziel meiner treuen Dienſte zu verkürzen. Ich wüßte auch nicht, daß ich es bishero mehr gethan, als es meine Schuldigkeit und Funktion erfordert; denn obzwar die beiden letzten Gelegenheiten von keiner Wichtigkeit, ſo ſind dennoch Umſtände dabei geweſen, daß ich habe gut Exempel geben und zeigen müſſen, daß ich ihnen nichts mehr zumuthete, als wozu ich mich ſelbſt exponirte, und wann derjenige, welcher ausgeſchickt iſt und ein Detaſchement zu kommandiren hat, das nicht thut und ſelbſt nach allem ſieht, was vorgeht, ſo ſchonen ſich alle Untergebenen und rapportiren von der Sache viel gefährlicher, als ſie in der That an ſich ſelbſt iſt, wann man ſie ſelber ſieht und Kontenance halten laſſet.“ —

Eine Zufuhr von 600 Wagen aus Schleſien wurde bei dem Heere dringend erwartet, und man fürchtete ſehr, ſie möchte von den feindlichen Streifſchaaren weggenommen werden. Winterfeldt erhielt am 17. Auguſt Befehl dieſe Zufuhr von Braunau bis Nachod zu ſichern, worauf er den Feind theils abzulenken wußte, theils ihn, wo er dennoch nahe kam, zurückſchlug. Als ſieben Tage ſpäter der König ſeine Bewegung rechtshin fortſetzte, und ſein Lager bei Trautenau nahm, blieb Winterfeldt mit 4 Bataillons Fußvolk und 5 Schwadronen Huſaren bei Zwol als Nachhut ſtehen, ſicherte das Gepäck und Geräthe des Heeres, und folgte dann langſam nach. Neuſtadt blieb noch von einem Grenadierbataillon unter dem Major von Tauenzien beſetzt. Der Feind glaubte dieſe kleine Beſatzung aufheben zu können. Am 7. September ließ der öſterreichiſche General, Fürſt von Lobkowitz, der unermüdet in Anſchlägen war, welche doch meiſt mißriethen, die Stadt durch 10,000 Mann berennen, und verſuchte verſchiedene Angriffe. Die Preußen hielten ſich tapfer, und hofften auf Erſatz. Doch erſt am 12. erfuhr der König die Bedrängniß, und ſandte nun ſchleunigſt Dumoulin und Winterfeldt den Eingeſchloſſenen zu Hülfe, welche ſchon Waſſermangel litten, und die Stadtmauer durch die Wirkung des Geſchützfeuers einſtürzen ſahen. Winterfeldt erzwang mit 300 Mann Fußvolk den Durchzug durch einen vom Feinde mit 2000 Panduren beſetzten Wald, trieb dieſe gegen einen rückwärts liegenden Abgrund, und nahm ihnen 2 Kanonen. Neuſtadt wurde befreit, allein der nun unhaltbare Ort aufgegeben, und die Preußen rückten wohlbehalten und unverfolgt bei dem Heere wieder ein.

Der König nahm hierauf ein Lager bei Staudenz, und der Feind führte den kleinen Krieg lebhaft fort, ohne deßhalb größere Unternehmungen außer Acht zu laſſen. Das preußiſche Heer, durch große Entſendung nach Oberſchleſien und der Neumark geſchwächt, zählte kaum noch 20,000 Mann im Lager, nachdem auch Dumoulin und Winterfeldt mit ihren Truppen zur Deckung der ſchleſiſchen Gränze und zur Sicherung der Verbindungen ſich von der Hauptſtärke ziemlich weit entfernt hatten. Winterfeldt war am 25. September von Schatzlar abmarſchirt und in Grüſſau eingetroffen, am 27. in Landshut, und durchzog dieſe Gegend, um den Streifereien des Partheigängers von der Trenck, der ſich mit ſeinen Panduren hieher gewendet hatte, Einhalt zu thun. Unter dieſen Umſtänden beſchloſſen die öſterreichiſchen Generale, mit ihrer großen Uebermacht den König anzugreifen, der eben im Begriff war, nach Trautenau zurückzugehen. Am 30. September ſtießen beide Heere bei Sorr auf einander, es kam zur Schlacht, und der König erfocht einen glänzenden Sieg, der die Oeſterreicher von den Gränzen Schleſiens zurückwarf, und dieſes Land auf einige Zeit ſicherſtellte. Winterfeldt hatte die Schlacht von Sorr nicht mitmachen können, die Trenck'ſchen Panduren aber hatten ſich dabei zum Theil eingefunden, und während des Kampfes das preußiſche Gepäck und darunter auch das des Königs geplündert, welches jedoch der gewonnene Sieg leicht verſchmerzen ließ.

Winterfeldt erhielt nun am 3. Oktober Befehl, da auf dieſer Seite wenig mehr zu fürchten war, die bisher von ihm geführten Truppen gut aufzuſtellen, und den Oberſtlieutenant von Manteuffel in allem Nöthigen zu unterweiſen, er ſelbſt aber ſollte ſich zu dem General von Naſſau nach Oberſchleſien begeben, und die Leitung des wichtigen Einbruchs in Mähren, zu welchem derſelbe beauftragt war, übernehmen. Da jedoch der König erfuhr, daß Trenck mit ſeinen Panduren noch in der Nähe umherſchwärmte, auch Nadasdy ſich mit anſehnlichen Schaaren zeigte, ſo empfing Winterfeldt drei Tage ſpäter aus Trautenau vom Könige die Weiſung, noch einige Tage zu verweilen, und mit dem Oberſten von Manſtein, welchen Dumoulin zu ihm ſenden würde, Rückſprache zu nehmen. Die Beſorgniß war bald gehoben, Winterfeldt reiſte ab, und kam den 8. Oktober nach Neiße, wo er die Feſtungsarbeiten nachſah, und von dem General von Wallrave, der ſie leitete, mit guter Laune ſchrieb: „Ich habe ihn auf dem Bett angetroffen, und er klagte ſehr, daß er ſich ſeit geraumer Zeit nicht wohl befände; er ſieht dem Papſt Sixto ungemein ähnlich, und kann ich ihm nichts anmerken, oder er müßte die Waſſerſucht haben; indeſſen läſſet er noch fleißig drauf losarbeiten." Am 10. Oktober kam Winterfeldt in Roswalde bei dem General von Naſſau an, dem er die näheren Befehle des Königs in Betreff des Unternehmens gegen Mähren brachte, und zugleich eine unmittelbar nachfolgende Verſtärkung von 3 Bataillonen Fußvolk ankündigte. Die Preußen drangen nun raſch in Oberſchleſien vor; Winterfeldt und Bronikowski führten den Vortrab, und überfielen eine feindliche Schaar, die ſogleich zerſtreut wurde. Der König ſchrieb aus Trautenau am 15. Oktober, er ſei mit Winterfeldt's Anordnungen zufrieden, mehr Huſaren könne er aber nicht ſchicken, er brauche ſie ſelbſt, und müſſe noch ſehr auf ſeiner Hut ſein; überhaupt hätte er Winterfeldt'en, wenn er ſich dort entbehrlich glaubte, gern wieder auf der böhmiſchen Gränze. Winterfeldt aber verfolgte die begonnenen Vortheile. Die Hauptſtärke der Ungarn hatte ſich unter dem Feldmarſchall Eſterhazy bei Oderberg aufgeſtellt; Naſſau führte ſeine Truppen, ſo wie ſie anlangten, und ohne die letzten abzuwarten, raſch zum Angriff; der Feind wurde nach einigem Widerſtande geworfen, und verlor 200 Todte und Verwundete, 110 Gefangene. Von Winterfeldt wird gerühmt, daß er an dieſem Erfolge vorzüglich Theil gehabt, er ſelbſt rühmt in ſeinem Bericht den General von Bronikowski, der mit ſeinen Huſaren die Warasdiner angefallen, lobte die Huſaren, die Dragoner, welche abgeſeſſen waren und zu Fuß gefeuert hatten, das Fußvolk, das faſt über Vermögen ſeinen Marſch beeilt hatte. Die Preußen drangen in Mähren bis jenſeits Teſchen und gegen Jablunka vor.

Der König hielt den Feldzug für beendigt, und in der Meinung, die Oeſterreicher bezögen ihre Winterquartiere, übertrug er den Oberbefehl des Heeres dem Prinzen Leopold von Anhalt-Deſſau, die beſondere Bewachung der böhmiſchen Gränze aber den Generalen von Dumoulin und von Bonin, denen auch Winterfeldt, aus Mähren zurückberufen, ſich anreihen ſollte, und reiſte am 28. Oktober nach Berlin. Die Oeſterreicher jedoch blieben in Bewegung, und ihr Heer, anſtatt ſich in die Winterquartiere zu begeben, rückte gegen die Lauſitz, wo auch die ſächſiſchen Truppen ſich drohend anhäuften. Das preußiſche Heer zog ſich in Folge dieſer Nachrichten am 5. November bei Rohnſtock wieder zuſammen, rückte an den Bober vor, und erwartete die Ankunft des Königs. Winterfeldt ſtand mit ſeiner aus Reiterei und Fußvolk gemiſchten Truppenſchaar bei Greiffenſtein, und hatte Befehl, den Feind nicht aus dem Auge zu laſſen; in einigen Scharmützeln warf er ihn tapfer zurück. Er ſchrieb an Eichel den 15. November: „Wenn es nach meinem Willen geht, ſo rühre ich mich hier nicht weg, bis die ganze Armee kommt, und wann ſie auch käme, ſo hoffte ſolche mit Gottes Hülfe doch aufzuhalten. Ich ſorge aber ſogar, daß, wann noch mehr Lärm kommt, auch der Generallieutenant Dumoulin aus der Gegend von Landshut wird weggezogen werden, dadurch alsdann halb Niederſchleſien einer infamen Räuberbande preisgegeben wird.“ Wirklich ließ der König die Generale Dumoulin, Bonin und Winterfeldt, ſo wie den Oberſten von Retzow, mit ihren Truppen ſogleich ſich der Hauptſtärke nähern, und die Generale von Naſſau und von Hautcharmoy wurden aus Oberſchleſien herbeigezogen, um die von jenen verlaſſene Gegend zu beſetzen.

Winterfeldt ſuchte den Feind glauben zu machen, die Preußen fürchteten für Schleſien, und ſetzte ſich in Marſch zu dem Könige. Er durchſchaute früh die Abſicht des Feindes, und war unaufhörlich bemüht, deſſen Bewegungen und Stärke zu erforſchen. Der König, der von Berlin am 15. November in Liegnitz eintraf, fand daſelbſt Winterfeldt's Meldung, daß 6000 Sachſen als Vorhut der Oeſterreicher über Zittau in der Lauſitz eingerückt wären. Aus Groß-Walditz meldet er am 20. November ſeine vielfachen Erkundigungen, daß das öſterreichiſche Heer zwiſchen Zittau und Mark-Liſſa ſtehe, und über Görlitz und Guben nach der Mark Brandenburg vordringen wolle; er zeigte ſich unerſchöpflich in Liſten, Anſchlägen und Entwürfen, welche der König beifällig aufnahm, auch wenn er nach ſeiner höheren Ueberſicht nicht auf jedes einging. Den Feind um ſo ſicherer zu täuſchen, gab man ſich das Anſehen, als ſei die ſächſiſche Gränze unverletzbar, und einige Huſaren, welche die Lauſitz betraten und dort geplündert hatten, ließ Winterfeldt dafür beſtrafen. Am 21. November rückte er nach Gießmannsdorf, wo er ſeine Truppen, beſtehend aus 6 Bataillons Fußvolk, den Huſaren von Zieten und Natzmer, und den Dragonern von Poſadowski, vortheilhaft aufſtellte, und die Ufer des Queis genau bewachte. Aus Sachſen durfte jederman herüber kommen, niemand aber zurück, der Feind erfuhr nichts von dem Heere des Königs, nicht ſeine Zuſammenziehung, nicht ſeine Nähe. Um noch mehr zu täuſchen, ſprengte Winterfeldt aus, er ſolle nach Kroſſen marſchiren, und ließ die Wege dahin ausbeſſern. Hinter dem Queis hielten andere Truppen die Linien der Neiße und des Bobers beſetzt. Ueber die Abſichten des Feindes waren die Vermuthungen wieder getheilt, er konnte nach der Lauſitz und Mark, aber auch nach Schleſien eindringen wollen. Winterfeldt rieth dem Könige, mit dem ganzen Heere vorzurücken in die ſchon beſtimmten Quartiere. Als das Abſehen auf die Lauſitz gleich darauf durch die Bewegungen des Feindes ſich beſtätigte, und Winterfeldt am 22. November die ſichere Meldung geben konnte, das feindliche Heer marſchire dieſſeits der Neiße, das Geſchütz jenſeits, ſchrieb er hierüber: „Ich bin außer mir vor Freuden, daß unſer Herrgott die Leute mit Blindheit geſchlagen, denn wann wir ihnen den Plan zu ihrem Schaden hätten machen ſollen, hätte es nicht beſſer ſein können, als ſie es anjetzo von ſelbſt thun.“ Und in einer zweiten Meldung vom nämlichen Tage: — „Sie kommen, und — Gott ſei Dank! — ſo, wie es Ew. Majeſtät wünſchen können, es defilirt alles dieſſeits der Neiße, — — ich halte davor, daß ihr Maß voll, und anjetzo die beſte Zeit, es überlaufen zu machen.“ Er beſchloß dieſe Meldung mit dem Rath, das Heer möchte vorrücken, heute, morgen, am 24. ruhen, und am 25. in Gottes Namen den Queis überſchreiten, und gleich angreifen. Wie unermüdet Winterfeldt in ſeinem Eifer und wie groß ſeine Thätigkeit war, zeigt ein dritter Bericht, den er von demſelben Tage noch abends aus Seiffersdorf an den König erſtattet.

Der König ſtimmte der Anſicht und Beurtheilung Winterfeldt's vollkommen bei, ſie wurden durch alle ſonſtigen Nachrichten durchaus beſtätigt. Winterfeldt mußte bei Naumburg den Uebergang über den Queis vorbereiten; außer der vorhandenen ſteinernen Brücke, und zweien Fuhrten für die Reiterei, war eine Pontonbrücke nöthig, die in größter Stille und Schnelligkeit gelegt wurde; ein dicker Nebel begünſtigte dieſe Anſtalten. Am 23. November kam der König nach Naumburg, und ließ in aller Frühe die Truppen über den Fluß gehen. Der König führte den erſten der vier Truppenzüge, in welchen das Heer marſchirte, und Winterfeldt befehligte die Vorhut, da dieſer jedoch um mancher Anſtalten willen bei der Pontonbrücke noch zurückbleiben mußte, ſo übertrug er Zieten die Führung des Vortrabs, jedoch mit der Weiſung, nichts zu unternehmen, bevor er ſelbſt mit dem Fußvolke nachgekommen wäre. Der Nebel war gefallen, nachdem er das Anrücken der Preußen glücklich verdeckt hatte. Während aber der König mit dem Fußvolk und Geſchütz durch Irrthum der Führer auf ſumpfige Wieſen gerathen war, und mühſam durchzukommen ſuchte, ſtieß Zieten mit ſeinen Huſaren beim Ausgang eines Gehölzes im nächſten Dorf unerwartet auf den Feind; Katholiſch-Hennersdorf war von vier ſächſiſchen Küraſſierregimentern und einem Regiment Fußvolk beſetzt. Zieten griff mit ſeiner ſchwachen Mannſchaft das Dorf, welches ſich eine halbe Meile lang hinſtreckte, in der Mitte an, ſeine Schwadronen wurden von der ſächſiſchen Reiterei zweimal zurückgeworfen, allein er drang in erneuten Angriffen ſiegreich ein, und der König ſandte den General von Rochow mit 2 Reiterregimentern zu Hülfe, ſo wie den General von Polentz mit 3 Grenadierbataillonen, welche den Sachſen in den Rücken zu kommen ſuchten. Das ſächſiſche Fußvolk indeß, durch einen Zaun gedeckt und im Viereck aufgeſtellt, hielt Stand, bis Winterfeldt mit ſeinen Bataillonen anlangte, den Feind in der Flanke angriff, und das Viereck durch kräftiges Geſchützfeuer völlig auseinanderſprengte. Die Sachſen verloren über 1100 Mann, größtentheils Gefangene, unter ihnen den General von Dalwitz, Oberſt O'Byrn und 30 andere Offiziere, ferner 6 Kanonen, 3 Fahnen, 2 Standarten und 2 Paar Heerpauken, ſo wie faſt alles Gepäck.

Dieſer ſchöne Sieg war nicht die alleinige That Zieten's, wie man ihn hat darſtellen wollen, aber ſeine kühne Entſchloſſenheit hatte großen Antheil daran. Er überbrachte ſelbſt dem Könige die gewonnenen Siegeszeichen, und erbat für ſein Regiment ein Paar der erbeuteten Pauken; ihm und dem General von Rueſch, der dieſelbe Bitte für ſeine ſchwarzen Huſaren that, wurde dieſe Gunſt gewährt, und außerdem reichliches Lob geſpendet. Zieten jedoch war unzufrieden, unter Winterfeldt's Befehl geſtellt geweſen zu ſein, eine leichte Wunde machte ihn für den Augenblick undienſtbar, er glaubte ſich zurückgeſetzt, und drückte in einem Schreiben an den König deßhalb einen Verdacht gegen Winterfeldt aus. Die

Antwort des Königs iſt für dies Verhältniß ſo wichtig, daß wir ſie aus Zieten's Lebensbeſchreibung hier vollſtändig einſchalten müſſen. Der König ſchrieb aus dem Hauptquartier Görlitz unter dem 3. Dezember wie folgt: „Mein lieber Generalmajor von Zieten! Ihr könnt gewiß verſichert ſein, daß es mir recht leid gethan hat, aus Eurem Schreiben vom 30. v. M. zu erfahren, wie Ihr in dem Gedanken ſtehet, als ob ich etwas gegen Eure Perſon hätte, oder ſonſt mit Euren Dienſten nicht zufrieden wäre. Ihr könnt feſt glauben, daß weder das eine noch das andere iſt, und daß vielmehr ich Euch als einen rechtſchaffenen Offizier äſtimire, und von Euren treuen, geſchickten und guten Dienſten ſehr ſatisfait bin. Daß ich aber zu Zeiten dem General Winterfeldt beſonders Komiſſion gebe, dieſes oder jenes, nach meinen ihm insgeheim bekannt gemachten Abſichten, auszurichten, und Euch deßhalb meine Intentionen, wie die Umſtände es erfordern, bekannt zu machen, ſolches kann mir wohl unmöglich verwehret, noch darunter die Hände gebunden werden, um ſo weniger, da ſolches nur in gewiſſen Expeditionen geſchiehet, und Ihr dadurch in dem Euch gebührenden Range und Anciennetät nicht das geringſte verlieret. Ich hoffe alſo, daß Ihr Euch darunter völlig beruhigen, und vielmehr gewiß verſichert ſein werdet, daß ich bin Euer wohlaffektionirter König, Friedrich.“ Zieten, deſſen Gemüthsart nicht ſo frank und bieder war, als Frau von Blumenthal verſichern will, behielt ſeitdem einen unverſöhnlichen Groll gegen Winterfeldt, den wir doch früher Zieten's Verdienſt unbefangen und gerecht anerkennen ſahen, der aber in der Folge, reizbar und kräftig, wie er war, auch ſeinen Trotz gegen Zieten's Unmuth nicht geſpart haben wird. Jedoch findet ſich keine Spur, daß der König je nöthig gehabt hätte, auch in Winterfeldt widrige Geſinnungen zu beſchwichtigen.

Das Gefecht von Katholiſch-Hennersdorf war folgenreicher, als man erwartete; die Nachricht der erlittenen Niederlage verbreitete Schrecken durch ganz Sachſen, die feindlichen Truppen verloren alle Zuverſicht. Der König brach am folgenden Tage mit ganzer Macht auf, um die öſterreichiſche Hauptſtärke unter dem Prinzen von Lothringen anzugreifen; dichter Nebel hemmte den Marſch, doch kam das Heer bis Trotſchendorf und Lichtenberg; Winterfeldt aber, der die Vorhut führte und ſämmtliche Huſaren nebſt einigen Grenadierbataillonen befehligte, drang in der Nacht bis Görlitz vor, wo er ein bedeutendes Magazin nahm, und 310 Gefangene machte, worunter 60 Offiziere. Die Oeſterreicher, welche am Morgen bei Schönfeld eine halbe Meile von dem Lager des Königs geſtanden hatten, waren eiligſt aufgebrochen, und auf Zittau zurückgegangen. Bonin und Winterfeldt, zuſammen 70 Schwadronen und 10 Bataillons ſtark, drohten durch eine Bewegung längs der Neiße am 27. November die Oeſterreicher von Zittau abzuſchneiden, während der König bis Oſtritz vorrückte. Winterfeldt erreichte Zittau, als eben die feindliche Nachhut unter dem General von Mercy abzog, er griff ſie mit ſeinen Huſaren und Grenadieren heftig an, nahm die Stadt und die dortigen großen Magazine und machte 300 Gefangene, außer 400 Ausreißern, die an demſelben Tage vom Feinde herüberkamen. Der Prinz von Lothringen, durch Winterfeldt fortwährend gedrängt, zog alle ſeine Truppen eiligſt über Gabel nach Böhmen zurück, mit großem Verluſt an Mannſchaft und Vorräthen, und ſein ganzes drohendes Unternehmen war vereitelt.

Die Preußen nahmen Erfriſchungsquartiere in der Lauſitz, ein Theil marſchirte über Bautzen gegen die Elbe vor, um dem alten Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau, der ein zweites preußiſches Heer über Meißen gegen Dresden heranführte, die Hand zu bieten. Winterfeldt aber durfte nicht raſten, ſondern mußte ſogleich mit 3 Bataillons nach Schleſien eilen, dort 2 Grenadierbataillons und ein Dragonerregiment an ſich ziehen, und mit Naſſau vereinigt den Feind aus dem Gebirge vertreiben, wo derſelbe ſich inzwiſchen vielfach ausgebreitet hatte. Ueber Mark-Liſſa, Greiffenberg und Löwenberg gelangte Winterfeldt am 9. Dezember nach Hirſchberg, wo der öſterreichiſche Partheigänger Oberſt Franquini ſogleich vor ihm nach Böhmen zurückwich. In mehreren Gefechten wurden die übrigen öſterreichiſchen Schaaren, welche der General von Hohenems befehligte, geſchlagen und zerſtreut, wobei ſie Gepäck und Leute einbüßten. Winterfeldt war von unermüdeter Thätigkeit, und nachdem er in Landshut mit Naſſau ſich beſprochen, betrieb er die Sachen ſo raſch und glücklich, daß in wenigen Tagen das ganze Gebirge geſäubert war. Am 18. Dezember berichtete er aus Hirſchberg an den König, daß man am 15. von Mittag bis gegen Abend nach Sachſen hin ſtark habe kanoniren hören, jetzt erfahre er, daß der Fürſt von Anhalt-Deſſau die Sachſen und Oeſterreicher unweit Dresden angegriffen und völlig geſchlagen haben ſolle, während des Schreibens aber empfing er die Beſtätigung durch den König ſelbſt, und ſetzte nun hinzu: „Ew. Majeſtät allergnädigſtes Schreiben aus Wilsdorf, und worin Dieſelben die Gnade haben mir zu konfirmiren, daß die Sachſen geſchlagen, erhalte ich ſogleich; anjetzo kann es eintreffen, was die Burſche in der Armee ſchon längſt geſungen, daß ſie nämlich zum Weihnachtsfeſte in Brühl's Pallaſte ſich wollten recht wohl ſein laſſen.“

Die Friedensunterhandlungen waren bereits eingeleitet, allein die Oeſterreicher beunruhigten noch durch mehrere Bewegungen die ſchleſiſche Gränze, und Winterfeldt nebſt den übrigen preußiſchen Befehlshabern blieben in wachſamer Thätigkeit; ſie konnten mit ihren wenigen Truppen das Gebirge nicht gehörig beſetzen, wußten aber durch deren geſchickte Verwendung den Feind überall, wo er mit Uebermacht einzudringen ſuchte, genügend abzuwehren. Am 28. Dezember langte in Hirſchberg der Befehl zur Einſtellung der Feindſeligkeiten an, und der König hatte an Winterfeldt eigenhändig die Worte beigefügt: „Der Friede iſt richtig; alſo wenn Er wird die Huſaren durchgemuſtert haben und in Breslau wegen Lieferung der Pferde Anſtalt gemacht, ſo kann Er zu mir nach Berlin kommen. Frch.“ Winterfeldt ſchrieb hierauf noch deſſelben Tages an Eichel: „Ew. Hochwohlgeboren danke auf das verbindlichſte vor die mir gütigſt ertheilte angenehme Nachricht und überſchickte Relations, und nehme es als eine Marque deren mir unſchätzbaren allerwertheſten Andenkens und Freundſchaft. Wann es mir Ew. Wohlgeboren nicht ſelbſten geſchrieben, daß es ſeine Richtigkeit mit Oeſterreich hätte, ſo glaubte ich es nicht, denn ich habe ſie noch zu verſtockt und nicht mürbe genug gehalten, ſich zu accommodiren, ſondern, zu ihrem völligen Ruin, und gänzlich geſtürzt zu werden, die Sachen noch länger trainiren und bis aufs äußerſte pouſſiren würden. Es iſt mir bishero noch immer ſo vorgekommen, als wann ich künftiges Frühjahr noch einmal nach Prag kommen, um mein Zelt und Feldequipage, welches in voriger Kampagne da ſtehen geblieben und noch in guter Verwahrung ſein ſoll, ſelbſten abzuholen. Gott ſei gedankt vor alle glorieuſe Progreſſen und der glücklichen Endſchaft, ſo er unſern gnädigſten König geſund erleben laſſen, der wolle auch geben, daß er davon die Früchte noch viele Jahre genießen möge, ſo wird es der Armee, dem Lande und allen treuen Dienern wohlgehen. Amen. — — Uebrigens freuet mich nichts ſo ſehr als die Hoffnung, bald das Vergnügen zu haben, vor einem angenehmen Kaminfeuer in Berlin alles das, was dieſe Kampagne vorgefallen, repetiren zu können und mit einem Glas Wein abzuſpülen, alsdann mündlich mit mehrerem verſichern werde, daß ich ſei Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenſter treuer Diener H. K. von Winterfeldt.“ Weil aber die Oeſterreicher, ungeachtet des auch vom Prinzen Karl von Lothringen ertheilten Befehls zur Einſtellung der Feindſeligkeiten, den Frieden noch läugneten, und beſonders der gemeinen Mannſchaft verhehlten, ſo mochte Winterfeldt die Gränze nicht zu ſchnell verlaſſen, und kam erſt im Laufe des Januars 1746 nach Breslau, wo er, neben anderen Geſchäften auch des Königs Befehlen gemäß mit dem Staatsminiſter Grafen von Münchow die Quartiere der Regimenter in Schleſien zu beſtimmen hatte. Nachdem er nochmals das Gebirge beſucht, und mancherlei Anſtalten, unter anderen wegen Auswechslung der Kriegsgefangenen dort getroffen, reiſte er nach Berlin zu dem Könige, dem er nunmehr als Generaladjutant wieder regelmäßig zur Seite blieb.

Dieſe Stellung hätte auch einem minder bedeutenden Manne großes Gewicht geben müſſen; Winterfeldt, der thatkräftige und hochſtrebende Kriegsmann, der Vertraute und Liebling des Königs, brachte ihr mehr, als er von ihr empfing. Zwar ſind aus den nächſten elf Friedensjahren, wie ſchon aus denen der beiden ſchleſiſchen Kriege, die Nachrichten das beſondere Leben betreffend nur ſpärlich aufbewahrt; die Zeiten, in welchen ein Volk ſeine Sprache auf neuer Bildungsſtufe erſt wieder ſprechen und ſchreiben lernt, können nur arm an ſchriftlicher Ueberlieferung ſein, in Vergleich zu denen, wo dieſe neue Bildung ſchon errungen und geläufig iſt, und es fällt merkwürdig auf, wie gleich der ſiebenjährige Krieg in ſolcher Hinſicht reicher ausgeſtattet erſcheint, wo ſchon Dichter, Redner und Geſchichtſchreiber ihren feſten Boden haben, und ſelbſt die Handelnden auf dieſen ſchon großentheils übergehen. Allein auch die wenigen Angaben, in welchen, während des bemerkten Zeitraumes, Winterfeldt genannt wird, laſſen uns die Mannigfaltigkeit und den Werth ſeines Wirkens genug erkennen.

Im Frühjahr 1746 beſuchte er, um ſeine Geſundheit nach ſo vielen Anſtrengungen und Verwundungen zu ſtärken, in Böhmen das Karlsbad, und machte darauf, um mancherlei Beobachtungen einzuſammeln, eine Reiſe nach den Rheingegenden, wo er ſich im Juni, gleichfalls der Bäder wegen, eine Zeit lang in Aachen aufhielt. In den Niederlanden dauerte noch der Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich fort, zu welchem der zweite ſchleſiſche Krieg gleichſam ein Zwiſchenſpiel geweſen war, und der erſt im folgenden Jahre durch den Frieden von Aachen beendigt wurde. Winterfeldt ſtand mit dem Könige in ſtetem Verkehr, und außer den Kriegsbegebenheiten zog er in ſeine Mittheilungen alle Gegenſtände, die dem Könige perſönlich oder politiſch bedeutend ſein konnten. So meldete er unter anderen, daß nach ſeinen Erkundigungen der Kurfürſt von der Pfalz nicht abgeneigt ſein dürfte, das Schutzherrnrecht von Aachen, das ſeinen ſchwachen Händen nur eine Laſt ſei, in denen des Königs aber einen großen Werth haben könne, dieſem abzutreten; für die Summe von 200,000 Gulden rheiniſch möchte das Ganze zu erlangen ſein, welches in preußiſcher Handhabung gewiß 40 bis 50,000 Gulden jährlicher Einkünfte und dem Heere den Vortheil einer großen Rekrutirung bringen würde. Wir ſehen hier den treubefliſſenen Diener, der überall das Beſte ſeines Herrn und des Staates im Auge hat. Im Oktober deſſelben Jahres iſt Winterfeldt wieder bei dem Könige in

Potsdam, der, mit Vorbereitungen zu der Geſchichte ſeiner Zeit beſchäftigt, ihm unter anderen die Aufzählung der von ihm im letzten Feldzuge gemachten Gefangenen abforderte, und das Ergebniß der eingereichten ſehr genauen und beſcheidenen Liſte mit einem kleinen Zuſatz, welchen nachträgliche Ermittelung rechtfertigen mochte, in ſein Geſchichtwerk aufnahm.

Vor allem aber in dem Kriegsweſen iſt Winterfeldt's Thätigkeit in großen und kleinen Geſchäften als eine ununterbrochene anzunehmen; ſie konnte jedoch unter den Augen Friedrichs kaum etwas anderes leiſten, als die eifrigſte und genauſte Befolgung deſſen, was durch den Sinn und Willen des ſelbſtthätigen Königs vorherbeſtimmt war. In perſönlichen Dingen mag allerdings Winterfeldt's Urtheil, ſeine Abneigung und Empfehlung bei dem Könige viel gegolten haben, aber doch wieder nur in ſo weit, als der umſichtige, ſcharfprüfende Geiſt deſſelben, den zu lenken eben ſo ſchwierig geweſen wäre, als ihn zu täuſchen gefährlich, frei zuſtimmen konnte. Gleichwohl mußten viele Männer, deren Anſprüche und Wünſche nicht erfüllt wurden, es bequemer finden, die Urſache ihrer Unzufriedenheit in dem Adjutanten zu ſehen, als in dem Könige, und jenen anzufeinden, auch wo er nur ein blindes Werkzeug des höheren Willens war. Dies Mißverhältniß mag durch Winterfeldt's raſches und gebieteriſches Weſen erhöht worden ſein, beſonders wo ihm die Befehle des Königs gegenüber von Perſonen höheren oder dienſtälteren Ranges ein nachdrückliches Verfahren auferlegten. Eine ſanftere Gemüthsart würde vielleicht mancher Feindſchaft ausgewichen, manchen Groll anderweitig zu beruhigen gewußt, aber dann auch ſchwerlich den Erwartungen des Königs völlig entſprochen und den ſtrengen Forderungen des Dienſtes ſo genügt haben, wie dies Winterfeldt, in Trotz und Sicherheit ſeines Amtes, und rückſichtslos für alles andere, zu thun gewohnt war. Viele ſeiner Kriegskammeraden, und ſelbſt Mitglieder der Königlichen Familie, hegten ihm offenen oder heimlichen Widerwillen, der mit dem ſteigenden Vertrauen des Königs nur wachſen konnte.

Beſonders finden wir den berühmten Zieten in fortwährendem Groll und Unwillen; die er auch gar nicht verbergen wollte. Für den Krieg durch ſchlaue Umſicht und kühnen Entſchluß außerordentlich begabt, hatte er nur wenig Geſchick als Befehlshaber im Frieden, wo Zucht und Ordnung der Truppen zur Hauptſache werden. Der König hatte das kriegeriſche Verdienſt des Generals immer anerkannt, und demſelben noch im Auguſt 1746 einen türkiſchen Säbel mit ſehr gnädigen Ausdrücken geſchenkt. Aber im Frieden bezeigte er ihm und ſeinem Regimente nur ſteigendes Mißfallen, und die Vorwürfe, welche er dem fahrläſſigen, und mitunter auch ſtörriſchen Anführer macht, ſind nicht etwa zweifelhafte Allgemeinheiten, ſondern gehen auf ganz beſtimmte Thatſachen. Schon im Jahre 1747 erhielt Winterfeldt den Auftrag, ſich nach Berlin zu begeben, um dem daſelbſt zur herbſtlichen Truppenſchau einrückenden Huſarenregimente von Zieten die nöthigen Weiſungen zu ertheilen, oder das Regiment einzuhetzen, wie der König dies bezeichnend zu nennen pflegte. Ein ſolcher Auftrag, den außer Winterfeldt auch andre Generale in häufigen Fällen auszurichten hatten, war nicht geeignet, dem erſteren die Zuneigung Zieten's wiederzugewinnen, um ſo weniger, als die Unzufriedenheit des Königs immer auf's neue erweckt wurde, und der Getadelte eher fremde Einflüſterungen als eigne Schuld vorausſetzen wollte. Indeß hätte Winterfeldt ohne eignes Vergehen die Strenge ſeines Auftrags doch nicht mildern können, und ſelbſt ſein beſter Wille würde gegenüber dem Blick und Urtheile des Königs wenig vermocht haben.

Einem höchſt verdrießlichen Geſchäft mußte Winterfeldt ſich im Jahre 1748 unterziehen, wobei ſein damaliger Sekretair Lenguick ihm von beſonderem Nutzen war. Dem Könige waren verſchiedene Anzeigen zugekommen, daß ſein Kriegsbaumeiſter, der Generalmajor von Wallrave, welcher durch den Fürſten Leopold von Anhalt-Deſſau in preußiſche Dienſte gekommen und zuletzt bei den großen Feſtungsbauten in Schleſien gebraucht worden war, ſich große Veruntreuungen habe zu Schulden kommen laſſen. Er ließ denſelben am 12. Februar in Potsdam verhaften und nach Magdeburg abführen; Winterfeldt aber mußte ſich dorthin begeben, um die ganze Sache ſtreng zu unterſuchen. Bei der genauen Durchſicht und Prüfung der Rechnungen ergab ſich, daß der Beſchuldigte die ihm angewieſenen Gelder zum Theil unterſchlagen, manche Ausgaben doppelt aufgeführt, andere durch falſche Quittungen belegt hatte, ſo daß ein Ausfall von mehr als 50,000 Thalern zu decken war. Dieſes Verbrechens bekannte er ſich ſchuldig. Ihm wurde aber auch noch die ſchlechte und nachläſſige Anlage mancher Feſtungswerke vorgeworfen; ſogar wurde die Beſchuldigung vernommen, er habe den Plan von Schweidnitz den Oeſterreichern verrathen; ob auch das letztere ſich gegründet erwieſen, iſt unbekannt. Er wurde zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und bis an ſein Lebensende, das im Jahr 1773 erfolgte, blieb er in dem Kerker, den er ſelbſt in der Sternſchanze zu Magdeburg erbaut, und deſſen ſichere Feſtigkeit er früher oft mit Stolz gerühmt hatte!

Die Mutter Winterfeldt's, als Oberhofmeiſterin am Markgräflichen Hofe zu Schwedt angeſtellt, hatte noch die Freude gehabt, die Erhebung und den Ruhm ihres Sohnes zu erleben, und ihn nach dem Kriege wohlbehalten und auf der ehrenvollſten Laufbahn zu ſehen. Sie ſtarb im Jahre 1750, und hinterließ den Ruf einer verſtändigen, wohlmeinenden Frau, in der ſich Gefühl und Standhaftigkeit vereinigt hatte.

Wie brauchbar Winterfeldt, und wie mannigfach die Gegenſtände waren, mit welchen der König ihn beauftragte, ſehen wir aus einem Umſtande, der in dem Lebensabriß des durch ſeine großen Unternehmungen und wechſelvollen Schickſale berühmten Kaufmanns Peter Haſenclever aufgezeichnet iſt. Dieſer Mann, aus Remſcheid im Bergiſchen gebürtig, hatte bedeutendes Vermögen erworben, und ſtand in den größten Verbindungen, die er noch ſtets erweiterte. Sein Hauptgeſchäft war in Cadiz, von wo er über England, Frankreich und Holland nach Schleſien reiſte, um den dortigen Leinwandhandel mit Spanien auf einen gründlicheren und vortheilhafteren Fuß zu bringen. Dies war ſchon längere Zeit auch dem König ein beſonderes Augenmerk, der zu dieſem Zweck in Madrid bereits diplomatiſche Unterhandlungen angeknüpft hatte, und einen Handelsvertrag mit Spanien zu ſchließen wünſchte. Haſenclever kam im Jahre 1753 nach Berlin, und wurde von den Miniſtern des Königs um ſeine Meinung befragt. Er zeigte ihnen, daß die Sache bisher auf irrigem Wege betrieben worden, der für Preußen nur Nachtheil bringen könne, und gab dagegen aus ſeiner beſſeren Einſicht die Mittel an, welche zu dauerndem Gewinn führen würden. Dieſen Berathungen wohnte Winterfeldt bei, und es wird erzählt, er habe nach Haſenclever's lichtvoller Erörterung, dieſem, der neben ihm ſaß, vertraulich auf's Knie geſchlagen, und mit Lebhaftigkeit ausgerufen: „Sie erzählen uns mehr in einer Viertelſtunde, als wir in ſieben Jahren haben erforſchen können!“ Haſenclever wurde darauf zu dem Könige ſelbſt geführt, der ebenfalls einſah, daß er den rechten Mann vor ſich habe, die diplomatiſchen Unterhandlungen in Madrid vorläufig einſtellen ließ, und dagegen dem Miniſter von Maſſow in Breslau anbefahl, mit Haſenclever die mögliche Aufnahme jenes wichtigen Handelszweiges gemeinſam zu überlegen.

In den geſchichtlichen Nachrichten von dem Geſchlechte von Schöning, mit welchen die vaterländiſche Geſchichtforſchung durch den Hofmarſchall Kurd von Schöning bereichert worden, findet ſich eine merkwürdige Angabe, welche mit obiger Erzählung wohl zu verknüpfen iſt. Es wird nämlich daſelbſt als die vertrauliche Ausſage eines Oberſten von Schöning berichtet: „König Friedrich habe einen geheimen Bund unter dem Namen Vaterlandsfreunde geſtiftet, von dem der König ſelbſt Meiſter vom Stuhl geweſen ſei. Dieſer Bund habe die politiſchen Zwecke des Königs vereinigt, und es wären darin die zuverläſſigſten Männer und fähigſten Köpfe aufgenommen worden, daher dieſer Bund keine große Anzahl von Mitgliedern gezählt hätte. Schöning ſei in dieſen Bund aufgenommen, und zu den geheimſten Sendungen deſſelben gebraucht worden. Die engſte Verbindung Preußens mit Spanien und Portugal hinſichtlich der Handelsverhältniſſe, beſonders dem ſchleſiſchen Leinwandhandel die Wege nach Amerika zu öffnen, ſei dem Könige höchſt wichtig geweſen. Der König habe ihn daher nach Spanien und Portugal in den geheimſten Aufträgen entſendet, von welchen die Königlichen Geſandtſchaften nicht unterrichtet geweſen, er hingegen habe bei den Geſandten den vertrauteſten Zutritt gehabt, auch die diplomatiſchen Geſchäfte derſelben beobachten und dem Könige insgeheim Bericht erſtatten müſſen.“ Daß Friedrich der Große bisweilen die Neigung gehabt, beſondre Orden und Verbindungen zu ſtiften, iſt aus mehreren Verſuchen ſolcher Art bekannt, und wenn dieſe meiſt nur der freundſchaftlichen Unterhaltung und dem Scherze dienten, ſo ſchließt dies nicht die Möglichkeit aus, daß er dieſe Form auch einmal für ernſte Zwecke könne gewählt haben. Freilich beruht obige Nachricht nur auf der einen und nicht verbürgten Ausſage, deren Zuſammenhang das Ganze auch in die ſpätere Regierungszeit des Königs verſetzt. Sollte jedoch irgend eine Forſchung noch andere Spuren des angeblichen Bundes auffinden, und demſelben eine, wie zu vermuthen wäre, ſehr frühe Entſtehung anweiſen, ſo wäre wohl anzunehmen, daß auch Winterfeldt dazu gehört habe, und auch für ſeine Reiſen noch einiger Aufſchluß dorther zu gewinnen wäre!

Winterfeldt wiederholte mehrere Sommer den Beſuch des Karlsbades, und, möge nun die Herſtellung ſeiner Geſundheit wirklich Zweck oder nur Vorwand dieſer Reiſen geweſen ſein, ſoviel iſt gewiß, daß er ſie auch für den Dienſt des Königs eifrig zu nutzen ſuchte. Die Beſchaffenheit des Landes erforſchte er mit kundigem Blicke ſtets genauer, mancherlei Perſonen und Verhältniſſe lernte er kennen, und knüpfte Verbindungen an, welche in der Folge von größter Wichtigkeit waren. Dem Könige war daran gelegen, fähige Offiziere aus fremden Dienſten herüberzuziehen, und vorzüglich wünſchte er durch wirkliche Ungarn, denen hiezu ein beſonderes Geſchick eingeboren ſchien, ſeine leichten Truppen zu vervollkommnen. Winterfeldt folgte hierin dem Willen des Königs, und unterſtützte denſelben durch ſeinen Scharfblick. Schon im Jahre 1747 gewann er den öſterreichiſchen Major von Rebentiſch im Karlsbade für den preußiſchen Dienſt, um ſo leichter, als jener, eines Poſtmeiſters Sohn aus Wuſterhauſen an der Doſſe, eigentlich nur in ſein Vaterland zurückkehrte; er wurde als Oberſtlieutenant im Gefolge des Königs angeſtellt. Späterhin brachte er die kühnen Anführer von Mayr, von Pflugk und viele andere in das preußiſche Heer, welche insgeſammt ſeiner fördernden Empfehlung durch ihre Thaten Ehre machten. Weniger glückte es dem Könige ſelbſt mit einigen Ungarn, welche ſeine Vorliebe mit zu geringer Prüfung aufnahm. Unter dieſen befand ſich ein Oberſt Nagy-Sandor, welcher dem Könige die vortheilhafteſte Umgeſtaltung der preußiſchen Huſaren verſprach, und eine Zeit lang, zum großen Verdruſſe Zieten's, der ſich hiedurch zurückgeſetzt ſah und völlig mit dem Könige zerfiel, dieſe Truppe nach ſeinem Belieben handhabte. Daß ihn auch Winterfeldt perſönlich begünſtigt habe, finden wir durch nichts dargethan; im Gegentheil ſtellen dieſen alle Umſtände, welche Frau von Blumenthal von der großen Feldübung im Jahre 1753 bei Spandau berichtet, wo Nagy-Sandor durch einen Unfall gedemüthigt wurde, als durchaus unbetheiligt dar; die Huſaren von Zieten, welche ein Gefecht beim Futterholen vorſtellen ſollten, waren zu dieſem Behufe theils unter Nagy-Sandor's, theils unter Winterfeldt's Befehl geſtellt, und ein Offizier der letzteren Parthei war es, der den verhaßten Ungar unvermuthet vom Pferde riß und gefangen fortführte, ja mißhandeln ließ, ohne daß deſſen angeblicher Gönner ihm Schutz oder Schonung dargeboten hätte. Noch im Jahre 1757 ſchrieb des Königs Generaladjutant, Oberſtlieutenant von Wobersnow, an Winterfeldt nach Schleſien, wo der Einbruch der Ungarn befürchtet wurde: „Ich bin ſehr verwundert, daß Ew. Exzellenz von denen Nagy-Sandor's Ihrer Nachbarſchaft noch keine Viſite gehabt, das Andenken voriger Zeiten muß ſie abhalten;“ welcher ſpöttiſche Ausdruck hier nicht würde zuläſſig geweſen ſein, wenn Winterfeldt mit jenem ungariſchen Abentheurer wirklich in näherem Zuſammenhang geſtanden hätte.

Wichtiger noch, als im Betreff des Kriegsweſens, iſt Winterfeldt's Einfluß in politiſcher Beziehung anzuſchlagen. Das unbedingte Vertrauen des Königs weihte ihn in die geheimſten Verhältniſſe ein, und ſein richtiger Blick, ſein Reichthum an Hülfsmitteln, ſeine kühnen Anſchläge, machten ihn auch auf dieſem Gebiete dem Könige ſtets nothwendiger und ſchätzbarer. Frühzeitig hatte er eingeſehen, daß der Wiener Hof das abgetretene Schleſien noch nicht aufgegeben habe, ſondern zu deſſen Wiedergewinn das Aeußerſte verſuchen werde; mißtrauiſch beobachtete er jede Bewegung, welche zu dieſem Zwecke geſchehen konnte, und er fuhr mitten im Frieden fort, Oeſterreich als entſchiedenen Feind anzuſehen. Daher bekam jeder preußiſche Offizier, der etwa dorthin reiſte, von Winterfeldt geheime Aufträge zur Erkundigung des Landes und der Anſtalten, und wurde angewieſen, zur Hin- und Rückreiſe nicht denſelben Weg, ſondern verſchiedene zu nehmen, um deſto reichere Kenntniß der Ortslagen heimzubringen. In Wien und Dresden hatte er Kundſchafter aufgeſtellt, welche ihm alles berichteten, was dort vorging und von ihnen erſpäht werden konnte; zu den verborgenſten Geheimniſſen mußte Beſtechung den Weg öffnen; manche Werkzeuge waren noch vom Kriege her in ſeiner Hand, neue Verbindungen wußte er mit Erfolg anzuknüpfen. Der geordnete Zuſammenhang all dieſer Fäden machte ſie erſt recht nutzbar, und das ganze Gewebe, deſſen Koſten der ſonſt ſo ſparſame König gern bewilligte, blieb in Winterfeldt's Leitung, der aber auch ſeines eignen Geldes dabei nicht ſchonte, und in ſeinem Eifer um ſo lebhafter fortſchritt, jemehr die Ueberzeugung in ihm wuchs, daß Preußen in Gefahr ſchwebe, und zu den kühnſten Unternehmungen genöthigt ſei, in welchen freilich auch für ihn ſelbſt die Bahn des Ehrgeizes und des Ruhmes ſich im größten Glanz eröffnete. Außer dem Könige und Winterfeldt wußte um das Geheimniß noch der Geheime Kabinetsrath Eichel, der auch hülfreich dabei mitwirkte, und Winterfeldt's Sekretair Galſter, ein Mann von großer Fähigkeit und vollkommener Hingebung, den er das Glück gehabt in dieſer Zeit ſich perſönlich zu verpflichten.

Einer von jenen Kundſchaftern, Namens Reidnitz, kam gegen Ende des Jahres 1754 von Dresden nach Potsdam, und gab Winterfeldt'en die Mittel an, jede Woche regelmäßig die Abſchrift der Depeſchen zu erhalten, welche in Dresden, über den Fortgang der von Oeſterreich und Rußland im Verein mit Sachſen gegen Preußen gerichteten Anſchläge, von Wien und Sankt Petersburg einliefen. Nun empfing auch der preußiſche Geſandte Graf von Malzahn in Dresden geheime Anweiſung, die gemachten Entdeckungen zu vervollſtändigen, und bald beſtand kein Zweifel mehr, daß die genannten Höfe gegen Preußen nur Untergang und Verderben im Sinne hatten. Die Annäherung, welche zwiſchen Großbritannien und Rußland eintrat, erſchien nicht minder gefahrvoll für Preußen, und auf Frankreichs Beiſtand war durchaus nicht zu rechnen. Schon damals, ſagt Retzow in ſeinen trefflichen Denkwürdigkeiten des ſiebenjährigen Krieges, drang Winterfeldt in den König, den Krieg ſogleich anzufangen, und durch Muth und Standhaftigkeit den ganzen Plan in ſeiner Geburt zu erſticken. Allein der König hielt die Umſtände nicht für ſo dringend, um nicht vorher noch diplomatiſche Maßregeln zu verſuchen, durch welche der Krieg vielleicht abgewendet, oder doch mit verſtärkten Hülfsmitteln geführt werden könnte.

Dem Namen nach beſtand noch ein Bündniß zwiſchen Frankreich und Preußen, zufolge deſſen beide Mächte, im Fall eines Angriffes zu wechſelſeitiger Hülfe verpflichtet waren. Allein dieſes Bündniß lief im März des Jahres 1755 ab, und es fragte ſich, ob Preußen, welches doch in dem allgemeinen politiſchen Getriebe nicht ganz für ſich allein ſtehen durfte, ferner jene unſichre Stütze wünſchen ſolle, oder eine neue und feſtere auf anderer Seite gewinnen könne. Die perſönliche Neigung des Königs war für Frankreich, Winterfeldt aber, der einzige Vertraute, mit welchem er dieſen Gegenſtand rückhaltlos überlegte, zog eine Verbindung mit Großbritannien vor; er achtete die Engländer, wie er die Franzoſen geringſchätzte; es gelang ihm, den König täglich mehr für England zu ſtimmen. Um deſto ſichrer zu gehen, ſandte Winterfeldt einen ſeiner Vertrauten, Namens Haude, einen höchſt fähigen Mann, der ſpäter unter dem Namen von Rexin preußiſcher Geſandter in Konſtantinopel war, insgeheim nach Frankreich, um über den Zuſtand des Hofes und des Kriegsweſens genaue Kundſchaft einzuziehen. Winterfeldt's Anſicht wurde durch Haude's Bericht nur beſtätigt, und um ſo ſtärker ſein Eifer, ein Bündniß mit England anzurathen. Die Ereigniſſe kamen ihm dabei ſehr zu Hülfe. Der franzöſiſche Hof wandte ſich, durch die thätige Bemühung des öſterreichiſchen Geſandten Grafen von Kaunitz in Paris, mehr und mehr zu Oeſterreich hin; das engliſche Miniſterium dagegen, ſtark durch ſich ſelbſt und durch die Uebereinſtimmung mit dem Volkswillen, zeigte ſich zu Preußen hingeneigt. Nothgedrungen entſchied ſich der König nun für ein Bündniß mit England, und Winterfeldt mußte im Sommer des Jahres 1755, da der König Georg der Zweite aus England in ſeine deutſchen Staaten herübergekommen war, nach Hannover reiſen, und in geheimer Unterredung mit demſelben die näheren Verhandlungen einleiten. Dies geſchah mit größtem Erfolg, und der Vertrag zwiſchen Preußen und Großbritannien, durch welchen beide Mächte ſich ihre Länder gewährleiſteten, wurde zu Weſtminſter am 16. Januar 1756 unterzeichnet. Kurz vorher hatte noch Frankreich die Erneuerung des Bündniſſes mit Preußen nachgeſucht, allein der König erkannte aus den franzöſiſchen Eröffnungen nur um ſo klarer, wie recht er gethan, ſich mit England einzulaſſen, und beſchleunigte den Abſchluß. Als dieſer bekannt wurde, ſäumte nun auch der franzöſiſche Hof nicht länger, mit Oeſterreich in offnes Bündniß zu treten, das am 9. Mai 1756 zu Verſailles geſchloſſen wurde. So hatten denn die mannigfachen politiſchen Intereſſen und Abſichten in zwei ſcharfgetheilten Richtungen ſich einander deutlich gegenübergeſtellt. Der Krieg zwiſchen England und Frankreich kam alsbald zum Ausbruch.

Als eine Andeutung der höheren Thätigkeit, zu welcher nächſtens der Schauplatz ihm ſich eröffnen würde, empfing Winterfeldt am 21. Mai 1756 die Beförderung zum Generallieutenant nebſt dem ſchwarzen Adlerorden; gleich darauf ernannte ihn der König auch zum Gouverneur von Kolberg und zum Inhaber eines Regiments zu Fuß. Dieſes Regiment war ſeit dem Tode ſeines letzten Inhabers, des Generallieutenants von Hacke, zwei Jahre hindurch erledigt geblieben, und weil die herkömmlichen Einkünfte und Vortheile ununterbrochen fortgingen und aufgeſammelt wurden, ſo fand Winterfeldt eine Summe von beinahe 10,000 Thalern vor, welche ihm zukamen, und mit denen der König ihn abſichtlich hatte bedenken wollen; allein ſeine großmüthige Uneigennützigkeit nahm dieſen Gewinn nicht an, ſondern vertheilte den ganzen Betrag an Offiziere und Gemeine des Regiments, die einer Unterſtützung oder Belohnung werth waren.

Die Nachrichten von den Anſchlägen der feindlichen Höfe wurden mit jedem Tage bedenklicher. Daß Winterfeldt ſie abſichtlich ſoll übertrieben und durch falſchen Schein geltend gemacht haben, iſt ein unerwieſenes Vorgeben, bei welchem die Geiſtesart des Königs nicht gehörig bedacht worden, der überall ſelbſt prüfte und auch dem größten Zutrauen immerfort ſeinen Scharfblick beigeſellte. Wir finden im Gegentheil, daß Winterfeldt ſeinem Eifer niemals einen perſönlichen Zweck unterlegte, ſondern ihm ſtets nur die Richtung auf das Sachdienliche gab, und in allem ſeine Pflicht vor Augen hatte. So ſchrieb ihm ein Graf von Sandretzky aus Schleſien ausführlich, jedoch wie es ſcheint mit Uebertreibung, von den Rüſtungen und Märſchen der Oeſterreicher in Böhmen und Mähren, von ihrer Abſicht auf Schleſien und anderen dahin gehörigen Umſtänden, indem er es dem Empfänger überließ, dem Könige den Bericht mitzutheilen oder nicht; Winterfeldt aber ſandte denſelben von Berlin, wo er ihm zugekommen war, ſogleich nach Potsdam, wahrſcheinlich an Eichel und fügte hinzu: „Er würde die Mittheilung ganz und gar zurückbehalten haben, weil er beſorge, daß es Seine Majeſtät ombragiren werde, da aber dennoch etwas Wahres daran ſein könne, und Seine Majeſtät ihm befohlen, ſobald er was erführe, alles gleich zu melden, ſo dürfe er nicht ſäumen" u. ſ. w. Schon früh waren die Kriegsrüſtungen Oeſterreichs und Sachſens in ihrem Beginn entdeckt, und dann in ihrer fortſchreitenden Entwickelung genau verfolgt worden. Sie waren endlich ſo weit gediehen, daß ein offener Ausbruch nicht mehr fern ſein konnte.

Der König hatte ſein Heer im Stillen gerüſtet, und es bedurfte nur der letzten Befehle, um daſſelbe ſtreitfertig in's Feld zu ſtellen. Allein die Frage war, ob er dem Angriffe zuvorkommen, und über den unzweifelhaften, wiewohl noch nicht erklärten Feind herfallen, und alſo ſelber den Kampf beginnen ſolle, oder die Ereigniſſe abzuwarten, und inzwiſchen zu verſuchen, ob die drohende Gefahr durch Unterhandlungen vielleicht noch zu wenden oder doch zu ſchwächen ſei? „Hierüber, — ſagt Retzow, — waren die Meinungen der alten Feldherren, die den König in Potsdam umgaben, ſehr getheilt. Wenige, vielleicht Winterfeldt allein, waren für, die mehreſten, unter welchen ſich die Prinzen vom Hauſe befanden, gegen den Krieg geſtimmt; da aber Friedrich aus dem, was er ſich vorgenommen hatte, noch ein tiefes Geheimniß machte, ſo wagte es niemand, ſeine Meinung öffentlich zu ſagen.“ Wir können hier nichts Angemeßneres thun, als mit Retzow's Worten weiter zu reden, der für den verhängnißvollen Wendepunkt, welcher jetzt aus den preußiſchen Berathungen hervorgehen muß, uns die zuverläſſigſte Quelle ſein würde, auch wenn er nicht faſt die einzige wäre. Er berichtet, Friedrich habe den Feldmarſchall Grafen von Schwerin nach Potsdam berufen, ihm nebſt den beiden Generalen von Winterfeldt und von Retzow, die allein zugezogen wurden, ſeine politiſche Lage eröffnet, und daß er feſt entſchloſſen ſei, mit den Waffen in der Hand das Vorhaben ſeiner gegen ihn verſchwornen Feinde, noch ehe ſie ſelber zur Ausführung ſchreiten könnten, zu zernichten, daß zu dieſem Zwecke das Heer bereits marſchfertig ſtehe, und nur noch zu berathen bleibe, auf welche Weiſe der Krieg am vortheilhafteſten zu führen ſei. Schwerin habe dieſen raſchen Entſchluß nicht billigen wollen, ſondern Vorſtellungen dagegen gemacht. Retzow gleichfalls, welcher die Uebermacht der Feinde erwog, und überdieß die Prinzen vom Hauſe als Gegner dieſes Krieges wußte, wagte ſeine Meinung in ſolchem Sinn auszuſprechen. Gegen beide trat Winterfeldt auf, und behauptete: „Man müſſe die Unthätigkeit, in welche die Ruſſen zurückgefallen wären, benutzen, um das Haus Oeſterreich zu ſchwächen. Jetzt ſei dieſe Macht noch nicht völlig gerüſtet, ihre Armeen wären noch zerſtreut, ihre Finanzen noch in Unordnung, jetzt ſei es alſo leicht, den Schauplatz des Krieges in den öſterreichiſchen Staaten ſelbſt aufzuſchlagen, die überraſchten feindlichen Truppen zu werfen, die von ihnen beſetzten Länder wegzunehmen, und dann allen denen die Spitze zu bieten, die als Feinde aufzutreten ſich erkühnen wollten.

Entſchieden ſei es übrigens, daß der Verfaſſung des preußiſchen Heeres ſowohl als der Lage der ganzen Monarchie es weit angemeſſener ſei, anzugreifen, als angegriffen zu werden.“ Jetzt erſt brachte der König die aus dem Dresdener Archiv geſchöpften Beweiſe hervor, daß ſeine verbündeten Feinde ſeinen Untergang beſchloſſen hätten, und daß der Krieg, den man ihm zu vermeiden rathe, unabwendbar ſei. Mit Staunen vernahmen Schwerin und Retzow dieſe neuen Aufſchlüſſe, wodurch nun auch für ſie die Lage der Sachen ein ganz anderes Anſehen gewann. Nach einigem Schweigen rief nun Schwerin plötzlich wie begeiſtert aus: „Wenn einmal Krieg geführt werden ſoll und muß, ſo laßt uns morgen aufbrechen, Sachſen in Beſitz nehmen, und in dieſem kornreichen Lande Vorrathshäuſer anlegen, um unſere künftigen Operationen in Böhmen zu ſichern.“ Daß Winterfeldt mit dem Könige ſchon vor dieſer Berathung ganz einverſtanden war, iſt gewiß; von Schwerin ſagt aber Retzow ſelber das Gegentheil. Wiefern der König hiebei ſich durch Winterfeldt's Anſicht und Betrieb einzig habe beſtimmen laſſen, leuchtet nicht ein; daß des letzteren unruhige Ehrſucht und perſönlicher Einfluß allein den ſiebenjährigen Krieg veranlaßt und verſchuldet habe, der noch ſehr wohl zu vermeiden geweſen ſei, wie ſpäterhin von manchen Seiten her iſt behauptet worden, läßt ſich aus ſonſtiger Kenntniß der Perſonen und Verhältniſſe durchaus nicht begründen; ſtünde die Behauptung aber auch feſt, ſo würde ſie, die als Anklage gemeint iſt, mehr als alles andere zugleich den höchſten Ruhm des Mannes ausſprechen, auf deſſen kühnen und großen Geiſt ſolche Stücke von Geſchichte zurückzuführen wären, welche noch heute, den Schickungen Preußens als feſte Grundſteine für immer eingefügt, die Macht und das Gedeihen dieſes Staates hoch emportragen.

Nach der erwünſchten Beſtimmung ſeiner vertrauten Generale befahl der König ſogleich die nöthigen Anordnungen, um das Heer jeden Augenblick in Bewegung ſetzen und den Krieg mit wohlüberlegtem Plan beginnen zu können. Das Geheimniß ſollte für die nächſte Zeit noch ſtreng bewahrt und kein neuer Mitwiſſer zugelaſſen werden. Winterfeldt übernahm unendliche Arbeit, Entwürfe für den Feldzug im

Ganzen, Vorſchriften für die einzelnen Truppentheile, Angaben und Erörterungen aller Art. Er mußte ſich nach Berlin verfügen, um in der Mitte aller Hülfsmittel dieſe Geſchäfte, in welchen er zum Theil das Amt eines Kriegsminiſters erfüllte, deſto ſchneller zu fördern. Sogar die nöthigen und oft vielfältigen Abſchriften, da kein Schreiber in's Vertrauen gezogen werden durfte, beſorgte er mit eigner Hand, oder an ſeiner Statt Eichel, der gleicherweiſe dieſen Arbeiten den unermüdbarſten und einſichtsvollſten Eifer widmete.

Aus dieſer Zeit, ganz in dem Sinne, welchen Retzow bei obiger Berathung angedeutet hat, findet ſich ein Brief Winterfeldt's, den er mitten aus jener Thätigkeit ſchrieb, und deſſen perſönliche und den Tagesumſtänden angehörige Färbung uns nur um ſo lebhafter das ganze Verhältniß vor Augen ſtellt. Er ſchrieb am 18. Juli nach einem arbeitsvollen Tage ſpät gegen Mitternacht an Eichel: „Ew. Hochwohlgeboren remittire das mir Kommunizirte hierbei treulichſt. Es ſind bedenkliche Umſtände, und ob ſolche noch ſo verſteckt und weitausſehend ſcheinen, ſo haben ſie dennoch einen nahen Schelm im Rücken. Uns kann dabei nichts helfen wie Präveniren, zumal ſie dieſes Jahr mit ihren vielen Rekruten, ſo per Regiment an die 500, nicht fertig werden können, noch weniger aber ihre Kavallerie im Stande iſt, mit Vigueur gegen uns zu agiren. Die Ruſſen können uns dieſes Jahr nichts thun, zumal ſie nicht empreſſirt ſein, ſondern denken: Gebt das Geld nur her, Gott wird die Welt ſchon ſtrafen! — Wann wir warten wollen, bis alle kleinen Fürſten im Reich uns in ihrem Konſeil die Juſtice thun, daß wir nicht Agreſſeurs geweſen, ſo kommen wir zu ſpät und ſeind verloren. Das mecklenburgſche Manifeſt kann uns aber, wann wir nur den Vortanz gewinnen, nichts ſchaden, ſondern ſie müſſen am Ende die Muſik noch mit bezahlen. Die Pferde-Negoze hat ſonſten die von Seiner Majeſtät mir aufgetragene Occupation ſehr alterirt, und wäre ich ſonſten ſchon vor 2 Tagen fertig. Anjetzo kann ich aber nicht vor Mittwoch vormittags in Potsdam erſcheinen. Wann ſich aber alsdann auch Ew. Hochwohlgeboren durch Abſchreiben meiner Sachen ſakrifiziren, und deßhalb zu Grunde gehen wollten, als welches ich (die Freundſchaft und Hochachtung vor Dero mir wahrhaftig unſchätzbaren Perſon nicht einmal zu rechnen) als ein treuer Diener vor des Königs Staat nicht gleichgültig anſehen kann, dahero ganz vergebens halte: weil der König den Zweck ſeiner von weiten und langen Zeit her komponirten Dispoſition nicht erreichet, falls er nicht bei jeder Kolonne einen General an Chef choiſirt, den er au fait ſetzt, alles an ihn verweiſet, und welcher ſodann die Details beſorgt. Es iſt auch alles, was ich ausarbeiten muß, auf den Fuß eingerichtet; und wann es der König nicht ſo disponirt, ſo weiß nicht zu helfen; die erſten Ordres bis zum Rendezvous wollen nichts ſagen, und kann ich erleichtern helfen. Das Uebrige aber käme in die größte Bredouille, wann ſich der König nicht ehrlichen Leuten, die doch kommandiren und alles beſorgen ſollen, einige Tage vorher anvertrauen will. Ich verharre indeß bis auf baldiges Wiederſehen mit treuer Freundſchaft und Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren treuer Diener."

Bevor Winterfeldt dem erſehnten Rufe der Waffen folgen konnte, hatte er noch einen anderen Auftrag zu erfüllen, den der König nur ihm anvertrauen wollte. Schon völlig gerüſtet, hielt der König den entſchiedenen Schritt noch zurück, um ihn nur mit reifer Kenntniß der Dinge zu thun. Winterfeldt mußte nochmals in das Karlsbad reiſen, zum Schein ſeiner Geſundheit wegen, in Wahrheit aber zur genauen Erforſchung, wo und wie ſtark die öſterreichiſchen Truppen verſammelt ſtänden, welche Schwierigkeiten und Hülfsmittel ſich dem nächſten Abſehen der Preußen darböten, welche Gegenden und Wege dabei in Betracht kämen. Er durchreiſte mit prüfendem Blick das Gebirge in verſchiedener Richtung, nahm an mehreren Stellen insgeheim Handzeichnungen auf, beſichtigte die Feſtung Königſtein und die ganze Gegend bis nach Pirna und Dresden hin ſehr genau, und kehrte mit reicher Ausbeute zurück, die zu ſeiner Freude den Beſchluß des Königs, ſogleich in's Feld zu rücken, unwiderruflich entſchied.

Am 29. Auguſt 1756 fiel Friedrich mit 60,000 Mann in Sachſen ein, während Schwerin mit einem zweiten Heere von Schleſien aus nach Böhmen rückte. Erſt am Tage vorher hatten die Anführer der Truppen erfahren, wohin der Marſch ginge, ihre letzten Weiſungen erhielten ſie ſämmtlich von Winterfeldt's Hand geſchrieben und von dem Könige unterzeichnet. Wiewohl im Heere längſt eine ungewöhnliche Bewegung merklich, auch in Oeſterreich die Erwartung eines Krieges ſehr verbreitet war, ſo überraſchte doch dieſer plötzliche und nachdrückliche Einbruch nah und fern allgemein, und Schrecken und Verwirrung begleiteten ihn. Doch gewannen die ſächſiſchen Truppen noch Zeit, ſich in das feſte Lager bei Pirna zuſammenzuziehen, während das ganze Land und Dresden ſelbſt von den Preußen beſetzt wurde. Winterfeldt, der die Möglichkeit ſah, jetzt raſch bis Prag vorzubringen, ſobald nur der Rücken frei wäre, rieth voll Eifer, das Lager von Pirna, ungeachtet ſeiner Feſtigkeit, augenblicklich zu ſtürmen, und machte hiezu einen, wie Retzow ſagt, meiſterhaften Entwurf, nach welchem der auf fünfunddreißig Punkten zugleich unternommene Angriff, der an vier Orten ernſtlich ſein ſollte, wahrſcheinlich zum Ziel geführt hätte. Der König aber wollte nicht gleich im Beginn ſo viel wagen, und hoffte, die Sachſen bald zur Uebergabe gebracht zu ſehen. Im ſächſiſchen Lager war nämlich ſogleich Mangel an Lebensmitteln, und der König Auguſt, unkriegeriſch und nur ſeiner Vergnügungen eingedenk, dachte ſchon an Uebergabe, von der nur ſeine Generale durch dringende Vorſtellungen ihn noch abhielten. Er ſandte Abgeordnete an den König von Preußen mit Vorſchlägen, welche dieſer verwarf, und dagegen verlangte, daß die Sachſen mit ihm ſich verbündeten oder das Gewehr ſtreckten. Auf die Hülfe der Oeſterreicher hoffend, die in Böhmen heranrückten, hielten die Sachſen fürerſt noch Stand. Friedrich, um die Unterhandlungen fortzuſetzen, ſandte ein Handſchreiben an den König Auguſt nach Struppen; Winterfeldt, der es zu überbringen hatte, war von 12 Offizieren und 50 Huſaren begleitet, welche der Oberſtlieutenant von Warnery befehligte; er mußte mit ſeiner Bedeckung nahe dem Königſtein vorüber reiten, von woher ihn unaufhörlich Kanonenkugeln begrüßten, einige ſächſiſche Generale wollten bei ſeiner Ankunft dies als ein Verſehen entſchuldigen, worauf er aber bloß antwortete, er habe es nicht bemerkt. Darauf verlangte er, wie ihm befohlen war, den König Auguſt unter vier Augen zu ſprechen, namentlich durfte der ſächſiſche Miniſter Graf von Brühl nicht zugegen ſein. Die vertrauliche Unterredung dauerte drei Viertelſtunden, hatte jedoch keinen Erfolg. Dagegen kam von ſächſiſcher Seite am folgenden Tage der General von Arnim begleitet von 6 Offizieren in das preußiſche Lager, und machte neue Vorſchläge, die aber auch verworfen wurden. Am 16. beſtiegen der König, ſeine Brüder und Winterfeldt eine ſteile Berghöhe, um das ſächſiſche Lager zu überſchauen, und deſſen ſchwache Stellen zu erſpähen. Winterfeldt rieth noch immer zum Sturm, allein die Schwierigkeiten ſchienen zu groß, die Zugänge überall zu eng und zu gut vertheidigt, und der Rath blieb ohne Folge. Winterfeldt begleitete am 17. den ſächſiſchen General von Spörken, der in's preußiſche Lager als Unterhändler gekommen war, nach Struppen zurück, und hatte nochmals eine vertrauliche Unterredung mit dem König Auguſt, doch ebenſo fruchtlos wie die frühere.

Als dieſe und einige ſpätere Verhandlungen nicht zum Ziele führten, war nichts übrig, als die Sachſen nur immer enger einzuſchließen und ihnen ſorgfältig alle Zufuhr abzuſchneiden, zugleich aber die kräftigſte Vorkehrung zu treffen, daß ihnen aus Böhmen kein Entſatz käme. Der König überließ dem Markgrafen Karl von Brandenburg, dem aber auch Winterfeldt beigeordnet war, mit einem Theile des Heeres die Ausführung jenes Auftrags, während er ſelbſt mit dem anderen Theile der Truppen ſich gegen Böhmen wandte, um die anrückenden Oeſterreicher zu beobachten. Winterfeldt machte die vortrefflichſten Anſtalten, und der Mangel im ſächſiſchen Lager wurde täglich fühlbarer. Auch hier mußte er den Nachtheil ſeiner eigenthümlichen Stellung erfahren. Der König forderte alles von ihm, und er durfte daher nicht ſäumen einzugreifen, wo irgend ein Uebelſtand bemerklich wurde. Der Markgraf Karl ließ einen Truppentheil, bei welchem Warnery ſtand, ſeine Stellung ändern, wodurch den Sachſen die Gelegenheit zum Entwiſchen eröffnet wurde. Da Warnery's Vorſtellungen fruchtlos blieben, ſo berichtete er die Gefahr an Winterſeldt, der ſogleich Befehl gab die alte Stellung wieder einzunehmen. Da nun Warnery zu ſeiner Rechtfertigung den eigenhändigen Brief Winterſeldt's dem Könige einſandte, ſo tadelte dieſer den Oberbefehlshaber ſehr ungnädig, der nun ſeinen Unmuth ganz auf Winterſeldt warf. Dieſer aber ließ in ſeinem Eifer, wo es die Sache galt, niemals nach. Verſchiedene Anſchläge der Sachſen, die Einſchließung zu durchbrechen und Zufuhren einzubringen, ſcheiterten an ſeiner Wachſamkeit.

Als von dem Poſten bei Cotta gegen Ende Septembers zwei Bataillons nach Höllendorf entſendet worden, um die bei Schandau vordringenden Panduren zurückzutreiben, hofften die Sachſen die augenblickliche Schwäche jenes Poſtens zu benutzen und auf dieſer Seite durchzubrechen; allein Winterſeldt erfuhr die Sache, und ließ noch um Mitternacht zwei andere Bataillons dorthin rücken, ſo daß früh am 1. Oktober der Engweg wieder vollkommen beſetzt und das Vorhaben der Sachſen vereitelt war. Auch der Verkehr und Briefwechſel des ſächſiſchen Hofes mit Frankreich und Oeſterreich wurde durch Winterſeldt's Anſtalten großentheils aufgefangen, und nach den daraus erſehenen Geſinnungen und Maßregeln rieth er dem Könige, mit aller Strenge zu verfahren.

Die letzte Hoffnung der Sachſen war auf die Oeſterreicher geſtellt, allein der Sieg, welchen der König über ſie am 1. Oktober bei Lowoſitz erfocht, nahm jenen auch dieſe Ausſicht. Winterſeldt meldete, die Sachſen ſeien in großer Bewegung, und alles laſſe vermuthen, daß ſie mit aller Macht durchbrechen wollten; er berichtet dabei dem Könige, durch Zieten ſei er auf einen ſchwachen Punkt aufmerkſam gemacht worden, den er deßhalb ſogleich verſtärkt habe, und er ſpricht bei dieſem Anlaſſe von Zieten ganz unbefangen und ehrenvoll. Ferner meldete er, der König von Polen wolle weder mit Brühl noch mit ſeinen Generalen mehr ſprechen, und laſſe ſie gar nicht zu ſich hinauf kommen, weil ſie durch ihren Rath und Zureden an ſeiner jetzigen Lage Schuld ſeien, er wolle nun nach Polen abreiſen, und alles denen überlaſſen, die ihm ſo ſchlecht gerathen, im Lager ſei die Stimmung ſo, daß die meiſten ſächſiſchen Offiziere große

Freude über den Sieg bei Lowoſitz äußerten. Friedrich aber konnte ſeinen Sieg nicht verfolgen, ſo lange in ſeinem Rücken der Feind noch feſten Fuß hatte. Er wurde ungeduldig, und ſchrieb an Winterfeldt ſchon am 3. Oktober: „Es wäre nöthig, daß nunmehro mit den Sachſen ein Ende würde, oder ich muß mit Rechten beſorgen, daß meine Affairen darunter leiden; alſo ſchreibe Er mir mit guter Ueberlegung und poſitive, was dabei wird zu thun ſeind, und wann ein Ende wird. Es iſt abſolut nöthig, daß ich bald davon informirt werde. Adieu.“ Und nachdem Winterfeldt berichtet, er verſtärke die Maßregeln, die Sachſen wollten herausbrechen, wüßten aber nicht wohin, es ſei kein Entſchluß da, antwortete der König am 8. Oktober: „Die Sachſen verderben mir die ganze Kampagne, ich werde, wor es noch 8 Tage dauert, nicht im Stande ſein, mir länger hier zu mainteniren, und würde mir ohnmöglich werden, ſich mit dem großen Klumpen hier zu ſouteniren, es wird ſpät im Jahre, und Brown hat nun Zeit gehabt, ſich ſeinen Poſten hinter der Eger recht ſtark zu machen. Dieſes Land iſt ſchon ſehr mitgenommen, und würde von der Subſiſtenz eines großen Korps nichts als Laun, Leitmeritz, Saatz und Bilin bleiben, dar kann man nicht ſtark genug ſein, um im Fall einer Winter-Entrepriſe dem Feind zu reſiſtiren, und Kavallerie kann in der Wahrheit nicht über 10 Eskadrons hier noch ſubſiſtiren. Schreibe Er mir ſeine Gedanken hierüber. Adieu.“

Der franzöſiſche Botſchafter in Dresden Graf von Broglie wollte durchaus nach Struppen zu dem Könige von Polen, und rechnete darauf, bei dem Verſuche beleidigt zu werden, um dadurch für Frankreich den Vorwand zum Bruch mit Preußen zu gewinnen. Winterfeldt ſandte ihm den Oberſtlieutenant von Pflugk, ihm zu bedeuten, daß er die preußiſchen Poſten nicht überſchreiten dürfe, allein der Geſandte wußte, daß jener Oberſtlieutenant erſt kürzlich aus dem ſächſiſchen Dienſt in den preußiſchen übergetreten war, und ſah es für eine Beleidigung an, daß er mit dieſem Manne verkehren ſollte, er ging in ſeinem Zorn und in ſeiner Ungebärde ſo weit, daß er ſeinem Kutſcher befahl, den Offizier und die Schildwache, die ihm den Weg vertraten, mit der Peitſche fortzutreiben. Zu ſeinem Glücke war in einem Schreiben des Königs an Winterfeldt ausdrücklich vorgeſchrieben: „Der Franzoſe muß mit Höflichkeit geſchoren werden, aber nicht hereingelaſſen," und ſo ging ihm ſeine Frechheit ungeſtraft hin. Der Markgraf Karl ſelber begab ſich auf den Platz, wo der Geſandte in ſeinem Wagen hielt, und ſtellte ihm mit überſchwänglichen Artigkeiten vor, wie ſeinem Verlangen unmöglich willfahrt werden könne, und daß übrigens ſeiner Eigenſchaft als Geſandter alle größten Rückſichten zugeſichert ſeien; allein es dauerte lange, bis der gereizte und abſichtlich herausfordernde Diplomat endlich ſoweit beſchwichtigt wurde, daß er ſich bequemte, in dem nahen Dorfe Heidenau unter der Obhut einer Schutz- und Ehrenwache fürerſt Quartier zu nehmen, um daſelbſt die gehoffte Erlaubniß des Königs zum Einlaß in das ſächſiſche Lager oder neue Befehle ſeines Hofes abzuwarten; doch unterließ er nicht von hieraus den Markgrafen täglich mit Sendungen, Beſchwerden und Wünſchen anzugehen. Bei aller Strenge der Abſperrung wollte der König doch keineswegs, daß des Königs von Polen eigne Tafel Mangel litte, ſondern befahl, täglich eine beſtimmte Zahl von Wagen mit Vorräthen durchzulaſſen.

Indeß rückten die Oeſterreicher in beträchtlicher Stärke wirklich gegen Schandau vor; Winterfeldt ſchrieb: „Es fängt hier an bunt zu werden, und wir müſſen uns brav tummeln;" er traf alle Vorkehrungen, den Feind zu empfangen; der König ſeinerſeits ſandte Verſtärkungen, und ſchrieb dabei am 13. Oktober: „Ich geſtehe, daß weilen ich nicht ſelber ſehen kann, was da paſſirt, daß mir das Herze recht benauet iſt." Einige Gefechte fielen zum Nachtheil der Oeſterreicher aus, und da der von ihnen mit den Sachſen genommenen Abrede von beiden Seiten, wegen des ſtürmiſchen Regenwetters nicht gehörig entſprochen wurde, die Preußen auch überall in furchtbarer Bereitſchaft ſtanden, ſo zogen jene unverrichteter Dinge wieder nach Böhmen zurück.

Die Sachſen hielten ſich indeß noch immer, verſuchten einige Bewegungen, und ihr Oberbefehlshaber Graf Rutowski bekam ſogar Befehl, die Preußen anzugreifen, um ſich durchzuſchlagen; allein er ſah bald die Unmöglichkeit irgend eines Erfolgs, die Höhen waren rings von preußiſchem Fußvolk ſtark beſetzt, alle Päſſe von zahlreichem Geſchütz beherrſcht. Rutowski ließ dem Könige von Polen und dem Grafen von Brühl, die ſich jetzt in Sicherheit auf dem Königſtein befanden, dies vorſtellen, und ſuchte nun nochmals durch Unterhandlungen wenigſtens freien Abzug zu gewinnen. Er ſandte deßhalb einen Offizier an Winterfeldt. Dieſer lehnte den Antrag, für den er nicht ermächtigt ſei, entſchieden ab, führte aber den Offizier durch die ganze Linie der Einſchließung, zeigte ihm die Stärke der getroffenen Maßregeln, die Stellung und Zahl des Geſchützes, und entließ ihn mit den Worten: „Sie haben jetzt meine ganze Stellung geſehen; machen Sie davon dem Grafen Rutowski eine genaue Beſchreibung, und ſagen Sie ihm, ich überließe es ſeiner eignen Beurtheilung, ob er ſich noch getraue, ſich durchzuſchlagen.“ Auch der König hatte ſich ſchon dahin erklärt, wenn die Unterhandlung nicht ſchnell zum Ziel führte, ſollten die Feindſeligkeiten gleich wieder angehen, er werde ſich jetzo von keinem Menſchen mehr amuſiren laſſen. Hunger und Verzweiflung nöthigten endlich die Sachſen zur Uebergabe. Rutowski ſelbſt kam den 15. Oktober in's preußiſche Lager, und unterzeichnete die Bedingungen, welche Winterfeldt, nach ſchnöder Verwerfung faſt aller von jenem entworfenen Punkte, ihm hart und ſtreng auferlegte. Die ſämmtlichen ſächſiſchen Truppen, 17,000 Mann ſtark, waren kriegsgefangen; die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlaſſen, die Unteroffiziere und Gemeinen aber gezwungen, in preußiſchen Dienſt zu treten. Der König von Polen durfte mit ſeinem Gefolge frei nach Warſchau reiſen.

Winterfeldt widerrieth ſehr die Art, wie die Einverleibung der ſächſiſchen Truppen in das preußiſche Heer geſchah. Die unglücklichen Soldaten zeigten den tiefſten Schmerz und die heftigſte Wuth, als ſie dem Könige von Preußen ſchwören ſollten. Ungeachtet dieſer Stimmung, deren gewaltſame Ausbrüche kaum zu unterdrücken waren, ließ der König 10 Regimenter ſächſiſchen Fußvolks völlig in ihrem Beſtand, und gab ihnen nur preußiſche Röcke und Offiziere. Viele Sachſen hätten gewiß freiwillig Dienſte genommen, und dann auch wohl ausgehalten; jetzt gezwungen, ſuchten ſie nur die Gelegenheit zu entkommen, und da ſie beiſammen blieben, ſo fanden ſie dieſe leicht. Sie gingen ſchaarenweiſe, zu ganzen Kompanieen und Bataillonen, im nächſten Feldzuge zu dem Feinde über, nicht ohne Anreizung und Hülfe von Seiten der Königin von Polen, welche beharrlich in Dresden geblieben war. Wollte man die Sachſen zum Dienſte zwingen, ſo mußten ſie in die preußiſchen Regimenter vertheilt werden, was zuletzt mit den noch übrig gebliebenen auch geſchah. Der König bedauerte zu ſpät, daß er Winterfeldt's Warnung und Rath nicht gleich anfangs beachtet hatte.

Der König nahm ſeine Winterquartiere in Sachſen, und auch Schwerin zog ſich aus Böhmen nach Schleſien zurück. Da jedoch letztere Provinz nicht gehörig gedeckt ſchien, ſo mußte Winterfeldt mit etwa 3000 Mann durch die Lauſitz in die Gegend von Landshut eilen, die ganz offen war, und in Verbindung mit Schwerin das Gebirge beſetzt halten. Er befehligte hier 7 Bataillons Fußvolk, 1 Dragoner-Regiment und 500 Huſaren. Der Feind blieb auf dieſer Seite nicht ganz ruhig, und man konnte beſorgen, daß er mitten im Winter einen Streich verſuchen, oder doch den Feldzug ungewöhnlich früh eröffnen würde. Winterfeldt war daher unausgeſetzt wachſam, ſuchte die Abſichten des Feindes zu erſpähen, und jedem Vorhaben die nöthige Gegenwehr auszudenken. Er beſchränkte ſich dabei nicht auf ſeinen nächſten Bereich, ſondern ging auf das Ganze der Kriegsführung ein, welche der König mit ihm auch ſtets gern und ausführlich überlegte. So ſchrieb er an Winterfeldt am 2. Dezember: „So viel ich aus Seinen und meinen Nachrichten ſchließe, ſo ſuchen die Oeſterreicher Schwerin Jalouſien zu geben, als wann ſie ſo eben was auf Schweidnitz oder das Glatziſche tentiren wollten, um den Marſch der polniſch-ſächſiſchen Regimenter, ſo nahe meine Gränze bei Bilitz paſſiren, zu verſichern, und um zu verhindern, daß ſie Schwerin unterwegs was anhänge. Dann, wor die Leute nicht toll ſeindt, ſo können ſie mit Fundament jetzunder nichts auf Schleſien entrepreniren. Kämen ſie herein, ſo würden ſie ſofort wieder herausgejagt; alſo haben bis dato die Mouvements, ſo ſie an die Gränzen machen, keine andere Urſache, als die ich geſagt. Wegen der Magazins, ſo glaube ganz gewiſſe, daß ſie mit einer Armee gegen Niederſchleſien werden agiren wollen; ungerſch Zeug in Oberſchleſien; aber hier wird auch eine Armee herkommen, und muß man alſo ſehen, wo der große Effort wird gemacht werden, damit meine Force gegen die ihrige recht agiren kann; denn darbei bleibe ich, an einem Ort ſtark zu ſeind, damit man was Rechtes decidiren kann; bin ich allerwegens vertheilet, ſo bin ich allerwegens ſchwach, und gehet es dann als bei Lowoſitz, daß man den Feind ſchlägt, und nicht davon profitiren kann. Die Pommern laſſe indeſſen nach Görlitz, Lauban und Greiffenberg marſchiren, damit man ſie hinziehen kann, wo es Noth iſt. Schreibe Er mir, was weiter paſſiret. Adien. Die zwei Prinzen, ſo der König (von Polen) mitgebracht hat, gehen nach Wien, um mit Brown die Kampagne zu thun.“ Und am 14. Dezember: „Hieſiger Gegend iſt alles ſtille; Prinz Bevern, den ich nach Liebau habe marſchiren laſſen, ſchreibet mir auch, daß bis dato der Anſchein zu einer Attake nicht wäre, und glaube alſo, daß noch den Winter alles ſtill bleiben möchte. In Wien ſaget man vor gewiſſe, daß fünf Armeen ſollten aufgebracht werden; 1. die Reichsſtände in Reſpekt zu halten, 2. das Projekt von Grünne durch das Hildesheimiſche und Halberſtädtiſche zu exekutiren, 3. gegen Oberſchleſien, 4. gegen Zittau, 5. gegen Eger. Dieſes iſt noch alles unreif und weitläufig; gewiß aber iſt es, daß die Franzoſen auf Weſel wollen; von den Ruſſen iſt noch nichts Zuverläſſiges zu ſagen. Die Franzoſen geben Baiern und Würtembergern Subſidien, daß ſie auch Truppen ſtellen ſollen; die Leute ſeind mir ſo böſe, ſie möchten mir zerreißen; allein ich glaube, wann erſt die Oeſterreicher tüchtig auf die Ohren werden gekriegt haben, ſo werden ſich die ſtolzen Wellen legen. Adien.“ Dagegen berichtet Winterfeldt aus Landshut vom 18. Dezember, daß er ſeit ſeiner Ankunft ſchon für ſtrenge Ordnung im Zoll- und Acciſeweſen geſorgt; der König würde durch die dortigen Truppen in jener Gegend eine namhafte Mehreinnahme gewinnen; die einzige Ausnahme geſtatte er, daß die Landleute, welche Lebensmittel aus Böhmen bringen, nur den ordinairen Zoll und Acciſe entrichten, da hiedurch dem Feinde Abbruch geſchähe, die eignen Magazine aber um ſo viel geſchont würden; die Leute würden von den Preußen prompt bezahlt, bekämen zu Hauſe aber für gezwungene Lieferungen nur ſchlechte Scheine, dadurch entſtünde ſo übler Willen, daß dem Feinde nicht möglich ſei, in dortiger Gegend Reiterei vom Lande zu unterhalten; ſodann fährt er fort: „Auf dem ſtärkſten Magazin, und wer es damit am längſten aushalten kann, kommt meines Erachtens alles an. Dem Feinde können die Diſpoſitiones ſeiner fünf Armeen nicht ſo viel helfen, als er ſich von der Menge derſelben verſpricht. Denn er iſt an ſeine Magazine, welche ihm ſauer werden zu fourniren, gebunden, und kann nichts, wenigſtens nicht an fünf Orten zugleich unternehmen. Will er aber was entrepreniren, ſo muß er ſich durch Defilé's von ſeinen Magazinen weit entfernen, und Ew. Majeſtät ſind alsdann im Stande mit drei mittelmäßigen Armeen, und einem etwa darzwiſchen detaſchirten Korps, ſein ganzes Deſſein zu verrücken, und ihn, will's Gott, in die Enge zu bringen. Ehe ſich der Krieg, und ſo wie Ew. Majeſtät es allezeit geſagt, nicht gegen Mähren ſpielt, ſo giebt es keinen rechten Ausſchlag der Sache. Ich glaube aber, daß es möglich ſein wird, ſolchen von hier aus, noch dieſes Jahr dahin zu drehen. Es muß aber das wahre Deſſein dem Feinde verborgen bleiben, und er gar nicht darauf rechnen. Der Feldmarſchall Schwerin hat meine Sentiments über ein- und anderes verlangt. Ich habe ihm dann alles, was ich nach meiner wenigen Einſicht denke, heute darüber geſchrieben, und ihn nach der Seite von Reichenau, Czasſtallowitz und Hohenmauth geführt. — — Der Feind wird ſich durch ſeinen Haß gegen Ew. Majeſtät ſelbſten ſtürzen, und Ew. Majeſtät kommen, will's Gott, gewiß, mit größter Gloire und Vortheil aus dieſer ſchwer ſcheinenden Sache." — Am 21. Dezember ſchreibt der König aus Dresden: „Nach allen meinen Zeitungen ſcheint es, als wann die Oeſterreicher von Eger aus ihren meiſten Effort thun werden, und vielleicht auch durch der Lausnitz; dieſes iſt vernünftiger, als ſich nach Schleſien mit alle die großen Feſtungen einzulaſſen. Ich kann bis dato noch nichts Gewiſſes von ihren

Projekten ſagen, aber ſo viel ſehe ich wohl, daß wenn ich an einem Ort einem ihrer Korps ſtark auf den Hals falle, daß ich alsdann durch bin. Wo es geſchiehet, iſt einerlei, und wenn man das Meiſte zerſtreuet hat, dann iſt Zeit nach Mähren, ehr aber nicht.“ Gleich den Tag darauf ſchreibt der König wieder: „Ich habe Seinen Brief wohl erhalten, wegen der Poſtirung der Huſaren, welche ich ganz approbire. Dieſen Winter wird nichts paſſiren, aber was künftig Frühjahr werden wird, iſt ein anders. Das Regiment mit ſchwarze Aufſchläge iſt Deutſchmeiſter, die aus Brabant gehen über Donauwörth! — ich habe Leute, ſo ihren Marſch kotoyiren, — und die können nicht vor Ende Dezember hier ſind. Ich gehe morgen nach Leipzig, Weißenfels, Lützen, Grimma, Borna und alle die Oerter, um mir recht eine Idee von die Terreins zu machen, einen Kolonnenmarſch reiſe ich hin, den andern zurücke. Rebentiſch muß Spions nach Wien mit Zeitungen ſchaffen. Soviel weiß ich, daß man mit Brown nicht zufrieden iſt; das iſt aber nicht genug, ich muß das Projekt der Kampagne haben, drei Kojons habe ich dorten, aber man kann der nicht genug haben. Adieu. Gott bewahre.“ Unter den erwähnten drei Kojons befanden ſich ſogar zwei Pfaffen, wie aus einem anderen Briefe hervorgeht. Winterfeldt ſchreibt hinwieder aus Landshut am 26. Dezember die Worte voll Muth und Kraft: „Es wird nun wieder die Zeit kommen, daß man nicht einmal fragen muß, wie ſtark der Feind iſt, ſondern nur, wie man ihm ankommen will? Und wenn es nur erſtlich ſo weit wäre, ſo geht will's Gott alles gut. — Der Feldmarſchall Brown ſoll ſich haben verlauten laſſen: Eine Bataille wolle er noch probiren, und wann ſolche nicht gelänge, alsdann gleich den Abſchied nehmen.“

Dieſe Mittheilungen und Berathungen zwiſchen dem Könige und Winterfeldt gingen unausgeſetzt fort; der König hielt ſeinem ſo fähigen als eifrigen Kriegsvertrauten nichts geheim, und ſchwerlich empfing irgend ein anderer General ſo häufige und ausführliche Zuſchriften von des Königs eigner Hand. Gleich am 28. Dezember ſchreibt der König aus Dresden wieder: „Hierbei ſchicke Ihm Brownen ſeine Dislokationsliſte, daraus Er ſehen wird, was hier alles ſteht. Wegen die Anſtalten, ſo die Oeſterreicher an der Gränze machen, ſo zwinget ihnen die Noth dazu und Mangel der Subſiſtanze; aber dieſes thut uns nichts, dann den Winter wollen wir nicht agiren, und können nicht vor Juni bei ihnen hin, dann finden wir die Felder voll, und Ochſen nehmen wir mit uns, ſo viel wir nöthig haben. Alſo muß man noch auf ernſtere Anſtalten warten, die uns in derer Leuten Deſſeins beſſer ſehen laſſen. Künftig Jahr wird der Krieg hieſiger Gegend an der Elbe, gegen Niederſchleſien ins Gebirge bei Braunau, in Oberſchleſien bei Troppau und Ratibor anfangen, und mit des Himmels Hülfe bei Olmütz ſich endigen. Adieu.“ Und am 29. Dezember: „Nach meinen Nachrichten, ſo ſeind Seine Nachrichten in Anſehen der Poſition des Feindes und ſeinen Magazins richtig; was aber die ungar'ſche Nachrichten ſeind, da zweiſle ich noch ſehr daran. Wann ſie vier Armeen machen, ſo iſt gewiſſe die in Oberſchleſien nur Huſaren, Panduren und Sachſen, und die drei andern regulair. Ich bringe künftig Jahr mit Schwerin 120,000 Mann gegen die Oeſterreicher in's Feld: wenn die andern 140,000 Mann haben, ſo iſt es der Welt Ende; alſo was das angehet, werden wir wohl mit ſie fertig, nur muß ich mit meiner Kavallerie ſolche Verſuren machen, daß ich die immer an den Ort hinbringe, wo ich was dezidiren kann, das wird alles ausmachen, dann, kömmt der Feind, ich ſchlage ihm, und kann nicht nachſetzen, ſo iſt nur ein unnützes Blutbad, das nichts dezidiret, und das muß nicht ſeind, ſondern jede Bataille, die wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden. Hierbei überſchicke Ihm meine Nachrichten. Sie werden den Winter ſtille ſitzen, aber das Frühjahr, ſo bald es ihnen möglich iſt, im Feld rücken, und das iſt gut, denn es mag im Norden ſo wüſte ausſehen, als es will, ſeind wir an einem Ort mit die Oeſterreicher fertig, ſo werden die andern ſehr kopfſchen werden. Ich gehe den 3. oder 4. nach Berlin; ich werde aber gegen den 13. oder ſpätſtens den 14. wieder hier ſein; Brown gehet auch nach Wien, alſo wird es gewiſſe ſtille bleiben. Gegen den 20. Januar denke ich nach Schleſien zu kommen, und Ihm alsdann auch zu ſprechen. Adieu. Gott bewahre.“

Winterfeldt fuhr fort, eine Menge von Nachrichten und Angaben zu liefern, unter andern, daß bei dem öſterreichiſchen Heere der Graf von Lascy, Sohn des Feldmarſchalls, und der Fürſt von Löwenſtein, den kleinen Krieg mit außerordentlicher Thätigkeit zu führen vorhätten, dieſe beiden jungen Ritter ſchmiedeten lauter Anſchläge zuſammen, und würden aller Orten probiren, wo ſie eine bloßgeſtellte Beſatzung fänden; ſie riskirten nach ihrer Art zu denken auch nichts, denn ſie traktirten ihre Kroaten und Panduren wie das Vieh, und fragten nichts darnach, wenn ſie ſolche auch aufopferten; er meldete ferner, daß die Oeſterreicher ſich ſtark vermehrten. Der König erwiederte hierauf den 9. Januar 1757 aus Berlin: „Ich habe eben Seinen Brief erhalten. Was die Zeitungen von der Menge der öſterreichiſchen Truppen ſeind, habe ich Mühe ſie ſo ſtark zu glauben, als ſie ſich angeben; indeſſen, um daß ich meine Zeit hier nicht übel anwende, ſo habe ich noch eine Augmentation reſolviret in der Infanterie, wodurch jede Kompanie mit 30 Kantoniſten verſtärkt wird. Nun fange ich an, in dem großen Projekt der Oeſterreicher etwas klarer zu ſehen, und wird Brown und Piccolomini, der eine durch die Lausnitz, der andere bei Braunau oder Glatz einbrechen. Die Truppen, ſo aus den Niederlanden gekommen, ſollen zu deutſchen Truppen ſtoßen und agiren gegen das Halberſtädtiſche. Die Ruſſen werden Preußen unberührt laſſen, und marſchiren grade gegen Schleſien, ich glaube jenſeit der Oder; alſo habe ich reſolvirt, wo dieſes geſchiehet, daß Lehwald ihnen im Rücken gehen ſoll, grade durch Polen, durch und ſie aufkriegen, wo er kann. Wegen uns, ſo kann ich Schwerin gegen der Zeit leichte verſtärken, und wird mir wohl die Niederlauſitz zu Theil werden, und gegen Naumburg und der Gegend werden wir wohl unſere Affaire ausmachen. Was Leſchwitz angehet, ſo ſchreibe Er ihm nur Seine Gedanken wegen ſeiner jetzigen Poſition, und was die Kampagne des Frühjahrs angehet, ſo iſt nicht möglich, daß die Leute ſolche vor medio Mai öffnen. Ich denke den 22. in Schleſien zu ſein, wo wir alle dieſe Punkten noch reiflicher überlegen wollen. Ich danke vor die Nachrichten, und glaube den Grund davon, aber dabei, daß vieles zugeſetzet iſt. Adieu. Gott bewahre.“

Winterfeldt bezeigt ſeine Freude über die vom Könige befohlene Truppenvermehrung, beſtätigt aber ſeine früheren Nachrichten, und läßt kein Mittel unverſucht, neue und gewiſſe zu erlangen. Er wagt auf ſeine Rechnung 100 Louisd'or, um grade zu aus Brown's Kanzlei von deſſen Abſichten unterrichtet zu werden, und meldet, daß Rebentiſch einen Erzprieſter zum Kundſchafter für Wien bereit habe, derſelbe ſei von ſeiner Pfründe abgeſetzt, gebe man ihm nur eine neue und 200 Dukaten Reiſegeld, ſo wolle er alles thun, was man ihm auftrage. Der König lehnt dieſes letztere ab, da er in Wien ſchon Leute habe, der neue Kundſchafter, wenn er jetzt mit großen Umwegen dorthin reiſen ſollte, aber auch viel zu ſpät kommen würde; was dagegen den Menſchen in der Brown'ſchen Kanzlei betreffe, da ſolle Winterfeldt kein Geld ſparen, ſeine Auslagen ſollen ihm erſetzt, der weitere Bedarf ſogleich geſchickt werden. Gegen die bisherigen Nachrichten aber zeigt der König diesmals ſtärkeres Mißtrauen, und ſchreibt vom 18. Januar: „Ich fange an zu glauben, daß Seine Nachrichten nicht richtig ſeind; wo könnte Brown 40,000 bei Rumburg und denen Gegenden zuſammenbringen, ohne daß meine Poſtirung erführe, daß was in Bewegung iſt? Ich weiß, daß eine große Urſache, warum ſie uns in der Lausnitz allarmiren, vornehmlich iſt, um mir zu bewegen, die preußiſchen Truppen anhero zu ziehen; dann ſie erkundigen ſich ſehr, ob die ſchwarze Huſaren und andere preußiſche Regimenter noch nicht da wären. Ich habe jedoch den Prinz von Bevern hingeſchickt, um zu wiſſen, ob es nöthig iſt, daß ich das Korps verſtärke. Ich kann nicht glauben, daß die Leute würden fleckweiſe agiren wollen, das wäre das Mittel en détail geſchlagen zu werden. Was hilft ihnen jetzunder Zittau! ſie haben beſſere Wege nach der Lausnitz durch Kratzau, und ſie können ſich wohl vorſtellen, daß die Stadt nicht während der Kampagne wird beſetzt bleiben. Alſo glaube ich nicht, daß ſie jetzo was vornehmen werden. Der König von Frankreich iſt von einem infamen Menſchen bleſſirt worden, er iſt außer Gefahr, beichtet und kommuniziret; dieſes wird ein neues Miniſterium zuwege bringen, und wollen die Franzoſen doch was thun, ſo glaube ich wird es langſam und ſpäter geſchehen. Ich warte auf Briefe von Schwerin, wie er ſich befindet, um meine Reiſe darnach zu beſtimmen. Adieu.“ Am 27. Januar giebt ihm der König neue Mittheilung über den Stand der Sachen, und meint, der Krieg werde ſich doch wohl längs der Elbe aufhalten und entſcheiden. Am Schluſſe ſagt er: „Wenn Er dorten was erfährt, ſo ſchreibe Er mir es gleich, dann differente Zeitungen, die ſich kreuzen, erklären eine Sache. Adieu. Gott bewahre.“ Dieſe letzteren Worte ſind ganz im Karakter des Königs, er hatte die Nachrichten Winterfeldt's etwas herabgeſetzt, mit Unrecht, wie es ſcheint, was jedoch einzugeſtehen nicht ſeine Art iſt; nun möchte er aber, daß ſie nicht weniger fleißig gegeben würden, und da giebt er einen durchaus triftigen Grund, wobei auch die weniger gewiſſen ihren Werth haben! Winterfeldt ſeinerſeits erſcheint in ſeinem Verhältniſſe von untadliger Haltung, in ſtetem Eifer und Gleichmuth, und bei aller Freimüthigkeit, die er ſich erlaubte, und der großen Gunſt, die ihm gewährt wurde, in der ſtrengſten Unterordnung und Folgſamkeit, als das Muſter eines tüchtigen Kriegsmannes, der den höchſten perſönlichen Werth beſitzt, aber dieſen ganz ſeiner dienſtlichen Stellung widmet, nicht über ſie hinausſchweifen läßt! Der König kam darauf nach Schleſien, und beſchied Schwerin und Winterfeldt nach Hainau, wo er am 29. Januar ſich mit ihnen über die Lage der Dinge beſprach. Sehr zufrieden mit den Maßregeln, welche für Schleſien getroffen waren, und mehr als je auf Winterfeldt vertrauend, kehrte er nach Dresden zurück.

Bald nachher dankte der König ihm auf das gnädigſte für die neuerdings mitgetheilten Nachrichten, von denen er nicht unterließ anzumerken, daß er ſie in den allermeiſten Stücken für gegründet und ganz wahrſcheinlich, auch richtiger wie die erſteren und vorigen zu ſein erachte, und forderte ihn auf, damit fortzufahren. Auch ließ der König ihm alle wichtigen Nachrichten mittheilen, damit er immer die Ueberſicht des Ganzen behielte, und ſein Urtheil und ſeinen Rath mit gehöriger Kenntniß geben könnte. Der König beſtätigte Winterfeldt's Angabe, daß in Wien große Uneinigkeit unter den Miniſtern und Generalen ſei, und daß Brown auch unter dem Prinzen von Lothringen dienen wolle. Indeß vermehrten ſich die Streitkräfte der Oeſterreicher, die Reichstruppen, die Franzoſen und die Ruſſen ſollten nun ernſtlich mit auftreten, und alles gab den Anſchein, daß der nächſte Feldzug ein äußerſt harter und entſcheidender werden müßte. Winterfeldt überſchaute und prüfte die Aufgabe mit gutem Vertrauen, er glaubte den König und ſein Heer dem Andrange ſo vieler Feinde völlig gewachſen, aber der größte Eifer, die höchſte Anſtrengung mußten dazu überall mitwirken. Er ſelbſt lebte in raſtloſer Thätigkeit. Am 21. Februar berichtete er aus Landshut den Ertrag eines Ausfluges, den er nach Neiße gemacht; die Oeſterreicher, ſchrieb er, welche nicht rechneten, daß die Ruſſen zur Eröffnung des Feldzugs einträfen, noch daß die Franzoſen, wie Kaunitz durchaus verlangte, nach Böhmen vorrücken würden, hätten die Abſicht, zuerſt in Schleſien einzudringen; er verſpreche aber, daß ſie keinen Fußbreit Erde gewinnen ſollten; habe er nur 10 bis 12,000 Mann, und jene kämen auch mit 20,000, ſo werde er ihnen, ſobald ſie einen der drei Engwege zurückgelegt, ſogleich auf die Haut gehen, und theilten ſie ſich, ſo würde es ihnen um ſo ſchlimmer gehen. Am 7. März theilte der König ihm neue zuverläſſige Nachrichten über die in Wien gepflogenen Kriegsberathungen mit; die Angaben über die franzöſiſchen Unternehmungen ſchienen ihm glaubhaft genug, über die öſterreichiſchen wollte er noch nähere erwarten; dann ſetzte er eigenhändig hinzu: „Es wird das Jahr ſtark und ſcharf hergehen, aber man muß die Ohren ſteif halten, und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dran ſetzen; eine gute Huſche, ſo wird alles klarer werden.“

Indeſſen war es dem öſterreichiſchen General Grafen von Lascy eben Tages vorher gelungen, die Preußen bei Hirſchberg zu überfallen, ihnen einige Mannſchaft zu tödten, und 2 Feldſtücke wegzunehmen; Winterfeldt hatte auf einige Mängel der dortigen Poſtirungen den Herzog von Bevern aufmerkſam gemacht, dieſer aber nicht darauf geachtet. Der König ſchrieb nun, Winterfeldt habe in ſeiner Vorausſicht Recht gehabt, wollte aber doch die Sache für ſo viel nicht gelten laſſen, es ſei keine Ueberrumpelung geweſen, die Truppen hätten brav gefochten, nur werde der Feind, — „die Kanaillen“ —, ſchrecklich Lärm von dem angeblichen Erfolg machen, und dreiſter werden, aber bei erſter Gelegenheit müſſe es ihm eingetränket werden. Ein Verſuch dieſer Art, welchen der Herzog von Bevern gegen Friedland unternahm, ſchlug fehl, weil die verſchiedenen Truppentheile nicht gehörig zuſammenwirkten, und Warnery, der den Anſchlag entworfen, und die Huſaren dabei befehligte, berichtete darüber voll Verdruß an Winterfeldt, welcher den Bericht am 12. März aus Landshut mit folgendem Schreiben an Eichel ſandte: „Ew. Hochwohlgeboren werden aus der Kopie derjenigen Relation, welche ich gleich anjetzo von dem Oberſtlieutenant Warnery erhalten habe, mit mehrerem erſehen, daß ich leider ein gar zu richtiger Prophet geweſen bin, und nichts dadurch ausgerichtet worden, als daß in ein Wespenneſt geſtört worden, und von nun an die daſigen Regimenter beſtändig werden zuſammen und unters Gewehr ſein müſſen. Im Herbſt und vor Winters hätten wir Friedland nehmen und uns in dem Zipfel von Böhmen feſtſetzen ſollen. Als welches uns vor der jetzigen Kampagne ſehr vortheilhaft würde geweſen ſein. Da meine Kaſſe ganz erſchöpft iſt, und ich die nöthigen Miſſionsausgaben zu beſtreiten, welche ſich anjetzo täglich häufen, ſchon 400 Thaler von dem Herrn General Manteuffel aufgelehnt habe, ſo habe ich meine Rechnung in dem Briefe an Seine Majeſtät mit eingeſchloſſen, und bitte gehorſamſt zu beſorgen, daß der Feldjäger die ausgelegten Gelder mit zurückbringt. Meine kleinen Ausgaben, die ich gar nicht angerechnet, erſtrecken ſich anjetzo ſchon über 500 Thaler. Mir mortifizirt es recht, daß ich bei denen erſtaunenden Ausgaben, welche Seine Majeſtät ohnfehlbar haben müſſen, auch noch mit Rechnungen muß angeſtochen kommen. Hätte ich 10,000 Thaler von meinen eigenen Mitteln zu disponiren, oder könnte ſolche auch nur kreditirt bekommen, ſo wendete ich ſolche gewiß an. Indem ich nach geendigter Sache, welche will's Gott recht gut vor uns ablaufen wird, gewiß wiederum zu meinem Schaden kommen würde.“

Die Umſtände wurden ſtets bedenklicher. Der König hatte auf das Bündniß Hannovers gerechnet, und vernahm jetzt, daß die dortigen Miniſter alles anwendeten, um das Land neutral zu erhalten, ja daß ſie die Kriegsrüſtungen abſichtlich verzögerten, um dann ſpäter den Vorwand zu haben, ſie wären gezwungen geweſen, ſich mit dem Feinde friedlich abzufinden. Ungeſäumt aber ſchrieb der König ſelber an den König von England, ſtellte ihm die Sache vor, und meinte gegen Winterfeldt, wo nicht alle Ehre in der Leute Herz erloſchen ſei, ſo müßten ſie an der Stange halten. Immer ernſtlicher wurde die Aufgabe des bevorſtehenden Feldzuges, und vor allem war nöthig, daß gegen den ſtärkſten und nächſten Feind, die Oeſterreicher, raſche und entſcheidende Schläge geſchähen. Der König ließ alle ſeine Kundſchaften und Plane an Winterfeldt mittheilen, und ſchrieb ihm: „Schreibe Er mir Seine Gedanken über die Nachrichten; ich ſollte glauben, ich hätte es getroffen, dann wann es ſich nach meinen Nachrichten drehet, ſo ſehe ich nicht, wie anders möglich iſt ſeine Dispoſitions zu machen." Wiewohl nun der König auf ſeinem Standpunkte manches anders ſah, als Winterfeldt, und auch deſſen Anſichten öfters nicht beiſtimmte, ſo ließ er ihn doch auf's neue wiſſen: „Er könne verſichert ſein, daß er ihm dem Könige kein größeres Plaiſir thun könne, als ſein Sentiment demſelben ganz natürlich und aufrichtig zu ſagen."

In Winterfeldt's arbeitſamem und fruchtbaren Geiſte war mittlerweile ein Plan gereift, welchen er jener Aufforderung folgend am 19. März aus Landshut durch folgendes Schreiben dem Könige vorlegte: „Ew. Königliche Majeſtät werden aus meinem allerunterthänigſten Rapport von dem 16. dieſes bereits allergnädigſt zu erſehen geruht haben, wie ich ſchon darin, und ehe ich Ew. Majeſtät allergnädigſten Befehl vom 16. geſtern Abend erhalten, in Allerhöchſtdero idées, als worüber ich gar zu vielfältig inſtruirt bin, daß mir ſolche nicht allezeit den beſten und ſicherſten-Weg zeigen ſollten, in ſo weit entrirt habe, als mir die bisherigen Umſtände unſerer Feinde gegen Schleſien und Sachſen, ohne aber auf 80,000 Franzoſen zu rechnen, welche gegen Weſel und das Magdeburgiſche agiren wollen, bekannt geweſen ſind.

Mann dem Feldmarſchall Brown die Zeit gelaſſen wird, daß er mit 80 bis 90,000 Mann ſo lange ſtill ſitzen und abwarten kann, wie derer Franzoſen ihr Deſſein abgelaufen, ſo könnten Ew. Majeſtät alsdann nicht anders als wenigſtens 30,000 Mann gegen die Franzoſen ſchicken, 60,000 Mann gegen Brown, 35,000 Mann gegen die Lausnitz, und Schleſien, außer 15,000 Mann bei Schweidnitz, ganz bloß laſſen. — Gott bewahre aber darvor, nicht in der Verlegenheit zu kommen, ſolche mesures nehmen zu dürfen. Denn Schleſien würde auch in der kurzen Zeit vom Feinde ſo ruinirt werden, daß alle unſere Reſſourcen, und worauf wir doch während dem Kriege am mehrſten rechnen müſſen, gänzlich dadurch wegfielen. — Um aber dieſem Uebel abzuhelfen, und des Feindes gefährlichen Deſſeins vorzukommen, ſehe ich kein ander Mittel, als daß wir von hier, aus Schleſien, ſobald als möglich das Spiel anfangen, und dem Feinde auf die Magazins von Pardubitz und Königingrätz, welche ſeine ſtärkſten ſein die er hat, zu fallen ſuchen. Die Piccolomini'ſche Armee iſt in ihrer jetzigen Verfaſſung nicht ſtark genug ſolches zu verhindern, und muß Brown, welcher es ohnedem nicht leiden kann, ſolche alsdann verſtärken. Ew. Königliche Majeſtät aber, welche in Sachſen mit einer ſtarken Armee ihm in der Nähe ſtehen, können ihm alsdann dadurch nicht allein ſeinen Anſchlag auf die Lausnitz zernichten, ſondern auch vielmehr von da offenſive agiren laſſen. Wo der Feind zu Auſſig ein ſtarkes Magazin hat, als welches allda ſehr luftig angeleget iſt, ſo könnte ihm ſolches vors erſte auch genommen werden. — Wann der Feind bald und in der Zeit angegriffen wird, ehe er mit ſeinen Arrangements fertig iſt, ſo können wir anjetzo mit 30,000 Mann mehr gegen ihn ausrichten, als im Monat Juni mit 60,000 Mann. Der Feind muß Haar laſſen, ehe die Franzoſen ihr Deſſein ausführen und dem Magdeburg'ſchen nahe kommen können, alsdann aber, wann der Feind nur erſt eine Schlappe bekommen, ſo dependirt es allezeit von Ew. Königlichen Majeſtät ſo viel als nöthig gegen die Franzoſen zu ſchicken. — Königingrätz iſt von hier 11, und von unſerm Schweidnitziſchen Magazin 15 Meilen. Kann nun ausſtudirt und mögſich gemacht werden, daß wir nur, wann wir uns aus dieſer Gegend mit der Armee in Marſch ſetzen, vors erſte auf 14 Tage Brod und Fourage nachbekommen können, ſo ſind wir geborgen. Ich halte davor, es geht an, und mache vor mich einen Plan dazu. Wann wir 3 Tage aus unſern Magazinen rechnen, ſo bekommen wir vor den 4. Tag noch allezeit ſo viel in Böhmen dazu. Dieſes hilft uns dann mit durch, um unſere Fourage, die nachgefahren wird, an uns ziehen zu können. — Es würde dem Feinde, der gar nicht darauf rechnet, der ohnvermuthetſte Donnerſchlag ſein, ſo jemals geſchehen, und dadurch alles in Schrecken und Konfuſion gerathen. — Die jetzigen Umſtände von Ew. Königlichen Majeſtät ſind allezeit einem Haſard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die allerhardieſte Parthie zu ergreifen, retten kann. Was von hier deßhalb möglich zu machen, darin wird gewiß der Feldmarſchall Schwerin mit aller präkautieuſen Ueberlegung entriren, und wenn derſelbe alsdann ſeine Parthie genommen, ſolche mit Vigueur exekutiren. Falls nun der Feldmarſchall meiner Propoſition Beifall geben ſollte, ſo können Ew. Königliche Majeſtät alsdann ganz ſicher und ruhig dabei ſein, daß es wills Gott mit Gloire wird ausgeführt werden. Ich bin davon ſo gewiß überzeugt, daß wenn ich zehn Köpfe und Leben hätte, ſolche Ew. Majeſtät davor zum Unterpfande geben wollte. — Mein Herz iſt mir anjetzo zu voll, um mich in der Ordnung über alles expliziren zu können. Falls aber Ew. Königliche Majeſtät die Gnade haben auf meinen Vorſchlag zu reflektiren, ſo bitte ich unterthänigſt, den Oberſten Finck herzuſchicken, als gegen welchen man ſich insgeheim en détail dekouvriren, als auch zugleich durch ſelbigen Ew. Majeſtät allergnädigſte Intentiones erfahren, und ihm darauf antworten kann. — Weſel wollen doch Ew. Königliche Majeſtät nicht defendiren laſſen, ſondern vermuthlich nur Geldern allein, als worbei ſich doch auch die Franzoſen nicht übereilen, ſondern lange aufhalten und ſehr glorieux ſein werden, wenn ſie dieſen Ort bekommen. Der Prinz Karl ſoll ja alle ſeine Effekten in Brüſſel verkauft haben, welches dann wohl eine Marque, daß die Niederlande an die Franzoſen ſollen cedirt werden, als wovor ſie dann freilich efforts thun müſſen. Wann aber die Oeſterreicher nur erſtlich eine Schlappe bekommen, ſo wird ſich das franzöſiſche Feuer auch gleich dämpfen. Sogleich erfahre ich, daß der Feind anfängt Braunau zu räumen, und alles nach Nachod hinzuſchleppen. Ich glaube, daß es daher rühret, weil ſie glauben, daß ich ihnen unvermuthet mit 18,000 Mann in Böhmen auf den Hals fallen werde. Es iſt eine terrible Furcht in Böhmen. In Chrudim und allen denen Oertern finden wir auch Magazine.“

Der König antwortete hierauf aus Dresden am 21. März ganz eigenhändig Folgendes: „Das Projekt iſt admirabel, und ſtimmt auch eineſtheils mit das, was ich entworfen hatte; bei ſo einer importanten Gelegenheit wie dieſe aber, meritiret es, wohl examiniret zu werden. Fincke hat was zu thun bei Zwickau, den kann ich nicht ſchicken, ich laſſe Oelsnitzen von Zittau kommen, ſobald er hier iſt, ſo gehet er nach Schleſien, und werde ich dem Plan alle Diffikultäten machen, die mir in den Kopf kommen, und die ein Offizier machen muß, damit alles erſtlich wohl überlegt wird, und wenn alles arrangirt iſt, die Exekution deſto beſſer von Statten gehet. Die Engländer haben die Neutralität platt abgeſchlagen, das hilft was; allein das hannöverſche Miniſtère iſt nicht zu trauen, können wir des Feindes Projekten derangiren, ſo iſt es gewiſſe unſer Spiel, alleine es muß mit einer probablen Gewißheit geſchehen, und nicht ins Gelage, denn in Böhmen hereinzukommen iſt leichte, wann aber das geſchiehet, ſo lauft das ganze Piccolomini'ſche Korps in das Retranchement und hinter den Adler bei Königingrätz, wie dann weiter? So haben wir die Truppen in Bewegung gebracht, und müſſen darnach geſchwinde zurücke, daß wir nicht Hungers ſterben, dann iſt das ein ſchlechter Anfang von Kampagne. Ich ſehe ſchon ein, was ich aus der Lausnitz und dieſes Orts beitragen kann, um die Expedition zu erleichtern, nur muß ich klarer in der Sache ſehen, wie bis dato, um mich dazu zu determiniren. Wor es wahr iſt, daß ein ſtarkes Magazin in Bunzlau iſt, ſo wäre das Projekt darauf ſicherer und beſſer, denn laufet der Feind dar weg, ſo muß er ſein Magazin verlaſſen oder verbrennen, bei Königingrätz iſt es ſehr ſchwer, und laufen die Leute darhin, ſo iſt nichts auszurichten. Dieſes alles muß wohl beantwortet werden; übermorgen denke ſoll Oelsnitz von hier abgehen und lauter Diffikultäten mit ſich bringen; langſam bedacht, dem Feind ſein Deſſein kachirt, und friſch exekutirt, das macht alles aus. Adieu.“ Winterfeldt, voll Entzücken über die Aufnahme ſeiner Vorſchläge, ſchrieb gleich am 24. März zurück: „Ew. Königlichen Majeſtät allergnädigſtes Antwortſchreiben von dem 21. dieſes, welches ich geſtern durch den Feldjäger erhalten, iſt mir lieber als Millionen Schätze, denn ich mache mir daraus ſchon im voraus die Hoffnung: daß ich durch meiner vorgeſtrigen allerunterthänigſt abgeſchickten Vorſtellung Ew. Majeſtät allergnädigſte Intention dergeſtalt näher werde getroffen haben, daß, wenn der Oberſtlieutenant Oelsnitz hier kommt, an denſelben nicht viel Diffikultäten mehr werden zu beantworten ſein. Aus dem hiebeigefügten Bericht, welchen ich ſogleich von die bewußten Leute erhalten, und ſolchen von Wort zu Wort abgeſchrieben habe, werden Ew. Majeſtät mit mehrerem erſehen, daß ſich alles dazu ſchicken muß, und der liebe Gott, durch den Zuſammenhang der Vorſehung, ſchon alles deßhalb eingefädent hat. Denn es ſind aller Orten Magazine als vor uns angeleget, und der Feind ſteht auch ſo, als wir es nur wünſchen mögen.“ Sodann ertheilt er nähere Angaben, wegen Lagern, Verproviantirung, Täuſchung der eignen Behörden, über Wagen, und anderes der Art. Auch hatte er ſchon Einleitung zu näherer Abrede mit Schwerin getroffen. In den nächſtfolgenden Tagen entwickelte er den Plan noch mehr, und berichtete nähere Umſtände zur Empfehlung der Sache. Der König ließ an Winterfeldt unter dem 25. März aus Lockwitz ſchreiben, er ſehe das Projekt für ſehr intereſſant und gut an, nach der Poſition zu rechnen, worin der Feind jetzo ſtehe, wenn derſelbe aber bald, und wie die Nachrichten ſagten, ſchon den 1. April die Winterquartiere verlaſſe, ſo würde es damit zu ſpät ſein. Und nachdem er in einer ausführlichen Erörterung die einzelnen Schwierigkeiten beleuchtet, findet er dieſe faſt unüberſteiglich. Die Sache könne, von Schleſien aus geſehen, ihre gute Richtigkeit haben, allein er müſſe erſt überzeugt werden, daß dies auch im Allgemeinen der Fall ſei, beſonders wenn in Anſchlag komme, daß gegen den Juni ein franzöſiſches Heer in der Gegend von Erfurt ſtehen könne. Er ſendet deßhalb den General von der Goltz an Winterfeldt ab, um mit ihm mündlich alles nochmals zu beſprechen, auch ſoll Winterfeldt mit ſeinen Erläuterungen fortfahren. Der König fügt noch am Schluß eigenhändig hinzu: „Ich finde, je mehr ich daran gedenke, das Deſſein impraktikabel; wie wollen ſie, wann ſie das Magazin von Jung-Bunzlau haben, ſolches bewahren? marſchiren ſie nach Kollin, ſo nimmt ihnen der Feind ſein Magazin wieder ab; verbrennen ſie es, ſo iſt dann Zeit ſich wieder zurücke zu ziehen, und nicht ſo weit hinein zu laufen.“ Doch dies alles war nur ein Theil der Meinung des Königs, der abſichtlich gegen Winterfeldt noch verhehlte, wie ſehr deſſen Anſchläge ihm gefielen, die er auszuführen ſchon im Stillen ſich vorbereitete, wie dies ein Schreiben an Schwerin bezeugt, dem er aus Lockwitz am 26. März eigenhändig mit voller Aufrichtigkeit vertraulich ſagte: „Winterfeldt a un projet rempli de beaucoup de bonnes idées, j'y fais cependant toutes les difficultés, comme si je lui étais contraire, pour qu'il soit obligé de les lever, après quoi je prendrai mon parti définitif, me préparant déjà d'avance aux mesures qu'il me faudra prendre pour l'effectuer de mon côté.“ Winterfeldt aber fand die Einwendungen allerdings erheblich, und antwortete darauf am 28. März: „Seitdem habe ich Ew. Königlichen Majeſtät allergnädigſtes Antwortſchreiben vom 25. geſtern früh erhalten, und bin dadurch von Umſtänden belehrt worden, die ich nicht überſehen können. So bin ich auch ſogleich überzeugt worden, daß die Art und Weiſe meiner gethanenen Vorſchläge nicht praktikabel und gültig ſein. Indeſſen bleibe ich doch noch immer der Meinung, wie das Prävenire die beſte Parthie. — Der Feind hat wirklich noch keinen rechten Plan, und wann man ihm auf dem Halſe fällt, ehe er ſich recht beſonnen, ſo derangirt man ihm alles. Auf acht Tage oder ſpäter kommt es nicht an.“ Er meldete auch, daß der Feind alles längs der Elbe nach Sachſen ziehe, und machte hierauf den neuen Vorſchlag, mit 30,000 Mann von Schleſien aus wie ein Donnerwetter loszubrechen, wobei eine fliegende Schaar von 6000 Mann im Gebirge ſtehen bliebe; 45 bis 50,000 Mann, welche der Feind etwa dagegen aufbringen möchte, wären nicht zu fürchten, und käme eine größere Macht, ſo würde der König dann um ſo leichteres Spiel von Sachſen aus haben. Nachdem aber Goltz mit Winterfeldt und Schwerin zu Frankenſtein eine Zuſammenkunft gehabt, in welcher alle Fragen und Einwürfe nochmals erörtert worden, ſchrieb Winterfeldt das Ergebniß dieſer Verhandlungen nieder, und ſchickte ſolches, von Schwerin mitunterzeichnet, an den König. Die gemachten Einwürfe wurden großentheils beſeitigt, die Unternehmung keineswegs aufgegeben, indeß einer allgemeineren Ueberſicht und neu hinzukommenden Geſichtspunkten willig untergeordnet.

Dieſer merkwürdige Briefwechſel, der von dem Könige meiſtentheils, von Winterfeldt immer eigenhändig geführt wurde, und den wir in einer gewiſſen Vollſtändigkeit mitzutheilen aus Rückſicht für militairiſche Leſer uns verpflichtet hielten, ſtellt lebendig vor Augen, in welch großartigem Verhältniſſe hier zwei kriegsgewaltige Geiſter verbunden waren, Herrſcher der eine, Diener der andere, doch beide durch Anerkennung und Zutrauen wie durch Eifer und Hingebung den Unterſchied auf Augenblicke faſt ausgleichend, ohne den urſprünglichen Standpunkt im geringſten zu verrücken! Sehen wir Winterfeldt hier gleichſam als einen Mitfeldherrn an der Seite des Königs emporſteigen, ſo bleibt doch des letzteren eigenthümliche Selbſtſtändigkeit vollkommen frei; den vertrauten Freund, deſſen Einſicht und Rath er ſtets verlangt, aber auch immer auf's neue prüft, deſſen Eigenſchaften ihm ſo angenehm als werth ſind, vermißt er lieber bei ſeiner Perſon, als daß er ihn dem anderweitigen Dienſtberuf entzöge, wo ſolche Thätigkeit insbeſondre erfordert ſcheint.

Auf die Nachricht, daß der König die Feindſeligkeiten alſobald eröffnen werde, ſchrieb Winterfeldt an Eichel, er habe darüber vor Freuden die Nacht nicht ſchlafen können, denn er ſei, mit Gottes Hülfe, der preußiſchen Sache gewiß. In dieſem Briefe iſt bemerkenswerth, daß Winterfeldt Tabellen über die Truppen anzufertigen hat, und davon ſagt, es mache neue Mühe „wegen der verdammten blauen Sachſen“, wie er die zum preußiſchen Dienſt gezwungenen nennt! Der König aber mißtraute gleich wieder den Planen des Feindes, und meinte, Winterfeldt thue wohl, alle Maßregeln auf Vertheidigung zu ſtellen, er der König thue deßgleichen, und wenn ſie dieſes Jahr Schleſien und Sachſen von feindlichem Einfalle frei hielten, thäten ſie alles, was man von ihnen verlangen könne. Da einige Reibungen und Streitigkeiten mit dem Miniſter von Schleſien, Grafen von Schlabrendorf, wegen der Verpflegung vorkamen, wobei Winterfeldt nach ſeiner Weiſe durchgriff und das Zweckmäßige anordnete, ſo kam die Sache an den König, der das Benehmen Winterfeldt's billigte, ihm nähere Verabredung mit Schlabrendorf empfahl, und hinzufügte: „Da ich Euch dann machen laſſen will, wie Ihr wollet; welches ich dann auch dem Grafen Schlabrendorf ſchreibe.“ Schon früher hatte der König ihm in einer Sache der inneren Verwaltung ungewöhnliche Willfährigkeit bezeigt, und auf ſeine Empfehlung, da ihm, wie er ſchrieb, auch mit Eifer die Katholiken dienten, einen ſolchen zum Stadtvogt in Landshut ernannt, und deßfalls an Schlabrendorf, der entgegen zu ſein ſchien, Befehl ertheilt. Unbegränztes Zutrauen aber bewies der König ihm in allen Geldſachen, ſeiner erprobten Uneigennützigkeit gewiß. Die großen Ausgaben für Kundſchafter und Nachrichten waren in ſeiner Hand gegen jede Veruntreuung und Verſchleuderung ſicher; auch erfuhren ſeine Rechnungen, die ihrer Natur nach alle Belege entbehren mußten, nie den geringſten Zweifel. In einem Schreiben, welches einen ſolchen Gegenſtand erledigt, findet ſich eine eigenhändige Nachſchrift des Königs, welche ſo lautet: „Es hatte mir jemand zum Eſſen gebeten, ich kam hin und fand nichts, ſo ſagte er mir, ich hätte den Tag unrecht verſtanden. So verſchwur ich mir, mein Tage bei keinem eſſen zu gehen, der nicht den Tag und die Stunde hielt, quod bene notandum.“ Das Schreiben iſt vom 8. April aus Lockwitz, und enthält nichts zur Aufklärung des für uns räthſelhaften Scherzes, den wir aber doch als Beiſpiel der launigen Freundlichkeit des Königs hier einſchalten, und glücklichem Zufall oder Scharfſinne zur Löſung überlaſſen.

Das ſchwierige, doch allen Schwierigkeiten ſtets obſiegende Verhältniß erſcheint recht ſchlagend auch in folgenden beiden Vorgängen, welche nur ein paar Tage auseinander liegen. Der König ſendet am 14. April eine Vorſchrift an Schwerin, welche dieſer, der Feldmarſchall, Winterfeldt'en mittheilen wird, und letzterer, der Generallieutenant, ſoll mit ſeinem Kopfe dafür einſtehen, daß jener Vorſchrift genügt, und ſie buchſtäblich befolgt werde. Winterfeldt antwortet, daß er ſchon im befohlenen Sinne gehandelt, den auch die Beſchaffenheit der Sache und die Vernunft ſelbſt anwieſen; „Haben Ew. Majeſtät alſo nur die Gnade", ſagt er, unſrerſeits ganz ruhig zu ſein, und verſichern ſich allergnädigſt, daß nichts ſoll verabſäumet werden." Dagegen will der König bei einem Manne, den er ſo eben in gewiſſer Art über einen Feldmarſchall geſetzt, auch nicht den Anſchein dulden, als dürfe er ſich im geringſten etwas herausnehmen. Er läßt ihm unter dem 17. April ein Schreiben zugehen, worin es heißt: „Ich habe Euern Rapport vom 15. d. erhalten, worauf ich Euch aber, ſo viel das Avancement derer beiden darin benannten Huſarenoffiziers anlanget, nicht verhalten kann, wie es Euch nicht konveniret mir darunter vorzugreifen, denn ich ſchon ſelbſt die Avancements bei der Armee machen und deklariren werde, im übrigen auch von dem Avanciren derer Offiziers nach ihrer Tour nicht abgehen kann; mithin Ihr alſo in dem, was Ihr deßhalb gethan zu haben meldet, zu weit gegangen ſeid. Sonſten halte Ich es auch ſo, daß wenn Ich marſchire, Ich allemal die beſten Offiziers mit mir nehme, es wundert mich alſo ſehr, daß Ihr die beſten zurückgelaſſen habt. Wenn Ihr aber dennoch wegen erwähnter Offiziers etwas vorzuſtellen gehabt hättet, ſo wünſchte ich, daß es eher geſchehen wäre; denn da dieſes Mein Schreiben Euch nun nicht eher treffen wird, als wenn Ihr ſchon vorgerückt und avancirt ſein werdet, ſo würde doch jetzo alles zu ſpäte ſein. Ich bin übrigens Euer wohlaffektionirter König. Friedrich." Winterfeldt aber hatte keineswegs gefehlt, ſondern konnte ſogleich unter dem 21. April, aus dem Lager bei Königinhof ſeine Rechtfertigung einſenden. Er ſchrieb: „Ew. Königliche Majeſtät bitte allerunterthänigſt um Vergebung, daß mich wegen dem Lieutenant Klokotzki in der Eil nicht recht explizirt und mir alſo deßhalb, unter dem 17. datirt, ein höchſt ungnädiges Schreiben zugezogen habe. — Ich habe mir nicht unterſtanden, den Lieutenant Klokotzki zum Rittmeiſter zu deklariren, ſondern bloß denen zurückgebliebenen Stabsrittmeiſter und Kapitains zu verſtehen gegeben: ſie möchten nur den Klokotzki, weil er von allem beſſer Beſcheid wüßte, gewähren laſſen, und ihm um ſo eher folgen wann ſie mit demſelben kommandirt wären, indem ich vermuthete, daß ihn Ew. Majeſtät vielleicht eheſtens zum Rittmeiſter deklariren, und er ſie alsdann doch kommandiren würde. Es chagrinirt mich ſehr, daß mir aus redlicher Intention Ew. Majeſtät Ungnade zugezogen, und ſchreckt mich gänzlich ab, hinführo nichts vorſtellen noch vornehmen zu dürfen. Indeſſen wollte ich es doch noch gerne verſchmerzen, weil es mir nur allein angeht; wann wir nur in unſerm Koup nicht durch das langſame Zurückbleiben deren beiden Kolonnen von Fouqué und Hautcharmoy retardirt würden.“ Er fügte noch hinzu, daß ſonſten Gott ſei Dank alles nach Wunſch ginge, lobte das ſächſiſch-preußiſche Regiment Manſtein als tüchtig und eifrig, und ſeine Empfindlichkeit kam nicht weiter vor. Der König aber hatte die Beförderung eigentlich ſchon genehmigt, und beſtätigte ſie.

Wir ſehen hier den Feldzug ſchon begonnen. Der König, welcher ſich den Anſchein gegeben, er müſſe ſich auf bloße Vertheidigung beſchränken, brach mit vier Heerabtheilungen von vier Seiten zugleich in Böhmen ein. Retzow ſagt, dieſer Einmarſch, der in mancher Hinſicht auf Winterfeldt's frühererwähnte, noch vor dem Kriege unternommene Bereiſung des Gebirges ſich bezog, ſei mit ſo ſcharfem militairiſchen Auge überſehen, ſo zuſammenhängend eingerichtet geweſen, den von den Oeſterreichern genommenen Stellungen ſo angemeſſen, zugleich aber ſo ſchnell, daß er die glücklichſten Folgen haben mußte. Für uns hat ſich das Verdienſt Winterfeldt's hiebei auch in unmittelbar nächſter Thätigkeit wirkſam gezeigt; ſein Rath und ſeine Anſchläge leben in den Entſchlüſſen des

Königs fort, wenn gleich dieſe ihre eigne Geſtalt haben. Das ſchleſiſche Heer unter Schwerin war zuerſt aufgebrochen, und am 18. April an fünf Orten in Böhmen eingerückt; Winterfeldt, der die Truppen führte, welche auf Gülden-Elſe zogen, ſtieß auf 300 Panduren, die von einem Felſen herab den Weg verſperrten; ſie ſchienen unangreifbar, und hemmten den ganzen Zug; Winterfeldt aber fand Mittel, die Felſen durch einige beherzte Mannſchaft erklettern zu laſſen, die Panduren wurden niedergemacht, und der Marſch ging ohne Hinderniß weiter. Bei Königinhof trafen die Abtheilungen des ſchleſiſchen Heeres wieder zuſammen, Schwerin gewann Jung-Bunzlau vor den Oeſterreichern, die ſich dahin ziehen wollten, nahm beträchtliche Magazine und vereinigte ſich mit dem Herzog von Bevern, der die preußiſche Heerabtheilung aus der Lauſitz herangeführt, und am 21. April bei Reichenberg ein ſiegreiches Treffen gegen 20,000 Oeſterreicher geliefert hatte. Winterfeldt griff die Nachhut des Feindes nochmals an, machte viele Gefangene, und nahm das Feldgeräthe der Generale von Bretlack und Lascy und die Pulverwagen und Zelte dreier Regimenter.

Die unter Schwerin vereinigten Preußen gingen hierauf über die Iſer und rückten gegen die Elbe vor. Winterfeldt führte den Vortrab, und traf am 1. Mai mit 6 Bataillons Fußvolk und 3 Regimentern in Byſchitz, eine Meile von Melnik, ein. Er ſchloß ſeinen Bericht an den König mit den Worten: „Sonſten bin ich ganz konfus vor Freuden über den Gott ſei Dank ſo erwünſchten Succeß von Ew. Majeſtät Operation, und habe mir nicht vorſtellen können, daß Ew. Majeſtät ſchon die Eger paſſirt und bis gegen Welwarn avancirt wären.“ Am 3. Mai berichtete Winterfeldt aus Liblitz, die Brücke von Brandeis ſei nicht zu retten geweſen, der General von Fouqué ließ aber eiligſt eine neue legen, mittelſt welcher die Truppen Schwerin's am 4. über die Elbe gingen, und anderthalb Meilen öſtlich von Prag lagerten. In und um Prag hatten die Oeſterreicher, auf allen Seiten gedrängt und weichend, ihre Stärke zuſammengezogen, der Feldmarſchall Brown war vor dem Könige, der von der weſtlichen Seite mit ſeinen Heerabtheilungen herankam, zurückgewichen, durch Prag und über die Moldau gegangen, und hatte auf dem rechten Ufer am Ziskaberge eine Stellung genommen, welche ihm nicht ſo vortheilhaft dünkte, als dem Prinzen Karl von Lothringen, der den Oberbefehl führte. Der König ging nun mit 16,000 Mann am 5. Mai bei Selz auch über die Moldau, und zog das Heer Schwerin's auf die Höhen von Proſſik an ſich. Dieſer ganze Anfang des Feldzuges bis hieher galt für ein Meiſterſtück, ſowohl dem Entwurf, als der Ausführung nach, und die Preußen durften den glänzendſten Ergebniſſen entgegenſehen.

Der König traf am 6. Mai mit Schwerin und Winterfeldt in offnem Felde zuſammen, wünſchte ihnen einen guten Morgen, und ritt mit ihnen, von wenigen Offizieren begleitet, auf die nächſten Anhöhen, um die Stellung des Feindes zu beſichtigen. Dieſe ſchien in der Fronte ſehr feſt, und die Stärke weit über 100,000 Mann, doch war der König entſchloſſen, ſogleich eine Schlacht zu liefern. Schwerin ſcheint einen Aufſchub gewünſcht zu haben, weil ſeine Truppen durch den Nachtmarſch ermüdet, und die preußiſche Heerabtheilung unter dem Prinzen Moritz von Anhalt-Deſſau noch jenſeits der Moldau ſtand. Da jedoch der König mit den Worten „Friſche Fiſche, gute Fiſche“ entſchieden darauf beſtand, noch heute anzugreifen, ſo war Schwerin nicht länger entgegen, und es galt nur den ſchicklichen Angriffspunkt auszuwählen. Der König richtete ſein Augenmerk auf des Feindes rechten Flügel, Schwerin und Winterfeldt ſprengten dorthin, erkundeten Boden und Stellung, und brachten dem Könige den Bericht, die Oertlichkeit ſei günſtig. Daß nur Winterfeldt allein, wie Retzow ſagt, dieſe Erkundung vorgenommen, iſt unrichtig; Schwerin jagte mit verhängtem Zügel dorthin, berichtet ſein ihn begleitender Adjutant und Neffe, daß aber auch Winterfeldt dabei geweſen, darin ſtimmt dieſer ſelbſt mit Retzow überein. Fand alſo der Irrthum Statt, daß der ſchlammige Boden abgelaſſener Teiche, der mit Hafer beſäet ein friſches Grün zeigte, in der Ferne und Eile für feſten Wieſenboden angeſehen wurde, ſo trugen Schwerin und Winterfeldt gemeinſam die Schuld, nicht der letztere allein. Der König ließ die Truppen zur Schlachtordnung einſchwenken, und rückte in zwei Treffen auf den Feind entſchloſſen an.

Ueber die Schlacht von Prag haben wir einen Bericht von Winterfeldt ſelbſt, der alles enthält, was ihn zunächſt angeht, und hier jeden anderen entbehrlich macht. In dem reichhaltigen Werke von Preuß ſteht er bereits abgedruckt, war aber auch uns in der Handſchrift vor Augen, und lautet wie folgt: „Der Feind, und zwar deſſen linker Flügel, war dichte an der Stadt an der Moldau appuyirt, und reichte mit ſeinem rechten Flügel bis über den hohen Berg bei dem Dorfe Lieben, die terriblen Defilé's und das Dorf Proſſick, welches mit allen Panduren geſpickt war, vor ſich habend. Es war ohngefähr des Morgens um halb 7 Uhr, als ſich unſre Schweriniſche Armee mit den 20 Bataillons und ſo viel Eskadrons, mit welchen der König von der ſeinigen zu uns ſtieß und die den rechten Flügel ausmachten, konjungirte. Der König war gleich determiniret, den Feind anzugreifen, wie auch der Feldmarſchall Schwerin nebſt meiner Wenigkeit, nur kam es darauf an, erſt ein Loch ausfindig zu machen, um demſelben anzukommen. Dieſes ward denn auf meinen Vorſchlag auch choiſiret, und zwar dergeſtalt: Wir waren links abmarſchiret, und ſetzten alſo unſern Marſch mit dem linken Flügel, der die Tête hatte ohngeſäumt, die Straße von Hloupetin haltend, fort, und ſo weiter auf Kyge, um die Teiche von Unter-Potſchernitz, ohne ſolche paſſiren zu dürfen, gleich im Rücken zu bekommen. — Der Feind, welcher ſich anfänglich nichts Böſes vermuthete, noch vorſtellte, daß wir ihn ſogleich auf friſcher That und zwar an dem Orte angreifen würden, auch nicht glaubte, daß es möglich wäre, weil wir zum Theil bis unter die Arme durch die Graben waten und die Kanonen mit fortſchleppen mußten, war im Anfange ganz tranquile; als er aber unſer Deſſein merkte, und worin der Prinz Karl von Lothringen dem Feldmarſchall Brown zuerſt die Augen geöffnet haben ſoll, zog er ſeine ganze Kavallerie, ſo geſchwind als es ſich wollte thun laſſen, gegen uns auf ſeinen rechten Flügel hin, als welcher ſeine Grenadiers und ungriſche Infanterieregimenter folgten. Des Feindes Intention war, ſich mit ſeinem rechten

Flügel ſeiner Infanterie an dem gemauerten Vorwerk Sterbaholy zu appuyiren, ich hatte aber das Glücke, mit 6 Bataillons aus dem erſten Treffen linken Flügels und noch 2 in der Flanke zuvorzukommen und ſolches über Hals und Kopf zu erreichen. Ob nun zwar das zweite Treffen noch gar nicht heran war, die Bataillons aus dem erſten Treffen aber ziemlich an einander hingen, ſo ließ ich nebſt dem Generallieutenant Fouqué, welcher die Flanke auf dem linken Flügel beſorgte, gleich aufmarſchiren, und damit der Feind nicht Zeit gewinnen möchte ſich noch feſter zu poſtiren, rückte ich über dem Vorwerke hinaus und demſelben mit ſtarken Schritten dergeſtalt entgegen, daß auch die Kanons nicht Zeit hatten zu folgen. Er fing auch wirklich ſchon an zu wanken, und habe ich ſelbſt geſehen, daß der Flügel ſchon rechtsumkehrt gemacht hatte. Das feindliche Kartätſchenfeuer fing indeſſen an, und wir waren annoch im völligen Avanciren, mochten auch kaum noch 100 Schritt von der feindlichen Linie ſein, als ich das Unglück hatte, vor dem Schweriniſchen Regimente bleſſirt zu werden, und vor todt vom Pferde zur Erde fiel. Als ich mich nach einigen Minuten wieder ermunterte, und den Kopf in die Höhe hob, fand ich niemanden von unſern Leuten mehr um und neben mir, ſondern bereits alles hinter mir mit Hochanſchlagen auf der Retraite. Die feindlichen Grenadiers waren ohngefähr 80 Schritte vor mir, blieben aber halten und traueten ſich nicht uns zu folgen. Ich raffte mich denn ſo geſchwinde, als es meine Mattigkeit nur zulaſſen wollte, auf, holte auch unſere konfuſen Klumpen wieder ein, konnte aber weder durch Bitten noch Drohen einen einzigen Mann bewegen, der einmal das Geſicht nach dem Feinde gedrehet, noch weniger aber haltgemacht hätte. In dieſem Embarras fand mich der ſelige Feldmarſchall, und daß mir das Blut ſtromweiſe den Hals herunter floß. Weil ich nun zu Fuß und niemand von meinen Leuten bei mir war, ſo ließ er mir ſein Handpferd, welches er noch übrig hatte, geben, riß dem Stabskapitain Rohr, welcher eine Fahne genommen hatte um die Burſche dadurch zum Stehen zu bewegen, ſelbige aus der Hand, und ritt ſelbſt damit vor, ehe er aber noch damit reuſſ[illegible] [illegible] ward dieſer würdige

Bayeriſche Staatsbibliothek

Mann in derſelben Minute mit fünf Kartätſchenkugeln ſogleich zu Boden geleget, als auch ſein braver Adjutant der Hauptmann von Platen dergeſtalt bleſſirt wurde, daß er des andern Morgens ſtarb. Während dieſer Deroute, und wovon, wie ſchon erwähnt, der Feind nicht das Herz hatte zu profitiren, war nicht allein unſer zweites Treffen herangekommen, ſondern es avancirten auch die Bataillons aus der Mitte des erſten Treffens, ſo nicht gelitten hatte, friſch auf den Feind los, ſo wie ebenfalls des Prinzen Heinrich Königliche Hoheit mit dem rechten Flügel ohne Ordre abzuwarten, ſo prompt und mit ſolcher Fermeté attakirten, daß auch die feindliche Linie überall zu weichen anfing, und ſich anſtatt deſſen korpsweiſe die Höhen zu gewinnen und allda zu poſtiren ſuchte. Da wir nun aber, ohne von ſolchen Höhen Meiſter zu ſein, die Bataille nicht gewinnen, noch an der Stadt kommen konnten, ſo mußten wir ſolche alle erſtlich ſtürmen, und dieſes hat uns nun die beſten, mehreſten und braveſten Leute gekoſtet. Der ſelige Obriſt von Goltz, welcher mit dem Fouquéſchen Regiment rechter Hand vom Schweriniſchen avancirte, war mit ſelbigem ebenfalls ſchon ganz nahe am Feinde, und wenn er nicht in dem Moment, als er das Gewehr wollte fällen laſſen, wäre erſchoſſen worden, ſo glaube ich, daß er nebſt mir mit dem Schweriniſchen Regiment hereingekommen wäre.“ Der Bericht iſt überſchrieben: „Relation von der Bataille bei Prag, in Anſehung der Infanterie. Im Lager bei Prag, den 8. Mai 1757.“ Alſo zwei Tage nach der Schlacht verfaßt, und von Winterfeldt wahrſcheinlich ſeinem Sekretair Galſter in die Feder diktirt. Seine Verwundung am Halſe war bedeutend, aber konnte weder ſeine Thätigkeit hemmen, noch ſeine Freude über den errungenen Sieg. Zwar theuer war dieſer erkauft, außer Schwerin fielen noch mehrere tapfere Generale, und der Kern des preußiſchen Fußvolks, gegen 20,000 Mann waren todt oder verwundet. Aber die Oeſterreicher hatten über 24,000 Mann verloren, dazu 11 Fahnen und 60 Kanonen, und auch Brown ſelbſt war tödtlich verwundet; mit den geſchlagenen Truppen warf ſich der Prinz von Lothringen nach Prag, welches von den Preußen ſogleich umſtellt wurde.

Winterfeldt's Eifer und ſeine Ungeduld ließen ihm keine Ruhe, doch heilte ſeine Wunde gut, und er beachtete ſie kaum. Der Generalchirurgus Theden, der ihn behandelte, verbot ihm den Wein; da er deſſen aber ſehr gewohnt war, und gerade jetzt ſolche Stärkung nöthig fühlte, ſo machte er ſich aus, daß er bei der Mahlzeit doch Ein Glas trinken durfte. Theden jedoch fand bald, daß er nicht Maß gehalten, und Winterfeldt betheuerte zwar, daß es wirklich nur Ein Glas geweſen, ließ aber dieſes bringen, und lachte, als der Arzt über die Größe deſſelben erſchrack! Schon vom 11. Mai finden ſich wieder Berichte und Eingaben von ihm an den König, und dieſer fuhr fort, ihn von allem in Kenntniß zu ſetzen, und ſeine Meinung wiſſen zu wollen. Unter anderen war ihm übertragen, alle nach dem Ableben Schwerin's an dieſen noch einlaufenden Briefe zu erbrechen. Aus dieſem Anlaſſe ſchrieb er am 22. Mai an den Feldmarſchall von Lehwaldt eine Antwort, worin es heißt: „Meine Bleſſur am Halſe iſt Gott ſei Dank noch glücklich genug gerathen, und hoffe ich will's Gott in vierzehn Tagen völlig wieder ausgeheilet zu ſein.“ Und dann: „Die ſchleſiſchen Regimenter ſind im erſten Treffen noch gar nicht zu trauen. Gott ehre uns dagegen die alten Preußen, Pommern und Märker.“ Die Truppen hatten ſich im Ganzen doch vortrefflich geſchlagen, das Weichen des Fußvolks im Kartätſchenfeuer war nur augenblicklich, und nachdem die Hälfte der Bataillone, wie der König ſelbſt ſagt, niedergeſtreckt lag. Winterfeldt ſteigerte nur allzugern die gute Meinung, welche er ſchon immer von ihrer Tapferkeit hegte, und da er die Preußen für unüberwindlich hielt, ſo glaubte er ihnen nichts unerreichbar. Er fühlte ſich zu den kühnſten Entwürfen begeiſtert, und machte den Plan in Ungarn einzudringen, die Mißvergnügten dort zu den Waffen zu rufen, und dieſes Land für immer von Oeſterreich abzureißen. In weniger als zwei Jahren hoffte er die deutſche Reichsverfaſſung völlig umgeſtürzt und Friedrich auf dem Kaiſerthron zu ſehen. Die 46,000 Oeſterreicher in Prag rechnete er ſchon als kriegsgefangen, gleich den Sachſen bei Pirna, und hatte ſchon zu ihrer Einverleibung in das preußiſche Heer einen Entwurf gemacht, in welchem der Fehler, der bei den Sachſen geſchehen war, vermieden wurde. Neben dieſen umfaſſenden Anſchlägen, war er nicht minder mit den nächſten Dienſtſachen beſchäftigt, deren er auch die kleinſte nicht verſäumte. Wo eine Stellung zu verbeſſern, ein Vortheil zu benutzen war, gleich erſah es ſein Scharfblick; wer etwas Nützliches anzubringen, etwas Tüchtiges vorzuſchlagen hatte, wandte ſich an ihn. Warnery, der in der Schlacht bei Prag, die Nachtheile wahrgenommen, wenn Reiterei in Linien ohne Zwiſchenräume angreift, ſchrieb darüber einen langen Brief an Winterfeldt, den dieſer dem Könige vorzulegen und eine abändernde Einrichtung zu bewirken verſprach.

Während die Uebergabe von Prag mit aller Anſtrengung von dem Könige bezweckt wurde, rückte zum Entſatz ein neues öſterreichiſches Heer von 60,000 Mann unter dem Feldmarſchall Grafen von Daun aus Mähren heran, dem der Herzog von Bevern bei Kuttenberg mit ſeinen Beobachtungstruppen nicht mehr gewachſen war. Der König begab ſich nun ſelbſt mit 10,000 Mann dorthin, und andere Verſtärkung mußte bald nachfolgen; er wollte Daun ſchlagen, und dann zurückkehren. Für die Zwiſchenzeit mußte die Einſchließung von Prag durch geringere Macht fortgeſetzt werden; der Feldmarſchall Keith führte den Oberbefehl, der König ließ aber auch Winterfeldt hier zurück. Wirklich wurde auf dieſer Seite kein Nachtheil erlitten, ſondern der Feind im Zaum gehalten. Allein der König verlor gegen Daun am 18. Juni die berühmte Schlacht von Kollin, und mit dieſer alle Vortheile des bisher ſo glücklichen Feldzuges, ja die Folgen dieſer unerwarteten Niederlage ſchienen dem ganzen Krieg eine üble Wendung geben und das Verderben des Königs herbeiführen zu müſſen; denn in Böhmen konnten ſich die Preußen nun nicht halten, und während ſie kaum vermögend ſchienen, Schleſien und Sachſen gegen die verſtärkten und ſiegenden Oeſterreicher zu decken, ſollten ſie auch noch den Ruſſen und Franzoſen, die ſchon im Anmarſch waren, die Spitze bieten. Der König überließ ſein geſchlagenes Heer dem Oberbefehle des Prinzen Moritz von Anhalt-Deſſau, und eilte zu den Truppen, welche Prag umſchloſſen hielten. Hier ließ er ſogleich Winterfeldt und Retzow rufen, denen als ſeinen Vertrauten und Gehülfen er das erlittene Unglück und ſeine verzweifelte Lage ganz offen darlegte. In der That war der Abſtand kaum zu faſſen, kurz vorher durfte der ſtolze Muth die weitausſehendſten Plane hegen, den Frieden auf den Wällen von Wien zu unterzeichnen hoffen, jetzt, gebeugt, mußte er nur an die nächſte Rettung denken, während von allen Seiten neue Gefahren herandrangen. Retzow bemerkt, der König habe doch keineswegs ſchon an ſeinem Heile verzagt, ſondern alsbald mit Einſicht und Stärke die Maßregeln in's Auge gefaßt, welche der Augenblick erforderte. Daß Winterfeldt hierin dem Könige nicht nachgeſtanden habe, ſondern ſeine Kraft und Kühnheit durch das Unglück nur erhöht worden, bezeugt eine Ueberlieferung, welche ſich aus jenen verhängnißvollen Tagen bis in die unſeren mündlich erhalten hat. Bei den Ueberlegungen, welche zwiſchen dem Könige und Winterfeldt Statt fanden, und die auch in freies Geſpräch leicht übergingen, machte dieſer einſt den verwegenen Vorſchlag, wenn denn wirklich alles ſo verzweifelt ſtehe und der ganze Staat faſt verloren ſcheine, ſo möchte der König denn ein Aeußerſtes wagen, und das Geringere gleich und ganz aufgeben, um ein Größeres vielleicht zu gewinnen; er ſolle ſeine beſten Truppen zuſammenraffen, an ihrer Spitze nach Frankreich einbrechen, und ein zweiter Klodwig dort Land und Volk ſich erobern; der Krieg aber müſſe nicht gegen das Volk, ſondern nur gegen den verachteten Hof und die elendeſte aller Regierungen geführt, das franzöſiſche Ehrgefühl nicht nur geſchont, ſondern kräftig angeſprochen werden, und die Verheißung eines beſſern Zuſtandes den preußiſchen Fahnen vorangehen, den die Franzoſen willig von einem Könige empfangen würden, in welchem ſie ſchon längſt einen ihnen verwandten Geiſt anerkannten. Der Miniſter Graf von Hertzberg hat dieſe Merkwürdigkeit dem verſtorbenen Miniſter von Brockhauſen, ſeinem Zögling, mitgetheilt, dieſer dem Grafen Guſtav von Schlabrendorf in Paris, aus deſſen Munde ſie in Zſchokke's Prometheus wiedergegeben iſt. Schlabrendorf, welcher von Hertzberg ſagte, er ſei kein großer Mann geweſen, aber wohl ein großer Preuße oder vielmehr eigentlich ein großer Pommer, fand keinen Grund die Wahrheit der Ausſage deſſelben zu bezweifeln, und meinte ſogar, wenn man ſich Ludwigs des Fünfzehnten Hof und die damalige Weiberherrſchaft, ſo wie die Stimmung des Volkes vergegenwärtige, ſo ſei Winterfeldt's Einfall nicht halb ſo verwegen oder hoffnungslos geweſen, als er im erſten Augenblick ſcheine. Wir aber kehren den Blick aus dieſer abentheuerlichen Ferne zurück, und folgen Winterfeldt zu den mühevollen Sorgen und Arbeiten, welche der Drang der Umſtände ganz in der Nähe für ihn bereit hielt.

Die Belagerung von Prag wurde ſchon den 20. Juni, gleich nach der Ankunft des Königs aufgehoben, und der Rückzug angetreten. Keith, der die ſogenannte Kleinſeite der Stadt eingeſchloſſen hatte, ſäumte mit ſeinem Aufbruch etwas, um ſeinem rechten Flügel, welchen Winterfeldt führte, beiſtehen zu können; dieſer aber, obgleich durch die leichten Truppen lebhaft angegriffen, hatte dieſe raſch zurückgeworfen, war ſchon in Sicherheit, und verwundert über das Zögern des Feldmarſchalls, ſchickte er durch einen Adjutanten deßhalb eine Erinnerung; Keith antwortete verdrießlich, daß er nur für Winterfeldt gefürchtet habe, und darum ſtehen geblieben ſei. Retzow meint, Winterfeldt ſei gar nicht angegriffen worden, jedoch das eigne Tagebuch Keith's, durch ſeinen Sekretair Weidemann geführt, ſagt das Gegentheil. Die verſchiedenen Heerabtheilungen ſtießen bei Liſſa wieder zuſammen, jedoch um ſich auf's neue zu trennen, der König nahm 14 Bataillons Fußvolk und 7 Küraſſierregimenter, welche vor Prag geſtanden, am 23. Juni mit ſich nach Leitmeritz, wo er ſich auf das linke Ufer der Elbe zog; die von Kollin zurückgekommenen Truppen ließ er unter dem Herzog von Bevern in der Gegend von Nimburg. Dieſen letztern Truppen war auch Winterfeldt beigegeben, und ging am 26. Juni, weil der Herzog ſich der Lauſitz nähern wollte, mit 4 Grenadierbataillons und 15 Schwadronen Huſaren, den Marſch zu decken, nach Böhmiſch-Hirſchberg voraus. Von demſelben Tage lautet ein Schreiben des Königs an ihn: „Obgleich unſere Sachen nicht zum beſten ſtehen, ſo ſchreibe Er mir doch, warum ſie ſich ſo weit zurücke gezogen haben. Mein

Rath iſt, der Paſchkopol muß mit 4 Bataillons beſetzt werden, in Gießhübel 2, dann ſo iſt die Paſſage ſicher; Dann iſt nach Prag marſchirt, ich beſorge er nimmt das Lager von Budin, dann ſind wir allhier als halb im Sack. Es ſind traurige und betrübte Zeiten, allein wir müſſen uns zuſammenraffen und alle Kräfte anſtrecken, dieſes wo möglich in Ordnung zu bringen. Schreibe Er mir hierüber frei Seine Gedanken. Adieu.“

Nadasdy ſuchte mit ſeinen zahlreichen leichten Truppen die Verbindung zwiſchen dem König und dem Herzoge zu unterbrechen, welche der Prinz Heinrich von Preußen mit einer kleinen Schaar bei Trebotſchau nicht lange erhalten konnte. Am 27. Juni brach der Herzog von Bevern in drei Truppenzügen auf, ging am 28. bei Jung-Bunzlau über die Iſer und nahm ein Lager bei Tſcheditz. Unzufriedenheit und Mangel herrſchte bei den Truppen, ſie liefen haufenweiſe davon. Die Generale waren uneinig, man vermißte und betrauerte Schwerin, niemand überſah das Ganze, und da die Sachen rückwärts gingen, ſuchte jeder die Schuld davon in den Anderen. Selbſt der König wurde nicht verſchont, ſondern bitter getadelt, nicht nur wegen des Verlaufes der Schlacht von Kollin, ſondern auch wegen der Maßregeln, die er jetzt nahm. Sein Bruder Auguſt Wilhelm, der als muthmaßlicher Thronerbe der Prinz von Preußen hieß, hatte ſich über die unglückliche Schlacht mit lautem Unmuth ausgelaſſen. Er hatte ſchon oft leidenſchaftlich den Wunſch geäußert, ſelbſtſtändig an der Spitze von Truppen zu ſtehen, auf ſein dringendes Erſuchen willfahrte ihm der König, und übergab ihm am 29. Juni den Oberbefehl derjenigen Truppen, deren Rückzug nach der Lauſitz gerichtet war. Dieſe Heerabtheilung ſchien am wenigſten gefährdet, die ſchwerere Aufgabe glaubte der König dem Heertheile zugewieſen, den er ſelber befehligte. Um den Prinzen ganz zufrieden zu ſtellen, fügte er hinzu, daß er ihm Schmettau zutheile, den der Prinz ſehr liebte, und deſſen Fähigkeiten er ganz vertraute. Ueberglücklich durch dieſe Gunſt, bat er den König nun, ihm auch Winterfeldt zu geben, in welcher Bitte er dem Könige nur zuvorkam. Daß dem Prinzen der Oberbefehl gewährt wurde, war ein Mißgriff, welchen alle Betheiligten ſchwer büßen ſollten! —

Die Engländer, ſagt man, haben die ſtolze Forderung bei ſich eingeführt, daß ihre Kriegsſchiffe einen um die Hälfte ſtärkeren Feind nur als einen gleichen achten und angreifen ſollen. Der König, geſtützt auf Thatſachen, durfte in gleicher Art vorausſetzen, daß jeder preußiſche Prinz, tapfer und kriegskundig von Natur, immer Außerordentliches leiſten müſſe. Doch läßt ſich die Forderung des Heldenmuths nicht in die der Feldherrngaben ausdehnen; dieſe ſind ein Glück, eine Verleihung, ein Vorzug, die zu beſitzen niemand verpflichtet ſein kann. Der König, welcher ſeinem Bruder, deſſen Liebenswürdigkeit, Kenntniß, Muth und Eifer alle Zeitgenoſſen rühmen, ſpäterhin alle Feldherrngaben abſprach, that Unrecht, daß er ihn dahin ſtellte, wo ſie am meiſten nöthig waren. Zwar mißtraute der König ſchon anfangs den Einſichten des Prinzen, ließ ihm deßhalb die beſten Generale, und wies ihn beſonders an Winterfeldt, um in ſchwierigen Fällen deſſen Angaben zu befolgen. Allein hiedurch wurde die Befehlführung nicht gebeſſert, die Einheit aber geſtört, Mißtrauen ausgeſtreut, und Winterfeldt ſelbſt in eine Lage gebracht, wo ſeine großen Eigenſchaften nicht wirken konnten, ſondern ihm nur Widerwillen und Haß zuziehen mußten. Der Prinz Auguſt Wilhelm trat den Oberbefehl gleich mit der auffallenden Vorſicht an, ſich durch genaue Vorſchriften des Königs gegen jede Verantwortung ſichern zu wollen; die Verweiſung auf Winterfeldt, den er ſchon immer ungern ſah, mißfiel ihm, und er hielt ſich lieber an Schmettau, der bei dem Könige aber jetzt nicht beliebt, und mit Winterfeldt in übler Spannung war. Schlimmer wahrlich konnten die Angelegenheiten hier nicht geordnet werden, alles war zum ſchlechteſten Erfolg eingerichtet, und wenn der König hier in Winterfeldt's Anweſenheit eine Bürgſchaft zu haben glaubte, ſo vergaß er, daß eine falſche Stellung zugleich das größte Verdienſt erdrücken müſſe. Wenn Winterfeldt bei älteren und vorgeſetzten Kriegsgenoſſen, zum Theil ſeinen Freunden, als Beauftragter des Königs, in Glück und Sieg, es nicht immer leicht durchgeſetzt, daß ſie ſeinen Weiſungen Folge leiſteten, wie konnte dies in ſo geſteigerten Verhältniſſen, dem Bruder des Königs gegenüber, unter Neid und Aufreizung aller Art, und im fortwährenden Verlauf unglücklicher Ereigniſſe, dem Mißgeſtellten gelingen!

Der König täuſchte ſich noch in einer anderen Vorausſetzung. Er hatte geglaubt, die Hauptſtärke des Feindes würde ihm nachziehen, und ſein Bruder nur eine geringere Macht gegenüber haben. Zum Unglück aber wandten ſich der Prinz von Lothringen und Daun vereint gegen dieſen ſchwächeren und übelberathenen Theil des preußiſchen Heeres, und rückten demſelben am 1. Juli oberhalb Brandeis über die Elbe nach. Der Prinz Auguſt Wilhelm wich am 2. nach Neuſchloß zurück. Winterfeldt machte die Nachhut, und wußte den Feind gehörig fern zu halten. Mit dem Könige führte er ſeinen Briefwechſel in Ziffern, weil die Verbindung unſicher war; er ſchrieb, man müſſe bei Leipa, wo man noch dem Könige nahe ſei, ſo lange als möglich ſtehen bleiben, und das Aeußerſte abwarten, er glaube nicht, daß Daun mit dem ganzen Heere dahin folgen werde, falls aber auch, ſo könnten ſie mit der erwarteten Verſtärkung ihm die Spitze bieten. Winterfeldt machte einen Streifzug nach Habichtſtein und gegen Böhmiſch-Hirſchberg hin, um den Feind zu erkunden, und mußte dann der Zufuhr von Mehl und Geld, welche der General von Brandeis aus Schleſien über Zittau herbeiführte, mit 4 Bataillons Fußvolk und 5 Schwadronen entgegengehen; er beſetzte Gabel, Reichſtadt und Böhmiſch-Leipa, und fand bei letzterem Ort eine ſo feſte Stellung hinter der Pulsnitz, daß er dem Prinzen rieth, von Neuſchloß dahin zu marſchiren; der Prinz, wiewohl der Herzog von Bevern und nebſt Fouqué auch Schmettau nicht dieſer Meinung waren, folgte dem Rath, und rückte am 7. in drei Truppenzügen nach Böhmiſch-Leipa. Der König, ſagt Schmettau, habe über dieſen Marſch, und in ſehr harten Ausdrücken, an den Prinzen geſchrieben; allein dies iſt irrig, der König ſchrieb vielmehr, im gegenwärtigen Falle billige er den Marſch, allein er hoffe, es werde von nun an nicht weiter zurückgehen, man müſſe ſo lange als möglich ſich in Böhmen zu erhalten ſuchen. Der Feind zog langſam näher, und obgleich dreimal ſtärker als die Preußen, ſo vermied er doch ſie anzugreifen, ſondern bedrohte ſie nur im Rücken. Für ſeine Vorräthe in Zittau beſorgt, wünſchte der Prinz bis Gabel zurückzugehen, der König aber verbot dies, und ſchrieb, wenn man ſo fortfahre, werde man binnen einem Monat ſich an die Thore von Berlin gelehnt finden. Der Prinz wollte ſicher gehen, und verlangte oft die Meinung ſeiner Generale, hatte jedoch keinen eigentlichen Rathgeber. Winterfeldt war ihm nicht angenehm, und überdies meiſt verſchickt; aber auch deſſen entſchiedener Widerſacher Schmettau, den er doch ſelbſt gewählt, und dem er am meiſten vertraute, leitete das Ganze nicht, ſondern ſah vieles geſchehen, was ihm nicht war mitgetheilt worden. Da der Prinz der Gehülfen genug um ſich hatte, ſo durfte jeder glauben, die Sache ſei in anderer Hand, und hatte kein Recht, ſich vorzudrängen. Jede Verlegenheit endete auf dieſe Weiſe im Zurückgehen, welches dem Könige, der ſich möglichſt lange in Böhmen behaupten wollte, ſeinen ganzen Plan verdarb.

Am 13. Juli mußte der Prinz, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, Winterfeldt mit 7 Bataillons Fußvolk und 5 Schwadronen Huſaren nach Tetſchen abſenden, um eine öſterreichiſche Schaar, welche dorthin vorgedrungen war, zu vertreiben. Als nun die Nachricht kam, die ganze Stärke des Feindes ſtehe bei Niemes, ſchon in der Flanke des Prinzen, ſandte dieſer den General von Puttkammer mit 3 Bataillons Fußvolk und 10 Schwadronen nach Gabel, um dieſen Ort und die Zufuhr zu ſichern; ſie wurden unterwegs wiederholt angegriffen, und hatten Mühe, glücklich anzukommen; die Entſendung war unverhältnißmäßig ſchwach, weil ſchon ſo viele Truppen mit Winterfeldt ausgezogen waren. Als dieſer am ſpäten Abend endlich wiederkam, meldete er, daß ſeine Truppen eben auf dem rechten Flügel des Lagers einrückten, und er keinen Feind in Tetſchen gefunden habe. Der Prinz wollte ihm von ſeiner Beſorgniß wegen Gabel ſprechen, Winterfeldt aber antwortete: „Ich ſtehe morgen früh um 2 oder 3 Uhr zu Ew. Hoheit Befehl, aber heute bin ich ganz müde und matt, und kann gar nicht mehr.“ Dieſe Antwort wurde ihm ſehr übel angerechnet, man ſchien für ihn, der es an Eifer und Anſtrengung von jeher Anderen zuvorgethan, nicht wiſſen zu wollen, daß die menſchliche Ausdauer ihre Gränzen hat. Winterfeldt ſchrieb am folgenden Morgen an den König: Gabel müſſe wegen der Verbindung mit Zittau behauptet werden, es koſte was es wolle; Puttkammer halte ſich noch, 3 Bataillons marſchirten ihm zu Hülfe, könnten die nicht durchdringen, ſo werde er, Winterfeldt, morgen früh mit 6 Bataillons auch noch dahin marſchiren, welches er auch lieber gleich heute als morgen gethan hätte. Er fand ſich darauf mit den anderen vornehmſten Generalen nach des Prinzen Befehl bei Fouqué ein, der noch an ſeiner bei Prag erhaltenen Wunde litt, und hier wurde Rath gehalten, was zu thun ſei. Der Prinz beſchloß endlich, nach Gabel zu marſchiren, und übertrug Winterfeldt die Vorhut. Eine mittlerweile nach Reichſtadt ausgeſandte Schaar unter dem General von Rebentiſch ſah ſich von allen Seiten angegriffen, und mußte durch 2 nachgeſandte Bataillone unter dem General von Manteuffel wieder befreit und zurückgebracht werden, der Weg nach Gabel war ſchon abgeſchnitten, Puttkammer hatte ſich daſelbſt nach dreitägiger tapfern Vertheidigung endlich der Uebermacht ergeben müſſen, und den Truppen des Prinzen war nur noch der beſchwerliche Gebirgsweg über Georgenthal offen, um an Gabel vorbei nach Zittau zu gelangen. Abends am 16. Juli brach die Vorhut auf, ſie beſtand aus 7 Bataillonen Fußvolk, 10 Schwadronen Reiterei und 20 Stücken Geſchütz, wurde aber von Schmettau befehligt, und ſollte ſo raſch als möglich Zittau gewinnen. Schmettau hatte darauf beſtanden, dieſe Truppen zu befehligen, und der Prinz ihm nachgegeben, obgleich er früher Winterfeldt dazu beſtimmt hatte. Dieſer mußte ſich begnügen, eine zweite Schaar zu führen, welche nun, im Gegenſatze jener vorausgeſandten Truppen, die eigentliche Vorhut heißen ſollte. Er marſchirte am 17. mit 6 Bataillonen ab, meiſtens Grenadiere, welche einen Zug von beinahe 4000 Wagen zu decken hatten, die im Gebirge nur einer hinter dem anderen fahren konnten. Die Kroaten griffen dieſen langen Zug hin und wieder mit Vortheil an, brachten Verwirrung und Stockung in denſelben, und es mußte ein Bataillon zurückmarſchiren und den Feind vertreiben. Winterfeldt wird von Schmettau beſchuldigt, ſeine Truppen widerſinnig eingetheilt zu haben, welches dem erfahrnen, ſcharfblickenden; Kriegsmann ſchwer zuzutrauen und auch durch die näher angegebenen Umſtände gar nicht erwieſen iſt. Bei einer der häufigen Stockungen, als Winterfeldt ſich neben ſeinen Soldaten im Walde ausruhte, und eben ſein Flaſchenfutter hervorholen ließ, brachen Kroaten plötzlich aus dem Gebüſch hervor, und er entkam nur mit genauer Noth der Gefahr, erſchoſſen oder gefangen zu werden. Warnery, der dies erzählt, ſetzt hinzu, er habe ihm nicht mehr derſelbe geſchienen, wie vor der Schlacht von Prag; ob ſeine dort erlittene Verwundung ſo nachgewirkt, oder der ſchlechte Gang der Sachen ihn gebeugt habe, genug, er ſei weniger entſchloſſen und rüſtig geweſen, und habe alles gehen laſſen wie es wollte. Gegen das Erſtere möchten ſich aus Warnery's eignen ſpäteren Anführungen Zweifel erheben laſſen. Das Letztere dürfen wir hievon als das Sicherſte annehmen, jedoch weder Winterfeldt's Wahl noch Schuld dabei zugeben.

Inzwiſchen war der König mit der Führung der Sachen durch ſeinen Bruder mit jedem Tag unzufriedener geworden, und ſprach ſich darüber mit heftigen Worten aus. Er bereute, ihm auf ſein eifriges Bitten eine ſo wichtige Befehlführung anvertraut zu haben, da derſelbe ſeinem Auftrage ſo durchaus nicht gewachſen ſei, und er dachte ſchon durch den Prinzen Heinrich ihn zu erſetzen. Allein dieſer hatte ſchon im voraus beſchloſſen, ſich der Abſicht des Königs zu entziehen, und in der That kam ſie nicht zur Ausführung. Ueberhaupt erfuhr der König, wie ſelbſtherrſchend und befehlſtreng ſonſt, grade von ſeinen Nächſten unaufhörlich Widerſinn und Tadel, die ſich dann auch die Umgebungen mittheilten, und in den gehäſſigſten, ungebührlichſten Reden ausſprachen. Was er that und anbefahl, wurde bitter gemeiſtert, den gröbſten Irrthümern oder kleinlichſten Triebfedern zugeſchrieben, die Geſinnung und Fähigkeit des Königs in aller Weiſe herabgeſetzt. Es iſt ein Wunder, daß der König bei ſo vielem Mißwollen der Seinigen noch immer ſeine Zwecke ſo glücklich hat durchſetzen können, und es iſt ſehr natürlich, daß er die wenigen Männer, von denen er ſich wahrhaft geliebt und begriffen wußte, um ſo höher ſchätzte, und um ſo vertrauenvoller gebrauchte.

Erſt am 19. Juli gelangten die Schmettau'ſchen Truppen nach Zittau, fanden aber den Eckartsberg daſelbſt vom Feinde ſchon beſetzt, eine zahlreiche Macht theils aufmarſchirt, theils im Anzuge, und am 20. war das ganze öſterreichiſche Heer vor Augen. Der Prinz Auguſt Wilhelm war mit dem Haupttrupp noch zurück, Winterfeldt durfte nicht eilen, ſondern mußte ſich jenem nächſt voran halten, und überall die Bahn brechen, unter beſtändigen Plänkeleien mit dem Feinde; ſchon rückten ſogar aus der Gegend von Zittau 6000 Oeſterreicher auf die Berge von Kreiwitz vor, um den Preußen den Weg zu ſperren; Winterfeldt eilte ihnen zuvorzukommen, und ſchlug unterwegs einige Angriffe ab. Beſorgt, bei der Eile der Vortruppen, nicht ſchnell genug nachzukommen, ſchickte der Prinz einen Adjutanten an Winterfeldt mit der Erinnerung, langſamer zu marſchiren, worauf dieſer, durchdrungen von der augenſcheinlichen Gefahr, daß, wenn er nicht dem Feinde zuvorkäme, das ganze Heer verloren ſei, dem Adjutanten unmuthig erwiedert haben ſoll: „Der Prinz mag mich ungeſchoren laſſen, und ſich nur um ſich ſelbſt bekümmern; ich weiß beſſer, was ich zu thun habe, als er." Der Prinz, um ſich in Zuſammenhang mit ihm zu erhalten, ließ hierauf die 13 vorderſten ſeiner Bataillone ſchleuniger nachrücken, welche Winterfeldt an ſich zog, und nun mit anſehnlicher Macht die Berge bei Kreiwitz beſetzte. Der Prinz folgte dahin nach. Der ganze Rückzug hatte die traurigſte Geſtalt; umgeben vom Feinde und oft ſchon wie abgeſchnitten, ohne Zuverſicht und Ermuthigung, wanden ſich die Truppen mühſam in den ſchlechten Wegen fort; ſtets aufgehalten und doch ohne Raſt, weil der Feind unaufhörlich neckte, Gepäck und Nachzügler wegnahm; ohne Lebensmittel, und ſogar der Zelten entbehrend, die nicht mehr aufgeſchlagen wurden; auch liefen jede Nacht viele Soldaten fort. Man muß die Schilderung bei Warnery nachleſen. Winterfeldt brach von Kreiwitz alsbald wieder auf, und ging nach Romburg, wo er den General von Seydlitz aufnahm, der ſeine Reiterei von Zittau, wo ſie nutzlos und gefährdet war, glücklich dem Prinzen wieder zuführte. Unter Drangſalen, Gefechten und Verlegenheiten aller Art kam der Prinz am 22. Juli bei Zittau mit ſeinen Truppen an. Allein die Oeſterreicher beherrſchten die Zugänge der Stadt, und Schmettau befand ſich mit allen Vorräthen, auf welche der Prinz für ſeine Truppen rechnete, dort eingeſchloſſen. Winterfeldt rückte mit einigen Grenadierbataillonen zwiſchen die Stadt und das öſterreichiſche Lager, und während er ein lebhaftes Geſchützfeuer aus dieſem beſtand, konnte Schmettau mit 7 Bataillonen, und Brotvorräthen auf 2 Tage ſich aus der Stadt herausziehen und in das Lager des Prinzen einrücken. Am folgenden Tage ſchoſſen die Oeſterreicher Zittau in Brand, die noch übrige preußiſche Beſatzung entkam zum Theil noch, die Vorräthe jedoch gingen im Feuer auf.

Nach dieſem Verluſte konnten die Preußen hier nicht länger verweilen. Der Feind wagte zwar ungeachtet ſeiner großen Ueberlegenheit keinen Hauptangriff, allein der Brotmangel entſchied den weitern Rückzug. Am 24. Juli abends brach Winterfeldt wieder auf, und marſchirte diesmal mit 10 Bataillonen und 30 Schwadronen, über Herrnhut nach Löbau, wohin der Prinz ſogleich nachfolgte. Der Marſch geſchah in beſter Ordnung und Haltung. Am 26. Juli war Raſttag, und Winterfeldt ſchrieb einen Bericht an den König, worin er ſagt, der Feind wolle die Preußen, wie bei Zittau, ebenfalls von dem Magazin zu Bautzen abſchneiden, der Prinz habe deßhalb beſchloſſen, am folgenden Tage nach Bautzen zu marſchiren; weil aber der König angemeſſen finden möchte, noch die Verbindung bis Löbau zu behaupten, ſo habe Winterfeldt den Vorſchlag gethan, mit ſeinen Vortruppen noch heute Abend vorauszugehen, auf dem halben Wege nach Bautzen den Engweg bei Hochkirchen zu beſetzen, und wenn das Heer nach Bautzen durchgezogen ſei, bis auf weiteren Befehl dort ſtehen zu bleiben; noch habe der Feind Scheu, und getraue ſich nicht, und nur ſeine Streifpartheien wagten ſich weit vor. In den Berichten Winterfeldt's, die aus dieſer bedrängten Zeit ſich noch erhalten haben, findet ſich keine Spur von Anklage des Prinzen, noch von Erbitterung gegen andere Generale, im Gegentheil ſtets die gleiche ſachgemäße

Faſſung und muthige, feſte Stimmung, wie in allen früheren. Der Prinz genehmigte den erwähnten Vorſchlag, und Winterfeldt blieb mit ſeinen Truppen bei Hochkirchen ſtehen; da jedoch eine zu ſtarke feindliche Macht heranrückte, ſo ſchloß er ſich am 28. Juli doch ebenfalls dem Lager bei Bautzen an.

Hier endlich wollte nun auch der König mit anſehnlicher Verſtärkung eintreffen, und der ſchweren, undankbaren, und dem Prinzen Auguſt Wilhelm durch die nachtheiligſten Umſtände faſt unlösbar gewordenen Aufgabe eine beſſere Wendung geben, indem er, was längſt wäre nöthig geweſen, die Truppenſtärke mit der des Feindes wieder in einiges Gleichgewicht ſtellte. Am 29. Juli frühmorgens wurde der König erwartet. Der Prinz verſammelte alle ſeine Generale, und ritt ihm entgegen; nur Winterfeldt und Goltz fehlten, welche der König ſchon früher zu ſich beſchieden hatte, wie Retzow von dem letzteren dies ausdrücklich ſagt. Eine Viertelmeile von Bautzen begegneten ſich die beiden Züge. Hier fand nun ein merkwürdiger Auftritt Statt, an welchen ſich viele beklagenswerthe Folgen anreihten, und den wir mit den Worten der Lebensbeſchreibung von Schmettau hier wiedergeben. „Der König hatte Winterfeldt und Goltz zu ſeinen Seiten, der Prinz Heinrich und der Herzog Ferdinand von Braunſchweig ritten mit ſeinem übrigen Gefolge hinter ihm. Als er ſich dem Prinzen Auguſt Wilhelm auf ungefähr dreihundert Schritt genähert hatte, hielt er ſtill. Der Prinz that ein Gleiches, indem er und ſeine Begleiter durch Abnehmen der Hüte grüßten, welches das Gefolge des Königs erwiederte. Dieſer aber kehrte ſtatt deſſen ſein Pferd um, ſtieg ab und legte ſich auf die Erde nieder, als erwarte er ſeine nachkommenden Truppen; Winterfeldt und Goltz ließ er neben ſich ſitzen. Alle ſeine Offiziere ſtiegen ebenfalls von den Pferden, wie auch der Prinz nebſt ſeinem Gefolge auf der andern Seite. — Indeſſen kam die Spitze der Königlichen Truppen an. Der König ſtieg wieder zu Pferde, und ritt mit ſeinem Gefolge immer in der Entfernung von drei- bis vierhundert Schritten um den Prinzen herum nach Bautzen. Der Prinz folgte nebſt ſeinen Begleitern hinten nach.“ So weit die Lebensbeſchreibung Schmettau's. In einer Hauptſache jedoch weichen wir von ihr ab. Nach Schmettau wäre der General von der Goltz gleich dort zu dem Prinzen herüber geſandt worden, ihm und allen ſeinen Generalen den harten Unwillen des Königs auszudrücken. Nach dem Grafen von Schwerin aber, dem Neffen des Feldmarſchalls und damaligen Adjutanten Winterfeldt's, war es dieſer, welcher nach dem Einreiten in's Lager, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, öffentlich im Parole-Kreiſe, in welchem der Prinz und alle ſeine Generale ſtanden, ihnen ſagen mußte: „Sie hätten Alle verdient, daß über ihr Betragen ein Kriegsrecht gehalten würde, wo ſie denn dem Spruch nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indeß wolle der König es nicht ſo weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergeſſe.“ Der König ſtand unweit des Kreiſes und horchte, ob Winterfeldt auch ſtrikte der ihm anbefohlenen Ausdrücke ſich bediene. Winterfeldt that es, fährt ſein Adjutant fort, aber mit Schaudern, und er konnte den Eindruck ſeiner Worte ſogleich ſehen, denn der Prinz trat augenblicklich aus dem Kreiſe, und ritt, ohne den König zu ſprechen, nach Bautzen. Der Graf von Schwerin, der ſeine Nachrichten in reiferen Jahren ſchlicht und partheilos niederſchrieb, und als naher Augenzeuge berichtet, dünkt uns für dieſen Auftritt ein beſſerer Gewährsmann, als Schmettau, der hier weſentlich betheiligt, vielleicht eine würdige Vertheidigungsrede des Prinzen nicht fehlen laſſen wollte, welche dieſer in einem früheren oder ſpäteren Augenblick auch wirklich an Goltz gerichtet haben mag. Auch hatte Schmettau ſich ſchon früher entfernen müſſen, da der König ihm hatte ſagen laſſen, er ſolle ihm nicht vor die Augen kommen. Mußte der ganze Vorgang aber die von dem Zorn des Königs ſo hart Betroffenen mit Unmuth und Schmerz erfüllen, ſo empfingen ſie in dem unglücklich gewählten Werkzeug nun auch ein Ziel bezeichnet, auf welches ihr Groll ſich wenden konnte. Beſonders Schmettau war gebeugt, welchem der König ſagen ließ, er wolle ihn nicht ſehen. Winterfeldt ſollte nun der Urheber der Ungerechtigkeit und Härte ſein, über die man ſich beklagte. Es iſt durch nichts erwieſen, daß er dem Könige heimliche Berichte über den Prinzen abgeſtattet, noch weniger, daß er dieſen oder einen ſeiner Generale verläumdet habe. Die Ausſage öſterreichiſcher Offiziere, die einige Briefe Winterfeldt's wollten aufgefangen haben, hat das Anſehen leerer Erfindung, und müßte, als gegründet, ganz beſtimmte Aufſchlüſſe geliefert haben, die doch durchaus fehlen. Wenn aber der König ihn fragte, durfte er die Antwort verſagen? und konnte er dem Könige die Sachen als gut geleitet vorſtellen? Ihm ſelber war ſchlecht mitgeſpielt worden, allein er blieb in Eifer und Thätigkeit ſich gleich, und ſcheint ſich nicht einmal beſchwert zu haben. Er hatte die Strenge des Dienſtes früh ertragen gelernt, und murrte und ſchalt nicht gleich über jede Widrigkeit, wie die Anderen, welche an Werth und Gunſt ihm doch nicht gleichſtanden. Er wurde unverdient das Opfer ſeiner Stellung, deren Verwickelungen diesmal zu hoch reichten, als daß er ſie hätte löſen können. Der unglückliche Ausgang des brüderlichen Zwiſtes gab ſeinen Namen noch mehr der üblen Nachrede preis, welche nicht ſelten ſogar den König in ſeinem Lieblinge treffen wollte.

Der Prinz August Wilhelm, gekränkt und unwillig, war ſogleich entſchloſſen, ſich von dem Heere nun ganz zurückzuziehen. In Bautzen, wo der König ihn nicht rufen ließ, ſchrieb er demſelben in franzöſiſcher Sprache, wie die Geſchwiſter unter einander gewohnt waren: „Daß die empfangenen Kabinetsbefehle, beſonders aber die eben erfahrene unerwartete Begegnung, genugſam zu erkennen gäben, daß er, nach des Königs Meinung, Ehre und Ruf verſcherzt habe. Da er ſich keine Vorwürfe machen könne, ſo erwecke dies zwar Betrübniß, aber keine Erniedrigung in ihm. Er ſei vollkommen überzeugt, weder nach Eigenſinn gehandelt, noch dem Rathe derer gefolgt zu ſein, die guten Rath zu ertheilen nicht im Stande geweſen wären. Alle bei ſeinem Heer angeſtellten Generale müßten ihm dies Zeugniß geben. Er halte es hiernach für überflüſſig, den König zu bitten, ſein Benehmen unterſuchen zu laſſen, es würde derſelbe ihm dadurch eine Gnade erzeigen, folglich dürfe er darauf nicht rechnen. Seine Geſundheit ſei durch die Anſtrengung ſeines Körpers, noch mehr aber durch Kummer erſchüttert; er ſei daher nach Bautzen gezogen, um ſolche wiederherzuſtellen. Den Herzog von Bevern habe er erſucht, von allem, was das Heer betreffe, Auskunft zu geben; indeß möchte der König verſichert ſein, daß, ungeachtet des nicht verdienten, drückenden Unglücks, er niemals ſeine Geſinnung für den Staat aufgeben werde, und daß es ihm, einem treuen Mitgliede dieſes Staates, zu unausſprechlicher Freude gereichen werde, den glücklichen Ausgang der Königlichen Unternehmungen zu erfahren.“ Der König antwortete hierauf aus dem Lager bei Bautzen am 13. Auguſt eigenhändig: „Mein lieber Bruder! Ihr ungeſchicktes Benehmen hat meine Umſtände ſehr zerrüttet. Nicht der Feind, ſondern Ihre übelgewählten Maßregeln ſind es, die mir all dies Unglück zuziehen. Meine Generale ſind nicht zu entſchuldigen; ſei es, daß ſie Ihnen ſchlecht gerathen, oder die Ausführung Ihrer ſo üblen Entwürfe zugegeben haben. Ihr Ohr iſt nur an Schmeicheleien gewöhnt; Daun hat Ihnen nicht geſchmeichelt, und Sie haben die Folgen davon erfahren. In dieſer traurigen Lage bleibt mir nichts übrig, als das Aeußerſte zu wagen. Ich werde angreifen; und wenn wir nicht ſiegen können: ſo wollen wir uns Alle todtſchießen laſſen. Ich beklage mich nicht über Ihr Herz, wohl aber über Ihre Unfähigkeit und Ihre zu geringe Urtheilskraft bei der Wahl der möglichſt guten Entſchlüſſe. Wer nur noch wenig Tage zu leben hat, bedarf der Verſtellung nicht. Ich wünſche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß alles Unglück und alle Widerwärtigkeiten, die Ihnen begegnet ſind, Sie lehren mögen, Sachen von Wichtigkeit mit mehr Sorgfalt, Einſicht und Entſchloſſenheit zu behandeln. Der größte Theil aller widerwärtigen Begebenheiten, die ich vorausſehe, iſt Ihnen zuzuſchreiben. Sie und Ihre Kinder werden davon mehr betroffen werden, als ich; ſein Sie indeß verſichert, daß ich Sie jederzeit geliebt habe, und daß ich mit dieſer Geſinnung ſterben werde.“ Die Hindeutungen in dieſem Schreiben auf die verzweifelte Lage Friedrichs und auf die Möglichkeit ſeines nahen Todes erhalten ihren vollen Bezug erſt dadurch, wenn man bedenkt, daß der Brief zu dem Prinzen ſpricht, der, im Falle jenes Ausgangs, als der nächſte zum Throne daſteht, und den die Vorwürfe und Warnungen daher um ſo ſtärker angehen.

Auf das Geſuch des Prinzen, ſich nach Dresden begeben zu dürfen, antwortete der König dem Adjutanten des Prinzen, Lieutenant von Hagen, der ihm das Schreiben überbracht hatte, bloß mündlich: der Prinz könne hingehen, wohin er wolle. Als derſelbe von Bautzen abreiſte, machten ihm die Generale, welche unter ihm gedient hatten, ſämmtlich ihre Aufwartung, und es fehlte nicht an Aeußerungen des Mißvergnügens. Ja der Herzog von Bevern wollte dem Beiſpiele des Prinzen folgen, und das Heer verlaſſen. Dieſer aber vermochte ihn, einem Vorhaben zu entſagen, zu welchem er nicht ſo dringend veranlaßt war, und deſſen Ausführung auch dem Schritte des Prinzen nur einen gehäſſigen Schein geben konnte. „Laſſen Sie mich“, ſagte er, „das Opfer für Sie alle werden; wahrſcheinlich wird dem Könige, meinem Bruder, daran genügen.“ Späterhin, als Dresden von dem Feinde bedroht werden konnte, begab ſich der Prinz, dem Befehle des Königs gemäß, nach Torgau, und von dort nach Leipzig. Er fühlte jedoch das Bedürfniß, den König, gegen den er ſeinerſeits doch auch im Fehle ſtand, zu verſöhnen, und wünſchte dazu eine glückliche Gelegenheit zu benutzen. Es war bekannt, daß der König darauf ausging, den Franzoſen eine Schlacht zu liefern, und Prinz Heinrich hatte dem Prinzen Auguſt Wilhelm verſprochen, ihn gleich vom Anfange der Schlacht zu benachrichtigen, da dieſer denn auf unterlegten Pferden eiligſt eintreffen, der Schlacht beiwohnen, und nach dem Siege, an welchem nicht gezweifelt wurde, dem Könige Glück wünſchen ſollte. Die Sache ſcheiterte an der Schnelligkeit, mit welcher die Schlacht von Roßbach entſchieden war; der Prinz war ſchon unterwegs, als er den Sieg erfuhr, und da er an Kampf und Gefahr nicht mehr Theil haben konnte, ſo kehrte er nach Leipzig zurück. Er begab ſich dann nach Berlin, und ſtarb an einem Fieber im folgenden Sommer am 12. Juni auf dem Luſtſchloſſe zu Oranienburg, welches der König in früheren Jahren ihm geſchenkt hatte. Der Prinz litt ſchon längere Zeit an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde, wobei er ſich den

Kopf beſchädigt hatte; ſeitdem er aber das Heer verlaſſen, zehrte er ſichtlich ab. Man ſagte laut, der Gram habe ihn getödtet, und der Haß gegen das Andenken Winterfeldt's, der an des Königs Unwillen ſchuld geweſen ſein ſollte, fand darin neue Nahrung, und wurzelte bei des Königs Brüdern ſo feſt, daß noch bei den ſpäteſten Anläſſen ſeine Spuren ſichtbar wurden.

Wir kehren zu Winterfeldt zurück, deſſen Laufbahn auch ſchon ihrem Ende naht. Der König ſah die Lage der Dinge täglich gefahrvoller werden, und mußte mit Ernſt daran denken, gegen die Franzoſen aufzubrechen. Winterfeldt verfaßte den Entwurf zum Abmarſch für die ſämmtlichen Truppen, wobei die ſchnelle Beweglichkeit und feſte Ordnung derſelben wohl bedacht, das Gepäck eingeſchränkt, die Verpflegung geſichert, und allen ſonſtigen Nachtheilen möglichſt vorgebeugt wurde. Die Gunſt des Königs hinderte jedoch nicht, daß auch Winterfeldt die Mißlaune deſſelben erfuhr, und ſeine Vorſchläge zu einigen Beförderungen, die er in ſeinem Regimente nöthig hielt, ſah er durch die eigenhändigen Worte des Königs abgewieſen: „Da iſt nun keine Zeit vor, ich habe keine Kanzlei mit; wann der Feind wird geſchlagen ſeind, ſo iſt Zeit an Avancement zu denken; mehr als zwei Stabskapitains müſſen nicht bei die Regimenter ſeind.“ Aber gleich am nächſten Tage wieder, am 5. Auguſt, theilt ihm der König aus Weißenberg ſeine Nachrichten und Abſichten umſtändlich mit, und will Winterfeldt's Gedanken darüber wiſſen, und dieſer antwortet ſogleich, er freue ſich herzlich, daß der König ſich feſt entſchloſſen, den Feind anzugreifen; er habe noch niemals ein ſo gutes Vertrauen gehabt, daß mit Gottes Hülfe alles recht gut gehen und bald redreſſirt ſein werde, als eben jetzt, da es überall in der Kriſe vor ihnen ſei; er glaube, der Feind werde in ſeinem vermeinten ſtarken Poſten ſtehen bleiben und ſich angreifen laſſen, das werde ihm aber zum Unheil gereichen, denn er verlaſſe ſich ganz auf ſeine Batterieen, ſtünde aber auf einem ſo ſchmalen Terrain, daß er ſich nicht rühren könne, es käme alſo nur darauf an, eine ſeiner vorderen Batterieen ſtill zu machen, um ihn dann hardiment zu attakiren, dern er müſſe gleich in Verwirrung gerathen, und ſchlage ſich dann ſelbſt, und ſein Gepäck und Geſchütz werde ſeinen Rückzug hindern. Darauf giebt Winterfeldt Nachrichten über die Stellung des Feindes, er habe nicht alle Höhen beſetzt, man finde ſchon ein Loch, wo ihm beizukommen. Zuletzt ſagt er: „Ew. Majeſtät Kavallerie hat ſich beſonnen, und wird gut thun. Die Infanterie iſt vom beſten Willen.“ — Doch fügt er hinzu: „Mit dem gefällten Bajonet und ohne zu ſchießen kommen wir nicht durch, denn unſre Leute verlaſſen ſich nunmehro gar zu ſehr auf ihre 60 Patronen.“

Der König beſchied Winterfeldt am 6. Auguſt zu ſich nach Weißenberg, um nähere Rückſprache mit ihm zu nehmen. Zwei Tage ſpäter ſchreibt er, von einem Ritt gegen Löbau zurückgekehrt, mit guter Laune: „Allda ſtehet nichts, als miſerable Huſaren und Panduren; wann Er Putenjungens in ſeinem Gut braucht, ſo kann Ihm mit unſere Gefangene dienen.“ Am 10. Auguſt theilt der König nähere Nachrichten mit, ſo wie ſeine Anſchläge, durch welche der Feind getäuſcht werden und nicht wiſſen ſoll, von welcher Seite man an ihn kommen wolle; die Truppen ſollen nach verſchiedenen Richtungen ſich zu trennen ſcheinen, dann aber plötzlich vereinigt dem Feinde mit Anbruch des Tages auf den Hals gehen. „Dieſe Affaire“, ſagt er, „wird ſehr deciſiv werden; können wir Meiſter von denen Leuten werden, ſo ſeind ſie total geſchlagen, ihre Kanonen und Bagage ſind unſer, und müſſen wir die Menge Gefangene machen.“ Winterfeldt freut ſich des Vorhabens, und fühlt in ſeiner Seele die feſte Zuverſicht auf den entſchieden guten Ausgang der Sache; zugleich ſendet er umſtändliche Nachrichten und Erörterungen ein, zu welchen der Oberſt von Puttkammer und Oberſtlieutenant von Schönfeldt beigetragen haben; den erſteren bietet Winterfeldt zum Führer an, als der das Land genau kenne und ein Mann von prompter Reſolution ſei. Hierauf antwortet am 11. der König wieder: „Der Ueberſchlag, ſo Er mit Puttkammer gemacht hat, hat mir deſto mehr Plaiſir gethan, daß ich das Land nicht recht kenne, und ſehr nöthig Leute bedarf, die mir von allem informiren. Unſer erſter Marſch muß bis 2 Meilen von Zittau ſein, damit der zweite kleiner wird, und wir deſto näher am Feind kommen, und mehr Zeit haben zu rekognosciren, und uns vorhero zum andern Tag zu ſchicken. Dann muß morgen von beide Theile der Marſch regulirt werden, wie auch die Oerter, wo die Läger ſtehen ſollen, und wo wir wieder zuſammenſtoßen wollen. Adieu. Gott bewahre.“ Winterfeldt ſandte unverzüglich die geforderten Anordnungen, und die beabſichtigten Märſche zum Angriff konnten jeden Augenblick erfolgen. Am 16. Auguſt rückte der König nach Bernſtädel vor, wo der öſterreichiſche General von Beck eiligſt weichen mußte. Inzwiſchen hatten der Prinz Karl von Lothringen und Daun ſchon beſtimmte Nachricht über das Vorhaben der Preußen erhalten, und in deren linke Flanke nach Oſtritz eine ſtarke Truppenſchaar unter Nadasdy vorgeſandt, Daun aber behielt ſeine feſte Stellung, machte nur durch eine geringe Bewegung beſſer Front gegen die Preußen, und ſtand hinter dem Wittgendorfer Grunde auf dem Eckartsberg völlig unangreifbar. Der König ſelbſt erklärte bei näherer Beſichtigung, er wolle hier ſeine Truppen nicht an den verzweifelten Verſuch wagen; ſeine Hoffnung, den Feind durch Liſt zu täuſchen und hervorzulocken, ſcheiterte ebenfalls. In dieſer Lage ſchrieb der König an Winterfeldt aus Tittelsdorf am 17. Auguſt: „Weilen ich hier gar nichts gegen den Feind ausrichten kann, ſo bin ich willens, heute Oſtritz beſetzen zu laſſen, da müßte ein Huſarenregiment mit; dann von dieſer Seite ein Detaſchement nach Görlitz zu ſchicken, um ſolches zu nehmen. Auf Seiner Seite hinter Ihm wollte meinen linken Flügel Kavallerie fouragiren laſſen, um dadurch dem Feind hier alle Subſiſtenz zu benehmen; dann einen Marſch gegen Jauernik und Bernſtädel zurücke zu machen, und was nach Schleſien zu detaſchiren. Indeſſen wird das Land von Fourage und Lebensmitteln ſo entblößet werden, daß der Feind nicht im Stande ſein wird vorwärts zu kommen.“ Der General von Werner überfiel am 17. Nadasdy'n bei Oſtritz, und zwang ihn zu eiliger Flucht. Winterfeldt aber ging mit 10,000 Mann am 18. mittelſt einer unterhalb Hirſchfeld's geſchlagenen Brücke über die Neiße, um den rechten Flügel des Feindes zu bedrohen, fand aber die Gegend ſehr ſchwierig und den Boden durch Regen verdorben, und empfing gleich nach dem Uebergang längs des Weges, den er ziehen mußte, von unangreifbaren Anhöhen ein furchtbares Geſchützfeuer in die rechte Flanke, mußte daher links ausbiegen, und ſuchte gegen Reichenau vorzudringen. Er ließ auch ſeinerſeits Geſchütz auffahren, und beſchoß den Feind mit guter Wirkung, allein ohne weiteres Ergebniß. Nadasdy befehligte hier, und erhielt von Daun ſogleich anſehnliche Verſtärkung. Winterfeldt konnte nichts ausrichten, und ließ gegen Abend dem Könige, der mit dem Prinzen Heinrich vom Mittag an im ſtärkſten Regen den Erfolg der Sache abgewartet hatte, die Meldung zugehen, er habe keinen Angriffspunkt ausfinden können. Das preußiſche Heer lagerte von Bernſtädel längs den Anhöhen von Jauernik bis an die Neiße; Winterfeldt lagerte bei Rohna, durch die Neiße getrennt von dem übrigen Heer, und dem Feinde am nächſten, der ihn jedoch nicht anzugreifen wagte.

Der König wünſchte vergeblich eine Schlacht, Daun ſtand in ſeinem Lager bei Eckartsberg unerſchütterlich feſt, und zum Abwarten war keine Zeit mehr. Der Augenblick war nahe, wo der König nach Thüringen aufbrechen mußte, und er hatte nur die Sorge, wie während ſeiner Abweſenheit Schleſien und Sachſen zu ſichern wären. Mittlerweile hatten die Oeſterreicher Görlitz geräumt, und 5 preußiſche Bataillons unter dem General von Grumbkow den Ort beſetzt. Für die Verbindung mit Schleſien war dies von großer Wichtigkeit. Der König wollte den offnen Weg ſogleich benutzen, und ſchrieb am 20. Auguſt aus Tittelsdorf an Winterfeldt, er ſolle 2 Grenadierbataillons und 12 Kanonen nach Görlitz ſchicken, um Grumbkow daſelbſt abzulöſen, der nach Schleſien marſchiren ſolle. Er ſetzte hinzu, daß er von dem fruchtloſen Anmarſch gegen Daun ſeinen Rückzug gut gemacht habe, mit den Dragonern ſei es nicht ganz in der Ordnung geweſen, er habe ſich aber doch ſo durchgeholfen, daß er es verantworten könne. Gleich nach dieſem Schreiben, auf welches Winterfeldt gutes Glück verheißend und mit der Hindeutung geantwortet haben muß, daß auch die Türken dem Feind auf anderer Seite bald zu thun geben würden, iſt das folgende einzuſchalten, welches ſich ohne Zeitangabe vorfindet: „Ich glaube dieſes Jahr an keinem Glücke; auf die Türken zu rechnen iſt kein Staat zu machen, wann dar was zu hoffen wäre, ſo hätte ich ſchon gewiſſe Zeitungen. Laß uns ſprechen, was wir zu thun haben. Er muß auf Nadasdy vigiliren, daß er dem Grumbkow auf dem Marſch nichts anhaben kann. Sollte Nadasdy nach Schleſien wollen, ſo muß Er ihm folgen. Was die Huſaren und Dragoner von Görlitz angehet, ſo iſt Sein Schreiben meiner Intention ganz gemäße. Adieu.“

Noch zuletzt am 20. Auguſt machte der König einen Verſuch, Daun aus ſeiner Stellung zu locken, ja er ſchien geneigt, ihn in derſelben anzugreifen, was allen ſeinen Generalen ein Werk der Verzweiflung und der gewiſſe Untergang des Heeres dünkte, nur Winterfeldt ſoll den König in ſeiner Kühnheit beſtärkt haben. Man erwartete für den folgenden Tag eine Schlacht, allein am Abend bewog der Prinz Heinrich von Preußen ſeinen Bruder, das Vorhaben aufzugeben, und Winterfeldt's Gegner ſahen dies als einen Sieg über ihn an!

Wiewohl eben aus Schleſien noch üble Nachrichten einliefen, wo am 14. Auguſt der öſterreichiſche General von Jahnus die Preußen bei Landshut unter den Generalen von Kreytzen und von Mitſchefal geſchlagen hatte, ſo rief den König doch nun die größere Sorge nach entgegengeſetzter Richtung, er mußte die Franzoſen hemmen, die ſchon über Erfurt hinausgerückt waren. Er ließ den Herzog von Bevern mit 36,000 Mann zurück, um die Oeſterreicher zu bewachen, und trat ſelber am 25. Auguſt mit 18 Bataillonen und 30 Schwadronen den Marſch nach Thüringen an. Winterfeldt blieb mit ſeiner Truppenſchaar, bei welcher auf ſeinen beſondern Wunſch der König auch diesmal Zieten und die Zieten'ſchen Huſaren zurückließ, dem Heer in der Lauſitz zugetheilt, unter den Befehlen des Herzogs, den er aber berathen und nöthigenfalls leiten ſollte. Der König ſelbſt ſagt in ſeinem Geſchichtswerke, er habe Winterfeldt dem Herzoge beigeordnet, und auf jenen eigentlich ſein Vertrauen geſetzt. Das Mißverhältniß, welches bisher ſo ſchlimme Früchte gebracht, wurde hiedurch fortgeſetzt, und der ſchon vorhandene Widerwillen unglücklich geſteigert. Hätte der König, wie ſchon früher in manchen Fällen, dem Herkommen getrotzt, und den Oberbefehl Winterfeldt's Händen vertraut, ſo würde die Störung kaum größer, der Gang der Sachen aber unfehlbar glücklicher geweſen ſein. Jetzt wurde ſein Liebling das Opfer eines edlen und verdienten Zutrauns, deſſen innerem Gehalte nur das äußere Gepräge fehlte. Winterfeldt ſcheint in gewohntem Dienſtgehorſam keinen Wunſch, keinen Einſpruch gewagt, ſondern ſich der Anordnung des Königs ſchweigend gefügt zu haben. Nur brachte er die bisher aufgeſchobenen Beförderungen in ſeinem Regimente wieder zur Sprache, da es an Offizieren zum Dienſt fehlte, indem viele krank oder verwundet waren. Bei dem letzten Zuſammenſein, als der König, der vom Pferde geſtiegen war, ſchon Abſchied genommen, wandte er ſich nochmals zu Winterfeldt, umarmte ihn, und ſagte: „Bald hätte ich vergeſſen, Ihm ſeine Inſtruktion zu geben! Nur dieſe weiß ich für Ihn: Erhalte Er ſich mir!“

Der Herzog von Bevern bezog mit 22,000 Mann ein Lager bei Schönau, zu ſeiner Rechten deckte der Prinz Franz von Braunſchweig mit 4000 Mann das Magazin von Bautzen, zu ſeiner Linken jenſeits der Neiße auf einer Anhöhe bei Radmeritz — denn er ſtand immer gern hoch, bemerkt der Fürſt von Ligne, — beobachtete Winterfeldt mit 10,000 Mann die Truppen Nadasdy's, der bei Seidenberg lagerte, und ſeine Uebermacht bald zu benutzen ſuchte. Die Oeſterreicher überfielen am 30. Auguſt Winterfeldt's Huſaren-Feldwacht bei Lomnitz, und hatten ſehr gut die Zeit gewählt, wo die Hälfte der preußiſchen Reiterei mit Futterholen beſchäftigt war; doch Winterfeldt ließ ungeſäumt 3 Bataillone Fußvolk vorrücken, welche den Feind zum Weichen brachte, worauf die vom Futterholen zurückkehrende Reiterei ſich ſchnell ordnete und durch raſchen Angriff ihn völlig zurückwarf. Der Herzog von Bevern aber fand die ganze Stellung zu ausgedehnt, und glaubte auch ſeine Verbindung mit Schleſien beſſer zu ſichern, wenn er das ganze Heer bei Görlitz zuſammenzöge. Winterfeldt, ohne Zweifel auf die Vorſchriften des Königs geſtützt, ſtimmte dieſer Anſicht nicht bei, ſondern behauptete mit feſter Entſchiedenheit die an der Neiße genommene Stellung dürfe nicht eher verlaſſen werden, als bis der König aus Thüringen wiedergekehrt ſei. Dieſer Widerſpruch mißfiel dem Herzoge, deſſen Abneigung gegen Winterfeldt ſich nur vermehrte, und der das Zuſammenrücken nach Görlitz nun beſtimmt anbefahl. Winterfeldt mußte gehorchen, ſo ungern er gerade jetzt vor dem Feinde wich, der ſich einbilden konnte, ihn durch den eben ſtattgehabten Angriff verſcheucht zu haben. In der Nacht zum 31. Auguſt brach der Herzog mit ſeinen Truppen auf, und nahm ein feſtes Lager auf der Höhe bei Görlitz, die Landeskrone genannt. Winterfeldt hingegen blieb noch bis zum anderen Morgen ſtehen, ließ dann alle Trommeln rühren, und die Truppen ausrücken, als ginge es zum Gefecht, und erſt, als er dem Feinde ſolchergeſtalt Trotz geboten, ließ er den Abmarſch antreten. „Die Preußen“, ſagt der Fürſt von Ligne, welcher damals als junger Hauptmann bei Nadasdy's Truppen ſtand, „ſchieden mit größter Ordnung und Artigkeit, und behielten bei dem demüthigenden Schritte noch das Anſehen der Ueberlegenheit; ihre Nachhut war nicht anzugreifen; die Fronte, hinter der alle Bewegungen ruhig vorgingen, ſchmolz endlich in den Nachtrab ein.“ Winterfeldt nahm ſein Lager in zwei Treffen auf dem rechten Ufer der Neiße, vorwärts Görlitz, auf einem etwas erhöhten Boden zwiſchen zwei Bächen; eine Brücke oberhalb Görlitz diente zur Verbindung mit dem Herzoge; den linken Flügel deckten 2 Bataillone und die Huſaren von Werner; vor dem rechten Flügel lag das Dorf Moys und daneben der Jäckel- oder Holzberg, welchen er mit 2 Grenadierbataillonen beſetzte, die für ihre Kanonen eine leichte Verſchanzung aufwarfen. Die Huſaren von Zieten lagerten am Fuße des Berges; zwiſchen ihnen und dem rechten Flügel der Hauptſtellung ſtand noch ein Grenadierbataillon vorgerückt. Die Gärten von Ober-Moys waren ebenfalls durch ein Grenadierbataillon beſetzt. Die Stellung war gut gewählt, wie der Fürſt von Ligne bei ſpäterer Beſichtigung bezeugt, und ſeinen früheren Tadel, daß es ſehr unangemeſſen ſei, den Holzberg zu beſetzen, zurücknimmt. Andere dagegen tadelten, daß nicht auch die gegenüberliegende Höhe, der Galgenberg, von den Preußen beſetzt worden. Allerdings waren die Truppen auf dem Holzberge, mehr als 3000 Schritt von der Hauptſtellung entfernt, und konnten von dieſer aus nicht gehörig unterſtützt werden; allein ſie hatten Befehl, bei einem ernſtlichen Angriffe ſich zurückzuziehen. Dieſer ſchien auch kaum zu erwarten, am wenigſten ein Ueberfall, da die Poſten vorſichtig aufgeſtellt und mit den beſten Truppen verſehen waren.

Ein beſonderer Zufall aber warf übermächtig alle dieſe Annahmen um. Der öſterreichiſche Miniſter Graf von Kaunitz war im Hauptquartier des Prinzen Karl von Lothringen eingetroffen, tadelte die Unthätigkeit der Feldherren, die einen ſo viel ſchwächeren Feind vor ſich hatten, und dieſe beſchloſſen, die Anweſenheit des Miniſters durch irgend eine Waffenthat auszuzeichnen. Der Angriff ſollte gegen Winterfeldt gerichtet, und ihm der Holzberg entriſſen werden. Schon am 2. September im Lager bei Oſtritz begannen die Vorbereitungen der Oeſterreicher zu dieſem Unternehmen. Sie ſetzten zu dem geringen Zweck, einen Vorpoſten wegzunehmen, das ganze Heer in Bewegung. Dann nahm ſein Lager am 6. September bei Groß-Schönau, zwiſchen Bernſtadt und Görlitz, um die Aufmerkſamkeit des Herzogs von Bevern zu beſchäftigen. Nadasdy rückte in der Nacht zum 7. September nach Schönbrunn, wo beträchtliche Verſtärkungen zu ihm ſtießen; 42 Grenadierkompanieen, bei welchen auch der Fürſt von Ligne ſich befand, führte der Herzog von Aremberg ihm zu, die verſammelten Truppen betrugen über 15,000 Mann. Sie brachen frühmorgens in aller Stille auf, begünſtigt von einem dicken Nebel. Um 7 Uhr morgens wurden die preußiſchen Vorpoſten hin und wieder angegriffen, doch ſchien kein rechter Ernſt dabei. Winterfeldt war durch einen Kundſchafter von des Feindes Abſicht benachrichtigt, achtete aber wenig darauf, da er ſeine Anſtalten gut in Ordnung wußte, und weil die Nacht, in welcher der Angriff geſchehen ſollte, ſchon vorüber war, ſo hielt er die feindlichen Bewegungen, die ihm von ſeinen äußerſten Poſten gemeldet wurden, bloß für ſolche, wie ſie beim Futterholen gewöhnlich ſind. Da er von dem Herzoge, wegen mancherlei Rückſprache, in Görlitz erwartet wurde, ſo ließ er ſich durch die unbedeutenden Plänkeleien nicht ſtören, ſondern ritt in das Hauptquartier. Hier befand er ſich mit einigen Offizieren eben in dem Buchladen von March, um Landkarten zu kaufen, als ein Adjutant kam und ihm berichtete, der Feind mehre ſich. Winterfeldt ſetzte ſich zum Schreiben hin, und es kamen wiederholte Meldungen. Noch immer hielt er die Sache für unbedeutend; „ich weiß wohl“, ſagte er, „es ſind Kroaten, die uns auskundſchaften“, und ſchrieb weiter. Inzwiſchen hatte Nadasdy ſeine Truppen, verdeckt durch einen Birkenwald und das Dorf Hermsdorf, bis zum Holzberg herangeführt, den Galgenberg und andere günſtige Höhen mit 24 Kanonen beſetzen laſſen, und eröffnete um halb 10 Uhr ein furchtbares Feuer auf die Grenadiere, welche den Holzberg beſetzt hielten, und auf die Zieten'ſchen Huſaren, die am Fuße deſſelben lagerten. Als Winterfeldt Kanonenſchüſſe vernahm, ſprang er auf, rief munter aus: „Aha! da ſind meine Gäſte! Nun will ich ſie auch bewirthen!“ warf ſich zu Pferde, und eilte zu ſeinen Truppen. Schon hatte das Geſchützfeuer faſt eine Stunde gedauert, als die öſterreichiſchen Grenadiere in drei Abtheilungen hervorbrachen, und den Holzberg hinanſtürmten, während Schwärme von Kroaten ſich ausbreiteten, gegen welche Zieten mit ſeinen Huſaren in dem durchſchnittenen Boden nichts vermochte. Die beiden Grenadierbataillone auf dem Holzberge wollten ihren Poſten nicht ohne Gefecht verlaſſen, und ihr anfänglicher Widerſtand nöthigte ſie zu fortgeſetztem; ſie ſchlugen zweimal die Stürmenden zurück, allein da Nadasdy ſelbſt an deren Spitze trat, immer neue Schaaren heranführte, ſo wurden jene überwältigt und den Berg hinabgetrieben. In dieſem Augenblick erſchien Winterfeldt mit der Brigade ſeines rechten Flügels, welche der General von Kannacher führte, und nahm das Gefecht auf, ſei es, um ſeine Grenadiere an ſich zu ziehen, oder den verlorenen Poſten wieder einzunehmen. Bald erkannte er den ganzen Ernſt des Kampfes und die große Uebermacht des Feindes; um ſo wichtiger, mochte er denken, ſei es für die Ehre der preußiſchen Waffen, hier nicht zu weichen, und den Muth und die Kühnheit des Feindes nicht wachſen zu laſſen. Er hatte gleich Anfangs den Herzog von Bevern benachrichtigt und um Unterſtützung erſucht, er ſandte in kurzen Zwiſchenräumen mehrere Adjutanten, um die Gefahr dringender zu ſchildern, die Hülfe ſchleuniger zu begehren. Allein der Herzog ſchien nicht ſehr bereitwillig, und ſeine zögernden Anſtalten ließen keine Unterſtützung hoffen, die noch zu rechter Zeit erſchiene; da Winterfeldt jede Hülfe ausbleiben ſah, und in den zurückgebrachten Antworten wohl gar erkennen mochte, daß ein ihn betreffender Verluſt auf der eignen Seite faſt eben ſo gern wie auf der feindlichen geſehen würde, ſo wollte er, durch den Drang unglücklicher Umſtände herausgefordert und auf ſich ſelbſt und ſeinen Heldenmuth zurückgewieſen, ſeine ganze Kraft verſuchen, um der Schadenfreude ihren Gewinn zu vereiteln. Er wollte gegen Freund und Feind das Aeußerſte einſetzen. Voll Grimm rief er ſeiner Brigade, den beiden Regimentern Manteuffel und Treskow, ſein muthiges „Vorwärts!“ zu, und führte ſie gegen den Holzberg mit kühnſter Entſchloſſenheit an. Zieten wollte den Angriff abrathen, wurde aber nicht gehört. Die beiden Regimenter erneuten den Kampf mit glänzender Tapferkeit. „Nie“, ſagt der Fürſt von Ligne, „ſah ich ſo ſchöne und brave Leute, Winterfeldt an ihrer Spitze rückte wie ein Verzweifelter auf uns los.“ Die Oeſterreicher, welche ſchon den Berg herabgekommen und unten Stand halten wollten, wurden ſeitwärts abgedrängt, und die Preußen ſtürmten die Höhe hinan. Zu gleicher Zeit drangen aber auch wieder Oeſterreicher von der anderen Seite hinauf, oben trafen ſie auf einander, kreuzten die Bajonette, und das wildeſte Handgemenge wogte hin und her. Mittag war ſchon vorüber, und das Gefecht wandte ſich für die Preußen günſtig. Winterfeldt eilte, nun auch ſeine Grenadiere wieder zu ſammeln und heranzubringen. Da traf ihn, als er ſeitwärts von Moys auf einem ſchmalen Wege hinritt, der Schuß eines Kroaten, die Kugel drang in die Bruſt bis zum Rückgrat, tödtlich verwundet ſank er vom Pferde, und mit ihm ſank alle Hoffnung des Sieges. Seine Grenadiere trugen ihn fort, erſt nach Moys, ſpäter nach Görlitz.

Als die Soldaten ſeinen Fall vernahmen, kämpften ſie noch um die Ehre des Tages, und um Rache für den Feldherrn aber mit gebrochener Kraft. Nadasdy griff wiederholt mit friſchen Truppen an, und nach 1 Uhr mittags blieb er im Beſitze des Berges. Die Oeſterreicher drangen bis Moys vor, dann aber zogen ſie ſich wieder zurück. Ihr Verluſt an Todten und Verwundeten in dem vierſtündigen Gefecht betrug über 1600 Mann, drei ihrer Generale, worunter Nadasdy ſelbſt, waren verwundet. Die Preußen verloren gegen 2000 Mann, und das auf dem Holzberge geſtandene Geſchütz. Der größte Verluſt blieb der ihres Anführers.

Er war nach Görlitz in das Haus eines Zollbereiters nahe am Reichenbacher Thor gebracht worden, wo ihm jede wundärztliche Sorgfalt zu Theil wurde, die aber ſchon im erſten Augenblick als fruchtlos erkannt worden war. Unter den heftigſten Schmerzen behielt er vollen Muth und rüſtige Geiſtesgegenwart, ließ ſeine Generale zu ſich fordern, gab ihnen Befehle für das, was ſogleich zu thun war, und für eintretende Fälle die nöthigen Vorſchriften; nur Zieten vermied abſichtlich ihn noch zu ſehen, und grollte noch mit dem Sterbenden. Dieſer diktirte zuletzt einen Brief an den König; allein die Schmerzen wurden heftiger, ſeine Kräfte ließen nach, und am 8. September 3 Uhr morgens hauchte er den letzten Athem aus. Galſter, der nicht von ſeiner Seite gewichen war, drückte ihm die Augen zu.

Sein Leichnam wurde einbalſamirt, und nach Schleſien auf ſeine bei Polkwitz gelegenen Güter gebracht; der Prinz Karl von Lothringen erlaubte dem Zuge den Weg durch die öſterreichiſchen Poſten zu nehmen, ließ dem todten Helden alle kriegeriſchen Ehren bezeigen, und ihn bis Bolkenhain durch eine Schutzwache begleiten. In Barſchau wurde er beigeſetzt; Galſter beſorgte dies traurige Geſchäft mit treuem Eifer, und reiſte dann zu der Wittwe nach Berlin.

Das unglückliche Gefecht von Moys hat vielen Streit erweckt, ob es wäre zu vermeiden, ob anders zu führen geweſen, ob Winterfeldt im Anfange zu ſorglos und dann zu ungeſtüm und eigenſinnig verfahren ſei. Warnery tadelt, daß Winterfeldt nicht alle ſeine Truppen in's Gefecht geführt, allein er vergißt, daß dann das ganze Heer von dieſer Seite bloßgeſtellt geweſen wäre, und eine ſtarke feindliche Truppenmacht ſtand in 2 Treffen als Rückhalt bereit, um augenblicklich Vortheil davon zu ziehen. Auch der Umſtand iſt eigens bemerkt worden, daß der Offizier, welcher das Regiment Manteuffel herbeiholen ſollte, aus Irrthum das Grenadierbataillon deſſelben Namens von Ober-Moys abgerufen habe, wodurch der öſterreichiſche General Graf Palffy dort vordringen, über das ſogenannte Rothwaſſer gehen, und gleich anfangs die preußiſchen Unterſtützungstruppen in die Flanke nehmen konnte. Ohne den unglücklichen Schuß, der den Feldherrn traf, wäre das Gefecht vielleicht von den Preußen gewonnen worden, und welchen Ruhm hätte dann die kleine Schaar geärntet! Aber auch ſo ging die Frucht der von ihr bewieſenen heldenmüthigen Tapferkeit nicht verloren. „Die tapfere Vertheidigung dieſes Berges“, ſagt Tempelhof, „brachte den Oeſterreichern eine ſolche Ehrfurcht für die Preußen bei, daß ſie ſich nicht getrauten, etwas zu unternehmen.“ Wirklich verfolgten die Oeſterreicher den mühſam und blutig errungenen Vortheil nicht, ſondern gaben ſogar den Holzberg am folgenden Morgen wieder auf, und Nadasdy führte ſeine Truppen in das frühere Lager zurück. Auch der Herzog von Bevern glaubte hier nichts weiter unternehmen zu können, hob am 10. ſein Lager auf, und zog ſich nach Schleſien; die öſterreichiſche Macht folgte ihm dahin, und lieferte am 22. November die Schlacht von Breslau, welche der Herzog verlor, und am Tage darauf perſönlich in Gefangenſchaft gerieth. Seine Anſtalten und Maßregeln ſind viel getadelt worden, gleich denen Winterfeldt's; beide waren ganz unzweifelhaft höchſt tapfre und einſichtsvolle Kriegsmänner, allein auch die größten können Fehler begehen. Winterfeldt's Tod machte einen großen, doch ſehr verſchiedenen Eindruck. Seine Feinde ſelbſt waren beſtürzt, indem ſie den unläugbaren Werth des Mannes, und die Lücke, welche der Dienſt des Königs erlitt, im Stillen überlegten. Allein die Befriedigung, einen ſolchen gefürchteten Nebenbuhler los zu ſein, konnte ſich keineswegs verbergen. Der Prinz Auguſt Wilhelm, krank und mißmuthig wie er war, rief aus: „Nun ſterbe ich viel beruhigter, da ich weiß, daß ein ſo böſer und gefährlicher Mann weniger in der Armee iſt;“ und noch ein halbes Jahr darauf, als er ſich ſelbſt dem Tode nahe fühlte, ſprach er die Worte: „Ich beſchließe mein Leben, deſſen letzte Periode mir ſo viel Kummer verurſacht hat, aber Winterfeldt iſt derjenige, der es mir verkürzte.“ Doch iſt anzunehmen, daß die gereizte Stimmung des Prinzen ſo ausſchließlich auf Winterfeldt erſt nachträglich gerichtet worden, da er früher, als er die Eigenſucht und widerwillige Uneinigkeit ſeiner Generale als Urſache ſeines Unglücks beſchuldigte, auch Fouqué, Schmettau und Goltz mitnannte. Die Soldaten betrauerten ſchmerzlich einen Anführer, der ſie faſt immer zum Siege geführt, deſſen Muthe ſie gern vertrauten, und deſſen muntre und fürſorgliche Leutſeligkeit ihre ganze Zuneigung erworben hatte. Am härteſten mußte der König von dieſem unerwarteten Schlage getroffen werden. Noch ſtand er in Thüringen gegen die Franzoſen und Reichstruppen, in ſeinem Rücken war die Verbindung oft ſchwierig, ein Gerücht konnte leicht der amtlichen Nachricht zuvorkommen. Beunruhigt erließ der König am 14. September aus dem Lager bei Erfurt nachfolgendes Schreiben an Winterfeldt: „Mein lieber Generallieutenant von Winterfeldt. Es iſt allererſt heute, daß ich Euer Schreiben vom 26. vorigen Monats erhalte, da mir inzwiſchen gar nichts weiter von Euch zugekommen iſt. Was das von Euch bei Eurem unterhabenden Regiment vorgeſchlagene Avancement anbetrifft, da beziehe ich mich darunter auf dasjenige, ſo ich auf die von Euch deßhalb beigefügte Specifikation eigenhändig beigeſetzet habe, und hoffe übrigens, daß Eurer Orten noch alles gut ſein, und ich von des Herzogs von Bevern Liebden bald einige Nachrichten deßhalb erhalten werde. Ich bin Euer wohl affektionirter König.“ Darunter ſchrieb er eigenhändig Folgendes: „Hier geht alles nach Wunſch. Es iſt aber eine verflogene Zeitung aus der Lausnitz gekommen, die mir in großen Sorgen ſetzet; ich weiß nicht, was ich davon glauben ſoll. Aus Dresden ſchreibet man mir, Er wäre todt, und aus Berlin, Er hätte einen Hieb über der Schulter; aus dieſem kann ich mir nicht vernehmen; der Prinz Franz ſei gefangen, und Anhalt todt. Der Prinz von Bevern wird mir gewiſſe geſchrieben haben, der Jäger muß ſeind aufgehoben worden. Wende der Himmel alles zum beſten! Fch."

Als der König dieſe Zeilen ſchrieb, war das Auge welches ſie leſen ſollte, ſchon ſechs Tage geſchloſſen, und das ſchauerliche Blatt, welches die edle Bekümmerniß in den einfachen Worten ſo rührend ausſpricht, konnte nur noch den Sarg des Lieblings treffen. Bald darauf empfing der König die Gewißheit der ſchrecklichen Todeskunde, einen Augenblick darauf die Nachricht, daß die hannöverſchen Truppen durch den Vertrag von Kloſter-Seven für ſeine Sache verloren ſeien, hingegen die Ruſſen und Schweden nun ernſtlich gegen ihn auftreten würden, da rief er aus: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, aber einen Winterfeldt finde ich nicht wieder!" Und Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Den Menſchen, den Freund, welchen er verlor, konnte ihm nichts erſetzen. Aber auch den General, dem der König ſo ganz vertraute, auf den er für die Erhaltung Schleſiens gerechnet hatte, mußte er in der bedrängteſten Lage ſchmerzlich vermiſſen!

Winterfeldt war von großer, kräftiger Geſtalt, gedrungenen ſtarken Gliedern, raſch und entſchieden in ſeinen Bewegungen, von kriegeriſchem Anſehen; ſeine großen Augen blickten ſcharf und durchdringend, ſein Mund hatte einen freimüthigen, ironiſchen Zug. In ſeinen letzten Jahren wurde er etwas beleibt, und erſchien deßhalb weniger gewandt, ſein Auftreten bekam eine plumpere Derbheit; doch blieb ſein Weſen im Ganzen noch immer einnehmend. Er konnte ſich ſehr gefällig darſtellen, doch wollte er es nicht immer, ſondern fühlte ſich in ſtolzem Selbſtbewußtſein über manche Gunſt hinaus. Seine Gegner ſtanden meiſt über oder doch neben ihm; die Untergebenen und Geringeren freuten ſich ſeiner, und ſchloſſen ſich ihm gern an. Die Soldaten hingen mit größter Liebe und Ehrfurcht an ihm, ſie waren ſtolz von ihm befehligt zu ſein, und ein Wort von ihm, wie ſein Beiſpiel, konnte ſie zu allem bringen. Daß er jede Gefahr, jede Mühſeligkeit mit ihnen theilte, vor dem Feinde immer auch Soldat war, iſt ſchon im Einzelnen mehrfach dargelegt. War ein beſchwerlicher Marſch zu machen, mußte bei ſchlechtem Wetter unter freiem Himmel gelagert werden, fehlten die Lebensmittel, ſo ſahen in ihm die Truppen das Beiſpiel muntrer Ausdauer: „Kinder,“ ſprach er zu ihnen, „heut geht es uns ſchlecht; aber ſeht, ich bleibe bei euch, und verlange es nicht beſſer als ihr; ein andermal wollen wir uns dann einen guten Tag machen.“ Sein Name wurde im ganzen Heere mit Ruhm genannt, und noch viele Jahre nach ſeinem Tode blieb ſein Andenken hoch gefeiert, die alten Krieger ſprachen mit Lob und Ehrerbietung von ihm, und wußten Züge ſeines Muthes, ſeiner Leutſeligkeit und ſeines eiſernen Willens zu erzählen. Auch bei dem Feinde ſtand er in höchſter Achtung, die Anführer hatten die größte Scheu, gegen ihn etwas zu unternehmen, die Soldaten erkannten ihn leicht, und meinten, wo er gegenüber ſtehe, ſei nicht viel auszurichten. Ihm anzugehören, war eine Ehre, in ſeinem Regimente zu dienen, eine Auszeichnung. Einſt kamen zwei Ueberläufer zu ihm, und verlangten Dienſte aber nur im Regimente Winterfeldt, und nirgends anders; er ſtellte ihnen vor, das Regiment ſtehe in weiter Ferne, bei einem anderen Heere, da ſie jedoch beharrten, ſo gab er ihnen Päſſe und einige Dukaten Reiſegeld, und überließ ihnen, das Regiment aufzuſuchen; ſein Zutrauen wurde nicht getäuſcht, die beiden Leute gelangten richtig hin, und traten ein. Die Truppen, welche unmittelbar unter ihm ſtanden, hatten immer die wenigſten Ausreißer.

Seiner Eigenſchaften als Krieger brauchen wir nicht einzeln zu gedenken, ſeine Umſicht, Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit, ſein raſtloſer Eifer im Kleinſten wie im Größten, ſein richtiges Urtheil und ſeine Fruchtbarkeit in Entwürfen, ſind in ſeinem Kriegsleben ſchon geſchildert. Er war Soldat und Feldherr im ganzen Umfange des Worts; kriegeriſche Anſtalten und Hülfsmittel, Gefechte, Märſche, Schlachten, Feldzüge, alles umfaßte er, mit Rath und That, mit Eifer und Fertigkeit. Er hielt ſtreng auf Zucht und Ordnung, und wollte den Bürger und Landmann ſtets geſchont wiſſen, jede Grauſamkeit oder Plünderung wurde hart beſtraft. Auch gewann er überall das Zutrauen des Volks, und die Art, wie er

Nachrichten aufnahm, bewirkte, daß man ihm gern deren brachte. Sogar die Kundſchafter waren ihm anhänglicher und treuer, als ihr Gewerbe erwarten ließ, und er wurde vortrefflich von ihnen bedient, verrathen faſt nie. Seine Rechtſchaffenheit wußte man unerſchütterlich, ſeine Großmuth ſo uneigennützig als freigebig. Er überſah kleine Nachtheile, die ihn trafen; im zweiten ſchleſiſchen Kriege hatte er eine längere Zeit nicht auf dem Feldetat geſtanden, er fragte nicht darnach, nur erſt als er von dem Kriegskommiſſariat wegen des Lieutenants von Winterfeldt, ſeines Neffen und Adjutanten, Schwierigkeiten befürchtete, machte er deßhalb eine Erinnerung. Als der König an alle ſeine Generale einen ſtrengen Befehl gegen Unordnungen und Erpreſſungen ergehen ließ, ſchrieb Eichel, der mit der Ausfertigung beauftragt war, entſchuldigend an Winterfeldt, daß auch ihm dergleichen zugeſchickt werde, woran er nicht erinnert zu werden brauche, aber der König habe es ausdrücklich befohlen. Später hatte der Generaladjutant Oberſtlieutenant von Wobersnow, in Betreff anbefohlener Uebungen, die gleiche Entſchuldigung an ihn gerichtet. Wie ihm der König die Verwendung großer Summen anvertraute, wohl wiſſend, daß Winterfeldt eher von dem Seinigen dazulege, als für ſich einen Vortheil ſuche, iſt mehrmals berühmt worden; wie er die Anerbieten in Prag großmüthig abgewieſen, und dagegen die Gelder, welche er bei Uebernahme ſeines Regimentes vorräthig fand, verwendete, haben wir erzählt.

Aus ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit floß auch ſeine Wahrheitsliebe, ſein Abſcheu vor jeder Lüge und Prahlerei. In ſeinen Mittheilungen herrſchte die größte Aufrichtigkeit, er ließ das Thatſächliche unverſtellt reden, und war ein gefährlicher Zeuge, wenn Andere bisweilen ein Ereigniß, dem auch er beigewohnt, in einiger Ausſchmückung vorlegen wollten. Daß er in dieſer Art manchen Schein zerſtörte, machte ihm viele Feinde, die ſich in gleicher Weiſe an ihm nicht rächen konnten. Seine Untergebenen mußten ihm in ihren Meldungen die ſtrenge Wahrheit berichten, ließen ſie gegen Fremde ſich etwa prahleriſch vernehmen, ſo konnte auch hier ſein Widerſpruch unerwartet eintreten. Nach einer Schlacht erſchien in den Zeitungen ein Aufſatz, worin ein gewiſſer Offizier gerühmt wurde, daß er mit 60 Huſaren 500 Gefangene gemacht habe; Winterfeldt ſtutzte, ließ die Sache unterſuchen, und es fand ſich, daß der Offizier auf dem Rückwege von einer Entſendung ungefähr 200 Flüchtlingen begegnet war, die ohne Waffen und Führer umherirrten, jener den Aufſatz aber ſelbſt eingeſchickt und mit einem Dukaten für den Zeitungsſchreiber begleitet hatte; worauf Winterfeldt ohne weiteres durch dieſelben Zeitungen die ganze Nachricht widerrufen ließ.

Sein Geiſt war vielſeitig ausgebildet, lebhaft und feurig für alle Gegenſtände des praktiſchen Lebens, auch für den geſelligen Umgang ergiebig, reich durch Erfahrung, belebt durch Munterkeit und ſatyriſche Kraft. Was ihm an Unterricht abging, erſetzte er durch Aufmerkſamkeit und Scharfſinn. Doch fehlte es ihm nicht ganz an Kenntniſſen; das Franzöſiſche war ihm geläufig, er änderte die Briefentwürfe, die in dieſer Sprache ihm vorgelegt wurden, nach eignem Sinn. Wie ſeine deutſche Schreibart war, hat ſich uns vielfältig gezeigt. Seine Handſchrift iſt angenehm zu leſen, ſie zeichnet ſich durch ſtarke und klare Züge aus; er muß äußerſt ſchnell und frei geſchrieben haben. Auch bloß zu ſeiner eignen Befriedigung ſchrieb er mancherlei nieder, Bemerkungen und Entwürfe, die keinem augenblicklichen Gebrauche dienten. Wiſſenſchaftliche Kenntniſſe fehlten ihm, doch ſchätzte er ſie, und beklagte oft ihren Mangel. Bei dem Uebergewicht ſeines thätigen Verſtandes war er von dem Gebiete der Dichtung und Kunſt ganz abgewendet, wiewohl reich an Einbildungskraft und Begeiſterung, wo dieſe durch Wirklichkeiten erregt wurden. So führte er einige Zeit ein handſchriftliches Tagebuch von den Feldzügen Guſtav Adolphs in der Taſche, und pflegte begeiſtert daraus vorzuleſen.

Heftigen Ehrgeiz und großes Selbſtvertrauen maßen auch ſeine Freunde ihm bei. Man warf ihm vor, daß er ſtolz und übermüthig ſei, Schmeicheleien gern höre, Angebereien begünſtige, und ſogar, daß er den Wein liebe, der aber, wie Warnery hinzuſetzt, ihm weder den Kopf verwirrte, noch ihn am Arbeiten hinderte. Sein Haß wurde ſehr gefürchtet, doch haftete derſelbe nicht leicht auf Unbedeutendem. Er haßte den Fürſten Moritz von Anhalt-Deſſau, der ihn durch herbe Gemüthsart und enge Denkweiſe abſtieß, und den ſchleſiſchen Miniſter Grafen von Schlabrendorf, deſſen durchgreifende Maßregeln die Provinz drückten, welche er freilich eben durch jene auch dem Könige erhalten half. Aber Winterfeldt war ohne Neid und kleinliche Eiferſucht; wäre er überzeugt geweſen, ſagt von ihm eine nach ſeinem Tode herausgekommene Schilderung, ein Anderer ſei geſchickter zu dieſem oder jenem Geſchäft, er hätte ihn unfehlbar ſich ſelbſt vorgezogen; viele Perſonen hatten ihm ihr Glück zu danken, ohne es zu wiſſen. Das Gemeinbeſte ging ihm über alles; wie die Gunſt des Königs nie ſeinen Gehorſam minderte, ſo auch nicht ſeinen Freimuth, er ſagte beſtimmt heraus, was er als gut und nützlich erkannt hatte. Warnery meint, die nachher eingeführte, ſo verhaßte franzöſiſche Finanzverwaltung würde nie zu Stande gekommen ſein, wenn Winterfeldt gelebt hätte, denn er ſei ein guter Bürger geweſen, und habe frei zum Könige geredet, der denn auch ein unbegränztes Zutrauen in ihn geſetzt.

Er ſtarb in der Kraft des Mannesalters, im 51ſten Lebensjahre. Was er noch geleiſtet haben, wohin er noch emporgeſtiegen ſein würde, wenn er länger gelebt hätte, läßt ſich nicht ermeſſen. Friedrich fand in ſeiner eignen Geiſtesgröße und Gemüthskraft die Mittel, um ſeine gewaltige Aufgabe ſiegreich zu löſen, auch fehlten ihm nicht ausgezeichnete und tüchtige Gehülfen, aber in ſolcher Pairſchaft, wie Winterfeldt, konnte zu ihm kein anderer ſeiner Kriegsgenoſſen beſtehen.

Außer ſeinen ererbten Gütern in Pommern, war Winterfeldt durch ſeine Gattin auch in Mecklenburg mit Gütern angeſeſſen; in Oſtfriesland hatte der König ihm das Lehn Gödens geſchenkt, welches er aber für 40,000 Thaler verkaufte, und dafür in Schleſien die drei Güter Barſchau, Porſchütz und Polach erwarb. Seine Wittwe überlebte ihn noch 10 Jahre. Ein paar zwiſchen ihr und dem Könige gewechſelte Briefe betreffen Karten und Plane, unter anderen von Polen und dem Weichſelſtrom, welche von Winterfeldt's Hand gezeichnet in ſeinem Nachlaſſe ſich vorfanden, und für welche der König ihr ein anſehnliches Geſchenk zuſtellen läßt. Sie verkaufte die ſchleſiſchen Güter im Jahre 1759 für 70,000 Thaler an eine Gräfin Campanini, welche daraus ein noch beſtehendes Stift für ſchleſiſche Fräulein ſchuf. Winterfeldt hinterließ keine Nachkommenſchaft; zwei Söhne und zwei Töchter, die er gehabt, waren jung geſtorben. Seine Beſitzungen fielen an Seitenverwandte, deren einer, Moritz Adolph von Winterfeldt auf Nieden, das Leben des Helden mit Fleiß und Eifer, aber mit unzureichenden Mitteln, geſchrieben hat.

Den Sekretair Winterfeldt's, Galſter, der in ſo viele Geheimniſſe eingeweiht und ein ſehr fähiger Mann war, nahm der König in ſein Gefolge, und machte ihn bald zum geheimen Kabinetsrath. Auch den Adjutanten Winterfeldt's, den Grafen von Schwerin, nahm der König zu ſich, und ernannte ihn in Erfurt zum Hauptmann und Flügeladjutanten. Winterfeldt's früherer Adjutant und Neffe, der wie er ſelbſt Hans Karl hieß, diente im Heere fort, und ſtarb als Major. Noch wird ein Hauptmann von Voigt genannt, der in Küſtrin gelebt, und Winterfeldt's vertrauter Gehülfe und Gefährte geweſen ſein ſoll. Galſter hatte bis zuletzt das volle Vertrauen Winterfeldt's gehabt, eine namhafte Summe von ihm geerbt, und auch die Freundſchaft der Wittwe durch ſeine treue Redlichkeit erworben. Er gewann ebenſo das Vertrauen und die Gunſt des Königs; fiel aber ſpäter in Ungnade; der König hielt ihn für ſtrafbar, allein, wie alles andeutet, ohne Grund. Er zog ſich zu ſeinem Bruder, dem Prediger in Alten-Plathow bei Magdeburg, in ländliche Ruhe zurück, wo er erſt im Jahre 1800 ſtarb. Die ehrenrührigen Angaben Büſching's über jene Ungnade und Dienſtentlaſſung, deren eigentliche Urſachen nie recht bekannt geworden ſind, hatte er auf gerichtlichem Wege ſiegreich abgewieſen, und in ſeiner Abgeſchiedenheit fortwährend die Achtung der würdigſten und ausgezeichnetſten Männer bewahrt. Namentlich der Miniſter Freiherr von Zedlitz ſchrieb ihm als einem verunglimpften Ehrenmanne. Es bleibt ſehr zu beklagen, daß ein ſo nah an uns heranreichendes Leben für die geſchichtliche

Ueberlieferung unbenutzt hingegangen iſt; er hat keine ſchriftlichen Nachrichten hinterlaſſen, und niemand daran gedacht, ſeine mündlichen Aufſchlüſſe hervorzurufen.

Das Andenken Winterfeldt's blieb dem Könige ſeine ganze Lebenszeit hindurch in höchſtem Werth. Er nannte ſeinen Namen nur mit innigſter Wehmuth und größter Würdigung. Zu dem ruſſiſchen Feldmarſchall Romanzoff, der mit dem Großfürſten Paul Petrowitſch im Sommer 1776 in Berlin war, ſagte der König einmal, nachdem er ihn eine Weile nachdenklich angeſehen: „Ich finde die größte Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und meinem General Winterfeldt.“ Der Feldmarſchall erwiederte, es ſei ihm höchſt ehrenvoll, einem Generale zu gleichen, der Seiner Majeſtät ſo gut gedient habe; worauf der König verſetzte: „Doch bedürfen Sie nicht erſt ſolcher Aehnlichkeit, da eigne Thaten Sie unſterblich machen.“ Späterhin, als der König einen jungen Offizier, den nachherigen General von Rüchel, öfters zu ſeiner Unterhaltung berief, und die Rede auf das Treffen von Moys kam, ſagte der König: „Da blieb Winterfeldt. Er war ein guter Menſch, — ein Seelenmenſch, — er war mein Freund!“ und ſeine großen, feuchtwerdenden Augen gegen das Fenſter wendend, öffnete er es, und blieb lange davor ſtehen, bis er, wieder zu Rüchel gewandt, dieſen mit ſichtbarer Erweichung durch die Worte entließ: „Gute Nacht! Ich bin Sein Diener!“ —

Im Jahre 1777 ließ der König auf dem Wilhelmsplatz ſeines Freundes Standbild von Marmor errichten, welches die Gebrüder Ränz aus Kaſſel, damals berühmte Bildhauer, verfertigt hatten. Dagegen auf dem Denkmal, welches der Prinz Heinrich von Preußen, zum Andenken ſeines Bruders Auguſt Wilhelm und aller Helden der drei ſchleſiſchen Kriege zu Rheinsberg aufſtellen ließ, fehlt Winterfeldt's Namen, während viel mindere dort aufgezeichnet ſind. Ein in Oel gemahltes Bild hängt in der Garniſonkirche zu Berlin. Von Dichtern haben Ramler und Gleim ſeiner ruhmvoll gedacht.

Hundert Jahre nach Winterfeldt's Tod, am 7. September 1857, am Jahrestage des Treffens bei Moys, wurden die Ueberreſte des Helden, auf Anregung der Familie mit beifälliger Zuſtimmung und demgemäß ertheilten Befehlen des

Königs, auf dem Invalidenkirchhofe zu Berlin unter den üblichen militairiſchen Ehren feierlich einer neuen Ruheſtätte übergeben, und die bei dieſer Gelegenheit zahlreich verſammelten Geſchlechts- und Stammgenoſſen verfügten zugleich die Errichtung eines würdigen Grabdenkmals von Granit und Erz. —

Feldmarſchall Graf von Schwerin.

Das Geſchlecht Schwerin iſt uralten Adels und hauptſächlich in Pommern heimiſch, wiewohl daſſelbe früh auch in Mecklenburg, Brandenburg, Preußen, und ſelbſt in Polen und Schweden, ſich verzweigt findet. In Pommern bei Anklam, auf dem Gute Löwitz, kam Kurd Chriſtoph von Schwerin am 26. Oktober 1684 zur Welt. Sein Vater war Ulrich von Schwerin, Erbherr auf Wuſſeken und Ducherow, ſchwediſcher Regierungsrath in Vorpommern, Erbküchenmeiſter im Herzogthum Pommern, und Schloßhauptmann zu Alten-Stettin; ſeine Mutter Anna Lukretia war eine geborne von Ramin aus dem Hauſe Stolzenberg. Kurd Chriſtoph hatte zwei ältere Brüder und eine jüngere Schweſter. Von ſeiner Jugend iſt wenig aufgezeichnet. Es wird geſagt, daß er gute Hauslehrer gehabt, und zum Edelmann und zum Chriſten erzogen worden; beiderlei Bezeichnung iſt hier im deutſchen Sinne jener Zeit zu nehmen, welche mehr praktiſche Tüchtigkeit als geiſtige Bildung hatte, und letztere meiſt aus der Fremde her. Bis in ſein dreizehntes Jahr blieb er in Pommern, dann rief ſeines Vaters Bruder, der heſſiſche Generallieutenant Detlof von Schwerin, welcher im holländiſchen Kriegsdienſt Inhaber eines Regiments war, ihn zu ſich nach dem Haag, wohin die Eltern ihn gern entließen, da Holland in jener Zeit nicht nur als Sitz gründlicher Wiſſenſchaft, ſondern auch als Schule der großen thätigen Welt, und als offne Bahn der Auszeichnung und des Glückes angeſehen wurde. Der Vater gab dem Sohne beim Abſchied einen Thaler, und dabei eine Ohrfeige, mit der Weiſung: „Dieſes leide von keinem weiter;“ eine dem Ritterſchlag entlehnte Formel, welche den Jünger gleichſam der väterlichen Zucht entließ und in das Gebiet der Ehre verſetzte. Er ſelbſt hat dieſes Vorgangs in ſpäterer Zeit gegen Friedrich den Großen öfters erwähnt, und dieſer ihn uns dadurch überliefert, daß er in ſeiner Anrede an die pommerſchen Abgeordneten, welche im Jahre 1780 wegen Stiftung ihres landſchaftlichen Kreditvereins nach Berlin kamen, den Zug erzählte; der Zweifel, den man gegen die Richtigkeit der Sache zu erheben geſucht hat, dünkt uns von keinem Gewicht.

Der Oheim hatte, ſo ſcheint es, für den lebhaften und fähigen Jüngling die größte Sorgfalt, und dieſe mußte bald völlig die väterliche erſetzen, da noch in demſelben Jahre 1697, in welchem Kurd Chriſtoph nach Holland gekommen war, daheim der Vater ſtarb. Vom dreizehnten bis zum ſiebzehnten Jahre blieb nun der Jüngling unter des Oheims Obhut, und dieſer wünſchte, da er den eifrigen und fähigen Kopf erkannte, daß derſelbe ſich vorzugsweiſe den Studien widmen und für ein Staatsamt ausbilden möchte. Er habe ihn deßhalb auf die Univerſität nach Leiden geſandt, ſo wird berichtet, und wir dürfen wohl annehmen, daß die Nähe dieſer damals in großer Blüthe ſtehenden Lehranſtalt für den Unterricht Kurd Chriſtoph's wird benutzt worden ſein; nur läßt ſeine Jugend uns zweifeln, daß er dort ſo früh förmlich als Student gelebt und noch dazu ſeine Studien ordentlich beendet habe; fabelhaft aber dünkt uns, daß er dann auch noch in Greifswald und Roſtock auf der hohen Schule geweſen ſei; er wird wohl, nur ehe er nach Holland ging, als Knabe gelegentlich mit dem Vater dieſe beiden Univerſitätsorte beſucht haben, und hieraus mag jene Angabe entſtanden ſein. Sein jugendlicher Sinn und Trieb, obwohl den Studien nicht grade feindlich, war indeß mehr den Waffen zugewandt, und als die politiſchen Ausſichten im Jahre 1700 ſich allgemein kriegeriſch anließen, begehrte er, nach dem Beiſpiele ſeines Oheims und eines älteren Bruders, Bernd Detlof von Schwerin, der in des Oheims Regiment als Oberſtlieutenant diente, gleichfalls dem Kriegsdienſte zu folgen, worin ihm auch endlich willfahrt werden mußte.

Noch nicht völlig ſiebzehn Jahr alt, trat er bei der Kompanie ſeines Bruders in den holländiſchen Dienſt als Fähnrich ein. Das verwandtſchaftliche Verhältniß empfand er zunächſt nicht als Annehmlichkeit. Der Bruder ſah ungern, daß er dieſe Laufbahn wählte, und wünſchte ſie ihm noch zu verleiden. Kein harter und niedriger Dienſt wurde ihm erlaſſen, er mußte im Gegentheil alle Strenge und Rauhheit der Befehlsmacht ertragen. Doch weder die unfreundliche Behandlung, noch die Schwere der Prüfungen machte ſeinen Entſchluß wanken, und alles, womit man ihn abſchrecken wollte, befeuerte nur ſeinen Muth. Er ſuchte durch Abhärtung, durch Geduld und Beharrlichkeit und unverdroſſenen Eifer, allem Auferlegten zu genügen, und er gewann nun erſt recht alle Eigenſchaften, welche ſein neuer Beruf erforderte. Gern ſprach er in ſpäterem Alter von dieſen ſchweren Dienſtjahren, die es zwar übel mit ihm gemeint, aber ihn, wie er dankbar erkannte, doch weſentlich gefördert hatten, und mit Wohlgefallen blickte er auf ein Bild, das aus jener Zeit erhalten war, und ihn in ſeiner erſten Soldatentracht darſtellte.

Zum Glück für ihn fiel dieſe Prüfung nicht in Friedenszeit, ſondern der Reiz des Krieges trat alsbald hinzu, und jede Mühſal und Entbehrung wurde durch Spannung erleichtert und durch Gefahr veredelt. Zwei große Kriege erſchütterten Europa im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, der nordiſche Krieg, in welchem Karl der Zwölfte von Schweden als wunderbarer Kriegsheld glänzte, und der Krieg um die ſpaniſche Erbfolge, in welchem der Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough als Feldherren Oeſterreichs und Englands die gegen Frankreich vereinigten Kriegsvölker anführten. Schwerin machte ſeinen erſten Feldzug in den Niederlanden, wo der holländiſche General Coehorn, ſchon berühmt als Kriegsbaumeiſter, den Feſtungskrieg thätig betrieb. Als der Herzog von Marlborough auf dem Schauplatz erſchien, wurden die holländiſchen Truppen unter ſeinen Oberbefehl geſtellt, und ein Theil derſelben folgte ihm nach Oberdeutſchland, als er mit ſeinem Heere dorthin zog. Das Regiment, in welchem unſer Schwerin nun ſchon als Lieutenant diente, war bei dieſem Zuge, focht am 2. Juli 1704 in der Schlacht von Schellenberg oder Donauwörth mit, wo der Oberſtlieutenant Bernd Detlof beim Sturm erſchoſſen wurde. Die Kriegsereigniſſe folgten einander raſch, und Kurd Chriſtoph fand manche Gelegenheit ſeine Tapferkeit zu zeigen, der ruhmvollſte Tag aber, den er mitmachte, war die Schlacht von Hochſtädt am 13. Auguſt, wo Eugen und Marlborough den Franzoſen die vollſtändigſte Niederlage beibrachten. Die Kriegslaufbahn eröffnete ſich ihm nun immer heller und reicher, noch nicht einundzwanzig Jahr alt wurde er am 10. September 1705 zum Hauptmann ernannt, und bekam auch ſogleich in ſeines Oheims Regiment eine Kompanie.

Dieſe glänzende Bahn wurde jedoch plötzlich unterbrochen, und zwar von einer Seite her, von der er dies am wenigſten zu erwarten ſchien. Der Oheim nämlich fand ſich im nächſten Jahre bewogen, ſeinen Abſchied zu nehmen. Da der Krieg noch in voller Stärke fortdauerte, ſo konnten nur Alter und Krankheit einen ſolchen Schritt rechtfertigen, und wurden auch als Beweggründe angeführt. Allein für den Neffen konnten dieſe nicht ebenſo gelten, und da er gleichwohl mit dem Oheim zugleich ſeinen Abſchied nahm, ſo müſſen wir vermuthen, daß irgend ein Verdruß oder eine Kränkung im Dienſt, welche den einen oder den anderen betroffen, von beiden als gemeinſame Urſache zu dem ſonſt auffallenden Ausſcheiden betrachtet worden; in den damaligen Heerverhältniſſen fehlten ſolche Anläſſe nicht, und Empfindlichkeit werden wir auch in der Folge noch öfters als einen der Karakterzüge unſeres Helden wahrnehmen. Der Oheim ging nach Pommern zurück, und wohnte auf ſeinem Gute Putzar, wo er nur noch ein Jahr lang lebte. Der Neffe, welcher mit der Liebe eines Sohnes an ihm hing, folgte ihm dorthin nur auf kurze Zeit, denn neue Dienſtverhältniſſe zogen ihn bald wieder an. Da er als ſchwediſcher Unterthan geboren war, ſo durfte ihm wohl das Nächſte und Lockendſte ſein, ſich ſeinem kriegeriſchen jungen Könige Karl dem Zwölften anzuſchließen, deſſen Siegesmacht eben auf dem Gipfel des Ruhmes ſtand. Allein die deutſchen Edelleute fühlten damals die Verpflichtung zum heimiſchen Dienſte nicht ſo dringend, als daß ſie darüber die perſönlichen Vortheile, welche ſich nach Umſtänden anderwärts darboten, außer Acht gelaſſen hätten, und ſolche Vortheile waren für Schwerin eben jetzt ſchon bei einem benachbarten Fürſten eingeleitet. Er ging nämlich an den Hof des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, wo er am 30. November 1706 gleich als Oberſtlieutenant in Dienſt trat, und kaum ein Jahr ſpäter, am 3. November 1707, Oberſt und Befehlshaber eines Regiments wurde; ſo war er nun als Dreiundzwanzigjähriger ſchon zu einem Range aufgeſtiegen, den in einem größeren Dienſte ſo früh zu erreichen wohl nicht möglich geweſen wäre.

War ihm in ſolcher Jugend gelungen, die Stufen des Kriegsdienſtes ſo raſch emporzuklimmen, ſo durfte er mit gleicher Zuverſicht wohl unternehmen, auch andere Lebensbande früh und günſtig einzugehen. Er verheirathete ſich am 15. Juli 1708 mit der Freiin Ulrike Eleonore, zweiten Tochter des ſchwediſchen Generallieutenants Freiherrn von Kraſſow aus dem Hauſe Panſewitz auf Rügen. Die Heirath gründete ſich auf Neigung, war aber auch in anderen Beziehungen eine vortheilhafte; ſie knüpfte ehrenvolle neue Verhältniſſe im Vaterlande, half den Wohlſtand des Hauſes mehren, und erhöhte dem jungen verehelichten Manne das Anſehen und Zutrauen, welche dem ledigen nicht in gleichem Grade anzugehören pflegen. Die vieljährige Verbindung war nicht unfruchtbar, gab aber dennoch keine Nachkommenſchaft, denn zwei Söhne und eine Tochter ſtarben in früher Kindheit. Dieſer Mangel ſtörte die gegenſeitige Zufriedenheit nicht. Schwerin wurde von ſeiner Gattin treu geliebt, ohne Eiferſucht und mit völliger Einſtimmung in alles, was er wollte und wünſchte. Sonſt aber hatte ſie männlichen Sinn, und wandte dieſen mit Erfolg auf ihr Hausweſen und ſpäterhin auf die Bewirthung der Güter.

Inzwiſchen hatte der nordiſche Krieg aus Rußland und Polen ſich bis nach Deutſchland erſtreckt, und die deutſchen Länder an der Oſtſee waren den Kriegsunruhen preisgegeben. Karl der Zwölfte unaufhörlich neue Kämpfe ſuchend, verlor endlich gegen die Ruſſen am 8. Juli 1709 die Schlacht bei Poltawa, und mit ihr den Glanz und die Frucht aller ſeiner bisherigen Siege. Er entging kaum der Gefangenſchaft, und gelangte mit kleinem Gefolge in die Türkei, wo er als ein verbündeter Fürſt ehrenvoll aufgenommen wurde, und große

Hülfsmittel und noch größere Verſprechungen empfing. Er überließ ſeinen Feldherren die Fortſetzung des Krieges in den Ländern, wo die ſchwediſchen Kriegsvölker ſich noch behaupteten, und wollte ſelber nicht zurückkehren, bis er dies an der Spitze eines großen ſiegverſprechenden Heeres zu thun vermöchte. In der Nähe von Bender war um ihn her eine Art Lagerſtadt entſtanden, und von hier aus betrieb er die eifrigſten Verhandlungen mit Konſtantinopel, mit ſeinem Anhange in Polen, und ſeinen ſonſtigen Verbündeten; von hier aus erließ er die Befehle, die er von Zeit zu Zeit nach Schweden und an ſeine Generale ſandte, um das Kriegsfeuer ſtärker anzufachen. Doch machten ſeine Feinde nun ſtets größere Fortſchritte, die Ruſſen drangen überall ſiegreich vor; in Verein mit Sachſen und Dänen beſetzten ſie Mecklenburg und bedrohten Pommern. Die Entfernung des Königs machte alle durchgreifenden Maßregeln ſchwierig, und die politiſchen Verhältniſſe fielen in die größte Verwirrung, wobei ſtets neue Vorſchläge und Ereigniſſe zu berückſichtigen waren.

Unter ſolchen Umſtänden eröffnete der ſchwediſche Feldmarſchall Graf von Stenbock, welcher ſein Hauptquartier in Schwaan hatte, dem Herzoge Friedrich Wilhelm, daß der König von Polen dringend nöthig erachte, Depeſchen von großer Wichtigkeit durch ſichere Hand an den König von Schweden nach Bender gelangen zu laſſen, und daß er deshalb, auf Verlangen des Königs von Polen, den Herzog bitte, dem Oberſten von Schwerin, der für die Sendung vorzüglich geeignet ſcheine, zu dieſer Reiſe die Erlaubniß zu ertheilen. Dies Geſuch erging am 27. November 1712, und am 29. erfolgte die Einwilligung des Herzogs. Schwerin, der ſich zu Schwaan bei Stenbock befand, wurde zur mündlichen Beſprechung zum Herzoge berufen, kehrte jedoch bald wieder zu Stenbock zurück, der ſich bereitete, die von Holſtein hereindringenden Dänen anzugreifen. Der Ausgang dieſes nahen Kampfes war jedenfalls abzuwarten, und Schwerin machte an Stenbock's Seite am 20. Dezember die heftige Schlacht von Gadebuſch mit, in welcher die Tapferkeit der Schweden den Sieg gegen die feindliche Ueberzahl errang. Durch dieſen Sieg, in Folge deſſen die Kriegsereigniſſe ſich aus

Mecklenburg nach Holſtein zogen, war das ſchwediſche Anſehen neu befeſtigt, und Schwerin, welchem der Herzog am 23. Dezember noch beſondere Vollmacht und Anweiſung zum Abſchluß eines Bundesvertrags zwiſchen Mecklenburg und Schweden ertheilte, mußte nun ohne Säumen abreiſen.

Er nahm ſeinen Weg über Berlin, von wo er am 28. Dezember weiter reiſte. Der ſchwediſche Geſandte daſelbſt, Freiherr von Frieſendorf, ſchrieb an den Herzog von ihm: „J'ai eu la satisfaction d'entendre faire au colonel de Schwerin la relation de la glorieuse journée de Gadebusch; et ce n'est pas la seule grace, dont nous sommes recevables à Votre Altesse Sérénissime que celle d'avoir bien voulu nous prêter ce témoin oculaire, pour qu'il allât en faire un rapport fidèle au roi à Bender.“ Am 4. Januar 1713 meldete Schwerin dem Herzog ſeine Ankunft in Wien, wo er ſich indeß nicht aufhielt, ſondern ſogleich ſeine Reiſe nach Jaſſy fortſetzte. Hier traf er am 20. ein, und wollte ſogleich nach Bender eilen, empfing aber vom Könige den Befehl, ihm augenblicklich alle Papiere zu ſchicken, ſelbſt aber in Jaſſy zu bleiben, bis er Erlaubniß erhielte, nach Bender zu kommen, — „pour des raisons que j'ignore“, berichtet Schwerin in Betreff dieſes Verbots, das ihn allerdings in Verwunderung ſetzen mußte, wofür der Grund aber wohl nur in den ſchwierigen Verwickelungen zu ſuchen iſt, welche der König bereits mit den türkiſchen Behörden hatte, die ihn zum Weggehen aufforderten, und denen er mit gewaltſamem Eigenwillen trotzte. Schon drei Wochen vor Schwerin's Ankunft hatte der Paſcha von Bender den König mit ernſtlichen Maßregeln bedroht, und da dieſer bei ſeiner Weigerung verblieb, ſo fingen die Türken ſchon an, den Verkehr des Königs zu beſchränken und ihm die Lebensmittel abzuſperren. Noch ſcheuten ſie die Perſon des Königs ſelber anzugreifen, aber gleiche Schonung wiederfuhr nicht ſeinem Gefolge, und einzelne Schweden, deren man habhaft werden konnte, erfuhren harte Behandlung.

Schwerin erkannte, daß er im unglücklichſten Zeitpunkt eingetroffen ſei, wo auch ſeine Aufträge ganz unnütz wurden. Da die Erbitterung der Türken gegen die Fremden mit jedem

Tage zunahm, und heftige Ausbrüche zu befürchten gab, ſo ließ der Statthalter der Moldau, Fürſt Mawrokordato, den ſchwediſchen Reſidenten zu Jaſſy, Schwerin, und mehrere Offiziere, die ſich dort aufhielten, am 21. Januar in Haft nehmen, mehr zu ihrer eignen Sicherheit, als daß er ihnen mißtraut oder übel gewollt hätte; ſie durften auch ſogar ihre Waffen und Pferde behalten. Als nun die Nachricht kam, die Tataren würden einfallen und die Gefangenen wegſchleppen, ſo brach Schwerin die Haft, und begab ſich mit ſeinen Gefährten an einen ſichern Ort, von wo ſie dem Fürſten anzeigten, weßhalb ſie die Haft gebrochen, und daß ſie keineswegs entfliehen wollten. Auf deſſen beſtimmte Zuſage, daß er ſie ſchützen werde, kehrten ſie nach Jaſſy zurück, und wurden nach drei Wochen völlig freigelaſſen. Schwerin berichtete am 24. Februar über dieſe Vorfälle an den Herzog, ließ durch ihn ſeine Frau und Kinder grüßen, und bat dann auch um Geld; er habe ſeit ſeiner Abreiſe aus Wien, ſchrieb er, ſeine Kleider nicht abgelegt, und fügte hinzu: „La figure que je fais ici est assez extraordinaire, pas un ne sait au vrai qui je suis et je me garde de tirer aucun d'erreur." Bei ihm war auch der Oberſt Klingſtädt, welcher kurz vor ihm aus Schwerin über Zweibrücken nach Bender abgegangen und zehn Tage vor ihm angekommen war.

Ueber das fernere Geſchick und Benehmen des Königs nach ſeiner Ueberwältigung durch die Türken, ſo wie über ſeine eigne Lage und Bedürftigkeit, berichtete Schwerin wiederholt. Am 16. März ſchrieb er von Bender aus, und bat auf's neue um vierhundert Dukaten, indem er ſchon bis über die Ohren in Schulden ſtecke; dabei ſchlug er dem Herzoge den Ankauf von türkiſchen Meubeln und Pferden, wie auch von ungariſchen Weinen vor, indem er ſich die Rückreiſe, wie es ſcheint, gern ganz nahe vorſtellte. Allein dieſe ſollte er noch lange genug hinzögern ſehen, und mittlerweile ſogar die Nachricht empfangen, daß der Herzog Friedrich Wilhelm am 31. Juli in Mainz, wohin er ſich aus dem Schlangenbad hatte bringen laſſen, geſtorben ſei, und daß ſein Nachfolger der Herzog Karl Leopold am 4. Auguſt die Regierung angetreten habe. Nachdem die Lage Karls des Zwölften in Demitocca, wohin man ihn gebracht, wieder etwas günſtiger geworden, durfte auch Schwerin endlich dorthin kommen, und konnte nun perſönlich dem Könige ſeine Aufträge eröffnen; ſie waren nun veraltet und bei ganz veränderten Umſtänden unbrauchbar, in dieſer Hinſicht alſo ſeine Sendung eine erfolgloſe zu nennen. Doch fand er für alle ausgeſtandenen Mühen und Gefahren reiche Schadloshaltung in dem täglichen Umgang und den reichen Geſprächen des wunderbaren Kriegshelden, der die Welt fortwährend in Staunen ſetzte, und in deſſen Nähe gelebt zu haben ſchon Merkwürdigkeit und Zauber war. Seine Unterhaltung, ausſchließlich auf Kriegsthaten und Kriegsweſen gerichtet, galt für die belehrendſte Weihe, deren man in dieſem Fache theilhaftig werden könne; ſie in ſolcher Fülle wie Schwerin genoſſen zu haben, galt als ein beneidenswerthes Glück, und gewiß hat dieſe Reiſe dem ſpäteren Rufe ſeiner großen Kriegserfahrung einen ſtärkeren Vorſchub gethan, als wenn er ein paar Feldzüge mehr gemacht hätte; er ſelbſt pflegte dies rühmend auszuſprechen.

Wie ſchwer und ſogar gefährlich es war, mit Karl dem Zwölften umzugehen, iſt aus vielen Zügen dieſes ſtarren Karakters bekannt. Schwerin ſcheint einigermaßen in Gunſt bei ihm geſtanden zu haben, wie er denn wohl vor Anderen geſchickt ſein mochte, den König zugleich mit Nachgiebigkeit und mit Feſtigkeit zu behandeln. Man behauptete ſogar, er habe ſich in die trotzige Sinnesart deſſelben ſo gut gefunden, daß einiges davon in ſein eignes Gemüth übergegangen ſei; doch blieb in Schwerin der Trotz, den er wohl öfters zeigte, ſtets durch Güte und Freundlichkeit gemildert. Die Züge von des Königs Starrſinn aber pflegte er nicht ohne Wohlgefallen zu erzählen, und einen ſolchen, nach ſeiner Erzählung überlieferten, wollen wir auch hier beifügen. Der König lag in einem Luſthauſe auf ſeinem Bette, wie er in jener Zeit oft wochenlang zu thun pflegte, aber das Bette ſtand zufällig ſo, daß die Sonne ihm heftig auf den Kopf brannte, dies beläſtigte ihn ſehr, doch kein Mittel der Abhülfe war vorhanden, als Veränderung des Ortes; natürlich rieth man ihm ſein Bette wegrücken zu laſſen, allein zu ſolcher Nachgiebigkeit war er nicht gewöhnt, er verweigerte daher dies beharrlich, und ertrug fernerhin die heißen Sonnenſtrahlen, welche dieſen Kopf durch alle Marter nicht beugten.

Doch mußte des Aufenthalts in der Türkei, die auch der König nun zu verlaſſen ſich ernſtlicher anſchickte, für Schwerin endlich genug ſein, und gewiß nicht ungern empfing er ſeine Abfertigung. Der König entließ ihn am 5. November 1713 von Demitocca mit einem kurzen Dankſchreiben an den Herzog Karl Leopold, und die Heimreiſe fand nun kein weiteres Hinderniß. Er hatte in der Türkei faſt zehn Monate zugebracht, und ſein lebhafter Geiſt, bei aller Ungunſt der Verhältniſſe, daſelbſt einen Reichthum von Beobachtungen und Merkwürdigkeiten eingeſammelt, der ihm in aller Folgezeit unſchätzbar blieb.

Er fand im Vaterlande vieles verändert. Der Herzog Friedrich Wilhelm war ein lebensfroher, gutmüthiger Fürſt geweſen, den es tief kränkte, bei ſeinem beſten Willen doch nur in Hader und Verwirrung mit ſeinen Unterthanen zu ſtehen, die er überdies den Unruhen und Bedrängniſſen des Krieges preisgegeben ſah. Unter ſeinem Nachfolger dauerten die Kriegsunruhen fort, die Streitigkeiten [illegible] ſeinen Unterthanen aber brachen in hellere Flammen [illegible] Der Herzog Karl Leopold war ein ſchöner Mann, v[illegible] guten Anlagen, die aber durch Rohheit und Eigenſinn erſ[illegible]t worden. Jähzornig zugleich und halsſtarrig, herrſchſüchtig und mißtrauiſch, flößte er nur Furcht und Widerwillen ein. Doch war er bei dieſen Eigenſchaften nur um ſo mehr die Beute argliſtiger Umgebungen, ſeine Vertrauten mißbrauchten ihn, ſeine Geliebte, die er als ſeine Gemahlin hielt, war ihm untreu. Er hatte im Lager Karls des Zwölften die Feldzüge in Polen mitgemacht, und wollte nach deſſen angeſtauntem Beiſpiel alles mit militairiſcher Strenge leiten, wodurch er aber nur alles verdarb, und ſich ſelber in's Elend brachte. Ein Kriegsmann von Einſicht und Entſchloſſenheit, wie Schwerin, und der überdies von dem Könige von Schweden heimkehrte und mit Bewunderung von deſſen Standhaftigkeit erzählte, war dem Herzoge ſehr willkommen, der ihn auch ſofort zum

Brigadier und gleich darauf zum Kommandanten in Roſtock ernannte. Doch um den neuen Kommandanten gehörig einzuſetzen, mußte der Herzog ſich einer Liſt bedienen. Die Stadt nahm wohl Herzogliche Truppen ein, behielt aber neben dieſen ihre eignen, und die Thorſchlüſſel verwahrte der jedesmalige worthabende Bürgermeiſter; nur wenn der Herzog ſelbſt erſchien, wurden ſie ihm überreicht, der ſie dann alsbald zurückzugeben pflegte. Jetzt reiſte der Herzog alſo nach Roſtock, und empfing üblicherweiſe die Thorſchlüſſel, doch anſtatt ſie dem Magiſtrat zurückzugeben, überlieferte er ſie dem Kommandanten, der ſie dann auch aller Klagen ungeachtet behielt.

Schwerin gehorchte ſeinem Fürſten als Krieger, und vollzog die ihm ertheilten Befehle als Aufgaben ſeines Amtes; über dieſen Kreis aber ging er nicht hinaus, und am wenigſten ertheilte er Rathſchläge zu harten Maßregeln, die er wohl eher mißbilligte. Allein der Herzog fand andere Diener genug, welche ſeiner Eigenſucht und Gewaltſamkeit ſchmeichelten. Als einer ſeiner verderblichſten Rathgeber wird ein Miniſter von Betkum genannt, den er aus der Fremde mitgebracht; in Dänemark hatte dieſer das Beiſpiel einer unumſchränkten Regierung vor Augen gehabt, und wollte eine ſolche auch in Mecklenburg einführen. Das Land aber war entſchloſſen, ſeine Rechte zu vertheidigen, und beſonders kämpfte die Ritterſchaft mit Muth und Erfolg gegen die Eingriffe des Herzogs, der willkürlich Steuern ausſchrieb, Verhaftungen anbefahl, und überhaupt im Lande ſchaltete, als wenn es weder Geſetze noch Verfaſſung gäbe. Das Land, die Ritterſchaft an der Spitze, wehrte ſich tapfer, und machte ſeine Klagen beim Reichshofrath in Wien anhängig. Der Herzog empfing von den höchſten Reichsbehörden und von dem Kaiſer ſelbſt die ſchärfſten Mahnungen, von ſeinen Gewaltthaten abzulaſſen, die benachbarten Höfe boten ihre guten Dienſte zur Ausgleichung an, allein nichts verfing bei ihm, er ſetzte ſeine trotzige Handlungsweiſe thöricht fort. Auf Gütern und Städten wurden den Widerſpenſtigen willkürlich Truppen zur Verpflegung eingelegt, und Mecklenburger ſelbſt wetteiferten in Plünderung und Verheerung ihres Landes mit dem Fremden. Mehrere Jahre vergingen ſo unter Kampf und Drangſalen.

Inzwiſchen hatte der Herzog Karl Leopold, nachdem er ſchon früher von ſeiner erſten Gemahlin ſich getrennt, am 19. April 1716 zu Danzig ſich mit einer ruſſiſchen Prinzeſſin, Nichte des Zars Peters des Großen, zum zweitenmale vermählt, und bei dieſer Verbindung hauptſächlich eine politiſche Stütze beabſichtigt. Der nordiſche Krieg hatte auf's neue ruſſiſche Kriegsvölker nach Mecklenburg geführt, welche das Land hart bedrängten, und als im Jahre 1717, durch die wiederholten Klagen der Ritterſchaft, und durch die Verwendung des Kaiſers, endlich bei dem Zar erwirkt wurde, daß er die ruſſiſchen Truppen nach Polen zurückzuführen befahl, ſo vereitelte der Herzog dieſe Wohlthat zum Theil wieder, indem er zwei Regimenter Fußvolk und zwei Grenadierkompanieen, zuſammen 3300 Mann, mit des Zars Bewilligung zurückbehielt und in Sold nahm. Auch ſeine deutſche Kriegsmacht vermehrte er anſehnlich, und hielt zuſammen über 12,000 Mann unter Waffen. Schwerin, der am 3. September 1718 zum Generalmajor befördert wurde, erhielt den Oberbefehl aller dieſer Truppen, deren Erhaltung neue Bedrückungen nöthig machte, die ſie denn auch ſelbſt ausführten. Sie betrafen hauptſächlich den Adel, der größtentheils von ſeinen Gütern vertrieben wurde, aber im Ausland nun um ſo lauter gegen den Herzog ſchrie, und die Hülfe von Kaiſer und Reich anrief. Die heftigen Klageſchriften, welche der Adel an den Kaiſer richtete, ſprachen auch perſönlich gegen Schwerin mancherlei Vorwürfe aus, die er jedoch damit abzulehnen ſuchte, daß er die Befehle des Herzogs nicht zu verantworten habe, für die Ausführung der Soldaten aber bei dem beſten Willen nicht durchaus einſtehen könne. Uns ſcheint zu ſeinen Gunſten am meiſten der Umſtand zu ſprechen, daß er in mehreren Jahren thätigen Dienſtes bei einem ſo ſchlechten Heere und in einer ſo ſchlechten Sache keinen dauernden Schaden an ſeinem Ruf erlitten, ſondern ſeinen Namen ehrenvoll erhalten hat.

Da jedoch der Herzog keiner Vorſtellung Gehör gab, ſondern nur immer unſinniger wüthete, ſo beſchloß endlich der Kaiſer, auch von Seiten des Reiches Gewalt eintreten zu laſſen. Hannover und Braunſchweig wurden beauftragt, ihre Truppen in Mecklenburg einrücken zu laſſen, um die geſetzliche Ordnung wieder herzuſtellen. Die Zeitverhältniſſe begünſtigten ein ſolches Verfahren, die deutſchen Reichsſtände ſtimmten bei, die ruſſiſche Kriegsmacht war größtentheils nach Polen zurückgegangen, und Karl der Zwölfte am 11. Dezember 1718 vor Friedrichshall in Norwegen erſchoſſen worden, ſo daß der Herzog von keiner Seite Hülfe zu erwarten hatte, ſondern auf ſeine eignen Truppen beſchränkt war. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm der Erſte, erließ noch am 16. Januar 1719 eine ernſtliche Ermahnung an den Herzog, von den harten Bedrückungen des Adels abzuſtehen, allein vergeblich; die Einziehung der Güter wurde fortgeſetzt, ſo wie auch die gewaltſame Werbung, welche die Leute von der Landſtraße zum Soldatendienſte, ſo wie die Pferde von den Kutſchen für die Reiterei wegnahm. Dabei hatte der Herzog die Dreiſtigkeit, den Kaiſer ſeiner völligen Unterwerfung, und die Höfe von Hannover und Braunſchweig der geſchehenen Abſtellung aller Beſchwerden zu verſichern, ſo daß ihre Truppen nur ruhig zu Hauſe bleiben könnten. Doch dieſe waren bereits, gegen 13,000 Mann ſtark, unter dem hannöverſchen General von Bülow im Anmarſch, und gingen am 25. Februar bei Zollenſpicker und bei Artlenburg über die Elbe. Schwerin ſollte mit etwa 8000 Mann nach Boitzenburg vorrücken, und die dortige Gränze vertheidigen. Der Oberſt von Waldow führte den Vortrab, fand aber Boitzenburg vom Feinde ſchon beſetzt, und zog ſich daher zurück. Schwerin meldete hierauf dem Herzoge den Stand der Sachen, und daß er ihm getroſt überlaſſen könne, den hannöverſchen Truppen den Rückweg zu weiſen, wenn er ſelbſt nur inzwiſchen nach Wien eilte und den Kaiſer zu verſöhnen ſuchte. In Wittenburg empfing Schwerin neue Befehle, und dieſe ſchrieben ihm vor, alle Thätlichkeiten zu vermeiden und ſich auf die Hauptſtadt Schwerin zurückzuziehen. Der Herzog ſelbſt aber, beim Annahen der wirklichen Gefahr bald unſchlüſſig und dann kleinmüthig, reiſte nach Berlin ab, und überließ die militairiſche Entwickelung der mißlichen Sache ſeinem General, dem doch die empfangenen Befehle zum voraus allen Erfolg abſchnitten.

Im Verdruß und Unwillen über den ganzen Zuſammenhang dieſer ſchlecht berechneten Dinge ſcheint Schwerin nur auf die Gelegenheit gewartet zu haben, dem Feinde wenigſtens zu beweiſen, daß er die Waffenentſcheidung nicht fürchte; denn beſtand auch ein Theil ſeiner Truppen aus Neulingen, ſo waren doch die Ruſſen und die Reiter und Dragoner alte, in manchem Streit bewährte Soldaten, und dieſe theilten ſeine Stimmung. Der Zufall begünſtigte ihn bei ſeinem Abſehen. Auf ſeinem Rückzuge ſtieß er am 5. März in Barum auf ein hannöverſches Dragonerregiment, das bis dorthin vorgedrungen war, doch da noch keine Feindſeligkeiten angefangen hatten, ſo zog er ruhig weiter, und weil der Mond hell ſchien, ſo wollte er durch einen Nachtmarſch den Vorſprung, den der Feind über ihn gewonnen, wieder einzubringen ſuchen. Als er nun um Mitternacht bei dem Engwege von Walsmühlen anlangte, wo er beim früheren Vormarſche gegen die Elbe zur Sicherung eine Feldwache von 30 Reitern zurückgelaſſen, fand er dieſe verjagt, die Brücken abgetragen und jenſeits ein hannöverſches Regiment in Linie aufgeſtellt. Der General von Bülow hatte dieſes Regiment vorausgeſandt, um den Mecklenburgern den Durchzug zu wehren. Schwerin ließ den Oberſten d'Alleur, der das Regiment befehligte, durch einen Adjutanten auffordern, ihm freien Durchzug zu geſtatten, er würde dann ſeinen Rückzug friedlich fortſetzen, doch der Oberſt lehnte dies ab, und als Schwerin ſelber zum Ufer ritt, um mit dem Oberſten zu ſprechen, gaben die Hannoveraner Feuer und tödteten fünf Ruſſen in Schwerin's Gefolge, ihn ſelbſt traf eine Kugel auf das Schienbein des rechten Fußes. Nun entzündete ſich das Gefecht von ſelbſt; die Ruſſen, um ihre verrätheriſch getödteten Landsleute zu rächen, ſtürzten zum Angriff herbei, ein Müller zeigte Nebenwege, durch welche man über das Waſſer kommen und dem Feinde in den Rücken fallen konnte; Schwerin ſandte eine Abtheilung hinüber, und nun zwiſchen zwei Feuer gebracht, mußten die Hannoveraner bald unterliegen, der Oberſt d'Alleur wurde ſchwer verwundet, ſein

Oberſtlieutenant getödtet, und das ganze Regiment, nach großem Verluſt an Todten und Verwundeten, in die Flucht geſprengt, die Fahne und mehrere Gefangene fielen in die Hände der Mecklenburger. Schleunigſt ließ Schwerin die Brücke herſtellen, und zog nun mit Truppen, Geſchütz und Gepäck hinüber; das hannöverſche Dragonerregiment, welches er bei Parum geſehen hatte, und das ihm unvermerkt gefolgt war, verſuchte noch ſeinen Nachtrab anzugreifen, wurde aber von Schwerin, der perſönlich zwei Pelotons Fußvolk heranführte, ſchnell zurückgetrieben. Als es Tag wurde und alles glücklich herüber war, ließ Schwerin die Brücke wieder abbrechen, und ſetzte ſeinen Marſch in der alten Richtung fort. Plötzlich aber wurde gemeldet, feindliche Reiterei ziehe in bedeutender Stärke herbei, worauf Schwerin ſeine Truppen ſogleich aufmarſchiren ließ. Der General von Bülow hatte das Schießen vernommen, und war mit ſeinen Generalen und ſo viel Reiterei, als in der Eile aufſitzen konnte, herbeigeſprengt, um die Seinigen zu unterſtützen; zwar fand er dieſe ſchon geſchlagen, und die Mecklenburger über den Engweg weit hinaus, allein auch jetzt noch wollte er ſie in ihrem Rückzuge hemmen, und warf ſich mit 8 Schwadronen, die ihm zunächſt gefolgt waren, ungeſtüm auf den linken Flügel, der noch nicht völlig geordnet ſtand. Sie wurden jedoch hier ſo unerſchrocken und mit ſo tüchtigem Feuer empfangen, daß Bülow ſeine abgewieſenen Reiter nicht zum zweitenmale vorführen mochte, ſondern, um Fußvolk abzuwarten, nach Wittenburg zurückzog. Schwerin blieb noch zwei Stunden auf dem Wahlplatze ſtehen, dem Feinde gleichſam zur Herausforderung; doch da dieſer nicht wieder erſchien, ſo marſchirte er ruhig nach der Hauptſtadt, wo er mittags einrückte.

Der General von Bülow erließ am 8. März aus ſeinem Hauptquartier Wittenburg an Schwerin ein Schreiben voll heftiger Vorwürfe, daß er gewagt, die Truppen, welche im Namen von Kaiſer und Reich in Mecklenburg einrückten, feindlich anzugreifen, wozu er gewiß nicht befehligt geweſen; Bülow drückte ſich ſo aus, als ob Schwerin für ſeine Verwegenheit durch die erlittene Niederlage ſchon beſtraft worden, drohte ihm aber noch ſchwere Verantwortung an, und forderte binnen zweimal vierundzwanzig Stunden eine beſtimmte Erklärung, ob er befehligt ſei, die noch täglich erneuerten Gewaltthaten gegen den Adel fortdauern zu laſſen, ob er die weggenommenen Pferde und Ochſen zurückgeben, und ſchließlich, ob er die Ruſſen ohne Zögern aus dem Lande ſchaffen wolle? Schwerin antwortete am 13. März, die Gegenſtände jener Anfragen lägen außerhalb ſeiner Befugniß, er habe darüber an den Herzog berichtet, wegen des ſtattgehabten Gefechtes aber ſei er ganz ruhig, da er die Feindſeligkeiten nicht angefangen, und was den Ausgang betreffe, ſo könne er nur wünſchen, wenn er künftig mit Feinden zu thun habe, ſo wie bei Walsmühlen geſchlagen zu werden, und werde keinen ſolchen Sieg, wie da über ihn gewonnen worden, ihnen jemals mißgönnen. Bülow erwiederte hierauf, Schwerin habe nicht nöthig gehabt, bei Walsmühlen den Durchzug zu erzwingen, er habe noch andere Wege gehabt, ſeinen Rückzug fortzuſetzen. Dies war richtig, allein die Thatſache, daß Schwerin der angegriffene Theil geweſen, dadurch nicht umgeſtoßen, und rechtfertigte den Krieger hinlänglich, nun auch ſeinerſeits keinen Waffenvortheil verſchmäht zu haben. Der aufgebrachte Adel häufte ebenfalls wegen jenes Kampfes alle Schuld auf Schwerin, und veranlaßte den Reichsfiskal gegen ihn zu verfahren; doch bei näherer Unterſuchung fiel die Sache von ſelbſt.

Während dieſer Verhandlungen hatten die Mecklenburger ihren Rückzug fortgeſetzt, die Stadt Schwerin und darauf auch Sternberg geräumt, wohin die hannöverſchen Truppen ihnen folgten. Der Herzog war in Berlin durch den Bericht Schwerin's von dem Gefechte bei Walsmühlen erfreut worden, und ernannte denſelben zum Lohne ſeines tapfern Verhaltens gleich am 8. März zum Generallieutenant. Auch dem Könige von Preußen gefiel die Entſchloſſenheit des jungen Anführers, auf den er ſeitdem mit Gunſt blickte; doch die Sache des Herzogs war dadurch nicht beſſer geworden, der König rieth ernſtlich zur Nachgiebigkeit, und bald war der ſtolze Sinn des trotzigen Fürſten ſo gebeugt, daß er allen Widerſtand aufgab; Schwerin mußte Bützow, Güſtrow und endlich auch Roſtock räumen; an die äußerſte Gränze des Landes gedrängt, lagerten die Truppen einige Zeit am See von Malchin, allein dem Herzoge wurde nicht geſtattet, auch nur einen Theil derſelben zu behalten, er ſah ſich genöthigt, ſie zu entlaſſen; die Ruſſen nahmen ihren Rückweg in die Heimath, wohin ſie ſchon längſt verlangten. Der Herzog begab ſich nach Dömitz, wo er nur wenige deutſche Mannſchaft behielt, und von geringen Einkünften lebte, während ſein ganzes Land von fremden Truppen beſetzt blieb und durch eine in Roſtock niedergeſetzte Kaiſerliche Kommiſſion verwaltet wurde. Dieſe Kommiſſion unterſuchte alles Vorgefallene, und ließ auch Schwerin zur Rechenſchaft vorladen, allein er glaubte ſich dieſer entziehen zu dürfen, erſchien nicht, und erfuhr auch weiter keine Anfechtung.

Dieſe mecklenburgiſchen Dienſtjahre und Verhältniſſe bilden den ſchlimmſten Zeitraum in Schwerin's Leben, und es iſt ein ſeltener Fall, aus ſo traurigen Verwickelungen, welche den beſten Mann zu Grunde richten können, mit gutem Namen und ſogar mit Ruhm hervorzugehen. Die Erbitterung der Ritterſchaft gegen ihn betraf mehr ſein Verhältniß, als ſeine Perſon, und verſchwand alsbald, nachdem er aus jenem getreten war. Dieſen Vortheil dankte er ohne Zweifel der Klugheit, nur innerhalb ſeiner militairiſchen Befugniſſe zu handeln, und weder Günſtling noch Rathgeber ſein zu wollen, welche Stellung übrigens bei dem Herzoge Karl Leopold keine beneidenswerthe ſein konnte. Da die Sache dieſes Fürſten unwiederbringlich verloren war, und ſeine Lage keine Verbeſſerung hoffen ließ, ſo hörte Schwerin's Dienſtverhältniß von ſelbſt auf; er konnte daher ohne Schwierigkeit ſeine Entlaſſung nehmen, und ſich nach Pommern auf ſeine Güter zurückziehen.

Er und ſein Bruder Bogislaw hatten ſich in die väterliche Erbſchaft getheilt, die das Gut Löwitz nebſt Antheilen an den Gütern Stretenſe und Kummerow begriff, und nur geringes Einkommen abwarf. Aber durch die Hinterlaſſenſchaft des Oheims Detlof von Schwerin, der ſein im holländiſchen Dienſt erworbenes Vermögen anwandte, das zerſtreute Familiengut für ſeine Neffen wieder zuſammenzubringen, hatte ſich ihr Beſitz bedeutend vermehrt. Während der

Kriegesunruhen war alles Grundeigenthum in Werth und Ertrag geſunken, es bedurfte kluger Anſtalten und ſorgſamer Aufſicht, demſelben wieder aufzuhelfen. Schwerin aber hatte in dieſem Bemühen den glücklichſten Erfolg, die Einkünfte mehrten ſich bedeutend, und in kurzer Zeit erhoben ſich beide Brüder zu bemerkbarem Wohlſtand. Doch lag es nicht in ihrem Sinne, ganz innerhalb des Landlebens ſich abzuſchließen; ſie trafen zweckmäßige Anordnungen für die damals noch ſehr einfache Bewirthſchaftung, und fanden ſich in aller Freiheit, perſönlich der glänzenderen Bahn des Staatsdienſtes zu folgen.

Durch den Stockholmer Frieden vom 1. Februar 1720 gelangte Preußen zum vollſtändigen Beſitz von Pommern bis an die Peene, und Schwerin wurde dadurch ein Unterthan Friedrich Wilhelms des Erſten, in deſſen Dienſten ſein Bruder Bogislaw ſchon als Finanz- und Kriegsrath ſtand. Der König hatte den günſtigen Eindruck von Schwerin's Tapferkeit nicht vergeſſen, und bezeigte das Verlangen, ihn nebſt dem Oberſten von Waldow und einigen anderen ausgezeichneten Offizieren, die ſich dazu meldeten, in ſeinen Dienſt aufzunehmen. Schwerin trat am 10. April in das preußiſche Heer als Generalmajor, mit dem Patent vom 1. Februar und mit dem Verſprechen eines Regiments bei nächſter Erledigung. Er konnte noch einige Zeit auf ſeinen Gütern zubringen und für deren gute Verwaltung Sorge tragen; bald aber berief ihn der König zu ſich, um ſeine Fähigkeiten in politiſchen Geſchäften zu benutzen. Er ſtellte ihn der Königin, einer Prinzeſſin von Hannover, mit den Worten vor: „Das iſt der Mann, der Ihre Landsleute bei Walsmühlen geklopft hat!“ und dieſe Waffenthat wurde ihm überhaupt auf das vortheilhafteſte angerechnet. Seine erſten Verrichtungen im preußiſchen Dienſte waren diplomatiſcher Art. Er ging im Jahre 1721 als preußiſcher Geſandter nach Dresden, und im Sommer des folgenden Jahres in gleicher Eigenſchaft nach Warſchau, wo ihn ſpäter ſein Bruder Bogislaw ablöſte. An beiden Höfen genoß er Achtung und Vertrauen, und ſeine Geſchäftsführung erwarb des Königs völlige Zufriedenheit.

Als erwünſchten Beweis derſelben empfing er gleich nach ſeiner Rückkehr, am 13. Januar 1723, ein Regiment Fußvolk, eines der ſchönſten im Heere, vor zehn Jahren errichtet und dem General von Schwendy anvertraut, nun durch deſſen Tod erledigt, und nach ſeinem neuen Inhaber fortan auf lange Zeit das Schwerin'ſche genannt. Schwerin begab ſich unverzüglich nach Frankfurt an der Oder, wo das Regiment ſeinen Standort hatte, übernahm daſſelbe, und wandte ſeinen ganzen Eifer an, die gute Verfaſſung, in der es ſich befand, noch zu erhöhen. Dem äußeren Glanze ſollte die innere Tüchtigkeit entſprechen, der Genauigkeit im Dienſt und in Waffenübungen die ſtrenge Ordnung und ehrbare Zucht. Er empfahl neben der Strenge aber auch Milde, und verbot willkürliche Härte. Sein wohlwollender Sinn hatte das Vertrauen der Offiziere wie der Soldaten gewonnen, und die letzteren, welche vorzüglich der Gegenſtand ſeiner Fürſorge waren, liebten ihn wie einen Vater. Doch widerfuhr ihm in der Handhabung ſeines Regiments ein Mißgriff, der in der Folge auffallend wurde. Ein junger Fähnrich, den er zwar wegen ſeines Dienſteifers beloben mußte, aber gar klein von Geſtalt und von ſchwacher Stimme für das Kommandiren fand, wurde deßhalb von ihm nicht befördert, ſondern ſtatt ſeiner bei wiederholtem Anlaſſe jedesmal einer der Ausländer eingeſchoben, die Schwerin aus dem mecklenburgiſchen Dienſte mitgebracht hatte, anſehnliche und reiche Leute — ſagte man —, die er begünſtigte, deren Eigenſchaften übrigens ſeiner Begünſtigung nicht unwerth waren. Nachdem der Fähnrich auf die Weiſe viermal übergangen worden, ſchrieb er unter dem 28. Juli 1724 an den König, und bat, daß ihm, etwa durch Verſetzung in ein anderes Regiment, ſeine Beförderung gewährt würde, worauf der König in Folge von Schwerin's Bericht, dem dreiſten Fähnrich ohne weiteres ſeine Entlaſſung gab. Dieſer Fähnrich aber war Hans Joachim von Zieten, deſſen Namen ſpäter zu nicht geringerem Ruhm emporſtieg, als der Schwerin's.

Das Jahr 1724 brachte einen beſonderen Anlaß, Schwerin von ſeiner militairiſchen auf's neue zu diplomatiſcher Thätigkeit abzurufen. In der Stadt Thorn hatten die Proteſtanten lange Zeit die Oberhand beſeſſen, doch mit den Katholiken im Frieden gelebt. Als aber die Jeſuiten dort eingedrungen, verſtärkte ſich die katholiſche Parthei, und verſuchte bald Eingriffe in die Rechte der Proteſtanten. Die außer Uebung gekommene öffentliche Begehung des Frohnleichnamsfeſtes wurde wieder eingeführt, und die Jeſuitenſchüler, eine ſtarke, wohlgeordnete Schaar voll Uebermuth und Kraft, maßten ſich an, die zufällig anweſenden Proteſtanten zum Niederknien zu zwingen. Hiedurch entſtand eine blutige Schlägerei, und das gemeine Volk in höchſter Erbitterung fiel über die Schüler her, trieb ſie in die Flucht, und ſtürmte dann das Jeſuitenkollegium, welches bald in Flammen aufging. Die flüchtigen Jeſuiten erfüllten das ganze Land mit ihren Klagen, und der Reichstag in Warſchau verfügte eine gerichtliche Unterſuchung des Vorgangs. Doch die Stimme der Jeſuiten galt hier allein, und ſie brachten es dahin, daß der Bürgermeiſter von Thorn nebſt mehreren Bürgern zum Tode verurtheilt, und die Stadt ihrer bisherigen Freiheiten verluſtig erklärt wurde; ferner ſollte die bisher proteſtantiſche Liebfrauenkirche den Katholiken übergeben werden, der Rath ausſchließlich aus dieſen beſtehen, und den Proteſtanten, oder, wie ſie als politiſche Parthei in Polen hießen, den Diſſidenten, kaum noch Boden und Luft verbleiben. Der Reichstag beſtätigte dieſen Ausſpruch, und ein Fürſt Lubomirski rückte mit Truppen als Vollſtrecker gegen Thorn. Der König von Preußen, durch ſeinen Geſandten in Warſchau, Bogislaw von Schwerin, von dieſem grauſamen und ungerechten Beſchluß unterrichtet, brach in den größten Unwillen aus. Er war als Theilnehmer des Friedensvertrages von Oliva verpflichtet, die Proteſtanten bei ihren durch dieſen Frieden geſicherten Rechten zu ſchützen, und er trat nachdrücklich für ſie auf; ſeine redliche Geſinnung und ſein frommer Eifer ließen kein Mittel unverſucht, ihnen Gerechtigkeit zu verſchaffen. Er rief die mitverpflichteten Höfe von England, Schweden und Dänemark zu kräftigem Einſpruch gegen die Unterdrückung ihrer Glaubensgenoſſen auf. Er ſelber ſchrieb an den König von Polen, um wenigſtens Aufſchub für den ſchmachvollen Urtheilsſpruch zu erlangen, und um dem Schreiben größeres Gewicht zu geben, ließ er daſſelbe durch Kurd Chriſtoph von Schwerin überbringen. Beide Brüder betrieben mit vereintem Eifer ihren Auftrag, allein ihr Bemühen war vergebens, die katholiſche Partheiſucht überwog, und Lubomirski, befürchtend, der Aufſchub möchte dennoch bewilligt werden, beſchleunigte die Hinrichtung, die am 7. Dezember wirklich vollzogen wurde. Schwerin überließ nun ſeinem Bruder und dem großbritanniſchen Geſandten die fernere Rechtserörterung dieſer jammervollen Sache, und kehrte voll Trauer und Grimm nach Berlin zurück, wo der König auf neue Maßregeln ſann, den Bedrängten beizuſtehen, oder doch das Vergeltungsrecht für ſie zu üben.

Im folgenden Jahre finden wir Schwerin wieder bei ſeinem Regiment in Frankfurt an der Oder. Von ſeinem guten Verhältniſſe mit dem Könige zeugt ein Schreiben an denſelben vom 11. Juni; er bietet ihm darin die Bildniſſe von Stanislaus Lesczinski und von deſſen Gemahlin mit dem Wunſche an, dafür das Bild des Königs zu erhalten. Wir ſchalten dieſe Probe damaliger inkorrekter Eleganz, wie ſie auch ſelber in Frankreich nicht ſelten vorkam, hier gebührend ein. Schwerin ſchrieb: „Sire! Votre Majesté m'ayant marqué désirer voir le portrait de Stanislas Lesczinski et celui de son épouse, ainsi j'ai l'honneur de les lui présenter bien au naturel, ils ont l'un et l'autre toute la ressemblance possible, au moins tels qu'ils etoient 1711. J'ai depuis encore fréquenté familièrement ce seigneur en Turquie, où il n'avait rien perdu de son air, et comme des personnes qui l'ont vu depuis peu m'ont assuré, il n'y a aucun changement en lui que la différence de l'habillement. Si Votre Majesté souhaite garder ces deux portraits, je les lui offre de grand coeur en échange du sien; mon intéressement en cette rencontre ne doit pas déplaire à Votre Majesté, un pauvre gentilhomme qui troque avec son roi y doit gagner naturellement, outre que peut-être de longtems il ne s'offrira pas une occasion si favorable, pour vous demander votre portrait que j'aurai en vénération toute ma vie. Je suis avec toute la soumission respectueuse etc.“ Der König behielt dieſe Bildniſſe, und befahl das ſeinige zu überſenden. Am 30. November deſſelben Jahres erhielt Schwerin auch die Amtshauptmannſchaft zu Jerichow und Alten-Platow, deren Einkünfte jährlich 500 Thaler betrugen. Wegen anſehnlicher Forderungen, welche Schwerin aus ſeiner früheren Dienſtzeit noch in Mecklenburg zu machen hatte, und lange fruchtlos anſprach, gewährte ihm der König ſeine kräftige Verwendung, und er gelangte zu ſeiner Gebühr. Von ſeiner Gunſt bei dem Könige, und in wie menſchenfreundlichem Sinn er ſie benutzte, finden wir noch folgende Erzählung: „Ein Page des Königs war mit einem ſeiner Kammeraden in Händel gerathen, ohne davon die Urſach geweſen zu ſein, und hatte das Unglück gehabt, denſelben zu erſtechen. Der König, welcher in dergleichen Fällen keine Nachſicht hatte, befahl, daß er den Kopf verlieren ſollte. Alles nahm an dem Schickſal des Pagen Antheil, und bat für denſelben um Gnade. Es war aber umſonſt, und ſelbſt die Bitten der Königin wurden nicht erhöret. Endlich übernahm es Schwerin den Unglücklichen zu retten. Der König war einſt bei guter Laune, über ein Geſchäft, welches Schwerin wohl ausgeführt hatte, und befahl ihm daher ſich eine Gnade zu erbitten. „Es ſei welche es ſei?“ fragte Schwerin, der dieſen Zeitpunkt zu benutzen ſuchte: Ja! erwiederte der König. — „Verſprechen mir Ew. Majeſtät bei Ihrem Königlichen Worte, daß Sie meine Bitte nicht abſchlagen wollen?“ — Der König, der keine Verzögerungen ertragen konnte, ward ſchon ungeduldig und ſagte: „Ja! ja! Was iſt es denn?“ — „Nun“, fuhr Schwerin fort, „ſo bitte ich um das Leben des jungen Menſchen, der das Unglück gehabt hat, ſeinen Kammeraden zu erſtechen.“ — Nein, erwiederte der König, alles in der Welt, aber das nicht. — Schwerin ergriff den Rockſchoß des Königs und ſagte: „Ew. Majeſtät haben mir Ihr Königliches Wort gegeben, und ich laſſe Sie nicht, bis Sie es gehalten haben.“ — Der König, der ſich ſo in die Enge getrieben ſah, antwortete: Schwerin! Ihr vergreifet Euch an meiner Perſon? — „Nehmen Ew. Majeſtät meinen Kopf“, verſetzte Schwerin, „wenn ich ein Verbrechen begehe, aber ſchenken Sie einem jungen Menſchen das Leben, der der Welt noch nützlich werden kann, und der ſchon dazu ſo gute Hoffnungen gegeben hat.“ — Nun, ſagte der König mit Unwillen, er ſoll Gnade haben, aber er muß mir nie wieder vor das Geſicht kommen. —

Der Feldzeugmeiſter Graf von Seckendorf, welcher als Geſandter des Kaiſers im Jahre 1726 nach Berlin kam, und lange Zeit in dieſer Stellung verblieb, wußte den König bald für ſich einzunehmen und ſich in deſſen Vertrauen feſtzuſetzen. Die Verhältniſſe in Berlin erfuhren dadurch große Veränderungen. Um den König her hatten ſich, wie dies ſein offner und raſcher, aber leichtgläubiger und beſchränkter Sinn wider ſeinen Willen veranlaßte, ſchon früher vielfache Ränke geſponnen; der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau nebſt dem Feldmarſchall von Grumbkow hatten zum Theil die Fäden in der Hand, zum Theil waren ſie ſelbſt davon umſtrickt. Nun trat Seckendorf als der Klügſte und Feinſte hinzu, und hatte bald mit jenen die Verbindungen angeknüpft, die für ſeine Zwecke nöthig waren. Alles am Hofe von Berlin empfand fortan mehr oder minder den Einfluß dieſer Namen. Seckendorf lenkte die Neigung des Königs entſchieden auf die Seite Oeſterreichs, und entzweite ihn mit Hannover und Großbritannien, wodurch auch in der Familie des Königs ein verderblicher Zwiſt entſtand. Wir finden Schwerin während dieſer Zeit ſelten genannt, allen Ränken und Verwickelungen, welche ſich unheilvoll ausbreiteten, ſcheint er völlig fremd geblieben. Dem Fürſten von Anhalt Deſſau hatte gleich anfangs Schwerin wenig gefallen, wie dieſem auch der Fürſt nicht; ihre Gemüthsart und Handlungsweiſe ſtanden in entſchiedenem Gegenſatz, Rohheit und Bildung mußten einander abſtoßen. Auch Grumbkow und Seckendorf konnten in Schwerin weder einen Verbündeten noch ein Werkzeug finden, und ſein Rang und ſeine Stellung waren noch nicht ſo wichtig, um einen Gegner in ihm fürchten zu laſſen. Auch auf dieſem ſchwierigen Boden kam die ſchon früher bewährte Klugheit ihm zu Statten, ſich auf den ihm zugewieſenen Wirkungskreis einzuſchränken, und dies konnte er um ſo leichter, als er bei ſeinem Regiment und auf ſeinen Gütern genugſame Beſchäftigung fand.

Der König indeß bezeigte ſich ihm fortwährend gnädig, und ernannte ihn am 25. Juli 1730 zum Gouverneur von Peitz. Der Sommer dieſes Jahres wurde verhängnißvoll durch den offnen Bruch, in welchen der zwiſchen dem Könige und dem Kronprinzen ſchon lange beſtehende Zwieſpalt überging. Der Kronprinz wurde nach Küſtrin gefangen geſetzt. Schwerin war mit dieſen Mißverhältniſſen in keiner Art verflochten, ſie konnten auch ferner an ihm ſtill vorübergehen. Doch ſeine Theilnahme für den liebenswürdigen Prinzen, dem nicht nur die Freiheit genommen, ſondern deſſen Leben ſogar bedroht war, mochte er nicht verhehlen, und in Frankfurt an der Oder demſelben ſo nah, fühlte er ſich verpflichtet, ſie ihm auch thätig zu bezeigen. Sobald Friedrich wieder einige Freiheit genoß und Briefe empfangen durfte, ſchrieb Schwerin tröſtend und dienſterbötig an ihn, und ſuchte ſeinen Wünſchen mit allem Eifer zu entſprechen. Ein lebhafter Briefwechſel dauerte längere Zeit fort, und legte den Grund zu der beſondern Achtung und Zuneigung, welche Friedrich ſtets für Schwerin hegte. Die Briefe ſind nicht bekannt geworden, mögen aber noch irgendwo verwahrt ſein. Man weiß, daß Friedrich in einem derſelben ſich von Schwerin einen Hautboiſten ſeines Regiments erbat, den er einſt auf der Durchreiſe in Frankfurt, als die Studenten ihm eine Abendmuſik brachten, als vortrefflichen Flötenbläſer kennen gelernt, und den er jetzt bei ſich zu haben wünſchte, um ſein eignes Flötenſpiel von ihm begleiten zu laſſen. Dies war Fredersdorf, der Sohn eines Stadtmuſikanten zu Paſewalk, ſeitdem der vertraute Liebling Friedrichs, und ſpäter ſein Geheimer Kämmerier, der große Fähigkeit beſaß und bis zu ſeinem Tod in des Königs Gnade blieb.

Der Frieden wurde in dem Königlichen Hauſe nach und nach hergeſtellt, doch mehrere Perſonen, welche der König als ſolche erkannt, die ſeinen Abſichten entgegengewirkt, blieben in Ungnade. Unter dieſen war der Miniſter Baron von Knyphauſen, der ſogar den Abſchied erhielt, und ſich auf ſeine Komthurei Lietzen zurückziehen mußte, wo er bald ſtarb.

Dieſer Fall traf Schwerin ſehr nahe, er ſtand mit dem Hauſe in enger Verbindung, ſuchte die bei beträchtlichem Vermögen doch verwickelten Angelegenheiten zu ordnen, wurde für die acht hinterbliebenen Kinder ein ſorgſamer Vormund, und für die noch ſchöne und geiſtesanmuthige Wittwe, geborne von Ilgen, ein treuer Anwalt; den älteſten Sohn nahm er mit Bewilligung des Königs in ſein Regiment. Für ihn ſelber entſtand weder aus dieſer Fürſorge, noch aus dem Verkehr, den er mit dem Kronprinzen gehabt, ein Nachtheil, der König maß ihm keine üblen Abſichten bei, und ließ ihn auch deßhalb in nichts zurückſtehen. Schwerin wurde am 30. Mai 1731 Generallieutenant und gleich darauf auch Ritter des ſchwarzen Adlerordens.

In Mecklenburg dauerten die Unruhen noch immer fort. Die Kaiſerliche Kommiſſion waltete im Lande, und die hannöverſchen und braunſchweigiſchen Truppen mußten von den Einwohnern verpflegt werden, die Ritterſchaft und die Städte wollten ihre Rechte behaupten, der Herzog von ſeinen Anſprüchen nicht ablaſſen. Die Landtage, anſtatt die Mißhelligkeiten zu ſchlichten, vermehrten nur den Zwieſpalt und die Verwirrung. Der Herzog Karl Leopold hatte in Dömitz die beſchränkte Macht, die ihm verblieben war, zu ſchrecklichen Hinrichtungen mißbraucht; ein Geheimrath von Wolffradt war angeblich wegen Verrathes enthauptet worden, deſſen Frau aber, eine natürliche Tochter des Herzogs Friedrich Wilhelm, hatte der Herzog zu ſich genommen und einen Sohn mit ihr gezeugt. Doch der Ort war ihm nun durch das Blutvergießen verleidet, und er begab ſich nach Danzig, wo er die Hülfe Rußlands auf's neue anrief, und wirklich Truppen zu werben begann. Da man in Wien ſich überzeugte, die Zerrüttung des Landes werde unter dieſem Fürſten nie aufhören, ſo verfügte der Reichshofrath, daß des Herzogs Regierung gehemmt und das Land ſeinem Bruder, dem Herzoge Chriſtian Ludwig, unter Kaiſerlicher Aufſicht zur Adminiſtration überwieſen würde. Hierauf kehrte Karl Leopold mit kleinem Gefolge von Danzig unerwartet nach Schwerin zurück, und forderte ſeine Unterthanen auf, ihm gegen die Kaiſerliche Adminiſtration beizuſtehen. Er hatte noch einigen

Anhang im Volke, die Geiſtlichkeit und die Bauern waren gegen die Ritterſchaft, auch einige Mitſtände des Reichs wurden bedenklich, und hielten das Verfahren des Kaiſers für unberechtigt. Der Aufſtand wurde zwar durch die hannöverſchen Truppen im Namen der Adminiſtration ſogleich gedämpft, doch Karl Leopold hielt die Städte Dömitz und Schwerin beſetzt, und als ihn die hannöverſchen Truppen einzuſchließen drohten, rief er die Vermittelung des Königs von Preußen an, der ſchon längſt vom Kaiſer zur Stillung der mecklenburgiſchen Unruhen mit beauftragt war. Die Kaiſerliche Adminiſtration verwandelte ſich nun wieder in eine Kommiſſion mit dem Herzoge Chriſtian Ludwig an der Spitze, und beide Brüder befehdeten einander in Schriften und Handlungen auf das härteſte, es fielen Gefechte vor und Ueberfälle, die Landtage wurden ebenfalls Kampfplätze, ganz Mecklenburg war von Gräuel und Jammer erfüllt. Solchem Unheil ein Ende zu machen, fühlte der König von Preußen ſich ſchon als Nachbar verpflichtet; und nachdem er den Herzog Karl Leopold bewogen, ein Unterwerfungsſchreiben an den Kaiſer zu richten, beſchloß er eine hinlängliche Truppenmacht in Mecklenburg einrücken zu laſſen, um zunächſt den jetzt bedrängten Herzog in Schutz zu nehmen, dann aber auch die Rechte der Ritterſchaft und der Städte wahrzunehmen und den Frieden im Lande vollkommen herzuſtellen. Der Kaiſer ſah dieſe Einmiſchung höchſt ungern, erklärte das Unterwerfungsſchreiben des Herzogs für ungenügend, und ließ durch ſeinen Geſandten in Berlin alle Mittel verſuchen, um des Königs Vorſatz rückgängig zu machen, oder die Ausführung zu hintertreiben; allein diesmal ſcheiterte Seckendorf's Bemühen an des Königs Feſtigkeit. Die Truppen wurden in Marſch geſetzt, und Schwerin, als des Landes und der Verhältniſſe kundig, zu ihrem Befehlshaber ernannt. An der Spitze eines Regiments Fußvolk und zweier Reiterregimenter rückte dieſer aus der Priegnitz in Mecklenburg ein, und beſetzte am 20. Oktober 1733 die Stadt Parchim. Die große Schwierigkeit war, mit den hannöverſchen und braunſchweigſchen Truppen, welche die meiſten Orte beſetzt hielten, jeden feindlichen Zuſammenſtoß zu verhindern, und gleichwohl die Quartiere und die Verpflegung zu erlangen, deren man bedurfte. In Parchim glückte dies durch eine Liſt, die Preußen begehrten auf dem Durchmarſch ein Nachtlager zu halten, die dort liegenden Braunſchweiger durften dies nicht hindern; am folgenden Tage aber blieben die Preußen ſtehen, und jene fanden nun gerathen nach Sternberg abzuziehen. Allmählig dehnten ſich die Preußen nach Goldberg, Plaue, Lübitz und Grabow aus, wodurch ſie einen beträchtlichen Theil des Landes inne hatten, und die Städte Schwerin und Dömitz gegen Einſchließung ſicherten.

Im Anfange des Novembers wurde zu Roſtock der Landtag eröffnet, und es erregte Aufſehen, daß auch Schwerin ſich dort einfand. Die Ritterſchaft war noch voll Groll gegen ihn aus der früheren Zeit, und das Bewußtſein, ihn mit Worten und Handlungen arg verunglimpft zu haben, erhöhte das Mißtrauen derjenigen, welche jetzt ſeiner Rache bloßgeſtellt waren. Allein Schwerin gedachte der früheren Beleidigungen nicht, und hielt ſich ſtreng in den Gränzen ſeiner jetzigen Aufgabe. Seine Anträge gingen fürerſt darauf hin, daß man hier die Bereiche der Quartiere für ſeine und die übrigen fremden Truppen feſtſetzen und die nöthige Verpflegung anordnen möchte. Sodann übergab er eine Denkſchrift, worin die Verminderung der das Land belaſtenden Truppen gewünſcht, und der Vorſchlag gemacht wurde, daß von jedem der drei Höfe nur die gleiche Zahl von 600 Mann zurückgelaſſen würde, und damit die hannöverſchen Truppen keinen Vorwand hätten, ihren Abmarſch zu verzögern, bis ſie vollkommen bezahlt worden, ſo ſollte man in der Fremde eine Anleihe machen, um die Truppen ſogleich zu befriedigen. Die Zweckmäßigkeit dieſer ganz für das Beſte des Landes berechneten und durchaus billigen Anträge war nicht abzuläugnen; allein der Adel ſah in den hannöverſchen Truppen hauptſächlich ſeinen Schutz, in den preußiſchen mehr den des Herzogs, und glaubte daher bei jenen wenn auch dem Lande erſprießlichen Vorſchlägen doch für ſich keinen Gewinn; der Landtag ließ ſich demnach mit Schwerin auf nichts ein, ſondern behauptete, hierüber müßten erſt die Beſtimmungen des Kaiſers abgewartet werden. Voll Verdruß, des Königs gute

Abſicht verkannt und ſeinem eignen Auftreten nur mit Mißtrauen begegnet zu ſehen, kehrte Schwerin von dem Landtage zurück, quartierte ſelbſt ſeine Truppen in die Städte und Fürſtlichen Aemter ein und traf nun alle Anordnungen ſelbſt, die er dem Lande hatte überlaſſen wollen. Der Adel ſollte ohne Einlagerung bleiben; und da die Ritterſchaft anzeigte, daß die preußiſchen Reiter bei adeligen Bauern Futter einforderten, antwortete Schwerin, er wiſſe ſolche nicht zu unterſcheiden, würde aber, nach erhaltener Angabe, Befehl geben ſie zu verſchonen. Die Verpflegung war dem Lande eine harte Laſt, wurde jedoch durch Schwerin's aufmerkſame Sorgfalt möglichſt erleichtert; er ließ durch den Ober-Kriegskommiſſair eine Kaſſe zu Parchim errichten, wohin die Beamten und Pächter der von den Preußen beſetzten Domainen ihre Zahlungen machen mußten, und es wurde das Geld ſo genau verwaltet, daß beträchtliche Vorſchüſſe im folgenden Jahre zurückgezahlt werden konnten.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen, Ordnung und Einigkeit in Mecklenburg herzuſtellen, kamen die betheiligten Höfe überein, ihre Truppen gleichzeitig zurückzuziehen; nur wenige Mannſchaft ſollte zurückbleiben, um als Unterpfand der noch nicht berichtigten Forderungen einige Aemter beſetzt zu halten. Da jedoch das Land zu ſeiner Sicherheit nothwendig fremder Truppen bedurfte, ſo traf der Herzog Chriſtian Ludwig im Namen der Kaiſerlichen Kommiſſion die Vorkehrung, ein holſteiniſches und ein ſchwarzburgiſches Regiment in Sold zu nehmen. Die hannöverſchen und braunſchweigiſchen Truppen verließen hierauf Mecklenburg, und ebenſo die preußiſchen, mit Ausnahme von 100 Reitern und 200 Mann Fußvolk, welche auf den dem Könige überlaſſenen Pfandämtern Plaue, Wendenhagen, Marnitz und Eldena blieben, und ſpäter durch ein Bataillon Huſaren abgelöſt wurden. Schwerin hatte dem Landrath am 14. Februar 1734 ſchriftlich angezeigt, ſeine unterhabenden Völker würden nunmehr das Land verlaſſen, und er verſpreche bei dem Ausmarſch gute Ordnung zu halten; allein er werde nothwendig einige adelige Güter berühren müſſen, deßwegen er wünſche, daß die Eigenthümer ſodann dort zugegen ſein möchten. So ſchonend verfuhr er mit ſeinen Gegnern, die auf alle Weiſe bemüht geweſen waren, und noch fortfuhren, ihm Haß und Widerwillen zu erwecken. Doch inmitten aller Partheiſucht erhoben ſich auch billigere Urtheile, und die Folgezeit erkannte ſein Verdienſt bereitwilligſt an. Dieſer Kriegszug, mit welchem Schwerin's Namen dem Anſcheine nach nur ungünſtig verknüpft ſein konnte, gereichte in Wahrheit zu deſſen erhöhtem Ruhme. Die mecklenburgiſchen Streitigkeiten waren zwar keineswegs geſchlichtet, die Unruhen dauerten fort, der Herzog Karl Leopold wurde für immer auf Dömitz beſchränkt, und ſein Bruder und Erbfolger Herzog Chriſtian Ludwig behielt die Landesverwaltung, aber noch lange blieben fremde Truppen im Lande, und bis in ſpäte Zeit erſtreckten ſich die Nachwehen. Doch vermochte der Rath und die Macht der Nachbarn, in jenen Tagen ſo wenig wie in den unſrigen, ſolche Verwirrungen zu ſtillen, wo ſich das Recht in den unglücklichſten Formen hülflos verſtrickt hatte, und zwar gehandhabt, aber auch das perſönliche Anſehen geſchont werden ſollte. Der König von Preußen war als Friedensſtifter aufgetreten, allein der Erfolg lag nicht in ſeiner Hand, noch weniger in der Hand Schwerin's, welcher nur beſtimmte Befehle auszuführen hatte, und ſich hierauf um ſo mehr beſchränken mußte, als er ſeinen guten Willen nur übel aufgenommen ſah.

Der König war mit Schwerin's Verrichtung durchaus zufrieden, und wünſchte ſeitdem öfter deſſen Gegenwart, ſowohl zur Unterhaltung, als zur Berathung. Doch dauerten im Allgemeinen die Verhältniſſe fort, welche den Boden des Hofes ungünſtig für ihn machten, und ihn den ſeiner Güter und den ſeines Regiments vorziehen ließen. Die einflußreichſten Perſonen ſahen ihn wo nicht mit Feindſchaft, doch mit Mißtrauen, und Andere ſuchten ſeine feinere, aber in ihren Augen gezierte und anſpruchsvolle Bildung lächerlich zu machen; ſie gaben ihm den Spottnamen des kleinen Marlborough, wovon die Erinnerung noch in ſpäter Zeit wiederklang. Dabei gaben auch Schwerin's perſönliche Verhältniſſe, die Folgen ſeines erregbaren Sinnes und Herzens, den Gegnern allerdings Blößen, welche der ſtrengeren Denkart des Königs nur mißfällig ſein konnten. Ein naher Anlaß brachte dieſe Denkart zu einer namentlich für Schwerin ſehr empfindlichen Ausübung.

Die Wittwe des Staatsminiſters von Knyphauſen war mit Schwerin durch ſeine ihr und ihren Kindern gewidmete Fürſorge in ein näheres Verhältniß gekommen, das bald die größte Vertraulichkeit erreicht hatte. In Folge derſelben kam ſie im Jahre 1735 mit einem Kinde nieder, deſſen Geburt ſie als mehrjährige Wittwe möglichſt verheimlichte, aber doch nicht völlig verbergen konnte. Dennoch wäre die Sache wahrſcheinlich ohne Aufſehen hingegangen, hätte nicht der damalige Tribunalspräſident und nachherige Großkanzler von Cocceji den König davon benachrichtigt, der höchſt aufgebracht über ſolches Aergerniß, welches er unterdrücken, aber auch beſtrafen wollte, ohne weiteres eine Buße von 12,000 Thalern beſtimmte, wodurch die Sache abgemacht und dem geiſtlichen Gericht entzogen bleiben ſollte. Die reiche Frau bezahlte das Geld ohne Widerrede, und rühmte ſich, den König dennoch betrogen zu haben, denn ſie ſei ſchon früher einmal heimlich niedergekommen. Der Kronprinz, an die freiere Denkart der Franzoſen gewöhnt, und Vergehen der Sinnlichkeit mit Nachſicht beurtheilend, bedauerte die Frau von Knyphauſen, und mißbilligte die ihr auferlegte Geldſtrafe, ſo daß er ſogar fragte, ob man ſolch Geld mit gutem Gewiſſen erben könne? Schwerin aber fühlte ſich durch jenes Verfahren tief beleidigt, und warf auf Cocceji die heftigſte Feindſchaft, beſchuldigte ihn der Bosheit und Tücke, nannte ihn verächtlich den weißen Michel, und verfolgte ihn mit bittern Spottreden. Die Feindſchaft wurde von Cocceji mit aller Heftigkeit erwiedert, und er fand bald andere Waffen, als Spottreden, um die des Gegners zu vergelten.

Die Vorfahren Schwerin's beſaßen in Pommern ein bedeutendes Gut Spantikow, deſſen letzter Beſitzer im Jahre 1634 mit Hinterlaſſung einer Schweſter ſtarb, die den ſchwediſchen Grafen Stenbock geheirathet hatte. Dieſer machte Anſprüche geltend, die ihm den Pfandbeſitz des Gutes verſchafften, und er behauptete ſich darin lange Zeit; die Familie Schwerin konnte ſeine unverhältnißmäßige Forderung von 150,000 Thalern, gegen die er das Gut ausliefern wollte, weder zugeſtehen, noch aufbringen. Als der große Kurfürſt im Jahre 1677 nach Pommern vordrang, belehnte er ſeinen General Bogislav von Schwerin mit Spantikow, allein als Schweden durch den Frieden zu Saint-Germain wieder in den Beſitz von Pommern gelangte, kehrte auch die Familie Stenbock in den Pfandbeſitz jenes Gutes zurück. Im Jahre 1720 wurde durch den Stockholmer Frieden das Land völlig an Preußen abgetreten, doch mit Gewährleiſtung des vorgefundenen Beſitzſtandes, und die Familie Stenbock ſah ſich hiedurch in ihrem angeblichen Rechte beſtätigt, dem ſie indeß doch einigermaßen mißtraute, denn ſie trat ihre Anſprüche nunmehr dem Könige für die mäßige Summe von 50,000 Thaler ab, und Spantikow blieb ſeitdem eine Königliche Domaine. Doch Kurd Chriſtoph von Schwerin, nun ſelbſt ein preußiſcher Unterthan, erneuerte den Anſpruch der Familie, und konnte von Friedrich Wilhelm dem Erſten alle Gerechtigkeit hoffen. Der König übergab die Sache herkömmlich dem Präſidenten von Cocceji, deſſen Kenntniß und Eifer im beſten Anſehen ſtanden. Dieſer machte gegen alles Erwarten eine Ausführung, in Folge deren die Familie Schwerin abgewieſen und ihr der fernere Rechtsweg verſchloſſen wurde. Es iſt nur allzu wahrſcheinlich, daß Cocceji hiebei ſeinem Haſſe gegen Schwerin mehr gefolgt ſei, als ſeiner Rechtsüberzeugung. Erſt unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten wurde der Familie Rechtsweg im Jahre 1820 neu eröffnet, und im Jahre 1832 die Sache durch ein ſchließliches Urtheil zu Gunſten der Schwerin'ſchen Nachkommen erledigt.

Aber auch ohne dieſes Gut war der Grundbeſitz, deſſen Schwerin ſich erfreute, ſchon ſehr bedeutend, und er verſäumte keine Gelegenheit, denſelben zu erweitern und im Werthe zu erhöhen. Auf ſeinem Hauptgute Kummerow, in der Mitte ſeiner Beſitzungen, hatte er den Bau eines prächtigen Schloſſes begonnen, der viele Jahre hinter einander mit Eifer fortgeſetzt und im Jahre 1738 bis auf die innere Ausſchmückung vollendet wurde. Der König beſuchte ihn daſelbſt mhermals; bei ſeiner Anweſenheit im Auguſt 1733 gab er dem Orte den Namen Schwerinsburg, nebſt der Gerechtigkeit allerlei ſtädtiſche Handwerker dort anzuſetzen. Schöne Gärten und

Baumgänge umgaben das Schloß, und gute Wege erleichterten den Zugang. Die übrigen von Schwerin theils ererbten, theils durch Kauf oder Einlöſung erworbenen Güter hießen: Wuſſeken, Stretenſe, Drevelow, Panſchow, Löwitz, Wietſtock, Ducherow, Neuendorf, Kurdshagen, Muggenburg, Thurow und Teterin, wozu in der Folge noch das von ihm errichtete Vorwerk Molwitz kam. Alle dieſe Güter lagen im Anklamſchen Kreiſe.

Der König liebte in Schwerin den wackern Kriegsmann, aber auch den trefflichen Landwirth hielt er in Ehren. Das zentnerſchwere Kalb, welches regelmäßig jedes Jahr aus Schwerinsburg in der Hofküche zu Berlin eintraf, wurde mit Dank aufgenommen, und veranlaßte Gegengeſchenke des Königs; ſo empfing Schwerin z. B. einmal ſchwarzen Marmor, den er für die Bekleidung zweier Kamine in Schwerinsburg gewünſcht hatte. — Auf den Reiſen, welche der König zur Muſterung der Truppen machte, mußte Schwerin ihn öfters begleiten, insbeſondere nahm er ihn im Juli 1737 mit nach Stettin, wo er das Urtheil deſſelben über den Zuſtand der Feſtungswerke hören wollte. Eine merkwürdige, durch geſunden klugen Sinn und treuherzige Gradheit ausgezeichnete Kabinetsordre erließ der König an ihn, wie an alle Regimentsinhaber, aus Potsdam vom 10. Februar 1738, worin über den Aufwand der Offiziere gute Lehren ertheilt werden; nachdem einige Vorſchriften über die Livreen der Offizierbedienten gegeben worden, welche nicht zu prächtig und im ganzen Regimente gleich ſein ſollen, heißt es ferner: „Ich will daß hinfüro, wenn die Offiziers beiſammen kommen, ſie nicht, wie bei einigen Regimentern der Gebrauch iſt, viele Gerichte und Wein prätendiren, ſondern mit einander hauswirthlich vorlieb nehmen ſollen, und muß es vor keinen Schimpf gerechnet, noch übel genommen werden, wenn ein Offizier dem andern ein Glas Bier vorſetzet, ſondern dies eben ſo gut angenommen werden ſoll, als wann Wein vorgeſetzt würde. Ihr habt alſo nebſt dem Kommandeur des Regiments darauf Acht zu geben, daß dieſem meinem Willen nachgelebt, und eine gute Oeconomie unter denen Offiziers geführt werde.“ Die Offiziere des Schwerin'ſchen Regiments durften dies vor anderen beherzigen; ſie waren zum Theil ſehr wohlhabend, und galten für ſtarke Trinker, mit denen ſich hierin nicht meſſen zu können auch für den jungen Zieten ein Uebelſtand geweſen war. Der König war aber im Uebrigen mit dem Regimente zufrieden, und fand deſſen Haltung und Fertigkeit bei der Muſterung am 24. Mai deſſelben Jahres bei Tempelhof ſo ausgezeichnet, daß er daſſelbe anderen zum Vorbild aufſtellen konnte.

In ſeinen letzten Lebensjahren ſah der König gern, wenn in Berlin die Luſtbarkeiten des Winters recht belebt und vergnügt waren, und der Hof erſchien aus dieſem Grunde beſonders zahlreich und glänzend. Die Geſellſchaft hatte ſich ſeit einigen Jahren ſehr verändert; Grumbkow war todt, Seckendorf entfernt, der Fürſt von Anhalt-Deſſau weniger oft beim Könige; dagegen wurde der Einfluß des Kronprinzen ſichtbar, der Umgang überhaupt milder und geiſtiger. Auch Schwerin kam die beiden letzten Winter wie gewöhnlich zum Beſuche des Königs, blieb aber nun länger als ſonſt. Die Königin Sophia Dorothea zeichnete ihn beſonders aus. Der Kronprinz hatte ihm ſeine Zuneigung geſchenkt, und bei den übrigen Prinzen ſtand er in größter Achtung. Er nahm nun auch lebhafter Theil an den Vergnügungen, beſonders an den glänzenden Schlittenfahrten, welche ſich mehrmals wiederholten, und bei denen er in geſchmackvoller Pracht erſchien.

Der König verlieh ihm aus beſonderer Gnade am 22. Mai 1739 das Amt eines Droſten über die in Mecklenburg preußiſcherſeits noch beſetzten Pfandämter, und am 23. ernannte er ihn zum General der Infanterie. Das Jahr endete aber mit einem großen Verdruß, der in den damaligen Verhältniſſen einem wirklichen Unglücksfalle gleich kam. In dem Regimente Schwerin's, dem Muſter von Ordnung und Sorgfalt, dem der Inhaber wie ein Vater vorſtand, hatten neun Engländer, von denen einige eben erſt angeworben waren, ein Komplott gemacht, das nicht ohne blutigen Kampf konnte vereitelt werden, und dem die Anwendung der ſchrecklichſten Strafen folgen mußte. Der König ſelbſt, in ſeiner am 10. Dezember 1739 auf den Bericht Schwerin's erlaſſenen

Antwort, ſpricht ſeine Beſtürzung über den Vorfall aus, und bedauert von Herzen den Kummer, welchen der General deßhalb empfinden müſſe; er beſtimmt, welche Leute erſchoſſen, welche durch die Spießruthen — drei Tage nach einander auf Leben und Tod — geführt und dann für immer nach Küſtrin gebracht werden ſollen. Doch hat ſich ſeine Strenge ſchon ſo gemildert, daß er hinzufügt, das letztere ſolle nur ſo geſagt ſein, denn, wenn die Zeit der Muſterung herankomme, werde er auf Schwerin's Erinnern doch ſchon Gnade für Recht ergehen laſſen, und dieſe Leute wieder zum Regiment geben. So erregt iſt der König durch den Vorfall, und ſo betrübt erſcheint ihm Schwerin, daß er noch durch beſondere Zeilen ihn tröſten zu müſſen glaubt, und eigenhändig hinzufügt: „Je suis faché de tout ce malheur qui vous arrive cette année; Dieu vous préserve dans l'avenir!"

Im Anfange des Jahres 1740 war Schwerin wiederum in der Hauptſtadt, und trotz der ſichtbaren Abnahme der Kräfte des Königs mußten die üblichen Luſtbarkeiten Statt finden. Am 8. Februar wurde eine prächtige Schlittenfahrt gehalten, aus vier Quadrillen beſtehend, deren zweite Schwerin anführte. Der König hatte großes Vergnügen von dem Anblick, und ließ dieſelbe Schlittenfahrt wiederholen. Unmittelbar darauf begab er ſich nach Potsdam, wo ſein Zuſtand bald hoffnungslos wurde, und ſein ſtarker Muth dem Tode unerſchrocken entgegenſah.

Friedrich Wilhelm der Erſte ſtarb am 31. Mai 1740. Schwerin folgte der Leiche bei deren vorläufiger Beiſetzung am 4. Juni, ſo wie ſpäter bei der feierlichen Beſtattung, die am 22. Juni gehalten wurde, und bei welcher letztern er das Reichspanier hielt. Der junge König Friedrich der Zweite zeichnete ihn alsbald durch beſondere Gnaden aus. Einen Monat nach ſeinem Antritt der Regierung, am 30. Juni, ernannte der König ihn zum General-Feldmarſchall. Der alte Fürſt Leopold von Anhalt Deſſau betrachtete dieſe Gunſt als eine Kränkung für ihn ſelbſt, beſonders war ihm unleidlich, daß Schwerin als Feldmarſchall ihm nun gleichſtand, und er und ſeine Söhne verhehlten nicht den Haß, den ſie fernerhin unverſöhnlich gegen den Nebenbuhler ihres Anſehens und Einfluſſes trugen. Wieder einen Monat ſpäter, am 31. Juli, erhob der König den neuen Feldmarſchall nebſt ſeinem Bruder Hans Bogislav in den Grafenſtand; die Urkunde hierüber empfing Schwerin zu Frankfurt an der Oder aus des Königs eigner Hand, als dieſer zur Huldigung in Königsberg dort durchreiſte und das Schwerin'ſche Regiment muſterte. Zur Errichtung neuer Regimenter, mit denen der König ſogleich das Heer vermehrte, mußte auch Schwerin's Regiment einige Offiziere und Mannſchaft abgeben, die letztere wurde jedoch durch Werbung erſetzt. Zum Herbſt wurde Schwerin ſelbſt nach Berlin eingeladen, allein vor ſeinem Eintreffen daſelbſt dringend nach Rheinsberg beſchieden, wo der König von dem am 20. Oktober erfolgten Ableben Kaiſers Karls des Sechsten Nachricht erhalten hatte, und durch dieſes Ereigniß zu den wichtigſten Unternehmungen erweckt war. Ein viertägiges Fieber, an dem er litt, konnte ihn nicht abhalten, alle Gedanken dem großen Vorhaben zu widmen, das er zu faſſen gewagt. Preußen hatte Anſprüche auf Schleſien, und dieſe mit den Waffen geltend zu machen, hatte er bei ſich beſchloſſen. Er berieth indeß die Sache reiflich, und wollte beſonders die Meinung Schwerin's wiſſen. Dieſer ſowohl als der Miniſter von Podewils, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete und mit zu den Erörterungen berufen war, hatte große Bedenken gegen ein Wagniß, das die Kräfte Preußens weit zu überſteigen ſchien. Der König ſelbſt hat in der Geſchichte ſeiner Zeit die Gründe für und wider in ſcharfen Zügen dargelegt, ohne Zweifel giebt er darin den Kern der damals in Rheinsberg gepflogenen Berathungen. Auch der Fürſt von Anhalt-Deſſau wurde in das Geheimniß gezogen, der ſich aber dem Vorhaben mit heftiger Leidenſchaft widerſetzte, und einen Krieg wider Oeſterreich mit ſeinem Sinn unvereinbar fand; ihn konnte der König nicht dahin bringen, ſein Recht anzuerkennen, und eben ſo wenig die Gunſt des Augenblicks einzuſehen, unwillig und grollend ob des heilloſen Anſchlags, wie er ihm dünkte, zog er ſich nach Deſſau zurück. Bei Podewils und Schwerin hingegen, ſo wie bei anderen Vertrauten, fanden die Gründe des Königs Eingang, und ohne Verzug ſchritt dieſer zur Ausführung.

Schwerin wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen beſtimmt, welche mittlerweile ſchon im Stillen gegen die Gränze vorgerückt waren. Der König ſelbſt, um die ſchlimmen Eindrücke, welche der Fürſt von Anhalt-Deſſau gegen das Vorhaben verbreitet hatte, wieder auszulöſchen, verſammelte vor dem Ausmarſche der Beſatzung von Berlin die Offiziere derſelben, und hielt ihnen eine Anrede, worin er ſie an den alten Ruhm der preußiſchen Waffen mahnte, und ihnen im voraus ſagte, ſie würden einen tapfern Feind zu ſchlagen haben. Von einem Maskenball wegfahrend ſtieg er in den Reiſewagen, ereilte bald ſeine Truppen, und begann ſeinen erſten Kriegszug an der Spitze eines Heeres, mit dem er eine große Reihe nachfolgender Schlachten durchkämpfen ſollte!

War jemals ein König ſelbſtſtändig, im Unternehmen wie im Ausführen, ſo war es gewiß Friedrich, der mit entſchiedenem Wollen auch hohe Umſicht und vielſeitige Kenntniß verband. Doch zeigte er ſich hier noch in einiger Abhängigkeit von fremdem Uebergewicht. Kannte er auch das Kriegsweſen in allen ſeinen Zweigen, hatte er auch den Krieg geſehen, und konnte er aus eigner Einſicht befehlen und anordnen, ſo entbehrte er als Feldherr doch der ſo nöthigen Erfahrung, lehnte daher Rath und Leitung, wo ſie ihm richtig dünkten, keineswegs ab, und ließ ſich demnach für dieſen erſten Feldzug Schwerin gleichſam als Lehrmeiſter gefallen, der ihn begleitete, dem er vertraute.

Am 16. Dezember 1740 rückten die unter Schwerin's Oberbefehl bei Kroſſen verſammelten Truppen in Schleſien ein. Der Marſch war höchſt beſchwerlich, doch die Truppen trotzten allen Mühſalen, und beobachteten zugleich die ſtrengſte Mannszucht. Eine gedruckte Kundmachung, von Schwerin unterzeichnet, wurde überall angeſchlagen; ſie gab die Urſachen des Einrückens an, und verſprach den Einwohnern Schutz und Ordnung. Das Land, von Truppen entblößt, ſtand faſt unvertheidigt offen; der öſterreichiſche General Graf von Browne hatte für Schleſien kaum 3000 Mann zur Verfügung. Die Preußen rückten raſch vor Groß-Glogau, und umſtellten die ſchwach beſetzte, ganz unvorbereitete Feſtung. Ueber die Anordnung des Weitermarſches waren die Anſichten verſchieden; Schwerin wollte die Truppen mehr ausdehnen, der König aber ſie möglichſt enge beiſammen haben; erſterer ſchrieb hierüber an einen Freund ſehr unzufrieden; „Si l'on voulait m'écouter patiemment, et examiner un plan d'opération que je viens d'arranger sur la situation du pays, je crois que le dessein du roi réussirait sans obstacle, mais comme sa Majesté persiste à ne vouloir jamais séparer son armée, je prévois bien des dangers qu'on ne pourra plus réparer dans la suite, non du côté de l'ennemi, mais par le peu de terrain, que nous embrassons, sans aucune nécessité. Et tandis que le Roi persévérera dans l'idée de vouloir toujours marcher serré avec toute l'armée, je n'oserai lui proposer mes idées, qui y sont tout opposées, ou que nous n'avons aucun ennemi à craindre.“ Der König gab in ſo fern nach, daß er ſelber mit 6 Bataillons und 10 Schwadronen auf dem nächſten Wege auf Breslau marſchirte, Schwerin aber mit den übrigen Truppen über Bunzlau, Liegnitz und Schweidnitz vorrückte, und ſich dann perſönlich ebenfalls vor Breslau einfand. Die Stadt, welche in Gemäßheit ihres alten Vorrechts eben erſt abgelehnt hatte öſterreichiſche Truppen aufzunehmen, ſchloß auch den preußiſchen die Thore; nach getroffener Uebereinkunft ritt nur der König mit Schwerin und wenigem Gefolge hinein. Der Beſuch war bald abgethan, und die Beſetzung der Stadt wurde auf künftige Gelegenheit verſpart. Der König zog nun mit dem linken Flügel ſeines Heeres die Oder aufwärts vor Ohlau, während Schwerin mit dem rechten über Frankenſtein gegen Neiße anrückte. Hatte Schwerin den König früher getadelt, ſo ſchrieb er ihm jetzt lobend: „Les mesures que Votre Majesté prend sont justes et le plus expérimenté capitaine ne saurait mieux faire.“ Die wenigen Oeſterreicher hielten nirgends das Feld, nur bei Frankenſtein kam es zu einem Scharmützel, Schwerin ließ durch ſeine Reiterei 400 öſterreichiſche Dragoner verjagen und bis Ottmachau verfolgen. Hier hatte Browne 3 Grenadierkompanieen unter dem Major von Müffling in das Schloß geworfen, und Schwerin verlangte zu deſſen Beſchießung von dem Könige ſchweres Geſchütz. Der König ſchrieb ihm zur

Antwort eigenhändig aus Grottkau vom 10. Januar 1741. „Mon cher et brave ami. Je suis pénétré de joie de vos heureux succès, je vous envoie mon canon et mes mortiers. Il ne faut point donner de capitulation aux grenadiers, mais les faire prisonniers de guerre. Je vous joindrai demain vers le soir. Ménagez votre personne, si vous m'aimez, elle m'est plus précieuse que 10,000 hommes; je sais que vous vous exposez trop. Je partagerai aves vous tant que je vivrai ma fortune et tout ce qui dépend de moi. Je vous joindrai demain; je plains les mort; ayez soin des blessés, ce sont mes enfants. Adieu, cher et digne ami. Tout mon cœur est à vous, Frédéric. J'attends avec impatience le moment de rejoindre mes chers soldats. (Tournez!) Comme mon canon est obligé de passer à une mille de Neisse, je ne peux l'amener que demain au soir moi-même. Il faut bombarder le château et le prendre avec des Brandkugeln et des carcasses. Pour l'amour de Dieu, ménagez mes soldats et votre personne! F." Als aber der König mit dem Geſchütz eintraf und das Schloß beſchießen wollte, fand der öſterreichiſche Befehlführer ſich bewogen, daſſelbe ohne Bedingung zu übergeben.

Der nächſte Angriff war gegen Neiße gerichtet, doch der Kommandant, General von Roth, hielt tapfer Stand, und die Preußen bombardirten die Stadt ohne Erfolg. Ein Verſuch gegen Glatz mißglückte ebenfalls. Schwerin drang indeſſen mit 7 Bataillons und 10 Schwadronen nach Oberſchleſien vor, ein kurzes Gefecht am 24. Januar bei Grätz war durch das preußiſche Gewehrfeuer ſchnell entſchieden, und die Ueberreſte der Oeſterreicher zogen über Jägerndorf und Troppau nach Mähren, wo ſie Winterquartiere nahmen; die Preußen aber breiteten ſich über Oderberg und Teſchen bis nach Jablunka aus, und ſahen ſich im Beſitz von beinahe ganz Schleſien. Die ſtrenge Witterung machte alle weitere Feindſeligkeiten aufhören. Der König kehrte am 24. Januar „gewiſſer Angelegenheiten wegen" nach Berlin zurück, und übertrug Schwerin den Oberbefehl über alle Truppen, den dieſer jedoch nur nach einer ausführlichen in ſechsundzwanzig

Punkten entworfenen Anweiſung führen ſollte. Schwerin fand ſeine hauptſächliche Beſchäftigung mit den Verpflegungsanſtalten für die Truppen, denen er ſtets allen Lebensbedarf reichlich geben ließ, aber auch um ſo ſtrenger jede Gewaltſamkeit unterſagte; in Benutzung der Hülfsquellen des Landes, das im Bereiche ſeines Kriegsbefehles war, bewies er die größte Klugheit, die Einwohner empfanden ſeine Schonung, und leiſteten nun um ſo williger das Nothwendige. Auch in das benachbarte Mähren erſtreckte er dieſen Einfluß, und beſchied am 29. Januar 1741 den Grafen von Salm und den Freiherrn von Schubitz dorther zu ſich nach Troppau, um mit ihnen die Kriegszahlungen einzurichten, welche das Land aufbringen mußte, um dafür gegen willkürliche Streifereien und Schatzungen geſichert zu ſein. Am 30. Januar erließ er eine Bekanntmachung, welche die Einwohner ermahnte, ſich ruhig und gehorſam zu verhalten, in welchem Falle ſie alles Schutzes verſichert, im entgegengeſetzten Falle aber mit harter Strafe bedroht wurden. Am 7. Februar begab ſich Schwerin nach Breslau, um daſelbſt die Errichtung von Magazinen anzuordnen; auch begehrte er daſelbſt, in Gemäßheit von Berlin gekommener Befehle, die Verhaftung eines Herrn von Groſſa, welche der Magiſtrat dem preußiſchen Anſinnen nicht zu weigern wagte. Nach viertägigem Aufenthalt, während deſſen er durch ärztliche Hülfe auch von einiger Bruſtbeklemmung, die ihn befallen hatte, wieder genas, kehrte er am 11. Februar zu den Truppen in Oberſchleſien zurück, wo jedoch in der nächſten Zeit, außer Neckereien der leichten Truppen, nichts Kriegeriſches vorfiel.

Die Verhandlungen, durch welche der König die Abtretung eines Theils von Schleſien, wenn auch nur das Herzogthum Glogau, zu erlangen hoffte, blieben fruchtlos, und er mißkannte nicht, daß er ſeine vorläufige Eroberung durch neue Waffenerfolge würde behaupten müſſen. Er ſandte daher frühzeitig eine Verſtärkung von 10 Bataillons und 25 Schwadronen ab, die im Februar 1741 zu Schweidnitz eintraf, ſo wie gegen Ende des Monats er ſelbſt. Er hatte beunruhigende Nachrichten über die Rüſtungen der Oeſterreicher, wollte deßhalb den Feldzug früh eröffnen, und ließ zuvörderſt am 9. März Groß-Glogau durch ſtürmenden Ueberfall nehmen.

Schwerin unterlegte gegen Ende des März dem Könige einen ausführlichen Plan für die nächſten Bewegungen, er hatte früher viel über die Unerfahrenheit der Offiziere geklagt, und rieth auch jetzt zur Vorſicht, beſonders wenn man weiter in Feindesland eindränge. „Um Gotteswillen aber, ſagte er, keine gar zu große Armee, noch weniger zu viel Kavallerie, denn dieſe koſtet zu viel zu unterhalten", auch ſeien, merkte er an, in der Gegend keine Ebenen, wo man ſie mit Vortheil gebrauchen könnte. Ueberhaupt war bei den Preußen damals das Fußvolk alles, die Reiterei kam wenig in Betracht, und nur der König fühlte den Mangel, und wünſchte die Reiterei zu haben, worin ihm Schwerin wie die meiſten Generale wenig zuſtimmten.

Die Oeſterreicher waren indeß auch ſchon rege. Unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Grafen von Neipperg, der zu dieſem Behuf der Feſtungshaft entlaſſen war, die ſeinen übereilten Abſchluß des Friedens von Belgrad beſtrafen ſollte, hatten ſich anſehnliche Kriegsvölker bei Olmütz zuſammengezogen, denen die Wiedereroberung Schleſiens gelingen konnte. Neipperg rückte mit dieſen im Anfange des April vor, und richtete ſeinen Marſch zwiſchen die preußiſchen getrennten Truppentheile hinein gradezu nach Neiße, um dieſe Feſtung zu entſetzen. Schwerin, der, nach damaliger Sitte, wenig Sorge trug, zuverläſſige und ſtets friſche Nachrichten vom Feinde zu haben, glaubte ſich in Oberſchleſien vollkommen ſicher, und dem Könige, der ihn aufforderte, auf das linke Ufer der Neiße zurückzugehen, und ſich mit ihm und den Truppen von Niederſchleſien zu vereinigen, erwiederte er zuverſichtlich, es ſei keine Gefahr, und mit Hülfe einiger Verſtärkung werde er Oberſchleſien bis zum Frühjahr recht gut behaupten. Der König glaubte dem erfahrenen Feldherrn, und zog nun ſelbſt an der Spitze von 9 Bataillons und 8 Schwadronen nach Jägerndorf; auch ſollte die Belagerung von Neiße nun ernſtlich unternommen werden. In Neuſtadt trafen der König und Schwerin zuſammen, und letzterer wußte nicht anders, als daß die öſterreichiſchen Truppen noch in ihren mähriſchen

Quartieren zerſtreut lägen, übrigens erwartete er ſtündlich die Rückkunft eines ausgeſandten Kundſchafters. Der König und Schwerin ritten nun ſelber nach Jägerndorf. Hier aber brachten Ueberläufer am 2. April unerwartet die ſchlimme Nachricht, daß Neipperg mit geſammelter Streitmacht im Anmarſche und ſchon auf anderthalb Meilen nahe ſei; im nächſten Augenblick erſchien ſogar eine Schaar ſeiner leichten Truppen und hatte vor den Thoren ein lebhaftes Scharmützel. Der König erkannte nun klar den Stand der Sache, zog eiligſt alle Truppen zuſammen, und rückte am 4. April nach Neuſtadt, am 5. nach Steinau, dem über Zuckmantel und Ziegenhals vordringenden Feinde zur Seite folgend. Er hatte nur erſt 13 Bataillons und 15 Schwadronen beiſammen, hielt ſich aber gefaßt, den Feind, im Fall er angriffe, auch mit dieſer geringen Macht feſten Fußes zu beſtehen. Der General von Kleiſt empfing den Befehl, die Berennung von Brieg aufzuheben, und ſich mit den Truppen heran zu ziehen, gleiche Weiſung wurde wiederholt dem Herzoge von Holſtein-Beck zugefertigt, den aber die an ihn geſandten Offiziere wegen der öſterreichiſchen leichten Truppen nicht erreichten, und der unfähig eignen Entſchluſſes nun in Frankenſtein nutzlos ſtehen blieb. Jn Steinau ging die Nachricht ein, daß Neipperg ſchon mit ganzer Macht bei Neiße ſtehe, der König mit ſeinen wenigen Truppen war nun faſt abgeſchnitten, ſein Geſchütz und ſeine Vorräthe in Ohlau ſtanden in größter Gefahr, zwiſchen ihm und dieſem Orte war die Neiße und der Feind. Der Uebergang der Preußen über die Neiße wurde bei Laſſor durch 6 öſterreichiſche Reiterregimenter unter dem General von Römer verhindert, dann aber am 8. April bei Michelau und Löwen, wo der General von der Marwitz mit den von Brieg und Schweidnitz herbeigeführten Truppen angelangt war, noch glücklich bewerkſtelligt. Aber die Stadt Grottkau, wohin der Marſch nun gerichtet war, fand ſich auch ſchon vom Feinde beſetzt, nachdem ſie der Lieutenant von Mitzſchefal mit nur 48 Mann heldenmüthig drei Stunden lang vertheidigt hatte. Nun war für den König kein anderer Ausweg als eine Schlacht, er mußte den Feind, der ſich zwiſchen ihn und ſeinen Rückhalt geſetzt hatte, aus dem Felde ſchlagen, und dies ohne Verzug, weil Ohlau, wohin der Feind ſchon vorrückte, ſonſt verloren war. Der König traf ſogleich alle Vorbereitungen. Seine Truppen hielt er in vier Dörfern eng beiſammen, die Hauptſtärke ſtand in Pogarell und Alzenau, von wo er Offiziere nach Ohlau abfertigte, daſelbſt ſeine Annäherung kund zu geben, und zwei Küraſſierregimenter, die dort herum eingetroffen ſein mußten, zu ihm heranzuziehen. Doch die herumſchwärmenden öſterreichiſchen Partheien ließen keinen dieſer Offiziere ſein Ziel erreichen. Während der letzten Tage war unaufhörlich Schnee gefallen, und dieſes Schneegeſtöber machte am 9. April jedes Vorrücken unmöglich. Die Lage der Preußen wurde um ſo ſchlimmer, als ſchon die Lebensmittel zu mangeln anfingen; eine raſche Entſcheidung durch die Waffen durfte nicht zögern. In Vorausſicht einer ſolchen wurde vom Könige noch am 9. eine Dispoſition unterzeichnet, für ſämmtliche Generalität, Offiziere und Truppen ſtrenge Verhaltungsregeln ertheilend, deren Abfaſſung von Schwerin herrühren ſoll.

Am 10. April wurde das Wetter hell, und die Truppen konnten ausrücken. Der König wußte den Feind in der Nähe, doch nichts von deſſen eigentlicher Stellung und Stärke. Gleich am frühen Morgen wurde daher der General von Rothenburg an der Spitze eines Vortrabs von 8 Schwadronen, worunter 3 Schwadronen Huſaren, zur Erkundigung des Feindes ausgeſandt. Hierauf ordnete der König ſein kleines Heer bei der Mühle von Pogarell in vier Truppenzüge, die beiden äußeren aus Reiterei beſtehend, die beiden inneren aus Fußvolk, und zwiſchen dieſen in der Mitte zog das Geſchütz. Die ganze Stärke betrug etwa 24,000 Mann, nämlich 31 Bataillons und 40 Schwadronen, worunter 10 Schwadronen Huſaren, die des Vortrabs mitgerechnet. Nach damaliger Ordnung hatte jedes Bataillon ſeine zwei Feldſtücke, außerdem aber führte der König 28 ſchwere Kanonen bei ſich. Die Truppen hatten ihre Torniſter und Brotſäcke auf die Kompaniewagen ablegen müſſen, und marſchirten leicht und ſchweigend, wie auf dem Exerzirplatz, in der Richtung der Ohlauer Straße vor; bei dem Dorfe Pampitz wurde Halt gemacht, und anderthalb Stunden unter dem Gewehr auf Nachricht gewartet. Die größte Stille herrſchte, jedes

Sprechen ſogar war bei Lebensſtrafe unterſagt. Endlich nach 10 Uhr kam die Meldung Rothenburg's, er ſei jenſeits auf öſterreichiſche Huſaren geſtoßen, habe ſie geworfen und verfolgt, einige Gefangene gemacht, und von dieſen erfahren, daß das feindliche Heer in Mollwitz, Gröningen und Hünern ſtehe. Auf dieſe Nachricht ſetzten ſich die Preußen wieder in Marſch, der geraden Richtung auf Mollwitz folgend. Etwas über zweitauſend Schritt vor dem Dorfe begannen ſie ſich in Schlachtlinien zu entfalten. Das erſte Treffen beſtand aus 20 Bataillons, und eben ſo vielen Schwadronen, auf jedem Flügel 10. Das zweite Treffen hatte 11 Bataillone, und auf dem rechten Flügel 4 Schwadronen, auf dem linken 6. Die Huſaren wurden nicht als zur Linie gehörig angeſehen. Dem Gepäck zur Bedeckung blieben 2 Bataillone bei Pampitz zurück. Der Aufmarſch geſchah langſam und regelmäßig, mit aller ſtrengen Ordnung, zu welcher die Truppen gewöhnt waren. Der Feind ließ ſich noch nicht blicken, und die preußiſche Entwickelung in zwei Treffen geſchah ohne Hinderniß. Nur war das Erdreich überall mit Schnee bedeckt und daher wenig unterſcheidbar, wohl aber in Betreff der Beſchaffenheit und Raumweite täuſchend, ſo daß die Anlehnungspunkte der Flügel nicht genau zu beſtimmen waren. Der rechte Flügel ſollte ſich an Hermsdorf anlehnen, der linke an den Langwitzer Bach, in deſſen Nähe der Boden moraſtig wurde, wodurch der Raum für die Truppen ſich beengte. Der General von der Schulenberg, die Reiterei des rechten Flügels anführend, verfehlte ſeine Aufſtellung, blieb von Hermsdorf weit ab und gegen die Mitte hingedrängt, wodurch der Raum für das Fußvolk nun ſo enge wurde, ſo daß der König 3 Bataillons aus dem erſten Treffen zurückzog und zwei davon in einen Haken ſtellte, das dritte aber dem zweiten Treffen anreihte. Während der König den rechten Flügel ordnete, war Schwerin auf dem linken in gleicher Art beſchäftigt. Auch hier war der Raum viel zu eng, das Grenadierbataillon von Puttkammer hatte diesſeits des Langwitzer Baches nicht mehr aufmarſchiren können und hielt in Zügen hinter der Linie des erſten Treffens. Schwerin ließ dieſes Bataillon eine Flankenſtellung gegen den Bach nehmen, und die Reiterei dieſes

Flügels, welche noch weiter zurück hinter dem zweiten Treffen hielt, über den Bach vorgehen, um jenſeits die Linie fortzuſetzen, doch nur die des zweiten Treffens, damit die feindliche Reiterei, im Fall ſie anrückte unter das Feuer jener Flankenſtellung geriethe, ſo wie unter die ſchrägen Schüſſe der nächſten Bataillone und Kanonen. Der König hatte überdies, weil er den Feind an Reiterei ſehr überlegen wußte, die ſeinige, nach dem Beiſpiele Guſtav Adolphs in der Schlacht von Lützen, mit Fußvolk untermiſcht, ſo daß auf dem rechten Flügel zu äußerſt 4 Schwadronen, dann das Grenadierbataillon von Bolſtern, hierauf wieder 3 Schwadronen, nächſt dieſen das Grenadierbataillon von Winterfeldt und dann ſchließlich wieder 3 Schwadronen angereiht ſtanden. Aehnlich auf dem linken Flügel. Von den ſchweren Kanonen ſtanden 18 vor der Mitte des erſten Treffens, die 10 anderen vor dem rechten Flügel, welcher der nächſte am Feinde war. Denn der ganze Aufmarſch hatte ſich durch die erwähnten Umſtände links hin geſchoben und der linke Flügel war hierbei gegen den rechten bedeutend zurückgeblieben.

Rothenburg war inzwiſchen mit ſeinem Vortrabe bis nahe an Mollwitz herangekommen, und ſah die Oeſterreicher in ganzen Schaaren aus dieſem Dorfe hervorbrechen; da er Befehl hatte, ſich in kein ernſtliches Gefecht einzulaſſen, ſo verſäumte er die gute Gelegenheit ſie anzugreifen, und zog ſich auf den rechten Flügel zurück. Er hätte vielleicht im erſten Anrennen den vollſtändigſten Sieg errungen, denn der Feind war noch ganz unvorbereitet. Neipperg hatte keine Ahndung gehabt, daß der König ihm ſo dicht im Rücken heranziehe, und nicht ſeine leichten Truppen, ſondern die aufſteigenden Raketen und Meldungen des Kommandanten von Brieg hatten ihn zuerſt aufmerkſam gemacht. Als er die Preußen in voller Stärke vor ſich ſah, faßte er ſich gleich und traf ſeine Anordnungen ſchnell und zweckmäßig. Seine bisher nach Ohlau gerichtete Front mußte ſich nun umkehren, ſein rechter Flügel wurde zum linken, der linke zum rechten, eine Veränderung, wodurch ſich in den Berichten manches verwirrt hat. Er befahl keinen Schuß zu thun, bevor nicht die Schlachtordnung vollſtändig entwickelt ſei, dann aber mit ganzer Stärke, mit allen Waffen zugleich, das Fußvolk mit geſchultertem Gewehre, die Reiterei mit erhobenem Pallaſch, zum Angriff vorzurücken. Seine Reiterei, in Mollwitz angehäuft, war alsbald ausgerückt, langſamer kam aus Laugwitz das Fußvolk heran; das preußiſche Geſchützfeuer ſchlug in beide gleich von Anfang ſehr verderblich. Der König hatte nämlich dem Zeughauptmann von Dieskau befohlen mit 18 ſchweren Stücken fünfhundert Schritt vor die Mitte des erſten Treffens hinauszurücken, doch weil grade hier der Boden ſich allmählig erhob, und Ausſicht und Wirkung unmöglich machte, ſo fuhr Dieskau noch fünfhundert Schritt weiter, wo er denn auf dem Rande der Erhöhung unerwartet Mollwitz nur etwa tauſend Schritt entfernt vor ſich liegen und die Oeſterreicher aus dem Dorfe herausrücken ſah. Schwerin ſoll dieſes weite Vorgehen ſogleich gemißbilligt, der König aber es gut geheißen haben. Dieskau ſeinerſeits nahm des Vortheils wahr, und beſchoß die Schaaren des Feindes, Fußvolk und Reiter, noch ehe ſie ſich ordnen konnten; das öſterreichiſche Geſchütz war weder zahlreich noch raſch, und leiſtete während der ganzen Schlacht wenig, das preußiſche hingegen wurde ſo gut bedient, daß die Schüſſe aus dem Kleingewehr nicht geſchwinder ſein konnten; die Oeſterreicher erlitten dadurch anſehnlichen Verluſt, und ihre Aufſtellung wurde ſehr verzögert.

Sie war noch nicht vollendet, als der General von Römer, der mit 6 Reiterregimentern links vor Mollwitz im preußiſchen Geſchützfeuer hielt, ſchon den rechten Flügel der Preußen drohend in der Nähe ſah, deſſen Angriff alles entſcheiden konnte, bevor Neipperg nur in Schlachtordnung ſtände. Dieſe Gefahr mußte um jeden Preis abgewendet werden, und da ohnehin die öſterreichiſchen Reiter durch das wirkſame Kanonenfeuer, das ſie erlitten, höchſt ungeduldig wurden, und faſt nicht mehr zurückzuhalten waren, ſo führte Römer ſie noch weiter links, und erſchien unvermuthet auf dem preußiſchen rechten Flügel, den er ſchon überragte. Jetzt wollte der General von der Schulenburg eiligſt ſeine fehlerhafte Aufſtellung verbeſſern, und die Anlehnung an Hermsdorf gewinnen, erbat ſich vom Könige die Erlaubniß, eine Viertelsſchwenkung rechts zu machen, und begann ſie auszuführen, allein ſie geſchah ſo langſam und ſchwerfällig, daß Römer ſeinen Vortheil erſah, und mit ſeinen 30 Schwadronen, denen er keine Zeit ließ ſich zu entwickeln, ſo wild und heftig heranſtürmte, daß die 4 äußerſten preußiſchen Schwadronen, welche in ihrer unglücklichen Bewegung grade die linke Flanke entblößt boten, ſogleich geworfen und auch die 3 nächſtſtehenden mit fortgeriſſen wurden. Der König hielt bei dem Bataillon von Winterfeldt, und ſah die Flucht jener Reiterei; ſogleich ſetzte er ſich entſchloſſen, doch wenig kriegserfahren, an die Spitze der noch ſtehenden 3 Schwadronen Karabiniers, und wollte die Fliehenden aufhalten, mußte aber lernen, daß die Hinzukommenden in ſolchen Fällen nur die Flucht vermehren; ſeine 3 Schwadronen und er ſelbſt wurden unwiderſtehlich in den Strom gezogen, der längs des erſten Treffens hinabſtürzte; erſt durch den Zwiſchenraum der beiden letzten Bataillone konnte der König mit einem Theile der fliehenden Reiter wieder in die Linie zurückkehren, und die mit ihm Verſprengten einigermaßen ſammeln.

Die öſterreichiſchen Reiter griffen nun die beiden preußiſchen Grenadierbataillone an, welche, von ihrer Reiterei verlaſſen, ganz vereinzelt im Felde ſtanden; ſie ſchienen verloren, allein die treffliche Haltung der Truppen, und die Entſchloſſenheit der Anführer zeigte ſich hier im höchſten Glanze. Das Bataillon Bolſtern bog ſein erſtes Peloton zur Deckung der rechten Flanke in einen Haken zurück, machte mit dem dritten Gliede Kehrt, und nahm ſeine 2 Kanonen auf die Flanken. Winterfeldt aber ließ alle graden Pelotons ſeines Bataillons die Fronte rückwärts nehmen, und ſo, nach vorn und hinten geſchützt, hielt er ſich den Feind vom Leibe. Unter beſtändigem wohlgenährten Feuern, geordnet und langſam, zogen beide Bataillons ſich nun links, und gewannen ihren Anſchluß an das Fußvolk des erſten Treffens.

In die rechte Flanke dieſes Fußvolks einzubrechen, verſuchte die öſterreichiſche Reiterei zu wiederholten malen, ſtieß aber auf jene Flankenſtellung von 2 Bataillonen, welche der Zufall früher veranlaßt hatte. An dieſen Bataillonen ſcheiterte der Ungeſtüm und die Uebermacht des feindlichen Angriffs; ihr raſches und wirkſames Feuer wies ihn ſtandhaft zurück. Daſſelbe geſchah von den nächſten Bataillons des erſten wie des zweiten Treffens; der Feind konnte nirgend eindringen, dreimal erneuerte er den Verſuch, doch ſtets vergebens, und Römer ſelbſt verlor dabei das Leben. Aber auch Schulenburg, dem der König einige geſammelte Reiter wieder zugeführt, konnte gegen die feindliche Reiterei nichts ausrichten, und fand in einem fruchtlos verſuchten Angriffe den Tod.

Die geworfene preußiſche Reiterei floh in verſchiedenen Richtungen; ein Theil, in den der König verwickelt geweſen, eilte längs des erſten Treffens hinab, ſetzte über den Langwitzer Bach, und ſuchte hinter der Reiterei des linken Flügels ſich wieder zu ordnen. Ein anderer Theil warf ſich auf die nächſten 4 Schwadronen des zweiten Treffens, und riß dieſe mit in die Flucht fort, im Rücken der Schlachtordnung ebenfalls gegen den linken Flügel hin. Die nachjagende öſterreichiſche Reiterei theilte ſich gleicherweiſe. Ein Theil folgte den Flüchtigen längs des erſten Treffens, und warf zwar die preußiſchen Reiter, die wieder vorzugehen wagten, ſchnell zurück, empfing aber die wirkſamen Schüſſe des preußiſchen Fußvolks, und ſetzte nun um ſo eiliger ſeinen Weg fort bis zum Langwitzer Bach, ritt längs deſſelben hin, bis ſich eine Stelle zum Ueberſetzen fand, und gelangte ſo gleichfalls zu ihrem jenſeitigen Flügel. Ein anderer Theil, ſich im Rücken des preußiſchen Geſchützes findend, bemächtigte ſich deſſelben; dies waren die vor der Mitte weit hinausgefahrnen Kanonen, denn die vor dem rechten Flügel aufgeſtellten hatten noch Zeit gehabt, ſich in die Linie zurückzuretten; jedoch war auch jener Gewinn kein dauernder und voller, weil die preußiſchen Kanoniere, als ſie die Reiterei kommen ſahen, ſchleunigſt die Stränge abgeſchnitten, und ſich mit den Pferden verhängten Zügels in das erſte Treffen geflüchtet hatten. Die ſchweren Stücke waren nun ohne Beſpannung, und nur 4 Kanonen wurden von den Dragonern des Regiments Althann, die ſie genommen, auch wirklich fortgebracht. Ein kleiner Theil der öſterreichiſchen Reiterei drängte ſich anderen Flüchtigen zwiſchen das erſte und zweite Treffen der Preußen nach, gerieth aber hier in das Gewehrfeuer des letzteren, und nur wenige

Reiter konnten ſich durch die Zwiſchenräume der Bataillone retten, die meiſten wurden getödtet oder gefangen. Freieren Raum hatte derjenige Theil der Verfolger, welcher ſich völlig in den Rücken der preußiſchen Schlachtordnung warf; allein das Fußvolk zu erſchüttern gelang auch hier nicht. Das dritte Glied aller Bataillone machte Kehrt, pflanzte die Bajonette auf, und ſchlug alle Verſuche des Feindes mit Gewehrfeuer und blanker Waffe glücklich ab. Auch eine Schaar, welche noch weiter rückwärts das bei Pampitz aufgefahrne preußiſche Gepäck angriff, wurde mit Verluſt zurückgewieſen.

Faſt alle öſterreichiſche Reiterei des linken Flügels war in dieſem Drange ſonderbar auf den rechten hinübergekommen, nur wenige hundert hatten ſich wieder auf den linken zurückziehen können.

Auf dem linken Flügel der Preußen, jenſeit des Laugwitzer Baches, hatte der Kampf ebenfalls mit einem Angriff der öſterreichiſchen Reiterei begonnen; ſie rückte, trotz des Kanonenfeuers der preußiſchen Bataillone, muthig vor, allein wich ſogleich zurück, als ſie in das Pelotonfeuer der im voraus für ſolchen Fall angeordneten Flankenſtellung gerieth; hierauf rückte der Oberſt von Poſadoffski mit der preußiſchen Reiterei hervor, allein dieſe mußte ſogleich wieder der öſterreichiſchen weichen, und zog ſich wieder in den Schutz des Gewehrfeuers zurück.

Das preußiſche Fußvolk ſtand überall undurchbrochen, allein dieſes durchziehende Getümmel Verfolgter und Verfolgender, vor, hinter und zwiſchen ſeinen Linien, hatte doch dieſe einigermaßen erſchüttern und verwirren müſſen. Das Gewehrfeuer im erſten Treffen hatte ſogar ohne Befehl begonnen, und von dem erſten Bataillon Garde, weil dieſes bei den Friedensübungen hierin den folgenden Bataillonen zum Vorbilde zu dienen pflegte, ſich längs der ganzen Linie verbreitet. Als aber auch das zweite Treffen zu ſchießen begann, und Freund und Feind kaum noch unterſchieden wurde, nahm die Sache ein gefahrvolles Anſehen, die Befehlshaber ſelber wurden unſchlüſſig, und der Erbprinz Leopold von Anhalt-Deſſau, der das zweite Treffen befehligte, that nichts, um das Feuer aufhören zu machen.

Schwerin war vom linken Flügel, wo er bisher verweilte, als er das Kleingewehrfeuer auf dem rechten anheben hörte, ſogleich im Galopp herbeigeſprengt, um zu ſehen, was es hier gebe, und welcherlei Anordnung nöthig ſei. Der König, welcher bei dem Fußvolke des linken Flügels kaum aufgeathmet, und gleich nach Schwerin gefragt hatte, folgte ihm eiligſt nach. Er traf den ſchon durch einen Streifſchuß leicht verwundeten Feldmarſchall in großer Entrüſtung, denn dieſes ohne Befehl angehobene Feuer beider Treffen, wobei das zweite durch ſeine Kugeln das erſte gefährdete, galt ihm als ein Zeichen völliger Auflöſung und größter Gefahr. Er hat nachher oft erwähnt, daß er bei ſeiner Entſchloſſenheit und kaltem Blute, welches ihm die Vorſehung verliehen, und bei dem großen Vertrauen, das er auf das preußiſche Fußvolk geſetzt, durch dieſe Unordnung faſt erſchüttert worden. Da er nun zu gleicher Zeit den Feind, deſſen Fußvölker jetzt völlig entwickelt und noch ganz friſch waren, zu einem allgemeinen Angriff heranrücken ſah, ſo erſchien ihm der Stand der Dinge ſo ſchlimm, daß er die Entfernung des Königs für dringend nöthig hielt, ſowohl um deſſen Perſon in Sicherheit zu wiſſen, als auch um ſelber freie Hand zu bekommen, und, im Falle die Sachen noch zum guten Ausgange zu bringen wären, das hiezu Erforderliche ungeſtört anordnen zu können. Er gab dem Könige daher den dringenden Rath, das Schlachtfeld augenblicklich zu verlaſſen; die Schlacht, meinte er, ſei zwar noch unentſchieden, ihr Gewinn noch möglich, aber auch ihr Verluſt; im letzteren Fall würde der König in Gefahr ſein gefangen zu werden, und dann ſei alles verloren; dagegen, wenn er jetzt, da es noch Zeit, für ſeine Perſon ſo geſchwind als möglich über die Oder und jenſeits nach Ohlau zu gelangen ſuchte, ſo würde er bald die Truppen des Herzogs von Holſtein treffen, und dieſen aus ſeinem Schlaf erwecken, die geſchlagenen Truppen aufnehmen, und auch Ohlau vielleicht noch retten. Schwerin hoffte, wenn ihm freie Hand bliebe, deſto ſicherer alle Kräfte aufzubieten, um den Sieg noch zu erringen, und ſtellte daher dem Könige vor, daß er die Sachen in guter Hand ließe, und alles, was Muth und Hingebung vermöchten, erwarten dürfe. Dieſer Rath aber mißfiel dem Könige ſehr, und nachdem er unmuthig widerſprochen, ritt er eine Strecke weiter, kehrte jedoch bald zurück, und da die Oeſterreicher ſtärker anzudringen ſchienen, auch Schwerin mittlerweile den Generaladjutanten des Königs, Grafen von Wartensleben, für ſeine Anſicht gewonnen hatte, und Beide nun wiederholt in ihn drangen, ſo gab er nach langem Zögern, und als ſchon der Tag zu ſinken anfing, endlich nach, beſchloß ſich zu entfernen und nach Oppeln zu reiten, um über die dortige Brücke auf das jenſeitige Oderufer zu gelangen. Mit aller Beſonnenheit ſandte er zum Gepäck den Befehl, ſeine Kabinetsräthe ſollten mit Papieren und Geldern ihm nach Oppeln folgen, und ſprengte dann mit einem kleinen Gefolge von Offizieren und Leibpagen fort. Der Erbprinz Leopold von Anhalt-Deſſau ſandte ihm eine Schwadron Gendarmen unter dem Major von der Aſſeburg zur Bedeckung nach.

Der König hatte kaum das Schlachtfeld verlaſſen, ſo drängten ſich mehrere Generale und Oberoffiziere um Schwerin, und fragten beſtürzt, wohin der Rückzug zu nehmen ſei? „Auf den Leib des Feindes!“ erwiederte Schwerin mit feuriger Entſchloſſenheit. Er ſandte ſofort ſeinen Adjutanten, Major von Lepel, zum Erbprinzen Leopold von Anhalt-Deſſau und ließ ihn wiſſen: „Der König habe ſich entfernt und ihm dem Feldmarſchall die Führung der Sachen übertragen; ſo mißlich nun bis jetzt alles ausſehe, ſo hoffe er doch zuverſichtlich, durch die Standhaftigkeit und den Muth des Fußvolkes zu ſiegen; dieſes würde aber unmöglich ſein, wenn das erſte Treffen noch ferner beſorgen müßte, von dem zweiten im Rücken beſchoſſen zu werden, wie es eben geſchehen ſei; er müßte alſo Seine Durchlaucht bitten und befehlen, hierüber Ordnung zu halten, und dabei nicht vergeſſen, daß Sie über alles dieſes dem Könige Rechenſchaft zu geben ſchuldig ſein würden.“ Der Erbprinz gab hierauf zur Antwort: „Daß wegen desjenigen, was bisher geſchehen und noch künftig geſchehen würde, er niemanden als den König für ſeinen Richter anzuſehen hätte; bitte aber den Feldmarſchall zu glauben, daß er alles thun werde, was die Ehre des Dienſtes und die Würde ſeines Hauſes ihm auferlegte, ohne daß es nöthig wäre, hierüber mit Erinnerungen beehrt zu werden; von dem Muth des Feldmarſchalls ſei er verſichert, und wünſche ihm zu ſeiner Hoffnung im voraus Glück — er würde ihm nach Möglichkeit beiſtehen.“ Schwerin ließ ſich dieſe halb trotzige, halb gehorſame Antwort genügen, und ſchritt zu weiteren Anordnungen.

Nachdem er die beiden Grenadierbataillone Bolſtein und Winterfeldt in die rechte Flanke geſtellt, und ihnen den gemeſſenen Befehl ertheilt, im Fall die feindliche Fronte ſich links hin ausdehnte, auch ihrerſeits wieder in die erſte Linie zu rücken und dieſe zu verlängern, ritt er ſelbſt vor den rechten Flügel, hielt neben dem General von der Marwitz, und redete die Truppen an. Die Soldaten hatten den König im Getümmel der Reiterei geſehen und wohl erkannt, und waren ſeinethalben in ſichtbarer Unruhe. Daher beruhigte Schwerin die Leute zuvörderſt durch die Verſicherung, daß dem Könige nichts geſchehen ſei und er ſich wohlbefinde; darauf ſagte er ihnen: „Die Reiterei ſei zwar geworfen, aber durch ſie allein werde keine Schlacht gewonnen oder verloren, die Entſcheidung ſtehe vielmehr bei dem Fußvolke, und von deſſen Muth erwarte er alles; er hoffe ſeine Kriegsgefährten würden ihn nicht verlaſſen; ihn ſelbſt aber würden ſie immer voran ſehen, und ſollten ſie wahrnehmen, daß er davon liefe, ſo gebe er ihnen hiermit öffentlich die Freiheit ein Gleiches zu thun.“ Nach dieſer Anrede ritt er vor die Fahnen des erſten Bataillons Garde neben den Major Schulz, und ließ die Trommel rühren zum Vorrücken. In ſchönſter Haltung und Ordnung, wie auf dem Paradeplatz, ſetzten ſich die Truppen in Marſch.

Reipperg ſeinerſeits hatte ſein Fußvolk endlich in Linie aufgeſtellt, und rückte den Preußen mit ganzer Front entgegen. Da jedoch auf dem preußiſchen rechten Flügel ſich wieder ein Reitergeſchwader zeigte, das ſich auf's neue geſammelt hatte, ſo wollte der öſterreichiſche Feldherr vor allem noch einen Verſuch gegen dieſes machen, welches, wie der ganze Anmarſch der Preußen, ſeine linke Flanke unmittelbar bedrohte. Mit größter Anſtrengung raffte er einige Schaaren zuſammen, und hieß den Oberſten Grafen von Bentheim-

Steinfurt an ihrer Spitze gegen die preußiſche Reiterei losbrechen; dieſe war auch ſogleich geworfen, und nun ſollte der Angriff mit Nachdruck in die Flanke des preußiſchen Fußvolks fortgeſetzt werden, doch das Feuer deſſelben war ſo raſch und wirkſam, daß weder die Reiterei noch das Fußvolk der Oeſterreicher ſich heranwagten, und dem wiederholten Befehle vorzugehen nicht gehorchten. Neipperg, ſchon von einer Kugel an der Hand verwundet, achtete weder Schmerz noch Blutverluſt, den er nur eiligſt durch ein umgebundenes Schnupftuch zu ſtillen ſuchte, und bemühte ſich den Kampf anzufriſchen. Er ließ auch ſeinerſeits 2 Bataillons zur Deckung ſeiner linken Flanke einen Haken bilden, und in größter Eile Reiterregimenter herbeiholen, 2 vom rechten Flügel, und 1 von hinter Mollwitz her, wo Römer daſſelbe als Rückhalt aufgeſtellt hatte. Der General von Berlichingen, welcher dieſe Regimenter heranführte, machte mit ihnen verſchiedene Angriffe, die aber von dem Fußvolke nicht unterſtützt wurden. Dieſes verſagte ganz; anſtatt vorzugehen, drängten ſich die Leute rückwärts um ſich einer hinter dem anderen zu ſichern, und ſo geſchah es, daß manche Bataillone 30 bis 40 Mann Tiefe bekamen, die Fronten aber ganz ſchmal wurden, und weite Oeffnungen den Zuſammenhang der Linie unterbrachen. Indeß nahmen friſche Bataillone, welche Neipperg unausgeſetzt aus ſeinem rechten Flügel herbeizog, den Kampf muthig auf, und nährten ihn lange Zeit. Das Gewehrfeuer dauerte mehrere Stunden in voller Heftigkeit, unter beiderſeitigem großen Verluſt, mit hartnäckigſter Erbitterung. Da die Patronen, deren jeder Soldat damals nur 30 bei ſich führte, zu mangeln anfingen, ſo wurden vom Boden die der Gefallenen aufgerafft und verbraucht.

Schwerin, als er wahrnahm, daß der Feind ſeine weichenden Bataillons immer gleich erſetzte, konnte nicht zweifeln, daß dieſe Unterſtützung aus deſſen rechtem Flügel käme, der noch unangegriffen ſtand, und daher beträchtliche Mannſchaft abgeben konnte. Auch die Preußen hätten aus ihrem linken Flügel Verſtärkung heranziehen und dadurch ihrem rechten neues Uebergewicht geben können. Er wählte aber ein kürzeres Mittel. Er ſandte dem Markgrafen Karl von

Brandenburg den dringenden Befehl, mit allem Fußvolk des linken Flügels im Geſchwindſchritt vorzugehen und den Feind in ſeiner rechten Flanke raſch und nachdrücklich anzugreifen. Dies geſchah, und gleichzeitig ſchritt nun die ganze Linie der Preußen vor. „Ich kann wohl ſagen", ſchrieb hierüber ein öſterreichiſcher Offizier, „mein Lebtage nichts Prächtigeres geſehen zu haben; ſie marſchirten mit der größten Haltung, und ſo nach der Schnur, als wenn es auf dem Paradeplatz wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den ſchönſten Effekt, und ihr Feuer ging nicht anders als ein ſtetiges Donnerwetter." Der Angriff des Markgrafen entſchied die Schlacht, die Oeſterreicher wichen auf allen Punkten, ein Theil der Truppen floh in wilder Auflöſung, den noch ſtehenden befahl Neipperg ſelbſt den Rückzug, den er mit Reiterei ſo gut als möglich deckte. Es war Abends nach 7 Uhr, nach fünfſtündigem heißen Kampfe, daß das Schlachtfeld den Preußen gehörte. Schwerin ſah den Rückzug des Feindes, und hätte ihm gern noch ſtärker zugeſetzt; allein das Geſchütz erreichte ihn nicht mehr, und eine Schwadron Gendarmen, die einzige Reiterei, die auf dem rechten Flügel noch beiſammen war, konnte nichts ausrichten. Er ſandte jedoch durch einen ſeiner Adjutanten den Befehl nach dem linken Flügel, alles, was von Reiterei dort vorhanden, zur Verfolgung aufzubieten.

Schwerin hatte einen zweiten Schuß bekommen, der ihm die rechte Hand und das Gefäß des Degens, das er feſthielt, quetſchte, während die Klinge abſchnellte. Er ließ ſich eben verbinden, als der Erbprinz von Anhalt-Deſſau und andere Generale heranſprengten, um ihn wegen der gewonnenen Schlacht zu beglückwünſchen. In demſelben Augenblicke wurde gemeldet, daß die von Ohlau her längſt erwarteten 12 Schwadronen eben auf dem Wahlplatze anlangten; ihr Marſch war durch öſterreichiſche Huſaren aufgehalten worden, ſonſt würden ſie zur Schlacht eingetroffen ſein, und dieſe wahrſcheinlich gleich entſchieden haben. Schwerin wollte ſie ohne Verzug dem Feinde nachſenden, allein der Erbprinz von Anhalt-Deſſau widerrieth es, als der Abſicht des Königs entgegen, welches deſſen Generaladjutant Graf von Hacke beſtätigte. Schwerin gab noch nicht nach, fühlte aber ſeine Kräfte ſchwinden und konnte ſich nicht mehr zu Pferde halten, übergab daher die Befehlführung dem Erbprinzen, und als dieſer ihn noch über einiges befragen wollte, antwortete er kurz, derſelbe möchte nun alles nach eigenem Gutbefinden anordnen, nur erbat er ſich von ihm den Adjutanten Johann Albrecht von Bülow, — da ſeine eignen alle verſchickt waren, — um dem Könige den Sieg zu melden. Er ſelbſt begab ſich nach Mollwitz in das Haus des dortigen evangeliſchen Predigers, wo in der vorigen Nacht Neipperg geſchlafen hatte, und ſein Frühſtück zum Theil noch unverſehrt ſtand.

Die Oeſterreicher zogen ſich im Schutze der Nacht unverfolgt gegen Neiße zurück. Ihr Verluſt betrug über 5000 Mann, worunter 1200 Gefangene, 6 Kanonen, und außerdem verloren ſie von den 4 eroberten preußiſchen Geſchützen 3 wieder, ferner 3 Standarten, und eine Anzahl Pulverwagen. Die Preußen verloren faſt ebenſo viel an Todten und Verwundeten, und 1 Kanone, welche der Feind mit nach Neiße führte. Von beiden Seiten waren die Oberbefehlshaber verwundet, mehrere Generale geblieben. Die öſterreichiſche Reiterei hatte ſich anfangs tapfer, dann muthlos, das öſterreichiſche Fußvolk, beſonders wo die Mehrzahl Rekruten waren, unkundig und verzagt, die preußiſche Reiterei unbeholfen und leicht erſchreckbar, doch eben ſo leicht wieder ſich faſſend, erwieſen; nur das preußiſche Fußvolk blieb in unwandelbar tapferer Stimmung. Ihm hauptſächlich, ſeiner trefflichen Einrichtung, ſtrengen Ordnung, raſchen Bewegung und wundervollen Fertigkeit im Gewehrfeuer, wobei die eiſernen Ladſtöcke im Vergleich der hölzernen des Feindes, auch die Stellung in drei Gliedern anſtatt in vier, wie noch bei dem Feinde der Fall war, ihren Vorzug bewährten, gebührt nach allſeitigen Zeugniſſen die Ehre des Tages, demnächſt der Einſicht und Tapferkeit Schwerin's, der den Werth dieſer Truppe erkannte, ihr vertraute und ſie perſönlich anführte.

Wir müſſen aber hier vor allem nun dem Könige nachfolgen, der, wie erwähnt, bei noch ſehr zweifelhaftem Stande der Dinge das Schlachtfeld verließ. Der König ritt ſo ſchnell, daß ſein Gefolge Mühe hatte, bei ihm zu bleiben, die nachgeſandten Gendarmen ihn bald aus dem Geſicht verloren, und in Löwen an der Neiße, wohin ſie in der Nacht kamen, ihn nicht mehr fanden. Er hatte daſelbſt nur kurze Zeit verweilt, und da ſich mehrere Verſprengte ihm angeſchloſſen hatten, von denen er nicht begleitet ſein wollte, ſo ließ er beim Weiterreiten das Thor hinter ſich ſperren, mit dem Befehl, niemand ihm folgen zu laſſen, als wer zu ihm gehöre. Doch unterwegs geſellten ſich auf's neue manche Reiter zu ihm, und ſo kam er mit ſeiner kleinen Schaar vor dem Thor von Oppeln an. Daſſelbe war verſchloſſen; die Preußen riefen: „Macht auf!“ Als man von innen fragte: „Werda?“ riefen ſie: „Preußen, auch preußiſche Kouriere.“ Hierauf erfolgte kein weiteres Wort, aber das Thor blieb verſchloſſen. Nun kam der König auf den Gedanken, die Stadt, wo er noch ſeine Truppen zu finden geglaubt, könne vom Feinde beſetzt ſein, und als auf weiteres Rufen einige Schüſſe durch das Gitter heraus gefeuert wurden, konnte er nicht mehr zweifeln. Er kehrte daher mit den Seinigen um, und kam mit Tages Anbruch wieder nach Löwen, fand hier die Schwadron Gendarmen, aber auch ſchon den ihm nachgeſchickten Adjutanten des Erbprinzen von Anhalt-Deſſau mit der Siegesnachricht Schwerin's. Nach einer kurzen Erholung ritt er ſpornſtreichs wieder in die Gegend von Mollwitz, wo er die weiteren Bewegungen der Truppen anordnete, und ſich hierauf nach Ohlau begab.

Für den König wurde es bei dem ſiegreichen Ausgang der Schlacht nun doppelt kränkend, daß er vor demſelben weggeritten war, und er fühlte, daß der üble Schein, in der erſten Schlacht ſeine Truppen verlaſſen und die höchſte Gefahr und den größten Ruhm nicht mit ihnen getheilt zu haben, ſich über ſein ganzes Leben als Vorwurf erſtrecken würde. In ſeinem Unmuthe hierüber grollte er zumeiſt ſeinem Rathgeber, der ihn dazu beredet. Schwerin's Verdienſt erkannte er ehrend an, und dankte ihm für den wichtigen Sieg, ohne welchen Schleſien wahrſcheinlich verloren geweſen wäre, allein er verwünſchte zugleich das übergroße, in deſſen Erfahrung und Einſicht geſetzte, aber ihm zu perſönlichem Mißgeſchick ausgeſchlagene Vertrauen, und konnte ihm nie verzeihen, durch ihn um den Erſtlingslorbeer ſeiner Feldherrnbahn ſo ſchmählich gebracht worden zu ſein. Schwerin war allerdings ſchon gewohnt, ſich dem Könige gegenüber in Kriegsſachen als Lehrmeiſter zu benehmen, was denn in der perſönlichen Gegenwart meiſt ſo hinging; aber nun verlautete, Schwerin habe im erſten Augenblicke, nachdem auf ſeinen Rath der König davon geritten, ſich über den Abweſenden in ſchnöder Weiſe ausgelaſſen, und das war nicht ebenſo zu verzeihen. Es hieß auch, um recht zu zeigen, daß der König beim Ausgange der Schlacht nicht zugegen geweſen, habe Schwerin abſichtlich am Abend vor des Königs Rückkehr die Parole „Jeſus Chriſtus“ und ein eben ſo andächtig lautendes Feldgeſchrei gegeben, woraus jederman ſchließen konnte, da dies gar nicht in des Königs Art war, derſelbe müſſe dem Schlachtfelde fern geweſen ſein. Wiefern bei dieſen und anderen Angaben die Feinde Schwerin's dem Könige Falſches, oder doch Uebertriebenes hinterbracht, iſt nicht auszumitteln. Aber des Königs Unwille war nie völlig zu beſchwichtigen, Schwerin gelangte nie wieder zu der frühern Stellung in des Königs Gnade und Vertraulichkeit, und hatte bei manchem Anlaſſe die bittern Nachwirkungen ſchwer zu empfinden. Auch der Generaladjutant Graf von Wartensleben, bisher ein Liebling des Königs, wurde ihm wegen ſeines Antheils an jener Sache von nun an zuwider, erhielt bald eine andere Dienſtanſtellung, und kam nie wieder in des Königs Nähe.

Ueber dieſes ohne ſein Verſchulden entſtandene Mißverhältniß war Schwerin tief betrübt, und empfand die Folgen ſehr ſchmerzlich, ſo daß er von der ganzen Begebenheit nicht ohne ein bitteres Gefühl, ja kaum ohne Thränen ſprechen konnte, und in dem größten Bedauern, daß die Sache ſo gekommen, doch ſtandhaft dabei blieb, er würde in gleichem Falle noch immer denſelben Rath ertheilen müſſen. Wie er ſich über den Vorgang mit offener Herzlichkeit vernehmen ließ, erkennen wir aus folgender Aufzeichnung, die uns von ſeinen Reden überliefert worden: „Als ich die preußiſche Kavallerie — ſagte er — verfolgen ſah, welches in dem Augenblick geſchah, wo ich die Anordnung am linken Flügel gemacht hatte, und im Galopp nach dem rechten ritt, ſo hatte ich noch nichts von meiner kaltblütigen Hoffnung verloren, daß die Infanterie noch alles redreſſiren könnte. Als ich aber den König mit im Gedränge der flüchtigen Kavallerie ſah, ſo war es natürlich, daß mich dieſer Anblick in eine Art von Beſtürzung ſetzte, und dieſes vorzüglich, weil ich mir keine andere Vorſtellung von dieſer Erſcheinung in dem Augenblick machen konnte, als daß der König durch übereilten Muth ſich dieſe Gefahr ſelbſt zugezogen. Dies gab Gelegenheit zu dem erſten Gedanken des Wunſches, daß er ſich nicht gegenwärtig befinden möchte, denn ich hatte ſchon dazumal den Entſchluß gefaßt, die Bataille zu gewinnen, oder den Verluſt nicht zu überleben. Meine Beſtürzung wurde aber durch die Salve des zweiten Treffens um ein Großes vermehrt, theils weil es mich von einer Armee, die ſo wie die preußiſche in Ordnung war, wo kein Schuß ohne Kommando vom Offizier des Pelotons geſchehen mußte, ſehr befremdete, und dann weil auch durch dieſes Feuer das erſte Treffen ſehr muthlos gemacht werden mußte, — und von dieſem Augenblick an überzeugte mich mein Verſtand und mein Herz von der Nothwendigkeit: meinen jungen König voller Muth und Ambition, der die Gefahr nicht kannte, und um deſto weniger ſcheuen würde, von meiner Seite zu entfernen. Das war der Grund meines Vorſchlags: das Schlachtfeld zu verlaſſen. Wäre dieſer Bewegungsgrund nicht bloß und allein die perſönliche Erhaltung des Königs geweſen, ſo war es ſehr natürlich, daß der König keine größere Sicherheit, als bei der Armee finden könnte, denn wenn auch die Schlacht verloren gegangen, ſo konnte keine andere Retirade, als über Oppeln genommen werden, wo denn eine obgleich geſchlagene Armee noch immer Reſſourcen gefunden haben würde. Diejenigen, die mich wegen dieſes Vorſchlags tadeln, fordere ich auf, einen beſſeren zu ſagen. Ich habe dieſes dem Könige geſchrieben, und mündlich vorgeſtellt, er hat mir ſein Königliches Wort gegeben, daß ich als ein treuer Diener des Reichs recht gethan, und daß hierüber niemals die Rede ſein ſollte. Wie der König aber dieſes befolgt, das weiß die ganze Armee; und wie dieſer Vorſchlag mein ganzes übriges Leben verbittert hat, daß nicht allein keine Gelegenheit vorbeiging, wo ich dieſen Groll nicht empfand, ſondern daß der König ſelbſt Gelegenheit ſuchte, mich öffentlich in Tort zu ſetzen.“

Die Gereiztheit des Königs zeigte ſich gleich am Tage nach der Schlacht, indem er den Vorſchlag Schwerin's, eine ſtarke Truppenſchaar über Pampitz nach Grottkau zu ſchicken, um dem Feinde noch auf dem Rückzuge möglichſt Abbruch zu thun, ſogleich mißfällig verwarf, ohne Gründe ſeines Verwerfens anzugeben. Dies geſchah in der Folge noch oft, und Schwerin hatte von dem abweiſenden, mißtrauiſchen Weſen des Königs, der ihn mit offenbarer Ungnade behandelte, viel zu leiden.

Die Wunden Schwerin's waren bald geheilt, und er konnte nach kurzer Ruhe wieder an den Kriegsereigniſſen Theil nehmen. Neipperg hatte ſich unter die Kanonen von Neiße zurückgezogen, und der König, wiewohl durch die eingetroffene Reiterei und die vom Herzog von Holſtein befehligte Truppenſchaar anſehnlich verſtärkt, wagte ihn in jener Stellung nicht anzugreifen. Er bezog ein Lager bei Mollwitz, und ließ durch den Feldmarſchall von Kalckſtein die Belagerung von Brieg unternehmen, welche Feſtung am 4. Mai ſich auf Bedingung ergab. Drei Wochen noch blieben die Preußen bei Mollwitz im Lager, während welcher Zeit der König die Feſtungswerke von Brieg herſtellen und die Stadt mit Lebensmitteln verſehen ließ, die Truppen aber unausgeſetzt übte, und beſonders die Reiterei zu größerer Schnelligkeit und Sicherheit anleitete. Gegen die leichten Truppen der Oeſterreicher fielen mancherlei Gefechte vor, nicht ſelten zum glänzenden Vortheile der Preußen. Später bezog der König ein Lager bei Strehlen, woſelbſt wichtige diplomatiſche Unterhandlungen Statt fanden, deren Verlauf in Friedrichs Geſchichte ſeiner Zeit vortrefflich dargelegt iſt. Für beiderlei Geſchäfte, die kriegeriſchen wie politiſchen, war Schwerin's Anweſenheit nicht gleichgültig, und der Groll des Königs gegen den ihm mißfällig gewordenen Rathgeber hinderte ihn nicht, doch ferner demſelben zu vertrauen und ſich ſeiner zu bedienen.

Es fand ſich hiezu bald eine auserleſene Gelegenheit.

Der König erkannte, daß Neipperg in ſeinen noch nicht aufgegebenen Planen zur Wiedereroberung Schleſiens nicht nur auf ſeine ſtets verſtärkten Waffen, ſondern auch auf geheime Einverſtändniſſe rechnete, deren Sitz vorzüglich Breslau war. Eine Anzahl vornehmer Damen, die im Alter, zum Erſatz anderer Neigungen, leidenſchaftlich religiöſe und politiſche Partheiung ergriffen hatten, hegte fanatiſchen Haß gegen die Preußen, und leitete Umtriebe ein, welche den Zweck hatten, die Stadt Breslau den Oeſterreichern in die Hände zu ſpielen. Der Plan war ſchon weit gediehen, Neipperg genau unterrichtet; Mönche machten die Zwiſchenträger; einige erſte Beamte der Stadt waren gewonnen, und auf den katholiſchen Theil der Bevölkerung glaubte man rechnen zu können. Allein Friedrich erfuhr von dieſen Anſchlägen, und es gelang ihm, unter die wüthigen Glaubensſchweſtern eine falſche, ihm ergebene einzuſchieben, die ihn von jeder neuen Abrede ſogleich benachrichtigte. Er ſah ein, daß die feſtgeſetzte Partheiloſigkeit Breslau's nur noch eine Täuſchung ſei, und daß er den Oeſterreichern in Beſetzung der Stadt zuvorkommen müſſe. Dies als einen Handſtreich auszuführen, unerwartet und ſchnell, wo möglich ohne Blutvergießen, war von größter Wichtigkeit. Schwerin erhielt den Auftrag, den er willig übernahm, und mit geſchickter Liſt glücklich vollbrachte. Die dem öſterreichiſchen Hauſe am eifrigſten ergebenen Syndiken und Schöffen wurden auf den 10. Auguſt zu einem großen Feſt in das Lager des Königs berufen, wohin auch die in Breslau anweſenden fremden Geſandten eingeladen waren; mittlerweile zogen einige preußiſche Bataillone auf verſchiedenen Wegen in die Vorſtädte, und Schwerin begehrte für ein preußiſches Regiment den Durchzug durch die Stadt, wie dies für kleinere Truppenſchaaren und Zufuhren ſchon öfters geſchehen und bewilligt worden war. Der Magiſtrat, ſeiner bedeutendſten Mitglieder beraubt, wagt nicht das Begehren abzuſchlagen, trifft aber ſorgfältige Maßregeln. Die ſämmtlichen Stadtſoldaten müſſen ausrücken und ein Theil der bewaffneten Bürgerſchaft, um für die durchziehenden Preußen Spalier zu machen, der Stadtmajor von Wutgenau ſoll dieſe morgens früh am Nikolaithore einlaſſen und ohne Aufenthalt zum Sandthore wieder hinausführen; der Erbprinz Leopold von Anhalt-Deſſau, welcher die preußiſchen Truppen befehligt, tauſcht mit dem Stadtmajor die üblichen Begrüßungen aus, und der Durchzug beginnt, der Stadtmajor mit gezogenem Degen als Führer voran. Unterdeſſen bricht ein Wagen im Sandthore, das nun nicht verſchloſſen werden kann, preußiſche Grenadiere nähern ſich aus der Vorſtadt, dringen durch das Thor ein, und erſcheinen plötzlich in den Straßen; bevor man ſich von der Ueberraſchung erholen kann, erſchallt das Geſchrei: die Preußen hätten auch ſchon das Oderthor beſetzt und ſich des Zeughauſes bemächtigt. Wutgenau fragt den Erbprinzen, was das heißen ſolle? Dieſer antwortet kurz: Breslau ſei nun preußiſch, ſein Amt habe aufgehört, er ſolle den Degen einſtecken und heimreiten. Es war nichts anderes zu thun, keine Hand regte ſich zur Gegenwehr, kein Tropfen Blutes floß. Aufgeſtellte Signalkanonen gaben augenblicklich dem Könige die Nachricht, daß der Streich gelungen.

Schwerin aber, der das Ganze geleitet, eilte auf das Rathhaus, wo ſchon um 9 Uhr vormittags der auf ſein Geheiß verſammelte Rath nebſt dem Ausſchuſſe der Bürgerſchaft von ihm die Eröffnung empfingen: „Wie der König nicht länger habe dulden können, daß hier ſo viele Ränke und Meutereien gegen ihn betrieben, mit dem Feinde Einverſtändniſſe gepflogen, die Sicherheit des preußiſchen Heeres gefährdet und deſſen Unternehmungen gehindert würden; aus dieſen und anderen wichtigen Urſachen habe der König nöthig erachtet, die Stadt mit ſeinen Truppen beſetzen zu laſſen; hierbei verſichere er die Einwohner der ferneren Gnade und des kräftigſten Schutzes Seiner Majeſtät, einer vollkommenen Amneſtie für alles Vergangene, dagegen ermahne er ſie zur ſtrengen Beobachtung aller dem Könige ſchuldigen Pflichten, und fordere dieſemnach die Anweſenden auf, demſelben ſogleich die Huldigung und den Eid der Treue zu leiſten.“ Dieſes geſchah auf der Stelle ohne den geringſten Widerſpruch, von den Meiſten mit größter Bereitwilligkeit, worauf Schwerin ein dreimaliges Lebehoch für Friedrich König in Preußen und Herzog in Schleſien ausrief. Sodann begab er ſich auf den Salzring, und verpflichtete die dort hinbeorderten Stadtſoldaten und ihre Offiziere. Am folgenden Tage wurden die Gelehrten und Kaufleute, die ſämmtlichen Zünfte und Gewerke zur Huldigung berufen; von der evangeliſchen Geiſtlichkeit forderte Schwerin nur einen Handſchlag, indem er zu erkennen gab, es bedürfe von ſo würdigen Dienern Gottes keines förmlichen Eides, worauf er jeden derſelben küßte; ſodann trat er auf die Rathhaustreppe, und rief wiederum für den König dreimal ein geſteigertes Lebehoch unter das Volk, welches mit freudevollem Zuruf antwortete, worauf Schwerin im Namen des Königs nach üblicher Weiſe Geld auswerfen ließ. Die katholiſche Geiſtlichkeit hatte ſich Bedenkzeit erbeten, und Schwerin ihr dieſe bis zum folgenden Tage gewährt, ſie machte auch dann noch Schwierigkeiten und mußte Strafe zahlen, allein Schwerin wartete dieſe Sachen nicht ab, ſondern übertrug ſie dem Generallieutenant von der Marwitz, der zum Gouverneur der Stadt ernannt war; ihn ſelbſt rief ein Befehl des Königs noch am 11. abends ungeſäumt in's Lager, wohin er ſich ſogleich begab.

Seine Wunde am Fuß war jedoch ſchlecht geheilt und wieder aufgebrochen, ſo daß er große Schmerzen litt, und eine Zeitlang das Ruhebett nicht verlaſſen konnte. Während dieſer unfreiwilligen Muße beſchäftigte er ſich mit einem Entwurf, den Feind entweder gänzlich nach Mähren zu drängen, oder ihn zu nöthigen, über Glatz nach Böhmen zurückzugehen. Den ausführlichen Plan hiezu ſandte er aus Neudorf am 14. September an den König, und ſagte demſelben am Schluſſe des Begleitſchreibens: „Je m'estimerais heureux, si mon peu de génie pouvait encore procurer quelques avantages aux armes glorieuses de Votre Majesté.“

Die thätigen Unterhandlungen des Königs hatten unterdeſſen zu einem Vertrage geführt, deſſen Abſchluß durch den König ſelbſt in einer geheimen Zuſammenkunft mit Neipperg am 9. Oktober zu Klein-Schnellendorf bei Oppeln zu Stande kam. Die Feindſeligkeiten ſollten nur zum Scheine noch fortdauern, insbeſondere die Beſchießung von Neiße bis zur vorausbeſtimmten Uebergabe, in der That aber ein Waffenſtillſtand eintreten und nichts Feindliches mehr unternommen werden. Bis zum wirklichen Friedensſchluſſe bedurfte der König des Anſcheins fortdauernder Feindſeligkeiten, um Frankreich zu täuſchen, deſſen Geſandter Marquis von Valory ſich im Lager befand. Schon vor jener Zuſammenkunft hatten beide Theile zu dieſem Zwecke einverſtanden gehandelt, und als am 25. September zwei preußiſche Bataillons über die Neiße gingen, zogen ſich die öſterreichiſchen Poſten ſogleich zurück, der König aber ließ aus allem Geſchütz ein ſchreckliches Feuer anheben, wiewohl kein Feind zu ſehen war, und Schwerin half dieſes Kriegsſchauſpiel mit aufführen, indem er bei Hennersdorf gleicherweiſe heftig in's Blaue kanonirte. Der franzöſiſche Geſandte war begierig zu erfahren, was vorginge, und empfing von den Offizieren des Königs übereinſtimmend eingelernte Angaben über die Zahl der Todten und Verwundeten, ſo daß er an dem Ernſte der Sache nicht zweifelte. Neiße wurde in gleicher Art, unter dem Scheine der Eroberung, doch der anfänglichen Abrede zuwider erſt am 31. Oktober den Preußen überlaſſen, und ganz Schleſien von den Oeſterreichern geräumt.

Friedrich hatte die Erblandshuldigung von Schleſien ſchon auf den 2. Oktober angeſetzt, doch ſie konnte, weil er die von den Oeſterreichern verzögerte Uebergabe von Neiße abwarten wollte, erſt am 7. November Statt finden. Bei dieſer feierlichen Handlung ſollte Schwerin das Reichsſchwert halten, allein daſſelbe war zufällig vergeſſen und für den Augenblick nicht herbeizuſchaffen; der König half der Verlegenheit lächelnd ab, indem er ſeinen Degen zog, und ihn dem Feldmarſchall einhändigte, der ihn nun anſtatt des Reichsſchwertes hielt, und den Knopf üblicherweiſe zum Küſſen hinreichte.

Oeſterreichiſcherſeits war das Abkommen von Klein-Schnellendorf weder pünktlich erfüllt, noch ſtreng geheim gehalten worden. Schon dieſer letzte Umſtand mußte die Fortſetzung des Krieges zur Folge haben. Noch mehr aber die Unternehmungen der Oeſterreicher gegen den Kurfürſten von Baiern. Es galt nun, die Unterhandlungen mit Umſicht fortzuführen, und zugleich mit den Waffen bereit zu ſein. Der König begab ſich indeß fürerſt nach Dresden, um die neuen mit Sachſen angeknüpften Verhältniſſe wahrzunehmen, und ſodann nach

Berlin; während das Heer in Schleſien unter die Befehlführung Schwerin's und des Erbprinzen von Anhalt-Deſſau geſtellt blieb. Der letztere rückte mit ſeinen Truppen nach Böhmen vor, einige Regimenter umſtellten Glatz; Schwerin aber, der inzwiſchen auch zum Gouverneur von Brieg und Neiße ernannt worden, zog nach Oberſchleſien und nahm daſelbſt am 20. November Winterquartiere. Er beſichtigte mit dem General von Wallrawe dieſe Feſtungen auf's genauſte, verſtärkte deren ſchwache Seiten zweckmäßig, und ordnete auch auf anderen Punkten der Gegenden, die er beſetzt hielt, angemeſſene Vertheidigungsmittel an. Die Winterquartiere waren aber von keiner Dauer. Schwerin erhielt vom Könige aus Berlin vom 9. Dezember den Befehl, mit ſeinen Truppen ſogleich das mähriſche Gebirge zu beſetzen, und auch in Mähren ſelbſt einzudringen und ſo weit als es ohne Gefährde möglich vorzugehen, wenigſtens bis Hof und Sternberg, wenn es nicht etwa gar gelingen ſollte, Olmütz durch Ueberraſchung einzunehmen. Schwerin rückte mit den ſchnell geſammelten Truppen eilig vor, bemächtigte ſich Troppau's und Freudenthal's, und ſtand unerwartet vor Olmütz, welche Feſtung nach ſchwachem Widerſtande ſich am 27. Dezember ihm durch Kapitulation ergab. Hier ſollte nun Schwerin ſogleich beträchtliche Vorräthe anhäufen, weil der König hier den bevorſtehenden Feldzug mit großer Macht eröffnen wollte.

Wie hart und gewaltſam in jener Zeit die Kriegsnoth auf Land und Volk drückte, ſtellt uns ein Schreiben des Oberſten Georg Konrad Freiherr von Goltz vor Augen, dem der König den größten Theil der Geſchäfte eines Intendanten des Heeres anvertraut hatte. Die franzöſiſchen Truppen hatten den größten Theil von Böhmen beſetzt, und ſchatzten und plagten das Land auf das äußerſte; ihr Intendant Sechelles, den man wegen ſeiner durchgreifenden Macht den König von Böhmen nannte, wollte auch noch die von den preußiſchen Truppen beſetzten drittehalb Kreiſe mit ſeinen Ausſchreibungen belaſten; dies nun wies der Oberſt von Goltz rund ab; in welchem Grade jedoch die armen Einwohner ſchon preußiſcherſeits gedrückt waren, ergiebt ſich aus dem Schreiben, das in ſeiner Aufrichtigkeit merkwürdig iſt, und ſeinen Urheber höchlich ehrt, der ſeine Obliegenheit als ein Mann der That und Kraft zwar erfüllt, aber dabei die Aufwallungen edlen Unwillens empfindet. Das Schreiben iſt aus Jung-Bunzlau vom 27. Dezember 1741 höchſtwahrſcheinlich an den Staatsminiſter Kaspar Wilhelm von Borcke gerichtet, welcher die ſämmtlichen Kriegsgelder verwaltete, und lautet wie folgt: „Monsieur! Je ne fais que recevoir la lettre que Votre Excellence m'a fait l'honneur de m'écrire le 24 de ce moi. Je ne manquerai pas d'examiner par la faute de qui elle est restée si longtemps en chemin. Madame la duchesse de Bavière et tous les autres habitants de nos cercles ont raison de nous donner à tous les diables. Il n'y a pas un mot de menti à tout ce qu'on vous a dit de notre conduite, peut-être même qui ne savent pas tout encore. Votre Excellence a pris le meilleur parti de se retrancher sur le nego, mais, comme elle dit, cet échappatoir ne peut guères durer, et par conséquent il n'y a rien de tel que de faire banqueroute aux plaintes. Mr. de Klinggräff n'a qu'à voir comment il s'en tirera. Il est vrai que tous les paysans et bourgeois, jusqu'aux gens de 50 à 60 ans, se sont retirés dans les bois, bien armés s'il vous plait, et prêts à montrer les dents. Le fourrage ne se fournit point, et l'argent Dieu sait comment. Les exécutions que j'envoie reviennent les mains vides, puisqu'elles ne trouvent que des femmes dans les villages. Ce n'est pas tout; nous voyons que nous avons manqué le coup, toutes nos violences n'ayant produit que 300 hommes tout au plus, dont les trois quarts s'enfuiront avant que nous quittions la Bohême; par conséquent, pour arriver à notre compte, nous demandons à chaque village un homme capable de servir, si tant y a que le pays ne veuille plus être inquiété. Il vous laisse à juger, si c'est le moyen d'appaiser les habitants. Personne n'en souffre plus que moi, j'ai charge de fournir les régiments de fourrage et d'argent, tout le monde refuse l'un et l'autre, je menace, on s'en moque. Cependant le roi tire sur moi des 40, 60 mille écus comme si c'était des Kreuzer. Aussi Sa Majesté me per-

mettra-t-elle de renvoyer ses assignations avec proteste, comme un banqueroutier. — C'est une nouvelle pour moi que Votre Excellence me dit, que le Roi de Bohême ou bien Mr. de Séchelles, comme il lui plaira, prétend de faire contribuer nos cercles à la somme des 6 millions à fournir avant la fin de l'hiver. Je lui jure sur mon âme qu'ils n'en auront pas le sou. Que Votre Excellence fasse le compte, si elle veut. Le roi prétend tirer de nos quartiers 480,000 écus pour son profit, outre ce que je dois payer aux régiments et aux généraux marqués sur mon état, ce qui fait la somme de 1,001,304 écus pour les six mois et par conséquent 166,884 écus par mois, sur les deux cercles et demi que nous occupons, sans compter les fourrages, les frais des marches, des logements, des corvées etc. Jugez après cela, je vous supplie, si l'armée de France et le roi de Bohême peuvent espérer quelque chose de ce côté-ci, d'autant plus que le comté de Glatz doit être eximé, ou tant vaut. Mes derniers ordre disent: „Ich will und muß vorhero das Meinige haben, und ſo lange dieſes nicht eingekommen iſt, ſtatuire ich keine andere Ausſchreibungen, hernach mag nehmen wer da will, das kann mir gleich viel gelten.“ Sans prejudicier à cela, nous voulons faire des magasins sans argent quand les quartiers seront finis, ce qui tend à un pillage général de ces provinces. Il y a encore deux ou trois bagatelles pareilles qui vont au même but. Je n'entre point dans les raisons politiques, qui devraient nous empêcher d'en agir sur ce pied-là, je m'en tiens à la possibilité que je n'y trouve point, surtout depuis le tintamar que nous venons de faire et qui continue toujours. Je voudrais que Votre Excellence fut déjà à Berlin, pour pouvoir rectifier un peu nos idées. Si elle passe par ici, j'aurai l'honneur de lui en parler plus à long. — — Je suis de la dernière impatience d'apprendre l'événement des opérations entre M. de Broglie et M. de Neipperg, lesquelles tireront à grande conséquence pour nous autres. Je ne crois pas que nos troupes, qui sont dans le cercle de Chrudim puissent être de la fête, nos dragons ayant dû

repasser l'Elbe hier, pour rentrer dans leurs anciens quartiers, comme monseigneur le prince Léopold n'aura pas manqué de vous en informer; mais je ne doute pas que ces mêmes troupes ne levent le piquet bien vite si contre toute attente Neipperg a le dessus. M. le maréchal Schwerin doit être actuellement en Moravie, le coup de Troppau ayant réussi à souhait. Il s'agit de savoir comment il s'y maintiendra. Je supplie Votre Excellence de m'informer bien vite des événements, pour que je puisse un peu arranger les choses ici dans l'absence du prince. Sans doute que la révolution arrivée à la cour de Russie doit couper toute espérance à la pauvre reine. Mais basta! ne parlons point!" — —

Wir haben nunmehr eines Mannes zu gedenken, der in Schwerin's Leben, wie überhaupt in dem preußiſchen Kriegsdienſte, wirkſam und bedeutend wurde. Der Freiherr von Schmettau, in Berlin geboren, aber durch Umſtände früh in auswärtige Kriegsdienſte gezogen, hatte den öſterreichiſchen ſchon vor dem Kriege mißvergnügt als Oberſtlieutenant verlaſſen, und war darauf in den preußiſchen als Oberſt eingetreten. Der König berief ihn nach Schleſien, wo er im Lager von Mollwitz anlangte, durch ſeine Fähigkeiten das Vertrauen des Königs gewann, und von ihm zum Generaladjutanten und Generalquartiermeiſter ernannt wurde. Er leiſtete hier vielfache Dienſte, half manchen Mängeln in dem Heerweſen ab, und trug beſonders dazu bei, die Reiterei geſchickter zu machen, und die Huſaren im kleinen Krieg zu unterrichten. Als der König abreiſte, ließ er ihn bei Schwerin zurück, zur Aushülfe ſowohl als zur Aufſicht, denn ſolche Aufſtellungen hatten immer etwas Zweifelhaftes. Schmettau jedoch, offen und klug zugleich, gewann bald auch Schwerin's Vertrauen und Achtung, und blieb mit ihm ſtets in gutem Einverſtändniß. Der Feldmarſchall ſandte ihn im Januar 1742 nach Berlin, um den König von allem Vorgefallenen zu unterrichten und ihm für die nächſten Bewegungen die Entwürfe Schwerin's darzulegen. Der König war gegen Schmettau ſehr gnädig, ſchien auch mit allem wohlzufrieden, ſandte ihn aber unerwartet ſchnell an Schwerin zurück, dem er wichtige Befehle überbringen ſollte, unter welchen beſonders der mit Nachdruck hervorgehoben wurde, in Olmütz große Magazine anzulegen. Dies Letztere hatte Schwerin ſchon begonnen, wie er denn dafür galt, in der Sorge für den Lebensunterhalt ſeiner Truppen beſonders geſchickt und eifrig zu ſein. Schmettau fand bei ſeinem Eintreffen in Olmütz ſchon alles angeordnet, und der beſondere Eifer, mit welchem der König grade dies eingeſchärft hatte, mußte wenigſtens überflüſſig dünken. Aber es ſcheint, der König hatte die Schwierigkeiten vorgefühlt, und die Stärke ſeines Befehls ſollte ſie überwinden helfen. Schwerin hatte nur 10,000 Mann nach Mähren geführt, und mit dieſen, da er nicht weiter, als Wiſchau vorrücken durfte, nur etwa ein Drittheil des Landes wirklich beſetzt, die Landleute flüchteten ihre Vorräthe oder vergruben ſie, ohne Gewalt war nichts herbeizuſchaffen, und meiſtentheils fehlten ſogar die nöthigen Fuhrmittel. Roggen, Gerſte, Hafer und Heu fand man noch allenfalls, aber alles Mehl war fortgeſchafft, und wegen der zugefrornen Gewäſſer gingen keine Mühlen. Dazu kam, daß Schwerin von dem Feldkommiſſariat in Schleſien nur 4 Verpflegungsbeamte hatte erlangen können, daß die zugeſagten mehreren nie kamen, und er Offiziere aus den Regimentern zu dieſem ungewohnten Dienſte nehmen mußte. Er ſelbſt war dazwiſchen auf einige Tage nach Neiße zurückgekehrt, und bei ſeinem Wiedereintreffen in Olmütz erkrankte er. Wäre ihm mehr Zeit geblieben, ſo würde er dennoch den Auftrag des Königs mit größter Anſtrengung vielleicht erfüllt haben, allein er hatte die Befehlführung in Mähren nur vier Wochen, alsdann kam der König, und übernahm die Leitung der Dinge ſelbſt.

Ein neuer ſonderbarer Umſtand trug dazu bei, den König gegen Schwerin zu verſtimmen. Der König hatte unterwegs ſeinen Geſandten bei dem Kurfürſten von Baiern, den Feldmarſchall von Schmettau, einen Bruder des Oberſten, zu ſich beſchieden, und mit ihm mancherlei Vertrauliches geſprochen. Schwerin aber, mit dem Oberſten von Schmettau in Landskron den König erwartend, vertraute ſeinerſeits dem jüngern Bruder einen Plan, die bei Iglau unter dem Fürſten von Lobkowitz ſtehenden Oeſterreicher nicht nur aus Mähren, ſondern auch über die Donau zu vertreiben; die Landkarten wurden aufgelegt, die Märſche berechnet, die Quartiere bezeichnet und alles genau bis in's Einzelne aufgeſchrieben. Als nun der König am 26. Januar in Landskron angekommen war, benutzte Schwerin die erſte geheime Unterredung, und trug ſeinen mit Schmettau's Hülfe entworfenen Plan dem Könige vor. Dieſer ſtutzte, und wies den Vorſchlag mit Kälte zurück. Der Plan war nämlich genau derſelbe, den der König unterwegs dem Feldmarſchall von Schmettau vertraut hatte. Der Gedanke lag nah, dieſer müſſe ihn ſeinem Bruder mitgetheilt haben, und es reizte den König nicht wenig auf, daß man ihm das, was er ſelbſt ausgedacht, nun als fremden Fund zur Genehmigung vorzulegen wage. Auch Schmettau fühlte, daß er nicht wie ſonſt in Gnaden war, und da er ſonſt keinen Grund finden konnte, ſo glaubte er, der König ſei ungehalten über die Grafenwürde, welche ſo eben der am 24. Januar 1742 erwählte römiſche Kaiſer Karl der Siebente beiden Schmettau's verliehen hatte. Erſt nach einigen Tagen klärte ſich der Irrthum auf, indem der König offen ſeinen Argwohn mittheilte, und dagegen Schmettau betheuern konnte, daß Schwerin und er ſelbſt keine Ahndung von dem Plane des Königs gehabt und den ihrigen ſelbſtſtändig erdacht hätten. Hiemit bezeigte ſich der König wohlzufrieden, und es ſchien alles ausgeglichen.

Aber gleich fand ſich neuer Anlaß zum Mißvergnügen. Der König war durch Böhmen gereiſt, wohin ein verbündetes franzöſiſches Heer vorgedrungen war, und hatte dort für die ſchwierige Verpflegung der neuverbündeten ſächſiſchen Truppen, die ihm folgten und auf welche nirgend gerechnet ſein konnte, den franzöſiſchen Intendanten Sechelles angeſprochen. Dieſer gewandte, in ſeinen Ausführungen erfolgreiche, dabei freilich äußerſt harte und ſchonungsloſe Mann hatte geantwortet: „Ich werde das Unmögliche möglich machen.“ Er machte ſein Wort auch wirklich wahr; die Truppen bekamen alles was nöthig war. Noch ganz erfüllt von dieſem glänzenden Beiſpiel franzöſiſcher Anſtelligkeit und Beeiferung kam der König am 26. Januar nach Olmütz, und fragte nach den Magazinen, die er anbefohlen hatte, und deren Zweck ſich nun offenbarte. Schwerin mußte bekennen, daß die Abſichten des Königs nur erſt in geringem Maße erfüllt ſeien. Dieſer war äußerſt unwillig, und bediente ſich gegen Schwerin ſehr harter Ausdrücke. Er ſchrieb ihm aus Selowitz am 18. März folgenden vorwurfsvollen Brief: „Ich habe Euer Schreiben vom 16. hujus erhalten und kann nicht umhin Euch darauf zu antworten, daß die wenige Präkaution, welche Ihr im vorigen Winter in Oberſchleſien gebrauchet, die üble Haushaltung, welche mit dem Natzmer'ſchen Regiment vorgenommen und wodurch daſſelbe ganz inutil und ruiniret worden, ſammt die unterlaſſene Exekution Meiner Ordres wegen Zuſammenbringung eines Magazins in Mähren, und endlich die wenige Vorſorge, welche man vor meine Bagage zu Olmütz gehabt, daß man ſolche ganz ohne Konſideration in der Vorſtadt liegen und vom Feinde zu unſerm großen Affront nehmen laſſen, die Urſachen ſind, warum ich den Prinzen Leopold beordern müſſen, die Regimente von Bevern und Hautcharmoy zu nehmen, mit ſolchen nach Oberſchleſien zu marſchiren und mit Anſichziehung anderer Regimenter daſelbſt wider die Irruption der Ungarn dienliche mesures zu nehmen. Von dem Baireuth'ſchen wie auch Bredow'ſchen Regiment ſollet Ihr Euch nicht meliren, ſondern es bei der von mir gemachten Poſition laſſen, wie dann auch das Kleiſt'ſche Bataillon wieder nach Leipnik, wo es geweſen, hin muß. Ihr werdet Euch ſelbſt justice thun und erachten, ob ich von Eurer Konduite zufrieden ſein kann, da ich gleich von dem Anfang an, als die Regimenter in Mähren eingerückt ſind, befohlen auch beſtändig erinnert habe, daß man vor allem andern Magazine anſchaffen und das Benöthigte dazu auf alle Weiſe nehmen ſolle, um einen Vorrath auf drei bis vier Monate vor die Armee zuſammen zu bringen, damit ich demnächſt die Kampagne mit Zuſammenziehung der Armee bei Olmütz und Hradiſch eröffnen könnte. Gleichwohl iſt nichts geſchehen, da man alles haben können, und ich bin gewiß, daß die Armee kaum auf einen Monat jetzo subsistance hat, da wir jetzo alles zuſammen haben könnten und ſollten. Inzwiſchen ſind nun die Ungarn dazu gekommen, welche das Land zum Theil konſumiren, zum Theil die Lieferungen zu denen Magazinen auf verſchiedene Art hindern, ſo daß ich frappiret bin, wann daran gedenke, woher die Armee ihre subsistance und Magazine nehmen ſoll in einem Lande, ſo von vorne vom Feinde konſumirt iſt, von der Vorderſeite von den feindlichen Truppen abgeſchnitten, und von der andern Seite und hinterwärts wegen der diffizilen Transports über die Gebürge keine Zufuhre haben kann. Von welchen Inkonvenienzen allen man jetzo nichts fühlete noch wüßte, wenn meine Ordres die ſchuldige Folge geleiſtet und das Land gleich anfänglich zu Zuſammenſchaffung des Magazins angehalten worden wäre. Was dieſes nun vor Verantwortung, mir aber vor chagrin nach ſich ziehen kann, laſſe ich Euch ſelbſt urtheilen, und ob ich ſolchergeſtalt zufrieden ſein könne, da ich ſonſten ſehr gerne bin und bleiben werde Euer wohlaffektionirter König. Eigenhändig ſetzte er hinzu: „Vous n'avez pas exécuté le moindre de mes ordres en Moravie, vous avez voulu ménager la chèvre et le chou et aprésent vous le gatez avec tous les deux. Federic.“

Schwerin antwortete hierauf aus Olmütz am 22. März umſtändlich, und vertheidigte ſich gegen die ihm gemachten Vorwürfe mit Gründen von Gewicht. Zuletzt ſagt er doch: „Si après tout j'ai manqué dans quelque chose depuis que je suis ici malade, on n'en doit pas être surpris, parceque j'ai des accès de faiblesse qui me font plus penser à la mort qu'à la vie, et souvent ne sai je à quoi je pense, tant mes maux me travaillent. Cependant autant qu'il me reste de raison, il ne me souvient pas d'avoir jamais ménagé personne au préjudice des intérêts de Votre Majesté. L'expérience de 42 ans de service m'a appris qu'il ne faut employer la sévérité que lorsque la raison ne veut être écoutée, et dans pareil cas je défie qui que ce soit de me prouver d'avoir usé d'indulgence envers qui que ce soit. Mais si je n'ai pas d'abord suivie la fougue de chaque particulier, qui n'était chargé que d'un objet, c'est étant chargé dans la haute Silésie de la machine et de toutes ses branches tandis que Votre Majesté n'y était en propre personne, j'ai été obligé de temporiser dans un article pour en avancer un autre plus important afin de parvenir au vrai but tout à la fois, ou du moins autant que mon génie, mon intelligence et expérience m'ont pû fournir d'idées. — Votre Majesté peut encore être persuadée de mon zèle pour sa gloire et son service en ce que je n'envie en aucune façon la gloire du commandement au prince Léopold en haute Silésie, je rends justice à son mérite, et connais le peu que je vau, et ce que je valais s'abaisse avec mon âge et infirmités; qui plus est, Sire, c'est que si Dieu me rend la santé et des forces, je serai charmé, pour le bien de votre service et la gloire de vos armes, d'apprendre quand ce serait du moindre soldat, et d'employer tout ce que j'ai d'acquit et de sang pour votre intérêt, car je ne vous ai jamais servi pour l'amour de moi, mais pour l'amour de vous. Vous voyez, Sire, que je ne cherche en aucune façon à pallier mes fautes et ce en quoi je puis avoir manqué, j'avoue mon incapacité. Si je me donnais pour plus que je ne suis, je mériterais votre indignation au lieu de votre compassion dans l'état présent de ma santé, à laquelle j'ai recours et me mets à ses pieds, étant etc."

Der König ſah auch die Schwierigkeiten, mit welchen Schwerin, beſonders während ſeines Krankenlagers zu kämpfen gehabt, ſehr wohl ein, und mußte ſie nachher ſelbſt genug erfahren. Allein die Vorſtellung ſtand in ihm feſt, Schwerin habe hinſichtlich der befohlenen Anhäufung von Vorräthen den Willenseifer nicht gehabt, den doch eben erſt ein Fremder, jener Franzoſe, ſo muſterhaft und erfolgreich dargethan. Auch noch in der ſpäteren Zeit, als er die Geſchichte dieſes Feldzuges niederſchrieb, ſprach der König dieſen Vorwurf aus, welchen doch Schwerin und ſeine Anhänger nie wollten gelten laſſen, ſondern die Unmöglichkeit vorſchützten, daß unter den gegebenen Umſtänden mehr hätte geleiſtet werden können.

Schwerin aber empfand die Vorwürfe des Königs ſehr bitter; er ſah die üble Stimmung fortdauern, ſich ſelber zurückgeſetzt, und bei den weiteren Kriegsunternehmungen ohne Wirkſamkeit. Denn der König wollte ohnehin die Sachſen, denen er mißtraute, und deren Generale ſchwierig zu behandeln waren, unter ſeinem eignen Oberbefehl haben. Unter dieſen Umſtänden hielt es Schwerin für angemeſſen, zur Herſtellung ſeiner Geſundheit einen Urlaub zu erbitten, der ihm auch nicht verſagt wurde, jedoch ſollte er fürerſt nach Neiße ſich begeben, wo ſeiner ein wichtiges Geſchäft harrte, das ihm ſchon früher war überwieſen worden. Durch den Beitrittsvertrag vom 1. November 1741 hatte nämlich der Kurfürſt von Sachſen aus dem zu hoffenden Ländergewinn ein Stück von Böhmen und den größten Theil von Oberſchleſien ausgeſetzt erhalten. Die künftigen Gränzen mußten demgemäß beſtimmt werden, und der König hatte hiezu Schwerin und den Geheimenrath von Rüßler als Bevollmächtigte ernannt, welche mit ſächſiſchen Abgeordneten deßhalb in Neiße zuſammentreten ſollten. Der Vertrag beſtimmte, daß auf dem rechten Ufer der Neiße ein Strich Landes eine Meile breit noch preußiſch bleiben ſolle. Wie genau der König die Sache nahm, ergiebt ſich aus dem Schreiben, welches er als Antwort auf einige erhobene Zweifel am 10. Februar aus Groß-Biteſch an Schwerin erließ, und worin er ſagte: „Ich habe Euch meine Intention deßhalb dahin bekannt machen wollen, daß zuvörderſt die Größe einer jeden Meile bei dieſer Gränzeinrichtung wenigſtens auf 2500 rheinländiſche Ruthen feſtgeſetzt werden muß, da von mir gleich vom Anfange her und beſtändig hin eine gute deutſche Meile konditioniret worden, welche denn ſo lang als es möglich iſt gezogen werden muß. Was den zweiten Punkt, die Abſchließung der Gränzen angehend, betrifft, da muß es wohl dabei verbleiben, daß wenn etwa eine Stadt, Dorf oder Flecken, durch die Gränzlinie durchgeſchnitten wird, ſolcher Ort mir verbleibe, wie denn auch, wenn eine Stadt, Dorf oder Flecken, in meiner Gränze belegen, das dazugehörige über der Gränzlinie befindliche Feld, Holzung ꝛc. dabei verbleiben muß. Sollte letzteres auch ſächſiſcherſeits prätendiret werden, und die Sache nicht viel importiren, kann darin endlich gefüget werden, ſo viel aber immer möglich iſt, muß dahin geſehen werden, daß ich nichts dadurch verliere.“ Der Auftrag war ehrenvoll genug, Schwerin's Weggehen zu beſchönigen, allein es ſchmerzte ihn doch, das Heer zu verlaſſen; er machte daher vor der Abreiſe noch einen Verſuch, ſich dem Könige zu nähern. Dieſer belagerte Brünn, doch bei dem Mangel an ſchwerem Geſchütz und bei der Tapferkeit des öſterreichiſchen Generals von Seher waren alle Anſtrengungen vergebens. Da ließ Schwerin durch Schmettau den König wiſſen, er habe Einverſtändniſſe mit Offizieren und Soldaten der Feſtung, und wenn für einen ſchon entworfenen Handſtreich einige Regimenter zur Verfügung geſtellt würden, ſo müſſe binnen vierundzwanzig Stunden auf den Wällen die preußiſche Fahne wehen. Der König antwortete nur: „Ich will es nicht.“ Zu anderer Zeit hätte er mit Schwerin die Gründe beſprochen, die er zur Ablehnung der Sache haben mochte, und die wir in ſeiner Geſchichtserzählung hinreichend angedeutet finden; jetzt mußte Schwerin das ſchroffe Nein als eine perſönliche Abweiſung nehmen, und da nun keine Hoffnung eines guten Verhältniſſes blieb, ſo reiſte Schwerin endlich nach Neiße ab. Das Geſchäft aber ſtockte, denn die ſächſiſchen Bevollmächtigten waren zwar ernannt, kamen aber nie. Schwerin fragte nun an, was geſchehen ſolle, und wünſchte ſeinen Urlaub anzutreten, worauf ihm der König aus Selowitz am 3. April 1742 ſehr gnädig antwortete: „Mein lieber Generalfeldmarſchall Graf von Schwerin. Bei Eurer jetzigen Anweſenheit in Neiße werde ich ſehr gerne ſehen, wann Ihr, ſo viel Euer Geſundheitszuſtand leiden will, mit dem Königlich polniſchen und kurſächſiſchen Miniſter und Envoyé dem von Bülow die Euch aufgetragene Kommiſſion wegen Regulirung der Gränzen zwiſchen Nieder- und Oberſchleſien ſofort eröffnet, um die Sache in Gang und demnächſt zu Stande zu bringen. Sollte Euer Geſundheitszuſtand alsdann nicht leiden, die Konferenzen weiter zu kontinuiren, Ihr auch, um Euch zu retabliren, Eure Reiſe nach dem Bade fortſetzen müſſen, ſo kann der Geheimerath von Nüßler, ſo von allem informirt iſt, die Negotiation kontinuiren, an Eurer Statt aber will ich, während Eurer Abweſenheit, den Generallieutenant von Marwitz ſubſtituiren, welchem der Etatsminiſter Graf von Podewils die benöthigte Autoriſation zuſenden wird, und welchem Ihr, ſo viel Euer Zuſtand es leiden will, die gehörige Information geben könnet, zumalen bei der Ausarbeitung und bei dem Detail der von Nüßler doch das Meiſte beſorgen muß. Ich wünſche bald gute Zeitungen von Eurem Retabliſſement zu haben, wozu Ihr alles Mögliche beizutragen und mir öfters Nachricht davon zu geben habet. Ich bin u. ſ. w. Friedrich.“

Ein anderer Vorgang drängte ſich unangenehm und ſonderbar in dieſe Verhältniſſe. Der General von Wallrawe, welcher ſpäter ſo unglückliche Berühmtheit erlangt hat, war damals beauftragt, die Feſtungswerke von Neiße zu verſtärken. Er wünſchte durch Schwerin's Empfehlung auch Kommandant dieſer Feſtung zu werden, und ſchmeichelte ihm auf alle Weiſe; doch als er wahrnahm, daß dieſer ihm nicht günſtig ſein wolle, oder vielleicht auch nicht mehr könne, verſuchte er auf deſſen Koſten ſich bei dem Könige ſelbſt beliebt zu machen. Er ſchrieb dieſem: Seine Majeſtät hätten gewiß vernommen, daß die oberſchleſiſchen Stände dem Feldmarſchall für die Sorgfalt und Schonung, mit denen er die Winterquartiere eingerichtet, 30,000 Thaler verehren wollten; weil es aber Seiner Majeſtät nicht an Mitteln fehlen würde, dem Feldmarſchall andere Vortheile zufließen zu laſſen, ſo ſchlüge er vor, dieſe Summe ihm zur Befeſtigung von Neiße anzuweiſen. Der wackre Eichel, des Königs Geheimer Kabinetsrath, der mit ſtaatsmänniſcher Einſicht immer des Guten wahrnahm, gab Schwerin ſogleich von dieſer Tücke Nachricht, konnte aber nicht hindern, daß der König, in Vorausſetzung der Wahrheit jener Angabe, an Schwerin in übrigens ſehr gnädigen Ausdrücken ſchrieb, er beſtimme wirklich jene Summe für den Feſtungsbau von Neiße. Schwerin verwies dem hämiſchen Anzettler dieſer Sache ſeine ſchnöden Ränke in Gegenwart vieler Offiziere mit harten Vorwürfen, welche dieſer jedoch ablehnte, indem er läugnete an den König geſchrieben zu haben. In ſeiner Antwort an den König aber ſagte Schwerin: Die oberſchleſiſchen Stände hätten ihm nie ein Geſchenk angeboten, und es ſei dem Könige bekannt, daß er nie ohne ſeine Erlaubniß Geſchenke dieſer Art angenommen hätte; würde es ihm auch gewiß gemeldet haben, wenn es geſchehen wäre; lieb würde es ihm übrigens ſein, wenn die oberſchleſiſchen Stände eine ſolche Summe zum Feſtungsbau hergäben. Worauf der König, ohne weiter das Wahre und Falſche ſondern zu wollen, aus der gegebenen Anregung den

Vortheil feſthielt, und den Befehl gab, die Stände ſollten jene Summe zu dem erwähnten Zweck aufbringen, wie denn auch in der That geſchehen mußte.

In Mähren aber fand die Verpflegung der Truppen nun allerdings immer größere Schwierigkeit. Der König ſelbſt ging eifrig in alle Einzelheiten dieſer Fürſorge ein; er ſchrieb am 3. Februar an Voltaire: Von einem Gehirn, worin nur Heu, Hafer und Häckſel ſei, dürfe man nichts verlangen! Freilich gelang auch ihm nicht, was Schwerin verſäumt haben ſollte; die nöthigen Vorräthe waren nicht aufzubringen, wiewohl jetzt ganz Mähren beſetzt und für die Leiſtungen in Anſpruch genommen war. Allein es blieb immer die Frage, ob nicht grade im erſten Augenblicke hätte geſchehen können, was ſpäterhin unmöglich wurde, eben weil nun mehr Truppen im Lande und alle Theile deſſelben unmittelbar angeſtrengt waren. Die Preußen hielten anfangs Ordnung, allein die Bundesgenoſſen wollten ſich zu ſolcher nicht fügen, und Friedrich ſah ſich bald genöthigt, jede Truppe für ihren Bedarf nach eigner Weiſe ſorgen zu laſſen. Nach Ungarn und Oeſterreich wurden zwar Streifſchaaren entſandt, welche neben Kriegsgeldern auch Lebensmittel einbrachten, doch die Füllung der Magazine konnte damit nicht beſtritten werden, und endlich mußte man dies Bemühen ganz aufgeben.

Inzwiſchen wurde der König ſowohl durch die Kriegsumſtände, als hauptſächlich auch durch politiſche Rückſichten bewogen, mit ſeiner Hauptmacht Mähren zu verlaſſen, und in Böhmen einzurücken. Unter dem Fürſten Dietrich von Anhalt-Deſſau ſollten 19 Bataillons und 25 Schwadronen bei Olmütz in einem vortheilhaften Lager ſtehen bleiben, und der König meinte, ſie würden ſich haben behaupten können, wenn Schwerin ſeine Schuldigkeit in Einrichtung der Magazine gethan hätte. Daß dieſe Truppen weichen mußten, fiel alſo auf's neue Schwerin zur Laſt. Welche Gereiztheit der König in dieſer Zeit fühlte, ſehen wir aus einem vertraulichen Briefe, den er an Jordan ſchrieb, und worin es heißt: „Monsieur ***, mauvaise copie de quelque chétif original anglais, vient de prendre le parti décisif, de nous quitter.

Vous pouvez vous imaginer jusqu'à quel point je regrette sa perte.

Cet imitateur sans génie
De l'extérieur des Anglais.
En a copié la folie,
Mais il manqua leurs meilleurs traits.
Sans le vrai tout est ridicule;
Mars n'a jamais l'air d'Alcidon.
Sans la force on n'est point Hercule,
Ni sans la sagesse un Caton.

Pardonnez à ce trait qui m'est échappé contre un homme, que vous honorez de votre estime; mais je crois que cette estime est du nombre de celles.

Que tous les jours de nouvel an
L'on se débite en compliment,
Qu'on se jure et qu'on se proteste,
Quand sous la barbe doucement
L'on voudrait plus sérieusement
Que l'autre crevât de la peste."

Der Brief iſt datirt: „A Chrudim, ce 29 d'avril 1742. Jour satirique, d'un soleil clair, et le premier du bourgeonnement de quelques arbustes." Man nimmt an, mit der Bezeichnung *** ſei ganz entſchieden Schwerin gemeint, als von dem ſchon in früher Zeit ſpöttiſch geſagt worden, er ahme den Herzog von Marlborough nach. Wir ſagen nur, daß in ſolchem Falle die Ausdrücke des Königs ganz erſtaunlich ſind, auch wenn die Verſeluſt eines hellſonnigen Frühlingstages in Anſchlag gebracht wird. Für maßgebend aber dürfen wir ſolche Ausdrücke nicht erkennen, ſie ſind der Schaum des Verhältniſſes, nicht das Verhältniß ſelber, welches gehaltvoll und kräftig unter jener Laune ſich nur verbirgt, und in ernſten Worten und Thaten des Königs längſt ſeine wahre Würdigung offenbart hat.

Schwerin hatte unterdeſſen vergeblich in Neiße auf die ſächſiſchen Bevollmächtigten gewartet. Das ganze Geſchäft fiel durch die Ereigniſſe in Mähren ohnehin weg, und Schwerin fand ſich in völliger Unthätigkeit. Er ſchrieb daher an den König um neue Anſtellung im Felddienſte. Die Antwort war, er möchte ſich noch etwas gedulden; und nach einiger Zeit, als der König mit ſeinen Truppen Mähren verließ, und in Böhmen einrückte, ſandte er ihm den Befehl, mit den in Niederſchleſien und bei Glatz befindlichen Bataillons zum Heere zu ſtoßen. Dieſer Truppen waren zu wenige, als daß, nach Schwerin's Meinung, ſchicklich ein Feldmarſchall ſie hätte befehligen können, und er überließ daher dem General von Derſchau die Befehlführung, reiſte ſelber erſt nach dem 12. Mai von Neiße ab, und folgte jenen Truppen nach, deren Marſch aber ſich ſo ſehr verzögerte, daß ſie das Unglück hatten, erſt am 18. Mai, grade den Tag nach der Schlacht von Chotuſitz, einzutreffen! Dies Mißgeſchick mußte gegenüber dem Siegesglanze des Königs den Feldmarſchall vollends verdunkeln, er fühlte ſich gedrungen zurückzutreten, verließ nun wirklich das Heer, und begab ſich nach Karlsbad. Ungeachtet aller Mißhelligkeiten dauerte doch zwiſchen ihm und dem König auch jetzt noch ein guter Anſchein fort. Schwerin ſchrieb aus dem Bade dem Könige mancherlei Neuigkeiten, und hatte auch in Betreff ſeines Regiments Anfragen und Wünſche, worauf der König dankend und freundlich antwortete. Als im Juni die Franzoſen und Sachſen in Böhmen verſchiedene Rückzugsbewegungen machten, die dem Könige nicht gleichgültig ſein konnten, gab Schwerin ihm ſogleich umſtändliche Nachricht hierüber, und fügte am Schluſſe hinzu: „Les eaux continuent à me faire un bien infini; j'espère que les bains de Tœplitz achèveront de me guérir, que tous les médecins unanimement m'ordonnent pour la guérison de ma tête et pour fortifier les nerfs que j'ai extrêmement relâchés. Si cependant Votre Majesté avait besoin de mon service, je terminerais ma cure à celle d'ici, et je me rendrais là où Ses ordres m'appelleront, puisque j'ai déjà repris quelque force, que j'aimerais mieux sacrifier à Son service que me trainer comme j'ai fait plusieurs mois. Et en ce cas je supplie Votre Majesté de m'honorer promptement de Ses ordres, pour que je puisse me remettre en équipages, ayant été obligé de me défaire d'une partie des miennes, après que mes appointements et fourrages m'ont été retranchés. Je suis avec mon attachement ordinaire de zèle et de soumission, Sire, de Votre Majesté le très-humble, très-obéissant et très fidèlement dévoué serviteur Comte de Schwerin.“ Allein der König war nicht veranlaßt, ihn in ſeiner Kur zu ſtören, die er ruhig vollenden konnte. Nach kurzem Aufenthalt in Frankfurt an der Oder, wo er ſich von dem guten Zuſtande ſeines Regiments überzeugte, ging Schwerin ſodann auf ſeine Güter, wo er mit aller Sorgſamkeit ſich wieder der Landwirthſchaft annahm, und nützliche Anlagen und Verbeſſerungen betrieb. Dies konnte er mit deſto freierem Herzen, als der Krieg raſch endete und die Waffen bald nicht für ihn allein mehr, ſondern für Alle ruhten.

Der Friedensvertrag von Breslau, geſchloſſen am 11. Juni 1742 und beſtätigt in Berlin durch einen weitern Vertrag vom 28. Juli, ſprach dem Könige das eroberte Schleſien als bleibende Erwerbung zu, und gewiß durfte Schwerin das ſtolze Bewußtſein hegen, daß er zu dieſem großen und folgenreichen Gewinne bedeutend mitgewirkt. Doch dies Bewußtſein fühlte er ſich gedrungen auch auszuſprechen, und that dies bezeichnend genug, indem er einem neuen Vorwerke, welches er bei ſeinem Gute Ducherow angelegt, den Namen Mollwitz gab. Wir finden nicht, daß der König den allerdings nicht gleichgültigen Sinn, den dieſe Namenswahl verräth, durch irgend eine Aeußerung des Mißfallens oder Spottes gerügt habe.

Der Reſt des Jahres 1742 und das folgende Jahr 1743 vergingen, ohne daß Schwerin von ſeinen ländlichen Beſchäftigungen wäre abgerufen worden, doch machte er im Mai 1743 eine Reiſe in's Bad von Aachen. In Hannover ſah er den König von England, der ihn mit Auszeichnung aufnahm. Friedrich, dem er hievon Bericht gab, antwortete ihm am 6. Juni: „J'ai bien reçu votre lettre du 31 Mai, par laquelle vous me faites part de la manière dont vous avez été traité à Hanovre. Ce récit m'a diverti et je vous en tiendrai compte. Mais n'oubliez pas de me faire un plus grand détail de l'entretien que le roi a bien voulu vous accorder.“ Prinz Heinrich ſandte ihm nach

Aachen einen erbetenen Plan der Schlacht von Chotuſitz mit den verbindlichſten Worten. Im Juli kehrte Schwerin von Aachen zurück, und begab ſich nach Berlin, wo er dem Könige ſeine Ankunft meldete, zugleich aber ſeine Ungeduld ausdrückte, nach ſeinem Regiment in Frankfurt zu ſehen. Friedrich antwortete ihm gnädig und ſagte: „Je vous y verrai à la tête de votre régiment dont j'espère de pouvoir être satisfait. Cependant vous m'accompagnerez en Silésie et à mon retour.“ Zu beſondern Aufträgen und Einwirkungen ſcheint jedoch kein Anlaß geweſen zu ſein. Doch als die Verhältniſſe zwiſchen Preußen und Oeſterreich im Herbſte 1743 ſich wieder ſpannten, wurde auch ſein Name ſogleich wieder genannt, und das Gerücht gab ihm für den vermutheten Feldzug im voraus eine neue Wirkſamkeit. Dies ging ſo weit, daß in Regensburg und Augsburg ein angebliches preußiſches Kriegsmanifeſt feilgeboten wurde, welches Schwerin als Oberfeldherr zur Eröffnung des neuen Feldzugs gegen Oeſterreich erlaſſen haben ſollte. Der Mißbrauch ſeines Namens mußte ihm deſto verdrießlicher ſein, als die Ausdrücke keineswegs geziemend waren, und ihm gereichte deßhalb zur Genugthuung, daß von Berlin unter dem 14. Dezember 1743 ein öffentlicher Widerſpruch erging, durch welchen der König jenes Manifeſt für eine untergeſchobene, frevelhafte Lügenſchrift erklären ließ.

Inzwiſchen ergab ſich ein Anlaß, daß Schwerin ſich dem Könige wieder nahen mußte, und dieſer begegnete ſeinerſeits dem verdienten Feldherrn mit ehrenvoller Güte. Am 17. Januar 1744 nämlich durfte Schwerin als Feldmarſchall, der das Reichsſchwert zu halten hatte, bei der feierlichen Handlung nicht fehlen, durch welche der König in Berlin die Herzoge von Würtemberg-Oels und Bernſtadt mit ihren ſchleſiſchen Fürſtenthümern belieh. Daß Schwerin aber auch in militairiſchen Sachen thätig und mit dem Könige ſtets in gutem Verkehr blieb, erſehen wir aus zwei Kabinetsordern vom Mai dieſes Jahres, welche Preuß in ſeinem Urkundenbuche mittheilt. In der einen belobt Friedrich die ihm von Schwerin mitgetheilten taktiſchen Bemerkungen; er findet ſie ſehr ſolid und gut, fügt aber hinzu: „Inzwiſchen ſolltet

Ihr Euer Regiment die Mouvements nur ſo machen laſſen, ſo wie ich ſolche denen Offiziers, ſo von Eurem Regiment hier geweſen, gewieſen und gelernet habe.“ Die Vorſchläge, meint er, möchten gut ſein, wenn es gelte, den Feind in Verſchanzungen oder in Dörfern anzugreifen, aber im freien Felde Fußvolk gegen Fußvolk dürfte es mißlicher ſein, weil die Linie zu groß werde, als daß man ſie überall halten könne; zuletzt empfiehlt er noch, ſehr darauf zu ſehen, daß, wenn ſein Regiment auf einem Platze, wo keine Linien abgezeichnet ſind, aufmarſchire, alsdann der linke Flügel jedesmal eher etwas zurück, als vor ſei. Iſt hier die auch das Kleinſte berückſichtigende Sorgſamkeit des Königs merkwürdig, ſo zeigt ſich in der zweiten Kabinetsorder die kluge Milde auffallend, mit der er über das Einzelne und Geſchehene hinwegſieht, doch für das Allgemeine und Künftige warnende Mahnung giebt. Friedrich ſchreibt unter dem 18. Mai 1744 aus Potsdam: „Ihr erſehet aus der abſchriftlichen Vorſtellung vom Generallieutenant von Jeetz, ſo ich Euch im Vertrauen kommunizire, was derſelbe für Beſchwerde führet, daß Eure Offiziers die Deſerteurs ſeines Regiments im ſchwediſchen Territorio engagiren. Nun will ich zwar darüber gar keinen Streit haben, Ihr ſollet auch die benannten fünf Kerls behalten. Aber weil es ihm doch zum Nachtheil gereichet, wenn Eure Offiziers im Schwediſchen gleichſam auf dergleichen Deſerteurs lauern, die froh ſind, neues Handgeld neben der Impunité ihres Verbrechens zu erhalten, welches nothwendig zu mehreren Deſertionen Anlaß und Gelegenheit geben muß: ſo glaube ich, Ihr werdet ſo billig ſein, Halt darin zu machen und Eure Offiziers dergeſtalt zu inſtruiren, daß ſie beſagtem Regiment keinen ſo palpablen Tort thun ſollen.“ Wir ſehen hier ein freundliches Vernehmen bis zur Begünſtigung ausgedrückt. Dieſer gute Anſchein erhielt ſich auch fernerhin. So nahm auch an den Vermählungsfeierlichkeiten der Schweſter des Königs, Louiſe Ulrike, mit dem erwählten ſchwediſchen Thronfolger Herzoge von Holſtein, im Sommer des genannten Jahres, Schwerin ſeinem Range wie ſeiner Geſinnung gemäß eifrig Theil, und bewirthete die Prinzeſſin auf ihrer Durchreiſe nach Schweden am 29. Juli in Schwerinsburg, von wo er ſie dann bis zum letzten Gränzorte begleitete.

Die politiſchen Ausſichten aber hatten ſich längſt getrübt, und Friedrich mußte, den Beſitz von Schleſien zu ſichern, abermals zu den Waffen greifen. Zu den früheren Berathungen und geheimen Anſtalten, welche dem Ausbruche des zweiten ſchleſiſchen Krieges vorhergingen, wurde auch wieder Schwerin von dem Könige berufen, und ihm die Befehlführung eines der drei Heerzüge beſtimmt, welche von verſchiedenen Seiten zugleich in Böhmen einbrechen ſollten. Der Feldzug begann erſt in der Mitte des Auguſt 1744, und Schwerin führte ſeinen Heertheil gradezu gegen Prag, wohin auch die anderen Heertheile, der von dem Könige ſelbſt befehligte aus Sachſen, und der dem Erbprinzen Leopold von Anhalt-Deſſau übertragene aus der Lauſitz, ihre Richtung nahmen. Sie trafen ſämmtlich im Anfange des Septembers, ohne großen Kampf, vor den Thoren dieſer Hauptſtadt ein; der König auf dem linken Ufer der Moldau, vor der ſogenannten Kleinſeite, Schwerin und der Erbprinz Leopold auf dem rechten Ufer, vor der Altſtadt. Die Belagerung wurde in der Nacht zum 11. September durch ein heftiges Geſchützfeuer eröffnet; Schwerin aber hatte den Ziskaberg vor ſich, und ein darauf gelegenes Fort deckte auf dieſer Seite die Stadt. Es wird erzählt, des Königs Bruder Prinz Heinrich, damals noch ſehr jung, ſei während der Nacht zu Schwerin gekommen, um den Angriff mit anzuſehen, und habe den Feldmarſchall gefragt, ob er wiſſe, wie die Kapelle jenſeits der Moldau heiße, wo des Königs Hauptquartier ſei? Sie heiße Sankt Viktoria, habe er dann ſeinen Hut ſchwingend hinzugefügt, und Schwerin, erfreut über den friſchen Jugendmuth, habe ſcherzend erwiedert: „Einer ſo ſchönen Heiligen müſſen wir denn auch was zu Ehren thun.“ Am nächſten Morgen erſtürmte er das Fort und einige dahinter liegende Verſchanzungen, unter den Augen des Königs, der auf dem jenſeitigen Ufer zuſah, und an deſſen Seite der Markgraf Wilhelm von Brandenburg durch eine Kanonenkugel getödtet wurde. Nach ſechstägiger Beſchießung übergab der öſterreichiſche General von Harſch, der kein Mittel ſah den ſchon vorbereiteten Sturm abzuwehren, die Stadt auf Bedingungen, die er mit Schwerin abſchloß.

Inzwiſchen hatte der König Nachrichten erhalten, daß der Prinz Karl von Lothringen mit dem öſterreichiſchen Hauptheer aus dem Elſaß, wohin er vorgedrungen war, in ſtarken Märſchen durch die Oberpfalz nach Böhmen heranziehe, daß ferner der Graf von Batthyani 12,000 Oeſterreicher aus Baiern ſchon nach Böhmen zurückgeführt habe, und längs der Beraun vordringe. Ein Anſchlag, den letzteren zu überfallen, mißlang, und der Feind ging nach Pilſen zurück. Jetzt kam alles darauf an, welchen Entſchluß der König faſſen würde. In der Nähe von Prag die Streitkräfte zuſammen zu halten und den Feind zu erwarten, erſchien ſpäterhin als der beſte Rath, damals aber unthunlich. Der König ſelbſt hätte vorgezogen, ſich gegen Pilſen auf Batthyani zu werfen, und dem Prinzen von Lothringen die dortigen Eingänge von Böhmen zu ſperren. Derſelbe hätte ſich dann freilich nach Eger wenden und ſich dort mit den Sachſen vereinigen können. Eben deßhalb rieth Schwerin, ſogleich ſelber nach Eger aufzubrechen, ſich des Platzes zu bemächtigen, die feindlichen Magazine wegzunehmen, und die Vereinigung der Oeſterreicher mit den Sachſen, welche letztere ſich noch nicht erklärt hatten, aber ſchon als Feinde anzuſehen waren, zu verhindern. Der König indeß folgte diesmal politiſchen Rückſichten, und gab den dringenden Wünſchen ſeiner Verbündeten Gehör, den Baiern und Franzoſen, welche für wichtig hielten, daß die Preußen gegen Tabor, Budweis und Neuhaus vorrückten, um den Prinzen von Lothringen nach Süden abzulenken; in jener Richtung alſo brach der König auf. Schwerin zog mit ſeinem Truppentheil auf der großen Straße gegen Tabor, der Erbprinz Leopold von Anhalt-Deſſau mit dem ſeinigen mehr rechts längs der Moldau hinauf, durch unwegſames Land. Zwiſchen Tabor und Tein wurde ein Lager bezogen. Allein das von den Einwohnern großentheils verlaſſene Land bot wenig Lebensmittel, die leichten Truppen des Feindes, welche den preußiſchen weit überlegen waren, fingen die Zufuhren auf, und zwiſchen Gewäſſer, Wälder, Felſen, Moräſte und Engwege gedrängt, konnten die Preußen nicht einmal Gelegenheit zum Kampfe finden. Nach ſechszehntägiger Ausdauer mußte man ſich entſchließen, die Stellung zu verlaſſen. Schwerin meinte, der anfängliche Zweck dürfe noch nicht aufgegeben werden, und das Heer ſolle nach Neuhaus vorrücken, damit der Feind für das Donauthal beſorgt werde; der Erbprinz Leopold aber behauptete, man müſſe nach Budweis rücken, wo die preußiſche Vorhut unter dem General von Naſſau ſich ſchon befand. Dieſen Streit beſeitigte ein Kundſchafter, der die Nachricht brachte, der Prinz Karl von Lothringen ſei mit ganzer Macht bei Protiwin, nördlich von Budweis; Schwerin war nicht geneigt dies zu glauben, aber der König ging augenblicklich über die Moldau und marſchirte nach Wodnian, zwiſchen Protiwin und Budweis, doch hier ergab ſich, daß jene Nachricht falſch geweſen. Hierüber brach der ſchon immer zwiſchen Schwerin und dem Erbprinzen Leopold glimmende Zwiſt in helle Flammen aus, und der König hatte, wie ſchon öfters, große Mühe durch ſein Anſehen den Streit zu beſchwichtigen. Dieſe Zwietracht, deren Schädlichkeit für das Gemeinbeſte der König noch abgewendet haben will, wirkte offenbar auf das nachtheiligſte, indem der König beide tapfere Männer doch immer wieder zugleich anhörte, und die Selbſtſtändigkeit im Rathe, die er von ihnen verlangte, in der Ausführung wieder zu gänzlicher Selbſtverläugnung herabdrücken wollte. Der Erbprinz ſcheint den König mit mehr nachgiebiger Klugheit behandelt zu haben, Schwerin aber, im Gefühl ſeiner Einſicht, mit herriſchem Trotz, wodurch er ſeinem meiſt beſſeren Rathe weniger Eingang bewirkte.

Der Prinz Karl von Lothringen war unterdeſſen wirklich in die Nähe gekommen, hatte, mit den Sachſen bereits vereinigt, ſich hinter der Wotawa zwei Meilen von Piſek aufgeſtellt, und ſchien im Rücken der Preußen über die Moldau gehen, und ihnen die Verbindung mit Prag abſchneiden zu wollen. Hierauf wandte ſich der König am 8. Oktober über die Moldau wieder nach Tabor, rief den nach Neuhaus vorgeſchobenen General von Dumoulin dahin zurück, und ſandte am 11. Schwerin mit 5000 Mann nach Beneſchau voraus, um ſich dieſes wichtigen Punktes früher als der Feind zu verſichern, wohin am 18. er ſelbſt mit allen übrigen Truppen nachfolgte. Die öſterreichiſche Hauptmacht war nun ebenfalls herbeigerückt, und bezog am 22. Oktober ein Lager bei Marſchowitz. Der König freute ſich ihrer Nähe, und beſchloß ſie anzugreifen. Die Preußen brachen mittags am 24. Oktober auf, und nach einem mühſamen wegeloſen Marſch erblickten ſie abends das feindliche Lager vor ſich. Schmettau fand daſſelbe unangreifbar, und machte durch ſeinen Bericht den König unwillig, der ſchon eine Schlacht für den folgenden Tag verkündigt hatte. Am frühen Morgen beſichtigte der König ſelbſt die Stellung des Feindes, und Schwerin und der Erbprinz Leopold begleiteten ihn. Schwerin, befragt, ob man den Feind in dieſer Stellung angreifen könne? antwortete kurz: „Wenn Ew. Majeſtät es befehlen, ſo jagen wir ihn fort.“ Der Erbprinz antwortete ungefähr daſſelbe. Der König aber ſah die Mißlichkeit des Wagniſſes ein, und führte die Truppen wieder in das Lager von Beneſchau zurück. Doch fehlte hier ſchon das Futter für die Pferde, und der König ging daher am 27. Oktober über die Sazawa, und bezog ein Lager bei Piſchely. Die Oeſterreicher rückten in die Stellung von Beneſchau.

Die Hoffnung, den Feind in dieſer Gegend zu einer Schlacht zu zwingen, ſchwand mehr und mehr, und der König mußte befürchten, daß der Prinz Karl von Lothringen ihm in der Richtung gegen die Elbe zuvoreilte. Er beſchied daher am 29. Oktober mittags ſowohl Schwerin als den Erbprinzen Leopold, wie auch die Generale von Dumoulin und von Schmettau zu ſich, und richtete zuerſt an Schwerin das Wort; derſelbe kenne, ſagte er, den Zuſtand des Heeres, die Lage der Magazine, was ſei zu thun? was könne der Feind wohl unternehmen? Schwerin, alles früheren Verdruſſes eingedenk und durch die gegenwärtige Verlegenheit gereizt, gab zur Antwort: „Ich habe wohl geglaubt, daß es ſo kommen müſſe; ſobald wir ſtatt nach Eger und Piſek zu gehen, den anderen Weg nahmen, konnte es nicht anders ablaufen.“ Der König verſetzte ſcharf: „Ich frage nicht, was Er geglaubt hat, ſondern was zu thun ſei?“ Jedoch Schwerin wiederholte die vorigen Worte nochmals, und nun wandte ſich der

König von ihm weg zu den anderen Generalen; der Erbprinz, um ſeine Meinung befragt, behauptete, man müſſe noch an der Sazawa ſtehen bleiben, der König ſtimmte dieſer Anſicht bei, und entließ ſeine Rathgeber, ohne Schwerin weiter etwas zu fragen, noch ſich ſonſt um ihn zu bekümmern; dies dauerte die folgenden Tage fort, und Schwerin ſah ſich völlig unbeachtet und zurückgeſetzt.

Doch mußte der König gleichwohl die Sazawa bald verlaſſen, und ſich der Elbe nähern. Er rückte am 31. Oktober nach Schwarz-Koſteletz, und darauf am 4. November nach Kaurzim, wo Schwerin mit dem rechten Flügel ſich bis zum Kloſter Zaſtmuk ausdehnte. Der König wollte Kuttenberg durch einen Gewaltmarſch erreichen, allein der Feind war ihm ſchon zuvorgekommen, und ſo blieb den Preußen nur übrig, ſich nach Kollin zu wenden, um dort über die Elbe zu gehen, welches am 9. November geſchah. Auf dem jenſeitigen Ufer dachte der König ſich zu behaupten, und ſeine Truppen ausruhen zu laſſen. Allein am 19. November bewirkten auch die Oeſterreicher bei Solonitz ihren Uebergang über die Elbe, ungeachtet des Widerſtandes, den der Oberſtlieutenant von Wedell ihnen leiſtete, der ſich mit ſeinem Grenadierbataillon ihrer geſammten Macht entgegenwarf und ſie fünf Stunden aufhielt, bis er ſelbſt erſchoſſen wurde. Nun mußte der König, da auch der Winter ſchon ſtark einbrach, das Feld räumen, und ſeine Truppen entweder nach Schleſien zurückführen, oder ſich mit ihnen nach Prag werfen, welches von den Preußen noch beſetzt war. Zum letzteren Entſchluſſe rieth der Erbprinz Leopold, doch der König wählte den erſteren. Dem General von Einſiedel, der in Prag befehligte, wurde die Weiſung zugefertigt, die Feſtungswerke zu ſprengen, und mit den Truppen abzuziehen. Er traf ſeine Anſtalten aber ſo ſchlecht, daß ſein am 25. November bewerkſtelligter Abzug einer Niederlage gleichkam, und er nur mit großem Verluſte durch die Lauſitz nach Schleſien gelangte.

Der König wollte das Heer, während er ſelbſt nach Berlin ginge, ſichern Händen anvertrauen, doch der Erbprinz Leopold war plötzlich gefahrvoll erkrankt, und auf Schwerin konnte er jetzt nicht rechnen, da dieſer bereits unter Angabe von erlittenen Schlaganfällen im entſchiedenſten Mißmuthe wieder einen Urlaub genommen hatte; ſo berief er denn den alten Fürſten von Anhalt-Deſſau zu ſich, mit dem er am 4. Dezember in Tannhauſen zuſammentraf, und ihm den Oberbefehl übergab. Hiedurch war Schwerin's Entfernung um ſo ſtärker ausgeſprochen. Der alte Widerſpruch zwiſchen dem Fürſten von Anhalt-Deſſau und Schwerin trat noch bei einem letzten Anlaß heftig auf; Schwerin nämlich ſuchte den General von Einſiedel wegen ſeines Unglücks zu entſchuldigen, und trug auf eine milde Behandlung an, der Fürſt hingegen erklärte, derſelbe, wiewohl ehemals ſein Günſtling, ſei des preußiſchen Namens unwürdig, verdiene Strafe und Verachtung, und ſolle ihm nicht vor Augen kommen. Einſiedel wurde vom Könige höchſt ungnädig aus dem Dienſt entlaſſen, und ſogar ging ſpäter das Gerücht, er ſei vor ein Kriegsgericht geſtellt und insgeheim enthauptet worden. Schwerin wurde durch den Vorzug, der in allen Dingen ſeinem Gegner zu Theil wurde, noch tiefer gekränkt, und zog ſich für lange Zeit auf ſeine Güter zurück. So lange der alte Fürſt von Anhalt-Deſſau noch lebte, kam Schwerin nicht wieder zum Heere.

Die ſchlagſüchtigen Zufälle, welche Schwerin als Grund ſeines Urlaubgeſuches angeführt, ſind in der Folge bisweilen wohl bezweifelt worden. In der That ſcheinen ſie nicht von der Art geweſen zu ſein, um ihn des Kriegsdienſtes ganz unfähig zu machen. Dem widerſpricht auch ein Vorfall, der ihn unmittelbar nach ſeinem Abgange vom Heere traf. Die Wege waren durch feindliche Partheien unſicher, und als Schwerin ſein erſtes Nachtlager genommen, erſcholl plötzlich das Gerücht, der Feind ſei da. Sogleich war Schwerin entſchloſſen und rüſtig, verrammelte die Thüren des Wirthshauſes und ſogar die ſeines Zimmers, und ordnete ſeine Dienerſchaft zur Vertheidigung. Da kein Feind erſchien, ſo wurde über die Anſtalten nur geſcherzt, und man ſagte, er habe dergleichen von Karl dem Zwölften in der Türkei gelernt. Doch iſt der Zug hinlänglich, um darzuthun, daß nicht körperliche Hinfälligkeit allein ihn vom Heer entfernte. Ihr Zuſammentreffen mit innerer Verſtimmung rechtfertigt aber auch nicht den Argwohn, daß ſie nur dieſer letzteren zum Vorwande gedient. Allerdings durfte Schwerin dem Könige nicht geradezu ſagen, er wolle aus Unzufriedenheit weggehen, und er mußte deßhalb andere Beweggründe geltend machen, welche, wenn ſie auch nicht die alleinigen waren, darum noch keine erdichteten zu ſein brauchten. Die Verbindung zweier Triebfedern konnte ſehr wohl bewirken, was jede derſelben allein nicht vermocht hätte. Vielleicht aber würde er ſolche Zufälle, ohne das Hinzukommen jener Verſtimmung, weniger beachtet, ſondern es darauf gewagt haben, ob und wie ſie ihn ferner träfen. Auf dieſe Weiſe erklärt ſich ſein Benehmen hinlänglich, ohne daß wir nöthig haben, eine doch immer widrige Verſtellung dabei vorauszuſetzen. Letztere würde auch bald ihre eigne Strafe geworden ſein, denn der Kriegseifer des ruhmvollen Befehlshabers mußte bei den Thaten, die nun ohne ihn geſchahen, ſich in ganzer Stärke regen. Der folgende Feldzug brachte, im Laufe des Jahres 1745, am 4. Juni den Sieg von Hohenfriedberg und am 30. September den von Sorr, dann am 23. November den Sieg von Katholiſch-Hennersdorf und am 15. Dezember den von Keſſelsdorf, durch welche der Kriegsruhm des Königs, ſo wie des alten Fürſten von Anhalt-Deſſau, im höchſten Glanze ſtrahlten. Am 25. Dezember wurde durch den Dresdner Frieden der zweite ſchleſiſche Krieg zu Preußens Vortheil und Ruhm beendigt.

Schwerin lebte mittlerweile auf ſeinen Gütern, wo ſein Gemüth neue Lebensfriſche fand, und ſeine Geſundheit ſich bald wieder herſtellte. Auf die Spannungen und Thätigkeiten des Krieges ſcheint in der That keine Abwechſelung trauriger und unerträglicher, als die des ſtädtiſchen Müßigganges, keine angemeſſener und tröſtlicher, als die der ländlichen Beſchäftigung. Landwirthſchaftliche Arbeit oder Verwaltung iſt die natürliche Zuflucht des Kriegers. Wir haben in alter und neuer Zeit die glänzendſten Beiſpiele von Feldherren, deren Hand ſo glücklich den Pflug wie den Degen führte; harmloſer und ſicherer gewiß, als im Frieden die Staatsgeſchäfte zu leiten, wobei mancher kriegeriſche Ruhm wieder eingeſchwunden. Schwerin, wie ſpäter Blücher, empfand in freier

Ländlichkeit den Schmerz minder hart, ſeinem glänzenderen Beruf entrückt zu ſein, doch ganz zu verwinden war dies Mißgeſchick in keinem Fall.

Durch Zahl und Ausdehnung ſeiner Güter wurde Schwerin's Verwaltungsaufſicht ſehr in Anſpruch genommen. Wohl vier Meilen in die Runde konnte er auf eigenem Grund und Boden ſich ergehen. Jeden Tag frühmorgens machte er ſich auf, und beſichtigte ſeine Beſitzungen und die verſchiedenen Anlagen und Bauten, welche er überall hervorrief. Gewöhnlich ritt er in ſolcher Art zwei Pferde täglich müde. Seine Beeiferung und Sorgfalt hatten das ſichtbarſte Gedeihen zur Folge, die Güter nahmen ſich bedeutend auf, ihr Wirthſchaftsertrag wuchs ungemein, und ſelbſt ihr äußeres Anſehen machte ſich vortheilhaft bemerkbar. In der Arbeit ſeiner Dienſtleute und ſeines Geſindes herrſchten Fleiß und Ordnung, und ſeine Befehle wurden pünktlich ausgeführt. Er legte neue Vorwerke an, und ſtrebte dahin, daß kein Stück Landes ungenutzt bliebe, ſein Scharfblick entdeckte in der Art der Benutzung leicht neue Vortheile, und ſeine Aecker, Wieſen, Waldungen und Teiche bezeugten den kundigen Landwirth, wie ſeine Dörfer den wohlgeſinnten Hausvater. Er befragte die Bauern nach ihren Umſtänden, kümmerte ſich um ihre Lebensweiſe, und wo die Verhältniſſe mangelhaft erſchienen, half er aus eignen Mitteln nach. Er ſorgte für den Aufbau neuer Kirchen, welche für jene Zeit und Gegend ſehr anſehnlich ausfielen, baute den Predigern gute Wohnhäuſer, zwar nur von Einem Stockwerk, aber von feſtem Gemäuer und von bequemer Einrichtung. Die Schulen ſuchte er gleicherweiſe durch äußere Nachhülfe und innere Belebung zu verbeſſern. Alle gemeinnützigen Anſtalten unterſtützte er kräftigſt. Längs der Landſtraßen durchweg Bäume zu pflanzen wollte nicht gelingen; dagegen ließ er die auf den Aeckern zahlreich vorfindlichen Feldſteine zuſammenbringen, die größten Blöcke ſprengen, und von dieſen Steinen zu beiden Seiten der Wege Mauerwände aufrichten, wodurch die Felder geſchützt und die Straßen gehörig abgegränzt wurden. Fremde konnten bald gewahr werden, daß ſie den Boden einer ſorgſamen Herrſchaft betraten; die Bewohner ſelbſt fühlten ſich gehoben, die Nachbarn mußten ein vorzügliches Gedeihen anerkennen.

Allein die umwohnenden Gutsherren wollten gleichwohl die Nachbarſchaft nicht rühmen; ſie meinten, auf ihre Koſten zum Theil mehre ſich der Wohlſtand des Schwerin'ſchen Beſitzthums. Von alter Zeit her waren manche Gränzen nicht gehörig beſtimmt, beträchtliche Grundſtücke zweifelhaft, andere mehreren Beſitzern gemeinſam; durch drängende Kriegsunruhen und ſäumige Rechtspflege waren viele Verhältniſſe verwirrt und verdunkelt. Schwerin ging mit Eifer darauf aus, überall ſein Recht und ſeinen Vortheil wahrzunehmen, ſeinen Beſitz rein und frei zu ſtellen, und ihn zugleich auch möglichſt auszurunden. Er forderte zurück, löſte ab, tauſchte, machte neue Ankäufe, und gerieth hiedurch in vielfache Streitverwickelungen, wegen deren die Gerichte angegangen wurden. Da er ſeine Rechtsſtreite ſehr eifrig betrieb, und nie geneigt war, von ſeinen Anſprüchen abzugehen, ſondern jeden Vortheil auf's äußerſte verfolgte, ſo wurde er auf allen Seiten von den Edelleuten als ein ſchlimmer Nachbar empfunden, wobei ſein hoher Rang und perſönliches Gewicht das Verhältniß nur drückender machen mußte. Ihn ſelbſt aber ſtörten dieſe Gerichtshändel in ſeiner Gemüthsruhe nicht; er beſorgte ſie gleich anderen Geſchäften, unverdroſſen und unerbittert, und größtentheils auch mit Erfolg. Nur in einem Hauptprozeſſe, wegen des Gutes Spantikow, vermochte er nicht durchzudringen; die nähere Bewandtniß dieſer Sache haben wir ſchon früher angegeben.

Auf dem Schloſſe Schwerinsburg herrſchte anſtändige Pracht, vornehme und reiche, doch dabei behagliche Lebensart, und große Gaſtfreiheit. Beſuche waren jederzeit willkommen, und fanden eine ausgewählte koſtbare Tafel, wie eine freundliche, heitere Unterhaltung. Schwerin liebte bei der Mahlzeit munteres Geſpräch, und nannte es die Würze des menſchlichen Lebens; er ſelbſt gab das beſte Beiſpiel anmuthiger Mittheilung, und erzählte gern von den Merkwürdigkeiten, die ihm während ſeines langen und erfahrungsreichen Lebens aufgeſtoßen; die Eindrücke aus ſeiner Jugend in Holland, die Erinnerung an die Helden Eugen und Marlborough, und die Geſchichte von ſeinem Aufenthalte in der Türkei und von Karl dem Zwölften, gaben vorzugsweiſe den für die Zuhörer ſtets erwünſchten Stoff. Auch Geſpräche über Religion und Erörterungen ihrer Lehren fanden häufig Statt, ſowohl mit weltlichen Perſonen, als mit vernünftigen Geiſtlichen, welche Schwerin gern um ſich hatte. Er hegte mancherlei Zweifel, war aber im Weſentlichen gläubig; gern ſchloß er mit der Mahnung: „Laßt uns, Kinder, Gott lieben, und unſeren Nächſten wie uns ſelbſt! denn das iſt das Geſetz und die Propheten.“ Frömmelei und geiſtliche Hoffahrt ließ er ſo wenig aufkommen, als Unglauben und Spötterei; doch bewies er im Allgemeinen gegen Andersdenkende die größte Duldung. Mit ſeiner Gattin hatte er, wenn auch nicht ein innig liebevolles, doch ein äußerſt freundliches und wohlmeinendes Vernehmen; die Ehrerbietung, welche ſie ihm einflößte, wurde durch ſeine ſtets aufmerkſame und ſchonende Behandlung nur erhöht. Was Geſchäfte und Geſelligkeit an Zeit noch übrig ließen, wurde zum Theil mit Leſen ausgefüllt, zum Theil mit Schachziehen, dem einzigen Spiele, dem ſich in ſeinen ſpäteren Jahren Schwerin noch mit einiger Leidenſchaft ergab.

Im Jahre 1745 am 25. Mai verlor Schwerin ſeine Mutter, Anna Lukrezia, geborne von Ramin. Er hatte das ſeltene Glück gehabt, ſie das hohe Alter von zweiundneunzig Jahren erleben zu ſehen, ein Alter, welches durch vielfache Freuden geſegnet war, am ſchönſten durch die liebevolle Zärtlichkeit eines ſolchen Sohnes. Die wegen ihrer großen Tugend und Rechtſchaffenheit belobte Frau hatte vierzehn Kinder geboren, und ſah in ihren letzten Lebensjahren bisweilen ſechsundvierzig Perſonen ihrer Nachkommenſchaft um ſich verſammelt. Schwerin bewies ihr die kindlichſte Ehrerbietung, und feierte ihren Geburtstag jedesmal mit glänzenden Feſtlichkeiten. Der Hauptmann von Stamfort ſagt hierüber in ſeiner Karakterſchilderung Schwerin's: „Es war ein rührendes Schauſpiel, bei ſolchen Gelegenheiten zu ſehen, wie der alte Feldmarſchall, nach den erſten Glückwünſchungen, mit dieſer zahlreichen Familie zu den Füßen ſeiner theuren Mutter hinkniete, und ſie um ihren Segen bat; mit welchem

Vergnügen ſie ſich dann ſämmtlich zu Tiſche ſetzten, und wie er nach aufgehobener Tafel, mit dieſer von der ganzen Verſammlung innigſt geliebten Frau, einen Ball eröffnete, der bis in die ſpäte Nacht fortgeſetzt wurde, weil ſie durch ihre ausnehmende Gefälligkeit und herzliche Theilnahme jeden zur Freude ermunterte, und ſelber um ſo vergnügter war, je aufgeweckter ſie die Geſellſchaft um ſich her erblickte.“

So vergingen ein paar Jahre, ohne daß Schwerin ſich von ſeinen Gütern entfernen mochte. Er beſuchte weder ſein Regiment, von deſſen Angelegenheiten er als Inhaber nur ſchriftlich Kenntniß erhielt, noch den König, zu welchem kein unmittelbarer Dienſtberuf ihn forderte, und der ſeinerſeits ihn vergeſſen zu haben ſchien. Doch war dies keineswegs der Fall; der König bemerkte mit Unzufriedenheit, wie der alte Feldmarſchall ſich von ihm entfernt hielt, und aus der Mißlaune eines Augenblicks unnöthig eine dauernde Entzweiung fortſpann. In ſeinem hohen Sinne fiel es dem Könige nicht zu ſchwer, den erſten Schritt zur Ausſöhnung zu thun. Er nahm dazu die erſte Gelegenheit wahr, und als er zufällig den Bruder des Feldmarſchalls, den Landjägermeiſter Grafen von Schwerin, auf der Redoute traf, richtete er die Frage an ihn: „Was macht Sein Bruder, Schwerin?“ — Dieſer antwortete: Er befindet ſich ganz wohl auf ſeinen Gütern, und beſchäftigt ſich mit Verbeſſerung derſelben. — „Grüße Er ihn doch, fuhr der König fort, es iſt ein braver, verdienſtvoller Mann, das iſt wahr; allein er iſt auch eigenſinnig, und vergißt, daß ich König bin.“ Wie ſehr auch Schwerin durch dieſe Erinnerung geſchmeichelt ſein mußte, ſo fühlte er ſich durch ſie doch nicht bewogen, aus ſeiner Abgeſchiedenheit hervorzutreten, ſondern blieb ferner ruhig in Schwerinsburg. Erſt als im Frühjahr 1747 der König ſelber an ihn ſchrieb, und ihn freundlich fragte, ob er denn nicht einmal wieder nach Berlin kommen wolle, betrachtete er dies als einen Befehl, dem er gehorchen müſſe. Als er in Berlin ankam, fand er daſelbſt in den perſönlichen Verhältniſſen manches verändert; der alte Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, ſein Nebenbuhler und Widerſacher, war am 9. April zu Deſſau plötzlich geſtorben, nachdem ſchon einige Zeit vorher ſein Einfluß merklich abgenommen hatte, und dieſes Gegners ledig, konnte Schwerin nur um ſo günſtigere Erwartungen hegen. Doch war die erſte Zuſammenkunft mit dem Könige, dem nicht leicht jemand ohne ahndungsvolle Scheu nahte, für beide Theile noch als Prüfung zu beſtehen. Wir wiſſen den eigentlichen Inhalt dieſer Zuſammenkunft nicht, deren innerer Verlauf keine Zeugen hatte; doch einige Umſtände, welche in den Bereich äußerer Wahrnehmungen fielen, ſind getreulich überliefert worden, und da ſelbſt das Geringfügige, wenn es, wie hier, in verbürgter Aechtheit erſcheint, einiges von der urſprünglichen Farbe des Augenblicks wiedergiebt, ſo dürfen wir dem einmal Ueberlieferten auch hier ſeinen Platz wohl gönnen. Die aus dem Munde des Kammerhuſaren Deybert aufgefaßte Erzählung, welche auch der Ordensrath König ſo von ihm gehört zu haben bezeugt, lautet in der Unger'ſchen Anekdotenſammlung wie folgt: „Schwerin kam des Morgens um 8 Uhr in das Vorzimmer des Königs, und ſagte zu Deybert: „Guten Morgen, mein Sohn! Iſt der König in ſeinem Zimmer und iſt er ſchon angekleidet?“ — Ja, Ew. Excellenz. — „Iſt er gut disponirt? Habt Ihr nichts Verdrießliches an ihm bemerkt?“ — Nein, Ew. Excellenz. Ich werde ihm jetzt den Kaffee hinein tragen. — „Nun, ſage Er ihm noch nicht, daß ich hier bin.“ — Deybert trug den Kaffee hinein, und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder in's Vorzimmer. — „Nun, mein Sohn, iſt der König noch guten Humeurs?“ — O ja, Ew. Excellenz. — „So ſag Er ihm, daß ich hier bin.“ Deybert ging zum Könige, und meldete den Feldmarſchall an. Der König antwortete nichts, nahm ſeine Flöte, ging auf und nieder, und phantaſirte auf derſelben beinahe eine Viertelſtunde, legte ſie alsdann eilig weg, ſteckte den Degen an, und ſagte zu Deybert: „Laßt den Feldmarſchall herein kommen.“ Deybert öffnete die Thüre und winkte Schwerin mit der Hand, näher zu treten. Sobald ihn der König erblickte, rief er ihm zu: „Guten Morgen, Schwerin! wie geht's?“ — und gab darauf einen Wink, daß er allein ſein wolle. Deybert trat ab, blieb aber im Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Geſpräch zwiſchen

Schwerin und dem Könige immer lauter, und endlich ſo heftig ward, daß ihm anfing bange zu werden. Beide mäßigten ihre Stimmen auf keine Weiſe. Es dauerte aber nicht lange, ſo ward die Unterredung ſanfter, und zuletzt leiſe. Die Thür öffnete ſich, Schwerin verbeugte ſich gegen den König mit einer heitern, zufriedene Miene, und der Monarch ſagte zu ihm: „Ew. Excellenz eſſen zu Mittag bei mir.“ Das gute Einverſtändniß war nunmehr völlig hergeſtellt.

Doch behielt Schwerin ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt noch in Schwerinsburg, wo ſeine Gegenwart um vieler angefangenen Dinge willen höchſt nöthig war, und kam nur bei beſondern Anläſſen nach Berlin und Frankfurt, wo ſein Regiment nun wieder ſeiner perſönlichen Obhut und Fürſorge genoß. Am 9. Januar 1748, bei der feierlichen Belehnung des Fürſten Lobkowitz mit deſſen ſchleſiſchem Fürſtenthum Sagan, hatte er als Feldmarſchall wieder zur Rechten des Königs das Reichsſchwert zu halten, und den Knopf deſſelben dem Lehnsträger zum Kuſſe darzureichen; vier Tage ſpäter fand dieſelbe Feierlichkeit für den Fürſtbiſchof von Breslau wegen des Fürſtenthums Neiße und Grottkau Statt. Glänzender und erfreulicher für ihn war das Ereigniß, daß er am 26. Mai deſſelben Jahres wieder ſelbſt ſein Regiment zur großen Muſterung in Berlin einführte, und bei den Kriegsübungen in alter Kraft und Lebhaftigkeit thätig ſein konnte. Als im folgenden Jahre 1749 am 30. Januar der Fürſt von Auersberg mit dem Fürſtenthum Münſterberg und dem Weichbilde Frankenſtein belehnt wurde, wohnte Schwerin auch dieſer Feierlichkeit in herkömmlicher Weiſe bei.

Friedrich, wiewohl nun ſchon mehrjährig im Beſitze von Schleſien, verhehlte ſich nicht, daß er dieſe theuer erkämpfte Erwerbung ſorgſam bewachen müſſe, indem nicht nur Oeſterreich, ſondern auch andere Mächte, deren Eiferſucht rege geworden, nur zu deutlich erkennen ließen, daß ihre Feindſchaft nur auf die günſtige Gelegenheit warte, um auf's neue gegen ihn auszubrechen; ihre Betreibungen und Anſchläge zu dieſem Zwecke ruhten keinen Augenblick. Der König verfolgte mit ſcharfem Auge die mannigfachen Bewegungen der europäiſchen Staatsverhältniſſe, und je ſicherer ſein Blick ſie durchſchaute, um ſo gefahrvoller mußte ihm ſeine Stellung erſcheinen, welche auf allen Seiten durch übermächtige Feinde bedroht wurde. Im Jahre 1750 wurde beſonders das Verhältniß mit dem ruſſiſchen Hofe zweideutig, wo der öſterreichiſche Einfluß ſchon längere Zeit ſich mit Erfolg bemühte, dem Könige unverſöhnliche Feindſchaft zu erregen. Friedrich fühlte wohl, daß alle Klugheit und Geſchicklichkeit, mit welchen er auf die politiſchen Verhandlungen einwirkte und den Ränken zu begegnen ſtrebte, zuletzt der angeſtrengten und unabläſſigen Arbeit ſo vieler Werkzeuge doch würde weichen müſſen, und ſein Heil abermals in den Waffen liegen werde. Das Kriegsweſen war ihm daher unabläſſig ein Gegenſtand erhöhter Fürſorge, und bei dieſer Gedankenrichtung mußte auch der Werth eines Mannes wie Schwerin täglich heller leuchten. Der König zog ſeinen alten Waffengefährten und Lehrmeiſter wieder in ſein engeres Vertrauen, und der gewohnte Umgang, in welchem Schwerin, da noch kein wirkliches Handeln zum Widerſpruch reizte, ſich in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigen konnte, ſchloß beide nur inniger zuſammen.

Eine Gelegenheit, durch gerechte Erſatzgewährung mittelbar auch die innerſten Gefühle Schwerin's wohlthuend anzuregen, fand ſich in der Sache der verwittweten Staatsminiſterin von Knyphauſen, deren vor fünfzehn Jahren erlittene willkürliche Behandlung dem Könige jetzt wieder in Erinnerung kam. Er überſandte derſelben im Auguſt 1750 ein Geſchenk von 12,000 Thalern in Gold, „aus beſonderer Gnade“ wie geſagt wurde, und begleitete daſſelbe mit einem ſehr gnädigen Handſchreiben. Den Vorgang, auf welchen dieſe Erſtattung ſich bezog, haben wir früher mitgetheilt, ſo wie den Zuſammenhang, in welchem Schwerin zu dieſer Sache ſtand. Die Weiſe jedoch, wie der König ſich dabei benahm, war ſo zart und rückſichtsvoll, daß weder das Gefühl der Dame noch das Andenken ſeines Vaters dabei verletzt wurden. Ein Brief von Voltaire, aus Berlin vom 1. September 1750 an den Grafen d'Argental geſchrieben, giebt hievon den anerkennendſten Bericht, und findet hier billig ſeine Stelle. Voltaire ſchreibt: „Le roi de Prusse fait de très-belles actions sans en avertir son monde. Il vient d'envoyer cinquante mille francs, dans une petite cassette fort jolie, à une vieille dame de la cour que son père avait condamnée à l'amende autrefois d'une manière tout-à-fait turque. On reparla, il y a quelque temps, de cette ancienne injustice despotique du feu roi. Il ne voulut ni flétrir la mémoire de son père, ni laisser subsister le tort. Il choisit exprès une terre de cette dame pour y donner ce beau spectacle d'un combat de dix mille hommes, — il prétendit que, pendant la pièce, on avait coupé une haie dans la terre de la dame en question. On ne lui avait pas abattu une branche." Schwerin mußte wohl dankbar empfinden, daß auch Rückſicht für ihn bei dieſer Erſtattung günſtig mitgewirkt habe.

Wir finden aus den nächſtfolgenden Jahren in Betreff Schwerin's wenig Erhebliches angemerkt. Formey, franzöſiſcher Prediger und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, machte bisweilen Beſuche bei ſeinen Freunden in Frankfurt an der Oder, und erzählt in ſeinen Souvenirs d'un citoyen, von einem dieſer Beſuche: „L'époque de septembre 1751 est encore bien chère à mon souvenir. J'y trouvai l'immortel héros, maréchal de Schwerin, qui voulut me voir tous les jours pendant le tems que j'y passai. Il était alors en froideur avec le roi; c'était le règne de Voltaire et des autres savans ou beaux-esprits avec qui le monarque vivait: le maréchal était fort curieux d'être instruit de toutes les anecdotes de Sanssouci, et personne n'était plus en état que moi de le satisfaire. Je le vis encore à Berlin en 1752, lorsqu'il vint aux manœuvres, où il me dit qu'il avait été plus harassé que dans aucun jour de bataille." Zwei Kabinetsſchreiben des Königs, vom 9. und 13. Auguſt 1753, zeigen nur, daß derſelbe über Dienſtſachen wieder mit Schwerin regelmäßig verkehrte, und dieſer ſeinem Regimente thätig vorſtand. Die Genauigkeit, mit welcher ein König und ein Feldmarſchall hier die geringſten Einzelheiten ausführlich verhandeln, iſt für das damalige Kriegsweſen bezeichnend, und man erkennt wohl jetzt nicht genug an, welch ein weſentlicher Beſtandtheil der Vortrefflichkeit deſſelben, ja wir dürfen wohl ſagen der Größe des Königs, in dem Grundſatze lag, auch das Kleinſte, ſofern es ſich als Gegenſtand darbot, mit eben der Achtſamkeit zu behandeln, welche dem Wichtigſten gebührte.

Schwerin wurde in ſeinem ſiebzigſten Jahre Wittwer. Seine Gattin, Ulrike Eleonore von Kraſſow, ſtarb am 2. Juli 1754, nachdem ſie ſechsundvierzig Jahre mit ihm in vergnügter Ehe gelebt. Er war ihr herzlich zugethan, und bezeigte ihr unwandelbare Hochachtung und Zärtlichkeit, ſo daß die Abwege und Untreuen, zu welchen gleichwohl ſein empfänglicher Sinn verlockt wurde, weder die Eiferſucht ſeiner Gemahlin weckten, noch überhaupt ihre Zufriedenheit ſtörten. Dem großen Hausweſen, welches faſt ein Hofſtaat zu nennen war, ſo wie der Verwaltung der weitläufigen Güter, und der eigentlichen Bewirthſchaftung derſelben, hatte ſie mit Einſicht und Fleiß vieljährig in ſo guter Weiſe vorgeſtanden, daß ihr Tod auch in dieſem Betreff ein unerſetzlicher Verluſt war. Auch ihre perſönliche Fürſorge hatte Schwerin ſtets dankbar empfunden; und er ſelbſt, wie alle Hausgenoſſen und die ſämmtlichen Unterthanen klagten über den Verluſt ihrer wohlthätigen Pflegerin. Schwerin meldete mit ſchmerzlicher Klage ſeinen Verluſt dem Könige, und dieſer ſchrieb ihm tröſtend zurück: „Vous connaissez mes sentimens pour vous, et vous ne devez donc point douter de la part véritable que je prends à votre juste douleur. Mais avec tout cela, tous vos regrets ne pourront vous rendre ce que vous avez perdu. Je vous prie donc de modérer votre affliction, et de ne point vous laisser abattre par un coup, qu'il n'a pas été dans votre pouvoir de détourner.“ Zum Schluſſe fügte er noch die freundlichſten Wünſche bei, ihn bald in beſter Geſundheit zu Potsdam wiederzuſehen.

Für den Kundigen wird es nicht als Widerſpruch gegen die Aufrichtigkeit der Trauer Schwerin's erſcheinen, daß wir ſogleich ſeine Wiedervermählung zu erzählen haben, die ſchon am 20. Oktober deſſelben Jahres Statt fand. Auffallender dürfte die Wahl ſeiner zweiten Gattin erſcheinen. Dieſe war Philippine Louiſe von Wackenitz, Aebtiſſin des adeligen Stifts zu Barth in Vorpommern, deren Vater ſchwediſcher Landeshauptmann geweſen war, und deren Mutter nachher verwittwet fünfzehn Jahre als Hofmeiſterin der Markgräfin Albrecht am Hofe in Berlin gelebt hatte. Die äußeren Verhältniſſe boten keinen Anlaß zum Tadel, auch die ſchon vorgerückten Jahre der Erwählten gaben der Heirath ein ehrbares Anſehen. Allein es war nicht unbekannt geblieben, daß das Fräulein in jüngeren Jahren durch Schönheit und Lebhaftigkeit die Neigung Schwerin's gewonnen und durch Verführungskünſte zur Leidenſchaft geſteigert habe. Ihr ſelbſt fiel dabei das Loos, Mutter zu werden, und Schuld und Geheimniß knüpften das Band um ſo feſter. Fräulein von Wackenitz verheimlichte ihre Niederkunft anfangs glücklich, indem ſie eine verheirathete Freundin bewog, den Schein einer Wöchnerin anzunehmen, und das Kind für das ihrige auszugeben. Doch im Verlauf der Zeit, da Schwerin fortfuhr, das Stiftsfräulein fleißig zu beſuchen, erwachte mancherlei Argwohn, und als endlich die herangewachſene Tochter an ſeinen Adjutanten Major von Stedingk verheirathet wurde, verrieth er ſo warme Theilnahme und Fürſorge, daß man ſie wohl als Vaterliebe deuten mußte. Gab unter ſolchen Umſtänden die zweite Heirath Schwerin's manchen ſtreng richtenden Perſonen neues Aergerniß, ſo waren dagegen andere mildergeſinnte geneigt, darin nur eine Sühne früheren Unrechts zu ſehen. Dieſer letztere Antrieb war auch, mündlicher Ueberlieferung zufolge, der eigentlich beſtimmende für Schwerin, der übrigens den gewagten Schritt mit raſcher Entſchloſſenheit vollführte; eines Sonntags nach der Predigt nahm er die Aebtiſſin bei der Hand, führte ſie als ſeine Braut zum Altar, und ſprach den Prediger, der allein unter allen Anweſenden vorbereitet war, um die kirchliche Trauung an.

Inzwiſchen hatten ſich die politiſchen Ausſichten Preußens immer mehr verdunkelt, und Friedrich mußte alle Hülfsmittel ſeines regen Geiſtes aufbieten, um in den vielfachen Verwickelungen unumſtrickt zu bleiben. Sehr wichtig war es, ſich mit Rußland klar zu ſtellen, deſſen Verbindung mit Oeſterreich und Großbritannien nur um ſo ſtärker geknüpft ſchien, als die Kaiſerin Eliſabeth gegen Friedrich von perſönlichem Haß erfüllt war. Zu dieſer Spannung ereignete ſich, daß im Anfange des Mais 1755 der ruſſiſche Großmarſchall

Graf Beſtuſheff, welcher in den Staatsgeſchäften vorherrſchendes Anſehen hatte, auf einer Rückreiſe aus Deutſchland nach St. Petersburg durch Frankfurt an der Oder kam. Schwerin, jetzt völlig wieder im Vertrauen des Königs und eingeweiht in die politiſchen Geheimniſſe, benutzte die höflichen Beſuche, welche zwiſchen ihm und dem ruſſiſchen Staatsmann gewechſelt wurden, um deſſen Geſinnung in Betreff Preußens zu erforſchen. Beſtuſheff lehnte die Eröffnungen keineswegs ab, ſondern machte deren auch ſeinerſeits, auf welche er die Antwort des Königs noch vor ſeinem Eintritt in Rußland zu erfahren wünſchte, und daher ſeine Weiterreiſe ſo einrichtete, daß Schwerin's Auskunft hierüber ihn noch dieſſeits der Gränze erreichen konnte. Der Bericht Schwerin's an den König fehlt uns, aber wir haben Friedrich's Antwort, welche den Inhalt und die Wichtigkeit der ganzen Verhandlung genügend erkennen läßt. Sie iſt ein ſprechendes Zeugniß der auch politiſchen Bedeutung Schwerin's, und wir ſchalten ſie deßhalb hier ein. Der König ſchrieb auf das am 5. Mai aus Frankfurt an ihn ergangene Schreiben ſchon am 8. aus Potsdam zurück: „J'ai bien reçu la lettre que vous m'avez faite du 5 de ce mois, et je suis très sensible à la communication confidante que vous m'avez faite, de quoi il s'est agi dans l'entretien que vous avez eu avec le grandmaréchal comte de Bestuschef à son passage à Francfort. Comme il a pris des mesures avec vous pour avoir encore votre réponse avant que d'atteindre les frontières de Russie ou de Courlande, afin de savoir ma véritable façon de penser sur une réconciliation entre moi et l'impératrice sa souveraine, vous lui marquerez en prenant cependant toutes vos précautions, afin que votre lettre lui arrive sûrement: que je ne demandais pas mieux, qu'une réconciliation sincère entre moi et l'impératrice,. et que je lui saurais infiniment gré, s'il voulait bien y travailler, ce qui lui serait d'autant plus aisé à parfaire, vû que la Russie et moi n'avions proprement rien à démêler entre nous, pas même jusqu'à des chicanes; mais que tout ce qui avait causé du refroidissement entre sa souveraine et moi n'était fondé autrement que sur des mensonges; des soupçons et des calomnies les plus grossières et les plus ridicules, qu'on avait malicieusement inspiré à l'impératrice contre moi, qui s'évanouiraient au moindre éclaircissement, et dont j'espérais que lui comte de Bestuschef voudrait bien désabuser cette princesse, pour laquelle j'avais gardé non obstant de cela toute l'estime possible. Enfin, qu'il serait bien désirable, même pour les vrais intérêts de la Russie, si ce comte saurait contribuer à ce que cette trop grande prédilection des Autrichiens et des Anglais se refroidisse tant soit peu et fut mise dans des bornes plus justes, que jusqu'ici. — Au reste mes vœux sont pour le parfait rétablissement de votre santé et de vos forces, dont je serais bien aise d'avoir de bonnes nouvelles. Et sur ce etc." — Doch hatte dieſe Anknüpfung keine weitere Folge, denn Beſtuſheff ſelbſt war gegen den König eingenommen, und der durch Schwerin etwa bewirkte günſtige Eindruck mußte in St. Petersburg ganz erlöſchen.

Ein bald nach dieſem Vorgange an Schwerin aus Potsdam unter dem 20. Mai erlaſſenes Schreiben des Königs beſchäftigt ſich wieder lediglich mit der nahen Truppenmuſterung und mit den hiefür beſtimmten Vorſchriften, welche wir zum merkwürdigen Gegenſatze jener politiſchen Erörterung hier mittheilen. Der König ſchreibt: „Mein lieber Generalfeldmarſchall Graf von Schwerin. Da Ihr mit Eurem unterhabenden Regimente nächſtkommenden Donnerſtag, als den 22. dieſes, in Berlin zur Revue einmarſchiren werdet; ſo iſt mein Wille, daß die ſämmtlichen dahin kommenden Regimenter des Morgens präziſe um 8 Uhr einmarſchiren ſollen. Ich verbiete aber hierdurch expreſſe, daß kein Regiment etwa kurz vor dem Einmarſch ſich die Haare pudere, oder ſonſten propre machen und gleichſam Toilette halten ſoll, ſondern jedes dieſer Regimenter ſoll zwar reinlich, jedennoch dergeſtalt, wie es vorher aus ſeinem letztern Nachtquartier zum Einmarſch in Berlin aufbrechen wird, auch dergeſtalt zu Berlin in die Stadt marſchiren. Im Uebrigen erſuche und bitte ich Euch hierdurch, daß Ihr beim Einmarſch derer Regimenter zu Pferde bleibet und nicht zu Fuße marſchiret, als wodurch Ihr mir eine Gefälligkeit erweiſen werdet. Ich bin ꝛc. P. S. Da das Wetter ſo ſchlecht iſt und die Wege ſo übel ſind, ſo ſoll das Regiment nur die ſchwarzen Stiefeletten anhaben, wenn es zu Berlin einmarſchiret.

Die mit raſtloſem Scharfſinne fortgeſetzten politiſchen Erwägungen des Königs reiften noch vor Ablauf dieſes Jahres zu dem Entſchluſſe, für ſeine bedrohten Angelegenheiten eine ganz neue Wendung zu verſuchen. Friedrich wußte längſt, daß die Feindſchaft, welche die Höfe von Wien, St. Petersburg und Dresden gegen ihn hegten, auch am franzöſiſchen Hofe manche Verknüpfungen habe, und daß das Bündniß, in welches er mit dieſem getreten war, keine Zuverläſſigkeit gewähre. Er hatte deßhalb, da der Vertrag, auf welchem dies Bündniß beruhte, nächſtens ablief und ihm völlig freie Hand ließ, ſich dem großbritanniſchen Hofe genähert, der ſeinen Eröffnungen gern Gehör gab. Nun wünſchte zwar Frankreich das Bündniß zu erneuern, und ſandte zu dieſem Behuf im Dezember 1755 den Herzog von Nivernois nach Berlin, aber mit ſo unangemeſſenen Vorſchlägen, daß Friedrich ſie nur als Scherz behandelte. Doch ging er mit ſeinen Vertrauten ernſtlich zu Rathe, und berief auch Schwerin nach Potsdam, um deſſen Meinung zu hören. Der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Podewils, behauptete ſtandhaft, der König müſſe mit Frankreich verbündet bleiben, denn alsdann würden die anderen Mächte nicht wagen ihn anzugreifen. Der Feldmarſchall von Keith war derſelben Anſicht, und auch Schwerin ſtimmte ihr bei. Die beiden letzteren und Schmettau kamen eines Tages von der Tafel des Königs, und ſetzten in Schmettau's Wohnung ihre Unterhaltung über die Angelegenheiten des Tages lebhaft fort. Keith und Schmettau machten es Schwerin zur Pflicht, den König, dem er doch näher ſtünde, als jeder Andere, vor der großen Gefahr zu warnen, in welche Preußen gerathen müßte, wenn der befürchtete Angriff der feindlichgeſinnten Höfe erfolgte, und der König dann ganz vereinzelt ſtünde. „Was iſt zu thun? antwortete Schwerin. Ich habe das alles dem Könige noch heute früh geſagt, und hinzugeſetzt, daß eine Verbindung mit Frankreich ein leichtes, und das einzige

Mittel bliebe, ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehen. Der König verſicherte mich, er ſei meiner Meinung, aber er würde ſich durch die Allianz mit Frankreich in den Fall ſetzen, von den Franzoſen beſtändig als eine Macht des zweiten Ranges in Europa betrachtet zu werden; er ſei es müde, dieſe Rolle zu ſpielen, und wolle ſich in die Klaſſe der erſten Mächte unſeres Welttheils erheben. Was iſt nun hierauf zu antworten? Nur in der Phantaſie eines Dichters kann der Gedanke aufkommen, ſich als König von Preußen mit Frankreich, Oeſterreich oder Rußland an Macht gleich zu ſchätzen, und bei einem gekrönten Poeten hat alles auf kalte Vernunft gegründete Urtheil kein Gewicht.“ Dieſe Rede hat der jüngere Schmettau mit angehört, und durch ſeine Aufzeichnung erhalten. In Folge der von dem Könige ſo feſt behaupteten Entſchließung mußte der franzöſiſche Geſandte unverrichteter Sache wieder abreiſen.

Friedrich hatte jedoch im Stillen ſchon anderen Rückhalt gewonnen, und am 16. Januar 1756 wurde zu London ein Bündnißvertrag mit Großbritannien unterzeichnet. Nur Winterfeldt ſcheint den Werth dieſes neuen Verbündeten nach Gebühr gewürdigt, und den König allmählig zu wahrem Vertrauen auf England geſtimmt zu haben. Nachdem aber dieſe Wendung einmal geſchehen war, mußten die politiſchen Verhältniſſe zur höchſten Spannung ſteigen, und ein Krieg nun unvermeidlich dünken. Jedoch nur wenigen Perſonen war dieſe Lage der Sachen bekannt. Namentlich Schwerin glaubte nicht an Krieg. Der Feldmarſchall Keith ſchrieb ihm am 10. April, er möchte dieſen Sommer mit ihm nach Karlsbad reiſen, worauf Schwerin aus Frankfurt an der Oder am 17. April antwortete: „Er habe beſchloſſen, dieſes Jahr keine Kur in Karlsbad zu gebrauchen, da bei ſeinem Alter es kaum noch der Mühe oder Koſten werth ſei, dieſe Reiſe zu machen, obſchon ihm das dortige Waſſer ſtets gut gethan, und die Rheumatismen vom letzten harten Winter her wohl eine ſolche Hülfe wünſchen ließen; aber der Krieg ſcheine ihm nicht mehr ſo nahe bevorſtehend, und ſo werde er wohl keine Gelegenheit haben, noch einen Feldzug zu machen, wie ſehr es auch ſein Wunſch ſei; im Alter von zweiundſiebzig Jahren, und nach ſechsundfünfzigjährigen Dienſten, könne niemand vernünftigerweiſe auf ſich ſelber rechnen; und die Feldzüge, die für ſie beide in ihrem Dienſte zu erwarten ſtünden, beſonders wenn man ſeine Pflicht ſeiner Annehmlichkeit vorzöge, erforderten einen kraftvollen Geſundheitszuſtand.“ Die Entwickelung der politiſchen Angelegenheiten erfolgte jedoch raſchen Ganges. Am 9. Mai wurde zu Verſailles ein Bündniß Frankreichs mit Oeſterreich abgeſchloſſen, deſſen feindliche Abſicht gegen Preußen nicht verborgen war. Die Nachrichten, welche Winterfeldt aus geheimen, aber zuverläſſigen Quellen ſchöpfte, und andere, welche dem Könige ſelber aus der ſicherſten Hand zugingen, ließen über die Anſchläge ſeiner Feinde keinen Zweifel mehr, und nichts Geringeres als ſein völliger Untergang wurde bezweckt. Auf's neue berief der König ſeine Vertrauten, und einem Schreiben vom 19. Juni 1756 an Schwerin, worin er dieſem zugeſtand, den Lieutenant von Platen aus ſeinem Regimente als Adjutanten zu ſich zu nehmen, folgte ſchon am 21. Juni ein anderes, worin er ihn für die nächſte Zeit nach Potsdam beſchied, und darauf am 23. ein drittes, welches den Tag ſeines Eintreffens noch beſchleunigte. Als Schwerin angelangt war, beſchied der König ihn nebſt Winterfeldt und Retzow in ſein Kabinet, eröffnete den Stand der Dinge, und erklärte, daß er feſt entſchloſſen ſei, den gegen ihn verſchworenen Feinden zuvorzukommen, und den Krieg, mit dem man ihn bedrohe, ſelber und ohne Verzug anzufangen, es komme jetzt nur darauf an, den Plan des Feldzuges auszuarbeiten. Schwerin verſuchte Einwendungen gegen ein ſo raſches Beginnen, und ſtellte die Gefahren vor, die auf ſolche Weiſe gewaltſam herbeigeführt würden, durch glimpfliches Warten aber vielleicht noch abzuwenden wären. Auch Retzow theilte dieſe Meinung. Nur Winterfeldt, vollſtändiger als die Anderen von allem unterrichtet, ſtimmte unbedingt dem Könige bei, der nun auch die aus dem Dresdner Archiv geſchöpften Beweiſe vorlegte, daß von den Gegnern ſein Untergang beſchloſſen ſei. Gegen dieſe Zeugniſſe verſtummten die Einwendungen, und nach kurzem Schweigen rief Schwerin wie begeiſtert: „Wenn einmal Krieg geführt werden ſoll und muß, ſo laßt uns morgen aufbrechen, Sachſen in Beſitz nehmen, und in dieſem kornreichen Lande Vorrathshäuſer anlegen, um unſere künftigen Operationen in Böhmen zu ſichern.“ Sonach wurde der Krieg beſchloſſen, und diejenigen Vorbereitungen, welche bei dem ſchon immer gerüſteten Zuſtande des Heeres noch nöthig waren, unverzüglich angeordnet.

Schwerin aber empfand als eine Kränkung, daß der König ihm nicht ſchon früher die geheimen Nachrichten mitgetheilt, und den Plan und Entſchluß zum Kriege ohne ſeine Theilnahme zur Reife gebracht habe. Die Unkenntniß, in welcher man ihn gelaſſen, hatte ihn zu dem anfänglichen Widerſpruche genöthigt, und der König hätte ihm denſelben allerdings erſparen können. Doch gab ſich diesmal Schwerin keiner nutzloſen Empfindlichkeit hin, ſondern war ſogleich voller Feuer und Thätigkeit für die Ausführung des großen Unternehmens. Der König bewies ihm auch fortan das größte Zutrauen und die freundlichſte Begegnung, und von den beiden Heeren, welche in's Feld rücken ſollten, wurde dasjenige, welches ſich in Schleſien gegen Böhmen zuſammen zog, dem Oberbefehle Schwerin's überwieſen; das andere, gegen Sachſen beſtimmte, wollte der König ſelbſt anführen. Beim Ueberſchlage der für Schleſien aufgezeichneten Truppen fand Schwerin, daß ihre wirkliche Zahl um 10,000 Mann geringer ausfalle, als der König ſie ihm angegeben, und machte den Irrthum bemerklich; doch der König ſagte: „Für dieſe 10,000 Mann will ich Ihn rechnen!“ Eine Schätzung, die ſchon früher in einem Briefe ausgedrückt, ſpäterhin in dem Geſchichtswerke des Königs von ihm wiederholt worden.

Der König ſchrieb eigenhändig, am 2. Auguſt in Potsdam die näheren Verhaltungsbefehle für Schwerin, und wir theilen dieſes in wenig korrekter Faſſung doch für die Sache lichtvolle Stück hier um ſo lieber mit, als darin die genaue Sorgfalt des Königs, alles ſelbſt zu beſtimmen, gleichwohl zuletzt dem bewährten Feldherrn freie Hand läßt, alles nach eignem Ermeſſen und Urtheil anzuordnen: „Monsieur le maréchal. Je vous confie le commandement de mon armée de Silésie; les ordres en conséquence viennent d'être expédiés aux régiments qui seront sous vos ordres. Vous vous rendrez d'ici à Neisse sous prétexte de visiter votre

gouvernement, et en cas de guerre d'être à portée de prendre les premiers arrangements pour l'assemblée des troupes en attendant mon arrivée. — Le sieur de Klinkgräff, mon ministre à Vienne, a ordre de vous communiquer par son courrier qui passera par Neisse la réponse de la cour de Vienne. Vous serez en état de juger par cette réponse du parti que je prendrai. Pour que rien ne soit négligé pour le bien du service vous saurez que tous les régiments qui ont leurs cantons en haute Silésie ont reçu les ordres de retirer de leurs cantons non seulement les doubles-Beurlaubten, mais encore tous ceux qu'ils auraient mis le printems qui vient dans leurs régiments. Ces recrues nouvelles seront toutes livrées à Breslau, où je les ferai coudoyer à mes frais et dépens jusqu'au printems qui vient où les régiments les reprendrons pour s'en completer. Voici la distribution des garnisons: Glogau, le 1er bataillon de Lange; Breslau le 2e de Lange et le 4e de Lattorff; Brieg le 3e de Laſtorff; Cosel, le 1e et le 2d de Lattorff; Neisse, 4 de Blankensee; Glatz, 4 de Nettelhorst; Schweidnitz, 4 de Mütshefal. Comme les commencements de la guerre seront très-difficiles pour le maréchal, qu'il a vis-à-vis de lui le corps de la Moravie, et à côté de lui l'armée de Bohême, le maréchal ne pouvant être partout sera obligé de garnir encore de troupes les forteresses qu'il laisse exposées par l'absence de son armée; comme par exemple s'il se porte vers Schweidnitz il faut qu'il mette le bataillon de grénadiers de Kreytzen à Kosel et deux bataillons à Neisse où il laissera en ce cas le général Kleist. Si au contraire il se met sur la Hotzeplotz, au lieu de laisser deux bataillons à Neisse, il faut qu'il les jette dans Schweidnitz. Ses troupes ne peuvent être prêtes à marcher qu'en 6 jours; comme je ne peut commencer mes opérations que sur la fin de ce mois, à savoir le 25, le maréchal n'assemblera pas ses troupes plus tôt, il parlera avec Schlabrendorff de l'endroit où il croira devoir assembler l'armée, pour moi je suis d'opinion que le camp de Frankenstein sera le plus convenable, parce qu'en le prenant il peut d'abord marcher à Schweidnitz et camper l'armée entre les ouvrages, en cas que l'armée autrichienne de Bohême fasse mine de pénétrer en Silésie. Comme la basse Silésie est la partie essentielle de ce duché qu'il faut conserver, il faut, préalablement à tout, la couvrir; il peut en ce cas envoyer ses dragons et partie de ses hussards à Glatz pour incommoder les derrières des Autrichiens; mais comme cette situation ne peut être que passagère, et que je compte bien d'attirer autre part les Autrichiens par ma diversion, en cas que l'armée de la reine entre par la Bohême en Silésie, le maréchal s'en verra débarrassé bien vite; peut-être que dans leur retraite le maréchal trouvera occasion de tomber sur leur arrière-garde et de les punir de leurs fautes. Comme selon toutes les apparences cette armée autrichienne se tournera vers Prague, le maréchal pourra alors en rassemblant ses hussards et ses dragons s'avancer sur la haute Silésie et pousser jusqu'à Jägerndorff et Troppau. Pendant que la guerre réside du côté de Schweidnitz, le maréchal pourra se servir du major Eimbert, officier capable qui a levé la carte des montagnes, qui en connaît tous les camps et toutes les avenues, et qui peut lui fournir toutes les notions dont il a besoin pour ses entreprises. Si la guerre se transporte en haute Silésie, le maréchal peut se servir du capitaine Giese de Breslau, il connaît la haute Silésie, les deux rives de l'Oder, la Hotzeplotz et toute la Pologne jusqu'à Cracovie; c'est d'ailleurs un habile garçon et capable de choisir des camps tels que le maréchal les voudra. — Le corps reglé de troupes qui s'assemble en Moravie consiste en 20,000 hommes; on parle de 12,000 Hongrois qui doivent s'assembler auprès de la Jablunka pour pénétrer par là en Silésie, tout ceci empêche le maréchal de pénétrer en Moravie. Son attention principale se borne à couvrir les forteresses et le plat pays contre les incursions ennemies. Si la grande armée autrichienne envoit des secours à Piccolomini, je vous enverrai à proportion des détachements de mon armée. Si le maréchal se trouve obligé de faire quelque gros détachement vers Glatz il le confiera au général Fouqué; si c'est vers Kosel il en donnera le commandement au général de Hautcharmoy; s'il n'a que des commandements de généraux-majors à donner, il ne se servira dans l'infanterie que de Treskow et de Brandis, les autres sont d'honnêtes gens mais ils manquent d'expérience; si ce sont des détachements de cavalerie, le prince Schönaich est bon pour de gros corps, Wartenberg pour des moindres. Les généraux-majors de la cavalerie ne sont pas faits pour conduire les détachements, ainsi, s'il en envoit, il faut les choisir de façon qu'ils se trouvent sous les ordres de Wartenberg. — Comme un de vos objets principaux est de couvrir le pays, vous aurez l'œil que les Hongrois qui viendront par la Jablunka ne pénètrent pas au-delà de Rosenberg, il faut couvrir Namslau, on risquerait trop si on les laissait pénétrer plus en avant. — Cette année-ci on se croit en sûreté contre les entreprises des Russes; il est à croire qu'ils se mettront en marche le printems qui vient. Dès que j'en aurai la nouvelle, je renforcerai l'armée du maréchal de 15 à 20 bataillons. Si alors la Silésie se trouvait menacée de ces troupes, je crois que leur intention sera de se joindre au corps de Piccolomini; pour les empêcher d'éxécuter ce projet, le maréchal pourvoira bien d'infanterie toutes les places fortes et y laissera des commandants, et alors il peut avec son armée aller une ou deux marches en Pologne à la rencontre des Russes pour les battre avant leur jonction, et revenir ensuite sur ses pas en Silésie, dont il rechassera promptement Piccolomini au cas qu'il y soit entré. — Je vous rends compte en gros de mes idées, il est impossible de prévoir tous les cas qui pourront arriver; l'avenir est incertain et les projets de la cour de Vienne sujets à bien des changements; mais comme je vous ai confié mes troupes et la défense d'une province que vous m'avez aidé à conquérir, je m'en repose sur votre fidèlité, sur votre habileté et sur votre expérience. Dans tous les cas inopiné vous prendrez votre partie selon que vous

le trouverez convenable au bien du service. Je vous donne pleinpouvoir d'agir comme vous le trouverez à propos et convenable dans les conjonctures actuelles. Je vous recommande comme une des principales attentions de ne point éparpiller vos troupes pendant les quartiers d'hiver, mais de les mettre de façon que vous puissiez les rassembler avant l'ennemi. — Tout ce qui regarde le commissariat, le soin des vivres, l'entretien de l'armée etc., on en a instruit le sieur Schlabrendorff; vous pourrez tirer de lui tous les éclaircissements nécessaires. Je dois vous avertir en gros, que je ferai une gratification aux officiers pour leurs quartiers d'hiver, et s'il manquait la moindre chose pour les troupes vous n'avez qu'à me dire un mot, et on y obvira. Je vous donne ci-joint l'état de votre armée, les chiffres pour les commandants des places et le chiffre dont vous vous servirez dans notre correspondance, et comme nous conserveront une communication ouverte et assez à portée, nous pourrons souvent nous donner réciproquement de nos nouvelles. — Sur quoi je prie Dieu, mon cher maréchal, qu'il vous ait dans sa sainte garde. Federic."

Schwerin machte ſchriftlich ſogleich am 3. Auguſt einige Bemerkungen und weitere Fragen über dieſe Vorſchriften, worauf der König unverweilt antwortete und die ausgeſprochenen Wünſche befriedigte, auch 10,000 Thaler für geheime Ausgaben ſofort anwies.

Schwerin's Regiment erhielt am 16. Auguſt den Befehl ſich zum Ausmarſch zu bereiten, und rückte am 25. wirklich von Frankfurt nach Müllroſe. Niemand wußte die weitere Beſtimmung, das tiefſte Geheimniß waltete über dem Zuſammenhang der Truppenmärſche wie über dem eigentlichen Zweck derſelben. Das Regiment ſchloß ſich den Truppen an, welche in Sachſen eindrangen: Schwerin ſelbſt aber war am 15. Auguſt in Neiße eingetroffen, um in Schleſien den Oberbefehl zu führen. Die bei Frankenſtein aus Ober- und Mittelſchleſien zum Anfange des Septembers zuſammengezogenen Truppen betrugen ungefähr 27,000 Mann, nämlich 26 Bataillone und 50 Schwadronen nebſt etwa 50 leichten und

20 ſchweren Stücken Geſchütz. Schwerin behielt ſein Hauptquartier bis zum 26. Auguſt in Neiße, und ließ die Truppen, die eine Hälfte unter dem General von Fouqué in der Gegend von Frankenſtein, die andere Hälfte unter dem General von Hautcharmoy in der Gegend von Neuſtadt, Quartiere beziehen. Inzwiſchen hatte der König die ſächſiſche Heeresmacht in ihrem Lager bei Pirna eingeſchloſſen, und der Ausgang dieſes Unternehmens ſollte abgewartet werden. Da ſich aber die Oeſterreicher in Böhmen ſtärker zu regen anfingen, ſo durfte der Einbruch der Preußen in dieſes Land nicht länger verſchoben bleiben.

Der König ſchrieb aus dem Lager bei Dresden am 4. September eigenhändig an Schwerin: „J'ai reçu vos lettres, mon cher maréchal, et je crois que dès le 12 vous pourrez entreprendre ce que vous jugerez à propos, je m'en rapporte entièrement sur vous et sur votre prudence. Je compte de tenir les Saxons dans le filet, leur agonie ne durera tout au plus que huit jours; ils sont retranchés jusqu'au dents, et manquent de pain et de fourrage. Le roi et Brühl sont au camp. Je compte de les avoir sans tirer un coup de pistolet. J'envoie ni plus ni moins mon avantgarde le 13 auprès de Peterswalde, ce qui bloquera mes gens de tous les côtés, et cette armée prise, je marche en Bohême et poursuis mon dessein. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Il n'y a point de gloire sans péril, ce qui fait que je n'en aurai guères cette année-ci, mais celle qui vient, les bons coup se donneront. Adieu. Federic. Je vous envoie les points principaux de la dépêche de Klinkgräff.“

Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig rückte mit einer ſtarken Vorhut von dem Heere des Königs am 13. September aus Sachſen gegen Auſſig vor, und gleich darauf drang auch Schwerin mit ſeinen unterdeß bei Glatz raſch vereinigten Truppen am 17. über Nachod in Böhmen ein. Der König ſchrieb ihm hierüber: „J'ai trouvé admirable la résolution que vous avez prise de commencer vos opérations dans la Bohême et d'y diriger votre route par le pays de Glatz, de sorte que je ne puis qu'y applaudir parfaitement, et si vous pouvez les entamer cela ne saura que faire un très-bon effet dès le commencement de la guerre et leur inspirer du respect pour nous." Der öſterreichiſche Feldzeugmeiſter Fürſt Piccolomini hatte am 16. bei Königingrätz hinter dem Adlerfluß mit etwa 24,000 Mann ein vortheilhaftes Lager genommen; und etwa 4000 Mann unter dem General von Buckow, welche der Feldmarſchall Graf von Browne aus dem Lager zu Kollin entſandt hatte, ſtanden bei Nachod. Dieſe wurden zurückgedrängt, und ein Theil ihrer Reiterei, welche den Kampf annahm, am 22. bei Jaſſena von Schwerin's Vortrab, aus den Huſarenregimentern von Wartenberg und von Wechmar beſtehend, lebhaft angegriffen, und mit anſehnlichem Verluſt in die Flucht geſchlagen. Schwerin nahm hierauf ein Lager bei Anjeſt, um den Feind in ſeinem Lager bei Königingrätz, wo er ſich täglich verſtärkte, zu beobachten; ihn anzugreifen ſchien unthunlich, da ſeine Stellung durch die Beſchaffenheit der Gegend und durch ſtarke Verſchanzungen ungemein feſt war; allein der Zweck Schwerin's wurde ſchon erreicht, wenn nur der Feind ſelber in Unthätigkeit erhalten blieb, und dies gelang vollkommen. Für ſeine Vorpoſten traf Schwerin mit Erfolg die den öſterreichiſchen leichten Truppen abgeſehene Anordnung, ſeinen Huſaren ſtets einen Rückhalt von Fußvolk beizugeben, ſo daß dieſes den eigentlichen Poſten ſicherte, jene dagegen ihre Aufmerkſamkeit und Kräfte nun ungetheilt dem Streifen zuwenden konnten.

Der König lieferte am 1. Oktober die Schlacht von Lowoſitz, und erfocht einen glänzenden Sieg. Gleich am Tage darauf war er beeifert, Schwerin hievon und von dem ganzen Hergang durch ein ausführliches Schreiben zu benachrichtigen. Der König ſchrieb: „Mon cher maréchal. Pour que vous ne m'accusiez pas de craindre les 300 canons autrichiens, j'ai cru ma réputation engagée à faire un tour de force contre ces gens. Je suis parti le 28 de mon camp de Sedlitz tout seul. J'ai joint mon armée de Bohême, consistant en 60 escadrons et 28 bataillons, campés auprès d'Aussig dans un camp que j'ai jugé mau-

vais et peu avantageux aux troupes. J'ai pris sur la connaissance de toutes ces choses mon parti: Nach genauer Angabe der nächſten Bewegungen, kommt er zu dem Augenblicke, wo die feindliche Stellung ihm ſichtbar wird; er ſagt: „Le brouillard était épaix et tout ce que l'on pouvait distinguer était une espèce d'arrière-garde de l'ennemi qui ne demandait qu'à être attaquée pour se replier sur ses derrières. Comme j'ai la vue mauvaise, j'ai consulté de meilleurs yeux que les miens, pour me rendre compte de ce qui se passait; qui ont vû tout comme moi. J'ai envoyé pour les reconnaître, et tous les rapports que j'ai reçu ont été conformes à ce que j'en avais jugé." Nun folgt die Erzählung des eigentlichen Gefechts, und zum Schluſſe ſagt er: „Le prince de Bevern s'est si fort distingué, que je ne saurais assez chanter ses louanges. Avec 24 bataillons nous en avons chassé 72, et, si vous voulez, 300 canons. Je ne vous dirai rien des troupes: vous les connaissez. Mais depuis que j'ai l'honneur de les commander, je n'ai j'amais vu de pareils prodiges de valeur, tant cavalerie qu'infanterie. L'infanterie a forcé des enclos de vignes, des maisons maçonnées; elle a soutenu, depuis 7 heures jusqu'à 3 heures de l'après-midi, un feu du canon et d'infanterie, et surtout l'attaque de Lowositz, ce qui a duré, sans discontinuer, jusqu'à ce que l'ennemi s'est trouvé chassé. J'ai surtout eu l'œil à soutenir la hauteur de ma droite; ce que je crois a décidé de toute l'action. Montrez, je vous en prie, le croquis ci-joint a Fouqué; s'il ne le voyait pas, il ne me le pardonnerait jamais. J'ai vu par ceci, que ces gens ne veulent se hasarder qu'à des affaires de poste, et qu'il faut bien se garder de les attaquer à la housarde. Ils sont plus pêtris de ruses que par le passé, et croyez m'en sur ma parole que sans beaucoup de canon, pour le leur opposer, il en couterait un monde infini pour les battre. Moller, de l'artillerie, a fait des merveilles, et m'a prodigieusement secondé. Je ne vous parle de mes pertes que les larmes aux yeux. Les généraux Lüderitz et Oertzen sont tués, et Holtzendorff

des gendarmes. Je ne veux pas m'affliger en vous rappelant mes pertes: mais ce tour de force est supérieur a Sorr, et à tout ce que j'ai vu de mes troupes. Ceci fera rendre les Saxons, et finira ma besogne cette anné. Je vous embrasse, mon cher maréchal, et vous conseille d'aller bride en main. Adieu." Die Mahnung zur Vorſicht iſt für den einundſiebzigjährigen Greis gewiß ein großer Lobſpruch, ſie bezeugt, daß der feurige Muth und die tapfere Verwegenheit des erprobten Kriegsmannes durch ſein Alter nicht geſchwächt waren, wie denn überhaupt die wahren Eigenſchaften der Menſchen gleichmäßig über Jugend und Alter ſich erſtrecken. Auf ein beſonderes Blatt ſchrieb der König eigenhändig noch folgende Weiſung in Betreff jenes Schreibens: „Dieſer Brief iſt vor den Feldmarſchall Schwerin. Man muß noch zuſetzen, daß wir 24,000 Mann geweſen, und der Feind 60,000 Mann, das iſt die pure Wahrheit. Hiervon einen vernünftigen Extrakt, die Wahrheit vor meine Armee von Sachſen, aber vor der Welt etwas deguiſirt, ohne die Umſtände unſerer Stärke und des Feindes ſeine zu berühren. Nach England u. ſ. w. zu ſchicken. Mein Brief iſt an Schwerin, und muß ihm zugeſchickt werden, und die Kopie vor Prinz Moritz, Winterfeldt, Leſchwitz, meine Brüder, aber nicht weiter. Fch."

Schwerin antwortete dem König, daß er ihm von Herzen Glück wünſche zu dem erfochtenen Siege, den er mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken rühmte und ganz dem Könige zur Ehre rechnete, auch durch ein Tedeum und dreimalige Geſchütz- und Gewehrſalven feierte. Allein er äußerte nebenher, er ſehe aus allen Angaben, daß die Schlacht eine wahrhaft Königliche zu nennen ſei, denn ein General, der ſie unter ſolchen Umſtänden geliefert hätte, würde auch ſeinen Kopf dabei eingeſetzt haben. Schwerin mochte mißmüthig ſein, bei ſolchen Kriegsthaten nur ein entfernter Zuſchauer zu bleiben und in gezwungener Unthätigkeit zu harren; der Ton des Tadels und der Belehrung klang wieder hervor, und war diesmal beſonders unzeitig, da der König alle Urſache hatte, ſich eines Erfolgs zu freuen, den er überdies mehr ſeinen Truppen, als ſich ſelber zur Ehre rechnete. So begannen die alten Keime der Mißhelligkeit alsbald wieder ſich zu regen.

Die Folgen des Sieges bei Lowoſitz waren auch nicht ſo groß, um ſogleich auf die Hauptſachen entſcheidend einzuwirken, und Friedrich empfand manche Verlegenheit, die er durch wachſame Sorgfalt zu mindern ſtrebte. Er ſchrieb am 9. Oktober über ſeine Lage an Schwerin eigenhändig: „Vous jugerez facilement que ce sont les Saxons qui dérangent principalement nos affaires. Pour moi qui n'ai que 24 bataillons, dont 14 ont souffert, je n'ose quitter les montagnes dont on me couperait, et comme l'Elbe n'est pas libre il me serait impossible d'avancer davantage sans déranger mes subsistances. Browne est fort de 44 à 45,000 hommes, ainsi j'ai fait l'impossible pour mettre les affaires dans l'état présent où elles se trouvent. Je crois que leur projet de campagne ne roule que sur l'idée de nous ôter les subsistances, pour nous obliger de quitter la Bohême, et qu'alors ils ont tous deux le dessein de nous harceler avec leurs troupes légères, et d'engager une affaire d'arrière-garde. Pour moi j'ai pris toutes mes mesures, au cas que l'affaire des Saxons me traine encore, pour tenir bon ici jusqu'à ce qu'elle sera terminée, et s'il faut que je rentre en Saxe j'ai aussi pris mes arrangements pour que ces gens ne puissent pas m'entamer; en même tems, si cela arrive, je tiendrais un corps prêts dans la Lusace pour marcher en Silésie dans le besoin. Vous verrez que si l'ennemi fait une tentative sur cette province, que ce ne sera qu'à la mi-décembre. Je serai attentif à tout, et pour que je sois averti plus vite de ce qui se passe de votre côté, il serait bon que quelque officier m'écrivit de Schweidnitz tout ce qui se passe sur les frontières de Bohême. Je crois que vous conviendrez aprésent que si vous aviez marché vers Hohenmauth que vous auriez causé un tout autre embarras à Piccolomini. Je vous recommande surtout, si vous êtes obligé de vous retirer devant l'ennemi, de faire votre marche avec bien de la circonspection. La démarche est délicate, et c'est le seul moment où Piccolomini osera vous entamer.“

Die Thätigkeit Schwerin's mußte während dieſes Feldzuges ſich begnügen, durch ſeine Truppen die ganze Gegend, welche ſie abreichen konnten, auszubeuten und zu brandſchatzen. Schwerin bewies auch diesmal wieder, daß er ein Meiſter in der Kunſt ſei, ſeine Truppen reichlich zu verpflegen und gleichwohl das Land zu ſchonen. Er hielt auf ſtrenge Ordnung und Mannszucht; Plünderung und willkürliche Erpreſſung wurde hart beſtraft, ſogar mit dem Tode. Nur von höherem Befehl ausgehende Forderungen durften gelten, und bei ſolchen Anordnungen leiſteten die Einwohner viel und willig, ohne doch ganz erſchöpft zu werden; ſie mußten unter dieſen Umſtänden ſogar wünſchen und begünſtigen, daß ſich der Kreis der preußiſchen Ausſchreibungen erweiterte, weil dadurch die Laſt ſich mehr vertheilte und ſonach für jeden erleichtert wurde. Futter und Lebensmittel holten die preußiſchen Partheien ſogar aus den Dörfern dicht vor dem öſterreichiſchen Lager. Den Streifereien auf dem rechten Elbufer wurde zwar dadurch Einhalt gethan, daß Piccolomini 2000 Mann in Sadowa aufſtellte, doch in anderen Richtungen geſchahen ſie ungeſtört. Kleinere Gefechte waren meiſt zum Vortheil der Preußen; der Oberſtlieutenant von Werner ſchlug am 10. Oktober eine größere feindliche Reiterſchaar bei Reichenau. Schwerin ſchrieb hierüber an Keith, den er ſchon wegen des Sieges von Lowoſitz beglückwünſcht hatte, aus Aujeſt am 18. Oktober: „Da mein Nachbar Piccolomini ſich ſtreng in ſein Lager eingeſchloſſen hält, wo er ſich bis an die Zähne verſchanzt hat, ſo giebt er meinen Huſaren nur ſelten eine kleine Beſchäftigung. Oberſtlieutenant Werner, Wechmar'ſchen Regiments, den ich am 10. gegen den feindlichen Nachtrab ausſandte, warf mit ſeinen 250 Huſaren eine Schaar von 400 Dragonern und 50 Huſaren. Er verfolgte ſie bis über Reichenau hinaus, und als ſie über die Brücke der Feſtung mußten, ſprengte er eine gute Anzahl in den Graben, tödtete ihrer noch viele dazu, und machte einige Gefangene. Andrerſeits hat Major Bajar, von den Wechmar'ſchen Huſaren, den ich ausgeſchickt hatte in der

Nachbarſchaft von Frankenſtein die Gränzen von den dort ſtreifenden Panduren und Huſaren zu ſäubern, einen Lieutenant mit 50 Reitern in der Gegend ſtreifen laſſen. Dieſe ſtießen in der Nacht vom 14. auf den 15 mit 60 öſterreichiſchen Huſaren zuſammen, griffen ſie trotz dreifacher Abfeurung ihrer Karabiner und Piſtolen mit dem Säbel in der Fauſt an, tödteten einige, und brachten zehn Mann und elf Pferde gefangen. Wir verloren 12 Pferde in dieſen Scharmützeln, und hatten etwa eben ſo viele Mann verwundet, aber keinen getödtet; ausgenommen etwa den Lieutenant Koſchenbar, von dem wir noch nicht wiſſen, ob er getödtet oder gefangen ſei."

Schwerin erhielt bald nachher vom Könige unter dem 16. Oktober aus Struppen die Nachricht, daß die zum Entſatz der Sachſen herangerückten Oeſterreicher geſchlagen und die Sachſen zur Uebergabe gezwungen worden; eigenhändig hatte der König hinzugefügt: „Nous avons les Saxons. Browne a marché à leur secours avec 8000 hommes, je me suis mis en marche avec 15 escadrons pour joindre l'armée de la blocade; les Saxons, fiers du secours que Browne leur amenait, ont passé l'Elbe pour se retirer vers Schandau, mes troupes sont aussitôt entré dans leur retranchement, et se sont mis entre Königstein et Struppen, de l'autre côté ils ont 12 bataillons sur leur nez postés derrière des abatis. Le 14 Browne s'est retiré, et Warnery a défait totalement son arrière-garde composée de 200 grenadiers et 300 hussards. Les Saxons ont demandé à capituler, et ils sont tous à moi. Voilà la fin de cette campagne. Par les mêmes raisons qui vous obligent de sortir de Bohême je me vois obligé de faire la même chose; ce sera le 20 de ce mois que Keith se repliera sur Peterswalde, vous ferez bien de repasser en Silésie le même jour, mais de bien masquer ce mouvement pour que l'ennemi ne pénètre pas votre dessein. Je prendrai ici ma position de manière à avoir un gros corps dans la Lusace sur les frontières de la Bohême prêt à vous joindre ce qui se peut faire dans 5 jours vers Schweidnitz. Il me faut souvent des avis de ce qui se passe là-bas, pour que mes mouvements viennent au secours des vôtres. Je n'ai rien su de vous depuis le 6 d'Octobre, il faut qu'un ou deux chasseurs soient perdus. Je vous envoie cette dépêche double parceque je la juge de conséquence. Adieu. Federic."

Als der König nun mit ſeinem Heer aus Böhmen zurückging, um in Sachſen Winterquartier zu nehmen, brach dem Befehl gemäß auch Schwerin mit ſeinen Truppen nach Schleſien auf. Doch verließ er erſt am 22. Oktober ſein bisheriges Lager bei Aujeſt, und marſchirte nach Jaromir, wo er zwei Tage ſtehen blieb; der König ſchrieb ihm ſogleich in Ziffern: „Le camp de Jaromir ne vaut rien, il est dangereux. Pour moi je quitte le 27 la Bohême, et je ferai mes détachements pour les quartiers d'hiver vers le 15 de Novembre, en attendant je tiens un corps prêt en Lusace qui au premier ordre pourra vous joindre." Aber Schwerin hatte beim Empfang dieſer Zeilen das Lager, welches auch ihm nicht gar gut dünkte, ſchon verlaſſen, ſetzte ſeinen Marſch fort, und rückte darauf über Skalitz in die Grafſchaft Glatz ein. Der Feind wollte den Marſch nicht ungehindert geſchehen laſſen, und rückte am 26. mit 6000 Mann unter dem General Spada gegen Skalitz an, um die preußiſche Nachhut anzugreifen, allein Schwerin ſelbſt befand ſich bei dieſer, wollte an ſeinem Geburtstage ſich nichts bieten laſſen, hieß drei Reiterregimenter vorrücken und vier Bataillons Grenadiere nachfolgen, und flößte ſeiner an Zahl ſchwächeren Mannſchaft ſolchen Muth ein, daß die Oeſterreicher nach einigen empfangenen Kanonenſchüſſen und als ſie des Fußvolks anſichtig geworden, alsbald ihren Rückzug nahmen, worauf Schwerin ſeine Huſaren hervorbrechen ließ, und jene völlig in die Flucht gejagt wurden, wobei den Preußen noch manche Beute zufiel. Der König antwortete auf den Bericht hievon mit größter Zufriedenheit, und hatte die Aufmerkſamkeit, Schwerin zu ſeinem Geburtstage zu beglückwünſchen: „Je vous fais d'ailleurs — ſchrieb er — mon compliment sincère sur l'entrée dans votre 73me année, faisant des vœux pour votre prospérité et que le ciel vous continue encore une longue suite d'années heureuses jusqu'à l'âge le plus reculé des humains.“ Am 2. November nahm Schwerin ſein Hauptquartier wieder in Frankenſtein. Der Feind blieb aber in beunruhigender Bewegung, und ſchien auch von anderer Seite in Schleſien eindringen zu wollen. Schwerin wollte raſch nach Troppau und Jägerndorf vorrücken, und die Oeſterreicher dort vertreiben, jedoch der König ſtimmte dem Entwurfe nicht bei, ſondern ſchrieb am 10. November eigenhändig zurück: „L'expédition que vous méditez serait bonne si vous aviez 50,000 hommes en Silésie, mais si vous l'entrepreniez aprésent je vous prophétise d'avance ce qui vous arrivera. Vous chasserez les Autrichiens de Troppau et Jägerndorf, mais un gros corps pénètrera par Landeck, marchera sur Patschkau, Ottmachau et Neustadt, ce qui vous obligera d'abandonner Troppau et Jägerndorf, de vous rassembler en hâte, et ensuite de rechasser l'ennemi de tous ces postes qui vous couperaient de la basse Silésie, vous donnerait lieu à une guerre d'hiver ruineuse pour les troupes, et dans le fond vous n'y gagnerez rien. Je crois que cela mérite que vous fassiez quelque réflection. Fr.“ In dem an demſelben Tage von des Geheimen Kabinetsrathes Eichel Hand entworfenen Schreiben an Schwerin ſagt der König unter anderen die ſpäter oft angeführten, und auch in der vom Könige verfaßten Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges wiederholten denkwürdigen Worte: „Je vous traite comme Turenne, vous n'avez que de petites armées, mais l'habileté du général supplie à 10,000 hommes.“ Worauf Schwerin am 13. November aus Frankenſtein antwortete: „Sire! La lettre gracieuse de Votre Majesté du 10, dans laquelle il lui plait de me comparer en quelque façon au grand Turenne, me donnerait de la vanité si j'en était susceptible. Turenne, Sire, était un homme dans toute sa vigueur, elevé dès sa jeunesse et continué dans le commandement des armées. Il avait une routine si expérimentée, à laquelle je ne puis plus espérer de parvenir à mon âge décrépit, et avec une santé aussi faible que la mienne. Si Dieu a béni jusqu'ici mes travaux, c'est à la sage direction de Votre Majesté que j'en dois les succès; mais ne comptez pas à la longue, Sire, sur mes services, quelques zélés qu'ils soient; je me ressent souvent des infirmités du corps et de l'esprit, qui abaissent tellement ma vivacité naturelle, que j'ai toutes les peines du monde d'agir, et d'exécuter ce que Son service exigera pendant tout l'hiver qui est d'ordinaire la saison qui m'est la plus fatale. Je croirais manquer à ce que je dois à Votre Majesté, si je ne l'en avertissai à temps." — Gegen Ende des November trat die nöthige Ruhe ein, um die Truppen weiter im Lande vertheilen zu können, und erſt im Anfange des Dezembers rückten ſie wirklich in die Winterquartiere. Schwerin nahm ſein Hauptquartier in Neiße.

Schleſien, wohin der Feind ein beſonderes Augenmerk zu richten ſchien, dünkte dem Könige durch Schwerin's geringe Truppenmacht nicht genugſam geſchützt, und er ſandte deßfalls eine Verſtärkung von 3000 Mann in das ſchleſiſche Gebirge, um die noch ganz offene Gegend von Landshut zu decken. Die Beſorgniſſe und Bewegungen, welche auf dieſer Seite fortwährend bis zum Frühjahre Statt fanden, ſind bereits im Leben Winterfeldt's erzählt, und ebendaſelbſt die merkwürdigen Briefe, welche der König mit dieſem genialſten und tüchtigſten ſeiner Generale gewechſelt, im Auszuge mitgetheilt worden. Daß Winterfeldt in dem Vertrauen und der Gunſt des Königs höher ſtand, als Schwerin, war dieſem nicht verborgen, und leicht auch konnte der Argwohn entſtehen, daß jener ihm nicht nur zur Aushülfe untergeben, ſondern auch zur Aufſicht über ihn geſetzt ſei. Wenn auch letzteres dem Sinne des Königs nicht ganz fremd ſein mochte, ſo war doch Winterfeldt viel zu klug, um dergleichen ohne die äußerſte Noth merken zu laſſen. Wir finden auch nirgends, daß kleinliche Eiferſucht zwiſchen dieſen beiden Feldherren in ſtörende Mißhelligkeit ausgebrochen ſei, und wiewohl geſagt wird, Schwerin habe Winterfeldt nicht leiden können, und obgleich dieſen das Gefühl der eignen Selbſtſtändigkeit allerdings in jede Unterordnung begleitete, ſo hat doch jeder dieſer Männer das gegebene Verhältniß treu zu wahren gewußt, und das Wohl des Dienſtes könnte nicht einträchtiger gefördert werden, als durch ihr gemeinſames Bemühen geſchah.

Der König war eifrig bemüht, die Abſichten zu erforſchen, welche ſeine Feinde für den nächſten Feldzug haben konnten, und beſprach dieſen Gegenſtand in dem Briefwechſel mit Schwerin wiederholt und ſorgfältig. In einem Briefe aus Dresden vom 19. Dezember ſagte er hierüber mit kühnem Zutrauen: „Nous aurons, mon cher maréchal, bien des ennemis à combattre, mais je ne crains rien. J'ai d'excellents généraux, d'admirables troupes, et si le ciel ne me prive pas du bon sens, j'espère aussi de faire mon devoir de mon côté. Je crois selon toutes les apparences que leur dessein est d'envoyer en haute Silésie les Cravates avec la cavalerie saxonne, de venir avec une armée vers la basse Silésie, avec une autre vers la Lusace, un corps qui passera la Thuringe pour entrer par le Halberstadt dans le Magdebourg, et un corps volant pour m'enlever mes magazins de l'Elbe, pendant qu'ils croiront par leurs mouvements m'éloigner de cette rivière. Outre tout ceci ils auront une armée dans l'Empire pour subjuguer les princes et les cercles et leur donner la loi. Si telle est leur disposition il faudra voir de quel côté on pourra frapper le plus grand coup, tomber en force sur l'une de ces armées, l'abimer si l'on peut, et ensuite se tourner vers les autres. Mais nous aurons le temps d'éplucher cette matière et d'en raisonner avec plus de connaissance de cause. Je ne puis jusqu'à présent vous rien dire de positif sur les Russes; cela est encore incertain, mais je ne désespère pas encore. J'ai trouvé à propos d'ordonner une augmentation dans la cavalerie et les dragons, d'un officier par escadron, de 2 bas-officiers, et de 12 hommes et chevaux. Il faut faire tous les efforts imaginables pour résister à nos ennemis, il faut les terrasser, et ne redoutant ni leur nombre, ni leur puissance, se faire un honneur d'avoir une tâche difficile à remplir. On paie un danseur de corde, mais on ne donne rien à un homme qui marche uniment par les rues, et il n'y a de réputation dans le monde que pour ceux qui surmontent les plus grandes difficultés. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Prenez tous les soins possibles de votre santé; l'état a grand besoin de vous l'année prochaine; c'est alors qu'il faudra combattre pro aris et focis. Soyez persuadé de mon estime et de ma considération.“ Schwerin, welcher Oberſchleſien ernſtlich bedroht ſah, hätte gern eine raſche Unternehmung dorthin gelenkt, aber der König wollte dies nicht billigen, worüber jener an den Geheimen Kabinetsrath Eichel am 7. Januar 1757 ſchrieb: „Sa Majesté ayant désapprouvé mon idée, il ne me reste plus que de savoir ses ordres pour l'exécution de ce qui pourra se faire;“ indem er ihn ſchließlich um fortgeſetzte Nachrichten und Weiſungen bittet, mit dem leiſen Vorwurfe, daß Eichel ihm keine Mittheilungen ſolcher Art zu machen pflegt, obſchon derſelbe mit ihnen nicht karg ſei für Andere, die vielleicht weniger Eifer hätten.

Während des Winters kam auch der König ſelber nach Schleſien, und beſchied Schwerin und Winterfeldt für den 29. Januar 1757 zu ſich nach Hainau, wo eine ausführliche Berathung Statt fand, ſowohl über die Erforderniſſe des Augenblicks, als über die zu entwerfenden Plane für den bevorſtehenden Feldzug, der jedenfalls ein ſehr verhängnißvoller zu werden drohte. Hier ſcheint kaum ein Widerſpruch gewaltet zu haben, der König hatte in ſeinem Kopfe die kühnſten Entwürfe ſchon völlig zur Reife gebracht, die mit Schwerin's Vorſchlägen im Ganzen übereinſtimmten, und hielt den Erfolg, wenn die Ausführung den Vorſchriften entſpräche, für unfehlbar. Mit den Anſtalten, welche zur Sicherheit von Schleſien getroffen waren, bezeigte er ſich ſehr zufrieden, und von dieſer Seite beruhigt, kehrte er nach Dresden zurück, wo er den übrigen Theil des Winters in gewohnter Thätigkeit zubrachte.

Schwerin erfuhr die Genugthuung, die Redlichkeit und Ordnungsliebe, welche er in Böhmen bewieſen, auch von dem feindlichen Oberfeldherrn auf eine glänzende und ſehr ſchmeichelhafte Weiſe anerkannt zu ſehen. Während der Winterquartiere nämlich ſandte der Feldmarſchall Graf von Browne für Schwerin und Keith ein bedeutendes Geſchenk vortrefflichen Weines, wobei er beiden ſeinen Dank ausdrückte für die Uneigennützigkeit und Schonung, die ſie an der Spitze der Kriegsheere gezeigt, und welche den Einwohnern von Böhmen unvergeßlich bleiben werde. Beſonders war Schwerin wegen ſeiner einſichtsvollen Verwaltung ein Gegenſtand der eifrigen Lobreden Browne's, der es öfters laut ausſprach, daß jeder, der feindliche Länder richtig zu behandeln lernen wolle, bei Schwerin in die Schule gehen müſſe.

Da nach der Entfernung des franzöſiſchen Geſandten Graf von Broglie deſſen Sekretair Henning noch in Dresden zurückgeblieben war, und es bei dem feindlichen Vorrücken franzöſiſcher Truppen über den Rhein nicht rathſam ſchien, ihm längeren Aufenthalt zu geſtatten, ſo wurde Schwerin vom Könige beauftragt, ihm den Befehl zur Abreiſe zu ertheilen. Allein wie früher der Geſandte, ſo weigerte ſich jetzt der Sekretair, dieſem Befehl zu folgen, er ſchützte die Vorſchriften ſeines Hofes vor, und erklärte, daß er nur der Gewalt weichen würde. Schwerin war lange bemüht, ihn zum willigen Nachgeben zu bewegen, allein, da keine Vorſtellungen fruchteten, ſo wurden zuletzt Maßregeln des Zwanges nöthig, und der Lieutenant von Wangenheim führte ihn bis zur Gränze.

Mit dem Frühjahr wurde die Kriegsthätigkeit auf allen Seiten rege. Der Briefwechſel zwiſchen dem Könige und Schwerin war äußerſt lebhaft, und umfaßte die größten wie die kleinſten Angelegenheiten. Schwerin, öfters krank und ſchwach, bewies doch immer den größten Eifer, und hatte in den guten Augenblicken alle Friſche heldenmüthigen Selbſtvertrauens; ſo ſchrieb er am 11. Februar aus Neiße an den König: „Il faudra voir comment on se tirera d'affaire avec le prince Charles et les héros qu'il aura à sa suite, si tant y a qu'ils deviennent mes adversaires. Votre Majesté peut être persuadée que je ne me donnerai aucun relâche pour mettre tout en train, de façon que je serai pour le moins aussi tôt prêt que l'ennemi, dont les déserteurs me disent qu'il a encore bien des flûtes à arranger, avant de pouvoir se mettre en campagne; mais soit comme il voudra, avec l'armée que Votre Majesté me destine, je ne les crains pas, ni tôt ni tard.“ Aber nicht lange nachher wurde er auf's neue von einer heftigen Hämorrhoidalkolik ergriffen, die ihn fünf Wochen hindurch ſchwer leiden machte. Als er endlich dem Könige ſeine Beſſerung meldete, und ſeine neuen Anſchläge für den Feldzug vorlegte, antwortete Friedrich am 16. März ihm aus Dresden eigenhändig: „J'ai reçu votre lettre, mon cher maréchal, avec toute la satisfaction possible y voyant des nouvelles de votre convalescence. Je vous assure que vous ne me pouvez faire un plus grand plaisir que de me dire votre sentiment naturellement et sincèrement. Mais, mon cher maréchal, ce qui m'empêche de m'y conformer ce sont les nouvelles que je reçois de tout côté et qui de jour en jour se confirment davantage. Voici donc, autant que j'en peux juger jusqu'à présent, en quoi consiste le plan de l'ennemi. Les Français doivent faire passer le Rhin à 80,000 hommes auxquels doivent se joindre quelques Autrichiens encore de Flandre et des troupes de l'Empire; 50,000 hommes doivent assiéger Wesel, et 30,000 hommes marcher dans le Magdebourg. Browne veut rester tranquille jusqu'au moment où il prévoit que je serai obligé de détacher pour m'opposer aux Français, et alors il veut agir ici avec toute sa force, espérant de me vaincre par sa supériorité. Or, il est sûr que, quoique la manœuvre des Français est très-difficile, qu'ils peuvent l'entreprendre; si donc cela se fesait je ne puis me tirer de cet embarras qu'en prenant les mesures suivantes: 1°. en formant un corps de 30,000 hommes qu'il faut envoyer contre les Français; 2°. il me faut ici une armée de 60,000 hommes opposée à Browne, un corps de 35,000 hommes en Lusace, et 15,000 hommes enployés à camper auprès de Schweidnitz et distribués dans les forteresses de la Silésie. Vous verrez ainsi que dès que l'on aura chassé les Français ou battu les Autrichiens, on dégagera aussitôt la Silésie, et alors nous pourrons agir offensivement. Voilà ce que j'ai imaginé de mieux dans ce moment; je vous prie de me dire si vous pensez quelque chose de mieux, et c'est précisément ce qui me tient encore en suspens pour la distribution des troupes; aussi ne suis-je résolu de me former mes corps d'armée qu'à mesure que je verrai clair dans les démarches de mes ennemis. Je vous envoie ci-joint un extrait des nouvelles que j'ai reçues, par lesquelles vous jugerez facilement de l'importance du secret. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse de tout mon cœur. Federic.“ Schwerin antwortete hierauf am 19. voll guten Muthes, er glaube zwar noch nicht recht an den Ernſt der Franzoſen, aber auch im Falle der König 30,000 Mann gegen ſie entſenden müſſe, ſei die Sache noch nicht verzweifelt; ihm ſei vor allem wichtig zu wiſſen, wo der König in Perſon ſein wolle, da müßte auch die Hauptſtärke ſein, denn wenn einer ſeiner Generale durch die Uebermacht des Feindes auch einen Schlag erleide, ſo habe das nicht ſo viel zu ſagen, als wenn den König ſelbſt ein Unglück träfe; übrigens glaube er, daß Schleſien ſtark beſetzt ſein müſſe, denn von hier aus werde die Lauſitz mit beſchützt, wohin der Feind nicht wagen dürfe vorzudringen.

Die preußiſchen Vertheidigungsanſtalten in Sachſen täuſchten den Feind über die Abſichten des Königs, die verſuchten Einbrüche einzelner Schaaren nach Böhmen ließen keinen allgemeinen Angriff erwarten. Jedoch reiften die Anſtalten des Königs in ſichrem Geheimniſſe dem Zeitpunkte ihres Vollzugs entgegen. Schwerin war im vollen Vertrauen der Plane, ſchrieb darüber offen ſeine Meinung, und wurde dafür von dem Könige belobt. Derſelbe ſchrieb ihm aus Lockwitz am 26. März: „Mon cher maréchal, comte de Schwerin. Je ne fais qu'accuser ici la bonne réception de la lettre que vous m'avez écrite du 23 de ce mois, en me réservant de vous répondre encore de ma main propre sur plusieurs points que vous ne lirez que seul, et dont vous me garderez le plus grand secret, sans en laisser transpirer quelque chose. Je vous remercie des nouvelles que vous m'avez communiquées; autant que j'en comprends, je me persuade que l'ennemi n'a pas encore aucun autre dessein que défensif, quoique toujours je n'oserais pas m'y fier tout-à-fait.“ Und eigenhändig fügte

er hinzu: „Winterfeldt a un projet rempli de beaucoup de bonnes idées, j'y fais cependant toutes les difficultés, comme si je lui étais contraire, pour qu'il soit obligé de les lever, après quoi je prendrais mon parti définitif, me préparant déjà d'avance aux mesures qu'il me faudra prendre pour l'effectuer de mon côté. Le tout dépend du plus grand secret qu'il faut observer, car la moindre chose qui viendrait à transpirer perdrait tout. Comme Platen vous informera de quoi il est question, je crains de confier la chose à la plume; mais vous me comprendrez sans doute, et vous jugerez facilement quelles doivent être les manœuvres auxquelles je me prépare. Quand vous m'écrivez sur cette matière, je vous conjure que ce soit en chiffres pour plus de sûreté. Je me réjouis beaucoup de ce que votre santé va en s'affermissant; vous pouvez être persuadé que j'y prends une part véritable. Mes nouvelles de France sont que la Pompadour branle au manche, que l'on désire la paix, et que l'envie de la rétablir est si grande que l'on pourrait peut-être faire des propositions aux Anglais, cela est toujours très-bon. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse de tout mon cœur. Federic." Und gleich am 27. ließ der König folgendes eigenhändige Schreiben nachfolgen: „Vous avez très-bien envisagé les choses, mon cher maréchal, on voit que vous êtes un vieux routier qui connaissez le métier à fond et qui pouvez donner des bons avis aux jeunes gens. — J'ai lu et relu votre projet, il est admirable, je suis bien aise de m'être tant soit peu rencontré dans votre façon de penser, mais voici à peu près ce que je crois qu'il faudra régler nécessairement. 1°. Quinze jours de pain pour votre armée, 2°. dix jours de fourrages. Ensuite, comme vous le dites très-bien, il faut observer pour le tout un secret impénétrable. Quand à l'exécution, voici je crois ce qui se peut faire de notre côté. Le prince de Bevern a sûrement 30,000 hommes vis-à-vis de lui, il ne saurait agir offensivement avant que l'ennemi, sachant que vous lui venez à dos, ne lui donne le moyen d'avancer, car le chemin de Gabel et de Reichenstein, garni de 30 à 40,000 hommes, ne se laisse pas forcer avec 25,000 hommes; mais pour faciliter l'opération du prince de Bevern je peux envoyer un gros détachement vers la Seigneurie de Hanspach pour inquiéter ceux qui sont du côté de Rumbourg et Schluckenau, et me porter ensuite sur la hauteur de Nollendorf; je ferai faire en même temps des mouvements sur ma droite au corps du prince Maurice, et si faire se peut il tombera sur quelque quartier des ennemis de son voisinage; vous commencerez alors vos opérations, Browne qui doit supposer que le grand coup se frappera de mon côté, attirera toutes ses forces sur moi, en même temps quand les Autrichiens de Reichenau vous sauront à leur dos, ils s'enfuiront, alors le prince de Bevern pourra les pousser aussi loin que possible; s'ils tournent vers Aussig, il les suivra l'épée aux reins; vous avancerez en attendant, Browne ne saura de quel côté tourner, si alors le prince de Bevern prend Tetschen je pourrais avancer vers Aussig, où les Autrichiens n'ont qu'un magazin pour les troupes legères et qui ne me servira pas de grand'chose. Je ne peut point prendre de camp auprès d'Aussig, à cause des difficultés, où l'on manque d'eau, où le terrain est désavantageux et mauvais, il faut se mettre à Karwitz qui est dans la plaine et où l'on peut bien s'accomoder, mais d'où prendrons nous de la paille? Il me faut 8000 chariots du pays pour me voiturer les vivres et fourrages; toute la partie de la Bohême où j'entre est radicalement mangée. Les magazins de l'ennemi sont à Budyn, je ne puis y arriver, ni subsister des miens, ce qui m'obligera à me borner simplement à des ostentations du côté de Nollendorf, Töplitz etc. et ce qui me mettra hors d'état d'empêcher Browne de faire des détachements contre vous. Aussig n'est point propre pour un magazin, et je ne saurais avancer à moins que le prince de Bevern ne balaie l'autre côté de l'Elbe; je serais d'ailleurs dans l'embarras de ne point avoir des nouvelles de Browne et de ne pas savoir de

quel côté il tourne. Mais s'il se retire même au-delà de l'Eger je ne puis l'atteindre; si je marche sans cavalerie je pourrais le combattre, mais sans succès; si je me charge de ma cavalerie, je manque de subsistence. Tout cela n'aurait pas lieu si les herbes étaient venues ou si dans ce pays ils avaient avanturé leurs dépots comme le long de vos frontières. — La politique et la raison de guerre veulent que j'entre en campagne avant que les ennemis ayent arrangé leurs flûtes, mais voilà des impossibilités physiques qui m'empêchent de faire grand'chose. Je me trouverai fort heureux si je parviens à contenir Browne ne fut ce que pour un temps; mais à moins qu'il ne fasse quelque sottise grossière, je ne serai guères en état de lui faire grand mal avant la crûe des blés. Je vous prie de me dire sur cela ce que vous pensez, car voilà au vrai comme j'envisage l'état des choses depuis que Browne a mis entre lui et moi la barrière de la famine. Je me réjouis beaucoup que votre santé s'affermit etc. Federic."

Schwerin hatte unter den Einflüſſen des Winters hart gelitten und fühlte fortwährend ſeine Geſundheit tief erſchüttert; doch die Ausſichten des nahen Feldzuges ſtärkten ihn wieder, und er blickte mit frommer Zuverſicht auf die Laufbahn, die ſich ihm auf's neue eröffnen, vielleicht auch enden ſollte. In dieſer Stimmung ſchrieb er aus Neiße am 31. März an ſeine Gattin: „Ich habe mich in etwas wieder erholt und in den Willen Gottes ergeben. Ich erwarte von ſeiner Gnade dasjenige, was ihm über mich zu verhängen gefallen wird. Der Feldmarſchall Buddenbrock hat ehegeſtern ſeinen Lauf geendiget. Nichts wird ihn mehr in dieſer Welt beunruhigen. Wie glücklich ſind, die bei Jeſu Chriſto ſind." — Aber dieſe fromme Stimmung that der kriegeriſchen keinen Eintrag, wir ſehen Schwerin gleich in den nächſten Tagen wieder in voller Thätigkeit. In der That erforderten die Umſtände die wachſamſte Sorgfalt, denn der Feind war in Stärke, und es war zu fürchten, daß er früher im Feld erſchiene, als die Preußen mit ihren Anſtalten fertig wären. Der König ſchrieb in dieſer Spannung am 2. April aus Lockwitz an Schwerin durch Eichel's Hand aber in den geheimſten Ziffern: „Mein lieber Generalfeldmarſchall Graf von Schwerin. Ich kann nicht umhin Euch vermittelſt der Anlage dasjenige zu kommuniziren, was mir der Herzog von Bevern von der Ausſage eines bei ihm angekommenen Espions gemeldet hat. Im Fall nun der Feldmarſchall Browne etwas gegen die Lausnitz entrepreniren ſollte, ehe Ihr fertig würdet, ſo ſchreibe ich Euch im voraus was ich alsdann thun werde, und was Ihr zu thun haben dürftet, weil alsdann unſere Korrespondenz wohl auf einige Zeit unterbrochen ſein dürfte, auf daß wir ſolchenfalls einer den andern ſekundiren können. So viel muß ich Euch vorher ſagen, daß wenn Browne en force auf Zittau kommet, ich den Herzog von Bevern auf den Fall beordert habe, ſich von Zittau zurückzuziehen und auf Bautzen zu repliiren; ſo wie mich auch alsdann der Herzog von Bevern davon avertiren wird, ſo werde ich mit dem großen Klumpen zu ihm ſtoßen, wenn der Feind ungefähr in der Gegend von Görlitz ſein wird, um demſelben in den Rücken zu kommen, und würde ich ſolchen, wenn ich ſähe, daß er nach Schleſien wollte, noch wohl etwas mehr vorlaſſen, um ihm alsdann ſo beſſer in den Rücken zu gehen. Alſo überlaſſe ich Euch ſolchenfalls ob Ihr, nach denen Nachrichten, ſo Ihr von denen Gränzen haben werdet, alsdann lieber auf des Feindes Magazine gehen, oder ihm in die Flanke in Schleſien kommen wolltet; welches Ihr dann ſo machen könnet, wie Ihr die Umſtände vor Euch gut finden werdet. Ihr ſollet Euch nicht allarmiren, wenn wir auch Zittau verlaſſen. Dieſes ſchadet uns nichts und die Situation des Ortes iſt ſo gemacht, daß wir die Höhen auf diesſeit haben, und daß wenn wir alſo auch Zittau verlaſſen, wir es allemal wiederbekommen können, als welches der Feind nicht verhindern kann. Allem dieſen ohnerachtet glaube ich faſt noch, daß mich der Feind dahin zu ziehen gedenket, deßwegen ich hier warten und allererſt ſehen werde wie das Ding gehen will, alsdann ich klar ſehen, und thun kann was ich will. Bleibet aber noch alles ſo lange wie Ihr wiſſet ſtille, ſo werde ich den General Goltze abwarten, und ſchreiben Euch dann auf Euer projet, wovon ich das große ſchon goutirt habe, ſo daß es nur noch auf die übrigen Umſtände ankomme. Uebrigens verlange ich, daß Ihr mir hierauf ja nicht anders als in chiffres antworten ſollet. Ich bin ꝛc. Fch.“ Daſſelbe wurde an Winterfeldt geſchrieben, der aber nichts darauf antworten ſollte, als daß er den Brief empfangen; ſo vorſichtig und genau nahm der König alle ſeine Maßregeln! Am folgenden Tage, nachdem der Generalmajor von Goltz mit mündlichen Erläuterungen des Schwerin'ſchen Anſchlages bei dem Könige angekommen war, beſtätigte dieſer nochmals die ſchon getroffenen Anordnungen, empfahl vornämlich die raſche Wegnahme des Magazins von Jung-Bunzlau, wobei der Feind von Zittau bald zurücklaufen und der Herzog von Bevern Luft bekommen würde, ſo daß Schwerin mit demſelben verbunden gradezu auf Leitmeritz marſchiren könnte; der König ſelbſt wollte inzwiſchen den Feldmarſchall Browne beunruhigen und irre machen, damit derſelbe nichts gegen die Lauſitz hin unternähme. „Kommt der Feind auf Euch, — heißt es weiter, — ſo ſeind Ihr en force ihn zu ſchlagen; kommt ſolcher auf mich, ſo dürfet Ihr Euch keine Sorge machen.“ Der König führt hierauf ſeine weiteren Abſichten, nach Verſchiedenheit der möglichen Fälle, noch umſtändlich aus, und empfiehlt genaues Einvernehmen mit dem Herzog von Bevern. Am 5. April ſchrieb der König unter einen Befehl, der eine Dienſtſache betraf, noch eigenhändig an Schwerin dieſe Worte: „J'aurais bien des bonnes choses à vous écrire, mais je ne les confie pas à la plume. Cependant cela va à la confirmation de ce que vous savez, et à l'affermissement de la bonne cause. A bon entendeur salut. Fr.“ Schwerin war mit dem Könige gleicher Anſicht und gleiches Muthes, und betrieb alle Anſtalten nachdrücklichſt. Am 7. April erbat er ſich vom Könige den Oberſtlieutenant von Warnery, als den der Gegend kundigſten Anführer, den er mit einigen Truppen im Gebirge zurücklaſſen wollte, während er ſelbſt in Böhmen vorrückte; allein Friedrich ſchrieb auf die Rückſeite eigenhändig zur Ausfertigung in Ziffern: „Er hat mich ſchon ausgeplündert an Offiziers, Warnery kriegt er nicht; durch Goltzen ſeine mitgebrachte Diſpoſition habe ſchon erſehen, daß er

Truppen in's Gebirge ſtehen läſſet; wegen der ſächſiſchen Regimenter, ſo wäre mein Rath, 1 Bataillon nach Schweidnitz, 1 nach Neiße, 1 in Breslau, das 4te und das 5te mit auf Poſtirung in's Gebirge; dagegen nehme er 2 Bataillons Mützſchefahl mit in's Feld und gebe ihnen Zelter, Keſſels und alles von einem ſächſiſchen Regiment, nur muß kein Sachſe bei Magazins geſetzet werden, und müſſen in die Feſtungen die Poſten ſo meliret ſeind, daß zwei Drittel Preußen gegen 1 Drittel Sachſen ſtehet. Fch."

Der Feldzug des Jahres 1757 ſollte mit dem von vier Seiten faſt gleichzeitigen Einrücken der Preußen in Böhmen beginnen; zur äußerſten Rechten ſollte der Prinz Moritz von Anhalt-Deſſau über Basberg nach Kommotau, in der Mitte der König mit der Hauptmacht über Rollendorf und Außig, dann der Herzog von Bevern aus der Lauſitz über Krottau und Kratzen, endlich zur äußerſten Linken Schwerin, aus Schleſien mit 33 Bataillons und 60 Schwadronen, im Ganzen über 33,000 Mann ſtark, vordringen. Der allſeitige Aufbruch war auf den 15. April angeſetzt; allein die ſchwierigen Umſtände, welche durch die Empörung der zum preußiſchen Dienſt gezwungenen ſächſiſchen Kriegsgefangenen herbeigeführt wurden, indem ganze Bataillone und Regimenter davongingen, verurſachten große Verzögerungen, und beſonders mußte Schwerin bedacht ſein, einige unſichre ſächſiſche Truppen gegen zuverläſſige altgediente auszutauſchen, ſo daß er vorausſah, kaum den 18. marſchfertig ſein zu können. Der König ſchrieb ihm hierüber am 8. aus Lockwitz eigenhändig: „Nous avions tout arrangé pour notre entrée en Bohême le 15 de ce mois, tout est reglé de ce côté-ci en conséquence. Il y a onze personnes qui savent notre secret, pour Dieu ne différez pas au 18. De cette expédition dépent le salut de l'état, et quand même il y aurait quelques régiments de fatigués, ce n'est pas une affaire. Le prince Bevern est instruit de tout; il faut qu'Oelsnitz reste là; si vous voulez vous consentir en outre avec lui, que cela soit en chiffre. Tout dépend àpresent du temps; si vous faites marcher les troupes par Patschkau dans le comté de Glatz vous gagnez du temps. Mes affaires, celles du

prince Maurice et de Bevern sont arrangées, mais chaque moment perdu est un hasard de plus. L'ennemi a ses magazins principaux à Badyn, Leitmeritz et Schlan, vous pouvez lui prendre celui de Leitmeritz; si je passe l'Eger entre Laun et Postelberg, vous sachant à Leitmeritz, ce serait bien le diable si je ne lui prends le magazin de Schlan, ou si je ne le force à une retraite honteuse dont on pourra profiter, ou à une bataille à laquelle il n'est pas préparé et que son projet de campagne est d'éviter. Marchez donc, et ne vous embarrassez pas de misères; si vous manquez de chevaux pour le Feldproviantwesen, prenez les des paysans et que les chevaux que Massow livre leur soient donnés dans la place; en un mot, il faut prévenir ces gens, et entrer en Bohême avant qu'ils campent. S'il plait à Dieu j'amuserai Browne jusqu'au 15 du côté d'Égra, mais cela ne va pas plus loin, et c'est le plus beau moment pour vous; en un mot, chaque moment perdu me met in pericula mortis. Adieu, je vous embrasse mon cher maréchal. Fr." Und bald nachher am 11. ſchrieb er auf's neue: „Il s'agit d'un enlèvement de quartiers; si nous donnons à l'ennemi le temps de camper, tout est perdu. Par la dépêche que Goltz m'a apportée vous m'avez fixé au 15. J'ai pris sur cela tous mes arrangements, ces arrangements mêmes trahiront mon secret, si vous différez de quelques jours. Hâtez-vous donc, autant qu'il sera possible, négligez tout ce qui est bagatelle, 10 hommes de plus ou de moins ne feront pas notre affaire; mais mandez-moi positivement le jour où vous entrerez en Bohême, pour que je règle mes mouvements sur les votres, et que j'aie le temps d'arrêter le prince Maurice; nous sommes tous prêts ici, sans vous j'aurais marché le 19 à Nollendorf, le 20 à Karwitz et le 21 j'aurais attaqué tout ce que j'aurais trouvé d'Autrichiens du côté de Töplitz, je me serais joint le 23 avec le prince Maurice à Linay, d'où j'aurais pu marcher sur l'Eger qui est le point principal de toute cette expédition pour tourner Browne; vous pouviez prendre le

magazin de Leitmeritz, j'aurais passé l'Eger à Postelberg où j'aurais mis Browne dans la nécessité de vous abandonner le magazin de Budyn ou de m'abandonner un très-gros magazin qu'il a à Schlan, ce qui l'aurait forcé ou à une fuite honteuse ou à combattre hors de son terrain préparé et ayant son armée protégée en déroute. Pour Dieu, pressez-vous donc, et mandez-moi précisément le jour de votre entrée, car je suis obligé de me régler la-dessus, et ne pensez pas à ces fichus Saxons, que 2000 hommes en désertent, cela ne fait rien pourvu que le grand coup réussisse, dont dépend la fortune de l'état, le sort de l'armée et la réputation de nous tous ensemble. Je crois que l'endroit le plus propre pour votre jonction avec le prince de Bevern est à Münchengrätz derrière l'Iser. Quand même il y aurait quelque marche fatigante pour quelques régiments, l'affaire est si importante que vous ne devez pas vous arrêter pour des bagatelles, et chaque moment perdu est irrachetable.“ Und noch an demſelben Tage ſchrieb er ungeduldig den für Schwerin auszufertigenden Befehl: „Ich wollte lieber alle ſächſiſche Regimenter kaſſiren, als ſeinen Marſch eine Stunde aufhalten; er möchte nicht verwechſeln, und marſchiren.“

Schwerin antwortete hierauf am 13. April aus Landeshut: „Euer Königlichen Majeſtät allergnädigſtes Schreiben vom 11. d. habe richtig erhalten. Ich kann Höchſtdenſelben hiermit die allerunterthänigſte Verſicherung geben, daß ich ſo viel wie in der Welt möglich unſer Vorhaben vor dem bereits gemeldeten Tag in Erfüllung zu bringen bemühet geweſen. Ohne gewiſſe Fatalitäten, Unglücksfälle, und auch gar große Fatigue für die Regimenter, bin ich nicht im Stande vor dem 18. dieſes in Böhmen einzudringen, an dieſem Tage aber wird ſolches nach der von Euer Königlichen Majeſtät geſtern zugeſchickten Diſpoſition unfehlbar geſchehen, und gedenke ich ſodann in der Gegend von Nachod zu ſein, einige Kolonnen aber dürften ſich ſodann wohl ſchon 2 bis 3 Meilen in der Gegend rechter Hand von Nachod und Trautenau wirklich befinden.“ Der König mußte ſich in den Aufſchub ergeben, ſäumte aber nicht, Schwerin wiederholt mit den ſchärfſten Worten anzueifern, und ſchrieb eigenhändig an ihn: „Toutes vos dispositions au prince de Bevern sont bonnes, mais j'y trouve à redire la jonction de Tornau, qui vaudrait mieux à Münchengrätz. Que vous battiez l'ennemi ou que vous ne le battiez pas, je vous ordonne après l'avoir poursuivi de marcher sur l'Elbe vers Leitmeritz ou Melnik, qui est le coup décisif, c'est-là la force de notre plan, et vous en serez responsable si en cela vous n'exécutez pas mes ordres au pied de la lettre; si vous n'effectuerez pas ceci et que vous n'alliez sur l'Elbe, toute notre expédition ne sera qu'à pure perte. Il faut porter le coup mortel à l'ennemi derrière l'Eger, et Browne battu et chassé de son magazin, toute la Bohême tombe. Je me soucie fort peu d'une incursion que pourrait faire en Silésie l'armée de Königingrätz, Browne battu, elle s'enfuira bien vite. Voilà donc ma ferme volonté à laquelle je vous ordonne positivement de vous conformer en tout point. Voilà mon plan; si vous ne marchez pas sur l'Elbe à Leitmeritz, et que vous alliez ou vers Königingrätz ou Kollin, je serais obligé de me retirer en Saxe faute de vivres, et ce sera vous qui m'aurait fait faire cette sottise. Or de votre expédition dépend le salut de l'état; si vous ne la dirigez pas selon ma volonté, votre tête en sera responsable. Fr." Schwerin wiederholte ſeine Zuſagen, und es gelang ihm, wirklich am 18. April ſich in Marſch zu ſetzen. Er hatte dieſen in fünf Truppenzügen angeordnet, die von verſchiedenen Seiten gegen Königinhof vorrückten. Zwei dieſer Truppenzüge, von den Generalen von Manteuffel und Winterfeldt befehligt, vereinigten ſich unter Schwerin's perſönlicher Anführung abends am 18. bei Trautenau, und gingen am 19. über die Elbe. Winterfeldt war bei Gülden-Elſe auf Panduren geſtoßen, welche einen Felſen beſetzt hielten und ihm den Weg verſperrten; er hatte aber durch aufgerufene Freiwillige den Felſen erſteigen laſſen, und nachdem die Panduren niedergemacht worden, ſeinen Marſch ungehindert fortgeſetzt. Nicht ſo guten Erfolg hatten die drei andern Truppenzüge, welche unter den Generalen von Hautcharmoy, von Brandeis und von Fouqué aus Friedland und der Grafſchaft Glatz vorrückten, beſonders wurden die beiden letzteren von den feindlichen Huſaren und Kroaten dergeſtalt geneckt und aufgehalten, daß ſie erſt am 21. in Königinhof anlangten, wo Schwerin ihrer wartend zwei Tage in Gefahr ſtand, von überlegener Feindesmacht unter dem General Grafen von Serbelloni angegriffen zu werden; doch zum Glück ließ dieſer ihn ganz außer Acht. Kaum ſah Schwerin ſeine Truppen vereinigt, ſo eilte er die verlorne Zeit einzubringen. Ihm zur Rechten hatte der Herzog von Bevern am 21. bei Reichenberg einen harten Kampf gegen 20,000 Oeſterreicher unter dem General Grafen von Königsegg beſtanden, der ſich zwar zurückzog, aber am 22. bei Liebenau eine Stellung nahm, welche den Engweg beherrſchte, durch den die Preußen vorrücken mußten. Schwerin zog am 22. nach Miletin und am 24. nach Gitſchin, wo er die Lage des Herzogs von Bevern erfuhr, der in ſeinem Marſche gehemmt und überdies im Rücken bedroht war. Sogleich ſandte er Winterfeldt mit 10,000 Mann in den Rücken des Feindes, der nun eiligſt ſeine Stellung verließ, und Jung-Bunzlau zu erreichen ſtrebte, wohin aber auch Schwerin bereits in Marſch war. Oeſterreichiſche Reiterei traf wirklich zugleich mit den Preußen dort ein, mußte aber weichen und ſich ſüdwärts auf Benatek ziehen. Schwerin erbeutete hier Magazine von dem Werthe mehrerer Millionen, und bewirkte ſeine Vereinigung mit dem Herzog von Bevern. Mittlerweile hatte auch der König ſich mit dem Prinzen Moritz von Deſſau, der ohne Hinderniß über Brüx und Bilin vorgedrungen war, am 23. bei Außig vereinigt, und ſeinen Marſch fortgeſetzt, indem der Feind, unvorbereitet und verwirrt, ſich überall zurückzog.

Die Abſicht des Königs, ſeine Heeresmacht von allen Seiten auf Prag zuſammenzuziehen, konnte nun nicht mehr zweifelhaft ſein, und auch die Oeſterreicher ſuchten ihre zerſtreuten Truppen eiligſt dorthin zu ſammeln. Der Prinz Karl von Lothringen traf am 30. bei dem öſterreichiſchen Hauptheere, welches der Feldmarſchall Browne anführte, in Tuchomierzitz ein, und übernahm den Oberbefehl. Er fand die Truppen insgeſammt entmuthigt, die Generale rathlos.

Browne drang wohl darauf, die Preußen ſogleich anzugreifen, da ihre Stellung ungünſtig und Schwerin mit dem ſchleſiſchen Heerestheil noch entfernt ſei, allein die anderen Stimmen im Kriegsrath waren alle für den Rückzug auf Prag, der auch unmittelbar angetreten wurde. Der König folgte dem Feind auf dem Fuße, und ließ durch ſeine Reiterei denſelben auf dem Marſche angreifen, doch ohne dieſen hindern zu können. Die Oeſterreicher ließen in Prag die nöthige Beſatzung, die übrigen Truppen gingen über die Moldau, theils durch die Stadt, theils unterhalb derſelben, und bezogen auf dem rechten Ufer bei Malleſchitz ein Lager. Der König hatte das ſeine in Tuchomierzitz.

Schwerin ſeinerſeits folgte den Oeſterreichern, die ſich vor ihm in der Richtung von Benatek zurückzogen, nicht allzu heftig nach. Seine Stimmung in dieſer Zeit, fromm und heldenmüthig zugleich, findet ſich in folgenden Zeilen eines Briefes ausgedrückt, den er am 27. April aus Jung-Bunzlau nach Hauſe ſchrieb, und der ſogar eine Vorahndung ſeines nahen Todes enthielt: „Gott, der uns bisher augenſcheinlich geführt, wird uns weiter zur Seite ſtehen. Wo der Feind nicht weicht, werde ich mich ihm mit herzhaftem Muth entgegenſetzen, um mein Ziel ſelig zu beſchließen, und mit Ehren zu enden, worum ich Gott mit Inbrunſt, und daß er dir Geſundheit geben und erhalten wolle, täglich anrufe.“ Er ließ ſeine Truppen am 27. Raſttag halten, vereinigte dann am 28. die verſchiedenen Abtheilungen, im Ganzen etwa 50,000 Mann, bei Jung-Bunzlau, hielt am 29. wieder Raſttag, und entſandte nun Winterfeldt an der Spitze von 7000 Mann nach Benatek, um daſelbſt Brücken über die Iſer ſchlagen zu laſſen. Dieſe wurden noch in der Nacht fertig, Schwerin rückte am 30. mit der Hauptſtärke heran, ging am 1. Mai über die Iſer, marſchirte gegen die Elbe hin, und lagerte bei Byſchitz. Der General von Fouqué wurde beauftragt, den Rückzug Königsegg's näher zu bedrängen, und gegen Alt-Bunzlau vorzugehen. Dort ſtieß er am 2. Mai auf eine feindliche Nachhut von Huſaren und Kroaten, vom Oberſten Mac-Eliot befehligt, welcher ſich vier Stunden lang tapfer vertheidigte, und ſich erſt zurückzog, als er die Hälfte ſeiner Leute im Gefecht verloren, das auch preußiſcherſeits ſehr blutig war und den Tod des tapfren Reitergenerals von Wartenberg beklagen ließ. Als Schwerin deſſen Tod erfuhr, war er ſehr erſchüttert, und rief mehrmals klagend aus: „Mein Wartenberg, mein Wartenberg! iſt der todt!“ — Der Feind zog ſich nach Brandeis, wo er die Elbbrücke abbrannte. Schwerin beſchloß nun ungeſäumt über die Elbe zu gehen, um ſich dem Heere des Königs zu nähern. Fouqué erhielt Befehl, bei Elb-Koſteletz eine Brücke ſchlagen zu laſſen, die auch am 3. abends fertig wurde, worauf der Vortrab der Preußen noch in der Nacht bis Brandeis vorrückte, wo nun auch die abgebrannte Brücke bald wieder hergeſtellt war. Winterfeldt, der bei Benatek die Iſer nicht länger zu bewachen brauchte, rückte bis Alt-Bunzlau vor, und ging dann bei Brandeis über die Elbe. Auch Schwerin mit ſeiner Hauptſtärke ging an beiden Punkten über, und nahm ein Lager vorwärts Brandeis, die Front gegen Prag hin. Während die Truppen in das Lager rückten, erſcholl plötzlich der Ruf, der Feind ſei im Anzuge, worauf Schwerin, nach ſeiner bekannten Lebhaftigkeit, ſagt Gaudi, mit einigen Reiterregimentern in vollem Laufe vorſprengte, um den erſten Stoß aufzunehmen und für weitere Anordnungen Zeit zu gewinnen. Allein es zeigte ſich bald, daß nur der von den Huſaren des eignen Vortrabs erregte Staub den falſchen Lärm veranlaßt hatte.

Der König war ſeinerſeits ſchon am 2. Mai auf dem weißen Berge vor Prag angekommen, und hatte dort eine Stellung genommen, deren linker Flügel ſich bei Podbaba an die Moldau lehnte, in der Front lagen die Feſtungswerke der ſogenannten Kleinſeite, der rechte Flügel ſtand auf dem weißen Berge; das Hauptquartier war in Weleſlawin. Der König ſchrieb von hier gleich am 2. eigenhändig an Schwerin: „Vous m'avez presque deviné, mon cher maréchal, et nous ne tarderons pas d'être du même avis. Pour vous instruire de tout, je vous dirai que j'ai serré Browne de si près, qu'après une verte affaire d'arrière-garde que j'ai engagée hier en présence du quart de son armée, je l'ai talonné si vivement qu'il a passé aujourd'hui la

Moldau, et que j'aurais encore harcelé son arrière-garde si je n'avais pas eu trop peu de troupes; cependant avec 3 bataillons de grenadiers nous avons chassé près de 6000 pandours. Browne à sa gauche au Wissehrad, et sa droite vers Konratitze, la Lazawa à dos. Si vous pouvez passer l'Elbe à Brandeis, Kosteletz ou Lobkowitz, vous ferez merveilles. Tâcher alors de chasser tous ces gens sur Browne vers Prague. Je suis tout prêt à faire un pont à Rostok et vous joindre avec 25 bataillons et 35 escadrons, alors nous pourrons marcher sur l'ennemi, et en attaquant ensemble toutes les forces réunies de la maison d'Autriche, nous pouvons nous flatter de les accabler à la fois; alors, mon cher ami, nous travaillerons sur le retour, et vous irez à gauche et moi à droite, vous m'entendez. Adieu, je vous embrasse de tout mon cœur. La marche d'aujourd'hui et notre expédition a été rude. Je vous attends àprésent les oreilles dressées comme un levrier. Federic." Der König ſcherzte noch, die Kaiſerin werde es in dieſen Tagen mit zwei hübſchen Jungen — jolis garçons — zu thun haben, nämlich mit ihm und Schwerin, den er ſich auf dieſe Art gleichſtellte. Die Preußen waren hier 50,000 Mann ſtark, allein die öſterreichiſche, jetzt hier verſammelte Macht wurde auf 100,000 Mann geſchätzt, und mehrte ſich täglich; die ganze Truppenmacht Serbelloni's, der am 4. Mai von dem Feldmarſchall Grafen von Daun im Oberbefehl abgelöſt wurde, wußte man im Anzuge. Ungeduldig erwartete Friedrich daher das Herankommen Schwerin's. Er ſchrieb demſelben eigenhändig am 4. Mai: „Je plains de tout mon cœur le pauvre Wartenberg qui était un de mes premiers officiers de cavalerie; j'aimerais mieux resusciter 1000 pandours que de l'avoir perdu, mais la chose est sans remède. Quand à ce qui nous regarde je vous crois aujourd'hui de ce côté-ci de l'Elbe, je passerai la nuit prochaine avec un corps pour vous joindre. Faites demain à 10 heures tirer un grand coup de canon, pour que je m'oriente et que je sache où vous joindre; ensuite il faut mettre une fin à ceci et renvoyer les ennemis bien rossés et bien frottés à Tabor. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Falkenhahn vous dira l'endroit où campe Browne et où je passe la Moldau. Fr." Auch beſtand der Vortrab deſſelben, etwa 5000 Mann ſtark, am 4. ſchon kaum eine Stunde vom öſterreichiſchen Lager ein Reitergefecht, die Haupttruppe aber hielt wieder Raſttag. Schwerin hatte keine Nachricht vom Könige, noch beſtimmte Kunde von der Stellung und Stärke des Feindes; die Offiziere, welche er abgeſandt, um den König aufzufinden, waren von den öſterreichiſchen Streifern aufgefangen worden, ebenſo diejenigen, welche der König an ihn abgefertigt hatte. In dieſer beunruhigenden Ungewißheit glaubte Schwerin nicht raſcher vorgehen zu dürfen, abgeſehen davon, daß die Märſche bei der Nothwendigkeit, die Truppen zuſammenzuhalten, und bei dem vielen Troß, der nicht zurückbleiben durfte, beſchwerlich und langſam ſein mußten; vorauswiſſend, daß er zum Kampf erwartet werde, wollte er aber auch kampffertig ankommen.

Die Oeſterreicher indeß blieben ruhig, und benutzten die Gelegenheiten nicht, mit geſammter Macht eine der noch getrennten Hälften des preußiſchen Heeres anzugreifen. Zwar ſtanden für dieſen Fall, ſowohl für den König als für Schwerin, noch Auswege offen, und es iſt nicht ſo gewiß, daß der eine oder der andere eine Niederlage hätte erleiden müſſen; allein immer doch war großer Nachtheil zu beſorgen, und der König eilte daher mit ſeinen auf dem jenſeitigen Ufer der Moldau herankommenden Truppen dort ſich zu vereinigen. Schon am 4. abends hatte er eine anſehnliche Vorhut, Fußvolk und Reiterei nebſt Geſchütz und Brückenſchiffen, längs des Ufers der Moldau bei Selcz aufmarſchiren laſſen. In der Nacht mußten 2 Grenadierbataillons auf das jenſeitige Ufer hinüberſchiffen, das auch ſchon von dem diesſeits aufgepflanzten Geſchütz beherrſcht wurde. Am 5. mit dem früheſten Morgen, war die Schiffbrücke in voller Arbeit, ſie war gegen Mittag fertig und vor Abend der König mit 20 Bataillons und 38 Schwadronen ungeſtört übergegangen; die Oeſterreicher hatten das Wageſtück nicht für möglich gehalten, und ſelbſt der Feldmarſchall Browne den Meldungen ſeiner ausgeſandten Partheien nicht geglaubt. Der Feldmarſchall Keith blieb mit 26 Bataillons und 40 Schwadronen auf dem linken Ufer der Moldau zurück, um Prag von dieſer Seite eingeſchloſſen zu halten. Mit ſeinem kleinen, nun auf dem rechten Ufer ſtehenden Heertheile, nahm der König ein Lager gegenüber von Selcz zwiſchen den Dörfern Bohnitz und Chabern, die Flügel wohl angelehnt, buſchige Anhöhen vor der Front. In der Richtung zum Feinde hin war der Boden zerriſſen und ſchwierig, in der Richtung zu Schwerin flach und offen. Der König indeß hatte darauf gerechnet, daß Schwerin auf das ſpäteſte am 5. abends ankommen, und hiermit die Gefahr, die er ſich nicht verhehlte, aufhören würde. Drei Kanonenſchüſſe hatten das verabredete Zeichen gegeben, daß der König den Uebergang beginne, und drei Kanonenſchüſſe hatten im Schwerin'ſchen Lager geantwortet. Allein nachmittags kam unter Bedeckung von 400 Huſaren ein Adjutant Schwerin's, und meldete, der Feldmarſchall könne noch nicht eintreffen, weil er unterwegs ſo mancherlei Aufenthalt erfahren habe. Unmuthig fertigte der König mit jenem Offizier ſogleich ſeinen eignen Adjutanten Major von Stutterheim ab, mit dem Befehl, Schwerin ſolle ohne Verzug aufbrechen und während der Nacht nach Gbell marſchiren, weil auf den nächſten Tag eine Schlacht geliefert werden ſolle, wie ſchon ſeit Eröffnung des Feldzuges vorausberechnet worden war. Schwerin erwiederte: „Ich wußte nicht, daß man Schlachten vorausbeſtimmen kann, wie Revuen,“ gehorchte aber, und brach um 1 Uhr auf, in drei Truppenzügen rechts abmarſchirend, der König verließ ebenfalls vor Tagesanbruch ſein Lager, und marſchirte in zwei Truppenzügen links ab; ſo ſtießen denn die beiderſeitigen Truppen am 6. Mai morgens gegen 8 Uhr bei dem Dorfe Proſek endlich zuſammen. Der König fühlte ſich unwohl, und nahm auch zu Pferde noch Arzenei, war aber dennoch der frühſte auf dem Platze, und hatte ſchon vor Schwerin's Ankunft die Stellung des Feindes längs ihrer ganzen Fronte mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit beritten und beſichtigt. Er fand ſie in der Front und auf ihrem linken Flügel, wohin er am liebſten ſeinen Angriff gerichtet hätte, durch die Beſchaffenheit des Bodens ganz unangreifbar, und beſprach ſich mit Schmettau, der am

Tage vorher eingetroffen war, über die Lage der Sachen, welche gebieteriſch einen entſcheidenden Entſchluß forderten. Als Schwerin und Winterfeldt eintrafen, empfing er erſteren ſehr kalt und bezeichnete ſein Mißvergnügen, daß er nicht ſchon am 5. die Truppen herangeführt. Kriegskundige haben in der Verzögerung Schwerin's das Fehlſchlagen des ganzen wohlerdachten Feldzugplanes nachgewieſen; allein abgeſehen davon, daß die Ereigniſſe als unberechenbare ſich nicht vorherſehen ließen, hatte Schwerin triftige Gründe zu ſeiner Vertheidigung anzugeben; gleich anfangs war ſein Vorrücken durch das Ausbleiben der Truppen unter Fouqué, der deßhalb den Vorwurf pedantiſcher Langſamkeit erlitt, um zwei Tage verzögert worden, nachher hatten ſchlechte Wege den Marſch erſchwert, dann die Rückſicht auf das erſchwerte Vorrücken des Heertheils aus der Lauſitz, ja ſelbſt der unverhoffte Erfolg, die Erbeutung des großen Magazins in Jung-Bunzlau, war zur Hemmung geworden, indem daſſelbe Maßregeln erforderte, die ſich nicht ohne Zeitverluſt anordnen ließen. Der König, durch dieſe Erläuterungen einigermaßen befriedigt, wandte ſich nun zu der Gegenwart, erklärte, er ſei entſchloſſen noch heute eine Schlacht zu liefern, er werde den Feind in deſſen rechter Flanke angreifen, und habe bereits dem Prinzen Moritz von Anhalt-Deſſau den Befehl geſandt, mit allen noch jenſeits zurückgebliebenen Truppen oberhalb Prag über den Fluß zu gehen, und dem Feind in den Rücken zu fallen. Schwerin konnte ſich in dieſen raſchen Entſchluß nicht ſogleich finden, und wollte die Ausführung wenigſtens auf den folgenden Tag verlegt wiſſen. Er ſtellte dem Könige vor, erzählt Retzow, ſeine Truppen hätten die ganze Nacht hindurch den beſchwerlichſten Marſch ausgeſtanden, ſeien ermüdet, und müßten vielleicht noch einen großen Umweg nehmen, bevor ſie an den Feind kämen; er ſelbſt kenne dieſe Gegend noch nicht, die Stellung des Feindes noch weniger; zudem ſei noch keine Nachricht da, wiefern ein Uebergang oberhalb Prag in ſo kurzer Zeit zu bewerkſtelligen ſei, und ob demnach die Truppen jenſeits der Moldau an der Schlacht Theil nehmen würden, er müſſe daher dem Könige zu überlegen geben, ob es nicht rathſamer ſein möchte, den

Angriff bis auf morgen zu verſchieben? dadurch würde den Soldaten Zeit gelaſſen, ſich zu erholen; man würde Gelegenheit erhalten, des Feindes ſchwächſte Seite zu erſpähen, und ſodann mit vereinten Kräften auf dieſe wirken können. Schmettau berichtet, Schwerin ſei auch der Meinung geweſen, überhaupt keine Schlacht zu liefern, ſondern die Oeſterreicher ſtehen zu laſſen, den Marſch auf Wien fortzuſetzen, und über die von dort heranziehenden feindlichen Truppen herzufallen, nach deren Vernichtung der Weg nach Wien offen ſtünde; er habe dieſe Meinung nach Erörterung der möglichen Fälle, welche dann eintreten könnten, und die ſämmtlich zum Vortheil der Preußen ſich benutzen ließen, ausführlich unterſtützt, allein der König habe dies alles verworfen, und, wie Retzow ſagt, mit den Worten: „Friſche Fiſche, gute Fiſche!" auf unverzüglichen Angriff beſtanden. Er wußte, daß jeder nächſte Tag dem Feinde Verſtärkung bringen mußte und in der That würde derſelbe am 7. Mai um 10,000 Mann ſtärker geweſen ſein, am 9. ſogar um 30,000 Mann; überdies wußte er franzöſiſche und ruſſiſche Heere im Anzuge, vor deren Auftreten er die Oeſterreicher geſchlagen haben wollte; die beiderſeitigen Streitkräfte ſtanden einander gegenüber, die Gelegenheit war da, an dem Siege zweifelte er nicht.

Ueber eine Stunde hatte der König mit Schwerin und Winterfeldt und wenigen Offizieren, von den Höhen vor Proſek aus, die feindliche Stellung beachtet, wobei einige Kononenkugeln, die der Feind herüber ſandte, ſie nicht hinderten. Noch immer war man zu keinem Schluſſe gelangt. Schwerin durfte in ſeinem zweiundſiebzigſten Jahre wohl ein Bewußtſein von Einſicht und Erfahrung hegen, welches ihn freilich auch immer gern ein ſchulmeiſterliches Anſehen nehmen ließ, das dem Könige ſo ſehr zuwider war; allein mit jenem Bewußtſein verband ſich in ihm noch alle Raſchheit des Kriegermuthes, und aus allen Bedächtlichkeiten, mit denen er ohnehin nicht durchdrang, plötzlich herausbrechend, rief er, indem er ſeinen Hut in die Augen drückte, lebhaft aus: „Soll und muß denn grade heute eine Schlacht geliefert werden, ſo will ich die Oeſterreicher gleich hier angreifen, wo ich ſie ſehe!" Doch das war die Meinung des Königs nicht;

er wollte kein unbedachtes Wagniß, und hatte die feindliche Stellung zu ſcharfblickend erforſcht, um nicht eine Umgehung nöthig zu erachten. Schwerin erkannte nach und nach, daß der König Recht habe, und ſprengte nun ſelber, begleitet von Winterfeldt, in vollem Galopp linkshin auf die Stellung des rechten Flügels der Oeſterreicher, wo allein die Umgehung möglich war, in der Abſicht einen günſtigen Angriffspunkt dort aufzufinden.

Die Gegend, welche für die bevorſtehenden Ereigniſſe den bedingenden Boden gab, finden wir in ſcharfen Zügen kurz beſchrieben. Wir können nichts Beſſeres thun, als dieſe von öſterreichiſcher Hand entworfene und von preußiſcher vervollſtändigte Schilderung hier einzuſchalten. Sie ſagt: „Die Moldau bildet unmittelbar unterhalb der Stadt Prag einen bedeutenden Bogen gegen Oſten. Da wo dieſer Bogen am weiteſten vorſpringt, nimmt ſie einen Bach auf, welcher von dem etwa zwei Meilen entfernten, auf der Straße nach Kollin gelegenen Dorfe Biechowitz herabkömmt. Derſelbe fließt in weſtlicher Richtung an den nahe bei einander liegenden Dörfern Unter-Potſchernitz, Hoſtawitz und Keyge vorbei nach Hrtlorzes; hier wendet er ſich plötzlich, läuft zweitauſend fünfhundert Schritte in einer der vorigen ganz entgegengeſetzten und mit ihr parallelen Richtung bis Hloupetin fort, nimmt hier ſeinen weſtlichen Lauf wieder an, berührt Wiſoczan, und ergießt ſich bei Liben in die Moldau. Bei Unter-Potſchernitz, Hoſtawitz, Keyge und Hloupetin bildet dieſer Bach große Teiche, und fließt überhaupt in einem ſumpfigen, mit Gebüſch bewachſenen, zwiſchen Hoſtawitz und Hloupetin aber von ſteilen Anhöhen eingeengten Grunde. Vor Hloupetin erweitert ſich das Thal und erreicht bei Wiſoczan eine bedeutende Breite. Bei Hoſtawitz nimmt er, von der linken Seite her, einen kleinen Bach auf, der aus dem eine Stunde ſüdlicher, zwiſchen Sterboholy und Unter-Miecholup liegenden Teiche abfließt, noch einige Teiche bildet, und ſumpfige Wieſenränder hat. Weſtlich von dieſem Bach und parallel mit ihm, etwa tauſend Schritt davon, zieht ſich von Sterboholy herab ein Grund mit ſieben kleinen Strichteichen, welche durch Gräben verbunden ihre Gewäſſer dem Bache zufließen laſſen.

Sie waren zur Zeit der Schlacht entwäſſert und mit Hafer beſäet, der Boden derſelben aber, wie dies bei ſolchen Teichäckern gewöhnlich iſt, ſchlammig und ſehr weich. Zwiſchen Sterboholy und Keyge erhebt ſich das Terrain ganz ſanft gegen Malleſchitz. Von dieſem Dorfe zieht ſich eine von einem Bächlein beſpülte, tiefe, ſteile Schlucht nach dem etwa tauſend Schritt nördlicheren Hrtlorzes hinab. Zwiſchen letzterm Orte und Keyge und Hloupetin, auf der von dem ſtark gekrümmten Laufe des zuerſt erwähnten großen Baches gebildeten Erdzunge, hebt ſich eine Reihe von ſehr ſtarken Hügeln; beſonders iſt die, zwiſchen den Teichen von Keyge und Hloupetin — die kaum neunhundert Schritt von einander entfernt ſind — liegende Höhe nach allen Seiten hin beherrſchend. Auf der weſtlichen Seite der Schlucht von Hrtlorzes, in der Verlängerung der eben erwähnten Hügelreihe, ziehen ſich zwei parallele Rücken bis an die Thore von Prag, zwiſchen beiden läuft die Straße von Kollin. Der nördlichſte dieſer Züge, deſſen weſtlicher Abſturz der Ziskaberg heißt, iſt beſonders auf der nach Norden gegen den großen Bach abfallenden Seite ſehr ſteil, mitunter auch felſig, und gegen Prag hin mit Obſt- und Weingärten beſetzt. Fünfhundert Schritt vom Fuße des Ziskaberges fließt die Moldau längs demſelben gegen Oſten, und wendet ſich, bei dem auf der Thalſohle gelegenen Invalidenhauſe, wieder nach Norden zu, gegen Liben. Die Kante der rechten Thallehne des großen Baches von Hloupetin abwärts, iſt ebenfalls ziemlich ſteil, häufig felſig, und wird bei Proſek und Lieben noch ſteiler, wo die Abhänge überdies mit Landhäuſern und Gärten bedeckt ſind. Die Wege, welche hier quer durch das Thal führen, ſind alle eng und hohl.“

Der Prinz Karl von Lothringen hatte das Anrücken Schwerin's nicht erfahren, und glaubte nur die von dem Könige herangeführten Truppen vor ſich zu haben; erſt als bei Gbell die Preußen hervorbrachen, wurde er ſeines Irrthums inne, ließ das Lager abbrechen, und das Heer folgende Stellung nehmen. Das erſte Treffen lehnte ſeinen linken Flügel an den Ziskaberg, 18 Schwadronen hinter demſelben gleichſam verſteckt, dann folgten 3 Diviſionen Fußvolk, welche die rechthin ſich vorſtreckende Höhe bis vorwärts Hrtlorzes beſetzten; hierauf kam eine durch den zerriſſenen, von dem oben erwähnten Bache zweimal tief eingeſchnittenen Boden faſt-unzugängliche Lücke, welche aber bei der beherrſchenden Höhe von Hloupetin endete, wo 4 Bataillons einige in Haſt aufgeworfene Feldverſchanzungen beſetzt hielten; der rechte Flügel, hinter dieſem zerriſſenen Boden, beſtand aus einer Diviſion Fußvolk, und erſtreckte ſich von Hrtlorzes bis hinter Keyge, wo er ſich nebſt 24 Schwadronen, welche die Schlachtordnung ſchloſſen, rechts in einen Haken zurückbog. Das zweite Treffen begann zur Linken, gleich dem erſten, mit 18 Schwadronen, auch wieder hinter ſteilen Anhöhen, rechts von Wolſchan aufgeſtellt; dann folgten zwei Diviſionen Fußvolk auf dem zweiten Höhenzuge bis gegen Hrtlorzes, und eine dritte Diviſion Fußvolk bildete, nebſt wieder 18 Schwadronen, den rechten Flügel dieſes zweiten Treffens, nur dreihundert Schritt von dem erſten ab, in gleicher Richtung und Umbiegung. Der Rückhalt, beſtehend aus einer Diviſion Fußvolk und 39 Schwadronen, bildete ein drittes Treffen, zwiſchen dem Vorwerk Stromeck und dem Dorfe Malleſchitz ſo vorgeſchoben, daß jenes hinter dem linken Flügel und dieſes hinter dem rechten, in ſchrägem Abſtande weit hinausragten. Dieſe ganze Streitmacht betrug gegen 70,000 Mann, worunter faſt 14,000 Reiter, und führte außer dem Regimentsgeſchütz, welches über 100 leichtere Stücke zählte, 60 ſchwere Kanonen. Die Preußen waren ungefähr in gleicher Stärke, nur hatten ſie verhältnißmäßig mehr Reiterei und Geſchütz.

Schwerin und Winterfeldt kehrten von ihrer Beſichtigung des feindlichen rechten Flügels eilig zurück; ſie brachten die Meldung, der Boden flache ſich dort ab, und ſei ganz geeignet für die Reiterei, der Feind aber ſtehe auf unbedeutenden Höhen, mit offener Flanke, und könne leicht angegriffen und umgangen werden. Der Irrthum, welcher hiebei obwaltete, wurde ſehr ſchädlich. Die Teiche nämlich bei Sterboholy und Hoſtawitz waren abgelaſſen, und der ſchlammige Grund ungangbar, weil er aber mit Hafer beſäet war, ſo gab dies für die Ferne den Anſchein von Wieſen, und der Scharfblick beider Feldherren wurde getäuſcht. Der König hatte inzwiſchen ſein Heer ſchon linksab in Marſch geſetzt, und die Truppen bezeigten ſo viel Eifer und Kraft, daß ſie den beſchwerlichen Weg von einer ſtarken Meile bis Unter-Potſchernitz binnen zwei Stunden zurücklegten, und um 10 Uhr ſchon der König die Truppenzüge zur neuen Angriffslinie konnte einſchwenken laſſen.

Spät erſt bemerkten die Oeſterreicher den Linksabmarſch der Preußen, doch als die Spitzen der preußiſchen Truppenzügen bei Unter-Potſchernitz erſchienen, da konnte die Abſicht des Königs gegen den öſterreichiſchen rechten Flügel nicht mehr zweifelhaft ſein. Browne, der ſich auf dieſem Flügel befand, ließ ſogleich beide Treffen raſchen Schrittes rechts abmarſchiren, die Reiterei trabte bis zu dem Teiche zwiſchen Unter-Miecholup und Sterboholy, und ſchwenkte dann ein, ſo daß der Teich ſechshundert Schritt vor ihrem rechten, Sterboholy noch etwas weiter vor ihrem linken Flügel lag. Das Fußvolk rückte in dieſelbe Linie, rechts und links von der Wiener Straße, mit der Front gegen Hoſtawitz, und lehnte den linken Flügel an den Teich von Keyge. Dieſer Flügel wurde durch das Erdreich ſchon geſchützt, und es war unnöthig, ihn ſo weit links anzudrängen, wodurch nun das Uebel entſtand, daß das Fußvolk rechts nicht weit genug reichte, und zwiſchen ihm und der hinter Sterboholy ſchon aufmarſchirten Reiterei ein großer Zwiſchenraum blieb. Seinerſeits ließ der Prinz Karl von Lothringen, der ſich auf dem linken Flügel befand, das zweite Treffen deſſelben gleichfalls rechts abmarſchiren, ließ alle 22 Grenadierkompanieen des zweiten Treffens, die bei ihren Regimentern eingetheilt ſtanden, herausziehen und eiligſt auf den rechten Flügel rücken, um dort die zwiſchen dem Fußvolk und der Reiterei entſtandenen Lücken auszufüllen, zugleich mußten 18 Schwadronen des linken Flügels und die ſämmtlichen 39 Schwadronen des Rückhaltes in ſtarkem Trabe auf den rechten Flügel eilen. Dieſe Bewegungen geſchahen mit großer Schnelligkeit. Die Grenadierkompanieen rückten nach und nach in die Linie, und da ſie für den Raum noch nicht genügend ſchienen, ſo wurden zur Ausfüllung noch einige Bataillons aus dem Rückhalte geholt; das Geſchütz kam im Galopp herbei, und wurde theils auf der Anhöhe Homoly, zwiſchen der Reiterei und den Grenadieren, theils längs der Front aufgefahren. Auch ein zweites Treffen begann im Rücken des erſten ſchon aufzumarſchiren, aber auf dem linken Flügel nicht ohne Verzug und Anſtrengung, da die Schlucht von Hrtlorzes den Durchziehenden ſehr hinderlich war. Die Reiterei des rechten Flügels aber ſtand in drei Linien, eine Maſſe von 12 Regimentern, die ſich in der Ebene weit ausdehnte, indem zwiſchen je zwei Schwadronen immer die Weite einer Schwadron offen gehalten war. Dies geſchah vielleicht auch deßwegen, weil die Schwadronen anfangs ſehr ſchwach waren, indem bei manchen faſt die Hälfte der Mannſchaft zum Futterholen ſich in Prag befand, und erſt während der Schlacht wieder einrückte. Der General Graf von Hadik ließ ſein Huſarenregiment in die Lücke zwiſchen dem Teiche von Unter-Micholup und der Reiterei vorrücken, ſo daß es mit deren Front einen links einbiegenden Haken machte.

Schwerin ſah die Bewegung der Oeſterreicher, und damit ſie ihm nicht zuvorkämen, ließ er ſeine Truppen ſtärker antreten, um die Engwege zu gewinnen, durch welche ſie vorrücken mußten. Das ſchwere Geſchütz konnte ſo raſch nicht folgen, und blieb weit zurück. Einer der Adjutanten des Königs ritt an Schwerin heran, dies zu melden, und ihn zu fragen, ob dieſe Kanonen nicht gleich beim erſten Angriff nöthig ſein würden? allein der Feldmarſchall antwortete, er könne ſie entbehren, und ohne ſie mit ſeinen Fußvölkern den Feind ſchlagen. Dies Fußvolk des preußiſchen linken Flügels war unterdeß bei Unter-Potſchernitz über den Bach gegangen, zog ſich bis gegen Sterboholy, machte nun Halt, und die Bataillone fingen an, in guter Ordnung einzuſchwenken. Doch vor dem wirklichen Angriff, etwa um halb 11 Uhr, ritt Schwerin noch zu dem Könige, ſagte, daß es nun Zeit ſei, ehe der Feind ſich völlig in Ordnung geſtellt habe, und da er, anſtatt einer Antwort, ſagt Gaudi, über einige Umſtände eine gewiſſe Unentſchloſſenheit bemerkte, rief er haſtig: „Friſche Eier, gute Eier!“ und jagte, ohne weiter eine Antwort abzuwarten, mit verhängtem Zügel zu ſeiner Reiterei, welche auf der äußerſten Spitze des linken Flügels vorrückte. Das

Wort Schwerin's, welches an das frühere des Königs erinnert, und wohl daran erinnern wollte, iſt glaubwürdig überliefert, auch der König ſoll es ihm ſpäter nacherzählt haben, und wir können daſſelbe nicht bezweifeln; aber eben ſo wenig das des Königs, welches unter Anderen auch Retzow erzählt, der dagegen das von Schwerin unerwähnt läßt, und doch ſonſt nicht eben liebt dem Könige zu überweiſen, was Andere anſprechen mögen. Wir ſind der Meinung, daß beide Worte recht wohl zuſammen beſtehen, und beide zu erhalten ſind.

Der Angriff begann. Schwerin ließ das erſte Treffen in Schlachtordnung vorrücken, das zweite, nach Maßgabe ſeines Herankommens, ſollte ſich zur Unterſtützung auf den nahen Anhöhen aufſtellen. Die Truppen ſchritten in feſter Ordnung, es fiel kein Schuß, weil Schwerin und Winterfeldt ſtreng befohlen hatten, nur mit dem Bajonet anzugreifen. Bald aber wurde der Marſch durch den Bach gehemmt, der von Sterboholy nach Hoſtawitz fließt, die Linie mußte gebrochen, Dämme und Stege mußten reihenweiſe überſchritten werden, auch das Bataillonsgeſchütz mußte zurückbleiben, in dem ſumpfigen Ufer blieben Pferde und Fußgänger ſtecken. Ganze Regimenter, welche auf den Boden der abgelaſſenen Teiche geriethen, deſſen friſches Grün hier Wieſen erwarten ließ, ſanken tief in den Schlamm, und mußten mit großer Anſtrengung, und in völliger Auflöſung, jeder Einzelne wie er konnte, ſich durchhelfen. Faſt eine Stunde verging unter dieſer Mühſal und Unordnung, welche der Feind mit anſah, ohne ſie zu benutzen. Schwerin ſtellte ſeine zerrütteten Bataillone, wie ſie nach und nach auf dem linken Ufer des Baches Fuß faßten, wieder in Schlachtordnung, und auf's neue rückte dieſe zwiſchen Sterboholy und Hoſtawitz vor. Sterboholy ſelbſt wurde von Winterfeldt raſch beſetzt, eben ſo raſch drang er dann mit ſeinen Bataillonen, unbekümmert um das zurückbleibende Geſchütz, von hieraus zum weiteren Angriffe vor.

Vor der Stellung der Oeſterreicher ſenkte ſich der Boden ſanft, und ihr Geſchütz hatte gegen die heranſteigenden geſchloſſenen Schaaren volle Wirkung; nichtsdeſtoweniger drangen die Preußen immer vor, ſchon waren ſie nur noch vierhundert

Schritt von der feindlichen Front entfernt, als auch das öſterreichiſche Geſchütz auf der Höhe von Hloupetin ſein Feuer eröffnete, und die Linie in ihrer rechten Flanke und ganzen Länge beſchoß. Die Bataillone ſchmolzen unter dem ſich kreuzenden Kartätſchenfeuer zuſammen, die Kugeln riſſen Lücken in die Reihen, die Mannſchaft, anſtatt mit gefälltem Bajonet weiterzudringen, fing nun auch ihrerſeits zu feuern an, und das Vorrücken ſtockte. Dieſen Augenblick benutzte der Anführer der öſterreichiſchen Grenadiere, Oberſt Guasco, und befahl ſeiner Truppe im Sturmſchritt vorzugehen; erſt ganz in der Nähe des Feindes ſollte ſie feuern. Die Grenadiere empfingen kaltblütig das Feuer einiger preußiſchen Feldſtücke, welche doch endlich herbeigeſchafft waren, und bald auch das Gewehrfeuer der preußiſchen Grenadiere, welche der Zufall den öſterreichiſchen gegenüber geſtellt hatte, und rückten muthig vor. Browne ſelbſt kam herangeſprengt, ſetzte ſich vor die Front der Grenadiere, und wollte ſie zum Sturm führen, da zerſchlug eine Kanonenkugel ihm den rechten Fuß, und er wurde bewußtlos weggetragen. Sein Fall erbitterte die Seinigen, ſtatt ſie zu entmuthigen, unter dem Zurufe tapfrer Anführer gingen ſie mit gefälltem Bajonet auf die preußiſchen Grenadiere los, welche, ſchon erſchüttert und vermindert durch das mörderiſche Geſchütz- und Gewehrfeuer, dieſem heftigen Anfall nicht Stand hielten, ſondern umkehrten und das ganze erſte Treffen mit fortriſſen; ſie kamen ſchneller über den Bach zurück, als ſie herüber gekommen, und ſuchten die Anhöhen zu gewinnen, wo das zweite Treffen ſtand; ſie ließen das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt, mehrere Fahnen und 12 Kanonen wurden die Beute der Oeſterreicher. Dieſe hatten ihre Patronen großentheils verſchoſſen, doch neuer Vorrath traf ein, und zwei Regimenter Fußvolk rückten nach, das glückliche Gefecht kräftig zu verfolgen. Ihre rechte Flanke wurde zwar im Vorrücken von Sterboholy aus, wohin Winterfeldt Fußvolk und Geſchütz geworfen hatte, mit Kartätſchen ſtark beſchoſſen, allein ſie griffen das Dorf an, eroberten daſſelbe, und nahmen auch hier 2 Kanonen. Der Sieg der Oeſterreicher ſchien auf dieſer Seite nicht mehr zweifelhaft.

Bevor wir die Erzählung dieſes Kampfes fortführen, müſſen wir auf die Ereigniſſe blicken, welche bis dahin auf anderen Punkten Statt fanden. Noch etwas früher, als das Fußvolk des preußiſchen linken Flügels, kam die Reiterei deſſelben an den Feind. Sie hatte hinter Sterboholy über einen engen Damm ziehen müſſen, der ſie nöthigte, ihre Züge zu brechen, und nach dem Uebergange wieder herzuſtellen. Die öſterreichiſche Reiterei ſah von ihrer höheren Stellung dieſen ganzen Verlauf mit an, und wünſchte den günſtigen Augenblick zu benutzen, durfte aber nicht angreifen, weil ihre Anführer nicht Befehl dazu hatten. Ungeſtört entwickelte ſich die preußiſche Reiterei in dem Raume zwiſchen dem Teiche von Unter-Miecholup und Sterboholy, die linke Flanke durch den Teich gedeckt, die rechte durch das Dorf. Der Aufmarſch geſchah in größter Schnelligkeit, und war kaum vollendet, als der Prinz von Schönaich ſogleich anzugreifen beſchloß. Er wußte, daß der König ihm 20 Schwadronen aus der Mitte zur Verſtärkung ſandte, aber glaubte dieſe nicht abwarten zu dürfen, weil er den Feind unterdeſſen ſich immer mehr ausdehnen ſah. In beſter Ordnung und voller Kraft ſtürzten die preußiſchen Küraſſiere auf die feindliche Linie, dieſe ſtand ruhig, bis die Preußen auf fünfzig Schritt nahe waren, feuerte dann ihre Karabiner ab, und ritt nun dem Stoß entgegen; ſie wurde jedoch augenblicklich geworfen, aber eben ſo ſchnell durch die zweite Linie erſetzt, die entſchloſſen anrückte; die Preußen wurden von ihr überflügelt, von Hadik außerdem in der Flanke angegriffen, und zum raſchen Rückzuge gezwungen. Allein die Oeſterreicher folgten nicht, und Schönaich konnte in dem ſichern Raume ſeine Reiter bald wieder ordnen, und auf's neue gegen den Feind führen. Doch dieſer zweite Angriff war nicht glücklicher als der erſte, in dem erregten großen Staube ſtürmten ſogar Preußen gegen Preußen, und der Feind drängte ſo heftig an, daß das Gefecht diesmal verloren ſchien. In dieſem Augenblick erſchien der preußiſche Oberſt Warnery mit 5 Schwadronen Huſaren, die er um den Teich von Unter-Miecholup links herum geführt hatte, den Verfolgern im Rücken und in der Flanke, wodurch ſie in Unordnung geriethen und zurückwichen. So gewann Schönaich Zeit, ſeine Reiterei zum dritten Angriff anzuordnen, doch eben jetzt langten auch die vom Könige geſandten 20 Schwadronen unter Zieten's Befehlführung an, hieben mit Ungeſtüm in den Feind, und warfen ihn nach kurzem Widerſtande völlig in die Flucht. Noch zuletzt wurden einige öſterreichiſche Regimenter, die nicht weichen wollten, durch das preußiſche Dragonerregiment von Stechow überrannt und geſprengt. Die flüchtigen Reiter warfen ſich zum Theil auf das nächſtſtehende Fußvolk, das ſie in Unordnung brachten, zum Theil gegen die Sazawa, oder nach Prag. Der Prinz Karl von Lothringen war herbeigeeilt, um die Fliehenden aufzuhalten, wurde aber mit fortgeriſſen, und inmitten ſeiner Anſtrengung von einem Bruſtkrampfe befallen, der ihn lange Zeit ohne Bewußtſein ließ; ſo war denn das öſterreichiſche Heer ſeiner beiden Oberfeldherren beraubt. Dies Reitergefecht konnte jedoch wenig entſcheiden, denn gleich den Beſiegten verſchwanden auch die Sieger vom Schlachtfelde, ſie fielen bei Nusle in das öſterreichiſche Gepäck und ergaben ſich der Plünderung und dem Trunk, ſo daß ſie für den übrigen Theil der Schlacht größtentheils unbrauchbar blieben.

Gleichzeitig mit dieſem Kampfe der Reiterei hatte ſich aber auch der des Fußvolkes wieder entzündet. Nur das erſte Treffen Schwerin's war geſchlagen, aber einzelne Regimenter hielten ſich noch, während ſchon das zweite Treffen vorrückte. — Das feindliche Kartätſchenfeuer wurde jedoch immer heftiger, und jene noch ſtehenden Regimenter fingen an zu weichen, das Regiment von Fouqué, welches dem Feuer einer Batterie von 14 Kanonen ausgeſetzt war, das Regiment von Kreuzen, und endlich das zweite Bataillon des Regiments Schwerin, vor welchem eben Winterfeldt ſchwer verwundet hingeſunken war. Schwerin hielt zu Pferde bei einer der Engen des ſchwierigen Bodens, und ſuchte die Truppen zum Stehen zu bringen, allein vergebens; unwillig, daß auch ſein eignes Regiment wich, entriß er voll Eifer und Muth dem Fahnenjunker die Fahne ſeines zweiten Bataillons, hob ſie empor und rief: „Wer ein braver Kerl iſt, der folge mir!“ Sein Beiſpiel und Zuruf beſeelte die Truppen mit neuem Muthe, ſie wanden ſich aus dem Engwege heraus, ſtellten ſich rechts deſſelben in Ordnung, und begannen im Sturmſchritt vorzuſchreiten, Schwerin mit der Fahne in der Hand voran. Aber kaum 12 Schritte waren auf dieſe Art gethan, und Schwerin um noch etwa 6 Schritte voraus, da traf ein Kartätſchenſchuß den alten Feldherrn, der ſogleich ohne die geringſten Zeichen des Lebens vom Pferde ſank. Fünf Kugeln hatten ihn getroffen, eine hinter dem Ohr in's Genick, eine durch's Herz, und drei in den Unterleib. Seine Hand hielt noch die Fahne feſt, die mit ihm gefallen war; ſie bedeckte ſeinen ganzen Körper; der General von Manteuffel nahm ſie auf, und gab ſie dem Junker wieder, allein dieſer hatte ſie kaum gefaßt, als auch ihn eine Kanonenkugel mitten auf die Bruſt traf und niederwarf. Der Anblick des tödtlich getroffenen und zu Boden geſtreckten Feldmarſchalls ergriff ſeinen Adjutanten, den Hauptmann von Platen, ſo heftig, daß er voll Grimms in den Feind ſtürzte, und ſogleich ſeinen Tod fand. Die Truppen ſtockten augenblicklich, ſchwankten, und wandten ſich auf's neue zur Flucht. Der Fall des Feldherrn, die Verwundung Winterfeldt's, Fouqué's und anderer tapferen Anführer, machte die Krieger unruhig, ließ ſie ohne Befehl, während der Feind ſein mörderiſches Feuer fortſetzte, und unaufgehalten vordrang. Die Preußen wichen etwa zwölfhundert Schritt zurück, und der König, der die Verwirrung mit anſah, und kaum noch eine glückliche Wendung hoffte, blickte ſchon nach den hinter ihm liegenden Höhen, wohin er das geſchlagene Heer zu retten dachte, als plötzlich die Sachen wieder eine andere Geſtalt nahmen. Das ſchwere Geſchütz der Preußen war angelangt, zog eiligſt durch Unter-Potſchernitz, und 16 zwölfpfündige Kanonen und Haubitzen fuhren auf der Anhöhe vor dem Dorfe auf. Während dieſe zu feuern anfingen, und die öſterreichiſchen Grenadiere niederſchmetterten, rückte auch das preußiſche zweite Treffen, 12 Bataillone ſtark, in's Gefecht. Die öſterreichiſchen Grenadiere wollten aber nicht weichen, und unterhielten ein ſtarkes Gewehrfeuer, dem das der Preußen lebhaft antwortete. Den Oeſterreichern fehlten bald wieder die Patronen, und ſie nahmen deren aus den Taſchen der Gefallenen ſo viel ſich noch fanden. Das nächſtſtehende Fußvolk, unter dem General

Herzog von Aremberg konnte keine mehr abgeben; ſie ſollten ſich der Bajonette bedienen, ließ er den Grenadieren ſagen. Gleich darauf aber verließ dies Fußvolk ſeine Stellung, und marſchirte eiligſt linksab gegen Keyge, wo ſich bereits ein anderer Kampf heftig entzündet hatte; anſtatt des ſichern Anhaltens der Ihrigen ſahen die öſterreichiſchen Grenadiere in ihrer linken Flanke nun preußiſches Fußvolk, das von Hoſtawitz hervordrang; rechts ebenſo, anſtatt der verſchwundenen eigenen Reiterei, eine preußiſche Reiterſchaar, die über Sterboholy hinaus ſie im Rücken bedrohte; in der Front aber rückten immer mehr preußiſche Bataillone in's Feuer, der König ſelbſt hatte ſich hier eingefunden, die ganze preußiſche Linie war im Vorrücken. Die öſterreichiſchen Grenadiere, hier allein noch immer auf dem Platze, ohne Patronen, ihrer meiſten Offiziere beraubt, auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen, mußten endlich weichen. Sie zogen ſich anfangs in guter Ordnung zurück, 3 genommene Fahnen und von den eroberten Kanonen 5 mitführend; dieſe tapfern Kerntruppen allein hatten das Schickſal des Tages eine Zeitlang zweifelhaft gemacht. Als ihr Rückzug ſich zu beeilen und zu verwirren begann, wollte der König ſie durch Reiterei verfolgen laſſen, aber nur eine geringe Schaar war aufzubieten, und dieſe bald bei einem Engwege gehemmt.

Inzwiſchen hatte ſchon früher der König, die Höhe bei Hloupetin als den Schlüſſel der feindlichen Stellung erkennend, auch dort zum Angriff überzugehen, und dem Herzoge Ferdinand von Braunſchweig mit dem rechten Flügel vorzurücken befohlen. Doch der General von Manſtein, in ungeduldiger Tapferkeit, war dem Befehl noch zuvorgekommen und hatte den Angriff unbedacht ſchon eröffnet; er führte 3 Grenadierbataillons und 2 Fußregimenter Itzenplitz und Manteuffel zum Sturm heran, in heftigem Kartätſchenfeuer erklommen ſie mit gefälltem Bajonet die ſteile Höhe, hielten vor den Verſchanzungen eine Weile an, gaben einigemal Gewehrfeuer, beſetzten dann im erneuten Anlauf die Schanzen, die mittlerweile geräumt worden waren, und gingen allmählig auf dem ſchmalen Höhenzuge gegen Hrtlorzes vor. Der Prinz Heinrich von Preußen und der Herzog von Bevern hatten das voreilige Unternehmen mißbilligt, rückten aber nach, um den Angriff zu unterſtützen.

Das preußiſche Fußvolk, welches von Hoſtawitz herankam, hatte ſich durch Unter-Potſchernitz durchgezogen, und nahm nun an dem Kampfe lebhaft Antheil. Der Herzog von Bevern befehligte dieſe Truppen, ſchlug die öſterreichiſchen Bataillone, auf die er traf, und die anfangs tapfer widerſtanden, aus dem Felde, und rückte in Gemeinſchaft mit dem linken Flügel, der eben die öſterreichiſchen Grenadiere geworfen hatte, gegen Malleſchitz vor.

Auf die Höhe von Hloupetin ließ nun der König Geſchütz auffahren, um die Flanke des bei Keyge noch ſtehenden Feindes zu beſchießen, den er auch ſogleich in der Front anzugreifen befahl. Sein Bruder Prinz Heinrich führte die Hauptſtärke des preußiſchen rechten Flügels zu dieſem Angriff. Ein Truppenzug rückte durch das Dorf Keyge, ein zweiter durch den Zwiſchenraum der Teiche, ein dritter über den Damm nächſt Hoſtawitz; der Marſch war ſchwierig und langſam, die Truppen mußten ihre Ordnung brechen, Geſchütz und Pferde kamen mühſam durch; die Oeſterreicher hatten dieſe Zugänge freigelaſſen, welche bei einiger nachhelfenden Befeſtigung durch geringe Mannſchaft hätten vertheidigt werden können. Doch die Preußen ſtießen auch hier auf einen entſchloſſenen Feind, er empfing ſie mit Kartätſchenhagel und Gewehrfeuer, inmitten deſſen ſie aber ihre Ordnung wiederherſtellten, und unerſchrocken zum Angriff vorrückten. Zwei Diviſionen öſterreichiſches Fußvolk, unter dem Feldzeugmeiſter Grafen von Königsegg, hielten hier muthig Stand, und wieſen die erneuerten Stürme der Preußen kräftig ab. Dies war der hartnäckigſte und blutigſte Kampf der Schlacht, auf beiden Seiten der Verluſt ungeheuer. Das preußiſche Regiment von Winterfeldt erſtürmte eine öſterreichiſche Batterie, verlor dabei 1000 Mann vergebens, und wollte auf's neue ſtürmen, da kam das Grenadierbataillon von Wreden jenes abzulöſen, und die Grenadiere riefen: „Kammeraden, laßt nun uns heran! Ihr habt Ehre genug!“ Aber auch dieſes Bataillon verlor die Hälfte ſeiner Leute, und mußte erfolglos zurück. Doch endlich ermatten die Oeſterreicher, ſie ſehen überall die Preußen anrücken, ſie ſehen keinen Rückhalt, glauben ſich verloren, und ganze Regimenter nehmen aufgelöſt die Flucht.

Königsegg zieht die ihm noch verbleibenden Truppen zurück, und giebt ihnen eine neue Aufſtellung auf den Höhen hinter Malleſchitz und Nowy Straſchnitz. Mittlerweile rückt eine friſche Diviſion, vom General von Clerici geführt, über die Schlucht von Malleſchitz wieder hinaus, und einige Bataillons beſetzen den Taborberg, den eben auch die Preußen unter Manſtein erſteigen wollen. Ein neuer blutiger Kampf entſpinnt ſich hier, Clerici wird ſchwer verwundet, General Peroni, der unter ihm befehligt, todtgeſchoſſen, die Truppen fechten ohne Zuſammenhang, überall fehlt Unterſtützung, die noch vorhandenen bedeutenden Kräfte bleiben ungenutzt, und die Preußen dringen unabläſſig vor; der Herzog Ferdinand von Braunſchweig erſtürmt den Taborberg, der Herzog von Bevern, nach einem erſten Mißlingen, im zweiten Anlaufe die Batterie von Malleſchitz, der König ordnet die ganze Mitte und den linken Flügel in neue Schlachtordnung, das zweite Treffen rückt überall mit in die erſte Linie, dieſe marſchirt immer vorwärts, und treibt den Feind vor ſich her gegen Prag.

Seit Anfang der Schlacht ſtanden als erſtes Treffen des linken Flügels 17 öſterreichiſche Bataillons und 17 Grenadierkompanieen nebſt 20 Schwadronen Reiterei ungebraucht auf dem Ziskaberg, ſie hatten keinen Befehl erhalten. Als die Flucht der Geſchlagenen die Gegend von Wolſchan erreichte, und die Gefahr näher kam, ſtiegen jene Truppen den Berg hinab und machten Front gegen die Preußen. Die öſterreichiſchen Küraſſiere und Dragoner unter dem Grafen Od'onnel eilten im Galopp herbei, und griffen das preußiſche Fußvolk ungeſtüm an; ſie erlitten großen Verluſt, gewannen aber ihrem Fußvolke Zeit, ſich vorwärts von Wolſchan in mehreren Linien aufzuſtellen. Nun kam indeß auch preußiſche Reiterei wieder zum Vorſchein, die des linken Flügels kehrte theilweiſe vom Plündern des Gepäckes zurück, und wiewohl noch in großer Unordnung, ſo daß Zieten dem Könige ſagte, er könne nicht 100 nüchterne Huſaren auftreiben, bedrohte ihr

Heranſchwärmen doch die rechte Flanke des Feindes, und beförderte deſſen Flucht; die Reiterei des rechten Flügels, die bisher des ungünſtigen Bodens wegen noch nicht gebraucht worden war, hatte der König herbeiholen laſſen, um hier den letzten Widerſtand der Oeſterreicher zu brechen. Das Küraſſierregiment von Schönaich, im vollen Trabe, kam zuerſt an, erhielt von dem Major von der Marwitz, Adjutanten des Königs, die Weiſung, ſogleich das öſterreichiſche Fußvolk anzugreifen, ſtürzte im Galopp auf die feindliche Linie, wurde aber zweimal durch deren Gewehrfeuer zurückgetrieben, und im Zurückſprengen von dem eignen Fußvolk verkannt, deſſen Gewehrfeuer ihm 130 Mann nebſt mehreren Offizieren koſtete. Doch die fliehenden Schaaren der Oeſterreicher, aufgelöſt und verfolgt, kamen immer ungeſtümer und dichter heran, und riſſen zuletzt die noch ſtehenden mit fort. Alles eilte gegen Prag hin, nur wenige Regimenter Fußvolk und Reiterei hielten noch Stand, und konnten den Rückzug decken, den am meiſten die Weinberge und Gärten begünſtigten, ſo wie die Engwege, welche der preußiſchen Reiterei ſchneller vorzudringen unmöglich machten.

Der Prinz Karl von Lothringen war inzwiſchen auf dem Wiſchehrad, wo man ihm zur Ader gelaſſen hatte, wieder zur Beſinnung gekommen, und wollte in die Schlacht zurückkehren. Er ſprengte auf das Kornthor zu, und drang durch die ihm entgegen kommenden Flüchtlinge, die daſſelbe ſperrten, mit Mühe endlich hinaus, allein nur um in noch dichtere fliehende Schaaren verwickelt zu werden, mit denen er wider Willen in die Stadt zurück mußte; eben ſo wenig gelang ihm durch das Roßthor hinauszudringen, und bald ſah er auch den größten Theil des Ueberreſtes ſeiner Truppen innerhalb der Stadt. Ein Verſuch, über die Moldaubrücke durch das Aujeſter Thor auf die Straße von Königsſal zu gelangen, mißglückte, weil die Preußen unter Keith jenſeits die Kleinſeite wachſam umſtellt hielten. Keith hatte früher Befehl vom Könige erhalten, den Prinzen Moritz von Anhalt-Deſſau mit 3 Grenadierbataillons und 30 Schwadronen oberhalb Prag bei Branik über die Moldau gehen zu laſſen, um von dieſer Seite angreifend die Niederlage des Feindes zu vervollſtändigen; allein die Brückenſchiffe wurden in den Richtungen, durch welche der Prinz ſie, in der Meinung Zeit zu gewinnen, fahren ließ, allzulange aufgehalten, und als ſie endlich anlangten, ſo reichten ſie für die Breite des Stromes nicht aus, deſſen Anſchwellung auch das Durchſchwimmen der Reiterei, welches Seydlitz verſuchen wollte, unmöglich machte. Jetzt dienten dieſe Truppen trefflich, den Prinzen von Lothringen mit mehr als 50,000 Mann, die ſich in Prag angehäuft hatten, von dieſer Seite einzuſchließen, während auf der andern das ſiegreiche Heer des Königs die Stadt in großem Halbkreiſe umlagerte.

Der Sieg der Preußen war theuer erkauft, ihr Verluſt betrug über 13,000 Mann, der König in ſeinem Geſchichtswerke ſagt ſogar 18,000, die tapferſten Generale und Offiziere waren im Kampfe gefallen, der Kern des Fußvolks, das im ganzen Laufe des ferneren Krieges dieſen Verluſt fühlte; auch 5 Fahnen, 1 Standarte und 5 Kanonen waren verloren worden. Die Oeſterreicher verloren an Todten und Verwundeten kaum weniger, an Gefangenen gegen 5000 Mann, und 33 Kanonen, 71 Standarten, 40 Brückenſchiffe, nebſt einer Menge Pulverwagen und einem großen Theile des Feldgeräthes und Gepäcks. Die Schlacht iſt vorzugsweiſe eine Schlacht der Tapferkeit zu nennen, von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth gefochten, und die Entſchloſſenheit und Ausdauer der Truppen entſchied jeden einzelnen Kampf. Denn die Schlacht, raſch beſchloſſen und unternommen, zerfiel bald in eine Reihe einzelner Gefechte, der leitenden Hand des Oberfeldherrn nicht mehr erreichbar, ſondern ihrer eignen Entwickelung überlaſſen. Die Verwirrung war auf beiden Seiten ungeheuer, jeder Theil focht für ſich, und der Ueberblick des Königs ſelber mußte zeitenweiſe in dieſem Gemiſch von Zufällen und Schwankungen untertauchen. Daß aber jeder einzelne Kampf durch die Trefflichkeit der Truppen und die Hingebung der Anführer zum Sieg wurde, fand im Verlaufe den Zuſammenhang, ſich zu einem großen Siege zu geſtalten.

Wir ſahen unſeren Helden inmitten des wüthendſten Schlachtgetümmels fallen, aber wir durften fürerſt nicht bei ihm weilen; ſein Geiſt ſelber trieb uns vorwärts, der, aus dem entſeelten Körper in die durch ſeinen Tod angefeuerten Truppen übergegangen, in ihnen weiterkämpfte und zum Siege ſtürmte. Nachdem wir die Schlacht bis zu dieſem Ziele glücklich verfolgt haben, und wir das Werk Schwerin's vollendet, ſeine Hingebung gekrönt geſehen, kehren wir zu dem Orte zurück, wo der Feldherr auf dem Bette der Ehre ruht. Als der König die erſte Nachricht erhielt, Schwerin ſei geblieben, war er mit dem noch zweifelhaften Gange der Schlacht beſchäftigt, wandte alle Aufmerkſamkeit auf die feindliche Linie, und ertheilte die den Umſtänden entſprechenden Befehle. Gegen 5 Uhr aber, als der Sieg größtentheils entſchieden war, athmete er wieder auf, und überließ ſich den Empfindungen des Herzens. Er gewahrte ſeinen Bruder den Prinzen Heinrich, und ritt zu ihm hin, ſtieg vom Pferde, und ſetzte ſich mit ſichtbarer Traurigkeit auf den grünen Raſen, der ſeitwärts am Wege ſich erhöhte. „Wir haben viel verloren, rief er mit erſtickter Stimme, der Feldmarſchall Schwerin iſt todt!“ und dann nannte er die anderen Generale, die theils todt, theils verwundet waren, unter den erſteren befanden ſich Hautcharmoy, Goltz, der Prinz von Holſtein, Manſtein und Anhalt.

Inzwiſchen war der Körper des Helden mit Mühe unter den Todten und Verwundeten herausgefunden, wurde dann in ein Zelt gebracht und unterſucht, da ſich denn die Gewißheit ergab, daß er in demſelben Augenblicke getroffen und todt geweſen ſein müſſe. Man brachte die Leiche darauf in das Kloſter St. Margaretha, wo ſie einbalſamirt, und dann vor dem Altare niedergelegt wurde. Der König kam herzu, und ſtand in ſchweigender Betrachtung an dem Sarge, brach dann in Thränen und in Worte der Wehmuth aus, die er dem Entſchlafenen nachrief. Schwerin's älteſter Neffe, der als Adjutant ihm zur Seite und nächſter Zeuge ſeines Todes geweſen, überreichte dem Könige das blutbeſpritzte Band des ſchwarzen Adlerordens, das der Feldmarſchall umgehabt, allein der König nahm das trauervolle Ehrenzeichen nicht an, ſondern überließ es der Familie zu ruhmvoller Bewahrung. Als die Leiche ſpäterhin zur Heimath abgeführt wurde, geſchah dies mit allem kriegeriſchen Gepränge; Prinz Heinrich ließ den Sarg noch öffnen, und als er den Helden betrachtete, deſſen Antlitz die edle Ruhe eines ſchönen Todes ausdrückte, nahm er ehrerbietig den Hut ab; die Soldaten ſtanden umher und weinten um ihren Vater. Der engliſche Geſandte Mitſchell ſchrieb in einem Briefe vom 6. Mai, dem Tage der Schlacht ſelbſt: „Das ganze Heer iſt in Thränen über den Verluſt Schwerin's." Am 14. Mai traf der Leichenzug in Dresden ein, zugleich mit den in der Schlacht von Prag eroberten Fahnen und Standarten. Am 20. Mai gelangte der Zug nach Frankfurt an der Oder, wo er von Seiten der Bürgerſchaft mit großer Feierlichkeit empfangen und in die bisherige Wohnung Schwerin's, das Schumacher'ſche Haus, geführt wurde. Die Univerſität, Profeſſoren und Studirende, der Magiſtrat, die Geiſtlichkeit, und die franzöſiſche Kolonie, ſchloſſen ſich hier an. Am 22. wurde ein Dankfeſt wegen des bei Prag erfochtenen Sieges gefeiert, darauf von dem Doktor der Rechte von Toll eine kurze Standrede bei dem Sarge gehalten, und dann, unter Glockengeläut und Abſingen des geiſtlichen Liedes: „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht", ſo wie unter dreimaligem Gewehrfeuer, die Leiche nach Pommern abgeführt, wo ſie auf herkömmlich ſtandesmäßige Weiſe in dem Erbbegräbniß zu Wuſſeken bei Schwerinsburg beigeſetzt wurde.

Aus ſeiner zweimaligen Verheirathung überlebten ihn keine Nachkommen; zwei Söhne und eine Tochter, welche er von ſeiner erſten Frau hatte, ſtarben in jungen Jahren; von ſeiner zweiten Frau hatte er keine Kinder. Sie ſtarb erſt am 14. Februar 1776 zu Anklam im zweiundachtzigſten Jahre, nachdem ſie ihn als Wittwe faſt einundzwanzig überlebt; ſein letzter Wille, zwei Jahre vor ſeinem Tode zu Anklam niedergelegt, hatte ſie reichlich bedacht. Seine Güter hinterließ er den drei Söhnen ſeines älteren Bruders, des preußiſchen Landjägermeiſters Hans Bogislav von Schwerin. Seinen Heldengeiſt aber vererbte er auf eine natürliche Tochter, die ſein Adjutant Major von Stedingk zur Frau genommen hatte; dieſer, in der Schlacht von Prag an der Seite Schwerin's verwundet, und für die Folge dienſtunfähig, nahm den Abſchied, und lebte zurückgezogen auf dem kleinen Ritterſitz Lentſchow bei Wolgaſt in Vorpommern, wo er, wie Arndt berichtet, des wunderlichſten und eigenthümlichſten Karakters, ſeine beiden Söhne hart und ſtreng, ja ganz ſoldatiſch bloß zu Soldaten erzog; dieſe Enkel Schwerin's machten ſpäter im ſchwediſchen Dienſte, der ältere als General, der jüngere als Admiral, ihren Namen berühmt.

Schwerin war von kleiner Geſtalt, dabei wohlgebildet und gewandt, von freundlichem und muthigem Geſichtsausdruck, der im Alter nur noch entſchiedener ſich als Milde und Ehrwürdigkeit darſtellte. Durchaus ſanguiniſchen Temperaments, war er ſtets aufgeweckt und regſam, voll Thätigkeit und Eifer, ein Feind des Müſſigganges, des langen Schlafes, und jeder Verzärtelung. Er hatte ſich ſehr abgehärtet, und ertrug die Kriegsbeſchwerden vortrefflich. Im Fechten und Tanzen war er Meiſter, und liebte letzteres auch im hohen Alter noch. Zu Pferde zeigte er ſich im vollen Glanze kriegeriſchen Anſtandes. In allem, was er vornahm, wußte er Lebhaftigkeit und Würde zu verbinden. Leicht reizbar, konnte er auch in heftigen Zorn entbrennen, und dann ſeine Umgebungen mit Furcht und Scheu erfüllen, wie denn überhaupt im Dienſte ſtrenger Ernſt bei ihm vorwaltete, und hier ſeine Einſicht und Erfahrung auch gegen Gleichſtehende und Höhere, ja gegen den König ſelber gern den Ton des Meiſters annahm. Leicht gekränkt, und äußerſt empfindlich, trat er grollend zurück, wenn er ſeine Meinung verworfen ſah, oder ſein Anſehen mißachtet glaubte, und ſeinem Unwillen doch Schranken geſetzt fand. In allen Lebensverhältniſſen hielt er faſt allzuſtreng auf ſeine wirklichen oder vermeintlichen Gerechtſame, und galt daher für eigennützig und ſtreitſüchtig, indem er allerdings, wie ſchon erwähnt, viele Gerichtshändel mit ſeinen Nachbarn hatte, und in dem Rufe ſtand, manches ſchöne Stück Feld zur Ausrundung ſeiner Güter auf dem Rechtswege erworben zu haben. Bis zum entſchiedenen Haſſe ſtieg ſeine Leidenſchaft doch wohl nur in zweien Fällen, gegen den alten Fürſten von Anhalt-Deſſau, der wirklich ſein erklärter Widerſacher war, voll Bosheit und mit abſichtlicher Geringſchätzung von ihm ſprach, ſein Verdienſt herabſetzte, und ihn kurzweg den Windbeutel zu nennen pflegte; und gegen den Präſidenten des Tribunals und nachmaligen Großkanzler von Cocceji, dem er die bereits erwähnte Kränkung der Frau von Knyphauſen und die gegen ihn ſelber fortdauernd ausgeübte, und allerdings ſogar pflichtwidrige Gehäſſigkeit nicht verzeihen konnte.

Sein Naturell verleitete ihn leicht zur Aufwallung, und führte ihn auch auf Abwegen der Sinnlichkeit weiter, als es mit ſeinen Grundſätzen und ſeiner Frömmigkeit vereinbar gedacht werden mochte. Wir haben ſchon angedeutet, daß er mit ſeinen beiden Frauen in glücklicher und zärtlicher Ehe lebte, jedoch darum nicht weniger auch um anderer Frauen Gunſt ſich bewarb, und Verhältniſſe einging, die nicht verborgen bleiben konnten. Sein vertrauter Umgang mit Fräulein von Wackenitz, noch bei Lebzeiten der erſten Frau, erregte in ſeiner Familie allgemeine Mißbilligung, beſonders bei der alten Mutter; man erzählt, daß ſie gedroht habe, ſie werde ihm, wenn er ſeine Beſuche nicht einſtelle, den Buckel tüchtig durchprügeln, obſchon er Feldmarſchall ſei. — So hatte er, wenigſtens in früheren Jahren, auch dem Spiele ſich leidenſchaftlich ergeben, und große Summen bald gewonnen, bald verloren. Dieſe Leidenſchaften, gegen welche ohnehin jene Zeit nicht allzuſtreng war, wie es auch die unſerige, trotz manches eifernden Bemühens, nicht ſein will, wurden natürlich durch die zunehmenden Jahre gemäßigt, und ſchwanden im Alter gänzlich.

Seine Frömmigkeit dagegen, von früheſter Jugend voll aufrichtigen Eifers, befeſtigte ſich mit den Jahren mehr und mehr. In dem Lutheriſchen Glauben erzogen und gründlich unterrichtet, liebte er doch auch in andere Bekenntniſſe prüfend einzudringen, und läugnete das Gute nicht, welches er außerhalb des ſeinigen zu finden glaubte. Er konnte die verſchiedenſten Religionsmeinungen ruhig ertragen, nur muthwillige Freigeiſterei, welche des Chriſtenthums entbehren zu können wähnte, war ihm zuwider, und er trat den Aeußerungen dieſer Denkart immer ernſthaft entgegen. Dies war kein geringer Muth in damaliger Zeit, wo jene Denkart mit allem Glanze des Witzes und dem Anſehen reizender Neuheit herrſchend zu werden anfing, und ſchon ſo verbreitet war, daß, wie Kalckreuth erzählt, bei mehr als zwanzig in der Schlacht von Prag gebliebenen preußiſchen Offizieren Voltaire's berüchtigtes Heldengedicht gefunden wurde. Für die katholiſchen Kirchenſachen hatte Schwerin ſich die Anſichten des Serviten Paul Sarpi angeeignet, und verehrte deſſen Schriften ungemein, aus denen er einſt in Böhmen, bei einer heitern Erörterung mit einem katholiſchen Prälaten, zur Verwunderung aller Anweſenden, die ſchlagendſten Beweisgründe für ſeine Meinung anführte. Alle Prüfungen und Vergleichungen befeſtigten ihn aber nur im Lutheriſchen Glauben, dem er unverbrüchlich treu blieb. Er verrichtete alle Morgen, bevor er zu Pferde ſtieg, ſein ſtilles Gebet, und übergab ſich und ſeinen Dienſt der Aufſicht des Allerhöchſten. Den öffentlichen Gottesdienſt beſuchte er eifrig, und hielt auch ſeine Leute fleißig zur Kirche an; auf ſeinen Gütern und bei dem Regiment, im Kriege wie im Frieden, war er ſtets ein erweckendes Beiſpiel frommer Andacht. Den Kern des Chriſtenthums wollte er nicht in bloßer Sittenlehre finden; einſt, nach Anhörung einer ihm in dieſem Betreff nicht genügenden Predigt, enthielt er ſich nicht dem Prediger zu ſagen: „Lieber Herr, Sie haben zwar eine gute Rede, aber keine chriſtliche Predigt gehalten." Mit beſonderer Achtung begegnete er den Geiſtlichen, und liebte ſehr mit ihnen ſich zu unterhalten. Er hatte das Glück, auf ſeinen Gütern deren ſehr würdige zu haben, unter anderen zwei, deren Namen nachher durch ihre Söhne berühmt geworden, Adelung, den Vater des Sprachforſchers, und Sprengel, den Vater des Arzneigelehrten. Die Geiſtlichen waren auch ihm aufrichtig ergeben, und wieſen gern auf ihn als auf das Muſter eines chriſtlichen Helden hin. Johann Gottlieb Töllner hat durch eine beſondere Schrift, die den Titel führt: „Ein Chriſt und ein Held", Schwerin's Gottſeligkeit im reinſten Lichte darzuſtellen verſucht.

An Bildung und Kenntniſſen ſtand er nicht zurück, im Gegentheil übertraf er darin die meiſten ſeiner deutſchen Kriegsgefährten. Sein Aufenthalt auf der Univerſität hatte ihm wenigſtens wiſſenſchaftliche Ueberſichten gewährt; er unterhielt ſich gern, und nicht ohne Geſchick, mit Gelehrten, ſah die Profeſſoren der Univerſität zu Frankfurt an der Oder öfters an ſeiner Tafel, und nahm ſich auch der Studirenden, deren ihm manche beſonders empfohlen waren, fürſorglich und wohlthätig an; mit der ganzen Univerſität daſelbſt lebte er in ungeſtörter Eintracht, und Zwiſte mit den Offizieren oder Soldaten des Regiments kamen nicht vor, oder wurden friedlich beigelegt; auch hierin ganz das Gegentheil des alten Deſſauers, dem in Halle faſt kein Tag ohne Unfug und Hader verging. Schwerin war in Sprachkenntniſſen für damalige Zeit unterrichtet genug, er wußte Latein, Italiäniſch und Franzöſiſch, das letztere ſprach und ſchrieb er in aller dem Weltgebrauche dienlichen Fertigkeit. Der Marquis von Giſors, Sohn des franzöſiſchen Marſchalls Belliſle, der ihn auf Schwerinsburg beſuchte, glaubte in der ſo geſchmackvollen als glänzenden Aufnahme und in dem lebhaften Geſpräche ſeines Wirthes alle Vorzüge ſeiner eignen Landsleute wiederzufinden. Dafür verdarb, nach der übeln Sitte, die ſich in allen Ueberlieferungen jener Zeit widerwärtigſt abſpiegelt, auch Schwerin durch häufig eingemiſchte franzöſiſche Worte und Wendungen ſein gutes und derbes Deutſch. Daß er eine Kriegskunſt geſchrieben habe, wie von Gottſched berichtet wird, der es von einem Oberſtlieutenant von Bugenhagen erfahren haben will, iſt wohl zweifelhaft. Eine Art von Exerzir-Reglement iſt noch in Schwerin's Handſchrift erhalten, aber ohne eigenthümlichen Werth. Ein in Wien und Leipzig im Jahre 1779 herausgekommenes Buch „Gedanken über einige militairiſche Gegenſtände“ trägt mit Unrecht den Namen Schwerin's, ein Major von Golz ſoll es verfaßt haben.

Ein heller Verſtand und raſcher Scharfblick, eine ſichere Beurtheilung und maßvolle Beſonnenheit, mußten ihm in allen Verhältniſſen und Thätigkeiten des Lebens zu Statten kommen, und befähigten ihn eben ſo zum Staatsmann und Diplomaten, als zum Feldherrn, welcher letztere ohnehin, wenn er vollſtändig ſein ſoll, immer auch die erſten beiden in ſich vereinigen muß. Wir haben geſehen, daß Schwerin von dem Herzoge von Mecklenburg und ſpäter von dem Könige von Preußen in mancherlei Verhandlungen gebraucht worden, Friedrich der Große hat ihn bei ſeinen wichtigſten Staatsangelegenheiten immer auf's neue zu Rath gezogen. Sein Benehmen, welchem weder Klugheit, noch nöthigen Ortes ſelbſt eine Art von Verſtellung ſcheint gefehlt zu haben, flößte vor allem Achtung und Zutrauen ein, und immer bewahrte ſich darin ein Grund von Redlichkeit, auf dem auch der Feind ſicher ſtehen konnte. Seiner klugen Anſtalten zur Verpflegung der Truppen, zur damals ſo wichtigen Errichtung von Magazinen, wie ſeiner geſchickten, ſchonungsvollen und ertragreichen, beſonders aber uneigennützigen Kriegsverwaltung feindlicher Länder, iſt ſchon öfters gedacht worden.

Alle Vorzüge und der höchſte Ruhm Schwerin's vereinigen ſich in ſeiner Eigenſchaft als Kriegsmann, als Feldherr. Kein weſentliches, kein wünſchenswerthes Erforderniß in dieſem Betreff iſt ihm jemals abgeſprochen worden. Er hatte das Kriegshandwerk gründlich erlernt, die großen Helden ſeiner Jugendzeit, Eugen von Savoyen, Marlborough und Karl den Zwölften in der Nähe geſehen; Anſchauungen aus den verſchiedenſten Gebieten, Völkern und Gegenden, dienten ſeinem reifen Urtheil. Was er mit ruhiger Ueberlegung geprüft und gewählt, das führte er mit raſchem Muth unerſchrocken aus. Seine perſönliche Tapferkeit, in allen Gelegenheiten bewährt und glänzend, hatte noch im Alter friſches Jugendfeuer. Im Feldzuge 1756 ſah er preußiſche Huſaren ſich anſchicken, feindliche Reiterei anzugreifen, voll Eifer ſetzte der alte Feldherr ſich an die Spitze der Huſaren, allein ſein Adjutant Major von Platen, der ſich viel mit ihm herausnehmen durfte, faßte das Pferd deſſelben am Zügel und wandte es zurück, indem er ſagte: „Hier iſt Ew. Exzellenz Poſten nicht." Die Huſaren griffen an, warfen den Feind, und brachten den öſterreichiſchen Oberſten Giannini als Gefangenen.

Zum beſondern Ruhme wird unſerem Helden ſeine Menſchenfreundlichkeit angerechnet, ſein wohlwollendes und gütiges Benehmen, das er auch im Kriege zu behaupten wußte. Gewiß, er fand kein Gefallen an Grauſamkeit und Härte, er haßte unnützes Toben und Schimpfen, er wollte den Bürger und Bauer wie den Soldaten menſchlich behandelt, und auch den Feind geſchont wiſſen, ſoweit die kriegeriſchen Zwecke dies nur irgend geſtatteten. Die Soldaten liebten in ihm, nächſt dem Führer zu Sieg und Ruhm, auch den ſorgenden Vater, dem ihr Wohl am Herzen lag, der ihnen unnöthige Anſtrengungen und Entbehrungen nicht zumuthete, und ihr Blut nicht freventlich verſchwendete. Doch war darum ſeine Strenge im Dienſt nicht weniger gefürchtet, man wußte, daß hier keine Milde zu hoffen war. Im Dienſt gab es für ihn keinen anderen Titel als den militairiſchen, ihm galt keine Hoheit, Durchlaucht oder Exzellenz, er nannte dann ſelbſt den Bruder des Königs, den Prinzen von Preußen, nur „Herr General von der Infanterie", was ihm dieſer weniger übel nahm, als die Prinzen kleinerer Häuſer, beſonders wenn ihr militairiſcher Rang kein hoher war. Namentlich vor dem Feinde kannte er keine Rückſicht, als die des augenblicklichen Erforderniſſes. Er iſt in dieſem Betreff ſogar der Härte beſchuldigt worden. Folgendes Beiſpiel erzählt Kalckreuth, das ihm Seydlitz ſelber, der es erlebte, mitgetheilt hat. Als Schwerin im Jahre 1744 bei Prag den Ziskaberg erſtürmt hatte, wollte er wiſſen, von welcher Stärke das Geſchütz auf dem nächſten Feſtungswalle ſei, und befahl dem damaligen Stabsrittmeiſter von Seydlitz, den er ſtatt eines anderen Offiziers, mit dem er unzufrieden war, zum Anführer ſeines Vortrabs gemacht hatte, mit etwa 300 Reitern in den nur ein paar hundert Schritt breiten Raum zwiſchen dem Berg und dem Walle vorzurücken. Seydlitz gehorchte, ließ aber ſeine Leute, die als dichte Maſſe das unfehlbare Ziel der Kartätſchenſchüſſe geweſen wären, möglichſt vereinzelt umherſchwärmen, und immer in Bewegung bleiben. Zwei Stunden ließ ihn Schwerin dort im gefährlichen Verſuch; dann befahl er, ihn zurückzurufen. Seydlitz kehrte wieder ohne einen Mann verloren zu haben, und Schwerin lobte ihn zwar wegen ſeiner Geſchicklichkeit, ſetzte aber doch mißvergnügt hinzu, wenn die Mannſchaft wäre zuſammengehalten worden, ſo würde der Zweck erreicht worden ſein. So befahl er ein andermal beim Angriffe des Schloſſes Patſchkau in Schleſien dem Ingenieurmajor von Rege, mit einer Batterie ohne alle Deckung offen auf dem Pflaſter aufzufahren, dem gewiſſen Tode entgegen, welcher auch den tapfern Offizier, der augenblicklich gehorchte, auf der Stelle traf. Mochte ſich Schwerin in dieſen Beiſpielen auch rechtfertigen laſſen, ſo iſt er doch kaum zu entſchuldigen in einem anderen Falle, wo er durch ehrverletzenden Zweifel eine traurige Selbſtopferung erzwang. Er hatte den Hauptmann von Miltitz, einen wackern Huſarenoffizier, mit 50 Zieten'ſchen Huſaren nach Ottmachau zur genaueren Erkundung der feindlichen Stellung ausgeſandt; dieſer kehrte wieder, und meldete er könne nicht vorrücken, weil das Regiment Liechtenſtein in Schlachtordnung ihm den Weg verſperre: „Wahrſcheinlich fehlt die Kourage“, verſetzte Schwerin, worauf Miltitz erwiederte: „die werd' ich Ew. Exzellenz gleich beweiſen“, und nun mit ſeiner geringen Mannſchaft gegen das Regiment anſprengte, wo er vor der Fronte erſchoſſen wurde. Als ganz willkürliche Härte erſcheint aber ſeine Anrede an einen jungen Mann, der in Frankfurt an der Oder ſtudirte, und ihm vorgeſtellt zu werden wünſchte; derſelbe war der Sohn eines bei dem Könige ſehr in Gunſt geweſenen Generals, und iſt ſelber ſpäterhin als Diplomat namhaft geworden; gegen den Vater mochte Schwerin gegründete Anklagen haben, aber nichts berechtigte ihn, den Sohn — wie ebenfalls Kalckreuth berichtet — mit den grauſamen Worten zu empfangen: „Ich wünſche, daß ſie ein ehrlicherer Mann werden, als Ihr Vater.“

Im Allgemeinen möge hier bedacht werden, daß alles Befehlführen und Herrſchen, mögen die Sitten und Einrichtungen noch ſo menſchenfreundlich und milde ſein, zuletzt auf ſtrenger Gewalt ruht, und ohne den ſcharfen Stachel gebieteriſcher Obmacht nicht beſtehen kann. Wo Kriegsweſen iſt, da kann ſchreckender Befehlsernſt, da kann augenblicklicher, vollſtändiger Gehorſam nicht entbehrt werden, und wo die Menſchen zu Tauſenden in Tod und Wunden vordringen ſollen, da muß der Einzelmenſch nicht allzuviel gelten, da muß mit der eignen Perſon auch die fremde rückſichtslos behandelt werden. Das preußiſche Kriegsweſen aber ſtand damals, nicht ohne Zuſammenhang mit der Größe der ſtaunenswerthen Leiſtungen und Erfolge, auf der höchſten Stufe eiſerner Strenge, und führte ſeine Angehörigen zu Gewöhnungen, in welchen auch der ſonſt ſanfte Schwerin ſich vergeſſen, und ſie am ungeeigneten Orte konnte hervorbrechen laſſen.

Uebrigens hatte der höheren Befehlsmacht auch der Feldmarſchall ſich zu unterwerfen, und fühlte nicht ſelten die ganze Schwere ihres harten Druckes. Es iſt ſchon anderen Ortes das Verhältniß des Königs zu ſeinen Generalen beſprochen worden, und daß auch die beſten und ausgezeichnetſten ſeinen Unmuth und ſeine Herbheit erfahren mußten. In Dienſtſachen ſchützte auch nicht die Gunſt, deren Winterfeldt genoß, ſo wenig wie ſeine außerordentliche, faſt nie im Fehl betroffene Leiſtung, ihn gegen die entſchiedene Zurückweiſung auf die Stufe, die der bloße Dienſt ihm gab. Auch gegen Schwerin ſehen wir den König, wo es Befehl und Unterordnung gilt, oft von auffallender Schärfe, die uns bisweilen ganz unverdient dünkt. Doch hier iſt zu bedenken, daß die ſo unerläßlich nothwendige Einheit der Befehlführung ſich im Kriege ſchon immer gefährdet findet, und daß ſie nur mit äußerſter Anſtrengung erhalten bleibt; dem Wirkungskreiſe der Generale iſt eine Beimiſchung von Selbſtmacht und Selbſturtheil niemals abzuſprechen, und unwillkürlich ſtreben Einſicht und Tapferkeit zur Mitherrſchaft empor, welche der Oberbefehlshaber doch ablehnen muß. Er wird jene Einwirkung wohl oft geſtatten und ihren Ertrag dankbar hinnehmen, allein ausdrücklich zugeſtehen darf er ſie nie. Daher die ſtete Sorge, die Stufen des Dienſtes noch ganz oben zu vervielfachen und ſtreng zu ſondern, und die oberſten doch wieder leer zu laſſen, wie Ludwig der Vierzehnte keinen Konnetable, Friedrich ſpäterhin keinen Feldmarſchall mehr ernannte. Bei Friedrich erſcheint überdies in dem Feldherrn auch der König, und er hatte in jener Eigenſchaft auch dieſe ſtets zu wahren. Wir ſehen daher in ſolchen Vorfällen, aus denen man gewöhnlich einen Tadel für die eine oder die andere Seite ziehen will, nur den Ausdruck einer Nothwendigkeit, die dem Verhältniß angehört. Daß der König im geſelligen Umgang und geiſtigen Austauſch ein ganz anderer war, als im Kriegsdienſt und der Staatsverwaltung, liegt in tauſend Zeugniſſen am Tage. Auch für Schwerin ſehen wir ihn bei jeder ſolchen Gelegenheit hohe Achtung und Berückſichtigung, ja ſogar zarte Aufmerkſamkeit bezeigen. Selbſt ein äußeres Merkmal unterſcheidet die verſchiedenen Beziehungen; wo das Geſpräch und der Briefwechſel franzöſiſch geführt werden, da iſt immer das dienſtliche Verhältniß gegen das perſönliche ſchon zurückgetreten.

In ſeinen Schriften gedenkt der König Schwerin's faſt immer mit rühmlichſter Anerkennung. Nur an ein paar Stellen blickt Unzufriedenheit und Tadel hervor. Das Verdienſt kriegskundiger Einſicht und Erfahrung ſpricht er ihm unbedingt zu. Das größte Lob ergießt er für ihn bei Erzählung ſeines Todes, wo er von ſeiner Hingebung ſagt: „terminant ainsi une vie glorieuse par une mort qui la couvrait d'un nouveau lustre,“ und nach Aufrechnung des preußiſchen in der Schlacht gebliebenen Kriegsvolkes, hinzufügt: „sans compter le maréchal de Schwérin, qui seul valait au-delà de dixmille hommes. Sa mort flétrissait les lauriers de la victoire, achetée par un sang trop précieux.“ Auch Prinz Heinrich iſt voll ſeines Lobes; auf dem in Rheinsberg den preußiſchen Helden errichteten Denkmal wird Schwerin bezeichnet als: „L'honneur de son siècle, et le bouclier de la patrie. Il a réuni toutes les qualités civiles et militaires. Les ennemis qu'il a combattus n'ont pu lui refuser leur admiration.“ Von allen Seiten wurde zu ſeinem Ruhm eingeſtimmt; ſein alter Feind, der Fürſt von Anhalt-Deſſau, war vor ihm hingeſtorben, ohne ſeinen Haß vererben zu können; dem Neid und der Eiferſucht jüngerer Nebenbuhler entging Schwerin durch ſeinen eignen Tod, der, gleich im Beginne des zweiten Feldzugs, ein früher heißen kann, aber durch den ganzen ſiebenjährigen Krieg mächtig fortklang, und mit dem Ruhme des Königs und der Preußen nur immer höher wuchs. Kein Schriftſteller hat ihn zu verkleinern geſucht, welches faſt keinem anderen Feldherrn, ja dem Könige ſelbſt am wenigſten, erſpart worden.

Friedrich ehrte den Helden durch Errichtung einer marmornen Bildſäule auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, der erſten dieſer Art im preußiſchen Staate. Der Bildhauer

Adam aus Nancy, der damit beauftragt wurde, ſtarb über der Arbeit, und Michel aus Paris beendete ſie; der Held, halbrömiſch gekleidet, iſt im Augenblicke des Vordringens mit der Fahne in der Hand dargeſtellt. Am 28. April 1769 wurde die Bildſäule öffentlich enthüllt, und am genannten Tage nahm der König ſie in Augenſchein. Ein beſonderes Denkmal ließ einer ſeiner Großneffen ihm zu Schwerinsburg errichten. Ein ſchönes Oelgemälde, Schwerin in ruhiger Stellung auf einem Raſen ſitzend, von der geſchickten Hand des Hofmahlers Pesne ausgeführt, befindet ſich ebendaſelbſt. Zwei Gemählde von berühmten Meiſtern ſtellen ſeinen Heldentod vor. Das eine, von Bernhard Rode, wurde ſchon im Oktober 1761 in der Garniſonkirche zu Berlin aufgehängt; das andere, von Friſch, erregte auf der Kunſtausſtellung des Jahres 1787 in Berlin allgemeine Theilnahme, und wurde darauf von Daniel Berger in Kupfer geſtochen. Beide Gemählde haben jedoch den geſchichtlichen Vorgang nicht ganz getreu, ſondern mehr nach mahleriſchem Erforderniß aufgefaßt. Sonſtiger Kupferſtiche, die Schwerin's Bild oder ſeinen Tod vorſtellen, giebt es noch eine große Zahl, verſchieden an Werth, wie an Format. Sein Name lebt im Munde des Volkes, und manches ſoldatiſche Lied feiert ſeine Tapferkeit und ſeinen Tod. Von den Dichtern ſeiner Zeit haben beſonders Gleim und Ramler ſeinen Ruhm erhoben, und noch in den Siegespreis der Helden unſerer Tage hat Stägemann rühmend ihn verflochten.

Auch Kaiſer Joſeph der Zweite hat das Andenken Schwerin's gefeiert, und am 7. September 1776 bei Prag die Stelle, wo derſelbe gefallen, und die ſchon früher durch einen Baum war bemerkbar erhalten worden, in Augenſchein genommen, ſodann von den zur Kriegsübung ausgerückten Truppen 5 Grenadierbataillons einen Kreis bilden und durch dreimaliges Abfeuern des Kleingewehrs und des Geſchützes dem Helden die militairiſchen Ehren erzeigen laſſen, wobei der Kaiſer jedesmal zum Zeichen der Achtung den Hut abnahm. Friedrich empfand dieſe Bezeigung in ihrer hohen Würdigkeit, hielt jedoch nicht für angemeſſen in eigner Perſon dafür zu danken, ſondern forderte die Familie auf, dies durch ein Schreiben an den Kaiſer zu thun, zu welchem Behuf er den Entwurf deſſelben gleich beifügte. Er ſchrieb unter dem 22. September 1776 aus Potsdam hierüber an den Oberſtallmeiſter Grafen von Schwerin wie folgt: „Ich weiß nicht, ob Ihr bereits wiſſet, daß des römiſchen Kaiſers Majeſtät das Andenken meines General-Feldmarſchalls Grafen von Schwerin in dem diesjährigen Lager bei Prag durch eine dreimalige Salve von fünf Grenadierbataillonen, an eben dem Orte, und unter eben dem Baum, gefeiert haben, unter welchem dieſer tapfere Feldmarſchall in der Schlacht vom 6. Mai 1757 ſein Leben für das Vaterland einbüßte. Eine ſo großmüthige Handlung erfordert wohl, daß die Familie Seiner Kaiſerlichen Majeſtät ihre dankbare Ehrfurcht bezeige, und ich hoffe dahero, daß Ihr als Aelteſter derſelben Euch dieſer Pflicht unterziehen werdet. In dieſer Hoffnung füge ich zugleich zu dergleichen Dankſagungsſchreiben einen Entwurf bei, welchen Ihr nur in's Reine ſetzen und ſodann dies Schreiben nebſt Anzeige ſeines Inhaltes dem nächſtens von dort nach ſeinem Hof auf einige Zeit abgehenden Kaiſerlichen Geſandten Freiherrn van Swieten zu gefälliger Abgabe zuſtellen werdet. Ich bin u. ſ. w.“ Wir entlehnen dieſes Schreiben dem ſchätzenswerthen Werke von Preuß, wo auch jener beigefügte Entwurf mitgetheilt iſt und nachgeleſen werden mag.

Im Jahre 1812, als König Friedrich Wilhelm der Dritte zum erſtenmale nach Böhmen kam, wo in der Folge faſt alljährlich Töplitz durch ſeine Heilquellen ihn anzog, beſuchte er auch Prag, und beſichtigte in Begleitung des öſterreichiſchen Oberſten Grafen zu Bentheim-Steinfurt auch das berühmte Schlachtfeldt; an der Stelle, wo Schwerin fiel, weilte er mit betrachtungsvollem Ernſt, und ſagte dann: „Im guten Augenblick hat er angegriffen, ein denkwürdiger Moment!“ Später ſollte dem Könige ſelber beſchieden ſein, in Böhmen, im nun verbündeten Lande, an der Spitze ſeiner Preußen gegen den gemeinſamen Feind, bei Kulm unverwelkliche Lorbeeren zu erringen. —

Im Jahre 1824 ließen preußiſche Offiziere dem Helden ein neues Denkmal errichten, einen ſchlichten Stein von rothgeflecktem Marmor in Geſtalt einer abgeſtumpften Pyramide, für welche in dem nahen Dorfe Sterboholy ein öſterreichiſcher Invalide als Aufſeher beſtellt iſt. Noch in unſeren Tagen ereignete ſich eine Merkwürdigkeit, welche den Ruhm Schwerin's lebhaft in's Andenken rief. Der preußiſche Ingenieurmajor Bleſſon hatte in ſeinem Tagebuche einer Reiſe durch Rußland erzählt, daß in St. Petersburg unter vielen anderen Kriegsdenkmalen, die im alten Arſenale daſelbſt bewahrt werden, auch ein alter Fahnenſtock bemerkt worden ſei, der ſich ſogleich als ein altpreußiſcher habe erkennen laſſen; eine daran geheftete ruſſiſche Inſchrift zeigte deutlich den Namen Schwerin, und die mündliche Ueberlieferung war, dies ſei die Fahne, welche Schwerin geführt, als er in der Schlacht von Prag tödtlich getroffen worden, durch die Schlacht von Kunersdorf aber ſei ſie in die Hände der Ruſſen gerathen. Im Jahre 1838 kam dieſe Merkwürdigkeit an höchſten Orten zur Sprache, und der Kaiſer von Rußland ertheilte augenblicklich Befehl, dies ruhmvolle Andenken nach Berlin zurückzuſenden; bei der Polirung des Ringes von Silberblech, welcher den in zwei Stücken zerſchoſſenen Fahnenſtock zuſammenhält, fand ſich eine Inſchrift, welche allerdings bezeugt, daß dieſe Fahne des Schwerin'ſchen Regiments am 6. Mai 1757 in der Schlacht bei Prag dieſe Beſchädigung erlitten, und zwar in des gefreiten Korporals von Morſtein Händen, wobei die Nichterwähnung Schwerin's anfänglich gegen die Angabe Zweifel erwecken wollte, die ſich aber durch gründliche Erörterung bald beſeitigten. — Friedrich der Große hat ſeiner Kriegsgefährten Ruhm mit dem ſeinigen eng verknüpft, und ſo ſteigt denn auch auf's neue der Ruhm Schwerin's mit empor in dem zwiefachen Denkmal, welches dem großen Könige, durch Errichtung ſeiner ehernen Bildſäule und durch würdige Geſammtausgabe ſeiner Schriften, eben jetzt bereitet wird.

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

General Hans Karl von Winterfeldt.

Drei Bände eigenhändiger, zwiſchen dem Könige Friedrich dem Großen und Winterfeldt gewechſelten Schriften ſind vor allem anderen zu nennen, mit dankbarer Erwähnung der günſtigen Erlaubniß und Förderung, durch welche der Gebrauch dieſer wichtigen Urkunden des Königlichen Geheimen Staatsarchivs uns verſtattet worden.

Vielfache handſchriftliche und ſonſt ſeltene Nachrichten verdanken wir den reichen Sammlungen und Forſchungen des Hrn. Profeſſor Preuß, deſſen reger Theilnahme wir zu dem lebhafteſten Danke verpflichtet ſind.

Hr. Deichhauptmann von Byern auf Kriegsdorf, Stiefſohn des im Jahre 1800 verſtorbenen ehemaligen Geheimen Kabinetsrathes Galſter, hat uns einige ſchätzbare Angaben gütigſt mitgetheilt, die anderweitig nicht mehr beizubringen geweſen wären.

Die allgemein bekannten und zugänglichen gedruckten Bücher wollen wir nicht aufzählen. Sie ſind nicht ohne ſorgfältige Kritik benutzt worden. Auch weniger bekannte und zum Theil unbeachtete Druckſchriften ſind häufig zur Hand geweſen.

Notes du lieutenant-général comte de Schmettau. Août 1757. **Manuscrit.**

Auf Königlichen Befehl von dem General aufgeſetzt.

Tagebuch des Oberſten von Gaudi über die Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Weſel, 1778. 10 Bde. Folio.

Handſchriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalſtabs in Berlin.

Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges geſammlet von Dr. Karl Friedrich Pauli. Theil V. Halle, 1760. 8.

Winterfeldt's Leben.

Leben des preußiſchen Generallieutenants H. K. von Winterfeldt. Von Moritz Adolf von Winterfeldt auf Niden. Berlin, 1809. 12.

Oeuvres de Frédéric II, roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—34. 4 Bde. 8.

Urkundenbuch dazu. 5 Bde. 8.

Friedrich's des Großen Jugend und Thronbeſteigung. Eine Jubelſchrift, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

Friedrich der Große mit ſeinen Verwandten und Freunden. Eine hiſtoriſche Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

König Friedrich der Zweite und ſeine Zeit. 1740 — 1769. Nach den geſandtſchaftlichen Berichten im brittiſchen Muſeum und Reichsarchive. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire des années 1744 et 1745. Berlin, 1746. 8.

Vom General von Stoll.

Tielcke's Beiträge zur Kriegskunſt und Geſchichte des Krieges. Freiberg, 1776. 8.

Des Herrn Generalmajor von Warnery ſämmtliche Schriften. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit Planen und Erläuterungen vermehrt. Hannover, 1785. 9 Thle. 8.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1833. 4. Nr. 904. Vom 19. Oktober.

Anmerkungen des Generallieutenants Grafen von Schwerin zu Archenholtz Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges.

Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs in Deutſchland ꝛc. Von Lloyd und Tempelhof. Berlin, 1794—1801. 6 Bde. 4.

Geſtändniſſe eines öſterreichiſchen Veterans. Breslau, 1794. 4 Thle. 8.

Von Cogniazo.

Des Prinzen de Ligne Tagebuch während den Feldzügen in den Jahren 1757 bis 1760. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Dresden, 1798. 2 Thle. 8.

Karakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.

Von Retzow.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorleſungen, mit Benutzung authentiſcher Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalſtabs. Berlin, 1824. 5 Bde. 8.

Der ſiebenjährige Krieg. Von Maximilian Fr. Thielen. Wien, 1836. 8.

Forſchungen und Erläuterungen über Hauptſtücke der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Nach archivaliſchen Quellen. Von P. F. Stuhr. Hamburg, 1842. 2 Bde. 8.

Militairiſcher Nachlaß des Generals Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbſt, 1846. 2 Bde. 8.

Minerva. Von Dr. Friedrich Bran. Jena, 1839—1840. 8.

Hierin: Erinnerungen des Generalfeldmarſchalls Grafen von Kalckreuth.

Briefe eines alten preußiſchen Offiziers verſchiedene Karakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. Hohenzollern, 1790. 8. 134 S.

Von Rud. W. von Kaltenborn.

Memoirs and papers of Sir Andrew Mitchell. By Andrew Bisset. London, 1850. 2 Vols. 8.

Berliniſche Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 1757. 4. No. 119. Vom 4. Oktober.

Ueber das Gefecht von Moys.

Correspondance du cardinal Bernis avec Paris-Duvernay depuis 1752—1769. Londres et Paris, 1790. 2 Vols. 8.

Schlichtegroll's Nekrolog. Jahrg. 4. Thl. 2, S. 151.

Haſenclever und Winterfeldt.

Mémoires du baron de La Motte-Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8.

Von Büttner.

Lebensbeſchreibung des Generals Baron de La Motte-Fouqué. Verfaßt von ſeinem Enkel Friedrich Baron de La Motte-Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensbeſchreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1806. 8.

Von Luiſe von Blumenthal.

Allgemeine Litteraturzeitung. Halle, 1800. 4. Ergänzungsbl. No. 21.

Rezenſion von Zieten's Leben.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8.

Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris, 1809. 8.

Lebensgeſchichte des Grafen von Schmettau. Von ſeinem Sohne dem Hauptmanne Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Offizier-Leſebuch. Berlin, 1796. 4 Thle. 8.

Von Küſter.

Militairiſches Pantheon. Neue Auflage. Berlin, 1797. 4 Thle. 8.

Vom Ordensrath König.

Feldmarſchall Graf von Schwerin.

Briefwechſel Friedrichs des Großen mit dem Feldmarſchall Grafen von Schwerin, handſchriftlich im Königlichen Geheimen Archiv, ſieben Konvolute.

Mittheilungen aus dem Familienarchive des Gräflich Schwerinſchen Hauſes.

Handſchriftliche Blätter, von der Güte des Hrn. Prof. Dr. Preuß mitgetheilt.

Tagebuch des Oberſten von Gaudi über die Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Weſel, 1778. Zehn Bde. Folio.

Handſchriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalſtabs in Berlin.

Angaben aus dem Großherzoglich Mecklenburg-Schweriniſchen Archiv über die Sendung nach Bender.

In Gemäßheit höchſter Erlaubniß durch die Güte des Großherzoglichen Archivdirektors Hrn. Dr. Liſch in Schwerin mitgetheilt.

Ein Chriſt und ein Held, oder einige beſondere Nachrichten von dem berühmten Generalfeldmarſchall Grafen von Schwerin. Von J. G. Töllner. Frankfurt an der Oder, 1758. 8.

Leben und Thaten des berühmten Königlich Preußiſchen General-Feldmarſchalls Grafen von Schwerin. Frankfurt und Leipzig, 1759. 8.

Von Dr. Karl Friedrich Pauli. Ein beſonderer Abdruck aus nachſtehendem Werk:

Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges, geſammlet von Dr. Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759 ff. 8.

Thl. I. S. 61—130. Leben Schwerin's.

Lebensbeſchreibung des Königl. Preuß. General-Feldmarſchalls Kurt Chriſtoph Grafen von Schwerin. Bei Gelegenheit des Berger'ſchen Kupferſtiches, den Tod Schwerin's vorſtellend, aufgeſetzt. Berlin und Frankfurt a. d. Oder, 1790. 8.

Von dem Ordensrath König, einem Manne, dem es nicht an Kenntniß und Fleiß, wohl aber gar ſehr an hiſtoriſchem Urtheil fehlte.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Kurds von Schwerin. Stettin, 1828.
Von Ludwig Gieſebrecht.

Militairiſche Monatsſchrift. Berlin, 1785. Bd. 2.
Kurze Nachricht von dem Leben und Karakter des Feldmarſchalls Grafen von Schwerin, aus den Papieren eines ſeiner nahen Anverwandten.
Vom Hauptmann von Stamfort.

Militairiſcher Kalender auf das Jahr 1797. Berlin, Unger. 16.
Lebensbeſchreibung preußiſcher Generale: III. Kurd Chriſtoph Graf von Schwerin.

Allgemeine preußiſche Perſonalchronik. Berlin, 1820. 4.
Abriß des Lebens Schwerin's.

David Franck, altes und neues Mecklenburg. Güſtrow und Leipzig, 1753. ff. Vier Bde. 4.

Ueberſicht der Mecklenburgiſchen Geſchichte. Von Paſchen Heinrich Hane. 1804. 8.

Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Eine Lebensgeſchichte. Von Dr. Friedrich Förſter. Potsdam, 1835. ff. Drei Bde.

Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelaſſenes Werk vom Hofrath und Profeſſor Morgenſtern. O. O. 1793. 8.

Karakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms I. Berlin, 1787—89. Zwölf Sammlungen oder drei Bde.
Die erſten zehn Sammlungen ſind vom Präſidenten von Benekendorf.

Journal secret du baron de Seckendorff. Tubingue, 1811. 8.

Verſuch einer Lebensgeſchichte des Feldmarſchalls Grafen von Seckendorff. Leipzig, 1793—94. Vier Bde. 8.
Vom Freiherrn Thereſius von Seckendorf.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg, par Ch. L. baron de Pœllnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 12.

Oeuvres de Frédéric II roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte. Von J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—34. 4 Bde. 8. Urkundenbuch dazu. 5 Thle. 8.

Die Lebensgeſchichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für jederman, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1837. 2 Thle. 8.

Friedrich der Große mit ſeinen Verwandten und Freunden. Eine hiſtoriſche Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

Friedrichs des Großen Jugendleben und Thronbeſteigung. Von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1840. 8.

König Friedrich II. und ſeine Zeit (1740—1769). Nach geſandtſchaftlichen Berichten ꝛc. Von Fr. von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

Annalen des Krieges und der Staatskunde. Miszellen und Epiſoden. Berlin, 1806.

Im IIIten Bande:

Bericht des Prinzen Leopold Maximilian an ſeinen Herrn Vater Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, von dem, was vor der Bataille von Mollwitz vorgefallen.

Diſpoſition, wonach die ſämmtliche Generalität, Offiziere und Regimenter ſich wohl achten ſollen.

Bericht des Prinzen Leopold an ſeinen Herrn Vater von der Schlacht bei Mollwitz.

Schreiben des Königs an Fürſt Leopold zu Deſſau. Ohlau, den 11. April 1841.

Relation de la bataille de Mollwitz, écrite par un aide-de-camp du général Neipperg, datée de Neisse le 13. avril 1741.

Schreiben eines andern öſterreichiſchen Offiziers. Neiße, den 14. April 1741.

Sammlung ungedruckter Nachrichten, ſo die Geſchichte der Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779 erläutern. Dresden, 1782. 8. Erſter Theil.

Herausgegeben von dem ehemaligen Regimentsquartiermeiſter Naumann in Berlin. IV.—VII. Aufſätze über die Schlacht bei Mollwitz.

Neues militairiſches Magazin. Herausgegeben von J. G. Hoyer. Leipzig, 1805. Bd. 3. St. 7. Darin:

Aeußerung des Feldmarſchalls Grafen von Schwerin an ſeine Freunde, über den Groll des Königs Friedrich II, ſo er auf ihn hatte. Von einem ehemaligen preußiſchen Stabsoffizier. Bd. 3. St. 6.

Schlacht bei Mollwitz. Von einem ehemaligen preußiſchen Stabsoffizier.

Oeſterreichiſche militairiſche Zeitſchrift. Wien, 8.

1813. Heft 9. Schlacht von Mollwitz. Wiederholt im Jahrgange 1827.

1822. Heft 1. und 2. Schlacht von Prag. Vom Oberlieutenant Lieblein.

Militairiſches Wochenblatt. Berlin, 1825. 4. Nr. 471, 473. Beſchreibung der Schlacht von Mollwitz.

1840 .Nr 1, 2, 3, 5. Mémoires secrets du maréchal comte de Schmettau.

Der Feldzug in Sachſen 1745. Der Schluß über die Schlacht von Mollwitz.

Le spectateur militaire. Paris, 1827. 8. Tome III. p. 73. sqq.

Sur les guerres de Frédéric et sur la bataille de Mollwitz.

Die gründlichſte und verſtändlichſte Darſtellung dieſer vorher meiſt mangelhaft aufgefaßten Schlacht.

Der Geſellſchafter. Berlin, 1836. 4. April, Nr. 65—68.

Bericht eines K. K. öſterreichiſchen Offiziers über die Schlacht bei Mollwitz.

Mémoires des négociations du marquis de Valori. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs in Deutſchland ꝛc. Von Lloyd und Tempelhof. Berlin, 1794—1801. 5 Bde. 4.

Geſtändniſſe eines öſterreichiſchen Veterans. Breslau, 1794. 4 Thle. 8.

Von Cuniaczo.

Karakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.

Vom General von Retzow.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorleſungen, mit Benutzung authentiſcher Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalſtabs. Berlin, 1824. ff. 5 Bde. 8.

Militairiſcher Nachlaß des Generallieutenants Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbſt, 1846. Zwei Bde. 8.

Memoirs and papers of Sir Andrew Mitchell. By Andrew Bisset. London, 1850. 2 Vols. 8.

Lettre de S. M. le roi de Prusse à S. E. Mr. le maréchal C. de Schwerin, en date du 2 d'Octobre 1756. 4.

Nachricht von der Schlacht bei Lowoſitz. Fliegendes Blatt.

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich's des Zweiten. Berlin, Unger, 1786—1789. 19 Sammlungen. 8.

Karakteriſtik Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen. Berlin, Unger, 1798. 3 Thle. 8.

Von Dr. C. G. D. Stein. Neue Zuſammenſtellung des in obigen 19 Sammlungen enthaltenen Stoffs.

Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen und von einigen Perſonen, die um ihn waren. Berlin, 1788—92. 6 Hefte. 8.

Von Friedrich Nicolai.

Militairiſche Anekdoten. Leipzig, 1788. 8.

Correspondance de Voltaire. 12 Vols. 8.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reuterei in Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit. Berlin und Poſen, 1823. 24. 2 Bde. 8.

Vom Generalmajor Freiherrn von Canitz.

Der Königlich-preußiſche und Kurfürſtlich-brandenburgiſche wirkliche geheime Staatsrath ꝛc. Von Klaproth und Cosmar. Berlin, 1805. 8.

Verſuch einer hiſtoriſchen Schilderung der Reſidenzſtadt Berlin. Berlin, 1792—99. 5 Thle. 8.

Vom Ordensrath König.

Beiträge zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen, inſonderheit gelehrter Männer, von Dr. Anton Friedrich Büſching. Halle, 1783 ff. 5 Bde. 8.

Mémoires du baron de La Motte Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8.

Von Büttner.

Lebensbeſchreibung des Generals Baron de La Motte Fouqué. Verfaßt von ſeinem Enkel Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensgeſchichte des Grafen von Schmettau. Von ſeinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806. 2 Thle. 8.

Lebensbeſchreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.

Von Luiſe von Blumenthal.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8.

Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse. Paris, 1809. 8.

Minerva. Von Dr. Friedrich Bran. Jena, 1839—1840. 8.

Hierin: Erinnerungen des Generalfeldmarſchalls Grafen von Kalkreuth.

Schwediſche Geſchichten unter Guſtav III, vorzüglich aber unter Guſtav IV Adolf. Von E. M. Arndt. Leipzig, 1839.

Berliniſche privilegirte Zeitung. (Voß.) 4. 1769. 1776.

Berliniſche Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (Spener). 4. 1761. 1771.

Schleſiſche Provinzialblätter. Breslau, 1790. 8.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dreizehnter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Siebenter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1873.

Biographiſche
Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Siebenter Theil.

Feldmarſchall Jakob Keith. Hans von Held.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1873.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite
Feldmarſchall Jakob Keith 1
Hans von Held 167

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel 326

Feldmarſchall Jakob Keith.

Seinem verehrten Freunde,

dem

Geſchichtſchreiber Friedrichs des Großen,

Herrn

Profeſſor Dr. Preuß,

Königlichem Hiſtoriographen, Ritter ꝛc.

hochachtungsvollſt zugeeignet

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Jakob Keith, aus einem der vornehmſten ſchottiſchen Geſchlechter, in welchen die Würde und der Namen eines Marſchalls von Schottland erblich waren, wurde geboren am 11. Juni 1696 auf Inverugie, einem feſten Schloß, unfern der Mündung des Ugie, welches durch Heirath aus der Familie von Cheyne in die der Keith's überging, jetzt aber längſt in Trümmern liegt. Wir folgen dieſer Angabe, welche ſich in Douglas Peerage of Scotland findet, und zuverläſſiger erſcheint, als andere frühere, die bald Fetteresſo in Kincardineſhire, bald den Familienſitz Schloß Dennottar (Dunnotter) als den Ort ſeiner Geburt, den Tag derſelben aber gar nicht nennen. Er war der zweite Sohn Wilhelms des neunten Earl Mariſchal von Schottland und der Lady Mary Drummond, Tochter des Earl von Perth; ihr erſter Sohn, Georg Keith, nach des Vaters Tode zehnter Earl Mariſchal von Schottland, in der Folge aber gewöhnlich nur Lord Mariſchal (im Franzöſiſchen Lord Maréchal) genannt, war am 2. April 1693 geboren, und folglich etwa drei Jahre älter. Beide Brüder empfingen eine ſorgſame Erziehung, der ihnen verwandte Geiſtliche Robert Keith, ſpäter Biſchof und wegen ſeiner Gelehrſamkeit berühmt, war von 1703 bis 1710 als Lehrer bei ihnen angeſtellt.

Der jüngere Bruder Jakob Keith, war für das Studium der Rechte beſtimmt, und wurde deßhalb nach Edinburg geſchickt, um ſich dort für ſein Fach weiter auszubilden. Er ſcheint bis dahin mit vielem Fleiß und großem Erfolge die Schulſtudien getrieben und in mancherlei Kenntniſſen einen guten Grund gelegt zu haben, wie er denn in ſpäteren Jahren ſtets auch wegen ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung in hohem Rufe ſtand, und mit Gelehrten und Schriftſtellern mannigfachen Verkehr unterhielt. In Edinburg aber wurde ſeine Neigung für den Kriegsdienſt, der ihn als Knaben ſchon lebhaft angezogen hatte, ſo überwiegend, daß es unmöglich dünkte, ihm einen anderen Beruf aufzudringen. „Ich begann die Rechte zu ſtudiren“, ſagte er, „hauptſächlich aus Nachgiebigkeit für die Wünſche der Gräfin von Mariſchal, meiner Mutter, aber ſtellt mich, meine Herren, nur ein paar Minuten der Mündung einer Kanone gegenüber, das macht augenblicklich den Mann fertig, oder er ſtirbt ruhmvoll auf dem Schlachtfelde.“

Ein Anlaß, dem Waffenhandwerke ſich entſchieden zu widmen, ergab ſich bald. Die Königin Anna ſtarb am 12. Auguſt 1714, und da durch Parlamentsakte die katholiſche Nachkommenſchaft des Hauſes Stuart von der Thronfolge ausgeſchloſſen war, ſo ging die Krone auf den nächſten proteſtantiſchen Verwandten über, auf den Sohn nämlich der Stuartiſchen Prinzeſſin Kurfürſtin Sophie von Hannover, der als König von Großbritannien nun Georg der Erſte hieß. Dieſer Thronwechſel geſchah anfangs ohne Schwierigkeit; bald aber regten ſich die Anhänger des ausgeſchloſſenen Herrſcherſtammes, die ſowohl in England als auch beſonders in Schottland noch zahlreich waren, und für die Sache des Prätendenten, der bei ihnen König Jakob der Dritte hieß, und nach welchem ſie Jakobiten genannt wurden, zum Kampfe hervortraten. Von den beiden Hauptpartheien, in welche Großbritannien geſchieden war, den Tories und den Whigs, hielten die letzteren zu dem Hauſe Hannover, die erſteren mehr zu dem vertriebenen Stamme, doch kam neben dem politiſchen Glauben auch der religiöſe in Betracht, und die Familie Keith, zwar zu den Tories gehörig, aber auch proteſtantiſch, fand kein Bedenken, gleich anderen vornehmen Edelleuten dieſer Parthei, den König Georg den Erſten anzuerkennen. Der ältere von unſeren beiden Brüdern, nach des Vaters Tode jetzt Earl Mariſchal, unterzeichnete die von dem Könige dieſerhalb erlaſſene Kundmachung, und begab ſich nach London, um bei der neuen Regierung am Staatsdienſte Theil zu nehmen. Allein hier fand er die Whigs, welche das bisherige Miniſterium geſtürzt hatten, im Beſitze der Macht, und erfuhr von dieſen ſchnöde Zurückweiſung. Höchſt erbittert verließ er London, und eilte Rache ſinnend der Heimath zu. Inzwiſchen hatte auch der jüngere Bruder Jakob ſich aufgemacht, und war auf dem Wege nach London, um eine Anſtellung im Kriegsdienſte anzuſprechen. Beide Brüder trafen in York zuſammen, der ältere erzählte wie ihm begegnet worden, und der jüngere kehrte ſogleich mit nach Hauſe zurück, beide voll Unwillen und Groll. Bei ſo verworrenen politiſchen Zuſtänden ſind die Grundſätze ſchon meiſt ohnehin zweifelhaft; und die Geſinnungen werden zumeiſt durch Leidenſchaften beſtimmt; ſo geſchah es auch hier. Die beiden Jünglinge hatten bei ihrem Anerbieten ſchon einige Ueberwindung nöthig gehabt und höheren Rückſichten ein Opfer zu bringen geglaubt, um ſo mehr empörte ſie nun die Verſchmähung, und warf ſie gewaltſam auf die Gegenſeite; die Mutter, katholiſchen Glaubens, ſtimmte eifrigſt bei, und ſo zögerten ſie nicht, ſich mit anderen Gleichgeſinnten zu vereinigen. Ihr Vetter, der Graf von Mar, kürzlich noch Miniſter, und auch da ſchon verdächtig, es mit den Jakobiten zu halten, ergriff als Mißvergnügter nun vollends die Sache des Prätendenten. Unter dem Vorwande einer Jagd berief er eine große Verſammlung von Unzufriedenen, die beiden Brüder Keith fanden ſich ein, und der jüngere machte ſich bei den Berathungen und Anſchlägen durch einen Grad von Entſchloſſenheit und Ueberlegung bemerkbar, der in Zukunft gute Hoffnung für ihn faſſen ließ.

Den Anfang machte der Graf von Mar durch ein Manifeſt, in welchem er ſich unumwunden für den Prätendenten ausſprach, und deſſen Anhänger zu den Waffen rief. Am 3. September 1715 erhob er die Fahne des Königs Jakob, und von allen Seiten ſtrömten deſſen Getreue herbei, die vornehmſten Edelleute ſtellten ſich mit anſehnlicher Mannſchaft, auch Jakob Keith führte ſeine Schaar, bald ſtanden wohl 10,000 Mann im Lager bei Perth verſammelt, denen es aber noch größtentheils an Waffen fehlte. Dagegen waren die Wighs ihrerſeits nicht müßig geblieben, und der Herzog von Argyle hatte in Schottland eben ſo ſchnell für den König Georg Streitkräfte zuſammengerafft, und mit dieſen bei Styrling eine Stellung genommen. Die Jakobiten hatten den größten Theil des Landes inne, die Ausſicht einer völligen Losreißung Schottlands von England belebte den Volkseifer, und die Ueberlegenheit der Truppenzahl ſchien durch auswärtige Hülfsvölker noch ſteigen zu müſſen; außerdem hatte der Aufruhr auch in England ſelbſt Fortſchritte gemacht, und in Northumberland ſtand unter dem Grafen von Derwentwater eine anſehnliche Schaar vereinigt. Doch der Graf von Mar wußte ſeine Vortheile wenig geltend zu machen. Die Verbindung mit Northumberland war ihm durch die Stellung des Feindes abgeſchnitten; ein Anſchlag gegen Edinburg mißlang, einige verſprengte Truppen vereinigten ſich mit denen in Northumberland, die auf ſolche Weiſe verſtärkt ſüdwärts gegen Lancaſter zogen, ohne daß der Herzog von Argyle ſeine Stellung verließ. Endlich, nachdem der Graf von Mar noch beträchtliche Verſtärkungen erhalten, glaubte er zum Angriff ſchreiten zu müſſen; der Herzog von Argyle aber rückte ihm entgegen. Am 22. November bei Dumblaine kam es zum Treffen. Von beiden Seiten fochten größtentheils Neulinge, mit geringer oder vergeblicher Tapferkeit. Nur auf dem rechten Flügel, wo auch Keith mit ſeiner Mannſchaft kämpfte, hatten die Jakobiten einigen Vortheil, ſchlugen das Fußvolk und dann die Reiterei des Feindes, aber auf dem linken Flügel erlitten ſie eine völlige Niederlage, worauf der Graf von Mar in der Nacht ſeinen Rückzug nahm. In einer Denkſchrift Keith's über ſein Leben, welche vom Jahre 1714 anhebend, bis zum Schluſſe des Jahres 1734 beinahe vollſtändig erhalten iſt, giebt er in ſeinem nicht ganz korrekten, aber feſten und klaren Engliſch von dem Treffen bei Dumblaine folgenden Bericht: „The resolution being now taken to attack the ennemy, the earl of Marr commanded the earl Marischal, with Sr. Donald M'Donald's regiment of foot, and his own squadron of horse, to take possession of the rising ground on which a body of the enemies horse still remain'd, and to cover the march of the army on the left (our right wing being cover'd by a river) to the toun of Dumblain, where we imagined the enemy still to be. On our approach, the

enemies horse retired; and we had no sooner gained the top of the hill than we discover'd their wholle body, marching without beat of drum, about two musket shot from us. It was now to late to retrait; we therfor form'd on the top of the hill, and the earl Marischal sent an aid-de-camp to advertise the earl of Marr that he was fall'n in with the enemies army, that it was impossible for him to bring off the foot, and therfor desired he wou'd march up to his assistance as quick as possible, — which he did even in too much hast; for the army, which marched in four columns, arrived in such confusion that it was impossible to form them according to the line of battle projected, every one posted himself as he found ground, and one columne of foot enclining to the right and another to the left of the earl Marischal's squadron of horse, that regiment which shou'd have been on the right, found itself in the center, separated from the rest of the horse, and opposed to the enemies foot; our foot formed all on one line, except on the left, where a bog hinder'd them from extending themselves, and encreased the confusion. — The duke of Argile was no less embarrassed on his side. His army was not yet entirely formed; the rear, which was to have formed his left wing, was yet on their march, and showed us their flanck, which being observed by lieutenant-general Gordon, he order'd our troops immediately to charge, which they did with so much vigour that in less than ten minutes they entirly defeated six regiments of foot and five squadrons of dragoons, which composed more than the half of the duke's army, whille the rest having taken the same advantage of our left, which had neither time nor ground to fire, entirly routed them. Both parties pursued the troops they had broken, not knowing what had happen'd on the other side, till at length the earl of Marr, having had the fatal news of the loss we had received, order'd the troops to give over the pursuit, and having rallied them, returned to the field of battle, from whence we discover'd the enemy posted at the foot

of the hill amongst mud walls, on the same ground where we had layen the night before.“ Weiterhin ſagt er: „Thus ended the affair of Dumblain, in which neither side gained much honour, but which was the entire ruin of our party.“

Schlimmer als hier erging es den Jakobiten an demſelben 22. November in England. Sie wurden auf dem Marſche nach Liverpool bei Preſton von den Königlichen Truppen angegriffen und geſchlagen, und mußten darauf eingeſchloſſen ſämmtlich das Gewehr ſtrecken. Auf Hülfe aus England konnten daher die Schotten nicht mehr rechnen, auch die aus Frankreich, wo der Tod Ludwigs des Vierzehnten einer veränderten Staatsleitung Raum gab, war höchſt unſicher. Zum Unglück war auch ein großer Theil der ſchottiſchen Kämpfer unmittelbar von dem Wahlplatze bei Dumblaine nach Hauſe geeilt, und andere wurden ſpäter dahin entſandt, um jene zurückzubringen. Hierüber ſagt Keith in ſeiner Denkſchrift: „To explain this, one must know the habit of the Highlanders and their manner of fighting; their cloaths are composed of two short vests, the one above reaching only to their waste, the other about six inches longer, short stockings which reaches not quite to their knee, and no breetches; but above all they have another piece of the same stuff, of about six yards long, which they tye about them in such a manner that it covers their thighs and all their body when they please, but commonly it's fixed on their left shoulder and leaves their right arm free. This kind of mantell they throw away when they are ready to engage, to be lighter and less encumber'd, and if they are beat it remains on the field, as happen'd to our left wing, who having lost that part of their cloaths which protects them most from the cold, and which likewise serves them for bed cloaths, cou'd not resist the violent cold of the season, and were therefor sent with their officers home, not only to be new cloathed but also to bring back those who had fled straight from the battle to the mountains.“[1]

Noch konnten indeß die Schotten ſich im eigenen Lande wohl eine Weile behaupten, und das Erſcheinen des Prätendenten, der am 2. Januar 1716 bei Petershead landete, belebte einige Hoffnungen; doch nur auf kurze Zeit. Es wurde nun offenbar, wie unfähig und hülflos er ſei, und wie wenig von einem ſolchen Führer ſich erwarten laſſe. Angeſehene Häupter ſeiner Parthei verließen ihn mit ihren Streitern. Der Herzog von Argyle, durch engliſche und holländiſche Truppen verſtärkt, rückte zum Angriff gegen das Lager von Perth, das er aber ſchon verlaſſen fand, der Prätendent hatte ſich nach Dunden zurückgezogen; bald aber, an ſeiner Sache verzweifelnd und für ſeine Perſon beſorgt, ſchiffte er ſich zu Montroſe mit dem Grafen von Mar auf dem franzöſiſchen Schiffe, mit dem er gekommen, heimlich ein, und überließ ſeine Anhänger ihrem Schickſale. Bei Ruthven in Badenoch löſte das kleine Heer ſich nun völlig auf, indem jeder ſo gut er konnte ſich zu retten ſuchte.

Für die Brüder Keith war keine Rettung möglich, als die Flucht in's Ausland. Ihr ſämmtliches Vermögen war nun der Krone verfallen. Sie ſelbſt waren zu bedeutende Perſonen, um den Feinden unbeachtet zu bleiben, und zu ſehr bei dem Aufruhr betheiligt, um Verzeihung hoffen zu dürfen, ſelbſt wenn ſie dieſe begehrt hätten. Aber eben deßhalb war auch ihre Rettung ſchwierig und zweifelhaft. Mit mehreren Unglücksgefährten vereint ſuchten ſie nach den weſtlichen Inſeln zu entkommen, wo ſie eine Zeitlang verborgen zu bleiben hofften, bis ſich ein Fahrzeug fände, ſie nach Frankreich überzuſchiffen. Allein ſie mußten auf eine ſolche Gelegenheit faſt einen Monat warten, und während dieſer Zeit litten ſie große Noth, und hatten oft ihren Aufenthalt zu wechſeln, weil es mehrmals hieß, ihre Zuflucht ſei entdeckt und Truppen ſchon unterwegs, um ſich ihrer zu bemächtigen; auch kreuzten in der That drei Fregatten mit zwei Bataillons Fußvolk an Bord ganz in der Nähe, um die Küſten ſorgfältig zu bewachen und jedes verdächtige Schiff anzuhalten. Doch entgingen ſie glücklich allen Nachſtellungen und endlich am 20. April langte auf der Inſel, wo ſie ſich verborgen hielten, unbemerkt ein Schiff an, das ihnen von

Frankreich aus zugeſchickt worden war, ſie nebſt etwa hundert andern Offizieren eiligſt aufnahm, und nach einer langen und beſchwerlichen Seereiſe am 12. Mai zu Saint-Paul de Leon in Bretagne wohlbehalten an's Land ſetzte.

Jakob Keith ſtand im neunzehnten Lebensjahre, und die großen und wichtigen Erfahrungen, die er in kurzer Zeit gemacht, mußten den kriegsmuntern Jüngling nicht wenig gereift haben. Auch befeſtigte das erlittene Unglück ihn nur um ſo mehr in der gewählten Richtung, und obwohl ihm die Nichtigkeit und Hoffnungsloſigkeit des Prätendenten nicht verborgen ſein konnten, ſo wollte er doch der Sache deſſelben ſeine Kraft und Thätigkeit zu widmen fortfahren. Er reiſte ſogleich nach Paris, wo mehrere ſeiner Verwandten damals lebten; doch wollte er beſonders der Königin-Mutter daſelbſt aufwarten, bevor er nach Avignon ginge, wo der Prätendent im päbſtlichen Gebiete ſeine Zufluchtſtätte gefunden hatte, nachdem Frankreich ihm keine mehr gewähren wollte; die meiſten der mit Keith gelandeten Gefährten hatten bereits vom Hafen gleich den nächſten Weg dorthin eingeſchlagen. Keith wurde von der Königin-Mutter auf das gnädigſte empfangen, und hörte von ihr die ſchmeichelhafteſten Worte, ſie habe vernommen, wie gute Dienſte er der Sache ihres Sohnes geleiſtet, und weder dieſer noch ſie ſelbſt würden es je vergeſſen. Aber nach Avignon zu reiſen widerrieth ſie ihm, er ſei noch ſo jung, meinte ſie, und thäte beſſer in Paris ſeine Studien wieder anzufangen, für welche ſie alle äußere Sorge zu übernehmen verſprach. Dies war in der That ſo lockend als ſchmeichelhaft, und ließ ſich nicht abweiſen. Aber es verging ein ganzer Monat, ohne daß Keith von der Königin-Mutter irgend etwas zu hören bekam, und da ſeine Geldmittel völlig erſchöpft waren, ſo ſah er ſich der größten Noth überlaſſen. Zwar hatte er in Paris, wie geſagt, Verwandte und auch ſonſt Freunde, die ihm Geld genug würden dargeboten haben, allein er ſchämte ſich, ihnen ſeine Noth zu entdecken; er ſagt ſelbſt, in dem Aufſatz über ſein Leben: „I was then either so bashful or so vain, that I would not own the want I was in.” Er ſuchte ſich damit zu helfen, daß er ſein Pferdegeſchirr verkaufte, deſſen damals die Offiziere oft ſehr koſtbares mit ſich führten. Jedoch dauerte ſeine Verlegenheit nicht lange. Nicht nur gedachte ſeiner die Königin-Mutter endlich, ſandte ihm tauſend Livres, und veranlaßte ſeinen Eintritt in die Ritterakademie, ſondern auch der Prätendent ließ ihm ein Jahrgeld von zweihundert Kronen zuſichern, mit der Entſchuldigung, daß er im Augenblicke mehr zu thun nicht im Stande ſei; zu gleicher Zeit meldete ein Pariſer Wechsler an, daß er von Schottland aus beauftragt ſei, ihm Geld auszuzahlen.

Nun aller Bedrängniß frei, widmete er ſeine Zeit wirklich den Studien, welche er auch dem Waffenberufe, den er nun wohl für immer gewählt hatte, dringend nöthig erachtete. Kaum hatte er ſich zum Studieren eingerichtet, ſo ſprach im Anfange des Jahres 1717 jener Beruf ihn abermals an. Karl der Zwölfte, König von Schweden, war nämlich durch ſeinen ſo klugen als kühnen Miniſter Freiherrn von Görz dahin geleitet worden, mit den Ruſſen Frieden zu ſuchen, und ſeine noch übrige Kraft und ganzen Haß auf den König von England zu werfen, der ſich die ſchwediſchen Herzogthümer Bremen und Verden zugeeignet hatte; daher ſetzte er ſich mit den Feinden des Königs Georg, mit Spanien und dem Prätendenten in Einvernehmen, und es war im Plane, der Sache des Letzteren durch eine Landung ſchwediſcher Truppen in Schottland neuen Schwung zu geben. Keith empfing die Ernennung zum ſchwediſchen Oberſten von der Reiterei. Das Unternehmen kam jedoch nicht zur Reiſe, Görz verunglückte in ſeinen großen Anſchlägen, die darauf nur als kühne Ränke galten, und für Keith konnte von ſchwediſchem Dienſte nicht mehr die Rede ſein. War ſein beſonderer Zweck, für ſeine vaterländiſche und perſönliche Sache zu ſtreiten, auf's neue durch die Umſtände vereitelt, ſo durfte er um ſo freier dem Wunſche nachgeben, wenigſtens irgend eine große Kriegsſchule durchzumachen, und ſo trug er kein Bedenken, als im Juni 1717 der ruſſiſche Zar Peter nach Paris kam, auch bei dieſem Herrſcher Kriegsdienſte nachzuſuchen. Er gab ſich alle Mühe deßhalb, allein es gelang ihm nicht, er müſſe wohl, meinte er ſpäterhin, nicht die rechten Mittel angewandt haben; ohne Zweifel ſtand auch ſeine Jugend zu ſehr im Mißverhältniß mit den Anſprüchen, zu welchen ſeine Geburt und die Gunſt ungewöhnlicher Umſtände ihn gehoben hatten.

Das nächſte Jahr 1718 brachte einen neuen Anlaß, die Studien mit den Waffen zu vertauſchen. Einige Freunde machten ihn mit den Abſichten des ſpaniſchen Hofes gegen Sicilien bekannt, und drangen lebhaft in ihn, ſich für dieſen Feldzug um ſpaniſche Dienſte zu bewerben. Allein diesmal wurde ſeine kriegeriſche Luſt durch eine andere Leidenſchaft aufgewogen. „But I was then — erzählt er — too much in love to think of quitting Paris, and, tho' shame and my friends forced me to take some steps towards it, yet I managed it so slowly, that I set out only in the end of that year; and had not my mistress and I quarrel'd, and that other affairs came to concern me more than the conquest of Sicily did, it's probable I had lost many years of my time to very little purpose—so much was I taken up with my passion." Dieſe wichtigern Antriebe kamen aus der Sache des Vaterlandes. Der ſpaniſche Miniſter Kardinal Alberoni, gleich Görz von kühnen politiſchen Entwürfen erfüllt, aber gleich ihm, da das Glück ſie nicht begünſtigte, von gemeinem Urtheil ungerecht herabgeſetzt, beſchloß den Verſuch der Wiederherſtellung des Prätendenten abermals zu wagen, und ein neues Unternehmen auf Schottland mit anſehnlicher Kriegsmacht auszuführen. Das Vorhaben war kaum in Paris kund geworden, als beide Brüder, Lord Mariſchal und Keith, obwohl letzterer von einer Krankheit noch nicht völlig geneſen war, ſogleich nach Marſeille abreiſten, und ſich hier im Anfange des Jahres 1719 nach Spanien einſchifften.

Nach einer ſtürmiſchen Fahrt gelangten ſie nach Palamos, auf der Küſte von Catalonien. Der dortige Befehlshaber, dem ſie nur im Allgemeinen angaben, ſie ſeien engliſche Offiziere, die in Madrid Kriegsdienſte ſuchten, ſandte ſie unter Begleitung eines Soldaten nach Girona, wo ſie den Herzog von Liria fanden, der daſelbſt ein iriſches Regiment befehligte; dieſer freute ſich ihrer Ankunft, verbürgte ſich bei dem Gouverneur für ſie, und verſchaffte ihnen die Erlaubniß weiter zu reiſen. Da niemand hier etwas von bevorſtehendem Kriege wußte, ſo hielten ſie ſich für getäuſcht, und dachten, ſie ſeien bloß gerufen, um in ſpaniſche Dienſte zu treten, und beeilten daher ihre Reiſe weniger. Vor Barcelona ſandten ſie dem General-Kapitain Prinz Pio von Savoyen einen Empfehlungsbrief des Herzogs von Liria in die Stadt hinein, der ihnen einen Wagen mit ſechs Maulthieren beſpannt entgegen ſandte, und ihnen große Ehren zudachte; er hatte nämlich von dem Kardinal Alberoni kurz vorher die Nachricht empfangen, der König Jakob werde nächſtens unter fremdem Namen an der cataloniſchen Küſte landen, und der Brief des Herzogs von Liria ließ ihn glauben, der vornehme Gaſt ſei angelangt. Der Irrthum war für beide Theile verdrießlich, ſtörte jedoch die gute Aufnahme nicht, und am nächſten Morgen ſetzten ſie ihre Reiſe nach Madrid fort. Erſt nach vierzehn Tagen trafen ſie hier ein, und ließen Abends den Kardinal ihre Ankunft wiſſen. Er beſtellte ſie auf den nächſten Tag frühmorgens, klagte über die Langſamkeit ihrer Reiſe, die Sache habe große Eil und ſei ſchon im Gange, der Herzog von Ormond werde ſich nach England einſchiffen, Lord Mariſchal ſolle nach Schottland gehen, und möge nur gleich alles angeben, was ihm zu dem Unternehmen nöthig dünke. Lord Mariſchal erwiederte, vor allem ſei nöthig, daß er die Abſichten des Herzogs von Ormond wiſſe, und mit ihm die ſeinigen in Uebereinſtimmung bringe; der Kardinal ließ auf der Stelle Poſtpferde kommen, ſandte den Lord nach Valladolid, wo der Herzog eben verweilte, und empfahl ihm die größte Eile. Um auch ſeinerſeits die Sachen weiter beſprechen zu können, behielt er Keith unterdeß in Madrid.

Lord Mariſchal war nach fünf Tagen — er hatte dem Herzoge nach Benevente folgen müſſen, — wieder in Madrid, und ſetzte mit dem Kardinal die näheren Anſchläge feſt. Die Würde eines Generallieutenants, die ihm, und die eines Oberſten, die ſeinem Bruder angeboten wurde, lehnte er ab, und ließ ſich nur zum Generalmajor, ſeinen Bruder zum Oberſtlieutenant ernennen. Er verlangte aber 4000 Gewehre und 10,000 Piſtolen; doch die Ausrüſtung des Herzogs hatte die Waffenvorräthe und Gelder ſchon erſchöpft, und kaum die Hälfte des Begehrten konnte geliefert werden. Lord Mariſchal eilte mit dieſer Unterſtützung nach Biscaya, von wo er mit zwei Fregatten und ſechs Kompagnieen Fußvolk nach Schottland ſchiffen ſollte. Eine ſchwierige, aber unerläßliche Aufgabe war, die in Frankreich lebenden Häupter der Jakobiten von dem Unternehmen zu benachrichtigen und ſie zur Mitwirkung anzuleiten. Der Kardinal wünſchte, Keith möchte dies übernehmen. Mit einer beglaubigenden Zeile des Herzogs und mit 18,000 Kronen begab ſich Keith am 19. Februar auf den Weg, und traf nach drei Tagen in San-Sebaſtian ein, wo er 12,000 Kronen für die Ausrüſtung zweier nach Schottland beſtimmten Fregatten zurückließ, mit dem übrigen Gelde aber in Frankreich eintrat; er gelangte glücklich nach Bordeaux, wo er den General Gordon, Brigadier Campbell und einige andere jakobitiſche Offiziere traf, denen er ſeine Botſchaft eröffnete und einiges Geld austheilte, doch nur Campbell eilte, ſich in San-Sebaſtian mit Lord Mariſchal einzuſchiffen, die anderen zögerten, und zeigten geringen Eifer. In Bordeaux hielt der Herzog von Berwick, der hier befehligte, ſtreng darauf, daß niemand Poſtpferde bekommen durfte, außer mit ſeiner beſondern Erlaubniß, die er nur ertheilte, wenn er die Perſonen vorher ſelbſt geprüft hatte. Keith war dem Herzoge bekannt, und durfte ſich ihm daher nicht zeigen; nach peinlicher Verlegenheit fand ſich endlich ein Reiſegefährte, der für ſich und einen Bedienten, an deſſen Stelle Keith eintrat, Pferde nach Paris erhielt. Von Orleans nahm Keith den Marquis von Tullibardine, den er hier wußte, mit nach Paris, wo ſie am 4. März ankamen.

Sogleich war hier unter den Freunden alles in großer Bewegung; aber Keith bemerkte bald, daß im Innern der Parthei zweierlei Befehlsmacht beſtand, und Ehrgeiz und Ränke mehr galten als die Sache ſelbſt. Keith eilte jedoch nach Rouen, und betrieb die Ausrüſtung eines kleinen Schiffes in Havre-de-Grace. Hier fragte einer der Anführer Glenderuel, ob er in Paris den General Dillon geſprochen habe, der die Angelegenheiten des Prätendenten in Frankreich zu beſorgen pflegte, und Keith verneinte es, indem er in Saint-Germain, wo jener ſich gerade aufgehalten, zu ſehr von Perſon gekannt ſei, dem Leichtſinn aber und der Unvorſichtigkeit der dortigen Freunde ein ſo wichtiges Geheimniß nicht habe anvertrauen dürfen, übrigens auch ſei er nicht angewieſen, ſich mit jenem zu beſprechen, obſchon er nicht zweifle, derſelbe ſei anderweitig von der Sache ſchon unterrichtet worden. Aber Glenderuel beſtand darauf, Dillon müſſe angegangen und gefragt werden, ob er nicht beſondere Vorſchriften abſeiten des Königs in Betreff des Unternehmens mitzutheilen habe. Doch war dies nur der Vorwand, und der wahre Grund dieſer, daß Glenderuel eine Königliche Vollmacht vom Jahre 1717, für das beabſichtigte Unternehmen des Königs von Schweden, durch welche der Marquis von Tullibardine zum Oberbefehlshaber in Schottland ernannt war, noch in Dillon's Händen wußte, die er geltend machen wollte, um den Oberbefehl nicht an den General Gordon kommen zu laſſen, oder an ſonſt einen Mann, der minder leitſam wäre, als Lord Tullibardine, der Glenderuel's Rath unbedingt anzunehmen pflegte. Die Antwort Dillon's, welche vorgezeigt wurde, war von keinem Belang, aber die Folge zeigte, daß er auch die begehrte Vollmacht mitgeſandt hatte, von der aber fürerſt noch geſchwiegen wurde.

Mit den zuſammengebrachten Gefährten ging Keith am 19. März 1719 unter Segel, und ſchiffte durch den Paß von Calais in die Nordſee; die Abſicht war, um die Orkney-Inſeln herum zur Inſel Lewis zu gelangen. Die Ueberfahrt war keine günſtige, das kleine Fahrzeug hatte mit Stürmen zu kämpfen, und kam auch in die Nähe engliſcher Kriegsſchiffe, entging aber doch beiderlei Gefahr, und ging am 4. April bei Inſel Lewis vor Anker. Bald wurden auch die beiden ſpaniſchen Fregatten, welche unter Lord Mariſchal's Befehl die Landung unterſtützen ſollten, in der Bucht von Stornoway aufgefunden, und Keith erſtattete ſeinem Bruder Bericht über die Anſtalten und Vorgänge, wobei er auch ſeinen Verdacht nicht verſchwieg, daß in Betreff des Oberbefehls geheime Ränke Statt fänden. Lord Mariſchal erwiederte, er ſei bereit, jedem zu gehorchen, der höher geſtellt ſei als er, doch habe auch er ſeine guten Patente, für ſich ſelbſt als Generalmajor in ſpaniſchen ſowohl als engliſchen Dienſten, für Keith als ſpaniſchen Oberſten, und unausgefüllte Patente für die Offiziere zweier Bataillone, welche dieſer im Namen des Königs von Spanien in Schottland errichten ſollte.

Als auch die Lords Seafort und Tullibardine ſich bei Lord Mariſchal eingefunden hatten, wurde Kriegsrath gehalten, und zuvörderſt der Oberbefehl feſtgeſetzt, der dem Lord Mariſchal, als älteſtem Generalmajor, nicht beſtritten wurde. Lord Tullibardine und ſein Anhang beſtanden aber darauf, nichts zu unternehmen, bis ſie Nachricht erhielten, daß auch des Herzogs von Ormond Landung in England erfolgt ſei; die Gefahr jedoch, alsbald von engliſchen Schiffen auf der Inſel eingeſchloſſen zu werden, ließ die Mehrheit den von Lord Mariſchal mit dem Kardinal Alberoni verabredeten Entwurf vorziehen, in Schottland ungeſäumt zu landen und ſogleich auf Inverneß vorzudringen. Doch bevor dies noch ausgeführt wurde, wünſchte Lord Tullibardine am nächſten Tage nochmals einen Kriegsrath, zeigte hier ſein geſtern verhehltes Patent als Generallieutenant auf, und übernahm den Oberbefehl, Lord Mariſchal behielt ſich nur den über die Schiffe vor, wegen deren er von dem Kardinal ausdrückliche Befehle hatte. Auf's neue wurden nun Zögerungen vorgeſchlagen, jedoch vergeblich, und nach einigen Schwierigkeiten, welche das ungünſtige Wetter verurſachte, fand die Landung wirklich Statt.

Aber der Marſch auf Inverneß, welchen Lord Mariſchal und Brigadier Campbell ſogleich antreten wollten, fand entſchiedenen Widerſpruch. Es ergab ſich, daß die Widerſprechenden bereits eigenmächtig die Freunde rings im Lande benachrichtigt hatten, der König wolle, daß nicht eher die Waffen ergriffen würden, als bis die ſpaniſche Landung in England erfolgt ſei; Lord Tullibardine erklärte hiermit übereinſtimmend, er werde nicht vorrücken, ja nach einigen Tagen, als immer keine Nachricht von dem Herzog von Ormond einlief, ſchlug er vor, auf denſelben Schiffen, mit denen ſie gekommen, nach Spanien zurückzukehren. Damit dieſer Gedanke nicht nochmals aufkäme, ließ Lord Mariſchal die beiden Fregatten, deren Verweilen eine Uebermacht engliſcher Schiffe herbeiziehen mußte, die Anker lichten und abſegeln. Lord Tullibardine hatte jetzt keine Wahl, er mußte Anſtalten machen in's Feld zu rücken, allein er hatte koſtbare Zeit nutzlos verloren, und fand ſich durch ſeine eigenen früheren Anordnungen überall gehindert.

Die Hochländer bezeigten wenige Luſt, das bedenkliche Wagſtück auf's neue zu verſuchen, einige tauſend Mann, welche von kühnen Anführern dennoch vereinigt wurden, hielten gegen die engliſchen Truppen nicht Stand. Der Prätendent begnügte ſich, in Madrid Königliche Ehren zu genießen, das ſpaniſche Geſchwader, welches die unter dem Herzog von Ormond nach England beſtimmten Truppen führte, wurde vom Sturm zerſtreut, und ſo war in kürzeſter Zeit das ganze Unternehmen völlig zu Grunde gerichtet. In Schottland hielten die Häupter der Jakobiten nach dem unglücklichen Treffen vom 10. Juni einen Kriegsrath, in welchem beſchloſſen wurde, die Spanier ſollten ſich kriegsgefangen geben, die Hochländer in ihre Berge heimkehren, die Offiziere ihr Heil ſuchen, wie jeder am beſten es vermöchte.

Keith flüchtete in die Hochlande, wo er einige Monate verborgen blieb, außer dem allgemeinen Unglück noch von Krankheit heimgeſucht. Endlich, im Anfange des Septembers, gelangte er unentdeckt nach Petershead, wo er ſich nach Holland einſchiffte. Lord Mariſchal hatte ſchon früher dieſen Weg genommen, und im Haag fanden beide Brüder ſich wieder vereint. Der ſpaniſche Geſandte daſelbſt forderte ſie auf, ſo ſchnell als möglich nach Spanien zurückzugehen, wo neue Rüſtungen betrieben wurden. Sie reiſten ſogleich ab, kamen über Lüttich nach Sedan, wo ſie, um nicht als Offiziere einer mit Frankreich im Kriege ſtehenden Macht erkannt und angehalten zu werden, noch glücklich genug ihre Papiere vernichteten, und gelangten ungefährdet nach Paris, wo ſie einen Monat verweilten, und darauf nach Montpellier reiſten, um nach Spanien zu gelangen. Allein ſie fanden die Schwierigkeiten größer, als ſie vermuthet, und beide Brüder trennten ſich, Lord Mariſchal wollte über die Pyrenäen zu kommen verſuchen, Keith ſich in Marſeille einſchiffen; letzterer jedoch ſchlug nach vergeblichem Warten und Bemühen zuletzt auch den Weg nach den Pyrenäen ein, die er von ſeinem Bruder längſt überſchritten glaubte. In Toulouſe aber trat dieſer eines Morgens unverhofft bei ihm in's Zimmer; derſelbe hatte vergeblich mancherlei Gebirgswege verſucht, ſechs Wochen in franzöſiſcher Haft ausgehalten, und war dann in Gemäßheit eines Königlichen Befehls aus Paris zwar freigelaſſen, aber auch aus Frankreich verwieſen und ihm ein Paß nach Italien gegeben worden. Keith fand nun gerathen, ſich ſeinem Bruder anzuſchließen, und ſo gelangten ſie im Anfange des Januars 1720 nach Genua.

So nahe dem Prätendenten, ihrem Könige, der wieder in Rom lebte, wünſchten ſie ihm perſönlich ihre Ehrerbietung zu bezeigen, und fuhren am 3. Februar auf einer Galeere der Republik nach Livorno, legten aber ſchon um Mittag bei Porto Fino an, und hörten, ſie würden über Nacht hier bleiben. In der Nähe wohnte jetzt von Staatsgeſchäften zurückgezogen der Kardinal Alberoni, und Lord Mariſchal wollte den Aufenthalt benutzen, um den einſt ſo mächtigen Miniſter, deſſen Ungnade er für eine nur vorübergehende anſah, zu beſuchen und die Schickſale des noch vor kurzem von ihm in's Werk geſetzten Unternehmens zu beſprechen. Aber der Kardinal unterbrach ſeinen Bericht, und ſagte, die Angelegenheiten Spaniens ſeien ihm fortan gänzlich fremd, und er wünſche über die Sache weiter nichts zu hören, als was den Erzählenden perſönlich betreffe, über deſſen Rettung er ſich herzlich freue. Mit großem Unmuth über die Verzagtheit und Unkunde der genueſiſchen Seeleute gelangten ſie nach Livorno, und ſetzten ihre Reiſe über Piſa, Florenz und Siena fort nach Rom. Hier ſahen ſie den Prätendenten, der ſie gnädig empfing, ihnen aber keinen günſtigen Eindruck machte, wiewohl ihnen die Unbedeutendheit ſeines Weſens ſchon früher bekannt war. Da er wußte, daß ſie Mangel an Geld hatten, ſo ſandte er ſeinen Günſtling Hay zu dem Pabſte mit der Bitte, ihm von ſeinem gewöhnlichen Jahrgelde 1000 römiſche Kronen vorauszahlen zu laſſen, allein Clemens der Elfte verweigerte dies, unter Entſchuldigung des Unvermögens. Ein

Wechsler ſchoß zuletzt die Summe vor, und die beiden Brüder traten nach ſechswöchentlichem Aufenthalte ihre Reiſe wieder an, um nach Spanien zu gelangen.

Nach Genua gekommen, mußten ſie hier abermals ſechs Wochen auf eine Schiffsgelegenheit warten; und der engliſche Geſandte Davenant, durch ihren Aufenthalt in Rom aufmerkſam geworden, und durch den franzöſiſchen Geſandten Chavigny aus böſem Scherze noch beſonders aufgereizt, forderte von dem Senat ihre Ausweiſung, indem er mit Beſchießung der Stadt durch engliſche Kriegsſchiffe drohte. Dagegen drohte der ſpaniſche Geſandte die Stadt zu verlaſſen, wenn der Senat dem engliſchen Anſinnen folgte, und ſo befand ſich dieſer in peinlicher Verlegenheit. Die beiden Brüder verſicherten, ſie begehrten nichts eifriger als abzureiſen, allein wegen der engliſchen Fregatte, welche vor dem Hafen kreuze, könne kein nach Spanien beſtimmtes Schiff auslaufen. Da wurde im Stillen Rath geſchafft, und eine gute Feluke brachte die Brüder unbemerkt aus dem Hafen, und immer längs der Küſte fahrend gelangten ſie binnen 29 Tagen glücklich nach Valencia, von wo ſie im Juli 1720 in Madrid eintrafen.

Lord Mariſchal fand bald nachher Anlaß, in Geſchäften des Prätendenten nach Avignon zu reiſen; Keith aber blieb in Madrid, und hoffte hier ſeine Verhältniſſe wieder anzuknüpfen. Er forderte zunächſt eine Abſchrift ſeines in Sedan zerſtörten Patents; allein der Kriegsminiſter fand daſſelbe in die Liſten gar nicht eingetragen, weil der Kardinal deren ohne Wiſſen der Kriegsbehörde zu vergeben pflegte. Die Erneuerung des verlornen Patents wurde nicht gewährt, und obwohl ihm der Sold eines Oberſten angewieſen war, ſo befand er ſich doch, da niemand weiter auf ihn achtete und von wirklicher Anſtellung nicht die Rede war, in troſtloſer Verlaſſenheit; er ſagt hierüber ſelbſt: „I was, as the French says, *au pied de la lettre sur le pavé*, I know nobody, and was known to none; and had not my good fortune brought rear-admiral Cammock to Madrid, whom I had known formerly in Paris, I don't know what would have become of me; he immediately offer'd me his house and his table, both which I was glad to accept of."

Im nächſten Jahre 1721 wurde der Marquez von Caſtellar zum Kriegsminiſter ernannt, und Keith erneuerte ſein Begehren wegen des Patents; doch als er abermals abſchlägige Antwort erhielt, ſo begehrte er Urlaub und Päſſe nach Italien, welche ihm bewilligt wurden. Als er vor der Abreiſe von Madrid wie von anderen Bekannten auch Abſchied von einem Jeſuiten nahm, mit dem er ſich befreundet hatte, fragte ihn dieſer theilnehmend, weshalb er Madrid verließe, Keith gab ihm ohne Rückhalt die Beweggründe an, die ihn ſein Glück anderwärts verſuchen hießen, und reiſte am folgenden Tage ab. Bei ſeiner Ankunft in Barcelona jedoch fand er unerwartet ſein begehrtes Patent vor, deſſen Ausfertigung der Jeſuit durch den Beichtvater des Königs erwirkt hatte; allein daſſelbe war vom September 1721, anſtatt vom Januar 1719 wie das frühere geweſen, und hiermit unzufrieden, ſandte er es zurück, mit der Erklärung, er könne kein anderes annehmen, als ein dem früheren gleiches. Da der eifrige Jeſuit verhieß, auch ein ſolches werde er ihm denn verſchaffen, ſo kehrte Keith nach Madrid zurück, und blieb nun den Reſt des Jahres 1721 ruhig dort.

Mittlerweile hatte ſeine Mutter die Meinung der beſten engliſchen Rechtsgelehrten eingeholt, und dieſe waren einſtimmig, daß er mit aller Sicherheit nach Schottland kommen und dort ſein eingezogenes Vermögen zurückfordern könne; ſie ſchrieb dieſes dem Sohne zu Anfang des Jahres 1722, und lud ihn dringend ein, durch ſeine perſönliche Gegenwart jenen Erfolg zu ſichern. Er war ſchon zur Abreiſe entſchloſſen, wollte jedoch vorher in Madrid den engliſchen Botſchafter Stanhope darüber hören, und vernahm von dieſem, daß die Zeitumſtände ſeinem Vorhaben gar nicht günſtig ſeien, indem die engliſche Regierung ſein früheres Verhalten genau wiſſe, und gerade jetzt wieder Verdacht wegen neuer gegen ſie gerichteter Unternehmungen hege, daher wohl am gerathenſten ſei, den Ausgang dieſer Dinge lieber in Paris abzuwarten. Dieſe Meinung des Botſchafters beſtimmte ihn, die Reiſe nach Schottland aufzugeben, und er benutzte im Oktober die Gelegenheit, mit dem Herzog von Liria ſich nach Paris zu begeben. Während er hier die Wendung der Sachen und die

Heilung einer läſtigen Schultergeſchwulſt abwartete, bekam er die Nachricht, ſeine Angelegenheit in Schottland ſei ſo weit gewonnen, daß die Regierung ihm eine Entſchädigungsſumme habe auszahlen laſſen. Nun hätte er nach Spanien zurückkehren ſollen, allein er hatte dazu um ſo weniger Luſt, als die Verhältniſſe dort ihm nur trübe Ausſichten geben, und dagegen Freunde und Freundinnen zu Paris ihm den Eintritt in franzöſiſche Dienſte zu verſchaffen ſuchten. „By good luck — ſagt er ſelbſt — it did not succeed, and so I remained at Paris, still under the pretence of my cure, all the year 1723 and 24."

Indeſſen rief das Benehmen des franzöſiſchen Hofes, durch die ſchnöde Zurückſendung der ſpaniſchen Infantin, welche dem Könige von Frankreich zur Gemahlin beſtimmt geweſen, im Jahre 1725 kriegeriſche Ausſichten hervor, bei denen kein ſpaniſcher Offizier länger in Paris verbleiben konnte, und nach der Weiſung des ſpaniſchen Botſchafters ſollte auch Keith, gleich allen übrigen, ſich der Reiſe der Infantin anſchließen. Ein beträchtlicher Einſchnitt, welchen der Wundarzt ihm zu machen nöthig befunden, hinderte zwar ſeine gleichzeitige Abreiſe, allein er holte die Infantin zu Bayonne wieder ein, und gelangte in ihrem Gefolge nach Madrid. Die Erbitterung war hier gegen die Franzoſen ſehr groß, allein mancherlei Gründe und Ränke hielten den Ausbruch des Krieges noch zurück, und Keith begab ſich für die nächſte Zeit nach Valencia, welche Stadt ihm für die Erhebung ſeines Soldes bezeichnet war. Im Juni des Jahres 1726 ergingen neue Kriegsgerüchte, ein Bruch zwiſchen Spanien und England ſchien unvermeidlich, ſchon waren engliſche Kriegsſchiffe in See und bedrohten die ſpaniſchen Silbergallionen und Häfen, und 20,000 Mann ſpaniſcher Truppen ſammelten ſich in Andaluſien, wie es ſchien zu dem Zwecke, in Cadix zu einem Angriff gegen England ſelbſt eingeſchifft zu werden. Keith wünſchte daher eine Anſtellung bei dieſen Truppen, aber ihm wurde die Antwort, als Proteſtant könne er keine Befehlführung anſprechen; erzürnt begnügte er ſich, als Freiwilliger mitzugehen, und kam mit dem Schluſſe des Jahres im Lager von Gibraltar an.

Die Feindſeligkeiten waren hier noch nicht eröffnet, wie überhaupt der Krieg noch nicht erklärt, und ein Schein guten Vernehmens wurde beiderſeits erhalten. Die Engländer hatten in Gibraltar eine nur ſchwache Beſatzung, und geſtatteten den ſpaniſchen Soldaten in beliebiger Anzahl die Stadt zu beſuchen, bisweilen über 200 Gemeine und 40 bis 50 Offiziere waren gleichzeitig dort, ohne daß man unterſuchte, ob ſie verborgene Waffen führten; Keith gründete auf dieſe Sorgloſigkeit den Anſchlag, auf die Feſtung einen Handſtreich zu wagen, den auch andere Umſtände ſehr begünſtigten, und deſſen Gelingen faſt unfehlbar ſchien; allein der ſpaniſche Befehlführer Graf de las Torres verſicherte ſtolz, er wolle nicht auf ſolche Weiſe, ſondern nur durch die Breſche in die Stadt eindringen. Dafür kam er denn auch nicht hinein! Die Engländer empfingen raſch Verſtärkung, und konnten nun leicht den übelentworfenen und ſchwachgeführten Angriffen der Spanier Trotz bieten. Unter nutzloſem Kanoniren, und doch mit Verluſt von 2000 Mann, ſetzten die Spanier dieſe Art von Belagerung fünf Monate lang fort, bis am 23. Juni 1727 der Befehl aus Madrid eintraf, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen.

In Keith's Verhältniſſen, hatte er nun eingeſehen, war ſelbſt vom Kriege keine Gelegenheit der Auszeichnung möglich, und er wünſche daher ernſtlich, den ſpaniſchen Dienſt aufzugeben, wo er doch nie zur wirkſamen Thätigkeit gelangen konnte. Doch wollte er noch einen letzten Verſuch machen, und wandte ſich deßhalb geradezu an den König, deſſen Gunſt anſprechend und die zunächſt erledigte Befehlshaberſtelle eines irländiſchen Regiments erbittend. — König Philipp der Fünfte kannte den jungen Oberſten wohl, und war ihm nicht abgeneigt, aber ſeine trübe Glaubensangſt erlaubte ihm nicht, einen Proteſtanten zu befördern. Die Antwort empfing Keith durch den Königlichen Beichtvater, einen Schotten, der anfangs nur andeutete, Seine Katholiſche Majeſtät wünſchten ungemein, daß Keith Ihnen möglich machte, öffentlich zu bezeigen, wie ſehr Sie ihn ſchätzten; endlich aber offen mit der Sprache herausging, der König würde, ſobald er erführe, daß Keith katholiſch ſei, nicht nur deſſen Geſuch ſofort gewähren, ſondern auch für deſſen zukünftiges Glück jede Sorge tragen. Doch ein Religionswechſel um irdiſcher Vortheile willen lag in Keith's Geſinnung außerhalb aller Möglichkeit. Er mußte nun klar erkennen, daß in Spanien an weiteres Gedeihen für ihn nicht mehr zu denken ſei, und bat nun den König nur noch um die Gnade ſeiner Fürſprache bei dem ruſſiſchen Hofe, in deſſen Dienſte er zu treten wünſchte. Dieſe Bitte wurde bereitwilligſt gewährt; der Miniſter Marquez von Caſtellar mußte dem Herzog von Liria, der inzwiſchen als ſpaniſcher Botſchafter nach Rußland geſandt worden war, die Wünſche Keith's in des Königs Namen dringend anempfehlen, und die Antwort erfolgte bald auf's günſtigſte, Keith wurde als Generalmajor in ruſſiſchen Dienſt berufen. Der König von Spanien beſchenkte ihn noch zum Abſchiede mit tauſend Kronen, die ihm für die weite Reiſe und neue Einrichtung ſehr erwünſcht ſein mußten.

Keith verließ Madrid und Spanien, kam nach Paris, wo er ſich ſechs Wochen aufhielt, ſetzte ſeine Reiſe über Flandern nach Amſterdam fort, wo er ſich einſchiffte, und gelangte nach einer langwierigen Seefahrt von ſechsundzwanzig Tagen ohne beſondern Unfall im Anfange des Septembers 1728 nach Kronſtadt, wo er drei Wochen ausruhte, und dann, im Anfange des Oktobers, auf das eifrige Verlangen des Herzogs von Liria, nach Moskau reiſte, wo damals der ruſſiſche Hof ſich aufhielt. Der junge Kaiſer Peter der Zweite, welcher damals regierte, war grade auf großen Jagden, als Keith anlangte und dieſer hatte beinahe drei Wochen Zeit, ſich auf dem neuen Boden, den er betrat, gehörig umzuſehen. Der Herzog von Liria machte ihn mit den Miniſtern und Generalen ſo wie mit den vornehmſten Hofbeamten bekannt, denen er ſich in vortheilhafteſtem Anſehen darſtellte. Der Feldmarſchall Fürſt Dolgorukii, von ſtolzer und trotziger Gemüthsart, und ſonſt den Fremden abgeneigt, fand Gefallen an dem edlen kriegeriſchen Schotten, der ein ſtarkes, durch Geburt und Erziehung wie durch Bewußtſein perſönlichen Werthes genährtes Selbſtgefühl zugleich in freimüthiger Unbefangenheit und in vornehmer Höflichkeit auszuſprechen wußte. Nachdem Keith, auf ſein Geſuch, durch den Vicekanzler Grafen Oſtermann dem zurückgekehrten Kaiſer vorgeſtellt und auch von dieſem günſtig aufgenommen worden, erhielt er nach wenigen Tagen den Befehl über zwei Regimenter zu Fuß, welche zu des Feldmarſchalls Truppentheil gehörten, und in der Nähe von Moskau ihre Quartiere hatten. Keith, der ſchon wahrgenommen, daß der Dienſt hier von dem in anderen Ländern ſehr verſchieden, auch die Sprache beſonders ſchwierig ſei, erbat ſich eine Friſt von drei Monaten, um ſich mit dem erſtern vollſtändig und mit der anderen ſoviel als nöthig bekannt zu machen. Der Feldmarſchall bewilligte dies gern, und Keith erwarb ſich die erforderliche Kenntniß, um bereits im März die Befehlführung antreten zu können.

In höchſter Gunſt bei dem Kaiſer ſtand der Neffe des Feldmarſchalls, Fürſt Iwan Dolgorukii, bei welchem Keith erwünſchten Zutritt gewann, aber auch bald ohne ſein Verſchulden Mißfallen erregte, weil Streitigkeiten zwiſchen dem Herzog von Liria und dem Fürſten Iwan ausbrachen. Die Dolgorukii's, unter ſich uneinig und auf einander eiferſüchtig, waren doch darin feſt verbunden, daß ſie am Hofe den überwiegendſten Einfluß übten, und ſich des Kaiſers ausſchließlich bemächtigten. Der Feldmarſchall blieb Keith gewogen, und ſtützte ihn gegen die Ungunſt des Neffen; ja er ging ſo weit, eine Familienverbindung mit ihm zu wünſchen, und ließ ihm eine ſeiner nächſten Verwandten zur Gattin antragen. Dies war um ſo bedeutender, als auch ſchon im Werke war, den Kaiſer ſelbſt mit einer Dolgorukii zu vermählen. Keith jedoch fand den Antrag nicht nach ſeinem Sinn, und beſchloß ihm auszuweichen; wirklich wußte er die deßhalb angeknüpfte Unterhandlung ſo geſchickt und fein zu führen, daß die Familie Dolgorukii durch ſeine Ablehnung nicht beleidigt wurde, und der Feldmarſchall ihn nach wie vor begünſtigte. Keith war übrigens fleißig mit ſeinen beiden Regimentern beſchäftigt, wohnte ihren Waffenübungen bei, beſuchte die Quartiere derſelben, und faßte in ſeinem Kriegsfache den feſten Fuß, der auf dem ſchwankenden Boden des Hofes nicht leicht zu faſſen war.

Im November des Jahres 1729 wurde die Verlobung des Kaiſers mit der Fürſtin Katharina Dolgorukii, Schweſter des Fürſten Iwan, förmlich ausgeſprochen, und ſollte einige Wochen darauf mit größter Pracht gefeiert werden; die Fürſtin wurde ſchon im voraus als Kaiſerin behandelt, und von einigen fremden Geſandten mit beeiferter Schmeichelei ſchon ſo genannt. Der Kaiſer jedoch erkältete ſich im Beginn des Jahres 1730 bei der Waſſerweihe auf dem Eiſe der Moskwa, und klagte ſogleich über Unwohlſein. Der Vater der Verlobten, Fürſt Alexis Dolgorukii, wollte nicht zugeben, daß der Kaiſer krank ſei, und nahm ihn mit auf die Jagd, hoffend das Unwohlſein durch angeſtrengte Bewegung zu bewältigen. Allein der Kaiſer kehrte kränker zurück, und es zeigte ſich ein Ausbruch der Blattern, von ſo ſchlimmer Art, daß man an ſeinem Aufkommen zweifeln mußte. Er ſtarb am 19. Januar in der Blüthe der Jahre, und mit ihm erloſch der Mannsſtamm des Hauſes Romanoff.

Die Familie Dolgorukii hätte gewünſcht, die Verlobte des Kaiſers als deſſen Nachfolgerin im Reich auszurufen, aber die Schwierigkeiten erſchienen zu groß, und die Herzogin Anna von Kurland, Nichte Peters des Großen, wurde in einer Verſammlung der höchſten Reichsbeamten zur Kaiſerin erwählt. Die Dolgorukii's hatten indeß die Macht der künftigen Kaiſerin im voraus mit engen Schranken umgeben, und ſchienen entſchloſſen, die höchſte Gewalt fernerhin unter ſcheinbar republikaniſchen Formen auszuüben, welche doch nur dem eigenen Ehrgeize dienen ſollten. Die neue Kaiſerin nahm die Abgeordneten, welche ihr die Berufung zum Throne überbrachten, huldvoll auf, und beſonders der Fürſt Waſſilii Dolgorukii, der dabei das Wort führte, hatte ſich ihrer Auszeichnung zu erfreuen. Aber kaum war ſie in der Nähe von Moskau angelangt, und mit dem Grafen von Oſtermann in Verbindung getreten, ſo erklärte ſie ſich zum Hauptmann der Chevaliergarde und zum Oberſten des erſten Garderegiments, wie dies früher die Kaiſerin Katharina geweſen war. Die Dolgorukii's fühlten, daß dieſer Schlag ihre Macht traf, denn ſie hatten ſich alle großen Ernennungen vorbehalten; allein die Truppen, der Adel und das Volk prieſen die Selbſtentſchließung der Kaiſerin, welche bald, mit Zuſtimmung der

Großen, alle früher geſtellten Bedingungen aufhob, und ſich als unumſchränkte Herrſcherin erklärte.

Die Folge hiervon war der Sturz der Familie Dolgorukii; die meiſten Mitglieder derſelben wurden nach Sibirien; andere auf ihre Güter verbannt; nur der Feldmarſchall erhielt ſich noch in ſeiner Stellung, wiewohl auch ihm die Feinde nicht fehlten, welche nur des Anlaſſes oder Vorwandes harrten, um ſeinen Fall herbeizuführen. Keith miſchte ſich in dieſe Angelegenheiten nicht, ſondern beſchäftigte ſich nur mit dem Kriegsweſen. Um ſo mehr überraſchte es ihn, daß an ſeine Beförderung gedacht wurde. Zu dem Generaladjutanten Grafen von Löwenwolde berufen, glaubte er anfangs, daß irgend eine Klage gegen ihn vorliege, erfuhr aber bald, daß der Graf ein neues Regiment errichte, und ihn zum Befehlshaber deſſelben wünſche; da das Regiment zur Garde gehören ſollte, ſo war mit der Befehlshaberſchaft nur der Titel eines Oberſtlieutenants verbunden, in Wirklichkeit aber der Rang eines Generalmajors, ſo daß Keith an dieſem nichts einbüßte, an Auszeichnung aber unendlich gewann. Er nahm den Antrag eifrigſt an, und zwei Tage ſpäter wurde er der Kaiſerin vorgeſtellt, die nun öffentlich ſeine Ernennung ausſprach. Er ſagt hierüber: „As the emploiement is looked on as one of the greatest trust in the empire, and that the officers of the guards are regarded as domesticks of the souveraign, I received hundreds of visits from people I had never seen nor heard of in my life, and who imagined that certainly I must be in great favour at court, in which they certainly were prodigiously deceived."

Die Kaiſerin war bedacht, den Entwurf einer Reichsverfaſſung, wie die Dolgorukii's ihn beabſichtigt, und der im Stillen noch manche Anhänger zählte, gänzlich auszulöſchen, und wollte zu dieſem Zweck auch das von ihrem Oheim Peter den Großen gegebene Erbfolgegeſetz herſtellen, wonach der unumſchränkte Willen des jedesmaligen Herrſchers demjenigen ſeiner Nächſten, den er für den würdigſten hielt, das Reich überweiſen mochte. Bei einer im Dezember 1730 frühmorgens deßhalb angeordneten Ausrückung aller Truppen, der Garden rings um den Kreml, der übrigen Regimenter auf ihren

Sammelplätzen in der Stadt, wurde denſelben ein neuer Schwur abverlangt, wegen deſſen Leiſtung doch einige Beſorgniß waltete. Keith hatte den Auftrag, das ihm anvertraute neuerrichtete Ismailoff'ſche Regiment ſchwören zu laſſen, und darauf der Reihe nach alle Feldregimenter, welche in der Stadt unter Gewehr ſtanden. Die Truppen leiſteten den Eid mit größtem Eifer, und die Rückkehr zur alten Ordnung hatte faſt alle Stimmen für ſich.

Nur der Feldmarſchall Fürſt Dolgorukii war unzufrieden mit dem Hergang, und äußerte unverhohlen, eine beſchränkte und durch Wahl der Großen beſtimmte Regierung würde beſſer geweſen ſein, als die nun feſtgeſetzte. Dergleichen Reden wurden ſeinen Feinden hinterbracht, genügten aber nicht ihn zu ſtürzen. Da fand ſich ein Prinz von Heſſen-Homburg, der als General im Heere diente, und gab an, Dolgorukii habe gegen ihn, als ſie zuſammen geſpeiſt und getrunken, übel von der Kaiſerin geſprochen. Dies war genug, um den Feldmarſchall zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu ſtellen. Da ſeine Gegner die Anklagen zu häufen wünſchten, ſo wurde auch Keith ausdrücklich befragt, ob der Feldmarſchall jemals gegen ihn unehrerbietig von der Kaiſerin geſprochen habe? Keith mußte eine ſolche Frage wenig geziemend finden, hielt aber ſeinen Unwillen zurück, und erwiederte nur, ihre Unterredungen ſeien ſtets durch Dollmetſcher geſchehen, da er ſelbſt nicht ruſſiſch könne, der Feldmarſchall aber ſtets ruſſiſch geredet habe, wiefern nun jenem die Thorheit beizumeſſen ſei, unter ſolchen Umſtänden etwas geſagt zu haben, was ſchon unter vier Augen allzu gewagt würde geweſen ſein, das zu entſcheiden müſſe er Anderen überlaſſen. Aber Keith ging in ſeiner edlen Freimüthigkeit noch weiter. Da der neue Hof den gefallenen Günſtling und ſeinen Anhang zu verunglimpfen nicht aufhörte, und einesmals der Prinz von Heſſen-Homburg in Gegenwart Keith's ſich beſonders ereiferte, ſo warf ihm dieſer mit kalter Feſtigkeit das Unſchickliche ſeines Benehmens vor, indem er ſagte, dem Prinzen mache der Name eines Angebers wenig Ehre, und bitter hinzufügte, daß er der einzige Prinz des Reiches ſei, der ſolcherlei Geſchäfte übernommen. Dolgorukii wurde zum Tode verurtheilt, doch zu lebenslänglicher Haft begnadigt, und nach Schlüſſelburg abgeführt; andere Mitglieder ſeiner Familie und ſonſtige Gegner der herrſchenden Parthei nach Sibirien verwieſen. Keith aber blieb in ſeiner Selbſtſtändigkeit unangefochten, und auch die Kaiſerin ehrte ſie, und ſetzte nur größeres Vertrauen in ihn. —

Ueber den damaligen Hof und den Zuſtand der Verhältniſſe giebt Keith folgende Nachrichten, welche zu mancherlei Betrachtung Anlaß geben: „Every day the great-chamberlain Biron's favour appeared more and more; and about this time the empress honour'd him with the order of St. Andrew, and the emperor of Germany made him count of that empire. He did not seem to meddle in any affairs but those of his own employment, tho', by the confidence the empress had in him, and the long knowledge she had of his fidelity, he was looked by every one as her chief favorite. Osterman, Jagousinskii and Lewenwolde were also much in favour, and general Munnich was he who was most consulted for the affairs of the army. — The court employed most of the time in the amusements fit for the season. Whille the carnival lasted, there was, twice-a-week, balls in mask at the palace, the other days Italian comedies, musick, or play; and as Peter the Great lov'd neither regularity nor magnificence in his equipage and family, so the change appeared never to the Russian nation; for tho' the empress Catherine had a numerous court, yet I 've been told by those who frequented it, that there was so little order kept, that it had hardly the air of a court, and certainly the present empresse cannot enough be commended for the alteration she has made, for as the reputation of a nation is what is to be almost as much regarded as its real strength, nothing was more necessary than the changes which might be soonest efface the nations which most of Europe has of the barbarity of the Russian nation; and as strangers from an idea of a wholle country by what they see at court, it's certain they must form a very favorable one of Russia, and of this we have already the experience, since it's said every where, that in five years the present empress has done more to the civilising the nation than Peter the First did in all his reign. I shall not enter into compairison, but I'me perswaded that every one who will consider the situation of the country and affairs in the different times, will agree that Peter the First had enough to do to introduce what was absolutely necessary; and that the present empress finding that already established, cou'd not do better than to give them an example of politeness and good order at her court, which it were to be wished her subjects each in their spheres wou'd imitate."

Die Kaiſerin überſiedelte ihren Hof gegen Ende des Jahres 1731 nach Sankt-Petersburg, welche Hauptſtadt ſeither etwas vernachläſſigt worden war, und welche nach Keith's Meinung, wiewohl neu und eigentlich nicht in Rußland gelegen, doch von größerer Wichtigkeit erſchien als die ältere Hauptſtadt Moskau. Keith blieb als Oberbefehlshaber der Truppen in Moskau zurück, und empfing am Anfange des Jahres 1732 einen neuen Beweis des Vertrauens der Kaiſerin, welche zur genauern Aufſicht über das geſammte Heerweſen einen Generalinſpekteur und drei Inſpekteure anordnete, von welchen letztern Keith einer war. Die ihm angewieſene Abtheilung umfaßte die Grenzländer von Aſien, die weiten Strecken auf beiden Ufern der Wolga und des Don, ſo wie auch einen Theil der polniſchen Gränzen bei Smolensk und weiter ſüdlich. Im Juni 1732 begann Keith dieſe Länder zu bereiſen, und brachte bis zu Ende des Jahres mit Beſichtigung von etwa 32 Regimentern hin, welche ſo weit auseinander lagen, daß ſeine Reiſe im Ganzen über 1500 Wegſtunden betrug. Er fand in den Magazinen das Mehl großentheils verſtockt, die Montirungsſtücke vom Wurm, die Waffen vom Roſt zerfreſſen. Er ließ die nachläſſigen Aufſeher beſtrafen, ſchaffte neue Vorräthe an, und führte eine ſtrenge Verwaltung ein. Im Beginn des nächſten Jahres kam er nach St. Petersburg zurück, und legte der Kaiſerin und dem oberſten Kriegsrathe das Ergebniß ſeiner Dienſtreiſe vor, wegen deren er ſehr belobt wurde, wiewohl ſeine ſtrenge

Redlichkeit als eine ungewöhnliche auch Verwunderung und Kopfſchütteln verurſachte.

Um dieſe Zeit ſchrieb einer ſeiner früheren Lehrer Namens Morton, der von den ruhmvollen Verhältniſſen ſeines Zöglings gehört hatte, ihm ſeine theilnehmenden Glückwünſche und treuen Hoffnungen künftigen Weitergedeihens. Keith's freundliche Antwort auf dieſes Schreiben hat ſich erhalten, und eine bezeichnende Stelle, die daraus mitgetheilt worden, dürfen wir auch hier nicht weglaſſen. Sie heißt: „I am a true Scotsman indeed, wise behind the hand; for had I been more careful to imbibe the excellent instructions I received under your inspection, I had still made a better figure in the world."

Der im Jahre 1732 mit Perſien geſchloſſene Frieden ließ die Aufmerkſamkeit von jenen Gegenden ſich abwenden, und im folgenden Jahre zogen die Angelegenheiten von Polen ſie ungetheilt auf ſich. König Auguſt der Zweite ſtarb am 1. Februar 1733, und die neue Königswahl zerriß, wie gewöhnlich, Polen in feindliche Partheien. Die Kaiſerin von Rußland unterſtützte diejenigen Polen, welche den Sohn des vorigen Königs wählen wollten; doch eine ſtarke Gegenparthei war für Stanislaus Lesczynski. Die ruſſiſchen Truppen rückten bald von allen Seiten gegen Polen vor. Bei Riga ſammelten ſich 30,000 Mann unter dem General Grafen von Lascy, 16,000 Mann bei Smolensk unter dem General Sagraskoi, und Keith erhielt Befehl, 6000 Mann — nämlich 6 Bataillons Fußvolk, 600 Dragoner und 4000 Koſaken — von Moskau nach der Ukraine zu ziehen, um in Volhynien einzufallen. Da kein geregeltes polniſches Kriegsheer das Feld ſtreitig machte, ſo kam es zu keinen Schlachten oder ſonſtigen großen Ausführungen, in welchen die Kriegskunſt des Feldherrn ſich hätte entwickeln können, der ganze Kampf löſte ſich in Streifzügen und Plünderungen auf. Keith ging um die Mitte des Dezembers 1733 über den gefrornen Dnieper, und marſchirte zehn Tage, ohne etwas vom Feinde zu ſehen noch zu hören, nur verlautete, die Polen würden in Volhynien eine Truppenmacht von 10 bis 12,000 Mann errichten. Dies Gerücht gab in Sankt-Petersburg Anlaß, die wenigen Truppen Keith's gegen einen ſo ſtarken Feind unzureichend zu erachten, und ihm wurde Fürſt Schachoffskoi mit 2000 Dragonern nachgeſandt, der am 5. Januar 1734 eintraf und als Generallieutenant den Oberbefehl führte. Keith, welcher doch, ſo weit die Gelegenheit es vergönnte, Proben genug des Muthes und der Fähigkeit abgelegt, um als tüchtiger Kriegsmann Ruhm und Anſehen zu erwerben, that ſich hier noch in anderer Auszeichnung kund, die ihn durch ſein ganzes Leben begleitet hat. Voll Ehrgefühl und Menſchlichkeit ſuchte er die Leiden des Krieges überall zu mildern, die wehrloſen Einwohner zu ſchützen und ihre Habe zu ſchonen; er hielt ſeine Truppen in ſtrenger Zucht, und ſie gehorchten ihm nur um ſo freudiger. Als er nun am 11. Januar vom Fürſten Schachoffskoi den Befehl erhielt, mit 3000 Reitern das Land rings umher zu verwüſten, ſuchte er ſich dieſer ihm wenig ehrenhaft dünkenden Ausrichtung zu entziehen, und wagte aus Gründen der Menſchlichkeit die ſtärkſten Vorſtellungen, allein ſie blieben ohne Erfolg; er rückte demnach aus, und trieb einiges Vieh zuſammen, aber da die Einwohner überall flohen und ſich und ihre Habe nach der Moldau retteten, ſo erklärte er dem Fürſten, die ruſſiſchen Truppen würden bei fortgeſetzter Verwüſtung des Landes in kurzem Hungers ſterben, und machte für dieſes drohende Verderben ihn allein verantwortlich; dies wirkte und der grauſame Befehl wurde zurückgenommen.

Die Sache der Ruſſen gewann in dieſem Feldzuge durch das nachdrückliche Vordringen des Feldmarſchalls Grafen von Münnich völlig die Oberhand. Die Anhänger des Königs Stanislaus verſuchten noch ihre letzten Kräfte im offenen Felde, wurden jedoch überall geſchlagen. Nachdem der Fürſt Schachoffskoi abberufen worden, führte Keith eine Zeitlang den Oberbefehl in Volhynien, und einige ſiegreiche Gefechte erhöhten ſeinen Ruhm. Bald aber wurde ihm wieder ein höherer General, diesmal der Prinz von Heſſen-Homburg, vorgeſetzt, der die früheren harten Worte Keith's gern vergaß, und dagegen von deſſen kraftvoller Thätigkeit allen Vortheil zog. Im November zum Generallieutenant ernannt, begab Keith ſich nach Sankt Petersburg, wo ſeiner eine neue ehrenvolle Beſtimmung wartete.

Die Franzoſen hatten für den König Stanislaus Lesczynski Parthei genommen, und ihm ſelber zwar nur ſchwache Hülfe nach Danzig geſandt, dagegen in Italien und am Oberrhein ihre Hauptſtärke gegen den Kaiſer Karl den Sechſten in's Feld geſtellt, welcher mit der Kaiſerin Anna verbündet in Polen den König Auguſt begünſtigte. Nachdem die Sachen in Polen durch die ruſſiſche Uebermacht größtentheils geſtillt, und ſo viele Truppen dort nicht mehr nöthig waren, beſchloß daher die Kaiſerin, ſechszehn Regimenter oder 20,000 Mann ruſſiſche Hülfsvölker gegen die Franzoſen an den Rhein zu ſenden. Den Oberbefehl dieſer Truppen erhielt der General Graf von Lascy, und zunächſt unter ihm befehligte Keith, der ſich mit ſeinem dienſtälteren Landsmann — denn auch jener war von ſchottiſcher Abkunft — ſehr gut vertrug. Die Truppen hatten an der Gränze von Schleſien überwintert, und im Frühjahr 1735 erhielt Lascy Befehl, acht Regimenter hier ſtehen zu laſſen, und mit den anderen acht nach dem Rhein vorzurücken. In Schleſien nahmen die Kommiſſarien des Kaiſers die Truppen in Augenſchein; einer derſelben, Generallieutenant von Haslinger, welcher die Keith'ſchen Truppen beſichtigt hatte, hielt darauf den verſammelten Offizieren eine Anrede, in der er zwar Dank und Lob nicht ſparte, ſich aber auffallend befliß, die Kaiſerin nur immer als Zarin zu erwähnen. Keith, den dies verdroß, erwiederte die Rede mit ſchönen Worten, in denen aber der Kaiſer nur als Erzherzog bezeichnet wurde. Haslinger war betreten, und wußte nicht was er thun ſollte; auf ſeinen Bericht nach Wien erhielt er indeß Befehl, die Beherrſcherin Rußlands künftig Kaiſerin zu nennen. Keith aber hatte ſeit dieſem Vorfall bei mancher Gelegenheit den Haß des Wiener Hofes zu empfinden. Der Marſch wurde durch Böhmen und die Oberpfalz fortgeſetzt; in dem bambergiſchen Städtchen Vilseck ſah Friedrichs des Großen Schweſter, die Markgräfin von Baireuth, ſie durchmarſchiren, und empfing die Aufwartung Keith's, nicht ahnend, daß dieſer ruſſiſche General einſt ein preußiſcher ſein, und mit ihr an demſelben Tage ſterben würde! Die gute Haltung und Kriegszucht dieſer Ruſſen wurden allgemein bewundert, und überall fanden ſie willige Aufnahme. Am Rhein, wo die Vortruppen ſchon im Juni anlangten, während die Nachzüge in großen Zwiſchenräumen folgten, war jedoch ſchon Waffenruhe eingetreten, und Frankreich und Oeſterreich unterhandelten den Frieden, der zu Wien am 3. Oktober zu Stande kam. Die Ruſſen überwinterten im Reich, und traten dann den Rückmarſch an; als ſie in Mähren waren, wurde Lascy nach Sankt Petersburg abgerufen, und Keith erhielt nun den Oberbefehl. Der Marſch durch Polen war mühſam, und beſonders wegen Herbeiſchaffung der Lebensmittel und Fuhren ſchwierig, allein Keith wußte durch kluge Anſtalten allen Uebeln zu begegnen, und die Truppen hatten bei ihrer Ankunft in der Gegend von Kieff, im September 1736, wo ſie den Winter zubrachten, in ihrer Ordnung und ihrem Ausſehen kaum gelitten.

Mit dem Jahre 1736 waren die ſchon lange waltenden Feindſeligkeiten zwiſchen den Ruſſen und Türken zum entſchiedenen Ausbruch gekommen. Lascy, zum Feldmarſchall ernannt, übernahm die von Münnich begonnene Belagerung von Aſoff, und Münnich, nachdem er ſiegreich in die Krim eingedrungen, zog mit der Hauptſtärke den Dnieper hinauf in die Ukraine. Jedoch war die Jahreszeit ſchon zu weit vorgerückt, um gegen die Türken etwas Bedeutendes zu unternehmen. Da Münnich nach Sankt Petersburg reiſte, ſo überkam Keith den Oberbefehl über alle Truppen in der Ukraine. Hier war eine große Aufgabe zu löſen, der Feldherr mußte ſein Augenmerk überall haben, und die verſchiedenartigſten Dinge zugleich betreiben. Die Truppen litten durch anſteckende Krankheiten, Zucht und Abrichtung waren vernachläſſigt, bei den höheren Offizieren fehlte der Gehorſam, die Türken und Tataren verſuchten Streifereien und Einbrüche; allem dieſen mußte gewehrt, und dabei unabläſſig für Lebensmittel geſorgt und alles Nöthige zum nächſten Feldzuge vorbereitet werden. Keith erfüllte alle dieſe Obliegenheiten auf's genau'ſte, und wie ein Mann, der nicht nur alle Zweige ſeines Faches vollkommen verſteht, ſondern auch mit der Ausübung deſſelben ſtets Redlichkeit und Menſchenliebe zu vereinigen weiß.

Hier hatte Keith auch Gelegenheit, den Kriegsſchauplatz kennen zu lernen und zu ſtudiren, auf welchem ſieben und zwanzig Jahre früher die Geſchicke Schwedens und Rußlands in ungeheurem Kampfe ſich auf lange Zeit entſchieden hatten. Die Schlacht von Poltawa, einer der Wendepunkte der neueren Geſchichte, bleibt für den einſichtseifrigen Krieger immerfort ein Gegenſtand ſtaunender Betrachtung. Keith hatte die Gegend wiederholt beſichtigt, alle Umſtände und Angaben genau geprüft, und ſein den Schweden und dem Könige Karl dem Zwölften in dieſem Betreff ungünſtiges Urtheil hatte für Friedrich den Großen die volleſte Gültigkeit. In ſeinem Aufſatz über Karl den Zwölften beruft ſich der König wiederholt auf Keith's Meinung, daß die Schweden Poltawa recht gut im erſten Anlauf hätten nehmen können, und daß ſie dagegen ſelbſt hunderttauſend Mann ſtark an der Stellung der Ruſſen hätten ſcheitern müſſen.

Ein Vorfall mit dem Großfeldherrn von Polen Grafen Potocki zeigte, wie feſt und kräftig Keith in den Anſprüchen ſeines Amtes auftreten konnte, beſonders wenn die der Menſchenliebe ſich damit vereinigten. Ein Fürſt Kantemir, nahe verwandt mit dem Hospodar der Moldau dieſes Namens, verließ die Sache der Türken, kam nach Polen, und vertraute dem Grafen Potocki, der ihm verwandt war, daß er, um ſich dem ruſſiſchen Dienſte zu widmen, nach Kieff gehe. Potocki glaubte ſeinen Vortheil dabei zu finden, den Fürſten zu verhaften, und in Konſtantinopel ſeine Auslieferung anzubieten. Inzwiſchen fand Kantemir Gelegenheit, aus ſeinem Kerker eine Meldung von ſeinem Zuſtande nach Kieff zu ſenden, und Keith, der ſich dort befand, beſchloß ſogleich, den Unglücklichen zu retten, der den Türken ausgeliefert des qualvollſten Todes gewiß ſein konnte. Er ſandte einen Offizier mit der Aufforderung, den Fürſten freizulaſſen, an Potocki, der zwar anfangs Ausflüchte nahm, aber auf die wiederholten und drohenden Botſchaften Keith's endlich gerathen fand nachzugeben, und ſich ſogar, damit keine neue Treuloſigkeit ſtattfände, dazu verſtehen mußte, unter ſeiner Verantwortung bis zur Gränze den Fürſten ſicher geleiten zu laſſen. Kantemir wurde ſpäter von Münnich als Oberſt eines Regimentes

Wallachen angeſtellt, das auf den Gütern Potocki's nachher übel hauſte.

Der Feldzug des Jahres 1737 begann gegen Ende des April. Laſcy rückte mit abgeſonderter Heeresmacht gegen die Tataren, Münnich aber zog mit dem Hauptheere, wohl 100,000 Mann ſtark, gegen die Türken, ging im Anfange des Mai über den Dnieper, am 26. Juni über den Bug, und ſtand am 10. Juli vor der Feſtung Otſchakoff. Münnich, der wegen Ausbleibens der Schiffe Mangel an Lebensmitteln vorausſah, und auch ein türkiſches Heer im Anzuge wußte, wollte die Sachen ſchnell zur Entſcheidung bringen, und gab den Befehl, die Feſtung nachdrücklich anzugreifen. In der Nacht des 13. Juli hatten die Bomben in der Stadt gezündet, und man ſah die Flammen ſich mehr und mehr ausbreiten. Münnich ſandte an Keith, der mit ſeinen Truppen die Mitte des Angriffs bildete, den Befehl, auf Flintenſchußweite gegen das Glacis vorzurücken und ein ſtetes Feuer auf die Wälle zu unterhalten. Keith ließ antworten, er ſtehe bereits in dieſer Nähe, und habe durch das Flintenfeuer von den Wällen ſchon viele Mannſchaft verloren. Ein zweiter Befehl wiederholte den früheren, und ein dritter hieß die Truppen noch weiter vorgehen. Keith gehorchte ſogleich, ſtellte jedoch vor, daß dieſe Bewegung viele Leute nutzlos opfere. Münnich ließ ihn nun durch einen Adjutanten wiſſen, daß er ſelbſt mit den Generalen Rumanzoff und Karl von Biron an der Spitze der Garden mit dem rechten Flügel an den Fuß des Glacis vorgedrungen ſei, er hoffe, Keith werde daſſelbe thun, und ebenſo der General von Löwendal mit dem linken Flügel. Keith und Löwendal rückten ſogleich vereinigt gegen die Stadt vor, konnten aber den Graben des Vorwalles nicht überſteigen, weil weder Leitern, noch anderes Sturmgeräth zur Hand war. Münnich ſchickte während des Gefechts nochmals einen Adjutanten an Keith und ließ ihm ſagen er möchte vorrücken, ſonſt gehe die Sache durch ſeine Schuld fehl; worauf Keith dem Adjutanten kalt erwiederte: „Zeigen Sie den Truppen den Weg, ich werde folgen.“ In mörderiſchem Feuer, das von allen Seiten auf ſie gerichte wurde, hielten ſie hier beinahe zwei Stunden, immerfort bemüht einzudringen, bis ſie endlich anfingen zu weichen; die Türken machten einen Ausfall und tödteten viele Leute, beſonders die Verwundeten, die umherlagen. Auch Keith, während er ſeine Truppen anfeuerte, war hier niedergeſtreckt worden, ein Flintenſchuß hatte ihn in's Knie getroffen und nur die Treue ſeiner Leute rettete ihn. Nun hielt Münnich alles für verloren, in ſeinem Unmuth wollte er Keith die Schuld beimeſſen, und ſagte in Gegenwart mehrerer Generale, derſelbe habe durch ſeine zu große Hitze den Sturm unzeitig herbeigeführt!

Inzwiſchen feuerten die Batterieen immer fort, der Brand in der Stadt wurde immer größer, und eine Bombe fiel in die Pulvervorräthe, welche im Auffliegen einen großen Theil der Stadt zerſtörten und mehr als 6000 Menſchen tödteten. Der türkiſche Befehlshaber bat nun um Waffenſtillſtand, welchen jedoch Münnich verweigerte. Koſaken und Huſaren waren indeſſen von der Seeſeite her eingedrungen, die übrigen Truppen rückten wieder vor, und ehe die Türken ſich noch ergeben konnten, waren die Ruſſen im Beſitze der Stadt. Keith freute ſich des Sieges, aber die Unredlichkeit des Feldmarſchalls, deſſen Worte ihm hinterbracht worden waren, empörte ſein Innerſtes, und er ließ demſelben ſagen, ſeine Anſchuldigungen einzuſtellen, denn er ſelber habe nur die empfangenen Befehle befolgt, ſei aber bereit, ein Kriegsgericht zu begehren, dem er die bei dieſer Belagerung von Anfang gemachten Fehler darlegen würde. Münnich dachte im Taumel des Glückes nicht mehr an die ausgeſprochene Anklage; er machte am folgenden Tage Keith einen freundlichen Beſuch, und ſagte ihm unter anderen: „C'est surtout à vous que nous devons le succès de cette grande entreprise!" Aber Keith, noch den Stachel der früheren Worte fühlend, wies das Lob zurück und ſagte: „Honte ou gloire, je n'y ai aucune part! car je n'ai fait que suivre exactement vos ordres!"

Seine Verwundung war ſchmerzhaft und gefährlich, und machte ihn fürerſt zum Felddienſt unfähig. Als das Heer nach der Eroberung von Otſchakoff und einem verſuchten Anrücken auf Bender bald wieder in die Ukraine zurückging, mußte auch Keith ſich den Mühſalen dieſes beſchwerlichen

Weges unterziehen. Doch ſchien bei wieder eingetretener Ruhe und heilender Sorgfalt einige Beſſerung zu hoffen, und Keith wollte nicht unthätig bleiben. Münnich übertrug ihm die Aufſicht über die ſogenannte Linie, eine Art von Gränzbefeſtigung, welche die Ukraine von der kleinen Tatarei ſchied. Eine Reihe von fünfzehn geſchloſſenen Schanzen zog ſich in angemeſſenen Zwiſchenräumen vom Dnieper bis zum Donetz, und wurde mit einer Miliz von 20,000 Dragonern beſetzt gehalten, um die Einbrüche der Tataren zu verhindern. Im Jahre vorher war es dieſen gleichwohl gelungen, die Linie an einer ſchlechtbewachten Stelle zu durchbrechen, und der General Fürſt Uruſſoff hatte deßhalb ſchwere Verantwortung. Um ſo ehrenvoller war daher das Zutrauen, welches jetzt in den verwundeten Keith geſetzt wurde, und um ſo größer die Sorgfalt und Thätigkeit, die er auf ſeinem Poſten bewies. In einer Sänfte ließ er ſich zur Schanze Sankt Anna tragen und machte dieſelbe zu ſeinem Hauptquartier. Hier, von ſeinem Bette aus, befehligte er die ganze Linie, empfing alle Meldungen, und traf die nöthigen Anſtalten nach Maßgabe der eingegangenen Nachrichten; alles blieb in wechſelvoller Bewegung und ſteter Wachſamkeit, er duldete keine Ruhe noch Erſchlaffung, und ſo konnte er ſich denn auch des vollſtändigſten Erfolges freuen, der Feind wagte nirgends hervorzukommen, und die Linie blieb während des ganzen Winters unangegriffen. Die Kaiſerin, wohlzufrieden mit Keith's kriegeriſchen Thaten, ernannte ihn zum General der Infanterie und ſchenkte ihm 5000 Rubel.

Aber während des Winters hatte ſeine Wunde ſich verſchlimmert. Er mußte den Feldzug des Jahres 1738 verſäumen, was ihm indeß weniger leid ſein durfte, da die Sachen im Ganzen ungünſtig abliefen, und ihn unter ſolchen Umſtänden, nach der bei Otſchakoff gemachten Erfahrung, unter dem ſtolzen und eigenſüchtigen Münnich zu dienen nicht reizen konnte. Keith hatte ſich nach Poltawa bringen laſſen, und während er hier unter den Händen der Wundärzte lag, führte er zugleich den Oberbefehl aller Truppen, die zur Sicherung der Ukraine zurückgeblieben waren, mit Einſchluß der Koſaken gegen 50,000 Mann.

Lord Mariſchal war in Spanien, als die Nachricht zu ihm gelangte, daß ſein Bruder vor Otſchakoff ſchwer verwundet worden, und da die nachfolgenden Berichte nur immer beunruhigender lauteten, ſo verließ er Valencia, wo Luft und Sonne ihm beſonders zuſagten, und machte ſich auf den Weg, im fernen Norden den geliebten Kranken aufzuſuchen, um mit eigenen Augen zu ſehen, was für ihn zu thun ſein möchte. Man kann ſich denken, welche Freude und welchen Troſt Keith durch dieſen Beſuch des Bruders empfand; die Folge bewies, daß er auch wirklich als Retter gekommen war. Lord Mariſchal überzeugte ſich bald, daß die Wundärzte in Poltawa nur geringe Kenntniſſe hatten; er beredete daher den Bruder, ſich nach Sankt Petersburg bringen zu laſſen, und begleitete ihn auf dieſer langwierigen und mühſamen Reiſe. In Sankt Petersburg ſandte die Kaiſerin ihm ſogleich ihre Leibärzte, die geſchickteſten und berühmteſten, die zu haben waren. Ihre Berathſchlagung hatte das einſtimmige Ergebniß, es gäbe kein anderes Mittel, als das Bein abzuſchneiden; Keith, des großen und langen Leidens überdrüſſig und keine andere Rettung hoffend, willigte ſogleich ein, und der Tag dazu wurde feſtgeſetzt. Lord Mariſchal war indeß anderer Meinung, und da der Wundarzt, welcher als der geſchickteſte die Ablöſung vornehmen ſollte, zufällig erkrankte, ſo benutzte jener den Aufſchub und erklärte: „Ich hoffe, Jakob wird dieſes Bein noch vielfach zu gebrauchen haben, und ich will daſſelbe ſo leicht nicht preisgeben, wenigſtens nicht bevor ich die beſte Hülfe, die es in der Welt giebt, dafür angeſprochen habe.“ Und ſo beredete er den Bruder, weil der Zuſtand doch keine augenblickliche Gefahr habe, mit ihm nach Paris zu reiſen, und dort die bewährteſten Meiſter vom Fach um Rath zu fragen.

Die Kaiſerin billigte den Vorſchlag und erklärte öffentlich, ſie wolle lieber als Keith zehntauſend ihrer beſten Soldaten verlieren; ſie begehrte ihn zum Abſchiede noch zu ſehen und bezeigte ihm die mitleidigſte Theilnahme, zugleich ſchenkte ſie ihm 5000 Rubel zur Deckung der Reiſekoſten. Auf der Durchreiſe in Berlin, wollte König Friedrich Wilhelm der Erſte durchaus den berühmten ſchottiſchen Kriegshelden ſehen und ſandte ihm einen Tragſeſſel, auf dem man ihn bis vor den König trug, der ſelbſt an Gicht danieder lag. Hier ſahen Lord Mariſchal und Keith auch zum erſtenmale den Kronprinzen, der von beiden ſogleich die günſtigſten Eindrücke faßte.

Beide Brüder kamen nach einer anſtrengenden Reiſe im Anfange des Jahres 1739 zu Paris an. Hier waren ebenfalls die beſten Wundärzte der Meinung, das Bein müſſe abgenommen werden. Einer jedoch hatte den guten Einfall, die Wunde zu erweitern, und nachdem dies geſchehen, konnte er einige Stückchen Tuch herausziehen, die mit der Kugel eingedrungen waren, alle dieſe Zeit in der Tiefe unentdeckt gelegen hatten, und nun als die alleinige Urſache erkannt wurden, daß die Wunde nicht heilen wollte. Nach Entfernung dieſes Hinderniſſes war die Heilung geſichert; nur hatte das lange Leiden den Körper geſchwächt, und um die Geneſung zu befördern, wurden die Bäder von Barège in den Pyrenäen empfohlen, deren Wirkung ſich auch vortrefflich erwies. Völlig geheilt und geſtärkt kehrte Keith nach Paris zurück, und Lord Mariſchal behielt Recht, das Bein that noch viele Jahre guten Dienſt, vollkommen brauchbar, und ganz ohne Schmerzen oder nachgebliebene Schwäche! —

Der Aufenthalt in Paris hatte für Keith großen Reiz, er blickte auf die Zeiten zurück, die er in Fleiß, Dürftigkeit, Leidenſchaft und in jetzt völlig verſchwundenen Hoffnungen hier verlebt. Jetzt war ſein Name durch kriegeriſche Auszeichnung berühmt, und von allen Seiten erwies man ihm Ehren und Aufmerkſamkeit. Doch durfte er ſich nicht ausſchließlich dem geſellſchaftlichen Vergnügen und den perſönlichen Neigungen hingeben; er empfing aus Sankt Petersburg geheime Aufträge, die ſeine Thätigkeit für die Staatsgeſchäfte in Anſpruch nahmen. Die Verhältniſſe zwiſchen Rußland und Schweden ließen den Ausbruch eines Krieges erwarten, und eine feindliche Einwirkung Frankreichs gegen Rußland war hiebei nicht zu bezweifeln. Keith entdeckte, daß der franzöſiſche Hof insgeheim zu Breſt Kiegsſchiffe ausrüſten ließ, die nach der Oſtſee beſtimmt waren. Um genaue Auskunft zu erhalten, ſandte er ſeinen Adjutanten nach Breſt, und konnte nun die zuverläſſigſten Berichte geben, die in Sankt Petersburg hoch aufgenommen wurden.

Dieſelben politiſchen Angelegenheiten, welche Keith in Frankreich wahrzunehmen hatte, ſollten ihn auch nach England führen. Beide Brüder waren mit den Waffen in der Hand als Feinde der dortigen Regierung aufgetreten, und von dieſer geächtet worden; doch einiges Vermögen war ihnen unter der Hand noch bewahrt, anderes war vielleicht noch zu retten, und auch aus anderen Familienrückſichten wurde ein Beſuch in der Heimath dringend wünſchenswerth. Die Geſinnungen hatten ſich im Laufe der Jahre ſehr gemäßigt, und von beiden Seiten war man zu freundlicher Annäherung nicht abgeneigt. Es fiel daher nicht ſchwer, von dem Könige von Großbritannien freies Geleit zu erlangen, ſowohl für Keith, der in der Eigenſchaft eines ruſſiſchen Generals und Beauftragten erſchien, als auch für Lord Mariſchal, der in ſpaniſchen Dienſten ſtand; beide galten als Ausländer, und der früheren Vorfälle ſollte nicht gedacht werden. Sie kamen demzufolge im Februar 1740 nach London, und Keith wurde gleich am 5. Februar dem Könige Georg dem Zweiten vorgeſtellt. Dieſe Erſcheinung machte einiges Aufſehen, beſonders da man erfuhr, daß beide Brüder mit dem Prätendenten während dieſer ganzen Zeit in brieflicher Verbindung ſtanden, und alſo ein Wechſel der Grundſätze nicht eigentlich anzunehmen war. Doch erklärte ſich das ganze Verhältniß leicht, wenn man bedachte, wie verſchiedenartige Einwirkungen hier Statt gehabt. Dem Könige, der ſich auf ſeinem Throne wohlbefeſtigt ſah, konnte die Treue für den geweſenen König nicht ganz mißfallen; andererſeits war auch die Thatſache der beſtehenden Regierung und Macht nicht abzuläugnen. Aber noch in anderen Erſcheinungen zeigte ſich die Wandelbarkeit menſchlicher Dinge. Der Herzog von Argyle, Landsmann von Lord Mariſchal und Keith, ihr einſtiger Gegenkämpfer und Beſieger, der eifrige Anhänger des neuen Königshauſes, empfing in dieſer Zeit vom Könige ſeine Entlaſſung; mit gutem Rechte, wie es ſcheint, denn er hatte ſich in Beziehungen mit dem Prätendenten eingelaſſen, die am wenigſten ihm zuſtanden; allein er gerieth in Wuth und ſagte zu Keith, der gerade bei ihm war, als er den Abſchied erhielt, in ſeiner kräftigen hochländiſchen Art: „Mr. Keith, fall flat, fall edge, we must ged rid of these people." Meinte er damit den König und den Miniſter? oder nur den Miniſter? Das will Lord Mariſchal ſelber, der dieſen Zug in einem Briefe mittheilt, unentſchieden laſſen. —

Keith erhielt am 14. März bei König Georg die Abſchiedsaudienz, blieb jedoch noch längere Zeit in England, und reiſte erſt am 18. Mai von London nach Frankreich ab. Hier trennten ſich beide Brüder, Lord Mariſchal kehrte nach Valencia zurück, Keith nach Rußland. Die Brüder waren einen eigenthümlichen Tauſch eingegangen, der beim Abſchiede ſich verwirklichte. Lord Mariſchal ſchenkte ſeinem Bruder einen jungen Neger, den er von ſeinem Freunde und Waffengefährten im ſpaniſchen Dienſte, Grafen Daydie, bekommen hatte; dieſer diente ſeinem neuen Herrn fortan mit Ergebenheit und Treue, theilte alle Mühſale und Gefahren deſſelben, und genoß nach deſſen Tode wieder die Fürſorge Lord Mariſchal's, der ihm ein Jahrgeld von fünfhundert Livres ſicherte. Keith dagegen überließ ſeinem Bruder einen jungen Tataren Ibrahim und einen jungen Kalmücken Stepan, die als Kriegsgefangene bei ihm Aufnahme gefunden hatten; außer dieſen aber vertraute er ihm ein ſchönes türkiſches Kind, die Tochter eines Janitſcharenhauptmanns, die er aus den Trümmern von Otſchakoff gerettet hatte. Lord Mariſchal ließ das ſchöne Mädchen, Emetulla oder Emeté genannt, ſorgfältig erziehen, und faßte, als ſie herangewachſen war, Neigung zu ihr; allein ſie erklärte ihm, daß ſie keine andere Liebe für ihn empfinden könne, als die der kindlichen Dankbarkeit. Er ſorgte nun dafür, ſie nach ihrer Wahl zu verheirathen, und als er im Jahre 1744 wieder in den Krieg nach Schottland zog, ſicherte er ihr ein Jahrgeld von ſechstauſend Livres; auch Ibrahim und Stepan bekamen jeder fünfhundert Livres jährlich auf Lebenszeit. So erzählt d'Alembert in ſeiner Lobrede Lord Mariſchal's.

In Rußland waren für Keith inzwiſchen neue Ehren und Belohnungen ausgeſprochen worden. Denn am 25. Februar, an welchem Tage der mit den Türken geſchloſſene Frieden feierlich in Sankt Petersburg verkündet wurde, hatte die Kaiſerin Anna diejenigen ihrer Generale, welche ſich im Kriege beſonders hervorgethan, ſämmtlich beſchenkt, und Keith mit einem goldenen, reich mit Diamanten beſetzten Degen bedacht, gleich darauf aber ihm die Statthalterſchaft der Ukraine verliehen. Dieſe Statthalterſchaft hatte bisher der General Rumanzoff gehabt, der aber nun als Botſchafter nach Konſtantinopel geſandt wurde. Die Provinz, ſagt Manſtein in ſeinen Denkwürdigkeiten, hatte während des Krieges ungemein gelitten; ſie hatte vier Jahre hinter einander allen Truppen Winterquartiere, vier Feldzüge hindurch dem Heere alles Fuhrweſen geliefert, hiezu kamen die ſchreienden Gewaltſamkeiten und Erpreſſungen der hohen und niedern Beamten. Der Hof, um dieſen Uebeln Einhalt zu thun, und eine der ſchönſten Landſchaften des Reiches von gänzlichem Verderben zu retten, fühlte die Nothwendigkeit, einen rechtſchaffenen und uneigennützigen Mann zum Gouverneur zu beſtellen, wählte deßhalb den General Keith, und gab ihm den Befehl, ſogleich ſein Amt anzutreten. „Er blieb nur ein Jahr hier“, ſagt Manſtein weiter, „aber binnen dieſer kurzen Zeit brachte er mehr zu Stande, als ſeine Vorgänger in zehn Jahren. Die Milde ſeiner Verwaltung und die Ordnung, die er in allen Sachen einführte, wurden dem Lande ſehr fühlbar. Er begann ſogar die Koſaken an eine Art von Kriegszucht zu gewöhnen, die ſie bis dahin nicht gekannt hatten; allein er hatte nicht Zeit, ſein Werk zu vollenden, der nahe Krieg wider Schweden bewirkte ſeine Abberufung. Die Einwohner jammerten ſehr darüber, ſie ſagten, der Hof hätte ihnen einen ſolchen Gouverneur, der ihnen den Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinen Vorgängern gezeigt, nie geben, oder dann nie wiedernehmen ſollen.“

Während Keith in Rußland ſolchergeſtalt beſchäftigt war, und ſeine Verhältniſſe ſich nur immer günſtiger anließen, wurde ſein Bruder in Valencia unerwartet wegen dieſer Verhältniſſe auf beſondere Art beunruhigt. Im Auguſt 1741 empfing Lord Mariſchal aus Madrid ein Schreiben des Marques von Villarias, der ihn benachrichtigte, daß der König von Spanien, nachdem er vernommen, Keith wünſche wieder in ſpaniſche Dienſte zu treten, gern bereit ſei ihn aufzunehmen, und Lord Mariſchal möge daher ſeinem Bruder dies mittheilen. Sehr verwundert, eine Sache dieſer Art zuerſt auf ſolchem Wege zu erfahren, ſchrieb Lord Mariſchal mit kluger Vorſicht an den Marques zurück, ſein Bruder habe ſonſt kein Geheimniß für ihn, jedoch von dieſer Sache ihn nicht das Geringſte wiſſen laſſen, wenn derſelbe Anträge gemacht und hiezu andere Vermittelung gewählt, ſo möge ihm die Erwiederung auf demſelben Wege und durch dieſelben Perſonen zugefertigt werden, deren er ſich hiebei bedient habe; denn da er noch in ruſſiſchen Dienſten ſtehe, ſo könnte ihn eine Mittheilung ſolchen Inhalts, die ihm auf unvermuthetem Wege zukäme, ungemein bloßſtellen. Er glaubte die Sache übrigens nicht und meinte, ſolche Heimlichkeit liege nicht in Keith's Karakter, er würde vorher den Abſchied nehmen, ehe er ſich neuen Dienſten anböte. Es ergab ſich darauf, daß die ganze Verhandlung durch den Biſchof von Rennes, franzöſiſchen Botſchafter in Madrid, angeſponnen worden, ob aus gutem Willen für Keith, aus Mißverſtändniß, oder ſonſtiger Abſicht, blieb zweifelhaft. Indeß erſchien die Bereitwilligkeit des Königs von Spanien immer für Keith ehrenvoll. —

Bevor Keith die Ukraine verließ, hatte er noch ein ſchwieriges Geſchäft. Er mußte den ruſſiſchen nach Konſtantinopel beſtimmten Botſchafter den Türken an der Gränze übergeben, und dagegen den türkiſchen nach Sankt Petersburg beſtimmten Geſandten aufnehmen. Zu dieſem Zwecke zog er mit einer Schaar von 4000 Dragonern und Koſaken an den Bug, wohin zu gleichem Behufe türkiſcherſeits der Statthalter von Bender kam. Hier wurden die beiderſeitigen Geſandten förmlich ausgewechſelt; Keith hatte auf dem Rückwege eine ſchwere Aufgabe, in der ſchon ſpäten Jahreszeit trat ſtarke Kälte ein, auch die Lebensmittel fehlten in dem öden Lande, dabei war der Türke wild und ungebärdig, ſein Trotz und Eigenſinn verurſachten große Plage; doch wußte Keith, ſo wird gerühmt, durch ſeine Klugheit und Feſtigkeit alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Inzwiſchen war die Kaiſerin Anna gegen Ende des Septembers erkrankt, und am 28. Oktober 1740 geſtorben. Sie hatte zu ihrem Nachfolger im Reich den Sohn ihrer Nichte Prinzeſſin Anna, den jungen Zarewitſch Iwan ernannt, während deſſen Minderjährigkeit aber zum vormundſchaftlichen Regenten ihren Günſtling Ernſt von Biron Herzog von Kurland beſtimmt. Obſchon der letztere allgemein verhaßt war, ſo wagte doch niemand ſeiner Regentſchaft zu widerſprechen. Doch ſchien die Mutter des Kaiſers, Großfürſtin Anna, dem Herzoge Anton Ulrich von Braunſchweig-Bevern vermählt, ein begründeteres Recht auf die Regentſchaft zu haben, und Keith wagte dies laut auszuſprechen. Er weigerte ſich geradezu, die Befehle des Herzogs von Kurland anzunehmen. Er ſtand in dieſem Widerſpruche ganz allein, denn ein kalmückiſcher Fürſt, der ſich in ähnlicher Weiſe erklärt hatte, konnte der Sache kein Gewicht geben. Auf der Gegenſeite ſtand Münnich, deſſen gebietender Einfluß die größte Macht übte. Keith folgte einem Rechtsgefühl, das ihn von Jugend auf beherrſcht, aber ihm nur trübe Schickſale zugezogen hatte. In welche Verwickelungen ihn daſſelbe auch jetzt führen würde, war nicht abzuſehen; er konnte genöthigt ſein, abermals die Waffen gegen die beſtehende Macht zu erheben, und die Nachtheile dieſer Stellung hier noch ſchlimmer als in Schottland erfahren. Selbſt die Anhänglichkeit der Einwohner und der Truppen in der Ukraine war in ſolchem Falle unſicher, und die Bewegungen, welche von der Hauptſtadt ausgingen, mußten zuletzt entſcheiden. Allein das Glück überhob diesmal Keith ſo gefahrvoller Proben. Die Regentſchaft des Herzogs von Kurland dauerte noch keinen Monat, da wurde ſie durch Münnich, deſſen Ehrgeiz ſich getäuſcht ſah und rächte, am 29. November mit kühner Hand geſtürzt, und die Mutter des Kaiſers, Großfürſtin Anna, zur Regentin eingeſetzt.

Das Verdienſt, welches Keith ſich um die neue Regentin erworben hatte, konnte gegen die erfolgreiche That Münnich's nicht in Betracht kommen; doch beſchenkte ſie ihn im Mai 1741 mit einem Ehrendegen von großem Werthe, und beſtätigte die Befehlshaberſchaft, zu welcher er in dem Kriege gegen Schweden war berufen worden. Der Feldmarſchall Lascy vereinigte in der Gegend von Wyborg unter ſeinem Befehl die Truppen, welche beſtimmt waren in Finnland einzudringen. Keith, der nächſte Befehlshaber unter ihm, hatte mit ſeiner Truppenſchaar, beſtehend aus 5 Regimentern Fußvolk, 3 Regimentern Dragoner und einigen Grenadierkompanieen, bereits am 22. Juli vier Stunden von Sankt Petersburg ein Lager bezogen, aus dem er im Anfange des Auguſt in der Richtung von Wyborg nach Moula-Muiſa vorging, und daſelbſt drei Wochen ſtehen blieb. Sein forſchender Blick entdeckte hier, daß die Oertlichkeit dem Feinde den Weg nach Sankt Petersburg unbewacht freiließ, und er ordnete deßhalb ſogleich auf den geeigneten Punkten ſichernde Schanzen an.

Am 24. Auguſt ließ Keith die Truppen ausrücken, und ihnen die Kriegserklärung gegen Schweden verkündigen, worauf er jedes einzelne Bataillon mit kurzen Worten anredete und zu tapfern Kriegsthaten ermahnte. Am folgenden Tage wurde der Marſch angetreten. Bei Wyborg ſtießen zu Keith noch 6 Regimenter Fußvolk, unter dem Generallieutenant Stoffeln und Generalmajor Fermor. Nach Ueberſchreitung der Gränze wurde der erſte Angriff gegen die kleine Feſtung Wilmanſtrand gerichtet. Ein falſcher Lärm in der Nacht, wobei die ruſſiſchen Truppen auf einander ſchoſſen, ſetzte Lascy und Keith in Gefahr, denn mehrere Kugeln waren in ihre Zelte eingedrungen. Am 2. September ſtanden die Ruſſen, etwa 10,000 Mann ſtark, vor Wilmanſtrand, allein zwei ſchwediſche Truppenſchaaren konnten herbeiziehen, und ihrer vereinigten Macht wollte Lascy noch ausweichen; als er aber gewiß geworden, daß nur die eine, unter General Wrangel, etwa 5000 Mann ſtark, ihm gegenüber ſtehe, beſchloß er den Kampf aufzunehmen. Am 3. September kam es zum Treffen. Die Schweden hatten eine vortheilhafte Stellung auf einer Anhöhe, ihr linker Flügel ſtand an einer Schlucht, die ſich zum Glacis der Feſtung hinzog, vor der Mitte war das Geſchütz aufgepflanzt. Keith ließ durch 2 Grenadierregimenter unter den Oberſten Lohmann und Graf von Balmaine auf die ſchwediſche Batterie anrücken und den Oberſten von Manſtein mit 2 anderen Regimentern zur Unterſtützung nachfolgen. Allein die Grenadiere hatten unter dem Feuer des

Feindes einen ſteilen Abhang hinunter und auf der anderen Seite eben ſo wieder hinan zu ſteigen, ſie verloren viele Leute, geriethen in Unordnung und wandten ſich zur Flucht. Die Schweden verfolgten, und auch ihre beiden Flügel rückten ſogleich vor. Die Unordnung ſchien die beiden Unterſtützungsregimenter mitergreifen zu müſſen, und dann war das Gefecht für die Ruſſen verloren. Keith, dieſe Gefahr erblickend und zugleich den Vortheil wahrnehmend, den ihm die veränderte Stellung der Schweden darbot, ertheilte augenblicklich dem Oberſten von Manſtein den Befehl, mit ſeinen beiden Regimentern rechts abzulenken und den linken Flügel der Schweden anzugreifen, welches ſogleich ausgeführt wurde. Der linke Flügel des Feindes wurde nun völlig geworfen, und gleich darauf ebenſo der rechte, das Geſchütz erobert und gegen die Feſtung gewendet, dieſe ſchließlich erſtürmt. Von den Schweden entkamen kaum 500 Mann, auch die Ruſſen hatten gegen 2500 Todte und Verwundete; unter den erſteren waren der Generalmajor von Uexküll und die beiden Anführer der Grenadiere, unter letzteren der Oberſt von Manſtein; dagegen fielen 12 Fahnen und 4 Standarten, 13 Geſchütze und die ſchwediſche Kriegskaſſe in ihre Hände. Die Ehre des Tages wurde hauptſächlich Keith zugeſprochen, der durch ſeine raſche Entſchloſſenheit und kluge Anordnung das ſchon wankende Gefecht hergeſtellt und zum Siege gewendet, und durch den Sieg ſeiner Truppen auch den der anderen eingeleitet hatte. In Anerkennung ſeines neuen Verdienſtes erhöhte die Großfürſtin noch im Oktober ſeine Beſoldung durch eine jährliche Zulage von 3000 Rubeln. Zu nicht geringem Ruhme bleibt ihm anzurechnen, daß er, der immerfort im ſtärkſten Feuer die Soldaten angeſpornt, im Siege ſogleich ihrer Wuth Einhalt that, und beſonders die wehrloſen Einwohner in Schutz nahm; die geretteten wurden ſämmtlich nach Rußland verpflanzt, und der Ort dem Boden gleich gemacht. Laſcy führte ſeine Truppen hierauf in ihr Lager zurück; er war mit dem errungenen Siege zufrieden, und wagte nicht in Finnland weiter vorzudringen. Um an der Siegesfeier Theil zu nehmen, begab er ſich nach Sankt Petersburg, und Keith übernahm inzwiſchen den Oberbefehl. Die weiteren Feindſeligkeiten beſchränkten ſich aber auf Streifereien und Scharmützeln, in denen die Ruſſen immer den Vortheil hatten. Am 8. November, nachdem Keith erfahren, daß die Schweden zurückgegangen, ließ er auch ſeine Truppen in Winterquartiere ziehen. Er ſelbſt ging gegen Ende des November nach Sankt Petersburg, um den dortigen Kriegsberathungen beizuwohnen.

Allein bald erhielt er Nachricht, daß der ſchwediſche Oberbefehlshaber Graf Lewenhaupt ſeine Truppen zuſammenziehe und einen Winterfeldzug zu beabſichtigen ſcheine; zugleich liefen Abdrücke eines Manifeſts ein, welches derſelbe erlaſſen hatte, und wodurch er erklärte, die Schweden führten den Krieg keineswegs gegen Rußland, ſondern nur gegen die Fremden, unter deren Druck die Ruſſen ſich befänden, es ſei vor allem die Abſicht, dieſen die Freiheit zu verſchaffen, nach eignem Ermeſſen ſich einen Herrſcher zu erwählen. Der Kriegsrath, welcher unter dem Vorſitze von Münnich in Sankt Petersburg täglich bei dem Grafen von Oſtermann zuſammenkam, traf alle Maßregeln, die Schweden gehörig abzuwehren. Keith ging am 5. Dezember in ſein Hauptquartier nach Wyborg, um ſelbſt alles anzuordnen und zu überwachen.

Aber in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember ereignete ſich in Sankt Petersburg eine neue Staatsveränderung. Die Großfürſtin Eliſabeth, Tochter Peter des Großen, durch ihren Arzt und Günſtling Leſtocq aufgereizt, hatte ſich ihrer Läſſigkeit entriſſen, die Truppen gewonnen, und ſich, nachdem der junge Kaiſer, die Großfürſtin Anna, ihr Gemahl, Münnich und andere Große des Reiches in Gewahrſam gebracht waren, als Kaiſerin ausrufen laſſen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Keith von dieſer Unternehmung etwas im voraus gewußt, oder ſie begünſtigt habe, ſeine rechtliche Denkart mußte die Verſchworenen abſchrecken, ihm ihre Sache zu vertrauen. Doch fand er ſich keineswegs bewogen, das Geſchehene zu mißbilligen; die Großfürſtin Eliſabeth konnte in ſeinen Augen keine Unberechtigte ſein, und die Verhältniſſe waren in Rußland ſo verworren, entbehrten ſo ſehr jeder feſten Grundlage, daß die ſtreitigen Rechte zu entſcheiden faſt nur der Gewalt überlaſſen blieb. Keith, in Uebereinſtimmung mit Lascy, huldigte der Kaiſerin Eliſabeth unverzüglich, ließ die Truppen ihr ſchwören, und ordnete in Wyborg Freudenbezeugungen an.

Die Schweden gaben ſich das Anſehen, als hätten ſie zu dieſer Wendung der Dinge weſentlich mitgewirkt, und meinten nun große Zugeſtändniſſe von der neuen Kaiſerin zu erlangen. Auch wünſchte dieſe lebhaft, den Frieden herzuſtellen, und bewilligte zunächſt einen Waffenſtillſtand von drei Monaten. Allein die Schweden forderten Wyborg und das ganze ruſſiſche Finnland, und die Kaiſerin wollte ſich nur zu Geldopfern, nicht aber zu Abtretung des kleinſten Landſtrichs verſtehen. Daher begannen am 1. März 1742, nach Ablauf des Waffenſtillſtandes, die Feindſeligkeiten von neuem.

Die eigentliche Eröffnung des neuen Feldzuges verzögerte ſich aber bis in die Mitte des Sommers. Wyborg war auf's neue der Sammelplatz der ruſſiſchen Truppen, deren Stärke ſich auf etwa 36,000 Mann belief, von denen 10,000 auf 43 Galeeren eingeſchifft wurden. Doch bevor das Heer gegen den Feind rückte, war noch ein innerer Sturm zu beſtehen. Im Lager vor Wyborg entſtand das Gerücht, ruſſiſche Generale ſtünden im Einvernehmen mit den Schweden, und die Preobraſchenskiſchen und Semenoffskiſchen Leibwachen erregten einen furchtbaren Tumult, mißhandelten ihre Offiziere und ſchrieen, man müſſe alle Fremden, die im Heere dienten, todtſchlagen. Niemand wagte, dem meuteriſchen Haufen zu nahen. Nur Keith, nachdem er herbeigeeilt und die Sache vernommen, beſinnt ſich keinen Augenblick, nicht gedenkend, daß er ſelbſt einer der Fremden iſt, deren Tod begehrt wird, ſchreitet er beherzt in die Mitte der Aufrührer, ergreift einen derſelben und ſchreit nach einem Popen, ſeine Beichte zu hören, weil er den Mann ſogleich will erſchießen laſſen; er befiehlt ſeinen Adjutanten und Ordonnanzen, noch andere Meuterer zu verhaften; ſein gebietendes Anſehen und kräftiges Handeln ſchreckt den wilden Haufen, die Aufrührer weichen auseinander und zerſtreuen ſich. Hierauf ließ Keith alle Truppen ausrücken, die ſtrafbare Mannſchaft abſondern und den Kriegsgerichten übergeben; der Uebermuth der Leibwachen war gebrochen, und alles kehrte zur Ordnung zurück. Ohne die ſeltne Unerſchrockenheit Keith's, ſagt Manſtein, wäre dieſe Empörung nicht gedämpft worden, denn kein ruſſiſcher Offizier wagte ihr entgegenzutreten.

Erſt am 24. Juni rückten die Ruſſen in das ſchwediſche Finnland ein. Die Schweden gaben die vortheilhafteſten Stellungen freiwillig auf und räumten das Feld. Lewenhaupt rechnete ſo gewiß auf den Erfolg der noch fortdauernden Friedensunterhandlungen, daß er alle Kriegsanſtalten vernachläſſigte. Er und Buddenbrock wurden verhaftet und nach Stockholm gebracht, wo ſie für ihre Fahrläſſigkeit nachgehends mit dem Leben büßten. Aber die ſchwediſche Sache war ſchon verloren. Lascy rückte ungehindert über Friedrichsham nach Helſingfors, wo die Hauptmacht der Schweden, 17,000 Mann ſtark, in ihrem Lager von allen Seiten eingeſchloſſen, nach 14 Tagen am 4. September, ſich auf Bedingung ergaben. Ganz Finnland war nun den ruſſiſchen Truppen offen und unterwarf ſich ihnen.

Keith, der zwar keine Gelegenheit gehabt allein zu handeln, aber zu allen Erfolgen thätig mitgewirkt, empfing den Orden von Sankt Alexander-Newskii. Er nahm ſein Hauptquartier in Åbo, und führte nach der Abreiſe Lascy's, der an den Hof nach Sankt Petersburg ging, wieder den Oberbefehl. Die Kriegsverwaltung Finnlands leitete er mit kluger Feſtigkeit und Milde, er wußte die Sorge für die Truppen mit der Schonung der Einwohner auch hier zu verbinden, und that alles, was in ſeiner Macht ſtand, um die Leiden des Krieges auf das möglichgeringſte Maß einzuſchränken. Er war uneigennützig und gerecht, zwei Eigenſchaften, die ihn vor den meiſten ſeiner Mitgenerale hoch auszeichneten. Die Finnländer, wie früher die Ukrainer, bezeigten ihm überall das ehrenvollſte Zutrauen.

In Åbo lernte Keith eine junge Waiſe kennen, Eva Merthens, ein Kind ehrbarer Bürgersleute, das aber in den Kriegsbewegungen von den Soldaten mit ſchwediſchen Gefangenen war eingebracht worden. Er nahm das ſchöne Mädchen zu ſich, ließ ihr Unterricht ertheilen und gewann ſie lieb. Sie blieb fortan bei ihm, und er würde ſie geheirathet haben, wären nicht die Standesvorurtheile doch zu groß geweſen. Er bekam Kinder mit ihr, die er ſehr liebte, und für deren Erziehung er beſtens ſorgte. —

Am Hofe der Kaiſerin aber traten bald Verhältniſſe ein, welche die bisher günſtige Stellung Keith's veränderten. Die Eiferſucht der Ruſſen ſuchte die Fremden aus den höchſten Aemtern zu entfernen, man machte den Haß der Truppen geltend, man berief ſich auf den ſtattgehabten Aufruhr. In dem verſteckten Kampfe ehrgeiziger Ränke und Falſchheiten konnte ein Mann wie Keith nur Verdruß ärnten. Als er ſeine Dienſte ungünſtig angeſehen glaubte, forderte er ſeinen Abſchied. Aber auch andere Generale von größter Auszeichnung thaten daſſelbe, der Graf von Löwendal, Douglas, von Lieven, und die Kaiſerin erſchrak über den Verluſt tapfrer Anführer, der ihrem Heere drohte. Sie wünſchte beſonders Keith in ihrem Dienſte zu behalten, verſagte ihm den Abſchied, ſchrieb ihm in den gnädigſten Ausdrücken, vermehrte ſeine Beſoldung, und bot ihm den Oberbefehl des Kriegsheeres gegen Perſien an. Er lehnte dieſen Oberbefehl ab, ließ ſich aber bewegen, noch in ruſſiſchen Dienſten zu bleiben, wie auch Lieven und Douglas thaten.

Im März 1743 wurden in Åbo Friedensverhandlungen eröffnet. Allein die Feindſeligkeiten begannen nichtsdeſtoweniger auf's neue. Die Ruſſen hatten eine ſtarke Flotte ausgerüſtet, und Lascy war mit vielen Truppen an Bord gegangen. Keith bemannte ſeinerſeits 21 Galeeren mit einem Theile ſeiner Truppen, und ſuchte die ſchwediſche Flotte auf, die ſchon im April ausgelaufen war, und ihm einen Theil des Schiffbauholzes verbrannt hatte, das er zur Erbauung von 6 Galeeren, die noch im Juli fertig wurden, nach Åbo ſchaffen wollte. Er bekam die Schweden öfters zu Geſicht, allein ſie wichen ihm aus, und die Verfolgung war bei den zahlreichen Buchten, Inſeln, Sunden und Klippen jenes Meeres ebenſo ſchwierig als gefahrvoll. Endlich ging Keith nicht weit von Åbo bei Corpo vor Anker, und die Schweden nahten am 31. zum Angriff, wurden aber ſo übel empfangen, daß ſie das Gefecht abbrachen. Wegen des ſtürmiſchen Wetters konnte Keith erſt am 4. Juni die Schweden verfolgen, die er in dem wohlvertheidigten, durch Inſeln gebildeten Hafen Sutonga zurückgezogen fand. Er bewachte ſie hier, bis endlich am 23. Juni, nach vielen Widrigkeiten und Beſchwerden, Lascy mit der Hauptflotte ebenfalls vor Sutonga eintraf. Die Schweden entſchlüpften auf's neue, und zogen ſich dann völlig nach Stockholm zurück. Den weitern Unternehmungen Lascy's und Keith's, die ſchon an eine Landung in Schweden dachten, ſetzte der Abſchluß der Friedenspräliminarien am 27. Juni zu Åbo diesmal ein Ziel.

Keith begab ſich nach Åbo, den Rückmarſch der ruſſiſchen Truppen aus Finnland anzuordnen. Unerwartet aber empfing er am 20. September den Befehl, mit 30 Galeeren und 11,000 Mann nach Schweden abzugehen. Der König Friedrich und der Senat hatten nämlich durch den General Düring bei der nun befreundeten Kaiſerin bewaffnete Hülfe begehrt, ſowohl gegen die Dänen, welche das Land bedroheten, als wegen der innern Partheiungen, die den Staat zerrütteten. Die Kaiſerin ſchenkte Keith bei dieſem Anlaſſe wieder 3000 Rubel, und ſetzte ihm 600 Rubel monatliche Tafelgelder aus. Die Ueberfahrt aber verzögerte ſich noch, und fiel in den Oktober, in die Zeit großer Kälte und heftiger Stürme. Keith hatte große Sorgen und Beſchwerden; die Generale und Offiziere vom Seeweſen widerſetzten ſich, und meinten, die Schiffe könnten die See in ſolcher Kälte nicht halten, ſie müßten jetzt erſt überwintern. Alle Stimmen waren gegen ihn, und er allein beſtand auf ſeiner Meinung. Er kannte den Dienſt der Galeeren von Spanien her, und wußte wohl, was bei gutem Willen zu leiſten ſei. Er ließ die Seeleute ihre Gegenvorſtellungen ſchriftlich einreichen, ſteckte ſie aber in die Taſche ohne ſie zu leſen, und befahl das Zeichen zum Aufbruch zu geben. Die Truppen litten ſehr von der Kälte und dem Unwetter, doch dauerte die Ueberfahrt nur kurz, und ſie gelangten am 23. Oktober glücklich nach Sarmund, wo ſie ausgeſchifft wurden. Keith begab ſich nach Stockholm, und da Rußland noch keinen Geſandten daſelbſt hatte, ſo wurde er am Hofe auch in dieſer Eigenſchaft beglaubigt.

Der Einfluß des ruſſiſchen Hofes erwies ſich jedoch in den ſchwediſchen Angelegenheiten minder überwiegend, als man nach dieſen Verhältniſſen erwarten mochte. Die Parthei, welche den Ruſſen feindlich war und ſich auf Frankreich ſtützte, regte ſich ſtark und gewann neuen Boden. Keith wollte ſich auf Ränke und Feinheiten nicht einlaſſen, ſondern ſeinen Weg redlich und offen gradedurch gehen; dies gelang ihm auch in gewiſſem Maße, wobei er freilich auf ſein ſchon erworbenes Anſehen ſich ſtützen konnte. Ein ſchwediſcher Miniſter, der ihn übervortheilen wollte, erfuhr dies zu ſeinem Nachtheil. Keith hatte mit dieſem über die Vertheilung und Verpflegung der Truppen eine Abrede getroffen, die er arglos dem Schreiber des Miniſters abzufaſſen überließ. Nach einiger Zeit erwies ſich, daß nicht die verabredeten, ſondern ganz abweichende Beſtimmungen niedergeſchrieben waren. Keith ging ſogleich den König ſelbſt an, und beklagte ſich über die Unredlichkeit. Der König theilte ſeinen Unwillen und ließ den Sekretair rufen, der die Abänderung nicht zu läugnen wagte, aber ſich auf den Befehl des Miniſters berief, der auf dieſe Weiſe bloßgeſtellt, die Vorwürfe des Königs und die noch viel ſtärkeren Keith's zu tragen hatte, und den letzteren nur mit Mühe durch unbedingte Nachgiebigkeit verſöhnte. Mit dem Könige ſelbſt, der ſich ebenfalls ſoldatiſcher Freimüthigkeit rühmte, blieb Keith in immer gleichgutem Vernehmen, wie auch mit dem von den ſchwediſchen Reichsſtänden erwählten Thronfolger, Prinzen Adolph Friedrich von Holſtein-Gottorp, der um dieſe Zeit in Stockholm eintraf. Zum neuen Jahr 1744 beſchenkte der König ihn mit einem goldenen, reichbeſetzten Degen, und erwies ihm die ausgezeichnetſten Ehren.

Gleichwohl waren die amtlichen Verhältniſſe Keith's ſchon nicht mehr die günſtigſten. Denn weil die Beſorgniß der Schweden, in Betreff der Dänen, gehoben ſchien, ſo glaubten ſie nun auch die Ruſſen überflüſſig und drangen auf deren Abzug. Die Kaiſerin, hierüber mißvergnügt, ſandte darauf an Keith den Befehl, wenn die Dänen einrückten, nicht gegen ſie zu marſchiren, ſondern ſeine Truppen ruhig bei Stockholm zu halten, und in ſolchem Falle zu erklären, er ſei nicht gekommen, wider die Dänen zu fechten, ſondern nur zur Beilegung der innern Unruhen. Keith wußte in dieſer ſchwierigen

Stellung, die zu wechſelndem Benehmen nöthigte, das Vertrauen und die Achtung aller Partheien zu gewinnen, wie denn auch überhaupt ſein ganzer Aufenthalt in Stockholm das glänzendſte Anſehen hatte. Jedoch war er ſehr zufrieden, als endlich der Tag der Rückkehr erſchien. Er beurlaubte ſich bei dem Könige und dem Thronfolger am 23. Juni 1744, und empfing bei dieſer Gelegenheit abermals einen prächtigen goldenen Degen, des Thronfolgers Bildniß und 2000 Dukaten zum Geſchenk. Die Ruſſen ſchifften ſich allmählig ein, verließen aber erſt im Anfange des Auguſt die ſchwediſchen Küſten; Keith brachte die ganze Ausrüſtung am 13. Auguſt glücklich nach Reval zurück.

Die Kaiſerin bezeigte ihm große Zufriedenheit, ſandte ihm einen koſtbaren, auf 8000 Rubel geſchätzten Degen, vermehrte ſeine Einnahme mit jährlich 2000 Rubeln, verlieh ihm den Sankt Andreasorden, und ſchenkte ihm ein Landgut in Liefland auf Lebenszeit. Aber nicht eben ſo günſtig war ihm der Vicekanzler Graf Alexei Beſtuſheff geſinnt. Derſelbe war vor dem Kriege Geſandter in Stockholm, und Keith nahm in ſeinen Berichten keine Rückſicht, ob das, was er zu ſagen hatte, den Anſichten ſeines Vorgängers gemäß war, oder wohl gar deſſen Benehmen bloßſtellte. Daher Beſtuſheff nun alles anwandte, um Keith zurückzuſetzen und zu kränken. Der Widerwillen der Ruſſen gegen die Fremden lieh den bequemen Vorwand, hinter dem die perſönliche Feindſchaft ſicher wirken konnte.

Beſtuſheff vermochte jedoch nicht zu hindern, daß im Jahre 1745 Keith den Oberbefehl über die ruſſiſchen Truppen erhielt, die in Liefland und Kurland zuſammengezogen wurden, um für Sachſen gegen Preußen in's Feld zu rücken. Da Sachſen aber, durch die Siege der Preußen raſch überwunden, alsbald Frieden machte, ſo überſchritt das ruſſiſche Heer diesmal die Gränze nicht, und Keith behielt ſein Hauptquartier in Riga. Die Truppen blieben größtentheils vereinigt, weil die Abſichten gegen Preußen nicht aufgegeben waren, und auch ſchon im nächſten Jahre 1746 ein Bündniß mit Oſterreich zu dieſem Zwecke zu Stande kam. Die Kaiſerin kam den 16. Juli nach Narwa und hielt Muſterung über die dort verſammelten Truppen, welche Keith ihr vorführte, und deren Haltung und Fertigkeit alles Lob empfingen.

Inzwiſchen hatte Lord Mariſchal in der Ferne die Kriegsthaten und den Ruhm ſeines Bruders vernommen, und widerſtand der Sehnſucht nicht, ihn wiederzuſehen. Er kam daher im Sommer 1746 nach Rußland, nicht abgeneigt, ſo glaubte man, ebenfalls in ruſſiſche Dienſte zu gehen, gewiß aber in der Meinung, mit ſeinem Bruder eine Zeitlang vereint zu bleiben. Doch iſt ſchwer anzunehmen, daß er bei ſeiner Vorliebe für den ſonnenhellen Süden die Abſicht gehegt habe, ſich auf immer in dem kalten Norden feſtzuſetzen. Auch fügte das Geſchick die Dinge ganz anders, und anſtatt bei dem Bruder zu bleiben, zog er dieſen vielmehr hinweg. Ihm wurde nicht einmal der Aufenhalt in Rußland geſtattet, denn weil er im Jahre 1744 auf's neue an der unglücklichen Unternehmung des Prinzen Karl Eduard, Sohnes des Ritters von Saint-George, Theil genommen, ſo widerſprach der engliſche Geſandte Lord Hyndford der Aufnahme eines erklärten Feindes ſeines Hofes, und fand leicht Gehör. Lord Mariſchal durfte nicht einmal nach Riga kommen, wo ſein Gepäck ſchon angelangt war. Keith reiſte ihm bis zur Gränze entgegen, bewirthete ihn in Schulzenkrug, und erklärte bei der Trennung, nun wolle auch er nicht mehr in Rußland bleiben. Lord Mariſchal trat ſogleich die Rückreiſe an und kam den 7. November durch Berlin, um ſich nach Venedig zu begeben.

Beſtuſheff war aber mit der Wegweiſung Lord Mariſchal's nicht zufrieden, er dachte ernſtlich daran, auch Keith zu verdrängen. Dieſer hatte gleich, als der Bruder weggehen mußte, unwiderruflich beſchloſſen, den ruſſiſchen Dienſt aufzugeben. Doch mußte er den ſchicklichen Zeitpunkt abwarten, denn die Truppen ſtanden noch gleichſam im Felde, und neue Kriegsbewegungen kündeten ſich an. Inzwiſchen waren Beſtuſheff und auch Lord Hyndfort nicht unthätig; letzterer ſuchte den Feldmarſchall Lascy zu überreden, Keith ſpräche ſchlecht von ihm. Beſtuſheff aber wußte es ſo zu wenden, daß Keith den Oberbefehl über ſeine bisherige Truppenabtheilung verlieren, und dieſer dem dienſtjüngern General, Fürſten Repnin, übertragen werden ſollte. Keith fühlte ſich beſchimpft, und ohnehin ſchon verletzt wegen des Bruders, forderte er am 30. Januar 1747 ſeine Entlaſſung, und ſchrieb an Beſtuſheff dabei, — wie er in einem ſpäteren Briefe an ſeinen Bruder erzählt: „That as he had assured me, in the letter where he refused you the permission to live in Russia, that on a proper occasion he would employ all his credit in my favour, I was persuaded he wou'd think this the properest one, since it was to procure me my congé.” Beſtuſheff antwortete dem bittern Schreiben höflich und ausführlich, es ſei nicht ſeine Schuld, daß Lord Mariſchal in Rußland nicht habe bleiben können, und wenn derſelbe ſeine Ausſöhnung mit dem Könige von England gewünſcht hätte, ſo würde die Kaiſerin gern ihre Vermittelung angeboten, und ihn nachher mit größtem Vergnügen nicht nur in ihrem Lande, ſondern auch in ihren Dienſten geſehen haben; den Oberbefehl über die zum Marſch in's Ausland beſtimmten Truppen habe man dem Fürſten Repnin geben müſſen, weil Keith ſelber durchaus unentbehrlich ſei, die Gränzen des Reiches gegen einen unruhigen Nachbar zu bewachen; was jedoch das Abſchiedsgeſuch beträfe, ſo ſei daſſelbe zu ſpät eingereicht, denn es beſtehe eine Vorſchrift, daß Offiziere ihre Entlaſſung zum erſten Januar begehren müßten; dabei ließ er ihn wiſſen, daß er, wiewohl mitunter etwas zu gut bezahlt für ſeine geleiſteten Dienſte, doch bei fernerem Bleiben auch fernere Belohnung und Beförderung erwarten könne. Keith erwiederte, er werde alſo wohl bis zum Winter noch bleiben, allein er müſſe beſtimmt erwarten, daß er dann ſeinen Abſchied erhalten werde. Beſtuſheff bedauerte ſchließlich, daß ſein Rath nicht beſſeren Eingang fände, und da die Sache in ſeinen Geſchäftskreis nicht gehöre, ſo möchte Keith ſich fernerhin an die Kriegsbehörde wenden. Aber die hier noch verhüllte Bitterkeit Beſtuſheff's war in den Handlungen um ſo ſichtbarer. Keith mußte einen Truppentheil nach dem anderen abgeben, und behielt zuletzt nur zwei Regimenter Landmiliz. Da das Kriegskollegium ihn ohne Antwort ließ, ſo ſchrieb er zu Ende des Mai an den General Grafen Aprarin und erfuhr durch dieſen, die Kaiſerin habe befohlen ihm den Abſchied zu ertheilen, und derſelbe werde ihm baldmöglichſt überſendet werden.

Die weiteren Schwierigkeiten laſſen wir Keith ſelbſt erzählen, der in dem ſchon angeführten Briefe an ſeinen Bruder darüber berichtet wie folgt: „At the same time, one of my friends at Petersburgh wrote to me that my congé was ready, but that I could not receive it till I had sign'd some paper, the contents of which he did not know; and that he was well inform'd that if I refused to sign it, the resolution was taken to arrest me. You know what that signifies. Some days after, he wrote me another billet, that my discharge was sent to the feldtmarshal, with a reserve that I should never serve, directly or indirectly, against Russia; and that if I refused, that the feldtmarshal shou'd arrest me. While I was reading the billet, an adjutant came, desiring I should go to the feldtmarshal. I found the poor man in the greatest consternation possible: he had the auditor general with him, and another, as witnesses. He told me my demission was on the table, but that he had an order from the colledge of war not to deliver it to me, till I had sign'd another paper. I desired they might be read to me. The demission was a simple one, in the ordinary form, signed by the empress, the first of July: the order of the colledge of war, of the forth, to exclude me out of the army; and which was already published to the commissariate and bureau of provisions, that I might receive no more pay nor forage. — When they were both read, I told the feldtmarshal that I was visibly already out of the Russian service, both by the empresse's demission, and the colledge's order; I could not see in what pretence they could impose laws on a British subject, who might serve when and where he would: on which the feldtmarshal begg'd me to consider of it. I said it was a scandalous paper; to which he answered, that it was indeed scandalous for those who imposed it. As I had no mind to make the journey to

Siberia, I desired it might be read to me. The contents were that I promised never to serve, directly nor indirectly, against Russia; and that if I fail'd, I submitted to be judged by the Russian military articles. As soon as I heard it read, I told the general auditor, that I was ready to sign it immediately; because I knew the articles too well, not to be sure that there was not any one that forbid a free Englishman, as I then was, to serve in what manner I would: on which I signed the paper, and giving it back to the auditor, I told him that if ever they took me alive serving against Russia, I was willing they should make a new article to condemn me. I was very sorry for what I had said, and I saw the feldtmarshal was no less; for I was sure the fellow wou'd write it immediately to Apraxin, who would draw consequences from it, that might be dangerous: but as I had my demission and passport, I resolved to prevent them; and having found an English ship ready to sail, I took my passage aboard for England, being afraid to come here directly by land, for fear of being arrested in Courland."

Da ſeine Abreiſe längſt vorbereitet war, ſo konnte er leicht mit den Seinigen zu Schiff gehen, und einmal in See, fühlte er ſich den Gefahren in Rußland glücklich entgangen und völlig frei. „In this manner — erzählt er weiter — I got clear of the Russian dominions, but had a very bad passage to the Sound, nineteen days contrary wind and blowing weather; for which I was not sorry, for this gave me a pretext of quitting my Englishmann at the Sound, and declaring that I would go by land thro' Holland. They were very inquisitive at Copenhagen, if my real intention was to go to England; and the duke of Sonderbourg made me overtures of entering into that service." Allein der däniſche Dienſt reizte ihn nicht; auch hatte er gleich nach ſeiner Landung, am 1. September, an den König von Preußen geſchrieben und ihm ſeine Dienſte angeboten; der Waffenruhm, welchen der große König in den beiden ſchleſiſchen Kriegen erworben, ſein leuchtender Geiſt und reger Sinn, mußten auf Keith die größte Anziehung ausüben. Nachdem er bisher nur ſchwache, unfähige oder doch unkundige Kriegsherren gehabt, durfte er jetzt, wiewohl ſchon einundfünfzig Jahre alt, unter einem ſolchen Könige, der ſelber im größten Sinne Feldherr war, und jede kriegeriſche Tüchtigkeit zu ſchätzen wußte, eine neue Lebensbahn voll Glück und Ruhm hoffen. In Hamburg, wohin er ſich begab, empfing er die Antwort des Königs, der ihn mit Freuden zu ſich einlud, und ihm folgendermaßen ſchrieb: „Monsieur! J'ai reçu avec toute la satisfaction possible la lettre que vous venez à me faire. Sensible que je suis à tous ces sentimens que vous me témoignez, je n'aurai rien plus à coeur que de vous en marquer ma reconnaissance de même que l'estime que j'ai pour votre personne; et comme je serai toujours charmé de vous voir entrer en mon service, je viens charger mon ministre d'état le baron de Mardefeldt de vous expliquer mes intentions là-dessus. J'espère qu'il s'en acquittera à ma satisfaction et à la vôtre.“ Es ſcheint, Keith wußte noch nicht, daß er als Feldmarſchall in den Dienſt des Königs treten würde, dieſer ſchrieb noch: „Au général de Keith.“ Aber Friedrich wußte, daß er einen vollendeten Kriegsmann und tüchtigen Feldherrn für ſein Heer gewann, und meinte ihm wohl auch in Betracht der Ruſſen die Genugthuung eines höheren Ranges, als er bei jenen gehabt, gewähren zu müſſen. Keith's Patent wurde unter dem 18. September 1747 ausgefertigt. Doch wir müſſen Keith auch hierüber ſelbſt hören: „As soon as I got on shore in Denmark I wrote a letter to the king of Prussia, offering him my service, and soon after set out for Hambourg, where I received a very gracious answer, on which I went straight to Berlin, where two days after my arrival he declared me fieldmarshal of his army. As he stay'd only one day there, I had no resolution more. Baron Mardefeldt hat already told me that I was to have 8000 crowns a-year, with which I can live easier here then with twelve in Russia, where our immense equipages eat up all our income: and I find I have really more than for one; there fore, consider what a pleasure it would be to me to share it with my dearest brother. I know it would not be in the least disagreeable to the king, and even quite the contrary; but in some posts, count Rothenbourg, who is almost as impatient to see you as I am, will write to you more fully on the subject." Am 30. Oktober ſandte der König ihm für das erſte Vierteljahr ſeines Dienſtes — vom 1. Oktober bis 31. Dezember — 2000 Thaler Gehalt und 1800 Thaler als Erſatz der Reiſekoſten.

Der ruſſiſche Geſandte von Keyſerling in Berlin machte anfangs Miene, als müſſe er dieſe ausgezeichnete Aufnahme eines Mannes, der ſich aus Rußland gleichſam als ein Flüchtling entfernt, wie eine Feindſeligkeit anſehen, und berichtete darüber nach Sankt Petersburg. Doch that man von hieraus keine weitere Schritte, ſondern begnügte ſich, das Gut in Liefland, welches Keith bekommen hatte, wieder einzuziehen. Ein Kapitain Wiegel hatte es von ihm gepachtet und die Pacht vorausbezahlt; da derſelbe nun ohne weiteres ausgewieſen wurde, ſo zahlte Keith ihm das empfangene Geld redlich zurück.

Wie zufrieden der König mit ſeiner Erwerbung war, ergiebt ſich aus der Art, wie er derſelben im erſten Kapitel ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges gedenkt: „Le roi fit une bonne acquisition en attirant de Russie le maréchal Keith à son service. C'était un homme doux dans le commerce, ayant des vertus et des moeurs, habile en son métier, et qui, avec la plus grande politesse, était d'une valeur héroique dans un jour de combat.“ Keith aber ſchloß den ſchon mehrmals angeführten Brief an ſeinen Bruder nach Venedig am 28. Oktober aus Potsdam mit folgenden Worten: „I have now the honour, and, which is still more, the pleasure of being with the king at Potsdam, where he ordered me to come two days after he declared me fieldmarshal; where I have the honour to dine and sup with him almost every day. He has more wit than I have wit to tell you; speaks solidly and knowingly on all kind of subjects; and I am much mistaken if, with the experience of four campaigns, he is not the best officer of his army. He has several persons with whom he lives in almost the familiarity of a friend, but no favourite; and has a natural politeness for every body who is about him. For one who has been four days about his person, you will say I pretend to know a great deal of his character; but what I tell you, you may depend upon: with more time I shall know as much of him, as he will let me know; and all his ministry knows no more. Adieu, my dearest brother. Every week you shall have a letter from me, but not so long as this." Nach dieſer Schilderung und Einladung ſäumte Lord Mariſchal nicht lange. Er ſagte: „Mon frère s'est éloigné de ses glaces pour m'attirer vers lui; il est juste que je m'éloigne aussi de mon soleil pour l'aller trouver", er verließ Italien, und kam zu dem geliebten Bruder und zu dem bewunderten Könige nach Potsdam.

Der König zog nun beide Brüder in ſeinen vertrauten Umgang, und ſeine Achtung und Zuneigung für beide konnte ſich durch die Dauer nur ſteigern. Beide wetteiferten ihrerſeits in Bewunderung und Anhänglichkeit für den König, mit dem ihr edles und treues Vernehmen nie getrübt wurde. Sie waren angenehme und lehrreiche Geſellſchafter, von großer Lebenserfahrung und kräftiger Geiſtesart. Keith's Kenntniſſe gingen weit über das Kriegsfach hinaus, und waren bedeutend genug, um von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin dadurch anerkannt zu werden, daß ſie ihn zu ihrem Ehrenmitgliede wählte. Doch blieben ihm die Kenntniſſe des Kriegsweſens wohl immer die wichtigſten. So ſtand er auch mit dem berühmten Kriegsſchriftſteller Chevalier de Folard in Verbindung, lud ihn im Auftrage des Königs nach Berlin, und meldete dieſem im Februar 1748, daß derſelbe mit Freuden kommen werde. Am 14. Auguſt deſſelben Jahres ſandte der König ſeine Belehrungen für die Generalmajore des Fußvolks und der Reiterei an Keith, welche Schriften damals nur im ſtrengſten Vertrauen mitgetheilt wurden.

Im Jahre 1749 kam der berühmte Marſchall Graf von Sachſen nach Berlin, wo der König den bewunderten Feldherrn mit größter Auszeichnung aufnahm, und auch Keith ſich deſſen näheren Umgangs freute. Der Sommer dieſes

Jahres war indeß für Keith nicht günſtig, die Anſtrengungen des Krieges im rauhen Norden und die zuletzt im ruſſiſchen Dienſt erlittenen Verdrüſſe hatten ſeinen ſonſt rüſtigen Körper hart angegriffen, und ein drohendes aſthmatiſches Leiden erforderte ſorgſame Berückſichtigung. Der König erlaubte ihm, durch ein Schreiben vom 9. September, zur Herſtellung ſeiner Geſundheit in ein warmes Bad zu gehen, und empfahl ihm kleine Tagereiſen. Keith beſuchte das Karlsbad mit gutem Erfolg. Nach ſeiner Rückkehr, im Oktober, wurde Keith, da der Gouverneur von Berlin, Prinz von Holſtein-Beck, geſtorben war, an deſſen Statt zum Gouverneur der Hauptſtadt ernannt. Sein Gehalt ſtieg nun auf 12,000 Thaler jährlich.

Auf Anlaß des Beſuches, den die geliebte Schweſter des Königs, die Markgräfin von Baireuth, und ihr Gemahl, im Jahre 1750 zu Berlin abſtatteten, wurden viele Hoffeſte angeordnet, unter anderen am 25. Auguſt, ſpät Abends bei Lampen- und Fackelglanz, ein großes Ritterſpiel von ſolcher Pracht und Schönheit, daß die Theilnehmer und Zeugen noch im ſpäteſten Alter verſicherten, in ihrem Leben kein herrlicheres Feſt geſehen zu haben. Der König ſelbſt machte die Anordnung des Ganzen; auf dem Paradeplatze vor dem Schloſſe war ein längliches Viereck zur Kampfbahn eingerichtet, von aufſteigenden Bühnen umgeben, auf welchen ſich die Zuſchauer befanden; die Schweſter des Königs, Prinzeſſin Amélie, theilte die Preiſe aus, zu Kampfrichtern aber waren nebſt Keith die Generallieutenante Grafen von Hacke und von Schwerin, und der Staatsminiſter von Arnim ernannt. Alles ging glücklichſt von Statten. Gewandtheit und Schönheit konnten ſich auf's glücklichſte darſtellen; auch Keith hatte in ſeinem Ehrenamte Gelegenheit, ſich als ritterlicher Hofmann zu zeigen. Voltaire, der kurz vorher eingetroffen war, und hier zum erſtenmal öffentlich erſchien, ſprach ſeine Bewunderung in Stegreifverſen aus, welche das Feſt über alles erhoben, was Griechenland und Rom in dieſer Art je geſehen hätten! —

Gegen Ausgang des Jahres 1750 machte die Nachricht, daß der Marſchall Graf von Sachſen in Chambord am

30. November geſtorben ſei, einen überraſchenden und ſchmerzlichen Eindruck in Berlin und Potsdam bei allen denen, welche ihn noch im Jahre vorher als rüſtigen und muntern Gaſt daſelbſt geſehen hatten. Der König wurde durch dieſen Trauerfall veranlaßt, ſeine Gedanken über Tod und Unſterblichkeit in der berühmten poetiſchen Epiſtel auszuſprechen, welche er dem Feldmarſchall Keith gewidmet hat. Schon im Dezember wurde ſie fertig, und im Jahre 1752 der neueren Ausgabe der Oeuvres du philosophe de Sanssouci beigefügt. Die Denkart, welche ſich hier darlegt, iſt frei und kühn, und hat zu allen Zeiten edle Anhänger gehabt; der Gegenſtand war zwiſchen dem König und Keith ohne Zweifel oft beſprochen, und wir dürfen eine gewiſſe Uebereinſtimmung beider in den hier aufgeſtellten Anſichten wohl vorausſetzen; indeß haben wir in der Poeſie doch nur den Ausdruck augenblicklicher und wandelbarer Stimmung, und finden es von ganz anderem Gewicht, wenn Schleiermacher in ſeinen Selbſtbetrachtungen ſich ähnlicher Gedankenreihen erkühnt. —

Mit dem Beginn des Jahres 1751 erkrankte Keith auf's neue, und der König empfahl ihm Schonung; die Kränklichkeit kehrte ab und zu wieder, eine aſthmatiſche Beſchwer, die erſt im hohen Sommer wich. Beide Brüder, wenn ſonſt nichts Ungewöhnliches eintrat, waren jetzt die beinahe täglichen Geſellſchafter des Königs, ſeine Tiſchgenoſſen, und Mitglieder des vertrauten, geiſtvollen Kreiſes, den es ihm geglückt war ſo reich und glänzend um ſich her zu bilden. Wir berufen uns auf die leſenswerthe Schilderung, welche Preuß in ſeinem trefflichen Werke „Friedrich der Große mit ſeinen Verwandten und Freunden" von dieſer merkwürdigen Geſellſchaft ertheilt hat, und erinnern nur, daß grade in dieſer Zeit außer dem Marquis d'Argens, dem Grafen Algarotti, dem Abbé de Prades, und Anderen, auch Voltaire ihr angehörte. Zwiſchen dieſem und Lord Mariſchal knüpfte ſich bald ein freundliches Verhältniß, an welchem auch Keith Theil hatte, doch finden wir darüber keine näheren Angaben. Auch über den vertrauten Verkehr Keith's mit dem Könige haben ſich, bei dem ſteten Zuſammenſein beider, nur wenige Zeugniſſe erhalten können. Am 22. März 1751 dankte Friedrich für eine wichtige Mittheilung, die ihm Keith gemacht hat; wir wiſſen nicht welche. In einem Briefe vom 4. Juli deſſelben Jahres vertraut er ihm, daß er ſeinen Bruder als Geſandten nach Paris zu ſchicken beabſichtige, aber am franzöſiſchen Hofe vorher unter der Hand anfrage, ob Lord Mariſchal's Verdrießlichkeit mit dem Könige von England nicht etwa ſeine Ernennung dort weniger angenehm erſcheinen laſſe. Die Antwort muß günſtig ausgefallen ſein, denn ſchon gegen Ende des Auguſt wurde Lord Mariſchal zum Geſandten wirklich ernannt, und empfing vor ſeiner Abreiſe noch den Schwarzen Adlerorden. Dieſes ehrenvolle Auftreten ſeines Bruders im Dienſte des großen Königs muß für Keith eine hohe Befriedigung geweſen ſein, die den Schmerz der Trennung zu lindern fähig war.

Zwiſchen den geiſtreichen Unterhaltungen des Königs drängt ſich immer auch der Ernſt der Geſchäfte ein, und diejenigen ſeiner Freunde, mit denen er zugleich die Staatsſachen beſprechen kann, erfreuen ſich einer gediegeneren Vertraulichkeit, als die muntern Schöngeiſter, die nur ſeine Muße zu erheitern berufen ſind. Keith war in dieſem Betrachte ganz der Mann des Königs, reich an Erfahrung, kalt und klar im Erwägen, unbefangen und freimüthig, ohne perſönliche Nebenabſicht; wenn er nicht gefragt wurde, ſo beunruhigte ihn das nicht, er wartete dann gelaſſen den Zeitpunkt ab, wo wieder ein Bedürfniß empfunden wurde, auch ihn zu hören. Auf dieſe Weiſe vermied er, dem Könige unbequem zu werden, und behielt ſeine Meinung ſelbſtſtändig. Auch behauptete er ſich wohl in offnem Widerſpruche gegen den König, mit dem zu ſtreiten nicht leicht und ſelten angenehm war. Da Keith in Rußland gedient hatte, ſo galt er für alle ruſſiſchen Angelegenheiten als beſte Quelle, und der König begehrte mancherlei Auskunft von ihm, über die Vertheilung der ruſſiſchen Truppen, die Karaktere der ruſſiſchen Generale, ſogar über die ruſſiſchen Finanzen. Ueber den letzteren Gegenſtand fragte der König am 30. März 1753, und ſchon am 31. antwortete Keith, die Sache ſei ſchwierig und ihm nur unvollſtändig bekannt, ertheilte aber zugleich in einer gedrängten Denkſchrift, was er wußte; er berechnete die jährlichen Einkünfte Rußlands auf nur 11 Millionen und 200,000 Rubel. Der König erklärte ſich ſehr zufrieden mit der Darlegung. Weniger einverſtanden war er mit dem Urtheil, das Keith über die ruſſiſchen Truppen äußerte, die nach deſſen Meinung zu den allerbeſten gehörten, beſonders auch in Betreff der Zucht und Ordnung. Keith pflegte zu ſagen, die Preußen ſeien die ſchulgerechteſten Soldaten in der Stunde der Wachtparade, von 10 bis 11 Uhr Morgens, außer dieſer Zeit aber noch wie andere Menſchen, der Ruſſe hingegen, einmal Soldat, ſei nichts anderes mehr, und ſei es in jeder Stunde. Dieſe Aeußerungen mißfielen dem Könige, und ſchon im Stillen die Ruſſen als künftige Feinde betrachtend, rief er mit Bitterkeit aus: „Les Moscovites, mon cher, sont un tas de barbares, sont de la canaille, dont des troupes bien disciplinées feront facilement bon compte!" Keith wollte den Streit, der ſo heiß geworden, nicht fortſetzen, ſondern antwortete nur kalt und kurz: „Votre Majesté aura probablement occasion de faire connaissance avec ces barbares, avec cette canaille."

Lord Mariſchal erwarb als Geſandter in Paris die volle Zufriedenheit des Königs, und blieb ein paar Jahre in dieſer Anſtellung, doch gefiel ihm der Aufenthalt beſſer als ſein Beruf, von dem er ſagte: „Il faut pour ce métier-là une finesse que je ne me soucie pas d'avoir." Der König verlieh ihm dann die Stelle eines Gouverneurs von Neuchatel. Aber ſchon am 23. Februar 1754 ſchrieb Keith an Friedrich, ſein Bruder wünſche in ein wärmeres Klima ſich zurückzuziehen, in der Schweiz erfahre man nur durch den Kalender, daß es Sommer werde. Später übertrug der König ihm nochmals eine Sendung nach Spanien, und zwar in der Abſicht, Friedenseinleitungen durch ihn anzuknüpfen, die jedoch mißglückten. Als Verbündeter von England erwirkte er ihm dann zu Anfange des Jahres 1759 die freie Rückkehr in ſein Vaterland, und überraſchte ihn mit der Gewährung. Lord Mariſchal reiſte hierauf von Madrid nach England, fand bei König Georg dem Zweiten die ausgezeichnetſte Aufnahme, und ſuchte dann in Schottland einige Trümmer ſeines Vermögens zu retten; doch erſt die Erbſchaft eines ſchottiſchen Pairs, die ihm nun zufallen durfte, brachte ihn wieder zu bedeutenden Einkünften.

Im September 1754 finden wir Keith abermals an der Bruſt leidend, und er kann deßhalb den König nicht nach Schleſien begleiten, worüber dieſer ihm bedauernde freundliche Worte ſchreibt. Im Oktober deſſelben Jahres aber machte er doch wieder die Uebungen im Lager bei Gatow mit, und hier ereignete ſich eine Widrigkeit, die wir nicht unerwähnt laſſen dürfen, weil ſie ſowohl den König als auch Keith in gutem Lichte zeigt. Die Wirthin, bei welcher Keith in Gatow ſein Quartier gehabt, reichte eine Klagſchrift gegen die Leute deſſelben unmittelbar an den König ein. Der König ſandte dieſelbe am 18. Oktober an Keith, mit dem Bemerken, er liebe nicht, daß ſeine Unterthanen ſolche Beſchwerden anzubringen hätten, und fügte eigenhändig hinzu: „Je sais, monsieur le maréchal, que vous êtes incapable de mauvais procédés, mais je vous prie de mieux ranger vos domestiques en pareille occasion pour qu'ils ne commettent aucune dûreté." Hierauf verantwortet ſich Keith gleich am nämlichen Tage mit aller Ausführlichkeit: daß er nur ein Zimmer mit Alkoven für ſich, und eines für ſeine beiden Adjutanten gehabt, daß der Gebrauch der Küche nothwendig geweſen, weil täglich 24 Perſonen bei ihm geſpeiſt, daß aber niemand den Keller auch nur betreten habe; die Wirthin habe einige Zimmer für ſich behalten, dieſe aber zugeſchloſſen, und ſich lieber in ein anderes Haus, das ihr im Dorfe gehöre, zurückgezogen, es ſei alſo nicht wahr, daß man ſie verdrängt; ſie ſei aber wüthend geweſen, daß man ihr überhaupt Einlagerung gegeben. Keith verſichert, daß ihr nicht das geringſte Leid widerfahren ſei, er wolle aber ſogleich nach Berlin ſenden und alles nochmals auf's genaueſte unterſuchen laſſen, und wenn die Frau durch ſeine Schuld etwas verloren habe, es ihr doppelt erſetzen: „Car — fügte er hinzu — bien loin de faire quelque mal aux sujets de Votre Majesté, je me crois heureux d'être utile au dernier qui porte ce titre."

Keith aber blieb fortwährend in des Königs vollem Vertrauen und entſchiedener Gunſt, und entſprach dieſem Verhältniſſe durch mannigfache Thätigkeit, auch außer der gewohnten militairiſchen. Bald verſucht er zu vermitteln, daß ein engliſcher Wollfabrikant ſich in Preußen niederlaſſe, bald ſind es Vortheile des oſtindiſchen Handels, die er dem preußiſchen Gewerbfleiße zu öffnen hofft. Er nimmt ſich die Mühe, Verhandlungen des engliſchen Parlaments für den König zu überſetzen und zur Ueberſicht vorzulegen; er giebt Nachrichten über den Stand des ruſſiſchen Heeres, und über einen Aufruhr der Kirgiſen an der Gränze von Sibirien, — lauter Dinge, welche damals freilich nicht ſo offenkundig oder zugänglich waren wie heutiges Tages. Zuletzt, im Oktober 1755, überſendet Keith dem Könige ſogar Entwürfe und Anſchläge zur Erbauung maſſiver Brücken, da der König Berlin mit ſolchen zu verſehen wünſchte. Allein für das nächſte Jahr hegt Friedrich bereits andere Sorgen und Entwürfe, bei welchen Keith nicht unbetheiligt bleiben wird! Er dankt ihm für die eingereichten Vorſchläge, bemerkt jedoch, einſtweilen müſſe dergleichen ruhen, Keith möge im Jahre 1757 wieder an die Sache erinnern, dann werde vielleicht gelegnere Zeit ſein. Den Krieg, welchen er im Stillen ſann und bereitete, dachte er durch Einen Feldzug abzuthun! —

Im März des Jahres 1756 aber findet der König doch wieder Luſt und Muße, den Vorſchlägen Gehör zu geben, welche ſeiner Kunſtliebe gemacht werden. Keith wird der Vermittler von Gemähldebeſtellungen bei den italieniſchen Mahlern Pompeo Battoni und Conſtanzo, ſo wie auch bei dem damals in höchſtem Ruhme ſtehenden Mengs, von welchem letzteren der König zwei Bilder gemahlt wünſcht, denen er als ſchickliche Stoffe die Erziehung des Adonis und das Urtheil des Tireſias bezeichnet; die Beſtimmung des Preiſes und den Abſchluß des Geſchäfts überläßt er ganz dem Urtheil und Gutdünken Keith's, der im April bei ſeiner Durchreiſe nach Karlsbad, in Dresden die Sache in Ordnung bringt, und ſeinen mit den Mahlern geführten Briefwechſel dem Könige einſendet. Friedrich antwortet hierauf verbindlichſt: „Je vous renvoie, mon cher maréchal, toute votre correspondance pittoresque, en vous remerciant de la peine que vous prenez de l'entretenir. Si vous vouliez avoir la bonté de commander à Mengs les deux tableaux, et de me dire à qui et par qui je dois faire remettre l'argent pour que je puisse faire faire les avances à mon retour de Magdebourg. Je fais de vœux pour que les eaux vous fassent tout le bien imaginable, vous assurant de l'estime particulière et de l'amitié que je vous conserverai toute ma vie. Federic." Schon aber warteten andere Sorgen und Thätigkeiten, ſowohl des Königs ſelbſt als ſeines Feldherrn! —

Die Anläſſe und Vorgänge, welche den ſiebenjährigen Krieg einleiteten, ſind in dem Leben Winterfeldt's und Schwerin's genugſam dargelegt, um ſie hier nicht zu wiederholen. Den Berathungen, welche der König mit ſeinen vertrauten Generalen und Miniſtern über die politiſche und militairiſche Lage der Sachen hielt, wohnte auch Keith mehrentheils bei, und ſtimmte namentlich für die Erneuerung des Bündniſſes mit Frankreich, welches aber in des Königs Sinne ſchon unſtatthaft geworden, und durch ein im Stillen bereitetes Bündniß mit Großbritannien ihm reich erſetzt war. Wenn Keith auch nicht an allen Abſichten und Erwägungen Friedrichs den unmittelbaren und genauen Antheil hatte, deſſen ſich Winterfeldt rühmen konnte, ſo genoß er doch das Vertrauen des Königs ebenfalls in hohem Maaße, und die näheren Kriegsbeſchlüſſe wurden ihm früh mitgetheilt. Keith war im April 1756 ſeiner Geſundheit wegen, gleich Winterfeldt und mehreren anderen Offizieren, nach Böhmen in's Karlsbad gereiſt, und hatte auch den Feldmarſchall Grafen von Schwerin aufgefordert, dorthin zu kommen, der ſich aber entſchuldigte, da ſein Alter ſolche Koſten und Unruhe kaum noch werth ſei. Am 23. Juni aber ließ der König an Keith aus Potsdam ſchreiben, alle preußiſchen Offiziere ſollten in den erſten Tagen des Juli den dortigen Aufenthalt verlaſſen, und ſetzte eigenhändig hinzu: „L'air de Carlsbad devient malsain pour les Prussiens, vous ferez tous tant que vous êtes bien d'être de retour le 10 du mois qui vient." Keith, des Deutſchen unkundig, hatte für dieſes Geſchäft bei denjenigen Offizieren, die nicht Franzöſiſch konnten, den Generallieutenant Grafen von Schmettau zur Hülfe. Als Keith in Potsdam eingetroffen war, und dem Könige berichtete, die Oeſterreicher ſeien in Böhmen ganz ruhig, und dächten ihrerſeits an keinen Feldzug, war der König mit dieſem Berichte unzufrieden, und ebenſo mit dem Abmahnen vom Kriege, welches Keith, gleichwie Schwerin und Schmettau, ſeiner Ueberzeugung gemäß ausſprechen mußte. Da jedoch der König auf ſeinem Sinne beharrte, und der Krieg immer gewiſſer wurde, ſo vervollſtändigte Keith ſeine Ausrüſtung zum Feldzuge, und erbat ſich beim Könige zwei des Franzöſiſchen kundige Offiziere, den Lieutenant von Cocceji und den Lieutenant von Schwerin, zu Adjutanten, die ihm beide bewilligt wurden.

Bei dem Einbruch in Sachſen, mit welchem am 29. Auguſt 1756 der verhängnißvolle Krieg wirklich anhob, hatte der König 70 Bataillons und 96 Schwadronen in drei Truppenzüge vertheilt, die auf verſchiedenen Wegen bei Dresden zuſammenkommen ſollten. Keith befand ſich mit dem Könige ſelbſt an der Spitze des mittlern Zuges, der über Wittenberg, Torgau, Meißen, Wilsdruf und Keſſelsdorf nach Dresden vorrückte. Der polniſch-ſächſiſche Hof rief bei der Nachricht von dem Anrücken der Preußen den engliſchen Geſandten Lord Stormont um Vermittelung an, der auch ſogleich mit dem ſächſiſchen Staatsminiſter Grafen von Salmour von Dresden abreiſte, am 2. September den König von Preußen noch in ſeinem Hauptquartier zu Torgau fand, und hier an Keith gewieſen wurde, um dieſem die Eröffnungen zu machen, zu denen er beauftragt war. Keith berichtete dem Könige über die gemachten Anträge, in denen dieſer aber nur Verſtellung und Argliſt ſah, und daher ſeinen Marſch fortſetzte. Die ſächſiſchen Truppen hatten ſich nebſt dem Könige von Polen eiligſt in ein feſtes Lager bei Pirna gezogen, und Dresden ſtand den Preußen unvertheidigt offen. Friedrich hielt am 9. September ſeinen Einzug, und da die Königin von Polen nebſt dem Kurprinzen dort auf dem Schloſſe wohnen geblieben war, ſo ſandte er ſogleich Keith an ſie ab, um ihr ſchöne Entſchuldigungen und gute Verſicherungen von Seiten des Königs zu ertheilen, ein Auftrag, deſſen er ſich mit Würde und Höflichkeit entledigte. Seine Anrede, aus dem Tagebuche ſeines Sekretairs Weidemann durch Preuß mitgetheilt, lautete wie folgt: „Madame, je viens de la part du roi mon maître chargé de ses complimens pour Votre Majesté, qui m'a ordonné en même tems de lui dire qu'il n'aurait pas manqué de lui rendre visite lui-même, s'il n'avait craint qu'elle ne lui aurait pas été agréable, vû la situation présente des affaires; qu'il aurait été même charmé d'avoir pu éviter à Votre Majesté l'embarras qu'une aussi grosse garnison de ses troupes pourrait lui causer, mais les circonstances de la guerre le rendant indispensablement nécessaire, le roi m'a ordonné de l'assurer qu'il aura soin qu'on rend à Votre Majesté tous les respects qui sont dûs à sa personne et à sa dignité royale.“ Die Königin ſandte darauf zur Begrüßung des Königs ihren Oberhofmeiſter Freiherrn von Weſſenberg, und die Verhältniſſe ließen ſich ganz freundlich an. Auch fanden keine Feindſeligkeiten zwiſchen den Sachſen und Preußen Statt; die letzteren begnügten ſich, den erſteren jede Zufuhr abzuſchneiden, nur für den König von Polen wurden täglich einige Wagen mit Lebensmitteln durchgelaſſen.

Keith empfing aber auch alsbald den Auftrag das ſächſiſche Archiv öffnen und daraus diejenigen Urkunden wegnehmen zu laſſen, die zum Beweiſe der Falſchheit des polniſch-ſächſiſchen Hofes gegen den preußiſchen dienen konnten, und durch welche das Verfahren des letzteren gegen Sachſen in der That gerechtfertigt erſchien. Daß Keith hiebei mit perſönlicher Gewaltthätigkeit die Königin von Polen, die ſich dem Vorhaben widerſetzte, weggedrängt habe, iſt ungegründet, inſofern nicht er, ſondern von ihm Beauftragte die Archivſchlüſſel von der Königin forderten, und namentlich ſoll der Major von Wangenheim es geweſen ſein, durch deſſen dringende Vorſtellungen ſie endlich bewogen wurde, von den Thüren des Archives, deſſen Eintritt ſie in Perſon vertheidigen wollte, zurückzuweichen. Natürlich aber hätte Keith, wäre es nöthig geworden, auch die gewaltſame Fortführung der Königin befehlen müſſen, und ihre Drohung, daß er vor ganz Europa durch ſolche Handanlegung beſchimpft und von ſeinem eignen Könige der Schande preisgegeben ſein würde, konnte auf den kundigen Kriegsmann keinen Eindruck machen. Gleichzeitig ließ Keith auf Befehl des Königs, der den ſächſiſchen Behörden zu mißtrauen alle Urſache hatte, die vier in Dresden gebliebenen ſächſiſchen Miniſter zu ſich rufen, und erklärte ihnen, daß ihre Amtsverrichtungen aufgehört hätten, wogegen ſie keinen Widerſpruch verſuchten. Keith meldete jeden Vorgang ſogleich dem Könige, der inzwiſchen die ſächſiſchen Truppen in ihrem Lager bei Pirna eingeſchloſſen hielt und zur Uebergabe zwingen wollte, denn er durfte bei ſeiner Abſicht in Böhmen einzudringen, neben jenen Ränken nicht auch noch eine ſo bedeutende Macht im Rücken laſſen. Hierauf bezieht ſich der Schluß eines eigenhändigen Schreibens an Keith, das ohne Zeitangabe iſt, aber augenſcheinlich dieſen Tagen angehört; der König ſchreibt: „Je vous suis obligé de votre lettre, l'article de Wakerbarth est plus considérable que vous ne le croyez, cet homme est l'ame du conseil de la Saxe, s'il ne peut se transporter actuellement on pourra toujours le resserrer étroitement, mais je parie que c'est un prétexte, les chambres du roi de Pologne sont vuides, on y peut loger le prince et la princesse royale, cela n'a aucune difficulté, ainsi j'espère que cela se passera en douceur et que les intrigues finiront, car il faut mettre de l'ordre dans sa maison avant d'aller troubler celle de son voisin. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Fr."

Inzwiſchen hatte der König doch eine beträchtliche Truppenſchaar unter dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig über Peterswalde in Böhmen einrücken laſſen, die Oeſterreicher zu beobachten, welche unter dem Feldmarſchall Grafen von Browne heranrückten, um den Sachſen Luft zu machen. Am 19. September mußte Keith den Oberbefehl jener nach Außig vorgedrungenen Truppen übernehmen, welche jetzt 29 Bataillons und 70 Schwadronen ſtark waren. Er berichtete gleich am 20. über die Stellung der Preußen, ſo wie über den Anmarſch Browne's, dem er allein ſchon gewachſen zu ſein glaubte; er ließ auch ſofort eine Brücke über die Elbe ſchlagen, und in ſeinem Rücken das Schloß von Tetſchen angreifen, wozu er ſich das nöthige Wurfgeſchütz erbat. Friedrich antwortete eigenhändig hierauf aus Groß-Sedlitz am 22. September: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, que votre pont soit fait et que vous pensiez au fort de Tetschen. Si le prince Ferdinand l'avait occupé incessament aprés son entrée, il aurait très-bien fait, car je sais que les Saxons ont reçu des vivres par eau de là-bas que ceux de Schandau ont laissé passer l'Elbe la nuit par négligence. Le prince de Bevern prend aujourd'hui le chemin de la Bohême, il mène avec soi 20 pontons et bon nombre de gros canon, je lui donne deux mortiers au cas que vous en ayez besoin à Tetschen. Je n'ai rien appris du maréchal Schwérin; on écrit de France que les Français en veulent à Wesel, cela marque bien de l'humeur et de la mauvaise volonté, la dauphine a pleuré, et c'est un trop grand effet pour des larmes d'une sotte. Hier j'ai parlé à un garçon boulanger qui sort du camp saxon. Selon sa déposition leur farine doit finir le 25. ou 26. de ce mois. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic. Je crois que Browne n'a pas encore rassemblé toutes ses troupes et qu'il attend la jonction de Piccolomini."

Am 23. September meldete Keith dem Könige, das Tetſchen durch den Oberſten von Manſtein eingenommen worden, und daß er drei Kundſchafter ausgeſandt habe, um ſichre Nachrichten von dem Anmarſche der Oeſterreicher zu erlangen, und allen Anzeigen nach ziehe Browne ſeine Hauptſtärke bei Budyn zuſammen. Er fügte hinzu: „Il me paraît que Votre Majesté ne risque rien cette année pour Wésel, et une nouvelle année peut amener des nouvelles pensées, pendant ce tems Votre Majesté aura fait du chemin, et j'espère qu'elle se tirera de tout ce cahos avec honneur et gloire." Friedrich antwortete am folgenden Tage aus Groß-Sedlitz, daß ihm aus den eingeſandten Nachrichten keine Gewißheit über den Ort hervorgehe, wo Browne jetzt mit ſeinen Truppen ſtehe, wäre dieſer mit anſehnlicher Macht in Budyn, ſo müßte der König dies dem Feldmarſchall Schwerin mittheilen; die Hauptſache ſei, dies zu erforſchen; zu dieſem Zweck ertheilt er genaue Vorſchriften; Keith erhält Verſtärkung durch den Herzog von Bevern, ſobald dieſer eingerückt iſt, ſoll eine Abtheilung von 6 Bataillons und 15 Schwadronen auf

Lowoſitz, eine andere von 2 Bataillons und 10 Schwadronen jenſeits der Elbe auf Leitmeritz vordringen, kleine Partheien von 20 bis 30 Huſaren ſollen auf den Wegen von Dux, Kaden, Kommotau und Klöſterle immerfort ſtreifen; da werde ſich bald Gewißheit ergeben. — Keith hat inzwiſchen ein neues Lager bei Johnsdorf genommen, iſt für ſeine Sicherheit beſorgt, und findet gegen die Streifereien der leichten öſterreichiſchen Truppen Verhaue im Erzgebirge nöthig, zu welchem Zwecke er die nöthigen Werkzeuge verlangt. Hierauf antwortet der König am 25. September: „Je fais actuellement des recherches pour savoir où trouver les outils que vous me demandez; mais vous m'avez mal compris. Si vous ne détachez pas 4 ou 5 bataillons avec des dragons et des hussards, toutes ces troupes irrégulières des Autrichiens se nicheront incessament dans les montagnes de la Saxe et nous couperont les vivres. Selon toutes mes nouvelles Browne est encore à Kollin. Si vous n'affectez pas l'offensive partout, vous me gâtez mes troupes et nous perdons la supériorité que vous devez maintenir vis-à-vis du tas de canaille qui vous est opposé; il est très bon de penser à la sûreté de votre camp, mais cela ne doit pas vous faire oublier l'air de supériorité qu'il nous convient de prendre toute part où se trouve l'ennemi; je vous envoie une copie de la lettre que je viens de recevoir du maréchal de Schwérin. J'ai reçu le dessin de votre tête-de-pont, mais point celui de votre camp. En un mot, il faut mettre plus en oeuvre les hussards soutenus de dragons et de 4 à 5 bataillons d'infanterie, quand ce sont de pareils détachements le prince de Bevern les conduira fort bien, Katzler, Kyau, s'ils sont plus faibles, Seydlitz, vous ne connaissez pas ces gens, mais vous pouvez tous les mettre en oeuvre. Adieu mon cher maréchal. Federic. Voici un rapport ci-joint de mes hussards."

Keith meldet gleich am 25. September auf's neue, Browne ziehe langſam von Budyn heran, habe jedoch nur erſt wenige Truppen beiſammen, daher es rathſam erſcheine, ihm entgegen zu gehen und ihn im freien Felde anzugreifen; und am

26. September ſchreibt er in gleichem Sinne, man könne binnen ſechs Wochen Meiſter von Böhmen ſein, das Heer ſei vortrefflich, und werde den Feind unfehlbar ſchlagen. Friedrich wollte zwar nicht gern in Böhmen vorrücken, bevor er mit den Sachſen fertig geworden, allein er durfte aus derſelben Rückſicht auch die Oeſterreicher nicht zu nahe herandringen laſſen, und er beſchloß daher ſie zurückzuwerfen, ſandte noch einige Verſtärkung an Keith, und kündigte ihm an, daß er ſelber am 29. September in Johnsdorf eintreffen würde. Da jedoch Keith in der Befehlführung der entſendeten Truppenſchaaren einige Anordnungen gemacht hatte, die dem Könige mißfielen, ſo verwies er ihm dies ziemlich trocken mit den Worten: „Les commandemens à tour de rôle ne sont points usités dans mon armée, et ce n'est pas à vous à les introduire.“ Keith indeß, weit entfernt Empfindlichkeit zu äußern, nahm den Tadel mit Unterwürfigkeit und Gehorſam hin, und entſchuldigte ſich mit nicht gehöriger Kenntniß der im preußiſchen Heer eingeführten Gebräuche.

Friedrich traf ſchon am 28. September im Lager von Johnsdorf ein, fand daſſelbe für den Fall einer Schlacht ungünſtig, und brach mit allen Truppen auf. Am 30. entdeckte der König, der an der Spitze von 8 Bataillons und 20 Schwadronen vorausgeeilt war, von der Höhe der Paſchkopole den Marſch des Feindes in der Ebene von Lowoſitz gegen dieſen Ort und die Elbe hin. Die Oeſterreicher nahmen hier eine Stellung, deren rechter Flügel ſich an die Elbe lehnte, und den Flecken Lowoſitz vor der Front hatte, der linke Flügel war hinter dem Dorfe Sulowitz durch Niederungen und Teiche gedeckt. Zwei hohe Berge, der Homolka und nächſt der Elbe der Lowoſch, zwiſchen welchen eine Thalenge hinlief und jenſeits am Fuß der Berg ſich erweiterte, trennten die beiderſeitigen Heere. Friedrich eilte, ſeine Truppen durch dieſe Thalenge zu ziehen, und jenſeits auf den Abhängen der Berge aufzuſtellen, ehe der Feind ihm zuvorkäme. Die Truppen, ſchon angeſtrengt und ermüdet, marſchirten bis zum ſpäten Abend, geriethen bei der Dunkelheit in Unordnung, und lagerten unter freiem Himmel, erſt bei Anbruch des Tages konnten ſie ſich wieder gehörig ordnen. Der Morgen des 1. Oktobers zeigte die ganze Gegend durch Nebel verhüllt, doch erkannte man bald, daß die Weingärten des Berges Lowoſch mit Panduren und Grenadieren beſetzt waren, und daß zwei ſchwache Abtheilungen Reiterei in der Ebene bei Lowoſitz hielten. Friedrich ordnete ſeine Schlachtordnung aus der Thalenge hervor rechts und links auf den Abhängen der beiden Berge; das Fußvolk des linken Flügels mußte, nach Maßgabe, daß ſeine Bataillone aufrückten, den Feind aus den Weingärten vertreiben, und ſtand ſchon von 7 Uhr an lebhaft im Gefecht, indem der Feind nur langſam wich. Der König glaubte jedoch, das feindliche Heer ſei im Rückzuge begriffen, und habe nur eine Nachhut ſtehen laſſen. Um hierüber klar zu werden, ließ er ſeine Reiterei, welche der Feldmarſchall Graf von Gesler befehligte, zwiſchen dem aufmarſchirten Fußvolk vorziehen, und 15 Schwadronen Dragoner erhielten Befehl zum Angriff. Sie warfen den weit ſtärkeren Feind, empfingen aber bald aus dem Dorfe Sulowitz ein Flankenfeuer aus Geſchütz und Kleingewehr, und zogen ſich auf das Fußvolk zurück. Da die öſterreichiſche Reiterei hierauf in größerer Stärke wieder vorrückte, ſo wollte die preußiſche dies nicht leiden, und ohne weiteren Befehl ſtürzte die ganze Maſſe von 71 Schwadronen auf den Feind, warf ihn augenblicklich, ſah ſich aber bald durch einen tiefen Graben gehemmt, und in der Front und auf beiden Flanken einem heftigen Gewehr- und Geſchützfeuer ausgeſetzt, das ſie zum Weichen brachte, worauf der König ſie hinter das Fußvolk zurückgehen ließ, und mit dieſem vorrückte.

Der Nebel war inzwiſchen gefallen, und die Stellung des Feindes klar zu überſehen. Friedrich beſchloß den rechten Flügel deſſelben, der ihm die linke Flanke bedrohte, mit Macht anzugreifen; da jedoch der Stützpunkt rechts auf dem Homolka nicht aufgegeben werden durfte, ſo reichte die preußiſche Schlachtordnung nicht aus, um links die Anlehnung an dem Ufer der Elbe zu gewinnen, bis wohin ſich das Feld erweiterte. Um dieſem Uebelſtande abzuhelfen, zog der König die meiſten Bataillone des zweiten Treffens in das erſte, ließ den ganzen linken Flügel weiter links rücken, und die dadurch in der Mitte entſtandene Lücke durch die Reiterei ausfüllen. Nachdem die Preußen mit großer Anſtrengung den Feind, der immer friſche Truppen in den Kampf brachte, vom Fuße des Lowoſch gänzlich vertrieben hatten, erfolgte der Angriff auf Lowoſitz, welcher Ort jedoch tapfer vertheidigt wurde. Browne hatte nicht weniger Reiterei und Geſchütz als Friedrich, aber entſchiedne Uebermacht an Fußvolk, dazu alle Vortheile des Bodens; die Preußen hatten ſchon großen Verluſt erlitten, und der linke Flügel ſein Pulver größtentheils verſchoſſen; die Soldaten mußten ihr Feuer einſtellen, und forderten ungeduldig neue Patronen; da rief der Herzog von Bevern, der hier den Angriff befehligte, den Leuten zu: „Burſche, ſeid darüber unbekümmert! In welcher Abſicht hätte man euch denn gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?" Dieſes Wort entzündete den Muth auf's neue, die Regimenter Itzenplitz und Manteuffel ſtürmten Lowoſitz, rangen mit dem mehrmals verſtärkten Feinde um den brennenden Ort, ſchlugen zuletzt 9 ganz friſche Bataillone hinaus, und entſchieden hiedurch den Sieg. Denn obſchon Friedrich nur auf ſeinem linken Flügel geſiegt hatte, und der rechte ſogar mit einem neuen Angriff bedroht war, ſo fand Browne doch kein neues Wagniß rathſam, ſondern zog ſich, nachdem er von 3 Uhr Nachmittags bis zum Abend noch ſeine Stellung behauptet hatte, während der Nacht hinter die Eger in ſein Lager bei Budyn zurück.

In der Schlacht bei Lowoſitz, der erſten des ſiebenjährigen Krieges, war der Verluſt der Sieger größer als der des Feindes; die Preußen zählten über 3300 Todte und Verwundete, die Oeſterreicher noch nicht 3000, hatten aber auch 3 Kanonen und 2 Standarten eingebüßt. Friedrich, welchem Keith während dieſes Tages ſtets zur Seite war, hatte alle Anordnungen mit kundiger Einſicht und feſter Entſchloſſenheit getroffen, ein Verdienſt, das in Verhältniß der perſönlichen Stellung auch Keith beizumeſſen ſein mag; den eigentlichen Sieg aber hatte diesmal weniger der Feldherr und ſeine Genoſſen, als vielmehr die Tapferkeit der Truppen errungen, eine Tapferkeit über die ſogar Friedrich erſtaunte und ſeine Bewunderung lebhaft ausſprach.

Der König, zufrieden die Oeſterreicher verhindert zu haben den Sachſen Hülfe zu bringen, rückte nicht weiter vor, ſondern blieb in Lowoſitz beobachtend ſtehen; eine Truppenſchaar von 6000 Mann, welche Browne am 6. Oktober über Böhmiſch-Leipa gegen die ſächſiſche Gränze vorſchob, ſand die Wege durch die Preußen verſperrt, und konnte nichts ausrichten; beunruhigender war der Zweifel, ob nicht die Sachſen verſuchen würden ſich durchzuſchlagen, die Umſtellung ſchien nicht auf allen Punkten genügend, und der König ſelbſt kehrte wieder dorthin zurück. Am 13. Oktober brach er mit 15 Schwadronen von Lowoſitz auf, und überließ die Truppen in Böhmen wieder dem Oberbefehle Keith's, dem er noch am nämlichen Tage aus Arbeſau eigenhändig ſchrieb: „Mon cher maréchal, voilà une lettre de Winterfeldt par laquelle vous verrez que je n'ai point besoin de secours, s'il plait à Dieu, tout ira bien. Dites à mon frère que je suis plein d'espérances; vous m'avez très-bien compris, j'ai aujourd'hui fait toutes les observations possibles pour la sûreté de votre marche, j'ai pris les camps, j'ai tout détaillé à Stutterheim et en cas de besoin je vous l'enverrai avec un mémoire raisonné. Adieu. Federic." Ein eigenhändiges Schreiben aus dem Hauptquartier Struppen vom 15. Oktober beſtätigte das gute Anſehen der Dinge; der König ſchrieb: „Mon cher maréchal, aujourd'hui l'affaire des Saxons va se terminer, hier la négociation a commencée et il faut qu'ils en passent par tout ce qui me plaira, ils ont passé l'Elbe auprès de Königstein, où ils sont dans un terrein de 1200 pas de long sur 400 de front, nos troupes les ont entouré de ce côté-là, un abattis les sépare, ils n'ont ni vires ni tentes, leur arrière-garde et leurs équipages ont été pillés la plupart. Zieten avec 300 hommes a battu 4 escadrons qui fesaient leur arriére-garde, enfin jamais on ne pourrait s'imaginer par quel esprit de vertige ils ont pris ce mauvais parti, et avec confusion ils l'ont exécuté. Le détachement d'Autrichiens s'est aussi retiré hier, Warnéry a donné dans leur arrière-garde, il a sabré 4 compagnies de grénadiers pandours, nous avons outre cela quelques prisonniers d'eux. Le roi, ses fils et son favori sont au Königstein et ne demandent qu'à sortir, enfin j'espère que demain je vous marquerai la fin de cette affaire et mon projet fixe pour l'avenir. Adieu. Federic."

Unter dieſen Umſtänden mußte Keith den nahen Aufbruch ſeines Lagers vorausſehen, und fand ſich nur in Verlegenheit, was er in ſolchem Fall mit etwa hundert öſterreichiſchen Verwundeten machen ſollte, die größtentheils durch Kanonenkugeln getroffen waren und ſchwer darniederlagen. Er ſchrieb ihretwegen am 16. Oktober an Browne, und ſtellte dieſem vor, daß, da er wegen Futtermangel ſein Lager ändern müſſe, er jene Verwundeten zurücklaſſe, weil der Transport mehreren dieſer Unglücklichen das Leben koſten könnte, er ſende ihm aber die Liſte derſelben, in der Zuverſicht, daß ſie bei der Auswechſelung der Kriegsgefangenen als ſolche gerechnet würden, die er aus reiner Menſchlichkeit im voraus zurückgegeben habe. Der König beauftragte Keith auch die Auswechſelung ſogleich einzuleiten, und dieſer ſchlug in einem zweiten Schreiben an Browne die Stadt Kommotau als den Ort vor, wo die beiderſeitigen Beauftragten zuſammen kommen ſollten. Browne antwortete aus ſeinem Lager bei Budyn mit bereitwilliger Zuſtimmung, rühmte, wie gut er die preußiſchen Gefangenen und Verwundeten halte, und ſchloß mit den Worten: „La façon noble de penser et la grandeur d'âme de Votre Excellence m'est trop bien connue, pour ne me pas persuader, qu'Elle ordonnera d'avoir les mêmes attentions pour les nôtres." Seine Hochachtung für Keith bezeigte Browne auch während des Winters noch beſonders dadurch, daß er ihm, wie auch dem Feldmarſchall Grafen von Schwerin, ein Faß vortrefflichen Weines als Geſchenk überſandte.

Inzwiſchen hatte Keith am 17. Oktober Abends vom Könige die Nachricht empfangen, daß die Uebergabe der Sachſen abgeſchloſſen ſei, und am 18. ſchrieb Friedrich aus Struppen eigenhändig: „Mon cher maréchal, je ne cours point après les lauriers, je n'ai point trouvé à en cueillir ici, tout était fait quand je suis arrivé, je n'ai entendu que les derniers soupirs de l'artillerie saxonne, ils ont demandé à capituler une heure après mon arrivée, je les ai tous sans exception; Browne a été lui-même avec le détachement qui est venu ici, il a eu vent de la capitulation et s'est retiré, son arrière-garde a été totalement défaite. J'ai tant à faire pour le pain, quartier et payement des Saxons que je ne sais comment me retourner; il faudra différer votre décampement jusqu'au 20, je viendrai au-devant de vous avec 10 bataillons et je pourrai tout couvrir; j'enverrai Stutterheim à tems, nous ne saurions rester en Bohême sans ruiner ces bonnes troupes, et j'en aurai besoin encore plus d'une fois. Mille amitiés à mon frère. Adieu. Federic."

Der König ging nach dieſem großen Erfolge ſogleich wieder nach Böhmen, doch nur um ſein Heer von dort zurückzuziehen, was dem überlegenen Feinde gegenüber ſchwierig werden konnte. Die Sorgfalt und Thätigkeit des Königs waren aber nach allen Seiten rege, und verſchmähten auch das Kleinſte nicht. So ſchrieb er noch an demſelben 18. Oktober aus Peterswalde eigenhändig an Keith: „Je fais écrire incessament à Wylich et à Tettenborn pour les prisonniers. Quant à la désertion de Münchow sans doute qu'il y a de la faute des officiers, qu'ils prennent bien garde que les prêtres de Bohême ne parlent pas aux soldats, et que les gens qui vendent des vivres ne leur glissent pas des billets pour les animer à déserter. Dites-le, je vous prie, d'abord à tous les officiers. Adieu. Je serai demain à Linay. Fr." Und am 19. Oktober ebenſo aus Linay: „Je vous envoie Stutterheim, mon cher maréchal, pour vous dire verbalement toute ma disposition, qui consiste à vous débarrasser le 21 de tous vos gros bagages que vous enverrez au delà de Linay à Hodietitz. Le 22 la cavalerie a la reserve du corps du prince de Bevern, le 23 vous marcherez sur 2 colonnes que j'ai marqué à Stutterheim à Linay, où je serai le 22 et d'où en cas de nécessité et selon vos nouvelles je pourrai vous joindre, je renforce Manstein à Dux du régiment de Zieten, il restera là le 23. — — — Pour tromper l'ennemi je répands ici la nouvelle que toute l'armée marche en Bohême, vous n'avez qu'à ébruiter la même chose, j'espère par cette feinte de couvrir si bien ce dessein que Browne n'en sera pas instruit. Je pars demain. Il n'y a point de lettre perdue. Il faut promptement finir l'affaire du cartel. Adieu, je vous embrasse. Fr." In der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober ſchrieb er nochmals: „Je crois, mon cher maréchal, selon les nouvelles présentes que vous ne sauriez mieux faire que de hâter votre marche, faites donc détendre le camp une heure avant le jour, que le prince de Bevern vous joigne aussitôt, la générale sera le signal de la marche. S'il est nécessaire on peut mettre le feu à Sulowitz, il y a à Welmina le bataillon de Quadt, quand l'arrière-garde quittera ce village on le peut mettre en feu également. Voilà à peu près tout ce que je crois que l'on peut faire. Je suis fâché que Browne soit informé de notre dessein, mais cela étant il faut pourtant le poursuivre, en évitant de nous engager le plus que nous pouvons; j'ai huit bons bataillons ici qui sont prêts au premier signal, mais qui vous embarrasseraient plus qu'ils ne vous seraient utiles dans ces montagnes, à moins qu'il ne fallut les poster du côté d'Aujest et Welmina sur les hauteurs. Adieu, je n'en dormirai surement pas la nuit. Fr."

Keith begann am 20. Oktober aus dem Lager von Lowoſitz aufzubrechen und ging unverfolgt vom Feinde nach Linay zurück. Das Regiment Itzenplitz allein, welches die Furt der Elbe bei Saleſel bewachte, wurde in der Nacht angegriffen, indem die Oeſterreicher hier überzugehen verſuchten, allein der Angriff ſcheiterte an der Tapferkeit der Preußen, und dieſe machten ſogar Gefangene. Während der folgenden Tage ſetzte das Heer ſeinen Rückzug von Linay nach Sachſen ungehindert fort, und ſtand am 30. wieder auf ſächſiſchem Boden. Die Truppen bezogen Quartiere längs der Gränze. Keith kam am 14. November mit dem Könige nach Dresden, wo er im Suhl'ſchen Hauſe wohnte.

Friedrich bekam indeß täglich neue Beweiſe von der entſchiedenen Feindſeligkeit des polniſch-ſächſiſchen Hofes, der ſowohl mit Oeſterreich als mit Frankreich im Einverſtändniſſe war, und mit den öſterreichiſchen Truppen in Böhmen in engſter Verbindung zu bleiben ſtrebte. In Dresden war beſonders der franzöſiſche Botſchafter Graf von Broglie in dieſem Sinne thätig; er hatte ſich oftmals bemüht, zu dem Könige von Polen nach Struppen innerhalb des eingeſchloſſenen ſächſiſchen Lagers zu gelangen, was jedoch von den Preußen immer war gehindert worden. Nachdem aber der franzöſiſche Hof den preußiſchen Geſandten von Knyphauſen aus Paris fortgewieſen und den eignen Geſandten Marquis von Valori von Berlin zurückgerufen hatte, ließ Friedrich auch dem franzöſiſchen Geſandten Grafen von Broglie, der ſeit der Uebergabe der Sachſen wieder nach Dresden hatte zurückkehren dürfen, durch den Lieutenant von Cocceji militairiſch anzeigen, er dürfe nicht länger an einem Orte weilen, wo der König ſein Hauptquartier habe; er möge daher ohne Verzug dem Könige von Polen nachreiſen, zu dem er ja ſtets gewollt habe; freilich war dieſer jetzt nicht mehr in Struppen, ſondern ſchon auf dem Wege nach Warſchau, wohin ihm der Graf von Broglie auch wirklich nachfolgen mußte. Ueber dieſe Vorgänge ſchrieb Friedrich ſelber einen Bericht, den er an Keith zur Veröffentlichung ſandte, und den wir nach des Königs eigner Handſchrift hier mittheilen: „Dès que le roi est arrivé à Dresde il a envoyé le maréchal Keith pour complimenter la reine et le prince électoral; ce maréchal après les complimens ordinaires y a ajouté que Sa Majesté prendrait toutes les mesures possibles vû que le nombre des troupes qui se trouvent à Dresde que rien ne se passât qui put faire de la peine à la reine et que personne ne lui manquât de respect, et que si le roi croyait devoir se dispenser dans les conjonctures présentes de lui rendre visite ce n'était que dans l'appréhension que ce ne serait que gênant pour la reine. Le baron de Cocceji fut envoyé au comte de Broglie pour lui signifier de ne point se présenter devant le roi à cause du renvoi du baron de Knyphausen et du rappel du marquis de Valori, et comme on croit savoir très-certainement le commerce peu séant dans les conjonctures présentes que cet ambassadeur a entretenu avec le maréchal Browne, jusqu'à espionner et lui mander les moindres minuties de l'armée prussienne, on lui a fait enjoindre de suivre au plutôt le roi de Pologne comme il a déclaré si souvent en avoir les ordres, et pour finir le commerce illicite qui de cette capitale s'est entretenu avec l'armée autrichienne, il lui a été signifié d'emmener avec lui toute sa maison.“

Friedrich machte Dresden für den Winter zum Mittelpunkte ſeiner vielfachen Arbeiten, und Keith nahm thätigen Antheil an den Vorbereitungen zum nächſten Feldzuge. Die Königin von Polen war nicht zu bewegen, ihrem Gemahle nach Warſchau zu folgen, ſondern blieb mit dem Kurprinzen und der Kurprinzeſſin beharrlich in Dresden. Sie war eine Erzherzogin von Oeſterreich, älteſte Tochter Kaiſer Joſephs des Erſten, ein engliſcher Geſandter ſchildert ſie als häßlich und boshaft über allen Ausdruck. So kundig nun auch Friedrich ihrer leidenſchaftlichen Feindlichkeit und ihrer nie ruhenden Ränke war, und daher auch perſönlich ihre Gegenwart mied, ſo wollte er doch die äußerliche Höflichkeit gegen ſie nicht außer Acht laſſen, und ſandte am 8. Dezember, als an ihrem Geburtstage ſo wie zum Neuenjahre 1757 ihr und dem Kurprinzen und der Kurprinzeſſin ſeine Glückwünſche, welche jedesmal Keith zu überbringen hatte, der in ſolchen Aufträgen Würde und Feinheit ſchicklichſt vereinigte.

Während einer kurzen Reiſe Friedrichs um die Neujahrszeit nach Berlin war Keith mit der Obhut und Sorge für die Sicherheit der Winterquartiere beauftragt. Einige Bewegungen der Oeſterreicher auf den Vorpoſten gaben ſchon im Januar einige Unruhe, hatten jedoch auf der Seite nach Sachſen weiter keine Folgen, als daß Keith während einiger Tage die Stellungen unterſuchte. In Schleſien dagegen ſchienen die Sachen ernſter, und Schwerin und Winterfeldt, welche dort befehligten, waren in aufmerkſamſter Thätigkeit. Der König ſchrieb hierüber eigenhändig an Keith aus Dresden am 23. Januar 1757: „Mon cher maréchal, je viens de recevoir des lettres de Silésie qui me marquent que la marche de Schwérin dérangeait fort les projets des Autrichiens, que Piccolomini était très-embarassé de sa personne, et que le maréchal Browne campait entre Melnik et Leitmeritz, c'est ce que je vous mande à tout hasard, je ne vous garantis pas les nouvelles, il vous sera facile de vous en éclaircir par les partis que vous êtes à présent en état d'envoyer au-dela de l'Elbe. Adieu mon cher maréchal, je crois en avoir ici encore pour trois ou quatre jours. Je vous embrasse. Fr.“

Die Vorbereitungen zum Feldzuge 1757 waren ſorgſältigſt und nachdrücklichſt angeordnet, und der König zog ſeine erfriſchten und verſtärkten Truppen ſchon gegen Ende des März bei Lockwitz zuſammen. Er hatte einen Feldzugsplan entworfen, welchen der General von Retzow für Keith in's Franzöſiſche überſetzen mußte; nach dieſem ſollten zu gleicher Zeit vier preußiſche Heerabtheilungen von verſchiedenen Seiten in Böhmen einbrechen, und am 4. Mai bei Prag zuſammenſtoßen. Keith hatte wieder die Beſtimmung, dem Könige zur Seite zu ſein. Bevor die Heeresmaſſen ſich in Bewegung ſetzten, fielen manche kleinere Gefechte vor; Keith nöthigte bei Schlukenau eine öſterreichiſche Truppenſchaar zur Flucht. Mit Browne hatte er wieder einen Briefwechſel zu führen, und einigen Beſchwerden deſſelben mit der Gegenklage zu antworten, daß die preußiſchen Gefangenen ſchlecht behandelt würden; Friedrich hatte ihm vorgeſchrieben: „Je vous prie de répondre à Browne poliment, mais avec beaucoup de fierté.“ Um den Feind zu täuſchen, und ſeine Aufmerkſamkeit von den wahren Angriffspunkten abzulenken, ließ der König am 5. April den Generalmajor von Mannſtein mit 4 Bataillons von Stolpen über Neuſtadt in Böhmen einbrechen, und damit dieſe Schaar die Vorhut einer Hauptſtärke ſcheinen könnte, mußten Keith, der Prinz Auguſt Wilhelm und der Markgraf Karl bei dieſen Truppen ſein, die ſich übrigens bald wieder zurückzogen. Der Prinz Auguſt Wilhelm, der eifrig nach eigner Befehlführung verlangte, war ſehr unzufrieden, einen ſolchen Zug mitmachen zu ſollen, und äußerte ſein Mißvergnügen unverhohlen, ſowohl mit den einzelnen Anordnungen, als mit der Leitung der Sachen überhaupt. Das Verhältniß der Prinzen beim Heer entſprach im Allgemeinen ihren Wünſchen nicht; am 15. April geſchah es zum erſtenmale, daß der König einem ſeiner Brüder einen ſelbſtſtändigen Befehl übertrug, der Prinz Heinrich bekam die anſehnliche Schaar zu führen, welche über Neuſtadt nun ernſtlich in Böhmen vordringen ſollte, worüber er große Freude bezeigte; um ſo unwilliger war ſein älterer Bruder Auguſt Wilhelm, der ſich noch nicht ſo gut bedacht ſah.

Am 20. April brach das Heer des Königs aus dem Lager von Lockwitz nach Böhmen auf, rückte über Nollendorf und Außig vor, vereinigte ſich am 23. bei Linay mit der Heerabtheilung, welche der Prinz Moritz von Anhalt-Deſſau über Basberg und Kommotau herangeführt hatte, marſchirte dann nach Trebnitz, ging am 26. über die Eger, und lagerte am 28. bei Budyn, wo Browne ſein Lager aufhob, um nicht umgangen zu werden. Ebenſo verließ Browne am 29. Welwarn bei der Annäherung der Preußen, und nachdem in Tuchomierſitz am 30. der Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl der öſterreichiſchen Truppen übernommen, zog dieſer das ganze Heer in eine feſte Stellung bei Prag zurück, wohin der König am 2. Mai nachfolgte. Unterdeſſen war aus der Lauſitz der Herzog von Bevern über Krottau und Kratzen, aus Schleſien aber Schwerin gegen Königinhof vorgerückt, und beide vereinigte Heerestheile langten am 4. Mai ebenfalls in der Nähe von Prag an.

Kaum war der König der Anweſenheit Schwerin's verſichert, ſo ging er am 5. Mai mit 20 Bataillons und 38 Schwadronen über die Moldau, um mit Schwerin vereinigt, die Oeſterreicher in ihrer Stellung anzugreifen. Keith blieb mit 26 Bataillons und 40 Schwadronen auf dem linken Ufer der Moldau zurück, um dieſe Seite von Prag einzuſchließen, und dem Feinde hier jeden Ausweg zu wehren. Am 6. Mai lieferte der König die Schlacht von Prag, welche mit der vollen Niederlage des öſterreichiſchen Heeres endete, das ſich hierauf größtentheils nach Prag warf. Keith, der inzwiſchen auf Befehl des Königs noch den Prinzen Moritz von Deſſau mit 3 Grenadierbataillons und 30 Schwadronen zum Uebergang über die Moldau bei Branik mit Brückenſchiffen hatte entſenden müſſen, hielt mit ſeiner übrigen Mannſchaft die Stadt vom Weißenberg bis zur Moldau beſtens umſtellt, und obſchon ſeine wenigen Truppen weder für dieſen ausgedehnten Raum hinreichten, noch der Stärke gewachſen waren, welche der Feind hier aufwenden konnte, ſo hinderte er doch die Flüchtlinge, welche nach Königsſaal zu entkommen ſuchten, an der Ausführung ihres Vorhabens. Der erfochtene Sieg erfreute ſein Herz; er ſchrieb dem Könige, ſein Glückwunſch ſei ſo innig, als wenn er das Glück gehabt hätte, dabei zu ſein! Er beklagte aber auch den großen Verluſt herrlichen Fußvolkes, und beſonders den Tod Schwerin's, mit welchem er ſtets in guter Freundſchaft geſtanden hatte. Der König antwortete aus ſeinem Lager vor Prag am 7. Mai eigenhändig: „Mon cher maréchal, il ne nous reste de consolation après les pertes que nous venons de faire que de prendre prisonniers les gens qui sont à Prague. Voilà notre objet principal. Si Browne, le prince Charles, et leur armée est enfermée à ne pouvoir sortir de là, nous les obligerons à se rendre, et alors je crois que la guerre sera finie; adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic." Ausführlicher ſpricht er in einem Schreiben vom 9. Mai: „Vous avez raison, mon cher maréchal, de juger de ma sensibilité dans le moment présent pour les pertes que j'ai fait; et qui ne le serait pas, en perdant des amis et des braves gens qui ont soutenu l'état dans l'affaire la plus scabreuse et la plus décisive que j'aye encore vû de mes jours! Je sacrifie et moi et mes chagrins domestiques dans ce moment et je ne veux penser qu'à la patrie. J'ai pris de mon côté tous les arrangemens que j'ai cru nécessaires tant pour m'opposer au corps de Königgratz que pour poursuivre les fuyards. Nos hussards de Werner ont pillé la caisse militaire des Autrichiens, tout ce qui est hors de Prague est sans argent, sans pain et sans équipages, de sorte qu'on les fera encore fuir sans peine. Quant aux déserteurs et aux prisonniers vous n'avez qu'à les renvoyer à Budyn, et qui d'eux voudra prendre service sera le bienvenu. Nous avons tant à faire qu'il est impossible de vous fournir des listes, demandez à votre aide-de-camp qui vous dira que j'ai été interrompu par plus d'une reprise en écrivant cette lettre. Nous avons occupé le Ziska aujourd'hui, le pauvre Strantz y a été tué; mais àprésent nous nous trouvons en force sur le nez de l'ennemi, adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic." Der Ausdruck „chagrins domestiques" bezieht ſich auf Nachrichten von ſeiner Mutter, die damals todtkrank darniederlag, und nach ſieben Wochen ſtarb.

Die Einnahme von Prag war jedoch eine Aufgabe, für welche das Heer des Königs viel zahlreicher hätte ſein müſſen. Als Friedrich den Prinzen Karl von Lothringen zur Uebergabe auffordern ließ, und auch Browne, obwohl ſchwer verwundet, ſeine Meinung ſagen ſollte, erhob dieſer ſich unwillig von ſeinem Lager, und rief mit Heftigkeit: „Hält denn der König uns alle für Hundsfötter? Sagt dem Prinzen, er ſolle nur unverzüglich über Keith herfallen!" Auch war eine öſterreichiſche Truppenmacht unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Grafen von Daun von Mähren her im Anzuge, und die öſterreichiſchen leichten Truppen ſchwärmten auf allen Seiten umher, beunruhigten die preußiſchen Stellungen, und boten den Ausfällen aus Prag die Hand. Wenn auch Friedrich an demſelben 9. Mai an Keith ſchrieb, daß der Herzog von Bevern die feindlichen Huſaren und Panduren von Kuttenberg und Neuhof verjagt und Daun ſich zurückgezogen habe; er verlangt darum nicht weniger von Keith zwei Reiterregimenter, die Huſaren von Seydlitz und die Dragoner von Katte, und faſt alle Huſaren und 3 Bataillons Fußvolk ſollen am folgenden Tage gegen eine feindliche Schaar vorrücken; die ſich bei Beneſchau bildet und den Auszug der Reiterei aus Prag zu unterſtützen bezweckt, woran den Belagerten ſehr gelegen. Und am 10. Mai ſchreibt er wieder: „Je vous suis très-obligé, mon cher maréchal, pour les régiments que vous m'avez envoyés. Le prince de Bevern est en pleine marche avec une grosse cavalerie et 11 bataillons d'infanterie pour attaquer Leopold Daun, je ne crois pas que l'autre tiendra, je serais plutôt porté à présumer qu'il se retirera au camp de Kuttenberg." — Nachdem er Keith aufgefordert, die Stadt zu bombardiren, den Feind zu Ausfällen zu verlocken, und zu ſehen, ob ſich nicht ein Mittel fände ihn zur Uebergabe zu nöthigen, fährt er fort:

„Comme je ne suis pas devin, il m'est difficile d'annoncer d'avance ce qui arrivera, mais j'espère que, de quelque façon la chose tourne, elle nous sera ou moins ou plus avantageuse. Nous sommes à présent à la discrétion de Sa sacrée Majesté le hazard. Si Browne a beaucoup de vivres dans la ville, s'il a pris ses précautions pour les mettre à l'abri de toute insulte, si enfin tous les hasards et les combinaisons prétérites sont pour lui, nous ne réussirons qu'en partie, mais si quelque chose manque j'en viendrai à bout, c'est ce que j'attends du destin en prenant de mon côté toutes les meilleures mesures pour faire réussir mon projet. Le corps qui s'est sauvé de la bataille ne consiste qu'en 12,000 hommes, Browne en a 50,000 bien comptés à Prague, Leopold Daun n'en a que 15,000 hommes sous ses ordres. Voilà au vrai notre situation pour le moment présent, je m'en remets au reste à la fortune, et je vous embrasse, mon cher maréchal, de tout mon cœur. Adieu. Federic."

Inzwiſchen berichtet Keith von ſeinen unternommenen Arbeiten, es fehlt ihm gänzlich an Ingenieuren, aber auch ohne ſie bringt er die nöthigen Verſchanzungen zu Stande, hält gegen die Stadt und gegen das freie Feld gute Wacht, entſendet Streifpartheien, ſichert ſeine Verbindungen und Zufuhren, und alles dies mit einer geringen Truppenſchaar. Aber Friedrich wird ungeduldig und verdrießlich, und ſchreibt am 14. Mai an Keith eigenhändig: „Mon malheur veut que mes bougres d'ennemis ont des magasins à Prague, ce qui me mets dans un grand embarras, puisque le tems est précieux et que je n'en saurais perdre. J'attends l'artillerie pour bombarder la ville, mais si cela ne sert de rien, il faudra, si la chose traine trois semaines, lever le blocus et nous tourner vers le plus pressé, voilà mon grand embarras; la principale affaire est de nous débarasser de nos blessés, et de faire transporter à Leitmeritz tout ce qui est transportable. Les Français sont entre Düsseldorf et Mayence, je ne pense pas qu'ils se mettent en marche avant le mois de juin, mais alors force sera de leur faire face; bloquer Prague, éloigner Daun et s'opposer aux

Français, sont trois choses que nous ne pouvons faire à la fois; bombarder Prague et tenter d'en venir à bout, voilà tout ce qui nous reste à faire, et si cela ne nous réussit pas, il faut lever le blocus, voir ce que ces gens feront, s'ils veulent sortir ou non, et prendre nos mesures en conséquence. Je vous embrasse, mon cher maréchal. Federic." Aber ſchon am folgenden Tage iſt ſeine Stimmung verändert, und er ſchreibt in guter Laune: „J'espère, mon cher maréchal; qu'entre ici et quatre semaines nous tiendrons bon compte des gens qui sont à Prague, je voyais un peu noir en vous écrivant ma dernière lettre, mais les dépositions des déserteurs me sont si favorables que j'ai tout lieu d'espérer que mon entreprise ne sera pas tout-à-fait vaine, et que d'une façon ou de l'autre j'en tirerai bon parti; il ne faut penser qu'à une paix solide et à point de paix plâtrée, j'espère d'avoir le dernier écu et de la leur prescrire; je ne compte d'employer que 30,000 hommes contre les Français, peut-être que c'est leur faire trop d'honneur; il est très-bon de nous débarrasser des blessés, si ce n'est autre chose cela facilite la subsistance et met ces pauvres gens plus à leur aise et en sûreté; ce ne sera qu'à la dernière nécessité que je leverai le siége de la ville, mais j'espère n'en avoir pas besoin. Si je gagne quatre semaines, le fourrage manque dans la ville, et deux magasins considérables sont situés sous nos batteries, le commun soldat est découragé, fatigué, et souffre la misère; nos bombes et nos boulets rouges les amuseront pendant sept jours, Dieu en employa six à ce que dit Moyse pour faire le monde, je crois que sept suffisent pour achever de renverser des cervelles à moitié tournées, voilà mon raisonnement le moment présent, si tout cela me manque, contre toute apparence, il sera toujours tems de choisir un parti plus modéré. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Keith ſeinerſeits verſichert, daß ihm die Franzoſen wenig Sorge machen, ſie ſeien noch weit, und ehe ſie herankämen, könne viel gethan ſein. Er hoffte ſogar die Uebergabe von

Prag, und wünſchte Gelegenheit zur Anknüpfung von Unterhandlungen zu finden. Da es im preußiſchen Lager an Wundärzten fehlt, ſo ſchlagen der Prinz Moritz von Deſſau und Retzow vor, einen Trompeter an Browne zu ſenden, um Wundärzte für die öſterreichiſchen Verwundeten, oder wenigſtens Binden und Charpie zu fordern. Der König billigt es, und Keith erhält eine freundliche Antwort, von welcher der König in einem Schreiben vom 19. Mai ſagt: „La lettre du maréchal Browne est fort polie et douce et d'un autre ton que celle qu'il vous écrivit lorsque nous étions en Saxe.“ Der König wußte nicht, daß Browne an ſeinen Wunden tödtlich darniederlag, und kaum ſeinen Namen unterzeichnen konnte! Er fährt dann fort: „Léopold Daun est décampé la nuit de hier est s'est retiré à Czaslau, il ira vers les frontières de la Moravie, ainsi celui ne portera aucun empêchement à nos progrés. Veuille le ciel que le roi de France eut la foire et l'impératrice de Russia la vérole, alors serions hors de cours et de procès. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic.“

Die Belagerten dachten jedoch keineswegs an Uebergabe, ſondern verſuchten kleine Ausfälle, und die Panduren ſetzten ſich in den Steinbrüchen feſt, von wo ſie durch ihr ſicheres Gewehrfeuer die Erdarbeit der Preußen hinderten, und die nächſte Verſchanzung bedrohten. Doch Keith behauptete die Schanze, und Friedrich ſchrieb ihm hierüber am 21. Mai eigenhändig: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, de vous voir en possession de votre poste, Angenelli doit arriver chez vous demain, avant que de passer outre employez le à chasser les pandours des carrières, après quoi il faut me l'envoyer pour qu'il aille joindre le prince de Bevern qui a plus besoin de lui que nous. Retzow ne fait aucun service dans l'armée excepté les batailles, il est trop nécessaire; vous pouvez dispenser mon frère Ferdinand de couvrir les travailleurs, mais d'ailleurs il montera la tranchée comme les autres. Je vous embrasse, mon cher maréchal. Federic.“ Der Oberſt Angenelli kam mit ſeiner Freiſchaar, und vertrieb zwar die Panduren, aber nach ſeinem Abzuge fanden ſie ſich alsbald wieder ein.

Dies alles war indeß nur ein Vorſpiel, um die Stellung und Stärke der Preußen zu erkunden. In der Nacht vom 23. zum 24. Mai machte der Prinz Karl von Lothringen mit 12,000 Mann einen heftigen Ausfall gegen die Stellung von Keith. Die beſten Truppen der Oeſterreicher waren hiezu ausgewählt, der größte Theil ihrer Reiterei, die ſämmtlichen Grenadiere, und 16 Freiwillige von jeder Kompanie des übrigen Fußvolks, das auf den Wällen in Bereitſchaft ſtand, um jedes Gelingen ſogleich zu unterſtützen. und ſich durch die preußiſche Linie durchzuſchlagen. Der Mannſchaft war Branntwein ausgetheilt und zugleich die Verſicherung gegeben worden, ein franzöſiſches Heer werde die Preußen im Rücken angreifen. In aller Stille zogen die Truppen, unter Anführung des Generals von Laudon, aus den Thoren, ordneten ſich in Sturmſchaaren, und drangen zunächſt gegen den preußiſchen linken Flügel vor. Gegen halb 2 Uhr fielen die erſten Schüſſe. Keith war ſogleich zu Pferde, und gab die nöthigen Befehle; die Preußen ſtanden binnen einer Viertelſtunde überall kampfbereit. Die Truppen in den zuerſt beſtürmten Schanzen fochten mit heldenmüthiger Tapferkeit, und hielten die Uebermacht des Feindes auf, bis ſie Unterſtützung bekamen. Wiederholte Stürme wurden kraftvoll abgeſchlagen. Um 3 Uhr ging Keith ſelber zum Angriff über, und warf die Oeſterreicher mit einem Verluſte von 1000 Todten und Verwundeten bis unter die Wälle zurück. Bei dieſen Gefechten hatte der Prinz von Preußen ſo eifrig jede Gefahr aufgeſucht, daß Keith ſich veranlaßt ſah, ihm eindringlich vorzuſtellen, wie das Vaterland ihm die Pflicht auferlege, ſich nicht ohne Noth für daſſelbe hinzuopfern. Der König, welcher in ſeinem Lager bei Sankt Michael jenſeits der Moldau das Gefecht vernahm, ohne dabei mitwirken zu können, war hocherfreut über den von Keith erfochtenen Sieg, und hoffte große Folgen davon. Er ſchrieb am 24. Mai eigenhändig: „Mon cher maréchal! La nuit du 23. sera aussi décisive que le jour du 6. Je bénis le ciel de l'avantage que vous avez remporté sur l'ennemi, surtout du peu de perte que nous avons eu, j'espère à présent plus que jamais, que toute cette race de princes et de gueux d'Autrichiens sera obligé de mettre les armes bas, il est possible à 4000 hommes d'attaquer Hirschfeldt, mais les Autrichiens de Prague entreprennent au-delà de leurs forces en attaquant un corps de mes troupes alertes et bien postées. Je crois que l'honneur des généraux les obligera à faire encore une tentative de mon côté, mais que celle-là leur manque et que le bombardement aie quelque progrès, cela en sera fait. Je vous embrasse, mon cher maréchal, de tout mon cœur. Federic. Ce qui me réjouit le plus c'est le peu de perte que nous avons fait, cela dépend absolument du terrein.“

Die Oeſterreicher verſuchten jedoch in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai einen abermaligen Ausfall mit 4000 Mann, der hauptſächlich die Zerſtörung der gegen den Strahof angelegten Mörſerbatterie bezweckte, aber an Keith's guten Anſtalten und an der Tapferkeit ſeiner Truppen wieder ſcheitern mußte. Dagegen beſchädigte ein furchtbares Unwetter, welches am 29. Abends ausbrach, und ſich in ungeheurem Regen ergoß, die preußiſchen Werke ſehr, die angeſchwollene Moldau führte die Brücke bei Branik fort, und Flößholz zerriß die bei Podbaba. Keith achtete dieſer Unfälle nicht, ſondern eröffnete am 30. Mai ſeine Mörſerbatterie, während der König auf ſeiner Seite ebenfalls die Stadt aus drei Batterieen zu bombardiren begann. Er ſchrieb am 30. an Keith: „Il faut que le feu des batteries continue nuit et jour si la pluie ne l'empêche pas. Les hautes eaux ont emporté notre pont de Branik avec tant de rapidité qu'il ne nous reste que 6 pontons. Le reste a été entrainé par le torrent dans la ville. Je fais venir les pontons du maréchal Schwerin, et il faudra avoir recours aux expédients.“ — — Und am 31. wieder: „Mon cher maréchal. Nous avons vû bruler du côté du Hradschin une grande et grosse fumée que vos bombes ont fait, les nôtres ont brulé l'habitation des Juifs et mis le feu à la boulangerie, dont l'ennemi ne se sert plus, à présent il faut songer à réparer notre pont, il faut envoyer un officier diligent avec des hussards à Melnik, faire venir des bateaux qui sont là, pour nous en servir à réparer notre pont, c'est une des besognes les plus nécessaires. Adieu. Fr." Ferner von demſelben Tage: „Vous avez trop bonne opinion de l'ennemi, je ne trouve point à propos de rassembler les quartiers, c'est ouvrir à Browne la porte de Königsal. Si l'ennemi fait une forte sortie, il faut que tout le monde accoure de ce côté-là. Les pontons ont passé au nombre de 20 à 30 le pont de Prague et nous les avons repris, j'en ai encore 6 à Branik, 3 dans le parc, je fais venir 20 que Schwerin avait à Brandeis, il y en a encore 10 à Leitmeritz, ainsi avec quelques bateaux nous réparerons nos pertes, le pont de Podbaba sera refait vers minuit et celui de Branik dans un couple de jours. — — Les hussards verts doivent apporter des certificats du maire de Königsal, pour que l'on soit sûr qu'ils y ont été. Adieu. Fr."

Die Beſchießung dauerte mehrere Tage und Nächte fort, doch ohne den gehofften Erfolg. Im Gegentheil wurden die Panduren wieder dreiſter, und verſuchten nächtliche Ueberfälle. Keith meldete, daß der Feind hiebei ſtarken Verluſt erlitten. Hierauf antwortete Friedrich am 1. Juni: „Je vous suis très-obligé de l'agréable nouvelle que vous m'annoncez. Que faites vous donc de nos compagnies légères, et pourquoi ne faites vous pas faire la patrouille à ces gens là de nuit jusqu'au rempart de la ville, c'est là le seul moyen d'être averti à tems de ce que l'ennemi veut faire, en vérité personne de votre côté ne connait la façon de faire la guerre des Autrichiens, et je crains de n'apprendre de ce côté-là que des choses honteuses à l'honneur des troupes. Adieu. Fr." In der Nacht vom 3. Juni wurde nichtsdeſtoweniger abermals eine preußiſche Schanze überfallen, und der Lieutenant von Pöllnitz, der ſie vertheidigte, gerieth in Gefangenſchaft. Der König ſoll auf die Meldung hiervon geantwortet haben: „Ich wundere mich nicht, daß Pöllnitz gefangen wurde, da ich von einem

Augenblicke zum anderen gewärtig bin, daß mein Feldmarſchall es werde.“ Keith ſoll aus Unwillen dieſe Zeilen vernichtet haben. So erzählt Kalckreuth, dem aber dann am wenigſten zu trauen iſt, wenn er alle Welt als gegen den König erbittert ſchildern möchte; Keith war weniger als Andere in ſolcher Verſtimmung, und hatte auch weniger als Andere dazu Anlaß, die meiſten Briefe des Königs an ihn ſind gütig und rückſichtsvoll. Bei Prag traf ihn am wenigſten ein Vorwurf. Die Preußen waren nicht zahlreich genug, den weiten Umfang gehörig zu beſetzen, und dem ſchweren Dienſt überall zu genügen.

Die Sachen wurden auch von anderer Seite täglich bedenklicher. Daun zog immer mehr Truppen an ſich, und rückte langſam näher. Der Scherz, daß man in Prag jetzt auf die Schweden wie früher auf die Franzoſen hoffe, verſchwand gegen den Ernſt dieſer wirklichen Gefahr, und Friedrich erkannte wohl, daß er die Uebergabe von Prag nur noch hoffen könne, wenn er vorher Daun aus dem Felde ſchlüge. Da er ſich über den ganzen Stand der Dinge mit Keith zu berathen wünſchte, ſo berief er ihn zu einer Zuſammenkunft nach Liben für den folgenden Tag durch nachſtehendes Schreiben vom 6. Juni: „Je vous suis fort obligé, mon cher maréchal, de la pièce que vous m'avez envoyée. Si la ville de Prague attend le secours des Suédois, il parait qu'elle attendra long-tems. Vous avez pris de bonnes mesures pour cette maudite flèche, et j'espère qu'à présent nous n'aurons rien à craindre pour elle. Comme il faut nécessairement que je vous parle sur bien des choses je vous prie de venir demain à 9 heures à Liben qui est sur ma droite, où je serai et vous parlerai. Müller n'a qu'à faire vie qui dure et prolonger ses bombes à deux ou trois jours; Léopold Daun se renforce, il faut le prévenir, mettre ensemble ce que je pourrai, l'attaquer et le poursuivre le plus loin possible; cela fait, si le besoin le demande, je pourrai encore détacher contre les Français, et en même tems cerner ces gens-ci. Voilà je crois le seul parti qu'il faut prendre et par lequel je vois jour à me tirer d'affaire. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic." Zu dieſer Zuſammenkunft ſcheint der König zu dem Entſchluſſe gekommen zu ſein, das Bombardement einzuſtellen, einen Theil der Truppen in zuſammengezogener Stellung unter Keith vor Prag zurückzulaſſen, und mit dem übrigen Theil gegen Daun zu ziehen, welchen der Herzog von Bevern mit ſeinen wenigen Truppen nicht mehr aufhalten konnte.

Wiewohl der König am 9. Juni etwas günſtigere Nachrichten empfing, und an Keith mittheilte, ſo beſtätigte er doch zugleich die früher gegebenen Weiſungen, daß nämlich Keith anfinge, ſeine Batterieen zu zerſtören und die Kanonen zurückzuziehen. Sein eigenhändiges Schreiben lautet: „J'ai reçu des nouvelles ultérieures du prince de Bevern, mon cher maréchal, qui marquent que Daun s'est retiré à Teutsch-Brod, que nous avons trouvé pour douze jours de pain et pour huit de fourrages dans les magazins que l'on a pris à l'ennemi. Aujourd'hui le prince de Bevern se campe à Czaslau, nos secours de Silésie sont en pleine marche, moyennant quoi il n'y a aucun doute, qu'après l'accomplissement des arrangemens que nous avons pris, ou qu'on battra ce Léopold Daun, ou qu'il perdra ses deux magazins de Teutsch-Brod et d'Iglau, après quoi je le défie de secourir Prague. — — Vous faites bien de ruiner vos batteries et de retirer votre canon, il faut que cela se fasse cependant avec toute la précaution possible pour qu'aucun affront ne vous arrive. Vous m'enverrez s'il vous plait les 2 petits mortiers de 25 livres dont j'aurai besoin, il faut renvoyer le reste de la grosse artillerie à Leitmeritz où elle doit rester jusqu'à nouvel ordre. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Keith hatte dem Befehle des Königs gemäß die Truppen mehr auf die Höhen zuſammengezogen, und alle vorgeſchobenen Poſten aufgegeben, doch in dem Dorfe Teinitz wegen dort befindlicher Vorräthe noch eine Schutzwache zurückgelaſſen. Die Panduren indeſſen ſäumten nicht, drangen in das Dorf, und plünderten die Vorräthe. Der Oberſt Angenelli mit 100 Grenadieren vertrieb ſie wieder, und Keith glaubte nun des Dorfes ſicher zu ſein. Aber kaum hatte er ſich zur Mittagstafel geſetzt, ſo kehrte der Feind in großer Stärke zurück, 2000 Panduren und als Rückhalt 1000 Grenadiere nebſt Geſchütz erneuerten den Angriff, und die Preußen mußten der Uebermacht nach tapfrer Gegenwehr endlich weichen. Das Dorf, unter den Wällen vor Prag gelegen, verblieb dem Feinde, der von hier aus das preußiſche Lager einſehen, und ſogar durch Kleingewehrfeuer beläſtigen konnte. Keith erlitt manche Vorwürfe wegen dieſes Nachtheils, den er doch keineswegs verſchuldete, noch rückgängig machen durfte, ohne die gebotenen höheren Rückſichten um dieſes geringen Zweckes willen außer Acht zu laſſen.

Am 13. Juni zog der König mit 10 Bataillons und 20 Schwadronen dem Herzog von Bevern zu Hülfe gegen Daun. In dem Lager von Sankt Michael, auf dem rechten Ufer der Moldau, führte nun der Prinz von Preußen den Befehl, auf dem linken Ufer Keith. Da der König dieſem den Prinzen Moritz von Deſſau wegnahm, ſo ließ er ihm Winterfeldt zu Rath und Hülfe zurück. Die Anſtalten und die Wachſamkeit Keith's waren ſo trefflich, daß die Oeſterreicher trotz ihrer Ueberzahl keinen neuen Ausfall wagten. In dieſer gefahrvollen Lage blieb Keith mit ſeiner kleinen Truppenſchaar unbeſchädigt bis zum 19. Juni, an welchem Tage er die Nachricht, daß der König am 18. bei Kollin gegen Daun eine Schlacht verloren habe, erhielt, worauf ſogleich das Geſchütz und das Gepäck nebſt den Verwundeten abgeführt wurden. Am Abend erſchien der König ſelbſt in ſeinem alten Lager von Sankt Michael, und zog am 20. früh in der Richtung von Alt-Bunzlau und Brandeis ab, um ſich mit den bei Kollin geſchlagenen Truppen zu vereinigen. Keith erhielt den Befehl in der Richtung von Welwarm und Leitmeritz abzuziehen. Allein der Aufbruch war in Gegenwart des ſtarken und nach dieſer Seite ſchon zum Ausfall bereiten Feindes nicht leicht auszuführen. Erſt Nachmittags gegen 3 Uhr begann der Abmarſch, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, in ſchönſter Ordnung. Aber die Oeſterreicher waren auch ſchon ausgerückt, und beſonders wurde Winterfeldt, der den rechten Flügel führte, im Abziehen von den Panduren und Huſaren lebhaft angegriffen. Keith hielt deßhalb mit ſeinem Aufbruch inne, um Winterfeldt nöthigenfalls zu unterſtützen; dieſer hatte inzwiſchen den Angriff raſch zurückgewieſen, ſetzte ſeinen Marſch fort, und ließ nun Keith durch einen Adjutanten erinnern, er möge nicht zögern; da wurde der Feldmarſchall verdrießlich und antwortete, daß er nur für Winterfeldt beſorgt geweſen, und darum ſtehen geblieben ſei. Der Marſch wurde nun fortgeſetzt, unter beſtändigen Angriffen des Feindes, dem jedoch der General Graf von Schmettau, welcher die Nachhut führte, tapfer die Stirne bot. Die Preußen verloren hiebei an Todten und Verwundeten gegen 600 Mann, und über 400 Ausreißer während der Nacht; auch eine Regimentskanone, deren Lafetten gänzlich zerſchoſſen waren, mußte zurückgelaſſen werden. Keith ſoll ſich den feindlichen Kanonen ſo bloßgeſtellt haben, daß man glauben konnte, er ſuche den Tod, und ſein Adjutant, der Hauptmann von Cocceji, ſagte ſcherzend: „Verwünſchtes Metier, Adjutant eines Generals zu ſein, der ſich todtſchießen laſſen will!“ Am 22. Juni erreichte Keith mit ſeinen Truppen Budyn, und gab dem Könige von hier aus Bericht über den Abzug von Prag und die ſtattgehabten Gefechte, wobei er die tapfre Führung Schmettau's und Winterfeldt's, ſo wie die Haltung der Truppen beſtens rühmte. Vom Könige empfing er aus Alt-Bunzlau vom 23. Juni folgendes eigenhändige, dann aber auch noch zweimal von der Hand des Kabinetsraths Eichel ausgefertigte Schreiben, das auch dreifach, trotz der öſterreichiſchen Streifpartheien, glücklich anlangte: „Mon cher maréchal. Je n'ai point reçu de nouvelles de ce qui se passe chez vous, si non que j'apprends que le pont de Podbaba a été pris par l'ennemi; il y a 40 escadrons en chemin pour vous joindre; si le pont était fait, la jonction serait prochaine, si non, il faut que toutes ces troupes passent par Leitmeritz pour vous atteindre, ce qui serait bien long. On dit — c'est d'un hussard que je l'ai appris — que votre arrière-garde avait été entamée. Sans pont je ne puis vous porter aucun secours, ce qui me met dans un grand embarras. Adieu. Federic. —

Bayeriſche

L'ennemi a garni tous les devants de Nimbourg de pandours et de hussards, de sorte qu'il est impossible d'avoir de ses nouvelles certaines; je crains que Nadasdy ne passe à Prague, et je suis hors d'état de vous renforcer, si le pont ne se rétablit pas." Am 21. Juni ſchrieb der König aus Brandeis: „Le camp que nous avons découvert semble être celui de Nadasdy, il n'en est pas moins sûr que l'ennemi est du côté de Kosteletz. La garnison ou armée de Prague n'a pas bougé de la ville, hors 6 régiments d'infanterie qui campent du côté du Ziska. La cavalerie, hussards et pandours de la ville avec un renfort de 2000 chevaux campent au Weissenberg. Il est fort difficile de deviner les projets des ennemis; s'ils ont envie de nous faire sortir de la Bohême, ils se mettront ensemble contre l'une de mes deux armées, et c'est à moi à me joindre contre eux, une bonne journée pourra remettre mes affaires; peut-être ne feront ils rien jusqu'à ce que leurs troupes de l'empire commencent à agir, pour m'obliger de détacher et m'affaiblir davantage, je ne sais pas quel parti ils prendront; cela deviendra très-difficile pour moi, mais avec un camp fort d'un côté et un corps qui agira offensivement il faudra tâcher de se tirer d'affaire et tenir la Bohême le plus longtems que l'on pourra, trainer la guerre en longueur pour épuiser la bourse de nos ennemis. Adieu. Je serai demain à Melnik où vous pourrez m'envoyer mes lettres, car 40 escadrons de cavalerie sont entre moi et Leitmeritz, moyennant quoi nous n'avons rien à risquer pour notre communication. Federic."

Keith bezog am 25. Juni ein Lager zwiſchen Lowoſitz und Leitmeritz, und berichtete dem König, wie er genöthigt geweſen, Budyn zu verlaſſen; das ganze Land ſei von Panduren überſchwemmt, die Verbindung mit Sachſen unterbrochen, Leitmeritz, wo die Magazine, Außig, wo die Kriegskaſſe ſich befinde, ſei nur ſchwach beſetzt und vom Feinde umringt auch habe ſich das Unglück ereignet, daß der General von Manſtein, der Marquis de Varennes und viele andere verwundete Offiziere, die mit 100 Mann Bedeckung nach Sachſen zogen, von 1000 Kroaten überfallen und nach tapfrer Gegenwehr gefangen oder zuſammengehauen worden. Im Allgemeinen jedoch hält er dem Könige folgende tröſtliche Betrachtung vor: „Votre Majesté a encore une belle armée, elle a des ressources dans son génie que les autres n'ont certainement pas, et si personne ne s'en mêle que les Autrichiens, sans être prophète, je puis répondre que ce petit échec sera réparé, mais je crains, Sire, la réflection qu'elle fait elle-même, je crains qu'ils temporiseront jusqu'à ce que leurs alliés agissent d'autre côté, auquel cas il est certain que sans alliés, sans ressources que dans ses propres forces, il est presque impossible qu'elle puisse résister aux forces de toute l'Europe combinées contre elle; mais fort souvent quand les affaires paraissent les plus désespérées les changements les plus inopinés arrivent, je ne puis encore croire que la France souhaite sérieusement l'agrandissement de la maison d'Autriche et la décadence de la vôtre, mais si cette ressource même manquait, une bataille gagnée rétablira encore les affaires, peut-être cette lueur de fortune les tenterait de descendre dans les plaines, et si cela leur arrive ils pourraient payer bien cher ce petit avantage qu'ils viennent de remporter."

Friedrich tadelte gleichwohl — aus Gaſtorf am 26. Juni —, daß Keith ihn nicht im Lager von Budyn erwartet hatte, die Panduren und Kroaten, meinte er, ſeien von keiner Bedeutung. Jetzt eilte er aber ſich mit Keith bei Leitmeritz zu vereinigen, ging daſelbſt über die Elbe, und traf am 27. Juni mit 14 Bataillons und 7 Küraſſierregimentern im Lager ein. Er hatte vorausgeſetzt, die Hauptmacht der Oeſterreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen würde Keith nachfolgen, allein ſie warf ſich auf die von Kollin gekommenen Truppen, die ſich gegen die Lauſitz hin zurückzogen, erſt unter dem Herzog von Bevern und vom 29. Juni an unter der Führung des Prinzen von Preußen, denn endlich hatte der König dieſem, auf deſſen oft und dringend ausgedrückten Wunſch, einen ſolchen Oberbefehl anvertraut. Die Bewegungen geſchahen jedoch äußerſt langſam. Der König blieb im Lager bei Leitmeritz bis zum 20. Juli, an welchem Tage er endlich mit 20,000 Mann nach der Lauſitz aufbrach, um den Prinzen von Preußen zu unterſtützen. Keith behielt nur 16,000 Mann, und wartete auf weitere Befehle des Königs. Dieſer ſchrieb ihm aus Nollendorf am 24. Juli: „J'ai reçu des nouvelles positives, que mon frère est à Zittau, je compte à chaque pas que je ferai d'en apprendre davantage; il semble que mes officiers veulent se surpasser à qui fera le plus de sottises, j'ai envoyé 2 bataillons à Tetschen pour amener le bagage de Jagow, il vient d'arriver lui-même, je le mettrai aux arrêts pour avoir évacué un endroit sans mon ordre. Ma marche a fort bien été et je n'appréhende rien a l'avenir, je prévois que j'aurai de manoeuvres difficiles à faire et qu'il faudra payer de résolution, mais je suis déterminé à tout, et résolu à ne rien épargner, avec cela on fait du chemin. Adieu, mon cher maréchal. Federic.“ Am 25. aber ſandte er ihm aus Gohs den Befehl, Böhmen zu räumen, und nach Sachſen zurückzugehen, mit umſtändlicher Weiſung zu jeder Anſtalt und Maßregel. Keith verſprach aus dem Lager bei Linay am 27. Juli die genaueſte Befolgung der Befehle des Königs. Dieſer ſchrieb ſeinerſeits am 27. aus Pirna: „Mon cher maréchal. L'expérience me fait assez prévoir que dès que j'aurai passé l'Elbe il me sera impossible de vous faire parvenir mes lettres. Ceci m'oblige de vous instruire d'avance de ce que je souhaite que vous fassiez. Je laisse ici le pont de pontons pour que vous puissiez passer la rivière dès que vous le trouverez à propos. Si rien ne change dans la position de mon frère, vous pourriez marcher d'ici par Stolpe sur Bischofswerder et de-là sur Bautzen; si mon armée est à *Löbau* ou à *Bernstädtel* vous pourrez faciliter notre communication, et en quelque tems que vous marchiez pour nous joindre, il faut apporter sur des chariots de paysans pour neuf jours de pain pour toute l'armée, de l'eau de vie et des boeufs. Comme nous pourrions aussi avoir besoin de pontons vous pourrez en prendre avec vous d'ici une vingtaine pour faciliter les expéditions. J'ordonnerai à Finck, qui est blessé à Dresde, de vous avertir de tout ce que l'on peut apprendre de la Lusace. Je ne saurais vous préscrire rien de fixe, parcequ'entre ci et le tems que vous arriverez ici bien des choses peuvent changer. Que vous marchiez par ce pont ici ou par le pont de Dresde, c'est à vous à en décider selon les règles de la sûreté. Quoiqu'il arrive, le principal point sera, de marcher en Lusace pour assurer nos vivres, dont *Retzow aura soin*, et de nous joindre avec vos troupes en cas que cela soit nécessaire; il serait difficile jusqu'au moment présent d'entrer sur tout ceci dans un plus grand détail, c'est à vous à vous régler de vous même et à prendre votre parti, si des événemens arrivent que l'on ne saurait prévoir. Je suis avec bien de l'estime, mon cher maréchal, votre fidèle ami Federic." Und Abends ſchrieb er auf's neue: „J'apprends dans ce moment que mon frère est marché à Bautzen, ceci vous oblige de passer par Dresde pour nous joindre, il nous faut trente pontons que vous aurez la bonté de nous mener et que je ferai avancer sur Dresde, voilà tout ce que je vous peux dire. Si je ne me hâte de marcher je ne regagnerai plus mon frère, je crois qu'ils iront jusqu'à Berlin. Adieu. Federic."

Friedrich vereinigte ſich am 29. Juli bei Bautzen mit den Truppen ſeines Bruders, fand die Sachen in ſchlechtem Zuſtande, und ſandte Keith den Befehl, ſich mit ſeinen Truppen ebenfalls heranzuziehen, während der Prinz Moritz von Deſſau mit 10,000 Mann bei Cotta ſtehen blieb, um Sachſen gegen Böhmen hin zu ſichern. Der König ſchrieb an Keith aus Bautzen vom 30. Juli: „Dès que vous arriverez ici, vous laisserez 6 à 8 bataillons campés avantageusement sur les hauteurs pour couvrir la ville. Vous prendrez avec vous tout le pain qui est cuit, et vous me suivrez. J'ai trouvé ici les affaires en grande confusion, ou j'y remédierai ou j'y périrai; faites toute la diligence possible (qui se compromète avec le bon état des troupes) pour me joindre, n'oubliez pas les pontons. Et soyez persuadé de mon estime. Fr." Und aus Weißenberg am 1. Auguſt: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, de ce que vous êtes arrivé le 31 à Cotta;

je dois vous avertir d'avance que la plus grande difficulté que je rencontre consiste dans le manque de farine, faites vous et Retzow l'impossible pour y remédier, il ne faut rien épargner, ni les chevaux de la ville ni les chevaux de la cour; dès que j'aurai pour toutes mes troupes neuf jours de pain en avance je commencerai mes opérations, il s'agit ici du tout pour le tout, il faut que Retzow se surpasse, il n'y a rien de désespéré ici, pourvu que j'aie des vivres, j'espère de vaincre les autres difficultés quelque fortes qu'elles soient. Lisez ma lettre à Retzow pour qu'il sache que le sort de l'état dépend de son opération; j'entrerai dans de plus grandes explications dès que je vous saurai arrivé à Bautzen. Je vous embrasse de tout mon coeur. Federic. Vous pouvez laisser Meyer au prince Maurice." Das Vorrücken Keith's war von den Verpflegsanſtalten abhängig, und dieſe verurſachten große Schwierigkeiten und einen Zeitverluſt von vierzehn Tagen. Der König ſchrieb auf's neue aus Weißenberg am 8. Auguſt: „Vous avez très-bien deviné mon intention, mon cher maréchal, je suis du sentiment d'Homère, qui dit *le pain fait le soldat.* Je ne puis entreprendre cette opération décisive avant que d'avoir arrangé mes vivres, ce qui est la base de toute expédition militaire. J'attendrai donc que Retzow et Goltze m'ayent fourni ce qu'il me faut. Mais je dois vous dire en même tems que les desseins des ennemis me pressent et que ce sera donc le hazard qui décidera si nous serons prévenus ou s'ils nous préviendront. Je n'entre dans aucun détail, dès que vous arriverez à Bautzen vous en saurez davantage, et vous recevrez en même tems l'ordre de bataille, que Winterfeldt vous donnera. Adieu mon cher maréchal. Je vous embrasse. Federic. Vous voudrez bien dire encore à Retzow que je compte cette expédition de dix jours, du jour que vous marcherez de Bautzen, et comme votre corps et le mien doivent incontinent repasser par Dresde, il fera bien d'y faire préparer du pain pour neuf jours pour nous autres, afin que de là nous puissions commencer une nouvelle entreprise dont il est informé, et

qu'à Torgau de même tout se prépare dont nous pourrons avoir besoin en tems et lieux.“ Und an demſelben Tage nochmals: „Mon cher maréchal. J'apprends dans le moment l'armée autrichienne est marchée à Löbau, qui n'est qu'à cinq quarts de mille de ma position, et à trois petites milles de Bautzen, je n'aurai pas le tems d'attendre la fin des longs arrangemens de Retzow, il faudra faire l'impossible pour arranger toutes les affaires en diligence, car l'approche de l'ennemi m'obligera d'accélérer mes mesures. Faites donc tout ce qui sera humainement possible pour accélérer vos arrangemens. Adieu. Federic.“ Und Abends um 7 Uhr den dritten Brief, der wieder beruhigend lautet: „Je viens d'une demi mille de Löbau où j'ai été reconnaître, et je n'y ai pas vû ombre d'armée ni de campement, il n'y a à Löbau que 1000 hussards au plus, et peut-être 600 pandours, de sorte que rien n'altère nos positions; vous pouvez rester tranquille dans votre camp jusqu'au tems que ces transports éternels de farine seront arrangés. Je reçois dans ce moment votre lettre, je vous félicite de votre belle prise, et je vous exhorte à continuer de même, nous avons aujourd'hui pris 15 de ces drôles dont vous n'en voudriez pas un pour tournebroche dans votre cuisine. Je vous embrasse. Federic.“

Mittlerweile rückten die Anſtalten vor, und Keith hoffte in wenigen Tagen zum Könige zu ſtoßen, der die Oeſterreicher durch eine Schlacht nach Böhmen zurückwerfen, und dann eiligſt gegen die Franzoſen aufbrechen wollte, denen er ſchon längſt hätte entgegen rücken ſollen. Am 10. Auguſt ſchrieb Friedrich an Keith, eigenhändig wie faſt immer: „J'approuve fort le projet que vous avez, mon cher maréchal, de marcher au devant du convoi; pour du pain il n'y en a pas à Bautzen, et vous ne devez pas espérer d'en tirer de là. Notre convoi a marché sur Königsbrück, on assure qu'il pourra être demain à Bautzen. Vous prendrez bien vos dimensions sur tout ceci. Le prince de Bevern enverra 6 bataillons du côté de Königsbrück et avec cela si tous les Nadasdy de l'univers s'en mêlent

ils ne troubleront pas nos arrangemens. Adieu mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Merkwürdig iſt ein Brief, den Friedrich am 11. Auguſt an Keith ſchrieb, und der ſeine ganze Lage und Stimmung ſo geiſtreich als vertraulich ausſpricht: „Quoique le convoi arrive un jour plus tard, mon cher maréchal, j'avoue pourtant que je suis bien aise qu'il arrive en sûreté, c'est la base de toutes nos entreprises, et sur quoi je fonde la dernière espérance de l'état. Je me flatte que les premiers chariots arriveront aujourd'hui, et que les derniers viendront demain au matin. L'ennemi continue à replier tous ses postes avancés, il ne garde que celui de Görlitz; il n'est pas difficile de faire ce court et simple raisonnement: Le roi de Prusse a beaucoup d'ennemis, il rassemble toutes ses forces en Lusace, donc il veut encore essayer ses forces contre les nôtres avant de se tourner contre ses autres ennemis; Léopold Daun, sans un grand effort, et sans être un savant dialecticien a fort bien pu combiner ce petit nombre d'idées dans sa lourde tête; et je crois qu'incessament il se mettra à arranger son canon, que j'espère que nous l'obligerons de déranger quelque fois encore; je suis sûr qu'il choisit son projet de bataille, et qu'il a là-bas quelque bonne vieille, qui lui en fournit, le prince Charles boit, mange, rit et ment, les fanfarons de là-bas se partagent nos dépouilles, et l'on n'est embarrassé à Vienne que de trouver une prison pour m'y nettre. — O qu'il sera doux de bien frotter cette engeance arrogante et superbe, o que pour l'avantage de l'humanité ce sera un bonheur d'humilier ces tyrans barbares, ennemis de toute liberté, qui ne respectent la bonne foi qu'autant qu'ils y trouvent leur avantage, qui ne sont doux que par crainte, et toujours cruels par inclination, qu'il sera glorieux pour nous de délivrer l'Allemagne par une seule victoire du joug que ses oppresseurs lui préparent, surtout si on peut lui rendre la vue que ces mêmes oppresseurs lui ont fascinée par leurs artifices! Quelque soit le succès de nos entreprises, il est toujours beau d'oser tenter de

sauver sa patrie, lorsqu'il n'y a plus personne qui se présente pour la défendre; ce sera par nous qu'elle subsistera encore, ou ce sera avec nous que périra la liberté et son existence. Adieu mon cher maréchal. Le tems approche où nous nous verrons et je vous en dirai davantage. Federic.“

Am 12. Auguſt erfolgte bei Bautzen endlich die Vereinigung Keith's mit Friedrich, und dieſer ſetzte gleich am folgenden Tage ſeine Truppen in Bewegung, um eine vortheilhafte Gelegenheit zum Angriff gegen Daun auszufinden. Allein Keith, der ſchon einige Zeit am Blaſengries gelitten, und ſich nur hingehalten, erkrankte ſtärker, und mußte zurückbleiben. Der König ſchrieb ihm am 13. freundlichſt: „Restez à Bautzen, mon cher maréchal, si vous êtes malade; il n'y a ici ni commodité ni secours, nous marchons dans deux jours. Si votre mal empire, où vous laisserons-nous? Je souhaite de tout mon coeur que vous vous remettiez bientôt. Adieu. Federic.“

Der König wünſchte dringend eine Schlacht zu liefern, er rückte am 17. Auguſt mit allen Truppen gegen die Stellung Daun's bei Eckartsberg, fand ſie aber zu feſt, um den Angriff zu wagen; die beiderſeitigen Heere blieben einander gegenüber, und wechſelten Kanonenſchüſſe. Auch Winterfeldt, der am 18. mit einer Truppenabtheilung auf Hirſchfeld entſendet wurde, um den rechten Flügel des Feindes zum Treffen zu reizen, kehrte unverrichteter Sache zurück. Doch wollte der König ſein Vorhaben noch nicht aufgeben. Am 20. Auguſt machten die Truppen neue Bewegungen, der König, am frühen Morgen zu Pferde, begegnete Keith, der wieder geneſen war und fragte ihn, indem er ihn begrüßte: „Wie wird es gehen?“ Keith erwiederte: „Wenn Ew. Majeſtät den Ruhm des Feldmarſchalls Daun vermehren wollen, das wird ſehr gut gehen.“ Worauf der König weiter ritt. Alle ſeine Generale waren gegen den Angriff, ſie ſahen den Untergang des Heeres vor Augen, nur Winterfeldt ſoll den König angereizt haben, und als am Abend der Prinz Heinrich von Preußen den König in einer lebhaften Unterredung endlich bewog, von dem Wagniß abzuſtehen, war die

Freude allgemein. Nachdem der König zwölf Tage in unfruchtbaren Bemühungen verloren, ließ er den Herzog von Bevern und Winterfeldt zur Beobachtung des Feindes mit einem Theile des Heeres in der Lauſitz, und brach mit dem andern am 25. Auguſt in kleinen Märſchen nach Dresden auf, wo er am 30. eintraf. Keith folgte ihm.

Die Gefahr von den Franzoſen und Reichstruppen wuchs mit jedem Tage, es war die höchſte Zeit ihnen entgegen zu gehen. Der König ſchrieb am 31. Auguſt aus Lommatzſch an Keith: „— Ma marche ne devait pas se différer d'un jour, elle a été très à propos selon mes nouvelles, je vous écrirai demain pour la marche du 3. J'ai cassé 12 haquets ce qui me cause un grand embarras; si je n'avais que celui-là je rirais cependant bien, mais il y a tant d'autres choses dont il faut se tirer, qui sont plus sérieuses et plus de conséquence; cependant j'espérerai jusqu'à ce qu'il ne me restera plus aucune espérance. Adieu. Federic." Keith war mit ſeinen Truppen immer um einen Marſch hinter dem Könige zurück, ſie litten unſäglich durch das ſchlechte Wetter bei verdorbenen Wegen und Mangel an Vorſpann, ſie hatten ein heruntergekommenes Anſehen, und über 1000 Mann binnen drei Tagen an Ausreißern verloren. Keith ſelbſt war noch immer krank, und konnte zwar zu Pferde ſein, doch griffen die Schmerzen ſeinen Kopf an, er fand, daß ſeine Befehle weniger beſtimmt waren, und daß er die gegebenen bisweilen vergeſſen hatte. Der König ſchrieb am 4. September an Keith aus Grimma: „Je vous envoie, mon cher maréchal, vos quartiers de demain, vous avez déjà les routes; les pontons seront jettés à Höfchen, le 6 vous ferez ici jour de repos pour rassembler les équipages d'artillerie; demain je marche à Rötha, où vous pourrez me trouver. Retzow ne m'écrit pas le mot de ce qu'il veut faire de nos chariots, je les ai avec moi jusqu'à ce que je sache s'il veut que je les envoie à Torgau ou ailleurs. Si la crue des eaux continue il vous faut 26 pontons, si les eaux baissent 22. Il y a un gué tout près, s'entend quand l'eau est basse, où du bagage peut passer. Adieu. Federic."

Und am 8. aus Neſſa: „En arrivant ici j'apprends avec certitude que les Autrichiens ont fait rompre le pont de Weissenfels, je crois qu'ils en feront autant des autres, pourquoi vous voudrez mener 30 pontons avec vous qui suffisent pour deux ponts. Aujourd'hui personne n'a montré le nez; je crois que messieurs de l'empire ne sont pas encore arrangés et que pour gagner du tems ils voudraient me disputer le passage de la Saale. Adieu. Federic."

In Braunsroda angekommen, erfuhr der König, daß der Feind ſich zurückgezogen habe; die Ausſicht ihn zu einer Schlacht zu bringen, verſchwand auch auf dieſer Seite, und Friedrich ſagt in ſeinem Schreiben an Keith vom 11. September: „Dans ce moment je reçois des avis qui se confirment de tous les côtés, que l'ennemi a levé son camp d'Erfort et qu'il est marché à Eisenach, où je ne le suivrai pas, ceci m'oblige de changer mes dispositions. Voici vos marches, mon cher maréchal, pour 3 colonnes, jusques à Buttstädt, où vous camperez. — — Pour moi, voyant qu'il n'y a rien à faire dans le grand, je vais travailler dans le petit, et j'espère de faire du bruit avec mon avant-garde si ce n'est pas autre chose. Vous aurez un camp stable à Buttstädt. Voilà tout ce que je peux vous écrire pour le présent. Adieu. Federic." Dies beſtätigt ſich in dem Briefe aus Erfurt vom 13: „Mon cher maréchal. L'ennemi fuit, il a abandonné cette ville, de sorte qu'il ne tiendra plus contre nous. Les troupes de l'Empire fuyent impitoyablement. Ceci me fait changer de disposition. Vous, Forcade, le général Retzow, et le régiment de Forcade, avec les bataillons de Retzow, viendront ici en deux marches. Les autres 10 bataillons d'infanterie marcheront avec le prince Maurice selon l'instruction que je lui en ai donnée vers Leipsig, et vos trois bataillons me méneront ici le reste du gros canon. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Les canons autrichiens peuvent rester à Naumbourg. Federic."

Der Herzog von Richelieu war inzwiſchen mit einem ſtarken franzöſiſchen Heere nach Magdeburg und Halberſtadt vorgedrungen, und der König hatte den Prinzen Ferdinand von Braunſchweig mit 5 Bataillons und 7 Schwadronen dorthin entſendet; den Prinzen Moritz von Deſſau dagegen ließ er mit 10 Bataillons und 10 Schwadronen nach Leipzig zurückgehen, und er ſelbſt folgte am 29. September nach Buttſtädt. Von hier ſchrieb er am 8. Oktober an Keith, er ſolle an den Herzog von Richelieu ſehr artig ſchreiben, wie er mit Leidweſen vernommen, daß die franzöſiſchen Kriegsgefangenen in Magdeburg ſich beklagten, und wie er wünſche, Richelieu möchte ſelber einen Beauftragten abſchicken, der für ſie ſorge; der Wille des Königs ſei, daß ſie auf's beſte gehalten würden. Der König ſchrieb, er habe ſeine beſonderen Gründe hierbei; er wünſchte nämlich, mit Richelieu eine nähere Verbindung zu unterhalten, und hiezu einen ſchicklichen Vorwand zu haben; er hatte ſchon den Oberſten von Balbi heimlich, unter dem Namen eines Amtmanns Eickſtedt, an Richelieu ſcheinbar mit Friedensanträgen, heimlich aber mit großen Geldſummen, abgeſchickt, und erlangte dadurch, daß dieſer wirklich eine Zeitlang unthätig blieb. Keith mußte ſeinen Brief erſt dem Könige zur Einſicht ſenden, der ihn billigte und dann abgehen ließ.

Von der Lauſitz her drang mittlerweile eine öſterreichiſche Schaar unter dem General Grafen Hadik gegen die Mark vor, und bedrohte Berlin. Der Prinz Moritz von Deſſau eilte mit ſeinen Truppen nach Torgau, und der König, der mit dem Heere bei Naumburg über die Saale zurückgegangen war, folgte ihm nach. Keith hielt mit einigen Bataillons noch Leipzig beſetzt, und empfing hier folgende Zeilen des Königs vom 18. Oktober aus Torgau: „Mon cher maréchal. J'ai reçu votre lettre et suis bien aise que tout soit tranquille de votre côté, j'apprends que ce n'est que Hadik qui est marché vers Berlin, et en ce cas je laisserai peut-être un corps de 5 ou 6 bataillons à Torgau, et me règlerai sur les circonstances. Vous aurez, j'espère, attention sur Leipsig et Halle. Etant votre fidèle ami. Federic."

Keith meldete dem Könige am 22. Oktober, der Feind rücke gegen Leipzig an, Franzoſen und Reichstruppen; es ſchien unmöglich, die Stadt gegen die Uebermacht zu halten. Friedrich aber antwortete am 23. aus Grochwitz: „Vous ne serez point attaqué par ces gens à Leipsig, ils craignent de ruiner la ville; mais pusqu'ils s'enhardissent à présent, je me flatte que marchant à eux cela en viendra à une bataille qui m'en débarrassera.“ Uebrigens verhieß der König baldige Hülfe, Prinz Ferdinand von Braunſchweig rückte über Halle heran, und er ſelbſt warte nur auf den Prinzen Moritz von Deſſau, um dann ebenfalls auf Leipzig zu marſchiren. Keith verſprach, ſich zu halten, wiewohl er nicht verhehlte, daß er im Fall eines ernſten Angriffes verloren ſei, da der Platz kaum noch einige Befeſtigung habe, und alles zur Vertheidigung fehle, ſogar Patronen. Schon am 24. Oktober erſchienen öſterreichiſche Huſaren, gegen welche Keith einige Mannſchaft ausrücken ließ, die drei Stunden lang mit ihnen ſcharmützelten. Noch am nämlichen Tage folgte eine feindliche Abtheilung von mehr als 8000 Mann, und forderte die Preußen im Namen des Prinzen von Hildburghauſen, der das Reichsheer befehligte, zur Uebergabe auf. Mit allem, was Keith noch in der Eile aus Halle, Merſeburg und Weißenfels zuſammengebracht, betrug ſeine Stärke kaum 4000 Mann; der Prinz von Hildburghauſen und der Prinz von Soubiſe hatten ſchon in Naumburg am 22. erfahren, daß die Zahl nicht größer ſei, und viel über dieſe „Heeresmacht“ geſpottet, ſie erwarteten kaum einen Widerſtand. Allein Keith ließ durch den Kommandanten der Stadt antworten, er werde ſich bis auf den letzten Mann vertheidigen, und im eignen Namen ſetzte er hinzu: „Der Prinz von Hildburghauſen wiſſe, daß ich von Geburt ein Schotte, durch Neigung und Pflicht ein Preuße, und daß ich die Stadt ſo vertheidigen werde, daß weder die Schotten noch die Preußen ſich meiner ſchämen dürfen. Der König, mein Herr, hat mir befohlen den Platz zu halten, und ich werde ihn halten.“ Am nächſten Morgen in der Frühe beſchied er den Rath der Stadt zu ſich, und hielt ihm folgende Anrede: „Ich muß Ihnen, meine Herren, anzeigen, daß mir der Prinz von Hildburghauſen eine Aufforderung, ihm die Stadt zu übergeben, zugeſchickt hat, welches ich aber zu thun gar nicht willens bin. Er drohet im Weigerungsfall zu den äußerſten Mitteln zu ſchreiten. Er giebt mir alſo das Beiſpiel, ebenſo zu verfahren, und ihm muß man das Unglück zuſchreiben, dem Ihre Stadt ſich ausgeſetzt ſieht. Wenn Sie daſſelbe abwenden wollen, ſo rathe ich Ihnen, zu ihm zu gehen und ihn zu bewegen, daß er um Ihrer ſelbſt und aller Einwohner willen die Stadt ſchone, weil ich ſonſt, auf die erſte Nachricht ſeines Angriffs, die Vorſtädte abbrennen, und wenn auch dieſes ſeinen Vorſatz nicht ändern ſollte, noch viel weiter gehen und die Stadt ſelbſt nicht ſchonen würde." Die Abgeordneten fanden bei dem Prinzen kein Gehör, höchſtens wolle er zugeſtehen, daß die Preußen ungehindert abzögen. Da Keith auch eine zweite Aufforderung und dies Anerbieten ſchnöde verwarf, ſo ergrimmte der Prinz, und ließ ihm ſagen, wenn Leipzig angezündet würde, ſo werde er dafür Potsdam und Berlin in Aſche legen. Keith lachte der Drohung, und traf alle Anſtalten zur Vertheidigung, ließ Gräben ziehen und Bruſtwehren aufwerfen, und ſeine Huſaren und Jäger mit dem Feinde ſcharmützeln. Friedrich ſchrieb an Keith aus Eilenburg am 25. Oktober: „Soyez tranquille, le Hildbourghausen ne vous mangera pas, j'en réponds!" Und Keith antwortete hierauf am 26.: „Je viens de recevoir la lettre où Votre Majesté me marque qu'elle amène de la poudre, de l'artillerie et tout ce qu'il faut; quand j'aurai cela, celui qui voudrait me manger me trouverait peut-être un morceau de très-dure digestion."

Der König traf ſchon am 26. Oktober bei Leipzig ein, und trieb die feindlichen Poſten ſogleich zurück, am 27. kam auch der Prinz Moritz von Deſſau, und am 28. der Prinz Ferdinand von Braunſchweig, und nun wich der Feind eiligſt über die Saale. Nach kurzer Raſt folgte der König ihm nach Weißenfels, während Keith, durch 2 Dragonerregimenter verſtärkt, einen Verſuch auf Merſeburg machen ſollte. Der König ſchrieb ihm aus Weißenfels am 31. Oktober: „Nous avons fait 4 à 500 prisonniers, mais quoique nous soyons venus vers le pont presque en même tems que l'ennemi, l'ayant goudronné d'avance, ils y ont mis le feux sans qu'il ait été possible de l'éteindre, il y a une arche de 80 pieds qui nous empêche de le refaire. L'ennemi s'assemble ici vis-à-vis de moi, je lui ferai toutes les démonstrations comme si je voulais refaire le pont. Je vois ici de ma fenêtre toute sa cavalerie en bataille. Je vous envoie deux régiments de dragons; si vous pouvez entrer à Mersebourg, j'espère que cela menera pourtant encore à quelque chose. Faites m'avertir ce soir, mes hussards et moi-même nous tâcherons de vous joindre pour que demain, s'il y a moyen, nous leur tombions sur le corps et finissions une bonne fois nos affaires de ce côté-ci. Adieu, je vous embrasse. Federic." Am 1. November wiederholte der König ſeine Weiſungen, er ſchrieb: „Si vous pouvez passer à Mersebourg et le prendre, c'est un coup décisif; si cela est impossible, il faut aller à Halle, et avertir la garnison de Wittenberg qu'elle soit sur ses gardes. Je marcherai aujourd'hui avec une partie de mon monde vers Mersebourg pour être plus à portée. Voilà vraiment une chienne de guerre où l'on ne peut avancer d'aucun côté quoiqu'on fasse. Federic." In ſeiner Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges rühmt der König, daß Keith, als er Merſeburg vom Feinde beſetzt gefunden, gleich gewußt was zu thun ſei, ſeine Richtung auf Halle genommen, dort die Franzoſen vertrieben und die Brücke über die Saale hergeſtellt habe. Aus den urkundlichen Zeugniſſen ergiebt ſich aber, daß der König ihm den Marſch anbefohlen. Dagegen war er mit der Ausführung unzufrieden, und ſchrieb am 2. November: „Ce n'est point du tout mon intention, monsieur, de passer la Saale à Halle, à moins que l'ennemi ne marche de ce côté-là. Ils ont encore un corps à Naumbourg, qui, si je marchais à Halle, irait droit à Leipsig et même à Torgau. — Surtout il faut être ensemble. Je vous avoue que votre marche n'a pas été à mon gré." — Aber der Uebergang der Reiterei Keith's bei Halle bewog den Prinzen von Soubiſe, ſogleich die Saale zu verlaſſen. Nun ſchrieb der König noch an demſelben Tage wieder an Keith, Merſeburg ſei vom Feinde verlaſſen, und die Brücke bei Weißenfels werde um

4 Uhr fertig ſein, dann wolle er ſogleich über die Saale gehen; er fügt hinzu: „Pour moi j'agirai à la pandoure, et dès que j'aurai passé la Saale, je tâcherai de couper leurs convois de Freibourg. Le pont de Mersebourg ne pourra pas se refaire si vite, ainsi vous ne devez pas compter de pouvoir passer là. Si vous croyez de votre côté pouvoir faire un bon coup, je parlerai au prince **Maurice**, qui en ce cas vous pourra suivre, sinon, il faut s'assembler tout-à-fait à Weissenfels et couper ces gens de l'Unstrut. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse.“ Keith antwortete aus Halle auch noch deſſelben Tages, und berichtete ſeine Anſtalten, ſowie alles was er vom Feinde erkundet, deſſen Lager von den Thürmen Halle's geſehen wurde.

Früh am 3. November ging der König bei Weißenfels über die Saale, der Prinz Moritz von Deſſau aber und das Keith'ſche Fußvolk bei Merſeburg, die ſämmtlichen Truppen rückten in der Richtung von Roßbach vor. Der König ſchrieb einen Zettel an Keith: „Je passe la Saale et marche à Kaina, il faudra nous joindre et tomber en force sur l'ennemi, une bataille décidera le tout. Federic.“ Am 4. ſtanden die Preußen im Angeſichte des Feindes, und die Huſaren drangen ſogar in das Lager deſſelben ein. Der König beſchloß, am folgenden Tage anzugreifen. Allein der Prinz von Soubiſe hatte während der Nacht ſein Lager verändert, und eine neue feſtere Stellung genommen. Zum Glück verließ er ſie, um das kleine preußiſche Heer völlig einzuſchließen, das ihn aber im Marſch überfiel, und ſchmachvoll in die Flucht warf.

Die am 5. November gelieferte Schlacht von Roßbach haben wir in der Lebensgeſchichte von Seydlitz ausführlich erzählt. Die preußiſche Reiterei verrichtete hier ihre größten Thaten; aber auch das Fußvolk, ſofern es an der Schlacht Theil nahm, focht mit heldenmüthiger Tapferkeit. Keith kam mit dem zweiten Treffen, aus nur 5 Bataillons beſtehend, dem Feinde zuvor, und beſetzte das Dorf Reichertswerben. Als der König ſah, wie ſorglos der Feind vorrückte, ungeſichert in ſeiner Flanke, ſagte er zu Keith: „Mon cher Keith, ces gens sont à nous, ils nous prêteront le flanc." In der That erlitten ſie bald das wirkſame Feuer des wohlaufgeſtellten preußiſchen Geſchützes. Noch gewaltſamer aber fiel Seydlitz auf ihre Spitze mit ſeiner Reiterei, und warf die anrückenden Schaaren auf ſich ſelber zurück.

In Verfolgung des Feindes begriffen, ſchrieb der König am 7. November aus Freiburg an Keith: „Nous avons fait le 6 des ponts sur l'Unstrut. On a fait beaucoup de prisonniers en marche, nous sommes avec l'avantgarde auprès de l'Eckartsberge, l'ennemi était intentionné d'y camper hier, mais sur notre arrivée il s'est d'abord remis en marche; ce matin nos hussards ont poussé jusqu'à Buttstädt; on fait continuellement des prisonniers, et nous ne cesserons de les talonner que vers Erfort. Federic. Nous avons encore pris un étendard et 6 canons à l'ennemi. Il faut envoyer ce bulletin à Mersebourg, de là à Leipsig, Magdebourg et Berlin, Torgau." Und bald nachher, ohne Orts- und Tagesangabe: „L'ennemi, mon cher maréchal, vous épargnera des marches. Leur fuite est si précipitée que la tête est aujourd'hui à Erfort. Nous faisons beaucoup de prisonniers. Envoyez des détachements par votre gauche le long de la Saale, et vers Querfort, je sais que vous trouverez là des fuyards et des vivres de l'armée française, et répandez le bruit que toute l'armée va marcher par le Mansfeld à Halberstadt. Il faut qu'on le sache dans mon pays, cela fera faire tout le monde. Adieu." Keith antwortete aus Freiburg gleichfalls am 7. November: „Sire, je viens de recevoir les bonnes nouvelles dont il plaît à Votre Majesté de m'honorer, et je prends la liberté de la féliciter sur les suites glorieuses et profitables de sa victoire. On ne vous fera pas du moins les reproches qu'on fit autrefois à Hannibal; car jamais on n'a poussé si vivement une poursuite. Pendant que Votre Majesté fait des prisonniers, je les achète aux paysans qui m'en amènent à tout moment. Mais comme Votre Majesté avance beaucoup, il me paraît que je suis bien en arrière, et si elle juge à propos, je pourrais m'avancer jusqu'à Punscherau ou aux environs pour être plus à portée. Je tiens les troupes toutes prêtes à marcher sur le signal que je leur ai marqué de trois coups de canon du château d'ici. J'attendrai ses ordres sur ceci. Je ne manquerai pas, Sire, d'envoyer copie de la lettre de Votre Majesté à tous les endroits qu'elle m'ordonne.“

Keith verſäumte nicht, auch ſeinen Bruder Lord Mariſchal, der damals als Gouverneur von Neuchatel in der Schweiz lebte, von den großen Siegeserfolgen zu benachrichtigen. Erfahren wir aus ſeinem Briefe auch keine neue Thatſachen, ſo iſt derſelbe doch für ſeinen Geiſt und ſeine Geſinnung bezeichnend, und darf in einer ſeinem Andenken gewidmeten Schrift nicht fehlen. Er ſchreibt aus Merſeburg am 9. November: „As I knew that Weideman had written to you, my very dear brother, the day after the battle, and that, consequently, you had been made acquainted with my health and safety, I thought you would pardon me, if I delayed a little writing to you. We have honoured the late affair with the name of a battle, though it was really nothing but a rout. The enemies wished to attack us, but we were beforehand with them. By the rapidity of our movements we were enabled to attack them in flank, while they were marching. Their cavalry sustained the first shock, but was soon overthrown. Their infantry did not do its duty well, bud fled precipitately, after three or four discharges from our battalions on its flank. After this it was, in fact, only a flight, and a pursuit, which lasted till dark night. You may judge by this, that the loss has not been great. On our side about 100 men killed, and 235 wounded. The enemy may have lost 1000 men killed, but we have taken at least 4000 prisoners; and if the darkness had not favoured them, their army must have been entirely destroyed; for we drove them from within a league of Mersebourg to the river Unstrutt; where there is only a single bridge, over which they defiled during the whole night, in order to place themselves in safety. We have taken more than 60 pieces of their cannon, many standards and colours; and generals, dukes, marquises, and counts, in plenty. We have especially taken a great many of the Swiss, who do not seem to be such *good runners* as the French. Such was generally our battle. When I have read the accounts of it, which will be printed, I will erase all the falsehoods on both sides, and thus make for you a true account, which will be only for yourself and for our good chancellor; for one does not write the truth for the public. Prince Henry is wounded with a musket ball in the shoulder, but as he has no bones broken there is no danger. Be assured that this family can never last, if the war continues; they expose themselves too much. The king was, the other day, in a place of greater danger than any of his generals. For this time he escaped, but the next he may not be equally fortunate; and a catastrophe may happen, the very thought of which makes me tremble. Adieu, my dear brother. My health is still good, in spite of the fatigues we undergo."

Später begehrte Lord Mariſchal von ſeinem Bruder einige genauere Angaben über den Verlauf der Schlacht in der guten Meinung, daß der Prinz von Soubiſe einigermaßen gerechtfertigt werden könnte, denn es ſchien unbegreiflich, daß dieſer Anführer, den man ſeines Faches doch ſonſt kundig wußte, einzig durch ſeine Fehler ein ſo großes Verderben ſollte verſchuldet haben. Aber Keith wollte ſich auf dieſe Unterſuchung nicht einlaſſen, ſondern erwiederte, er liebe nicht Andere zu kritiſiren, und ſei nicht berufen über ihre Fehler abzuſprechen, allerdings aber glaube er, daß die franzöſiſchen Generale deren gemacht, namentlich den, ihre linke Flanke bloßgegeben zu haben. Dieſe Beſcheidenheit im Urtheil und Ausdruck, welche nicht unbekannt blieb, wurde dem Schreiber beſonders in Frankreich hoch angerechnet. —

Friedrich war aber dergeſtalt umdrängt von Feinden, daß der unerhörteſte Sieg ihm nichts half, wenn nicht alsbald ein neuer auch auf anderer Seite folgte. Ein ſtarkes öſterreichiſches Heer gewann in Schleſien die Oberhand, und Schweidnitz wurde von ihm belagert. In einem Brief aus

Naumburg vom 16. November an Mitchell ſchildert Keith den Zuſtand der Dinge wie folgt: „The suite of our last battle seems every day more considerable. Never was there such an absolute dispersion of an army. Some of them are already at Gutingen, others at Northausen, their cavalry at Mulhausen; the army of the empire is passed Saalfeld, directing their march to Franconia; the queen of Hungary's troops, and Loudon, with his pandours, is gone to Egra; in a word, to follow them, you must take the general mappe of Germany, otherwise you will never find where they are. The whole country is full of their arms; a musquet was ordinarily sold for six or eight gros, sometimes a loaf of bread, for the poor devils were dying of hunger, which wou'd certainly have happen'd to us if the king had taken the resolution to abandon Silesia, and to have acted on this side; act he cou'd not, because of his magazines; he might have remained unactive near Magdebourg, that is all he cou'd have done, for the French have taken away all the horses and carts,. with which he cou'd have advanced his magazines, in case of marches. On all this frontier he cou'd neither have lived nor followed the enemy, for I cannot even subsist with the few troops I have with me. For my own part, I see nothing he could do but what he has done. Perhaps he may not succeed, but certainly he acts as every general wou'd do in his case. I do not yet believe that the Austrians will take Schweidnitz. It's true I do not know the fortifications, but major-general Seers, who fortify'd it, commands in it, and the garnison must be at least 5000 men, besides it's an odd time of year to open trenches. If they have two or three days hard frost, I defy them to work in the ground. They tell me besides, that their bombs are all directed against the houses of the town, which, if it be true, is a plain signe that their intention is to ruine the magazin, not to take the place, for if they destroy the houses, where will their garrison live during the winter if they should take it? In the sieges I have seen, the gunners were

never allowed to fire at the houses, and I have already given you the reason. I begin my march to-morrow, and shall be at Chemnitz the 20th. If you cou'd send me there either Dutch or Leipsig gazettes, I shou'd be much obliged to you, for I shall soon lose sight of the rest of the world for some time, and it will be only at Chemnitz that I can have the happiness to hear of my friends." — Der König ließ den Prinzen Heinrich von Preußen mit 15,000 Mann zur Beobachtung der Franzoſen an der Saale zurück, brach mit 19 Bataillons und 28 Schwadronen am 16. November von Leipzig nach Schleſien auf, und am folgenden Tage ſetzte Keith ſich von Merſeburg in Marſch, um mit 4000 Mann durch das Erzgebirge in Böhmen einzufallen, auf der Straße von Prag vorzurücken, eine Scheinbewegung gegen Saatz zu machen, und überall das Gerücht zu verbreiten, daß die ganze Macht der Preußen ſich gegen Prag wende. Auf dieſe Bewegung würden die Oeſterreicher, ſo hoffte der König, aus der Lauſitz nach Böhmen zurückgehen, und ihm den Marſch nach Schleſien freigeben. Keith drang ohne Schwierigkeit nach Leitmeritz vor, nahm daſelbſt beträchtliche Magazine, und erweckte leicht die Meinung, daß ſeine Truppenſchaar nur die Vorhut einer großen Heeresmacht ſei, indem niemand glaubte, daß ein Feldmarſchall einen Streifzug unternähme. Sein Briefwechſel mit dem Könige wurde während dieſer Zeit in Ziffern geführt. Friedrich hatte zwar ſeinen Marſch glücklich fortgeſetzt und die noch übrigen öſterreichiſchen Schaaren aus der Lauſitz verdrängt, aber in Görlitz die Uebergabe von Schweidnitz, in Naumburg am Queiß die Niederlage des Herzogs von Bevern erfahren, und ſeine Sachen ſtanden höchſt gefahrvoll. Indeß rückte er getroſt gegen das große feindliche Heer weiter, und gelangte am 28. November nach Parchwitz, nahm die geſchlagenen Truppen am 2. Dezember daſelbſt auf, und ſchrieb am 3. ebendaher an Keith: „J'ai reçu, mon cher maréchal, votre lettre du 28 du passé, et applaudis parfaitement à tout ce que vous marquez avoir fait et entrepris jusqu'à présent à votre expédition, comme aussi aux mesures que vous avez prises. Quant à notre situation dans ce pays-ci, vous pénétrerez aisément qu'elle doit être difficile et embarrassante au suprême degré par les malheureuses et en partie lourdes fautes que quelques-uns de mes généraux ont commises avant mon arrivée. J'espére cependant de tout redresser en peu à l'aide de Dieu, quoique ma tâche soit une campagne de bien des difficultés, de peines et de hasards, que j'espère cependant tous surmonter heureusement. Federic.“ Keith meldete aus Poſtelberg am 28. November, daß er die Brücke bei Leitmeritz und alle ſonſtigen Elbübergänge habe zerſtören laſſen, und daß alle Welt glaube, der Zug gehe auf Prag, mußte aber ſchon am 29. berichten, er könne ſich in der Ebene nicht länger halten, da Hadik und Marſchall mit ihren bisher in der Lauſitz geſtandenen Truppen heranzögen, und er dieſer Uebermacht nicht gewachſen ſei. Der Zweck ſeines Einbruchs in Böhmen war ohnehin vollſtändig erfüllt, der Feind von dem Zuge des Königs abgelenkt, ein Theil von Böhmen gebrandſchatzt, und das ganze Land in Furcht geſetzt. Er ging daher am 30. November nach Kommotau zurück, von hier nach Marienberg, und nachdem er die Zugänge des Erzgebirges verwahrt und beſetzt gelaſſen, nahm er am 5. Dezember ſein Hauptquartier in Chemnitz. Noch an demſelben Tage ſchrieb er von hier an ſeinen Bruder: „I am returned this morning from my course into Bohemia. My campaign has been very short, and yet I am very well contented with it; having executed every thing I had proposed to myself, both by destroying several large magazines belonging to the enemy, and also by drawing a corps of from 14,000 to 16,000 men of the enemy towards my side, by which I have delivered the king from them, and thus favoured his projects on Silesia. I can say, with truth, that this campaign has been a virgin one; for on my side there has not been a drop of blood spilt, and very little even on that of the enemy; but they were in a dreadful fright at Prague, for, from the moment I passed the Egra at Budyn, the inhabitants fled from the town. My march had also been a pretty rapid one. I set off from beyond Mersebourg, on the 17th of last month. I have been within four miles of the walls of Prague, and now, here I am come back again. I can, at the same time, assure you, that the troops are not more fatigued, than if they were just come out of winter quarters."

An dem Tage, wo Keith dies ſchrieb, gewann Friedrich die Schlacht von Leuthen, ein Sieg in ſeiner Art ebenſo einzig wie der von Roßbach. Friedrich gab ſogleich an Keith Nachricht von der Wendung der Dinge, er ſchrieb: „Les Autrichiens sont battus. Je marche pour leur couper tout-à-fait la retraite, et s'il plaît à Dieu, mettre fin à la guerre; je crois que cela vous assurera dans la Bohême et que peut-être vous pourriez par la suite tenter sérieusement la surprise de Prague, où de mon su il y a peu de monde et beaucoup de nos prisonniers. J'ai beaucoup à faire. Adieu. Fr." Die hier ausgeſprochene Zumuthung, Keith möge ſich jetzt in Böhmen halten, und wohl gar Prag überrumpeln, zeigt auf merkwürdige Weiſe die Anſtrengung des Muthes, zu welcher Friedrich ſowohl ſich ſelbſt als auch ſeine Untergebenen zu ſpannen wußte. Die Weiſung kam ſchon zu ſpät, hätte aber ohnehin keines Falles ausgeführt werden können.

Prinz Heinrich von Preußen theilte am 14. Dezember in einem Schreiben aus Leipzig die näheren Nachrichten, die er über die Schlacht von Leuthen erhalten hatte, freundlichſt an Keith mit; dieſer aber ſchrieb aus Chemnitz am 15. Dezember ſeine Glückwünſche an den König, und am 16. folgenden Bericht an ſeinen Bruder: „My dear brother. We give battles here, as elsewhere people give operas; there have been three in the last month, of which we have lost one and gained two; but the last appears to me decisive in our favour. I can assure you, that from all the accounts I have seen, the loss of the enemy has been immense. Cannons, equipages, all is taken; and in troops, either killed, taken prisoners, or deserted, they must have lost, at least, 20,000 men. There are, besides, 9 battalions, and many wounded, shut up in Breslau, who it is impossible should escape from us. Luchesi is among them, who was wounded in the first battle, lost by the prince of Bevern;

but which was not very fatal on our side, as our killed and wounded did not exceed 1800 men. General Zieten is still employed in pursuing the Austrians, and has written word to the king, that he has found the greater part of their heavy artillery near Strehlen, and taken possession of it; but we do not yet know whether it is that belonging to their army, or that which they made use of at the siege of Schweidnitz. In short, the victory is complete; and costs us, as I hear, about 4000 men."

Inzwiſchen waren die Oeſterreicher gegen das Erzgebirge ſtärker angedrungen, und Keith hatte dem Könige gemeldet, er würde genöthigt ſein, nach Leipzig zurückzugehen. Hierauf antwortete Friedrich aus dem Lager bei Breslau am 17. Dezember, dieſer Entſchluß nach Leipzig zurückzukehren, ſei durchaus tadelhaft, wolle Gott er ſei noch nicht ausgeführt, Keith ſolle doch den feindlichen General von Marſchall nicht fürchten, derſelbe werde ihm nichts anhaben; zuletzt heißt es in Betreff jenes Zurückgehens: „Ce malheureux dessein me ferait juger que la tête vous eût tournée comme elle a tournée autrefois aux gens ici, et par où vous ruinerez et gâterez absolument mes affaires, qu'à peine j'ai remis en bon train. Mon Dieu, que je suis malheureux d'avoir à combattre partout tant de travers! — — Vous ne devez plus prendre des résolutions aussi timides que funestes pour moi.“ Zugleich wiederholt der König den ſchon ertheilten Befehl, in Sachſen die größtmöglichen Lieferungen und Kriegsſteuern auszuſchreiben, alles übrigens in beſter Ordnung, mit Zuziehung der Landesbehörden, und ſelbſt der Stände. Nur zu Einer Ausnahme bewegen den König der Haß und Schaden, die er fortwährend von Seiten des ſächſiſchen Miniſters Grafen von Brühl erfährt; dieſer hat in der Gegend von Leipzig oder Noſſen zwei oder drei Güter, auf dieſe ſoll Keith den Oberſtlieutenant von Mayr mit ſeiner Freiſchaar ſchicken, dort nach Belieben zu hauſen, jedoch in eignem Namen, und ohne daß der König darum zu wiſſen ſcheine.

Keith verließ das Erzgebirge nicht, und führte des Königs Befehle pünktlich aus. Friedrich nahm dem Feinde am 19. Dezember auch Breslau wieder ab, und ſchrieb an Keith am 21. von daher: „Tout ceci va plus loin que je ne l'ai cru. Vous pouvez compter que cette expédition coute à l'ennemi plus de 42,000 hommes, et si cela ne mène pas à la paix, jamais les succès de la guerre n'y achemineront." Uebrigens billigte er vollkommen Keith's Aufſtellung und Vertheilung der Truppen. Da die Jahreszeit ſo weit vorgerückt war, ſo dachte man nun ernſtlich an Winterquartiere. Der König wollte in Schleſien bleiben, und ging nach Breslau um auszuruhen, Keith ſollte ſeine Truppen in Sachſen überwintern laſſen, und ſein Hauptquartier in Dresden nehmen. Erſt am 16. Januar 1758 kam Keith hier an, wo er bis zum Ende des März blieb, und aus Sachſen alle möglichen Hülfsmittel für den Dienſt des Königs ziehen mußte, außer vielen Packknechten und Pferden auch 6000 Rekruten, welche in die preußiſchen Regimenter vertheilt wurden.

Friedrich ſah ſeine Hoffnung, daß ſeine Siegserfolge das Ende des Kriegs herbeiführen könnten, bald entſchwunden, und erkannte, daß der nächſte Feldzug nur erhöhtere Anſtrengung aller Kräfte fordern würde. Er ſchärfte daher die ſchon gegebenen Befehle, Geld und Rekruten aus den beſetzten Ländern zu ziehen, wiederholt ein, und Keith, wiewohl an heftigen Anfällen von Aſthma daniederliegend, traf zu dieſem Zwecke die nöthigen Maßregeln. Am 30. Januar ſagte der König ihm in der eigenhändigen Nachſchrift eines Kabinetſchreibens: „Il nous faut de l'argent, mon cher maréchal, et je vous prie de vous recorder sur votre politesse russe pour nous en procurer, car il ne faut plus ménager personne. J'attends la mi-février, après quoi je serai obligé de vous parler nécessairement, il ne s'agira que du lieu, et de l'état de votre santé, dont je vous prie de m'informer. Federic." Am 3. Februar ſandte der König ihm die Denkmünze, welche er auf den Sieg bei Leuthen hatte ſchlagen laſſen, indem die Oeſterreicher daſſelbe auf Anlaß der Schlacht von Kollin gethan hatten, und zwar in ſehr übermüthiger und trotziger Art; die preußiſche Denkmünze war jedoch einfach, und Friedrich ſchrieb, er halte ſich verſichert, Keith werde ihm dabei keine Prahlhaftigkeit ſchuld geben, ſondern nur die Abſicht, den Oeſterreichern Gleiches mit Gleichem zu erwiedern. Keith, ſo wie auch Finck, Hülſen, Grabow und Lehwaldt, erhielten die Denkmünze in Gold, dagegen Dohna, Kanitz, Prinz von Holſtein, und Andere, in Silber. Auf den Bericht des immer noch kranken Keith, daß bittre Klage geführt worden über die Plünderung des dem Grafen von Brühl gehörigen Schloſſes zu Niſchwitz, wo nämlich der Oberſt v. Mayr im Vorbeimarſchiren nach verborgnen Waffen habe ſuchen laſſen, bei welcher Gelegenheit aber die eignen Bauern des Grafen mit der Freiſchaar gewetteifert, erwiederte der König am 8. Februar: „S'il y a eu du tapage au château de Nischwitz quand le colonel Mayr en passant auprès de cette terre est entré dans la maison pour chercher des armes y cachées, cela ne fait rien, dans un temps où presque toute l'Europe se ressent des inconvénients de la guerre, il n'est pas extraordinaire que le comte de Brühl en ressente aussi quelque chose pour sa part." Wenige Tage ſpäter aber beſpricht der König ein wichtigeres Unternehmen mit Keith, und zwar, dem ſchlimmen Gegenſtande gemäß, in Ziffern. Die Oeſterreicher haben große Magazine in Töplitz und Kommotau, es wäre „intereſſant," unternehmende Leute zu finden, die ſie in Brand ſteckten. Wenigſtens das in Töplitz ſolle man verſuchen anzuzünden, und einige mordbrenneriſche Waghälſe möchten wohl für große Geldbelohnung zu gewinnen ſein. Keith ſendet wirklich einen Mann nach Böhmen, Finck ſeinerſeits auch einen, die Oertlichkeit zu erkunden, allein die Sache erweiſt ſich allzu ſchwierig, und muß unterbleiben.

Es kann uns nicht wundern, den König in Ausſicht eines neuen furchtbaren Feldzuges, der ihn zu erdrücken drohte, verzweifelte und auch gehäſſige Mittel aufbieten zu ſehen, da er in ſeinen Bedrängniſſen alle Hülfe aus ſich ſelber nehmen mußte, und namentlich das ihm verbündete England bei weitem nicht leiſtete, was er von dieſer Macht erwarten durfte. Der engliſche Geſandte Sir Andrew Mitchell, welcher den König in Mühen und Gefahr treu begleitete, that alles was in ſeinem Vermögen ſtand, ein entſchiedneres

Auftreten von ſeinem Hofe zu erwirken, ſah aber ſeine Vorſtellungen wenig fruchten. Keith, der mit dem Landsmanne um ſo leichter vertraut geworden war, als ſie beide denſelben Eifer hatten, ſchrieb hierüber den 10. Februar an Mitchell nicht ohne Bitterkeit: „It seems that the English, after having drunk, in honour of Frederick, a dozen bottles of ale on his birthday, suppose they have fulfilled whatever service such an ally could require. They prefer paying with their money than with their lives. What a shameful opinion must not the world entertain of them! And their heads with all this are not better than their hearts. For ten thousand men would in this year perhaps have saved what in the next the whole power of Great Britain will find impossible to do. As soon as Prussia is ruined, it will be the turn of England. Should things succeed better than I expect, *we* shall have saved the English, instead of their saving us." Ueber ſeine Geſundheit und Stimmung ſagt er: „My health is, I think, rather worse than better; any change will be agreeable to me, for it is much better not live than live in the manner I do. After sixty years' experience, my curiosity as to life ought to be satisfyed, and it really is so. I have seen most of the vicissitudes and phenomenes that happen in this world, and should I live a hundred years more, I shall only see the repetition of the same thing. I'm not sorry to see a pupet-show once, but to be obliged to see it every day, would not be tolerable. Adieu dear Mr. Mitchell; depend on it there is not one in the world esteems you more than I." Als die engliſchen Miniſter, denen Mitchell's Anſichten und Bemühungen unbequem wurden, ihn deßhalb abberufen wollten, ſchrieb Keith am 20. März ihm ohne Rückhalt: „The Englisch ministers are mad to call you off. They are afraid of any body who acts with zeal and sincerity, and prefer people who flatter their inactivity and value their favour more than Prussia's welfare. Poor England! What is to be expected from a government which dares not employ the honest man for fear the difference between them and him might too clearly be brought to light!" —

Durch Winke aus England von dem Freund und Verwandten Lord Galloway angeregt, beſprach Keith in ſeinen Briefen an Mitchell mit dieſem die Möglichkeit einer Ausſöhnung beider Brüder mit der engliſchen Regierung; Friedrichs empfehlendes Fürwort bei dem Könige von England ſchien dazu der geeignete Weg. Allein bevor dieſe Verwendung geſchähe, ſollte der Erfolg geſichert ſein. „For notwithstanding the inclination — ſagt er — both my brother and myself may have of seeing in our old age our native country, yet I know, he, as well as myself, wou'd forget it for ever, rather than be an occasion that the king should think his recommandation despised. If you have any friend in England, to whom you cou'd open yourself on this subject, and who could let you know if there was any hopes of succeeding in such an attempt, you wou'd do me the most singular service to communicate to him what I have wrote to you, and at the same time you may assure him, that I make no doubt of procuring the strongest recommendations from the king, my master, in favour of my brother, providing he thinks it may not be disagreeable to your master; for I'm sure neither of us wou'd chose to go home under a cloud of suspicion and disdain, and I shou'd be sorry to raise a debate in the senate whether we shou'd be buried by a grave-digger of Aberdeen or of Berlin." Später ſchreibt er, die Umſtände ſchienen ihm für jetzt nicht ſo günſtig, als Lord Galloway ſie glaube, und es möchte beſſer ſein, abzuwarten, daß die Sachen reifer würden. Keith erlebte dies nicht; ſeinem Bruder aber wurde im folgenden Jahre durch die Fürſprache des Königs das erſehnte Glück, in ſein Vaterland ehrenvoll heimkehren zu dürfen; doch machte er dort nur einen Beſuch, und kehrte dann für immer nach Preußen zurück.

Gegen Ende des März erinnerte der König wiederholt, wie nöthig es ſei, daß er mit Keith mündliche Rückſprache hielte, und dieſe ſollte nun in Grüſſau Statt finden. Keith übergab deßhalb am 27. März ſeine Befehlführung dem Prinzen Heinrich von Preußen, und fand ſich am 6. April in Geſellſchaft des engliſchen Geſandten Mitchell in Grüſſau beim Könige ein. Hier ſetzte dieſer ſeinen Plan für den bevorſtehenden Feldzug auseinander; er wollte zuvörderſt in Schleſien durch die Wiedereroberung von Schweidnitz alles auf guten Fuß ſetzen, dann einen Zug nach Mähren machen um Olmütz einzunehmen, wodurch er die Oeſterreicher auf dieſer Seite feſtzuhalten und bei Wiedergewinnung dieſes Platzes lange zu beſchäftigen hoffte, während er ſelbſt dadurch Zeit und Freiheit fände, gegen die Ruſſen zu ziehen, welche im vorigen Jahre nur geringen Antheil am Kriege genommen hatten, dieſes Jahr aber nach Pommern und Brandenburg vorzudringen drohten. Keith mißbilligte dieſen Plan, er glaubte, der König nehme beide Unternehmungen zu leicht, ſowohl die gegen Olmütz, als die gegen die Ruſſen, er hielt für das Nöthigſte, ſich gegen dieſe letzteren zu wenden, und im Ganzen mehr vertheidigungsweiſe zu verfahren. Keith achtete die ruſſiſchen Truppen, im Widerſpruche mit dem Könige, er hielt ſie an Zucht und Abrichtung den preußiſchen wenigſtens gleich, und ſah mit Betrübniß und Verdruß, daß der König nur über ſie ſpottete, und in den ſchlechteſten Ausdrücken von ihnen ſprach. Allein der König ließ keine Einrede gelten, er wollte angreifend verfahren, und die Ruſſen zuletzt bedenken. Dabei ſcherzte er mit Keith über deſſen gute Meinung von dieſer „canaille“, die ihm ſelber doch ſo übel mitgeſpielt habe!

Keith kannte zu gut die Art des Königs, und hatte auch ein zu feſtes Herz, um auf ſolche Scherzreden viel Gewicht zu legen. Ihn bedrängte in dieſem Augenblick ein ernſteres Leid, er hatte neue Anfälle von Aſthma, und dabei Fieber. Der König, der vor allem Schweidnitz raſch bezwingen wollte, war über Keith's Unwohlſein ſehr betroffen, und ſchrieb ihm gleich am 8. April: „Je suis fort embarassé pour ce siège; si vous pouvez vous en charger, vous me rendrez un grand service qui ajoutera encore à la reconnaissance et à l'estime que j'ai pour vous. Federic.“ Keith antwortete am 9. April aus Landshut mit bittern Klagen, daß ſein Fieber immer andaure, und fügte hinzu: „Je n'ai d'autre ambition que de servir Votre Majesté, je laisserai aux autres avec plaisir le commandement, et si je puis être utile à quelque chose à mon maître c'est là l'honneur auquel j'aspire.“ Am 11. blieb das Fieber aus, und gleich fragte er an, ob er kommen ſolle? Der König aber hatte ſchon andere Anſtalt getroffen, und antwortete, Keith ſolle ſich fürerſt noch ſchonen.

Schweidnitz ergab ſich ſchon am 15. April, und der König bekam nun freie Hand für die Unternehmung nach Mähren. Er brach mit ſeinem Heere nach Neiße auf, und theilte daſſelbe hier in zwei Heerzüge, deren einer, unter Friedrichs eigner Führung, nach Troppau, der andere, unter Keith's Oberbefehl, nach Jägerndorf marſchirte. Der König überließ es Keith, den Marſch nach eignem Ermeſſen einzurichten, und bezeigte ſich in einem Schreiben aus Troppau vom 30. April ſehr zufrieden mit den Anordnungen, welche Keith getroffen, beſonders mit der Erleichterung, die er den Truppen verſchafft hatte. Der Feind wich überall zurück, und beide Heerzüge rückten am 3. Mai über Gibau und Sternberg gegen Olmütz. Daun, der gefliſſentlich durch Scheinbewegungen Zieten's und Fouqué's in der Meinung beſtärkt worden war, die Abſicht des Königs ſei auf Böhmen gerichtet, war glücklich überliſtet; doch mußte man ſein unverzügliches Heranrücken erwarten, und der König hielt ſich mit dem größern Theile des Heeres bereit, ihm entgegenzutreten. Der König ging am 12. Mai bei Littau über die March, und nahm ein Lager bei Proßnitz.

Keith war beſtimmt, bei der Belagerung von Olmütz den Oberbefehl zu führen, ihm wurden zu dieſem Zwecke 16 Bataillons und 12 Schwadronen überwieſen, im Ganzen kaum 6000 Mann. Als er am 21. Mai vor Olmütz ankam, hatte der König bereits die Einſchließung angeordnet, und da Keith wieder ſtarkes Fieber bekam und zu Bette liegen mußte, ſo hatte Fouqué ſtatt ſeiner die weitern Anſtalten zu führen, der Oberſt von Balbi aber leitete die Arbeiten der Ingenieure; beide Unterbefehlshaber waren eigenſinnig, und gehorchten Keith nur ungern. Dieſer genas nach ein paar Tagen, und nachdem er die Lage der Dinge näher beſichtigt, mußte er dem Könige klagen, daß er zu wenige Truppen habe, daß der Pulvervorrath gering ſei, daß es an Arbeitern und Werkzeugen fehle, die Beſatzung weit ſtärker als die Belagerer ſei, und noch immer offne Verbindung nach außen habe. Jedoch eröffnete er die Laufgräben am 27. Mai, und ohne allen Verluſt. Er ſchildert den Hergang in einem Briefe vom 28. an ſeinen Bruder: „We opened the trenches before Olmütz last night, at 500 yards from the place, without losing a single man, the governor not having perceived what we were about till it was daylight, by which time we were already covered with our works. All this morning he has been firing, but not vigorously, and almost entirely with small cannons. If he does not increase his fire, I reckon in three days on being able to bring to bear upon the place 24 great guns, and 16 mortars. If we are lucky, I hope in four or five days more to extinguish a great part of his fire; for having the advantage of the ground over him, we see the inside of several of his works. On his side he does not spare labour. I see from the top of the house I am living in, that he is opening a battery on our right, in an island that you will see on the other side of the river. We must therefore plant one to oppose him. Adieu, my dear brother."

Der König antwortete auf Keith's Klagen aus ſeinem Lager bei Proßnitz am 31. Mai eigenhändig: „Je vous assure, mon cher maréchal, que je suis aussi fâché que vous que mes bataillons ne se trouvent pas complets, mais que ce n'est pas ma faute, il faut considérer leur valeur intrinsèque, et non pas leur nombre, voilà tout ce que je puis vous dire, et que beaucoup de choses sont faisables et possibles quand on les entreprend. Je suis votre fidèle ami Federic." Aber der Befehlshaber der Feſtung, General von Marſchall, ein ſechsundſiebzigjähriger Greis, kriegserfahren und unerſchrocken, gebot über eine zahlreiche und tapfre Mannſchaft, hatte Vorräthe in Ueberfluß, zog nach Belieben Lebensmittel und Verſtärkung an ſich, und erſchwerte den Belagerern jeden Fortſchritt.

Friedrich, ſchon beunruhigt durch Nachrichten vom Heranziehen Daun's, wollte durchaus, daß die Feſtung ſchärfer angegriffen würde, äußerte wiederholt ſeine Unzufriedenheit mit den Ingenieurs und der Artillerie, und gab genau im Einzelnen an, was man thun ſolle, und wie man alles beſchleunigen könne. Am 4. Juni ſchrieb er an Keith: „L'ennemi, à ce que j'apprends, veut se mettre en beaucoup de corps, et l'on m'assure que monsieur de Daun détache de l'infanterie à Wischau; si cela est, c'est la disposition de monsieur de Bourgogne au siége de Lille, qui apparemment réussira à ses imitateurs aussi mal qu'elle lui réussit alors. Fr." Zum Unglück wurden die Häupter des Ingenieurweſens und der Artillerie uneinig, und wetteiferten in Pedanterei und Eigenſinn, die Arbeiten rückten nicht vor, der König ſchrieb: „mes affaires en souffrent prodigieusement", und wurde täglich ungeduldiger, aber die Sachen blieben unverändert. Keith bekam wieder vier Tage das Fieber, und Fouqué befehligte unterdeß. Am 11. machte der König ſeinem Unmuthe in folgenden bittern Worten Luft: „Tout ce que Balbi écrit, mon cher maréchal, n'est que du verbiage qui doit servir de manteau à l'ignorance et au peu d'expérience des ingénieurs. Je réponds 1mo que la batterie de la droite est nécessaire et qu'elle s'achève, 2do que la grande batterie est inutile, parce qu'elle est trop éloignée de la place, 3^{tio} que, si les ingénieurs approchent de la place, ils se tireront, en avançant, de tous les feux collatéraux, et que l'on ne se moque pas de moi en débitant des sottises, mais qu'il faut de bons argumens pour me vaincre; quoi, n'est-ce pas une honte, il y a 15 jours que la tranchée est ouverte et nous ne sommes pas encore au glacis, ah! que si Coehorn et Vauban ressuscitaient, qu'ils honoreraient d'un bonnet d'oreilles d'âne ceux qui dans ces tems modernes se mêlent de leur métier! Adieu, mon cher maréchal. Je vous embrasse. Federic."

Aber alles ging in dieſem Unternehmen ſchlecht. Die Lebensmittel wurden im Lager ſelten, und übermäßig theuer, der Dienſt wegen der wenigen Mannſchaft unerträglich hart, und das Ausreißen der Soldaten nahm überhand; zu 20 und 30 Mann liefen jede Nacht in die Feſtung, welche das Feld offen und an nichts Mangel hatte. Zum Unglück wurde auch Fouqué am 14. Juni durch eine Kanonenkugel am Schenkel gequetſcht und auf einige Zeit dienſtunfähig. Friedrich antwortete auf dieſe Nachricht an demſelben Tage aus Klein-Latein: „Je suis très-fâché, mon cher maréchal, de l'accident arrivé au général Fouqué, j'espère pour le bien de l'armée qu'il ne sera pas dangereux, une contusion n'est pas létale, je lui envoie mon chirurgien qui est tout ce que je peux faire; et en même tems je ferai venir le général Marwitz, il ne remplacera pas Fouqué, mais voilà tout ce que je peux faire pour vous, nous n'avons pas des lieutenants-généraux par douzaine et je n'en ai pas à vous en envoyer d'autre.“ An demſelben Tage ſchrieb Keith an Lord Mariſchal nach Neuchatel über den Stand der Sachen wie folgt: „I have received my dear brother's letter of the 4th of May, and have shewn it to the king, who was much pleased with the part relating to the canton of Berne. The taking of Schweidnitz dit not exactly occur in the way that it is reported. There was neither a breach, nor a piece of the wall fallen down; but a deserter gave information, that the soldiers, who where placed to guard a certain fort, were all below in the casemates, on account of the quantity of shells which we threw there. The resolution was, in consequence, taken to scale that part, which was done without resistance. The entrance of the casemates was then taken possession of, and those within were obliged to beg for quarter. The possession of the fort remained to us; upon which the town, of which all the strength consists in the forts which surround it, capitulated. We found 51 Austrian cannons in it, besides those we had ourselves left there. I wish I could also give you an account of the taking of Olmütz; but the baron de Marschall, who commands there, does not approve of my doing this immediately. He is a very brave old man, seventy-six years old, dexterous and experienced in this kind of warfare. He is in a very good place, provided with every thing

that he wants, and having, at his disposal, all the cannons and ammunition destined for the siege of Neisse, provisions in great abundance, and an old engineer named M. de Rochepine, who assists him admirably in his defence. His garrison consists of 18 battalions, and 3 squadrons of dragoons, but there are a good many recruits among them. I see, that, for the services of danger, he trusts principally to 6 Hungarian battalions, who are with him; for in the three sorties he has made, hardly any one but Hungarians have appeared. In the last he has given them a good dose of *aqua magnanimitatis*, as Lascy used to call it. They were all drunk, and in this state rushed into our batteries, and nailed up 6 pieces of cannon and three mortars, but so ill, that four hours afterwards all of them went off as well as before. Our people killed 100 of their soldiers, and 5 officers, with their bayonnets; and we took an officer and 47 men prisoners. The deserters assure us, that, with the wounded, they have lost 300 men, out of the 1200, of which the sortie consisted. In consequence for the last three days they have attempted nothing. I tell you nothing of prince Henry and prince Ferdinand of Brunswick, because they are nearer you than us. All that we know is, that they are both in motion, to try and execute the projects they have concerted with the king. I am much obliged to you for all the good things you send me. I can only send you *plans* in return. By that of Olmütz you will see how far we are advanced; and as Weideman did not send you that of Schweidnitz, I have begged Balbi to make me one, which I will send you in my next letter. Many compliments to mademoiselle Emété. You never tell me any thing of Ibrahim and Stepan. I should be glad to hear if they are still with you, and if they behave well. I believe I have already told you, that Motscho was not with me at the affair of Rossbach. He was then ill of a fever at Leipsig. I like him very much; he is exceedingly attached to me; and as he gets older, he becomes more steady. — The

king, who covers our siege, came yesterday to see our lines, and to receive a hundred or two cannon shots. Lieutenant general Fouqué received a contusion on his thigh from a twelve-pounder; but it is not a dangerous wound. I see that the king will be glad to receive letters from you from time to time. You can send them inclosed in those to me. Adieu, my dearest brother. The Swiss officer's remedy against danger made me laugh heartily, and the king also. Fermor and Browne have not been recalled. You know the Russian generals sufficiently well, to be aware, that they are not anxious for commands, where blows may be expected, so, probably, they will remain."

Am 18. Juni, welchen Tag der König, im Andenken an Kollin, als „ce jour funeste" bezeichnet, ſchrieb er dreimal eigenhändig an Keith, dem er eine Menge Vorſchriften ertheilte, und darunter auch eine Anweiſung, wie die ungeſchickten Sappeure zu unterrichten ſeien. Am 19. fügt er zu dienſtlichen Befehlen eigenhändig hinzu: „On me mande de Berlin la mort de mon frère, jugez de mon chagrin. Il faut que les officiers mettent un crêpe." Worauf Keith erwiedert: „Les exemples que j'ai vu de la sensibilité de Votre Majeste, non seulement sur la perte des parents, mais même de ceux qu'elle honorait de son amitié, me fait sentir combien la mort de monseigneur le prince de Prusse lui fera de la peine. Dieu nous conserve Votre Majesté, il faut que nous supportons les autres pertes avec fermeté." Dieſe Ausdrucksweiſe iſt ſo bezeichnend für den König als für Keith, der zugleich ſchmeichelhaft und freimüthig in Kürze das Richtige zu ſagen weiß.

Aus dem Lager von Smirſchitz ſchreibt Friedrich am 21. Juni, daß Daun ihn ſchwerlich angreifen werde, denn ſeine rechte Flanke ſei völlig gedeckt, die linke anzugreifen aber müßte Daun ſich ſehr bloßgeben. Jedoch ſtieg ſeine Ungeduld, die Belagerung nicht vorrücken zu ſehen, auf's höchſte, die Fehler, welche immerfort begangen wurden, die er einſah und doch nicht ändern konnte, erbitterten ihn, und am 23. Juni ſchrieb er im Zorn an den Oberſten von Balbi: „Le colonel Müller vient ici me faire un conte bleu de vos batteries, je n'y entends rien, et je crois que vous autres vous vous noyerez dans votre propre crachat; je ne peux point examiner d'ici vos batteries; il me dit ultérieurement, que parceque cette nuit passée il y avait eu quelques coups de canon de mon côté, que vous aviez fait revenir les travailleurs à leurs régimens, cela est pitoyable, enfin, il faut que vous vous tiriez d'affaire de l'autre côté et que vous n'écoutiez pas toutes les contes des vieilles femmes. Je ne sais ce que c'est que votre batterie, vous l'avez fait faire, et si elle est fait de travers, c'est votre faute. Fr." Gleich darauf ſchrieb er an Keith: „— Vous direz, s'il vous plaît, à messieurs les ingénieurs, qu'au lieu d'une belle couronne civique ou rurale je leur prépare un beau bonnet d'âne, dut-il m'en couter les oreilles de mon meilleur mulet. Federic."

Daß dieſe Vorwürfe, wenn ſie auch Keith nicht treffen ſollten und konnten, ihm doch unangenehm vorüberſtreiften, läßt ſich wohl mit Gewißheit annehmen. Auch er klagte bitter über den langſamen Gang der Arbeiten, und meinte, dergleichen habe er noch nicht erlebt. Den Ingenieuren mißtrauend, begab er ſich ſelbſt an die Spitze der Sappe, und fand mit Erſtaunen, daß ſie nicht, wie jene vorgegeben, ſchon am Fuße des Glacis, ſondern noch 20 bis 30 Schritt davon ſei. Allein Keith beſchwert ſich in allen ſeinen Berichten ſtets nur über die Sache, nie klagt er bei dem Könige die Perſonen an, noch ſucht er das bisherige Mißlingen den Untergebenen aufzubürden, obwohl er wiſſen mußte, daß dieſe mancherlei Abneigungen gegen ihn hatten, und ſeine Befehle nicht ſtets willig ausführten. Das hauptſächlichſte Uebel kam auch in der That nicht von den Befehlführern her, ſondern lag in den Anordnungen des Königs ſelber, der das Unternehmen zu leicht geſchätzt, und weder genug Truppen, noch auf gehörige Dauer Schießbedarf und Lebensmittel mitgenommen hatte, ſagar an Bomben fing es ſchon an zu fehlen.

Zwar hatte Friedrich eine bedeutende Zufuhr aus Schleſien anbefohlen, und dieſe war über Troppau ſchon unterwegs; allein der Feind ſuchte ſie abzuſchneiden, und ſeine Schaaren beherrſchten das Feld. Zieten war deßhalb mit bedeutender Truppenmacht auf dem Wege von Troppau vorgeſandt, und der König ſchien wenig beſorgt; er ſchrieb am 25. Juni an Keith: „Hier sur les 5 heures nous avons entendu un terrible feu de canon à Olmütz, nous avons tous cru que l'ennemi avait tenté une sortie, mais comme aucunes nouvelles n'en sont venues, je m'imagine que Dieskau a voulu se divertir aux dépens des ouvrages d'Olmütz. J'envoie en même tems au général Zieten pour l'avertir de rester là-bas jusqu'à l'arrivée du secours de Troppau, ce qui sera après-demain. Ici tout est tranquille, et vous pouvez l'être tout-à-fait pour ce qui nous regarde. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic.“ Keith meldete ſeinerſeits am 27., daß die Spitze des Wagenzuges an dieſem Tage nach Gibau gelangen werde, und er deßhalb den Oberſten Werner mit einer ſtarken Truppenſchaar dorthin geſchickt habe, um 50 Wagen mit Bomben auf das ſchnellſte herbeizuholen, und auch Briefſchaften und Kouriere für den König in Empfang zu nehmen. Friedrich dankte für die Nachricht, und ſandte den Quartiermeiſterlieutenant von der Marwitz, um nach Keith's Befehlen mit Retzow die genauere Einſchließung von Olmütz auf der anderen Seite anzuordnen. Am 28. Juni jedoch wurde der König beſorgter, und befahl, Keith ſolle noch zwei Bataillons zu Zieten ſtoßen laſſen, er ſchrieb außerdem: „L'ennemi a fait un mouvement, il a passé le défilé de Predlitz et s'est mis entre Nesnitz et nous, je crois que son intention est de détacher par sa droite du côté de Prerau, j'y serai attentif, en même tems je serai bien aise d'apprendre de vous que le convoi soit arrivé; car je crains toujours qu'il n'y soit arrivé quelque chose. Je ne puis donc rien vous dire de positif avant demain matin que je verrai plus clair dans les mouvemens de l'ennemi. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Fr.“ Am 29. Juni verſicherte der König guten Muthes: — „Si l'ennemi veut me forcer de combattre, c'est moi qui lui donnera le terrain qui m'est convenable, ainsi ne soyez pas en peine de moi s'il s'agit de bataille.“

Inzwiſchen war der Zufuhr, die noch immer ausblieb, auch Retzow mit einer Schaar entgegengeſandt worden, der aber gegen den überlegenen Feind nichts unternehmen, ſondern nur melden konnte, der Zug ſei hinter Domſtädtel aufgefahren, Zieten wolle in der Tagesfrühe des 30. aufbrechen, um durch Domſtädtel nach Gibau zu gelangen; der Feind jedoch ſei überall nahe, und am ſtärkſten auf der rechten Flanke des Zuges. Noch in der Nacht ſandte Keith einen ſeiner Adjutanten, den Hauptmann von Schwerin, aus, um Nachrichten von der angſtvoll erwarteten Zufuhr einzuziehen, auf der jetzt wirklich alles Heil beruhte. Aber am 30. hatten die Oeſterreicher unter Laudon und Saint-Ignon mit 25,000 Mann den Wagenzug in den Engwegen von Domſtädtel auf's neue angegriffen, ihn auseinander geſprengt, und den größern Theil, nebſt der Schaar von Zieten, welche vergebens gegen die Uebermacht kämpfte, auf den Weg nach Troppau zurückgeworfen.

Bei der Nachricht von dieſem Unfall mußte der König erkennen, daß die Belagerung von Olmütz aufzuheben ſei; er ſchrieb gleich am 1. Juli aus dem Lager von Smirſchitz an Keith: „Mon cher maréchal, il faudra incessament faire revenir le général Retzow, puisque j'apprends que le général Zieten s'est retiré vers Troppau. Je crois dans la situation présente qu'il faudra renoncer à notre siège, l'ennemi est marché à Kremsir et de là il marchera demain à Prérau, faites donc d'abord revenri Retzow, car après ce terrible contretems je ne vois plus jour à prendre Olmütz, et comme les difficultés pourrainet aller en augmentant, je vous dirai sous le sceau du secret que je crois le meilleur parti pour nous sera de marcher à Königgratz, d'y prendre le magasin des Autrichiens, et de faire revenir à moi par Neisse les bataillons et régimens qui se sont retirés par Troppau. Pensez-y-bien, car il faudra retirer notre canon, emporter la farine que l'on pourra, ainsi que les fours, et quand je saurai votre avis sur tout ceci je prendrai mon dernier parti. Voilà ce que je vois de mieux et de plus certain, il vaut mieux prendre un parti désagréable que de n'en prendre point, ou d'attendre les extrémités. Répondez-moi, s'il vous plaît, et écrivez en au général Retzow. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic." Und in einem zweiten Schreiben von demſelben Tage ordnete er den Aufbruch folgendermaßen an: „Il faut marcher demain, mon cher maréchal, vous n'avez qu'à tout dire à Retzow et prendre avec lui les meilleurs arrangemens. Je compte de partir avec vous à-peu-près en même tems. Votre colonne peut passer par Littau. — — Il faut marcher le second jour à Müglitz; moi je serai le second à Mährisch-Tribau où je vous attendrai le troisième qui sera le 4. du mois. Je ferai garnir d'avance le défilé de Schönhengst, et alors nous pourrons poursuivre tranquillement notre marche à Königgratz, prendre le magasin de l'ennemi et aviser à ce qu'il y aura à faire. Adieu, je vous embrasse. Federic. Si vous voulez de la cavalerie je vous en enverrai." In einem dritten Schreiben vom 1. Juli gab er eine Vorſchrift, die dadurch merkwürdig iſt, daß er ſie nothwendig erachten konnte; ſie lautete: „Il faut bien imprimer à tous les officiers de notre armée que personne ne fasse le découragé, et que si quelque officier fait la grimace, ou dit que tout est perdu, qu'il sera mis à la forteresse avec cassation, s'il ne fait bonne mine et n'encourage les soldats; cela évitera beaucoup de désertion et diminuera considérablement les malheurs auxquels nous serions sans cela à coup sûr exposés. J'ai ordonné dans ce moment même que l'on vous envoye des chevaux. Adieu. Wopersnow vous enverra mes dispositions dont vous pourrez vous servir après-demain de Littau à Müglitz. Federic."

Keith hob in der Nacht vom 1. zum 2. Juli die Belagerung auf, ohne anderen Verluſt, als 5 Mörſer und eine vierundzwanzigpfündige Kanone, deren Lafetten zerſchoſſen waren. Er hatte die Pferde der Reiterei zur Fortbringung des Geſchützes zu gebrauchen verſucht, aber davon wieder abſtehen müſſen. Der König, welcher gleichzeitig ſein Lager bei Smirſchitz verließ, zog mit ſeinen Truppen über Konitz nach Tribau, Keith mit den ſeinigen über Müglitz und Littau ebendahin, beide unverfolgt von Daun, der mit ſeinem errungenen Gewinn zufrieden ihnen nur ſeine leichten Truppen nachſandte. Keith wurde in Tribau wieder von heftigem Aſthma befallen, und mußte während zweier Raſttage daſelbſt das Bette hüten; Fouqué beſorgte das Einzelne der Anordnungen. Der König, anſtatt nach Schleſien zu gehen, wie Daun erwarten mußte, nahm den Weg nach Böhmen, gelangte ohne Schwierigkeit nach Leitomiſchl, und über Hohenmauth am 11. Juli nach Königingrätz, wo er ein feſtes Lager nahm. Keith folgte mit ſeinen Truppen, die er in drei Schaaren getheilt hatte dorthin nach; er führte alles Belagerungsgeſchütz und alles Gepäck, alle Kranken und Verwundeten, und alle Vorräthe, ſowohl der eignen Truppen als der des Königs, in langen Wagenreihen mit ſich. Beim Wiederaufbruche von Tribau führte Retzow die letzte Schaar, und Fouqué hatte auch ſie mit Fuhrwerk ſchwer belaſtet, und ihr den 8. Juli zum Abmarſch angeſetzt, während die erſte und zweite Schaar, ebenfalls mit ihren Wagenzügen, jede um einen Tag voraus waren. Der General von Lascy ſuchte Retzow'n abzuſchneiden, und beſetzte die waldigen Höhen von Krenau, weßhalb Retzow nun ſchon am 7. aufbrach, den Feind am 8. Juli zurückwarf, und durch einen Nachtmarſch glücklich nach Zwittau gelangte. Hier ſagte Keith, der noch krank daniederlag, bei Meldung dieſer Vorgänge: „Je félicite le général Retzow de s'être si bien tiré d'affaire. J'ai prévu les inconvéniens qui résulteraient de la disposition donnée à Tribau, qui je vous assure n'a pas été de mon aveu. J'avoue que je vous comptai perdus, si le maréchal Daun avait témoigné autant de vigueur que ses généraux ont montré de sagacité." Retzow ſetzte darauf ſeinen Marſch mit Eifer und Vorſicht fort, vom Feinde gedrängt, warf er ſich auf eine frei Nebenſtraße, und gelangte ſo ohne den geringſten Verluſt gleichzeitig mit der zweiten Schaar nach Leitomiſchl, wo Fouqué ihn verwundert anrief: „Eh! d'où venez-vous donc?" jener aber kurz erwiederte: „Par le grand chemin!"

Nach einem Ruhetage bei Leitomiſchl zog Keith mit ſeinen Truppen über Hohenmauth gegen Holitz. Retzow führte jetzt die Vorhut, fand am 11. Juli die dortigen Höhen vom Feinde ſtark beſetzt, und mußte ſich am 12. abermals durchſchlagen. Während des Gefechtes fuhren die Wagenzüge ſtets weiter, und Retzow, der die Generale Laudon und Saint-Ignon mit 10,000 Mann gegen ſich hatte, leiſtete der Uebermacht glücklich Widerſtand. Als ſeine Küraſſiere vom Feinde geworfen waren, fiel der Lieutenant Kordshagen, der Befehle des Königs an Keith zu überbringen hatte und zufällig hier eintraf, mit ſeiner Bedeckung von 50 Huſaren der feindlichen Reiterei in die Flanke, und dieſe wurde wieder zurückgetrieben. Nun kam auch Keith, jetzt wieder zu Pferde, mit ſeinen Truppen herbei, und griff das feindliche Fußvolk an, welches noch die Höhen beſetzt hielt, aber bald weichen mußte. Einem General, der ſich bei dieſem Gefecht ſehr ungeſchickt und nach Keith's Meinung nicht herzhaft genug benahm, ſchickte dieſer durch einen Adjutanten den Gruß, „qu'il pouvait être une bonne chose, mais qu'il n'était pas un homme", was der Adjutant, wie Kalckreuth erzählt, große Mühe hatte, dem General deutſch auszudrücken.

Die Vereinigung Keith's mit dem Könige war nunmehr glücklich erfolgt, und ſeine Truppen ſchloſſen ſich dem Lager bei Königingrätz an. Von hier ſchrieb er an ſeinen Bruder den gedrängten Bericht von dieſen Vorgängen, welche unſere Leſer in ſeiner eigenthümlichen Darſtellung gern nochmals überblicken werden. Der Brief iſt vom 14. Juli, unmittelbar nach Keith's Ankunft geſchrieben und lautet: „You must have already heard, by the newspapers, of the raising of the siege of Olmütz; but as I am persuaded, that many false circumstances will have been added to the detail of that event, I am going to relate the whole transaction to you, with that accuracy, which you know I always adhere to. I must first allow, that we had by no means a true idea of the strength of the place or of the garrison; and that, consequently, we had not brought with us enough ammunition to take it. This obliged the king to order a great convoy from Silesia, under an escort of 8 battalions of infantry and of about 1100 horses. The enemies, who perceived that every

thing depended upon the arrival of this convoy, and who, being in their own country, were well informed of every step we took, collected several small bodies of men, which had already been posted in the mountains behind us, with the view of cutting off our communication with Silesia. With these they attacked our convoy on the 27th of june, but were repulsed with the loss of 200 or 300 men. As soon as I heard of this I sent lieutenant-general Zieten, with 5 battalions of grenadiers, (not very strong ones, I allow) and 3 regiments of cavalry and hussars, to meet the convoy, which was already within three leagues of us. The day after (the 28th), the attack was recommenced by the enemies, with the same troops as the day before. But while Zieten was occupied in repulsing them both in front and rear of the convoy, for they had attacked both parts at once, general Saint-Ignon arrived with 4000 grenadiers and 3000 dragoons, and fell upon the centre; so that our forces and convoy were divided into two parts, one of which arrived at the camp, but the other was destroyed; and Zieten, who was in the rear, was obliged to return to Troppau, with whatever scattered troops he could collect. You will readily perceive, that after the loss of our ammunition it was impossible to take any other part, than that of raising the siege, which we did on the morning of the 2d of july. I was obliged to leave a single cannon and 5 mortars behind us, which are the only trophies the enemy has to boast of; for I brought away with me all the sick and wounded, except 22, who were actually dying. — As soon as the siege was raised, the king resolved to quit Moravia, as all the provisions in it, both for men and horses, had been consumed, during the two months we had been there. He determined to march into Bohemia, where we hoped to find a fresh country. We arrived here without any difficulty from the enemies, except that the day before yesterday Laudon and Saint-Ignon, with a corps of 10,000 men, wished to make an attack upon the baggage

of the troops under my command. Instead of succeeding, however, they left behind them about 500 dragoons, either killed or taken prisoners, and only got possession of 4 or 5 carts of flour. My health has been very feeble ever since the month of april. The fever pursues me, but I cannot tell you what sort of fever it is, as there is nothing regular about it. The gout also takes its part, and at one time fixed itself in my right foot; but it has since risen into the body, where it gives me great pain. I have need of repose, but our situation does not permit me to hope for it for some time, so I must drag myself along as well as I can. Adieu, my dearest brother. I will try to send you news of myself, as often as I can."

Bei Königingrätz blieb das Heer am Zuſammenfluſſe der Elbe und des Adler ſtehen, und eröffnete ſich zuvörderſt die Verbindung mit Schleſien, wohin Fouqué die Kranken und Verwundeten, ſowie das überflüſſige Geſchütz und Gepäck zurückleitete. Laudon drohte dies zu hindern, und legte ſich mit 4000 Mann in den Wald von Opotſchna, allein der König rückte mit einigen Truppen dorthin vor, vertrieb den Feind, und nahm bei Opotſchna eine Stellung, welche den Zug Fouqué's nach Glatz ſicherte. Da jedoch in dieſer Zeit auch Daun, der langſam und beſchwerlich nachgefolgt war, wieder näher kam, und ſeine Vortruppen jenſeits der Elbe ſchon umherſtreiften, ſo wurde Keith beſorgt, und warnte den König, Daun könnte eine Schaar bei Smirſchitz über die Elbe ſenden, und ihn von dem Hauptlager abſchneiden; allein der König, wieder im Gefühl ſeiner Ueberlegenheit, ſchrieb ihm am 19. Juli zurück: „Non, mon cher maréchal, il n'est point question de me couper de l'armée par Smirzitz; Daun a coupé un convoi, mais il ne coupera plus rien; je vois que vous n'êtes pas au fait du terrain. Si je ne couvre ici la farine, Fouqué pourrait en souffrir; mais cela fait, je prends le camp de Zwol, jusqu'à nouvel ordre, ou que les Barbares ne m'obligent de retourner en Silésie ou que j'aie occasion de battre notre homme dans vos environs. Adieu, mon cher maréchal, je vuso souhaite une prompte reconvalescence et vous embrasse. Federic.“ Keith benachrichtigte darauf den König, daß Daun jenſeits der Elbe ſein Lager zwiſchen Dobranitz und Libitſchau abſtechen laſſe, und in den nächſten Tagen eintreffen werde, worauf der König ſogleich die Hoffnung ſaßt, ihm eine Schlacht zu liefern; er antwortet aus Opotſchna am 21. Juli: „Mon cher maréchal. Je suis charmé de savoir l'ennemi entre Dobranitz et Libitschau, nous pourrons dans le terrain qu'il a à parcourir engager une affaire avantageuse, rien ne pourrait nous arriver de plus à propos dans les circonstances où nous nous trouvons, je travaillerai à rassembler ici tout ce que je pourrai de Fouqué joint au corps de Lattorf et au mien pour donner sur l'ennemi en force, je me flatte que cela pourra avoir lieu le 24 ou 25 de ce mois. Adieu, mon cher maréchal. Je vous embrasse. Federic.“ Daun kam den 22. mit dem Heere bei Libitſchau an, und Friedrich kehrte an demſelben Tage von Opotſchna nach Königingrätz zurück. Aber Daun wollte ſich auf keine Schlacht einlaſſen, und nahm ſeine Stellung ſo gut, daß er keine Blöße gab.

Da Friedrich ſeine Zeit hier nutzlos verloren ſah, und auf anderer Seite ſeine Angelegenheiten hart bedrängt wurden, ſo brach er am 25. Juli mit allen ſeinen Truppen auf, und führte das Heer in langſamem Zuge über Politz und Friedel nach Schleſien zurück, wo daſſelbe zwiſchen Grüſſau und Landshut ſein Lager nahm. Inzwiſchen waren die Ruſſen unter dem General Fermor gegen die Oder vorgerückt, und bedrohten Küſtrin. Der König traf alle Anordnungen zur Vertheidigung Schleſiens, und brach am 11. Auguſt mit 14,000 Mann Kerntruppen gegen den neuen Feind auf. Die Anfälle von Aſthma, denen Keith bisher wiederholt erlegen war, und aus denen er ſich immer zu früh und gewaltſam herausgeriſſen, hatten durch dieſe Unnachgiebigkeit ſich nur verſchlimmert, und ein neuerdings hinzugetretenes Fieber nöthigte ihn, jetzt andauernd im Bette zu liegen. Er konnte daher nicht daran denken, mit dem Könige zu ziehen, und eben ſo wenig vermochte er den Oberbefehl in Schleſien zu führen; dieſer wurde dem Markgrafen Karl von Brandenburg übertragen. Keith ſagte beim Abſchiede dem Könige noch, um die Ruſſen zu beſiegen, müſſe man ſie, gleich einer hartnäckig vertheidigten Feſtung, erſt durch Kanonenfeuer erſchüttern, dann mit Gewehrfeuer naherücken, endlich mit Bajonet und Säbel wiederholt einſtürmen, und endlich — ihnen den Abzug nicht ſchwer machen. Der König empfahl ihm herzlichſt, für ſeine Geneſung beſtens Sorge zu tragen. Keith ließ ſich nach Breslau bringen, wo er jedoch nur kurz verweilte, ſondern nach einiger Beſſerung erſchien er wieder im Feldlager bei Grüſſau, und übernahm auf's neue die Befehlführung.

Nach angeſtrengtem elftägigen Marſch erreichte der König ſeine den Ruſſen entgegenſtehenden Truppen, vereinigte ſich mit ihnen, und lieferte am 25. Auguſt die Schlacht von Zorndorf, in welcher er den Feind, nach hartnäckigem Widerſtande; doch endlich ſiegreich überwältigte. Inzwiſchen hatte auch Daun gegen Schleſien nur Beobachtungstruppen ſtehen laſſen, war mit der Hauptmacht nach Sachſen aufgebrochen, und hatte ſogar ſchon 8000 Mann unter Laudon durch die Lauſitz gegen die Mark vorgeſchoben, um den Ruſſen die Hand zu bieten. Der Prinz Heinrich von Preußen, welcher ein kleines Heer in Sachſen befehligte, war zu ſchwach um dem Feinde allein zu widerſtehen. Keith und der Markgraf Karl von Brandenburg verließen am 20. Auguſt das Lager bei Grüſſau, und zogen über Hirſchberg und Langenau nach Löwenberg, wo ſie am 23. bei Backwitz ein Lager nahmen. Hier empfing Keith am 27. die Nachricht von dem Siege bei Zorndorf durch einen vom Könige abgefertigten Offizier, der mündlich die näheren Vorgänge der Schlacht erzählen mußte; Keith hörte die Schilderung ruhig an; ſo oft aber die hartnäckige Tapferkeit der Ruſſen erwähnt wurde, ſagte er für ſich hin: „cette canaille!“ und der Offizier, welcher den Bezug dieſes Wortes nicht kannte, ſagte dem Könige unbefangen wieder, der Feldmarſchall habe immer nur geſagt: „cette canaille!“ Keith ſchrieb aber dennoch von Herzen glückwünſchend an den König, der ihm darauf aus Blumberg am 2. September antwortete: „Mon cher maréchal. Je vous remercie de la part que vous prenez à la victoire que mes troupes ont emportée sur les Russes; ces gens ne valent pas les Autrichiens, ils n'entendent rien à la guerre, ils ne sont que féroces et barbares. Adieu mon cher maréchal, je crois de vous revoir bientôt, en attendant je vous embrasse de tout mon coeur. Fr.“

Friedrich ſelbſt eilte nun mit denſelben Truppen, die er nach Zorndorf geführt hatte, nach Sachſen ſeinem Bruder zu Hülfe, und auch Keith und der Markgraf Karl hatten ſchon Befehl, mit ihren Truppen zu dem Könige zu ſtoßen; während dieſer über Müllroſe, Lübben und Elſterwerda vorrückte, zog Keith über Bunzlau, Sprottau, Sagan, Muskau, Spremberg und Senftenberg, und am 9. September vereinigten ſich beide Heerestheile bei Großenhain. Einige Gefechte, welche die Keith'ſchen Truppen unterwegs, am 30. Auguſt bei Bunzlau, am 2. September bei Priebus, und am 6. bei Spremberg, mit den feindlichen Streifpartheien zu beſtehen gehabt, waren durch die Generale Werner und von Möhring zum Vortheil der Preußen entſchieden worden; doch wurde bei Spremberg der Hauptmann von Schwerin, Keith's Adjutant, tödtlich verwundet, an deſſen Stelle er bald nachher den Hauptmann von Gaudi, nachmals berühmt als General und Schriftſteller, zum Adjutanten erhielt.

Der König beſprach ſich am 10. September mit Keith in Groß-Dobritzſch, und am 12. mit dem Prinzen Heinrich; ſeine Abſicht war, die Oeſterreicher zu einer Schlacht zu bringen, und ſie nach Böhmen zurückzuwerfen. Der König ging über Dresden voraus, und nahm ein Lager bei Schönfeld, wohin Keith am 13. folgte. Daun's Vortruppen waren überall zurückgedrängt worden, er ſelbſt aber ſtand hier in feſter Stellung unangreifbar dem Könige gegenüber, und ſein Lager dehnte ſich von Lohmen über Stolpen bis gegen Biſchofswerda hin. Laudon hielt in der linken Flanke der Preußen mit einer anſehnlichen Schaar Radeberg beſetzt, wurde aber von Retzow, den der König gegen ihn abſandte, am 16. mit Verluſt vertrieben und auf Arensdorf und Fiſchbach zurückgedrängt. Aber auch hier wollte der König ihn nicht ſtehen laſſen, er ging mit einigen Truppen ihm in die linke Flanke, während die rechte von Retzow umgangen wurde, und der Prinz Franz von Braunſchweig in der Fronte auf ihn anrückte; die Bewegungen geſchahen nicht in gehöriger Uebereinſtimmung, ſonſt wäre Laudon verloren geweſen; doch gelang ihm nur mit beträchtlichem Verluſte ſich durch die Waldung auf Daun zurückzuziehen. Der König ſchrieb am 25. September aus Schönberg an Lord Mariſchal über ſeine Lage voll muntren Aergers: „J'ai été arrêté jusqu'à présent par les postes de ces gens là. L'on dirait que le mont Caucase, ou le Pic de Téneriffe, ou les Cordillières ont enfanté les généraux autrichiens, dès qu'ils voient une montagne ils sont dessus; ils sont amoureux des rochers et des défilés à la folie, cela rend la guerre pénible et longue, ce qui ne me convient ni l'un ni l'autre." Am 26. September zog Friedrich mit ſeiner Hauptſtärke nach Hauswalde, und ſchrieb an Keith, da Laudon zurückgehe, ſo ſolle er das Lager, wo Retzow geſtanden, einſtweilen beziehen, am 27. aber zu ihm ſtoßen. Friedrich nahm darauf den 28. ſein Lager bei Rammenau, und Keith vertrieb am 29. den Feind aus Biſchofswerda. Von hier ſchrieb er am 1. Oktober im Auftrage des Königs an Daun, um Beſchwerde zu führen, daß die Oeſterreicher aus Schleſien mehrere Verwaltungsbeamte als Gefangene mit fortgeſchleppt, und da dies wider Kriegsgebrauch, ſo verlangte er die Freilaſſung derſelben, worauf Daun am 2. Oktober aus Stolpen artig antwortete: daß er befohlen, die verlangte Freilaſſung ſogleich zu bewirken.

Für ſeine rechte Flanke mehr und mehr beſorgt, verließ endlich Daun am 5. Oktober in der Nacht die Stellung von Stolpen, und zog am 7. in die noch feſtere auf den Höhen von Kittlitz, mit dem linken Flügel an die waldigen Berge bei Hochkirch, mit dem rechten an den Stromberg angelehnt. Der König hatte ſchon am 1. Oktober Retzow mit 14 Bataillonen und 30 Schwadronen nach Bautzen, und darauf mit der Hälfte dieſer Mannſchaft nach Weißenberg vorgeſandt; am 6. rückte er ſelbſt mit der Hauptſtärke nach Bautzen, von wo er an Keith ſchrieb, daß er ſeine Angriffsbewegungen zu beginnen denke, dann aber hinzufügte: „Je suis informé de tout ce qu'il est possible d'apprendre, à moins que d'avoir eu une conférence sécrète avec Daun, qui peut-être en aurait dit davantage. J'ai bonne espérance, mais il faut battre le fer tandis qu'il est chaud.“ Durch dieſe Aeußerungen der Zuverſicht wird Retzow's Angabe beſtätigt, daß der König in Daun's Hauptquartier eines Kundſchafters ſicher geweſen ſei, der ihm allerdings die zuverläſſigſten Nachrichten ertheilt, aber darauf, unglücklicherweiſe entdeckt, und gezwungen zu falſchen Meldungen, ihn nur um ſo mehr in's Verderben geführt habe.

Retzow hatte die in Bautzen gebliebene Hälfte ſeiner Truppen nun wieder an ſich gezogen, und hielt fortwährend die Stellung von Weißenberg beſetzt, und dadurch die Straße nach Görlitz und Schleſien offen. Den Stromberg mitzubeſetzen, reichte ſeine Mannſchaft nicht hin, er hätte die Stellung von Weißenberg dann aufgeben müſſen, denn zwiſchen dieſer und dem Stromberge floß in ſteilen Ufern tief eingeſchnitten das Löbauer Waſſer und geſtattete kaum eine Verbindung zwiſchen beiden Höhen. Weil aber von dem Stromberge die ganze Gegend weithin zu überſchauen war, ſo hatte Retzow einen Beobachtungspoſten dort aufgeſtellt. Als jedoch Daun ſein Lager bei Kittlitz nehmen, und ſeinen rechten Flügel hinter dem Stromberg anlehnen wollte, vertrieb er den preußiſchen Poſten, und beſetzte nun den Berg mit hinreichender Macht. Retzow erkannte, daß Daun ſich in ſeiner neuen Stellung behaupten wollte, und keinerlei Anſtalten zum Abzuge machte; ſeine täglichen Berichte an den König beſtätigten dieſe Meinung durch immer neue Gründe, welche dieſer jedoch nie gelten ließ, ſondern immer behauptete, der Feind gehe zurück, oder mache Anſtalten dazu.

Keith folgte dem Könige am 9. Oktober nach Bautzen, und am 10. rückte dieſer vor, und nahm ſein Lager bei Hochkirch, dicht vor der Stellung Daun's. Sein Hauptquartier war in Rodewitz. Das eigentliche Lager des Königs hatte nur geringe Ausdehnung. Auf der Höhe von Hochkirch ſtand der rechte Flügel zuſammengedrängt, in der Flanke geſichert durch eine Batterie von 15 Kanonen, rechtshin am Fuße des Abhanges durch Birkengebüſche, in denen preußiſche Freibataillone lagen. Von jener Anhöhe linkshin erſtreckte ſich die Linie in zwei Treffen auf geringeren Abhängen über

Rodewitz hinaus, längs der ganzen Front durch einen geringen, aber tief eingeſchnittenen Bach gedeckt, den aber der linke Flügel überſchritten hatte, um jenſeits deſſelben zwei vortheilhafte Höhen zu beſetzen, auf denen, den Dörfern Tſchorna und Lauske gegenüber, ſtarke Batterieen aufgeführt waren. Dieſer Flügel ſtand in Verbindung mit der jenſeits des Löbauer Waſſers vorgerückten Truppenſchaar Retzow's, welche auf der Höhe von Weißenberg in der rechten Flanke der Oeſterreicher ſtand. Die Stellung wäre feſt genug geweſen, hätte der Feind nicht eine vortheilhaftere und höhere gehabt, in der rechten Flanke, gegen Weißenberg hin, durch den ſtarkbeſetzten Stromberg, in der Mitte durch unangreifbare ſteile Abhänge geſichert, in der linken Flanke an das Hochgebirge gelehnt, deſſen Schluchten und Waldungen Laudon mit ſeinen Schaaren beſetzt hatte; der linke Flügel der Oeſterreicher gewann hiedurch eine entſchiedne Ueberlegenheit über den gegenüberſtehenden preußiſchen, der gleichſam unter dem Kanonenſchuſſe von jenen, und dabei der Umgehung offen ſtand.

Einen Verſuch Laudon's am 10. Oktober in dem Engwege von Jenckwitz, den die leichten Truppen gegen das preußiſche Gepäck unternahmen, ſchlug Keith durch einige Regimenter, denen zur Unterſtützung auch der König eine Schaar ausrücken ließ, mit beſtem Erfolge zurück. Doch ließ dieſes Unternehmen ſchon deutlich das Hauptgebrechen erkennen, an welchem die genommene Stellung litt, nämlich daß die Waldgebirge den Oeſterreichern ſtets offne Ausgänge in die Flanke und in den Rücken der Preußen darboten.

Am 11. Oktober ſchrieb der König an Keith: „Je suis bien aise, mon cher maréchal, de ce que vous vous portez mieux. Le convoi qui est en chemin fait la base de toutes mes espérances, il faut, comme vous vous le proposez, tout employer pour qu'il arrive avec sûreté à Bautzen, j'ai des nouvelles de Dresde que des fausses alarmes ont retardé son départ le 8 mais que le 9 à midi tout s'est mis en train, je pense donc qu'à présent vous en avez sûrement des nouvelles et que demain tout arrivera à bon port à la boulangerie. L'ennemi a retiré de mon voisinage les postes avancés, signe certain que les généraux voyent à quoi tendent mes mouvemens et qu'ils se préparent à nous prêter le collet. Ni plus ni moins, et quelque difficile que soit l'aventure il en faut tenter le succès. Je ne peux ni ne veux m'expliguer par écrit, mais comme nous nous verrons bientôt je vous dirai le reste verbalement. Adieu, mon cher maréchal, je vous embrasse. Federic."

Als Keith am 12. Oktober im Lager zu Hochkirch angelangt war, erſtaunte er, daß der König dieſe Stellung habe wählen können, ſo nahe dem Feinde und ſo bloßgeſtellt deſſen Angriffen. Er ſagte zu den Offizieren die ihm entgegengeritten kamen: „J'ai vu beaucoup de camps dans ma vie, mais jamais un pareil, ni en réalité, ni en peinture." Schon der Quartiermeiſterlieutenant von der Marwitz, überzeugt von der Gefahr, hatte ſich geweigert, hier das Lager abzuſtecken, und war deßhalb in Haft geſetzt. Auch andere Generale machten dem Könige Vorſtellungen, allein ganz fruchtlos. Keith ſagte gradezu: „Convenez, Sire, que si les généraux autrichiens nous laissent tranquilles dans le camp que nous occupons, ils méritent d'être pendus." Der König erwiederte witzig: „Il faut espérer, qu'ils auront moins peur de la potence, que de nous autres." Keith muß bald die Anſicht des Königs mehr haben gelten laſſen, denn in ſeinem Briefe vom 12. Oktober an Lord Mariſchal drückt er keinerlei Beſorgniß aus, vielmehr hat auch er nun die Ueberzeugung, daß Daun an keinen Angriff denke, ſondern bald völlig nach Böhmen werde zurückgehen müſſen. Dieſer denkwürdige Brief, das Letzte, was Keith geſchrieben hat, darf hier nicht fehlen, und dieſer letzte Ausdruck ſeiner Heldenſeele, von dem Orte her, wo er ſie zwei Tage ſpäter aushauchte, geſchrieben, lautet wie folgt: „I received, two days ago, two letters from my dearest brother; one of the 10th of august, the other of the 10th of september. In one of them there was a letter for the king, which I delivered immediately. You see, by the newspapers that the Russians continue always to claim for themselves

the victory in the late battle. I wish them, with all my heart, such another victory; for you may rest assured, that their loss in that one was at least 25,000 men, I must, however, do them justice; they fought very well, especially their infantry, which threw the kings left wing into the greatest confusion, and was the cause that the victory was not more decisive. But if they gained the battle, why have they profited so little by it? since, instead of advancing, they have retreated behind Stargard; though the king was obliged to return here, with all the troops which had marched with him. It was, indeed, time that he should do this, for prince Henry began to be very much pressed by the two armies of Daun and the prince of Deuxponts. He is now in a better situation, for the king has obliged marshal Daun to quit his position of Stolpen, and, consequently, his communication with the Elbe, and to retire towards Zittau, where we have pursued him step by step, but without ever having had an opportunity of engaging a combat. He remains always among the mountains, and encamps in places so inaccessible, that it would be the greatest act of rashness to attack him. And it is only by secret marches, that one can draw him out from his position. It was by a march of this kind that we turned his right flank, and thus obliged him to abandon his camp at Stolpe. *Now* the devil has sent him to the top of the hill near Löbau, and we must try and contrive some means of drawing him out from thence, or he will stay there till the snows drive him away. It is true, that this would not be a peculiarly great evil, for we are now placed so, that he cannot receive any thing from Saxony, and that he is obliged to bring all his provisions etc. from Bohemia, which is behind him. One sees clearly that his intention is not to give battle, but that he wants to live as long as he can at the expense of Saxony, and so save Bohemia for his winter quarters. On our side we wish to prevent his foraging in Saxony, because we mean to

winter there. Here you have the secret of the rest of this campaign, which, according to all appearance, cannot be long; for it is already as cold as if we were in the month of december, on account of the nearness of the mountains, from whence, by the way, it is not possible to draw this tiresome man, in spite of all he must suffer there. For we see, by the desertion, that he must suffer a great deal; for in a single night we have had a 150 deserters come to us from his army, and not a day passes, that there do not come 30 or 40. Make many compliments from me to the dear chancellor. I am as anxious for peace as he can be; for my health can no longer sustain the fatigues of war, especially in the way we are now obliged to make it, against so many enemies, whom we are forced each campaign to run after, from one end of Germany to the other."

Der König ſcheint die Schwäche ſeines Lagers, welches zu Füßen des öſterreichiſchen von dieſem aus völlig überſchaut wurde, und auf der rechten Flanke faſt mit dieſem zuſammenſtieß, wohl eingeſehen zu haben, allein er verließ ſich auf ſeine Nachrichten, und wollte zeigen, daß er den Feind verachte und herausfordere. Noch am 13. Oktober Nachmittags hatten ihn mehrere ſeiner Generale, auf die Kunde von Bewegungen im öſterreichiſchen Lager, zur Vorſicht aufgefordert, und Zieten ſich die Erlaubniß erbeten, ſeine Reiterei nicht abſatteln zu laſſen. Der König ließ auch wirklich ſchon einige Truppen ausrücken, allein da die Oeſterreicher ruhig blieben, ſo glaubte er, es ſei keine Gefahr, zog die Truppen wieder ein, und befahl nun ausdrücklich, die Reiterei ſolle abſatteln, worauf Zieten, um nicht ungehorſam zu ſein, dies zwar geſchehen ließ, aber gleich nachher wieder zu ſatteln befahl. Auch dachte der König hier nicht lange zu verweilen, er hoffte durch Vordringen in Daun's rechte Flanke dieſen auf's neue zum Rückzuge zu nöthigen. Deshalb äußerte er ſein Mißfallen, daß Retzow von Weißenberg aus nicht auch den Stromberg beſetzt hatte, der jetzt im Beſitze der Oeſterreicher deren rechte

Flanke ſicherte. Er ſandte ihm daher nun den Befehl, eine Stellung auf dem Stromberge zu nehmen, allein Retzow erwiederte, das ſei jetzt unmöglich, er würde ſeine ganze Mannſchaft aufopfern und dennoch den Zweck nicht erreichen; der König ſandte zum zweitenmale, mit dem Zuſatze, Retzow hafte mit ſeinem Kopf für die Ausführung, worauf dieſer ihm ſagen ließ: „Ich lege meinen Kopf dem Könige zu Füßen, und rette mein Gewiſſen; ich würde mich verſündigen, ſo viele brave Leute hier dem Tode zu weihen, bei der Ueberzeugung, daß kein Nutzen dabei ſein kann.“ Eine dritte Botſchaft meldete Retzow'n des Königs Unwillen, und gab ihm Haft. Aber den Angriff des Strombergs gab der König nun gleichwohl auf; vielmehr beſchloß er, ſobald die Zufuhren von Mehl und Brot eingetroffen ſein würden, die ſich aber unglücklicherweiſe um vierundzwanzig Stunden verſpäteten, mit ſeinem Heere aufzubrechen und bei Weißenberg in die Stellung Retzow's zu rücken, dieſen aber weiter in die rechte Flanke der Oeſterreicher über Reichenbach vorzuſchieben. Die Oeſterreicher kamen dieſer Ausführung zuvor.

Daun ſah mit Verwunderung, wie verwegen Friedrich ihm unter den Augen lagerte, und wie durch Nichtbeachtung aller Blößen er den Gegner gleichſam geringſchätzte und herausforderte; allein es bleibt zweifelhaft, ob er aus eignem Antriebe zu rechter Zeit etwas dagegen würde gethan haben. Seine Generale aber, beſonders Laſcy und Laudon, drangen lebhaft in ihn, die trotzige Tollkühnheit zu beſtrafen. „Wir verdienen, vom Feldmarſchall an, alle kaſſirt zu werden, wenn wir dieſe Herausforderung nicht annehmen,“ hieß es im öſterreichiſchen Lager. Endlich, nachdem er alles ſorgſam erwogen und geprüft, entſchloß Daun ſich zum Angreifen. Der Plan dazu wurde mit Ueberlegung entworfen, und die Ausführung in größter Stille mit Eifer vorbereitet. Um den König zu täuſchen, ließ Daun neue Batterieen errichten, beſonders auf ſeiner linken Flanke alle Schluchten und Zugänge durch Verhaue wahren, und indem er dieſe Vertheidigungs-Anſtalten traf, nährte er zugleich die Vermuthung, er denke an Rückzug. Die ſichtbare Arbeit an den Schanzen und Verhauen deckte aber andere Anſtalten, welche hinter dieſem Vorhange Statt fanden. Dann ließ Wege durch die Bergwaldung hauen und in Stand ſetzen, um mit Truppen und Geſchütz ungehindert vorrücken zu können. Dann zog er unbemerkt ſeine Hauptſtärke auf den linken Flügel, ordnete ſie in drei Truppenzüge, außer der beſondern Schaar Laudon's, welche er anſehnlich verſtärkte, dieſe ſämmtlichen Züge traten am 13. Abends nach eingetretener Dunkelheit ihren Marſch an, gingen auf den bereiteten Wegen durch die Wälder und hinter den Bergen linkshin bis zum Fuße derſelben, und ſtanden vor der Morgenfrühe in der rechten Flanke und zum Theil im Rücken der Preußen zum Angriffe bereit. Damit der bei ſolchem Nachtmarſch unvermeidliche Lärm nicht vernommen würde, mußten die Arbeiter an den Verhauen die ganze Nacht fortfahren Bäume zu fällen, und dabei einander anrufen, ſchreien und ſingen. Sogar der Umſtand, daß die Oeſterreicher in den letzten Tagen ſo viele Ausreißer gehabt, wurde mit Liſt benutzt, und während der Nacht kamen deren ſchaarenweiſe bei den preußiſchen Vorpoſten an, ſo daß dieſe auf manchen Punkten ganz in der Minderzahl waren, und im entſcheidenden Augenblicke von den verſtellten Flüchtlingen leicht übermannt werden konnten. Ein dichter Nebel deckte die ganze Landſchaft, und begünſtigte die Angreifenden.

Als die Thurmuhr von Hochkirch — berichtet Archenholtz — 5 ſchlug, fielen die erſten Schüſſe, und die preußiſchen Freibataillone in dem Birkengebüſch von der rechten Flanke ſahen ſich angegriffen. Man war gewohnt, daß die Panduren und Huſaren mit dieſen plänkelten, und ein Gefecht auf den Vorpoſten ſchien nicht beachtenswerth. Allein bald waren die Freibataillone zurückgedrängt, und das Gewehrfeuer entzündete ſich in größerer Ausdehnung. Bald begann auch das Feuer aus dem groben Geſchütz. Drei Grenadierbataillone des preußiſchen rechten Flügels wurden aufgeſchreckt, griffen eiligſt zu den Waffen, und wollten gegen den Feind vordringen, allein augenblicklich ſahen ſie dieſen von allen Seiten aus dem Nebel hervortreten, und ſich ſelbſt von vorn und zugleich im Rücken angegriffen, ſie wurden großentheils aufgerieben, und nur einer kleinen Zahl gelang es ſich durchzuſchlagen. Das tapfre Regiment Forcade warf ſich dem Feinde entgegen, trieb ihn eine Strecke zurück, wurde aber ebenfalls in Flanke und Rücken genommen, und mußte hinter Hochkirch Schutz ſuchen. Die Batterie auf der Höhe von Hochkirch wurde von einem Bataillon tapfer vertheidigt, doch von allen Seiten überwältigt mußte es das Geſchütz dem Feinde überlaſſen, der ſogleich einige Kanonen umkehrte, und das preußiſche Lager daraus beſchoß. Alles raffte ſich hier aus dem Schlaf empor, und die Truppen, zum Theil nur halbbekleidet, ſtanden raſch im Gewehr. Der König ſelbſt erſchien zu Pferde, ordnete die Regimenter und gab Befehl zum Vorrücken, allein die Niederlage ſeiner Grenadiere und der Verluſt der Batterie zeigten genugſam, daß dem Feinde der Ueberfall völlig gelungen und mit ganzer Macht unternommen ſei. Laudon mit ſeiner Reiterſchaar war über Steindörfel vorgedrungen, griff die Stellung der Preußen im Rücken an, und ſtieß erſt nach einiger Zeit auf die preußiſche Reiterei, welche Zieten etwas ſpät heranführte, weil er ungeachtet ſeiner Beſorgniſſe in tiefen Schlaf geſunken war. Daun ſelber befehligte den Angriff gegen Hochkirch, die ganze Kraft des öſterreichiſchen Fußvolkes war hierher gewendet. Noch befand ſich das Dorf in den Händen der Preußen, aber die öſterreichiſchen Grenadiere drangen rechts und links deſſelben vor.

Bei dem erſten Lärm war Keith, der mit dem Prinzen Franz von Braunſchweig in einem Bauerhauſe zu Pommeritz im Quartiere lag, rüſtig zu Pferde geſtiegen und begleitet von ſeinem Adjutanten, dem Hauptmann von Gaudy, ſeinem Läufer und John Tebay, einem jungen Engländer, der als Freiwilliger ſtets ihm zur Seite war, nach dem Kampfplatze geeilt, hatte die Ueberbleibſel der geſchlagenen Bataillone raſch geſammelt und ſie auf's neue gegen Hochkirch vorgeführt; da dieſe Angriffe mißglückten, ſo ließ er durch ſeinen inzwiſchen herzugekommenen Adjutanten Hauptmann von Cocceji, das Regiment Itzenplitz herbeiholen, welches muthig anſtürmte, aber von dem feindlichen Geſchütz größtentheils niedergeſtreckt wurde, Keith's Pferd wurde ſogleich verwundet, er ſelber bekam einen Flintenſchuß in den Unterleib, wollte aber das

Schlachtfeld nicht verlaſſen, ſondern gab die nöthigen Befehle und ermunterte die Truppen. In dieſem Augenblick erſchien der Hauptmann von Anhalt abſeiten des Königs, um von Keith über den Stand der Sachen auf dem rechten Flügel Nachricht einzuholen; Keith, im Vollgefühl des ſchweren, und nur mit großen Opfern durchzuführenden Kampfes, erwiederte kurz: „Sagen Sie dem Könige, daß ich dieſen Punkt, damit die Armee ſich ſammeln könne, bis auf den letzten Mann halten werde. Adieu, wir ſehen uns nicht wieder.“ Der Kriegsminiſter General von Boyen hat in ſeiner Jugend den alten Generallieutenant von Anhalt dieſe empfangene Antwort noch erzählen hören. Nachdem ſich die Trümmer des Regiments Itzenplitz an das nächſtſtehende Regiment Kannacker angeſchloſſen hatten, ſetzte ſich Keith an die Spitze deſſelben, und rückte etwas rechts vom Dorfe kühn gegen den Feind. Dem ſtürmenden Anfall wichen die öſterreichiſchen Grenadiere, und auf's neue ſtanden die Preußen auf der Höhe, unfern ihrer verlorenen Batterie. Zugleich kam die preußiſche Reiterei aus dem zweiten Treffen von Pommeritz hervorgeſprengt, hieb mit Wuth in das feindliche Fußvolk ein, warf eine ganze Linie in die Flucht, und machte ſogar viele Gefangene. Aber die Oeſterreicher ſtürmten in friſchen Schaaren heran, ſie waren augenblicklich den Angreifenden wieder in Flanke und Rücken, und ihr Geſchütz warf Kartätſchenhagel. Keith war mit ſeiner gelichteten Schaar bald umringt, ſie mußte ſich in mörderiſchem Feuer mit dem Bajonet durchſchlagen, und verlor hiebei, nahe dem Dorfe, ihren Anführer; Keith empfing gegen 9 Uhr einen zweiten Schuß in die Bruſt, und eine Kanonenkugel warf ihn vom Pferde; ſprachlos ſank er in die Arme ſeines Läufers und Tebay's; anfangs betäubt, doch bald erholt, wollte Tebay ſeinen Herrn wieder auf's Pferd heben, aber dieſer ſank zuſammen, und blieb, da die allgemeine Flucht ſeine Getreuen gewaltſam fortriß, unter Todten und Verwundeten liegen, über welche die feindliche Verfolgung achtlos hineilte. Die preußiſche Reiterei rechts von Hochkirch ſtieß auf das Kartätſchenfeuer der Batterieen Laudon's und wurde durch deſſen Reiterei von Steindörfel her in Flanke und Rücken genommen, ſo mußte ſie denn mit großem Verluſt ebenfalls weichen. Ein finſtrer Nebel verdunkelte den ſchwachen Mondſchein, und mehrte die Unſicherheit des Kampfes und die Verwirrung der Truppen.

Doch Hochkirch ſtand nun in Flammen und leuchtete weit umher. Der Major von Lange, der ſein Ehrenwort gegeben, das Dorf lebend nicht zu verlaſſen, zog ſich mit ſeinem tapfern Bataillon auf den Kirchhof zurück, der in der Mitte des Dorfes hochgelegen und ummauert eine feſte Stellung bot; hier vertheidigte er ſich mit ausdauerndem Heldenmuthe eine geraume Zeit gegen mehr als 14 Bataillone, welche Daun nach und nach anrücken ließ. Als Lange getödtet und ſein Bataillon faſt aufgerieben war, verſuchte der Reſt noch ſich durchzuſchlagen, was jedoch nur wenigen gelang.

Der König, mitten im heftigſten Feuer Befehle gebend und Meldungen empfangend, ließ jetzt, nachdem es Tag geworden, aus Rodewitz die Brigade ſeines jungen Schwagers, des Prinzen Franz von Braunſchweig, zu neuem Sturme heranrücken. Der Prinz, als er den Befehl erhielt, ſtutzte anfangs, und fragte, ob denn der König wiſſe, daß er durch ſeinen Abmarſch eine unausfüllbare Lücke laſſe? Dann aber, von heitrem Muthe beſeelt, rief er ſeiner Mannſchaft in öſterreichiſcher Sprechweiſe munter zu: „So wollen wir ſie denn halt wieder wegjagen!“ Mit ihm ſtellten ſich der Markgraf Karl von Brandenburg und der Prinz Moritz von Deſſau an die Spitze dieſes Angriffs, der auch ſoweit gelang, daß Hochkirch nochmals genommen, und ſowohl das Fußvolk als die Reiterei des Feindes geworfen wurde, allein deſſen Unterſtützung war ſchnell zur Hand, die Preußen ſahen ſich auf's neue im Rücken angegriffen, und mußten Hochkirch wieder verlaſſen, dem Prinzen Franz riß eine Kanonenkugel den Schädel weg, den Prinzen Moritz trafen zwei Kugeln in den Leib, und die Truppen wichen in Unordnung zurück. Einen letzten Verſuch machte der König ſelbſt, an der Spitze von 7 Bataillonen, auch dieſe drangen links von Hochkirch vor, und warfen den Feind eine Strecke zurück, erlagen aber bald denſelben Nachtheilen, welchen die anderen Verſuche erlegen waren, und der König ſah ein, daß er an den Rückzug denken müſſe.

Er gab dem Major von Möllendorf den Befehl, mit ſeinem Bataillon im Rücken die Anhöhen von Dreſa zu beſetzen, wohin ſchon ein ſtarker Zug feindlichen Fußvolkes im Anmarſche war, um ſich auf die Rückzugslinie zu ſtellen. Nachdem er den Andrang aus der Mitte der feindlichen Schlachtordnung durch Beſetzung der Höhen von Küpritz und Niethen gehemmt, nahm der König mit ſeinen noch übrigen Truppen eine neue Aufſtellung in der Linie von Dreſa, Pommeritz und Küpritz, ließ die Reiterei ſeines linken Flügels von Seydlitz geführt in der Ebene bei Belgern aufmarſchiren, während die Reiterei des rechten unter Zieten die feindliche auf dieſer Seite zu hemmen ſtrebte. Der König ſtand auf's neue ſchlagfertig, das Geſchütz feuerte unabläſſig, und da Retzow von Weißenberg her erwartet wurde, ſo ſchien noch nicht alles verloren.

Inzwiſchen war auch Daun's rechter Flügel, nachdem er vorſchriftsmäßig den Erfolg des linken abgewartet, gegen 8 Uhr unter dem Herzog von Aremberg zum Angriff geſchritten. Der Widerſtand weniger Bataillone, welche die Höhen und Engwege tapfer vertheidigten, hielt hier den Feind geraume Zeit auf, bis ſie endlich der Uebermacht weichen mußten, wobei auch auf dieſer Seite die große Batterie auf der Höhe von Lauske nicht zu retten war. Aber auch Retzow hatte einen Angriff zu beſtehen, denn während er, der auf die Nachricht von der begonnenen Schlacht eigenmächtig die Haft verlaſſen, ſich anſchickte, dem Könige zu Hülfe zu eilen, rückte der Feind unter Anführung des Prinzen von Durlach ihm in die linke Flanke vor; da er deſſen Angriff, der ſich mit friſchen Truppen ſtets wiederholte, dreimal zurückſchlagen mußte, ſo verzögerte dies ſeinen Abmarſch, und er konnte dem linken Flügel des Königs nicht zu rechter Zeit Hülfe leiſten. Doch ſandte er einen Theil ſeiner Truppen ſogleich, und folgte mit den übrigen in möglichſter Eile; ſie gingen über das Löbauer Waſſer in verſchiedenen Abtheilungen zurück, und nach einigen tapfern Gefechten und geſchickten Bewegungen langten ſie glücklich bei dem Könige an, der nun den Rückzug antrat, und ohne neuen Verluſt, vom ſtaunenden Feinde unverfolgt, ſein Lager auf den Höhen hinter Kreckwitz und Klein-Bautzen nahm.

Das war die Schlacht von Hochkirch am 14. Oktober 1758, in welcher Keith fiel. Außer ihm blieben der Prinz Franz von Braunſchweig, und der General von Geiſt; faſt alle Generale, wie auch der König ſelbſt, waren von Kugeln getroffen, dem Könige ein Pferd unter dem Leibe getödtet; das preußiſche Fußvolk hatte von beinahe 24,000 Mann gegen 9000, die Reiterei von etwa 9000 Mann kaum 300 Mann verloren; aber 100 Kanonen, 28 Fahnen und 2 Standarten, nebſt allen Zelten und dem größten Theile des Gepäcks waren die Siegesbeute des Feindes. Die Oeſterreicher, gegen 50,000 Mann ſtark, verloren an Todten und Verwundeten über 6000, an Gefangnen etwa 700, unter denen der General Vitelleschi war, und an Ausreißern über 2000. „Daun hat mir einen glupiſchen Streich geſpielt, — ſagte Friedrich —, aber da er uns aus dem Schach gelaſſen, iſt das Spiel nicht verloren.“ Er rüſtete ſich ungeſäumt zu neuen Kriegsunternehmungen.

Der Leichnam Keith's lag geplündert und nackt, nur von einem Kroatenmantel bedeckt, unter den Schaaren von Todten, welche den Boden um Hochkirch bedeckten, und wurde mit einigen anderen in die Dorfkirche gebracht, wo Daun mit mehreren ſeiner Generale auf einen Augenblick eintrat, und Lascy, den Mantel aufhebend, mit Bewegung ausrief: „Es iſt meines Vaters beſter Freund Keith!“ Die Kniewunde, welche Keith bei Otſchakoff bekommen, trug dazu bei ihn zu erkennen. Daß jetzt ein Kroat in Keith's Uniform erſchienen ſei, und bezeugt habe, er habe ſie dieſer Leiche ausgezogen, und ihr dafür ſeinen Mantel übergeworfen, klingt verdächtig und wie nachträglich erſonnen, um die Sicherheit zu vermehren, denn es fanden allerdings Zweifel Statt, und Kalckreuth ſagt, obgleich eine Leiche als die des Feldmarſchalls Keith begraben worden ſei, ſo bleibe es doch ungewiß, ob es die ſeinige geweſen. Lascy jedoch war in gutem Glauben und weinte bei dem Anblick, denn er war in jungen Jahren eine Art Zögling von Keith geweſen; auch Daun und die übrigen Generale nahmen an der Rührung Theil, und Daun ordnete ihm am 15. Oktober ein feierliches Begräbniß mit allen Kriegsehren an, unter dreimaliger Abfeuerung von 12 Kanonen und des Kleingewehrs zweier Regimenter. Als der König am nächſten Tage die Bitte, den Todten mit kriegeriſchen Ehren zu beſtatten, an Daun gelangen ließ, konnte dieſer mit Befriedigung antworten, er habe ſchon aus eignem Antriebe dieſe Ehrenpflicht erfüllt.

Dem Könige ging der Tod Keith's ſehr nahe; ſein Vorleſer De Catt ſagt in ſeinem Tagebuche, er ſei am 14. Nachmittags zum Könige gerufen worden, der über die verlorne Schlacht ganz gefaßt mit ihm geſprochen, und fügt hinzu: „Il donna beaucoup de regrets à la mort du maréchal Keith, qu'il loua extrêmement pour ses grands talents militaires, ses connaissances et sa dextérité dans les affaires politiques.“ Und am 18. Oktober ſagte Friedrich zu De Catt: „Vous me voyez affligé. J'ai bien pleuré pour le cher maréchal. Je le regrette au-delà de l'expression.“ So ſchrieb er auch an Voltaire: „Vous avez grande raison de regretter le maréchal Keith; c'est une perte pour l'armée et pour la société.“ Vor allem aber eilte er den Bruder von dem unerſetzlichen Verluſte, den ſie beide durch dieſen Todesfall erlitten, zu benachrichtigen, und ihm die innige Theilnahme auszudrücken, die er in doppeltem Bezug empfand. Lord Mariſchal konnte nicht härter getroffen werden, der Bruder war ihm zugleich der innigſte Freund. Sehr nahe lag es, im Schmerze den König anzuklagen, daß ſeine Unvorſichtigkeit und ſein Eigenſinn den Tod des Bruders verſchuldet habe; jedoch kein Schatten eines ſolchen Vorwurfs erhob ſich, im Gegentheil widerſprach Lord Mariſchal jedem Tadel, der gegen den König in dieſer Hinſicht vielfach laut wurde; er ſchrieb einem Freunde hierüber: „Dans cette dernière affaire, où une aile de l'armée prussienne a été surprise, je ne puis douter que la faute ne soit venue de celui qui commandait à cette aile; et non pas du roi, qui par ses lettres me faisait voir qu'il n'était nullement dans une sécurité qui put donner occasion à une surprise. Il m'écrit du 4 Octobre: „Jusqu'à ce que la neige tombe, j'ai à danser sur la corde.“ Voilà comme il regarde le métier de général d'armée. — Il me faisait entendre qu'il aurait donné la moitié de sa gloire pour un peu de repos." An Maupertuis ſchrieb Lord Mariſchal nach Baſel, anſtatt aller ſonſtigen Angaben, welche jener gewünſcht hatte, die vier Worte: „Probus vixit, fortis obiit." An Madame Geoffrin aber ſpäterhin: „Mon frère m'a laissé un bel héritage. Il venait de mettre à contribution toute la Bohême, à la tête d'une grande armée; et je lui ai trouvé soixante et dix ducats."

Im Dezember 1758 widmete der König aus der Winterruhe zu Breslau dem Lord Mariſchal die poetiſche Epiſtel über den Tod ſeines Bruders, voll ernſter kühner Gedanken und voll Wärme des Gefühls. Im Januar 1759 aber ließ er die Leiche Keith's von Hochkirch nach Berlin abholen, wo ſie am 3. Februar in der Garniſonkirche unter großen kriegeriſchen Ehren feierlich beigeſetzt wurde. Ein Vetter des Feldmarſchalls, Robert Keith, welcher ſein Generaladjutant in Rußland geweſen, und jetzt als Oberſt in däniſchen Dienſten ſtand, erſchien dabei als nächſter Leidtragender.

Keith ſtarb im drei und ſechzigſten Lebensjahre; er war von mittler Größe, dunkler Geſichtsfarbe, ſchwarzbraunen Haaren, ſtarken Augenbraunen, entſchloſſenem Ausdruck, und doch edlen und milden Zügen. Sein vornehmes, feſtes Weſen gebot Ehrfurcht, während es zugleich Zutrauen einflößte. Sein urſprünglich ſtarker und gewandter Körper hatte durch die Kriegsanſtrengungen in Rußland gelitten, in ſeinen letzten Jahren befiel ihn öfters Kränklichkeit, die ſeinen Zügen einen weichen Ausdruck muß gegeben haben, denn Alle, die ihn gekannt, ſchildern ihn als einen ſanften, liebenswürdigen Greis. Er liebte nicht Ueppigkeit und Pracht, hielt aber einen anſehnlichen Haushalt und zahlreiche Dienerſchaft, die er ſtets gütig und liebreich behandelte, und deren Dienſte er perſönlich faſt gar nicht in Anſpruch nahm, indem er am liebſten ſelber that, was er hätte befehlen müſſen. Er hatte ſich nie verheirathet, hinterließ aber eine ihm nicht angetraute Freundin, die ſchon erwähnte Eva Merthens aus Finnland; ſie war ſchön, von ſtattlichem Wuchs, und hatte bei großem

Verſtand und muthigem hohen Sinn ein ſehr einnehmendes Weſen. Sie ſprach das Deutſche nicht geläuſig, aber drückte ſich vortrefflich im Franzöſiſchen aus, las den Tacitus lateiniſch, und hatte überhaupt ihren Geiſt ſehr gebildet. In Friedenszeiten brachte Keith ſeine Abende gewöhnlich mit ihr zu, wo denn auch einige Freunde ſtets willkommen waren; im Feldlager beſuchte ſie ihn bisweilen, und war ihm bei Krankheitsleiden, z. B. während des Sommers 1758 vor Olmütz und in Schleſien, eine treue Pflegerin. Um andere Frauen war er wenig bekümmert, und liebte deren Geſellſchaft nicht, wie denn auch ſie hinwieder wenig auf ihn achteten. Nach Keith's Tode kam Eva Merthens in gerichtlichen Streit mit Lord Mariſchal, der die Erbſchaft ſeines Bruders anſprach; es handelte ſich weniger um Geld und Gut, deſſen wenig vorhanden war, als um werthvolle Gegenſtände des Andenkens. Das militairiſche Teſtament lautete zu Gunſten der Freundin, der König ließ der gerichtlichen Verhandlung ihren freien Gang, und Lord Mariſchal erhielt nur einen Antheil an dem geringen baaren Gelde, das ſich vorfand, zufolge ſeiner bereits angeführten Aeußerung ſiebzig Dukaten. Eva Merthens heirathete ſpäter den Schloßhauptmann von Reichenbach in Stralſund, und lebte mit ihm in zufriedner Ehe. Das Andenken Keith's aber blieb ihr ſtets in höchſtem Werthe, ſein ſchönes von Pesne gemahltes Bruſtbild wollte ſie ſogar dem Könige, der große Summen dafür bot, nicht überlaſſen. Sie ſtand in allgemeiner Achtung, und genoß auch bei den höchſten Perſonen eines guten Anſehens, beſonders bezeigte der Prinz Heinrich von Preußen ihr große Aufmerkſamkeit und ſchrieb ihr die ehrenvollſten Briefe, die aber ſo wie zahlreiche Briefe deſſelben und des Königs ſelber an Keith, auf ihr Geheiß verbrannt worden ſind. Sie erreichte ein hohes Alter, und bei fortgeſetzter Abhärtung — ſie pflegte im Winter eiskalt zu baden — blieb ſie ſtark und munter bis zuletzt, beſonders werden ihre kräftigen Augen gerühmt, deren Blick mächtig einzudringen ſchien. Sie ſtarb erſt im Jahre 1811 am 15. Oktober zu Stralſund, und hat alſo noch die großen

Wechſel der preußiſchen Zuſtände erlebt. Von den Kindern Keith's finden wir keine weitere Nachrichten; doch wird behauptet, daß noch heute Nachkommen des Feldmarſchalls in Berlin leben.

Die ſtrenge Rechtlichkeit und freundliche Menſchenliebe Keith's ſind von allen Zeitgenoſſen anerkannt und gerühmt worden; dieſe Eigenſchaften ſtammten aus einem großen und freien Herzen, einem urſprünglichen edlen Triebe, der auch ſeinem Heldenmuthe zum Grunde lag; was Erziehung und gereifte Vernunft dabei gethan, kann nur beiher in Betracht kommen. Als er im November 1757 in Böhmen einrücken ſollte, ſchrieb er an Mitchell, er werde das Land ganz nach der Art behandeln, wie der Marſchall Richelieu ſich in Hannover benehmen werde, und die hannöverſchen Miniſter möchten dies nur den Marſchall wiſſen laſſen, denn die ganze Welt ſolle erfahren, daß er ſelber nur durch den äußerſten Zwang dahin gebracht werden könne, den Krieg in einer Weiſe zu führen, die ſeiner Gemüthsart und Gewohnheit ſo völlig entgegen ſeien. Sein Benehmen war ſtets höflich und zuvorkommend, und die Art, wie er dabei die eigne Würde bewahrte, trat nie der Würde der Anderen zu nah, ſondern erhob dieſe vielmehr durch Freundlichkeit. Allerdings erfüllten ihn Stolz und Ehrgeiz, aber zunächſt für das eigne Bewußtſein, das ihn für den äußern Schimmer faſt gleichgültig machte. So war ihm auch die Tapferkeit angeboren, eine Bedingung ſeines Daſeins, jede Beimiſchung von Todesfurcht würde ſein innerſtes Weſen zerſtört haben; ſein Nichtachten der Gefahr, ſeine Kaltblütigkeit und Ruhe, wirkten als mächtiges Beiſpiel, und flößten auch Anderen Muth und Zuverſicht ein. Von ſeiner Tüchtigkeit überzeugt, und fern jeder Eitelkeit und Prahlerei, zeigte er weder Eiferſucht, wenn Andere gerühmt, noch Empfindlichkeit, wenn er getadelt wurde; wir ſehen ihn während ſeiner langen Laufbahn nie bemüht, bei mißlichen Vorgängen ſich herauszureden, ſeine Verantwortlichkeit zu mindern, oder ſein Verdienſt hervorzuheben. Dieſe ſtolze, freie Abgeſchloſſenheit, dieſes kraftvolle Beruhen auf ſich ſelbſt, machte ihn unter den Generalen Friedrichs, wo Ränke des Ehrgeizes und kleinliche Eiferſucht ſo häufig waren, zu einer ganz eigenthümlichen Geſtalt. Im Heere war er eigentlich nicht geliebt, die Generale und Offiziere ſahen ſtets den Ausländer in ihm, den Soldaten blieb er fremd, da er nicht genug Deutſch konnte, um mit ihnen zu reden, aber ſie folgten freudig ſeinem Befehl und Beiſpiel.

Seine Kriegslaufbahn war in der That von eigner Art. Leidenſchaftlich ſeinem Vaterlande angehörig, und für deſſen Sache die Waffen ergreifend, ſieht er bald einzig dieſe Richtung verſchloſſen, und dafür jede andere aufgethan. Für oder wider faſt alle größern Staaten Europa's hat er den Degen geführt; der vornehme Schotte wurde zum abentheuernden Glückskrieger, und erhob ſich durch eigene Kraft auch hier zu den Kreiſen, welche daheim die Geburt ihm angewieſen hätte. Die höchſte Stufe des Dienſtes, die volleſte Beruhigung des Daſeins, und vor allem ſein Tod, machen ihn zuletzt entſchieden zum Preußen, und als ſolcher lebt er fortan unter den ruhmwürdigſten Helden dieſes Namens.

Der lebhafte, aufmerkſame Geiſt, den er von der Natur empfangen hatte, folgte mit Leichtigkeit den mannigfachſten Richtungen, auch dem betrachtenden Nachdenken, welches in jener Zeit Philoſophie genannt wurde, und das aus Ueberlieferungen und Vorurtheilen zu freiem Ueberblicke der Welt und des Lebens aufzuſteigen ſtrebte. Dies war nur eine andere Art von Tapferkeit, eine Kühnheit der Gedanken, die auch hier dem Tode frei in's Auge blickte. Keith und ſein Bruder gehörten zu den Aufgeklärten ihrer Zeit, als reine Gottesgläubige den kirchlichen Bekenntniſſen fremd, deren Vielfachheit ſchon und Entgegenſetzung ſie alle verwerflich zu machen ſchien. So ſtand ihnen zwar die chriſtliche Lehre ſehr hoch, aber diejenigen, welche ſich nach ihr nannten, dünkten ihnen oft am meiſten entfernt von ihr. So ſagte Keith einmal in Böhmen, beim Anblicke ſoldatiſcher Verwüſtungen: „Il faut avouer, Sire, que ces chrétiens sont une grande canaille.“ Auch über die Satzungen des Staats und der Geſellſchaft hatte ſich der Blick der Brüder erhoben, doch ohne ſich den Formen derſelben entziehen zu wollen, oder die Vortheile zu verſchmähen, die ihnen von daher zufloſſen; der Stolz ihrer Abſtammung war ihnen tief eingewurzelt, und wenn auch in Aeußerungen oft verläugnet, doch in Gewohnheiten kaum zu überwinden.

Von den gelehrten Kenntniſſen Keith's dürften die Schriftſteller wohl zuviel geſagt haben. Allerdings hatte er in der Jugend eine gute Grundlage gewonnen, ſelbſt in den alten Sprachen, und war auch ſpäterhin befliſſen, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, beſonders im Kriegsfach, und hielt Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung jeder Art in hohen Ehren. Allein dies alles entſprach mehr den Bedürfniſſen eines hochſtehenden Mannes, der an jenen Zierden der Welt Antheil nimmt, ohne ſelbſtthätig in ihnen wirken zu wollen. Daß er in Leipzig mit Gottſched von griechiſchen Dichtern ſprechen konnte, und durch ſeine Kenntniß dieſen Gelehrten in Verwunderung ſetzte, mag im Augenblicke mit Recht von großer Wirkung geweſen ſein, jedoch die gewöhnlichſte Schulerinnerung mochte dazu ausreichen. Das Talent für Sprachen ſcheint nicht groß in ihm geweſen zu ſein; die Mutterſprache blieb ihm die bequemſte, und in dieſer ſprach und ſchrieb er ſeinem Bruder, doch hatte er auch hierin bei beſchränkter Uebung manches vergeſſen, und Lord Dover geſteht, daß er bei den engliſchen Briefen, die er von Keith mitgetheilt, einige Nachhülfe angewendet habe. Seine Umgangsſprache war die franzöſiſche, die er gewiß mit Leichtigkeit gebrauchte, aber im Schreiben weder mit Fülle noch mit Eleganz, Lord Mariſchal übertraf ihn darin weit. Daß er weder Ruſſiſch noch Deutſch gelernt, iſt aus mancherlei Anzeigen gewiß, etwan ein paar Ausdrücke abgerechnet, die das Kriegsleben aufnöthigt. Geſchrieben hat er, ſoviel uns bekannt, nur einige militairiſche Denkſchriften, einen Abriß ſeines früheren Lebensgeſchicks, Briefe, und endlich dienſtliche Berichte während des Krieges, die letzteren immer möglichſt kurz und klar, ohne alle Ausſchmückung; auch ſeine Handſchrift war klar in ſchönen runden Zügen, angenehm für das Auge und leicht zu leſen. War er demnach weder Gelehrter noch Schriftſteller, ſo konnte er doch mit Recht ein kenntnißreicher Mann heißen. Sein

Wiſſen war vorzugsweiſe ein aus dem Leben geſchöpftes, reich an vielartiger Anſchauung und Erfahrung, und da er unterrichtet genug war, dieſen Stoff auszubilden, und ſein freier Geiſt dieſen beherrſchte, ſo darf es nicht wundern, daß ſein Geſpräch anziehend und belebend war, und der König immer ſeine Unterhaltung fein und gediegen fand.

Aus der Vereinigung dieſer Lebenskunde und des zuverläſſigen Karakters, den er überall dargethan, geht auch das Talent für politiſche Geſchäfte und für diplomatiſche Verhandlungen hervor, welches er vielfältig bewieſen hat; Kaltblütigkeit und Scharfblick ſind in dieſem Gebiete nicht weniger als im Kriege die entſcheidenden Eigenſchaften, und liſtenreiche Ränke und glänzende Vielthätigkeit oft nur hinderlich dabei; eine gewiſſe Abgeſchloſſenheit, die ſich einſeitig auf beſtimmte Zwecke richtet und nie den allgemeinen Lebenseindrücken hingiebt, dient gleicherweiſe den Aufgaben des Krieges und der Diplomatik.

Als ein beſondrer Zug ſeiner Perſönlichkeit iſt der Humor zu erwähnen, der ihn durch alle Lebensumſtände begleitete. Ein Theil davon mag als Erbtheil ſeiner Landsleute gelten, aber ein Theil war auch in ihm urſprünglich, und mit jenem zu einer neuen Eigenart verſchmolzen. Die Schärfe dieſes Humors liebte ſich in wunderlichen Ausdruck und ſeltſame Bilder zu kleiden, ſie war alſo da, und auch wieder nicht da, wie ein Schwert, das man in die Scheide ſteckt, und alſo nicht nothwendig mörderiſch, wie etwa die ſatiriſchen Worte des Königs, die gleich in's Fleiſch drangen. Keith's Humor- und Witzworte waren berühmt, und wurden oft angeführt; man nannte ſie wohl ſeine Lakonismen, aber ſie waren nicht immer kurze Sprüche, ſondern bisweilen auch ausgeführte Redewendungen. Manche kamen aus dem franzöſiſchen Kreiſe, dem ſie zunächſt angehörten, auch deutſch überſetzt in Umlauf. Wir haben einige ſolcher Worte mitgetheilt; eine große Zahl derſelben iſt untergegangen, oder längſt von ſeinem Namen getrennt; eine vor vierzig Jahren noch vorhandene Sammlung hat ſich verloren.

Sein Verhältniß mit dem Könige iſt nie getrübt worden; nur in wenigen Fällen konnte die Strenge des Dienſtes und die Schwierigkeit der Kriegsſorgen ein lebhaftes oder hartes Wort hervorrufen, das aber in Keith nie Groll erweckte, und bei dem Könige ſogleich wieder den Ausdrücken des Vertrauens und der Zärtlichkeit wich. Von Friedrichs Mißlaune hatten alle ſeine Generale zu leiden, er aber nicht minder von ihrer Empfindlichkeit und Eiferſucht, nur Winterfeldt und Keith machten eine Ausnahme, und am wenigſten wurde Keith dem Könige durch Unzufriedenheit und Anſprüche beſchwerlich; er vertrug ſich mit ſeinen Nebengeneralen, gehorchte und befehligte mit gleichem Eifer, und führte die kleinſte Schaar ſo willig wie ein ganzes Heer. Mit Schwerin ſtand er in freundſchaftlichem Vernehmen, Schmettau war ihm ergeben, Winterfeldt genoß ſeine Achtung, Seydlitz und Zieten ſcheinen ohne nahen perſönlichen Bezug mit ihm geblieben zu ſein. Als eigentlicher Widerſacher von Keith wird nur der Prinz Moritz von Deſſau genannt, der ihm bei dem Könige heimlich zu ſchaden ſuchte; doch dieſer entſchieden tapfre, aber ſonſt ungeſchlachte und verwahrloſte Prinz, der nicht franzöſiſch konnte und deutſch nur ſtotterte, hatte ſchon deßhalb mit Keith wenig Verkehr, und als er einſt in Dresden, in einem Anfall von Verſtellung oder Laune dieſem die eifrigſte Unterwürfigkeit bezeigte und ihm ſogar die Schabracke küßte, antwortete Keith nur lächelnd mit einer Handbewegung und den deutſchen Worten: „Gutte, gutte!“ was Kalckreuth als: „Gehe nur, ich traue Dir nicht!“ auslegt.

Lord Mariſchal überlebte ſeinen Bruder noch viele Jahre. Er verſuchte in Schottland zu leben, kehrte aber bald zu dem geliebten Könige zurück, und ſtarb in Potsdam am 28. Mai 1778 im ſechsundachtzigſten Lebensjahre. Er hatte ſeine und ſeines Bruders Lebensereigniſſe, beſonders die auf Schottland bezüglichen, niedergeſchrieben, und die Handſchrift dem Sekretair Engelbrecht übergeben, der bei Keith, während dieſer Gouverneur von Berlin war, in Dienſten ſtand; er ſtellte ihm frei, den Aufſatz in Druck zu geben, forderte ihn aber ſpäter doch zurück. Engelbrecht, in der Folge Geheimer Finanzrath in Berlin, meinte, Lord Mariſchal werde die Schrift nach ſeiner Ausſöhnung mit England wohl verbrannt haben. Der Sekretair Keith's während des ſiebenjährigen Krieges, Weidemann, hat ein Tagebuch ſeiner Feldzüge verfaßt, welches in Abſchriften noch vorhanden iſt.

Gleim hat in ſeinen Liedern eines preußiſchen Grenadiers den Namen Keith mit Ruhm genannt, der Geheimrath Formey in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin im Jahre 1760 ſeine Lobrede vorgetragen. Mit Zuſtimmung Lord Mariſchal's ließ Sir Robert Murray Keith, engliſcher Geſandter in Wien, dem Feldmarſchall in der Kirche zu Hochkirch im Dezember 1776 ein Denkmal errichten; auf einem Fußgeſtell von grauem Marmor ſteht eine Urne von weißem Marmor, an welcher zwei trauernde Genien ruhen, die Zeichnung iſt von dem berühmten Oeſer, die folgende Inſchrift aber, goldne Buchſtaben auf ſchwarzem Grunde, von dem Philologen Erneſti: „Jacobo Keith, Guilelmi Comitis Marescalli Hereditarii Regni Scotiae et Mariae Drummond filio, Friderici Borussorum Regis Summo Exercitus Praefecto, Viro antiquis moribus et militari virtute claro, qui, dum in proelio non procul hinc inclinatam suorum aciem mente, manu, voce et exemplo restituebat, pugnans ut heroas decet, occubuit d. XIV. Octobris, anno MDCCLVIII.“ Sir Robert Murray Keith hatte zwei andere Inſchriften, die man ihm dargeboten, als zu lang und ſchwach verworfen, und ſeine Wiener Freunde Baron von Hagen und Abt Metaſtaſio aufgefordert, ihm etwas Mannhaftes und Nachdrückliches zu liefern, was aber entweder nicht erfolgte, oder dem Entwurfe von Erneſti nachſtehen mußte.

In ſeinem letzten Lebensjahre noch ließ der König das Standbild Keith's auf dem Wilhelmsplatz in Berlin errichten; daſſelbe wurde von dem Bildhauer Taſſaert in Marmor angefertigt, und am 5. Mai 1786 feierlich aufgeſtellt, als vierte Bildſäule zu den ſchon eben dort errichteten Bildſäulen von Schwerin, Winterfeldt und Seydlitz. Das durch den Prinzen Heinrich von Preußen im Jahre 1790 zu Rheinsberg den preußiſchen Helden errichtete Denkmal erwähnt die Rechtſchaffenheit, die Kenntniſſe und den Heldenruhm Keith's mit großer Auszeichnung.

Bernhard Rode hat dem Ruhme preußiſcher Helden, namentlich Schwerin's, Winterfeldt's, Keith's und Kleiſt's, vier allegoriſche Gemählde gewidmet, und der Garniſonkirche zu Berlin geſchenkt; das für Keith beſtimmte wurde daſelbſt im Jahre 1774 aufgeſtellt, und zeigt Keith's Bruſtbild und Namen auf einer Urne, welche der Genius des Ruhms mit Lorbeerzweigen kränzt.

Ein ſchönes Bruſtbild Keith's, für ſeine Freundin Eva Merthens im Jahre 1755 von dem Hofmahler Anton Pesne auf Leinwand in Oel gemahlt, befindet ſich wohlerhalten im Beſitze des Herrn Präſidenten Heuer zu Potsdam.

Zwei gute Gemählde Lord Mariſchal's und Keith's von Francesco Treviſani gemahlt, ſind das eine in Craigston, das andere in Keith-Hall aufbewahrt.

Hans von Held.

Hans Heinrich Ludwig von Held wurde geboren am 15. November 1764 in Auras an der Oder unweit Breslau. Sein Vater, aus dem Herzogthume Mecklenburg-Strelitz gebürtig und dort begütert, verließ den herzoglichen Hof, wo er bis dahin Page geweſen, und begleitete einen Prinzen dieſes Hauſes nach Potsdam, wo beide in den Kriegsdienſt König Friedrichs des Zweiten traten, der ſo eben den Thron beſtiegen hatte. Er focht mit Auszeichnung in den bedeutendſten Schlachten der beiden ſchleſiſchen Kriege und des ſiebenjährigen Krieges mit, gerieth zwar bei Maxen als Hauptmann des Infanterieregiments von Zaſtrow in öſterreichiſche Gefangenſchaft, wurde aber bald ausgelöſt, und ſogleich wieder im Felddienſte gebraucht. Seine Redlichkeit, Ordnungsliebe, ſein feſter Muth und Gradſinn, waren allgemein bekannt und geehrt, doch dieſe Eigenſchaften führten nur um ſo leichter dahin, daß er bald nach dem Hubertsburger Frieden wegen einer Widrigkeit mit dem General von Tauentzien, den Abſchied nahm. Er war mit einer Tochter des Oberſten von Haack, des Kommandanten der Feſtung Glogau, verheirathet, und wahrſcheinlich um dieſer Verbindung willen blieb er in Schleſien. Gegen ein Unrecht, an welchem hohe Vorgeſetzte Theil hatten, war damals nicht leicht Abhülfe zu finden, und der Rechtſchaffene trug ſein Geſchick mit der Stärke und dem Trotze ſeines vorwurfsfreien Innern. Eine ſolche Aufgabe aber kann ſchwerlich ohne einigen Unmuth erfüllt werden, und erzeugt in edlen Seelen eine reizbarere Empfänglichkeit für Recht und Wahrheit; dieſe Stimmung ſcheint ſich von dem Vater früh auf ſeine Söhne übertragen zu haben, die er ſelbſt unterrichtete, und die er in tüchtiger Weiſe, den einen für den Kriegsdienſt, den anderen für die Studien heranzubilden hoffte. Sein zu früher Tod erſchwerte den Hinterbliebenen dieſe Laufbahnen, aber änderte ſie nicht.

Der ältere dieſer Söhne, Hans von Held, nachdem er eine höhere Schule in Züllichau eine Zeitlang beſucht hatte, kam mit ſechzehn Jahren als Alumnus auf das Joachimsthal'ſche Gymnaſium nach Berlin, wo er vier Jahre unter dem großen Schulmanne Meierotto vorzüglich den klaſſiſchen Studien mit großem Fleiß oblag, und ſeinen Geiſt mit der Kraft und Anmuth der Alten ſo glücklich erfüllte, daß der Troſt und die Freude ſolches Beſitzes ihn auf ſeiner ganzen Lebensbahn begleiteten.

Mit dem beſten Zeugniſſe, in welchem auch die Anmuth der Sitten gerühmt wird, verließ Held im Frühjahr 1784 das Gymnaſium, und bezog die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, um das Studium der Rechte und der Staatswirthſchaft zu beginnen. Die deutſchen Univerſitäten ſtrebten in jener Zeit aus dem Zuſtande der Pedanterei und Rohheit, in welche ſie verſunken waren, mit friſchem Geiſt empor, aber Frankfurt ſtand hierin noch ſehr zurück, die Studenten führten ein wildes Leben, und die ankommenden Neulinge wurden gewaltſam in daſſelbe mit fortgeriſſen. Held, in ſtrengen Grundſätzen erzogen, mäßig und ehrbar, fand kein Gefallen an dem wüſten Treiben; aber Feuer und Muth der Jugend forderten ihre Rechte, und wenn Raufſucht und Schlemmerei ihn ungereizt ließen, ſo reizten ihn um ſo ſtärker die Anläſſe, wo Freundſchaft und Verbrüderung zu Kämpfen und Wagniſſen verpflichteten, wo die Genoſſenſchaft ein edler Eifer zu befeuern ſchien. Die meiſten Studenten hielten ſich in Landsmannſchaften zuſammen, Verbindungen der natürlichſten Art, und denen über die Univerſitätsjahre keine Dauer zu geben war. Daneben aber bildeten kleinere auserwählte Schaaren ſogenante Orden, welche ihren ernſteren Zwecken auch für das ſpätere Leben dauernde Bedeutung beilegten. Unſtreitig befand ſich in dieſen Orden, der ſtrebſamere, kräftigere Theil der Univerſitätsjugend, derjenige Theil, der ſich zu kühneren Vorſätzen, zu freierem Lebensblick erheben konnte. Durch einen dieſer Vereine, durch den Konſtantiſten-Orden, wurde auch Held angezogen, und erwies ſich bald als eines der feurigſten Mitglieder deſſelben. Von Halle ungefähr im Beginn der Siebzigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts ausgegangen, zählte der Orden daſelbſt und auf anderen norddeutſchen Univerſitäten einige hundert Mitglieder, ungerechnet diejenigen, die ſchon dem bürgerlichen Leben angehörten. Ebenſo hatten ſich die Amiciſten von Jena her verbreitet, und dieſer Orden ſtand mit dem der Konſtantiſten, je nach Umſtänden und Anläſſen, bald in Gemeinſchaft, bald in Hader; der Wetteifer diente jedoch meiſt nur, die Bande der Vereinigung in jedem derſelben ſtraffer anzuziehen. Held wurde ſchnell ein leidenſchaftlicher Konſtantiſt, befeuerte die Mitglieder, warb deren neue, dichtete Lieder für die Zuſammenkünfte, trat ritterlich für die Ehre und das Anſehen des Vereins zum Waffenkampfe vor, und bewirkte mit Hülfe einiger Freunde eine zweckmäßige Reform und neue Faſſung der Geſetze des Ordens. Wenn er dabei die Studien nicht vernachläſſigte, ſo war dies wohl ſelbſt eine Folge des erhöhten Antriebes, den der Verein in einem ſolchen Gemüth auch für das Fortſchreiten in den Wiſſenſchaften entzündete.

Held vertauſchte im folgenden Jahre 1785 Frankfurt mit Halle, und die Zahl der Konſtantiſten wuchs nun bedeutend an; der nachmalige preußiſche Geſandte in München Johann Emanuel Küſter wurde von Held angeworben, der nachherige Geheime Kabinetsrath Albrecht, der Profeſſor Kieſewetter, Friedrich Schulz, ein Herr von Clermont, und viele andere ſpäter namhaft gewordene Männer ſchloſſen ſich dem Orden an. Held ſchwärmte in den Gefühlen der Freundſchaft, zahlreiche Gedichte ſprachen die Gluth ſeiner Empfindungen aus, in denen die Freundesliebe ſtets mit der Begeiſterung für Tugend, für Recht und Wahrheit, für Menſchenadel und Menſchenwohl zuſammenging. Sein Herz war offen und arglos, folgte willig jedem Anſcheine des Guten, traute Anderen mehr noch zu als ſich ſelbſt, und es gehörten die bitterſten Enttäuſchungen dazu, dieſen Quell überſtrömenden Gefühls und Zutrauens zu hemmen, der jedoch nie ganz verſiegte, ſondern auch im ſpäteſten Alter noch oft unerwartet lebensfriſch hervordrang. Daß er die Ausbildung ſeines Verſtandes und die Erwerbung gründlicher Kenntniſſe hiebei nicht vernachläſſigt habe, dafür zeugen ſeine nachherigen ſo mannigfachen als tüchtigen Arbeiten, die nothwendig einen früh und gut gelegten Grund vorausſetzen.

Ein Zweikampf mit einem Studenten Früſon, der ſpäter in Poſen einer der beſten Freunde Held's und Vormund ſeiner Stiefkinder wurde, regte den Eifer der Behörde auf, und ſcheint die Urſache geweſen zu ſein, daß Held im Herbſt 1786 Halle verließ und nach Helmſtädt ging, wo er das letzte ſeiner Univerſitätsjahre zubrachte. Hier fand er nur eine kleine Zahl Konſtantiſten, und die Mehrheit der Studirenden nicht von der Art, um aus ihrer Mitte dem Orden würdige Jünger zu werben. Auch mag der Blick auf ſein bevorſtehendes Abgehen von der Univerſität und die Sorge wegen ſeines bürgerlichen Fortkommens den jungen Mann, deſſen Hülfsmittel gänzlich erſchöpft waren, jetzt wohl ernſter und nachdenklicher beſchäftigt haben. Er mußte vor allem eine Dienſtlaufbahn wählen, und ſich zu dieſer anmelden und näher vorbereiten. Er that letzteres mit angeſtrengtem Eifer, unter großen Entbehrungen und Mühſalen.

Held erſcheint uns als einer der Menſchen, die früh fertig werden, deren Karakter und Talente gleich im erſten Anlaufe die Gränzen abſtecken, innerhalb deren ſie ſich bewegen werden. Wir ſehen in ihm zwei Hauptkräfte ſich gleichzeitig entwickeln, ſeine Seele abwechſelnd beſtimmen, und in ihren ungelöſten Widerſpruch ſein ganzes Leben hineinziehen; ihn erfüllt ein überſchwängliches inniges Gefühl, und ihn beherrſcht ein durchdringender, ſcharfer, unbeſtechlicher Verſtand; jenes idealiſirt alle Geſtalten, dieſer prüft ſie nach abſtrakter Regel, und da beide fortwährend ihr Gleichgewicht ſuchen, aber ſich nicht zur höheren Einheit aufzuſchwingen vermögen, da keiner der Gegenſätze den anderen überwindet, ſondern immer nur neu hervorruft, ſo laufen beide Richtungen in ewiger Trennung neben einander hin, und ſie halten einander nur dadurch die Wage, daß ſie wechſeln. Gegen die Außenwelt entſteht hieraus ein peinliches Mißverhältniß; derſelbe Gegenſtand, mit heftiger Gefühlswärme erfaßt und weit über ſeine Wirklichkeit erhoben, fällt tief unter dieſe hinab, indem er an die abſtrakten Forderungen des Verſtandes gehalten wird; das Verwerfen iſt jetzt unmäßig, wie es früher das Ergreifen war; da jede dieſer Thätigkeiten auf ihrem beſondern Grunde wohlberechtigt und in ihrer Wahrheit iſt, ſo kann keine die andere aufheben, und dieſelben Erfahrungen werden ſich nur immer wiederholen, ohne jemals ein berichtigendes Ergebniß zu erzeugen.

Nach dieſem Zwieſpalte des Innern ſtellen ſich auch die Talente, welche demſelben als Hülfsmittel der Aeußerung beigegeben ſind. Die Poeſie ſowohl als die Philoſophie halten ſich im Gebiete der Reflexion, ſie ſchöpfen nicht aus den Urſprüngen des Geiſtes, ſondern handhaben überkommene Bilder und Allgemeinbegriffe. Wir wollen hiemit nicht tadeln, ſondern nur bezeichnen, und erkennen ſogleich an, daß beiderlei Talent, das poetiſche wie das philoſophiſche in Held ungemein ſtark und friſch war; ſeine Gedichte erheben ſich nicht ſelten zu dem Beſten, was die berühmteſten Dichter ſolcher Gattung geliefert haben, und ſeine Gedankenfolge iſt immer ſtreng, kräftig und klar, ſtets der Wahrheit und nie dem Scheine zuſtrebend. Wie ganz anders aber hätten dieſe edlen Gaben ſich dargeſtellt, wie ganz anders gewirkt, wäre zu ihrer Vermittelung und Leitung noch der Feinſinn gekommen, den wir Geſchmack nennen, und der für alles Urtheilen und Thun richtiges Maß und ſichernden Halt gewährt! Ein ganzes Leben würde durch dieſe Beigabe ſich glücklicher gewendet haben! Aber dieſer Sinn fehlte hier; wie er denn überhaupt ſelten und ſein Mangel weſentlicher iſt, als man gemeinhin annimmt. —

Sehen wir auf den Inhalt, der in dieſen Gemüths- und Geiſtesformen vorzugsweiſe aufgegangen und angeſiedelt war, ſo finden wir alle herrſchenden Ideen der Zeit in ſtärkſter Auffaſſung. In Deutſchland war ein eifriges Streben rege, die Feſſeln alter Vorurtheile abzuwerfen, das Leben aus dem Geſichtspunkte des Reinmenſchlichen neu zu ordnen, das Gemeinwohl zu befördern, die geſammte Menſchheit zu veredeln und dem Lichte zuzuführen; alles dies wurde mit dem Namen der Aufklärung bezeichnet. Was in Frankreich damals Philoſophie hieß, ſtimmte mit dem deutſchen Streben ziemlich überein; auf die Großen und Mächtigen hatte zumeiſt Voltaire eingewirkt, in ernſten und ſtillen Gemüthern waren Rouſſeau, Montesquieu und Diderot verehrt. Held insbeſondre hatte die leidenſchaftlichſte Liebe zu Rouſſeau gefaßt. Die Regierung Friedrichs des Großen hatte den neuen Anſichten Freiheit und Stütze gewährt, Preußen war dadurch gleichſam ihre Heimath geworden, und auch die deutſche Philoſophie, durch Kant in tiefe und weitkreiſende Bahnen geführt, ging aus Preußen hervor. So geſchah es, daß der weltbürgerliche Sinn hier doch wieder ein beſonderes Vaterland lieben konnte, das durch den Ruhm der Thaten und des Geiſtes weit über andere Länder ſich erhob. Dieſer Ruhm verdunkelte ſich zwar nach dem Tode des großen Königs, die ſchmachvollen Namen von Wöllner, Hilmer und ihrer Genoſſen wurden unauslöſchliche Flecken darin, aber die Freunde des Lichtes hielten nur um ſo feſter an dem Staate, deſſen eigenſtes Weſen ſie gegen ſolche innere Feinde zu vertheidigen berufen waren. Dies finden wir auch in Held lebendig ausgedrückt. In demſelben Maße, in welchem er für die Menſchheit im Allgemeinen glühte, war er Preuße mit Leib und Seele. Dieſer Staat vor allen ſollte gedeihen, zum eignen Heil und zum Beiſpiele anderer Völker, dieſes Königsgeſchlecht ſchien vor anderen berufen, Licht und Heil zu verbreiten, und wenn auch eine augenblickliche Verdüſterung eintrat, auf den jungen Thronerben hoffte man mit feuriger Zuverſicht. Dieſe merkwürdige Verbindung des weltumfaſſenden Freiſinns und der engſten Anſchließung an das Vaterland iſt die ehrenvolle Eigenthümlichkeit Held's und ſeiner Freunde, ſie waren die eifrigſten Bürger dieſes Staates, die reinſten Anhänger dieſes Königthums.

Held's erſte Anſtellung im preußiſchen Staatsdienſt erfolgte im Anfange des Jahres 1788, wo er Sekretair bei der niederſchleſiſchen Acciſe- und Zolldirektion in Glogau wurde. Mittellos und auf ſeine eigne Kraft angewieſen, begann er mit Fleiß und Eifer in ſeinem Geſchäftsberufe zu arbeiten, und durch nachträgliche Studien ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Er ſuchte eine freie Ueberſicht der Verfaſſung und Verwaltung des Staates zu gewinnen, und entdeckte leicht die Gebrechen und Mängel, die ſich darin angeſetzt hatten. Dabei hing er ſeinen ſchwärmeriſchen Neigungen lebhaft nach, unterhielt die Verbindung mit ſeinen Ordensbrüdern, knüpfte neue Freundſchaften, widmete jeder Gelegenheit ihr angemeſſenes Gedicht, beſang Tugend und Liebe, und gab ſich gern geſelliger Freude hin. Doch bei größter Hinneigung zu allen Reizen des Lebens, behielt er ſtets eine ſtrenge Eigenart. Er lebte bei ſeinem geringen Einkommen mäßig und ordentlich, mied Trunk, Spiel und andere Ausſchweifungen, war ſchon damals ein entſchiedener Freund des kalten Waſſers, hielt auf die äußerſte Reinlichkeit, und wenn ſeine Erſcheinung ungeachtet ihrer Strenge doch eine gefällige und liebenswürdige war, ſo war ſie es grade durch dieſe ungeſuchte Einfachheit, aus der im näheren Umgang ein edler Zartſinn hervorbrach, immer bereit das Beſte zu thun und vorauszuſetzen.

Mittlerweile kam in Frankreich die Revolution zum Ausbruch, welche durch die innere Arbeit geſteigerter Mißverhältniſſe ein halbes Jahrhundert hindurch war vorbereitet worden. Ihr Anfang wurde in Deutſchland faſt allgemein als die Morgenröthe eines herrlichen Tages begrüßt, der für die ganze Menſchheit aufzugehen ſchien. Die edelſten Geiſter unſeres Vaterlandes, Klopſtock, Bürger, Stolberg, Voß, Kant, begrüßten ſegnend die junge Freiheit, in der ſie ein auch für Deutſchland beginnendes Heil erblickten. „Hätt' ich hundert Stimmen — ſang Klopſtock — ich feierte Galliens Freiheit Nicht mit erreichendem Ton, ſänge die göttliche ſchwach!" Held und ſeine Freunde waren heftig ergriffen von der großen Bewegung, die alles in ſich zu vereinen ſchien, was Luther und Friedrich, Rouſſeau und Leſſing angeſtrebt. Mit dieſer Erſcheinung, deren Folgen niemand überſchauen konnte, begann in allen deutſchen Geiſtesbeſtrebungen ein neuer Eifer, eine ernſtere Thätigkeit, und das Bedürfniß wurde lebhaft gefühlt, die Gleichgeſinnten zu kennen und mit ihnen enger zuſammenzuſtehen.

Held richtete daher jetzt alles Ernſtes ſein Bemühen auf den Konſtantiſtenorden, dem er eine freiere Entwickelung zu geben unternahm. Die Studentenverbindung dünkte ihm ſehr unvollkommen, und ſollte auf höheres Allgemeines hinausgeführt werden. Er arbeitete neue Statuten aus, und ſuchte deren Geiſt in einer Einleitung auszudrücken, die wir hier als ſprechendes Zeugniß der jugendlichen Meinung und Kraft in ihrer urſprünglichen Faſſung mittheilen: „Unbekümmert darum — heißt es —, in wiefern das Böſe mit in den Plan der Welt gehört, aber überzeugt, daß der größte Theil der Menſchen aus Unwiſſenheit, Trägheit und Kraftloſigkeit, deſſen eine Menge entſtehen macht, welche vermieden werden könnte, treten wir zuſammen in einen feſten Bund, durch deſſen gemeinſchaftliche und zuſammentreffende Kräfte wir in den Stand geſetzt werden, das Joch nichtswürdiger Vorurtheile abzuwerfen, die richtigen Anſichten der Dinge zu finden, unſre Meinungen zu läutern, unſre Einſichten zu vermehren, die ewigen Geſetze der Vernunft und Moral mit praktiſcher Entſchloſſenheit zu befolgen, und ſolchergeſtalt, und unter den Auſpizien der treuen Freundſchaft, die oft trüben Tage im Leben uns einerſeits auf eine eben ſo ſichre und würdige Art zu erhellen, als wir andrerſeits, mittelſt dieſer Beſtrebungen, dem Ziele der moraliſchen Vollkommenheit näher rücken, welches, falls man das Daſein nicht für völlig beſtimmungslos halten will, wir in der Perfektibilität unſrer Anlagen und Triebe, als uns vorgeſteckt durchaus annehmen müſſen.“

„Wenige, ob ſie gleich den Verluſt der angebornen Güte und Würde beſeufzen, und ſich nach Erlöſung ſehnen, haben Energie genug, dem Strome der Verſchlimmerung ſich entgegenzuſtemmen, ſie laſſen es bei frommen Wünſchen bewenden, die Verzagtheit in dieſer Hinſicht iſt allgemein, und mehrentheils ſchwächen Lage und der Druck der Umſtände auch den regeſten Willen, ſich thätig zu äußern, zumal da die Einſicht nichts weniger als häufig iſt, daß, um ſeinem Daſein Würde zu geben, der Menſch ſich ſelbſt das einzige und nächſte Mittel bleibt. Wehe überdies dem Einzelnen, der es wagt, auf der großen Heerſtraße ſeiner Zeit ſtehen zu bleiben und ſeinen Mitwallern zuzurufen: Wir ſind unrecht! Gerade um ihn, und jemehr er Mann von offner Stirn und warmen Herzen iſt, je unbefangener er der Natur ſchönes Gepräge vor ſich her trägt, werden Bosheit, Verachtung, Neid und bittrer Haß ſich bald verſammeln, ihn zu ſchmähen und zu kränken, denn die Sklaven der Verderbniſſe und Mißbräuche ſind jederzeit die heftigſten Feinde derer, die mit ihnen nicht gleiches Joch erleiden wollen. Aber am Arm der Freundſchaft wächſt der Muth, und, von ihr begleitet, wird der Streit mit der Thorheit, dem Laſter, mit dem hartnäckigſten Irrthum und Vorurtheil, gewiß immer glücklicher angefangen und ausgeführt, als von dem Einzelnen, der, ſei er auch noch ſo dreiſt, gemeiniglich der Märtyrer ſeiner Grundſätze wird.“

„Daß wir nun, zu dieſem Zweck verbrüdert, um uns den Vorhang der tiefen Verſchwiegenheit ziehen, iſt nothwendig, weil der ſparſam vorhandene Verſtand von der zahlreichern, intoleranten und anmaßungsvollen Dummheit immerdar zu grob beläſtigt wird, wenn er ſich ihr auf horizontalem Boden gegenüberſtellt; weil die größere Schaar der Menſchen für die Annahme unſrer Grundſätze jetzt und zumal in dieſer Gegend der Erde noch keinen Sinn hat, und ſie mißverſtehen würde; endlich weil wir, wenn wir als eine wirkliche Elite der Menſchheit, Einheit im Plan und Ordnung beobachten wollen, Verfaſſung und Form haben müſſen.“

„Wäre die Welt ſchon zu der Ausbildung gelangt, deren ſie fähig iſt, und die ſie, nach der Analogie ihrer bisherigen, immer neue Steigerungen des Ganzen aufſtellenden Geſchichte ſicher zu ſchließen, wenn noch Jahrhunderte verſtrichen ſein werden, einſt erreichen wird, ſo wäre jede geheime Geſellſchaft ein ſtrafwürdiger status in statu, eine Verſchwörung gegen die Zeitgenoſſen; ſo lange aber die Sachen noch wie dermalen ſtehen, kann uns wenigſtens dieſer Vorwurf nicht mit Recht gemacht werden, da wir uns grade darum aneinanderſchließen, um unſeres Orts, ſoviel wir vermögen, dazu beizutragen, daß die Menſchheit über diejenigen Angelegenheiten, von deren redlicher Entſcheidung ihre Mündigkeit abhängt, baldmöglichſt zu einem ausgemachten Syſtem gelange. Wenn wir uns indeß anmaßen, das eben geäußerte Urtheil von unſrer Mitwelt zu fällen, ſo geſchieht ſolches in der ſchönen Hoffnung, daß die Siege der täglich reifenden und ſich mächtig verbreitenden Vernunft, vereint mit dem ſonnengleichen Aufſteigen allgemeingültiger Prinzipien in dem, was man nur immer die höchſten Ziele des Forſchens der Erdbewohner nennen mag, der Nachwelt einſt ähnliche Vorwürfe erſparen, und dann alle unter dem Schleier des Geheimniſſes entſtandene Verbündungen, die in irgend einer Art mit uns dieſelben Abſichten haben, unnöthig ſein, mithin von ſelbſt verſchwinden werden, da der Schein der Fackel im hellen Sonnenlichte überflüſſig iſt. Unſre Blicke auf dieſes erhabne Ideal der Zukunft gerichtet, faſſen wir als Männer den durchdachten und tiefgefühlten Entſchluß, ſo zu handeln, als hörten wir nie auf zu leben, den Entſchluß, die Entwickelung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe des Menſchengeſchlechts zu jenem hohen Grade der Reinheit kräftigſt zu befördern, deſſen Möglichkeit die edlern Seelen unter allen Himmelsſtrichen jetzt nicht mehr bloß ahnden, ſondern als gewiß erreichbar anſehen.“ —

„Demnach ſind die Hauptzwecke unſeres Bundes, welche uns überall klar und hell vor Augen ſtehen, auf welche wir all unſer Thun und Laſſen beziehen müſſen: 1. Veredelung und Vollkommnerwerdung der Mitglieder an Geiſt und Herz; 2. Eine von den Regeln der Klugheit zwar geleitete, immer aber muthige und recht eigentlich praktiſche Ausübung und Verbreitung alles deſſen um uns her, was im weiteſten Sinne wahr, gut, ſchön und gemeinnützig heißen mag. Das allgemeine Mittel, dieſe Zwecke leichter und ſchneller zu erreichen, iſt die Freundſchaft, ſo innig, ſo werkthätig, ſo herzlich und unauflöslich feſt, wie die profane Welt ſie nicht kennt, und nicht übt; wir haben deßhalb, um immer daran erinnert zu werden, daß wir uns ihr geweiht haben, die Eigenſchaft, die ihr erſt den wahren Werth giebt, und ihr nur allein zur Baſis dienen kann, die Beſtändigkeit, zum allgemeinen Symbol unſeres Ordens, wie ſolches ſchon bei deſſen früherer Entſtehung auf Akademieen geſchehen iſt, gewählt.“ —

Nach dieſer nicht ungeſchickten Darlegung der Antriebe und Zwecke theilt Held ſeine Vorſchläge mit, was für Formen dem Bunde zu geben ſeien. Er will dieſe höchſt einfach, keine Grade keine unbekannten Obern, keine ſeltſamen Ceremonien; nur ein Verſchwiegenheitseid ſoll geleiſtet und ein Ordenskreuz auf der bloßen Bruſt getragen werden. Eine Hauptloge in Berlin bildet den Mittelpunkt, alle anderen Logen ſtehen mit dieſer in Verbindung; jede hat ihren Vorſteher und ihren Schreiber, ſonſt herrſcht vollkommene Gleichheit, der auch das den Brüdern empfohlene Du entſprechen ſoll. Nur ſehr gewählte, unverdorbene, kluge und wackre Männer, die frei von Laſtern, von Eigenſucht und Schwäche, ſollten aufgenommen werden. Die Kantiſche Moral wurde als oberſter Grundſatz des Ordens aufgeſtellt, die Würde der Menſchheit auch in dem verachtetſten menſchlicher Weſen zu ehren befohlen. Gegenſeitige Unterſtützung in jeder Noth und Bedrängniß, beſonders aber im Kampfe für Recht und Wahrheit, war heilige Pflicht, eben ſo die Sorge für die Wittwen und Waiſen der geſtorbenen Mitglieder. In Betreff der Staatsverhältniſſe wird vorgeſchrieben, die beſtehenden zu ehren und alle damit verbundnen Pflichten treu zu erfüllen, ſo lange dieſe nicht in zu auffallenden Widerſpruch treten mit den höheren Pflichten der Menſchlichkeit und den urſprünglichen Forderungen des Naturrechts. Die Mitglieder durften keiner anderen geheimen Verbindung angehören, als etwa der Maurerei, doch mit dem Vorbehalte, daß die Konſtantiſten ſtets wiſſen ſollten, wer von ihnen Freimaurer, die Freimaurer aber nie, wer von ihnen Konſtantiſt ſei.

Mit ſolchen wichtigen Grundzügen miſchten ſich andere Vorſchriften von ſehr willkürlicher Art, kleinliche Eigenheiten, die zum Theil drückend werden konnten, zum Theil unnütz und lächerlich ausfielen. So wurde zum Beiſpiel die möglichſte Kurzfaſſung in Geſchäften und ebenſo das Baden des Körpers empfohlen, dagegen der Kaffee verbannt und alles Kartenſpiel, der Haarbeutel und Galanteriedegen, die Viſitenkarten! Was jeder Geſetzgeber erfährt, die Schwierigkeit Weſentliches von Unweſentlichem abzuſondern, jenes feſtzuhalten und dieſes freizugeben, erfuhr auch Held, welcher im Gefühl des redlichſten Wollens allen ſeinen augenblicklichen Ueberzeugungen unbedingte Geltung beilegte, und ſo das Wichtigſte mit dem Unbedeutendſten zum Schaden des erſteren zuſammenknüpfte. Mit Ausnahme der Beſtimmung über das

Verhältniß zur Maurerei, wobei ſich eine Unredlichkeit nicht läugnen läßt, iſt aber der ganze Entwurf merkwürdig frei von jeder Argliſt und Falſchheit.

Wie es früher dem Nürnberger Arzte Erhard mit einem ähnlichen Bund erging, daß nämlich ſein glühend erſonnener Plan die warmen Theilnehmer nicht finden konnte, deren es bedurft hätte, ſo erging es auch dem Eifer und den Anſtrengungen Held's, er mußte nach vielen mühſamen und fruchtloſen Verſuchen die Sache aufgeben. „Die Berliner“, ſagt er ſelbſt in einem ſpäteren Aufſatz, „konnten ſich nicht einigen, weil das Aktenweſen, die Vergnügungen, Zerſtreuungen und Liebſchaften der Hauptſtadt, endlich Heirathen, Unverträglichkeit, Klatſchereien, Geld borgen und nicht wieder geben, dazwiſchen kamen; vielleicht auch weil das Projekt gar zu reinvernünftig war, den Thorheiten der Konvenienz, die der ſubalterne Ziviliſt bald als Wichtigkeiten betrachten lernt, zu ſehr antagoniſirte und der Einbildungskraft nichts zum Spielen lieferte, durch Grade, Geheimniſſe, Symbole, Zierrathen und dergleichen Poſſen. Der Ernſt fehlte, der dazu nöthig geweſen wäre. Ueberdem wollten die Studenten auf einem halben Dutzend deutſcher Univerſitäten ſchlechterdings nicht ihre Konſtantia fahren laſſen.“ Doch fuhr Held ſeinerſeits fort, die aufgeſtellten Grundſätze gewiſſenhaft zu befolgen, behandelte die alten Konſtantiſten ſo wie die Theilnehmer an den Anfängen des neuen Ordens immer als ſeine Brüder, verharrte unverbrüchlich bei dem einmal gewechſelten und beſchwornen Du, nahm ſich der heruntergekommenen, hülfsbedürftigen Genoſſen treulich an, und brachte ihnen jedes in ſeinen Kräften ſtehende Opfer, gleich als beſtünde noch die Gegenſeitigkeit dieſer Verpflichtung, welche von den Anderen nie ausgeübt worden war.

Ueber dieſen Angelegenheiten hatte Held ſeine Amtsgeſchäfte nicht vernachläſſigt, im Gegentheil aus jenen einen neuen Antrieb empfangen, thätig und ſorgſam in ſeinem Dienſtberufe zu ſein. Er wurde von ſeinen Vorgeſetzten als ein trefflicher Arbeiter gerühmt, der eben ſo raſch als gründlich das ihm Aufgetragene ausführte. Als der Geheimrath von Struenſee ihn kennen lernte, ſah er gleich, daß er keinen gewöhnlichen Beamten vor ſich habe, ſondern einen Mann von ſelbſtſtändigem Geiſt und Karakter und von höheren Fähigkeiten, er gewann den feurigen Kopf lieb, und unterhielt ſich gern mit ihm in freiſinnigem Vertrauen. Held wurde im Mai 1791 zu einer beſſeren Stellung befördert, und nach Küſtrin verſetzt. Auch hier, während ſein Eifer für allgemeine Anliegen nur höher glühte, widmete er ſeinen Arbeiten den treueſten Fleiß. Im Oktober deſſelben Jahres wurde ſein Gönner Struenſee zum Staats- und Finanzminiſter erhoben. Nicht weil ſeine perſönlichen Ausſichten dadurch vortheilhafter wurden, ſondern weil er das Ereigniß überhaupt als ein glückliches für den Staat anſah, dichtete Held einen Glückwunſch, der in der berliniſchen Monatſchrift von Bieſter abgedruckt wurde. Jedoch ſchon damals überflügelte ſein Ausdruck die Kühnheit der Anderen, und Strophen, wie die folgenden, ſchienen höchſt bedenklich:

„Schon ſtrahlt allmählig auch auf niedre Stände
Ein heitrer Tag. Verjährter Unſinn fällt
In Trümmer hin. Es ſtürzen, reif zum Ende,
Der Sklavenvorwelt düſtre Scheidewände,
Im Heiligthum der Menſchheit aufgeſtellt.
Dem Sturze tönt von beiden Hemeſphären
Der Völker Jubellied in lauten Wechſelchören."

„Nicht ferner wird erlauchte Habgier toben;
Das Gift verſtockter Herrſcherliſt verraucht.
Matt ſahn Gehorchende ſonſt nur nach oben,
Die jetzt zur hell'ren Umſicht ſtehn erhoben.
Wohl uns! Der Geiſt des Selbſtgefühles haucht
Im Wehn der Kraft durch unſre beſſern Zeiten,
Und bürgt dafür: die Welt wird nie mehr rückwärts ſchreiten!"

Er ſollte nur zu bald eines anderen belehrt werden, und Rückſchritte da erfahren, wo er ſie für unmöglich hielt! Daß aber Rückſchritte ſtets nur Anläufe zu höherem Vorſchreiten ſind, iſt dem Einzelleben kein genügender Troſt, denn die eigne Bahn iſt kurz, und hat für ſich ſelbſt ihr Licht anzuſprechen. —

Der Hang, durch moraliſche, von dem Weltgetriebe geſonderte Verbündung, die eigne Kraft zu erhöhen und freier in das Ganze zu wirken, war in Held durch die gemachten Erfahrungen noch nicht überwunden, und ließ ſich alsbald zu neuen Verſuchen fortreißen. Im Jahre 1792 trat er in den Maurerbund, für den er eine Weile mit großem Eifer glühte; doch nicht lange, denn er fand auch hier den Geiſt und Muth nicht, die ſeiner Meinung nach einen ſo großen Körper beſeelen mußten. Er hat viel über die Freimaurerei geſchrieben, zahlreiche Lieder für den Gebrauch der Logen gedichtet, auch blieb ihm lebenslang ein reger Antheil für alles, was in dem Bunde vorging, immer bereit, verkanntes Gute dort zu entdecken, neue Aufſchlüſſe zu gewinnen; jedoch die Art, wie grade in Berlin die Sachen betrieben wurden, ſtieß ihn zu ſehr zurück, und ſein unbeſtechliches Urtheil mußte in der kahlen Wirklichkeit immer auf's neue verwerfen, was ihn im Ideale zu reizen nicht aufhörte.

Im Mai 1793, als die neuen Erwerbungen Preußens in Polen auf preußiſchen Fuß geſetzt und eine geordnete Verwaltung eingerichtet werden ſollte, wurde auch Held zu dieſem Geſchäft berufen, und in Poſen als Aſſeſſor bei der dortigen Zoll- und Steuerdirektion angeſtellt. Ein weiteres Feld eröffnete ſich nun für die Thätigkeit, mehr noch für den Blick des jungen Geſchäftsmannes, der bei ſeinem nächſten Fache nicht ſtehen blieb, ſondern die Staatsverwaltung auch praktiſch aus höheren Geſichtspunkten und im Ganzen zu überſchauen begann. Wie ſehr ſeine Vorgeſetzten mit ihm zufrieden waren, wie gute Zeugniſſe ſie ihm gaben, erſieht man daraus, daß ſchon im Dezember deſſelben Jahres Held das Patent als Ober-Akziſe- und Zollrath erhielt. Dieſe Verſetzung nach Poſen wurde jedoch durch die Umſtände für ihn verhängnißvoll, hier entſpannen ſich die Fäden, von deren Umſtrickung er ſein Leben hindurch leiden ſollte. —

Der Krieg wider die Polen, welche für ihre Selbſtſtändigkeit ihre letzten, verworrenen und dadurch matten Kräfte aufboten, dauerte noch fort; ein lebhaftes, friſches Volk, deſſen höchſte Verhältniſſe jedoch durchaus verderbt waren, rang vergebens wieder die überlegene Macht, die ſich von allen Seiten ihm aufdrängte, und die ungeregelte Freiheit mußte ſich unter die Formen der fremden Ordnung beugen. Die

Preußen fanden ein verwahrloſtes Land, aufgelöſte Verhältniſſe, Mißbräuche aller Art, unendlichen Stoff zum Bilden, aber leider auch zum Ausbeuten. Zahlloſe Beamte, oft nur durch Gunſt oder Zufall ausgewählt, unter ihnen die ſchlechteſten Leute, die man anderwärts anzuſtellen nicht wagen durfte, ergoſſen ſich in die neue Provinz, und ſtatt der Ordnung, welche ſie bringen ſollten, brachten ſie nur ihre Selbſtſucht und Unredlichkeit. Den Edlen und Ehrlichen unter dieſen Beamten war daher eine zwiefache Anſtrengung auferlegt, den vorgefundenen Uebeln abzuhelfen, und die neueindringenden zu bekämpfen. Held, in ſeiner kraftvollen Rechtlichkeit, in ſeinem Haſſe gegen alle Falſchheit und Lüge, in ſeiner Begeiſterung, für Freiheit und Menſchenwohl, ſah ſich hier von Widerſprüchen umgeben, die ſeine Denkart und Geſinnung nur ſtählten. Die furchtbaren Flammen der franzöſiſchen Revolution, gegen welche der König und die Hauptkraft des Staates am weſtlichen Ende des Reiches den traurigen Krieg nur unheilvoll fortſetzten, ſprühten dabei nachhaltig auch in den trüben Oſten ihre Funken, und viele Gemüther nahmen ſie begierig auf.

Ein früherer Freund Held's, der in Glogau angeſtellte Kriegsrath Joſeph Zerboni, ein vortrefflicher Kopf, hellen Geiſtes und hochherzigen Muthes, heiß für das Vaterland erglüht und in deſſen Dienſte muſterhaft, war mit dem aus Oeſterreich geflüchteten Kapuziner Ignaz Feßler bekannt geworden, der jetzt in der Nähe von Glogau bei dem Fürſten von Carolath lebte, und wegen ſeiner Schickſale und Talente in gutem Rufe ſtand. Als Freiheitsfreunde, als Aufſtreber zur Menſchenveredlung, als Eiferer für Tugend und Recht, hatten beide Männer ſich leicht gefunden und bis auf einen gewiſſen Grad verſtändigt. In ihren Geſprächen kamen ſie bald auf die Mittel, welche ihren edlen Zwecken am förderlichſten ſein könnten, und Feßler trat mit dem Vorſchlag eines geheimen Bundes hervor. Wie in ſpäterer Zeit jeder junge Litterator vor allem ſein eignes Tageblatt haben wollte, ſo begehrte damals jeder Strebſame der Stifter eines Geheimbundes zu werden, wodurch denn ſo Vereine wie Tagblätter von ſelbſt allmählig einander den Boden nahmen und

Anſehen und Wirkung einbüßten. Feßler brachte Geiſt genug und allerlei brauchbares Bauwerk zu der Stiftung mit, er gewann den Beitritt einiger angeſehenen Perſonen, und durch Zerboni's Vermittelung ſchloß auch Held dem Unternehmen ſich an. Im Oktober 1793 kamen die drei Freunde auf dem wüſten Schloſſe des Dorfes Polniſch-Tarnau zuſammen, und nannten ihren Bund den der Evergeten oder Gutesthuer, wie denn in der That ihr Plan nur Löbliches und Gutes darlegte. Das Ganze ſollte als ein Zweig der Freimaurerei gelten, und aus dieſer zunächſt auch ſeine Mitglieder werben. Zerboni gewann ſeinen eben aus Frankreich zurückgekehrten jüngeren Bruder, und ſeine Freunde, den Hauptmann von Leipziger in Schweidnitz und den Kaufmann Conteſſa in Hirſchberg, für den Bund. Doch blieb in dieſem geringen Anfange die Sache bald ſtecken. Conteſſa wollte den Bund in republikaniſches Weſen leiten, Feßler, vom Kloſter her an Scheinſamkeit gewöhnt, allerlei Gaukeleien damit verknüpfen, beidem Bemühen ſtanden Zerboni und Held entgegen; ſie ſelbſt, und bald auch Leipziger und Conteſſa, zogen ſich von Feßler zurück, der ſich darauf ganz auf die Maurerei warf, aber auch hier bald ſcheiterte und allein blieb. Der Bund ging unter, bevor er recht entſtanden war, und die Freunde betrachteten ihn bald ſelber nur noch als ein Spielwerk jugendlicher Träume, nicht ahndend, daß aus dieſem verlaſſenen Spielwerk ihnen noch furchtbarer Ernſt erwachſen ſollte! — Der Evergetenbund blieb die letzte Geheimnißkrämerei, von der ſich Held locken ließ, er nahm fernerhin an keiner ſolchen mehr Theil.

Deſto lebhafter wandten ſich ſeine Blicke nun auf die öffentlichen Ereigniſſe, auf die Bewegungen des Staats- und Bürgerlebens. Er liebte die Freuden der Geſelligkeit, den Umgang mit Frauen, und das muntere Zuſammenſein beim Mahle, wiewöhl er ſelber dabei ſtets eine muſterhafte Mäßigkeit hielt; die Offenheit freundſchaftlicher Geſpräche und der Frohſinn traulicher Scherze waren ihm Bedürfniß. Gern widmete er die Töne ſeiner allzeit bereitwilligen Poeſie ſolchen geſelligen Anläſſen, und was irgend in dem Kreiſe ſeiner Freunde und Gönner vorfiel, empfing ein entſprechendes Gedicht, worin denn gewöhnlich alles Gute zu feiern und alles Böſe zu ſchmähen nicht verſäumt wurde. Am größten jedoch erſchien ſein Eifer und auch ſein Talent, wenn allgemeine Vorgänge zu beſingen waren, in welchen ſein auf Menſchenrecht und Menſchenwohl gerichteter Geiſt irgend ein Heil zu finden wähnte. Als Jean Jacques Rouſſeau's Aſche am 11. Oktober 1794 zu Paris in das Pantheon gebracht worden war, überſetzte Held das dieſem Vorgange gewidmete Gedicht Chenier's in der Form von Schiller's Lied an die Freude, und ließ dieſe Ueberſetzung in der Südpreußiſchen Zeitung abdrucken, welche der aus Straßburg geflüchtete Buchhändler Schöll in freiſinnigem Geiſt redigirte. Die erſte Strophe lautete:

„Du, der mit den Urgeſetzen
Der Natur, als Freund vertraut,
Stürzteſt der Verderbniß Götzen,
Einſt vom Vorurtheil erbaut:
O! Begeiſtre Frankreichs Jugend,
Die das Vaterland Dir weiht,
Zu der Gleichheit Bürgertugend,
Zu der Freiheit Sittlichkeit!“

„Rouſſeau! Edelſter der Weiſen!
Freund der Menſchen, ſieh herab!
Dankbar ſtehen um dein Grab
Freie Bürger, dich zu preiſen.“

Deßgleichen überſetzte er das berühmte Lied: Le reveil du peuple und andere politiſche Gedichte jener Zeit, ſo wie auch manches aus Horaz und aus den Poeſieen Friedrichs des Großen, wobei er den Vortheil genoß, in den Gedanken und Geſinnungen jener meiſt ſeine eignen auszuſprechen. Auch der am 5. April 1795 zu Baſel zwiſchen Preußen und Frankreich geſchloſſene Frieden war ihm ein willkommenes Ereigniß; er ſah darin die Ausſöhnung und künftige Verbindung zweier Länder, welche ihm beſtimmt dünkten, einem höchſten Ziele vereint zuzuſtreben. Die Grundſätze reiner Menſchlichkeit und freien Bürgerthums waren in Frankreich durch die Gräuel blutiger Gewaltherrſchaft nicht zerſtört worden, ſie hatten hier noch immer vorzugsweiſe ihre Heimath, und

Preußen, von gleichen Keimen erfüllt, verſprach dieſe in ſeinem Königthume ohne jene Stürme zu entwickeln. Held ſagte in ſolchem Sinne:

„Friedrich Wilhelm! Ruf' es wieder,
Ruf dein tapfres Heer zurück!
(Ach, der Kampf warf Viele nieder!)
Laſſ' uns ſein der Franken Brüder!
So gebeut es das Geſchick.
Heil dem fränkiſchen Senate!
Wenn er Treu und Glauben übt,
Nicht die Menſchheit mehr betrübt,
Und dem neugeſchaffnen Staate
Ruh' und Ordnung wiedergiebt!“

Wie ſehr auf anderer Seite dieſer Frieden und die politiſche Freundſchaft eines Königs mit dem revolutionairen Freiſtaat als unnatürlich und verderblich getadelt und gehaßt, und welches Unheil dieſer Verbindung zugeſchrieben wurde, brauchen wir wohl nicht erſt in Erinnerung zu bringen.

Das folgende Jahr 1766 brachte Widrigkeiten und Verwickelungen, die zunächſt auf Zerboni fielen, in denen aber auch Held tief betheiligt war, und die er ſpäter durch freiwillige That ganz auf ſich riß, ſo daß ſein nachheriges noch langes Leben von den Folgen heimgeſucht blieb. Zu dieſer Erzählung müſſen wir etwas weiter ausholen. Karl Graf von Hoym, geboren 1730 in Pommern, war Präſident der Kriegs- und Domainenkammer von Kleve und Mark, als ihn Friedrich der Große im Jahre 1770 zum Staatsminiſter ernannte und ihm die Verwaltung von ganz Schleſien übertrug. Die Provinz war in blühendem Zuſtande, der ſich in den Jahren ſeiner Verwaltung, wenn auch nicht eben durch dieſe, nur noch mehr hob, und ihm die Zufriedenheit des Königs erwarb. Neben dieſer hatte er ſich aber vorzüglich der Gunſt ſowohl des Thronfolgers als aller Perſonen verſichert, die in Berlin irgend Einfluß übten. Die Gunſt Friedrich Wilhelms des Zweiten erhob ihn auch alsbald, im Jahre 1786 bei der Huldigung zu Breslau, in den Grafenſtand und verlieh ihm den ſchwarzen Adlerorden. Hoym war ein ſchöner Mann, der in ſeiner aus Freundlichkeit und Stolz gemiſchten Vornehmheit, bei freiem, offnen Weſen und feiner, verbindlicher Unterhaltung, auf den erſten Blick Anſehen und Zuneigung gewann. Er hatte wirklich Herzensgüte und große Liebenswürdigkeit. Doch ohne ſittliche Kraft entbehrten dieſe Eigenſchaften alles ernſten Haltes, und dienten nur der Eitelkeit und Selbſtſucht. Die Verwaltung Schleſiens war von dem Generaldirektorium in Berlin faſt unabhängig, und Hoym benutzte dies Verhältniß, um in der Provinz alles nach ſeinem Willen anzuordnen. Seine perſönliche Gunſt verfügte Anſtellungen und Ehren, vergab nach Belieben Geld und Gut. Von Schmeichlern und Anſuchern umgeben, ſeiner Stützen am Hofe ſicher, überließ er ſich bald allen Schwächen eines eitlen und mächtigen Mannes, der die Welt vorhanden glaubt, um ſeinesgleichen zu tragen und zu verehren; denn Geburt und Stand galten ihm über alles, und der traurige Wahn, daß vornehmes Befehlen und gewandtes Weltweſen zum Staatsmanne genüge, hatte ſich tief in ihm feſtgeſetzt. Der rechtliche Sinn der Behörden widerſtand öfters der Willkür, die öffentliche Meinung rügte mit Schärfe das Benehmen eines Miniſters, deſſen Schwäche bald in weichliche Rührung verſank, bald in zürnende Strenge aufwallte, ſtets aber nur der Einwirkung des Augenblickes folgte. Nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, welche allen Staatsverhältniſſen eine ſcharfe Prüfung brachte und die Forderungen des Zeitgeiſtes überall dringender aufregte, ſprach die Verſtimmung gegen Hoym ſich um ſo ſtärker aus, als er im Gegentheil jetzt nur um ſo eifriger in den alten Vorurtheilen und Mißbräuchen beharrte, die ſo mächtig erſchüttert und befehdet wurden.

Zerboni hatte ſich von der perſönlichen Erſcheinung Hoym's angezogen gefühlt, und ſich von deſſen Rührung, ſcheinbarem Edelſinn und Eifer für Menſchenwohl, eine Zeitlang täuſchen laſſen. Hoym ſchien auch ſeinerſeits für Zerboni gutgeſinnt, und als dieſer, bei den neuen Erwerbungen Preußens in Polen, für ſich einen weiteren Wirkungskreis in dieſen Ländern wünſchte, verſprach Hoym, ihn dem Miniſter von Voß, der im Februar 1793 die preußiſche Verwaltung dort einzuführen beauftragt wurde, kräftig zu empfehlen. Allein er that dies nicht, und als Zerboni ſich bei Voß meldete, wußte dieſer nichts von ihm, erkannte aber ſogleich den Mann von hellem Geiſt und reinem Eifer, machte ihn zum Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer in Petrikau, und hörte bei vielen Anläſſen ſeinen Rath. Voß blieb indeß nicht lange in dieſer Wirkſamkeit, ſondern mußte im September 1795 die Leitung der neuen Provinz, für welche die Miniſter Freiherr von Schrötter und Hoym anfangs ihm nur beigeordnet geweſen, ganz an den letzteren abgeben. Hoym begann nunmehr auch in Südpreußen zu ſchalten, wie in Schleſien, und die Folgen wurden nur allzuſchnell ſichtbar. Durch den vom Könige genehmigten Vorſchlag, einen Theil der in der neuen Provinz vorgefundenen Krongüter zu Schenkungen an verdiente Männer zu verwenden, hatte er das Mittel in Händen, ſich die einflußreichſten Perſonen am Hofe zu verpflichten, und auf die Günſtlinge Biſchoffwerder, Wöllner, und Andere dieſer Art, durfte er mit Sicherheit rechnen, wenn Anklagen wider ihn geſchehen ſollten, die er unter ſolchen Umſtänden kaum noch fürchtete. Doch Zerboni'n hier zu finden, dem er Gunſt nur geheuchelt hatte, deſſen Grundſätze und Anſichten er haßte, war ihm deſto verdrießlicher, als dieſer Mann grade jetzt durch die Unbefangenheit ſeiner redlichen Vorſchläge und durch ſeinen geſchäftskundigen Scharfblick ſehr unbequem wurde. Zerboni entdeckte in der Verwaltung den abſcheulichen Betrug einiger Angeſtellten, welche den Staat um eine Million Thaler übervortheilten, und pflichtgetreu berichtete er ſeine Entdeckung an Hoym. Doch dieſer wollte nichts von der Sache hören, nannte Zerboni's Angaben einen unberufenen Fürwitz, und wies ihn, als derſelbe ſich nicht gleich beſcheiden wollte, mit beleidigenden Ausdrücken zur Ruhe. Nun gingen Zerboni'n die Augen auf, er ſah in manchen Dingen einen Zuſammenhang, den er bisher nicht hatte glauben wollen, doch ſchien ihm bei ſo vielem Schlechten, welches der Miniſter that oder guthieß, dieſer mehr mißbraucht als ſelbſtſchuldig, und er konnte ſich einer bemitleidenden Anhänglichkeit für denſelben nicht entſchlagen. Hoym aber fürchtete ihn, beſonders auch wegen ſeines lauten Preiſens und Hoffens auf den Kronprinzen, mit dem er ihn ſogar in geheimem Briefwechſel wähnte, um denſelben mit Vorgängen und Thatſachen, die dem künftigen Könige wichtig ſein mußten, im Stillen bekannt zu machen.

Die Unzufriedenheit in Schleſien war mittlerweile auf den höchſten Grad geſtiegen, der Haß gegen Hoym zeigte ſich immer offner und drohender, beſonders hegte die Hauptſtadt Breslau eine gährende Mißſtimmung, und es bedurfte nur eines zufälligen Anlaſſes, ſo brach ſie gewaltſam aus. Ein junger Offizier hatte einen ſiebzigjährigen Fiſcher hart mißhandelt, und der Anblick die Breslauer Bürger dergeſtalt erregt, daß ſie laut die Beſtrafung des Thäters forderten. Da dieſe nicht gewährt wurde, ſo ſtieg der Unwillen zu Thätlichkeiten, die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, die anrückenden Truppen wurden zurückgedrängt, und der Sturm, einmal losgelaſſen, wandte ſich ſchnell mit ganzer Stärke gegen Hoym, gegen deſſen Pallaſt das Volk herantobte. Erſt kürzlich hatte ein Liebling Hoym's die öffentliche Meinung, die ihn arger Betrügereien anklagte, durch Trotz und Hohn auf das äußerſte erbittert, und gegen ihn und ſeinen Beſchützer, deſſen ſämmtliche Sünden nun zur Sprache kamen, wurden die heftigſten Verwünſchungen ausgeſtoßen. Hoym, leichenblaß und zitternd, hielt ſich für verloren, jammerte um ſein Leben, verſprach jede Beſſerung. Wir geben das Folgende mit den Worten, in welchen Held die Sache erzählt: „Ein Kammerreferendarius, der Graf von Kamecke, ein junger, intereſſanter, romantiſcher und jovialer Alcibiades, warf ſich mitten in den Lärmen, trank mit den Bürgern, und trug durch ſeine heitere Laune und Treuherzigkeit das Meiſte zu ihrer Beſänftigung bei. Hoym umhalſete den Kamecke, nannte ihn ſeinen Schutzengel und Lebensretter, und verſprach ihm ungebeten in der Angſt alle ſeine Schulden zu bezahlen, wenn er die noch immer erboſte Menge bald ganz beruhige. Kaum war letzteres geſchehen, als Hoym mit dem ſehr freimüthigen Kamecke über die wahren Urſachen des Aufſtandes in Streit gerieth. Kamecke drohte, er würde einen eigenen Bericht nach Potsdam in das Kabinet ſchicken. Hoym eilte ihm zuvorzukommen, verläumdete den Kamecke bei'm Könige, und ſchilderte deſſen Benehmen grade umgekehrt. Das Schuldenzahlen unterblieb, und der patriotiſche Referendarius wurde obenein aus Breslau vertrieben. Er trat in Berlin nun als Lieutenant bei den Huſaren ein.“

Wirklich, kaum war die Gefahr beſeitigt, ſo trat Hoym gleich wieder in alter Hoffahrt auf, und nachdem er durch Truppen und Behörden ſeine Macht erſt wieder geſichert ſah, dachte er nur einzig an Rache für die erlittene Demüthigung. Der Breslauer Aufruhr hatte am 6. Oktober 1796 Statt gehabt, die tobende Menge war zuletzt durch Kartätſchenhagel auseinandergejagt worden, gegen hundert Menſchen waren umgekommen, Verhaftungen folgten und ſcharfe Drohungen, die ganze Stadt war in Trauer und Schrecken; Zerboni empfing in Petrikau mit tiefſter Bewegung die Nachricht von dieſen Vorgängen, von dem Muthe des Volkes, von der Angſt des Miniſters; mit Unwillen und Schmerz hörte er, wie Hoym nun zu Handlungen des Haſſes und der Grauſamkeit fortgeriſſen werde, und ſich dadurch nur neues Unglück bereite.*) In der leidenſchaftlichen Stimmung eines aus Erbitterung und Mitleid, Verachtung und Theilnahme gemiſchten Gefühls, ſeiner redlichen Abſicht gewiß, einen guten Erfolg noch für möglich haltend, ſchrieb er am 12. Oktober an Hoym einen Brief, der zu verhängnißvolle Entwickelungen auch für Held's Leben in ſich trug, als daß wir ihn hier übergehen dürften. Zerboni ſchrieb wie folgt:

„Hochgeborner Graf, hochgebietender Herr Geheimer Staatsminiſter! Ew. Exzellenz verdanken das gegenwärtige Blatt einer leidenſchaftlichen Anhänglichkeit an Ihre Perſon. Einer Anhänglichkeit, die bei dem erſten Augenblicke meiner Bekanntſchaft mit Ihnen entſtand; bei den dringendſten Veranlaſſungen zum Gegentheile täglich wuchs; über die ich mir durchaus keine Rechenſchaft zu geben vermag.“

---

*) Gegen dieſe Erzählung macht K. A. Menzel (Zwanzig Jahre preußiſcher Geſchichte) den Vorwurf, ich habe den Aufſtand am 6. Oktober 1796 mit einem früheren vom 3. April 1793 verwechſelt, nur bei letzterem habe Blutvergießen ſtattgehabt. Ich finde keine Aenderung zu machen. Ich habe aus authentiſchen Quellen geſchöpft, und Menzels Angabe ſteht in der Luft.

„Es ſind den 6. dieſes Monats Auftritte in der Hauptſtadt Schleſiens vorgefallen, die in einem wohlregierten Staate nicht erhört ſind. Unſere Staatsverfaſſung iſt gut; unſere Geſetze ſind weiſe; wo kann alſo der Fehler anders liegen, als in der Ausübung der letzteren.“

„Was hievon auf die große Schuldrechnung Ew. Exzellenz kömmt, hat Ihnen Ihr Gewiſſen in der Nacht vom 6. zum 7. dieſes Monats geſagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Vorſätze, die Sie da faßten, das Schickſal aller Ihrer bisherigen Entſchlüſſe haben; Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich, und Ihr Andenken verhaßt ſein.“

„Das Volk hat bei dem vorgeweſenen Auftritte eine Energie gezeigt, die mich an meinen Landsleuten überraſcht. Ein einziger entſchloſſener Böſewicht von Kopf, der ſich an die Spitze des gährenden Haufens geworfen, ſeine regelloſen Bewegungen nach einem Plane geleitet hätte, und — es wären Auftritte erfolgt, über die Sie jetzt mit der ohnmächtigen Verzweiflung eines Weibes die Hände rängen.“

„Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft es zu vollbringen. Sie leben nur für die Empfindung des Augenblickes. Ueber dem Jammer eines Einzelnen überſehen Sie das Elend einer ganzen Generation. Um eine vor Ihren Augen geweinte Thräne zu trocknen, laſſen Sie Ströme ungeſehener Thränen fließen.“

„Sie beugen Ihr Knie vor der Konvenienz, und huldigen der Laune des Momentes. Sie ſchätzen den Stein nur um der Folie willen. Der Mann von Kenntniſſen ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne geſellige Abgeſchliffenheit, hat für Sie keinen Werth; Ihre buntſcheckigten, ignorirenden Herrchen von Ahnen und Ton drängen beide nicht nur aus Ihren Geſellſchaften, ſondern, was bedeutender iſt, aus öffentlichen Poſten, die keine Ahnen, aber Kenntniſſe und Rechtſchaffenheit erfordern.“

„Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man ſonſt ertrug, zu einer Zeit, wo man ſo dreiſt jedem grauen Wahne in die Augen leuchtet, durch die kleinlich ſtrengen Gränzlinien, die Sie in Ihren Zirkeln ziehen, unausſtehlich, und ſich dem gebildeteren Bürgerſtande unerträglich gemacht. Ueber den durch tauſend bedenkliche Begünſtigungen erkauften Bücklingen Ihrer ſoupéfähigen Herren, überſehn Sie die Achtung edler Männer, die im Sturm um Sie treten und Ihnen mit Rath und Entſchloſſenheit aushelfen könnten, wenn der Inſektenſchwarm, der nur im Sonnenblick Ihrer glänzenden Epoche zu dauern vermag, verjagt iſt.“

„Mit Wehmuth habe ich es bei meiner kürzlichen Anweſenheit in Schleſien bemerkt, es iſt weit gekommen. Männer von Kopf und Herzen haſſen Sie nicht mehr; ſie verachten Sie. Ihre Gunſt iſt der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen karakterloſen Menſchen erkennt. Man arbeitet daran, Ihre Periode zu beſchleunigen.“

„Die Natur hat für die ganze Schöpfung, für alle ihre Kinder nur einerlei Geſetze. Eine gute Staatsverfaſſung iſt in ihrer Oekonomie das Symbol der Natur. Sie erliegen der vergeblichen Arbeit, weiſer zu ſein als die letztere. Sie wollen Alle verbinden, und verbinden nicht Einen. Armer Mann, bei ſo vielen Opfern ohne Freund! Warum genügt es Ihnen nicht, die Neigung edler Menſchen, und die Achtung aller zu erhalten. Die letztere wird Ihnen ſelbſt der Verbrecher nicht verſagen können, wenn Sie ſein Urtheil unterzeichnen; ſobald ſich ihm die Ueberzeugung aufdrängt, daß ihn nicht Ihre Willkür, daß ihn das Geſetz verdammt.“

„Das Schickſal hat wenigen ſeiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewieſen, den es Ihnen früh gab. Auf dem Orte, wo Sie ſtehen, was könnten Sie für Schleſien und Südpreußen, was durch dieſe Provinzen, für den ganzen Staat thun? Und was geſchieht durch Sie? —“

„Unglücklicher Mann, mit ſo unendlichen Talenten zu eigener, und zur Glückſeligkeit Anderer! Sie verhandeln gegen die erkauften albernen Schmeicheleien weniger karakterloſer Menſchen, die Sie umgeben, die Vergötterung einer ganzen Nation, die Ehrenſäulen der folgenden Jahrhunderte; und — was mehr als dies alles iſt, ein großes und edles Herz, das Sie über alle Zufälligkeiten des Schickſals erheben könnte! —“

„Ich ſpreche in dieſem nur für Sie exiſtirenden Blatte eine Sprache mit Ihnen, die Sie vielleicht überraſcht; aber es hat auch noch nie einem Sterblichen Ihre Erdenſeligkeit wärmer als mir am Herzen gelegen. Wie hätte ich auch ſonſt bei meiner Denkart pflichtwidrig den Aufforderungen widerſtehen können, unſere für mich ſo beleidigende Korreſpondenz über die Diebereien des ſüdpreußiſchen Feldkriegscommiſſariates dem Thronfolger vorzulegen? —“

„Sie ſind von Ihren geiſtloſen Schreibern, die mit wenig Geſchicklichkeit für jede Laune Seiner hochgräflichen Exzellenz eine geſetzliche Formel zu finden befliſſen ſind, nur die Ausdrücke der Livree gewöhnt. Aber — Sie bedürfen nackter Wahrheit; und dieſe iſt nicht gefälliger, als ich ſie vortrage.“

„Nehmen Sie dies Blatt auf wie Sie wollen. Ich befürchte nichts. Mein Schickſal iſt außer der Gewalt jedes Menſchen; nur von meinem eigenen Kopf und Herzen abhängig.“

„Antworten Sie mir was Sie wollen; antworten Sie mir auch gar nicht. Wollen Sie mich aber kränken, ſo laſſen Sie mir durch einen Ihrer Schreiber eine mit verbrauchten ſchalen Huldverſicherungen angefüllte Antwort aufſetzen.“

„Ueberzeugen Sie mich, daß meine unbegreifliche Anhänglichkeit an Sie nicht nur leidenſchaftlich, ſondern auch blind iſt. Ich habe einem ſehr edlen Triebe meines Herzens gefolgt. Ich kann mich in das Bewußtſein einer guten Abſicht hüllen, und trete dann mit deſto größerer Beruhigung und Energie auf die Ihnen gegenüberſtehende Seite.“

„Ich bin mit den Geſinnungen, welche mir meine abſichtsloſe innige perſönliche Neigung gegen Sie einflößt, und der Verehrung, welche das zwiſchen uns beſtehende Dienſtverhältniß nothwendig macht, Ew. Exzellenz ganz gehorſamſter treuer Diener Zerboni. Petrikau, den 12. Oktober 1796. —“

Gewiß ein merkwürdiges Schreiben, und wie man auch über die Ausdrucksweiſe deſſelben denken mag, immer wird man den Muth ehren müſſen und die Rechtſchaffenheit, welche darin hervortreten. Auch hegen wir an der Aufrichtigkeit der ausgeſprochenen Zuneigung nicht den kleinſten Zweifel; wer die Widerſprüche, in denen jene mit der gleichfalls ausgeſprochenen Bitterkeit und Verachtung zu ſtehen ſcheint, nicht vereinbaren kann, der kennt das Menſchenherz nur wenig und hat nur geringe Erfahrung von den einander feindlichen Richtungen, die ſich oft feſt in ihm durchſchlingen. Doch war grade Held ſehr unzufrieden mit dem Briefe, er fand ihn „ein unſeliges Mittelding von Schmeichelei und Grobheit, nur halb dreiſt, und eigentlich mehr kränkend und neckend abgefaßt, als der Ausbruch eines von der Unordnung, Zweckwidrigkeit und Unmoralität in der inneren Verwaltung empörten Gemüths iſt;“ er meinte, „wer den Beruf fühlt, einen ſolchen Brief zu ſchreiben, muß ihn gleich ſo einrichten, daß der Empfänger ihn keinem Menſchen zeigen könne.“ Zerboni blieb vier Wochen ohne Antwort, und mußte glauben, ſeine Aufwallung ſei wirkungslos vorübergegangen. Allein er hatte ſich diesmal in der Beurtheilung des Mannes, den er auf eine ſo ſcharfe Probe ſetzte, arg verrechnet. Hoym fühlte ſich nach beſtandener Gefahr nur um ſo übermüthiger in ſeiner Macht; heftig ergrimmt über die unerhörte Frechheit, mit der ein Untergebener ihm zu ſchreiben gewagt, wollte er ſich durch den König ſelber Genugthuung ſchaffen; in blinder Wuth ſandte er den ſchrecklichen Brief nach Berlin an den Generaladjutanten von Zaſtrow, und dieſer legte ihn zu guter Stunde dem Könige vor, der leicht in die Vorſtellung einging, daß ſein eigenes Anſehen in dem des hohen Dieners angegriffen ſei. In Folge eines Kabinetsbefehls wurde nun Zerboni Abends am 17. November in der Mitte ſeiner Familie plötzlich verhaftet, und als Staatsgefangener auf die Feſtung Glatz abgeführt.

Zwar ſah Hoym baldigſt ein, daß er ſich übereilt habe, und in der That, wenn ſein Schritt den Gegner unmittelbar auf das härteſte traf, ſo war die Rückwirkung auf ihn ſelbſt auch nicht gering, und verbitterte ihm alle noch übrigen Lebensjahre. Das Vergehen Zerboni's war nur eine Privatbeleidigung des Miniſters, und konnte vor Gericht eine nur mäßige Strafe nach ſich ziehen, der Beſtrafte nachher aber nur um ſo erbitterter ſeine Feindſchaft fortſetzen. Er trat alſo mit Zerboni in Unterhandlung, und ſicherte ihm, falls er gewiſſe Bedingungen einginge, ſeine baldige Entlaſſung zu. Inzwiſchen hatte Hoym auch Zerboni's ſämmtliche

Papiere in Petrikau wegnehmen laſſen, und nach deren Durchſuchung glaubte er eine andere, weit ſchwerere Schuld auf ihn bringen zu können; von jenem Abkommen war nicht weiter die Rede, ſondern Zerboni wurde, als er ſchon erwartete, in Freiheit geſetzt zu werden, am 17. Februar nach Spandau, und bald darauf in die Zitadelle von Magdeburg gebracht. Man hatte nämlich Schriften und Briefe gefunden, welche den Evergetenbund betrafen, und dieſer wurde als ein Staatsverbrechen dargeſtellt. Auf dieſes richtete nun Hoym den ganzen Eifer und Nachdruck ſeiner Anklagen. Die Wegnahme der Papiere, die durch den Oberauditeur Kriegsrath Pitſchel geführte Unterſuchung, das weitere Gerichtsverfahren, ſo wie die überaus harte Gefangenſchaft, alles konnte angefochten werden, theils als nicht ſtreng den Geſetzen gemäß, theils als entſchieden partheilich. Ueberall hat man die traurige Erfahrung gemacht, daß die Richter, wenn ſie einen ſogenannten politiſchen Prozeß überkommen, alle Faſſung verlieren, ſie ſehen ſich in ungewohnter Wichtigkeit, das Gewiſſen wird von dem Eifer betäubt, ſich bei ſolcher glänzenden Gelegenheit auszuzeichnen, den Dank und die Belohnungen der Herrſchenden zu erwerben; da wird jeder zweifelhafte Umſtand als erwieſene Schuld ausgelegt, jede gewaltſamſte Schlußfolgerung verſucht. So geſchah es auch hier; vergebens berief ſich Zerboni auf die geſetzlichen Vorſchriften, verlangte vor ſeinen ordentlichen Richter geſtellt zu werden, beſtand darauf, die Anklage wegen des Briefes nicht mit der wegen des vergeſſenen Ordens vermengen zu laſſen; das Verfahren ging ſeinen Gang, in welchem ſolche Unregelmäßigkeiten vorfielen, daß ſogar zwei Miniſter, der Großkanzler von Goldbeck und der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Graf von Haugwitz, eine Bekanntmachung unterſchrieben, welche über die Verhafteten falſche Angaben durch die Zeitungen verbreitete. Daſſelbe Loos der Verhaftung traf nun auch den Hauptmann von Leipziger, den Kaufmann Conteſſa und den jüngeren Zerboni, die durch die weggenommenen Papiere als Theilnehmer des Bundes erkannt worden waren. Von Held fanden ſich Briefe an Zerboni, in denen er den Evergetenbund als unnütz und nicht ausführbar verwarf, und ſich gänzlich davon losſagte. Gegen Feßler wurde nicht verfahren, weil man ſeinen eben erſchienenen Mark-Aurel für eine Lobſchrift auf den König nahm, und dieſer den Namen auf der Verhaftliſte mit dicker Tinte ausgeſtrichen hatte.

Die Geſetzgebung über geheime Geſellſchaften war damals in Preußen ſehr mangelhaft, und wurde erſt nachher ausgebildet und geſchärft; die Freimaurerei mit ihren verſchiedenen Zweigen — und als einen ſolchen gab ſich der Evergetenbund — war durchaus erlaubt; und ſelbſt wenn dieſer nicht zur Wirkſamkeit gelangte Bund als ein unerlaubter beſtraft werden ſollte, ſo ſprach das Geſetz dafür den Theilnehmern höchſtens ſechs Wochen Gefängniß oder fünfzig Thaler Geldſtrafe zu. Das Gericht beharrte zwar darauf, hier ein größeres Verbrechen, nämlich eines gegen die Sicherheit des Staates anzunehmen, und erkannte hiernach in zwei Inſtanzen auf mehrjährige Feſtungsſtrafe. Jedoch das eigentliche Sachverhältniß, welches der Welt nicht verborgen war, die Würde und Geſchicklichkeit, mit denen Zerboni ſich benahm und vertheidigte, die einſtimmig vortheilhaften Zeugniſſe ſeiner bisherigen Vorgeſetzten und die im Stillen eifrigen Bemühungen ſeiner Freunde, beſonders da auch mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Dritten die Günſtlinge Biſchoffwerder und Wöllner machtlos wurden, und der junge König auch die Verwaltung Südpreußens wieder in die bewährten Hände des Miniſters von Voß legte, alles dies wirkte vereint ſo ſtark und vortheilhaft ein, daß Zerboni ſchon während des Prozeſſes milder gehalten, und im Sommer 1798 der Haft völlig entlaſſen nach Petrikau heimkehren konnte.

Wir haben dieſe Erzählung, um den Zuſammenhang nicht abzubrechen, in flüchtigen Umriſſen ſo weit vorausgeführt, kehren aber nun zu Held zurück, den wir in Poſen verlaſſen haben, und der inzwiſchen nicht unthätig geblieben war. Durch die Verhaftung und Wegführung Zerboni's wurde Held im Innerſten erſchüttert, und als gegen denſelben der Evergetenbund zur Hauptanklage gemacht wurde, ging er mit ſich zu Rathe, ob er ſich nicht freiwillig ſtellen und gleiches Loos mit ſeinen Freunden theilen ſollte. Doch ſah er bald ein, daß er dieſen damit keinen Dienſt leiſten, im Gegentheil ihre Sache verſchlimmern würde; wohl aber konnte er als Freigebliebener ihnen von großem Nutzen ſein, für ihre Angelegenheiten Sorge tragen, auch wohl Wege finden, ihnen heimlich Rath und Hülfe zuzuwenden. Indem er heißen Eifers jede Gelegenheit für die Freunde zu wirken ſuchte, wobei ſein Haß gegen ihren Verfolger Hoym in wahren Grimm aufloderte, hatte er zugleich in ſeinen eigenen Lebensverhältniſſen eine Zeit großer Spannung und bedenklicher Entwickelung. Eine Neigung, welche ſchon ſeit einigen Jahren ihn befangen hielt, war der Hinderniſſe entledigt worden, die bisher einer Verbindung entgegengeſtanden, und ſeine redliche Treue wie ſein ſittlicher Zartſinn geboten ihm, der Geliebten ſeine Hand anzutragen, wiewohl er ſchon zweifelte, ob dieſe Heirath für ihn angemeſſen ſei und ſein Lebensglück gründen könne. Die Heirath kam im Juli 1797 zu Stande, und obſchon die ſchöne und reizende Wittwe ihm ſogleich reichere Verhältniſſe zubrachte, ſo fühlte er dabei doch nur zu bald den Mangel anderer Güter, auf die er mehr gerechnet hatte. Mit dieſer Ehe begann für ihn eine Schule harter Prüfungen, die er männlich zu tragen und ſchweigend durchzukämpfen beſchloß, aber zu tragen und zu verſchweigen doch bisweilen nicht vermochte.

Sein Geiſt, der in dieſem Kreiſe keine Befriedigung fand, wandte ſich um ſo feuriger den öffentlichen Angelegenheiten zu. Damals herrſchte in Preußen, ungeachtet des durch Wöllner und ſeine Genoſſen in Religions- und Meinungsſachen ausgeübten Zwanges, eine große Freiheit des Wortes, und Haß gegen die Dunkelmänner wie Liebe für die Lichtfreunde ſprachen ſich überall ungehindert aus. Immer waren es die treuſten Unterthanen und redlichſten Bürger, die tapferſten Offiziere und tüchtigſten Beamten, welchen die Vaterlandsliebe ſelber zum Sporn diente, dem Staate kein Gebrechen nachzuſehen, Unrecht und Falſchheit bis in die höchſten Stellen mit ſcharfem Tadel zu verfolgen. Unter den Freimüthigen war Held einer der kühnſten; er ſah ſcharf und kannte vieles, daher gebrach es ihm in der Nähe und Ferne nicht an Gegenſtänden, die Geißel ſeines Haſſes oder ſeines Spottes daran zu verſuchen; der Drang, ſeine unglücklichen Freunde zu rächen, mußte ſeinen Eifer noch beſonders ſtacheln. Die Verwaltung Hoym's, ſowohl in Schleſien als in Südpreußen, war nicht für Held allein, ſondern für Hunderte von Stimmen der Gegenſtand heftigſter Erörterung; die Güterſchenkungen in Südpreußen boten einen ſtets erneuerten Stoff; neben einigen Verdienten drängten Unverdiente ſich heran, ja ganz Verwerfliche, bisweilen ſchien ſogar der Zufall mehr noch als die Gunſt die Looſe zu beſtimmen; die geringe Angabe des Werthes der Güter machte die Sache zum offenbaren Staatsbetrug; das ganze Geſchäft, in den Händen eines Untergebenen und Vertrauten Hoym's, des ehemaligen Förſters Triebenfeld, nunmehrigen Kriegs- und Forſtraths von Triebenfeld, war ein fortgeſetztes ſchmachvolles Aergerniß. So lange die Ausbrüche mündlich geſchahen, war damit wenig Gefahr verbunden, denn, wie geſagt, das freie Sprechen war allgemein, und Horcher und Angeber hätten für unermeßliche Arbeit nur ſchlechten Lohn verdient. Anders aber war es beim Druckenlaſſen; hier war nicht nur eine Zenſur zu beſtehen, ſondern das Gedruckte blieb auch überall und jeder Zeit erfaßbar, und zeugte von ſich ſelber. Daher konnte hier ſchon kühn ſcheinen, was hinter dem geſprochenen Worte noch weit zurückſtand, und auch bloße Anſpielungen wurden beargwohnt und gerügt.

Unter ſolchen Umſtänden machte ein Feſtlied an den Gemeinſinn, welches Held zur Geburtstagfeier des Königs am 25. September 1797 in Poſen drucken ließ, das größte Aufſehen. Strophen wie folgende wurden bei Gaſtmahlen mit lautem Jubel geſungen:

„Edel iſt ein jedes Blut,
Das die Tugend fühlet!
Hochgeboren jeder Muth,
Der nach Wahrheit zielet.
Nur Verdienſt giebt ächten Werth,
Nicht Geburt, nicht Güter;
Sklav' iſt, wer die Launen ehrt
Frecher Volksgebieter.“

„Daß der Preußen Staatsſyſtem
Nimmer möge ſinken,
Laßt uns laut: „Das Diadem
Unſres Königs!“ trinken.
Ein erleſnes Werkzeug ſei
Er dem Geiſt der Zeiten,
Der auf vieler Länder Reih'
Eilt ſein Licht zu breiten.“

Und wenn es gleich darauf hieß:

„Laß den goldumſtrahlten Thron
Diener nur umgeben,
Dich nach innrem Tugendlohn,
Nicht nach Gütern ſtreben,“

ſo blieb freilich nicht zweifelhaft, welches Wort hier durch nachdrücklichen Ton zur beißendſten Anſpielung zu erheben ſei. Um ſo jubelnder wurden dann die folgenden Strophen in demſelben Bezuge fortgeſungen:

„Fluch ſei jedem Wahrheitsfeind!
Und Vernunftverdreher!
Jedem Schalk, der freundlich ſcheint!
Jedem Phariſäer!
Gönnt den Heuchlern ihren Schein,
Brave Zeitgenoſſen!
Enkel werden ihr Gebein
Einſt mit Füßen ſtoßen.“

„Allen Buben ihren Lohn,
Die den Staat betrügen,
Und aus Raubſucht, um den Thron
Sich wie Schlangen ſchmiegen.
Später Rache heißer Tag
Dräut aus fernen Wettern
Sie mit Einem großen Schlag
In den Staub zu ſchmettern.“

Dieſe letzten Zeilen wurden als eine Anſpielung auf den künftigen König Friedrich Wilhelm den Dritten gedeutet, der als Kronprinz in ſchweigendem Unwillen den herrſchenden Günſtlingen als ein drohendes Schreckbild erſchien. Hoym war außer ſich über den Druck und die freudige Aufnahme dieſes Gedichts, und der ihm ſchon längſt verhaßte Autor ſollte ſchwer dafür büßen. Die Druckerlaubniß war durch den Regierungspräſidenten von Danckelmann in Poſen harmlos ertheilt, aber es wurde nachher behauptet, dies ſei nicht geſchehen, und ſolchen Vorwand ergreifend ſandte Hoym eine Anklage gegen Held nach Berlin, daß derſelbe ein Gedicht von frechem und jedenfalls für die Geburtstagfeier des Königs unziemlichem Inhalt, gegen das Verbot der Zenſur habe drucken laſſen, er gehöre überhaupt zu den unruhigen Köpfen, die von dem Freiheitsſchwindel ergriffen dieſen überall zu verbreiten ſuchten, und es ſei daher zweckmäßig, ihn aus Poſen, wo er ſolches Aegerniß gegeben, und überhaupt aus Südpreußen zu entfernen. Dieſe Anklage gerieth, da Friedrich Wilhelm der Zweite mittlerweile am 16. November 1797 geſtorben war, in die Hände ſeines Nachfolgers Friedrich Wilhelm des Dritten, der in den erſten Tagen ſeiner Regierung ſolche Sache unbedenklich nach den Angaben ſeines Geheimen Kabinetraths entſchied. Dieſer war Menken, ein ehmals vielbelobter, aber ſchwacher und furchtſamer Mann, aus Helmſtädt gebürtig, und von dorther mit Held früh bekannt, jetzt aber perſönlich wider ihn eingenommen. Held war zur Zeit des Thronwechſels auf Urlaub in Berlin, ſpeiſte grade beim Miniſter von Struenſee, als dieſer über Tiſch eine Kabinetsordre empfing, deren Inhalt er ihm noch deſſelben Tages durch folgendes Schreiben bekannt machte: „Des Königs Majeſtät haben mir durch die höchſte Kabinetsordre vom 19. dieſes Monats Ihr Mißfallen zu erkennen zu geben geruhet: daß der Herr Ober-Zoll- und Akziſe-Rath von Held ſich beikommen laſſen zum Geburtstage des höchſtſeligen Königs Majeſtät ein Gedicht von ſehr zweideutigem Inhalte, welches wenigſtens zur Feier dieſes Tages nicht paſſend war und welchem daher mit Recht das Imprimatur verweigert worden, dennoch drucken und ſogar in Muſik ſetzen zu laſſen, um ſolchem deſto mehr Publizität zu geben und es gleichſam zu einem Volksliede zu machen.“

„Höchſtdieſelben haben daher auch dem Großkanzler von Goldbeck aufgegeben, ihn wegen dieſer geſetzwidrigen Handlung zur Verantwortung und Strafe zu ziehen; mir aber, da Sie ſchon längſt Ihrer demokratiſchen Geſinnungen und unbedächtigen Aeußerungen halber bekannt ſein ſollen, den Auftrag ertheilt, Sie unverzüglich von Poſen weg in eine kleine Stadt hieſiger Gegend zu verſetzen.“

„In Gemäßheit dieſes Allerhöchſten Befehls habe ich Sie daher zum Mitgliede bei der Provinzial-Akziſe- und Zolldirektion zu Brandenburg, mit Beibehaltung Ihres zeitherigen Gehalts von 900 Thaler ernannt und das Nöthige dieſerhalb Dato verfügt; und ich muß Sie daher hiedurch anweiſen, ſich unverzüglich nach Brandenburg zu begeben und Ihren Poſten daſelbſt anzutreten.“

„Zugleich aber muß ich Ihnen, dem höchſten Auftrage zufolge, die gemeſſenſte Weiſung geben, ſich dieſe Verfügung zur Lehre dienen zu laſſen und ſich künftig in Ihren Reden und ſonſtigen Aeußerungen vorſichtiger als bisher zu betragen, weil Sie ſich ſonſt, wenn Sie Ihrer Zunge und Feder fernerhin ungezügelten Lauf geſtatten, die härteren Maßregeln ſelbſt beizumeſſen haben werden, die man höheren Orts ganz unvermeidlich gegen Sie zu ergreifen ſich gemüſſiget ſehen wird. Ich hoffe durch die Art wie ich den Königlichen Befehl ausgerichtet, Ihnen einen Beweis gegeben zu haben, wie ſehr ich Ihres eigenen Vortheils wegen wünſche, daß Sie dieſer Weiſung und meinem wohlgemeinten Rathe künftig genau nachkommen mögen. v. Struenſee. Berlin, den 21. November 1797.“

Im Gaſthofe zur Stadt Rom, wo er dieſes Schreiben empfing, ſchrieb Held ungeſäumt ſeine Verantwortung, wurde noch über Nacht damit fertig, und reichte ſie am nächſten Morgen dem Miniſter ein. Er ſagte darin ohne Rückhalt und Scheu grade heraus, was die Welt von Hoym offenkundig wußte und urtheilte. Er bewies, daß eine Lüge ſei, wenn geſagt werde, ſein Gedicht ſei ohne Zenſur gedruckt, ſodann bekannte er frei, daß er daſſelbe abſichtlich gegen manche Perſonen zugeſpitzt, welche die Gutmüthigkeit des vorigen Königs mißbraucht hätten, und welche der jetzige König bereits begonnen habe unter das Geſetz zu ſtellen und ſie zu beſtrafen. „Manches darin, ſagt er, gilt den Verkrüpplern des geſunden Menſchenverſtandes und des an ſich guten Nationalkarakters, die ſeit zehn Jahren ihr Unweſen getrieben und die Monarchie auswärts lächerlich gemacht haben; denn ſeit dem Religionsedikt ſtiegen zahlloſe Heuchler die Treppen der Konſiſtorien, inſonderheit aber der Kanzeln alle Sonntage hinauf, und befahlen und predigten wunderliche, unfruchtbare, unbegreifliche Dinge, ſtatt häusliche und bürgerliche Tugenden zu lehren, die auf die beſſre Praxis des wirklichen Lebens eingreifen; doch ich befaſſe mich mit dieſer Menſchenſorte nicht weiter, da ihr Reich jetzt dahin iſt.“ Schließlich hofft er, daß der König dieſe Verantwortung leſen, die abgedrungene Nothwehr aus dem rechten Geſichtspunkte faſſen, und die Frage: Ob ſolche Miniſter wie Hoym; oder ſolche Dichter wie Held, mehr der bürgerlichen Ruhe ſchaden? nicht zu des letzteren Unglück entſcheiden werde. — Dieſe Eingabe, welche von der Vertheidigung ſo lebhaft zum Angriff überging, hatte nur zur Folge, daß Held mit wiederholtem Verweiſe den Beſcheid erhielt, es habe bei dem Verfügten ſein Bewenden.

Auf ſolchen unverhältnißmäßigen Schlag war Held allerdings nicht vorbereitet. Die Wirkung dieſer ausgeſprochenen Ungnade auf die Menſchen ſollte er ſogleich in einem traurig lächerlichen Vorgang erfahren. Held erſchien bis dahin als ein Mann, der durch ſeinen Geiſt und Muth, freilich aber in den Augen der gewöhnlichen Leute mehr noch durch ſeine Gunſt bei Struenſee bedeutend war, er ſchien bei dem Thronwechſel nur gewinnen zu können, man war daher um ihn bemüht und lud ihn ein. In jenen Tagen ſollte er der Gaſt des Geheimen Oberbergrathes Roſenſtiel bei einer Abendgeſellſchaft im Engliſchen Hauſe ſein; doch dieſer, von der Kabinetsordre zufällig unterrichtet, entſchuldigte ſich und übertrug den Gaſt dem Buchhändler Friedrich Nicolai, der wie die übrige Geſellſchaft noch nichts erfahren hatte. Da kam ein Bekannter Held's, und fragte, was an der Sache ſei, die er ſo eben als Gerücht gehört, und Held erzählte unbefangen das Geſchehene, indem er mit derben Worten nicht zurückhielt. Die Anweſenden verſtummten in Staunen und Schrecken. Alles war in Furcht vor der neuen Regierung, von der man ſich der größten Strenge verſah, und noch nicht wußte, wohin ſie einlenken würde. Alle gute Laune war ausgelöſcht, das Geſpräch kam nicht wieder in Gang, die Mitgäſte ſammt und ſonders wurden kalt und fremd, und verſchwanden einer nach dem anderen. Mit Verwunderung ſah ſich Held in dem großen Speiſeſaal ganz allein mit dem Kellner, der gutmüthig äußerte, es müſſe etwas Merkwürdiges in der Stadt vorgegangen ſein, denn es ſei noch nicht 10 Uhr, und ſonſt blieben die Herren wenigſtens bis 12. — Für Held, der die Hoffnung nicht aufgab, der König, auf den als Kronprinzen er ſelbſt und ſeine Freunde immer mit begeiſterter Zuverſicht geblickt, werde ſpäter ſeine Sache in anderem Lichte ſehen, blieb doch für den Augenblick nichts übrig, als ſich dem Ausſpruche zu fügen. Es war eine Vergünſtigung, daß er die Erlaubniß erhielt nach Poſen zurückzukehren, um ſeine Geſchäfte zu ordnen. Die nächſte Bekümmerniß lag für ihn hauptſächlich in ſeinen häuslichen und wirthſchaftlichen Umſtänden. Seine Frau war durch Beſitz und Gewohnheit an Poſen gefeſſelt; er mußte nun aus ihrem reichen Hausweſen ſcheiden, um ſich auf eigne Hand neu einzurichten. Zudem hatte er noch einige Schulden, die ſein zartes Ehrgefühl aus dem Vermögen ſeiner Frau nicht hatte tilgen wollen, und die Ueberſiedlung nöthigte ihn zu neuen. Die Trennung von Frau und Kindern — einen Stiefſohn liebte er gleich der eignen Tochter — war ein Mißgeſchick, das in ſeinen Folgen zerrüttend auf die ganze Lebenszeit fortwirkte, da er die Nachtheile der zwiefachen Wirthſchaft großmüthig nur ſich ſelber aufbürdete. Hoym, der von dieſen Verlegenheiten unterrichtet wurde, ließ ihm, theils aus gutmüthiger Schwäche, theils aus Klugheit, um den doch immer gefährlichen Gegner zu gewinnen, durch den Regierungsrath von Grävenitz in Poſen ein Reiſegeld anbieten, jedoch nicht auszahlen, weil Held unvorſichtig das Anerbieten ſogleich laut ausplauderte, mit dem Zuſatz, er werde es annehmen, um jenen in ſeiner Blöße zu zeigen, und es ihm dann vor die Füße werfen.

Held's Mißgeſchick hatte auf die Stimmung ſeiner Leier keinen Einfluß. Freudig widmete er am 1. Januar 1798 dem Könige ein Huldigungsgedicht im Namen der Einwohner Südpreußens. Hier heißt es mit Wärme:

„Zu Dir hinauf, geliebter Fürſt! erheben
Wir unſre Hand! Wir ſehnten uns nach Dir
Erwartungsvoll, von ferne ſtehen wir;
Verſchmäh' uns nicht, nicht unſer reges Streben,
Zu werden was Du willſt, — der Krone neuer Zier.
Das Schickſal, das Dich uns gegeben,
Gab Dir die ſchöne Pflicht, zu ſchaffen unſer Glück;
Und freudig ahnden wir das freundlichſte Geſchick.“

„Dich, Haſſer aller Sklaverei!
Erwarten heiter wir, mit Ehren Dich zu kränzen.
Der Ordnung, der Vernunft, Dir und der Hoffnung treu,
Sieh der Sarmaten Volk Dir hell entgegenglänzen.
Sie rufen Dich, bis von den weiten Gränzen
Rutheniens, zur Huldigung herbei.
Du ſollſt den freien Eid der alten Polen hören,
Den ſie, die Fauſt am Schwert, dem freien König ſchwören.“

Wirklich war es ſeine aufrichtige Meinung, daß die Polen unter dem preußiſchen Zepter einer höheren Entwickelung zugeführt würden, die mehr werth ſei, als ein zerrüttetes Vaterland, und aus dieſem Geſichtspunkt hielt er die gänzliche Theilung Polens für ein fruchtbares Ereigniß. War doch ihm ſelber das Vaterland Preußen hauptſächlich als ein Ausdruck geiſtiger Bildung theuer, als der Staat, in welchem Friedrich der Große Vernunft und Freiheit verbunden mit Geſetz und Ordnung zur Herrſchaft erhoben, und dem in Deutſchland keiner ſich vergleichen konnte. In dieſem edlen Sinne, nicht aus Eroberungsluſt oder Ruhmesſchmeichelei, ſchloß er denn ſein Gedicht auch mit der Andeutung, daß dem jungen Könige ſein Reich über ganz Norddeutſchland auszudehnen obliege. Noch andre Gedichte voll Muth und Frohſinn fallen in dieſe Zeit, zuletzt auch ein Abſchied von Südpreußen, den er zu Meſeritz an der deutſchen Gränze niederſchrieb, und worin er die ihm widerfahrne Unbill und ſeine nur noch geringen Hoffnungen ausdrückte.

Zu Brandenburg im Februar 1797 angelangt, fand er ſich anfangs in der kleinen Stadt ſehr einſam. Der Ruf ſeiner Ungnade war ihm vorangegangen, man ſcheute den ſtaatsgefährlichen Mann, einige Beamte und Offiziere wollten ihre gute Geſinnung dadurch beweiſen, daß ſie ihm mit ſchnöder Kälte begegneten. Doch bald überwand ſein freies und liebreiches Weſen die künſtlichen Vorurtheile, er wurde von den wackern Bürgern ehrenvoll anerkannt, und in die beſte Geſellſchaft gern aufgenommen. Der Wenigen, die knechtiſch oder ängſtlich ſich zurückhielten, konnte er leicht entbehren. Hier machte er auch die Bekanntſchaft des Profeſſors Friedrich Buchholz, der damals bei der Ritterakademie angeſtellt war, und mit dem fortan lange Zeit die größte Uebereinſtimmung der Anſichten, lebenslang aber herzliche Freundſchaft ihn feſt verknüpfte.

In ſeiner Geſchäftsführung thätig und ſorgſam, erwarb er ſich auch hier die Achtung ſeiner Amtsgenoſſen und Vorgeſetzten; ein ſo fähiger Kopf, und den man von Struenſee im Stillen begünſtigt wußte, ſchien ſich aus der Ungnade bald wieder herausarbeiten zu müſſen. Allein hieran grade arbeitete er nicht! Er fuhr fort, ſeine Meinung frei zu ſagen, das Schlechte zu tadeln wie hoch es auch ſtehen mochte, er behauptete trotzig ſeine und ſeiner Freunde Sache als eine ehrliche und löbliche, er ſchalt auf das Unrecht, das ihm und ihnen widerfahren war. Ihm war inzwiſchen gelungen, mit Zerboni, der noch in Magdeburg gefangen ſaß, eine Verbindung anzuknüpfen, die ſo viel als möglich unterhalten wurde. Folgender Brief Zerboni's an Held läßt uns das Verhältniß beider Freunde in vollem Lichte ſehen:

„Aus der anliegenden Abſchrift erſiehſt du den Schritt, den ich den 9. dieſes Monats in meiner Angelegenheit gethan habe. Es iſt der letzte mögliche; wenigſtens finde ich in meinem ganzen Ideenvorrathe nichts, was mir einen anderweiten wirkſameren und zugleich ſchicklichen, an die Hand geben könnte.“

„Der Miniſter von der Reck iſt ein ordentlicher würdiger Mann. Ich glaube, daß durch ſeine Hände meine Vorſtellung ſicher, und ihrem vollen Inhalte nach, an den König gelangen wird; und dann iſt die Gewährung meines mit der ſtrengſten Gerechtigkeit einverſtandenen Geſuches unausbleiblich. Wird es zurückgewieſen, umgangen, überhört — ſo iſt es ſo gewiß, als es nur irgend etwas ſein kann: daß es, ohnerachtet aller Vorſicht von meiner Seite, dennoch meinen Gegnern gelungen iſt, ſich meiner Vorſtellung ſelbſt, oder mindeſtens des Vortrages derſelben zu bemächtigen. Das Komplot iſt groß, wähnt um ſeine Exiſtenz zu kämpfen, und hat durch elf Jahre für ſeinen Beutel geſorgt."

„Meine Erfahrungen ſeit anderthalb Jahren, haben leider gegen meine Menſchenkenntniß bewieſen. Ich bin leider mit innigem Schmerze dahin berichtigt: daß auch die beſſeren Menſchen die Farbe des gegenwärtigen Augenblicks tragen, und nur ein Produkt der jedesmal auf ſie wirkenden Umſtände ſind. Daß all die ſchönen Sentiments von Recht, Tugend, Männerwürde und uneigennütziger Freundſchaft, als bloße dem Genius des Geſchmacks und der Mode unterworfene Redensarten angeſehen werden müſſen; und ich beſcheide mich deſſen. Aber ich habe dem ohnbeſchadet noch nicht aufgehört an der Möglichkeit von Menſchen zu verzweifeln, die Energie genug haben, Wahrheiten, die ſie in der Theorie mit Enthuſiasmus umfangen, durch ihre Handlungen darzuſtellen."

„Du haſt bei mehreren Gelegenheiten gezeigt, daß du Anſprüche haſt zu dieſen letzteren gerechnet zu werden. Vielleicht daß mein Gegenſtand dich bis zu dem Grade intereſſirt und indignirt, daß du dich aufgefordert fühlſt, etwas für denſelben zu thun. Auf dieſen Fall bitte ich dich, dann, wenn du binnen 8 Tagen nach dem Empfange dieſes nicht durch mich, oder auf einem andern zuverläſſigen Wege, von meinem Prozeſſe oder meiner Befreiung unterrichtet wirſt, meine Sache in den „Annalen der leidenden Menſchheit" oder dem „Genius der Zeit" zum öffentlichen Vortrage zu bringen, und hiebei zugleich die Anlagen, mindeſtens meine Vorſtellung an den König, abdrucken zu laſſen. Wenn du in dem Hamburger Zeitungsblatte vom 3. dieſes Monats den Artikel Berlin nachleſen willſt, ſo wirſt du dich überzeugen, daß ein ſolches Unternehmen für dich ohne Gefahr iſt. Zudem iſt es ja auch nicht nöthig, daß das Inſerat unter deinem Namen erfolgt. Daſſelbe wird übrigens nichts enthalten, was unſerem Könige, dieſem ſeltenen Manne mißfallen könnte, dafür bürgt mir dein Verſtand und dein Herz.“

„Es iſt, mein redlicher Held, die Frage: ob die lichtſcheue Kabale dann wirklich einen entſcheidenden Sieg über Recht, Geſetze und Ehrbarkeit davon tragen; ob ein Komplot Betrüger, im Angeſichte eines gebildeten Publikums, eine Regierung, die ſich durch Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigung auszeichnet, auf die unerhörteſte ſchamloſeſte Weiſe, zum Verderben redlicher Männer mißbrauchen ſoll, welche die Entſchloſſenheit hatten, ſeinen verderblichen Machinationen entgegen zu wirken. Was du hier thueſt, thuſt du nicht für Einzelne; du thuſt es für das Ganze. Ob du für daſſelbe etwas unternehmen ſollſt, muß dir eine innere Stimme ſagen, die bei Wenigen ſpricht, von noch Wenigeren gehört wird. Ich meines Ortes habe gethan, was meine Kräfte vermochten, um die Sache der Gerechtigkeit zu vertheidigen. Geſchah es ohne Erfolg, ſo iſt die Schuld nicht auf meiner Seite, ſondern ſie liegt an der Ueberlegenheit der Gegner, mit denen ich zu kämpfen hatte. Mein Aufſatz vom 12. Januar enthält Dinge von Erheblichkeit; Dinge, die vielleicht nicht ein jeder in einem Gefängniſſe ſagt.“

„Siegt das Diebesgeſindel, und ſehn wir uns nicht mehr wieder, ſo überhöre meine Bitte nicht, ſo weit du es vermagſt der Freund meines bedauernswürdigen Weibes zu bleiben, meinen ehrlichen Namen vor dem Publiko zu retten, und zuweilen an einen Mann zu denken, der auf eine beiſpielloſe unverſchämte Art, vor den ſichtlichen Augen der Gerechtigkeit und einer ganzen gebildeten Nation, mit ſeinen Freunden das Opfer eines Böſewichts wurde, der allgemein ein Schurke genannt werden würde, trüge er nicht Stern und Band, und hätte er nicht von jeher die Maxime befolgt, ſeinen Raub mit ſeltener Großmuth zu theilen.“

„Von den Anlagen kannſt du ſofort Abſchriften geben, an wen und wohin du willſt, nur muß es verſchwiegen bleiben, daß du ſie von mir empfingſt, da ich dieſen Brief nicht auf dem geraden Wege an dich gelangen laſſen, und deshalb auch keine Antwort empfangen kann.“

„Sollte man die Unredlichkeit ſo weit treiben, bloße Privat-Sachen, die man in meinem Büreau fand, ins Publikum zu bringen, ſo wirſt du gewiß eine ſolche Ehrloſigkeit mit den Geißelhieben rügen, die ſie verdient. Zerboni. Im Staatsgefängniſſe auf der Citadelle zu Magdeburg, den 16. Auguſt 1798."

Nachſchrift. „Nimmſt du auch Anſtand die Anlagen in dem gegebenen Falle abdrucken zu laſſen, ſo wirſt du doch wenigſtens meine Sache, wenn auch ſelbſt ohne meinen Namen zu nennen, führen. Das letztere wäre freilich nicht ſehr wirkſam, aber doch etwas."

Daß Held alles was in ſeinen Kräften ſtand, eifrigſt aufbot, um für den Freund zu wirken, bedarf keiner Verſicherung. Allein die Gegner hatten Macht und Anſehen und alle Vortheile des Scheines auf ihrer Seite. Merkwürdig iſt dabei das unerſchütterliche Vertrauen, welches Zerboni wie Held auf den König ſelber ſetzen, von deſſen edlem Willen und gerechtem Sinn ſie feſt überzeugt ſind, dem ſie mit wahrer Liebe anhängen, und deſſen jetzt gegen ſie gerichtetes Handeln ſie doch keinen Augenblick zu irren vermag. Auch wurde Zerboni wirklich durch die Gnade des Königs früher, als man erwartete, der Haft entlaſſen, während der Prozeß, weil Zerboni ſich bei dem Urtheil erſter Inſtanz nicht beruhigen wollte, in zweiter Inſtanz fortdauerte. Zerboni kam auf der Rückreiſe nach Petrikau durch Brandenburg, und beſuchte hier ſeinen Freund, mit dem er drei Tage zuſammenblieb und mancherlei Schritte verabredete, die ſeiner Sache vortheilhaft ſein konnten; es galt beſonders, ſowohl die Staatsverwaltung, als auch die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß die Angaben, welche Zerboni gemacht, nicht aus der Luft gegriffen ſeien, ſondern auf thatſächlichen Beweiſen ruhten. Daher unternahm Held, die ſchon erwähnten Betrügereien des Feldkriegskommiſſariates in Südpreußen auf's neue öffentlich zur Sprache zu bringen. Zerboni ſchickte gleich nach ſeiner Ankunft in Petrikau alle dazu erforderlichen Akten, und ſchnell hatte Held ein ganzes mit Rechnungsbelägen verſehenes Buch darüber fertig, welches er im December 1798 zum Druck an den Buchdrucker Füchſel in

Zerbſt abſandte. Jedoch der Poſtdirektor Pauli in Magdeburg witterte in dem Paket etwas Verdächtiges, ließ es eröffnen, und beförderte die gefundene Handſchrift anſtatt nach Zerbſt, nach Berlin an den Miniſter Grafen von der Schulenburg, dem die Poſten untergeben waren. Der Miniſter reichte den Fund beim Kabinette des Königs ein, wo die Schrift fleißig geleſen und beſprochen, dann aber in der Stille beſeitigt wurde. Daß Held als Verfaſſer errathen wurde, geht aus ſeiner Aeußerung hervor, es ſei durch dieſen Vorgang die üble Laune im Kabinette gegen ihn nur noch vermehrt worden, indem daſſelbe es ſo zu ſagen als Grundſatz und als eine Weisheit aufſtelle, die unter der vorigen Regierung begangenen Miſſethaten nicht aufzurühren. Dieſe Sache war alſo erſtickt; aber Held ließ ſich durch den Verluſt der Handſchrift, deren Schickſal ihm erſt ſpäter bekannt wurde, nicht abſchrecken, ſondern ſann auf neue Maßregeln.

Seine Lage jedoch wurde von Tag zu Tag drückender. Das Dienſteinkommen reichte wohl für die täglichen Ausgaben hin, die dadurch, daß er ſeine Kinder zu ſich genommen hatte und für deren Erziehung ſorgen mußte, doch ſehr vermehrt waren. Aber die von Poſen mitgebrachte Schuldenlaſt, ſo klein ſie an ſich war, ließ ſich nicht abtragen, ſie mußte verzinſt werden, und die Bedingungen, unter denen dies nur möglich war, ließen ihn zu keiner Ordnung kommen. Er ſah aber Schulden als eine Unehre, ſich ſelbſt gegenüber ſeinen Gläubigern als einen Unfreien an. Erfüllt von dieſer Bedrängniß wandte er ſich an ſeinen vorgeſetzten Miniſter und richtete an Struenſee, der ihm wohlgeneigt und befreundet geblieben war, am 25. März 1799 ein beredtes Schreiben, welches ſeine Lage genau darſtellte und ſeine eigentliche Bitte in dieſen Worten ausſprach: „Schießen Sie mir aus einer Ihrer vielen Kaſſen 2500 Thaler ohne Intereſſen vor, ziehen Sie mir vom bevorſtehenden Juli an (denn bis dahin habe ich ſchon beſtimmte Abzüge) jährlich 500 Thaler ab, dann iſt die Kaſſe in fünf Jahren rembourſirt, und ich bin auf Einmal im Reinen und dieſes wichtigen Theils meines Kummers überhoben.“ Doch wenn Held bat und etwas nachſuchte, ſo geſchah es nicht in gewöhnlicher Art, ſondern auf ſeine beſondre Weiſe. Er öffnete dann ſein ganzes Herz, deſſen biedre Aufrichtigkeit ſich in edlem Zutrauen weich und gefühlvoll ausſprach, daneben aber auch in Wahrheitseifer entbrannte, und weder Sachen noch Perſonen ſchonte, auch ſelbſt diejenigen nicht, deren guten Willen er nöthig hatte. So enthält denn auch dieſes Bittſchreiben die ſchärfſten Aeußerungen über das erlittene Unrecht, den bitterſten Tadel ſeiner Gegner. „Bewilligen Sie meine Bitte nicht — ſchreibt er unter anderen — ſo unterwerfen Sie dieſen Brief nur wenigſtens nicht der Beurtheilung Ihrer Geheimen Räthe. Dieſe Herren haſſen mich alle, ein Theil derſelben kann, ein andrer will mich nicht verſtehen. Sie wiſſen, daß ich ſie ſämmtlich für nicht viel mehr als bloße Poſtgäule halte, die, jeder ſo gut oder ſchlecht er es vermag, den Geldkarren des Staates ziehen, den Ew. Exzellenz über den holprichten und löchervollen Knütteldamm zahlloſer innerer geographiſcher, provinzieller, lokaler und perſönlicher Unebenheiten treiben, und der, vor Deutſchlands gänzlicher Theilung und ohne eine totale innere Geſchäftsreform und Ausbrennung der Regiſtraturen, nie zur Chauſſee werden wird.“ Nachdem er einige gegen ihn verſuchte Verläumdungen mit derben Kraftausdrücken auf die Urheber zurückgeworfen, ſagt er zu ſeiner Entſchuldigung: „Nur weil ich auf Glück und Freude in dieſer Welt ſchon gänzlich Verzicht gethan habe, verfalle ich in dieſen frechen Ton. Dazu kömmt, daß man in Ew. Exzellenz gern den furchtbaren Miniſter vergißt und nur den Menſchen ſieht, deſſen Herz ſelbſt auf einem hohen Standpunkt gegen fremdes Leid nicht verdorrt iſt. Es hat mir die angeſtrengteſte Ueberwindung gekoſtet, dieſen Brief abgehen zu laſſen; er iſt mein letztes Hülfsmittel, das ich kurz vor dem Verſinken in Unehre und Menſchenſcheu und in täglich zum Ausbruch fertige weinende Wuth ergreife. Denn ſo oft ich hier die Poſt abfahren ſehe, fällt mir ein, ob ich nicht am beſten thäte, um meine Mitwelt zu zwingen mich wieder zu achten, wenn ich mich aufſetzte und zum Wohl des Staats, zur Rächung ſo mancher Thränen, den ſchlechten Schwächling aus der Welt jagte, der durch ſeine kindiſch-boshafte Denunziation auch mich noch zuletzt ſo unglücklich gemacht hat.“ Aus den Folgen, meint er, würde er ſich ſo viel nicht machen, und fährt dann fort: „Seit ich mit dem Haß eines ſchlechten Miniſters und der Ungnade des Königs behaftet bin, ſchlägt ohnehin jeder Eſel im Lande nach mir Hülfloſen aus, beurtheilt jede Frau Baſe, neckt jede Bettel mich, und ſchändet nach Belieben meine Ehre, Namen und Ruf, und ich bin wirklich nicht poetiſches Genie genug, um gegen Schmach und Schande fühllos ſein zu können. Jenen Eumenidenbeſuch hätte ich auch wahrhaftig bei Seiner Exzellenz in Breslau ſchon abgeſtattet, wenn ich meinen Gläubigern nicht für mein Leben verantwortlich wäre, als welches, ſo lange ich einen Groſchen ſchuldig bin, nicht mir, ſondern ihnen gehört.“ Wir könnten uns nicht wundern, wenn der Miniſter dieſes Schreiben mit ſtrengem Tadel erwiedert hätte; daß er dieſe Sprache, welche nur anzunehmen ſchon verfänglich für ihn war, nicht einmal rügte, ſondern mit Stillſchweigen überging, und nur auf die Sache antwortete, gereicht ſeiner Einſicht und Billigkeit zur Ehre. Jedoch gewährte er die Bitte nicht; zu der Herzenswärme, die er wirklich beſaß, war durch die eiskalten Maximen, mit welchen er ſie bedeckt, nur ſelten durchzudringen. Er ſchrieb an Held eigenhändig zurück wie folgt:

„Es thut mir leid, aus Ew. Hochwohlgeboren Schreiben erſehen zu haben, daß Ihre Finanzen noch nicht gehörig arrangirt ſind. Indeſſen iſt nach meinem Dafürhalten Ihre Situation noch nicht verzweifelnd, und unſre Geſetze zeigen Ihnen ganz deutlich den Weg, wie Sie ſich durch eine einige Jahre ſoutenirte Sparſamkeit aus Ihrem Labyrinthe reißen können, um hernach ruhig und ohne Finanzſorgen Ihres Lebens zu genießen. Der Vorſchlag, den Sie mir thun, daß ich Ihnen 2500 Thaler aus irgend einer Kaſſe ohne Zinſen vorſchießen und dagegen 5 Jahre hinter einander 500 Thaler von Ihrem Gehalte einbehalten ſoll, iſt praktiſch nicht ausführbar, weil ich dazu vom König nicht autoriſirt bin, es auch ſchwerlich erwarten kann, dazu autoriſirt zu werden, und weil es bei mir, wie Sie ſelbſt fühlen werden, Grundſatz ſein muß, mein eigen Vermögen niemals mit dem des Staates zu meliren. Sie werden wahrſcheinlich ſagen, daß dies eine ſehr kalte Antwort auf einen Antrag wäre, den Sie mir aus wahrem Zutrauen zu meiner Freundſchaft gemacht hätten. Ich gebe dies gern zu; wenn Sie aber die ganze Sache mit kaltem Blute in ihrem ganzen Zuſammenhange überdenken, ſo werden Sie mir zugeben, daß ich Recht thue, wenn ich in meinen Handlungen nach Grundſätzen und nicht nach Gefühl und Leidenſchaft zu Werke gehe.“

„Mein Rath iſt der, daß Sie Ihren Gläubigern in der Sprache eines geſetzten Mannes die Propoſition machen, ihnen jährlich 500 Thaler beſtimmt anzuweiſen, und daß Sie, ſobald die Gläubiger nicht konſentiren wollen, ſie gerichtlich dazu verbinden laſſen. Auf dieſe Art werden Sie zwar fünf Jahre lang bei dem Abzuge bleiben; aber die Kur iſt auch deſto ſicherer.“

„Mein Rath iſt, daß Sie dieſe Kur je eher je lieber vornehmen, weil Zerrüttung in den Finanzen ein ſehr großes mit den nachtheiligſten Folgen verbundenes Uebel iſt. Laſſen Sie ſich ja durch keine falſche Scham von Ergreifung des geſetzlichen Weges abbringen, und wenn Sie meinen Rath befolgen, ſo ſtehe ich dafür, daß es gut gehen wird, und daß Sie mir dafür danken werden. Es wird mir ſehr lieb ſein, wenn Ihre Antwort mir die Nachricht giebt, daß Sie meinen Rath gut befunden haben, und nun alsbald zur Ausführung ſchreiten wollen. Struenſee. Berlin, den 30. März 1799.“

Der Rath war jedoch nicht ausführbar, und Held blieb in ſeiner qualvollen Bedrängniß, die ſich durch die unglücklichen Störungen ſeines Familienweſens nur täglich mehrte. Er mußte ſich darein ergeben, den Kampf mit den unterſten Anſprüchen des Lebens mühſam fortzuſetzen, von denen er ſich aber nie ſo hinnehmen ließ, um darüber die höheren Anſprüche, welche Wahrheit, Recht und Freundſchaft an ihn machten, jemals außer Acht zu laſſen. Ja, was noch rühmlicher iſt, und von der ſeltnen Gemüthskraft des Mannes zeugt, auch ſeine dichteriſche Stimmung und die perſönliche Herzlichkeit für das Vaterland litten durch den zwiefachen

Druck, der auf ihm laſtete, keinen Eintrag; wir ſehen ihn ſtets bereit, der treuen Geſinnung für den König ſein dichteriſches Wort zu leihen; ſo feiert er in einem Liede für den Schützenverein zu Brandenburg den König mit aller Wärme, ſo übernimmt er, als am 25. Mai 1799 der König und die Königin auf ihrer Reiſe nach Weſtphalen durch Brandenburg kommen, die ihnen Namens der Bürgerſchaft zu überreichenden Gedichte zu verfaſſen, und drückte darin die zarteſte Verehrung aus.

Aber Held ſchien einmal beſtimmt, nicht ohne Anfechtung zu bleiben, und wo er ſie nicht aufſuchte, da ſuchte ſie ihn. Ein zufälliges Begegnen mit hohen Militairperſonen im Anfange des Septembers 1799 nahm eine ſo beleidigende und aufreizende Wendung, daß Held, ohne ſeinen Karakter ganz zu verläugnen, unmöglich ſtill dabei bleiben konnte, und weil hier ein Zweikampf aus Gründen, die er ſelber angiebt, kaum ſtatthaft ſchien, ſo wandte er ſich gradezu an den König. Die näheren Umſtände der Sache ſind in ſeiner Eingabe bezeichnungsvoll mitgetheilt, und wir laſſen dieſelbe hier folgen als ein merkwürdiges Zeugniß des Mannes ſelbſt wie der Erſcheinungen jener uns ſchon ſo entlegenen Zeit. Held ſchrieb an den König:

„Es geſchieht nur aus Druck der bitterſten Nothwendigkeit, daß ich von meinem Vorſatz mit meiner Handſchrift Ew. Majeſtät nicht mehr läſtig zu fallen, eine Ausnahme mache, und Allerhöchſtdero oberſtrichterliche Gewalt und Pflicht, in einem Falle, wo die gewöhnlichen Rechte ſchweigen, als ein außerordentliches Hülfsmittel zu meinem perſönlichen Schutz hierdurch anrufe.“

„Ich muß nämlich den Generallieutenant von Rüchel wegen unbefugter und neckender Anmaßungen, den General von Puttkammer wegen Brutalität und den Major von Bömcken wegen anderer Ungezogenheit gegen mich, anklagen und Ew. Majeſtät bitten, dieſen Leuten zu befehlen, daß ſie, denen ich gewiß gern überall aus dem Wege gehe, mich, wo mein Unſtern mich mit ihnen von ohngefähr künftig wieder zuſammenführen möchte, mit ihrem lahmen Witz und ihren

Grobheiten verſchonen, und dadurch die Ruhe nicht ſtören, die jeder Bürger dem andern zu belaſſen ſchuldig iſt.“

„Vorgeſtern beſah ich in Geſellſchaft des Kammerpräſidenten von Harlem aus Poſen und des hieſigen Kriegs-Raths Koch, Nachmittags um 5 Uhr das hieſige Armenhaus und traf darinnen die vorgenannten Militair-Perſonen. Der Generallieutenant von Rüchel erkundigte ſich, wer ich wäre, ob ich mit dem von Leipziger verwandt ſei, torquirte mich hiernächſt mit beleidigenden Fragen über meine und des von Leipziger's politiſche Grundſätze, demonſtrirte mir mit auffallendem Nachdruck, daß ich einen Königlichen und zwar wie er wiſſe, mit ſehr lukrativem Einkommen verbundenen Poſten hätte; ſprach von meinem Bruder, den er übrigens zu meiner wahrhaften Freude einen rechtſchaffenen Mann nannte, in dem Sinne, als ſei ich das Gegentheil, und benahm ſich überhaupt gegen mich mit der Arroganz eines wahren Inquiſitors; eine Rolle, die ganz außer ſeinem Wirkungskreiſe liegt, und ein Geſchäft, deſſentwegen Ew. Majeſtät ihn ſicherlich nicht nach Brandenburg beordert hatten.“

„Ich habe auf alle dieſe Kränkungen beſcheiden und nach meinen Begriffen von Ehre geantwortet, und dieſem unedlen Uebermuth bloß Gelaſſenheit entgegengeſetzt. Um aber doch an einem ſchicklicheren Platz mich mit der vollen Sprache der Wahrheit vor dieſem bei Ew. Majeſtät geltenden Manne zu rechtfertigen, bat ich ihn endlich um eine einzige Viertelſtunde Privataudienz in ſeinem Quartier; er beſtellte mich zu ſich, ließ mich aber nachher nicht vor ſich.“

„Der General von Puttkammer, durch dieſe Mißhandlungen des ꝛc. von Rüchel gleichſam angeſteckt und muthig geworden, fuhr mich hiernächſt auf eine grobe Weiſe mit der Frage an: ob ich ihn nicht kenne und warum ich den Hut nicht abnähme, wenn ich ihm begegnete? Ich antwortete ihm der Wahrheit gemäß, daß, nachdem ich ihn vor anderthalb Jahren mehrmals höflich gegrüßt, aber immer bemerkt hätte, daß er mir nicht danke, auch erfahren hätte, daß er niemals einem Ziviliſten oder Bürger, ſondern nur den Musquetiren danke, ich natürlicherweiſe meine Komplimente einſtellen müſſen. Nichtsdeſtoweniger brach er in plumpe Schimpfworte, und wenn ich nicht irre, in Drohungen aus, wozu ich ſtille ſchwieg, da es dem ꝛc. von Puttkammer deutlich anzuſehen war, daß er ſich im Trunke übernommen hatte."

„Der Major von Bömcken mengte ſich nunmehro in dies garſtige Geſpräch, dichtete mir blöde Augen an, und behauptete am Ende, daß man einen preußiſchen General grüßen müſſe, er möge danken oder nicht. Ich erwiederte hierauf, daß ich die Richtigkeit dieſer Behauptung bezweifelte und daß ja der König ſelbſt jedem Bauer danke, der ſeine Mütze abziehe."

„Dieſe fatale Szene fiel in einer Stube und einem Gange des Armenhauſes in Gegenwart von 20 Perſonen vor, und hat mich, deſſen Gemüthsruhe nur allmählig wiederzukehren auf dem Wege war, von neuem in Schmerz und Beſorgniſſe der finſterſten Art zurückgeworfen. Ich ſehe offenbar, daß man mir zu Leibe und mich beſchimpfen will, und daß ich wüthende Feinde von Wichtigkeit habe, die meinen Untergang beabſichtigen. Es iſt unerträglich hart, immerdar der Gegenſtand von großen und kleinen Verfolgungen zu ſein, und niemals zur Ruhe zu kommen. Wer auf dieſe Art unaufhörlich gequält wird, muß durchaus zuletzt an Geiſt und Körper erkranken, und ſelbſt wüthend werden."

„In ſolche Ungerechtigkeiten ſollten Ew. Majeſtät doch ein ſtrenges Einſehen haben. Brutale Soldaten ſchaden offenbar der Achtung und Liebe zum Regenten im Ganzen. Ich bin ohne irgend einen vernünftigen Grund in der Sphäre des Thrones recht abſichtlich geſchmäht und verläſtert. Was der ꝛc. von Rüchel die Grundſätze des Leipziger nennt, weiß ich wirklich nicht, ich bleibe bei der ſimpeln Erinnerung der angenehmen Stunden ſtehen, die ich vor Jahren in Glogau unter andern klugen Männern auch mit Leipziger verlebt habe, und werde ſein Geſchick immer laut bedauern, wenn ich darnach gefragt werde. Es wäre ja niederträchtig von mir, wenn ich anders empfände und ſpräche, und aus elender Verzagtheit die Freundſchaft eines Mannes, den ich ungemein hochſchätze, darum verläugnete, weil er unglücklich und verkannt iſt."

„Von der berüchtigten Ordensverbindung des Leipziger weiß ich keine Silbe und halte ſie für eine läppiſche Lüge; wohl aber hat mir und vielen andern, im Jahre 1793 der Profeſſor Feßler einen Plan zu einer Kantiſch-philoſophiſchen Geſellſchaft vorgelegt, an dem ich bloß darum keinen Theil nehmen mochte, weil er für praktiſche Menſchen mir gar zu abſtrakt und unausführbar ſchien. Dies iſt derſelbe Plan, den jetzt unter mancherlei Modifikationen die Loge Royal-York von Feßler'n bekommen und zu ihrem Syſtem angenommen hat, und den der ꝛc. von Rüchel kennt, falls er anders im Stande iſt, den Feßler zu verſtehen. Lukrativ habe ich meine dreizehnjährige Dienſt-Karriere mir nie gemacht, ſogar in Südpreußen nicht, wo doch rings um mich her ganz dreiſt geſtohlen wurde. Ich bin mit einem hartnäckigen, aus den akademiſchen Theorieen mitgebrachten Unſchuldsſinn in Ew. Majeſtät Geſchäfte getreten, und es haftet auf meiner Dienſtehre nicht die kleinſte Schmutzigkeit. Des ꝛc. von Rüchel's Meinung von mir iſt daher ganz unrichtig, und ich verſtehe gerade nichts weniger, als das lukrative Weſen."

„Ueberhaupt, was gehe ich den ꝛc. von Rüchel an, daß er meinen Hofmeiſter machen will? Befragte mein Chef der Miniſter Struenſee die Kapitains des Rüchel'ſchen Regiments um ihre Grundſätze, ſo würde der ꝛc. von Rüchel das gewiß ſehr übel nehmen. Ew. Majeſtät allein ſind der Herr und Beurtheiler Ihrer Diener und die Männer, denen Allerhöchſtdieſelben Ihr Vertrauen ſchenken, und von denen manche ſich ſo gerne das Anſehen geben, als regierten eigentlich ſie, ſollten billig jeder in ſeinem Fache ſich darauf einſchränken, kalt und vernünftig überall die Wahrheit zu ergründen, damit ſie in keine Lügen verfielen, die in der hohen Region des Throns für den Unterdrückten, der da nicht hinkommen kann, immer wichtig und entſcheidend ſind."

„Auch berechtigt das Glück in der Suite und Ew. Majeſtät nahe zu ſein, den Major von Bömcken nicht, im Hauſe und am Tiſche ſeines hieſigen Schwiegervaters, wo er gewiſſermaßen ſelbſt Wirth iſt, von Königlichen Räthen mit pöbelhaften und niedrigen Benennungen zu ſprechen, während einer von ihnen als eingeladener Gaſt neben ihm zu ſitzen gezwungen iſt. Ich habe Gelegenheit gehabt, in der inurbanen Geſellſchaft dieſes Menſchen Betrachtungen darüber anzuſtellen, was Ew. Majeſtät wohl mit mir anfangen würden, wenn ich gegen die Majors der Armee in Gegenwart des ꝛc. von Bömcken dergleichen beſchimpfende Ausfälle machte. Wir Ziviliſten ſind offenbar gegen ſolche Militairs nicht geſchützt und im geſetzlichen Gleichgewicht; Klagen haben keinen Erfolg, und wollen wir uns durch eigene Kraft Reſpekt verſchaffen, ſo leiden es unſre Miniſter nicht, ſie kaſſiren uns und der Fiskal fordert nach dem Duellmandat ſchwere Geldſtrafen ein, oder verhilft uns auf die Feſtung; der Offizier hingegen ſitzt 14 Tage in der Wache, und lacht.“

„Es iſt hier nicht der Ort, dieſe traurigen Verhältniſſe näher zu erörtern, welche Ew. Majeſtät nur dann genau einleuchten würden, wenn Allerhöchſtdieſelben vollkommen ſich herabdenken könnten in die Lage eines kleinen engbeſchränkten Privatmanns, der nicht Soldat iſt. Nur dann könnten Allerhöchſtdieſelben ganz fühlen, daß auf Erden nichts unerträglicher und empörender iſt, als militairiſche Inſolenz gegen den ruhigen unbewaffneten einheimiſchen Bürger. Jeder der es hört, daß ein Generallieutenant, ein Generalmajor und ein Major, alle Drei auf Einmal ſich über mich hermachen, um an mir, der ich noch obenein bekanntlich von der Königlichen Ungnade betroffen und niedergebeugt bin, ihre Bravaden auszulaſſen, weil der eine in mir den Freund des Rivals ſeiner Talente haßt, der andere von mir gegrüßt ſein will, ohne jedoch danken zu wollen, und dem dritten vielleicht bloß meine Phyſiognomie zuwider iſt, kann nicht anders als totale Indignation gegen ein ſolches Benehmen fühlen.“

„Ich ſehe indeß wohl ein, daß ich gegen Männer, die im Glanze des Throns ſtehen, nicht aufkommen und auf keine ſattſame Genugthuung rechnen kann, daher wage ich bloß die allerunterthänigſte Bitte: Ew Majeſtät wollen geruhen, den ꝛc. von Rüchel und von Bömcken zu mehrerer Klugheit, Vernunft und Beſcheidenheit wenigſtens in Zukunft gegen andre vielleicht weniger geduldige und mehr rachgierige

Männer als ich bin, anzuweiſen; dem von Puttkammer aber anzubefehlen, daß er entweder danke, wenn man ihn höflich grüßt, oder alle ſolche wunderliche Anſprüche auf Achtungsbezeigungen fahren laſſe, auch ſeine anſtößigen Drohungen zurückhalte, übrigens aber des von Puttkammer's wegen, wie hier verlauten will, mich nicht ſchon wieder zu verſetzen, da meine durch die letzte Verſetzung zerrüttete Oekonomie dies ſchlechterdings nicht erlaubt, ſondern mich, der ich ſchier lebensmüde bin, an dieſem Orte meine Tage ruhig beſchließen zu laſſen.“

„Ich weiß nicht, welcher Unſtern über mich waltet, daß ich Ew. Majeſtät auf alle Weiſe verhaßt werden muß, das aber weiß ich beſtimmt, daß ich es bisher noch immer zu Allerhöchſt Dero Perſon ſehr gut gemeint habe. Ich erſterbe ꝛc. von Held. Brandenburg, den 5. September 1799.“

Der König empfing dieſe Beſchwerde durch den Generaladjutanten von Köckritz, der am 12. September darüber an Held ſchrieb: „Euer Hochwohlgeboren beweiſen mittelſt Schreibens vom 5. dieſes mir ein Zutrauen, das an ſich ſchon ſehr angenehm mir ſein muß, mehr aber noch in der Erinnerung gewinnt, daß ich in meiner früheſten Jugend verſchiedene Dero Verwandten gekannt habe. Natürlich empfinde ich daher den Wunſch auch Euer Hochwohlgeboren wahrhaft zufrieden und glücklich zu ſehen, und ich bin in dieſem Gefühl daher auch redlich bereit geweſen, Seiner Majeſtät dem Könige von Dero Beſchwerden gegen die Generals von Rüchel und von Puttkammer und gegen den Major von Bömcken durch ſchuldige Ueberreichung der Bittſchrift Nachricht zu geben. Der König hat das Betragen dieſer Offiziers gegen Sie nicht gebilliget; nach Ihren Grundſätzen wünſchen Sie nichts ſehnlicher, als daß unter den verſchiedenen Ständen zum Wohl des Staates die beſte Harmonie herrſchen möge, indeſſen muß ich auch geſtehen, daß Allerhöchſtdenſelben einige Ausdrücke Ihres Schreibens ſehr auffielen. Zu Ihrer Beruhigung ſage ich Sie, daß die Beſorgniß wegen einer abermaligen Verſetzung ungegründet iſt. Empfangen Sie hiermit die aufrichtige Verſicherung meiner Werthſchätzung, mit welcher ich ſtets beharre als Euer

Hochwohlgeboren ganz ergebenſter Diener von Köckritz. Paretz, den 12. September 1799." Minder freundlich lautete der Beſcheid, welcher amtlich aus dem Kabinet erfolgte, und der es rügte, daß Held nicht an die nächſten Behörden, ſondern gleich an den König gegangen war.

Zerboni hatte im Gefängniſſe zu Magdeburg, wie ſehr auch die Arbeiten zu ſeiner Vertheidigung ihn anſtrengen mußten, doch noch Stimmung und Kraft gefunden, eine Schrift über Südpreußen abzufaſſen, welche in vaterländiſchem gemeinnützigen Sinne die Aufgabe des Staates in Betreff dieſer Provinz, und die Mittel dem Lande und Volke aufzuhelfen, mit hellem Geiſte unterſuchte. Dieſe Schrift gab er im Herbſte 1799 in Druck, ſie erſchien im Anfange des Jahres 1800 bei Frommann in Jena unter dem Titel: „Einige Gedanken über das Bildungsgeſchäft von Südpreußen." Der edle Sinn des Verfaſſers, ſchon durch das bezeichnende Wort des Titels angedeutet, und die Triftigkeit ſeiner ſachgemäßen Vorſchläge, wurden von allen Unbefangenen und Gutmeinenden günſtig anerkannt, auch der Miniſter von Voß, welcher ſeit dem April 1798 wieder die Provinz verwaltete, äußerte ſich mit Beifall. Den Gegnern aber war es verdrießlich, den Mann durch Kerker und Verurtheilung ſo wenig gedemüthigt zu ſehen, daß er ſogar öffentlich das Wort wieder zu nehmen wagte. Unangenehm empfanden ſie es auch, daß der Dienſtentlaſſene, nach ihrer Meinung Verarmte und Brotloſe, plötzlich mit angeliehenen Geldern einen Grundbeſitz in der Nähe von Kaliſch erkaufte, und zwar ſo vortheilhaft, daß der Werth ſich bald doppelt ſo groß als die Anleihe erwies. Weit mehr noch mußten ſie erſchrecken, als im Juni deſſelben Jahres bei Vollmer in Hamburg ein Band „Aktenſtücke zur Beurtheilung der Staatsverbrechen des ſüdpreußiſchen Kriegs- und Domainenrathes Zerboni und ſeiner Freunde" im Druck herauskam, unter der Vorrede mit des Herausgebers vollem Namen unterzeichnet. Doch dieſe Herausgabe, als ohne Befugniß und höhere Erlaubniß geſchehen, ſchien einen neuen Anklagepunkt gegen ihn zu liefern, und man hoffte, ihn auf's neue in einen ſchlimmen Gerichtshandel zu verwickeln.

In dieſer Zeit hatte Held mit manchen Männern ſich in Verbindung geſetzt, von denen ſeine Hoffnungen und ſeine Thätigkeit belebt wurden. Er war mit Fichte bekannt geworden, und der gediegene Karakter und helle, feſte Geiſt des Philoſophen erfüllten ihn mit freudigſter Verehrung. Mit dem liebenswürdigen Wandsbecker Boten Matthias Claudius, mit Hennings in Plön, mit Archenholz in Hamburg, ſtand er in Briefwechſel, jener gab den Genius der Zeit, dieſer die Minerva heraus, und beide Zeitſchriften empfingen von Held manche Beiträge, die doch nicht alle zum Druck gekommen ſcheinen. Auch mit Fülleborn, mit Garve, und Andern in Breslau wechſelte er Briefe, desgleichen mit Oelsner, der, als er ſein Vaterland Schleſien nach längerem Aufenthalt in Frankreich wiederſehen wollte, auf Hoym's grundloſe Verdächtigung, gegen die ſeine diplomatiſche Eigenſchaft als frankfurtiſcher Reſident bei der franzöſiſchen Republik ihn nicht ſchützte, unvermuthet in rauhſter Weiſe verhaftet, bald aber, bei kräftiger Verwendung des franzöſiſchen Geſandten Sieyes, als völlig ſchuldlos wieder frei gelaſſen worden war. Mit den Gelehrten und Schriftſtellern in Berlin ſcheint Held wenig Verkehr gehabt zu haben, einige waren ihm zu feig und zahm, wie Rambach, Jeniſch, Gentz, andere zu frech und wild, wie die beiden Brüder Schlegel, deren Erzeugniſſe ihn anwiderten, und die Miſchung von Weichheit und Stärke, die in ihm ſelbſt war, fühlte ſich von der, welche Jean Paul Richter in ſich trug, bei mancher Anziehung doch mehr noch abgeſtoßen.

Im Juni 1800 kam Zerboni wegen der Geldanleihe, deren er zu ſeinem Güterkauf bedurfte, unvermuthet nach Berlin, und berief auch ſeinen Freund von Brandenburg herbei. Dieſer berichtet über den damaligen vierzehntägigen Aufenthalt: „Das war eine vergnügte Zeit. Das Publikum erwies Zerboni'n überall, wo er erkannt und ſein Name genannt wurde, die größte Achtung, und wo wir erſchienen, betrachtete man uns beinahe als zwei Freunde im Stile des klaſſiſchen Alterthums. Wir konverſirten viel mit Struenſee, der Zerboni'n zu ſeiner Anleihe (von dreißigtauſend Thalern bei der Wittwenkaſſe) behülflich war, mit dem penſionirten

Miniſter von Buchholz, mit Fichte und dem Schriftſteller Friedrich Buchholz, und ſpeiſten am Johannistage, von Feßler eingeladen, in der Loge Royal-York, wo ich den Profeſſor Schummel aus Breslau kennen lernte. Unter andern gab uns auch der Profeſſor Unger im Schulgarten ein ländliches Mittagsmahl, wobei der Schriftſteller und Geheime Legationsrath Woltmann die Honneurs machte, und ich den Geheimen Juſtizrath und Generalfiskal von Hoff zum erſtenmale ſah. Letzterer wirkte mit beſonderer Anziehungskraft auf mich. Sein würdiges Aeußere, ſein ernſtes verſtändiges Kritiſiren und dreiſtes Sprechen über die Fehler der Regierung, die ſtrenge Oppoſition, die er gegen verſchiedene mächtige Männer verlautbarte, die vertraute Freundſchaft, die ich zwiſchen ihm und Fichte bemerkte, das Intereſſe ſo er für Zerboni und die Neigung zur Vertraulichkeit, die er mir bezeigte, machten, daß ich ihn ſofort außerordentlich lieb gewann und wünſchte, auch ihm etwas werth zu ſein." Wie verſchieden war dieſe Stimmung von der, welche Held vor drei Jahren in Berlin erfahren hatte!

Held war von Zerboni dringend eingeladen worden, ihn auf ſeinem neuen Gutsbeſitze — einem „Schlüſſel Güter" wie man es in Polen nannte — zu beſuchen. Er empfing Urlaub von Struenſee, reiſte mit Zerboni nach Poſen, und nachdem er hier bei ſeiner Frau und in verdrießlichen Händeln fünf Wochen verweilt, folgte er dem Freunde nach Plugawice. Er fand ihn in einem ſeltſamen vieleckigen hölzernen Hauſe, umgeben von Waldung und Wieſen, in voller Thätigkeit, mit Bauten, Ziegelbrennereien und aller Art Verbeſſerungen ſeiner Ländereien beſchäftigt, und ſchon mit dem glänzendſten Erfolg. Die Bauern, menſchlich und ſanft behandelt, griffen gleich dem Herrn alles mit muntern Kräften an. Da an dem ſonderbaren Wohnhauſe bauliche Arbeiten vorgenommen wurden, ſo wohnten und ſchliefen die beiden Freunde in einem Gartenhäuschen, von Wieſe, Waſſer und Gebüſch umgeben. Zerboni las nach dem Erwachen gewöhnlich irgend einen der Geſänge Oſſian's vor, und eilte nachher zu ſeiner Wirthſchaft, wo ſeine Frau mit ihm an Thätigkeit wetteiferte. Held freute ſich dieſes glücklichen Zuſtandes, der für die

Folge den größten Segen verhieß. Doch konnten dieſe Eindrücke den Unmuth nicht lange beſchwichtigen, den die Betrachtung der öffentlichen Dinge ſtets neu hervorrief. Das Staatsweſen ſchien den Freunden in ſonderbaren Widerſprüchen befangen. Der König hatte im Juli 1800 eine Kabinetsordre an das geſammte Staatsminiſterium erlaſſen, durch welche die Gebrechen der Staatsverwaltung auf das ſchärfſte gerügt wurden. Wir müſſen dieſen merkwürdigen Erlaß hier einfügen; er lautet: „Seine Königliche Majeſtät von Preußen ꝛc. unſer allergnädigſter Herr, haben zwar bald nach Höchſtdero Regierungsantritt durch eine eigenhändige Ordre dem geſammten Staatsminiſterium auf das ernſtlichſte zu erkennen gegeben, wie nothwendig es ſei, den faſt erſtorbenen Geiſt der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung, wodurch der preußiſche Zivildienſt ſich ehemals ſo muſterhaft ausgezeichnet hat, durch angemeſſene, allenfalls ſtrenge Maßregeln, wieder zu beleben, zu dem Ende verdiente Offizianten aufzumuntern, Unvermögende zum Dienſt, die es ohne ihr Verſchulden geworden, mit Penſion zu entlaſſen, unbrauchbare, untreue oder nachläſſige und nicht zu beſſernde Offizianten aber zu Remotion und dem Befinden nach zur Beſtrafung derſelben anzuzeigen; bis jetzt aber haben Allerhöchſtdieſelben hiervon nur eine ſehr geringe und faſt gar keine Wirkung bemerkt. Nur einige Departements haben die ſo nothwendige Reform des ausgearteten Geiſtes im Dienſt mit einigem Ernſt begonnen, in den mehreſten läßt man den Offizianten nach wie vor die Zügel ſchießen. Faſt allgemein werden die Stellen nur als Pfründen betrachtet, deren Inhaber gerade nur ſo viel thun muß, als erforderlich iſt, um das Gehalt zu erheben und mit möglichſter Bequemlichkeit zu genießen. Wer einige Jahre, wie ſie es nennen, auf ſolche Art gedient hat, begehret gleich für ſeine eingebildete Verdienſte anſehnliche Beförderungen, Titel und Gehaltsverbeſſerungen, und findet ſich gekränkt, wenn ſie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden. Jedes nicht alltägliche Geſchäft ſoll beſonders bezahlt werden, oder man findet keinen Beruf dazu. Wenn die Geſchäfte bei einer Stelle ſich vermindern, ſo wird niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Emolument ſich kürzen zu laſſen, aber keine unbedeutende Geſchäftsvermehrung darf ohne Gehaltszulage entſtehen. Dieſer verderbte Geiſt iſt unter den Räthen der höheren und niederer Landeskollegien, beſonders in Berlin, mit Ausnahme einiger wenigen herrſchend, und hat ſich von ihnen aus in die Provinzen und beſonders auf die Subalternen verbreitet, wo er ſich noch in weit verderblichern Folgen, beſonders durch Unwiſſenheit, Faulheit und Venalität äußert. Ueberall wo Seine Majeſtät auf Ihren Reiſen durch Ihre Staaten hingekommen ſind, wird hierüber von allen Seiten laut und einſtimmig geklagt. Da ſich Allerhöchſtdieſelben auf dieſen Ihren Reiſen es beſonders angelegen ſein laſſen durch Verdienſte und Geſchicklichkeit ſich auszeichnende Offizianten kennen zu lernen, ſo haben Sie ſelbſt die traurige Erfahrung gemacht, wie ſelten dieſe anzutreffen ſind. Die häufigen eingekommenen Beſchwerden Ihrer Unterthanen, die Sie ſogar nicht ſelten durch unmittelbare Einforderung der Akten ſelbſt prüfen, beſtätigen dieſe Erfahrung, und die Chefs der verſchiedenen Departements befinden ſich bei ihren Vorſchlägen zu wichtigeren Stellen faſt immer in Verlegenheit in Ermangelung vollkommen brauchbarer Subjekte, oft ſehr mittelmäßige vorſchlagen zu müſſen. Es iſt alſo nicht blos die jetzige Generation ausgeartet, ſondern es entſtehet auch die größte Beſorgniß für die Zukunft, die Seiner Majeſtät es zur erſten Pflicht gegen den Staat machen, die anfangs gedachte Ordre ſämmtlichen Departementschefs von neuem einzuſchärfen und auf deren genaue Beobachtung zu dringen, wovon ſie vielleicht nur Mitleiden mit dieſem oder jenem unwürdigen Subjekte, das aber unter dieſen Verhältniſſen höchſt verderblich werden kann, oder die Beſorgniß, daß ein ſtrenges pflichtmäßiges Betragen als Gewaltthätigkeit von der Stimme des Publikums getadelt werden dürfte, abgehalten haben kann; die letzte iſt zwar in ſo weit allerdings zu betrachten, daß man deſto gewiſſenhafter die Gründe des Verfahrens prüfen muß; wenn die Gründe aber wirklich bewährt befunden worden, ſo muß man die Zuſtimmung ſeines Gewiſſens ſich über das Urtheil des ſogenannten Publikums, welches gemeiniglich nur in einer geringen Anzahl dabei noch intereſſirter Perſonen beſtehet, erheben laſſen, und die erkannte Pflicht ohne alle weitere Rückſicht ausüben. Seine Majeſtät haben zu ſämmtlichen Departementschefs das Vertrauen, daß ein jeder in ſeinem Departement die rechten Mittel anzuwenden wiſſen werde, um das davon abhängende Dienſtperſonal endlich wieder zu ſeiner Schuldigkeit zurückzuführen und wollen Sich auch deßwegen nicht in ein vollſtändiges Detail einlaſſen, im Allgemeinen aber müſſen Allerhöchſtdieſelben bemerken, daß die ganz faſt außer Acht gekommenen Viſitationen, beſonders der Unterbehörden, öfter, unvermutheter, gründlicher und mit weniger Zeitverſchwendung in Anſehung unweſentlicher Dinge verfügt werden müſſen, und daß die Konduitenliſten gewiſſenhafter zu führen, und ſorgfältiger, als bisher geſchehen, von den vorgeſetzten Behörden zu beachten ſind. Allerhöchſtdieſelben wollen künftig auf beides ſehr aufmerkſam ſein und befehlen zu dieſem Ende, Ihnen mit jedem Jahresſchluß die Liſten von jedem Departement und den demſelben untergeordneten Landeskollegien unmittelbar einzureichen und dabei anzuzeigen, welche Unterbehörden, auch von wem ſie viſitiret und was dabei zu bemerken befunden worden. Aus dieſen Liſten und Anzeigen werden Seine Majeſtät Veranlaſſung nehmen, beſondere Recherchen zu verfügen und Sich von dem Grunde zu überzeugen, und diejenigen Vorgeſetzten dafür verantwortlich zu machen, die bei deren Anfertigung nicht aufmerkſam oder aufrichtig genug zu Werke gegangen ſind. Friedrich Wilhelm. Charlottenburg, den 26. Juli 1800.“

Held erzählt ein Jahr ſpäter, welchen Eindruck er und Zerboni empfangen, als dieſes Aktenſtück ihnen zuerſt vor Augen kam. „Eben ſaß ich mit Zerboni im Auguſt vorigen Jahres in ſeinem abgelegenen Dorfe Plugawice einſam bei einem frugalen Abendbrote, als er eine Abſchrift gedachter Kabinetsweiſung aus Kaliſch erhielt. Wiewohl ſie für uns nun nichts Neues enthielt, und der darin ſo richtig geſchilderte zerbrochene Geiſteszuſtand der Offizianten unter uns beiden längſt als eine ausgemachte Sache galt, ſo kam ſie uns doch ſo unerwartet und wir freuten uns darüber ſo ſehr, daß ich nicht zu viel ſage, wenn ich verſichere, daß wir ſie beinahe küßten; wir, die man kaſſirt und auf Feſtungen ſchickt, weil wir ſchnurgrade derſelben Meinung mit dem Könige ſind, und dieſe praktiſch geltend machen!“

Held war erſt ſechs Tage bei ſeinem Freunde, ſo kam ein Brief aus Berlin an Zerboni von Fichte, worin derſelbe meldete, daß ein zweiter Kriminalprozeß gegen ihn, und zwar weil er die Akten des erſteren habe drucken laſſen, im Werke ſei, die Abſicht gehe dahin, ihn abermals auf ein Jahr zur Feſtung zu bringen, und zwar diesmal nach Graudenz. Der dieſerhalb erlaſſene Kabinetsbefehl war an den Juſtizminiſter von Arnim ergangen, und von ihm nicht ohne ſtille Mißbilligung dem Generalfiskal von Hoff mitgetheilt worden. Dieſer, für Zerboni günſtig geſinnt, hatte Fichte'n veranlaßt, den Bedrohten im voraus davon zu benachrichtigen. Zerboni rief ſogleich: „Nun bin ich auf immer unglücklich, denn werde ich meiner Wirthſchaft, worin ich alles umgekehrt habe und alles im Entſtehen iſt, auf ein Jahr entzogen, ſo muß das ganze Weſen zu Grunde gehen, ich mit den Gütern bankrott machen.“ Doch diesmal betheuerte er, ſolle man nicht ſo leichtes Spiel haben, und wenn die Formen der Geſetze nicht beobachtet würden, werde er Widerſtand leiſten, und man nur ſeinen Leichnam fortſchleppen. Die Freunde beſprachen dieſe Sache abwechſelnd mit Ueberlegung und Heftigkeit. Der neue Angriff erſchien ihnen durchaus widerrechtlich, ſie ſahen die Veröffentlichung der Prozeßakten als eine auch durch das Geſetz genehmigte urſprüngliche Befugniß an, als einen nachträglichen Erſatz der allem gerichtlichen Verfahren gebührenden, durch unſere Einrichtungen nur ungerecht verkümmerten Oeffentlichkeit. Die ganze Verfügung war ihnen überhaupt ein ſchreckliches Zeichen, daß Zerboni's Feinde nie aufhören wollten, willkürlich und ſchonungslos gegen ihn zu verfahren. Da ergrimmte Held, und beſchloß auf der Stelle, das Verderben, welches dem Freunde drohte, auf die Häupter ſeiner Feinde zurückzuwälzen, und ſie durch die Macht der ſonnenklaren Wahrheit zu erdrücken. Vergebens mühte ſich Zerboni ihn zu beruhigen, ihm vorzuſtellen, daß erſt noch auf dem juriſtiſchen Felde der Kampf zu führen ſei. Held nahm hier eine Saat von Aufreizung in ſein Gemüth, die ſchnell und gewaltig emporſtieg, und ihm verſönlich das größte Unheil brachte. Seinen Eifer ſpornte noch mehr das Erſcheinen einer Schrift, die unter dem Titel: „Unterſuchung, ob dem Kriegsrathe Zerboni zu viel geſchah“, in dieſer Zeit — obwohl ſie das Jahr 1801 führte — zu Leipzig herauskam, deren Verfaſſer, der Profeſſor Schummel in Breslau, dafür von Hoym dreihundert Thaler empfangen hatte, und in welcher Zerboni und Held ſcharf angegriffen waren. Held wollte nicht, daß Zerboni dawider aufträte, weil dieſem ohnehin eine neue Unterſuchung drohte, und weil ihm derſelbe in ſeiner ländlichen Abgeſchiedenheit dem litterariſchen Verkehr allzufern ſchien; er ſelbſt aber verſprach, der Sache des Freundes durch kräftiges Auftreten allen Vorſchub zu thun.

Hier in Plugawice wahrſcheinlich entſtand noch die Ode, welche bald nachher im September 1800 zu Berlin einzeln gedruckt erſchien unter dem Titel: „Ergebung, an Zerboni in Plugawice in Südpreußen. Fatis agimur! cedite fatis!“ und in welcher Held den vollen Grimm ſeines Unmuths, ſeiner Verwünſchung des geſammten Weltgetriebes, mit den allergrellſten, ja läſterlichſten Worten ausſprach. Was ihm Ergebung heißt, können wir nur Verzweiflung nennen; er giebt jede Hoffnung auf, und auch die Zuverſicht auf ein Jenſeits ſchilt er hier eine kranke! Zwar tröſtet er ſich mit der Betrachtung:

„Was wir litten, wird verfliegen,
Gleich dem Schall in freier Luft.
Doch der Stolz, daß nie ein Schuft
Konnte unſern Sinn beſiegen,
Steht — ob wir auch unterliegen —
Trotzig über unſrer Gruft.“

Aber den Gedanken eines Wiederbegegnens mit demſelben Gelichter, das ihnen hier zu Schmach und Verderben geworden, kann er nicht ertragen; er fragt den Freund:

„Könnten friedlich auf der Straße
Einer andern Welt wir gehn?
Träfen uns nicht neue Wehn
Im Verein mit dieſer Race,

Der uns hier zum Tigerfraße
Das Geſchick hat auserſehn?“

Nochmals blickt er auf das Erdentreiben zurück, und beſtärkt ſich in der troſtloſen Anſicht:

„Glücklich wird hier nur der kühne
Gauner, der den Staat beſtiehlt.
Frechheit baut ihm ſeine Bühne,
Wo mit ſchadenfroher Miene
Er auf uns herniederſchielt.
Liebe zu dem Vaterlande
Windet unten ſich im Staub!
Wahrheit wird des Heuchlers Raub!
Dummheit gönnet dem Verſtande
Statt des Sieges lieber Schande,
Und des Helfers Ohr iſt taub.“

Als die letzte ſeiner Freuden giebt er an, daß er der Leiden Zerboni's trauernder Gefährte ward, und wünſcht nur vereint mit ihm in demſelben Augenblicke durch Einen Blitz, Einen Todesſtoß, aus dieſen Körperbanden zu fliehen.

Aber während er ſolche Verzweiflung ſang, war ſein Gemüth in Zorn und Haß zum kräftigſten Handeln erglüht, und ihm dämmerte ſchon die That, welche den Feind furchtbar treffen ſollte.

Held reiſte über Kaliſch nach Poſen zurück, wo er wieder einige Zeit verweilte und die Vermögensſachen ſeiner Frau zu ordnen ſtrebte, aber mit größerem Eifer und Erfolge Waffen für ſein politiſch-litterariſches Vorhaben ſammelte. Er wußte ſich durch Ueberredung und Schlauheit Abſchriften der Akten eines höchſt ärgerlichen Prozeſſes zu verſchaffen, in welchem Hoym und Goldbeck ſehr bloßgeſtellt erſchienen, ſchrieb in raſcher Eile, begeiſtert von Unwillen und Zorn, heftige Erläuterungen dazu, und nahm die druckfertige Schrift auf der Rückreiſe mit nach Berlin. Er nahm auch eine Tochter von Poſen mit — eine andere war bereits in Brandenburg — und hielt ſie unterwegs faſt beſtändig auf ſeinem Schoße. Die Handſchrift lag tief unten im Koffer. In Berlin ſtieg er im Gaſthof ab, und brachte zuerſt ſeine Tochter zu einer Freundin; dann ging er zu Struenſee, erbat ſich geheimes Gehör, und legte ihm die Schrift vor. „Struenſee's

Mienen," ſagt Held, „waren anfänglich mißbilligend und er ſchüttelte den Kopf, je länger ich aber ſprach und ihm alles verdeutlichte, je mehr klärte ſich ſein Geſicht auf, bis zu jenem ſardoniſchen Lächeln, welches dieſe in der Regel ernſthafte Phyſiognomie ſo wohl kleidete und ſo großes Zutrauen erweckte." Struenſee behielt die Schrift einige Tage, und als er ſie zurückgab, erklärte er die Thatſachen für ganz richtig, allein bei weitem noch nicht vollſtändig, er wiſſe den tieferen Zuſammenhang, ein Geheimniß, das der Verfaſſer nicht habe wiſſen können. „Indeß", fuhr er fort, „enthält das Buch Stoff genug, um dem Könige aufzufallen. Sie wagen damit viel. Entweder wird damit etwas recht Gutes oder etwas recht Schlimmes geſtiftet, und Sie können ſich dadurch recht glücklich oder noch unglücklicher machen als Sie ſchon ſind. Abrathen will ich Ihnen nicht, mich davon meliren kann und will ich aber auch nicht. Die Zugänge ſind zu ſehr verriegelt. Nachdem dieſe Sache unter Mitwiſſen des jetzigen Königs beendigt und zu Grabe getragen worden, darf ich, ohne die ſeltſamſten Verdachte perſönlicher Animoſität gegen Hoym mir zuzuziehen, ſie nicht neuerdings zur Sprache bringen. Werde ich befragt, ob die in dem Buche von mir vorkommenden Briefe ächt ſind, ſo werde ich, wie es wahr iſt, Ja ſagen. Uebrigens hoffe ich, werden Sie, ſo lange ich lebe, es verſchweigen, daß Sie mir das Manuſkript gezeigt haben. Jetzt weiß ich nichts von ihrem Vorſatze. Handeln Sie nach Gutdünken. Gelingt es, ſo kann die beſte Wirkung erfolgen." Held empfand es ſchmerzlich, daß Struenſee ihm eine eigennützige Abſicht auf Glück beizumeſſen ſchien, und lehnte dies entſchieden ab, worauf Struenſee nur erwiederte: „Für Ihr Heil würde eine Portion Egoismus Ihnen ſehr dienlich ſein." Er fügte noch hinzu: „In unſerm Staate iſt kein Reformiren möglich, als das unmittelbar vom Könige ausgeht, im Einzelnen iſt nirgend ein vernünftiger Anfang damit zu machen; jeder Geſchäftsmann bei uns arbeitet nur dahin, daß er ſich durch die Form decke und nicht aktenmäßig verantwortlich werde." Und ſo ſprach er noch vieles, was den Zuſtand des Staates betraf, für Held aber, anſtatt ihn abzuſchrecken, nur zur ſtärkeren Anreizung wurde. Er beſchloß ohne Zögern den Druck ſeines Buches. Hierin lag übrigens noch keine unmittelbare Gefahr. Hätte er die Handſchrift von Berlin, auf ſichrem Wege, nach Leipzig oder Jena geſandt, wie er anfangs wollte, ſo würde der Schlag getroffen und vielleicht niemand erfahren haben, von wo er geführt worden. Zu ſeinem Unglück aber ſprach er den Buchhändler Frölich, den er von der Univerſität Helmſtädt her kannte, glaubte dieſen ſo beherzt und feſt, als er in leicht hingeſprochenen Worten ſich zeigte, und ließ ſich verlocken, ihm das Geheimniß zu vertrauen. Frölich erbot ſich ſogleich, die Schrift heimlich drucken zu laſſen, und ging auch alsbald an's Werk; eine Buchdruckerei war in Frölich's Hinterhauſe nah zur Hand. Der Beſitzer, zugleich Polizeikommiſſarius, Namens Schmidt — bekannt als Verleger des Volksblattes „Der Beobachter an der Spree“ — gehörte zu Held's vertrauten Freunden.

Sehr ruhig über dieſe Angelegenheit, kehrte Held nach Brandenburg heim, und ging wieder mit gewohnter Sorgfalt an ſeine Dienſtgeſchäfte; kam aber im Dezember auf's neue nach Berlin, hörte, daß der Druck beinahe vollendet ſei, nahm mit Frölich die Abrede auf Ehrenwort, daß keiner den anderen in dieſer Sache je nennen wolle, gab der Schrift den Titel: „Die wahren Jakobiner im preußiſchen Staate, oder aktenmäßige Darſtellung der böſen Ränke und betrügeriſchen Dienſtführung zweier preußiſcher Staatsminiſter,“ ſtatt des Druckortes auf dem Titel ſetzte der Verleger: „Nirgens und überall“ und die Jahreszahl 1801 dazu; der Umfang betrug etwa 250 Seiten. Held bedingte ſich ſtatt alles Honorars ein Dutzend Abdrücke, und begab ſich hierauf wieder nach Brandenburg. In den letzten Tagen des Januar 1801 ließ er durch einen Boten ſeine Abdrücke holen, und ſandte ſie zum Einbinden in eine benachbarte ſächſiſche Stadt, wo dem Werkchen durch die Hand des Buchbinders die Ausſtattung ertheilt wurde, von welcher ihm der Name „das ſchwarze Buch“ gekommen und verblieben, denn unter dieſem nur iſt es weltberühmt geworden, während der eigentliche noch jetzt faſt unbekannt iſt, wie das Buch ſelbſt. Denn wir geſtehen, ſo viel und oft wir auch ſeit mehr als vierzig Jahren von dem ſchwarzen Buche, ſeinem gewichtigen Inhalte und ſeiner beiſpielloſen Freimüthigkeit reden gehört, nie hatten wir es zu Geſicht bekommen, noch jemanden gefunden, der es mit eignen Augen geſehn, und erſt unſere öffentliche Beſprechung deſſelben rief die hin und wieder bewahrten Abdrücke an den Tag, obſchon nicht in der von Held beliebten Einkleidung; in dieſer nämlich war nicht nur der Umſchlag, ſondern auch der Schnitt völlig ſchwarz, auf dem Rücken ſtand in Silberſchrift: „Hoym und Goldbeck.“ Drei ſolcher Abdrücke ließ Held in den erſten Tagen des Februar 1801 von Nauen zur Poſt nach Berlin abgehen, an den König, an den Oberſten von Köckritz, und an den Miniſter Grafen von der Schulenburg, für den letzteren war ein anonymer Brief eingelegt, des Inhalts, daß der Verfaſſer, nach einiger Zeit, und wenn er ſich überzeugt haben würde, daß keine unregelmäßige Gefahr für ihn obwalte, als ein rechtſchaffner Mann, der ſeiner Behauptungen eingeſtändig ſein müſſe, freiwillig ihm dem Miniſter ſich zu erkennen geben wolle, daß einſtweilen dieſer ſich der Sache annehmen und beſonders dafür ſorgen möge, daß der König die Schrift wirklich bekomme und leſe. Denn dies letztere war in Held's Anſicht der Hauptpunkt, welchen er durch alle dieſe Anſtalten zu erlangen hoffte. Eine ſchriftliche Eingabe ſolches Umfangs, meinte er, würde der König nie leſen, ſie würde auch zu leicht verſchwinden können; gedruckt leſe ſich dergleichen eher, und das auffallende Aeußere ſolle noch beſonders dazu reizen; aber auch für den Fall, daß dem Könige der zugeſandte Abdruck unterſchlagen würde, wollte er Vorkehr treffen, und fand deßhalb die gleichzeitige Erſcheinung im Buchhandel nöthig, damit das öffentliche Gerede und Geſchrei den König aufmerkſam mache. War dies nur erreicht, ſo glaubte er nichts mehr fürchten zu dürfen, er ſah nur auf dem Wege Gefahr, am Ziel keine. Er hatte das Bewußtſein, indem er für den Freund wirkte, zugleich dem Gemeinweſen nützlich zu ſein, ſich um König und Staat verdient zu machen, ja er träumte wohl gar, wiewohl er darauf am wenigſten ausging, von Ehren und Belohnungen. Ganz ohne Schanzen des Erfolgs durfte die Sache ſelbſt einem klugen

Berechner nicht dünken. Struenſee und Schulenburg waren lange ſchon Hoym's Gegner, der Miniſter von Alvensleben hatte ſich in den ſtärkſten Ausdrücken gegen ihn erklärt, der Generalfiskal von Hoff, einer der angeſehenſten Juſtizbeamten, wünſchte Goldbeck's Fall, um an deſſen Stelle zu treten, war Held's Vertrauter, und reizte ihn, der nicht ahndete, daß er mißbraucht würde, nur heftiger an, indem er ihm ſeinen ganzen Beiſtand zuſicherte. Auch der Miniſter von Buchholz hatte die Handſchrift geleſen und ſehr gebilligt.

Es traf ſich zufällig, daß grade um dieſe Zeit, nämlich in den erſten Tagen des Februar, zwei Freunde Held's nach Berlin kamen, welche ſehr wünſchten, daß auch er ſich einfinden möchte; einer der Freunde war der Juſtizkommiſſarius Früſon aus Poſen, der Vormund der Held'ſchen Stiefkinder daſelbſt, und der andere war der Geheimrath und Kammerdirektor von Heydebreck aus Stettin. Held ſtand lange bei ſich an, ob er bei dem Ausbruche der Kriſis nicht beſſer von Berlin wegbliebe; damit indeſſen Heydebreck nicht ohne das ſchwarze Buch nach Stettin zurückginge, ſchrieb er an ihn einige anonyme Zeilen, die ihn aufforderten, dieſes Buch, ſobald es erſchiene, zu kaufen, bevor deſſen Abſatz etwa durch eine Kabale verboten würde. Heydebreck wohnte bei dem Geheimrathe von Beguelin, und las den beim Mittagstiſch empfangenen Brief als eine Merkwürdigkeit ſogleich laut vor. Beguelin, der lebenslang nur das Intereſſe der Macht anerkannte, beeilte ſich, den Geheimen Oberpoſtrath Seegebarth, Schwager Goldbeck's, und ebenſo dem grade in Berlin gegenwärtigen Grafen von Hoym die Nachricht mitzutheilen. Der Buchhändler Frölich hatte die ganze in Berlin gedruckte Auflage nach Leipzig geſchickt, von dort aus ſollten die Abdrücke in die Welt gehen, und ſo auch die für Berlin beſtimmten den Schein haben aus dem Auslande zu kommen. Dieſe klugen Vorkehrungen ſcheiterten nun großentheils durch die Anzeige Beguelin's, die meiſten Sendungen wurden in der Stille aufgefangen. Indeß waren doch einige durchgedrungen, der Werth von dieſen ſtieg mit ihrer Seltenheit, und der Lärm war über alle Erwartung. Heydebreck, als er jenes Benehmen ſeines Gaſtfreundes Beguelin erfahren, wollte nicht länger bei ihm wohnen, und zog in den Gaſthof zum goldnen Stern, wo auch Held zufällig einkehrte, als er doch endlich nach Berlin kam, um ſeine Freunde und die Wirkung ſeines Buches zu ſehen. Er hatte aber die Wanderung zu Fuß gemacht, bei ſeinem Bruder in Potsdam, wo derſelbe als Hauptmann ſtand, nur flüchtig eingeſprochen, und ſich durch die Anſtrengung in der Winternäſſe eine Roſe zugezogen, weßhalb er nun meiſt das Zimmer hütete, wo Heydebreck ihm treulich Geſellſchaft leiſtete. Die Sache wurde nun ſtets ruchbarer. Der Miniſter von Buchholz erzählte, was für lange Geſichter Hoym und ſeine Frau bei der Kour gemacht, und hoffte noch, das Spiel Held's, das allerdings ein va banque war, könne gewonnen ſein. Dagegen hielt der Polizeipräſident Eiſenberg, Held's Freund, es ſchon verloren, und warnte ihn in der Loge Royal-York; Frölich hatte ſchon alles geſtanden, doch Held wollte es nicht glauben, und blieb ganz ruhig. Als Heydebreck nach Stettin zurückgekehrt war, wollte auch Held wieder abreiſen, und ſich am 22. Februar auf der Poſt für den folgenden Tag einſchreiben laſſen. Doch inzwiſchen hatten ſich Wolken über ihm gehäuft, die ſich plötzlich verderbenvoll entluden. Was ſich begab, laſſen wir am beſten hier ihn mit eignen Worten ſelbſt erzählen.

Seine hierüber gleich in den nächſten Tagen aufgeſchriebene Erzählung lautet wie folgt: „Ich war Sonntags den 22. Februar 1801 eben aus dem Schauſpiel „das Sonntagskind“ und auf meinem Zimmer im Wirthshauſe zum Stern auf der Leipziger Straße angekommen, in der Abſicht mich zeitig niederzulegen, da ich am folgenden Tage früh über Potsdam nach Brandenburg zurückzureiſen gedachte, als ungefähr um 9 Uhr der Polizeikommiſſarius Obermann ſich einfand und mich erſuchte, ihm zum Geheimen Juſtizrathe von Warſing, der in der Hausvogtei wohnt, zu folgen. Dies that ich ohne Bedenken. Warſing fragte mich, ob ich der Verfaſſer des gegen den Großkanzler von Goldbeck und den in Schleſien dirigirenden Miniſter Grafen von Hoym erſchienenen Buches: „Die wahren Jakobiner im preußiſchen Staate“ ſei, und legte mir das mit dem Buchhändler Frölich, wenige Stunden vorher abgehaltene Protokoll vor, in welchem derſelbe ſich als Verleger, mich als Verfaſſer bereits eingeſtanden hatte. Ich antwortete weder Ja noch Nein, ſondern drang darauf, daß der Frölich gerufen würde, um mir dieſes Geſtändniß in's Geſicht zu ſagen. Frölich kam, ſagte es mir in's Geſicht, und ohne Weigerung geſtand auch ich, und unterſchrieb das kurze Protokoll, das Warſing ſogleich auch in Anſehung meiner aufnahm."

„Frölich wurde entlaſſen, mich aber überredete Warſing, über Nacht bei ihm zu bleiben; dieſe Komplimente waren gewiſſermaßen darum nöthig, weil Warſing einen bloß mündlichen Auftrag von dem Kabinetsrathe Beyme bekommen hatte, mich mit guter Art feſt zu machen. Ich glaubte anfangs, ich ſollte die Nacht in der Gerichtsſtube, etwa auf einem großen Stuhl oder dergleichen, zubringen, um am folgenden Morgen früh fernerweitig verhört zu werden, da bereits 10 Uhr verfloſſen war, und vermuthete nichts ſicherer, als daß ich nach geſchloſſenem Verhör entlaſſen werden würde, daher meine Bereitwilligkeit zu bleiben. Aber Warſing ſetzte ſeine Höflichkeiten und Ueberredungen fort, verſicherte mir, daß ich weiter hinten ein gutes Logis bei einem anſtändigen Manne finden würde, und ſprach immer in dem Tone, als ob es nur auf eine Nacht abgeſehen ſei. Gutwillig folgte ich auch dieſem Anſinnen, ich wurde über zwei Höfe geführt, ein Inſpektor mit einem großen Gewächs am rechten Auge und ein Mann mit einer Laterne und einem großen Bunde Schlüſſel in der Hand (der Schließer) begleiteten mich, führten mich in einen langen Gang, vor eine kleine ſtarke Thür, deren ungeheure Schlöſſer und Riegel, nicht ohne Verwunderung und üble Ahndungen von meiner Seite, beim Scheine der Laterne geöffnet wurden, und hießen mich in ein dunkles ſchmutziges Zimmer (Nro. 5) treten. Daß ſtatt des guten Logis ein gewöhnliches Gefängniß meiner wartete, merkte ich nun freilich. Kaum war ich drinnen, ſo brachte man eine Bettſtelle und eine elende Matratze, zündete ein Dreierlicht an, ſchlug die Thüre zu, legte die raſſelnden Riegel und Schlöſſer auswendig wieder vor, und ſo ward ich in aller Geſchwindigkeit ein Staatsgefangener."

„Meine Blicke überflogen nun den kleinen Raum, in dem ich mich befand. Auf Einmal ſtieg aus dem Bette linker Hand eine lange, hagere, blaſſe Mannsfigur mit einer überaus großen Naſe, trüben verlöſchten Augen, eine ſchmutzige Nachtmütze auf dem Kopf und in ein überall löcherichtes Nachtkamiſol gekleidet, empor. Wir begrüßten uns, und meine erſte Frage war: Warum ſitzen Sie hier? was haben Sie gethan? — Antwort: Ich habe an das Kammergericht geſchrieben, daß deſſen Mitglieder Spitzbuben, Mörder und Schinder wären, und habe mit dem Juſtiziarius in der Stadt Straßburg einen Prozeß wegen eines Mädchens gehabt, welches mich als Vater zu einem Kind angab, deſſen eigentlicher Vater der Juſtiziarius wohl ſelbſt ſein mochte; ich bin reformirter Prediger in Straßburg geweſen, ſitze ſchon zum Drittenmal, und dies letztemal bereits in den achten Monat."

„Das war nun eben nicht ſehr erfreulich. Mehr trotzig und indignirt, als verlegen und betrübt, legte ich mich halbbekleidet auf meine Matratze, deckte mich mit dem aus Potsdam mitgenommenen Mantel meines Bruders zu, und ſchlief ſo ſanft und erquickend, als läge ich auf Schwanenkiſſen. Am folgenden Morgen ließ ich meinen Koffer aus dem Stern holen, voll Sehnſucht erwartete ich zum Verhör gefordert zu werden, aber vergebens. So brachte ich beinahe acht Tage zu. Dann fingen die Verhöre an; mich vernahm der Kammergerichtsreferendarius Lindner, und Warſing ging bloß ab und zu. Ich entſagte anfänglich der Vertheidigung, ließ mich aber endlich doch bereden, den Juſtizkommiſſair Mathis zum förmlichen Defenſor anzunehmen. Der Prozeß hatte demnächſt ſeinen Fortgang."

Wer von unſeren Zeitgenoſſen wachen Auges und fühlenden Herzens an den Tagesereigniſſen Antheil nimmt, dem brauchen wir nicht zu ſagen, welch ein trauriges Geſchick in den meiſten Fällen das eines Staatsgefangenen iſt. Die ſchreienden Beiſpiele in Deutſchland, des Profeſſors Jordan, des Rektors Weidig, die bittern Klagen, die unaufhörlich aus Frankreich herüberſchallen, ſind aller Welt bekannt; einzig England macht in dieſem Bezug eine nie genug zu preiſende Ausnahme. Wir ſehen, wie für den Unglücklichen, der unter jene Benennung fällt, mehr noch als die Strenge des Geſetzes, die Leidenſchaften der Macht zu fürchten ſind, wie Unpartheilichkeit und Milde dem unterthänigen Eifer, der fühlloſen Härte weichen, wie die Unterſuchung faſt immer in Haß und Feindſchaft, in ſchadenfrohen Hohn ausartet. Wir wiſſen, durch welche unnöthige Verſagungen, peinliche Förmlichkeiten und endloſe Hinzögerungen die Kerkerhaft zur verzweiflungsvollen Marter wird, wie jede Kleinigkeit zur Erleichterung des Lebens, zur Erquickung des Geiſtes, oder gar zum Bedarf der Vertheidigung, meiſt demüthig erbettelt, langwierig erwartet, und allenfalls mit Geld aufgewogen werden muß; nicht zu gedenken der tauſendfachen Quälereien, welche bald durch Einſamkeit und Stille, bald durch unwürdige Genoſſenſchaft, durch Unbill und Tücke der Unterbeamten, durch verrätheriſche Aushorcher, durch alle die ſchnöden Hülfsmittel, die man zu dem ſogenannten Mürbemachen gebraucht, auf den politiſchen Gefangenen ſich häufen, der vielleicht das reinſte Bewußtſein trägt, noch nicht verurtheilt iſt, vielleicht am Ende wirklich freigeſprochen wird, einſtweilen aber ſchlimmer als der gemeinſte Verbrecher gehalten wird, aufgegeben von den erſchreckten Freunden, abgeſchnitten von der öffentlichen Stimme, deren ſcheues Anfragen in dunkler Unkunde auch bald verhallt. —

Dank der Menſchlichkeit und Aufklärung, welche das achtzehnte Jahrhundert in Deutſchland hervorgearbeitet und hauptſächlich in Preußen dem Staat einverleibt hat, findet dieſe Schilderung auf unſeren Freund in der Hausvogtei nur geringe Anwendung; aber theilweiſe leider doch. Zwar empfahl Beyme, auf Held's unmittelbar an ihn gerichtete Klagen, die Pflichten der Humanität für ihn im Auge zu haben, und jede Pein des Gefangenen, die von der gewöhnlichen Haft unbeſchadet der Sicherheit zu trennen ſei, zu mildern, aber die Antwort von Warſing, daß das Gefängniß kein Putzzimmer ſei, läßt genug erkennen, mit wie wenig Neigung er in dieſen Sinn einging. Held hatte gleich von Anfang den freien Gebrauch von Feder und Tinte, ſchrieb an Behörden und Freunde, und durfte ſogar Beſuche annehmen. Auf Struenſee's Verwendung erhielt er ein beſſeres Zimmer.

Auch wurden ihm nach einiger Zeit ſeine in Brandenburg gerichtlich weggenommenen und durchſuchten Papiere wiedergegeben, mit der Erklärung, daß nichts gegen den Staat darin gefunden worden, obſchon vieles darunter war, was eben ſo ſchlimm lautete als das Schlimmſte im ſchwarzen Buche. Die größte Qual war für Held, daß Tage auf Tage vergingen, ehe nur ein Verhör Statt fand. Als dies endlich erfolgte, wurde freilich ſofort klar, daß die verſtrichene Zeit noch viel zu kurz geweſen, um den Gefangenen mürbe zu machen.

Er hatte gleich in den erſten Tagen niedergeſchrieben, welche Beweggründe und Triebfedern er bei Abfaſſung des ſchwarzen Buches gehabt, ſie gingen auch ſchon aus der dem Buche voranſtehenden, faſt rührenden und offenbar treugemeinten Bitte an den König ſattſam hervor; er geſtand willig ein, daß er in der Art der Bekanntmachung und einigermaßen auch der Abfaſſung des Buches gefehlt habe, daß er aber die Wahrheit des Inhalts fortwährend behaupte und zu erweiſen erbötig ſei; einige harte Ausdrücke gegen die beiden angeklagten Miniſter bereue er zwar, aber eigentlich nur um ſeiner ſelbſt willen, weil er der Sache und ſeinem Zwecke bei manchem Leſer dadurch vielleicht in äſthetiſcher Hinſicht geſchadet habe; mit dem Kriegsrath von Triebenfeld jedoch habe er geglaubt weiter keine Umſtände machen zu dürfen, weil der ſich längſt ſelber preisgegeben, und ihm einmal in Poſen wörtlich geſagt: „Vetterchen! wenn Sie bei den Miniſtern etwas durchſetzen wollen, ſo ſagen Sie es nur mir, die Kerls müſſen alle nach meiner Pfeife tanzen!“ Es ſei nicht ſeine Schuld, wenn die Gegner zum Theil von der Art ſeien, daß man faſt nur durch Schimpfwörter ſie bezeichnen könne. „Mein Schickſal,“ ſagte er, „ſehe ich voraus, doch beruhigt mich der Gedanke, daß, ſei es auch erſt wenn ich längſt aufgerieben bin, der König ganz gewiß einſt einſehen wird, wie nützlich manchmal dergleichen enthuſiaſtiſche Exzeſſe ſind, um die kleineren Großen daran zu erinnern, daß ſie beobachtet werden. Der König iſt Herr meiner Freiheit, meines geringen Einkommens, und wenn er will meines Lebens. Ich überlaſſe ihm, ſelbſt wenn er ſich in der Richtung ſeines Zorns irrt, das alles recht gern, und wünſche, daß irgend ein reeller Nutzen für ihn, die Geſetze und den Staat aus dieſer meiner Reſignation entſtehn möge.“ Edle einfache Worte, wie Unterthanentreue und Vaterlandsliebe vereint ſie nicht ſchöner ausſprechen können!

Einige Hoffnung ſetzte Held anfangs noch auf Struenſee, auf Schulenburg, und einige andere Männer in hohen Aemtern und Würden, denen er ſein Vorhaben mehr oder minder vertraut, und die daſſelbe nicht nur gutgeheißen, ſondern zum Theil ihn noch zur Ausführung angeſpornt hatten. Er durfte an die Miniſter ſchreiben, und that dies ohne Zögern. Allein Schulenburg antwortete gar nicht, und Struenſee, den er wegen ſeiner Dienſtführung ein Zeugniß zu den Akten zu geben erſucht hatte, erwiederte freundlichſt, erſt wenn die Unterſuchungsbehörde ein ſolches fordre, könne er es ertheilen, wie er ſpäterhin auch wirklich that, und zwar mit vollem Lobe. Held ergab ſich in das Loos aller Verfolgten, und entſchuldigte jene Männer, die ihm keinen Beiſtand zugeſichert hatten; daß ihn aber auch der erwähnte hohe Juſtizbeamte nicht nur vergaß, ſondern völlig verläugnete, derſelbe Mann, der ihn angereizt hatte, der ihn hatte abhalten wollen, einen gegen Beyme gerichteten heftigen Ausfall wegzulaſſen, der ihm betheuert, wenn es nöthig werde, wolle er des Königs Schwager den Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz angehen, und auch ſelbſt vor den König treten und das Wort für die gute Sache nehmen, daß dieſer Mann jetzt ſogar ſich rühmte, er habe ſich mit ihm nur eingelaſſen, um ihn auszuhorchen, — das verdroß ihn zu bitter, um nicht ſeinen ganzen Zorn in dieſer Richtung zu entladen; er that dies durch einen Brief, worin er jenem alles zwiſchen ihnen Verhandelte umſtändlich vorwarf und ihn der Falſchheit und des Verrathes zieh; daß dieſes Schreiben von der Unterſuchungsbehörde geleſen wurde, war für den Empfänger keine geringe Strafe. Einige weniger hochſtehende Freunde, unter anderen der Artilleriehauptmann von Rothardt, der Mahler Darbes, der Polizeikommiſſarius Schmidt, Friedrich Schulz und Andere, beſuchten Held, jedoch immer ſpärlicher. Die meiſten begriffen ihn nicht, ſie irrten ſich über ſeine Antriebe;

nur Friedrich Buchholz erkannte gleich den edlen Enthuſiaſten, und war auch der Einzige, der ihm ſtets rieth nicht nachzugeben, ſondern feſt und beharrlich zu ſein; die anderen riethen immer zum klugen Einlenken, ja zum Widerruf. Drei ſeiner Vertrauteſten, ehemalige Konſtantiſten, hielten ſich gänzlich fern. Dagegen war die allgemeine Theilnahme in Berlin ſehr groß, ſein Name war in aller Leute Mund, ſein um dieſe Zeit von Bollinger gezeichnetes und geſtochenes ſehr gelungenes Bild wurde eifrig gekauft; allein die Volksſtimme hatte nicht das geringſte Mittel der Wirkſamkeit. Zerboni ſandte einen kleinen Geldbetrag, leider nicht aus eignen Hülfsmitteln, ſondern aus ſolchen, die er für Held's Frau in Schuldprozeſſen erſtritten hatte, woraus in der Folge die unheilvollſten Verwirrungen entſtanden. Zuletzt völlig verlaſſen und einſam hatte Held keine andere Stütze, als ſeine innere Kraft, und dieſe allein hielt ſeinen Muth aufrecht. Er beſchäftigte ſich meiſt mit Schreiben, und machte ſogar Verſe, wie er denn gleich nach den erſten Verhören die Epiſtel Friedrichs des Großen an Keith über die Nichtigkeit der Todesfurcht und des Schauders vor einer Zukunft jenſeits des Grabes in ſechs und ſechzig achtzeilige Stanzen ſehr glücklich überſetzte.

Auch der edle Fichte, erſt kurze Zeit mit Held bekannt und ſelber noch keineswegs in ſichrer Stellung, benahm ſich wie ein treuer Freund, und leiſtete gern was er vermochte. Fichte's treffliche Frau ſah nach den Töchtern des Gefangenen, ließ ſie zu ſich kommen, überzeugte ſich, daß ſie gut gehalten wären, gab dem bekümmerten Vater von ihrer Geſundheit Nachricht. Aber auch durch geiſtige Mittheilung wirkte Fichte kräftigend auf Held. In einem ſpäteren Briefe, vom 20. Oktober 1802, ſagt er ihm: „Ueber Ihre Anſichten erlauben Sie mir nur zwei Worte. Ich für meine Perſon habe es — Ihre Begebenheit kann auch dazu mitgeholfen haben — zu einer ſo tiefen Erkenntniß der Nichtswürdigkeit des allgemeinen Treibens, und zu einer ſo gründlichen Verachtung deſſelben gebracht, daß ich es ſehr bedauern würde, wenn ein Mann, den ich achte und liebe, dies Weſen länger würdigte ſich damit abzugeben. Furcht bleibt niederträchtig, und dieſe kommt den rechten Mann wohl nie an; aber, Freund, es giebt noch einen anderen höheren Grund ſich in den Unflath nicht zu miſchen, außer der Furcht, von ihm befleckt zu werden; — dieſer iſt die Verachtung des Unflaths.“ Held hatte Fichte'n das neueſte Werk von Buchholz „Gravitationsgeſetz für die moraliſche Welt“ empfohlen; hierauf erwiedert Fichte: „Buchholz's Werk habe ich nicht geleſen, werde es auch nicht, weil ich an einem frühern dahin einſchlagenden Aufſatz deſſelben in der Eunomia, den Vogel ſchon im Eie erkannt habe. Daß er ſich einbildet, die Metaphyſik zu ſchlagen, iſt ihm zu verzeihen; er weiß nicht, was Metaphyſik iſt, und hat keinen metaphyſiſchen Atom in ſeiner ganzen Weſenheit. — Mit dem Betäuben hat es gute Wege. Unſer einer hat z. B. den Spinoza ausgehalten, und ihm ſogar die Wege gewieſen; und ohne Schimpf und Spaß, Spinoza iſt doch ganz etwas anderes, als Buchholz: ja ſogar La Métrie iſt etwas anderes. Buchholz vermag einiges Intereſſe nur bei denen zu erregen, deren Kenntniß ſich nicht viel über die Deutſche Bibliothek und die Berliner Monatsſchrift hinaus erſtreckt.“ — Für Held mußte es ſchmerzlich ſein, zwei Männer, die für ihn in ſittlicher Wirkung ſo zuſammengehörten, im Denken ſo auseinander zu ſehen, und die Weiſung in Betreff der Metaphyſik traf ihn ſelber eigentlich mit. —

Wir haben nicht die Abſicht noch die Mittel, den Prozeß in ſeiner juriſtiſchen Entwickelung darzulegen, oder zu beurtheilen, auch der eigentliche Stoff deſſelben liegt hier außerhalb unſeres Zweckes, der nur ein Karakterbild aufſtellen will. Daß Held in ſeinen Anklagen einſeitig, wild, übermäßig und oft ohne die gehörige Unterſcheidung verfahren war, mußte er ſelber zugeben, daß er aber aus tiefer Ueberzeugung und redlichem Eifer gehandelt, wurde ſelbſt von den Richtern eingeſtanden. Sein Vertheidiger hielt ſich lediglich an juriſtiſche Formen, das Gericht that das auch. Die Beleidigung der beiden Staatsminiſter war offenbar — die weit ſchmachvollere des Kriegsrathes von Triebenfeld ließ das Gericht unter der Angabe, derſelbe habe nicht geklagt, unbeachtet —, die Verletzung der Ehrfurcht für den König wurde nachdrücklich hervorgehoben, und ſo konnte es nicht fehlen, daß Held unterlag.

Die Kriminaldeputation des Kammergerichts erkannte für Recht, daß Held mit Amtsentſetzung und achtzehnmonatlicher Feſtungshaft zu beſtrafen ſei. Der Verleger und Drucker wurden zu geringeren Strafen verurtheilt, doch dieſe gleich darauf erlaſſen oder gemildert.

Held erklärte ſogleich, daß er von dieſem Urtheil erſter Inſtanz an die zweite, nämlich an den Appellationsſenat des Kammergerichts, Berufung einlege, und wiewohl er anfangs den von ihm ſehr geſchätzten Juſtizrath Uhden zum Rechtsbeiſtand für dieſe zweite Inſtanz erbeten hatte, ſo beſann er ſich doch bald anders, und beſchloß, nun ſeine Vertheidigung ſelbſt und allein, ohne Zuziehung eines Rechtskundigen, zu führen. Dieſe ſchrieb er während der Sommermonate 1801 in der Hausvogtei mit angeſtrengtem Eifer, und brachte eine Arbeit zu Stande, in welcher ſeine ganze Geſinnung und ſein tiefſtes Herz athmeten, aber auch ſein ganzer Zorn und Grimm austobten. Sie beginnt mit folgender Einleitung: „Indem ich mich entſchließe, vor der zweiten und letzten Inſtanz, die im eigentlichſten Sinn über das Schickſal und die Wendung meines übrigen Lebens entſcheiden wird, mich wegen der That ſelbſt zu vertheidigen, deren Folgen jetzt mich äußerlich unglücklich machen, bin ich zweifelhaft, ob ich beſſer thue, lediglich mein Buch zu rechtfertigen, oder lediglich die Sentenz erſter Inſtanz zu widerlegen, zur Sophiſtik der geſetzlichen Formen oder zu dem Weſen des Gegenſtandes meine Zuflucht zu nehmen, noch Einmal auf die Güte der menſchlichen Natur zu bauen, oder dieſe Hoffnung, und mit ihr faſt alles, was dieſem Daſein einigen Werth giebt, gänzlich fahren zu laſſen? Der bloße Juriſt kann mich, das fühle ich, nicht länger vertreten. Was die Geſetze in Bezug auf den vorliegenden Fall pro et contra enthalten, iſt in der erſten Inſtanz ſattſam verhandelt. Ich kann die Quellen, die Wärme, die Uebermacht meiner Ueberzeugungen niemandem lebendig genug mittheilen, deſſen kalter Beitritt Worte wägt, und ängſtlich zwiſchen Zuviel und Zuwenig wankend, mich mit der ihm fremden Beſorgniß quält, den Kern in der Schale verworfen zu ſehen. Was jetzt noch zu ſagen iſt, muß ich ſelbſt ſagen. Ich bin von einem ſouverainen ſchaudernden

Ekel gegen den Verlaß auf Formen überfallen, ſeitdem ich handgreiflich belehrt bin, daß unter ihrem Schutze jede Schandthat leicht gelingt, und der beſte Trieb, die einfachſte Wahrheit verſtoßen werden, wenn ſie es vernachläſſigen, mit jenem Behang ſich zu kleiden. Mir genügt kein Gehülfe. Sie Alle, die ich gerufen habe, wollen nur mich aus der Noth künſtlich herausmanövriren; ich hingegen will die Sache retten, der ich Glück, Ruhe und Freiheit aufgeopfert habe; und das begreift keiner. Die Sache liegt mir am Herzen, und gilt mir alles, mein eignes Selbſt iſt mir minder werth. Für die Sache habe ich dieſen heißen Kampf unternommen, nicht für mich; ihr will ich getreu, und mir ſelbſt konſequent bleiben, es entſtehe auch daraus was da wolle! — — Tugend iſt ihr eigener Lohn, wie ihr eigenes Geſetz, und unterſcheidet von dem zuſammenhangsloſen Lebenstumult der Böſewichter hauptſächlich ſich dadurch, daß das über jede ihrer Handlungen herrſchende Prinzip der beſtändige recht lebhafte Gedanken einer engverbundenen Konſequenz der jetzigen und der künftigen Welt iſt. Der Tugendhafte berechnet ſeine Exiſtenz aſtronomiſch, der Schuft nach den vier Spezies. Mitten in der Anfluth der auf mich einſtrömenden Ideen, von einer beſtändigen Ohnmacht ſie ordnen zu können, von der Bangigkeit des Mißlingens, von allen nur erdenklichen Schmerzen geſchwächt, weiß ich daher nichts Beſſeres zu thun, als die letzten Reſte meines Muthes aufzubieten, und den geradeſten und kürzeſten Weg querdurch einzuſchlagen, zu beſtreiten was mir entgegenſteht, mir anzueignen was mich unterſtützt, regellos, je nachdem beides ſich mir naht.“ Nachdem er ſeine neuen Richter bei ihrer eignen Seelenruhe, bei ihrem Gewiſſen, bei dem einſtigen Rückblick auf ihr Leben, ja bei den nützlichen Folgen, die aus dieſem Prozeß entſtehen könnten, angerufen und beſchworen, nicht bloß den dürren Buchſtaben der Geſetze zu leſen, ſondern auch ihn zu hören und den Inhalt ſeiner Rede ernſthaft zu erwägen, fährt er fort: „Unbegränzte Aufrichtigkeit, die offenherzigſte Erklärung, die reinſte Wahrheitsliebe, werden hier aus mir ſprechen. Als der unbefangenſte Sohn der Natur will ich mich hingeben, ohne alle Ziererei, grade ſo wie ich fühle, denke und urtheile.

Ich kenne, ſo romantiſch es auch klingen mag, nächſt dem Sammeln von Einſichten für den Geiſt, nächſt der Freundſchaft für das Herz, kein weiteres Intereſſe am Leben, als gut und wahrhaft und für beides feurig wirkſam zu ſein. Leicht möglich iſt es, daß das, was ich zu ſagen habe, übelgeordnet, und im juriſtiſchen Sinne verworren geräth. Aber ich bin nicht im Stande es anders zu ſagen. Mein Stoizismus iſt nicht ſtark genug, um nicht dem vielen Leid zu unterliegen, das mich jetzt faſt erdrückt. Die Natur vindizirt ihre Rechte. Im Gefängniſſe wohnt nur der Schmerz, und dieſer weiß nichts von künſtlicher, am allerwenigſten von juriſtiſcher Logik. Meine Abſicht iſt, meinen neuen Richtern neue Data und Anſichten zu einem neuen Urtheil über die Sache, und durch die Sache auch über mich zu liefern. Ihre Pflicht iſt es, das, was ich zerſtreut vorbringe, unter dem Brennpunkte Ihres Scharfſinns zu vereinigen.“ —

In dieſem Sinn und Ton beharrt die mehr als zweihundert Seiten füllende Vertheidigung auf den Anklagen, welche das ſchwarze Buch enthält, ſucht ihre einzelnen Punkte durch genaue Thatſachen zu erweiſen, giebt die Orte an, wo die weiteren Belege zu finden ſind. Um einen Theil ſeiner Angaben ſtärker zu erhärten, fügt er unter dem Namen „ſchwarzes Regiſter“ eine umſtändliche Aufzählung der in Südpreußen von 1795 bis 1798 verſchenkten Güter hinzu, ihres vorgeſpiegelten und ihres wahren Werthes, der Empfänger und etwanigen ſpäteren Beſitzer. Die ſehr verworrenen Materialien wurden ihm nur nach und nach unter Struenſee's Adreſſe zugeſandt und in das Gefängniß abgeliefert. Die Liſte enthält zweihundert und ein und vierzig Güter, die zu viertehalb Millionen Thaler geſchätzt, aber zwanzig Millionen werth und an etwa zwei und fünfzig Perſonen verſchenkt waren. So hatte z. B. der berüchtigte Triebenfeld dafür, daß er die Schenkungen anordnen und ausführen half, ſelbſt acht Güter geſchenkt bekommen, welche im Werthe von 51,000 Thaler angegeben waren, aber bald nachher auf 700,000 abgeſchätzt, und am 9. März 1801, als Held ſchon gefangen ſaß, wirklich für 750,000 verkauft wurden! Gegen unbedeutende Irrungen in den Angaben des ſchwarzen Regiſters iſt ſpäterhin Einſpruch geſchehen, gegen die Richtigkeit im Ganzen niemals. Held, auf die Thatſachen, die er anführte, geſtützt, behauptete nun mit Eifer, nicht nur müſſe er ſelbſt freigeſprochen werden, ſondern vielmehr ſeine Gegner hätten Amtsentſetzung und Feſtungsſtrafe verdient, und fügte die betreffenden Geſetzesſtellen bei. Er fragte, was er denn in ſeiner Schrift ausſtreichen könne, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten? Daß auch Miniſter Uebelthäter ſein könnten, glaubte er durch nahe Beiſpiele zu beweiſen, Friedrich der Große habe den Miniſter von Görne als einen überführten Betrüger auf die Feſtung geſchickt, der regierende König den Miniſter von Wöllner als einen ſchlechten Menſchen aus dem Dienſt geſtoßen; er meinte, wenn er nicht falſch angeklagt habe, wenn man ihn in der Sache nicht widerlegen könne, ſo müſſe ja König und Staat ihm danken, den Anlaß gegeben zu haben, daß wieder ſolche Gerechtigkeit geübt würde. „Ich werfe, ſagt er weiterhin, das Hauptgewicht meiner Entſchuldigung auf den König ſelbſt. Ihm, der der Herr ſeiner Miniſter iſt, ſchiebe ich, trotz der weiten Kluft, die im Gefängniſſe mich vom Throne trennt, mit der menſchlichſten Freimüthigkeit die Frage in ſein Gewiſſen: Ob ich wirklich Unrecht, und jene Miniſter, inſonderheit aber den Hoym, anders beurtheilt habe, als der König ſelbſt ihn beurtheilt? Ich könnte, wäre ich in Anſehung redlicher Männer, die mir ihr Zutrauen ſchenken, indem ſie auf meine Ehre und Verſchwiegenheit rechnen, nicht ein ganz Anderer, als gegen zweideutige Karaktere, ipsissima verba des Monarchen über dieſen Gegenſtand anführen, die ſein eigner Unwille ihm ſchon ſehr oft wider den Hoym entriſſen hat. O der König hat darin völlig Recht! Und doch werde ich — gewiß ein unerklärbares Phänomen — weil ich das nämliche ſage, als ein Ruheſtörer und Pasquillant behandelt. Nein, das geht nicht!“ — Dem Vortheil, hohe Staatsbeamte als Zeugen anzurufen, entſagte Held wirklich, und ſo ſchonungslos er die Gegner angriff, ſo wenig verrieth er diejenigen, welche ihm vertraut hatten. Dieſe Zartheit allein vermochte ihn auch zu der einzigen Lüge, die er ſich im Laufe des ganzen Prozeſſes erlaubte, nämlich bedrängt und befragt, durch wen er zu den Akten gelangt ſei, auf die ſein Buch ſich gründe, nannte er, um den lebenden Mittheiler nicht unglücklich zu machen, einen zu Poſen verſtorbenen Kriegsrath Waſſerſchleben, und auch hiezu entſchloß er ſich nur, weil er fürchtete, wenn er keinen nenne, möchte man von ſelbſt auf den Rechten kommen.

Held ſchloß und unterzeichnete ſeine Denkſchrift am 2. Juli 1801. Den Leſern wird längſt klar ſein, daß dieſe Vertheidigung zu keinem glücklichen Ziele führen konnte. Die Erörterung aller Thatſachen, welche Held aufthürmte, und welche ſeine Schrift tragen ſollten, half ihm vor den Richtern, welche ſchlechterdings nur dieſe beurtheilten, ſo wenig als die beredte Darlegung ſeiner Triebfedern, und die Anführung von Fichte's Naturrecht, von Stellen aus Leſſing oder Rouſſeau. Seine Vertheidigung hatte die Richter nicht gewonnen, der Haß der Feinde dagegen wurde nur neu entflammt.

Während er nun in Einſamkeit und Langweile den zweiten Spruch abwartete, ſuchte Held von ſo angeſtrengter ärgervollen Arbeit ſich durch eine andere von freiem und heitrem Bezuge zu erholen. Für Preußen ſtand infolge des Friedens von Baſel anſehnlicher Länderzuwachs in Ausſicht, doch ehe dieſer Statt fand, traten Verwicklungen mit England ein, von ſo beſondrer Art, daß die Beſetzung Hannovers durch preußiſche Truppen ebenſowohl drohend als ſchützend erſcheinen konnte. Durch dieſen Vorgang aufgeregt, und in ſeiner perſönlichen Gefahr noch immer leidenſchaftlich mit dem Vaterlande beſchäftigt, ſchrieb Held in etwa zwei oder drei Wochen eine Schrift „Ueber Preußens Vergrößerung im Weſten, von Innozenz“, worin er die äußere Geſtaltung des Staates beſprach, und aus vielfachen Gründen darlegte, wie derſelbe ſeine Vervollſtändigung hauptſächlich in jener Richtung ſuchen müſſe. Hiebei hielt er den früheren Gedanken feſt, daß Preußen mit Frankreich verbündet am ſicherſten und erfolgreichſten ſeine politiſchen Aufgaben verfolgen werde. Anfangs dachte er die Handſchrift an Schulenburg einzuſenden, dem die Verhältniſſe in Betreff Hannovers übertragen waren; doch kam er von dieſer Abſicht bald zurück, und ein Zufall gab der Handſchrift eine andere Richtung. Ein Student

Britt aus Brandenburg, der auf der Univerſität von Held unterſtützt wurde, kam von Halle zu Fuß nach Berlin, um ihn im Gefängniſſe zu beſuchen. Durch dieſe Theilnahme und Anhänglichkeit tief gerührt, und ohne Mittel dem guten Menſchen die Reiſekoſten anders zu vergüten, ſchenkte ihm Held die Handſchrift, und wies ihn an den Buchhändler Füchſel in Zerbſt, der ihm auch dreißig Thaler dafür gab. Der Autor hatte ſich zwar nicht genannt, verläugnete aber ſeine Arbeit nicht, und da es auch hier an ſcharfen Zügen und beißenden Ausdrücken nicht fehlte, ſo erklärte Beyme die Erſcheinung der Schrift eine Frechheit und den Verfaſſer einen unverbeſſerlichen Rumorgeiſt, Warſing ließ ihm alle Schreibmaterialien wegnehmen und die Schrift überall polizeilich unterdrücken.

Inzwiſchen wurde in der Mitte des Septembers 1801 das zweite Urtheil gefällt; die Sitzung dauerte bis 4 Uhr und dann entſchied auch nur die Mehrheit von Einer Stimme die Beſtätigung des erſten Spruches, gegen den Antrag, ihm die überſtandene Haft als Strafe anzurechnen. Nun erſtattete der Juſtizminiſter von Arnim dem Könige Bericht, und ſprach darin günſtig für Held, allein dies blieb ohne Wirkung, der König beſtätigte das Urtheil, und die Strafe wurde noch durch den Umſtand, daß Held die Haft nicht, wie zuerſt beſtimmt war, in Spandau, ſondern in Kolberg erleiden ſollte, für ihn ſehr geſchärft. Dieſe Abänderung hatte den Zweck, ihn von allem litterariſchen Verkehr zu trennen. Da Held des Dienſtes entſetzt war, und folglich ſein Gehalt aufhörte, er aber außerdem nichts beſaß, ſo ließ der König ihm auf Struenſee's Fürſprache zum Unterhalt auf der Feſtung aus Gnaden monatlich ſechs Thaler anweiſen. Nothardt lieh dem Freunde fünfhundert Thaler, von denen dieſer die im Gefängniſſe gemachten Schulden bezahlte und den Ueberſchuß mitnahm. Seine Prozeßakten wurden in der Hausvogtei verſiegelt und beiſeite gelegt, ihm ſelbſt aber unter der Hand ſchärfſtens angedeutet, falls er verſuchte, dieſelben zu veröffentlichen, er zeitlebens ſitzen müſſe. Held hatte keinen ſolchen Gedanken, denn der an ſeine hülfloſen Kinder, die er mit Zärtlichkeit liebte, machte ihm zur Pflicht, ſeine Gefangenſchaft nicht willkürlich zu verlängern. Nach Brandenburg zu reiſen, und ſein zerrüttetes Hausweſen zu ordnen, wurde ihm nicht erlaubt, dagegen verſtattet, in Berlin die nothwendigen Geſchäftsgänge zu machen. Als er zuerſt wieder ausging, wurden ihm die Füße wund, ſie waren im Gefängniſſe ſo fein geworden; daſſelbe hatte auch dem nur Siebenunddreißigjährigen die Haare des Scheitels genommen und die übrigen gebleicht. Die Straßen kamen ihm ungeheuer weit und alle Gegenſtände wie Traumbilder vor.

Einige Tage vor ſeiner Abführung nach Kolberg ließ ihn Schulenburg zu ſich beſcheiden, um mit dem ſonderbaren Manne, dem er doch immer etwas günſtig war, und deſſen Angriff gegen Hoym er im Stillen gern geſehen, freundlich zu ſprechen. Der Miniſter der Finanzen war auch General, und liebte dies zu zeigen, obſchon ihm der Kriegsdienſt eigentlich fremd war. „Im Vorzimmer“, berichtet Held, „lag ein blauer Mantel, auf dem der geſtickte Stern des ſchwarzen Adlerordens ſich präſentirte und abſichtlich herausgekehrt ſchien; er ſelbſt, in ſeinem Kabinette, trug einen Küraſſierrock, und große Reuterſtiefeln mit klirrenden Sporen und handbreiten Sporenledern; auf einem Tiſche lag ein beſiederter Generalshut.“ Dieſes Gepränge machte auf Held einen üblen Eindruck, der auch durch die Unterredung nicht gebeſſert wurde. Doch war Schulenburg äußerſt gütig und geſtand offen, Held's Schickſal gehe ihm nahe, er ſei in der Sache nicht um ſeine Meinung befragt worden, ſonſt würde er der Dämpfung der ihm unähnlichen, bloß unnützen Schreier wegen, ihm nur eine kurze halbjährige Feſtungshaft zuerkannt und dem Könige den Rath gegeben haben, ihn alsdann an ſeinen rechten Platz zu ſtellen, denn überhand nehmen dürften ſolche Exzeſſe nicht; die Sache ſei aber bloß im Rechtswege geblieben, aufdringen habe er ſich dem Könige nicht gewollt, weil er mit Hoym in Disharmonie ſtehe, und es alsdann hätte ſcheinen können, als ſpreche er aus bloßer Antipathie wider Hoym. Er ſagte darauf: „Eigenmächtige Privatverſuche, Staatsbetrügereien zu rügen, wie damals mit dem auf der Poſt weggenommenen Manuſkript und hinterher mit dem ſchwarzen Buche, die Sie ſich in den Kopf geſetzt haben, können nicht gelingen, wenn die Regierung einmal den Beſchluß gefaßt, davon keine Notiz zu nehmen. Die Welt iſt nicht, wie die Herren Philoſophen meinen, eine Welt der Theorieen und Grundſätze, ſondern eine Welt der Verhältniſſe.“ Als bei dieſem Anlaſſe Held ſich über das Eröffnen und Wegnehmen der Briefe auf dem Poſtamte beſchwerte, erwiederte Schulenburg, das ſei nichts Unrechtes, da es ſeitens der Obrigkeit immer nur in guter Abſicht geſchehe; da habe er einen Schweizer in Spandau ſitzen, der ein gefährliches Projekt gegen den Staat im Schilde geführt, wie hätte man dahinter kommen können, als durch Eröffnung ſeiner Korreſpondenz? dagegen habe er den Verdacht gegen Held, als habe derſelbe Hang zu Meutereien, gänzlich fallen laſſen, nachdem er mehrere insgeheim eröffnete Briefe deſſelben geleſen, und er gebe ihm nun ſein Wort, daß ihm ferner keine Briefe mehr erbrochen werden ſollten. Er fragte endlich: „Nicht wahr, Ihre Abſicht iſt geweſen, es dahin zu bringen, daß der Graf Hoym abgeſetzt würde?“ — Held erwiederte: „Ja, wenn es möglich geweſen wäre, hätte ich es gern bewirkt, weil ich überzeugt bin, daß dieſer Mann dem Staat und der Provinz Schleſien ſchadet.“ — Da rief Schulenburg lachend: „Wie konnten Sie doch ſo etwas unternehmen und auszuführen hoffen, was ich nicht kann? Das hängt alles an perſönlichen Verhältniſſen, wovon Sie nichts wiſſen. Nun, reiſen Sie nur nach Kolberg, und haben Sie Geduld; es kann ſich noch manches ändern, und wenn Sie einmal etwas zu ſuchen haben, ſo wenden Sie ſich an mich.“

Ernſter und herzlicher nahm der Miniſter von Struenſee von Held Abſchied. Offen und feurig legte dieſer dem alten Freunde die Antriebe vor, die ihn zu dem Schritte bewogen, der ihn jetzt auf die Feſtung führe; er berief ſich auf die edlen und reinen Abſichten, die ihn beſeelt, auf die gerechte Erwartung, daß ihm von oben nur Beifall und Dank dafür werden könne, auf ſein vorwurfsloſes Bewußtſein, das ihn freiſpreche, wo die Welt ihn verurtheile, und mit dem er auch jetzt lieber in den Kerker wandere, als ohne daſſelbe die Macht, den Glanz und die Ueppigkeit ſeiner elenden Gegner zu theilen. „Da küßte mich Struenſee, — erzählt Held, —

was er ſonſt nie zu thun pflegte, die Zeichen wehmüthigen Mitleids glänzten in ſeinen Augen, und er ſagte zu mir: „Sie erinnern mich an meinen Bruder, der übereilte auch alles grade ſo wie Sie, und erwog die Hinderniſſe nicht genug, denn was das eigentlich Weſentliche anbelangte, ſo“ — — das Weitere wird nicht berichtet. Struenſee hielt ihm darauf eine ausführliche Vorleſung über den Zuſtand der Welt, über die Stellung der Gebieter, welche überall, freilich aus eigner Schuld, weit weniger mächtig ſeien, als man im gemeinen Leben dafür halte; ſie ſcheuten ſich die Verbrechen derer, welchen ſie ihre Macht und ihr Anſehen geliehen, aufzudecken und zu ſtrafen, weil ſie dadurch die Achtung vor aller Obrigkeit zu ſchwächen fürchteten, — wiewohl das Gegentheil dies noch ſchneller zu bewirken pflege. „Er demonſtrirte es mir an den Fingern, — ſo berichtet Held weiter — warum die Obrigkeit, in der Aufrechthaltung ihrer Stellung obenan in der Sozietät, ſich erleichtert finde, wenn ſie von den boshaften Streichen der das Weſen der Geſetze verhöhnenden Böſewichter, ſo lange ſie die Formen geſchickt beobachten, keine Notiz nimmt, und die rechtſchaffenſte That des tugendhafteſten Mannes, die gegen die Formen anſtößt, als ein Verbrechen ahndet. Er ſagte unter vier Augen geradehin, daß, ſo weit er ſehe, die Welt nur von einem minimum sapientiae und von perſönlichen Rückſichten, keinesweges aber nach reinen, konſequenten Grundſätzen regiert werde; daß die Macht alles, die Vernunft wenig oder nichts ſei; endlich, daß die Menſchen insgeſammt, ohne Ausnahme, mit ihren Tugenden und Laſtern, ihren Sympathieen und Antipathieen, mehr noch unter der Herrſchaft des Geldes, als ſelbſt des Hungers und der Wolluſt ſtänden.“

Ehe Held nach Kolberg abging, hatte er wieder ſo viel Faſſung, Kraft und Laune, dem Schließer in der Hausvogtei, dem alten Huſaren Bock, ein Abſchiedsgedicht zu widmen. Er rühmt des wackern Mannes herzliche Gutmüthigkeit, Theilnahme und Schonung, wie er den Gefangenen aus Mitleid Nahrung und Labemittel, die ſie nicht bezahlen konnten, dennoch zubrachte, die Strafen ungern vollzog, und auch gegen wirkliche Verbrecher ſich nie verhärtete. Für Held ſcheint er beſondere Zuneigung gehabt und an deſſen Schuld nicht geglaubt zu haben. Der Dichter ſagt ihm gerührt:

„Viele, die auf fernen Jugendfluren
Einſt mit mir der Freundſchaft Bund beſchworen,
Wohnen nah — jetzt kannten ſie mich nicht.
O! da habe ich in trüben Stunden
Oft den letzten Reſt von Troſt gefunden
Nur in Deinem redlichen Geſicht."

„Selbſt Dich ſchien es täglich zu betrüben,
Mußteſt Du die ſchweren Riegel ſchieben,
Und verſchließen auswärts meine Thür:
Ja, bei Deiner eignen reinen Ehre
Schwurſt Du, daß ich kein Verbrecher wäre.
Ehren, lieben muß ich Dich dafür."

Doch auch dieſer Rührung wird beißende Schärfe zugemiſcht, und es heißt:

„Wenn doch Manche, die in ſtolzen Wagen
Bei der Hausvogtei vorüber jagen,
Träfe Deines Ochſenziemers Hieb!
Nur die Kleinen, die ſich fangen laſſen,
Sitzen hier. Die Großen draußen praſſen,
Gleich dem reichen Mann, wie Lukas ſchrieb."

Wer es mit dieſer Poeſie zu genau nehmen möchte, dem ſind des Ovidius Worte zuzurufen: ſie ſei nicht beſſer als das Geſchick des Dichters ſelbſt! —

Nach beinah acht Monaten Aufenthalts in der Hausvogtei, verließ Held Berlin früh am 19. Oktober 1801 in Begleitung eines Landreiters, für den er Poſt und Zehrung mitbezahlte. Als er beim Schloſſe vorbeikam, rief er aus: „Nun, Schickſal, du wirſt richten, ich appellire an dich!" Es war ein trüber Tag, regnigt und kalt; doch freute ſich Held der friſchen Luft. In Bernau fiel ihm ein, daß die Huſſiten vor Bernau ein theatraliſcher Stoff wären, und dachte ſich die Anordnung der Szenen aus, empfand aber bald Langeweile dabei, und ließ die Sache fahren. In Stettin ſah er flüchtig ein paar Freunde, unter denen Heydebreck war. Eine Meile vor Kolberg hörte er zuerſt das Meer rauſchen, er nahm die neuen Eindrücke friſch und lebendig auf, wie ein neugieriger Reiſender. Dies milderte ſeinen Unmuth, ſeinen Trübſinn. Er ſelbſt erzählte ſpäterhin von dieſem Aufenthalt auf der Feſtung: „In Kolberg habe ich ganz allein das aus einem einzigen kleinen rothen Häuschen beſtehende Staatsgefängniß auf dem Stein- oder Lauenburger Thore bewohnt, wo in der letzten franzöſiſchen Belagerung Gneiſenau wohnte. Es hatte damals keine Dielen, aber einen guten Ofen, und die Ausſicht auf das Meer. Hier ſah ich bald nach meiner Ankunft, im November, ſieben in einem außerordentlichen dreitägigen Sturme geſcheiterte Schiffe am Strande liegen, wovon eins „die Freundſchaft“, das andre „Constantia“ hieß. Anfangs war ich eingeſchloſſen und hatte eine Schildwache vor der Thür. Aber die Schildwache ſchmälerte das Einkommen der Hauptleute, und wurde darum bald weggenommen.“ Ueberhaupt erhielt er in kurzem mehr Freiheit, durfte ſpaziren gehen, und ſich im Meere baden, welches er wohl dreihundertmal that. Auch der Briefwechſel wurde ihm freigegeben. Im Sommer freute ihn die friſche geſunde Luft auf dem Walle, das dunkelgrüne Gras, auf das er aus ſeiner Thüre trat. „Ich kann alſo, fährt er in jener Erzählung fort, über keinen düſtern Kerker, dumpfige Luft, Schlöſſer und Riegel klagen. Nil' adeo fortuna gravis miserabile fecit, Ut minuant nulla gaudia parte malum. Nur die häusliche Mazeration iſt das Schlimmſte, und damit eben wollen, unter der Maske der Humanität und der Nachſicht im Rechte, die Thoren einen mürbe machen!“ In der That war er zu den größten Entbehrungen genöthigt, ſein Frühſtück beſtand in Waſſer, ſein Mahl war mehr als kärglich; Sachen des nothwendigſten Bedarfes anzuſchaffen, reichte das Geld nicht aus. Er wußte dabei ſeine Töchter in Berlin gleicherweiſe bedrängt, von dem guten Willen fremder Menſchen, bei denen ſie in Penſion waren, abhängig. Daß er von ſeinen zahlreichen Freunden ſo wenig hörte, war ſeinem Gemüthe bitter, für das er außer einem Beſuche Heydebreck's und einem antheilvollen Briefe Struenſee's keine Erquickung hatte. Struenſee gab ihm unter dem 24. Juli 1802 aus Berlin den vertraulichen Rath, unmittelbar an den König zu ſchreiben, daß er fernerhin nur mit den Pflichten ſeines Amtes ſich beſchäftigen wolle, und meinte, der König werde ihn dann wieder anſtellen. Struenſee wünſchte aber acht Tage vorher von dieſer Eingabe benachrichtigt zu werden, und verſprach, alles was in ſeinen Kräften ſtünde dazu beizutragen, daß die Entſcheidung günſtig ausfiele. Er fügte hinzu: „Und wenn Sie gleich von dem Ruhme eines Verbeſſerers des preußiſchen Staats abſtrahiren, ſo werden Sie ſich doch um eben dieſen Staat ein wahres Verdienſt, und den Dank von allen Ihren Mitarbeitern erwerben.“

Sein Geiſt aber konnte nicht unthätig bleiben. Er unternahm, den Umſtänden gemäß, eine würdige Arbeit, die Geſchichte der Stadt Kolberg und insbeſondre der von ihr überſtandenen Belagerungen. Wir hoffen dieſen Beitrag eines auch im Gefängniſſe dem Vaterlande heißergebnen Mannes den Geſchichtsfreunden nicht verloren. Auch verfaßte er mancherlei Aufſätze, die zum Theil in Zeitſchriften Aufnahme fanden. Den Briefwechſel mußte er ſchon der Koſten wegen ſehr beſchränken. Die Geſelligkeit in Kolberg konnte ihn unmöglich reizen, er fand die ſogenannten Honoratioren abgeſchmackt; dagegen freute er ſich der Bekanntſchaft des Schiffers Nettelbeck, und zweier Soldaten, die ſich oft zu gleicher Zeit in ſeinem Gefängniſſe zuſammen trafen, und von denen der eine aus Island, der andere vom Vorgebirge der guten Hoffnung in preußiſchen Dienſt gerathen war. An Gedichten ließ er es auch hier nicht fehlen, er beſang das Meer, die ihm noch gebliebenen Freunde, den Tod ſeines Freundes Fülleborn, er überſetzte manches aus dem Franzöſiſchen. Der Beſuch eines Geheimſekretairs Ravache aus Berlin, damals berühmt und gefürchtet wegen ſeiner Karikaturen, reizte ihn zu einem Spottliede, welches in der Weiſe von Goethe's „Kennſt du das Land“ die Schattenſeiten von Hinterpommern und Kolberg ſo derb ausſprach, daß die ganze Stadt darüber in Bewegung gerieth; die Dummen tobten, aber die Klügern lachten, und Offiziere und Bürger bekamen Ehrerbietung vor dem Manne, der ſo Treffendes zu ſagen wußte.

Nach Ablauf ſeiner Strafzeit wurde Held freigelaſſen; er dichtete noch Abſchiedslieder an das Meer und an Kolberg — diesmal ohne Spott — und kam im Sommer 1803 nach Berlin zurück. Der König hatte verfügt, er ſolle ein Wartegeld von fünfhundert Thalern beziehen, dafür von Struenſee beſchäftigt, und wenn er ſich ein Jahr hindurch ruhig verhalten habe, auch wieder angeſtellt werden. Sein früherer Titel Ober-Zoll- und Akziſe-Rath verblieb ihm unbeſtritten, nur der Kürze wegen wurde dafür außeramtlich öfters Kriegsrath gebraucht. Daß Held ſich ruhig verhielt, war wohl zu erwarten, alle Hülfsmittel fehlten ihm, den früheren Gang fortzuſetzen, auch hatte er für ſeine Kinder zu ſorgen, ſeine Gläubiger zu befriedigen, an ſchriftſtelleriſchen Erwerb zu denken, der ſeinen Umſtänden etwas aufhelfen ſollte, doch nur wenig einbrachte, da er ſeine meiſten Aufſätze ohne Honorar weggab. Ueberdies genoß er die große Genugthuung, daß der König die gegen Zerboni wegen Veröffentlichung ſeiner Akten gerichtlich ausgeſprochene Strafe einjähriger Feſtungshaft in Graudenz völlig niedergeſchlagen hatte; Held's Wagniß und Leiden waren alſo dem Freunde zu gute gekommen, hatten das neue Unheil von ihm abgeleitet, ihn wahrhaft gerettet. Daß Zerboni jetzt nichts von ſich hören ließ, während es ihm doch in jedem Betracht wohl erging, ſchmerzte zwar Held, aber in ſeiner Freundſchaft wankte er deßhalb nicht, und ließ keine Klage laut werden. Zu ſeinen Trübſalen kamen im Herbſt auch heftige und langwierige Leiden von dem Hufſchlag eines Pferdes, der ihn auf der Straße traf und beinahe getödtet hätte.

Nach ſeiner Geneſung wandte er ſich mit Eifer den Geſchäften wieder zu, denn er bekam nun ehrenvolle Arbeiten, und ein Zimmer dazu im Struenſee'ſchen Hauſe; der Miniſter hielt die gewöhnlichen Geſchäftsleiſtungen zu gering für ihn, und trug ihm höhere auf, die ſeinen Fähigkeiten gemäßer waren, und dabei nicht ſehr ſeine Zeit in Anſpruch nahmen. Held benutzte die ihm bleibende Muße, um ſein Wiſſen zu vermehren, er hörte Vorleſungen über die Aſtronomie bei Bode, über Phyſiologie bei Mayer, denn für die Naturwiſſenſchaften fühlte er ſtets die größte Neigung.

Das Jahr 1804 begann für Held unter guten Zeichen.

Struenſee hatte ihm beim General-Akziſe und Zolldepartement eine Anſtellung von bedeutender Wirkſamkeit zugedacht, und als dieſe grade deßhalb Schwierigkeiten fand, wollte er ihn beim Salzweſen vortheilhaft anbringen. Ein alter Geheimerath dieſer Behörde wirkte entgegen und verurſachte Verzögerung, aus der ſich Held nicht viel machte, denn in der Nähe Struenſee's und häufig ſein Gaſt, durch rückhaltloſe Geſpräche mehr und mehr in das Innere der Verwaltung eingeweiht, erſchrak Held über den Abgrund, in den er blickte, er ſah, wie das ganze politiſche und finanzielle Treiben dem Scheitern zueilte, und daß nirgends Idee noch Kraft waltete. Held arbeitete unter anderen eine Handels- und Gewerbs-Ueberſicht des preußiſchen Staates aus; Struenſee, der die Schrift ſehr lobte, wollte ſie jedoch nicht zum Vortrage bringen, weil daraus, wie er meinte, nur Gezänk unter den Räthen, und nichts Gutes für die Sache noch für Held entſtehen würde, zu Reformen ſei noch nicht die rechte Zeit, und Held's Namen einmal nicht beliebt. Die Nutzloſigkeit ſolcher Arbeiten verleidete ihm weitere Anſtrengungen: „Ich war faul geworden", ſagt er ſelbſt, „und gab mir um nichts mehr Mühe."

Wie ſehr er eines guten Amtes und Dienſteinkommens bedurfte, wie nöthig es war ſeine Anſprüche geltend zu machen, konnte er ganz vergeſſen, wenn die Lage des Staates und die Zukunft des Vaterlandes ihm vor die Seele traten. Von öffentlichen Anläſſen war ſein Herz ſtets erregt; den empfindſamen fehlte ſeine Dichtung nie, den herben nicht ſeine Geißelrede. Die Prinzeſſin Marianne von Heſſen-Homburg, Braut des Prinzen Wilhelm von Preußen, welche am 10. Januar 1804 in Berlin ankam, begrüßten zwei Lieder von ihm, eines im Namen der Bürgerſchaft, das andere in dem der Schützengilde; die Leute hatten in ſolchen Dingen ein beſonderes Vertrauen zu ihm. So feierte er auch Schiller's Beſuch in Berlin durch ein feuriges Gedicht. Dagegen war er voll Ingrimm gegen Bonaparte, deſſen Aufſteigen ihm für Frankreich und Deutſchland verderblich erſchien, und den er nun eben ſo haßte, wie er ihn früher geliebt und bewundert hatte. Zwei flammenſprühende Schriften gab er wider ihn im Sommer 1804 in Druck, anonym wegen der preußiſchen Behörden, aber bald wußte jederman den Verfaſſer. Eine dieſer Schriften, „Sendſchreiben an Bonaparte“ fing gleich ſo an: „Nein, Bonaparte! dich zu lieben iſt ferner nicht mehr möglich. Du machſt es zu arg. Du thuſt gerade das Gegentheil von dem, weſſen die Moral, die Tugend und Vernunft ſich zu dir verſahen. Viele Tauſende in Deutſchland, die enthuſiaſtiſch an dir hingen, deren Idol du mehrere Jahre hindurch warſt, können nicht anders, ſie müſſen nunmehr auf die entgegengeſetzte Seite treten, und eingeſtehn, daß du nicht einmal ein außerordentlicher Mann, ſondern ein ganz gemeiner Heuchler, ein platter Narr, Summa Summarum ein Böſewicht geworden biſt. — — Mögen Erfolge dem großen Haufen imponiren, du — deine künftigen Erfolge ſeien noch welche und wie ſcheinbar groß ſie wollen — wirſt die Meinung der edleren Menſchen niemals wieder gewinnen.“ Er ſagt ihm, ſein ſelbſtſüchtiger Karakter werde ihn „an einen wilden öden Strand“ treiben, wo kein freundliches liebendes Auge gern verweilt, und wo die Wellen der Zeit von ſeinem einſt guten Rufe nichts übrig laſſen werden, als den Wrack der Hoffnungen, mit welchen die Welt anfänglich ſeiner Erſcheinung jauchzend entgegengeſehen. Zuletzt ſagt er zu den deutſchen Fürſten: „Ihr lieben Fürſten Deutſchlands! konfiszirt dieſe Schrift nicht! Der Verdacht, daß ihr auf dem Wege ſeid, bloße Reichsgroßoffiziere oder Präfekten von Bonaparte zu werden, ſteigt bei uns ſonſt immer höher. Lieber konfiszirt die Schriften der Thoren, die ſein Sprudeln und Dräuen für die Kraft eines zweiten Karls des Großen ausgeben.“

Held hatte das Sendſchreiben unter anderen auch dem Verfaſſer der damals erſchienenen Schmähſchrift „Wider die Juden“, dem durch dieſe und andere Herbheiten berühmten Juſtizkommiſſarius Grattenauer mit einem Briefe zugeſchickt, in welchem er nach ſeiner Weiſe nicht laſſen konnte, dem Empfänger die ſchärfſten und empfindlichſten Wahrheiten zu ſagen. Dieſe Weiſe jedoch war auch Grattenauer’s, in dieſem Punkte ſtimmten die ſonſt allerverſchiedenſten Sinnesarten beider Männer überein. Es wird ergötzlich ſein, den völligen

Gegenſatz Held's in deſſen eigner Art ſich auszuſprechen zu hören; hier iſt das Hauptſächliche aus Grattenauer's Antwort! „Mit unendlichem Vergnügen — ſchreibt er — habe ich Ihren Brief geleſen! Weit entfernt, nur eine Minute auf Sie böſe zu ſein, habe ich Sie vielmehr lieber als je. Daß Sie in jedem Worte Recht haben, iſt wahr, aber eben ſo wahr iſt's, daß ich nur eben dadurch glücklich bin, daß Ihre Schilderung in jedem Jota richtig iſt. Nichts halte ich für lächerlicher, abgeſchmackter, verrückter und unſinniger, als ſich mit einer einzigen unbehaglichen Minute, mit einer einzigen unbequemen Sekunde, mit Einem Worte: mit einer einzigen Entſagung die Unſterblichkeit der Ehre und die Heiligkeit eines Frommen zu erkaufen. Ich habe nicht bloß ein Sopha, ſondern auch fünf und zwanzig Stahlfedern darin, und geſtern erſt einen Fleck entdeckt, wo nicht Elaſtizität genug iſt, und morgen noch fünf neue Stahlfedern eingeſetzt werden ſollen. Ich lebe bloß um zu genießen, und lache über jeden, der ſich irgend einem andern Zweck, als dem des Genuſſes aufzuopfern nur einen Augenblick ſich einfallen läßt. Sobald ich einmal ein Poſſenſpiel ſchreibe, ſollen die Männer, welche auf dreibeinigen Schemeln Grütze freſſen und ſchwarze Bücher gegen Miniſter und Kaiſer ſchreiben, zuverläſſig auf's Theater gebracht werden. Auch wird der Kammergerichtsräthe Erwähnung geſchehen, die mit ſolchen Prinzipien einverſtanden ſind; ſo wie ſich dieſe Herren überhaupt vor mir ſehr in Acht nehmen mögen, da ſie die Einzigen ſind, denen ich es zu ſeiner Zeit wohl einmal recht fühlbar machen werde, daß ich meine Bequemlichkeit auch noch zu überwinden, und mich von meinem Sopha zu erheben im Stande bin, wenn es darauf ankommt, eine ernſthafte Rache zu nehmen. — Wenn wir uns noch einmal in der Welt ſprechen, lieber Held, ſo bin ich überzeugt, daß Sie ſich, alles Ekels, aller Abneigung und alles Schimpfs ungeachtet, den mir Ihr Brief anzuthun die Ehre erzeigt, ganz zuverläſſig ein paar Stunden angenehm unterhalten werden. An Maſſow begehen Sie ein unverantwortliches Unrecht. Er iſt ein braver, durchaus rechtlicher und ächt humaner Mann, dem ich, ſo lange ich lebe, mit der lebhafteſten Dankbarkeit ergeben bleiben werde. — Ueber nichts habe ich unbändiger gelacht, als daß Sie ein Manuſkript ſchreiben, das erſt nach Ihrem Tode gedruckt werden ſoll. Das iſt eine vollendete Tollheit, wofür mich Gott bewahren wird. Wenn ich das Honorarium nicht noch in dieſer Zeitlichkeit mit Bequemlichkeit und Ueppigkeit verzehren kann, ſo hole der Teufel alles Schreiben. — Cosmar'n (Verfaſſer einer Schrift „Für die Juden“) thun Sie Unrecht. Er iſt wirklich ein ſo honetter und rechtlicher Mann, als ein Juſtizkommiſſarius in der ganzen Monarchie iſt und ſein kann. Deßhalb ſoll und muß er von Rechts wegen konſervirt werden. Er iſt mein Feind — aber Gerechtigkeit jedem! — Daß wir auf's allerbeſtimmteſte über unſere Tendenzen und Anſichten der Welt im Widerſpruche ſtehen, — darüber haben Sie ſo wenig als ich nur einen Augenblick in Ungewißheit ſein können. Ein Menſch, der ſich vergeblich wie Sie — bloß deßhalb aufopfert, weil er den Martyrertod ſterben will — iſt über und unter meinem Verſtande. Ich habe bei allem was ich thue nur Einen Zweck, den der angenehmſten Exiſtenz; wo dieſer mit irgend einer Sache kollidirt, gebe ich die letztere allemal auf. Ich ſelbſt bin mir alles; Sie aber ſind ſich abſolut nichts. Sie opfern der Idee alles auf, ich nicht das Allergeringſte. Was Ihnen das Höchſte iſt, hat für mich nur relativen Werth, und was ich abſolut ſchätze, verachten Sie. — Was ich aber an Ihnen verabſcheue, und was jeder wirklich denkende Kopf höchſt verächtlich finden muß, iſt der Umſtand, daß in Ihnen der willkürlichſte, frivolſte Tyrann ſteckt, den es geben kann; mit Inbrunſt muß jeder gutdenkende liebende Menſch Gott bitten, daß er Sie lieber in Ketten ſchlagen, als zu einem Manne werden läßt, der irgend etwas zu regieren hat, weil Sie ganz zuverläſſig viel lächerlichere, abgeſchmacktere und ſchändlichere Streiche machen würden, als Bonaparte der Korſe! — Es war hier ſchon ſeit acht Tagen bekannt, daß Sie Verfaſſer des Sendſchreibens ſind. Nicht für zehntauſend Thaler möchte ich eine Zeile darin geſchrieben haben, und jeder Juriſt muß Ihnen ſagen, daß es nach Form und Inhalt ein Pasquill iſt. — Ich wünſche herzlich, daß dieſe Piece nicht die allerunglücklichſten Folgen für Sie haben möge. — Leben Sie wohl. Wer nicht mit ſeiner Intelligenz die Welt des Idealen erfaſſen kann, ohne die wirkliche Welt mit Füßen zu treten, der thut beſſer, nach jener nie zu greifen! Grattenauer. Breslau, den 17. Auguſt 1804.“ Wir ſehen leicht, daß Grattenauer ſich ſelbſt zum Theil verläumdet, aber auch nach Abzug der Verläumdung bleibt in ſeinem Bekenntniſſe doch ſo viel Verkehrtes und Läſterliches, daß man über die Naivetät erſtaunen muß, mit der ſich der wunderliche Kauz darüber ausſpricht. —

Die zweite Schrift, „Patriotenſpiegel für die Deutſchen“, war in demſelben Geiſte verfaßt. Sie ſah Preußen in ſeinen Grundfeſten bedroht, „aber noch Rettung möglich, wenn nur ſchleunigſt preußiſcherſeits die elende deutſche Reichsverfaſſung kaſſirt und ganz Norddeutſchland bis an den Rhein und Main, ohne weitere Komplimente und ohne ſich an Schulmoral und ſogenannte Rechtsbegriffe zu kehren, der preußiſchen Krone unterworfen würden.“ Der Autor meinte, gewiſſen Leuten um ſo verſtändlicher zu werden, und ihnen ſeine Vorſchläge begreiflicher zu machen, je mehr er gegen Napoleon loszöge; „Daher, — ſagte er ſpäter, — der viele Hauptwachenwitz, den ich anbrachte und deſſen Unanſtändigkeit ich ſelbſt recht gut fühlte, aber doch der Sergeanten-Intelligenz jener Leute für angemeſſen hielt.“ Späterhin ſagte er über denſelben Gegenſtand: „Die Schulmoral und das Landrecht haben bei Staatenvergrößerungen nicht das Mindeſte mitzuſprechen. Der Fürſt, der die Vorſchriften jener zu ſeiner Norm in der Politik erwählt, muß auf alles Mitwirken in der großen, politiſchen Welt verzichten; ihm wird, von Gottes, Schickſals und Natur wegen, genommen, eben deßhalb, weil er nicht nimmt; er wird von fremden Ideen umſponnen, weil er keine eigne Ideen hat, ausſpinnt und geltend macht. Eroberte denn die Juſtiz oder der Degen Schleſien?“ — Solch kriegeriſch erobernder Eifer, den er aus höherer Geſchichtsanſicht als vollkommen berechtigt erweiſen wollte, war in Held ein vaterländiſches Erbtheil altpreußiſchen, durch Friedrichs des Großen Ruhm genährten und allgemein verbreiteten Sinnes, der bis in die neueſten Zeiten noch immer die jungen Gemüther entflammt, und ſie auf dem Gebiete der Litteratur die Kühnheiten üben und die Gefahren ſuchen heißt, welche das verſchloſſene Kriegsfeld nicht gewähren kann.

Trotz aller Hinderniſſe war Held's Anſtellung beim Salzweſen durch Struenſee ſo gut wie entſchieden, als dieſer am 17. Oktober 1804 ſtarb. Mit dieſem Tode fielen alle Hoffnungen Held's danieder. Der Nachfolger Struenſee's war der Freiherr vom Stein, der für Held keinen guten Willen hatte, an ſeine Beförderung nicht dachte, im Gegentheil ihm einige Vortheile ſogar entzog. Aber Held vergaß abermals was ihn ſelbſt betraf, und lebte nur im Schmerz über den Gönner, den Freund, den er verloren. Wenn er den Verluſt, den der Staat erlitt, weniger beachtete, ſo war dies nur darum, weil Struenſee längſt aufgegeben hatte, nach eignem Geiſt und mit voller Kraft zu wirken. Wie er aber geweſen, *als Menſch, als Staatsmann*, was er geleiſtet hatte und hätte leiſten können, das wollte Held treu darlegen, dieſe Pflicht der Liebe und Dankbarkeit zu erfüllen, war ihm nun die wichtigſte Angelegenheit. Zwei andere Todesfälle trafen ihn zu derſelben Zeit; ſein Freund Nothardt ſtarb, als er eben zum Kammerdirektor in Kaliſch ernannt worden war, und ſeine Tochter Aurora, die er unausſprechlich liebte, ſank in der Blüthe des Lebens dahin. Er hatte das Kind zärtlich geliebt, und fand eine Befriedigung eigener Art, indem er der Leiche, bevor der Sarg geſchloſſen wurde, noch eiligſt den Kopf abſchneiden, dieſen durch einen Arzt auskochen ließ, und den kleinen Schädel dann auf ſeinem Schreibtiſch aufſtellte, um das traurige Andenken ſtets vor Augen zu haben. Dieſer gehäufte Schmerz fand ſeinen gemeinſamen Ausdruck in dem Bilde, das er von Struenſee entwarf und worin auch Nothardt's und Aurorens Erwähnung geſchieht. Das Ehrengedächtniß: „Struenſee. Eine Skizze für diejenigen, denen ſein Andenken werth iſt“, konnte ſchon im Februar 1805 ausgegeben werden. Dieſe Schrift ſchildert mit ſo ſcharfer Wahrheitsliebe als herzlicher Theilnahme einen ſonderbar gemiſchten und leicht zu verkennenden Karakter, der wenigſtens nicht in die große Reihe bedeutungsloſer Miniſter gehört, und unter den preußiſchen jener Zeit mit einigem Ruhme zu nennen bleibt. Das kleine Buch iſt mit nachläſſigſter Freiheit geſchrieben, und unſeres Bedünkens das Beſte, was von Held im Druck erſchienen.

Freilich hatte der mit dieſem Gegenſtande ſo warm und eifrig Beſchäftigte inzwiſchen verſäumt, den neuen Miniſter für ſich einzunehmen, oder ſich nach anderen Gönnern umzuſehen! Er wurde in ſeiner beengten Lage kaum bemerkt und bald vergeſſen. Ihn drückte überdies ſchwer der Eheſcheidungsprozeß, den ſeine Frau leichtſinnig angeregt hatte, und infolge deſſen die Scheidung im Mai 1805 ausgeſprochen wurde. Eines unglücklichen Verhältniſſes frei, fühlte er ſich doch kaum leichter, denn nun traten langwierige Auseinanderſetzungen ein, die nur bittern Verdruß häuften, und die Zerrüttung der häuslichen Lage vollendeten. In dem Gange des öffentlichen Lebens war kein Troſt zu finden. Die Macht Bonaparte's befeſtigte ſich in Frankreich, der General Moreau mußte die Heimath aufgeben und freiwillige Verbannung wählen; ſeiner Abreiſe nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika widmete Held einige Strophen, die aber damals wegen ihrer Heftigkeit nirgends gedruckt werden durften. Die Stellung Preußens zu Frankreich entwickelte ſich ſchnell und ſchneller zu bedenklicher Aufregung, die Partheien ſprachen ihre Meinungen heftig aus. Der Freund der Freiheit haßte ſchon den franzöſiſchen Kaiſer als deren Unterdrücker, nun durfte der Vaterlandsfreund ihn auch als den Bedroher Preußens anfeinden. Held hatte bisher keine Gelegenheit verſäumt, dieſen Doppelhaß laut auszuſprechen. Jetzt erſchien aber „der neue Leviathan“ von Buchholz, und dieſe Schrift bewirkte in Held eine große Umkehr ſeiner politiſchen Anſichten. Er fühlte ſich „wie aus tiefer Nacht zum hellen Tage emporgehoben“, und begriff nun, daß Napoleon, wenn auch kein Mann nach ſeinem Herzen, doch unzweifelhaft einen großen Beruf habe, daß er ein Werkzeug in den Händen der Vorſehung ſei. Sonderbar iſt es, daß grade Buchholz, der unbeſchadet ſeiner Redlichkeit und ſeiner anzuerkennenden Talente mit Held an Karakterkraft nie gleichſtand, dieſen durch ſein Anſehen gewiſſermaßen bezwang und lange Jahre hindurch feſthielt. Solch ein Anſchließen oder Gefangengeben iſt nicht ohne Gefahr, wie wir an ein paar namhaften litterariſchen Beiſpielen geſehen haben, wo die edleren Kräfte gradezu gelähmt wurden durch ein Verhältniß, das ihnen Aufſchwung zu geben verhieß. So war auch dieſes Zuſammengehen mit Buchholz für Held mehr hemmend, als fruchtbar; er bedurfte des Anſchluſſes an ein fertiges Ideenganze, daß er aber an das trockne, wurzelloſe, täuſchungsvolle gerieth, welches Buchholz im Neuen Gravitationsgeſetz und im Neuen Leviathan aufſtellte, war ein Unglück. Wie ganz andere Gebiete hätten ſich ihm erſchloſſen, wäre ihm eine Weisheits- und Staatslehre erſchienen oder verſtändlich geweſen, wie Fichte ſie in ſich trug, und ſpäter verkündete! —

Die Vorträge, welche Doktor Gall im Sommer 1805 zu Berlin über die Schädellehre hielt, waren eine Erheiterung für Held, der ſich mit Eifer dieſen Forſchungen hingab, und immer einige Vorliebe für ſie behielt. Dagegen hatte die Naturphiloſophie, wie ſie damals hochfahrend auftrat, und die romantiſche Schule, die ſich im Stillen ausbreitete, keine Anziehungskraft für ihn; er fühlte ſich allem als Gegner, was von dem klaren Wege des Verſtandes abwich, was mit ſchmeichelnden Phantaſieen alter Zeiten auch deren Vorurtheile und Gebrechen zurückzuführen ſchien. Der Drang der Gegenwart rief überdies gewaltſam von ſolchen Liebhabereien ab. Ein Krieg wider Frankreich ſtand in naher Ausſicht, und als er auf eine Weile noch zurücktrat, geſchah dies unter Bedingungen, welche den Stolz der Preußen tief kränkten. Während dieſer Aufregung, wo die Eiferer für das Vaterland, die Muthigen und Kampfbegierigen, einander ſuchten, wünſchte der Prinz Louis Ferdinand, der als ein Haupt dieſer Meinungsgenoſſen daſtand, auch nähere Bekanntſchaft mit Held, als einem Manne, von deſſen Kraft ſich Ungewöhnliches hoffen ließ. Held ging daher zu ihm, fand ſich aber durch den Empfang wenig befriedigt, und völlig abgeſtoßen durch das Geſpräch, das in der Unruhe des Ankleidens und in Gegenwart der Lakeien zu keinem feſten Inhalt kam, ſondern in ſprudelnde Allgemeinheiten zerfloß. Von dieſem Beſuch und von dem Prinzen ſelbſt hat Held eine Schilderung entworfen, die mit ſcharfer Wahrheit alles Schlechte erfaßt, das neben und theils aus den großen Eigenſchaften des ſo tapfern als liebenswürdigen Prinzen reichlich wucherte; dergleichen muß zugeſtanden werden und wir am wenigſten wollen es unterdrücken; allein die Farben ſind ſo grell aufgetragen, die Züge ſo brennend, daß ihre Aufnahme hier nicht möglich iſt.

Um dieſe Zeit kam ein Buch heraus, welches unter dem Titel „die wirkliche Erſcheinung meiner Frau nach ihrem Tode“ aus einer albernen Geiſterſeherei die Unſterblichkeit der Seele beweiſen wollte, und durch ſeine plumpe Zumuthung bei ſchwachſinnigen Leſern großen Beifall fand. Julius von Voß lieferte eine witzige Parodie, Bernhardy deßgleichen, und Held beſprach ebenfalls die Sache mit guter Laune. „Wie wär’ es, lieber Schmidt, — ſagte er bei ſolcher Gelegenheit zu ſeinem Freunde —, wir gäben uns wechſelſeitig das Wort, daß wer von uns zuerſt ſtirbt, dem anderen nach dem Tode erſcheinen ſoll?“ Schmidt erwiederte lachend, indem er in Held’s Hand einſchlug: „Topp. Es gilt.“ Neun Jahre ſpäter, am 27. November 1814, kam Held am frühſten Morgen in Schmidt’s Wohnung, und fragte eifrig: „Was macht Schmidt? Iſt er todt?“ Er las die Bejahung dieſer Frage auf den verſtörten Geſichtern der Familie; Schmidt war wirklich in der Nacht geſtorben, und Held verſicherte, er ſei ihm in der Nacht erſchienen, und deßhalb habe er ſich aufgemacht, um nachzufragen. „Ich möchte wohl darauf ſchwören,“ ſagte er, „daß ich wach geweſen, und nicht bloß lebhaft geträumt habe. Ich werde mich aber wohl hüten, dieſes Begebniß verlauten zu laſſen. Ich will nicht dem Aberglauben Vorſchub leiſten.“ Uebrigens wußte Held ſeinen Freund ſchon lange krank, dachte oft an deſſen Tod, und ſo war denn die vernünftige Erklärung ſeines Geſichtes nahe zur Hand, und ſeine Denkart blieb davon ganz unerſchüttert.

Das Jahr 1805 lief ab, ohne daß Held eine der ihm ertheilten Zuſagen erfüllt ſah, ohne daß ſeiner jammervollen Lage ein Schimmer von Verbeſſerung leuchtete. Die Bedrängniß jedoch, in der er ſich befand, ließ ihm keinen Augenblick Ruhe, und ſo griff er nach jedem Hülfsmittel, das retten konnte. Der Geheime Kabinetsrath Beyme, wiewohl er ſich im Amte ſchroff benommen, war nicht ohne Theilnahme für Held, wünſchte demſelben beſſeres Ergehen, und hatte ihn, als er von Kolberg zurückgekehrt, zu ſprechen verlangt. Held aber fühlte noch zu große Bitterkeit, die Unterredung war nicht ergiebig, und es fand keine zweite ſtatt, obſchon Beyme anfänglich die freundlichſten Mahnungen dazu nicht fehlen ließ. Nach zwei Jahren hörte Held, daß Beyme ſich beklagt habe, jener ſei nicht wiedergekommen; zugleich verſicherten ihn Freunde, Beyme ſei ganz anders, als er ihn ſich vorſtelle, er ſei wohlwollend, herzlich bis zur Rührung, nehme ſich gern der Leidenden an, und werde für ihn gern thun was er irgend könne. Schwer ließ Held ſich überreden, und mit ſchwachem Vertrauen entſchloß er ſich, Beyme'n anzugehen; doch die Umſtände drängten, und er wollte den Freunden zeigen, daß Eigenſinn und Stolz ihn nicht beherrſchten. Er ſchrieb daher an Beyme, entdeckte ihm die ganze Verzweiflung ſeiner Lage, und bat ihn um Hülfe. Aber Held bat nicht wie andere Menſchen, ſein Bitten hob mit Trotz und Vorwurf an; ſo begann ſein Brief: „Länger iſt es mir nun nicht mehr möglich zu ſchweigen. Es muß heraus, was mich drückt, ſelbſt auf die Gefahr, daß Sie mich wiederum in ein Gefängniß ſchicken. Mein Zuſtand und das endloſe Warten ſind mir unerträglich und die Geduld verläßt mich. Sie, der Sie mich herbe genug gezwungen haben, täglich an Sie zu denken, ſo daß ich Ihren Namen mir gar nicht mehr vor der Stirn wegtilgen kann und er meine fixe Idee zu werden droht, Sie zwingen mich abermals, indem Sie meiner ſo ganz vergeſſen, daß ich Sie antreten muß. Einerſeits abſehend von den Verhältniſſen dieſes Lebens, die Ihnen alle formelle phyſiſche Gewalt gegen mich, und mir keine ſolche gegen Sie zutheilten, andrerſeits mit Berufung auf das moraliſche Geiſtertribunal Ihres und meines Grabes, frage ich Sie: Fühlen Sie denn wirklich nicht, daß, während wir beide noch auf dieſer Erde neben einander verweilen, Sie wohl auch etwas gegen mich gutzumachen hätten, daß der Schmerz, — den billig Sie ſtillen ſollten, weil Sie, ſein weſentlicher Mitveranlaſſer, allein es können, — es eigentlich allein iſt, was mich immer aus mir ſelbſt hinaustreibt, und mich, meinem Willen und meiner Natur entgegen, zum öffentlichen Menſchen macht! — Wie oft habe ich ſchon ſeit Struenſee's Tode die Feder weggeworfen, wenn ich dieſen Brief anfangen wollte! Wie oft habe ich ihn abgeändert! Mit wie vielen Beſorgniſſen ringe ich jetzt, wo ich ihn dennoch endlich ſchreibe! Wie ängſtigt mich der Gedanke, daß, nach der Vorſtellung, die Sie nun einmal von mir haben, Sie ihn platthin für einen neuen frevelhaften Ausbruch von Bosheit, Neckerei, Rechthaberei und Beleidigungsſucht erklären, und mir durch irgend eine Form abermals den Karakter eines Verbrechers aufdringen werden!" — Nach einigen Zeilen heißt es weiter: „Nicht aus freier Wahl ergreife ich die Feder. Daß ich dieß thue iſt lediglich ein Produkt der Nothwendigkeit, in die größtentheils Sie ſelbſt mich geſtoßen haben. Niemand lebt indeß, der Sie in Bezug auf mich bereitwilliger entſchuldigt, als eben ich. Unter dem ungeheuren Andrange der Geſchäfte, deren Verweſer Sie ſind, bin ich Ihnen in meiner Unbedeutſamkeit entſchwunden; Sie kennen den tiefen Jammer, in dem ich liege, um ſo weniger, da ich ihn ſogar meinen vertrauteſten Freunden ſtreng verberge; und wiewohl ich die Beſchaffenheit Ihrer Situation mehr ahnde als beſtimmt begreife, ſo iſt mir doch ſoviel klar, daß auch Sie, wandelnd zwiſchen tauſend Preſſungen, nicht alles vermögen was Sie vielleicht wollen. Aber eben darum müſſen Sie es mit ſanftem Sinne erkennen, wenn meine Individualität die Ihrige in Anſpruch nimmt, und wenn ich meine Hoffnung, gehört zu werden darauf baue, daß Sie, einſt mit den niedern Qualen des Lebens bekannt, derſelben auf der hohen Stufe, wohin Ihr Schickſal Sie getrieben, noch eingedenk ſind, daß im Kabinetsrathe der Menſch noch nicht untergegangen iſt, und daß Sie es ehren werden, wenn ein andrer unbeſchreiblich unglücklicher Menſch Sie unter das Obdach der Ehre und Kraft fordert, um Ihnen ſeine Anliegen vorzutragen." Hierauf erzählt er in ſtrengen Worten ſein gehäuftes Unglück; den Anfang ſeiner Schulden, die er nicht aus Liederlichkeit oder Leichtſinn, ſondern aus harter Nothwendigkeit gemacht, als er noch ohne Beſoldung diente; die verderblichen Folgen ſeiner Verſetzung nach Brandenburg, ſeine unglückliche, auch für die äußere Lage nur unheilbringende Ehe, die völlige Niederwerfung durch ſeine mehr als zweijährige Haft, durch die Kärglichkeit ſeines Wartegeldes, bei fortwährend ungeſtümen Anſprüchen aus den früheren Verhältniſſen. Er verlangt nur, daß er durch Erfüllung der ihm geſchehenen Zuſagen in die Möglichkeit verſetzt werde, nach und nach ſchuldenfrei zu werden. Er lebt elend, er hält bei jeder Ausgabe die treuſte und ſchärfſte Rechnung für ſeine Gläubiger, aber ſeine Erſparniſſe bleiben zu gering. Nachdem er ihm das Innerſte ſeiner Verhältniſſe aufgeſchloſſen, ſich gegen falſchen Anſchein und unverdiente Vorwürfe gerechtfertigt, fällt ihm aber ein, daß nicht er allein ſo getadelt wird, daß auch Andre ſchlimme Blößen geben, und zunächſt Beyme ſelbſt; er hält ihm vor, was man von ihm ſagt, was man mit Recht an ihm rügt, daß er mit dem und dem gar nicht umgehen ſollte, daß ihm das und das anhafte, er führt ihm das ſpitzeſte Wort gradezu in das innerſte Herz. „Ich rede als Mann zum Manne, — ſchließt er dieſen Abſatz, — und mein Unglück und Ihre hartnäckig verſchobene Anſicht meines Innern geben mir das Recht, folglich auch den Muth, mich ſo auszuſprechen.“ Dann berichtet er, wie ſeine Wiederanſtellung ſich verzögere, welche Schwierigkeiten ihm Neid und Haß entgegenſetzen, dabei fällt er über Perſonen und Sachen die ſtrengſten Urtheile, ſagt wie er von Stein nichts erwarte, den er nach genauen Wahrnehmungen ſehr übel ſchildert. Beyme ſoll daher ſorgen, daß er anderweitig eine Stelle bekomme, eine ſolche, wozu ein entſchieden ehrlicher Mann als Aufſeher brauchbar ſei. Zuletzt ſagt er: „Ich werde ſterben ohne das Glück geſehen zu haben. Warum wollen Sie mir nicht gönnen, ruhig, unbedeutend, unbeſchimpft von Gläubigern zu ſterben? Da, wer Schulden hinterläßt, immer beſchimpft iſt, ſo laſſe ich, wegen meiner unverdienten Schuldenlaſt, ſchlechterdings nicht von dem Vorſatze ab, wenn ich mit Schulden ſterben ſoll, dieſen Schimpf in einem freiwilligen Tode durch ein ſolches Verdienſt um die Welt, welches den Schimpf vollkommen überwiege, zu zerſtören.“

Ein Bittſchreiben dieſer Art möchte kaum nochmals zu finden ſein; nur noch Rouſſeau hätte vielleicht in ſolchem

Falle ſolche Sprache geführt. Was Beyme geantwortet, was er gethan oder zu thun verſucht, iſt uns nicht bekannt. Ganz entſprochen hat er dem gränzenloſen Zutrauen nicht, denn wir finden Held in der nächſtfolgenden Zeit noch immer aufgebracht und bitter, wenn er den Namen nennt. Auch mag es ſchwer geweſen ſein, ſelbſt für den vielvermögenden Kabinetsrath, die geforderte Hülfe ſogleich zu leiſten, und ſogar bedenklich, auf ſolche drohende Bitten ſich einzulaſſen. Genug, Held verblieb in ſeinem Jammer, und ſollte ihn noch lange tragen. Was ihn am tiefſten beugte, war ein Umſtand, der wieder unwillkürlich an Rouſſeau erinnert. Wir haben erwähnt, daß Struenſee im Finanzgebäude ihm ein Zimmer eingeräumt hatte; Held wohnte ſehr elend, an der entlegenen Fiſcherbrücke, „zwiſchen armen Schuhflickern und Hökern, umgeben von Unſauberkeit, Geſtank und Lärm“, dem von Jugend auf reinlich und für das Gegentheil höchſt empfindlich gewöhnten Manne zur unleidlichen Qual; jenes Zimmer war für ihn unter dieſen Umſtänden ſein einziger Troſt, hieher flüchtete er mit ſeinen Arbeiten, hier fand er Ruhe, Ordnung, hier fühlte er ſich noch edlerem Daſein verknüpft. Stein aber nahm ihm jenes Zimmer, und verſtieß ihn damit ganz in jenes Elend; die ſechzig Thaler, die ihm als Entſchädigung angeboten wurden, konnten ihm den Verluſt der einzigen Zuflucht nicht erſetzen! —

Nicht lange nachher ſollte neuer Verdruß aus den alten Geſchichten ihm erwachſen, und zwar von einer Seite, woher keine Gefahr zu drohen ſchien. Der Kriegsrath von Cölln, durch ſeine Schriften noch nicht berüchtigt wie ſpäterhin, kam aus Südpreußen, und ſuchte Held, der ihn dort wenig gekannt und geachtet, als einen alten Freund auf. Eine zuvorkommende freundliche Behandlung hatte für Held einen Zauber, dem er nicht widerſtand, er dachte jedesmal, der Andere meine es wahr und herzlich, und dieß riß ihn zu gleicher Stimmung hin; er ließ ſich daher harmlos die Annäherung Cölln's gefallen. Dieſer aber befragte ihn lebhaft über das ſchwarze Buch und das ſchwarze Regiſter, und zeigte die größte Begier, beide zu leſen. Auf vieles Dringen ſandte Held ihm dieſe Schriften, indem er bemerkte, daß er ſie ungern aus den Händen gäbe. „Die Sache iſt vorbei, — ſchrieb er, — ſie liegt weit hinter mir, vergeſſen wie ein abſcheulicher Traum. Ich will nicht, wenigſtens nicht ſo lange ich lebe, ihr fernerer Verbreiter ſein. Daher mache ich es Ihnen zur ausdrücklichen Bedingung, beide Piecen nicht zu verleihen und ſie überhaupt keinem Menſchen zu zeigen.“ — Weiterhin ſagte er noch: „Schmerz, Aerger und Ekel haben ſo ſonderbar auf mein Gehirn gewirkt, daß ich im Ernſte den ganzen Inhalt des ſchwarzen Buchs rein vergeſſen habe, gradeſo als wenn ich es nie verfertigt hätte, und ſeit vier Jahren habe ich mich nicht mehr entſchließen können, eine Zeile darin zu leſen. Nur durch die neuliche Unterhaltung mit Ihnen iſt es mir wieder einigermaßen intereſſant geworden. Wenn Sie daher mir die Seiten andeuten wollen, wo Sie Fehler finden, ſo will ich das Ding abermals durchſtudiren, damit ich orientirt bin, wenn ich die Ehre habe Sie wiederum zu ſprechen. Es iſt mir an einer gründlichen Kritik nicht weniger gelegen, als an Ihrer eigentlichen Meinung, da Sie von dieſen ſchlimmen Gegenſtänden beſſer als viele Andre unterrichtet ſind.“ Cölln ſandte nach einigen Tagen die Schriften zurück, begleitet mit Bemerkungen, die faſt einer Lobrede Hoym's und Triebenfeld's gleich kamen, auf die er doch mündlich wacker geſchimpft hatte! Zugleich entdeckte Held, daß Cölln in einem Buche, als deſſen Verfaſſer er ſich verrathen hatte, kurz vorher gegen Held ſchändliche Dinge vorgebracht. Empört über dieſe niedrige Falſchheit, nahm Held ſogleich die Genugthuung, dem Manne vor Zeugen zu ſagen, was er von ihm denke; und jetzt auch Mißbrauch der geleſ'nen Schriften fürchtend, ließ er die Erzählung des Hergangs nebſt den gewechſelten Briefen als Handſchrift drucken, um ſie ſolchen Perſonen mitzutheilen, an deren Meinung ihm gelegen war. Noch einigemal griffen anonyme Druckſchriften ihn tückiſch an, ohne daß er ſie öffentlicher Antwort würdigte, da die rechte Antwort doch nicht erlaubt ſein konnte.

Unter allen dieſen Widrigkeiten erſtarb in Held's Gemüth nicht die friſche Wärme, welche die öffentlichen Vorgänge in ihm anglühten. Als Schiller geſtorben war, dichtete er zu deſſen Todesfeier am 19. März 1806 drei edle Stanzen, deren letzte heißt:

„Die Menſchheit dankt, wenn Muth und Kraft zu ſtiften,
Ein Mann ergreift den ſchnellen Lebenstraum.
Das Ideal umarmt mit Geiſterlüften
Die Wirklichkeit. Durch weiten Sonnenraum,
Vom Erdball fern und ſeinen Todtengrüften,
Nicht mehr gedrückt von trüber Wolken Saum,
Zur Ewigkeit, voran den Völkerchören,
Gehn Sänger ein, die heil'ge Wahrheit lehren.“

In dem Sommer dieſes Jahres, während Held, wie er ſagt, nur ſo hindämmerte und verdüſterte, reiſten die politiſchen Verwirrungen mehr und mehr dem furchtbarſten Ausbruch entgegen; der Krieg war unvermeidlich, die Preußen rückten in's Feld. Die Kampfesluſt war im Volk erwacht wie im Heere, und auch Held wurde von ihr ergriffen, wie ein Marſchgeſang bezeugt, den er im September drucken ließ. Wie ſehr auch ſein Haß gegen den franzöſiſchen Kaiſer, hauptſächlich durch Buchholz, mit dem faſt allein er noch Umgang hatte, gedämpft und in bewundernde Anerkennung umgeſtimmt war, ſo ſchwand doch gleich alles Erwägen und Richten, als das Vaterland wirklich von ihm bedroht wurde, Napoleon als Feind gegen daſſelbe mit Heeresmacht heranzog. Mochte Held oft gewünſcht haben, den Hochmuth ſeiner Gegner gedemüthigt, ihre Unfähigkeit aufgedeckt, ſeine erlittne Unbill gerächt zu ſehen, im Augenblicke der Entſcheidung war alles Perſönliche vergeſſen, er fühlte ſich als Preuße, nicht fremde Hand ſollte die Schäden des Vaterlandes berühren, ſondern nur innre Kraft ſie geſetzlich heilen. Zwar hatte er oft das Verderben vorhergeſagt, den Untergang als unvermeidlich verkündigt, aber den Verſtand überwältigte das Gefühl, er ſah die preußiſchen Truppen dahinziehen, und ſein Herz war mit ihnen, ſeine Hoffnung und ſein Zutrauen.

Dieſe Gefühle wurden indeß bald erſchüttert, als die erſten Nachrichten von der Kriegführung eintrafen; ſchnell folgten einander die Trauerbotſchaften, und immer größer entfaltete ſich das Unglück. Heftige Widerſprüche zerriſſen hiebei Held's Gemüth; ihm gab das Geſchick eine furchtbare

Genugthuung, die er mit Schaudern aufnahm, und in dem Augenblicke, der ihn ein höheres Werkzeug in Napoleon verehren hieß, war er perſönlich vor ihm zu fliehen genöthigt. Denn die früheren Schriften waren bekannt genug, um auf den Verfaſſer die Rache des Siegers herabzuziehen, und das Schickſal Palm's konnte ſich wiederholen. Zwar den Tod fürchtete Held nicht, wohl aber neue Gefangenſchaft, Wegſchleppung nach Frankreich, Verkommen im Kerkerelend. Von ſeinen Freunden dringend ermahnt, verließ er, um dieſen Gefahren nicht unmittelbar bloßzuſtehen, bald nach dem Einzuge der Franzoſen die Hauptſtadt, und zog ſich nach Neu-Ruppin zurück, wo ihm Verborgenheit geſichert ſchien.

Hier verlebte er unter dem angenommenen Namen Hellmuth eine Zeit der Noth und Spannung, des Schmerzes und der Erbitterung, die den auf der Hausvogtei und in Kolberg erlittenen zu vergleichen waren. Zwar hatte er dort einigen Anhalt durch zwei ſeiner Couſinen, die höchſt ausgezeichneten Frauen von dem Kneſebeck und von Saliſch, deren Umgang ihn erfreute und ſtärkte; doch litten auch dieſe das allgemeine Unglück mit, und bald auch ſtörten die politiſchen Mißhelligkeiten auch dieſen freundlichen Verkehr. Die Drangſale der eignen Lage, mit denen des Vaterlandes eng verflochten, wuchſen mit jedem neuen Ereigniſſe. Für Held wäre jetzt aller Raum und die freiſte Gelegenheit geweſen, das verlorene Spiel gegen die Widerſacher, die ihn bedrückt hatten, wieder aufzunehmen und nochmals durchzuſpielen, wozu das Geſchick ihm alle Vortheile in die Hände gegeben; die einſt Mächtigen lagen jetzt niedergeworfen, und das Unglück des Staats wurde ihnen mit als Verſchuldung aufgebürdet. Der Kampf wäre leicht, der Sieg unfehlbar geweſen; aber Held hatte keinen ſolchen Gedanken, er bedurfte keiner perſönlichen Rache, die allgemeine war ſchon allzugroß vorhanden! Er meinte jene alte Sache los zu ſein, und wollte ſie für immer abgethan haben. Als ob man das könnte! Als ob jede Handlung nicht eine Saat von Folgen ausſtreute, die unter unſeren Füßen aufgehen, und denen wir nicht entfliehen, auch wenn unſer Sinn und Handeln längſt verändert iſt!

Die Geſinnung des Vaterlandsfreundes war damals nothwendig einem Zwieſpalt überliefert, in welchem ihre Aeußerungen ſich zu widerſprechen ſchienen, während ſie doch aus derſelben Quelle floſſen. Gegen das Einzelne wurden Haß und Verwünſchung laut, für das Allgemeine in demſelben Maße treuer Eifer und friſche Zuverſicht. Held, der in Geſprächen und Briefen die ſtärkſten Ausdrücke nicht ſparte, um die Unfähigkeit und Feigheit, den Dünkel und Stumpfſinn derer zu bezeichnen, welche als die heimiſchen Urheber des Zuſammenſturzes galten, derſelbe Mann konnte im Jahr 1807 einen Rundgeſang dichten, in welchem es ächtpreußiſch hieß:

„Liebend lohnen
Nationen
Nimmer Dir, Napoleon!
Dir, vor ihrem Hochgerichte,
Spricht den Fluch die Weltgeſchichte,
Dich verſchlingt der Acheron.“

„Aus den fernen
Himmelsſternen
Leuchtet noch uns Friedrichs Blick.
Friedrich! Du wirſt uns erhören!
Und zu unſern Fahnen kehren
Wieder Ehre, Ruhm und Glück.“

Wir ſehen, er iſt von der angenommenen Hinneigung zu Napoleon hier völlig frei, und nur auf Augenblicke noch kehrte ſie wieder, wenn die Selbſtſucht des Herrſchers in höheren Zwecken der Vernunft bisweilen ſich zu verbergen ſchien. Ein großes Gedicht von fünf und zwanzig elfzeiligen Strophen, „Fatalismus“ überſchrieben, fällt ebenfalls in dieſe Zeit, und erſchien im April gedruckt in der Minerva von Archenholz; es heißt darin:

„Und nun ſchließt ſich an mein Scheiden
Noch das Leid, daß deiner Leiden,
Vaterland! Gefährt' ich ward!“

Und zuletzt:

„Deutſchland! O! wie dich ermannen?
Wird kein Retter dir erſtehn?
Wo ein Hermann? Und von wannen
Läßt er, Fremde zu verbannen,
Neuer Freiheit Fahnen wehn? —
Sinkſt du — an dem letzten Strande
Wähl' auch ich das Todesloos;
Wähle dann — ſie rettet bloß —
Flucht aus dieſem Körperbande,
Flucht aus alles Lebens Schande
In des Nichtſeins dunklen Schooß.“

Schon Leſſing ſagte: „Willſt du leben, ſo dien! Willſt du frei ſein, ſo ſtirb!“ —

Inzwiſchen war eine Schriftſtellerei in Norddeutſchland aufgetaucht, die ſich heißhungrig auf die jüngſten Ereigniſſe warf, alle Umſtände und Beziehungen derſelben erörterte, über die frühere Staatsverwaltung Preußens und über hohe und niedre Perſonen willkürliches Gericht hielt, und meiſt die ſchärfſten Verurtheilungen ausſprach. Jene Beſprechungen gingen zum Theil von wackern Männern aus, und hielten ſich in guten Gränzen. Auch die Schriften von Buchholz, wie ſchmerzlich ſie einſchneiden mochten, bewegten ſich meiſt in geiſtiger Allgemeinheit. Aber ſchnell waren auch niedrige Gewinnſucht, Bosheit und Schadenfreude am Werk, wühlten allen Schmutz, alles oft lügenhafte Geklatſch auf, und gewannen ein großes Publikum. Die vertrauten Briefe, die Feuerbrände und ähnliche Schriften, größtentheils Erzeugniſſe des Kriegsraths von Cölln, der jetzt eben ſo ſchmähte wie er früher geſchmeichelt hatte, geben noch heute Zeugniß, wie vieles Schlechte von eben ſo ſchlechten Anklägern damals an den Tag gezogen wurde. Buchholz und Held waren zur Mitarbeit an den Feuerbränden eingeladen worden, hatten aber jede Theilnahme abgelehnt, weil ihnen Cölln zuwider war. Noch andere Zeitſchriften wurden unternommen, Flugblätter, Hefte, ganze Bücher wurden geſchrieben, des Zankens und Lärmens war kein Ende. Die Franzoſen ließen dies ruhig geſchehen, auch der im Sommer 1807 zu Stande gekommene Frieden von Tilſit machte darin keinen Unterſchied, ſie waren nur aufmerkſam, daß nichts gegen ſie ſelbſt mit einflöſſe.

Held ſchrieb in dieſer Zeit an den Kriegsrath Müchler nach Berlin: „Ich befinde mich ungemein geſund, und bade mich alle Morgen um 6 Uhr in dem hieſigen herrlichen See. Daß ich noch nicht nach Berlin komme, daran iſt weiter nichts ſchuld, als daß ich noch kein Geld dort bekomme, und darauf warte, ob das Akziſedepartement nicht endlich einen etwas verſtändigen Chef bekommen wird, der von mir Gebrauch machen will. Ich habe Gründe beides zu vermuthen, und dann will ich der ſtarrſte Egoiſt werden, weil es ja doch unmöglich iſt, die allgemeine Sache zu lieben.“ Allein die letztere bekümmerte ihn gleichfalls in tiefſter Seele, nur nahm ſeine Liebe ſtets das Gewand des herbſten Unmuthes an, und ſeine Empfindſamkeit wurde zum Hohn. So ſchrieb er am 12. Oktober 1807 an Müchler; „Leſen Sie Buchholzens jüngſt erſchienene treffliche Schrift: „Unterſuchungen über den Geburtsadel.“ Lange hat mir kein Buch ſo wie dies gefallen. Ohne alle Deklamation, wie dieſer Gegenſtand bisher immer behandelt worden iſt, räumt daſſelbe unerbittlich ſiegeriſch in allen deßfalls möglichen Ideen auf. Es kann auch, welthiſtoriſch betrachtet, gar nicht anders ſein. Alle Bewegungen der europäiſchen Menſchengeſellſchaft um uns her, haben keine anderen Zwecke als: Vernichtung der Feudalität, Placirung der Virtuoſität aller Art an die Stelle der Anmaßung, und Einheit Deutſchlands. Dieſe drei Tendenzen erklären alles. — Bülow ſoll todt ſein. Man ſagt, er ſei in oder bei Memel geſtorben. So hat mir der Major Roche-Aymon von den ſchwarzen Huſaren erzählt, der ſeit acht Tagen auf Urlaub aus Preußen auf ſein hier nahes Gut Köpernitz bei Rheinsberg angekommen iſt.“ Und am 26. Oktober an ebendenſelben: „Die Figur des Dinges, welches jetzt noch „Preußiſcher Staat“ heißt, zeigt ganz deutlich, daß dieſes Ding nicht bleiben kann. Ich habe mich darüber in einer Schrift wider Cölln auch ſehr luſtig gemacht. Narren ſind ſie, die Verfaſſer der Broſchüren „Mein Vaterland Preußen“ ꝛc. und des Schreibens „An Seine Majeſtät Friedrich Wilhelm den Dritten nach dem Tilſiter

Frieden.“ Alle dieſe Leute ſchwatzen von etwas, das nicht mehr iſt. Archenholz iſt ebenfalls nicht recht bei Sinnen, daß er im Ernſte glaubt, ſeine Verwendung für den König bei Napoleon könne jenem etwas nützen, und daß er ordentlich einen Werth auf des Königs Dank dafür legt. Ein König, der ſich erſt bei einem Journalſchreiber bedankt, daß dieſer ihm unter die Arme greifen will, hat bereits aufgehört König zu ſein.“

Cölln konnte den Widerwillen den ihm Held offen bezeigt hatte, nicht vergeben. Bald griffen die Feuerbrände dieſen mit Schmähungen an, ſuchten die alten Geſchichten hervor, und druckten ſogar, rein aus Gefallen am Aergerniß, das ſchwarze Regiſter wieder ab, indem ſie zugleich den Verfaſſer läſterten und ſeine Schrift unbefugt ſich aneigneten. Vernarbte Wunden wurden aufgeriſſen, und bluteten auf's neue. Held ſah ſich abermals in Händel verflochten, die er ausgekämpft zu haben meinte. Er mußte ſich verantworten, und that dies durch eine kleine Schrift, in welcher dem Herausgeber die Schlechtigkeit ſeines Verfahrens und die Unreinheit ſeiner Triebfedern bündig nachgewieſen wurde. Selbſt der Abdruck des ſchwarzen Regiſters war nicht getreu, ſondern verfälſcht und mangelhaft. Mit der einen Schrift war die Sache nicht erledigt, es folgten noch verſchiedene Aufſätze, in welchen Held in ſeiner Weiſe das Perſönliche mit Allgemeinem verknüpfte. Alle dieſe Aufſätze gab Held ohne Honorar dahin, was Buchholz eine Thorheit nannte, und darüber, als jener bei ſeinem Sinne blieb, ſich alſo ausließ: „Ihre Delikateſſe in Anſehung eines Ehrenſoldes hängt — wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen — mit der Feudalehre zuſammen; und da dieſe ſehr wenig für Sie da iſt, ſo müſſen Sie auch jene ablegen. Die Hauptſache im Leben iſt, daß man frei ſei; was daraus folgt, verſteht ſich alles von ſelbſt. Wie ſind wir doch ſo ganz verſchieden! Ihnen tritt das Blut in die Wangen, wenn Sie von Honorar ſprechen hören, und mir begegnet daſſelbe, ſo oft ich an Abhängigkeit von Verwandten denke.“

Wie Held aber immer ſeine beſte Kraft nicht öffentlich auf den Markt brachte, ſondern unberechnet in perſönlicher

Verhandlung ausgab, ſo ging er auch hier lebendiger und ſchärfer, als es in der Druckſchrift geſchehen, in einem vertraulichen Schreiben auf die Sache ein, und ſetzte ſich mit einem ehemaligen Freunde aus Südpreußen, dem nachherigen Kammergerichtsrath von Grevenitz, der ſich über unrichtige Angaben in dem ſchwarzen Regiſter jetzt nachträglich heftig beklagte, auf nachfolgende Weiſe umſtändlich und aufrichtig in's Klare. Der Brief, in welchem Held's eigenſtes Weſen ſich getreu abſpiegelt, lautet wie folgt: „Ihr Schreiben vom 1. dieſes Monats iſt unter einem Konverte von Buchholz erſt am 16. dieſes zwar richtig an Ort und Stelle angekommen, mir aber, weil ich auf einige Tage verreiſet war, nicht eher als den 25. dieſes eingehändigt worden. Ich bitte demnach dieſes genau zu berückſichtigen und mir nicht als Unhöflichkeit auszulegen, woran ein doppelter Verzögerungsfall, wenigſtens in der letzteren Hälfte der erwähnten Zeit, Schuld iſt. Von der erſteren Verzögerung, nämlich bis zum 16. glaube ich, daß ſie nur eine Scheinſache iſt und Sie abſichtlich zurückdatirt haben. Wie lieb würde mir überhaupt Ihr Brief ſein, wenn er nicht von der Liſt diktirt wäre! Traurige Erſcheinung, daß ſelbſt von Hauſe aus zur Gutmüthigkeit beſtimmte und mit vielem Verſtande ausgerüſtete Männer, wenn ſie ſich der Juriſterei ergeben, ſchlechterdings alle wahre Aufrichtigkeit verlieren und ihr urſprünglicher Karakter immer in den armſeligen Formeln ihres Metiers untergeht! Kein ächter Juriſt unſrer Tage iſt wahrhaft und wirft ſich mit freier Hingebung, mit dreiſtem Vertrauen in die Arme der liebenden Moralität. Bekannt mit der Sicherheit, ſo die kahle Legalität gewährt, nimmt er in jeder Verlegenheit nur zu ihr ſeine Zuflucht. Handelt er gegentheilig, ſo iſt er ein ſchlechter Juriſt. — Ehe Sie dieſes: Beleidigung oder Witzelei nennen, hören Sie mich erſt weiter. Meine Sprache iſt die der allerreinſten Aufrichtigkeit; und ſo wie die Sachen zwiſchen uns ſtehen, iſt es offenbar, wenigſtens halte ich es meinerſeits für das Beſte, mich auf das vollkommenſte gegen Sie zu expektoriren, damit Sie, wo möglich, einen andern Geſichtspunkt für mich faſſen, der am Ende für uns beide die Ruhe befördern könne.“

„Ob ich, da ich dem Könige das ſchwarze Buch ſchickte, moraliſch recht oder unrecht und als Phantaſt oder richtiger Seher gehandelt habe, bedarf keiner weitern Dispüte, nachdem, wie unbedeutend ich immer ſein mag, das Weltgeſchick ſelbſt mich handgreiflich und augenſcheinlich gerechtfertigt hat. Das Ganze meiner damaligen That läßt ſich in wenig Worten zuſammenfaſſen. Ich wollte damit nichts anderes als, dem Könige die Unzuverläſſigkeit der büreaukratiſchen Formen in Hinſicht des Weſens der Staatsverwaltung beweiſen, und rief ihm zu: Werde ſtrenger, zeige mehr Energie gegen deine nächſten, meiſt unfähigen und demoraliſirten Verwaltungsorgane, oder du ſtürzeſt durch deine Apathie dich ſammt dem Staate in's Unglück! Aus der Hausvogtei ertönte hiernächſt meine Stimme noch lauter: Derjenige Theil der Finanzen, der mit den Weltverhältniſſen zuſammenhängt, liegt in der höchſten Konfuſion und kann nicht anders als durch eine ſolide arrondirende Eroberung in Weſten reformirt werden, darum alſo, erobere! — Nenne man dies Einſicht, Inſtinkt oder wie man will, es gilt mir gleich. Genug, ich fühlte es tief und es leuchtete mir ſo klar wie der helle Sonnenſchein in's Gemüth, daß bei den jetzigen Weltbewegungen der preußiſche Staat nächſtens ſchlechterdings würde übergerannt werden, dafern die Regierung nicht andere, dem drängenden Zeitgeiſte mehr angemeſſene, politiſche und Verwaltungsmaßregeln ergreife. Aber dieſe Regierung war, was ich nicht gehörig bedacht hatte, eine juriſtiſche; ſie beſchaute ſich ſelbſt und Europa mit der Brille des Landrechts. Inzwiſchen habe ich, wie Figura leider zeigt, dennoch Recht gehabt. Daß ich gehaßt werde, weiß ich und begreife auch, warum. Immer wird der gehaßt, der das Schlimme vorherſagt, und hinterher wird er wieder gehaßt, wenn das Schlimme eintrifft; denn nach beiden Richtungen hat er die Eigenliebe derer beleidigt, ſo die Lage der Dinge beſſer hätten einſehen ſollen. Im Grunde iſt dieſer Haß abſurd. Die Sturmmöwe macht ja nicht den Sturm, ihr Geſchrei kündigt ja nur deſſen Herannahen an, weil ſie nicht anders kann und ihr Inſtinkt ſie dazu treibt. Schießt auch der Haß eines unvernünftigen Steuermannes ſie aus der Luft herab, ſo ändert das in der

Sache ſelbſt nichts; der Sturm kömmt darum doch. Mir iſt genau daſſelbe widerfahren, was mutatis mutandis ein Sultan thut, der einen Boten deßhalb ſpießen läßt, weil er ihm von ferner Gegend her eine fatale Nachricht bringt. Meine That war allerdings ein Exzeß, aber ſie war kein Frevel. Mit dieſem Namen konnte ſie nur der böſe Wille der Geiſtesbeſchränktheit und Faulheit ſtempeln. Gleichwohl iſt, laut der Geſchichte, gewiß, daß da, wo ein Menſch auf ſolchen Exzeß verfällt, er ſchon immer ein böſes Anzeichen für die Regierung iſt, und dieſe bereits aufgehört hat, eine tüchtige zu ſein. Phyſiſch der Schwächere mußte ich es dulden, daß meine That unter lächelnder Anwendung der Gerichtsformen von der Gewalt die Ausgeburt eines Rumorgeiſtes, Spektakelmachers, unnützen Reformators, unruhigen Kopfs ꝛc. genannt wurde, obgleich ſie ſichtbar einen ganz andern, höchſt ernſten Karakter trug. Wo ſind nun alle meine damaligen Haſſer, die mich ſo ſinnlos hart behandelten und kaſſirten? Der Weltgeiſt, das waltende Schickſal, Verhängniß, die Vorſehung, oder wie man das Numen und Weſen, welches der moraliſchen Oekonomie des Menſchengeſchlechts vorſteht, ſonſt nennen mag, hat ſie, die meine Kaſſandraſtimme nicht hören wollten, ſammt und ſonders ebenfalls und zwar mit der ihnen gebührenden Schande kaſſirt, und ſie in die Nacht ihrer Unwürdigkeit verſtoßen, während dem ich noch Gottlob! mit Ehren auf den Beinen bin.“ — —

„Gewiß glauben Sie ſelbſt, daß ich keinen Theil an der Publicirung des ſchwarzen Regiſters habe. Davon iſt alſo nicht weiter die Rede. Plötzlich erſchien es im zweiten Hefte der Feuerbrände. Jede Art von Unmuth überfiel mich dabei, um ſo mehr, als ich daſſelbe und obenein noch meine Perſon im dritten Hefte, von Cölln, dem ekelhafteſten Schmierer, der je ſich in die Schriftſtellerzunft gemengt hat, geſchändet ſah.“

„Endlich kamen auch Sie hervor, ohne zu bedenken, daß, wenn Akten, die urſprünglich nur für die Augen des Königs und der Richter beſtimmt waren, gedruckt werden, lediglich der Anſtifter des Druckens der Injuriant iſt, nannten mich: den ſchwarzen Regiſtrator, forderten mich vor ganz Deutſchland auf, das gegen Sie lautende Vorbringen zu beweiſen, mißhandelten mich und droheten mit einem Prozeſſe und obenein mit Drucken. Der Prozeß erregte bloß mein Lachen, aber dieſe Druckwuth, womit Cölln, Stiller und Sie mich von allen Seiten bedrohten und heimſuchten, ſtieß meine Geduld um. Oeffentlich angefallen, antworte ich öffentlich; und der Druckwuth iſt nichts Beſſeres entgegenzuſetzen als das Drucken. Ich ſetzte mich alſo nieder und ſchrieb wider Cölln. Der Bogen, der meine Antwort an Sie enthält, iſt bereits gedruckt und es ſteht nicht mehr in meiner Macht, ihn zurückzunehmen. Wäre dies aber auch noch möglich, ſo würde ich es dennoch nicht thun. Zwar kann das was ich geſagt habe Ihnen eben nicht angenehm ſein, doch ſind Ihre Beſorgniſſe wegen eigentlicher Beleidigungen unnütz. Dergleichen kommen darin nicht vor. Ich bin in der kalten Region des Ernſtes geblieben und Sie dürfen nichts befürchten als die Wahrheit. Mein Unrecht, daß ich Sie als Richter angeführt, habe ich ohne Rückhalt eingeſtanden und die Sie betreffende Stelle abgeändert. Dies iſt alſo lange vor Empfang Ihres Schreibens, mithin ohne Ihre jetzige Privataufforderung geſchehen. Sie ſind kein Betrüger, aber als man Sie ſuchte, benutzten Sie Ihr Verhältniß zu den damaligen Güterverſchenkungsquellen, und nur inſofern liegt in Ihrer Erwerbung des Gutes ein inneres Unrecht. Laut der von Ihnen ſelbſt publizirten Akten haben Sie das Gut für dreitauſend Thaler gekauft und nachdem Sie es nur anderthalb Jahre beſeſſen, in dem Handel zu ſiebenundſechzigtauſend Thaler taxirt. Wie iſt es möglich, wäre auch ſogar Thaer Ihr Verwalter geweſen, ein Gut in ſo kurzer Zeit bei allen erdenklichen Meliorationen, ſo ungeheuer zu erhöhen? Silbergruben haben Sie dort doch wahrlich nicht gefunden."

„Wozu alle die Berufungen auf Reſkripte des Großkanzlers, Pakta, Akten, Protokolle u. ſ. w. Dies ſind ja nur Formen, deren Richtigkeit kein Menſch beſtreiten wird und die für das Innere der Sache nichts, ſondern bloß den äußeren Hergang beweiſen. Die Frage iſt: was iſt hinter den Kouliſſen abgehandelt worden? Dabeigeſtanden habe ich freilich nicht; inzwiſchen habe ich den Zuſammenhang zwiſchen den Leuten ſo deutlich entwickelt, und gezeigt, wie dieſe Verhältniſſe auf Sie wirken und Sie, gleich ſo vielen Andern, auf die Güterſpekulation führen mußten, daß es ein Kind begreifen kann. Nochmals wiederhole ich indeß: Sie haben nicht nöthig wegen Beleidigungen in Sorge zu ſein. Sie werden vielmehr finden, daß ich dabei mit mir ſelbſt unerwartet hart umgegangen bin und Dinge berührt habe, von denen ich eigentlich wünſchen müßte, ſie möchten in ewiger Nacht begraben bleiben.“

„Ihre Zuſchrift beweiſet mir kein reines ehrliches Vertrauen. Ich ſchwöre de credulitate, daß Sie das ſchwarze Regiſter ſchon vor fünf Jahren im Manuſkript geleſen haben. Der verſtorbene Nothardt hat mir geſagt: Sie ſeien Willens geweſen, dafür weil Sie im ſchwarzen Regiſter ſtänden, während ich in Kolberg ſaß, mich durch eine eigene Schrift moraliſch zu tödten, indem Sie, Gott weiß, welche Jugend- und Privatgeſchichten von mir, die mich als Rouſſeau's Affen darſtellen geſollt, in's Publikum zu bringen die Abſicht gehabt. Folglich haben Sie auch gleich, da das zweite Heft der Feuerbrände erſchien, längſt gewußt, ich ſei der Verfaſſer des ſchwarzen Regiſters. Zweifelsohne iſt überdem meine Warnung vom 28. Auguſt in beiden berliniſchen Zeitungen, Ihnen zu Geſichte gekommen. Demohngeachtet ſtellen Sie ſich jetzt in Ihrem Briefe ſo an, als hätten Sie erſt aus meiner Addreſſe an Cölln vom 25. September in der berliniſchen Voſſiſchen Zeitung, mich als Verfaſſer des ſchwarzen Regiſters erkannt und ſchreiben erſt in der Mitte des Monats Oktober an mich, datiren aber vom 1. Oktober zurück, weil es Ihnen Ueberwindung und Beſinnen koſtete, ob Sie Zutrauen zu mir faſſen ſollten oder nicht. Wahrſcheinlich ſind noch andere Veranlaſſungen zwiſchen dem Erſcheinen jener meiner letzten Addreſſe an Cölln und der Mitte des Oktobers hinzugekommen, die es Ihnen räthlicher gemacht, ſich mit mir ſelbſt in Rapport zu ſetzen. Ich ſoll nun glauben, Sie hätten ſofort nach Anblick der Zeitung geſchrieben. Buchholz iſt nie ſäumig, und es iſt nicht abzuſehen, warum er Ihren Brief beinahe vierzehn Tage bei ſich hätte liegen laſſen ſollen, ehe er ihn an mich beförderte. Durch dieſe unſelige Manövres haben Sie nur ſelbſt verhindert, was Sie doch wünſchen: Herſtellung des Friedens zwiſchen uns. Hätten Sie gleich da das zweite Heft der Feuerbrände erſchien klares dreiſtes Vertrauen (welches ich, zufolge meiner Gemüthsorganiſation, ſelbſt vom Feinde herkommend nie täuſche und mißbrauche) zu mir gefaßt, und ſich unmittelbar an mich gewendet, ſtatt ſich mit dem heilloſen Cölln einzulaſſen, ſo wäre mir die wahrlich ſehr unangenehme Mühe erſpart worden, Ihnen öffentlich zu antworten, und ich hätte die Sache auf einer einzigen Seite in meiner Schrift wider Cölln vollkommen ſanft abgemacht. Jetzt iſt durch Ihre Säumniß das nicht mehr zu ändern. Ich verdenke Ihnen nicht abſolut, was Sie gegen mich gethan haben, um Ihre Ehre zu retten. Aber die meinige iſt mir eben ſo lieb und Sie müſſen einſehen, daß ich, um dieſe und den allgemeinen Werth meines ſchwarzen Regiſters zu retten, öffentlich antworten mußte. Cölln und Stiller ſind gar zu ſchändlich mit mir umgegangen und ich bin zu dieſen Händeln gekommen, ohne zu wiſſen, wie. Da vollends Sie ſich zu ſolchen Leuten geſellten, konnte ich nicht ſchweigen. Die Rücknahme meiner öffentlichen Antwort iſt ſchon deßhalb unmöglich, weil ich, für den Fall, daß meine Schrift ſchlimme Folgen für meine Perſon haben ſollte, es abſichtlich ſo eingerichtet habe, daß ich den Verleger nicht weiß, ihn alſo nicht verrathen und meine Unwiſſenheit beſchwören kann, da ich feſt entſchloſſen bin, alles, entſtehe auch daraus was da wolle, lediglich auf mich zu nehmen. Ein auswärtiger, ſehr entfernter Freund beſorgt die Sache. Welche Verwirrung würde ich in dem faſt vollendeten Druck, welche Verzögerung und Koſten erregen, wenn ich jetzt noch die Umdruckung eines oder zweier Bogen veranſtalten wollte!“

„Beliebt Ihnen, abermals gegen mich zu ſchreiben, immerhin! Ich werde Ihnen gern das letzte Wort laſſen und keine Feder mehr deßhalb anſetzen. Wollen Sie mich verklagen, wie Sie drohen, meinetwegen! In mir iſt bis auf die letzte Spur jede Achtung vor aller Juſtiz verſchwunden, und ich betrachte ſie bloß als ein kindiſches Treiben, beſonders ſeit ich erlebt habe, daß es wirklich eine Schickſalsjuſtiz giebt, die die große Gerechtigkeit ausübt. Meine Schrift wird Ihnen lehren, indem ich darin mich ſelbſt am wenigſten geſchont und einem Heere von Gefahren ausgeſetzt habe, ſo daß rings umher für mich kein Zufluchtsort mehr exiſtirt, wie Ihre Drohung mit einem Prozeſſe und deren Ausführung nicht die allermindeſte Bedeutung für mich haben kann. Ueberhaupt legen Sie zu viel Wichtigkeit auf unſern Zwiſt. Er verſchwindet gleichſam in meinem Buche und wird ein wahres Nichts, in Vergleich mit einer Menge darin vorkommender viel mehr erheblicher Gegenſtände und Perſonen, die ich weder ſchonen wollte noch konnte. In vier Wochen denke ich, wird mein Buch in Ihren Händen ſein.“

„In Ihrer Stelle hätte ich, ſtatt mit Akten anzumarſchiren, mich auf eine ganz entgegengeſetzte Art benommen und dem ſchwarzen Regiſtrator ganz anders gedient. Es bedurfte hiezu nur des heroiſchen Entſchluſſes, mit unbedingter Aufrichtigkeit zu erzählen, wie Ihr wahres Verhältniß mit Biſchoffwerder, Hoym, Goldbeck, Lüttichau und Triebenfeld beſchaffen geweſen und wie Sie das Gut acquirirt haben. Tauſend Gelegenheiten hätten Sie in ſolchen Confeſſions gehabt, die intereſſanteſten und trefflichſten Dinge zu ſagen und zu enthüllen, ſogar das dabei unvermeidliche Komiſche hätte für Sie militirt, da der, der ſich ſelbſt nicht ſchont, berechtigt iſt, Andre noch weniger zu ſchonen. Ein freimüthiges Geſtändniß hätte Ihnen die größeſte Ehre gemacht, verſanken auch Andre darüber in Schande. Dreiſt konnten Sie ſagen: Ich — bin noch einer der beſten in Südpreußen geweſen. Iſt es nun mit mir ſo hergegangen, waren meine Verhältniſſe dieſer Art, ſo läßt ſich ſchließen, wie vollends erſt die Wirthſchaft jener Herren angethan war. Ich — that weiter nichts, als daß ich mir von der allgemeinen Beute da einen Knochen zueignete, wo Andre pêle-mêle die Braten an ſich riſſen. Aber das iſt eben das Unglück, daß zu ſolchem Entſchluß kein Juriſt den Muth hat, ſondern lieber ſich in die Liſt retirirt. Ihre gute Natur zieht Sie beſtändig zur Moralität, und Sie möchten vor Ihr Leben gern ſich nur in der Moralität bewegen, wenn Sie Kraft genug beſäßen, den Juriſten abzulegen, gleichſam einen neuen Menſchen anzuziehen und der Legalität die Stirn zu bieten. Mit Unrecht waren Sie gegen mich aufgebracht. Sie kennen mich ja und wiſſen, wie leicht mit mir auszukommen iſt und wie verſöhnlich ich bin, wenn man mir ehrlich entgegentritt. Die Erſcheinung der Liſt iſt es eigentlich immer allein, was mich in allen Streitigkeiten erbittert und zur Heftigkeit treibt. Geduldig ſtecke ich die herbeſten Grobheiten ein, wenn ich ſehe, ſie ſind aufrichtig gemeint. Die Liſt zwingt mich immer, ſie zu zerſtören und dabei kann es denn nicht fehlen, der Kampf wird ſchonungsloſer und dauert länger. Warum wendeten Sie ſich nicht augenblicklich an mich, privatim ſchon vor drei Monaten, ſtatt hinterher öffentlich auf mich loszuſchlagen, mit formellen Waffen, deren Stumpfheit ich erweiſen mußte? Ich hatte Ihnen ja doch nichts öffentlich Böſes gethan. Sie und ich, wir haben den ganzen Lärmen lediglich dem verwirrten Cölln zu verdanken, der uns auslacht. Inzwiſchen habe ich auch uns beide dermaßen gerächt, daß er ſchwerlich je wieder litterariſch emporkommen wird. Unter andern, da es doch ohne Schimpfen nicht abgehen konnte, habe ich ihn den litterariſchen General Rüchel genannt. Ein ärgeres Schimpfwort wußte ich nicht.“

„Nach allem dieſem, ein Vorſchlag zur Güte. Lange kann es nicht mehr dauern, ſo bin ich in Berlin. Konſtituiren wir dann eine Jury, die über uns entſcheide, bei der jedoch ich alle Juriſten verbitte, unter dem Präſidio des ehrwürdigen Buchholz, der in jedem Betracht zu hoch über uns Beiden ſteht, als daß wir ein Mißtrauen gegen ſeine Unpartheilichkeit hegen könnten. Vor dieſen Tribunal laſſen Sie uns unſere Sache plaidiren. Lautet der Ausſpruch dann ſo:

1) daß ich Unrecht that, als ich Sie überhaupt im ſchwarzen Regiſter vor meinen Richtern mit anführte;
2) daß ich an der Publizirung des ſchwarzen Regiſters Schuld ſei;
3) daß ich Ihnen in meiner öffentlichen Antwort zu viel gethan;

ſo will ich in Ausdrücken, die Sie ſelbſt vorſchreiben mögen, und wo Sie es verlangen, Ihnen öffentliche Abbitte leiſten und mich obenein ſelbſt für verrückt erklären.“

„Ich bin Ihnen nicht gram, kann niemals das dauernd haſſen, was ich einſt geliebt habe, und ehre wenigſtens den Schimmer von freundlicher Abſicht, die Sie bewog an mich zu ſchreiben. Glauben Sie ſicherlich, daß mir dieſe Streitigkeit mit Ihnen äußerſt fatal iſt, und ich ſehnlich wünſche, ſie möchte einen ſanften Ausgang nehmen. Halten Sie dies nicht für leere Worte und leſen Sie dieſen Brief nach Verlauf einer Nacht nochmals durch. Ich habe an Buchholz weiter keine Silbe darüber geſchrieben, als die kurze Bitte, ihn an Sie zu befördern. Daß ich ihn offen ſchicke, geſchieht darum, weil ich wünſche, Buchholz möge ihn leſen, und ich auf dem ganzen Erdenrunde für mich keinen ſo achtbaren Richter weiß, als eben dieſen, in den mannigfaltigen Situationen meines Lebens treubewährten, redlichen Freund, der, wenn gleich er nicht überall mit mir einſtimmig denkt, mich dennoch achtet und am beſten verſteht, und deßhalb mein beſter Troſt gegen den Haß einer Menge ſtarrdummer Narren, iſt, die ich leider auf allen meinen Wegen finde und meine Ideen nicht vertragen können. Leben Sie wohl. Gern biete ich meine Hand zum Frieden, wenn Sie ihn wollen. Gehen wir doch Alle jetzt nicht auf Roſen, und ſollten wir daher nicht lieber die Verträglichkeit dem Gezänk vorziehen? Mit ungeheucheltem Dank erkenne ich die Empfindungen, die Sie mir äußern und will ſie herzlich gern erwiedern, machen Sie es mir nur möglich, denn lügen will und kann ich nicht. Gleich Ihnen unterſchreibe ich mich, bereitwillig, als Ihr ganz ergebener Freund und Diener von Held. Neu-Ruppin, Mittwoch den 28. Oktober 1807.“

Held glaubte es angemeſſen, dem Miniſter von Stein, der jetzt in Memel an der Spitze der preußiſchen Staatsgeſchäfte ſtand, einen Abdruck ſeiner Schrift wider Cölln zu überſenden, und ſchrieb dabei, nach bittern Klagen über den Geheimen Kabinetsrath Beyme und den General von Köckritz — der für Cölln's Beſchützer galt — in ſeiner gewohnten Weiſe: „Der Zuſendung dieſes Buches an Ew. Exzellenz liegt keinesweges die Abſicht zum Grunde, als wollte ich das Mindeſte bei Ihnen ſuchen, Sie um etwas bitten, Ihr

Intereſſe für mich erregen. Das Bitten iſt, wie Sie wiſſen, nie mein Fehler geweſen. Habe ich, indem ich vormals Ew. Exzellenz Gleichgültigkeiten gegen mich gelaſſen ertrug, und mir keine Mühe gab, die, aus wahrlich unwürdigen Inſinuationen, ohne alle nähere eigne Prüfung, in Ihnen entſtandene Verdächtigkeit des doch immer nur geringen Beiſatzes von poetiſchem Weſen zu meiner Natur, zu widerlegen, habe ich Sie damals um nichts gebeten, ſo wäre ein ſolcher Einfall unter den jetzigen Umſtänden doppelt abſurd. Ich wünſche bloß, daß Ew. Exzellenz unterrichtet ſeien, und wiſſen mögen wovon die Rede iſt, falls dieſes Buch, welches Cölln gewiß an Köckritz ſchicken wird, in Ihrer Umgebung Anlaß zu allerlei Gewäſche geben ſollte, und habe übrigens nichts dawider, wenn Beyme und Köckritz meine Geſinnungen gegen ſie erfahren.“ — Im Zuſammenhange dieſer Angelegenheiten, deren Verzweigung ſich nach Rußland erſtreckte, ſchrieb er auch an den General von Klinger in St. Petersburg, der ihm theilnehmend antwortete, wiewohl er den empfangenen Auftrag nicht erfüllen konnte.

Das Buch „Galerie preußiſcher Karaktere“, welches um dieſe Zeit großes Aufſehen machte, wird gewöhnlich dem Profeſſor Buchholz zugeſchrieben, der jedoch die Verfaſſerſchaft nie eingeſtanden hat. Daß Held wenigſtens einigen Stoff dazu geliefert, dürfen wir aus einem ſeiner Briefe an Müchler ſchließen, worin er unter dem 1. Februar 1808 ſagt: Suchen Sie doch möglichſt herauszubringen, wer der Verfaſſer der Galerie iſt. Dieſes Buch hat mich nicht wenig frappirt. Ich habe darin eine Menge Stellen aus meinen bisherigen Privatbriefen an Archenholtz, und zwar meiſt aus meinen eignen Worten gefunden. Die Schilderung des Köckritz iſt beinahe ganz von mir, eben ſo in dem Artikel Beyme alles das was ein Tadel iſt und namentlich der Schluß. Desgleichen im Artikel Prinz Louis, Rüchel und Schulenburg. Die Worte: „Ihr Herren Philoſophen glaubt immer, die Welt ſei eine Welt der Theorie, das iſt aber nicht wahr, ſie iſt eine Welt der Verhältniſſe“, ſagte mir Schulenburg den Tag vorher, ehe ich nach Kolberg transportirt wurde. Hinten die Stelle, wo von den Miniſtern in Stiefel und

Sporen und in Schuhen die Rede iſt, iſt auch von mir, oder vielmehr vom verſtorbenen Struenſee, der mir dieſe Worte einſt unter vier Augen ſagte. — Kurz, unſäglich vieles in dieſer Galerie iſt aus meiner Korreſpondenz mit Archenholtz; wobei ich übrigens gern einräume, daß der Verfaſſer noch mehrere Korreſpondenzen gehabt haben muß und benutzt hat. Die Benennung „Stadtphiloſoph“ bei Kieſewetter, iſt auch von mir, wie vieles andere in dieſem Artikel. Ich habe nichts dawider. Meine obige Bitte geſchieht nur aus Neugier. Archenholtz ſelbſt kann ich nicht darum befragen, ich bin mit ihm wegen des Cölln zerfallen, und er nimmt den elenden Cölln in Schutz.“ Hierauf ſagt er weiter: „So eben bin ich dabei ein flammendes Buch gegen meine Kaſte, als einen Nachtrag zu Buchholzens trefflichen „Unterſuchungen“ ꝛc. zu beendigen. Ich freue mich ordentlich auf die Händel, die mir dieſe Schrift erregen wird. Buchholz hat ganz Recht. Nur verfährt er immer zu ſanft. — In Anſehung dieſer Schrift habe ich endlich einen Verleger, der Muth und Verſtand genug beſitzt um alle Mittel einzuſchlagen, ſie recht im Galopp in's Publikum zu treiben.“

Im März 1808 verlor Held ſeine Mutter, die in Guhrau im Hauſe ihrer Schweſter ſtarb, wo ſie jahrelang Liebe und Pflege gefunden hatte. Sie hatte von einer kleinen Penſion, die ſie als Hauptmannswittwe bezog, und von der Unterſtützung gelebt, welche ihre beiden Söhne ihr mit treuer Liebe zukommen ließen. In der letzten Zeit hatte dieſe Unterſtützung freilich oft geſtockt; der ältere Sohn war in der bedrängteſten Lage, der jüngere, als unangeſtellter Hauptmann in Potsdam lebend, in keiner viel beſſeren. Die Noth war allgemein, und das war inſofern gut, daß niemand ſich ihrer ſchämte. In dieſer Franzoſenzeit lag ſchwerer Druck auf allen Klaſſen; das ganze Land verarmte; ſchon die örtlichen Leiſtungen erſchöpften alles Vermögen, die Beiträge zu den allgemeinen waren unerſchwinglich. Der Staat, überladen mit Beamten, konnte nur wenige thätig anſtellen, die Beſoldungen der meiſten ſtockten, wurden nur ſpät, theilweiſe, oder, wie bei Held, gar nicht ausgezahlt. In welchen Entbehrungen und Bedrängniſſen dieſer in der kleinen Stadt jetzt hinlebte, läßt ſich aus den allgemeinen Zügen ſchon ermeſſen. Ohne die unverhoffte immer nur kärgliche Aushülfe eines Oheims hätte er gar nicht beſtehen können. Er wäre wohl gern nach Berlin zurückgekehrt, was Buchholz abwechſelnd anregte und wieder abrieth, aber die Mittel zu dieſer Ueberſiedelung fehlten, und es war überdies bedenklich, ſich dort alten Anſprüchen und neuer Aufmerkſamkeit bloßzuſtellen. So blieb er denn wie gebannt an dem Orte, wo er grade war, und der leider auch ſeinem Geiſte gar nichts darbot. Einen Augenblick mochte der Umgang franzöſiſcher Offiziere ihn auffriſchen, aber die Gedanken und Geſinnungen, welche er bei den meiſten fand, ſtießen ihn bald wieder zurück, weder ſeine Freiheitsliebe noch ſeine Anſicht Napoleons war ihnen genehm, und es fehlte wenig, ſo hätte ihn ein Oberſt Lepin wegen gefährlicher Grundſätze angezeigt. Nicht viel beſſer erging es auch Buchholz, der bei ausgeſprochener Vorliebe für Napoleon und als öffentlicher Wortführer der Aufgabe, die er demſelben zuſchrieb, mit den Franzoſen keinen Verkehr hatte, ihren Behörden unbekannt blieb, und überzeugt war, von dieſer Seite am wenigſten ein Verſtändniß hoffen zu können. Mit guter Laune trug er daher auch die Laſten, welche durch die Siege des geprieſenen Kaiſers ihm mitauferlegt waren, und ſchrieb an Held, indem er den guten Ertrag ſeiner Bücher rühmte: „Es macht mir, die Wahrheit zu ſagen, einiges Vergnügen, daß ich für das Verdienſt, Napoleon in der Welt pronirt zu haben, einige franzöſiſche Soldaten füttern kann.“ Wie Held ſelber über ſolche Laſten dachte, und mit welchem Sinn er ſein Theil an den Opfern für das Vaterland trug, ergiebt ſich aus den ſchönen Worten, die er zum Lobe derer, welche bei ſolchem Anlaß auf ihre Vorrechte verzichteten, um dieſe Zeit niederſchrieb: „Die Schönheit eines menſchlichen Gemüths zeigt ſich beſonders deutlich in jenem Gefühle für Billigkeit, welches bei öffentlichen Drangſalen es verabſcheut ſich auszuſchließen, und freiwillig zum Mittragen der geſellſchaftlichen Leiden, und zur Theilnahme auch dann erbietet, wenn es ſie vermeiden könnte.“

Einen Blick in Held's gepeinigte Seele und grimme Herbheit giebt uns der Brief an Müchler vom 15. April

1808: „Ihre zwei Briefe will ich hier, obwohl vom drückendſten Mißmuth geplagt, beantworten. In welchem Zuſtande ich mich befinde, können Sie aus meinem heutigen Schreiben an Matzdorff erſehen. Maſſenbach hat mir ſeine Erklärung über die „Galerie“ geſchickt, und ich bekenne, die Feigheit, die dieſen Wiſch diktirt hat, hat mich mit dem bitterſten Ekel durchdrungen. Was fürchtet, was reſpektirt denn der Narr? Dieſe Art Leute können gar nicht aus dem gewohnten Tone der Livrei heraus. Was man auch gegen die Galerie ſagen mag, ſie iſt ein Buch, das immer nur ein Mann von vielem Geiſte ſchreiben konnte. Sollen denn die Suetone immer warten, bis die Cäſaren todt ſind? Und was iſt der ganze Sueton gegen dieſe ganze Galerie? Maſſenbach hätte gar nicht nöthig gehabt ſich zu rechtfertigen, denn er konnte in der That ſolch Buch nicht zu Tage fördern. Ich habe weiter nichts an der Galerie zu tadeln, als daß die Hauptkaraktere fehlen, und daß Phull'n zu nahe getreten, Beyme zu ſehr geſchont iſt. Das Uebrige alles möchte ſo ziemlich richtig ſein. Ephraim hat wahrlich mehr Kourage als Maſſenbach. — Iſt es wahr, daß Sander an den Miniſter Stein geſchrieben, er habe ſich noch obenein mit Herausgabe der Galerie ein Verdienſt um die Königliche Familie erworben, weil er die ſie betreffenden Artikel weggelaſſen: ſo iſt dies die Fülle der Naivetät. Ein König, zu dem ein Buchhändler ſagt: „Ich habe Dein geſchont“, iſt ja ſchon ſo gut wie vernichtet. — Die Friedensvollziehungs-Kommiſſion iſt närriſch, daß ſie ſich mit Bücherverboten abgiebt. Welch elendes Flickwerk von Autorität, ſolche Verbote! Dieſe Kommiſſion gleicht dem Heupferde in Gellert's Fabeln, welches dem Viehe die Sache leichter machen wollte. Es geht ja doch alles drunter und drüber, die Bücher thun das wenigſte Uebel. Und überdem, wir die wir ſo heiß im Schmelztiegel liegen, ſollen wir denn nie erfahren, wer uns eigentlich ſo gebettet hat? Giebt es ein Privilegium, auch für die Dummheit, zahlloſes Unglück, Schmerz und Thränen zu veranlaſſen, ohne daß geſagt werden ſoll: „Ihr ſeid die Anſtifter!“ — Ob der Miniſter Stein verſchwiegen arbeitet oder nicht, iſt ganz gleichgültig. Es wird doch nichts Kluges bei ſeinen Konferenzen mit Daru herauskommen. Die Franzoſen haben uns nur zum Beſten, und ſpotten über unſere Regierungskünſteleien eben ſo ſehr, wie über unſere Schriftſteller.“

Die höchſte Steigerung des Unmuths und der Bitterkeit findet ſich in folgender Herzensergießung von demſelben 15. April an den Kommerzienrath und Buchhändler Matzdorff: „Ach! liebſter Matzdorff, was iſt das hier und gewiß überall für eine elende Zeit! Mir fängt es an an allem zu fehlen. Von Holz iſt bei mir ſchon lange nicht die Rede. Licht habe ich auch nicht, und darum gehe ich alle Tage ſchon um 8 zu Bette, und ſtehe bald nach 4 wieder auf, welches im Grunde recht geſund iſt. Mein Schlafrock zerfällt in Fetzen. Seit ich mich mit allen meinen hieſigen erzdummen adeligen Verwandten wegen Buchholzens Buch „Ueber den Geburtsadel“ ꝛc. unverſöhnlich entzweit habe, ernähre ich mich, das heißt ſeit zwei Monaten, bloß von Brot, Bier und Milch, und dabei verdirbt mir der Magen und ich werde ganz ſchwach und elend. Aber eher will ich krepiren, als je wieder einen Biſſen bei den infamen Ariſtokraten eſſen, zumal jetzt, da ſie ſo laut jubeln, daß Napoleon den Erbadel wieder retablirt hat. — Jetzt ſetze ich wirklich aus Deſperation in die Lotterie, wie erbärmlich auch eine ſolche Hoffnungsſtütze ſein mag. Wüßte ich nur mein Leben auf eine würdige Art zu verlieren, mit Freuden gäbe ich es hin. Mein Projekt iſt immer geweſen, wenn es ſo weit mit mir käme, irgend einen bedeutenden Unheilſtifter mit hinunter zu nehmen in den Abgrund der Todesnacht. Aber jetzt weiß ich — Gott ſtrafe mich — nicht, wen? Es iſt keiner in der Nähe, zum Reiſen habe ich kein Geld, und die kleinen Köter ſind der Mühe und des Lärmens nicht werth. Letzteres würde auch gar keinen Nutzen haben, und doch wäre die Hauptſache, durch ſolch eine That einen reellen Nutzen zu ſtiften. — Sehen Sie, mit ſolchen Gedanken trage ich mich: Iſt das nicht ein grauſamer Zuſtand? Schreiben Sie mir doch ein Wort des Troſtes, hauptſächlich melden Sie mir einen tüchtigen Gewinn in der Lotterie.“

Mit Buchholz war ſein Briefwechſel in dieſer Zeit ſehr lebhaft, aber auch mit dem Oberſten von Maſſenbach, mit dem General von Phull, mit ſeinem Freunde Schmidt und noch Anderen ſtand er in brieflichem Verkehr, der ſich hauptſächlich auf die Ereigniſſe und Schriften des Tages bezog, in welchen letztern er fortwährend und ſehr wider ſeinen Willen betheiligt blieb. Der vielen Angriffe, die wider ihn geſchahen, endlich müde, und empört über die Entſtellungen, welche man ſich in Schilderung ſo mancher Zuſtände erlaubte, mit denen ſein Schickſal ſo eng verflochten war, faßte er den muthigen Entſchluß, gegen dieſe Verläumdungen und Lügen nothgedrungen die eigene Sache und freiwillig die des Vaterlandes mit offner Wahrheit zu vertheidigen. Er ſchrieb unter dem Titel „Blicke hinter Vorhänge“ eine ausführliche Streitſchrift, deren Abſicht und Stimmung durch einige Worte des Eingangs klar zu erkennen ſind. Er ſagt: „Ginge ich darauf aus, denen, die mir jetzt noch ſchaden können, wiewohl auch der Reſt ihrer Macht bald dahin ſein wird, zu gefallen, ſo wäre es mir ein Leichtes geweſen, meinen Ton zu mildern und die ſtrengen Wahrheiten wegzulaſſen, die der Unwiſſende nicht begreift, der Einfältige ſehr übel angebracht hält, und der Schurke, der Narr, der Lebemann, der Allerweltsfreund, weder hören noch leſen wollen. Allein theils iſt mir alles Halbe unleidlich, theils enthält die Größe meines Unglücks ſelbſt den Grund, warum es mir gar nicht ſchwer wird, alles zu wagen und im höchſten Grade dreiſt zu ſein. — — Nie wird der Schmerz mir andere Worte als die des Trotzes auspreſſen, und ſtatt zu klagen und mich zu ſchmiegen, werde ich nur deſto ſtolzer. Nemo enim resistit sibi cum coeperit impelli (Senec. Epist. 13). Was umgiebt mich denn? Wo ſind um mich her Menſchen, achtbar und wichtig genug für mich, um mich zu bewegen, eine ſanfte Sprache ihnen gegenüber zu führen? Meint ihr diejenigen, ſo jetzt noch das Fragment des preußiſchen Staates taliter qualiter regieren? — — Faſt Alle, die ich jetzt noch im Preußiſchen regieren ſehe, kommen mir vor wie die gierigen Plünderer eines geſcheiterten Schiffswrackes, an dem ſie das Strandrecht ausüben. Jeder hat ſeinen eigenen Kahn, und iſt erfinderiſch, wie er von dem übrigen Gute, unter dem Vorwande des Bergens, ſich etwas zueignen könne. Die drei oder vier, vielleicht ſechs, Rechtſchaffenen und Verſtändigen in dieſem Regiererhaufen, was vermögen ſie gegen das verworrene und verwirrende Jahrmarktsgetümmel des Unſinns und — trotz ihrer Unwirkſamkeit, Erbärmlichkeit und augenſcheinlichen, zur Selbſtvernichtung hinſtrebenden Nullität — jeden Gedanken der rettenden Vernunft kindiſch überſchreiender, unendlich alberner Partheien; da das Tiefverächtliche in der ganzen Umgebung alle möglichen Ideen und Plane zu einer wohlthätigen Verſchwörung, um die unheilbar Verrückten und Schlechten niederzuwerfen und wegzuſtoßen, in ihnen erdrückt, und das Ekelhafte der Gegenſtände und der Perſonen ihnen alle Luſt zu einem nervoſen Handeln benimmt? — Nennt ihr das Publikum? O! der Geſichtspunkt, von dem es am häufigſten grade gegen diejenigen ausgeht, die es am beſten zu ihm meinen, iſt ohne alles feinere Gefühl, ohne allen Edelmuth, ohne allen philoſophiſchen, ächte Wahrheit ehrenden Blick und Sinn, ſogar ohne allen geſunden Menſchenverſtand, vermiſcht mit Neid und einer geheimen dummſchadenfrohen Neigung, ſich an dem Unglücke der Behaupter der Wahrheit und Tugend zu ergötzen. Auf Freunde, wirklich thätige, zu redlichem Streben kühn und redlich mithelfende, mitangreifende Freunde zu rechnen, iſt leider völlig vergebens. Sie ſchweigen entweder, oder ſprechen doch nur lau und behutſam. Zum Durchgreifen iſt keiner zu bringen. — — Zwar wende, weil ich ein Menſch bin, ich mich an das Publikum, aber es geſchieht ohne das Richteramt dieſes Ungeheuers anzuerkennen, das aus disharmoniſchen Theilen und den rauheſten Extremen zuſammengeſetzt iſt; es geſchieht mit Trotz, Unwillen und dem männlichen Entſchluſſe, ſtandhaft jedem Vorurtheile, jedem leeren Regiererdünkel, jedem betrügeriſchen Hohlſchädel, jedem Unglück und Intereſſe entgegen zu treten, und dem eigenen Sinne zu folgen, unbekümmert um irgend einen heutigen guten oder ſchlimmen Ruf, Beifall oder Haß des Tages. Dies wird mir um ſo leichter, da es mir mit dem Publikum im Ganzen wie mit einzelnen Wohnorten ergeht. Immer bin ich, ſo lange ich an einem Orte lebte, daſelbſt von den Meiſten gehaßt, hinterher aber, wenn ich lange fort war, umgekehrt von den Meiſten gelobt, und das was ich geſprochen und gethan hatte, iſt gebilligt und richtig befunden worden. Ebenſo iſt die Zeit ganz nahe, wo das Publikum mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, mich loben, vielleicht lieben wird.“ — —

Ein Mann, der ſo ſpricht, kann allerdings in den Sachen irrig ſein, aber an ſeiner Rechtſchaffenheit läßt ſich nicht zweifeln, und bis ihm bewieſen worden, daß er irrt, muß ihm freie Rede geſtattet ſein. Wir theilen noch ſeine Schlußworte hier mit: „Ungetrübt in meinem Gewiſſen, mit freier Stirn und dem Vorwurf ſtinkenden Selbſtlobes unberührbar, darf ich behaupten, daß ich nicht zu den Schriftſtellern gehöre, die, wie Fichte in ſeinen Reden an die Deutſchen ſo ſchön und richtig ſagt, gleich dem vom politiſchen Winde aufgewühlten und beſtimmten Pöbel, ihre Weisheit nur aus dem Erfolge ziehen, die ehemals aus Gewinnſucht ſchmeichelten, oder aus Furcht vor den Perſonen ſchwiegen, und nun die Gefallenen ſchmähen. Ich redete von dieſen Gefallenen, da noch alle Macht und alles Anſehen an ihnen hafteten, eben alſo wie ich heute rede; ich riß einzelne Perſonen, die im vollen Glanze ihrer Gewalt an der Spitze des Staats ſtanden, vor das Tribunal der öffentlichen Meinung, bewies ſonnenklar ihre Untauglichkeit, Trägheit, Schlechtheit, ihren böſen heuchleriſchen Willen, und daß aus ſolchen Urſachen ſolche Wirkungen, wie wir erlebten, hervorgehen müßten und würden; ich ſah ſchon ehmals, wo die aus der Verwaltung ſolcher Machthaber nothwendig erfolgenden Uebel noch abzuwenden geweſen wären, eben daſſelbe ein, was ich jetzt einſehe, und ſprach es eben ſo laut aus. — Aber ich werfe nicht, wie ſo viele andere erſt ſpät herzugelaufene Schreier und Skribenten, mit Koth und Schutt nach den Ruinen der eingeſtürzten Monarchie; ich ſtehe, das eigne Weh in dem des Vaterlandes bejammernd, neben dieſen Ruinen, ſage die ernſthafteſten Wahrheiten, ſage mein Urtheil, und bin zum Urtheilen befugt, weil ich mit Aufopferung meines Glücks und meiner Ruhe den Einſturz prophezeihte und davor warnte.“

Außer dieſer Schrift verfaßte Held im Jahre 1808 noch eine andere, durch Inhalt und Umfang nicht minder bedeutende, die er dem Freunde Buchholz widmen wollte. Beide ſind unter des Letzteren ſichtbarem Einfluſſe, in größter Verehrung der Schriften deſſelben geſchrieben, aber dennoch zeigt ſich in dem Grundweſen eine tiefe Verſchiedenheit. Buchholz führte alles im Staat auf ein beſtimmtes Wiſſen zurück, und ſelbſtgefällig und ausſchließend wie er war, auf das Wiſſen der von ihm ausgedachten oder aufgeſtellten Sätze, ohne welche kein Heil in der Welt ſein ſollte. Buchholz meinte es gut mit dem Vaterlande, weil er hoffte, Preußen werde der Staat werden, den er ſich ausgedacht. Held hingegen ſah alles Heil in der ſittlichen Kraft, in der Tüchtigkeit des Karakters, und vergaß dabei ſich ſelber völlig; er rief nicht: „Seht, ich bin ſolch ein Mann!“ ſondern nur immer: „Seid ſolche Männer!“ Der Karakter, war er überzeugt, wird die ihm nöthige Kenntniß leicht erwerben, ſie ſich aneignen oder geſellen. Sein Preußenthum war ſtets ein Königliches, die Macht des Königs war ihm die der Freiheit, des Fortſchritts; ſeine Klage war am bitterſten, wenn dies grade verdunkelt ſchien. Zu dieſer Verſchiedenheit kam noch eine nicht minder erhebliche im Gebiete der Darſtellung. Buchholz hatte das Talent des Schriftſtellers, er faßte die Sachen leicht und gewandt, und war ſtets eingedenk, daß er zu ſeinen Leſern ſprach; daher wußte er ſelbſt ſeinen Kühnheiten ſtets eine Art von Angemeſſenheit zu geben, wurde wohl beſtritten und gehaßt, aber nicht eigentlich verfolgt oder angefochten. Held im Gegentheil, bei reicheren inneren Gaben als Buchholz, bei größerer Macht und oft auch Schönheit des Ausdrucks, entbehrte des eigentlich ſchriftſtelleriſchen Talentes gänzlich. Nie, wenn er ſchrieb, dachte er an das Publikum, wollte er es einmal, ſo gelang es ihm nicht, es war gegen ſeine Natur. Er dachte an die Sache, an die Wahrheit, und dieſe, mit allen darein verwickelten oder daran klebenden Perſonen, warf er ohne Rückhalt und Schonung in die Oeffentlichkeit; daher auch gleich, wenn Held etwas ſchrieb, Angſt und Lärm und Gefahr! Auf die Perſonen aber mußt' er losgehen, weil eben der Karakter ihm alles war; die Quelle des Guten wie des Böſen mußte er grade darin aufzeigen. Er ſchrieb wie jemand, der mit ſich ſelber ſpricht und daher mit Stoff und Ausdruck keine Umſtände macht

Der Schriftſteller aber weiß, und muß wiſſen, daß er zu Anderen redet, er ſichtet ſeinen Stoff, wählt ſeine Ausdrücke. Dieſer Geſichtspunkt ſcheint uns in Betreff Held's nothwendig feſtzuhalten, wenn man ihm nicht Unrecht thun will.

Dieſe Schrift, gleich der vorigen, iſt unſeres Wiſſens nicht gedruckt worden, wenigſtens nicht ganz, und könnte auch heute noch nicht ganz erſcheinen. Wir theilen einige Stellen mit, in denen ſich Geſinnung und Anſichten entſchieden ausſprechen. Von den Staatsmännern des Jahres 1806 wird geſagt: „In dieſer ganzen Reihe befand ſich nicht ein einziger Mann, genugſam mit Verſtand im Kopfe und Muth im Buſen ausgerüſtet, um den großen Gegenſtänden des Zeitgeiſtes gewachſen zu ſein. — Woher im Allgemeinen der Trieb kam, wohin die Sehnſucht ging, wußte keiner. Keiner wollte oder konnte ſich dem alltäglichen Kreiſe ſeiner gewohnten Geſchäfte, perſönlichen Verhältniſſe und Einkünfte entwinden, um mit der vollen Macht der Phantaſie, mit jener kühnen lyriſchen Freiheit, welche Göttern ähnlich ſchreitend auf den Gipfeln der menſchlichen Dinge einhergeht, mit der Poeſie, der Andacht und dem Heroismus, den Offenbarern der ſchrecklichen ſowohl wie der entzückenden Geheimniſſe der Natur und des Göttlichen, ſich über Vergangenes und Künftiges, über jetzige und ferne Zeiten und Völker, über das Menſchliche im weiteren Sinne zu verbreiten und des Lebens umfaſſende Reſultate zu ziehen. Keiner war über dem Stoffe. Alle waren mit demſelben, und zwar mit deſſen unterſtem Schlamme vermengt.“ An einer andern Stelle heißt es: „Geſetzt, Bacon's erhabene Theſe: „Kenntniß allein iſt Macht“, ſei ihnen gelegentlich zu Ohren gekommen, ſo drückte ſie ſich doch auf ihre Hirne nicht ein, und ſchien ihnen bloße lateiniſche Schulfüchſerei. Macht auf Kenntniß zu gründen, wie konnte ihnen das in den Sinn kommen, da ihnen die Kenntniß fehlte, und in den Feſſeln der Formen und der Gewohnheit zu vegetiren, für ſie einen weit größeren Reiz hatte, als Bewegung mit Verſtandeshelle in der Ideenfreiheit? Napoleon's Laufbahn lehrte offenbar, daß, wer herrſchen und an der Spitze der menſchlichen Dinge ſtehen will, zu den zeugenden und ſchaffenden Geiſtern, nicht zu den empfangenden und gebährenden gehören müſſe. — Was auch die ganz eigene und für ſich ſehr konſequente Logik der Feigheit und Gemächlichkeit vorwenden mag, der Werth des Mannes liegt entweder in ſeinem Karakter und in deſſen feſter Behauptung, oder nirgends. Staunen, ſich verwundern, nur immer erſt dann expoſtuliren und ſchreien und klagen, wenn man angeſtoßen wird; ſtatt dem Schickſal mit keckem Vertrauen etwas abzufragen, ängſtlich abwarten und horchen was es bringt; ſtatt über den Maſſen zu ſchweben und mit ihnen Gott weiß wohin wogen, ohne alle Ideenreaktion ſchlummern, bis man von außen von fremden Ideen gedreht und getummelt wird; — zweideutiges Schwanken zwiſchen Trotz und Nachgiebigkeit, zwiſchen Wollen und Nichtwollen, zwiſchen halben Maßregeln und halben Entſchlüſſen: das iſt die Manier der Stümper, nicht die intelligenter Regierer, die ihre Beſtimmung erkennen und erfüllen.“ Die folgende Stelle darf ſich hier anſchließen: „Die Natur, wie ſie ſich im Menſchengeſchlechte ausſpricht, wird von einem ewigen Kunſtgeiſte belebt, der, unerſchöpflich in ſeinen Produktionen, nachdem er Geſtalten gebildet und vollendet hat, über ſie wegeilt, und ſie als Elemente, als Anfangs- und Ausgangspunkte zu neuen Bildungen verbraucht. Sie klingt dem trägen Egoismus widrig, dieſe Wahrheit, dennoch gründet ſie ſich auf eine höhere und offnere Anſchauung der Natur und Geſchichte als jenen Befangenen zu Theil geworden, die, weil ſie nicht vorwärts wollen, zurückgingen, und keinen Maßſtab für das Große in ſich trugen, weil ſie nach keiner einzigen Richtung und in keiner einzigen Beziehung ſich zur Größe erhoben hatten.“

Er läugnet nicht, daß unter den Männer jener Zeit auch vortreffliche Köpfe geweſen, aber in ſolchen Verhältniſſen befangen, daß ihnen alle kräftige Einwirkung unmöglich gemacht, und ſelbſt den Willen und Muth dazu benommen. „Unmöglich, — ſagt er, — können Menſchen, die ſeit Jahren ſich an das Verſtellen, Zurückhalten, Temporiſiren gewöhnt haben, in ſo heißen Momenten die Kühnheit einer eigenen Meinung zeigen, denn alle langdauernde Verſtellung macht liſtig aber nicht klug, macht ſchlecht aber nicht rechtſchaffen, macht ſchwach aber nicht ſtark. Ein edelſtolzer, ſich fühlender

Mann iſt zu ſtolz um ſich zu verſtellen; er zieht ein Ja oder Nein auf jede Gefahr der Künſtlichkeit vor, und weiß es, wie nichtswürdig alle Vortheile der Liſt gegen die Genüſſe eines freien, offnen, lebendigen und ſeelenvollen Karakters ſind. Offne Seelen können nicht anders, ſie müſſen ſich verrathen. Was aber unter der Preſſe einer langen Zurückhaltung gelegen, hat die Elaſtizität verloren, iſt nur noch kränkelnd vorhanden, und nie mit einem kräftigen Antriebe zum Hervorbrechen verbunden." Weiterhin ſpricht er über den Gegenſatz des Weltbürgerſinnes und der Vaterlandsliebe, und gleicht beide folgendermaßen aus: „In der Angſt, da die Donner des Schickſals ſich naheten, brauchten ſie das Wort: Patriotismus, bloß als eine Zauberformel, mit der ſie den böſen Geiſt zu bannen gedachten. Aber nur derjenige, der als Menſch Kosmopolit iſt, kann als Bürger, und mehr noch als Staatsdiener, Patriot ſein. Schaler Witz, über den Weltbürgerſinn zu ſpotten! Er ſucht, da wo er den Kopf erleuchtet, ja ohnehin von ſelbſt im Herzen ſeine Beſchränkung, weil auch den ſtärkſten Geiſt die Weite eines Welthorizontes ermüdet und ihn immer zum Gefühl der Nationalität zurückführt. Unterdeß leiſtet er jedoch den wichtigen Dienſt, daß er, weit entfernt den Patriotismus zu ſchwächen, ihn erhöht, beſtimmt, umſichtiger macht, damit dieſer nicht in politiſche Schwatzereien, in lächerlichen Eifer, in perſönliches Intereſſe, in ſchlechte Anhängigkeit an verächtliche Beutelvortheile ausarte. Nur der Kosmopolitismus giebt dem Patriotismus erſt den wahren Gehalt, jenen hochherzigen Hang zur bereitwilligen Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt, um des Staates willen, zur uneigennützigen Theilnahme an dem richtigen Intereſſe der Nation, zur edelmüthigen, thätigen, alles aufopfernden Mitwirkung für das Wohl des Vaterlandes, für Ehre und Kraft der Regierung."

In Erklärung der Urſachen, warum er mit ſeinen Darlegungen nicht warte, und ſie bis nach ſeinem Tode zurückhalte, ſtimmt er mit neueren Anregungen überein, die auch meinen, des Schreibens ſei genug, jetzt ſei das Thun nöthig, und die doch bei dieſer Geſinnung auch nichts können, als eben nur ſie niederſchreiben, und noch dazu in dicken Büchern!

Held ſagt hierüber: „Gewiß nicht verwerflich iſt der Trieb, auch nach dem Tode noch in Wirkungen fortzudauern. Doch ſind nur ſehr wenige, höchſtedle und zugleich politiſch ſehr wichtig und auf eine eingreifende Weiſe thätig geweſene Männer berechtigt, in ſeltenen Fällen, Geheimniſſe und Wahrheiten, wenn dergleichen vorhanden ſind und ihre Enthüllung ſchädlich wäre, der Mitwelt vorzuenthalten, um ſie der Nachwelt zum hiſtoriſchen Unterricht zu überliefern. Solche eminente Karaktere ſchonen ſich aber überhaupt ſelten, indem ihr Muth, die Poeſie der Thaten der des Bücherſchreibens und Verſemachens vorziehend, es würdiger achtet, im Leben zu handeln, als nach dem Tode geleſen zu werden. Der Tugendhafte fürchtet nie des Laſters, der Mann von Einſicht nie der Dummheit Macht, darum darf nur der an den Tod appelliren und ſeinen Kranz von der Nachwelt erwarten, der lebend viel geleiſtet hat. Zum Schreiben ſeine Zuflucht nehmen, iſt nur dann der Mühe werth, verdienſtlich und erlaubt, wenn die Thaten unmöglich geworden ſind, denn an ſich ſind Thaten mehr geeignet, der Welt ein Andenken perſönlicher Virtuoſität zu hinterlaſſen, als Schriften. Zwar freilich ſpricht die Schrift, fand der fliehende Saturnus ſie ausgezeichnet genug, um ſie zu fixiren und nicht mitgehen zu heißen, auch noch nach Jahrtauſenden, aber um die That windet ſich doch das hellere ätheriſche Licht. Dem, der nicht an ſeine Zeit ſich mit Thaten anſchließt, fehlt das Fußgeſtell zum Aufſchwunge in die Zukunft, und in den hiſtoriſchen Himmel ſteigt keiner, als dem ſchon die Gegenwart Strahlen mitgiebt auf den langen Weg. Im Grunde iſt es doch immer ein Anzeichen von Furchtſamkeit, die Gefahr zu ſcheuen, wenn Handeln und Reden Nutzen ſtiften könnte, und erſt nach dem Entrinnen aus der Gefahr, aus dem Schreiben ein Handeln machen zu wollen, wenn es keinen Nutzen mehr ſtiften kann!“ —

Held's Vertrauen auf Napoleons weltbildenden Beruf, beſtand trotz aller Täuſchungen inſofern noch fort, daß er denſelben als das Werkzeug anſah, dem auch wider Willen an dem großen Werke der Franzoſen zu arbeiten auferlegt ſei, an der Ausbreitung der Freiheit und Aufklärung, die mit den Anfängen der Revolution zuſammenhingen. Einen Augenblick wurde dieſe Anſicht erſchüttert, als im Jahre 1809 die Erhebung Oeſterreichs neue Hoffnungen für Deutſchland eröffnete, und zum erſtenmal auch auf dieſer Seite die Sache und der Antheil des Volks ehrenvoll und kräftig auf dem Kampfplatz erſcheinen durften. Allein dieſe Spannung erhielt ſich nicht lange. Sowohl die Kriegsereigniſſe als auch der Ausdruck der Dinge überhaupt machten ihn bald ſtutzig, und er ſchrieb darüber am 8. Mai 1809 an Müchler mit heftiger Leidenſchaft: „Ich zweifle übrigens, welche Schwankungen auch jetzt im Kriegsglücke vorgehen mögen, keinen Augenblick daran, daß das franzöſiſche Syſtem, d. h. die geſunde Vernunft, die Oberhand am Ende behalten werde. Wo ſchon ein ſo erzſchlechter demoraliſirter Schuft wie Gentz Hand mit anlegt, da ſtockt, da hapert alles, da kann nichts gelingen. Ich bin auch völlig überzeugt, daß Gentz weiter nichts will, als britiſches und öſterreichiſches Geld einſtreichen; hinterrücks muß er nothwendig die Anderen auslachen. Wie elend ſind die öſterreichiſchen Proklamationen! Z. B. der Erzherzog, der in Warſchau eingerückt iſt, ſagt: „Was haben die Weichſel und der Tajus mit einander zu ſchaffen?“ ꝛc. Damit zeigt er bloß, daß ſein Prinzenkopf nichts von der Welt begreift und nicht zum Regieren gemacht iſt. Denn Weichſel und Tajus haben ſehr viel mit einander zu ſchaffen bekommen. In ſolchen Kombinationen liegt eben Napoleons Ueberwucht. Ferner ſagt Karl in ſeinen Proklamationen: die Herzen der Unterthanen würden von ihren rechtmäßigen Regenten losgeriſſen. Ei, ſo hätte Oeſterreich auch nicht Polen ſollen theilen helfen. Alles dieſes iſt eitle Salbaderei, ohne Kern und Gehalt; und in jeder Zeile mit dem Abc der Geſchichte und Politik zu widerlegen; nicht einmal der höheren Geſetze des: continuo perficitur mundus und des unaufhaltſamen Entwickelungsganges zu gedenken.“ —

Am 29. Mai 1809 ſtarb in Kaſſel Johannes von Müller, der aus einem Haſſer Napoleons, wie Held, ein Bewundrer deſſelben geworden war, aber mit dem Unterſchiede, daß während er in Glanz und Ehren der ſiegenden Sache angehörte, Held nur feſter an das Vaterland ſich anklammerte, und deſſen tiefſtes Elend mitgenoß. Ueber Johannes von Müller urtheilte Held ſchon in früherer Zeit nicht günſtig, und hat zum Theil vorausgeſprochen, was ſpäter durch Andere, beſonders durch Woltmann, nachdrücklich durchgeführt worden. Held ſagt ganz offen: „Für mich gehört es zu den unbegreiflichſten Erſcheinungen, woher dieſes Schriftſtellers Ruhm entſtanden ſein mag, und warum er der deutſche Tacitus genannt wird, da ich, der ich doch den wirklichen Tacitus hoch verehre, mit dem aufrichtigſten Willen drei- oder viermal recht ernſtlich angeſetzt habe, Müller's Schweizergeſchichte zu leſen, und dennoch, von unüberwindlichem Ekel abgeſtoßen, es nie bis über die erſte Hälfte des erſten Theils dieſer pretiöſen Kronik bringen konnte. Der Aufwand ungeheurer Mühe berechtigt noch nicht zur Verwandtſchaft mit dem edlen, gediegenen Karakter des kernichten, und gedrängter Gedanken vollen, römiſchen Annaliſten. Eine Klafter knorriges Holz klein ſägen oder über Sturzäcker Karriere reiten, wäre mir viel leichter, als mich durch dieſes holprige Buch zu arbeiten. Wunderbar gleichen die Schriften des Müller ſeinem Körper- und Gliederbau. Man ſieht es ſeiner Naſe, ſeiner Hand deutlich an, daß die Natur, im Begriff eine männlich ſchöne, imponirende Naſe, eine kräftige Fauſt, kurz, etwas männlich Vollkommenes zu bilden, davon gegangen, das angefangene Werk unvollendet liegen geblieben, und, mehr verſchrumpft als zur Reife gediehen, in das Leben getreten iſt. — Grade eben ſo iſt es mit allem was er geiſtig produzirt, ſchreibt. Halber Embryo; Anſatz zur Kraft, keine vollendete, gereifte; ein beſtändiges Wollen, ſtraff und feſt einherzuſchreiten, das ſich aus Ohnmacht ſelbſt überſpringt. Und dieſer Mann, dem Friedrich der Große Geiſt und Ideen abſprach, wurde zum Geſchichtſchreiber Friedrichs des Großen beſtellt! Wo iſt je ein ärgerer Verſtoß, eine tollere Sottiſe begangen worden? — Ja, was noch mehr, wenn ich recht auf's Gewiſſen, auf Ehre und die Hand auf das Herz fordernd, nachfragte: „Haben Sie, haſt du denn in der That des Johannes von Müller's Schweizergeſchichte von Anfang bis zum Ende durchgeleſen?“ ergab es ſich jederzeit: Nein! und dann kam das ehrliche Geſtändniß hinterher, es ſei nicht zum Aushalten geweſen.

So betheure ich, daß ich bis jetzt, in meiner ausgebreiteten Bekanntſchaft noch keinen einzigen Menſchen habe auffinden können, der jene gleichwohl berühmte Schweizergeſchichte ganz durchgeleſen hätte. Einer plappert das Rühmen immer dem Andern blindlings nach, und die wenigſten wiſſen, wovon die Rede iſt.“ — Er folgert hieraus, daß es um den Ruhm bei den Zeitgenoſſen, der noch nicht die Prüfung der Jahrhunderte beſtanden, ein zufälliges, zweifelhaftes Ding ſei, und daß dieſer Ruhm für den wahrhaft Ruhmwürdigen wenig bedeute, als welcher ſeinen Lohn in ſeinem Innern trage, in der Einigkeit mit ſich ſelbſt; einen anderen gäbe es nicht, wenigſtens nicht in dieſer Welt. — Was Johannes von Müller betrifft, ſo ſind wir der Meinung, ſein Ruhm gründe ſich auf ſeine Leidenſchaft zur Geſchichtskunde, und auf deren Ausdruck in ſeinen Briefen, Kritiken und kleinen Aufſätzen, die den Kern ſeines Weſens und das Werkzeug ſeines Anſehens enthalten. —

Nach unſäglichen Drangſalen, welche Held in Neu-Ruppin während drei Jahren, gleichſam als Gebannter, gelitten und durchgemacht, und zu denen zuletzt auch noch ſchwächende Krankheit ſich geſellt hatte, gelang es ihm endlich, im Sommer 1809, den Aufenthalt wechſeln und zuvörderſt eine Erholungskur im Bade zu Freienwalde unternehmen zu können. Er geſteht aber, daß er in jener Zeit des Bannes, ungeachtet alles herben Ungemachs und Leidens, wo das Leſen des Montaigne, der Elegieen des Ovid, der Hieroglyphen des damaligen Majors Rühle von Lilienſtern, der Briefe des Seneca, und der Schriften von Buchholz, ſeine einzige Erfriſchung geweſen, ſich geiſtig viel wohler und kräftiger befunden, als in den vorhergegangenen drei Jahren, jenem Zeitraume von 1803 bis 1806 zu Berlin. Ueber die Hieroglyphen ſchrieb er einem Freunde: „Ich habe gejauchzt, ich bin ganz entzückt geweſen, und dieſe Empfindung dauert noch immer ſteigernd fort, je mehr ich darin leſe. Es fehlt mir an Worten, den Grad der Liebe und Bewunderung vollkommen auszudrücken und die hohe Achtung darzuthun, wovon ich für den Verfaſſer durchdrungen bin. Welch eine Welt lebt und bewegt ſich in dieſem reichen Kopfe, in dieſem ſtrahlenhell ſchönen Gemüthe! — Das ganze Buch iſt gediegener Geiſteskern, und giebt zu tauſend neuen Ideen Anlaß. — Was ich nur nicht zu begreifen vermag, iſt, wie Rühle ſeinen Zuſtand in Potsdam, mitten in ſolcher Umgebung von Strohköpfen und Pinſeln, hat aushalten können!" — Freienwalde wurde ihm wohlthätig für Körper und Geiſt, er fühlte ſeine Kraft und Munterkeit wiederkehren. Auch ſeine dichteriſche Ader ſchlug wieder lebhafter. Die Ausſichten für Preußen waren trübe, der Staat ſchien auch im Frieden noch unterzugehen; da dichtete Held ein Troſtlied für die Deutſchen an der Spree und Oder, worin es heißt:

„Zaget nicht, wenn Schmach und Noth und Trauer
Schwer das deutſche Vaterland bedeckt.
Deutſchlands Blüthen wurden ſtets von rauher,
Sturmbewegter, trüber Luft geweckt.
Deutſchland ſtieg noch immer aus Beſchwerden
Glänzender empor, und können wir
Nicht als Preußen wieder glücklich werden,
Doch als Deutſche werden wir's dafür."

Und der Schluß, auf die damals neue Geſetzgebung deutend, ſagt:

„Zaget nicht! Schon weht der Freiheit Flügel
Euch, ihr armen Bauersleute, an.
Zage nicht! Ergreife ſelbſt die Zügel
Deiner Stadt, du guter Bürgersmann!
Endlich wird auf Deutſchlands frommen Herden
Lodern heil'ges Patriotenlicht.
Sind wir wirklich Deutſche — beſſer werden
Wird dann alles; darum zaget nicht!"

Im Auguſt dieſes Jahres empfing Held durch Altenſtein und Heydebreck, welche jetzt den preußiſchen Finanzen vorſtanden, aus Königsberg endlich die Nachricht, daß ſein Wartegeld wieder regelmäßig ausgezahlt werden ſolle. Auch die alte Abſicht Struenſee's ihn beim Salzweſen anzuſtellen, lebte wieder auf, und wie Heydebreck fortfuhr Held's eifriger Freund zu ſein, ſo verläugnete Altenſtein die hohe Achtung nicht, welche der Karakter des Mannes ihm von jeher eingeſtößt hatte. Held kehrte vorläufig nach Neu-Ruppin zurück, um ſeine häusliche Lage zu ordnen. Inzwiſchen hatten die Franzoſen das Land, mit Ausnahme der Oderfeſtungen geräumt, und während ſie einen neuen ernſten Kampf wider Oeſterreich zu führen hatten, konnte die preußiſche Staatsverwaltung etwas zu Athem kommen. Ein ganz neues Preußen bildete ſich heran, die einſt Mächtigen waren todt, beſeitigt, vergeſſen, die früheren Geſchichten klangen nur wie Mährchen aus alter Zeit. Jedoch ſetzte Held auf die Perſonen, welche er an der Spitze ſah, noch immer wenig Vertrauen, und wenn er dennoch voll Hoffnungen für die Zukunft war, ſo gründeten ſich dieſe hauptſächlich auf den Geiſt, den er im Allgemeinen wirkſam glaubte. Dieſe Hoffnungen hielt er auch noch feſt, als Oeſterreich den Wiener Frieden geſchloſſen, und die Ausſicht für Norddeutſchland ſich auf's neue getrübt hatte. Er ſchrieb im November an einen Freund: „Sie prophezeihen Deutſchland und beſonders uns Preußen, jetzt nach dem Wiener Friedensſchluß, allgemeine Verzweiflung und die ärgſte Sklaverei! Mit nichten! Dahin wird und kann es aus natürlichen Gründen nicht kommen. Denn nahe iſt die Zeit, wo alles um uns her eine freiere, hellere, offnere Ausſicht gewinnen wird, und unzählige noch ſchlummernde Keime des Glücks ſich entfalten werden. — Geſetzt aber auch, daß wir beide keinen guten Erfolg erlebten, und unſre Augen, ſo lange ſie noch offen ſtehen, immerfort nur Hudelei, Schimpf, Schmach, Schande ſähen, ſo würde ich für meine Perſon dennoch nicht verzweifeln, und zwar darum nicht, weil ich nicht im Fühlen, ſondern im Denken lebe, und dieſes Denken mich lehrt, daß in der Weltgeſchichte die Ellen des Völkerglücks oder Unglücks oft ſehr lang ſind. — Soll denn der Weltgeiſt die Angelegenheiten dieſes Erdballs gleichſam citissime expediren, um meinen Beifall einzuärnten, und von mir ein: Herr, du haſt alles wohlgemacht! zu vernehmen? — Daure Deutſchlands und unſer preußiſches Elend noch zwanzig dreißig Jahre; ſchichten Sie alle erdenkliche Leiden in dieſe Jahre zuſammen, immer antworte ich Ihnen: es iſt ein hiſtoriſches Interimiſtikum, woraus unfehlbar ſich etwas Gutes entwickeln wird.“

In dieſer Zeit machte Held eine Bekanntſchaft, die nicht wenig dazu beitragen konnte, ſein verwundetes Gemüth mit dem Leben auszuſöhnen. Er hatte heiß geliebt, und war getäuſcht worden, er glaubte für ſich kein Eheglück mehr möglich. Aber in dem Vierzigjährigen war die Neigung noch nicht erloſchen, und er durfte ſogar Gegenliebe erwarten. Er feierte dieſe Empfindung in Liedern, die ſeinen Schmerz und ſeine Freude mit Rührung ausſprachen und die neue Stimmung begeiſterte ihn zu einer Hymne an die Reinheit, die ihm wie im körperlichen ſo auch im ſittlichen Sinn eine heilige Tugend war. Indeß waren ſeine Verhältniſſe im Augenblicke nicht von der Art, um an eine Verbindung denken zu dürfen. Er war völlig arm, verſchuldet, ohne ſichern Boden unter den Füßen, und die Ausſicht, ein neues Hausweſen zu begründen, lag in weiter Ferne.

Nachdem er im Sommer 1810 ſeinen Aufenthalt in Berlin genommen, fand er hier zwar eine ganz veränderte Welt, aber wenn ſie ihm nicht feindlich war, wie die frühere, ſo war ſie doch für ihn bei weitem noch keine günſtige. Von ſeinen Feinden war nicht mehr die Rede; Hoym, nachdem er noch das Zuſammenbrechen des Staates erlebt, war in Dunkelheit geſtorben; Goldbeck, als Großkanzler durch Beyme abgelöſt, lebte zurückgezogen, und auch Beyme war wieder verabſchiedet und jetzt auf Reiſen; Rüchel lebte in ſtiller Einſamkeit auf dem Lande. Aber dem Freiherrn von Hardenberg, welcher jetzt als Staatskanzler an der Spitze der preußiſchen Angelegenheiten ſtand, war Held ſo gut wie unbekannt; auf die Fürſprache von Freunden durfte er wenig rechnen, da dieſe, der eignen Verhältniſſe eingedenk, einen Mann ſeiner Art zu empfehlen fürchteten; und genug Fähige und Unfähige drängten ſich zu jedem Amt, um einem Manne, der im Drängen und Bitten ſehr ungeſchickt war, den Zutritt zu erſchweren, ja unmöglich zu machen. Ein freierer Geiſt war in der Behandlung der Geſchäfte wahrzunehmen, eine lebhaftere und raſchere Regſamkeit, die Lage des Staates erforderte große Anſtrengung und neue Hülfsmittel, und die Noth der Zeit wurde benutzt, um allgemeine Reformen zu bewirken, die in ruhigen Zeiten ſchwerlich Eingang gefunden hätten. Dieſe Bewegungen geſchahen alle unter den Augen eines mißtrauiſchen Feindes, und mußten ſeiner Aufmerkſamkeit möglichſt entzogen werden; beſonders ihre politiſche Bedeutung, ſofern Preußen durch dieſe großen geſetzgeberiſchen Maßregeln innerlich erſtarkte und ſich zu künftigen kriegeriſchen in der Stille vorbereitete. Dieſe Verwickelung zu beherrſchen, war Hardenberg ganz der Mann, und es lag in der Natur der Sache, daß dieſe Verwickelung denen, welche nicht das Ganze überſahen, als eine Verwirrung erſchien. Dieſes war auch der Fall mit Held, der Widerſprüche auf Widerſprüche ſich häufen und nirgends eine Richtung ſah, die ihm eine entſchiedene hätte heißen können. Dies gab ihm Anlaß, eine Hymne an die Konfuſion zu dichten, und den Zuſtand des Staatsweſens mit herber Satyre zu beleuchten. Das Gedicht konnte denen, welche das Allgemeine deſſelben irgendwie auf ſich beziehen mochten, nicht gefallen, und der Polizeipräſident von Berlin, Juſtus Gruner, verweigerte ihm die Erlaubniß zum Druck; wenn er dieſe auch der Hymne an die Reinheit verſagte, ſo erſchien das als bloße Willkür, und dem Freiſinne, den man an ihm rühmte, wenig gemäß.

Daß auch in der Rechtspflege die Früchte des neuen Geiſtes kaum zu ſpüren waren, erfuhr Held in einem ihn ſelbſt betreffenden Falle, der ſeinen alten Groll gegen die Gerichtsformen bitter aufregte. Sein Freund Nothardt war in ſolchen Vermögensumſtänden geſtorben, daß das Kammergericht einſchreiten mußte. Das Darlehn, welches Held in der Zeit ſeiner größten Bedrängniß von Nothardt empfangen hatte, kam hiebei zur Sprache, und es fragte ſich, ob Held der Maſſe noch zweihundert Thaler ſchuldig ſei; das Kammergericht entſchied Nein, und Held empfing von demſelben eine Verfügung, worin dies ausgeſprochen, zugleich aber ein Koſtenbetrag von fünfzig Thalern ſieben Groſchen gefordert wurde, unter nochmaligem Anbefehlen und mit Berufung auf bereits zugefertigte Rechnungen. Er war nicht wenig betroffen über eine ſolche Zumuthung, und wies zuvörderſt die Angabe zurück, daß ihm früher irgend eine Mittheilung des Kammergerichts zugekommen ſei, oder auch nur habe zukommen können, denn er habe die letzten Jahre in der größten Verborgenheit gelebt, und nur wenige Freunde hätten ſeinen Aufenthalt gewußt; ſodann verlangte er die genaue Darlegung der einzelnen Beträge, aus denen jene unverhältnißmäßige Summe erwachſen ſolle. Seinen ganzen Unmuth gegen das Gericht auszuſprechen, hielt er ſich diesmal doch zurück, ſchrieb aber deſto rückhaltloſer an den Miniſter Kircheiſen, der an des abgetretenen Beyme Stelle jetzt Juſtizminiſter war. Dieſer hatte früher als Mitglied des Kammergerichts an der Verurtheilung Held's Theil gehabt, doch dabei ſeine Achtung und ſelbſt Vorliebe dem rechtſchaffenen und muthigen Manne nicht verſagt, den er das Opfer der Formen werden ſah. Jetzt widmete er dem Wiedergekehrten die freundlichſte Theilnahme, und bezeigte beſonders auch ein lebhaftes Verlangen nach deſſen Gedichten, und Held ſäumte nicht, ihm einige zu ſenden, wobei die neueſten nicht fehlen durften. Er hatte ſchon dem Miniſter ſeine Klage in rauhen Worten geſchrieben: „Daß ich in der Rothardt'ſchen Sache freigeſprochen worden, das konnte nicht anders ſein, inſofern noch einigermaßen Funken von geſunder Vernunft nicht ganz verglimmt ſind. — Bin ich aber freigeſprochen, was will denn die Juſtiz von mir? Kann ſie mir nicht Ruhe gönnen, da gränzenloſer Abſcheu mich auf den ganzen Reſt meines Lebens von ihr zurückſtößt, und ich ihre Hülfe niemals wieder in Requiſition ſetzen werde? Was ſind denn das für Koſten, die ich zahlen ſoll, und aus welchen Gründen? Um zu erfahren, daß ich der Maſſe keine zweihundert Thaler ſchuldig bin? Das wußte ich ja vorher, und erklärte das Mißverſtändniß, gleich anfänglich vor ſechs Jahren, dem Kammergerichte mit der vollkommenſten Aufrichtigkeit und Bündigkeit. Ich erkläre alſo hiemit, daß ich keine fünfzig Thaler ſieben Groſchen bezahlen kann und will. Die Exekution mag morgen oder in vierzehn Tagen bei mir einbrechen, das iſt mir völlig gleichgültig. Mit ſchallendem Gelächter werde ich ſie empfangen, mich mitten in mein Zimmer ſtellen, und die Landreiter nach Belieben ſchalten und walten laſſen, ob ſie da etwas finden, wo ich nichts ſehe? Nichts in dem Zimmer, welches ich bewohne, gehört mir, nicht einmal das Waſſerglas, aus dem ich trinke. — Von meinen Büchern, die keinen

Geldwerth haben, würde ich mir den Tacitus und Sueton in die Taſche ſtecken, und die übrigen gern den Landreitern überlaſſen. — Iſt es nicht wahre Grauſamkeit und elende Pracherei, mich, der ich wegen Entfernung von dem Ausgange des Rothardt'ſchen Prozeſſes nicht unterrichtet werden konnte, ſogleich, als ich kaum wieder hier warm geworden bin und einige Thaler Wartegeld empfange, mit einer ſolchen Rechnung zu quälen, deren Unbezahlbarkeit jedem nur halbvernünftigen Dezernenten einleuchten muß? Will das Kammergericht ſich zum zweitenmale an mir proſtituiren? Iſt eine in dem Verhältniſſe zu dem Objekt ſo ungeheure und unverſchämte Koſtenforderung nicht ein eben ſo ſtrenger als kläglicher Beweis, daß ein Land, worin die Juſtiz ſo verwaltet wird, ſeine Revolution noch nicht überſtanden hat und der ferneren Korrektionspeitſche des Schickſals bedarf." Zeigt ein ſolches Schreiben, unter den in ihm ſelbſt angegebenen Umſtänden geſchrieben, ein unbeugſam trotziges, ein Catoniſches Gemüth, dem wir unſre Theilnahme nicht verſagen können, ſo ſehen wir doch mit nicht geringerer die edle Billigkeit und Großmuth des Miniſters, der ein ſolches Schreiben gütig aufnimmt, und nur freundlich mahnend rügt, um den Schreiber wegen eines Tones zu warnen, der ihm an andern Orten unfehlbar Haß und Ahndung erwecken müßte.

Endlich kam denn doch Held's Angelegenheit bei dem Staatskanzler zur Sprache, und dieſer machte es ſich zur Pflicht, den vielgeprüften und bewährten Mann, nach ſo vielen Kämpfen und langen Leiden, durch ehrenvolle Anſtellung dem Staate zu verſöhnen und wiederzugewinnen, dem Staate, der nur den übertriebenen Eifer der redlichſten Vaterlandsliebe in ihm geſtraft hatte, und dem er mit Herz und Seele ſtets anhänglich geblieben war. In der That iſt es bemerkenswerth, daß während aller Stürme und Kriſen, da dieſes Preußen, das ihn ſo hart verſtoßen, ſelber kaum fortbeſtehen zu können ſchien, niemals in der Seele des Gebeugten auch nur der Gedanke aufſteigen konnte, dieſes Land zu verlaſſen, und anderswo ſein Glück zu ſuchen; im Gegentheil, je ſchwerer das Unglück wurde, deſto mehr fühlte er ſein Recht an Land und Staat. Ihn ſo herzuſtellen in ſeinen Verhältniſſen, als ob er in den früheren ununterbrochen fortgerückt wäre, fand Hardenberg zu eignem Bedauern unthunlich, aber er wollte ihm ein Amt geben, bei welchem er verſorgt wäre, und ohne Widrigkeit ſeine nie verkannten Fähigkeiten dem Gemeinbeſten widmen könnte. Dazu ſchien die Salzfaktorei zu Berlin, welche ſchon Struenſee ihm zugedacht hatte, vollkommen geeignet. Das Amt war gut ausgeſtattet, hatte ſeine geordnete Arbeit, und mit politiſchen Meinungen nichts zu ſchaffen. Allein Hardenberg konnte nicht wehren, daß die eben erledigte Stelle aus Erſparungsgründen in ihren Vortheilen faſt um die Hälfte verringert wurde, das Amt war alſo nicht mehr das urſprünglich ihm zugedachte; aber auch ſo war Held gern damit zufrieden, und ſah es als ſeine Rettung an. Indeß auch dieſes beſcheidene Loos wollten ihm Neid und Bosheit nicht gönnen, und gehäſſige Ränke ſuchten den Staatskanzler umzuſtimmen. Da Held ſeine Gegner kannte, ſo trat er nochmals zum letzten Kampfe muthig auf, und ſchrieb an den Staatskanzler offen und klar die wahre Lage der Sache, und wie er fürchte, daß ihm der Willen und die Geſinnungen deſſelben fruchtlos blieben, wenn ſein Befehl nicht durchgreife, und ohne, und nöthigenfalls wider ſeine Räthe, das Beſchloſſene ausführe. Er gab an, wie der Befehl beſchaffen ſein müſſe um jeden Widerſpruch zu beſeitigen, und fuhr dann fort: „Auf dieſe Weiſe, und wenn Euer Exzellenz Befehl genau in obigen terminis und Zahlen ausgedrückt würde, hätte ich jährlich etwa zwölfhundert Thaler, und dies iſt daſſelbe was ich hatte, da vor zwölf Jahren der damalige Kabinetsrath Beyme mich verhaften ließ, und mich und meine Kinder ſo unglücklich machte. Mit zwölfhundert Thalern bin ich völlig und auf mein ganzes Leben zufrieden. — Das ganze Einkommen des Vorgängers behalten zu wollen, fällt mir gar nicht ein, und ich mache keine Anſprüche darauf. Er war bekanntlich ein ſogenannter natürlicher Sohn des Miniſters Schulenburg, und wurde als ſolcher früh begünſtigt.“

Hatte jedoch Held einmal die Feder in der Hand, um an hohe Staatsbeamte zu ſchreiben, ſo war es ihm unmöglich, nur ſeine perſönliche Sache zu erörtern, er ging dann auf

Allgemeines ein, und ſprach ſeine Ueberzeugungen aus, die leicht wieder verdarben was er für ſich zu bewirken auf dem Wege war. Er konnte ſich diesmal nicht erwehren, ſeine Schrift über Preußens Vergrößerung im Weſten beizulegen, und den Staatskanzler zu bitten, wenigſtens die angeſtrichenen Stellen zu beachten. „Ich ſchrieb das Büchlein — fuhr er fort —, vor zwölf Jahren, in einer finſtern Zelle der hieſigen Hausvogtei, wo ich acht Monate zubrachte, binnen zwei oder drei Wochen, um mich von dem juriſtiſchen Inquiſitionswitze zu erholen, womit ich dort gequält ward. Er war zur nämlichen Zeit, da Preußen die damals ſogenannten Entſchädigungsländer erwarb, das heißt ſeinen Archipel im nordweſtlichen Deutſchlande zu meinem Aerger nur mit einigen neuen Inſeln vermehrte, ſtatt das ganze Norddeutſchland in Beſitz zu nehmen, wozu ſich damals die bequemſte Gelegenheit darbot. Da dieſe meine Lieblingsidee unausgeführt blieb, ſo war mir der nahe Verfall unſres Staates keinen Augenblick mehr zweifelhaft, und ſeitdem hat ſich mein Gemüth hier zu Lande fortwährend in demſelben peinlichen Zuſtande befunden, wie etwa der Prophet Heſekiel ſich zu ſeiner Zeit in Judäa, und Kaſſandra in Troja befinden mochte. Jenes trüben Glaubens bin ich, dieſe Pein zerreißt mich noch, und dies iſt der wahre Grund, warum ich nichts anderes ſein will und ſein kann, als ein nichtsbedeutender Salzfaktor.“ Nachdem er ſich noch weiter ausgeſprochen, was er glaube, daß zunächſt geſchehen müſſe — außer der nothwendigen Ausrundung nach außen, hält er auf einige Jahre eine ſtrenge, nachdrückliche, höchſtfreimüthige Despotie im Innern für unerläßlich, — fährt er fort: „Niemand fühlt mein brennendes Leid, wenn ich bedenke, daß einſt die Geſchichte uns Preußen nur als ein ephemeres, ſonderbares Phänomen, als ein geweſenes großes militairiſches Kantonnement betrachten, und nur den europäiſchen, mit Friedrich unſerm Hyder Ali wieder verſchwundenen Mahrattenſtaat nennen wird!“

Hardenberg, der aufmerkſam auf gewandte Schriftſteller war, und auch in jener Zeit, wo ihnen wenig Freiheit blieb, ſie gern an ſich zog, hatte auch Held, ohne Zweifel durch Heydebreck, auffordern laſſen, ſeine Feder den neuen Staatseinrichtungen zu widmen, zu welchem Zweck er ſpäter auch Adam Müller gewinnen wollte, und Buchholz wirklich gewann. Held aber antwortete: „Gern würde ich Euer Exzellenz meine Feder anbieten, wenn ich hoffen dürfte, Ihnen damit nützlich zu ſein. Allem, was im gemeinen Sinne Vergnügen heißt, längſt abgeſtorben, und auf den Umgang nur weniger und achtbarer Freunde beſchränkt, hätte ich im Winter Zeit genug dazu. Ach! aber meine traurigen Erfahrungen haben mich mißtrauiſch gemacht, meine ermattete Seele iſt zu träge geworden für alles Detail; keine Zenſur von Liſſabon bis Riga und Wien duldet die Berührung deſſen, worauf es eigentlich ankömmt, die einheimiſchen Regierungen geſtatten ebenſowenig wie die franzöſiſche eine freie Sprache, nur ſchales Geſchwätz wird erlaubt, ganz Europa liegt wartend in einem politiſchen und Ideen-Interim. Ich wünſche mir weiter nichts als Ruhe, und, hinter meine Salztonnen verſchanzt, die Begebenheiten der Weltereigniſſe im Vaterlande gleich den Bildern der Laterna magica anſchauen zu können. Endlich kann ich nur das ſchreiben, was mit meinen Ueberzeugungen zuſammenſtimmt. Unter dieſer Bedingung will ich jedoch mich freudig hingeben, nur muß ich, um einigermaßen geſichert und der niederbeugenden Lebensſorgen enthoben zu ſein, Salzinſpektor oder Faktor bleiben, und die Gewißheit haben, daß Euer Exzellenz meiner Treue, Ehre und Verſchwiegenheit vollkommen trauen. Welche Meinung Euer Exzellenz eigentlich von mir haben mögen, wird mir ſchwer zu errathen. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß Sie mich nicht in Eine Linie mit Cölln ſtellen. — Wäre ich früher und zu rechter Zeit mit Euer Exzellenz in Berührung gekommen, gewiß wäre ich dann ein andrer Mann geworden und zu einer andern Geſchäftsentwickelung gelangt. Mir fehlte immer ein feuriger, kräftiger, kühner, für tugendliche Ideale ächt begeiſterter Chef, den ich von ganzem Herzen hätte lieben können. Struenſee war gar zu kalt, zu behutſam, er verachtete im geheim und ohne es ſich merken zu laſſen auf das tiefſte die Welt und die Menſchen, nicht nur die über ihm, ſondern, was ich ihm immer ſehr verdachte, auch die unter ihm; er nahm lieber einen neutralen Standpunkt neben den Dingen, als daß er ſich mit Liebe und Haß auf ſie geworfen hätte. Doch — das ſind tempi passati.“ —

Hardenberg, diesmal wohlzeitig erinnert, beſtand feſt auf ſeinem Willen, und trotz aller Hinderniſſe und Kabalen, wurde Held am 17. Auguſt 1812 in der von ihm ſelbſt gewünſchten Weiſe als Salzfaktor in Berlin angeſtellt. — Mit dieſer Anſtellung, durch welche er wirklich, wie er im voraus verſichert hatte, völlig zufrieden und für ſein übriges Leben beruhigt war, endigte Held's politiſche Laufbahn. Seine Sache war erledigt, in der Art, wie das Geſchick ſolche Kämpfe zu erledigen pflegt, weder der eine noch der andere Theil freut ſich vollſtändigen Sieges, der Gegenſtand ſchwindet, was aber bleibt, ſind auf beiden Seiten die Wunden und Verluſte. Die Leiden Held's waren übergroß, und ihre Folgen erſtreckten ſich noch weit in die Zukunft, ſeine Anſtellung war nur ein Aufathmen zu neuen Kräften, ein Beginnen des Geneſens. Die beſten Jahre waren dahin, die Bahn des Ehrgeizes für ihn zerrüttet, und die Aufgaben neuer Kämpfe ſtellte das Geſchick Anderen, nicht ihm. Seine ſtille Wohnung, ſo gut wie das Prachtgebäude Friedrichs des Großen, hätte die Inſchrift führen dürfen: „Laeso sed invicto militi.“ Wenn ſeine Zurückgezogenheit nicht ohne Ruhm war, ſo ſtand doch ſein Bewußtſein hoch über den Ehren der Welt.

Mit dem 1. Oktober, wo er in den Salzhof zog, trat er ein neues Leben an, und, wie er ſelbſt es ausdrückte, in ſeinen urſprünglichen Karakter zurück. Seine Geſchäftstüchtigkeit bewährte ſich ungeſchwächt, wie ſein Eifer und ſeine Treue. In ſeinen Bedürfniſſen einfach, anſtatt jedes Prunkes mit edler Reinlichkeit begnügt, beſtimmte er ſogleich einen Theil ſeines mäßigen Einkommens zum Abtrage der alten Bürden, deren Druck ihm von jeher unerträglich war. Damit er der gewonnenen Ruhe nicht allzufroh würde, mußte er ſich gleich genöthigt ſehen, wegen eines kleinen Gartenraums, auf den die Fenſter ſeiner zu ebener Erde gelegenen Dienſtwohnung auf dem Salzhofe ſich öffneten, einen ärgerlichen Kampf zu führen; derſelbe gehörte recht eigentlich zu der Dienſtwohnung, war auch ſeinem Vorgänger unbeſtritten geblieben, und nur eben jetzt ohne Fug abgetrennt worden. Held erlangte nach herbem Streit, der bis an den Staatskanzler ging, durch Vergleich wenigſtens den Mitgenuß des Gärtchens. —

Die Weltbegebenheiten ſetzten unterdeſſen ihren Gang in Rieſenſchritten fort. Napoleons Zug nach Rußland, der Brand von Moskau, der Untergang des franzöſiſchen Heeres, führten alsbald auch für Preußen eine neue Schickſalswendung herbei, ihren Eintritt bezeichnete die große That York's, welche von allen Vaterlandsfreunden, und auch von Held, mit Jubel begrüßt wurde. Als im Frühjahr 1813 alle Preußen kriegsmuthig zu den Waffen eilten, in heißen Schlachten die Befreiung des Vaterlandes errangen, und am Schluſſe des Jahres der Feind jenſeits des Rheins gewichen war, da fühlte Held das volle Glück, ein freies, ſtarkes, ruhmvolles Vaterland zu haben, und widmete ihm auf's neue die feurigſte Begeiſterung. Napoleon hatte längſt die Anhänger enttäuſcht, die allzu gutmüthig ihre idealen Abſichten ihm geliehen, er war nicht mehr der Berufene, dem die Vorſehung ihre Aufgaben unmittelbar übertragen, ſondern nur der Diener des eignen, verirrten Ehrgeizes. Die neue Wendung der Dinge führte auch Held's alten Freund Zerboni herbei, der ſich aus Polen, wo er anſehnliche Beſitzungen erworben, wieder dem Vaterlande liebevoll zuwandte, und für die Kriegsgeſchäfte freiwillig thätig war. Dieſelbe Sache, welche die ſonſt einander fremdeſten Gemüther vereinigte, Buchholz und Gentz, Kieſewetter und Schleiermacher, verband nur um ſo inniger die Freunde Held und Fichte. Held ſah mit Luſt und Freude das früher in ſich ſelbſt und dann von außen gebeugte Preußen geſtärkt und veredelt auf die Weltbühne treten, und nun auch ſeine alten Träume von Vergrößerung des Staats im Weſten ſich neu erheben. So großen Ereigniſſen widmete er manches tapfere Lied, am Schluſſe des Jahres zuletzt einen Abſchied Deutſchlands von Napoleon.

Im Mai 1813, im Anfang der neuen Kriegsſtürme und der Wiedererhebung des Vaterlandes, verheirathete Held ſich zum zweitenmale, mit Wilhelmine Karoline von Treuenfels, der zweiten Tochter des Generallieutenants von Treuenfels. Dieſe Ehe war eine glückliche, und bewies den reinen Sinn und die warme Neigung, welche Held unter allen Wirren des Lebens treu bewahrt hatte. Vier Kinder erfreuten ihn aus dieſer Ehe, drei Söhne und eine Tochter. Der älteſte Sohn Hans Konſtans Leberecht, geboren zu Berlin am 25. November 1814, wurde durch den Feldmarſchall Fürſten von Blücher über die Taufe gehalten, eine andere Taufpathe war die Gräfin von Lichtenau. Mit dieſer, durch Herzensgüte, lebhaften Verſtand und eine außerordentliche Anmuth, die ihr bis in's hohe Alter verblieben war, ausgezeichneten und durch Glück und Unglück ſehr geprüften Frau war Held in nähere Bekanntſchaft gekommen, und der Austauſch ſo vieles gleichzeitig Erlebten und Erlittenen mußte für beide von großem Reize ſein; ſie nahm die Schroffheiten Held's liebenswürdig auf, wußte ſie zu mildern, und befreundete ſich mit Held's Gattin, an welche noch Briefe von ihr vorhanden ſind, die in vernachläſſigter Sprache einen heitern und feinen Sinn ausdrücken. Nach einer Tochter, Aurora Perpetua, geboren den 21. Auguſt 1816, folgte ein zweiter Sohn, der während ſeiner Studienjahre geſtorben iſt. Der jüngſte Sohn, Hans Erich Guido, geboren den 5. September 1819, hat gleich dem älteſten die Laufbahn des Kriegsdienſtes erwählt, beide ſind Offiziere in der Artillerie.

Der Fürſt von Blücher war ein Mann nach dem Herzen Held's; dieſer konnte zwar manche Seiten des ungeſtümen Kriegers nicht gutheißen, aber dem unerſchrockenen Muthe, der friſchen, volksmäßigen, von keiner Ziererei befangenen Sinnesart, ſchenkte er die vollſte Anerkennung. Die gutmüthige Derbheit im Umgange, und die ſchonungsloſen Ausfälle, die nur Blücher gegen manche der Machthaber des Tages ſich erlauben durfte, hatten für Held die größte Anziehung. Er beſang ihn in mehreren Gedichten, und eines derſelben ſandte er ihm mit einem Briefe, worin er ſagt, er habe verſucht den Helden in deſſen eigner Art zu preiſen, und fügt hinzu: „Es dünkte mich um das Gedicht ſelbſt ſchade, wenn es nicht in Ihre Hände kommen ſollte. Denn ob es gedruckt werden darf, iſt zweifelhaft, weil die Zenſoren, meiſt Poltrons, gewöhnlich das litterariſche Kanonenfieber haben, nichts Dreiſtes dulden, und immer fürchten: irgend ein König, ein Miniſter, oder ſonſt ein anderes Geſpenſt, möchte darüber böſe ſein.“ Das Gedicht ſchloß mit den wenigſtens jetzt gewiß unverfänglichen Strophen:

„Deutſchland, Herz Europens! Heldenſchule!
Steige endlich aus dem ſumpf'gen Pfuhle
Der dich lähmenden Zerriſſenheit!
Werde Eins! Die Einheit nur giebt Stärke,
Bleibe nicht der Heerd für fremde Werke,
Fremde Politik und fremden Streit;“

„Dann — mit deutſcher Keulen Donnerſchlägen
Bahn gemacht — ſoll's ſein — auf blut'gen Wegen!
Das Gelingen iſt dem Kühnen nah.
Von dem Belt bis zu den Alpen walle,
Ein Panier! Zum blauen Aether ſchalle
Dann Ein Loſungswort: Germania!“

Nach dieſer Zeit finden wir Held meiſt in ſtiller Zurückgezogenheit, aus der er nur hervortrat, wenn ein feſtlicher, geſelliger Anlaß ihn zur Theilnahme rief, die er dann dichteriſch zu bezeigen liebte. Wenn einem alten Freunde Glückwünſche darzubringen waren, wenn ein junges Paar zum Altare trat, immer war Held's Poeſie bereit, die herzliche Theilnahme auszuſprechen, die er ſo warm empfand, und ſo gern auch in Anderen vorausſetzte. Die geſelligen Mahle der Univerſitäts-Zeitgenoſſen, der Freimaurer, der mannigfachen Vereine, welche ſeit dem Frieden in Berlin nun immer zahlreicher wurden, die Erinnerungsfeſte der vaterländiſchen Ereigniſſe, verherrlichte er durch Geſänge, in welchen oft die aus der Jugendzeit faſt unverändert wiederklangen, ſo das einſt ihm ſo verhängnißvolle Lied an den Gemeingeiſt, das nun ohne alles Aergerniß mit lautem Jubel geſungen wurde. Bei ſolchen Gelegenheiten glühte ſein Herz in aller Wärme der Jugend, und erſchloß ſich den Gefühlen hingebender Freundſchaft, deren ſein Inneres ſo ſehr bedurfte, und doch faſt nie froh wurde; denn allzuſchnell entdeckte ſein ſcharfes Auge die Gebrechen und Häßlichkeiten, die unter der gleißenden Hülle lagen, den unredlichen Sinn, die feige Schwäche, die Unreinheit des Handelns und der Verhältniſſe. So gern er immer wieder die Menſchen für gut und ehrlich nahm, ſo leicht er immer in neue Täuſchung einging, ſo unmöglich war es ihm dieſe fortzuſetzen, wenn hinwieder ſein unbeſtechliches Urtheil ihm die entgegengeſetzte Wahrheit aufgezeigt hatte. Auf dieſe Weiſe war ihm außerhalb ſeiner Häuslichkeit wenig dauernde Freude beſchert. Wir ſelbſt ſahen bisweilen in kleinem harmloſen Kreiſe ihn mit liebenswürdiger Heiterkeit an der Unterhaltung Theil nehmen, und beſonders den Frauen mit ſeiner Anmuth huldigen, aber dann doch zuletzt ihn in Mißmuth und Trotz weggehen, weil er durch Aeußerungen verletzt wurde, die ſeinem Karakter widerſprachen, und die auch nur ſtillſchweigend hinzunehmen ihm unmöglich war. Dieſe Strenge, die keiner Unvernunft, keiner übereinkömmlichen Falſchheit und Heuchelei ſich fügen wollte, ließ ihn große Geſellſchaften, wo vor allem der Schein gelten ſollte, mehr und mehr vermeiden, erſchwerte aber auch ſeinen Umgang mit wahren Freunden, die ſelten in dem Falle waren, ihre Urtheile und Handlungsweiſe gleich ihm von dem Einfluſſe der Tagesumſtände frei zu halten.

Von ſeinem Trotz und ſeiner Leidenſchaft für das Recht finden wir aus dieſer Zeit zwei bezeichnende Züge aufgeſchrieben. Der Oberpräſident von Heydebreck hielt den alten Freund immer in gleicher Werthſchätzung, und lud ihn häufig zu ſeinen Gaſtmahlen ein. Einſt hatte er ihn an der Tafel abſichtlich zum nächſten Nachbar gewählt, um ihn mäßigen und von ſchroffen Ausbrüchen zurückhalten zu können, was um ſo nöthiger ſchien, da die Gegenwart mehrerer Staatsminiſter und höchſter Hofbeamten dem Wirthe ſelbſt einige Scheu gebot. Heydebreck's Bemühen hatte auch den beſten Erfolg, bis zu dem Augenblick, wo er die Geſundheit des Königs ausbrachte, zu der Alle ſich erhoben und mit den Gläſern anſtießen, nur Held ergriff nicht ſein Glas und ſtand auch nicht auf. Heydebreck flüſterte ihm zu: „So ſtehen Sie doch auf, lieber Held!“ — Dieſer aber antwortete feſt: „Nein, ich trinke nicht mit. Der Mann hat mich zu tief gekränkt.“ Der andere Fall zeigt ähnliche Hartnäckigkeit.

Ein Schlächtermeiſter war nach der Salzfaktorei gekommen, und wollte Salz kaufen. Auf dem Hofe gerieth er mit einem der dortigen Arbeiter in Streit, und drohte denſelben zu ſchlagen. Held eilte auf den Lärm herbei, erkannte den Arbeiter im Recht, verwies dem Schlächtermeiſter ſeine Ungebühr, und ſprach von Verhaften. Dieſer jedoch ſagte hohnlachend, das ſolle er mal verſuchen, gab ihm einen Schlag mit der Reitpeitſche, rannte dann zu ſeinem Pferde, das am Thorgitter angebunden ſtand, ſchwang ſich in den Sattel, und jagte ſpornſtreichs davon. Niemand wußte den Namen des Mannes, und alle Mühe, welche Held ſich gab, ihn zu erforſchen, blieb vergeblich. Tief ergrimmt verbrachte Held wohl ein halbes Jahr in dieſem Bemühen, da trat er zufällig in der Markgrafenſtraße in einen Laden, wo eine als vorzüglich gerühmte Wurſt zu haben war. Kaum hatte er nach der Waare gefragt, ſo trat der Schlächtermeiſter beeifert hervor, und Held erkannte ſogleich ſeinen Beleidiger. Unverzüglich nannte er ſeinen eignen Namen und erklärte, daß er wegen der erlittenen Unbill klagen werde. Der Schlächtermeiſter lachte dazu, und meinte, das ſei nicht der Rede werth. Doch nach ſtrenger Unterſuchung des Thatbeſtandes, wobei mehrere Zeugen auftraten, wurde der Mann, wegen thätlicher Beleidigung eines Königlichen Dieners bei Ausübung ſeines Amtes, in achtwöchentliche Gefängnißſtrafe und in Bezahlung aller Koſten verurtheilt, worüber Held eine große Befriedigung an den Tag legte, indem das eigne Recht ihm nur ein Bild des Rechts überhaupt enthielt.

Den großen Ereigniſſen, beſonders denen, in welchen das Menſchliche gefördert erſchien, widmete er fortwährend eine brennende Aufmerkſamkeit; die Abſchaffung des Negerhandels that ſeinem Herzen wohl, das Erwachen Griechenlands erfüllte ſeine Phantaſie mit reichen Hoffnungen der Zukunft; doch traten auch fern und nah genug Begebenheiten ein, die ſeinen Sinn umwölkten, weil ſie in ſeinen Augen Rückſchritte waren, und wieder verloren gaben, was für immer gewonnen ſchien. Ihm, der mit inniger Andacht die Reformationsfeſte feiern half, waren andere religiöſe Ereiferungen, in denen er nur Verdunkelung oder gar Heuchelei erblickte, zum tiefſten Abſchen. Den neuen Bahnen, welche die Philoſophie brach, welche die Poeſie und die ganze Litteratur nahm, konnte er ſich nicht befreunden, das Licht der Vernunft, welches für Alle leuchten ſollte, dünkte ihm in ſpitzfindiger Schulweisheit zum Eigenthum weniger Auserleſenen gemacht, und das Ziel der Sittlichkeit in romantiſchem Wuſt verdeckt. Die frömmelnde Kunſtliebhaberei muthete ihn als eine Schwächlichkeit an, die zur Entnervung führen müſſe. Die Fragen über ſtändiſche Verfaſſung berührten ihn wenig, er wollte Aufklärung, Geſetzlichkeit, Freiheit, aber altpreußiſch erblickte er dies alles in dem Königsamte gewährt und geſichert, und in einer ſogenannten Konſtitution fürchtete er nur die Befeſtigung alter Vorurtheile zum Schaden der bisherigen Entwickelungen. Allen dieſen Richtungen blieb er beharrlich entgegengeſetzt, und wurde dadurch dem großen Haufen der Zeitgenoſſen nur täglich fremder.

Mit deſto größerer Freude ſah er eine andere Pforte der Wiſſenſchaft ſich aufthun, und auch zu dieſer den reichſten Zudrang, der das alte Streben zum Lichte in der Hauptſtadt Preußens noch nicht erloſchen zeigte. Alexander von Humboldt begann im Spätherbſt 1827 an der Univerſität zu Berlin ſeine Vorträge über das Weltall, welche ſo großes Aufſehen erregten, und ſo viele Zuhörer herbeizogen, daß er gezwungen war, neben dieſem Lehrgange ſogleich noch einen zweiten in dem Saale der Singakademie zu eröffnen, gleichſam eine Wiederholung des erſteren, nur eingerichtet für die größere und gemiſchtere Verſammlung, in welcher der König und die Königliche Familie, die erſten Männer und Frauen der Stadt, niemals fehlten. Dieſes große Naturgemählde, deſſengleichen vorher noch nie dageweſen, und welches Grundlage und Anfang des nach ſiebzehn Jahren jetzt im Druck erſcheinenden unſterblichen Werkes „Kosmos“ geworden iſt, war für Berlin ein Ereigniß, welches die Theilnehmer nie vergeſſen können, und deſſen auch die ſpäteſte Zeit noch mit Ehren gedenken wird. Held, in alter Liebe zu den Naturwiſſenſchaften, war einer der eifrigſten und beglückteſten Zuhörer; mit freudiger Aufmerkſamkeit, mit ernſter Begeiſterung, folgte ſein heller Geiſt den wunderbaren Bilderreihen, welche der beredte Lehrer mit aller Kraft des Geiſtes und mit aller Wärme des Herzens lebendig vorführte und erklärte. Held fühlte ſich von dieſen, durch mehrere Monate fortgeſetzten und geſteigerten Vorträgen ſo erfüllt und begeiſtert, daß er am Schluſſe derſelben ein Gedicht des Dankes an Humboldt richtete, welches wir hierherſetzen als einen Denkſtein zu Ehren beider, des Empfängers und des Dankenden.

„An Alexander von Humboldt."

Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet.
Schiller.

„Hoherprieſter der Natur! — Wir ſcheiden
Dankerfüllt von Deinem weiſen Mund;
Zu den reinſten, höchſten Geiſtesfreuden
That er uns die lichten Pfade kund.
Pſyche ſelbſt lieh jedem Worte Flügel,
Das aus Deiner Bruſt in unſre drang;
Suada hob mit leiſem Kuß das Siegel
Von der Lippe und ein Strahlenſpiegel
War der Blick, der Deinem Aug' entſprang."

„Von der Meßkunſt ſich'rer Hand geleitet
Führteſt Du uns auf die Aetherbahn;
Staunend fühlten wir den Sinn geweitet
In des Weltraums tiefſtem Ozean.
Schonend lenkteſt Du zu den Planeten,
Durch die Mutterſonne uns verwandt;
Aus dem Glanzduft ſchweifender Kometen
Folgten gern wir, um mit Dir zu treten
An der Erdvulkane Gluthenrand."

„Von der Urzeit ſchaudervollen Scenen
Zog Dein Arm den dunkeln Vorhang ab,
Und es klaffte auf mit Rieſengähnen
Eines Rieſenlebens altes Grab.
In dem Toben wilder Elemente
Mußte jenes Leben untergehn;
Denn es fehlte noch der Menſch — noch brennte
Hier kein geiſtig Licht; darum vergönnte
Die Natur ſein ſpäteres Entſteh'n."

„Dir, mit Kondorſchwingen aufgeflogen,
Rollten Meere, Inſeln fern und nah
Und dahin des Erdgewölbes Bogen,
Chimboraſſo und Himalaya.
Von den Polen ließeſt Du uns ſteigen
In die Kugel, die uns trägt und hält;
Und der Mond ſchien näher ſich zu neigen,
Und wir ſah'n entzückt den langen Reigen
Bunter Pflanzen-, Thier- und Menſchenwelt.“

„Nied'rem Kampfe trüber Dogmen ferne
Zeigteſt Du, gleich uns ein Sohn der Zeit,
Lebenspulſe in dem Heer der Sterne
Und den Weltgeiſt und Unſterblichkeit;
Und der ewigen Geſetze Walten;
Ueberall Bewegung, nirgend Tod;
Kräfte, die in wechſelnden Geſtalten
Immer neu und endlos ſich entfalten,
Nach erhab'ner Harmonie Gebot.“

„Jeder Umſchwung unſres Erdballs ſendet
Hunderttauſend Seelen vor ihm her;
Mit dem Sehrohr raumdurchdringend wendet
Froh die Hoffnung ſich zum Jupiter.
Solchem Zuge muß ein Ziel gegeben
Und dem Geiſt der Stoff verflochten ſein;
Sterben heißt: ſich kosmiſch weiter heben;
Und wenn nicht, dann wäre alles Leben
Zwecklos atomiſtiſcher Verein.“

„Sehen, längſt durchwandelnd andre Sterne,
Keppler, Newton und Kopernikus
Unſern Erdball — o! von jener Ferne
Winken ſie Dir ihren Brudergruß.
Humboldt ſetzet fort, was wir begonnen,
Rufen ſie — dem kleinen Sphäroid,
Dem Geſchlecht dort beut er neue Wonnen,
Das, noch rings von tauſend Wahn umſponnen,
Sich nach beſſ'rer Einſicht Reife müht.“

„Freund und Liebling beider Hemiſphären!
Heros der Vernunft und Wiſſenſchaft!
Lang' wird Dich der Erdbewohner ehren
Als ein Vorbild ird'ſcher Geiſteskraft.
Inn're Gluth mag Tellus einſt zerſtören

Und ſie ſchleudern aus der Sonnenbahn;
Wir ſind dann ſchon Bürger and'rer Sphären,
Freudig dort noch denkend Deiner Lehren
In des Univerſums hohem Plan."

Die nächſten Jahre waren fruchtbar an Ereigniſſen; die Herſtellung Grichenlands als Staat, der Umſchwung der Dinge in Frankreich durch die drei Julitage 1830, mußten Held's alte Sympathien aufregen, auch der Saint-Simonismus konnte ihn nicht gleichgültig laſſen. Doch waren dieſe Erſcheinungen zu gemiſchter Art, und in ihren unmittelbaren Wirkungen zu beſchränkt, um den partheiloſen Weltbürgerſinn dauernd zu feſſeln. Den reichſten Stoff theilnehmender Betrachtungen bot das Vaterland ſelber; das Gedeihen Preußens, die Erſtarkung Deutſchlands, übertrafen in gewiſſem Sinne die kühnſten Erwartungen, welche Held in früher Jugend gehegt, wenn auch der ſpröde Geiſt nicht immer in die Wege ſich finden konnte, auf denen die Entwickelung geſchehen war. Seltſam mußte es ihn anmuthen, die perſönlichen Schickſale zu erwägen, welche der Wandel der Zeiten über ihn und Andere verhängt hatte. Es gehört zu den ererbten guten Zügen des preußiſchen Staates, daß er entgegengeſetzte Elemente leicht verbindet, und ſie wo nicht unmittelbar doch nachzeitig auszugleichen fähig iſt. So erlebte Held, daß unter demſelben Könige, und nicht aus Laune und Willkür, ſondern aus Einſicht und Gerechtigkeit, die einſt wegen ihrer Geſinnung verfolgten und beſtraften Männer in eben dieſer Geſinnung als treue Diener des Königs und des Landes anerkannt und mit Aemtern und Würden betraut wurden. Oelsner ſtarb als preußiſcher Legationsrath in Paris, der dienſtentſetzte und zur Feſtung verurtheilte Hauptmann von Leipziger war zuletzt Präſident der Regierung zu Bromberg, Zerboni ſogar Oberpräſident des Großherzogthums Poſen. Eine ſolche Erſcheinung erhöht mit Recht das Vertrauen in den Geiſt, der den Staat durchdringt, und wenn, wie Droyſen neulich angemerkt hat, Preußen in ſeinem neueren Geſchichtsgange zwiſchen zwei Richtungen zu wechſeln und bald der einen bald der anderen zu folgen ſchien, ſo haben wir darin kein unſichres Schwanken, ſondern vielmehr den Pulsſchlag zu erkennen, der ein kräftiges, vielumfaſſendes Leben anzeigt. Auch Held, wenn er es gewollt und ſeinen Sinn hätte nach den Umſtänden beugen wollen, würde ohne Schwierigkeit zu höherer Stellung aufgeſtiegen ſein, zu der ihm weder Fähigkeit und Eifer, noch ſelbſt förderliche Gunſt könnte gefehlt haben. Doch ihn lockte kein Ehrgeiz, dem, wie er glaubte, nicht ohne Einbuße des Karakters wäre zu folgen geweſen. Zufrieden in ſeiner Häuslichkeit, als ehrenfeſter Gatte und ſorgſamer Vater, ſah er die Jahre ruhig ſchwinden. Ihn erfreute die Natur, die Blumen eines kleinen Gartens, er war ein Freund von Thieren, beſonders liebte er Hunde, und hatte deren ſtets um ſich. Dagegen wurde es ihm fortan immer ſchwerer, ſich mit den Menſchen zu verſtändigen, ſie gingen ſelten in ſeine Ideen ein, er noch weniger in die ihren. Jeder Widerſpruch verſtimmte ihn, und führte, betraf er Sachen des Rechts und der Wahrheit, unfehlbar zu völligem Bruch. Den beſten Freunden ſtand er meiſt in ſchroffer Abgeſchloſſenheit entgegen; auch der Umgang mit Buchholz befriedigte ihn wenig mehr, und deſſen Anſichten und Benehmen dünkten ihm keineswegs folgerecht. Die redliche Biederkeit des Stadtrathes Georg Reimer ehrte und liebte er, aber in einzelnen Meinungen entdeckte ſich zu große Verſchiedenheit. In die großen Ueberzeugungen miſchten ſich auch Grillen, und er beſtand hartnäckig auf dieſen wie auf jenen. Immer abgeneigter wurde er dem Schreiberſtand, und fand in ihm alles Unheil des Staates, während dagegen die Kriegstüchtigkeit ſeinem alten Preußenſinne wohlthat. Er wünſchte eine Feuersbrunſt, welche alle Akten verzehrte, und auch nicht ein Blatt übrig ließe, dann erſt, meinte er, würden die Menſchen wieder frei athmen, dann könne ein neues Leben anfangen. Entſchieden haßte er alle Juriſterei; die Rechtsgelehrten, Gerichtsleute, Sachwalter, ſah er im Staate für das an, was in der Kirche die Pfaffen ſind; nächſt ihnen haßte er die Diplomaten, und wandte auf ſie den Spruch eines Neapolitaners an, der, gefragt, ob denn kein Proteſtant ſelig werden könne, aus Nachgiebigkeit wider ſeine Ueberzeugung geantwortet hatte, möglich ſei es, aber ſchwer und langwierig! Schon früh hatte Held über einen Freund, der als Diplomat ihm untreu geworden, ſeinen Unwillen, ſo geäußert: „Ich beſchuldige ihn keineswegs der Liſt, der Ränke, der Kabalenſucht, ſpreche ihm auch nicht die Alltagsrechtſchaffenheit ab, wohl aber die hohe, reine, kühne Tugend und Energie, die ſich an eigne Ideen ſetzt und wagt. Mit ſolcher flachen Rechtſchaffenheit, ſubalternen Beſcheidenheit, tiefdevoten Ergebenheit in perſönliche Verhältniſſe und Konvenienzen, unermüdlichen jedem Unſinne huldigenden Lakaiengeduld und nüchternen Neutralität gegen Gutes und Böſes, Wahres und Falſches, Nützliches und Schädliches, Freund und Feind, ja gegen die ganze Menſchen- und Idealwelt, kann man allerdings, unter einer verdorbenen, ſchlechten, und darum ſinkenden Regierung, zu einem hohen Poſten und reichlichen Einkommen gelangen, doch niemals dem zerbröckelnden Staate kräftig und helfend nützen, ſondern nur ſchaden.“ Während aber der Geiſt Held's nur ſtrenger und unbiegſamer wurde, blieb ſein Gemüth offen und nachgiebig, immer auf's neue vertraute er der Ehrlichkeit der Menſchen, und nur allzuſehr zu ſeinem Schaden; er wurde in dieſer ſpäten Zeit ein paarmal betrogen und beſtohlen, was in ſeinen Verhältniſſen nicht leicht zu übertragen war.

Die Verlegenheiten, welche ihn noch immer drückten, hatten durchaus keinen Grund in ſchlechter Wirthſchaft, ſie waren das unſelige Vermächtniß früherer Verwickelungen und die Folge neuer Unglücksfälle. Frei von jeder Leidenſchaft und Liebhaberei, die ihn zu ungehörigen Ausgaben hätten verleiten können, lebte er ſehr eingezogen und knapp, im Eſſen und Trinken überaus mäßig, dem Spiel abgeneigt, auf Vergnügungen aller Art gern verzichtend. „Wer ihn nicht näher kannte — erzählte der Kriegsrath Müchler von ihm — hätte ihn nach ſeinem Anſehen für einen eingefleiſchten Geizhals halten müſſen. Er trug Kleider, die jeder Andere in ſeinen Verhältniſſen längſt an einen armen wandernden Handwerksgeſellen verſchenkt haben würde; dabei zeigte er aber eine übertriebene Sorgfalt für Reinlichkeit in ſeinen Zimmern und in ſeiner Kleidung. Er wiſchte, nach der Reinigung der Möbel durch die Magd, immer noch die geringſte Spur von Staub ſorgfältig ab, muſterte die Stiefeln und Kleider, die ihm ſein Stiefelputzer brachte, jedesmal genau, putzte die erſteren noch ſelbſt, nahm von den letzteren jedes anhaftende Fäſerchen ab, und ging nie aus, ohne vorher ſeinen Hut nach dem Strich gebürſtet zu haben.“ Wenn ſeine Ausgaben gleichwohl oft ſeine Einnahmen überſtiegen, ſo waren daran hauptſächlich die Verpflegs- und Kurkoſten ſeiner faſt immer kranken Frau, die Sorge für ſeine Kinder, einige erlittene Diebſtähle, und vor allem das Unglück ſchuld, daß er in ſeinem drangvollen Leben keinen einzigen Augenblick erlangte, wo er ſich von alten Laſten völlig hätte befreien und nach gemachtem Abſchluß einen neuen friſchen Weg hätte wandeln können. —

Als er im Jahre 1840 den Thronwechſel in Preußen erlebte, freute ſich ſein Herz der glücklichen Zeichen, unter denen eine neue Zeit hereinbrach. Allein er fühlte ſchmerzlich, daß es nicht die ſeine mehr wahr, daß ſein unter Friedrich dem Großen begonnenes Leben mit Friedrich Wilhelm dem Dritten zu Grabe ging. Er ſah die menſchlichen Dinge in ihrer Vergänglichkeit, aus höherem Standpunkt auch das vermeintlich Große ganz klein werden. In folgenden Zeilen äußert ſich dieſe Einſicht gleichſam bemitleidend:

Sitzt das kleine Menſchenkind
An dem Ozean der Zeiten,
Schöpft mit ſeiner kleinen Hand
Tropfen aus den Ewigkeiten.

Sitzt das kleine Menſchenkind,
Sammelt flüſternde Gerüchte,
Trägt ſie in ein kleines Buch,
Schreibt darüber: Weltgeſchichte.

Nur die erhabene Geſtalt des Sittlichſchönen blieb ihm in voller Größe ſtehen, die Tugend, das höchſte Pfand des Menſchen für Zeit und Ewigkeit. Er glaubte an die Unſterblichkeit der Seele, und das Hinabſchreiten in das einſame Gebiet des Todes nur dann furchtbar, wenn wir kein einziges Ideal mitnehmen. Er hielt die ſeinigen unverletzt in treuer Bruſt verwahrt, doch ſie in die Wirklichkeit zu übertragen fühlte er ſich nicht mehr berufen.

Bis in's hohe Alter jedoch, und trotz Enttäuſchung und Verſtimmung, begleitete ihn die heitre Gabe, welche ſeiner Jugend zum Schmucke gedient hatte, die Gabe zu dichten. Er beſaß ſie nicht in dem Maße, um den eigentlichen Dichtern beigezählt zu werden, aber doch genugſam, um Freude und Ehre davon zu haben. Noch vom Jahre 1836 finden wir ernſtgedachte und kräftigausgedrückte Strophen zur Feier des fünfzigjährigen Sterbetages Friedrichs des Großen; vom Jahre 1839 ein rührendes Lied auf den Tod eines Hundes, der bei ihm zweiundzwanzig Jahre alt geworden war, und mit dem zugleich er nun ſein durch die Schuld untreuer Menſchen bedeutungslos gewordenes Konſtantiſtenkreuz begraben wollte! Er liebte nämlich überhaupt Thiere, aber Hunde ganz beſonders, und kranke oder beſchädigte nahm er ſtets willig in ſein Zimmer auf, wo er mit Aufmerkſamkeit ihrer Pflege und Heilung wahrnahm. Früher legte er auf ſeine Gedichte wenig Werth, er ſah ſein Talent als Nebenſache an, und daſſelbe hatte ihm zu viel Verdruß und Schaden gebracht, um ungetrübte Freude daran zu haben. Jetzt aber in alten Tagen wurden ſie ihm lieb, er las und feilte ſie wiederholt, ſchrieb ſie auf's neue in ſeiner klaren, bei großer Feſtigkeit doch fließenden Handſchrift ab, und als er öffentlich aufgefordert wurde, ſie herauszugeben —, ſie athmeten Geiſt, Phantaſie und Kraft, hieß es, und würden ſehr Vielen ſehr willkommen ſein, — begann er ſie zu ſammeln und zu ordnen, um wenigſtens eine vollſtändige Handſchrift zu hinterlaſſen. Es war jedoch manches Blatt nicht mehr aufzufinden, und die Arbeit iſt nicht fertig geworden.

Held ſtand bereits im achtundſiebzigſten Jahre, und diente dem Staat im dreiundfünfzigſten, als noch zuletzt den nur Frieden ſuchenden und der Ruhe bedürftigen Greis unvermuthet und von mehreren Seiten zugleich bittres Unglück befiel, und an der Schwelle des Todes noch zu harten Lebenskämpfen aufrief. Durch wiederholten Diebſtahl hatte die Salzkaſſe, welche er verwaltete, einen Verluſt von dreitauſend Thalern erlitten; wenn ihm auch hiebei perſönlich nichts vorzuwerfen war, als höchſtens eine zu große Argloſigkeit, ſo war ihm doch auferlegt den Schaden zu erſetzen. Hiezu fehlten die Mittel, fehlte alle Ausſicht ſie herbeizuſchaffen. Er ſah neue gränzenloſe Zerrüttung vor Augen; nach ſo vielen ausgeſtandenen Leiden, in dieſen Jahren, mußte eine ſolche Wiederholung deſſelben Unglücks ihm eine unerträgliche Schmach dünken. Dazu kam, daß ihm wegen des Baues des neuen Muſeums plötzlich ſein kleiner Garten genommen wurde, das Letzte, was ihm und ſeiner ſeit langer Zeit erkrankten Frau noch von Lebensreiz geblieben war, und auch die Dienſtwohnung ſelbſt mußte geräumt werden. Seine Augen nahmen ab, ſeine bisher gute Geſundheit fing an zu wanken, bald mußte er undienſtfähig werden, und in dieſer Ausſicht mit Sorgen und Mühen ringen, die auch den muthigſten Streiter erſchrecken konnten. Er wollte es nicht, er beſchloß die Welt zu verlaſſen. Seine beiden Söhne waren verſorgt, ſeine Frau war es durch ſeinen Tod, der überdies in der Großmuth des Königs die Tilgung ſeiner Schuld bewirken ſollte. Er beſchloß zu ſterben. Still und überlegt waren ſeine letzten Tage und Handlungen; ſchwebte ſeinen Angehörigen auch lange ſchon die Möglichkeit eines äußerſten Entſchluſſes als ein furchtbares Geſpenſt vor, ſo war doch am Vorabend der That in ſeinem nur etwas milderen Weſen kein beſorgliches Anzeichen zu erkennen. Mit ruhigem Blute, feſtem Willen und klarem Blick in die Zukunft traf er ſeine Anordnungen, bezahlte größere und kleinere Schulden, ſelbſt die geringfügigſte, weil er nur als ein Schuldner Königlicher Gelder aus der Welt gehen wollte, und ließ ſich darüber quittiren; einer Leihbibliothek brachte er das entliehene Buch zurück, bezahlte auch hier das ſchuldige Leſegeld, und bat den Diener, ihn aus der Liſte der Leſer auszuſtreichen, da er vor der Hand keine Bücher mehr brauchen werde, denn er ſei im Begriff eine Reiſe zu unternehmen. Darauf ſchrieb er mehrere Briefe, und legte ſich dann zum Schlafe nieder. Frühmorgens um 7 Uhr am 30. Mai 1842 ging er hinaus zum Invalidenhauſe, wo deſſen Kommandant, ſein Bruder, der jetzige Generallieutenant von Held, wohnte. Hier, unter den Fenſtern deſſelben, in einem grünen Buſche, fiel ein Schuß. Die Herbeieilenden fanden ſeinen ſchon entſeelten Körper. Mit ſichrer Hand hatte er den tödtlichen Lauf auf das Herz geſetzt, es wohl getroffen, und ſein ruhiges Antlitz ſpiegelte nur die Feſtigkeit des Entſchluſſes und das Morgenroth eines Friedens ab, der ihm ſeit faſt fünfzig Jahren fremd geworden war. Er ſtarb im feſten Vertrauen auf ein herrliches Jenſeits, auf das Wiederſehen geliebter Menſchen, auf die Wirklichkeit aller Ideale. Daheim auf ſeinem Tiſche lagen wohlgeordnet und ſchwarzgeſiegelt eine Anzahl von Abſchiedsbriefen, einer darunter an den König, dem er in ſo edlen als rührenden Worten ſeine Bitte vortrug und ſeine Söhne empfahl. Das Schreiben an den König begann wie folgt: „Majeſtät! Moriturus te salutat, ſagte der römiſche Gladiator, wenn er zum blutigen Kampfſpiele vor die Loge des Cäſars trat. Moriturus te salutat, ſage auch ich, im entgegengeſetzten Sinne, indem ich, voll Sehnſucht nach geiſtigem Frieden von unſerer Erde ſcheidend, zuletzt mit dieſen Zeilen mich an Ew. Majeſtät wende. Ich muß ſterben, ich kann den Schimpf, in der Salzkaſſe, die ich ſeit vielen Jahren verwalte, einen Defekt von dreitauſend Thaler zu haben, nicht überleben. Wie es damit beſchaffen iſt, und wie der Defekt zum Theil aus gegen mich verübten Diebſtählen entſtanden, können Allerhöchſtſie von dem Generaldirektor der Steuern Kühn erfahren.“ Nach kurzer Erörterung ſeiner zerrütteten Lage und ſeines geplagten Alters fährt er fort: „Dies überſteigt meine Kräfte, und treibt mich in den Tod. — Bei der Huldigung verſprachen Ew. Majeſtät, ein barmherziger König zu ſein. Bewähren Allerhöchſtſie jetzt als ein ſolcher ſich in Beziehung auf mich geplagten und in allen Lebensreizen zerſtörten Greis, und ſchlagen aus Allerhöchſter Machtvollkommenheit jenen Defekt nieder. — Sterbend und aus einer andern Welt rufend, bitte ich darum. Der Nächſte, den ich dort aufſuchen werde, iſt mein lebenslanger treuer Schulfreund, der verſtorbene Kabinetsrath Albrecht, mit dem ich oft in Geſprächen ſpäter Abend- und Nachtſtunden übereingekommen bin, daß unſer Erdball doch eigentlich nur ein aſtronomiſches Krähwinkel, und alles was wir hier ſo ſtolz Politik und Weltgeſchichte nennen, nichts weiter als die

Klatſcherei in dieſem Krähwinkel ſei. Mit dem aufrichtigen Wunſche, daß Ew. Majeſtät viele Erdjahre hindurch hier als Repräſentant des geiſtigen Ideals ſelbſt glücklich und Glück verbreitend, hervorragen mögen, ſchließe und unterzeichne ich mich von Held. Berlin, den 30. Mai 1842.“ Die Großmuth des Königs, nicht vergebens angerufen, erfüllte die Bitte des edlen Todten. —

Wir wollen eine That nicht rühmen, die auch in ſolchem Falle, wo die Uebermacht drängender Geſchicke ſichtbar iſt, und der freieſte Muth ſich darin bewährt, unendlich zu bedauern bleibt. Aber anführen dürfen wir, daß wir eine Handlung, welche das Chriſtenthum mit Recht verwirft, täglich begehen und billigen ſehen, wenn ein herkömmlicher Ehrbegriff ſie nöthig glaubt; ja die ganze Chriſtenheit muthete dieſe Handlung dem Kaiſer Napoleon zu, als dieſer von ſeiner Höhe geſtürzt war, und konnte ihm lange nicht verzeihen, daß er noch dem Leben angehören und vertrauen wollte. —

Held war von mittlerer Größe, feinem doch feſtem Körperbau, geſund und abgehärtet, gewandt und ſicher in allen Bewegungen, ein ſtarker Fußgänger. In ſeinen ſcharfen Geſichtszügen lag ſein ganzer Karakter aufgedeckt; ſein klares Auge hatte ungemeine Kraft, ſein ſtechender Adlerblick wechſelte mit dem Ausdruck innigen Zutrauens und edler Güte. Sein Mund verrieth die Gabe der freien Rede, die er unläugbar beſaß, aber auch die Bitterkeit, die ſeinem Worte ſo leicht ſich beimiſchte. In ſeiner etwas gebogenen Naſe war die Gradheit ſeines Karakters, in ſeiner ſtarken Stirne der Trotz und Starrſinn deſſelben mehr als angedeutet.

Sein Talent iſt unverkennbar; daſſelbe hätte mit Leichtigkeit eine weit größere Entwickelung nehmen können, wäre ihm möglich geweſen, ſich von dem Karakter zu trennen, aber es blieb einzig deſſen Dienſte geweiht. Seine Gabe der Darſtellung war ſehr groß und nicht nur Gegenſtände des Staatsweſens und der Geſchichte, ſondern auch Naturanſchauungen, die feinſten Vorgänge der Geſelligkeit und des innern Lebens wußte ſie mit ſicherer Hand lebendig zu ſchildern. Ein von ihm beabſichtigter Roman: „Kampf des Ideals mit der Wirklichkeit“, von dem aber außer einigen dazu gehörigen Liedern nichts geſchrieben worden, hätte gewiß viel Gelungenes aufzuweiſen gehabt. Einige nicht mittheilbare Aufſätze haben in Erforſchung und Darlegung ſittlicher Zerrüttung die wärmſten Farben, in Schilderung der Perſönlichkeiten die ſchärfſten Umriſſe; ihm fehlt nicht Humor, nicht Witz, ſeine größte Stärke iſt die Erbitterung, die Invektive. Wir haben ſchon angedeutet, daß ihm eine Gabe fehlte, deren Mangel tief in allen Lebensbeziehungen fühlbar wird, wenn man es auch nicht weiß oder ſogar läugnet: der äſthetiſche Hochſinn, der Geſchmack. Die Poeſie, die ſchönen Künſte, galten ihm nur, inſofern ſie im Einzelnen eine Meinung hatten, einen Zweck, der außerhalb ihres Weſens war. So geſchah es, daß er Goethe'n nicht liebte, ja nicht ſelten voll Grimm gegen ihn war, daß er ſogar die Bekenntniſſe einer Giftmiſcherin von Buchholz den Wahlverwandtſchaften Goethe's vorzog.

Das Unglück ſeines Lebens, das Mißgeſchick, welches ihn ſtets begleitete, lag in dem Zwieſpalte der Phantaſie und des Verſtandes, welche abwechſelnd ideale Forderungen und reale Enttäuſchung, hohe Schwärmerei und tiefen Abſcheu hervorriefen. Die reinſte Geſinnung ſcheiterte an der mißkannten Wirklichkeit, das entſchiedne praktiſche Talent an der Wahl ſeiner Aufgaben. Der ganze Zuſtand der Welt, die ihn umgab, widerſprach den Antrieben des trefflichen Mannes, ließ weder ſeiner Liebe noch ſeinem Haſſe freien Weg. Daher, bei dem Bewußtſein der innerſten Berechtigung, des redlichſten Willens, des freundlichſten Zutrauens, ſah er auf keiner Seite Erfolg und Ertrag, ſondern nur Verkennung, Unbill und Härte, bis er zuletzt in einſame Verbitterung zurückgedrängt ſeinem eigentlichen Beruf und zuletzt auch ſelbſt dem Leben entſagen mußte. Wie anders hätte dieſes Leben ſich geſtellt, wäre ihm vergönnt geweſen, als Mitglied einer großen nationalen Verſammlung, ſeinem Eifer, ſeiner Rednergabe, ja auch ſeiner Schärfe und Bitterkeit, in öffentlichen Vorträgen Luft zu machen, zu Verdruß und Noth mancher Gegner —

das geben wir zu —, aber gewiß auch zum reichſten Nutzen eines Gemeinweſens, das, auf freie Erörterung gegründet, auch ſchonungsloſen Tadel und heftige Anklagen gar wohl verträgt. Mögen die Späteren, die ihren Weg fertig finden, wenigſtens mit Theilnahme auf ſolche Männer zurückſchauen, welche dadurch, daß ſie zu ihrem Schaden jenen Weg ſuchten, doch ihn bereiten halfen! —

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

Feldmarſchall Jakob Keith.

Briefwechſel Friedrichs des Großen mit Keith. Handſchriftlich im Königlichen Archive. Vier Konvolute. Hierin über hundert eigenhändige Briefe oder Nachſchriften Friedrichs.

Briefwechſel Friedrichs des Großen mit Lord Mariſchal. Handſchriftlich im Königlichen Archive. Zwei Konvolute. Hierin über vierzig eigenhändige Briefe Friedrichs.

Handſchriftliche Mittheilungen von dem Königlichen Hiſtoriographen Herrn Profeſſor Dr. Preuß.

Handſchriftliche Mittheilungen von dem Königlichen Präſidenten Herrn Heuer in Potsdam.

Journal du maréchal Keith, par Weidemann.
Handſchriftlicher Auszug.

Auszug aus Briefen Lord Mariſchal's, die im Royal State Paper Office zu London waren, jetzt aber nicht mehr aufzufinden ſind.
Von dem verſtorbenen engliſchen Staatsminiſter Watkin Williams Wynn gütigſt mitgetheilt.

Tagebuch des Oberſten von Gaudi über die Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Weſel, 1778. 10 Bde. Folio.
Handſchriftlich in der Bibliothek des Königlichen großen Generalſtabs in Berlin.

A Fragment of a memoir of fieldmarshal James Keith, written by himself. 1714—1734. Presented to the Spalding Club by Thomas Constable. Edinburgh, 1843. 4.

Als Handſchrift gedruckt.

Memoirs of the life and actions of James Keith, field-mareshal in the prussian armies. By Andrew Henderson. London, 1759. 8.

Lives of illustrious and distinguished Scotsmen. By Robert Chambers. Glasgow. 8. Vol. III. Part. 2.

Éloge de milord Maréchal. Par M. d'Alembert. Paris, 1779. 8.

Éloges des maréchaux de Schwerin et de Keith. Par Formey. Berlin, 1758. 8.

Douglas, Peerage of Scotland. Edinburgh, 1813. fol. Vol. 2.

Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges, geſammelt von Dr. Karl Friedrich Pauli. Halle, 1759 ff. 8.

Thl. IV. S. 1—76. Leben Keith's.

Und S. 359—371. Nachträge.

Leben des Prinzen Karl, aus dem Hauſe Stuart (Grafen von Albany), Prätendenten der Krone von Großbritannien. Von Karl Ludwig Kloſe. Leipzig, 1842. 8.

Tagebuch des ruſſiſch-kaiſerlichen Generalfeldmarſchalls B. Ch. Grafen von Münnich über den erſten Feldzug des in den Jahren 1735—1739 geführten ruſſiſch-türkiſchen Krieges.

In den Beiträgen zur Geſchichte des ruſſiſchen Reiches. Von Dr. Ernſt Herrmann. Leipzig, 1843. 8.

Auguſt Wilhelm Hupel's nordiſche Miszellaneen. Riga, 1790. 8. Stück 20—25.

Einige Nachrichten über Keith und über die Familie Beſtuſcheff.

Oeuvres de Frédéric II, roi de Prusse. 25 Vols. 8.

Friedrich der Große. Eine Lebensgeſchichte. Von J. D. E. Preuß. Berlin, 1832—34. 4 Bde. 8.

Urkundenbuch dazu. 5 Bde. 8.

Die Lebensgeſchichte des großen Königs Friedrich von Preußen. Ein Buch für Jedermann, von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1837. 2 Thle. 8.

Friedrich der Große mit ſeinen Verwandten und Freunden. Eine hiſtoriſche Skizze von Dr. J. D. E. Preuß. Berlin, 1838. 8.

König Friedrich der Zweite und ſeine Zeit. 1740—1769. Nach den geſandtſchaftlichen Berichten im brittiſchen Muſeum und Reichsarchive. Von Friedrich von Raumer. Leipzig, 1836. 8.

The life of Frederic the Second, king of Prussia. By Lord Dover. London, 1832. 2 Vols. 8.

Sehr ſchätzbare Briefe von Keith an Lord Mariſchal, im Beſitze des Admirals Fleming, dem Verfaſſer mitgetheilt durch Lady Keith, verheirathete Gräfin Flahault, ſind hier abgedruckt.

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrichs II. Berlin, 1822. 3 Bde. 8.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in Deuſchland ꝛc. Von Lloyd und Tempelhoff. Berlin, 1794—1801. 6 Bde. 4.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Vom Hauptmann von Archenholtz. Berlin, 1793. 2 Thle. 8.

Geſtändniſſe eines öſterreichiſchen Veterans. Breslau, 1794. 4 Thle. 8.

Von Cogniazo.

Karakteriſtik der wichtigſten Ereigniſſe des ſiebenjährigen Krieges. Berlin, 1802. 2 Thle. 8.

Vom General von Retzow; zum Grunde liegen auch Mittheilungen Galſter's ꝛc.

Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges in einer Reihe von Vorleſungen, mit Benutzung authentiſcher Quellen, bearbeitet von den Offizieren des großen Generalſtabs. Berlin, 1824 ff. 5 Bde. 8.

Der ſiebenjährige Krieg vom Jahre 1756—1762. Von Maximilian Fr. Thielen. Wien, 1836. 8.

Forſchungen und Erläuterungen über Hauptpunkte der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Nach archivaliſchen Quellen. Von P. F. Stuhr. Hamburg, 1842. 2 Bde. 8.

Militairiſcher Nachlaß des Generallieutenants Victor Amadeus Grafen Henckel von Donnersmarck. Herausgegeben von Karl Zabeler. Zerbſt, 1846. 2 Bde. 8.

Des preußiſchen Stabsfeldpredigers Küſter Bruchſtück ſeines Kampagnelebens im ſiebenjährigen Kriege. Berlin, 1791. 8.

Warnery's ſämmtliche Schriften. Hannover, 1785. 9 Thle. 8.

Briefe eines alten preußiſchen Offiziers verſchiedene Karakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. Hohenzollern, 1790. 8.

Von Rud. W. von Kaltenborn.

Mémoires du baron de La Motte Fouqué. Berlin, 1788. 2 Vols. 8.

Von Büttner.

Lebensbeſchreibung des Generals Baron de La Motte Fouqué. Verfaßt von ſeinem Enkel Friedrich Baron de La Motte Fouqué. Berlin, 1824. 8.

Lebensbeſchreibung Hans Joachims von Zieten. Berlin, 1800. 8.
Von Luiſe von Blumenthal.

Prinz Heinrich von Preußen. Berlin, 1805. 2 Thle. 8.
Von Heinrich von Bülow.

Vie privée, politique et militaire du Prince Henri de Prusse. Paris, 1808. 8.

Lebensgeſchichte des Grafen von Schmettau. Von ſeinem Sohne dem Hauptmann Grafen von Schmettau. Berlin, 1806, 2 Thle. 8.

Leben des preußiſchen Generallieutenants H. K. von Winterfeldt. Von Moritz Adolf von Winterfeld auf Riben. Berlin, 1809, 12.

Erinnerungen des Generalfeldmarſchalls Grafen von Kalckreuth, aus dem franzöſiſchen Manuſkripte ſeiner Dictées. Von Friedrich Grafen von Kalckreuth.
Minerva. Von Bran. Jena, 1839. 1840. 8.

Memoirs and papers of Sir Andrew Mitchell. By Andrew Bisset. London, 1850. 2 Vols. 8.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reuterei in den Feldzügen Friedrichs II. und in denen neuerer Zeit. Berlin und Poſen, 1823. 24. 2 Bde. 8.
Vom Generalmajor Freiherrn von Canitz.

Memoirs of the last ten years of the reign of George the second. By Horace Walpole, earl of Orford. London, 1822. 2 Vols. 4.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine margrave de Bareith, soeur de Frédéric II, écrits de sa main. Brunsvic, 1810. 2 Vols. 8.

Correspondance de Voltaire. 12 Vols. 8.

Souvenirs d'un citoyen. Berlin, 1789. 2 Vols. 8.
Von J. H. Sam. Formey.

La Prusse littéraire sous Frédéric II. Par M. l'abbé Denina. Berlin, 1790. 3 Vols. 8.

Cabanis. Roman von Willibald Alexis (W. Häring). Berlin, 1832. 6 Bde. 8.
Lebendige Schilderung des Ueberfalls bei Hochkirch.

Memoirs and correspondence of Sir Robert Murray Keith. Edited by Mrs. Gillespie Smyth. London, 1849. 2 Vols. 8.

Bayeriſche
Staatsbibliothek

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible]

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Vierzehnter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographiſche Denkmale.

Achter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1874.

Biographiſche
Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Achter Theil.

General Graf Bülow von Dennewitz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1874.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

General Graf Bülow von Dennewitz 1

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel 406

General Graf Bülow von Dennewitz.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Der Name von Bülow ragt unter den zahlreichen Trägern des preußiſchen Waffenruhms von deſſen Anbeginn glänzend hervor; ſeit dem Jahre 1813 ſtrahlt er in deren erſter Reihe. Die altritterliche, dann auch reichsfreiherrliche, und gräfliche Familie, dem Norden von Deutſchland angehörig und in den baltiſchen Ländern ausgebreitet, hat vom dreizehnten Jahrhundert an viele ihrer Mitglieder in den höchſten Würden und Aemtern des Staats und der Kirche geſehen, ihre größte Verherrlichung aber in dem Kriegshelden erlangt, deſſen Leben darzuſtellen wir hier verſuchen. Die auch in ihm ausgeprägte Eigenthümlichkeit, zu welcher in dieſem Geſchlecht Geiſt und Kraft von jeher ſich mannigfach geſtalten, erfordert einen näheren Blick auf ſeine Eltern und Brüder, ſo wie auf die häuslichen Umſtände, die ihn bei ſeiner Geburt empfingen und ſeinen Lebensgang bedingen halfen.

Sein Vater Friedrich Ulrich Arwegh von Bülow, Sohn des preußiſchen Geſandten am ſchwediſchen Hofe, wurde zu Stockholm im Jahre 1726 geboren, wo bei ſeiner Taufe der König und die Königin von Schweden als Pathen gegenwärtig waren; außer dieſer beſonders geſchätzten Ehre folgten dem Knaben von jenem frühen Aufenthalt in die Heimath auch geiſtige Einwirkungen, die, zuerſt nur von den Eltern aufgenommen, allmählig in ſeinen Sinn übergingen, und ſpäter in ihm vorherrſchend ſich entwickelten. Gleich ſeinen beiden Brüdern trat er früh in den vaterländiſchen Kriegsdienſt, und machte als Lieutenant im Regimente des Feldmarſchalls Grafen von Schwerin den erſten ſchleſiſchen Krieg rühmlich mit, nahm aber nach dem Frieden ſeinen Abſchied, und zog ſich auf das Erbgut Falkenberg in der Altmark zurück, das ihm nebſt einem anderen Gute Schönberg durch den im Jahr 1738 erfolgten Tod ſeines Vaters zugefallen war. Hier vermählte er ſich nach freier Wahl mit der Tochter eines Superintendenten, mit der er in vergnügter Ehe lebte. Seine Thätigkeit war, wie damals bei den meiſten Landedelleuten, vorzüglich auf die wirthſchaftliche Verwaltung ſeines Beſitzthums gerichtet. Daneben fehlte es nicht an geiſtiger Beſchäftigung. Er liebte die franzöſiſche Litteratur, in jener Zeit das Licht und die Luſt alles ſchöngeiſtigen Strebens, dem in Friedrich dem Großen ein ſo mächtiges Vorbild glänzte; und er ſelbſt von brennendem Eifer getrieben, verſuchte ſich mit Erfolg in franzöſiſcher Poeſie. Seine zahlreichen Verſe ſandte er zu freundſchaftlicher Durchſicht nach Berlin an den Akademiker Francheville, der ſie denen des Königs ohne Bedenken gleichſtellte, ja bisweilen vorzog. Einer ſeiner Freunde, Herr von Brandt, wollte ſchon im Jahr 1753 eine Sammlung dieſer Gedichte drucken laſſen, doch erſt im Frühjahr 1757 wurde dies durch einen anderen Freund, Herrn von Wreech, eingeleitet, der die Muße ſeines Winterquartiers in der Nähe von Leipzig benutzte, daſelbſt einen Verleger aus Holland, Namens Arkſtée, zu gewinnen, bei dem auch wirklich, doch wegen der großen Kriegsunruhen erſt im Herbſte, das Buch unter dem Titel Recueil de quelques poésies nouvelles zu großer Zufriedenheit des Dichters an das Licht trat. Eine zweite Auflage, mit einigen Aufſätzen in Proſa vermehrt, erſchien 1767 unter dem Titel Oeuvres de M. de Bülow zu Amſterdam und Berlin. Sehr beſcheiden in Betreff ſeiner Leiſtungen wünſchte er doch durch dieſelben ſich den Strebensgenoſſen anzureihen, mit dem Marquis d'Argens, mit dem Grafen Algarotti bekannt zu werden; auch die Mitgliedſchaft der Akademie reizte ihn; doch ſein Spott gegen den immerwährenden Sekretair derſelben, Profeſſor Formey, dem ſchon er den Beinamen éternel anſtatt perpétuel gab, konnte dieſer Abſicht nicht förderlich ſein. Sein dichteriſcher Trieb indeß arbeitete ungehemmt fort, er ſchrieb Oden, Epiſteln, Eklogen, auch ein Trauerſpiel Dejanira. Später ſandte er dieſe Dichtungen ſogar an Voltaire, in deſſen aufgeklärte Denkweiſe und heitre

Kunſtart er bewundernd einſtimmte. In einem Lehrgedicht über die Leichtgläubigkeit, zu vier Geſängen angelegt, doch kürzer ausgeführt, griff er den Aberglauben an. Die gedruckten Aufſätze in Proſa gaben Bemerkungen über ſittliche und geſellſchaftliche Gegenſtände; ſpäter ungedruckte beſprachen kühn die Mängel des Staatsweſens, den Unſinn der Grundſätze, nach denen die weltlichen Dinge geleitet, die Menſchen nur in Elend und Verderbniß gebracht werden. Dabei beklagte er, wie gegen Freunde, ſo auch gegen Voltaire ſelbſt, daß ihm verſagt ſei in ſeiner Mutterſprache zu dichten, da dieſe leider noch zu wenig gebildet und von den Deutſchen ſelbſt allgemein verachtet ſei! Neben der Dichtkunſt übte er auch mit Eifer die Muſik, war des Tonſetzens kundig, und ſpielte mit Geſchicklichkeit und Anmuth die damals ſiebenſaitige Kniegeige. So mit edlen Künſten und Philoſophie beſchäftigt, konnte er einem Freunde ſcherzend ſchreiben, er unterhalte zwei Geliebte, die ihm keinerlei Ungelegenheit machten und die er beide zufrieden zu ſtellen hoffe. Daß er auch Freude an der ſchönen Natur hatte, bezeugt ſein Wohlgefallen an ſeiner ländlichen Umgebung, ſie iſt fruchtbar und angenehm, ein ſtiller Bach, die taube Aland, fließt durch ſeinen Wohnort, die Elbe ſtrömt in der Nähe, zwiſchen Wieſen und Eichenwäldern, es bieten ſich die herrlichſten Anblicke dar; er ladet ſeine Freunde zum Mitgenuß ein. So ſcheint er in ſeiner ſtillen Zurückgezogenheit bei anſehnlichem Wohlſtand ein thätig-behagliches frohes Leben geführt zu haben. Seine Frau, von der ſich bei den Nachkommen nur der Name Sophie und die Erinnerung verſtändiger und wohlwollender Fürſorge erhalten hat, gebar ihm in den erſten zehn Jahren ihrer Ehe fünf Söhne, deren Pflege und Erziehung er mit einſichtigem Freiſinn leitete; von einer in das Haus aufgenommenen Franzöſin lernten ſie früh und mühelos das unentbehrliche Franzöſiſch, von einem Hofmeiſter die gewöhnlichen Schulkenntniſſe; daß derſelbe ein vorzüglicher Lateiner geweſen, läßt ſich aus der Vorliebe ſchließen, mit welcher der älteſte der Söhne noch im höchſten Alter lateiniſch fertig ſprach und ſchrieb. So ſehr er darauf hielt, daß ſeinen Söhnen die Gelegenheit guten Unterrichts nicht fehlte, ſo wollte er doch, daß ſie dieſen nur aus freier Neigung, nicht aus Zwang benutzten. Daher durften ſie, wenn die Luſt ſie dazu trieb, oft wochenlang im Freien umherſtreifen, ohne daß ihnen deßhalb ein Vorwurf gemacht wurde. Die drei älteſten wünſchten eines Tages ihr Heil auf eigne Hand zu verſuchen und ihren Unterhalt ſelbſtſtändig zu erwerben, wobei jeder ſeine beſondern Fähigkeiten geltend machen wollte, im Nothfall ſollte die Jagd aushelfen. Der Vater hatte nichts dagegen, gab jedem eine Flinte und eine Summe Geldes, und entließ ſie mit der Weiſung, binnen vier Wochen dürften ſie nicht wiederkehren, bis dahin würde die Thür ihnen verſchloſſen ſein. Aber ſchon nach vierzehn Tagen, nachdem ſie eine Weile in der Nachbarſchaft umhergeſtreift und in ihrer Art ein vergnügtes Leben geführt, doch weder durch abentheuerliche Reden noch durch Geigen- und Flötenſpiel erheblichen Gewinn erlangt hatten, erſchienen ſie Abends vor dem Vaterhauſe und begehrten Einlaß. Der Vater gab den Beſcheid, die geſetzte Friſt ſei noch nicht abgelaufen, und ließ das Thor nicht öffnen; die Mutter jedoch ließ ſie ſtill zu einer Hinterthüre ein, und am folgenden Tage war von der ganzen Sache nicht weiter mehr die Rede.

In dieſe friedlichen Verhältniſſe und Beſchäftigungen brachten die Zeitläufte des ſiebenjährigen Krieges vielfache Störung. Zwar glaubte beim Beginn und Schluſſe des erſten Feldzugs niemand an lange Dauer des Krieges, noch weniger an wirkliche Gefahr und Bedrängniß des Vaterlandes; aber gleichwohl regte ſich in dem gedienten Edelmann der kriegeriſche Sinn, und er hätte gern an den Thaten und dem Ruhme ſeines Königs Theil genommen, wäre der Wiedereintritt in das noch ungeſchwächte Heer nicht erſchwert geweſen. Das zweite Kriegsjahr gab ihm jedoch Gelegenheit durch die That ſeinen Eifer und Muth rühmlich zu beweiſen. Als nämlich im Anfange des Oktobers 1757 franzöſiſche Huſaren aus Hannover in die Altmark eindrangen, und hier wild hauſten, eilte er, auf die Nachricht, daß gegen dieſe plündernden Schaaren einige preußiſche Truppen aus Magdeburg heranrückten, ihnen nach Arneburg entgegen, in der Hoffnung ſeinen Bruder dort zu finden, allein die Truppen waren nur Milizen und jener nicht dabei; gleichwohl erſah er bald, daß auch mit dieſer Mannſchaft etwas Tüchtiges auszurichten ſei, ſprach daher mit den Anführern, und rieth ihnen die Franzoſen in Oſterburg, wo ſie übel wirthſchafteten, zu überfallen. Sein Anſchlag fand williges Gehör, er ſelbſt leitete einen Theil der Ausführung, und dieſe Schaar, durch einige bewaffnete Landleute verſtärkt, überfiel in der Nacht zum 13. Oktober den ſorgloſen Feind in Oſterburg ſo unerwartet, daß derſelbe mit Zurücklaſſung ſeines Raubes und mehrerer Gefangenen eiligſt die Flucht nahm und in der nächſten Zeit ſich nicht wieder ſehen ließ. Doch als die Milizen darauf wieder abgezogen waren, kehrten die Franzoſen in größerer Anzahl zurück, hoben Bülow'n in Falkenberg auf, und ſchleppten ihn nach Uelzen, wo ſie ihn, weil er dem Kriegerſtande nicht angehörte, wollten erſchießen laſſen. Wirklich ſchwebte er in großer Gefahr, denn die franzöſiſchen Huſaren, welche er mit ſolchem Schrecken in die Flucht gejagt, hielten ſich für beſchimpft und verlangten ſeinen Tod. Jedoch war der Herzog von Braunſchweig rechtzeitig benachrichtigt worden, und auf ſeine Drohung, daß er ſeinerſeits einen gefangenen franzöſiſchen Stabsoffizier würde erſchießen laſſen, befahl der Feldmarſchall von Richelieu den Gefangenen freizugeben. Er blieb noch vielen Nachſtellungen ausgeſetzt, denn die Huſarenoffiziere wollten durchaus ihren Schimpf an ihm rächen; die Klugheit gebot, ſich auf einige Zeit zu entfernen, allein er glaubte ſeine Anweſenheit nothwendig, und bot allen Gefahren muthig Trotz.

Später ließ die bedrängte Lage des Vaterlandes ihn nochmals die Luſt empfinden, in die Reihen der Streiter zu treten, er war ſchon ganz entſchloſſen dazu, und hoffte den nächſten Feldzug in demſelben Regimente, wo ſein Bruder diente, mitzumachen. Wir wiſſen nicht, weßhalb die Sache ſich wieder zerſchlug. Auch die Ausſicht einer perſönlichen Anſtellung beim Prinzen Heinrich von Preußen, der ihm beſonders wohlwollte, wurde durch zufällige Umſtände vereitelt. Mit erneutem Eifer wandte er ſich zu den gewohnten Beſchäftigungen, vollendete ſein Trauerſpiel Dejanira, ſuchte auf dem litterariſchen Gebiete Fuß zu faſſen, wünſchte in den

Staatsangelegenheiten thätig zu ſein, Unruhe und Ehrgeiz hatten ſich ſeiner bemächtigt, fanden aber, nachdem der Krieg beendigt und alles in ſtille Einſchränkung zurückgekehrt war, jetzt um ſo weniger eine Stätte der Befriedigung.

Der adelige Gutsherr auf ſeinem Grund und Boden war damals ein mächtiger Gebieter, im Kreiſe der Seinen galt ſein Wille unbedingt, die angehörigen Bauern gehorchten ohne Widerſtreben, ſelbſt die Staatsbehörden traten ſeinem Anſehen nur ſchüchtern entgegen; vereinigte ſich mit dieſem noch perſönliche Auszeichnung, das Uebergewicht großen Verſtandes und freier Bildung, ſo konnte ſich das Selbſtgefühl eines ſolchen Ritters leicht in's Maßloſe ſteigern. Dies war hier der Fall. Bülow lebte auf ſeinem Schloſſe wie ein wahrer Freiherr; ſeinen Anordnungen, meiſt gerecht und zweckmäßig, fügte ſich alles, er ſorgte für das Wohl ſeiner Untergebenen, war großmüthig, freigebig, ſah gern muntre Gäſte bei ſich. Durch eine reiche Erbſchaft, die ihm in Holſtein zufiel, und drei dortige Güter zuwandte, ſah er ſich in den Stand geſetzt, nur um ſo ſtärker ſeiner Neigung zum Aufwand und den Launen ſeiner Freigebigkeit zu folgen. Er verſchenkte Tauſende an Freunde, bot Hülfe in jeder Noth, entzog ſich keiner Anforderung. Vor allem jedoch wollte er Recht und Gerechtigkeit handhaben, jeder Unterdrückung oder Unbill ſich entgegenſetzen, ſie von ſich und Anderen abhalten. Dies Rechtsgefühl wurde bei ihm zur Leidenſchaft, und bei ſeinem raſchen Geiſt und heftigen Gemüth mußte er nicht ſelten in den Fall kommen, zur Wahrung des Rechtes ſehr willkürlich und gewaltſam zu verfahren. So gerieth er bald in vielfache Streitigkeiten und Gerichtshändel, die bedeutende Verluſte zur Folge hatten und ihn nur heftiger aufreizten. Einſt verging er ſich ſo weit, einen Unterſuchungsrichter, der in Falkenberg amtlich aufzutreten hatte, und ſich von ihm nicht wollte bedeuten laſſen, daß er im Unrecht ſei, durch ſeine Leute greifen, binden und rücklings auf einen Eſel geſetzt durch das Dorf unter lautem Jubel der Bauern abführen zu laſſen. Nur durch Aufopferung großer Summen entging er der dieſem Frevel gebührenden Feſtungsſtrafe. Wir laſſen dahin geſtellt, ob er wirklich, um den Ungerechtigkeiten hoher Beamten ſteuern zu können, ſelber habe Miniſter werden wollen, und ſich deßhalb, wie erzählt wird, an den König gewendet, aber dann, durch die Antwort, das ginge nicht an, eben ſo überraſcht als beſtürzt, ſich plötzlich von der äußeren Welt abgekehrt und ſein Schloß nicht mehr verlaſſen habe. Eine andere Erzählung läßt ſeinen Hang zur Einſamkeit allmählig und aus dem Zuſammenwirken verſchiedener Urſachen entſtehen; der Tod ſeiner beiden Brüder hatte ihn tief erſchüttert und nachdenklich gemacht, dazu kam der Verdruß über die Streitigkeiten, in denen er unterlegen und ihm nach ſeiner Meinung Unrecht geſchehen war, und endlich die Entdeckung, daß ſein Vermögen durch Aufwand, Freigebigkeit und ſchlimmen Betrug zu ſehr gelitten hatte, um die bisherige Lebensweiſe fortſetzen zu können; die holſteiniſchen Güter mußten aufgegeben werden, er ſah ſich wieder auf ſein väterliches Erbgut beſchränkt. Mit Hülfe ſeiner verſtändigen Gattin blieb ſein Hausweſen noch immer auf gutem und ſogar reichem Fuß, an dem Nöthigen und Anſtändigen brauchte nicht geſpart zu werden, noch immer wurden Gäſte gern geſehen und beſtens bewirthet; allein er ſelbſt hielt ſich meiſt auf ſeinem Zimmer, und mied die Gegenwart der Fremden, ja bald auch der Seinen. Dieſe Zurückgezogenheit begann um das Jahr 1773, als er etwa ſiebenundvierzig alt war.

Von nun an erfolgte die völlige Umwandlung ſeines Weſens. Keine franzöſiſchen Verſe mehr, keine philoſophiſchen Aufſätze; die beiden Geliebten, deren er ſich früher gerühmt, wurden verabſchiedet; ſeine aufgeklärte, zu Voltaire und Friedrich den Großen haltende Denkart ſchwand, an ihre Stelle traten ſchwärmeriſche, geheimnißvolle Grübeleien. Der Keim zu dieſen mochte längſt in ſeiner Seele gelegen haben, ſchon von den Eltern her, die zu Stockholm der perſönlichen Einwirkung und der Lehre Swedenborg's nicht fremd geblieben waren und ſpäter in der Heimath beides, vielleicht mehr als ſie wollten, auf ihre Kinder übertragen hatten. Dieſer ſchlummernde Keim erwachte jetzt in voller Stärke, die wunderbaren Geſichte des gelehrten Schwärmers erfüllten die Einſamkeit Bülow's, der nun bald als entſchiedener

Sonderling erſchien. Er legte allen Zwang ab, trug ein langes orientaliſches Gewand, und ließ ſeinen Bart wachſen, der ihm bis zum Gürtel herabhing, und der dem ſtattlichen ſchönen Mann in unſeren Tagen zur herrlichen Zierde gereicht hätte, in jener Zeit aber die Leute verwunderte und erſchreckte. Wenn er in ſeinem Patriarchenanſehen einmal unerwartet hervortrat, flohen Kinder und Dienerſchaft meiſt ſcheu davon, wiewohl er gegen beide weder hart noch unfreundlich war, anderen Leuten freilich, denen er aus irgend einem Grunde nicht gewogen war, pflegte er wohl den Gruß „Beſtie!“ entgegenzuwerfen. Doch verließ er ſelten den Gartenſaal, in welchem er zu ebener Erde ſich eingerichtet hatte, gewöhnlich nur um in der nahen Küche ſeine Tabackspfeife anzuzünden, oder bei außerordentlichen Anläſſen. So wird erzählt, daß er einſt, als ein zur Familie gehöriger vornehmer Würdenträger, auf den er längſt einen Groll haben mochte, mit dieſer als Gaſt bei Tiſche ſaß, plötzlich in ſeiner ſeltſamen Tracht hereingetreten und ruhig auf den Fremden zugeſchritten ſei, dann aber eine unter dem Gewande verborgene Karbatſche hervorgezogen und den Ueberraſchten weidlich mit Schlägen zugedeckt habe. Durfte man in ſolchen Fällen gern das Vorhandenſein eines wirklichen Irrſinns als Entſchuldigung gelten laſſen, ſo mußte man in anderen eine ſolche Annahme durchaus verneinen. In wichtigeren Sachen, wo ſeine Zuſtimmung oder ſein Rath erfordert wurde, gab er die vernünftigſte, zweckmäßigſte Auskunft, für die Erziehung und ſpäter für die gehörige Unterſtützung ſeiner Söhne traf er die beſten Anordnungen, er wußte das Hausweſen in der Obhut ſeiner Frau wohlverſorgt, ließ ihr freie Hand, und hörte willig auf ihre freundlichen Mahnungen, wenn ſie nöthig fand, ſeine Launen und Aufwallungen zu beſchwichtigen. Ja bei Gelegenheit einer Ueberſchwemmung, von welcher Falkenberg heimgeſucht wurde, und während alle Leute rathlos verzweifelten, trat er plötzlich hervor, überſah mit Einem Blick die Lage der Dinge, gab mit Entſchloſſenheit die zweckmäßigſten Befehle, und traf überhaupt ſo gute Anordnungen, daß man ihm allein die Rettung des Dorfes zuſchreiben mußte.

Die Seltſamkeiten wurden indeß immer auffallender. Er unterhielt ſich mit Geiſtern, die er berief oder die ihn freiwillig beſuchten, und mit denen er oft ausführliche Reden wechſelte. Im Garten vor den Fenſtern ſeines Saales oder durch eine Thürſpalte belauſchten die Hausgenoſſen bisweilen ſein ſonderbares Treiben; ſie ſahen ihn in der Mitte eines Kreiſes von Stühlen ſtehend, bald nach dem einen bald nach dem anderen hin lebhaft reden, es wurde klar, daß jeder derſelben ihm den Geiſt einer Wiſſenſchaft vorſtellte, und was er dieſen Geiſtern vortrug, hatte ſo bedeutenden Gehalt und richtigen Zuſammenhang, daß die Hörer keinen Eindruck von Lächerlichem davon empfingen, ſondern mit ſcheuer Ehrfurcht und ahndungsvollem Staunen erfüllt wurden. Ja dieſe ganze Vorſtellungsart, die ſich größtentheils auf Swedenborg zurückführen ließ, wirkte auf die jungen Gemüther ſo mächtig, daß die vier älteren Söhne für die ſchwärmeriſchen Gebilde Swedenborg's, die ihnen ſpäter auch aus den rechten Quellen bekannt wurden, eine entſchiedene Zuneigung behielten.

Die Miſchung von Aufklärung und Geiſterweſen, von freiem Naturleben und lebhafter Geſelligkeit, — denn das Haus blieb gaſtlich den häufigen Beſuchen von Verwandten und Freunden offen, — mußte die aufgeweckten Knaben frühzeitig zum eigenen Nachdenken reizen und ihre Geiſtesfähigkeiten raſch entwickeln. Sie hatten aus der Verwirrung, in welche ſo viele Widerſprüche ſie verſetzten, mit eigner Kraft ſich herauszuarbeiten, und in dieſem gemeinſamen Streben jeder wieder die Beſonderheiten zu bekämpfen, welche die anderen dabei zeigten. So war denn das junge Geſchlecht in beſtändiger Uebung geiſtiger Streitkräfte, immer bereit zu erforſchen, zu prüfen, Sätze aufzuſtellen und zu widerlegen, alles dem eignen Urtheil unterzuordnen; die einzige Autorität, welche ſie anerkannt hätten, die des Vaters, war in den meiſten Fällen nicht anzurufen.

Bevor wir unter den Söhnen des merkwürdigen Mannes unſeren Helden beſonders hervorheben, müſſen wir die Reihe ſeiner Brüder einen Augenblick betrachten, damit uns anſchaulich werde, wie reich und mannigfach ein eigenthümlicher Geiſt in dieſem Geſchlechte ſich kräftig und fruchtbar entfaltete.

Alle fünf Brüder wählten als erſten Beruf den Kriegsdienſt, der ſie doch nicht alle in gleichem Maße befriedigte und feſthielt. Der älteſte, Karl Ulrich, geboren im Jahre 1750, wurde Lieutenant im Regiment von Lottum, ſpäter von Braun, das in Berlin ſtand; nach mehrjähriger eifriger Ausdauer, und nachdem er den baieriſchen Erbfolgekrieg mitgemacht, wurde er des nach ſeiner Anſicht unnützen Dienſtes überdrüſſig und verlangte ſeinen Abſchied, den aber der König verweigerte, und da jener dennoch auf ſeinem Geſuch beharrte, ihn zur Haft bringen ließ, um ſich eines beſſern zu beſinnen. Doch hier ſtieß Trotz auf Trotz, und Karl ſaß ein ganzes Jahr auf der Wache des Neuen Marktes, dem damaligen Haftort für Offiziere, ohne ſich dem Willen des Königs zu beugen. Der Gouverneur von Berlin, General von Ramin, ein ſonſt harter und rückſichtsloſer Mann, verwandte ſich für ihn, und bat den König, ihn zu entlaſſen, es ſei ja doch nicht viel an ihm; allein der König erwiederte: „Das weiß ich beſſer! Er iſt ein ſehr guter Offizier.“ Endlich, auf ein Bittſchreiben der Mutter, erlangte Karl Ulrich dennoch den erſehnten Abſchied. Nach längerem Aufenthalt in Falkenberg, wo er ſich mit mancherlei Entwürfen beſchäftigte, zog er nach den Niederlanden, um an dem Kriege der aufſtändiſchen Brabanter gegen den Kaiſer Joſeph den Zweiten Theil zu nehmen; zu gleichem Zwecke geſellte ſich ihm ſein jüngerer Bruder Dietrich; gegen Oeſterreich zu fechten hieß beiden noch immer für Preußen die Waffen führen; erſterer trat als Major ein, und befehligte in dem Treffen bei Banniers unweit von Huy 1200 Freiwillige von den Truppen des Generals van der Merſch. Doch der Aufſtand hatte kein Gedeihen, die bewaffneten Schaaren gingen nach mehreren Unfällen aus einander, und beide Brüder kehrten in die Heimath nach Falkenberg zurück, wo indeß der Vater im Jahr 1791 geſtorben war, und ein ſehr geſchmälertes Vermögen hinterlaſſen hatte. Sie nahmen ihre Erbtheile in Empfang und wollten damit in Handelsgeſchäften ihr Glück verſuchen. Sie begaben ſich nach Hamburg und ſchifften von hier im September 1791 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie machten zuerſt Fußwanderungen durch das

Land, predigten hin und wieder, lebten eine Zeitlang als Jäger, dann aber in Philadelphia, von wo ſie im Juli 1792 zurückkehrten, um ein vortheilhaftes Geſchäft einzuleiten, das aber ſtets neue Verzögerungen erlitt; erſt im Jahr 1795 kam es zur Ausführung, ſie führten eine ganze Schiffsladung böhmiſcher Glaswaaren von Hamburg nach Boſton hinüber; Karl, der nach der Rückkehr aus Brabant, ein pommerſches Fräulein geheirathet und mit ihr zwei Kinder gezeugt hatte, nahm ſeine Familie diesmal mit; aber die Reiſe fiel unglücklich aus, der eine Sohn ſtarb unterwegs, die Frau mißfiel ſich in dem fremden Lande; dann ſchlug auch die Handelsſache ganz fehl, ſie würde früher reichen Ertrag gegeben haben, jetzt war ſie verſpätet, andere Schiffe hatten dieſelbe Waare gebracht, deren Werth nun tief ſank. Beide Brüder verloren auf dieſe Weiſe den Reſt ihres Vermögens, und kamen auf verſchiedenen Wegen nach Europa zurück. Sie brachten von den Vereinigten Staaten die ungünſtigſten Eindrücke heim; Dietrich ſchrieb ſein bekanntes Werk, das die dortigen Zuſtände im nachtheiligſten Lichte zeigt, Karl verfaßte einen Aufſatz, der den Despotismus in dem Freiſtaate Nordamerika in grellen Angaben mit ſcharfer Kühnheit aufdecken will, und in der Woltmann'ſchen Zeitſchrift „Geſchichte und Politik" vom Jahr 1800 abgedruckt worden iſt. Karl zog hierauf zu ſeinem Bruder Friedrich Wilhelm, der zu Soldau ein Füſilierbataillon befehligte, und fand hier eine Anſtellung als Salzinſpektor, ſpäter lebte er auf den Gütern dieſes Bruders, wo er im Jahr 1833 faſt dreiundachtzig Jahr alt ſtarb. Er war ein ſehr ausgezeichneter Mann, von feſtem und freundlichem Gemüth, ein heller Kopf. Er liebte die Frauen, haßte die Pfaffen. In ſeiner Meinung ſtand Dietrich unter ſeinen Brüdern am höchſten, und aller nachherige Kriegsruhm des dritten Bruders konnte dieſe Meinung nicht ändern. Er war, wie ſchon erwähnt, ein trefflicher Lateiner, liebte aber beſonders die franzöſiſche Sprache und Litteratur, von deren vorzüglichſten Schriftſtellern er eine ſchöne Sammlung beſaß. Als Sonderling glich er einigermaßen dem Vater, in Streitſucht und Hang zu Abentheuern glich er dem geliebten Heinrich Dietrich; mit Friedrich Wilhelm verband ihn die ehrenhafte Tüchtigkeit.

Der zweite Bruder, Auguſt Chriſtian, diente nur kurze Zeit in dem Küraſſierregiment Gendarmen, nahm ſchon als Junker den Abſchied, heirathete ein Fräulein von Brück, und ſtarb früh. Ein Sohn von ihm, Friedrich von Bülow, geboren im Jahr 1774, erwarb ſchon als Lieutenant ausgezeichneten Kriegsruhm, indem er 1807 die Grenadierſchanze bei Kolberg gegen die wiederholten Angriffe franzöſiſcher Uebermacht mit ausdauerndem Heldenmuth vertheidigte, den er auch in den Feldzügen des Befreiungskrieges, namentlich bei Halle und Dennewitz, ausgezeichnet bewährte. Zuletzt war er Kommandant von Küſtrin, nahm in Folge ſeiner ſchweren Verwundungen als Oberſt den Abſchied, und führte noch als Greis mit unbeugſamem Eifer, wie früher den Degen, jetzt die Feder ſcharf und kräftig im Kampfe für die Sache des Vaterlandes, der Vernunft und Wahrheit.

Nun folgt Friedrich Wilhelm, der dritte Bruder, geboren zu Falkenberg am 16. Februar 1755. Von ihm, als dem eigentlichen Gegenſtand unſerer Schrift, wird gleich weiter die Rede ſein.

Der vierte Bruder, Adam Heinrich Dietrich, geboren im Jahr 1757, wurde in der Familie ſtets Dietrich genannt, als Schriftſteller nannte er ſich bald mit dieſem Namen, bald Heinrich. Er verdient eine ausführlichere Darſtellung, als wir hier von ihm geben können. In der Militairakademie zu Berlin erzogen, und durch Scharfſinn und Kühnheit wie durch Stärke und Gewandtheit ausgezeichnet, trat auch er ſchon früh in den Kriegsdienſt, zuerſt bei einem Regiment zu Fuß, dann, als es ihm hier nicht mehr gefiel, bei einem Reiterregiment. Aber auch hier, ſobald er die neue Waffengattung gehörig zu kennen glaubte, und den Reiz des Reiterweſens ſchnell erſchöpft hatte, fühlte ſein ſtrebender, unruhiger Geiſt von den anſcheinend unfruchtbaren, oft beengenden Verhältniſſen ſich unbefriedigt, er mied ſeine Kammeraden und vertiefte ſich in das Studium des Polybios, Tacitus und Jean Jacques Rouſſeau, welche Schriftſteller auf ihn die ſtärkſten Eindrücke machten, und beſonders auch ſeinen Freiheitsſinn entflammten. Bald forderte er den Abſchied aus dem preußiſchen Dienſt, und wandte ſich nach Brabant, um gleich ſeinem älteſten Bruder in den Reihen der Aufſtändiſchen gegen Oeſterreich zu fechten. Die Hoffnung, hier Gelegenheit zur Ausübung ſeiner Thatkraft zu finden, erfüllte ſich nicht; er ſah ſich unter den Befehlen eines trägen, pedantiſchen Generals auch hier zur Unthätigkeit verurtheilt, und war bei dem Erlöſchen des Aufſtandes genöthigt andere Lebenswege zu verſuchen. In der Heimath angelangt, gerieth er auf den Einfall eine Schauſpielertruppe zu bilden und zu führen. Nachdem er mit vieler Mühe und großen Koſten eine ſolche zuſammengebracht und ausgerüſtet hatte, und ſie zum erſtenmale in Tangermünde ſpielen ſollte, trat plötzlich das Hinderniß ein, daß der Magiſtrat dies ohne höhere Erlaubniß nicht geſtatten wollte, an welche bis dahin nicht gedacht worden war. Verdrießlich und etwas beſchämt durch die Kleinlichkeit der Verhältniſſe, in die er ſich begeben hatte, gab er das ganze Unternehmen ſchnell wieder auf, verkaufte den angeſchafften Plunder dem herumziehenden Schauſpieldirektor Butenop, und beſchloß nach Nordamerika zu reiſen. Seiner zweimaligen Reiſe dorthin mit ſeinem älteſten Bruder, und des traurigen Ausgang derſelben iſt ſchon gedacht worden. In Amerika ſoll er mehrmals gepredigt haben, und zwar im wunderlichen myſtiſchen Geiſte, der ihm aus Swedenborg's Schriften vom väterlichen Hauſe her vertraut war. Bei ſeinem mühſamen, ſtockenden mündlichen Vortrage konnte dieſes Bemühen ihm wenig Beifall bringen. Nachdem er auf der Rückreiſe in London eine Zeitlang mit widrigen Schickſalen gekämpft, gelangte er 1799 wieder nach Deutſchland, kam nach Berlin und begehrte eine Anſtellung im diplomatiſchen Fach, oder im Generalſtabe, denn die Ueberzeugung ſtand in ihm feſt, daß er in Staats- und Kriegsſachen das Höchſte zu leiſten fähig ſei. Da ſeine Wünſche gänzlich unbeachtet blieben, ſo warf er ſich nun völlig auf die ſchon vorher nicht ohne Glück verſuchte Schriftſtellerei. Er ging abermals nach London, um hier eine Zeitſchrift über England zu ſchreiben, die jedoch mißglückte; er gerieth in Schulden und in das Schuldgefängniß. Ausgelöſt durch ſeinen Bruder

Friedrich Wilhelm begab er ſich nach Paris, wo er zuerſt den Plan hatte, nach Afrika zu reiſen, dann aber wunderbarerweiſe als Agent der deutſchen Reichsritterſchaft auftrat, die ſich gegen die ihr drohende Mediatiſirung ſichern wollte. Hiebei machte er ſich der franzöſiſchen Regierung unbequem oder gar verdächtig, und erhielt nach beinahe dreijährigem Aufenthalt die Weiſung Paris zu verlaſſen. Nothgedrungen kehrte er in die Heimath zurück, wo wieder die Schriftſtellerei ſeine einzige Aushülfe war. Er ſchrieb nun mit neuem Eifer über das Kriegsweſen, tadelte die vorhandenen Einrichtungen, ſtellte neue Lehren und Anſichten auf, und verfuhr dabei mit ſolchem ſchwungvollen Selbſtvertrauen, ſolch rückſichtsloſer Verwegenheit, ſolchem Witz und Hohn, daß ſeine Schriften das größte Aufſehen, die ſtaunendſte Bewunderung, aber eben ſo den heftigſten Unwillen und Haß erregten. Sein hochfliegender Geiſt, zuerſt durch ein Buch von Berenhorſt auf jene Gegenſtände gelenkt, durch eignes Nachdenken und gründliche Studien getragen, durch die außerordentlichen Thatſachen, welche die Gegenwart ihm vor Augen ſtellte, überzeugt und ereifert, glänzte hier in wahrhaft genialer Ueberlegenheit. Welches auch die Irrthümer ſein mögen, die ſeiner Theorie ſpäter nachgewieſen worden, wie bedeutend oft ſein Urtheil fehlgehen mag, immer ſteht feſt, daß ſeine Schriften geniale Erſcheinungen ſind, Meteore am litterariſchen Himmel- von deren Aufblitz ganze Maſſen alter Vorurtheile zuſammenſtürzten, und deren Nachwirkung noch fortdauert in vielem, was ſeinen Urſprung verläugnet oder nicht mehr weiß. Er beſuchte nochmals England, dann Frankreich, nirgends fand er Gedeihen oder Ruhe, auch in der Heimath nicht. Seine beißende Kritik des öſterreichiſch-ruſſiſchen Feldzugs vom Jahre 1805 erregte den Zorn der verletzten Mächte, der ruſſiſche Geſandte Alopeus erwirkte in Berlin ſeine Verhaftung. Man hatte ihn gewarnt, ſeine Freunde riethen ihm zur Flucht, allein er trotzte der Gefahr; aus den Armen eines Mädchens, das ihm durch Herzensneigung verbunden war, wurde er in das Gefängniß der Hausvogtei geführt. Von hier aus gab er preußiſchen Generalen, die im Jahr 1806 gegen die Franzoſen in's Feld rückten und ſeine Meinung zu wiſſen verlangten, gute Rathſchläge, nachdem aber die ſchrecklichen Unfälle der preußiſchen Waffen bekannt geworden, rief er mit bitterm Hohn: „Ja ſo geht's, wenn man die Generale in die Hausvoigtei ſperrt, und Einfaltspinſeln die Befehlsführung giebt!" Bei Annäherung der Franzoſen wurde er von Berlin als Staatsgefangener nach Kolberg und von dort im folgenden Jahre nach Riga gebracht; von da fehlen alle Nachrichten, es blieb im Dunkel, ob er noch während der Ueberfahrt auf dem Schiffe, oder bald nach der Ankunft in Riga geſtorben ſei, ja die Vermuthung beſtand, er ſei weiter in's Innere von Rußland geſchleppt worden und habe dort erſt ſpäter ſeinen Tod gefunden. Selten hat die Natur auf zwei Brüder eine ſolche Fülle verwandter, doch ſehr verſchieden geſtellter Gaben ausgeſchüttet, wie auf dieſen Dietrich und auf ſeinen Bruder Friedrich Wilhelm, und ſelten auch mag ſolch ähnlich Begabung zu ſo ungleichen Schickſalen ſich entfaltet haben. In beiden war kriegeriſcher Genius wirkſam; doch während der jüngere voll Ungeduld umherſchweifte, und zuletzt nur durch Schriften darthun konnte, welche außerordentlichen Kräfte in ihm lagen, harrte der ältere mit feſtem Muth in der gewählten Bahn ruhig aus bis die Zeit der Thaten erſchien, und dann von Sieg zu Sieg ihn dem Ziele des ſchönſten Ruhmes zuführte.

Der jüngſte Bruder, Georg Ludwig, war auf der Ritterakademie zu Brandenburg erzogen worden, diente gleichfalls im preußiſchen Heer, und erwarb in dem Befreiungskriege das eiſerne Kreuz nebſt anderen Ehrenzeichen, nahm aber gleich nach dem Frieden als Major ſeinen Abſchied, und ſtarb im Jahr 1838. Obſchon zweimal vermählt, hinterließ er doch keine Kinder.

Alle fünf Brüder, wie verſchieden auch an Alter, Fähigkeiten und Neigung, hatten doch viel Gemeinſames, ſowohl in geiſtigen Anlagen und Trieben, als in Gemüths- und Sinnesart, und beſonders in ſittlicher, ehrenhafter Geſinnung. Ein feuriges ungeduldiges Naturell, leicht in heftigen Zorn aufbrauſend, eine ſchwer zu behandelnde Empfindlichkeit, ein ſtreitſüchtiger Eigenwille, wurden aufgewogen durch die herzlichſte Gutmüthigkeit, den thätigſten Dienſteifer, den offenſten

Sinn für Wahrheit und Recht. Auch im Aeußern ſollen wenigſtens die drei älteren Brüder einander ſehr ähnlich geweſen ſein, nicht groß, aber ſchlank und kräftig, von feiner ſchmaler Geſichtsbildung, gebogener Naſe, blauen Augen, in Gang und Haltung erregt; ein nervöſes Zucken um die Mundwinkel hatten ſie ebenfalls mit einander gemein, ſo wie den Abſcheu gegen das Tabackrauchen, der allen Bülow's eigen ſein ſoll. Auch hielten ſie wacker zu einander, und wiewohl jeder ſeinen beſondern Weg ungehindert ging, ſo blieben ſie doch als brüderliche Freunde ſtets treu verbunden, in Rath und That ſtets einander nach Kräften hülfreich. —

Wir kehren zu unſerem Helden zurück. Friedrich Wilhelm von Bülow genoß mit ſeinen Brüdern die gemeinſame Erziehung im väterlichen Hauſe bis in ſein vierzehntes Jahr. Er nahm Theil an dem Unterricht, den Uebungen und Abentheuerlichkeiten, die dort im Schwange waren, doch zeichnete er ſich nicht vor den anderen aus, er galt ſogar als minderbegabt. Denken und Forſchen ſtand aber in ſo großem Anſehen, daß er ſchon als kleiner Knabe von dieſem Zuge mitergriffen war, und einſt, während die Brüder im Freien herumſprangen, ganz ſtill unter einem Tiſche ſitzend gefunden wurde, und nicht hervorkommen wollte, weil er denken müſſe, wie er ſagte, und immer tiefer denken, ſo daß er davon ſchon ein Loch im Kopf habe. Jedoch hat grade in ihm der Hang zum Grübeln ſich am wenigſten ausgebildet; der Eintritt in den Kriegsdienſt gab ihm bald andere Beſchäftigung. Im Januar 1768 kam er nach Berlin, und wurde Fahnenjunker in demſelben Regiment von Braun, in welchem ſein Bruder Karl Ulrich ſchon als Offizier diente. Das Regiment, welches unter den Fußregimentern die Zahl 13 führte, bekam im Jahr 1794 den General von Arnim zum Inhaber, und behielt deſſen Namen bis zu ſeiner Auflöſung, die nach den Ereigniſſen von 1806 erfolgte. Der Dienſt war damals im ganzen Heere ſtreng und hart, beſonders aber in dieſem Regiment, und man ließ abſichtlich die jugendlichen Anfänger, oft noch unerwachſene Knaben, das ganze Gewicht einer Zucht fühlen, die ſich durch die Rohheit und Tücke der Befehlshaber bisweilen zur wahren Grauſamkeit ſteigerte. Erſt nach vieljähriger ſchweren Prüfungszeit, in welcher alles Aeußerliche und Kleinliche des Waffenhandwerks in unaufhörlicher Wiederholung ſorgfältig erlernt und geübt werden mußte, rückte Bülow am 24. Dezember 1772 zum Fähndrich auf, und nach abermaligem ſechsjährigen Harren am 1. April 1778 zum Lieutenant. Nun erſt konnte er freier aufathmen, und des näheren Umgangs mit ſeinem Bruder ſo wie überhaupt des Lebens einigermaßen froh werden. Die Strenge der Unterordnung und des Dienſtes ließ zwar keineswegs nach, jeder Vorgeſetzte durfte den Untergebenen nach Laune hart und rauh anlaſſen, durch ſchnöden unverdienten Tadel bitter kränken, die ganze Laufbahn war eine Schule des Erduldens und Selbſtverläugnens, bis zu der ſcharfen Gränze, wo der Ehrenpunkt berührt wurde, und das freie Mannesgefühl plötzlich alle Schranken niederwarf; aber die Stellung zu den Kammeraden und zur Geſellſchaft beſſerte ſich mit jedem Vorrücken, und der Rang eines Lieutenants gab dem Ehrgeiz ſchon manche Befriedigung.

Die Hauptſtadt Preußens war damals an Bevölkerung, Reichthum und Hülfsmitteln jeder Art kaum ein Viertheil deſſen, was ſie heute iſt, an ſchaffender Thätigkeit, Bildung und Lebensgenuß vielleicht kaum ein Zehntheil. In allen Klaſſen zeigte ſich eine ärmliche Beſchränktheit, neben der freilich die wenigen Reichen verhältnißmäßig um ſo reicher ſchienen. Daneben erhob ſich ein kecker Stolz, der andere Ueberlegenheit anſprach, des klügſten Verſtandes, des raſcheſten Muthes, und der den ſtrahlenden Waffenruhm des ſiegreichen Heeres gleichſam zum Gemeingut machte, an welchem auch der Geringſte ſeinen Antheil haben konnte. Das zahlreiche Militair ſtand daher vorherrſchend in Macht und Anſehen, nicht nur nach dem Willen und der Fügung von oben, ſondern auch durch die zuſtimmende Meinung des Volkes ſelbſt. Nach allen Seiten machte ſich der Vorzug des Kriegerſtandes geltend, und wenn die rohe Aeußerlichkeit des Ranges allein ſchon dazu genügte, ſo mußte jedes Bildungsſtreben, das ſich ihm beigeſellte, dieſe Geltung nur um ſo kräftiger beſtätigen und erhöhen. Bildung aber war damals in Berlin noch wenig verbreitet, der geſellige Ton und Verkehr entweder zwangvoll ſteif oder ungebunden gemein; Luſt und Vergnügen ſelbſt erſchienen nur in niedriger Geſtalt; edlere Sitte, geiſtiger Aufſchwung gehörten zu den Ausnahmen. Wo jedoch inmitten dieſes wüſten Treibens ein höheres Streben ſich kund gab, da durfte man ſicher annehmen, es ſei von ächter Art, von Eifer und Ausdauer unterſtützt, denn es hatte ſchon einer beſondern Kraft bedurft, um aus der rohen Maſſe ſo weit ſich loszuringen; Kenntniſſe und Fertigkeiten waren ſelten, ſie boten ſich nicht auf offenem Markte jedem Vorübergehenden an, ſondern mußten mit ſtarkem Willen und manchen Opfern meiſt ſchwierig erworben werden. Daher ſehen wir in jener Zeit mit dem Talent und der Geiſtesbildung faſt immer auch Gediegenheit des Karakters verknüpft. Mit Zuverſicht dürfen wir dieſe Bemerkungen auf die Jugendjahre anwenden, welche Bülow damals in Berlin verlebte, denn obgleich uns nähere beſtimmte Angaben fehlen, ſo bezeugen doch die ſpäter ſichtbar gewordenen Erfolge, daß ihn zu jener Zeit die Gegenſtände des Wiſſens wie des Geſchmacks vielfach angezogen und ernſtlich beſchäftigt haben, was auch durch Familiennachrichten ausdrücklich beſtätigt wird. Bücher, Landkarten und Pläne, die er als junger Offizier ſorgfältig geſammelt, bekunden ein frühes Studium der Kriegswiſſenſchaften. In der Mathematik, Erdkunde und Geſchichte hatte er bereits zu Hauſe guten Grund gelegt, und grade für dieſe Wiſſenſchaften bot Berlin gute Hülfsmittel zur Weiterbildung. Die Kenntniß des Franzöſiſchen war durch den hohen Werth, den die Meinung der Welt darauf legte, vor allem auch durch das Beiſpiel des großen Königs, der nach der ſiegreichen Beendigung des ſiebenjährigen Krieges von den Seinen gleich einem höheren Weſen verehrt wurde, als Bedürfniß und Schmuck zu ſehr erkannt und empfohlen, um bezweifeln zu laſſen, daß Bülow die ſchon erlangte Fertigkeit fleißig gepflegt habe, zumal die zahlreiche und auch durch geſellige Bildung bedeutend hervorragende franzöſiſche Kolonie noch mit allem Eifer auf ihre Sprache hielt, und zu fortgeſetzter Uebung in derſelben die reichſte Gelegenheit bot. Ein höherer Sinn und Geiſt in Bülow bewährt ſich auch beſonders durch ſeine Liebe zur Muſik. Schon im väterlichen Hauſe hatte er das Klavierſpiel fleißig geübt, auch blies er die damals ſo ſehr beliebte Flöte. Doch eine leidliche Fertigkeit, etwa zur bloßen Ausfüllung einſamer oder leerer geſelligen Stunden, genügte ſeinem tiefen Ernſt nicht; er wollte das Innere der wunderbaren Kunſt erdringen, ihre Grundlagen kennen lernen. Das Glück begünſtigte ihn hierin vorzüglich, und führte ihn zu dem berühmten Faſch, dem Kammermuſikus des Königs, dem Begründer der nachher unter Zelter's Leitung blühenden Singakademie. Dieſer war willig ihm den gewünſchten Unterricht zu ertheilen, und Bülow erlernte von ihm die Theorie der Muſik ſo gründlich, daß er bald in eignen Tonſetzungen ſich verſuchen konnte. Ein beſondrer Umſtand mag beigetragen haben, den lernbegierigen Offizier und den oft wunderlichen Muſiker näher zu verbinden; Faſch hatte nämlich eine heftige Liebhaberei für alle Aeußerlichkeiten des Kriegsweſens, kannte genau die ſämmtlichen Regimenter, ihre Stärke, ihre Standorte, ihre Befehlshaber, merkte jede Veränderung an, die ſich in dieſen Verhältniſſen ereignete, und beſchränkte dieſe Kenntniß nicht auf Preußen, nicht auf die Landtruppen, ſondern von allen Heeren und allen Flotten wußte er in dem erwähnten Betreff gute Rechenſchaft zu geben, wobei ein reicher Vorrath von Land- und Seekarten ihm zu Statten kam. Der militairiſche Schüler mußte daher ihm höchſt willkommen, jenem der Unterricht eines ſolchen Lehrers beſonders freundlich und ergötzlich ſein.

Man darf indeß nicht glauben, daß Bülow mit pedantiſcher Einſeitigkeit ſich ganz in Studium vertieft und darüber das friſche Leben der Gegenwart verſäumt habe. Im Gegentheil, beide Brüder genoſſen heiter und fröhlich, nach dem Maß ihrer Mittel, und oft über daſſelbe hinaus, alle Freuden der Jugend, zu denen die Gelegenheit nicht fehlte. Der Vater hatte ihnen eine für die damalige Zeit anſehnliche Summe als Zulage zu ihrem Sold ausgeſetzt; allein der jugendliche Leichtſinn erſchöpfte gewöhnlich ſchon in der erſten Woche den ganzen Betrag, der für den Monat ausreichen ſollte, dann mußten außerordentliche Hülfsquellen eröffnet und Schulden gemacht werden, was nicht ohne luſtige Einfälle und wunderliche Geſchichten ablief. Der ſo weltkluge als gütige Vater hatte dies freilich vorhergeſehen, und damit die Verlegenheiten nicht zur beängſtigenden Laſt aufwüchſen und den jungen Leuten ernſten Verdruß bei den Vorgeſetzten verurſachten, ſo war er wiederholt bedacht, dem Oberſten des Regiments hinreichende Gelder anzuweiſen, aus denen dieſer dann die aufgelaufenen Schulden, deren Ueberſicht er einforderte, immer pünktlich abzahlte; dieſe nachſichtsvolle und doch ernſte Güte wirkte zugleich dahin, daß ein gewiſſes Maß nicht überſchritten und von ihr kein Mißbrauch gemacht wurde. Auch an Herzensneigung konnte es dieſer feurigen Jugend nicht fehlen. Beide Brüder waren den Frauen hold, und fanden leicht Erwiederung. Der ältere, Karl, war von den Reizen der ſchönen Gräfin Matuſchka, Schweſter der nachmaligen Gräfin von Lichtenau, leidenſchaftlich eingenommen, und gedachte dieſer frühen Eindrücke noch in ſpäten Jahren mit aller Innigkeit. Der jüngere, Friedrich Wilhelm, hatte der liebenswürdigen Schauſpielerin Döbbelin, welche durch perſönliche Anmuth und künſtleriſche Begabung lange Zeit ein Liebling des deutſchen Theaterpublikums war, ſeine ganze Neigung zugewendet, ſo daß er, wie er ſelbſt bekannte, um ihretwillen die größten Thorheiten hätte begehen können. Die Beſtändigkeit dieſer Neigung, auch nachdem die Zeit ſie weſentlich verändert hatte, bezeichnet deren beſſern Urſprung; er verläugnete ſie ſo wenig, daß er noch im Jahr 1813, als er während des Waffenſtillſtandes in Berlin war und eines Abends im Theater die Jäger von Iffland aufführen ſah, in welchen die nun ganz alte Demoiſelle Döbbelin die Oberförſterin ſpielte, mit lebhafteſter Theilnahme ſich ihres noch immer glänzenden Erfolgs freute, und ſeiner neben ihm ſitzenden Schwägerin zuflüſterte: „Sehen Sie da, mit dieſer alten dicken Perſon wollte ich in meinem zwanzigſten Jahre davonlaufen.“ Auch unterließ er nicht, die einſtige Geliebte freundlich zu beſuchen. —

Der kurzdauernde, thatenloſe Krieg des Jahres 1778, ſpottweiſe der Kartoffelkrieg genannt, gab für Bülow keine Gelegenheit ſich auszuzeichnen oder eigne Kriegserfahrung einzuſammeln. Wohl aber mußten dieſe Anſtalten und Bewegungen ſein Nachdenken anregen, und ernſtlicher auf den

Beruf lenken, dem er ſich gewidmet hatte. Wir finden eine Spur, daß in jener Zeit mehrere Offiziere der Berliner Beſatzung zuſammengetreten, um ſich für ihr Fach höher auszubilden, und daß Bülow einer derſelben geweſen. Merkwürdig iſt es, daß während ſeine beiden älteren Brüder, unzufrieden mit ihrem Stande, denſelben zu verlaſſen ſtrebten, er gleichwohl mit voller Neigung und ungeſchwächtem Eifer darin verblieb. Für ihn war, im Gegenſatze ſeiner Brüder, die Erfüllung der oft peinlichen und wie es ſchien zweckloſen Aeußerlichkeiten des ſtrengen Dienſtweſens keine Feſſel, die den Aufſchwung des Geiſtes hinderte; neben der pünktlichen Beobachtung der vorgeſchriebenen Formen und dem aufmerkſamen Eifer bei dem läſtigen Einerlei der ewigen Exerzirarbeit, trieb er mit ernſtem Fleiß höhere militairiſche Studien, die er bald auf alle Zweige der Kriegswiſſenſchaften ausdehnte.

Erſt das Jahr 1786 brachte ihm am 26. Mai die Beförderung zum Premierlieutenant, nachdem er acht Jahre auf der vorhergehenden Stufe ausgeharrt. Er war jetzt einunddreißig Jahr alt, und konnte als ein ausgezeichneter, tüchtiger Offizier gelten, deſſen Fähigkeiten und Betragen auch von ſeinen Obern rühmend anerkannt wurden. Unter ſeinen Kammeraden war er ſo beliebt als angeſehen, bei vorkommenden Zwiſtigkeiten eben ſo bereit ſie tapfer durchzuführen, als geneigt ſie verſöhnlich beilegen zu helfen, doch hatte er früh den entſchiedenſten Widerwillen gegen freche Raufſucht, und erklärte den Zweikampf als Ehrenmittel für den größten Unſinn, deſſen Zwange doch jeder ſich unterwerfen müſſe.

In dieſem Jahre ſtarb am 17. Auguſt Friedrich der Große, mit deſſen Tod in Preußen eine große Umwandlung faſt aller Verhältniſſe begann. Der reiche Segen und der alles überſtrahlende Ruhm ſeiner gewiſſenhaften und fürſorglichen Regierung hatte den großen König wider mannigfache Unzufriedenheit und Mißſtimmung nicht ſchützen können, harte Urtheile und Vorwürfe wurden gehört, ein neues Geſchlecht mit anderen Anſprüchen war herangewachſen und regte ſich ungeduldig, man empfand das ſtrenge Alter Friedrichs als eine Laſt, von der man befreit zu ſein wünſchte. Von der neuen Regierung verſprach man ſich ein goldnes Zeitalter, in welchem heitere Menſchlichkeit und milde Anmuth herrſchen würde. Beſonders in den Kreiſen der vornehmen Welt begann ein freieres Leben, in das vieles ſich einmiſchte, was jenen bisher fern geſtanden hatte; unter den Einflüſſen von Gunſt und Neigung wurde die Geſelligkeit bewegter und anziehender. Die Geliebte Friedrich Wilhelms des Zweiten, nachherige Gräfin von Lichtenau, war eben ſo gutmüthig als liebenswürdig, und hatte gleich dem Könige ſelbſt viel Sinn für ſchöne Kunſt. Bülow war durch ſeinen ältern Bruder, der die Gräfin Matuſchka ſo eifrig verehrte, bei dieſer ebenfalls eingeführt, und wurde nun leicht auch mit deren Schweſter bekannt. Dem Könige ſelbſt konnte der junge Offizier durch ſeine Muſikliebe beſonders empfohlen ſein; für dieſen mußte der Einblick in das Hofleben eine neue Schule der Erfahrung werden, ſein gewandter Verſtand ſich bald mit den Formen der großen Welt auch deren Klugheit aneignen, die dem Gange dieſes verwickelten Getriebes mit ſcharfer Beobachtung folgt, zugleich aber vor deſſen Täuſchungen und Verſtrickungen ſich zu hüten weiß.

Mit dem Ableben Friedrichs trat auch bald in dem politiſchen Verhalten Preußens eine merkliche Veränderung ein. Der alte König hatte während ſeiner letzten Jahre die Staatskräfte klüglich geſchont, und deren Verwendung nach außen möglichſt vermieden, um ſolche für Fälle dringender Noth ungeſchwächt bereit zu haben; ſeine Politik war aus einer thätig eingreifenden eine mehr beobachtende, beſchwichtigende geworden. Jetzt, im Gefühl der Machtfülle, welche dem Erben das gerüſtete Heer und der reiche Schatz darboten, folgte ein regſameres Vortreten, ein thätigeres Einmiſchen. Von verſchiedenen Seiten erhoben ſich Spannungen, die eine kriegeriſche Löſung in Ausſicht ſtellten; es gab Verwickelungen mit Oeſterreich, mit Polen, im deutſchen Reiche; preußiſche Truppen rückten in Lüttich ein, in Aachen, führten einen raſchen Kriegszug nach Holland aus. Alles dieſes mußte den militairiſchen Beobachter lebhaft anregen, ſeine kritiſche Prüfung herausfordern, ſeine Kenntniß und Umſicht erweitern. Dem Aufſtand in Belgien, wohin ſeine zwei Brüder gezogen waren, widmete er ſchon deßhalb eine nähere, beſorgnißvolle Theilnahme. Doch alle dieſe Vorgänge traten in den Schatten beim Ausbruch der großen Ereigniſſe, die mit dem Jahr 1789 in Frankreich anhoben, und in ſtürmender Entwickelung ſich ausbreiteten, bald alles Nahe und Ferne in ihren Wirbel riſſen, und die ganze Lebenszeit des von ihnen ergriffenen Geſchlechts ſo wie des nächſtfolgenden überſtrömten, deren Schickſale mehr oder minder von dorther bedingt wurden. Daß Preußen bei dieſen Ereigniſſen kein müſſiger Zuſchauer bleiben, ſich gegen die revolutionairen Bewegungen erklären, und im Bunde mit Oeſterreich ſie bekämpfen würde, ſchien der Staatsklugheit gemäß, und wurde von vielen Seiten mit Zuverſicht erwartet. Wie Bülow die erſten Anfänge der franzöſiſchen Revolution betrachtet und beurtheilt habe, darüber fehlen uns nähere Nachrichten, jedoch wiſſen wir, daß im Beginn die neue Erſcheinung von vielen Stimmen, auch aus den höchſten und gebildetſten Klaſſen mit freudigem Staunen und begeiſtertem Zuruf begrüßt wurde, und die beiden ältern Brüder Bülow's durften als entſchiedene Anhänger eines Umſchwunges gelten, der nur das Veraltete und Schlechte zu zerſtören, und an deſſen Stelle das Zeitgemäße und Gute aufzurichten verſprach; die Verkündigung der Freiheit und der Herrſchaft der Geſetze ließ noch nicht ahnden, welche Gewaltthaten der Willkür und Grauſamkeit ihr folgen würden.

Indeß war Bülow im Jahr 1790 am 2. März zum Stabskapitain ernannt worden, was ſeiner Lage für den Augenblick wenig Vortheil brachte, ſeine Ausſichten aber ſehr verbeſſerte, da ein baldiges weiteres Aufrücken ihm dabei verheißen und die Hoffnung gegeben wurde, aus dem gewöhnlichen Dienſtgange zu außerordentlicher Verwendung berufen zu werden. Er ſcheint mehrere Generale, die bei dem König in beſondrem Anſehen ſtanden, zu entſchiednen Gönnern gehabt zu haben. Unter ſeinen Kammeraden hatte er Freunde, die es ihm für das Leben blieben; die Namen Schlieffen und Chazot werden ſchon in jener Zeit genannt. —

Im folgenden Jahr 1791 ſtarb in Falkenberg ſein Vater. Man fand ihn eines Morgens todt aufrecht an einem Tiſche ſtehend, auf den er beide Hände geſtemmt hatte. Er war fünfundſechzig Jahre alt geworden, von denen er die achtzehn letzten faſt ganz abgeſchloſſen auf ſeinem Zimmer, das niemand betreten durfte, verlebt hatte. Die mittlere Diele des Fußbodens fand ſich von den gleichmäßigen Schritten ſeines täglichen, genau in derſelben Richtung wiederholten Spazierganges ſtark abgenutzt und wie zur Rinne vertieft. In ſeiner Geiſtesverſtimmung ſcheint er bis zuletzt unverändert geblieben; man hatte ſich an ſeine wunderliche Art gewöhnt, und in ſonſtigen Dingen ſeinen hellen Verſtand willig anerkannt, ſo wie auch ſeine Befehle, wenn er deren geben mochte, ſtets geehrt. Die Söhne ſtaunten über die Seltſamkeiten des Vaters, lächelten auch wohl im Stillen darüber, allein ihrer ſcheuen Ehrfurcht that dies keinen Eintrag, und ſeine Swedenborg'ſchen Geiſtergebilde waren ihrem eignen Sinne, wie ſchon erwähnt, nicht fremd geblieben. Seine früheren großen Verluſte abgerechnet, fand ſich ſein Vermögen noch anſehnlich genug und wohlgeordnet, die Güter in beſtem Wirthſchaftsſtande, der wohl größtentheils dem ſtillen aber thätigen Walten der fürſorglichen Hausfrau zu verdanken war; ſie ſcheint kurz vor ihm geſtorben zu ſein, wenigſtens kann ſie ihn nicht lange überlebt haben, denn wir finden ihrer nirgends mehr erwähnt. Die Söhne kamen in Falkenberg zuſammen, wo ſie auch bei Lebzeiten des Vaters ſich ſo oft es thunlich zu vereinigen pflegten, alsbald in dialektiſche Streitigkeiten geriethen, und nach hitzigem Behaupten und Widerſprechen doch immer zuletzt als brüderliche Freunde ſchieden. Da zwei von ihnen im Begriff ſtanden nach Nordamerika zu reiſen, ſo wurde dieſen vorläufig eine Summe als Erbtheil ausgezahlt, die eigentliche Theilung des Nachlaſſes aber auf das nächſte Jahr verſchoben. Sie hatten unter allen Wortſtreiten und Meinungshadern ein ſo herzliches Einverſtändniß und Vertrauen zu einander bewahrt, daß über die Erbſchaft keinerlei Mißhelligkeit unter ihnen entſtehen konnte, und jeder von ihnen die anderen als die ſicherſten Vertreter ſeiner Rechte anſehen durfte. Das Gut Falkenberg, das auf 70,000 Thaler veranſchlagt war, in der Familie zu erhalten, war Bülow's lebhafter Wunſch; indeß unterließ er nicht, das hiebei ſich anders ſtellende Verhältniß der Brüder auf das billigſte zu berückſichtigen. Dieſer brüderliche Sinn ſpricht ſich unbefangen und ſchlicht in einem Briefe aus, den Bülow unter dem 14. Oktober 1792 an ſeinen Bruder Auguſt richtete. „Ebenfalls wünſchte ich, heißt es, daß Falkenberg in unſerer Familie verbleiben möchte; der Ort, wo man geboren worden und die erſten Jahre des Lebens zugebracht, hat immer viel Anziehendes für uns, und man empfindet immer eine gewiſſe Anhänglichkeit an denſelben; überdem ſo iſt die Gegend um Falkenberg nicht unangenehm; dieſes ſcheint mir auch Karl zu fühlen, indeſſen wünſcht er ſein Intereſſe damit zu verbinden, und ganz kann man ihm das nicht verdenken. Sowohl Karl als Dietrich ſind wirklich nicht in den beſten Umſtänden, ein großer Theil ihres Vermögens iſt fort, und ſie haben beide weiter keine Ausſichten ſich in eine beſſere Lage zu ſetzen, ſondern müſſen ſich durchaus ſo einſchränken, daß ſie mit dem Ihrigen auskommen; nun iſt alſo natürlich, daß ſie jedes Mittel ergreifen, wo Ausſichten vorhanden ihr Vermögen zu vermehren, und das wäre bei einem öffentlichen Verkauf des Gutes allerdings möglich, es wäre möglich, daß es bis 80,000 Thaler getrieben würde, das wäre alſo auf jeden ein Gewinn von 2000 Thalern, dieſes iſt allerdings für Karl und Dietrich ein Objekt von Wichtigkeit, denn dieſer Zuwachs des Kapitals würde ihre Lage ſchon um ein Großes verbeſſern; aus dieſen Gründen kann man alſo deren Verlangen einer öffentlichen Verſteigerung nicht ganz unbillig nennen.“ Das Gut ſelber anzunehmen hatte er keine Luſt, denn die Sorgen der Wirthſchaft, meinte er, ſeien nicht für ihn, am wenigſten neben ſeinem Militairverhältniß, welches abzugeben ihm nicht in den Sinn kam. Nur um zu verhüten, daß Falkenberg zu niedrig wegginge, wollte er für ſich bis auf 70,000 Thaler mitbieten laſſen, vor allem aber verſuchen, es dahin zu bringen, daß ihm, dem Bruder Auguſt, das Gut für jenen Preis ohne Verſteigerung überlaſſen würde; doch hat letztere, wie es ſcheint, nicht können vermieden werden. —

Im Jahr 1792 kam auch der beſchloſſene Krieg gegen die franzöſiſche Revolution wirklich zum Ausbruch. Preußen und Oeſterreich zu demſelben Zweck eng verbündet, ſammelten am Rhein und in den Niederlanden ihre Kriegsvölker. Wie wenig jener Bund mit einer Macht, die bisher in Preußen vorzugsweiſe als der Feind galt, dem Geiſte des preußiſchen Heeres entſprach, und wie fremd und widrig daſſelbe zuerſt dieſe Genoſſenſchaft anſah, iſt aus vielen überlieferten Zeugniſſen bekannt genug. Aber die Abneigung gegen Oeſterreich wirkte hiebei nicht allein, ſondern auch die Hinneigung zu Frankreich, die den Erinnerungen des ſiebenjährigen Krieges zum Trotz unter den gebildeten Offizieren ſehr verbreitet war. Der Bruder des verſtorbenen und Oheim des neuen Königs, der als tapfrer und glücklicher Feldherr berühmte Prinz Heinrich, verhehlte bei keiner Gelegenheit ſeine Vorliebe für die Franzoſen, auch jetzt nicht, da die Nation ſchon weniger in Litteratur, Kunſt und Geſellſchaftsbildung, die ihn bisher mächtig angezogen hatten, als in kühnen Staatsneuerungen eine gewaltſame Thätigkeit ausübte, wie man ſie bisher noch nie geſehen hatte. Von hochſtehenden Generalen, welche dieſem Sinne mit Eifer zuſtimmten, war beſonders der nachherige Feldmarſchall Graf von Kalckreuth namhaft. Bei manchen jüngern Offizieren, deren Bildung dem Wechſel der Zeiten gemäß ſchon mehr eine deutſche war, wirkten die Gedanken des Fortſchrittes und der Verbeſſerungen, welche aus den zu Paris aufgeſtellten Grundſätzen für die ganze Menſchheit hervorgehen ſollten, mit verführeriſchem Zauber; der damalige Lieutenant, ſpäter Feldmarſchall von dem Kneſebeck ſprach noch in hohem Alter mit wohlgefälligem Lächeln von ſeiner damaligen Freiheitsliebe, die ihn bei altgeſinnten Vorgeſetzten in den Ruf eines Jakobiners brachte, und die er nun freilich als jugendlichen Irrwahn bezeichnete. So fehlte es nicht an Stimmen, die den bevorſtehenden Krieg nicht nur für einen unpolitiſchen, dem preußiſchen Staate nachtheiligen, ſondern auch für einen ungerechten, gegen das Recht und Wohl des Volkes gerichteten, erklärten. Die preußiſchen Offiziere, im Handeln an den ſtrengſten Gehorſam gewöhnt, glaubten um ſo freier in Gedanken und Meinungen ſein zu dürfen, und die Kühnheit ihrer Reden und Erörterungen ſtieg öfters zu einem Grade, der in ſpäterer Zeit fabelhaft erſcheinen muß. Die politiſchen Sachen wurden lebhaft verhandelt, die Partheien ſprachen ſich heftig gegen einander aus, man tadelte und pries mit gleicher Verwegenheit; ſelbſt ganz in der Nähe des Königs fielen ſolche Reibungen vor; auf das Dienſt- und Pflichtverhältniß hatte dies nicht den geringſten Einfluß, hier galt nur der Wetteifer des Muthes und der Treue. Wiefern Bülow an dieſen Wortkämpfen Theil nahm, ſich zu der einen oder der anderen Parthei hinneigte, können wir nicht beſtimmt ſagen, nur dürfen wir mit Gewißheit annehmen, daß ein ſo ſelbſtthätiger, kräftiger, zum Streiten geübter Geiſt, wie der ſeinige, bei ſo wichtigen und folgenreichen Fragen nicht in ſtumpfer Gleichgültigkeit verblieben ſein kann. Von ſeinem Bruder Heinrich Dietrich aber wiſſen wir, daß derſelbe gleich im Beginne der franzöſiſchen Freiheitsregungen ſich mit Begeiſterung für ſie ausſprach. Sie hatten allerdings noch nicht den Karakter der Wuth und des Schreckens, die ſpäter, nicht ohne Schuld der innern und äußern Angriffe, durch welche der mildere Verlauf unmöglich wurde, die weiteren Ereigniſſe furchtbar bezeichnete, und edle Gemüther mit gerechtem Abſcheu erfüllte.

Als die preußiſchen Truppen ſich nach dem Rhein in Bewegung ſetzten, waren die verſchiedenſten Meinungen doch alsbald in der Geſinnung und Ueberzeugung vereint, daß das Heer in kriegeriſcher Tüchtigkeit und Tapferkeit den alten Waffenruhm bewähren werde. An der raſchen ſiegreichen Entſcheidung wagte niemand zu zweifeln; ſowohl die trefflich eingeübten, herrlich anzuſehenden Truppen als ihr kriegserfahrener Feldherr, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, verbürgten den glänzendſten Erfolg. Wer konnte es mit ſolcher Taktik und Disziplin, wer mit ſolcher Führung aufnehmen! Man freute ſich, die Ueberlegenheit der preußiſchen Waffen nicht nur den Franzoſen, die man mehr mißachtete als haßte, ſondern auch den verbündeten Oeſterreichern, die man eiferſüchtig und mißtrauiſch anſah, auf's neue durch kühne und tapfre Thaten unwiderſprechlich zu beweiſen. Doch zeigte ſich bald, daß die Franzoſen, wenn auch im Einzelnen den Preußen bei weitem nicht gleich, jetzt andere waren, als zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges; hiedurch, und durch den Unzuſammenhang in der oberſten Kriegsleitung der Verbündeten, ſo wie durch andere, tief in den eignen Gebrechen, in der Unzulänglichkeit der Perſonen und Mittel gegründete Urſachen, geſchah es, daß der ſo ruhmredig angekündigte Feldzug in der Champagne wider alles Erwarten kläglich ſcheiterte. Nach vielen erduldeten Beſchwerden, Zögerungen und Unſchlüſſigkeiten mußte das ſtarke Heer, nachdem es ſchon Paris zu bedrohen geſchienen, den traurigen Rückmarſch antreten, und dabei ſogar die Vergünſtigung des bisher verachteten Feindes in Anſpruch nehmen.

Bülow hat dieſen unſeligen Ereigniſſen perſönlich nicht beigewohnt; das Regiment, in welchem er diente, war in Berlin geblieben. Um ſo ſtärker mußten ihn die Nachrichten vom Kriegsſchauplatz aufregen, die ſo unglaubliche Dinge meldeten, für welche der erklärende Aufſchluß in der Ferne gar nicht zu finden war. Sein aus Amerika zurückgekehrter Bruder Heinrich Dietrich, in welchem, obſchon er den preußiſchen Dienſt aus Ueberdruß verlaſſen hatte, doch der preußiſche Offiziergeiſt feurig fortlebte, begann mit Eifer über die Kriegskunſt nachzudenken, beſtimmte Regeln für dieſelbe aufzufinden, und wurde dabei zunächſt auf eine Menge von Gebrechen geführt, die in der altberühmten Kriegsweiſe ſtattfanden, und die man früher kaum geahndet hatte. Bülow ſtimmte den Anſichten des Bruders keineswegs unbedingt bei, vertheidigte die beſtehenden Einrichtungen, die er nicht umwerfen, ſondern nur verbeſſern und kräftigen wollte. Auch in der Folge, als die Kritik und Theorie des Bruders zu größerer Ausbildung gelangte und zahlreiche bedeutende Anhänger gewann, beſtritt er dieſelbe vielfach, und blieb in der Hauptſache den alten Anſchauungen und Vorſchriften getreu.

Im nächſten Jahre 1793 ſollte der Krieg preußiſcherſeits mit größerem Nachdruck geführt werden. Bülow erhielt diesmal den Ruf an dem Feldzuge Theil zu nehmen, doch nicht im Regimente, ſondern in beſonderer Anſtellung, die für ihn eine hohe Auszeichnung war. Schon ſeit einiger Zeit war er am Hofe des Prinzen Ferdinand günſtig aufgenommen, und ſeine trefflichen Eigenſchaften hatten ihm die Achtung der Eltern ſo wie die Zuneigung der jungen Prinzen gewonnen. Beſonders der geniale Prinz Louis Ferdinand, der die Muſik leidenſchaftlich liebte und mit größter Meiſterſchaft Klavier ſpielte, fand ſich zu Bülow hingezogen, der dieſer Kunſt mit gleichem Eifer und kaum minderem Talent ergeben war. Der Prinz hatte ſchon den vorigen Feldzug mitgemacht, und ſeine militairiſchen Fähigkeiten wie ſeinen herrlichen Kriegsmuth rühmlich dargethan; er ſollte auch in dieſem Jahre wieder zu Felde ziehen; allein der jugendliche Ungeſtüm, den er ſowohl vor dem Feind als auch in anderen Gelegenheiten gezeigt, wo die ungezügelte Leidenſchaft ihn zu verderblichen Abwegen fortgeriſſen hatte, ſchien dringend zu erfordern, ihn nicht ferner gänzlich ſich ſelbſt zu überlaſſen, ſondern ihm einen kundigen und geſetzten Freund an die Seite zu geben. Der Prinz war ſchon im einundzwanzigſten Jahr, und nicht mehr unter die Obhut eines eigentlichen Gouverneurs zu ſtellen, die er auch ſchwerlich würde geduldet haben, allein die Begleitung und ſchonende Aufſicht eines militairiſchen Führers mochte er ſich gefallen laſſen, und die Geſellſchaft Bülow's, der dazu erſehen wurde, war ihm genehm und erwünſcht. In der That ſchien dieſer alle Eigenſchaften zu vereinigen, die zu ſo ſchwieriger Aufgabe nöthig waren, und deren keine fehlen durfte, wenn der Erfolg den Erwartungen entſprechen ſollte: Muth und Tüchtigkeit in jeder Art, heitrer Lebensſinn, taktvolle Klugheit, entſchiedene Willenskraft und mannhafte Feſtigkeit. Welches Vertrauen mußte man in ſeinen Karakter ſetzen, um ein ſo ſchwieriges Amt bei dieſem Prinzen ihm zu übertragen! Schon am 10. Januar wurde er aus dem Regiment abgerufen, und an den Ferdinand'ſchen Hof gezogen. Bald nachher, am 2. März, erhielt er infolge dieſer Anſtellung eine außergewöhnliche Rangerhöhung, und wurde zum Hauptmann von der Armee ernannt. Der Prinz, welcher als Oberſtlieutenant diente, war klug genug einzuſehen, daß der höhere Rang, den er ſeiner Geburt verdankte, hier kein Uebergewicht begründen dürfe, und fügte ſich willig genug in das neue Verhältniß.

Durch ſeine glänzende Begabung, ſeinen ungeſtümen Lebenslauf und ſeinen unglücklichen frühen Tod hat Prinz Louis Ferdinand eine Berühmtheit erlangt, deren Inhalt ſehr verſchieden beurtheilt worden iſt. Nicht ohne Grund hat man ihm ſein ungeordnetes, zerſtreutes und ausſchweifendes Leben vorgeworfen, dabei jedoch meiſt nicht in Anſchlag gebracht, was davon der freieren Lebensweiſe, die damals in allen Ständen und beſonders in den höchſten herrſchte, zuzurechnen iſt, noch auch die eigenthümlichen Umſtände nicht gehörig erwogen, durch die ſein mächtiger Thatendrang faſt nur auf die Enge des Privatlebens angewieſen war. Seine genialen Eigenſchaften, ſeinen Heldenmuth, ſeine liebenswürdige Menſchenfreundlichkeit, ſeinen aufſtrebenden Geiſt, haben auch ſeine Widerſacher ſtets anerkennen müſſen. Seinen Tod, welchen gehäſſige Urtheile gern als die Folge leichtſinnigen Unbedachts und thörichten Wagniſſes bezeichnen wollten, haben einſichtsvolle Richter als eine heldenmüthige, von dem Gefühl der Staatslage und der Kriegsehre gebotene Selbſtopferung angeſehen, welche dem Beginn eines verzweifelten Kampfes die Weihe eines großen Beiſpiels gab. Dieſe letztere Anſicht iſt im Verlaufe der Zeit immer ſtärker hervorgetreten, die beſten vaterländiſchen Stimmen haben ſich für ſie entſchieden; auch der General von der Marwitz, der in ſeinen kürzlich veröffentlichten Denkwürdigkeiten ſonſt mit rauher Strenge gern bittern Tadel ausſpricht, giebt von dem Prinzen ein Bild, das in hohem Grade unſere Zuneigung und Achtung in Anſpruch nimmt.

Das Verhältniß Bülow's zu dem Prinzen war gleich von Anfang ein ſehr trauliches, auch mit den Eltern fand ein erwünſchtes Vernehmen Statt; ihm blieben ſie ſowohl als die Kinder, beſonders die Schweſter des Prinzen Prinzeſſin Luiſe, ſpäter dem Fürſten Radziwill vermählt, die durch Sinn und Geiſt dem Bruder am nächſten ſtand, in der Folge ſtets befreundet und antheilvoll verbunden. Ein Vorfall, der das ganze Verhältniß zu erſchüttern, ja zu löſen drohte, trug im Gegentheil dazu bei, demſelben recht feſten Halt zu geben. Bülow nahm an den mannigfachen, ſowohl arbeitſamen als vergnüglichen Thätigkeiten Louis Ferdinands nach Maßgabe der eignen Stellung lebhaft Theil, und ſein Bemühen, deſſen Sinn von leichtfertigen Dingen auf ernſte Gegenſtände zu lenken, blieb nicht ganz unfruchtbar. Doch die leidenſchaftlichen Aufwallungen des Prinzen zu mäßigen, reichte de

Einfluß des Gefährten nicht immer aus, um ſo weniger als auch dieſer ſelbſt, wie ſehr er ruhig und beſonnen ſein wollte, leicht in Heftigkeit ausbrach, und einmal aufgereizt ſchwer zu beſänftigen war. So geſchah es, daß einſt bei der Mittagstafel der Prinz mit ſeiner Mutter einen Wortwechſel hatte, und als Bülow der letzteren beiſtimmte, der Streit ſich nun auf dieſen wandte; Louis Ferdinand warf ein verletzendes Wort hin, Bülow ſprang auf, Louis Ferdinand ebenfalls, und mit lauten Reden dicht an Bülow herantretend, fuhr er ihm dabei mit der Hand unter der Naſe herum. „Prinz“, rief Bülow, „unterſtehen Sie ſich das noch einmal, ſo greif' ich zum Degen!“ Der Prinz ließ nicht ab, da zum allgemeinen Entſetzen zog Bülow und drohte mit bloßem Degen dem Prinzen; man brachte ſie aus einander, und Louis Ferdinand ſtürzte wüthend fort. Nach wenigen Minuten erhielt Bülow von ihm eine Ausforderung, doch ehe noch eine Antwort ertheilt war, kam der Prinz wieder, fiel ihm weinend an die Bruſt, und bat ihn reuevoll um Verzeihung. Durch dieſen Vorfall wurde das bisher etwas ungewiſſe Verhältniß heilſam entſchieden, und Bülow's Anſehen, das ganz auf dem Spiele ſtand, durch ſeinen muthigen Trotz für immer feſtgeſtellt. Die Prinzeſſin Ferdinand hatte zwar Bülow'n ſonſt ſehr gern, trug es ihm aber lange nach, daß er ihren Sohn in ihrer Gegenwart bedroht und ſie ſelbſt mit Verletzung aller ihrem Range gebührenden Ehrfurcht ſo erſchreckt habe; noch in ſpäter Zeit ſagte ſie einmal zu Bülow's Frau: „Liebe, was haben Sie für einen jähzornigen Mann!“ worauf ſie ihr die obige Geſchichte erzählte, und in der ihr eignen Art hinzufügte: „Wenn ich es gekonnt, hätte ich ihm damals gern eine Ohrfeige gegeben!“ —

Der Prinz betrachtete Bülow'n fortan wirklich als ſeinen Freund, und ihr gutes Vernehmen wurde ſelten getrübt. In manchen Meinungen und Urtheilen mochten ſie weit aus einander ſein; in der höchſten Auffaſſung ihres gemeinſamen Berufs als Krieger, in Vaterlandsliebe, Muth, Ehrgefühl und Menſchlichkeit, herrſchte die glücklichſte Uebereinſtimmung. Auch die beiderſeitige Liebe zur Muſik, ſo bedeutend für Geiſt und Gemüth, wo ſie auf ächtem Grunde beruht und von entſchiednem Talent getragen wird, mußte zur innigeren Verknüpfung führen, ſo wie die Kriegserlebniſſe zur Waffenbrüderſchaft. Im März reiſten ſie zuſammen von Berlin an den Rhein zum Heere.

Nach einigem Verweilen zu Frankfurt am Main begab ſich der Prinz in Begleitung Bülow's zur Belagerung von Mainz. Dieſe Feſtung, früher von den Franzoſen unter dem General Cuſtine durch überraſchendes Vordringen leicht erobert, mußte jetzt durch gewaltige Kriegsmacht mit Anwendung aller Hülfsmittel der Belagerungskunſt wiedergewonnen werden, und ließ eine hartnäckige Vertheidigung erwarten. Ungefähr 22,000 Franzoſen unter dem General d'Oyré bildeten die Beſatzung. Zur Wiedereinnahme und etwa nöthigen Abwehr von Entſatzverſuchen des Feindes ſtand unter der unmittelbaren Befehlführung des Königs hier auf beiden Ufern des Rheins ein Heer von 50,000 Preußen zuſammengezogen, ungerechnet einige öſterreichiſche und heſſiſche Hülfsſchaaren. Die Belagerung ſelbſt leitete der General Graf von Kalckreuth. Nach einigen ſcharfen Gefechten, an denen der Prinz und ſein Begleiter mit Auszeichnung Theil nahmen, begann am 6. April die völlige Einſchließung. Der Feind machte wiederholte Ausfälle, beſonders in der Nacht zum 31. Mai mit ſtarker Macht und anfangs gutem Glück gegen das preußiſche Hauptquartier zu Marienborn, wo Prinz Louis in große Gefahr gerieth, doch durch ſeine Tapferkeit die Franzoſen zurücktreiben half; auch Bülow erhielt bei dieſer Gelegenheit für ſein Verhalten große Lobſprüche. Durch mancherlei Widrigkeiten wurde die förmliche Beſchießung noch immer verzögert, der ungeduldige Prinz ſuchte bisweilen in der Umgegend andere Abentheuer, zu denen Bülow ihn, da er ihn nicht zurückhalten konnte, nun lieber wohl gar begleitete. Eines Tages war der Prinz nicht zu finden, Bülow dachte ſogleich, er müſſe einer Sängerin, die Eindruck auf ihn gemacht hatte, nachgereiſt ſein, ſchwingt ſich auf's Pferd, findet bald die richtige Spur, und in einem nahen Städtchen den Prinzen in einem Konzert, aber oben auf dem Orcheſter bei den Muſikern; Spiel und Geſang halten nun beide feſt, nur beim erſten Kanonenſchuß, der ſie plötzlich aus ihren Genüſſen aufſchreckt, eilen ſie ſpornſtreichs in's Lager zurück. —

Erſt in der Nacht zum 19. Juni wurden die Laufgräben eröffnet, und in derſelben Zeit eine bedeutende Feindesmacht, die zum Entſatz heranzog, von den Preußen zurückgeſchlagen. Trotz der nun unaufhörlichen Beſchießung und vielen dadurch in der Stadt entſtehenden Feuersbrünſte hielten die Franzoſen muthig Stand, und hinderten durch tapfre Vertheidigung einiger äußeren Schanzen das Vorrücken der Belagerungsarbeiten. Dieſe Schanzen mußten geſtürmt werden, vor allem die Fleſche vor der Welſchen Schanze bei Zahlbach. Ein früherer Angriff war mißglückt, doch in der Nacht zum 17. Juli machte Prinz Louis Ferdinand mit 3 Bataillonen, er ſelbſt an der Spitze der Grenadiere von Manſtein, einen kühnen Angriff, und eroberte die Schanze, die ſogleich zerſtört wurde. Durch eine Kartätſchenkugel wurde er hiebei am Schenkel, doch zum Glück nur leicht verwundet. Bülow focht an des Prinzen Seite, führte die Truppen mitten im Kartätſchenhagel entſchloſſen zum Sturm, und empfing als Belohnung ſeiner hier bewieſenen ausgezeichneten Tapferkeit den Orden pour le mérite. Die Belagerung ſchritt darauf ungehindert vor, die Feſtung wurde hart bedrängt, und ſchon nach wenigen Tagen, am 21. Juli, erfolgte die Uebergabe.

Der Prinz war wegen ſeiner Wunde gleich am 17. zu Schiff nach Mannheim gebracht worden, um ſeine Heilung daſelbſt in Ruhe abzuwarten. Ohne Zweifel begleitete Bülow ihn oder folgte doch bald ihm nach, da mit der Einnahme von Mainz ohnehin einiger Stillſtand in den Kriegsbewegungen eintrat, indem vor allem die Herſtellung der beſchädigten Feſtungswerke und den Truppen einige Erholung nöthig war. Erſt im Anfange des Septembers konnte der Prinz, deſſen Heilung ſich ſehr verzögert hatte, wieder beim Heer ſich einfinden, und nahm auch ohne dienſtlichen Beruf perſönlich an den Gefechten Theil, die ſich in ſeiner Nähe ereigneten, wobei natürlich Bülow nicht zurückbleiben konnte, ſelbſt wenn eigner Eifer ihn weniger geſpornt hätte; doch ihm war es eine Luſt, wo es Kühnheit und Gefahr galt, nicht mehr der Aufſeher, ſondern der muntre Kammerad ſeines Prinzen zu ſein. —

Nachdem im Herbſte die gewöhnliche Waffenruhe begonnen hatte, kam Louis Ferdinand nochmals nach Mannheim, und trat von hier mit Bülow am 28. November die Rückreiſe nach Berlin an. —

Der Prinzeſſin Ferdinand war die Unannehmlichkeit widerfahren, daß ein von ihr an Bülow gerichteter Brief, in welchem ſie die ihr mißfälligen vielen Liebesabentheuer ihres Sohnes und andere Unregelmäßigkeiten deſſelben umſtändlich und mit Nennung von Namen beſprochen hatte, von den Franzoſen aufgefangen und durch die Pariſer Zeitungen veröffentlicht worden war. In ihrer Verſtimmung dachte ſie den Prinzen mit Vorwürfen zu empfangen, allein die Nachrichten von dem Heldenmuthe, den er bei allen Gelegenheiten bewieſen, hatten ihren Zorn ſchon zum Theil entwaffnet, und ſeine unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit gewann gleich wieder ihr ganzes Herz. Bülow, der ebenfalls ſich als tapfrer Offizier und zugleich als wahrer Freund des Prinzen bewährt, und ihn mit eignen, für ſeine Mittel beträchtlichen Opfern aus mancher Verlegenheit gerettet hatte, ſtand ebenfalls beſtens in ihrer Gunſt, und die ganze Familie erwies ihm die dankbarſte Freundlichkeit. Der Winter verging unter Feſtlichkeiten und anderen Vergnügungen, beſonders auch muſikaliſchen Genüſſen, wobei doch die militairiſchen Studien, unter Bülow's Betrieb und Theilnahme, nicht verabſäumt wurden.

Ungeachtet der Krieg gegen Frankreich ſchon immer ſtärkeren Widerſpruch, ſowohl politiſchen als militairiſchen fand, wurde gleichwohl deſſen Fortſetzung beſchloſſen und man rüſtete ſich zum neuen Feldzug. Bülow wurde kurz vor deſſen Beginn am 3. April 1794 zum Major ernannt, wobei er in ſeiner bisherigen Anſtellung verblieb. Er reiſte mit dem Prinzen zum Heer, wo die preußiſchen Waffen bald Gelegenheit fanden, ihren alten Ruhm zu erneuern, und auch der Prinz und Bülow in glänzenden Kämpfen mit Auszeichnung fochten. Doch unſere Hülfsquellen, die auch bisher nur ſpärlich floſſen, verſiegen hier leider gänzlich, und wir haben außer jenen allgemeinen Angaben nichts mitzutheilen, was in Betreff Bülow's und ſeines Verhältniſſes von Bedeutung wäre. Die trotz tapfrer Kriegsthaten doch nur geringen Erfolge der

Preußen, die Unfälle der Oeſterreicher in den Niederlanden, und as Mißtrauen, welches zwiſchen beiden Heeren herrſchte undd jedes in dem anderen ſtatt eines aufrichtigen Bundesgenoſſen einen geheimen Feind erblicken ließ, alles dieſes ſchwächte den Kriegseifer auch der Muthigſten, und that den Meinungen derjenigen Vorſchub, denen die Sache der Franzoſen keine ganz unberechtigte und der Krieg gegen ſie ein unpolitiſcher ſchien. Der Prinz Louis Ferdinand, obſchon von franzöſiſchen Emigranten umgeben und umſchmeichelt, ließ bei manchen Anläſſen die Sympathieen deutlich erkennen, welche der tapfre Feind und der Freiheitsgeiſt, der dieſen beſeelte, auch ihm einflößten; er nahm ſich menſchenfreundlich der gefangenen republikaniſchen Soldaten an, unterhielt ſich gern mit ihnen, und freute ſich ihrer oft lebhaften und muthvollen Antworten. Wiefern Bülow in dieſe Sympathieen einging, wiſſen wir nicht, doch haben wir allen Grund zu glauben, daß er bei ſeiner hellen vorurtheilsloſen Denkart ſolchen Geſinnungen nicht ganz fremd geblieben ſein könne. —

Das Jahr 1795 brachte zwiſchen Preußen und Frankreich den verrufenen, aber in den damaligen Umſtänden unvermeidlichen Baſeler Frieden, und gleich darauf den Rückmarſch der preußiſchen Truppen, von denen ein großer Theil nach Weſtphalen zog um für das nördliche Deutſchland zum Schutze ſeiner Neutralität bei dem zwiſchen Oeſterreich und Frankreich noch fortgehenden Krieg eine Demarkationslinie zu beſetzen. Dieſen Truppen war auch Prinz Louis Ferdinand zugetheilt, der inzwiſchen Generalmajor und Inhaber eines Fußregiments geworden war. In dieſer Stellung erſchien es weder ſchicklich noch ausführbar, daß der Prinz neben ſeinen Adjutanten auch noch einen beſondern militairiſchen Begleiter hätte; um jedoch das perſönliche Verhältniß einigermaßen fortzuſetzen und möglichſt zu ehren, wurde Bülow'n der Vorſchlag zu einer neuen dienſtlichen Anſchließung an den Prinzen gemacht, wo ihm durch deſſen Gunſt manche Vortheile in Ausſicht ſtanden. Doch Bülow fand es nicht angenehm, da gradezu der Untergebene zu werden, wo er bisher eine Art Vorgeſetzter geweſen war; außerdem war der Prinz wie an Kraft und Geiſt auch an Selbſtgefühl und Ungebundenheit gewachſen, und Bülow, der ſeinen eignen Stolz und Trotz kannte, mochte es gerathen finden ſich allen Verwickelungen, die von daher kommen konnten, zu entziehen; er wahrte dadurch am beſten ſeine Freundſchaft mit dem Prinzen, daß er kein äußeres Verhältniß zu ihm behielt. In der That beſtand die achtungsvolle Zuneigung des Prinzen für ihn fortan ungetrübt, und das ganze Ferdinand'ſche Haus blieb ihm dankbar zugethan.

Seinem Wunſche gemäß, bei den leichten Truppen zu dienen, erhielt er unter dem 14. November 1795 eine Kompanie in der zweiten oſtpreußiſchen Füſilierbrigade, deren Brigadekommandeur der Oberſt von Stutterheim und deren Standort das Städtchen Soldau war. Bülow hatte ſein Quartier in der noch ſtilleren Umgegend. Aus dem lebhaften Getriebe des glänzenden Kriegs- und Hoflagers, von der Seite eines nach allen Seiten genußreich thätigen Prinzen und aus den geſelligen Kreiſen Berlins plötzlich in die Einſamkeit der Provinz verſetzt, mußte Bülow vielen gewohnten Lebensreiz entbehren; allein er ſcheint dieſen Wechſel nicht ſchwer empfunden zu haben. Die neue Truppengattung, bei der er eingetreten war, die verſchiedene Weiſe des Dienſtes und Exerzirens, die neuen Bekanntſchaften, die ſich darboten, alles dies gab in der erſten Zeit hinreichende Beſchäftigung für einen Mann, dem die Pflicht des Tages und die nächſten Aufgaben derſelben vorzüglich angelegen waren. Die eingeſammelten Anſchauungen und Erfahrungen gewährten ihm überdies einen reichen Stoff zum Nachdenken, welches ſämmtlichen Brüdern, wenn ſchon in ungleichem Maß, erblich inwohnte, und deſſen jeder ſein beſcheidenes Theil redlich verarbeitete. Die unſicheren, oft verworrenen Schickſale der älteren Brüder, denen er unausgeſetzt treue Liebe und thätige Theilnahme widmete, ließen es auch nicht an Verdruß und Sorgen fehlen, die jedoch ſeinen kräftigen und ſtets hoffenden Sinn nie beugen konnten. Seine Liebe zur Jagd fand hier ein ergiebiges Feld, und bildete ſich zur Leidenſchaft aus. Anderen und höhern Genuß gewährte die Muſik, in der ſich zu üben und auszubilden ihm faſt tägliches Bedürfniß wurde. Daß er auch nicht ohne angenehmen Frauenumgang blieb, dürfen wir bei ſeiner entſchiedenen Neigung und bei dem vortheilhaften Eindruck, den er ſtets machte, mit Gewißheit vorausſetzen.

Beinahe zwei Jahre wurden in ſolchen Verhältniſſen und Thätigkeiten hingebracht, eine Zeit, die für Bülow in jeder Art fruchtbar geweſen ſein muß; denn in ſolcher umſchränkten, den Menſchen immer wieder auf ſich ſelbſt zurückweiſenden Lage reifen am ſicherſten die Kräfte, der Karakter und das Talent, aus welchen einſt ruhmvolle Thaten hervorgehen können. Auch wurde die Tüchtigkeit, in welcher Bülow ſich zeigte, von ſeinen Vorgeſetzten wohlerkannt, und er auf ihre Empfehlung ſchon am 12. September 1797 zum Kommandeur eines neuen Füſilierbataillons beſtimmt, deſſen Errichtung vom 1. Oktober des genannten Jahres begann, und faſt ganz der Leitung Bülow's überlaſſen blieb. Die Mannſchaft wurde theils aus den beſtehenden Bataillonen, theils durch freie Werbung zuſammengebracht, es waren großentheils Ausländer, Ruſſen, Oeſterreicher, Sachſen, Heſſen, hauptſächlich aber Polen, dieſe zum Theil Dienſtpflichtige aus dem neuerworbenen Kreiſe von Bialyſtok. Eine ſchmucke muntre Uniform zog viele Freiwillige herbei; ſie beſtand in einem grünen Kollet mit violettem Kragen und Aufſchlägen, einem Kasket mit grünem Federbuſch, — bei den Offizieren hatte dieſer unten weiße Federn; die Füſiliere waren mit Büchſen und ſtatt des üblichen Seitengewehrs mit Faſchinenmeſſern bewaffnet. Bülow, von einigen Offizieren begleitet, die er ſich hatte auswählen dürfen, kam nach Soldau, hatte bald über 200 Mann beiſammen und ſuchte dieſe Leute zuvörderſt in militairiſche Ordnung und Zucht zu bringen, aus dieſem Gemiſch, ein zuſammengehöriges Ganzes, einen einheitlichen kriegstüchtigen Körper hervorzubilden.

In dieſe Zeit fiel der Tod des Königs; Friedrich Wilhelm der Zweite ſtarb zu Berlin am 16. November 1797, und ſein Sohn, Friedrich Wilhelm der Dritte, beſtieg den Thron. Die neue Truppe hatte noch dem erſtern Könige den Eid der Treue geſchworen, nach kurzer Friſt hatte ſie dieſen nun dem neuen Herrſcher zu wiederholen. In den ſonſtigen Verhältniſſen des Bataillons trat keine Veränderung ein, alles blieb in dem angeordneten Gange; nur die Uniform bekam ſpäter anſtatt der violetten Kragen und Aufſchläge grüne, und die Kaskets wurden mit Tſchakos vertauſcht. Dem jungen Könige war Bülow in den Rheinfeldzügen vortheilhaft bekannt geworden, hatte jedoch kein näheres perſönliches Verhältniß mit ihm, und es wurde ſogar die Meinung laut, er ſei bei dem vorigen Könige zu ſehr in Gunſt geweſen, um es bei dieſem ſein zu können. Bülow achtete des Geredes nicht, kümmerte ſich nicht um den Hof, und fuhr fort, die ihm obliegenden Pflichten nach beſter Einſicht treulich zu erfüllen.

Er fand anfangs nicht geringe Schwierigkeiten, die nur mit der äußerſten Geduld zugleich und Anſtrengung zu überwinden waren. Er mußte der Rohheit und Gewaltſamkeit ſeiner Unteroffiziere entgegen treten, die alles mit Schlägen durchſetzen wollten, ja ſelbſt einigen Offizieren hatte er die Willkür und Härte zu verweiſen, mit der ſie beim Exerziren die Leute behandelten. Dabei durfte der Eifer nicht geſchwächt, dem nöthigen Anſehen der Vorgeſetzten nichts vergeben werden. Er ſelbſt war in Dienſtſachen und Waffenübungen höchſt aufmerkſam und ſtreng, rügte jedes Verſehen, ſtrafte jede Nachläſſigkeit, allein er ſpannte ſeine Forderungen nicht zu hoch, war oft mit dem guten Willen zufrieden, nahm Rückſicht auf die Verſchiedenheiten der Gemüthsarten und Fähigkeiten. In ſeinem Benehmen höchſt anſpruchslos, wohlwollend und freundlich, blieb er gleich weit entfernt von dem düſtern Ernſt, der knechtiſche Furcht erwecken, und von der unziemlichen Vertraulichkeit, die für leutſelig gelten will. Fürſorglich, in allen Stücken ſtreng rechtlich, vor allem bedacht, daß auch dem Geringſten kein Unrecht geſchähe, wurde er bald von den Soldaten wie ein Vater angeſehen, und wenn er hin und wieder ſeiner eignen Vorſchrift vergaß, bisweilen — doch nicht ohne gegebenen Anlaß — in heftigem Zorn aufwallte, ſo trugen ſie es ihm nicht nach, und ſeine Ausbrüche ließen keinen Groll zurück. Seine raſtloſen Bemühungen hatten endlich den erwünſchten Erfolg, das neue Füſilierbataillon durfte ſich nach einem halben Jahre in Ausſehen, Zucht und Waffenfertigkeit den beſten alten Truppen gleichſtellen.

Bülow nahm auch beſonders die Eigenthümlichkeit des Felddienſtes, zu dem die Füſiliere beſtimmt waren, zum Augenmerk, er ließ ſie die mannigfachſten Uebungen machen, bald in geſchloſſener, bald in zerſtreuter Fechtordnung, lehrte ſie die Vortheile des Bodens erkennen und benutzen, ſich in verwickeltem Geländ und in der Dunkelheit zurechtfinden, im Vorrücken und Zurückgehen einander zweckmäßig unterſtützen. Hiebei ſah er nur auf das Weſentliche, ließ unnütze Förmlichkeiten unbeachtet, dehnte die Uebungen nie zu lange aus, und machte ſie dadurch den Truppen angenehm, ſo daß dieſe zu ihnen oft nicht wie zu beſchwerlicher Plage, ſondern wie zu heitrer Luſtbarkeit ausrückten. Bei den Schießübungen hielt er mehr auf ein ſichres Treffen als auf ſchnelle Folge der Schüſſe, abweichend von dem damals herrſchenden Streben, das alle Vollkommenheit des Schießens in die raſche Wiederholung des Abfeuerns ſetzte, zu welchem Zweck ſogar die Gewehre eigends eingerichtet wurden! Man wird es jetzt kaum glauben, daß Bülow hierüber mit ſeinem Brigade-Kommandeur manchen Streit zu beſtehen hatte. Gegen die Angriffe der Reiterei lehrte er ſeine Truppe ſich raſch im Vierecke formiren, auch in volle Vierecke oder Maſſen, die damals noch ſehr ungewöhnlich waren; die hiezu von ihm erſonnenen zweckmäßigen Bewegungen, mit raſcher Sicherheit ausgeführt, erregten die Bewunderung aller Männer vom Fach, und waren der Stolz ſeines Bataillons. Dergleichen vereinzelte Ausbildung mußte freilich gegen die Leiſtung der zahlloſen Plänklerſchwärme, welche die Franzoſen in's Feld ſtellten, weit zurückſtehen, zeigte aber die frühe Einſicht in ein weſentliches Erforderniß der neueren Kriegsart.

Von Bülow's Wohlwollen und Freigebigkeit ſind namhafte Beiſpiele aufgezeichnet. Er veranlaßte, daß die vier Junker des Bataillons, deren Schulunterricht durch den Eintritt in den Kriegsdienſt allzufrüh abgebrochen worden, von dem Hofprediger in Soldau Lehrſtunden erhielten, für die demſelben von jeder Kompanie monatlich 2 Thaler gezahlt wurden. Die vorzüglichſten, muſterhafteſten Soldaten nahm er in ſeine Leibkompanie, und gab ihnen Geldzulagen aus ſeinen eignen Mitteln, wodurch in dem ganzen Bataillon ein löblicher Ehrgeiz geweckt wurde, ſolchen Vorzugs auch theilhaft zu werden. Wo ein zufälliger Mangel eintrat, eine

Noth oder Verlegenheit augenblickliche Hülfe forderte, bot er dieſe jederzeit bereitwillig dar, ohne erſt zu fragen, ob ihm dafür ein Erſatz werden könne. Auf die Jagd nahm er, außer ſeinen Offizieren, auch gern Unteroffiziere und ſolche Gemeine mit, die ſich zur Theilnahme beſonders eigneten und ſich dieſer Auszeichnung würdig erwieſen hatten. Der Muſik des Bataillons widmete er beſondere Aufmerkſamkeit; ein noch lebender Stabshorniſt verſichert, der Herr Kommandeur habe jeden Mißton ſogleich bemerkt und ſogleich verbeſſern laſſen; zuweilen habe er auch die Muſiker zu ſich beſchieden, und ihnen auf der Flöte oder dem Fortepiano ein neues Stück ſo vorgetragen, wie es geſpielt werden mußte.

Darin ſtimmen alle Nachrichten überein, daß Bülow in Soldau neben der eifrigen Beſchäftigung mit ſeinem Bataillon auch höhere militairiſche Studien fleißig betrieben habe. Das damals gangbarſte Buch, welches zugleich als ein neueſtes allen ſtrebenden Offizieren dringend empfohlen war, Tempelhof's Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, hat er eifrig durchgearbeitet, und in ſeinen ſpäteren Siegen will man noch die Einflüſſe wiederfinden, welche aus der vielfachen Betrachtung der Schlachten Friedrichs des Großen auf ſeine Kriegsanſchauungen und Anordnungen übergegangen ſind. Die genialen Anſichten ſeines Bruders Dietrich, denen er in manchen Beziehungen ſeinen Beifall nicht verſagen konnte, haben jene Anhänglichkeit an ältere Grundſätze nie ganz aufzuheben vermocht. Auch ſeinen Offizieren empfahl er das Leſen militairiſcher Schriften, die er ihnen aus ſeinem Vorrath, wie ſeine Landkarten und Plane, bereitwillig darlich.

Als im Sommer des Jahres 1798 Friedrich Wilhelm der Dritte nach Preußen kam, um die feierliche Huldigung des Landes zu empfangen, begab ſich auch Bülow nach Königsberg, um die ſeinige bei dieſer Gelegenheit dem Könige und der ſchönen Königin Luiſe darzubringen. Beide erwieſen ſich ihm ſehr gnädig, und der König ſagte, ihm ſei ſchon bekannt, wie eifrig Bülow die Ausbildung ſeines Bataillons betreibe, er möge nur ſo fortfahren. Von dem Anblick der Königin war Bülow auf's neue bezaubert, ihre Huld und Anmuth wetteiferten mit ihrer Schönheit, und in ſeinem Gemüth blieb der Eindruck der ſo würdigen als lieblichen Erſcheinung unauslöſchlich.

Wie Bülow hatte auch der Major von Yorck ein neugebildetes Füſilierbataillon erhalten, das ebenfalls zur zweiten oſtpreußiſchen Füſilierbrigade gehörte und in Johannisburg ſtand. Beide, ganz ſoldatiſch geſinnt, erfahren und tüchtig, ſtrebten zu gleichem Ziel, und erreichten daſſelbe jeder in ſeiner Weiſe; ſie mußten in derſelben Thätigkeit häufig übereinſtimmen, doch bei ganz verſchiedener Gemüths- und Sinnesart perſönlich einander abſtoßen. Ohne beſonders nahe und ſpannende Beziehungen zu einander zu haben, da beide demſelben Oberbefehl untergeben und in verſchiedenen Standorten waren, ſo ſcheint doch in dieſer Zeit aus mancherlei Einwirkungen der Grund zu der Abneigung gelegt worden zu ſein, die ſpäter, hauptſächlich in Yorck, ſo ſtark hervortrat.

Unter Bülow's militairiſchen Freunden wird in dieſer Zeit außer Chazot und Schlieffen vorzüglich der Stabskapitain Krauſeneck genannt, der bei dem dritten Bataillon der zweiten oſtpreußiſchen Füſilierbrigade in Heilsberg ſtand, Bülow'n öfters beſuchte und an deſſen Kriegsſtudien Theil nahm. Auch die Namen Köhn von Jaski und Ernſt von Pfuel werden erwähnt, jedoch fehlen uns nähere Angaben. Sein Umgang in der Stadt und auf den benachbarten Edelhöfen war nicht bedeutend; ſo bereit er war über einen ernſten Gegenſtand zu ſtreiten, ſo wenig liebte er das oberflächliche Geplauder, wie die gewöhnliche Geſellſchaft es darbietet, auch vom Spiel war er kein ſonderlicher Freund; er beſuchte zwar Konzerte und Bälle, pflegte aber letztere ſchon zeitig zu verlaſſen. Daß während eines Beſuchs auf einem benachbarten Gut ihm einſt die Bataillonskaſſe nebſt zwei Pferden geſtohlen wurde, die er nur mit vieler Mühe wiederbekam, ließ ihn um ſo mehr alle längere Abweſenheit von Haus vermeiden.

Bisher hatte Bülow nie daran gedacht ſich zu verheirathen, vielmehr öfters den Vorſatz geäußert ledig zu bleiben. Doch ſeiner harrte bereits ein beſſeres Geſchick. Im Sommer 1802 beſuchte er in Königsberg ſeinen Jugendfreund den Grafen von Schlieffen. Dieſer führte ihn bei dem Oberſten von Auer ein, der daſelbſt ein Dragonerregiment befehligte, und ſah ſich in deſſen liebenswürdigen Familie freundlich aufgenommen. Auf Bülow machte die reizende und edle Erſcheinung der dritten Tochter des Oberſten, der zweiundzwanzigjährigen Marianne Auguſte, einen tiefen Eindruck. Er wollte dieſen bezwingen, und deßhalb ſeine Abreiſe beſchleunigen. Sein Freund aber beredete ihn, dem Eindruck nachzugeben und um das Fräulein zu werben. Dies geſchah, und ſeine Werbung wurde von dem Fräulein wie von den Eltern günſtig erhört. Am 9. November 1802 wurde das ſchöne Paar in Königsberg getraut, und Bülow führte beglückt die treffliche Gattin heim. Er bezog nun in Soldau eine größere Wohnung, ein im ehemaligen Schloßgarten angenehm gelegenes Haus, und begann ſich behaglicher einzurichten. Der neue Hausſtand zog bald neue Theilnehmer herbei; wenige Wochen nach der Vermählung kam der junge Bruder der Gattin nach Soldau, der als Junker bei dem Füſilierbataillon eintrat, und ſeinem Schwager ein willkommener Hausgenoſſe wurde. Ein paar Monate ſpäter erſchien Bülow's älteſter Bruder Karl, der nach ſeinen traurigen Irrfahrten, geſcheitert und verarmt, hier eine freudiggewährte Zuflucht fand, und bei dem edlen Bruder nun ſorgenlos ſeinen wiſſenſchaftlichen Neigungen lebte, bis es dieſem gelang, ihm durch die nicht eben mühevolle und doch wohlausgeſtattete Stelle eines Salzinſpektors eine angemeſſene Selbſtſtändigkeit zu ſchaffen.

Auch Dietrich, der noch nicht wie Karl ſeine abentheuerlichen Einbildungen und wilden Entwürfe aufgeben, ſondern in wechſelnden Anläufen den Erfolg erſtürmen wollte, der ihn ſtets floh, ſprach in der äußerſten Bedrängniß, die immer auf's neue ſein Loos war, nicht vergebens die Hülfe des Bruders an. Er war mit litterariſchen Planen, unterſtützt durch Vorſchüſſe des Buchhändlers Frölich und des Hauptmanns von Nothardt, eines damals namhaften Offiziers von bedeutendem Vermögen und techniſchem Geiſte, nach England gereiſt, und hoffte nun entſchieden ſein Glück zu machen. Allein ſeine Vorſchläge fanden nirgends Eingang, er verzehrte das mitgebrachte Geld, machte Schulden, gerieth in Haft. Aus dieſer befreite ihn Bülow durch das Opfer einer Summe, die für ihn um ſo bedeutender war, als ſie die ihm ſelbſt gebliebenen wenigen Hülfsquellen faſt ganz erſchöpfte, und ſeinen eignen neuen Lebensverhältniſſen kaum entbehrlich ſchien. Dietrich ging nach Frankreich, in der Hoffnung dort irgendwie emporzukommen. Dem Bruder übrigens bezeigte er für deſſen aufopfernde Liebe wenig Dank, er hatte von ſich ſelbſt eine ſo hohe Meinung, daß er es nur richtig und natürlich fand, wenn Andere für ihn ſich opferten; er ſcheute ſich nicht zu ſagen: „Mein Bruder Wilhelm iſt von uns Bülow's der dümmſte, aber von allen Stabsoffizieren noch immer der klügſte.“ —

Bülow's Ehe konnte in jedem Betracht als eine der glücklichſten gelten. „Beider Neigung“, ſo ſchreibt hierüber eine edle zarte Hand, „war gleich warm und innig, und beider Karaktereigenſchaften ſtanden im ſchönſten Einklange. War der edle Mann doch wohl zuweilen aufbrauſend, oder in ſeinen Intereſſen allzuſorglos, ſo war die Frau dagegen ſanft, verſtändig, eine treffliche Hauswirthin. Nicht eben ſchön, aber höchſt anmuthig, heitern Sinnes und warmen Gefühls, wirkte ſie wohlthuend durch ihre bloße Gegenwart. Sie hatte ein tiefes Verſtändniß für ihres Gatten großes und edles Gemüth, und ihr ganzes Beſtreben war nur darauf gerichtet ihn zu beglücken, wie ſie ſelber an ſeiner Seite glücklich war.“ Zwei Töchter, die ſie ihm brachte, ſtarben vor Ablauf des erſten Lebensjahres. Dies war der einzige Schatten, der dieſes ſeltne Glück trübte. Eine ſpäter geborne dritte Tochter blieb am Leben. —

Im Jahr 1803 den 23. Juni wurde Bülow zum Oberſtlieutenant befördert, wobei ſeine Anſtellung dieſelbe blieb. In Erfüllung ſeiner militairiſchen Pflichten, in Studien zur höheren Erkenntniß der Kriegskunſt bewies er ſtets den gleichen Eifer, und auch die jüngern Offiziere leitete er unverdroſſen an, ſich für ihren Beruf in jeder Richtung auszubilden. Den jungen Auer liebte und behandelte er wie einen Sohn, und ließ ihn ſelten von ſeiner Seite.

Die Ausſicht auf Anwendung der militairiſchen Fähigkeiten im wirklichen Kriege blieb indeß fortwährend verſchloſſen. Preußen hielt ſich ſeit dem Baſeler Frieden, der ihm nur eben jetzt erſt nachträglich einen erwünſchten Länderzuwachs, als Entſchädigung für die auf dem linken Rheinufer abgetretenen Landſtriche gebracht hatte, allen Kriegsunternehmungen fern, und wußte ſich dem Andrängen, das von Seiten der Mächte, welche den Krieg gegen Frankreich noch fortſetzten, mehrmals verſucht wurde, immer glücklich zu entziehen. Es ſchien genügend, mit ſtarkem, gerüſtetem Heer inmitten aller Verwickelungen unangetaſtet dazuſtehen, und nöthigenfalls den Ausſchlag geben zu können. So lange man mit Frankreich in gutem Einverſtändniß war, durfte man ſich außer Gefahr glauben, und die Sicherheit war ſo groß, daß man bisweilen auch dieſes Einverſtändniß nicht allzuſehr ſchonte.

Den ſtaunenswerthen Feldzügen des jungen Bonaparte hatte man mit Bewunderung zugeſehen, die Siege Moreau's in Deutſchland ohne Unruhe betrachtet, da Preußen nicht unmittelbar davon berührt wurde, und die Nachtheile nur das längſt aufgegebene deutſche Reich oder das Haus Oeſterreich trafen, welches letztere in Preußen als verbündete Macht ſchwer zu denken war, dagegen herkömmlich als feindliche, wenigſtens nebenbuhleriſche galt. Dieſe damals für weiſe gehaltene Staatsklugheit hat ſich in der Folge ſchlecht bewährt. Sie reichte nothdürftig hin, ſo lange Frankreich in der Unthätigkeit Preußens einen Vortheil ſah, als aber Bonaparte ſich in Frankreich der Oberherrſchaft bemächtigt hatte, durch die völkerrechtswidrige Aufhebung und grauſame Hinrichtung des Herzogs von Enghien ſeine völlige Rückſichtsloſigkeit erſchreckend aufdeckte, bald auch den Kaiſertitel annahm, ſeine gewaltigen Kriegs- und Eroberungsplane immer weiter ausdehnte, und zudringlich nun auch Preußen in die Verwickelungen zog, in denen nicht mehr Zögern und Ausweichen, ſondern nur kräftige Entſcheidung gelten konnte, da fühlte man zu ſpät, daß man in eine Stellung gedrängt worden, in der man nicht wußte, wer Bundesgenoſſe oder Feind war. Der Bewunderung, die man dem Kriegshelden Bonaparte gezollt, miſchte ſich nun Mißtrauen und Haß gegen den Machthaber bei, der nichts mehr ſchonte, der alles zu verſchlingen drohte. Wir können dieſen Zeitpunkt als denjenigen bezeichnen, in welchem auch Bülow's politiſche Anſichten eine entſchiednere Richtung nahmen, und ſein Urtheil über den franzöſiſchen Kaiſer nicht anders mehr als in jenem Zwieſpalte ſich äußern konnte.

Doch kam der erſte Anſtoß, der Preußen aus ſeiner bisherigen Haltung aufrüttelte, nicht von franzöſiſcher Seite her, ſondern von ruſſiſcher. Der Kaiſer Alexander, verbündet mit Oeſterreich, England und Schweden, verlangte im September 1805 für einen Theil ſeiner gegen Frankreich beſtimmten Heeresmacht den Durchmarſch durch Preußen, und drohte denſelben ſogar zu erzwingen. Dergleichen Anmaßlichkeit und Nichtachtung durfte nicht geduldet werden. Die preußiſchen Truppen ſammelten ſich an der Weichſel, und alles ließ ſich zum Kriege gegen Rußland an. Auch Bülow zog mit ſeinem Füſilierbataillon gegen die ruſſiſche Gränze, wo es jedoch zu keinen Feindſeligkeiten kam; ſechs Wochen ſtand er mit ſeinen Leuten um und bei Lyck, da änderten ſich die Verhältniſſe durch diplomatiſche Unterhandlungen, und das Bataillon kehrte ruhig in ſein Standquartier Soldau zurück. Doch nicht auf lange! Die Sturmwolken, welche im Oſten ſich verzogen hatten, ſtiegen von Weſten her plötzlich auf; der franzöſiſche Kaiſer, deſſen Kriegsſchaaren auf allen Wegen gegen Oeſterreich eiligſt vordrangen, ließ eine derſelben in Franken ungefragt über preußiſches Gebiet ziehen. Was die Ruſſen nur gedroht, aber auf Preußens kriegsmuthig Entgegentreten unterlaſſen, hatten die Franzoſen ohne Scheu verübt, und durch dieſe Gewaltthat das preußiſche Ehrgefühl übermüthig herausgefordert; von allen Seiten erſcholl der Ruf zu den Waffen, um dieſe Schmach zu rächen. Die preußiſche Kriegsmacht, kaum zurückgekehrt aus der gegen Rußland genommenen Stellung, mußte ſchleunigſt in entgegengeſetzter Richtung ſich zuſammenziehen. Auch Bülow erhielt Befehl mit ſeinem Bataillon auszumarſchiren, und ſollte ſich den Truppen anſchließen, die nach Sachſen und Thüringen vorzurücken beſtimmt waren.

Kriegsfreudig zog Bülow mit ſeiner muntern Schaar von Soldau gegen die Mitte des Novembers aus, und ſetzte ſeinen Marſch unausgeſetzt nach Berlin fort. Unterwegs, als das Bataillon in dem Städtchen Schubin eben Raſttag hielt, empfing Bülow eine Königliche Kabinetsordre vom

15. November, die ihm ſeine Ernennung zum Kommandeur des Fußregiments Prinz Louis Ferdinand ankündigte. Bülow, der dieſe Anſtellung aus ſchon angeführten Gründen nicht wünſchte, beſonders aber ſeine Füſiliere nicht gern verlaſſen wollte, ſchrieb augenblicklich an den König, und bat, in ſeiner jetzigen Stellung bleiben zu dürfen. Beim Einmarſch in Berlin, wo der König mit großem Gefolge ſchon am Thore des Bataillons harrte, hörte man dieſen zu Bülow ſagen: „Alſo, mein lieber Bülow, Sie wollen Ihre grünen Männer nicht verlaſſen?“ worauf Bülow antwortete: „Laſſen Euer Majeſtät mir gnädigſt mein Bataillon, da ich mich höchſt ungern von demſelben trennen möchte.“ Der König ſchloß das Geſpräch mit den freundlichen Worten: „Behalten Sie Ihr Bataillon, da es Ihnen ſo am Herzen liegt.“ Hiemit war alſo der Wunſch gewährt; die Füſiliere aber, von denen die vorderſten das Geſpräch mit angehört, die übrigen es von dieſen erfahren hatten, brachen ſpäter in vollen Jubel aus, und wollten Leib und Leben für ihren Befehlshaber laſſen, der es auch mit ihnen ſo treu meinte.

Das Bataillon ſetzte ſeinen Marſch an die ſächſiſche Gränze fort, wo es vorläufig Halt machte. Da weithin kein Feind vorhanden war, und alsbald anſtatt des gehofften raſchen Vordringens ein unſchlüſſiges Abwarten eintrat, ſo benutzte Bülow dieſen Stillſtand zu wiederholtem und längeren Aufenthalt in Berlin. Hier ſah er den Prinzen Louis Ferdinand wieder, deſſen Schweſter Prinzeſſin Luiſe, nebſt ihrem Gemahl dem Fürſten Radziwill; der ganze Ferdinand'ſche Hof nahm ihn wie einen alten vertrauten Freund auf. In dieſem Kreiſe, der im höchſten Grad aufgeregt und mit jeder Zögerung unzufrieden war, blieb ihm die wahre Lage der politiſchen Dinge kein Geheimniß, er ſah entgegengeſetzte Meinungen ſich bekämpfen und aufheben, ohne daß ein entſcheidender Wille ſie beherrſchte. Muth und Eifer mühten ſich vergebens in dem Gewirr von Widerſprüchen ab, welche von allen Seiten laut wurden. Heftige, verwegene Meinungen traten ohne Scheu hervor, überall wurden die Tagesfragen verhandelt, bittre Tadelworte ausgeſprochen, die ſtürmiſchen Erörterungen gingen oft bis zur Wuth. Beſonders machte ſich der Oberſt von Maſſenbach in ſolchen maßloſen Reden Luft, und wollte allen Leuten ſeine Anſichten aufdringen, die ihm ſelber nicht klar waren. Bülow empfand bei dieſen Erhitzungen nur Unbehagen, und ſein Widerwille gegen redneriſche Kriegskünſtler verſchonte ſelbſt den edlen Scharnhorſt nicht, den er nur immer den Schulmeiſter zu nennen pflegte. Auch mit ſeinem Bruder Dietrich hatte er lebhafte Kämpfe, die bittre Unzufriedenheit deſſelben mit ſeinem eignen Schickſal miſchte ſich in die ſchnöden Urtheile, die er mit größter Verachtung über Perſonen und Sachen hinwarf. An Vaterlandsgefühl und Kampfesmuth ſtand Bülow keinem der damaligen Eiferer nach, aber er wollte beides in Handlungen bewähren, nicht in Redensarten. Unwillig abgewandt von dieſen Widrigkeiten ſuchte er ſich mit dem Prinzen Louis Ferdinand und Fürſten Radziwill in der gemeinſamen Neigung zur Muſik zu erfriſchen; der Prinz nahm oft in ſeiner Verzweiflung die Zuflucht zum Fortepiano, wobei Bülow als Kenner und Theilnehmer ihm doppelt willkommen. Dieſer machte auch damals mit Duſſek, dem Kapellmeiſter des Prinzen, nähere Bekanntſchaft, und mit der Sängerin Schmalz, deren jugendliches Auftreten vielen Beifall erwarb.

Die großen Siege des Kaiſers Napoleon, beſonders der bei Auſterlitz erfochtene, der Oeſterreich zum Frieden zwang, und Rußland ohne Kriegsboden ließ, veränderten ſchnell die politiſche Lage der Dinge, und Preußen, anſtatt jetzt noch trotzig die Entſcheidung der Waffen zu wollen, ließ ſich in Unterhandlungen ein. Dem Scheine nach boten dieſe zuerſt große Vortheile für Preußen, allein die Nachgiebigkeit ſelbſt, durch die ſie erlangt waren, minderte ſie ſchon, noch mehr die Verwickelungen, die daraus hervorgingen und ſtets neue Verlegenheiten verurſachten. —

Inzwiſchen war der größte Theil der Truppen bei völlig friedlichem Anſchein der Dinge, abermals heimgekehrt, und auch Bülow mit ſeinem Bataillon im Dezember glücklich wieder in Soldau eingetroffen. Der Frieden mit Frankreich ſchien ſich zu befeſtigen. Das Heer ſah in ihm keine Vortheile, ſondern nur Schmach, und gab ſeinen Unwillen vielfach zu erkennen; doch konnte dies den Gang der Dinge nicht ändern, die nur zu ſchnell eine neue Wendung nahmen. Preußen hatte für ſeine fränkiſchen Markgrafſchaften das Kurfürſtenthum Hannover von Napoleon eingetauſcht, und begann ſich in der neuen Beſitzung einzurichten. Die dadurch hervorgerufene Feindſchaft Englands, deſſen König auf Hannover nie verzichtet hatte, wurde bald durch die Wegnahme von 600 preußiſchen Schiffen und durch die Stockung des Handels merkbar, wovon beſonders die Provinzen Preußen und Pommern litten. Ein Krieg gegen Frankreich, meinte man, hätte dieſen Nachtheil vermieden, und viel größeren Gewinn, als den erlangten ſehr zweideutigen, bringen können. Neue Schwierigkeiten, die zwiſchen Preußen und Frankreich ſich erhoben, neue Vorſchläge und Forderungen die letzteres machte, hielten die Gemüther in Spannung, und die Kriegseifrigen gaben noch nicht die Hoffnung auf, es zum Bruche kommen zu ſehen. Allerdings war auch ein Theil des Heeres noch auf dem Kriegsfuß.

Auch Bülow's Beförderung zum Oberſten, die am 23. Mai 1806 erfolgte, ließ ihn noch in ſeiner Stellung bei ſeinen Füſilieren, was ganz ſeinen Wünſchen entſprach, denn auch der Aufenthalt in Soldau war ihm lieb geworden, und ſein häusliches Leben daſelbſt erhielt aus der Vergleichung, die das glänzende Leben der Hauptſtadt erſt kürzlich dafür dargeboten hatte, nur neuen Reiz. Er war zum Hausvater geſchaffen, war ein liebevoller Gatte, ein zärtlicher Kinderfreund. Um ſo ſchmerzlicher traf ihn der frühe Verluſt ſeiner beiden Töchter, beſonders der zweiten, deren kräftige Natur eine herrliche Entwickelung zu verſprechen ſchien. Wir verſagen uns nicht, den Brief, welchen Bülow bei dieſem Anlaß an ſeinen Bruder Ludwig ſchrieb, unverändert hier mitzutheilen; er giebt ein ächtes tiefes Gefühl in ſeinem natürlichen Ausdruck zu erkennen. Der Brief iſt vom 20. Juli 1806 aus Soldau, und lautet wie folgt: „Lieber Ludwig! Obgleich ſeit einiger Zeit Umſtände unſer näheres Zuſammentreffen gewiſſermaßen gehindert haben, ſo bin ich doch überzeugt, daß Du an meinem Schickſale Theil nimmſt. So glücklich ich auch in vieler Rückſicht bin, beſonders in meiner treuen Gefährtin, ſo viel und ſchweres Unglück trifft mir auf einer andern Seite. Die Hand des Schickſals beugt mich tief, denn mein ſo blühendes, ſchönes und außerordentlich ſtarkes Kind iſt mir am 10. dieſes frühmorgens wieder durch den Tod entriſſen, und ſo beweine ich nun den Verluſt meiner beiden Kinder. Dieſes mein letztes iſt am Durchbruch der Zähne verſtorben. Der alte Schulze, der mein kleines freundliches Kind geſehen, wird uns auch bedauern, grüße ihn tauſendmal und lebe wohl.“

Andere Bekümmerniß und Sorge verurſachte ihm ſein Bruder Dietrich, deſſen ſcharfe, höhniſche Tadelſchriften immer maßloſer wurden, und ein Aufſehen erregten, das dem Verfaſſer wenig Gewinn aber deſto größere Gefahr brachte. Der Unglückliche mußte ſchreiben um zu leben, er ſchrieb verletzend und ſchonungslos, um viele Leſer zu haben, und weil er nicht anders konnte; dabei befand er ſich doch ſtets in bedrängender Noth, und bedurfte der brüderlichen Unterſtützung. Mit Mühe gelang es, einige Handſchriften ihm zu entwinden, deren Veröffentlichung ihn ſogleich auf die Feſtung gebracht hätte, ein Schickſal, das für ihn ſchon jetzt befürchtet wurde, und dem er nicht lange mehr entgehen ſollte! —

Preußen hatte ſich durch den Kaiſer Napoleon in eine Stellung verlocken laſſen, die nichts übrig ließ, als ferner dieſem zu folgen und ſein Walten anzuerkennen. Doch die alte Selbſtſtändigkeit mit ſolcher Unterordnung zu vertauſchen, war dem preußiſchen Stolz eine zu harte Zumuthung, er lehnte ſich heftig dagegen auf, beſonders im Heer und Volk, und auch die diplomatiſche Sprache nahm wieder einen hohen Ton. Napoleon, der Preußens Lage richtiger überſah, als man dies in Berlin unter den Täuſchungen aller Art, denen man hingegeben war, vermochte, kümmerte ſich nicht um das Mißvergnügen, noch weniger um die Drohungen, mit denen Preußen ſeinen Uebergriffen entgegentrat. Er ſtiftete den Rheinbund, und zog zu demſelben auch ſolche Länder, auf die er Preußen als in deſſen Bundesgenoſſenſchaft gehörig, vertröſtend angewieſen hatte. Die Unzufriedenheit wuchs, die Spannung ſtieg immer höher. Da geſchah die Entdeckung, daß Napoleon noch treuloſer auch über Preußens wirklichen Beſitzſtand anmaßlich verfügte, und in geheimen Friedensverhandlungen mit England dieſem das Kurfürſtenthum Hannover, das er ſelbſt kurz vorher Preußen aufgedrungen hatte, zurückzugeben verſprach. Nun ſchien der Bruch nicht länger zu vermeiden, alles forderte ihn, mit Ungeſtüm das Heer, das die vorjährige Schmach zu rächen hatte. Der Sommer des Jahres verging unter Zögerungen. Auch Bülow gehörte zu den Offizieren, die laut ihren Unwillen äußerten und die Staatsleitung beſchuldigten ohne Muth und Ehre zu ſein; man ſprach von beſtochenen Verräthern; die Namen Haugwiz, Luccheſini, Lombard, die wohl andere Vorwürfe, doch nicht dieſen verdienten, wurden mit Abſchen genannt. Freunde warnten ihn, er werde ſich mißliebig machen, ja ſei es ſchon geworden; doch er achtete nicht darauf. —

Die Kriegsrüſtungen waren indeß ernſtlicher geworden, und im Herbſt rückten bedeutende Streitkräfte in's Feld. Das Füſilierbataillon Bülow's aber, nach dem zweimaligen vergeblichen Ausmarſch um ſo begieriger auf den dritten, der endlich ernſt zu werden verſprach, blieb diesmal daheim. Was der Truppe wie ihrem Anführer damals ein ärgerliches Mißgeſchick, eine unverdiente Zurückſetzung war, ſollte bald als eine traurige Gunſt erſcheinen. Unter einem Zuſammenfluß von Umſtänden und Einwirkungen, die nicht ſchlimmer gedacht werden konnten, wurde der Krieg eröffnet, am 10. Oktober fiel bei Saalfeld der heldenmüthige Prinz Louis Ferdinand, und am 14. Oktober, dem Unglückstage Friedrichs des Großen, erlag das preußiſche Heer in zwei Schlachten, die ſchon vor ihrem Beginn verloren waren. Ungeheuer war der Eindruck, den im ganzen Lande die Nachricht dieſer Niederlage bewirkte, man war auf Unfälle gefaßt geweſen, auf theilweiſes Zurückweichen, aber nicht auf ſolches Verderben; der Schrecken, den es verurſachte, mehrte und vervollſtändigte daſſelbe; die feige Uebergabe der vielen und ſtarken Feſtungen, des noch rettbaren Heertheils bei Prenzlau, ſind einzig aus dieſem betäubenden Schrecken zu erklären.

Bülow ließ ſich durch die allgemeine Erſchütterung nicht irren, er kannte ſeine Pflicht, und erfüllte dieſe mit Unverdroſſenheit. Und wenn das ganze Heer zertrümmert ſei, meinte er, ſein Bataillon ſtehe noch kriegsfertig da, und werde jederzeit leiſten, was braven Soldaten möglich. Er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit auf den Dienſt, auf die Mannſchaft, und ſuchte dieſe wie in ſtrenger Zucht, ſo in guter Stimmung zu erhalten. Wirklich hatte er die Befriedigung, daß ſeine Leute, trotz der Verlockungen des benachbarten polniſchen Aufſtandes, mit wenigen Ausnahmen treu bei der Fahne blieben. Schweren Kummer verurſachte ihm in dieſer Zeit auch die politiſche Haft ſeines Bruders Dietrich. Kaum hatte er deſſen Abführung von Berlin nach Kolberg vernommen, ſo ſchrieb er an den dortigen Kommandanten, um den Unglücklichen ihm auf's wärmſte zu empfehlen, und ſtellte dieſem alle Hülfsmittel zu Gebot, über die er im Augenblicke verfügen konnte, und die in dieſer ungewiſſen Zeit ihm ſelbſt und den Seinigen kaum entbehrlich waren. —

Nach den unglücklichen Schlachten in Thüringen, deren Unheil mit jedem Tage zu größeren Folgen in ungeahndeter Größe ſich entwickelte, hatte man anfangs gehofft, hinter der Oder wieder Stand halten und das Vordringen des Feindes hemmen zu können. Zu dieſem Zweck war General von Leſtocq befehligt worden, aus den in Preußen zerſtreuten Truppen eine Stärke von 17 Bataillonen, 30 Schwadronen und 76 Geſchützen zuſammenzuziehen und an die Oder vorzuführen. Aber ehe dieſe Truppen, zu denen auch Bülow's Bataillon gehörte, nur an der Weichſel verſammelt waren, hatten die raſchen Franzoſen ſchon dieſen Fluß erreicht, und machten Anſtalt ihn zu überſchreiten. Die Geſammtſtärke der Preußen, die hier unter dem Oberbefehl des Generals der Reiterei Grafen von Kalckreuth vereinigt war, betrug kaum 24,000 Mann, und konnte ſich gegen die feindliche Uebermacht im offenen Felde nicht behaupten. Indeß war es ſchon gewiß, daß ein ruſſiſches Hülfsheer in Eilmärſchen heranrückte, und es kam jetzt vor allem darauf an, bis zu deſſen Eintreffen dem Feind möglichſt wenig Land zu überlaſſen. Leſtocq befehligte die Vorhut, und unter ihm hielt Bülow an der obern Weichſel die Stadt Thorn beſetzt. Hier wollte der Marſchall Lannes den Uebergang erzwingen, und machte dazu vom 21. bis 24. November die nöthigen Vorbereitungen. Bülow zerſtörte durch wiederholte glückliche Ueberfälle die feindlichen Anſtalten, führte 26 der größten Kähne hinweg, welche die Franzoſen mühſam zuſammengebracht hatten, und zwang dieſe ihr Vorhaben hier aufzugeben, um es ſtromaufwärts an anderer Stelle zu verſuchen. Im Anfang des Dezembers kamen die Ruſſen an, wollten aber fürerſt nicht bis Thorn vorgehen, daher Leſtocq ſich genöthigt ſah, dieſen Punkt aufzugeben, und ſich ihnen rückwärts anzuſchließen. Im Januar 1807 wechſelte er mehrmals ſeine Aufſtellung, um Königsberg zu decken, und vereitelte bei Angerburg glücklich den Handſtreich, welchen der Marſchall Ney durch den General Colbert auf dieſe Stadt verſuchen ließ.

Leſtocq hatte zwei Vorpoſten-Brigaden gebildet, deren eine der Oberſt von Maltzahn, die andere Bülow befehligte; ſie waren von allen Waffengattungen zuſammengeſetzt, lieferten dem Feinde tägliche Gefechte, und blieben meiſt im Vortheil. Bülow verſtand es trefflich, die verſchiedenen Truppen wirkſam zu gebrauchen, auch ſetzten ſie alle ein großes Vertrauen auf ihn. Doch das wandelbare Kriegsglück ließ ihm bald einen bedeutenden Unfall widerfahren. Am 5. Februar waren die Franzoſen bei Waltersdorf heftig vorgedrungen und hatten ſich in ein Gehölz geworfen, ſie wurden zwar nach tapfrem Widerſtande zurückgeſchlagen, machten aber bald mit großer Uebermacht einen neuen Angriff, umgingen den linken Flügel der Preußen und bedrohten deren Rückzugslinie. Bülow erkannte die Gefahr, warf ſich an der Spitze eines Bataillons ihnen muthig entgegen, und hielt durch ſein wirkſames Gewehrfeuer ihr weiteres Vordringen kurze Zeit auf; allein ſchnell entwickelten ſie neue Streitkräfte, die bis dahin nicht geſehen worden waren, die Preußen ſahen ſich von allen Seiten angegriffen, und mußten, da ſie keine Unterſtützung bekamen, eiligſt weichen. Der Rückzug ging durch ein Dorf, hier war unglücklicherweiſe der Weg durch Gepäck und Troß verſperrt, die franzöſiſche Reiterei unter dem General Laſalle benutzte dieſen Augenblick zum Einhauen, das in Unordnung gerathene preußiſche Fußvolk vermochte nicht zu widerſtehen, und wurde großentheils niedergemacht oder gefangen. Beſonders litten die Füſiliere großen Verluſt, Bülow ſelbſt wurde durch eine Flintenkugel im linken Arm verwundet, ſein Bataillon faſt aufgerieben. Dies war ein harter Schlag, der doch weder den Truppen noch ihrem Anführer zum Vorwurf gereichen konnte, im Gegentheil wurden beide wegen ihrer Tapferkeit belobt. Auch ließ Bülow ſich durch den Unfall keineswegs beugen. Als noch am nämlichen Abend bei Mohrungen, wo die Verfolgung nachließ, einige ſeiner Offiziere todtmüde und niedergeſchlagen in ſeinem Quartier ſich einfanden, wo er ſich eben verbinden ließ, rief er ihnen zu: „Muth, Kammeraden! So wahr die Kerls uns heute tüchtig geprügelt haben, prügeln wir ſie dafür ein andermal!“

Seine Wunde machte ihn für einige Zeit undienſtfähig. Er konnte daher in der Schlacht von Preußiſch-Eylau, die am 7. und 8. Februar geliefert wurde, nicht mitkämpfen. Das hitzige Andringen der Franzoſen bei Waltersdorf mit ſolcher Uebermacht erklärte ſich durch das allgemeine Vorrücken zu dieſer Schlacht, zu deren einleitenden Gefechten jenes unglückliche Treffen mitgehörte.

In dieſe Zeit fällt ein Schreiben an Bülow von ſeinem in Kolberg gefangen ſitzenden Bruder Dietrich, der bei aller Unbill und Härte, die er vom Vaterlande litt, dennoch mit raſtloſem Eifer über Planen zu deſſen Rettung und Heil brütete. Mit der ihm ſtets eignen Kühnheit des Geiſtes und Selbſtvertrauens hatte er einen Anſchlag erdacht, den Feind aus Preußen hinauszuzwingen, vielleicht zu verderben. Er verlangte nur den Majorstitel, zweitauſend Mann, und freie Hand. Er wollte von Kolberg in unbemerkten Eilmärſchen nach Berlin vordringen, dem Feinde ſeine Verbindungen abſchneiden, ſeine Vorräthe, Kaſſen, Erſatzmannſchaften aufheben, alle Preußen, ja alle Deutſchen zu den Waffen rufen, und in kürzeſter Friſt ein furchtbares Heer verſammelt haben. An ſich war ein ſolcher Gedanke gewiß nicht zu verwerfen; mit größern Mitteln und beſchränkterer Abſicht ſollte bald nachher Blücher eine ſolche Unternehmung verſuchen. Ob die Denkſchrift dem General von Rüchel, wie ſie es verlangte, vorgelegt worden ſei, können wir nicht ſagen; jedenfalls aber mußten manche Sätze darin zu abentheuerlich, ſo wie ſchon der Name des Urhebers zu anſtößig erſcheinen, als daß eine

Genehmigung zu hoffen geweſen wäre. Sich des unglücklichen Bruders anzunehmen, war indeß Bülow ſchon früher bedacht geweſen; er hatte ſchon am 1. Februar deſſen Freilaſſung durch ein dringendes Bittſchreiben bei dem Könige nachgeſucht, dieſer jedoch geantwortet, daß er der brüderlichen Liebe die Fürbitte gern zu gute halte, ſie aber ſchon jetzt nicht gewähren könne, indeß aus Rückſicht für ihn den Oberſten dem Kommandanten von Kolberg aufgegeben habe, den Gefangenen nicht Noth leiden zu laſſen. Soviel uns bekannt, iſt nach jener Denkſchrift kein ſpäteres Lebenszeichen von Dietrichs Hand mehr erfolgt. —

Bülow's Wunde war noch nicht geheilt, als ſein Füſilierbataillon, das freilich faſt auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen war, in der Vorpoſten-Brigade des Oberſten von Maltzahn wieder tapfer kämpfte, am 24. Februar bei Braunsberg an der Paſſarge dem Feind eine Schlappe beibringen half, aber am 26. ebendaſelbſt auch wieder gegen feindliche Uebermacht ein unglückliches Gefecht zu beſtehen hatte. —

Napoleon indeß, der durch die Schlacht bei Eylau zu großen Verluſt erlitten hatte, um ſogleich gegen das nicht beſiegte Heer der Ruſſen und Preußen den Krieg im offnen Felde mit aller Kraft fortzuführen, hatte beſchloſſen die Belagerung von Danzig zu unternehmen. Anfangs März begann die Einſchließung. Die preußiſche Beſatzung war für die weitläufigen Werke des Platzes nicht ſtark genug, die Mannſchaft großentheils unzuverläſſig, beſonders wegen der darunter befindlichen vielen Polen, denen der polniſche Aufſtand in Südpreußen ein lockendes Beiſpiel gab. Der General Graf von Kalckreuth, der ungern unter dem Oberbefehl des ruſſiſchen Generals von Bennigſen geſtanden hätte, aber ſich in der Selbſtſtändigkeit eines Feſtungsbefehlshabers gefiel, traf von Königsberg ein um die Vertheidigung zu unternehmen. Er führte ſie mit Einſicht und Tapferkeit, nach Maßgabe der Kräfte, über die er verfügen konnte. Doch wurden ihm auch manche Vernachläſſigungen vorgeworfen. Er verlor ſehr bald die Verbindung mit den nahen Feſten Neufahrwaſſer und Weichſelmünde, und bald auch die mit Pillau und Königsberg über die Nehrung. Auf dieſem etwa

12 Meilen langen ſchmalen Landſtriche zwiſchen der Oſtſee und dem friſchen Haf war von Pillau her der General von Rouquette vorgedrungen, um die Verbindung mit Danzig offen zu halten, aber theils wegen zu geringer Truppenzahl, theils aus Mangel an Handbietung von Seiten Kalckreuth's, hatte er vor der Uebermacht des auf ihn eindringenden Feindes ſchnell zurückweichen müſſen, und die Nehrung am 26. März völlig geräumt. Wegen dieſes Mißgeſchickes wurde ſogleich eine Unterſuchung gegen Rouquette angeordnet, bei welcher Bülow das Amt eines Berichterſtatters zu verſehen hatte. Sein Antrag, auf wahre Gerechtigkeit und Einſicht gegründet, ging auf völlige Freiſprechung, da Rouquette alles gethan hatte, was unter den gegebenen Umſtänden möglich war; dagegen fiel auf Kalckreuth mancher Tadel, ja man ſagte, er habe mit Abſicht Rouquette im Stich gelaſſen, weil dieſer in früheren Verhandlungen über die Frage, ob die Reiterei ihre Wendungen beſſer zu dreien oder zu vieren mache; ſein Gegner geweſen ſei! — Bülow ahndete bei ſeinem Berichte wohl nicht, daß er ſelbſt alsbald in derſelben Aufgabe wie Rouquette ſcheitern ſollte! —

Da Kalckreuth infolge dieſer Nachtheile mehr und mehr bedrängt wurde, ſo forderte er wiederholt und dringend, daß der Entſatz der Feſtung verſucht, ihm wenigſtens Verſtärkung an Mannſchaft und neuer Pulvervorrath zugeführt würde. Bennigſen konnte dieſes letztere nicht verweigern, und beſchloß den ruſſiſchen General Kamenskii mit einigen tauſend Mann und anſehnlichen Vorräthen nach Danzig abzuſenden. Kalckreuth hatte gewünſcht, daß die Hülfe ihm über die Nehrung zugeführt würde, aber Bennigſen zog den Seeweg vor, da ſich engliſche und auch ſchwediſche Kriegsſchiffe bereit fanden die Ueberfahrt von Pillau nach Neufahrwaſſer und Weichſelmünde zu ſichern. Kamenskii ſollte hier ſeine Truppen ausſchiffen, raſch auf Danzig vordringen, und mit Hülfe eines kräftigen Ausfalls von Seiten Kalckreuth's die Verbindung öffnen. Hiezu mitzuwirken war ein gleichzeitiger Angriff auf der Nehrung verfügt, doch nur um den Feind über jenen zu täuſchen und ſeine Aufmerkſamkeit hieher zu lenken, daher mit nur geringen Kräften. Zum Führer dieſes Angriffs und überhaupt zum Befehlshaber auf der Nehrung wurde Bülow ernannt, der um die Mitte des Aprils von Pillau mit den erſten Truppen, die grade zur Hand waren, auf die Nehrung überſetzte. Kalckreuth, von Bülow's neuer Beſtimmung durch dieſen benachrichtigt, theilte ſogleich ſeine Plane und Hoffnungen ihm ſchriftlich mit, rieth aber unter 4000 Mann den Hauptangriff nicht zu wagen, und ſchloß ſeinen Brief mit den Worten: „Ich freue mich, daß Euer Hochwohlgeboren hergeſtellt ſind, und da ich Dieſelben als einen der beſten Offiziere ſo aufrichtig ſchätze, ſo wird es mir innigſte Freude ſein, mit Denenſelben wieder in Dienſtverbindung zu treten." Solche Truppenzahl hatte Bülow freilich nicht, indeß verſuchte er mit denen, über die er verfügte, das Mögliche zu leiſten. Die an der Spitze der Nehrung, Pillau gegenüber liegende Schanze, die im Fall eines Unglücks als Zuflucht dienen mußte, ließ er eiligſt verſtärken und mit einigem Geſchütz verſehen, und ging dann raſch auf die franzöſiſchen Poſten los, die ſeinen Angriff nicht abwarteten. Er trieb ſie bis Kahlberg zurück, und ſeine Vorpoſten ſtanden in Polski, ſo daß die Preußen einen Theil der friſchen Nehrung, die Franzoſen den übrigen Theil und die ganze Danziger Nehrung beſetzt hielten. Bevor er weiter vorrückte, mußte Bülow die Nachricht von Kamenskii's erfolgter Abfahrt ſo wie die Verſtärkung abwarten, die ſeiner kleinen Schaar noch zugeſagt und nöthig war. Beides verzögerte ſich über die Maßen, und Bülow brachte mehrere Wochen in peinlichſter Ungeduld hin.

Seine Lage war höchſt unangenehm; er konnte jeden Augenblick mit Uebermacht angefallen werden, und durfte ſelber nichts unternehmen, um nicht den größern Zweck zu gefährden, vielleicht ganz zu vereiteln. Da jedoch die Franzoſen ihm gegenüber ſo gar nicht kampfluſtig ſchienen, und es wünſchenswerth war zu dem beabſichtigten Schlage möglichſt weit vorgerückt zu ſein, ſo ließ er endlich am 9. Mai mit großer Behutſamkeit ſeine Vorhut bei Böglers vorgehen, wo ſie auf den Feind ſtieß, der etwa 400 Mann Fußvolk und 200 Reiter ſtark ſchien. Ein dicker Nebel, der keine genauere Erkundung zuließ, hielt beide Theile in vorſichtiger

Unthätigkeit. Die Preußen hatten zur Sicherung ihrer linken Flanke und zum Nachführen von Lebensmitteln, die auf der öden Erdzunge gänzlich fehlten, im Haf einige bewaffnete Schiffe, die ſich ebenfalls nicht weiter vorwagten. So ſtand man ſich ein paar Tage mißtrauiſch gegenüber. Am 11. Mai kamen aus Pillau 300 Mann gemiſchten Fußvolks, bald auch das Bülow'ſche Füſilierbataillon, das bei der Ueberfahrt vom Sturm verſchlagen geweſen war, endlich die erſehnte Nachricht, daß Kamenskii mit ſeinen eingeſchifften Truppen in See gegangen ſei.

Nun brach Bülow, indem er ſeine Streitkräfte vereinigt und gemuſtert, am 13. Mai in aller Frühe von Böglers auf, und rückte entſchloſſen gegen Kahlberg. Seine ſehr gemiſchte Schaar beſtand aus 2500 Mann Fußvolk, 280 Reitern und 4 Geſchützen. Sein Füſilierbataillon hatte ſich nach den großen Verluſten bei Waltersdorf und Braunsberg wieder ergänzt, aber ſtatt der alten bewährten Mannſchaft zählte es jetzt faſt nur unverſuchte Neulinge. Der Rittmeiſter von Möllendorf, der die Reiterei befehligte, hatte 120 Reiter ſeiner eignen kleinen Freiſchaar, 120 Huſaren und Dragoner, ferner 40 doniſche Koſaken. Der Marſch geſchah in drei Kolonnen, von denen die eine dicht am Oſtſeeſtrande, die mittlere am Fuße der Dünen, die dritte auf deren Höhen hinzog. Der Feind, als er dieſe Kolonnen raſch anrücken ſah, verließ Kahlberg und wich ohne Gefecht immer weiter zurück. Nach Bülow's Ermeſſen mußte Kamenskii bereits am Orte ſeiner Beſtimmung angelangt ſein, allein da keine Nachricht die Gewißheit brachte, ſo gingen wieder zwei Tage in ſtillem Abwarten verloren. Endlich am 15. erſcholl der Kanonendonner und man wußte, das Kamenskii ſeinen Angriff begonnen hatte. Schnell rückte nun Bülow mit allen Truppen vor, und gelangte mit der Vorhut bis Bodenwinkel, wo der Raum linkshin ſich weiter öffnet und zum Gefecht günſtiger wird. Da jedoch gegen Mittag das Feuer von Kamenskii's Angriff, anſtatt näher zu kommen, ſich entfernte, und bald ganz verſtummte, ſo mußte Bülow auf's neue Halt machen. Er ſtellte ſeine Truppen ſtaffelweiſe von Steegen bis Bodenwinkel auf, bereit zu jeder Bewegung, welche die Umſtände fordern könnten. Ein Offizier, den er zur See nach Weichſelmünde ſandte, um über die Lage der Sachen dort Auskunft zu erlangen, kam nicht zurück, und alles blieb in peinlicher Ungewißheit.

Am 16. Mai hörte man aus der Nähe von Danzig wieder lebhaftes Geſchütz- und Gewehrfeuer, worauf Bülow ſogleich wieder vorrückte.[1] Ungeduldig an den Feind zu kommen, und ihn von dieſer Seite möglichſt zu beſchäftigen, ließ er die Reiterei unter Möllendorf nach Heubude vortraben, wo der gutverſchanzte Feind zwar nicht anzugreifen, aber der Gang des Gefechtes bei Danzig genau zu erkennen war. Doch auch diesmal ſchwieg das Feuer bald, und die Truppen Kamenskii's ſchienen ſich zurückzuziehen.

Bülow hatte die Aufmerkſamkeit des Feindes auf ſich ablenken wollen: dies war ihm wirklich, und leider ohne daß jenſeits Vortheil davon gezogen wurde, nur zu ſehr gelungen. Die Nachricht, daß die Preußen wieder auf der Nehrung vorrückten, war an Napoleon gelangt, und mit zornigem Mißfallen hatte er den heftigen Befehl ertheilt, die allzudreiſte Schaar ohne Säumen in's Meer zu werfen; demgemäß wurde General Beaumont beordert ſogleich mit 1000 Dragonern, mit genugſamem Fußvolk und Geſchütz über die Elbinger Weichſel auf die Nehrung vorzudringen. Ein ſtarker Nebel begünſtigte den Ueberfall. Möllendorf wurde den Feind erſt gewahr, als er ſchon in voller Macht dicht heran war, verlor die Beſonnenheit, und anſtatt durch plötzlichen Angriff ihn, wenn auch noch ſo kurze Zeit aufzuhalten, damit Bülow von der Gefahr benachrichtigt werden könnte, eilte er gleich zurück, und kam vom Feinde raſch verfolgt mit dieſem zugleich in Steegen an, wo die größte Verwirrung eintrat. Zum Glück waren die Truppen ſo geſtellt, daß ſie augenblicklich den Rückzug auf Kahlberg antreten konnten, wo ſich die Nehrung auf etwa 700 Schritt verengt, und ein feſter Widerſtand möglich war. Bülow ſelbſt war bei der Nachhut, und ermuthigte die Soldaten durch kräftiges Wort und Beiſpiel. Hinter Bodenwinkel, wo der Weg in Waldung führte, nahm er die Reiterei, die bisher mit dem nachdrängenden Feinde nothdürftig geplänkelt hatte, hinter die Füſiliere zurück, die nun die nächſten am Feinde blieben, befahl aber, daß Möllendorf ſich ſtets zum Angriff bereit halten, und auch an Stellen, wo das Gehölz lichter wurde, kleine Reitertrupps auf die Flügel der Füſiliere ſchicken ſollte. Anfangs ging alles in leidlicher Ordnung, und ein zu heftig andringendes Bataillon franzöſiſcher Voltigeurs wurde mehrmals durch Gewehrfeuer und vorſprengende Reiter gehemmt und zurückgewieſen. Aber an einer Stelle, wo der Wald ſich etwas öffnete, brach unvermuthet eine ſtarke Schaar feindlicher Dragoner hervor, die preußiſche Reiterei war trotz der ertheilten Befehle nicht gleich zur Hand, die Füſiliere glaubten ſich von ihr verlaſſen, geriethen in Verwirrung, und hielten den heftigen Stoß des von allen Seiten anſprengenden Feindes nicht aus. Vergebens ſuchte Bülow, unterſtützt von ſeinen Offizieren, die Ordnung herzuſtellen, ſtieg vom Pferde, befahl, bat, die unerfahrene Mannſchaft lief aus einander, ſuchte Schutz im Walde, und fand nur um ſo gewiſſer Tod oder Gefangenſchaft. Bülow, der nur mit Mühe wieder auf ſein Pferd kam, jagte nun zu ſeiner Reiterei, rief ſie mit gewaltigen Worten an, ſetzte ſich an ihre Spitze, und brachte ſie in vollem Rennen herbei. In einem ſchmalen Wege, der nur eine Front von acht Reitern zuließ, ſtürzte er mit gedrängter Schaar nun ſeinerſeits auf den überraſchten Feind, dem 70 bis 80 Mann niedergehauen, ein Offizier und acht Dragoner gefangen genommen wurden. Die Füſiliere jedoch waren ſchon zerſprengt, das Bataillon zum zweitenmale faſt vernichtet, die meiſten der tapfern Offiziere gefangen!

Selbſt der augenblickliche Erfolg konnte nur von kurzer Dauer ſein. Als die übrigen Truppen aus dem Walde ſich glücklich herausgezogen, ließ Bülow bei Kahlberg ſie zwar wieder Front machen, um dem Feinde Einhalt zu gebieten, aber längſt des Seeſtrandes rückten 4 franzöſiſche Reiterregimenter in ſeiner rechten Flanke vor und drohten ſeine Stellung zu umgehen, und durch den Wald folgte zahlreiches Fußvolk, deſſen Trommeln und Hörner ſchon ganz nahe gehört wurden, es wurde ſpäter auf 6000 Mann geſchätzt; der vereinte Angriff einer ſolchen Uebermacht durfte nicht abgewartet werden, Bülow ſetzte daher den Rückzug fort, in drei länglichen Vierecken, welche bald im Schutze ihrer Ordnung den Vortheil über den durch die Verfolgung aus einander gerathenen Feind gewannen, und ſeine wiederholten Angriffe ſtandhaft abſchlugen. Eine Kanone verſank unglücklicherweiſe im Flugſand, und zwei andere, vom feindlichen Geſchütz zerſchoſſen, mußten gleicherweiſe zurückgelaſſen werden. Allmählig ließ die Verfolgung nach; Beaumont, dem beſondre Vorſicht empfohlen war, und den die Schüſſe zweier Kanonenboote Bülow's vom Hafen her in der rechten Flanke beunruhigten, beſorgte in einen Hinterhalt zu fallen, und ließ ſeine Truppen Halt machen. Bülow konnte ſchon hinter Polski wieder ſtehen bleiben, und hinter gut ausgeſtellten Feldwachten ſeine Truppen ruhig lagern laſſen. Inzwiſchen hatte ſein längeres Verweilen hier jetzt keinen Zweck mehr, er ließ daher nur einige Beobachtungspoſten gegen den in die Stellung von Kahlberg zurückgegangenen Feind ſtehen, und die übrigen Truppen in die zu ihrer Aufnahme beſtimmten Verſchanzungen auf der Nehrungſpitze bei Neutief einrücken.

Bülow gab ſeinen Verluſt in dieſen Gefechten auf 700 Mann, etwa 16 Pferde und 3 Kanonen an; was aus den 40 Koſaken geworden, die ſich gleich im Anfange des Gefechts zerſtreut hatten, wußte niemand zu ſagen, ohne Zweifel ſind ſie bei ihrem Pulk richtig wieder angekommen. In Bülow's Bericht an den König heißt es zuletzt: „Alle Unfälle, ſo entſtanden, kommen daher, daß die Vorpoſten nachläſſig geweſen, daß die mir zugetheilte ganze Infanterie aus lauter Rekruten und unſichern Leuten beſtand, daher ich mich noch glücklich ſchätze, bei dieſem Zuſammenfluß widriger und nachtheiliger Verhältniſſe das Ganze noch in der Ordnung zurückgebracht zu haben." In der That konnte kein Vorwurf ihn treffen, in ſeiner Aufgabe ſchon lag nicht der Zweck eignen Sieges, vielmehr die Pflicht einem höheren Zweck zu dienen, ſich nöthigenfalls zu opfern; dieſer war vollkommen erreicht worden, wenn ohne den gehofften Nutzen, ſo war das nicht ſeine Schuld; überdies hatte er gleichſam den Kaiſer Napoleon ſelbſt zum Gegner gehabt, deſſen perſönlicher Befehl jene Uebermacht gegen ihn ausgeſchickt. Doch war es natürlich, daß die zweimalige Vernichtung ſeines Füſilierbataillons unangenehm auffiel. Der General von Stuttersheim, der bisher längere Zeit ſein Brigadier geweſen, ſagte bei dieſer Gelegenheit, Bülow's Verhalten ſei untadelhaft geweſen, er habe ſowohl richtige Einſicht als große Tapferkeit bewieſen, aber man ſehe, er habe kein Glück! Ein Ausſpruch wohlwollenden Bedauerns, den aber die Folgezeit glänzend in ſein Gegentheil umkehrte. —

Nachdem das Unternehmen Kamenſkii's völlig geſcheitert war, und er unverrichteter Sache hatte wieder abziehen müſſen, ſah Kalckreuth keine Hoffnung des Entſatzes mehr, und bei erſchöpften Mitteln kaum die Möglichkeit längerer Vertheidigung. Er wollte das Aeußerſte nicht abwarten, und auf ehrenvolle Bedingungen, die ſpäter nicht hätten erlangt werden können, erfolgte die Uebergabe der Stadt und Feſtung Danzig. Der Schlag kam nicht unerwartet, wurde aber in ſeinen Folgen ſchwer empfunden, gewährte den Franzoſen einen neuen unſchätzbaren Stützpunkt an der Weichſel, und machte ihnen eine große Zahl von Truppen verfügbar im freien Felde. Doch hatten auch die Ruſſen Verſtärkung aus dem Innern erhalten, und der Kaiſer Alexander war entſchloſſen, den Krieg mit aller Kraft fortzuſetzen. Dem Könige von Preußen blieb ohnehin keine andere Wahl, und ſeine tapfren Truppen, jetzt von bewährten Feldherren geführt, ſahen voll Muth und Zuverſicht neuen Kämpfen entgegen, aus denen zuletzt, ſo hielten ſie ſich überzeugt, die Sache Preußens ſiegreich hervorgehen müſſe. Um für den Verluſt von Danzig einigen Erſatz zu gewinnen, wandte ſich die preußiſche Kriegsthätigkeit mit verſtärktem Eifer nach Pommern, wo Blücher eine ſtarke Macht preußiſcher und ruſſiſcher Truppen unter ſeinem Befehl vereinigte, und unterſtützt von engliſchen und ſchwediſchen Hülfsvölkern, im Rücken des franzöſiſchen Heeres vordringen und dem ganzen Krieg eine neue Geſtalt geben ſollte. Bülow erhielt die Anſtellung als Brigadier bei den Blücher'ſchen Truppen, ſchiffte ſich zu Pillau am 31. Mai mit einigem Fußvolk und 2 Schwadronen ein, und landete nach beſchwerlicher Seefahrt am 6. Juni auf der Inſel Rügen, wo die Truppen einige Zeit verweilten, dann aber nach Schwediſch-Pommern überſetzten, wo die Preußen eine Stellung zwiſchen Stralſund und Greifswald inne hatten.

Hier fand Bülow die Lage der Dinge weit unter ſeiner Erwartung; hier war für die Ausrüſtung und Einübung der Leute noch viel zu thun, ehe ſie als kriegstüchtig gelten konnten; nur dem thätigſten, unverdroſſenſten Eifer konnte es gelingen, die zahlreichen Mängel, die überall ſichtbar waren, nach und nach zu beſeitigen. Der Oberſtlieutenant von Borſtell hatte die Reiterei, Bülow das Fußvolk unter beſondrer Obhut, beide machten die größten Anſtrengungen, um zahlreiche Mannſchaft gerüſtet und eingeübt in's Feld zu ſtellen, den Dienſt zweckmäßig zu ordnen, die nöthige Zucht zu erhalten. Wer jemals an einem Geſchäft dieſer Art auch nur in kleinſtem Maße Theil genommen, der kann beurtheilen, welche Fürſorgen hier täglich eintraten, welche Schwierigkeiten unaufhörlich zu bekämpfen waren; zu den letzteren gehörte noch beſonders die Rückſicht, welche ſtets auf die vielen fremden Verhältniſſe zu nehmen war, auf die ruſſiſchen, engliſchen und ſchwediſchen Mitſtreiter, ihre Anſichten und Forderungen. Namentlich hatte Bülow mit ſchwediſchen Offizieren, die ſeinen Anordnungen entgegen traten, ärgerliche Verwickelungen, in denen er doch ſein Recht mit Ernſt behauptete.

Durch die erfolgreichen Bemühungen war es endlich dahin gediehen, daß alles für den beabſichtigten Kriegszug fertig ſtand, der, wenn er die Spree und Elbe raſch erreichte, den allgemeinen Stand der Dinge bedeutend ändern und die größten Ereigniſſe hervorrufen konnte. Jeden Tag erwartete man den Befehl zum Aufbruch. Bülow befehligte eine aus allen Waffen zuſammengeſetzte Vorhut, die Freiſchaar von Schill war ihm zugetheilt, alles war voll Muth und Vertrauen. Da kam plötzlich die Kunde von der in Preußen bei Friedland verlorenen Schlacht, darauf die von dem in Tilſit eingegangenen Waffenſtillſtand, infolge deſſen die engliſchen und ſchwediſchen Truppen ſich von den preußiſchen und ruſſiſchen ſogleich trennten, endlich die Anzeige von dem am 9. Juli 1807 zu Tilſit unterzeichneten unſeligen Frieden, der den unglücklichen Krieg ſo traurig beendete. Der Eindruck dieſer Nachrichten war furchtbar, der eben noch ſo hoffnungsvolle Muth plötzlich gebeugt, jede tröſtende Ausſicht auf lange Zeit verſchloſſen. Bülow fühlte das Unglück des Vaterlandes, die Troſtloſigkeit einer Zukunft, die unter ſo demüthigenden Friedensbedingungen anhob. Sein Gefühl, ſchon durch perſönliches Leid tief zerriſſen, war nur um ſo empfänglicher für die neuen Schickſalsſchläge, die aus dem allgemeinen Zuſtand ihn mittrafen.

Kurz vorher nämlich hatte Bülow aus Königsberg die Nachricht erhalten, daß ſeine geliebte Gattin, die er daſelbſt im Hauſe ihrer Eltern gelaſſen hatte, am 29. Juni von einer Tochter entbunden worden, drei Tage darauf aber an den Folgen der Niederkunft geſtorben ſei. Sein Schwager, Lieutenant von Auer, war von den betrübten Eltern beauftragt, dem unglücklichen Gatten ſeinen Verluſt mit größter Schonung beizubringen. Aber alle mildernde Vorbereitung war umſonſt, ihn traf der harte Schlag mit erſchütternder Gewalt, ſein Schmerz gränzte an Verzweiflung. Sein Herz hing mit innigſter Liebe an der theuren Entſchlafenen, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, ſie nicht mehr ſehen zu ſollen. Wenigſtens hoffte er die geiſtige Nähe der Abgeſchiedenen noch gewahr zu werden. Einſt hatten beide Ehegatten in geweihter Stimmung ſich das Verſprechen gegeben, wer bon beiden zuerſt ſtürbe, ſolle dem Ueberlebenden erſcheinen, falls die Geſetze der Geiſterwelt dies erlaubten; er gedachte jetzt leidenſchaftlich dieſer Zuſage, und harrte ſehnſüchtig des Troſtes einer ſolchen Erſcheinung. Die früh aufgenommenen Swedenborg'ſchen Vorſtellungen wirkten jetzt lebhaft auf ſeine Einbildungskraft. Allein er ſah ſeine heißen Erwartungen getäuſcht, kein Geiſt erſchien. Dagegen blieb er in tiefſter Seele bis an ſeinen Tod mit der geliebten Verſtorbenen innig verbunden, und nie ſprach er ihren Namen aus, oder hörte ihn von Anderen nennen, ohne daß in ſeinen edlen Geſichtszügen ſich Trauer und Rührung ausdrückten. Den mit ihr geführten Briefwechſel verwahrte er ſorgfältig, und die Blätter wurden, einer frühen Verordnung gemäß, mit ihm in den Sarg gelegt. Ihren Namen mußte die Tochter führen, und dieſe blieb ſein Liebling, vor den ſpäteren, von dem Vater gleichfalls zärtlich geliebten Geſchwiſtern durch den ſchmerzlichen Vorzug ausgezeichnet, das lebendige Andenken der Hingeſchiedenen zu ſein. Auch muß in dieſe Zeit die Kunde von dem Ableben des unglücklichen Bruders Dietrich fallen, durch die unſicheren Angaben und Zweifel, von denen ſie begleitet war, nur um ſo herber und düſterer. So verflochten ſich in Bülow's heftig aufgeregter Bruſt häusliches und öffentliches Unglück in gemeinſamen Schmerz! —

Durch den Frieden von Tilſit verlor Preußen die Hälfte ſeiner Länder; ihm zur Seite erſtand aus dem losgeriſſenen Südpreußen feindlich ein polniſcher Staat, Sachſen als neues Königreich, Danzig als franzöſiſcher Freiſtaat, andererſeits ein Königreich Weſtphalen in völliger Abhängigkeit Frankreichs; die öſtlichſte Provinz Preußens, mit 800,000 Einwohnern, nahm unbegreiflicherweiſe Rußland für ſich dahin. Den Franzoſen blieb vertragsmäßig beliebiger Truppendurchzug nach Polen und Danzig offen, ſie behielten vorläufig die drei Oderfeſtungen Glogau, Küſtrin und Stettin beſetzt, das Land mußte die Beſatzungen verpflegen, daneben ungeheure Kriegszahlungen abtragen. Aber auch diejenigen Länder, welche der Frieden wiedergeben ſollte, blieben von franzöſiſchen Truppen und Behörden beſetzt und ausgebeutet, in der Hauptſtadt Berlin ſchwelgte franzöſiſche Verwaltung. Der Staat, verſtümmelt, verarmt, gefeſſelt, mit unerſchwinglichen Laſten bedrückt und fortwährend von neuer Gewaltthat bedroht, lag der Willkür eines Siegers preisgegeben, deſſen Macht im Augenblicke durch nichts beſchränkt wurde, am wenigſten durch Recht und Vertrag, die nur galten ſolang es ihm beliebte. Eine bedrängtere, troſtloſere Lage war kaum zu denken, ſogar die Möglichkeit einer Herſtellung ſchien abgeſchnitten, die Ausſicht in die Zukunft düſter verhüllt; Preußen durfte nur 42,000 Mann Truppen halten, mußte den Hülfsquellen des Seehandels entſagen.

Und dennoch hegte dieſer mißhandelte, zerrüttete und gelähmte Staat friſche Lebenskraft, trug in ſich die geſunden Keime neuen Erſtarkens, deren mächtiges Treiben ſchon inmitten des Krieges wirkſam begonnen hatte. Muth und Selbſtvertrauen waren gebeugt, aber nicht gebrochen, die Zuverſicht ſtand feſt in allen Edeln, daß dieſe Geſchickesloſe nicht die ſchließlichen für Preußen ſein konnten; die Erinnerung an die Zeiten früheren Ruhmes war lebendig, man fühlte die Pflicht und Kraft ihn zu erneuern. Durch den Mißbrauch ihrer Gewalt, durch die Härte ihrer Bedrückung, durch den Hohn ihres Uebermuthes erweckten die Franzoſen fortwährend allgemeinen Haß, der dem Vaterlandseifer der Preußen ſich innig verbündete. Dieſe vorherrſchende Stimmung des ganzen Volkes fand ihren ſtärkſten Ausdruck im Kriegerſtande. Aus ihm, dem durch die beiſpielloſen Niederlagen am tiefſten verletzten, gingen nun die kräftigſten Beſtrebungen neuen Aufſchwungs hervor. Schon im Fortgange des unheilvollen Krieges hatten die Preußen unter wackern Anführern die alte Tapferkeit gezeigt, freilich bei kleiner Minderzahl gegen die Uebermacht jetzt großentheils erfolglos, aber der muthige Kriegsgeiſt erwies ſich als unverlorenes Erbtheil. Dem feindlichen Heer und beſonders ſeinem oberſten Feldherrn mußte man große Ueberlegenheit zugeſtehen, aber Offizier und Soldat als ſolche fühlten ſich den Franzoſen gegenüber keineswegs im Nachtheil, Mann gegen Mann durfte jeder dem Feinde Trotz bieten, und auch mit deſſen ſiegreicher Kriegskunſt dachten die Kundigen es einſt aufzunehmen, wenn erſt Mittel und Gelegenheit dazu ſich darböte. Das Unglück Preußens erſchien als ein zufälliges, nicht als eine Schickung in die man ſich ergeben müſſe, die Machtherrſchaft Napoleons nicht nur als ein Unrecht, ſondern auch als eine Unrichtigkeit, die auf ihre Abſtellung warte. Bei ſolcher Stimmung, die allgemein zu neuer Waffenerhebung und zur Befreiung ſtrebte, beſtand Preußen noch im Innern feſt, nicht nur als der frühere machtberechtigte, ſondern auch als ein neu zu belebender, nach Abwerfen des Verdorbenen zu höherer Entwickelung berufener Staat. Das noch vor kurzem ſo große Heer war auf eine mäßige Zahl beſchränkt, nur ein kleiner Theil der früheren Offiziere fand hier Anſtellung, aber während viele von Noth oder auch von Eifer getrieben in fremden Dienſten eine Zuflucht ſuchten, blieb die Mehrzahl im Lande daheim, im Volke zerſtreut und mit ihm verkehrend, nur Krieg ſinnend und ihn aus eignen Kräften vorbereitend.

Wir mußten dieſe Verhältniſſe und Stimmungen hier bezeichnen, weil ſie auch in Betreff Bülow's wichtig ſind. Auch er war von der Geſinnung erfüllt, welche die Herſtellung der Macht und Ehre Preußens zuverſichtlich erwartete, und Haß und Krieg gegen die Fremdherrſchaft zu entzünden ſtrebte, doch da er zu den Begünſtigten gehörte, die im Heerdienſte und deſſen nächſten Pflichtgeboten unterworfen blieben, ſo war er im Handeln mehr gebunden als manche Freunde, denen er darum nicht weniger zuſtimmte. Während Andere, denen dies nicht zum Tadel geſagt ſein ſoll, die Sache des Vaterlandes im größten Umfang und höchſtem Sinn auffaßten, wobei die augenblickliche Geſtalt und Lage Preußens oft minder in Betracht kam, und über den Zwang des Tages hinaus ihr Ziel in kühnem Wagniß verfolgten, hielt Bülow, bei gleichem Eifer und Muth, an dem Nächſtgegebenen feſt, und ließ ſich auf weiterſehende Dinge nicht ein. Wenn er bei preußiſchen Truppen ſtand, Befehle von der Hand des Königs empfing, und in Ausübung ſeiner Pflicht nicht gehindert war, ſo wußte er ſich auf ſeinem rechten Boden und ſuchte keinen anderen. Wir finden in der That keine Spur, daß Bülow an den Entwürfen und Anſchlägen, welche gleich nach dem Frieden von den trefflichſten Män[illegible] gehegt und betrieben wurden, irgend Antheil genommen, [illegible] ſich mit dem weitverzweigten Tugendbund eingelaſſe[illegible]te. Sein Haß und Zorn gegen das fremde Joch, ſe[illegible] Streben und Hoffen künftiger Befreiung vereinten ſich in [illegible]einem militairiſchen Beruf, hier war ſein Trotz, ſeine Thätigkeit. —

Die Truppen, welche noch in Pommern unter Blücher's Befehl bei Kolberg verſammelt ſtanden, erhielten die Beſtimmung, nach Maßgabe des Abzugs der Franzoſen vorzurücken und das geräumte Land zu beſetzen. Allein der Feind — denn ungeachtet des geſchloſſenen Friedens hatte er dies zu ſein nicht aufgehört — bezeigte keine Luſt, die vertragsmäßige Räumung zu vollziehen, und man mußte ſich ſeiner Willkür fügen. Ihm keinen Argwohn zu geben, und weil ohnehin jede Erſparniß für die ihm ſchuldigen Kriegszahlungen geboten war, wurden jene Truppen auf den Friedensfuß geſtellt; doch verblieb ihnen Blücher als Befehlshaber. Dagegen erſchien Bülow's Anſtellung als Brigadier jetzt überflüſſig; er ward abgerufen, und begab ſich nach Königsberg, wo er eine neue Beſtimmung erhalten ſollte.

Hier war alles gedrückt und kleinlaut, ſchwer leidend an den Folgen des Krieges, gedemüthigt durch den harten Frieden, beunruhigt durch die fortdauernde Nähe des Feindes, der ſich Uebergriffe jeder Art erlaubte. Aber in der Stille regten ſich die edelſten Kräfte zur innern Wiederherſtellung des Staates, beſonders auch ſeiner Wehrhaftigkeit. Die Neubildung des Kriegsweſens, ſchon im Laufe des Feldzugs theilweiſe begonnen, wurde mit Eifer fortgeſetzt. Das verminderte Heer empfing neue zweckmäßige Einrichtungen, unter ihnen die wichtigſte, ſich im Fall der Noth ſchnell auf das Dreifache vermehren zu können; man entließ die ausgebildeten Rekruten ſogleich wieder als ſogenannte Krümper, und zog andere dafür ein, die wieder entlaſſen wurden. Man ſah voraus, daß es doch wieder zum Schlagen kommen müſſe, man wünſchte es, man mußte auch ohne es zu wünſchen darauf gefaßt ſein. Bei den neuen Einrichtungen war beſonders der Oberſt von Scharnhorſt wirkſam, nächſt ihm der Oberſtlieutenant von Gneiſenau, dann auch Grolman, Boyen und Clauſewitz. Bülow ſchätzte die unbeſtreitbare Tüchtigkeit und edle Geſinnung dieſer Männer, ſtimmte jedoch in vielen Stücken mit ihnen nicht überein. Ihm war das Veraltete, Unzureichende des alten Weſens längſt bekannt, er wußte ſehr gut, daß die Kriegskunſt ſeit den Revolutionskriegen, beſonders durch den gewaltigen Siegeslauf Bonaparte's, eine andere geworden, auch er forderte raſchere Beweglichkeit, beſſere Ausrüſtung, und kräftigere Verwendung der Truppen, aber dies alles, meinte er, werde ſich von ſelbſt finden, wenn im Kriege die rechten Befehlshaber an der Spitze ſtänden, er fürchtete die durchgreifenden Neuerungen, die ſogenannten gelehrten Offiziere, die Theoretiker und Planmacher, von denen ſein eigner Bruder Dietrich ihm hier ein abſchreckendes Beiſpiel war. Hatte er dieſen früher bisweilen ein verbranntes Gehirn genannt, ſo nahm er jetzt wohl Anlaß, denſelben Ausdruck auch von Anderen zu gebrauchen. Er wollte Verbeſſerung, Fortſchritt, Kraftentwickelung nicht minder als jene Männer; daß er mit ihnen und ſie mit ihm ſich nicht beſſer verſtändigten, bleibt zu beklagen, mancher ſpätere Zwieſpalt wäre vielleicht nicht entſtanden, wenn hier mehr perſönliche Annäherung ſtattgefunden hätte. —

Der König ernannte Bülow'n zum Mitgliede der Kommiſſion, die in Königsberg eingeſetzt wurde, um das Verhalten der Generale und Offiziere zu prüfen, die bei den unglücklichen Ereigniſſen des vergangenen Krieges betheiligt geweſen waren. Das Vertrauen, welches ihn zu dieſer Wirkſamkeit auserſah, mußte ihm ſehr ehrenvoll ſein, da nur die tüchtigſten und vorwurfsfreiſten Männer, und deren Gerechtigkeitsſinn anerkannt war, zu ſolchem Richteramt konnten berufen werden, dieſes ſelbſt aber widerſtrebte ſeinem Gefühl, und nur ungern erfüllte er die harte Pflicht, gegen frühere Kammeraden oder wohl gar ehemalige Vorgeſetzte die Strenge der Militairgeſetze anzuwenden. Die ſchmachvollſten jener Vorgänge waren gleich einer Seuche über das Heer gekommen, die namhafteſten Männer hatten wie von plötzlichem Schwindel ergriffen ſich feiger Thaten ſchuldig gemacht, deren ſie kurz vorher niemand fähig glauben konnte; die Schuld jedes Einzelnen floß zuſammen in die allgemeine, und verlor in dieſer einen Theil ihrer Zurechnung; ſchwere und verhängnißvolle Pflichtvergeſſenheit forderte ſtrenge Strafe, doch die Größe des Unglücks durfte zugleich bedauerndes Mitleid erregen. Bülow, von ſoldatiſchem Ehrgefühl durchglüht, verabſcheute Verrath und Feigheit, und hielt ihre ſtrenge Beſtrafung für unerläßlich, doch wurde ihm das Zeugniß ertheilt, daß er nie bei dieſen Verhandlungen von zu großem Eifer ſich habe hinreißen laſſen; eben ſo wenig als ſein Gerechtigkeitsſinn durch perſönliche Neigung ſich bedingen ließ.

Obgleich ihm dieſes allgemeine Gerichthalten, wobei auch der Unbeſcholtenſte ſich erſt als ſolcher durch Zeugen erweiſen ſollte, durchaus mißfiel, und er mehrmals den Wunſch äußerte, in dieſem Geſchäft abgelöſt zu werden, wurde er doch lange Zeit darin feſtgehalten. Selbſt als er im Dezember 1807 durch die infolge der neuen Formation des Fußvolks verfügte Einverleibung ſeines Füſilierbataillons in das zu Goldapp ſtehende Regiment Courbiere als älteſter Stabsoffizier dieſes Regiment zu befehligen bekam, durfte er dieſer Beſtimmung nicht folgen, ſondern mußte die perſönliche Befehlführung einſtweilen dem nächſtfolgenden Stabsoffizier überlaſſen. Er ſchrieb an dieſen, er ſei außer Stande auch nur einen Tag von Königsberg abzukommen, indem er Mitglied der Unterſuchungskommiſſion ſei; dagegen übernahm er die Leitung der Angelegenheiten des Regiments, und berief zwar den einſtweiligen Kommandeur nach Königsberg auf kurze Zeit um ſich mit ihm zu beſprechen, betrieb aber die Geſchäfte ſelbſtſtändig und allein, wie dies immer ſeine Art war.

Sowohl die beiden Bataillone des Regiments als das ihm einverleibte Füſilierbataillon waren nicht zur Hälfte vollzählig und ſollten durch die Mannſchaft zweier anderen in Graudenz ſtehenden und zu dieſem Zweck aufzulöſenden Bataillone ergänzt werden; es war alſo eine vollſtändige Neubildung, die mit großer Arbeit verbunden war. Offiziere ſchieden aus, andere traten ein, es ſchien kaum möglich dies alles ohne perſönliche Gegenwart abzuthun. Der Inhaber, Feldmarſchall de l'Homme de Courbière, der in Graudenz befehligte, bewirkte daher, daß das Regiment nach Graudenz verlegt und er ſelbſt mit der ferneren Formation beauftragt wurde. Schon im Anfange des Januars 1808 erhielt das Regiment Befehl zum Abmarſch von Goldapp nach Graudenz, und Bülow, nicht ohne Empfindlichkeit über den ſchnellen Wechſel, ſchickte ſofort alle in Händen habenden das Regiment betreffenden Papiere an daſſelbe zurück, verbat ſich alle weiteren Zuſendungen, ſogar die der monatlichen Rapporte, indem es die Lage der Sachen unmöglich mache, daß er ſich mit dieſen Angelegenheiten ferner befaſſe. Doch blieb er dem Namen nach Kommandeur des Regiments bis eine neue Beförderung eintrat.

Die Hand Napoleons lag fortwährend ſchwer auf dem Lande, und verſtärkte den Druck nach Umſtänden und Belieben. Seine Truppen behielten Berlin und die Mark nebſt den Oderfeſtungen beſetzt, ſeine Forderungen und die Erpreſſungen ſeiner Beamten ſteigerten ſich. Jede Regung des Volksgeiſtes, jede neue Thätigkeit der Regierung, die Geſinnungen des

Miniſters vom Stein, das Treiben des Tugendbundes, alles reizte ſeinen Groll. Von ſeinem düſtern Unwillen durfte man das Schlimmſte erwarten, es erſchien zweifelhaft, ob er nicht den Untergang Preußens ſchon beſchloſſen habe. Für einen ſolchen Fall wollte man zuletzt noch das Heil der Waffen verſuchen und wenigſtens kämpfend untergehen. Die unter Blücher verſammelten Truppen, wie gering an Zahl, waren der Kern der beſchränkten Kriegsmacht, der Hort des Staates. Blücher hatte ſein Hauptquartier jetzt in Stargard, war aber ſchon ſeit einiger Zeit erkrankt, und ſein Zuſtand, gemiſcht aus körperlichen Leiden und hypochondriſchen Einbildungen, erregte mancherlei Beſorgniß. Ihn vom Oberbefehl abzurufen ſchien nicht rathſam, und ihn zu erſetzen war nicht leicht; da gerieth man auf den Ausweg, ihm in Bülow einen mit allen Verhältniſſen vertrauten Gehülfen zur Seite zu ſtellen. Der Umfang und die Bedeutung ſeines Auftrags, wie die Vorausſetzungen und Möglichkeiten, welche dabei vorſchwebten, giebt die Kabinetsordre des Königs zu erkennen, durch die ihm ſeine neue Beſtimmung angekündigt wurde; ſie iſt aus Königsberg vom 22. Juni 1808 und lautet: „Mein lieber Oberſter von Bülow! Die Krankheit des Generallieutenant von Blücher beſtimmt mich, Euch den Auftrag zu ertheilen, ſogleich nach Pommern abzugehen, um den General von Blücher in allen militairiſchen Anordnungen und Ausführungen zu unterſtützen. Sollte die Krankheit ſo zunehmen, daß er nicht mehr das Kommando führen könnte, ſo übertrage ich daſſelbe auf dieſen Fall hiermit Euch, weil ich den Generallieutenant von Winning nach Preußen kommen zu laſſen beſchloſſen habe. Indem ich durch dieſe Verfügung mein unbeſchränktes Zutrauen zu Eurer Einſicht und Entſchloſſenheit zu erkennen gebe, autoriſire ich Euch auch zugleich zu jedem außerordentlichen Mittel, welches Ihr zur Erreichung des Endzwecks des in Pommern ſtehenden Truppenkorps nöthig haben möchtet, und erwarte dagegen von Euch, daß Ihr im übelſten Falle den letzten Blutstropfen zur Erhaltung der Ehre meiner Truppen und der Feſtung Kolberg, die mit meiner auswärtigen Achtung in engſter Verbindung ſteht, aufopfern werdet. Ich verlaſſe mich hiebei ganz auf Eurer

Klugheit und habe das Vertrauen, daß Ihr in der eigenthümlichen Lage Reſſourcen finden werdet, welche Mängeln und Unzulänglichkeit abhelfen und erſetzen. Ich verbleibe Euer wohlgeneigter König Friedrich Wilhelm.“ Die Sache ſollte möglichſt wenig ruchbar werden. Allein in dem verhängnißvollen Schreiben des Miniſters vom Stein an den Fürſten von Wittgenſtein, welches von den Franzoſen aufgefangen und der Grund zu Stein's franzöſiſcher Aechtung und preußiſcher Entlaſſung wurde, war auch der Sendung Bülow's gedacht, was ſeinen Namen den Franzoſen nicht eben empfehlen konnte.

Bevor Bülow dieſe neue Beſtimmung antrat, vermählte er ſich in Königsberg zum zweitenmale, und zwar mit Pauline Juliane von Auer, der jüngſten Schweſter ſeiner verſtorbenen Gattin. Er hatte während ſeines Aufenthalts in Königsberg ſeine freie Zeit am liebſten in dem Hauſe ſeiner Schwiegereltern zugebracht, und durch ſein edles aufrichtiges Weſen, durch das Bild ſeines früheren Eheglücks und durch die herzliche Trauer ſelbſt, mit der er ſeinen Verluſt beklagte, die innige Achtung und Zuneigung der jüngſten Tochter gewonnen, die noch nicht achtzehnjährige gab dem Manne von dreiundfünfzig Jahren freudig ihre Hand. Die Heirath fand am 27. Juni Statt, und wenige Tage darauf reiſte Bülow nach Stargard ab, die junge Frau in dem elterlichen Hauſe vorläufig noch zurücklaſſend. Auch dieſe zweite Ehe war trotz der großen Verſchiedenheit des Alters eine durchaus glückliche, ja zärtliche zu nennen. Die große Herzensgüte dieſer Frau, — heißt es in uns vorliegenden Nachrichten, — ihre jugendliche Heiterkeit, mit feſten und edlen Grundſätzen vereint, erwarben und bewahrten ihr die Liebe des Gatten, dem ſie mit befriedigtem Herzen anhing. —

Das ſchwierige Verhältniß, daß ein Oberſt unter dem Namen eines Gehülfen einen Generallieutenant überwachen und nöthigenfalls erſetzen ſollte, und zwar einen Generallieutenant der Blücher war, ließ ſich in der erſten Zeit ganz gut an. Beide ſtanden von Schwediſch-Pommern her ſehr gut mit einander, waren in den Hauptſachen einig, voll Eifer und Selbſtverläugnung wo es höhere Zwecke galt, und trugen das Vaterland im Herzen. In den Zwiſchenzeiten von Beſſerung beſorgte Blücher die Geſchäfte mit Ordnung und Klugheit, und Bülow fand ſelten Anlaß erinnernd einzuſprechen; unterlag Blücher ſtärkeren Anwandlungen der Krankheit, ſo ließ er ohne Widerſpruch Bülow'n freie Hand.

Die politiſchen Beziehungen mußten vorzugsweiſe die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen; mit den Franzoſen in Stettin und in Schwediſch-Pommern gab es unaufhörlich Reibungen und Zwiſtigkeiten, in denen ſowohl zu großer Trotz als zu große Nachgiebigkeit ſchädlich war, nur das richtige Maß von ruhiger Entſchloſſenheit dem Uebermuthe mit Erfolg begegnete. Dies Maß zu treffen und zu halten verſtanden Blücher und Bülow mit mehr Faſſung und Ruhe, als man der aufwallenden Heftigkeit, die beiden eigen war, hätte zutrauen mögen. Der in Spanien gegen die eingedrungenen Franzoſen ausgebrochene Volksaufſtand erweckte in allen Unterdrückten lebhafte Theilnahme, rief die freudigſten Hoffnungen hervor. Die Wirkung jener Ereigniſſe reichte in die entlegenſten Länder, unter den Franzoſen ſelbſt war Unruhe und Beſorgniß merkbar, ihr Mißtrauen ſteigerte ſich und mit ihm die Spannung; das zürnende Mißfallen, welches Napoleon gegen den Miniſter vom Stein ausſprach, traf den Staat ſelbſt, dem dieſer angehörte, und es fehlte nicht an Zeichen, daß die Franzoſen neue Bürgſchaften des Friedens von Preußen verlangen, oder dieſe durch Ueberraſchung gewaltthätig nehmen könnten. Stein, Scharnhorſt und Gneiſenau waren im Rathe des Königs voll Muth und Entſchloſſenheit, ſie entwarfen Plane, dem Feinde nicht nur kräftig zu begegnen, ſondern auch ſeinen Angriffen zuvorzukommen. Es war unter ſolchen Umſtänden von äußerſter Wichtigkeit, ſcharf zu beobachten, genau zu wiſſen, was bei den Franzoſen vorging. Bülow erſtattete neben den amtlichen noch beſondre vertrauliche Berichte nach Königsberg an die Miniſter oder an den König ſelbſt, ſie wurden in geheimen Sendungen durch zuverläſſige Offiziere, die zugleich mündliche Aufträge mitnahmen, dorthin überbracht. —

Die Spannung ließ etwas nach, als durch die Zuſammenkunft des franzöſiſchen Kaiſers mit dem ruſſiſchen ſolche Beſtimmungen feſtgeſetzt wurden, durch welche Preußen ſich, wenn auch nicht in ſeiner Lage erleichtert, doch in ſeinem Beſtand für die nächſte Zeit geſichert ſah. Napoleon, der ſeine Truppen in Spanien brauchte, ſich ſelbſt dorthin begeben mußte, ließ ungern ein ihm feindliches Preußen im Norden zurück, allein er mußte ſich begnügen es umſchloſſen und gebunden zu halten; es anzugreifen verbot ſowohl die Scheu unzuberechnende Kriegskräfte jetzt hier gegen ſich aufzurufen, als auch die Rückſicht, die Rußland und Oeſterreich ihm auferlegten. Doch wirkte ſein Haß auch aus der Ferne noch lähmend und zerrüttend, ſeine gegen Stein geſchleuderte Acht nöthigte dieſen aus dem preußiſchen Staatsdienſt auszuſcheiden und eine Zuflucht in Oeſterreich zu ſuchen, die Leitung der Angelegenheiten entbehrte deſſen ſtarker Hand, und die Furchtſamen ſahen in den raſchen Siegen, die Napoleon in Spanien erfocht, einen neuen Grund ſich ſeiner Obmacht nachgiebig zu fügen. —

Doch wurde die friedliebende unterwürfige Parthei durch die kriegsmuthige noch in Schranken gehalten, und beſonders im Militair blieb die letztere ſtets vorherrſchend. Dies zeigte ſich beſonders auch darin, daß die tüchtigſten Offiziere fortdauernd in wirkſamer Anſtellung blieben, und zu höheren Graden befördert wurden. Bülow's Ernennung zum Generalmajor erfolgte am 21. November 1808, dieſe jedoch wie die vorhergegangene zum Brigadier bei den Truppen in Pommern änderte fürerſt nichts in ſeinem Verhältniſſe zu Blücher, dem er noch eine Zeitlang zur Seite blieb. —

Das Jahr 1809 brachte neue Verwickelungen. Oeſterreich rüſtete mit aller Kraft, verſtärkte ſein Heer auf 300,000 Mann, errichtete zahlreiche Landwehr, bot den ungariſchen Heerbann auf; der neue Entſcheidungskampf ſollte ein Volkskrieg werden, in Tyrol, den Rheinbundslanden, im nördlichen Deutſchland alles Volk zu den Waffen greifen. In Preußen geriethen die Geiſter in außerordentliche Bewegung; der Sache des Vaterlandes, des preußiſchen und des gemeinſamen deutſchen, leuchteten neue Hoffnungen, begierig wünſchten und ſuchten die Muthigen an dem Kampfe Theil zu nehmen. Als die Oeſterreicher im April mit 9 Heertheilen von allen

Seiten hervorbrachen, nach Italien und Polen vordrangen, in Baiern und Sachſen einrückten, da ſchien der Augenblick auch für Preußen gekommen, gegen den gemeinſchaftlichen Feind ſich zu erheben. Von welchen Hoffnungen und Beſorgniſſen Bülow in dieſer Zeit erfüllt war, giebt ſein Schreiben vom 22. April aus Stargard an den Rittmeiſter von Eiſenhart zu erkennen, welcher, wie auch der im Briefe genannte damalige Kommandant von Berlin Graf von Chaſot, zu den thätigſten Vaterlandsfreunden gehörte. Der Brief lautet wie folgt: „Beſter Eiſenhart! Wenn ich Ihnen auf ein paar Briefe nicht geantwortet, ſo müßen Sie es mir verzeihen, ich habe ſo mancherlei Dinge vor und ſo vielerlei Geſchäfte, daß ich dieſerwegen entſchuldigt werden kann. Chaſot hat mich ebenfalls von allen Vorfällen treulich benachrichtiget, und ſo erfahre ich die Vorfälle immer ſehr zeitig. Es kann indeſſen ſein, daß Sie von der andern Seite her Nachrichten erhalten, die Chaſot nicht hat, in dieſer Hinſicht, ſo wie überhaupt um von Ihnen und von mehreren Dingen Nachricht zu haben, bin ich Ihnen immer vielen Dank ſchuldig, wenn Sie mir recht oft ſchreiben. Alles iſt gegenwärtig der Entwickelung nahe, was draus werden wird, muß ſich in kurzer Zeit zeigen, der gegenwärtige Entſchluß beſtimmt unſer künftiges Schickſal unabänderlich. Es ſollte mich lieb ſein, wenn Sie bei Tauentzien bleiben könnten, Ihnen die Wahrheit zu geſtehen, ſo ſehe ich in deſſen Zwecken und Anſichten noch nicht deutlich; ſchreiben Sie mir hierüber Ihre Meinung. Ihr Freund v. Bülow.“ — Nicht zweifelnd an dem Willen und Entſchluſſe des Königs, glaubte der Major von Schill dem erwarteten Befehl vorgreifen zu dürfen, brach am 28. April mit ſeinem Huſarenregiment von Berlin unvermuthet auf, und fiel in Sachſen und Weſtphalen ein. Auf dieſe Nachricht rüſtete auch Blücher ſeine Truppen zum Vorrücken, und Bülow ſtimmte ihm beifällig zu. Doch Napoleon, obſchon durch Oeſterreichs Angriff ungelegen geſtört, war keineswegs von ihm überraſcht, ſondern traf aus Spanien zurückeilend ſchnell ſeine Vorkehrungen, ſtand unerwartet mit ſtarkem Heer den Oeſterreichern entgegen, ſchlug und verfolgte ſie, und hielt als Sieger ſeinen Einzug in Wien. Ungeduldig warteten die kriegsmuthigen Männer in Preußen auch jetzt noch auf nahe, wie ſie glauben durften entſcheidende Theilnahme am Kriege gegen die Franzoſen; ſie hielten unter einander mannigfache Berathungen; Bülow kam zweimal, am 25. April und am 9. Mai, zu ſolchen nach Potsdam, wo ſich bei dem damaligen Kammerpräſidenten von Vincke mit ihm auch Prinz Auguſt von Preußen, Juſtus von Gruner, Blücher, Tauentzien, Sack und Andere einfanden. Doch Napoleons raſcher Siegeslauf ſchlug die Hoffnungen Oeſterreichs nieder, befeſtigte Rußland im franzöſiſchen Bündniß und drängte die preußiſchen Anſchläge zurück; unter abwartender Staatsklugheit ging die Zeit erſprießlichen Entſchluſſes vorüber, und Oeſterreich ſah ſich genöthigt Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Die Mißſtimmung in Preußen über das Fehlſchlagen ſo großer Hoffnungen machte ſich in heftigen Aeußerungen Luft, und begann noch mehr als vorher ein künftiges Heil auf Wegen anzuſtreben, die von denen der Regierung oft bedeutend abwichen.

Dieſer Zuſtand allgemeiner Unzufriedenheit, aufgeregten Eigenwillens und Trotzes, rief mannigfache Uebelſtände hervor; ſeinem Einwirken müſſen wir eine große Mitſchuld an den Zwiſtigkeiten beimeſſen, die nach ſo lange glücklich erhaltener Eintracht jetzt auch zwiſchen Blücher und Bülow laut wurden. Beide hatten bisher in freundlicher Kammeradſchaft gelebt, in gutmüthiger Derbheit manches hingehen laſſen, was ſie hätte entzweien können; allein das ganze Verhältniß war von der Art, daß Reibungen früh oder ſpät entſtehen mußten. Beide waren Hitzköpfe und leicht in Flammen zu ſetzen, Blücher ſchien öfters nicht zurechnungsfähig, und es war nicht immer ſcharf zu unterſcheiden, was den geſunden und den kranken Augenblicken angehörte. Geheime Zuträger werden nicht gefehlt haben. Die beſondern Anläſſe und einzelnen Vorgänge, welche ſchon in die Mitte des Sommers fallen, ſind uns nicht bekannt, aber es ſteht feſt, daß die frühere Eintracht getrübt, und Bülow's Stellung zu Blücher eine unangenehme wurde. —

Inzwiſchen erhielt Bülow einen neuen Beweis Königlichen Vertrauens durch folgende unter dem 4. Juli 1809 an ihn von Königsberg aus erlaſſene Kabinetsordre: „Mein lieber Generalmajor von Bülow! Die zur Unterſuchung der Kriegsereigniſſe niedergeſetzte Kommiſſion hat darauf angetragen, zur Bearbeitung der Operationsſachen und der Kapitulationen im freien Felde ihr noch ein Mitglied zu bewilligen. Hiezu kann ich mich nicht verſtehen, dagegen trage ich Euch auf: die Unterſuchung der Kapitulation von Prenzlow zu übernehmen, und nach Beendigung dieſes Geſchäfts Euer Gutachten der Kommiſſion einzureichen. Ich bin zu dieſer Verfügung beſonders in der Hinſicht beſtimmt worden, weil ich die Ueberzeugung habe, daß dieſe Kapitulation durch Euch mit gehöriger Umſicht beleuchtet und mit Unpartheilichkeit beurtheilt werden wird. Ihr werdet mir einen Gefallen thun, wenn Ihr Euch dieſes Auftrags bald entlediget, weil mir an der Abmachung deſſelben gelegen iſt. Die Kommiſſion iſt angewieſen worden, Euch die darauf Bezug habenden Verhandlungen zu überſenden. Ich bin Euer wohlgeneigter König Friedrich Wilhelm.“ Wir wiſſen, daß Bülow auch dieſes Auftrages mit gewiſſenhafter Gerechtigkeit ſich entledigte, und dabei mit billiger Einſicht das Unglück und die Schuld wohl zu ſondern verſtand. Der Fürſt Friedrich von Hohenlohe, den dieſe Unterſuchung hauptſächlich betraf, behielt ſeine militairiſchen Würden und ein Jahrgeld von 3000 Thalern, auch ſein Generalquartiermeiſter Oberſt von Maſſenbach kam nach Verhältniß ſehr gut weg, obſchon ſein grobes Verſehen in Betreff der beiden Uckerufer nicht ungerügt blieb. Eigenthümlich aber war es, daß Bülow bei dieſer Prüfung auch das Verhalten ſeines jetzigen Vorgeſetzten mit in Betracht zu ziehen hatte, indem Blücher angeklagt wurde, durch Unterlaſſung des ihm befohlenen Nachtmarſches das Unglück von Prenzlau mitverſchuldet zu haben, ein Vorwurf, den aber ein früheres Urtheil ſchon zurückgewieſen hatte. —

Noch vor Ausgang des Sommers hatte Bülow die Freude ſeine Gattin bei ſich aufzunehmen. Auer geleitete ſie von Königsberg nach Stargard als er von einer geheimen Sendung zurückkehrte. Das von Schmerz und Sorge und Widerwärtigkeiten vielfach verletzte Gemüth empfing Beruhigung und Troſt im Genuß eines Glückes, das jetzt nur in der Häuslichkeit, nicht im Staate noch Kriegsdienſte zu finden war. —

Mittlerweile hatte Blücher ſich ſoweit erholt und geſtärkt, daß er den Geſchäften wieder ſelbſtſtändig vorſtehen konnte, und Bülow der ſchon vorlängſt zum Brigadier des pommerſchen Fußvolks ernannt, jetzt dieſer Beſtimmung folgen konnte, zog nach Treptow an der Rega, wo er in dem dortigen Schloſſe ſein Hauptquartier nahm. Hier erſchien am 20. Mai 1810 der General von Yorck, der als Generalinſpekteur der leichten Truppen dieſe auf einer Rundreiſe beſichtigte, hier namentlich das Füſilierbataillon des Regiments Kolberg. Daß Bülow unter ſeinem Befehl ſtehende Truppen der Prüfung und Beurtheilung eines anderen Generals unterwerfen mußte, war der Dienſtordnung gemäß, und kein Grund zur Beſchwerde, doch daß dieſer General ein alter Nebenbuhler und Gegner war, durfte ſeine Empfindlichkeit reizen. Zwar verſichert eine von Droyſen mitgetheilte Nachricht, Yorck habe nicht nur alle Höflichkeit gegen Bülow beobachtet, ſondern auch die Gelegenheit geſucht, ſich völlig mit ihm auszuſprechen; in der dunklen Allee vor dem Treptower Schloß, das ſich Herzog Eugen von Würtemberg gebaut, ſeien ſie lange in lebhaftem Geſpräch auf und ab gegangen, auch habe Bülow, der früher von der herrſchenden leichtſinnigen und leidenſchaftlichen Kriegsneigung befangen geweſen, jetzt Yorck's gemäßigten Anſichten zugeſtimmt. Droyſen bezweifelt die Richtigkeit der letzteren Angabe, und wir müſſen ſie ebenfalls verneinen. Schwerlich hat zwiſchen beiden Männern damals eine verſöhnliche Annäherung ſtattgefunden, gewiß keine ſolche, in der ſich Bülow's feſte Eigenart ſo verläugnet hätte. —

Im Sommer 1810 hatte Bülow an wiederholten Krankheitszufällen zu leiden, die ihn ſchon in früherer Zeit bisweilen beläſtigt hatten, aber von ihm wenig beachtet worden waren. Sein Uebel lag in der Leber, und zeigte ſich in mancherlei Beſchwerden, die auf die Gemüthsſtimmung ſtark einwirken, durch Verdruß und Widerwärtigkeiten ſtets verſchlimmert, dagegen durch eine fortgeſetzte Reihe guter Begegniſſe und Eindrücke oft glücklich gehoben werden. Da dieſe letzteren überhaupt ſelten ſind, in der damaligen Weltſtellung aber gar nicht zu haben waren, ſo mußte ärztliche Hülfe genügen, die wenigſtens alle Anſtrengung verbot und ruhige Erholung empfahl. Aber grade jetzt trat ein Ereigniß ein, das alle preußiſchen Herzen gewaltſam erſchütterte, das allgemein als ein öffentliches Unglück empfunden wurde und weithin die ſchmerzlichſte Theilnahme anregte; die ſchöne Königin Luiſe ſtarb am 19. Juli 1810 nach kurzer Krankheit in der Blüthe der Jahre. In ihr verlor der König die holde Lebensgefährtin, die treu und ſtark ihm zur Seite ſtand, und alles Unglück, das über ihn verhängt war, muthig tragen half; in ihr gingen dem Lande große Hoffnungen, den muthigen Geiſtern ein vorleuchtender Stern unter. Bülow fühlte den Schlag um ſo tiefer, als die Erinnerung eigner Wunden ihm noch lebhaft in der Seele ſtand. Er konnte ſich nicht erwehren, ſchriftlich ſein herzliches Beileid dem Könige zu bezeigen, wofür dieſer ihm freundlich dankte. — Seine Krankheit indeß verſchlimmerte ſich, und er ſah ſich nach vielem Widerſtreben gezwungen an den König zu ſchreiben und ihn um Erleichterung in ſeinen Dienſtgeſchäften zu bitten. Der König antwortete am 14. Auguſt aus Charlottenburg, er ſolle ſich auf diejenigen Geſchäfte beſchränken, die er im Zimmer abmachen könne, und ſich überhaupt diejenige Schonung nicht verſagen, die zu ſeiner Herſtellung irgend erforderlich ſei. Die ruhige Pflege ſcheint ſich als wirkſames Heilmittel erwieſen zu haben, im Herbſt verſuchte er wieder das langentbehrte Vergnügen der Jagd, und ein freudiges Ereigniß, die glückliche Geburt einer Tochter, ſtärkte und erheiterte den Hergeſtellten vollends. —

Bei dem Krönungs- und Ordensfeſt am 18. Januar 1811 empfing Bülow den Rothen Adlerorden dritter Klaſſe, den York ſchon ein Jahr früher, aber mit großer Unzufriedenheit erhalten hatte, weil mit ihm zugleich der Schauſpieler Iffland denſelben Orden bekam. Wer in Amt und Dienſt und wirkſamen Verhältniſſen ſteht, dem können ſolche Zeichen nicht gleichgültig ſein, inſofern waren ſie es auch Bülow'n nicht, allein er beſtritt lebhaft den Wahn, als könnten ſie da, wo ſie keinen Werth vorfinden, einen geben.

Im Frühjahr wurde Blücher's Hauptquartier wieder nach Treptow an der Rega verlegt. Die perſönliche Nähe der beiden noch gegen einander mißgeſtimmten Generale reizte den alten Groll wieder auf, und das Dienſtverhältniß blieb äußerſt geſpannt. Die Sache des Vaterlandes, welche eben jetzt wieder in bedenklicher Kriſis ſchwebte, würde ſie leicht vereinigt haben, wären ſie durch dieſelbe zu thätigem Wetteifer aufgerufen worden, allein ſie ließ nur ein trauriges Befürchten und Abwarten zu, ſo daß auch von dieſer Seite jede ſchon vorhandene Mißſtimmung nur neue Nahrung erhielt. Ueber die Art, wie die Sachen zu behandeln ſeien, über die Ausdehnung der geheimen Betreibungen, die Wirkſamkeit des Tugendbundes, waren die Anſichten ſehr verſchieden; Bülow wollte die militairiſchen Beziehungen von allen fremden Einflüſſen frei gehalten wiſſen, er nannte Beſtrebungen, die Blücher billigte, thöricht und verderblich. Dieſe Verſchiedenheit der politiſchen Anſichten beſtand freilich nicht nur zwiſchen Blücher und Bülow, ſie ging durch alle Zweige der Verwaltung, durch alle Stände, durch das ganze Volk.

Dabei war die Lage Preußens nach außen bedrängter als je. Das gute Vernehmen zwiſchen dem Kaiſer Napoleon und Alexander beſtand nur noch dem Scheine nach, in Wahrheit empfanden beide nur noch Mißtrauen und Unwillen gegen einander, es war nicht zweifelhaft, daß es zwiſchen beiden Mächten zum Kriege kommen werde, man ſah ihn ſchon für den Sommer als unvermeidlich an. Die Vorbereitungen dazu wurden franzöſiſcherſeits mit aller Thätigkeit betrieben; allein dieſe Vorbereitungen zeigten zugleich feindliche Abſichten gegen Preußen, es ſchien, als wolle Napoleon zuerſt dieſes Staates ſich vollſtändig bemächtigen, ihn wenigſtens ganz in willenloſe Abhängigkeit verſetzen; die Bewegungen der franzöſiſchen Truppen im Herzogthum Warſchau und im nördlichen Deutſchland, die Verſtärkung ihrer Beſatzungen in Danzig, Thorn, in den Oderfeſtungen, in Magdeburg, ließen auf ſolche Abſichten ſchließen; die ſcharfen und gereizten Aeußerungen Napoleons beſtärkten die Ueberzeugung, daß man von ihm keine Schonung oder Rückſicht zu erwarten habe. Der

Staatskanzler Freiherr von Hardenberg, der ſeit dem Juni 1810 an der Spitze der preußiſchen Staatsleitung ſtand, kämpfte mit allen Mitteln gewandter Klugheit und feſter Geſinnung, in dieſer beklommenen Zwiſchenlage und fortwährenden Beunruhigung für Preußen einen ſichern Anhalt und eine freie Stellung zu gewinnen; alles blieb in diplomatiſcher Schwebe, ohne Aufrichtigkeit, ohne Gewißheit und Zuverſicht. Von allen Seiten drohte Gefahr, die größte, die unmittelbarſte jedoch von Frankreich. Der König war entſchloſſen, im äußerſten Fall den ungleichen Kampf zu wagen, und wenigſtens, wenn keine Rettung ſei, mit den Waffen in der Hand unterzugehen. Er ſah ſich veranlaßt im April 1811 geheime Weiſungen an ſeine Generale für den Fall zu erlaſſen, daß die Franzoſen zu wirklichen Feindſeligkeiten übergingen, dieſe Weiſungen gelangten wie an Blücher auch an Bülow; da dieſer unter jenem ſtand und an demſelben Orte war, ſo konnte dies allerdings auffallen, und eine ſchon vorhandene Eiferſucht des erſtern noch mehr aufreizen. Blücher wollte zeigen, daß er der Vorgeſetzte ſei, und gab Befehle, die zu folgendem Vorfall führten. Bülow machte einen Spazirgang vor dem Thor, da begegneten ihm zwei Offiziere, die kürzlich angekommen waren, aber ſich nicht bei ihm gemeldet hatten. Er kannte ſie wohl, und wußte, daß ſie eifrige Theilnehmer am Tugendbund und vielleicht grade in deſſen Angelegenheiten hier waren, dies vermehrte nur ſeinen Unwillen, er hielt ſie an, und warf ihnen jene Dienſtwidrigkeit heftig vor. Die Offiziere ſagten zu ihrer Entſchuldigung, ſie hätten ſich bei Blücher gemeldet, und dieſer ihnen unterſagt, ſich noch beſonders bei Bülow anzumelden. Hiedurch noch mehr aufgebracht, ſandte er beide Offiziere ſogleich in Haft. Kaum war er wieder in ſeiner Wohnung, ſo erſchien Blücher daſelbſt, und es erfolgte ein lauter Wortwechſel, in welchem jeder die Befugniſſe des andern in dieſer Sache heftig beſtritt. Man hörte Blücher'n in höchſtem Zorne ausrufen: „Herr General, Sie ſind gut zum Befehlen, aber ſchlecht zum Gehorchen!“ Der beabſichtigte Tadel mußte noch ein ſchönes Lob in ſich faſſen! Die Aufwallungen Blücher's waren nicht von Dauer, endeten oft von ſelbſt in milde Begütigung, und auch diesmal würde der Zank ſich wohl ohne weitere Folgen wieder beigelegt haben, allein fremde Einmiſchungen machten ihn unverſöhnlich, und eine beſtimmte Nachricht ſagt, daß beſonders der älteſte Sohn Blücher's an dem Streit einen unberufenen und ſchlimmen Antheil genommen habe.

Der entſchiedene Bruch zwiſchen beiden Generalen machte ein längeres Zuſammenbleiben unmöglich. Bülow hielt beim König um eine anderweitige Beſtimmung an, und da im Augenblick eine ſolche für ihn nicht offen war, ſo wurde ihm in gnädigen Ausdrücken die Erlaubniß ertheilt, mit Beibehaltung aller Vortheile ſeiner bisherigen Anſtellung einſtweilen in Stargard zu bleiben. Dies war ganz ſeinen Wünſchen gemäß. Er lebte hier in der Zurückgezogenheit ſehr vergnügt, kümmerte ſich um keine Geſchäfte, ließ alles gehen wie es ging, ſaß ganze Tage am Klavier und komponirte. Doch einer Sorge konnte er ſich nicht entziehen. Seine Vermögensumſtände, denen er nie beſondre Beachtung widmete, waren durch frühere Freigebigkeit, beſonders und noch zuletzt für ſeinen Bruder Dietrich, dann durch die Zeitläufte, die ſo viele Verluſte und Entwerthungen verurſachten, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und grade jetzt trat eine entſchiedene Geldnoth ein, der beſonders in Stargard nicht leicht abzuhelfen war. Bülow nahm auch jetzt noch die Sache leicht, und ſagte zu der bekümmerten Frau: „Wir werden ſchon wieder Geld bekommen!“ Doch verſäumte er auch nicht, hiezu die nöthigen Anſtalten zu treffen. Im Laufe des Sommers machte er mit ſeiner Gattin, beſonders auf die dringende Einladung der Prinzeſſin Luiſe von Preußen und des Fürſten Radziwill, eine Reiſe nach Berlin, die ſeine Hülfsmittel zwar vollends erſchöpfte, deren aber auch bald neue eröffnete. Zuerſt entſchied ſich hier, und gewiß nicht ohne günſtige Mitwirkung ſeiner perſönlichen Gegenwart, ſeine Verſetzung nach Marienwerder zur weſtpreußiſchen Brigade; dann ſchenkte der König ihm wegen dieſer Verſetzung, um ſein Ueberſiedeln zu erleichtern, die Summe von 1000 Thalern.

Mit dieſen guten Erfolgen nach Stargard zurückgekehrt, mußte Bülow hier gleichwohl noch lange Zeit auf die amtliche Ausfertigung warten, ohne welche er ſeine neue Dienſtanſtellung nicht antreten konnte. Seine Geduld hatte ſchwere Prüfungen zu beſtehen. Es ſchien ſogar, als ob die ihm ertheilte Zuſage wieder rückgängig werden ſollte, es erhoben ſich bedenkliche Schwierigkeiten. In Marienwerder befehligte Yorck, ein Befehlshaber mit dem weit ſchwerer auszukommen war, als mit Blücher, ihm ſollte Bülow untergeben ſein. Doch war es nicht ſowohl dieſer, als Yorck ſelbſt, der das neue Verhältniß ſcheute, davon erſchreckt wurde. Sein Schreiben hierüber an Scharnhorſt, iſt wie deſſen Antwort zu bezeichnend in Betreff der Meinung, die beide über Bülow hatten, als daß wir ſie hier weglaſſen dürften, wir geben beide ſo wieder, wie Droyſen ſie im Leben Yorck's mitgetheilt hat. Yorck ſchrieb in größter Aufregung: „Der Friede wird alſo auch von hier weichen; ich laſſe meine alten Kuchenreuter ſofort in Stand ſetzen; denn ich bin wie von meiner Exiſtenz überzeugt, daß Bülow und ich keine acht Tage beiſammen ſind, ohne uns bei den Haaren zu haben. Von meinen Fähndrichsjahren an war es bei mir Grundſatz, keine Händel anzufangen, aber ſie auch nie abzulehnen und auszuweichen. Mit dieſem Vorſatz gehe ich auch jetzt noch allen Unannehmlichkeiten entgegen, die ich im Geiſt ſchon kommen ſehe, und eben dieſer Grundſatz hält mich auch für den Augenblick noch ab, Seine Majeſtät ſogleich um meinen Abſchied zu bitten. Sobald die erſte Unannehmlichkeit aber abgemacht ſein wird und ich am Leben bleibe, ſo gebe ich mein Ehrenwort, daß ich im Frieden keine Stunde mehr dienen werde. Euer Hochwohlgeboren können es nicht unbemerkt laſſen, wie es für mich wahrlich ſehr empfindlich ſein muß, immer ſo in widrige Verhältniſſe zu kommen. Bei allen andern nimmt man Rückſichten, nur bei mir nicht. Als die Brigaden formirt wurden, wollte niemand nach Weſtpreußen, alſo ich mußte her —; ich wäre herzlich gern nach Frankfurt, nach Neiße oder nach Pommern gegangen; aber jeder wählte, und ich mußte nehmen was übrig blieb. Hier habe ich mich nun drittehalb Jahr mit dem alten Courbiere gequält; kaum fange ich an frei zu athmen, ſo tritt ſchon wieder ein Mißverhältniß ein. Warum ſoll ich denn grade das Stichblatt aller Unannehmlichkeiten ſein?

warum nicht Bülow mit Zieten oder Kleiſt vertauſcht? . . . Bei Gott und Ehre, ich bin nicht Prätendent, ich will nichts, ich verlange keine beſondere Gnadenbezeugungen; ich will aber auch nicht, daß man mich immer da vorſchiebt, wo jedes Andern Behoglichkeit berückſichtigt wird. Wer Bülow und mich kennt, muß abſolut vorausſehen, daß wir nicht mit einander fertig werden können und daß unangenehme Szenen vorfallen müſſen . . . . Es komme wie es wolle, mein Entſchluß iſt gefaßt; und nur diejenigen, die den König zu dieſer Beſtimmung gebracht haben, haben ſich die Folgen zuzuſchreiben.“ Hierauf antwortete Scharnhorſt: „Indem ich Euer Hochwohlgeboren verſichere, weder einen Vorſchlag noch Fingerzeig, er ſei direkt oder indirekt, zu dieſer Verſetzung gegeben zu haben, kann ich aber auch nicht umhin zu bemerken, daß ich, wäre ich in Berlin geweſen und veranlaßt worden über die Verſetzung Bülow's einen Vorſchlag zu thun, meiner wahrſcheinlich zu der jetzigen Verſetzung geweſen wäre. Ich hätte gedacht, Sie würden noch am erſten mit Bülow fertig, und ſubmittirt er ſich nicht gehörig, ſo würde ihm dies zur Laſt fallen, ſo müßte er weg. Als ich nach Pommern kam, war mein Plan, eine Verſöhnung zu bewirken, und dem General Blücher vorzuſchlagen, Bülow zum Generalquartiermeiſter bei ſich zu nehmen. Die Verſöhnung gelang nur halb; den andern Plan gab ich auf, weil die Ideen, welche ich von Bülow über den Krieg hörte, viel zu ſyſtematiſch waren, ſich nicht zu unſerer Lage ſchickten; und endlich weil Bülow von Kolberg eine ſchlechte Meinung hatte. Kurz, die Anſichten vom General Blücher, der Geiſt, in dem er ſprach, ſchickten ſich zu unſern jetzigen, die von Bülow zu unſern ehemaligen Verhältniſſen, nach meiner Beurtheilung. Euer Hochwohlgeboren meinen, Bülow hätte mit Zieten vertauſcht werden können; da aber wahrſcheinlich G. für die oberſchleſiſche Brigade in gewiſſen Fällen beſtimmt iſt, konnte dort Bülow nicht ſein. Kleiſt hätte ich nicht zu Blücher geſetzt; Kleiſt iſt ein braver und geſcheuter Mann, aber im Geiſt der ehemaligen Art Krieg zu führen, der gewöhnlichen Mittel, der Form. — Beſſer wäre es geweſen, Kleiſt eine Infanteriebrigade in der weſtpreußiſchen Brigade zu geben, aber man hat ihn wohl nicht gern vom Brigadegeneral zum Brigadier machen wollen. Ich ſetze voraus, daß ich vertraut und offenherzig mit Euer Hochwohlgeboren reden darf. Glauben Sie ja nicht, daß man in Berlin Ihnen etwas Unangenehmes zu thun ſucht, ſondern daß im Gegentheil das Beſtreben dahin geht, Ihnen Ihre Verhältniſſe ſo angenehm als möglich zu machen. Aber demungeachtet treten doch Verhältniſſe ein, wo etwas geſchehen muß, was vielleicht nicht ganz nach Ihren Wünſchen iſt; ſo wäre es z. B. nicht möglich geweſen, Sie bei der Beſetzung der Brigaden nach Pommern zu bringen, dort war Blücher, nach Neiße und Frankfurt Sie zu verſetzen, wäre unverantwortlich geweſen, da Sie das Vertrauen hatten, in außerordentlichen Lagen ein Korps ſelbſt kommandiren zu können, und dazu war bei der weſtpreußiſchen Brigade Gelegenheit, aber nicht bei den beiden andern. Nach dieſen Grundſätzen iſt verfahren worden und mußte ſchlechterdings verfahren werden. Was jetzt die Sache mit Bülow betrifft, ſo wäre es mir lieb, wenn Bülow außer Aktivität treten wollte, ohne den Abſchied zu nehmen. Er iſt ſehr kränklich, und kann dies um ſo mehr thun. Bülow iſt ein braver und geſcheuter Mann, aber ein Bülow; alle Bülow's ſind eigen, für ihre Meinung eingenommen und nicht ſehr verträglich. Er würde auf dieſe oder jene Art immer einen Platz gelegentlich finden; zu dem jetzigen paßt er nicht, das iſt wahr. — Indem ich nun offen meine Meinung über die Angelegenheit der Verſetzung Bülow's dargelegt habe, erſuche ich Sie, des Staates und unſerer militairiſchen Ehre, vorzüglich aber der Erhaltung des Königs wegen, Ihre Meinungen und Vorſätze bei dem, was zwiſchen Ihnen und Bülow ſich ereignen könnte, zu ändern, und nach dem Geſetz gegen Bülow zu verfahren, ſobald er ſich nicht gehörig nimmt." Die Sache blieb längere Zeit ſchweben, und noch gegen Ende des Oktobers mußte Bülow ſeinem Bruder Ludwig ſchreiben, es ſei noch unentſchieden, wohin er nun weiter noch ſeine Beſtimmung erhalten werde. Daß damals auch Blücher von ſeiner Befehlführung, weil die Franzoſen über ihn und ſeine fortgeſetzte Verſtärkung der Feſtungswerke von Kolberg klagten, nach Berlin abgerufen und durch Tauentzien vorläufig erſetzt worden, erwähnt er ohne allen Groll; er war heftig, aber Rachſucht und Schadenfreude waren ihm gänzlich fremd.

Die Schwierigkeit mit Yorck erledigte ſich durch deſſen Beförderung in der Mitte des Novembers zum Oberbefehlshaber in ganz Preußen, die ihn nach Königsberg abrief. Er ſelbſt machte nun den Vorſchlag, die weſtpreußiſche Brigade Bülow'n zu übergeben, mit dem er jetzt wenigſtens keinen perſönlichen Zuſammenſtoß mehr beſorgte. Bülow empfing ſeine unter dem 29. November 1811 ausgefertigte Ernennung zum Brigadegeneral der weſtpreußiſchen Brigade, und reiſte unverzüglich nach Marienwerder ab. Dies war nicht die früher gemeinte Verſetzung mehr, ſondern eine wirkliche Beförderung; denn als Brigadier hatte er nur das Fußvolk einer Brigade zu befehligen, als Brigadegeneral aber die ganze Brigade, Fußvolk, Reiterei und Geſchütz; Brigade aber hieß damals im preußiſchen Heer, was eigentlich eine Diviſion war, und ſpäter auch wieder ſo genannt wurde. — Bülow's Zuſammentreffen mit Yorck war freundlich in gemeſſener Höflichkeit; bei längerem Verweilen Yorck's in Marienwerder hätte ſchwerlich der Frieden lange Dauer gehabt. Noch bei ſeiner Abreiſe nach Königsberg hinterließ Yorck unter dem 11. Dezember für Bülow eine ausführliche Weiſung, wie derſelbe ſich im Fall eines feindlichen Eindringens der Franzoſen auf das preußiſche Gebiet, oder ſonſtiger feindlichen Maßregeln zu verhalten habe; Bülow las ſie mit Aufmerkſamkeit durch, fand die Vorſchriften zweckmäßig, lachte aber bitter auf, als er zu der Stelle kam, wo ſeiner eignen Beurtheilung überlaſſen wird, welche beſondre Maßregeln er nach eintretenden Umſtänden zu nehmen habe, um der hier gegebenen allgemeinen Anſicht Genüge zu leiſten; „Das mein' ich auch!“ rief er aus, „wenn unſre Weisheit nichts taugt, hilft uns auch ſeine nicht!“ —

Bülow's Gattin gebar ihm am 7. Dezember Zwillingsſöhne. Der häusliche Segen durfte ſein Herz erfreuen, aber die großen allgemeinen Sorgen, die Ungewißheit der nächſten Schickſale des Landes, und die raſtloſe Thätigkeit, welche unter ſolchen Umſtänden geboten war, ließen den perſönlichen

Ereigniſſen nur eine ſehr getheilte Aufmerkſamkeit ſich zuwenden. —

Mit dem Anfang des Jahres 1812 wurden die Verhältniſſe zwiſchen Rußland und Frankreich ſo geſpannt, die beiderſeitigen Rüſtungen hatten eine ſo drohende Geſtalt angenommen, daß ein naher Ausbruch des Krieges unvermeidlich erſchien. Für Preußen in ſeiner unglücklichen Zwiſchenlage ſtand eine furchtbare Wahl bevor, zu einer der beiden Mächte mußte es ſich halten, doch auf jeder Seite war Gefahr, auf keiner Sicherheit und Heil; die Neigungen drängten zum Bündniß mit Rußland, die ganze Lage der Dinge zum Anſchluß an Frankreich. Dazu kam, daß Rußland ſich wenig erklärte, fortwährend unterhandelte nur innerhalb ſeiner Gränzen ſtreiten zu wollen ſchien, alſo die preußiſchen Lande zum voraus preisgab. Oeſterreich ſtand bereits entſchieden auf Seiten Frankreichs. Die kriegsmuthige vaterlandseifrige Parthei in Preußen und ihre durch ganz Deutſchland zerſtreuten Anhänger wollten trotz aller Ungunſt der Umſtände, und trotz des ungeheuren Mißverhältniſſes der Kräfte, daß Preußen auf eigne Hand rückſichtslos den verzweiflungsvollen Kampf unternähme, und im ſchlimmſten Falle lieber ehrenvoll unterginge, als in der Knechtſchaft unter Napoleon, oder der Abhängigkeit von Rußland ein elendes Daſein zu friſten; ſie glaubten aber auch an die Möglichkeit des Erfolgs, ſie wieſen auf den Widerſtand der Spanier hin, auf die ſiegreichen Feldzüge Wellington's, die mächtige Hülfe Englands, auf den Haß, der überall in Deutſchland, in Italien, in allen unterdrückten Völkern gegen Napoleon aufzuſtehen bereit ſei, ſchon das Beiſpiel einer ſolchen Entſchloſſenheit werde die Kraft des Feindes brechen, der eignen von allen Seiten neue Stärke zuführen. In dem preußiſchen Heer war dieſe Geſinnung vorherrſchend, Offizier und Soldat kannten nur Einen Feind, die Franzoſen. Mit freudigem Muthe würde die kleine Schaar, die aber auf das erſte Zeichen zu 120,000 angewachſen wäre, in den Vernichtungskampf geſtürzt ſein. Gewiß, ein Erfolg war möglich, aber das Wagniß ungeheuer, die Zufälle nicht zu berechnen. Die Staatsklugheit konnte nicht einwilligen, ſchon jetzt ein ſolches Aeußerſte verſuchen zu laſſen, ſie durfte hoffen noch andre Wege zu finden, um aus den düſtern Bedrängniſſen, wenn auch mit großen Opfern, die eigne Zukunft zu retten. So geſchah es, daß nach vielem peinlichen Unterhandeln, als noch zuletzt Rußland vergeblich angeſprochen worden, und die Franzoſen ſchon die Gränzen zu überſchreiten drohten, Preußen am 24. Februar 1812 mit Frankreich eine Bundesgenoſſenſchaft einging, kraft deren es der franzöſiſchen zum Angriff gegen Rußland beſtimmten Heeresmacht den Durchzug öffnete, und derſelben 21,000 Mann Hülfstruppen anzuſchließen verſprach. —

Bevor dieſes entſchieden oder bekannt war, ſtiegen mit jedem Tage die Beunruhigungen und Beſorgniſſe; in Berlin war alles zur Abreiſe des Königs bereit, die Truppen marſchfertig, um ſich einem erſten Ueberfall zu entziehen; franzöſiſche Truppen unter dem Marſchall Oudinot rückten grade auf Berlin zu, jeden Augenblick konnten ſie die Gränze überſchreiten; der Marſchall Davouſt hatte wirklich ſchon eine Diviſion, die des Generals Friant, in Pommern einrücken laſſen, wo glücklicherweiſe keine preußiſchen Truppen entgegen ſtanden, und alſo der Zuſammenſtoß noch vermieden blieb. Noch größer war die Verlegenheit in Preußen, wo die Generale keinem Entſchluſſe vorgreifen durften und allen Unfällen ausgeſetzt blieben. Unter dieſen Umſtänden mußte jeder Zwieſpalt zwiſchen York und Bülow ſchweigen, nur die Sache des Vaterlandes war beiden gemeinſame Sorge, um Vertrauen und Willfährigkeit wetteiferten mit einander. Bülow hatte große Befürchtung wegen Elbings, dieſer reichen, mit Waaren und Lebensmitteln angefüllten Stadt, welche von Danzig her durch die Franzoſen jeden Augenblick beſetzt werden konnte; welche Maßregeln waren hier angemeſſen, welche nur möglich? Das politiſche Verhältniß mußte hier zur Richtſchnur dienen, aber dies war nicht entſchieden, nicht bekannt. Bülow ſandte den Hauptmann von Boyen nach Köngsberg, um hierüber mit York nähere Verabredung zu treffen; dieſer antwortete am 13. Februar 1812: „Euer Hochwohlgeboren kann ich mit der rückkehrenden Gelegenheit des Kapitain Boyen noch nicht mit Beſtimmtheit über unſre militairiſch-politiſche Lage ſchreiben. Ich erſuche Dieſelben ganz ergebenſt, an die Ihrem Kommando untergebenen Truppen in der Art angemeſſene Weiſung zu erlaſſen, daß die bisher beſtandene gute Harmonie mit dem Kaiſerlich franzöſiſchen Generalgouvernement zu Danzig ſo wie den warſchauiſchen Behörden möglichſt erhalten werde, alſo über kleine Vorfälle kein gar zu großes Aufheben zu machen, doch aber auch auf der andern Seite nichts zu dulden, wodurch die Ehre der Truppen und die Integrität der Monarchie wirklich gefährdet werden könnte. In welchem letzteren Falle noch alle die Vorſchriften in völlige Kraft und Anwendung kommen würden, die ich darüber früher ertheilt habe. Uebrigens iſt zwar eine zu allen Umſtänden paſſende und eigentlich ſchon zur Ordnung der Armee gehörende Vorſicht nach wie vor anzuwenden, doch muß und braucht dieſelbe weder in Aengſtlichkeit noch Uebereilung auszuarten."

Mittlerweile empfing Bülow aus Berlin die vertrauliche Nachricht Preußen ſei mit Frankreich verbündet, der Vertrag in Paris ſo gut wie abgeſchloſſen. Er theilte dieſe Nachricht ſogleich an Yorck nach Königsberg mit, wo ſie aber auf andern Privatwegen auch ſchon eingelaufen war. Endlich erfolgte die amtliche Mittheilung, welche den Abſchluß des Bündniſſes beſtätigte, zugleich aber wünſchte, daß davon fürerſt nur als von einem Einverſtändniſſe Preußens mit Frankreich geſprochen, die Beziehung auf Rußland verſchwiegen würde. Die Vorſicht war eine zu ſpäte, nutzloſe. —

In Vorausſicht dieſer Wendung war Blücher ſchon im Januar von ſeiner Befehlſführung in Pommern abgegangen; als die Thatſache nicht mehr zweifelhaft war, trat auch Scharnhorſt zurück, nahm Gneiſenau den Abſchied, mit ihm Clauſewitz, Barner, Chazot, Tiedemann, im Ganzen über dreihundert Offiziere, die nicht für Napoleon, ſondern gegen ihn fechten wollten, und theilweiſe nach Rußland gingen, theilweiſe nach Spanien. Für Bülow's Denkart und Neigung wäre die Wahl ſchnell entſchieden geweſen, das Beiſpiel ſeines Jugendfreundes, des ehrenfeſten, tapfern Chazot, war für ihn ein gewichtiges, wirkſames; es wird verſichert, daß er von verſchiedenen Seiten die dringendſten Aufforderungen, ſelbſt von dem Namen des Miniſters vom Stein unterſtützt, empfangen habe, mit den glänzendſten Ausſichten in ruſſiſche Dienſte zu treten; allein ſein Pflichtgefühl überwog, und ſein Entſchluß, der Sache des Königs, wohin ſie ſich auch wende, treu zu folgen, wankte keinen Augenblick. Hierin ſtimmte ſeine Handlungsweiſe mit der von Yorck völlig überein; ohne daß der Gegenſtand je zwiſchen ihnen zur Sprache gekommen wäre. —

Mit dem ausgeſprochenen Bündniß waren jedoch die Verlegenheiten für Yorck und Bülow keineswegs beendigt; Napoleon ſelbſt, der mit Rußland noch immer unterhandelte, wünſchte den Vertrag noch nicht völlig bekannt werden zu laſſen, ſeine näheren Beſtimmungen wurden daher noch nicht veröffentlicht; welche dieſe aber auch ſein mochten, jedenfalls waren ſie drückend, und man wußte vorher, daß Napoleon ſich da, wo er die Gewalt hatte, wenig um Verträge kümmerte, und daß wie er ſelbſt auch ſeine Generale und Verwaltungsbehörden ſtets zu Uebergriffen geneigt waren. Wie weit dieſe zu dulden ſeien, wo der Widerſtand anfangen ſolle, welchen Nachdruck dieſer haben dürfe, das blieb dem Urtheil der Befehlshaber überlaſſen, die zunächſt von den Uebergriffen berührt wurden. Die Nachricht, daß die Franzoſen am 26. und 27. Februar mit 2000 Mann aus Schwediſch-Pommern nach Demmin, Anklam und Swinemünde vorgerückt ſeien, in Swinemünde die Schiffe unter Aufſicht genommen, in Anklam einen Kommandanten eingeſetzt und ein Lazareth angelegt, wobei ſie vorgaben verbotenen Waaren nachzuforſchen, erregte die größte Unruhe. Yorck ſchrieb hierüber am 6. März an Bülow: „Mit Anklam hat man vielleicht nur angefangen, um hinterdrein mit Elbing einen ungleich größeren Koup auszuführen. — Ohne Artillerie kann ich aber nicht gegen eine ſo einladende Beſitznahme gültig proteſtiren; wenn ich aber Artillerie anwenden ſoll, ſo muß ſie auch beſpannt ſein. Leider zeigt mir ſchon dieſe partielle Mobilmachung, daß ich allein 12 Tage gebrauche, ehe ich mit einer einzigen Kanone zum Thor hinausmarſchiren kann; ſo ſehr iſt das Kalkul auf dem Papier von der wirklichen Ausführung verſchieden, ſo wenig paßt unſere nicht ſchlagfertige Lage zu der gegenwärtigen politiſchen Lage des Staates und der Provinz insbeſondere.“

Die Franzoſen rückten indeß mit ungeheurer Heeresmacht, faſt eine halbe Million Streiter, mit unermeßlichem Troß, von allen Seiten in Preußen ein, und durchzogen das unglückliche Land ſeiner ganzen Länge nach der ruſſiſchen Gränze zu. Die Kriegszucht dieſer Truppen war ſchon jetzt großentheils aufgelöſt, ſie hielten ſich nicht an die ihnen angewieſenen Straßen, nahmen Quartier wo es ihnen beliebte, plünderten, erpreßten; über 100,000 Vorſpannspferde mit ihren Wagen wurden gewaltſam mit fortgeſchleppt. Ueberall ſprachen die Franzoſen als Gebieter, ſetzten ihre Behörden ein, hemmten eigenmächtig den Seeverkehr in allen Häfen. Napoleon begehrte nachträglich ganz außerhalb des Vertrags, daß ſeinen Truppen auch noch die Feſtungen Spandau und Pillau eingeräumt würden, beide mußten geöffnet werden, wenn auch Pillau erſt ſpäterhin nach vergeblichen Weigerungen.

Die preußiſchen Hülfstruppen wurden zuſammengezogen, und nach dem Wunſche Napoleons unter den Oberbefehl des Generallieutenants von Grawert geſtellt, dieſem aber Yorck als zweiter Befehlshaber beigegeben. Dieſe Ernennung, zu welcher noch Scharnhorſt's Einfluß bedeutend mitgewirkt, hatte den Zweck, der etwanigen Nachgiebigkeit entſchloſſene Kraft beizugeſellen. Dieſe Beförderung Yorck's wirkte unmittelbar auf Bülow zurück, er hatte die Stelle von jenem einzunehmen. In der hierüber an Bülow gerichteten Kabinetsordre vom 24. März 1812 ſagt der König: „Aus beſonderm Vertrauen zu Ihnen habe ich beſchloſſen, Ihnen die Gouvernements-Geſchäfte von Oſt- und Weſtpreußen ſo wie von Litthauen zur einſtweiligen Verwaltung zu übertragen, ſobald der General von Yorck mit dem mobilen Korps ausmarſchiren wird; Sie haben ſie alſo dann, wann dieſer Zeitpunkt eintritt, zu übernehmen, und iſt das Nöthige von mir an den gedachten General erlaſſen worden.“

Dieſer Zeitpunkt trat erſt im Anfange des Juni ein. Inzwiſchen hatten die Durchmärſche der Franzoſen und ihrer Verbündeten unaufhörlich fortgedauert, ſo wie alle Arten von Rüſtungen und Vorbereitungen.

Bülow hatte ſich nach Königsberg begeben, wo er von Yorck, der nach Labiau zu ſeinen Truppen abging, die Geſchäfte übernahm und ſich in ſeiner Amtsthätigkeit feſtſetzte. Am 12. Juni traf Napoleon auf der Durchreiſe zu ſeinen in Oſtpreußen zuſammengedrängten Heeresmaſſen dort ein, und zog die Generale von Bülow und von Zieten zur Tafel, wo ſie die Ehrenplätze neben ihm hatten. Von beſonderem Geſpräch wird nichts berichtet, als daß Napoleon das Ausſehen und die Haltung der preußiſchen Truppen lobte, und gegen die preußiſchen Generale etwas freundlicher war, als gegen die eignen. Bülow aber konnte mit Muße in größter Nähe den wunderbaren Mann betrachten, vor dem Europa zitterte, den er als Kriegshelden bewunderte, als den Feind und Unterdrücker Preußens haßte, dem er als einem Bundesgenoſſen jetzt unwillig zur Seite ſtehen mußte, künftig aber als einem Feind im erwünſchten Kampfe verderblich gegenüberſtehen ſollte! Die Gelegenheit zu ſolch nahem Anſchauen und Prüfen des Mannes hat ſich für Bülow in der Folge nie wiedergefunden.

Erſt am 24. Juni 1812, nachdem alle Unterhandlungen zur Abwendung des Krieges erſchöpft, alle Streitmittel hingegen völlig geordnet waren, überſchritt Napoleon die Memel, und begann mit der Hauptmacht ſeinen verhängnißvollen Zug in das innere Rußland, während die preußiſchen Truppen unter Grawert und Yorck, dem Heertheil des Marſchalls Macdonald angehörig, die Richtung nach Kurland und auf Riga nahmen. —

Bülow's Befehlsmacht hatte im Mai und Juni größere Ausdehnung erhalten, namentlich waren ihm die Truppen überwieſen, die preußiſcherſeits zur Vertheidigung der Oſtſeeküſten mitwirken ſollten. Allein der übermüthige Verbündete ſetzte dieſer Befehlführung enge Schranken, und Bülow ſah ſich in das ſchwierigſte Verhältniß verſetzt. Der von Napoleon zum Generalgouverneur in Preußen ernannte General Graf von Hogendorp, ein Holländer im franzöſiſchen Dienſt, ſchaltete rückſichtslos im Lande, maßte ſich an über die zurückgebliebenen preußiſchen Truppen zu verfügen, verlegte und gebrauchte ſie nach Willkür, und that überhaupt, als ob ein preußiſcher Befehlshaber nicht da wäre. Bülow, bei ſeiner heftigen Gemüthsart, bedurfte der größten Selbſtüberwindung, um nicht einer ſolchen Eigenmacht mit trotzigem Widerſtande zu begegnen; allein er fühlte zu tief die gefahrvolle Lage des Staates, um nicht ſeine perſönliche Gereiztheit zu unterdrücken, und alles zu vermeiden, was dem Könige größere Verlegenheit bereiten konnte; er bezwang ſeinen Unwillen, und ertrug den frechen Uebermuth, der mit Gewalt nicht abzuweiſen war, und gegen den Gründe nichts vermochten. Er entzog ſich ſo viel als möglich aller näheren Berührung mit Hogendorp, der dies ſeinerſeits erleichterte, indem er barſch und rückſichtslos die Formen des Umgangs außer Acht ſetzte, und dadurch auch die Höflichkeit, die ihm zu erweiſen war, verſcherzte. Durch kluges und ſtandhaftes Verhalten kam Bülow über die ſchlimmſte Zeit glücklich hinweg; Hogendorp wurde abberufen, und in ſeine Stelle trat der General Graf Loiſon, der ſich ungemein freundlich erwies, heitre Geſelligkeit und frohen Lebensgenuß liebte, und für Bülow beſondre Hochachtung zeigte. Freilich war dadurch in der Hauptſache nichts geändert, das Land wurde von den Franzoſen wie ein ihnen gehöriges behandelt, die Behörden, die Truppen, die ſämmtlichen Hülfsmittel, alles ſtand unter franzöſiſchem Befehl, war wie aufgegangen in die franzöſiſche Macht, und das ſtärkſte Vaterlandsgefühl konnte nichts als hoffend abwarten, daß Preußen aus der fremden Miſchung doch unverſehrt einſt wieder ausſcheiden würde. —

Napoleon drang unterdeſſen mit ſeinem Heerzug immer tiefer in Rußland ein, die planmäßig zurückweichenden Ruſſen hielten endlich Stand bei Smolensk, bei Borodino; doch ohne in den Schlachten beſiegt zu ſein gingen ſie noch weiter zurück, und überließen dem Feinde ſogar die Hauptſtadt Moskau, in welche Napoleon als Sieger einzog. Eine verhängnißvolle Feuersbrunſt, durch Raſtoptſchin's grimmige Kraft in's Werk geſetzt, verzehrte gleich darauf dieſe Stadt mit allen in ihr noch verbliebenen Hülfsmitteln, und die Franzoſen waren gezwungen, die heiße Trümmerſtätte zu verlaſſen. Doch ſtand ihre Kriegsmacht noch ungebrochen im Herzen des Landes, heftige Treffen wurden geliefert, neue Feldzugsplane und politiſche Anſchläge gemacht. Auch die preußiſchen Hülfstruppen unter franzöſiſchem Oberbefehl des Marſchalls Macdonald waren nach Kurland und gegen Riga vorgerückt, und hatten in mehreren heißen Gefechten ruhmvoll gekämpft. Die preußiſche Kriegsehre forderte Tapferkeit auch da, wo die preußiſche Geſinnung den Sieg, hätten nicht Preußen gekämpft, kaum wünſchen konnte. Man war gezwungen, an der Seite der Franzoſen zu fechten, aber es entſtand keine Waffenbrüderſchaft, lieber hätte man dieſe den gegenüberſtehenden Ruſſen gewährt. Daß man in Preußen, in Königsberg wie in Berlin, die Siege der Franzoſen, den Einzug in Moskau, den Sieg der Preußen bei Eckau feiern mußte, war eine nothwendige Folge des eingegangenen Bündniſſes, aber in der Stille trauerten die Vaterlandsfreunde über Vortheile, die durch preußiſche Tapferkeit miterrungen nur auf's neue die Bande befeſtigten, nach deren Zerreißung ſie ſich ſehnten. Für die höheren Beamten und Befehlshaber, welche zunächſt mit den Franzoſen zu thun hatten, war es keine geringe Aufgabe, in dieſem fortdauernden Zwieſpalt zu leben, und dabei dieſen ſelbſt mit größter Sorgfalt ſo viel als möglich zu verdecken. Bülow hatte ſo viel Kraft des Willens und Gewandtheit des Benehmens, daß er in ſeiner ſchwierigen Stellung dem lauernden Argwohn der Franzoſen keine Blöße gab; fand er ſich aber unbeobachtet von Späherblicken, wußte er ſich im Kreiſe der Vertrauten, dann hielt er ſich für den Zwang, den er ſich angethan, ſchadlos, und machte ſeinem Herzen in Verwünſchungen Luft, die nicht ſelten über die Franzoſen hinweg auch auf Landsleute fielen, denen man Hinneigung zu jenen ſchuld gab. —

Alles war geſpannt auf den Ausgang des großen Feldzugs, der das Schickſal Rußlands bereits entſchieden zu haben ſchien. Infolge der ſiegreichen Gefechte, welche die preußiſchen Hülfstruppen, nach Grawert's Abgang jetzt von York befehligt, in Kurland geliefert hatten, waren ruſſiſche Gefangene in Königsberg eingebracht worden. Dies gab Anlaß, daß der Flügeladjutant des Königs, Major Graf Henckel von Donnersmark, auf der Durchreiſe nach Mitau zu York, dem er Befehle überbrachte, auch bei Bülow eines Auftrags ſich zu entledigen hatte, indem der König verlangte, derſelbe ſolle aus den ruſſiſchen Gefangenen 24 Sänger ausſuchen und auf der Poſt ihm nach Berlin ſchicken. Bülow, der bei Henckel's erſten Worten eine wichtige Eröffnung politiſchen Inhalts erwartet hatte, war nicht wenig erſtaunt, eine ſolche zu vernehmen. Beſonders war ſein muſikaliſcher Sinn verletzt, und er konnte ſich — wie Henckel erzählt — gar nicht zufrieden geben, daß der König ſolche unharmoniſche Schreihälſe haben wolle, und meinte, wer am beſten brüllte, den würde er auswählen. Doch fand er nachher, daß ſie zuſammen recht gut ſängen, und meldete mit Vergnügen, daß ſie alle ſich ſehr über ihr bevorſtehendes Loos freuten.

Der Sommer verging, der Herbſt ebenfalls. Bald nach dem Brande von Moskau verſtummten die Siegesnachrichten der Franzoſen, von dem Heere kam aus der weiten Ferne nur ſeltnere Kunde, ſie blieb endlich aus. Der Winter war mit ungewöhnlicher Strenge eingetreten. Allmählich begannen dumpfe Gerüchte von dem Rückzuge des großen Heeres zu reden, von ſeinen bedeutenden Verluſten, von den Gefahren und Schreckniſſen des Rückzuges; unermeßliche, entvölkerte, von grimmigem Froſt erſtarrte, durch hohen Schnee überdeckte Länderſtrecken waren unter heftiger Verfolgung zahlloſer Koſakenſchwärme zurückzulegen. Endlich erfuhr man, daß Napoleon ſeine durch Kampf, Mangel, Krankheit und Froſt auf ein Drittheil herabgeſunkenen Schaaren auf fluchtartigem Rückzug in furchtbaren Bedrängniſſen verlaſſen, und perſönlich mit größter Eile den Weg nach Paris genommen habe, um neue Streitkräfte aufzurufen. Nach langer Unterbrechung der bisher ſo ruhmredigen Bulletins erſchien plötzlich eines, das die entſetzlichen Unfälle, die das Heer betroffen hatten, nicht mehr verſchweigen konnte, und durch alles gleißneriſche Bemühen, die Vorgänge gemildert darzuſtellen, ſie erſt recht offenbar machte. Das Bulletin ſprach nur immer von Pferden, die dem Froſt und dem Mangel erlegen ſeien, aber der Schluß ergab ſich von ſelbſt, daß es den Menſchen nicht beſſer ergangen ſein konnte, und daß ein Heer ohne Pferd bald auch ohne Geſchütz und Munition, ohne Gepäck und Lebensmittel ſein mußte.

Auf die Nachricht von dem völligen Rückzuge des Heeres, das nur noch in Trümmern ſich heranſchleppte, brach Loiſon mit allen franzöſiſchen Truppen im Anfange des Novembers von Königsberg auf und marſchirte nach Wilna, um daſelbſt die Flüchtigen aufzunehmen, die Verfolgung zu hemmen; eine friſche franzöſiſche Diviſion war unter dieſen Umſtänden eine bedeutende Macht, hinreichend um die vorangeeilten Reiterſchaaren der Ruſſen, deren Hauptſtärke ſo ſchnell nicht folgte und noch weit zurück war, ſo lange aufzuhalten, bis Napoleon die aufgebotenen Verſtärkungen herbeigeführt hätte, um den Krieg mit neuer Kraft fortzuſetzen. Um ſo größer war das Erſtaunen als man vernahm, daß auch dieſe ganze Diviſion verloren ſei, die furchtbare Kälte und der mit ihr eingetretene Mangel hatten ſie binnen einiger Tage hingerafft, nur wenige Mannſchaft, erſchöpft und halberfroren, entkam den Koſaken, und miſchte ſich zu den Trümmern des großen Heeres, die zuletzt noch beim Uebergang über die Bereſina durch Froſt, Hunger und ruſſiſche Waffen ſchrecklich durchwüthet und aufgerieben, in wehrloſen Haufen jammervoll nach Preußen zurückkamen, von wo ſie vor ſechs Monaten ſo ſtolz und übermüthig ausgezogen waren.

Täglich fuhren unabſehbare Reihen von Wagen in Königsberg ein, beladen mit Verwundeten und Kranken, begleitet von erſchöpften Fußgängern, die nur kümmerlich dahinſchwankten. Todtenbleiche Geſichter, ſtiere Augen, erfrorne Glieder, dumpfe Gleichgültigkeit, ſprachen grauſenhaft die Leiden und das Elend aus, welches die Unglücklichen zu überſtehen gehabt. Stabsoffiziere, Generale, in Stolz und Ueppigkeit verwöhnte Günſtlinge des Glücks, kamen in Lumpen gehüllt, in Noth und Verzweiflung an, jeder Hülfe bedürftig, jede Erquickung annehmend, manche ſtarben in deren übereiltem Genuß. Alle Ordnung war aufgelöſt, kein Unterſchied galt mehr. Man ſah ein gränzenloſes Verderben vor Augen, und wußte nun, daß nicht Tauſende, nein Hunderttauſende ſchrecklich zu Grunde gegangen waren, die noch Ueberlebenden trugen völlige Muthloſigkeit und den Keim tödtlicher Seuchen in ſich. Mit dieſen franzöſiſchen Trümmern, kamen auch die von rheinbündiſchen Truppen an, [illegible] Ueberbleibſel zweier preu-

Bayeriſche

ziſchen Reiterregimenter, welche Napoleon der Befehlführung Macdonald's entzogen und mit nach Moskau genommen hatte.

Bülow geſtand, daß er in ſeinem Leben von keinem Anblick und keiner Schilderung ſo erſchüttert worden ſei, als von dem, was er hier ſah und hörte. Doch ſein von dieſem Entſetzen einen Augenblick niedergedrücktes Gemüth erhob ſich alsbald zu kräftiger Erwägung ſolcher unerwarteten Schickſalsſchläge, und ſchöpfte aus ihnen neue Hoffnungen für das Vaterland. Er ſchrieb in dieſem Sinne an einen hochgeſtellten Freund in Berlin, ſchilderte in kurzen Worten das Elend, das vor Augen lag, den Zuſtand der franzöſiſchen Streitkräfte, ſoweit er zu überſehen war, fragte, was man in Berlin geſonnen ſei zu thun, drang auf raſche, durchgreifende Entſchließung.

Auch in Berlin hatte man bald denſelben Anblick wie in Königsberg, der endloſe Zug des Elends und Jammers wälzte ſich, von Seuchen begleitet, weiter und weiter bis zum Rhein, und immer größer offenbarte ſich das Verderben, der Verluſt, von denen Napoleons Macht war getroffen worden. Allein die Meinungen, welche hier auf die zu faſſenden Beſchlüſſe einwirkten, waren leichter zu beſtürzen als zu ermuthigen. Man verwies Bülow'n ſeinen voreiligen Eifer, man warnte ihn, durch keine Unvorſichtigkeit die Lage des Staates zu gefährden, dem ein kluges Abwarten und in dieſem zunächſt ein feſtes Beharren in dem Bündniß mit Napoleon räthlich ſei. In der That war die Macht deſſelben, wenn auch hart getroffen, doch keineswegs gebrochen. Er gebot in Frankreich noch über ungeheure Hülfsmittel, an Menſchen, an Geld, an jedem Bedarf; ließ man ihm nur einige Zeit, ſo erſetzte er ſein verlorenes Heer durch ein neues, und konnte noch immer das Kriegsfeld zuletzt als Sieger behaupten. Dieſe Zeit aber wollten die Erſchrockenen ihm laſſen, und ſo ſtand ſeine Sache grade dadurch, daß man unentſchloſſen abwartete, nur um ſo beſſer; ſie ſtand ſogleich ganz gut, wenn man, was man zum Scheine thun wollte, wirklich that, nämlich mit allen Kräften ſich ihr anſchloß. Uebrigens leiſtete auch ein Kern ſtreitbarer Mannſchaft als tapfre Nachhut den

Ruſſen im Felde noch hartnäckigen Widerſtand, und wich nur, wo entſchiedne Uebermacht ſie drängte.

Der kräftige Wille Napoleons regte alles zur eifrigſten Thätigkeit an. Die Rüſtungen in Frankreich, in den Staaten des Rheinbundes, waren in vollem Gange, der bloße Ruf davon ſchüchterte die Schwachen ein. Diplomatiſche Wirkſamkeit ſuchte dieſen Eindruck zu verſtärken, die verfänglichſten Anträge und Vorſpiegelungen wurden nicht geſpart, um Napoleons Verbündete, und zunächſt Preußen, bei ſeiner Sache feſtzuhalten. Dabei ſah man überall die militairiſchen Anſtalten der Franzoſen mit Nachdruck geleitet, die Feſtungen nach Möglichkeit bedacht, die Truppen zweckmäßig geſammelt und verfügt, unläugbar war die Macht, über die Napoleon gebot, noch furchtbar. Der König von Neapel, welchem Napoleon bei ſeinem Verlaſſen des Heeres den Oberbefehl übertragen hatte, mußte zwar verzichten ſich bei Wilna zu behaupten oder auch nur hinter der Memel Stand zu halten, allein er wich nur Schritt für Schritt, und durfte ſich getrauen, die Linie der Weichſel zu vertheidigen, ja ſelbſt in Oſtpreußen mit Vortheil eine Schlacht zu liefern, wenn nur die Preußen ihn ſo unterſtützten, wie ſie es in der That vermochten. Die Franzoſen, bisher der preußiſchen Verhältniſſe ſo geringſchätzig und achtlos, wurden jetzt plötzlich ſehr freundlich, wollten gute Bundesgenoſſen ſein, die Sache Preußens ſogar voranſtellen; obſchon im Herzen voll Mißtrauen und Beſorgniß, ließen ſie nach außen keinen Zweifel blicken, daß Preußen ferner zu ihnen ſtehen würde. Die Hülfstruppen unter York, die mit Macdonald aus Kurland zurückkehrten, befanden ſich in franzöſiſcher Gewalt, gehorchten franzöſiſchem Befehl; es war nicht unwahrſcheinlich, daß die ſonſtigen preußiſchen Streitkräfte dem Geſchicke würden folgen müſſen, in welches dieſer anſehnliche, ſchon kriegsthätige Theil derſelben einmal verflochten war; dieſe Truppen feſtzuhalten und zu vermehren, wurde daher franzöſiſcherſeits alles aufgeboten.

Was in dieſer Beziehung bei York und ſeinen Truppen vorging, iſt unlängſt von guter Hand umſtändlich dargelegt worden, und wir dürfen darauf verweiſen. In einer von

Yorck's Lage ſehr verſchiedenen befand ſich Bülow. Er hatte eine ausgedehnte Befehlführung, die jedoch durch die Umſtände faſt ganz gelähmt worden war; ihm ſtand keine kriegsfertige Truppenmacht zu Gebot, nur zerſtreute Depots, vereinzelte ſchwache Beſatzungen, die nicht weggezogen werden konnten. Das Land war überall von Franzoſen beſetzt oder durchzogen, Danzig ein feſter Waffenplatz, von wo ſchon Verſtärkung in Königsberg eintraf, ſie ſammelten ſich mit großem Eifer und bewundernswerther Schnelligkeit; in Königsberg wimmelte es von Kranken und Flüchtlingen, aber die kräftige Betriebſamkeit der Generale wußte auch aus dieſen aufgelöſten Haufen ſchon wieder kleine Streitſchaaren herauszuſondern; eine nicht zu verachtende Stärke machte gegen die Ruſſen Front, von denen die Koſaken zwar weit voraus, die eigentlichen Truppenkörper aber langſam folgend noch weit zurück waren. Mehr als Yorck war demnach Bülow in franzöſiſcher Gewalt und Abhängigkeit.

Alles kam darauf an, was für Entſchlüſſe in Berlin gefaßt würden, doch dies blieb lange Zeit völlig ungewiß. Man ſah und glaubte hier den wahren Zuſtand der Dinge um vieles ſpäter als in Königsberg; man lebte unter Sorgen und Bedenklichkeiten, die zwiſchen der Oder und Elbe, im Anblick oder Bereich franzöſiſcher Beſatzungen, die ja Berlin ſelbſt und das nahe Spandau inne hatten, nicht ſo leicht zu überwinden waren, als in Königsberg oder Tilſit, wo ſchon der Hurrahruf der Koſaken herüber ſchallte.

Bülow ſah ſich daher auf ſeine eigne politiſche Einſicht, auf ſeine eigne diplomatiſche Geſchicklichkeit angewieſen. Er hatte früh den Umfang des Verderbens erkannt, der das franzöſiſche Heer getroffen hatte, aber ſich auch nicht über die Widerſtandsfähigkeit getäuſcht, die in den Trümmern dieſer alten ſieggewohnten Kriegsmacht noch übrig und ſchnell wieder zu wecken war, auch ließ er nicht unerwogen, daß die Ruſſen nur langſam und in geringer Stärke nachrückten, und daß deren weitere Abſichten nicht ausgeſprochen waren. Der rechte Augenblick, wo Preußen das Unglück der Franzoſen benutzen, ſelbſtſtändig gegen ſie zum Krieg übergehen und ſie verderben konnte, war auch ſchon verſäumt und nicht wiederzugewinnen. Unter dieſen Umſtänden ſah er als das jetzt Wichtigſte und Dringendſte an, ſo viel als möglich Truppen und Kriegsmittel aller Art zu vereinigen und außerhalb fremden Einfluſſes ſicherzuſtellen, um dem Könige für jeden Entſchluß, den er faſſen würde, eine ſelbſtſtändige Heeresmacht verfügbar zu halten. Bülow zweifelte im Herzen nicht, daß bei der Wahl, in die Preußen geſtellt war, der Ausſchlag für die Ruſſen und gegen die Franzoſen ſein werde, denn jene waren doch für Preußen die eigentlichen Verbündeten, dieſe der eigentliche Feind, wiewohl das amtlich-öffentliche Verhältniß noch das Gegentheil ſagte. Er hatte gleich allen edlen Vaterlandsfreunden das feſte Vertrauen, daß es ſo kommen müſſe, er fühlte den entſchiedenen Trieb, aus allen Kräften zu dieſer Wendung mitzuwirken; allein noch war keine Gewißheit vorhanden, kein entſcheidender Befehl, und ſelbſt die Mittel, dieſen zu befolgen, mußten erſt bereitet werden, unter zahlloſen Hinderniſſen, unter täglich wachſender Gefahr. Bülow urtheilte und handelte im Sinn der Befehle, die ihm ſpäter zukamen, aber als er begann, folgte er nur den Eingebungen ſeiner Vaterlandsliebe und ſeines Muthes. Um ſo mehr mußten Vorſicht und Klugheit jeden Schritt leiten.

Vortrefflich waren gleich die erſten Maßregeln. Alle zu den Yorck'ſchen Truppen auf dem Marſch befindliche Erſatzmannſchaft, Rekruten und Geneſene, Zufuhren und Pferde, erhielten Befehl nicht weiter zu gehen, ſondern an beſtimmten Orten ſich zu ſammeln und zu ordnen. Alle Kriegsvorräthe wurden ſchleunigſt nach Graudenz in Sicherheit geſchafft, eben dahin alle Beurlaubten und Krümper gewieſen. Mehrere Depots zogen ſich vorläufig nach Königsberg, wo ſie dem größeren Truppenkörper ſich anſchloſſen. Die Beſatzung von Pillau wurde ganz im Stillen verſtärkt; der Oberſt von Maltzahn, der in Memel ſtand, erhielt Befehl über die Nehrung abzuziehen, ſobald Yorck'ſche Truppen dort einträfen. Bei Graudenz hoffe er, ſo ſchrieb Bülow an Yorck, dem er von allen ſeinen Anordnungen ſogleich Nachricht gab, ein ziemliches Trüppchen zu verſammeln. Alle dieſe Maßregeln, die oft in die kleinſten Einzelheiten und Schwierigkeiten eingehen mußten, wurden mit eben ſo viel Umſicht als Raſchheit glücklich ausgeführt. Der Präſident von Auerswald in Königsberg und der Präſident von Schön in Gumbinnen unterſtützten durch entſprechende Befehle ihrerſeits aus allen Kräften die militairiſchen Verfügungen, ganz beſonders aber Schön, deſſen hoher Geiſt und kühner Muth in den nächſtfolgenden Ereigniſſen überall von mächtigem Einfluß war, und da, wo die Kraft Anderer nicht ausreichen wollte, die ſeinige friſch dazuwarf, unbekümmert ob die That ſeinen oder einen anderen Namen tragen würde.

Um die Lage der Sachen dem Könige genau darzulegen und entſprechende Befehle einzuholen, ſandte Bülow den Major Hiller von Gärtringen nach Berlin. „Er iſt ein Mann“, ſchrieb er darüber an den Präſidenten von Schön zu Gumbinnen, „der hier alles geſehen hat, und ſich die Sache zu Herzen nimmt, er wird alles recht kräftig vortragen.“ Auerswald und Schön ſandten gleichfalls wahrheitsgetreue Berichte an den Staatskanzler, vertrauliche Briefe an die ihnen gleichgeſinnten Freunde. —

Am 19. Dezember nahm der König von Neapel ſein Hauptquartier in Königsberg. Er ſammelte daſelbſt möglichſt die franzöſiſchen Streitkräfte, zeigte ſeine Truppen in täglichen Paraden und Muſterungen, ritt durch die Stadt in ſeiner theatraliſch prunkenden Kleidung, und erfreute ſich dabei, wie wir es glücklich ausgedrückt finden, einer ſtets gleich rege bleibenden Theilnahme der leicht beweglichen Straßenjugend! An Bülow, dem er zu imponiren meinte, ſtellte er hochfahrend die Anforderung, mit ſeinen Truppen, die er auf 10 bis 12,000 Mann ſchätzen wollte, zu ihm zu ſtoßen. Bülow ſtellte ihm vor, daß ſeine Truppen bei weitem nicht ſo ſtark und noch ganz ungeübt ſeien, lehnte das wiederholte Anſinnen mit geſchickter Beharrlichkeit ab, und ſuchte, indem er allen näheren Berührungen ſorgfältig auswich, unbemerkt und vergeſſen zu ſein.

Aus Berlin trafen endlich beſtimmte Befehle des Königs ein; für Yorck, daß er, ſobald er mit ſeinen Truppen angelangt ſei, den Oberbefehl in der Provinz Preußen wieder zu übernehmen habe; für Bülow, daß er an der Weichſel eine beſondre Truppenmacht als Reſerve ſammeln ſolle. Eine Hauptſorge für ihn war, — jetzt auch infolge der Königlichen Befehle, — für den vorauszuſehenden Fall, daß der Kriegsſchauplatz nach Preußen vorrückte, alle Hülfsmittel des Krieges, Soldaten, Krümper, Pferde, Vorräthe, aus den bedrohten Landſtrecken früh herauszuziehen, um ſie für Preußen zu ſichern, desgleichen den zurückkehrenden Truppen York's die nöthigen Fuhren und Spannpferde für das Geſchütz entgegen zu ſenden. Mit allem Nachdruck betrieb er die Errichtung von Reſervebataillonen, wobei mehrere tüchtige Offiziere, die ihm für dieſen Zweck zugewieſen waren, unter ihnen der Oberſt von Thümen, ihn kräftig unterſtützten. Weitere geheime Vorſchriften aus Berlin brachte der Major von Tippelskirch, in deren Abfaſſung die Hand des wieder thätigen Oberſten von Scharnhorſt merkbar war. Sie wiederholten, daß die Hauptſache ſei, die preußiſchen Kräfte nicht vereinzeln und in fremde Abhängigkeit gerathen zu laſſen, ſondern ſie möglichſt vereint und verfügbar in preußiſcher Hand zu haben; alles ſollte ohne Aufſehen und in der Stille gethan, die Franzoſen, falls ſie die Anſtalten doch merkten oder hindern wollten, mit glaublichen Vorwänden beſchwichtigt werden. Mehr wurde noch nicht geſagt; wer aber Scharnhorſt kannte, wußte ſehr gut, daß deſſen Gedanken nicht auf bloß vertheidigende Abſonderung, ſondern auf thätigen Angriff gerichtet waren. Als Tippelskirch mit dieſen Weiſungen in Königsberg eintraf, hatte Bülow ſchon vollſtändig in deren Sinn gehandelt.

Für die einberufenen Beurlaubten und Krümper und ausgehobenen Pferde wurden vier Sammelorte beſtimmt, Königsberg, Heilsberg, Oſterode und Raſtenburg. Die Mannſchaft drängte ſich mit freudigem Eifer herzu, aus Oſtpreußen allein kamen 6000 Rekruten. Die Schwierigkeit war, die Leute gehörig und unbemerkt fortzuſchaffen, mancherlei Liſt wurde dabei angewendet. Bülow ordnete alles ſelbſt, gab den beauftragten Offizieren die nöthigen Verhaltungsregeln, unterhielt lebhaften Verkehr mit den Landesbehörden, vermied ſorgfältigſt alle Reibung mit den franzöſiſchen. Er ſandte eine nochmalige Verſtärkung von 300 Krümpern nach Pillau, Kriegsbedarf und Vorräthe nach Graudenz, eine Abtheilung Fußvolk und Reiterei unter dem Major von Kemphen als Beobachtungspoſten nach Deutſch-Eylau. Zugleich traf er Maßregeln, um ſtets genaue und ſchnelle Nachrichten von den Bewegungen der Ruſſen zu empfangen. Dem Generalintendanten des franzöſiſchen Heeres Grafen Daru war indeß nicht entgangen, daß Bülow's Anſtalten ausſchließlich den preußiſchen Vortheil bezweckten, er that Einſpruch gegen die Verwendung ſo vielen Vorſpanns, der dadurch dem franzöſiſchen Dienſt entzogen werde, er wollte deſſen Bedarf zuerſt, ja allein berückſichtigt wiſſen. In den dieſerhalb geführten Erörterungen führte Daru eine heftige Sprache, drohte mit Gewaltmitteln, allein Bülow ließ ſich nicht irren, und ſetzte ſeine Anordnungen, mit Ausnahme der Orte, wo gerade franzöſiſche Truppen ſtanden, ungehindert durch.

Ruſſiſche Truppen, zu dem Heertheil des Generals Grafen von Wittgenſtein gehörig, waren indeß am 27. Dezember bei Georgenburg erſchienen, gingen alsbald über die Memel, beſetzten die Stadt Memel, und die kleine preußiſche Beſatzung, welche keinen Widerſtand leiſten konnte, wurde für kriegsgefangen erklärt. Bülow, der die Ruſſen ſchon nicht mehr als Feinde betrachten wollte, fühlte ſich widrig berührt von jenem Verfahren, durch welches die Ruſſen fortfuhren, die Preußen feindlich zu behandeln; allein bei der Zweideutigkeit ſeiner Lage, in welcher er gegen die im Allgemeinen ihm noch weit überlegenen Franzoſen des Scheines fortbeſtehender Bundesgenoſſenſchaft bedurfte, konnte jenes Ereigniß ihm ſogar lieb ſein, er machte daſſelbe mit Nachdruck geltend, und die Franzoſen ſelbſt mußten nun eingeſtehen, daß die Preußen alle Urſache hätten gegen den annahenden Feind ſich zu rüſten. Leider gaben die Nachrichten aus Berlin auch noch keine Sicherheit, daß nicht jener Schein auf's neue zur traurigen Wahrheit würde, denn die Meinungen ſchwankten dort noch immer zwiſchen Furcht und Hoffnung, einflußreiche Stimmen wollten das Heil Preußens nur im feſten Anſchluß an Napoleon geſichert wiſſen, der doch zuletzt Sieger bleiben und dann für die gehaltene Treue dankbar Preußen zu neuer Größe erheben werde; ſie wieſen auf Rußlands Benehmen beim Frieden von Tilſit hin, und meinten, der Bund mit Rußland, den man vorſchlage, werde eine noch ſchlimmere Abhängigkeit ſein als die franzöſiſche; es hieß ſogar, im Sinne jener Anſicht ſolle der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg zurücktreten und an ſeine Stelle der Fürſt von Hatzfeldt kommen. Die hier ausgeſprochene Meinung trug die verführeriſche Wahrheit in ſich, daß ein feſtes Anſchließen Preußens an Napoleon in dieſem Augenblick wirklich das verbürgte, was ſie vorausſetzte, nämlich den wiederkehrenden Sieg und das hergeſtellte Uebergewicht deſſelben, denn eine Verſtärkung wie Preußen ſie jetzt geben konnte, reichte vollkommen hin, den Krieg an der Weichſel, vielleicht an der Memel, feſtzuhalten, dann konnte Napoleon mit friſchen Heereskräften einen neuen Siegeslauf beginnen, oder einen vortheilhaften Frieden ſchließen; möglich, daß er auch dankbar geweſen wäre, und Preußen vergrößert hätte; doch keine Vortheile irgend einer Art konnten den Schaden und die Schmach aufwiegen, jene in ſolcher Weiſe gewonnen zu haben; aller Muth und alle Geſinnung, in denen zuletzt die Kraft des Staates beruht, wären gebrochen, vernichtet worden. Dieſen trüben Nachrichten aus Berlin begegneten andere aus der Gegend von Tauroggen her, ganz verſchiedener Art, doch ebenfalls ſorgenvoll bedenkliche. Der Major Graf Henckel von Donnersmark, den Yorck an den König zurückſandte, kam in der Nacht zum 30. Dezember in Königsberg an, ließ Bülow'n ſogleich wecken, und theilte ihm die wichtige Neuigkeit mit, daß Yorck mit ſeinen Truppen ſich von den Franzoſen glücklich getrennt habe, nun von den Ruſſen großentheils umſtellt ſei, und in der Vorausſetzung, daß dieſe in Wahrheit ſchon als Freunde, die Franzoſen als Feinde Preußens zu betrachten ſeien, beide bald auch dafür erklärt ſein würden, mit den ruſſiſchen Befehlshabern in Unterhandlung getreten ſei, und im Begriff ſtehe eine Uebereinkunft abzuſchließen, in Gemäßheit deren alle Feindſeligkeiten zwiſchen den preußiſchen und ruſſiſchen Truppen aufhören ſollten. Bülow empfing dieſe Nachricht mit freudiger Theilnahme, konnte ſich indeß banger Sorge nicht erwehren, wenn er bedachte, welch neue Verwickelungen dies Ereigniß herbeiführen müßte, falls nicht bald der Staat mit allen Kräften in die neue Richtung einginge. Ob jedoch der eigenmächtige Schritt Yorck's in Berlin dies bewirken, oder welche andere Folgen haben würde, darüber gab es keinerlei Sicherheit.

An demſelben Tage traf ein von Yorck vorausgeſandter ſtarker Zug Fuhrweſen, Gepäck und Geſchütz nebſt dazu gehöriger Bedeckung in der Nähe von Königsberg ein; dieſe Meldung ſetzte Bülow'n in große Verlegenheit, denn ſie kam zugleich an den König von Neapel, und wenn dieſer auch die Wagen und das Geſchütz weiter nach Kreuzburg wollte ziehen laſſen, wo Bülow ſie hinter dem Pregel dem franzöſiſchen Bereich einigermaßen entrückt wußte, ſo befahl er dagegen die ſtreitbare Mannſchaft zurückzubehalten; und da dieſe wie der ganze Zug durch Königsberg mußte, ſo konnte der König ſeinem Befehl unmittelbaren Gehorſam erzwingen; ihn zu täuſchen erſann Bülow folgende Liſt. Die Truppen wurden aufgelöſt, und zu 3 oder 4 Mann bei jedem Wagen eingetheilt, die Gewehre auf dieſen verſteckt; den Leuten waren in Kurland ſtatt der Mäntel Schafpelze geliefert worden, wie die kuriſchen Bauern ſie tragen, und die den unbewaffneten Soldaten ganz das Anſehen gewöhnlicher Fuhrleute gaben; dazu kam noch der Umſtand, daß grade Thauwetter war und etwas Regen fiel, durch die Näſſe dehnten ſich die Schafpelze ſehr in die Länge aus, und die Verkleidung gelang um ſo beſſer. So zogen ſie unbeachtet mit ihren Wagen durch die Stadt, außerhalb des Thores holten die Leute ihre Waffen wieder hervor, bildeten wieder geſchloſſene Schaaren, und marſchirten ungeſtört nach Kreuzburg. Die beiden zu dem Zuge gehörigen Batterieen waren den Augen nicht zu entziehen, und ſie ſollten jedenfalls in Königsberg bleiben; doch der ſie führende Major von Rentzell benutzte die Verwirrung, die dort herrſchte, und erſah am folgenden Tage die Gelegenheit, auch dieſe Geſchütze unangefochten nach Kreuzburg abzuführen.

Am 1. Januar 1813 erhielt Bülow zuerſt durch den König von Neapel, gleich darauf durch einen von Yorck eigends an ihn geſandten geheimen Boten die beſtimmte Nachricht von der zwiſchen Yorck und dem ruſſiſchen General

Diebitſch am 30. Dezember in der Poſcherun'ſchen Mühle bei Tauroggen abgeſchloſſenen Konvention, kraft deren die preußiſchen Truppen, entgegen dem mit Frankreich noch beſtehenden Bündniß, und ohne Befehl und Wiſſen des Königs, eine neutrale Stellung nahmen, aus der ein zwar noch nicht ausgeſprochener, aber für niemanden zweifelhafter Uebergang zur Gemeinſchaft mit den Ruſſen nahe vorherzuſehen war. Durch ſeine militairiſche Lage, durch die im Heer und im Volk vorherrſchenden Geſinnungen, durch die beſtürmenden Anträge der ruſſiſchen Befehlshaber, und endlich durch ſeinen eignen Muth und Sinn, war York bewogen, ja genöthigt worden, eine That auszuführen, die je nachdem die Würfel fielen, ihm unſterblichen Ruhm, aber auch ſchmachvollen Untergang bringen konnte. In ſeinem Gewiſſen fühlte der Feldherr ſich rein und gerechtfertigt, der um des Königs wahrem Sinn und Willen, und des Staates höchſtem Vortheil zu entſprechen, ſeinen Kopf zur Sühne bot, falls er ſich in beidem geirrt hätte, denn ſelbſteignes Urtheil hatte den militairiſchen Gehorſam gebrochen. Noch wußten die Truppen ſelbſt, die Behörden, das Volk nicht, ob geheime Vorſchriften des Königs ihn vielleicht ſo zu handeln berechtigten, Bülow jedoch wußte, daß es keine ſolche gab, und erkannte das ganze Wagniß des verhängnißvollen Schrittes. Sein perſönliches Verhältniß zu York war kein freundliches, wenn auch die frühere Bitterkeit aufgehört hatte. Doch jetzt fiel jede Nebenbetrachtung hinweg, es galt nur die Anerkennung der Heldenthat, die Aufgabe aus der großen Thatſache das Heil des Ganzen zu entwickeln, ſie ſelber zu rechtfertigen durch ihr Gelingen! Bülow ſprach auf der Stelle gegen ſeine Vertrauten die lebhafteſte Freude und Zuſtimmung aus. Oeffentlich war er freilich eher das Gegentheil zu zeigen genöthigt.

Für Bülow erwuchs für den Augenblick eine geſteigerte Bedrängniß. York befehligte eine kriegsfertige Truppenmacht, hatte die Ruſſen zur Seite, konnte jedem Angriff der Franzoſen die Spitze bieten; die Truppen, über welche Bülow verfügen konnte, waren erſt in der Bildung begriffen, noch gering an Zahl und nicht beiſammen, dabei wie er ſelbſt noch in der Gewalt der Franzoſen, denen nun alle Preußen verdächtig ſein mußten, und von deren Willen und Entſchloſſenheit es abhing dieſe zu umzingeln und zu entwaffnen. Selbſt der Ausweg, mit der geringen Stärke, die er in Königsberg hatte, zu Yorck zu ſtoßen, war unausführbar, weil die Franzoſen dazwiſchen ſtanden; doch ein ſo wohlfeiler und armer Gedanke war ohnehin für Bülow unmöglich, er fühlte, daß ihm ein anderer Beruf obliege, von größeren Schwierigkeiten und eigner Verantwortung. Während er im Stillen alle Maßregeln bedachte, um wenigſtens nicht jedem erſten Handſtreich der Franzoſen zu erliegen, und entweder eine Zuflucht in Pillau zu finden oder ſich auf Graudenz zurückzuziehen, kam ihm unverhofft das Glück zu Hülfe. Noch am nämlichen Tage, wo die Meldung von Yorck's Abfall angekommen war und das Volk in den Straßen ſchon deutliche Neigung zum Aufſtande gegen die Franzoſen zeigte, zog der König von Neapel, geſchreckt durch weitere Nachrichten aus Tilſit, mit ſeinem Hauptquartier von Königsberg nach Elbing ab, und hinterließ für die zurückgebliebenen Preußen den Befehl ſich an Macdonald anzuſchließen. Allein Bülow, um ſowohl den Franzoſen unter Macdonald, der zum 3. Januar in Königsberg eintreffen ſollte, als den Ruſſen, die dieſem nachfolgten, zu entgehen, benutzte die freie Friſt, um allen noch vorhandenen Kriegsbedarf eiligſt nach Graudenz abzuſchicken, ſein Fußvolk in und bei Kreuzburg zuſammenzuziehen; am 2. Januar Mittags begab er ſich dahin, während der Major von Kall mit der wenigen Reiterei bei Königsberg als beobachtende Nachhut ſtehen blieb. Am folgenden Tage, da die Franzoſen wieder in Königsberg erſchienen, marſchirte Bülow von Kreuzburg ab, und wählte, um zur Weichſel zu gelangen, eine noch freie Seitenſtraße, wiewohl auf dieſer für die Verpflegung nicht vorgeſorgt war. Die Nachhut unter dem Major von Kall folgte im Abſtand eines Tagemarſches. Zuletzt ließ er noch das von Yorck abgeſandte Gepäck, das dieſer wieder in ſeiner Nähe zu haben wünſchte, demgemäß nach Bartenſtein abziehen, die ſtreitbare Mannſchaft aber behielt er bei ſich, weil er ſie einer Gefangennehmung der Franzoſen nicht ausſetzen wollte. Ueberhaupt nahm er auf ſeinem Marſch alles mit, was irgend ihm ſich anſchließen mochte, die mannigfachſten Truppentheile, Geneſene, Rekruten, Pferde, Kaſſen, Lebensmittel. Seinen Marſch mußte er nach den Bewegungen der Franzoſen einrichten, um jede Berührung mit ihnen zu vermeiden. Alle dieſe Gegenſtände forderten eine raſtloſe, nach allen Seiten aufmerkſame Thätigkeit, die ſich in unzählige Einzelheiten zerſplitterte, und jeder die volle Kraft des perſönlichen Befehls zuwenden mußte. —

Der Marſch ging über Mehlſack, Liebſtadt und Mohrungen nach Saalfeld, wo am 7. Januar der Stabsrittmeiſter von Auer eintraf, der ein Schreiben von Yorck an Bülow überbrachte und außerdem mündliche Aufträge an ſeinen Schwager auszurichten hatte. Yorck drückte ſein Bedauern aus, von Bülow keine Nachrichten zu haben und über deſſen Abſichten in Zweifel zu ſein; er hoffte Königsberg beſetzen zu können, fürchtete aber, Wittgenſtein könnte von den Franzoſen, die ihm an Zahl überlegen, geſchlagen und aus Preußen wieder hinausgeworfen werden; ob nicht alles aufgeboten werden müſſe dies zu verhindern, ob eine ſolche Lage der Dinge nicht erfordere, auch noch einen zweiten Schritt zu thun? Ein vereintes Wirken ſei gegenwärtig, in dem ſo hochwichtigen Augenblicke, die Hauptſache, es käme darauf an, vereint an der Weichſel eine Stellung zu gewinnen, um das rückliegende Preußen zu decken. Bülow behielt ſeinen Schwager auf dem Marſche nach Rieſenburg bei ſich, und fertigte ihn von hier wieder an Yorck ab, dem er die Lage der Dinge mittheilte, die Unmöglichkeit jetzt mit ſeinen wenigen Truppen im Feld aufzutreten oder ſonſt von den ihm gewordenen Königlichen Befehlen abzuweichen.

Den 9. Januar hielt Bülow in Rieſenburg Raſt, um Marienwerder zu vermeiden, wo der Vizekönig Eugen Beauharnais ſein Hauptquartier an dieſem Tage hatte. Am 18. marſchirte er durch Marienwerder nach Neuenburg. Hier liefen zwei franzöſiſche Schreiben ein vom 8. und 9. Januar aus Elbing, dem Hauptquartier des Königs von Neapel, durch den General Grafen Monthion im Namen Berthier's, des Fürſten von Neuchatel erlaſſen, durch die Bülow benachrichtigt wurde, daß der König von Preußen das Benehmen Yorck's mißbilligt und dieſen General abgeſetzt habe; die Truppen Bülow's, wurde ferner geſagt, gehörten zu den Hülfstruppen, welche Preußen vertragsmäßig zu ſtellen habe, der König von Neapel befehle ihm daher, dieſe Truppen gegen den Feind zu verwenden, beſonders ſeine leichte Reiterei um Erkundigung einzuholen. Um dieſelbe Zeit kam aus Berlin ein Schreiben des Kriegsminiſteriums vom 6. Januar an, welches gleicherweiſe die Abſetzung Yorck's anzeigte, und jede Verbindung mit deſſen Truppen einſtweilen unterſagte. Auf die franzöſiſchen Anforderungen antwortete Bülow ausweichend, der Beſchluß in Betreff Yorck's hatte auf ſeine augenblicklichen Maßnahmen keinen Einfluß; er berührte ihn ſehr unangenehm, doch ſtand die Ueberzeugung feſt, daß die gegen Yorck ausgeſprochene Mißbilligung nur aus dem Drang der Umſtände hervorgegangen ſei und nicht lange dauern könne.

Die Scheidewand, bisher zwiſchen Bülow und den Ruſſen durch die Franzoſen noch gebildet, wurde ſtets dünner und hörte bald ganz auf. Bülow um die Berührung mit den Ruſſen zu meiden, zog ſeine Nachhut näher an ſich, doch die Koſaken drangen immer vor, und es war vorauszuſehen, daß es an der Weichſel zwiſchen ihnen und den Franzoſen zu Gefechten kommen würde. Schleunig zog Bülow, der ihnen ausweichen mußte, die vom Oberſten von Thümen gebildeten Reſervebataillone von Graudenz an ſich, desgleichen mancherlei Mannſchaften unter dem Major von Tippelskirch, und marſchirte am 12. Januar nach Oſchie. Das franzöſiſche Hauptquartier hatte am Tage vorher Elbing verlaſſen und zog nach Poſen; der Vizekönig Eugen beſtand am 12. ein ungünſtiges Gefecht bei Neuenburg gegen die Koſaken, die auch die Quartiere der Bülow'ſchen Reiterei hiebei berührten, und drei vereinzelte Offiziere zurückhielten; der Major von Kall wurde mit ſeinem Reitertrupp ebenfalls von Koſaken gefangen genommen. Bülow, über Tuchel am 14. in Konitz angelangt, erfuhr hier die Uebergriffe der Ruſſen. Sogleich erließ er ein Schreiben an den General Tſcherniſcheff, und drohte, wenn derſelbe nicht unverzüglich die Gefangenen freigebe, ſo werde er ihn mit aller Macht angreifen und zurückwerfen; ſie wurden darauf freigegeben. Den franzöſiſchen Truppen, die noch in Konitz lagen, hatte Bülow ebenfalls mit Trotz entgegenzutreten; doch dieſe zogen Abends weiter, und die Preußen blieben hier nun allein und in guter Stärke am 15. ſtehen; über Schlochau gelangten ſie am 17. nach Neu-Stettin, ſie waren in dieſen Tagen noch mehrmals bei Gefechten zwiſchen Franzoſen und Ruſſen nahe Zuſchauer, von beiden Theilen unangetaſtet, doch in gerüſteter Ordnung, um jeden etwanigen Angriff kräftig abzuweiſen. In Neu-Stettin endlich, dem Felde der weiteren Kämpfe ſeitwärts glücklich entrückt, wurde Halt gemacht, in Erwartung aber der ferneren Befehle und Ereigniſſe die Ausbildung und Mehrung der Truppen thätigſt fortgeſetzt.

Yorck war inzwiſchen von den ihn betreffenden Befehlen des Königs unterrichtet worden, jedoch nicht amtlich, denn die Ruſſen hatten den Ueberbringer Major von Natzmer nicht zu ihm gelaſſen, ſondern zum Kaiſer Alexander geſchickt. Auf dieſen Umſtand geſtützt, blieb er in ſeiner Befehlführung und Verbindung mit den Ruſſen. Aber es war ihm unheimlich in ſeiner Stellung, die in der That kaum zu behaupten war, alles drängte zu weiteren Schritten, zu denen er wenigſtens mitthätige Genoſſen wünſchte. Zunächſt ſuchte er Troſt und Hülfe bei Bülow, an den er folgendes Schreiben aus Königsberg vom 13. Januar richtete, das abermals Auer überbrachte: „Was für Anſichten hat man in Berlin? Iſt man denn ſchon ſo tief geſunken, daß man es nicht wagen darf die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir ſeit fünf Jahren ſo demüthig tragen mußten? Jetzt oder niemals iſt der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wiederzuerlangen. Die Vorſicht zeigt uns den Weg, wir ſind unwürdig ihres Beiſtandes, wenn wir ihre Wohlthat von uns weiſen. Welch eine erbärmliche Politik hat man, wenn man immer noch den Gemeinſpruch im Munde hat — man muß Zeit gewinnen. Unſer Gegner gewinnt bei unſerm Zögern nur Zeit, wir verlieren ſie, jeder Moment iſt ein unerſetzlicher Verluſt. Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Banden des Gehorſams und führe den Krieg auf meine eigne Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich. Das Volk will ihn, der König will ihn; aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm dieſen Willen freimachen, ich werde in kurzem mit 50,000 Mann bei Berlin und an der Elbe ſein. An der Elbe werde ich zum Könige ſagen — Hier, Sire, iſt Ihre Armee und hier iſt mein alter Kopf — dem Könige will ich dieſen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt ſich York nicht richten oder verurtheilen. Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener, als wahrer Preuße, und ohne alle perſönliche Rückſichten. Sie, General, und alle wahre Anhänger des Königs und ſeines Dienſtes müſſen jetzt handeln und kraftvoll auftreten. — Jetzt iſt der Zeitpunkt uns ehrenvoll neben unſere Ahnen zu ſtellen — oder, was Gott nicht wolle, ſchmählich von ihnen verachtet und verläugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wollen wir unſere nationale Freiheit, und unſere Selbſtſtändigkeit; dieſe Freiheit und Selbſtſtändigkeit als ein Geſchenk erhalten und annehmen, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit ſtellen, und ſie der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgeben. Handeln Sie, General, es iſt abſolut nothwendig, ſonſt iſt alles auf ewig verloren. Glauben Sie es mir, die Sachen ſtehen hier ſehr ſchlimm. Entferne ich mich von hier, ſo iſt das Korps aufgelöſt und die Provinz in Inſurrektion; wo kann das hinführen? Das iſt nicht zu berechnen."

Wir kennen die Antwort Bülow's nicht; an Borſtell aber, der in Pommern befehligte, ſchrieb er gleich am 17. Januar, dem Tage ſeines Eintreffens in Neu-Stettin: „Auer, welcher aus Königsberg vom General von York zu mir geſchickt, iſt von den Ideen des Generals von York als auch von den meinigen unterrichtet. Haben Sie die Güte, beſter General, ihm die Ihrigen mitzutheilen, ich ſtehe für ſeine Verſchwiegenheit. Es iſt ſehr wichtig, daß wir darin übereinſtimmend handeln, und gewiß beabſichtigen wir nichts, als das Intereſſe des Königs und des Staats zu bewirken, ich meinerſeits wende alles an, um den König zu einem kräftigen Entſchluß zu vermögen." Am folgenden Tage richtete er ſodann folgendes Schreiben nach Berlin an den König: „Die gegenwärtige für den Staat ſo wichtige Epoche, die wahrſcheinlich für die künftige Exiſtenz des Staates entſcheidend ſein wird, bewegt mich auch meine Anſichten Eurer Königlichen Majeſtät ehrfurchtsvoll vorzutragen. Man kann hoffen, daß die neuern Ereigniſſe, die ſo ſichtbar durch die Hand der Vorſehung herbeigeführt, dazu dienen werden, den Staat groß und blühend wiederherzuſtellen. Auf der andern Seite kann man ſich, bei Befolgung eines gewiſſen Syſtems, nicht die Möglichkeit verhehlen, daß der Staat noch mehr in ſeinen Gränzen beengt noch tiefer ſinken könnte. Das Erſte kann man mit Zuverſicht hoffen, wenn Eure Königliche Majeſtät ſich mit Rußland verbinden. Es kann und wird dahin führen, daß Deutſchland dem fremden Joche entzogen werde, und daß alle norddeutſche Staaten ſich unter dem Schutze Eurer Königlichen Majeſtät vereinigen. Das Zweite, die Zerſtückelung des Staats, wird ohnfehlbar erfolgen, wenn Eure Königliche Majeſtät dem durch die Nothwendigkeit aufgedrungenen Bündniß treu bleiben wollten. Die beiſpielloſe Vernichtung der großen franzöſiſchen Armee wird nun durch das raſche Folgen ruſſiſcher Korps vollendet. Es iſt nichts vorhanden, was dieſen widerſtehen kann, wenige werden nur die Oder erreichen, und weder an die Oder noch an die Elbe etwas aufgeſtellt werden können, was auch nur einigen Widerſtand leiſten kann. Eurer Königlichen Majeſtät ſtehen noch immer ſehr bedeutende Streitkräfte zu Gebote, vereinigen dieſe ſich mit den ruſſiſchen, ſo iſt mit Gewißheit zu erwarten, daß man in kurzem bis an die Ufer des Rheins vordringen könne, da nicht zu zweifeln, daß nicht alle norddeutſche Völker ſich anſchließen und gemeinſchaftliche Sache machen werden. Es iſt zwar nicht zu zweifeln, daß es Napoleon gelingen werde eine Menſchenmaſſe zuſammen zu bringen, aber wie wenig kann er ſich von einer ſolchen Maſſe roher Konskribirter verſprechen, die durch die Vertilgung der alten Truppen muthlos werden müſſen, und die zu wenig geübt ſein werden, um ſie im freien Felde gebrauchen zu können. Hiezu kommt, daß es ihm unmöglich ſein muß, irgend einige Kavallerie in bedeutend langer Zeit wieder zu formiren. Um nun des guten Erfolgs gewiß zu ſein würde ein ſchneller Entſchluß und ſchnelles Handeln nothwendig ſein, welches übrigens durch das Vorgehen der Ruſſen ohnedem nothwendig wird; denn ſtehen dieſe an der Oder, welches in kurzem der Fall ſein wird, ſo wird eine endliche Erklärung nothwendig. Die ganze Nation hat nur Eine Stimme, Krieg gegen Frankreich iſt der Wunſch Aller. Dieſer wird Sache der Nation ſein, freiwillig werden die größten Opfer gebracht werden, und Quellen werden ſich öffnen, die man längſt verſiegt glaubte. Einen Mittelweg einſchlagen, einen Frieden negoziren, würde nur ein augenblickliches Palliativ ſein, wodurch das Uebel für die Folge unheilbar wird, man würde ſich muthwillig ſeines Vortheils begeben, um einem unverſöhnlichen Feinde Zeit zu laſſen, ſich von ſeinem Falle zu erholen. Es iſt nicht denkbar, daß der Petersburger Hof ſich ſo ſeines Vortheils begeben wird, eben ſo wenig es denkbar und mit dem Karakter Napoleons vereinbar, daß er große Aufopferungen ſchon gegenwärtig darbringen wird, wohl aber iſt es denkbar, daß um einen Frieden mit Rußland zu bewirken, Napoleon Preußen aufopfern und die am rechten Weichſelufer gelegenen Provinzen anbieten wird. Nach meiner Ueberzeugung, und dieſes iſt die Ueberzeugung der ganzen Nation, iſt die Wohlfahrt des Staates nur durch einen Krieg gegen Frankreich zu begründen, die Umſtände ſind nie günſtiger geweſen; eben ſo wenig läßt ſich denken, daß der Wiener Hof ſo ſehr ſein eigenes Intereſſe verkennen werde, um nicht mitzuwirken; wenn derſelbe auch nicht gleich thätig Antheil nehmen ſollte, ſo iſt es doch zu erwarten, daß es geſchehen wird. Um ein bedeutendes Korps in der Mark baldmöglichſt zuſammen zu bringen, würde nothwendig ſein, daß das mobile Korps aus Preußen baldmöglichſt vorrücke, welches ſich durch alle disponible Artillerie in Graudenz verſtärken könnte; ſobald dieſes Korps nahe genug gekommen, könnte ich, mit allem was der General von Borſtell aufbringen kann vereint, über die Oder marſchiren, gegen welche Zeit alle disponible Truppen aus Schleſien dort mit uns zuſammentreffen könnten, auf welche Weiſe eine nicht unbedeutende Macht hier aufgeſtellt ſein würde.“

Nicht York allein ſuchte Bülow'n und durch ihn auch Borſtell, zum offnen Anſchluß an ſeine That zu bewegen, ſondern auch Stein ſchrieb an ihn zu dieſem Zweck, in der Zuverſicht, daß der Beitritt dieſes feurigen Kriegsmannes die Zögerungen und Bedenklichkeiten York's, mit denen Stein's Ungeduld hart zu kämpfen hatte, leichter überwunden würde; er bot ihm für den Fall, daß die Sachen eine ſchlechte Wendung nähmen, den Eintritt in ruſſiſche Dienſte unter den größten Vortheilen, die auch der General Graf von Wittgenſtein ihm verbürgte. Doch Bülow antwortete wie ſchon früher, er ſei preußiſcher General, und wolle dies bleiben; er würde in einer Lage wie York unbedenklich handeln wie dieſer, allein er befinde ſich nicht in ſolcher Lage, er habe ſeine, von keiner Seite gefährdeten Truppen zur freien Verfügung des Königs zu halten, von der er übrigens nicht zweifle, daß ſie ſchließlich die ſein werde, die er ſelbſt und ſeine Truppen nicht weniger als Stein wünſchten und hofften. —

Wir müſſen einen Blick auf den Stand der Sachen in Berlin werfen. Die Hauptſtadt war von den Franzoſen beſetzt, der Marſchall Augereau befehligte hier, unter ſeinen und des franzöſiſchen Geſandten Grafen Saint-Marſan's Augen konnte die preußiſche Staatsleitung keine freien Schritte thun, ſie mußte den Schein erhalten, daß ſie in dem Bündniß mit Frankreich verharren wollte. Die That York's gab hiezu mehr als Vorwand, der erſte Unwillen des Königs war kein verſtellter. Auch ſiegte für einen Augenblick die Hinneigung zu Frankreich, und der Fürſt von Hatzfeldt mußte nach Paris eilen, um Aufklärungen zu geben, Wünſche auszuſprechen, neue Hülfstruppen anzubieten. Doch waren die Franzoſenfeinde ihrerſeits nicht unthätig, Scharnhorſt wurde wieder zu Rath gezogen, und die ruſſiſchen Verhandlungen, in der Stille und auf Umwegen geführt, fanden mehr und mehr Eingang. Unter dieſen Umſtänden erhielt ein wohl nur zufälliges Ereigniß bedeutende Wichtigkeit. Franzöſiſche Truppen wollten in der Nacht zum 18. Januar in Potsdam einrücken, welche Stadt als Wohnort des Königs vertragsmäßig durch fremde Truppen nicht berührt werden ſollte. Die Sache wurde für ein Mißverſtändniß erklärt, allein man ſah darin die Abſicht, den König in franzöſiſche Gewalt zu bringen. Der König reiſte darauf am 22. Januar in der Stille nach Schleſien ab. Hier außerhalb des Bereiches der Franzoſen war der König nun ſicher und völlig frei, ſich politiſch zu erklären, und man zweifelte nicht an der Verbindung mit Rußland. Dieſe wurde jedoch noch nicht ausgeſprochen. Aber es erfolgten bald große, umfaſſende Rüſtungen, der Aufruf der Freiwilligen, die Errichtung der Landwehr. —

Bülow hatte ſich der Nähe franzöſiſcher Truppen glücklich entwunden, aber nicht den Anforderungen ihrer Befehlshaber. Der Kommandant von Stettin General Dufreſſe wollte mit ihm fleißige Verbindung halten, that als ob es ſich von ſelbſt verſtände, daß die Preußen mit den Franzoſen gegen die Ruſſen wären. Der Vizekönig Eugen ſandte Befehle an Bülow, verlangte täglichen Bericht von ihm. Dieſer mußte den Schein des Fortbeſtehens der bisherigen Verhältniſſe noch bewahren, antwortete ausführlich und eingehend, nur entſchuldigte er ſich, er habe nur 8 Bataillone Rekruten, und mit dieſen könne er nichts unternehmen; der Vizekönig bezeigte ſein zweifelndes Erſtaunen über dieſe Angabe, und befahl ihm, nicht nach Kolberg ſich noch mehr zu entfernen, ſondern nach Schwedt näher zu ziehen; Bülow erwiederte, ihm ſei vom Könige befohlen, ſich bei Kolberg mit Borſtell zu vereinigen und dieſe bedrohte Feſtung zu decken, die Ruſſen ſeien unternehmend, doch hoffe er ſeine Stellung zu behaupten; er ließ durchſchimmern, daß er doch vielleicht den franzöſiſchen Weiſungen noch werde folgen können. An Borſtell ſchrieb er die Lage der Sachen in Betreff York's, daß dieſer noch in voller Kraft an der Spitze ſeiner Truppen ſtehe, und als doch vom Niederlegen der Befehlsführung die Rede geweſen, habe weder Kleiſt noch irgend ein anderer General ſich zur Uebernahme verſtehen wollen; er ſchloß mit den merkwürdigen Worten: „Im Uebrigen iſt es gewiß, daß die Konvention von York die Vernichtung der Franzoſen vollendet hat, ich betrachte ſie alſo als für den Staat ſehr heilſam, eben ſo bin ich überzeugt, daß der König ſie im Grunde gutheißt." —

Für York that Bülow alles was in ſeinen Kräften ſtand.

Er beauftragte den Kommandanten von Graudenz, eine für York's Truppen beſtimmte, aber dort zurückbehaltene Geldſendung theilweiſe an ihn abzuſenden, auch mancherlei Kriegsbedarf ihm zukommen zu laſſen. An York ſelbſt ſchrieb er am 23. Januar, ſie könnten ohne Befehl keine Feindſeligkeiten anfangen, es werde auch von größerem Nutzen ſein in Erwartung der Kriegserklärung des Königs gegen Frankreich alles aufzubieten, um alsdann in größter Bereitſchaft und Stärke auftreten zu können; er ſeinerſeits wolle das Vordringen der Ruſſen benutzen, um ſich zwiſchen Königsberg in der Neumarck und Stargard aufzuſtellen, von wo er eine nähere Einwirkung auf Berlin haben werde.

Mit dem General Tſcherniſcheff knüpfte Bülow, nachdem das frühere Mißverſtändniß beſeitigt war, gleichfalls nähere Verbindung an; ein offnes Auftreten gegen die Franzoſen mußte er auch hier beſtimmt ablehnen, dagegen verſprach er, mit dieſen ſich nicht zu vereinigen, ſie nicht in Graudenz einzulaſſen, und die Bewegungen der ruſſiſchen Truppen nicht zu hindern. In ähnlichem Sinne ſcheint er ein Schreiben des Generals Grafen von Wittgenſtein beantwortet zu haben. So hatte er, indem er Befehle von Berlin erwartete, nach drei anderen Seiten die entgegengeſetzteſten Verhandlungen zu führen, ſich gegen fremde Zumuthungen zu wahren! — Die Nachricht von der Abreiſe des Königs nach Breslau, welche der Major von Thile auf der Rückreiſe zu York dieſem überbrachte und auch ſchon Bülow'n mitgetheilt hatte, belebte die preußiſchen Herzen mit der Hoffnung, daß nun dieſe geſpannten Verhältniſſe ſchnell einer günſtigen Löſung entgegen gehen würden. —

Der Aufenthalt in Neu-Stettin, der über einen Monat dauerte, wurde mit angeſtrengtem Eifer benutzt, um hinter dem Vorhange zweifelhafter Verhältniſſe und diplomatiſcher Plänkeleien aus allen Kräften die kleine gemiſchte Truppenſchaar zu einem ſtarken, geordneten und ſchlagfertigen Heerkörper heranzubilden. In wie viele Sorgen und Geſchäfte dieſe Thätigkeit ſich verzweigte, mit welcher Mühe die Pferde, die Erforderniſſe der Bekleidung und Bewaffnung oft nur nothdürftig zu beſchaffen waren, wie ſogar das Geld fehlte und Zwangslieferungen geſchehen mußten, welcher Briefwechſel mit Generalen und Offizieren, mit Ober- und Unterbehörden zu führen war, davon giebt das treffliche Werk von Prittwitz ein ſo zuverläſſiges als lebhaftes Bild. Bülow zeigte hier ein großes Talent des Organiſirens, von klarer Einſicht geleitet, und in dem richtigen Maße gehalten, daß die nöthige treibende Haſt nie nachließ, doch dabei nie in ſtörende Ungeduld überging. Bei Würdigung deſſen, was hier geleiſtet wurde, darf auch die Lage des Landes nicht überſehen werden. Seit ſechs Jahren ſeufzte es unter ſchwerem Kriegsdruck, auch jetzt nahmen zugleich Franzoſen und Ruſſen ihren Bedarf, die Preußen mußten den ihrigen finden, und oft ſtießen gemeinſame Anſprüche auf denſelben Gegenſtand, dies war ſogar zwiſchen York und Bülow der Fall, wobei meiſtens doch York billig nachgab. Die Bildung der Reiterei verurſachte die größten Schwierigkeiten, die nur durch das vereinte Bemühen tüchtiger Offiziere zu beſiegen waren. Freiwillige Jäger gab es bei den Bülow'ſchen Truppen nur wenige, weil die jungen Leute aus Vorſicht theils nach Kolberg, theils nach Breslau gewieſen waren. Die 9 errichteten Reſervebataillone machten viel zu ſchaffen, ſelbſt ihre Namen, die mehrmals wechſelten, gaben Anlaß zu Irrungen. —

Immer auf's neue verſuchte der Vizekönig Eugen, Bülow'n unter franzöſiſchen Befehl zu bringen, und ſtets wußte Bülow mit gutem Vorwande dem auszuweichen. Als aber im Anfange des Februars mit Berufung auf Napoleons eigne Angabe gradezu das Verlangen ausgeſprochen wurde, Bülow ſolle ſich unter den Befehl des Marſchalls Victor ſtellen, der bei Küſtrin und bald darauf in Berlin ſein Hauptquartier hatte, konnte jener ſich nicht länger halten, ſondern ſchrieb unter dem 13. Februar an den Marſchall Victor in ſcharfen Ausdrücken, er ſtehe unter den Befehlen ſeines Königs, und habe keine anderen anzunehmen. Von jetzt an ſahen die Franzoſen auch in Bülow einen Abgefallenen, und ſprachen von ſeinem Verrathe, wie von dem York's. Die Nachricht, daß in Neu-Stettin am 10. Februar im Bülow'ſchen Hauptquartier, dem General Tſcherniſcheff zu Ehren ein Ball gegeben worden, ließ den Bruch als vollendet erſcheinen und ſteigerte die Erbitterung. —

Ein Schreiben des Oberſten von dem Kneſebeck, den der König in das Hauptquartier des Kaiſers von Rußland geſandt hatte, klärte die Lage der Dinge mehr auf, ohne ſie doch völlig zu erhellen. Er ſchrieb an Bülow unter dem 17. Februar aus Kolo an der Warthe: „Vielleicht iſt es Euer Hochwohlgeboren bekannt geworden, daß ich von des Königs Majeſtät nach dem Hauptquartier Seiner Majeſtät des Kaiſers Alexander geſchickt worden bin, um für die Provinz Schleſien die Neutralität ruſſiſcherſeits zu bewirken, die ſchon früher von Seiten Frankreichs anerkannt iſt. — Dieſe Sendung giebt mir Gelegenheit Euer Hochwohlgeboren dieſe Zeilen zukommen zu laſſen, die den Zweck haben Sie zu benachrichtigen, daß ich glaube wie es dem Ganzen gemäß ſein möchte, wenn Sie ihrem Korps eine ſolche Stellung geben, daß Stettin dadurch mehr als bisher für einen Angriff geſchützt werde. Ich halte dazu für zweckmäßig, daß Sie das nach der Oder im Marſch begriffene Korps immer ſo kotoyiren, daß es ſich nicht nach dieſer Stadt hinwenden kann, ohne ſich mit Ihnen in ein Gefecht einzulaſſen, jedoch Ihren Marſch auf keine Weiſe weiter als bis Schwedt, oder jenſeits der Oder fortſetzen, und ſich ſo einrichten, daß die Waffen Seiner Majeſtät nicht kompromittirt werden, alſo Ihrerſeits durchaus nicht offenſiv in keiner Art agiren, ſondern ſich mit dem bloßen Seitenmarſch bis zu dem erwähnten Punkt begnügen. Ob ich gleich wohl weiß und fühle, daß ich in keiner Art Ihnen einen Rath zukommen zu laſſen beauftragt noch bevollmächtigt bin, ſo glaube ich doch Ihnen dieſen Wink ſchuldig zu ſein, Sie noch einmal erſuchend, ja für jedes Kompromiß verantwortlich machend, was aus einer Maßregel gegen Ihre Befehle entſtehen könnte, die ich durchaus in nichts abzuändern mich herausnehmen kann. Zugleich wünſche ich, daß Sie dies als einen Beweis der Achtung und aufrichtigen Ergebenheit anſehen mögen mit der ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.“ In einer Nachſchrift fügte er noch hinzu: „Ich werde nicht ermangeln Seiner Majeſtät dem König ſogleich direkte nach Breslau von der Mittheilung

Nachricht zu geben, die ich mir die Ehre gegeben habe Ihnen hierdurch zu machen, und hoffe, daß Ihnen bald von dort direkte beſtimmte Verhaltungsbefehle zukommen werden.“ Der Sinn dieſes Schreibens war deutlich, aber doch blieb es mißlich, daß er nicht offen ausgeſprochen wurde. Bülow ſah ſich nun veranlaßt, mit Yorck und Wittgenſtein perſönliche Verabredung wegen gemeinſamen Handelns zu nehmen: die drei Generale trafen in Konitz am 22. Februar zuſammen, und Bülow theilte das Kneſebeck'ſche Schreiben mit, worauf der Beſchluß gefaßt wurde, im Fall nicht andere Befehle eingingen, gemeinſam in drei Kolonnen vorzugehen und am 8. März die Oder zu erreichen. Bis dahin jedoch mußte ſich manches ereignen. Für Yorck war es inzwiſchen höchſt peinlich, noch immer ſein Verfahren höchſten Ortes nicht ausdrücklich gebilligt zu ſehen, ſo ſehr er auch der ſtillſchweigenden Billigung verſichert ſein konnte; ſelbſt ſeine Abſetzung war noch nicht zurückgenommen.

Das Bündniß Preußens mit Rußland, durch Scharnhorſt in Kaliſch mit dem Kaiſer Alexander unterhandelt, kam den 27. und 28. Februar zum Abſchluß, ſollte indeß noch nicht öffentlich bekannt gemacht werden. Mittlerweile hatten die Vortruppen der Ruſſen unter Tſcherniſcheff und Tettenborn ſchon die Oder überſchritten, und Tettenborn am 20. einen Handſtreich ſogar auf Berlin gewagt. Der Rückzug der Franzoſen ging nach der Elbe zu, doch unter ſteten Gefechten, indem ſie mit zäher Tapferkeit nur langſam wichen. Bülow hatte am 18. Februar den Befehl erhalten, ſeine Truppen marſchfertig zu ſtellen, und brach endlich am 28. von Neu-Stettin auf, und marſchirte nach Tempelburg; am 2. März traf er in Stargard ein. Borſtell kam perſönlich dahin, ſich mit Bülow zu beſprechen; er hatte den größten Theil ſeiner Truppen bei Kolberg gelaſſen, etwa 6000 Mann folgten ihm, er gab von dieſen einige Reiterei und Artillerie wie auch ein Grenadierbataillon an Bülow ab. In Betreff der weiteren Beſtimmung des letzteren ſchrieb Wittgenſtein am 4. März aus Landsberg an der Warthe an Yorck: „Ich hoffe, daß der General von Bülow, ſobald er die offizielle Nachricht von der Kriegserklärung erhält, auch die Beſtimmung erhalten wird, Stettin einzuſchließen. Einſtweilen habe ich ihm vorgeſchlagen, und ich erwarte von ſeiner Freundſchaft und ſeinem Eifer für die gute Sache, daß er darauf eingehen wird, mit einem Theil ſeiner Truppen gleichfalls über die Oder zu gehen und ſich hinter meiner rechten Flanke zu kantoniren, um mir dieſe gegen Stettin zu decken.“ — Indeß durften die Feindſeligkeiten noch nicht eröffnet, deßhalb auch Stettin noch nicht eingeſchloſſen werden, weil dies leicht Anlaß zu Gefechten geben konnte. Bülow mußte ſieben Tage in Stargard ſtehen bleiben; ſeine Gattin nahm hier einſtweilen ihren Aufenthalt.

In dieſer Zeit gingen neue Königliche Befehle ein. Bülow erhielt unter Belobung ſeiner Treue, ſeines Muthes und ſeiner Umſicht die Befehlführung der von ihm geſammelten und gebildeten Truppen unter dem Namen des oſt- und weſtpreußiſchen Reſervekorps, vorläufig unter den Oberbefehl York's geſtellt, was inſofern auffallen mußte, als dieſer noch nicht öffentlich vorwurfsfrei erklärt und in ſeiner Stellung wieder beſtätigt war, es geſchah dies am 12. März. Bülow zeigte über ſeine Unterordnung keinerlei Mißvergnügen, ſondern fügte ſich gut in das neue Verhältniß, das auch York ſeinerſeits mit großer Schonung behandelte. Nur beſtand dieſer auf der Rückgabe aller Truppentheile, die urſprünglich ihm gehörten, und in der Zwiſchenzeit an Bülow ſich angeſchloſſen hatten, wogegen auch York Mannſchaft bei ſich hatte, die zu Bülow's Truppen gehörte. Dieſe Auswechſelung ging noch lange fort, und verurſachte mancherlei Schwierigkeiten und Zeitverluſt.

Bülow's Truppen beſtanden jetzt aus 10 Bataillonen, 8 Schwadronen Reiterei, zu denen ſpäter noch 4 Koſakenregimenter kamen, und 3 Batterieen; zuſammen etwa 7000 Mann ſehr ungleicher Truppen, und nur 700 Reiter; dazu noch 4 Reſervebataillone, die aber noch nicht kriegsfertig waren. Als Brigadiers ſtanden unter ihm der General Prinz Ludwig von Heſſen-Homburg für die Reiterei und der Oberſt von Thümen für das Fußvolk. Bülow erbat ſich aber vom Könige den General von Oppen zum Brigadier der Reiterei, da derſelbe ohnehin bei Vorſtell, der früher unter ihm gedient, in einem unangenehmen Verhältniß ſtehen würde. Seine Generalſtabsoffiziere waren der Major von Perbandt und der Premierlieutenant von Prittwitz, beide urſprünglich zu York gehörig, die aber auf Befehl des Königs bei Bülow blieben, der dieſe ausgezeichneten Offiziere zu behalten wünſchte; als Adjutanten waren ihm der Hauptmann von Weyrach, und der Stabsrittmeiſter von Auer zur Seite, ferner der Lieutenant von Szwykowski zur Dienſtleiſtung. Auch Weyrach war früher Adjutant bei York geweſen, und hatte in dieſer prüfungsvollen Anſtellung die trefflichen militairiſchen Eigenſchaften dargethan, die nicht minder als die Vorzüge ſeines Karakters ihm Bülow's Achtung und Zuneigung erwarben. —

Am 9. März verlegte Bülow ſein Hauptquartier nach Pyritz, am 10. nach Königsberg in der Neumark, während die Vorhut nach Schwedt vorrückte. Am 11. kam auch York's Hauptquartier nach Königsberg; die Stadt gab den Offizieren einen Ball. Der Auswechſel der Truppen, einzelner Leute ſogar, dauerte fort. York eilte dann weiter nach Berlin. Bülow aber zog am 14. nach Schwedt, und erhielt hier den Befehl bis zur Ankunft Tauentzien's, der in Pommern den Oberbefehl führen und Stettin belagern ſollte, dieſe Feſtung auf beiden Ufern der Oder zu berennen. Eine gleich am folgenden Tage verſuchte Aufforderung zur Uebergabe wurde von dem Kommandanten Dufreſſe in würdiger Weiſe zurückgewieſen. Ein verdrießlicher Vorgang mit dem Major von Platen, der an Bülow in nicht geziemender Weiſe ſchrieb, wurde in Berückſichtigung der wunderlichen Eigenheit und des tollen Muthes dieſes tapfern Reiteroffiziers mit nachſichtiger Billigkeit behandelt. —

Am 17. März nahm Bülow ſein Hauptquartier in Garz, wo er die amtlichen Schriften über York's Freiſprechung und den Tagesbefehl deſſelben erhielt, den er hierauf erlaſſen hatte. Seine eignen Truppen wurden nun als zweite Diviſion des York'ſchen Korps bezeichnet; auf dringendes Verlangen Wittgenſtein's ſollte er baldigſt nach Nauen vorrücken. In den Befehlen war viel Unſicherheit und Schwanken, erſt wurde gezögert, dann übermäßig geeilt; wie Bülow den noch wenig geordneten Zuſtand der Dinge damals anſah, läßt uns ein Brief an ſeine Frau erkennen, an die er am 17. aus Garz vertraulich ſchreibt: „Mich hier zu beſuchen würde ausführbar ſein, wenn meine Beſtimmung wäre hier ſtehen zu bleiben, bis wir in dem Beſitz von Stettin wären, denn ſo ſollte es der geſunden Vernunft nach ſein. Da nun aber ſelten das geſchieht was vernünftig, ſo ſoll ich baldmöglichſt von hier abmarſchiren. Meine vorläufige Direktion iſt mir auf Nauen (Berlin 5 Meilen links laſſend) gegeben. Dennoch wird es beinahe unmöglich, daß ich früher als den 27. oder 28. von hier abmarſchire, weil ſonſt die hieſige Gegend ganz von Truppen entblößt bleibt. Wir fangen mit dummen Streichen an; wie das enden wird weiß der Himmel; ich geſtehe, ich bin ſehr mißmüthig und verdrießlich; ich ſehne mich nach dem Zeitpunkt, wo ich ganz vom großen Theater abtreten kann, von einem Theater, wo ſchlechte Akteurs die Hauptrollen ſpielen. Ich bin leidenſchaftlich Soldat und liebe mein Metier, aber die Art und Weiſe, wie alles geht, verleidet mir alles. Wenn unſer Herrgott ſich der Sache nicht weiter annimmt, ſo iſt nicht viel zu hoffen."

Yorck war am 17. März in Berlin unter großem Jubel eingezogen, an demſelben Tage zu Breslau des Königs Aufruf „An mein Volk" und die Kriegserklärung gegen Napoleon erfolgt. Die Errichtung von Landwehr und Landſturm wurde verfügt, die allgemeine Rüſtung zum Verzweiflungskampfe gegen den Unterdrücker mit eifrigſter Theilnahme des ganzen Volkes und wirkſamſter Anſtrengung betrieben. Die regelmäßige Kriegsmacht beſtand aus 6 Brigaden, dem Werthe nach Diviſionen, man rechnete 150,000 ausexerzirte Leute, — ſo gut hatten Scharnhorſt's ſtille Anordnungen vorgeſorgt, — die ſogleich eintreten konnten, 52 Reſervebataillone wurden errichtet. —

Nachdem Bülow noch ſelbſt gegen Stettin vorgeritten war und ſich überzeugt hatte, daß hier ein Handſtreich nichts ausrichten könne, überließ er den heranrückenden Truppen Tauentzien's die weitere Sorge wegen dieſes Platzes, und rüſtete ſich zum Abmarſch. Bei Schwedt ließ er eine Brücke ſchlagen, um über die Oder zu gehen; am 20. März daſelbſt angekommen, empfing er eine Kabinetsordre aus Breslau vom 14., die ihm ſeine Ernennung zum Generallieutenant verkündigte. Thümen war zum Generalmajor ernannt. Zugleich traf General von Oppen ein. Prittwitz erzählte von ſeinem Empfang: „Er war nach alter Ritterſitte von ſeinem Landgute Siede bei Berlinchen zu Pferde ausgezogen, zwar nicht einen Streithengſt, aber doch eine Fuchsſtute reitend, welche der Laſt ſeines athletiſchen Körpers kaum gewachſen war. Mit einem halb militairiſchen Ueberrocke und einer Mütze bekleidet, einen breiten und gewichtigen Säbel an ſchwarzem Wehrgehenk umgeſchnallt, ritt er gleich vor das Quartier des Generals von Bülow und wurde hier als guter alter Bekannter ſehr herzlich aufgenommen. Dieſer hatte ihm eigentlich das Kommando über die Kavallerie zugedacht und äußerte zu ſeinen Umgebungen, nachdem der General von Oppen ſich entfernt hatte: Da haben wir Einen bekommen, der das Einhauen liebt und alle Tage einhauen wird."

Erſt am 27. März kam Bülow nach Angermünde; auf ein freundliches Schreiben von Tauentzien hatte er dieſem 2 gewünſchte Bataillone überlaſſen, und 4 Reſervebataillone zugewieſen; nun erfolgten aber doch unangenehme Reibungen zwiſchen ihm und Tauentzien, ſo wie zwiſchen dieſem und Yorck; man fühlte den Mangel durchgreifenden einheitlichen Oberbefehls, ſowohl nach innen als nach außen; die Kriegsleitung Wittgenſtein's, der ihn einſtweilen führte, entbehrte alles Nachdrucks. —

Am folgenden Tage nach Berlin berufen, traf er Abends dort ein. Wittgenſtein eröffnete ihm ſeine neue Beſtimmung; ein Theil ſeiner Truppen ſolle vor Spandau ſtehen bleiben, er ſelbſt mit dem größeren Theil über Brandenburg nach Zieſar vorrücken, wohin auch Borſtell mit ſeinen pommerſchen Truppen eilig zog, dieſen unter ſeinen Befehl nehmen, und die Mark gegen einen feindlichen Einfall decken, mit dem der Vizekönig Eugen ſie von Magdeburg aus bedrohte.

Bülow zog am 31. März um 10 Uhr Morgens in Berlin mit ſeinen Truppen im Parademarſch ein; der Jubel war nicht ſo groß wie beim Einzuge Yorck's, die Stimmung kühler, mit Sorge gemiſcht. Seine Stärke betrug jetzt 10,000

Mann Fußvolk und 1000 Reiter. Zur Einſchließung Spandau's beſtimmte er Thümen; er ſelbſt eilte nach Potsdam, wo der König aus Schleſien am 22. angekommen war. Am 1. April hielten die Truppen feierlichen Gottesdienſt, die nach Spandau beſtimmten auf dem Exerzierplatz im Thiergarten, die nach Brandenburg beſtimmten im Luſtgarten, und marſchirten darauf ſogleich ab.

Die Franzoſen waren aus Magdeburg in ſtärkerer Anzahl vorgedrungen, der Vizekönig Eugen ſelbſt an ihrer Spitze. Wittgenſtein hatte ſein Hauptquartier in Belzig, wohin Borſtell mit ſeinen Truppen vor der feindlichen Uebermacht ſich zurückzog, nicht auf Zieſar zu Bülow hin, wie er geſollt hätte, denn er hielt ſich nicht unter deſſen Befehl geſtellt. Bülow ſchrieb am 3. April aus Brandenburg über dieſen Anfang vertraulich an ſeine Frau: „Heute habe ich Ruhetag, und morgen rücke ich nach Zieſar vor. Borſtell hat dumme Streiche gemacht, er iſt mit ſeinen wenigen Truppen bis nahe an Magdeburg vorgelaufen, und hat ſich zurückwerfen laſſen, und was noch dummer iſt, ſtatt ſich auf mich zu repliiren, hat er ſich gegen Belitz, wo Wittgenſtein ſteht, zurückgezogen: ich habe ihm den Kopf gewaſchen, und Prittwitz die Nacht abgeſchickt um ihn herzuholen. Nachſchrift. Nachmittags 4 Uhr. Prittwitz iſt zurückgekommen, und hat mir die Nachricht gebracht, daß es mit Borſtell beſſer abgelaufen, als man anfänglich glaubte. Die Franzoſen ſind ſo gutmüthig geweſen ihn ſtehen zu laſſen ohne ihn weiter anzugreifen. Er muß indeſſen ſehr beſorgt geweſen ſein, indem er mir ſelber meldete, daß ſein Rückzug nothwendig würde.“ Am 4. April kam darauf Borſtell nach Zieſar zu einer perſönlichen Unterredung, und nahm Bülow's Vorſchlag, am anderen Tage vereint vorzugehen, willig an, wurde nun aber durch Yorck's Erklärung, daß er unbedingt unter Bülow ſtehe, um ſo unangenehmer überraſcht.

Der Feind ſtand 20,000 Mann ſtark hinter Dannigkow, Vehlitz und Zehdenik, die Hauptſtärke im Lager bei Redlitz, der Vizekönig ſelbſt befehligte. Wittgenſtein rückte am 5. April gegen ihn vor, Yorck über Dannigkow, General von Berg über Vehlitz; Bülow richtete ſeinen Marſch mehr rechts gegen

Zehdenik, die linke Flanke der Franzoſen zu umgehen; ſeine Truppen waren aber noch nicht alle eingetroffen, ſie mußten erſt geſammelt werden, erſt um 3 Uhr Nachmittags konnte er mit ſeiner Vorhut von Hohenziatz aufbrechen. Während des Marſches wurde von Vehlitz und Dannigkow her ſtarkes Kanonenfeuer gehört, worauf Bülow ſein Vorrücken beſchleunigte, und auch an Borſtell den Befehl ſandte ſeinerſeits über Zepernik dorthin zu eilen; das durchgeſchnittene Geländ unterbrach aber die Verbindung zwiſchen beiden Truppenzügen; als daher Bülow durch Möckern vorgegangen war, ſah er ſich plötzlich einem überlegenen Feinde gegenüber, der hinter Zehdenik eine gute Stellung hatte, 3 Bataillons Fußvolk, eine Batterie, 10 bis 12 Schwadronen Reiterei, hinter einem breiten Graben. Mit ſeiner Vorhut hielt er eine Weile im feindlichen Kartätſchenfeuer, das wenig ſchadete, und erwartete mit Ungeduld das Herankommen Heſſen-Homburg's. Doch als das Gefecht bei Vehlitz immer ſtärker wurde, wollte er die dort Kämpfenden ſeinen Beiſtand nicht miſſen laſſen, und ſchritt unerachtet ſeiner geringen Kräfte raſch zum Angriff, der ſcharf in die linke Flanke und ſelbſt in den Rücken des Feindes traf. Er ſelbſt mit einem Füſilierbataillon und 4 reitenden Kanonen eilte ſich in Zehdenik eines Stützpunktes für ſeine Reiterei zu verſichern; die Kanonen eröffneten von einer Anhöhe ein wirkſames Feuer und Oppen erhielt den Befehl mit einem Regiment Dragoner auf den äußerſten rechten Flügel zu eilen, ſie kamen im Trabe heran, ſchwenkten ein, und ohne ſich zu beſinnen, ohne die Pferde verſchnaufen zu laſſen, ſtürzte der Major von Platen mit ihnen zum Angriff, er ſelbſt auf ſeinem großen Schimmel zuerſt über den Graben, alles hinterher, ſo gut und ſchnell jeder konnte. Nach kurzem Widerſtande war die feindliche Reiterei völlig geworfen, und Oppen verfolgte ſie bis unter den Schutz ihrer bei Redlitz aufgepflanzten Kanonen. Bülow ſeinerſeits griff nun mit einer Schwadron Huſaren, 4 Kanonen und Füſilierplänklern die 3 feindlichen Bataillone verwegen an, und nöthigte ſie zum Rückzuge, den ſie in guter Ordnung ausführten. Bei Vehlitz hatte mit größter Tapferkeit Borſtell, bei Dannigkow der General von Hünerbein die

Franzoſen geſchlagen, letzterer das ganze Gefecht voreilig eröffnet, dann aber tapfer durchgeführt. Wittgenſtein's Befehl, erſt am 6. anzugreifen, war nicht befolgt worden, ſeine Wiederholung zu ſpät gekommen, ſo daß auch Bülow deſſelben nicht mehr achten konnte. Der Verluſt der Preußen war an Todten und Verwundeten etwa 380 Mann, der Verluſt der Franzoſen betrug über 1200 Mann, worunter 600 Gefangene. Die Gefechte waren aber nicht bloß durch die Niederlage des Feindes, ſondern auch beſonders dadurch wichtig, daß die preußiſchen Truppen in dieſem erſten Kampfe die freudigſte Tapferkeit bewieſen und mit glühendſter Erbitterung gefochten hatten, ſo daß Freund und Feind an dieſem Vorſpiel erkennen mußte, welche Art dieſer Krieg ſei. —

Bülow ſchrieb am folgenden Tage an ſeine Frau, die jetzt in Berlin war, mit ſeiner gewohnten ſoldatiſchen Geradheit: „Mit Freude theile ich Dir die Nachricht mit, daß wir geſtern das franzöſiſche Korps unter dem Vizekönig von Italien angegriffen und geſchlagen haben. Der Erfolg würde noch ganz anders geweſen ſein, wenn man ſich nicht ſo ſehr übereilt und ſtatt geſtern Nachmittag anzugreifen, den heutigen Morgen erwartet hätte, wie es eigentlich der Graf Wittgenſtein befohlen. Die Schuld des übereilten Angriffes wird nun Hünerbein aufgebürdet. — Da ich weit entfernt war, ſo konnte ich nur mit meiner ganzen Kavallerie, der reitenden Artillerie und einem Füſilierbataillon herankommen. Indeſſen gelang es mir, mit dieſen dem Feinde gerade in den Rücken zu kommen, und ihn da anzugreifen, wo er gar nichts erwartete. — Unſere Truppen fochten mit einer unbeſchreiblichen Erbitterung. Meine Kavallerie machte eine Linienattake auf die weit ſtärkere feindliche, und warf ſie völlig über den Haufen. Auch die Artillerie wirkte gewaltig, und die Verwirrung des Feindes war total. Hätte ich meine Infanterie herangehabt, ſo würde ich offenbar 3 Bataillons Infanterie, die abgeſchnitten waren, gefangen genommen haben. Major von Sohr und noch einige andere Offiziere ſind bleſſirt. Wahrſcheinlich iſt dieſe Nachricht ſchon durch den Graf Wittgenſtein nach Berlin gekommen. Iſt es nicht der Fall, ſo theile ſie der Prinzeß Luiſe mit. Meine Wohnung iſt ein Bauernhaus. Ein einziges Bund Stroh war nur zu haben, dieſes an die Erde gelegt, und ein Schemel zum Kopfkiſſen, war meine Schlafſtelle. Meinen Küchenwagen habe ich hier, und mein Staatsrath kocht, und ich habe wenigſtens zu eſſen." — Der Titel Staatsrath für den Koch war ein alter Scherz, der Neigung Spitznamen auszutheilen angehörig.

Wir müſſen hier des Majors von Platen gedenken. Der General von Prittwitz ſagt von ihm: „Bei den vom General von Bülow geführten Truppen wurde der leicht verwundete Major von Platen als der Held des Tages gefeiert. Er hatte einen Karabiner- oder Lanzenſchuh erobert, legte dieſem Siegeszeichen einen beſondern Werth bei, und wandelte es, infolge ſeiner eigenthümlichen Stimmung, zum Mundbecher um, aus welchem nicht allein er ſelbſt, ſondern auch ſeine guten Bekannten, auf das Andenken an dieſen Tag und auf gute Kammeradſchaft trinken mußten." Ueber ſeine Verwundung ſagt ein anderer Bericht: „Als der Major von Platen über den Graben ſetzte, ſtach ein vorgeſprengter feindlicher Uhlan mit eingelegter Lanze nach ihm, aber der Trompeter Pape ſchlug jenem mit der Trompete ſo in's Geſicht, daß derſelbe augenblicklich vom Pferde fiel. Erſt am andern Morgen bemerkte Platen — nach zehn Stunden, daß ihn der linke Arm ſchmerze, er hatte einen ziemlichen Lanzenſtich von jenem Uhlan empfangen." Um das Karakterbild zu vervollſtändigen, geben wir noch eine frühere Stelle von Prittwitz: „Major von Platen war auch ehe er ſich durch ſeine ausgezeichnete Tapferkeit einen Namen in der Armee erworben hatte, in derſelben durch einzelne Züge einer ungewöhnlichen Originalität bekannt. Er hatte dieſe Originalität auch in den letzten Monaten, bei Gelegenheit der Organiſation der Dragonerſchwadronen, mehrfach bewieſen, und beiſpielsweiſe auf dem Marſch nach der Oder, wo er des kalten Wetters wegen öfters trabte, ſich nicht überzeugen wollen, daß das Ende ſeiner Marſchkolonne nicht eben ſo gut ein raſches und doch ruhiges Tempo reiten könnte, wie er ſelbſt an der Spitze derſelben auf ſeinen feurigen und ſchönen

Pferden. Er hatte verſucht, den in der preußiſchen Armee zu jener Zeit, von einer Seite wenigſtens, aufgeſtellten Satz, daß, um einen Kavalleriſten zu haben, man nur des Bäckers Knecht auf des Müllers Pferd zu ſetzen brauche, in's Leben zu führen, indem er nämlich einen Dragoner auf ein rohes, nur mit einem Strick aufgezäumtes Bauernpferd ſetzen und ihn verſchiedene Bewegungen ausführen ließ. Der Verſuch fiel nicht zufriedenſtellend aus.“ Noch einen anderen Zug, den gleicherweiſe Prittwitz erzählt, dürfen wir hier nicht weglaſſen. „Der Prinz von Heſſen-Homburg, — ſagt er, — und General von Oppen hatten nebſt ihren Adjutanten ihr Nachtquartier in einem Bauerhauſe genommen, deſſen Wohnſtube aber nur einen alten ledernen Großvaterſtuhl und eine leere zweiſchläfrige Bettſtelle enthielt. Da der Prinz von der Bettſtelle keinen Gebrauch machen wollte und nur auf den Stuhl Beſchlag legte, ſo nahm General von Oppen in jener Platz und lud einen der Adjutanten des Prinzen ein, ſich neben ihn zu legen. Der General war aber an dieſem Tage ſehr thätig geweſen, er hatte unter anderen in der Hitze des Gefechts einem franzöſiſchen Offizier einen Hieb gegeben, der vom linken Ohr bis zum Unterkiefer drang. Später, nachdem derſelbe zurückgebracht war, nahm er ſich ſeiner an, und wünſchte, daß der Generalarzt Dr. Büttner ihn wo möglich eben ſo ſchnell, als er verwundet worden, auch wieder herſtellen möchte. In der Nacht nun träumte der General von dem beſtandenen Handgemenge, er griff um ſich, und würgte ſeinen Bettgenoſſen dermaßen, daß dieſer um Hülfe rufen mußte. Nur die Anwendung materieller Gewalt würde im Stande geweſen ſein, ihn wieder an die Seite des Generals zurückzuführen.“

Wittgenſtein, anſtatt den Sieg zu verfolgen, welches um ſo thunlicher war, als der Vizekönig bereits in der Nacht ſich ſtill zurückgezogen hatte, verlegte ſein Hauptquartier nach Zerbſt, und überließ Bülow'n die fernere Beobachtung des Feindes auf dieſer Seite. Dieſer nahm ſein Hauptquartier in Redlitz, die Truppen ſtanden im Lager, die Vorpoſten unter Oppen längs der Elbe und bis über Burg hinaus. Wittgenſtein ging am 9. April bei Roßlau über die Elbe und bis Deſſau, wohin er York nachzog, der von Bülow 2 Koſakenregimenter mitnahm, ſo daß dieſem deren nur 2 blieben. Die Auswechslung von Truppentheilen und Mannſchaften dauerte dabei noch immer fort, und verurſachte viele Störung. Vergebens erbat Bülow die vor Stettin zurückgelaſſenen Bataillone von Tauentzien zurück, vergebens drang er auf ſchleunige Bildung der Landwehrbataillone, um wenigſtens die Truppen von Spandau abzulöſen, er ſah ſich geſchwächt einem überlegenen Feinde bloßgeſtellt, der jeden Augenblick hervorbrechen konnte. Zur Sicherheit ließ Bülow die Ehle ſtauen, wodurch große Landſtrecken unter Waſſer geſetzt wurden, und legte zweckmäßige Verſchanzungen an. Er ordnete alles ſelbſt mit kluger Einſicht, hielt ſtreng auf die größte Wachſamkeit, ritt öfters auf Erkundung aus, und ſuchte durch geheime Verbindungen aus Magdeburg ſtets ſichre Nachrichten zu haben. Am 13. April beſtand er perſönlich ein Gefecht beim Herrnkrug, auf das er beſondern Werth legte, deſſen Schilderung wir daher am beſten dem Brief entnehmen, den er am 14. darüber an ſeine Frau ſchrieb: „Geſtern Vormittag haben wir ein Gefecht gehabt, welches, obgleich nur ein Vorpoſtengefecht, dennoch für uns einen ſehr erwünſchten Succeß hatte. — Der Feind wollte ſich in der Nähe von Magdeburg, zwiſchen Binderich und der Feſtung, eines großen Vorrathes von Heu bemächtigen, und war zu dem Ende mit 6 großen Elbſchiffen herangekommen um es zu laden, welche Ladung durch 500 Mann gedeckt wurde. Da im erſten Moment von mir nur 40 Kommandirte der Infanterie und eine Koſakenfeldwacht da war, ſo wurden dieſe zurückgedrängt. General Oppen, der zunächſt war, ſchickte ein Füſilierdetaſchement von 40 Mann vor, zur Unterſtützung eine Eskadron Huſaren, auch rückte noch der Reſt der Koſaken vor. Wie ich ankam, ließ ich noch eine Füſilierkompanie, 200 kommandirte Tirailleurs aus dem Lager, und 2 Kommando's von der reitenden Artillerie vorrücken. So wie dieſe Verſtärkung ankam, griffen unſere Tirailleurs an, beſonders die Füſiliere warfen alles über den Haufen, ſprangen bis an die Bruſt in's Waſſer, ſchoſſen die, ſo die Schiffe vertheidigten, todt, und bemächtigten ſich ſämmtlicher Schiffe; wobei wir indeſſen dennoch einige Todte und Bleſſirte hatten. Von den Franzoſen fand man auf dieſer Stelle 3 Kapitains todt. Derweil waren zur Unterſtützung aus Magdeburg ungefähr 4 Bataillons ausgerückt; wir rückten ihnen entgegen, und unſere reitende Artillerie feuerte mit Kartätſchen mit großer Wirkung, worauf ſie ſich ſchleunigſt in die Feſtung hineinzogen. Von den Werken ſchoſſen ſie einigemal, ohne uns Schaden zu thun. Es muß ihnen an Artillerie fehlen. Wir haben 60 Gefangene gemacht. Außerdem hat der Feind wenigſtens 2 bis 300 Todte und Bleſſirte. Hier haſt Du einen vollſtändigen militairiſchen Bericht. In Berlin mag ich indeſſen nichts öffentlich bekannt machen laſſen, denn da Wittgenſtein kommandirender General iſt, ſo muß dieſer es thun, und ich mag ihm nicht vorgreifen."

Indeſſen ſchloß Thümen mit dem franzöſiſchen Kommandanten in Spandau vorläufig eine Uebereinkunft, deren Bedingungen aber Bülow mißbilligte, wie dies auch York und Wittgenſtein thaten. Er befahl vielmehr Spandau mit Ernſt anzugreifen, die Zitadelle zu bombardiren. Von Magdeburg kamen viele Ausreißer, beſonders Holländer und Weſtphalen, die zugleich beruhigende Nachrichten brachten; unter anderen erhielt Bülow von dort auch ein Zeitungsblatt, das er ſich nicht verſagte ſeiner Frau zu überſchicken. Er ſchrieb aus Nedlitz vom 14. April: „Du erhälſt hiebei ein Blatt der Magdeburger Zeitung, worin Du mit Vergnügen erſehen wirſt, daß ich durch den Herzog von Baſſano eben ſo wie York der Welt als ein Verräther dargeſtellt bin. Ich werde mir Mühe geben die folgenden Blätter ebenfalls zu erhalten, und es ſoll mich ſehr freuen, wenn ſie tüchtig auf uns ſchimpfen. In meinem geſtrigen Schreiben habe ich vergeſſen, einer religiöſen Feier zu erwähnen, die wir den Charfreitag hatten. Es war Gottesdienſt im ganzen Lager und nachmals Kommunion, ich mit allen Generalen ſind mit den Soldaten zur Kommunion gegangen. Bei unſern Leuten herrſcht noch immer viel Religioſität, beſonders findet man, daß das Gemüth des Soldaten im Kriege am mehrſten für Religion empfänglich iſt. Allerdings iſt dieſes natürlich, da doch niemand ſeines Lebens ſicher iſt. Nachſchrift: Nun iſt erfreulich

Nachricht eingegangen: daß Oeſterreich ſich wirklich für uns erklärt, die Sache muß alſo gut gehen.“

Bülow's Truppen waren ſchon ſehr vertheilt, ſie ſollten noch mehr aus einander geriſſen werden. Wittgenſtein ſchrieb aus Deſſau, der General Woronzoff werde mit ruſſiſchen Truppen vor Magdeburg eintreffen, dann ſolle Bülow mit ſeinen Truppen und Borſtell's Reiterei zu York ſtoßen, Borſtell mit ſeinem Fußvolk aber bei Woronzoff zurückbleiben. Borſtell erwirkte bei Wittgenſtein, daß auch das Regiment Königin Dragoner bei ihm blieb. Bülow erbot ſich aber freiwillig auch noch ein Füſilierbataillon bei Borſtell zu laſſen, da Woronzoff nicht viel Fußvolk mitbringe, und es wichtig ſei die Provinz zu decken. Er ſchrieb an York, er werde ihm nur zuführen 5 Bataillons, 8 ſchwache Schwadronen, eine Fußbatterie und eine reitende; wahrlich eine ſchwache Diviſion, wobei er in Verlegenheit gerathen werde, die unter ihm ſtehenden Generale zu beſchäftigen. Von Königsborn, wohin er vorgerückt war, ſchrieb er am 22. April an ſeine Frau: „Heute früh bin ich Magdeburg um eine halbe Meile näher herangerückt. Von der letzten unglücklichen Begebenheit bei Stettin habe ich das Nähere ſo eben erfahren. Das ganze Projekt war leichtſinnig und dumm entworfen, und man muß geſtehen, daß Tauentzien ſich bemüht einen dummen Streich nach dem anderen zu machen. — Dieſen Morgen ziehen wir uns Alle links, und ſobald ich hier durch Woronzoff abgelöſt, gehe ich über die Elbe, um mich mit den Uebrigen in Verbindung zu ſetzen. Wahrſcheinlich fällt bald etwas vor, wenn nicht die Erklärung Oeſterreichs die Operationen der Franzoſen in's Stocken bringt. Thümen hat einen Sturm auf die Zitadelle von Spandau gemacht, er iſt nicht geglückt, indeſſen ſind ungefähre, nicht vorauszuſehende Dinge hinzugekommen, die das Projekt ſcheitern machten. Im Uebrigen kann ich den Plan dazu nicht tadeln, und billige ſein Unternehmen. Im Kriege gelingt nicht alles; auch iſt ſein Verluſt nicht bedeutend. — Nachſchrift: So eben komme ich von einer Rekognoszirung gegen die Feſtung zurück: ich bin nah an ihren Infanterie-Poſten geweſen, ohne daß ſie geſchoſſen haben. In Magdeburg haben ſie Verſtärkungen erhalten, da ich aber mit meinen Arbeiten größtentheils fertig bin, ſo werden ſie gut empfangen werden.“ Seine Meinung ging im Allgemeinen dahin, die Verſchanzungen hartnäckig zu vertheidigen, ginge aber eine verloren, ſo müſſe man es nicht als Ehrenpunkt anſehen ſie ſogleich mit allen Kräften wieder zunehmen, die Hauptſache ſei, daß der Feind möglichſt viel Schwierigkeiten finde und ſeine wahren Abſichten frühzeitig entwickeln müſſe. —

Am 23. April empfing Bülow den Befehl von Wittgenſtein, ſogleich nach Deſſau zu kommen. Die Vorhut Woronzoff's traf eben ein, und Bülow's Truppen marſchirten noch in der Nacht ab; ſie hatten von Regen und Schnee viel zu leiden, wie ihr General auf ſeiner Wagenfahrt auch. Er ſchreibt hierüber und über ſeinen Empfang in Deſſau am 25. an ſeine Frau: „Geſtern früh 8 Uhr bin ich hier angekommen, nachdem ich eine höchſt unangenehme Fahrt in ſtockfinſtrer Nacht bei ſtarkem Wind und Schneegeſtöber gehabt. Die Sachen waren nicht ſo dringend, man hätte uns füglich den Nachtmarſch erſparen können. Die Franzoſen, die von Brambach aus vorgerückt waren, hatten ſich vor meiner Ankunft ſchon wieder zurückgezogen, und meine Truppen haben erſt heute die Elbe paſſirt. Oppen habe ich mit einer Avantgarde gegen Bernburg vorrücken laſſen. Ich habe hier in Deſſau mein Hauptquartier, und mußte, ſo ſehr ich mich auch dagegen ſträubte, meine Wohnung auf dem hieſigen Schloſſe nehmen, und mich durch die Herzogliche Küche und Keller bedienen laſſen. Ein ganzes Hofmarſchallamt ſteht zu meiner Dispoſition; man quält mich mit übertriebener Höflichkeit zu Tode, z. B. heute Abend war Schauſpiel, dieſes ſollte nicht eher angehen, als bis ich kommen würde; bei meiner Ankunft fand ich den Erbprinzen an der Thüre auf mich wartend, und ich mußte durchaus in der Loge den erſten Platz zwiſchen dem Erbprinzen und der Erbprinzeſſin nehmen. So etwas ſetzt einen in Verlegenheit und iſt nicht angenehm. Ein kommandirender General in Kriegszeiten iſt freilich ein anderes Geſchöpf wie in Friedenszeiten, und da wir hier als Schutzengel betrachtet werden, ſo hat dieſes allerdings Einfluß. Der alte Herzog, ein ſehr kluger Mann, der krank in Wörlitz iſt, hat indeſſen hier bei Hofe dieſe zu große

Höflichkeit zur Sitte gemacht; er lebt in dieſer Hinſicht als Partikulier, und macht auch in der Art die Honneurs ſeines Hauſes; wo möglich werde ich in dieſen Tagen zu ihm nach Wörlitz gehen. — Der Aufenthalt des Grafen Wittgenſtein hat den Herzog täglich über 200 Thaler gekoſtet; zum Dejeuné und Diné hatte er ordinair 80 Kouverts. Dejeuné's gebe ich gar nicht, Soupé's auch nicht; und zu Mittag wollte ich mit meinen Adjutanten allein bleiben; aber man will es nicht, und auf ausdrückliches Verlangen des Herzogs muß ich alle Tage die Stabsoffiziere zu Tiſche bitten. Ich ſoll hier abſolut mehr verzehren wie ich will, worüber ich alle Morgen einen großen Staatsſtreit mit dem alten Hofmarſchall habe, übrigens aber wird man mit ſo vieler Herzensgüte aufgenommen, daß man dieſes alles dankbar erkennen muß."

Bülow blieb vorläufig in Deſſau, übernahm die Vertheidigung des Brückenkopfes bei Roßlau, beſetzte durch ſeine Vorhut unter Oppen die Städte Köthen und Aken, und ſtellte ſeine Vorpoſten längs der Saale von Bernburg abwärts, auch auf das linke Saalufer ſtreiften ſeine Partheien. Um dies zu können, war er bedeutend verſtärkt worden, durch 2 ruſſiſche Fußregimenter unter General von Harpe bei Wittenberg, 2 Koſakenregimenter, 1 Bataillon preußiſches Fußvolk und 1 Schwadron preußiſcher Huſaren. Um die Truppen vor Wittenberg ablöſen zu können, wurde Thümen von Spandau herbeigerufen. Die Sachen bekamen ein ernſtes Anſehen, die Franzoſen waren in ſtarker Bewegung, ihre Truppen mehrten ſich täglich, ſie ſchienen ihre Haupſtärke an der Saale zuſammenzuziehen. Man erfuhr, daß Napoleon angekommen ſei, damit war alles erklärt, und bedeutende Dinge ſtanden zu erwarten.

Wittgenſtein war am 27. April in Lindenau. Die Franzoſen drangen bei Alsleben über die Saale vor ſtanden hinter Bernburg und bei Wettin in großer Stärke, ſie ſchienen ihre Richtung auf Naumburg zu nehmen. Wittgenſtein wollte ſeine ganze Macht bei Leipzig zuſammenziehen, und in Verbindung mit Blücher bei Lützen eine Schlacht liefern. Bülow ſollte dabei nicht unmittelbar mitwirken, ſondern die untere Saale und Mittelelbe, wo der Vizekönig etwas unternehmen konnte, ſcharf beobachten, die Einſchließung von Wittenberg decken, und im Fall Uebermacht ihn angriffe, den Brückenkopf von Roßlau zu behaupten ſuchen; ſeine Truppen waren als ein ſelbſtſtändiger Körper anzuſehen, der, wenn die Schlacht bei Lützen verloren ging, die Verbindung mit dem Hauptheer aufzugeben, und mit allen Truppen, die er an ſich ziehen konnte, eine Stellung zwiſchen Brandenburg, Potsdam und Wittenberg zu nehmen hatte, um Berlin ſicherzuſtellen; wenn auch dies aufzugeben wäre, ſollte er zwiſchen Küſtrin und Stettin über die Oder zurückgehen; auf ſolchen äußerſten Fall nahm man Bedacht. Die Aufgabe, getrennt von den entſcheidenden Ereigniſſen und doch abhängig von ihnen, nur vertheidigungsweiſe zu verfahren, zu decken, zu ſichern, war für einen vorſtrebenden Muth gewiß eine der undankbarſten, aber auch eine der ehrenvollſten, denn ſie fordert wie kaum eine andere den umſichtigſten, beſonnenſten Befehlshaber, der alle Vortheile ſeines Faches kennt und zu gebrauchen weiß. Von jetzt an war Bülow'n auf längere Zeit hauptſächlich dieſe Rolle zugetheilt, wir werden ſehen wie er ſie durchzuführen und was er aus ihr zu machen wußte. —

Seine jetzige Stärke konnte für ein ſo weites Feld nicht ausreichen, er mußte daher mehr Truppen an ſich ziehen. Thümen ſollte von Spandau herbeirücken, die Ausrüſtung der Landwehrbataillone beſchleunigt werden, 2 preußiſche Bataillons vor Wittenberg zog er heran, das Dragonerregiment Königin und eine halbe reitende Batterie rief er von Borſtell ab; der ruſſiſche General Graf Orurk wollte ſie nicht ziehen laſſen, ſie kamen aber doch. Dieſe Verſtärkung war nur gering, Bülow hielt ſich aber doch nun fähig, den Feind, der etwa an der unteren Saale nicht allzuſtark ſtehen bliebe, in den Harz zu werfen, oder dem Vizekönig Stand zu halten, wenn derſelbe mit aller Macht dem Wittgenſtein'ſchen Rückzug in der Flanke vordränge. Wegen näherer Verabredungen ſandte er den Major von Perbandt zu Wittgenſtein, den Hauptmann von Weyrach zu dem ſächſiſchen General Thielmann nach Torgau, der einige ſächſiſche Bataillone und ſächſiſches Geſchütz gegen Wittenberg aufſtellen ſollte, was dieſer jedoch bei der unentſchiednen politiſchen Lage Sachſens für jetzt noch verweigerte. —

Von allen Seiten waren die franzöſiſchen Truppen in ſtarkem Vorrücken, doch über die Richtung ihrer Hauptmacht herrſchte noch Ungewißheit. York ließ Merſeburg beſetzen, in Halle ſtand General von Kleiſt; der letztere ſchlug am 28. April einen Angriff der Franzoſen ab, wurde aber auf's neue angegriffen und verlangte Hülfe von Bülow, der ſogleich in Deſſau Abends um 8 Uhr Generalmarſch ſchlagen ließ und in der Nacht mit allen Truppen nach Köthen vorrückte, 2 Schwadronen aber weiter zu Kleiſt abſandte. Das Fußvolk der Lützow'ſchen Freiſchaar, nach der Niederelbe beſtimmt, hielt er an und nahm es mit. Am folgenden Tage kam die Nachricht, daß Merſeburg verloren ſei und Kleiſt von Halle nach Schkeuditz abmarſchiren werde. Bülow ſandte darauf Oppen mit ſtarker Vorhut von allen Waffen nach Wettin, er ſelbſt beſichtigte die feindliche Stärke bei Bernburg. Ueber die Richtung und Stärke des Feindes hatte man keine ſichre Nachricht, ſeine Bewegungen waren zu allgemein, zu weit umfaſſend und mannigfach, als daß man ſie von einzelnen Punkten aus hätte überſchauen können. Am 30. April ſollte Oppen von Wettin nach Halle marſchiren, fand die Franzoſen ſchon eingerückt, und zog ſich daher links über Zörbig nach Radegaſt, wohin auch Bülow mit ſeinen Truppen kam. Die untere Saale blieb nur von leichten Truppen beobachtet, die ganze Aufmerkſamkeit wandte ſich auf Halle [illegible] Bernburg; bei letzterem Orte und bei Kalbe ſtanden von einem Marſchall befehligt 8000 Franzoſen von allen Waffen. Dadurch in ſeiner linken Flanke bedroht und wegen der Verbindung mit Roßlau beſorgt, ſandte er den Lieutenant von Prittwitz nach Deſſau und Koswig, um alle verfügbaren Truppen nach Köthen vorzuziehen, den Brückenkopf bei Roßlau einſtweilen mit 1 Bataillon Deſſauer beſetzen zu laſſen, wo nun auch Thümen's Truppen, die von Treuenbriezen den Weg auf Koswig zu nehmen hatten, zur Verſtärkung eintreffen mußten. Bülow ſelbſt wollte ſofort Halle wieder nehmen.

Am 1. Mai kam beſtimmte Nachricht, daß Napoleon mit ſeiner Hauptmacht über Merſeburg gegen Leipzig marſchire; von Wittgenſtein erhielt Bülow Befehle, die ſchon erfüllt waren, im Fall einer Schlacht ſollte er kräftig in die Flanke und den Rücken des Feindes wirken; zunächſt aber den Angriff auf Halle ausführen. Bülow befahl, daß alle ſeine Truppen am 2. Mai früh um 3 Uhr bei Oppin marſchfertig verſammelt ſein ſollten. Unter ſeinem Befehl ſtanden gegen 20,000 Mann, aber dieſe waren ſo zerſtreut, daß er hier nur ungefähr 5000 Mann zuſammenbrachte.

Die Stärke des Feindes in Halle war unbekannt, aber da ſich nirgends ein Franzoſe zeigte, ſo hielt man ſie für gering. Bülow ritt am frühen Morgen des 2. Mai mit Oppen und einigen Huſaren auf die Anhöhe der Bergſchenke vor, um einen Ueberblick zu gewinnen. Da ereignete ſich ein artiger Vorfall, den wir nicht übergehen dürfen. Der Lieutenant von Gotzkow, ſchon bekannt durch glückliche Reiterkühnheit, ritt mit einem Trupp Dragoner in der Nähe vorbei, erkannte den General, ſprengte heran, und erſtattete Bericht von ſeiner Streiſe; bei der Erwähnung einer Reiter-Feldwache, auf die er geſtoßen ſei, ſagte Bülow etwas barſch: „Weiß Gott, was Sie geſehen haben! Zwei Offiziere des Huſarenregiments haben hier Patrouille gemacht und keine Reiter-Feldwache gefunden, und auf die Rapporte der ſchwarzen Huſaren kann man ſich verlaſſen.“ Gotzkow, hiedurch gereizt, wandte ohne ein Wort zu ſagen ſein Pferd, rief aus ſeinen ſchon vorbeimarſchirten Leuten einen gutberittenen Dragoner zurück, und jagte mit ihm auf den Ort los, wo die Feldwache ſich im Verſteck hielt. Augenblicklich ſprengte die feindliche Reiterei hervor, kehrte aber wieder um, als ſie auf der Anhöhe die größere Schaar wahrnahm. Bülow klopfte dem Lieutenant, indem er ſich deſſen Namen merkte, auf die Schulter und ſagte: „Sie haben eine gute Art einen in die Augen ſpringenden Beweis zu geben.“ —

Der ſehr verwickelten Gegend und unregelmäßigen, weitläufigen Stadt, damals noch mit Mauern und Doppelthoren verſehen, durch die man erſt in die Vorſtädte, dann in die innere Stadt gelangte, waren Bülow und ſeine Offiziere größtentheils unkundig; der Angriff mußte daher mit Vorſicht, aber auch, falls er gelingen ſollte, mit raſcher Kraft geſchehen. Um 5 Uhr Morgens waren die Truppen von Oppin bei der Bergſchenke und bei Gibichenſtein angelangt. Um 6 Uhr eröffnete Oppen den Angriff. Eine Abtheilung ausgeſuchter Plänkler unter dem Hauptmann von Monſterberg ſuchte von Gibichenſtein längs der Saale gegen das Kirchthor vorzudringen, eine andere wandte ſich gegen die Vorſtadt Neumarkt und die umliegenden Gärten. Der Major Friedrich von Bülow, Neffe des Generals, mit ſeinen Plänklern drang raſch an das innere Steinthor heran. Anfangs ging alles leicht, die Franzoſen gaben die Vorſtädte gleich auf, die innere Stadt aber, wo außer vielen Marſchtruppen und Geneſenen 4 Bataillons und 6 Kanonen ſtanden, vertheidigten ſie um ſo hartnäckiger. Die inneren Thore waren überall verrammelt und gut beſetzt. Unter beiderſeitigem heftigen Gewehrfeuer kam das Gefecht überall zum Stehen, was für den Angriff ſchon mißlich war. Nur vor dem offnen äußeren Galgthor ſtand feindliches Fußvolk mit 4 Kanonen ausgerückt, auf dem freien Platze nach der Maille hin. Bülow, hievon benachrichtigt, wandte ſogleich die ganze Stärke ſeines Angriffs dorthin. Der Major von Uttenhoven eilte mit ſeinem Bataillon und einer halben ſechspfündigen Batterie vom Steinthor herbei, ein zweites Bataillon folgte, ein drittes blieb am Steinthor zurück. Bülow ſelbſt war beim Angriff, ſchickte die Plänkler vor, ließ die Kanonen aufſtellen. Die Franzoſen ſchoſſen mit Kartätſchen, und ſtarke Plänklerſchwärme gingen dem Major Uttenhoven in die linke Flanke, der Adjutant Hauptmann von Weyrach nahm einen Zug Füſiliere und warf den Feind zurück. Aber auch hier kam das Gefecht zum Stehen und unter heftigem Kanonen- und Gewehrfeuer waren ſchon 2 Stunden vergangen.

Bülow glaubte nicht mit Gewalt durchdringen zu können, und ſandte an Oppen den Befehl, auf ſeiner Seite nicht zu weit und nicht zu raſch vorzugehen, nach einigen Angaben wäre ſogar der Rückzug befohlen worden. Prittwitz ſagt: „Ob der Rückzug wirklich befohlen wurde, muß dahingeſtellt bleiben, geläugnet kann aber nicht werden, daß er durch einen vielleicht zu dienſtbefliſſenen Adjutanten einzelnen Truppenabtheilungen und zwar nicht in der gelaſſenſten Art und Weiſe zuging.“ Doch der Kampf eilte ſchon ſeiner Entſcheidung zu. Links von Uttenhoven brach der Oberſtlieutenant von Treskow mit 2 Schwadronen Dragoner im Trabe hervor, und trieb die feindlichen Plänkler zurück; rechts rückte ein Bataillon und eine halbe Batterie heran; ſo von beiden Seiten unterſtützt ordnete Uttenhoven ſein Bataillon zum Sturm, dem der Feind aber eine geſchloſſene Maſſe und mörderiſches Geſchütz- und Gewehrfeuer entgegenſetzte, Uttenhoven ließ Halt machen und ebenfalls feuern. Das Gefecht ſtand auf's neue; da ſprengten plötzlich die Dragoner auf das feindliche Geſchütz ein, das um ſich zu retten abfuhr, und Uttenhoven rückte auf's neue mit gefälltem Bajonett vor, drang mit dem Feinde zugleich in's äußere Galgthor, wo 2 Kanonen, 1 Haubitze und 3 Pulverwagen genommen wurden. Am inneren Galgthor entſpann ſich ein neues, doch kurzes Gefecht. Die Plänkler gewannen das Thor. Fußvolk und Reiter drangen in die Stadt dem Markte zu; Lieutenant von Gotzkow ſuchte mit 2 Zügen Dragoner zum Klausthor zu gelangen. Bülow ließ das am Steinthor als Rückhalt gebliebene Bataillon ſchleunigſt herbeiholen, und zog an deſſen Spitze mit klingendem Spiel in die Stadt. Am Steinthor griff der Major von Bülow auf's neue ſtürmend an, ließ das Thor aufhauen und drang gleichfalls ein. Eben ſo gelangen nun die Angriffe Oppen's, die Plänkler Monſterberg's erſtiegen den Jägerberg und nahmen die Vertheidiger des Kirchthors im Rücken, dieſes wie das Ulrichsthor wurden genommen, und Oppen rückte mit allen Truppen ein. Noch dauerte das Straßengefecht lebhaft fort, an der Schieferbrücke leiſtete der Feind auf's neue muthigen Widerſtand, die preußiſchen Truppen waren in Einzelgefechte zerſtreut, Ordnung und Zuſammenhang aufgelöſt, ein gefahrvoller Zuſtand, wenn der Feind noch friſche Truppen zum Rückhalt hatte! Doch die Franzoſen wichen überall, ſie kämpften nur noch um ihre Flucht zu decken; um 9 Uhr war auch die hohe Brücke gewonnen; Bülow ſandte den Major von Sandrart mit 3 Schwadronen Huſaren zur Verfolgung des Feindes auf dem jenſeitigen Saalufer gegen Merſeburg, ordnete dann die nöthigen Vorpoſten und Patrouillen an, und ließ die übrigen Truppen, um ſie geſammelt in der Hand zu behalten, außerhalb der Stadt vor dem Steinthor lagern.

Die Preußen hatten an Todten und Verwundeten 8 Offiziere und 225 Mann verloren, die Franzoſen an Todten und Verwundeten kaum weniger, und an Gefangenen 12 Offiziere und 420 Mann, außerdem 3 Kanonen und 3 Pulverwagen; ein großes Salzmagazin, weſtphäliſches Eigenthum, wurde nebſt anderen Vorräthen die Beute des Siegers. Bei dieſer merkwürdigen Eroberung von Halle zeigten die Truppen und ihre Führer auf's neue die entſchloſſenſte Tapferkeit, Bülow aber den feurigen und ſichern Muth, der dem Soldaten ein hohes Vorbild iſt, und daneben die ächte Feldherrngabe, die in der Folge ſich nur immer glänzender darſtellt, ſeine Streitkräfte ſo zu ordnen und im Auge zu behalten, daß jede Waffe und jeder Truppentheil immerfort dem Bedarf und Befehl zweckmäßig und rechtzeitig entſprechen könne. —

Noch am ſpäten Abend kam die erfreuliche Nachricht, daß Thümen, nachdem er in 24 Stunden 8 Meilen marſchirt, an dieſem Tage um 5 Uhr Morgens bei Roßlau eingetroffen ſei. Dagegen erſchien am folgenden 3. Mai frühmorgens ein Adjutant Kleiſt's mit der Meldung, daß dieſer geſtern Nachmittags dem Angriff von 20,000 Mann nicht habe widerſtehen können, ſondern nach einer Stunde Leipzig geräumt und ſich auf Wurzen zurückgezogen habe. Auch liefen unbeſtimmte Gerüchte von einer bei Lützen vorgefallenen Schlacht umher. Bülow ordnete große Erkundigungen an, ſandte Streifſchaaren gegen Merſeburg, Eisleben, Wettin, Schkenditz und Delitzſch aus, beritt ſelbſt die Umgegend von Halle, und beſtieg Nachmittags die Sternwarte, um durch Fernröhre feindliche Annäherungen zu entdecken. Flüchtlinge und Ueberläufer wurden eingebracht, aber ſie wußten nichts Zuverläſſiges anzugeben. Da es im Lager gänzlich an Lebensmitteln fehlte, ſo wurde das Fußvolk in der Stadt einquartirt, die Reiterei auf die Dörfer verlegt, jedoch alles in Bereitſchaft gehalten, denn da Merſeburg noch ſtark vom Feinde beſetzt war, ſo mußte man eines Angriffs von dorther gewärtig ſein. Das Ausbleiben aller Nachrichten von Wittgenſtein beunruhigte ſehr; Bülow ließ Thümen in Köthen ſtehen bleiben, berief den Major von der Marwitz mit 4 Bataillonen Landwehr von Brandenburg nach Zerbſt, dachte ſelbſt an den Rückzug nach Roßlau, wohin er auch die Salzvorräthe ſchaffen ließ, ſchrieb an Tauentzien ſeine Beſorgniſſe, und wünſchte die Einnahme Stettin's, damit Truppen von dort ihn verſtärken könnten.

Endlich am 4. Mai Abends um 7 Uhr kam einer von Bülow's Feldjägern aus dem Hauptquartier Wittgenſtein's, meldete den angeblichen am 2. Mai bei Groß-Görſchen erfochtenen Sieg. Die Schlacht war hartnäckig und blutig geweſen, und hätte allerdings müſſen gewonnen werden, denn das franzöſiſche Heer war auf dem Marſch überfallen und beſtand großentheils aus Neulingen. Allein der Marſchall Ney hielt ſich ſo tapfer, daß Napoleon Zeit gewann, ſeine Truppen in die neue Richtung zu ordnen; der Mangel an Einheit und Nachdruck im Oberbefehl Wittgenſtein's, die Miſchung der Truppen, Scharnhorſt's Verwundung und andere Umſtände wirkten ſo nachtheilig ein, daß zwar das Schlachtfeld von den Verbündeten behauptet, aber doch in der Nacht der Rückzug hinter die Elbe beſchloſſen wurde. Bülow erkannte ſogleich die ganze Lage der Dinge, und befahl augenblicklich den Aufbruch. Alle ausgeſtellten Abtheilungen wurden eingezogen, das Regiment Königin Dragoner abgeſandt, zwiſchen Delitzſch und Deſſau die Straße von Leipzig zu beobachten, ſchon um 9 Uhr war alles zum Aufbruch fertig, und in der Nacht wurde nach Radegaſt marſchirt. Oppen brach mit der Nachhut um Mitternacht auf und ging bis Zörbig; in Halle blieben noch 40 Huſaren bis zum anderen Morgen. Thümen erhielt Nachricht von dem Rückzug an die Elbe und Befehl ſich anzuſchließen.

In Radegaſt am 5. Mai wurde den Truppen einige Ruhe gegönnt, es wurde abgekocht, gefüttert. Um 10 Uhr Morgens aber brach alles wieder auf und marſchirte nach Deſſau. Thümen beſetzte den Brückenkopf bei Roßlau; eine Streifſchaar wurde über die Mulde auf dem linken Elbufer gegen Wittenberg vorgeſandt um die dortigen Bewegungen des Feindes zu beobachten, Koſaken ſtreiften auf allen Straßen in ſüdlicher und weſtlicher Richtung. Der Feind zeigte ſich von keiner Seite, aber es wurde gemeldet, daß ſtarke Truppenſchaaren ſich auf Wittenberg hinzögen. Daß die Franzoſen dort über die Elbe gehen, vielleicht einen Verſuch gegen Berlin machen würden, war nur zu wahrſcheinlich.

Alles dies war bereits angeordnet, als folgende Kabinetsordre des Königs vom 3. Mai aus Penig an Bülow einlief: „Die geſtern zwiſchen Lützen und Pegau gelieferte Schlacht iſt äußerſt hartnäckig und blutig geweſen. Durch den hohen Muth meiner und der ruſſiſchen Truppen, der der Ueberzahl des Feindes das Gegengewicht hielt, ſind die errungenen Vortheile des Tages bis zum letzten Augenblicke in unſern Händen geblieben. Der Feind iſt aber heute früh nach Leipzig abmarſchirt, und unterbricht dadurch die Verbindung zwiſchen Ihnen und der Hauptarmee. In dieſer Erwägung weiſe ich Sie, wenn Sie von dem General Grafen Wittgenſtein keine Befehle mehr erhalten ſollten, an, bei Roßlau über die Elbe zurückzugehen, und wenn der Feind ſich mit Macht gegen die Marken wenden ſollte, der Landwehr und dem Landſturm dieſer Provinz zum Kern zu dienen, und den kleinen Krieg, der ſich im Lande bilden muß, kräftigſt zu unterſtützen. Das Gouvernement in Berlin iſt angewieſen, die Landwehr, wie ſie ihre Organiſation vollendet, an Ihr Korps und das Detaſchement des Generals von Borſtell, das mit Ihnen vereinigt bleibt, anzuſchließen. Ihrem Eifer und Ihrem Talent vertraue ich, daß Sie unter dieſen Umſtänden dem Staate die wichtigen Vortheile erkämpfen helfen werden, die bei Ausdauer und Energie uns einen glücklichen Ausgang des Kampfes verbürgen müſſen.“ Bülow zog demgemäß mit allen Truppen ſogleich nach Roßlau, ſie machten in dieſen Tagen Märſche von 7 bis 8 Meilen, und ihre Verpflegung wurde ſehr ſchwierig. Borſtell erhielt den Befehl, mit ſeinen ſämmtlichen Truppen nach Zerbſt zu marſchiren.

Am 6. Mai Morgens um 1 Uhr kam der Adjutant Kleiſt's, Lieutenant von Voß, und meldete, das Wittgenſtein'ſche Heer werde an der Mulde Stand halten, Kleiſt wieder nach Wurzen vorgehen. Da durfte Bülow nicht ſäumen auch ſeinerſeits mitzuwirken; er ſandte gleich am früheſten Morgen den Hauptmann von Weyrach an Borſtell mit dem Befehl, nun vorläufig bei Magdeburg ſtehen zu bleiben; um die Mittagszeit ließ er ſeine Truppen aufbrechen, um wieder auf das linke Elbufer zurückzukehren. Oppen führte die Vorhut, die Brigaden Thümen und Heſſen-Homburg folgten; die Truppen mußten aber erſt aus den weitläufigen Quartieren zuſammenrücken, ſie waren in dieſe verlegt worden, um Lebensmittel zu finden, die regelmäßige Verpflegung war bei dieſem ſteten Wechſel nicht zu beſchaffen. Den Leuten war ſtreng verboten etwas mit Gewalt zu nehmen, aber es war nicht zu vermeiden, Vorräthe von Lebensmitteln und Futter wurden aufgezehrt, Vorſpann, für den keine Ablöſung ſich fand, weitergeſchleppt. Bülow konnte mit beſtem Willen dies nicht ändern; er empfing die Beſchwerden, ſagt Prittwitz, gewiß mit blutendem Herzen, doch über die Wunderkräfte eines Zauberers vermochte er nicht zu verfügen! Als der Marſch angetreten war, trat wieder eine Aenderung ein; um 7 Uhr Abends kam eine zweite Meldung von Kleiſt, daß nun doch das verbündete Heer über die Elbe und er ſelbſt nach Mühlberg marſchire. Bülow, nun wieder auf die frühere Beſtimmung angewieſen und auf ſeine Kräfte beſchränkt, blieb daher in Deſſau ſtehen, rief aber nun Borſtell wieder zu ſich, da dieſe Verſtärkung ihm dringend nöthig war: dieſer befand ſich bereits im Marſch, als Weyrach bei ihm eintraf, kehrte darauf in ſeine Stellung zurück, und mußte nun zum drittenmal denſelben Weg zurücklegen. Man kann ſich vorſtellen, daß dieſer ſchnelle Wechſel keine angenehme Stimmung gab!

In Wittenberg ſchoſſen die Franzoſen Victoria wegen des angeblichen Sieges bei Lützen, denn auch für ſie ſo wenig als für die Verbündeten war es ein unzweifelhafter, und machten Angriffe auf die Feldwachen. Bülow ſandte ein Bataillon zur Verſtärkung dahin. Im Uebrigen wußte man nichts vom Feinde, der Mangel an Nachrichten war beunruhigend. Oppen ließ Reiterſchaaren gegen Leipzig und Halle ſtreifen, Huſaren und Koſaken ſchweiften weit umher. Was aus den eingehenden Meldungen ſich ergab oder folgern ließ war im Allgemeinen dies, daß Napoleon mit der Hauptſtärke dem verbündeten Heere nacheile, der Marſchall Ney mit nicht viel geringerer Macht bei Leipzig ſtehe, der Marſchall Victor mit dem zweiten franzöſiſchen Heertheil bei Bernburg; daß franzöſiſche Truppen über Halle im Anzuge ſeien, daß der General Sebaſtiani mit 7000 Mann von Salzwedel in Magdeburg erwartet werde. Wegen Sebaſtiani's Marſch erließ Bülow abermals veränderten Befehl an Borſtell, nicht nach Zerbſt vorzugehen, ſondern bei Gommern oder Leitzkau ſtehen zu bleiben; gleich darauf jedoch, auf andere beſorgliche Nachrichten, mußte er wieder in die verſchanzte Stellung vor Magdeburg einrücken.

In dieſer Zeit führte Bülow lebhaften Briefwechſel, er ſtand mit Wittgenſtein, mit Kleiſt, mit dem Generalgouvernement in Berlin, mit Tauentzien vor Stettin, mit Wallmoden an der Niederelbe in thätiger Verbindung. Seiner Aufgabe gemäß hatte er einen weiten Geſichtskreis zu überſehen, der Anfall eines überlegenen Feindes konnte ihn weit zurückdrängen, Stettin war dabei von höchſter Wichtigkeit; er hatte darüber an Tauentzien ſehr eindringlich geſchrieben. Jetzt empfing er deſſen Antwort, die nur Schwierigkeiten enthielt, und nur die perſönliche Lage, nicht die allgemeine berückſichtigte. In ſeiner Unzufriedenheit ſchrieb nun Bülow an den König, und ſo nachdrücklich, daß er des Königs Mißfallen zu erregen fürchtete, doch ſelbſt auf dieſe Gefahr es that. Der König antwortete ſpäter aus Würſchen vom 14. Mai: „Ich bin mit Ihren mir unter dem 8. dieſes Monats mitgetheilten Anſichten über die Wichtigkeit der Belagerung von Stettin ganz einverſtanden, und ſie würde daher bereits verfügt ſein, wenn nicht überwiegende Rückſichten dies anders beſtimmten. Ihre Mittheilung hat jedoch nichts weniger als meinen Unwillen verdient, vielmehr weiß ich ſolche im ganzen Umfange zu ſchätzen.“

Am 9. Mai kam von Wittgenſtein aus Wilsdruf vom 7. an Bülow die Weiſung, im Fall des ſtarken Vordringens der Franzoſen auf Wittenberg alle Truppen von Magdeburg, Berlin und Wittenberg an ſich zu ziehen, um Berlin zu ſchützen. Eine Kabinetsordre des Königs vom 8. aus Weißig übertrug ihm den Befehl über alle Landwehren der Mark.

Inzwiſchen wurde die Lage mit jedem Tage bedenklicher. Der Lieutenant von Prittwitz kehrte aus dem großen Hauptquartier zurück, und brachte die Nachricht, daß Dresden geräumt worden: der Major Graf von Kalckreuth ebendaher die weitere, daß das Heer nach Bautzen zurückgehe und dort eine neue Schlacht liefern werde. Sachſen erklärte ſich wieder für Napoleon, die Feſtung Torgau nahm die Franzoſen auf, die Truppen Ney's gingen dort ſchon über die Elbe, eine franzöſiſche Diviſion war im Begriff von Düben auf Wittenberg zu marſchiren. Für Bülow hörte die Vertheidigungslinie an der Elbe nun auf; er hatte keinen Feind vor ſich, aber zu beiden Seiten, in Bernburg und Wittenberg; er ließ 3 Koſakenregimenter in Deſſau und zog nach Koswig, Oppen mit der Nachhut ſtand in Roßlau, der Brückenkopf ſollte geräumt, die Brücke verbrannt werden. Borſtell, wieder herbeigerufen, traf am 12. Mai in Koswig ein, Marwitz aber berichtete aus Potsdam, ſeine 4 Landwehrbataillone ſeien noch nicht kriegsfertig. Bülow dachte an den Rückzug hinter die Nuthe und Notte, zwei Bäche, die ſüdlich von Berlin einen Halbkreis bilden, zur Havel und zur Spree fließen, und mit Hülfe von Stauungen und Verſchanzungen eine treffliche Vertheidigungslinie darbieten. Vor allem betrieb er die Inſtandſetzung der Landwehr, von der nach und nach einige Abtheilungen ſowohl Fußvolk als Reiterei dienſtfähig herbeirückten; auch einige Erſatzmannſchaften trafen ein.

Am 13. Mai nahm Bülow ſein Hauptquartier in Nudersdorf, auch Birkenbuſch genannt, und beritt mit Thümen die Gegend nach Wittenberg hin. Oppen ſtand noch in Roßlau, die Brigaden Heſſen-Homburg und Thümen bei Schmilkendorf, die Brigade Borſtell in Marzahne und Kroppſtädt, erhielt aber Befehl nach Zahna zu rücken. Der Feind ſtand 8000 Mann ſtark in Deſſau und ſchien beſtimmt nach Wittenberg vorzugehen. Der Brückenkopf bei Roßlau wurde hierauf verlaſſen, die Brücke angezündet, auf Gegenbefehl für einen Augenblick wieder gelöſcht, dann ſchließlich doch abgebrannt, das Gepäck nach Treuenbriezen zurückgeſchickt. Die leichten

Truppen Bülow's hielten die Elſter von Herzberg bis zu ihrem Einfluß in die Elbe beſetzt, und beobachteten was der Feind von Torgau her unternähme. Wie Bülow ſeine Lage beurtheilte, zeigt ſein Schreiben an den König aus Nudersdorf vom 14. Mai: — „Es ſcheint mir, als wenn die jetzt von Torgau und bei Deſſau ſtehenden Korps wohl zu einem gemeinſchaftlichen Angriff auf Berlin beſtimmt ſein dürften. Iſt dies der Fall, ſo wird das Korps von Wittenberg mich en echec halten, während der Marſchall Ney von Torgau aufbricht, und über Herzberg, Dahme, Baruth und Mittenwalde gegen Berlin vordringt. Dies Korps würde dadurch einen ſolchen Vorſprung gewinnen, daß es mir unmöglich fallen würde, auch nur mit demſelben zu gleicher Zeit in der zur Vertheidigung präparirten Linie von Trebbin, Zoſſen und Mittenwalde einzutreffen, geſchweige mich ihm ernſtlich widerſetzen zu können. — — Sobald ich daher Gewißheit habe, daß der Feind von Deſſau gegen Wittenberg marſchirt, werde ich mich nach einer Gegend zurückziehen, wo ich ein freies und offnes Terrain habe, die Bewegungen des Feindes überſehen und von meiner Kavallerie Gebrauch machen kann. Dies wird für's erſte die Gegend von Marzahne ſein, und werde ich das ganze Korps daſelbſt konzentriren, ſobald ich, wie ſchon geſagt, von den Bewegungen des Feindes hinreichend überzeugt bin. — — Wenn beide Korps, das von Wittenberg und das von Torgau, ſich vereinigen, ſo werde ich es mit einem ziemlich überlegenen Feinde zu thun haben: alles, was in meinen Kräften ſteht, werde ich jedoch anwenden, den Feinde das Vordringen zu erſchweren. Ich werde ihn angreifen, ſobald ich ſolches nur mit der mindeſten Hoffnung eines guten Erfolgs thun kann. Da aber zwiſchen mir und der großen Armee nichts ſteht, folglich meine ganze linke Flanke den Operationen des Feindes bloßgeſtellt iſt, ſo würde es ſehr gut ſein, wenn der General Tſchaplitz oder ein anderes Korps als Zwiſchenpunkt aufgeſtellt würde und ſich mit mir über Zinna in Verbindung ſetzen könnte. — — Ich werde alles thun, um dem Feinde nachdrücklich zu begegnen, und gewiß mit demſelben ſchlagen, ſobald ſich nur eine ſchickliche Gelegenheit dazu findet; mit welchem Erfolg aber — das ſteht, bei ſeiner Ueberlegenheit, in den Händen des Schickſals, und kann ich ſolches ſchwerlich im voraus beſtimmen.“ — Zugleich ſchrieb er an den ruſſiſchen Oberbefehlshaber Barclay-de-Tolly wegen Tſchaplitz, an das Generalgouvernement zu Berlin, an Woronzoff.

Bülow rückte am 14. nach Marzahne. Doch Ney war mit etwa 25,000 Mann aus Torgau ſchon über Herzberg hinaus vorgedrungen, die Truppen aus Deſſau nach Wittenberg marſchirt. Vier franzöſiſche Heertheile bewegten ſich in Bülow's linker Flanke, zwiſchen ihm und dem Heer in der Lauſitz; er hatte ihnen in allem nur 15,000 Mann entgegenzuſtellen, an eine Schlacht im offnen Felde war unter dieſen Umſtänden nicht zu denken. Mit deſto größerem Eifer betrieb er die Vertheidigungsanſtalten vor Berlin. Er ſandte den Oberſten von Boyen dahin, dann den Lieutenant von Prittwitz, um alle nöthigen Anordnungen zu treffen. Schon im April hatte er ſelbſt einen Entwurf dazu gemacht, der bekannte Schriftſteller und ehemalige Offizier Julius von Voß, der Ingenieurmajor Müller, waren mit ihren Rathſchlägen, der letztere ſo wie der Ingenieurmajor Markoff, und beſonders auch der Oberbaudirektor Eytelwein, mit ihrer eingreifenden Thätigkeit behülflich. Boyen bereiſte die ganze Linie; die Nuthe wurde bei Potsdam geſtaut, der Uebergang bei Saarmund befeſtigt, eine zweite Anſtauung geſchah bei Trebbin, von hier bis Kerzendorf, Jühnsdorf bis Mittenwalde diente der Abzugsgraben zur Vertheidigung, von Mittenwalde bis zum Schmöckwitzer Werder die Anſtauung der Notte; alle Durchgänge dieſer Linie wurden verſchanzt. Auch dicht vor Berlin, auf den Rollbergen, in der Haſenhaide, auf dem Kreuzberge, wurden Schanzen aufgeworfen, deßgleichen bei Potsdam.

Bülow ſandte die Brigade Borſtell nach Jüterbogk, er ſelbſt wollte nach Treuenbriezen zurückgehen. Auf dem Marſche war die Verbindung Bülow's mit Borſtell durch deſſen zu frühes Aufgeben des Poſtens von Zahna eine Zeitlang unterbrochen, was jener als eine große Unachtſamkeit ſtreng rügte. Auf Borſtell's Meldung aus Jüterbogk, daß der Feind mit 12,000 Mann auf Luckau vordringe, durfte Bülow nicht in

Treuenbriezen bleiben, ſondern ging mit den Brigaden Thümen, Heſſen-Homburg und den Harpe'ſchen Truppen weiter zurück bis vor Belitz; Oppen mit der Nachhut blieb noch bei Marzahne, dann bei Treuenbriezen; Borſtell, beſtimmt ſich dem Feinde, wenn er auf der Straße von Luckau weiter auf Berlin vorginge, bei Mittenwalde vorzulegen, erhielt Befehl vorläufig mit 3 Bataillons und 3 Schwadronen nach Luckenwalde abzuziehen. Da von Wittenberg aber kein Feind folgte, derſelbe jedoch um ſo ſtärker über Dahme und Luckau herandrang, ſo marſchirte Bülow am 17. Mai mit allen Truppen nach Trebbin, und Borſtell nach Mittenwalde. Dieſer empfing den Befehl, bei Annäherung des Feindes die Brücken bei Fürſtenwalde und Müllroſe ſo wie die über den Friedrich-Wilhelms-Kanal abbrechen zu laſſen. Die ausgeſandten Streifſchaaren brachten keine beſtimmten Nachrichten, nur daß der Feind überall ſehr ſtark und ſeine Abſicht wahrſcheinlich auf Berlin gerichtet ſei, doch waren ſeine Bewegungen nicht ganz klar; es entſtand auch Beſorgniß wegen Frankfurt an der Oder und Küſtrin, wo die franzöſiſche Beſatzung den Anrückenden die Hand bieten und im Rücken der Verbündeten große Verwirrung anrichten konnte.

Auch auf dieſen wechſelnden Märſchen und kurzen Lagerungen litten die Truppen ſehr durch den Mangel an Lebensmitteln; die dringenden wiederholten Befehle vermochten nicht ihn zu heben, das Land war erſchöpft und die Zufuhr ſchwierig und unzulänglich. Dazu kam, daß man in Berlin den Rückzug Bülow's für übereilt hielt, den Anmarſch des Feindes als eine Vorſpiegelung anſah, hinter welcher kein Ernſt ſei, daß der Generalgouverneur von Leſtocq dieſe Anſicht gegen Bülow geltend machen wollte, woraus ſich zwiſchen beiden ein unangenehmer Briefwechſel und Zwiſt entſpann, den nur die wohlmeinende Vermittelung Boyen's einſtweilen beilegte, bis die ſpäteren Thatſachen die Richtigkeit der Bülow'ſchen Beurtheilung erwieſen und Leſtocq ſich wegen ſeines Unrechts entſchuldigen mußte.

Bis zum 18. Mai waren die Franzoſen immer gleichmäßig vorgedrungen, an dieſem Tage jedoch ſandte der General Reynier, der den ſiebenten franzöſiſchen Heertheil befehligte, nur eine Vorhut bis Baruth, alle anderen Truppen blieben ſtehen. Aus dieſer plötzlichen Stockung erkannte Bülow, daß die Abſicht auf Berlin für jetzt aufgegeben und auch wegen der Oder nichts mehr zu fürchten ſei; der Stand der Sachen in der Lauſitz mußte den Erklärungsgrund dieſes unerwarteten Wechſels darbieten. In der That hatte Napoleon, was man damals nicht wiſſen konnte, aber ſpäterhin erfuhr, den größten Theil ſeiner nordwärts gerichteten Streitkräfte zu ſich gerufen, Ney demzufolge ſchon am 17. früh nach Spremberg ſich in Marſch geſetzt, und am 19. zog auch Reynier in derſelben Richtung nach Bautzen ab. Doch ließ ſich der Umfang dieſer Verminderung der feindlichen Stärke noch keineswegs erkennen; jedenfalls blieb der Feind, der gegenüber ſtand, noch immer weit überlegen. Bülow aber machte ſich ſogleich zur Aufgabe, von dieſen Truppen möglichſt viele hier feſtzuhalten, und weitere Entſendungen nach der Lauſitz zu verhindern. Doch das Ruhebedürfniß nach den unaufhörlichen und großen Märſchen, welche in dieſen Tagen gemacht worden, ſo wie der Mangel an Lebensmitteln in der ganzen vorliegenden Gegend, welche auf's neue zu durchziehen war, nöthigten zu einer Erholungsfriſt, die der Eifer indeß gleich wieder aufhob. —

Aus Bautzen empfing Bülow eine Kabinetsordre des Königs, die alle ſeine Maßregeln billigte; Wittgenſtein gab ihm die Weiſung fernerhin ganz nach eignen Anſichten zu verfahren und zugleich unterordnete er ihm die ruſſiſchen Generale vor Magdeburg und Wittenberg; der Kaiſer Alexander ſandte ihm den Stern des Annenordens. Ein Schreiben York's, das ebenfalls einging, lautete noch in der Art eines Vorgeſetzten, wiewohl Bülow thatſächlich längſt nicht mehr unter ihm ſtand, im Gegentheil eine größere Befehlsmacht hatte als York ſelbſt.

Die Truppen hatten noch nicht vierundzwanzig Stunden geruht, als Bülow ſchon wieder aufbrach und am 19. Mai nach Baruth vorging, Oppen mit der Vorhut bis Kehmlitz. Am ſpäten Abend erfuhr man, daß der Feind von Dahme nach Sonnenwalde zurückgegangen, der Marſchall Victor mit dem zweiten franzöſiſchen Heertheil im vollen Marſch auf

Baruth plötzlich umgekehrt ſei. In der Nacht zum 20. überfiel der Rittmeiſter von Blankenburg die Stadt Luckau, nahm 2 ſächſiſche Offiziere und 150 Mann gefangen, und erbeutete anſehnliches Gepäck, alles im Angeſicht der letzten Nachhut des Feindes, die hinter Luckau lagerte. Die ausgeſandten anderen Streifſchaaren beläſtigten ebenſo den Rechtsabmarſch des Feindes. Borſtell drang nun in Bülow, dem Feinde ſchleunigſt zu folgen; Bülow, verwundert über den Eifer, der ihn ſpornen zu müſſen glaubte, ſchlug es entſchieden ab, und ebenſo die weitere Bitte Borſtell's, ihn allein mit ſeinen Truppen, die nur etwas zu verſtärken wären, in der Richtung auf Bautzen abmarſchiren zu laſſen. Bülow hielt ihm entgegen, daß er ſich nicht zerſplittern dürfe, daß der Feind ihm noch ſtark genug hier gegenüber ſtehe, um Berlin zu bedrohen, daß endlich Bautzen über 16 Meilen entfernt ſei, die Truppen unterwegs dem Mangel erliegen und in jedem Fall zu ſpät kommen würden. Borſtell war hierauf längere Zeit mit Bülow geſpannt, was dieſer aber nicht bemerken wollte. Daß letzterer nicht aus Eigenſinn, ſondern aus feldherrlicher Beſonnenheit und höherem Standpunkte dem muthigen Antriebe des tapfern Generals widerſprach, zeigt ſein Bericht an Wittgenſtein, worin er eingedenk ſeiner Aufgabe das Abſehen darlegt, dem Feinde an der Elbe zu ſchaffen zu machen, möglicherweiſe Wittenberg zu nehmen, im Fall die Schlacht in der Lauſitz gewonnen würde über die Elbe zu gehen und die Verbindung zwiſchen Dresden und Magdeburg abzuſchneiden; ginge die Schlacht verloren, ſo würde es um ſo wichtiger ſein, das bisherige Kriegsfeld nicht verlaſſen zu haben.

In dieſen Tagen häufte ſich mancher Verdruß. Der Mangel an Lebensmitteln, die Schreibereien deßhalb, die dadurch verurſachte Hemmung der Kriegsthätigkeit, gaben ſtets erneuten Anlaß. Gegen den Oberkriegskommiſſair Jakobi brach Bülow's ganzer Zorn aus; ihm wurde geſchrieben, er habe falſche Berichte gemacht, es ſei nichts da, er habe nicht gehorcht, ſolle zur Rechenſchaft gezogen, die kurmärkiſche Regierung durch Gewaltmittel angetrieben werden. Bülow ließ als Nachſchrift noch beſonders hinzufügen: „Wenn Ihnen künftig das rechte Ohr abgeſchoſſen werden ſollte, ſo müſſen Sie mit dem linken hören, was ich Ihnen zu ſagen habe.“ Die kriegeriſche Erbitterung ſprach ſich in kriegeriſchem Humor aus. —

Zu den angenehmen Ereigniſſen gehörte, daß Boyen in Baruth mit dem Vorſchlag des Generalgouvernements eintraf, aus den in der Gegend von Berlin befindlichen zahlreichen Geneſenen, Marſchtruppen und ſonſtigen vereinzelten Haufen, Fußvolk und Reiterei, eine neue Brigade zu bilden und unter Boyen's Befehl zu ſtellen, mit dem beſondern Zweck, ſie zur Beobachtung Wittenberg's zu verwenden. Bülow ging auf den Vorſchlag lebhaft ein, beſtimmte Luckenwalde als Sammelort der neuen Brigade, und verſprach ein Koſakenregiment und eine ruſſiſche Batterie ihr anzuſchließen. Boyen ging ſogleich mit erfolgreicher Thätigkeit an's Werk.

Borſtell war auf Golßen vorgegangen, ein Reitertrupp von Buchholz nach Waldow, Koſaken bis nach Lübben ausgeſandt. Bülow aber mußte mit der Hauptſtärke in Baruth ſtehen bleiben, da es durchaus an Lebensmitteln fehlte, und das vorliegende Land völlig ausgeſogen war. Der Major von Lützow mit ſeinen Freiſchaaren wurde zu Wallmoden entlaſſen, nachdem Bülow ihn noch belehrt, daß die Streifzüge leichter Truppen nicht nach Willkür geſchehen dürften, ſondern von einem höheren Befehlshaber ausgehen müßten.

Am 22. Mai kamen endlich die erſehnten Zufuhren an, und am 23. frühmorgens brach Bülow wieder auf. Borſtell war bereits bei Luckau, Oppen zog nach Herzberg, ſeine Vorpoſten noch weiter, Streifſchaaren und Patrouillen gingen nach allen Seiten tief in's Land. Boyen hatte mit bewundernswürdiger Schnelligkeit in wenigen Tagen ſeine Brigade, beſtehend aus 5 Bataillons, 4 Schwadronen, 1 Koſakenregiment und 4 Kanonen, dienſtfähig aufgeſtellt, und marſchirte mit derſelben nach Jüterbogk. Der verdrießlichen Irrung, die daraus entſtand, daß General von Leſtocq die Brigade als einen ausgerückten Theil der Berliner Beſatzung, Bülow ſie als einen Theil ſeiner Truppen anſah, ſuchte Boyen durch kluges Verhalten möglichſt entgegenzuwirken.

In der Nacht zum 24. Mai kam von Oppen aus Herzberg eilige Meldung; ſein Adjutant Lieutenant Behrend hatte auf einem Streifzug in Koßdorf die von Dresden mit Geldern und Briefen nach Torgau abgegangene Poſt aufgehoben, wodurch die wichtige Nachricht erlangt wurde, daß am 20. und 21. bei Bautzen eine Schlacht geliefert und von den Verbündeten verloren worden. Dies Unglück erſchien nicht ganz unvorhergeſehen. Bülow gab den Marſch nach der Elſter ſogleich auf und marſchirte nach Kalau, wohin auch Borſtell befehligt wurde. Oppen wurde nach Sonnenwalde vorgeſchickt; Boyen blieb bei Jüterbogk ſtehen. Der Rittmeiſter von Blankenburg mußte bis Spremberg, der Major von Linſingen von Lübbenau bis Oggroſen ſtreifen, den Rittmeiſter von Burgsdorf ſandte Borſtell mit dem Auftrag ab, die Verbindung mit dem geſchlagenen Heer zu ſuchen. Am 25. Mai ging das Bülow'ſche Hauptquartier nach Kalau, Borſtell nach Dreblau und Oppen nach Groß=Räſchen. Weiter vorzugehen, hielt Bülow nicht rathſam, weil alle zuverläſſigen Nachrichten fehlten, keiner ſeiner in das große Hauptquartier abgeſandten Kouriere zurückkam, und die durch Bauern vernommenen Gerüchte ſehr beunruhigend lauteten. Nachdem zuerſt Burgsdorf aus Muskau berichtet hatte, das preußiſche Heer habe ſich auf Bunzlau zurückgezogen, kam endlich der Lieutenant Graf von Hacke aus Görlitz, wo er das Hauptquartier verlaſſen hatte, und brachte umſtändliche Nachrichten, ſo wie den erneuten Befehl des Königs, Bülow ſolle vor allem die Marken, und beſonders Berlin und Potsdam ſchützen. Sein früher gegen Borſtell geäußerter Widerſpruch wurde dadurch auf's neue gerechtfertigt. Die Verſicherung, daß das verbündete Heer in guter Faſſung und daß der Beitritt Oeſterreichs zum Bunde gegen Napoleon als gewiß anzunehmen ſei, wog einigermaßen die ſchlimmen Nachrichten auf. —

Bülow konnte jetzt nichts thun, als in Erwartung der weiteren Ereigniſſe ruhig ſtehen bleiben, und durch vorgeſandte Partheien auf die Verbindungen des Feindes wirken. Das Hauptquartier blieb in Kalau. Borſtell, der immer nur eine abgeſonderte Befehlführung und von Bülow abzukommen wünſchte, erbot ſich mit ſeiner Brigade in den Rücken des Feindes vorzudringen und deſſen Verbindungen abzuſchneiden, welches Bülow aber mit dem Bemerken ablehnte, daß dies beſſer durch leichte Reiterei als durch eine Brigade bewirkt werde. Boyen, der nach Seyda vorgehen und in der Nacht zum 28. einen Handſtreich auf Wittenberg unternehmen wollte, wurde gleichfalls zurückgehalten.

Eine Rüge gegen den Major von Uttenhoven, der in berliniſchen Blättern bekannt gemacht hatte, daß ſeinem Bataillon wegen der beim Sturm von Halle eroberten 3 Geſchütze die Königliche Belohnung von 150 Dukaten ausgezahlt worden ſei, haben wir hier um ſo weniger wegzulaſſen, als darin die ſtrenge Befehlsweiſe Bülow's und zugleich die Schwierigkeiten zu erkennen ſind, welche ſich in dieſen Verhältniſſen auch der eifrigſten Gerechtigkeitsliebe beigeſellen. In ſeinem Tagesbefehl vom 26. Mai ſagte Bülow: „Zu meiner großen Verwunderung habe ich aus den berliniſchen Zeitungen erſehen, daß der Major von Uttenhoven es ſich herausgenommen hat, über das Gefecht in Halle, ſo weit es ihn betroffen, eine Berichtigung bekannt zu machen. Es kommt niemandem als dem kommandirenden General zu, durch öffentliche Blätter dem Publikum Relationen und Berichte mitzutheilen. Der Major von Uttenhoven hat alſo durch ſein Benehmen einen unbegreiflichen Mangel an Dienſtkenntniß bewieſen, und wird in der Folge, wenn ſich jemand ſo etwas wieder herausnehmen ſollte, derſelbe auf das ſtrengſte beſtraft werden. Was nun dieſe bekannt gemachte ſogenannte Berichtigung betrifft, ſo berichtige ich ſolche wiederum dahin, daß dem Bataillon die Ehre zukömmt, die Haubitze und die zwei Kanonen genommen zu haben, daß man es aber größtentheils der kräftigen Mitwirkung und Unterſtützung des Oberſtlieutenant von Treskow zu verdanken hat, daß das Bataillon dieſen ehrenvollen Angriff unternehmen konnte.“ Gleich damals und ſpäter machte ſich die Meinung geltend, daß der Inhalt und Ausdruck dieſer Rüge nicht durchaus zu rechtfertigen ſei.

An demſelben Tage bekam Bülow einen Königlichen Befehl vom 23. aus Löwenberg, der ihm bekannt machte, daß der Oberſt von Dobſchütz beauftragt ſei, mit der ſchleſiſchen Landwehr von fünf Kreiſen nach Kroſſen zu marſchiren, um in Gemeinſchaft mit der neumärkiſchen Landwehr unter dem

General von Hinrichs dem Feinde, der in Schleſien eindringe, die Spitze zu bieten. Bülow, der ermächtigt wurde über dieſe Landwehr nach Erfordern der Umſtände zu verfügen, trug dem General auf, die Oder von Kroſſen bis Züllichau ſtark zu beſetzen, vor und hinter Kroſſen Verſchanzungen aufzuwerfen, die entbehrlichen Truppen aber nach Müllroſe vorzuſenden.

Zu Hoyerswerda hatte der Feind während eines ſtarken Gewitterregens ein Koſakenregiment überfallen und zum Theil gefangen genommen. Daß der Feind hier wieder thätig wurde, ſpannte die Aufmerkſamkeit. Bülow befahl, daß Vorſtell am 28. die Franzoſen aus Hoyerswerda wieder vertreiben ſollte, geſellte ihm aber, da er die Sache nicht ſo leicht nahm, noch Oppen bei, der durch ein Regiment zu Fuß hiezu verſtärkt wurde, ſo daß im Ganzen 4000 Mann zu dem Unternehmen vereinigt waren. Zu größerer Vorſicht mußte Thümen mit ſeiner Brigade nach Alt-Döbern vorrücken. Wer den Befehl führen ſollte, Vorſtell oder Oppen, war nicht geſagt, aber Oppen ſtellte ſich freiwillig unter den Befehl des an Jahren und Dienſtalter jüngeren Vorſtell. Dieſer meinte den Feind, der ihm nur ein vorgeſchobener Poſten ſchien, obſchon die Huſarenpatrouillen ihn zu 7000 Mann und 20 Kanonen angaben, zu überraſchen und völlig zu ſchlagen, fand ihn aber in guter Stellung und ganz vorbereitet; unter großen Schwierigkeiten des Bodens wurde der Angriff dennoch eröffnet, und es entzündete ſich ein heftiger Kampf. Erſt während deſſelben wurde Vorſtell durch Burgsdorf's Meldung unterrichtet, daß ihm der ganze zweite Heertheil unter dem Marſchall Oudinot, etwa 30,000 Mann mit 60 Kanonen, von Bautzen zurückkehrend, gegenüberſtanden. Nun galt es nur noch um den ſicheren Rückzug zu kämpfen, der ſogleich angetreten wurde, und zwar nicht ohne Verluſt, aber doch noch glücklich genug ausgeführt wurde, da der Feind nicht verfolgte, in der Meinung, daß Bülow ſelbſt mit allen ſeinen Truppen zugegen ſei. Der Wald von Dreblow rettete Vorſtell's Brigade; ſie hatte 10 Offiziere und 350 Mann Todte und Verwundete. —

Bülow hatte eben jetzt ſein Augenmerk, da die Nachrichten, aus Schleſien ſehr beunruhigend lauteten, auf's neue nach der Oder gerichtet, und ſchon ſeinen Marſch auf Kottbus und Guben beſchloſſen; durch das Gefecht von Hoyerswerda wurde alles plötzlich verändert. Eine große Uebermacht, die ſich noch täglich verſtärkte, ſtand ihm gegenüber, und es war vorauszuſetzen, daß ſie nicht lange unthätig bleiben werde. Bülow blieb daher in Kalau ſtehen, mit großer Vorſicht und Aufmerkſamkeit, möglichſt bedacht, ſeine Truppen im Fall eines feindlichen Angriffs ſchnell vereinigen zu können. Die ſchwierige Verpflegung war ſeinen militairiſchen Anordnungen auf's neue ſehr hinderlich.

Da jedoch der Feind bei Hoyerswerda ſich ruhig verhielt, hingegen über Sagan in der Richtung auf Kroſſen ſtark vorrückte, ſo nahm Bülow ſein früheres Vorhaben wieder auf, und marſchirte am 30. Mai nach Kottbus; Borſtell rückte nach Forſta, Oppen nach Drebkau, ihre Koſaken ſtanden in Spremberg, Muskau und Senftenberg, leichte Reiterei machte Streifzüge gegen Naumburg am Bober und gegen Sagan. Durch zuverläſſige Meldungen unterrichtet, daß die vereinigte Truppenmacht des Marſchalls Victor und des Generals Sebaſtiani nicht auf Kroſſen gehe, ſondern ſich gegen Groß-Glogau wende, ſtellte Bülow hierauf den weiteren Marſch auf Lieberoſe wieder ein; doch ließ er die Brigade Borſtell nach Guben rücken. In Kroſſen war am 27. der Oberſt von Dobſchütz mit 2800 Mann eingerückt, hatte hier einen noch ſchlechten Vertheidigungszuſtand gefunden, bemühte ſich aber ihn zu verbeſſern, und begehrte für die Beſetzung der Schanzen einige Linienbataillone und Geſchütze.

Bülow zog möglichſt Verſtärkungen an ſich, der Major von Kyckpuſch hatte ihm 3 Reſervebataillone zugeſchickt, täglich trafen kleine Abtheilungen von Erſatzmannſchaften ein. Am 31. Mai beſchloß Bülow dennoch ſeinen Marſch auf Lieberoſe fortzuſetzen, und gab die desfalls erforderlichen Befehle für den folgenden Tag. Ein Zwiſchenfall mit dem Major von Hellwig, Anführer einer Freiſchaar, die ſich Bülow'n angeſchloſſen hatte, verurſachte heftige Verſtimmung. Bülow hatte ihm befohlen nach Forſta zu marſchiren, Hellwig war mit ſeiner Schaar abgezogen, aber nicht nach Forſta, ſondern nach Deſſau, und ließ dem General ſagen, er könne als Partheigänger nach Belieben handeln.

Am 1. Juni nahm Bülow ſeine Befehle zum Marſch nach Lieberoſe wieder zurück, und blieb in Kottbus ſtehen; die Vorpoſten Oppen's hatten gemeldet, daß Hoyerswerda vom Feinde verlaſſen, der Marſchall Oudinot mit allen Truppen abmarſchirt, der Rittmeiſter von Blankenburg mit ſeiner Streifſchaar Mittags in Hoyerswerda eingerückt ſei; der Hauptmann von Weyrach kehrte aus dem großen Hauptquartier zurück und brachte neue Verhaltungsbefehle für Bülow; nur an den König habe er zu berichten, nicht an York; die früher ertheilten Weiſungen wurden wiederholt; Wittgenſtein ſchrieb ihm belobend, dankend; der an deſſen Stelle getretene Oberbefehlshaber Barclay-de-Tolly forderte ihn zu ſchnellen Bewegungen und entſchloſſenen Unternehmungen im Rücken des Feindes zwiſchen Bunzlau und Dresden auf, indem er ihm zugleich die größte Behutſamkeit und beſtändige Rückſicht auf die Sicherheit von Berlin empfahl, alſo jene Aufforderung wieder bedeutend abſchwächte. Außerdem wurde Bülow auf den Eintritt der Schweden in das Kriegsfeld vertröſtet, ſie rückten gegen die Niederelbe vor, er ſolle ſich mit ihnen und mit Wallmoden in Verbindung ſetzen. Dies war längſt geſchehen. — Das Fußvolk der Lützow'ſchen Freiſchaar aus Schleſien kommend ſchien anfangs beſtimmt ſich den Truppen Bülow's anzuſchließen, bekam aber Befehl ſeinen Marſch nach der Niederelbe fortzuſetzen und Tettenborn's Truppen zu verſtärken. Das vierte Bataillon, geführt von dem Lieutenant Jahn, dem bisherigen Turnlehrer, war durch Fürſtenberg gekommen, und unzufrieden mit den Einwohnern, die ſeinem deutſchthümlichen Eifer nicht entſprachen, hatte Jahn ſie den Behörden in Berlin als ein rohes und verwegenes Volk geſchildert, deſſen Entwaffnung rathſam ſei. Das Generalgouvernement in Berlin ſchrieb desfalls an Bülow, und ſtellte ihm anheim, zur Ausführung „dieſer heilſamen Maßregel“ die nöthigen Befehle zu ertheilen. Doch Bülow, der die Meinung hatte, daß man ſehr gut deutſch geſinnt ſein und doch dem Profeſſor Jahn ſehr mißfallen könne, der die deutſche Geſinnung zwar auch in ihren Zerrbildern noch ehrte, aber nicht in ihnen ausſchließlich finden wollte, ließ die Sache auf ſich beruhen, und glaubte Wichtigeres zu thun zu haben, als eine ſolche Entwaffnung anzuordnen, die ohnehin nur lächerlich erſchien. —

Bülow verwandte große Sorgfalt auf Kroſſen, ließ neue Werke anlegen und alles zur kraftvollen Vertheidigung bereiten. Nach entgegengeſetzter Seite ließ er durch Boyen die nöthigen Anſtalten zur Beſchießung von Wittenberg treffen, und den mit 2 Bataillons und 4 Schwadronen Landwehr endlich angekommenen Major von der Marwitz nach Herzberg vorrücken um den Feind auf dieſer Seite zu beunruhigen. Ein Anſchlag, in Gemeinſchaft mit Wallmoden und unter Mitwirkung der Schweden, welche in die Mark vorrücken ſollten, ein großes Angriffsunternehmen im Rücken auszuführen, um durch einen ſolchen Schlag, wie Bülow ſchrieb, das große verbündete Heer, deſſen Bewegungen durch den Unfall bei Bautzen tödtlich gelähmt ſeien, in's Leben zurückzurufen, ſcheiterte an der Unentſchiedenheit des Kronprinzen von Schweden, unter deſſen Befehle Wallmoden geſtellt worden war. —

Auf die einſtimmigen Meldungen, daß der Feind, der nach dem Verlaſſen von Hoyerswerda bei Ruhland in noch anſehnlicher Stärke ſtehen geblieben, am 2. Juni von da nach Großenhain aufgebrochen, beſchloß Bülow alle ſeine Truppen bei Elſterwerda zu ſammeln und dann mit raſchem Angriff gegen Meißen oder Dresden vorzudringen. Seine Marſchbefehle waren ſchon ertheilt, da klärte ſich das Mißverſtändniß auf, nicht nach Großenhain, ſondern nach Kirchhain bei Dobrilugk waren die Franzoſen abmarſchirt, alſo auf der Straße nach Luckau, nach Berlin! Augenblicklich wurden am 3. die Befehle verändert, die Truppen, ſchon auf dem Marſche nach den früheren, mußten andere Richtung einſchlagen. Oppen, auf dem Marſche von Drebkau auf Kalau von letzterem Orte her angegriffen, entzog ſich dem Gefecht rechts über Gahlen. Auch Harpe und Thümen ſtießen auf den Feind, und mußten ausweichen. In Luckau befand ſich nur 1 Bataillon zur Deckung eines Magazins, Luckau ſelbſt war überdies ein wichtiger Punkt, es galt dem Feinde dort zuvorzukommen, wiewohl er nur 4 Meilen, die Preußen 6 bis 7 Meilen entfernt waren. Vor allem ſuchte Bülow die Straße von Kalau nach Luckau zu gewinnen, um 4 Uhr Nachmittags erreichte er ſie bei Zinnitz, Abends um 11 Uhr war er in Luckau; die Truppen hatten bei furchtbarer Hitze in ſchrecklichem Staub einen ununterbrochenen Gewaltmarſch von 5 Meilen gemacht. Die Brigade Heſſen-Homburg ging durch die Stadt und lagerte auf den jenſeitigen Höhen, Oppen mit der Nachhut dieſſeits bei Kahnsdorf, Harpe der erſt am folgenden Morgen ankam, zog ebenfalls auf die Höhen hinaus, die Brigade Thümen kam noch ſpäter in's Lager; es hieß faſt ein Drittheil der Mannſchaft ſei unterwegs ermüdet liegen geblieben, ſie fanden ſich aber zeitig wieder bei den Fahnen ein. Boyen war von Jüterbogk und Borſtell von Guben eiligſt herbeigerufen und beide in beſchleunigtem Anmarſch.

Nach der Hitze war ſtarkes Regenwetter eingetreten. Bülow ſtieg am 4. in aller Frühe zu Pferd, beſichtigte die Gegend, ordnete die Stellung der Truppen, und theilte den Generalen mündlich ſeine Befehle aus. Luckau, von ſtarken Mauern und tiefem Waſſergraben, dann von Gärten umgeben, liegt an der Berſte, die bei Lübben in die Spree fällt. Oberhalb der Stadt breitet ſich ungangbarer Sumpfboden aus, der ſich bis weit unterhalb hinzieht. Auf dem linken Ufer weſtlich erheben ſich drei beträchtliche Anhöhen, wo Bülow ſeine Hauptſtellung nahm, und eine zwölfpfündige Batterie aufpflanzte. Auf dem rechten Flügel ſtand Harpe mit ſeinen ruſſiſchen Regimentern bei Wittmannsdorf, das zur Anlehnung diente, Thümen hielt die Mitte und ſollte die Stadt vertheidigen, Heſſen-Homburg bildete den linken Flügel und die Reſerve, auf und hinter den Höhen bis Wieringsdorf; Borſtell, wenn er einträfe, ſollte den linken Flügel verſtärken; Oppen bekam die Befehle nicht, die ihn anwieſen die Kalau'ſche Vorſtadt mit ſeinen Füſilieren und Jägern zu halten, Geſchütz und Reiterei aber außen um die Stadt auf die Höhen zurückzuſchicken. Um 9 Uhr Vormittags erſchien der Feind vom Marſchall Oudinot befehligt in großer Stärke und griff die Vortruppen bei Kahnsdorf heftig an. Dieſe wichen, der Feind nahm die Vorſtadt und drang auf das Stadtthor an. Zur rechten Zeit kam der Major von Perbandt und lenkte die Reiterei aus dem Getümmel links um die Stadt, die Füſiliere und Jäger warfen ſich in die Gärten. Heftiges Plänklergefecht dehnte ſich links in den Gärten aus, der Feind drang überall mit Ungeſtüm vor. Am Thore, wo der Lieutenant von Burſtini rechtzeitige Unterſtützung herbeiführte, wurde er mit dem Bajonet zurückgetrieben. Bülow befahl nun, die Kalau'ſche Vorſtadt wiederzunehmen, der Major von Gleißenberg mit ſeinem Bataillon, das ſchon in ſtarkem Plänkeln begriffen war, machte den erſten Angriff, der Hauptmann von Orlikowski fiel, der Hauptmann von Keſteloot drang entſchloſſen vor, die Vorſtadt wurde genommen. Oudinot ließ unter heftigem Feuer ſeines Geſchützes neue ſtärkere Truppenmacht anrücken und nahm die Vorſtadt wieder. Der Major von Gagern aber behauptete ſich in dem Theile nächſt dem Thore. Auch der Lieutenant von Kaweczinski mit ſeiner Kompanie freiwilliger Jäger hielt den Kirchhof bis zum Abend, wo der Major von Lettow mit ſeinem Bataillon dorthin vordrang und die weiter links liegende Mühle nahm.

Die Franzoſen warfen Granaten in die Vorſtadt, welche ſchnell in Brand gerieth und faſt ganz niederbrannte; viele Verwundete von beiden Seiten kamen hier in den Flammen um. Inzwiſchen war auch oberhalb von Luckau der Feind über die Berſte gegangen, und auf den naſſen Wieſen entſpann ſich ein lebhaftes Plänklerfeuer, Preußen und Ruſſen ſtanden im Gefecht. Die Franzoſen rückten zugleich unterhalb der Stadt mit ſtarker Macht zum Angriff vor, immer mehr Truppen, immer mehr Batterieen kamen in's Feuer. Bülow befahl dem Major von Sandrart mit ſeinem Huſarenregiment und einer halben reitenden Batterie durch die Vorſtadt durchzubrechen und das feindliche Fußvolk, das durch das Gefecht ſchon etwas aus einander gekommen, zu ſprengen. Die fortwüthende Feuersbrunſt hinderte die Ausführung. Um dieſe Zeit, 5 Uhr Nachmittags, erſchien Boyen bei Zöllmersdorf, er hatte 6 Meilen zurückgelegt, die letzten $2\frac{1}{2}$ Meilen in 4 Stunden; doch ehe er an dem Kampfe theilnehmen konnte, forderte dieſer raſche Entſchließung. Bülow, um ſeine linke Flanke beſorgt und um Vorſtell, der durch das Vordringen des Feindes abgeſchnitten werden konnte, ſandte an Oppen den Befehl, mit aller ſeiner Reiterei, der auch die Huſaren Sandrart's und 2 ruſſiſche Schwadronen nebſt noch einer halben reitenden Batterie ſich anſchloſſen, bei Wieringsdorf über die Verſte und in des Feindes rechte Flanke vorzugehen. Oppen ließ ſein Fußvolk bei Wieringsdorf, ging durch eine Furt auf das rechte Ufer und an dem Fuß der jenſeitigen Hügelung gegen Kahnsdorf vor. Seine Vorhut machte der Oberſtlieutenant von Treskow mit einer Schwadron Dragoner, ſie ſtieß hinter Kahnsdorf auf feindliche Reiterei, der Lieutenant von Gotzkow mit 30 Reitern warf ſie augenblicklich, allein 2 bis 3 Schwadronen nahmen ſie auf, und nun war es hohe Zeit daß Treskow zu Hülfe kam. Oppen indeß folgte ſchnell, trabte an Kahnsdorf vorbei und ſtieß auf einige Maſſen Fußvolk, jede von mehr als Bataillonsſtärke, dazwiſchen ein baieriſches Reiterregiment, auf dem rechten Flügel Geſchütz, in der Fronte Gräben. Doch Oppen achtete weder Hinderniß noch Uebermacht, mit verhängtem Zügel ſtürzten ſeine Reiter zum Angriff, die Huſaren warfen das baieriſche Regiment, die Dragoner nahmen 2 Kanonen und 1 Haubitze. Das franzöſiſche Fußvolk aber ſtand unerſchüttert, feuerte raſch und wirkſam, und rückwärtige Batterieen ſchoſſen gleichfalls. Oppen ging nun langſam zurück, ſeine Leute aus dem Bereich des Geſchützes zu ziehen, die eroberte Haubitze wurde mitgeſchleppt, die 2 Kanonen mußte man trotz aller Anſtrengung zurücklaſſen.

Der feindliche Angriff ließ nun auf allen Seiten plötzlich nach, und mit eintretender Dunkelheit, gegen 9 Uhr Abends, hörte das Gefecht völlig auf. Die Franzoſen mußten Kunde vom Anrücken preußiſcher Verſtärkungen erhalten haben, und konnten nun um ſo weniger hoffen hier durchzubrechen. Oppen blieb auf dem rechten Ufer der Verſte, die anderen Truppen in ihren Stellungen, alle gänzlich erſchöpft vom heißen zwölfſtündigen Kampfe und den vorhergegangenen Märſchen. Feuer, das in der Stadt ausgebrochen war, wurde gelöſcht, der Brand der Vorſtadt aber dauerte die ganze Nacht und erleuchtete die Lagerſtätten. Für Borſtell war nun keine Sorge mehr, der zurückgeſchlagene Feind konnte ihm nichts mehr anhaben. Borſtell war in 2 Tagen über 13 Meilen marſchirt, im tiefſten Sand, unter brennender Sonne, und zweimaligem Gewitter. Als er Abends um 7 Uhr in Lübben eintraf, erfuhr er, daß man ſich bei Luckau ſchlug, legte aber doch ſeine erſchöpften Truppen in Quartiere; ein Schreiben Bülow's rief ihn, obwohl Luckau behauptet worden, dennoch eiligſt dorthin, alſo brach er um 11 Uhr Abends wieder auf, und marſchirte mit aller Vorſicht weiter, bis er endlich bei Duben auf Oppen's Reiter ſtieß und nun alle Gefahr vorüber war; vor 3 Uhr Morgens war er bei Luckau.

Dieſes Gefecht von Luckau gehört unſtreitig zu den ruhmwürdigſten, ſowohl für den General als ſeine Unterbefehlshaber und die tapferen Truppen. Das Geſchütz hatte wenig wirken können, nur im Anfang feuerte es über die Stadt hinaus auf den anrückenden Feind; dagegen hatte das Fußvolk alle Patronen verſchoſſen, die Reiterei den kühnſten Muth bewährt. Die Preußen verloren gegen 500 Mann, der Feind gewiß nicht weniger, außerdem in den nächſten Tagen gegen 1000 Mann an Gefangenen. Man hatte von beiden Seiten mit größter Erbitterung gefochten, furchtbar auch durch den Brand gelitten. Der Major von Rüchel-Kleiſt, der von Duben zu Bülow eilte ihm Borſtell's Ankunft zu melden, erzählt hievon: „Beim Durchreiten durch die Kalau'ſche Vorſtadt machte der Zuſtand der dort liegenden verbrannten Leichen, überhaupt die ganze daſelbſt herrſchende Zerſtörung, einen ſolchen Eindruck auf mein Gemüth, daß bei der Zurückkunft zur Brigade alle Bekannte über mein blaſſes Ausſehen erſtaunten. Ich kann wohl ſagen, daß ich manches ähnlicher Art erlebt habe, das Schlachtfeld von Leipzig, die hungernden Gefangenen in dieſer Stadt, das Bivouak auf dem Schlachtfelde von Bellealliance; alles dies muß aber dennoch vor dem gräßlichen Anblick der Vorſtadt von Luckau in den Hintergrund treten.“ Aber weit größer als der Kampf ſelbſt war ſeine Bedeutung. Die unerhörten Anſtrengungen, die harten Entbehrungen und getäuſchten Hoffnungen, unter denen die Truppen ſo lange hin und her ziehen mußten, ohne daß ein rechtes Ziel dabei ſich zeigen wollte, waren endlich durch eine rühmliche Waffenthat gekrönt, eine Waffenthat von ſo außerordentlichem Werthe, daß der Gewinn mancher Schlacht dagegen geringer erſcheint. Denn gewiß, kam Bülow hier dem Feinde nicht zuvor, und ſchlug er ihn hier nicht zurück, ſo ſtand den Franzoſen bis Berlin nichts mehr im Wege, und die Hauptſtadt fiel unrettbar in des Feindes Hand. Sowohl der Unternehmungsgeiſt Oudinot's als ſeine ſtarke Truppenmacht verbürgten die Ausführung dieſes beabſichtigten Schlages; der Widerſtand bei Luckau vereitelte ihn.

Am folgenden Tage ſchrieb Bülow ſelbſt einen Bericht an den König und ſagte darin: „Da nunmehr der General von Borſtell und Oberſt von Boyen ſich mit mir vereinigt haben, ſo glaube ich im Stande zu ſein, dem Feinde entgegengehen zu können, um ihn wo möglich anzugreifen. In dieſem Momente würde es von den größten Folgen ſein, wenn ich ihn ſchlagen ſollte. Im Rücken der großen Armee iſt nichts, was ſich mir entgegenſtellen könnte; auch im Fall des Nichtgelingens würde der Nachtheil nicht groß ſein, indem ich immer wieder eine vortheilhafte Stellung nehmen könnte, aus der dem Feinde das weitere Vorgehen zu verwehren ſein würde.“ Den Generalen und Offizieren ſo wie den Truppen überhaupt ertheilte er das größte Lob, und rühmt insbeſondere den Eifer und die Tapferkeit des Majors von Perbandt, des Hauptmanns von Weyrach und des Lieutenants von Prittwitz, welche nebſt vielen anderen Offizieren durch das eiſerne Kreuz belohnt wurden. Bülow erhielt das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe und ruſſiſcherſeits den St. Annenorden erſter Klaſſe; im Ganzen kamen 95 eiſerne Kreuze für dieſes Gefecht zur Vertheilung; viele Beförderungen fanden Statt, Oppen wurde in ſeinen früheren Dienſtaltersrang wieder eingeſetzt.

Der Feind hatte ſich nach Sonnenwalde zurückgezogen. Der Major von Perbandt mit 2 Schwadronen und Koſaken folgte ihm dahin nach, der Lieutenant von Prittwitz mit 1 Schwadron ging auf Herzberg, ſie ſandten genaue Nachrichten und viele Gefangene ein. In Luckau fehlten die Lebensmittel, und die ermüdeten Truppen mußten um ſie zu erlangen neue Anſtrengungen machen. Einige Tage Raſt waren ihnen zur Erholung durchaus nöthig. Der Anſicht, daß Bülow jetzt hätte thätiger verfolgen, raſcher vorgehen können, treten wir nicht bei, und wenn ſelbſt Prittwitz ſie äußert, ſo zeigt das nur welch hohe Meinung er von ſeinem General hatte, dem ſie noch zutraute was keiner vermocht hätte.

Am 6. Juni hielt Bülow mit ſeinen Truppen eine gottesdienſtliche Dankfeier. Perbandt rückte bis gegen Uebigau vor, wo ſich der Feind in großer Stärke hinter der ſchwarzen Elſter aufgeſtellt hatte; dieſer drang ſogar von Uebigau wieder ſtark gegen Herzberg vor, und ſeine weiteren Unternehmungen ſchienen, ungeachtet der blutigen Abweiſung bei Luckau, keineswegs aufgegeben. Die ausgeſandten Streifſchaaren thaten ihm vielen Abbruch; unter anderen überfiel der Rittmeiſter von Blankenburg einen Wagenzug, der unter Bedeckung von 100 Mann nach Dresden fuhr, von denen er 1 Hauptmann und 64 Gemeine gefangen nahm.

Den folgenden Tag war Bülow beſchäftigt alles zum Aufbruch zu ordnen, indem er Oudinot's linke Flanke bedrohen und gegen die Elbe vordringen wollte, als unerwartet gleich nach Mittag ein ruſſiſcher Major von einem preußiſchen und einem franzöſiſchen Offizier begleitet, eintraf, und den zu Pleßwitz am 4. Juni geſchloſſenen Waffenſtillſtand ankündigte, von dem auch eine Königliche Kabinetsordre vom 5. aus Gröditz beſtimmte Kenntniß gab. Das Erſtaunen war allgemein und äußerte ſich in Unwillen und Schmerz, in Trauer und Sorge. Bülow ſelbſt war tief ergriffen, ſich grade jetzt, in Ausſicht fernerer Erfolge, plötzlich gehemmt zu ſehen. Doch ließ er ſich durch Gefühle keiner Art in Ausführung deſſen was die Pflicht gebot einen Augenblick irren. Er ſandte ſogleich den Hauptmann von Weyrach nach Herzberg zum Marſchall Oudinot, um mit demſelben nähere Verabredungen zu treffen. Die Vorſchriften des Waffenſtillſtandes waren ſehr beſtimmt, ſie räumten ganz Sachſen wie auch die anhaltiſchen Lande den Franzoſen ein; nur wegen des Kottbuſer Kreiſes und wegen Kroſſen fanden einige Zweifel Statt, die jedoch nur durch höhere Entſcheidung gelöſt werden konnten. Einige Uebergriffe der Franzoſen im Bereiche

Boyen's wies dieſer mit den Waffen zurück. Wegen Kroſſen hielt Bülow jedoch einſtweilen die für Preußen günſtige Auslegung feſt, und ſandte dem Oberſten von Dobſchütz den Befehl, dort auf jeden Fall ſich zu behaupten, wie dies auch gleich darauf durch ein Schreiben Gneiſenau's aus dem großen Hauptquartier anbefohlen wurde.

Welche Beweggründe beim Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes vorgewaltet, wurde vielfach erörtert. In Wahrheit hatte man auf beiden Seiten das dringende Bedürfniß eines Stillſtandes gefühlt, ſei es um zur weiteren Kriegsführung neue Kräfte zu ſammeln, oder, wie es wenigſtens Napoleon mitbeabſichtigte, durch Unterhandlungen einen günſtigen Frieden zu erlangen. Jeder Theil glaubte durch den Stillſtand am meiſten zu gewinnen, wirklich aber war er, wie die Folge zeigte, den Verbündeten ſowohl am nöthigſten als am fruchtbarſten, und ſeinem Abſchluſſe lag auch am wenigſten von ihrer Seite eine beſorgliche Friedensliebe oder geſunkenes Vertrauen zum Grunde, vielmehr die muthige Hoffnung, gekräftigt durch eigne Rüſtungen und durch Oeſterreichs Beitritt den Kampf zu rechter Zeit wiederaufzunehmen. Sobald man dieſer Geſinnung und dieſes Willens bei den höchſten Leitern verſichert war, fühlte man ſich bei dem Waffenſtillſtande ganz beruhigt, und ſtrebte nur aus allen Kräften die vergönnte Zeit für den großen gemeinſamen Zweck möglichſt zu benutzen. —

Mit dem Eintritt dieſer Waffenruhe ſchließt in der Laufbahn unſeres Helden ein bedeutender Abſchnitt, der etwas umſtändlich zu ſchildern war, weil die Kraft und der Werth ſeiner Kriegsführung weniger in einzelnen großen Schlägen, wiewohl auch ſolche nicht fehlen, als in einer Fülle von Thätigkeiten, Bewegungen und Anſtalten zu erkennen iſt, von denen ein zu allgemeiner Ueberblick nicht die gehörige Anſchauung giebt. Seine Art und Weiſe hatte genug Mißſtimmung erregt, bei den Truppen ſelbſt und manchen tadelſüchtigen Führern, bei den Landes- und Militairbehörden, am meiſten bei den Bewohnern von Berlin. Immer nur Märſche, ſagte man, vor- und rückwärts, hin und her, ohne feſtes Ziel, kein kräftiges Losſchlagen; er müdet die Truppen nutzlos ab, er gebraucht ſie nicht! Zuletzt hieß es ſogar, ihm ſei der Befehl genommen. Im großen Hauptquartier urtheilte man anders, von dort erhielt Bülow nur ſtets anerkennendes Lob, dort erkannte man ſein großes Verdienſt. Auch der Kronprinz von Schweden, der in Stralſund ſeine Theilnahme am Kriege zögernd vorbereitete, und ſich Bülow's bisherige Kriegsbewegungen erörtern ließ, rief gegen den Major Grafen von Kalckreuth wiederholt aus: „Ah! bien! bien! voilà ce qui s'appelle opérer en capitaine expérimenté.“ In der That hatte Bülow mit einer Minderzahl von Truppen, die er großentheils erſt ſchaffen und bilden mußte, unter Mangel und Hemmung und Mißverhältniſſen aller Art, gegen einen übermächtigen, thätigen, im Beſitz aller Vortheile befindlichen Feind ſeine ſchwierige Aufgabe glänzend erfüllt. Er hatte ſtets nur dieſe und das Ganze im Auge, er that jedesmal was die Sache forderte, unbekümmert um die eigne Gefahr, die er meiden, um den eignen Ruhm, den er in anderer Weiſe leichter gewinnen konnte; die Gelegenheit glänzende, weitſchallende Schläge zu thun war auch ihm eröffnet, er that ſie wo es ihm nöthig ſchien, aber er durfte nicht zu viel auf's Spiel ſetzen, ſeine Truppen waren der Kern aller preußiſchen Kriegsführung in der Mark, mit ihnen wurde mehr aufgeopfert als ſie ſelbſt. Seine Märſche aber waren ſtets wohlberechnete, oft kühne und faſt immer ſichre Züge der Einſicht und Beſonnenheit gegenüber einer Uebermacht, die ihren Stoß dahin oder dorthin nach Belieben führen konnte. —

Bülow trat am 9. Juni den Rückmarſch von Luckau nach der Mark an, bis zu deren Gränzen die Franzoſen nachrückten. Am 10. war ſein Hauptquartier in Baruth, am 11. in Mittenwalde, am 12. in Berlin, wo es verblieb. Die Brigaden Heſſen-Homburg und Vorſtell nahmen ihre Quartiere in und um Berlin, die Brigade Thümen in und bei Potsdam, die Vorhut unter Oppen blieb in Mittenwalde, die äußerſte Gränze wurde mit Koſaken beſetzt. Die Frage wegen Kroſſen war inzwiſchen ſehr ernſt geworden. Der Marſchall Victor wollte dort ſeine Truppen einrücken laſſen, und forderte den Oberſten von Dobſchütz kraft des Waffenſtillſtandes auf, die Stadt zu räumen. Dieſer weigerte ſich, ſchrieb aber an Bülow um weitere Verhaltungsbefehle. Dieſer, um ganz ſicher zu ſein, ſandte den Hauptmann von Weyrach nach Kroſſen mit dem beſtimmten Befehl jeden Angriff mit allem Nachdruck zurückzuweiſen, zugleich beorderte er Verſtärkungen hin, zuerſt 1 Bataillon aus Fürſtenwalde, dann noch 6 Landwehrbataillone und eine halbe Batterie. Victor, der aus Weyrach's feſten Erklärungen und aus dieſen Anſtalten ſah, daß er ohne blutigen Kampf nicht vordringen könne, ließ nach einigen Verhandlungen ſeine Forderung fallen, und Kroſſen verblieb den Preußen. — War man nach außen mit den Feinden einigermaßen fertig, ſo gaben die inneren Verhältniſſe Gelegenheit zu Reibungen und Verdrießlichkeiten. Mancherlei Erörterung und Spannung fand mit den Landesbehörden Statt, ſie waren unzufrieden über Bülow's Quartierung der Truppen, die ihnen zu verpflegen oblag, doch mußten die Verwaltungsrückſichten den militairiſchen nachſtehen. Auch wegen der Anſtalten in Betreff der Landwehr, der Stellung von Arbeitern zum Schanzen, und anderen Erforderniſſen gab es mannigfache Schwierigkeiten. Innerhalb der militairiſchen Verhältniſſe ſelbſt ging nicht alles in ſtrenger Ordnung; mancher Eifer war in Schranken zu halten, manche Trägheit zu ſpornen. Nicht immer lief die Rüge des Ungehorſams ſo leicht ab, wie bei dem Major von Hellwig, der früher, wie erwähnt worden, dem Befehl Bülow's ſo dreiſt entſchlüpft war; durch den Waffenſtillſtand überraſcht, hatte dieſer ſich aus Sachſen in die Mark zurückziehen müſſen und in Brandenburg mit ſeiner Freiſchaar Quartiere genommen; hier war er aber wieder im Bereiche von Bülow's Befehl, und dieſer beſchied ihn perſönlich nach Berlin; er zögerte jedoch, und erſt, als der Kommandant von Brandenburg desfalls Auftrag erhielt, begab er ſich auf den Weg. Seine Sache hatte er durch den neuen Ungehorſam nur verſchlimmert; allein in Berlin angekommen und bei Bülow vorgelaſſen, muß er, wie Prittwitz ſagt, die rechte Art und Weiſe mit ihm zu ſprechen ſo gut getroffen haben, daß der ſtrenge General nicht nur die ganze Sache völlig ruhen ließ, ſondern auch derſelben nie mehr erwähnte. —

Doch alles dies war von nur geringer Wichtigkeit in Vergleich der großen allgemeinen Verhältniſſe, denen jede Aufmerkſamkeit und Sorge ſich zuwendete. Den Beitritt von Oeſterreich konnte man als gewiß anſehen, alle Nachrichten aus Schleſien und Böhmen gaben darüber völlige Beruhigung; die Friedensverhandlungen, die in Prag eröffnet wurden, konnten nur Erfolg haben, ſo wußte man, wenn Napoleon in allen Dingen nachgab, und dies war in keiner Weiſe zu erwarten. Nicht weniger bedeutend erſchien das Bündniß mit Schweden, das den Verbündeten zwar keine große Truppenzahl, aber in dem Kronprinzen einen erprobten Feldherrn zuführte, auf den die öffentliche Meinung ein ungemeſſenes Vertrauen ſetzte. Zwar hatte der Kronprinz durch ſein zögerndes Zurückhalten bei ſo drängenden Umſtänden, wie die nach den Schlachten von Lützen und Bautzen waren, dieſes Vertrauen etwas erſchüttert, noch mehr geſchah dies, als er das von den Franzoſen hartbedrohte und von ſchwediſchen Truppen ſchon gerettete Hamburg durch den befohlenen Abzug der letzteren wieder dem Unterdrücker preisgab, und jetzt in den erſten Tagen des Waffenſtillſtandes den General Döbeln, der auf den Hülferuf des Generals von Tettenborn ein paar tauſend Schweden dorthin hatte vorrücken laſſen, vor ein Kriegsgericht ſtellte, das ihn, weil er ohne Befehl vorgegangen war, zum Tode verurtheilte. Allein die Freunde des Kronprinzen führten manches an, was ihn rechtfertigen, wenigſtens entſchuldigen konnte; von ruſſiſcher Seite war manches geſchehen was ihm Zweifel an der Aufrichtigkeit des eingegangenen Bündniſſes erregen durfte — ſo vor allem die Sendung des Fürſten Dolgorukii nach Kopenhagen, — das Heer, welches er befehligen und dem er die ſchwediſchen Truppen anſchließen ſollte, war nicht vorhanden; es war nicht zu verlangen, daß er letztere, den Kern der ſchwediſchen Kriegsmacht rückſichtslos für eine Sache opferte, die für Schweden jedenfalls eine andere war, als für Preußen und ſelbſt für Rußland. Die Waffenruhe gab wenigſtens Friſt und Muße, daß dieſe getrübten Verhältniſſe ſich wieder klären und verſöhnen konnten. —

Der treuloſe Ueberfall, den die Franzoſen trotz des Waffenſtillſtandes gegen die im Rückmarſch begriffene Reiterei der Lützow'ſchen Freiſchaar bei Kitzen verübten, erregte den allgemeinſten Unwillen, ganz beſonders empört war Bülow über dieſen verrätheriſchen Angriff, er hielt Preußen durch dieſen Bruch des Vertrags für berechtigt nun auch ſeinerſeits nach Belieben loszuſchlagen, er rieth dies an einem feſtgeſetzten Tag auf allen Punkten zu thun, und erklärte ſich mit ſeinen Truppen dazu bereit. Indeß erſchienen die Vortheile des Waffenſtillſtandes für die allgemeinen kräftigen Rüſtungen, die überall eifrig im Werke waren, viel zu wichtig, als daß man ſie hätte ſchon jetzt voreilig wieder aufgeben dürfen. —

Preußen war in den Krieg mitfortgeriſſen worden, ehe ſein Heerweſen dazu gehörig bereitet ſein konnte; aus den Reihen des Feindes heraus, zwiſchen deſſen Heerzügen, hatten die Truppen ſich zum Kampfe geſtellt, ohne ſich vorher ſondern und ordnen zu können. Jetzt war man bedacht, durch eine neue Eintheilung dem Uebelſtande abzuhelfen. Die im Felde ſtehenden Truppen wurden in drei, von Yorck, Kleiſt und Bülow befehligte Heertheile geſondert; alle drei ſollten unter dem Oberbefehl Blücher's ſtehen. Die letztere Beſtimmung aber wurde durch ſpätere Beſchlüſſe der Verbündeten abgeändert, welche eine neue gemiſchte Heerordnung feſtſtellten. Die genannten Heertheile wurden als erſter, zweiter und dritter bezeichnet, ſpäter kam noch ein vierter aus Tauentzien's Truppen beſtehend hinzu.

Drei Hauptheere wurden angeordnet, das böhmiſche unter dem Oberbefehl des Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg, aus Oeſterreichern, Preußen und Ruſſen beſtehend, das ſchleſiſche unter Blücher, aus Preußen und Ruſſen, das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, aus Preußen, Ruſſen und Schweden, zu denen noch die gemiſchten Truppen Wallmoden's kamen, zuſammengeſetzt. Den höchſten Oberbefehl über dieſe Heere hätte ſich der Kaiſer von Rußland nicht ungern übertragen geſehen, auch der Kronprinz von Schweden ließ einige Anſprüche blicken; indeß wurde der Fürſt von Schwarzenberg damit betraut, deſſen Perſönlichkeit dem Anſehen der Herrſcher genug Spielraum gab und den anderen Feldherren wenig Eiferſucht weckte. Dem Kronprinzen war ein Heer von 120,000 Mann zugeſagt, und man mußte ſtreben das Nordheer auf dieſe Stärke zu bringen. Zu den Schweden, die er ſelbſt und unter ihm der Feldmarſchall Stedingk befehligte, wurden ihm die Heertheile von Bülow, Tauentzien und Wallmoden überwieſen, ſpäter auch noch die Ruſſen unter Wintzingerode. —

In einer Berathung zu Trachenberg, wo der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland mit dem Kronprinzen von Schweden am 10. Juli zuſammentrafen, wurde dies näher feſtgeſetzt und zugleich der Kriegsplan beſchloſſen, der bei Wiedereintritt der Feindſeligkeiten befolgt werden ſollte. Der Kronprinz bezeigte ſein Mißvergnügen, die Truppen, die er befehligen ſollte, nicht in der verheißenen Stärke vorzufinden, und war anfangs wenig zufrieden mit der ihm zugedachten Beſtimmung, mit 70,000 zwiſchen Torgau und Magdeburg über die Elbe und gegen Leipzig vorzudringen, was ſich in anderem Ausdruck darauf beſchränkte, die Marken und Berlin zu ſchützen und allenfalls Wittenberg zu belagern. Nach vielem Widerſpruch und einigen erlangten Zugeſtändniſſen, die ſeine Befehlsmacht in gewiſſen Fällen ausdehnten, willigte er endlich in die vorgeſchlagenen Anordnungen. Seine bei der Erörterung dieſer Sachen dargelegte Kriegseinſicht, ſeine Beredſamkeit und überhaupt ſein perſönliches Benehmen machten den beſten Eindruck und ſtärkten die Hoffnungen, die man auf ſeine Mitwirkung ſetzte.

Darauf ergingen die näheren Befehle zur neuen Bildung und Einrichtung des von Bülow zu befehligenden preußiſchen dritten Heertheils. Im Ganzen verblieben ihm die bisherigen Truppen, doch die Zuſammenſtellung wurde mannigfach verändert. Er hatte 4 Brigaden, dem Werthe nach Diviſionen, die dritte, vierte, fünfte und ſechſte, befehligt von den Generalen Prinz Ludwig von Heſſen-Homburg, Thümen, Borſtell und dem Oberſten von Krafft, jeder Brigade war Reiterei und Geſchütz zugetheilt, die Reſervereiterei wurde unter Oppen's Befehl geſtellt, das Reſervegeſchütz befehligte der Oberſtlieutenant von Holzendorf, alles zuſammen betrug 40 Bataillons, worunter 12 Bataillons Landwehr, 45 Schwadronen, worunter 16 Schwadronen Landwehr, und 80 Geſchütze. Boyen's einſtweilige Brigade wurde aufgelöſt, er ſelbſt trat an die Spitze von Bülow's Generalſtab, dem der Oberſt von Zielinski als Ober-Quartiermeiſter, die Majors von Reiche und von Perbandt als Generalſtabsoffiziere angehörten. Die Vorhut bekam Borſtell, deſſen Brigade die meiſte Reiterei, nämlich 9 Schwadronen hatte. Die ruſſiſchen Truppen unter Harpe wurden zu Woronzoff abgerufen, es verblieben nur zwei ruſſiſche zwölfpfündige Batterieen und einige Koſakenregimenter.

Der König kam den 14. Juli unerwartet aus Schleſien nach Charlottenburg. Gleich am folgenden Tage beſichtigte er die in und bei Berlin ſtehenden Bülow'ſchen Truppen, am 16. die bei Potsdam ſtehenden. Ihm war hinterbracht worden, daß viele der Offiziere wegen des Waffenſtillſtandes ſehr unzufrieden waren und ſich darüber in hartem Tadel ausgelaſſen hatten. Hiedurch ſchon ſehr verſtimmt, wurde er es noch mehr durch einige Verſtöße, die bei der Beſichtigung vorfielen. Nach der Mittagstafel, zu der alle Stabsoffiziere geladen waren, hielt er dieſen folgende Anſprache: „Mit wahrhafter Trauer habe ich das Armeekorps geſehen. Sie haben die Zeit des Waffenſtillſtandes gar nicht benutzt, und die Truppen ſind in allem noch ſo zurück, daß, da in wenigen Tagen der Krieg wieder angeht, ich Urſache habe alles Mögliche zu befürchten. Ich will aber den Herren ſagen, woran es liegt. Anſtatt ſich mit ihren Bataillons zu beſchäftigen, bekümmern ſie ſich zu viel um die Politik, und haben es getadelt, daß ich den Waffenſtillſtand eingegangen bin. Meine Herren! ein jeder bleibe bei ſeinem Leiſten! Thun Sie Ihre Schuldigkeit und bekümmern Sie ſich gar nicht um mich! Ich werde ſchon wiſſen was ich zu thun und zu verantworten habe.“ Graf Henckel von Donnersmark, der dies als Augenzeuge mittheilt, ſagt nicht, wiefern Bülow ſelbſt von dieſer Unzufriedenheit des Königs berührt worden; wahrſcheinlich traf ſie ihn gar nicht, ſondern rügte nur das, was ihm ſelber ſchon oft mißfällig oder läſtig geworden war. — Der König war auch mit den Befeſtigungsarbeiten unzufrieden, und befahl ſtatt der unbedeutenden Fleſchen größere Verſchanzungen aufzuwerfen; daß er zugleich die Vertheidigung Berlins durch die Einwohner als für eine große Stadt nicht geeignet erklärte, wurde von den Bürgern mit großer Freude vernommen, denn nur mit Piken bewaffnet und faſt ganz ſich ſelbſt überlaſſen fühlten ſie ſich wenig wehrhaft. Der Berliner Landſturm wurde demnach aufgelöſt, dagegen die Errichtung von Bürgerbataillonen unter militairiſcher Leitung anbefohlen. — Die märkiſche Landwehr, von der ſchon ein Theil im Feuer ſich trefflich bewährt hatte, vollſtändig auszurüſten und in's Feld zu ſtellen, war Bülow nach Kräften behülflich. Es wurden 7 Brigaden Fußvolk in 2 Diviſionen unter dem Generalmajor von Putlitz bei Zehdenik und dem Generallieutenant von Hirſchfeldt bei Ruppin zuſammengezogen, außerdem Reiterei, die zu Neuſtadt an der Doſſe und Fehrbellin ſich einübte. —

Die Truppen aller Waffen waren vom beſten Geiſte beſeelt; die ſchon geübten dienten den ungeübten zu eifrigen Lehrmeiſtern, der gute Wille leiſtete mehr, als irgend ein Zwangsgebot, das faſt gar nicht erfordert wurde. Wenn den Befehlshabern noch die Siegesgewöhnung der Franzoſen, ihre treffliche Führung, vor allem das Genie ihres gewaltigen Feldherrn und Kaiſers hin und wieder einige Scheu einflößte, ſo fürchtete dagegen der gemeine Mann ſeinen Feind im geringſten nicht, ſondern wünſchte nur eifrigſt ihm ſo recht Mann gegen Mann entgegenzuſtehen, um ihn die Ueberlegenheit der deutſchen Fauſt fühlen zu laſſen. „Es fluſcht beſſer!" ſagten die Landwehrmänner, wenn ſie lieber mit dem umgekehrten Gewehr als mit dem Bajonet auf den Feind losgingen, und die Offiziere, ja der Kronprinz von Schweden ſelbſt, als er von dieſer furchtbaren Art von Handgemenge zuerſt gehört, ließen die Leute in Gottes Namen „fluſchen". Zwiſchen Landwehr und Linie beſtand das freundlichſte Einvernehmen, höchſtens hatten einige alte Offiziere noch ein Vorurtheil gegen die Landwehr. Auch mit den ruſſiſchen Truppen vertrugen ſich die preußiſchen ſehr gut; trotz der Verſchiedenheit der Sprachen knüpfte ſich zwiſchen beiden leicht ein kammeradſchaftliches Verhältniß. Es fehlte nicht an Witz und guter Laune im Ausdruck deſſelben. Einer beſonderen Eigenthümlichkeit müſſen wir hier gedenken, die zwar unter den York'ſchen Truppen ihren Urſprung nahm, aber auch in den Bülow'ſchen heimiſch wurde, und ſich durch den ganzen Krieg hindurch wirkſam erhielt. Schon im Jahre 1811 war in Preußen bei dem Fußvolk von York ein Zuruf des Neckens und der Luſtigkeit entſtanden, der folgenden Urſprung hatte. Ein Chirurgus Namens Heurich war beim Exerziren vom Pferde gefallen, was bei dem Füſilierbataillon des zweiten oſtpreußiſchen Fußregiments ein großes Gelächter erregte. Einſt war das Bataillon in Erwartung des Befehls zum Antreten ſchon eine Weile verſammelt, und um die Zeit zu kürzen, rief einer der Leute zum Scherz: „Wer iſt vom Pferde gefallen?“ Gleich erſcholl aus mehr als zwanzig Kehlen der Ruf: „Heurich!“ Darauf kehrte ein Anderer die Frage um: „Was hat Heurich gethan?“ und hundert Stimmen antworteten: „Er iſt vom Pferde gefallen!“ In vielen Abänderungen und neuen Vorfällen, doch immer in Bezug auf Heurich, wiederholte ſich dieſer Scherz. Die ſchwarzen Huſaren nahmen Theil daran, und Fußvolk und Reiterei begrüßte ſich bald mit dem Zuruf Heurich. Als es in den Krieg ging, zuerſt nach Kurland, bekam die Sache eine ernſtere Bedeutung, der Zuruf Heurich wurde ein Zeichen der Ermunterung, der Freundſchaft, des gegenſeitigen Vertrauens, und wurde nun hauptſächlich an die Reiterei gerichtet, wenn man ſich ihres Erſcheinens und Beiſtandes zu freuen hatte. Nebeneinanderſtehende, auf demſelben Marſch begriffene Truppen ſchloſſen auf dieſe Weiſe eine Art Verbrüderung; wurden ſie getrennt und ſahen einander dann wieder, ſo begrüßten ſie ſich mit dem Namen, der nun nichts anderes hieß, als ein guter Kammerad, ein braver Kerl, und die ſo Verbrüderten theilten gern mit einander Quartier und Koſt, halfen einander in allen Nöthen. Dabei hielten ſie ſtreng darauf, daß nicht ſolche, die dem Bunde noch fremd waren, ſich den Zuruf anmaßten, der dann zurückgewieſen oder unangenehm erwiedert wurde. Dieſer Gebrauch, urſprünglich nur zwiſchen preußiſchen Truppen üblich, erſtreckte ſich bald auch auf ruſſiſche, und mehrere Huſarenregimenter, beſonders aber Koſaken, fanden ſich mit preußiſchem Fußvolk im Heurichsbunde, was als das ſprechendſte

Zeugniß der guten Eintracht gelten kann, welche beiderlei Völker und Waffengattungen damals vereinigte. —

Der Waffenſtillſtand war bis zum 17. Auguſt verlängert worden, aber auf's neue ſeinem Ablauf nah, und daß es jetzt zum Schlagen kommen werde, ließ ſich nicht bezweifeln. In dieſer Ausſicht hatte der Kronprinz von Schweden Stralſund verlaſſen und ſein Hauptquartier am 12. in Oranienburg genommen, wohin er am 13. die Generale Bülow und Tauentzien berief, um ſich mit ihnen zu beſprechen. Er ſtellte ihnen mit Offenheit die Lage der Dinge vor. Im großen Hauptquartier muthete man ihm zwar ein kräftiges Vorgehen und wirkſames Angreifen zu, jedoch hielt er dies unter den waltenden Umſtänden für ihn nicht rathſam. Das Nordheer, noch nicht vollzählig und zum großen Theil aus noch ungeprüften Truppen beſtehend, dehnte ſich über weite Landſtrecken aus; an der oberen Elbe war ſein linker Flügel ohne ſicheren Anhalt, ſein rechter an der Niederelbe durch die beträchtliche Macht des Marſchalls Davouſt bedroht; vor ſeiner Mitte lagen im Beſitz des Feindes die Feſtungen Wittenberg und Torgau, ſeitwärts Magdeburg, im Rücken Stettin. Auf die zuverläſſige, rechtzeitige Mitwirkung der übrigen Feldherren der Verbündeten glaubte er wenig rechnen zu dürfen, die Vielheit, meinte er, ſei mühſam und ſchwierig zur Einheit des Wollens, noch ſchwerer zur Einheit der Ausführung zu bringen; dieſer Vielheit ſtehe Napoleon gegenüber, frei zu jedem Entſchluß, im Gebrauch aller ſeiner Mittel, unbedingten Gehorſams gewiß. Das Vorrecht, den Kampf nach eigner Wahl zu eröffnen, dahin oder dorthin zu werfen, könne man einem ſolchen Feldherrn auch diesmal kaum ſtreitig machen; man müſſe daher abwarten was er thun werde, und darnach ſich richten. Dazu komme, daß er guten Grund habe zu vermuthen, Napoleon werde einen Hauptſchlag zuerſt gegen ihn führen, ſowohl um Berlin zu nehmen, als auch um in ihm einen beſonders verhaßten Gegner zu treffen, und aus alter Kenntniß wiſſe er ſehr gut, mit welcher Raſchheit und Kraft ein ſolcher Schlag geſchehen und wie zweifelhaft und langſam die Hülfe ſein werde, die in ſolchem Fall von den anderen Heeren der Verbündeten zu hoffen ſtehe. Nach allem dieſen gebiete die Klugheit, fürerſt jedes Wagniß zu vermeiden, und mit Vorſicht in guter Haltung abzuwarten, was der Feind beginnen, wohin er ſeine Unternehmungen richten werde. Auch den vorliegenden Kriegsſchauplatz, mit dem er ſich gut bekannt gemacht hatte, ſchilderte er nicht günſtig; zunächſt der Elbe hebt ſich der Boden zu einer Hochfläche, der hohe Fläming genannt, der allenfalls vom Feinde, welcher in Wittenberg eine nahe Stütze und Zuflucht hat, behauptet werden kann, aber den Verbündeten keine feſte Stellung bietet; von da fließen nordwärts mehrere Gewäſſer ab, welche ſumpfige Ufer und weite Niederungen bilden, zwiſchen denen flache Sandhügel und Kiefergehölze hervorragen; dies durchſchnittene Land läßt wenig freie Ausſicht, hemmt und vereinzelt die Bewegung, welche für Geſchütz und Reiterei an vielen Orten nur auf ſchmalen Dämmen geſchehen kann. Dem Feinde war das Vordringen zwar erſchwert; beſonders auch durch Ueberſchwemmungen und Verſchanzungen, aber eine bedeutende Heeresmacht konnte überall durchbrechen, und dann um ſo ſchlimmer die Vertheidiger vereinzelt ſchlagen. Alles was der Kronprinz ſagte, zielte dahin, daß er ſich hinter der Havel aufſtellen wollte, in dieſem Sinn waren alle ſeine Anordnungen gemeint.

Hiedurch wurden nicht nur weite Landesſtrecken freiwillig aufgegeben, ſondern auch Berlin ging ohne Schwertſchlag verloren, und alle zu ſeiner Vertheidigung getroffenen Anſtalten wurden nutzlos. Bülow machte daher die dringendſten Vorſtellungen, berief ſich auf die ausdrückliche Beſtimmung, welche der König ihm ertheilt hatte, und ohne die angegebenen Bodenverhältniſſe zu läugnen, erwies er, daß auch dieſſeits Vortheile daraus zu ziehen ſeien, daß man die Nachtheile am beſten durch raſches Vordringen hinter ſich zurücklaſſe. Der Kronprinz geſtattete hierauf, daß Bülow mit ſeinem Heertheil in der Stellung zwiſchen Berlin und Potsdam hinter der Nuthe und Notte verbliebe, ja er ließ nun auch Wintzingerode's Heertheil in Brandenburg, und einen vorgeſchobenen Poſten deſſelben in Treuenbriezen. Bülow berichtete alles ſogleich an den König, und bat, daß alles aufgeboten würde, um den Kronprinzen anderen Sinnes zu machen.

Der Kronprinz ließ am 17. bei Charlottenburg die Brigaden Heſſen-Homburg und Krafft exerziren, und war mit ihren Ausführungen ſehr zufrieden, nur gaben ihm die vielen jungen Truppen, die noch nicht im Feuer geweſen waren, einiges Bedenken. Er forderte hierauf Bülow'n freundlich auf, ſeine Meinungen und Anſichten ihm ſtets frei zu ſagen, denn einem preußiſchen General ſtehe bei dieſem Kriege, der vorzugsweiſe Preußen angehe, auch vorzugsweiſe ein Wort zu. Bülow ſtellte ſogleich wieder den Vortheil des Angriffs vor Augen, und wurde darin von den ſchwediſchen Generalen Adlercreutz und Löwenhielm unterſtützt, allein der Kronprinz hielt an der eignen Meinung feſt, dies ſei gewagt und zu gefährlich.

Je weniger dieſer geneigt war mit ganzer Macht vorzugehen, deſto mehr mußte ihm daran gelegen ſein, frühzeitig die Bewegungen und die Stärke des Feindes zu erfahren. Er hatte daher den Befehl gegeben, daß ſchon in der Nacht zum 17. Auguſt, faſt noch vor Ablauf des Stillſtandes die Vorpoſten des Nordheers überall die feindlichen mit Nachdruck angreifen, möglichſt viele Gefangene einbringen und Nachrichten vom Feinde ſchaffen ſollten. Vorſtell, dem die Vertheidigungslinie zwiſchen Zoſſen und Königswuſterhauſen, und Thümen, dem die zwiſchen Zoſſen und Trebbin anvertraut war, führten dieſen Befehl mit Kraft und Erfolg aus. Ihre Reiterſchaaren überfielen den Feind an mehreren Orten, beſonders bei Baruth, wo ſie zahlreiche Gefangene machten, von denen die ſchon von verſchiedenen Seiten gemeldeten Nachrichten, daß die Franzoſen auf allen Punkten ungemein ſtark ſeien, beſtätigt wurden. Die Hauptſtärke derſelben ſtand bei Baruth; der Marſchall Oudinot vereinigte unter ſeinem Oberbefehl nahe an 80,000 Mann, außer ſeinem eignen, dem zwölften Heertheil, auch den vierten unter Bertrand und den ſiebenten unter Reynier, dazu die Reiterei unter Arrighi. Auf dieſe Meldungen wurden neue Befehle des Kronprinzen erwartet und am 17. weiter nichts unternommen. Die Franzoſen aber, aufgeſchreckt und kampfluſtig, griffen nun ihrerſeits an, und drängten die äußerſten preußiſchen Poſten auf ihre Unterſtützungen zurück.

Am folgenden Tage zeigte ſich der Feind in großer Stärke, die Preußen wichen der Uebermacht unter lebhaftem Scharmützeln langſam und in größter Ordnung auf Trebbin. Mit der Meldung von dieſem Vordringen erhielt der Kronprinz zugleich die Nachricht, daß die franzöſiſche Diviſion Girard von Magdeburg gegen Brandenburg anrücken ſollte. Nun blieb kein Zweifel, daß der Feind ein ernſtes Abſehen auf Berlin gerichtet habe; ungewiß jedoch, welche der drei Straßen, die von der Elbe nordwärts auf Berlin führen, derſelbe hauptſächlich wählen werde, beſchränkte ſich der Kronprinz darauf, jede dieſer Straßen ſorgſam beobachten zu laſſen. Tauentzien erhielt Befehl auf die Höhen vor Berlin zu rücken. Bülow ſollte ſeine Brigaden Thümen und Borſtell in ihren Stellungen bei Trebbin und Mittenwalde laſſen, er ſelbſt mit den Brigaden Heſſen-Homburg und Krafft, die nach Heinersdorf vorgerückt waren, bei Saarmund lagern, Oppen mit der Reiterei den Paß bei Wittſtock beſetzen. Auch die anderen Truppen des weitvertheilten Nordheers, welche nicht ganz außerhalb des Bereiches waren, wurden ſo aufgeſtellt, daß ihr Mitwirken bei einer zu liefernden Schlacht geſichert war. Seine Anordnungen, in denen der kriegserfahrene General nicht zu verkennen war, erweckten die beſte Hoffnung, daß er eine Schlacht nicht meiden werde und die früheren Beſorgniſſe aufgegeben habe. Auf die Nachricht, daß der Feind hauptſächlich auf den linken Flügel des Kronprinzen anzurücken ſcheine, mußte Bülow ſogleich von Saarmund wieder links nach Heinersdorf zurückkehren.

Inzwiſchen hatte Oudinot, am 20. Auguſt vor Trebbin angelangt, die Gegend daſelbſt als eine ſehr ſchwierige erkannt; die Ueberſchwemmungen, Schanzen und Verhaue, von hinreichenden Truppen tapfer vertheidigt, konnten auch eine beträchtliche Uebermacht lange aufhalten; er beſchloß daher ſeinen Angriff zu theilen, und ließ demgemäß am 21. den vierten Heertheil unter Bertrand auf Sperendorf und Wilmersdorf, den ſiebenten unter Reynier auf Lüdersdorf und Chriſtinendorf vorrücken, während er ſelbſt mit dem zwölften über Scharfenbrück gegen Trebbin ſich in Marſch ſetzte. Trebbin wurde von dem Major von Clauſewitz mit ſeinem

Bataillon und einem Koſakenregiment tapfer vertheidigt, und bis zum Nachmittag gehalten, erſt als der Feind die Stellung umgangen hatte, zogen die Vertheidiger ſich auf die am Thyrower Damm lagernde Unterſtützung zurück. Reynier's Truppen hatten unterdeß Nunsdorf nach hartem Kampfe genommen, Bertrand's Vorhut das Dorf Mellen angegriffen, nicht ohne ſtarken Verluſt und erſt in der Nacht drang ſie dort ein. Die Franzoſen ſtanden jetzt an der Nuthe, und die ſtarke Macht, mit der ſie anrückten, ſo wie die Kraft ihrer gleichzeitigen Angriffe ließen erkennen, daß es nicht auf bloße Vorpoſtenkämpfe abgeſehen ſei. Der tapfre Widerſtand jedoch, den ſie bei den erſten Schritten erfuhren, ſchien ihnen unerwartet und machte ſie vorſichtig. Wie der Kronprinz in Betreff Napoleons beſorgt war, ſo war es Oudinot in Betreff des Kronprinzen, der als erfahrner und glücklicher Feldherr ihm genug bekannt und an der Spitze eines ſtarken Heeres ein ſehr gefährlicher Gegner war. —

Der Kronprinz hatte ſein Hauptquartier von Charlottenburg nach Potsdam verlegt, und traf alle Anſtalten eine Schlacht zu liefern. Gelang es ihm ſeine Streitkräfte zu rechter Zeit zu vereinigen, ſo war er dem Feinde weit überlegen; doch das Herbeiziehen aller verfügbaren Truppen forderte einige Zeit, und um dieſe zu gewinnen mußte der Feind noch möglichſt aufgehalten werden. Die Ueberſchwemmungslinie konnte dazu trefflich dienen, es erging der Befehl, dieſelbe nachdrücklichſt zu vertheidigen. Indeſſen waren die Truppen in beſtändiger Bewegung, der Kronprinz ordnete alles ſelbſt, nach jeder neuen Meldung wurden die Aufſtellungen verändert; der unaufhörliche Wechſel, in regnigtem Wetter, auf ſchlechten Wegen, wobei die Verpflegung oft mangelte, mußte Mißvergnügen und Klagen erwecken, doch die Ausſicht auf Kampf und Sieg ſtärkte und erheiterte wieder. —

Die drei Uebergänge der Nuthe, bei Thyrow, Wittſtock und Jühnsdorf, die den Franzoſen in der Front lagen, waren ſtark beſetzt, die beiden erſteren von Bülow's Truppen, der letztere von Tauentzien's. Oudinot beſichtigte die ganze Linie, und da der Paß bei Thyrow der ſtärkſte und ſchwierigſte ſchien, ſo beſchloß er die beiden anderen zuerſt anzugreifen, wodurch zugleich ſein rechter Flügel ſich vorſchob. Reynier mit dem ſiebenten Heertheil rückte demnach gegen Wittſtock an. Hier mußte zuerſt der Wilmersdorfer Berg genommen werden, wo eine unvollendete Schanze von dem Major von Bentheim mit 6 Kompanieen und 2 Kanonen ſo tapfer vertheidigt wurde, daß Reynier eine ganze Diviſion Sachſen anrücken und 2 ſchwere Batterieen ihr Feuer dorthin richten ließ, worauf dann die Preußen ruhig nach Groß-Beeren abzogen, ſpottend über die Sachſen, die ſelber als ſie ankamen und den geringen Erdaufwurf ſahen, der ihnen ein ſtarkes Befeſtigungswerk geſchienen, ihres Irrthums lachten. Nun aber folgte der Angriff gegen Wittſtock ſelbſt durch die Diviſion Durutte. Hier vertheidigten die preußiſchen Schützen unter dem Hauptmann von François mit 2 Kanonen das Dorf lange Zeit hartnäckig, und als ſie das in Brand gerathene verlaſſen mußten, wehrten ſie dem Feinde durch ihr wohlgenährtes Zielfeuer das Vordringen auf den Damm. Thümen ſandte von Thyrow 2 Bataillons zur Unterſtützung, und das Gefecht wurde kräftig fortgeführt. Allein der Feind, aufmerkſam und rührig, hatte unterdeß eine ſeichte Stelle der Ueberſchwemmung aufgefunden, ſie durchwatet, und rückte nun mit beträchtlicher Stärke über Löwenbruch in Thümen's linke Flanke vor; dieſer mußte augenblicklich ſeine Stellung aufgeben, zog ſeine beiden Bataillons von Wittſtock wieder an ſich, und begann ſeinen Rückzug. Bülow, der hier eine große Gefahr erkannte, ließ eiligſt 4 Reiterregimenter unter Oppen nebſt 2 reitenden Batterieen gegen Wittſtock vorrücken. Hier hatten die Schützen ſich gegen die Uebermacht kaum noch halten können. Die Franzoſen verſuchten auf's neue, über den Damm und Graben vorzudringen und ſich dieſſeits feſtzuſetzen. Oppen ließ eine ſeiner Batterieen auffahren, die den Damm beſtrich und ihren Kartätſchenhagel jenſeits in die gedrängten Reihen warf, die ſich zum Sturm bereitet hatten; gleich kam auch die zweite Batterie heran, und als der Feind in verſtärkter Zahl abermals kühn hervordrang, ſchmetterten dieſe 16 Geſchütze ſo mörderiſch in ſeine Schaaren, daß dieſe ſich auflöſten und in wilder Verwirrung über den

Graben zurückflüchteten. Dies wiederholte ſich einigemal, der Feind ſchien entſchloſſen hier endlich durchzudringen. Da meinte Oppen, es ſei Zeit die Reiterei zu gebrauchen, zog die Batterieen zurück, und ließ eine Anzahl Franzoſen herüber, um ſie deſto ſichrer zu vernichten. Sie benutzten augenblicklich den gewährten Uebergang, und ſchnell und zahlreich waren ſie dieſſeits des Dammes und Grabens kampffertig aufgeſtellt, als Oppen ſeine Reiter gegen ſie anſtürmen hieß. Ein pommerſches Uhlanenregiment machte den erſten Angriff; es beſtand größtentheils aus Neulingen, die mit der Lanze noch nicht gehörig eingeübt waren; ſie brachen zwar tapfer in die Feindesreihen ein, doch das franzöſiſche Fußvolk, unerſchrocken und gewandt, hatte ſich ſchnell in dichte Vierecke geordnet, von allen Seiten empfingen die Angreifenden wirkſames Gewehrfeuer und zugleich das Kartätſchenfeuer der jenſeits des Grabens aufgepflanzten franzöſiſchen Batterieen. Die Uhlanen wichen in Unordnung zurück. Oppen war ganz erſtaunt, er wollte dem Feinde den Vortheil wieder entreißen, mit ergrimmter Entſchloſſenheit führte er die anderen Reiterregimenter zum Angriff, doch nicht mit beſſerem Erfolg; ihre Tapferkeit wurde nutzlos verwendet, ſie erlagen einem Kampfe, der nicht der ihrer Waffe war. Als Oppen ſeine Reiterei geworfen und in völliger Unordnung ſah, rief er in Verzweiflung aus, dies ſei der unglücklichſte Tag ſeines Lebens! Boyen, der herangeritten war um das Gefecht anzuſehen, beruhigte ihn, wollte nicht zugeben, daß die Reiterei einen Vorwurf verdiene, half ſie ſammeln und ordnen, was bald geſchehen war. Bülow ſelbſt, der auf die erſte Nachricht von dem Unfall, um weitere Gefahr abzuwenden, gleich 8 Bataillone in Marſch geſetzt hatte, kam herbeigeſprengt und wollte die Sache aufnehmen; allein es war zu ſpät, der Feind ſtand dieſſeits ſchon in ganzer Stärke, und zog jeden Augenblick mehr Truppen herüber. Seinem weiteren Vordringen aber ſetzte ſchon wieder Oppen mit ſeinen geſammelten Reitern ſich feſt entgegen, und zog erſt am ſpäten Abend vom Wahlplatze nach dem Walde von Groß-Beeren ab. Bülow tadelte das unzeitige Zurückziehen der Batterieen und den unbeſonnenen Reiterangriff, aber ein Fehler, der aus dem Uebermaße des Muthes entſprang, fand leicht Entſchuldigung.

Während dieſes vorging, war Thümen von dem zwiſchen Thyrow und Wittſtock durchgebrochenen Feind unaufhörlich in der Flanke bedrängt worden, und hatte gegen Reiterei und Geſchütz mehrmals Front machen müſſen, doch ſeine Truppen in feſter Haltung von Damsdorf zu dem Lager von Heinersdorf geführt, wo er Abends um 10 Uhr einrückte. Nur ein Bataillon, das bei Klein-Beuthen geſtanden, war genöthigt geweſen den Weg nach Saarmund einzuſchlagen, wo es ſich den Truppen des Generals von Hirſchfeldt anſchloß, die mittelſt eines Gewaltmarſches von 7½ Meilen dort eben eintrafen. Nachdem der Paß von Wittſtock verloren und der von Thyrow aufgegeben war, konnte auch der Paß von Jühnsdorf nicht lange mehr gehalten werden. Tauentzien ſandte zwar Verſtärkung, kam dann ſelbſt mit dem Reſte ſeiner Truppen herbei, und leiſtete dem Feinde hartnäckigen Widerſtand, jedoch den wiederholten und ſtets mit friſchen Truppen unternommenen Angriffen des ganzen von Bertrand befehligten Heertheils mußte er zuletzt weichen, zumal auch die Gefahr drohte, von anderer Seite her umgangen zu werden; er zog ſich auf Blankenfelde zurück. Jühnsdorf wurde dem Feind überlaſſen; dieſer hatte von hier nur noch 3 Meilen bis Berlin.

Der Kronprinz von Schweden hielt am 22. Nachmittags in ſeinem Hauptquartier zu Philippsthal bei Saarmund einen Kriegsrath, zu welchem alle höheren Befehlsführer einberufen waren. Wiederholt erklärte er eine Schlacht liefern zu wollen, allein die Anſtalten, die er traf, und ſelbſt ſeine Reden, ließen den Ernſt dieſes Vorſatzes ſehr bezweifeln. Er äußerte Bedenklichkeiten aller Art, ſetzte Mißtrauen in die Leiſtungen der Truppen, der vielen Landwehr, die zum erſtenmale den Feind ſähe, er ſprach von der Möglichkeit, daß Napoleon ſelbſt mit aller Heeresmacht, vielleicht im Anmarſche ſein könne. In dieſem Fall, meinte er, ſei der Rückzug fortzuſetzen, und nördlich von Berlin eine Stellung zu nehmen, für dieſen Zweck ſei die Brücke zu Charlottenburg glücklich vorhanden, und habe er aus Vorſicht auch ſchon eine zweite bei Moabit ſchlagen laſſen. Bülow erhob ſich gegen dieſe Anſicht mit allem Nachdruck, und erklärte, Berlin dürfe in keinem Fall ohne Schlacht aufgegeben werden. Der Kronprinz rief aus: „Was iſt Berlin? eine Stadt!“ worauf Bülow mit Lebhaftigkeit erwiederte, die Hauptſtadt Preußens ſei einem Preußen etwas mehr als der Kronprinz meine, und er verſichre, daß er und ſeine Truppen von jenen Brücken keinen Gebrauch zu machen wünſchten, ſondern lieber vor Berlin mit den Waffen in der Hand fallen wollten. Der Kronprinz bemerkte, noch ſeien keine Nachrichten vom Anmarſche Napoleons da, bis dahin habe man noch Zeit, mit dem Feinde, der jetzt gegenüber ſtehe, dürfe man es aufnehmen, und der Beſchluß eine Schlacht zu liefern ſei gefaßt. In der That gab er jetzt Befehle, die ſolchem Vorſatz gemäß erſchienen, und entließ in dieſem Sinn die Generale zu ihren Truppen um alles in Bereitſchaft zu ſetzen. Bülow's Zutrauen aber war tief erſchüttert, und im Wegreiten rief er unwillig aus: „Den hab' ich weg! Der iſt nicht der Mann, den wir brauchen!“ — Er ſagte ferner: „Mich bekommt er nicht gutwillig dazu, daß ich über ſeine Brücke bei Moabit zurückgehe! Unſere Knochen ſollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!“

Nach dem Verluſt von Jühnsdorf hatte Tauentzien mit ſeinem Heertheil ſich hinter Blankenfelde aufgeſtellt, ſeine Vorpoſten noch nahe bei Jühnsdorf. Ihm links bei Mittenwalde ſtand Vorſtell mit ſeiner Brigade, und hielt die dortigen Schanzen beſetzt, welche jedoch nicht angegriffen wurden. In der Nacht zum 23. erhielt er vom Kronprinzen die Weiſung, dieſe Stellung zu verlaſſen, und ſich hinter Tauentzien weg auf der Berliner Straße zurückzuziehen, unterwegs aber den neuen Befehl, über Lichtenrade nach Heinersdorf zu marſchiren, und ſich dort auf Bülow's linkem Flügel aufzuſtellen. Vorſtell, deſſen Ehrgeiz gern einen beſonderen Truppenkörper unmittelbar unter dem Kronprinzen befehligt hätte, war hiemit ſehr unzufrieden, und ſah ſich ungern unter Bülow's Oberbefehl zurückverſetzt.

Tauentzien hatte vom Kronprinzen den Befehl, am 23., wenn der Feind nicht angriffe, bis auf die Weinberge von Berlin zurückzugehen, dort, hieß es, ſolle es zur Schlacht kommen. Aber der Feind griff an, und Tauentzien war nun feſtgehalten; er ordnete ſeine Vertheidigung zweckmäßigſt an, und ſchlug mehrere Angriffe mit größter Tapferkeit zurück. Bertrand hatte ſolchen Widerſtand nicht vermuthet, und hielt für rathſam, erſt Reynier's weiteres Vorrücken abzuwarten, um in ſeiner linken Flanke nicht gefährdet zu ſein; er benachrichtigte dieſen von dem Stande der Sachen, und forderte ihn zu gemeinſchaftlichem Handeln auf. Das Gefecht dauerte bis 2 Uhr Nachmittags, dann zog ſich Bertrand etwas zurück, nachdem er beträchtlichen Verluſt an Todten und Verwundeten erlitten und ſelbſt 600 Gefangene verloren hatte.

Während die Franzoſen ihrerſeits Beſorgniſſe hegten, und ſich gegen eine plötzliche Ueberraſchung ſichern wollten, ſah man preußiſcherſeits die große Gefahr, daß der Feind mit verſtärkter Macht hier auf's neue angreifen, zwiſchen Blankenfelde und Heinersdorf, wo ſich ein freier und offner Raum darbot, durchbrechen, Bülow und Tauentzien trennen, letzteren nebſt Borſtell völlig von dem Nordheer abdrängen, und dann ohne Hinderniß nach Berlin vordringen könnte. Daher war Bülow, als er den Kanonendonner von Tauentzien's Gefecht vernahm, — die Entfernung war keine volle Meile — ſogleich entſchloſſen, ihm zuzueilen und die gefährliche Lücke auszufüllen. Der Kronprinz, eiligſt befragt, gab ſeine Zuſtimmung, hieß aber die Brigade Heſſen-Homburg, ohne daß Bülow es wußte, in Heinersdorf ſtehen bleiben. Er marſchirte ſogleich mit allen ſeinen Truppen rechts an Groß- und Klein-Beeren vorbei bis nördlich von Diedersdorf und ſtellte ſich in Schlachtordnung. Der Feind jedoch erſchien nicht, das Kanonenfeuer bei Blankenfelde ließ nach, und die Franzoſen gingen etwas zurück. Inzwiſchen hatte der Kronprinz die Meldung empfangen, daß ein feindlicher Truppenzug ſeine Richtung auf Ahrensdorf nehme, und obſchon er wußte, daß die Hauptmacht des Feindes rechts gegen Tauentzien ſtand, wurde er plötzlich wieder beſorgt, ſie könne links auf ihn vorbrechen, und ſchickte Bülow'n den Befehl eiligſt in die Stellung bei Heinersdorf zurückzukehren.

Das Heer des Kronprinzen hatte am 23. Auguſt folgende Aufſtellung. Das Hauptquartier war bei Teltow in Ruhlsdorf. Der rechte Flügel, die Ruſſen unter Wintzingerode, ſtand hinter Gütergotz die Straße nach Zehlendorf deckend; die Mitte hielten bei Ruhlsdorf die Schweden; dieſe Truppen hatten ſchon um 7 Uhr Morgens das Gewehr ergriffen und ſtanden in zwei Treffen zur Schlacht geordnet; den linken Flügel bildete Bülow bei Heinersdorf, er ſelbſt war eben vom Marſche zurückgekehrt, die Brigade Borſtell noch nicht angekommen; über den rechten Flügel hinaus hatte Tſcherniſcheff eine beträchtliche Reiterſchaar bei Belitz, Hirſchfeldt eine ſtarke Diviſion bei Saarmund; auf dem äußerſten linken Flügel ſtand Tauentzien.

Gegen dieſe Kriegsmacht rückten die Franzoſen in drei ſtarken Heerzügen zum Angriff vor. Bertrand mit ſeinem Heertheil war bei Blankenfelde auf Tauentzien geſtoßen und hatte dort das ſchon erwähnte Gefecht; Reynier, den ſiebenten Heertheil führend, hatte bei Wittſtock das Kanonenfeuer von Blankenfelde vernommen, und als daſſelbe ſchwächer wurde und dann verſtummte, zweifelte er nicht, daß Bertrand vorgerückt ſei, und ſetzte ſich nun gleichfalls in Marſch; Oudinot mit ſeinem Heertheil zog auf Ahrensdorf, doch dieſe Bewegung war wie die ſpäteſte ſo auch die am wenigſten ernſte, vielmehr hatte Oudinot die Abſicht auf der Straße von Groß-Beeren durchzubrechen, hier war demnach Reynier der Hauptführer und zwiſchen ihm und Bülow mußte die Sache zuerſt zum Spruche kommen.

Bülow hatte die Wichtigkeit von Groß-Beeren wohl erkannt, mehrere Verbindungswege liefen hier zuſammen, die Gegend war ziemlich offen und zu militairiſchen Bewegungen geeignet. Er hatte Klein-Beeren mit 1 Füſilierbataillon, Groß-Beeren mit 2 Landwehrbataillons, dem ſchwarzen Huſarenregiment unter dem Major von Sandrart und mit 4 Kanonen beſetzt. Um 3 Uhr Nachmittags erſchien die ſtarke Vorhut Reynier's vor Groß-Beeren, ſtürmte mit heftigem Angriff das Dorf, das dabei in Brand gerieth, und die Preußen mußten der Uebermacht und den Flammen weichen. Reynier ließ ſeine Truppen auf einer ſanften Höhe weſtlich von Groß-Beeren lagern, den rechten Flügel an das Dorf gelehnt, und an moraſtige Wieſen, den linken durch ein Gehölz gedeckt, zahlreiches Geſchütz in der Front aufgepflanzt. Er ſelbſt nahm ſein Quartier im Dorfe, wo die Franzoſen die Flammen löſchten und ſich ſo behaglich einrichteten, als die Umſtände es erlaubten. Sie ſchienen in Betreff des Feindes völlig ſorglos; in ſolcher Stärke, ein ganzer Heertheil beiſammen, die großen Reiterſchaaren des Generals Arrighi links in der Nähe, da durfte man ſich vollkommen ſicher fühlen. Daß aber auch die Vorſicht verſäumt wurde, Streifpartheien in die vorliegende Gegend zu ſenden, außer den Lagerwachen auch wirkliche Vorpoſten auszuſtellen, wäre kaum zu begreifen, hätten die Franzoſen nicht von jeher dieſe Wachſamkeit ſehr vernachläſſigt.

Bülow meldete dem Kronprinzen von Schweden dies Vordringen des Feindes, und zugleich wie nöthig es ſei ihn aus dieſer Stellung wieder zu vertreiben, denn von hier aus konnte derſelbe durch eine neue raſche Bewegung das Nordheer durchbrechen und Berlin erreichen. Allein der Kronprinz, von Tauentzien's Gefecht bei Blankenfelde benachrichtigt, hatte ſtatt des Befehls zum Angriff ſchon den entgegengeſetzten ertheilt, bei weiterem Vordringen des Feindes den Rückzug auf die Höhe von Tempelhof zu nehmen, dort werde es zur Schlacht kommen. Dieſer Befehl ſollte nun ſogleich ausgeführt werden.

Im ſtärkſten Regen hatte Bülow die Stellung des Feindes ganz nah beſichtigt, ſie ſehr angreifbar, und die Gelegenheit günſtig erkannt, ihm hier, bevor er noch mehr Truppen herangezogen, eine tüchtige Schlappe beizubringen. Von ſeinem Ritte zurückkehrend theilte er ſeine Anſicht den bei ihm verſammelten Brigadegeneralen mit, und erklärte ſeinen entſchiedenen Widerwillen ohne Kampf weiter zurückzugehen. Als er dies mit kräftigen Worten vortrug, trat der Major von Reiche ein, ſtimmte dem General lebhaft bei, und ſchilderte die Nachtheile des weiteren Rückzuges, wie dadurch die beſten Truppen entmuthigt würden, wie viel beſſer es ſei, hier eine Schlacht zu liefern als bei Berlin. Bülow's Entſchluß war ſchon gefaßt; mit den Worten: „Reiche hat Recht. Wir greifen an!“ ſchnitt er alle weiteren Verhandlungen ab, und traf ſogleich die nöthigen Anordnungen; ſie beſtanden in der kurzen Vorſchrift, zuerſt ſolle der rechte Flügel des Feindes angegriffen und das Dorf Groß-Beeren mit Sturm genommen werden, der Feind, auf die Engwege zurückgeworfen, durch die er herangekommen, und darauf in ſeiner Mitte durchbrochen, werde dann auch zum Rückzuge ſeiner beiden Flügel gezwungen ſein; die Hauptſache bleibe das Dorf zu ſtürmen und zu behaupten. Die Schlachtordnung war folgende, die Brigade Heſſen-Homburg bildete den rechten Flügel, die Brigade Krafft den linken, die Brigade Thümen als Reſerve folgt hinter dem linken Flügel, alle Brigaden in zwei Treffen, die ihnen zugetheilte Reiterei hinter dem zweiten folgend: die Reſervereiterei hinter beiden Flügeln, doch zumeiſt hinter dem rechten, weil hier der Boden freier; das Geſchütz vor der Front, die Reſervebatterie rückwärts nahe folgend. Die Brigade Borſtell erhielt die Beſtimmung über Klein-Beeren gegen Groß-Beeren anzudringen, die linke Flanke zu decken, die feindliche rechte zu umgehen; die Brigade kam eben von Mittenwalde an, ſie war 3 bis 4 Meilen ohne Abkochen marſchirt, ermüdet, verhungert, und triefend vom Regen, aber voll Muth und Eifer an den Feind zu kommen. Alle Truppen Bülow's, als ſie das Gewehr aufnahmen und hörten es ginge zum Angriff, ſchrieen freudig ein dreimaliges Hurrah, und ſetzten ſich alsbald in Marſch.

Den Major von Reiche ſandte Bülow zum Kronprinzen, ihm den gefaßten Entſchluß zu melden. „Wenn Sie ankommen", ſagte er, „wird der Kronprinz auch ſchon unſere Kanonen hören." Alſo zu ändern war darin nichts mehr, aber der Kronprinz ſollte einige Mitwirkung gewähren, wenigſtens die Schweden vorrücken laſſen, damit der Feind ſeine Aufmerkſamkeit theilen müſſe. Der Kronprinz war über Reiche's Auftrag erſtaunt, fand Bülow's Verfahren eigenmächtig, doch Reiche wußte es als eine Nothwendigkeit darzuſtellen; wegen einer Mitwirkung bezeigte ſich der Kronprinz noch ſchwieriger. „J'ai l'ennemi devant moi", ſagte er, „chacun défend son front." Endlich gab er den wiederholten Vorſtellungen nach, wie er überhaupt mündlichen Erörterungen ſehr zugänglich war, und machte gegen Bülow's Angriff keine Einwendungen mehr, ſagte jedoch keine beſtimmte Unterſtützung zu. Schließlich ſandte er durch den General Grafen Löwenhielm den Befehl, Groß-Beeren wieder zu nehmen, eine bloße Aeußerlichkeit, denn alles war ſchon in vollem Gange.

Die Preußen rückten munter vor, das erſte Treffen in Linie entwickelt, das zweite in Bataillonsmaſſen; näher dem Feinde rückten auch die Truppen des erſten Treffens, gleichſam auf inneren Antrieb der Unterbefehlshaber, ſagt Valentini, in Bataillonsmaſſen zuſammen, „eine Schlachtordnung, in welcher man allen Zufällen des Gefechts mit Ruhe entgegengehen kann.“ Der Regen floß in Strömen und verhüllte rings die Gegend umher. Die Franzoſen richteten ſich in ihrem Lager ein, und ſuchten Schutz gegen das Unwetter. Es war ſchon 5 Uhr Nachmittags, und die vorgerückte Tageszeit ſchien ruhig verfließen zu ſollen, als plötzlich der Anmarſch der Preußen gemeldet wurde. Noch waren ſie wegen des dichten Regens wenig zu ſehen, aber man vernahm deutlich die Trommeln und Hörner, welche den Marſch begleiteten, ja hin und wieder das Freudengeſchrei, mit dem die Truppen ſich einander anfeuerten. Wohl wäre es vortheilhafter geweſen in tiefer Stille heranzukommen, allein Bülow hatte es für wichtiger gehalten, die herabſtimmenden Einwirkungen ſo düſtren Wetters durch ermunternden Kriegslärm zu übertäuben. Reynier hielt alles zuerſt nur für eine Scheinbewegung, die den Abmarſch des Nordheers, den er als gewiß annahm, verdecken ſollte; doch bald erkannte er, daß die Sachen ein ernſtes Anſehen hatten, und ſtellte ſeine Truppen in zwei Treffen zum Kampf.

In feſter Ordnung, trotz Regen und tieferweichtem Boden, waren die Preußen bis auf 1800 Schritt an den Feind herangekommen, das Geſchütz 300 Schritt vor dem Fußvolk voraus, als Bülow den Befehl zur Eröffnung des Feuers gab. Die Batterieen, 48 Kanonen, feuerten unter ſtetem Vorrücken. Eine reitende Batterie, von einer Schwadron freiwilliger Jäger begleitet, jagte weit in die linke Flanke des Feindes vor und that ihm vielen Schaden. Die Franzoſen antworteten aus 44 Stücken ſehr kräftig, und durch Stellung und Kaliber überlegen, machten ſie bald mehrere preußiſche Kanonen unbrauchbar, namentlich 5 von der reitenden Batterie, die ihnen in die linke Flanke ſchoß. Bülow verſtärkte ſein Geſchütz durch 16 Kanonen aus der Reſerve, und das Feuer wüthete von beiden Seiten mit neuer Macht. Das Gewehrfeuer ſchwieg, alles war durchnäßt, die Gewehrläufe voll Waſſer, hier war es ganz angemeſſen, daß die Truppen, die doch nicht ſchießen konnten, ſich in Bataillonsmaſſen ſtellten. Die Reiterei zog ſich rechts näher gegen den linken Flügel des Feindes.

Inzwiſchen war auch Borſtell mit ſeiner Brigade vorgerückt. Mit ſeiner Entſendung verknüpfte ſich einige Gefahr, denn ſein Angriff wurde von dem Angriff Bülow's durch eine moraſtige Niederung getrennt, die ſeitwärts von Heinersdorf begann, ſich zwiſchen Klein- und Groß-Beeren hinzog und erſt hier wieder durch eine Brücke zu überſchreiten war. Doch Bülow hielt den Vortheil dieſes Flankenangriffs, den er wenigſtens ſtets im Auge behielt, für überwiegend, und ordnete ihn unbedenklich an. Borſtell hatte zuerſt Klein-Beeren beſetzt, ſtellte darauf ſeine Brigade in zwei Treffen und marſchirte dann, das Geſchütz vor der Front, entſchloſſen zum Angriff. Reynier ſandte ihm eine Schaar von etwa 2000 Mann aus Groß-Beeren entgegen, ſie ging raſch über die Brücke des Fließes, und traf halben Weges auf die Preußen, konnte deren Andrang aber nicht wehren und zog ſich ſchnell wieder zurück.

Reynier wurde nun ernſtlich beſorgt, und traf neue Anſtalten. Er hatte wenig Reiterei, die es mit der zahlreichen preußiſchen nicht aufnehmen konnte, er ſtellte ſie daher zwiſchen beiden Treffen rechts und links auf; gegen die preußiſche ſeinen linken Flügel zu decken, ließ er 6 Bataillons Sachſen aus dem zweiten Treffen vorrücken. Die Diviſion Durutte blieb am Ausgange des Waldes in Kolonnen aufmarſchirt.

Schon eine Stunde dauerte der Kampf, das feindliche Feuer fing an etwas matter zu werden. Bülow hielt jetzt den Augenblick gekommen, den Sturm von Groß-Beeren zu unternehmen. Die Brigade Thümen zog er aus dem Rückhalt in die Schlachtlinie vor, zwiſchen die Brigaden Krafft und Heſſen-Homburg, letztere ließ er rechtshin aus dem Gefecht ſich etwas zurückziehen, um ſich zu erholen und für unerwartete Fälle bereit zu ſtehen. Für ſeine rechte Flanke war er unbeſorgt, theils war ſie durch ſeine Reiterei gedeckt, theils durch die Stellung der Schweden, wenn der Feind auf dieſer Seite ſtark vordrang, waren ſie gezwungen — nach des Kronprinzen Ausdruck — ihre Fronte zu vertheidigen. Klug und ſicher, wandte er die ganze Kraft des Angriffs linkshin, ſtaffelweiſe rückten die Bataillonsmaſſen vor im Sturmſchritt und mit jubelndem Geſchrei, Bajonet und Gewehrkolben wurden geſchwungen, kein Flintenſchuß fiel, nur das Geſchütz feuerte gewaltig, Haubitzen hinter den Bataillonen warfen über ſie hinaus ihre Granaten auf den Feind. Des Kartätſchenfeuers nicht achtend drang das ſtürmende Fußvolk unaufhaltſam in Groß-Beeren ein, ſchlug mit den Kolben alles nieder was ſich wehrte, ſetzte ſich in den halbzerſtörten Häuſern feſt. Ein ſächſiſches Grenadierbataillon hielt eine Zeitlang tapfer aus, mußte jedoch zuletzt ebenfalls weichen. Friſche Truppen, von Reynier eiligſt dahin geſandt, erneuerten den Kampf um das wieder in Flammen ſtehende Dorf.

Borſtell ſeinerſeits drängte den Feind vor ſich her, ſeine Scharfſchützen nahmen die Brücke; in wilder Flucht retteten ſich die aufgelöſten feindlichen Schaaren nach Groß-Beeren, wo ſie nur neue Verwirrung anrichteten. Mit Bajonet und Kolben drangen auch Borſtell's Bataillone in das Dorf; in furchtbarſtem Handgemenge wurde zu beiden Seiten deſſelben gefochten. Die Sachſen leiſteten verzweifelten Widerſtand. Einzelne tapfre Thaten geſchahen, des größten Ruhmes werth. Der Hauptmann von Röll mit einer Kompanie des Kolberg'ſchen Regiments nahm auf dem rechten Flügel des Dorfes 2 Kanonen, noch weiter rechts eroberte der Major von Gagern an der Spitze ſeines Bataillons 3 Geſchütze, griff dann, verſtärkt durch ein anderes Bataillon, ein ſächſiſches Fußregiment an, ſchlug es gänzlich aus einander und machte über 300 Gefangene. Eine Schwadron pommerſcher Huſaren ſprengte ein feindliches Viereck und machte viele Gefangene, ſächſiſche Uhlanen eilten herbei, wurden aber durch pommerſche Landwehrreiter — von Krafft's Brigade, denn ſchon berührten ſich die verſchiedenen Truppentheile — geworfen und verfolgt, und dabei wieder Kanonen erobert. Die Diviſion Durutte, am Waldſaume als Rückhalt aufgeſtellt, kam nun zum Gefecht heran, doch Borſtell, der ſchon den ſüdlichen Ausgang des Dorfes gewonnen hatte, empfing ſie mit Kartätſchenfeuer, und als zugleich ſeine Bataillone mit Bajonet und Kolben gegen ſie anrückten, lief die ganze Maſſe davon, ließ Kanonen und Pulverwagen im Stich, warf die Gewehre weg und rettete ſich in den Wald, 2 Bataillone wollten Stand halten und ſtellten ſich zum Viereck, auf Borſtell's Befehl holte der Rittmeiſter von Burgsdorf die nächſte Reiterei, ſprengte das Viereck, und trieb die Flüchtlinge in den Sumpf.

Bülow, nachdem die Eroberung von Groß-Beeren entſchieden war, ließ nun die Brigade Heſſen-Homburg ſchnell vorrücken um die Anhöhe zu nehmen, auf welcher der Feind ſeine Hauptſtellung hatte. Auch hier entſchied Bajonet und Kolben, der Prinz von Heſſen-Homburg ſelbſt führte ein Bataillon zum Sturm gegen eine feindliche Maſſe und ſprengte ſie aus einander. Eine Lücke, die zwiſchen Heſſen-Homburg und Krafft entſtanden war, ließ Bülow durch ein Bataillon aus dem zweiten Treffen ausfüllen, die ganze möglichſt in Zuſammenhang und Ordnung gehaltene Linie dann auf's neue vordringen.

Jetzt hielt Reynier die Sache für verloren und gab Befehl zum Rückzug, die erſte ſächſiſche Diviſion ſollte ihn decken. Der General von Lecoq bildete ein großes Viereck von 6 Bataillons, durch 12 Kanonen unterſtützt, und nahm ſeine Stellung vor dem Walde bei Neu-Beeren, um die Rückzugslinie gegen den anrückenden preußiſchen rechten Flügel zu decken, der Oberſt von Brauſe ſollte mit 4 Bataillons und 1 Batterie ſo lange als möglich die Windmühlenhöhe halten, und den preußiſchen linken Flügel hemmen.

Plötzlich hieß es, hinter Neu-Beeren bei Sputendorf zeige ſich zahlreiche feindliche Reiterei, die mit einem Angriff in die rechte Flanke der Preußen drohe. Bülow ſandte den Rittmeiſter von Auer an den Konprinzen, ihm den Stand der Dinge zu berichten, und ihn dringend zu erſuchen, einige ſchwediſche Reiterei und ſchwediſches Geſchütz gegen Neu-Beeren vorrücken zu laſſen; der Kronprinz verſprach es. Aber inzwiſchen traf auch Bülow ſelbſt ſeine Vorkehrungen. Er ließ 2 Reiterregimenter ſchnell gegen Neu-Beeren vorſprengen um die Gegend zu beſetzen, die Brigade Heſſen-Homburg ſtaffelartig ordnen, damit die Bataillone ſich leicht unterſtützen und nach jeder Seite Front machen könnten. Alles wurde vortrefflich ausgeführt. Die feindliche Reiterei kam gar nicht hervor. Als eine ſchwediſche reitende Batterie unter dem Oberſt Cardell gedeckt von ſchwediſchen Huſaren und Jägern von Ruhlsdorf auf dem Kampfplatz erſchien, war hier nichts mehr zu thun, als einige Kanonenſchüſſe den Flüchtigen nachzuſenden.

Das ſächſiſche Viereck, das noch zuletzt auf der Höhe ſich gehalten, wich nun ebenfalls in den Wald; Bülow ſandte ihm zwei Regimenter Fußvolk raſch nach, die zwar von einer aufgepflanzten ſächſiſchen Batterie mit Kartätſchen beſchoſſen wurden, aber ſich dadurch nicht hemmen ließen, ſondern nochmals in furchtbarem Handgemenge den Feind zum Weichen zwangen.

Nun war der Feind auf allen Punkten geſchlagen, das Schlachtfeld gehörte den Preußen. Aber es war ſchon nach 8 Uhr, und es trat ſchon tiefe Dunkelheit ein. An weitere Verfolgung war nicht zu denken, die Truppen waren völlig erſchöpft, die Munition verſchoſſen, die Nacht unſicher, und neue Feindesmacht in der Nähe. Der franzöſiſche General Fournier war aus eignem Antrieb, als er den Kanonendonner hörte, mit ſeiner Reiterei von Ahrensdorf herbeigezogen, General Guilleminot mit ſeiner Diviſion Fußvolk desgleichen, ſie ſtanden am Abend hinter Neu-Beeren. Fournier wagte ſich zuletzt noch mit 2000 Reitern unvorſichtig hervor, wurde vom Major von Sandrart mit ſeinen ſchwarzen Huſaren, denen die weſtpreußiſchen Uhlanen folgten, in der Flanke plötzlich angegriffen und völlig in die Flucht geworfen; viele waren nach der Richtung von Groß-Beeren verſprengt, und wurden hier von den preußiſchen Reitern theils niedergehauen, theils gefangen, auch auf dieſe Flüchtlinge, von denen einige noch in der Nacht umherirrten, that das ſchwediſche Geſchütz einige Schüſſe. Guilleminot ging nun zurück. Reynier blieb mit dem Reſt ſeiner Truppen eine Stunde vom Schlachtfelde bei Löwenbruch ſtehen. Ihn ſchützte der Wald, die Nacht, die Nähe Bertrand's und Oudinot's; letzterer hatte ſein Hauptquartier dieſe Nacht in Wittſtock, und ſtieß Verwünſchungen über den erlittenen Unfall aus.

Bülow ließ die Brigaden Borſtell und Krafft unter Borſtell's Befehl auf dem Wahlplatz lagern; die Brigaden Heſſen-Homburg und Thümen nebſt der Reiterei von Oppen nahm er in das Lager von Heinersdorf zurück. Sämmtliche Truppen ließen den König und dann ihren tapfern General hochleben mit jubelndem Hurrah. Auf dem nächtlichen Ritte wurden noch einzelne verirrte feindliche Reiter von der Stabswache niedergehauen oder gefangen. In Berlin, wo jeder Kanonenſchuß war gehört worden, hatte man angſtvoll des Ausgangs geharrt, man wußte, daß es das Schickſal der Hauptſtadt galt. Muthige Männer machten ſich trotz des Unwetters zu Pferd und zu Wagen auf, erfuhren alsbald, daß alles gut ging, und ſandten die glücklichen Nachrichten durch ſchnelle Boten heim. Der Anblick der feindlichen Kanonen und Gefangenen, die vom Schlachtfelde rückwärts in Sicherheit gebracht wurden, erregte den lauteſten Jubel, und Bülow erlaubte, daß ſie noch in der Nacht durften nach Berlin geſchafft werden, wo am folgenden Morgen ihr Einzug die begeiſtertſten Freudenbezeigungen erregte. Nun ſtrömte alles hinaus nach Groß-Beeren, trotz des Regens, brachte Fuhren mit Lebensmitteln, Wagen für die Verwundeten, Erfriſchungen und Hülfe jeder Art, für Freund und Feind ohne Unterſchied. —

Das war die Schlacht von Groß-Beeren, die von Bülow ſelbſt und auch vom Kronprinzen nur ein Gefecht, ein Treffen genannt wurde, aber ſowohl wegen der Zahl der Theilnehmer und der Art des Kampfes als auch insbeſondre wegen ihrer Bedeutung mit vollem Recht jenen Namen verdient. Die Franzoſen hatten 14 Kanonen, 60 meiſt gefüllte Pulverwagen verloren, an Todten und Verwundeten gegen 1800 Mann, 1500 an Gefangenen, über 2000 feindliche Gewehre wurden eingeſammelt. Die Preußen verloren an Todten und Verwundeten über 1000 Mann.

Bülow ſchrieb an den König einen kurzen, beſcheidenen Bericht, in welchem er das Verhältniß zu dem Kronprinzen von Schweden mit taktvoller Klugheit berührt, ſich auf deſſen nachträglichen Befehl beruft, aber den eignen freien Entſchluß voranſtellt. Er rühmt die Tapferkeit der Truppen, mit Einſchluß der Landwehr, mit beſondrer Anerkennung der vom Oberſtlieutenant von Holzendorf geleiteten Leiſtungen der Artillerie, und ſchließt: „Ohne Uebertreibung glaube ich ſagen zu dürfen, daß wenn nicht eintretende Dunkelheit und das überaus ſchlechte Wetter ſtattgefunden hätte, das Korps des Generals Reynier vernichtet ſein würde. Mit Einſchluß der mir zugetheilten ruſſiſchen Artillerie und Koſaken, haben die Truppen Euer Königlichen Majeſtät allein gefochten. Nur 4 ſchwediſche Kanonen, durch etwas Infanterie und Kavallerie unterſtützt, haben einigen, der Entfernung wegen nicht beſonders wirkſamen Theil genommen.“ Bülow erließ auch einen Tagesbefehl an ſeine Truppen, in welchem er allen Waffen das verdiente Lob ertheilt, von der Landwehr aber, die bisher von den ſtrengen an alter Form und Regel hängenden Kriegsobern noch mit Zweifel und Mißtrauen angeſehen wurde, insbeſondre ſagt: „Eine rühmliche Erwähnung verdienen auch ſämmtliche Landwehrtruppen des Korps, die an dieſem Tage zum erſtenmale die Liebe für König und Vaterland bewährten, welche ihnen ihre Entſtehung gab. Kein höheres Lob konnten ſie erwerben, als ihren älteren Kammeraden es gleichgethan zu haben, und der kommandirende General ſo wie die älteren Regimenter haben ihnen dies ehrenvolle Zeugniß gern gegeben.“

In höchſter Auszeichnung aber hatte Bülow ſelber ſich gezeigt. Bei Groß-Beeren zuerſt entfaltete er in vollem Glanze die großen Feldherrngaben, die ſich fortan nur immer größer und mannigfacher darthaten, und ihn als einen ſtets glücklichen General bezeichnen ließen. Alle Zeugniſſe und die Thatſachen ſelbſt ſprechen es einſtimmig aus, daß Bülow's klarer Blick und feſter Muth alles ſelbſtſtändig geleitet, jeden Vortheil zu benutzen, jedem Nachtheil zu begegnen gewußt, alle ſeine Mittel ſtets zur Verfügung und mit Einem Wort alle Truppentheile immer in der Hand gehabt, ein weſentliches Feldherrntalent, in welchem er ſchwerlich übertroffen worden. Das Verdienſt der Ausführung theilten mit ihm die Unterbefehlshaber und die raſchen muthigen Ueberbringer ſeiner Befehle. —

Der Kronprinz von Schweden war hocherfreut über den erfochtenen Sieg, und beritt am 24. das Schlachtfeld, ließ ſich alles genau zeigen und erzählen, lobte den General, die Truppen, beſonders deren Drauflosgehen mit dem verkehrten Gewehr. Bülow vermied den Kronprinzen, er wollte ihm nicht perſönlich berichten, ſondern that es ſchriftlich. Der Berliner Magiſtrat fand ſich ein, um dem Sieger huldigend zu danken; es fiel ſehr unangenehm auf, daß er an Bülow'n achtlos vorüberging und ſich einzig an den Kronprinzen wandte, der dieſe Huldigungen auch wirklich annahm. Daß der Kronprinz gleich darauf in ſeinen franzöſiſch abgefaßten Kriegsberichten die Schlacht in dem falſchen Lichte darſtellen ließ, als ſei ſie durch ihn ſelbſt und das Nordheer gewonnen worden, ja ſogar bei Angabe des Verluſtes der Preußen ſich zu ſagen erlaubte, der Verluſt der ſchwediſchen und ruſſiſchen Truppen ſei weit geringer, da dieſe doch gar keinen erlitten hatten, erregte eine tiefe Erbitterung bei allen Preußen gegen dieſen Kunſtgriff, der ihnen und ihrem eigentlichen Feldherrn das Verdienſt und die Ehre der ſchönen Waffenthat zu rauben ſuchte. Nicht zum Vortheil des Kronprinzen gereichte die hiedurch noch beſonders hervorgerufene Erörterung ſeiner gegebenen Rückzugsbefehle, ſeiner Untheilnahme; man erwog, von welchen Folgen es hätte ſein müſſen, wenn er mit ganzer Macht vorgerückt wäre. Daß auch Tauentzien, dem Bülow zu Hülfe geeilt war, jetzt dieſem nicht beigeſtanden, wurde weniger gerügt; durch die Beſchaffenheit des Bodens, durch die Ungunſt des Wetters, war alle Verbindung erſchwert, man konnte wenig überſehen, man war einander nah und doch fern. —

Oudinot ſah nach der Niederlage Reynier's ſein Unternehmen auf Berlin als geſcheitert an, und begann gleich am 24. ſeinen Rückzug nach der Elbe; zur Sicherheit ließ er alle Brücken hinter ſich abwerfen, allein er hatte wenig zu befürchten. Bülow, der den Kronprinzen von Schweden auffordern ließ, mit aller Macht nachzudrängen, fand kein Gehör, nur gegen die von Magdeburg vorgedrungenen Franzoſen wurde Hirſchfeldt mit ſeiner Truppenſchaar abgeſchickt. Bülow mußte ſich begnügen ſeine leichte Reiterei von allen Brigaden nach Kerzendorf, Wilmersdorf und Trebbin vorzuſenden, Tauentzien nahm Jühnsdorf wieder in Beſitz, nur Koſakenſchaaren folgten dem Feinde weiter nach, griffen ihn öfters an und nahmen ihm Gefangene ab. Der ruſſiſche Heertheil unter Wintzingerode rückte nun auch mehr in den Vordergrund.

Am 25. erfolgte ein kleines Vorrücken. Bülow's Vorpoſten ſtanden bei Kummersdorf, die Truppen im Lager bei Thyrow, er ſelbſt nahm ſein Hauptquartier in Kerzendorf, von wo er an ſeine Frau ſchrieb: „Du, meine liebe Pauline, haſt ſeit langer Zeit keine Zeile von mir erhalten; verzeihe! ich war zu beſchäftigt. — Das Glück begünſtigt mich wahrlich, wo ich ſelber war, iſt alles glücklich abgelaufen. Der Feind iſt in größter Unordnung zurückgegangen. Sein Rückzug gleicht dem von Auerſtädt, der ganze Weg ſteht noch voller verlaſſener Munitionswagen. In allem habe ich nun 16 Kanonen und an 50 Munitionswagen genommen. Ich laſſe etwas in die Zeitung ſetzen, ohne mich zu nennen. — Blücher ſoll den Marſchall Ney geſchlagen haben, und Wellington den Soult auf franzöſiſchem Boden. Es geht Napoleon ſchlecht. Heute bin ich bis Trebbin vorgerückt, und ich hoffe alles wird ſich in Bewegung ſetzen. — Gern möchte ich Adolph laufen ſehen!" Daß in den letzten Worten auch der liebevolle Vater ſich zeigt, wird dem tapfern Krieger bei unſeren Leſern keinen Abbruch thun! — Den Berliner Zeitungen ließ Bülow über die Entſtehung und den Verlauf der Schlacht wirklich einige Erläuterungen zugehen, ſie wurden aber nicht aufgenommen. Der Oberfeldherr mußte als der Sieger gelten, ihm hauptſächlich wurde Dank und Ehre dafür gebracht; die Zeitungen durften nicht wagen, ein andrees Sachverhältniß aufzuſtellen, und es dauerte längere Zeit, ehe dieſes allgemein und unwiderſprechlich zur Anerkennung kam. So war es auch mit den Belohnungen. Der Kronprinz erhielt das Großkreuz des eiſernen Kreuzes, das Großkreuz des ruſſiſchen St. Georgsordens, und das Großkreuz des öſterreichiſchen Marien-Thereſien-Ordens. Bülow bekam den

Orden pour le mérite mit Eichenlaub, und denſelben Orden auch Oppen.

Langſam und vorſichtig folgte das Nordheer dem Feinde. Bülow ſchrieb am 27. Auguſt aus Trebbin an ſeine Frau: „Wir gehen unſern Schneckengang, bauen dem Feinde goldne Brücken, laſſen ihn entwiſchen und in aller Ruhe ſich der Elbe nähern, ſtatt daß wir ihn hätten vernichten können. Erbärmlicheres habe ich noch nie erlebt! Mit meinem Armeekorps mache ich heute einen kleinen, ganz unnützen, Marſch rechts, ohnfern Belitz; mein Hauptquartier iſt in Wittbriezen. — In dieſem Augenblicke leſe ich in den Zeitungen eine Ueberſetzung des elenden Machwerks, was der Kronprinz von Schweden hat drucken laſſen. Es iſt nicht wahr, daß er mir befohlen, den Feind komplet anzugreifen; ſeine Idee war, ich ſollte nur den Vorpoſten bei Groß-Beeren wieder nehmen. Ich forderte ihn mehreremale auf, mit den Schweden vorzugehen, da er dann dem Feinde den Rückzug abſchneiden konnte; er that nichts, es freut mich, daß wir alles allein gethan haben.“ Und am folgenden Tage aus Elsholz bei Belitz: „Ich ſetze dem Kronprinzen Daumſchrauben, um ihn vorwärts zu bringen, aber es iſt ſchwer. Heute iſt wieder ein verlorner Tag.“ Dagegen hatte er die Genugthuung aus Saarmund von Adlercreutz eine Beglückwünſchung zu dem erfochtenen Siege zu empfangen, in der es hieß: „Cette victoire était aussi brillante que bienfaisante pour les affaires en général. Soyez persuadé qu'il n'y a pas un prussien qui puisse plus sincèrement s'intéresser à la gloire des armes prussiennes que moi, et j'espère d'être à même de pouvoir mettre un jour en évidence la sincérité de ces sentiments partagés par toute l'armée suédoise, qui désire ardemment prendre part aux fatigues et aux succès des braves troupes prussiennes.“ Der Kronprinz von Schweden, halb um ſein Zögern zu rechtfertigen, und halb um den Schein der Kühnheit zu haben, ließ eine Vorſchrift ergehen, in der es hieß: „Les généraux doivent être très-circonspects lorsqu'ils marchent, mais très audacieux quand ils sont aux mains avec l'ennemi.“

Die Vortruppen Borſtell's gingen nach Stülpe und Holbeck. Luckau, von den Franzoſen während des Waffenſtillſtandes gut befeſtigt, wurde von Tauentzien's Truppen unter dem General von Wobeſer genommen. Hingegen war Jüterbogk, nachdem eine ruſſiſch-preußiſche Schaar eingedrungen, von den Franzoſen wieder beſetzt. Bülow's Brigaden Heſſen-Homburg und Thümen lagerten bei Treuenbriezen, die Brigade Krafft rückte von Trebbin nach Felgentreu. Borſtell und Oppen folgten dem Feinde. Ein Brief Bülow's aus Treuenbriezen an ſeine Frau ſagt: „Unſern Schneckengang verfolgend bin ich heute bei Treuenbriezen vorgerückt, der Feind iſt in vollem Rückzuge nach Wittenberg. Ich habe Borſtell und Oppen nachgeſchickt, vielleicht bekommen wir noch etwas; wir hätten aber Alle nehmen können. — Das Schickſal begünſtigt uns augenſcheinlich; ich erhalte in dieſem Augenblick die Nachricht, daß Tauentzien Luckau genommen, wo er 9 Kanonen und 1000 Mann gefangen bekommen. Unſere Truppen haben allein alles gemacht. Hoffentlich werden wir morgen vorrücken, allein dieſſeits der Elbe wird wohl nicht viel werden. Auch aus Schleſien ſind die franzöſiſchen Armeen in vollem Rückzuge. Napoleon muß nicht erwartet haben, daß die Oeſterreicher ſo bald auf dem Kriegstheater erſcheinen würden. Unſer Land wäre nun geſäubert, und hoffentlich für dieſen Krieg geſichert. Die Berliner können jubeln!“ — Des am 27. Auguſt vom General von Hirſchfeldt bei Hagelsberg erfochtenen blutigen Sieges über die franzöſiſche Diviſion Girard, die faſt aufgerieben wurde, können wir hier nur erwähnen; von Bülow's Truppen fochten keine daſelbſt mit; aber das Treffen gehört in die Reihe der Heldenthaten, in welchen die Preußen während dieſes Krieges wetteiferten, und die Nachricht davon erfreute um ſo mehr, als nach dem Rückzug des Feindes auf Magdeburg auch die Hirſchfeldt'ſchen Truppen wieder verfügbar und nach Belzig in Bülow's rechte Flanke befehligt wurden.

Schon früher hatte Bülow den König durch ein Schreiben erſucht, einen fähigen Mann, der diplomatiſche Geſchicklichkeit mit militairiſcher Einſicht verbände, in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden zu ſenden, da dieſer, wie man ſchon öfters die Erfahrung gemacht, eher auf mündliche als ſchriftliche Vorſtellungen höre, und jene auch nur wirkſam ſeien, wenn ſie ſeine Befehle beſtimmen hülfen, nicht erſt nachher Widerſpruch entgegenſetzten. Der General von Kruſemarck zeigte nun Bülow'n an, daß er zu ſolchem Zweck in des Kronprinzen Hauptquartier eingetroffen ſei. Jedoch erwies ſeine Vermittelung ſich nicht beſonders wirkſam; eher gelang dieſe dem Major Grafen von Kalckreuth, den Bülow ſelbſt dorthin geſandt hatte; aber ein gutes Vernehmen herzuſtellen war auch er nicht vermögend, im Gegentheil die Spannung wuchs mit jedem Tage, und auch der Kronprinz, dem Bülow's zwangloſe Aeußerungen hinterbracht wurden, vielleicht mit Zuſätzen, faßte bittern Groll gegen dieſen, und ließ oft ſcharfe Worte fallen.

Mittlerweile hatten die Franzoſen ſich genugſam erholt, und auf den Vorpoſten wurde es wieder lebhaft. Woronzoff, der mit 4000 Ruſſen Jüterbogk nehmen wollte, wurde zweimal zurückgeſchlagen und bis gegen Treuenbriezen verfolgt. Oudinot ſtand mit ſeinem Heertheil und dem Heertheil Bertrand's bei Zahna und ſchien in guter Bereitſchaft, Reynier rückte mit dem ſeinen nach Kroppſtädt, dann nach Feldheim und Marzahne vor, wohin Arrighi's ſtarke Reiterſchaar folgte. Eben ſo vergeblich war ein Angriff, den Woronzoff gegen Marzahne verſuchte. Bülow verſammelte alle ſeine Truppen bei Treuenbriezen.

Der Kronprinz wollte die Stellung und Stärke des Feindes gründlich einſehen, und befahl zum 21. Auguſt ein allgemeines Andringen. Bülow verließ Treuenbriezen, wo die Schweden einrückten, und bezog ein Lager bei Frohnsdorf. Von hier ging er mit der Reiterei kühn vor, ſtieß auf wenige Feldwachten, die überraſcht und gefangen wurden, ſah ſich aber, als er mit einer kleineren Schaar noch weiter in den Feindesbereich eindrang, ihm ſelbſt unerwartet plötzlich im Rücken des franzöſiſchen Lagers bei Schwabeck, die Franzoſen als ſie den Feind erkannten, griffen ſchnell zu den Waffen, wendeten die Kanonen und ſchoſſen mit Kartätſchen, doch die kühnen Reiter zogen ſich mittelſt ihrer guten Pferde ſchnell aus der Gefahr, und kamen ohne Verluſt zu den Ihrigen.

Oudinot, durch dieſe Bewegung und die überall vordringenden Koſaken eingeſchüchtert, zog ſich aus Marzahne zurück, welches Vorſtell beſetzte. Bülow ging bis Schwabeck vor, und ſtand dicht am Feinde. Die drei Generale Bülow, Tauentzien und Wintzingerode lagen dem Kronprinzen dringend an, ſeine augenblickliche Uebermacht zu benutzen und dem Feind ernſtlich zu Leibe zu gehen. Er hatte ſtets Gründe, dies zu verweigern; Bülow's beſtimmte Anträge, das feindliche Lager bei Wittenberg zu ſtürmen oder raſch über die Elbe vorzudringen, wies er mit Heftigkeit zurück. Jedoch ſandte er 2 Bataillons nach Roßlau, um dort einen Brückenbau zu beſchützen, befahl Tauentzien's näheres Heranrücken an Bülow und zog überhaupt ſeine Truppen mehr zuſammen. Er ſelbſt ritt wiederholt auf Beſichtigung aus. Bei ſolcher Gelegenheit ergab ſich eine Blöße der franzöſiſchen Stellung bei Zahna, wo ein Geſchützpark aufgefahren war; die Koſaken ſteckten auf des Kronprinzen Befehl am 2. September Zahna in Brand, woraus indeß mehr Verwirrung als Schaden entſtand. Doch räumte nun Oudinot ſowohl Zahna als Kroppſtädt und zog ſich ganz unter die Kanonen von Wittenberg. Um doch etwas zu thun ließ der Kronprinz den Feind zwiſchen Thießen und Köppenig durch Vorſtell's Vorhut angreifen; auf Bülow's Befehl rückten die Brigaden Heſſen-Homburg und Thümen nach, um gleich zur Hand zu ſein wenn das Gefecht ernſtlicher würde, doch es blieb bei nutzloſem Verſuch und Vorſtell verlor etwa 200 Mann. Erwünſcht war die Ankunft der Brigade Dobſchütz von Tauentzien's Heertheil, ſie traf am 3. bei Oehna ein. —

Bei den Franzoſen ging an dieſem Tag eine wichtige Veränderung vor. Napoleon, höchſt unzufrieden mit Oudinot's Befehlführung, ſandte den Marſchall Ney um dieſe zu übernehmen. Er kam den 3. September in Wittenberg an, mit ihm als Verſtärkung die polniſche Diviſion Dombrowski, 4 Bataillons und 4 Reiterregimenter ſtark. Es war zu erwarten, daß er alle Kräfte aufbieten würde, um Napoleons Vertrauen zu rechtfertigen. Am 4. September hielt er über ſeine Truppen Heerſchau, entflammte ſie mehr noch durch ſeine Erſcheinung als durch ſein Wort zu neuem Muth, und ſetzte ſie darauf ſogleich in vordringende Bewegung. Oudinot, der jetzt wieder nur ſeinen Heertheil befeſtigte, rückte am 5. September mit aller Macht auf Zahna los. Hier ſtand Tauentzien's Vorhut unter Dobſchütz, 6 Bataillons, 4 Schwadronen ſtark nebſt 12 Kanonen. Der Feind entwickelte ungeheure Plänklerſchwärme und ließ 40 Kanonen auffahren. Mit größter Tapferkeit widerſtand die kleine Schaar, größtentheils Landwehr, der gewaltigen Uebermacht, mit bedeutendem Verluſt aber heldenmüthiger Ausdauer, und zog ſich erſt am Abend auf Zalmsdorf zurück, wo Tauentzien mit ſeinen übrigen Truppen ſtand und ſie aufnahm, dann aber unter ſteten Gefechten nach Seyda zurückging. Der Feind hatte zugleich Bülow's Vorhut bei Euper und Waltersdorf angegriffen, wo der Major Beyer mit 2 Bataillons, 2 Schwadronen Uhlanen und 2 reitenden Kanonen ſich mit großer Tapferkeit behauptete, doch ebenfalls nicht ohne Verluſt; als der franzöſiſche Angriff nachließ, weil er ſeinen Zweck, über das ernſtere Vorgehen auf Zahna zu täuſchen, erreicht hatte, ließ Bülow den Major Beyer zur Unterſtützung von Dobſchütz vorrücken, und den Feind in ſeiner linken Flanke durch ein heftiges Plänklerfeuer aus dem Walde her beunruhigen, ſo daß er einen Theil ſeiner Kräfte dorthin wenden mußte.

Bülow fühlte ſchmerzlich die Feſſel des Gehorſams, in welcher ein Oberbefehlshaber ihn hielt, mit dem er nicht übereinſtimmte. Seiner Anſicht nach durfte das Nordheer nicht zaudern, dem Feinde ſchon hier mit aller Macht entgegen zu treten, ſowohl um nicht ſelbſt in neue Gefahr zu gerathen, als auch um die Möglichkeit, dem kühn vorſtrebenden ſchleſiſchen Heere die Hand zu bieten, nicht aufzugeben. Noch am Abend des 5. Septembers ritt er aus ſeinem Lager bei Marzahne mit einer kleinen Schaar gegen Zahna vor, um die Richtung und Stärke des Feindes zu erforſchen, und ihm blieb kein Zweifel, daß derſelbe entſchloſſen ſei, die bei Groß-Beeren geſcheiterte Unternehmung mit verſtärktem Nachdruck zu wiederholen; auf dem Wege, den der Feind jetzt einſchlug, traf er zunächſt auf Tauentzien, der ſich auf Jüterbogk zurückgezogen hatte, aber dort allein der Uebermacht nicht gewachſen war, er konnte ſchon jetzt nicht mehr ſein Heranziehen an das übrige Heer in der befohlenen Art ausführen, und ſtand in größter Gefahr noch mehr abgedrängt zu werden; dann war das Nordheer getrennt und dem Feinde der Weg nach Berlin offen. Dies zu verhindern, war Bülow ſogleich entſchloſſen. Seine Truppen, zuſammen etwa 37,000 Mann, ſtanden ſchon ſeit dem Nachmittag mit dem Gewehr im Arm, er traf vorläufig alle Anſtalten um links nach Kurz-Lippsdorf abzumarſchiren, er wollte raſch an Tauentzien's Seite rücken und hoffte mit ihm vereinigt den kühnen Plan des Feindes durch muthigen Angriff zu verwirren.

Der Genehmigung des Kronprinzen durfte er hiebei nicht entbehren. Er ſandte daher den Major von Reiche ſchleunigſt an denſelben nach Rabenſtein ab, wo das Hauptquartier war. Dieſer traf in der Nacht dort ein; der Kronprinz, der auf einer Matratze völlig angekleidet ruhte, ſprang auf, hörte die Botſchaft Bülow's an, machte zuerſt Schwierigkeiten, die Preußen, meinte er, wollten nur immer ſchlagen und ſchlagen, — „Je vous connais, vous êtes, toujours comme cela!“ — entfaltete dann aber die Petri'ſche Karte von Sachſen, zeigte mit ſichrem Ueberblick den Stand der Sachen, willigte in Bülow's Vorhaben, und diktirte dann ohne weiteres Beſinnen dem grade anweſenden Reichskanzler Wetterſtedt die bündigſten und ſachgemäßeſten Anordnungen. Reiche bewunderte die feldherrliche Tüchtigkeit des Mannes, mußte demſelben aber gleich wieder grollen, denn die trefflichſten Maßregeln verdarb er zum Theil wieder; denn indem er Bülow's Unternehmen nun ſelbſt anbefahl, minderte er aus eigenſinniger Vorſicht deſſen Mittel, er erklärte, die Brigade Borſtell müſſe zurückbleiben und die Päſſe bei Köppenig, Waltersdorf, Wergzahne und Kroppſtädt beſetzt halten, dies erfordere die Sicherheit des Heeres durchaus.

Bülow ſah ſich hiedurch unerwartet faſt um ein Drittheil ſeiner Truppen geſchwächt, indem die Brigade Borſtell von allen die ſtärkſte war, er fand ſich ſeiner Aufgabe jetzt kaum noch gewachſen. Laut und heftig äußerte ſich ſein Unwille. Auch unterwarf er ſich nicht ganz, denn er ſandte wohl nochmals einen Offizier an den Kronprinzen mit der dringendſten Bitte, die Brigade Borſtell baldigſt ablöſen zu laſſen und ſie ihm ſchleunigſt nachzuſchicken, an Borſtell ſelbſt aber die beſtimmte Aufforderung ihm ſogleich zu folgen. Als Borſtell dies verweigern zu müſſen glaubte, indem er ſich auf den unmittelbar vom Kronprinzen ergangenen Befehl ſtehen zu bleiben berief, gerieth Bülow auf's neue in heftigen Zorn und ſtieß drohende Worte aus, die Aufforderung aber ließ er nun als ſtrengen Befehl wiederholen. Das Band des Gehorſams, das er nach oben in dieſem Fall ſo gern lockerte, zog er nach unten nur um ſo ſtraffer an.

Der vorbereitete Marſch wurde ſogleich angetreten. Er geſchah in der linken Flanke des Feindes, den Weg begleitend, auf dem dieſer vordrang. In der Nacht um 2 Uhr gelangten die Truppen nach Kurz-Lippsdorf, wo ſie mit dem Gewehr in der Hand kurze Raſt hielten, während welcher ſie bei der Nähe des Feindes, um demſelben ihre Anweſenheit nicht zu verrathen, weder Feuer anzünden noch Taback rauchen durften, überhaupt die größte Stille zu beobachten hatten. Als der Tag graute, der 6. September, wurde wieder aufgebrochen, und Bülow rückte in eine günſtige Stellung bei Eckmannsdorf, die dem Anmarſche des Feindes die Stirn bot. Bülow beſtieg den Kirchthurm, und überblickte von hier deutlich die Bewegungen der Franzoſen, die früh um 7 Uhr ihr Lager bei Zahna verließen, und im gedrängtem Heerzug auf der großen Straße nach Jüterbogk vorrückten; es war der vierte franzöſiſche Heertheil unter Bertrand. Einen Augenblick ſchien es, als zögen ſie gradezu gegen Bülow, der ſich längſt von ihnen entdeckt glauben mußte, doch ſie hatten nur einer Krümmung des Weges folgen müſſen und wandten ſich gleich wieder rechts auf Jüterbogk. Sie hätten die Aufſtellung der Preußen in der That noch nicht bemerkt, und die vorgeſchobenen Poſten, die ihren Augen unmöglich ganz entgehen konnten, vielmehr für ihrige gehalten, ſo zogen ſie denn ſorglos und nachläſſig ihres Weges weiter, ohne ſich in ihrer Flanke durch Streifſchaaren oder Patrouillen aufzuhellen. Solche Verblendung und Achtloſigkeit ſchien unbegreiflich, ließ ſich indeß aus den Umſtänden wohl erklären; ihre leichte Reiterei, den zahlreichen Koſakenſchwärmen längſt im offnen Felde nicht gern begegnend, hielt ſich immer dem Fußvolk möglichſt nahe, übrigens ſchien ein vordringender Heertheil, dem noch zwei andere dicht folgten, in ſich ſelbſt geſichert genug. Ohne Bülow's entſchiedenen Eifer und kühnes Eingreifen würde auch wirklich der Marſch ungefährdet vollbracht worden ſein.

Bülow hatte von ſeinem linken Flügel den Major von Schmitterlöw mit 4 Schwadronen gegen Jüterbogk vorgeſandt, um ſich mit Tauentzien in Verbindung zu ſetzen. Allein er durfte dies nicht abwarten. Der Feind ging offenbar mit ungeheurer Uebermacht gegen Tauentzien vor, ſein Stoß, wenn er mit ganzer Schwere traf, mußte vernichtend wirken. Daher wollte Bülow den Feind ſtill vorüberziehen laſſen, aber bevor derſelbe ſich auf Tauentzien völlig werfen könnte, aus dem Hinterhalte plötzlich hervorbrechen und ihn unerwartet in der Flanke und im Rücken ſtürmiſch anfallen; gelänge es nicht ſo lange verborgen zu bleiben, ſo hoffte er wenigſtens einen beträchtlichen Theil der feindlichen Truppen auf ſich zu ziehen, und dadurch Tauentzien's Kampf bedeutend zu erleichtern. Er dachte weniger an den Glanz und Ruhm des eigenen Erfolgs, als an den allgemeinen Vortheil, und an die Gefahr der tapfren preußiſchen Mitkämpfer. Daher ſetzte er ſogleich feſt, daß der erſte Kanonenſchuß von Jüterbogk her, der kund gäbe, daß Tauentzien angegriffen ſei, auch ſeinen Truppen das Zeichen zum Angriff ſein ſolle.

Die Gegend war nur theilweiſe zu überſehen. Der Boden ſenkt ſich nach Süden, erhebt ſich dann wieder zu wellenförmigen Anhöhen. Hinter den nächſtvorliegenden Dörfern, rechts Wölmsdorf und Nieder-Gehrsdorf links, ſind flachere Hügel, weiterhin, zwiſchen Göhlsdorf und Dennewitz, längs der quer vorüber laufenden Straße von Wittenberg nach Jüterbogk, zeigen ſich ſtärkere ungleich vorſpringende Anhöhen; dieſe wie jene zur Aufpflanzung von Geſchütz wohlgeeignet. Noch weiter zurück, zwiſchen Oehna und Rohrbeck, dieſelbe Beſchaffenheit des Bodens. Das Dorf Dennewitz liegt in einer Niederung, die ein bei Nieder-Gehrsdorf entſpringender ſehr ſumpfiger Bach bildet, der Agerbach, oder die kleine Aa genannt, in ſüdlichem weiten Umſchweif fließt er zuletzt ſüdöſtlich an Jüterbogk heran; nur bei Dennewitz und weiter unten bei Rohrbeck iſt er überbrückt, ſonſt nirgends weder für Reiterei noch Fußvolk überſchreitbar. Durch dieſen Bach und ſeine Niederung ſondert ſich das Schlachtfeld in zwei Theile, und ſo wie bei Groß-Beeren mußte auch hier der Kampf mit getrennten und doch zuſammenwirkenden Truppenkörpern geführt werden. Bülow erkannte ſchnell, daß Dennewitz der Schlüſſel dieſer Gegend ſei, ſowohl der Höhen als der Verbindungen wegen, die hier zuſammenkamen, und er richtete daher auf dieſen Punkt ſein beſonderes Augenmerk.

Von dem Kirchthurm herab entdeckte man im Vorſchreiten des Morgens bald noch einen zweiten feindlichen Heerzug, der ſich auf Rohrbeck, und ſpäter einen dritten, der ſich auf Oehna richtete, es waren wie ſich ſpäter ergab, der ſiebente franzöſiſche Heertheil unter Reynier, und der zwölfte unter Oudinot, der Feind ſchien ſeine ganze Macht in dieſer Gegend zuſammenzuziehen, um über Jüterbogk auf Dahma vorzurücken und freie Bahn auf Berlin zu gewinnen. Dies ließ ſich aus dem allgemeinen Ueberblick mit ziemlicher Sicherheit entnehmen; genauere Erkundigungen waren für jetzt nicht anzuſtellen, ohne die eigne Anweſenheit, die bisher noch ſo glücklich unentdeckt geblieben, vorzeitig zu verrathen. —

Tauentzien hatte ſich am 5. Abends perſönlich in Rabenſtein bei dem Kronprinzen eingefunden, und ritt mit dem erhaltenen Befehl, ſich rechtshin an Bülow heranzuziehen, in der Nacht zu ſeinen Truppen zurück; er glaubte ſie noch in Seyda, denn die Gefechte und der Rückzug von Dobſchütz waren ihm unbekannt, ſtieß auf franzöſiſche Poſten und entging kaum der Gefangenſchaft. In Jüterbogk angelangt, befahl er ſogleich den Aufbruch, um ſich mit Bülow zu vereinigen. Um den Feind hier nicht unbeachtet zu laſſen, blieb der Major von Kleiſt mit 4 Bataillons, 2 Schwadronen und 11 Kanonen auf dem Windmühlenberge weſtlich von Jüterbogk ſtehen, außerdem weiter ſüdwärts der Major von Hiller mit einem Regiment Landwehr-Reiterei und einer Schaar Koſaken, eine Schwadron hatte er bei Rohrbeck über die Aa vorgeſchickt. Tauentzien marſchirte mit allen übrigen Truppen rechts ab und nahm ſeine Richtung auf Kaltenborn, ſüdlich von Eckmannsdorf. Doch kaum war der Marſch angetreten, ſo kam von dem Major von Hiller die Meldung, daß der Feind mit Macht auf Jüterbogk anrücke, und gleich darauf zeigte ſich die Vorhut von Bertrand's Heertheil auf der Höhe bei Dennewitz, ganz nah in Tauentzien's linker Flanke. Dieſer eilte die nächſten Höhen bei dem Windmühlenberge zu beſetzen und ſeine Truppen in Schlachtordnung zu ſtellen. Er hatte kaum 10,000 Mann, aber im feſten Vertrauen, daß Bülow ihm zu Hülfe kommen werde, ſtellte er ſich gegen den wenigſtens doppelt ſo ſtarken Feind muthig zum Gefecht. Auf dem äußerſten rechten Flügel hielt der Major von Schmitterlöw mit ſeinen 4 Schwadronen, und ſchickte eine derſelben rechts noch weiter in die Gegend vor, um Bülow's linken Flügel zu entdecken. Doch der Kampf begann ehe die Verbindung gefunden war. Eine preußiſche halbe Batterie eröffnete das Feuer um den Aufmarſch des Feindes zu hindern, der aber ſchnell mit überlegnem Geſchütz antwortete und ſie zum Rückzuge zwang. Ney ſelbſt war hier gegenwärtig; er hatte ſich weit vorgewagt um die Stellung der Preußen genau zu erforſchen, war dabei vom Pferde geſtiegen, und kam in Gefahr von kühn heranſprengenden Koſaken gefangen zu werden, ihr Geſchrei ſchreckte ihn warnend auf und er fand Zeit ſich zu retten. Er befahl nun ſogleich den Angriff. Es war etwa 9 Uhr. Die franzöſiſchen Kolonnen eilten durch Dennewitz über die Aabrücke auf die jenſeitigen Anhöhen, ſtellten ſich hier in Schlachtordnung, und drangen entſchloſſen vor. Mit hartnäckiger Tapferkeit widerſtanden die Preußen, der Kampf ſchwankte längere Zeit, es geſchahen die größten Heldenthaten, feindliche Uebermacht machte die größten Anſtrengungen ohne die Preußen zum Weichen zu bringen. —

Bülow vernahm den Kanonendonner von Jüterbogk her, und gab unverzüglich den Befehl zum Aufbruch. Kurz vor dem Abmarſch kam noch die glückliche, durch Zufälligkeiten aber verſpätete Nachricht von dem Siege Blücher's an der Katzbach, Bülow ließ ſie ſogleich den Truppen bekannt machen und ihnen den von Blücher wegen dieſes Sieges erlaſſenen Tagesbefehl vorleſen, welches als gute Vorbedeutung mit Freudengeſchrei aufgenommen wurde, und den Muth und Eifer der kampfbegierigen Schaaren noch ſtärker anfeuerte. Der Marſch ging nicht ſo ſchnell, wie Bülow es wünſchte, mit allen Kräften betrieb er deſſen Beſchleunigung. Die Brigade Thümen zog voran, die Brigade Krafft folgte, die Brigade Heſſen-Homburg machte den Beſchluß. Das ſchwarze Huſarenregiment begleitete den Marſch in der linken Flanke, die übrige Reiterei 20 Schwadronen, deckte die weit mehr gefährdete linke, und nahm eine Stellung bei Wölmsdorf. An Borſtell wurde nochmals der beſtimmte Befehl abgeſandt, mit ſeiner Brigade ſchleunigſt herbeizukommen. Aus beſondern Gründen traf Bülow die ungewöhnliche Anordnung, für den heutigen Tag den Oberſten von Boyen zum Befehlshaber der Reſerve zu beſtellen, als welche die Brigade Heſſen-Homburg anzuſehen war.

Schon war eine Stunde vergangen, die Truppen in ſtarkem Marſch, der Geſchützdonner von Jüterbogk dauerte fort. Ungeduldig ritt Bülow mit ſeinem Gefolge weit in die Gegend voraus, um näher zu ſehen, wie der Stand der Dinge ſei. Der Feind ſchien ganz und gar mit dem Gefecht bei Jüterbogk beſchäftigt, keine Feldwache, keine Patrouille zeigte ſich, er ahndete nichts von der Gefahr, die in ſeinem Rücken immer näher kam. Es war Bülow's größter Vortheil, dieſe Unwiſſenheit möglichſt lange zu erhalten, und den Feind je näher deſto verderblicher zu überraſchen. Er gab dieſen Vortheil freiwillig auf, weil er Tauentzien ſtark bedrängt wußte, und deſſen Erliegen fürchtete. Deshalb eröffnete er ſchon aus weiter Ferne ſein Kanonenfeuer, den kämpfenden Waffenbrüdern das Herankommen der Hülfe verkündend, dem Feinde neuen Kampf anſagend und ſeine Aufmerkſamkeit und Kraft auf dieſe Seite lenkend. Dieſer doppelte Zweck wurde vollkommen erreicht. Tauentzien's Truppen ſchöpften friſchen Muth; die Franzoſen ſtutzten und fragten, was in ihrem Rücken vorgehe. Ney ritt auf eine Anhöhe, erkannte bald, daß eine bedeutende Macht heranzog, und faßte ſchnell ſeinen Entſchluß. Er ließ das Gefecht gegen Tauentzien fortſetzen, doch die Hauptſache wurde, dem unerwarteten Angriff in der Flanke nachdrücklich zu begegnen. Er berief ſogleich den Heertheil Reynier's von Rohrbeck herbei. Die Diviſion Durutte erſchien zuerſt, zog eiligſt durch Dennewitz und nahm ſeitwärts von Nieder-Gehrsdorf zwiſchen der Aa und einem

Gehölz eine vortheilhafte Stellung in zwei Treffen, zahlreich aufgepflanztes Geſchütz in der Fronte. Die beiden ſächſiſchen Diviſionen dieſes Heertheils marſchirten auf der anderen Seite des Aagrundes gleichfalls in zwei Treffen auf, und lehnten ihren linken Flügel an Göhlsdorf.

Das Kanonenfeuer bei Jüterbogk hatte mittlerweile nachgelaſſen, ein Theil des preußiſchen Geſchützes, von dem dreifach überlegenen franzöſiſchen zerſchmettert, ſich aus der Schußlinie zurückgezogen, das Fußvolk, durch vierſtündigen tapfern Kampf gegen die Uebermacht erſchöpft, konnte nicht länger widerſtehen. Tauentzien mußte die Stellung aufgeben und ſich zum Rückzug entſchließen, den er wirklich ſchon anzutreten begann.

Unterdeſſen hatte Bülow's Schlachtordnung ſich unter dem Schutze der aufgefahrenen Batterieen vollſtändig entwickelt. Die Brigade Thümen in zwei Treffen bildete den linken Flügel, wo das ſchwarze Huſarenregiment weiterhinaus die Verbindung mit Tauentzien aufſuchte; die Brigade Krafft, etwas rückwärts ſtaffelweiſe geſtellt, nahm die Mitte ein; die Brigade Heſſen-Homburg, noch weiter zurück, ſtand als Rückhalt; die Brigade Borſtell ſollte den rechten Flügel bilden, bis zu ihrer Ankunft ſollte Oppen mit der Reiterei den Mangel ſo gut es ging erſetzen. Dieſe Anordnung entſprach vortrefflich ſowohl den Bedingungen des Bodens und der Stellung des Feindes als dem Umſtande, daß ein Theil der Truppen erſt erwartet wurde; dort, wo dieſe eintreffen mußten, ſollte das Gefecht ſo viel als möglich aufgeſpart werden; ihnen die Hand zu bieten, war die Linie rechtshin möglichſt auszudehnen, aber auch zurückzuhalten, während ſie links vordringend zugleich zum engern Anſchluß an Tauentzien hinſtrebte.

Der Donner des Geſchützes, durch den Bülow ſeine Ankunft meldete, hatte den Muth der Truppen Tauentzien's neu belebt, bald nahmen ſie wahr, daß der Angriff der Franzoſen nachließ, ihre Batterieen minder eifrig feuerten, und Bertrand ſeine ganze Linie gegen Rohrbeck etwas zurücknahm. Da wandte Tauentzien ſich mit neuem Vertrauen gegen den Feind, und ließ ſeine ganze Reiterei auf das franzöſiſche Fußvolk anſtürmen. Sie durchbrach das erſte Treffen, rollte daſſelbe auf, ſprengte auch im zweiten einige Vierecke, und richtete ein großes Gemetzel an, mußte ſich dann aber eiligſt ſammeln, weil nun auch die feindliche Reiterei plötzlich hervordrang; zwei Regimenter polniſcher Uhlanen ſtürzten ungeſtüm auf 7 preußiſche Landwehrſchwadronen, dieſe ſtürmten ihnen herzhaft entgegen, es gab einen harten Zuſammenſtoß, ein furchtbares Handgemenge, zuletzt wurden die Polen von den Schwadronen des Majors von Schmitterlöw gänzlich geworfen, zuſammengehauen oder verſprengt; wir werden dieſen Verſprengten noch weiterhin begegnen.

Um dieſelbe Zeit, als Tauentzien ſeinen Rückzug antreten wollte, kam die Brigade Thümen endlich zum Angriff. Sie war links der Aa gegen die feindliche Stellung angerückt, und ſtieß auf eine Schlucht, die vor ihrer Front gegen Jüterbogk ſich hinzog, muthig ſchritt ſie über dieſe hinweg, auf dem jenſeitigen Rand aber aufmarſchirt gerieth ſie in ein heftiges Gewehr- und Kartätſchenfeuer, beſonders der linke Flügel, der ohne den Schutz der eignen Kanonen, die jenſeits der Schlucht zurückgeblieben waren, ſich dieſer verheerenden Wirkung der feindlichen ausgeſetzt fand, in Verwirrung gerieth und zu weichen begann. Das erſte Treffen riß auch einen Theil des zweiten in die Unordnung fort. Thümen zog nun auch das zweite Treffen über die Schlucht zurück, gebot aber dann ſogleich wieder Halt, nahm die Zurückweichenden auf, die ſich durch die Aufmarſchirten durchzogen und hinter denſelben unter angeſtrengtem Bemühen der Offiziere wieder in Ordnung aufſtellten. Auf dieſem kurzen Rückzuge wurden wahre Heldenthaten gethan. Der Major von Putlitz ſtieg vom Pferde, ließ ſein Bataillon in Linie aufmarſchiren, feuern, dann wieder Maſſe bilden und ſo zurückgehen, unter wiederholtem Frontmachen und Feuern, bis er daſſelbe wieder mit gefälltem Bajonet vorführte. Der Major von Wedell wurde an der Spitze ſeines Bataillons tödtlich verwundet, der Hauptmann von François fiel im tapferſten Kampfe. Der Major von Clauſewitz an der Spitze des vierten oſtpreußiſchen Regiments behauptete ſich bei Nieder-Gehrsdorf mit ausgezeichneter Standhaftigkeit. Das Gefecht war bald wieder auf allen Punkten hergeſtellt, und ging in ein anhaltendes Gewehrfeuer über, das bei der großen Nähe für beide Theile ſehr mörderiſch wurde.

Während dieſer Vorgänge kam der Major von Eiſenhart an Bülow herangeritten mit einer Botſchaft von Tauentzien, der dringend um Unterſtützung bat; Bülow gewährte ſie augenblicklich, und ſandte ihm ein Huſarenregiment und eine reitende Batterie mit dem Befehl der größten Eile; er war hocherfreut, daß Tauentzien ſich noch hielt, denn ſchon hatte er gefürchtet derſelbe ſei zurückgeſchlagen, und die Truppen, die man auf der Höhe bei Jüterbogk wahrnahm, ſeien feindliche.

Die ſchwarzen Huſaren, die mit einer reitenden Batterie auf dem äußerſten linken Flügel über die dort flachere Schlucht vorgegangen waren, mußten dem Rückzug folgen, wobei die Kanonen in Gefahr kamen. Plötzlich jagten große Schaaren polniſcher Uhlanen, dieſelben welche Schmitterlöw vorher in die Flucht geſprengt, ungeſtüm auf die Huſaren los, hoffend hier durchzubrechen, doch der Major von Sandrart wies ihren Anfall tapfer zurück, einige wurden niedergehauen, viele gefangen, unter ihnen der Oberſt Clouet, Ney's Adjutant, aus deſſen Papieren nachher über die Abſichten und Mittel des Feindes wichtige Aufſchlüſſe geſchöpft wurden. Die flüchtigen Uhlanen ſuchten dahin und dorthin ihr Heil. Eine Schaar derſelben verirrte ſich zwiſchen das erſte und zweite Treffen der Preußen und rannte auf die Anhöhe zu, wo Bülow mit ſeinem Gefolge hielt, dieſer faßte ſie ſcharf in's Auge, doch ohne nur den Zügel aufzunehmen, und als ſie näher kamen legte er mit ſcherzender Miene die Hand an den Degen, indem er lächelnd zu ſeiner Umgebung ſagte: „Nun denn, meine Herren, ziehen Sie doch!“ Dies war auch gleich geſchehen, und die entſchloſſene Haltung des kleinen Häufleins bewirkte, daß die Uhlanen keinen Angriff wagten, ſondern eilig vorüber ſtoben; einige Offiziere des Gefolges, unter ihnen der Rittmeiſter von Burgsdorf, verfolgten ſie eine Strecke, hieben mehrere nieder, machten andere zu Gefangenen, die übrigen geriethen, als ſie aus dem Zwiſchenraum beider Treffen rechts herauskamen, in die Reiterei

Oppen's, die ihnen ſchnell den Garaus machte. Dieſe perſönliche Gefahr war glücklich überſtanden, die der Brigade Thümen aber forderte ſchnelle Hülfe.

Bülow, nachdem er geſehen, in welche Schwierigkeiten ſein linker Flügel verwickeit war, und daß derſelbe mit eignen Kräften allein ſie nicht überwinden könne, ſprengte zu dem ruſſiſchen Geſchütz, und befahl dem Oberſten Dietrichs mit einer ſeiner ſchweren Batterieen vorzurücken. Dieſen Befehl perſönlich dem Oberſten zu ertheilen, war er noch beſonders durch den Umſtand bewogen, daß derſelbe, ſonſt eben ſo willfährig als tapfer, doch ſein Befremden darüber geäußert hatte, in der Schlacht von Groß-Beeren dem im Range geringeren, aber alles Geſchütz des Heertheils befehligenden Oberſtlieutenant von Holzendorf untergeben geweſen zu ſein. Dieſe Batterie von Zwölfpfündern ließ Bülow unter Bedeckung von 2 Bataillons bei Nieder-Gehrsdorf ſo vortheilhaft aufpflanzen, daß ſie die Flanke der feindlichen Aufſtellung wirkſamſt beſchoß; noch eine halbe ruſſiſche Batterie wurde nachgeholt, und dies treffliche Geſchütz rückte nun ſelbſt auf die vom Feinde beſetzte Höhe vor, ſchmetterte ganz aus der Nähe ſein verheerendes Feuer auf die Franzoſen und lichtete ihre Reihen. Es galt nun preußiſcherſeits mit Macht wieder vorzugehen. Bülow zog aus der Brigade Heſſen-Homburg 6 Bataillons heran, gegen noch umherſchweifende Trupps polniſcher Uhlanen im Vorrücken zu Maſſen geformt, und ſandte ſie dem erneuerten Angriffe Thümen's zur Verſtärkung. Der Major von Weyrach, Bülow's erſter Adjutant, führte die drei oſtpreußiſchen Landwehrbataillone in das heftigſte Feuer. Thümen, indem er ſeine Truppen wieder ordnete und perſönlich vorführte, verlor zwei Pferde unter dem Leibe. Die Truppen ſtanden bald wieder jenſeits der Schlucht auf der Höhe. Geſchütz- und Gewehrfeuer wüthete von beiden Seiten, letzteres aus gedrängten Linien und aus zahlreichen Plänklerſchwärmen. Der Major von Polczinski an der Spitze eines jener Bataillone, dem bald ein zweites ſich anſchloß, ging links gegen ein Gehölz vor, in das 2 feindliche Bataillone mit Geſchütz ſich feſtgeſetzt hatten, nahm ihnen eine Kanone, trieb ſie aus dem Buſch hervor und auf ein Regiment Landwehrreiter zu, das ſie völlig vernichtete. Dem Angriff herbeigeholter feindlicher Reiterei begegnete das Dragonerregiment Prinz Wilhelm. Eine halbe Batterie von der Brigade Krafft rückte kühn über Nieder-Gehrsdorf hinaus und ſchoß dem Feind in die linke Flanke. Bülow ließ Nieder-Gehrsdorf ſelbſt mit einem Bataillon aus der Brigade Krafft beſetzen, Schützen drangen rechts des Aabaches gegen Dennewitz vor und nahmen dort eine zwölfpfündige Kanone. So von allen Seiten unterſtützt rückte Thümen, der jetzt zu den 9 Bataillons ſeiner Brigade noch 7 andere vereinigt hatte, mit Entſchloſſenheit wieder vor. Die Diviſion Durutte leiſtete hartnäckigen Widerſtand, und das Gefecht dauerte heftig fort.

Inzwiſchen war die Brigade Krafft, ſo lange Borſtell noch fehlte, der preußiſche rechte Flügel, gleichfalls in den Kampf eingerückt und rechts von Nieder-Gehrsdorf aufmarſchirt. Einen Hügel rechts vor der Front ließ Krafft mit Geſchütz beſetzen und die Kanonen ihr Feuer gegen Göhlsdorf richten. Ney hatte vom Reynier'ſchen Heertheil die ſächſiſchen Diviſionen Lecoq und Sahr nach Göhlsdorf beordert; ſie wurden auf ihrem Heranmarſch immer von Koſaken umſchwärmt und angefallen, ſo daß ſie in langem Viereck einherzogen; bei Göhlsdorf ſtanden ſie jetzt in zwei Treffen aufmarſchirt, und ihre Batterieen hielten den ſeitwärts vorliegenden Windmühlenberg mit beſetzt. Ein ſtarker Wind erregte gewaltige Staubwolken, die mit dem Pulverdampfe vermiſcht längere Zeit den Kampf verhüllten, ſowohl Kanoniere als Plänkler ſahen nur auf Augenblicke das Ziel ihrer Schüſſe. Der Feind war an Fußvolk und Geſchütz weit überlegen, er ſandte ſtarke Truppenzüge gegen Krafft's rechte Flanke, der deshalb ſeinen rechten Flügel zurücknahm, während zugleich ein Theil ſeiner Geſchütze wegen Beſchädigung oder Munitionsmangel das Gefecht verlaſſen und hinter Wölmsdorf zurückgehen mußte, um wieder in Stand geſetzt oder mit Schießbedarf verſehen zu werden. Die Batterie von Spreuth ging aus ſolchem Grunde dreimal zurück und wieder vor, das drittemal mit nur 4 Geſchützen. Die Gefahr wuchs hier mit jedem Augenblick.

Da ließ Bülow die Brigade Heſſen-Homburg, ſo viel von ihr noch außer Gefecht war, eiligſt herbeirücken. Der Major von Siöholm an der Spitze von 4 Bataillons drang unter dem Schutze des Feuers zweier Batterieen gradezu gegen Göhlsdorf an, eines ſeiner Bataillone nahm das Dorf, konnte ſich aber nicht behaupten, der Feind führte immer friſche Truppen vor, dreimal kamen die Preußen hinein, dreimal mußten ſie zurück, ein mörderiſches Handgemenge wiederholte ſich bei jedem Verſuch, während zugleich das Geſchütz- und Gewehrfeuer von beiden Seiten mit Heftigkeit fortdauerte. Zur Unterſtützung der rechten Flanke ließ Bülow auch noch 2 Schwadronen von Oppen's Reiterei vorgehen, den Angriff Siöholm's aber durch 2 Bataillons unterſtützen, 2 andere Bataillons gegen die feindliche Batterie auf dem Windmühlenberg anrücken, dieſe hatte keine Munition mehr und fuhr daher um ſich zu retten eiligſt ab, wobei ſie das eigne Fußvolk in Unordnung brachte, die 2 Bataillons aber, nachdem ſie hier noch durch ein ſcharfes Gewehrfeuer ſich in der Fronte Luft gemacht, ſchwenkten rechts gegen Göhlsdorf, das nun von allen Seiten mit Macht angegriffen und genommen wurde. Ein Nebenumſtand darf hier nicht unerwähnt bleiben; als der Major von Siöholm zum Angriff vorrückte, kam eine ſchwediſche reitende Batterie gedeckt von dem Mörner'ſchen Huſarenregiment auf der Anhöhe rechts von Wölmsdorf an und begann zu feuern, aber auf die Bataillone Siöholm's; der Lieutenant und Brigadeadjutant von Kaweczinski ſprengte beim fünften Schuß unerſchrocken in ihrer Schußlinie vor, klärte den Irrthum auf, und gab ihr beſſere Richtung.

Auf dem linken Flügel Krafft's wurde nicht minder lebhaft gekämpft; der Major von Reckow ſtürmte mit 2 Bataillonen eine gegenüberſtehende Batterie und nahm 4 Haubitzen. Als der Staub und Pulverdampf ſich etwas verzog und wieder freien Blick ließ, erkannte der Feind die geringe Stärke dieſer Schaar, und rückte mit Fußvolk und Reiterei raſch auf ſie los. Allein Reckow hatte ſchnell Bataillonsmaſſen gebildet, wies die wiederholten Angriffe tapfer zurück, und als ihm ein Bataillon zu Hülfe kam und 2 Schwadronen

Dragoner, wandte ſich der Kampf zum Vortheil der Preußen, die hier viele Gefangene machten.

Unterdeß war Thümen mit ſeinen zu feſter Ordnung hergeſtellten und mit neuem Muthe beſeelten Truppen heftiger vorgedrungen, und Bülow glaubte den Augenblick gekommen, die Höhe von Dennewitz und das Dorf zu ſtürmen, 2 Bataillone erhielten Befehl zum Angriff und drangen muthig vor, fanden aber den tapferſten Widerſtand. Der Major von Mirbach ſank an der Spitze ſeines Bataillons von drei Kugeln getroffen; die Fahne des Bataillons wurde zerſchoſſen, der Fahnenträger getödtet, der Hauptmann von Hülſen nahm die Stücke der Fahne und ſie hocherhebend führte er das Bataillon auf's neue vor, das in wenigen Augenblicken an Todten und Verwundeten über 100 Mann einbüßte. Das Geſchütz mußte hier verſtummen, nur ein mörderiſches Gewehrfeuer und furchtbares Handgemenge, in welchem Bajonet und Kolben wütheten, brachte die Entſcheidung. Der Feind wurde von der Höhe vertrieben, das Dorf Dennewitz genommen. Die Diviſion Durutte wich unter beſtändigem Kampfe, jeden Fußbreit ſtreitig machend. Noch am Ausgange des Dorfes ſtellte ſich ein Bataillon zum Widerſtand auf, von einigen Schwadronen unterſtützt, das preußiſche Fußvolk empfing unerſchrocken das Gewehrfeuer, ging ohne Schuß auf den Feind los und brach in ſeine Reihen mit furchtbaren Schlägen ein, bis alles aus einander ſtob, die Reiterei wartete den Angriff nicht ab, und floh in wilder Flucht. Hinter Dennewitz trafen ſchon Bülow's Truppen mit denen Tauentzien's zuſammen und begrüßten einander mit lautem Zuruf. Bertrand's Heertheil, durch Tauentzien's und Bülow's Truppen von Dennewitz und der Verbindung mit Ney abgedrängt, zog ſich gegen Rohrbeck, wohin Thümen mit aller Kraft nachrückte. Auf dieſer Seite war der Sieg errungen, auf der anderen dagegen erſt jetzt wieder ſehr zweifelhaft geworden.

Ney hatte den noch friſchen Heertheil Oudinot's nebſt der großen Reiterſchaar Arrighi's von Oehna herbeigerufen, dieſe kamen jetzt bei Göhlsdorf an, und ſtellten ſich hinter den Sachſen Reynier's und deren linken Flügel weithinaus überragend in Schlachtordnung auf, die Reiterei hinter dem

Fußvolk; hier ſtanden nun 47 feindliche Bataillone gegen 14 preußiſche! Die franzöſiſche Diviſion Guilleminot rückte zuerſt in's Gefecht, ſie drang mit zahlreichem Geſchütz auf Göhlsdorf vor, beſchoß das Dorf von vorn und von beiden Seiten, und bereitete ſich zum Sturm. Ein wilder Kampf erhob ſich im Dorfe ſelbſt; man focht in den Häuſern, Gärten, in der Kirche, unter Kartätſchenhagel und auflodernden Flammen; nur ein Brunnen in der Mitte des Dorfes vereinigte Freund und Feind, Hunderte drängten ſich friedlich herbei, den brennenden Durſt zu löſchen, und eilten dann erfriſcht wieder zum Gefecht. Die Preußen wichen vor der Uebermacht einen Augenblick, doch der Major Friedrich von Bülow drang mit ſeinem Bataillon auf's neue in und durch das Dorf; am Ausgange deſſelben gegen den Feind hin ſah er ſich plötzlich von 3 Bataillonen zugleich bedroht, eines war im Dorfe ſelbſt, das andere in den Gärten, das dritte im freien Feld; er hatte nur ein ſchwaches Bataillon, das dritte Glied war ihm genommen worden um eine ruſſiſche Batterie zu decken, doch er war ſchnell entſchloſſen, entwickelte ſeine Mannſchaft, und ließ ſie auf eine Entfernung von etwa 70 Schritt Feuer geben, dann mit dem Bajonet angreifen; es entſtand ein furchtbares Handgemenge, in welchem die Preußen gegen 300 Gefangene machten, aber ihr tapfrer Führer einen Schuß in die Seite bekam. Der Uebermacht des Feindes mußte das Dorf überlaſſen werden, doch hemmte für den Augenblick noch der Major von Gleißenberg mit ſeinem Füſilierbataillon das weitere Vordringen, indem er einen Graben benutzte, um hinter demſelben geſichert dem Feinde wohlgezielte Schüſſe zuzuſenden. Doch immer mehr Schaaren zogen heran, es zeigte ſich die ſtärkſte Uebermacht, Krafft aber wollte nicht weichen, und Boyen, der den letzten Rückhalt hier befehligte, führte perſönlich die Bataillone immer wieder in's Feuer vor.

Die Sachen ſtanden höchſt gefährlich. Der Kampf hatte ſich mit ganzer Stärke dahin gezogen, wo Borſtell's Brigade erfordert war ihn aufzunehmen. Bülow hatte voll Ungeduld wiederholt an ihn Offiziere geſandt, den Major von Reiche, dann Burgsdorf, der ihn endlich im Vorrücken traf. „Nur keine Vorwürfe! rief er dem letzteren entgegen, ich komme!“ Reiche und Burgsdorf ritten eiligſt mit der guten Nachricht zu Bülow zurück.

Borſtell war um 11 Uhr von Kroppſtädt abmarſchirt und hatte unterwegs vom Kronprinzen von Schweden den Befehl erhalten ſich nach Eckmannsdorf zu wenden, wo dieſer unterdeſſen mit den ſchwediſchen und ruſſiſchen Truppen eine beobachtende Stellung genommen; Borſtell aber antwortete, Bülow ſtehe in vollem Kampfe, die Pflicht rufe ihn dorthin, auch habe er dieſem ſchon ſeine nahe Ankunft gemeldet, und nahm daher ſeine Richtung auf Dalichow und gradezu auf Göhlsdorf, welches ihm von Reiche als Zielpunkt angewieſen war. Dieſer glückliche Ungehorſam gegen den Kronprinzen wurde ihm von Bülow hoch angerechnet, und ſühnte den früheren gegen ihn verſuchten. Borſtell wollte nicht die Zuſchauer vermehren, ſondern verſtärkte lieber die Kämpfenden.

Auch an den Kronprinzen ſelbſt hatte Bülow die Meldung der großen Gefahr geſandt und ihn dringend erſucht vorzurücken. Der Zettel war nach Marzahne überſchrieben, der Ordonnanzreiter hatte Zahna verſtanden, und war ſchon im Begriff dorthin zu den Franzoſen zu reiten, als ihm der Förſter von Treuenbriezen begegnete, die Aufſchrift las, und ihn zurecht wies. Die Antwort des Kronprinzen lautete: „La bataille est gagnée, j'arrive avec 48 bataillons, le général Bülow n'a qu'à se retirer en seconde ligne.“ Tief empört über dieſe Argliſt, welche die theuer errungenen Lorbeern ſich zueignen und die Preußen und ihn ſelbſt um den gerechten Preis des blutigen Kampfes bringen wollte, kümmerte ſich Bülow gar nicht um die unwürdige Zumuthung, ſondern beſchloß, der Ankunft Borſtell's gewiß, die letzte Kraft aufzubieten, um den hier noch keineswegs entſchiedenen Sieg zu erringen. Auch erſchien der Kronprinz nicht auf dem Kampfplatz, ſondern ſandte nur einige ſchwediſche und ruſſiſche Reiter und Geſchütze vor.

Borſtell hatte den Major von Rüchel-Kleiſt vorausgeſchickt, um die ankommenden Truppen nach der Lage der Dinge zweckmäßig aufzuſtellen, mit raſcher Einſicht und Thätigkeit führte dieſer ſeinen Auftrag aus. Gegen halb 4 Uhr rückte die in zwei Treffen entwickelte Brigade zum Angriff, jedes Treffen nur von 4 Bataillonen, 12 Kanonen vor der Mitte des erſten Treffens, die Reiterei mit 2 reitenden Kanonen in der rechten Flanke; 3 Bataillone, 2 Schwadronen und 2 Geſchütze hatten noch zurückbleiben müſſen. Der Kampf hatte ſich von allen Seiten auf Göhlsdorf zuſammengezogen. Die Nordſeite des Dorfes wurde von 8 ſchwediſchen und 4 ruſſiſchen Kanonen beſchoſſen, Borſtell richtete ſein Geſchütz auf die Südſeite. Der Feind antwortete aus 16 zwölfpfündigen Kanonen mit aller Kraft und behauptete ſich im Dorfe. Das preußiſche Fußvolk war inzwiſchen näher gerückt, und 4 Bataillons drangen plötzlich ſtürmend ein, der Feind wehrte ſich tapfer, wurde jedoch nach hartem Kampfe hinausgeſchlagen. Der Major von Hövel drang mit ſeinem Bataillon auf der anderen Seite bis an die nächſte feindliche Batterie, während die Franzoſen ſchon mit verſtärkter Macht wiederkehrten, ihm mußte befohlen werden zurückzugehen; 6 franzöſiſche Bataillons folgten ihm auf dem Fuße, ſtürmten Göhlsdorf, wo 2 preußiſche Bataillone nach tapfrer Gegenwehr weichen mußten. Die Ueberlegenheit des franzöſiſchen Geſchützes an Zahl und Schwere zwang auch das preußiſche, vielfach beſchädigte, aus der zu großen Nähe ſich etwas zurückzuziehen. Dieſer erſte Angriff Borſtell's war alſo abgeſchlagen, Bülow ſandte den Befehl, unverzüglich die Anſtalten zu einem kräftigeren zweiten zu machen, zugleich wiederholte er ſeine Aufforderung bei dem Kronprinzen, ja ſogar unmittelbar bei Wintzingerode, ſeinen ſchweren Kampf wenigſtens dadurch zu unterſtützen, daß ſie durch Vorrücken ihre Truppen dem Feinde zeigten.

Inzwiſchen hatte Thümen die Truppen Bertrand's über Dennewitz hinaus gegen Rohrbeck verfolgt, wohin gleichzeitig von der anderen Seite Tauentzien's Truppen vordrangen. Die Franzoſen vertheidigten die Brücke von Rohrbeck mit verzweifelter Tapferkeit, im furchtbarſten Handgemenge wurden ihrer viele ſchonungslos erſchlagen, der Reſt floh mit Hinterlaſſung von 2 Kanonen. Die Diviſion Durutte ſtellte ſich unverzagt nochmals bei Rohrbeck gegen Thümen auf, dieſer ließ die eine der ruſſiſchen Batterieen vorbringen, deren nahes

Kartätſchenfeuer die franzöſiſche Linie ſchnell wieder zerriß, das Dorf gerieth in Brand und der Feind wich zurück. Ney, der dieſe Zerrüttung ſah, den Ueberblick über das Ganze des Kampfes wie es ſcheint verloren hatte, und dieſen Theil deſſelben bei Rohrbeck jetzt für den wichtigſten und gefährlichſten hielt, rief augenblicklich den Heertheil Oudinot's von Göhlsdorf ab, mit dem Befehl eiligſt hinter Rohrbeck ſich in Schlachtordnung zu ſtellen und die geſchlagenen Truppen Bertrand's aufzunehmen. Als Reynier den Abmarſch Oudinot's erfuhr und nun mit den beiden ſächſiſchen Diviſionen wieder allein blieb, gerieth er in Verzweiflung, er ſah ſich verlaſſen, aufgegeben, ſeine Niederlage vor Augen. Der letzte Erfolg bei Göhlsdorf, der die Täuſchung erzeugte, als könne man hier der Uebermacht entbehren, war nur durch dieſe errungen und ohne ſie nicht zu behaupten. Auch erkannte er ſchon die Zeichen des nahen erneuerten Sturms. Man ſagt, er habe im Schmerz über ſein Mißgeſchick ſich in das ſchärfſte Plänklerfeuer begeben und den Tod geſucht.

In der That ließ der neue Angriff der Preußen nicht lange auf ſich warten. Bülow gab den Befehl, daß 4 Bataillone von Krafft ſich an Borſtell anſchlöſſen, Oppen mit ſeiner ganzen Reiterei auf dem rechten Flügel deſſelben vorrückte, alles Geſchütz herbeigeholt und in Wirkſamkeit geſetzt würde. Heftiges Kanonenfeuer eröffnete den neuen Angriff, die preußiſchen Bataillone marſchirten im Sturmſchritt vor, der Feind von allen Seiten bedrängt, durch Geſchoß und Bajonet und Gewehrkolben, wurde endlich zum letztenmal aus Göhlsdorf hinausgeworfen. Der ſchwediſche Oberſt Cardell rückte mit ſeiner ſchwediſchen Batterie vor, 2 ruſſiſche Batterieen, die hinter Wölmsdorf hielten, holte der Hauptmann von Grabowski herbei, der Hauptmann Spreuth brachte von ſeiner zuſammengeſchoſſenen Batterie die hergeſtellte Hälfte zum drittenmal in's Feuer, 2 ruſſiſche Huſarenregimenter ſchloſſen ſich an Oppen, 2 ruſſiſche Jägerbataillone an Krafft's Truppen an. Der Feind wich nun auf allen Seiten. Staub und Pulverdampf begünſtigten ſeinen Rückzug, doch litten die Abziehenden ſehr von dem Geſchützfeuer, das weithin den Kampfplatz beſtrich und durchwühlte. Die ſehr zahlreiche

Reiterei Arrighi's wagte nicht gegen Oppen's wohlgeordnete Schaaren hervorzubrechen, ſie trat bald ebenfalls den Rückzug an, und wurde nun herzhaft angegriffen, die pommerſchen und ruſſiſchen Huſaren ſprengten ein franzöſiſches Reiterregiment und nahmen 8 Kanonen.

Bei Oehna verſuchte der Feind nochmals ſich aufzuſtellen. Doch bevor es geſchehen war, überraſchten ihn die pommerſchen Huſaren, hieben in das noch nicht ſchußfertige Fußvolk ein, machten 1200 Gefangene und nahmen 3 Kanonen; darauf kamen noch 2 Uhlanenſchwadronen von Borſtell herbei, und die Verfolgung wurde kräftig fortgeſetzt. Unterdeſſen hatten Tauentzien's und Thümen's Truppen den Feind bei Rohrbeck in erneuerten Angriffen wiederholt geſchlagen, und zuletzt in völlige Flucht geworfen. Der Heertheil Oudinot's war eiligſt herbeigezogen, allein er vermochte nicht ſich aufzuſtellen, im vollen Marſche von den Flüchtlingen überrannt, von den Verfolgern in der Flanke beſtürmt, gerieth er in Verwirrung und wurde in die allgemeine Flucht unaufhaltſam mit fortgeriſſen. Vergebens bot Ney ſein ganzes Anſehen auf, die Flüchtlinge zu hemmen, ſie gehorchten nicht mehr, Fußvolk und Reiterei, von paniſchem Schrecken ergriffen, eilten aufgelöſt in allen Richtungen davon.

Bülow befahl den wenigſt ermüdeten Truppen die weitere Verfolgung, 3 Landwehrregimenter Borſtell's und 1 Reiterregiment Oppen's drangen nach Körbitz und Welſigkendorf vor, wo ſie mit der verfolgenden Reiterei vom linken Flügel zuſammentrafen; der Oberſt von Hobe mit ſeinen Uhlanen in der Richtung von Schönwalde vorſprengend nahm noch zuletzt 3 Geſchütze. Die Koſaken ſchwärmten weit in die Gegend hinaus.

Beim Einbruch der Nacht ließ Bülow ſeine Truppen zwiſchen Langen-Lippsdorf und Bochow lagern, die Reiterei voraus oder auf den Flügeln, doch viele Truppentheile nahmen ihre Raſt, wohin grade die Bewegung des Kampfes ſie geführt hatte. Die Schweden und Ruſſen, endlich in Marſch geſetzt, lagerten zwiſchen Dennewitz und Jüterbogk.

Die Schlacht war vollſtändig und glänzend gewonnen, der richtige Blick und feſte Muth des Feldherrn wie die kühne und nachhaltige Tapferkeit der unvergleichlichen Truppen hatten ſich auf's neue herrlichſt bewährt. Eine gewiſſe Aehnlichkeit dieſer Schlacht mit der von Groß-Beeren iſt auffallend, man erkennt in beiden dieſelbe Leitung, dieſelbe Kriegsart, nur erſcheint beides in der Schlacht von Dennewitz wie an Umfang ſo auch an Kraft geſteigert. Es gab keinen Augenblick, in welchem Bülow die Ueberſicht und Leitung des Ganzen nicht in der Hand gehabt, nicht jedem Theile des Kampfes Ziel und Mittel zugewieſen hätte. Auch hier anfangs nicht ohne Unruhe und heftigen Eifer, wurde er im vollen Sturm des Gefechts nur immer ruhiger und zuverſichtlicher. Seine Haltung, unerſchrocken in der größten Gefahr ohne dieſe über ſeinen Beruf hinaus zu ſuchen, beſeelte die Truppen mit dem höchſten Muth und Zutrauen. Generale, Offiziere und Soldaten hatten gewetteifert in Tapferkeit und Hingebung.

Mehrere Züge von Heldenmuth ſind unſerer Erzählung ſchon eingeflochten, wir müſſen noch einige nachtragen. — Als bei dem erſten Angriff Thümen's die Truppen in Verwirrung geriethen, und zurückwichen, hielt dieſer ſie mit dem Zurufe feſt: „Ein Hundsfott wer noch einen Schritt zurückgeht!“ und dieſelben Truppen thaten gleich darauf auf's tapferſte ihre Schuldigkeit. — Im Allgemeinen herrſchte der größte Eifer, die kühnſte Todesverachtung; viele Verwundete wollten ihre Truppe nicht verlaſſen, und blieben im Gefecht. — Ein pommerſches Bataillon begrüßte die Granaten, die vor ihm einſchlugen, mit „Hurrah“ und „Vorwärts!“ — Der Musketier Drodowski, vom dritten oſtpreußiſchen Regiment, verlor durch eine Kanonenkugel das Bein, ſeine Kammeraden wollten ihn aufnehmen, er aber trieb ſie in den Kampf zurück. — Der Dragoner Schwarz, brandenburgiſchen Regiments, hatte mehrere feindliche Reiter niedergehauen, da fiel ſein Pferd verwundet zuſammen und die Feinde umringten ihn, allein er entkam ihnen, raffte Gewehr und Patrontaſche eines Todten auf, und ſchloß ſich dem Fußvolk als Plänkler an. — Der Landwehrmann Baumann, kurmärkiſchen Regiments, warf die ſchweren Schuhe weg, um ſchneller den Feind verfolgen zu können, ſchoß einen höheren Offizier nieder, und verſchmähte deſſen Uhr und Börſe. — Die freiwilligen Jäger Ebel, von Kleiſt, Koch und Schumann, vom Füſilierbataillon des kolbergiſchen Regiments, traten mit ihren kurzen Büchſen in die Reihen des ſtürmenden Bataillons. — Der Lieutenant Schmückert, Adjutant des kolbergiſchen Regiments, führte freiwillig die Plänkler des Regiments zum Sturm. — Der Unteroffizier Haak deſſelben Regiments, riß dem Trommelſchläger, der ihm zu läſſig ſchien, die Trommel weg, und ging ſturmſchlagend voran. — Der Lieutenant von Nordhauſen, vom zweiten Bataillon des dritten oſtpreußiſchen Regiments, nachdem ſeine Vormänner gefallen oder verwundet waren, führte die Schützen des Bataillons zum Sturm, und nahm eine Haubitze. — Das pommerſche Bataillon des Majors von Podewils, das ſchon viele Mannſchaft verloren hatte, ſtand etwas vor die Linie hinausgerückt, und ſollte deßhalb etwas zurückgehen, aber die Leute riefen: „Lieber zu Grunde gehen, als einen Schritt weichen!“ Die Fahnenſtange wurde durch einen Schuß zerſchmettert, die nächſten Rotten waren getödtet, Alle wetteiferten die Fahnenrotten zu erſetzen, die am meiſten gefährdeten; Podewils nahm ſelbſt die Fahne und führte zum Angriff, eine feindliche Fahne wurde erobert. — Der Rittmeiſter von Romberg nahm mit weſtpreußiſchen Uhlanen 3 Kanonen. — Der Lieutenant von Proek machte mit 12 brandenburgiſchen Dragonern 100 Gefangene, der Lieutenant von Petersdorf mit 20 kurmärkiſchen Landwehrreitern 200 Gefangene. — Der Wundarzt Karl Arendt, vom erſten pommerſchen Fußregiment, wurde beim Verbinden zweimal verwundet. — Der Regimentsarzt Aſſing, des zweiten kurmärkiſchen Reiterregiments, nahm ſich während der ganzen Schlacht im heftigſten Kugelregen ſo unerſchrocken und unermüdet der Verwundeten an, daß ihm Bülow das eiſerne Kreuz am ſchwarzen Bande geben ließ. — Der Lieutenant von Korth, vom erſten pommerſchen Fußregiment, ſtürzte ſich zweimal dem ruſſiſchen Geſchütz entgegen, das eben auf dem Schlachtfeld angelangt, ſein Feuer aus Irrthum auf die Preußen richtete. — Die Reihe ſolcher tapfern Züge ließe ſich noch lange fortſetzen, die wenigen hier angeführten ſind nur Beiſpiele aus der Menge. —

Bülow befehligte in dieſer Schlacht nicht viel über 30,000 Mann und beſtand den Kampf gegen 3 franzöſiſche von den berühmteſten Feldherrn geführte Heertheile, zwiſchen 65 und 70,000 Mann ſtark, von denen höchſtens 10,000 durch Tauentzien beſchäftigt waren. Der Sieg war theuer erkauft; der Bülow'ſche Heertheil verlor an Todten und Verwundeten über 200 Offiziere und gegen 6000 Mann. Tauentzien's Verluſt wurde auf 3000 Mann geſchätzt. Die Franzoſen verloren an Todten und Verwundeten über 10,000 Mann, gegen 15,000 an Gefangenen, 4 Fahnen, 80 Kanonen, 400 Pulverwagen, unermeßliches Gepäck und Geräth, da ſchon auf dem weiten Schlachtfeld, noch mehr aber auf der nächtlichen Flucht, alles zurückgelaſſen und den Siegern zur Beute wurde. —

Der Eindruck dieſes Sieges übertraf den von Groß-Beeren weit. Der Kronprinz von Schweden ſelbſt war davon ganz ergriffen. Er ſchrieb gleich am folgenden Tag an Bülow: „J'ai été témoin hier du courage que vos troupes ont déployé et de l'activité et des talents de vos généraux; continuez à leur donner le bel et honorable exemple qu'ils reçoivent de vous dès le commencement de la guerre“, und fügte hinzu, daß er ſelbſt vollkommen würdige und auch dem Könige gebührend anzeigen werde, was alles das Vaterland den Leiſtungen Bülow's und ſeiner ſtandhaften Beharrlichkeit verdanke. — Ney dagegen, um Mitternacht in Dahme angelangt, ſchrieb von hier an Napoleon ganz entmuthigt: „Ich bin gänzlich geſchlagen, und noch weiß ich nicht, ob mein Heer ſich wieder geſammelt hat. Ihre Flanke iſt entblößt, nehmen Sie ſich daher in Acht. Ich glaube es iſt Zeit, die Elbe zu verlaſſen und ſich auf die Saale zurückzuziehen.“ An den Kommandanten von Wittenberg, General Lapoype, ſchrieb er noch ſchlimmer: „Ich bin nicht mehr Herr der Truppen, ſie verſagen mir den Gehorſam und haben ſich ſelbſt aufgelöſt; nehmen Sie, Herr Kommandant, darnach Ihre Maßregeln.“ Was von dem geſchlagenen Heer noch übrig war, zog eiligſt der Elbe zu. Ney ſammelte die Flüchtlinge des Bertrand'ſchen Heertheils am 7. bei Dahme; — hier hatte Napoleon an dieſem Tage von Dresden her mit ſtarker Macht eintreffen wollen, um ſich mit Ney zu vereinigen. Reynier's Truppen nahmen ihren Rückzug theils auf Herzberg, theils auf Annaburg, Oudinot's Heertheil ebenfalls auf Annaburg; ſie wurden noch ſehr von den Verfolgern beunruhigt; Tauentzien ſandte noch am 6. September Abends ſeiner Brigade, die unter Wobeſer in Luckau ſtand, den Befehl nach Dahme vorzurücken um den Feind in der Flanke zu nehmen; Wobeſer machte mit 8 Landwehrbataillons, 8 Schwadronen und 1 Batterie einen angeſtrengten Nachtmarſch, erſchien am 7. früh um 5 Uhr vor Dahme, wo Ney's Hauptquartier war, griff ſogleich mit Ungeſtüm an, jagte Ney's Hauptquartier in die Flucht, nahm 1 Kanone und machte 2500 Gefangene; ebenſo überfiel der Rittmeiſter von Blankenburg mit einer gemiſchten preußiſchen Reiterſchaar den Feind bei Holzdorf, nahm 10 Offiziere und 800 Gemeine gefangen und 8 Kanonen; der Oberſtlieutenant Graf von Lottum mit einer Schaar preußiſcher und ruſſiſcher Reiter nahm bei Herzberg gleicherweiſe 800 Gefangene und 1 Kanone. Unfähig ſolcher Angriffe ſich zu erwehren, zogen am 8. September alle franzöſiſchen Truppen bei Torgau ſich über die Elbe zurück.

Bülow ſchrieb am Tage nach der Schlacht aus Oehna folgenden Brief an ſeine Frau: „Der geſtrige Tag war einer der merkwürdigſten und glänzendſten, welche die preußiſche Militairgeſchichte aufzuweiſen hat; wir haben eine Hauptſchlacht gewonnen, wo gegen uns jeder Fuß Terrain hartnäckig vertheidigt wurde. An der Schlacht hat von den Alürten nichts Theil genommen, als zuletzt, nachdem wir den Feind ſchon aus den mehrſten Poſitionen geworfen, die ſchwediſche und ruſſiſche Artillerie und beim Verfolgen die ruſſiſche Kavallerie. An 5 Stunden habe ich mich beinahe allein gegen einen ungeheuer überlegenen Feind mit 3 Diviſionen erhalten müſſen, denn die von Borſtell konnte erſt nach 3 Uhr Nachmittags ankommen, und um 10 Uhr fing die Schlacht nahe bei Jüterbogk an. Wir haben ſehr viel Menſchen verloren, mehrere Bataillone ſind bis auf die Hälfte geſchmolzen. Die Hand der Vorſehung ſchützte mich ſichtbar. Auch von meinen Adjutanten iſt niemand verwundet.

Der Prinz von der Moskwa (Ney) war mit ſeinem Armeekorps zu Oudinot geſtoßen und hatte das Kommando übernommen, daher die ſehr bedeutende Stärke des Feindes. Wir ſind noch im Verfolgen begriffen. Ich kann noch nicht genau überſehen, wie viel wir an Trophäen aufzuweiſen haben werden, 20 Kanonen und eine große Menge Munitionswagen weiß ich vorläufig. Unſere Truppen haben Wunder gethan; ſie haben mit dem Bajonet Batterieen geſtürmt; es ſind wieder die alten Preußen von Prag, Leuthen ꝛc. Es kommt nur darauf an, daß wir unſere Siege nutzen, und wir werden bald Herr von Deutſchland ſein." Die unrichtigen Angaben in dieſem Briefe, beſonders in Betreff der eroberten Kanonen, zeigen auf's neue wie ſchwer es iſt nach ſolchem Ereigniß alle Folgen deſſelben ſogleich zu überſehen.

Bei Dennewitz wie bei Groß-Beeren hatten die Sachſen im franzöſiſchen Heere tapfer gefochten und es war nicht ihre Schuld, daß die Franzoſen nicht ſiegten. Das Mitſtehen dieſer Deutſchen auf der undeutſchen Seite regte großen Unwillen auf, und Bülow enthielt ſich nicht, den gefangenen ſächſiſchen Offizieren, am folgenden Morgen eine bittre Strafrede zu halten, indem er ſie auf das Beiſpiel ihres ehemaligen Generals Thielmann verwies, der jetzt der Sache der Verbündeten und hiemit dem Könige von Sachſen beſſer diene als ſie, die noch mit den Franzoſen vereinigt waren, und forderte ſie zum Uebertritt auf. Der Zeitpunkt aber, wo eine ſolche Geſinnung zur That werden ſollte, trat erſt ſechs Wochen ſpäter ein, der ausgeworfene Samen mußte durch die Ereigniſſe ſelbſt der Reife näher gebracht werden.

Am 8. September feierte das Heer den erfochtenen Sieg durch ein feierliches Tedeum unter dem Donner der Kanonen und dem Gewehrfeuer der in Vierecke geſtellten Regimenter. Dem Könige wurde von den Preußen ein dreimaliges Hurrah gerufen, ſodann Bülow'n von ſeinen Truppen. Der Kronprinz von Schweden ſammelte alle Angaben über den Verlauf der Schlacht, beſonders erkundigte er ſich bei den Gefangenen ob nicht Napoleon ſelbſt dabei geweſen, welches er anfangs zu glauben ſchien, weil ihn vielleicht geheime Kundſchaft benachrichtigt hatte, daß Napoleon, wie er wirklich die

Abſicht gehabt, ſich von Dreſden her mit Ney zu vereinigen dachte. Dieſer Vorausſetzung gemäß wollte der Kronprinz auch nicht zu ſchnell vorrücken, ſondern das Heer vorſichtig beiſammen und zurück halten, in dieſem Sinne gab er viele zweckmäßige Befehle, die jedoch zu ſehr in's Einzelne gingen, und den vorſtrebenden Geiſt der Preußen nicht befriedigten. Nach einigen Tagen aber erſchien ein vom Hofkanzler von Wetterſtedt unter den Augen des Kronprinzen verfaßter Kriegsbericht, der zuerſt das größte Staunen und dann das unwilligſte Murren erregte. Darin wurden die Sachen folgendermaßen dargeſtellt: „Das preußiſche Heer, höchſtens 20,000 Mann ſtark, hielt mit wahrhaft heroiſchem Muth die wiederholten, durch 200 Kanonen unterſtützten Angriffe von 70,000 Feinden aus. Der Kampf war ungleich und mörderiſch, doch herrſchte nicht einen Augenblick Unentſchloſſenheit unter den preußiſchen Truppen; und wenn einige Bataillone das gewonnene Terrain augenblicklich räumen mußten, ſo geſchah es nur, um es auf der Stelle wieder zu erobern. In dieſer Lage der Dinge rückten 70 ruſſiſche und ſchwediſche Bataillone, 10,000 Mann Reiterei von beiden Nationen und 150 Stück Geſchütz in Angriffskolonnen mit freien Zwiſchenräumen zum Entwickeln vor. Schon waren über 4000 Mann ruſſiſcher und ſchwediſcher Reiterei und mehrere Batterieen in Gallop herangeſprengt, um einen Punkt, gegen den der Feind vorzüglich ſeinen Angriff richtete, zu unterſtützen. Ihre Ankunft begann demſelben Einhalt zu thun, und die Erſcheinung der Kolonnen that das Uebrige. Das Schickſal der Schlacht war auf der Stelle entſchieden." Ungeachtet des glänzenden Lobes, das hier der preußiſchen Tapferkeit ertheilt wird, iſt die Argliſt doch nur zu ſichtbar, welche die Ehre des Sieges den Preußen und ihrem Feldherrn doch zum Theil entziehen und dem Geſammtheer ſo wie dem Oberbefehlshaber deſſelben zuweiſen möchte; zu dieſem Zweck wird ſogar die Zahl der Kämpfenden wie ihre Anſtrengung zum Theil verkleinert, damit es ſcheine, als habe der preußiſche Heertheil nur gleichſam als Vorhut gefochten, und die übrigen Heertheile dicht hinter ſich gehabt. Allein der Augenſchein zeigt, daß die Preußen allein hier eine ſelbſtſtändige Schlacht geliefert, und ſie gewonnen haben ehe die Schweden und Ruſſen herangekommen. Auch waren letztere zuſammen nicht 70 Bataillone ſtark, ſondern nur 46 Bataillone, 40 Schwadronen und 118 Kanonen, die Preußen aber nicht 20,000 Mann, ſondern zwiſchen 40 und 50,000 Mann.

Bülow verſuchte die ſchwediſchen Angaben durch eine wahrheitsgetreue Darlegung der Thatſachen in den Berliner Zeitungen zu berichtigen, allein der Zenſor verweigerte auch diesmal die Zulaſſung. Empört über dieſes Verſagen des nach ſeiner Ueberzeugung gerechteſten Verlangens, beſchwerte ſich Bülow bei dem Fürſten von Wittgenſtein, als demjenigen Miniſter, dem die Zenſurſachen untergeben waren, und hatte mit ihm einen ſcharfen, doch fruchtloſen Briefwechſel. Aber auch an Adlercreutz ſandte er ſeine bittren Klagen in einem Schreiben, das er anfangs ſogar an den Kronprinzen ſelbſt richten wollte, und worin er ſowohl gegen das Uebermaß der Bedeutung, welches dieſer der Mitwirkung der ſchwediſchen und ruſſiſchen Geſchütze beilegen wolle, als gegen die Hervorhebung des Prinzen von Heſſen-Homburg im Vergleich der anderen Brigadegenerale nachdrücklich Einſpruch that. In letzterem Betreff ſagte er grade heraus: „Quoique le prince de Hombourg aye fait son devoir, il n'a cependant point eu l'occasion de se distinguer comme les généraux de Thümen, de Borstell et de Krafft, et je crois comme chef de mon corps et comme témoin oculaire le mieux pouvoir juger du mérite des officiers à mes ordres.“ Adlercreutz antwortete begütigend, und ſchrieb unter anderen: „Je suis pleinement convaincu que ces batteries ne décidèrent pas la victoire, mais elles doivent avoir contribué en partie à accélérer la retraite de l'ennemi;“ er fügte ſchließlich hinzu: „Je déclare hautement que les dispositions de votre Excellence et la bravour des troupes à ses ordres ont tout l'honneur de l'heureux résultat de cette bataille.“

Hier erhebt ſich eine alte, vielfach verhandelte und für jeden gegebenen Fall abſonderlich zu entſcheidende Frage, wem von kriegeriſchen Thaten der Ruhm gebühre? Der Mitwirkenden ſind hier immer viele, unter den mannigfachſten Verhältniſſen und Umſtänden. Unſtreitig hat der Oberbefehlshaber ein unbedingtes Recht auf alles, was ſeine Untergebenen nach ſeinem Befehl ausführen. Aber der größte Feldherr hört auf das Urtheil, auf den Rath von Andern, und ſeines Generalſtabs, ſeiner Adjutanten, ſeiner Unterbefehlshaber, kann er nicht entbehren; ja manche Schlacht hat vorzugsweiſe der Generalſtab, ein Adjutant, ein Unterbefehlshaber, ohne und ſogar wider Befehl, oder die Tapferkeit der Truppen allein gewonnen. In unſerem Falle ſtellt es ſich klar heraus, daß Bülow mit vollkommener Selbſtſtändigkeit gehandelt hat, daß auch in dieſer Beziehung die Schlacht von Dennewitz nur eine Steigerung der Schlacht von Groß-Beeren iſt; von oben fand höchſtens eine hemmende Einwirkung Statt, von unten nur die nothwendige, die richtige Mitwirkung. Das Verhältniß zu dem Kronprinzen von Schweden konnte zu derjenigen Zeit, in der es amtlich in Kraft war, das Verdienſt und den Ruhm der That einigermaßen auf jenen hinüberleiten; die ſpätere Geſchichtskunde, frei von amtlicher Rückſicht, darf dieſen Schein nicht dulden. Bülow hatte jedoch ſein Werk und Verdienſt nicht nur gegen den Höheren, ſondern auch gegen den Nebenſtehenden, ja gegen ſeinen Untergebenen zu wahren; von erſterem wird ſpäter die Rede ſein, in Betreff des letzteren ſei nur in Kürze geſagt, daß Borſtell, geſtützt auf ſein Zuletzterſcheinen und auf die Wegnahme von Göhlsdorf, gar ſehr gemeint war, ſich für den eigentlichen Sieger zu halten, und unruhig bald mehr bald minder ſolche Anſprüche blicken ließ, die niemand ſonſt ihm jemals zugeſtehen wollte. —

Um den Gegenſtand zu erledigen, ſchließen wir gleich hier eine ſpätere Erörterung an, welche Bülow zur Wahrung ſeines Rechtes an den Hauptmann von Thile ſchrieb, von dem zu erwarten war, daß [illegible] dem Könige vorlegen würde; er ſagt darin: „Der Kronprinz für ſeine Perſon iſt niemalen auf dem Schlachtfelde erſchienen, noch hat er in Abſicht der Schlacht weder die mindeſte Veranſtaltung getroffen noch Ordres ertheilt. — Der Kronprinz ließ mich fragen, ob die Schlacht gewonnen? ich antwortete, allerdings, der Feind ſei in völligem Rückzuge; zum zweitenmal ließ er mich fragen, ob der Sieg vollſtändig und der Feind in Unordnung zurückginge; ich bejahte dies abermals." Von den furchtbaren Kolonnen, welche ein ſolches Schrecken bei dem Feinde verurſacht haben ſollen, hat Bülow nichts geſehen, überhaupt nichts von den Schweden, als 2 reitende Batterieen, und deren Oberſt Cardell nebſt dem General Adlercreutz, die perſönlich bei ihm im ſtärkſten Feuer waren. Seine gereizten Gefühle ſprechen ſich noch ſpäter in einem Schreiben an ſeine Frau mit gerechtem Stolz aus: „Die Berliner haben eine Deputation an den Kronprinzen geſchickt, welche ihn gebeten zu erlauben, daß ſie zum Andenken ſeiner, als des Retters von Berlin, eine Medaille mit ſeinem Bildniß dürften prägen laſſen. Er hat geantwortet, ſie wären es größtentheils mir und meinen Truppen ſchuldig, ſie möchten alſo eine Medaille mit ſeinem Bildniß prägen laſſen, wo aber auf der andern Seite mein und Tauentzien's Name, ſo wie die der ſchwediſchen Generale Stedingk, Adlercreutz und Tawaſt, und der ruſſiſchen Generale Woronzoff und Wintzingerode ſtehen ſollten. Da ich dieſes erfuhr, habe ich an's Gouvernement geſchrieben, und verbeten, daß mein Name auf dieſer Medaille geprägt werde. Beiliegend erhältſt Du das Brouillon dieſes Schreibens. Theile es der Prinzeß Luiſe mit, es wird ihr Spaß machen."

Die Kriegsbewegungen gingen langſam vorwärts. Bülow's Heertheil zog am 9. September nach Nonnendorf, Tauentzien nach Luckau, Hirſchfeldt nach Seyda. Der Kronprinz nahm eine Mitteſtellung vor Wittenberg bei Seyda, und dehnte nur ſeine Flügel etwas aus. Die erlangten Vortheile, wie groß immer, waren noch keine entſcheidenden, Oudinot und Ney waren geſchlagen, aber die dunkle Geſtalt Napoleons und ſeines Hauptheers ſchwebte gleich einer Gewitterwolke drohend im Hintergrund; was ſeinen Marſchällen zweimal mißlungen war, konnte er ſelbſt zum dritten Male durchſetzen. Ueber die Elbe zu gehen und den gefürchteten Feind aufzuſuchen, machte der Kronprinz allerdings einige Anſtalten, doch zur Ausführung hielt er für nöthig erſt einen Stützpunkt an der Elbe gewonnen zu haben, Wittenberg oder Torgau. Er nahm ſein Hauptquartier in Koßwig, während Bülow nach Seyda vorrückte und ein Lager zwiſchen Seyda und Gadegaſt bezog; Borſtell's Brigade ſtand in Schweinitz und

Jeſſen. Tauentzien erhielt Befehl die Brigade Wobeſer gegen Torgau vorzuſchicken, und den dortigen Brückenkopf anzugreifen; Hirſchfeldt ſollte Wittenberg einſchließen; die Belagerung dieſer Feſtung wurde am 14. September Bülow'n aufgetragen, und ihm zu dieſem Zweck auch Hirſchfeldt untergeben. Zugleich erhielt Bülow die Ermächtigung oberhalb Wittenberg's bei Elſter, gegenüber von Wartenburg, eine Brücke über die Elbe ſchlagen und einzelne Truppenabtheilungen übergehen zu laſſen, falls keine zu große Gefahr dabei wäre; ein Theil ſeiner Reiterei, zwiſchen der Elſter und Elbe zweckmäßig aufgeſtellt, erhielt die Verbindung mit Tauentzien. Das zur Belagerung Wittenberg's nöthige ſchwere Geſchütz wurde aus Spandau und Berlin ſchleunigſt herbeibefohlen, die Feſtung ſollte in kürzeſter Friſt erobert werden. In dieſer Aufgabe und Stellung fand Bülow zwar genugſamen Stoff raſtloſer und mannigfacher Thätigkeit, aber ſich im Ganzen doch auf Abwarten und Stillſtehen angewieſen.

In dieſer Zeit ſandte die Prinzeſſin Luiſe von Preußen, vermählte Fürſtin Radziwill, ihren älteſten Sohn zu Bülow, um unter deſſen Augen den Krieg mitzumachen. Ihr Brief vom 18. September aus Berlin lautete: „Sie ſind ſeit ſo langen Jahren uns ein ſo treuer und werther Freund geweſen, daß ich gewiß, lieber Bülow, meinem Sohne kein beſſeres Schickſal wünſchen konnte, als in Ihrer Nähe und unter Ihren Augen an dem heiligen und gerechten Kampf Theil zu nehmen, für den Sie bis jetzt mit einem ſo herrlichen Erfolg gefochten haben. Ich hoffe, daß Wilhelm Ihre Gewogenheit zu verdienen ſuchen wird, und bin feſt überzeugt, daß es ihm wenigſtens dazu an gutem Willen nicht fehlen wird. Möge er ganz meinen ſehnlichſten Wünſchen entſprechen, und mit Ihrem Beifall beehrt einſt zu mir zurückkehren! Auch Herrn von Royer, einen ſeit 20 Jahren meinem Bruder und mir treu bewährten Freund, empfehle ich Ihnen angelegentlichſt; er verdient alles Gute was man nur von einem Menſchen ſagen kann, und hat mich jetzt, in einem Augenblick, der doch wohl jedem Mutterherzen ſchwer wird, einen ſehr werthen Beweis ſeiner Anhänglichkeit durch dem Anerbieten gegeben Wilhelm zu begleiten. Sobald [illegible] die nöthigen Pferde werden angeſchafft haben, wird Wilhelm abreiſen. — Daß Sie in der Gegend von Wittenberg bleiben und zu der Belagerung dieſes Platzes beſtimmt ſind, thut mir herzlich leid, — denn ich weiß, daß es Ihrem Wunſch und Ihrer Ueberzeugung nicht entſpricht. — Mein Mann ſprach dem Obriſt Boyen im Hauptquartier des Kronprinzen, und hoffte Sie auch bei dem Uebergang über die Elbe zu treffen, in Zerbſt erfuhr er erſt das Gegentheil und mußte nun eine weitere Reiſe aufgeben. — Ihre gute Pauline tummelt ſich noch immer in der Welt herum; — ich wünſchte ihr wohl baldige Ruhe in ihrem Bette, nach dem ſie ſich recht herzlich ſehnt. Ich beſuchte ſie zuweilen, aber nun habe ich einen ſo böſen Huſten und Fieber, daß ich nicht mehr das Zimmer verlaſſen kann. — Schenken Sie mir die Fortdauer Ihrer Freundſchaft. Empfehlen Sie mich dem Obriſt Boyen, Herrn von Auer und Weyrach, und verſichern Sie ſich meiner Dankbarkeit und Ergebenheit.“

Vom König erhielt Bülow das Großkreuz des eiſernen Kreuzes, der Kronprinz von Schweden ſandte ihm mit ſchmeichelhaften Worten das Großkreuz des Schwertordens. Wie er beides aufnahm, erſehen wir aus dem Brief an ſeine Frau vom 19. September aus Seyda: „Auf meinen erſten vorläufigen Bericht der Schlacht von Dennewitz habe ich Antwort vom Könige. Er iſt höchlich erfreut, und hat mir das höchſte militairiſche Ehrenzeichen, was in dieſem Kriege gegeben wird, das Großkreuz des eiſernen Kreuzes überſandt. Zugleich habe ich das Großkreuz des ſchwediſchen Schwertordens erhalten. Dieſes letzte iſt mir in Wahrheit ſehr gleichgültig. Tauentzien hat den ſchwarzen Adlerorden erhalten, aber kein eigentlich rein militairiſches Ehrenzeichen; man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſich immer entſchloſſen und gut benommen hat. — Wenn man die Berliner Zeitungen lieſt, ſo ekelt es einen an, die erbärmlichen Bulletins des Kronprinzen zu leſen, wie er ſo ängſtlich bemüht iſt, dem Publikum vorzuſpiegeln, daß er Antheil an der Schlacht bei Dennewitz habe. Seine Bulletins enthalten beinahe nichts wie Lügen; es iſt kein wahres Wort, daß Tſcherniſcheff Deſſau beſetzt hat, der Kronprinz hat ihn vielmehr wieder über die Elbe zurückkehren laſſen, worüber dieſer außer ſich iſt.“

Der Kronprinz that ſehr ungeduldig, und fragte wiederholt an, warum Bülow die Laufgräben vor Wittenberg noch nicht eröffnet habe? Dieſer fand das Drängen des ſonſt immer Zaudernden ſehr ungehörig, und antwortete ſcharf, daß eine Belagerung ohne Belagerungsgeſchütz noch nie Statt gefunden. Als endlich einige Mörſer und ſchwere Kanonen ſo wie auch eine engliſche Batterie Congreve'ſcher Raketen eingetroffen waren, verlegte Bülow am 24. September ſein Hauptquartier näher an Wittenberg im Birkenbuſch oder Rudersdorf, ließ Nachmittags durch Thümen dieſſeits der Elbe, jenſeits durch Hirſchfeldt, die nächſten Dörfer um Wittenberg nehmen, und die Franzoſen auf die Feſtung beſchränken.

Ney hatte ſich mit ſeinen geſchlagenen Truppen auf die Mulde zurückgezogen, und ſtrebte aus allen Kräften ſie wieder zu ordnen, zu ermuthigen, zu verſtärken. Bülow lag dem Kronprinzen dringend an, ihn bei Elſter über die Elbe gehen zu laſſen und ſelber bei Roßlau überzugehen, um den Feind zu gleicher Zeit auf beiden Flügeln anzugreifen, das Gelingen ſei unfehlbar, und werde auch für die anderen Heere die größten Folgen haben; aber der Kronprinz verwies ihn auf Wittenberg, ohne deſſen Beſitz das Nordheer nichts jenſeits der Elbe unternehmen könne; während Bülow umgekehrt eine ſolche Unternehmung für das beſte Mittel hielt, den Fall von Wittenberg zu bewirken; er beklagte bitter, daß von dieſem Feldherrn das geringſte Vorſchreiten nur gewaltthätigerweiſe zu erpreſſen ſei! Der Oberſtlieutenant von Valentini, bis dahin Oberquartiermeiſter von York's Heertheil, eben jetzt aber in gleicher Eigenſchaft zu Bülow verſetzt, ſchrieb in gleichem Sinn an ſeinen Freund Schack: „Der Oberfeldherr, deſſen Panier ich jetzt folge, läßt ſeinem Heerhaufen mehr Ruhe, als wir unter den lorbeerbegierigen Strategen genoſſen, die uns bei Tag und Nacht durch Bäche und Ströme jagten; bei dem dritten Armeekorps kann man auf die Jagd gehen, einen Landedelmann beſuchen, ein Leben führen, wie ich mit meinem Freunde Zielinski in den erſten

Tagen unſrer Ruhe in Bautzen ... Man lebt ungenirt und in guter Eintracht in dieſem Hauptquartier, doch bin ich in einer fremden Welt." Vom Kronprinzen von Schweden ſagt er noch, derſelbe habe hierin auch etwas Imperatoriſches, daß er ſeinen Generalen wenig über das Ganze der Sachen mittheile; er ſei übrigens ſehr höflich, mache aber auch ebenſo ſeinerſeits Prätenſionen von Höflichkeit, die gegen ihn Devotion werden müßte, „mehr als unſre preußiſchen Gebräuche es erlauben."

Ein Aufruf an die Sachſen vom 7. September auf dem Schlachtfelde von Dennewitz erlaſſen, lautete wie folgt: „Sachſen! Deutſche Brüder und Nachbarn! — Von den Gefilden einer gewonnenen Schlacht, in der wir mit Unwillen euer deutſches Blut vergoſſen, ſprechen wir noch Einmal zu euch. — Sachſen! Einſt zählte Deutſchland euch mit Stolz zu dem edleren Theile ſeiner Söhne, die jeder Unterdrückung kühn widerſtrebten; rühmlich erwähnt die Geſchichte der heißen Schlachten, in denen eure Vorfahren für die Freiheit des Vaterlandes fochten. Ihr waret eine der kräftigſten Stützen Deutſchlands, unter deſſen alter Verfaſſung unſer aller Wohlfahrt und Glück blühte. Was ſeid ihr jetzt? Unterwürfige Knechte eines fremden Monarchen, deſſen unerſättlicher Ehrgeiz euch auf immer in die Ausführung ſeiner blutdürſtigen Plane verwickeln, auf immer von dem Genuſſe des wahren häuslichen Glücks entfernen wird; Helfershelfer bei der Unterdrückung eurer deutſchen Brüder; Theilnehmer an der Verwüſtung eures vaterländiſchen Bodens, den jene Fremdlinge, nicht wir, zur Einöde gemacht haben. Was habt ihr, ſelbſt bei dem glücklichſten Ausgang eures ungerechten Kampfes, zu erwarten? Sklavenfeſſeln, die euch unaufhörlich drücken, die euch bei euren Zeitgenoſſen, ſo wie bei der Nachwelt, mit ewiger Schande bedecken werden. — Es iſt nicht Gefühl von Schwäche, was uns dieſe Worte an euch entlockt; das froheſte Bewußtſein, die feſteſte Zuverſicht, führt uns der Zukunft entgegen, und auch ohne euch werden wir dieſen heiligen gerechten Kampf beſtehen, aber eben weil wir euch als unſere deutſchen Brüder gerne lieben und achten möchten, weil wir nur mit Unwillen daran denken mögen, euch gleich jenen räuberiſchen und verhaßten Fremdlingen zu behandeln, fordern wir euch auf, des deutſchen Namens, der deutſchen Abkunft euch würdig zu zeigen, und die Fahnen des Unterdrückers mit denen der Freiheit und des Rechtes zu vertauſchen. — Wählt jetzt, Sachſen! Ruhe und Glück für eure Zukunft, Ruhm und Ehre bei der Mit- und Nachwelt, und unſre herzliche Liebe und Achtung, — oder Knechtſchaft, Schande, und Zerſtörung eures Wohls. — Als Brüder werden wir diejenigen von euch empfangen, die eingedenk ihrer heiligſten Pflichten vereint mit uns für Deutſchlands Wohlfahrt kämpfen wollen. — Aber wir ſagen uns los von aller Gemeinſchaft mit denjenigen, die länger noch die ſchimpfliche Feſſel des Unterdrückers tragen; unwürdig erklären wir ſie des deutſchen Namens, und ſie ſelbſt und ihre Eltern und Verwandten ſollen erfahren, wie wir Deutſchlands ausgeartete Söhne zu verachten und zu ſtrafen wiſſen."

Dieſer Aufruf hatte wenig gefruchtet; er mochte nicht gehörig bekannt geworden oder für Einzelne ſchwer zu befolgen ſein, nur wenige Sachſen kamen auf die deutſche Seite herüber. Den Verſuch einen ihrer Generale zu gewinnen, machte Bülow durch ein Schreiben vom 25. September an den ſächſiſchen Generallieutenant von Zeſchau. Die darin angeführten Beweggründe ſind merkwürdig genug, ſie erinnern an die, von denen York geleitet war, und bezeugen abermals, daß Bülow dieſen vollkommen beipflichten konnte. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen fährt er eindringlichſt fort: „Sollten Sie nicht durchdrungen ſein von der Ueberzeugung, daß die wahre Ehre dem Soldaten den Kampf für die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes gebietet, und daß, indem Sie *dem erſten Bürger deſſelben* den Eid der Treue leiſteten, derſelbe auf keine Art gebrochen wird, wenn Sie, *treu dem Wohl des Vaterlandes*, einen entſcheidenden, ewig ruhmwürdigen Schritt für daſſelbe thun? — Nein gewiß! Euer Exzellenz fühlen dies eben ſo ſehr, als Sie die Achtung nicht verkennen können, die Sie ſich durch dieſen Schritt bei dem ganzen *freien* Europa erwerben würden, und als Ihnen die dauernde Dankbarkeit des geretteten Vaterlandes werth ſein muß. — Ihr edler Monarch kann, gefeſſelt von dem

Unterdrücker Ihrer Freiheit, nicht mehr aus der Fülle ſeines Herzens zu Ihnen ſprechen. Könnte er das, ſeine Befehle würden gewiß, mit meinen Anſichten übereinſtimmend, zur Befreiung des Vaterlandes Sie auffordern. Auch ihn aus dieſer ſchmachvollen Unterwürfigkeit zu befreien, iſt Ihre Pflicht. — Es wird an Mitteln Ihnen nicht fehlen, aus der Gemeinſchaft mit jenen verhaßten Fremdlingen zu treten; — die Wege über Deſſau und Wörlitz und die heilige Zuſicherung unſerer Mitwirkung und Unterſtützung, wo Sie ſolche wünſchenswerth finden, bieten ſich Ihnen dazu dar. — Ich aber, der ich mir vorzüglich die Ehre wünſche, die braven Sachſen mit meinen Preußen vereinigt zu ſehen, und der ich hierin nur die Geſinnungen des Königs meines Herrn und aller meiner vaterländiſchen Waffenbrüder ausſpreche, ſichere Ihnen im Namen meines Monarchen das ungetheilte Zuſammenbleiben Ihrer Mannſchaft unter Ihren Fahnen und die Beſtätigung eines jeden in ſeinen Rang- und Gehaltsverhältniſſen zu. — Werfen Sie dieſe Anerbietungen nicht zurück; ſie ſind mit Vertrauen, mit Achtung und Liebe gegeben, und verdienen eine gleiche Aufnahme. Euer Exzellenz perſönlich aber bitte ich die Verſicherung meiner hohen Achtung und Ergebenheit zu genehmigen.“ — Es war ein beſonderes Geſchick, daß grade dieſer General, der ſo angeſprochen wurde, grade am längſten bei den Franzoſen aushielt. —

An ſeine Frau ſchrieb Bülow an demſelben Tage: „Die Prinzeß Luiſe hat mir geſchrieben, eben ſo die Gräfin Kalnein; beide haben mir ihre Söhne empfohlen. Ich habe alſo eine weitläufige Korreſpondenz mit den Damen. Wie paßt aber dieſe Damen-Korreſpondenz für einen Menſchen, der handwerksmäßig Mordbrennerei treibt? Heute Nacht fange ich an, Wittenberg zu bombardiren; mit Leidweſen werde ich ſo viele für uns wichtige und ehrwürdige Denkmäler zerſtört ſehen, die Zelle, wo Luther noch als Mönch gewohnt ꝛc. Alles dieſes wird wahrſcheinlich in kurzem ein Raub der Flammen ſein, und ich fürchte, daß vielleicht mehr unſchuldige, unglückliche Einwohner den Tod finden werden, als Feinde darin umkommen. Das iſt der Krieg, meine gute Pauline!

Geſtern habe ich die Vorſtädte genommen, und den Feind in die Feſtung hineinwerfen laſſen. Auf einer Höhe ſitzend habe ich die anſehnliche, in der Geſchichte der Reformation ſo merkwürdige Stadt mit Wehmuth betrachtet. Aber das iſt der Krieg, meine Pauline!“

Am 25. September Abends um 8 Uhr wurden wirklich die Laufgräben eröffnet und 3 Batterieen mit Geſchütz beſetzt, in der Nacht begann das Bombardiren, doch ohne große Wirkung. Die Franzoſen antworteten kräftig, die Preußen errichteten neue Batterieen, und warfen in den Nächten zum 28. und 30. September zahlreiche Bomben in die Stadt, ſie wurde zum Theil eingeäſchert, ein Magazin in Brand geſteckt, aber die Brücke blieb unzerſtört, und die Uebergabe um nichts genähert. Die Bewegungen des Feindes waren indeß wieder bedrohlich gegen die Elbe gerichtet, und nöthigten die Aufmerkſamkeit ſich vorzugsweiſe ihnen entgegen zu wenden.

Ney hatte am 27. September mit ſeinen Vortruppen Deſſau beſetzt, dann Roßlau, wo die Schweden ſtanden, wiederholt angegriffen, doch hier zurückgeſchlagen ſich ſtromaufwärts gewandt; er glaubte, das Nordheer wolle bei Elſter übergehen, ſchickte daher Bertrand's Heertheil dorthin um den Brückenbau und den Uebergang möglichſt zu hindern. Doch war es nicht das Nordheer, ſondern das aus der Lauſitz kühn hervordringende ſchleſiſche, namentlich der Heertheil York's, deſſen Uebergang über die Elbe hier ſollte bewerkſtelligt werden. Bülow lieh ſeine kräftige Hülfe dazu. Er ſandte 1 Grenadierbataillon und 6 Musketierkompanieen, 1 zwölfpfündige Batterie und 1 reitende ſechspfündige, unter deren Schutz die Arbeit glücklich ausgeführt wurde.

An ſeine Frau ſchrieb am 29. September Bülow aus Rudersdorf: „Es iſt ſchon ſehr lange, daß ich keine Zeile von Dir erhalten; bei allem, was auf mir beruht, bei meinen großen und wichtigen Geſchäften iſt es nothwendig, daß ich in Anſehung Eurer, meine Lieben, beruhigt bin. — Wittenberg iſt nun 2 Nächte bombardirt worden; das letzte, geſtern Nacht, hat große Wirkung gehabt. Es brannte an vier Orten, und ſehr viel von der Stadt liegt in Aſche; ein

Theil des Schloſſes, worin ein großes Magazin war, iſt auch ein Raub der Flammen geworden. — So eben erhalte ich die Nachricht, daß der König von Baiern die franzöſiſche Parthei verlaſſen, und ſich mit uns vereinigt. Auch wurde geſtern gemeldet, daß der Feind ſich zurückzöge, und daß Dresden vielleicht ſchon geräumt ſein würde. Alles dieſes iſt von großer Wichtigkeit. Wir werden alſo auch hier in wenig Tagen über die Elbe gehen. Ein großes Uebel iſt es, daß wir es nicht ſchon lange gethan. Das Korps des Marſchall Ney müßte gänzlich vernichtet werden. — Du weißt, meine liebe Pauline, ich bin Gourmand und betrachte eine ſchlechte Speiſe halb und halb wie eine verlorne Schlacht. Mein Staatsrath hatte einen Wildſchweinskopf komplet zum Brei verkochen laſſen. Wir Alle fanden uns in unſern Erwartungen ſehr getäuſcht, und es hat eine derbe Epiſtel geſetzt.“ —

Das Annahen des ſchleſiſchen Heeres und die nun lebhaft eingetretenen Mittheilungen zwiſchen Blücher und Bülow erhoben den Kriegseifer beider zu größeren Entwürfen und Hoffnungen; Blücher und Gneiſenau hatten ſchon Vorſchläge gemacht, Bülow'n von dem Nordheer abzutrennen und mit dem ſchleſiſchen zu vereinigen, allein der König wollte darauf aus politiſchen Gründen nicht eingehen. Nun galt es alſo den Kronprinzen zu thätigem Vorſchreiten zu bewegen, allenfalls fortzureißen; allein er wies alles gebieteriſch zurück. Bülow ſchrieb hierüber am 2. Oktober an ſeine Frau: „Der General Blücher hat ſich mit ſeiner ganzen Armee an uns herangezogen, und wird oberhalb Wittenberg bei Elſter, wo ich eine Brücke habe bauen laſſen, über die Elbe gehen. Dieſes geſchieht hauptſächlich darum, damit dem Kronprinzen gar kein Ausweg gelaſſen wird, und er gezwungen iſt über die Elbe zu gehen. Es iſt ein großes Uebel, daß dieſer Charlatan hier erſchienen; der Krieg müßte unter einem Andern ſeit geraumer Zeit eine beſſere Wendung bekommen haben.“

Nachdem aber Yorck am 3. Oktober bei Elſter ſeinen Uebergang über die Elbe glücklich bewirkt, und die ſtarke Truppenmacht Bertrand's, die es ihm wehren wollte, bei

Wartenburg in einem blutigen Treffen gänzlich geſchlagen hatte, vermochte der Kronprinz nicht länger ſeine Mitwirkung zu verſagen, und er kündigte an, daß er mit ganzer Macht bei Roßlau über die Elbe gehen werde. Seine Vortruppen ſtanden ſchon wieder bei Deſſau, welches der Feind geräumt hatte. Bülow erhielt Befehl, die Brigade Thümen auf dem rechten Elbufer vor Wittenberg ſtehen zu laſſen, ſelbſt aber mit den Brigaden Heſſen-Homburg, Krafft und Borſtell nach Roßlau zu marſchiren und daſelbſt in's Lager zu rücken. Dies geſchah am 4. Oktober. Bülow, dem in dieſer Zeit entſcheidender Bewegungen jeder Tag ein wichtiger Gewinn dünkte, wünſchte dringend, ſchon am 4. überzugehen, und hatte deshalb Boyen an den Kronprinzen abgeſchickt, allein dieſer blieb dabei, den 5. dafür feſtzuſetzen. An dieſem Tage marſchirte Bülow mit allen ſeinen Truppen über die Brücke von Roßlau und durch Deſſau in das Lager zwiſchen Hinsdorf und Meilendorf, ſein Hauptquartier nahm er in Jeßnitz. —

Die Spannung zwiſchen dem Kronprinzen und Bülow hatte ſich mit jedem Tage geſteigert. Bittre, beleidigende Aeußerungen, vermeintlich im Kreiſe von Vertrauten ausgeſprochen, aber der Gegenſeite ſorgſam und wohl auch mit Ausſchmückungen hinterbracht, ſchürten das Feuer zur offnen Flamme. Bülow ſowohl als Tauentzien hatten ſchon mehrmals beim Könige ſich über den Kronprinzen beſchwert, Bülow insbeſondere geklagt, er werde durch die Furchtſamkeit und ſelbſtſüchtige Staatsklugheit eines Fremdlings gehemmt, eines zwiefachen, denn als Schwede und als Franzoſe ſei er es den Preußen. Allein auch der Kronprinz hatte ſeinerſeits dem König über den Ungehorſam, die Eigenwilligkeit und Tadelſucht Bülow's geklagt, und dieſe Anklage von Seiten eines Verbündeten und Oberbefehlshabers mußte ſchwer in's Gewicht fallen. Ehe hierüber ein Beſcheid erfolgen konnte, las Bülow in einem Tagesbefehl des Kronprinzen dieſe Worte: „D'ailleurs le général Bülow est prévenu que les mouvements de la grande armée du nord ont été jusqu'ici paralysés par la faiblesse des ouvrages devant Wittenberg.“ Dieſe ungerechte, als öffentlicher Verweis ausgedrückte Beſchuldigung, mußte Bülow'n auf's äußerſte empören; er ſchrieb darüber an Adlercreutz einen Brief, durch den er dem Kronprinzen gewiſſermaßen den Gehorſam aufſagte. Adlercreutz meinte, wenn der Kronprinz dieſen Brief ſähe, würde er vielleicht den Oberbefehl niederlegen und mit ſeinen Schweden das Heer verlaſſen. Indeß hatte derſelbe ſchon genug erfahren, um an den König zu ſchreiben, er möchte einen anderen General an Bülow's Stelle ſchicken; in ſeinen redſeligen Klagen äußerte er unter anderem, bisher habe er mit Bülow auf dem Fuße eines Kriegskameraden gelebt, er werde ihm fortan den Befehlshaber zeigen. Doch im vielen Reden pflegte der Zorn des Kronprinzen bald zu verrauchen; man ſtellte ihm vor, wie ſein Schreiben den König betrüben würde, wie tapfer Bülow ſei, Adlercreutz und Löwenhielm halfen ihn beſchwichtigen, er ließ den ſchon abgeſandten Korier zurückholen, vernichtete das Schreiben, und ſagte gutmüthig: „Je n'en veux point au général, je ne veux point faire de la peine au roi, il n'en sera plus question!" Auch die anderen Schweden, Stedingk, Tawaſt und Sparre beſtärkten die gute Stimmung, ſie waren alle für Bülow gutgeſinnt, als ſein Gegner in der Umgebung des Kronprinzen wurde nur deſſen Generaladjutant Oberſt Biörnſtierna genannt. In dieſer guten Stimmung kam Abends am 6. Oktober der Kronprinz nach Jeßnitz, ſtieg bei Bülow ab, lud ihn ein mit ihm in ſeinem Wagen zu Blücher nach Mühlbeck zu fahren, beide ſprachen ſich gegeneinander freundlich aus, und kamen ziemlich verſöhnt von der Fahrt zurück. Bald hierauf erhielt Bülow das nachfolgende Kabinetsſchreiben des Königs, durch welches ihm der Ernſt des Verhältniſſes glimpflich vorgeſtellt und auch von dieſer Seite die Aufwallungen bruhigt oder zurückgedrängt wurden. „Der Kronprinz von Schweden, — lautet das Schreiben, — ſo ſehr er Ihrer Tapferkeit und Ihren militairiſchen Talenten Gerechtigkeit widerfahren läßt, hat ſich darüber beklagt, daß Sie mit ſeinem Kommando unzufrieden, den Anordnungen deſſelben nicht diejenige willige Folge leiſten, welche er nach den Verhältniſſen, in denen Sie zu ihm ſtehen, zu erwarten berechtigt ſei. Da höhere politiſche Rückſichten des Kaiſers von Rußland Majeſtät, ſo wie den Prinzen-

Regenten von England und mich bewogen haben, dem Prinzen den Oberbefehl über die vereinigte Nordarmee zu übertragen, ſo werden Sie ſelbſt einſehen, daß ihm der Gehorſam ohne den größten Nachtheil nicht verweigert werden dürfe. Ich vertraue daher zu ihrem Patriotismus und zu Ihrem Eifer für mich und die Sache des Vaterlandes, daß Sie dem Prinzen hierin keinen Anlaß zu Beſchwerden geben, in Ihren Aeußerungen über ihn und ſein Benehmen vorſichtig ſein, und die ſo nothwendige gute Harmonie zu erhalten ſtreben werden.“

Inzwiſchen hatte Bülow von Jeßnitz ſeine Reiterſchaaren möglichſt weit gegen Leipzig vorgeſandt, ohne daß die Stellung und Stärke des Feindes ſonderlich aufgehellt wurde. Ney ließ von Magdeburg her 6000 Mann in des Kronprinzen rechte Flanke gegen Aken vorrücken, ihm wurde Hirſchfeldt entgegengeſchickt, der nöthigenfalls auch die vor Magdeburg ſtehenden Truppen des Generals von Putlitz aufnehmen ſollte. Der Kronprinz nahm am 8. Oktober ſein Hauptquartier in Zörbig, wohin Bülow am 10. folgte, und wo auch Blücher ſich einfand. Beide Heere, das Nordheer und das ſchleſiſche, waren nun vollkommen vereinigt, und Bülow empfing die erfreuenden Beſuche York's, Gneiſenau's, des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, und anderer Generale und hohen Offiziere. Sie ſtimmten alle in dem Verlangen und der Erwartung überein, daß entſcheidende Schläge mit aller Macht jetzt geſchehen müßten.

Die Bewegungen des Feindes waren ſchwer zu erſpähen, es fehlte durchaus an ſicheren und genauen Nachrichten. Doch ſoviel war klar zu erkennen, daß von allen Seiten, Feind und Freund, die Heermaſſen ſich gegen Leipzig hinwälzten. Der Kronprinz von Schweden fühlte ſich, ungeachtet ſeiner Vereinigung mit Blücher, gegen die Hauptmacht Napoleons nicht ſicher genug, er wollte dem Andrange ausweichen und auf das rechte Elbufer zurückgehen, auf dem linken nur unter dem Beding bleiben, wenn Blücher mit ihm hinter der Saale eine Stellung nähme; dann verlangte er noch, mit ſeinen Schweden die nächſte Verbindung mit der Elbe zu behalten, daher ſollte Blücher auf den rechten Flügel der vereinigten Heermaſſe hinausrücken; alles dies bewilligte Blücher, nur um das Nordheer feſtzuhalten und einer bevorſtehenden Schlacht nicht zu entziehen. Der Uebergang über die Saale wurde am 10. Oktober bewerkſtelligt. Bülow ging bei Wettin über und lagerte bei Rothenburg, Wintzingerode folgte, die Schweden, bei Alsleben übergegangen, ſchloſſen ſich an. Hirſchfeldt ſtand in Aken an der Elbe; Tauentzien war nach Deſſau vorgerückt, die Mulde beobachtend, und hauptſächlich auch angewieſen auf die Sicherheit Berlins bedacht zu ſein. Thümen ſtand bei Wittenberg, Wobeſer bei Torgau.

Napoleon, an demſelben 10. Oktober, an welchem die verbündete Heeresmacht über die Saale ging, in Düben angelangt, ließ 4 ſeiner Heertheile, zuſammen wohl 70,000 Mann, in angeſtrengten Märſchen gegen die Elbe vordringen. Ney rückte mit Macht gegen Deſſau vor; Tauentzien wich dem Andrang ſchnell auf das rechte Elbufer zurück. Reynier ging mit ſeinem Heertheile bei Wittenberg über, wo Thümen anfangs Widerſtand leiſtete, dann aber vor der Uebermacht wich und ſich an Tauentzien anſchloß. Dieſer, für Berlin beſorgt, zog ſich eiligſt auf die Hauptſtadt zurück. Bertrand drang mit ſeinem Heertheil nach Wartenburg. Eine ſtarke Schaar ließ Ney am 12. Oktober auf dem rechten Elbufer abwärts nach Steutz gegenüber von Aken vorgehen, wodurch Hirſchfeldt, erhaltenen Befehlen gemäß, ſich bewogen ſah, die Brücke daſelbſt eiligſt abzubrechen; nach heftigem Kanoniren zog der Feind wieder ab, denn er hatte nur eine Erkundung beabſichtigt, aber die Zerſtörung der Brücke, über welche allein der Kronprinz von Schweden noch zurückgehen konnte, war verhängnißvoll. Er hatte nun keine Wahl mehr, er mußte auf dem linken Elbufer bleiben, und den Ereigniſſen Stand halten.

Am 13. Oktober nahm das Nordheer eine Stellung bei Köthen; Bülow ſandte ſtarke Streifſchaaren nach Deſſau, Jeßnitz und Bitterfeld, die indeß vom Feinde wenig erkundeten. Der Kronprinz ſandte Befehle an Tauentzien und Hirſchfeldt, ſich vor Wittenberg und bei Aken zu behaupten, und letzterem die Brigade Heſſen-Homburg zur Verſtärkung, allein Tauentzien war ſchon auf dem Rückzuge nach Berlin, und Hirſchfeldt wurde nicht weiter angegriffen. Auf das rechte Elbufer hatte Napoleon nur wenige Truppen vorgeſchickt, und auch dieſe bald zurückgerufen; ſeine Abſicht, einen kräftigen Stoß gegen Blücher zu führen, oder auch das ganze Nordheer zu überfallen, war durch das Ausweichen beider Heere über die Saale verfehlt; welches auch ſeine weiteren Abſichten geweſen ſein mögen, die bedenklichen Nachrichten, daß Baiern von ihm abgefallen und daß das große böhmiſche Heer ſtark herandränge, riefen ihn am 14. von Düben zurück, und er begann ſeine ganze Macht bei Leipzig zuſammenzuziehen.

Es ſcheint kaum zu bezweifeln, daß er bis dahin alles Ernſtes den Gedanken gehegt, nördlich der Elbe ſich ein neues Kriegsfeld zu eröffnen, wobei Berlin ſein beſondrer Zielpunkt ſein mußte, da der Beſitz dieſer Hauptſtadt ihm unberechenbare Vortheile gewährte; ja es ſteht nicht feſt, daß er auch jetzt, indem er auf Leipzig zurückging, jenen Plan ſchon aufgegeben habe, denn wenn es ihm gelang das böhmiſche Heer ſogleich zu ſchlagen und in das Erzgebirge zurückzuwerfen, ſo konnte er hoffen Kräfte und Zeit genug zu haben, um an dem ſchleſiſchen und Nordheer raſch vorüber nach Berlin vorzudringen, ſich mit den Truppen aus Magdeburg und Hamburg zu vereinigen, und die beiden Heere, oder auch eines allein, in höchſt ungünſtiger Lage zur Schlacht zu nöthigen. Wir müſſen dabei der Annahme widerſprechen, als habe Wallmoden mit ſeinem ſchwachen und ſehr zuſammengeſetzten Heertheil den Anmarſch Davouſt's hemmen können, der letztere, mit den Dänen vereinigt, war wenigſtens dreimal ſo ſtark. Die Bedenken des Kronprinzen von Schweden waren demnach nicht ſo grundlos, wie man ſie ſpäter hat vorſtellen wollen, und wenn wir erwägen, daß er berechtigt war, eher an Napoleons Raſchheit zu glauben als an die des großen Hauptquartiers der Verbündeten, ſo dürfen wir ihn nicht zu ſehr tadeln, wenn er nur zaudernd und vorſichtig einem Kampfe ſich ausſetzen wollte, der für ihn vernichtend werden konnte. Aus gleichem Geſichtspunkte dürfte Tauentzien's eiliger Rückzug bis Potsdam und Berlin wenigſtens entſchuldigt werden, denn war es den Franzoſen wahrer Ernſt und folgten ſie mit großer Macht, ſo war Tauentzien nicht im Stande ihnen unterwegs irgendwo die Spitze zu bieten, ſondern nur von Berlin ſelbſt und geſtützt auf deſſen Kräfte war noch eine Vertheidigung möglich. Die Wirkung des Vordringens der Franzoſen und die Beſorgniß, daß Napoleon ſelbſt im Anzuge ſei, dauerte noch fort, als die Bewegung ſchon rückgängig geworden war. Daß man nicht ſchneller und zuverläſſiger von jedem Wechſel unterrichtet wurde, war ein überall vorkommendes Gebrechen dieſer Kriegsführung; die große Ueberzahl leichter Truppen hätte ihm abhelfen ſollen, that es aber nicht. —

In dem Hauptquartier Blücher's und Bülow's hatte ſich allerdings eine andere Anſicht feſtgeſtellt. Der Kriegseifer und das Selbſtvertrauen der preußiſchen Feldherren, unbekümmert um politiſche Bedenken, und ſelbſt mancher militairiſchen jetzt nicht achtend, hatten einzig den großen Zweck vor Augen, den gewaltigen Gegner im Kerne ſeiner Macht anzugreifen, zu ſchlagen, und zu vernichten. Dieſer Meinung war auch Bülow, der doch in dem früheren Theile des Feldzuges genug bewieſen hatte, daß Vorſicht und Bedacht ihm keineswegs fremd ſeien. Aber die feindlichen Heerſchaaren, mehrmals von blutigen Schlägen getroffen und auf allen Seiten weichend, ſchienen ihm jetzt genug erſchüttert, um endlich einem Hauptſchlage unterliegen zu können. Er bewunderte Napoleons Feldherrngröße und traute ihr das Außerordentlichſte zu, allein er glaubte den Augenblick erſchienen, wo ſeine Ueberlegenheit durch eine andere aufgewogen ſei; in ſolchem Sinne ſprach er es jetzt lebhaft aus, der Nimbus, der bisher geblendet habe, müſſe ſchwinden, und auch ohne das böhmiſche Heer abzuwarten ſeien die Heere Blücher's und des Kronprinzen fähig und befugt, den Feind bei Leipzig aufzuſuchen und zu ſchlagen.

Der Kronprinz bezeigte jetzt den beſten Willen, an den Ereigniſſen, die ſich bei Leipzig vorbereiteten, mit allen Kräften Theil zu nehmen. Allein auch jetzt wünſchte er möglichſt ſicher zu gehen. Während Blücher am 15. Oktober ſchon bis Schkeuditz gegen Leipzig herangedrungen war, und die Nachricht mittheilte, daß es am 16. daſelbſt zur Schlacht kommen ſolle, für die auf das vereinigte Wirken der drei Heere gerechnet ſei, — denn auch Schwarzenberg war mit dem böhmiſchen Heere bereits in der Nähe von Leipzig, — rückte das Nordheer in eine Stellung zwiſchen Wettin und Radegaſt. Bülow's Truppen waren am 15. früh um 3 Uhr von Köthen nach Halle aufgebrochen, allein unterwegs bekamen ſie Befehl, beim Petersberge zwiſchen Wettin und Radegaſt, Halt zu machen. Der Kronprinz erwartete, der Feind werde ſich nicht bei Leipzig aufſuchen laſſen, ſondern hieher entgegenkommen; er beſtellte Wächter mit Fernröhren und reitende Boten auf dem Petersberg; wenn der Feind anrückte, ſollte ein großes Feuer auf dem Berge das Zeichen für die rückwärtigen Truppen ſein, ſchleunigſt heranzukommen und ſich anzuſchließen. Hirſchfeldt jedoch, nachdem auch er anfangs hatte folgen ſollen, erhielt ſchließlich Befehl bei Aken zu bleiben und die dortige Brücke herzuſtellen.

Obſchon Bülow mit dieſen Zögerungen nicht zufrieden war, ſo ſah er doch den Kronprinzen jetzt ernſte und zweckmäßige Maßregeln treffen, die ſeinen Willen an der Schlacht Theil zu nehmen, nicht bezweifeln ließen. In dieſem und dem vortheilhaften perſönlichen Eindruck, den er in den letzten Tagen wiederholt empfangen hatte, durfte Bülow am 15. Oktober aus dem Lager beim Petersberge mit Fug an den König ſchreiben: „Ich bin auch bereits im Stande, Euer Königlichen Majeſtät die beſtimmte Verſicherung zu geben, daß meine Verhältniſſe mit dem Kronprinzen jetzt ſchon die günſtigſte Wendung genommen haben. Höchſtderſelbe hat ſich mir höchſt gütig und vertrauensvoll genähert, und mich verſchiedenemale mit ſeinem Beſuch beehrt.“

Am 16. Oktober ſtanden bei Leipzig das böhmiſche und das ſchleſiſche Heer in grimmigem Kampfe, jenes bei Liebertwolkwitz und Konnewitz, dieſes bei Möckern, wo York und ſeine tapfern Truppen die herrlichſten Lorbeern durch Ströme des edelſten Bluts erkauften. Bülow mußte dieſen Kampf aus der Ferne vernehmen, ohne den ſchwerringenden Brüdern beiſtehen zu können. Vergebens forderte er, unterſtützt von dem General Lord Stewart, dem engliſchen Bevollmächtigten bei dem Kronprinzen, dieſen auf, in Eilmärſchen über Zörbig vorzurücken, und auf Blücher's rechter Flanke ſeine Streitkräfte wenigſtens zu zeigen. Der Kronprinz blieb unbeweglich. So lange Bülow in franzöſiſcher Sprache zu ihm ſelbſt redete, ließ er es zwar an Ernſt und Nachdruck nicht fehlen, verletzte jedoch nicht die Haltung, die er dem Oberbefehlshaber gegenüber zu beobachten ſchuldig war. Allein ſein Blick, ſeine Gebärden und der Ton ſeiner Worte, wenn er deutſch zu dabeiſtehenden Landsleuten ſprach, zeigten genug den Eifer und die Heftigkeit ſeiner Meinung, um den Kronprinzen merken zu laſſen, daß er in ihrer freien Aeußerung nicht geſchont werde. Dieſer zweifelte noch, daß die feindlichen Heerhaufen, die ſich bei Wittenberg und Deſſau gezeigt hatten, ſämmtlich nach Leipzig zurückgegangen ſeien, und erſt nachdem er ſich durch die eingehenden Meldungen ſattſam überzeugt, daß dies wirklich geſchehen, und ſchon Meldungen kamen, daß York bei Möckern geſiegt hatte, befahl er den Aufbruch des Heeres; doch gelangten die Truppen, weil der Marſch ſo ſpät angetreten worden, nur bis Landsberg. Auf dringendes Anſuchen Lord Stewart's ließ er auch Wintzingerode mit 6000 Reitern über Delitzſch nach Eilenburg vorrücken, um Blücher's linke Flanke zu ſichern, die vor dem Eintreffen des polniſchen Heeres unter Bennigſen ganz entblößt war; ſie erſchienen am 17. Oktober bei Taucha, bemächtigten ſich dieſes Ortes durch Ueberfall, mußten aber, als Reynier von der Elbe zurückkehrend ſchnell mit allen Waffen anrückte, nach mehrſtündigem Gefecht wieder weichen, und der Feind blieb im Beſitz dieſes wichtigen Uebergangspunkts über die Partha.

Am 17. ruhte der Kampf größtentheils; um ſo eifriger rüſtete man ſich auf beiden Seiten, denſelben am folgenden Tage zu erneuern. Der Kronprinz marſchirte von Landsberg in erſter Frühe nach Breitenfeld und Klein-Podelwitz, und ließ hier die Truppen lagern. Er ſtellte nun an Blücher, der früher mit äußerſter Nachgiebigkeit auf den rechten Flügel gerückt war, das Anſinnen jetzt wieder auf den linken zu ziehen, doch diesmal lehnte Blücher ſolchen unangemeſſenen Tauſch entſchieden ab, und wollte ſich auch um widrige Erörterungen zu vermeiden, zu der Zuſammenkunft nicht einfinden, zu der ihn der Kronprinz nach Breitenfelde eingeladen hatte; erſt als dieſer beſtimmt erklärte, er wünſche nähere Verabredungen wegen der morgenden Schlacht zu nehmen, kam Blücher in der Nacht des 18. nach Breitenfelde, begleitet von Gneiſenau, Bülow und dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Bruder des Königs. Blücher hatte ſich ſchon im voraus Bülow's verſichert, daß im Falle der Kronprinz ſich weigerte, an einem Tage, wo das Schickſal der Staaten und Völker auf dem Spiele ſtand, nach Kräften mitzuwirken, dann wenigſtens die unter ihm ſtehenden Preußen dadurch nicht gelähmt ſein dürften, ſondern dennoch an der Schlacht Theil nehmen würden. Bülow hatte ſein Wort gegeben, in dieſem Fall den Oberbefehl eines ſolchen Feldherrn nicht zu beachten, ſondern mannhaft zu den Landsleuten und Waffengefährten zu ſtehen. Wintzingerode ſchloß ſich für ſeine Ruſſen dieſem Verſprechen an. Doch der Kronprinz wollte jetzt Theil nehmen; aber im Gegenſatz davon, daß zwei ſeiner Heertheile ihn, falls er es nicht thäte, zu verlaſſen drohten, verlangte er von Blücher nun, daß dieſer ihm einen Heertheil des ſchleſiſchen Heeres zur Verſtärkung abgäbe. Damit kein Vorwand zu längerer Unthätigkeit bliebe, willigte Blücher auch in dieſes Begehren, und ſtellte den ruſſiſchen Heertheil Langeron's unter des Kronprinzen Befehl, beſchloß aber, um ganz ſicher zu gehen und dieſe Truppen und ihre Verwendung noch ſtets in der Hand zu haben, perſönlich bei dieſem Heertheile ſich aufzuhalten. Bei den Verhandlungen in Breitenfelde gab es heftige Reden, dadurch um ſo wilder und lauter, als der Kronprinz das Deutſche nicht verſtand, Blücher nicht das Franzöſiſche. Der preußiſche General von Kruſemarck, der ruſſiſche General Pozzo-di-Borgo, und der Prinz Wilhelm ſelbſt, indem ſie die Aeußerungen dolmetſchten, mäßigten ſie zugleich, doch waren ſie ſelbſt ganz auf Seiten Blücher's und Bülow's. Als der Kronprinz das Bedenken äußerte, ob denn Bennigſen wirklich ſo ſtark ſei, wie man ihn angemeldet? rief Bülow voll Eifer: „Ei was! die Ruſſen werden ſich für ſo viel Mann ſchlagen, als ſie gemeldet ſind!“ Nach vielem Streiten kam es endlich zum Schluß, daß der Angriff beginnen ſolle. Der Ungeduldigſte war Bülow, man ſah ihn mit erhitztem Kopfe die Thüre ungeſtüm aufreißen, und mit gewaltiger Stimme rief er ſeinen draußen harrenden Adjutanten zu: „Die Truppen ſollen ſogleich abkochen, dann aufbrechen nach Taucha und über die Partha vorgehen.“

Blücher's beide Heertheile Yorck und Sacken blieben in ihrer geſtrigen Stellung an der Pleiße und unteren Partha, das verſtärkte Nordheer erhielt die Beſtimmung weiter oben die Partha zu überſchreiten und auf Leipzig vorzudringen. Von Oſten führte Bennigſen das polniſche Heer, von Süden Schwarzenberg das böhmiſche zum großen Kampf heran. Als Ziel aller dieſer Heerzüge ſtand Napoleon in der Mitte wohlgerüſtet, er hatte ſeine Truppen nach allen Seiten geordnet, und that alles ihre alte Zuverſicht und Tapferkeit zu beleben. Gegen Oſten und Norden ſtand Ney mit 3 Heertheilen, dazu die Reiterei von Arrighi und die polniſche Dombrowski's. Die vielgeſchlängelte Partha mit ihren ſumpfigen und buſchigen Ufern bot eine treffliche Vertheidigungslinie, die zahlreichen Brücken waren zerſtört, Häuſer und Gärten mit Plänklern gut beſetzt, zahlreiches Geſchütz vortheilhaft aufgepflanzt. Ney war entſchloſſen, die Partha mit äußerſter Hartnäckigkeit zu behaupten. Reynier's Heertheil, 12,000 Mann, bei Paunsdorf aufgeſtellt, hielt Taucha und die Umgegend ſtark beſetzt; Souham mit 20,000 Mann ſtand weiter links zwiſchen Taucha und Neutſch; Marmont mit 14,000 von Neutſch bis zum Einfluß der Partha in die Pleiße, ihm lag insbeſondere ob, das Dorf Schönfeld mit aller Kraft zu vertheidigen; die Reiterei bildete den äußerſten linken Flügel und hielt das Roſenthal beſetzt. —

Das Nordheer brach am Morgen des 18. Oktobers auf, und marſchirte gegen Taucha, Bülow's Heertheil voran. Mit größter Anſtrengung konnten die Truppen doch erſt gegen 11 Uhr vor dieſem Ort anlangen, während auf allen Seiten ſchon Geſchützdonner ſcholl und die Schlacht entzündet war. Taucha ſelbſt wurde von ruſſiſchen Truppen angegriffen, aber ein ſächſiſches Bataillon vertheidigte ſich hartnäckig. Dem Uebergang über die Partha ſtanden überall die größten Schwierigkeiten entgegen, die feindlichen Anſtalten zeigten nirgends eine Schwäche. Der Kronprinz von Schweden erſchien hier perſönlich, ordnete an, ertheilte Befehle, alles zweckmäßig und kräftig, er ritt mit ſeinem Gefolge weit vor und hielt längere Zeit gleichgültig im Plänklerfeuer, um die Lage der Gegend und die feindliche Stellung genau zu beſichtigen. Einigemal ritt er auch mit Bülow allein auf Erkundung in das heftigſte Kanonenfeuer, er ſchien von Gefahr nichts zu wiſſen. Er war äußerſt aufmerkſam und verbindlich gegen Bülow, in der That mehr Kammerad als Befehlshaber; ſo beſtand denn für einige Zeit das beſte Vernehmen, dem unerſchrockenen und bewährten Kriegsmann war die höchſte Achtung nicht zu verſagen.

Das Geſchützfeuer dauerte ſchon längere Zeit. Bülow's Ungeduld ſprach ſich in zorniger Heftigkeit aus. Da meldete Burgsdorf, er habe oberhalb Taucha eine ſteinerne Brücke entdeckt, welche vom Feinde nicht geſprengt worden. „Was?“ ſchrie Bülow ihn an, „iſt die Brücke haltbar für Geſchütz? Nun, wenn das iſt — aber Sie ſtehen mir mit Ihrem Kopf dafür! — ſo eilen wir!“ Einige leichte Kanonen fuhren ſogleich hinüber, ruſſiſche Reiterei folgte, und breitete ſich auf dem jenſeitigen Ufer aus.

Die Hauptſtärke zog in gedrängter Schaar durch Taucha, wurde jedoch durch Hemmniſſe aufgehalten und ſelbſt etwas aus einander gebracht. Auf dem linken Ufer der Partha wurden die Truppen ſchnell wieder zum Weitermarſch geordnet. Die Reiterei zog linkshin um die Verbindung mit Bennigſen's rechtem Flügel zu gewinnen; das Fußvolk nahm die Richtung auf Paunsdorf. Bülow, welcher ſah, daß inzwiſchen auch die Ruſſen Wintzingerode's unterhalb Taucha bei Grasdorf und die Schweden bei Plaußig den Uebergang erzwungen hatten, befahl alles was herüber ſei ſolle gleich gegen Paunsdorf anrücken. Als Boyen die Leute truppweiſe ſo hinziehen ſah, ſprengte er hin und hielt ſie an, ſie ſollten ſich erſt beſſer ſammeln und dann geſchloſſen vorgehen. Bülow jedoch, der nirgends eine Gefahr erblickte, hatte vor allem die Abſicht, dem Feinde hier Truppen zu zeigen, und als er dieſe durch Boyen vereiteln ſah, kam er raſch herbei, und ſchrie Boyen an: „Wer hat hier zu befehlen? wer darf meine

Befehle ändern?“ Boyen, beſtürzt durch den unverdienten Zorn ſeines geliebten Generals, entfernte ſich um ſchleunigſt die anderen Truppen heranzuführen, und ſorgte dafür, daß die vorangeeilten bald verſtärkt und in beſter Ordnung ſich dem Feinde zeigten. Den rechten Flügel hatte die Brigade Krafft, die Brigade Borſtell nahm die Mitte, den linken Flügel, der am meiſten voran war, bildete die Brigade Heſſen-Homburg. Oppen's Reiterei marſchirte noch weiter linkshin, wo der Boden für ſie geeignet war.

Es ſei vergönnt hier die Schilderung mitzutheilen, welche ein Augenzeuge und Mitkämpfer, der Lieutenant Kretzſchmer, in ſeinem leſenswerthen Buche „Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben“, von dem Erſcheinen der Bülow'ſchen Truppen entwirft, und die auch auf andere Theile unſerer Erzählung eine wohlthuende Anſchaulichkeit verbreiten mag. In dem erwähnten Buche heißt es wie folgt: „Wer erinnert ſich noch des Aufmarſches vom Bülow'ſchen Korps zur Schlacht von Leipzig? Nie hat es wohl ein impoſanteres Schauſpiel gegeben, und nie begann wohl ein Heer den Kampf mit einem größern Enthuſiasmus und mit erhabenern Gefühlen! Noch war der Himmel mit einem trüben Schleier bedeckt, der Wind jagte die nächtlichen Regenwolken vor ſich her; die Armee debouchirte ſchweigend und ernſt durch Taucha, jenſeits zog ſich eine niedere Hügelreihe vor uns hin, welche uns den Anblick des Feindes entzog, und jenem unſern Aufmarſch verdeckte. Inſeits der Hügelreihe in der Ebene ſchlug ſich leichte Artillerie und Kavallerie mit den Franzoſen, und ſicherte den Aufmarſch, von allen Seiten donnerten die Kanonen, und verkündeten, daß unſere Landsleute und Verbündeten ſchon im heftigen Kampfe begriffen ſein mußten, ſelbſt jenſeits Leipzig ſchien ein hitziges Gefecht zu ſein, und wir ſahen dort den Dampf der Geſchütze aufſteigen, und hörten von dorther den Kanonendonner. Es war Giulay mit den Oeſterreichern, welche bei Lindenau Napoleon den Rückzug abſchneiden wollten und konnten, aber entweder durch ſeine Kraft zurückgedrängt wurden, oder ſich, weil man einem mächtigen Feinde zu ſeiner Flucht goldene Brücken bauen muß, abſichtlich zurückdrängen ließen. — Dieſſeits der oben erwähnten Hügelreihe formirte ſich das Bülow'ſche Korps, rechts die Krafft'ſche Brigade, in der Mitte die Borſtell'ſche, links diejenige des Prinzen von Heſſen-Homburg. Als alles en ordre de bataille wie auf dem Exerzirplatze ſtand, da ſcholl das ernſte Kommandowort: Brigade Marſch! Regiment Marſch! Bataillon Marſch! und alle ſetzten ſich nun in Bewegung, wie zur Parade vor dem Könige, die Hügelreihe hinauf. — In dieſem Augenblicke brach die Sonne hell und freundlich durch die trüben Wolken hindurch, als wollte ſie uns zum Siege leuchten und Zeugin unſeres Kampfes ſein; freundlich blinkten die Bajonette im Sonnenſchein, und höher hoben ſich die Herzen. Da ſtimmten die Kolberger Jäger und diejenigen vom Regiment Kronprinz voll Enthuſiasmus das Volkslied „Heil dir im Siegerkranz“ an, und alle Muſikchöre ſtimmten ein; aus vielen tauſend Kehlen ertönte die Hymne, und ſo ſtiegen wir jubelnd die Anhöhe hinauf. Kaum mochten die Spitzen der Bajonette darüber fortblitzen, ſo kam die erſte Granate ſauſend durch die Luft, und platzte zwiſchen dem erſten und zweiten Treffen. — Nur höher erhoben ſich die Stimmen und lauter tönte der Hymnus des Kriegs und des Vaterlandes, bis wir die Anhöhe erreicht hatten, und nun auf Einmal Leipzig, ſeine weite Ebene und das Getümmel in derſelben vor uns ſahen, die leichten Truppen, welche den Aufmarſch gedeckt hatten, zurückkehrten, unſere Batterieen abprotzten, und nun mit ihrem Donner den Geſang erſtickten. Die Schlacht war eröffnet.“ —

Inzwiſchen war auch Blücher bei Mockau über die Partha gegangen und drängte die Heertheile von Souham und Marmont gegen Schönfeld zurück; Reynier, der ſeine Stellung bei Paunsdorf deßhalb aufgeben zu müſſen glaubte, nahm eine neue ſehr vortheilhafte zwiſchen Sellershauſen und Stüntz, mit dem linken Flügel an der Partha, der rechte nach Stötteritz hinaus, wo die franzöſiſchen Reſerven gedrängt ſtanden. Ney dagegen wollte Paunsdorf behaupten, und ſandte die Diviſion Durutte wieder dorthin vor. Die Brigade Heſſen-Homburg war im vollen Anrücken, ein heftiges Gefecht entſpann ſich, welches damit endete, daß die Preußen das Dorf erſtürmten und ſich darin feſtſetzten. Die ruſſiſche

Reiterei von Langeron's Heertheil, der bei Schönfeld gegen Marmont ſtand, erſchien in Durutte's linker Flanke, und beſchleunigte deſſen Rückzug auf Sellershauſen.

Schon am Vormittage war der würtembergiſche General von Normann mit 2 Reiterregimentern ſo wie einige Abtheilungen ſächſiſcher Truppen zu den Verbündeten übergegangen; jetzt gegen 2 Uhr verließen alle ſächſiſchen Truppen unter dem General von Ryſſel mit 38 Kanonen die franzöſiſche Schlachtlinie und ſchloſſen ſich den Verbündeten an; ſie begehrten ſogleich gegen diejenigen zu fechten, an deren Seite ſie bisher geſtanden hatten, ihre Kanonen kamen zuerſt in Anwendung. Ney, auf deſſen rechtem Flügel bisher die Sachſen bei Sellershauſen geſtanden, gerieth in heftigen Zorn, und hielt einen Augenblick ſeine Stellung für verloren; während er indeß unerſchrocken ſeine Anordnungen traf um die in ſeine Ordnung geriſſene weite Lücke nothdürftig auszufüllen, kam Napoleon ſelbſt herbei, ließ Verſtärkungen anrücken, gab dem Kampfe neue Richtung und Kraft. Südlich von Paunsdorf war der öſterreichiſche General Graf Bubna mit der Vorhut des polniſchen Heeres nach Mölkau vorgedrungen und reichte Bülow'n die rechte Hand; Napoleon wollte beide zurückwerfen und dadurch zugleich wieder trennen, auch um den Truppen, die möglicherweiſe der Marſchall Gouvion-Saint-Cyr ihm von Dresden auf dieſer Seite heranführen konnte, den Anmarſch offen zu erhalten. Ney's verſtärkter Angriff geſchah unter den Augen Napoleons mit ungeſtümer Kraft, die franzöſiſche Reiterei unter Nanſouty warf die ruſſiſchen Reiterſchaaren Manteuffel's, drang dann zwiſchen dem polniſchen und Nordheer ein und rückte in die linke Flanke der Brigade Heſſen-Homburg, die, ſchon in Fronte durch überlegenes Geſchütz und Fußvolk angegriffen, nach mörderiſchem Gefecht Paunsdorf verließ und ſich auf Heiterblick zurückzog, von wo die anderen Brigaden Bülow's eben erſt vorrückten. Die engliſchen Raketen, vom Kronprinzen von Schweden herbeigeſchickt, hemmten durch ihre verwirrenden Feuerwürfe die feindliche Reiterei, die Brigade Heſſen-Homburg ſtellte ſich wieder zum Kampf, und links vor ihr brachen im Sturmſchritt die Brigaden Borſtell und Krafft hervor, Bülow ſelbſt an ihrer Spitze; auf der Höhe von Paunsdorf ließ er ſein Geſchütz auffahren, ſchwediſche und ruſſiſche Batterieen ſchloſſen ſich an, und ein furchtbares Feuer ſchlug in die Reihen des Feindes, der ſchon vor dem anſtürmenden Fußvolke ſich zurückzog, doch nur in die alte Stellung zwiſchen Stüntz und Sellershauſen, wo er ſich wieder hartnäckig vertheidigte. Gegen Abend erhielt Bülow den Befehl, beide Dörfer zu nehmen. Gegen Stüntz wurden der Major von Müllenheim und der Major Friccius mit ihren Bataillonen beordert, gegen Sellershauſen, das in Flammen ſtand, der Major von Gleißenberg mit ſeinem Füſilierbataillon, unterſtützt vom Major von Reckow mit einem Reſerveregiment. Nach einem ſcharfen Plänklergefecht wurde der Feind zum Weichen gezwungen und beide Dörfer behauptet. Die Preußen ſetzten ſich auch in dem wiedereroberten Paunsdorf auf's neue feſt.

Der Widerſtand der Franzoſen war auf allen Seiten kräftig und ausdauernd. Sacken hatte mit ſeinen Ruſſen vergeblich ihre Verſchanzungen vor dem Halliſchen Thore geſtürmt, Schwarzenberg mit dem böhmiſchen Heere nur wenig Boden gewonnen, bei Lindenau ſogar eine blutige Zurückweiſung erlitten; nur Blücher mit den Truppen Langeron's war in Schönfeld eingedrungen, hatte nach furchtbarem Kampfe das Dorf behauptet und den Marſchall Marmont auf Reudnitz gegen Leipzig zurückgedrängt. Die Schlacht ſtand im Ganzen doch ſo vortheilhaft und die Ueberlegenheit der Verbündeten an Streitkräften war ſo offenbar, daß die Niederlage und der Rückzug Napoleons bei fortgeſetztem Kampfe nicht zweifelhaft erſchien; daher ſchon im Laufe des Tages, um den Rückzug abzuſchneiden, zwei Heertheile, ein öſterreichiſcher gegen Lindenau und Yorck's preußiſcher nach Merſeburg, in Marſch geſetzt wurden. Wirklich auch ſchon am Abend des 18. Oktobers traf Napoleon zum Rückzug durchgreifende Anſtalten. Er erkannte die Unmöglichkeit, hier die Uebermacht und Tapferkeit ſeiner Gegner zu beſiegen, der Mangel an Munition, an Lebensmitteln, die Menge der Verwundeten, die überall eingetretene Unordnung ſeiner hin und her geworfenen, mit jedem Augenblick mehr gelichteten und erſchöpften Truppen, alles bewog ihn, dieſen verderblichen Kampfplatz aufzugeben; aber um dies mit einiger Sicherheit zu thun, mußte Leipzig ſelbſt noch mit größter Hartnäckigkeit möglichſt lange behauptet werden. Dazu traf Napoleon die kräftigſten Anſtalten. Alle ſeine Heertheile zog er in der Nacht auf Leipzig zurück. Die Heertheile Poniatowski und Macdonald unter dem Oberbefehl des letzteren wurden beſtimmt als Nachhut den Abmarſch der Heertheile Ney, Lauriſton und Marmont zu decken; die Diviſionen Dombrowski und Durutte — die letzte noch vorhandene des Heertheils Reynier — erhielten Befehl die Halliſche Vorſtadt aufs äußerſte zu halten. —

Aber auch die Verbündeten waren ihrerſeits thätig. Ihre ſämmtlichen Heere ſtanden nun im Zuſammenhang um Leipzig, die Kreislinie brauchte ſich nur zu verengern und zu ſchließen, um den Feind zu erdrücken. Die Feldherren trafen in der Nacht zum 19. Oktober alle zweckmäßigen Verabredungen für den folgenden Tag. Bülow brachte die Nacht in Paunsdorf zu, inmitten des Brandes, der während des Gefechts entſtanden war. Eine kleine Stube beherbergte ihn und ſein Gefolge; auch Adlercreutz, Tawaſt, Pozzo-di-Borgo und Andere fanden ſich ein; als Boyen erſchien, trat ihm Bülow mit ausgeſtreckter Hand entgegen, rief: „Mein tapfrer Boyen!“ und ſchloß ihn in die Arme; ſo war die Aufwallung geſühnt und vergeſſen; beiden ſtanden die Thränen in den Augen. Der Kronprinz ſelbſt machte Bülow'n am frühen Morgen einen Beſuch, lobte ihn und ſeine Truppen, die tapfre Landwehr, und verabredete mit ihm die nächſten Maßregeln. Der gute Eindruck ſollte bald wieder getrübt werden, als Adlercreutz auf Befehl des Kronprinzen ihn aufforderte, eine Brigade ſogleich über Taucha auf die Straße nach Torgau zu entſenden, weil ſich dort eine feindliche Schaar zeige. Bülow hatte dies bereits erfahren und 2 Schwadronen nach jener Gegend abgeſchickt, die dann meldeten, es ſei der Reſt einer baieriſchen Diviſion, die Napoleon noch zuletzt dorthin geſendet hatte; bei Taucha war ſie auf die Schweden geſtoßen, und hatte nichts weiter unternommen. Aber in keinem Fall, auch wenn die Sache bedeutender geweſen wäre, wollte Bülow jetzt eine Brigade miſſen, es ſtanden ja die Schweden rückwärts unthätig, die der Kronprinz zu ſolchem Zweck verwenden konnte. — Die Truppen lagerten die Nacht mit dem Gewehr im Arm, ſtarke Wachten wurden ausgeſtellt, der Prinz von Heſſen-Homburg ging ſelbſt umher, ſie nachzuſehen, ihnen Aufmerkſamkeit und Vorſicht zu empfehlen. —

Am 19. Oktober in ſtarkem Morgennebel rückten vier Heere zum Sturm gegen Leipzig vor. Südlich das böhmiſche Heer, von Oſten her das polniſche, nächſt dieſem das Nordheer auf dem linken Ufer der Partha, das ſchleſiſche auf dem linken und rechten; da York abmarſchirt war, ſo rückten Langeron's Truppen beim ſchleſiſchen Heere wieder ein.

Gegen 7 Uhr führte Bülow die Brigaden Heſſen-Homburg und Borſtell zum Angriff über Sellershauſen vor; ſein Geſchütz war das erſte, welches dieſen vierten Tag der großen Schlacht begrüßte. Heſſen-Homburg machte die Vorhut. Der Kronprinz befahl, die Brigade Krafft und dann die Schweden ſollten als Rückhalt langſam folgen. Rechts drang Blücher kräftig vor, kam Woronzoff heran in Verbindung mit Bennigſen. Vor Bülow's Anmarſch wichen die Franzoſen überall zurück, erſt bei Reudnitz ſtanden ſie feſt und leiſteten tapfre Gegenwehr. Bülow ließ durch zahlreiche Plänklerſchwärme das Dorf angreifen, trotz des heftigen Geſchütz- und Gewehrfeuers drangen ſie hinein und vertrieben den Feind, der ſich in die Gärten und Häuſer der Vorſtädte warf.

Unter fortwährendem heißen Kampfe waren zwei Stunden vergangen, da befahl gegen 10 Uhr der Kronprinz, Bülow ſolle die nächſten Vorſtadtthore ſtürmen laſſen. Die Brigade Heſſen-Homburg rückte demnach gegen das Kohlgärtenthor — oder äußere Grimma'ſche —, die Brigade Borſtell gegen das Hinterthor zum Angriff; Bülow ließ das Geſchütz der Brigaden zur Unterſtützung auffahren und ihnen die Bahn eröffnen; die Brigaden Heſſen-Homburg, namentlich der Major Friccius mit ſeinem Bataillon — das dritte des dritten oſtpreußiſchen Landwehrregiments, auch das Königsberger Landwehrbataillon genannt — gefolgt von dem zweiten und dem

Füſilierbataillon deſſelben Regiments, waren die erſten im heißen Gefecht, ihren dichten Plänklerſchaaren rückten die geſchloſſenen Reihen muthig nach. In das furchtbarſte Kartätſchen- und Gewehrfeuer hinein drangen die Plänkler unerſchrocken vor und gelangten bis an die Mauer des verrammelten Thors. Die Franzoſen hatten hier Schießlöcher eingebrochen, und ſchoſſen heftig heraus, die Preußen wurden nur um ſo hitziger, verſuchten die Mauer einzuſchlagen, zu überklettern; dieſelben Schießlöcher wurden von beiden Theilen benutzt, die Schützen mit dem Bajonet erſtochen, die vorgeſtreckten Gewehrläufe mit Kolben zerſchlagen. Der Kampf dauerte lange, die Hartnäckigkeit der Vertheidigung entſprach der Wuth des Angriffs. Inmitten des Getümmels erſchienen unter dem Schutze von Trompetenſchall und geſchwungenen weißen Tüchern franzöſiſche Unterhändler bei Bülow, die eine kurze Waffenruhe vorſchlugen, um wegen der Uebergabe der Stadt nähere Bedingungen feſtzuſetzen. Es war offenbar nur darauf abgeſehen, einige Zeit zu gewinnen, und Bülow verwies ſie an den Kronprinzen, ohne das Gefecht auch nur einen Augenblick zu unterbrechen. Mittlerweile ließ Bennigſen, der linksher vorrückte, ſein ſchweres Geſchütz, 48 Zwölfpfünder, auffahren, um die Mauer des Kirchhofs einzuſchießen, der in der Vorſtadtmauer neben dem Thore weit vorragte und dem Feinde zum Stützpunkt diente; die Plänkler des Königsberger Bataillons waren in größter Gefahr mitzerſchmettert zu werden, nur mit Mühe gelang es ſie zurückzurufen.

Bülow hielt mit ſeinem Gefolge bei den vorderſten im freien Felde aufmarſchirten Bataillonen im ſtärkſten Kugelregen. Eine Kanonenkugel ſchlug in das Königsberger Bataillon und riß 4 Landwehrmännern die Köpfe weg, Blut und Gehirn ſpritzten umher. Da ließ Bülow dem Bataillon ſagen, ſich ſo lange niederzulegen, bis es Zeit ſei vorzurücken; doch nur wenige Leute thaten es, und als mehrere Stimmen riefen: „Wir bücken uns nicht!“ ſtand alles aufrecht voll Unerſchrockenheit. Mit ſolchen Truppen, meinte Bülow, ſei nicht zu zögern, ſondern alles zu wagen, er befahl ein allgemeines Vorrücken zum Sturm.

Der Prinz von Heſſen-Homburg an der Spitze ſeiner Brigade drang durch den unaufhörlichen Kugelregen im Sturmſchritt auf das Thor los. Dieſes widerſtand allen Anſtrengungen der Stürmenden, Brecheiſen und Sturmbalken waren nicht zur Hand. Der Major Friccius aber, ſchon zu Fuß wegen Verwundung ſeines Pferdes, ſchlägt mit einem Gewehrkolben die dünne Wand des nebenſtehenden Zollhauſes ein, Andere halfen, das Fachwerk fällt und gewährt Durchgang, das Bataillon dringt ein, öffnet von innen das Thor, die anderen 2 Bataillone eilen im Sturmſchritt hindurch, andere folgen. Dieſe Truppen, Friccius an der Spitze, drangen gegen 11 Uhr die erſten in Leipzig ein. Weiter rechts mögen auch Plänkler von Borſtell's Brigade ihrerſeits den Eingang erzwungen haben, ganze Bataillone gewiß erſt ſpäter; immer waren es Bülow's Truppen.

Die zuerſt Eingedrungenen wollten nun die Vorſtadt durcheilend den Eingang zur inneren Stadt gewinnen, allein die tapferen Schaaren ſahen ſich bald ſo zahlreichen franzöſiſchen Truppen gegenüber, daß ſie nicht weiter konnten, ſondern ſogar auf die eigne Rettung bedacht ſein mußten. In der Vorſtadt hatten ſich eine Menge Franzoſen angehäuft; ganze Regimenter ſtanden aufmarſchirt, die des Befehls zum Abzug harrten, Geſchütz und Reiterei war mit dem Fußvolk vermiſcht. Die Erſcheinung der Preußen, die in geringer Zahl den erbitterten und noch ſtolzen Franzoſen ſogar den Rückzug ſtreitig machen wollten, entflammte dieſe zur Wuth. Es erhob ſich ein furchtbarer Kampf. Der Feind hatte die Häuſer inne, hinter Mauern gedeckt gab er von allen Seiten Feuer auf die bloßgeſtellten Preußen; welchen Heldenmuth dieſe hier bewieſen, welche Todesverachtung, unter welchen Wandlungen das Gefecht geführt worden, welche Lähmung und Beſtürzung auf der einen Seite, welches Selbſtvertrauen auf der anderen hier gewaltet, alle merkwürdigen Einzelheiten und wunderbaren Züge ſind in dem trefflichen Werke von Friccius aufbewahrt und dort nachzuleſen. Der Prinz von Heſſen-Homburg ſelbſt erhielt einen Schuß in die Schulter; die Brigade, von allen Seiten angefallen, wich aus der Vorſtadt zurück, um ſich außerhalb des mörderiſchen Feuers wieder zu ordnen. Friccius und der Major von Müllenheim deckten mit ihren Bataillonen den Rückzug, hielten aber das äußere Thor ſtandhaft beſetzt.

Unterdeſſen waren die Truppen Bennigſen's in dem ſüdlichen Theil der Grimma'ſchen Vorſtadt eingedrungen, wo ſeine Plänkler ſich ausbreiteten. Der Kronprinz von Schweden ließ 6 Bataillons Schweden das innere Thor angreifen; ſie gingen muthig an's Werk und verloren eine Anzahl Leute, mußten aber unverrichteter Sache zurückkehren. Als Bülow dieſen Verſuch ſcheitern ſah, ſandte er an Borſtell den Befehl, ſeinen Angriff mit aller Macht zu erneuern. Die Brigade Borſtell war ſchon zwiſchen dem Grimma'ſchen und dem Hinterthor in die Vorſtadt gedrungen, aber mit ungeheurem Verluſt, unter ſtärkſtem Widerſtand; alle Truppen waren im Feuer, ein einziges Bataillon ausgenommen, das zum Rückhalt diente; dieſes Bataillon, von Borſtell ſelbſt geführt, rückte nun mit gefälltem Bajonet und im Sturmſchritt auf den offnen Platz vor dem inneren Grimma'ſchen Thor und trieb die Feindesſchaaren in das Thor zurück; aber ein ungeheurer Kugelregen aus den Häuſern und von den Dächern hemmte die Angreifenden; da war eine kleine Schaar Freiwilliger des erſten Bataillons des pommerſchen Fußregiments ſo verwegen, — die überlieferten Namen einiger dieſer Helden ſollen hier nicht fehlen, ſie ſind: Feldwebel Granz, Unteroffiziere Winkler und Kela, Musketiere Kerſten, Gieſe, Haß, Löper und Treptow — plötzlich hervorzuſtürmen und mitten in die ſich im Thore drängenden Franzoſen mit dem Bajonet einzudringen, alles niederzuſtechen was nicht floh, und auf dieſe Weiſe, unterſtützt von herbeigerufenen Kammeraden gelang ihnen eine große franzöſiſche Truppenmaſſe abzuſchneiden, die ſich gefangen geben mußte, 5 Generale, 100 Offiziere und 2 bis 3000 Gemeine. Das Thor wurde darauf behauptet und die Preußen rückten in die innere Stadt.

Von allen Seiten wurde Sieg verkündet und zogen die Sieger heran. Bülow ritt mit dem Kronprinzen von Schweden durch das Grimma'ſche Thor ein, der Kronprinz eilte zum Könige von Sachſen; als er hörte, daß der König von Preußen und der Kaiſer von Rußland eben zum Grimma'-

ſchen Thore herein kämen, ritt er mit Bülow ihnen entgegen und traf mit ihnen auf dem Markte zuſammen; Bülow empfing die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche, der Kronprinz konnte nicht genug ſeine Tüchtigkeit und ſeinen Muth rühmen. —

Das Ganze dieſer gewaltigen Schlacht, ihre Bedeutung und Folgen zu ſchildern, kann hier nicht unſere Aufgabe ſein. Der Verluſt der Franzoſen war ungeheuer, nur die Hälfte ſeines Heeres rettete Napoleon über die Saale, kaum ein Drittheil über den Rhein, ganz Deutſchland entfiel ſeiner Hand. Die Preußen hatten ihren reichen Antheil an dieſer ungeheuren Kriegsthat, an Zahl den Streitern der größten Staaten kaum nachſtehend, an Tapferkeit von keinen übertroffen. Ihr Verluſt entſprach ihrem Muth und ihren Anſtrengungen. Bülow's Heertheil zählte an Todten und Verwundeten über 120 Offiziere und beinahe 2000 Unteroffiziere und Gemeine, ein Verluſt, der hauptſächlich die Brigade Heſſen-Homburg, dann die von Borſtell trifft, denn die Brigade Krafft hatte weniger gelitten, die Reiterei faſt gar nicht, da die Gelegenheit zu ihrer kräftigen Verwendung fehlte. — Für ſeine Offiziere erhielt Bülow 75 eiſerne Kreuze, für die Unteroffiziere und Gemeine 227. Ihm ſelbſt wurde der rothe Adlerorden zweiter Klaſſe und die zweite Klaſſe des ruſſiſchen St. Georgsorden zu Theil. —

Der Feind floh in wilder Verwirrung, in aufgelöſten Haufen, Kanonen und Heergeräth und Gepäck im Stich laſſend. Um die Verfolgung zu hemmen, ſprengte er die Elſterbrücke, vor dem Rannſtädter Thor, wodurch Tauſende, die noch dieſſeits weilten, abgeſchnitten wurden. Von Bülow's Truppen eilten freiwillige Jäger und ganze Bataillone dem Feinde dennoch über die Elſter nach, und verfolgten ihn bis Lindenau, wo eine ſtarke Nachhut wieder feſten Stand hielt.

Bülow zog ſeine in Leipzig eingedrungenen Truppen aus der Stadt und Vorſtadt heraus, und ließ ſie theils in den Kohlgärten lagern, theils an der Straße nach Dresden, von wo noch ein ganzer franzöſiſcher Heertheil ankommen konnte, gegen den man auf der Hut ſein mußte. Die größte Schwierigkeit war jetzt der Mangel an Lebensmitteln, an jeder Verpflegung. Nach ſolchen Anſtrengungen war das Bedürfniß der Erquickung, der Herſtellung übergroß, aber alles fehlte, den Meiſten in der herbſtlichen rauhen Jahreszeit ſogar Obdach oder auch nur Bedeckung. Dazu kamen Seuchen, die aus den verpeſteten Hoſpitälern um ſich griffen, der ſchreckliche Anblick der umherliegenden Kranken, Verwundeten, Erſchlagenen. Unter allen dieſen Einwirkungen, ſo geeignet die Bande der Zucht und Ordnung aufzulöſen, wußte Bülow ſie noch immer zu erhalten, obſchon er einſah, daß in ſolchen Lagen ſie ſtraff anziehen zu wollen ſie ſprengen hieße. Vor allem ſuchte er dem Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen, dann die Verwundeten und Kranken unterzubringen, was ſeinen ſtrengen Befehlen und ſeiner thätigen Fürſorge denn auch ziemlich gelang. Ihn ſelbſt erregte der Anblick der großen Verwüſtung, ſo vieler geopferten und hinſterbenden Menſchen zu tiefer Wehmuth. Er ritt mit Barclay-de-Tolly auf dem Schlachtfelde umher, nach Hülfsbedürftigen, nach Bekannten forſchend; ein ſolcher fand ſich in einem preußiſchen Major — der Name iſt nicht genannt — der tödtlich verwundet am Boden lag, ein Wundarzt verband ihn, meinte aber, es ſei alles ſchon nutzlos, da ſtiegen beide Generale von den Pferden, bedauerten herzlich den Sterbenden, beſonders Bülow mit Thränen in den Augen, küßte ihm die Hand, und ſprach Worte der tiefſten Rührung.

Doch der Kriegslauf geſtattete keine Raſt und entrückte ſchnell dem Schauplatze des angeführten Jammers. Blücher war bereits aufgebrochen und drängte den fliehenden Feind unmittelbar auf den Ferſen; Bülow's Heertheil ſollte nördlich auf einer Seitenſtraße vorrücken. Die Truppen hatten hier den großen Vortheil durch noch unverheertes Land zu ziehen, wo für alle Bedürfniſſe kein Mangel war. Am 22. Oktober frühmorgens nahm Bülow Abſchied vom Könige, der ſo bewegt war, daß er weinte, wobei auch Bülow ſich der Thränen nicht erwehren konnte, und folgte dann ſeinen nach Lützen abmarſchirten Truppen. Der Marſch wurde über Weißenfels, Freiburg, wo noch zuletzt ein Scharmützel mit dem Feinde Statt fand, der dann aber nicht mehr erreicht wurde, ferner über Kölleda, Tennſtädt und Langenſalza nach Mühlhauſen fortgeſetzt, wo Bülow am 29. Oktober eintraf. Die Truppen hielten hier zwei Ruhetage, den Offizieren gab die Stadt einen Ball. Nichts war Bülow'n mehr zuwider, als feierlicher Empfang und Gepränge, doch konnt' er es nicht ſtets vermeiden, ſich als Held und Sieger begrüßen zu laſſen. Er gab ſich jedoch mit den Leuten nicht mehr ab als nöthig, und auch ſchöne Damen, für die er ſonſt wohl Augen und Aufmerkſamkeit hatte, ließen ihn jetzt gleichgültig. In Mühlhauſen entſchied ſich auch Bülow's weitere Beſtimmung, denn auf dieſer Straße das Heer Napoleons noch einzuholen, war ſchon ganz unmöglich, und da der Kronprinz von Schweden mit zwei Heertheilen nordwärts ziehen wollte, Wintzingerode die Richtung nach der unteren Weſer zu nehmen hatte, ſo bekam Bülow den Auftrag mit dem ſeinigen die alten preußiſchen Länder in Weſtphalen wieder in Beſitz zu nehmen. Dem Kronprinzen war daran gelegen, vor allem die Sache Schwedens gegen die Dänen, das heißt die Abtretung Norwegens an Schweden durchzuſetzen, denn er fürchtete, wenn er dieſen günſtigen Zeitpunkt verſäumte, möchte ſpäterhin die Geneigtheit der Verbündeten, dies zu erzwingen oder geſchehen zu laſſen, weniger vorhanden ſein. Er wünſchte daher den Krieg nach Norden zu ſpielen, und da in Hamburg noch eine ganze franzöſiſche Heeresmacht unter dem Marſchall Davouſt mit den Dänen verbündet ſtand, ſo war es leicht die Nothwendigkeit darzuthun, auch dorthin die Waffen zu lenken, beſonders da zu vermuthen war, daß Davouſt mit ſeiner ganzen Macht nach dem Rhein abzuziehen verſuchen würde. Der Kronprinz rieth überhaupt den Verbündeten ihre Kriegsführung auf Deutſchland einzuſchränken, und warnte ſie beſonders den Rhein zu überſchreiten, indem er befürchtete, ganz Frankreich würde zu neuer Kraft erwachen, wenn es ſeine Gränzen bedroht ſähe. Hiemit war Bülow durchaus nicht einverſtanden, und obſchon äußerlich ſein Vernehmen mit dem Kronprinzen jetzt ein befriedigendes ſchien, ſo verläugnete ſich doch nie ganz die innere Verſchiedenheit, zu deren Hervortreten nur grade kein wichtiger Anlaß vorlag.

Am 1. November kam Bülow's Hauptquartier nach Heiligenſtadt, am 2. nach Göttingen; er ſelbſt war an dieſem Tage in Nörten, dem Hardenberg'ſchen Gute, wo jedoch die Damen des Hauſes beim Abendeſſen ſehr ſeinen Zorn reizten, indem ſie eine ſtarke Vorliebe für den König Hieronymus von Weſtphalen blicken ließen, deſſen Reich grade jetzt ein Ende nahm. Wir haben von einem Marſch in Freundeslande nicht viel zu berichten, daher möge auch das Unbedeutendere hier ſeinen Platz finden. In Göttingen ſaßen junge Offiziere beim Wein im Gaſthof, waren luſtig und jubelten, brachten Geſundheiten aus, auf den König, das preußiſche Heer, den grauen Blücher, den braven Bülow, den klugen Boyen, den tapfern Borſtell, es wurde geſungen und erzählt, beſonders viel von Bülow und wohl öfters in Ausdrücken, die wenn auch ſchmeichelhaft, doch nicht immer die angemeſſenſten ſein mochten; da entdeckten ſie unerwartet in zwei älteren Offizieren, die abgeſondert und ſtill ebenfalls ihren Wein tranken, den General ſelbſt und den Oberſt von Boyen; betroffen, und unſicher wiefern ſie ſich vergangen haben könnten, entfernten ſich nach und nach die jüngeren Offiziere, doch hatte Bülow ſie ſich gemerkt, und am anderen Tage während des Marſches kam er an ihr Bataillon herangeritten, ſprach mit dem Major, und dieſer hielt darauf den verſammelten Offizieren den kurzen Vortrag: der General habe geſtern in einem Gaſthofe die gute Stimmung zu bemerken Gelegenheit gehabt, welche die Offiziere des Bataillons begeiſtere; er freue ſich darüber und hoffe ſie werde fortdauern, bis der Kampf zu Ende ſei; bei einem ſolchen Geiſt, der die Truppen beſeele, habe er ſtets die Gewißheit zu ſiegen, auch danke er für die Wünſche, die ſie ſeinem Wohl gewidmet hätten, und es wären die Gefühle der Anhänglichkeit, die ſie rückſichtlich ſeiner ausgeſprochen hätten, ihm ſehr ſchmeichelhaft geweſen. — Dergleichen Erklärung konnte nur auf's neue die fröhlichſte Stimmung hervorbringen. —

In Göttingen trennten ſich der Kronprinz von Schweden und Bülow nach verſchiedenen Richtungen, für letzteren ein in allem Betracht erfreuliches Ereigniß! Der Kronprinz verlegte ſein Hauptquartier nach Hannover; Bülow ging über Eimbeck, Hameln und Bückeburg nach Minden; unterwegs, in

Eimbeck am 5. November, ſtieß die von ihm lange getrennt geweſene Brigade Thümen wieder zu ihm; ſie war in Tauentzien's Rückzug von Wittenberg nach Potsdam mit fortgezogen worden, dann am 22. Oktober wieder aufgebrochen, und über Treuenbriezen, Köthen, Eisleben, Sondershauſen und Göttingen nachgefolgt. Nach ihrem Eintreffen war der Heertheil nun 22,000 Mann ſtark, wohlbewaffnet und bekleidet, geſtärkt und erfriſcht, zu neuen Kämpfen bereit und munter. Die Brigade Heſſen-Homburg befehligte anſtatt des verwundeten Prinzen einſtweilen der Oberſt von Siöholm. —

In Minden, wo wenige Tage früher noch die Franzoſen geweſen waren, hielt Bülow unter Geläut aller Glocken und dem Jubelrufe der Einwohner am 7. November ſeinen feierlichen Einzug. Durch eine öffentliche Bekanntmachung nahm er von der Stadt und dem Fürſtenthum für den König förmlich wieder Beſitz, ſetzte vorläufige Regierungsbehörden ein, und rief die junge Mannſchaft zum Kriegsdienſt auf. Den Major Friccius mit ſeinem Bataillon und einer Abtheilung Huſaren ſandte er nach Oſtfriesland, um auch dieſes Fürſtenthum wieder für Preußen in Beſitz zu nehmen. Borſtell, der gern von Bülow abgeſondert war, was ſowohl der Kronprinz als Bülow ſelbſt dem Willen des Königs gemäß, nicht unberückſichtigt ließen, erhielt den Auftrag mit ſeiner Brigade die Feſtung Weſel zu umſtellen und den Niederrhein zu beobachten; Bülow behielt nach dieſem Abzug kaum noch 18,000 Mann verfügbar bei ſich.

Bülow's Truppen verließen Minden am 13. November, und marſchirten über Herford, Bielefeld und Wahrendorf nach Münſter, wo Bülow ſelbſt am 16. eintraf; ein Brief vom 17. an ſeine Frau meldet dies mit folgenden Worten: „Geſtern Mittag bin ich hier angekommen, und hier mit eben dem Jubel wie in den übrigen Städten empfangen worden. Für einen recht eiteln Menſchen wäre die Rolle, die ich hier ſpielen muß, ſchmeichelhaft genug. Ich muß indeſſen geſtehen, daß es nachgerade mir läſtig wird; eine jede Wiederholung ermüdet am Ende; indeſſen kann ich nicht ohne Theilnahme und Rührung die ſo herzlich gutgemeinten Ausbrüche der innigſten Theilnahme und Freude des guten weſtphäliſchen

Volkes mit anſehen. Ich verſuche ihnen ſo viel Schönes und Gutes zu ſagen wie nur immer möglich, und es gelingt mir noch ſo ziemlich. — Damit Du auch von unſerm weſtphäliſchen Triumphzug ein Andenken haſt, ſo lege ich Dir das in Bielefeld mir von recht hübſchen jungen Mädchen überreichte Gedicht mit bei.“ — Die Gleichgültigkeit Bülow's gegen öffentliche Ehrenbezeigungen gab zu luſtiger Verwechslung Anlaß, indem ſtatt ſeiner ein Prinz von Hohenzollern-Hechingen öfters die Huldigungen und wie es ſchien nicht ungern empfing, was Bülow ſelbſt gar nicht merkte, ſein Schwager und Adjutant von Auer jedoch ernſtlich abzuſtellen ſuchte. —

Schon von Hameln aus hatte Bülow dem Könige den ehemaligen Präſidenten von Vincke zum Zivil-Gouverneur der weſtphäliſchen Länder vorgeſchlagen, den alten Freund alsdann durch den Profeſſor Steffens, der ſich als Volksredner dem Hauptquartier beigeſellt fand, zu ſich nach Bielefeld berufen, und ihm ſogleich durch Boyen eine Vollmacht ausfertigen laſſen, die ihn als einſtweiligen Generalkommiſſarius mit der Verwaltung der ehemals preußiſchen weſtphäliſchen Provinzen betraute. Vincke war hocherfreut über die Wiederkehr der Preußen, ſchloß ſich dem General mit Kraft und Selbſtſtändigkeit an, und eilte mit ihm nach Münſter, wo beide Männer in gutem Verein die wirkſamſte Thätigkeit entwickelten. Die ganze Laſt der Einrichtungs- und Verwaltungsgeſchäfte ruhte auf ihnen beiden; ſie zogen auch einige früher nicht preußiſche Landſtriche in ihren Bereich; vor allem aber hatte Bülow mit ſeinen militairiſchen Anordnungen vollauf zu thun. Einſtweilige Regierungskommiſſionen hatte er bereits in Minden, Bielefeld und Paderborn eingeſetzt, die Maßregeln zur Verpflegung der Truppen, zur Benutzung aller kriegeriſchen Hülfsmittel des Landes wurden mit Eifer und Kraft genommen und ausgeführt. Den Major von Reiche ſandte Bülow nach Lippſtadt, um dort Befeſtigungen anzulegen, ausgeſuchte Hauptleute in alle Städte des ehemals und wieder preußiſchen Weſtphalens, um die Landwehr ſchleunigſt einzurichten, ſie brachten ihre Bataillone bald auf guten Fuß, und kamen dann zur Truppe zurück, mancher mit dem von ihm errichteten Bataillon; dieſe Hauptleute, in ihren Dienſtleiſtungen ſchon als Majors gebraucht, wurden ſämmtlich bald zu dieſem Rang erhoben. —

In der Lebensbeſchreibung Vincke's von Bodelſchwingh wird geſagt: „Der General von Bülow verſtand es bekanntlich, beſtens für ſeine Truppen zu ſorgen, und ſo benutzte er auch ſeinen Durchzug durch Weſtphalen, um ſie möglichſt mit allem Fehlenden zu verſehen, zu welchem Ende von dem Kriegskommiſſariat eine Maſſe von Kleidungs- und Ausrüſtungsſtücken aller Art requirirt wurde. Vincke berechnete den Werth dieſer Forderungen, ausſchließlich Oſtfrieslands und der bedeutenden Lieferungen an Pferden, zur Summe von 1,716,763 Thaler, und bemerkte in ſeinem Bericht an den König, daß die Aufbringung dieſer Summe den Provinzen, welche durch die Franzoſen ſo lange Zeit hart gelitten, ſehr ſchwer falle." Doch erkannte er die Nothwendigkeit ſolcher Anſtrengungen, und bot auch noch zu weiteren großen Leiſtungen und Zahlungen, welche Bülow anſprach, bereitwillig die Hand, und war betrübt, als durch höhere Weiſung jede fernere Geldzahlung an die Truppen eingeſtellt wurde. Er hatte dem Bülow'ſchen Heertheil — den Befreiern Weſtphalens — ſeine beſondere Liebe zugewendet, und war in der That, wie auch Bülow ſelbſt ihn nannte, der Ernährer, Beſchützer und Erhalter dieſer Truppen.

Aus Münſter mußte ſich der Blick, nachdem den vaterländiſchen Angelegenheiten beſtens vorgeſehen war, von ſelbſt auf das nahe Holland richten, wo die Niederlagen der Franzoſen und der Freiheitsruf der deutſchen Völker eine ſtarke Gährung erweckten. Seit dem Machtſpruche Napoleons, der die Selbſtſtändigkeit des Landes vernichtete und daſſelbe dem franzöſiſchen Reich einverleibte, war die Stimmung allgemein den Franzoſen feindlich geworden; die einſtigen Anhänger der Republik, und daher als ſolche vormals Freunde der Franzoſen, waren ſchon durch die Einführung des Bonapartiſchen Königthums bitter enttäuſcht, durch die Verſchmelzung ihres Vaterlandes aber um ſo heftiger für deſſen Selbſtbeſtehen entzündet worden; die oraniſche Parthei, nie ganz erloſchen und durch einen klugen Fürſten vertreten, bot jeder anderen jetzt eine willkommene Anſchließung. Das Volk in den größeren Städten wurde ſchon unruhig, und drohte gewaltſam auszubrechen. Die franzöſiſchen Truppen, unter dem Oberbefehl des Generals Molitor, etwa 14,000 Mann, reichten kaum hin, die feſten Plätze gehörig zu beſetzen, geſchweige denn das Volk im Zaum zu halten; als der Krieg vor wenigen Wochen noch in Sachſen geführt wurde, hatte man nicht gedacht, daß nächſtens Holland bedroht ſein könnte, und jetzt, da die Noth eingetreten war, bedurfte Frankreich ſelbſt der geretteten oder neugeſchaffenen Truppen am dringendſten zum eignen Schutze. Unter dieſen Umſtänden hatten die Koſakenſchaaren, welche von der Niederweſer her ſchon um die Mitte des Novembers in Holland eingedrungen waren, wenig Widerſtand gefunden, und ſtreiften tief in's Land hinein. Molitor ſah ſich genöthigt, das eigentliche Holland, wo der Volksaufſtand am heftigſten drohte, gänzlich zu räumen, und nachdem die letzten Franzoſen am 18. November von Amſterdam abgezogen waren, rief auch ſogleich das Volk mit begeiſtertem Jubel die Herſtellung des Fürſtenhauſes Oranien aus. Molitor zog die geringen Streitkräfte, die ihm neben den nöthigſten Beſatzungen im freien Felde verfügbar blieben, etwa 5000 Mann, bei Utrecht zuſammen, und hielt mit einer ſchwachen Vorhut nur noch Amersfort beſetzt, um die Koſaken nicht gleich bis Amſterdam vordringen zu laſſen.

Als dieſe Nachrichten am 22. November in Münſter eintrafen, waren Bülow's Gedanken und Plane ſchon ganz gereift. Er bedurfte zur Ausführung nur einer höheren Erlaubniß. Bereits hatte er vom Kronprinzen von Schweden den Befehl erhalten, an den Niederrhein vorzurücken, die Feſtung Weſel einzuſchließen und ſeine Linie links bis zur Mündung der Yſſel zu erſtrecken. In Vorausſicht der Wendung, welche die Sachen in Holland nehmen könnten, erbat er ſich vom Kronprinzen nachträglich die Erlaubniß, falls eine der Feſtungen der Yſſel dazu die Gelegenheit gäbe, ſeine Unternehmungen weiter auszudehnen. Der Kronprinz gewährte dieſe Erlaubniß, und dachte ſo wenig an eine Eroberung Hollands, daß er meinte, wenn ein ſolcher Platz etwa gewonnen würde, ſo ſei es am beſten ihn zu ſchleifen, da er ja doch nicht würde behauptet werden können! Bülow jedoch war entſchloſſen, die erlangte Erlaubniß in weiteſter Ausdehnung zu benutzen. Die Abhängigkeit von dem Kronprinzen war ohnehin nur noch eine ſcheinbare, da das Nordheer täglich mehr aus einander ging und ſich zerſplitterte; der Schein aber war um ſo mehr beizubehalten, als er der wirklichen Selbſtſtändigkeit eine Art Schutz verlieh. Bülow fuhr bis zum Ende des Feldzuges fort, dem Kronprinzen Berichte zu ſenden, ſo wie auch Weiſungen zu empfangen, ohne daß ſein Handeln dadurch ſonderlich beſtimmt wurde.

So ſehr er gewohnt war ſeine Entſchließungen aus ſich ſelbſt zu nehmen und durch keinen fremden Rath ſich beſtimmen zu laſſen, ſo wollte er dies neue Unternehmen doch nicht beginnen ohne ſich der Zuſtimmung Boyen's verſichert zu haben. Er eröffnete dieſem tüchtigen Leiter ſeines Generalſtabs den gefaßten Vorſatz und Plan im ganzen Umfang und erfreute ſich des vollen Beifalls und der thätigen Unterſtützung des treuen Waffenbruders. Er berieth alles Nöthige mit ihm, und ging ſogleich an's Werk. Dem Könige meldete Bülow ſein militairiſches Vorhaben, das von dieſer Seite, ſo wenig wie das politiſche, einen Widerſpruch zu befürchten hatte. Das Nächſte war die Sendung des Rittmeiſters von Auer nach England mit geheimen Eröffnungen und Aufträgen ſowohl an den Prinz-Regenten von England als an den Prinzen von Oranien, um für die beabſichtigte Eroberung von Holland die Billigung und Unterſtützung beider, beſonders aber auch die Mitwirkung engliſcher Streitkräfte anzuſprechen. Deßgleichen wurde der Lieutenant von Szwykowski nach Berlin an die Prinzeſſin von Oranien mit Depeſchen abgefertigt. In Holland ſelbſt waren ſchon Verbindungen angeknüpft, die man zu erweitern und dem Zwecke gemäß zu leiten ſtrebte. Dies kühne Verfahren, welches den noch fraglichen Willensmeinungen der Verbündeten in Betreff Hollands vorgriff und deſſen künftiges Schickſal entſchied, lag allerdings außerhalb der Befugniſſe des militairiſchen Befehlshabers, allein zugleich ſo ſehr in der natürlichen Entwickelung der Verhältniſſe, daß Bülow das Werk ungeſtört durchführen konnte, und weit entfernt wegen ſeiner Eigenmacht zur Verantwortung gezogen zu werden, nur Lob und Ruhm dafür erntete.

Aus London der vollen Zuſtimmung ſowohl von engliſcher als oraniſcher Seite vorläufig verſichert, erließ Bülow ſogleich an die Bewohner der Vereinigten Staaten von Holland folgenden ſchon vom 20. November aus Münſter erlaſſenen Aufruf, der in's Holländiſche überſetzt in vielen tauſend Abdrücken verbreitet wurde, den preußiſchen Waffen vorausging und ſie begleitete: „Die Vorſehung hat die Waffen unſerer Monarchen mit Sieg gekrönt, und der große Bund der freien Völker Europa's hat die Macht des blutdürſtigen Unterdrückers Napoleon jetzt zum zweitenmale vernichtet. Deutſchland hat jetzt völlig die ſchmachvollen Feſſeln abgeworfen, unter denen es auf Wohlfahrt und Glück Verzicht leiſten mußte. — Holländer! Ihr, die ihr einſt ſchon früher als wir, der Unterdrückung kühn widerſtrebtet, ſchon früher ein knechtiſches Loos abſchütteltet, auch für euch ſchlägt jetzt die Stunde der Erlöſung von einem Druck, dem ohne eure Schuld ein unglückliches Verhängniß euch nebſt ſo vielen andern unterwarf. — Die verbündete Armee, die unter dem würdigen Nachfolger des großen Guſtav Adolphs in dem Norden von Deutſchland den Sieg errang, betritt jetzt eure Gränzen, und mahnt euch, dem Beiſpiel zu folgen, welches eure Freunde und Brüder in ganz Deutſchland ſchon gaben. — Das preußiſche Truppenkorps unter meinen Befehlen, welches einen Theil dieſer Armee ausmacht, bietet euch zunächſt die Hand, um zu eurer Befreiung und zu eurem Wohl mitzuwirken, welches wenn ihr von der Unterdrückung befreit eure Flagge wieder in allen Meeren wehen laſſen werdet, bald und für immer wiederkehren wird. — Habt Vertrauen zu uns; wir haben es einſt früher ſchon von euch verdient; wir werden demſelben auch jetzt durch die ſtrengſte Mannszucht, und nur von dem Wunſch euch zu befreien geleitet, zu entſprechen wiſſen. — Aber auch wir treten mit Zuverſicht zu euch hin, ihr biederherzigen, braven, alten Nachbarn und Freunde. Auch wir bauen feſt auf eure Mitwirkung zur glücklichen Vollendung des großen Werks, die bei vereinter Anſtrengung aller Kräfte nicht mehr zweifelhaft ſein kann. — Zeigt euch würdig eurer Ahnherren, ſtellt euch kräftig, wie jene, zu uns, unter die Fahnen, die für Freiheit und Recht wehen, und laßt die Mitwelt aufs neue den Muth und die Ausdauer der bataviſchen Legionen im Kampfe für die gerechte Sache bewundern.“ — Ohne alle Eitelkeit und Selbſtüberhebung ſpricht hier Bülow nur das zur Sache Gehörige, und die Klugheit, welche durch die ſchmeichelhafte Hinweiſung auf Guſtav Adolph den Kronprinzen von Schweden in das Unternehmen zu verflechten ſucht, erſcheint in Betreff ſeiner ſowohl als der Holländer nur von wirkſamer Zweckmäßigkeit.

Die militairiſchen Ausführungen waren in der Stille vorbereitet, und konnten unverzüglich beginnen. Oppen ſtand mit den Bülow'ſchen Vortruppen bereits in Bocholt, er empfing den Befehl in Holland einzurücken. Der Oberſt von Sydow, mit 3 Reiterregimentern und 2 Füſilierbataillonen nach Coeverden entſendet, mußte ſich näher zu Oppen heranziehen, um dieſen nöthigenfalls zu unterſtützen, da dieſer, mehrere Märſche von der Hauptſtärke entfernt, fürerſt auf ſich allein angewieſen war. Oppen ging über Anholt und Deutekom raſch gegen die an der Yſſel gelegene Stadt Doesburg vor, vernahm aber, als er eben am 23. November die holländiſche Gränze überſchritt, daß ihm eine Schaar von Tſcherniſcheff's Koſaken ſchon zuvorgekommen ſei; ſie war durch Ueberraſchung in den ſchlechtbewachten Ort eingedrungen, jedoch eben ſo ſchnell wieder gewichen, als ſie die Annäherung feindlichen Fußvolks vernahm; dieſes hatte darauf den Ort wieder beſetzt, war aber, den Nachrichten zufolge, nur ſchwach und eines erneuerten Angriffs wohl nicht gewärtig. Hierauf rechnend ſandte Oppen zum Verſuch einer Ueberrumpelung ſchleunigſt ein Dragonerregiment mit einer halben reitenden Batterie voraus; ſie kamen gegen 3 Uhr an und ſprengten muthig auf das Thor los, doch von lebhaftem Gewehrfeuer empfangen mußten ſie zurückweichen und das Eintreffen des Fußvolks abwarten. Die früheren Feſtungswerke beſtanden noch theilweiſe, ein ſtarker Wall, gedeckt von tiefem Waſſergraben umgab die Stadt. Der Rittmeiſter Franz von Eckardſtein verſuchte den Feind mit Vorſchlägen zur Uebergabe, während die Dragoner abſaßen, und ein gutes Plänklergefecht unterhielten. Nach einer Stunde traf das Fußvolk ein, und ſchritt unmittelbar zum Angriff, er richtete ſich auf das nächſte Thor, einige Kartätſchenſchüſſe reinigten den Wall, oſtpreußiſche Jäger erſtiegen auf Leitern die Zugbrücke, zerhieben die Ketten daß ſie herabfiel, und nun drangen die Füſiliere ſtürmend ein. Die Franzoſen, etwa 150 Mann, ſuchten theils über die ſchon halbzerſtörte Yſſelbrücke theils auf Kähnen zu entkommen, wurden aber größtentheils eingeholt und niedergemacht oder gefangen, unter den letzteren befand ſich der Kommandant und 4 Offiziere, nebſt anderer Kriegsbeute wurden auch 2 ſchwere Kanonen genommen.

Dieſer leichte Sieg, der mit nur 10 Verwundeten, unter denen 2 Offiziere, erkauft worden, verbreitete Schreck und Beſtürzung in der ganzen Gegend, und Oppen eilte dieſen Eindruck beſtens zu benutzen. Er entſandte ſogleich den Major von Sandrart mit ſeinem Huſarenregimente, 1 Bataillon Jäger und einiger anderen Mannſchaft auf dem rechten Yſſelufer gegen Zütphen, während über die ſchleunigſt hergeſtellte Brücke der Major von Müller mit 2 Schwadronen Dragoner, einer Abtheilung Füſiliere und 2 Kanonen ebendahin auf dem linken Ufer vordrang. Sandrart, der früher eintraf, griff ſogleich an, wurde aber mit Verluſt von 60 Todten und Verwundeten abgewieſen; als aber Müller von der andern Seite erſchien, ſein Geſchütz feuern ließ und auch ſchon Anſtalten zum Sturm machte, ergab ſich am 24. November der Kommandant und die Beſatzung von 300 Mann wurde kriegsgefangen. Mehrere Kanonen wurden erbeutet, ein großes Tabacksmagazin und andere Vorräthe. Den Taback ließ Bülow bald nachher verkaufen, und verwandte die daraus gelöſte Summe für ſeine Truppen.

Oppen gönnte ſich kein Ausruhen, und wandte ſich ſchon am 25. Morgens von Zütphen zurück gegen Arnheim, um ſich dieſes wichtigen Ortes zu bemächtigen, und zugleich den Feind, der ſich bei Nymwegen ſtärker zuſammenzog, näher zu beobachten. Während Molitor noch bei Utrecht ſtand, ſammelte der Marſchall Macdonald, der den elften franzöſiſchen Heertheil befehligte, ſeine Truppen zwiſchen Grave und Nymwegen; er hatte jetzt ungefähr 9000 Mann, die ſich aber täglich verſtärkten; zur Sicherung ſeiner linken Flanke ſandte er 2000 Mann unter dem General Amey gegen Deventer, wo ſie mit einer vom General Laubardière zuſammengerafften Schaar von Douaniers und Gendarmen zuſammenſtoßen ſollten. Dieſe Truppen ſtellten ſich am 25. Mittags den gegen Arnheim anrückenden Preußen bei Midachten entgegen. Oppen griff ſie ſogleich auf beiden Flanken an, und warf ſie in die Flucht. Das hügelige und ſtrauchigte Geländ hinderte die Verfolgung durch Reiterei, und die Franzoſen zogen ſich durch den Wald von Roſendal ungehindert in die vor Arnheim errichteten Verſchanzungen. Zugleich mit ihnen traf aber auch Oppen ein, der über Velpe einen Eilmarſch gemacht hatte, bemächtigte ſich der Vorſtadt, und ließ die Nachhut des Feindes noch lebhaft angreifen, die jedoch mit einigem Verluſt bald in Sicherheit war. Auch Arnheim hatte von ſeiner früheren ſtarken Befeſtigung nur noch einen hohen Wall und tiefen Graben, der zunächſt der Rheinbrücke trocken und daher leicht zu überſchreiten war. Da es jedoch nicht gelang mit dem Feinde zugleich einzudringen, ſo mußte für den Augenblick jeder Angriff aufgegeben werden, und nachdem auch eine Aufforderung zur Uebergabe fruchtlos geblieben, begnügte ſich Oppen die Stadt zu umſtellen, und zog ſich einſtweilen auf Velpe zurück, bis die nöthigen Verſtärkungen einträfen. Damit inzwiſchen ſeine Kräfte nicht müſſig blieben, ſandte er ein Reiterregiment unter dem Major von Kamecke gegen Amersfort und ein anderes unter dem Major von Sandrart gegen Utrecht, ſie ſollten den Volksaufſtand, der mit jedem Tage bedeutender wurde, und die Franzoſen hart bedrängte, durch ihr Erſcheinen ermuthigen und befördern.

Mittlerweile rückte Sydow mit ſeiner Abtheilung von Zütphen heran, und die Brigade Krafft erreichte Doesburg, während die Brigaden Zielinski und Thümen mit angeſtrengten Märſchen folgten. Oppen wünſchte mit Krafft vereinigt Arnheim zu ſtürmen, und ſchon ſtanden die Truppen dazu bereit, als man erfuhr, daß die Franzoſen jetzt eben beträchtliche Verſtärkung erhalten hatten, und auch ſogleich wahrnahm, daß ſie nicht nur auf den Wällen, ſondern auch auf dem linken Rheinufer zahlreiches Geſchütz aufführten, welches alle Zugänge beſtrich. Oppen mußte daher vom Sturm abſtehen, und begnügte ſich die Stadt eng einzuſchließen; zugleich beabſichtigte er mit einem Theil ſeiner Reiterei über den Rhein zu gehen, um auf der anderen Seite die Stadt zu berennen und ihr ferneren Zuzug abzuſchneiden. —

Die Franzoſen machten am 29. November Mittags einen kühnen Ausfall; ihr ungeſtümer Reiterangriff überraſchte die preußiſchen Vorpoſten, die einigen Verluſt erlitten und weichen mußten, bis Verſtärkung eintraf und den Feind zurückwarf. Abends traf Bülow in Doesburg ein, unterrichtete ſich genau von der Lage der Dinge, und beſchloß die Stadt am folgenden Morgen durch Sturm zu nehmen, weßhalb ſogleich noch 4 Bataillons der Brigade Thümen von Doesburg in der Nacht herangezogen wurden.

Bülow ritt am nächſten Morgen früh nach Arnheim vor, um bei dem Sturm, deſſen nähere Anordnungen er Oppen überließ, perſönlich gegenwärtig zu ſein. Von vier Angriffen ſollten die beiden auf dem linken Flügel nur zum Schein geſchehen, auf dem rechten Flügel aber die wahren mit allem Nachdruck ausgeführt werden. Erſt gegen Mittag, als der dichte Nebel gefallen war, konnte der Kampf beginnen, auf allen vier Seiten zugleich. In der Nacht war ein Theil der franzöſiſchen Truppen, beſonders Reiterei, über die Rheinbrücke abgezogen, nur die eigentliche Beſatzung, etwa 4000 Mann, unter dem tapfern General Charpentier zurückgeblieben, ſie ſchienen zur Vertheidigung mehr als hinreichend. Der vierfache Angriff jedoch verwirrte ihre zweckmäßige Verwendung, und Charpentier ſelbſt hatte die Truppen nicht in ſeiner Gewalt. Die beiden falſchen Angriffe gelangen über alles Erwarten; der Major von Clauſewitz drang mit ſeinen Truppen nach einigem Widerſtand durch das Velper-Thor, der Major von Reckow mit den ſeinigen durch das Jahns-Thor in die Stadt, zugleich der Major von Colomb mit ſeiner längs des Rheinufers geführten Schaar durch das Gatterthor. Dagegen fanden die ernſtlichen Angriffe, welche der Oberſtlieutenant von Zaſtrow befehligte, tapfere Gegenwehr, die nur durch die unerſchrockene Entſchloſſenheit der Preußen überwältigt wurde. Nachdem ein heftiges Geſchützeuer einige Zeit gedauert, erſtiegen 2 Landwehrbataillone, des Kartätſchenhagels nicht achtend, den hohen Wall, vertrieben den Feind mit dem Bajonet, und drangen, gefolgt von den übrigen Sturmſchaaren, durch die Vorſtadt grade auf das Rheinthor zu, wohin auch die anderen Angriffe ſiegreich ihre Richtung nahmen. Hier war noch eine ſtarke Wallſchanze zu ſtürmen, ſie wurde genommen, und mit ihr das Rheinthor. Ein blutiger Straßenkampf, in welchem Charpentier tödtlich verwundet wurde, endete mit der völligen Niederlage der Franzoſen. Was vom Feinde nicht im erſten Augenblick über die Rheinbrücke ſich retten konnte, mußte ſich ergeben. Der General Saint-Marie, 24 Offiziere und gegen 1000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht, 14 Kanonen erobert nebſt vielen Pulverwagen. Die ergrimmten Soldaten wollten den General Saint-Marie, den ſie mitten im Kampf ergriffen hatten, niederſtechen, der Major von Weyrach aber entriß ihnen denſelben und ließ ihn in Sicherheit bringen. Thümen hatte die größte Mühe unter den ſturmerhitzten Leuten Zucht und Ordnung herzuſtellen. Die Franzoſen hatten zur Deckung ihrer Flucht die Rheinbrücke in Brand geſteckt. Oppen ließ ſie durch die Pioniere retten und ſchnell herſtellen, und verfolgte den Feind auf der Straße nach Nymwegen bis Elſt mit größtem Nachdruck. Das zweite Bataillon des erſten neumärkiſchen Landwehrregiments hatte ſich beim Sturm außerordentlich hervorgethan, und ſchloß nun auch der Verfolgung ſich eifrigſt an; als Oppen daſſelbe von neuem Kampfesmuth beſeelt vorüberziehen ſah, nahm er nebſt ſeinem Begleiter ehrerbietig den Hut vor ihm ab. —

Noch am Abend deſſelben Tages ſchrieb aus Arnheim Bülow über dieſe Waffenthat an ſeine Frau: „Dies iſt alſo das erſte Schreiben, welches ich auf holländiſchem Boden an Dich richte. Geſtern Abend kam ich nach Doesburg, und beſchloß gleich heute früh die noch ziemlich im Stande ſeiende Feſtung Arnheim anzugreifen. Nach einem ſehr hartnäckigen Gefecht haben wir die Stadt mit ſtürmender Hand genommen, indeſſen, wie natürlich, nicht ohne bedeutenden Verluſt. Der Feind hat ſehr bedeutend verloren, denn er mußte über die Rheinbrücke unter unſerm Kartätſchenfeuer gewiſſermaßen

Spießruthen laufen. Wir haben eine ſehr bedeutende Anzahl Gefangener gemacht, wieviel kann ich noch nicht beſtimmt angeben; außer dem Kommandanten befindet ſich noch ein Brigadegeneral unter ſelbigen. Die Einwohner der Stadt behaupten, es ſei ein General geblieben. Wir haben den Feind bis nahe vor Nymwegen verfolgt. Morgen marſchire ich gegen Utrecht, und in ein paar Tagen werde ich ziemlich Meiſter von Holland ſein. Ich und meine Umgebungen, wir ſind alle geſund, es ſcheint als wenn das Schickſal uns vorzüglich begünſtigt. Ich habe nun in dieſem Kriege Napoleon manchen argen Streich geſpielt, unter dieſen iſt die Beſitznahme von Holland einer der ärgſten. Theile den Königlichen Hoheiten, denen ich mich zu Füßen lege, dieſe guten Nachrichten mit.“

Der ſchon in dieſem Schreiben ausgedrückte Entſchluß, die Verfolgung gegen Nymwegen nicht fortzuſetzen, ſondern gegen Utrecht vorzudringen, wird von Grolman getadelt; derſelbe meint, wahrſcheinlich würde Nymwegen, ja vielleicht Grave, Herzogenbuſch, und ſomit der Bommeler Waerd, in Bülow's Hände, und dann auch ohne Zweifel die übrigen Feſtungen gefallen ſein, und auf dieſe Weiſe hätte, gleichſam auf Einen Schlag, ganz Holland erobert werden können. Allein ſchon die angeführten Worte ſelbſt zeigen, daß das „auf Einen Schlag“ nur als ein ſehr bedingtes „nach und nach“ gelten kann, und daß die angenommene Wahrſcheinlichkeit bei jedem einzelnen Schritt auf's neue zu einer ſehr fraglichen wird. Denn ſchwerlich würden Macdonald und Molitor jenem Vordringen auf Nymwegen ruhig zugeſehen, vielmehr mit vereinten Kräften ſich ihm widerſetzt haben, wobei Bülow, der ſchon durch das Zurücklaſſen der Brigade Borſtell vor Weſel und durch andere Entſendungen geſchwächt war, unter nachtheiligen Umſtänden zu einer Schlacht genöthigt werden konnte, die er beſſer vermied. Grolman ſagt dann weiter ſelbſt, da Bülow die nachtheiligen Verhältniſſe auf feindlicher Seite damals nicht genau habe wiſſen können, und er mit Recht dahin geſtrebt habe, ſich zuvörderſt eines Hauptortes im Innern von Holland zu bemächtigen, um von hieraus die Zügel der Regierung zu erfaſſen und dem Aufſtande des Landes einen feſten Haltpunkt zu geben, ſo erſcheine die getroffene Wahl, gegen Utrecht vorzugehen, hinlänglich gerechtfertigt. Noch mehr als dieſe Worte es ſagen, waren Bülow's Gründe wichtig und dringend. Es galt vor allem den ſchon ausgebrochenen Aufſtand auszubreiten, zu befeſtigen, und beſonders auch das Volk gegen die Rache des Feindes, der leicht auf Augenblicke wiederkehren konnte, zu ſchützen. Wir können eine andere Betrachtung nicht verſchweigen. Der ruſſiſche General von Benkendorf mit ſeiner fliegenden Schaar war im Anzug auf Amſterdam, eine andere ruſſiſche Abtheilung unter dem General von Stahl ſtand ſchon bei Amersfort, Koſaken durchſtreiften das Land nach allen Richtungen; uns dünkt es eine erlaubte militairiſche Eiferſucht, im eigenen Werke freie Hand zu behalten, und wir glauben, es konnte Bülow'n nicht verdacht werden, daß er in Holland den ruſſiſchen Truppen nicht den Vorzug laſſen mochte. Der Verfolg wird zeigen, daß dies auf die gegenſeitige Hülfe und Unterſtützung, die er eben ſo gern annahm als leiſtete, keinen Einfluß hatte.

Auf die Nachricht, daß am frühen Morgen des 24. Novembers 300 Koſaken von Benkendorf, die ſich zwiſchen den franzöſiſchen Poſten klug durchgeſchlichen hatten, in Amſterdam eingerückt und vom Volke mit Jubel begrüßt worden ſeien, ſandte Bülow ſogleich den Oberſt von Sydow mit 2 Reiterregimentern ebendahin. Auch empfing er die Anzeige, daß der Prinz von Oranien, mit dem und deſſen Beauftragten er in lebhaftem Verkehr ſtand, am 1. Dezember bei Amſterdam gelandet ſei, und mit einer Schaar von Freiwilligen der dortigen Schuttery ſofort nach Utrecht vorrücken wolle. Dieſem die Hand zu reichen, war ebenſo militairiſch richtig, als politiſch von Wichtigkeit.

Den Prinzen von Oranien zu begrüßen und weitere Maßregeln mit ihm zu verabreden, ſandte Bülow den Rittmeiſter von Burgsdorf nebſt dem Fürſten Radziwill nach Amſterdam, von wo ſie jenen nach dem Haag begleiteten. Der Prinz trat unter begeiſterter Zuſtimmung des Volks nun förmlich in Amt und Rechte ſeiner Vorfahren, und erklärte ſich zum Statthalter von Holland. Er ließ Bülow'n den innigſten Dank und Beifall ausdrücken, und ihn auffordern, in ſeinen glücklichen Unternehmungen eifrigſt fortzufahren; alle Unterſtützung, über welche der Prinz verfügen und die er von den erwarteten engliſchen Truppen vermitteln könne, ſolle ihm unverzüglich zu Theil werden. —

Molitor, den Schwierigkeiten nicht gewachſen, die der Zuſtand des Landes ihm häufte, und noch weniger dem Angriffe Bülow's, war am 30. November von Utrecht abgezogen, über den Leck und die Waal zurückgegangen, und hielt nun hinter der letzteren die Uebergänge beſetzt, welche durch Feſten und Schanzen vertheidigt waren; auch verſtärkte er die Beſatzung von Gorkum. Napoleon aber, unzufrieden mit der bisherigen Vertheidigung Hollands, beauftragte den General Decaen mit derſelben, und überwies ihm zu dieſem Behuf anſehnliche Verſtärkungen.

Bülow traf am 2. Dezember in Utrecht ein, und ließ ohne Verzug die Vorhut unter Oppen nach verſchiedenen Richtungen vorgehen. Ein Theil derſelben kam nach Vianen, einer befeſtigten Stadt am Leck, von deren Daſein die Führer nichts gewußt hatten, zum Glück war der Feind abgezogen, und man konnte ungehindert einrücken. Der Major von Sandrart ging über Meerkerk gegen Gorkum; die Franzoſen hatten ſich vorwärts bei Arkel und Spyk hinter den Dämmen feſtgeſetzt, wo hitzige Plänkeleien wiederholt ſtattfanden. Der Oberſt von Sydow rückte an die Waal, der Stadt Bommel gegenüber. Der Major von Kameke kam gleichfalls an die Waal, mehr aufwärts; der Oberſtlieutenant Graf von Lottum ſtand noch weiter aufwärts gegen Nymwegen hin. Während Bülow hinter dieſen Vorpoſten in Utrecht in raſtloſer Thätigkeit alles aufbot, ſeine Streitkräfte zu mehren, die zahlloſen Geſchäfte, die ſich ihm aufdrangen zu erledigen, und neue Unternehmungen vorzubereiten, waren auch die Franzoſen ihrerſeits nicht müſſig.

Der General Decaen kam den 4. Dezember in Antwerpen an. Er überſchaute den Zuſtand der Dinge, gab für jetzt alles auf, was ſchon verloren oder nicht zu halten war, alſo nicht nur das eigentliche Holland, ſondern auch Zeland, welches in voller Gährung und den Engländern eine ſichere Beute ſchien, beſchloß aber um ſo hartnäckiger den Schlüſſel von Belgien, die Feſtungen Gorkum, Gertruydenburg, Bergen-op-Zoom, Herzogenbuſch und Breda zu behaupten. Er hoffte, wenn erſt alle Truppen, die Napoleon ihm zugewieſen hatte, eingetroffen wären, gegen 32,000 zur Verfügung zu haben, und dieſe konnten in der That für jenen Zweck hinreichen. Hätte er augenblicklich dieſe Stärke gehabt, ſo würde er freilich noch mehr im Vortheil geweſen ſein!

Die engliſchen Hülfstruppen, der Angabe nach 8000 Mann ſtark unter dem General Sir Thomas Graham, landeten am 4. Dezember auf der Inſel Tholen in der Oſter-Schelde; ſie hatten auf der Ueberfahrt ſehr gelitten, und bedurften längerer Zeit, um ſich zu erholen, zu ordnen, wieder auszurüſten. Bülow ſetzte ſich mit dem General ſogleich in Verbindung, und zwiſchen beiden knüpfte ſich das beſte Vernehmen an, das nie getrübt wurde. — Abgeordnete aus dem Haag begrüßten Bülow'n als den Befreier von Holland, und luden ihn nach dem Haag und nach Amſterdam ein, wo ſeiner außerordentliche Feſtlichkeiten harrten; er zog aber vor bei ſeinen Truppen und inmitten der vielfachen Arbeiten zu bleiben, die ſeiner Leitung und Aufſicht keinen Tag entbehren konnten. Außer der Sorge für ſeine eigenen Truppen, für deren Verpflegung, Vervollſtändigung und Ausrüſtung, hatte er die viel mühſamere, den Eifer der Holländer zu wecken und zu ſpornen, um holländiſche Truppen in's Feld zu ſtellen; die zahlloſen, immer neuen Schwierigkeiten, denen er hiebei begegnete, ſetzten ſeine Geduld auf harte Proben. Der Prinz von Oranien ſelbſt vermochte in dieſer erſten Zeit nur wenig und hatte vor allem ſeine perſönlichen Verhältniſſe feſtzuſtellen. Doch billigte und unterſtützte er ſoviel ihm möglich die Maßregeln Bülow's. Daß er ſeinen ſechszehnjährigen Sohn den Prinzen Friedrich ihm nach Utrecht ſandte, um unter ſeinen Augen die kriegeriſche Laufbahn zu betreten, war ein Zeichen von Achtung und Vertrauen, das von allen Seiten gut aufgenommen wurde.

Aber auch für die Kriegsführung ſelbſt gab die Eigenthümlichkeit dieſes Landes vielerlei Bedenken. Ein überall von Gewäſſern und Gräben durchſchnittener Boden, verbunden nur durch hohe, zwiſchen tiefen überſchwemmbaren Niederungen hinlaufende Dämme, die überall eine natürliche Vertheidigung bieten, dazu eine Menge von Feſtungen und Schanzen, denen ſchwer beizukommen, die jede Bewegung hindern, wenn der Feind ſie beſitzt, und nichts bedeuten, wenn man ſie erobert hat, — dies alles machte den Truppen große Beſchwer, und ihre beſten Kräfte fanden ſich gelähmt, weil deren Anwendung unter ſolchen Umſtänden nicht möglich war. Bülow ſtudirte mit Aufmerkſamkeit dieſe neuen Verhältniſſe, und berieth ſich mit allen Offizieren und erfahrenen Einwohnern. Mit den holländiſchen Bewaffnungen ging es überaus langſam. Es meldeten ſich genug Leute, allein es fehlte an Offizieren ſie zu ordnen und auszubilden, an Anſtalten der Verpflegung, beſonders auch an Gewehren, denn die zuerſt auf Zeland von den Engländern gelandeten mußte Bülow für ſeine aus Weſtphalen eintreffende beträchtliche Erſatzmannſchaft in Anſpruch nehmen, die jedenfalls wichtiger war als das holländiſche Aufgebot. Doch wirkte ſchon das bloße Gerücht von dieſem auf den Feind ſehr beunruhigend, er hielt die ganze Bevölkerung für ſtreitfertig, und konnte nicht unterſcheiden, was nur erſt Vorbereitung oder ſchon Ausführung ſei. Einen ſtarken Eindruck machte es auch auf die Franzoſen, daß Bülow auf den Vorpoſten überall von den Kirchthürmen neben der preußiſchen die oraniſche Fahne wehen ließ. Um die Franzoſen noch mehr beſorgt zu machen, und ſie glauben zu laſſen, daß ihnen auch im Rücken ſchon Aufſtand drohe, erließ Bülow in franzöſiſcher Sprache einen Aufruf an die Brabanter, der indeß nur Allgemeines ſagen und daher nur wenig wirken konnte. —

Ein Gegenſtand, den Bülow mit allem Eifer anſtrebte und verfolgte, war die Wiederheranziehung ſeiner Brigade Borſtell, die ſeiner unmittelbaren Leitung entzogen vor Weſel ſtand, und dieſe Feſtung ſowie den Niederrhein bis oberhalb Düſſeldorf beobachtete. Borſtell war mit dieſer Abſonderung ſehr zufrieden; Bülow aber fand ſich durch ſie eines bedeutenden Theils ſeiner Truppen beraubt, und mit den ihm verbliebenen nicht mehr ſtark genug um angriffsweiſe zu verfahren. Es ſtanden viele Truppen der Verbündeten rückwärts im Lande unthätig und verfügbar, die den Dienſt vor Weſel übernehmen, und Bülow's Truppen ablöſen konnten, ja der Heertheil Wintzingerode's war hiezu ſchon beſtimmt, aber die meiſten Kriegsbewegungen ſtockten, oder geſchahen unentſchloſſen und langſam. Bülow verwandte die dringendſten Bitten und Aufforderungen, bei dem Kronprinzen von Schweden, bei Wintzingerode ſelbſt, in dem großen Hauptquartier, doch alles ohne raſchen Erfolg. Und als ſpäter denn doch endlich Wintzingerode kam, und ſomit Bülow's Wunſch erfüllt wurde, mußte dieſer mit Staunen erkennen, daß er nur ſein Unheil herbeigewünſcht habe! —

Borſtell indeß war ſeinerſeits thätig und tapfer. Bei Weſel hatte er am 2. Dezember ein günſtiges Gefecht, und beinahe wäre die Feſtung durch Ueberfall genommen worden. Der Oberſt von Hobe beſetzte Düſſeldorf. Der Major von Knobloch ging mit 2 Bataillons und 3 Schwadronen Huſaren über den Rhein, überfiel Neuß, wo große Vorräthe und die Düſſeldorfer Schiffbrücke gefunden wurden, verfolgte den Feind auf der Straße nach Jülich, nahm ihm einen Adler, und machte 230 Gefangene, worunter 30 Offiziere; am folgenden Tage ſchlug er den Feind, der in Stärke von Köln gegen ihn heranzog, kräftig zurück, und ging dann mit ſeiner Beute wieder auf das rechte Rheinufer. Dieſe und einige andere Gefechte und kühne Streifereien hatten außer ihrem beſonderen Vortheil auch den allgemeinen, den Marſchall Macdonald in Nymwegen ſehr zu beunruhigen und ſeine Aufmerkſamkeit auf ſeine rechte Flanke, von Bülow daher abzulenken.

Nachdem dieſer in Utrecht zwölf Tage zwar in größter Geſchäftsthätigkeit, aber auch in peinlichem Abwarten zugebracht, beſchloß er, ungeachtet ſeiner geringen Stärke, wieder angriffsweiſe gegen den Feind aufzutreten. Sein nächſter Zweck war die Wegnahme des Inſellandes zwiſchen Waal und Maas, der Bommeler Waerd genannt, um demnächſt die Maas zu überſchreiten und die auf dem linken Ufer dieſes Fluſſes gelegenen Feſtungen anzugreifen. Seine Befehle waren, Oppen mit der Vorhut ſollte bei Bommel über die Waal und dann über die Maas bis gegen Herzogenbuſch vorgehen, die Brigade

Krafft die Feſtung Gorkum eng umſtellen, dann über die vereinigte Waal und Maas — die Meervede — gehen, und die feſten Orte Workum, Löwenſtein und Heusden zu nehmen ſuchen, die Brigade Heſſen-Homburg ſollte zur Unterſtützung in die Nähe von Gorkum, die Brigade Thümen nach Thiel vorrücken. Die Uebergänge fanden indeß große Schwierigkeiten.

Zunächſt mußte Bommel angegriffen werden, eine auf dem linken Ufer der Waal gelegene zwar kleine aber ziemlich ſtarke Feſtung. Der Uebergang mußte auf Kähnen geſchehen, allein der Feind hatte die nächſtvorhandenen theils fortgeführt, theils verſenkt, es mußten andere von oberhalb herbeigeſchafft werden, die jedoch im Vorbeifahren dem Geſchütz des Forts St. Andreas ausgeſetzt waren, das am öſtlichen Ende des Waerds auf einer ſchmalen Landzunge gelegen ſowohl nördlich die Waal als ſüdlich die Maas beſtrich. Bülow beſchloß dies Fort durch Ueberfall zu nehmen. Der Major von Zglinitzki ſchiffte ſich deßhalb am 13. Dezember in aller Frühe mit 1 Füſilierbataillon und 2 Kompanieen oberhalb des Forts bei dem Dorfe Varik auf zwei großen Kähnen ein, um mit dem Strom hinabtreibend am Fuße der Schanzen anzulanden. Allein die Schiffer konnten die ſchweren Fahrzeuge in der Strömung nicht meiſtern, ſie gelangten trotz aller Anſtrengung nicht auf das jenſeitige Ufer, das Fort richtete ſein Kanonenfeuer auf ſie, aus deſſen Bereich ſie nur mühſam wieder auf dem rechten Ufer in Sicherheit kamen. Bülow befahl, den Verſuch am nächſten Morgen zu wiederholen, wollte aber auch den Angriff auf Bommel ſelbſt nicht länger aufſchieben.

Die wenigen Kähne, deren man noch habhaft geworden, hatte Bülow gegenüber von Bommel bei Thuyl und höher hinauf bei Varik ſchon zuſammenbringen laſſen, ſie konnten höchſtens 1000 Mann aufnehmen. Zum Schutz der Ueberfahrt ließ Bülow auf dem Uferdamme 60 Kanonen aufpflanzen. Am 14. Dezember früh, im Dunkel und Schweigen der Nacht geſchah die Einſchiffung. Die Truppen waren voll Muth und Begier, ſie wetteiferten um die Ehre die erſten zu ſein, Oppen ſelbſt, der den Angriff befehligte, fuhr in dem vorderſten Boot allen voran. Die Zurückbleibenden, die auf die Wiederkehr der Kähne harren mußten, ſtanden in größter Spannung am Ufer, ſie horchten auf die immer ſchwächer klingenden Ruderſchläge, die Wellen gingen hoch, die Strömung ſchoß reißend fort, und ſchnell war das kleine Geſchwader in Nacht und Wogen dem Blick entrückt. Banges Vorgefühl gab die muthigen Kammeraden ſchon verloren, ſie ſchienen dem ſichern Tod entgegen zu gehen, jeden Augenblick erwartete man das Aufblitzen des feindlichen Geſchützes, dem zwar furchtbare Antwort bereit ſtand, aber ohne daß dadurch den Bedrängten, die auf dem wogenden Waſſer dann in der Mitte des beiderſeitigen Feuers ſchwebten, unmittelbare Hülf wurde. Doch ſie hatten ungeſtörte Fahrt, und als ſie dem jenſeitigen Ufer näher kamen, ſandte Oppen, der bei aller Kühnheit nicht der Vorſicht vergaß, ein kleines Boot zur Erkundung voraus, das bald unerwarteten Aufſchluß zurückbrachte. Der Strand war ſchwarz von Menſchen, die in dichten Haufen erwartungsvoll daſtanden, aber durchaus nichts Feindliches verriethen, ſondern plötzlich, als eben der Tag hell anbrach, die nun ſichtbar werdenden Schiffe mit tauſendfachem Freudengeſchrei und dem begeiſterten Rufe Oranje boven! begrüßten. Die Franzoſen, unterrichtet von dem kühnen Willen und den ernſten Anſtalten Bülow's, hatten nicht geglaubt widerſtehen zu können, und daher Bommel in aller Frühe verlaſſen. Die Landung der Preußen erfolgte nun unter lautem Jubel und die wiederholten Ueberfahrten wurden mit allen Eifer beſchleunigt. Bülow war vor allem bedacht den Feind zu verfolgen. Er ließ die Truppen, die von den Einwohnern ſogleich mit Speis und Trank erfriſcht worden, unverzüglich auf den Dämmen öſtlich und weſtlich vorrücken, ſo wie ſüdlich gegen das Fort Crevecoeur; doch hielt der Feind bald wieder Stand, und die Verfolgung in allen dieſen Richtungen mußte Nachmittags einſtweilen aufhören.

Auch die Brigade Krafft war am 14. Dezember unterhalb Gorkum bei Hardieksvelt über die hier ſchon vereinigte Waal und Maas — Meervede — gegangen, hatte einen Ausfall aus Gorkum, der den Marſch hindern wollte, tapfer zurückgeſchlagen, und in raſchem Vordringen die Forts Workum, Löwenſtein und Heusden, die von dem Feinde kaum vertheidigt wurden, glücklich genommen und beſetzt.

Wir müſſen hier der gleichfalls noch an dieſem Tage geſchehenen Wegnahme des Forts St. Andreas gedenken, die jetzt weniger wichtig war, aber in ihren Einzelheiten merkwürdig erſcheint. Der Major von Zglinitzki hatte nach ſeinem fehlgeſchlagenen erſten Verſuch, den Befehlen Bülow's gemäß, in der Nacht zum 14. Dezember etwa 20 kleinere Kähne zuſammengebracht, um vor Tagesanbruch nochmals das Wagniß zu beſtehen. Der Lieutenant Schmidt mit 40 Füſilieren hatte dieſe Schiffe zu bewachen. Während der Nacht kamen auf einem Schifferkahn drei Bauern aus dem Dorfe Roſſum, das dicht an dem Fort liegt, zu dem preußiſchen Poſten herüber und berichteten, die Beſatzung des Forts ſei größtentheils ausgerückt um aufwärts bei Thiel die dort noch vorräthigen Schiffe zu zerſtören, werde aber gegen Morgen zurückkommen; es ſei nur ein Wachtpoſten zurückgeblieben, und das Thor gewöhnlich frühmorgens offen, weil die Landleute dann Lebensmittel einbrächten. Dieſe willkommene Nachricht meldete der Lieutenant Schmidt ſogleich dem Major von Zglinitzki, er ſelbſt aber ſchiffte ſich mit ſeinen Leuten ein, gelangte glücklich an das jenſeitige Ufer, und hielt ſich im Gebüſch bei Roſſum verborgen bis er das Thor öffnen hörte, drang dann ungeſtüm ein, nahm die Wache gefangen, ſprengte die übrige Mannſchaft nach Heerwaarden, einem Dorfe auf der öſtlichen Spitze des Inſellandes, und verſchloß ſich in der kleinen Feſte, hoffend, daß die Unterſtützung nicht zu lange ausbleiben werde. Mittlerweile war Zglinitzki mit dem Reſte ſeiner Schaar ebenfalls übergeſchifft, und hatte 2 Kompanieen noch weiter oberwärts bei Varik übergehen laſſen, die dem nach Heerwaarden geflüchteten Feind auf dem Fuße folgten. Auf der anderen Seite mußten 2 Kompanieen bei Roſſum ein heftiges Gefecht gegen die von Bommel abgezogenen Franzoſen beſtehen, die ſich in das Fort St. Andreas zurückziehen wollten, mit 2 Kompanieen warf er ſich in das Fort, deſſen zugefrorene Gräben er eiligſt aufeiſen ließ. Bald auch drang die ganze

Stärke des von Thiel über Heerwaarden zurückkehrenden Feindes, der die beiden dorthin geſandten preußiſchen Kompanieen überfallen und geſprengt hatte, mit friſchem Muthe zum Angriff heran, und da die 2 Kompanieen die bei Roſſum gekämpft und den Feind zurückgeworfen hatten, ihn auf Oppen's Befehl nach Crevecoeur verfolgen mußten, ſo hatte Zglinitzki kaum noch 250 Mann zur Verfügung, dagegen der Feind durch Molitor's Fürſorge in der Nacht zum 15. eine Stärke von 4 bis 5 Bataillons erlangte, deren Angriff in der Tagesfrühe zu erwarten war. Bülow, von Zglinitzki's Lage unterrichtet, hatte demſelben noch Abends 2 Kanonen geſandt, die mit großer Anſtrengung über den Graben in das Fort gebracht wurden, indem die halbzerſtörte Brücke nur noch für einzelne Leute gangbar war. Nun aber fehlte es ganz an Artilleriſten zur Bedienung der Kanonen, und als frühmorgens am 15. der Feind gegen das Fort ſein Geſchützfeuer eröffnete, blieb daſſelbe über eine Stunde unbeantwortet. Nach einer vergeblichen Aufforderung zur Uebergabe brachte der Feind ſein Geſchütz näher heran, und verſtärkte ſeinen Angriff; da traten aus den Preußen Freiwillige hervor, welche die beiden Kanonen luden, der Lieutenant Schmidt richtete ſelbſt eine derſelben, und der erſte Schuß machte gleich ein feindliches Geſchütz unbrauchbar. Der Feind wurde hiedurch ſtutzig, glaubte daß jetzt erſt Kanonen und Verſtärkung angekommen ſei, und da ihm zugleich die geſtrigen Erfolge der Preußen kund wurden, ſo hielt er ſeine Stellung für gefährdet und zog nach Heerwaarden zurück. Als eben jener glückliche Schuß gefallen war, nach welchem der Feind oſtwärts abzog, erſchien unerwartet auf der anderen Seite, von Roſſum her, Bülow mit dem Prinzen von Oranien und vielen Offizieren; ſie mußten, um in das Fort zu kommen, nicht nur vom Pferde ſteigen, ſondern auch mühſam über den Wall klimmen, da kein anderer Zugang offen war. Bülow belobte die tapfern Krieger, und ſandte ſogleich eine Schwadron freiwilliger Jäger, die mit ihm gekommen war, nach Heerwaarden zur näheren Beobachtung des Feindes, der dort eine gute Stellung genommen hatte. Erſt am 16. Dezember zogen die Franzoſen von Heerwaarden, und bald ganz nach Nymwegen ab. Hiemit endete dieſes wenn auch kleine doch ruhmvolle Zwiſchenereigniß. —

Oppen hatte am 15. Dezember ein Gefecht bei Well mit den aus Löwenſtein ſich zurückziehenden Franzoſen, beſetzte das von ihnen aufgegebene Fort Crevecoeur, und ging bis vor Herzogenbuſch, welche Feſtung zwar nur ſchwach beſetzt, aber doch durch einen Handſtreich nicht zu nehmen war. Der Bommeler Waerd befand ſich nun ganz in der Gewalt der Preußen. Bülow ließ bei Bommel eine Schiffbrücke ſchlagen, um die Verbindung zu erleichtern, und zwiſchen Waal und Maas alle ſtreitbare Mannſchaft zu den Waffen rufen. Der Mangel an Gewehren war auch hier ſehr hinderlich.

Inzwiſchen war Benkendorf mit ſeiner ruſſiſchen Schaar ungehindert über Rotterdam am 7. Dezember nach Dortrecht vorgedrungen, und hatte ſchon am 9. Breda und am 12. Wilhelmſtadt gewonnen, während General von Stahl in Gertruydenburg einrückte, und die Engländer unter Graham ſich nun gleichfalls in Bewegung ſetzten.

Bülow nahm ſein Hauptquartier in Bommel, und leitete von hieraus die weiteren Unternehmungen. Er unterhielt lebhafte Verbindung mit Graham, Benkendorf und Stahl, mit Borſtell, mit Wintzingerode, mit dem Prinzen von Oranien und den holländiſchen Behörden, berichtete an den Kronprinzen von Schweden, an den König, an den Kaiſer von Rußland; letzterem ſtellte er beſonders vor, wie wichtig es ſei jetzt baldigſt von Holland aus nach Belgien vorzudringen, wie nöthig daher, daß Wintzingerode oder Thielmann mit den Sachſen vorrücke um Borſtell abzulöſen, damit durch ihn verſtärkt der jetzt in Holland feſtgehaltene preußiſche Heertheil wieder in voller Kraft auftreten könne. —

Napoleon, dem die großen Heere längs des Rheins durch ihre Unthätigkeit eine erwünſchte Friſt gewährten, richtete ſeine Aufmerkſamkeit wiederholt auf die Ereigniſſe in Holland, und beſchloß die dortigen Fortſchritte der Verbündeten, die ſchon Belgien bedrohten und ſeiner linken Flanke gefährlich wurden, durch kräftige Schläge zu hemmen. Er verſammelte bei Brüſſel eiligſt eine beträchtliche Macht, ein ganzer Heertheil war für das verſchanzte Lager bei Antwerpen beſtimmt, General Decaen wurde vom Oberbefehl abgerufen und wegen nachläſſiger Führung zur Verantwortung gezogen, der Großwürdenträger Lebrun zum Statthalter in Belgien beſtimmt, bewährten Generalen beſondere Weiſung zugeſchickt. Der General und Senator Rampon, der mit einigen von ihm ſelbſt gebildeten Bataillons aus Antwerpen nach Gorkum geeilt war, erhielt den gemeſſenen Befehl dieſe Feſtung auf's äußerſte zu halten; General Roguet ſollte gegen Breda vorrücken, dieſen Platz durch raſchen Ueberfall wiedernehmen und die Verbindung mit Gorkum herſtellen; Macdonald, auf den ſich Molitor zurückgezogen hatte, ſollte dieſe Bewegungen durch kräftiges Vorrücken von Nymwegen her unterſtützen; Napoleon ſprach die Hoffnung aus, die Truppen Bülow's unverzüglich über die Maas und Waal zurückgeworfen zu ſehen.

Während dieſe Maßregeln vorbereitet wurden, und Macdonald als nächſtſtehend und zuerſt fertig ſchon zu deren Ausführung ſchritt, erhielt Oppen, der ſeit dem 16. Dezember ſeine Vorpoſten vor Herzogenbuſch hatte, von Bülow den Befehl, am 19. mit 2 Bataillons, 4 leichten Geſchützen und 1 Reiterregiment einen Verſuch zur Einnahme dieſer Feſtung zu machen; Krafft ſollte ſeinerſeits mit gleicher Stärke von Heusden her, dieſen Angriff unterſtützen. Allein ſchon beim Ueberſetzen über die Maas wegen zu geringer Zahl von Schiffen, dann durch die grundloſen Wege verzögert, kam Oppen anſtatt am frühen Morgen erſt gegen Mittag vor der Feſtung an, fand den Feind benachrichtigt und in guter Faſſung, und das eröffnete Geſchütz- und Plänklerfeuer, von den Franzoſen lebhaft erwiedert, blieb erfolglos. Noch mehr verſpätet erſchien Krafft mit ſeinen Truppen; und da der Verſuch, den Kommandanten zur Uebergabe zu bewegen, an deſſen Feſtigkeit ſcheiterte, und zugleich das nach Grave vorgeſchobene Dragonerregiment melden ließ, daß feindliche Truppen von dort zum Entſatz heranzögen, ſo mußten ſowohl Oppen als Krafft jeder nach ſeiner Seite zurückgehen.

Allein die Bewegung Macdonald's, welche für Herzogenbuſch im Augenblick ſo vortheilhaft war, hatte nicht dieſen beſonderen Zweck allein, ſie hing mit dem befohlenen allgemeinen Vorrücken zuſammen. An demſelben 19. Dezember drang der General Roguet von Antwerpen mit 6000 Mann Fußvolk, 30 Kanonen und 800 Reitern über Weſtweſel, wo die ruſſiſchen Vorpoſten gleich geworfen wurden, raſch gegen Breda vor, ſtand am 20. vor der Feſtung, und traf ſogleich alle Anſtalten zum heftigſten Angriff. In der Nacht wurde die Stadt furchtbar aus Wurfgeſchütz beſchoſſen, an mehreren Orten in Brand geſetzt, zugleich ein allgemeiner Angriff auf die Thore gemacht. Benkendorf, der ſich hier befand, hatte nur 500 Mann Fußvolk und twa 1000 Reiter nebſt 8 leichten Kanonen, er vertheidigte ſich tapfer mit ſeiner wenigen Mannſchaft; in der auch 100 Preußen von der Streifſchaar des Majors von Colomb mitfochten. Erſt im Verlaufe der Nacht gelang es den Engländern von Wilhelmſtadt 18 ſchwere Kanonen nebſt Munition und 500 Mann Fußvolk in die Feſtung zu ſchaffen, welche dadurch aber noch keineswegs fähig war einem ernſtlichen Sturme, den der Feind ſchon vorbereitete, zu widerſtehen. Am 21. und 22. wiederholten die Franzoſen ihren Angriff, doch mit mehr Ungeſtüm als Nachhalt, bei größerem Ernſt, wenn die herbeigeſchafften Sturmleitern wirklich angelegt wurden, konnte die Feſtung fallen. Bülow jedoch hatte auf die erſte Nachricht von der Bedrängung Breda's der Brigade Krafft den Befehl ertheilt dorthin eiligſt vorzurücken; er ließ in allen Dörfern die Sturmglocken läuten und die Bauern aufbieten, die ſich zahlreich an die Preußen anſchloſſen; zugleich bediente er ſich der Liſt ein Schreiben abzuſenden, durch das er die Beſatzung benachrichtigte, er werde mit 15,000 Mann unverzüglich eintreffen; dieſes Schreiben, den Franzoſen mit guter Art in die Hände geſpielt, ließ dieſe in dem Anrücken Krafft's, dem ſie überlegen waren, das Herbeikommen der ganzen Stärke Bülow's erblicken, mit der ſie es nicht aufnehmen konnten, auf der anderen Seite ſahen ſie von Wilhelmſtadt über Sevenbergen engliſches Fußvolk heranziehen, um ſich mit den Preußen zu vereinigen; ſie ließen daher vom Angriff ab, und gingen vorſichtig auf Minderhout und Hoogſtraten 4 Stunden weit zurück. Krafft erreichte ihre Nachhut zwiſchen Dorſt und Upelaer, und ſeine Huſaren warfen in einem glänzenden Angriff die franzöſiſchen Gardejäger in die Flucht; bei der Ueberzahl des Feindes und dem ſtarken Nebel, der alles verdeckte, wagte er nicht ſeine Verfolgung weiter auszudehnen; er glaubte genug gethan und Lob und Dank verdient zu haben, allein Bülow machte ihm Vorwürfe, daß er dem Feinde nicht ſchärfer zugeſetzt habe. Seine Maßregeln und Anſichten hatten überhaupt nicht immer den Beifall Bülow's, der ihn nicht feurig genug fand, und den an ihn ausgefertigten Befehlen oft eigenhändige derbe Nachſchriften beifügte. Krafft hatte ſeinerſeits einen eigenen Sinn, der ſich öfters wunderlich äußerte; als ihm zugemuthet wurde, den feſten Platz Heusden noch beſſer in Stand zu ſetzen, um ſich daſelbſt gegen den Feind halten zu können, erwiederte er kalt: „Das ſind Geſchmacksſachen! Ich habe keine Luſt mich einſchließen zu laſſen!“

Bülow jedoch war in dieſer Zeit überhaupt verſtimmt und mißvergnügt. Seine Truppenſtärke, durch die fortdauernde Verwendung der Brigade Borſtell vor Weſel bedeutend geſchwächt, war für die Aufgaben, welche ſein feuriger Eifer ſich zunächſt vorſtellte, für einen raſchen Einbruch in Belgien oder einen kräftigen Anſchlag auf Antwerpen, durchaus ungenügend; alle Verſprechungen, die ihm aus dem großen Hauptquartier gemacht wurden, ihm die Brigade, die ſeinem Heertheil angehörte, wieder zugehen zu laſſen, oder ihn durch andere Truppen zu verſtärken, blieben unerfüllt; die Trägheit der Holländer in ihren Rüſtungen gab zu wenig Hoffnung ihre Truppen bald ſtreitfertig zu ſehen, und dabei zeigte ſich deutlich der Wunſch ſie lieber den Engländern als den Preußen anzuſchließen. Inmitten des ruhmvollſten Siegeslaufes und Thateneifers ſah Bülow ſich zu dem traurigſten Stillſtand verurtheilt, zu leidendem Abwarten, durch welches nichts erreicht wurde, als daß die perſönliche Lage ſich noch mehr verſchlimmerte. Aber auch ſonſt glaubte er Urſache zu haben, ſich für vernachläſſigt, für gewiſſermaßen beſeitigt zu halten; in dem großen Hauptquartier, in der Umgebung des Königs, ſchien man ihn weniger zu berückſichtigen als Andere, denen an Verdienſt und Tüchtigkeit ſein Selbſtgefühl ihn wenigſtens gleichſtellte. Burgsdorf, den er mit den Schlüſſeln der Feſtungen Breda, Bommel, Crevecoeur und des Forts St. Andreas in das große Hauptquartier geſendet hatte, meldete ihm von daher die neueſten Beförderungen. Der folgende Brief Bülow's, aus Bommel am 20. Dezember an ſeine Frau gerichtet, giebt das volle Maß ſeiner Mißſtimmung zu erkennen: „Obgleich ich wie auf einer wüſten Inſel verſchlagen, von Allen verlaſſen, ohne alle Unterſtützung, mich hier ganz ſelbſt überlaſſen bin, ſo ſtehen dennoch unſere Angelegenheiten ziemlich gut, jedoch macht die Indolenz und Langſamkeit der Holländer, daß ich alle Geduld verliere. — Tauentzien und Yorck ſind Generale der Infanterie geworden; ich und Kleiſt aber noch nicht. Tauentzien ſein Korps wurde bei Seyda geſchlagen und größtentheils auseinandergeſprengt, den Tag darauf bei Dennewitz war er geſchlagen und vom Schlachtfelde verſchwunden, ehe ich ankommen konnte. Sein Rückzug von der Elbe bis Berlin, welcher mit dem von Auerſtädt viel Aehnlichkeit hatte, krönte das Werk. — Er iſt General der Infanterie. — Ich habe die Impertinenz gehabt, den Feind bei Groß-Beeren gegen die Befehle des Kronprinzen zu ſchlagen, bin ſo unverſchämt geweſen, den 5. September gegen deſſen Befehle abzumarſchiren, und den 6. die Bataille von Dennewitz zu gewinnen, wodurch der Krieg eine ganz andere Geſtalt gewonnen und wodurch nur die Schlacht bei Leipzig möglich wurde; ich war ferner ſo impertinent, die Vorſtadt von Leipzig wegzunehmen, wodurch 200 Kanonen genommen wurden, dann, ohne Autoriſation, den Feind aus Holland hinauszuwerfen und dieſes für ganz Europa ſo wichtige Land nebſt einer Menge Feſtungen zu erobern. — Ich habe den rothen Adlerorden erſter Klaſſe erhalten. Friedrich der Zweite würde freilich für eine gewonnene Schlacht einen zum General der Infanterie, für die zweite zum Generalfeldmarſchall gemacht haben; aber der Mann war nicht mit ſeinem Zeitalter fortgegangen, er hatte nur veraltete Ideen; gegenwärtig verſteht man das Ding beſſer." — Burgsdorf war vom Könige mit den Schlüſſeln der Feſtungen, beſonders auch weil ruſſiſche Truppen Breda genommen hatten, an den Kaiſer von Rußland geſandt; dieſer ließ ſich auf der Landkarte genau die Kriegszüge Bülow's nachweiſen, lobte deren Kühnheit und außerodentlichen Erfolg. „Grüßen Sie", ſagte er, „den General Büloff", — der Kaiſer ſprach den Namen in ruſſiſcher Weiſe —, „alle Truppen haben ſich gut geſchlagen, Büloff's Truppen ganz außerordentlich gut!" Dabei legte er ihm die Hand auf die Schulter, und verſprach, daß Bülow'n Truppen nachgeſandt werden ſollten; er nannte zuerſt den Heertheil Wintzingerode's, dann die Sachſen unter Thielmann; endlich den ganzen Heertheil, zu dem dieſer gehörte, den dritten deutſchen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Weimar. —

Fünf Tage nach dem mitgetheilten Briefe, ſchrieb Bülow von ſeiner Lage wieder: „In dieſen Tagen war unſere Lage hier ein wenig bedenklich; allein wir haben uns wieder gut durchgearbeitet. Der ruſſiſche General Benkendorf hat die wichtige Feſtung Breda beſetzt. Der Feind hatte ſich bei Antwerpen ſehr verſtärkt, rückte vor, ſchloß Breda ein, und griff es drei Tage hinter einander an. Durch ein Detaſchement, welches ich unter dem General Krafft vorſchickte, und auf der andern Seite ſich einige Engländer zeigten, iſt die Feſtung entſetzt, und wir ſind nun im Stande ſie mit allem gehörig zu verſehen. Für die Berliner wird dieſe Nachricht einiges Intereſſe haben, dahero Du ſie mittheilen kannſt. Im Uebrigen ſteht alles beim Alten, außer daß Wintzingerode endlich den Befehl erhalten an den Rhein zu marſchiren, wodurch Borſtell vor Weſel abgelöſt wird, und ich ihn an mich ziehen kann." Die letztere Nachricht, das Heranrücken Borſtell's betreffend, erheiterte ihn durch die Ausſicht auf neue Kriegsthätigkeit, und ſeine perſönlichen Widrigkeiten traten dagegen ganz in den Hintergrund. Er ahndete nicht, daß ſie ſogleich wieder und in weit ſchlimmerer Geſtalt ihn bedrängen ſollten! —

Borſtell wollte vor dem Eintreffen der Vortruppen Wintzingerode's, die am 26. Dezember ankommen ſollten, noch einen Verſuch machen Weſel mit ſtürmender Hand zu nehmen. Auf dem Schloſſe zu Diersfort, wo er ſein Hauptquartier hatte, verkündigte er bei der Mittagstafel laut, er wolle dem Könige mit Weſel ein Weihnachtsgeſchenk machen. In der That ordnete er zum 24. Dezember alles zum Sturm, die Truppen ſtanden aufmarſchirt, von Muth und Eifer ſo beſeelt, daß als zum erſten verzweifelten Angriff 800 Freiwillige vorgerufen wurden, alle Mannſchaft der 8 Bataillone zugleich vortrat. Allein der plötzlich eingetretene hohe Waſſerſtand machte jeden Angriff unmöglich, und überdies war der Feind, dem jene Aeußerung Vorſtell's war verrathen worden, zum Empfange gut vorbereitet. Das Unternehmen mußte daher gänzlich aufgegeben werden. Die Ruſſen trafen ein, übernahmen die Einſchließung und Vorſtell marſchirte nach Arnheim ab, um wieder zu Bülow zu ſtoßen. —

Dieſer hatte mittlerweile den Rittmeiſter von Auer auf's neue nach England abgefertigt, mit Depeſchen an den Prinz-Regenten, dem er den Stand der Sachen in Holland berichtete und ihm das dringende Bedürfniß an Waffen und Rüſtungsſtücken vorſtellte, welchem nur England auf dem kürzeſten Wege, durch Sendungen nach Rotterdam, abzuhelfen im Stande ſei. In gleichem Sinn, um die Verhältniſſe gehörig aufzuklären und die nöthigen Hülfsmittel zu erlangen, ſchrieb er wiederholt an den Kaiſer von Rußland, den Kronprinzen von Schweden, an den Staatskanzler von Hardenberg, an Blücher; der Major von Royer entwarf diejenigen Schreiben, welche in franzöſiſcher Sprache geſchrieben ſein mußten. Bülow erwog, daß ſelbſt mit Hinzurechnung der Vorſtell'ſchen Brigade ſeine Truppenſtärke nicht hinreichen könne, gegen die franzöſiſche, ſeither auch täglich angewachſene Macht etwas Tüchtiges zu unternehmen.

Napoleon hatte nun ſchließlich den General Maiſon zum Oberbefehlshaber des erſten Heertheils und aller Truppen in Holland und Belgien ernannt, und obwohl er ihm zwei Diviſionen alter Garden entzog, ſo blieb derſelbe doch den Verbündeten noch immer überlegen, und andere Truppentheile ſo wie Nationalgarden rückten fortwährend zu ſeiner Verſtärkung heran. Bülow's Truppen waren ſehr vertheilt; die Brigade Thümen war zur Beſetzung des Bommeler Waerds erforderlich, die Brigade Heſſen-Homburg, deren Befehlführung jetzt dem General von Zielinski übertragen war, ſtand vor Gorkum feſt, deßgleichen durfte Herzogenbuſch nebſt noch anderen vom Feinde beſetzten Feſten nicht unbewacht bleiben.

Zur freien Verwendung blieben zuletzt nur wenige Bataillone, und Bülow mußte ſich begnügen, mit dieſen geringen Kräften den Feind in Unruhe zu erhalten, Erkundungen anzuordnen, und beſonders möglichſt zu verhindern, daß Macdonald, der fortwährend mit 7000 Mann bei Nymwegen und Grave ſtand, ſich mit den bei Antwerpen verſammelten Streitkräften vereinigte. Die Beklommenheit dieſer Lage wurde noch erhöht, als die ſtarken Ströme mit Eis zu gehen anfingen die ſchon beſchädigten Schiffbrücken über die Waal und die Maas in Sicherheit gebracht werden mußten, und alle rückwärtige Verbindung zeitweiſe abgeſchnitten war.

In dieſer bedrängten Lage ſtieg Bülow's Ungeduld auf's höchſte. Für ſich allein war er nicht nur in großer Gefahr, ſondern auch unfähig etwas zu unternehmen, er konnte ſich nur in Verbindung mit Anderen halten. Von holländiſchen Truppen war faſt nichts zu ſehen; die 6000 Engländer unter Graham, der perſönlich den beſten Willen zeigte, beobachteten Bergen-op-Zoom und richteten ihr Augenmerk noch beſonders auf Antwerpen; nur von den Ruſſen unter Wintzingerode war eine kräftige Mitwirkung möglich, durch welche Holland geſichert und Bülow aus den hemmenden Banden, in die er gerathen war, befreit wurde.

Wintzingerode ließ die nöthige Berennungsmannſchaft vor Weſel, und marſchirte mit den übrigen Truppen nach Düſſeldorf, hier aber blieb er ſtehen. Bülow ſtellte ihm dringend vor, wie zweckmäßig und rühmlich, ja wie nothwendig es ſei, über den Rhein zu gehen, wo faſt gar kein Feind ihm entgegenſtehe, die Franzoſen bei Nymwegen, denen er weit überlegen ſei, im Rücken zu bedrohen und ſie dadurch zum Abzuge zu beſtimmen. Dieſe an ſich gefahrloſe Bewegung war noch mehr dadurch geſichert, daß auch der ſächſiſche Heertheil unter Thielmann ſchon in dieſe Gegend heranrückte. Doch Wintzingerode gab allem dieſen kein Gehör, ſondern wiederholte nur immer dieſelben Bedenklichkeiten und Einſprüche, die Bülow bereits widerlegt hatte und beſeitigt glaubte. Da ſah denn Bülow kein anderes Mittel um Wintzingerode'n in Bewegung zu bringen, als höhere Befehle zu erwirken, die ihn das zu thun nöthigten, was er aus eigenem Antrieb hätte thun ſollen. Er entſchloß ſich, dieſes wichtige Anliegen ſeinem einſichtsvollen in aller Weiſe kriegstüchtigen Oberquartiermeiſter Major von Reiche anzuvertrauen, und ſandte denſelben in das große Hauptquartier nach Karlsruhe an den König, mit beſonderen Aufträgen an den Kaiſer von Rußland, deſſen General und Truppen die Sache zunächſt betraf. Mit den erforderlichen Briefſchaften und mündlichen Weiſungen verſehen verließ Reiche Bommel am 31. Dezember.

Während Bülow damit umging nach ſeinem Sinne Wintzingerode'n zu beſtimmen oder durch höhern Befehl ihn anweiſen zu laſſen, nahmen die Sachen unerwartet eine andere Geſtalt an, durch welche grade das Gegentheil hervorgehen wollte, nämlich die Stellung Bülow's unter Wintzingerode's Befehl. Der letztere nämlich war vor kurzem vom Kaiſer von Rußland zum General der Reiterei befördert worden, während Bülow noch Generallieutenant geblieben war; kamen ſie nun in Verbindung, in engeres Zuſammenwirken, ohne daß ein gemeinſamer Oberbefehl unmittelbar über ihnen ſtand, ſo konnte nicht zweifelhaft ſein, daß dem höheren Rang der Vorzug gebühre. Hierauf war Bülow allerdings ſchon vorbereitet durch folgendes freundliches Schreiben des Kronprinzen von Schweden aus Kiel vom 22. Dezember: „Je vous félicite avec un vrai plaisir de vos nouveaux succès. J'avais déjà prévu que vous auriez besoin d'une augmentation de troupes, l'ordre était donné au général Borstell de vous rejoindre. Ma lettre du 9 vous prévenant de la marche du général Wintzingerode sur l'Ems, je lui ai écrit de se porter sur le Rhin entre Dusseldorf et Wesel; si un mouvement trop prononcé de l'ennemi le forçait à abandonner le terrein, je lui prescris de passer l'Issel et de se joindre à vous en laissant la majeure partie de sa cavalerie entre ce fleuve et le Rhin. Si ce cas arrivait avant que je fusse réuni à vous, il est de la dernière importance pour l'unité d'action qu'un seul ait la direction des mouvements, et vous jugerez qu'il est naturel que ce soit le plus ancien. Je sais que d'après les traités existants entre nos souverains je n'ai pas le droit de vous faire passer sous un autre commandement que le mien sans une autorisation expresse de votre roi; cependant si l'ennemi se trouvait entre nous, et que les circonstances vous forçassent à vous réunir au général Wintzingerode avant que je puisse vous faire parvenir mes dispositions, je compte assez sur votre dévouement à la cause générale, et surtout sur vos vertus militaires pour croire que les considérations qui pourrait influencer des hommes ordinaires disparaitraient devant les nobles mobiles de vos actions.“ — — Bülow hatte beim Empfange dieſes Schreibens nur bitter gelacht; er mochte nicht denken, daß es mit dieſer Farce, wie er es nannte, je Ernſt werden könnte, ja die eignen Worte des Kronprinzen, daß er nicht befugt ſei ihn unter anderen Befehl zu ſtellen ohne Zuſtimmung des Königs, ſchienen ihn zu ſichern. Noch mehr beruhigte ihn ein Antwortſchreiben des Kaiſers Alexander vom 27. Dezember, das in dieſer Zeit einging, und ſo lautete: „J'ai reçu, général, le rapport que vous m'avez adressé en date du $^{6}/_{18}$ décembre. Les détails que vous me donnez sur vos opérations m'ont vivement intéressé. Je ne puis qu'approuver tout ce que vous avez fait, et vous inviter à suivre le plan que vous vous êtes tracé. Il m'est fort agréable de pouvoir vous témoigner toute la part que je prends à vos succès. J'attache la plus grande importance aux mouvements qui doivent s'exécuter en Belgique, et je vous préviens que, pour soutenir nos opérations, le général Thielmann à reçu des ordres réitérés pour accélérer la marche du corps saxon sur Wesel ou Dusseldorf, suivant les circonstances.“ Hiernach ſchien der Kaiſer einzuſtimmen, daß Wintzingerode vordringen, und am Niederrhein durch Thielmann erſetzt werden ſolle, zu welchem Zweck dieſem wiederholt befohlen wurde ſeinen Heranmarſch zu beſchleunigen. Bülow drang alſo ferner in Wintzingerode, wenigſtens mit einem Theil ſeiner Truppen ſchon jetzt über den Rhein zu gehen, wenigſtens die fliegende Schaar Tſcherniſcheff's, der ganz willig dazu ſei, übergehen zu laſſen; doch alles war umſonſt; Wintzingerode erlaubte auch das letztere durchaus nicht, indem der Eisgang, wie er ſagte, die Verbindung unterbrechen würde.

Bülow hoffte auf die Entſcheidung aus dem großen Hauptquartier; in dieſer Erwartung ſchrieb er noch am 3. Januar 1814 gutes Muthes aus Bommel an ſeine Frau: „Im Ganzen hat ſich hier wenig verändert, und unſere Angelegenheiten ſtehen noch ganz gut; nur bei größern Mitteln und bei zeitig genug erhaltener Unterſtützung wäre das Reſultat noch ganz anders geweſen; man muß ſich indeſſen mit dem begnügen was möglich war. Mit dem engliſchen General Graham, welcher die hier gelandeten Truppen kommandirt, bin ich auf einem ſehr guten Fuße; er geht in alles ein was ich wünſche. Wintzingerode hingegen gehört zu denen, die eigentlich nichts thun wollen; ob ich ihn werde mit Gutem über den Rhein bringen, iſt eine andere Frage.“

Inzwiſchen hatte doch Bülow ſeiner nächſten Umgebung die ſonderbare Wendung, welche ſeinen Verhältniſſen drohte, mitgetheilt, und die bittern Betrachtungen nicht verhehlt, zu denen ſein empörtes Gemüth durch die unerhörte Zumuthung, die man ihm machte, aufgeregt wurde. Zwar wollte er nicht glauben, daß es dahin kommen könne, allein er erklärte, daß wenn dies je geſchehen würde, ſo werde er ſich ſolcher Schmach nicht unterwerfen, ſondern lieber den Abſchied nehmen, als unter einem Manne dienen, den er, als er ſelbſt ſchon Stabsoffizier geweſen, noch als bloßen Hofſchranzen am Ferdinand'ſchen Hof in Berlin geſehen, und der zwar jetzt Militair und General ſei, aber wie man geſehen habe mit den beſten Truppen nichts auszurichten wiſſe. Durchdrungen von der Unbill, die ſeinem General widerfuhr, und von dem Gefühl der Gefahr, daß das preußiſche Heer ihn wohl gar durch dieſe Mißverhältniſſe verlieren könnte, hatte der treue Boyen ſchon unter dem 29. Dezember ausführlich über die ganze Lage der Sachen an den Staatskanzler vertraulich geſchrieben, und ihn beſchworen, es bei dem Könige dahin zu vermitteln, daß Bülow dem Heere erhalten und in ſeiner bisher immer glücklichen Kriegführung nicht gehemmt werde.

Reiche war indeß im großen Hauptquartier angekommen, und hatte beim Könige die gnädigſte Aufnahme gefunden; eben ſo früher in Frankfurt am Main auf der Durchreiſe bei dem Staatsminiſter vom Stein, der die deutſchen Angelegenheiten im Namen der Verbündeten leitete, und beſonders bei dem Kaiſer von Rußland im höchſten Anſehen ſtand. Die Aufnahme beim Kaiſer war anfangs nicht ganz ſo günſtig, er hörte ungern die vielen Klagen über Wintzingerode, dem er perſönlich geneigt war, und hielt Bülow's Wunſch und Begehren für nicht in der Lage der Sachen begründet; allein Reiche vermochte den Kaiſer auf nähere Erörterung einzugehen, die Landkarte zur Hand zu nehmen, und ſich alle Stellungen genau angeben zu laſſen, und ſo gelang es ihm, den Kaiſer von der Richtigkeit der Anſichten Bülow's zu überzeugen. Der Befehl an Wintzingerode, über den Rhein vorzugehen und Bülow'n die Hand zu bieten zum Einbruch in Belgien, wurde ſogleich ausgefertigt.

Wintzingerode, der immer den beſten Willen haben und nur durch militairiſche Gründe gehindert ſein wollte, verkündete endlich am 5. Januar, daß er bei Düſſeldorf über den Rhein gehen werde, verlangte jedoch zugleich, daß Bülow ihn dazu durch eine Brigade — oder Diviſion — verſtärken ſolle. Die Forderung war in der That eine unglaubliche. Bülow, der überall mit ſeinen Truppen kaum ausreichte, der einem überlegenen Feinde gegenüber ſtand, ſollte einen Theil derſelben 20 Meilen weit entſenden, um einen General zu verſtärken, der ſolche im Ueberfluß und nur einen ſchwächeren Feind gegenüber hatte, dabei ſollte der Rheinübergang, der nicht genug beeilt werden konnte, an eine Maßregel geknüpft werden, die ohne großen Zeitverluſt nicht möglich war. Dabei berief ſich Wintzingerode auf die erwähnten Vorſchriften des Kronprinzen von Schweden, denen zufolge Bülow ſich den Weiſungen Wintzingerode's zu fügen hätte! In ſeiner heftigen Empörung würdigte Bülow ihn keiner Antwort, und es iſt merkwürdig, daß die Sache dabei auch ihr Bewenden behielt. Die ruſſiſchen Streifſchaaren Benkendorf's und Anderer, die ſich in Holland befanden, und die Wintzingerode zu ſich berief, zogen nach Düſſeldorf ab.

Um dieſe Zeit erhielt Wintzingerode den Befehl des Kaiſers zum Vorrücken, und nun rüſtete er ſich zum Rheinübergang, am 6. Januar waren alle ſeine Truppen bei Düſſeldorf verſammelt, man ſprach von großen Unternehmungen, von Hauptſchlägen, die gethan werden ſollten, aber die Ausführung verzögerte ſich, der Uebergang über den Rhein erfolgte erſt am 13. Januar.

Bülow hatte unterdeſſen, in Erwartung dieſes Ereigniſſes, die Brigaden Thümen, Krafft und Borſtell bei Breda zuſammengezogen, um bei erſter Gelegenheit angriffsweiſe vorzugehen. Die Brigade Zielinski blieb vor Gorkum ſtehen, der General von Hobe mit 6 Bataillons und 2 Reiterregimentern vor Herzogenbuſch, wo die Franzoſen die Außenwerke geräumt hatten, aber die Stadt ſelbſt und das ſtarke Fort Papenbrill tapfer vertheidigten. Der General Maiſon hatte 25 bis 30,000 Mann unter ſeinem Befehl, aber freilich nicht beiſammen, denn nur ein Theil davon ſtand im Feld, die übrigen mußte er mannigfach verſplittern, denn Napoleon hatte ſowohl ihm als Macdonald befohlen, alle feſten Plätze möglichſt zu behaupten. Dennoch war er Bülow'n noch ſehr überlegen, und dieſer, um nicht angegriffen zu werden, fühlte die dringendſte Nothwendigkeit ſelbſt anzugreifen, um dadurch ſeine Schwäche dem Feinde noch eine Zeitlang zu verbergen. „Bei den wenigen Mitteln, die mir zu Gebote ſtehen", ſagte er, „muß ich in etwas den Bramarbas ſpielen, und die Leute glauben machen, es ſei mehr, als ich wirklich habe." Wirklich hatte ſchon das bloße Zuſammenziehen ſeiner Truppen die erwünſchte Folge, daß Macdonald, ſobald er es erfuhr, Nymwegen verließ und ſich nach Geldern zurückzog, von wo er jedoch, wenn nicht Wintzingerode ihn beſchäftigte, noch immer Bülow's linker Flanke gefährlich war. Am 9. Januar empfing Bülow die ſchlimme Nachricht, daß der Eisgang die Brücken zerſtört habe und alle Verbindungen abgeſchnitten ſeien. Getrennt von der Brigade Zielinski waren die Preußen nur 12 bis höchſtens 13,000 Mann ſtark, ein überlegener und kühner Feind vor ihnen, hinter ihnen kein Rückzug möglich, von keiner Seite eine Unterſtützung, die im Augenblicke wirken konnte; die Lage war bedenklich, und in ihr zu bleiben gefahrvoll, daher beſchloß Bülow ihr ſogleich durch muthiges Vorgehen ſich zu entziehen, und ohne noch Nachricht von Wintzingerode zu haben, gab er Befehl zum Aufbruch. Er benachrichtigte Graham, und erſuchte ihn um die möglichſte Mitwirkung.

Noch am 9. Januar ſelbſt ließ er einige Reiterſchaaren über Turnhout gegen Roermonde und Venloo vordringen. Maiſon hielt dies für Ernſt, und in der Meinung, Bülow habe ſein Abſehen auf Dieſt und Löwen gerichtet, ſandte er einen Theil ſeiner Truppen von Brüſſel nach Lier. Am 10. Januar brach von Breda die preußiſche Macht in drei Kolonnen auf. Borſtell's Brigade als linker Flügel erhielt die Richtung auf Hoogſtraten; Thümen's Brigade als Mitte die Richtung auf Weſtweſel; Oppen mit einem Theile ſeiner Reiterei und der Brigade Krafft ſollte rechts über Klundert die Stellung des Feindes bei Weſtweſel im Rücken angreifen. — Graham hatte verſprochen zu gleicher Zeit mit ſeinen Engländern über Roſendal gegen Antwerpen vorzugehen. Bülow hoffte den Feind aus ſeiner Stellung zurück und von Antwerpen abzudrängen. Am 11. Januar ſollte angegriffen werden.

Die Stellung der Franzoſen war folgende: der General Roguet hielt mit beinahe 7000 Mann Hoogſtraten beſetzt, in zweiter Linie ſtanden der General Aymar in Turnhout mit etwa 5000 Mann, der General Lefebvre-Desnouettes mit etwa gleicher Stärke zwiſchen Turnhout und Brecht, bei Lier eine Reſerve von 5000 Mann; die Beſatzung von Antwerpen konnte den linken Flügel der Franzoſen, Macdonald mit 7000 Mann den rechten unterſtützen, doch war jene durch die Engländer feſtgehalten, und ehe dieſer eintreffen konnte, hoffte Bülow den Angriff ſchon geglückt.

Zuerſt kam Borſtell an den Feind, frühmorgens um 8 Uhr. Er griff Hoogſtraten in der Front an, der Oberſt von Schon mit 2 Bataillons nahm den Kirchhof von Minderhout und ſetzte ſich hier feſt; darauf entſpann ſich ein hartnäckiges, mörderiſches Plänklergefecht, das 4 Stunden anhielt, während welcher die Preußen ſtets der Ankunft des Oberſten von Sydow harrten, der links über Wortel die Stellung von Hoogſtraten umgehen ſollte; doch dieſer hatte die Truppen

Aymar's vor ſich, welcher durch ſein Vordringen ſchon von Hoogſtraten abgeſchnitten war und ſich langſam auf Lier zurückzog, erſt nachdem dieſer Feind aus der Nähe verſcheucht war, konnte Sydow ſich zurück nach Hoogſtraten wenden, welches nun von allen Seiten angegriffen, und nach hartnäckigem Widerſtande, wobei viele Franzoſen im Handgemenge fielen, um die Mittagszeit von den Preußen genommen wurde. Der Feind wich indeß nur Schritt für Schritt, unter hartnäckigem Plänklergefecht, und ſehr begünſtigt von dem durchſchnittenen Boden, der den Verfolgern weder Geſchütz noch Reiterei zu entwickeln erlaubte; nachdem er 3 Stunden weit bis Oſtmalle zurückgegangen, hielt er hier feſten Stand, und rückte dann verſtärkt ſogar wieder vor, ſo daß Borſtell 16 Kanonen auffahren ließ, um ihn zurückzuweiſen.

Der Angriff Thümen's, in der Mitte gegen Weſtweſel geſchah beinahe gleichzeitig mit dem des linken Flügels, in zwei Kolonnen, die geſchickt verwendet und tapfer geführt wurden, vom Oberſten von Stutterheim links auf Loenhout, vom Major von Hellwig rechts auf Weſtweſel, beide Dörfer wurden nach lebhaftem Plänklergefecht genommen, der Feind, der ſich auf Brecht zurückzog, wurde auch hier vertrieben und gegen Weſtmalle verfolgt. Borſtell und Thümen ſtanden nun bei Hoogſtraten vereinigt, und harrten der Ankunft Oppen's, der den Feind umgehen ſollte. Schon war es 5 Uhr Nachmittags, und Oppen erſchien nicht; da ließ Borſtell, in Betracht, daß ſeine Truppen 14 Stunden marſchirt und 8 Stunden im Gefecht waren, dieſes bei eintretender Dunkelheit abbrechen und die Truppen eine halbe Stunde vor Oſtmalle lagern.

Oppen hatte auf ſeinem Marſche unerwartete Schwierigkeiten gefunden, ſein nächſter Weg nach Weſtweſel wäre über Nieuwmör nur 4 Stunden geweſen, allein dieſer führte über Bruch und Eis und erwies ſich ungangbar für Geſchütz und Reiterei, er mußte daher den Umweg über Roſendal und Klampthout, 9 Stunden ſtatt 4, zurücklegen, und obſchon in Vorausſicht großer Schwierigkeiten ein Theil der Truppen ſchon um Mitternacht aufgebrochen war und der Marſch mit aller Anſtrengung beſchleunigt wurde, ſo war der Zeitverluſt jenes Unweges doch nicht einzubringen. Eine neue Verzögerung entſtand durch den Irrthum, daß die Engländer in der Ferne den preußiſchen Truppenzug, ſo wie die Preußen den engliſchen, eine Zeitlang für den Feind hielten, wodurch beiderſeits ein vorſichtiges Innehalten veranlaßt wurde. Als Oppen endlich in Weſtweſel eintraf, war alles zu ſpät, der Feind längſt auf dem Rückzuge gegen Antwerpen. Bülow befahl nun, Krafft's Brigade ſolle hier ſtehen bleiben, Oppen aber ſeine Reiterei und 4 Kanonen gegen Weſtmalle vorſenden, auch durch eine Streifſchaar gegen Brackſchoten die Verbindung mit Graham ſuchen. Bis Weſtmalle waren noch 4 Stunden Weges, die Reiterei legte ſie im Trabe zurück. Ein heftiges Plänklergefecht, an welchem bald auch das Geſchütz Theil nahm und Kartätſchen und Granaten warf, brachte den Feind zum Weichen, die Reiterei verfolgte ihn noch eine weite Strecke. Von dieſer Seite ſicher, und von anderer her nichts beſorgend, wandten ſich die ermüdeten Soldaten zum Ausruhen und Abkochen. Plötzlich fielen ganz nahe Gewehrſchüſſe und das ganze Dorf war von Franzoſen erfüllt, ſie kehrten von Oſtmalle zurück nach Antwerpen und hatten hier keinen Feind vermuthet; die Preußen hatten ſich ſchnell aufgerafft und zum Gefecht geſtellt, aber dem Feinde, der nur ſeinen Rückzug fortſetzen wollte, war dieſer nicht mehr zu verwehren; Roguet gelangte mit allen ſeinen Truppen in der Nacht auf verſchiedenen Wegen nach Antwerpen. Doch verlor er dabei noch über 500 Mann an Gefangenen; an Todten und Verwundeten hatte er in den verſchiedenen Gefechten wohl eben ſo viel eingebüßt, die Preußen über 400 Mann, größtentheils von der Brigade Borſtell.

Am 12. Januar nahm der General Roguet vorwärts von Antwerpen eine gute Stellung hinter der Linie des Baches Klein-Schyn; ſeine Brigade Flament hielt Deurne und mit 2 Bataillons rechts Wyneghem beſetzt; der General Ambert ſtand links bei Merxem. Der General Maiſon hatte 2 Diviſionen Garde bei Lier, dazu 1000 Mann aus Antwerpen herangezogen, und auch die Brigade Aymar hier aufgenommen. Die Preußen rückten vor, die Brigade Thümen rechts bis Brackſchoten, links die Brigade Borſtell bis St. Antonin, die Brigade Krafft unter Oppen's Befehlführung zwiſchen beiden bei Gravenweſel. Der General Graham mit 4000 Engländern ſchloß ſich bei Eekeren dem rechten Flügel der Preußen an.

Früh am 13. ritt Bülow gegen Wyneghem vor, um die feindliche Stellung zu beſichtigen. Er beſchloß dieſelbe durch einen allgemeinen Angriff näher zu erkennen und zu prüfen. Borſtell blieb gegen Lier hin aufgeſtellt, um den General Maiſon dort zu beobachten und zugleich als Rückhalt zu dienen. Thümen erhielt Befehl von Brackſchoten gegen Merxem vorzurücken, welcher Bewegung die engliſchen Truppen unter Graham folgten, Oppen mit Krafft ſollte von Gravenweſel gegen Wyneghem vordringen. Thümen führte ſofort den Angriff auf Merxem mit großer Entſchloſſenheit. Die Preußen drangen von vorn, die Engländer rechtsher in das Dorf, welches der General Avis mit 5 Bataillons tapfer vertheidigte; der General wurde erſchoſſen, das Dorf genommen. Thümen rückte dann bis auf 800 Schritt gegen Antwerpen vor, warf ein gegen ihn herausrückendes Bataillon zurück, und beſchoß aus ſeinen Batterieen den Wall, verſuchte aus ſeinen Haubitzen die Kriegsſchiffe im Hafen mit Granaten zu bewerfen, beides jedoch erfolglos. Auf dem linken Flügel eröffnete Oppen den Angriff auf Wyneghem durch Plänklerſchwärme; der Ort war durch ſtarke Verhaue befeſtigt, durch mehrere franzöſiſche Bataillone und 2 Kanonen vertheidigt. Nachdem das Plänklergefecht eine Zeitlang gedauert, befahl Oppen das Bajonet zu fällen und muthig drangen die Preußen in das feindliche Feuer vor. Die Franzoſen erhielten Verſtärkung. Der General Roguet ſelbſt führte friſche Bataillone und zahlreiches Geſchütz herbei, auch Oppen ließ anſehnliche Unterſtützung vorrücken. Der Kampf ſtand eine kurze Zeit ſehr zweifelhaft, dann entſchied ihn die handfeſte Tapferkeit der Pommern, der Oberſt von Zaſtrow an ihrer Spitze ſtürmte die Verhaue, drang in das Dorf und behauptete ſich darin, die Franzoſen wichen auf Antwerpen zurück. Gleichzeitig war der Major von Zglinitzki gegen Deurne angerückt; der General Flament vertheidigte den Ort mit größter Tapferkeit, und verſuchte ſogar zur Unterſtützung von Wyneghem vorzudringen, kam aber als das Dorf eben erſtürmt war, und mußte eiligſt nach Deurne zurück. — In der Dunkelheit erhob ſich noch ein großer Allarm. Es erſcholl plötzlich das Geſchrei, der Feind komme von Schilde, auf dem Wege von Lier nach Wyneghem, den Preußen in die linke Flanke; da man den General Maiſon mit beträchtlicher Stärke in Lier und Vorſtell ihm gegenüber wußte, ſo mußte man dieſen verdrängt glauben, und die Sache konnte von größter Gefahr ſein; auch drang wirklich ſchon eine Schaar Franzoſen in Wyneghem ein und griff die Preußen herzhaft an; allein es war nur eine kleine Zahl, etwa 200 Mann, die während des Gefechtes abgeſchnitten ſich im Gehölz verſteckt gehalten hatten und nun in der Dunkelheit hier durchdringen wollten, um wieder zu den Ihrigen zu gelangen. Die Ueberraſchung gab ihnen im erſten Augenblick einigen Vortheil, ſie waren in die Lagerſtätten zweier Dragonerregimenter gerathen, und richteten hier eine große Verwirrung an, die Pferde riſſen ſich los und liefen durch einander, der Allarm wurde allgemein; aber ſchnell gefaßt, warfen Offiziere und Soldaten ſich den Eingedrungenen mit größter Entſchloſſenheit entgegen, Mann ſtritt gegen Mann, der Adjutant Zaſtrow's, Lieutenant Schmückert, ſprang vom Pferde, und vertheidigte eine dem Feinde zum zweitenmal abgenommene Kanone, wobei er ſchwer verwundet wurde; Zaſtrow raffte einiges Fußvolk zuſammen, Oppen einige Reiter, und die kühn eingedrungene Schaar wurde ſchneller als ſie gekommen wieder verjagt, viele zuſammengehauen oder gefangen; die Davongekommenen gelangten jedoch auf einem Umwege noch glücklich nach Deurne. —

Bülow hatte befohlen das Gefecht, in welchem die Preußen 40 Offiziere und gegen 500 Mann, die Franzoſen wenigſtens das Doppelte verloren, allmählig abzubrechen. Er hatte den Feind nicht nur erkundet, ſondern auch überall geſchlagen. Allein er hatte auch die Unmöglichkeit erkannt, gegen das wohlbefeſtigte Antwerpen, das eine Beſatzung von 12,000 Mann hatte, und dem zur Seite Maiſon mit noch größerer Stärke das freie Feld hielt, etwas Ernſtliches zu unternehmen. Auch mit Hinzuzählung der Engländer waren Bülow's Truppen viel zu ſchwach an Zahl, um nach beiden Seiten dem Feinde dauernd die Spitze zu bieten, überdies fehlte Belagerungsgeſchütz und alle ſonſtigen Hülfsmittel zum Feſtungsangriff. Bülow beſchloß, die eroberten neuen Stellungen zu behaupten, mit der Hauptſtärke jedoch der beſſern Verpflegung wegen, etwas zurückzugehen. Er ließ eine ſtarke Vorhut unter Borſtell in Hoogſtraten, Weſtweſel und Loenhout, zog die Brigade Thümen nach Rysbergen, die Brigade Krafft aber nebſt Oppen's Reiterei nach Breda, wo er wieder ſein Hauptquartier nahm. Gorkum und Herzogenbuſch wurden auf's engſte eingeſchloſſen. Graham zog ſich mit ſeinen Engländern nach Oudenboſch, ſeine Vorhut blieb in Roſendal, und in genauer Verbindung mit den preußiſchen Poſten. Macdonald war auf Maeſtricht zurückgegangen, wodurch Bülow's Lage viel freier wurde. —

Dieſe kühnen Gefechte hatten den glücklichen Erfolg, den Feind über die Stärke der ihm gegenüberſtehenden Truppen völlig zu täuſchen, er konnte bei ſolcher Angriffsluſt nur eine Uebermacht vorausſetzen, und lähmte dadurch die ſeinige. Die Franzoſen, bei der größten Tapferkeit, die ſie hier bei jeder Gelegenheit bewieſen, blieben eingeſchüchtert, und wagten keine Unternehmung, wobei freilich mit in Betracht kam, daß ſie von Antwerpen ſich nicht entfernen durften.

Am 16. Januar kam Auer aus London nach Breda zurück, und brachte die befriedigendſten Nachrichten. Der Prinz-Regent gewährte bereitwillig alle Wünſche Bülow's in Betreff der Sendung von Waffen und Rüſtſachen, anerkannte mit höchſtem Lob alles von ihm Geleiſtete und Verfügte, und billigte die von ihm dargelegten weiteren Kriegspläne. Als Zeichen ſeiner beſondern Hochachtung und Gunſt ließ er einen goldnen Ehrendegen für Bülow anfertigen. Mit dieſen guten Nachrichten, und um den Stand der Sachen in Holland ſo wie die perſönlichen Verhältniſſe hinſichtlich der Befehlführung gehörig vorzuſtellen, wurde Auer alsbald in das große Hauptquartier nach Baſel abgefertigt. Burgsdorf, der von ſeiner Sendung dorthin vor kurzem zurückgekehrt war, ging am 19. mit beſondern Aufträgen nach Berlin.

Unterdeſſen war Wintzingerode endlich am 13. Januar über den Rhein gegangen, und am 18. ohne Hinderniß bis Lüttich vorgerückt. Macdonald, der ihm entgegengeſtanden, war plötzlich abgerufen worden, und marſchirte mit allen ſeinen Truppen nach Frankreich zu dem Hauptheere Napoleons, das von den verbündeten Heeren gegen die Marne und Seine hin hart bedrängt wurde. Wichtiger für Bülow, als der Vormarſch Wintzingerode's, der ihm zu gemeinſamem Wirken kein Vertrauen einflößte, und mit dem er daher keine nähere Berührung ſuchte, war das Herankommen des dritten deutſchen Heertheils unter dem Oberbefehl des Herzogs von Weimar, bei deſſen Eintreffen Bülow, gemäß einer aus dem großen Hauptquartier eingegangenen Weiſung, mit ſeinem ganzen Heertheil nach Frankreich aufbrechen ſollte. Jene Truppen waren aber am 18. Januar noch bei Münſter, und ihre Tagemärſche waren ſo eingerichtet, daß erſt am 5. Februar ein Theil von ihnen bei Breda ſein konnte. Bülow brannte vor Ungeduld, dieſe Erlöſung kommen zu ſehen, und nach Frankreich abziehen zu können, um an den großen entſcheidenden Ereigniſſen dort Theil zu nehmen.

Einſtweilen gab es aber in der Nähe noch genug zu thun. Bülow befahl die Feſtungen Gorkum und Herzogenbuſch möglichſt zu bedrängen und kein Mittel unverſucht zu laſſen, die Beſatzungen zur Uebergabe zu bewegen. Zielinski, der mit ſeiner Brigade Gorkum einſchloß, fand trotzigen Widerſtand. Glücklicher war der General von Hobe vor Herzogenbuſch; Bülow verſtärkte ihn durch einige Bataillone von Krafft, und die franzöſiſche Beſatzung von etwa 1000 Mann unter dem General Laraitrie wurde kleinmüthig, es gelang den Preußen in der Nacht vom 25. zum 26. Januar mit Hülfe der Einwohner ſie zu überrumpeln, wobei der Lieutenant von Kretzſchmer ſich durch Unternehmungsgeiſt und Muth beſonders auszeichnete.

Das Nähere dieſes Ueberfalls von Herzogenbuſch, der allerdings eine kriegsgeſchichtliche Merkwürdigkeit iſt, giebt Kretzſchmer in romantiſcher Umſtändlichkeit, wir ziehen aber den gedrängteren Bericht vor, welchen Haſenkamp davon liefert. „Es war in einer dunkeln Winternacht, — ſagt er, — als ſich zwei Amſterdamer Schiffer dem Orte näherten, wo eine preußiſche Jägerabtheilung zur Beobachtung des Weges, der von Crevecoeur nach Herzogenbuſch führt, aufgeſtellt war. Von einer Patrouille feſtgehalten, wurden beide Schiffer zu dem Befehlshaber jener Abtheilung, dem Lieutenant Kretzſchmer, geführt, dem ſie die Mittheilung machten, daß ſie aus Herzogenbuſch entflohen wären, wo man, der franzöſiſchen Herrſchaft müde, jeden Augenblick eine Befreiung von derſelben erwartete. Die ganze Bürgerſchaft, vorzüglich aber die Schiffergilde, an deren Spitze der Syndikus Wilhelm Hubert, ein Mann von anerkannter oraniſcher Geſinnung, ſtände, ſei jederzeit bereit durch einen Aufſtand im Innern einen Angriff von außen zu unterſtützen. In Folge dieſer Mittheilung wurde der Lieutenant Kretzſchmer mit einer Jägerabtheilung nach Vugt, einem Dorfe im Süden von Herzogenbuſch, geſchickt, um von dort aus Unterhandlungen mit der Schiffergilde anzuknüpfen. Eine Abtheilung Huſaren wurde zu ſeiner Unterſtützung in St. Michel Geſtel, einem Dorfe auf dem rechten Ufer der Dommel, aufgeſtellt, und ihm dieſer Ort als Rückzugspunkt angewieſen. Mit Hülfe des Maires Jannette und ſeines Dorfdieners Jan van Bowlen, eines früheren Schmugglers, der mit allen Ortsverhältniſſen der Gegend genau bekannt war, gelang es dem Lieutenant Kretzſchmer einen Brief in die Stadt zu beſorgen, und eine Verbindung mit der Schiffergilde anzuknüpfen. Durch den Beſitzer einer Mühle, die auf dem Stadtwalle ſtand, wurde von jetzt ab, ſowohl bei Tage wie bei Nacht, durch Oeffnen und Schließen der Fenſter und durch verſchiedene Beleuchtung derſelben eine telegraphiſche Verbindung zwiſchen der Einwohnerſchaft und dem Lieutenant Kretzſchmer unterhalten, dem es ſogar ſich einmal während der Nacht nach Herzogenbuſch einzuſchleichen und ſich dort in einer Unterredung mit dem Syndikus Wilhelm Hubert über die Stärke der Beſatzung und über die inneren Verhältniſſe der Feſtung zu unterrichten gelang. Selbſt einen Plan der Stadt hatte er auf ſeiner nächtlichen Wanderung erhalten."

„Obgleich die Franzoſen durch mehrere kleine Unternehmungen, die der Lieutenant Kretzſchmer gegen die Feſtung ausführte, hätten vorſichtiger und wachſamer werden ſollen, ſo ſcheint doch der innere Dienſt nicht mit der Sorgſamkeit betrieben worden zu ſein, die ein ſo wichtiger Poſten erforderte. — Nach einem vom Lieutenant Kretzſchmer entworfenen, vom Oberſten von Hobe faſt gänzlich gebilligten Plane, ſollte der Angriff gleichzeitig in zwei Kolonnen, von denen die eine gegen das Bugter- die andere gegen das Hinterhammer-Thor geſchickt wurde, unternommen werden. Das Dorf Bugt und das Fort Crevecoeur waren den Kolonnen als Sammelplätze angewieſen, von wo ſie um die dritte Morgenſtunde in der größten Stille aufbrechen ſollten. Da die Bürgerſchaft von Herzogenbuſch den Offizieren der Beſatzung einen Ball gab, und man deßhalb eine geringere Wachſamkeit erwartete, die Schiffergilde ſich auch mit Waffen und Schießbedarf verſehen und den Rückzug der Franzoſen nach der Zitadelle Papenbrill zu verhindern verſprochen hatte, ſo ſchien ein glücklicher Ausgang dieſer nächtlichen Unternehmung nicht zweifelhaft."

„Lieutenant Kretzſchmer, der die Vorhut der gegen das Hinterhammer-Thor rückenden Kolonne führte, war ſo glücklich, von den Franzoſen, die mit dem Aufbrechen der Eisdecke des Grabens beſchäftigt waren, weder geſehen noch gehört zu werden. Die grelle Beleuchtung der Laternen verhinderte die Arbeiter, die vorrückende Kolonne zu bemerken, deren Tritte durch den friſchgefallenen Schnee ſo gedämpft und durch das Zerſchlagen des Eiſes ſo übertönt wurden, daß die Franzoſen in einer Entfernung von kaum 200 Schritt die Annäherung der preußiſchen Truppen nicht bemerkten, welche auf dieſe Weiſe bis an das vor dem Hinterhammer-Thor liegende Ravelin unentdeckt vorrückten. In der größten Stille überſchritt die Vorhut des Lieutenants Kretzſchmer auf mitgebrachten Brettern den Graben des Ravelins, deſſen Wälle ſie erſtieg, die dort aufgeſtellte Schildwache mit dem Bajonet tödtete, und den übrigen Theil der Wache überfiel, entwaffnete und gefangen nahm. Da der Graben des Hauptwalles nicht zugefroren, die Brücke aber aufgezogen war, ſo wurden Sturmleitern angelegt und durch einen Schloſſer die Ketten derſelben geöffnet, ſo daß ſie mit einem ſo lauten

Geräuſche herunterfiel, daß die Thorwache, dadurch aufmerkſam gemacht, zu einem heftigen Geſchütz- und Kleingewehr-Feuer bewogen wurde. Die preußiſche Vorhut hatte indeß ſchon die Brücke überſchritten, ſchnell einige Palliſſaden heruntergehauen und ſich den Eingang in die Stadt mit dem Bajonet erzwungen. Die franzöſiſche Wache, welche jetzt jeden Widerſtand vergeblich hielt, trat ihren Rückzug nach der Zitadelle an, wohin auch die bei den Bürgern einquartierten Soldaten in wilder Unordnung flüchteten.“

„Die gegen das Bugter-Thor gerichtete Kolonne hatte inzwiſchen ebenfalls, von dem Dorfdiener Jan van Bowlen geführt, die Eisdecke unbemerkt überſchritten, und in der Gegend der oben erwähnten Mühle den Hauptwall erſtiegen. Schnell waren auch hier die Thore eingeſchlagen und die auf dem Walle ſtehenden feindlichen Geſchütze gegen die Stadt auf die nach der Zitadelle eilenden Franzoſen gerichtet worden, deren Flucht durch die bewaffnete Schiffergilde leider nicht aufgehalten werden konnte. Da die Zitadelle zwar mit Geſchützen und Schießbedarf, nicht aber mit Mundvorrath verſehen war, ſo machten die in derſelben ſchon befindlichen Franzoſen noch einen Ausfall gegen ein Magazin, wo Schlachtvieh und Kochgeſchirre aufbewahrt waren. Schon waren die Thüren dieſes Gebäudes erbrochen, als Lieutenant Kretzſchmer zum Schutze deſſelben mit ſeinen Plänklern anlangte, und den Feind durch einen energiſchen Bajonetangriff unverrichteter Sache zum Rückzuge nach der Zitadelle nöthigte. Hierdurch war die Eroberung von Herzogenbuſch entſchieden, denn die Beſatzung der Zitadelle mußte aus Mangel an Lebensmitteln ſich ſchon um die Mittagsſtunde des 26. Januars entſchließen.“

Durch dieſen wichtigen Erfolg wurden gegen 1000 Franzoſen kriegsgefangen, 153 Kanonen — nach anderen Angaben nur 80 — und große Kriegsvorräthe fielen in die Hände der Sieger. — Der kleine Krieg auf den Vorpoſten dauerte überall lebhaft fort, in den täglichen Scharmützeln behielten die Preußen faſt immer die Oberhand; die Streifſchaaren wurden mit jedem Tage kühner, und drangen tiefer in

Brabant ein; der Major von Hellwig nahm mit der ſeinigen die Stadt Dieſt und zog gegen Löwen vor. —

Den Engländern aber war hauptſächlich daran gelegen, ſich Antwerpens zu bemächtigen, wegen des herrlichen Kriegshafens, der daſelbſt liegenden franzöſiſchen Flotte, der ungeheuren für das Seeweſen aufgehäuften Vorräthe. Der Herzog von Clarence kam aus England und brachte einige 1000 Mann Verſtärkung, er wiederholte nun perſönlich die dringenden Aufforderungen, welche Bülow ſchon vielfach aus London erhalten hatte, zu einem gemeinſamen Angriff auf Antwerpen mitzuwirken. Zwar hieß es, Bülow möchte nur das Unternehmen der Engländer unterſtützen, allein er wußte recht wohl, daß er dabei die Hauptſache thun mußte, auch hatte er die feſte Ueberzeugung, daß der Anſchlag nicht gelingen könne. Doch es wurde zur Ehrenſache, ſolchem Verſuche ſich nicht zu entziehen, und die ausgeruhten Truppen waren begierig an dem Kampfe theilzunehmen. Der gemeinſame Angriff wurde beſchloſſen und die Einleitungen dazu verabredet. Die Engländer ſollten über Merxem, die Preußen über Wyneghem vordringen.

Um ſich in der linken Flanke zu ſichern, ſandte Bülow die Brigade Borſtell gegen Lier, ſie ſollte wo möglich bis Mecheln dringen, um die Ufer der Dyle und Demer zu beſetzen. Borſtell, mit einem Vortrab unter Sydow, rückte am 30. Januar von Hoogſtraten über Oſtmalle und Weſtmalle nach Pulderbuſch und Santhoven vor, zugleich ließ er Hobe mit 3 Bataillons und 1 Uhlanenregiment von Herzogenbuſch nach Tilburg marſchiren, um von da weiter nach Turnhout und Herenthals vorzugehen.

Borſtell fand Lier am 31. Januar von den Franzoſen ſtark beſetzt und mit vielem Geſchütz verſehen; er ſammelte ſeine Truppen bei Maſſenhoven, und befehligte den Oberſtlieutenant von Knobloch mit 2 Bataillons und 1 Jägerkompanie zum erſten Angriff. Knobloch meinte das nächſte Thor durch Ueberrumpelung zu gewinnen, ſtürmte heftig an, bekam aber ſtarkes Feuer und verlor viele Leute; doch ſetzte er den Angriff muthig fort, die Füſiliere erſtiegen den Wall und öffneten von innen das Thor, die Preußen ſtürzten im

Sturmſchritt gedrängt hinein, Knobloch als Führer voran, aber der Feind beſtreicht den Eingang mit ſich kreuzendem Geſchütz- und Gewehrfeuer, Knobloch, dem ſchon ſein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen worden, fällt von drei Kugeln getroffen, auch der Major von Maſſow wird ſchwer verwundet; aber der Major von Mirbach dringt mit 2 Bataillons ſiegreich ein, und eilt durch die Stadt zum Antwerpener Thor, nun weicht der Feind, doch ohne zu großen Verluſt und unter ſtetem Gefecht. Der franzöſiſche Oberſt Bautrain, von Antwerpen mit 1 leichten Fußregiment und 60 Reitern nach Lier zur Unterſtützung geſandt, wird angegriffen und zurückgeworfen, und gelangt, ſchon abgeſchnitten, durch Muth und Entſchloſſenheit noch glücklich nach Antwerpen zurück. Auf die Nachricht, daß der Major von Hellwig mit ſeiner Freiſchaar am 30. Januar in Löwen eingerückt und der Feind auch aus Mecheln zurückgewichen ſei, dringt Borſtell ebenfalls dahin vor. Der Oberſt von Sydow ging mit ſeiner Schaar auf Vilvorden an der Senne, der Major von Heidenreich mit 1 Bataillon, 2 Schwadronen und 1 Jägerkompanie nach Willebroeck, der Rittmeiſter von Blankenburg ſtreifte bis gegen Aloſt, Termonde und Gent, auf der linken Flanke machte der Rittmeiſter von Rottberg Streifzüge bis gegen Namur und Nivelles, der Major von Hellwig rückte am 31. Januar unter großem Volksjubel in Brüſſel ein; überall wurden Kanonen aufgefangen, Vorräthe genommen, Gefangene gemacht.

Maiſon, der am 29. Januar mit etwa 9000 Mann, den Diviſionen Barrois und Caſtex, noch zwiſchen Mecheln und Löwen an der Dyle ſtand, hatte bei Wintzingerode's Annäherung und auf die Nachricht von den neuen Bewegungen der Preußen, ſeine Stellung nicht haltbar gefunden und ſich über Brüſſel zurückgezogen. Er überließ Antwerpen ſeinen eignen Kräften, und war nur bedacht, die alten Gränzen Frankreichs mit größter Hartnäckigkeit zu vertheidigen.

Am 30. Januar waren inzwiſchen Bülow von Breda und Graham von Bergen-op-Zoom mit ihren Truppen aufgebrochen und gegen Antwerpen vorgerückt. Die Engländer verſuchten, ehe man zur Gewalt der Waffen ſchritt, die

Macht des Goldes, ſie ließen dem Kommandanten von Antwerpen eine Million Franken anbieten, wenn er den Platz ſofort übergäbe, die Beſtechung wurde jedoch ſchnöd abgewieſen, die Franzoſen ſchienen zur tapferſten Abwehr entſchloſſen und trafen alle Anſtalten dazu; ſie wollten den Angriff möglichſt von der Stadt entfernt halten, hielten die vorliegenden Ortſchaften ſtark beſetzt, verſchanzten die Linie des Baches Schyn.

Durch den Abmarſch Maiſon's und das Vordringen Borſtell's in der linken Flanke völlig ſicher, ließ Bülow ſeine Truppen am 1. Februar zum Angriff gegen Wyneghem vorrücken, während Graham mit ſeinen Engländern ſich auf Merxem richtete. Die Brigade Thümen von Schilde her in 3 Kolonnen anrückend fand Wyneghem wider Erwarten verlaſſen, den Feind aber dahinter auf der Straße nach Deurne vortheilhaft aufgeſtellt; er wurde ſogleich angegriffen. Es entſpann ſich ein heftiger Kampf, der General Aymar mit ſeiner Brigade leiſtete den tapferſten Widerſtand; 2 franzöſiſche Bataillons und 1 Schwadron polniſcher Uhlanen drangen ſiegend aus Deurne vor, bis preußiſche Reiterei ſie wieder zurückwies; nach und nach kamen alle Unterſtützungen in's Feuer; erſt ſpät gelang es einem preußiſchen Bataillon den Feind in der linken Flanke zu faſſen, worauf er ſeine Verſchanzungen verließ und ſich nach Deurne zurückzog, die Preußen machten dabei 300 Gefangene und folgten hitzig nach, die Franzoſen kehrten zum Angriff wieder, nach einem anhaltenden Nachtgefecht behaupteten ſich die Preußen nur in den letzten Häuſern von Deurne und in den eroberten Verſchanzungen. Die Brigade Krafft hatte das Dorf Schooten genommen; Oppen, auf dem linken Flügel, war an den Kanal von Herenthals gegen Lier vorgedrungen, ohne jedoch den Uebergang erzwingen zu können, ein Theil ſeiner Reiterei wandte ſich rechts gegen Deurne. Graham, durch die ſchwierige Fortbringung des ſchweren Geſchützes ſehr verſpätet, kam erſt am Abend an den Feind, der auf Merxem zurückwich.

Am 2. Februar geſchah der eigentliche gemeinſame Angriff.

Die Engländer nahmen Merxem nach hartem Kampfe und verfolgten den Feind bis unter die Kanonen von Antwerpen. Thümen erneuerte den Kampf um den Beſitz von Deurne, der Feind vertheidigte den Ort mit größter Tapferkeit; die Preußen ſuchten rechts und links einzudringen, fanden aber hartnäckigen Widerſtand. Bülow ſah von Wyneghem her dem Gefechte zu, rief den Major von Reiche herbei und befahl ihm ſich an die Spitze des nächſtſtehenden Bataillons zu ſtellen und in der Front anzugreifen, Reiche führte das Bataillon im Sturmſchritt vor, überwältigte den Feind, erreichte die Brücke über die Schyn und hielt ſie feſt, worauf die beiden Flügel auch das Ufer des Baches behaupteten. In beiden Gefechten verloren die Preußen an Todten und Verwundeten 17 Offiziere und 670 Mann.

In der Nacht zum 3. Februar wurden von den Engländern und Preußen die Batterieen zur Beſchießung von Antwerpen erbaut. Bülow bekannte gleich anfangs, daß er dem Unternehmen keinen Erfolg zutraue, doch ließ er es ſeinerſeits an keinem Eifer fehlen. Die preußiſchen Batterieen eröffneten, der Verabredung gemäß, ihr Feuer zuerſt, um die Aufmerkſamkeit des Feindes hieher und von den Anſtalten der Engländer abzulenken, deren Angriff dann um ſo wirkſamer überraſchen ſollte. Thümen hatte ſchwere Haubitzen aufgepflanzt, und bewarf die Stadt mit Granaten. Erſt um 3 Uhr Nachmittags begann das Feuer der Engländer, und Granaten und Bomben zündeten hin und wieder, doch war der Schaden nicht erheblich. Am 4. und 5. Februar wurde mit dem Bombardiren eifrig fortgefahren, allein mit nicht beſſerem Erfolg. Ein Brand in der Nähe der franzöſiſchen Flotte wurde bald gelöſcht, dieſe ſelbſt durch kluge Anſtalten möglichſt geſichert. Graham erkannte, daß die Fortſetzung kein beſſeres Ergebniß verſpreche und der Angriff aufzugeben ſei. Dies war um ſo mehr der Fall, als am 5. der General Carnot in Antwerpen eingetroffen war, von Napoleon ausdrücklich zur Vertheidigung dieſes Platzes wieder in Thätigkeit gerufen, und die Anweſenheit dieſes ſo geſchickten als ſtandhaften Kriegsmannes ſchlug alle Hoffnung nieder Antwerpen ſo leichten Kaufs zu nehmen. Er beſchränkte ſogleich die Vertheidigung, hielt nur Berghem und Borgerhout noch zurück, und zog die Diviſion Roguet in die Feſtung.

Das Aufgeben dieſes Unternehmens auf Antwerpen wurde für Bülow einigermaßen durch den Erfolg vergütet, den er auf anderer Seite durch die am 6. Februar beſchloſſene Uebergabe von Gorkum gewann; der Kommandant dieſer Feſtung knüpfte ſie zwar an die Bedingung, daß er bis zum 20. Februar warten dürfe, ob nicht bis dahin die Feſtung entſetzt werde; allein bei dem allgemeinen Stande der Dinge konnte hierdurch das feſtſtehende Ergebniß nur den kurzen Aufſchub, aber keine Aenderung mehr erleiden. Die Sache war für die Verbündeten keine nur im geringſten zweifelhafte; Bülow konnte die Brigade Zielinski nun gleich an ſich ziehen und mitnehmen, ſie ſollte nur noch eine kurze Zeit verweilen, bis einige holländiſche Truppen, die für die weitere Beobachtung und dann Beſetzung des Platzes hinreichend waren, herbeikämen ſie abzulöſen.

Bülow fand nun für ſich hier nichts mehr zu thun, und beſchloß den Engländern die fernere Berennung oder Belagerung von Antwerpen zu überlaſſen, was ihnen eigentlich ganz lieb zu ſein ſchien, dagegen mit ſeinen Preußen eiligſt in Frankreich einzurücken, um ſich dem ſchleſiſchen Heer anzuſchließen, wozu Blücher für ihn im großen Hauptquartier den Befehl ſchon erwirkt hatte. Den Oberbefehl in Belgien zu führen war der Herzog von Sachſen-Weimar beſtimmt, deſſen Vortruppen am 5. Februar in Breda eintrafen, und deſſen Heertheil, wenn erſt alle Truppen nachgerückt waren, vollkommen hinreichend ſchien, um ſowohl den Engländern vor Antwerpen beizuſtehen, als auch dem General Maiſon die Spitze zu bieten.

Der Herzog Carl Auguſt aber war perſönlich in Breda ſchon am 24. Januar eingetroffen, und hatte ſich mit Bülow, den er vom Rheinfeldzuge her kannte und achtete, freundlich begrüßt. Der tapfre und lebensfrohe Fürſt beſaß alle Eigenſchaften, um einen Mann von Bülow's Gemüths- und Geiſtesart anzuziehen, ſeinen hohen Rang unterordnete er der militairiſchen Tüchtigkeit, ſeine unbefangene kammeradſchaftliche Art verbannte jeden Zwang. Indeß hielt ſich Bülow doch einigermaßen von ihm zurück, was damals nicht auffiel, da Geſchäfte jeder Art ihn ſtets in Anſpruch nahmen. Bei den erſten Gefechten vor Antwerpen hatte de Herzog, dem ſoldatiſchen Blut in ſeinen Adern folgend, ſich jederzeit eingefunden, und keine Gefahr geſcheut. Einſt war er unter die vorderſten Plänkler hitzig mit vorgeritten, und hatte ſich längere Zeit unter ihnen aufgehalten; als er zurückkehrte, begrüßte ihn Bülow mit den ſchmeichelhaften, doch leiſe tadelnden Worten: „Ich hätte Euer Durchlaucht ein gutes Tirailleur-Gewehr anbieten ſollen.“ Er benahm ſich übrigens gegen ihn mit großer Artigkeit, aber leicht und frei, und als ſtünden ſie beide auf gleicher Linie.

Bülow hatte den Abmarſch ſeiner Truppen, mit Ausnahme der Brigade Borſtell, die mit der Reiterei Oppen's ſchon voraus war, gleich am 6. Februar angeordnet, und am 7. wurde derſelbe ſofort von den Brigaden Thümen und Krafft angetreten. Bevor er Holland verließ hatte er noch die Genugthuung, die dankbare Anerkennung ſeiner Leiſtungen und ſeines Verdienſtes abſeiten des Prinzen von Oranien in folgendem Schreiben aus dem Haag vom 6. Februar zu empfangen: „Mit beſonderem Vergnügen habe ich die wegen der Uebergabe der Feſtung Gorkum zu Stande gekommene Kapitulation erfahren. Hierdurch betrachte ich die Eroberung von Holland nunmehr als völlig ſichergeſtellt. Eurer Exzellenz verdanken wir hauptſächlich dies große Werk. Ihre einſichtsvollen mit Ruhm gekrönten Operationen haben dem Feinde Holland völlig entriſſen, und Euer Exzellenz dadurch die größten Anſprüche auf meine Dankbarkeit und Erkenntlichkeit erworben. Jederzeit werde ich Denenſelben dafür verpflichtet bleiben. Empfangen Sie indeſſen auch ſchon jetzt die Ausdrücke meines verbindlichſten Dankes, den Ihnen der Ueberbringer dieſes, mein Adjutant, der Oberſt von Fagel mündlich noch näher zu bewähren beauftragt iſt. Betrachten Sie dasjenige, was derſelbe Euer Exzellenz zu überreichen die Ehre haben wird, als einen einſtweiligen Beweis meiner nie erlöſchenden Erkenntlichkeit. Euer Exzellenz haben übrigens bisher bei jeder Gelegenheit mir ſo günſtige Geſinnungen gezeigt, daß ich hoffen darf, Sie werden auch ferner mein

Intereſſe nach Möglichkeit befördern. Ich empfehle Ihnen daſſelbe hierdurch von neuem, und erſuche Sie, ſich meiner vollkommenſten Hochſchätzung jederzeit verſichert zu halten. Wilhelm.“ Die weitere Mittheilung, welche Bülow durch den Oberſten von Fagel zu empfangen hatte, war die Verleihung einer lebenslänglichen Rente von jährlichen tauſend Dukaten, welche ſpäter in eine erbliche, auf den jedesmaligen älteſten Sohn übergehende, verwandelt wurde.

Zu dem Erfreulichen ſollte ſich bald wieder Verdruß und Aerger geſellen. In Lier anlangend, fand Bülow daſelbſt unerwartet das Hauptquartier des Herzogs, der nicht geſäumt hatte, mit den in Breda eingetroffenen Truppen ſeines Heertheils hieher vorzurücken. Der Herzog war verwundert, daß Bülow abmarſchiren wollte, bevor noch der dritte deutſche Heertheil vollſtändig beiſammen ſei; er gab zu erkennen, daß er der Preußen noch nicht entbehren könne, und erklärte zuletzt, daß Bülow unter ſeinen Befehlen ſtehe. So hatte ſich alſo Bülow in der Ablöſung, die ihn freimachen ſollte, nur einen neuen Zwang herbeigewünſcht, der ihn noch ſchlimmer feſtzuhalten drohte, als es früher der Kronprinz von Schweden gethan. Der Herzog war allerdings in ſeinem Rechte, er war zum General-Gouverneur der Niederlande ernannt, und die ſämmtlichen verbündeten Truppen daſelbſt unter ſeinen Befehl geſtellt; dem ſo nah mit dem ruſſiſchen Kaiſer verwandten Fürſten hatte man geglaubt keine geringere Befehlsmacht ertheilen zu dürfen. Bülow konnte dem Herzoge nicht widerſprechen, wohl aber ſich darauf berufen, daß er darüber noch keine dienſtliche Weiſung, wohl aber eine bereits ausgeſprochene andere Beſtimmung habe, und ohne das Recht des Herzogs anzuerkennen, ließ er ſich mit ihm in Unterhandlungen ein, und erbot ſich, ihm vorläufig einige Truppen noch zurückzulaſſen, worauf der Herzog mit billiger Rückſicht einging; er hatte ſelber zu viel militairiſchen Geiſt und menſchliches Gefühl, um nicht zu erkennen, wie empfindlich es einem Feldherrn von Bülow's Art und Verdienſt ſein müßte, mitten im Zuge zu neuen Thaten gehemmt zu werden und auf dem unergiebigen Kriegsſchauplatz unſelbſtſtändig verweilen zu ſollen. Bülow jedoch war auf's äußerſte gekränkt und empört, nicht gegen den Herzog, der an dieſen Dingen nicht ſchuld war, aber gegen das große Hauptquartier, wo man zum Schaden der großen Sache ohne Sinn und Urtheil ſolche Mißverhältniſſe anordne. Da er keineswegs geſonnen war, den etwanigen weiteren Anforderungen des Herzogs nachzugeben, vielmehr beſchloſſen hatte ſeinen Weg nach Frankreich fortzuſetzen, ſo hielt er ſich fortan möglichſt von ihm entfernt und mied jede nähere Verbindung.

So zwiſchen entgegengeſetzten Anſprüchen, vom Kronprinzen von Schweden noch keineswegs losgelaſſen, von Blücher herbeigerufen, Wintzingerode's und nun auch des Herzogs von Weimar ſich erwehrend, wußte Bülow ſich durch Muth und Geſchicklichkeit frei und ſelbſtſtändig zu erhalten, und grade das zu thun, was der Sache ſelbſt und ſeinem eignen, ſtets auf das Beſte der Sache gerichteten Sinn am meiſten angemeſſen war. Er ſetzte den Marſch zu Blücher fort.

Vorſtell war inzwiſchen über Brüſſel gegen Hall vorgerückt, hatte die Nachhut Maiſon's, der ſich über Ath nach Tournay zog, lebhaft verfolgen laſſen, rechtshin Gent beſetzt und linkshin die Verbindung mit Wintzingerode angeknüpft; dieſer marſchirte ſüdlich über Namur und Charleroi, ſeine Vorhut unter Tſcherniſcheff weit voraus gegen Avesnes.

Bülow zog am 8. Februar unter feſtlichem Empfang in Brüſſel ein, und vereinigte hier alle noch zurückgebliebenen Theile ſeines Heertheils. Er übte gleich hier eine Handlung aus, die ganz der Selbſtſtändigkeit entſprach, welche er behaupten wollte; er ernannte den Oberſten Grafen von Lottum zum Militairgouverneur von Brüſſel. Als der Herzog von Weimar mit ſeinem Hauptquartier gleichfalls am 8. in Brüſſel eintraf, war er etwas verwundert, daß ihm hierin vorgegriffen worden, allein aus Achtung für Bülow anerkannte er deſſen Ernennung, und begnügte ſich ſeinerſeits den Herzog von Urſel zum Zivilgouverneur zu ernennen. Alle Reibungen und Widerſtreite ließen ſich jedoch nicht vermeiden, und Bülow blieb während der vier Tage, die er in Brüſſel verweilte, in ſehr übler Laune und gereizter Stimmung, die ſich gewaltſame Ausbrüche nicht verſagte. Der Herzog von Weimar ſandte eines Tages einen ſeiner Adjutanten an ihn mit einem Schreiben; Bülow las das Blatt flüchtig und legte es bei Seite; plötzlich fragte er mit ſchnödeſter Schärfe: „Wo iſt denn der . . . . Bernadotte?“ Der Adjutant, überraſcht durch die unvermuthete Frage, erwiederte feſt und kalt, daß er von dem Kronprinzen von Schweden nichts wiſſe, und nur beauftragt ſei, über den Inhalt des Schreibens, falls es verlangt würde, mündliche Auskunft zu geben, worauf Bülow ſchwieg. Er mochte gleich an einem hohen Beiſpiele haben zeigen wollen, wie viel er ſich um ſolche Befehlshaber kümmere, die er nicht berechtigt glaubte, oder die ihm nicht gefielen. —

Borſtell erhielt Befehl, den Feind bei Tournay durch den Oberſten von Sydow mit ſeiner Abtheilung beobachten zu laſſen, mit ſeinen übrigen Truppen aber auf Mons zu marſchiren. Immerfort wurden Streifſchaaren ausgeſandt und kleine Gefechte geliefert, bei denen Offiziere und Soldaten ſich auszeichneten, unter anderen ſchlug der Lieutenant von Corſepp mit 18 Uhlanen einen überlegenen Feind, und brachte Gefangene und Beute zurück.

Bülow verlegte am 13. Februar ſein Hauptquartier nach Braine-le-Comte, am 16. nach Mons. Hier ſah er ſich veranlaßt, wegen ſeines weiteren Abmarſches dem Herzog von Weimar beſtimmte Vorſchläge zu machen, wozu mehr die Lage der Sachen, als perſönliche Rückſichten ihn bewog. Er ſah wohl ein, daß der Herzog, bevor die rückwärtigen Truppen ſeines Heertheils angelangt waren, gegen Maiſon's und Carnot's vorauszuſetzendes Zuſammenwirken allerdings einen harten Stand haben konnte, und er hielt es daher für ſeine Pflicht, ihm einige Verſtärkungen zurückzulaſſen; zuvörderſt überlies er ſeine Koſakenregimenter dem Herzog, welcher deren gar keine hatte, ſodann ſollte Borſtell mit einigen ſeiner Truppen ſtehen bleiben, was dieſem ſehr genehm war. Bülow meinte zwar nur einige Bataillons, allein der Herzog befahl darauf Borſtell'n mit ſeiner ganzen Brigade zurückzubleiben, und entzog dadurch Bülow'n 8000 Mann und 1400 Pferde. Ob dies friedlich zur Ausführung gekommen wäre, wenn nicht eine neue Widrigkeit ſich eingefunden hätte, läßt ſich ſehr bezweifeln; allein das Maß der Heimſuchungen war noch nicht voll!

Auch der Kronprinz von Schweden, der mit ſeinen ſchwediſchen Truppen am 11. Februar in Köln eingetroffen war, glaubte das Band ſeines Oberbefehls, das bisher lang nachſchleppte und nur noch locker anhing, wieder ſtraffer ziehen zu dürfen, und Bülow erhielt in Mons von ihm den beſtimmten Befehl, ſeine Truppen daſelbſt zuſammenzuziehen und hier bis auf weiteres ſtehen zu bleiben. Das war ihm zu toll. Er fühlte, dieſes Gewirr verſtrickender Fäden mußte zerhauen werden. Geſtützt auf die aus dem großen Hauptquartier ihm zugewieſene Beſtimmung, ſich in Frankreich dem ſchleſiſchen Heer anzuſchließen, überdies durch Wintzingerode von Blücher's in der Champagne erlittenen Unfällen benachrichtigt, beſchloß er weder um den Kronprinzen noch um den Herzog ſich weiter zu bekümmern, ſandte Blücher'n am 17. die tröſtliche Meldung, daß er eiligſt aufbreche um ſich über Laon mit ihm zu vereinigen, und trat am 18. wirklich mit allen Truppen den Marſch nach Frankreich an. Es war ein großer und edler Entſchluß, ganz aus der Sache heraus, aus hohem militairiſchen und auch vaterländiſchen Geſichtspunkt, denn in Blücher und ſeinem Heer lag Preußens beſte Kraft und Bedeutung, hier war Hülfe nöthig, alles andere wurde Nebenſache. Daß auch perſönliche Triebfedern zu Bülow's Entſchluß mitwirkten, wollen wir nicht in Abrede ſtellen, aber ſie beſtimmten ihn nicht. Seine Hülfe war nicht gering, er brachte noch immer 16,000 Mann bewährter und zu neuen Kämpfen erfriſchter Truppen.

Gegen den Kronprinzen war Bülow noch durch einen beſondern Umſtand erbittert. In Gemäßheit eines Beſchluſſes der Verbündeten, daß die ehemaligen preußiſchen Länder auf dem linken Rheinufer einſtweilen wieder als preußiſche zu behandeln ſeien, hatte Bülow, der auf jeden Vortheil Preußens aufmerkſam war, nach Kleve und Meurs einige ſeiner Offiziere geſandt, um Freiwillige aufzurufen und die Errichtung von Landwehr zu betreiben. Als der Kronprinz am Niederrhein ankam, mißbilligte und verbot er dieſe Anordnung und ſchickte die beauftragten Offiziere augenblicklich fort. Er ſagte, es ſei wider die Verträge, wobei nicht recht klar wurde, welche Verträge er eigentlich hier meinte.

Von der Stimmung Bülow's und ſeiner Umgebung berichtet uns ein franzöſiſcher Oberſt Hugues, der aus der Kriegsgefangenſchaft mit beſondrer Erlaubniß des Kronprinzen heimkehrend an denſelben Tagen wie jener in Mons war. Am 17. Februar, erzählt er, gaben einige ſeiner Offiziere zur Nachfeier ſeines Geburtstages ihm ein Feſt im Gaſthof zur Krone, wo Toaſte auf einen eben erfochtenen Sieg bei Soiſſons, auf den baldigen Einzug in Paris, ausgebracht wurden. Bülow ſelbſt verkündigte die Siegesnachricht, erklärte daß Bonaparte'n nichts übrig bleibe, als ſich um nicht gehängt zu werden eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen; den Kronprinzen nannte er wetterwendiſch, unzuverläſſig, eben ſo unfähig zum Kriegsbefehlshaber als zum Herrſcher, bei Leipzig habe man ihn nur einen Augenblick geſehen, und er ſei im Grunde nur hinderlich geweſen. Die Offiziere ſtimmten ſolchen Worten lebhaft bei, und überboten ſie noch. Wurde dergleichen, wie es nicht fehlen konnte, weiter bekannt und durch Ohrenbläſer da wo es am ſchlimmſten war hingetragen, ſo konnten freilich nur Haß und Zwietracht dadurch genährt und geſteigert werden!

Ueber Pont-ſur-Sambre, wo zuerſt der altfranzöſiſche Boden betreten wurde, gelangte Bülow, nachdem er auf Nebenwegen die Feſtung Maubeuge umgangen hatte, am 20. Februar in La-Capelle wieder auf die große Straße. Durch verſchiedene Vorgänge veranlaßt, denen er im Beginn Einhalt thun wollte, erließ er hier folgenden ſtrengen Tagesbefehl: „Mit dem höchſten Mißvergnügen erfahre ich ſo eben, daß von einzelnen Individuen des Korps die abſcheulichſten Erpreſſungen und Unordnungen begangen worden ſind, die eben ſo ſehr dem Willen Seiner Majeſtät des Königs unſres Herrn widerſprechen, als den preußiſchen Namen entehren. — Es iſt nicht mein Wille, daß die Truppen meines Armeekorps Mangel leiden ſollen, vielmehr ſoll für ihre gute Verpflegung auf ordnungsmäßige Weiſe, alle mögliche Sorge getragen werden, aber ich will auch nicht dulden, daß ſein Waffenruhm durch ſchändliches Betragen einiger Einzelnen leiden und dem erhabenen Willen unſeres Monarchen zuwider gehandelt werden ſoll. — Wir rücken nicht in dieſes Land um eine unedle Rache zu üben, wir führen nur Krieg gegen denjenigen, der die beklagenswürdigen Einwohner deſſelben eben ſo und noch unglücklicher gemacht hat als uns. Dieſes ſoll und muß den Soldaten wohl eingeprägt werden. Mein unterhabendes Korps hat bisher gegen alle übrigen den großen Vortheil genoſſen, noch nie Mangel gelitten zu haben; nur Erhaltung der Ordnung kann uns dieſen Vortheil ſichern. — Dieſe Gründe, vorzüglich aber das Geſchehene, veranlaſſen mich hierdurch zu erklären: 1. daß jeder, der durch Bedrückung oder thätliche Mißhandlung der Einwohner ſich zum gemeinen Räuber herabwürdigt, mit dem Tode beſtraft und aus den ehrenhaften Reihen der Preußen vertilgt werden ſoll. 2. Sobald von einem Regiment oder Bataillon dergleichen Exzeſſe bekannt werden, ſo wird der Kommandeur deſſelben ſofort und ohne weitere Rückſicht arretirt. Mehrfache Vorfälle ähnlicher Art bei einem und demſelben Regiment werden mich bewegen, den Kommandeur als unbrauchbar Seiner Majeſtät dem Könige zu melden. 3. Die Herren Brigade-Chefs ſind in gleicher Art verantwortlich, daß in allen ſolchen Fällen in dieſer Art verfahren und keiner unterdrückt oder überſehen wird. 4. Der Major von Tuſchen, Befehlshaber der Gendarmerie des Korps iſt in Gemäßheit dieſes Parolebefehls inſtruirt; er wird Verſtärkung erhalten, und jeden Nachzügler, der ſich gewaltſame Erpreſſungen zu Schulden kommen läßt, ohne weiteres erſchießen laſſen. — Ich hege das Vertrauen zu den Herren Brigade-Chefs und Kommandeurs, daß ſie mich mit allem Eifer darin unterſtützen werden, um die Ehre und den Ruhm unſrer Waffen, die durch ähnliche Vorfälle ſo ſehr leiden, aufrecht zu erhalten, und diejenigen Uebel zu vermeiden, die aus einer zweckloſen Erbitterung der Einwohner entſtehen können.“

Am 24. Februar erreichte Bülow die Stadt Laon, während Wintzingerode in Rheims ſtand. Die Truppen bezogen ausgedehnte Quartiere, der beſſeren Verpflegung wegen. In Erwartung näherer Nachrichten von Blücher, der ſich von ſeinen bei Montmirail, Champaubert und Etoges erlittenen Unfällen ſchnell erholt und wieder ſüdwärts dem großen Heere genähert hatte, mußte man fürerſt hier ſtehen bleiben. Soiſſons, von den Ruſſen früher genommen, war von Wintzingerode dann wieder geräumt, von den Franzoſen am 19. Februar auf's neue beſetzt worden, und eine ſtarke franzöſiſche Macht ſchien ſich hier zuſammenzuziehen. Napoleon ſelbſt hatte ſich ſüdwärts gewendet, die Verbindung Wintzingerode's mit Blücher war für den Augenblick unterbrochen. Bülow befahl unterdeſſen den Angriff auf Lafère, den Sammelplatz großer Vorräthe von Geſchütz, Munition und Kriegsgeräth aller Art. Thümen rückte mit 2 Bataillons, 12 Kompanieen Füſiliere, 4 Schwadronen, 1 leichten Batterie, 2 Zehnpfündern und 6 ruſſiſchen Haubitzen oder ſogenannten Einhörnern am 27. Februar vor die Feſtung, die Füſiliere nahmen ſogleich die Vorſtadt ein und das aufgepflanzte Geſchütz eröffnete ſein Feuer. Von den Wällen wurde gut geantwortet, auf die anrückenden Bataillone mit Kartätſchen geſchoſſen. Bülow hatte befohlen, dem Angriff eine Aufforderung zur Uebergabe vorangehen zu laſſen, Thümen verſuchte ſie erſt nach 2 Stunden nutzloſen Kanonirens, ſie gelang über Erwarten, der eingeſchüchterte Kommandant übergab den Platz mit allen Vorräthen, anderthalb Millionen an Werth.

Der General von Tettenborn, mit ſeiner fliegenden Schaar kühn und geſchickt in das offene Land vordringend, meldete zuerſt Blücher's abermaliges Vorgehen auf Meaux und Paris, eben ſo wie das Nachrücken Napoleons, der mit ganzer Macht ihm auf den Ferſen folgte; und deſſen Marſch jener durch ein ſcharfes Gefecht am 28. Februar bei Fère-Champénoiſe glücklich entdeckte. Bülow erkannte, daß Blücher mit ſeinen tapfern aber durch die früheren Unfälle geſchwächten Truppen in Gefahr ſei erdrückt zu werden, wenn in der Front die Marſchälle Marmont und Mortier und im Rücken Napoleon ſelbſt ihn mit aller Kraft angriffen; er war ſogleich feſt entſchloſſen, zu deſſen Rettung und Hülfe das Aeußerſte zu verſuchen. Man konnte vorausſetzen, und wußte es auch bald, daß Blücher dem Stoße Napoleons glücklich über die Marne ausgewichen war, jetzt kam es vor allem darauf an, ihm den Rückzug über die Aisne und auf die beiden jetzt ebenfalls ſeinem Oberbefehl untergebenen Heertheile Wintzingerode und Bülow zu ſichern, mit denen vereinigt er eine Schlacht liefern konnte. Bei der noch unvollkommenen Kenntniß der weiten Gegend, die hier in Betracht kam, mußte man den Beſitz von Soiſſons für die wichtigſte, wohl gar einzige Sicherung dieſes Rückzugs halten. Bülow beſchloß den feſten und mit alten polniſchen Truppen wohlbeſetzten Platz unverzüglich anzugreifen und nöthigenfalls mit Sturm zu nehmen, rückte am 2. März von Anizy-le-Chateau auf dem rechten Ufer der Aisne gegen Soiſſons, während Wintzingerode auf dem linken Ufer von Fismes her daſelbſt eintraf. Zahlreiches Geſchütz wurde aufgepflanzt, die ſtarke Truppenmacht gezeigt, die Sturmkolonnen gebildet; nachdem aber Bülow einige Stunden ſeine Batterieen heftig hatte feuern laſſen, bedachte er wie zweifelhaft der ſchnelle Erfolg eines allgemeinen Angriffs und mit wie großen Opfern er verbunden ſei, daß man nicht wiſſen könne, ob nicht inzwiſchen der Angriff Napoleons ſich hieher ziehen und dann die größte Verwirrung entſtehen werde, wenn Soiſſons noch nicht genommen ſei. Aus dieſen Gründen kam er mit Wintzingerode überein, vorher den Weg der Unterhandlung zu verſuchen, und dem Kommandanten die beſten Bedingungen zuzugeſtehen, wenn nur der Beſitz von Soiſſons augenblicklich dadurch erlangt würde. Beide ſandten daher Offiziere an den Kommandanten General Moreau, der ſich auf die Vorſchläge einließ, freien und ehrenvollen Abzug mit 6 Kanonen erlangte, und die Stadt am 3. Nachmittags zu übergeben verſprach.

Am 3. März erhielt Bülow aus Oulchy-le-Chateau vom 2. März ein von Blücher unterzeichnetes Schreiben folgenden Inhalts: „Euer Exzellenz habe ich die Ehre zu benachrichtigen, daß ich die ſichere Nachricht erhalten habe, daß der Kaiſer Napoleon von Arcis kommend den 25. durch Sezanne an der Spitze ſeiner Garden defilirt iſt. Nach einer andern Nachricht iſt er auf der Straße nach Montmirail marſchirt, und man hat am 1. Abends bedeutende Wachtfeuer auf dieſer Straße nach La-Ferté zu entdeckt. Es iſt daher ungewiß, ob er bei La-Ferté-ſous-Jouarre, Chateau-

Thierry oder Meaux die Marne paſſiren wird. — Aus dieſen Gründen habe ich heute die Armee bei Oulchy-le-Chateau konzentrirt, um mich dem Korps Euer Exzellenz und des Generals von Wintzingerode zu nähern, und ſo eine große Schlacht liefern zu können. — Der Major von Brünneck, den ich vorgeſtern, den 28. v. M., an Euer Exzellenz geſchickt habe, wird hoffentlich angekommen ſein, und Hochdenſelben die Königliche Kabinetsordre, wonach Hochdero Korps und das des Generals von Wintzingerode mit der ſchleſiſchen Armee für jetzt vereinigt ſind, überbracht haben. — Die Euer Exzellenz damals aufgegebene Bewegung auf Villers-Cotterets und Dammartin gegen Paris kann nicht mehr ſtattfinden, da es darauf ankommt, daß Euer Exzellenz ſich mit mir vereinigen. Deßwegen erwarte ich ſchleunige Nachricht, wo Hochdieſelben ſich befinden, um Euer Exzellenz weitere Anweiſung geben zu können. — Auch wünſche ich zu wiſſen, wo in der Nähe von Soiſſons ſich Brücken über die Aisne befinden, und ob man auf der Chauſſee von Oulchy nach Soiſſons bei Buſancy rechts ausbiegen und mit ſchwerem Geſchütz über dieſe Brücken gehen kann. Sollten ſie nicht vorhanden ſein, ſo könnte ich ſie durch Pontons erſetzen.“

Bülow antwortete ſogleich in größtem Dienſteifer, berichtete die geſtrigen Vorgänge und heutigen Erwartungen in Betreff von Soiſſons, und fügte dann hinzu: „Es iſt wohl keine Frage, daß auch Euer Exzellenz den ſchnellen Gewinn dieſes im gegenwärtigen Augenblicke ſo wichtigen Punktes der weit unſichern Gefangennehmung und Aufreibung der Garniſon vorziehen werden, und ich ſchmeichele mir daher, daß dieſes Ereigniß Ihnen angenehm ſein wird. — Beſonders wichtig ſcheint es mir, da man in dieſem Momente eine entfernte Kanonade hört, von der ich zwar den beſten Erfolg wünſche und hoffe, doch im entgegengeſetzten Falle würde ich nach der Beſitznahme von Soiſſons ſchnell zur Unterſtützung vorzurücken bereit ſein. — Auf jeden Fall aber werde ich noch heute eine Avantgarde unter dem Oberſten von Sydow in der Richtung gegen Villers-Cotterets verſenden. — Eine Anzahl Pontons, die in der Feſtung La Fère gefunden worden, laſſe ich hierher bringen, ſie treffen gegen Abend ein, und ſollen dazu dienen, in der Stadt oder unter den Kanonen derſelben noch eine Brücke über die Aisne zu ſchlagen und die Verbindung mit dem Gros Euer Exzellenz noch mehr zu erleichtern. Ich ſehe ſodann Hochdero ferneren Befehlen entgegen, die ich gewiß ſtets gern auszuführen bereit ſein werde. — Einige durch den aus dem Königlichen Hauptquartiere zurückgekehrten Prinzen von Hohenzollern überbrachte Depeſchen für Euer Exzellenz beeile ich mich Hochdenſelben bei dieſer Gelegenheit überreichen zu laſſen. — Es iſt mir höchſt erfreulich, aus ſeinen mündlichen Nachrichten erfahren zu haben, daß die Armee unter dem Fürſten Schwarzenberg wieder im Vorrücken begriffen iſt, welches unſerer gegenwärtigen Lage eine weit vortheilhaftere Wendung geben kann." — Wir ſehen, daß Bülow, in ein richtiges und natürliches Verhältniß geſtellt, recht gut höheren Befehlen ſich fügte, und die Pflicht militairiſchen Gehorſams willig erfüllte. Soiſſons wurde am 3. März Nachmittags wirklich den Ruſſen und Preußen übergeben, und eine ſtarke ruſſiſche Beſatzung hineingelegt. Blücher wurde davon durch Bülow ſogleich benachrichtigt.

Ueber die Wichtigkeit dieſer Uebergabe iſt gleich damals und noch lange nachher viel geſtritten worden. Es iſt ganz außer Zweifel, daß für Blücher außer Soiſſons noch andere Uebergänge über die Aisne vorhanden, und dieſe den Führern des ſchleſiſchen Heeres auch wohlbekannt waren, daher ſie durchaus in keiner Verlegenheit ſein konnten, ihren Rückzug hinter dieſen Fluß, auch wenn Soiſſons nicht offen ſtand, mit Sicherheit auszuführen; er wurde jedoch weſentlich dadurch erleichtert. Wenn Bülow anfangs der Meinung war, Blücher wäre ohne die Uebergabe von Soiſſons verloren oder doch in größter Bedrängniß geweſen, und dies auch in einem erſten eiligen Bericht an den König angedeutet hat, ſo iſt das ſehr verzeihlich; die genauere Kenntniß der Thatſachen muß ihn auch bald enttäuſcht und das Wahre, welches denn doch der ganzen Vorſtellung zum Grunde liegt, auf ſein richtiges Maß zurückgeführt haben. Indeß behauptete ſich unter den Offizieren der Bülow'ſchen Truppe lange Zeit das Gerede, die Uebergabe von Soiſſons habe das ſchleſiſche Heer wunderbar vom Untergange gerettet, und dies war für das Blücher'ſche Hauptquartier ſo empfindlich, daß man nicht nur laut widerſprach, ſondern auch nach dem Urſprunge des Gerüchtes forſchte, den man ſpäter denn allerdings in dem erwähnten Berichte Bülow's finden wollte. Müffling aber ſagt hierüber: „Man hatte zur Unterhandlung einen Mann gebraucht, der in dem Ruf eines ſich ſelbſt überſchätzenden Windbeutels ſtand, und deſſen Anſicht, als ob er etwas ganz Außerordentliches gethan hätte, durch die hervorgerufene Meinung unterſtützt wurde, als ſei er der Erretter des Feldmarſchalls geweſen.“ Reiche ſagt außerdem, daß der ruſſiſche von Wintzingerode geſandte Unterhändler ſchon vor dem preußiſchen die Uebergabe erlangt, die Beredtſamkeit des letzteren alſo dabei nichts mehr habe thun können. —

Blücher bedurfte nun der Brücken nicht mehr, die er bei Bailly und Venizel über die Aisne wollte ſchlagen laſſen, und nahm nun die Richtung auf Soiſſons. Am 4. März erfolgte die Vereinigung Blücher's mit Wintzingerode und Bülow; die 4 Heertheile Blücher's zählten etwa 63,000 Mann, Wintzingerode's Heertheil 30,000, der Heertheil Bülow's 16,000 Mann. Eine ſolche Macht von mehr als 110,000 Mann durfte nicht weiter zurückgehen, man war entſchloſſen, dem Angriff Napoleons Stand zu halten. —

Alle die als Augenzeugen dieſes Ereigniß der Vereinigung beider Heermaſſen mit angeſehen haben, ſind einſtimmig in Schilderung des mächtigen Eindrucks, den der verſchiedenartige Anblick der hier zuſammenkommenden Truppen ſowohl auf ſie ſelbſt als auf ihre Befehlshaber machte. Das Blücher'ſche Heer war durch die unaufhörlichen angeſtrengten Märſche, durch die zahlreichen blutigen Gefechte und durch die ärgſten Entbehrungen ſehr zuſammengeſchmolzen, Menſchen und Pferde durch die raſtloſen Beſchwerden ganz erſchöpft, die Leute verhungert, abgeriſſen, zum Theil ohne Schuhe, ohne brauchbare Waffen ſogar, denn nirgends war Zeit oder Gelegenheit zur Ausbeſſerung oder zum Umtauſch geweſen, hingegen ſahen die Bülow'ſchen Soldaten ſchmuck und glänzend aus, wohlgenährt, wohlbekleidet, auf's beſte gerüſtet. Unwillkührlich mußte man an Friedrich den Großen denken, der bei ähnlichem Zuſammentreffen der von ihm herbeigeführten ſchlechtausſehenden Leute mit den ausgeruhten des Generals Grafen von Dohna ſich nicht enthalten konnte zu dieſem zu ſagen: „Ihre Leute haben ſich ſchön geputzt, die meinigen ſehen aus wie die Grasteufel, aber ſie beißen!„ Die gutausſehenden — hier wie dort — biſſen zwar auch, und nicht weniger ſcharf als die anderen; aber läugnen ließ es ſich nicht, daß das ſchleſiſche Heer mit ſeiner angeſtrengten Thätigkeit, ſeinem unaufhörlichen Drauflosgehen, ſeiner ſchonungsloſen Selbſtopferung, die eigentliche Triebkraft des ganzen Krieges war, und daß ohne dieſe gewaltſame Verwendung der Krieg längſt ermattet und in bedenkliche Friedenswege eingelenkt, oder wenigſtens nicht hier in Frankreich geführt wäre. Dieſe Betrachtung war indeß nicht die nächſte, welche ſich den Truppen aufdrängte, ſie wurde erſtickt oder zurückgedrängt durch den vorherrſchenden Eindruck des wilden, abſchreckenden, jammmervollen Anblicks. Hören wir Müffling erzählen: „Als der Feldmarſchall“, ſagt er, „in Soiſſons ſeine Truppen bei ſich vorbeimarſchiren ließ, und Bülow an ſeiner Seite ſtand, war ich zugegen. Unſre Leute ſahen merkwürdig aus. Vom Biwakrauch geſchwärzte magere Geſichter, dem Luxus des Raſirmeſſers ſeit langer Zeit entfremdet aber mit dem Ausdruck der Energie und körperlichen Kraft, in zerſetzten Mänteln, kümmerlich geflickten Hoſen, unangeſtrichenem Lederzeug und unpolirten Waffen. Die Kavallerie auf magern ungeputzten, aber wiehernden Pferden, — alles in ächt kriegeriſcher Haltung. Meine Augen wendeten ſich immer unwillkührlich auf Bülow und ſeine Umgebungen, in deren Geſichtern ich um ſo mehr glaubte leſen zu können, was in ihrem Innern vorging, als ich ſo eben einem Truppentheil des Bülow'ſchen Korps begegnet war, in glänzend ſchöner neuer Uniform, weiß und rothbäckig, mit zierlich gekräuſelten Locken und blinkenden Waffen. „Den Leuten wird einige Ruhe wohlthun,“ ſagte Bülow mit großem Ernſt von unſern zerlumpten Soldaten, und das mochte in ſeinem Innern ohngefähr heißen: „Alſo ſo ſollen meine Leute auch bald ausſehen!“ Von ſeinen Umgebungen verlautete mehr. — Auch ich war mit einigen ſolchen Phraſen regalirt worden, allein damit war es auch abgemacht, weil ich den Satz aufſtellte, daß die rothbäckigen ſchmucken Jünglinge des Bülow'ſchen Korps noch viel zu thun hätten, bis ſie unſern zerlumpten Soldaten der ſchleſiſchen Armee, aus denen der Wind ſchon alle leichte Spreu geſichtet habe, gleichkommen würden!“ Die mißliebigen Ausdrücke Müffling's ſind aber in Betreff der Bülow'ſchen Soldaten eben ſo ungerecht und fehlgehend, als die der Gegner über die Blücher'ſche Kriegsführung, und nur der bittern Unzufriedenheit des bis an ſein Lebensende mißvergnügten Autors beizumeſſen. —

Das erſte Begegnen Bülow's und Wintzingerode's mit Blücher war kalt und fremd, aber die gemüthlich-derbe Art des letzteren, und ſelbſt die Erkrankung, unter der man ihn leiden ſah, milderten die Verſtimmung; er hieß Wintzingerode'n als tapfern Haudegen willkommen, und beglückwünſchte Bülow'n wegen ſeiner herrlichen Kriegsthaten, indem er ſich ſelbſt als einer, der kürzlich die ſchönſten Schmiere bekommen, munter mit ihm verglich. Wenn Bülow's Umgebungen, wie Müffling erzählt, ihren nie geſchlagenen Feldherrn über den eben geſchlagenen Blücher erheben wollten, ſo hatte Blücher ihnen den Tadel, der ihn treffen konnte, durch ſein freies Bekenntniß ſchon vorweggenommen. Anders war es mit Gneiſenau, er und Bülow ſtießen einander entſchieden ab, zwiſchen beiden war und entſtand kein freundliches Vernehmen. Bülow ſah auch hier die alten Waffengefährten Yorck und Kleiſt wieder; die ſchon Mißvergnügten wurden durch ihn, der nun gleich ihnen dem alten Blücher, oder vielmehr, was man leicht durchſchauen konnte, den ihn bei ſeinem Krankheitszuſtande leitenden Männern gehorchen ſollte, noch mehr aufgereizt. „Was ſeid Ihr für Kerls“, rief Bülow beim erſten vertraulichen Zuſammenſein den alten Kammeraden zu, „daß Ihr Euch von den Untergeordneten des Hauptquartiers, von dem verbrannten Gehirn Gneiſenau, von dem ..... Geſicht Müffling, von dem Grolman und wie ſie alle heißen, befehlen und verbrauchen laßt?“ Yorck wollte zuerſt auffahren und ſich dergleichen verbitten, ſtimmte aber bald mit ein, und wurde nun noch heftiger als Bülow. Dagegen war das Wiederſehen Gneiſenau's und Boyen's überaus herzlich und vertraulich, ſie fanden ſich durch Geſinnung und Anſichten innig vereint, und Boyen gewann großen Einfluß auf Gneiſenau. Dabei blieb das gute Vernehmen Boyen's mit Bülow ungetrübt, und dieſer verargte ihm nicht ſeine entſchiedene Hinneigung zu Gneiſenau; frei, wie er ſich ſelbſt in Meinungen und Urtheilen hielt, ließ er auch Andere ſein.

Doch dieſe perſönlichen Beziehungen waren fürerſt Nebenſache, der heranrückende Feind ſpannte jede Aufmerkſamkeit, nöthigte zu den ſchleunigſten Anſtalten. Auf der Hochfläche zwiſchen der Aisne und der ihr nördlich gleichlaufenden Lette wollte Blücher eine Schlacht liefern; die Senkung des Bodens ſüdlich zur Aisne, ſehr ſteil und durchſchnitten, bot eine ſchwer angreifbare Stellung. Vor allem aber mußte den Truppen, wenn der Feind es erlaubte, eine Erholungsfriſt gewährt werden, deren ſie um ſo mehr bedurften, als die Verpflegung ſehr mangelhaft war, und vom Lande geleiſtet werden mußte. Bülow's Truppen lagerten nordweſtlich von Soiſſons bei Loiry,* und ſchickten Streifſchaaren vorwärts in den Landſtrich zwiſchen der Seine und Oiſe. Bülow vermuthete den Feind keineswegs von dieſer Seite her, doch da Wintzingerode, der auf den Höhen hinter Bailly den linken Flügel der Stellung bildete, wiederholt verſicherte, auf ſeiner Seite zeige ſich die Stärke des Feindes nicht, ſo mußte die Aufmerkſamkeit ſich vorzugsweiſe auf die rechte Seite wenden; allein der Feind kam dennoch von der linken, von Rheims her. Während ſeines Heranmarſches hatten die Truppen am 4. März einige Raſt.

Am 5. März griffen die vereinigten Truppen Marmont's und Mortier's die Vorſtädte von Soiſſons heftig an, die Ruſſen unter dem General Rudzewitſch vertheidigten die Stadt mit großer Tapferkeit, aber auch mit bedeutendem Verluſt. Noch am 6. früh erneuerten die Franzoſen den Angriff, als ſie jedoch keinen Erfolg ſahen, zogen ſie rechts ab, um ſich den von Napoleon herbeigeführten Truppen anzuſchließen, die vereinigte Macht rückte in der Richtung auf Laon vor. Blücher zog am 6. ſeine Truppen bei Laffaux zuſammen und marſchirte linkshin dem Feind entgegen, um demſelben auf dem Zuge von Rheims nach Laon eine Schlacht zu liefern. Woronzoff hielt mit dem Fußvolk Wintzingerode's die Höhen von Craonne beſetzt, während Wintzingerode ſelbſt mit 10,000 Reitern und 60 reitenden Kanonen rechtshin zurück bei Filain ſtand. Bülow erhielt den Befehl, von Loiry ſchleunigſt aufzubrechen und eine Stellung bei Laon zu nehmen, wohin auch die Beſatzung von Soiſſons abzog, welches dem Feinde für den Augenblick überlaſſen wurde. Wintzingerode mit ſeiner Reiterei ſollte während der Nacht eiligſt über die Lette gehen um bei Fétieux die Straße von Laon auf Rheims zu gewinnen und über Corbény dem Feind in den Rücken zu fallen; allein er ſtand am 7. Morgens, wo er ſchon ſeine Beſtimmung erreicht haben ſollte, noch dicht bei Filain in Chevregny, er ſelbſt hatte geſchlafen, die ſchon weit vorſtehende Reiterei hatte mehrere Meilen zurückmarſchiren müſſen um bei Chevregny über die Lette zu gehen, die ſchmalen Wege hinderten, es gab nur die eine Brücke, alle Anſtalten waren verſäumt; die erwartete Schlacht war nun in der gewünſchten Weiſe nicht mehr möglich, es wurde daraus das blutige Treffen am 7. bei Craonne, wo Napoleon die Ruſſen unter Woronzoff und Sacken zurückdrängte. Die Heertheile York, Kleiſt und Bülow hatten nicht zur Unterſtützung rechtzeitig herbeikommen können, Bülow'n ſollte der Befehl zum Vorrücken noch auf dem Marſche treffen, allein er empfing ihn gar nicht. Doch war er perſönlich in Begleitung Reiche's und anderer Offiziere vorgeritten, und ſah bewundernd die ausdauernde Tapferkeit der Ruſſen, die hier allein kämpften und einen Verluſt von 6000 Mann erlitten.

Dieſes mißrathene Treffen, welches keinen Zweck und Erfolg hatte, als daß dem Feinde der Boden eine Zeitlang ſtreitig gemacht und mit ungeheuren Opfern die ruſſiſche Tapferkeit bewährt worden, erregte großes Mißvergnügen ſowohl bei den Ruſſen als bei den Preußen. Der Unzuſammenhang in der Leitung dieſer großen Heeresmaſſen und die Unzuverläſſigkeit mancher Ausführungen weckten düſtre Beſorgniſſe.

Mitten in dieſer Spannung herandrängender großen Ereigniſſe wurde Bülow auch von inneren Angelegenheiten heftig aufgeregt und in Anſpruch genommen. Er hatte bei dem

Abmarſche von Mons dem Herzog von Weimar einige Truppen von Borſtell's Brigade willig zurückgelaſſen, der Herzog aber Borſtell'n befohlen mit der ganzen Brigade dazubleiben und Borſtell ſich dazu gern verſtanden, ſo daß dieſer nun auch ſich weigerte, dem entſchiednen Befehl Bülow's, der ihn ſogleich abmarſchiren hieß, zu gehorchen, indem er ſich darauf berief, daß nicht nur der Herzog ihm befohlen zu bleiben, ſondern auch das Wohl Belgiens es fordre. Wie Bülow dieſen unerwarteten Widerſpruch und Ungehorſam aufnahm, erſehen wir aus ſeinem nachfolgenden am 7. März aus Laon an Borſtell gerichteten Schreiben: „Um über das Verfahren Euer Exzellenz abſprechen zu können, bedarf es nur der Frage, weſſen Befehle Sie Folge leiſten müſſen, dem des preußiſchen Generals, bei deſſen Armeekorps Sie von Seiner Majeſtät dem Könige angeſtellt, oder dem einer fremden Macht dienenden Generals? Nur politiſche Rückſichten, nämlich die Verhältniſſe des Herzogs zu dem Kaiſer von Rußland und die Verbindung unſers Königs mit dieſem, halten mich zurück, mich derjenigen Mittel zu bedienen, die mir zu Gebote ſtehen, um meinen Befehlen die gehörige Folgeleiſtung zu verſchaffen. Offen muß ich Ihnen, bei aller Achtung und Freundſchaft, die ich auch ſonſt gegen Sie hege, geſtehen, daß nur jene Rückſichten mich abhalten, daß ich nicht einen meiner übrigen Generale abſende, um Sie zu arretiren, Ihre Brigade unter ſein Kommando zu nehmen, und mit derſelben hierher abzumarſchiren. Euer Exzellenz glauben, das Wohl Belgiens erfordere, daß Dero Brigade dort zurückbleibe? Das Schickſal Belgiens ſo wie Europa's wird hier im Innern Frankreichs entſchieden, eine entſcheidende Schlacht entſcheidet wahrſcheinlich über alles, und auch ob Belgien frei oder nicht frei bleibe, hier alſo muß mit aller Kraft gewirkt werden, was in Belgien geſchieht, ſind nur Nebendinge. Der Herzog von Weimar mit dem ſächſiſchen Korps allein iſt hinlänglich ſtark, um ſich gegen den General Maiſon behaupten zu können. Nach des Herzogs eigner Angabe war ſein Korps 8 bis 9000 Mann ſtark, der Prinz Paul von Würtenberg hat ihm 3 bis 4000 Mann zugeführt; ich muß alſo annehmen, daß das ſächſiſche Korps

11 bis 12,000 Mann ſtark iſt, rechne ich hievon 2000 unter dem General Gablentz ab, ſo bleiben zur freien Dispoſition wenigſtens 9000 Mann; da nun, nach Dero Angabe, der General Maiſon, nachdem er alle brauchbaren Truppen aus den Feſtungen gezogen, mit 8000 Mann im Felde erſchienen, ſo iſt der Herzog mit ſeinem Korps ihm dennoch überlegen, — wo iſt denn die Gefahr, welche Belgien droht? Außerdem überließ ich dem Herzog das Hellwig'ſche Korps 800 Kombattanten ſtark, ſtellte es ihm frei noch 3 Bataillons Dero Brigade zurückzuhalten bis der General Thielmann angekommen; dies alles war mehr als hinlänglich, um das Uebergewicht über den Feind im Felde zu behalten. Beſetzte man Mons mit den 3 zurückgelaſſenen Bataillons und 2 Eskadronen, ſo war das hinlänglich um die Kummunikation zu erhalten, mit dem Uebrigen mußte man eine konzentrirte Stellung — etwa bei Ath — nehmen, aber freilich mußte man ſich nicht in einen Kordon auflöſen, wodurch man, auf allen Punkten ſchwach, auf keinem etwas Bedeutendes leiſten kann. — Wie der Friede abgeſchloſſen werden wird, und abgeſchloſſen werden kann, entſcheidet ſich vielleicht auf dieſem Punkt in dieſen Tagen, indem Napoleon uns gegenüber ſteht, und wahrſcheinlich etwas ſehr Entſcheidendes vorfallen wird, wobei ich bedauern muß, daß mir ein ſo bedeutender Theil meines Korps abgeht.“ In dieſem Schreiben kann es für Bülow'ſche, im weiteren Sinne vielleicht für deutſche Weiſe bezeichnend ſein, wie die zürnende Strenge ſich zum Eingehen in belehrende Erörterung mildert. Am folgenden Tage jedoch, dem 8. März, als die Ausſicht auf eine Schlacht am 9. ſchon entſchieden feſtſtand, ſchrieb Bülow ſogleich an Borſtell auf's neue, daß eine Schlacht am nächſten Tage bevorſtehe, und fügte hinzu: „Euer Exzellenz können nicht mehr zur rechten Zeit ankommen, um daran Theil zu nehmen, wiewohl daher Seine Exzellenz der Feldmarſchall der Natur der Dinge nach Ihre Brigade nur zu meiner Dispoſition geſtellt hat, ſo kann ich ſolche unter dieſen Umſtänden entbehren, und befehle Ihnen daher, vorläufig bei dem Herzog von Weimar zu verbleiben und unterdeſſen zur Eroberung von Maubeuge mitzuwirken.“ Zugleich ſchrieb er an den

Herzog, daß er ihm die Brigade nun noch laſſe, daß derſelbe aber kein Recht gehabt ſie zurückzuhalten, wobei er auch nicht verſchweigt, mit welcher Strenge gegen Vorſtell zu verfahren er berechtigt und entſchloſſen geweſen wäre, hätten nicht höhere Rückſichten ihn davon abſtehen laſſen. Wie bereits Bülow hatte auch der Herzog ſeinerſeits über die Sache ſchon an den König geſchrieben, und Vorſtell's Verhalten zu rechtfertigen geſucht, doch die Erörterung der unangenehmen Angelegenheit blieb unbeeilt, und der raſche Gang der Ereigniſſe führte darüber hinweg.

Willkommen war am 8. März das Eintreffen der Brigade Zielinski, die von Gorkum in ſtarken Märſchen Bülow'n gefolgt war. — Als Merkwürdigkeit verdient auch noch angeführt zu werden, daß Bülow erſt jetzt und hier die Kabinetsordre des Königs vom 7. Februar empfing, die ihn auf Veranlaſſung des Kaiſers von Rußland unter den Befehl des Herzogs ſtellte; die vom 25. Februar, welche ihn zu Blücher hinwies, hatte er ſchon am 2. März erhalten. —

Von allen Seiten zogen die Heermaſſen nun auf Laon, die Franzoſen zum Angriff, die Preußen zur Vertheidigung. Die Gegend war den Preußen günſtig; das von Hügeln und Bächen durchſchnittene Gelände der Aisne und Lette endet nordwärts in weite, fruchtbare Ebene, aus deren Mitte ſich ein alleinſtehender felſiger Berg 350 Fuß hoch erhebt; auf der unregelmäßigen Abplattung, liegt nördlich die Stadt, durch Mauern und Thürme befeſtigt, auf der ſüdlichen vorgekrümmten Spitze die Abtei Saint-Vincent; der nördliche Aufgang zur Stadt iſt ſteil, der ſüdliche Abhang von Weinbergen und deren vielen Zwiſchenmauern bedeckt. Die Vorſtädte Vaux und Saint-Marcel öſtlich und nördlich, die Dörfer Neufville und Semilly weſtlich und ſüdlich liegen am Fuß des Berges, und nehmen die Straßen von Brüſſel, Lafère, Soiſſons und Rheims auf, ſüdlich von Semilly liegt das Dorf Ardon, an welchem ein ſumpfiger Bach vorüber nach Leully und Chivi und ſodann zur Lette fließt; ein anderer Bach wendet ſich nördlich zur Serre und Oiſe. Die Ebene ſelbſt hat ſtellenweiſe Gehölz und Buſchwerk und wird hie und da von Gräben und Hohlwegen durchſchnitten. Die

Truppen wurden folgendermaßen aufgeſtellt: den rechten Flügel bildete der ſtarke Heertheil von Wintzingerode, die Mitte — Laon ſelbſt und der Berg — war von Bülow's Truppen beſetzt, den linken Flügel machten die Heertheile von York und Kleiſt, den Rückhalt die von Langeron und Sacken; ein Heer von 110,000 Mann in einer der ſtärkſten Stellungen!

Bülow hatte ſein Hauptquartier auf der Höhe von Laon; ſein ſchweres Geſchütz war auf den Abſtufungen des Berges vortheilhaft aufgeſtellt, 36 Kanonen links und rechts von Semilly, 6 andere neben Ardon. Das Fußvolk lagerte auf dem Abhang, Plänkler beſetzten die Schluchten und Vertiefungen. Der Oberſtlieutenant von Clauſewitz hielt mit 2 Bataillonen Semilly beſetzt; die Reiterei ſtand bei der Vorſtadt Vaux im Lager, ein Theil bei Neufville und bei Ardon. Dieſe Anordnungen hatte Reiche im Auftrage Boyen's getroffen und Bülow ſie genehmigt.

Schon am Abend des 8. März eröffnete der Feind den Angriff. Die Vortruppen Wintzingerode's unter Tſcherniſcheff und Benkendorf zogen ſich auf Chivi zurück, hielten aber Etouvelle beſetzt, das ihr Geſchütz gegen die franzöſiſche Reiterei und ſelbſt gegen anrückendes Fußvolk vertheidigte. In der Nacht um 2 Uhr verſtärkte Ney den Angriff und drängte die Ruſſen beim Anbruch des Tages auf Semilly zurück, denen der General Belliard mit Reiterei auf dem Fuße folgte, doch Bülow's gutgeſtellte Batterieen empfingen ſie mit Kartätſchen, und ſie wich eiligſt aus dem Bereich der Kanonen zurück. Bülow unterſagte die Verfolgung, ſowohl um den Vortheil der Stellung nicht aufzugeben als auch um die Truppen nicht voreilig zu verwenden.

In der Nacht hatte es gefroren, der Boden war weithin weiß von Schnee und Reif, und ein dicker Nebel deckte die ganze Landſchaft. Die Truppen hatten ſehr von der Nachtkälte gelitten und um ihre Lagerfeuer zu unterhalten die Vorſtädte Vaux und Saint-Marcel faſt ganz abgedeckt. Der 9. März war ſchon lange angebrochen, ehe der Nebel ſich lichtete und die Gegenſtände unterſcheiden ließ. In tiefſter Stille ließ Napoleon ſeine Truppen zwiſchen Leully und

Clacy zu beiden Seiten der Straße von Soiſſons aufmarſchiren und frühmorgens durch Ney den Angriff eröffnen. Der General Boyer drang mit ſeiner Diviſion gegen Semilly vor. Hier hatte Clauſewitz die Straßen und Häuſer verrammelt, in die Mauern Schießſcharten brechen und alles zur hartnäckigſten Gegenwehr einrichten laſſen. Um 9 Uhr begann ein heftiges Kanonenfeuer, während deſſen zwei feindliche Kolonnen ganz nah herankamen; die linke wurde durch ein mörderiſches Bataillonsfeuer augenblicklich gehemmt, die andere aber drang in das Dorf, das ſehr weitläufig und mit 2 Bataillonen zu ſchwach beſetzt war, doch Thümen ſandte 2 friſche Kompanieen, und der Feind wurde völlig zurückgeworfen. Aber die franzöſiſchen Plänkler niſteten ſich in den nahen Gräben und Vertiefungen ein, und ſetzten den ganzen Tag ihr ſcharfes Feuer fort, auch wurden die Verſuche in das Dorf einzudringen mehrmals wiederholt, der Feind gelangte jedoch immer nur an die erſten Häuſer, und wurde dann ſtets zurückgeſchlagen. Bülow ſandte 2 Bataillons zur Verſtärkung, von denen das eine als Rückhalt hinter Semilly ſtehen blieb; ſo verſtärkt blieb Clauſewitz im ſichern Beſitz des Orts.

Weiter rechts hatte der Feind im Nebel die preußiſchen Schützen in Ardon überfallen und verfolgte ſie bis zum Fuße des Berges. Zahlreiche Plänkler drangen in die Weinberge vor und ſuchten verwegenen Muthes den Abhang zu erſteigen, auf deſſen Höhe ſich die preußiſchen Generale befanden. Bülow ſah ihrem Treiben eine Weile mit Neugier zu, dann ſandte er eine Kompanie Füſiliere gegen ſie, die ſie den Abhang ſchnell wieder hinab jagten. Karl von Raumer ſagt von dieſem Vorgang in ſeinen Erinnerungen: „Das Hauptquartier war an dieſem Tage auf dem Berge von Laon, bei einer Windmühle, von wo das Schlachtfeld zu überblicken war. Kanonenkugeln, welche uns dort begrüßten, zogen manchen Streifen im Schnee. Die Generale ſaßen in dieſer ſeltſamen Schlacht auf Stühlen, zu Blücher und Gneiſenau geſellten ſich Bülow und der Chef ſeines Generalſtabs Oberſt Boyen. Dieſe letztern ſah ich hier zum erſtenmale. Bülow hatte ein ſehr beſcheidenes Aeußere, man hätte in ihm eher den Schüler des trefflichen Muſikers Faſch und den Komponiſten von Pſalmen erkannt, als den großen Sieger von Dennewitz. Er zeigte die größte Seelenruhe. Als ſeine am Laoner Berge aufgeſtellten Truppen von denen Ney's im Sturmſchritt angegriffen wurden und dieſe ziemlich hoch zu uns hinauf drangen, ſagte der General ganz gelaſſen: „Bin ich mit Ney bei Dennewitz fertig geworden, werd' ich's heute auch." Hinwieder ſagt der Graf von Brandenburg in handſchriftlichen Aufzeichnungen: „Ueberhaupt kann die Kühnheit der Franzoſen bei dieſer Gelegenheit nicht genug bewundert werden. An der ganzen Art des Vorgehens, an der Beſtimmtheit aller Bewegungen ahndete man zuerſt die wirkliche Anweſenheit Napoleons." Wenn er hinzuſetzt, daß bei dieſem Gedanken die Geſichter mancher Führer ſich entfärbten, die in der Regel geiſterbleich ausgeſehen, wenn Napoleon ihnen gegenüberſtand, ſo weiß jederman, daß hier Blücher, Gneiſenau, Yorck und Bülow nicht gemeint ſind.

Um 11 Uhr war endlich der Nebel gefallen. Man ſah einen zweiten feindlichen Heerzug von Rheims her anrücken. Blücher beſchloß den Feind, den er vor ſich hatte, zu ſchlagen, bevor jener mit ihm vereinigt wäre. Wintzingerode und Waſſiltſchikoff erhielten Befehl, auf Napoleons linken Flügel vorzugehen; Waſſiltſchikoff erfüllte ſeinen Auftrag ſehr gut, und kam bis Mons-en-Laonnais, aber Wintzingerode, nachdem er Clacy, wo der Feind abzog, beſetzt hatte, vermochte nicht weiter zu gelangen, weil die franzöſiſche Reiterei Grouvelle's ihn aus dem Dorfe nicht herauskommen ließ. Hiemit ſtockte die ganze Bewegung und ihr Zweck war verfehlt.

Inzwiſchen hatte ſich in der Ebene am Fuß der Abtei Saint Vincent feindliche Reiterei aufgeſtellt und Angriffskolonnen von Fußvolk waren neben der Straße vorgerückt; Bülow ließ ſein Geſchütz dorthin richten, und nöthigte den Feind ſich der verheerenden Wirkung deſſelben ſchleunigſt zu entziehen; einem Füſilierbataillon gab er den Auftrag die noch immer nahen feindlichen Plänkler zu vertreiben, und ließ zu deſſen Unterſtützung 2 Kanonen in die Ebene hinabrücken. Hierauf erhielt Krafft Befehl, mit 3 Bataillons und 2 Kanonen den Feind aus Ardon zu vertreiben; nach tapfrer

Gegenwehr, bei welcher ſie einen General und einen Oberſt verloren, wichen die Franzoſen auf Leully zurück. Blücher's Vorhaben, Oppen mit ſeiner Reiterei über Ardon nach Schloß Cornelle dem Feind in den Rücken zu ſenden, unterblieb wegen der Annäherung des Feindes von Rheims her, gegen den dieſe Reiterei auf dem linken Flügel nöthig ſein konnte.

Napoleon wartete mit Ungeduld auf die Ankunft Marmont's, denn dieſer war es, der mit ſeinem Heertheil, 14 bis 16,000 Mann ſtark, von Rheims heranmarſchirte. Trotz der großen Nähe wußte keiner die Umſtände des anderen mit Sicherheit, die Seitenverbindung war gänzlich aufgehoben, alle Offiziere, die Napoleon an Marmont abſandte, fielen in die Hände der Koſaken, die weit im Rücken des Feindes umherſchwärmten, Gefangene machten, Gepäck plünderten und alle Nachrichten abſchnitten. Da Marmont um 4 Uhr Nachmittags noch nicht erſchien, aber doch allem Vermuthen nach nicht mehr entfernt ſein konnte, ſo beſchloß Napoleon einen allgemeinen Angriff auf den rechten Flügel Blücher's, um die Aufmerkſamkeit dorthin und von dem linken abzulenken, welchen Marmont dann um ſo mehr überraſchen ſollte. Wintzingerode konnte dem heftigen Stoße nicht widerſtehen, das Dorf Clacy wurde nach kurzem hitzigem Gefecht von den Franzoſen genommen und Wintzingerode noch weiter zurückgedrängt, das Gefecht dauerte unter Kanonen- und Gewehrfeuer bis zur Nacht. Das franzöſiſche Fußvolk, um zur Erneuerung des Kampfes bei Marmont's Ankunft gleich zur Hand zu ſein, blieb die Nacht in der Gefechtslinie gelagert, die Reiterei ging aus Vorſicht über den Bach zurück.

Aber ſchon um 1 Uhr hatte man die Vortruppen Marmont's anmarſchiren geſehen, und ſich zu ihrem Empfange vorbereitet. Als ſie näher kamen, wurden ſie von der auf der Höhe von Athies aufgepflanzten preußiſchen Batterie heftig beſchoſſen. Marmont wartete auf das Herankommen ſeiner Stärke, nahm eine Stellung, und befahl — etwa um 4 Uhr — das Dorf zu nehmen, Arrighi führte den Angriff, und trotz der tapferſten Gegenwehr wurden die 2 preuſiſchen Bataillons durch die Uebermacht zurückgetrieben, das Dorf war in Brand gerathen, und die Flammen, indem ſie den Feind abhielten, erleichterten es den Preußen ſich in den letzten Häuſern noch zu behaupten. Darauf ließ Marmont auf der Anhöhe am ſüdlichen Ende des Dorfes 18 Kanonen gegen die preußiſche Batterie auffahren, die dem überlegenen Feuer lebhaft antwortete, bald aber mehrere Geſchütze als unbrauchbar geworden abführen mußte. Inzwiſchen war es 5 Uhr geworden, und der Feind entwickelte ſeine Reiterei, man ſah ſtarke Schaaren derſelben gegen die linke Flanke der Preußen ſcharf anrücken; Yorck und Kleiſt ſandten ſogleich ihre vereinigte Reiterei unter Zieten der feindlichen nach Chambry entgegen, und Blücher ließ die Heertheile von Langeron und Sacken zur Unterſtützung des linken Flügels zwiſchen dem ſumpfigen Bach und Vaux vorgehen. Im Begriff, ſich in einen ernſten Kampf einzulaſſen, wünſchte Marmont doch zuerſt mit Napoleon in Verbindung zu ſtehen, und ſandte ſie zu ſuchen den Oberſten Fabvier mit 400 Reitern und 4 Kanonen ab. Das Gefecht wurde unterdeſſen läſſiger fortgeſetzt, und hörte als es dunkel geworden größtentheils auf.

In der Nacht äußerten Yorck'ſche Offiziere — Schack oder Lützow — man müſſe die Franzoſen überfallen; der Graf von Brandenburg eilte zu Yorck, der ſich den Gedanken aneignete, mit Kleiſt und Zieten Abrede nahm, und dann den Grafen von Brandenburg mit dem Vorſchlag an Blücher abſchickte. Kaum abgeritten, begegnete dieſer aber dem Grafen von der Goltz, der ſchon den Befehl Blücher's zu dem nächtlichen Angriff überbrachte. Mit Eifer und Vorſicht ſchritt man zum Werk. Die größte Stille wurde anbefohlen; in der dunklen Nacht leuchtete nur der fortdauernde Brand des Dorfes Athies. Der Prinz Wilhelm von Preußen rückte mit 6 Bataillons ſeiner Brigade ſchweigend vor, ihm folgten die Brigaden Horn und Klür; die Truppen des Prinzen ſtießen unvermuthet auf die feindliche Brigade Lucotte, die mit ihnen zu gleicher Zeit in Athies einrückte, ſie wurde überfallen und geſprengt, vertheidigte ſich aber noch tapfer hinter Hecken und Gemäuer. Durch den Lärm, das Trommeln und Schießen, wurden die ſtill über Feld anrückenden Preußen ungeduldig, und warfen ſich im Sturmſchritt auf die große feindliche Batterie, die eben ihr Feuer eröffnete, und die aus Athies vordringenden Preußen mit Kartätſchenfeuer empfing. Nun befahl auch der Prinz, die Anhöhe zu ſtürmen, ſie war ſogleich genommen. Zieten, der alle Reiterei York's und Kleiſt's hatte aufſitzen laſſen, fiel nun durch das Gehölz von Salmoucy dem Feind in die rechte Flanke, der General von Jürgas in das Lager der feindlichen Reiterei; dieſe wehrte ſich mit großer Tapferkeit, der nächtliche Kampf wurde zum erbitterten Einzelgefecht, bis zuletzt in wilder Verwirrung Fußvolk und Reiterei mit Zurücklaſſung des Geſchützes in gemeinſamer Flucht ſein Heil ſuchte. Der von ſeiner vergeblichen Erkundung eben zurückkehrende Oberſt Fabvier ſuchte mit ſeinen 400 Reitern und 4 Kanonen die Flüchtigen zu decken. Dieſer glänzende Schlag, von welchem uns Droyſen im Leben York's ein ausgezeichnetes maleriſches Nachtſtück gegeben hat, lieferte die größten Siegesergebniſſe, der ganze Heertheil Marmont's war aufgelöſt, 46 Kanonen, 130 Pulverwagen, viel Kriegsgeräth und Gepäck hatten die Preußen erobert und über 2000 Gefangene gemacht. Der Verluſt der Preußen war nur gering, überhaupt am 9. kaum 2000 Mann, von denen etwa die Hälfte auf Bülow's Truppen fällt.

In der Freude über den herrlichen Sieg, beſchloß Blücher am 10. März ihn mit aller Macht zu verfolgen und den abziehenden Feind überall anzugreifen; man glaubte Napoleon ſei ſchon im vollen Rückzuge. York und Kleiſt ſollten auf der Straße nach Rheims vorrücken, die Reiterei war ſchon bis Corbeny gedrungen; Wintzingerode und Bülow erhielten Befehl die Stellung von Laon zu behaupten, aber weiter gegen die Lette vorzugehen; Langeron und Sacken waren beſtimmt bei Chevregny die Lette zu überſchreiten und Napoleons Nachhut anzufallen. Bülow's Truppen ſollten in der Ebene ſüdlich von Laon brigadeweiſe aufmarſchiren, allein dieſe Bewegung hatte kaum begonnen, ſo begrüßte heftiges Kanonenfeuer die vom Berge niederſteigenden Schaaren, und man ſah mit Erſtaunen, daß Napoleon nicht nur ſeine alte

Stellung behauptete, ſondern auch zu neuem Angriff ſich rüſtete. Auch Wintzingerode, der auf Soiſſons vorrücken wollte, ſtieß auf den kampfbereiten Feind. Bülow befand ſich auf der Präfektur zu Laon beim Frühſtück, als das neue Kanonieren begann; er hielt daſſelbe anfangs für eine Maske des Feindes, die ſeinen Rückzug verdecken ſollte. Bald aber, auf weitere Meldungen, und auf die Ausſage eines Ueberläufers, daß Napoleon ſelbſt noch da ſei, eilte er mit ſeinem Gefolge von Offizieren auf den Kampfplatz, und erkannte, daß die Franzoſen im vollen Ernſt angriffen; er umarmte Reiche'n, der die erſten ſchnellen Maßregeln zur Sicherung der Truppen getroffen hatte, und ließ das Kanonenfeuer aus ſeinen Batterieen lebhaft fortſetzen. Doch da kam plötzlich der Befehl von Blücher, alle vier Heertheile ſollten in ihre früheren Stellungen zurückmarſchiren. Bülow führte daher ſeine Truppen wieder auf die Höhe und den Abhang des Berges in ihre ſtarke Stellung. Das Kanonenfeuer indeß dauerte bis zur Nacht mit wechſelnder Stärke fort.

Daß Gneiſenau durch Blücher die früheren Befehle zurücknehmen ließ, ſetzte in Erſtaunen, und erregte das größte Mißvergnügen, beſonders bei Yorck. Auch Bülow meinte, man ſollte dem Feind in's offne Feld entgegenrücken, ihn mit ganzer Macht ſchlagen. Müffling ſieht in der Zurücknahme der früheren Befehle eine Bedenklichkeit und Schwäche Gneiſenau's, den der tägliche vertraute Umgang mit Boyen ſo herabgeſtimmt, mit allerlei politiſchen Beſorgniſſen erfüllt habe, jetzt ſeien die meiſten und beſten Kriegskräfte Preußens vereinigt, und dürften nicht auf's Spiel geſetzt werden, weil bei dem wahrſcheinlich nahen Frieden die Vortheile Preußens nicht würden nach ſeinen Siegen, ſondern nach ſeiner dann noch ſtreitfertigen Truppenmacht bemeſſen werden. Daher habe Gneiſenau Müfflings Vorſchläge zu kühn gefunden, nicht wie dieſer links zurück auf das große Heer ſich wenden, ſondern rechts vor nach Lafere ziehen wollen.

Wir ſchicken hier voraus was den Feind betrifft, um dann von den inneren Verhältniſſen zu reden. Napoleon hatte die Niederlage Marmont's erſt in der Nacht um 1 Uhr erfahren; er ſetzte voraus, daß die Hauptſtärke der Verbündeten jenem folge, und wollte daher nicht nur ſich vor Laon behaupten, ſondern auch Blücher'n zu ſchlagen ſuchen. Er hatte noch eine friſche Heeresmacht alter bewährter Truppen, zwiſchen 40 und 45,000 Mann, ungerechnet die Nationalgarden die ſich tapfer ſchlugen, und deren Zahl man nicht wußte, aber nach Umſtänden ſehr hoch anſchlagen konnte. Dieſe Truppen waren in ſeiner Hand doppelt ſo viel als in anderer, ſeine unübertroffene Meiſterſchaft, ſeine Kühnheit, ſeine Verzweiflung, konnten Unglaubliches mit ihnen wagen und ausrichten. Er ſetzte ſeine Angriffe den ganzen 10. März hindurch fort, ließ die Ruſſen, welche Clacy nehmen wollten, wiederholt zurückwerfen, verſuchte mit den 2 Diviſionen Curial und Meunier das Dorf Semilly zu nehmen, dann auch Ardon; das Feuer ſeiner Plänkler ließ nicht nach. Man konnte genugſam erkennen, daß es ihm ernſt war, daß er eine neue Schlacht nicht ſcheute. Erſt nachdem alle Verſuche an der Tapferkeit der Bülow'ſchen Truppen, die ihm hier zunächſt entgegenſtanden, geſcheitert waren, erſt nachdem er ſich überzeugt, daß das verbündete Heer ungeſchwächt in ſeiner Stellung beharrte, zog er in der Nacht zum 11. in der Richtung nach Soiſſons ab. Wäre nicht ſelbſt Blücher, bei aller Unerſchrockenheit und Verwegenheit hier vollkommen berechtigt geweſen die Vortheile ſeiner Stellung nicht um eines Kampfes willen aufzugeben, der jedenfalls die größten Opfer koſten mußte, aber von zweifelhaftem Ausgang ſein konnte?

Allein Blücher, der alte Blücher war für den Augenblick nicht da; er ſchleppte ſich ſchon lange mit ſchmerzhaften Leiden, die ihn jetzt überwältigten, nach der Anſtrengung, die er noch am 9., wenn auch nur als Zuſchauer gemacht, hatte er ſich niederlegen müſſen, ja er meinte er könne nichts mehr leiſten, er wollte das Heer verlaſſen! Daß Gneiſenau die Seele des Hauptquartiers war, daß die thätige Kriegsführung hauptſächlich von ihm ausging, war bekannt genug, aber der Antheil, welchen Blücher's Kraft und Wille, ja demgemäß auch ſchon ſein Name zu jener Führung ſteuerte, ließ ſich davon nicht trennen, war ſo nothwendig als unberechenbar; am wenigſten wünſchte Gneiſenau, daß dieſe ſondernde Rechnung verſucht würde, willig ließ er das eigne Verdienſt und den eignen Ruhm in den Namen des Feldherrn aufgehen, der ſeinerſeits ohne Eiferſucht ihm ſo ganz vertraute. Die Erkrankung Blücher's aber drohte das ſo glückliche Verhältniß aufzulöſen. Konnte dieſer den Oberbefehl nicht weiter führen, ſo fiel derſelbe nicht an Gneiſenau, nicht an York, Kleiſt oder Bülow, ſondern in ruſſiſche Hand und auch hier nicht an Sacken, ſondern an Langeron, als den älteſten General des Heers,, der aber ſelbſt nicht glaubte der Aufgabe gewachſen zu ſein. Und wie hätte es mit dem Gehorſam ausgeſehen? Schon jetzt war er ſchwierig zu erlangen, mangelte oft; die zu dem ſchleſiſchen Heer neu hinzugeſtoßenen Truppen waren mit den alten noch nicht verſchmolzen, es gehörte Zeit und Thätigkeit und Glück dazu, dies zu bewirken. Die ganze Sache ſtand in größter Gefahr, denn wankte das ſchleſiſche Heer, ſo wankten alle anderen; ein ſchneller übler Frieden ſtand dann bevor, zum Nachtheil Preußens, zu deſſen äußerſter Gefahr. Daher war Gneiſenau's und aller Gutgeſinnten große Aufgabe, vor allem das gebietende Anſehen Blücher's, wenigſtens den Schein ſeiner Befehlführung dem Heere zu erhalten, um dieſen Schein zu retten war aber auch die bisherige Kriegsführung, bei welcher Blücher zu Pferde den Soldaten ſichtbar und jeden Augenblick fähig erſcheinen mußte Befehle zu ertheilen, für einige Zeit einzuſtellen. Als am 10. daher ſchon alle Befehle zu neuen großen Bewegungen ertheilt waren, man aber erfuhr, daß Napoleon ſelbſt noch kampfbereit gegenüber ſtand, bat nicht nur Gneiſenau, ſondern auch andere tapfre Generale den kranken Feldherrn, jetzt nichts zu wagen, ſondern in feſter Stellung abzuwarten, was der Feind thun werde, den Truppen aber einſtweilen Ruhe zu gewähren; wie groß dieſes Bedürfniß war lag ohnehin am Tage, und wurde allgemein gefühlt. Der Stillſtand, der durch dieſe Verhältniſſe in den bisher ſo angeſtrengten Unternehmungen des ſonſt unermüdlichen ſchleſiſchen Heeres eintrat, das grade jetzt ſtärker war als je vorher, iſt öfters mit herbem Tadel erörtert worden, namentlich hat Müffling dieſe Stockung mit vielem Eifer beſprochen. Er verſucht mit großer Beſliſſenheit, das was ſo natürlich aus obigen Urſachen ſich vollſtändig erklärt, aus anderen kleinlichen und perſönlichen abzuleiten. Er will alles Gneiſenau'n und dem Einfluſſe Boyen's auf ihn zuſchreiben, der jenem eingeredet habe, es komme hauptſächlich darauf an, daß Preußen nach dem Siege mit beträchtlicher Heerkraft daſtände, um nicht bei den Friedensverhandlungen ungerecht verkürzt zu werden. Wiefern Boyen ſolche Vorſtellungen, wie ſie hier ihm beigelegt werden, wirklich gehegt und geltend gemacht, und wiefern Gneiſenau ihnen nachgegeben habe, müſſen wir denen zu unterſuchen anheimgeben, die näher in Gneiſenau's und Boyen's Sachen zu ſprechen berufen ſind. Für uns ſteht einſtweilen feſt, daß Gneiſenau nie, weder vorher noch nachher, ein großes Vertrauen in Müffling hatte, er war ſchon in amtlichen Mittheilungen zurückhaltend gegen ihn, wie viel mehr mußte er es in perſönlichen Dingen ſein, und doch ſoll er ſelbſt ihm das Bekenntniß einer Schwäche abgelegt haben, die dem ſelbſtſtändigen, abgeſchloſſenen Karakter ganz unähnlich iſt! —

Das Mißvergnügen und der Zwieſpalt brachen auch ſchon wirklich im ſchleſiſchen Heere beunruhigend aus. Yorck, höchſt aufgebracht über die erhaltenen Gegenbefehle, die nur ſeinen Siegeslauf zu hemmen ſchienen, wollte nicht ferner einer Befehlführung gehorchen, die ihm ganz entartet dünkte, er wollte das Heer unter dem Vorwande von Krankheit verlaſſen, er ſaß am 12. März ſchon zur Abreiſe im Wagen, und nur mit äußerſter Mühe, zu der auch Blücher ſeine ſchwachen Kräfte anſtrengen mußte, gelang es noch ihn zurückzuhalten. Kleiſt war ſehr unzufrieden, Zieten und Andere nicht minder. Die ruſſiſchen Generale ſprachen unter einander über die ſeltſamen Widerſtreite, an denen ſie Theil zu nehmen genöthigt ſein könnten. In dieſen Zwiſten und Unſicherheiten vergingen traurige, gefahrvolle Tage. —

Was Bülow betrifft, ſo wird ihm keine thätige Theilnahme an dieſen Dingen zugeſchrieben; er war unzufrieden mit vielem was ihn bisher betroffen hatte, mit vielem was er hier ſah und erfuhr; er war kein Freund Gneiſenau's, doch grollte er ſeinem Boyen nicht, daß dieſer ſich ganz an jenen anſchloß. Er ſah, wie mißlich die Lage der Sachen durch die Krankheit Blücher's war, durch das Verhältniß des eben von Mainz bei ſeinem Heertheil eingetroffenen Langeron, bei dem Zuſtande der Truppen, deren Zucht und Ordnung ſehr gelitten hatte, bei der Schwierigkeit der Generale, bei der Nähe Napoleons. Ihn entſetzte der Blick in dieſe gränzenloſe Verwirrung, und er wußte zuletzt, damit nicht dieſes herrliche Heer ganz in Unheil und Verderben zu Grunde ginge, keinen anderen Ausweg, als ſelbſt eine ihm zwar verhaßte Perſönlichkeit herbeizurufen, deren Anſehen und Geſchicklichkeit aber fähig wäre das Ganze zuſammenzuhalten und zu retten. Er ſandte einen Korier an den Kronprinzen von Schweden, dem er noch immer Berichte zu erſtatten pflegte, und der ſeit dem Anfange des März mit ſeinen ſchwediſchen Truppen in Lüttich angekommen war, er forderte ihn auf, ſeine Schweden nur zurückzulaſſen, aber perſönlich herbeizueilen, und den Oberbefehl zu übernehmen, damit doch ein Heerführer da ſei. Der Kronprinz war ſehr geſchmeichelt, ja gerührt durch dieſes unerwartete Zutrauen Bülow's, ſo ſehr, daß er ein ſchon früher beſtelltes Bild der Frau von Bülow, welches er ihrem Gatten ſchenken wollte, nun mit doppelt ſo reichen Brillianten, bis zum Werthe von 40,000 Thalern, zu beſetzen befahl; doch zu kommen zögerte er, weil er den franzöſiſchen Boden, der ihn noch perſönliche Glückslooſe hoffen ließ, nicht als Feind betreten wollte. Der Schritt Bülow's, ſo ſeltſam er nach allem was er mit dem Kronprinzen erlebt hatte, ſcheinen mag, iſt ein neues Zeugniß ſeines reinen Eifers, denn keine andere Wahl hätte ihn ſolche Selbſtüberwindung koſten können, wie grade dieſe.

Nach dem wirklich erfolgten Abzuge Napoleons konnte das Heer weitläufigere Quartiere beziehen, um ſich herzuſtellen, zu erholen. Die Heertheile von Sacken, Yorck und Kleiſt wurden zwiſchen der Lette und Aisne untergebracht. Bülow's Truppen erhielten ihre Quartiere jenſeits der Aisne, in der fetten Gegend von Noyon, 6 Meilen von Laon. Müffling nennt dieſen Aufenthalt ein Capua, durch welches 6 Tage rein verloren gingen; man ſieht nicht, was dieſe Benennung rechtfertigen ſoll. Daß die Kriegsthätigkeit eine kurze Zeit ſtocken mußte, und aus welchem Grunde, haben wir bereits hinlänglich erklärt.

Indeß erholte ſich Blücher in ſo weit, daß wenigſtens der Schein ſeiner Befehlführung gerettet blieb, und Gneiſenau der ſeinigen ſtets das Anſehen des Feldmarſchalls geben konnte. Einige Zeit opferte auch Napoleon ſeiner Unſchlüſſigkeit, nachdem er am 14. in Rheims die ruſſiſche Diviſion Saint-Prieſt überfallen und geſprengt, blieb er am 15. und 16. daſelbſt unthätig ſtehen, ungewiß, wohin er ſich zu wenden habe. Blücher zog auf die Nachricht von dieſem Unfall ſeine Truppen wieder mehr zuſammen, und auch Bülow mußte am 15. ſich bis Lafère heranziehen, während ſeine Reiterei fortwährend die Gegend von Noyon beobachtete.

Bis zum 17. März blieb alles ziemlich in derſelben Stellung. An dieſem Tage kam durch Tettenborn's Partheien die Nachricht, daß Napoleon am Morgen bei Epernay über die Marne gegangen ſei, und ſüdwärts gegen das große Heer ziehe. Augenblicklich ließ Blücher den Heertheil Sacken nach Corbeny, Wintzingerode's gegen Rheims, Langeron's nach Ramcour, Bülow wieder nach Laon vorrücken. Am 19. ging Blücher bis nach Bery-au-Bac; Bülow erhielt Befehl auf Soiſſons zu marſchiren, um die Arbeiten an den dortigen Feſtungswerken zu hindern, und wo möglich den Ort ſelbſt zu nehmen. Er kam den 20. März vor der Stadt an, und trieb den Feind in ſeine Verſchanzungen zurück, ſandte die Brigade Zielinski und Oppen's Reiterei am 22. über die Brücke bei Bailly, wo der Feind vertrieben wurde, um Soiſſons auch auf der linken Seite der Aisne einzuſchließen, und eröffnete gegen die Stadt ſeine Batterieen. In Soiſſons befehligte der junge und tapfre Oberſtlieutenant Gérard 3 bis 4000 Mann alter Truppen, hatte ſtarke Verſchanzungen und 40 Kanonen ſie zu vertheidigen, beſonders war die Vorſtadt Saint-Waſt gut befeſtigt. Da Blücher befahl, Bülow ſolle jeden Augenblick bereit ſein, gegen die Marne oder Paris zu marſchiren, ſo mußte man alle Mittel aufbieten, um Soiſſons in kürzeſter Friſt einzunehmen. Am 23. wurde der Angriff erneuert und die Stadt mit glühenden Kugeln beſchoſſen, doch erfolglos. In der Nacht zum 24. wurden die Laufgräben eröffnet und in der folgenden Nacht bis zum Feſtungsgraben fortgeführt. Boyen leitete alle Anſtalten. Am 27. wurde die Beſchießung erneuert, man warf Bomben in die Stadt. In der Nacht zum 29. ſtiegen die Preußen in den Graben hinab, und bewirkten den Uebergang mittelſt einer doppelten bedeckten Schanzkorbſappe; die ganze Vorbereitung geſchah in größter Stille und blieb unentdeckt vom Feinde, bis der Tag graute, da wurde plötzlich ein furchtbares Feuer von den Wällen eröffnet, Kartätſchenhagel, Sturmbalken und Pulverfäſſer auf den Uebergang geſchleudert; der Angriff war mißlungen, jedoch nicht aufgegeben; Boyen dachte eben den Minirer an der Wallbekleidung anzuſetzen, als der Befehl von Blücher eintraf, Bülow ſolle ſchleunig auf Paris vorrücken; er ließ demnach Thümen zur Beobachtung von Soiſſons, und trat mit den übrigen Truppen am 30. den Marſch nach Paris an. —

Wir haben hier noch einiges nachzutragen, was ſich in Betreff der Befehlsverhältniſſe während dieſer Zeit ereignete. Vom Kronprinzen von Schweden ging ein Schreiben ein, welches Bülow'n gewiſſermaßen die Erlaubniß ertheilte, vorläufig noch unter Blücher's Befehl zu bleiben, ihn aber auch belehrte, daß nach den geſchloſſenen Verträgen ſein und Wintzingerode's Heertheil, ſo lange ſie nicht durch andere Truppen von gleicher Zahl erſetzt wären, noch immer zum Nordheer gehörten; die Gründe der Monarchen, beide Heertheile zu Blücher zu weiſen, ſeien nach der Lage der Dinge zu billigen, aber der Kronprinz könne ſein Recht nicht aufgeben, beſonders da er hier nicht bloß General ſei, ſondern einen König und ein Volk vertrete. Ein ähnliches Schreiben war auch an Blücher gerichtet worden. Bülow, der ſeine frühere Aufforderung an den Kronprinzen, zumal da dieſer nicht gekommen war, längſt bereut hatte, wurde durch das Schreiben ſehr unangenehm berührt; „Was ſoll ich damit?“ rief er aus, indem er das Blatt wegwarf, „was brauch' ich ſeine Erlaubniß? Meint er etwa, ich werde, wenn er mich ruft, zu ihm nach Lüttich zurückmarſchiren?“ Er ſelbſt aber klagte in einem Bericht, der dem Könige vor Augen kommen ſollte, in bittern Ausdrücken über die Leidenſchaftlichkeit des Herzogs von Weimar in Betreff eines preußiſchen Offiziers, den der Herzog beleidigt hatte, weil er mit ſeiner Abtheilung, wie ihm befohlen war, Bülow'n nachfolgen wollte; noch herber klagte er über Vorſtell's undienſtmäßiges Benehmen, derſelbe erkläre ſich für den Beſchützer Belgien's, und verſäume darüber die Pflicht, die ihn dahin rufe wohin er gehöre! Bülow bat dringend, daß Vorſtell verſetzt würde. Inzwiſchen hatte auch Blücher an den Herzog von Weimar geſchrieben, und ihn benachrichtigt, daß er an Vorſtell den Befehl erlaſſen, ſogleich über Laon nach Soiſſons zu marſchiren, welchem Befehl denn der Herzog nicht zu widerſprechen wagte und Vorſtell nicht anders als gehorchen konnte. Doch entbot ihn der Herzog noch zu ſich, um Rückſprache mit ihm zu nehmen, und hielt dadurch den Abmarſch noch um einen Tag auf. —

Während hier noch um dieſe Verhältniſſe geſtritten wurde, hatten ſie bereits alle Bedeutung verloren. Die Ereigniſſe führten in raſcher Folge die größten Entſcheidungen herbei. Napoleon hatte dem Hauptheere der Verbündeten bei Arcis-ſur-Aube eine für ihn nutzloſe Schlacht geliefert, in ungewiſſen Bewegungen einige Tage verloren, ſich durch Tettenborn's und Wintzingerode's Gefecht bei Saint-Dizier täuſchen laſſen, und dadurch den vereinigten Heeren offnen Raum gewährt gradezu auf Paris zu marſchiren; dieſe ſchlugen bei Fère-Champénoiſe die Marſchälle Marmont und Mortier, trieben deren Trümmer vor ſich her, griffen am 30. März die Außenwerke von Paris an, es erfolgte die Uebergabe, der Abfall Marmont's, die Abſetzung Napoleons durch einen Senatsbeſchluß.

Mittlerweile hatte Bülow noch am 30. die Brigade Krafft gegen Compiegne vorgeſandt, die übrigen Truppen kamen am 31. bis Trosly, wo ſie unter freiem Himmel lagerten. Bülow ſelbſt aber war auf die Nachricht, daß die Heere der Verbündeten vor Paris und das ſchleſiſche Heer den Montmartre zu ſtürmen im Begriff ſei, mit 8 Schwadronen und 3 reitenden Batterieen dorthin vorausgeeilt, kam jedoch erſt an, als bereits die Schlacht geliefert, der Montmartre erſtürmt, Paris übergeben war.

Am 31. März erfolgte der Siegeseinzug der verbündeten Herrſcher und ihrer Feldherren in Paris; Bülow durfte nicht fehlen, der König ließ ihm aber vorher, durch den Major von Weyrach, den Bülow mit wichtigen Aufträgen in das große Hauptquartier geſendet hatte, den ſchwarzen Adlerorden zuſtellen, mit der Aeußerung, daß er ihn in Paris nicht ohne dieſen Orden ſehen wolle, der ihm ſchon längſt gebühre. —

Die Kriegsereigniſſe hörten nun allmählich auf, nur auf einigen Punkten fielen noch einzelne Kämpfe vor. Krafft's Truppen machten am 1. April einen vergeblichen Sturm auf Compiègne, in welchem der Kommandant erſchoſſen wurde, doch ohne daß die Angreifenden es erfuhren. Einige Tage ſpäter kam Borſtell mit ſeiner Brigade, dem Compiègne ſich ergab. Alle Truppen Bülow's zogen darauf nach Paris, wo ſie am 5. April am Fuße des Montmartre lagerten.

Bülow brachte 10 Tage in Paris zu; die Fülle neuer Gegenſtände, der Zuſammenfluß ſo vieler Herrſcher, Miniſter, Generale und Krieger von allen Nationen, die mächtigen Eindrücke des erfolgten ungeheuern Umſchwunges der Weltgeſchicke, mögen ihn vielfach beſchäftigt und erregt haben; indeß nahmen ihn auch die Dienſtgeſchäfte fortwährend in Anſpruch. Da Blücher auf's neue erkrankt war, ſo mußte für den Oberbefehl über das ſchleſiſche Heer anderweitig geſorgt werden; durch ein Schreiben Barclay-de-Tolly's vom 2. April wurde Bülow mit der Nachricht überraſcht, daß ihm der ruſſiſche Kaiſer einſtweilen dieſen Oberbefehl übertragen habe; ſonderbar genug ſollte er nun denen befehlen, die ihm hatten befehlen wollen, — aber freilich war die Sache jetzt von keiner Wichtigkeit mehr; daß der ruſſiſche Kaiſer für ſich dergleichen Anordnungen traf, war nicht auffallend, er hatte oft auf ſolche Weiſe in den Gang der Dinge eingegriffen, und es wurde dem Fürſten von Schwarzenberg, dem eigentlichen Oberfeldherrn, zum Verdienſt angerechnet, dergleichen geſtattet oder ſchweigend hingenommen zu haben.

Unter dem 4. April erhielt Bülow ſeine Ernennung zum General der Infanterie, nebſt den ſchmeichelhafteſten Verſicherungen der vollen Anerkennung ſeines Verdienſtes um die große Sache, deren Sieg die Freiheit Europa's hergeſtellt habe. An ſeine Truppen erließ Bülow am 2. April einen Tagesbefehl, in welchem er ihnen die ſtattgehabten Ereigniſſe und die darauf erfolgte Abſetzung Napoleons mittheilt, ſodann fährt er fort: „Die hohen verbündeten Monarchen haben dieſen der ganzen Menſchheit zum Heil gereichenden Entſchluß beſtätigt, und von dieſem Augenblick an ſind Frankreichs friedliche Bewohner als unſre Freunde zu betrachten, und nur die kleine Anzahl von Bonaparte's noch übrigen Söldlingen, die die Waffen gegen uns führen, müſſen wir als Feinde anſehen und behandeln. — Hoch erfreut es mich, daß das meinem Befehl anvertraute ſtets ſiegreiche Korps mit gerechtem Vertrauen das Bewußtſein hegen darf, auf ſeiner ehrenvollen Bahn ſich einen weſentlichen Antheil an dem glorreichen Ausgange des gemeinſchaftlichen Kampfs erworben zu haben. Eben ſo nothwendig iſt es aber auch, die Ueberzeugung einſt in die Heimath zurück zu nehmen, durch keine ſchändlichen Bedrückungen, durch keinen Raub, durch keine Plünderung, den Ruhm der preußiſchen Waffen befleckt, die Ehre unſres Namens geſchändet zu haben. — Von meinem unterhabenden Korps kann ich erwarten, daß es hierin ein muſterhaftes Beiſpiel geben wird, da es nie durch äußere Umſtände zu einem unregelmäßigen Verfahren gezwungen worden iſt; ſollte dennoch das Gegentheil geſchehen, ſo werde ich ſolches auf das härteſte beſtrafen. — In den erwähnten glücklichen und erfreulichen Ereigniſſen finde ich eine neue und dringende Veranlaſſung, ſämmtlichen Herren Brigade-Chefs, Kommandeurs und allen Offiziers, die Aufrechthaltung der pünktlichſten Ordnung nochmals zur Pflicht zu machen, und zu erklären, daß ich mich dabei lediglich an ſie allein nur halten werde. — Jeder Soldat, der ſich eine Uebertretung der vorgeſchriebenen Ordnung erlaubt, iſt ſogleich und für immer in die zweite Klaſſe des Soldatenſtandes erklärt, und wird demgemäß beſtraft, ſeine härteſte Züchtigung aber ſei die allgemeine Verachtung ſeiner rechtlichen und braven Kammeraden. — Jeder Offizier muß es ſich zur Pflicht machen, Unordnungen die zu ſeiner Kenntniß gelangen, ohne Rückſicht auf das Regiment oder Bataillon, zu dem die Thäter gehören, zu ſteuern, und jeder

Exzeß muß auf der Stelle und ohne alle Ausrede in vorgeſchriebener Art von dem Regiments- oder Bataillons-Kommandeur; zu dem dieſe Leute gehören, und an den ſie abzuliefern ſind, beſtraft werden. — Nur auf ſolche Weiſe können wir dahin gelangen, die Zahl unſrer Feinde immer mehr zu vermindern, und Europa, unſerm Vaterlande, und uns ſelbſt recht bald den Frieden zu verſchaffen, den wir alle ſo nöthig bedürfen, und ſo ſehnlich wünſchen müſſen.“

Am 10. April fand ein militairiſcher Gottesdienſt, ein allgemeines Dankfeſt und Tedeum Statt, worauf die verbündeten Truppen mit Ausnahme der Garden, Paris und die nächſte Umgebung verließen. Bülow's Truppen, nach dem Departement du Nord beſtimmt, marſchirten fürerſt nach Compiègne, wohin er ſelbſt ihnen ſogleich folgte. Hier wohnte er auf dem Schloſſe, und ſaß am 11. April mit ſeinen zahlreichen Offizieren grade bei der Mittagstafel, als ein vierſpänniger Reiſewagen unter heftigem Knallen der Poſtillone in den Schloßhof einfuhr. Der Kronprinz von Schweden wurde gemeldet, der nun auch zu der allgemeinen Zuſammenkunft nach Paris eilte. Bülow ſprang auf, und Alle mit ihm, den Kronprinzen zu bewillkommnen. Beide umarmten ſich herzlichſt, indeß konnte Bülow, der die geheimen ehrgeizigen Wünſche des Kronprinzen in Bezug auf Frankreich kannte, ſich nicht enthalten ihm zuzurufen: „Votre Altesse Royale arrive trop tard, Louis dix-huit est proclamé roi de France!“ worauf der Kronprinz nur ſcherzend antwortete. Bald aber kamen andere Dinge zur Sprache, einige Aeußerungen des Kronprinzen ärgerten Bülow'n, er warf ihm die früheren Verſäumniſſe vor, und wurde immer bittrer, bis zuletzt der Kronprinz in höchſtem Unmuth ſchied, und das Vorgefallene ſo nachtrug, daß fernerhin auch von dem Bilde mit Brillianten nicht mehr die Rede war; doch die Genugthuung, endlich ſein Herz ausgeſchüttet zu haben, war Bülow'n ein reicher Erſatz. —

In Compiègne hatte Bülow Gemälde und andere Kunſtwerke bemerkt, die aus preußiſchen Schlöſſern herſtammten oder herzuſtammen ſchienen; er ſchrieb deßhalb an Hardenberg, und erbat ſich ſachverſtändige Beauftragte, um die wirklich preußiſchen Gegenſtände auszuſondern und mitzunehmen; allein die Anſprüche der Sieger auf die ihnen einſt durch Napoleon geraubten Kunſtſchätze wurden damals allgemein niedergehalten, es bedurfte einer zweiten Beſiegung Frankreichs um ſie geltend zu machen und den Raub heimzuführen. —

Bülow ſetzte am 15. April ſeinen Marſch zur belgiſchen Gränze fort; der General Maiſon machte Schwierigkeiten, das Departement du Nord den preußiſchen Truppen zu räumen, er verſuchte Bedingungen zu ſtellen, eine Art Waffenſtillſtand einzuleiten, allein Bülow ließ ſich auf nichts ein, ſetzte ſeinen Marſch fort, und zwang durch ſeine ſo feſte als beſonnene Haltung die Franzoſen ſich zurückzuziehen. Am 1. Mai brach ſein Hauptquartier aus dem Departement du Nord wieder auf und kam nach Belgien, wo es in Gent bis zum 1. Juli verweilte.

Bisher hatte ſich Oeſterreich um Bülow nicht ſonderlich bekümmert; jetzt empfing er unter dem 22. Mai durch Schwarzenberg vom Kaiſer Franz das Kreuz des Marien-Thereſien-Ordens; dieſes Kreuz wird in Oeſterreich hoch geehrt und ſparſam ausgetheilt, neben den höchſten Orden gilt es als der ſchönſte Ehrenſchmuck; für Bülow nur knüpfte ſich an daſſelbe die Betrachtung, daß der Kronprinz von Schweden wegen der Schlacht von Groß-Beeren, die ihn doch wenig anging, das Großkreuz dieſes Ordens erhalten hatte. —

Der König und der ruſſiſche Kaiſer machten nach dem in Paris erfolgten Friedensbeſchluß einen Beſuch in England beim Prinz-Regenten, und wie Blücher, hatten auch Yorck und Bülow dorthin Einladungen empfangen. Kurz vor der Abreiſe meldete Bülow dieſe ſeiner Frau, er ſchrieb aus Gent am 1. Juni: „In ein paar Stunden werde ich von hier meine Reiſe über Calais nach London antreten, ich muß Dir alſo noch ein paar Worte ſchreiben, beſonders da ich Dein Schreiben vom 24. Mai ſchon geſtern Abend erhalten. Du äußerſt Dich, daß es wohl möglich wäre, daß ich mit bei dem Einzug des Königs in Berlin zugegen ſein ſollte. Die Sache iſt möglich, und der General Yorck, der heute früh ebenfalls hier durch nach England gegangen, iſt ebenfalls der Meinung, daß wir drei Generale, welche die Armeekorps kommandirt haben, mit dem Könige in Berlin einziehen würden. Aus dieſen Gründen iſt es alſo rathſam, Du bleibſt fürs erſte noch in Berlin; in London glaube ich des Königs Idee zu erfahren, ich werde Dir alſo ſobald möglich Nachricht geben, und bevor Du nicht von mir etwas hierüber erhälſt, ſo reiſe nicht ab. Allerdings würde es auf alle Weiſe vortheilhafter und auch angenehmer für uns ſein, nachmalen zuſammen die Reiſe nach dem Orte unſerer Beſtimmung machen zu können, auf alle Fälle warte, bis wir hierüber Gewißheit haben. In Anſehung des Wagenkaufs glaube ich würdeſt Du gut thun mit dem Graf Röder zu ſprechen, ich glaube er verſteht ſo etwas. Es iſt ſonderbar, daß man nun Konzerts zum Vortheil derjenigen, ſo ſich bei Paris geſchlagen haben, giebt, warum hat denn niemand ein ſolches zum Vortheil der Verwundeten meines Korps gegeben, da dieſes doch ganz allein in drei verſchiedenen Schlachten, nicht allein Berlin, ſondern die ganze Mark Brandenburg gerettet! — Daß mein kleiner Albert wieder beſſer, dafür dank ich Gott, denn wie ich höre, ſo hat er dieſelbe Krankheit gehabt, woran ich mein armes Minchen verloren. Gott erhalte Dich und die Kinder geſund. Nachſchrift: Morgen Abend denke ich in Calais zu ſein. Bis zum 1. Juli wirſt Du ja einen Wagen fertig bekommen, wenn keiner vorhanden wie Du ihn haben willſt."

In London erhielt Bülow die noch in Paris am 3. Juni unterzeichnete Kabinetsordre des Königs: „Durch Ihr hohes Verdienſt und die glückliche Entwickelung der großen Angelegenheit, die wir eben verfochten, haben Sie ſich das Vaterland dauernd verpflichtet. Ich wünſche Ihnen einen thätigen Beweis der Anerkennung davon zu geben, indem ich Sie und Ihre Nachkommen hierdurch in den Grafenſtand unter Beilegung des Namens Bülow von Dennewitz erhebe. Demnächſt wird es meine erſte Sorge ſein, Ihnen noch einen andern Beweis meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung eines Beſitzes in liegenden Gütern für Sie und Ihre Nachkommen zu geben. Friedrich Wilhelm." Zugleich waren Yorck, Kleiſt und Gneiſenau in den Grafenſtand erhoben, Yorck mit dem Beinamen von Wartenburg, Kleiſt mit dem von Nollendorf, der Graf von Tauentzien erhielt den Beinamen von Wittenberg, Blücher, der wie Hardenberg Fürſt geworden, den von Wahlſtadt. Kurz nachher bekam Bülow auch die amtliche Anzeige ſeiner neuen Beſtimmung, die ihm vertraulich ſchon früher bekannt geworden, nämlich die Ernennung zum Oberbefehlshaber der Truppen und Feſtungen in Oſt- und Weſtpreußen. In London wurde ihm auch der reichgeſchmückte goldne Degen, den der Prinz von Oranien, nun ſchon König der Niederlande, ihm beſtimmt hatte, feierlich überreicht; auf dem Gefäß deſſelben waren die Namen der eroberten Feſtungen Doesburg, Arnheim, Herzogenbuſch und Gorkum eingegraben. Hierüber that ſpäterhin Oppen ſehr unwillig, er meinte Doesburg und Arnheim ſeien Eroberungen, die mit ſeinem, nicht mit Bülow's Namen verknüpft werden müßten, gleiches Mißvergnügen äußerte Hobe wegen Herzogenbuſch und Zielinski wegen Gorkum. Es iſt in kriegeriſchen Dingen nicht anders, die perſönlichen Anſprüche wollen ſich ſtufenaufwärts und ſtufenabwärts geltend machen, und das Verdienſt, welches ſich nicht genug anerkannt oder belohnt glaubt, hat ſich damit zu tröſten, daß in dem höheren Befehlshaber ſtets auch diejenigen mitgeehrt und mitbelohnt ſind, die durch Rath und That dazu beigetragen haben. Wie ſehr Bülow ſeinerſeits die Mitwirkung der unter ihm Dienenden dankbar würdigte, zeigt folgender Tagesbefehl, den er aus London erließ: „Der ruhmvoll erkämpfte Frieden, der die preußiſchen Heeresabtheilungen in ihre vaterländiſchen Provinzen zurückruft, trennt auch das bisher meinem Oberbefehl anvertraut geweſene dritte Armeekorps, und hat Seine Majeſtät den König unſern Herrn veranlaßt mir in dem General-Militair-Kommando von Oſt- und Weſtpreußen einen anderweitigen Wirkungskreis für die Zukunft huldreichſt zu ertheilen. — Indem ich dieſer neuen Beſtimmung folge, kann ich nicht unterlaſſen, den hochgeachteten Waffengefährten dieſes meines Korps mit dem herzlichſten Lebewohl zugleich den innigſten Dank für den unermüdlichen Eifer, das Vertrauen und die Anhänglichkeit zu ſagen, mit denen ſie meine Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes nützlich zu wirken in dieſem heiligen Kriege unterſtützten. — Ganz vorzüglich fühle ich mich den Herren Generalen, Brigadiers und Kommandeurs verpflichtet, die durch Einſicht und Thätigkeit ſo ſehr zu den ſchönen und rühmlichen Erfolgen beitrugen, deren ſich das Vaterland mit uns erfreut. — Die übrigen Herren Offiziere aller Grade und Waffen bitte ich von der hohen und aufrichtigen Achtung überzeugt zu bleiben, die ich ihnen für ihr ſtetes ausgezeichnetes Benehmen von ganzem Herzen widme. — Unvergeßlich werden mir die Thaten bleiben, die ich von ihnen, ſo wie von den braven Unteroffizieren und Gemeinen dieſes Korps unter meinen Augen verrichten ſah! — Zugleich kann ich nicht unterlaſſen, bei dieſer Gelegenheit dem Korps bekannt zu machen, daß Seine Majeſtät der König mir durch die Erhebung in den Grafenſtand unter Beilegung des Namens von Dennewitz ein huldreiches Merkmal der allerhöchſten Gnade und Zufriedenheit zu ertheilen geruht haben. Ich und meine Nachkommen werden fortan in dieſem Namen das Andenken an ein Korps ehren, deſſen hoher Muth demſelben ſeine Bedeutung verlieh, und deſſen Mitglieder einen ſo weſentlichen Antheil an dieſer, mir in ihrer aller Namen gewordenen Auszeichnung beſitzen. Mein höchſter Stolz iſt die Ehre ſolche Truppen gegen den gemeinſchaftlichen Feind geführt zu haben, und in ihnen dem Vaterlande ein Korps zurückzugeben, welches dem Feinde gegenüber nie einen Schritt gewichen hat. London, am 20. Juni 1814. Graf Bülow von Dennewitz."

Nachdem Bülow an den zahlreichen Feſten und vielfachen Ehrenbezeigungen, die den fremden Monarchen und Generalen in England mit Begeiſterung dargebracht wurden, ſeinen reichlichen Antheil gehabt, auch nach der abſonderlichen engliſchen Weiſe, wie Blücher, dort die Doktorwürde empfangen, kehrte er nach Belgien zu ſeinen Truppen zurück, über welche unterdeß Borſtell den Befehl geführt hatte, und deren völliger Rückmarſch in die Heimath nun angeordnet wurde.

Die Feſtlichkeiten im Vaterlande, mit denen die heimkehrenden Krieger geehrt wurden, konnten den im Ausland erfahrenen an Herrlichkeit nachſtehen, übertrafen ſie aber an Herzlichkeit und Rührung. Wie viele der waffenfreudig Ausgezogenen kehrten nicht heim! Der Bülow'ſche Heertheil hatte über 16,000 Mann und 600 Offiziere verloren; nur wenige Mannſchaft war in feindliche Gefangenſchaft gerathen, kein einziger Offizier. Ueber 600 eiſerne Kreuze waren ausgetheilt worden. Die Namen der Gebliebenen wurden mit goldnen Buchſtaben auf Ehrentafeln eingegraben und dieſe in den Kirchen ihrer Geburts- oder Wohnorte angeheftet. Der Einzug in Berlin am 7. Auguſt war an ernſter Pracht und edlem Schmuck eines der größten Schauſtücke, welche dieſe Hauptſtadt je geſehen hat. Bülow insbeſondere wurde als der dreimalige Retter Berlins jetzt allgemein anerkannt und hoch gefeiert. Der Magiſtrat und die Stadtverordneten begrüßten ihn durch Zuſchriften und Abordnungen. Die Univerſität, in Nachahmung der engliſchen Sitte, verlieh ihm das Ehrendiplom eines Doktors der Philoſophie.

Nachdem Bülow ſeine Frau und Kinder wiedergeſehen, von denen er die jüngſte am 27. Oktober geborne Tochter Luiſe Pauline jetzt zum erſtenmal erblickte, und im glücklichen Kreiſe der Seinen einige frohe Tage verlebt hatte, wünſchte er vor Antritt ſeines neuen Wirkungskreiſes in Preußen ſich eine Erholungsfriſt zu gönnen, und zur Stärkung ſeiner Geſundheit die im Wechſel des Feldlebens manchen Stoß erlitten hatte, ein Bad zu beſuchen. Er hatte fürerſt nur das nahe Freienwalde gewählt, wohin ſeine Familie ihn begleiten ſollte. Alles war zu dieſem Aufenthalt eingerichtet, der Tag der Abfahrt beſtimmt. Da kam ein unerwarteter Handel, der die Freude der Siegeserfolge und Ehren gleich im Beginn trüben, die des häuslichen Glückes vernichten konnte, wenn die tapfre Bruſt empfindlicher bei ſolchem Angriff, oder der Ausgang ernſter geweſen wäre.

Der Graf von Tauentzien war mit der Austheilung der Ehrenbeinamen, welche der König ſeinen erſten Generalen verliehen, ſehr unzufrieden. Beſonders mißfiel ihm der ſeinige von Wittenberg, auf den er keinen Werth legen wollte, ja den er ablehnte, dagegen er Anſpruch auf den von Dennewitz machte, den Bülow bekommen hatte. Bittre Klagen über die ihm widerfahrene Unbill drückte er in einem Schreiben an ſeinen Adjutanten Major von Weiher aus, worin er unter anderen ſagte: „Die Schlacht von Dennewitz habe ich gegeben, nachdem ich ſchon zwei Tage zuvor mit dem Feinde ohne Beiſtand eines andern gefochten, und ich mit kaum 12,000 Mann über 40,000 angriff, und mich allein über 5 Stunden mit denſelben ſchlug; hiedurch rettete ich zum zweitenmale Berlin, und nachher noch zum drittenmal. Die ganze Schlacht habe ich bis zu Ende mit dem vierten Armeekorps mitgemacht, und alle entſcheidenden Augenblicke herbeigeführt, und zuletzt dadurch, daß ich den General Wobeſer noch nach Dahme vorrücken ließ, über 2000 Gefangene gemacht und 1 Kanone und 6 Munitionskarren erobert. Dieſes iſt weltkundig, und demohngeachtet trägt ein Anderer den Namen als Denkmal davon und des vierten Armeekorps iſt nicht die Rede, — dieſes iſt hart. — Alles dieſes ſchmerzt, nicht für mich, denn das ruhige Bewußtſein ſetzt über alles hinweg, aber für andre brave, rechtſchaffene Leute, die ihr Leben und Gut ihrem Könige aufgeopfert hatten.“ Der Brief iſt unterzeichnet: „Graf Tauentzien nicht von Wittenberg.“ Wir erkennen, daß hier ein Gefühl ſpricht, das ſich im beſten Rechte glaubt, allein ſich in Betreff der Thatſachen den größten Täuſchungen hingiebt. Niemand hat je die Tapferkeit und auch Kriegskunde Tauentzien's in Zweifel ziehen dürfen, in unſerer Erzählung iſt beider ſtets mit gebührenden Ehren gedacht; allein die hier erhobenen Anſprüche erſcheinen jedem Unbefangenen als eine Verirrung des Selbſtgefühls. Weltkundig war grade das Gegentheil von dem, was er aufſtellt, ja die öffentliche Meinung war gegen ihn, und tadelte mit Bitterkeit und Hohn ſeinen Rückzug im Oktober 1813 von der Elbe bis nach Potsdam und Berlin als eine unverantwortliche Uebereilung. Doch dieſer Tadel ſelbſt, der ihm als er nach Berlin kam, nicht verborgen blieb, mochte ihn ſtacheln, ſein vermeintliches Recht ernſtlich zu behaupten.

In dieſem Sinne wandte ſich Tauentzien daher gradezu an Bülow durch folgendes Schreiben: „Gleich nachdem Seine Majeſtät der König geruhet hatten Euer Excellenz in den Grafenſtand mit Beilegung des Namens von Dennewitz zu erheben, und mir den Beinamen von Wittenberg zu geben, ſtellte ich Allerhöchſtdieſelben in wenigen Worten den Hergang der gedachten Schlacht dar, und ohne Euer Exzellenz Verdienſt zu ſchmälern, erwähnte ich des kräftigen und thätigen Antheils des vierten Armeekorps bei derſelben. Ereigniſſe von Wichtigkeit, welche in den Annalen der Geſchichte Preußens glänzen und der Nachwelt mit Wahrheit übertragen werden ſollen, verdienen gründlich berückſichtiget zu werden, daher ich nunmehr dieſe wahrhafte Ehrenſache mit Hochdieſelben direkte abmachen will. — Bis jetzt harrte ich auf eine Königliche Antwort in Betreff der oben erwähnten Eingabe, welche mir vorgeſtern durch die mündlichen Aufträge des Oberſtlieutenants von Thile zu Theil wurde und dahin lautete: «Daß Seine Majeſtät vollkommen mir und dem vierten Armeekorps Gerechtigkeit widerfahren ließen, und unſre Verdienſt beim Siege von Dennewitz anerkennten, und durch Beilegung des Namens von Dennewitz keineswegs beabſichtigt hätten uns dadurch zu kränken oder zurückzuſetzen.» Dieſe gnädigen Aeußerungen konnte ich von der Gerechtigkeit des Königs erwarten, ſind aber für mich, dem vierten Armeekorps, und der unkundigen Welt, welche nur oberflächlich urtheilt, nicht hinreichend. Ich wende mich daher an Euer Exzellenz, nachdem Sie ohne Rückſicht den Namen von Dennewitz angenommen, mit der ergebenen Frage: «Ob Dieſelben gewilligt ſind, nach dieſer Königlichen Erklärung mir eine ſchriftliche auszufertigen, nach welcher Sie förmlich bekunden, daß ich und das vierte Armeekorps zur Schlacht und zum Siege bei Dennewitz wenigſtens ſo viel als Euer Exzellenz und das dritte Armeekorps beigetragen haben.» Dieſes Aktenſtück, welches auf der ſtrengſten Wahrheit gegründet iſt, und wo Thatſachen ſprechen, gebührt mir und dem vierten Armeekorps, und taſtet Ihren Ruhm nicht an. In Erwartung einer beſtimmten Antwort habe ich die Ehre Euer Exzellenz die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern. Berlin, den 12. Auguſt 1814. Tauentzien."

Bülow antwortete hierauf gleich am folgenden Tage ausführlichſt wie folgt: „Euer Exzellenz Schreiben vom 12. dieſes Monats habe ich erhalten, und muß Ihnen offenherzig bekennen, daß ich es nicht ohne große Verwunderung geleſen habe. Die Beantwortung desſelben kann mir nicht ſchwer werden, denn zuvörderſt muß ich Euer Exzellenz ſo offen als beſtimmt erklären, daß ich Ihnen nicht das Recht zugeſtehen kann, Erklärungen wie die, die Sie von mir verlangen, zu fordern, — in einem Ton zu fordern, als ob ich Ihnen etwas zurückzugeben habe, was ich mir unrechtlicherweiſe zugeeignet hätte. — Alſo nicht, weil ich mich, weder auf Euer Exzellenz Schreiben, noch aus irgend einem andern Grunde, dazu verbunden halte, aber weil es mir bei dieſer Veranlaſſung zweckmäßig und paſſend dünkt, will ich Denenſelben hier meine Anſichten, meine unabänderliche Ueberzeugung in der hier in Rede ſtehenden Angelegenheit mittheilen. — Ich habe nie um Gunſt und Gnade bei Seiner Majeſtät dem Könige, unſerm gerechten Monarchen, gebuhlt; — ich habe daher auch ſo wenig mich zu dem Namen von Dennewitz als zu irgend einem andern gedrängt, und ich darf es gleichfalls glauben, daß bei Auswahl der Namen es nicht nöthig geweſen wäre, ſich in Anſehung meiner auf den von Dennewitz zu beſchränken. So wie ich dieſen Namen nun aber einmal beſitze, ſo führe ich ihn nach meiner feſten Ueberzeugung mit Recht, und ich glaube nicht, daß es den Unterthanen zuſtehen darf, bei Annahme einer Auszeichnung, die ein ſo gerechter Monarch als der unſrige ertheilt, irgend einige *Rückſichten* ſtattfinden zu laſſen, wären ſie auch weniger grundlos als die, die Sie dabei von mir zu verlangen ſcheinen. — Gerne gebe ich zu, daß das vierte Armeekorps an jenem Tage ehrenvoll mitwirkte, doch die Hauptſache, die ganze eigentliche Schlacht hat das dritte Armeekorps und der von mir zu dieſer Schlacht entworfene und ausgeführte Plan entſchieden; es hat mithin dieſes Korps unter meiner Leitung an jenem Tage nicht bloß *wenigſtens* ſo viel als das von Euer Exzellenz befehligte, ſondern ganz unſtreitig das Meiſte gethan. — Wenige Thatſachen werden hinreichend ſein dies zu beweiſen. Waren die Streitkräfte des vierten Armeekorps, mit denen es bei der Schlacht von Dennewitz erſchien, denen des dritten Armeekorps gleich, und hinreichend in der Hauptſache etwas zu entſcheiden? — Ich behaupte nein, denn abgerechnet, daß mein Korps an ſich ſchon ſtärker war, als das was Euer Exzellenz von dem Ihrigen damals bei ſich hatten, ſo iſt es notoriſch bekannt, daß das vierte Armeekorps in den früheren nachtheiligen Gefechten bei Zahna und Seyda einen ſehr bedeutenden Verluſt gehabt hat, wie dies die große Anzahl Verſprengter beweiſet, die von demſelben nach der Schlacht bei dem meinigen ſich einfanden. Euer Exzellenz Korps hatte alſo an jenem Tage eine zu geringe Stärke, um gegen die bedeutende franzöſiſche Armee entſcheidend wirken zu können. — Mein Entſchluß, am 5. September links abzumarſchiren und mich bei Kurz-Lipsdorf verdeckt aufzuſtellen, wodurch der Feind getäuſcht ward, war eben ſo ſehr ganz mein eigenes Werk, als das Vorrücken und der Angriff gegen Jüterbogk am 6. — zu beidem habe ich weder von dem Kronprinzen von Schweden den Befehl noch von Euer Exzellenz die mindeſte Aufforderung erhalten, vielmehr wär' ich am Abend des 5. Septembers gänzlich ohne Nachricht über Euer Exzellenz Korps, und das was Sie mit demſelben thun konnten und wollten, geweſen, wenn meine Beobachtungen mir nicht gezeigt hätten, daß daſſelbe ſtark vom Feinde gedrängt und gegen Jüterbogk zurück geworfen würde. — Der Entwurf der Schlacht, ſo wie die Leitung derſelben, war ferner ganz mein Werk, und mußte es ſein, da ich bei weitem die meiſten Streitkräfte beiſammen hatte. Euer Exzellenz müſſen damals ſelbſt hiervon überzeugt geweſen ſein, denn Sie ließen mich in dem Moment, wo ich mit der Tête meiner Kolonnen in der Gegend von Nieder-Gehrsdorf ankam, durch einen Ihrer Adjutanten fragen: «Wie und welcher Weiſe Sie am beſten mit Ihrem Korps mitwirken könnten?» worauf ich Sie erſuchen ließ, ſich an meinen linken Flügel anzuſchließen. Mehrere Offiziers meines Generalſtabes haben es gehört und müſſen dies bezeugen können. — Es iſt hier nicht der Ort, alles dasjenige aus einander zu ſetzen, was das dritte Armeekorps an jenem Tage unter meiner Leitung geleiſtet hat, aber ſo viel weiß ich, daß ich perſönlich die zwei Attaken meines linken Flügels gegen des Feindes vortheilhafte Poſition auf der dominirenden Höhe zwiſchen Nieder-Gehrsdorf und Jüterbogk führte, und denſelben von dort vertrieb, Euer Exzellenz Korps in dieſem

Moment weit zurück war, und eben aus einem Gehölz wieder vorrückte, um ſich an meine linke Flügelbrigade unter dem General von Thümen anzuſchließen, die von da ab in ſtetem Vorrücken blieb, und ſpäter Dennewitz und Rohrbeck erſtürmte; — ich ſandte daher ſogleich das erſte Leibhuſaren-Regiment ab, um zwiſchen Euer Exzellenz Korps und meinem linken Flügel die erforderliche Verbindung zu halten. — Schon dieſes Wenige wird hinreichend ſein darzuthun, daß das dritte Armeekorps damals den Feind auf ſeiner ganzen Fronte beſchäftigte, und eben ſo ſehr beweiſt die Richtung ſeines Rückzuges, daß er nur dem Angriff des dritten Armeekorps wich. — Ein mehreres hierüber zu ſagen wäre unnütz, da aus den gedruckten Relationen alles Nähere hervorgeht. Ich wiederhole noch einmal, daß das vierte Armeekorps mit der von dem dritten zu ihm geſtoßenen Verſtärkung auf's ehrenvollſte an jenem Tage mitwirkte, ich verkenne keinesweges Euer Exzellenz Verdienſte, aber ich verbleibe feſt bei der bereits ausgeſprochenen Ueberzeugung, und indem ich Euer Exzellenz anheim ſtelle, was Sie in dieſer Angelegenheit weiter zu thun für nöthig erachten mögen, füge ich nur noch die Verſicherung hinzu, daß, wie es auch ſei, jene meine Ueberzeugung durch nichts verändert werden kann. Berlin, den 13. Auguſt 1814. Bülow von Dennewitz."

Hierauf ließ Tauentzien mehrere Tage vergehen, während welcher Bülow ſich nach Freienwalde begab, wo er dann durch folgendes weitere Schreiben Tauentzien's, den er, da derſelbe ſieben Tage geſchwiegen, ſchon beruhigt glauben konnte, überraſcht wurde: „Meine Geſchäfte und die Zerſtreuungen, welche allhier ſtattfanden, verhinderten mich Euer Exzellenz Schreiben früher zu beantworten; ich eile daher die verlorne Zeit nachzuholen. — Da Euer Exzellenz ſich zu keiner Erklärung verſtehen wollen, welche Ihnen zur Ehre und keinesweges zum Nachtheil gereicht hätte, da Sie mit *wenigen wahren* und verbindlichen Worten die ganze Sache hätten abmachen können, dagegen aber ſich ungerecht und beleidigend gegen mich und das vierte Armeekorps äußern, ſo wird es überflüſſig, mich in weitere Diſcuſſionen einzulaſſen. Ich breche daher ganz ab, und verlange von Euer Exzellenz die

Euer Exzellenz ſtelle ich es daher anheim, den Tag und den Ort zu beſtimmen, wo wir uns treffen, um dieſe für mich ſo wichtige Sache mit dem Verluſt Ihres oder meines Lebens abmachen zu können. Mit Ungeduld ſehe ich Ihrer Antwort entgegen. Berlin, den 20. Auguſt 1814. Tauentzien." Das Schreiben überbrachte der Major von Rottenburg, Tauentzien's Adjutant.

Dieſe Ausforderung konnte Bülow nur annehmen; er ſandte auf der Stelle ſeinen Schwager den Major von Auer mit folgender Antwort nach Berlin: „Da Euer Exzellenz, während ich noch in Berlin war, mehrere Tage vorbeigehen ließen, ohne mir irgend etwas zukommen zu laſſen, ſo konnte ich nichts mehr von Denſelben erwarten, reiſete alſo ab hierher ins Bad. — Euer Exzellenz muß ich nun erſuchen, ſich hierher zu bemühen, indem die Gegend von Freienwalde ſich zu einem ſolchen Zuſammentreffen ganz eignet. Da ich hier niemand bei mir habe, auch nicht einmal meine Piſtolen, ſo wähle ich den Major von Auer, der noch in Berlin zurückgeblieben, zu meinem Sekundanten, welcher Euer Exzellenz dieſes einhändigen wird. — Den Tag und die Stunde bitte ich zu beſtimmen, den Major von Auer aber davon zu unterrichten, damit derſelbe mit dem Erforderlichen hier eintreffen kann. Bülow von Dennewitz." Der Rittmeiſter von Burgsdorf eilte nach Potsdam um Piſtolen für Bülow zu holen.

Hierauf muß Tauentzien ſich beſonnen und eingeſehen haben, daß er zu weit gegangen, und die Sache auf dieſe Weiſe nicht auszumachen ſei. Er ſchrieb daher einlenkend: „Euer Exzellenz haben mir durch den Major von Auer gefälligſt eröffnen laſſen, daß Sie ſich hierher bemühen würden, um mir wegen der Ihnen bekannten Sache Satisfaktion zu geben. — Bevor dies aber geſchieht, halte ich es, da der Gegenſtand ein öffentlicher und kein perſönlicher iſt, für Pflicht gegen den Staat und unſrer beiderſeitigen Verhältniſſe, mich mit Euer Exzellenz nochmals ſchriftlich zu erklären. — In meinem erſten Schreiben wünſchte ich Dero Anerkenntniß, daß an der Bataille von Dennewitz das meinem Kommando damals untergebene vierte Armeekorps einen gleich mehr Pflicht gegen die braven Truppen als gegen mich ſelbſt erforderte. — Dies allein war die Abſicht meines Schreibens, keinesweges aber die, Euer Exzellenz perſönlich zu beleidigen, welches auch ſchon aus unſern früheren Verhältniſſen genügend hervorleuchten muß. Euer Exzellenz ſcheinen indeſſen ſolches demunerachtet zu vermuthen, und dieſer Urſache muß ich die empfindlichen Stellen Ihres Antwortſchreibens beimeſſen. Ob Dieſelben aber nach dieſer Erklärung meinen Wunſch erfüllen, und zugleich jene Stellen Ihres Erwiederungsſchreibens als nicht darin enthalten erklären, oder mir Ort und Zeit beſtimmen wollen, ſtelle ich Dero Ermeſſen ergebenſt anheim. Ich habe mit Vergnügen eine Auseinanderſetzung meiner Handlungsweiſe dargelegt, welche dem öffentlichen Urtheil künftig zur Richtſchnur dienen kann. — Genehmigen Euer Exzellenz die Verſicherungen meiner allervollkommenſten Hochachtung. Berlin, den 24. Auguſt 1814. Tauentzien."

Bülow konnte dieſes Einlenken nur günſtig aufnehmen, und that alles was ihm möglich war, um dem Kriegskammeraden, dem er auf dem Schlachtfelde ſtets nach Kräften beigeſtanden, auch diesmal aus der Verlegenheit herauszuhelfen, in die derſelbe ſich unnöthig gebracht hatte; er antwortete mit ehrenvollſter Handbietung: „Euer Exzellenz muß ich vollkommen darin beipflichten, daß der Gegenſtand unſeres neuerlichen Briefwechſels lediglich eine öffentliche, keinesweges aber eine perſönliche Beziehung haben kann. — Die Erklärung, daß das unter Ihren Befehlen geſtandene vierte Armeekorps ſich ſowohl bei Dennewitz, als bei jeder andern Gelegenheit, mit eben der ausgezeichneten Tapferkeit geſchlagen hat, als das dritte und irgend ein anderes, iſt von mir früher ſchon bei mehreren Veranlaſſungen ausgeſprochen worden, ſie iſt gleichfalls in meinem Schreiben vom 13. dieſes Monats enthalten, und ich nehme keinen Anſtand ſolche nochmals hier zu wiederholen. Wenn hierüber Mißverſtändniſſe obwalteten, ſo müſſen ſolche aus mir ganz fremden Urſachen herrühren, da ich eben ſo wenig jemals gegen dieſe Erklärung geſprochen oder gehandelt habe, als ich bisher zweifeln konnte, ſeitige Achtung gegründeten Verhältniſſen zu ſtehen, wie uns dies auch auf der Stufe, auf welcher wir im Staate und in dem Vertrauen des Monarchen ſtehen, ohnſtreitig geziemt. — Wenn alſo, wie ich gern aus Euer Exzellenz heutigem Schreiben mich überzeuge, das von Denſelben unter dem 12. dieſes Monats an mich Erlaſſene keine perſönliche Beziehung und Beleidigung für mich, ſondern bloß eine Aufforderung zu der von mir bereits gegebenen, und hier wiederholten Erklärung enthalten ſollte, ſo verſichere ich Euer Exzellenz dagegen, daß auch das meinige vom 13. dieſes Monats keine perſönliche und Euer Exzellenz abſichtlich beleidigende Beziehung hatte und haben konnte. — Indem ich mir die Ehre gebe, Euer Exzellenz Vorſtehendes auf Dero heute an mich erlaſſenes gefälliges Schreiben ganz ergebenſt zu erwiedern, ſehe ich Ihren ferneren Eröffnungen baldigſt entgegen, und benutze dieſe Gelegenheit um Sie zu bitten, die wiederholte Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung anzunehmen. Berlin, den 24. Auguſt 1814. Bülow von Dennewitz.“

Durch eine ſchnelle Erwiederung Tauentzien's erhielt die ganze Sache ihren völligen Schluß; er lautete: „Durch Euer Exzellenz Erklärung in dem geehrten Schreiben vom heutigen Tage ſind die Gegenſtände vollkommen beſeitiget, die mich nöthigten Genugthuung zu wünſchen. Ich bin aber auch herzlich erfreut, darin von Euer Exzellenz die Geſinnungen wiederholt zu ſehen, die mich in gleichem Grade erfüllen. Wir und die von uns kommandirten Truppen waren ſo glücklich, in dem erhabenſten aller Kriege zu wirken. Mag ein langer Frieden die Anſtrengungen der preußiſchen Nation und ihrer Krieger krönen, oder müſſen wir bald wieder die Rechte unſers verehrten Monarchen und des Vaterlandes vertheidigen, immer werden wir unſere Pflicht erfüllen, und ſtets wird es mich beglücken, mit Euer Exzellenz im freundſchaftlichſten, auf gegenſeitige Achtung gegründeten Verhältniſſe zu ſtehen, das, wie ich Euer Exzellenz von meiner Seite verſichern darf, unſere gegenwärtige Verhandlung nur noch feſter geknüpft hat. — Empfangen Euer Exzellenz die erneuerten Verſicherungen meiner allervollkommenſten und aufrichtigſten

Hochachtung. Berlin, den 24. Auguſt 1814. Tauentzien." Hiemit war dieſe ſonderbare Verhandlung ſo glücklich als raſch erledigt. Hatte ſchon ihr Beginn und dann ihre plötzliche Steigerung in Erſtaunen geſetzt, ſo konnte es noch mehr der Schluß, der nach dem genommenen Anlaufe kaum in dieſer Weiſe noch möglich ſchien, aber jedenfalls erwünſcht ſein mußte. Wer dieſe gewechſelten Briefe in ihrer Reihenfolge durchlas, konnte nicht umhin, auch in dieſer Sache, die wohl geeignet war, auch einen gelaſſenen und milden Karakter heftig aufzureizen, das mannhafte, würdige und großmüthige Benehmen Bülow's anzuerkennen, wie damals von hohen und höchſten Perſonen, denen die Kunde davon wurde, allgemein geſchah. Wunderbar genug hatte Bülow ſeinen Ruhm nicht nur dem Feinde durch große Kriegsthaten abzuringen, ſondern denſelben auch im Kampfe gegen Vorgeſetzte, Untergebene und Gleichſtehende nach allen Seiten zu behaupten! —

Bülow begab ſich zu Ende des Auguſt nach Königsberg in Preußen, wo die Behörden und die geſammte Bevölkerung ihm den ehrenvollſten und freudigſten Empfang bereitet hatten. Er bezog daſelbſt das Haus des Kronprinzen, welches auf ſein Anſuchen ihm vom Könige als Dienſtwohnung war überwieſen worden. Er richtete ſich mit den Seinigen hier behaglich ein, doch ohne Prunk, die Hauptſache war ihm ein Muſikſaal, wo er viel große Muſik ausführen zu laſſen ſich im voraus freute. —

Der preußiſche Staat war größer, mächtiger und ruhmvoller hergeſtellt, als er vor dem Unglück vom Jahre 1806 geweſen. Ein langer Frieden ſchien auf weithinaus geſichert; es galt die nachgebliebenen Wunden des Krieges durch freudige Friedensthätigkeit zu heilen, dem Staat im Innern wachſendes Gedeihen zu ſichern, das tapfre Volk zu neuer Bildung und neuem Wohlſtand zu erheben. Dem Kriegshelden konnte kein ſchöneres Alter bereitet ſein, als im Kreis einer glücklichen liebevollen Familie, im Genuß von Ruhm und Ehren; auf hoher wirkſamer Stelle, die reichen Früchte reifen zu ſehen und mitzugenießen, welche aus der Wiedergeburt des Vaterlandes, dem Erfolge ſo vieler Heldenthaten, hervorgehen mußten. Bülow ſcheint in dieſem Sinne das

Stadt ſeine Tage tief empfunden und genoſſen zu haben. Er hatte in Königsberg nur freundliche Verhältniſſe, war mild im Umgang, gut mit den Bürgern, im beſten Vernehmen mit allen Behörden, verehrt und geliebt in der ganzen Provinz.

Die von dem Könige verheißene Schenkung von liegenden Gütern für Bülow war ſchon beſtimmter ausgeſprochen und der Betrag derſelben, wie für jeden Oberbefehlshaber eines Heertheils, auf 200,000 Thaler feſtgeſetzt worden, indeß erlitt die Auswahl und ſchließliche Anweiſung der Güter mancherlei Verzögerungen. Bülow ſchrieb deßhalb nach Berlin an Blücher, um durch deſſen Rath und Betrieb die Sache beſchleunigen zu laſſen. Wir theilen Blücher's ſelbſtgeſchriebene Antwort, ihrer Eigenheit und ihres freundſchaftlichen Tones wegen, hier unverändert mit: „Euer Exzellenz ſehr gütiges Schreiben habe ich das Vergnügen gehabt zu erhalten. Ich wundere mich, daß an Dieſelben wegen der Donation noch nichts ergangen, die meinige habe ich bereits erhalten, und der Finanzminiſter von Bülow ſchreibt mich, der König habe ſich in Anſehung der andern Herren Generale, ſo auch welche erhielten, ſehr gütig erklärt. Ich glaube, Sie thun wohl, mein verehrter Freund, wenn Sie gleich in Preußen oder wo Sie wollen, Güter in Vorſchlag brächten, das habe ich gethan, und der König hat es akkordirt. Die Güter, ſo ich gewählt, liegen in Schleſien, und hören zu den ehemaligen Trebnitzer Kloſtergütern, ſie können ohngefähr 12,000 Thaler Revenuen tragen. Der Brief von Ihnen iſt mich ſehr werth, ich werde des Inhalts wegen morgen mit dem Finanzminiſter ſprechen, ich kann Bülow in dieſer Sache nicht anders als loben, und ich bin verſichert Sie werden auch mit ihm zufrieden ſein. Unſer Kollege in Schleſien hat ſich hierbei mit Allen brouillirt, und man will daß er zu enorme Forderungen mache, die mich aber nicht bekannt ſind. — Euer Exzellenz können verſichert ſein, daß ich Ihre Angelegenheit ſo wie die meinige bei Rückkunſt des Königs betreiben werde. Es iſt ſchlimm, daß alle geiſtlichen Güter mit 50 Prozent belaſtet ſind, ich ſollte meinen, dieſes müſſe eine Abänderung leiden, denn wenn wir Abgaben geben ſollen, ſo müſſen ſie mit den

Abgaben der adlichen Gutsbeſitzer gleich ſein; ich werde mich darüber ſo viel ich nur kann vertheidigen; ſo ſollen auch alle geiſtlichen Güter die Jurisdiktion und das Patronatrecht verlieren, beides iſt nicht viel werth, aber des Anſtandes wegen muß man ſie doch beizubehalten ſuchen. — In Schleſien iſt es mich wie Ihnen in Preußen ergangen, man hat mich da mit Herzlichkeit aufgenommen. — Ob uns in der Folge noch eine Fehde bevorſteht, weiß der Himmel, trauen will ich der Sache nicht; man hat zu Paris die Umſtände nicht benutzt, Frankreich wird ſchon wieder zu laut, man hätte ſelbiges die Flügel beſſer beſchneiden ſollen. Erhalten Sie mich Ihre Freundſchaft und Andenken, und ſeien von meiner treuen Freundſchaft und herzlichen Ergebenheit verſichert. Blücher. Wenn Sie in Anſehung vorerwähnter Sachen noch was zu wünſchen haben, ſo ſchreiben Sie mich, ich will Hardenberg und Bülow ſchon warm halten, und beide ſind auch gut vor uns geſinnt.“ —

In Wien verſammelte ſich im Oktober 1814 der Kongreß von Monarchen und Bevollmächtigten, welchen es oblag, die neue Ordnung der Dinge in Europa und beſonders auch in Deutſchland ſchließlich feſtzuſtellen und dauernd zu ſichern. Wie wenig verſprechend dieſe Arbeit begonnen wurde, in welche Schwierigkeiten und Abwege ſie gerieth, iſt allgemein bekannt und bedarf hier keines neuen Berichts. Nur zuletzt, als nach viermonatlicher Dauer das Ganze ſchon im Begriff war ſich feindlich aufzulöſen, zog am Ende des Februars 1815 ein Ereigniß, das wie ein gewaltiges Schwert den Knoten völlig zu zerhauen drohte, die ſich löſenden Fäden wieder zuſammen, und rettete einen Theil der gehofften Ergebniſſe in der hergeſtellten Einigkeit der großen Mächte. Dieſes Ereigniß war das Wiedererſcheinen Napoleons, ſeine Rückkehr von Elba nach Frankreich, ſeine Wiederaufnahme des Kaiſerthums.

Der Eindruck dieſer überraſchenden Vorgänge war ungeheuer; die ganze Welt begriff, daß das neue Kaiſerthum, wie friedlich es jetzt ſich auch ankündigte, gleich dem alten nur Krieg bedeuten könne, daß bei demſelben keine Sicherheit und Ruhe zu hoffen ſei, daß man aus allen Kräften es ſogleich angreifen und vernichten müſſe. Deutſchland war zunächſt bedroht, am meiſten Preußen, und hier auch am ſtärkſten erwachte der alte Kriegseifer und rief die gewaltigſten Rüſtungen hervor. Das Zuſammenſein der Monarchen in Wien gab ihren Maßregeln wünſchenswerthe Einheit und beſchleunigenden Nachdruck, und die Kongreßverhandlungen wurden in neuer Bahn einem vorläufigen Ziel raſcher entgegengeführt.

Im Anfange des Jahres war Bülow an einer Leberentzündung bedenklich erkrankt, und zwar bald wieder hergeſtellt, aber doch nicht von allen Nachwehen befreit worden, und die Aerzte fanden dringend nöthig, ihm für den Sommer den Gebrauch des Karlsbades zu verordnen. Die Wiederkehr Napoleons ließ alle Rückſichten auf Geſundheit wegfallen, und es galt nur die Pflicht auf's neue in's Feld zu ziehen. —

Auf dem linken Rheinufer zog ſich eiligſt ein preußiſches Heer zuſammen, über welches Blücher den Oberbefehl erhielt. Bülow erhielt die Beſtimmung, wieder einen Heertheil zu befehligen, der diesmal der Zahl nach der vierte hieß. Von manchen Seiten wünſchte man Blücher entfernt zu halten, von anderer Bülow'n, aber weder der König war dieſes Sinnes, noch Boyen, der jetzt als Kriegsminiſter in Wirkſamkeit ſtand. Als Merkwürdigkeit iſt hier noch anzuführen, daß in der Schweiz, welche gleichfalls durch Napoleons Wiederkehr bedroht und ihre Selbſtſtändigkeit auf's äußerſte zu vertheidigen entſchloſſen war, die deutſchgeſinnte Parthei ſich Bülow'n zum Anführer des ſchweizeriſchen Freiheitsheeres erbitten wollte; ſo groß war das Vertrauen auf ſeinen Feldherrnruhm und auf ſein Kriegsglück.

Von Wien empfing Bülow noch die vorläufige Nachricht, daß der König die kraft der Schenkung ihm erb- und eigenthümlich zu übergebenden Güter ſchon beſtimmt habe, namentlich Grünhof, Rudnicken, Kupzau, Nautzau, Neuhauſen und Klein-Heide bei Fiſchhauſen in Oſtpreußen, und daß die förmliche Urkunde deßfalls nächſtens erfolgen werde. Er beſchloß daraus ein Majorat zu bilden, das immer auf den älteſten Sohn vererben ſollte. Um völlige Ordnung in ſeine Angelegenheiten zu bringen, und für ſeine geliebte Gattin ſo wie für ſeine Töchter gehörig zu ſorgen, wollte er jetzt, bevor er auf's neue den Ungewißheiten des Krieges ſich hingäbe, auch ſeinen letzten Willen gerichtlich feſtſtellen. Demnach erſuchte er das Gericht, ihm zu dieſem Zweck eine Gerichtsperſon zuzuſenden. Es erſchien der Tribunalsrath Bobrick, ein ſehr geachteter Mann, als Dichter damals geſchätzt und zugleich im Gegenſatz als einer der förmlichſten Rechtsmänner bekannt. Bülow bat ihn, das Erforderliche vorzunehmen, Bobrick aber ſetzte ſich hin und begann ein ſeltſames Geſpräch, er ſtellte die wunderlichſten Fragen, welche Jahrszeit man habe? in welcher Jahrszeit man gewöhnlich ernte? und anderes dergleichen, worauf Bülow höchlich befremdet anfangs antwortete, dann aber ungeduldig bat, doch zur Sache überzugehen; Bobrick aber belehrte ihn, daß er ganz bei der Sache ſei, denn nach den Vorſchriften des Geſetzes habe er ſich zuvörderſt durch angemeſſene Fragen überzeugen müſſen, ob der General auch bei gutem Verſtande und verfügungsfähig ſei, nachdem er ſich hievon nun wirklich überzeugt habe, könne er jetzt das Weitre vornehmen. Bülow hatte großes Vergnügen an dieſer Einleitung, und fand es nur unverantwortlich, daß man von Seiten der höchſten Behörden bei Anvertrauung eines Oberbefehls und eines Heeres weniger vorſichtig zu Werke gehe. —

Nachdem Bülow ſo ſein Haus beſtellt hatte, reiſte er im Anfange des Mai's begleitet vom Hauptmann von Below, von Königsberg nach dem Rhein. Schon am 10. Mai ſchrieb er aus Köln an ſeine Frau, und erzählte darin die beklagenswerthen Vorfälle mit den Sachſen in folgender Weiſe: „Uebermorgen gehe ich nach Lüttich, wo ich den Feldmarſchall und das Hauptquartier finde. Dieſes Konzentriren der Truppen hat keine feindliche Bewegung zum Grunde, ſondern eine bedeutende Empörung der Sachſen. Der Feldmarſchall hatte in Lüttich nichts bei ſich als das ſächſiſche Korps, 15,000 Mann ſtark. General Kleiſt hatte ſich das Vertrauen und die Liebe dieſer Truppen erworben, und konnte mit ihnen machen was er wollte; er hatte gerathen, ſie nicht zu theilen (nämlich in das was der König von Sachſen behalten und was preußiſch werden ſollte), wogegen dieſe Truppen einen großen Widerwillen gezeigt. Nun kommt aber der Befehl aus Wien, dieſe Theilung vorzunehmen, welches die Truppen Abends beim Verleſen (wo ſie nur Seitengewehre tragen) erfahren. Im Augenblick entſteht ein großer Tumult, ſächſiſche und preußiſche Offiziere werden mit Steinen geworfen, die ganze empörte Maſſe zieht mit gezogenem Seitengewehr nach der Wohnung des Feldmarſchalls, General Müffling glaubt ſie beruhigen zu können, erhält aber einen tüchtigen Stein auf die rechte Schulter, und nur ſeine maſſigen Schulterklappen erhalten ihm den Arm. Die Hausthür des Feldmarſchalls wurde barrikadirt, große Steine fallen in alle Zimmer, und am Ende laufen die empörten Sachſen Sturm auf die Wohnung, und hätten den Feldmarſchall maſſakrirt, wenn man dieſen nicht ſchon zu einer Hinterthüre hinaus nach einem nahegelegenen Dorfe gebracht hätte. Hier wurde der Befehl an die preußiſchen Truppen gegeben, auf Lüttich zu marſchiren.“ —

Blücher und Gneiſenau nebſt dem Generalmajor von Grolman, jetzt Generalquartiermeiſter, ſtanden wie früher an der Spitze des Heers, deſſen erſten Heertheil Zieten, den zweiten Pirch, den dritten Thielmann, und den vierten Bülow befehligte; von den vier früheren Befehlführern, Yorck, Kleiſt, Bülow und Tauentzien, war demnach nur Bülow beibehalten, was nicht wenig Neid und Eiferſucht erweckte. Sein Generalſtab beſtand aus dem Generalmajor von Valentini, Major von Ruits, Hauptmann von Below und Lieutenant von Trzebiatowski; ſeine Adjutanten waren der Major von Drigalski, und die Hauptleute von Szwykowski und von Bülow; als zur Dienſtleiſtung ihm zugetheilt werden der Oberſt von Miltitz, Major von Royer, Rittmeiſter Franz von Eckardſtein, Hauptmann von Eichler, Rittmeiſter von Burgsdorf, Lieutenant von Auerswald und noch einige Andere genannt. Sein Heertheil beſtand aus 4 Brigaden, befehligt vom Generallieutenant von Hake, Generalmajor von Ryſſel, Generalmajor von Loſthin und Oberſt von Hiller von Gärtringen; die Reſervereiterei befehligte der Prinz Wilhelm von Preußen, unter ihm der Generalmajor von Sydow, das Reſervegeſchütz der Generalmajor von Braun und Oberſtlieutenant Moritz von Bardeleben. Das Ganze betrug ungefähr 30,000 Mann.

Erſt nach und nach fanden die verſchiedenen Truppen, die zum Theil weite Märſche zu machen hatten, ſich an den Sammelorten ein; wegen der von den niederländiſchen Behörden, trotz aller Einſprache des preußiſchen Feldherrn, ſehr erſchwerten Verpflegung mußten ſie in weitläufige Quartiere verlegt werden, ein Umſtand, der ſogleich höchſt nachtheilig werden ſollte. Doch war die preußiſche Rüſtung allen anderen voraus; nur das engliſche Heer, dem die niederländiſchen, hannöverſchen und andere deutſche Truppen vereint waren, ſtand unter dem Herzog von Wellington bei Brüſſel ziemlich ſchlagfertig da, doch ebenfalls in zu weitläufigen Quartieren zerſtreut; eines von beiden, im beſten Falle beide zugleich, hatten den erſten Stoß von Napoleons ganzer Macht aufzunehmen, ſobald es ihm beliebte den Krieg zu eröffnen. Von dem Stande der Sachen ſchrieb am 19. Mai Bülow aus Lüttich: „— Bei uns iſt noch alles in größter Ruhe, außer daß ein paar Patrouillen ſich begegnet, wobei aber keine Händel entſtanden. Napoleon iſt noch immer mit einem großen Theile ſeiner Truppen in und bei Paris. Auf allen Straßen nach dem Innern von Frankreich ſind die Brücken abgebrochen, die Wege verhauen und verdorben. Eine ſehr große Parthei in Frankreich will den Herzog von Orleans zum König haben, die übrigen Bourbons ſind durchaus gehaßt oder verachtet, ſo daß ihnen wenig Hoffnung übrig bleibt. Meine Truppen ſind noch nicht alle beiſammen, doch in Zeit von 8 Tagen wird alles komplet ſein. Die große öſterreichiſche Armee in Schwaben iſt erſt den 7. oder 8. Juni ganz beiſammen, weil viele Regimenter an der türkiſchen Gränze ſtanden, doch iſt ſchon ein bedeutender Theil unter Schwarzenberg bei Heilbronn zuſammen. Die Ruſſen kommen noch etwas ſpäter; vor Mitte Juni werden die Feindſeligkeiten wohl nicht anfangen, wenn nicht beſondre Begebenheiten ſie herbeiführen; indeſſen iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß man mit irgend einer Parthei in Frankreich unterhandelt, dennoch glaube ich wird ein Krieg nothwendig ſein, um eine ſolche Parthei, ſei ſie welche ſie wolle, emporzubringen.“ Am

5. Juni ebendaher: „Der König der Niederlande iſt vorgeſtern Nachmittag hier angekommen, 20 vierſchrötige Lümmel waren von der Munizipalität gedungen, um die Pferde vom Wagen zu ſpannen und ihn nach ſeiner Wohnung zu ziehen. Um 7 Uhr Abends ging ich mit den Generalen und Stabsoffizieren zu ihm, er war zuvorkommend artig und freundlich. Geſtern war ich mit einigen andern zu Mittag bei ihm, ſein Benehmen iſt ohnerachtet ſeiner Königswürde wie ehedem in Berlin, er iſt ſchwach und kleinlich; er iſt ein guter Bureau-Arbeiter, aber wahrlich kein Regent. Wir haben ihm einige Wahrheiten geſagt, welche er übrigens ganz gut aufnahm.“ Ferner am 11. Juni: „Nach ſichern Nachrichten ſind in der Vendée ſo wie auch in Bretagne bedeutende Unruhen ausgebrochen. Nach der Vendée ſind von Paris aus 25000 Mann auf Wagen transportirt, und in dieſen Tagen ſind alle Gendarmen aus den nahegelegenen Departements bei Mezières zuſammengezogen und ſollen nach der Bretagne gegen die dortigen Inſurgenten marſchiren. — Der größte Theil der franzöſiſchen Armee ſteht zwiſchen Douay, Maubeuge, Rocroy und Mezières; es ſollte eine Reſerve bei Guiſe zuſammengezogen werden, allein bis jetzt iſt wenig dort angekommen. Das Hauptquartier Napoleons kommt nach Laon, einem Poſten, den wir ihm haben kennen lernen. Gegen den Ober- und Mittelrhein ſteht nur wenig, und Marſchall Suchet gegen Piemont und Savoyen iſt auch nur ſchwach; es iſt indeſſen Zeit, daß wir uns in Bewegung ſetzen, damit Napoleon nicht alles was gegen ihn im Aufſtande begriffen unterdrückt.“

Die Sachen nahmen ſchnell ein ernſteres Anſehen, und vier Tage nach dem letzten jener Schreiben war die Eröffnung der Feindſeligkeiten ſchon erfolgt. In dieſer Ausſicht erging aus dem Hauptquartier zu Namur am 14. Juni dieſe Weiſung an Bülow: „Die Nachrichten, welche vom Feinde eingehen, beſagen, daß Napoleon ſich bei Maubeuge konzentrirt, und es ſcheint er beabſichtigt, die Offenſive gegen die Niederlande zu beginnen. Dieſemnach erſuche ich Euer Exzellenz angeſichts dieſes eine ſolche Einrichtung in der Verlegung der Truppen des vierten Armeekorps zu treffen, daß ſich daſſelbe in Einem Marſche bei Hanut konzentriren kann. Blücher.“ Dieſe Nachricht traf in Lüttich Morgens um 5 Uhr am 15. Juni bei Bülow ein, der darauf unverzüglich die nöthigen Maßregeln traf, Blücher'n davon Meldung that, und an Grolman die neue Truppenverlegung einſandte.

Der Befehl ſagte nicht, daß die Truppen ſich bei Hanut ſammeln, ſondern nur daß ſie ſo verlegt werden ſollten, um mit Einem Marſche dort ſich ſammeln zu können. Dies war geſchehen, und Bülow dachte am folgenden Tage ſein Hauptquartier in Hanut zu nehmen, wiewohl er weder dieſen Marſch billigte, noch überhaupt den Vermuthungen beipflichtete, die man im Blücher'ſchen Hauptquartier hegte. Noch nach dem Empfang obiger Weiſung ſchrieb er am 15. Juni aus Lüttich: „Hoffentlich wird nun alles bald in Bewegung kommen, welches nothwendig, damit Napoleon nicht mehr Zeit gewinnt, die gegen ihn aufgeſtandenen Partheien zu unterdrücken. Im Süden von Frankreich kann man erwarten, daß ein großer Theil des Volkes ſich mit den Oeſterreichern verbinden werde. Napoleon iſt gegenwärtig beinahe ganz in den Händen der alten republikaniſch-jakobiniſchen Parthei. Dieſes muß für ihn eine ſehr üble Lage ſein, da er Deſpot ſein will und nichts weniger als Republikaner iſt, überhaupt glimmt das Feuer unter der Aſche, die ganze Nation iſt in Gährung, eine jede Parthei nach ihrer Anſicht. — Die Herren in Namur haben auf Einmal die Angſt bekommen, daß Napoleon von Maubeuge aus, wo er angekommen, und den größten Theil ſeiner Truppen zuſammengezogen haben ſoll, gegen uns zur Offenſive übergehen werde; ich glaube nun dieſes durchaus nicht, beſonders daß er es auf die Weiſe, wie man es vermuthet, thun wird, nämlich auf der ſogenannten Römerſtraße zwiſchen uns und den Engländern, als wohin ich morgen nach Hanut marſchire. Allein durch dieſe unſere Bewegung wird das ganze Land zwiſchen der Maas und Moſel entblößt, wir werden ihn vielleicht auf den Gedanken bringen, ein Korps hier vorgehen zu laſſen, um dieſe Provinzen zu verwüſten, über Philippeville oder Givet kann ſich dieſes wieder zurückziehen.“ Die Meinung Bülow's, Napoleon werde nicht von Maubeuge ſogleich angreifend verfahren, war zwar in demſelben Augenblick ſchon thatſächlich widerlegt, und ſein Widerſpruch gegen die Herren von Namur giebt allerdings eine unzufriedene Gereiztheit zu erkennen; allein jene Meinung hat mancherlei Gründe für ſich, die auch im engliſchen Hauptquartiere vorwalteten, und ſeine Unzufriedenheit war einigermaßen berechtigt, denn das Blücher'ſche Hauptquartier benahm ſich äußerſt zurückhaltend gegen ihn, und ließ ihn faſt ganz ohne Mittheilungen, da dem Oberbefehlshaber eines Heertheils doch wohl gebührte, von den einlaufenden Nachrichten und von den Abſichten und Planen des Feldherrn mitunterrichtet zu ſein. Als ein beſondrer Widerſacher Bülow's im Blücher'ſchen Hauptquartier galt der General von Grolman.

Noch am 14. Juni Abends 12 Uhr erließ Blücher durch Gneiſenau folgende zweite Weiſung an Bülow: „Euer Exzellenz gebe ich mir die Ehre ergebenſt zu erſuchen, das unter Dero Befehlen ſtehende vierte Armeekorps morgen als den 15. dieſes bei Hanut in gedrängten Kantonirungen konzentriren zu wollen. Die eingehenden Nachrichten machen es immer wahrſcheinlicher, daß die franzöſiſche Armee ſich uns gegenüber zuſammengezogen hat, und daß wir unverzüglich ein Uebergehen zur Offenſive von derſelben zu erwarten haben. — — Bis auf weiteres bleibt das Hauptquartier des Feldmarſchalls Durchlaucht noch in Namur; das Hauptquartier Euer Exzellenz dürfte ſich wohl am zweckmäßigſten in Hanut befinden, und erſuche ich Euer Exzellenz zugleich zur Briefkommunikation einen Brief-Ordonanz-Poſten in Hauret zwiſchen hier und Hanut aufſtellen zu laſſen. Gneiſenau.“ Dieſes Schreiben empfing Bülow den 15. gegen Mittag. Die Truppen waren im Marſch, aber nicht nach Hanut, ſondern nach den neuen Quartieren, aus denen ſie mit Einem Marſch Hanut ſollten erreichen können. Es galt die Frage, was zweckmäßiger ſei, die Truppen auf ihren verſchiedenen Wegen plötzlich nach Hanut einlenken, wo für ihre Verpflegung nicht geſorgt ſein konnte, oder ſie die neuen Quartiere erreichen und von da nach Hanut marſchiren zu laſſen? Bülow entſchied ſich für das letztere, denn was hiebei vielleicht an Zeit verloren ging, wurde an Verwirrung und Anſtrengung erſpart, die mit dem erſteren Fall unfehlbar verbunden waren. Doch darf man wohl annehmen, daß Bülow, hätte er gewußt, wie die Sachen wirklich ſtanden, was man aber ſelbſt im Hauptquartier zu Namur, wie die einander überſtürzenden Befehle zeigen, nicht gleich im Ganzen erkannte, ſondern ſtückweiſe nach und nach erfuhr, dann ſeinen Truppen keine Anſtrengung würde erſpart haben, um ſie wenn auch noch ſo ermüdet an das vorgeſchriebene Ziel zu fördern, obwohl dies ſo früh, wie man es im Blücher'ſchen Hauptquartier erwartete, wohl in keinem Falle möglich geweſen wäre.

Blücher ſchrieb auf's neue aus Namur am 15. Juni Mittags um halb 12 Uhr folgenden Befehl an Bülow: „Der Feind hat heute Morgen die Feindſeligkeiten angefangen, und drängt mit Heftigkeit die Vorpoſten des erſten Korps auf beiden Ufern der Sambre auf Charleroi zurück. Bonaparte iſt mit ſeinen Garden ſelbſt zugegen. Euer Exzellenz erſuche ich daher, ſobald Ihr Korps die nöthige Ruhe bei Hanut genoſſen hat, ſpäteſtens morgen früh mit Tagesanbruch aufzubrechen und auf Gembloux zu marſchiren, auch mich von der Stunde Ihres Eintreffens genau zu benachrichtigen. Ich werde noch heute mein Quartier nach Sombref verlegen, wohin ich die ferneren Meldungen erwarte. Blücher." Grolman ſagt, dieſem Befehl ſei ein gleicher vorausgegangen, mit dem ein Feldjäger ſchon früh vor 10 Uhr ſei abgefertigt worden, da jedoch Bülow noch nicht in Hanut war, ſo ſei der Befehl dort für ihn liegen geblieben, bis ein zweiter Feldjäger mit dem um halb 12 Uhr ausgefertigten Befehl dort angekommen ſei, jenen noch uneröffnet gefunden und dann beide zugleich Bülow'n, der auf dem Marſche war, entgegengebracht habe. Wir haben Urſache, an jenem früheren Befehle zu zweifeln, bei Bülow findet ſich nur Kunde von dem ſpätern. Die Sache iſt nicht erheblich, außer daß ſie beweiſt, wie leicht in ſolchen Erörterungen irrige Annahmen ſich einſchleichen, und wie ſchwer die unzweifelhaften Thatſachen klar herauszuſtellen ſind. Genug, der Befehl Blücher's, mit Tagesanbruch am 16. Juni von Hanut nach Gembloux zu marſchiren, traf Bülow'n erſt am 16. Morgens um

5 Uhr noch in Lüttich als er eben zu Pferde ſtieg um nach Hannut zu marſchiren, wo, wie vorausgeſetzt wurde, ſeine Truppen ſchon geraſtet haben ſollten. Bülow ſandte ſogleich nach allen Seiten die dringendſten Befehle zur äußerſten Beſchleunigung des Marſches; allein ſie waren hier noch nicht vereinigt, geſchweige denn ausgeruht und zum Weitermarſch fähig, als am 16. Juni Nachmittags um 1 Uhr ein mit Bleiſtift geſchriebener Zettel von Gneiſenau daſelbſt einlief, alſo lautend: „Das vierte Armeekorps ſoll in ſeinem Marſch das Thal des Orneau und Gembloux links laſſend auf der Römerſtraße bis auf das Plateau bei Artelle vorgehen. Im Auftrage des Herrn Feldmarſchalls. Gneiſenau.“ Bülow erneuerte ſeine ertheilten Befehle, und ſandte den Hauptmann von Below zu Blücher, um die eingetretenen Umſtände zu erklären und weitere Befehle zu empfangen. Dieſer kam Abends nach Namur, fand Blücher'n nicht mehr dort, eilte ihm nach, und traf ihn erſt am ſpäten Abend in Sombref. Die Schlacht, zu welcher Bülow hatte mitwirken ſollen, die Schlacht am 16. bei Ligny, war unterdeſſen begonnen, geſchlagen und verloren worden.

Wir ſind hier zu dem Punkte gelangt, wo Bülow's Verhalten mit bitterſtem Tadel gerügt worden, die ſchwerſten Beſchuldigungen erlitten hat. Grolman verſicherte laut und ohne Scheu noch bei Bülow's Leben, derſelbe hätte vor ein Kriegsgericht geſtellt werden und den Kopf verlieren müſſen, denn er habe kommen können, aber nicht kommen wollen; man führte Worte an, die er geſagt haben ſollte, er werde den Teufel thun und ſeine Truppen opfern, um die dummen Streiche Anderer wieder gut zu machen, man erinnerte an ſeinen Ungehorſam gegen den Kronprinzen von Schweden; doch dieſen Ungehorſam hätte Preußen ihm nicht vorwerfen ſollen, ſie vergaßen, daß dieſer Ungehorſam einer des Vordringens und Angreifens, nicht einer des Zurückbleibens geweſen war. Auch zeigte ſich in allen ſeinen Maßregeln das Gegentheil von böſem Willen, wir werden gleich ſehen, daß er ankommt, und in welcher Bereitſchaft. Grolman hat in ſeinen ſpäteren Vorleſungen, die er lange nach Bülow's Ableben hielt, jene gehäſſigen Anſchuldigungen nicht wiederholt, er ſpricht gleichwohl Bülow'n nicht von jedem Tadel frei. Auch Valentini ſagt: „Es gehörte der unerſchütterliche und leichte Sinn des Siegers von Dennewitz dazu, um von dem Gedanken an die wahrſcheinlichen Folgen wohlgemeinten Abweichens vom Buchſtaben des Befehls nicht im Gemüth niedergeſchlagen zu werden;" und weiterhin: „Sein glücklicher Sinn, der immer heiter in die Zukunft blickte, und keine Gefahr ſah, der er nicht gewachſen wäre, hatte ihn hier zu dem Fehler verleitet, eine wichtige Sache zu leicht zu nehmen. Doch hat dieſe Sinnesart bei vielen andern Gelegenheiten ſeinen Truppen manche Mühſeligkeiten, die Uebereilung, blinder Lärm und Aengſtlichkeit verurſachten, erſpart, und ſie wohlgenährt, kräftig und gutes Muthes in den Thaten erhalten, zu denen er ſie führte." Dieſe Entſchuldigungen ſetzen etwas voraus, was keineswegs erwieſen iſt, nämlich daß Bülow auf die erhaltenen Befehle mit ſeinen Truppen kampffertig zur Schlacht von Ligny hätte eintreffen können. Man läßt außer Acht wie ſpät die Befehle ausgefertigt, wie ſchlecht ſie befördert worden. Hier iſt der Ort zu bemerken, daß Müffling, der ſonſt dieſe Geſchäfte mitbeſorgte, und von dem wir anerkennen müſſen, daß er die Ordnung und Pünktlichkeit des Blücher'ſchen Hauptquartiers war, diesmal ſich nicht hier, ſondern bei Wellington befand. Bülow ſelbſt ſagte ſpäter zum Hauptmann von Below: „Wenn die Schlacht von Bellealliance nicht ſo glücklich abgelaufen wäre, würden die Herren ihr Möglichſtes gethan haben, mich vor ein Kriegsgericht zu ſtellen, was ich indeß durchaus nicht gefürchtet haben würde."

Doch ſehen wir ſein ferneres Verhalten! Sobald er vernommen, daß Blücher ſogleich eine Schlacht liefern wolle, was ihm übrigens eine Uebereilung dünkte, ſo war ſein Eifer in vollſter Thätigkeit. Nach allen Richtungen flogen ſeine Adjutanten, die marſchirenden Truppen zur Eile zu treiben. Er befahl: „Was bei Hanut angekommen, ſoll kochen und futtern, dann ſogleich auf der Römerſtraße weitermarſchiren." Er ſelbſt ſprengte dahin, und an der Spitze der erſten dort geſammelten Brigade zog er eiligſt dem Kanonendonner zu, der dumpf ſchon herüberſchallte. Gegen Abend erreichte er die

Gegend von Gembloux, die anderen Brigaden folgten ſo raſch ſie konnten, aber erſt am 17. war alles, nachdem ſchon in die Bewegung nach Wavres eingelenkt worden, wieder beiſammen, nach einem unerhört anſtrengenden Marſch. Mehrere Abtheilungen hatten in 16 Stunden über 9 deutſche Meilen zurückgelegt. —

In Gembloux fand er die bei Ligny geſchlagenen Truppen auf dem Rückzuge nach Tilly und Wavres begriffen. Er ließ ſeine Truppen längs der Römerſtraße ſtreitfertig lagern, die Brigade Hake rückwärts bei Hottomont, um die Straße von Namur nach Löwen zu bewachen, welche dort die Römerſtraße durchſchneidet. Thielmann's Brigaden Borck und Stülpnagel konnten erſt um 3 Uhr Morgens ihren Rückzug vom Schlachtfelde bewirken, Thielmann ſelbſt kam mit den übrigen Truppen erſt um 7 Uhr durch Gembloux und hielt jenſeits bis 2 Uhr Nachmittags Raſt. Dies konnte er wagen, weil er von Bülow benachrichtigt war, daß dieſer eine Stunde hinter Gembloux lagerte. Mit Ingrimm ſah Bülow die unglücklichen Folgen und vernahm er die näheren Umſtände der gelieferten Schlacht, und als unerwartet ſein ehemaliger Adjutant der Major von Weyrach erſchien, ſchüttete er ſeinen ganzen Unmuth vor demſelben aus. Dieſer war jetzt in gleicher Eigenſchaft bei Blücher, und von Gneiſenau während der Schlacht auf den linken Flügel zu Thielmann geſchickt worden, um ihn aufzufordern ſeinerſeits anzugreifen, aber Thielmann konnte nichts ausrichten; indeß verging einige Zeit, die franzöſiſche Reiterei durchbrach die preußiſche Linie, die Preußen mußten zurück, und Weyrach, dadurch abgeſchnitten, mußte bei Thielmann bleiben, erſt um 7 Uhr Morgens am 17. kam er in Melioreux wieder zu Blücher, der ihn unverweilt an Bülow ſandte, um deſſen Marſch nun über Walhain und Corbaix gegen Dion-le-Mont und Wavres zu leiten. Als Weyrach den General in Baſſe-Bodecée um halb 10 Uhr fand, freute dieſer ſich zwar des Wiederſehens ſeines ehemaligen Adjutanten, ergoß ſich aber zugleich in heftige Vorwürfe und Klagen über die Voreiligkeit, mit der man ohne ihn abzuwarten eine Schlacht eingegangen ſei, auf ſolche Weiſe werde das Heer einzeln aufgerieben, und andere dergleichen Aeußerungen, die doch nur aus dem alten Vertrauen und der hohen Achtung hervorgingen, welche er für ſeinen ehemaligen Adjutanten hegte, und die derſelbe deßhalb ruhig anhören konnte, ohne ſie mit ſeinem amtlichen Auftrag in Verbindung zu ſetzen. Indeß traf Bülow nun ohne Verzug alle Anſtalten zum Marſche nach Wavres, und ſandte den noch rückwärtigen Truppentheilen den Befehl, ihre Richtung unmittelbar dorthin zu nehmen.

Im Blücher'ſchen Hauptquartier hingegen war man über Bülow ſehr aufgebracht. Nur Blücher, der obſchon verletzt und leidend doch nur daran dachte eine neue Schlacht zu liefern, ſah in Bülow und ſeinen friſchen Schaaren nur das, was ſie morgen thun konnten, nicht was ſie geſtern hätten thun können; er wollte mit dem tapfern Waffenbruder nicht hadern, und meinte, dem beſten Kriegsmann könne einmal ſolch Unglück widerfahren, wenn er aber nur das Herz auf dem rechten Fleck habe, ſei es nicht von Bedeutung; Zeit und Raum immer genau zu berechnen, bekannte er, ſei auch bei ihm ſelbſt nicht die ſtarke Seite. — Dieſe ſo ſchwere und wichtige Kunſt ſollte eben jetzt wieder in gefährliche Anwendung kommen! —

Wellington, der auch nicht im Stande geweſen war, obgleich er es verſprochen hatte, am 16. Blücher'n bei Ligny Hülfe zu leiſten, weil er ſelbſt ein hartnäckiges Treffen bei Quatre-Bras zu beſtehen gehabt, ſtand jetzt am 17. mit ſeiner ganzen Macht daſelbſt; er hatte gemeint, heute gemeinſchaftlich mit Blücher den Feind anzugreifen; als er aber ziemlich ſpät, denn die beiderſeits in der Nacht abgeſchickten Offiziere waren nicht angekommen, den Unfall von Ligny und den Rückzug auf Wavres erfuhr, fand er ſeine Stellung bei Quatre-Bras nicht länger haltbar, ſondern zog ſich auf Mont-Saint-Jean zurück; hier aber wollte er, auf die unverhoffte Zuſicherung Blücher's, zu einer neuen Schlacht mit ſeinem ganzen Heer anzukommen, dieſe nun annehmen und feſten Fußes den Feind erwarten.

Bülow, von dieſen Abſichten unterrichtet und wegen ihrer Ausführung zu Rath gezogen, entwarf im Augenblick die nachfolgende bündige Diſpoſition, die von ihm unterſchrieben und mit Blücher's Einvernehmen an Wellington geſandt wurde: „Im Fall daß die Mitte oder der linke Flügel der Wellington'ſchen Armee angegriffen wird, paſſirt das vierte preußiſche Armeekorps die Lasne bei Lasne, ſtellt ſich auf dem Plateau zwiſchen La Haye und Aywiers auf, um ſodann dem Feinde in die rechte Flanke und den Rücken zu gehen. Mein Rath iſt, daß dann ein anderes preußiſches Korps über Ohain geht, um den meiſt bedrohten Punkt der engliſchen Armee zu unterſtützen. Ein drittes Armeekorps kann über Maranſart und Sauvagemont vordringen, und den linken Flügel und den Rücken des vierten Armeekorps decken. Ein viertes Armeekorps bleibt bei Couture in Reſerve. Bülow von Dennewitz." Für den kriegskundigen Leſer wird es merkwürdig ſein, dieſe Dispoſition Bülow's mit der von Müffling über 30 Jahre ſpäter als die ſeinige in ſeine Denkwürdigkeiten aufgenommenen zu vergleichen; ſie lautet: „Vorſchläge des Generalmajors von Müffling, im Auftrage des Feldmarſchalls Herzog von Wellington, wie die preußiſche Armee in Uebereinſtimmung mit der engliſchen Armee agiren könne, im Fall daß letztere am 18. Juni von der franzöſiſchen Armee angegriffen würde.

Erſter Fall. Der Feind greift den rechten Flügel des Herzogs von Wellington an. Dann kann ihn die preußiſche Armee über Ohain verſtärken.

Zweiter Fall. Der Feind greift das Zentrum und den linken Flügel der engliſchen Armee an. Da würde eine Offenſive der preußiſchen Armee, auf dem Höhenzuge, fort, am wirkſamſten ſein, und das ſchwer zu paſſirende Thal bei La Haye rechts liegen bleiben.

Dritter Fall. Der Feind wendet ſich gegen Saint-Lambert. Dann würde der Herzog von Wellington mit dem Zentrum gegen Genappe vorrücken, und den Feind in der linken Flanke und im Rücken angreifen." — Man wird in dieſen beiden Entwürfen einen nahen Bezug auf einander leicht erkennen, und das Frühere und Spätere darin dünkt uns nicht ſchwer zu unterſcheiden.

In der Nacht vom 17. zum 18. Juni war Blücher's Hauptquartier in Wavres, die Heertheile Zieten und Thielmann, die am meiſten gelitten hatten, waren auf das linke Ufer der Dyle hinübergegangen, die Heertheile Pirch und Bülow lagerten noch auf dem rechten. Der Marſch zur Unterſtützung Wellington's wurde in 2 Kolonnen angeordnet, die linke aus den Heertheilen Bülow und Pirch beſtehend, ſollte auf Saint-Lambert, die rechte, der Heertheil Zieten, über Ohain gehen, Thielmann in und bei Wavres bleiben. Bülow erhielt Befehl, mit dem Frühſten von Dion-le-Mont aufzubrechen, über die Dyle und durch Wavres in der Richtung auf Saint-Lambert vorzurücken. Die Brigade Loſthin als Vorhut war kaum durch Wavres marſchirt, ſo brach in der Hauptſtraße des Ortes Feuer aus, welches längere Zeit nicht gelöſcht werden konnte; die Truppen fanden Nebenwege, allein Geſchütz und Pulverwagen mußten zurückbleiben, und die Verſperrung der Straße verurſachte großen Aufenthalt. Die Brigade Loſthin kam zwar ſchon um 10 Uhr bei Saint-Lambert an; aber in längeren Zwiſchenräumen erſt konnten die Brigaden Hiller und Hake, dann die Reſervereiterei, und endlich als Nachhut die Brigade Ryſſel folgen. Starke Regengüſſe hatten die Wege verdorben, und noch immer fiel heftiger Regen, ſo daß die Truppen unter den größten Mühſalen nur ſchwierig weiterkamen, beſonders aber Geſchütz und Pulverwagen ſehr verzögert wurden. Pirch's Heertheil, der Bülow'n folgte, erfuhr noch größere Hinderniſſe, indem er gegen den Feind, der auf Wavres endlich nachgefolgt war und dort lebhaft angriff, 2 Brigaden zurücklaſſen mußte. Sein Marſch wurde von jenſeits der Dyle heftig mit Granaten beſchoſſen. Zieten, der über Ohain gehen ſollte, ſetzte ſich erſt um die Mittagszeit von Bierge in Bewegung.

Blücher hatte ſich zu Bülow begeben, und war mit ihm nach Saint-Lambert vorausgeritten, mit Ungeduld das Herankommen der Truppen erwartend und beſchleunigend. Um 2 Uhr Nachmittags erhielt er daſelbſt die Nachricht, daß Thielmann von der ganzen Macht des Marſchalls Grouchy bedroht ſei; der Alte ließ ſich das nicht anfechten; in der Flanke beſchoſſen, im Rücken hart bedrängt, Engwege vor ſich, alles war ihm gleichgültig, er hatte jetzt nur das eine Ziel, vorwärts an den Feind zu gelangen, das im Kampfe begriffene engliſche Heer zu unterſtützen. Als jene Nachricht ſpäter in dringendſter Meldung ſich wiederholte, änderte ſie nicht das Geringſte in dem begonnenen Angriff.

Wir müſſen jetzt auf das engliſche Heer und den dortigen Stand der Dinge zurückblicken, und erlauben uns hiezu eine ſchon frühere Schilderung zu wiederholen. Die Engländer hatten bei Quatre-Bras — heißt es in Blücher's Lebensbeſchreibung — bloß eine ſtarke Nachhut dem Marſchall Ney gegenüber zurückgelaſſen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff ſelbſt abzuwarten, ſondern in der Richtung von Brüſſel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen ſeinen Truppen voll Eifer und mit größter Anſtrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immerfort, der Boden war bald völlig durchweicht, die ſchwarze Erde löſte ſich in zähe Flüſſigkeit auf, und mit unſäglichen Beſchwerden kam das Heer, auf der ſchlammigen Straße, und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getraidefeldern, nur langſam fort. Bei Genappe hielt die engliſche Reiterei ernſtlich Stand, und ſetzte erſt nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erſt am Abend gelangte der franzöſiſche Vortrab an die engliſche Stellung von Mont-Saint-Jean, die ſogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein, und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüſſe ſtrömten dieſe Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeſchreiblich, die Tritte verſanken im Koth, Geſchütz und Wagen ſchienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzoſen ſehr überraſcht, den Feind, welchen ſie unter Begünſtigung der Nacht über Brüſſel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derſelben Stellung, wie am vorigen Abend, vor ſich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellington's ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-Saint-Jean ſchlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, ſtand rechts der Straße von Nivelles und erſtreckte ſich in der Richtung von Braine-la-Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwiſchen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroi, und, vorwärts dieſer Stellung, rechts das Vorwerk Hougiomont in einem Wäldchen, und links den Meierhof la-Haye-ſainte beſetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, ſtand zwiſchen der Straße von Charleroi und den Dörfern Papelotte und la-Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, ſtand in der Vertiefung, welche ſich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte ſein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die ſämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann ſtand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete ſein Heer auf der Anhöhe von Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühſelig und langſam trafen auf durchweichtem Weg und Feld die Truppen ein; einzelne Regenſchauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erſchwerte jeden Fortſchritt. Erſt um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, unter dem General Reille, wandte ſich links, der erſte, unter dem General Drouet, rechts, von Bellealliance gegen die engliſche Linie andringend, der ſechſte, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerſt wurde links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la-Haye-ſainte und das Dorf la-Haye durch den Marſchall Ney mit ſtärkſtem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptſtoß, weil der linke Flügel Wellington's der ſchwächere ſchien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuſchneiden war, und auf dieſer Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geſchütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechſelten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in ſtürmenden Angriffen hin und wieder, und zerſtörte ſich gegenſeitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen weſentlichen Erfolg. Dieſer Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzoſen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder

Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la-Haye-ſainte den Engländern entriſſen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzoſen unmöglich. Wellington, ſein Heer mehrmals in Gefahr ſehend durchbrochen zu werden, eilte perſönlich in das ſtärkſte Feuer, zeigte ſich den Truppen, und ſtrengte alle Kräfte an, ſich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme, und dem Kampf eine entſcheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen deſſelben ſchon in der Nähe, doch wurde deſſen wirkliches Eintreffen auch ſchon mit jedem Augenblick nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, ſein Geſchütz wirkte verheerend, ſeine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellington's erſchöpften ſich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatze erſchiene, doch zeigte ſich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher."

Erſt um 3 Uhr waren Bülow's Truppen bei Saint-Lambert beiſammen. Feindliche Reiterei, die zwiſchen Limale und Saint-Lambert durch die Dyle geſetzt hatte, erſchien in der linken Flanke, Bülow ſandte ihr 2 Regimenter Landwehrreiterei entgegen, und ſetzte ſeinen Marſch fort, durch die Engen von Saint-Lambert und Lasne möglichſt raſch vorwärts, um jenſeits derſelben, wo die Gegend offener wurde, ſich zu entwickeln. Reiterſchaaren ſprengten voraus nach Maranſart und Leronet, um zu erkunden ob in der linken Flanke irgendwo der Feind ſich zeige; auf die Meldung, daß in dieſer Richtung alles ſicher ſei, ging es eiligſt vorwärts zum Gehölz von Friſchermont, das raſch mit 2 Bataillonen Fußvolk und 1 Huſarenregiment beſetzt wurde. Merkwürdigerweiſe war der Major von Lützow vom Generalſtabe mit einer Abtheilung Huſaren ſchon Morgens um 10 Uhr in dies Gehölz vorgedrungen, ohne vom Feind entdeckt worden zu ſein. Die Brigaden bildeten in breiter Front Angriffskolonnen von allen Waffen, und blieben verdeckt aufgeſtellt, das Herankommen der anderen Truppen erwartend.

Neue Meldung traf ein, daß Grouchy bei Wavres den

General von Thielmann heftigſt angegriffen habe; der General von Pirch ließ durch den Major von Williſen anfragen, ob er unter dieſen Umſtänden dennoch mit allen ſeinen Truppen ſeinen Marſch fortſetzen ſolle. Gneiſenau, der die Meldung empfing, ſprach einiges mit Blücher und Grolman, die in der Nähe hielten, und gab dann die entſcheidende Antwort, der Marſch ſei fortzuſetzen, und mit aller Kraft zu beſchleunigen, hier vorwärts liege die Entſcheidung, das andere finde ſich nachher von ſelbſt. Darauf wandte ſich Gneiſenau zu Bülow mit den Worten: „Es ſcheint mir doch höchſte Zeit, daß wir angreifen, und wenn Euer Exzellenz derſelben Meinung ſind, ſo wollen wir vorgehen.“ Bülow nickte mit dem Kopfe, rief einen Adjutanten, und gab ſeine Befehle.

Schon war es nach 4 Uhr, und keine Zeit mehr zu verlieren, wenn Wellington nicht unterliegen ſollte. Nur 18,000 Mann ſtanden erſt kampfbereit, aber der Angriff mußte geſchehen. Die beiden vorderſten Brigaden Bülow's, bisher hinter dem Pariſer Gehölz verborgen, rückten grade in die rechte Flanke der Franzoſen und ſenkrecht auf ihre Rückzugslinie vor, und entfalteten ſich in Schlachtordnung, Loſthin rechts, Hiller links; Hiller beſetzte in ſeiner linken Flanke ein Gebüſch mit 2 Füſilierbataillons. Die Franzoſen ſtellten anfangs nur Plänklerlinien und Reiterei entgegen, doch bald erhob ſich auch ein heftiges Kartätſchenfeuer, aus dem die preußiſche Reiterei etwas zurückwich. Das Geſchütz der Brigade Loſthin, auf einer Höhe aufgefahren, antwortete lebhaft, zugleich drang das Fußvolk in der Richtung auf Smouhen vor, erſtürmte das Schloß von Friſchermont, dann auch Smouhen, und knüpfte ſo die erſte Verbindung mit Wellington's Linie an. Müffling war hier auf Wellington's äußerſtem linken Flügel voll thätigen Eifers, den Heranmarſch der Preußen zweckmäßig zu leiten, und ſandte nach einander viele Offiziere ab, den Stand der Sachen nach beiden Seiten hin zu melden.

Bülow ließ hierauf die Brigade Hiller ſich links ziehen, um Napoleons rechten Flügel zu umgehen; das Dorf Plancenois wurde zum nächſten Ziel gewählt. Nun rückten auch, da ſich der Raum erweiterte, die beiden ſpäter angekommenen Brigaden ins Gefecht; Prinz Wilhelm von Preußen füllte mit der Reiterei und ihrem Geſchütz die Lücke, welche durch das Linksziehen der Brigade Loſthin entſtand.

In kurzer Zeit war der ganze Heertheil des Generals Mouton gegen die Preußen in's Gefecht gerückt, um nicht umgangen zu werden, zog ſich die franzöſiſche Linie gegen Plancenois zurück, und Napoleon ſandte den General Duhesme mit 6 Bataillons junger Garde und 24 Kanonen auf den rechten Flügel Mouton's zur Verſtärkung. Eine neue Meldung Thielmann's, daß er heftig gedrängt werde, hatte zur Folge, daß Blücher ihm ſagen ließ, mit allen Kräften den Uebergang der Dyle dem Feinde zu wehren, und daß er Bülow'n den Befehl ertheilte raſch vorzugehen und Plancenois zu nehmen.

Bülow ließ durch Hiller das Dorf von drei Seiten mit je 2 Bataillonen zugleich angreifen; rechts und in der Mitte drang das tapfre Fußvolk unter furchtbarem Feuer in das Dorf, nahm 3 Kanonen und erſtürmte den Kirchhof, aber der Feind behauptete ſich in Häuſern und Gärten ſtandhaft, und ſein mörderiſches nahes Gewehrfeuer zwang die Preußen zum Rückzug, den ihnen feindliche Reiterei ſchon abzuſchneiden drohte. Durch friſche Bataillone verſtärkt rückten ſie unerſchrocken zum zweitenmale vor, das Dorf wurde nun völlig erobert. Aber auch Napoleon ſandte raſch Verſtärkung, und die Franzoſen waren wieder im Beſitz; ſie fochten mit ſolcher Erbitterung, daß ihre Plänkler bis nahe zu den preußiſchen Batterieen herandrangen; Reiterei brach gegen Reiterei hervor, Fußvolk auf Fußvolk, es war ein gewaltiger Kampf, der hin und her wogte, kein Theil wollte weichen.

Jetzt erſt, nach 6 Uhr, kam der Heertheil von Pirch auf dem Schlachtfeld an, und ſeine 2 Brigaden rückten auf Bülow's linkem Flügel in's Gefecht. Vom rechten Flügel verkündete der verſtärkte Geſchützdonner, daß nun auch der Heertheil von Zieten mit Macht herankomme.

Da machte Napoleon einen allgemeinen heftigen Angriff. Er ſuchte mit aller Gewalt die Verbindung der Preußen mit den Engländern zu hindern, er ließ alles was er an Geſchütz noch verfügbar hatte nach dieſer Seite aufpflanzen und ein ſchreckliches Feuer eröffnen, und griff zugleich die Mitte und den linken Flügel Wellington's mit Muth an; die Franzoſen nahmen Papelotte wieder und ſuchten auch Friſchermont wieder zu gewinnen. Zwiſchen Friſchermont und Plancenois ſtand alles im ſtärkſten Feuer. Als der General Durutte dann Smouhen wieder nahm, und die Engländer zu weichen begannen, auch ihre Kanonen verſtummten, war die Gefahr augenſcheinlich; mit dem Einrücken Zieten's in das Gefecht aber verſchwand ſie ſogleich. Er drang gradeswegs auf Smouhen vor, und ließ 32 Kanonen in dieſer Richtung feuern. Das preußiſche Geſchütz fuhr in die Stellung der engliſchen Kanonen auf, die ſich verſchoſſen hatten, der Oberſtlieutenant von Reiche, früher an der Spitze von Bülow's Generalſtab, jetzt von Zieten's, richtete die Batterieen ſo, daß 2 dem Feind, der Bülow'n entgegenſtand, in die linke Flanke, zwei andere dem, der den Engländern gegenüber war, in die rechte Flanke ſchoſſen.

Den vereinten Anſtrengungen Bülow's und Pirch's gelang es nun auch auf dem linken Flügel den Feind gänzlich zu ſchlagen; Bülow ſelbſt machte an der Spitze des 15. Fußregiments, zur Brigade Hiller's gehörig, den letzten Sturm auf Plancenois, das nun ſchließlich genommen und behauptet wurde. Die Franzoſen wichen auf allen Seiten in größter Zerrüttung. Die Engländer athmeten wieder auf. Wellington ſandte 6 Reiterregimenter vor. Alle preußiſchen Truppen drangen unaufhaltſam zu der Höhe von Belleallianee vor, die ihnen Blücher als allgemeines Ziel bezeichnet hatte, hier trafen auch die Sieger Blücher und Wellington zuſammen, und erſterer gab der Schlacht den Namen von dieſem Ort. —

Napoleon war gänzlich geſchlagen, ſein Heer in völliger Auflöſung; bei Leipzig verlor er nur Deutſchland, und behielt noch Frankreich, hier verlor er auch Frankreich und behielt nichts mehr. Wie bei Leipzig war auch hier Bülow zum entſcheidenden Schluß erſchienen, hatten ſeine Truppen den heißeſten Kampf ſiegreich beſtanden, die 7000 Todten und Verwundeten, welche die Preußen an dieſem Tage hatten, waren größtentheils von ſeinem Heertheil. Unter den Augen des Oberfeldherrn deſſen Befehlen folgend, hatte er doch für die Ausführung immer freie Hand behalten, weder Blücher ſelbſt noch Gneiſenau hatten ſich eingemiſcht, vielmehr rühmten beide den richtigen Blick, die ruhige Sicherheit, den unerſchrockenen Muth, die in allen ſeinen Anordnungen, und beſonders in der Verwendung der Truppen, immer vorwalteten. Jetzt dachte niemand an Vorwürfe, Blücher umarmte ihn, Wellington bot ihm und Gneiſenau'n die Hand, und ertheilte, er der karg mit ſolchen Worten war, ihnen und den Truppen die größten Lobſprüche.

Inzwiſchen war es Nacht geworden. Der Feind floh mit Hinterlaſſung aller Kanonen, Pulverwagen, Gepäckfuhren, in ſchrecklichſter Verwirrung. Die Engländer waren völlig erſchöpft; die Preußen übernahmen die Verfolgung; Gneiſenau raffte die noch friſcheſte Mannſchaft zuſammen, und eilte dem Feind auf den Ferſen nach. Auf der Brüſſeler Straße trafen Truppen von allen Heertheilen zuſammen, die vom Bülow'ſchen aber waren die vorderſten; die Brigade Hiller hatte von Plancenois eine zweckmäßige Richtung ſchräg vorwärts genommen, und ſchnitt dadurch einen Theil des feindlichen Nachzuges ab; das Füſilierbataillon des 15. Fußregiments nahm hiebei eine Menge von Geſchütz und Gepäck, darunter mit reicher Beute den eignen Wagen Napoleons, aus dem er eiligſt herausgeſprungen war, um zu Pferde leichter fortzukommen. Bei Genappe wollte der Feind Halt machen, und zündete Lagerfeuer an, doch das Wirbeln der Trommeln und einige Granatwürfe ließen ihn die Flucht fortſetzen. Die Truppen marſchirten die Nacht hindurch bis Mellet, wo ſie am 19. Vormittags einige Stunden lagernd raſteten; Bülow ließ die Ordnung völlig herſtellen, Lebensmittel herbeiſchaffen, Munition austheilen, der Hauptmann von Reyher ſtellte die Vorpoſten aus, ſammelte Nachrichten vom Feinde, der in der linken Flanke des Heers noch eine beträchtliche Macht in dem Heertheile des Marſchalls Grouchy hatte. Der Marſch wurde bald wieder angetreten und bis Fontaine l'Evêque fortgeſetzt.

In der Nacht zum 20. kam von Blücher der Befehl, eine ſtarke Vorhut jenſeits der Sambre auf Thuin vorzuſchicken, was Bülow durch Sydow's Reiterbrigade und 4 Bataillons ausführen ließ. Bülow ſelbſt marſchirte am 20. nach Colleret; ihm wurde noch eine Brigade vom Heertheile Pirch's überwieſen, um die Feſtung Maubeuge auf beiden Ufern der Sambre einſchließen zu können. Am 21. gelangte Bülow bis Merville, am 22. nach Fesmy und Hanappe, die Reiterei bis Cateau-Cambreſis; Avesnes wurde beſchoſſen und ergab ſich.

Da Blücher und Wellington am 23. beſchloſſen, mit den vereinigten Heeren gradezu nach Paris vorzugehen, ſo wurde den Truppen ein Ruhetag gegönnt, dann aber der Marſch unaufhaltſam fortgeſetzt. Bülow hielt während deſſelben gute Mannszucht, und jede Plünderung oder Mißhandlung der Einwohner wurde ſtreng beſtraft.

Am 24. Juni ging die Vorhut bis Fontaine-Notre-Dame, Saint-Quentin wurde durch Sydow ſchnell beſetzt. Am 25. in aller Frühe brach die mit 1 Huſarenregiment verſtärkte Vorhut wieder auf, und gelangte nach Juſſy; Bülow ließ alle Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen dicht folgen, um ſogleich zur Hand zu ſein. Am 26. machte er den Truppen bekannt, die eingetretenen ſtarken Märſche ſeien zur Erreichung eines entſcheidenden Ergebniſſes nothwendig, ſie möchten daher muthig ausdauern, den Befehlshabern ſchrieb er vor, dieſen Zweck ſtets im Auge zu haben, ſonſt aber den Soldaten alle Erleichterung zu gewähren. Die Märſche betrugen 3, 4 bis 5 deutſche Meilen. Erſt am 27. ſtieß man wieder auf den Feind. Sydow kam den Franzoſen in Creil zuvor und behauptete die Brücke über die Oiſe. An demſelben Tage hatte Bülow den Major von Blankenburg über Pont-Saint-Maxence mit einem Regiment pommerſcher Landwehrreiter nach Senlis vorgeſchickt, wo er Abends um 9 Uhr eintraf und ſeine Leute abſitzen und füttern ließ, da ſprengte plötzlich Kellermann mit einer Brigade franzöſiſcher Küraſſiere auf den Markt; Blankenburg warf zwar den erſten Anfall tapfer zurück, mußte dann aber doch der Uebermacht weichen, und ſich wieder gegen Pont-Saint-Maxence ziehen. Gleich traf auch die zweite Brigade

Kellermann's ein, aber auch ſchon die Vorhut Bülow's, und nun zog der Feind, der nur weitermarſchiren wollte, eiligſt ab nach Goneſſe.

Dahin folgte die Vorhut raſch am 28. Juni. Der Heertheil Zieten hatte ein Gefecht bei Nanteuil, der von Pirch eines bei Villers-Cotterets. Der Prinz Wilhelm ſtieß mit ſeiner Reiterei Nachmittags auf die franzöſiſchen Truppen, die im Rückzuge von Nanteuil begriffen waren, er griff ſie unverzüglich an, der Rückzug wurde Flucht, und die Preußen machten gegen 2000 Gefangene.

Bülow's Truppen waren an der Spitze des Heers, die nächſten an Paris. Am 29. Juni ſtanden ſie vor Saint-Denis, welches aber vom Feinde ſtark beſetzt und nicht angreifbar war. Bülow beſetzte das Dorf le-Bourguet, und näher an Saint-Denis das Dorf la-Cour-neuve. Am folgenden Tage ritt er mit einer Reiterſchaar in aller Frühe weit vor gegen die feindlichen Poſten, um die Stellung und Stärke des Feindes hinter dem Kanal von Saint-Denis und auf dem Montmartre genauer zu erkunden. Zu demſelben Zweck ließ er noch vor Tagesanbruch Aubervilliers durch Sydow mit 10 Bataillons und 2 Reiterregimentern angreifen; der Feind floh und hinterließ 200 Gefangene. In der linken Flanke hinter dem Ourcq zeigte ſich viel feindliches Fußvolk und Kanonen, die ein lebhaftes Feuer machten, doch ohne zu ſchaden. Hiller machte unterdeß mit 6 Bataillons 1 Reiterregiment und 6 Kanonen einen Verſuch gegen Saint-Denis; aber Nachmittags brach der Feind in Stärke hervor, griff hitzig an, und wurde erſt nach ſcharfem Plänkler-Gefecht hinter ſeine Schanzen und Verhaue zurückgedrängt. Sydow mußte nachher rechts auf Argenteuil marſchiren, um die Verbindung mit Thielmann zu unterhalten, der dorthin vorrückte.

In der Nacht zum 1. Juli verließ Bülow ſeine Stellung, in welche engliſche Truppen einrücken ſollten, und marſchirte über Dugny und Pierreſite nach Argenteuil, im Vorbeimarſche Saint-Denis mit ſeinem Geſchütz begrüßend, dann nach Saint-Germain, und am 2. Juli nach Verſailles, wo die Truppen ein Lager bezogen.

Die Uebergabe von Paris erfolgte am 4. Juli, das wieder angeſammelte franzöſiſche Heer mußte hinter die Loire zurückgehen. Napoleons Sturz war zum zweitenmal und diesmal unwiderruflich entſchieden. Die Verhandlungen über den Frieden begannen; die Wiederkehr der Bourbons konnte nicht hindern, daß die Verbündeten diesmal ſtrengere Bedingungen ſetzten, erhielt jedoch Frankreich im Beſitz der urſprünglich deutſchen Provinzen, auf welche die Vaterlandsfreunde vergeblich Anſpruch machten. Bülow ſchrieb am 4. Juli aus Verſailles an ſeine Frau: „Ich eile Dir die Nachricht mitzutheilen, daß Paris nebſt den Reſten der franzöſiſchen Armee heute früh kapitulirt hat, mithin der Krieg beendigt iſt, indem wahrſcheinlich noch heute oder morgen Ludwig der Achtzehnte abermals proklamirt werden wird. — Ob eine richtige Relation von der Bataille am 18. erſcheinen wird, daran zweifle ich; ich lege Dir daher ein Pariſer Blatt bei, worin die Wellington'ſche Relation ſteht, ſo wie ſie in den engliſchen Blättern bekannt gemacht iſt."

Bülow's Heertheil ſollte die Ehre des Einzugs in Paris haben, wo ſchon der von Zieten eingerückt war. Am 9. Juli früh um 6 Uhr brach er von Verſailles auf, der Prinz Wilhelm von Preußen nahm die Vorhut, dann folgte die Reſervereiterei, dann die übrigen Brigaden. Die Truppen kehrten am 11. und 12. nach Verſailles und Rambouillet zurück, wo ſie in weite Quartiere verlegt wurden.

Erſt in Paris empfing Bülow eine Königliche Kabinetsordre, die ſchon unter dem 29. Juni aus dem Hauptquartier Weißenburg an ihn war erlaſſen worden. Sie lautete: „Da es meine Abſicht iſt, daß der Kronprinz den jetzigen Krieg mit dem größtmöglichſten Nutzen für ſeine militairiſche Ausbildung mache, ſo habe ich beſchloſſen ihn zu dieſem Behuf zum 4. Armeekorps zu ſenden, und wünſche, daß Sie ſich damit beſchäftigen mögen, die Erfahrungen und Vorfälle des Krieges für ihn ſo lehrreich als möglich werden zu laſſen. Ich erwähle Sie hierzu in der Ueberzeugung, daß der Kronprinz unter Ihren Augen und Ihrer Anleitung mit wahrem Nutzen, und aus großen ſeinem künftigen Beruf entſprechenden Geſichtspunkten, den Krieg kennen lernen wird. Ich brauche es Ihnen aber gewiß nicht bemerklich zu machen, wie nöthig es iſt, die genaue Kenntniß des Materiellen der Kriegführung, der Armee-Einrichtungen und des Felddienſtes unter allen Beziehungen erſt vorangehn zu laſſen, ehe der Kronprinz zur Beurtheilung des Krieges im Großen geleitet werde, weil dieſe ohne Kenntniß der Elemente der Kriegführung nicht möglich iſt. Ich überlaſſe es ganz Ihrer Beurtheilung, den Kronprinzen durch Aufträge, Expeditionen, welche ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Erfahrung angemeſſen ſind, Führung von Truppenabtheilungen u. ſ. w. für ſeine künftige Beſtimmung vorzubereiten, und je thätiger Sie ihn beſchäftigen wollen, deſto nützlicher werden die Folgen für die Ausbildung des Prinzen ſein. Ich empfehle Ihnen deßhalb dieſe mir ſehr wichtige Angelegenheit zur vorzüglichſten Sorgfalt und Bemühung, und werde darin gern ein neues Verdienſt erkennen, welches Sie ſich um mich und den Staat erwerben.“ Nichts konnte für Bülow ehrenvoller und ſchmeichelhafter ſein, als dieſes Vertrauen, das der König nicht nur in ſeine Kriegstüchtigkeit, ſondern auch in ſeinen Karakter ſetzte; da jedoch der Krieg ſo gut wie beendet war, ſo fehlte ſchon die Gelegenheit, den vom König ertheilten Vorſchriften in vollem Umfang zu genügen.

Gleich darauf erhielt er einen neuen Beweis der anerkennenden Achtung und des beſonderen Wohlwollen, welches der König ihm hegte, durch folgendes Kabinetsſchreiben vom 11. Juli, das ihn zum Inhaber eines Regiments ernannte: „Ich wünſche Ihnen für den wichtigen Antheil, welchen Sie an dem glänzenden Siege vom 18. vorigen Monats gehabt haben, und durch den Sie zu Ihrem früheren Verdienſte um das Wohl des Vaterlandes ein neues eben ſo großes erworben haben, auch einen neuen Beweis meiner dankbaren Anerkennung zu geben, und habe deßhalb Sie zum Chef des fünfzehnten Infanterieregiments, welches an jenem Tage, wie mir gemeldet worden iſt, ſich ſehr ausgezeichnet betragen hat, ernannt, mit der Beſtimmung, daß das Regiment hinführo nächſt ſeiner früheren Benennung Ihren Namen führen ſoll, in der Art, wie es bei den übrigen Regimentern, welche Chefs haben, beſtimmt iſt. Wenn ich hierdurch Ihre Verdienſte nicht belohnen kann, ſo werde ich ſehr gern jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen meine beſondre Erkenntlichkeit noch zu bethätigen.“

In dieſer Zeit war eine große Aufregung in Paris wegen des von Blücher ertheilten Befehls zur Sprengung der Brücke von Jena. Blücher und ſeine Gleichgeſinnten wollten von keiner Schonung Frankreichs und der Franzoſen wiſſen, ſie begehrten Vergeltung für den Uebermuth und die Gewaltthaten, welche ſo lange Zeit auf den anderen Völkern gelaſtet hatten, ſie wollten vor allem das Denkmal vernichtet ſehen, welches dem vaterländiſchen Unglück der Schlacht von Jena in dieſer nach ihm benannten Brücke war errichtet worden. Nicht die anderen Verbündeten dachten ſo ſtreng, auch nicht die Preußen alle, es erhoben ſich viele Stimmen gegen ein Vorhaben, das weder den vorwaltenden Geſinnungen noch ſelbſt den Verträgen gemäß erſchien, und man berief ſich auf die vorauszuſehende Mißbilligung ſelbſt des Königs, der jeden Augenblick in Paris erwartet wurde. Der Geſandte Graf von der Goltz, ehemals Blücher's Adjutant, Alexander von Humboldt und Andere hatten in dieſem Sinne dringende Vorſtellungen gemacht; zu ihnen geſellte ſich nun auch Bülow, der ſchon bisher mit dem Blücher'ſchen Hauptquartier ſich in manchem Gegenſatz befunden hatte, und ſchrieb an Blücher folgenden Brief: „Euer Durchlaucht werden es mir verzeihen, daß ich über einen Gegenſtand, der in Anſehung unſerer Verbindungen mit anderen Mächten von Folgen ſein kann, vertraulich meine Meinung ſage. Es betrifft die Sprengung der Brücke von Jena. Kunſtwerke zu vernichten, wenn nicht ein weſentlicher Zweck dadurch erreicht wird, kann man im Allgemeinen nicht billigen, und ſo iſt es wohl hier der Fall; denn ich bin feſt überzeugt, daß nicht allein dieſer Schritt von unſern Alliirten, ſondern auch von unſerem Monarchen ſelbſt gemißbilligt werden wird. Nach meiner Meinung muß man die Inſchriften, welche die Arroganz Napoleons hervorgebracht, vernichten, das Werk ſelber aber nicht. Der Karakter unſerer Nation erſcheint größer und edler, wenn man über ſo etwas ſich hinwegſetzt. Wir haben ſo viel Großes gethan, daß wir auf die Prahlerei und Eitelkeit anderer Völker nicht achten dürfen, wohl aber bleibt es gefährlich, den Haß der Nationen ſich zuzuziehen. Paris, *den 10. Juli 1815. Morgens halb 9 Uhr.*" Der Widerſpruch aber ſpornte nur den Eifer, die Befehle zur Sprengung wurden nur ſtrenger wiederholt. Die Ausführung jedoch mißglückte, ein ungeſchickter Verſuch that wenig Schaden, und nach dem Eintreffen des Königs war von der Sache nicht mehr die Rede. —

Da die Friedensverhandlungen ſich in die Länge zogen, und die Verpflegung der großen Heeresmaſſen, welche nach und nach in Frankreich eingerückt waren, der Hauptſtadt und Umgegend allzuſchwer fiel, ſo wurde beſchloſſen die kriegeriſche Beſetzung über weitere Landesſtrecken auszudehnen. Den Preußen wurden die nordweſtlichen Departements angewieſen. Bülow's Hauptquartier blieb noch bis zum 18. Juli in Verſailles, die Truppen aber ſetzten ſich ſchon am 13. in Marſch nach Chartres, wo Bülow ſelbſt am 19. eintraf, und hier bis zum 24. September blieb. Der König der Niederlande ſandte ihm hieher das Großkreuz ſeines neugeſtifteten Wilhelmsordens. Aus dieſer Zeit des Aufenthalts in Chartres ſind ein paar Briefe an ſeine Frau erhalten, die wir als ſprechende Zeugniſſe ſeines Weſens und Lebens hier mittheilen. Am 5. Auguſt ſchrieb er: „Vorgeſtern haben wir hier das Geburtsfeſt des Königs ſehr feierlich begangen, und zwar in folgender Art. Die hier und in der Nähe ſtehende Brigade hatte ſich um 9 Uhr nahe der Stadt auf einer Wieſe verſammelt, wo Gottesdienſt gehalten wurde, ſodann Vorbeimarſch. Auf einer ſehr ſchönen, mit hohen Bäumen beſetzten Promenade waren für die hier im Orte ſtehenden beiden Bataillone und eine Batterie Tiſche geſetzt, welche um 1 Uhr ſervirt wurden; die Offiziere ſetzten ſich mit zum Eſſen, ich nahm auch Theil daran, und brachte die Geſundheit des Königs unter dem Donner der Batterieen aus. Die Soldaten hatten Suppe, Fleiſch mit Gemüſe, Braten mit Salat, und Wein; unſere Leute waren überaus luſtig, dennoch hatte ſich keiner betrunken, obgleich ſie unter gewaltigem Jubel mich und alle Generale hochleben ließen.

Das Zuſtrömen des Volkes war außerordentlich, und den Franzoſen ſelbſt gefiel dieſes Feſt."

Wie der Jahrestag von Dennewitz gefeiert worden, berichtet er am 8. September: „Seit mehreren Tagen bin ich abgehalten worden an Dich, meine gute Pauline, zu ſchreiben; die Urſach iſt, daß meine Umgebung mir am 6. dieſes, als an dem Jahrestag von Dennewitz, ein großes Feſt geben wollte; um dieſes ausführen zu können, fanden ſie es für nöthig mich zu bewegen ein paar Tage abweſend zu ſein, damit Junius das Nöthige veranſtalten könne, weßhalb bei La-Louppe am 5. eine große Jagd veranſtaltet wurde; den 6. Morgens abermals ein Treibjagen nach der Gegend des Schloſſes Villebois hin, wo das Feſt veranſtaltet war. Villebois iſt ein ſehr großes altes Schloß, die ehemalige Reſidenz des Herzogs von Sully. Das Zimmer, worin Sully geſtorben, iſt noch ganz ſo eingerichtet wie bei ſeinem Tode, das Sterbebette mit allen Möbeln, auch das Zimmer Heinrichs des Vierten, der hier ſich zum öftern aufgehalten, iſt noch ganz ſo wie er es bewohnt hat. Gegen 3 Uhr kam ich von der Jagd hier an, zu meinem Aerger (denn Du weißt, ich kann den Bombaſt nicht leiden) fand ich an einem errichteten Triumphbogen alle Generale und beinahe alle Stabsoffiziere des Korps, ſo wie die Subalternen des naheſtehenden Regiments und die Adjutanten der Generale, verſammelt; es verſteht ſich alſo, daß ich gute Miene machen mußte. Ich ging mich im Zimmer Heinrichs des Vierten umzukleiden; wie ich fertig war, und die antiken Säle des Schloſſes beſah, kam der Prinz Wilhelm von Paris an, um auch Theil an dieſem Tage zu nehmen. Um halb 4 Uhr ſetzten wir uns zu Tiſch; in der obern Galerie, wo ich mit dem Prinzen war, eine Tafel von 90 Couverts; unten im Saal annoch 40 bis 50 Couverts; einige Franzoſen, Gutsbeſitzer der Gegend, waren eingeladen, und 4 Damen waren auch zum Feſt gekommen, dinirten aber in einem ſeparaten Zimmer; gegen Ende der Tafel kamen ſie zu uns. Junius hatte ſich in ſeiner Größe gezeigt, es war alles außerordentlich gut, es wurde ſehr gut getrunken, die Geſundheiten unter Kanonenfeuer. Nach Tiſche tranken wir mit den Damen

Kaffee; ſo wie es dunkel wurde, war eine ſehr ſchöne Erleuchtung, nämlich: vor dem Schloß ein großer runder Platz, wo die Orangerie erleuchtet war, dann der Triumphbogen, die ganze Allee durch aufgeſtellte Pyramiden, am Ende derſelben ein dazu errichtetes Portal; das Ganze machte einen ſehr ſchönen Effekt. Um 9 Uhr fuhren wir nach Chartres zurück. Junius will durchaus, daß ich an Dich ſeinen Küchenzettel ſchicken ſoll, ich lege ihn bei; denn nach ſeiner Idee ſpielt er bei dieſen Gelegenheiten die Hauptrolle. — Beiliegend überſende ich Dir die Antwort des Finanzminiſters, welche ich bitte an Hrn. Wendland und Siebrodt mitzutheilen; die Sache wird wohl in's Reine kommen, dann noch eine Antwort von Hardenberg, welche ich bitte nach Grünhof an Oberamtmann Lobach zu ſchicken. Das Wichtigſte iſt aber, daß der König ſich erklärt hat, noch eine abermalige Dotation für dieſen Krieg zu geben, wahrſcheinlich in Gelde und nicht in Gütern, unſere Mädchens werden alſo noch genung bekommen, denn wir werden auf dieſe Weiſe reiche Leute; geizig wollen wir indeſſen nicht werden, ſondern auf einem recht anſtändigen Fuß leben. — Seit geſtern iſt es hier ſo kalt, daß ich ein wollenes Kamiſol angezogen, und mir beim Schreiben die Finger frieren; da Du um 6 Grad nördlicher lebſt, ſo wird es gewiß nicht warm bei Dir ſein; man könnte ſehr gut Kaminfeuer vertragen. Iſt die ſchöne Flinte und das Sevre-Porzellan noch nicht angekommen? Was machen die Kinder? Ich hoffe es geht Alles gut. Sage meinem Bruder, daß er die andere Lütticher Doppelflinte nehmen möchte, ich bringe noch zwei vortreffliche mit, auch iſt ein Hühnerhund aus England verſchrieben. — In Anſehung des Soldes und der Bekleidung unſrer Armee iſt mit den franzöſiſchen Miniſtern abgeſchloſſen, ſie zahlen hiezu an uns 47 Millionen Franken, die Kriegesſteuer iſt ſeparat. Man glaubt nun, daß gegen den 20. dieſes alles beendigt ſein wird, und daß wir dann uns in Bewegung ſetzen werden, da ich denn die meinige unaufhaltſam bis Königsberg fortſetzen werde. Lebe wohl, gute liebe Pauline."

Unter anderen Beſuchen empfing Bülow in Chartres auch den eines Generals, der den Ruf eines wunderlichen und queren Kopfes hatte. Bülow und er waren ehemals gute Kammeraden geweſen, hatten einander aber lange nicht geſehen, und in ihrer Denkart eine ſehr verſchiedene Richtung genommen. Als bei der Mittagstafel die Rede auf die Konſtitution kam, welche Preußen bekommen werde, und einige Stimmen deren Gewährung bezweifelten, ſagte Bülow mit ſtrengem Ernſt: „Die Konſtitution müſſen wir bekommen, der König hat ſie verſprochen, ſein Wort muß er halten.“ Jener jedoch, der es liebte, auffallende Dinge zu reden, und bei den Zuhörern Erſtaunen zu erwecken, rief lachend aus: „Wenn ich König wäre, ſo ſollten meine Unterthanen nicht muckſen, und wenn ich ihnen das Fell über die Ohren zöge!“ Da ſprang Bülow zornig auf, und ſich verbeugend ſchrie er den Mann grimmig an: „Daß es hier nicht richtig — auf die Stirn deutend — wußt' ich lange, daß aber auch hier — auf die Bruſt ſchlagend — nichts iſt, das erfahr' ich jetzt erſt!“ Alle Anweſenden verſtummten in Schreck und Verlegenheit; man ſah peinlich einer blutigen Entwickelung entgegen; doch glücklicherweiſe gelang es einem der Gäſte, den heftigen Auftritt in Spaß und Lachen zu verkehren, Bülow ſtimmte gleich ein, und der Geſcholtene mußte ſich damit beruhigen, daß die Sache unter Kammeraden beim Glaſe Wein vorgefallen, und nicht als Beleidigung gemeint geweſen ſei. Für Bülow's freie Denkart und mannhafte Offenheit aber iſt dieſer Zug ſo bezeichnend als ehrenvoll. —

Der Prinz Wilhelm von Preußen, im Begriff von Paris nach Berlin zurückzukehren, wollte von dem Heere nicht ſcheiden, ohne dem tapfern General, unter deſſen Befehlen er geſtanden, ein herzliches Lebewohl zu ſagen. Zugleich hatte er demſelben eine militairiſche Bitte vorzulegen, die hier eine gute Stätte finden mußte. Das Schreiben, vom 24. September, welches für beide, ſowohl für den Prinzen als für Bülow ein höchſt ehrenvolles Zeugniß iſt, lautet wie folgt: „Da der Frieden dieſer Tage geſchloſſen werden ſoll, ſo habe ich dem Könige um die Erlaubniß gebeten, die Armee zu verlaſſen, und nach Berlin zurückkehren zu dürfen, beides hat derſelbe bewilligt, und verfehle ich daher nicht, ſolches Euer Exzellenz hiermit anzuzeigen. — Vergönnen Sie mir, Ihnen bei dieſer Gelegenheit meinen innigſten Dank auszudrücken für die Freundſchaft und Güte, womit Sie mir, die Zeit als ich das Glück hatte unter Ihrem Kommando zu ſtehen, fortwährend behandelten, das Andenken daran wird nie aus meinem Gedächtniß verſchwinden; gewiß nie werde ich vergeſſen, daß es mir erlaubt war in einem Korps zu dienen, welches ſo viel zur glücklichen und glorreichen Beendigung dieſes weltgeſchichtlichen Krieges beigetragen hat. — Zum Beſten meines Vaterlandes — und, erlauben Sie es mir hinzuzufügen, zu meiner eigenen Zufriedenheit — wünſche ich Euer Exzellenz Glück, Geſundheit und Freude aller Art bis in Ihr ſpäteſtes Alter, in dem Kreiſe Ihrer Familie wie an die Spitze der Armeen. — Indem ich aus dem tapfern vierten Armeekorps ſcheide, begleitet mich nur Ein trauriges Gefühl; ich ſehe eins der meinem Kommando untergebenen Regimenter vor den Augen der ganzen preußiſchen Armee herabgewürdigt, ich ſehe es ausgeſchloſſen aus der Reihe der übrigen, denen die Ehre zu Theil geworden iſt eine Eſtandarte zu erhalten. — Es iſt freilich leider wahr, das zweite ſchleſiſche Huſarenregiment hat am 18. Juni einen unglücklichen Angriff auf feindliche Kavallerie gemacht gleich zu Anfange der Schlacht, es hat aber nachher an demſelben Tage eine unerſchütterliche Tapferkeit bewieſen, es hat ſich bei jeder anderen Gelegenheit brav benommen, — warum alſo den einen Augenblick ſo ſtrenge beſtrafen, und die anderen Tage des Ruhms und der Ausdauer in Gefahren und Beſchwerden vergeſſen? Es iſt die ganze Kavallerie von der Armee Euer Exzellenz, die Sie durch mich bittet ſich eines Regimentes gütigſt anzunehmen, das mit dem Siegel der Königlichen Ungnade gezeichnet worden iſt. — Das Korps Euer Exzellenz hat es wohl bei Bellealliance verdient, daß es ſeine Kavallerie von der Schande befreit ſehe, womit der Feldmarſchall Blücher die Reiterei, welche bei Ligny ihre Schuldigkeit nicht that, bedeckte. Euer Exzellenz haben dreimal Berlin gerettet, Sie haben Holland erobert, dieſen Krieg bei Bellealliance entſchieden, der König kann Ihnen die Bitte nicht abſchlagen, dem zweiten ſchleſiſchen Huſarenregimente zu verzeihen. — Euer Exzellenz empfehle ich mich nochmals beſtens, erhalten

Sie mir ſtets die gütigen Geſinnungen, welche Sie bisher für mich gezeigt haben. — Gott ſchütze Sie! Ewig Ihr wahrer und dankbarer Freund und Gevatter Wilhelm Prinz von Preußen.“ Der Ausdruck Gevatter hat hier die doppelte Beziehung, daß Bülow bei des Prinzen am 18. Juni gebornen Tochter Eliſabeth, der Prinz hinwieder bei Bülow's am 5. Juli gebornen jüngſten Tochter Pathe war.

In Ausſicht auf den nahen Abſchluß des Friedens ſetzten auch ſchon die Truppen ſich zum Rückmarſch in Bewegung. Bülow kam im Anfang des Oktobers wieder nach Paris, wo der König ihm durch ein Kabinetsſchreiben vom 3. Oktober nochmals den verbindlichſten Dank ausdrückt, und ihm überläßt, nach dem Abmarſch und der demnächſtigen Auflöſung des bisher unter ſeinem Befehl geſtandenen Heertheils wieder ſeine vorige Oberbefehlshaberſchaft in Preußen zu übernehmen. Ferner empfing er unter dem 15. Oktober ein Geſchenk von 25,000 Thalern. —

In oder vielmehr bei Paris war Bülow in dem Schlößchen Lagrange einquartiert, bei dem Marquis de Lafayette, der in der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte eine ſo große Berühmtheit erlangt hatte. Hier kam es nicht auf politiſche Denkart an, ſondern nur auf edle Bildung und feine Sitte, daher entſtand bald das freundlichſte Vernehmen, und Bülow fand in dem Umgang mit der liebenswürdigen Familie, die gleich ihm die Muſick liebte und ausübte, das angenehmſte Behagen. Auch Alexander von Humboldt ſah ihn hier oft, und freute ſich des vaterländiſchen Helden, der durch Geiſt und Anmuth auch in friedlichen Verhältniſſen glänzte. —

Die Unterhandlungen dauerten noch länger fort, und ſomit auch der Aufenthalt Bülow's in Paris. Als letzten Brief von dort an ſeine Frau finden wir folgenden vom 29. Oktober: „Du erhältſt noch immer etwas aus Paris, indeſſen wird nun trotz des langſamen Ganges der Unterhandlungen unſer Abmarſch in dieſen Tagen erfolgen. Die Dispoſition des Rückmarſches iſt bereits ſämmtlichen Armeekorps zugefertigt, und ſpäteſtens den 4. November werden alle Verhandlungen geſchloſſen ſein. Vorgeſtern habe ich der

Sitzung des geſetzgebenden Korps beigewohnt, es wurde über ein zu gebendes Geſetz betreffend die Sicherheit des Staates, der Perſon des Königs und der Königlichen Familie gegen intendirten Aufruhr debattirt. Mehrere ſprachen recht gut; einigemal entſtand Lärm, und der Präſident mußte Ordnung gebieten. — Die Catalani habe ich in der großen Oper Semiramis und geſtern in der Jagd gehört. Sie iſt die größte Künſtlerin, die ich in dieſem Fach kenne, vortreffliche Sängerin und ganz vortreffliche Schauſpielerin, beſonders im Hochtragiſchen. So lange ich hier bleibe, verſäume ich keine ihrer Vorſtellungen.“ —

Bülow's Truppen waren auf dem Rückwege von Chartres am 11. Oktober wieder durch Paris gezogen, und marſchirten dann über Meaux, Chalons und Mainz nach Frankfurt am Main. Bülow ſelbſt hatte ſich unterwegs wieder bei ihnen eingefunden. In Frankfurt am Main widerfuhr ihm die Widerwärtigkeit, daß daſelbſt im Schauſpielhauſe eine Ungebühr verübt wurde, an der auch Offiziere ſeiner Truppen ſollten Theil genommen haben. Höchſt verletzt durch dieſen Vorgang erließ er gleich am 14. Dezember einen ſtrengen Tagesbefehl, welcher ſo beginnt: „Je mehr ich bisher Urſache hatte, mit dem Benehmen des Korps in jeder Hinſicht zufrieden zu ſein, je mehr es mich erfreute, dem Vaterlande Truppen zurückzuführen, die ſich ſowohl auf dem Schlachtfelde als bei den friedlichen Einwohnern, ſelbſt auf fremdem Gebiete, hohe Achtung erworben haben, mit deſto größerm Unwillen habe ich das Betragen erfahren, welches ſich einige Offiziere des Korps geſtern im Schauſpielhauſe erlaubt haben. Von preußiſchen Offizieren, denen nach ihren Dienſtpflichten die Beobachtung des höchſten Anſtandes und der ſittlichſten Beſcheidenheit geziemt, hätte ich nie erwarten ſollen, daß ſie an einem öffentlichen Orte ſich auf eine ſolche Weiſe betragen, aller Ordnung Hohn ſprechen, und die Achtung für Damen, die eines jeden Ehrenmannes heilige Pflicht iſt, ganz aus den Augen ſetzen könnten. Ich werde dieſen Vorgang aufs genaueſte unterſuchen und auf das ſtrengſte ohne Anſehn der Perſon beſtrafen.“ — Er ſpricht dann die Hoffnung aus, daß dergleichen nie wieder vorfallen werde, und macht allen höheren Befehlshabern zur Pflicht, alle etwanigen Vorgänge der Art ſogleich zu ſeiner Kenntniß zu bringen, weil er es ſich ſelbſt vorbehalten wolle die Unterſuchung und Beſtrafung zu verfügen. Die ganze Sache ſoll ſich indeß minder erheblich erwieſen haben, als ſie zuerſt vorgeſtellt worden war. —

Der Marſch wurde über Fulda und Erfurt nach Leipzig fortgeſetzt, wo Bülow am 27. Dezember von ſeinen Truppen, die darauf nach Wittenberg marſchiren und von dort nach verſchiedenen Richtungen ſich vertheilen ſollten, durch folgenden Tagesbefehl Abſchied nahm: „Kammeraden! Von den Gefilden ab, wo vor zwei Jahren den großen Kampf für Deutſchlands Freiheit und Unabhängigkeit wir ſiegreich beſtanden, trennt ſich unſer bisheriger Verein, und auf den verſchiedenen in die Heimath führenden Straßen kehrt ihr in den Schoß des dankbar euch erwartenden Vaterlandes zurück. — Mir, dem es beſchieden war, an eurer Spitze den Ruhm zu theilen, den ihr euch in dieſem denkwürdigen Feldzuge erwarbt, gebieten Pflicht und Neigung, bei unſerem Auseinandergehen euch den herzlichſten Dank für die Liebe und das Vertrauen zu ſagen, von dem ihr mir ſo vielfache, ſo ſprechende Beweiſe gegeben habt. — Ich zolle dieſen Dank zunächſt den Herren Generalen und Brigadekommandeuren, deren Umſicht, Entſchloſſenheit und Thätigkeit ſo viel zu dem glücklichen Erfolge beitrug; ich widme ihn gleichfalls den Herren Regiments-Kommandeuren und allen übrigen höheren und niederen Offizieren, deren Beiſpiel und raſtloſer Eifer nicht minder die ſiegreiche Entſcheidung herbeiführte; ich ſage ihn allen Unteroffizieren und Gemeinen, deren Muth und Ausdauer jedes Hinderniß überwand. — Heil unſerem Herrſcher! Heil dem deutſchen Volke! deſſen heilige und gerechte Sache von den Söhnen des Vaterlandes ſo muthig vertheidigt wird. Heil auch euch, meine Waffenbrüder! daß ihr mit dem Bewußtſein in eure Heimath zurückkehren könnt, zu denen zu gehören, die nun zum zweitenmale Europa den Frieden erkämpften. — Den Lohn eurer Thaten gewährt euch die Zufriedenheit unſeres erhabenen Monarchen, der Dank des Vaterlandes, die Achtung der Mit- und Nachwelt. Erfreut euch dieſer ſchönen Ueberzeugung bei dem Rücktritt in den friedlichen Kreis unſrer übrigen wackern Mitbürger, mit der Beſcheidenheit, die dem verdienſtvollen und erfahrenen Krieger geziemt; und wenn einſt wieder das Vaterland eures Schutzes bedarf, ſo ſei ſie euch ein Sporn, um auf's neue zu bewähren, daß Einheit, Muth und Ausdauer uns ſtets zum Siege führen werden. — Lebt wohl! Erhaltet mir euer Andenken, und ſeid des meinigen, ſo wie meiner aufrichtigen Achtung und Anhänglichkeit, ſtets feſt verſichert. Graf Bülow von Dennewitz."

Er ſelbſt eilte über Berlin, wo er nur ſo lange blieb als erforderlich war um dem König und der Königlichen Familie aufzuwarten und einige Freunde zu ſehen, der alten theuren Heimath zu. Am 11. Januar 1816 kam er in Königsberg an. Er fand hier die geliebte Gattin wieder, und mit den anderen theuren Kindern eine Tochter, die er noch nicht geſehen hatte. Die Einwohner hatten ſeine Wohnung feſtlich geſchmückt, der Oberbürgermeiſter und Abgeordnete der Stadt ihn feierlich eingeholt und ihm ihre Glückwünſche dargebracht, unter begeiſtertem Jubelgeſchrei und dem Blaſen vorreitender Poſtillone fuhr er in die Stadt. Am 14. Januar machte er ſeine Wiederkehr durch folgende ſchlichte Anzeige bekannt: „Der ſo glücklich erkämpfte Friede hat mich wieder zu dem mir von des Königs Majeſtät anvertrauten Generalkommando von Oſt- und Weſtpreußen und Litthauen zurückgeführt, und hiedurch einen meiner liebſten Wünſche verwirklicht. Indem ich ſämmtlichen Bewohnern dieſer Provinzen meine Ankunft hiedurch bekannt mache, bitte ich ſie um das mir früher ſo ehrend bewieſene Vertrauen, deſſen Erhaltung ſtets mein Bemühen und meine Belohnung ſein wird."

Die Stadt wollte ihm aber noch ein beſonderes Feſt geben, und wählte dazu den Jahrestag der preußiſchen Krone den 18. Januar. Oberbürgermeiſter und Magiſtrat erſchienen in feierlichem Zuge und überbrachten ihm einen koſtbar ausgeſtatteten Ehrenbürgerbrief nebſt anderen Darbietungen; Feſttafel und Ball fehlten nicht. Weiheſchriften und Gedichte, von Raphael Bock, von Ludwig von Baczko und Anderen, wurden vorgetragen. Die Univerſität erließ an ihn eine in prächtigem Latein abgefaßte Beglückwünſchung und ſchrieb ihn unter ihre Ehrenmitglieder ein. Vom Könige kam ein huldreiches Schreiben aus Berlin nebſt dem Geſchenk eines Bruſtbildes Napoleons aus der Porzellanfabrik von Sevres.

Für den ruhmvollen Kriegshelden ſchien ſich nun eine Zeit des vollen Glückes, einer ſegenreichen und ruhigen Thätigkeit zu eröffnen, er konnte heiter und getroſt wie zurück ſo vorwärts blicken. Sein militairiſcher Beruf erhielt ihn in friſcher Uebung aller Kräfte, ohne ihn von den geliebten Seinigen zu trennen, überall trat ihm Bewunderung, Verehrung, Zuneigung entgegen, der Genuß der glänzendſten Geſelligkeit, der Freuden ſeiner Muſikleidenſchaft war ihm in Fülle gewährt. Sein edler Sinn jedoch trieb ihn mehr noch zum Leiſten als zum Genießen. Eine ſeiner eifrigſten Sorgen war die Gründung einer Anſtalt für erblindete Krieger, deren es im Heer leider eine große Zahl gab. Die ſchon früher begonnene Thätigkeit hiefür nahm er nach ſeiner Rückkehr ſogleich wieder auf; dies reinmenſchliche Anliegen ging allen anderen vor. Der Banquier Wolf Oppenheim, der ihm zu dieſem Zweck 100 Friedrichsd'or übergab, die Kaufmannſchaft welche ſogleich 1000 Thaler hinzufügte, wußten daß ſie ihm kein willkommeneres Geſchenk machen konnten. Und dieſe Sorge, dieſes Beſtreben gehörte recht eigentlich zu der Fülle des Glückes, das ſeinem noch kräftigen Alter zu Theil wurde, denn wer auf antheilvolle Thätigkeit und hülfreiches Leiſten verzichtet, dem fehlt bald auch jede Fähigkeit zum Genießen. Noch am 28. Januar erließ Bülow in dieſer Sache, die ihn ganz beſchäftigte, eine wirkſame Bekanntmachung.

Seine Geſundheit war ſeit dem vorigen Jahre noch nicht wieder ganz befeſtigt; den Gebrauch des Karlsbades, für den er gleich nach Beendigung des Feldzugs 1815 in Paris Urlaub zu nehmen geſonnen war, hatte er ſich verſagen müſſen, weil er in Erfahrung gebracht, daß der König die fortdauernde Anweſenheit aller Befehlshaber bei ihren Truppen für nöthig halte. So war er nach Königsberg zurückgekehrt, nicht krank, aber auch nicht völlig geheilt. In den erſten

Tagen des Februar gab er eine Jagd auf ſeinem Gute Neuhauſen, ein Vergnügen, welches er ſehr liebte, zog ſich dabei eine Erkältung zu, und erkrankte in Folge derſelben am 5. Februar. Am 16. ſchien er ſo weit geneſen, daß er die Glückwünſche ſeiner Familie zu ſeinem Geburtstag in einem Lehnſeſſel ſitzend anzunehmen im Stande war; allein zwei Tage darauf trat ein Rückfall ein, das frühere Leiden entwickelte ſich heftig und gefährlich, ein Frieſel, das einige Hoffnung gegeben, verſchwand wieder, die Kunſt der Aerzte war vergeblich, und nach zwanzigtägiger Krankheit und heftigem Todeskampfe verſchied Bülow am 25. Februar 1816 im eben begonnenen einundſechzigſten Lebensjahr. —

Allgemeine aufrichtige Trauer beklagte den großen Verluſt. Ein prächtiges militairiſches Leichenbegängniß geleitete ſeine Hülle zu dem Kirchhof der Reformirten. Alle Offiziere des Heeres ehrten nach des Königs Befehl ſein Andenken durch dreitägiges Tragen eines Trauerflors, eine Ehre, die bisher nur für Schwerin und Seydlitz war angeordnet worden. — Sieben Wochen nach ſeinem Ableben kam noch aus Paris das ihm vom Könige Ludwig dem Achtzehnten verliehene Großkreuz des franzöſiſchen Militair-Verdienſtordens in Königsberg an. —

Seine Perſönlichkeit und Gemüthsart ſind wir in dem glücklichen Fall großentheils mit den eignen Worten derer zu ſchildern, die ihn am nächſten gekannt haben. Das Gepräge der Wahrheit und die Gediegenheit des Ausdrucks in den weſentlichen Zügen dieſer Schilderung nicht durch unnöthige Aenderungen geſchwächt zu haben, wird uns der Leſer hoffentlich nur danken.

Bülow's äußere Erſcheinung machte den angenehmſten Eindruck; er war von mittler Größe, von feinem aber dabei feſtem Körperbau, der Fuß beſonders klein und zierlich. Der Kopf war bedeutend, die Geſichtsbildung edel, beſonders die etwas gebogene Naſe. Die tiefblauen Augen hatten einen lebhaften und leicht wechſelnden Ausdruck, ſie konnten Zornesblitze ſprühen und mild-anmuthig lächeln, in wichtigen Anläſſen blickten ſie ernſt und ſinnend, und auf der edlen Stirne ſah man das gedankenvolle Erwägen. In den Kriegsjahren ſaß er oft den Kopf in die Hand geſtützt ſtill vor ſich hinſchauend; dann hatte ſeine Erſcheinung etwas Großartiges, Antikes. In jüngern Jahren ſchlank und gewandt, blieb er auch in ſpäteren wohlgeſtaltet, und für ſein Alter gut erhalten, in allen Bewegungen friſch und lebhaft.

Mit hellem und ſtarken Verſtande beſaß er viele Phantaſie, und überhaupt große Beweglichkeit des Geiſtes. In Sachen des Glaubens folgte er ohne Grübeln den Annahmen der reformirten Kirche, jede Heuchelei verabſcheuend, überall dem Vernünftigen zuſtrebend, und dennoch im Stillen den Swedenborg'ſchen Träumereien anhängend. Er ſprach von ſolchen Gegenſtänden nur ſelten, aber dann mit Wärme und tiefem Gefühl. Außer den militairiſchen Wiſſenſchaften, die er gründlich ſtudirt hatte, beſaß er mannigfache Kenntniſſe, ſelbſt ſolche, die bei ihm überraſchten; ſeine äſthetiſche Bildung trat in der Leidenſchaft, die er für Muſik und Geſang hegte, mächtig hervor, er liebte beſonders Gluck und Mozart und alte Kirchenmuſik; in dieſer ernſten Weiſe waren auch ſeine eigenen Tonſetzungen, unter welchen eine Meſſe, eine Motette, der einundfünfzigſte und der hundertſte Pſalm beſonders hervorgehoben werden. Merkwürdig iſt es, daß er während der Feldzüge nie das Fortepiano — ſonſt ſein liebſtes Vergnügen — berührte, ungleich darin dem Erzherzog Karl von Oeſterreich, der von gleicher Leidenſchaft erfüllt, dieſer Erholung jede Mußeſtunde, deren er im Felde habhaft wurde, widmete.

Sein Gemüth war urſprünglich heiter und freundlich, aber der heftigſten Leidenſchaft fähig, ſein aufbrauſender Zorn im erſten Augenblick furchtbar, aber dann leicht und bald begütigt, und kein Groll blieb zurück; auch verleitete ihn keine Aufwallung leicht zu wirklicher Ungerechtigkeit, er entlud ſeinen Zorn gern im voraus durch heftige Worte und Gewaltthätigkeiten an Sachen, und war dann gleich bereit zu ruhiger Erörterung und Ueberlegung. Nach dem Feldzuge von 1815 beſichtigte er eines Abends noch ſpät ein Lazareth, und fand große Uebelſtände zu rügen; augenblicklich ließ er den Generalarzt Ruſt zu ſich beſtellen; dieſer erſcheint am anderen Tag in erſter Frühe, Bülow, liegt noch im Bette, doch wie er jenen nur erblickt wirft er ihm donnernde Worte entgegen, aber zugleich alles was ihm unter die Hände kommt, Kiſſen, Bücher, Leuchter, Lichtſcheere, unter einem Strom von Vorwürfen; da Ruſt ruhig ſtehen bleibt und wartet, ſo legt ſich die Aufwallung bald, es kommt zu näherer Erklärung, Ruſt beweiſt ſeine Unſchuld, verſpricht indeß Abhülfe, und ſo iſt der Frieden ſchnell geſchloſſen, wobei denn doch der ganze Auftritt heilſam nachwirkte; wie denn auch Ruſt verſicherte, er habe ſeitdem den General wegen ſeiner treuen Sorgfalt für die Soldaten erſt recht liebgewonnen. Dieſes Entgegenwerfen von Sachen übte er häufig auch bei Meldungen ſchlimmer Nachrichten, natürlich ohne allen Bezug auf die Perſon. Die ſtarken Ausdrücke und maßloſen Redensarten ſtammten aus früher Angewöhnung; in jener Zeit, wo er zu dienen begann, war dergleichen allgemein gebräuchlich, und hinderte nicht, daß daneben, in nicht ſoldatiſchen Verhältniſſen, die feinſte Höflichkeit und gebildetſte Sprechweiſe beſtand.

In ſeiner Denkart freiſinnig und menſchenfreundlich, voll Antheil für das Gemeinbeſte der Menſchheit, aufgeklärt und nachſichtig in der Beurtheilung menſchlicher Dinge, war er der ächte Sohn ſeines Zeitalters; genährt mit den franzöſiſchen Schriftſtellern aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte er dem Leichtſinn derſelben früh deutſchen Ernſt beigemiſcht, und ſich vor ſolchen Verirrungen bewahrt, die eine nie erlöſchende Reue verurſachten. Er liebte die Frauen, und gewann leicht ihre Zuneigung, aber Achtung und Vertrauen mußten ihm diejenigen einflößen, die ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln wollten. Wir haben aus ſeinen Briefen hinreichend erſehen können, welch ein liebreicher Gatte, welch ein vertrauensvoller Freund er war; mit gleicher Zärtlichkeit liebte er ſeine Kinder. Er ſpielte mit ihnen, folgte mit inniger Theilnahme ihrer geiſtigen Entwickelung, ſorgte für ihr körperliches Wohlſein und Behagen. Oefters mitten im Rapport ſprang er auf, wenn er im Nebenzimmer ein Kind weinen hörte, ſah was ihm fehlte, nahm es beſchwichtigend auf den Schoß. Im Gewühl des Krieges empfahl er dringend, ſeinen Lieben eine Freude zu ihrem Geburtstage, oder zum Weihnachtsabend zu bereiten, und ihre kindlichen Wünſche zu erforſchen. Aber nicht nur ſeine eigenen, ſondern überhaupt alle Kinder regten ſeine wärmſte Theilnahme an. Zur Zeit des Waffenſtillſtandes fuhr Bülow durch die Wilhelmsſtraße in ſeine Wohnung zurück, als eine an ihn abgefertigte Ordonnanz vorüberſprengte und ein Kind überritt, er ſprang aus dem Wagen, überzeugte ſich, daß das Kind nur unerheblich beſchädigt ſei, und ſtrafte den Reiter, den er gleich darauf vor ſeiner Wohnung fand, handgreiflich.

Im häuslichen Leben von einer ſeltenen Liebenswürdigkeit, faſt immer ruhig und heiter, ward ſeine Laune nur zuweilen durch die Mahnungen ſeines Leberleidens getrübt; er erkannte dieſe Einwirkung, und ſprach dann zu den Seinen über den Grund ſolcher vorübergehenden Mißſtimmungen. Er liebte eine wohlbeſetzte Tafel und guten Wein; er verſammelte gern bei ſich Tiſchgäſte, welche er durch heitre Geſpräche über die gewöhnliche Tiſchzeit hinaus zu feſſeln verſtand. Niemand fühlte ſich in ſeiner Nähe beengt, da ſein Benehmen ſtets ungezwungen, wohlwollend und offen war, und der Wunſch, es möchte jeder ſich wohl und behaglich fühlen, ihn ſtets den richtigen Ton finden ließ. So bewegte er ſich in der Geſellſchaft, nicht wie auf einem Theater, um geſehen zu werden und Eindruck zu machen, ſondern von innen heraus, als ein vollkommen vornehmer Mann. Mit dem Blicke des Menſchenkenners begabt, erkannte er fein und richtig die Schwächen Anderer, und belächelte nachſichtig die unſchädlichen, Schlechtes und Gemeines verſetzte ihn in Zorn, der dann brauſend hervortrat. Feiner Witz hatte viel Anziehendes für ihn, und er ergötzte ſich oft höchlich daran. Schmeichelei aber war ihm ſehr zuwider, und er derſelben auch kaum zugänglich. Seines Werthes vollkommen bewußt, und voll Ehrgeiz im Handeln und Leiſten, war er doch beſcheiden und frei von jeder Eiferſucht und Anmaßung, er gönnte jedem ſein Verdienſt und ſeine Belohnung, nur wo eine Ungerechtigkeit im Nichtanerkennen oder im Austheilen vorkam, da konnte er mit Entſchiedenheit auch ſeine eignen gerechten Anſprüche geltend machen. So nach dem Frieden 1814 in Berlin, als der Magiſtrat ihn durch Abgeordnete begrüßen und ihm für die wiederholte Rettung der Stadt danken ließ, machte er dieſen bittre Vorwürfe darüber, daß ſie nach dem Siege von Groß-Beeren von ihm gar keine Kenntniß genommen, ſondern nur dem Kronprinzen von Schweden ihre Huldigungen dargebracht hatten. „Mich, meine Herren“, ſagt er, „konnten Sie damit nicht beleidigen, aber in Ihrer Seele habe ich mich damals des gänzlichen Mangels an Nationalgefühl, den Sie zeigten, geſchämt.“ —

Als Bruder war Bülow liebevoll, und hülfreich wenn es Noth that. Wie großmüthig er ſeine Brüder Karl und Dietrich unterſtützt hat, iſt ſchon angedeutet worden. Er ſtellte letzterem, als dieſer ſich auf der Feſtung befand, für die Bedürfniſſe des täglichen Lebens unbedingten Kredit, obſchon ſeine eigne Lage damals eine gar nicht günſtige war, und er auch keineswegs darauf eingerichtet war, daß der geniale Unglückliche auch Auſtern und Champagner unter die täglichen Bedürfniſſe zählte. Der älteſte Bruder Karl befand ſich während der beiden letzten Lebensjahre des Generals in deſſen Hauſe, und obgleich manche Lebensgewohnheit des alten Mannes nicht in gleicher Richtung mit denen ſeines Bruders war, ſo behandelte dieſer den älteren doch ſtets mit der größten Zartheit, und zwiſchen beiden beſtand das herzlichſte brüderliche Verhältniß. Auch für ſeinen Schwager von Auer, der von Jugend auf bei ihm lebte, und nur zweimal auf kurze Zeit durch Dienſtverhältniſſe von ihm getrennt war, hatte er väterliche Sorgfalt und brüderliche Zuneigung.

Nicht minder edel und treu wie ſeine Bruderliebe war auch ſeine Freundſchaft. Er hatte das Glück, die Freunde ſeiner Jugend, wenn ſie nicht der Tod früher entriß, auch die ſeines Alters nennen zu dürfen. Wer einmal ſeine Neigung und ſein Vertrauen erworben hatte, konnte für immer darauf rechnen, ſo wie auch er hinwieder in ſeinen Freunden ſich nie getäuſcht hat. In Dienſtverhältniſſen ein ſtrenger Befehlshaber, lebte er doch mit den Offizieren ſeiner Umgebung als gütiger Vorgeſetzter, der ihr Wohl ſtets im Auge behielt; die er einmal kannte und als tüchtig erkannt hatte, ließ er nicht gern wieder von ſich, und es war ihm höchſt peinlich als Weyrach und Reiche im Laufe des Dienſtverhältniſſes zu anderen Anſtellungen gerufen wurden. Er ſcherzte auch wohl mit ſeinen Untergebenen über etwanige hervortretende Eigenthümlichkeiten, und gewährte dieſen freies Spiel; ſo geſchah es einſt, als Bülow im Jahre 1815 von Königsberg zum Heer reiſte, ſein Wagen in der damals noch ſehr unwirthlichen Tuchel'ſchen Haide dem ſeiner Adjutanten Auer und Szwykowski weit vorausgefahren war, was dieſe beiden, die ein großes Verlangen nach den mitgenommenen Lebensmitteln empfanden, die ſämmtlich im Wagen des Generals waren, in nicht geringe Noth brachte; alle Verſuche dieſen einzuholen waren vergeblich, die Stimme vermochte nicht ſo weit zu dringen; da feuerten die Hungrigen ein Piſtol ab, — erſtaunt ließ Bülow halten, und als ſie herangekommen waren und er die Urſache ihres Nothzeichens vernommen hatte — ihr jugendlicher Appetit war häufig der Gegenſtand ſeiner Neckereien geweſen, — öffnete er herzlich lachend ſeine Vorräthe und theilte ihnen reichlich davon mit. Auf alles was ihn umgab erſtreckte ſich ſeine Sorgfalt, auch ſeinen Dienern war er ein gütiger Herr, der ſtets auf ſie billige Rückſicht nahm, und deſſen Scheiden ſie alle aufrichtig beweinten. Nur Taback rauchen durfte niemand in ſeiner Nähe, dies haßte er gründlich, — wie alle Bülow's, ſagt man. —

Als höchſte ſeiner Eigenſchaften, welcher alle übrigen ſich als ihrer vereinigenden Mitte anſchloſſen, haben wir ſeine Begabung zum Kriegsmann, zum Feldherrn, anzuerkennen. Von früher Jugend bis an ſein Lebensende gehörte er dem Kriegsdienſt an; dem preußiſchen, keinem anderen. Seine Treugeſinnung für den König, ſein Vaterlandseifer, ſein Bürgerſinn, ſeine Menſchenfreundlichkeit ſogar, waren vorzugsweiſe die eines Soldaten. Das erſte Erforderniß dieſes Standes, der unerſchrockene Muth, der keine Gefahr kennt und den Tod nicht fürchtet, darf dem General am wenigſten fehlen, nur auf dieſem Grunde können ſeine höheren Fähigkeiten beſtehen und gedeihen; ſo durchdrungen war Bülow von dieſer Eigenſchaft, daß er ſie unbedingt bei jedem vorausſetzte, und in Betreff ſeiner ſelbſt kaum einen Werth darauf legte; er war vollkommen gleichgültig gegen Gefahr, und dachte nicht an ſie. Alle ſeine Gemüths- und Geiſteskräfte waren der höheren Aufgabe zugewandt, zu führen und zu lenken. Die Ueberſicht des Ganzen und ſeiner Glieder verlor er keinen Augenblick, ſeine Meiſterſchaft war die Handhabung aller einzelnen Truppentheile und der verſchiedenen Waffen, ſie waren ihm ſämmtlich gleicherweiſe gegenwärtig und vertraut. Er begnügte ſich nicht, ſeine Generale anzuweiſen, er ſelbſt leitete die einzelnen Bataillone und Schwadronen durch ſeinen eingreifenden Befehl. Wir haben ſchon ſeiner Eigenheit gedacht, daß er im Beginn eines Gefechts Unruhe und Ungeduld zeigte, ſeinem ſtarken Willen war alles zu langſam, dagegen im Verlaufe deſſelben, und je heißer. und gefahrvoller es ſich verwickelte, immer ruhiger wurde. Seine geiſtige Allgegenwart auf dem Schlachtfelde beherrſchte daſſelbe völlig, nie verwirrte ſich ihm das Bild, und alle Züge, die er gethan oder noch thun wollte, lagen klar vor ſeinen Augen; im Herſtellen und Nähren des Gefechts war er der größte Meiſter. Dabei behauptete er die freieſte Selbſtſtändigkeit, er bedurfte keines Rathes, keiner Erinnerung, und nur ſeine vertrauteſten Getreuen durften bei vorhandenen Anläſſen ihre Meinung geltend machen; für die bewährte war er dann anerkennend und dankbar. Seine eigene Art den Krieg zu führen und Schlachten zu liefern, hat unſere Erzählung thatſächlich ſchon dargelegt. Valentini ſagt: „Rückſichtsloſes Vorwärtsgehen auf Bonaparte'n abgeſehene Weiſe, mit Gewaltmärſchen und karger Verpflegung, lag nicht in Bülow's Syſtem, das ſich faſt der gemäßigten Kriegsweiſe früherer Zeiten näherte, und ihn mit einem Villars, Marſchall von Sachſen und Prinzen Heinrich von Preußen vergleichen läßt, mit welchen Heroen er wirklich einige Karakterzüge gemein hatte.“ Und doch hat er auch die ſtärkſten Gewaltmärſche gemacht, die größte Noth nicht berückſichtigt, die kühnſten Unternehmungen ausgeführt, die gefährlichſten Wagniſſe beſtanden! Aber ſeine Kühnheit war ſtets von aufmerkſamer Vorſicht, von kluger Berechnung und ruhiger Beſonnenheit geleitet. Aus der Vereinigung dieſer Eigenſchaften ging hervor was man mit ſtaunender Bewunderung ſein Glück nannte, denn ein glücklicher Feldherr war Bülow wie ſelten ein anderer, er hat als Oberbefehlshaber ſtets geſiegt, die von ihm geführten Truppen ſind während dreier wechſelvollen Feldzüge nie geſchlagen worden. —

Für die Soldaten trug er in jeder Art die größte Sorge, nichts durfte ihnen fehlen, was zu ihrem Wohlſein, zu ihrer Kraft und Tüchtigkeit erfordert war. Er verlangte viel von ihnen, wenn es galt, aber nie ſtrengte er ſie zwecklos an; er ließ den Ermüdeten die mögliche Erholung, den Verwundeten und Kranken die beſte Pflege zu Theil werden. Er quälte die Leute nicht mit unnöthigen Uebungen und Paraden, mit den Pedantereien des kleinen Dienſtes, auf alles dies legte er wenig Werth und kümmerte ſich kaum darum, aber im Felde hielt er ſtreng auf die genaueſte Pflichterfüllung, ließ keine Verſäumniß unbeſtraft. So handhabte er auch Zucht und Ordnung mit größter Feſtigkeit, Ausſchweifungen, Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten waren unter ſeinen Truppen ſelten, und nur die höchſte Noth konnte in einzelnen Fällen ſie entſchuldigen. Doch iſt der Krieg einmal ein Zuſtand der Gewalt, und wo es ſich um Leben und Tod, nicht nur der Einzelnen, ſondern ganzer Völker und Staaten handelt, hat nicht nur die Noth, ſondern auch die Leidenſchaft eine Art von Recht; nur darf die unentbehrliche Gewaltſamkeit nicht in rohe Willkür und blinde Wuth ausarten, ſondern muß auf das Unvermeidliche beſchränkt werden, — dieſe Pflicht der Menſchlichkeit hat Bülow ſtets im edelſten Sinn geübt. Er freute ſich ſeiner Soldaten und liebte ſie, aber ſonſt ließ er ſich mit ihnen nicht eben viel ein; er ſprach mit ihnen nur das Nöthige, und dann ernſt und gemeſſen; ſich durch kleine Vertraulichkeiten und Scherze beliebt zu machen, lag nicht in ſeiner Art; dennoch liebten ſie ihn, und die ſcheue Ehrfurcht, die ſie ihm bezeigten, wurde nicht ſelten durch begeiſterte Aufwallungen unterbrochen. Ein ähnliches Verhältniß beſtand zu den Offizieren; nur ſeine nächſte Umgebung hatte ſich eines freundlicheren, bisweilen ſcherzhaften Verkehrs mit ihrem General zu rühmen. —

Als ein ſchönſter Zug in dieſem Feldherrnbilde muß die großmüthige Selbſtverläugnung gelten, mit der Bülow ſein

Streben und Handeln immer einzig auf die Sache richtete, auf den Zweck, der zu erreichen war; dies allein beſtimmte ihn, keine perſönliche Triebfeder, kein Neid, keine Eiferſucht durfte einwirken; er that was er aus höherem Geſichtspunkt als nöthig, als richtig erkannte, ob er ſelbſt oder ein Anderer dabei voranſtand, ob er für ſich allein glänzender auftreten, in anderer Verbindung vortheilhafter erſcheinen konnte, war ihm gleichgültig. Sein oft angeklagter Ungehorſam und ſeine Eigenmächtigkeit bei Groß-Beeren und Dennewitz gingen nur aus dieſer Quelle hervor, aus der Einſicht in die Sache, in ihre Erforderniſſe, aus keinem Antriebe von Eigenſucht oder Ehrgeiz. Der Beweis hiefür liegt in ſeinem Verhalten in den Schlachten von Leipzig und Bellealliance, der Kronprinz von Schweden und Blücher thaten das Rechte, das Sachgemäße, und nie hatten ſie einen gehorſameren, eifrigeren Vollſtrecker ihrer Befehle, als Bülow an dieſen Tagen war. Freilich hatte er ein ſtarkes Selbſtgefühl, wo wäre ohne ſolches jemals etwas Großes in der Welt ausgerichtet worden? Sich Unrecht und Zurückſetzung bieten zu laſſen, gebührt keinem Kriegsmanne; ſeine Einſicht und Tüchtigkeit dem Unverſtande, der Schwäche, der Falſchheit willig unterzuordnen, nicht dem Feldherrn, der außer dem Muthe des Soldaten auch den Muth großer Verantwortung haben muß; ihm ſteht es zu, in gegebenen Fällen auch nach oben trotzig zu ſein, freilich nie zu perſönlichem Zweck, und immer auf eigene Gefahr! Aus einem nur fügſamen, nur unterwürfigen Sinn iſt nie ein Helfer in der Noth, ein Retter hervorgegangen. —

Bülow, wie ſchon erwähnt, war zweimal verheirathet, er hinterließ ſeine zweite Gattin als fünfundzwanzigjährige Wittwe, die ihn noch ſechsundzwanzig Jahre überlebte, ſie ſtarb im Bade zu Töplitz am 15. Juli 1842. Aus ſeiner erſten Ehe überlebte ihn eine Tochter Mariane Eliſe, geboren am 29. Juni 1807, vermählt im Mai 1827 mit Eugen von Bardeleben, Rittergutsbeſitzer und Kammerherrn; aus der zweiten Ehe drei Kinder, der Graf Friedrich Albert Bülow von Dennewitz, geboren den 7. Dezember 1811, vormals Lieutenant im zweiten Garde-Uhlanenregiment, jetzt Majoratsherr auf Grünhof, vermählt im Juni 1841 mit Maria

Hedwig von Auer, der Tochter ſeines Oheims; dann Louiſe Pauline, geboren den 27. Oktober 1813, früher Hofdame der Prinzeſſin von Preußen, jetzt vermählt mit dem Freiherrn Eduard von Bülow-Oetlishauſen, endlich Pauline Wilhelmine Victoria Beerhilde, geboren am 5. Juli 1815, vermählt mit dem Grafen Victor von Klinkowſtröm, Gutsbeſitzer in Oſtpreußen. —

Der König ließ dem Andenken Bülow's in Berlin ein Standbild errichten, von Rauch's Meiſterhand in Marmor ausgeführt; daſſelbe wurde zugleich mit der Bildſäule von Scharnhorſt im Jahre 1822 enthüllt, und Stägemann feierte das Ereigniß durch ein ſchönes gedankenvolles Gedicht. Auch andere Dichter und Redner haben den vaterländiſchen Helden vielfach beſungen. Im preußiſchen Heere lebt ſein Andenken und grünt ſein Lorbeer unverwelklich fort. —

Nachweiſung der gebrauchten Hülfsmittel.

General Graf Bülow von Dennewitz.

Handſchriftliche Mittheilungen aus dem Königlichen Kriegsminiſterium.

Handſchriftliche Mittheilungen aus dem Archiv des Königlichen großen Generalſtabes.

Mittheilungen aus dem Gräflichen Familien-Archiv zu Grünhof.

Aufzeichnungen der Freifrau Marianne von Bardeleben, geb. Gräfin Bülow von Dennewitz.

Briefliche Mittheilungen des Freiherrn Eduard von Bülow und ſeiner Gemahlin, geb. Gräfin Bülow von Dennewitz.

Aufzeichnungen der verwittweten Frau Generalin von Auer, geb. von Kleiſt.

Mündliche Mittheilungen des Hrn. Oberſten Freiherrn Friedrich von Bülow.

Briefſchaften und Gedichte Friedrich Ulrich Arweghs von Bülow.

Mündliche und handſchriftliche Mittheilungen des Hrn. Generals der Infanterie von Weyrach.

Handſchriftliche Denkwürdigkeiten und mündliche Mittheilungen des Hrn. Generals der Infanterie von Reiche.

Mündliche Mittheilungen des Hrn. Generals der Kavallerie von Prittwitz.

Handſchriftliche Tagebücher und Bemerkungen des Hrn. Oberlandforſtmeiſters von Burgsdorf.

Handſchriftliche Mittheilungen des verſtorbenen Generalmajors Hrn. Grafen von Kalckreuth.

Handſchriftliche Mittheilungen des Hrn. Premierlieutenants von Auer in Königsberg in Preußen.

Handſchriftliche Mittheilungen des Hrn. Hauptzollamts-Rendanten Bülowius in Marienburg, früher Lieutenants im Füſilierbataillon von Bülow.

Handſchriftliche Mittheilungen des Hrn. Kreisgerichts-Sekretairs Heinrich in Soldau.

Oeuvres de Mr. de Bulow. Amsterdam, et se trouvant à Berlin chez l'auteur de la Gazette littéraire. 1766. 8.

Aus den militairiſchen und vermiſchten Schriften des Reichsfreiherrn Heinrich Dietrich von Bülow. Mit ſeinem Leben und einer kritiſchen Einleitung. Herausgegeben von Ed. Bülow und W. Rüſtow. Leipzig, 1853. 8.

Der Krieg von 1806 und 1807. Von Eduard von Höpfner. Berlin, 1851. 4 Bde. 8.

Ein vortreffliches, den Gegenſtand erſchöpfendes Werk.

Die Belagerung von Danzig im Jahre 1807. Aus den Originalpapieren des Königlich Preußiſchen General-Feldmarſchalls Grafen von Kalckreuth. Poſen und Leipzig, 1809. 8.

Tagebuch des Königlich Preußiſchen Armeekorps unter Befehl des Generallieutenants von York im Feldzuge von 1812. Von dem Generalmajor von Seydlitz. Berlin und Poſen, 1823. 2 Bde. 8.

General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814. Von einem preußiſchen Offizier. Leipzig, 1843. 8.

Von Hugo von Haſenkamp.

Der Krieg in Deutſchland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. Von Karl von Plotho. Berlin, 1817. 3 Bde. 8.

Der Krieg des verbündeten Europa gegen Frankreich im Jahre 1815. Von Karl von Plotho. Berlin, 1818. 8.

Hiſtoriſch-genealogiſcher. Kalender für 1817. Berlin. 16.

Ueberſicht der Kriegsjahre 1813, 1814, 1815. Vom General Ernſt von Pfuel.

Histoire de la guerre soutenue par les Français en Allemagne. Par le général Guillaume de Vaudoncourt. Paris, 1819. 4.

Manuscrit de mil huit cent treize. Par le baron Fain. 1824. 2 Vols. 8.

Manuscrit de mil huit cent quatorze. Par le baron Fain. 1823. 8.

Tableau de la campagne d'Automne de 1813 en Allemagne. Par un officier russe. Paris, 1817. 8.

Vom General Butturlin.

Die preußiſch-ruſſiſche Campagne im Jahre 1813 von der Eröffnung bis zum Waffenſtillſtande. Von C. v. W. Breslau, 1813. 8.

Vom General Freiherrn von Müffling, wie die vier folgenden Schriften.

Zur Kriegsgeſchichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der ſchleſiſchen Armee unter dem Feldmarſchall Blücher, von der Beendigung des Waffenſtillſtandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. Berlin, 1824. 2 Thle. 8.

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. Berlin, 1825. 8.

Napoleons Strategie im Jahre 1813. Von C. v. W. Berlin, 1827. 8.

Histoire de la campagne de 1815. Par C. de W. Stuttgart et Tubingue, 1817. 8.

Der große Werth der Müffling'ſchen Schriften iſt anerkannt. Doch wird man da, wo die Auffaſſung der Thatſachen auch Perſonen betrifft, und beſonders ſolche, denen der Autor Abneigung hegt, ihm nur mit großer Vorſicht folgen dürfen.

Beiträge zur Geſchichte des Jahres 1813. Von einem höhern Offizier der Preußiſchen Armee. Potsdam, 1843. 2 Bde. 8.

Vom General von Prittwitz. Die gewiſſenhafteſte Erforſchung und genaueſte Zuſammenſtellung aller Einzelheiten der Truppenbildung und Kriegsführung des Generals von Bülow bis zum Waffenſtillſtande. Ein für militairiſche Belehrung unſchätzbares Werk.

Darſtellung des Treffens bei Luckau den 4. Juni 1813. Von Baron von Burſtini. Berlin, 1813. 4.

Ueber die Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz. Von einem Augenzeugen. Münſter, 1814. kl. 8.

Vom General von Auer.

Geſchichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814. Mit beſonderer Rückſicht auf Oſtpreußen und das Königsberger Landwehrbataillon. Von Karl Friccius. Altenburg, 1843. 8.

Ein tapfres Buch, eingegeben von rückſichtsloſer Wahrheitsliebe; die allgemeinen Betrachtungen aber gehen öfters von befangenen Standpunkten aus. Schreiend ungerecht gegen den Fürſten von Hardenberg!

Napoleon im Jahre 1813, politiſch-militairiſch geſchildert von Karl Bade. Altona, 1839—41. 4 Thle. 8.

Zur Geſchichte des Feldzuges von 1813. Vom Generallieutenant von Hofmann. Berlin, 1843. 8.

Correspondence, despatches, and other papers, of Viscount Castlereagh. Third series. London, 1853. 4 Vols. 8.

Ueber die Verhältniſſe des Kronprinzen von Schweden manches Triftige.

Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom Jahre 1813. Von A. Michailoffsky-Danileffsky. Aus dem Ruſſiſchen von Karl Goldhammer. Dorpat, 1837. 8.

Erinnerungen aus den Jahren 1814 und 1815. Von A. Michailoffsky-Danileffsky. Aus dem Ruſſiſchen von Karl R. Goldhammer. Dorpat, 1838. 8.

Dieſe Mittheilungen des ruſſiſchen Generals haben für rein ruſſiſche Sachen großen Werth; wo letztere ſich mit preußiſchen oder anderen fremden miſchen, wird aufmerkſame Prüfung erfordert.

Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im Oktober 1813. Von Heinrich Aſter. Dresden, 1852. 1853. 2 Bde. 8.

Sorgfältige kritiſche Darlegung der Thatſachen.

Geſchichte des Feldzuges von 1814 in dem öſtlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Berlin, 1843. 1844. 3 Bde. 8.

Geſchichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich. Berlin, 1837. 8.

Dieſe beiden, nach den Vorträgen des Generals von Grolman vom Major von Damitz verfaßten Werke gehören zu den gründlichſten und lehrreichſten, die das Fach der Kriegsgeſchichte aufzuweiſen hat. In den Betrachtungen und Urtheilen lebt der Heldengeiſt des Blücher'ſchen Hauptquartiers.

Mémoire pour servir à l'histoire de la campagne de 1814. Par F. Koch. Paris, 1819. 8 Vols. 8.

Histoire des campagnes de 1814 et 1815. Par Alphonse de Beauchamp. Paris, 1816. 1817. 4 Vols. 8.

Histoire de la chûte de l'empire de Napoléon. Par Eugène Labaume. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Histoire des deux restaurations. Par Achille de Vaulabelle. Paris, 1844. Tome 1—3.

Mit entſchiedener Partheilichkeit und abſichtlicher Färbung geſchrieben.

Campagne de dix huit cent quinze. Par le général Gourgaud. Paris, 1818. 8.

Relation en ce qui concerne le maréchal Ney etc. Par M. Gamot. Paris, 1818. 8.

History of the war in France and Belgium, in 1815. By capt. W. Siborne. London, 1844. 2 Vols. 8.

Der Feldzug von 1815 in Frankreich. Hinterlaſſenes Werk des Generals Karl von Clauſewitz. Berlin, 1835. 8.

Plane der Schlachten und Treffen ꝛc. Berlin, 1821—25. 4 Hefte. 4.

Vom General A. Wagner.

The fall of Napoleon: an historical memoir. By Lieut. Col. J. Mitchell. London, 1846. 3 Vols. 8.

Genaue Erforſchung der Thatſachen, und unpartheiiſche Würdigung derſelben, in lebhafter, faßlicher Darſtellung.

Aus meinem Leben. Friedrich Karl Ferdinand Freiherr von Müffling, ſonſt Weiß genannt. Berlin, 1851. 8.

Sehr verſchieden von den früheren Schriften Müffling's, die noch bei ſeinem Leben erſchienen ſind. Lange verhaltener Groll gegen Blücher, Gneiſenau und Boyen tritt hier ohne Scheu hervor und trübt Blick und Urtheil.

Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. Von Karl von Raumer. Stuttgart, 1850. 8.

Was ich erlebte. Von Henrich Steffens. Breslau, 1841 ff. 8 Bde. 8.

Das Leben des Miniſters Freiherrn vom Stein. Von G. H. Pertz. Berlin, 1849 ff. 4 Bde. 8.

Ein Reichthum ohne gleichen von wichtigen Mittheilungen.

Leben des Oberpräſidenten Freiherrn von Vincke. Nach ſeinen Tagebüchern bearbeitet von E. von Bodelſchwingh. Erſter Theil. Berlin, 1853. 8.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena, 1841. 1844. 3 Bde. 8.

Vom Freiherrn von Hormayr.

Das Leben des Feldmarſchalls Grafen York von Wartenberg. Von J. G. Droyſen. Berlin, 1851. 1852. 2 Bde. 8.

Ein Werk voll Tüchtigkeit und Eifer, reich an lebendiger Geſtaltung und hoher Färbung.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Ludwig Victor Grafen Henckel von Donnersmarck. Zerbſt, 1846. 8.

Wahrheitsliebend und derb, dabei milden Sinnes.

Aus dem Nachlaſſe Friedrich Auguſt Ludwigs von der Marwitz auf Friedersdorf. Berlin, 1852. 2 Bde. 8.

Ein tüchtiger Kriegsmann, voll Vorurtheil und Leidenſchaft.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schickſale der Reiterei. Berlin und Poſen, 1823. 2 Thle. 8.

Vom General Freiherrn von Canitz.

Das Leben des Generals Grafen Bogislaw Tauentzien von Wittenberg. Von C. von Gorszowski. Frankfurt a. d. O., 1832. 8.

Beiträge zur Kenntniß des Generals von Scharnhorſt. Von H. von Boyen. Berlin, 1833. 8.

Der große Krieg. Von dem Generallieutenant Freiherrn von Valentini. Berlin, 1833. 1834. 2 Bde. 8.

Theorie des großen Krieges. Von Wilhelm von Williſen. Berlin, 1840. 8.

Wiſſenſchaftliche Darſtellung, für kriegsgeſchichtliches Urtheil ſichre Quelle und Leitung.

Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben. Von J. C. Kretzſchmer. Danzig, 1838. 2 Thle. kl. 8.

Lebhafte und ergötzliche Schilderungen, die überall, wo der Verfaſſer das Selbſterlebte erzählt, das Gepräge vollkommener Glaubwürdigkeit tragen.

Pantheon des preußiſchen Heeres. Von L. Freiherrn von Zedlitz. Berlin, 1835. 1836. 2 Thle. 8.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1816—1848. 4.

Ein reicher Schatz authentiſcher Mittheilungen.

Preußiſcher Korreſpondent. Berlin, 1813. 1814. 4.

Vom Geheimen Staatsrath Niebuhr, dann von Ludwig Achim von Arnim und zuletzt von Schleiermacher herausgegeben.

Haude- und Spener'ſche Zeitung. Berlin, 1813—1816. 4.

Königsbergiſche Hartung'ſche Zeitung. 1815. 1816. 4.

Denkſchriften und Briefe zur Karakteriſtik der Welt und Litteratur. Berlin, 1838 ff. 5 Bde. 8.

Vom Hofrath Dr. Dorow. Im erſten Band ein Aufſatz vom General von Eiſenhart, die Verhältniſſe zwiſchen Bülow und Tauentzien betreffend; im dritten Bande eine Berichtigung vom Freiherrn von Bardeleben auf Rinau.

Facſimile von Handſchriften berühmter Männer und Frauen. Von Dr. Wilhelm Dorow. Berlin, 1836. 4 Hefte. 4.

Im erſten Heft ein Brief Bülow's an Eiſenhart.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biographiſche
Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Neunter Theil.

Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes Johann Benjamin Erhard.

I.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1874.

Wb/48/207a

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Zueignung an Hegel.

Indem ich dieſe Denkwürdigkeiten eines älteren Freundes herausgebe, und dabei erwäge, in welcher Ferne ſchon die Anſichten und Geiſtesrichtungen uns liegen, zu denen er ſich bekannte, welch andere Bildungswelt, als die war, in welcher er ſeine Blüthezeit erlebte, dieſe Blätter empfängt: ſo hab' ich wohl Anlaß genug, ſorglich umherzublicken, welcherlei Verſtändniß und Aufnahme einer ſolchen Erſcheinung in unſerer Zeit irgend zu hoffen ſein mag.

In höchſt werthvollen und merkwürdigen Perſönlichkeiten zeigt ſich hier die Kantiſche Philoſophie, das höchſte Licht jener Tage, aus der Schule zum Leben ſelbſt übergehend. Dieſes Licht, welches ſchon in jenen Perſönlichkeiten ungenügend wird, theils ſie zum Stillſtande befangen hält, theils düſtern Irrwegen und Abgründen ausgeſetzt läßt, iſt ſeitdem auch in der Wiſſenſchaft völlig erloſchen, ſofern daſſelbe nicht in die nachgefolgten Einſichten aufgenommen und mit höheren Strahlen vereinigt worden. Nun aber wird es immer bedenklich ſein, die Aufmerkſamkeit eines vorwärtsgeſchrittenen, anſpruchsvollen und reichen Geſchlechts auf eine frühere Stufe zurückzuverſetzen, deren Erinnerung feſtzuhalten und deren Werth anzuerkennen die Mehrzahl wenig Neigung zu haben pflegt, wenn nicht eine richtigſtellende Kritik vermittelnd zu Hülfe kommt.

Die ſolchergeſtalt begründeten Zweifel löſen ſich mir aber in Beruhigung und Zuverſicht beim Anblick der ſo tiefſinnigen und lichtvollen Würdigung, welche von dem Hochpunkte geiſtiger Forſchung in unſeren Tagen ſowohl den überſtiegenen Stufen des allgemeinen Ganges, wie den abweichenden Windungen einzelner Nebenwege, mit freieſter Umſicht und wahrer Billigkeit ſo wohlmeinend zugewendet wird.

Erlauben Sie, Hochverehrter, daß ich durch Nennung Ihrer vortrefflichen, ſo ſcharfen zugleich als milden Karakteriſtiken von Solger und Hamann, in welchen Sie die heutige Bedeutung und das Recht anderer Zeiten und Verhältniſſe gleichmäßig berückſichtigt haben, das ſchönſte Vorbild derjenigen maßvollen und gehaltreichen Kritik bezeichne, in deren Kreis ich dieſes Buch am liebſten niederlegen möchte, und deren Vermittelung ihm zumeiſt gewünſcht ſein darf, um daſſelbe weder unhaltbar geprieſen, noch ungerecht verworfen, ſondern nach ſeinen geſchichtlichen Standpunkten wahrhaft gewürdigt zu ſehen!

Berlin, im Januar 1829.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich erfülle durch die Herausgabe gegenwärtiger Denkblätter eine Pflicht der Pietät, die mir durch fünfundzwanzigjährige Freundſchaftsgeſinnung des Verſtorbenen wie durch das Vertrauen ſeiner Angehörigen und älteren Freunde auferlegt iſt. Erhard hat ſeine Lebensgeſchicke, Anſichten, Stimmungen und Wünſche, und ſo auch die Herausgabe ſeines Lebenslaufs und anderer dahin einſchlagender Mittheilungen, die er noch ſelbſt auszuführen hoffte, ſo vertraulich und wiederholt mit mir beſprochen, daß ich mir wohl erlauben darf, mich in den Sinn und Geiſt, in welchem er ein ſolches Geſchäft von einem Nachlebenden vollbracht wünſchen könnte, als hinlänglich eingeweiht zu betrachten. In gleicher günſtigen Vorausſetzung haben ſeine Hinterbliebenen zu ſolchem Behuf mir ſeine ſämmtlichen Papiere überwieſen, und entfernte Freunde den Vorrath durch ihre Zuſendungen bereitwillig vermehrt.

Meine Aufgabe bei dieſem Unternehmen hat ſich mir hauptſächlich unter zwei Geſichtspunkte geſtellt, welche beide gleicherweiſe dahin wirken mußten, die beabſichtigte Mittheilung eher reichlich als kärglich anzuordnen. Der Stoff ſelbſt bot für das daraus zu Liefernde einen zweifach wichtigen Inhalt dar. Zuerſt einen Beitrag für die Bildungs- und Litterargeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, ſodann die Schilderung einer merkwürdigen Perſönlichkeit.

Die Litteratur der Deutſchen hat zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts als ein großes, in ſich lebendiges, fortwachſendes, und ſelſtbewußtes Ganzes zuerſt eine Haltung gewonnen, die auch nach außen ein ſichres Auftreten erlaubt, und alles kündet an, daß die nächſte Folgezeit den Bildungskreis derſelben noch mehr erweitern, und fortwährend zu neuen, fruchtbaren und anſehnlichen Verhältniſſen erheben wird. Was aber immer in ſolcher Art Außerordentliches erfolgen möge, gerade dieſes wird uns immer nöthigen, auf unſere Anfänge zurückzugehen, und auch das Ausland, nach Maßgabe, daß es unſerer Geiſtesbildung mehr und mehr Seiten abgewinnt, wird durch jedes Neueſte und Größte, das wir ihm darbieten, ſich veranlaßt fühlen, auch das Aeltere zu berückſichtigen. Nun iſt aber — mag man es auch nur geſchichtlich nehmen — der Grund und Kern unſerer litterariſchen Entwickelung die Philoſophie, welche in dieſem Bezug eigentlich mit Kant anhebt, und daher wird alles, was deſſen Zeitalter betrifft, bei unſern Nachkommen noch langehin ein Gegenſtand aufmerkſamer Betrachtung bleiben. So werden die Schriften und das Wirken nicht nur der erſten Meiſter, ſondern auch der zweiten und dritten, welche ſich bei uns als eine höchſt ehrenwerthe Klaſſe darſtellen, und als Beiſpiele des Lebens und des Schreibens oft in erſter Reihe ſtehen, in der Folge eine ſteigende Theilnahme finden, und wir dürfen hoffen, mit den Werken Kant's, Fichte's und ihres Gleichen, auch die Schriften Mendelsſohn's, Garve's, Maimon's, Reinhold's, und inſonderheit auch Erhard's, des nicht Geringſten unter dieſen, als Zeugniſſe der vielfachſten, treuſten, philoſophiſchen Bemühungen, geſammelt und herausgegeben zu ſehen, ja vieles dieſer Art möchte von den Entfernteren ſogar ſorgfältiger aufgenommen und bewahrt werden, als es von den Mitlebenden geſchah, und den noch Naheſtehenden jetzt möglich ſein will. Sollte ich befürchten, daß mir zum Tadel gereichen könnte, bei dieſer Herausgabe ſo weitausſehenden Gedanken einige Einwirkung geſtattet zu haben?

Aus den eignen Lebensurkunden eines bedeutenden Mannes deſſen treues Geiſtesbild hervorzuordnen, iſt ohne mancherlei tiefer eingehende Mittheilungen, für deren Zuläſſigkeit jede Sinnesart ihren eignen Maßſtab hat, nicht denkbar. Es galt hier noch inſonderheit die Schilderung eines Mannes, der in einer gewiſſen Vollſtändigkeit ſeines eigenthümlichen Weſens erſcheinen mußte, wenn nicht das ganze Bild zur Unwahrheit verſchoben werden ſollte; denn eine große Mannigfaltigkeit zuſammenhängender Züge läßt ſich nicht durch wenige allgemeine Umriſſe wiedergeben, und ein Karakter, der nach allen Seiten hin ſtark ausgedrückt iſt, ſich nicht bloß von einer oder zweien Seiten genügend auffaſſen. Hiezu kommt, daß dieſem Manne ſelbſt die Wahrheit über alles ging, und daß es zu ſeinen Ehren und in ſeinem Sinne verfahren heißt, manche ſeiner Züge nicht um deßwillen, weil ſie ihn vielleicht in den Augen manches Beſchauers weniger günſtig erſcheinen laſſen, ſofort zu unterdrücken. Die Schmeichelei der Verſchweigung iſt hier nicht beſſer, als die der Andichtung; möge der Menſch ſich zeigen, wie er geweſen, das iſt auch im ſchlimmen Falle noch Vortheil genug, denn für den liebevollen Menſchenkenner vermindern die Fehler und Schwächen des Menſchen nicht deſſen Werth, ſondern dieſer wird ihm nur gehoben durch jene, indem ſie als Hinderniſſe zu betrachten ſind, trotz deren er dennoch dahin gediehen, wo wir ihn wahrnehmen. Dieſemnach hat mich die feige Angſt mancher Ueberzarten wenig bekümmern können, denen der Schein zur Hauptſache des Lebens wird, und die jedes Perſönliche als ein Heiligthum gehalten wiſſen wollen, damit nur ihre eigne Jämmerlichkeit hinter der gleißneriſchen Decke wohlgehegt bleibe. Solchen Leuten alle Anſtößigkeit erſpart zu haben, will ich mich nicht rühmen, aber die gegründete Rückſicht und wahre Schonung, welche die beſtehenden Lebensverhältniſſe mit Recht anſprechen dürfen, glaube ich darum keineswegs gefliſſentlich außer Acht geſetzt zu haben.

Ueber das Bekanntmachen vertraulicher Briefe hat es von jeher ſehr entgegengeſetzte Meinungen gegeben; man hat in Deutſchland über einige Freigebigkeit hierin ohne Noth gar großen Lärm erhoben, und ſcheint noch vieler Orten in dem Maße empfindlich über jede Oeffentlichkeit, als man ihrer bedürftig ſein mag. Durch die Herausgabe von Jacobi's Schriften und Briefwechſel iſt uns endlich ein Beiſpiel gegeben worden, wie in ſolchem Falle Freimüthigkeit und Beſcheidenheit verbunden werden können; wir ſollten daſſelbe zur feſtſtehenden Regel erheben, auf welche man ſich als ein gültiges Maß des Rechts und der Sitte in ſolcher Beziehung künftig berufen dürfte. Ich bekenne, daß ich jenem Vorbilde gern habe nachſtreben wollen, obgleich die große Verſchiedenheit der Richtungen, in welchen dort und hier das Eigenthümliche zu verfolgen war, für den äußeren Anſchein nicht immer das Gleiche darbieten konnte. Von noch lebenden Perſonen habe ich, jenem Muſter getreu, ein paar Ausnahmen unverfänglichen und dabei doch nicht gern entbehrten Inhalts abgerechnet, keine Briefe mitgetheilt, an noch lebende nur mit deren eigner Zuſtimmung.

Iſt unter dem Mitgetheilten dennoch manches auch nach meinem Gefühl Bedenkliche und Unangenehme, ſo möge man darin den Zwang erkennen, welchen ein ſolches Geſchäft auch dem beſten Willen auferlegt; ich durfte ſolche Stellen um ſo weniger unterdrücken, als ſie an ſich bedeutend und merkwürdig erſchienen; ſo bin ich weit entfernt, die mancherlei harten und ſeltſamen Urtheile, z. B. über Fichte, die Anſicht von dem Kampfe der Griechen, und manche auffallende Aeußerung über religiöſe Gegenſtände zu unterſchreiben: allein um deßwillen hielt ich mich noch nicht befugt, dergleichen auszulöſchen, denn meine Pflicht hier iſt nicht die Vertretung oder Berichtigung von Erhard's Irrthümern, wohl aber die Darlegung ſeiner Eigenheiten. Uebrigens dürfte nichts beſſer die Güte und Stärke einer Sache beweiſen, als daß ſie Mißurtheile ruhig ertragen kann, und inzwiſchen nur fortfährt, ſich als das zu bewähren, was ſie ſein ſoll. Möchte dieſe Bemerkung verhältnißmäßig auch auf dieſes Buch einſt ihre günſtige Anwendung zu finden haben!

K. A. Varnhagen von Enſe.

Inhalt.

Seite

Vorrede IX

Johann Benjamin Erhard's eigene Lebensbeſchreibung 1

Nachſchrift vom Herausgeber 38

Verzeichniß der Schriften Erhard's 64

Aus Erhard's Briefwechſel.

Vor- und Zwiſchenworte vom Herausgeber:

I. Liebesneigung 66

II. Kantiſche Philoſophie 111

III. Verbindungen 182

Aufſätze vom Jahre 1786.

I. Letzte Reſultate des menſchlichen Denkens 184

II. Dogmatik und Myſtik 187

III. Ausbildung des Menſchengeſchlechts 190

IV. Ideal eines Bundes zur Erziehung des Menſchengeſchlechts 193

V. Prüfung und Lenkung menſchlicher Kräfte, ſich dieſem Ideal zu nähern 195

Briefe an Oſterhauſen. 1—70. 73. 75. 76. 80. 82. 83. 85. 91. 93—97. 99. 105. 106. 108. 109. 112. 113. 118—120.

Briefe an Wilhelmine. 71. 72. 74. 77—79. 81. 84. 86—90. 92. 98. 100—104. 107. 110. 111. 114—117. 121—134.

Briefe an Grundherr. 135—139.

Brief von Hardenberg (Novalis). 140.

Briefe an Reinhold. 141. 142.

Brief von Reinhold. 143.

Johann Benjamin Erhard's

eigene

Lebensbeſchreibung.

Ich bin 1766 den 8. Februar geboren. Mein Vater, Jakob Reinhard Erhard, iſt Scheibenziehermeiſter in Nürnberg. Meine Mutter war eine Rothſchmieddrechſelmeiſters Tochter. Ich war das einzige Kind, das ſie gebar, weil ſie ein heftiger Blutverluſt im Wochenbett auf immer ſchwächte. Mein Vater verlor ſeinen Vater ſchon im zehnten Jahre, und mußte von dieſem Jahre an ſich ſchon ſelbſt zu ernähren ſuchen. Eine gute Stimme kam ihm dabei zu ſtatten, und er wurde Chorſchüler. Seine Anlage zur Muſik, und deßgleichen ſeines jüngern Bruders, der es beſonders auf dem Waldhorn zu einer ausgezeichneten Fertigkeit brachte, und den mein Vater accompagniren lehrte, führte ihn in gebildetere Geſellſchaften ein, als ſonſt Leute ſeines Standes gewöhnlich kommen. Dieſer Umgang und die Bildung meines Großvaters, der ein vertrauter Freund Doppelmeier's, mit dieſem die früheſten elektriſchen Experimente machte, und ſeinem Sohn ſchon eine frühe Neigung zu Wiſſenſchaften beibrachte, ließen bei meinem Vater eine große Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften entſtehen, ob ihn gleich ſeine Dürftigkeit verhinderte, ſich darin auszubilden, und die Unterſtützung, die er ſeiner Mutter gewähren mußte, ihn in die Nothwendigkeit verſetzte, ſeines Vaters Profeſſion, ſobald ſeine Kräfte hinreichten, noch neben dem Singen zu treiben.

Die Muſik war ihm aber das Angenehmſte, was er kannte, und der Himmel hätte ihm keine größere Gnade erzeigen können, als wenn er ihm einen Sohn geſchenkt hätte, der ein Virtuoſe geworden wäre. Es geſchah aber nicht alſo, und ich hatte nicht die geringſte Anlage dazu. Er gab ſich alle mögliche Mühe mit mir, aber es zeigte ſich bald, daß ich nicht zum Virtuoſen beſtimmt war.

Die viele Mühe, die ſich mein Vater mit mir gab, brachte mich aber doch in der Muſik ſo weit, daß ich die Scala ſingen und ein Inſtrument rein ſtimmen lernte. Es iſt dies ein Beweis, wie viel unverdroſſener Fleiß beim Unterricht bewirken kann; denn ich erinnere mich noch ſehr wohl, wie ich Anfangs gar nicht hören konnte, ob ein von mir meinem Vater nachgeſungener Ton der nämliche, oder ein anderer war. Das Gefühl der ſtärkeren oder ſchwächeren Anſtrengung meiner Stimmorgane und die größere oder kleinere Hebung des Luftröhrenkopfes, wodurch ich endlich nach meines Vaters Ausſpruch den Ton traf, wurden mir das Maß von der Höhe und Tiefe der Töne, und endlich fühlte ich, ob ich den gleichen Ton mitſang oder nicht. Bei dieſem Gefühl blieb ich auch ſtehen, und nur dies Gefühl der Aenderung meiner Stimmorgane, um den gleichen Ton hervorzubringen, kann mich entſcheiden laſſen, welcher unter wenig verſchiedenen Tönen der höhere oder tiefere iſt. Dieſe Mühe, die es mir koſtete, Höhe und Tiefe der Töne zu unterſcheiden, hatte ich aber nicht nöthig, mir zu geben, um die ſpezifiſche Art des Klanges zu unterſcheiden; nie, nachdem ich einmal ein Inſtrument gehört hatte, verwechſelte ich dieſes ungeſehen mit einem andern. Das Gefühl, wodurch wir einen höhern und tiefern Ton unterſcheiden, muß alſo von dem, wodurch wir ähnliche und unähnliche Klänge, z. B. Trompete und Flöte, unterſcheiden, verſchieden ſein, und von unterſchiedenen Theilen unſers Gehörorgans abhängen. Nähere Beobachtung hierüber, die ich gemacht habe, kann ich hier nicht mittheilen. Beſſer als mit der Muſik gelang es meinem Vater mir Luſt und Liebe zu den bildenden Künſten und der Matheſis beizubringen, und ſehr frühe entwickelte ſich die Wißbegierde in mir.

Meine Erinnerungen gehen in einigen Dingen bis in mein erſtes Jahr zurück, und werden in meinem zweiten in vielen Dingen nur dadurch ungewiß, daß ich bis in mein viertes öfters meine Träume mit wirklichen Anſchauungen verwechſelte. Es kam bisweilen zwiſchen mir und meinen Aeltern zu einem lebhaften Streit, wenn ich öfters behauptete, daß gewiſſe Perſonen uns beſucht, oder gewiſſe Dinge vorgefallen wären, wovon es mir doch nur geträumt hatte.

Noch in ſpätern Jahren hatte ich einigemal nöthig, Traum und Wachen nach klaren Vorſtellungen meiner vergangenen Handlungen und den Geſetzen der Kauſalverbindung, und nicht durch das bloße Gefühl der lebhaftern oder ſchwächern Erinnerung der Eindrücke zu unterſcheiden. Noch im Jahre 1798, da ich mich in Ansbach aufhielt, war dies der Fall. Es träumte mir, ich hätte bei einem Mechanikus in Nürnberg ein Teleſkop und ein Mikroſkop beſtellt, und als mir es dieſer brachte, ſo konnte ich es ihm nicht bezahlen, worüber dieſer, nach ſeiner Schilderung, in äußerſt große Verlegenheit kam; und beim Erwachen war mir die genauſte Rückerinnerung von Allem, was ich ſeit einem Jahre in Nürnberg gethan hatte, nöthig, um mich zu überzeugen, daß es ein Traum war. Aber noch war es damit nicht abgemacht, ein halbes Jahr lang ängſtigte mich öfters der Gedanke, daß die Sache doch wahr ſein könnte, und ich mußte mich von neuem von ihrer bedingten Unmöglichkeit überzeugen. Aus dieſem Vorfall iſt mir wahrſcheinlich, daß bei einer Krankheit des Senſoriums, welche die Erinnerungskraft ſchwächt, oft ein Traum die Urſache der Verrückung eines Menſchen werden kann. Der entgegengeſetzte Fall iſt bei dem Nachtwandeln, wo wirklich verübte Handlungen ganz aus dem Bewußtſein verſchwinden. Die genauere Entgegenſtellung dieſer Zuſtände iſt einer größern Aufmerkſamkeit werth, als bisher darauf verwandt worden; ſo iſt z. B. bei dem lebhaft Träumenden die Wärme ſeines Körpers über die gewöhnliche erhöht, bei dem Nachtwandler bis zur auffallenden Kälte deſſelben vermindert. Ich kann hier die Sache nicht weiter verfolgen, und komme wieder zu meiner frühern zurück.

Außer der frühen Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften, welche mir mein Vater einflößte, verdanke ich ihm auch die Freiheit von aller Furcht vor Geſpenſtern, denn niemand durfte mich durch eine Drohung dieſer Art ſchrecken, und einigen Nachbarinnen, welche mich durch den Mann draußen und den großen Hund beſänftigen wollten, wurde gleich die Thüre gewieſen. Die Ueberzeugung von der Richtigkeit der

Geſpenſter konnte nicht im geringſten durch die Erzählungen meiner Großmutter mütterlicher Seite geſtört werden. Dieſe hatte, nebſt der Eigenſchaft Geſpenſter zu ſehen, noch eine, welche Manchem fehlte, der keine glaubt, nämlich die, ſich nicht im geringſten vor ihnen zu fürchten. Sie erzählte die Auftritte, die zwiſchen ihr und den Geſpenſtern vorfielen, ſo unbefangen wie den Beſuch einer Nachbarin; und ihr Glaube, daß es Geſpenſter gebe, konnte daher, wenn es auch hätte meinen Unglauben wankend machen können, doch keine Furcht bei mir hervorbringen. Ich war vielmehr ſo begierig, ihre Ausſagen durch die Erfahrung zu prüfen, daß ich in meinem dritten Jahre oft bei ihr ſchlief, um das Geſpenſt zu ſehen. Allein nie ließ es ſich ſehen, wenn ich da war, und ich glaubte daher, gegen ſie den Sieg über ihren Glauben errungen zu haben. Dies war aber vergebens, denn ſie behauptete, daß ich einen unſichtbaren guten Geiſt bei mir hätte, vor dem ſich der andere fürchtete. So lernte ich frühe, daß es ungereimt iſt, gegen Behauptungen, welche die Bedingungen möglicher Erfahrung aufheben würden, durch die Erfahrung ſtreiten zu wollen, denn ſie laſſen ſich immer durch eine eben ſo ungereimte Vorausſetzung, als die Behauptung ſelbſt iſt, vertheidigen. Der Aberglaube kann durch Erfahrung wohl in gewiſſen Fällen beſchämt, aber nicht überzeugt werden, weil er immer durch das Nichterfahrbare ſich entſchuldigen kann. Ich machte auch nachher in meinem ganzen Leben nicht mehr den Verſuch, etwas ſehen zu wollen, was, wenn ich es ſähe, mir nur den Verluſt meines Verſtandesgebrauchs anzeigen könnte.

Nachdem ich völlig drei Jahr alt war, wurde ich in eine gewöhnliche Schule geſchickt. Hier glaubte ich nun die gewöhnlichen Dogmen eben ſo leicht, als ich die Geſpenſter nicht glaubte; denn mein Vater hatte ſich nicht gegen ſie erklärt. Mit Demüthigung erinnere ich mich noch, daß ich gar nichts Empörendes darin fand, daß ein Menſch, der an dem Glaubensbekenntniß des heiligen Athanaſius zweifelte, eben ſo behandelt würde, als wenn er die größten Uebelthaten begangen hätte. Mein Vater, der damals nichts weniger als ein Zweifler war, wollte mich dadurch Toleranz lehren, daß er in der angenommenen Rolle eines Ketzers oder eines Freigeiſts gegen die Dogmen mit mir disputirte, und ich vergoß häufig Thränen, wenn es mir an Gründen fehlte, ihn zu widerlegen. Der Grund meiner leichten Ueberzeugung lag in dem Gefühle für Wahrhaftigkeit; ich konnte nicht ahnen, daß Millionen Menſchen eine Ungereimtheit glauben und die Entdeckung derſelben als ein Verbrechen anſehen könnten. Hätte ſich mein Vater ſo in eigner Perſon dagegen erklärt, wie gegen die Geſpenſter, ſo würde ich ihm freilich mehr als den Millionen geglaubt haben. Nichts iſt dem Menſchen wohl ſchwerer als Toleranz in Glaubensſachen, ich halte ſie für unmöglich; und nur die feſte Ueberzeugung, daß der Andre wohl in dieſer oder jener Welt, auch ohne unſer Zuthun, die Wahrheit unſers Glaubens wird anerkennen müſſen, kann den Schein von Toleranz geben. Der wahrhaft Ueberzeugte handelt daher, als wäre er tolerant, und überläßt im feſten Vertrauen, daß es geſchehen werde, die Bekehrung oder Verdammung Gott; der aber durch den Nichtbeifall noch in ſeiner Ueberzeugung, die zu heucheln er ſich Maxime gemacht hat, geſtört wird, ſucht den Zweifler ſelbſt, wenn er es kann, zu vertilgen.

So viel Schwierigkeit ich fand, Höhe und Tiefe der Töne zu unterſcheiden, ſo leicht war es mir, die Artikulation derſelben zu unterſcheiden, und ich danke es nur dem ſehr ſchlechten Dialeckt meiner Vaterſtadt, daß ich nicht zu einer ganz reinen und deutlichen Ausſprache meiner Mutterſprache gelangte. So gut mein Gedächtniß war, ſo zeichnete ich mich doch in meiner Schule nicht dadurch aus, denn ich ſtrebte nur, den Inhalt einer Sache zu wiſſen, ohne mich ängſtlich um die Worte zu bekümmern. Ich erinnere mich noch, daß mein Schulmeiſter, als ich die Evangelien auswendig lernen ſollte, und ſie ihm herſagte, oft ärgerlich ausrief: „So ſpricht er ohne Anſtoß fort, und lauter andere Worte als im Buche ſtehen.“ Während ich noch in die gewöhnliche Schule ging, erhielt ich Unterricht in der lateiniſchen Sprache, und kam in meinem neunten Jahre in die zweite Klaſſe der lateiniſchen Schüler, wie man in Nürnberg die öffentliche Schule, auf welcher ſich die Jünglinge zur Beziehung der

Univerſität vorbereiten ſollen, nennt; die erſte Klaſſe iſt die, von der man auf die Univerſität geht, und, ſo viel ich weiß, zählt man auf allen proteſtantiſchen Schulen ſo, da hingegen auf der katholiſchen Schule die erſte Klaſſe (infima) die entfernteſte von der Univerſität iſt. Woher mag dieſe verſchiedene Art zu zählen kommen? ſollte es auch von den Proteſtanten zum Unterſcheidungszeichen von den Katholiken geſchehen ſein, wie die erſten Chriſten den erſten Wochentag zum Sabbath machten? In dieſer Klaſſe wurde ich, da ich der jüngſte war, der vielleicht je darin war, nicht der Erſte, und es wurde mir daher von Andern vorüberſetzt; dies war die Urſache, daß ich in der Latinität nicht die geringſten Fortſchritte machte, denn mein gutes Gedächtniß ließ mich das völlig behalten, was ich einmal gehört hatte, und ſo erſparte ich mir die Mühe, zu überſetzen, und ſagte bloß, obgleich nicht ganz wörtlich, nach. Etwas von der griechiſchen Sprache, welche meine Aufmerkſamkeit reizte, weil ſie mir ganz neu war, war das einzige, was ich aus dieſer Schule herausbrachte. Ich blieb nur zwei Jahre darin, weil eine erduldete Beſchimpfung mir ſie ſo verbitterte, daß ich nicht nachließ, bis mich mein Vater herausnahm. Die Schüler mußten nämlich alle Sonntage in die Predigt gehen, und der Prediger ſprach ſo leiſe, daß man ihn an dem Ort, wo die Schüler ſaßen, ſchlechterdings nicht verſtehen konnte; ich nahm daher, um der Langenweile zu entgehen, Bücher zum Leſen mit. Dies wurde dem Prediger angezeigt, und er gab mir deßwegen bei der Austheilung einer Stiftung einen öffentlichen Verweis, und darüber ward ich ſo aufgebracht, daß ich nicht mehr in der Schule bleiben mochte. Dieſer Vorfall iſt wohl das größte Glück, das mir in meinem Leben aufſtieß; denn obgleich mein Vater nicht die Abſicht hatte, mich dem gelehrten Stande zu widmen, ſo würde ein längerer Aufenthalt in der Schule mich doch zum Profeſſioniſten verdorben, und mir das Studentenleben als das höchſte Gut vorgeſpiegelt haben, und ich würde dann in meinem ſechszehnten Jahre auf Univerſität gegangen, und da der Ehrgeiz, mich auszuzeichnen, mich zum beſtändigen Sitzen über Büchern würde verleitet haben, ein frühes Opfer der ſitzenden Lebensart und der einſeitigen Ausbildung des Gedächtniſſes geworden ſein.

Während ich in die lateiniſche Schule ging, lernte ich in der deutſchen Schule rechnen. Ich faßte dies ziemlich ſchnell, und mit Hülfe einiger Bücher, die ich hatte, übte ich dem mündlichen Unterricht ſo weit zuvor, daß ich, bis ich in der Schule, wo der Unterricht mir dadurch verdrießlich gemacht wurde, daß ich die berechneten Exempel in ein Buch, welches der Bürgermeiſter hieß, ſauber einſchreiben ſollte, zum zehnten Theil des Rechenbuches kam, ſchon das ganze Buch zu Hauſe durchgerechnet hatte.

So weit meine Erinnerungen auch in meine früheſte Jugend zurückgehen, ſo erinnere ich mich doch nicht, daß ich zählen lernte; es iſt mir, als hätte ich es von jeher gekonnt. Eben ſo wenig kann ich mich erinnern, wann ich das Sprechen von ſich ſelbſt in der dritten Perſon, welches den Kindern ſo eigen iſt, mit dem Ich vertauſchte. Wahrſcheinlich folgt das Zählen bei dem Kinde erſt auf das Ich; denn eh es ſich als Einheit nicht bloß fühlt, ſondern ſich, im Gegenſatze mit allen Andern, auch ſo denkt, hat es kein feſtes Schema von Eins; es ſieht wohl einzelne Sachen, aber es ordnet ſie nicht nach dem abſtrakten Begriffe von Eins. Es kann, bei dem Zählen, der Begriff von der Möglichkeit der Fähigkeit, es wirklich zu vollbringen, nicht vorausgehen, und daher kein Bewußtſein des Nichtkönnens ſtattfinden.

Eine Begebenheit hatte in meiner frühen Jugend ſehr großen Einfluß auf meinen Karakter — der nordamerikaniſche Krieg. Mein Vater las die Zeitungen meiner Mutter zu Gefallen laut, und hatte für die Staaten Parthei genommen. Mich intereſſirten ſie daher ſo frühe, als ich nur einen Vortrag einigermaßen begreifen konnte, und es wurde dadurch eine Vorliebe für eine wahrhaft republikaniſche Verfaſſung, deren weſentlicher Karakter darin beſteht, daß die Regierung, von welcher Form ſie übrigens ſei, alle Angelegenheiten der Menſchen als eine res publica und nicht als ihre res privata behandelt, gegründet, die nie, als mit meinem Leben, verlöſchen wird. Das Leſen der Schriftſteller, aus denen die Jugend nur Latein und Griechiſch lernen ſoll, befeſtigte dieſe Neigung noch mehr, und ich werde ſie nie verläugnen, da ich, getreu meinen eingegangenen Verbindlichkeiten, gehorche, wo ich Unterthan bin, und meine innern Wünſche und Hoffnungen der Vorſehung anheim ſtelle, die ich allein als den Richter darüber anerkenne, und keine Regierung mir Verletzung der Wahrhaftigkeit und des Rechts befehlen wird und darf. Dies Gefühl für Freiheit war aber auch außerdem eine nothwendige Folge meiner Erziehung. Bei aller Neigung, welche mir von meinem Vater zu den Künſten und Wiſſenſchaften eingepflanzt worden, war nie von ihm in mir der Gedanke erweckt worden, daß ich je etwas Andres zu meinem Lebensunterhalt treiben ſollte als ſeine Profeſſion. Alles, was ich lernte, lernte ich, weil ich Vergnügen daran fand, oder meinem Vater zu lieb, denn ich liebte meinen Vater ſo ſehr, daß ich keinen mir angenehmeren Spielkameraden kannte als ihn. Wenn mein Vater von ſeinen gewöhnlichen Geſellſchaften auf meine Bitte zu Hauſe blieb, um ſich mit mir zu beſchäftigen, ſo war dies ein Feſt für mich, dem kein andres gleich kam. Dieſe Erziehung, welche mich Künſte und Wiſſenſchaften um ihrer ſelbſt willen lieb gewinnen ließ, erweckte in mir ein ſolches Gefühl für Freiheit von allem äußern Zwang, daß ich in der Wahl meiner Beſchäftigungen immer nur meiner Neigung, oder der von mir erkannten Pflicht folgte, und alle andern Rückſichten, am erſten die auf äußern Vortheil, vernachläſſigte.

Bei dieſer für meinen Karakter ſo vortheilhaften Erziehung führte mein Temperament aber doch einen Nachtheil herbei, den ich, da meine Lebensbeſchreibung, ſo weit ich ſie, ohne in das Leben andrer Perſonen unerlaubter Weiſe einzugreifen, fortführen kann, doch nur als ein pädagogiſches Experiment Werth haben kann, nun der vielleicht noch nicht genug auf dieſen Gegenſtand geleiteten Aufmerkſamkeit der Erzieher nicht verſchweigen darf: denn es iſt ſehr wichtig, daß man lerne den freien Gang der Entwickelung, ſo lange er zum Guten fortſchreitet, nicht zu unterbrechen, ohne deßhalb die Aufmerkſamkeit auf den Weg, den er nimmt, zu vernachläſſigen. Mich führte gerade das, was man am erſten ſeinen eigenen Gang nehmen zu laſſen für rathſam halten könnte, nämlich der religiöſe Karakter, der mir von meiner zarteſten Jugend an eigen war, auf ſonderbare Ausſchweifungen. Ein altes Buch mit Holzſchnitten, das die Geſchichte der Heiligen der Monatstage enthielt, von der ihre ſich auferlegten Büßungen und die wegen ihres Glaubens erduldeten Martern immer den größten Theil ausmachten, erweckte in mir den Hang zur Selbſtzüchtigung, und ich legte mir wegen der Vergehungen, deren ich mich ſchuldig glaubte, allerlei Büßungen auf. So ſehr ich mich für verbunden hielt, jede Vergehung durch körperlichen Schmerz zu büßen, ſo ſehr war ich über die Züchtigungen die mir einigemal von meinem Vater und in der Schule widerfuhren, aufgebracht: denn ich war feſt überzeugt, daß mir jedesmal unrecht geſchah, und ich weinte immer mehrere Nächte darüber. Eine bigotte Erziehung hätte mich wahrſcheinlich zu einem Heiligen gemacht, und ich würde den gewöhnlichen Karakter der Heiligen, ſich ſelbſt der größten Verworfenheit zu beſchuldigen, und zu predigen, daß man nicht werth ſei der geringſten Gnade Gottes, während man jeden, der dies einem auf's Wort glauben, und einen ſo behandeln wollte, für einen Abgeſandten des Teufels erklärt, in ſeiner ganzen Stärke gezeigt haben. Dieſe Selbſtzüchtigungen erweckten in meinem elften Jahre eine Empfindung in mir, die ich noch nicht hätte haben ſollen, und welche, von mir gänzlich mißverſtanden, die Veranlaſſung wurde, daß ich meine Peinigungen bis zu dieſem Punkte trieb. Dies hatte auf meine Geſundheit einen ſchlimmen Einfluß. Dieſen Nachtheil zog mir die Verdachtloſigkeit meiner Aeltern zu, welche nichts Arges ahneten, wenn ich allein in einer entlegenen Kammer oder auf einem Boden mich aufhielt. Als ich endlich den Nachtheil dieſer Peinigungen, durch das Leſen mediziniſcher Bücher, indem früher ſchon durch die Aeußerungen viel älterer Jungen meine Aufmerkſamkeit darauf erweckt worden war, einſahe, ſo koſtete es mich große Mühe, mir dies als Unart abzugewöhnen, was ich mir als ein verdienſtliches Werk angewöhnt hatte.

Als ich aus der lateiniſchen Schule kam, ſo dachte ich an keine andere Beſtimmung, als meines Vaters Profeſſion einſtens zu treiben, ich arbeitete darauf, und kümmerte mich bis in mein dreizehntes Jahr wenig um Bücher, ſondern trieb mich in den freien Stunden mehr mit meinen Spielkameraden herum. Bloß im Zeichnen, in Klavierſpielen, in franzöſiſcher und italiäniſcher Sprache, hatte ich einigen Unterricht. Da mein Vater gepreßten Drath machte, ſo hielt er es für nöthig, daß ich die Walzen ſelbſt ſchneiden könnte; ich lernte daher graviren, und dies war mittelbar die Urſache, daß ich, wie ich etwas weiter unten zeigen werde, wieder dem Hang zu den Wiſſenſchaften mehr nachhing.

Meine Aeltern waren nicht wohl im Stande, mir außer den nöthigen Schulbüchern noch andere anzuſchaffen, und meine Wünſche in dieſem Falle zu befriedigen; was mir ſo, um ganz geringen Preis, auf den Trödel in die Hände kam, waren meine erſten Quellen, aus denen ich lernte. Unter dieſen waren die Welt in einer Nuß und Hederich's Lehrbücher die erſten, die mir in die Hände kamen; ich erwarb mir daraus meine früheſten mathematiſchen und hiſtoriſchen Kenntniſſe; darauf folgte Imhof's hiſtoriſcher Bilderſaal, Wolf's Anfangsgründe und Krüger's Naturlehre. Wolf's Elementa Matheseos in 4., die ich ſpäter auf dieſem Weg erhielt, waren der Grund, daß ich wieder anfing, Latein zu lernen. Aus dieſen Schriften mochte ich lernen; die eigentlichen Kinderſchriften, die damals in die Mode kamen, und die ich bei einigen meiner Kameraden fand, waren meinem Geſchmacke zuwider; es kam mir vor, als wenn mich der Autor zwingen wollte, kindiſch zu ſein, was ich doch durchaus nicht ſein wollte. Käſtner's Epigramm auf Raff's Naturgeſchichte für Kinder:

„In dieſem Buch ſpricht bald die Ziege, bald der Aff;
Der Eſel nur allein kann nicht zu Worte kommen,
Denn deſſen Stelle hat der Autor ſelbſt genommen,“

war mir recht aus der Seele geſchrieben*).

---

*) In den erſten Ausgaben dieſes Buches erzählen die Thiere, außer dem Eſel, ihre Geſchichte ſelbſt.

Nun ereignete ſich ein Vorfall, der auf meine fernere Entwickelung großen Einfluß hatte. Von meiner früheſten Jugend an war ich ſehr heftigem Naſenbluten ausgeſetzt, und als ich in meinem dreizehnten Jahre mehremal Blut auf meinem Kopfkiſſen fand, ſo glaubte ich daher, daß mir die Naſe im Schlaf geblutet hätte; doch da ich endlich ſtarke Schmerzen in der Zunge empfand, ſo wurde ich aufmerkſam, und entdeckte, daß ich mich in die Zunge gebiſſen hatte. Ich dachte darüber nicht weiter nach, bis ich in meinem vierzehnten Jahre bei Tage einen Anfall von Epilepſie, und kurz darauf in der Oſterwoche 1780 in zwei Tagen dreizehn Anfälle bekam. Meine Aeltern waren darüber in der größten Beſtürzung, und konſultirten einen Arzt, Herrn Dr. Beyer, darüber. Dieſer verordnete, daß ich kein Bier mehr und außer Meliſſenthee auch kein warmes Getränke trinken, daß meine Aeltern mir keine Lehrſtunde mehr geben laſſen, und mich von allem Leſen und Rechnen abhalten ſollten. Dies wurde getreulich erfüllt, und ich hatte ein Halbjahr, länger hielt ich es nicht aus, keine andre Beſchäftigung, als meine Profeſſion, aß dabei ſehr ſtark Fleiſch und Obſt, und trank viele Milch. Dieſe Diät beobachtete ich, mit wenigen Ausnahmen, bis in mein dreiundzwanzigſtes Jahr. Was mein Arzt und meine Aeltern aber nicht wußten, und ich oben erzählte, ſchien mir die Haupturſache meiner Zufälle, und ich trug nun von meiner Seite wohl eben ſo viel zu meiner Kur bei, als mein Arzt durch die angeordnete Diät. Ich bekam zwar keinen Anfall von Epilepſie mehr, behielt aber, bis ich nach und nach zu einer etwas erregenden Lebensart überging, eine große Nervenſchwäche, und hatte häufige Ohnmachten, und bei jeder Gemüthsbewegung heftiges Naſenbluten. Von dieſer Zeit an lernte ich ein Gefühl kennen, was mir bisher völlig fremd war, die Furcht in einſamer Dunkelheit. Ueberall ſah ich Geſtalten, die ich zwar als Geſchöpfe meiner Phantaſie anerkannte, die mich aber deßwegen um nichts weniger ängſtigten. Gänzliches Verſchließen der Augen, oder die Bewaffnung mit meinem Stock, Degen, oder auch nur einem Rappier, waren die Mittel, wodurch ich dieſe Furcht beſiegte. Erleuchtung der Zimmer, oder des Weges, den ich ging, half aber auch nicht immer, wenn ich allein war, und beſonders ängſtigte mich, wenn ich ſpät Abends noch Klavier ſpielte, eine große weibliche Figur in einer ſchwarzen Saloppe, welche zur Thür herein kam, und über meine Schultern und in die Noten ſahe. Dieſe Figur erſchien mir zum letztenmale 1791 in Kopenhagen, wo ich mir ein Klavier gemiethet hatte. So lebhaft die Geſichtsvorſtellung von dieſer Figur war, ſo erſchien ſie doch nie vor meinen Augen. Die Täuſchung war hier alſo nicht unmittelbar von der Schwäche der Augen abhängig, ſondern von der Stärke meiner Phantaſie, gegen welche die Verneinung ihrer Vorſpiegelungen durch meine Augen nichts vermochte. Die Eindrücke meiner Sinne waren ſchwächer als meine Vorſtellungen, und doch waren meine Sinne ſehr reizbar. Wenn ich an einer Mauer ging, ſo ſchien ſie auf mich zu fallen, waren bei trübem Himmel und nach einem Regen die Pflaſterſteine ſehr bald trocken und dadurch ſehr weißſcheinend geworden, ſo ſchien es mir, daß ſie mir bis an den Hals gingen, und daß ich durch ſie, wie durch dicken Schlamm, waten müßte, und bei Nacht hörte ich das Echo meiner Tritte an den Mauern ſo ſtark, daß es mir vorkam, als wenn immer jemand mir auf dem Fuße nachfolgte. Mein Geiſt war übrigens ſtark genug, meine Urtheile richtig zu erhalten, aber die ängſtlichen Gefühle konnte er nicht abhalten. Ich finde, daß mein Zuſtand gegen den meiner Großmutter, die Geſpenſter zu ſehen glaubte, ohne ängſtlich zu ſein, ſich zu meinem auf ähnliche Art verhielt, wie der des Nachtwandlers gegen den, den ſeine Träume noch nach dem Erwachen ängſtigen. Sie wurde durch die geglaubten Erſcheinungen gar nicht anders affizirt, als wenn es gewohnte Sinneneindrücke geweſen wären, ob ſie in die Reihe der objektiven Kauſalverbindung paßten, das kümmerte ſie nicht. Der Nachtwandler verliert ſeine ganze That aus dem Gedächtniß, hier bleibt zwar die Erſcheinung und die dadurch veranlaßten Handlungen im Gedächtniß, aber ſie bleiben außer dem Gebiete der Reflexion. Das ängſtliche Gefühl, was in mir entſtand, war gar keine Folge der Erſcheinungen, die ich hatte, denn ich hätte mich nicht gefürchtet, wenn ich ſie gleich als wirkliche

Dinge genommen hätte, ſondern der Reflexion, daß ſie nicht wirklich ſein ſollten. Wenn ich kolorirte und gekleidete Wachsfiguren in Lebensgröße ſehe, ſo iſt mein Gefühl, obgleich etwas ſchwächer, genau daſſelbe, was ich damals hatte. Perſonen, die ſie, wie ich einigemal erfahren hatte, für lebendig hielten, hatten kein ängſtliches Gefühl, es entſtand erſt, als ſie ſich überzeugten, daß jene es nicht wären. Die Angſt entſteht daher aus der Schwierigkeit, zu einem objektiv gültigen Urtheil zu gelangen, das zugleich ſubjektive Evidenz für uns hat. Eine merkwürdige Erſcheinung, die hieher gehört, iſt das Alpdrücken, welches mich auch manchmal, aber ſelten, befiel; hier glaubt man zu wachen während man ſchläft, man ſtellt Proben an, kneipt ſich, reflektirt, um gewiß zu werden, ob man wache oder ſchlafe, erhält immer das Reſultat, daß man wache und ſich nicht bewegen könne, und alles zuſammen iſt Traum. Viele Perſonen, wie ich gefunden habe, glauben nicht, daß alles Traum iſt, und ſind ſchwer davon zu überzeugen, daß ihre Ueberzeugung, daß ſie nicht träumten, auch nur Traum war; mich führte dieſer Zuſtand nicht irre, eine kurze Reflexion war hinlänglich, mich davon zu überzeugen. Nach dieſer kleinen Ausſchweifung will ich wieder auf meine Jünglingsjahre zurück kommen.

Durch das Graviren fing ich nun an einiges Geld zu verdienen, und da ich gar keine andern Bedürfniſſe hatte, als Kupferſtiche und Bücher, ſo vergrößerte ſich meine Bibliothek. Von einigen Wiſſenſchaften fanden ſich nun zufällig auf dem Trödel nur lateiniſche Bücher; ich mußte daher mich wieder auf's Lateiniſche legen. Ich that dies aber nur zum Behuf meiner Bücher, und verſtand daher Wolf und Baumgarten ſehr gut, ohne daß ich einen Vers im Virgil verſtand.

Ein Jahr nach meinem letzten Anfalle von Epilepſie überließ ich mich meinem Hange zum Studiren wieder ungehindert, nun hatte ich, außer im Zeichnen und Klavier, in keiner Sprache oder Wiſſenſchaft mehr einen Lehrmeiſter. Ich verſahe auch von der Zeit an meinem Vater ſein ganzes Geſchäft.

Von meiner früheren Jugend an war der Hang, mich zu unterrichten, mit dem verbunden, Andere zu lehren; ich hatte beſtändig in allen Fächern, worin ich etwas wußte, wieder Schüler, die ich unterrichtete. Dies war ein großer Vortheil für mich, weil ich mich nicht wohl mit einem dunkeln Bewußtſein von der Sache behelfen konnte; denn da meine Schüler in einer Sache oft wieder meine Lehrer in einer andern waren, ſo ließen ſie ſich nicht mit leeren Behauptungen von mir abſpeiſen, ſondern ich mußte mich gründlich und deutlich erklären.

Meine frühe Bildung war Urſache daß ich meiſtens Umgang mit ältern Knaben hatte, dies erzeugte bei mir eine frühe Bekanntſchaft mit der Liebe. Es war von meinem zwölften bis zum ſechszehnten Jahre gerade die Siegwart-Wertheriſche Epoche in meiner Vaterſtadt herrſchend. Einer meiner Bekannten hatte ſich erſchoſſen, und ein anderer, Namens Dörrbaum, mit dem ich am innigſten vertraut war, hatte nebſt vielen ſehr guten Eigenſchaften einen ſehr phantaſtiſchen Liebeshandel. Dies ſteckte mich an, und ich wählte mir auch meine Dame, und ſchwärmte in Geſellſchaft mit meinem Freunde. Keine von dieſen Damen erfuhr aber etwas von meiner Liebe zu ihr, und erſt 1784 machte ich die erſte Liebeserklärung. Früher hatte ich aber ſchon mich zur engſten Freundſchaft mit obenerwähntem Dörrbaum verbunden, und 1781 hatten wir meinen bis jetzt noch unveränderlich getreuen Freund Oſterhauſen in unſern Bund mit aufgenommen. Im Jahre 1782 ſtarb Dörrbaum, und ich und Oſterhauſen ſchloſſen ſich nun noch inniger an einander. Keine Fügung des Schickſals hat ſeitdem unſre Herzen getrennt, kein Schein von Glauben an Untreue uns in unſerm Vertrauen irre gemacht, und wenn wir zwar einigemal mit einander unzufrieden waren, ſo war doch nie der leiſeſte Verdacht von Unredlichkeit in unſere Seele gekommen.

Dörrbaum hatte außer einem nicht ganz guten Einfluß auf meine Gefühle, weil er mich zu verliebten Schwärmereien zu frühe verleitete, einen ſehr guten auf meine Urtheilskraft. Als ich nach meiner Krankheit wieder zu ſtudiren anfing, ſo gab mir dieſer etwas Unterricht im Griechiſchen. Wir exponirten das Neue Teſtament, und er legte es nach der damals gangbaren kühnen Exegeſe aus. Dies ſchwächte in mir den Glauben an die unbedingte Gültigkeit der Lutheriſchen Ueberſetzung, an der richtigen Ableitung der in den Lutheriſchen Katechismus aufgenommenen Dogmatik aus der Bibel, und an der Richtigkeit meiner Religionsbegriffe. In meinem dreizehnten Jahre empfing ich mit vieler Andacht das Abendmahl, und bis in mein fünfzehntes hatte ich keinen Begriff, daß man in dem Dogma der Euchariſtie anders denken könne, als die evangeliſche Lutheriſche Kirche, und doch noch an die Bibel glauben. Dieſen Begriff erhielt ich durch Dörrbaum's Exegeſe, aber ich ging ſchnell weiter, und bald folgten auf mehrere Hypotheſen über den wahren Zweck des Todes Jeſu kühnere an der gänzlichen Ungewißheit dieſer Geſchichte an ſich, und der Akkomodation derſelben nach den Begriffen der an Opfer gewöhnten Völker. Ich ſahe in der Erzählung, daß aus der Seite Jeſu Blut und Waſſer floß; die Nachahmung des Homer's, der den Göttern auch kein rothes Blut vergießen läßt, und die Abſicht, dadurch, daß Blut und Waſſer floß, den Heiden recht einleuchtend zu machen, daß er Gott und Menſch ſei, und dergleichen Erklärungen, warum ſo oder anders erzählt würde, fand ich ſehr viele; kurz, wie mein Aufklärer ſtarb, war ich gegen ihn ſchon ein Freigeiſt. Aus dieſem Beiſpiel mag man ſehen, wie ſchwer es iſt, den Glauben zu läutern, ohne ihn aufzuheben. Der meinige wurde nicht veredelt, nicht mit der Vernunft übereinſtimmender gemacht, ohne daß ſich meine Vernunft nicht über ihn erhoben und ihn zum Gegenſtand einer pſychologiſchen Aufgabe, ſeine Möglichkeit zu begreifen, gemacht hätte. Man würde aber ſehr übereilt die Lehre daraus ziehen, daß man nie Glaubensſachen vor den Richterſtuhl der Vernunft ziehen müßte, denn nur, was dieſe wahr findet, iſt es, und macht unſer wahres Leben aus, weil es die Einheit unſers Bewußtſeins bewirkt. Alles andere, was nicht aus dem von der Vernunft Erkannten entſpringt, iſt iſolirt, wie Thaten des Nachtwandlers, oder die geglaubten Geſpenſtererſcheinungen. Der Glaube hängt von den zufälligen Eindrücken ab, über die wir nicht denken, und es kann daher wohl Einheit im gedankenlos ausgeſprochenen Glaubensbekenntniß, aber nie in dem Glauben ſelbſt geben. Nur die Vernunft bringt Einheit hervor; wo ſie noch nicht entſcheiden kann, erlaubt ſie zu glauben; ſie ſtört daher nie den Glauben, ohne etwas Beſſeres, Erkenntniß, dafür zu geben; aber der Glaube, der herrſchen will, ſtört die Vernunft, um das Schlechteſte in den Menſchen, Verzicht auf Einſicht, bei den Menſchen hervorzubringen. Während dieſer Religionsunterſuchungen ſtudirte ich zugleich wieder Mathematik, und es gelang mir in meinem fünfzehnten Jahre, die erſte mathematiſche Evidenz zu empfinden. Ich hatte bis dahin die mathematiſchen Lehren eben ſo gelernt, wie man Sprachregeln und Regentenfolgen in der Geſchichte lernt. Ich wollte durchaus die mathematiſchen Sätze aus den Begriffen mir erklären, und hatte mich bis zur Ohnmacht mit dem Verſuche gequält, aus den Begriffen der geraden Linie, des Raumes und des Einſchließens, ſchlußgerecht zu beweiſen, daß zwei gerade Linien keinen Raum einſchließen können. Dieſe logiſche Bemühung, die Mathematik zu begreifen, hatte mir vorzüglich Wolf mitgetheilt, denn ich ſahe damals noch nicht ein, daß dieſer ſo verdiente und noch nicht nach Verdienſt geſchätzte Mann die Täuſchung hatte, als hätte er die mathematiſche Methode in die Philoſophie eingeführt, da er vielmehr ſich eben ſo vergebens beſtrebt hatte, die dogmatiſch philoſophiſche in die Mathematik zu übertragen. Endlich ging mir bei dem Lehrſatz, daß Parallelogramme von gleicher Baſis zwiſchen zwei Parallelen einander gleich ſind, auf Einmal Licht auf, und mit einem mir noch unvergeßlichen Gefühle fühlte ich mich nun durch Anſchauung überzeugt, und hatte das Bewußtſein des Unterſchiedes zwiſchen mathematiſcher Evidenz und logiſchem Ueberweiſen. Ich empfand nun, daß Mathematik immer überzeugt, ſobald ihre Beweiſe gefaßt werden, und Logik öfter zum Rechtgeben zwingt, ohne daß man ſich überzeugt fühlt. So ſehr ich dieſen Unterſchied empfand, ſo konnte ich mir doch noch nicht Rechenſchaft davon geben; dies lernte ich erſt aus Kant. Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit die Entwickelung des Gefühls der mathematiſchen Evidenz, hatte es bei mir mit der Einſicht in die nothwendige Unterwerfung unter das ſtrengſte Recht, welche jenem Gefühl der Evidenz erſt ein Jahr nachher erfolgte. Sehr frühe hatte ich die Erzählung aus Xenophon's Cyropädie von den beiden Knaben, deren beide Röcke ſich verwechſelt paßten, geleſen, aber bis in mein ſiebenzehntes Jahr konnte ich die Richtigkeit des Urtheils des Perſers über Cyrus Entſcheidung nicht einſehen. Ich erinnere mich aber keines ſo plötzlichen Ueberganges zur Einſicht, wie bei der Mathematik. Das Leſen der Gedichte Oſſian's und der Schriften Shaftsbury's, um welcher beiden Schriftſteller willen ich Engliſch verſtehen zu lernen ſuchte, hatte den ſtärkſten mir-erinnerlichen Einfluß auf die Bildung meiner moraliſchen Gefühle, und bereitete die deutlichere Einſicht vor.

Ehe ich aber noch Kant's Kritik der reinen Vernunft las, ſo wurde ich durch Mendelsſohn's ſchöne und Sulzer's klare Darſtellung mehrerer Sätze der Wolfiſchen Philoſophie immer mehr für ſie gewonnen, und ich bemühte mich, ſie unumſtößlich zu begründen. Das Studium von Lambert's Organon, von Spinoza's nachgelaſſenen Schriften, und vor allem eine Fertigkeit in der Dialektik, die ich mir in den Disputirübungen mit meinem Freunde erworben hatte, führten mich auf viele Mängel in Wolf's Syſtem, und beſonders empfand ich, ſeitdem ich die Evidenz der Geometrie fühlte, den Unterſchied zwiſchen ihr und der Art Ueberzeugung, welche aus Wolf's demonſtrativer Methode hervorgehen ſollte. So wie es mir in der Geometrie mit dem Satze der Gleichheit der Parallelogramme ging, ſo ging es mir mit dem Beweiſe, den Baumgarten in ſeiner Metaphyſik von dem Satz des zureichenden Grundes giebt: ich fühlte das Spiel mit Worten, aber auflöſen konnte ich den dialektiſchen Schein noch nicht. Ich zweifelte an allen Sätzen der Wolfiſchen Philoſophie, nur nicht an der Richtigkeit ihrer Methode. Ich verſuchte immer noch ihre evidente Begründung, und ich verſuchte ſie vorzüglich durch die Konſtruktion des Realen oder in der Anſchauung Erkennbaren, durch das bloße Denken, worauf mich die Wolfiſche Erklärung der Wirklichkeit, die ich als richtig vorausſetzte, brachte. Von dem Satz: ich denke mich, wollte ich durch Entwickelung deſſen, was ich nothwendig denke, wenn ich mich denke, zu allen nur denkbaren Prädikaten einer Subſtanz, und von da aus, durch Aufhebung der Schranken dieſer Prädikate, zu Gott, und, durch das Beſtimmen der Grade dieſer Schranken und der Kombinationen dieſer ſo beſtimmten Prädikate, zur Welt gelangen. An dieſem abſoluten Dogmatismus, der Gott und die Welt aus mir hervorgehen ließ, und den ich immer noch nur als die Vollendung der Wolfiſchen Philoſophie anſah, ob es gleich eigentlich Spinozismus hätte werden müſſen, ſobald es nicht als analytiſch aus dem Erkenntnißvermögen abgeleitet, ſondern ſynthetiſch als Dogmatismus dargeſtellt, von mir gedacht worden wäre, arbeitete ich, als mir von einem meiner Freunde geſagt wurde, er hätte eine Anzeige von Kant's Schriften geleſen, aus der hervorginge, daß Kant die Unmöglichkeit der Begründung des Wolfiſchen Dogmatismus zeigen wollte. So wie ich dies hörte, ſo war auch mein Vorſatz gefaßt, Kant's Schriften zu leſen und zu widerlegen, um für mein Syſtem Raum zu gewinnen. Dies war im Frühjahr 1786.

Was Kant in der transzendentalen Aeſthetik vortrug, das ſchien meinem Syſtem nicht entgegen, denn an die Idealität des Raums und der Zeit hatte mich die Leibnitziſche Art zu philoſophiren gewöhnt, und ich begriff nicht ſogleich, wie ſehr dieſer die Kantiſche Darſtellung entgegen war, zumal da ich nach Lambert's Erinnerung, daß Leibnitz in ſeiner Erklärung des Raums, „er ſei die Ordnung der Dinge außer uns," in dem Worte „außer uns" ja ſchon den Raum vorausſetzte, an dieſer Erklärung gekünſtelt hatte. Ich fand daher in der ganzen Analytik wenig Anſtoß, und erſt die Paralogismen der reinen Vernunft machten mich auf die gänzliche Verſchiedenheit des Wolfiſchen Dogmatismus mit Kant's Kritizismus aufmerkſam, aber ich gab noch die Hoffnung, ihn da, wo er jenem entgegen ſtehe, zu widerlegen, nicht auf. Die Antinomien weckten meine höchſte Anſtrengung, und ich entdeckte die Wortſpiele in den Beweiſen, welche eine unvermeidliche Folge der Behauptung ſind, daß Raum und Zeit Gegenſtände für einen Begriff wären, und aus dem Begriff wieder erkannt werden könnten; aber mit dieſer Einſicht ſchwand auch der dialektiſche Schein, welcher in Wolf's Syſtem herrſcht, welchem eine im Gehorſam des Glaubens erzogene Vernunft, die dieſen Gehorſam als Wahl der Freiheit beſchönigen will, nothwendig unterliegen muß. Nun belebte mich der Geiſt von Kant's Kritik der reinen Vernunft, der mich anfangs zu tödten ſchien, nun fühlte ich mich erſt als denkendes Weſen, unbeſchränkt durch alles, was die Menſchen gut fanden, einander glauben zu machen, und ungeſtört in meinem der Vernunft nicht widerſprechenden Glauben durch den Vorwurf, daß ich ihn nicht ſchulgerecht beweiſen konnte. Ich fühlte ein neues Leben und Streben in mir, die Gegenſtände meines Wiſſens und Glaubens waren mir beſtimmt, und keine fruchtloſe Anſtrengung verzehrte mehr meine Kräfte.

Kant's Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik waren mir nur angenehme Wiederholung der Lehren ſeiner Kritik, und ich las ſeine Grundlegung der Metaphyſik der Sitten mit dem Vergnügen, das eine Unterhaltung mit einem vertrauten, aber an Weisheit uns vorausgeſchrittenen Freund giebt. Aller Genuß aber, den ich in meinem Leben erhielt, ſchwindet gegen die Durchbebung meines ganzen Gemüths, die ich an mehreren Stellen von Kant's Kritik der praktiſchen Vernunft empfand. Thränen der höchſten Wonne ſtürzten mir öfters auf dies Buch, und ſelbſt die Erinnerung dieſer glücklichen Tage meines Lebens näßt jederzeit meine Augen, und richtete mich auf, wenn nachher widrige Ereigniſſe und eine traurige Stimmung meines Gemüths mir alle frohe Ausſicht in dieſem Leben verſperrten. Sollte mein Leben eine Begebenheit in der Geſchichte der Menſchen werden, und nicht bloß ein Mittel zur Erhaltung der Menſchengattung ſein; werde ich ausdauern im Kampfe mit dem niederſchlagenden Gedanken, den mir die Geſchichte der Zeit ſo oft, wie ein feindſeliger Dämon, in die Seele bläſt: der Glaube an Entwickelung der Menſchheit im Gewühle des Treibens und Thuns des Menſchen iſt ein Ammenmährchen, um das Kind vom Mittreiben und Mitlaufen auf der Straße des rohen Genuſſes abzuhalten, und ein leerer Troſt über den verſäumten Jubel ſeiner Kameraden, — werde ich ihm widerſtehen, dieſem geiſterdrückenden Gedanken, ſo iſt es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiſte! Fühle ich mich nach dieſem öfter wiederkehrenden Fieberanfall der Gemeinheit fortdauernd noch durch das Bewußtſein geſtärkt: ich bin, der ich bin, kein Anderer hat meine Pflichten, kein Anderer darf für mich denken, die Welt, die ich anſchaue, iſt die Aufgabe für mein Wiſſen, das Gefühl der Freiheit in mir iſt allein der Richter meines Werths; was ich im Laufe der Welt nützte, iſt Aufgabe der Unterſuchung künftiger Menſchen; was ich ſein wollte, iſt allein mein Eigenthum: ſo iſt es dein Werk, mein Lehrer, mein Vater im Geiſte!

Hier ſchließt ſich meine philoſophiſche Erziehung, ich ging nicht mehr zurück auf die erſten Gründe, ſondern ſuchte vielmehr in den andern Wiſſenſchaften von meiner Philoſophie zuläſſigen Gebrauch zu machen. Kant's Kritik der Urtheilskraft gab mir unendliches Vergnügen, aber keine mich befremdende Lehre mehr, ſie erweiterte noch meine Einſicht, aber ſie zeigte mir keinen neuen Weg mehr.

Die Art meiner Bildung, wie der Leſer wohl ſchon ſelbſt bemerkt haben wird, ſchloß die Uebung in ſchriftlichen Aufſätzen ganz aus, und meine erſten Verſuche waren einige Aufſätze, die ich in einer Geſellſchaft, von welcher Dörrbaum und Oſterhauſen die Stifter waren, verfertigte. In dieſer Geſellſchaft, die wöchentlich zuſammen kam, mußte jeder nach der Reihe einen Aufſatz liefern, und jedes Mitglied die Woche darauf eine Rezenſion darüber mitbringen. Dieſe Geſellſchaft dauerte aber nur bis 1783, da mein Freund Oſterhauſen und einige andere Mitglieder auf Univerſität gingen. Der Briefwechſel mit meinem Freunde war nun meine einzige Uebung im Schreiben, bis mich auch die Liebe veranlaßte, öfters zu ſchreiben. Dieſe wenige Uebung im Schreiben, welche mir das Mechaniſche des Schreibens ſchon zu einem unangenehmen Geſchäft machte, hatte auf mein ganzes Leben großen Einfluß. Da ich ſehr ungern ſchrieb, ſo ſtrebte ich nach möglichſter Kürze, und meine Freunde, welche den Gang meiner Ideen kannten, fanden dieſe Kürze ſelten dunkel, aber um ſo mehr ward ich es für Andere. Ferner hatte ich den Styl nur in meinen Gedanken, aber nicht in meiner Feder, und viele zur Sprachrichtigkeit gehörige Kenntniſſe, die eine frühe Uebung im Styl ausüben lernt, ohne daß man ſie deutlich denkt, dachte ich mir ſehr deutlich, ohne ſie in Ausübung zu bringen. Dieſe Kargheit im Schreiben war Urſache, daß ich in einigen meiner Schriften mehr einen kurzen Inhalt von dem, was ich dachte, als das Gedachte ſelbſt lieferte, und daß ich ſelten einen Grund angab, warum ich dieſe oder jene Anſicht der Sache nicht billigte, ſondern nur die wahre darſtellte. Ohne Freundſchaft und Liebe hätte ich wahrſcheinlich das Schreiben verlernt. Der in mir geweckte Hang zur romanhaften Liebe hatte durch meine philoſophiſchen Unterſuchungen über die Liebe ſelbſt eine eigene Wendung genommen. Ich hielt es zu meiner gänzlichen Unabhängigkeit für nothwendig, eine Geliebte zu haben. Meinen Geſchlechtstrieb hatte ich mir unterworfen, und ich ſuchte bloß freundſchaftliche Liebe, bis meine äußere Lage es mir geſtatten würde, Vater von Kindern zu ſein; aber ich wußte durch meine ältern Freunde, daß dieſer Trieb noch ſtärker in mir erwachen würde, und ich wollte daher ihm ſeinen Gegenſtand noch bei ruhigerer Gemüthsſtimmung wählen. Die vollkommenſte freundſchaftliche Eintracht in den Zwecken des Lebens, und die, wenn es die Umſtände erlauben, durch den wechſelſeitigen Sinnengenuß vor aller Beherrſchung durch den Trieb geſicherte Freiheit, war das Ideal meiner Liebe. Ich glaubte dies Ideal zu realiſiren, und wenn ich auch nach einigen Jahren meine Täuſchung erkennen mußte, ſo möchte ich doch um nichts dieſe Jahre ſeliger Träume aus meiner Erinnerung verlieren. Noch führt mich jede helle Mondnacht in dieſen ſüßen Wahn zurück, — ach nein, es war nicht Wahn, es war damals Wirklichkeit, dieſes feſte Vertrauen auf Harmonie unſerer Seelen, dieſe Abgeſchiedenheit von allem Körperlichen in unſerer Vereinigung, dies Vollendete in unſerm Sein! Frei fühlte ich mich von allem Einfluß der Welt auf mich an deiner Seite, und unendlich ſtark, auf ſie zu wirken! In dieſem Kraftgefühl entſtand die kühne Idee in mir, eine vollſtändige Theorie der Geſetzgebung liefern zu können, und dies zur Beſtimmung meines Lebens zu machen, weil ich noch nicht daran dachte, von was, ſondern nur, für was ich leben wollte.

Bald nachdem mein Oſterhauſen auf die Univerſität gegangen war, machte ich Bekanntſchaft mit Herrn von Grundherr, der damals Lieutenant bei den nürnbergiſchen Truppen, der zehn Jahre älter als ich, und mir in Sprachkenntniſſen weit überlegen war. Mit ihm las ich Epiktet und Cebes zuerſt; Marc Antonin hatte ich ſehr frühe in einer franzöſiſchen Ueberſetzung geleſen, und ehe ich noch Kant's Moralprinzip kannte, hatte ich mir ſchon die ächten Stoiker zum Muſter gewählt, und mir meine Heftigkeit, mein Weinen, wenn es mir nicht nach Wunſche ging, abgewöhnt. Rollin's Manière d'enseigner les belles lettres war mir ſchon in meinem vierzehnten Jahre in die Hände gekommen, und weckte in mir das Verlangen nach klaſſiſcher Litteratur, und mit meinem Freunde von Grundherr fand ich die Gelegenheit, es zu ſtillen. Dieſen konnte ich bei Schwierigkeiten, die mir in lateiniſchen und griechiſchen Schriftſtellern aufſtießen, zu Rathe ziehen, und er verlangte dafür öfter meinen Rath bei mathematiſchen und philoſophiſchen. So ſehr entſchieden ſeine Ueberlegenheit war, wo ich ſeiner bedurfte, ſo problematiſch war die meinige, da, wo er meiner zu bedürfen glaubte. Unbedingte Liebe zur Wahrheit kettete uns an einander, und ſeine Freundſchaft für mich, die ſich auf dieſe Einſtimmung des Karakters gründete, ließ es nicht zu, daß er der uneigennützige Wohlthäter gegen mich ſchien, er wollte von mir bezahlt ſcheinen. Wir lebten mehrere Jahre viele glückliche Stunden mit einander, und ohne daß unſere Herzen ſich getrennt haben, ſind wir doch durch einige unglückliche Ereigniſſe in unſerm Verhältniſſe geſtört worden. Dieſe Jahre der Freundſchaft und Liebe, wo mir das Forſchen nach Wahrheit der einzige Zweck meines Lebens, die Mittheilung meiner Entdeckungen an meine Freunde, meine einzig gewünſchte und erhaltene Belohnung, und die Unterhaltung mit meiner Geliebten über Freundſchaft und Liebe der vollendete Genuß der Liebe war, dieſe Jahre machen bis jetzt noch mein wahres Leben aus; thätig werde ich ſein, ſo lange ich lebe, und vieles Vergnügen habe ich ſeitdem noch empfunden, aber mein Leben ſelbſt, ohne alles Einzelne ſeiner Verhältniſſe, als unmittelbaren Genuß des Seins, hatte ich nur damals,

als ihr, meine mir ewig Unvergeßlichen, meine ganze Welt, für die ich da ſein wollte, ausmachtet!

Bei der freien Wahl meiner Gegenſtände der Erkenntniß traf ich auch auf die Heilkunde; als Theil der Phyſik lag ſie in dem Kreis, den ich für mein Wiſſen als den nützlichſten ausgezeichnet hatte, und die beſtändige Kränklichkeit meiner Mutter und meine eigenen Zufälle lenkten meine Aufmerkſamkeit auch noch beſonders auf ſie. Aus den Büchern, die mir in die Hände fielen, hatte ich ſo viel gelernt, daß ich meine Mutter im Jahre 1785 von einer falſchen Lungenentzündung glücklich heilte.

Da in Nürnberg ein anatomiſches Theater iſt, auf dem zu Zeiten Vorleſungen für die Chirurgen gehalten werden, ſo hatte ich ſehr frühe Gelegenheit, die Knochen-, Muskel- und Eingeweidelehre einigermaßen kennen zu lernen, und ich begriff dadurch ſehr leicht Haller's kleine Phyſiologie. Die Anlage meines Geiſtes von ſynthetiſcher Darſtellung vorzüglich angezogen zu werden, die der Wolfiſchen Methode bei mir ſogleich Eingang verſchaffte, mußte mich in der Heilkunde ſo bald für Boerhave'n gewinnen, als ich ihn kennen lernte, und Gaubius mir in der Medizin werden, was mir Baumgarten in der Philoſophie war. Doch konnte meine Anhänglichkeit, da ich einmal zweifeln gelernt hatte, nicht ſo lange dauern, und nachdem ich mir einige Kenntniſſe in den theoretiſchen Theilen der Heilkunde erworben hatte, wandte ich meine Dialektik gegen die Heilkunde an, und fand ſie ſehr ſchwach begründet. Dies forderte mich zur Unterſuchung ihrer Grundſätze auf, und dieſe Unterſuchung wurde der Gegenſtand mehrerer im Jahre 1786 mit meinem Oſterhauſen gewechſelten Briefe. Mit den Reſultaten, die ich damals fand, bin ich noch einverſtanden, und was ich nachher von meinen entworfenen Organen der Heilkunde bekannt machte, iſt eine weitere Ausführung der Briefe. Eine Beſchäftigung des Geiſtes, die durch die Zeitgeſchichte veranlaßt wurde, lenkte mich von der Fortſetzung dieſer Unterſuchungen ab; nämlich durch die damalige Verfolgung und Aufhebung des Illuminatenordens wurde meine Aufmerkſamkeit auf geheime Geſellſchaften gelenkt, und ich unterhielt mich mit meinen Freunden darüber. Da es ſo ſehr leicht iſt, zu bemerken, daß die Menſchen ſelten ſind, wie ſie nach einem moraliſchen Ideal ſein ſollten, und die Eitelkeit uns veranlaßt, ſich zu den Beſſern zu zählen, ſo ſtieg in mir der Wunſch auf, die andern Menſchen ſo gut zu machen, als ich nebſt meinen Freunden zu ſein glaubte, und einen Plan zu einem Bunde aller beſſern Menſchen zur Erziehung der übrigen zu entwerfen. Mein Plan erhielt den Beifall meiner innigſten Freunde, aber wie er in's Werk zu ſetzen, das wußte keiner, denn alle äußern Vortheile, welche geheime Geſellſchaften dem größern Haufen wünſchenswerth machen, waren daraus verbannt, und wir konnten dadurch nicht inniger vereint werden. Die Kritik, die mir einer meiner frühern Lehrer, ein Jugendfreund meines Vaters, Rektor Lederer, als ich ihm den Plan meines Bundes zur Erziehung des Menſchengeſchlecht vorlas, darüber mit den Worten machte: „Ach Gott, wie leid thut es mir, daß ich keine Mitglieder dazu vorzuſchlagen weiß!“ ſchlug meine Hoffnung nieder und erweckte die Ueberzeugung, daß es zu dem wahren Guten keiner andern Verbindung, als der eines tugendhaften Wandels bedürfe.

Mit vieler Wehmuth erfüllte mich aber der Gedanke, daß es unmöglich ſei, in meiner Lage etwas für die Menſchheit Wichtiges zu beginnen. Das Streben nach idealiſcher Größe in meinem Innern und die Unmöglichkeit, durch meine Thaten ſie auch für andere ſcheinbar zu machen, hatte mich ſchon früher manchmal ſchwermüthig gemacht, und nur die Erkenntniß, daß ich meinem Ideale ſelbſt noch nicht Genüge leiſtete, erhielt mich in fortdauerndem Streben nach Vervollkommnung. Oft aber ſtieg meine Unzufriedenheit mit der Welt zu einem Grade, der mir den Gedanken des Selbſtmordes eingab, und mich vielleicht auch hätte dahin führen können, wenn nicht Freundſchaft und Liebe mich wieder erheitert und mir den Geſchmack am Leben erhalten hätten. Eben ſo viel trug aber auch dies dazu bei, mich von dieſem Verbrechen abzuhalten, daß ich über die Unrechtmäßigkeit des Selbſtmordes bei kaltem Nachdenken entſchieden, und ich es mir überhaupt zur Maxime gemacht hatte, in allen Kämpfen der Leidenſchaft nicht mehr zu vernünfteln, ſondern die von meinen frühern Unterſuchungen im Gedächtniß behaltenen Reſultate als unbedingte Gebote zu beobachten. Es iſt eine pragmatiſche Regel für jeden Menſchen, wenn ihn eine Gemüthsbewegung zu etwas treibt, ſich nach den frühern Reſultaten ſeiner Unterſuchungen ſchlechterdings zu richten, oder wenn er ſich keiner bewußt iſt, ſeiner Neigung, ohne zu vernünfteln, zu folgen, denn dann kann er Andern oder ſich nur Schaden zuziehen, den er abbüßen kann, wenn ſie wider Recht oder Klugheit iſt; aber will er, während die Neigungen ihn ziehen, erſt unterſuchen, ſo bringen ſie gewiß ſeine Urtheilskraft unter ihren Fuß, und er ſetzt ſich der Gefahr aus, anſtatt nur eine ſchlechte Handlung begangen zu haben, ein ſchlechter Menſch geworden zu ſein.

Nun entwickelte ſich endlich meine Beſtimmung. Früher im Jahre 1785 machte ich die Bekanntſchaft des Hofraths von Siebold auf einer ſeiner Reiſen durch Nürnberg. Dieſen für ſeine Kunſt einzig lebenden Mann gewannen meine wenigen mediziniſchen und chirurgiſchen Kenntniſſe, er ermahnte mich, mich ganz der Heilkunde zu widmen, und verſprach mir, wenn ich Würzburg zu meinem Aufenthalte wählen wollte, mich auf das möglichſte zu unterſtützen. Ich dachte aber nicht daran, bis im Jahr 1787 meine Mutter ſtarb. Nach beſtändigem Kränkeln fand ich ſie eines Morgens mit einer rothlaufähnlichen Geſchwulſt am Kopfe und im Geſichte ohne Beſinnung im Bette, und meine Verſuche, ſie ihr zu geben, waren fruchtlos, ſie ſtarb noch am nämlichen Tage. Ich habe bisher noch keinen Kranken in ähnlichem Zuſtande geſehen, und kann daher auch nicht ſagen, ob ich ſie richtig oder falſch behandelt; ich wählte zur verſuchten Heilung Blutegel, Blaſenpflaſter und Klyſtiere. Der Tod meiner Mutter veranlaßte mich, über meine künftige Lebensart reiflicher, als bisher, nachzudenken. Ich fand es billig, daß mein Vater nochmals heirathen ſollte, und daß ich, um ihm nicht im Wege zu ſein, das Haus verließe. Ich erinnerte mich Siebold's Verſprechen und ging im Herbſte 1788 mit meinem Freunde Oſterhauſen nach Würzburg. Hofrath von Siebold hielt mir Wort. Ich genoß von ihm allen Unterricht, den er ertheilte, unentgeltlich, ich ward von ihm wie ein Sohn behandelt, und er gehört unter die wenigen Perſonen, denen ich für genoſſene Wohlthaten verpflichtet bin, und wo mir die Erinnerung derſelben noch ſo angenehm iſt, als wenn ich ſie erzeigt, anſtatt genoſſen hätte.

Zwei Jahre verlebte ich in Würzburg in einem Kreiſe von Jünglingen, denen es ein Ernſt war, ſich zu unterrichten, und dies gab unſeren Freuden, die wir uns nicht verſagten, die Würde verdienter und nothwendiger Erholung von unſerer Anſtrengung.

Durch meine Art mich zu bilden zu ſehr gewohnt, den theoretiſchen Unterricht nur von Büchern zu empfangen, beſuchte ich außer Siebold's Vorleſungen und dem praktiſchen Klinikum von Hofrath Wilhelmi keinen andern Lehrvortrag, ſondern widmete meine Zeit der Beſorgung von Patienten unter Siebold's Leitung, den Anatomieen, dem Leſen, dem Nachdenken und dem Briefwechſel über wiſſenſchaftliche Gegenſtände mit meinen Freunden. Der Verkehr mit meinen Freunden milderte in etwas den nachtheiligen Einfluß, welchen das ausſchließliche Lernen aus Büchern auf meinen Karakter hatte. Was man aus Büchern lernt, dafür glaubt man niemand verbindlich zu ſein, es bildet ſich ein ſtolzes Gefühl von ſelbſterworbenem Werthe, und man beurtheilt alle Menſchen nur nach dem, was ſie einem ſagen können, das noch in keinem Buche ſteht. Man achtet nur das geniale Selbſtdenken und verachtet zu ſehr das zu den wirklichen Vorfällen des menſchlichen Lebens nothwendige Ausüben deſſen, was man weiß, wenn es auch kein völlig gründliches Wiſſen iſt. Man ſetzt das Brauchbare mit dem Gemeinen in Eine Klaſſe und ſtrebt nur nach dem Bewundernswürdigen, wenn es auch dem Menſchen nichts nützen kann.

Im Jahr 1790 im Frühjahr verließ mich zuerſt mein Freund Oſterhauſen, um eine weite Reiſe zu machen, und im Sommer darauf verließ ich auch Würzburg. Ich reiſte nach Frankfurt am Main, um die Wahl und Krönung Kaiſer Leopolds zu ſehen, und hatte davon den Nutzen, daß ich allen Geſchmack, ſolchen koſtbaren Zeremonien nachzulaufen, verlor, und ging mit reiflicherer Erwägung des Spruchs: „Alles iſt eitel“, zurück, als ich gekommen war. Meine Gemüthsſtimmung war in dieſer Zeit trauriger, als ſie bisher noch je war, denn nun ſollte ich wählen, wie ich der Welt nützlich ſein und mich ſelbſt ernähren wollte. Meine Wahl des mediziniſchen Studiums war mehr ein ſchneller Entſchluß als eine durch Ueberlegung auf Anregung beſtimmter Neigung getroffene Wahl. Alles was ich gelernt hatte, lernte ich, weil ich Geſchmack daran fand. Was ich that, that ich ohne alle Rückſicht auf Belohnung, weil es mir gefiel. Dies freie Spiel meiner Kräfte mußte nun aufhören, ich ſollte arbeiten, um mein Brot zu verdienen, und zwar nicht mit meinen Händen, wie es in meines Vaters Hauſe geſchehen war, ſondern mit meinem Geiſt. Für das, was meine Hände leiſteten, Geld zu nehmen, das kam mir natürlich vor, weil ich es von Jugend auf von meinem Vater geſehen hatte, und ward in meinem Gefühle noch dadurch veredelt, daß ich von dieſem Gelde keinen andern Gebrauch, als für die Bildung meines Geiſtes, machte; aber dies freie Spiel meiner Geiſteskräfte einzuſchränken, und das nur durch ſie hervorzubringen, was von andern Menſchen des Geldes werth gehalten wird, dies ſchien mir unmöglich. Hätte meines Vaters Geſchäft zwei Haushaltungen ernähren können, ſo wäre mein Entſchluß gefaßt geweſen, ich wäre bei meiner Profeſſion geblieben und hätte die Wiſſenſchaften und Künſte zu meiner Erholung getrieben; aber ſo hätte ich auch hier ein anderes Fach wählen und nicht bloß für Geld arbeiten können, ſondern mir erſt Kundſchaft machen und meine Abneigung gegen alle Kolliſion in Erwerbsſachen mit andern Menſchen überwinden müſſen. Die Stimmung meines Gemüths neigte ſich gänzlich zur Melancholie, und der Gedanke, verhungern zu müſſen, der mich ſchon in der Periode meiner Nervenſchwäche manchmal ängſtigte, wäre wahrſcheinlich zur fixen Idee geworden, wenn meine vielſeitige Bildung mir nicht überall Gegenſtände zur Zerſtreuung gezeigt und meine Religion nicht den Gedanken in mir lebendig erhalten hätte, daß, wenn mein Leben in den Plan der Vorſehung zur Erziehung der Menſchheit gehörte, ſie auch für daſſelbe ſorgen würde, und wenn es nur ein Glied in der Kette der Naturweſen ſein ſollte, es für mich auch keinen Werth haben und ich nichts daran verlieren könnte. Dieſer Gedanke war ſtets mein Troſt in allen Gefahren, und damals erhielt er meine Kraft, daß ich, ohne mich um die entfernte Zukunft zu bekümmern, mich entſchloß, eine Reiſe zu machen und den Zufall über mich walten zu laſſen. Um meinen Leſern meine Schwermuth begreiflich zu machen, muß ich noch bemerken, daß ich eine ſtarke Abneigung hatte, unter den Aerzten meiner Vaterſtadt zu leben, weil ſie mich, ſo wie die übrigen Fakultätsgelehrten, zu haſſen ſchienen; daß ich auf keinen einzigen Gönner zu rechnen hatte, weil ich nur daran dachte, die Freundſchaft derer, die ich achtete, aber nie die Gewogenheit derer, die mir nützen konnten, zu erwerben. Um dieſen Zug meines Karakters zu erklären, muß ich noch einmal auf die Umſtände meiner frühern Bildung zurückgehen.

Mein Vater hatte bei einer fröhlichen Laune das Talent, die meiſten Menſchen bis zur Täuſchung nachzuahmen. Ich erinnere mich noch, daß ein Bierwirth, als er an der Thüre ſeiner Schenkſtube ſtand, während mein Vater innen ſeine Rolle ſpielte, mit ängſtlicher Verlegenheit ausrief: „Nun weiß ich nicht, bin draußen oder drinn!“ Da mein Vater deßwegen von luſtiger Geſellſchaft geſucht wurde, und ich daher von Jugend auf über die lächerlichen Gebrechen Andrer ſpotten hörte, ſo erwachte in mir ein Hang zur Satyre, der ſich vorzüglich frühe zur Ironie ausbildete. Dieſe Art des Spottes war aber bei mir, ſo wie in der Geſellſchaft, wo ich ihn lernte, ohne alle Bösartigkeit, und jeder ertrug ihn eben ſo gutmüthig, wenn er über ihn ergoſſen wurde, als er ihn muthwillig bei irgend einer Gelegenheit über Andre ergehen ließ. Dies verleitete mich, den Spott bloß als eine Gelegenheit, ſeinen Witz zu zeigen und gar nicht als eine Beleidigung anzuſehen, die jemand übel nehmen könnte. Meine Nachforſchungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände gaben mir eine ernſthafte Miene, und meine Gleichgültigkeit gegen alles Gewöhnliche im menſchlichen Leben, das unter dem Namen von Neuigkeiten die Unterhaltung vieler Menſchen ausmacht, machte mich ſtill und gab mir für Viele das Anſehen von Einfältigkeit. Ich ſprach nur dann einige Worte, wenn ſich mir Gelegenheit zu witzigem Spott zeigte, und beleidigte dadurch, ohne daß ich es wollte, um ſo tiefer, da es ganz unerwartet kam und mein Spiel des Witzes für einen Ausfluß eines boshaften Herzens gehalten wurde. Ich machte mir dadurch viele heimliche Feinde, ohne daß ich es wußte, und jeder, der mich nicht ganz kannte, und dies waren ſehr wenige, machte es ſich zum Geſchäft, mich zu demüthigen, oder, wenn dies nicht gelang, mich noch Mehreren verhaßt zu machen. So lange ich nicht daran dachte, daß man ohne Gunſt ſeiner Mitbürger nicht glücklich unter ihnen leben kann, ſo lebte ich darüber in gänzlicher Sorgloſigkeit; aber nun, da ich meine Lebensart mir wählen ſollte, fing ich an es zu fühlen, und es vermehrte meine Aengſtlichkeit über mein künftiges Schickſal, ohne den lebendigen Entſchluß hervorzubringen, mich zu ändern, ſondern ich fing vielmehr an, diejenigen, über deren Fehler ich bisher nur geſpottet hatte, zu verachten. Nur mein unbedingtes Vertrauen auf meine Freunde, und die Gewißheit, daß dieſe mich liebten, rettete mich von der Klippe, an der Rouſſeau ſcheiterte: mich auf der einen und alle andern Menſchen auf der andern Seite als zwei Partheien zu betrachten. Ich entſchloß mich alſo, eine Reiſe zu machen und meinen Lieblingsgedanken auszuführen, Kant zu ſehen und zu ſprechen. Reinhold in Jena hatte mich durch ſeine Theorie des Vorſtellungsvermögens ſehr angezogen, und ich verſprach mir eine Erweiterung meiner philoſophiſchen Kenntniſſe durch ſeinen Umgang; ich beſchloß daher, den Winter in Jena zuzubringen. Ich fand hier Reinhold ſo liebenswürdig, als ich mir ihn vorgeſtellt hatte, und ſein Haus war mein liebſter Aufenthalt. Ich kam in vertraulichen Umgang mit Schiller und erlangte die Freundſchaft Wieland's. Dies war Lohn genug für dieſe kleine Reiſe, aber es war mir noch mehr beſchieden, — ich fand dort einen Baron Herbert aus Klagenfurt, den die Liebe zum Wiſſen allein bis dorthin geführt hatte, und der daher meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. So wie das Intereſſe am Vergänglichen die Menſchen theilt und Zwietracht unter ſie bringt, ſo einigt ſie das Intereſſe am Unvergänglichen, d. h. an Wahrheit, Kunſt und Recht, und verbindet ſie zur Freundſchaft. Wir wurden daher bald die innigſten Freunde, und die ſeligen Stunden, die wir in Geſellſchaft verlebten, erſetzten mir meinen Oſterhauſen. Ich verſprach ihm, nach meinem Beſuch bei Kant zu ihm zu kommen.

Durch Schiller's Bekanntſchaft wurde ich veranlaßt, ihn in Rudolſtadt bei ſeinem Schwager zu beſuchen. Ich verlebte hier einige der glücklichſten Tage meines Lebens, unter lauter gebildeten Menſchen, die mich an äußerer Bildung alle übertrafen, und die doch Güte genug hatten, mir meine innere als einen Erſatz für die äußere anzunehmen. Die Prinzen und Prinzeſſinnen kamen beſtändig in dieſes Haus, und meine geringe Fertigkeit im Zeichnen und Kenntniß des Generalbaſſes erwarb mir ihre Gunſt. Ich wurde hier zum erſtenmal Schriftſteller und ſchrieb den Anfang einer Sammlung von Geſprächen, wozu ich den Plan ſchon früher gemacht hatte. Sie wurden unter der Aufſchrift: „Mimer und ſeine jungen Freunde“ in der Thalia abgedruckt.

Der Ton, der hier herrſchte, war die unſchuldigſte Geſelligkeit, die ich bisher geſehen hatte. Ich war eines Abends auf dem Schloſſe und phantaſirte auf Verlangen auf einem Fortepiano; meine Laune gab mir deutſche Tänze ein, und dieſe wirkten auf die Geſellſchaft ſo, daß ſie zu tanzen anfing und ich meine Tänze fortſpielen mußte. Reinhold, der auch auf Beſuch hier war, ſagte mir in's Ohr: „Nun erfahre ich, was ich in meinem Leben nicht erwartet habe, daß ein Hof nach der Muſik eines Philoſophen tanzt“; es hörte es aber doch ein Naheſtehender, der Scherz wurde in der Geſellſchaft verbreitet und gefiel jederman. — O mein Vaterland, was könnte die Menſchheit von dir hoffen — und was erlebe ich an dir! —

Mit dem Buchhändler Göſchen ging ich zu Fuß zurück nach Jena, und fand auch in ihm einen Freund. Unſere Hoffnungen von der deutſchen Litteratur waren groß. Er leiſtete für ſie, was kaum zu erwarten war, und ich blieb in meinen Verſprechungen, doch nicht ganz mit meiner Schuld, zurück. — Auf unſerm Wege beſchäftigte uns der Plan einer Bibelüberſetzung als Toilettenbuch. Die Ueberſetzung wurde von uns vertheilt, und wir ſahen im Geiſte die Früchte dieſes Unternehmens der größern Mittheilung dieſer Geſchichte der Menſchheit, welche dieſes Buch nicht ſowohl durch die Erzählungen ſelbſt, als vielmehr durch die Art, wie erzählt wird, und durch das Umfaſſende in der Darſtellung aller Situationen, in welche die Menſchen als Naturweſen kommen müſſen, liefert. Wir ergötzten uns an dem Einfluß, den das Studium der Bibliothek des älteſten uns bekannten Volks auf die Bildung der Menſchen haben würde, wenn man es einmal als ein in den Plan der göttlichen Vorſehung gehöriges Mittel zur Verſtändigung des Menſchen mit ſich ſelbſt, und nicht mehr als von Gott eingegebenen Buchſtaben betrachten würde. Der Weg wurde uns durch dieſe Betrachtungen ſo angenehm, wie ein Weg zur ewigen Seligkeit. Aus dem Vorhaben iſt zwar nichts geworden, aber es hat ſich doch hinlänglich durch den Genuß, den mir die Erinnerung noch giebt, belohnt.

Von Jena reiſte ich über Göttingen durch den Harz und über Hamburg und Kiel nach Kopenhagen, wo ich von Reinhold an Profeſſor Baggeſen empfohlen war, und von dieſem in das Haus des Miniſters Schimmelmann eingeführt wurde. Mein Aufenthalt daſelbſt gehört auch unter meine ſeligen Erinnerungen. Von Kopenhagen ging ich zur See nach Memel, und von da nach Königsberg. Hier genoß ich den Umgang Kant's und lebte ſelige Tage. Die Art, wie ich mit Kant über ſeine Werke ſprach, ſchien ihm unerwartet zu ſein, ich verlangte von ihm keine Erläuterungen, ſondern dankte ihm nur für die Wonne, die ſie mir verſchafft hatten, und ſagte ihm kein ſchmeichelhaftes Wort deßwegen. Dieſe Leichtigkeit ihn zu verſtehen, die ſich in mir ausdrückte, ſchien ihn anfangs zweifelhaft zu machen, ob ich ſeine Werke geleſen hätte, aber bald verſtändigten wir uns und fanden uns als für einander paſſende Geſellſchafter. Es tröſtete mich über manches widrige Urtheil, das manche Gelehrte über mich fällten, daß mir Kant, nachdem ich wieder in meiner Vaterſtadt angelangt war, ſchrieb: „Unter allen Perſonen, die ich bisher nah kennen lernte, wünſchte ich mir keinen mehr zum täglichen Umgange, als Sie.“ — Von Königsberg ging ich, nach einigem Aufenthalt in den merkwürdigſten Städten, wo ich mehrere mir intereſſante Bekanntſchaften machte, zu meinem Freund Herbert nach Klagenfurt, der mich durch Venedig, Verona und Tyrol nach meiner Vaterſtadt begleitete. Auf dieſer Reiſe lernten wir uns ganz kennen. Unſere Freundſchaft wurde für die Ewigkeit geſchloſſen, kein Schwanken wurde daher in ihr angetroffen, und ich danke ihm meine bisherige Unabhängigkeit von allem, was nicht den Beifall meines beſſern Selbſts hat.

Wenn ich es erleben ſollte, daß ich meinen Lebenslauf weiter, als bis zu dieſer Epoche, mit der Genauigkeit in der Entwickelung der Einflüſſe auf mein Schickſal und meine Bildung fortführen kann, ohne unbefugter Weiſe in die Lebensverhältniſſe noch lebender Perſonen einzugreifen, ohne mich nothwendig partheiiſchen Richtern preiszugeben: dann kann ich erſt ſagen, was ich meinem Herbert verdanke! Mit der erworbenen Freundſchaft meines Herbert's ſchließe ich die Geſchichte meines innern Lebens und erzähle mein äußeres mit aller Wahrhaftigkeit in dem, was ich erzähle, aber auch mit Weglaſſung von allem, was ich nicht ganz wahrhaft ſagen zu dürfen glaube. Ich erzähle nun nicht weiter, was nur ich wiſſen kann, ſondern was auch jemand, der mich beobachtet, wiſſen könnte, und ich ſollte von nun an auch in dem Tone des Geſchichtſchreibers von mir reden, aber der Gleichförmigkeit wegen werde ich in dem nämlichen Tone von mir zu erzählen fortfahren.

Ob ich gleich, wie ich oben ſchon erwähnte, in Nürnberg nicht praktiziren wollte, ſo promovirte ich doch auf der Univerſität Altorf. Meine Diſputation wurde über eine Diſſertation, die einen Theil von meinem Organon der Heilkunde unter dem Titel: „Idea organi medici“ enthielt, gehalten, welche nun, da ich meine Gedanken, durch meine Ungeſchicklichkeit Latein zu ſchreiben, entſtellte, vergeſſen iſt, und es auch bleiben muß. Mein Examen konnte mir wenig Ehre bringen, denn ich ſagte meinem Examinator in der Anatomie, daß es elf Paar Gehirnnerven gäbe, und dieſer wußte nur neun; dem in der Chemie, daß reines Kali zur Seife gehörte, und dieſer hielt das kauſtiſche für verunreinigtes; und ein dritter, der mich über mitgebrachte Pflanzen examinirte, die ich gerade kannte, nahm es mir übel, daß ich über die Frage, welche Kräfte, ob aperitivas, carminativas, incidentes u. ſ. w. ſie beſäßen, lachen mußte, und wurde noch böſer, als ich, da er mit hochweiſer Miene über mein thema de nutritione bemerkte, daß ich darinnen der membrana Ruyschiana nicht einmal erwähnt hätte, ihm ſagte, daß zu ihrer Erzeugung keine Gelegenheit im geſunden lebenden Körper ſich fände. Ich wurde aber doch zur Diſputation zugelaſſen und promovirt. Ich weiß mir nur aus meiner melancholiſchen Gemüthsſtimmung, die ich oben ſchilderte, und die mich verhinderte, frei über die Begebenheiten zu reflektiren, zu erklären, daß mich mein Examen weniger belehrte, als mein Streit mit meiner Großmutter über die Geſpenſter, und daß ich erſt ſeit kurzem lernte, daß, ſo wie der Aberglaube nicht durch Erfahrung, der Eigendünkel der Gelehrſamkeit auch nicht durch gründliche Beurtheilung der von ihm nachgebeteten angeblichen Erfahrung zu bezwingen iſt. Nach erlangter Doktorwürde heirathete ich, und wollte mich einer bloß ſchriftſtelleriſchen Laufbahn widmen, um meinen ſehr frühe gemachten Entwurf einer Theorie der Geſetzgebung auszuführen. Mein Organon der Heilkunde, eine Unterſuchung über die Verrückungen und der philoſophiſche Roman: „Mimer und ſeine jungen Freunde“, ſollten in Zwiſchenzeiten zur Erholung ausgearbeitet werden, damit mein Geiſt nicht durch Einförmigkeit des Gegenſtandes erlahmte. Durch ein freies Spiel meiner Geiſteskräfte mit allen Gegenſtänden des Wiſſens und Könnens, unter dem Titel: „Arkeſilas“, wollte ich mich theils auch erholen, theils der Welt meine Stärke in der Dialektik zeigen. Durch Aufforderungen wurde ich auch Rezenſent. Unter meine Rezenſionen rechne ich die über Herrn Profeſſor Schmid's Moral in der Allgemeinen Jenaer Litteraturzeitung, wo ich den Begriff vom Recht in ſeiner ganzen Sphäre darzuſtellen ſuchte, zu den gehaltreichſten. Als Schriftſteller ſetzte ich „Mimer und ſeine jungen Freunde“ in der neuen Thalia fort und arbeitete für den neuen Merkur eine Abhandlung über die Alleinherrſchaft aus. Ich wurde zu dieſer Abhandlung durch eine Rede des Boettie, die ſich als Anhang bei Montagne's Verſuchen findet, veranlaßt. Ich machte mir zuerſt die bloß dialektiſche Aufgabe, ſie zu widerlegen, und hielt es dann aber auch für nothwendig, weil es zur Theorie der Geſetzgebung gehört, um aus philoſophiſchen Prinzipien die Zuläſſigkeit oder Verwerflichkeit der Alleinherrſchaft zu unterſuchen. Ich fand bald, daß alle moraliſchen Prinzipien in der Lehre von der beſten Regierungsform ohne direkten Gebrauch ſind, weil hier der Menſch nicht nach dem genommen werden kann, was er ſein ſoll, ſondern nach dem, was er iſt und nicht ſein ſoll; ferner, daß die Form der Regierung keine Garantie für die wirkliche Güte derſelben ſein kann, und alſo die Form der Regierung keinen andern Werth haben kann, als daß ſie ein ſchönes Symbol der Achtung für Menſchenrechte iſt. Ich leitete daher, was ich noch bei keinem politiſchen Schriftſteller fand, die Form der Regierung aus der Form eines moraliſchen Entſchluſſes ab. Meine Abhandlung gefiel Wieland und wohl auch noch einigen Leſern, aber kein Rezenſent bemerkte das Eigenthümliche derſelben. Vielleicht war auch das Reſultat, daß die Alleinherrſchaft ſo ſtatt finden könne, daß ſie alle Forderungen, die der moraliſche Menſch an eine Regierung machen kann, befriedige, nicht in dem Geiſte des Jahrzehents, bei einem Theile der gelehrten Welt, und die freie Unterſuchung darüber nicht nach dem Geſchmack des andern. Der Antheil, den ich von früher Jugend an den Welthändeln nahm, wenn ſie die Rechte der Menſchheit betrafen, machte die franzöſiſche Revolution zu einem wichtigen Gegenſtand meiner Aufmerkſamkeit, aber ſo groß meine Freude über das Unternehmen war, kosmopolitiſche Ideen zu realiſiren, ſo wenig konnte mir die Ausführung gefallen; ich zitterte für Deutſchland und fürchtete mich vor der Verlegenheit, eine Parthei ergreifen zu müſſen, wo ich beide haßte, die eine, nach damaligem Sprachgebrauch die ariſtokratiſche, wegen dem, was ſie wollte, und die andere, die demokratiſche, wegen dem, was ſie that. Meine bürgerliche Lage gefiel mir auch nicht, und ſo hegte ich den Wunſch, Europa verlaſſen zu können. In dieſer Stimmung wurde mir von Würzburg aus ein Menſch empfohlen, der ſich für einen amerikaniſchen Oberſten ausgab, ſich William Pearce nannte und mit allen nöthigen Zeugniſſen dieſes Karakters verſehen war. Wie dieſer Menſch zu dieſen Urkunden kam, womit er ſich auch in München und an der öſterreichiſchen Gränze legitimirte, kann ich mir noch nicht befriedigend erklären. Kurz dieſer Menſch gewann durch ſeine Urkunden mein Zutrauen, ich glaubte ihm, daß er mir eine Regimentschirurgenſtelle in amerikaniſchen Dienſten verſchaffen könnte, und war entſchloſſen, mit ihm nach den Vereinigten Staaten zu gehen. Mein Schwiegervater gab ihm auf ausgeſtellte Anweiſungen Geld, ich reiſte mit ihm nach München und Salzburg, von wo er nach Linz und ich zu meiem Freund Herbert, um Abſchied zu nehmen, nach Klagenfurt reiſte. In Salzburg wollte er mich wieder erwarten. Bei meiner Ankunft in Salzburg fand ich nicht ihn, ſondern einen Brief, in dem er mir ſagte, daß er gleich nach München abgereiſt ſei, und in München fand ich anſtatt ſeiner die Gewißheit, daß er ein Betrüger war. Hier fand ich nun das erſtemal in meinem Leben den Schmerz, ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht und dem Spott preisgegeben zu ſehen. Wo ich mich hinwenden, was ich beginnen ſollte, das war mir im Anfang unmöglich zu entſcheiden; endlich faßte ich den Entſchluß, zu meinem Freund Herbert, der eine Reiſe nach Italien machte, zu ſtoßen und ihn in Verona zu erwarten. Dieſer Entſchluß rettete mein Leben, und ich lernte in den Armen meines Freundes mich über den Betrug tröſten, der mich nur ärmer gemacht und dem Hohn meiner Feinde einige Zeit preisgegeben, aber an meinem Karakter nichts ändern, meinen wahren Werth nicht vermindern konnte. Ich finde nun wahr, was mir der geiſtliche Rath Oberthür in Würzburg ſagte: „Ich bin von Ihnen überzeugt, daß Sie für das Geld, was Ihnen dieſe Geſchichte koſtet, genug Unterricht erhalten haben, und daß Sie ſie einſt nicht mehr unter Ihre Unglücksfälle zählen werden.“

Bei meiner Rückkehr nach Nürnberg beſchäftigte ich mich wieder mit meinen litterariſchen Planen, und beſonders mit meiner Theorie der Geſetzgebung, von der ich einzelne Abſchnitte ausarbeitete. Die Beſtimmung des formalen Prinzips iſt in den Horen abgedruckt, unter dem Titel: „Ueber die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip der Geſetzgebung.“ Die Erörterung der Geſetzgebung in der Idee entgegengeſetzten Prinzips, oder die bloß materielle Beſtimmung des Willens, iſt in Riethammer's Journal unter dem Titel: „Apologie des Teufels“ abgedruckt. Ich wählte dieſe Einkleidung, um zu ſehen, wie geſchickt die Herren Rezenſenten wären, Einkleidung und Stoff zu unterſcheiden, und fand, daß ſie das nicht konnten. In eben dieſem Journal finden ſich die Erörterung über das materielle Prinzip der Geſetzgebung und über die Unſchuld. Der Abhandlung über die Unſchuld, oder den durch die Natur der Geſetzgebung unterworfenen, ſollte ſogleich eine zweite folgen, über das

Verderben oder den durch die Natur gegen die Geſetzgebung empörten Willen.

Zu gleicher Zeit arbeitete ich auch einen Abſchnitt von meinem „Arkeſilas“ aus und ließ ihn in den deutſchen Merkur einrücken. Es war der über die Heilkunſt. Hatte ich durch meine „Apologie des Teufels“ die philoſophiſchen Rezenſenten in Verſuchung geführt, ſo zeigten ſich die mediziniſchen hier in voller Blöße, und die Angſt, daß ſich die Leute nun weniger Rezepte, als ſonſt, von ihnen verſchreiben laſſen dürften, raubte ihnen alle liberale Anſicht, mit der dieſer Aufſatz beurtheilt werden mußte. Von den angeführten Rezenſenten nehme ich aber die, von welchen die Reviſion der philoſophiſchen, theologiſchen und mediziniſchen Litteratur in den Ergänzungsblättern der Allgemeinen Litteraturzeitung herſtammt, aus.

⁂

Nachſchrift.

So weit nur hat der Verfaſſer ſeine Lebensgeſchichte fortgeführt. Sie war durch eine im Jahr 1805 von einem Zeichner unternommene Sammlung der Bildniſſe Berliniſcher Gelehrten, zu welchen dieſe ſelbſt ihre biographiſchen Umriſſe liefern ſollten, veranlaßt worden; Johann von Müller hatte den Anfang gemacht, einige Andere waren gefolgt, und auch Erhard wollte ſeinen Beitrag nicht verſagen, als aber das Unternehmen nach geringem Fortgange ſtockte, ließ er auch ſeinerſeits die Arbeit alſobald ruhen, und ſo blieb ſie, wiewohl noch oft mit Vorliebe bedacht und ſelbſt für ausführliche Umarbeitung zu einem ſelbſtſtändigen Werk in's Auge gefaßt, unvollendet liegen. Aber auch als Bruchſtück, wie ſie hier gegeben worden, beſteht ſie in feſtem, vielfache Vergleichung aushaltendem Werthe, und darf ohne Frage den ſchätzenswertheſten Mittheilungen ſolcher Art beigezählt werden. Sie findet in der nachfolgenden Auswahl von Briefen theils ihre umſtändlichere Erläuterung, theils ihre weitere Ergänzung. Wir werden von unſerer Seite in beiderlei Hinſicht am gehörigen Orte manche Bemerkung einzuſchalten haben, dürften aber zweckmäßig hier ſogleich die hauptſächlichſten äußeren Züge des ferneren Lebensganges in raſche Ueberſicht zuſammenfaſſen.

Erhard hatte anderthalb Jahre zu Würzburg ſtudirt, und die Unterſtützung, die ſein Vater ihm zukommen ließ, war bei ſeiner Lebensweiſe, die jeden unnützen Aufwand mied, für ihn zureichend geweſen. Allein das Gewerbe des Vaters erfuhr mißliche Störung, und die Hülfsmittel für Erhard hörten von dieſer Seite auf; ihm blieben jetzt wegen ſeiner ferneren Studien nur betrübte Ausſichten. Sehr gelegen kam unter dieſen Umſtänden das Anerbieten des wohlhabenden Kaufmanns und nürnbergiſchen Bürgers Golling, dem ausgezeichneten jungen Manne, der ſo große Erwartungen erregte und zum Theil ſchon erfüllte, zur Vollendung ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung und zur Ausführung einer größeren Reiſe, die ihm als ein ſchönſtes Ziel der Befriedigung vor der Seele ſchwebte, die nöthigen Geldſummen darzuleihen; eine Tochter Golling's, mit welcher ſchon freundliche Bekanntſchaft beſtand, war hierbei näherer Antrieb, ihre erklärte Neigung blieb nicht ohne Erwiederung, — denn daß dieſe, trotz des ungünſtigen Aeußern, nicht ganz gefehlt, wird uns ausdrücklich verſichert, — und Erhard trug kein Bedenken, ſeine geiſtigen Hoffnungen wie ſeine häuslichen Geſchicke durch denſelben Entſchluß feſtzuſetzen. Er ging zuvörderſt noch auf einige Zeit nach Jena, wohin beſonders Reinhold und Schiller ihn zogen. Welchen Eindruck er auf letzteren machte, ſagt dieſer in ſeinem Brief an Körner vom 10. April 1791: „Ich habe in den letzten Zeiten meines Jenaer Aufenthalts einige Bekanntſchaften gemacht, die mir ſeitdem ſehr viel Vergnügen verſchafft haben. Darunter gehört ein gewiſſer Erhard aus Nürnberg, Doctor medicinae, der hierher gekommen iſt, um Reinhold und mich kennen zu lernen, und ſich über Kant'ſche Philoſophie weiter zu belehren. Er iſt der reichſte, vielumfaſſendſte Kopf, den ich noch je habe kennen lernen, der nicht nur Kant'ſche Philoſophie, nach Reinhold's Ausſage, aus dem Grunde kennt, ſondern durch eigenes Denken auch ganz neue Blicke darein gethan hat, und überhaupt mit einer außerordentlichen Beleſenheit eine ungemeine Kraft des Verſtandes verbindet. Er iſt Mathematiker, denkender Arzt, Philoſoph, voll Wärme für Kunſt, zeichnet ganz vortrefflich und ſpielt ebenſo gut Muſik; doch iſt er nicht über fünfundzwanzig Jahr alt. Sein Umgang iſt geiſtvoll, ſein moraliſcher Karakter vortrefflich und größtentheils ſein eigenes Werk; denn er hatte lange, und hat noch mit einem ſtarken Hange zur Satyre zu kämpfen. Die erſte Erſcheinung kündigt ihn nicht gleich ſo vortheilhaft an, als er ſich bei längerem Umgange zeigt; weil er etwas Dezidirtes und Sicheres an ſich hat, das man leicht für Prätenſion und Zudringlichkeit auslegt. Er arbeitet jetzt an einer Vertheidigung der Reinhold'ſchen Philoſophie gegen einige Angriffe, die in der allgemeinen Litteraturzeitung darauf gemacht wurden, und an einer größeren Schrift, welche den mediziniſchen Wiſſenſchaften, eben ſo wie Kant's Kritik der Philoſophie, ihre Gränzen abſtecken ſoll. Geſchrieben hat er noch nichts, und hat auch nicht im Sinne als Schriftſteller zu wirken; weil er es ſeinen Kräften und Neigungen angemeſſener hält, im lebendigen Umgange auf einen kleineren Zirkel zu wirken. Ich ſchreibe dir deßwegen ſo viel von ihm, weil du ihn bei ſeiner Rückreiſe von Königsberg, wohin er in einigen Wochen abgeht, zu Dresden kennen lernen wirſt."

Reinhold ſchreibt über ihn am 16. Mai an Baggeſen: „Er hat keine ſehr anziehende Außenſeite, weder in ſeiner Geſtalt (ſein Auge ausgenommen, das den großen Geiſt ankündigt) noch in ſeinen Gebärden, noch in dem, was er, bevor er ſich etwas familiariſirt hat, ſpricht; aber deſto mehr überraſcht er, mit jedem Tag, den man ihn um ſich hat, mehr, durch Geiſt und Herz, die beide, meiner innigſten Ueberzeugung nach, vom höchſten Adel der Menſchheit ſind. Ich habe nie über meine eigene Philoſophie, die er, wie auch die Kant'ſche, völlig durchſchaut und in ſeiner Gewalt hat, geſprochen, ohne beträchtlich von ihm zu lernen. Er hat meine Elementarphiloſophie gegen eine windſchiefe Rezenſion in der Allgemeinen Litteraturzeitung herrlich vertheidigt. Er kennt die alten griechiſchen Philoſophen in der Urſprache, wie die engliſchen, franzöſiſchen, deutſchen. So die Dichter, ſo die Aerzte und Mathematiker. Mir war der Umfang und die Tiefe ſeiner Einſichten noch nie vorgekommen, noch weniger ein ſo reines, edles Herz bei ſo einem Kopfe."

Von Jena trat Erhard ſodann die große Reiſe an, die ſeinen Studiengang vollenden ſollte, und deren höchſtes Ziel Königsberg war, um Kant perſönlich kennen zu lernen. Er wählte jedoch den Umweg über Göttingen, Hamburg und Kopenhagen, an welchem letztern Orte die mediziniſchen Anſtalten in großem Ruf ſtanden. In Hamburg beſuchte er den Arzt Reimarus, den Profeſſor Büſch, das gaſtfreundliche Haus Sieveking. In Kopenhagen war er dem däniſchen Dichter Baggeſen, dem Freunde Reinhold's, von dieſem empfohlen, dann dem geprieſenen Kreiſe des Grafen von Schimmelmann. Baggeſen ſchreibt von ihm den 26. Juli an Reinhold: „Erhard, ich habe es jetzt gewagt, ſeinen Namen in die Feder und aus ihr auf's Papier fließen zu laſſen, ohne zu bedenken, daß ein ganzer Strom von Ideen und Empfindungen dieſem Namen nothwendig nachfließen müſſen, und daß ich dazu weder ein geräumiges noch in beſter Richtung gegrabenes Bett fertig habe. Welch ein Wunder, und welch ein liebliches Wunder, und — was noch das Beſte dabei iſt — welch ein wirkliches Wunder haben Sie mich, liebſter Reinhold, in dieſem Manne kennen gelehrt! Wie ſoll ich Ihnen für die vielen ſeligen Stunden, die ich im Anſchauen und Anſtaunen dieſes Wunders genoſſen habe, genugſam danken! Wir leben jetzt vier Wochen (wie vier Minuten einer Schäferſtunde liegen ſie hinter mir!) mit einander, als wenn wir uns ewig gekannt hätten, welches wohl auch am Ende der Fall iſt. Bis dato hat er noch nichts in Kopenhagen (außer den höchſt ſchlechten Waſſermahlereien an meiner Wand, die wahrlich eine ſo lange Reiſe nicht verdienen) geſehen, wenn ich ſeine Morgenbeſuche in den Hoſpitälern ausnehme, wo er nur Elend geſehen hat. Seit dem erſten Tage ſeiner Ankunft, wo er mich ſogleich in Seeluſt ſuchte und fand, ſind wir immer theils bei Schimmelmann, theils in meinem Hauſe von Mittag bis in die Nacht, nebſt meiner Sophie, ungetrennt und unzertrennlich zuſammen geweſen. Er kommt alle Tage um 12 oder 2 Uhr, ißt dann bei uns, geht mit uns ſpazieren, kommt mit uns wieder nach Hauſe und geht erſt fort, wenn der Schlaf kommt, ſo wie der Schlaf erſt kommt, wenn er fortgeht. Was wir mit einander abhandeln, wäre gar zu weitläufig hier zu beſchreiben, ſo intereſſant es allenfalls ſein könnte. Nur im Allgemeinen muß ich Ihnen ſagen, daß wir faſt unaufhörlich ſtreiten, und zwar aus der entgegengeſetzten Urſache, warum in der philoſophiſchen Welt ſo ſehr geſtritten worden iſt: weil wir über die Prinzipien einig ſind. Der andere Streit (der ſogenannten Philoſophen) iſt auch wirklich nur ein Streit des Scheins oder zum Schein; denn um ſich recht zu balgen, finde ich es ſchlechterdings nothwendig, auf dem nämlichen Boden zu ſtehen. Erhard und ich ſtehen auf dem nämlichen Boden und balgen uns ganz entſetzlich. Oft iſt es mir dabei, als wären wirklich der Philoſoph und der Dichter zwei ſpezifiſch verſchiedene Weſen — aber ich beſinne mich dann ſogleich, daß ich weder das eine noch das andere bin — und erkläre mir ſo den Streit ohne Widerſpruch. Die Sache iſt, daß es ſchwerlich zwei gleicher denkende und ungleicher empfindende Perſonen auf dem großen Schauplatz aller Streitenden giebt, als Erhard und Baggeſen. In der Wiſſenſchaft ſind ſie daher immer einig, in der Kunſt immer uneinig. Ich glaube, daß man mit ziemlicher Schicklichkeit alles, was durch Seelenvermögen, Seelenkräfte und Seelenfertigkeiten geſtellt, aufgeſtellt und dargeſtellt werden kann, alles Symboliſche überhaupt in zwei beſtimmte, kein Drittes zulaſſende Theile theilen und darnach benennen kann: Philoſophie und Poeſie. In allem, was zur erſten gehört, ſind wir Zwillingsbrüder wie Kaſtor und Pollux; in allem, was zur letzteren gehört, wie Atreus und Thyeſtes. Ich könnte aber hier, wenn ich à la Plutarque eine Parallele ſchreiben wollte, mit zwei Büchern Papier nicht auskommen. Meine Frau, die (wie es einer rechten Frau nach meinem Begriffe geziemt) mehr poetiſch als philoſophiſch iſt, hat zwar keine Mühe gehabt, Erhard gleich zu ſchätzen; aber ſehr viele, ihn zu lieben. Ihre Streitigkeiten mit einander ſind ſo heftig, daß ich ſie faſt — philoſophiſch (im alter Bedeutung des Worts) nennen möchte. Es iſt noch ein Hauptunterſchied zwiſchen Erhard und mir, wodurch ich entſetzlich in der Parallele verliere. Er hat lauter Kopf, ich faſt nichts als Herz; er hat ein überſchwänglich großes Gedächtniß, ich gar keins; er hat nie eigentlich geliebt, ich habe eigentlich nie was anderes gethan. Ueber die Schriftſteller der erſten Klaſſe iſt es unmöglich das Urtheil des einen von dem des anderen zu unterſcheiden; über die der zweiten und der übrigen können zwei Urtheile ſich kaum entgegengeſetzter ſein. Er erhebt Ardinghello über alle anderen Werke des poetiſchen Genies und weiſt Triſtram Shandy ſeinen Platz unter Tollhauspuppen an. Ganz möchte ich nun zwar nicht dies umkehren — aber ....“

Seinen Bericht ſetzt Baggeſen am 1. Auguſt folgenderweiſe fort: „Erhard und ich kommen ſo eben von einer kleinen inländiſchen Reiſe zurück, auf welcher wir in viertehalb Tagen mancherlei Abentheuer mit einander beſtanden haben. Meine Frau war aus häuslichen Urſachen daheim geblieben. Theils zu Fuß, theils zu Wagen ſind wir in den ſchönſten Gegenden Seelands herumgeirrt, ſind bisweilen barfuß und übrigens halb nackend gegangen, beide mit einem Ueberrock, den wir aber des beſtändigen ſchönen Wetters wegen nie brauchten. — Wie unendlich ſehr wünſchte ich mich mündlich mit Ihnen, liebſter Reinhold, über dieſe ſeltene Erſcheinung zu unterhalten. Erhard, Ihr und mein Erhard, iſt von allen Menſchen, die ich bis dato kennen gelernt habe, der mir unähnlichſte. Unter dem allgemeinen Geſetze der Vernunft können nicht zwei verſchiedenere Sinnlichkeiten gedacht werden. Es iſt ein wahrer Triumph dieſer Vernunft (unſer alleiniger Vereinigungspunkt), daß wir mit einander leben können; daß wir uns lieb haben, daß wir faſt unzertrennlich ſind, einer ihrer größten. — Ich will nur einige Hauptpunkte berühren, worin wir von einander faſt in's Unendliche zurückprallen, und in alle Ewigkeit uns ſo entfernen würden, daß alles Zuſammenkommen unmöglich ſein würde, wenn nicht die Zentripetalkraft unſrer Vernunft noch ſtärker als die Zentrifugalkraft unſrer Sinnlichkeit wäre. Eheliche Liebe, Natur (im Gegenſatze mit der Kunſt), Chriſtus, und Frauenzimmer (das ſchöne Geſchlecht überhaupt) ſind vier Gegenſtände, worüber wir beſtändig ſtreiten. Ich könnte vielleicht noch einen fünften dazurechnen, wenn ich einen Namen dafür wüßte; denn Wohlwollen möchte ich ihn ungern nennen, er muß Schonung heißen. Von dieſen fünf Gegenſtänden will unſer Erhard nichts (oder was ganz anderes als ich) wiſſen. Er verbannt nicht nur die ſinnliche und die überſinnliche Liebe, denn wir würden dann einig ſein, ſondern alle Liebe überhaupt; ſelbſt die reinſte, unſchuldigſte, eheliche Liebe zweier Seelen, die phyſiſch und moraliſch am leichteſten zu einem Zwecke auf einander wirken können, entſchuldigt er nur. Die Natur iſt ihm gleichgültig, wenn ſie ihm nicht Reminiszenzen der Kunſt giebt. Eine Landſchaft gefällt ihm nur, wenn ſie ſich gut in einem Rahmen ausnehmen würde. Das Meer bot vergebens ſeine ganze mathematiſche und dynamiſche Herrlichkeit auf, um ihn zum Staunen zu rühren, und in Hellebeck war es ihm nicht viel anders als in unſrer Stube. Chriſtus hat nicht einmal in ſeiner Achtung die erſte Stelle unter den hiſtoriſchen Helden. In ſeiner Rangordnung iſt Fingal z. B. über ihn erhaben. Das ſchöne Geſchlecht verachtet er nicht nur, ſondern die Frauenzimmer ſind ihm eigentlich keine Menſchen, nur edlere Thiere, und die Thiere nur Sachen. Er ſpricht ihnen ohne Ausnahme alle Moralität ab. Das vortrefflichſte Weib, ſagte er mir einmal, würde der Schmeichelei geheuchelter Leidenſchaft und Geſchenken nicht widerſtehen, und eigentlich iſt kein Mann ſicher von der Treue ſeiner Frau. Eigentlich iſt hier unſer blutigſter Kampfplatz. Wenigſtens hat mein Herz gar oft im Streit darüber geblutet. Meine Sophie hat (wie ich glaube) zum erſtenmal das Unglück gehabt, einem rechtſchaffenen Manne nicht zu gefallen, und ich bin ſchwach genug, um dies mit Schmerz wahrzunehmen. Sie verſteht freilich Erhard nicht ganz, nicht immer; aber er verſteht doch ſie noch unendlich viel weniger, denn ſonſt würde er ſie gewiß eben ſo ſehr ſchätzen, als er ſie jetzt — verachtet. Ich habe aber hier eine neue, mehr als alles Uebrige ſichere Probe der wahren Vortrefflichkeit meiner himmliſchen Sophie erhalten; denn ſie ſchätzt gänzlich Erhard, und iſt ihm ſogar gut, ob ſie gleich ſehr gut weiß, daß er ſie nicht ſchätzt, auch gänzlich darauf verzichtet hat, ihn zu gewinnen. Wenn dies nicht moraliſch iſt, ſo möchte wohl am Ende allen Männern Moralität abgeſprochen werden. — Was die Schonung betrifft, da würde Erhard meine Frau, ſo wie die Schimmelmann, durch ſeine alles, was den armen Weibern heilig iſt, niederreißenden Geſpräche ſehr unglücklich gemacht haben, wenn beide nicht ſehr ſeltene Weiber wären. — Hier ſehen Sie nun, liebſter Reinhold, das Wichtigſte, worin Erhard und ich von einander abgehen; in allem Uebrigen, was auf dieſe Hauptpunkte keine Beziehung hat, ſtimmen wir ſo ſehr mit einander überein als möglich. Ich halte eheliche Liebe für das ſchönſte Band der moraliſchen Weſen, ihr Reſultat für höchſtmögliche irdiſche Seligkeit; die Natur iſt mir die liebſte unter allen bloßen Sachen; Chriſtus der Erſte, der Heiligſte, der Verehrungswürdigſte und Liebenswürdigſte aller Geſtorbenen; die Weiber ſo gut Menſchen wie wir, nur im Ganzen beſſer; und Schonung eine der erſten geſellſchaftlichen Pflichten. Wer von uns Recht hat? vielleicht keiner ganz! „Hier etwas ab, dort etwas zu — Wird's ich und du!“ Aber wovon ich mich feſt überzeugt halte, iſt, daß Erhard, der ſo ganz lieblos, kalt, trocken, gleichgültig ſcheint und ſcheinen will, im Grunde ſo wenig als ich lieblos, kalt, trocken und gleichgültig iſt, ob er ſchon oft mit dürren Worten zu erkennen giebt, daß er weder mich noch meine Frau liebt (indem er nur das liebt, was ſeinem Kopfe etwas giebt, und wahrlich, dieſem können wir beide nichts geben, wenigſtens nichts, das nicht jeder andere Menſch ihm geben könnte), ſo kommt er doch immer zu uns, bleibt bei uns, und nimmt mit allem was wir haben vorlieb, ſcheint in unſerer Geſellſchaft, wo nicht glücklich, ſo doch wohl zu ſein, und zieht keinen anderen Umgang hier dem unſrigen vor. Und geſetzt, daß auch dies nur in meiner Einbildung ſo wäre; geſetzt, er käme nur zu uns entweder aus Gewohnheit, oder bloß um uns zu belehren, welches er wirklich thut; geſetzt, er wäre gar nicht unſer Freund, ſo iſt und bleibt er uns doch ewig ein geliebter Bruder, und kann mir nicht verwehren, ſein Freund im reinſten Sinne des Wortes zu ſein. Trotz allem, worin er von mir abgeht, oder worin ich von ihm abgehe, erkenne ich in ihm einen der ausgezeichnetſten, achtungswertheſten Männer, deren Bekanntſchaft mich beglückt hat, und in allen eigentlichen Hauptſachen, in der Hauptſache aller Hauptſachen, in der Moralität, meinen Meiſter und mein Muſter, ſo wie in der theoretiſchen Philoſophie einen meiner vornehmſten Lehrer. Ich glaube, daß er von uns nach Königsberg mit eben der Leichtigkeit gehen wird, womit ich von Herder zu Ihnen ging. Aber ſpät werde ich mich von dem Schmerz über meinen Verluſt erholen, und ewig werde ich Ihnen dafür danken, daß Sie mir die Bekanntſchaft eines Mannes geſchenkt haben, der mir unvergeßlich bleiben wird.“ —

Die phantaſtiſchen Aufwallungen Baggeſen's und ſeine mit überfließender Bewunderung verbundene kritiſche Streitluſt müſſen dem ſtolzen Selbſtgefühl Erhard's ungemein geſchmeichelt und daſſelbe wie ſeine Eigenart auf die äußerſte Spitze getrieben haben. Die Vernachläſſigung aller geſellſchaftlichen Formen war ihm bequem, unter ſtrengen und ſcharfen Grundſätzen war ſeine Ungeſchicklichkeit ſich in jenen zu bewegen, gegen alle Mißgriffe gedeckt. Ebenſo mochte ſeine Ungewöhnung, irgend Gefühle ſchön und lebhaft auszuſprechen, oder gar dem Reize liebenswürdiger Frauen zu huldigen, ſich hinter der ſchroffen Gleichgültigkeit verbergen, die er keineswegs erdichtete, aber mit allem Eifer ſteigerte; das Staunen und der Widerſpruch, die ſein Benehmen erregte, mußten ihn nur um ſo mehr darin beſtärken. Konnte dies an ſich nur mißfällig und verletzend wirken, ſo glich doch die geiſtige Ueberlegenheit dieſen Eindruck zum Theil wieder aus, und Baggeſen bereute faſt, in ſeinem Briefe zu hart geurtheilt zu haben. Er legte daher demſelben ſogleich ein zweites Blatt bei, in welchem er das erſtere in manchen Punkten berichtigen zu müſſen glaubte, er fand vieles darin ſo nackt, ſo ſcharf, ſo rüde, ſo — Erhardiſch hingeworfen, und aus an ſich nicht unrichtigen Hauptzügen doch nur ein Zerrbild aufgeſtellt. Er ſagt zur mildernden Erläuterung: „Die gänzliche Entfernung von allem, was man in der Welt Lebensart nennt, worin er ſich, zwar aus wohlgegründeter Verachtung, aber doch zu ſtrenge hält; ſein ganzes, nicht bloß komplimentloſes, ſondern wirklich hartes, gleichgültiges und vernachläſſigendes Weſen, wodurch er in der feinſten Geſellſchaft gerade ſo wie in dem geringſten Wirthshauſe erſcheint, fordert, nie dankt, nicht einmal mit einem Blicke, ganze Stunden der Wirthin nichts ſagt, oft vergißt zu antworten, bisweilen, wo nicht einſchläft, doch zu ſchlafen ſcheint, nichts rühmt, alles, was nicht gerade ewig ſtehen ſoll, ohne Vorbereitung niederreißt: dies alles, welches freilich im Grunde ſehr unbedeutende Nebenſache, aber in unſerer jetzigen Welt doch nichts weniger als nichts iſt, nimmt einen jeden gegen ihn ein, der nicht (und wie wenige giebt's von ſolchen!) über alles Aeußere erhaben iſt und erhaben ſein will. Wenn man ihn ganz kennen lernt, ja, dann verſchwindet alle dieſe Härte und Ungeſchliffenheit, alle Nebel, die ſein äußeres Betragen in den Köpfen und Herzen der Zuſchauer aufſteigen ließ, lagern ſich dann in der Tiefe, woraus ſie ſtiegen, eine hellſtrahlende Sonne geht auf, und mit ihr ſteigt die Seele des Anweſenden ſympathetiſch aus ihrer Sinnlichkeit, erectos ad sidera tollit vultus, und verliert ſich in den Anblick des erleuchteten Himmels. Aber, liebſter Reinhold, nicht immer ſcheint die Sonne, vieler Augen dulden ihren Glanz am hohen Mittage nicht, und die meiſten ſind zu träge, früh genug aufzuſtehen, um ſie im Aufgange zu bewundern. — Wenn ich daran denke, wie viel dieſer ſeltene, mit allen Kräften der göttlichſten Seele, mit allen Talenten des ausgebildetſten Geiſtes ausgerüſtete Mann zur Annäherung der herrlichen Periode, die einmal da ſein muß, beitragen könnte, o dann blutet mein Herz darüber, daß er nicht ſanfter, nicht ſchonender, nicht ſorgfältiger mit dem Kinde aller Kinder umgeht, und daß er dadurch, daß er ſogleich mit Gewalt ſeinen großen Zweck herbei rücken will, oft den Faden zerreißen läßt, der, gelinder geſpannt, zwar langſam, aber vielleicht ſicher, das Schiff in den Hafen gezogen hätte."

Er beginnt hierauf ſeine näheren Berichtigungen: „Wenn ich ſage, daß Erhard mir ſo überaus unähnlich iſt, ſo iſt dies ſchlechterdings bloß phyſiſch zu verſtehen. Unſere ſinnlichen Neigungen ſind faſt oppoſit. Ich liebe mehr die Natur, er mehr die Kunſt. Ueber die Kunſt übrigens iſolirt ſtimmen wir überein, nur findet er ſich leichter darin befriedigt als ich. Er hat mehr Kunſtkenntniſſe als ich; ich hingegen habe, mit einem wenigſtens eben ſo richtigen Auge, mehr geſehen. Der Hauptunterſchied iſt dieſer: er liebt in allem ſinnlichen Genuß unaufhörliche Veränderung, ohne grade das Vortrefflichſte ängſtlich zu ſuchen; ich das Ewige, das Nämliche, wenn es nur das Vortrefflichſte iſt, d. h. wenn ich es mit vollem Bewußtſein einmal für das Vortrefflichſte anerkannt habe. Bacchus iſt ihm lieber als Venus, Venus mir lieber als Bacchus. Eſſen iſt ihm ſchätzbarer Genuß, mir nothwendiges Uebel. Reinlichkeit mir etwas von dem Liebenswürdigſten und Nothwendigſten in dieſer Welt; ihm iſt wieder Schmutz ſo gleichgültig, daß er ihn nicht einmal bemerkt. Sittſamkeit rechne ich zu den Tugenden des ſchönen Geſchlechts, und finde ſie ſelbſt beim Manne ſchön; er möchte ſie aus der Welt verbannen. — Ueber Liebe habe ich ſo lange mit ihm geſtritten, daß ich mir wirklich ſchmeichle, andere und richtigere Prinzipien aus ihm ſelbſt (denn er hatte ſie, ohne es zu wiſſen) herausgewickelt zu haben. Auch über Chriſtus iſt er ſanfter und billiger geworden. — Jetzt erſt haben wir mit einander die Theorie von Frauenzimmern (die ſchönſte aller Theorieen) in's Reine gebracht. Es iſt am Ende herausgekommen, daß wir im Grunde gleich darüber denken und nur ungleich darüber empfinden. Erhard hat gar nicht dieſen ſechsten Sinn, den faſt alle die ſchönſten Gedichte unſers Vaters reſpiriren. Dafür kann er nichts, ſo wenig als wir dafür, daß wir ihn haben; aber er wird ihn, hoffe ich, einmal bekommen.“

Ueber die Stelle, wo Baggeſen von ſeiner Frau geſagt, daß Erhard ſie verachte, iſt er ſelber etwas betroffen, und berichtigt ſie wie folgt: „Das einzige Wahre, welches dieſer Beſchuldigung zu Grunde liegt, iſt, daß Erhard ſich öfters ſo betragen hat, als verachte er wirklich meine Frau. Er iſt aber, wie ich jetzt zu meiner großen Freude weiß, unendlich davon entfernt. Sie fängt ſogar an, Einfluß auf ſein Betragen zu haben; er iſt wirklich durch ſie ein wenig zahmer geworden. Es iſt (ich bekenne es mit Schamröthe) Empfindlichkeit, die mich zu dieſen und mehreren harten Ausdrücken verführt hat. Es ärgerte mich, kurz, daß ein junger Mann ſo raſch behauptete, daß ein Frauenzimmer ihm nicht widerſtehen könnte, wenn er verführen wollte, ohne meine Frau auszunehmen. Er hat mich aber hierüber befriedigt. Er ſchätzt ganz — vier oder fünf Frauenzimmer (worunter Schiller's Frau, Göſchen's, die Ihrige und die meinige gehören).“ — Den Grund warum Erhard dieſe rauhe Form gewählt habe, findet Baggeſen in dem ſichtbaren Mangel deſſelben an Menſchenkenntniß; er habe freilich auch dieſe, aber nur aus Büchern; er kenne den Menſchen, aber nicht die Menſchen, er ſei mit ihnen meiſt nur wie mit Büchern umgegangen; er kenne mehr was die Menſchen ſein ſollen, als was ſie ſein können, ſonſt würde er ſich nicht zur Maxime gemacht haben, alles anzugreifen, alles niederzureißen, zu allen Zeiten und überall, wie Paulus mit dem Predigen zur Zeit und Unzeit. Auch die Wahrheit aber müſſe ihre Grazie haben. Er ſchließt mit der Verſicherung: „Erhard iſt mir ſehr theuer und lieb geworden. Er hat unter hundert Vorzügen, die ich nicht beſitze, einen Mangel, den ich nicht habe, oder es fehlt ihm zu allen ſeinen neunundneunzig Vortheilen der hundertſte, den ich vielleicht beſitze. Ich möchte ſo gern, daß er auch dieſen hätte. Aber er verläßt mich, und geht nicht wieder zu Ihnen. Wo findet er jemanden, der wahre Freundſchaft genug für ihn hat, um ihn auf das, was ihm zur Vollendung fehlt, aufmerkſam zu machen, und Verſtand genug hat, um ihn davon zu überführen, daß das, was ihm fehlt, wirklich nichts ganz Verächtliches iſt, und Geſchicklichkeit genug, ihm es beizubringen? Ohne Zweifel unſer edler, menſchenliebender, herzſchätzender, vortrefflicher Herbert.“

Der Leſer wird nicht ohne Lächeln bemerkt haben, daß die beabſichtigten Milderungen unwillkürlich faſt wieder zu Verſchärfungen werden! Die wiederholte Betrachtung und Erwägung ſolcher ſchroffen Ungefügigkeiten, wie Erhard gefliſſentlich an den Tag legte, mußte dieſe nur um ſo peinlicher empfinden laſſen, als alles Rühmliche, was neben ihnen waltete, ſie ſelbſt nicht im geringſten änderte, und der verletzende Stachel ſich keineswegs abſtumpfte. Reinhold fand das Bild auch im Allgemeinen richtig, und fügte demſelben in ſeiner Antwort noch einige ſtarke Bezeichnungen hinzu, indem er zugleich Herbert, auf welchen Baggeſen für Erhard hoffen wollte, mitbeleuchtet. „Dem gewiß moraliſch großen Herbert, ſagt er, ſind die Grazien vielleicht noch unbekannter als Erharden. In dieſem offenbart ſich die praktiſche Vernunft mehr durch große Gedanken, in jenem mehr durch große Gefühle; dem einen eröffnet ſie neue unermeßliche Ausſichten im Reiche der Wahrheit, den andern begeiſtert ſie zu ungewöhnlichen Handlungen der Sittlichkeit. Herbert iſt als Virtuos im Handeln ebenſo ſtreng, rauh und ohne Schonung, als Erhard als Virtuos im Denken. Herbert's Herz iſt dem Ihrigen ſo nahe verwandt, als Erhard's Geiſt Ihrem Geiſte; aber der Geſchmack von beiden hat nichts mit dem meinigen, noch weniger aber mit dem Ihrigen gemein, oder vielmehr beide haben gar keinen Geſchmack, und alle diejenige Geſchmeidigkeit, Milde und Sanftheit nicht, die weniger von der Gutherzigkeit, woran Herbert Ueberfluß, Erhard aber keinen Mangel hat, als vom Geſchmack bei ſelbſtſtändigen Menſchen abhängt. Ja, mein Baggeſen, dieſer kalt ſcheinende, alles durch Vernunft beſtimmen wollende Erhard iſt gutherzig, und, wo er ſich nicht abſichtlich dagegen verwahrt, ſo gut als ich und Sie jedem ſympathetiſchen Gefühle offen. Davon habe ich unzählige Proben. Aber Gutherzigkeit bewirkt nur unter gewiſſen Umſtänden, nur zufälligerweiſe das Schonende, Freundliche und Holde, das aus der äſthetiſchen Quelle in unſerm Geiſte fließt. Sie geſtehen ihm alſo das Verdienſt eines Kunſtkenners zu, ich nur unter der Einſchränkung: ſo weit man es durch bloßes Raiſonnement ſein kann. Leſen Sie einen Aufſatz von ihm (denn der im Fundamente abgedruckte iſt von mir retouchirt, und die Einleitung enthält bloß ſeine Gedanken), ſo werden Sie ſehen, daß er nicht ſchreiben kann, ſo unübertrefflich er auch denkt, und daß ſeine Unfähigkeit in der Darſtellung ganz im Mangel am entwickelten, geübten, gereiften Geſchmack liegt.“ Dann aber ſchließt er: „Noch einmal, Erhard iſt ein Wunder der praktiſchen Vernunft. Er iſt alles, was ein Sterblicher durch Energie des Geiſtes werden kann; und darunter iſt leider Bildung des Geſchmacks nicht zu zählen. — Selbſt ſeine theoretiſche Vernunft wird zuweilen von der praktiſchen übereilt und irregeführt, indem ſie von ihr zum Urtheilen verleitet wird, bevor noch genug Data zum Urtheile geſammelt, oder dieſelben gehörig erwogen ſind. Daher vielleicht der Hang zum Niederreißen, den ich jedoch weniger als Sie an ihm bemerkt habe, ſowie er mir überhaupt toleranter vorkam, als man es von einem Manne, der ſo äußerſt viel iſt und daher auch viel von Andern fordert, zu erwarten gewohnt iſt.“

Erhard reiſte nach ſiebenwöchentlichem Aufenthalt von Kopenhagen nach Königsberg zu ſeinem Kant. Baggeſen vermißte ihn ſchmerzlich, obſchon er fortwährend von ihm verletzt worden war. Er ſchrieb von ihm an Reinhold den 24. Auguſt 1791: „Ich liebte ihn als Menſch, als Philoſoph, als Ihren und Schiller's und Herbert's Freund mit einer Art von Leidenſchaft, die, wenn er mir nur unter einer oder zweien von dieſen Geſtalten erſchienen wäre, vielleicht aus dem Spiel geblieben wäre; und meine innige Liebe wurde nicht bloß — *nicht erwiedert*, ſondern oftmals im Allgemeinen, wenn von Liebe die Rede war, *verſpottet*. Dies hätte ich aber ſehr gut ertragen können, wenn nicht ſeine Aufführung gegen meine Frau, die alle Kräfte anſtrengte, um ihm das wenigſtens halb zu leiſten, was Ihre Sophie unſerm Hornemann leiſtet, ſo außerordentlich nachläſſig und demüthigend geweſen wäre, daß ich faſt jede halbe Nacht dazu anwenden mußte, ſeine lauten und ſprachloſen Aeußerungen zu entſchuldigen, und die Grazien, die ihre Sache wider ihn vertheidigten, zu überführen, daß wirklich eine ſchöne, liebende, freundliche Seele ſich hinter dieſer rauhen Hülle verbergen könnte. — Wir ſprachen einmal an einem der letzten Tage unſrer Bekanntſchaft von der Lage, worin man ſich befinden würde, wenn Alle durch irgend eine Verabredung entweder die Krankheit, oder die Abweſenheit, oder ſogar den Tod unſeres Weſens einſtimmig behaupten würden. „Wenn es Ihnen nun morgen begegnete (und wir müßten dann heute nicht davon geſprochen haben), — ſagte meine Frau — daß Alle, bis auf Ihren Hauswirth, die Sie hier kennen, ſich ſtellten, als hätten ſie Sie nie geſehen, und Sie dann hierherkämen, und wir beide eben ſo mit aller Ernſthaftigkeit verſicherten, daß wir nicht die Ehre hätten Sie zu kennen; was würden Sie dann thun?“ Erhard bedachte ſich lange, endlich ſagte er: Ich würde zu Hauſe gehen, und meinen Koffer in Sicherheit bringen. „Und Sie würden nicht betrübt werden, Baggeſen verloren zu haben?“ — Wie geſagt: wenn man mir nur meine Sachen nicht weggezaubert hätte. — „Und Sie würden keine Thräne darüber vergießen, daß die ganze Bekanntſchaft Baggeſen's und das alles nur ein Traum geweſen war?“ — Warum denn? Ich würde wohl meinen Koffer finden, und fortgehen wie ich gekommen war. — Dieſe Unterredung hat ihm meine Sophie nie vergeben können, ſo wenig als den Ausdruck, „er wäre gutmüthig genug geweſen, ſich hier länger, als ſein Plan ihm erlaubte, aufzuhalten.“ In dieſem Stil ungefähr war faſt alles, was er äußerte. Er ſchämte ſich, über die plötzliche Nachricht von Schiller's Tod betroffen und ſogar betrübt geworden zu ſein. Er ſchämte ſich, einen Brief von ſeiner Braut zu einer Zeit, da er mit mir hätte ſprechen können, ſogleich geleſen zu haben, da dieſes Geſchäft doch keine Eile hatte. War es ein Wunder, daß meine arme Frau ihn faſt nie verſtand, und daß ich ihn öfters mißverſtand? Wenn es aber zur Explikation von dergleichen Aeußerungen kam, war es noch ärger. Da wurde alles nicht ſelten auf Prinzipien zurückgeführt, die alle, ſelbſt die reinſte Empfindung, alle, ſelbſt die unſchuldigſte Liebe, alle, ſelbſt die ſparſamſte Sittſamkeit, alle, ſelbſt die unprieſterlichſte Religion verbannten, als etwas, das doch am Ende der Sinnlichkeit vorzüglich gehöre; als wäre Sinnlichkeit als Sinnlichkeit was Böſes!! Und ſo war ſeine ſtrenge Lehre (wenigſtens die, welche er hier predigte) eine Lehre, die nur für bloß mit Vernunft begabte Weſen, alſo wahrſcheinlich für keine anwendbar war. — Die ganze Sache war, daß Erhard die Prinzipien der Moral u. ſ. w. ebenſo angewandt haben wollte wie die Grundſätze der Geometrie, ohne zu bedenken, daß die Menſchheit (die Menſchen, die leben und die noch lange nach uns leben werden) eine ſo ſimple, ſich immer ſelbſt gleiche Sache nicht ſei, wie der Raum, wovon man keine mehr oder weniger zur Anpaſſung der Formen bequemen Theile aufweiſen kann.“ — Weiterhin heißt es: „Er iſt verſchwunden, ich war eben auf dem Lande in den letzten zwei Tagen mit meiner Frau bei ihrer aus der Schweiz zurückgekommenen Freundin, als er verſchwand. Er hinterließ mir ein Zuckerrohr zum Andenken und ein Billet, worin er mir ſagt: „daß ihn fünf ihresgleichen (meiner Sophie) mit dem ganzen Geſchlechte, als wie den Judengott mit Sodom und Gomorrha, ausſöhnen könnten.“ Es iſt ein wahres judengöttliches Kompliment!“ —

Wenn Baggeſen in demſelben Briefe die Verſicherung gab, ſeine Frau habe es doch am Ende dahin gebracht, daß ſie Erhard'en „ſchätze, und ihm herzlich hold und gut ſei“, ſo werden wir gleich ſehen, wie eine ſolche augenblickliche Selbſttäuſchung, wenn ſie überhaupt dageweſen, bald wieder ſpurlos verſchwunden war! — Es war im Herbſt 1792, als eben wieder zwiſchen Baggeſen, ſeiner Frau und dem Profeſſor Cramer aus Kiel über Erhard heftig geſtritten wurde, der von ſeiner großen Reiſe bereits wieder in Nürnberg angekommen war. Baggeſen „mußte die ganze unbeſchreibliche Antipathie ſeiner Frau gegen dieſen nürnbergiſchen Jean Jaques wahrnehmen“, und hörte mit Verdruß ihre Aeußerung, ſie wolle lieber neunmal hinter einander in Kindesnöthen ſein, als ihn neunmal hinter einander ſprechen, gähnen und deklamiren hören, und Cramer verſicherte gleichfalls, er wolle lieber ſein ganzes Leben durch von Morgen bis Abend Ipecacuanha nehmen, als ihn nur einmal wieder über Seekrankheit, die er durch Wollen vertreiben könne, den König von Preußen, der ihm ein kleiner Wicht ſei, das Inokuliren, wogegen er ſchreiben wolle, oder über was ſonſt raiſonniren hören. In dieſer Stimmung empfing Baggeſen von Erhard nach langem Schweigen deſſelben ein Briefchen, las anſtatt Nürnberg in der Verwirrung Nyborg, wunderte ſich, daß Erhard wieder auf dem Wege nach Kopenhagen ſei, und verkündete ſeiner Frau dies mit den Worten: „Sophie! denke! Erhard kommt vielleicht noch heute! iſt ſchon in Nyborg!“ Er ſchildert den Auftritt, der nun folgte, ſelber in einem Brief an Reinhold vom 6. Oktober, und ſagt: „Sollteſt du es glauben? Mit einem angſtvollen „O Gott!“ ſinkt ſie zurück auf den Stuhl, und wäre beinahe in Ohnmacht gefallen. Ich ſehe ſie an: „Sophie!“ — ſie ſogleich mit konvulſiviſchem Lächeln: „Nun ja! ich freue mich, weil es dich freut! ich will es aushalten! ich will mich freuen! ..“ Es dauerte eine gute Weile, ehe ich durch das Datum: den 31. Auguſt, aus dem Traume kam.“ Reinhold bemerkt in ſeiner Antwort, daß auch Baggeſen gegen Erhard kälter geworden ſei, was er ihm nicht verdenken könne, daß aber deſſen ungefälliges Benehmen im Glauben an den ſittlichen Karakter und das Herz deſſelben nicht irre machen dürfe. — Wir haben dieſe zum Theil komiſchen Züge, welche für Erhard's damaliges Weſen ſo ungemein bezeichnend ſind, nachdem ſolche bereits anderweitig veröffentlicht worden, in unſere Schilderung aufnehmen zu müſſen geglaubt.

Daß Erhard ſelber freundlichere Eindrücke von Kopenhagen mitgenommen, als ihm zugetraut wurden und er damals zeigen wollte, ſehen wir aus ſeinem vorausgeſchickten Lebensabriß, wo er ſagt, daß ſein Aufenthalt dort zu ſeinen ſeligen Erinnerungen gehöre. Auch hat er im Verfolg ſeiner Reiſe nirgends ein ungefüges und ſchroffes Benehmen in ſolchem Grade gezeigt, auf den dort Baggeſen durch ſein eitles Bewundern und unzulängliches Widerſprechen es hinaufſchrauben konnte. Zwar behielt Erhard ſein ganzes Leben hindurch die ſtrenge Maxime, ſich in allem nur durch Vernunftgründe beſtimmen zu laſſen, und alles Aeußerliche als unweſentlich zu vernachläſſigen; allein ſeine Verſtöße gegen hergebrachte Formen blieben innerhalb der Gränzen des ſehr Verzeihlichen, und es gab der Gelegenheiten manche, wo mit der Schärfe ſeines Geiſtes auch die Wärme ſeines Herzens an den Tag kam, und ihm hingebendes Vertrauen und edle Zuneigung gewann. — Nach Beendigung ſeiner Reiſe beſuchte er auf kurze Zeit die nürnbergiſche Univerſität zu Altorf, nahm hier im Juli 1792 die Doktorwürde an, und verheirathete ſich unmittelbar darauf zu Nürnberg mit ſeiner bisherigen Braut. —

Bei ſeiner Niederlaſſung in Nürnberg als praktiſcher Arzt hatte er mannigfachen Verdruß zu beſtehen. Die dortigen Aerzte verweigerten ihm die Aufnahme in ihr Kollegium unter dem Vorwande, daß er nicht herkömmlich drei Jahre auf Univerſitäten gelebt. Die ärztliche Praxis, in welcher ihm als einem autodidakten Neuerer der zunftmäßige Widerſpruch nicht erſpart blieb, machte ihm keine Freude.

Von Erhard's häuslichen Verhältniſſen in Nürnberg giebt uns abermals Baggeſen Bericht, der mit ſeiner Frau und

Lottchen Wieland ihn anfangs Auguſt 1793 daſelbſt beſuchte, und darüber wie folgt an Reinhold ſchrieb: „Wir aßen im Wirthshauſe, und ſchickten nach Erhard, der gleich darauf zu uns kam. Ich fand ihn ſehr verſchönert im Geſicht und im Anzug: übrigens den Nämlichen. Er führte uns ſpaziren, und zwar auf den großen düſtern Kirchhof, wo wir zwei Stunden zwiſchen reichsſtädtiſchen Leichenſteinen zubrachten. Abends blieben wir allein. Er hatte uns für den folgenden Tag zum Mittageſſen eingeladen. Punkt 12 Uhr waren wir da, nachdem er uns einen Morgenbeſuch abgelegt hatte. Seine Frau, die vor drei Wochen niedergekommen iſt, kam uns ſteif geputzt, gelbdurchſichtig, ſchief, krumm und nichtsſagend entgegen. Wir fuhren ein paar Schritte zurück vor Erſtaunen. So ganz lebensleer und geſchmacklos hatten wir ſie uns doch nicht vorgeſtellt. Erhard iſt ein Athenienſer neben ihr. Er behandelt ſie, wie es ſcheint, als eine Magd; und er hat vermuthlich Recht. Der Schwiegervater, ein gut Stück Holz, war auch da. Die Damen ſtarben vor Langerweile bei Tiſche; ſie ſtanden aber wieder auf, wie andere Geſtorbene. Sonſt war Erhard ſelbſt höchſt unterhaltend; nur paradoxirte er ein wenig zu ſcharf. So beklagte er z. B. Marat's, des Braven, Rechtſchaffenen, Tod, und wunderte ſich, daß der Berg die Mörderin nicht habe foltern laſſen. Ueber Schiller's „Anmuth und Würde“ war er entzückt. Er fand, daß niemand tiefer in den Kantiſchen Geiſt eingedrungen ſei. Ich äußerte ihm meine Meinung über den Drako, der mir ſo widerlich aufſtieß u. ſ. w. Dies ſei eine epiſodiſche Kleinigkeit, ſagte er. Ich fand, daß mein Urtheil über dieſen Schiller'ſchen Verſuch gerade die Mitte zwiſchen ſeinem und deinem halte. Ich nehme dem Dinge nicht ſo viel, wie du — und gebe ihm nicht ſo viel, wie Erhard.“

Später ſetzt er ſeinen Bericht fort: „Den folgenden Mittag aßen wir auch bei Erhard. Er führte uns, eine halbe Meile außer der Stadt, zum Dutzendteich, auf einen Ball. Seitdem ich die erſte Bewegung wahrnahm, habe ich nie ſo einen Tanz, ſo eine Redoute geſehen. Ich glaube nicht, daß es irgendwo was Bäuriſcheres, Gröberes, Geſchmackwidrigeres, von allen Grazien Entfernteres in der

Welt gebe. Sophie und Lotte lachten ſich todt über die nürnbergiſchen Abderitinnen, die, trotz ihrer Patrizität, von Burſchendirnen im olimszeitigen Jena nicht zu unterſcheiden waren. Sie tanzten nur Walzer, und zwar ſo, daß es eine unaufhörliche Parodie auf die Gruppen Amor und Pſyche oder Caunus und Byblis abgab. Mit glühender Wange an Wange hielten die Heimdals und Balders, und wie die Freunde unſres Mimers ſonſt heißen, ihre Damen und Dulcineen mit ſchwitzenden Händen und krämpfigen Armen dicht umſchlungen, und rollten ſo, nach einer jämmerlichen Bierfiedelei mit Trommeln und Drommeten, in beſtändigem Tabacksrauch und Weindunſt, rund durch den ziemlich geräumigen Gothenſaal. — — Gegen Abend führte uns Erhard, nebſt zwei andern Nürnbergerherren, zurück, einen ganz infamen Weg, dem Galgen und dem Hauſe des Schinders vorbei, nach dem verſchloſſenen Thor. Wir mußten, müde wie wir waren, beſonders Sophie, von hier in Nürnbergs verfallenen Mauern und Schuttgräben eine gute Stunde in der Dunkelheit herumſtolpern, bis wir endlich nach unſerer Herberge kamen, wo wir Schiller's, die eben angekommen waren, antrafen. Sie waren uns wahre Engel bei dieſer Gelegenheit. — Schiller und Erhard lieben und unterhalten einander ſehr." —

Zu dieſen wenig erfreulichen Zuſtänden und Verhältniſſen geſellte ſich bald noch die Sorge um den Lebensunterhalt. Die geringe Praxis trug wenig ein, der Schwiegervater konnte nicht genügend aushelfen. Nur allein von Schriftſtellerei zu leben, mußte ſich bald als ſchwierig ausweiſen. Mancherlei Plane kamen unter dieſen Umſtänden in Anregung; ein akademiſches Lehramt wäre ſeinem Wunſche wie ſeinen Fähigkeiten gemäß geweſen, aber weder in Jena, noch in Erlangen, noch in Straßburg zeigten ſich befriedigende Ausſichten; eine Niederlaſſung in Polen, wo ſchon ein Bruder ſeiner Frau anſäſſig war, blieb gleichfalls unausgeführter Vorſchlag. Die zuletzt getroffene Wahl einer vermeintlichen Anſtellung in nordamerikaniſchen Dienſten hatte den unglücklichſten Erfolg. In dieſer Kataſtrophe nahm Erhard, wie er ſelbſt erzählt, ſeine Zuflucht zu ſeinem Freunde Herbert, mit dem er nochmals eine Reiſe nach Oberitalien machte. Wieder nach Nürnberg zurückgekehrt, fand er daſelbſt ſeine Verhältniſſe um nichts gebeſſert; er blieb in ärztlichen und ſchriftſtelleriſchen Thätigkeiten bemüht, ohne dabei bürgerlich zu gedeihen.

Ein Freund wurde die Veranlaſſung, ihm endlich einen anderen Wirkungskreis zu eröffnen. Der als ſachſen-koburgiſcher Miniſter verſtorbene, damals aber in Baireuth bei der preußiſchen Staatsverwaltung thätige Geheimerath Kretſchmann, mit welchem er ſchon früh in litterariſcher Verbindung geſtanden, machte ihn im Jahre 1795 mit dem preußiſchen Staatsminiſter Freiherrn von Hardenberg, damaligen Provinzialminiſter der fränkiſchen Fürſtenthümer, perſönlich bekannt. Dieſer geiſtesrege Staatsmann freute ſich des kenntnißreichen Selbſtdenkers, ließ ſich gern mit ihm in freiſinnige Unterſuchungen ein, und forderte ihn auf, von ſeiner Theorie der Geſetzgebung zunächſt den Theil zu bearbeiten, der die mediziniſche Geſetzgebung betrifft; wegen ſeines geäußerten Wunſches, in preußiſche Dienſte zu treten, verſprach er ihm bei der bevorſtehenden Organiſation des Medizinalweſens in den Fürſtenthümern die beſte Berückſichtigung. Wirklich wurde Erhard im Jahre 1797 durch ein Miniſterialſchreiben aus Berlin förmlich nach Ansbach berufen, allein nicht zu Medizinalgeſchäften, ſondern um verſchiedene ſtaatsrechtliche Arbeiten, insbeſondere die Widerlegung der ſeit einiger Zeit erſchienenen öffentlichen Angriffe in Betreff der Ausübung der brandenburgiſchen Landeshoheit in den fränkiſchen Fürſtenthümern, zu übernehmen, wofür ihm eine Beſoldung von jährlich 1500 Gulden, eine den Verhältniſſen damaliger Zeit nach beträchtliche Summe, ausgeſetzt wurde. Doch dieſe Beſchäftigung konnte ihrer Art nach nur eine vorübergehende ſein, und da ſich in Franken nicht ſogleich eine ſeiner würdige Stelle fand, ſo faßte er mit Hardenberg's Rath und Empfehlung den Entſchluß, geradezu nach Berlin zu gehen, dort als Arzt aufzutreten und künftige weitere Anſtellung abzuwarten.

Erhard kam gegen Ausgang des Jahres 1799 nach Berlin und machte daſelbſt den vorgeſchriebenen anatomiſchen und kliniſchen Kurſus. Wegen des erſteren gab es ſogleich ein Aergerniß; denn die Behörde, dem in eigengeſtalteten

Anſichten eben ſo ſtrengen als ergiebigen Autodidakten vorweg nicht ſonderlich hold geſtimmt, erlegte ihm auf, den einen ſeiner Vorträge, weil er, ihrem Urtheile nach, „vieles Wichtige und Nöthige von ſeinem Thema gar nicht vorgetragen, manches Unwahre geſagt, und ſich dagegen mit dem Vortrage mancher dahin eigentlich nicht gehörenden Dinge eingelaſſen“, nochmals zu halten, welches er denn endlich auch zur Zufriedenheit vollbrachte. In der öffentlichen Prüfung hingegen beſtand er als vorzüglich gut, und wurde demnach im Frühjahr 1800 zur ärztlichen Praxis zugelaſſen. Durch die Brown'ſche Methode, die er in Berlin zuerſt laut verkündigte und folgerecht anwandte, machte er Aufſehen, fand mancherlei Anhang, aber auch Gegner; doch da ihm der Ruf großen Scharfſinns und ausgebreiteten Wiſſens, der ihm vorangegangen, ſtets zur Seite blieb, ſo konnten ihn die letzteren an ſeinem Emporkommen auf die Dauer nicht hindern. Im Anfange hatte er jedoch öfters mit Verlegenheiten zu kämpfen, wobei ſein Freund Herbert ihm nach Kräften beiſtand. Gleich im Spätwinter 1800 machte Erhard auch den Verſuch, im Lehramte aufzutreten. Er unternahm, nach erlangter höchſter Erlaubniß, Vorleſungen für Mediziner über die wichtigſten Lehren der praktiſchen Heilkunde, und zugleich für das größere gebildete Publikum beiderlei Geſchlechts Vorträge über phyſiſche Erziehung, Lebensordnung und Krankenpflege, jedoch ohne den gewünſchten Erfolg, weil die Mediziner damals in Berlin zu gering an Zahl und die wenigen zu zunftmäßig waren, das größere Publikum aber dergleichen allgemeinen Vorträgen noch nicht ſo entſchieden, wie ſpäter nach vervielfachten Beiſpielen, öffentlichen Antheil widmete. An ſchriftſtelleriſchen Arbeiten lieferte Erhard in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts zu Berlin, außer Aufſätzen in ſeines Freundes Röſchlaub Magazin für die Heilkunde, und in Hufeland's Journal für die praktiſche Heilkunde, ſeine Theorie der Geſetze, die ſich auf das körperliche Wohlſein beziehen, und ſeine Schrift über höhere Lehranſtalten, in welcher letzteren er Gedanken ausſpricht, die im gelehrten Kreiſe damals wenig Beachtung fanden, ſeitdem aber in der bürgerlichen Welt zu tiefeingreifender und weitausſehender Wirkſamkeit gekommen ſind. Seine Praxis breitete ſich allmählig aus, mehrere glückliche Kuren, oft in außerordentlichen Fällen, wo andere Aerzte ſchon keine Hülfe mehr hoffen ließen, begründeten fortan ſeinen unbeſtrittenen Ruf. Ungeachtet ſeiner Eingenommenheit für die Sätze Brown's ließ er doch am Krankenbette ganz der Erfahrung ihr Recht, und befolgte deren Vorſchriften auch dann, wenn ſie mit jenen Sätzen noch nicht in Zuſammenhang zu ſtellen waren. Sein durchdringender Scharfſinn, der unter dem Gewirr der Erſcheinungen leicht und ſicher die weſentlichen erkannte, ſein ungeheures Gedächtniß, welches alles Geſehene oder Geleſene für immer feſthielt und in jedem Augenblick des Bedarfs darbot, leiſteten ihm hier die größten Dienſte. Seine Art hatte etwas Beſonderes, Trockness, Stilles; ſeiner Fragen waren wenige, aber faſt immer trafen ſie den weſentlichen Punkt, oft bis zur höchſten Ueberraſchung des Kranken, der das Eigenthümlichſte und Verborgenſte ſeines Zuſtandes errathen ſah, bevor noch deſſen mühſame Schilderung begonnen hatte. Er konnte zerſtreut ſcheinen, während er ſehr aufmerkſam war, von fremdartigen Dingen reden, während ſeine volle Theilnahme dem Kranken gewidmet blieb. Zutrauen und Anhänglichkeit flößte er jedem ein, der ſeine Hülfe erfuhr. Sein ſchlichtes, unbekümmertes Weſen, das auf die äußeren Formen des geſelligen Umgangs wenig Werth legte, ihn Schmeicheleien weder ausüben noch annehmen ließ, ihn von den niedrigen Künſten der Sucht zu gelten, der heuchleriſchen Weltklugheit und des ſchnöden Eigennutzes fern hielt, und dabei die klare Sicherheit und Beſtimmtheit ſeines Urtheilens und Handelns, kamen auch ſeiner ärztlichen Wirkſamkeit zu gut. In ſpäteren Jahren verließ er, wie ſchon vor ihm Röſchlaub, das Brown'ſche Syſtem, welches durch anhaltende Erfahrung bei ihm erſchüttert worden war, doch gab er nicht zu, daß er den Sätzen deſſelben aus bloßem Irrthum angehangen, ſondern meinte, die Stimmung des menſchlichen Organismus und der Karakter der Krankheiten ſelbſt verändre ſich, und es ſei daher gar wohl anzunehmen, daß eine ärztliche Methode, die wir jetzt verwerfen müſſen, zu ihrer Zeit vollkommen zweckmäßig geweſen ſei. Den Wunderkuren, dem magnetiſchen Treiben war er ſtets feind. Gleichwohl hatte er in der Phyſik, mit der er ſich vorzugsweiſe gern beſchäftigte, die eigenthümlichſten Ideen, welche, was bei ſeiner auf Erfahrungswiſſenſchaften und Mathematik gegründeten Naturforſchung ſehr merkwürdig iſt, ihn über die Gränzen dieſer Wiſſenſchaften weit hinausführten, und ihn demjenigen näherten, was ihm als Myſtik ſonſt verhaßt war.

Die Zeit der franzöſiſchen Bedrückung ſtörte Erhard's beginnenden Wohlſtand ſehr; die Zerrüttung ſo vieler Verhältniſſe, die Unſicherheit anderer, die Unvereinbarkeit ſo mancher fremden eindringenden und dawider aufgeregten einheimiſchen Richtungen mit ſeiner beſtimmten Denkweiſe, alles dieſes wurde ihm Grund zu vielfacher Unzufriedenheit. Um ſo lebhafter nahm er in der Folge Theil an den großen Ereigniſſen, welche die Wiederherſtellung Preußens, Deutſchlands bewirkten, und auch ihn dem preußiſchen Leben, das wieder mit dem ſüddeutſchen zu vertauſchen er wohl in einigen Augenblicken verſucht geweſen war, nun für immer feſt verbanden. Eine Anſtellung im Staatsdienſte hatte er nicht geſucht; allein der ausgezeichnete Geiſt und die nützliche Thätigkeit des trefflichen Mannes blieb von Seiten des Staats nicht unberückſichtigt. Im Jahre 1817 wurde er zum Mitgliede der medizinischen Ober-Examinations-Kommiſſion ernannt, im Jahre 1822 zum Ober-Medizinalrath. Sein redliches Wollen, ſein thätiger Eifer bewährten ſich auch in dieſem Verhältniſſe. Eine beſondere Ehrenauszeichnung widerfuhr ihm durch den König der Niederlande, der ihm, als ſeinem bewährten Arzte, aus eigner Bewegung den Ritterorden vom belgiſchen Löwen verlieh, welchen anzulegen ſein gnädigſter Landesherr ihm huldreichſt erlaubte. Seine zunehmende Praxis ließ ihm wenig Zeit mehr zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten; auch liebte er das Schreiben immer weniger. Doch gab er noch im Jahre 1821 ſeinen Aufſatz über die Alleinherrſchaft in neuerer Bearbeitung und vermehrt mit geiſtreichen Abhandlungen über Ritterthum, Bürgerthum und Mönchthum heraus. Ein durch dieſe Schrift veranlaßter Brief, worin er mit freier Aufrichtigkeit den geäußerten Einwendungen ſeines Kritikers Buchholz völlig Recht gab, iſt das Letzte, was unter ſeinem Namen im Druck erſchienen iſt.

Allzufrüh entriß den trefflichen Mann ſeinem vielbeſchäftigten Leben und ſegensreichen Beruf ein Schlagfluß, der ihn am 25. November 1827 während eines Gaſtmahls im Thiergarten, wo die ſchon kalte Jahreszeit doppelt empfindlich war, unerwartet traf, und trotz aller angewandten Hülfe ſchon am 28. tödtlich wurde. Die Heiterkeit ſeines Gemüths, die ruhige Klarheit ſeines Sinnes, die Eigenheit ſeiner Denkweiſe, zeigten ſich hier bis zuletzt ganz als dieſelben, die ſie während ſeiner kräftigſten Lebenszeit geweſen waren. Als er zu ſeiner in der Gertraudenſtraße gelegenen Wohnung zurückgefahren worden, und man den Wagen rühmte, der den Kranken nicht geſtört, ſo gut wie gar keine Bewegung gemacht habe, fuhr der vermeintlich Betäubte tadelnd auf und ſagte: „Sie wollen ſagen Erſchütterung; denn bewegt muß er ſich haben, ſonſt wär' ich nicht hier, ſondern noch im Thiergarten.“ Später, als man ihm die Anweſenheit des Arztes Dr. Casper meldete, verſetzte er mit ironiſchen Lächeln: „Caspar, Melchier und Balthaſer, die ſind mir alle gleich, ich glaube ſchon längſt an keinen von ihnen.“ Erſt am dritten Tage verließ ihn das Bewußtſein, und er entſchlummerte ruhig und ſanft. Er ſtarb mit dem Troſte des Rechtſchaffenen; die gefaßte Hingebung in den Willen des Höchſten hatte ihn ſchon immer auf ſeiner Bahn begleitet. Sein Leichenbegängniß gab die große Anzahl und die innige Trauer ſeiner Freunde und Verehrer zu erkennen. Er hinterließ einen Sohn und zwei Töchter, ſämmtlich verheirathet, und acht Enkel; ein würdiger Familienkreis, in deſſen Mitte er ſeine glücklichſten Stunden zugebracht. Auch die Gegenwart einer Schweſter, in welcher ein dem ſeinigen verwandter Karakter ihn mit großer Innigkeit anſprach, hatte ſeinen letzten Lebensjahren erhöhte Annehmlichkeit gegeben. Seine Frau war nach langwieriger Kränklichkeit ſchon vor mehreren Jahren ihm vorangegangen. Daß ſie häßlich und ungebildet war, hat Baggeſen's Brief ſchon ausgeſprochen, ſie war aber dabei ſehr lebhaft, putzſüchtig, und wünſchte den Männern zu gefallen. Da neben dieſer Frau die Vorzüge anderer um ſo heller glänzten, und Erhard für weibliche Eindrücke nicht ſo unempfindlich war, als er es in Kopenhagen ſcheinen wollte, ſo gab ihr dies häufigen Anlaß zur Eiferſucht, die ſich häßlich und lärmend äußerte. Wurden ihre Zänkereien gegen ihn oder gegen die Kinder und Dienſtboten allzu heftig, ſo nahm er die Keifende wohl bei der Hand und führte ſie vor den Spiegel, damit ſie ſähe, wie ſolche Wuth ſie noch häßlicher machte. In einer Nacht ſtarb ſie unerwartet in Folge eines Schlagfluſſes an des Gatten Seite, der die kurzen Sterbensaugenblicke ſorgſam beobachtete, ſich von ihrem Tod überzeugte, dann ſich umdrehte, und neben der Abgeſchiedenen ruhig wieder einſchlief, und am anderen Morgen, da er zur gewohnten Stunde aufſtand, den Kindern mittheilte, daß ihre Mutter geſtorben ſei. Er hatte nicht unnütz in der Nacht Lärm erregen wollen, da kein vernünftiger Zweck dies gebot! —

Nach dem Tode ſeiner Frau ſchrieb er den 25. September an ſeinen Freund Oſterhauſen: „Den Brief von meiner Frau an Dich, den Du erwähnſt, möchte ich doch einmal leſen; doch hat es Zeit bis ich nach Nürnberg komme. Dieſe Frau hätte mich ſehr glücklich machen können, wenn ſie mich nicht auf eine Art behandelt hätte, die kein Mann ertragen kann, und eine Gemeinheit gezeigt hätte, die ihre Briefe nicht ahnden laſſen. Sie war die einzige Frau, in die ich im eigentlichen Sinn verliebt war; ſonſt hätte ich der Sache, wie es klug geweſen wäre, im Anfang meines hieſigen Aufenthalts ein Ende gemacht; auch würde ich es vielleicht doch nicht ertragen haben, wenn nicht Madame Ephraim, die von meiner Frau ungerechterweiſe ſehr beleidigt wurde, mich davon abgehalten hätte.“

Ueber Erhard's perſönlichen Karakter herrſcht bei Allen, die ihn kannten, nur Eine Stimme. Als tiefſten Grund aller ſeiner Anſichten, ſeines Strebens und Wirkens müſſen wir die ſtrengſte Sittlichkeit angeben, auf die er alles zurückführte; ſein ganzes Denken und Trachten blieb unter allen Umſtänden zuerſt auf Wahrheit und Recht hingewandt, verbunden mit der ächteſten Menſchenfreundlichkeit, die er wohlwollend und uneigennützig, aber auch fern von aller gleißneriſchen Ziererei, für alle ſeine Mitbrüder hegte und bewies, deren Tauſende in ihm nicht bloß den geſchickten Arzt, ſondern auch den bewährten Freund und Rathgeber, den gütigen Wohlthäter ehrten. Sein großer Verſtand, ſeine unermeßliche Gelehrſamkeit, ſein freundlicher, anſpruchloſer und doch — könnte man ſagen — ſtolzer Sinn machten ſeinen Umgang eben ſo lehrreich als anziehend. Seine Anſichten, von eignen Geſichtspunkten ausgehend und mit geiſtreicher Dialektik vorgetragen, entfernten ſich meiſt auffallend von den herrſchenden Tagesmeinungen, denen er ſelten beiſtimmte, und auch dann nur aus Gründen, die faſt ihm allein gehörten. Wie oft er auch durch ungewöhnliche Kombinationen überraſchte, ſo fand man doch bei näherer Prüfung ſtets einen feſten Gedanken in ihm dafür zum Grunde liegen, denn ein bloßes Spiel willkürlicher Verknüpfungen war ihm verhaßt. Wenn er z. B. anmerkte, wie viele und große Mühe ſich die Menſchen zu geben pflegen, nur um nicht zu arbeiten, ſo wirkte die Sache ſelbſt in ihm den Witz, welchen das Wort hier ausdrückt. In ſeinen letzten Jahren verſicherte er öfters mit Stolz, daß ſein ganzes Streben dahinginge, aus allen ſeinen Handlungen jeden von der Gottheit hergeleiteten Beweggrund entfernt zu halten, ſein Leben in dieſem Sinne nur vernunftgemäß, aber völlig gott-los zu machen, denn die Einmiſchung Gottes in gemeinſchaftliche Dinge, wo bloß vernünftige Zwecke und Pflicht und Recht entſcheiden müßten, ſei ein großer Mißbrauch und führe zu den verderblichſten Abwegen.

Von ſeinen Eigenheiten im Leben pflegte ſchon Schiller zu erzählen; unter anderm, daß er in Nürnberg, als ihm durch Erbſchaft ein kleines Haus zugefallen, beim erſten Hineintreten nichts Eiligeres zu thun gehabt, als gleich in die Küche zu gehen und auf dem Herde Feuer anzuzünden, um durch dieſe Handlung recht eigentlich ſein Beſitzergreifen auszudrücken. Unter ſeinen vielen ſcharfen Paradoxen hatte er auch dieſes: „Ich habe mich immer wundern müſſen, was für einen Abſcheu die Menſchen vor der ewigen Seligkeit haben.“

Von Napoleon ſagte er: „Er hat den Karakter eines böſen Weibes mit der Energie eines Mannes.“

Einmal rief er aus: „Was kann das heißen, eine rechtmäßige Regierung? Die Rechtmäßigkeit der Herrſcher? Wenn man dies einmal erſt unterſucht und bezweifelt, dann iſt es ſchon ſo gut, als wäre ſie unrechtmäßig!" Mehr als alle Gelehrſamkeit und Bildung war ihm der ſchlichte geſunde Menſchenverſtand lieb und werth; ihn auszubreiten und aufzuſuchen ermüdete er nie; daher ſuchte er ſeine Erholung gern an ſolchen Orten, wo ſich bei mäßigen Abendgenüſſen einfache Bürgersleute zuſammenfanden, deren zwangloſe Unterhaltung nicht nur von ihm gewann, ſondern auch ihm ſelbſt manchen Gewinn treffenden Urtheils und richtiger Einſicht wiedergab. Auf dem Nikolaikirchhofe war der Bierkeller, den er zuletzt regelmäßig beſuchte, wenn keine anderweitige Geſellſchaft ihn anzog. Alles was den Verkehr, die Gewerbe, die Sitten und Kenntniſſe des unteren Volkes betraf, hatte für ihn den größten Reiz. In dieſer Hinſicht dürfte er wohl mit Franklin verglichen werden, dem er auch in religiöſer Denkart und Empfindungsweiſe ähnlich war. Bemerkenswerth iſt es, daß der Kirchenglaube, die Myſtik, der Magnetismus, und was er ſonſt verneinte, dennoch große Wirkung auf ihn hatte. Die geiſtlichen Sprüche des Angelus Sileſius entzückten ihn, und er ſagte deren viele auswendig, in welchen er oft nur einen ſolchen Inhalt zu finden glaubte, der ſeinen eignen Meinungen zuſtimmte; aber dieſe, wie ſchroff ſie auch häufig erſchienen, vereinten ſich in ihm mit den frömmſten, kindlichſten Ueberzeugungen, die er in bewegten Stimmungen gern und innig ausſprach.

Verzeichniß der Schriften Erhard's.

Idea organi medici. Dissertatio inauguralis. Altorf, 1792. 8.

Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution. Jena, 1795. 8.

An Herrn Friedrich Nicolai. 1798. 8.

An Jean Paul mit einer Einlage an Herder. 1800. 8.

Theorie der Geſetze, die ſich auf das körperliche Wohlſein beziehen, und der Benutzung der Heilkunde zum Dienſt der Geſetzgebung. Tübingen, 1800. 8.

Ueber die Einrichtung und den Zweck der höhern Lehranſtalten. Berlin, 1802. 8.

Ueber freiwillige Knechtſchaft, Alleinherrſchaft, Ritterthum, Bürgerthum und Mönchthum. Berlin, 1821. 8.

Prüfung der im 26. Stück der Allgemeinen Litteraturzeitung enthaltenen Beurtheilung der Reinholdiſchen Elementarphiloſophie. (In Reinhold's Fundament der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Jena, 1791.)

Mimer und ſeine jungen Freunde. (In Schiller's Thalia. St. 12. 1791, und Neuer Thalia, St. 7. 1793.)

Ueber die Alleinherrſchaft. (In Wieland's teutſchem Merkur, 1793. St. 3. 4. 12.)

Verſuch einer ſyſtematiſchen Eintheilung der Gemüthskräfte. (In Wagner's Beiträgen zur Anthropologie, Bd. 1.)

Verſuch über die Narrheit, beſonders ihre erſten Anfänge. (Ebend.)

Verſuch über die Melancholie. (Ebend. Bd. 2.)

Das Leben Newton's. (In Göſchen's hiſtoriſchem Kalender für Damen. (Leipzig, 1794.)

Verſuch für Aufklärung über Menſchenrechte. (In Snell's philoſophiſchem Journal, St. 4. 1793.)

Apologie des Teufels. (In Niethammer's philoſophiſchem Journal, 1795. Hft. 2.)

Arkeſilas. Ein Fragment über die Heilkunſt. (In Wieland's teutſchem Merkur, 1795.)

Die Idee der Gerechtigkeit als Prinzip einer Geſetzgebung betrachtet. (In Schiller's Horen, 1798. St. 7.)

Ueber das Prinzip der Geſetzgebung, inſofern der Inhalt der Geſetzgebung dadurch beſtimmt wird. (In Niethammers philoſophiſchem Journal, 1795. Hft. 8.)

Ueber die Unſchuld und den Stand der Unſchuld. (Ebend. Hft. 9.)

Ueber die Gallerie des Shakſpeare. (Im Journal für bildende Kunſt, Nürnberg, 1796. Hft. 1. 2.)

Ueber die Möglichkeit der Heilkunſt. (In Röſchlaub's Magazin, Bd. 1. Hft. 1. 1799.)

Verſuch eines Organons der Heilkunde. (Ebend. Bd. 2. Hft. 1. Bd. 3. Hft. 1.)

Ueber Sinnloſigkeit und Raſerei. (In Hufeland's Journal der praktiſchen Heilkunde, 1801.)

Rezenſionen von 1792—1799 in der Allgemeinen Litteraturzeitung, in der Würzburger und in der Salzburger gelehrten Zeitung; inſonderheit bemerkenswerthe über folgende Bücher:

Verſuch einer Moralphiloſophie von Karl Chriſtian Erhard Schmidt. Zweite Ausgabe. Jena, 1792. (In der Allgem. Litt. Zeitung.)

Fichte's Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution. 1793. (In Niethammer's philoſophiſchem Journal.)

Die Religion innerhalb der Gränzen der reinen Vernunft, vorgeſtellt von Immanuel Kant. Königsberg, 1794.

Verſuch über das Vergnügen von Lazarus Ben-David. Wien, 1794.

Ueber Religion als Wiſſenſchaft zur Beſtimmung des Inhalts der Religionen und der Behandlungsart ihrer Urkunden. Neuſtrelitz, 1795.

Ueber das Ich als Grundgeſetz der Philoſophie, von Schelling.

I.

Liebesneigung.

Briefe des ſiebzehnjährigen Jünglings Erhard an ſeinen Freund Oſterhauſen, der ſchon auf der nahen Univerſität ſtudirt, eröffnen die Reihe. Sie ſind um ſo merkwürdiger, als der Schreiber damals dem äußeren Stande nach nichts weiter als ein junger Handwerker iſt, der vor allem ſeine Arbeit thut, daneben aber in ſeinem Geiſt und Herzen das vornehmſte Leben führt, und aus eignen, alleinigen Kräften, in fortgeſetzten ſchwelgeriſchen Genüſſen, eine Bildung erreicht, deren eine begünſtigtere Stellung zur Welt unter beeifertem, vielfachen Mitwirken noch ſich zu rühmen haben könnte. Von dieſer erſten Geſtalt ſeiner anhebenden Entwickelung bleibt Erhard's ganzes folgendes Leben bezeichnet, die Art ſeines Geiſtes und ſeines Gemüths, ſeine Handlungs- und ſeine Erſcheinungsweiſe, alles nimmt und behält von daher ſein Gepräge. Er iſt ein Autodidaktus im vollen Sinne, den das Wort haben kann; er genießt und leidet alle Bedingungen dieſer ausgezeichneten und in ihrem Werthe gleichwohl oft zweifelhaften Eigenſchaft. Selten werden uns von einer ſolchen Laufbahn ſo frühe Urkunden geboten, die mit den ſpäteſten noch ſo ſehr übereinſtimmen. Aber wenn dieſe Briefe vor allem das perſönlich Karakteriſtiſche darlegen, ſo müſſen ſie demnächſt doch wieder auch darin gelten, was ſie als Ausdruck ihrer Zeit ſind. Dieſes Allgemeine damaliger deutſcher Gemüthswelt ſtrömt gewaltig in dieſen Beſonderheiten. Denn wenn auch in jedem Jugendgeſchlecht ein Streben ſich wiederholt, welchem das Mißverhältniß des Wollens und der Stoffe immer einen ähnlichen Karakter verleiht, ſo iſt doch dieſes ſittlich-geiſtige Verarbeiten der kleinſten Begebniſſe, dieſes Erörtern der Begriffe, dieſes Abfragen und Sichten der Gefühle, dabei das Trockne, Einfarbige, der bei allem redlichſten Bemühen unzulängliche Ausdruck, ganz entſchieden jener Zeit angehörig, wo der Verſtand der Deutſchen und ihre Empfindſamkeit aus trüber Vernachläſſigung mühſam zu neuer Bildung aufrangen.

Die Art, wie hier Philoſophie und Liebesneigung gleiches Schrittes in den Jünglingen ſich entfalten, erhöht durch wechſelſeitige Rückſtrahlen den Glanz jeder einzelnen von dieſen beiden Richtungen. Wir gewinnen dabei den Vortheil, mit dem Bilde der Hauptperſon auch eine weitere Umgebung derſelben zu erſehen, ja mit einem Theile des bürgerlichen Lebens von einer Seite bekannt zu werden, die ſich in ſolch urſprünglicher Geſtalt ſelten dem Beobachter darbietet. Dieſe vielfachen höheren Beſtrebungen und dieſe gebildeten Verhältniſſe in einer Klaſſe, die im Ganzen auf Bildung wenig Zeit zu verwenden und Anſpruch zu machen hat, beſtätigen die günſtigſte Verſtellung von unſerem deutſchen Mittelſtande, der von jeher in ſich die beſten Eigenſchaften der Nation hegte, und während einer langen Zeit faſt allein bewahrte. Zugleich dürfen wir die treuherzige Sitteneinfalt dieſer guten damaligen Reichsſtadt preiſen, in welcher ohne fremde wie ohne eigene Bedenklichkeit die reizenden Bürgermädchen mit den muntern Jünglingen harmloſen Umgang pflegen, und weder an ſchönen Sommerabenden einſamen Spaziergang, noch bei anderer Gelegenheit zeugenloſen Beſuch ſcheuen, dagegen aber auch in freimüthiger Zärtlichkeit vor Freunden und Aeltern weder Zwang noch Arg finden. Zwar bleibt auch hier, ſobald erſt Aufmerkſamkeit oder gar Neid erregt wird, die ſchlimme Nachrede nicht aus, und ſtiftet Verdruß und Hinderniß, aber die Neigungen gewinnen in ſolchen Störungen oft nicht weniger, als ſie verlieren können, und ein tüchtiger Karakter weiß auch zu trotzen. Der junge Philoſoph, im Gedränge dieſer mannigfachen, theils wirklichen, theils nur als möglich gedachten Liebeshändel, nimmt ſich übrigens wunderlich genug aus, und man erachtet leicht, wie bei dem ungemeinen Erfolg und herrſchenden Anſehen, die ihn begleiten, manche üble Verwickelung eintreten könnte, wäre nicht ſein Sinn rein und ſtark vor allem auf Sittliches und Edles geſtellt.

---

1. An Johann Karl Oſterhauſen.

Nürnberg, den 5. Oktober 1783.

Beſter Freund!

Am Tage, da ich dich verließ, da war der Abend ſo ſchön, als ich je einen geſehen hatte, aber es begriff es nur mein Verſtand; es ſcheint, als wenn ich ohne dich nicht empfinden könnte, daher findet dieſe Periode ſein Ende, und ich werde dich mit Gegenſtänden des Verſtandes unterhalten müſſen. Baco habe ich angefangen zu leſen; die tiefe Einſicht dieſes Mannes ſetzt mich beinahe in Erſtaunen. Als ich die erſte Seite las, wollte ich dir die ſchönſten Stellen mittheilen, da ich aber weiter las, fand ich, daß ich das ganze Buch dir auf dieſe Art in Briefen abſchreiben müßte. Doch nur eine zur Probe; er beantwortet Einwürfe gegen den Nutzen der Wiſſenſchaften: „Namque eos, qui autumant, nimiam scientiam inclinare mentem in atheismum, ignorantiamque secundarum causarum pietati erga primam obstetricari: libenter compellarem Jobi quaestione, An oporteat mentiri pro Deo, et ejus gratia dolum loqui conveniat, ut ipsi gratificemur? Liquet enim, Deum nihil operari ordinario in natura, nisi per secundas. Cujus diversum credi si vellent, impostura mera esset, quasi in gratiam Dei, et nihil aliud, quam authori veritatis immundam mendacii hostiam immolare. Quia potius certiſſimum est, atque experientia comprobatum, leves gustus in philosophia movere fortaſſe ad atheismum, sed pleniores haustus ad religionem reducere.“*) — Sein Styl iſt überaus gedrungen, er braucht viele neue Wörter, und alte oft in neuer Bedeutung, dies macht das Leſen deſſelben ein wenig ungeläufig.

In dem erſten Theil der Briefe über die neueſte Litteratur wird einer ſchönen deutſchen Geſellſchaft in Altorf gedacht. Das Unglück brachte ihnen ein Carmen auf die Fräulein Regina Thomaſius in die Hände. Die Stelle, die ſie zur Verherrlichung dieſes Gedichts anführen, iſt folgende:

Verdienſte krönen dich. Sei froh, o Gönnerin,
Die Muſen Frankenlands belorbeern deinen Scheitel,
Sei ihrem Helikon hinfort die Königin,
Wie du Regina biſt. Solch Lob iſt niemals eitel.

Sonſt kann ich dir dieſesmal nichts Merkwürdiges ſchreiben, denn am Donnerſtag ging ich fehl, es war mir aber völlig unbedeutend. Wenn du zu Hrn. Prof. Jäger kommſt, ſo vergiß nicht, das Kompliment des Herrn von Grundherr zu vermelden. Ich bin und werde es in Ewigkeit bleiben, dein aufrichtiger und zärtlicher Freund

J. B. Erhard.

2. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 14. Oktober 1783.

Theuerſter Freund!

Angenehmer wurde ich noch nicht getäuſcht, als in deinem Briefe; ich faßte meine ganze Aufmerkſamkeit zuſammen, um den vortrefflichen Gedanken, den du mir verſprachſt, in ſeiner ganzen Stärke und Ausdehnung zu faſſen, und ſiehe, es war dann ein Gedanke, den ich ſchon hinlänglich gefaßt hatte, die Unterſchrift aber, auf die ich alsdann meine Augen richtete, gab ihm allen Reiz, den nur das Erhabene, Neue und Wahre einem Gedanken geben kann. Ganz begeiſtert war ich, ihr Bild verdeckte der Glanz ihrer edlen Geſinnungen, aber — dachte ich — es iſt ja nur geſchrieben und nicht ausgeübt, und zudem bin ich ja nicht perſonifizirte Tugend und Rechtſchaffenheit, daß ich mich deßwegen etwas zu getröſten hätte. Die Beichtveſper fiel mir ein, und womit ich mich darinnen beſchäftigen wollte. Ich wählte die praktiſche Philoſophie, und wie dir ſchon bekannt iſt, daß, wenn ich einmal über einen Gegenſtand nachdenke, nichts Geringeres daraus wird, als ein ganzes Syſtem; ſo geſchah es auch jetzt. Die Erklärung, die ich zum Grunde legte, war dieſe: di: praktiſche Philoſophie iſt die Lehre von dem Gebrauch unſerer Freiheit zu unſerer Glückſeligkeit.

---

*) Francisci Baconis de dignitate et augmentis scientiarum lib. I. (Lugd. Batav. 1645. p. 12.)

In der Frühmeß ſahe ich Jungfer Kraftin; das Mäd-

In der Frühmeß ſahe ich Jungfer Kraftin; das Mädchen will mir doch gar nicht aus dem Sinn. N. B. mein Syſtem ging aber dennoch ſeinen Gang fort.

Dieſe Woche beſchäftige ich mich mit Sulzer's Theorie; ich will dir einige Stellen, die dir vorzüglich gefallen werden, mittheilen. Auch aus Baco muß ich dir ein Urtheil über die Scholaſtiker anführen, das du ſehr begründet finden wirſt: „Hoc genus doctrinae minus sanae et se ipsam corrumpentis“ etc.*).

Den 17. Oktober.

Geſtern erhielt ich deinen Brief und las ihn mit Vergnügen. Daß dich die Entfernung nicht ſogleich von deiner Liebe heilte, vermuthete ich, dennoch aber muß ich geſtehen, daß es mir ſehr ärgerlich iſt; du kannſt mir wegen meines Bekenntniſſes mit Jungfer Kraftin keinen Vorwurf dagegen machen, man hat mich ja noch nicht durch Meineid betrogen, wie dich; keine Rache auszuüben, das iſt edel; zu verzeihen, das iſt billig; aber von einer treuloſen und ſtolzen Perſon abzuhängen, das iſt kriechend und unbeſonnen.

Was du mir von Jungfer Haaſin ſchreibſt, iſt ihrem Karakter gemäß, und gewiß hat ſie keine andern Abſichten, als die du vermutheſt; aber dennoch traue ja niemand mehr Tugend zu, als dir ſelbſt, und verlaß dich nicht darauf, daß dich Hinderniſſe, die dir jemand anders als du ſelbſt in den Weg legen könnte, abhalten ſollten, unedel zu handeln. Mit dem Verlieben ſei nicht mehr ſo geſchwind, betrachte deinen Gegenſtand in der Nähe und von allen Seiten, und dann, wenn er auch werth iſt dir zu gefallen, dann bedenke noch, ob Anfang und Ende ſich gleich ſein könnten.

---

*) Baco I. p. c. 45.

Verzeihe die Kürze meines vorigen Briefes; es war nicht meine Schuld, ſondern der Hinderniſſe, die mir die Zeit wegnahmen, die ich dir beſtimmte, und ſo oft ich dir ſchreiben wollte, war mir nur der ſelige Gedanke erlaubt, ich habe einen Freund, den ich aufrichtig liebe.

J. B. Erhard.

3. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 14. November 1783.

Liebſter!

Geſtern, Freund, war ein Tag, wo ich mich, mit Vergeſſung aller meiner Philoſophie, in den kühnſten Schwung ſchwärmeriſcher Ideen verſetzte; eine kleine Gelegenheit, worüber ich mich, nach der Stimmung, die ich dieſe ganze Woche hatte, etwas ärgerte, war die Urſache dazu; es iſt nicht der Mühe werth, daß ich ſie dir ſchreibe, denn ich weiß ſie beinahe nicht mehr. Nun aber zur Sache. Ich kam in eine ſolche Verwirrung, daß ich die wunderlichſten Verſuchungen hatte; z. B. ich wollte von hier wegreiſen und nicht mehr wiederkommen; es fanden ſich aber dennoch verſchiedene Schwierigkeiten dabei, denn mein Verſtand iſt niemals geſchickter, alle Hinderniſſe bei einer Sache einzuſehen, als wenn mich die ſtärkſte Leidenſchaft dazu hinreißt; — ſo biſt du keiner Leidenſchaft fähig, würde ein Philoſoph mich hier unterbrechen, — ich habe vielleicht etwas zu übereilt geurtheilt, würde ich eingeſtehen.

Verſchiedene Begebenheiten, die ich mir auf meiner Reiſe phantaſirte, gaben meinen Vorſtellungen einen Heraklitiſchen Schwung; ich ging die Leiche, die in meiner Nachbarſchaft war, vorbei und zu Herrn Zwinger, läutete zweimal an, und da mir nicht ſogleich aufgemacht wurde, ging ich wieder fort, wieder zur Leiche, und in die Lorenzer Kirche; ich ärgerte mich daſelbſt, weil ich anſtatt feierlicher Stille, die ich vermuthete, meiſtens Scherz antraf; dann ging ich wieder zu Herrn Zwinger, und zeichnete ſo gut, als ſonſt in der ruhigſten Verfaſſung kaum geſchieht; darauf ging ich auf die Hauptwache zu Herrn von Grundherr und blieb bis um 10 Uhr; ich trank daſelbſt ſechs ſtarke Gläſer Waſſer aus, oder gar noch mehr; wie ich zu Hauſe ging, da tobte und ſauſte der Wind und drohete der Sturm; dadurch bekam ich Anleitung romanhaft zu denken; dieſe Gedanken blieben, außer den Betrachtungen, die ich ſchon über den geſtrigen Tag anſtellte, die herrſchenden bis in den Schlaf, der ſich trotz des Kopfwehes meiner bemächtigte.

Kopfwehes meiner bemächtigte.

Zürne nicht, mein Beſter, daß du Thorheiten leſen mußt, es kommt vielleicht ein andermal zur Abwechslung etwas Vernünftiges. Ich bin dein

Freund.

4. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 24. November 1783.

Theuerſter Freund!

Zuerſt, ehe ich dir was anders ſchreibe, iſt eine kleine Betrachtung über den erſten Abſatz deines Briefes nöthig. Das höchſte Gut, ſprichſt du, wäre Freundſchaft und Liebe; wir wollen ſehen, mit welcher Einſchränkung dieſes gilt; kein höheres Glück können wir erlangen als den ungehinderten Fortgang von einer Vollkommenheit zur andern, oder mit Einem Wort, die Seligkeit; keine Mittel können uns alſo der Seligkeit nähern, als diejenigen, die uns durch ihren Genuß eine Stufe höher bringen, ohne nach demſelben uns wieder zurückſinken zu laſſen. Die Vergnügungen der Sinne werden ſchon hier ſehr vieles gegen die geiſtigen verlieren; die ſinnlichen Vergnügen ſind einem angenehmen Spazierweg ähnlich, wo man aber, wegen ſeiner Kürze, beſtändig wieder umkehren muß, die verſtändigen aber einer Reiſe von einer ſchönen

Gegend zur andern. Der rechte Gebrauch unſerer Geiſteskräfte iſt alſo der nächſte Weg zur Tugend, denn unter Tugend verſtehe die Mittel, die uns der Seligkeit nähern; der Gebrauch unſerer Fähigkeiten muß daher durch die Tugend beſtimmt werden; ſie iſt, inſofern ſie ſubjektiv betrachtet wird, die gehörige Einſchränkung in den Vergnügen und Handlungen, die uns nicht unmittelbar vollkommener machen, und die Bemerkung und Benutzung aller Gelegenheiten, die etwas dazu beitragen können; man ſiehet jetzt wohl, daß es nicht ſo leicht iſt, wie ſich Manche einbilden, tugendhaft zu ſein, und daß mehr dazu gehöre als ein bischen Religion und bon sens.

Da alſo die Tugend unſer höchſtes Gut auf dieſer Welt iſt, denn die Seligkeit ſelbſt können wir hier nicht erlangen, ſo müſſen wir alles darnach ſchätzen, nachdem es mehr oder weniger dazu beiträgt. Nichts aber kann mehr dazu beitragen,

weniger dazu beiträgt. Nichts aber kann mehr dazu beitragen,

als wenn wir unſere Fehler Andern anvertrauen, und die Mittel dagegen mit mehr Ueberlegung, als wir uns ſelbſt gelaſſen hätten, ausforſchen können; wenn wir unſere Situationen durch Hülfe Anderer mit mehr Beobachtungsgeiſt, als unſerm eigenen, betrachten können, und dadurch fähig ſind, alles zu entfernen, was uns von der Tugend abziehen, und alles zu benutzen, was uns ihr nähern kann; dazu wird von Menſchen gegen Menſchen Treue und Aufrichtigkeit gefordert, welche von Liebe und Freundſchaft unzertrennlich ſind. Freue dich, Freund! Vernunft ſpricht für Freundſchaft und Liebe, Wir und Andere können glücklich ſein. Wie viel Thätigkeit des Geiſtes muß erſtickt werden, wenn wir keinen Freund haben, dem wir unſere geheimſten Regungen offenbaren können? Wie viel Tugend muß unausgeübt, wie viel Laſter unvermeidet bleiben, wenn wir keinen Freund, keine Geliebte haben, deren Beifall uns über das Lob und den Tadel des großen Haufen wegſetzt? Du haſt mithin, Freund, nur alsdann Recht, daß Liebe und Freundſchaft unſere größte Glückſeligkeit ſind, die wir genießen können, wenn Tugend unſer höchſtes Gut iſt; ein Menſch, der ſich, ohne dieſe erhabnere Ausſicht, dem Genuß der zärtlichſten Liebe und Freundſchaft völlig überläßt, iſt weder der aufrichtige, unerſchütterliche, Freund, noch der freimüthige, ſtandhafte Liebhaber, ſondern ein feinerer Wollüſtling.

Zur Vergeltung der Beſchreibung deiner Phantaſie will ich dir die meinige ſchildern; ſie iſt oft in Streit mit meiner Vernunft, ihr Hauptgegenſtand iſt Jungfer Kraftin; ich höre immer weniger Gutes von dieſen beiden Schweſtern, und doch ſteift dies meinen Vorſatz mehr, als daß es ihn erſchüttern ſollte; ich bin immer mehr entſchloſſen, ſie bei nächſter Gelegenheit anzureden, und ihr Betragen gegen mich macht mich beſtändig dreiſter, aber meine Vernunft will das Ding immer nicht ganz gut heißen. Jungfer T— liegt bei der Sammlung von unausführlichen Projekten, in meiner Phantaſie iſt ſie ganz vergeſſen. Dabei beſchäftigt ſich meine Phantaſie auch mit andern Gegenſtänden: dieſe ſind aber allezeit ſolche, wo zur Beſänftigung oder Erhitzung Reden müſſen gehalten werden; lebt' ich in den Zeiten des Demoſthenes oder Cicero, ich würde gewiß ein Redner werden.

Freitag Nachts träumte ich von Jungfer L—, aber ich war nur in Geſellſchaft mit ihr, jedoch mit dem größeſten Vergnügen; ihr Karakter war eine völlige Unſchuld, die doch aber das Laſter ſpekulativ kennt, um ſich davor hüten zu können; in ihrem Reden und Betragen war die größte Naivetät, mit einem Wort, ſie war ein Meiſterſtück meiner Phantaſie. — Wer den Anfang dieſes Briefs lieſt, wird gewiß nicht erwarten, daß er mit einem halben Dutzend Mädchen ſchließt. Ich erwartete es ſelbſt nicht. Leb wohl, ich bin

dein Freund.

5. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 7. Dezember 1783.

Mein Beſter!

— Am Donnerſtage fuhr ich im Nonnengarten Schlittſchuhe, Bezold kam auch dazu, vorher aber war ich ganz allein. Ich dachte über die Ausrottung der Vorurtheile nach, und fand folgende Wahrheit, die die meiſten Reformatoren ſcheinen überſehen zu haben: — Wenn man ein Vorurtheil ausrotten will, ſo muß man vorher genau unterſuchen, ob es nicht irgend eine Triebfeder zu einer bürgerlichen oder chriſtlichen Tugend abgiebt, und dann muß man etwas aufſuchen, das das Volk eben ſo wohl zu dieſer Tugend verbindet, aber kein Vorurtheil iſt; hernach erſt iſt man im Stand, es mit ſeiner Wurzel auszureuten; vielleicht liegt hierin der Grund, warum in unſern ſogenannten aufgeklärten Zeiten die Sitten beinahe verderbter ſind als in den düſtern, und gewiß, wenn man das Menſchenverkaufen und andre Handlungen großer Herren mit den Menſchenopfern und andern Grauſamkeiten der alten Zeit vergleicht, ſo wird man dieſen Unterſchied finden, daß dasjenige, was vormals aus vermeintem heiligen Religionseifer und Unwiſſenheit geſchah, jetzt aus ſchändlichem Eigennutz und ſchwarzer Bosheit geſchieht.

— In der Kirche hörte ich einen Choral von Gruber geſetzt, den man wirklich rührend nennen konnte, nur waren die Zwiſchenſpiele der Inſtrumente manchmal etwas zu lang, und der Violiniſt verdunkelte durch ärgerlich angebrachte Manieren die ſehr ſchöne Melodie. Die Lieder, die von dem ſeligen Herrn Herold ſelbſt ſind, verdienten in das Geſangbuch aufgenommen zu werden, ſie ſind ganz in dem traulichen Ton eines ſicher hoffenden Chriſten. Lebe wohl, ich bin dein Freund

J. B. Erhard.

6. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 9. Januar 1784.

Dein verdrießlicher Zuſtand, theuerſter Freund, rührte mich, da ich ihn las; ich wünſche jederman, und alſo um ſo viel mehr dir, mein Beſter, einen heiteren Sinn und ein zufriedenes Herz. Aber, mein Liebſter, ich hoffe nicht, daß dieſer Zuſtand lange dauern ſoll; ſobald du wieder die Wahrheit in einer neuen, dir noch unkennbaren Geſtalt erblickſt, ſobald wirſt du deine ſtille Fröhlichkeit wiederbekommen, und wie bald iſt bei deinem Fleiß dieſes zu hoffen!

Aber wie du das gütigſte Geſchenk der Vorſehung, die heitre Zufriedenheit, wieder bekömmſt, ſo verzeihe, wenn ich dir hier eine Sittenlehre herſchreibe, die du ſchon weißt, vielleicht beſſer ausdrücken kannſt als ich, die dir aber aus dem Munde eines Freundes doch nicht unangenehm ſein wird; ſie iſt folgende: Gott giebt jedem Menſchen ſein Maß von Freude, aber ihm ſelbſt überläßt er ſie in dem Raume ſeines Lebens zu vertheilen; den Verſchwender irdiſcher Güter beſtraft die Armuth, und den Verſchwender der Freude die Traurigkeit. Ich rede hier für die Zukunft, und es iſt noch keine Anwendung auf dich zu machen.

Daß du Link affektirt findeſt, iſt vielleicht meine Schuld; ich bin gänzlich überzeugt, daß du mich für deinen Freund hältſt, ich ſuche daher keine Gelegenheit, dir es zu zeigen, als wenn ſie ſich natürlich darbietet; ein Anderer, der ſich darin noch nicht völlig für überzeugt hält, giebt ſich mehrere Mühe; ich bin deiner Freundſchaft gewiß, ich ſuche ſie daher nicht dadurch zu verſtärken, daß ich dir vieles Beſondere, das mich vor Andern auszeichnet, bemerken laſſe; vergleicheſt du nun Link mit mir, ſo kann er ſehr leicht affektirt ſcheinen.

Mit Herrn von Grundherr war ich heute und Mittwochs in Geſellſchaft, er iſt mir immer ſchätzbarer, je näher ich ihn kennen lerne.

Meine Mutter beſſert ſich wieder, und könnte bei mehr Gemüthsruhe und Zufriedenheit ſchon geſund ſein.

Ich bin mit meinem Gemüthszuſtand ſehr zufrieden, und daraus kannſt du ſchließen, wie er beſchaffen iſt. Ich bin dein Freund

J. B. Erhard.

7. An Oſterhauſen.

Nürnberg, Anfang März 1784.

Heute früh, mein Beſter, trat unſer Strom mit ſchnellen Schritten aus ſeinen Ufern; ſeine Gewalt war Vielen ſchreckhaft und Vielen auch unglücklich; alle Stege und hölzernen Brücken ſind entzwei, außer der Trockenſteg; das Haus, zur blauen Hand genannt, iſt weggeriſſen, und vielleicht können ihm etliche folgen, das Geräthe des Landmanns und des Bürgers folgt einander auf dem Fuße nach. Ich wollte heut früh in die Akademie gehen, und ſah anſtatt des Kadavers, denn es war verſchloſſen, dieſes furchtbare Schauſpiel; ich traf Bezold an, und ging mit ihm herum; es war mir zwar angenehm, daß ich einen Begleiter bekam, es war mir aber auch hinderlich. Ich will hier, weil es Gelegenheit giebt, einige Betrachtungen über die Jungfer Kraſtin, wo er mir ein Hinderniß war, dir mittheilen. Etwas Sonderbares iſt es, daß dieſe Mädchen, nach der Reihe, alle meine Seelenkräfte beſchäftigten; erſtlich liebte ich ſie blindlings, und ſie beſchäftigten meine Phantaſie; darauf vergaß ich ſie oft, und das Gedächtniß ließ ſie mich auf's neue lieben; dann erregten ſie mehr Mitleid als Liebe, und hatten einen ſtarken Einfluß auf meinen Willen, — N. B. kein Mitleid iſt ohne Liebe möglich, merke dir's! — Jetzt denke ich heiter über ſie nach, und dazu gebrauche ich meinen Verſtand. Die Größere ſcheint mir eher Rettung fähig zu ſein, als die Kleinere, die jetzt um ſehr viel größer wird; ich wünſchte nur Gelegenheit, ſie ſprechen zu können; denn wenn ich, bei ihrem gefälligen Betragen gegen mich, noch zu ſchüchtern ſein könnte, ſo würde mir alles Herz abzuſprechen ſein; die Kleine war es aber, wo mich Bezold hinderte, die Gelegenheit zu benutzen, ſie zu ſprechen.

Nachmittag war ich ein Begleiter, nämlich der Jungfer Satzinger, welche auch Abends bei uns war; unter andern ſpielte ich auch Klavier und ſang; das Lied aus Sophie: Die Liebe dringt mit ſtarker Macht in unerfahrne Seelen u. ſ. w. ſchien ſie ſehr gerührt zu haben; ſie iſt ein Mädchen von ſehr gutem Herzen und ſehr wenig Beleſenheit, ſie verdient das beſte Schickſal, aber — wer iſt ſo großmüthig, es ihr erreichen zu helfen, oder wer wird ihr Mann, der alles Vergangene vergißt, und doch dabei edel denkt? —

Bis hieher, mein Beſter, ein andermal ein mehreres!

J. B. Erhard.

8. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 13. März 1784.

— Dienſtags war ich wieder dorten, nämlich bei Jungfer Haaſin, ich betrachtete die Kleine aufmerkſam, und ſie hat wirklich Reize, die, zum wenigſten gewöhnlicherweiſe, nur der Unſchuld zu Theil werden. Von romanhafter Grille iſt ſie völlig unangeſteckt, und ihre Affektation iſt auch meiſtentheils vergangen; würde ſie einen Jüngling finden, der ſie liebte, ſo würde ſie gewiß vor allen Abwegen bewahrt bleiben, denn jetzt iſt ihr Wandel ſehr unanſtößig. Ich würde alles thun, ſie glücklich zu machen, aber eigentlich lieben kann ich nach meinem jetzigen Gemüthszuſtand, der auch, wie ich hoffe, beſtändig bleiben wird, gar nicht; ich bin gegen alle Mädchen, die es verdienen, zärtlich, ich wünſchte mit Allen ſo vertraut zu werden, daß ich es wagen dürfte, ihnen die Wahrheit zu ſagen; denn iſt einem Mädchen wohl was ſeltner als die Wahrheit aus dem Mund eines Jünglings? Es iſt mir daher gleichgültig, welches Mädchen die Mutter meiner Kinder werden wird, wenn ſie nur die nöthigen Eigenſchaften hat, oder ich ihr dieſelben lehren kann.

Geſtern, am Freitag, ging ich auf unſern Spaziergang, — o wie ſehr iſt der verwüſtet! aus einem Pflegevater der Zärtlichkeit iſt er eine Säugamme der Melancholie geworden! — Lebe wohl und ſei deines Freundes gewiß.

J. B. Erhard.

9. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 20. März 1784.

Freund!

Ob ich gleich die Zeit, in der ich deine Briefe leſe, unter die glücklichſten, die ich jetzt durchlebe, rechnen muß, ſo muß ich dir doch etwas bekennen, nämlich, daß ich oftermals von dem nichts in deinen Briefen finde, was ich am liebſten beantwortet ſähe, und vielleicht erfährſt du ein gleiches Schickſal mit den meinigen. Ich erwartete vergangenem Mittwoch eine Kritik meiner Philoſophie, und ich fand nichts, ſoll ich dein Stillſchweigen für deinen Beifall halten?

Du fragteſt, ob ich die Gedichte des Friedrich Leopold Stolberg denen des Chriſtian vorzöge, und ich bin deiner Meinung; überhaupt wünſche ich dieſe Gedichte in ſechs oder zehn Jahren zu leſen; wenn dieſe würdigen Grafen alsdann ſie noch einer Achtung würdigen, und die Flecken, die ihnen noch anhängen, wegwiſchen, ſo können ſie neben den Erſten unſrer Originaldichter eine Stelle einnehmen; etliche unter ihren Gedichten werden ſie dann gar keiner Schonung würdigen; ſo hat z. B. das Lied des Friedrich Leopold an Stilling's Verfaſſer unter den übrigen von höherem Schwung ein allzu läppiſches Anſehen. Sehr viele ſind auch nur noch überaus ſchöne Phantaſieen, aber Gedichte müſſen ſie erſt werden, z. B. der Freiheitsgeſang des zwanzigſten Jahrhunderts. Die zwei Idyllen des Theokrit von Chriſtian ſind ſehr mittelmäßig, ob ſie dem Texte nach genau ſind oder nicht, das weiß ich zwar nicht, aber ſchön ſind ſie nicht überſetzt, und wenn ſie noch ſo genau wären. Ich werde dir ein andermal eine förmliche Kritik über ihre Gedichte liefern. Für diesmal hab' ich nicht Zeit. Ich habe dir auch ſehr viel zu ſagen, das zurückbleiben muß. Lebe wohl.

J. B. Erhard.

10. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 26. März 1784.

Auf das, was ich vorige Woche zu ſchreiben Willens war, kann ich mich nicht mehr beſinnen, und was ich dir jetzt ſagen will, fühlt mein Herz, aber mein Verſtand findet keinen Anfang und Ende, und doch ſoll dieſer Abend dir ganz gewidmet ſein.

Mit der Kritik der Stolbergiſchen Gedichte werde ich diesmal keinen Anfang machen können, ein etwas ſtarker Kopfſchmerzen verſtattet mir nicht ſo viele Aufmerkſamkeit; auch eine deutſche Proſodie, die ſich auf die allgemeinen Regeln gründet, welche ich mir zu finden ſchmeichle, nach welchen die Richtigkeit des Sylbenmaßes verſchiedener Sprachen zu vergleichen wäre, und die ich dir auch in Briefen zu liefern Willens bin, muß heut unverſucht bleiben. —

Heute ging ich ſpazieren; die allzuſtarke Spannung meiner Einbildungskraft bringt mir jetzt die Kopfſchmerzen hervor; — aber warum war dieſes nöthig? wirſt du denken, — ich werde dir, wenn du es forderſt, mündlich mehr Erläuterung geben, nur muß ich dir jetzt ſagen, daß Verbeſſerung unſrer Einbildungskraft, wenn ſie verdorben iſt, — und meine iſt es, — das wichtigſte unſerer Geſchäfte iſt, ihre Moralität wieder herzuſtellen.

Von Leibnitz beſitze ich: 1) ſeine Theodicee franzöſiſch, 2) ſeine Streitſchriften mit Clarke, nebſt deſſen Anworten, 3) ſeine Monadologie.

Mein Vorſatz, nach dem ich ſtrebe, iſt dieſer, kann ich ihn nicht erreichen, ſo iſt er doch rechtmäßig: 1) unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, 2) gründlicher Verſtand, und 3) richtiger Geſchmack wird ohnedem mit dieſen beiden verbunden ſein.

Dein Ausſpruch von der ehelichen Liebe iſt auch der meinige, aber um wie viel ſchändlicher iſt auch der Böſewicht, der einem Mädchen mit der Fackel des Hymens vorleuchtet, ſie in die Sümpfe des Laſters zu führen.

In dem Hartliebiſchen Hauſe beträgt ſich Alles ſo gegen mich, daß ich Stunden der Aufheiterung dort ſuchen kann, aber zu meinem Zwecke zu gelangen, iſt um ſo viel ſchwerer. Die Kleine ſang vergangenen Samſtag, und ſie würde eine ſehr gute Sängerin werden, wenn ſie ihre Fähigkeiten kunſtmäßig ausbilden wollte; ihre Flüchtigkeit macht nur es bisher unmöglich, ernſthaft mit ihr zu reden. Meine Methode im Umgang mit Perſonen habe ich umgeändert, ſonſt ſagte ich die Wahrheit ſogleich, und oft noch mit Spott, weil mehr Bosheit des Herzens als Liebe zur Tugend meine Triebfeder war; jetzt, da ich es vielleicht aus Liebe zur Wahrheit und Tugend unternehme, ſuche ich zuerſt die Gunſt der Perſonen zu gewinnen, und ihre Fehler nebſt den Urſachen ihrer Fehler zu entdecken, und dann erſt wage ich es nach und nach, immer meine Meinung freier zu ſagen. —

Bald hätte ich das Wichtigſte vergeſſen, am vergangenen Sonntage wurde Lizentiat Beutner, mein erſter Lehrmeiſter, begraben, und am Samſtage acht Tage vorher beſucht' ich ihn noch; er freute ſich ſehr darüber, denn ich bin der einzige unter ſeinen Schülern, der an Wiſſenſchaften eine fortwährende Liebe ernährte; er konnte aber ſehr wenig reden. Er ſtarb unbekannt, aber dennoch mit dem Ruhme einer unbefleckten

Rechtſchaffenheit; ich habe ihm die Liebe zu den Wiſſenſchaften zu danken, dadurch verdient er alſo einen Dank von mir und von allen Perſonen, denen ich nützlich ſein kann. Lebe wohl, ich bin dein Freund

J. B. **Erhard.**

11. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 24. April 1784.

Daß du mir ſchreibſt, du wäreſt mißmuthig, las ich mit Betrübniß, denn ich war heiter, und ich hoffe, du wirſt es auch bald wieder werden. Sollte mir Gott ferner noch die Kräfte meines Leibes und Geiſtes verleihen, ſo würde ich es vielleicht noch dahin bringen, ſo wenig traurig zu ſein, als es Menſchen möglich iſt, denn meine Begierden zu mäßigen, finde ich mich immer ſtärker. Ganz ruhig aber können Menſchen niemals werden, denn man ſieht Unglückliche und Laſterhafte, und um ſich nicht darüber zu betrüben, müßte der Trieb erſtickt werden, ihnen zu helfen und ſie zu retten.

Am Montage war ich bei Herrn Schad, und ſahe ſeine Bibliothek; ſie iſt die größte Privatbibliothek, die ich noch geſehen habe, alle neuen Reiſebeſchreibungen und geographiſchen Werke trifft man bei ihm an, als Niebuhr, Sonnerat, Raynal u. ſ. w. Auch in der Litterargeſchichte iſt ſie ſehr vollſtändig, und an lateiniſchen und griechiſchen Autoren beſitzt er auch viele, meiſtens Ausgaben von Gronov, Gräv, This, Hemſterhuis, Corte, Burmann, Fiſcher u. ſ. w. In allem mag er ungefähr 7000 Stück beſitzen.

Noch muß ich dir meinen Wahlſpruch ſchreiben, den ich in's künftige in alle Stammbücher, oder ſonſt, wo ich etwas hinſchreiben muß, ſchreiben werde; er heißt: Meinen Freunden ein Freund, und meinen Feinden kein Feind. Nun lebe wohl, freue dich Gottes Welt und deines Freundes

J. B. **Erhard.**

12. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 1. Mai 1784.

Nun, Freund, wird ſich die Natur bald in ihrem Schmucke zeigen, Alles fängt an zu leben, und ſtrömt Empfindungen der Andacht, des erhabenſten Gefühls, das Menſchen fähig ſind, in unſere Seele. Wie unglücklich iſt ein Menſch, der dieſes Gefühl nicht kennt! Vernunft iſt das Vorrecht unſrer Erkenntniß vor den Thieren, und Andacht das unſrer Empfindungen. O Freund, wie glücklich iſt ein Menſch, der ſeinen Schöpfer erkennt und ihn verehrt! Er wird ſich niemals fürchten vor Andrer zänkiſchem Drohen, und er wird niemand ehren, als den, der es verdient, denn ihn liebt Gott und er die Welt. Aufrichtigkeit, die Blüthe unſres Lebens, die ſproßt allein aus ihm, und ihre Frucht, die Freundſchaft, genießt er nur ganz rein. Glückſelig, wer ihn findet, den Weg, den Gott uns bahnte, zur Tugend, Freundſchaft, Liebe, bedauernswürdig der, ſo ihn nicht ſieht, verflucht, wer ihn verläßt!

Freund! das, was wir fühlen würden, gingen wir vereint jetzt durch die reizenden Gefilde der auflebenden Natur, wäre unſre wahre Freundſchaft und Gewißheit ihrer ewigen Dauer; dies fühlt jeder auch für ſich, und aus Mißgunſt trennte uns gewiß die Vorſicht nicht.

J. B. Erhard.

N. S. Auf den Dienſtag werde ich mit Herrn von Grundherr feldmeſſen

13. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 8. Mai 1784.

— Dieſe Woche hatte ich das Glück, mit noch einem würdigen Manne bekannt zu werden, es iſt Pater Chriſtian Baumann von Elrach; er iſt ſo gefällig, als unſer Karmeliter, der Bibliothekar, aber er hat beſonders in der Oekonomie weit mehr Kenntniſſe.

Ich ſprach anderthalb Stunden ganz allein mit ihm von verſchiedenen Sachen, unter andern über die Todesſtrafen, er will ſie gänzlich abgeſchafft haben; er baute ſeinen Satz darauf, daß das Leben das höchſte Gut ſei, und alſo nur auf das höchſte Verbrechen, welches wir nicht beſtimmen können, der Verluſt deſſelben geſetzt werden könne; ich zeigte ihm aber, daß der Satz, daß das Leben das höchſte Gut ſei, auch nicht in der Politik könne angewandt werden, indem Folgen daraus fließen, die die menſchliche Geſellſchaft zerrütten müßten; ich ſagte ihm dagegen, daß ich die Todesſtrafen deßwegen verwürfe, weil der Tod keine Strafe iſt, indem keine Beſſerung darauf folgen kann, ſondern er iſt die Vertilgung eines Mitgliedes der Geſellſchaft, an deſſen fernern Brauchbarkeit man verzweifelt, und es iſt alſo ein Fehler der Politik, wenn ſie nothwendig ſind. Mein Grund gefiel ihm beſſer, und er nahm ihn in fernerer Unterredung an. Wir ſprachen noch über Verſchiedenes und waren in allem einerlei Meinung, bis auf den Selbſtmord, den er mit gütigern Augen anſahe, als ich. —

Du erhältſt von mir die Gedichte des Herrn von Canitz; es wird dir, wie ich hoffe, dieſe Ausgabe recht ſein, und an Canitz wirſt du, bis auf etwas weniges, das die Kritik verwerfen muß, welches aber nicht ſeine, ſondern der Zeit ihre Schuld iſt, einen Dichter finden, der niemals die Sittlichkeit beleidigte und gegen den ſich unſre Dichterlinge ſchämen müſſen.

Freund, lebe wohl, und wiſſe, daß du einen Freund haſt, ſo wirſt du niemals traurig ſein.

J. B. Erhard.

N. S. Bei den Hartliebiſchen finde ich jetzt Gelegenheit genug, zu unterrichten, und ich komme daher öfters hin, ohne daß ich fürchten darf, der Mutter unangenehm zu ſein, bei der ich mich in ſehr großes Anſehn wegen meiner Gelehrſamkeit geſetzt habe, weil ich alles das, was ſie mich fragte, ihrer Faßlichkeit gemäß beantworten konnte, es waren aber meiſtens phyſikaliſche oder mediziniſche Fragen. Zur S— bin ich ſeit vierzehn Tagen vor Oſtern nicht gekommen, denn in dem Alter, da ſie iſt, kommen alle meine Erinnerungen zu ſpät. Von den Kraftinnen habe ich noch keine ſprechen können.

14. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 6. Juni 1784.

Freund!

Ich fange meine verſprochene Rechtſchreibung an. Die Rechtſchreibung in ihrer allgemeinen Bedeutung unterſcheidet ſich von der in den Sprachen einmal angenommenen ſehr viel; durch jene verſteht man eine Wiſſenſchaft, wie man nach den vernünftigſten Regeln am beſten ſchreiben ſoll, durch dieſe aber die Weiſe, wie es einmal in einer Sprache Mode geworden iſt zu ſchreiben. Von erſterer, nicht von der letztern, werde ich handeln.

Der erſte Grundſatz der philoſophiſchen Rechtſchreibung iſt dieſer: man ſchreibe ſo, daß man, bei der geringſten Aufmerkſamkeit, noch am verſtändlichſten leſen kann. Der Klopſtockiſche Grundſatz könnte vielleicht, mit gehöriger Einſchränkung, als ein Lehrſatz angenommen werden, aber kein Grundſatz iſt er nicht; ich werde dir im Folgenden einige Ungereimtheiten, auf die er als Grundſatz führt, zeigen. Der Bürgeriſche Gedanke, daß man für das Ohr und nicht für das Auge ſchreibe, verdient keine Widerlegung. Diogenes würde ihm, wenn er etwas hätte leſen wollen, die Hand vor die Augen gehalten haben.

Das Erſte, was aus meinem Grundſatze folgt, iſt, daß man ſo wenig Zeichen gebrauchen ſoll, als möglich; die Ausführung dieſes Lehrſatzes ſoll im künftigen Briefe vorkommen. Lebe wohl.

J. B. Erhard.

15. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 21. Juni 1784.

— Vergangenen Dienſtag war ich und meine Aeltern bei Herrn von Grundherr und ſpeiſten dort; wir waren alle ſehr vergnügt, und die kleine Fräulein ſprach mir ſo zu, daß ich unter Selzerwaſſer über ein halb Seidlein Wein trank, — hier würde freilich ein Anderer lachen, — und den Tag darauf empfand ich die Wirkung dieſes ungewohnten Getränkes ſo ſtark, als wie ein Anderer eine ſehr große Debauche. Mein Ganzes iſt jetzt ſo empfindlich, als ſchwerlich das zarteſte Frauenzimmer, wenn ſie ſich nicht noch zarter ſtellt, ſein kann. Eine geringe Unordnung hat die merklichſten Folgen. Mein Geruch hat eine überaus große Feinheit. Alles rührt mich ſehr ſtark; es müßte denn ſehr wichtig ſein, dann bringt es mehr meine Kräfte in Wirkſamkeit, als daß es mich rührt. Ueberhaupt kann ein Unglück, das mich betrifft, mich wenig oder gar nicht rühren; aber alsdann, wenn es einen Andern betrifft, von dem ich nicht fordern kann, daß er ſo ſtandhaft ſein ſollte, ſich nicht davon überwältigen zu laſſen. Gott, wie waren meine Empfindungen, als ich in Yorik von Maria und Jaques las.

— Geſtern war ich bei der Hartliebin; eine kleine Weile, nämlich etwas vor 9 Uhr, war ich allein um ſie, aber es war nicht ſicher, daß ich es lange bleiben würde, und alſo konnte dieſe Zeit nicht ſo gut anwenden, als ich wünſchte. Es kam auch bald Herr Kandidat Gerſtner; er entſchuldigte ſich, daß er uns geſtört hätte, aber unſre Stellung gegen einander gab ſchon die Antwort auf dieſe Ent- oder Beſchuldigung. Ich kam bald mit ihm in Unterredung, und zwar über Mathematik und Philoſophie; er wollte erſterer Wiſſenſchaft nicht ihr gebührendes Recht widerfahren laſſen, ich wurde dadurch etwas böſe, und als wir nachher auf Philoſophie kamen, ſo kann es ſein, daß ich ihn vielleicht beleidigt habe, denn ſeine Kenntniß der Philoſophie iſt à la mode; es waren alſo die Waffen ungleich, ich führte ein Ritterſchwert und er einen Galanteriedegen. Mein Grundſatz, daß wir die Wiſſenſchaften nicht wegen unſerm Eigennutz oder zeitlichen Vortheil erlernen ſollen, ſondern weil es unſre Pflicht iſt, unſre Fähigkeiten, die uns Gott giebt, ſo weit zur Erforſchung der Wahrheit anzuwenden, als möglich, um zur Erkenntniß Gottes, als der Quelle aller Realitäten, immer mehr zu gelangen, und ſeine Handlungen ſeinen Abſichten gemäß einrichten zu können, wollte ihm nicht eingehen; doch wagte er nicht, mich widerlegen zu wollen. Kurz, Herr Gerſtner erfüllte meine Erwartung von ihm nicht. —

Wie wenig ſind der Menſchen zur Freundſchaft geſchickt, und wie glücklich bin ich, daß ich drei fand und zwei beſitze! Eine Freudenthräne tritt mir in die Augen, ſo oft ich daran gedenke. Lebe wohl und ſei ſo vergnügt als ich, denn in der Traurigkeit finde ich Freude, und ich fühle nur allzu deutlich, und vielleicht jeder Jüngling, wie ſtrauchelnd meine Schritte ſind, wenn Schwermuth aufhört, meine Hofmeiſterin zu ſein.

N. S. Ich leſe jetzt Lambert's Organon und Wolf's große Logik durch. Wenn du Gelegenheit haſt, Wieland's Agathon zu leſen, ſo verſäume ſie nicht. Agathon iſt ein Buch, das ein Menſch, der einmal feſte Vorſätze hat, mit größerem Nutzen leſen kann, als jeden andern Roman, ſelbſt als Sophie; aber für einen ſchwankenden, oder der nicht zu prüfen fähig iſt, kann es dennoch gefährlich ſein.

J. B. Erhard.

16. An Osterhausen.

Nürnberg, den 27. Juni 1784.

Freund!

— Ich fahre mit meiner Orthographie fort. — Der zweite Lehrſatz, der aus meinem Grundſatz folgt, iſt dieſer: man muß ſo viel Zeichen haben, als nöthig, um jede Verſchiedenheit der Ausſprache ohne verdrießliche Kombination weniger Zeichen ausdrücken zu können. Wir wollen jetzt von dieſen Lehrſätzen Anwendung auf unſere Sprache machen. Ehe wir aber dieſes thun können, müſſen wir einige Sätze der allgemeinen Sprachlehre anführen; der erſte iſt dieſer: man muß den Wörtern eine ſo beſtimmte und ſo wenigen Zweifeln als möglich unterworfene Bedeutung geben; der zweite wird durch dieſen erſten klar: man muß die wahre Etymologie der Wörter durch die Rechtſchreibung ſo ſehr zu erhalten ſuchen als möglich. — Ich muß noch einen Zuſatz des zweiten Lehrſatzes herſetzen: man erfinde für eine jede einfache Modifikation der Töne ein eignes Zeichen.

Prüfen wir nach dieſen Gründen unſer Alphabet, ſo werden wir ziemlich damit zufrieden ſein; nur die Buchſtaben C, Ch, P, Q, T, V, X, Y, ſind keine wahren Modifikationen, ſondern nur Schattirungen, wir wollen alſo ſehen, ob wir ihnen das Bürgerrecht zugeſtehen oder abſchlagen müſſen. 1) Da es in unſrer Sprache ſehr viele Wörter von verſchiedener Bedeutung giebt, welche der Sprache nach keinen weſentlichen, ſondern nur einen ſehr kleinen Unterſchied haben, — es giebt auch einige, die gar nicht verſchieden ſind, — ſo könnte man ſie, wenn man obige Buchſtaben verbannte, auch nur auf einerlei Weiſe ſchreiben; da nun dadurch auch die Unterſcheidung dieſer Wörter durch das Geſicht wegfiele, welche doch, zumal für einen, der der Sprache noch nicht recht kundig, nothwendig iſt, ſo iſt nöthig, daß alle die obigen Buchſtaben beibehalten werden. Es wäre nichts lächerlicher, als zu behaupten, daß, wenn zwei Sachen für das Ohr keine Verſchiedenheit haben, man ihnen auch für das Auge keine geben könne oder dürfe. 2) Da man die Derivation der Wörter wegen der Beſtimmtheit ihrer Bedeutung ſo ſehr zu erhalten ſuchen muß als möglich, und wir viele Wörter aus der griechiſchen und lateiniſchen Sprache haben, ſo iſt es nothwendig, daß wir auch ihre Schreibung aus dieſen Sprachen nehmen, und man, anſtatt C, V, Y, X, auszurotten, noch einen Buchſtaben für das Ω beifügte.

Bei künftiger Gelegenheit will ich den Schaden, den man einer Sprache zufügt, wenn man die Ableitung der Wörter vergeſſen läßt, und gleichlautende Wörter nicht für das Auge unterſcheidet, weiter ausführen.

Jetzt lebe wohl bis Wiederſehen.

J. B. Erhard.

N. S. Prüfe meine Gründe aufmerkſam, und theile mir deine Zweifel mit.

17. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 5. Juli 1784.

Freund!

Morgen komme ich nicht zu dir, ich werde mir eine gelegnere Zeit erwählen, denn ich müßte doch am Dienſtage ſchon wieder herein, und überdies wird es regnen. —

Am Freitage ging ich mit Herrn von Grundherr ſpaziren, und zwar über den Judenbühl, ſeinen liebſten Spazirgang, da begegnete uns Herr Walther mit ſeiner ganzen Familie. Ich ſahe ſie alſo wieder, ſeine größere Tochter, und verglich ſie mit den von mir geſchätzten Mädchen. Ich will ſie dir beſchreiben, und magſt du rathen, wie die Vergleichung ausgefallen iſt. Ihr Wuchs iſt ſchlank und von gehöriger Größe, ſie iſt etwas größer als deine Schweſter, aber bei weitem nicht ſo groß als die Hartliebin. Ihr Geſicht iſt ſehr zart, vollwangigt, und von einer Farbe, die eine Geſundheit und eine Unſchuld zeigt, deren nur ein deutſches Mädchen fähig iſt. Ihr Blick iſt Freiheit und Heiterkeit, aus dem, bei ſeiner ſtillen Freude, ein Abſcheu gegen alles rauſchende Vergnügen hervorblickt. Ihre Augen ſind ſchwarz und beſſern ſich völlig, und ihr Haar, — ja das weiß ich nicht! ſah ich ſie an, ſo war ihr Geſicht mein ganzer Sehungskreis — ſoviel ich mir dunkel vorſtelle, wird es blond ſein. Die Stimme ſah ich, aber gehört habe ich ſie noch nicht, denn ſie verwickelt ſich niemals in ein Geſpräch mit uns, ſtellt ſich ſchüchtern etwas abwärts, wendet aber ihren Blick doch nicht von der Geſellſchaft weg. Sieht ſie auf einen gewiſſen Gegenſtand, ſo iſt es betrachtend, aber nicht neugierig. Aus ihrem ganzen Anſehen muß ich Geſchmeidigkeit vermuthen, ſich nach allen Launen, die die Tugend annehmen kann, zu bequemen; einem Hermann zu Gefallen würde ſie Thusnelda und bei einem Abälard Heloiſe ſein. Sie iſt vierzehn bis fünfzehn Jahre alt. — Ich bin eingeladen von Herrn Malther, und ich werde gewiß hinkommen. —

Nun will ich einmal enden; dir, hoffe ich, wird dieſe Beſchreibung recht ſein, ein Frauenzimmer aber von gewöhnlichem Schlage würde freilich viel daran auszuſetzen finden. „Das iſt ja eine Beſchreibung", würde es ſagen, „wie man ſie in der Naturgeſchichte gewohnt iſt", — aber was kann ich dafür, daß ich, da ich dieſes ſchrieb, von Sauſen und Brauſen der Ohren frei war. —

Zu der verſprochenen Fortſetzung der Orthographie iſt jetzt zu wenig Raum da, und weil ich einmal an Jungfer Maltherin ſoviel denken mußte, um ſie zu ſchildern, ſo iſt auch alle Luſt dazu weg. Lebe wohl, mein Freund, und zürne nicht, daß ich auf künftigen Sonntag nicht komme, du ſollſt gewiß dabei gewinnen.

J. B. Erhard.

18. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 27. Juli 1784.

Die Räuber ſind durchgeleſen, ich ſchicke dir ſie aber noch nicht, denn du wirſt ſie nicht gar nöthig brauchen, und ich bin willens, das Lied: „Willſt dich, Hektor, ewig mir entreißen“ zu ſetzen. Mein Urtheil davon iſt folgendes:

Der Plan, nach dem es gearbeitet iſt, widerſpricht den Regeln des Theaters; wenn ich leſe, ſo iſt es mir leicht, mich von Franken nach Böhmen zu verſetzen; ich ruhe beim Ende des Auftritts und reiſe gleichſam in meinen Gedanken dahin; aber bei der theatraliſchen Vorſtellung fällt dies weg. Da er aber ſelbſt dies bekennt, ſo will ich keine Kritik in Rückſicht auf das Theater darüber machen. —

Die Karaktere ſind ſtark und gut gezeichnet, und wahrhaft tragiſch. Niemals wird man auch die Liebe beſſer in einem Trauerſpiel behandeln können, hier ſtimmt ſie unſere von Bewunderung und Staunen dahingeriſſene Seele nicht zum kindiſch Zärtlichen herab und verdirbt die Wirkung des Trauerſpieles, wie die meiſten von unſern neueren Trauerſpieldichtern thun.

Einzelne Auftritte ſind vollkommene Muſter der bis zum Entſetzen getriebenen Bewunderung, und der Rührung, die das Herz beklemmt; ein Beiſpiel der letztern iſt der fünfte des vierten Akts, die Gradation der Rührung iſt ein Meiſterſtück; er hört auf, wenn die höchſte Rührung da iſt, und im letzten Auftritt, wenn Amalia ſpricht: „Mörder! Teufel! ich kann dich Engel nicht laſſen!“ was läßt ſich Stärkeres denken!

Die Monologen ſind durchgängig Meiſterſtücke, ſowohl an ſich, als durch ihre Schicklichkeit, mit der ſie angebracht ſind; der in der ſechsten Scene des vierten Akts, „Zeit und Ewigkeit — gekettet“ u. ſ. w., verliert zwar im Anfange ſehr gegen den Monolog des Hamlet, aber der letzte Gedanke, „Die Qual erlahme an meinem Stolz“, und der vorhergehende Abſatz, der zwar für Hunderte, die ihn leſen, in ſeiner Stärke unverſtändlich ſein wird, giebt ihm beinahe das Uebergewicht.

Mit Einem Wort: Aeſchylus der Deutſchen, nur nach ihm können wir einen Sophokles erwarten. — Lebe wohl.

J. B. Erhard.

19. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 18. September 1784.

Theuerſter!

Deinen ganzen Brief hatte ich errathen, ehe ich ihn las. Ich bin noch unentſchloſſen in meiner Wahl, ja ſogar noch unentſchloſſen, ob ich lieben ſoll.

Sage mir, der du dich Ahndungen rühmſt, woher kommt es, daß mein Herz bebt vor dem Gedanken, ich ſoll lieben, daß der Gedanke der erſten Umarmung Blei in meine Glieder ſenkt? Mein Herz wählet bei dem allen Gegenſtände für meine Vernunft zur Wahl; dieſe räth mir zu lieben, und mein Herz bebt. Furchtſamkeit kann es nicht ſein, denn nur der bloße Gedanke allein macht mich ſchaudern, ich ſoll lieben. Soll es kommen von Vorſtellung eines Unglücks, das daraus folgen könnte, womit mich meine Einbildungskraft täuſcht, indem ſie mir dunkel dergleichen Geſchichtchen vorhält? Ich habe ja wenig geleſen, und dann müßte ich doch von dieſem Gang meiner Einbildungskraft Merkmale haben. Oder iſt es Ermahnung zur Wachſamkeit, niemals die Liebe anders, denn als eine Führerin zur Tugend zu gebrauchen, daß Gott dieſen Schauer in mein Herz gelegt hat? —

Nun fort von dieſen Gedanken, — ich werde der Vernunft folgen.

Bei Jungfer Maltherin würde es gar keine Schwierigkeit haben, aber bei Jungfer H—; ich werde ſie dir vortragen.

Wenn ich ohne alles Vorurtheil nachdenke, ſo werde ich es doch vielleicht niemals ſo weit bringen, daß mich H— liebt, ſie wird mir ihre Gunſt, ihre Freundſchaft ſchenken, aber nicht mir, ſondern meinen Verdienſten, meiner Freundſchaft gegen ſie, ſie würde mir vielleicht auf mein Begehren ihre Liebe ſchenken, aber nicht weil ihr Herz mich liebt, ſondern weil es ihr ihre Vernunft allzu ſehr widerriethe, einen Menſchen, von dem ſich die Treue erwarten läßt, als wie von mir, zu verſchmähen.

Bei Jungfer M— iſt dies der Fall nicht, ihre Blicke verriethen mir mehr als bloße kalte Verehrung, denn ich ſahe ſie zweimal. Am Sonntage war ich dorten, ich brachte ein

Buch, weil ich Bücher verſprochen hatte. Am Montage traf ich ſie unterm Lauferthor mit ihrer Mutter, ich ging mit ihnen bis an's Haus. Die Mutter iſt mir ſehr gewogen, ſie überhäuft mich mit Lobſprüchen bis zum Aergern, bis zum Ekel kann ich nicht ſagen, denn ſie weiß doch allem eine gute Wendung zu geben. Morgen und in's künftige alle Sonntage komm ich wieder hin. Vielleicht ſiehſt du Jungfer M—, die du noch nicht recht geſehen haſt, als meine Geliebte, wenn du wieder nach Nürnberg kommſt.

Wenn ich morgen hinkomme, vielleicht wenn es Gelegenheit giebt, entdecke ich mich.

Um dir ein Beiſpiel von der Wendung der Lobſprüche der Frau M— zu geben, ſo will ich dir einen, der mir beifällt, anführen; ſie ſagte unter andern: „Wenn Sie 40 Jahre alt wären, ſo würde ich ſagen, Sie ſind ein gelehrter Mann, aber jetzt muß ich Sie bewundern.“ Ich will abbrechen, vielleicht über acht Tage mehrere Auskunft. Lebe wohl.

Dein Freund.

20. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 2. Oktober 1784.

Vor acht Tagen war es mir gewiß ſo unangenehm als dir, daß du meinen Brief nicht erhalten haſt, denn er war geſchrieben, und durch allerlei Zufälle vergaß ich ihn hinzugeben. Ich ging abends ſchwermüthig ein paarmal im Kreuzgang auf und ab und dann auf die Schütt, und überall war es leer in mir; doch da ich am Waſſer ſtand und den ſich ſpiegelnden Mond anſchaute, da ſchlich ſein gemildertes Licht unvermerkt in meine Seele. Dies war der einzige Troſt für mich. —

Vergangenen Sonntag war ich wieder dort, diesmal ſah ich ſie, ſahe, daß die Frage nicht ſein kann, ob ſie mich, ſondern ob ich ſie werth bin. Morgen gehe ich wieder hin, ich freue mich ſchon darauf; wenn ſie es doch ſchon wüßte, daß ich ſie liebe! Doch vielleicht ſagten ihr meine Blicke ſchon genug. O wenn du einmal bei mir wärſt und ich zu dir ſagen könnte: Hier ſteht das Mädchen, das mich liebt, keinen

Andern geliebt hat und keinen Andern lieben wird! Dann würde ſie gewiß nicht in romanhafte Verſicherung ausbrechen, nein, ganz betroffen würde ſie daſtehn, ihr Blick würde nur ſagen: O Jüngling, ſei nicht ſtolz auf ein ſchwaches Mädchen, wage alles auf mein Herz, aber nicht auf meine Kräfte! — O Freund, ich muß gewaltſam von ihr abbrechen, denn ſonſt würde ich ſchreiben, was ich für ſie fühlte, der Brief würde unendlich werden.

Ich will dir von ihrer Mutter wieder etwas erzählen. Meiner Meinung habe ich noch keine richtigern Beurtheilungen über mich gehört, als ſie macht. Letztens ſprach ſie, da wir auf mich zu ſprechen kamen: „Sobald als man Sie ſieht, ſo hält man Sie für einen Menſchen, der gegen Andre ſehr viel Sonderbares voraus hat, aber Ihre Beſcheidenheit macht, daß man nicht aufmerkſam unterſucht, ob dies Sonderbare etwas werth iſt"; ferner: „Wenn Sie ſprechen, ſo wird ihre Miene menſchenfreundlich, wenn Sie aber nicht ſprechen, ſo iſt ſie es nicht ganz, denn Ihr Auge ſieht alsdann nur gierig herum, das zu erhaſchen, was es will." Ich ſchließe. Lebe wohl.

Dein Freund.

21. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 9. Oktober 1784.

Freund!

Morgen iſt mein Schickſal beſtimmt, ich habe mehr zu fürchten, als zu hoffen; dies wiſſe, ſonſt weiß ich ſelbſt nichts.

Gern wollte ich dir mehr ſchreiben, aber bald fällt mir was ein, bald weiß ich's nicht mehr, bald reut's mich; wenn ſie mich nicht liebt, ſo verbrenne alle meine Briefe.

Für die Räuber, wenn du ſie mir noch einmal ſchaffen könnteſt für die Frau M —, würde dir ſehr danken. Ich weiß ſonſt nichts; ich weiß ſonſt ſo viel!

O morgen, lange Zeit!

Dein Freund.

22. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 15. Oktober 1784.

O Tag, da ihr ſanftes Geſicht wie Frühlingswonne mir aufging,
Sei du mir ewig ein feſtlicher Tag,
Da ſagt' mir mein klopfendes Herz, und ſagt's mit voller Bewegung,
Sie iſt's, und ich empfand ſie war's.

Zachariä.

Ich will dir auf dein Begehren eine etwas umſtändliche Erzählung machen. Ich liebe ſie, das weißt du, ich ſagte ihr's, das weißt du auch, aber das weißt du nicht, daß dies letztere unter meine unbeſonnenen Streiche gehört. Ihre Mutter wollte ſie ſo erziehen, daß ſie in der Fremde Dienſt nehmen könnte, ſie ſchärfte ihr daher ein, keinem Mannsbild zu trauen, wer es auch ſein möchte. Dies wußte ich aber nicht. Nun las ich der Mutter in Gegenwart der Tochter laut deinen letzten Brief vor (dies mußt du mir verzeihen), und als die Mutter hinausging, ſagte ich jener grade heraus, ſie wäre dies Mädchen, ich liebte ſie, ob ſie mich auch lieben könnte? Was mußte hier in ihrem fühlbaren Herzen vorgehen! Du wirſt dir's ſelbſt denken können. Endlich wurde ſie ihrer ſo viel mächtig, daß ſie ſagen konnte: Ich kann Ihnen das noch nicht beantworten. —

Die Nacht konnte ſie nicht ſchlafen, und am folgenden Tage hatte ſie ſich noch nicht ganz geſammelt. Nun iſt es einmal geſchehen, ſie weiß es nun doch, daß ich ſie liebe, und ich bin für meine Unbeſonnenheit genug beſtraft worden, das wird mein vorachttägiges zeigen. —

Am Dienſtag ſilhouettirte ich ſie und ihre Mutter. — Es war mir nicht möglich, ihr ſanftes Auge zu treffen; voll Grimm würde ich die Reißfeder weggeworfen haben, wenn man zornig ſein könnte, ſobald man ſie ſieht.

Ich unterrichte ſie nun auch im Zeichnen, das ſie ſchon von ihrem Vater etwas gelernt hatte; hätte ſie die Zeit darauf gewandt und die Anweiſung gehabt, wie ich, ſo würde ich ein Stümper gegen ſie ſein; es wird dies jederman ſagen, der meine Anfangsſachen mit den ihrigen vergleicht.

Ihre Augen ſind jetzt ſo gut als die meinigen. Ihr Wuchs iſt ſehr ſchlank, und um ſo viel natürlicher, da ſie ſich nicht ſchnürt und niemals geſchnürt hat. Sie iſt jetzt wieder heiter, und der vorige Schrecken iſt vergangen.

Die Freude der Mutter, als ich ihr verſprach, ihre Tochter ewig zu ſchätzen, weiß ich nicht ob hätte größer ſein können, wenn ich Fürſt oder Graf wäre; ſie nahm mir die Hand, drückte ſie an ihre Bruſt und küßte ſie.

Morgen werde ich an mein Mädchen ſchreiben, werde ihr ſagen, was die edle Liebe iſt und wie ſehr ſie den Menſchen erhöht. —

Ich kann dir ſagen, ſie wird mein, oder iſt mein, wie man ſagen will, und wer es wagte, mir ſie zu rauben — hie Schwert Gottes und Gideon!

Nun lebe wohl, tröſte dich mit meinem Glücke.

Dein Freund.

23. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 13. November 1784.

— Dieſe Woche war mir wie die vorhergehende, nur daß die Schüchternheit immer mehr verſchwindet.

Unter meinen Beſchäftigungen iſt die Algebra die vornehmſte; es zieht mich ein ſolcher Hang zu ihr, daß alles andre zurückbleibt, außer —. Wenn mir der Hang dieſen Winter durch bleibt, ſo werde ich die ganze Algebra, nebſt Differential-, Exponential- und Integralrechnung, in ziemlicher Vollkommenheit erlangen. —

24. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 19. November 1784.

— Der Brief von Künzel erfreute mich ſehr, er iſt ſehr aufrichtig geſchrieben, und zeigt eine Wendung ſeines Geiſtes und Herzens, die ich mir noch nicht geſchmeichelt hätte, ihm gegeben zu haben. Dieſer Brief iſt hinlänglich, Künzel'n in ſeinem beſten Lichte zu zeigen, und alle unſre belletriſtiſchen Poltrons (keinen deutſchen Namen verdienen ſie nicht) würden umſonſt verſuchen, die naive und ungezwungene Sprache dieſes Briefs nachzuahmen.

Ich werde ihm ſo viel Sorge widmen, als mir möglich iſt; aber, rechne: 1) meine nöthigen Beſchäftigungen, 2) die Ausführung meines mir vorgeſetzten Plans, 3) dich und Herrn von Grundherr, 4) meine andern Freunde und Freundinnen, 5) meine Getreue, — wird er wohl mehr als eine ganze Nacht die Woche über, und wenn die Akademieen angehen ſollten, zwei halbe, nebſt allem möglichen Vorſchub in Büchern, fordern können? Bei Gelegenheit der Bücher muß ich dir ſagen, daß ich meine Bibliothek mit einem ſehr wichtigen vermehrt habe, mit Lambert's Architektonik, oder über das Erſte und Einfache in unſrer Erkenntniß, zwei Bände. Ich werde dir bei andrer Gelegenheit eine Skizze von den Verdienſten Lambert's entwerfen; er iſt einer von den Männern, die nur Deutſchland hervorgebracht hat. —

Nun ſollen noch einige zerſtreute Anmerkungen über den Werth der Liebe folgen; es würde dies der Gegenſtand des heutigen Briefs geworden ſein, wenn ich Muße gehabt hätte; auf Begehren ſollen einige der einzelnen Sätze, die folgen, und woraus du wählen kannſt, Gegenſtände künftiger Briefe werden.

1) Der Enthuſiasmus der Religion iſt ſtärker als der Enthuſiasmus der Liebe.

2) Wenn die Liebe uns nützlich ſein ſoll, ſo muß ſie ſowohl durch Wahl der kalten Vernunft, als durch wahre Zuneigung entſtanden ſein.

3) Die Vorſtellung des Glücks der Liebe iſt höher, als man es im Genuß ihrer ächten Freude findet, aber auch die Erinnerung dieſes Genuſſes iſt weit ſüßer, als der Genuß ſelbſt, ob ſie gleich wieder darnach lüſtern macht.

4) Die Stärke, die wahre Liebe über ein weibliches Herz hat, ſteht im graden Verhältniß ihrer Tugend und Sanftmuth, und in umgekehrtem ihres Stolzes; die Macht, die wahre Liebe über ein männliches Herz hat, ſteht im umgekehrten Verhältniß ſeines Verſtandes, ſeiner Rauhigkeit, ſeiner Wollüſtigkeit, und im graden ſeiner allgemeinen Menſchenliebe und Aufrichtigkeit.

Dein Freund.

25. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 26. November 1784.

Die Ausführung meiner Sätze wirſt du nur dann erhalten, wenn du mir beſtimmſt, welche du wünſcheſt. Hier folgen noch einige:

5) Der Widerſtand, den ein Mädchen einem Jüngling, der ſie liebt, thun kann, ſteht im umgekehrten Verhältniß ihrer Unſchuld, die Reue aber nach der Gewährung im graden; der Widerſtand aber, den ein Jüngling der Sinnlichkeit thun kann, iſt das grade Verhältniß ſeiner Unſchuld und ſeines Verſtandes.

6) Die Erinnerung der Leiden der Liebe iſt angenehmer als ihre Freuden, wofern wir den Gegenſtand beſitzen.

7) Angenehmer aber iſt die Erinnerung der Freuden, als der Leiden, wenn wir den Gegenſtand nicht beſitzen.

8) Die Dauer der Liebe iſt um ſo viel ſtärker, wenn ſie mit ganzem Wohlwollen gegen die Perſon, die man liebt, ohne den Gedanken ſie zu beſitzen, anfängt, und um ſo viel kürzer, wenn der Gedanke des Beſitzes das Erſte iſt, das man bei ihrer Erblickung denkt.

9) Auf das Mitleiden eines Menſchen, der nie geliebt hat, iſt nicht das geringſte zu trauen.

10) Jeder Menſch, der nie tugendhaft geliebt hat, iſt entweder der Unkeuſchheit oder dem Trunk ergeben, er müßte denn einer von den Menſchen ſein, die nur um des Gleichgewichts auf der Erde zu ſein ſcheinen.

11) Das, was Freundſchaft von uns fordert, verhält ſich zu dem, was Liebe fordert, wie Recht und Billigkeit.

12) Ein Jüngling, der ſein Mädchen aufrichtig liebt, wünſcht ſie zur Frau, um Vater zu werden. —

Künftigen Sonntag, wenn das Wetter leidlich iſt, höre ich mit meinem Mädchen die Schüler; ſie hat ſie gar noch nicht gehört. Ich werde, ſo viel ich hoffe, allein mit ihr ſein; ſo ſehr ich auch die Mutter liebe, ſo wünſche ich doch allein mit ihr zu gehen. Ihre Schüchternheit, zumal gegen mich, verliert ſich immer mehr, und würde ſich, wenn ich wollte, bald ganz verlieren, aber ich will ſie alsdann nur ganz verloren wiſſen, wenn ich ihre Tugend, die ſich auf

Unſchuld gründet, auf Vernunft werde gegründet haben, und das iſt ſo leicht nicht, als es einem Unerfahrenen dünken möchte. —

Nun lebe wohl.

Dein Freund.

26. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 18. Februar 1785.

Zuerſt einige Anmerkungen über deine Schilderung von mir, mit der ich wieder ſehr zufrieden bin.

1) Meine Stimme war nach ihrer Veränderung gar nicht biegſam, und ich konnte faſt nicht mehr ſingen.

2) Haſt du meine moraliſchen Grundſätze und meine ſich ſchon damals anfangende Religionsänderung zur einzigen wahren — der unmittelbaren Verehrung Gottes — übergangen. Doch war ich bis eine Zeitlang nach Dörrbaum's Tode noch ein Chriſt im gemeinen Verſtande dieſes Worts, und ſo wie ich meine Gefühle verfeinerte und mein Herz ſich würdiger machte, vor Gott zu erſcheinen, hörte ich auf, ein eigentlicher Chriſt zu ſein. Auf meinen einſamen Spazirgängen hatte ich öfters auch in der erſten Epoche Gefühle, die meiner jetzt noch würdig ſind.

3) Einen lächerlichen Einfall und Entſchluß, die du mir nicht zugetrauet hätteſt, wegen L., auf welchen Buchſtaben ich mich bald nimmer hätte beſinnen können, muß ich dir einmal mündlich erzählen. Jetzo wäre er thöricht, damals war es lächerlicher, doch wäre es nur an dem Zufall gelegen, daß er ausgeführt worden wäre, und dann hätte vielleicht der Ausgang traurig ſein müſſen. Wenn ich auf mein noch kurzes Leben zurückſehe, ſo grauſet's mir vor den Tiefen, an deren äußerſten Rand ich mich gewagt.

Nun ein Tagebuch dieſer Woche. — Ich bin um ſieben Tage älter, um etwas gelehrter, um nichts weiſer, um nichts beſſer. —

Den erſten Theil von Karlsberg habe ich nun geleſen, er iſt ſchlecht, ſage ich; ohne Roman würden die Wahrheiten, die noch nicht beſſer geſagt worden ſind, ſehr wenig Platz

Bayeriſche Staatsbibliothek München

einnehmen, und der Roman iſt mit Eile an ſie angeheftet. — Lebe wohl.

Dein Freund.

27. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 30. April 1785.

Morgen der erſte Mai! und wie erſcheint er? mit keiner Blume geſchmückt, mit keiner Blüthe umkränzt, — kein ſanftes Grün ſtellt uns die Güte des Schöpfers im Bilde dar. — Aber was würde mir der ſchöne Frühling nutzen, wenn ich ihn nicht mit reiner Seele genießen kann? und die beſitze ich jetzt nicht, ich bin wie andere Menſchen geworden, nur das traurige Andenken meiner vergangenen Würde bleibt mir; aus meiner Tugend iſt bloße Klugheit geworden. — Doch vielleicht kommt auf dieſe Nacht auch wieder ein heller Tag, aber wie lange werde ich bis zu ſeinem gänzlichen Anbruch in neblicher Dämmerung harren müſſen? Freund! du kannſt dich immer glücklicher ſchätzen als ich, — ich geſtehe es, ich erhielt größere Fähigkeiten als du, aber was hilft größere Stärke, wenn die Arbeit in einem noch größeren Grade auferlegt iſt? — Jetzt entſteht ein Stolz in mir, ich halte mich für ſtark genug, die erhabenſte Tugend zu erlangen, mein Temperament macht Einwürfe, eine Sophiſterei des Verſtandes kommt ihm zu Hülfe, — darnieder lieg' ich. —

Die Liebe, wähnte ich, ſollte mich in meiner angefangenen Bahn erhalten, aber ich irrte mich; als entfernte Belohnung meiner Tugend, mir vorgebildet, hatte ſie nur dieſe Wirkung; noch war ich damals zu wenig Pſycholog, dieſes einzuſehen; ich erwartete von der wirklichen Liebe mehr als von der eingebildeten, und ich mußte mich betrogen finden: denn ich kann meine Liebe eher als ein Hinderniß anſehen, weil ſie mir die Gelegenheit entzog, zu jener feierlichen Melancholie zurückzukehren, die mir voriges Frühjahr ſo heilſam war und mich ſo glücklich machte.

Schon war ich damals zu reinem Anſchaun der Schönheit und Vollkommenheit vorbereitet, ich begriff jene himmliſche Liebe reinerer Geiſter, aber jetzt — aus den Armen einer

Pſyche würde ich mich gewunden haben, um mich in den Schooß, nicht einer Danae, ſondern gar Phryne und Lais zu werfen.

Kein Menſch, als du, weiß den Unterſchied meines vergangenen und jetzigen Werths, ich bin alſo auch ein Heuchler. —

Genug jetzt; du kennſt nun meinen jetzigen Zuſtand, ſiege ich abermal, ſo ſollſt du es wiſſen, aber ſchwer und furchtbar wird der Kampf. —

Deine Schilderung war mir angenehm, und ich erwarte mit Vergnügen die letzte Periode, welche mir eine der wichtigſten iſt, weil ich damals anfing, mich mit Eifer zu beſtreben, aufgeklärt von Verſtand und edel von Herzen zu werden; meine Keuſchheit (ich zittre jetzt bei dieſem Wort), die ich mit Recht als die Vorbereitung zu allen andern Tugenden anſahe, hatte ich größtentheils T—n zu danken, ewig muß mir ihr Andenken heilig ſein; errichte ihr ſo gut du kannſt in deinen Briefen ein Denkmal.

Nun, Freund, denke über meine jetzige Lage nach, vielleicht kann ſie für dich eben ſo lehrreich ſein, als ſie für mich gefährlich iſt. —

Auf den Spazirgängen mit Herrn von Grundherr im Walde lernte ich, daß es hier herum auch ſehr ſchöne, ja faſt romantiſche Gegenden giebt, unter andern entdeckten wir eine ſehr artige Inſel mitten im Wald. Lebe wohl!

Dein Freund.

28. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 7. Mai 1785.

Beſter Freund!

— Nun von der Geſchichte meines Herzens. Mein voriger Brief hatte nicht nur einige Zweifel über die Standhaftigkeit meiner Tugend zum Grunde, ſie war wirklich eines Theils verloren, und würde bei unglücklichen Umſtänden vielleicht ganz verloren worden ſein. Aber nun iſt er gekämpft der Kampf, und du triffſt wieder einen Jüngling an deinem Freund an, deſſen ſich Hermann nicht ſchämen würde. —

Am Sonntage ging ich hin, wohin wirſt du nicht fragen, — mit ernſterer Seele und würdigerem Herzen als vielleicht ſeit einem Vierteljahr. Ich ſahe ſie, — und es war mir, als wenn ich ſie zum erſtenmale ſähe, — gleichgültig (ich darf es wohl ſagen) ging ich hin, und voll lodernder Liebe kehrt' ich zurück. Bald könnte ich nicht mehr von ihr ſchreiben, und müßte ſie nur denken und fühlen! Das Gefühl, daß ein Mädchen voll Unſchuld und Güte ganz mit mir ſympathiſirte, ganz ſich mir überließe, und dadurch ſich glücklich fühlte, machte mir glückliche Stunden in der Einbildung, und jetzt finde ich es in der Wirklichkeit, — wie ſchlug ihr Puls geſchwinder, wie hob ſich die Bruſt höher als ich ſie bei der Hand hielt, ſie anſahe und — nichts ſprach! So wie ich geliebt werde, werden gewiß wenige Jünglinge geliebt.

Verborgen kann nun meine Liebe nicht mehr bleiben, denn als ich am Donnerſtage mit ihr ſpaziren ging, gingen uns drei Frauenzimmer nach, ich merkte gleich, daß es zwei G —, die Kleine und die Franzöſin, und Jungfer Eiſenberg waren; ſie gingen uns abſichtlich nach, und da ich eine Gelegenheit fand, mich umzukehren, ſo zeigte ich, daß ich ſie kannte, und dadurch mußte das Nachgehen ein Ende nehmen. Aus Neugierde gehe ich heute hin, ich muß doch ſehen, was ſie ſagen.

Eine andre Urſache der Ausbreitung giebt die Mutter ſelbſt; ich werde Gelegenheit nehmen, mit ihr davon zu reden. Eine gewiſſe Art von Eitelkeit iſt daran ſchuld, die Neugierde der Leute noch mehr zu reizen, die ohnedem wegen des Befremdenden in ihrem Betragen ſtark genug iſt. Und ſie kann dadurch nichts Gutes machen, denn das außerordentliche Vertrauen auf einen Jüngling von neunzehn Jahren, von dem man nichts als ſein Wort hat, nicht einmal einen Schwur, das ſie ſich überall merken läßt, muß nothwendig die Leute mit dem Wunſche, daß ſie ſich betrügen möchte, oder mit Neid erfüllen, welches, wenn es uns Beiden nichts ſchaden kann, doch gewiß nichts nützt.

Deine Fortſetzung gefiel mir ungemein, und ich erwarte mit Freuden wieder eine, und dann dich ſelbſt.

Dein Freund.

29. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 9. Juli 1785.

Beſter Freund!

Wenn du diesmal einen langen, wichtigen Brief von mir erwarteſt, ſo betrügſt du dich. Dieſe Woche floß mir unter Zerrüttung, ſowohl von Geſchäften als von innerer Mißſtimmung, vorbei. Welche Mißſtimmung? wirſt du fragen; andere Briefe werden ſie dich ſchon haben kennen lernen. Liebe im allgemeinen Sinne ſchwindet immer mehr aus meinem Herzen; ſanfte, zärtliche Tugend kommt mir kindiſch vor; dafür gräbt ſich rohe Wolluſt, Stolz und Wildheit bei ſpartaniſcher Tugend immer tiefer ein. Bald hätte ich letztens das weibliche Geſchlecht verwünſcht, weil mich ein mächtiger Zug gegen ſie hindert, in meiner Rauhheit fortzufahren.

Doch hatte ich dieſe Woche Beſchäftigungen, die Ruhe und Ueberlegung erforderten. —

Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Ob ich in der Liebe treu bleibe, weiß ich nicht, ihre Feſſeln ſind mir zu ſchwer und ihr Joch zu drückend; Freiheit, wie der Wilde Canada's, will ich; mein Mädchen hat mir lange genug gefallen, jetzt gefällt ſie mir nicht mehr, auch kein andres Mädchen; ich werde mir, nach Wieland's Rath, eine Frau wählen, oder, nach meinem, mehrere, und dem ganzen Platoniſchen Liebesſyſtem gute Nacht geben!

30. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 30. Juli 1785.

Beſter Freund!

— Auf mein Mädchen bin ich unwillig; wenn ſie nicht anders wird, ſo kann ich ſie nicht mehr lieben; ſie iſt zu unthätig, was hilft ein gutes Herz, wenn es ſich nicht in Handlungen zeigt? Sie könnte ihrem Vater in vielem Hülfe leiſten, wenn ſie ihren Verſtand mehr gebrauchen wollte, den ihr doch die Natur in reichlichem Maße gab. Wenn ſie ſich aus dieſer Trägheit nicht will wecken laſſen, ſo wird ſie meine Liebe verlieren; ich mache jetzt ernſtlichere Verſuche, ich habe ſie nun genug geprüft, um zu wiſſen, was ich von ihr fordern kann. Ich will ihr jetzt das Rechnen lehren, nicht auf eine mechaniſche, ſondern wiſſenſchaftliche Art, damit ſie ihren Vater unterſtützen kann.

Nun will ich einen Verſuch machen, Dörrbaum's Karakter zu beſtimmen, aber als Weltweiſer, nicht als Freund.

Dörrbaum ſchien von Natur einen nur mäßig geſunden und dauerhaften Körper erhalten zu haben, ſeine Seelenkräfte waren ziemlich ſeinem Körper angemeſſen; ſeine Organe waren nicht ſehr fein, ſondern eher etwas ſtumpf, ſeine Einbildungskraft ſtark und heftig auf den Körper wirkend, aber nicht blüthenreich und deutlich, ſondern verwirrt und trocken; bei ſolchen Organen und ſolcher Einbildungskraft kann zwar ein dauerhaftes und feſtes, aber kein vielumfaſſendes und leichtempfängliches Gedächtniß ſein; eine Einbildungskraft, in der ſich verwirrte Vorſtellungen ſammeln, und mit Heftigkeit die Aufmerkſamkeit des inneren Sinnes an ſich ziehen, läßt der Seele ſelten ein deutliches Bewußtſein und hinlängliche Stille, um ſich ihre Begriffe bis zur Deutlichkeit aufzuklären. Entſchloſſenheit, Dichtungskraft und großer Verſtand waren ihm alſo von Natur verſagt, aber deſto mehr gab ſie ihm Anlage zur Gewiſſenhaftigkeit, und feſten Sinn und Begierde nach immer größerer Aufklärung. Tiefe abſtrakte Wahrheiten und reizende ſinnliche Ideen mußten ihm gleich ſchwer, oder beinahe gleich unmöglich zu faſſen ſein. Dies ſind ſeine natürlichen Gaben; wie ſie durch ſeine Lebensumſtände ausgebildet wurden und ſeinen wirklichen Karakter beſtimmten, wird in der Fortſetzung folgen. Lebe wohl.

Dein Freund.

31. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 6. Auguſt 1785.

Beſter Freund!

— Deine Philosophia botanica erwarte ich mit Vergnügen. Ich werde vielleicht nicht ſowohl dich rezenſiren, als auch bei Gelegenheit Einwürfe und eigene Hypotheſen vortragen. Vorzüglich wachſen meine Zweifel an dem Nutzen des Systema sexuala immer mehr an; ich hätte bald Luſt, aus der Erfahrung und Philoſophie hier Einwürfe dagegen vorzutragen, und einen andern Entwurf eines Syſtems zu wagen, aber ich will warten, bis du mir in deinen Briefen Gelegenheit dazu giebſt. Die Kenntniß der Luftarten wird mir immer angenehmer wegen der Ausſicht in ihren mediziniſchen Gebrauch. Sie verdienen ein eignes Kapitel in der Materia medica. Vielleicht, wenn du mit deiner Botanik fertig biſt, erhältſt du von mir eine Ergänzung der Materia medica durch die Luftarten. Jetzt komme ich in's Verſprechen, ich muß aufhören.

Fortſetzung von Dörrbaum's Karakter. Den Einfluß, den ſeine Erziehung in ſolche Anlagen haben mußte, kann ich nicht beſtimmen, denn ich unterließ, zu meinem größten Verdruß, ihm eine vollſtändige Jugendgeſchichte abzufragen. Ich weiß nur, daß ſie im Ganzen ſchlecht, und in ihrer Folge auf einander unter verſchiedenen Perſonen widerſprechend war. Dieſes gab ſeinem Geiſte keine beſtimmte Richtung, noch weniger Aufklärung, und gab ſeinem Herzen verderbte Neigungen. Seine Gewiſſenhaftigkeit erhielt ihm bei allem dem Rechtſchaffenheit und Unſchuld, wenigſtens den feſten Vorſatz dazu. Sein Umgang mit größtentheils niederträchtigen Menſchen verführte ſeinen Körper zu Ausſchweifungen, ſein gutgeſinntes Herz kämpfte dawider, aber ſein Geiſt war nicht ſtark genug, ſinnliche Ideen zu bändigen. Dieſer Umgang aber mit größtentheils in Fähigkeiten wie in Tugend weit unter ihm ſeienden Perſonen ließ ihn ſeine Würde allzu ſehr erkennen, daher ſein Ehrgeiz und ſeine Lernbegierde, die mehr aus Neigung, mehr zu wiſſen und weiter zu ſehen als Andre, als aus Genie zu den Wiſſenſchaften entſtund. Er war daher ſo unermüdet im Lernen, daß er darüber das Nachdenken vergaß. Die Beſchaffenheit ſeiner Einbildungskraft, ſeines Körpers, und ein gewiſſer Stolz ſetzten ihn den Anfällen romanhafter Liebe aus. Dieſe, ſein ſich mit ſeiner keuſchen Seele nicht vertragender Körper, und ſeine kümmerlichen Ausſichten, machten ſeine Leiden aus, denen er endlich unterlag; die nähere Entwickelung davon wird künftig ſeinen Karakter beſchließen.

Dein Freund.

32. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 14. Auguſt 1785.

Wie kommt's, daß ich von Herrn Allgeier gar keine Nachricht erhalte? Gewiß hat ihn die Freimüthigkeit meines Briefs beleidigt, und ich werde ihm durch einen abgeſchmackt höflichen Brief meinen erſten deutſchen Brief wieder abfordern, und dann ſein Andenken bei mir vertilgen. — —

Beſchluß von Dörrbaum's Karakter. Eine an ſich geringe Entkräftung ſeines durch Strapazen, Kümmerniß und Leidenſchaften geſchwächten Körpers zog ihm nach und nach eine ſchleichende Krankheit zu. Bei dieſer Diſpoſition kam nun noch ein heftiger Anfall von romanhafter Liebe, mithin auch der zu Boden drückende Streit zwiſchen einer Einbildungskraft, durch die er mit ſeiner Geliebten Sphären ſingen hörte, und einem Körper, der ihn zur Erde zog, um das Schlagen des Pulſes zu hören. Dieſe Anſtrengung ſeiner Kräfte, die Schwächung durch Kümmerniß über die Zukunft und über die dem Anſchein nach unmögliche Erlangung ſeines Gegenſtandes, und die Entkräftung durch's Studiren, das durch die nöthige Abſtraktion von ſo hinreißenden Phantaſieen äußerſt mühſam muß geworden ſein, vermehrten die Beweglichkeit ſeiner Nerven, und ſchwächten die Kraft ſeiner Fibern. Endlich kam ſeine Maſchine völlig in Unordnung; nur ein heftiges Fieber wäre im Stande geweſen, die Verſtopfungen zu heben, und den Ton wiederherzuſtellen, aber ſeine Natur war zu ſchwach, es im gehörigen Grade hervorzubringen, und noch weniger konnte ſie es überſtehen; er ſtarb an der erſten Kriſis der hitzigen Krankheit. Ueber die Neigung zu Jungfer K— wunderte ich mich ſeitdem weniger, daß ich die große Aehnlichkeit vieler Geſichtszüge, und auch ziemlich des Ganzen, mit den ſeinigen bemerkte. Dies war der Zuſtand eines meiner vertrauteſten Freunde; wie ſich ſein Karakter im Umgange dadurch bilden mußte, wird leicht zu errathen ſein; er war dienſtfertig, gefällig, nachgiebig, ſo lange es keine Lieblingsneigung betraf, leicht aufgebracht, wenn dieſe in's Spiel kamen; furchtſam, ängſtlich, gewiſſenhaft, nicht zu ſündigen, und unachtſam, in Thorheiten und Schwachheitsſünden zu verfallen; feſt in der Freundſchaft, und lenkbar von einem jeden erträglichen Gegenſtand zur Liebe, ſo lange dieſer Gegenſtand um ihn war, und hing im Ganzen doch immer an einem einzigen, weil ſeine Sinnlichkeit und Bedürfniß an dieſem Verlieben mehr Antheil hatte, als ſeine Seele; er glaubte ſich immer von Frauen und Mädchen in Verſuchung geführt, weil es ſein Stolz wünſchte und ſein Gewiſſen fürchtete, doch hatte er Stärke genug, einer oder zweien wirklichen Verſuchungen zu entgehen; ſeine Launen, ſeine Abwechslung zwiſchen Kinderei, Melancholie und Ernſt, laſſen ſich von ſelbſt denken. Wär' er jetzt mein Freund, ſo ſollte ihm meine Freundſchaft mehr dienen. Urtheile, ob ich ihn getroffen habe. Lebe wohl.

Dein Freund.

33. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 17. Auguſt 1785.

Nun bin ich wieder etwas beruhigt, und du bekömmſt keinen Brief von mir, der dich vielleicht erſchüttert. Hätteſt du mich aufgebracht ſehen wollen, ſo hätteſt du diesmal kommen müſſen. Verläumdung und Bosheit fährt immer fort, mich zu quälen. Mein Vater war wieder bei Herrn von Grundherr, er war feſt entſchloſſen, mit mir ſelbſt zu reden, er kam frühe auf mein Zimmer, aber ich ſahe ihm in's Geſicht, und er erſchrack und konnte nicht reden. —

Alle dieſe Widerwärtigkeiten haben aber doch den Nutzen, daß ſie meine Tugend läutern, und du ſchwerlich mehr einen Brief, wie derjenige von dieſem Sommer war, erhalten wirſt, Meine Treue wird immer geprüfter, und hätteſt du den letzten Brief von meiner Geliebten geleſen, — ich kann es nicht beſchreiben! Du würdeſt ihn erhalten, wenn ihn nicht Herr von Grundherr hätte, der jetzt alle meine Briefe bekommt, denn es wurde mir mein Käſtchen aufgebrochen, und den erſten Brief, der die Erklärung ihrer Liebe enthält, finde ich nicht mehr. Du erhältſt jetzt auch noch einige Briefe. Hätte ich nicht eine Maß Blut weniger in meinen Adern, ſo würde ich dies faſt nicht ſchreiben können.

Herr von Grundherr iſt mir ein theurer, werther Freund, ich würde mein Leben für ihn laſſen. Geſtern ſtunden wir in meiner Kammer, er faßte meine Hand und ſagte: „Ich bin gewiß ganz Ihr Freund, alle meine Hoffnung und Vertrauen ſetze ich auf Sie (es traten ihm Thränen in die Augen); Ihre Kräfte können der Welt nützen und mein Stolz ſein (er weinte).“ — Ich bin Ihr Freund, ſagte ich, mein Blut würde willig für Sie fließen. — „Ach Gott“, rief er aus, „und wenn ich Sie unglücklich ſehen müßte!“ — Vielleicht nicht, ſagte ich ihm heiter. — Aber meine Freunde! ich fühl' es, ihr müßt mich unglücklich ſehen. Doch

Schickſal zürne,
Neid erboſe,
Meine Tugend ſpricht euch Hohn!
Läſtrung raſe,
Qual entflamme,
Ihr erlahmt an meinem Stolz.

Nun eine Schilderung von dem Zuſtande deines Freundes. Bald ſpannt Ehrgeiz und Stolz ſeine Fibern, jede Sehne zuckt und will unwillig den Befehl der Seele erzwingen, ihre Kraft zu gebrauchen; ſeine Seele wird ungeduldig, ſie will ſich der Feſſel ſeines trägen Körpers entziehen und ſich ſchneller in die Sphäre ihrer geglaubten Beſtimmung verſetzen, — ſchwächere Geiſter zu lenken und den Mangel an Kräften durch die ihrigen zu erſetzen; — doch bald ſinkt er wieder, — Gram und Unzufriedenheit, daß er lebt, ſind dann ſein Theil, Reue über ſeine Fehltritte raubt ihm die Kraft zu verzweifeln; dann hat er wieder Kräfte, jetzt tobt Rache in ſeinem Blut, — die Vernunft ruft ihm zu, — er ſtarrt, — wird wieder Menſch — und betet zu ſeinem Erſchaffer, — dann ſenkt ſich die Ruhe der Tugend in ſein Herz, — aber nicht lange hat er ſie, bald wird ihm wieder die Schöpfung zu enge, und jetzt — raubt ihm das Schmachten der Liebe den Athem. —

34. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 20. Auguſt 1785.

Beſter Freund!

Das Schauſpiel blieb ſich gleich, und das Ende war die Ausſöhnung Heinrichs und vielverſprechende Zeichen ſeiner Beſſerung; man ſieht, daß, obgleich die Einheit des Orts und der Zeit allzu wenig beobachtet, die Einheit der Handlung völlig genau beobachtet iſt. Nun ſollte ich meine Theorie des Schauſpiels anfangen, aber wie kann ich es, da ich ſelbſt der Held eines Trauerſpiels ſein muß, da ich mit Hamlet über den Schauſpieler ausrufe: „Er weint, — um Hekuba! was geht er ſie, was ſie ihn an? was würd' er thun, hätt' er den Trieb zur Leidenſchaft, der mich anſpornt!“ — Ich zittre, — könnteſt du etwan ſtark ſein, wenn ich zittre? — nein, bald zittre ich nicht mehr, ſie wallet wieder auf, meine Kraft, — aber mein Auge funkelt Rache, mein Mund ſchnaubt Wuth, — das will ich auch nicht, — tobet nicht mehr, ihr Adern, ſträubt euch nicht mehr, ihr Fibern! ich will kalt erzählen!

Am Donnerſtage früh erfuhr ich, was Verläumdung kann, da lernte ich Läſterungen kennen, die ich nicht ausſtoßen könnte, würden ſie mir das Leben retten, und doch hätte ich noch mehr erfahren können, hätte ich ruhig zuhören können, ſo ruhig als ſie mir erzählt wurden, erzählt wurden von meiner Magd, die ſie gehört hatte von einer einzigen Elenden, die meine Rache zu ſehr fürchtet, um es meiner Mutter zu erzählen, die Uebrigen fürchten ſich auch, ſonſt würden ſie auch nicht ſchweigen. Zwar eine Frau, die gegenüber wohnt und Wildin heißt, die kann den Gräuel doch nicht mehr mit anſehen, dieſe ſagt, ſie muß kommen und es meiner Mutter erzählen! An allem dieſen iſt Frau Maltherin durch etwas Eitelkeit, Leichttraulichkeit und Offenherzigkeit vieles ſchuld, ſie würde bald dieſe Wildin als eine Vertraute angeſehen haben; ich ſagte ihr alles zuvor, aber es half nichts, ſie kann ſich nicht daran gewöhnen, daß die Menſchen ſo gottlos ſind. Aber da ich es ihr ſo oft ſagte, ſo bin ich etwas aufgebracht, daß ſie mir nicht folgte. Doch hat ſie das meiſte zu leiden, und ſie verdient Mitleiden, ſo lange ſie nicht gerächt werden kann. Hätte ihr die niedrige Brut den Ruhm einer getreuen Frau bis jetzt gelaſſen, ſo würde ſie ihn durch mich verlieren; hätte man die Unterhaltung ihres Haushalts auf ihre Klugheit gerechnet, ſo würde man ſie jetzt auf mich rechnen; die Kleider, wenigſtens eines der Tochter, müſſen von mir ſein! Auch die Unſchuld, ſelbſt ſie wird geläſtert; man ſiehet mich nicht bei Tage hingehen, um mich bei Nacht kommen zu laſſen, man läßt mich dann eine halbe Stunde lang im Finſtern bei ihr auf der Stiege ſtehn, und — giebt mir an Mutter und Tochter gleichen Antheil, alſo auch — muß ich ſein! —

Am Donnerſtag Abend erzählte mir Herr von Grundherr, daß Vormittag mein Vater bei ihm geweſen wäre und hätte ihm geſagt, er ſolle mich warnen, nicht mehr hinzugehen, ſonſt würde er gezwungen ſeyn, es durch obrigkeitliche Hülfe zu verhindern; nun muß ich nachgeben, um meinetwegen nicht, ſondern um der Malther'ſchen Familie willen, ich muß! es engt mein Herz, es erſchüttert mein Gebein, ich muß! Da mein Vater alles mit obigen Farben geſchildert weiß, ohnedies voll Vorurtheil gegen die Malther'ſche Familie iſt, ſeinen Sohn verkennt, wer wird ihn beugen können! — Nun muß ich ſie ſelten ſehen, nur Briefe können mich tröſten, Briefe, von denen Heloiſe ſagt:

Heav'n first taught letters for some wretches aid,
Some banish'd lover, or some captive maid:
They live, they speak, they breathe what love inspire,
Warm from the soul and faithfull to it's fire.

Dein Freund.

35. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 28. Auguſt 1785.

Beſter Freund!

Wie freute ich mich über deinen edlen Enthuſiasmus der Freundſchaft gegen mich, und wünſchte eine Gelegenheit, dir meinen auch zeigen zu können! Dein Verſuch, meinen Vater zu beſänftigen, würde nicht gelingen, er würde dich in dieſem Punkt für einen unerfahrnen, ſchwärmeriſchen Jüngling halten, und dann würde alle Beredſamkeit verloren gehen. Es wird ſich die Sache in der Güte geben, aber nur iſt dann äußerſte Vorſicht nöthig, allen Umgang genau zu verbergen.

Ueber meine Mutter habe ich mich wirklich ſehr gewundert, daß ſie mein Vater ſo weit gebracht hat, daß ſie nichts zu mir ſagte, denn mein Vater ließ ſich auch gegen mich nichts merken. Zwar Sticheln konnte ſie nicht laſſen, aber doch wurde ſie nicht laut. Nun bin ich etwas kälter und denke der Sache ernſtlich nach, und iſt die Frage zu entſcheiden, ob meine jetzige Geliebte, wenn ich nur ſehr wenig Umgang mit ihr habe, — denn der Briefwechſel iſt mir auch etwas beſchwerlich —, ob ſie im Stande ſein wird, ſich ſelbſt ſo auszubilden, daß ſie meiner werth iſt? Denke darüber nach und gieb mir deine Entſcheidung. Und dann überlege auch dieſes, ob es nicht geſchehen kann, daß ich in ſolche Umſtände käme, daß es mich reuen müßte, mich mit einem Mädchen feſt verbunden zu haben, ſie müßte denn mehr Talente beſitzen, als ich; und dieſes iſt bei ihr der Fall nicht. Würde ſie eine Trennung ſo leicht ertragen können, als ich, ſo würde ich alle Verbindlichkeiten unter uns aufheben, ihr Freund bleiben und kein andres Mädchen wählen. Ueberlege es. —

Am Donnerſtage war ich in der Komödie und ſahe die Entführung aus dem Serail; dieſes Stück hat, bis auf einige verkünſtelte Arien, vortreffliche Muſik, aber die Oper iſt dem Plane nach äußerſt armſelig und der Ausführung nach erbärmlich, ich weiß nicht, wie Herr Mozart ſeine Kompoſition hat damit verderben mögen; es iſt von Bretzner.

Den erſten Theil von Oſſian habe ich durchgeleſen, und im zweiten einige Stücke, die ich aber in der Ordnung nochmal leſe; er iſt mir leichter als der geringſte lateiniſche Autor, und ich hoffe in kurzer Zeit es im Engliſchen unter allen meinen Sprachen am weiteſten zu bringen. Vielleicht werde ich durch Herrn Schweikart mit Herrn von Murr bekannt. Lebe wohl.

Dein Freund.

36. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 25. September 1785.

Nun, mein Freund, hat die Läſterung und Bosheit ihre Abſicht erreicht, — die Aeltern meiner Geliebten, die ſo viel gelitten, ſo viel ſtandhaft erduldet haben, ſind nun endlich aufgebracht worden und haben es werden müſſen, wenn ihr guter Name nicht gänzlich ſollte aufgerieben werden. Sehen das edle Mädchen, war mir ſchon längſt geraubt, jetzt ſoll ich auch nicht mehr an ſie ſchreiben, ihre Aeltern ſelbſt wollen dies. — Aber es wird nicht geſchehen. O Freund! gewiß fühlſt du meinen Gram, ohne daß ich ihn dir beſchreibe; der Jüngling wird gewiß kein edler Mann, dem ſo was das Herz nicht regt. Ach Gott! wo ſind nun alle meine Entwürfe, die ich mir vom Glücke der Liebe machte, — doch ich will die Vorſehung nicht anklagen, vielleicht iſt dieſer Kampf nothwendig, wenn meine Tugend erhalten werden ſoll, und dann habe ich alle dieſe Strafen verdient! — Doch ein Troſt bleibt mir noch und wird mir ewig bleiben! Sie, die edle Seele, ſie, der ich untreu werden wollte, hält feſt an mir, Aeltern nicht, Drohungen, Verheißungen nicht, Ketten und Bande nicht, nichts wird ſie von mir zu trennen vermögen. Sie verläßt ſich ſo auf meine Treue, trauet ſo viel auf meine Kraft, iſt ſo überzeugt, daß Gott noch einſt meine Tugend und ihre Standhaftigkeit belohnen wird, daß alle Kränkungen ſie nicht einmal zu betrüben fähig ſind.

Dieſe Woche brachte ich faſt halb auf dem Lande zu, in Letten bei Herrn von Kreß, und dies gab mir doch einige Zerſtreuung.

Zu meinem Ausfluchtsort werde ich nun das Hb—ſche Haus nicht mehr wählen und die Hb— nicht mehr ſuchen mir als eine Freundin zu verbinden, nicht als ob ſie mich beleidigt hätte, ſondern — die Urſache einerſeits wirſt du leicht errathen können, und auf der andern Seite lernte ich ein Mädchen kennen, das eher verdient, meine Freundin zu ſein. Ich will ſehen, ob du ſie erräthſt, es iſt ein Mädchen von ſehr ausgebildetem Verſtande und zärtlichem, edlen Gemüthe; Falſchheit und Flatterſinn, die ihr gutes Herz ſo ſehr mißbrauchten, haben ſie nicht verbittert, ſie iſt ungefähr 25 Jahr alt. —

Es iſt Jungfer Hartliebin, ſie iſt klug und aufrichtig genug, daß ich ſie zu meiner Vertrauten machen kann, denn jeder Andre, als ein Frauenzimmer, wird gewiß bald entdeckt werden. — Doch auch hier in dieſer reizenden Ausſicht ziehet ſich eine ſchwarze Wolke zuſammen, — wenn Jungfer H— mehr als Freundſchaft von mir wünſchte, ihre Zärtlichkeit gegen mich läßt mich dies fürchten, — dann wird mich auch dieſer Schritt gereuen müſſen, doch vielleicht vermeide ich dieſe Klippe; aber Klugheit iſt nöthig, ihr mein Geheimniß vorzutragen. O möchteſt du in Nürnberg ſein und es thun, ein Anderer iſt allezeit weniger in Verlegenheit, als der, den es ſelbſt betrifft. — Nun lebe wohl.

Dein Freund.

II.

Kantiſche Philoſophie.

Wir gelangen zu dem Zeitpunkt, wo die Kantiſche Philoſophie dem Jüngling aufgeht und ihn mit allen Entzückungen überſtrömt, welche die kundige Sehnſucht in ihrer vollen Gewährung finden mag. Nicht auf eine fremde Bahn fühlt Erhard ſich gerufen durch das neue Licht, vielmehr auf der bisherigen ſelbſteignen nur glücklicher an's Ziel gefördert. Alles wird ihm nun gewiß und feſt, für das ganze Leben ſind ſeine Ueberzeugungen entſchieden, faſt könnte man ſagen erſtarrt, durch dialektiſches Bemühen nicht mehr aufzulöſen. Alsbald wendet ſich nun die Macht der mit der Fackel der Kritik durchleuchteten Vernunft in das Leben; als Lehre, Beiſpiel, Botſchaft dringt ſie nach allen Seiten vor, alle Gebildeten, Strebenden nehmen daran Theil, es iſt gleichſam eine neue Religion, die ſich ausbreitet. Unſere Briefſammlung liefert in dieſer Hinſicht bedeutende Zeugniſſe und Proben;

hier iſt die Kantiſche Philoſophie in Handlung und Wirkſamkeit; wir ſehen ſie als Gegenſtand der höchſten Beziehungen und Bedürfniſſe eines weiten Menſchenkreiſes von Königsberg über ganz Deutſchland bis nach Hamburg und Kopenhagen und bis nach Wien und Trieſt ausſtrahlen, ſehen, wie ſie erweckt, befeuert, das Höchſte verheißt, und zuletzt doch nur eine mißliche Befriedigung gewährt. Die redlichſten, begabteſten Männer und Jünglinge, ja auch Frauen, durchwandeln mit Eifer dieſe Bahn, erreichen auch das Ziel; aber nach der erſten Freude finden ſie ſich bald in unleidlichem Zwieſpalt, in fürchterlicher Enge. So lange ſie unterſuchen, iſt alles gut, aber mit ihrem Ergebniß wiſſen ſie nichts anzufangen, und möchten es doch zu allen Leiſtungen gebrauchen. In die Breite des Lebens folgt ihnen kein Gewinn, in der Wiſſenſchaft wird jeder Fortſchreitende ihr Feind, denn ihrer eignen Philoſophie nach müſſen ſie aufhören zu philoſophiren. Sie haben weggeräumt, was in ihrem Rücken lag; was vor ihnen aufkeimt, müſſen ſie verneinen; aber die Lebensfluthen des Vorhergegangenen wie des Nachfolgenden überſtrömen unaufgehalten die machtloſe Verneinung. Wie dieſes Schickſal der Kantiſchen Philoſophie, ſich nicht als ethiſches Heil der Menſchheit zu legitimiren, verbunden mit der Enttäuſchung, welche die Geſchichte dem Wahn, in der franzöſiſchen Revolution ein ſolches materielles Heil alſogleich zu erleben, durch deren eigne Entwickelung ſpielt, wie dieſes Geſchick von den einzelnen Betheiligten getragen und verarbeitet wird, iſt hier in merkwürdigen Verſchiedenheiten dargelegt. Wir ſehen dem Tode gewaltſame Opfer fallen, ſehen das bewegliche Talent ſich in neue Geſtaltungen hinüberwinden, zarteres Gemüth nur hoher Liebesinnigkeit pflegen, anderen Sinn ſich zur gemeinen Welt zurückwenden. Erhard war einer der beharrlichſten Anhänger ſeines großen Meiſters; aber auch ihn drängte ſeine hauptſächliche Lebensthätigkeit zu anderen als philoſophiſchen Gegenſtänden, und ſeine noch übrige philoſophiſche Beſchäftigung ging, darin ächt Kantiſch, nicht auf eigentliche Spekulation mehr aus, denn dieſe ſollte abgethan ſein, und in ihren Ergebniſſen gleichſam als angewandte Philoſophie nur fortſchreiten. Hätte er ſtärkeren Antrieb oder mehr Muße gehabt, ſpekulativem Denken ſich fortwährend hingegeben, ſo würde ſein ſcharfer Geiſt, wir zweifeln nicht, zu neuen Wegen eigenthümlich durchgebrochen, oder doch in den Bahnen von Kant's großen Nachfolgern zu neuen Ergebniſſen ſelbſtſtändig mitgeſchritten ſein.

37. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 11. Oktober 1785.

Beſter Freund!

— Jetzt leb', web' und bin ich bloß in Philoſophie. Kant's Schriften und Mendelsſohn's Morgenſtunden ſind die Materialien meines Nachdenkens. Beide ſind die nach Wolf größten Philoſophen unſres Jahrhunderts. Kant iſt für die Philoſophie das, was für die menſchliche Geſellſchaft der Erfinder des Feuers war; die Menſchen waren vorher wohl ſchon jeden Geſchöpfen überlegen, aber dieſes entſchied ihre totale Herrſchaft und legte den Grund zum Anbau jeglichen Landes, ohne Rückſicht auf Wärme und Kälte; ſo erhält die Philoſophie durch Kant ihre Vorzüge vor allen Wiſſenſchaften, und ihren allgemeinen Gebrauch, ohne Furcht ihrer Unanwendbarkeit. Denn baut er nicht ſelbſt auf ſeinen feſten Grund, ſo baue ich.

Ich leſe auch Shaftesbury. Dieſer macht mir weit mehr Mühe als Kant, nicht in Rückſicht auf Sprache, ſondern auf die Begriffe, denn zu verſtehen iſt er der Sprache nach leicht, obgleich äußerſt ſchwer zu überſetzen.

In der Mathematik habe ich nun meinen ſtärkſten Gegner, die ſphäriſche Trigonometrie, gänzlich unterjocht.

Von meinen übrigen Angelegenheiten kann ich dir nichts ſagen, denn es verliſcht mein Licht.

Dein Freund.

38. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 22. Oktober 1785.

Beſter Freund!

— Mein Brief an meine Geliebte iſt übergeben, ich ſahe ſie ſelbſt nebſt ihrer Mutter, durfte aber außer dem Nothwendigſten nichts mit ihr reden, denn es war auf der Schütt, aber doch ſahe ich ſie, — ſie iſt nicht mehr das bloß ſanfte, unſchuldige, ſchüchterne Mädchen, das mich bezauberte, als ich ſie das erſtemal ſah, Feſtigkeit und edler Trotz ſind jetzt die Züge ihres Geſichts, — O wenn ich ſie doch nur einmal wieder ſprechen könnte, aber allein, daß ich wiſſen könnte, — daß ich mich freuen könnte der Fortſchritte, die ſie gemacht, aber dies iſt vielleicht ſchwer zu hoffen. Diesmal, Freund, muß ich mich wegwenden von dieſem Stoff, aber über acht Tag ſollſt du Rechtfertigungen der Vorſehung wegen meines Schickſals in dieſem Falle leſen, ſie können dich vieles lehren.' — —

39. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 10. November 1785.

Beſter Freund!

— Geſtern ging ich ſpaziren und ſahe einen Sonnenuntergang, der meine Seele erhöhte. Das feierliche Dunkel, welches die dickere Winterluft ſonderlich gegen Abend über die Gegenſtände verbreitet, und doch der heitre Glanz des Himmels, hat eine ſo vortreffliche Wirkung auf meine Seele, daß ich beinah die Anmuth des Frühlings nicht miſſe. Es iſt eine meiner angenehmſten Beſchäftigungen, dieſen Ton des Kolorits zu ſtudiren.

Das, was ich von der Differentialrechnung ahnete, daß ich mit ihrer jetzigen Darſtellung nicht ganz zufrieden ſein werde, geht in Erfüllung; ſonderlich bin ich mit der Terminologie in Rückſicht auf die Verſtandesbegriffe, die darin vorkommen, nicht ganz zufrieden, und vieles ſcheint mir auch ſo vorgeſtellt zu ſein, daß die dynamiſche Anwendung davon auf Gegenſtände, die in der Zeit (nicht im Raume) gegeben ſind, mit Schwierigkeiten verbunden ſein muß, — doch will ich alle meine Zweifel dahingeſtellt ſein laſſen, bis ich Euler geleſen habe.

Nach hergebrachter Gewohnheit ſollte ich dir nun wieder einmal den Zuſtand meiner Seele ſchildern, und dies kann mit wenigem ſein: 1) Meine Leidenſchaften ſind Stolz und

Ehrgeiz, die mich gänzlich beherrſchen. Meine Phantaſie labt ſich mit romantiſchen Vorſtellungen, die Liebe iſt für ſie zu kleinfügig, ſie wird als ascetiſches Mittel betrachtet, das ich einſt entbehren zu können glaube, die Freundſchaft ſtrahlt in ihrer ganzen Würde. 3) Mein Verſtand hat auf eine Zeitlang allen erſten Begriffen, die ſich auf Gott und Tugend beziehen, abgeſagt, um entweder unerſchütterliche oder gar keine zu erlangen. Die Richtſchnur meines Lebens iſt unterdeſſen ein Ideal, das ich mir, durch Analogie, aus der Schönheit in der Natur geſchaffen habe. — Lebe wohl.

Dein Freund.

40. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 18. November 1785.

Beſter Freund!

Mir iſt, als wenn ich geträumt hätte, du wärſt um mich geweſen, ſo augenblicklich kommt mir die Zeit vor, die ich mit dir zubrachte, und daß ich wünſchte noch länger um dich zu ſein, wirſt du von ſelbſt denken. Der Abend, an dem du hier warſt, gehört unter die ſchönſten meines Lebens.

Jungfer Hartliebin hat nun alle Zurückhaltung gegen mich aufgegeben. Meine Geliebte war geſtern bei ihr, und ſie machten Schweſterſchaft.

Von der Auktion erhielt ich eine ziemliche Anzahl Bücher, die du ſehen wirſt, wenn du wieder nach Nürnberg kommſt. Jetzt aber muß ich mit Kaufen einhalten, ſonſt ſetze ich mich zu ſehr in Sorgen; was ich für Bücher zu bezahlen und beinahe kein Geld dazu habe, iſt 34 Gulden. —

Meine Lage wird mir immer unbehaglicher, und doch weiß ich nicht, wie ich ſie ändern ſoll; kein bloßer Gelehrter werde ich in meinem Leben nicht, denn ich glaube, ich tauge zu etwas mehrerem. Einen Entſchluß habe ich, den ich dir mündlich erzählen will. — Vor allem wünſcht' ich dieſen Winter meine Philoſophie in's Reine zu bringen und meine mathematiſchen Kenntniſſe zu erweitern, um mich künftiges Frühjahr ernſtlich auf das Zeichnen und die Medizin legen zu können.

Nun lebe wohl.

Dein Freund.

41. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 25. November 1785.

Beſter Freund!

Nun bin ich in Kant's Kritik die Analytik durch, und wir fangen nun an, etwas von einander abzugehen, oder vielmehr ich ſuche in vielen Dingen, wo er niederreißen will, zu ſtützen und feſter zu bauen; ich werde bei nochmaliger Durchleſung ſeines Werks Anmerkungen aufſetzen, und vielleicht künftigen Sommer „Behauptungen der reinen Vernunft, die keiner Kritik unterworfen“ ſchreiben; aber denke bei dieſem Wort ja nicht an Druckenlaſſen, welcher Ausdruck mit jenem nun tautologiſch iſt. Ich werde ſuchen, die Nothwendigkeit eines ewigen Weſens als abſolute Bedingung alles Vernunftgebrauchs darzuthun. Alle Beweiſe für die Exiſtenz Gottes reißt Kant nieder, und behauptet, es wären außer dieſen keine möglich; vor hundert Jahren wäre er als ein Atheiſt verbrannt worden, er hätte ſich denn mit deſto feſterem Glauben an die Offenbarung durchlügen müſſen. Das Beſchwerlichſte bei dieſer Arbeit iſt, daß ich mir ein transzendentales Organon vorher ſelbſt ſchaffen muß, denn Kant's Kritik der reinen Vernunft iſt es bei weitem noch nicht.

Im nächſten Briefe wirſt du einen allgemeinen Beweis der Unmöglichkeit einer wahren geoffenbarten Religion von mir erhalten.

Nun iſt genug verſprochen, und gewiß mehr, als ich erfüllen werde, zumal bei meiner mir unangenehmen Lage, da ich nicht meine ganze Zeit und Kräfte auf Philoſophie wenden kann, und mich doch alles anekelt, was nicht Philoſophie heißt und iſt, ſogar die Akademieen ſind mir zuwider und die Mathematik ſehe ich als ein Berufsarbeit an. —

Jetzt will ich dir einiges erzählen. —

Die Ebneriſche Bibliothek iſt zu öffentlichem Gebrauche gewidmet, und Montags und Dienſtags ſind Herr Prof. Ledermüller und noch einige Perſonen da. — Mit Herrn von Merz bin ich bekannt, und ſeine Bibliothek ſteht mir zu Dienſten.

Jungfer H— hat ſich meinetwegen zu Haus einigen

Verdrießlichkeiten ausgeſetzt, die vorzüglich durch den Neid einiger Mädchen ſcheinen veranlaßt worden zu ſein, es hat aber ihre Anhänglichkeit an mich nur um ſo mehr verſtärkt. Ich weiß es dem guten Mädchen nicht zu vergelten.

Etwas Wichtigeres! Am Donnerſtage ging ich zu Dr. W—, trat in die Stube, fand ſeine Frau und — die Frau Maltherin; ich wollte mich gegen ſie im gewöhnlichen Höflichkeitston betragen, aber ſie war gegen mich wie zu Haus, und ich erfuhr, daß ſie alles erzählt hatte; endlich kam auch Herr W— nach Haus, und da gab es denn manche Neckerei, und ich muß geſtehen, daß ich mich nicht völlig zu faſſen wußte. Ich bin begierig, mit ihm allein zu ſprechen. Nun lebe wohl.

Dein Freund.

42. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 13. Januar 1786.

Beſter Freund!

Dein Urtheil über mich gefiel mir ſehr, und ich freue mich, daß du nun muthiger gegen mich wirſt, als du ſonſt warſt, denn dadurch wird mir deine Freundſchaft erſt nützlich. —

Wenn ich dir verſprach, meine Handlungen einſtens aus Gründen herzuleiten, ſo mußt du nicht Prinzipien der Moralität, ſondern Analogieen der Kauſalität darunter verſtehen. Um dich etwas vorzubereiten, mir für die Zukunft zu ſammeln, will ich dir, bis du das Syſtem meiner Handlungen bekömmſt, einzelne Hauptbemerkungen ſchreiben; du kannſt deine Vernunft üben, dir daraus von meinen Handlungen Rechenſchaft zu geben; hier ſind einige:

1) Ich liebte noch nie ein wirkliches Mädchen; die idealiſche Liebe ging voran, und der Gegenſtand in der Wirklichkeit wurde allezeit geſucht und durch *Entſchließung* gefunden.

2) Mein Stolz verleitet mich, vielen Perſonen aus Vorſatz einen wunderlichen Begriff von mir beizubringen, weil ich ſie des ächten nicht werth halte.

3) Ich hatte noch nie mit jemand Umgang, deſſen Verſtand aufklärender, deſſen Vernunft tiefeindringender, deſſen Schwärmerei zügelloſer als die meinigen geweſen wären.

4) In ſehr vielen Fällen denke ich, wo ein Anderer fühlt.

5) Aus dem Schlafe erweckt man ſich gewöhnlich durch eine wunderliche Ausſtreckung der Glieder, aus einem faden Betragen durch Affektation.

6) Mein Körper fordert mich immer zur Wolluſt, meine Vernunft zum Nachdenken, mein Herz zur Herrſchſucht und meine Gefühle zur Andacht auf.

Bei Gelegenheit mehrere.

43. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 20. Januar 1786.

Beſter Freund!

Kant macht mich nicht lau in der Freundſchaft, aber meiner Vernunft giebt er ein Uebergewicht über meine ausſchweifenden Schwärmereien. Ich muß es dir geſtehen, daß ich meine ganze Vernunft aufzufordern nöthig habe, um mich nicht für begeiſtert und von Gott unmittelbar aufgeklärt zu halten, und die Vorſehung behüte mich, daß ich nicht einſt an dieſer Klippe ſtrande! Von Jugend auf hatte ich ſchon kein anderes Vorgefühl meines Todes, als daß ich raſend ſterben werde.

— Anſtatt der Rezenſion deines Aufſatzes folgen nun wieder einige Sätze zur Erklärung meines empiriſchen Karakters.

7) Niemand kann den Karakter einer Perſon ſo gut beſtimmen als ſie ſelbſt.

8) In nichts ſucht man ſeiner vernünftigen Erkenntniß mehr abzuläugnen und Schwärmereien nachzuhängen als in der Beſtimmung ſeines eignen Karakters.

9) Die Begierde, von ſich ſelbſt zu reden, entſteht entweder a) aus einem gutwilligen Herzen, mit gegen Andere abſtechender Denkart und Stolz und Gefühl des Werths ſeiner Denkart verbunden, b) aus Eitelkeit und Leere über

andere Gegenſtände zu reden, oder c) aus betrügeriſcher Abſicht. Bei dem beſten Herzen können bisweilen alle drei Antriebe in Verſuchung führen; erſterer aber iſt ſeines Sieges gewiß.

10) Ich bin äußerſt eiferſüchtig, und ſogar in ſo weitläuftigen Verhältniſſen, die mir nicht das geringſte Recht dazu geben. Dies ſchiene dir vielleicht nicht in meinem Karakter zu liegen, mir lange ſelbſt nicht, — aber die Verblendung kam daher: ich bin nicht ſinnlich eiferſüchtig, ich könnte einem Andern eine Geliebte von mir zur Frau und meine Frau zum ſinnlichen Genuſſe überlaſſen, ohne deßwegen mißmuthig zu werden; aber einen Andern mehr geſchätzt zu wiſſen, als mich, mehr von ihm ſich beherrſchen zu laſſen, als von mir, dies bringt mich auf, und wo ich dazu kein Recht habe, macht es mir Verdruß und Kummer; bei obigen Fällen iſt vorausgeſetzt, daß ſie auf meine Verſtattung und Willkür geſchehen.

11) Ich fand noch niemand, werde vielleicht auch niemand finden, in deſſen Hände ich meine Freiheit vertrauen möchte.

12) Noch niemand bewarb ſich um meine Freundſchaft, dem ich ſie abſchlug, noch niemand wollte an meiner Seite gehen, deſſen ich mich ſchämte, und dennoch bin ich im äußerſten Grade ſtolz. Dieſes iſt eigentlich Problem und gehört alſo nicht hieher.

13) Ob ich gleich ſehr bald jede Intrigue, die jemand gegen mich im Sinne hat, merke, ſo verſtattet mir doch mein gutwilliges Herz nur im äußerſten Nothfalle, dieſer Erkenntniß gemäß zu handeln.

Heute war die Leiche meines Herrn Vetters; bei den Ceremonien, denen ich beiwohnte, dachte ich vieles, das ich dir mittheilen wollte, worunter aber ſo viel verwegene und äußerſt ſtolze Gedanken waren, daß ich nun zu matt bin, ſie ſagen zu können. —

— Ich erlebte alſo in dieſem Jahre ſchon drei mir wichtige Todesfälle: mein Vetter; Rolle, der Tröſter in meiner Schwermuth, und der edle mir ewig unvergeßliche Moſes Mendelsſohn. — In allem Betracht möchte ich die jetzige Epoche meines Lebens die kritiſche nennen.

Meine Bekanntſchaft mit Frauenzimmern hat ſich nun vermehrt. Das erſte iſt Frau Kraftin, meine Baſe, die ich freilich ſchon als Knabe, aber nicht als Jüngling kannte. Wäre ihr Geiſt in ihrer Jugend mehr ausgebildet worden und hätte ihr Körper durch Erziehung den Reiz erhalten, deſſen er fähig geweſen, ſo würde ſie unfehlbar die ſchönſte Frau allhier ſein. Sie iſt nun 36 bis 38 Jahre alt. Vielleicht künftig etwas mehr von ihr, wenn ich ſie einmal ganz alleine auf eine etwas lange Zeit ſprechen kann. Das zweite iſt Jungfer Rückertin, ein ſehr artiges, fähiges und gutherziges Mädchen von 17 Jahren; hätte ich mehr Luſt, phyſiognomiſche Briefe zu ſchreiben, ſie würde einen verdienen. Ich kann oft in ihrer Geſellſchaft ſein. Ich weiß nicht, ob ich dir von der Jungfer von Rumpler, die mit mir in Einer Stunde das Zeichnen lernt, ſchon etwas geſagt habe; dieſe iſt ſehr fähig, und würde ſie nicht durch eine ſogenannte galante Erziehung und ſüße Herren verderbt, ſo wäre ſie eines der edelſten Mädchen, unſere Augen verſtehen ſich auf jeden Wink; ſie iſt 16 Jahr alt. Und nun fällt mir auch das Mädchen wieder ein, das ich einſt meine Geliebte hieß, das dieſen Namen ſo ſehr verdient, aber wo alle meine Entwürfe, ſie mir zu retten, ſie meiner ganz werth zu machen, ſcheitern mußten! — — Nun lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Mit meinen Begriffen von Gott und Tugend werde ich nun bald fertig, geſichert und feſt ſein.

44. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 27. Januar 1786.

— Nun, mein Beſter, wollen wir traulicher mit einander ſprechen. Hätteſt du nicht ohnedies ſo viel Unruhe, ſo würde ich dir, deiner Vernunft zur Probe, eine gemacht haben, der Anlaß dazu war folgender. Als ich vergangene Woche über Sittlichkeit und Pflicht nachdachte, fand ich mir nach dem Maße meiner Kräfte eine ſolche Menge von Verbindlichkeiten auferlegt, daß meine Vernunft bei der Ueberſicht derſelben erlag; zwiſchen dem, was ich in dieſer Welt thun kann, und was ich thun ſoll, erblickte ich eine ſo weite Kluft, daß ich unvermeidlich in ſie zu ſtürzen glaubte, das Leben ſchien mir ein ewiger Widerſtreit der Vernunft und Natur, und es wurde mir zur Laſt. Ich befragte dann meine Vernunft, ob es unter keinen Bedingungen erlaubt ſei, dieſe Laſt abzuwerfen, und ich wünſchte, ihre Erlaubniß zu erhalten. Ich unterſuchte die wichtigſten Gründe wider den Selbſtmord, und da ſchwanden ſogar die Gründe des edlen Mendelsſohn dahin, ſie entblätterten ſich wie die Lilie am heißen Tag des trocknen Sommers. Ich fand, daß alle bisher gegebenen, und auf jedem noch betretenen Wege zu findenden Gründe höchſtens nur zeigen könnten, der Selbſtmord ſei keine kluge Handlung, keiner, er ſei eine laſterhafte. In dieſem Kampfe wollte ich mich dir ſchildern, dir verſchweigen, daß ich den Faden in dieſem Labyrinthe gefunden, auf ewig daraus gerettet bin. Es würde zu weitläuftig, zu wenig verſtändlich für dich ſein, wenn ich dir meinen Beweis wider den Selbſtmord vorlegen wollte, es müſſen alle anderen das Ueberzeugende für dich verloren haben, ehe du ihn faſſen kannſt. Als ich in der Mitte dieſer Woche Kant's Metaphyſik der Sitten las, ſo freute ich mich ſehr, ſowohl in dieſen als in allen meinen moraliſchen Begriffen, mit ihm zuſammen zu treffen. Durch dieſe letzte Schrift hat ſich Kant alle Achtung erworben, die ich je einem Sterblichen werde geben können. Wer wünſchte nicht, einen Mann zu kennen, ſein vertrauter Freund zu ſein, dem ſich die Tugend in ihrer reinen Geſtalt zeigte, und der ſie erkannte?

Nun habe ich endlich gefunden, zu was ich eigentlich auf der Welt bin, zu was ich meine Kräfte mit völligem Erfolg anwenden ſoll, es iſt reine Vernunfterkenntniß und ächte Tugend.

Dem Muthwillen meines Verſtandes werde ich jederzeit Einhalt thun, ich bin feſt entſchloſſen zu ſein — der ich ſein werde.

Von meinem Gemüthszuſtand kann ich dir nichts ſagen, als daß er eine anhaltende feierliche Spannung meiner Seele iſt. Bald werde ich in allen meinen Begriffen über Gott und Tugend die einem Sterblichen mögliche Deutlichkeit erreicht haben, auf ewig bin ich ihrer ſchon gewiß.

Liebe der Menſchen durchſtrömt alle meine Gefühle, und Ohnmacht, ſie ſo glücklich zu machen, als ich ſie wünſche, würde mich in eine verzehrende Melancholie ſtürzen, wenn mich nicht die Wahrheit erheiterte: — jenſeit des Grabes iſt's Tag.

Nun will ich dir den wahren Werth von Liebe und Freundſchaft beſtimmen, Liebe kann nie als unter der Idee der Freundſchaft eine Würde haben. Gegen meine Freunde habe ich keine größeren Verbindlichkeiten, als gegen andre Menſchen; weil ſie meine Liebe gegen ſie nicht bezweifeln, ſo nehmen ſie nur die Dienſte an, die ich andern Menſchen eben ſo gerne erzeigen würde, aber die ſie aus Mißtrauen gegen mich ausſchlagen. Liebe im eigentlichen Sinne iſt Tändelei, die Tugend gebietet uns nur, wenn wir im Stande ſind Kinder zu erzeugen, zu ernähren und zu erziehen, eine Perſon zu wählen, die zu dieſem Zweck tauglich und zugleich unſere Freundin iſt. Nie fühlte ich mehr Liebe, als da ich dieſes ſchreibe, aber Wahrheit ſoll über meine Neigungen ſiegen.

O Freund, wie glücklich iſt der Menſch, wenn er die Abſicht aufgiebt, in dieſer Welt um Glückſeligkeit willen tugendhaft zu ſein! Welch erhabener Gedanke! der Menſch iſt ſein eigner Geſetzgeber, und zugleich der Geſetzgeber aller vernünftigen Weſen, er hat keinen Zweck, als ſich ſelbſt, und erfüllet doch dadurch alle Zwecke, die vernünftige Weſen von ihm fordern können. Freund, dieſe Ideen, in ihrer ganzen Strenge gewiß, verdanke ich Kant und mir!

Dein Freund.

45. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 3. Februar 1786.

Werther Freund!

— Nun will ich wieder einige Schritte mich der Aufklärung meines Karakters nähren.

14) Die Vernunft will nicht nur bei jeder Handlung Tugend ausgeübt wiſſen, ſondern ſie will auch in den Nei-

gungen, wenn ſie auch auf kein beſtimmtes Objekt gehen, eine gewiſſe Analogie von Tugend haben.

15) Sie will daher, daß keine Kraft unſrer Seele, keine Empfindung, die eine Neigung erzeugen kann, eine Stärke bekomme, andre zu verdunkeln und uns allein zu beherrſchen.

16) Um dies zu bewerkſtelligen, ſo bildet ſie das Ideal für jede durch Empfindung erzeugte Neigung dergeſtalt, daß ſo viel möglich die übrigen Neigungen auch dadurch rege werden.

17) Die Liebe im phyſiſchen Verſtande iſt die ſtärkſte Neigung, welche Würde, Mitleid, Thätigkeit und Geſelligkeit völlig vergeſſen macht, die Vernunft wird ihr daher ein ſolches Ideal ſchaffen, das oberwähnte Empfindungen ſo viel möglich zugleich mit hervorbringt.

18) Da die Einbildungskraft die Ideale ſo gern hypoſtaſirt, ſo wird man unter den wirklichen Gegenſtänden immer nach einem Objekt ſuchen, mit dem es ihr am beſten gelingt; aus Irrthum nimmt man daher oft (zumal in der Liebe) einen Gegenſtand für ein Ideal in der Vollkommenheit, da doch unſre Einbildungskraft ihn nur in etwas zur Hypoſtaſirung der Idee benutzt hatte; die höchſte Achtung für den Gegenſtand bleibt alſo nur ſo lange, bis entweder der Irrthum durch an ihm ſich zeigende Fehler entdeckt, oder die Idee noch mehr geläutert, und die Einbildungskraft in Hypoſtaſirung derſelben glücklicher wird.

19) Dieſe Sätze ſind auf mich, ſo wie auf jeden Menſchen, der tugendhaft werden will, anwendbar; bei den Laſterhaften verlieren ſie auch ihre Anwendbarkeit zu Erklärung vieler Paradoxa nicht.

Vor acht Tagen machte ich dich ſo zu ſagen mit meinem göttlichen Theile bekannt, nun lerne meinen menſchlichen kennen! — Sinnlichkeit verfolget mich heftig, und ich unterliege ihr bisweilen, vielleicht bin ich nun künftig ſtärker. Mein Herz kann ich nicht von Liebe frei machen, zwar von Liebe, die den Beſitz der Perſon begehrt, aber nicht von Liebe, die gleichſam aſcetiſches Mittel iſt, ſich an der Anſchauung der Perſon, und noch weit mehr an der vergötterten Vorſtellung derſelben labt, — dieſe Perſon, die mein Herz nun beſchäftigt, iſt Frau Kraftin. Ich habe mich zu hüten, meine Gefühle für ſie nicht zu einer Stärke wachſen zu laſſen, die meiner Tugend, der ſie jetzt beförderlich, gefährlich werden könnte. Ich ſchien vielleicht meinen Bekannten nie aufgeweckter als jetzt, und nie war ich auch ruhiger und unerſchütterlicher als jetzt, und doch iſt mein Hauptgefühl, das die Vernunft nicht vertilgen kann, Sehnſucht nach dem Tod, und ich ſehe meinen immer ſtärker werdenden Körper mit Verdruß an, — denn er verkündigt mir langes Leben, und ich ſchaudere einen Schritt vorwärts in die Welt zu thun, und doch legen mir meine Fähigkeiten die Pflicht dazu auf. —

Dein Freund.

46. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 10. Februar 1786.

— — Für einen Fremden möchte es nun wohl ſchwer ſein, die Noten in meinem Tagebuch aufzufinden; aber du wirſt ſogleich herauskriegen, was du nicht hätteſt errathen können, und was du dann von ſelbſt hätteſt hinzudenken mögen. Auch kann man, durch anſchauende Erkenntniß, daran ablernen, wie's möglich war, daß Demokrit, der aus der finſtern Höhle hervortrat, wo er der ernſten Weisheit obgelegen, endlich gar zu lachen anfing.

Noch muß ich dir etwas Ernſtliches ſagen, worauf mich mein Nachdenken dieſe Woche führte. Erſtlich, wenn die Disziplin der Vernunft von ihr verkannt wird, ſo iſt kein Syſtem möglich, das ſich nicht ſelbſt widerſpräche, außer Spinoza's, es kann ſein Ungrund durch Kritik gezeigt, aber nicht dogmatiſch widerlegt werden. Zweitens, die Tugend kann nicht erlernt werden, ſie muß vor allen Regeln ihrer Anwendung ſchon in der Seele liegen.

Nur lebe wohl, und liebe deinen Freund, den man beſchuldigen könnte, 1) daß er ſeiner Geliebten untreu, und mit einem andern Mädchen buhle, 2) daß er in eine Frau verliebt, 3) daß er den Spinoza unter die würdigſten Weltweiſen zähle, 4) daß er ſich allein alles zutraue, und von ſich allein Hölle und Himmel erwarte, und doch machte er in Befeſtigung der Herrſchaft der Tugend nie größere Fortſchritte als jetzt.

Dein Freund.

47. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 24. Februar 1786.

Beſter Freund!

Womit fange ich dieſen Brief an? Soll ich dich ſogleich in den tobenden Wirbel meiner Empfindungen dahinreißen, oder deiner ſchonen, — nicht von Empfindungen der Liebe iſt die Rede, nein, Empfindungen ſind es, wie die Triebwerke meiner Seele in das Rad des Schickſals eingreifen, entweder dem Rade einen Schwung zu geben, oder zu zerknirſchen, — dann neuverklärt aus den Trümmern ſich wieder zu erheben — O wer kann dies aushalten und nicht dahingeſchwungen werden, wo der Abgrund des Unendlichen unſre Gebeine durchbebt, — aber die Seele bleibt feſt, vor was ſoll ſie zittern, — vor dem Tode? o ſie lacht der Sinnentäuſchung, — vor der Zernichtung? was ſollte die zernichten, die eher die ganze Natur für ihre Wirkung erkennen kann, als ſich nur geſchaffen denken —, hat ſie einen Schöpfer, ſo fürchtet und hofft ſie nicht mehr von ihm, als das ſie geworden iſt. Hier leſe mein Glaubensbekenntniß.

1) Einen Gott muß ich glauben, ſonſt kann ich meine Möglichkeit nicht begreifen.

2) Ohne Freiheit kann ich mich nicht denken.

3) Ohne Unſterblichkeit könnte ich nicht ſein, nicht über die Natur herrſchen.

4) Uebrigens erwarte ich Belohnung und Strafe von mir; erkenne keinen Richter, außer mich ſelbſt; und habe kein Geſetz meiner Handlungen, als — meine Würde.

So ſtehe ich nun freilich einſam da, von Gott und Menſchen verlaſſen, aber — ein Gott iſt kein Stümper, der an mir noch etwas nachzuflicken fände, und der Menſchen bedarf ich als moraliſches Weſen nicht. —

Die Geſchichte dieſer Woche hat nichts Reizendes; es iſt faſt kein Tag, da ich nicht dem Toben des Windes zu Gefallen ſpaziren ging, aber es waren meine Gedanken immer das Merkwürdigſte was ich antraf, — und auch Bücher ſind mir ſehr kahle Gerichte; auf ein einziges traf ich dieſe Woche, wo ich mich nicht in der Geſellſchaft eines Petitmaitres glaubte, der entweder um die Dame Philoſophie buhlt, oder der Kokette Religion ſeine Kratzfüße vormacht, — dies einzige war Schiller's Fiesko —; wie ärgert's mich, wenn bärtige Zeitungsſchreiberbübchen ſagen, er vergißt die Schaubühnen, ſeine Stücke ſind nicht aufzuführen! Memmen, ſagt lieber: Schande dir, Deutſchland, daß deine Bühnen nicht für ihn ſind, daß du ſeine Stücke nicht aufführen kannſt! Freilich müſſen unſerer ausgetrockneten Leſewelt die Knochen bei einem ſolchen Schauſpiele rappeln, — oder ſie werden betäubt, gähnen, ſehen und hören nicht mehr.

— Dieſer Brief ſei abgeſondert von den übrigen, das Zeichen meiner einmal erreichten Kraft, — er erinnere mich meiner Würde, wenn ich ſchwach werden will, und wenn ich je zum Wurme werde, ſo ſei er der erſte Fuß, der mich zerquetſcht. — „Sanftere Freuden der Menſchheit, warum habt ihr meinen Freund verlaſſen?“ — wirſt du vielleicht am Ende dieſes Briefes denken, — aber, Freund, fürchte das nicht! ſie werden immer die Lücken meines Daſeins füllen, aber nie ſein Zweck ſein. Wo möglich werde ich dich bald ſprechen.

48. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 27. März 1786.

Beſter Freund!

— Geſtern machte ich mit Frau von Schönberg Bekanntſchaft, und werde ſie zu erhalten ſuchen, ſie gefällt mir ſehr wohl, und kann mir zur Aufheiterung in mancher Stunde dienen, nur muß ich noch nachdenken, welches die beſte Art von Bekanntſchaft mit ihr ſein möchte. Fräulein Staudnerin, ihre Begleiterin, iſt ein Frauenzimmer von der ernſthaftern Gattung, vielleicht etwas enthuſiaſtiſch, aber ſehr verſchloſſen dabei. Zwei Karaktere, die einander die Wage halten, ſind beinahe immer zur Freundſchaft die geſchickteſten, nur müſſen ſie ein gemeinſchaftliches Band haben, und dies iſt der Fall bei dieſen Frauenzimmern; ihr gemeinſchaftliches iſt — Muth zur Hinwegſetzung über ſehr viele Vorurtheile ihres Geſchlechts, bei der einen zwar mehr üppige Genieſucht, und bei der andern mehr Frucht der Ueberlegung, — die eine iſt überaus gutmüthig, und die andre gerecht, die eine aus Munterkeit geſellig und aus Geſelligkeit erträglich, die andre aus tiefem Gefühl zur Freundſchaft nur es mitzutheilen geneigt, und aus Geſelligkeit auch bisweilen munter. Könnte ich die Bekanntſchaft dieſer zwei Frauenzimmer auf eine bequeme und für mich und ſie unſchädliche Weiſe fortſetzen, ich würde es mir als ein Glück anrechnen. Ich weiß nicht, wie du mit meiner jetzigen Art zu lieben zufrieden ſein wirſt, aber dies kann ich dir verſichern, ſie iſt die gerechteſte und unſchädlichſte; wenn ich jetzt heirathen müßte, und ich dürfte nicht wenigſtens ein halbes Dutzend nehmen, ſo wüßte ich mir nicht zu helfen. — Vor einem Jahre dachte ich freilich noch nicht ganz ſo, und vor zweien am allerwenigſten. —

An Spinoza iſt eigentlich noch keine Hand gelegt, aber ſehr viel über Philoſophie überhaupt gedacht worden, — und das ganze Geſchäft ſchon geendigt, bis auf die Einkleidung im Worte —

Shaftesbury wird immer mehr mein Liebling, und die Engländer dürften auf ihn mehr ſtolz ſein, als auf Newton, denn dieſer hatte ſeine Lehrer und Schüler, die ohne ihn Meiſter geworden wären, unter den — Deutſchen. Shaftesbury ſteht allein, — er hat etwas Eigenes, das eine Parallele mit den großen Deutſchen nicht zuläßt. —

Wegen der Kopfſteuer muß ich dir vielleicht bald eine Schande der Bürger meiner Vaterſtadt ſchreiben, — meine Empfindungen und Entſchließungen bei dieſer Gelegenheit, wenn ich nicht von lauter Memmen umgeben wäre, — möcht' ich dir lieber mündlich ſagen, — meine Vaterſtadt verliert nun alle Anſprüche auf mich. —

Nun lebe wohl.

Dein Freund.

49. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 29. April 1786.

Beſter Freund!

Das Angenehmſte, was ich dir melden kann, iſt eine neue Bekanntſchaft, und dies zwar mit keinem Frauenzimmer, aber mit einem Jüngling, der unter allen meinen Bekannten, außer dir und Herrn von Grundherr, der würdigſte iſt. Er heißt Zesner und iſt Kaſtenamtsſchreiber im deutſchen Haus. Seine ernſte Gemüthsart und braven deutſchen Geſinnungen erwarben ihm meine Freundſchaft, Neigung und Wißbegierde ketten ihn an mich. Auch haben wir Eine Religion.

Nun zeigt ſich hier der Frühling im vollen Glanze. Die duftende Blüthe der Bäume verkündigt die Geſchenke des Herbſtes, — ich muß aufhören, denn meine Begeiſterung iſt weg, ich wurde durch Zesner'n geſtört, und kann mich nicht mehr ſammeln, du wirſt nicht viel daran verlieren, denn ich werde bald die Ehre haben, dir die Schönheiten des Frühlings mündlich vorzudeklamiren. Zesner will mit mir gehen, und ich weiß gewiß, daß dir ſein Umgang gefallen wird. Ich will hoffen, daß, wenn ich in Nürnberg die Freuden der neubelebten Natur genoſſen habe, ſie in Altorf noch auf mich warten werden.

Vieles über den Menſchen und ſeine Beſtimmung iſt mir wieder deutlicher geworden, ich werde dir es mündlich ſagen. Hand in Hand und Herz mit Herzen ſympathetiſch vereint, will ich dir meine neuentdeckten Wahrheiten ſagen, deren Würde den Rauſch dieſes Lebens verſcheucht, und die uns ſichre Hoffnungen des künftigen Zuſtandes gewähren, wo ſich unſre Vernunft in ihrer eignen Kraft fühlt, wo ſie ſelbſt handelt, und nicht mehr das mißliche Geſchäft hat, bloß thieriſche Handlungen zu lenken.

Ueber Jacobi's Briefe über den Spinozismus iſt einiges aufgeſchrieben.

Mein Gefühl hat ſich heuer wieder verſtärkt, noch nie fühlt' ich den Eindruck von etwas ſo lebhaft als jetzt, aber nur Natur macht dieſen Eindruck auf mich, Liebe packt mich nicht ſo ſtark, viele Zerſtreuung, Umgang und mehrere

Kenntniß des andern Geſchlechts mag Schuld daran ſein. Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Bamberger'n ſchrieb ich einen neuen, ſehr freundſchaftlichen Brief. Ich ſchlug ihm auch vor, ob es nicht rühmlich wäre, wenn das Haus Iſrael dem Moſes Mendelsſohn ein allgemeines Denkmal errichtete, durch eine vollſtändige und prächtige Ausgabe ſeiner Schriften, mit philoſophiſcher Lebensgeſchichte und hiſtoriſch-kritiſcher Vorrede jeder Abhandlung; ich bin auf ſeine Antwort begierig.

50. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 6. Mai 1786.

Beſter Freund!

So armſelig an Vorrath dir zu ſchreiben war ich noch nie. Einen großen Theil der Schuld muß zwar das ſchlimme Wetter tragen, welches mir äußerſt unangenehm iſt, zumal es mir beinahe die Hoffnung raubt, dich über acht Tage zu beſuchen.

Dieſe Woche wurde ich auch mit dem jetzigen Gärtner im deutſchen Hauſe bekannt, dieſer iſt der geſchickteſte Gärtner, den ich noch ſprach; außer ſeinen praktiſchen und botaniſchen Kenntniſſen hat er einen richtigen Geſchmack in der Schönheit der Gärten. Er kennt die neueſten Schriften über dieſen Gegenſtand, iſt aber vielleicht über manche in ſeinem Urtheil etwas zu bitter, z. B. über Müller, Walther, Mill; ſeine Günſtlinge ſind der Hausvetter und Hirſchfeld; er zeichnet auch artig, und verfertigt einen ſaubern Riß. Ich hoffe durch ihn meine botaniſchen Kenntniſſe zu erweitern.

Bei Gelegenheit meiner Unterſuchungen über Spinoza las ich auch dieſen Artikel bei Herrn von Merz in der Encyklopädie nach, aber ich fand daſelbſt ein ſehr elendes Gewäſch, zwei Citationen aus Seneca und Lucan war das einzige, was mir meine Mühe vergalt.

Ich ließ mir auch das Buch sur l'Esprit geben; es iſt das einſeitigſte Gewitzel von der Welt, doch können die geſammelten Beobachtungen gebraucht werden, und Aufdeckung der Trugſchlüſſe macht Vergnügen; die ſcheinbarſten Sophismen, die darunter ſind, hat aber Hobbes ſchon gründlicher vorgetragen. Lebe wohl.

Dein Freund.

51. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 7. Juni 1786.

Lieber Freund!

Ich hoffe, daß du glücklich und vergnügt nach Altorf gekommen biſt, und da ich dir nichts Sonderliches zu melden habe, ſo werde ich dir den künftigen Hauptinhalt meiner Briefe darlegen.

Meine Aufgabe iſt die Beantwortung folgender Frage: Wie muß ein Arzt die Theorie ſtudiren, wenn er nicht bei der praktiſchen Anwendung, trotz ſeiner Gelehrſamkeit, doch nicht mehr vermögen ſoll, als der überlegſame und beobachtende Empiriker, oder gar von ihr irre geführt werden?

Um dieſe Frage zu beantworten ſind folgende Unterſuchungen nöthig:

1) Iſt die Theorie in der Medizin lediglich Abſtraktion aus den Erfahrungen, oder giebt es regulative Prinzipien a priori, die den Weg zeichnen, nach welchem Erfahrungen anzuſtellen ſind, und unter deren Bedingungen die Reſultate der Erfahrungen ſtehen müſſen?

2) Wenn es ſolche Prinzipien giebt, ſind ſie nur ordnend, und die darauf gegründete Theorie weiter nichts, als Mnemonik der einzelnen Reſultate der Erfahrungen, oder geben ſie eigentliche Theorie, und dienen die außer dieſer Theorie noch möglichen Hypotheſen nur dazu, um durch ihre Beſtätigung oder Entkräftung (durch die Erfahrung) die Theorie zu erweitern, nie aber mehr umzuſtoßen?

3) Wenn Theorie möglich iſt, welche iſt die Methode, ſie zu erlangen? Nach dieſer allgemeinen Unterſuchung müſſen die beſondern folgen:

1) Ueber Semiotik; aus obigen Unterſuchungen muß ſich ergeben, ob ſie Erwartung ähnlicher Fälle, Wiſſenſchaft, oder aus beiden gemiſcht ſei?

2) Therapie; wo eben dies vorkommt. Sonſten ſind keine Theile der Medizin beſonders zu erörtern nöthig, denn wenn ſich in dieſen der Methodiker nicht von dem Empiriker auszeichnete, ſo wären die andern ohnedies unnütz.

3) Mechanismus, Organismus, Spontaneität, — die Entwickelung dieſer Begriffe und die Gränzen ihres Vermögens, wie wir ſie aus der Erfahrung kennen, als dem Prüfſtein aller obigen Beurtheilung; ſie konnten nicht zum Grunde werden, denn wenn wir die völlige Beſtimmung dieſer drei Formen in den erſten Unterſuchungen zu einer Theorie der Medizin nothwendig fänden, ſo wäre gar keine Theorie möglich, indem die vollſtändige Entwickelung der Begriffe dieſer drei Formen nicht die Grundlage, ſondern die Tendenz aller Naturwiſſenſchaften und angewandten Philoſophie ſein muß.

Als ein Anhang ſoll dann nachfolgen: wie muß ein Chirurgus die Anatomie ſtudiren, wenn ſie ihm bei der Ausübung Nutzen ſchaffen ſoll? Doch wenn du verlangſt, ſo könnte dieſes auch vorher gehen. Lebe wohl.

Dein Freund.

52. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 8. Juni 1786.

Beſter Freund!

Es ſchmerzt mich ſehr, daß ich nicht die Freude genießen konnte, in deiner Geſellſchaft zu ſein; noch geſtern um 4 Uhr hatte ich den Vorſatz, zu dir zu kommen, aber kaum war er gefaßt, ſo regnete es wieder. Nichts war dieſe Zeit ſo ſehr im Stande, mich in Traurigkeit zu ſetzen, als mein unerfüllter Wunſch dich zu ſehen, und mit Mühe bricht ein Strahl der Vernunft durch die Finſterniſſe meines Grams. Nürnberg wird mir immer verhaßter, und ſchon Entfernung auf einige Zeit davon wäre ſtarker Troſt für mich geweſen, denn alles, was mich umgiebt, wird mir verhaßter, und nur eine geläutertere und ſtillere Tugend, in der ich einige Stufen höher kam, iſt fähig meine aufſteigende Galle zu dämpfen. Eine Verdrießlichkeit, der ich wieder ausgeſetzt ward, werde ich dir mündlich ſagen. Ungeachtet der Ueberlegenheit meiner Vernunft über meine Leidenſchaften kann ich dir doch diesmal keine Fortſetzung ſchicken. Dieſe Woche mußte ich größtentheils anwenden, meine Geſundheit aufrecht zu erhalten, die ſich vorige Woche faſt zu völligem Mangel der Verdauungskräfte verloren hatte, ſonſt würde mich auch nichts abgehalten haben, heute bei dir zu ſein. Doch hoffe ich, daß ich bald wieder im völligen Beſitze derſelben ſein werde.

Ich wünſche dir viel Glück zu deiner neuen Bekanntſchaft, aber wenn dir mein Wort wichtig iſt, ſo fliehe die Liebe! Haſt du Neigung dich zu verlieben, ſo wähle dir eine Frau; wen ich in Altorf wählen würde, wirſt du errathen können; haſt du weniger Gelegenheit mit ihr umzugehen, deſto beſſer, — wenn es nur nicht ſo ſelten iſt, daß deine Phantaſie hoffnungslos wird. Sollte mir das Glück werden, noch dieſes Jahr einige heitre Tage bei dir zuzubringen, ſo ſoll in den erquickenden Stunden des Morgens, und bei dem feierlichen Untergange der Sonne, Liebe, Tugend, Unſterblichkeit das große Thema unſrer Unterhaltung ſein. Sollten dir dieſe Gegenſtände zu ernſt ſcheinen für eine freundſchaftliche Unterhaltung, ſo wiſſe, fröhliche Jünglinge wirſt du immer um dich haben, aber mich nicht. —

Ungewiß und finſter iſt mir die Abſicht, zu der mich Gott der Erde gab, bleibe ich aber Zeitlebens um meiner ſelbſt willen hier, und kann nie nichts zum Beſten der Menſchen thun, ſo ſoll es mir ein Troſt ſein, daß ich wenigſtens ſo viel that, als meine Kräfte zuließen. Noch einige Züge ſind mir in dem Buche der Vorſehung unenthüllbar, ſonſt wäre ich ſchon ganz glücklich, ganz belohnt.

Weisheit die Menſchen zu lehren, Wahrheit ihnen zu enthüllen, ſind ſchöne glänzende Phänomene, aber ſie ſind Irrlichter, die uns in Sümpfe der Verfolgung und auf unwegſame Gebirge des Aberglaubens führen, unſer Fuß muß hier ſtehen bleiben, nur die Seele ſchwingt auf den Flügeln der Gottheit ſich darüber weg.

Was war das Schickſal jedes großen Weiſen? Ein Demokrit wurde für einen Thoren ausgegeben, ein Kant wird nicht verſtanden oder verſchmäht, und ein Sokrates wurde mit Gift getränkt. Und iſt das Schickſal des Helden beſſer? Hermann, Pertinax, Camillus —. Welche Widerſprüche für den klügelnden Verſtand, eine einzige Wahrheit löſet ſie, aber ſchwer iſt ſie zu faſſen, noch ſchwerer nach ihr zu handeln, hier iſt ſie: Tugend iſt kein Mittel zur Glückſeligkeit, ſie iſt die Glückſeligkeit ſelbſt. Der Menſch wird hienieden allezeit unzufrieden leben, wenn er ſich Glückſeligkeit ſchaffen will, er ſoll ſie aus der Natur nur nehmen.

Wer dies die Menſchen nicht lehren kann, der macht ſie nicht glücklich, und auf dieſem Wege gehen der unerſchütterliche Zeno und der genügſame Epikur Hand in Hand. Lebe wohl, Freund.

Dein Freund.

53. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 15. Juni 1786.

— Meine Geſundheit iſt völlig wieder hergeſtellt; mein Feuer, mit dem ich denke, und das Gefühl innerer Kraft, das in meinen Nerven lodert, ſind in ihrer ganzen Stärke wieder in mir; auf meinen Karakter ſcheint dieſe, ſo wie noch jede, Kataſtrophe meines Körpers merklichen Einfluß gehabt zu haben, die ſchnellaufſteigende und aushaltende Rache meiner Kindheit iſt wieder in mir, Mitleid und unvorſichtiges Nachgeben ſind faſt ganz aus meinem Gemüthe verſchwunden, — Verkennung und Läſterung fechten mich nicht an, — und ſuchte eine Welt von Verſchwornen nach mir, ich würde ſagen: Hie bin ich! — Meine Gelehrſamkeit hat zwar ſeit einigen Wochen eine Lücke erhalten, ſie wurde meiner Philoſophie aufgeopfert, aber der Muth, der aus meiner Geſundheit entſpringt, hält mich ſchadlos. —

Für deinen Wankelmuth weiß ich keinen beſſern Rath, als ernſte Beſchäftigung mit der Philoſophie.

— Das Steuerweſen wird mit der größten Niederträchtigkeit geführt, z. B. es iſt ein verweibter Nagelſchmiedsgeſell allhier, der ſich äußerlich kümmerlich nähren muß, und die ganze Woche ſelten über einen Gulden verdient, der kaum zu Brot für ſeine Kinder langt; dieſem forderten ſie 12 Kreuzer ab, er ſtellte ihnen vor, daß er jetzt weder Geld noch einen Biſſen Brot hätte, ſie drohten ihm, — er ging hinaus und klagte ſeine Noth, etliche mitleidige gemeine Weiber ſchenkten ihm 12 Kreuzer, er ging wieder hinein, ſagte es, daß er ſo glücklich geweſen wäre, ſie vor der Thüre zu erbetteln, — ſie nahmen ſie, — Speichel in ihr Angeſicht! aber keine Worte hat meine Wuth gegen ſolche Obrigkeit. — Mein Vater gab ihnen nichts. Lebe wohl, Freund, ſei fröhlich, geſchäftig und weiſe.

Dein Freund.

54. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 17. Juni 1786.

Beſter Freund!

Ich werde ſogleich mit meinen verſprochenen Unterſuchungen anfangen, aber meine andern Beſchäftigungen erlauben mir nicht, dir etwas mehr als ein Skelett zu geben, doch wo möglich ſoll es ein natürliches werden.

Medizin in ihrem ganzen Umfange ſollte eine Wiſſenſchaft ſein, nach beſtimmten Abſichten willkürliche Veränderungen in einem lebenden Körper hervorzubringen. Soll ſie eine Wiſſenſchaft ſein, ſo wird zu ihrer Abſicht dreierlei erfordert:

1) Wiſſenſchaftliche Erkenntniß des Zuſtandes des Körpers, den ſie verändern will.

2) Wiſſenſchaftliche Erkenntniß der dazu nöthigen Mittel.

3) Wiſſenſchaftliche Erkenntniß aller Folgen aus einem gegebenen Zuſtande.

Nun wollen wir unſere Frage auf die erſte Forderung anwenden: iſt die Erkenntniß des lebenden Körpers einzig und allein Erfahrung, oder kann ſie zur Wiſſenſchaft werden? Daß ſie nicht im Ganzen Wiſſenſchaft wird ſein können, iſt ſchon daher wahrſcheinlich, weil nie die Beſchaffenheit eines lebenden Körpers hätte können a priori erdacht werden. Wir müſſen alſo unſere Frage wieder zergliedern. Der lebende Körper iſt zugleich phyſiſcher, organiſcher und animaliſcher. Dieſe Eintheilung hat aber ihre Gründe lediglich in der Erfahrung, und inſoferne ſie ihren Gegenſtand erſchöpfen ſoll, läßt ſich nicht erweiſen, daß die Klaſſifikation unter dieſe drei Ordnungen in der Natur objektiv nothwendig ſei, ſondern nur, daß wir alle Erfahrung unter dieſe Eintheilung bringen können. Wären die Begriffe phyſiſch, organiſch, animaliſch, totale Vorſtellungen, durch die uns alle möglichen Beſtimmungen derſelben ſchematiſch gegeben wären (als wie in der Mathematik durch den Raum uns das Schema zu allen möglichen Konſtruktionen in denſelben gegeben iſt), ſo hätten alle Sätze über dieſe Gegenſtände nothwendig objektive Gültigkeit, da ſie aber völlig Gegenſtände der Erfahrung ſind und nie ein Geſetz derſelben, welches nicht entweder aus einer erkannten Erfahrung folgt, oder durch Zuſammenſetzung mehrerer erkannten, nach mechaniſchen Regeln beſtimmt werden kann, als objektiv gültig vorausgeſetzt werden darf: ſo läßt ſich über die Natur eines lebenden Körpers nichts a priori beſtimmen, als inſoferne er unter den Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrungen überhaupt ſteht, und ſo weit Mathematik auf ihn anwendbar iſt —, und kann alſo im Ganzen nie Wiſſenſchaft im ſtrengſten Sinne werden.

Der Inbegriff unſerer Erkenntniſſe, verbunden nach den nothwendigen Geſetzen unſers Denkens und der Natur der Gegenſtände deſſelben, iſt wiſſenſchaftliches Syſtem, eigentliches Syſtem; nach den Geſetzen der Faßlichkeit in unſerm Denken, um der willkürlich erwählten Aehnlichkeit in den Gegenſtänden, iſt hiſtoriſches Syſtem (Klaſſifikation).

Die Unterſuchung, wie weit die Kenntniß des thieriſchen Körpers in beider Bedeutung ſyſtematiſch werden kann, ſoll mein nächſter Brief enthalten.

Noch habe ich dir einiges zu melden. Zesner hatte den Gedanken, den ich zwar ſchon lange faßte, aber an ſeiner Ausführung verzweifelte, eine Verbindung zu errichten, die ſich von jeder noch geweſenen durch die Reinigkeit ihres Endzwecks unterſchiede; Ausbreitung des Vernunftgebrauchs und Umſturz des geheiligten Aberglaubens, Emporſchwingung der deutſchen Freiheit und Darniedertretung des Deſpotismus wäre ihr Endzweck, Bund der Freiheit iſt der Name der Brüderſchaft, und Schüler der Vernunft heißen ihre Mitglieder;

würdeſt du eines werden? — Ich werde anfangen, an meinem Geſetzbuch dazu zu arbeiten. — Lebe wohl.

Dein Freund.

55. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 20. Juni 1786.

Beſter Freund!

Die Kenntniß a priori der Körper geht ſo weit, als ſie unter mechaniſchen Geſetzen ſtehen. Denn jedes Geſetz der Bewegung iſt einer Darſtellung im Raum fähig, und alſo können ſie willkürlich kombinirt werden, und das Reſultat jeder Kombination hat objektive Gültigkeit. Der Erweis dieſes Satzes gehört in die Methaphyſik. Es giebt alſo folgenden Grundſatz: die Kenntniß des lebenden Körpers iſt wiſſenſchaftlich-ſyſtematiſch, inſoferne er einzig unter den Bedingungen der Beweglichkeit gedacht wird, die ihm als todter Materie zukömmt. Inſoferne aber die Eigenſchaften eines Körpers chemiſch ſind, ſo können ſie einzig nur aus der Erfahrung erlernt werden. Alles, was wir durch die Chemie erkennen, läßt ſich nicht im Raume darſtellen; denn es iſt einzig Empfindung. Wir können daher die Geſetze nicht willkürlich kombiniren und von unſern Reſultaten objektive Gültigkeit erwarten, denn ſonſt müßten die Eigenſchaften, die wir durch die Chemie erkennen, ſich auf einfache bringen laſſen, welches aber unmöglich iſt, weil wir kein anderes Merkmal von Einfachheit in der Chemie haben, als die Untheilbarkeit der Empfindung, durch die wir eine Eigenſchaft wahrnehmen, und die Unzerlegbarkeit durch die Körper, womit wir Verſuche anſtellten, welches aber keinen Schluß auf die Einheit des Geſetzes, unter dem dieſe Eigenſchaft der Wirkung auf andre Gegenſtände noch ſteht, erlaubt. Dagegen hat die Chemie den Vortheil, daß ſie die Erfahrungen nach Willkür anſtellen, und die Gegenſtände in den Abſtufungen ihrer Aehnlichkeit mit einander verbinden kann. Dies giebt dieſen Grundſatz: die Kenntniß des lebenden Körpers iſt hiſtoriſch-ſyſtematiſch, inſoferne er unter chemiſchen Bedingungen ſteht. Dies wären nun die Gränzen unſerer ſyſtematiſchen Erkenntniß des lebenden Körpers, inſoferne er nach mechaniſchen Grundſätzen und chemiſchen Erfahrungen betrachtet werden kann. Eigenſchaften eines jeden Gegenſtandes der Phyſik, die ſich noch nicht, oder gar nicht auf Mechanik und Chemie bringen laſſen, müſſen für jetzt und immer einzelne Erfahrungen bleiben, oder nach einem andern Geſetz beurtheilt werden.

Nun iſt der lebende Körper auch organiſcher. Die Geſetze des Organismus ſind lediglich in der Erfahrung gegründet und liegen ganz außer dem Gebiet der Mathematik. Wir nehmen nicht einmal einen Organismus eigentlich wahr, ſondern wir ſchließen ihn nur, wo die Begreiflichkeit des erſten Antriebs der Bewegung in einer Sache nach mechaniſchen Geſetzen unmöglich iſt. Die Erſcheinungen derſelben müſſen zwar unter mechaniſchen und chemiſchen Geſetzen ſtehen, aber die Regeln des Daſeins der Erſcheinungen liegen außer unſerm Geſichtskreis. Wir können alſo gar keine beſondern Eigenſchaften des lebenden Körpers, inſoferne er organiſch iſt, urſprünglich erkennen, ſondern nur die Geſetze, nach denen die Erſcheinungen (zu deren Begreiflichkeit wir den Organismus angenommen haben) fortdauern. Der Grundſatz, der daraus folgt, iſt dieſer: die Kenntniß des lebenden Körpers als eines organiſchen, iſt ganz empiriſch, und nur die Geſetze, nach denen die Erſcheinungen des Organismus aufeinanderfolgen, ſind einer Klaſſifikation fähig.

Spontaneität iſt ein Begriff, den wir uns ſelbſt zu danken haben, und zu dem wir allein durch inneres Gefühl gelangen können. Wir eignen ſie einem jeden Dinge zu, an dem wir etwas wahrnehmen, das uns nicht allein nach den Geſetzen der Phyſik, ſondern auch nach denjenigen Erſcheinungen, zu deren Denkbarkeit wir den Organismus annahmen, dennoch unbegreiflich bleibt. Die Wirkungen der Spontaneität heißen animaliſche. Spontaneität wird jedem Gegenſtande beigelegt, in dem ſich Veränderungen zeigen, die nur aus Empfindung ihren Urſprung zu nehmen ſcheinen. Der Grundſatz, der daraus fließt, iſt dieſer: die Kenntniß des lebenden Körpers, als eines animaliſchen, iſt eigentlich gar keine Kenntniß; ſie iſt die Berufung auf ein — durch bloßes Gefühl erkanntes einfaches Prinzip, welches nur aus Mangel der Begreiflichkeit einer Erſcheinung aus phyſiſchen und organiſchen Geſetzen angenommen wird.

Künftig über die Materia medica.

Dein Freund.

56. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 2. September 1786.

— Deine Klage über unſre Miniatur-Etikette iſt ganz gerecht, aber daß ich es zu Pr. Ackermann geſagt habe, iſt eine Lüge. Ich bin dergleichen Erdichtungen auf mich aber ſchon gewohnt, man künſtelt an meinen beſtgewählten Ausdrücken ſo lange, bis man etwas Thörichtes oder Unſchickliches herausquält; in Nürnberg iſt außer R. Lederer und vielleicht noch ſehr Wenigen kein Gelehrter, dem man nicht das Aufſteigen der Galle anmerkt, wenn von mir geſprochen wird. —

— Nun iſt mein großer Bacchuskopf nach Raphael fertig; das Vergnügen, mit dem ich ihn zeichnete, reißt mich dahin, dir anſtatt eines längeren Briefs einen kleinen Entwurf davon zu ſchicken. Die Fortſetzung meiner Unterſuchungen über die Medizin über acht Tage gewiß. —

Den 30. September.

— Wenn jemand Briefe von dir begehrt, ſo kannſt du hergeben, was du willſt; was ich dir ſchicke, iſt dein. Doch halte ich die über die Medizin und den gegen die Offenbarung für die wichtigſten, aber — abgeſchrieben müßten ſie werden, und würde ich von denen über die Medizin die Abſchrift dann erhalten, ſo wäre es mir ſelbſt eine große Gefälligkeit.

Was meine Gedanken über die Unſterblichkeit betrifft, ſo will ich ſie Heſſel'n mündlich ſagen, doch werden ſie vielleicht auch bald ſchriftlich zu ſehen ſein, indem ich ein Geſpräch auszuarbeiten gedenke, unter dem Titel: „Die Feier des Frühlings, oder der Glaube des Weiſen.“ Kühner als Luther werde ich meine Theſes gegen jede Religion anſchlagen.

Du wirſt die Urſache dieſes kurzen Briefes zugleich mit erhalten und mir verzeihen.

Dein Freund.

57. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 3. Oktober 1786.

Beſter Freund!

Ich weiß wohl, daß ich ſchuldig bin und durch meine Nachläſſigkeit verdient habe zeitliche und ewige Vergeſſenheit, ich will aber hinfort mit der Hülfe Gottes meinen Fleiß verbeſſern und länger ſchreiben.

Ehe ich in meiner Unterſuchung über Medizin weiter gehe, will ich noch die Prinzipien zuſammenſtellen, auf die ſich unſere Theorie ſtützt, um ſie beſſer überſehen zu können:

1) Unſer Körper, als todte Materie betrachtet, iſt Inſtrument und ſtehet unter den ſtatiſchen und mechaniſchen Geſetzen.

2) Inſoferne er chemiſche Eigenſchaften beſitzt, kann man mit ſeinen Theilen Experimente anſtellen, aber die Reſultate gehen nicht weiter, als auf die relative Beſchaffenheit des Theils, mit dem man experimentirte. Der Zuſammenhang, in dem er mit dem Ganzen ſteht, iſt auf Beobachtung gegründet; bisweilen kann er zwar auf alltägliche Erfahrung gegründet ſein und dadurch den Schein bekommen, als wäre er unmittelbar aus der erkannten Beſchaffenheit geſchloſſen, z. B. daß ein ſaures, häufig mit ſchwarzer Galle angefülltes Blut melancholiſch machen muß, hat ziemlich dieſen Schein, es gründet ſich aber auf die leichte Beobachtung, daß unterbrochene Bewegung und üble Vermiſchung der Säfte den Aeußerungen unſerer Seelenkräfte hinderlich ſind. Uebrigens iſt die chemiſche Kenntniß unſers Körpers, in Rückſicht auf Reſultate für die Heilkunde, ſehr ungewiß und fruchtlos, denn da wir vermöge des Satzes der durchgängig möglichen Fixation nicht behaupten können, daß ein Körper bei den verſchiedenen Auflöſungsarten, die einem thieriſchen Körper eigen ſind, nur die Eigenſchaften entbinde, die wir in Verſuchen wahrnahmen, ſo haben unſere Experimentalſchlüſſe nur für die erſten Wege einige Wahrſcheinlichkeit.

3) Die Theorie des organiſchen Körpers als ſolchen kann nie weiter gehen, als daß wir ſeine Entſtehungsart durch Beobachtung auf die kleinſte Anzahl von Geſetzen bringen,

und bei ſeinen Erſcheinungen immer durch Hypotheſen ſeine Funktionen zu entdecken ſuchen, um aus einer gegebenen Erſcheinung eine andere vorherſagen zu können, oder eine verlangte Erſcheinung zu verurſachen.

4) Die Phyſiologie der thieriſchen Natur thieriſcher Körper gründet ſich auf die nie zu erſchütternde Hypotheſe: die Thiere hätten Empfindungen. Wir beobachten alſo an uns die Gegenſtände gewiſſer Grade und Arten der Empfindung, das darauf folgende Beſtreben und den damit korreſpondirenden Theil unſers Körpers; wir ordnen die Empfindungen nach ihrer Einfachheit und Zuſammenſetzung, die wir nach der Einfachheit der Urſache und des körperlichen Theils, der gereizt wird, ſchätzen, und geben Gründe, warum wir die Empfindungen unter dieſe oder jene Eintheilung bringen wollen. Die Abſicht, der wir uns nähern können, iſt alſo: aus dem Gegenſtand und dem Theil, den er mit einer gewiſſen Stärke reizt, die Empfindung, die er veranlaßt, und die fernern Folgen dieſer Empfindung zu wiſſen, und alſo auch Empfindungen mit beſtimmten Folgen veranlaſſen zu können. Die Ausſicht, die dieſer Theil für die Heilkunde hat, iſt ſehr wichtig, indem die ganze Geſundheit in regelmäßigem Empfinden beſtehet. Die objekive Beſchaffenheit des Körpers, die ihm in dieſem Zuſtand zukommt, iſt gehörige Erregung.

5) Alle bisher erwähnten Eigenſchaften ſind im Thiere beſtändig vereinigt; nie erſcheint eine getrennt, und dies iſt die Hauptquelle der Schwierigkeit der Erfahrungen in der Heilkunde. Doch davon und von den Mitteln, ſie einigermaßen zu heben, im Haupttheil; künftig folgen die Prinzipien zur Theorie der Materia medica. — Nun lebe wohl, theurer Freund.

N. S. Wenn du mir von meinen Briefen, ſo weit ſie dieſe Unterſuchung betreffen, alle Zeit Abſchriften zurückſchicken wollteſt, ſo würdeſt du mich ſehr verbinden. Auch alles, was dir unverſtändlich oder unrichtig vorkommt, bemerke mir.

Dein Freund.

58. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 7. Oktober 1786.

Beſter Freund!

Wie ſehr wünſchte ich bei dir zu ſein! Die Zeit deines Aufenthalts in Nürnberg war zu kurz, als daß ſie uns hätte befriedigen können. O wenn doch der melancholiſche Regen einmal nachließe, der tobende Sturm dürfte bleiben, ich würde mich mit Wonne durch ihn zu meinem Freund hindurcharbeiten, aber nur gegönnt muß es uns ſein, bei der Heiterkeit des Sonnenlichts die Vorbereitungen zum Schlafe der Natur zu ſehen. Wir würden uns dann bei den herabwallenden Blättern, bei der Hinſicht auf ſterbende Kräuter der rührenden Auftritte unſres Lebens erinnern, wonnigſte Wehmuth wohnte dann in eines jeglichen Buſen, und bei dem Gedanken unſrer Trennung dränge die Trauer hervor. Mein Freund, wie lange noch werden wir uns finden können, ohne Tagreiſen zu durchwandeln, aber da uns dies Glück noch gegönnt iſt, ſo wollen wir unſer Gefühl davor öffnen, wir wollen trinken die Wonne gleichgeſtimmter Herzen, den ſüßen Gedanken in ſeiner ganzen Lieblichkeit faſſen: wenn eine Welt mich verkennt, ſo verläugnet mich mein Freund nicht! — Dies ſtärke uns in Verfolgungen, dies tröſte uns im Unglück, wenn auch die reinen Strahlen der Vernunft nicht mehr durch die Nebel des Unmuths ſollten dringen können, wenn der Gedanke nur noch ſchwach in uns glimmte: unſer Schickſal iſt nur eine Aufgabe für uns, zu erforſchen, was darin Pflicht iſt.

Ein Blick der Sonne beginnt, das düſtre Grau verliert ſich am Himmel; vielleicht wird mir bald die Wonne gegönnt, an deiner Seite zu wallen, und mit dir die ſüße Melancholie der ernſtern Natur zu feiern.

Dein Freund.

N. S. Ich habe jetzt eine Schülerin in der Mathematik, Mlle. Lotter; dergleichen Fähigkeiten werden ſich ſelten bei einem Frauenzimmer finden, in einer einzigen Stunde lernte ſie die fünf Species gründlich aus eignem Antriebe und ſuchte das Verhältniß zwiſchen einem Dreieck und Viereck zu finden.

Ihre Denkungsart geht über die Begriffe, die ſie haben ſollte, ſehr weit hinaus. —

59. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 11. November 1786.

Liebſter Freund!

Ich danke dir für deine aufrichtige Mittheilung einer intereſſanten Erfahrung, und ſchicke dir dafür die Aufklärung des dritten Paragraphen meines Briefs.

Die größte Schwierigkeit liegt in den Begriffen: organiſche Erſcheinung, und: organiſche Funktion. Organiſche Erſcheinung iſt die Veränderung, die wir an dem Körper wahrnehmen, wenn ſie einmal geſchehen iſt, z. B. daß die Pflanze keimt, wächſt, ſtirbt, iſt organiſche Erſcheinung. Organiſche Funktion iſt die Art, wie die Veränderungen geſchehen, z. B. daß, nach dem Eindringen des Safts aus der Erden in den Keim, in dieſem eine Gährung entſteht, die aber nicht ſtark genug iſt, ſeine Struktur zu zerreißen, ſondern nur die Gefäße erweitert, ſich in ihnen bewegt und ſie durch die entbundenen Theile verſtärkt. Während dieſer Gährung entwickelte ſich die Luft, die die Gefäße nach ihrer Menge, die von der Struktur und Beſchaffenheit der ſaftigen Theile des Samens abhängig war, ausdehnte; nachdem ſich die gährenden Theile in's Gleichgewicht gebracht haben, ſo nehmen ſie einen Theil Luft wieder auf, dadurch werden die Gefäße zu leer, und durch die koagulirende Kraft der nicht mehr aufgenommenen Luft entſtehen neue Gefäße, in dieſe dringen die Säfte aus der Erde wieder ein, und zwar entweder in die leeren Gefäße, oder in die, welche nichts als Luft enthielten, die ſie abſorbiren; dadurch entſtehen neue Arten Säfte, und beſtändige Vergrößerung durch die Fortſetzung dieſer Funktion. Das verſchiedene Wechſeln zwiſchen der äußern und innern Luft der Pflanze findet zwar ſchon in der Erde ſtatt, und gehet es damit eben ſo zu, als wie mit den Feuchtigkeiten; aber vorzüglich findet ſie ſtatt, wenn die Pflanze an's Licht tritt, wo dann in der Krone die Funktionen der Luft, und in der Wurzel die Feuchtigkeit herrſchen, zu welchen aber ſchon in der Struktur des Keimes die Anlage ſteckt, indem einige der in ihm verdickten Säfte mehr zu Aufnahme und Gährung mit Feuchtigkeit, andere mehr zur Abſorbirung der Luft geſchickt ſind. Daher die Verſchiedenheit der Krone und Wurzel, und, nachdem die Funktionen der Luft bis in die Wurzel, oder der Feuchtigkeit bis in die Krone ſich im mindern oder ſtärkern Grade erſtrecken, die verſchiedenen Eigenſchaften beider, und die größere oder kleinere Fähigkeit der Pflanzen, ſich umkehren zu laſſen u. ſ. w. Wenn nun dieſe Theorie ihre Richtigkeit hätte und bis auf den Tod fortgeführt würde, ſo würde ihr Keimen, Wachſen und Sterben nicht bloß als Erſcheinung, ſondern als Funktion erkannt. Du wirſt bei dieſem Beiſpiel bemerkt haben, daß die Theorie nur bis auf einfache oder dafür angenommene Erſcheinungen ging, als: Fermentation, Koagulation, Abſorbirung u. ſ. w.; aber eben dieſes iſt das Schickſal jeder Theorie organiſcher Körper, daß ſie bei bloß wahrgenommenen Kräften, die ſich nicht mehr zergliedern laſſen, ſtehen bleiben muß, nur iſt ihre Abſicht, ſie ſo weit als möglich auf eine einzige empiriſche Grundkraft zurückzuführen.

Wenn wir es ſo weit gebracht haben, daß wir alles in einem Körper ſtatiſch und mechaniſch erklären können, ſo verdient er den Namen organiſch nicht mehr; dem Wilden iſt die Uhr organiſirt oder gar belebt, uns nicht. —

Haben wir nur einmal jeder Erſcheinung eine Funktion zum Grunde gelegt, ſo können wir die Wirkungen derſelben vorherſehen, und alſo die künftigen Erſcheinungen; wir können Funktionen veranlaſſen und unterdrücken, und alſo auch ihre Wirkung. Dies alles aber nur mit dem Grade der Wahrſcheinlichkeit, als ſich unſere Hypotheſen der Experimentalkenntniß nähern, daß dieſe oder jene Erſcheinung auf dieſe oder jene Art von der Natur gewirkt wird.

Nun wird dir der dritte Paragraph nicht mehr unverſtändlich ſein.

Dein Freund.

60. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 17. November 1786.

Ich komme nun zu dem verwickeltſten Theil meiner Unterſuchungen, zur Materia medica, und es iſt nöthig, meine Begriffe zuerſt zu analyſiren, um dann mit Sicherheit in der ſyſtematiſchen Methode fortfahren zu können. Aus meinen erſtern Unterſuchungen ergiebt es ſich, daß ich die Materia medica in einer ungewöhnlichen, weitern Bedeutung nehme; ich zähle alle Mittel darunter, die auf den thieriſchen Körper vermöge der ihnen eigenen Eigenſchaften wirken.

Zuerſt will ich unterſuchen, woran wir erkennen, daß etwas eine Veränderung im thieriſchen Körper hervorgebracht hat.

Alle Veränderungen eines Körpers ſind zwar nur durch die Erfahrung zu erkennen, aber die Erfahrung theilt ſich in äußere und innere; durch jene lernen wir den Zuſtand eines Gegenſtandes, durch dieſe unſere Empfindungen kennen; wenn die innere Erfahrung objektiv gemacht wird, ſo wird ſie zur mittelbaren Erfahrung, und iſt, der bloß logiſchen Schätzung unſerer Erkenntnißarten nach, allzeit nur hypothetiſch; ob ihr gleich oft eine unveränderliche Idee zum Grunde liegt, — doch dies würde mich zu weit abführen.

Die unmittelbare Erfahrung geht alſo nie weiter, als daß wir aus einem gewiſſen Zuſtand eines Körpers, durch eine von uns dafür gehaltene Veranlaſſung, einen andern erfolgen ſehen. Hier findet nun wieder ein Unterſchied ſtatt; denn wir bemerken entweder die Momente des Uebergangs von einem Zuſtand zum andern, oder wir ſehen nur den erſten Zuſtand, die dafür gehaltene Veranlaſſung, und den letzten. Wenn der Sprachgebrauch immer ſo beſtimmt wäre, als zu wünſchen iſt, ſo ſollte man nur erſteres Erfahrung und das zweite Vorfall nennen (Experientia, Casus); wenn eine Erfahrung durch Kunſt erlangt wird, ſo heißt ſie Verſuch (Experimentum), und wenn ein Vorfall mit Aufmerkſamkeit erkannt wird, ſo heißt er Beobachtung (Observatio). Die Kraft unſerer Seele, einem Vorfall die Deutlichkeit einer Erfahrung zu geben, iſt der Beobachtungsgeiſt im Ideal.

Ich will dieſe Begriffe durch ein Beiſpiel aufklären. Man bemerkt z. B. daß ein Thier etwas genoſſen hat, und ſich dann erbrach. Das Freſſen des Thiers und das Erbrechen waren unmittelbare Erfahrungen, aber die Sache ſelbſt war ein bloßer Vorfall. Man wurde auf das Genoſſene aufmerkſam, und wartete der Zeit, bis es wieder genoſſen wurde; es erfolgte wieder Erbrechen, und jetzt wurde der Vorfall eine Beobachtung; es geſchahe nun, daß ein Menſch ſich erbrechen mußte, er empfand die Gradation vom Ekel bis zu Erſchütterungen des Magens, und da dies auf die genoſſene Sache nach gleichförmigen Momenten geſchahe (ich nehme dieſen Fall an), ſo ward es zur Erfahrung, daß eine genoſſene Sache die Veranlaſſung eines Erbrechens ſein kann; ferner, daß, wenn eine Sache ausgeworfen werden ſollte, Erſchütterungen die Urſache ſein müßten, war ein mechaniſcher Schluß, — aber daß die Erſchütterungen mit krampfhaften Empfindungen verbunden ſind, war eine innere Erfahrung, und, inſoferne einem Thiere gleichfalls ähnliche Empfindungsart beigelegt wurde, ward es mittelbare Erfahrung, daß etwas Genoſſenes krampfhafte Empfindungen in einem Thiere hervorbringen könne, und nun konnte die Erfahrung auch in einen Verſuch verwandelt werden.

Es fiel allerdings am erſten in die Augen, daß unſer Körper von andern könnte gedrückt, gequetſcht u. ſ. w. werden, aber es war leicht zu entdecken, daß dieſes nicht vermöge ihrer individuellen, ſondern ihrer mit aller Materie gemeinen Eigenſchaften geſchahe, und man zählte daher nicht ſie, ſondern die Art der Wirkung zur Materia medica, z. B. Zuſammenpreſſen u. ſ. w. Dieſe Mittel werde ich mechaniſche nennen.

Man fand ferner, daß auf den Genuß einiger Dinge Erbrechung, Stuhlgang, Schweiß, und mehr dergleichen Wirkungen folgten, die man, vom Genuß an bis zu ihren heftigſten Wirkungen, am beſten beobachten konnte. Dieſe und ähnliche Mittel nenne ich toniſche.

Die freſſenden, und aufbrauſenden dergleichen Dinge waren auch leicht zu entdecken, und ich nenne ſie chemiſche Mittel.

Aber jetzt iſt noch eine Klaſſe übrig, nemlich diejenige, die einen gewiſſen Zuſtand des Körpers im Ganzen verändern, und ich nenne ſie ſpezifiſche Mittel. Da es aber keine ſpezifiſche Krankheit in dem bisherigen Sinne giebt, ſo giebt es auch keine ſpezifiſchen Mittel.

Außer dieſen vier Klaſſen iſt unnöthig, mehrere anzunehmen. Jetzt bleibt aber noch die ſchwerſte Frage zu beantworten übrig —, dieſe: was liegt in der menſchlichen Seele, das ſie darauf führt, nach der Kenntniß von Heilmitteln zu ſtreben, und die an den Dingen wahrgenommenen Kräfte in Rückſicht auf die günſtigen Veränderungen, die ſie im kranken Körper bewirken könnten, kennen zu lernen? Ich muß es geſtehen, die Sache wird mir durch mehreres Nachdenken faſt immer nur dunkler, und ich werde nach meiner gewohnten Art in dergleichen Fällen künftig den Anfang der Beantwortung damit machen, daß ich die Schwierigkeiten aufſuche, die ihr entgegen ſtehen.

Dein Freund.

N. S. Ich bitte um Abſchrift, ſo wie von jedem künftigen. Nun habe ich den erſten Theil des Zimmermann von der Erfahrung durchgeleſen; es iſt ein vortreffliches Buch für einen jungen Arzt, im Ganzen aber ſind es Kollektaneen und Deklamation, durch einen geſunden, aber nicht eigenthümlichen philoſophiſchen Verſtand und Beobachtungsgeiſt an einander gewebt, auf den Titel eines Kanons des Beobachtungsgeiſtes kann es unmöglich Anſpruch machen.

Für Barclaii Satyricon ſchickſt du mir die Argenis zurück, ich irrte mich, daß ich ſie doppelt hätte, es war das Satyricon. Von Müller laß dir Cabale und Liebe geben.

Ich und Künzel genoſſen auch die Freude des Schlittſchuhfahrens auf dem Dutzendteich.

Hart war die Fluth und blank das Eis,
Und frei war unſer Sinn;
Die Wälder grün, die Fluren weiß,
Und frei war unſer Sinn;
Den Himmel färbt' das Abendroth,
Wir ſchwuren, Freund, dir Treu;
Das Herz pocht' den Tyrannen Tod,
Wir ſchwuren, Freund, dir Treu;

Schnell flog der Fuß, hell glänzt die Fluth,
Wir fei'rten unſern Bund;
Hinunter war der Sonne Gluth,
Wir fei'rten unſern Bund!

61. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 25. November 1786.

Beſter Freund!

Bald wäre ich unwillig geworden, daß meine Hoffnungen ſo ſehr getäuſcht wurden, — ich erhielt keinen Brief, und erſah dich nicht. — „Keinen Brief?“ wirſt du ſagen, ja keinen Brief! denn was du mir ſchickteſt, war nur eine Ankündigung deiner Ankunft, und dieſe erfolgte nicht. Ich könnte dich nun ſtrafen, aber ich will es doch nicht völlig, ſondern dir wenigſtens doch einige Miscellaneen ſchreiben.

Mit meiner Schülerin, die den Namen einer zweiten Hypatia verdient, bin ich ſehr zufrieden. Ausgebreiteteres Talent wird man ſelten finden; denn gleichviel Talent, als Schauſpielerin und als Meßkünſtlerin groß zu werden, wird gewiß ſehr ſelten ſein. Letztens führte ſie mir ein Stück, größtentheils von ihrer Erfindung, auf, wo ſie auch eine artige Erzählung anbrachte, ſo gut als ein Stück im Kinderfreund war es immer, und da ſie, wenn ſie einmal auf etwas verfällt, ſo leicht nicht aufhört, ſo wurde ſogleich die Entführung aus dem Serail aufgeführt, die ſie ein einzigmal geſehen, und faſt ganz auswendig weiß. Das Einzige, was ihr noch fehlt, iſt das Tanzen, auf das ich auch ſehr dringe, dann dürfte ſie ſich keck auf einem Theater ſehen laſſen, zumal in furiöſen Rollen. Ihr Geſchmack im Zeichnen iſt ganz für das Edle und Große, und ſie wird es wenigſtens ſo weit als ich bringen. Das Schlimme, das ſie bei dieſen guten Eigenſchaften an ſich hat, welches aber die Vernunft ziemlich verbeſſern kann, iſt ein hartes, leichtſinnig ſtolzes Temperament, denn was ihre Geſinnungen über körperliche Schmerzen anbetrifft, ſo wäre ſie für eine Spartanerin nicht zu zärtlich, aber eben dadurch, daß dies mehr Temperament als Werk der Vernunft iſt, wäre ſie gegen Leute, die unter ihr ſtänden, hart und grauſam. Ich will ſehen, was ſie durch mich wird.

Medizin wird dieſen Winter mein Hauptgeſchäft ſein, und Philoſophie meine Erholung. Komm ich das künftige Frühjahr nach Altorf, dann ſollſt du Rechenſchaft meiner Philoſophie erhalten. Die Höhe, von welcher ich meine Ausſicht nehme, und die ich in kurzem erklimmen werde, iſt erhaben genug, um jede Region irdiſcher Weisheit überſehen zu können; das dünkt vielleicht Manchen zu viel geſprochen, aber du kennſt

Deinen Freund.

62. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 15. Dezember 1786.

— Da ich zur Fortſetzung meiner Kritik der Medizin diesmal keine Neigung habe, und keine Sache, die ich dir mündlich ſagen kann, ſchreiben will, ſo muß ich meinen Brief ſchließen. Nur einiges noch deßwegen, weil dieſe Briefe zugleich mein Tagebuch ſind.

1) Heute wohnte ich das erſtemal einer franzöſiſchen Geſellſchaft bei, die zwiſchen mir, Herrn von Grundherr, C. Pez und Lieutenant von Imhof errichtet iſt.

2) Wurde ich Mitglied des Lektürekabinets.

3) Finge ich die vorige Woche mit Dlle. Lotter die eigentliche Algebra an, und die vier Rechnungsarten ſind von ihr in vier Stunden erlernt worden. Wenn ihr aber im Sinne liegt, eine Komödie aufzuführen, dann muß ich ſie mit der Algebra verſchonen. Die zwei Luſtſpiele des Kretſchmann, die ungefähr 550 Seiten ſtark ſind, kann ſie auf zweimaliges Durchleſen faſt ganz auswendig.

4) Habe ich Eberhard's Amyntor durchgeleſen. Die Materien, die abgehandelt werden, ſind wichtig, und die Sprache rein, aber als Roman betrachtet iſt er ohne alles Intereſſe. Die Briefe athmen nicht einmal ſo viel Gefühl als die Mendelsſohniſchen, — er hat keine einzige neue Situation, nicht die geringſte Verwickelung, und iſt unter den Romanen der trockenſte und kälteſte, der je geſchrieben worden. —

5) Habe ich zwei Theile des Alcibiades von Meißner

geleſen; wo er Plato, Plutarch, Wieland nachſtümmeln kann, da iſt er erträglich, und bisweilen gut, kein einzigesmal vortrefflich.

Nun lebe wohl, bis dich in ſeine Arme ſchließt
Dein Freund.

63. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 12. Januar 1787.

Beſter Freund!

Der erſte Brief, den du von mir erhältſt, ſei Zeuge unſerer Freundſchaft, entflamme dich zu hohen Gedanken, und ſtärke in dir den Entſchluß, Tyrannen zu ſtürzen und Königen die Wahrheit zu ſagen. Heilig und ewig ſei unſer Bund, und lernten Tauſende unſers Gleichen ſich kennen, dann ſollte Tyrannei verbannt werden, der Aberglaube würde vertilgt, und aus der mit dem Blute der Unterdrücker begoſſenen Erde müßten Blumen hervorſproſſen, deren ſanfte Gerüche Aſträa wieder zu uns herablockten.

Ein Strom heiligen Feuers braust durch meine Gebeine, wenn ich Deutſchland mir denke, — ſo voll des düſterſten Glaubens, als ſeine Bewohner der ſchaurigen Wälder es waren, ſo voll von Aftergeburten des Witzes, als Galliens Puppen es ſind, und doch ſo entnervt und ſklaviſch. O Schickſal, oder was du auch ſeiſt, das zum Ganzen unzählbare Welten vereinigt und ſie nach Geſetzen ewiger Vernunft an ehernen Banden der Nothwendigkeit leiteſt, warum ſchlägt Thuiskons Enkeln nicht mehr höher das Herz beim ſüßen Namen der Freiheit? ſchläft Hermanns Geiſt, ſeitdem Cheruska's Fürſten nicht mehr vor Hertha's Geheimniſſen ſchauert? ſind Heimdals Kinder alle vertilgt, oder hält ſie die Norne an ihre Urne gefeſſelt? lebt keiner mehr, der Mimers Brunnen trank? Düſtere graue Nebel, warum verſchleiert ihr meine Ausſicht! Strahl vom Lichte ewiger Weisheit, der du ſie durchbrichſt, warum biſt du ſo blendend? Nein, ich kann nicht in die Zukunft dringen, fürchterliche Geſtalten umſchweben mich, ihren ſchrecklichen Anblick ertrag ich nicht! — „Zurück, zurück, Verwegener,“ donnert's aus feurigem Rachen auf mich ein, „kein Sterblicher durchwandelt die Nebel, die den Tempel der Zukunft umgeben.“ Aber die Geſandtin himmliſcher Weisheit kömmt mich zu tröſten: „Warum wirſt du zum Frevler“, ſpricht ſie zu mir, „glaubſt du durch's heilige Dunkel der Zukunft zu dringen? Wiſſe, es giebt keine Zukunft, alles iſt ewiger Rathſchluß ewiger Weisheit, und das Schickſal macht dich nur mit ihnen bekannt; zu leichtſinnig, ſie nach ihrer Würde zu achten, und zu ſchwach, ſie zu begreifen, dürſteſt du immer nach der Kenntniß von neuem, und willſt das Schickſal übereilen, aber dann verirrſt du dich in das Reich ſchrecklicher Träume, wo ich dich eben noch rettete, ſonſt hätte die Raſerei dir ihren Fittig geboten und dich in die Wüſte der Schwärmerei, deinen vermeintlichen Tempel der Zukunft, getragen! Erinnere dich des Vergangenen, erforſche die Gegenwart, und erwarte das Künftige; dann wirſt du weiſe.“ — Ich erwache wie aus einem Traume, Freund! wie kühn iſt des Menſchen Geiſt, er ſchafft ſich eine eigne Welt, aber auch wie ſonderbar, ſeine eigne Vernunft muß zu ihm in fremden Geſtalten reden, und er will über Dinge belehrt ſein, von denen er ſelbſt die einzige Quelle iſt, aus der die Kenntniß davon geſchöpft werden kann.

Lebe wohl, mein Treuer.

64. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 16. Januar 1787.

Lieber Freund!

Wenn ich Luſt hätte zu klagen, ſo könnt' ich's wohl auch, der Ton meines letzten Briefes wird dir vielleicht gezeigt haben, daß ich nicht in meiner ächten Lage bin. Eine gewiſſe Schwäche, die ich in mir fühle, raubt mir allen Antheil an ächtem Lebensgenuß, und ich kann zuverſichtlich ſagen: mein Wille nicht, Inſtinkt der Erhaltung meines Lebens iſt ſchuld, daß ich lebe! In ſolchem Zuſtand bin ich keiner Liebe fähig, denn alles um mich herum gleicht einem Traum, und mein eigen Daſein iſt mir ein Räthſel, das ich mit dem Tode zu löſen wünſchte; wenn nicht meine Vernunft ſo ſehr zu ruhiger Ueberlegung geweihet wäre, und daher jedes Urtheil, das dieſe Laune zur Quelle hat, zurückhielte, ſo wäre ich geneigt, mich wegen meines zu weit ausgedehnten Verſtandesgebrauchs zu beklagen; die Karte der für menſchliche Kräfte möglichen Wiſſenſchaften liegt vor meinen Augen, ihr Gebiet iſt mir zu klein, ich ſehe die unermeßlichen Regionen, die jenſeits der Gränze liegen, aber der Eingang iſt mir verwehrt, ich gehe zurück, betrachte näher das Gebiet menſchlicher Kräfte, und dann ſind' ich mit Erſtaunen in dieſem kleinen Gebiete ſo viele Wüſteneien, ſo viele unangebaute Haiden, und dann noch die Gegenden, wo Blumen aufſproſſen würden, mit vielfarbigen Scherben überſtreut, und blendende Glaskugeln in das Erdreich geſteckt, aus dem fruchttragende Bäume emporwachſen würden, daß mich die Trägheit und Schiefe der Menſchen, ihre Kräfte zu gebrauchen, noch mehr kränkt, als die Beſchränkheit derſelben. Dann, wenn der Gedanke in mir aufkeimt: du ſiehſt dies alles, komm' und hilf alſo, — und ich empfinde das Mißverhältniß zwiſchen meinen Kräften und meinen Entwürfen, o dann ſink' ich in Staub zurück, — doch weg von dieſer trüben Anſicht. —

Bei deinem Patienten ſcheint meine erſte Vermuthung gerechtfertigt, ich würde folgende Kurart an ihm verſuchen, u. ſ. w. —

Von Danaen weiß ich nichts, und ſie von mir nicht mehr. Lebe wohl.

Dein Freund.

65. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 26. Januar 1787.

Beſter Freund!

Ich will kürzlich meine Heilmethode fortſetzen, u. ſ. w. — Ich muß geſtehen, daß mir keine Beſchäftigung mehr Vergnügen macht, als die mediziniſche Praxis, aber vielleicht würde ich Sydenham nachfolgen.—

Dr. Schäfer wird unter meine Freunde aufgenommen werden, ſeine Aufrichtigkeit und ſein Zutrauen zu mir, mit dem er mir von ſeinen Heilmethoden-Rechenſchaft giebt, gefällt mir, noch mit keinem Arzt trafen meine Meinungen beſſer zuſammen, als mit den ſeinigen, nur wünſchte ich ihn etwas fleißiger, aber vielleicht bringe ihn dazu. — Von Dr. Hofmann hält er viel, aber Vogel will er nicht einmal in der Botanik etwas gelten laſſen. Auf den Sonntag geh' ich mit ihm nach Erlangen, wir kommen oft mit ihm zuſammen, und ich halte dafür, daß es mir gelingen wird, ihn mit meinen Grundſätzen vertrauter zu machen, und ihn durch meine Freundſchaft zur erſten und ſichern Rechtſchaffenheit zu führen, denn ſein Karakter iſt gut, er iſt ohne Neid und Bosheit, und ſucht ſich nicht gegen den Schwachen zu brüſten. —

Meine Bekanntſchaft breitet ſich nun gewaltig aus, und ſie wird mir bald läſtig werden, wenn ich immer ſo gewiſſenhaft wie ſonſt wäre, mit niemand vertraut zu thun, als mit dem ich es bin; aber ſo helf' ich mir immer leicht durch. Bei Frauenzimmern bin ich gewöhnlich nur witzig, bei Gelehrten ſkeptiſch, bei Stutzern wie bei Frauenzimmern nur etwas gelehrter, ſo koſtet es mich wenig Mühe, mir faſt überall bald Kredit zu erwerben, und ſonderlich bei Mädchen in Gunſt zu kommen, und doch ſo viel Gutes zu verbreiten, als mir möglich iſt, — aber alles dies hindert nicht, daß die feierliche Melancholie nicht die Begleiterin meines innern Selbſt iſt, und mir immer meinen großen Gedanken vorhält, Freiheit und Tugend zu verbreiten, — noch Wenige ſind mit mir, die dieſen Gedanken faſſen, und noch Wenigere, die, auf den Flügeln des Enthuſiasmus getragen, den erſten Angriff gegen Tyrannei und Niederträchtigkeit mit mir wagen würden, — du — und meine Diotima —. Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. In der italiäniſchen Zeitung las ich, daß ein Chirurgus, Albert Pieropan, eine vortreffliche Maſchine zu Einrichtung der Brüche erfunden hat; frage nach. — Vor einigen Jahren erfand er eine gleiche für das Achſelbein, die iſt im giornale enciclopedico beſchrieben.

Eine prächtige Ausgabe des Shakſpeare in 4° kommt heraus, aber die Lage, die aus vier Kupfern und zwei Schauſpielen beſtehen ſoll, koſtet 2 Guineen; es werden auch noch andere K. in verſchiedenem Format dazu herausgegeben, das größte wird 26″ hoch und 24″ breit ſein, die Lage von vier Stücken koſtet 3 Guineen, die halb immer voraus bezahlt werden. Wenn ich ſie in Nürnberg zu erwarten gedächte, ſo würde ich doch ſubſkribiren.

66. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 27. April 1787.

Beſter Freund!

Vergangenen Mittwoch war ich wieder in Geſellſchaft deiner Baſe, und ich muß geſtehen, daß ich in den Urtheilen, die ich über ſie fällte, viel zu grauſam war; denn war ihr Betragen von Herzen, ſo gehört ſie unter die vorzüglichſten Mädchen, und war es Verſtellung, ſo verdient ihr Talent in dieſem Fache Bewunderung. Ich führte ſie durch etliche Zweideutigkeiten in Verſuchung, und nach ihrem Verhalten finden nur drei Fälle Statt: entweder ſie waren zu fein, als daß ſie ſie verſtanden hätte, oder ſie rührten ſie wirklich nicht, oder ſie hat ſich völlig in ihrer Gewalt: ich wage es noch nicht, in dieſem Stück über ſie zu entſcheiden, ich werde ſie noch mehreren Verſuchungen ausſetzen, — kannſt du mir vielleicht auch einen Beitrag zur Aufklärung über dieſen Punkt ſchreiben, ſo wird es mir angenehm ſein.

Wir blieben bis ein Viertel auf 9 Uhr ohne Licht, und während daß dein und ihr Bruder ſich mit Dlle E— unterhielten, ſo ſprach ich mit deiner Baſe und deiner Schweſter. Ich leitete das Geſpräch auf meine Lieblingsmaterien, nämlich ſchöne Natur und Klugheit im Leben. Ich ſtellte immer unſre Ideale, die wir uns in verſchiedenen Jahren machen, den Erfahrungen der wirklichen Welt entgegen, und ſchmückte meinen Vortrag mit etwas Schmeichelei, noch mehr aber mit Schilderungen ſchöner Gegenden aus, indem ich das Heilſame des Eindrucks, den ſie auf uns machen, und die Gefahr der Schwärmerei, wenn er die Gränzen überſchreitet, darſtellte. Ich wurde mit aller Aufmerkſamkeit angehört, und ſehr ſelten unterbrochen.

Deine Baſe ſagte zu mir, ich hätte ihr mehr Wahrheit geſagt, als ſie in ihrem ganzen Leben gehört hatte, und ſie hätte nie eine glücklichere Stunde gehabt. Der Ton, mit dem ſie es ſagte, ſchien nun ſo ziemlich aufrichtig, aber ich bin denn doch noch nicht gewiß, ob es ſo war, wenigſtens iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß das Süße meines Vortrags, und nicht der innere Werth, dieſes Bekenntniß veranlaßte. Deine Schweſter aber, die war wirklich entzückt, und zeigte, daß ſie deine Schweſter war. —

Ich begleitete ſie nach Hauſe, aber das Mädchen war nachdenkend geworden, und ich war nicht in der Laune, ſie mit Gewalt aufzumuntern. Alſo hatten wir das Ausſehen von empfindſamen Verliebten; als wir aus einander gingen, küßte ich ihren Bruder und ſie, und ſie küßte mich viel herzlicher, als ſie neulich ihren Liebhaber küßte. —

Was ich nun, nach allen Zeichen, die ich noch an ihr finden konnte, von ihr halten ſoll, das weiß ich nicht; daß ſie eine ſo vollkommen ausgelernte Kokette ſein ſollte, dies kann ich nicht glauben, es gehörten allzuviele Talente dazu; Gutmüthigkeit ohne Klugheit ſcheinen etwas mehr Antheil an ihrer Lebensart zu haben, und vielleicht bin ich ſo glücklich, ihren Karakter zu erforſchen. Das Mißlichſte iſt, daß es Menſchen giebt, die ſich, ohne es zu wollen, faſt immer nach der Laune des Andern ſtimmen, wenn nur dieſe Laune etwas Lebhaftes für die Einbildung an ſich hat; ſie ſcheinen daher in Geſellſchaft von Ausgelaſſenen üppig, von Empfindenden melancholiſch, und unter Edeln und Feurigen beinahe enthuſiaſtiſch tugendhaft; für die Mühe, die ſie dem Beobachter ihres Karakters dadurch verurſachen, ſind ſie aber nur allzuviel dadurch geſtraft, daß ſie ſelbſt, bei übrigens großen Talenten, faſt immer Sklaven oft ſehr unwürdiger Menſchen ſind. Deine Baſe mag wirklich ſehr vieles von einem ſolchen Karakter an ſich haben; doch, wie geſagt, ich will noch nicht entſcheiden. — Lebe wohl. Dein Freund.

67. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 4. Mai 1787.

Beſter Freund!

Da ich ſehe, daß du vielen Antheil an deiner Baſe nimmſt, ſo will ich fortfahren, noch einige Punkte ihres

Karakters zu entwickeln, und vorzüglich ihr Betragen gegen mich durchzuſichten.

Wenn ich allerdings in etwas bei ihr gelte, ſo muß ich ſagen, daß ich durch Schmeichelei mich in ihre Seele einſchlich, aber zu ihrer Ehre muß ich geſtehen, daß ich mich auf eine ſolche Art betrug, die nur bei einem Mädchen von feinerer Empfindung Eingang finden konnte; aber von meiner Denkart verrieth ich demungeachtet nichts; ich war nur galanter Geſellſchafter, und kam ſo weit, daß ſie mir keinen Kuß verſagt hätte, — nun du ſandſt ja ſelbſt, wie ich mit ihr ſtand. Dieſe Willfährigkeit kann ich nun nach den Regeln der Klugheit nicht billigen, — obgleich nach denen der Moral nichts Anſtößiges an ihr iſt, — weil ſie meinen Karakter unmöglich ſo geſchwind erkennen konnte, denn deinen Lobreden würde ein kluges Mädchen nicht getrauet haben, indem man vollkommen treuer Freund und leichtſinnig wegen des Schickſals eines Mädchens ſein kann, weil ſie einen Liebhaber hat, — oder zu haben glaubt, — und alſo etwas ſpröder ſein ſollte. Von dieſer Seite nun könnte man ſie ziemlich zweideutig darſtellen, aber wenn man dieſes Betragen näher betrachtet, ſo findet ſich in der Art, wie ſie ſich ſo betrug, etwas, das ſie äußerſt vortheilhaft darſtellt, nämlich ihre Willfährigkeit hatte eine gewiſſe Sorgloſigkeit an ſich, die gewöhnlich ſich nur bei der Unſchuld findet, und die faſt unmöglich nachgeahmt werden kann, es war weder etwas Zuvorkommendes, noch etwas anlockend Sträubendes in ihrem Betragen, und ich konnte, ungeachtet der ſchärfſten Beobachtung, nichts Abſichtliches in ihren Handlungen finden.

Ich bin wirklich in Verlegenheit, wie es anzufangen iſt, um gewiß zu werden, wie es mit ihrer Unſchuld ſteht; ſo viel iſt ſicher, daß bei der Gutmüthigkeit, die ſie hat, und bei den Verſuchungen, welchen ſie ſich ausſtellte, es mehr Wunder als Verdienſt iſt, wenn ſie noch rein iſt. Eine neue Verſuchung werde ich ihr durch aufreizende Zweifel über die Tugend und Unſchuld der Frauenzimmer zubereiten.

Finde ich ſie, wie ich es wünſche, dann werde ich mich ihrer annehmen, und ihren Liebhaber, hat er keine tüchtigen Abſichten und will ſie nur kareſſiren (ich kann in einem gewiſſen Sinn dieſes Wort nicht überſetzen), — ſo jage ich ihn weg; ſind ſeine Abſichten redlich, ſo werde ich prüfen, ob ſie klug ſind, ſind ſie dieſes nicht, ſo werde ich ihr Verſtändniß aufzuheben ſuchen, und ſind ſie beides, ſo werde ich ihn würdiger zu bilden ſuchen, wiewohl ich faſt glaube, dieſer Mühe überhoben zu ſein. —

Uebrigens bin ich wirklich für ſie eingenommen, und würde es Klugheit verſtatten, ich könnte ſie lieben!

Der Brief von deiner Schweſter gefiel mir, und er zeugt von wahrer Liebe zu dir; daß dein Bruder bereuet, mich verkannt zu haben, iſt mir auch angenehm; übrigens werden aber nun weniger Perſonen der Verſuchung ausgeſetzt ſein, mich zu verkennen, indem ich nun auf einmal, ich weiß gar nicht, wie es kommt, durchgängig mehr gefälliges Betragen gegen mich bemerke; ich bin begierig, wie ich für jetzt in Altorf mein Glück machen werde.

Ueber acht Tage, wenn ſchön Wetter iſt, wirſt du mich bei dir ſehen. — Lebe wohl.

Dein Freund.

68. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 19. Mai 1787.

Beſter Freund!

Ich muß einiges über deinen Brief erinnern, denn er enthielt nicht, was ich darin ſuchte, ich ſchrieb um Rath, und erhielt eine Lobrede; wußteſt du wirklich ſelbſt nicht, was in der Sache das Beſte war?

Dann verſtundeſt du mich in der Eile auch unrecht, ich begehrte nicht zu wiſſen, in wie fern ſie mir günſtig iſt, ſondern in wie fern *ſie* mich ihr günſtig glaubt, aus dem ließe ſich mehr auf ihren Karakter ſchließen, als aus dem andern. Vor Pfingſten komme ich nun nicht mehr zu dir; aber vielleicht gleich darauf, ich wünſchte mich einige Tage in Altorf aufhalten zu können, und dazu fehlt mir die Zeit, aber nach Pfingſten werde ich ſie erhalten.

Ich freue mich nur, dich wiederzuſehn. O lieber Freund, wie ſo innig fühle ich den Werth der wahren Freundſchaft!

Die allbelebende Kraft, die die Natur durchſtrömt, kreiſet auch in meinen Adern, ganz ergreift mich die Quelle aller Harmonie, die himmliſche Liebe; ich genieße oft Stunden der Weihe, wo meine Seele der irdiſchen Laſt entflieht, ſich durch das ganze Univerſum ausbreitet, und an der Schöpferkraft allmächtiger Liebe Theil nimmt. Mein Auge läßt ſich nicht durch die Anmuth der grünen Büſche feſſeln, nicht der Anblick des Morgen- und Abendroths bezaubert es, nein, ich ſehe in jeder Schönheit nur den Abdruck der göttlichen Idee, durch die ſie ſo ſchön wurde, zu ihr ſchwang ich mich auf, und fand mich ſelber ihrer mächtig, dies erhebt meine Seele, ſpannt jede ihrer Federn! aber war ihr Streben muthvoll und edel, dann darf ſie dafür auf den Flügeln der Allmacht ruhen, — o komm nur, Freund, komme!

Du haſt Jacobi's vermiſchte Schriften, Freund, willſt du dir ein wahres Vergnügen in dieſem Lenz verſchaffen, ſo lies Allwills Papiere, es iſt Seelenwonne, ſie durchzuempfinden. — Lebe wohl.

Dein Freund.

69. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 8. Juni 1787.

Freund, freue dich mit mir, der gefürchtete Tag iſt vorbei, vorbei im Triumphe! Vernunft und Rechtſchaffenheit ſiegte, ich bin gerettet! Gerettet, wirſt du lächeln, von was denn? Von nichts geringerm, als: eine Seele, die anfängt ſich zu fühlen, in Niedrigkeit zurückzuſtoßen, ſie vom Altare der Tugend wegzuſcheuchen, eine Unbeſonnenheit zu begehen, oder — einen Schurkenſtreich, — nun allem dieſen bin ich entgangen, o könnt' ich in deine Arme rennen, dir mündlich alles erzählen, aber dies iſt unmöglich! Nun ſo wiſſe, was das Reſultat war, — Freundſchaft, — und wollte ich ſie vergleichen, dieſe Art der Freundſchaft, ſo müßte ich faſt ſagen, wie ſie zwiſchen Chriſtus und Magdalenen war.

Die Einlenkung zu dem, was ich eigentlich ſagen wollte, machte mir Mühe, aber dann war auch gewonnen. Ich hielt, was ich zu dir ſagte, ich ſprach zu ihr, wie gewiß noch niemand zu ihr ſprach, aber ich erhielt dadurch ihr ganzes Zutrauen. Aber ich wollte ſie ſchonen, und ſie nicht auf einmal erſchüttern, ſie würde mir alles geſtanden haben, — aber ich wollte ſie nicht zerſchlagen, ſondern aufrichten, — und es gelang mir. Was mir dies Zutrauen erwarb, war die treffende Wahrheit, mit der ich ihr die innerſten Gedanken ihres Herzens ſagte, z. B. was in ihrem Betragen gegen mich Aufrichtigkeit und Verſtellung war, dies war ihr auffallend, und ſetzte ſie in Erſtaunen, denn aus meinem Betragen hatte ſie, wie ſie darauf geſtand, nichts weniger vermuthet, als daß ich ſie beobachten würde. Dadurch nun wurde ſie auf einmal völlig aufgeſchloſſen und zugleich betrübt, ſie klagte über ihr Schickſal, und hielt ſich für ewig verloren. — „Nein, ſagte ich, laſſen Sie ſich nicht zu Boden ſchlagen, ich kenne Sie ganz, und kenne jedes nachtheilige Urtheil, das ſich aus Ihrem Wandel ziehen ließe, ich wollte Sie mit den ſchwärzeſten Farben ſchildern, und meiner Schilderung Züge von Wahrheit geben, die das Uebrige wahrſcheinlich machten, und dennoch ehr' ich die Flamme des Edeln und Guten, die in Ihrem Herzen noch nicht erſtickt iſt, und bin — ganz Ihr Freund!" — Dies richtete ſie auf.

Den 9. Juni.

So wurde aus dieſem gefürchteten Tage ein Tag der Wonne für mich, und ſie wurde mir werther, als ſie mir war, ich liebe ſie von ganzem Herzen, wie je ein Bruder ſeine Schweſter geliebt haben mag; ich werde alles für ſie thun, was mir möglich iſt.

Unſere Bekanntſchaft iſt auf folgenden Fuß geſetzt. Ich werde ihr bisweilen Briefe und Bücher durch deine Schweſter überſchicken, und auch einen Ort beſtimmen, wo wir uns treffen; unſre Zuſammenkünfte werden zwar nicht häufig, aber deſto inniger ſein, ſie war es ganz zufrieden; und ſo werden wir denn nun, der Welt unbekannt, in edler Vertraulichkeit ſtehen.

Wie gütig iſt die Vorſehung doch immer gegen mich! Nun ſchenkt ſie mir wieder die Freundſchaft eines Mädchens, das mich beſſern wird, weil ich im Sinne habe ſie zu beſſern.

Es hebt unſre Seele ſo hoch, wenn wir uns ſagen können: die Flammen des Edeln und Guten wurden in dieſem Herzen wieder durch dich angefacht!

O Freund, wie zwei herrliche Tage folgten auf einander! Noch ſchwellt Sehnſucht mein Herz, wenn ich an ſie zurückdenke und ſie im Geiſte wiederkommen ſehe, wenn wir wieder einſam wandeln werden, — es wird bald ſein, — ſo ganz in Liebe geſenkt im Genuſſe der Schöpfung der Liebe, und dann hinſinken in die Arme der Allmacht!

Lebe wohl, ich muß noch dieſen Morgen genießen.

Für Herrn von Grundherr einen Theil von Lucian.

Dein Freund.

70. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 16. Juni 1787.

Beſter Freund!

Ich danke dir für die Ueberſendung ihres Briefs; er gefiel mir ſehr wohl, und ich freue mich ſchon auf die Briefe, die ſie in einem Jahre ſchreiben wird. Ich ſchrieb auch an ſie, um ſie heute Abend zu einer Unterredung zu bitten, aber der Brief iſt mir nicht gelungen, ich bin begierig, wie er von ihr aufgenommen wird. Das Herz war mir wirklich zu voll, und dies gab dem Brief mehr den Ton eines ſchüchternen Liebhabers, als eines offenen Freundes; doch vielleicht läßt ſie Gnade für Recht ergehen.

Etwas ſonderbar kommt mir das Verhältniß, in welches ich mich mit ihr ſtellte, immer vor; es hat ſo etwas eigenes, das ich kaum ſelbſt beſchreiben kann; ich liebe ſie wie ein Vater ſeine Tochter liebt, und fühle doch zugleich die Zärtlichkeit für ſie, die dem Liebhaber eigen iſt, aber doch kein Wunſch nach dem eigentlichen Beſitz iſt in meiner Seele. Ich gehe ihr heute Abend grade mit dem Herzen entgegen, das dir entgegenſchlägt, — du wirſt doch nicht eiferſüchtig werden, und glauben, du beſäßeſt nun mein Herz nur halb? Dies fürchte nicht, und ich ſehe dich auch ſchon lächeln über meine Beſorgniß.

Wenn du Zeit übrig haſt, ſo bitte ich dich, ſchreibe wieder an deine Baſe, und ſuche die Stelle ihres Briefes zu widerlegen: „Etliche Jahre früher, und ſie hätten Nutzen geſtiftet, da ſie jetzt nur Reue hervorbringen,“ ſie werden noch immer Nutzen ſtiften; was einmal geſchehen iſt, das iſt nun wohl nicht mehr zu ändern, aber jede unſrer Begebenheiten iſt eine faſt unerſchöpfliche Quelle an Kenntniſſen für die Zukunft, und dieſe Kenntniſſe müſſen wir aus ihr zu erhalten ſuchen, ſie zu bereuen iſt unnütz, doch iſt es unmöglich, die Reue nicht zu fühlen, nur nicht nachhängen ſollen wir ihr, ob ſie gleich das Zeichen eines edlen Gemüths iſt. „Et revera — ſagt Spinoza, nachdem er humilitas, poenitentia und reverentia aus der Zahl der Tugenden ausgeſtrichen und zur impotentia animi gerechnet — qui hisce affectibus sunt obnoxii, multo facilius, quam alii, duci possunt, ut tandem ex ductu rationis vivant, hoc est, ut liberi sint, et beatorum vita fruantur.“ *) — Hingegen dieſe Stelle wünſchte ich von dir kommentirt: „Jetzt kann ich euch nicht danken — — das wirſt du errathen,“ im ganzen Briefe machten dieſe Zeilen den ſtärkſten Eindruck auf mich, ſie ſind ganz in der Sprache des Herzens geſchrieben, und gewannen ihr auch das meinige völlig.

Gerade regnet es, und ich bin beſorgt, ob ich ſie heute ſehen werde; wo nicht, ſo erhält ſie vielleicht bis künftigen Mittwoch einen beſſern Brief von mir, und vielleicht auch einen von dir. Lebe wohl.

Dein Freund.

71. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 22. Juni 1787.

Beſte Wilhelmine!

Finſter und traurig, wie der Himmel nun iſt, würde meine Seele ſein, wenn nicht der Gedanke an Sie ſie erhellte. Es iſt ſo tröſtlich für mich, an Ihnen wieder jemand gefunden zu haben, in deſſen Seele kein Sklavenſinn, und deſſen

---

*) Benedicti de Spinoza ethices part. 4. propos. 54.

Herz durch zärtliche Gefühle geleitet wird. Um mich ganz zu erheitern, ſo erlauben Sie mir, daß ich auf Ihren Brief antworten darf, und Sie werden mir verzeihen, wenn es ohne Einkleidung ſo ganz Satz für Satz geſchieht, ich bin wirklich diesmal nicht geſchickt, kunſtgemäß zu ſchreiben. Warum Sie mit einer Schmeichelei anfingen, das gebe ich Ihnen auf Ihr Gewiſſen, ich waſche meine Hände. — Auf die Zukunft habe ich nun nicht mehr zu warten, um mich von Ihrer Redlichkeit zu überzeugen, ich bin es ganz gewiß, daß Sie mich nicht verwerfen, und Sie ſollen auch ſehen, daß Sie Ihre Gnade an keinen Unwürdigen weggeworfen haben, — vielleicht beſchuldigen Sie mich hier der Schmeichelei, aber ich muß Ihnen geſtehen, daß ich Ihnen den Ausdruck „Ihre Güte an keine Undankbare verſchwendet haben“ nicht anders zu vergelten wußte.

Das Folgende ihres Briefs werde ich Ihnen mündlich beantworten, wenn wir einmal über die Reinigkeit des Herzens mit einander ſprechen ſollten. Ich habe von dieſem Ausdruck etwas andere Begriffe, als vielleicht die Menge davon hat, aber vielleicht treffen wir auch hierin mit einander zuſammen.

Die Zeit, die Sie verlebt haben, laſſen Sie ſich ja nicht gereuen, jede unſrer Begebenheiten iſt eine unerſchöpfliche Quelle von Kenntniſſen für die Zukunft; bedenken Sie, wie viele Auftritte des menſchlichen Lebens, wie viele Seiten des menſchlichen Herzens Ihnen unbekannt geblieben wären, hätten Sie Ihr Leben ſogleich auf eine ſolche Art hingebracht, wie Sie vielleicht jetzt in einer jähen Aufwallung bisweilen wünſchen; die Wege der Verführung wären Ihnen dann unbekannt geblieben, und man muß doch ihre geheimen, oft ſehr verborgenen Stege kennen, wenn man geſchickt ſein will, den großen Gedanken — und er iſt gewiß ſchon in Ihrer Bruſt erwacht — auszuführen, Andre den Weg der Wahrheit und Tugend zu leiten.

Von dem Mangel an Kenntniß des eigenthümlichen Reizes, mit dem jede Lüſternheit auf uns wirkt, kommt das geſchmackloſe und unnütze Predigen der ältern Perſonen gegen jüngere; man merkt ſogleich, daß ſie von dem, worüber ſie ſchreien, nichts verſtehen, es nie empfunden haben, und ſchreibt oft noch gar, was doch bisweilen aus redlichem Herzen kommt, Gefallſucht und Neid zu.

Sie nun, Wilhelmine, die Sie dieſe ſchlüpfrige Bahn glücklich durchwandelt haben, Sie ſind im Stande, wahren Nutzen zu ſtiften. Sie kennen die Wirbel lebhafter Reizungen, Ihre feine Organiſation erhielt jeden Eindruck in ſeiner ganzen Stärke, und Ihre glückliche Einbildung bewahrte ihn auf; aber Sie kennen auch den Feuerſchwung der Empfindung des Guten, Schönen, und Ihr biederes Herz wird nie die Wahrheit verkennen; wer nun, als Sie, wird ſo im Stande ſein, Andern die Irrwege zu zeigen, und ſie mit innerer Kraft auf den Weg des Wahren nach ſich zu ziehen? — Sehen Sie Ihr Leben in dieſem Geſichtspunkt an, und dann klagen Sie, wenn ſie können! Ich ſelbſt werde durch dieſen reizenden Hinblick auf künftige Tage entzückt, und ſo ſehr ich darniederlag, als ich dieſen Brief anfing, mit ſo viel Gefühl von Kraft ſage ich Ihnen nun, ich bin ewig

Ihr Freund J. B. Erhard.

72. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 4. Juli 1787.

Wilhelmine!

Meine Ruhe, ja meine ganze Stärke hat mich verlaſſen, da Sie mich verließen, nur durch die Zurückrufung Ihres Bildes in meiner Seele wurde ich noch erheitert.

Ich durchſtrich geſtern mit ſüßer Schwermuth die Wege, die wir an dieſem unvergeßlichen Morgen durchwandelten, der mir ewig nun Ihr Andenken heiligen ſoll. Mit tiefem Schauer in meiner Seele betrat ich die Höhle, und in melancholiſchem Staunen blieb ich lange darin ſitzen; Gedanken und Bilder gingen an meiner Seele vorbei, die mein Herz einengten und meine Augen trübe machten, — ich muß abbrechen von dieſem, es erdrückt ſonſt meinen Geiſt! —

Abends wurde ich durch einen einſamen Spazirgang wieder etwas erquickt, aber die verdrießliche Miene meines Freundes löſchte auch dieſen mondlichen Schimmer von Heiterkeit wieder aus, und nur Aufruhr in meinem Innerſten erweckte meinen

Geiſt aus der dumpfen Ohnmacht, in der er verſunken lag.
Wilhelmine, Sie ſehen, es iſt unglücklich, mich zum Freunde zu haben, noch ſtehen Sie am Scheideweg, treten Sie zurück, in kurzem möcht' es unmöglich ſein, — ich Unbeſonnener ſuchte Ihnen die Freuden zu entreißen, die Sie erheiterten, und bin zu unkräftig, andere zu geben, ich wollte Sie in einen Engel umſchaffen, und habe keinen Himmel für Sie, — noch einmal, Wilhelmine, laſſen Sie mich, vergeſſen Sie meiner, — wollen Sie dies nicht, ſo waſche ich meine Hände, ich bin nicht daran Schuld, daß ich nicht allein blute, — mehr kann ich nicht ſagen, es bricht mir das Herze! Leben Sie wohl!

Ewig ihr Freund J. B. Erhard.

73. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 7. Juli 1787.

Beſter Freund!

Ohne mich aufzuhalten ging ich nach Nürnberg. — Geſtern ſagte mir ihr Bruder, daß ſie den Tag über nicht hätte auf ſein können, gewiß mein Brief warf ſie auf's neue danieder! Ich befinde mich nun in einer Gemüthslage, in der ich noch nicht war. Schwermuth der Liebe, Foltern des Mißtrauens gegen den geliebten Gegenſtand, — ich kann nicht mehr ruhen, — ich muß die Geſchichte ihrer Unſchuld deutlich von ihr ſelbſt wiſſen; auf einmal überfiel mich dieſer Zweifel, und ich weiß ſeinen Grund, er iſt Aufruf der ſtärkeren Liebe, gegen die ich kämpfe, und — o Schrecken — fühle, daß ich fruchtlos kämpfen werde. Sei es! Sturm der Leidenſchaft und Wetterſchläge des Schickſals, ihr ſeid erträglicher als dieſer tödtende Kampf des Herzens. — Wie nagt es mich, Wilhelmine iſt krank, und ich kann ihr nicht zu Hülfe ſein! Was ſoll ich thun! Schreiben an ſie, ihr meinen Brief abbitten, ſagen, was ich für ſie jetzt fühle? gut, — aber ich Unglücklicher, ſo feſt meine Vorſätze, ſo wankelbar mein Herz! Ach Gott, warum mir dies weite, allumfaſſende Herz! jedes Gute will es an ſich ziehen, ſich jedem Edeln vermählen, und es iſt doch nur ein ſterbliches Herz, kann ſich zugleich nur Einer Geliebten vermählen, — warum, o ewige Seele der Welt, mir dieſe Größe in dieſem niedrigen Kerker, wo der kleine Zwerg herumhüpft und meines kriechenden Ganges ſpottet, — Freund, ich erwarte Troſt von dir, laß mich nicht, ſchreibe an Wilhelmine, bitte für mich, — und haſt du nicht Muße für uns Beide, ſo erfreue ſie, und laß mich troſtlos! — Ich weiß, es kommt eine Zeit, ich ſchäme mich dieſes Briefs, aber, Freund, ich traue dir nicht zu, daß du meiner ſpotteſt, wenn ich eine Stufe zurückfalle von der Höhe, die ich zu erklimmen ſuche; ich bitte dich, entkleide mich ſogleich von der Würde, die ich in deinen Augen erhielt, wenn meine Kraft bisweilen mich verläßt; auch deiner Fehltritte will ich ſchonen! Lebe wohl.

Dein Freund.

74. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 25. Juli 1787.

Wilhelmine!

Sie ſehen und Ihnen nicht entgegen eilen, iſt eine Verläugnung der Wünſche meines Herzens, die mir die Zufriedenheit und Ruhe ſo vieler Tage koſtet, als ich Sie nicht ſehe! — Wilhelmine, Ihr Einfluß auf mich wird mit jedem Tage ſtärker, — Sie beugen meinen Stolz, und ich werde einſt bekennen müſſen, durch Sie bin ich, was ich bin. Fordern Sie mehr?

Zu tief und innig drangen Sie in meine Seele; zu wenig vorhergeſehen und gewünſcht war dies von mir, als daß ich nicht hoffen ſollte, unſre Bekanntſchaft ſei nicht Zufall, ſei Beſtimmung der Vorſehung, und leite uns dem großen Zwecke des Lebens entgegen, — Vorſehung, — Zweck des Lebens, — was ſagen dieſe Worte? Fragen Sie, Wilhelmine, darnach, werden ſie Ihnen wichtiger, ſind Ihren Ohren nicht ein bloßer Schall, — o dann haben Sie gewonnen, und ſind unter der Zahl der Edlen im Volke!

Aber, ich merke es, Enthuſiasmus reißt mich hin, und ich fange an zu ſchwärmen, — verzeihen Sie mir's, was kann ich dafür, daß der Gedanke an Sie jede Feder meiner

Seele ſpannt, und meine Phantaſie zu Viſionen erhebt, — ſind Sie wirklich um mich, o dann hält Ihre ſanfte ſchöne Seele die meinige zurück, und verſtattet dem Strom meiner Empfindungen nicht die Zerreißung der Dämme der Vernunft, aber ohne dies ſüßere Entzücken, das ich dann aus Ihrem Anblick ſauge, werde ich dahingeriſſen im Wirbel tobender Gefühle, — und ſind meine Briefe, iſt dieſer Zeuge davon, o ſo vergeben Sie mir, — verzeihen Sie einem Jüngling, daß er ein Jüngling iſt, — aber der es nicht bleiben wird, denn, Wilhelmine, an Ihrer Hand

— — O Wonne,
Wag' ich nun zur hohen Geiſterſonne
Muthig den Vollendungsgang!

Fühlten Sie heute ſo viel als ich, ſo bedaure ich Sie, Sie hatten einen trüben Nachmittag, — iſt Ihnen aber ſchon Troſt, gleiches Schickſal mit mir zu haben, ſo werden Sie nie troſtlos ſein, denn nie wird ein Wetterſchlag des Schickſals Sie treffen, der nicht zugleich mit niederwirft Ihren unwiderruflichen Freund

J. B. Erhard.

75. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 31. Auguſt 1787.

Beſter Freund!

— Von Wilhelminen erhielt ich einen Brief; ich will deinem Urtheil nicht vorgreifen, ſondern dir nur ſagen, daß er mich entzückte durch die Ueberraſchung, da ich meine Frage alsdann beantwortet fand, wie ich ſchon zürnte, daß ihrer nicht gedacht wurde; — ſage, ob es möglich, ſie zu verlaſſen, — keine Spur des Mißverſtändniſſes — und ſie die Beleidigte.

Am Sonntage genoß ich einen der glücklichſten Abende meines Lebens. Ich ging auf die Allerwieſe, und hoffte Diotima zu finden, aber ich wollte ſchon fort und zu ihr gehen, als ſie noch kam. Es wurde der Entſchluß gefaßt, Abends vor dem Thore zu bleiben. Der Wind, der den Tag über ſauste, hatte ſich beſänftigt, in feierlicher Stille ſenkte ſich der Abend auf die Gefilde hernieder; eine weſtliche Wolke nahm die Geberin des Tages auf, die ihre letzten Strahlen dem ſie ſegnenden Auge entzog, wie ſich der wahre Menſchenfreund den Dankſagungen des Erretteten entzieht, — ſchon ſtand der treuliche Mond im Oſten, als wir eine weite Ausſicht über fruchtbare Gefilde erreicht hatten, und das Abendroth ſchmückte den weſtlichen Himmel, und erweckte die Gefühle unſerer Seelen. In Bemühungen, uns unſere Gefühle mitzutheilen, zu denen die Sprache nicht mehr Verhältniß hat, als das letzte Dämmern des Abendroths zum prächtigen Aufgange der Sonne, kamen wir in die erſte Gegend zurück. Hier ſpiegelte ſich der Mond in der Fluth, und ſchimmerte durch das lispelnde Laub der Bäume. Du kennſt Diotimens empfindende Seele; o ſage, was mußte ſie fühlen, ſie, die zu reiner Freude geſchaffen, jeden Hauch himmliſcher Liebe, mit dem die Allmacht die Schöpfung beſeelte, ſo begierig einathmet! Für mich war die ſchmelzende Harmonie des Lichtes im bebenden Laube der Bäume, das flimmernde Strömen des Fluſſes und der ſtattliche Anblick des Mondes, der mit ſeinem ſanften Lichte ſo heilig hehr die ganze Natur belebte, Offenbarungen der Gegenwart, der ewigen Idee der Schönheit; entflammt von Liebe zu ihr, wollte ich mich zu ihr aufſchwingen, mich mit ihr völlig vereinigen, aber das Irdiſche war noch zu ſchwer, ich ſank zurück, doch ward ich von ihrem Glanz überſchienen, und muthvoller wag' ich künftig den Schwung. — Diotima trank auch mit vollen Zügen aus der Urquelle der Schönheit, aber kein wildes Feuer entflammte ihre Seele, ihr Wallen war wie die erſten Schritte einer Vollendeten in Edens Gefilden, die die Belohnung ihrer irdiſchen Leiden einſammelt, — ſo wurde dieſer Abend genoſſen, und die Erinnerung an ihn iſt wie das Andenken einer löblichen That. Lebe wohl.

Dein Freund.

Ich weiß nicht, ob ich die Freundſchaft zweier ſo vortrefflichen Mädchen, von denen ich doch keine, den Umſtänden nach, zu meiner Geliebten machen kann, und deren Gaben des Geiſtes und Empfindungen des Herzens mir doch faſt jeden Umgang mit andern Frauenzimmern unleidlich machen, glücklich oder unglücklich nennen ſoll, — aber vielleicht iſt grade dies Schwanken meiner Empfindungen Glückſeligkeit für mich, und erhält ſich meine Seele dadurch eben ſo weit von Schwärmerei als von Sinnlichkeit entfernt.

76. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 5. September 1787.

Beſter Freund!

Dein Brief an Schäfer hat meinen Beifall, und ich werde ihn morgen überreichen. Die Statuten unſres Ordens ſind in drei Worten enthalten: Vernunft, Freiheit, Glückſeligkeit. Ueber acht Tage wirſt du ſchriftliche Aufſätze erhalten, alſo bis dorthin wirſt du dich auf mich verlaſſen, und aus Freundſchaft zu mir dich als Mitglied anſehen. Nun weiter von meiner jetzigen Lage, — ſie iſt glücklich durch alles, was mich umgiebt. Zu meinem eignen Vergnügen will ich dir meinen Zuſtand ſchildern. Mein Körper genießt einer Geſundheit, die den thätigſten Beſtrebungen meiner Seele nicht unterliegt, mein Geiſt iſt lauter wie der Aether, und hell wie das Sonnenlicht. Dies iſt der Grund meiner Lage, und das Gebände, das auf ihm ruht, iſt eben ſo reizend: mein Plan iſt im Reinen, und nun habe ich Hoffnung, mit den beſten der Menſchen in genaue Verbindung zu kommen, und was mir dabei ſchmeichelt, nicht durch Zufall oder Güte, ſondern durch thätige Veranſtaltung; es ſchimmert meinen Augen ein ausgebreiteter Wirkungskreis vor, und ich zähle im Geiſte die Summe des Guten zuſammen, das durch mich gewirkt werden ſoll; in meinem Herzen iſt die edelſte Liebe, die jede meiner Handlungen würdigt, und auf deren ſanften Gefühlen mein Geiſt von höherer Wirkſamkeit ausruht. Danae wird meiner Liebe immer werther, je näher ich ſie kenne, je mehr wächst meine Achtung für ſie, und je näher ſie mich kennt, deſto feſter hängt ſie an mir; beifolgender Brief ſei Zeuge. Diotima, faſt darf ich es ſagen, lebt nur in mir, und iſt Danae's Freundin, beide ohne Eiferſucht und Arges, — welcher Jüngling war je glücklicher als ich! —

Um mein wieder gebeſſertes Urtheil über Danae zu rechtfertigen, muß ich dir nun ſagen, daß ich ihr Gefühl für das Schöne in der Zeichnung auf die Probe ſetzte. Ich hatte, da ich mit ihr bei Bezold zuſammenkam, ihr Stücke von Chodowiecki vorlegen laſſen, und es entzückte mich, ihren Geſchmack am Richtigen, Edeln und Schönen zu bemerken; auch da ich ihr eine Kopie des ſchönen Bacchus von Raphael übergab, betrachtete ſie ihn mit einem Auge, mit welchem ich ihn noch von niemand betrachten ſah, und ihre Miene nahm ganz die göttliche Heiterkeit der ſeinen an; meinem Verſprechen gemäß erhält ſie eine Folge von Zeichnungen von mir, zur Erläuterung deſſen, was in meinen Briefen von der Schönheit vorkommt. In Bälde erhältſt du nun ein vollſtändiges Gemählde ihres Karakters, den ich jetzt ganz kenne; — auf deine Frage, ob ſie noch ſo gegen dich geſinnt wie vormals, könnte ich faſt Nein antworten, ihre vorige Liebe zu dir haſt du wie jeder Andre verloren, der ſie hatte, aber du wirſt ihre jetzige erhalten, und dieſe halte von höherem Werth. — Vielleicht liebte ich noch kein Frauenzimmer ſo rein und aufrichtig wie ſie, denn nun erſt verſtehe ich die Kunſt zu lieben, die Sokrates von Diotima lernte; bei der völligen Vertraulichkeit, die unter uns herrſcht, war ein Kuß der Hand das ſtärkſte äußere Zeichen, das ich ihr von meiner Liebe gab, und Triebe unſerer Körper ſcheinen ehrerbietig um ſo viel zurück zu weichen, als ſich unſere Seelen nähern. —

Wie ſonderbar iſt doch oft unſer Schickſal! Lange ſuchte ich ein Mädchen nach meinem Ideal unter den aufblühenden Mädchen, für deren Unſchuld und Tugend die Welt Bürge war, aber vergebens, und nun, wo ich nicht ſuchte, da fand ich die edelſte Seele. —

Der Ton in Danae's Brief iſt wieder aus ihrer Seele gewichen, und ſie erlangt in meiner Geſellſchaft eine völlige Heiterkeit. Lebe wohl.

Dein Freund.

77. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 2. September 1787.

Beſte Wilhelmine!

Welch entzückendes Vergnügen verſchafften Sie mir durch Ihren Brief! ſo ſehr mir der Eingang, die Beſchreibung, gefielen, ſo war ich doch immer ängſtlich, ob ich das finden würde, was ich erwartete, aber wie wurde ich betroffen, als ich meine Frage ſo reizend beantwortet fand! Wenn ein Wanderer ſich in einen finſtern Wald verirrt glaubt, und nun auf einmal wonnige Landſchaft und die Herberge, nach der er ſchmachtet, erblickt, ſo kann ſein Staunen nicht ſüßer ſein, als das meinige, da ich Sie im Kreiſe Ihrer Geſpielinnen meiner eingedenk fand.

O hätte ich Sie belauſchen können, hätte ich Theil nehmen können an Ihren Geſprächen, vielleicht hätte ich dann glauben müſſen, es gäbe für Gefühle eine Sprache, — aber zugleich wäre ich überzeugt worden, es giebt für Sie keine Schrift. — Wie aus einem ſeligen Entzücken weckte mich der Aufruf: „Sagen Sie mir, was in dieſer Beantwortung noch mangelhaft iſt“, ich ging in mich, ich legte mir nun die Frage vor, wie konnte dir es in Sinn kommen, Wilhelminen zu fragen, ob ſie außer Vergnügen, Reichthum und Ehre noch etwas Wünſchenwerthes kenne! Faſt wäre ich traurig geworden über mein Vergehen, aber die Kenntniß Ihrer Güte und Nachſicht gegen mich richtete mich auf, und wären Sie gegenwärtig geweſen, ſo hätte ich mir folgende Schutzrede gehalten: Sie wiſſen, meine Liebe, hätte ich geſagt, daß es eine verzeihliche Schwachheit faſt aller Menſchen iſt, daß, wenn ſie einen beſondern Glücksfall erfahren, der auf ſie oder ihre nächſten Freunde einen bedeutenden Einfluß hat, ſie den Erzähler durch Fragen ermüden, und die Sache immer von vorne hören wollen: was war für mich aber glücklicher, als Sie kennen zu lernen, denn Hunderte merkten ſich wohl Ihre Geſtalt, aber vielleicht Wenige kennen Sie, — iſt es alſo wohl nicht verzeihlich, wenn ich das Glück, Sie zu kennen, immer auf's neue genießen will, jede Gelegenheit hervorſuche, wo ſich Ihre ſchöne Seele in neuem Lichte zeigen muß, um dann die Wonne zu fühlen, Ihnen gleichſam das erſtemal entgegen zu eilen; — gewiß, Sie hätten mir aus dieſem Grunde vergeben.

Aber vielleicht denken Sie: „Zu was ſoll all' dieſes, die Stelle meines Briefs ſoll ja weder Vorwurf noch Ausforderung, ſondern wirklich Bitte um die Ergänzung des Mangelhaften meiner Entſcheidung ſein." Aber ſteht es dadurch beſſer um mich? wollte ich es wagen, in Ihr Begehren zu willigen, würde dieſes Beginnen nicht über meine Kräfte ſein? Könnte ich meine Feder in die Farben der Morgenröthe tauchen, hätten meine Worte die Kraft des ſchöpferiſchen Werde, — nein! ich könnte Ihnen nicht mehr ſagen, als das laute Schlagen Ihres edlen Herzens; — doch auch ich habe ein Herz, auch dieſes hat ſeine Gefühle, und von dieſen bin ich Ihnen Rechenſchaft ſchuldig, und vielleicht, wenn ſie den Ihrigen begegnen, erhalten ſie von ihnen die Anmuth, mit der ſie es wagen können, ſich von Ihnen bemerken zu laſſen.

In Stunden der Weihe, wo ich frei von jeder eigenſüchtigen Begierde mich mit der ganzen Schöpfung in Sympathie fühlte, und Ahnungen einer Seligkeit hatte, deren völligen Genuſſes wir noch nicht fähig ſind, ſo fragte ich mich oft um die Urſache dieſer heitern Seelenzufriedenheit, aber nie konnte ich ſie ganz finden, ich ſahe ſie zwar deutlich, aber ich konnte ſie nicht beſchreiben. Einsmals wallte ich in einer ſo ſeeligen Stimmung mit meinem Freunde durch Fluren und Haine: Tauſende, ſagte ich, wandeln wohl durch dieſe Gegend, und ſehen nichts als Bäume, Felſen und Wieſen, durch die ſie gehen, und warum iſt ſie uns ſo ſchön, warum ſchmilzt unſere Seele beim ſanften Rieſeln des Baches, und wiegt ſich auf den bebenden Aeſten, warum entzückt uns jene heitere Ausſicht durch die Nacht des Waldes wie ein Blick in beſſere Welten? — Freund, antwortete er mir, wir betrachten dieſe Gegend mit dem Wonnegefühl, mit dem man ein ſelbſtgeſchaffenes Werk betrachtet. — O nun erkenne ich, ſagte ich, daß du von der Vorſehung beſtimmt biſt, mein Freund zu ſein, ſchnell und plötzlich, wie der Blitz in der düſtern Nacht, aber unauslöſchbar, wie das Licht der Sonne, erhellt dein Gedanke meine Seele — wahr iſt's, die Freiheit von jeder

Abhängigkeit ſchafft uns dieſe ſeelige Wonne, wir fühlen uns nicht als Geſchöpfe, ſondern als Weſen, die an der Hervorbringung des Schönen ihren eigenen Antheil haben, die es während des Genuſſes zugleich auch ſchaffen. — Aber, ſagte mein Freund, es iſt noch eine Zagheit in mir, ob dieſe Gedanken nicht zu ſtolz ſind, wir erheben uns dadurch, mich dünkt es ſo, zum Range der Gottheit. — Wenigſtens, ſagte ich, bis zur Vereinigung mit ihr, aber nicht Stolz iſt dies, ſondern Wahrheit: ſiehe! alle Dinge, die wir kennen, ſind nur gut, inſoferne ſie zu dem zu brauchen ſind, zu welchem ſie beſtimmt ſind; aber ihnen ihre Beſtimmung anzuweiſen, dies kann nur die Vernunft, ſie iſt es, die alles auf Zwecke bezieht, und jede unſerer Handlungen mit den übrigen in Harmonie zu bringen ſucht, ſie iſt es alſo, die alles wahre Gute möglich macht, ſie iſt unabhängig und keiner andern Beſtimmung untergeordnet, jeder ihrer Ausſprüche iſt Geſetz für jedes denkende Weſen, und in allen ihren Handlungen iſt durchgängig Einhelligkeit, dies gilt aber nur völlig von der höchſten Vernunft, die nicht durch Sinnlichkeit eingeſchränkt iſt, ſondern durch den Wink der Allmacht über ſie herrſcht und ſich in der Materie als Schönheit offenbaret: wenn wir alſo Schönheit und Harmonie in der Natur fühlen, ſo betrachten wir ſie als ein Werk ſchaffender Vernunft, wir erkennen in ihr die Gründe, nach denen unſere eigene Vernunft unſere Handlungen zu lenken ſucht, und die Schöpfung wird dadurch zu einem Werke nach unſerm Wunſch und Willen ausgeführt; je ſtärker alſo die Vernunft in uns herrſcht, je lebhafter iſt die Wonne im Genuſſe der ſchönen Natur, und durch die Wahrnehmung der Harmonie in der Schöpfung ſteigen wir gleichſam bis zum Range, Rathgeber der Gottheit zu ſein. — Ich hielt hier inne; als mein Freund nicht antwortete, ſagte ich: Verläßt dich deine Zagheit noch nicht? — O ja, war ſeine Antwort, nicht Zagheit ſondern Entzücken macht mich ſtille, weil ich nun gewiß bin, daß ich auf dem Wege, wo ich mein erhebendſtes Vergnügen ſuchte, zugleich die Tugend finden werde. Unter gleichen Geſprächen und gleichen Gefühlen gingen wir nach Hauſe.

78. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 5. September 1787.

Wilhelmine!

Noch immer iſt mir der mit Ihnen ſo feierlich hingebrachte ſchöne Abend in friſcher Erinnerung, bis auf unſre letzte Zuſammenkunft erinnere ich mich nichts, als ſeiner, aber dann bekommt er an dieſer eine Gefährtin! O meine Theure, an dieſem letzten feſtlichen Abend war es, wo ich Sie, Auserwählte, wieder eine neue Vortrefflichkeit Ihrer edlen Seele mir enthüllen ſahe, ſüßes Entzücken ſtrömte auf mich, als ich Ihren richtigen Geſchmack in der Zeichnung an dem Schönen und Erhabenen wahrnahm.

Kaum ſollt' ich es wagen, Ihnen mein Verſprechen zu erfüllen, über die Schönheit zu ſchreiben; aber von einer anderen Seite werde ich um ſo mehr aufgefordert, weil ich gewiß bin, wo ich Recht habe, von Ihnen verſtanden, und wo ich irre, von Ihnen berichtigt zu werden; in dieſer Hoffnung nun wage ich den Anfang.

Der Begriff der Schönheit machte den Philoſophen jedes Zeitalters viel zu ſchaffen, und einige unter ihnen, da ſie an der Aufklärung deſſelbigen verzweifelten, läugneten ſeine Realität, und behaupteten, es gäbe keine Regel der Schönheit, und ſie beruhe bloß auf den ſinnlichen Trieben (Inſtinkten), Gewohnheiten und Vorurtheilen der Menſchen. Helvetius und Voltaire ſind unter den Neuern am meiſten für dieſe Meinung, und die Sophiſten zu Zeiten des Sokrates hatten ſie faſt durchgängig angenommen; wir wollen die Gründe, die dieſe Meinung wahrſcheinlich machen, anhören.

Welche Regel, ſagen ſie, können wir uns von der Schönheit machen, da jedes Volk ſeine eigne Schönheit hat; der Mohr hält ſeine plattnaſige Mohrin mit ihrer aufgeworfenen Lippe für ſchön; der Chineſe mißt die Schönheit ſeiner Frauenzimmer nach dem ſpitzgedrückten Kopf und dem verſtümmelten Fuß, der zu klein zum menſchlichen Gange iſt; der Perſer ſchätzt die Schlankheit des Körpers, und der Holländer das Gewicht deſſelben am meiſten: man verſuche es, dieſen Völkern zu beweiſen, ſie irrten ſich, und ſie hielten etwas

Häßliches für ſchön, — gewiß, ſie würden einen verlachen. Aber es iſt nicht nöthig, verſchiedene Völker kennen zu lernen, um die Ungewißheit der Urtheile über Schönheit zu erfahren; man betrachte nur die Perſonen, die um uns ſind: gehen nicht einige ganz kalt da vorbei, wo andere bewundern? und wird nicht von jemand eine Perſon mit einem Naſenrümpfen für unausſtehlich erklärt, in die ſich ein Anderer verliebt? Folgt es aus dieſem nicht deutlich, daß wir nur das für ſchön halten, an was wir von Jugend auf gewohnt ſind, und dadurch nur einen Gegenſtand von dieſem oder jenem Anſehen für den ſchicklichſten zur Befriedigung unſerer Bedürfniſſe halten? Ja, wenn wir auch die Verſchiedenheit der Meinungen bei Seite ſetzen wollten, können wir wohl einen andern Maßſtab des Schönen annehmen, als den behaglichen Eindruck, den ein Gegenſtand auf unſere Empfindung macht, und hängen unſere Empfindungen nicht von dem Bau unſerer Sinne und der Beſchaffenheit unſerer Nerven ab? Wer will alſo mit einem Andern ſtreiten, ob er eine Sache ſo oder nicht ſo empfinden ſoll? iſt es aus dieſem nicht deutlich, daß das Vergnügen unſerer Sinne die einzige Bedingung iſt, die wir zur Schönheit fordern, und daß Schönheit an und für ſich eine Chimäre und das Traumbild eines ſchwärmenden Plato iſt? Was man Geſchmack nennt, iſt nichts, als eine größere Reizbarkeit unſerer Empfindungskraft, durch welche wir, bei dem Genuſſe eines einzigen unſerer Triebe, die angenehmen Wallungen mehrerer zu vereinigen wiſſen, wodurch unſere Begierden weniger wild werden, weil das Feld unſerer Vergnügungen größer iſt, und uns alſo der Verluſt eines einzigen nicht ſo ſehr aufbringt. Mit Einem Wort, was uns Wolluſt genießen läßt, iſt ſchön. — Ich will es Ihnen überlaſſen, das Richtige und Falſche in dieſen Gedanken ſelbſt zu entdecken, und mein Urtheil darüber auf künftigen Brief erſparen.

Leben Sie wohl bis ich Sie ſehe, und in Ihrem Umgange wieder ein Vergnügen empfinde, das meiner ganzen Seele innere Lebenskraft und Hoheit mittheilet. Ewig

Ihr Freund J. B. Erhard.

79. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 12. September 1787.

Wilhelmine!

In meinem letztern Briefe legte ich Ihnen die Gründe der Sophiſten wider die Realität des Begriffs der Schönheit vor, nun ſollen Sie ſehen, wie Plato darüber dachte, dem der liebenswürdige Shaftesbury nachempfand.

Die wahre Schönheit iſt göttlichen Urſprungs, durch ſie offenbart ſich uns die Vollkommenheit; nicht bloße Verhältniſſe, nicht Reizung unſerer Triebe iſt es, was uns an ſie zieht, was uns mit inniger Liebe gegen ſie entzündet; o nein! es iſt das Bewußtſein, daß ſie entweder die Hülle oder das Werk eines erhabenen Geiſtes iſt, ſie iſt die Würde eines Geiſtes, die ſich in äußerlichen Formen zeigt.

Als ewige Idee iſt ſie eine und dieſelbe, aber ſie wird uns verſchieden offenbaret, doch iſt es immer die nämliche Empfindung, die ſie begleitet, ſie durchſtrömt unſere Seele mit himmliſchem Vergnügen, und ihr Genuß veredelt unſere Natur.

Außer dieſer himmliſchen Schönheit giebt es eine irdiſche, die ſie nachäfft, dieſe erhebt unſere Seele nicht, ſondern verſpricht nur unſern Sinnen Befriedigung ihrer Triebe, ſie ſteht unter den Geſetzen der Gewohnheit, und giebt ſich oft für ihre erhabene Schweſter aus; es wird ihr auch von vielen Menſchen anſtatt jener gehuldigt, welche oft jene himmliſche Schönheit verkennen, und ſogar ihr Daſein läugnen.

Wahre Schönheit iſt alſo ſinnliche Vollkommenheit, und da Vollkommenheit unter den ewigen Geſetzen der Vernunft ſteht, ſo hat auch Schönheit ihre unveränderlichen Regeln.

Vollkommenheit wird nur da gefunden, wo jeder Theil zum Ganzen einſtimmt, und das Ganze zu einem weiſen Zweck; und Schönheit iſt da, wo dieſe Uebereinſtimmung durch unſere Empfindung erkannt wird.

Welchem Sinne ſich uns die Schönheit darbeut, ſo führt ſie uns immer auf die Anſchauung jenes Geiſtes zurück, in dem die ewige Idee derſelben liegt. Die Farbenharmonie des ſtattlichen Sonnenaufgangs, das Schimmern des ſanften

Abendrothes durch das bebende Laub der Bäume, die göttliche Geſtalt des Menſchen und der Farbenſchmelz des Blümchens auf der Flur, die ſeelenerhebende Melodie eines ausdrucksvollen Geſanges und das Rieſeln des Baches im Thale, der erſchütternde Anblick des herabſtürzenden Waſſerfalls und das ſanfte Rauſchen eines milden Regens, — woher haben alle dieſe Gegenſtände die Kraft, mit der ſie auf uns wirken, als dadurch, daß ſie alle unſere Vermögen in eine ſolche Harmonie ſtimmen, in der ſie ſich dem Anſchaun der Gottheit nähern können?

Aber zu majeſtätiſch für Sterbliche würde die ewige Schönheit ſein, wenn ſie nicht die Grazien, die noch unſchuldigen Töchter der irdiſchen Schönheit, in ihrem Gefolge hätte, dieſe verſichern uns der Güte der Göttin gegen uns, und nur in ihrer Begleitung nennen wir ſie ſchön und wagen ſie zu lieben, ohne dieſelben nennen wir ſie erhaben und beten ehrfurchtsvoll vor ihr an. —

Nun, meine Werthe, ſuchen Sie zu entdecken, für welche Darſtellung der Schönheit ich mich erklären dürfte, und auf welche Art es möglich wäre, daß die Urtheile der Menſchen ſo weit von einander abgehen konnten; ich glaube nicht, daß dieſes Ihnen ſchwer ſein wird, und bin vielleicht ſo glücklich, künftigen Dienſtag das Reſultat aus Ihrem Munde zu hören.

O beſte Wilhelmine, mit welcher Sehnſucht erwarte ich den Tag, an dem ich einige Stunden an Ihrer Hand dahin leben kann! Ihnen zur Seite erweitert ſich mein Herz, umfaßt mit Einem Wohlwollen die ganze Menſchheit, mein Geiſt durch ſie erhoben ſchwingt ſich auf zur Gottheit, und ruhet dann aus von ſeinem hohen Flug in den ſanften Gefühlen Ihrer edlen Liebe! Gleiche Gefühle ſind auch in Ihrer Bruſt, meine Theure, ich weiß es, denn

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum frohen Jubelbund der Liebe
Unſre Herzen an einander zwang?

Leben Sie wohl. Ewig

Ihr J. B. Erhard.

80. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 14. September 1787.

Beſter Freund!

Es ſcheint, als ſchwebte ſeit einiger Zeit vorzüglich der Fittig der Begeiſterung über dir, und ich muß dir ſagen, daß mir deine Beſchreibungen nun beſſer als vorhin gefallen, ſie ſind mehr belebt, zeigen Empfindungen, und ſind nicht bloß Verzeichniſſe von dem, was um dich her war, — auch Diotima's Beifall erhieltſt du wieder, ſie ſchien über deine edlen Empfindungen entzückt zu ſein, und ich billigte ihren Geſchmack.

Mit Danae war ich am Dienſtage ſpaziren, ich trug ihr meinen Vorſchlag vor, und er wurde gebilligt; künftigen Sonntag erhält Diotima ſchriftlich Inſtruktion von mir, und wird ſie Danaen mittheilen. Der Weg zur Vereinigung iſt gebahnt, und ich hoffe ſie zu wahren Freundinnen zu machen. Nun will ich dir im kurzen meinen Plan vortragen.

Pfaffheit und Verfolgungsgeiſt auf der einen, und Aberwitz und Charlatanerie auf der andern Seite, ſcheinen ſich jetzt beinahe in das Regiment der Welt zu theilen, beide ſuchen durch Weiber ihre Herrſchaft zu gründen, und der Aberglauben fand immer ſeine beſte Pflanzſchule in ihnen: wie wäre es, dacht' ich bei mir, wenn man nun dieſe Rotte von ihrer ſtärkſten Seite angriffe, wo ſie ſich über alles ſicher meinte, wenn man ihre ſtärkſte Feſtung, ehe ſie es vermuthete einzubekommen ſuchte, und wenn ſie ſich hineinflüchten wollte, ſo fände ſie ſie beſetzt? Ich ging dieſem Gedanken nach und errichtete in meiner Phantaſie einen Bund unter dem weiblichen Geſchlecht; die Sache ſchien mir nicht unmöglich, um ſie aber beſſer zu prüfen, ſo fiel mir ein, ich könnte einen Verſuch machen, ob es mir mit einem Miniaturgemählde dieſes weiten Planes, deſſen eigentliche Ausführung noch auf lange Zeit muß verſchoben bleiben, gelingen würde, und ob ich dadurch vielleicht auch meinem Hauptzweck näher kommen würde. Dieſer iſt folgender: Frauenzimmer, die völlig aufgeklärt ſind, ſollen einen erſten Bund über Leben und Tod gegen einander errichten. Die Aufklärung, die ich fordere, beſteht in folgenden Stücken: 1) Freiheitsſinn und Weltkenntniß; 2) für nichts Achtung als für Vernunft, und 3) Kenntniß der Medizin, wie man es an unſrem Geſchlecht erwartet, ſonderlich aber Kenntniß der kosmetiſchen Mittel, — ich werde dieſem Theil der Medizin, nebſt dem Abortiren ſonderlich meine Aufmerkſamkeit ſchenken, auch Aphrodiſiaca gehören hieher, und wenn du dich mit mir zu dieſen Unterſuchungen vereinigen willſt, ſo werde ich deine Dienſte ſchätzen. Dieſe nun wären der eigentliche Bund, und wo möglich würde ich ſuchen, ihr Centrum zu ſein. Dieſe nun hätten eine zweite Klaſſe unter ſich, die bis zur natürlichen Religion aufgeklärt wäre, auch Kosmetika würde man ihnen entdecken. Unter dieſen ſtünde die dritte Klaſſe, die man nach und nach zur zweiten Klaſſe zu bilden ſuchte, die aber Fähigkeit hätten, daß man von ihnen etwas hoffen könnte; dieſe hätten Bekanntſchaft und Aufſicht über eine vierte und fünfte Klaſſe, die aus leichtſinnigen oder abergläubiſchen Perſonen beſtünde, die auch eigentlich nicht zum Orden gehörten, ſondern nur durch die Bekanntſchaft mit der dritten Klaſſe damit verbunden wären, von der zweiten Klaſſe beobachtet würden, und der dritten zum allmäligen Erſatz dienten. Dieſes iſt der rohe Entwurf, der ſehr viele Schwierigkeiten hat, die ich ſchon einſehe, ich hoffe aber durch meinen Verſuch im Kleinen noch mehr zu entdecken, und vielleicht auch einige Mittel, ihnen abzuhelfen.

Was mein jetziges Vorhaben betrifft, ſo iſt es nur Verſuch; wenn zwar Diotima und Danae das wären, was ſie hätten werden können, ſo dürfte es vielleicht als der Keim der künftigen Pflanze angeſehen werden, aber ſo zweifle ich faſt.

Hier haſt du nun einmal einen Einfall von mir, der gewiß unter die ſonderbarſten gehört, und doch, möchte ich faſt ſagen, ahnet mir ſeine Erfüllung. —

Beſuchen werde ich dich in dieſem Jahre wohl nicht mehr, ich ſehe nicht, wie ich die dazu nöthige Zeit entbehren kann, denn da nun mein Plan feſt iſt, ſo ſehe ich auch nun deutlich, wie viel meinen Kenntniſſen fehlt, und es wird mir völlig ängſtlich, wenn ich an die kurze Zeit denke, in der alles dieſes muß ausgeführt werden. Für Leibesübungen bleibt mir faſt nicht die geringſte Zeit übrig, und andre Vergnügungen ſuch ich ohnedies nicht. Lebe wohl. Dein Freund.

81. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 21. September 1787.

Wilhelmine!

Welche Empfindungen hatten Sie vergangenen Mittwoch, war auch ein ſo heftiges Sehnen in Ihrem Herzen, als in dem meinigen? Mein Leben ſchien von einem Sonnenblick abzuhängen, und gewiß würde ſich Ungeduld und Schwermuth ganz meiner bemächtigt haben, hätte ich nicht in dem Gedanken an Sie ſo vielen Troſt gefunden. Vielleicht ſcheint dies widerſprechend, denn die Sehnſucht nach Ihnen, die vereitelte Hoffnung Sie zu ſehen, und im Freien der ſchönen Natur an Ihrer Seite Leben und Kraft für künftige Beſchwerden einzufangen, — dies empörte ja meine Seele allerdings, aber kaum ward Ihr Bild in meiner Seele gegenwärtig, kaum traf mich der ſanfte Blick Ihres Auges, ſo ſchämte ich mich meiner Wildheit, und folgende Gedanken ſtiegen in meiner Seele auf: Wilhelmine ſchenkte dir Ihre Freundſchaft; keine Güter des Glücks, keine glänzenden Talente können ſie dir erworben haben, du beſitzeſt ſie nicht, und ſie hätten auch auf Ihre ſchöne Seele wenig Eindruck gemacht. Sie muß dir alſo einen beſſern Werth zugetraut haben, um dich Ihrer Achtung nicht unwerth zu finden; gewiß muß ſie dich für einen Jüngling gehalten haben, deſſen Herz ſanfter Gefühle fähig iſt, deſſen Leidenſchaften dem Winke der Vernunft gehorchen, und der ſich beſtrebt, auf der Bahn des Wahren und Schönen immer weiter zu dringen; mußt du alſo nicht zittern, ihre Achtung zu verlieren, wenn ſtürmiſche Launen dich beherrſchen? aber vielleicht iſt dieſe ſtörriſche Schwermuth, die jetzt deiner Seele droht, verzeihlich, weil ſie aus dem Verlangen nach Wilhelminen entſteht, die Sehnſucht nach Wilhelminen und das Begehren des Edeln und Schönen iſt ja eins; o ja, aber dies rechtfertigt dich nicht; bleibt dann die Gerechtigkeit noch Tugend, wenn ſie in ſtürmiſche Rachſucht gegen den Verbrecher ausartet, und hat dann das Verlangen nach dem Schönen und Guten noch einen Werth, wenn es eigenſinnige Begierde wird? hier ging ich in mich, die Stürme meiner Seele legten ſich. Der Gedanke an Sie wurde lebhafter, und das Sehnen meines Herzens nach Ihnen ward mir nicht zur Qual, es ſtärkte meinen Geiſt, gleich dem Verlangen, immer beſſer zu werden.

Wenn künftigen Dienſtag der Himmel heiter wäre, ſo würde ich mich nach vier Uhr auf den Judenbühl einfinden; wollten Sie, meine Beſte, eben dieſen Spazirgang wählen, ſo würden Sie ſich auf's neue verbindlich machen dem, der unwiderruflich Ihr Freund iſt.

J. B. Erhard.

N. S. Mlle. Haaſin wünſcht Sie nächſten Sonntag um drei Uhr auf der Allerwieſe anzutreffen, wird es wohl Ihre Güte nicht mißbrauchen heißen, wenn ich Sie bitte, dies Erſuchen zu gewähren?

82. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 21. September 1787.

Beſter Freund!

So viel als heute habe ich noch mein Lebtage nicht geſchrieben; bedenke: inliegendes Konzept, das die Aufforderung zum Frauenzimmerbunde enthält, ſchrieb ich für Danae und Diotima zweimal ab, dann einen Brief an Danae, nicht allzu kurz, dann einen an Künzel, der auch lang werden ſollte, und jetzt an dich. Auf einmal fällt mir Siebold ein; wenn du ihm ſchreibſt, ſo frage ihn doch, warum er mir nicht anwortet; dies im Vorbeigehen! — —

Vergangenen Sonntag waren Danae und Diotima bei einander und ich dabei; ich hoffe, ſie werden Freundinnen, an Diotima fehlt es nicht. So lange ich Danaens Karakter betrachte, ſo wird er mir immer verwickelter, oder ich verwickle ihn ſelbſt, und ſie hat den Karakter einer edlen Seele, die über ihre Natur, über gemeinen Tand erhaben, in vielen Dingen bloß Andern zu Gefallen iſt, und dadurch einen falſchen Schein auf ſich wirft, die vieles, was ihr gleichgültig iſt, Andern geſtattet, und es nicht der Widerſetzung, ſondern nur der Verachtung werth hält, auch dadurch, daß ihrer Güte ſelten verſtattet iſt, ſich über manches, das ſie ärgert, öffentlich aufgebracht zu zeigen, der Verſtellung fähig ſcheint, aber nicht der geringſten thätigen Verſtellung fähig iſt. Wieder zur Erzählung, die zugleich dieſe Ausſchweifung rechtfertigen mag. Danae ging uns mit heitrer Miene entgegen, aber bald ſetzte ſie Diotima's Beredſamkeit etwas in Verwirrung, und, welches ich nicht vermuthet, ſie ſpielte gegen Diotima wirklich gewiſſermaßen die Blöde. Dieſe Beobachtung gab zur obigen Ausſchweifung über ihren Karakter Anlaß. Ich nahm unterdeſſen größtentheils das Wort, und Danae ſprach wenig, Diotima aber, als wenn niemand ſonſt zugegen geweſen wäre. Die Gegenwart Danaens ſchien ihr etwas Erwünſchtes zu ſein. Wie ich Danae nach Hauſe begleitete, ſo merkte ich deutlich, daß es nicht im geringſten Verdrießlichkeit war, was ſie ſtill machte, ſondern eine gewiſſe Schüchternheit, die ſich unſer bemeiſtert, wenn wir glauben, von jemanden vermöge ſeines größeren Verſtandes überſehen zu werden, und ihn doch noch in etwas fürchten, weil wir ihn nicht ſo ganz kennen, um gewiß zu ſein, er werde ſeine Ueberlegenheit nie gegen uns mißbrauchen. Künftigen Sonntag werden ſie ſich allein ſprechen, und da wird die Sache entſchieden werden. Ich ſehe die Freundſchaft zwiſchen Danae und Diotima als den erſten Erfolg meiner Politik an, und werde dadurch meine Grundſätze prüfen. Lebe wohl.

Dein Freund.

83. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 28. September 1787.

Beſter Freund!

Keine Woche meines Lebens verfloß mir noch froher genoſſen, als dieſe! Ich wünſchte dir nur einige Züge des Vergnügens ſo lebhaft ſchildern zu können, als ich ſie empfand. Der Anfang dieſer Woche machte ſie merkwürdig, Danae und Diotima wurden Freundinnen. —

Nach ihrer Verbindung traf ich ſie auf der Hallerwieſe, wer war nun glücklicher als ich! Gewiß empfand Salomo unter ſeinen tauſend Weibern nicht das reine Vergnügen, die Seelenruhe und die ſchmelzende Zärtlichkeit, als ich zwiſchen meinen Freundinnen; ich ſahe, daß ſie ſich wirklich liebten, und Danae, die ich zuletzt nach Hauſe begleitete, war heitrer als jemals, und ſelbſt Diotimens Liebe gegen mich ſcheint ſtärker geworden zu ſein, — wirſt du nun noch zweifeln, ob ich ſie, ohne die Achtung von einer zu verlieren, beide beſitzen könnte?

Am Montag war ich wieder in Danaens Geſellſchaft.

Aber der Dienſtag, — o Freund, hier muß ich dir Hoffnung machen, ihn von Danaens Munde oder von ihrer Feder geſchildert zu vernehmen, ich kann dir nur weniges ſagen —!

Du ſelbſt wirſt dieſen entzückenden Abend genoſſen haben, wirſt ſie eingeathmet haben, dieſe reine Luft, wirſt ſie tief empfunden haben, dieſe heilige Ruhe, mit der die Natur in feierlicher Stille die fühlende Seele überſchattete, — aber nun erhebe deine Empfindungen, ich ſahe an Danaens Hand Hesperus güldene Pforte duftende Erlen durchſchimmern, hörte im buſchigten Haine lispelnder Espen und ſanftbebender Birken ihre reizende Stimme; unſre Augen ſprachen ſich beim traulichen Schimmer des Mondes, und unſre Herzen wurden vertraut in heiliger Stille der Nacht. Kein liebender Jüngling war je glücklicher als ich, denn mein Herz war ſo rein, als die Luft, die ich athmete, meine Gefühle ſo heiter als der Himmel über mir, und Danaens zärtliche Seele ſtrahlte in jedem Worte und Blicke ſo lichtvoll wie der Stern der Liebe. — O hätte ich Muße fortzufahren, das Andenken dieſes ſchönſten Abends meines Lebens zu erneuern, — aber wichtigere Sachen rufen mich ab.

Ich muß dir ſagen, daß ich und Schäfer einen Orden errichten, daß du Mitglied biſt, und daß wir künftigen Montag nebſt Herrn von Grundherr über die Grundverfaſſung übereinkommen werden; ich hoffe, daß du es mir verzeihen wirſt, daß ich ohne deine Erlaubniß dich zum Mitgliede eines Ordens machte, und dir dadurch die Verbindlichkeit auflegte, künftigen Mittwoch einen Brief an Schäfer zu ſchreiben, und ihm deine Freundſchaft förmlich anzutragen; wäreſt du zu ſtolz, ſo wird er es thun. —

Hrn. S. kann ich nicht helfen, denn ich habe keinen fixen

Punkt mehr, und alſo gebe ich ihm auch keine Arzneimittel, ich glaube er iſt verloren. Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Ich freue mich zum voraus darauf, welches Vergnügen dich überraſchen wird, wenn du Danae wieder das erſtemal ſprichſt, gewiß ſteht ſie vor dir, als wie im Morgenroth ein neugeborner Engel. Sie hat ſich dieſen Winter vorgenommen, Singen, Franzöſiſch und Klavierſpielen zu lernen, worauf dies zielen ſoll, wirſt du ſo leicht errathen als ich. Viele Freuden warten deiner, denn auch Diotimen wirſt du lebhafter und zuverſichtlicher in ihrem Weſen finden, und Schäfer als meinen innigen Freund.

III.

Verbindungen.

Der Trieb zur Aſſoziation, welcher bei den Franzoſen vorzugsweiſe Kotterieen angenehmer Geſelligkeit, bei den Engländern Sozietäten für Zwecke des bürgerlichen Fleißes hervorruft, hat ſich bei den Deutſchen von jeher mit vorherrſchender Gewalt auf innerliche Bezüge, auf Gegenſtände ſittlicher und geiſtiger Bildung gewandt. Beſonders in dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts, wo die kirchlichen Anſtalten nur ein mattes Licht warfen, Körperſchaften und andres Genoſſenthum ſich allmällig auflöſte, war das Bedürfniß geſelligen Zuſammenſtehens und gemeinſamer Förderung zum Beſſern faſt ganz im Freien, und jener Trieb zeigte ſich in wuchernder Thätigkeit. Die Freimaurer, die Illuminaten, die Univerſitätsorden nahmen fortwährend moraliſche Beſtrebungen in Pflege. Aber auch in kleineren Formen und geſonderten Kreiſen nahmen Vereine und Bünde überhand, um einen geiſtigen Mittelpunkt jeder Art fanden ſich leicht Männer und Frauen zuſammen, man wollte ſich gegenſeitig bewachen, ermahnen, ſtärken, ausbilden, und nach Befund auch wohl weltlich fördern; Zuſammenkünfte und Briefwechſel wurden angeordnet, Geheimſprache und Ziffern fehlten nicht, und ſo mühten oder tändelten ſich viele Perſonen, unter welchen manche durch Geiſt und Wirkſamkeit nachher berühmt gewordene, eine Zeitlang in ſolchen Formen, wenn auch ohne ſonderlichen Gewinn, doch nicht ohne Annehmlichkeit umher. Hat ſpäterhin manches dieſer Art ſich in's Gemeine verloren, oder zu bedenklichem Gebieten gewagt, ſind auch öfters dabei ſelbſtſüchtige und betrügliche Ränke eingemiſcht worden, ſo waren doch die Anfänge gewiß in den meiſten Fällen edel und unſchuldig. Auch in Erhard's Kopfe regten ſich dergleichen Vorſtellungen, und zwar die reinſten und erhabenſten; er ſtellte ſich das allgemeine Ziel, die Menſchheit durch Tugend und Wahrheit zu veredeln. Darauf das Beſtreben näher in's Auge faſſend, wollte er einen Frauenzimmerbund ſtiften, der nichts Geringeres zum Zwecke hatte, als dem halben Menſchengeſchlechte ſeine verlorenen, Jahrtauſende lang verkannten Rechte durch geiſtige Ausbildung und ſittliche Förderung wiederzugeben. Einem feurigen Geiſte, einem ſtarken Gemüth wie Erhard, durfte das Gelingen eines ſolchen Planes ſehr nahe liegen; Jünglinge und Mädchen huldigten ſeinem ſtrengen Karakter und fügten ſich ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit, indem ſie ſich ſeinem warmen Herzen anſchloſſen. Die Aufſätze, welche ſich von Erhard's Hand hierüber noch vorfinden, ſind zu merkwürdig, als daß ſie hier nicht ihren Platz haben dürften, zum vergleichenden Rückblick — aus welchem ja der ſinnende Menſch immer die wahre Geſchichtsbelehrung über die Welt wie über ſich ſelbſt zu ſchöpfen hat — auf die Verſchiedenheit, welche jeder Zeitabſchnitt des allgemeinen Lebensganges auch für den einzelnen in Stoffen und Richtungen bedingt.

Aufſätze vom Jahre 1786.

I.

Letzte Reſultate des menſchlichen Denkens.

1) Alle unſere Wahrnehmungen ſind Erſcheinungen in Zeit und Raum, die Bedingungen, welche dieſe beiden allgemeinen Formen unſerer Sinnlichkeit den Erſcheinungen ſetzen, ſind die allgemeinen Naturgeſetze und die erſten Gründe der Möglichkeit aller unſrer Erkenntniß a priori.

2) Die Wahrnehmungen würden einzelne Eindrücke und keine objektiven Kenntniſſe ſein, wenn ſie nicht in Beziehung auf einander gedacht würden; die nähern Beziehungen einzelner Wahrnehmungen erzeugen den Begriff eines Objekts, und aller den Begriff der Natur.

3) Da wir nichts als Erſcheinungen wahrnehmen, in denen keine andern Verhältniſſe ſein können, als: vor, neben und nach, aber nicht das geringſte von innern Beziehungen, ſo können wir dieſe auch nicht in unſern Wahrnehmungen finden, ſondern wir verbinden die Wahrnehmungen nach den Geſetzen unſers Denkens durch thätige Kraft unſerer Seele; dieſe Geſetze in ihrer Form betrachtet, machen die reinen Begriffe des Verſtandes (Kategorieen) aus, und können aus den logiſchen Funktionen unſers Urtheilens,, die nothwendig ihre äußere Anwendung finden müſſen, vollſtändig hergeleitet werden.

4) Dieſe allgemeinen Verſtandesbegriffe, weil ſie an ſich bloße Formen des Denkens ſind, können uns für ſich keine Erkenntniß gewähren, ſondern müſſen ihre Gültigkeit in den äußern Wahrnehmungen finden; wo dieſe aufhören, ſind ſie Begriffe ohne Gegenſtände. Ihre nothwendige Gültigkeit erzeugt nur das Schema der Verbindung aller Erſcheinung, oder den Begriff von Natur, der die nothwendigen Zeitbeſtimmungen als Axiome enthält.

5) Die Vernunft als Prinzip der durchgängigen Einheit unſerer Kenntniſſe fordert, daß ſie ein einhelliges Ganzes ausmachen ſollen. Da nun in den Wahrnehmungen nur ſo

viel Einhelligkeit als durch die Kategorieen in dieſelben gebracht wurde, dieſe aber nur einzelne Objekte und deren Verhältniſſe bilden, der Begriff der Natur aber ein bloßes Schema giebt, deſſen Umfang in's Unendliche erweitert werden kann, ohne daß es jemals Totalität erhält, mithin die Vernunft die durchgängige Einheit zum Ganzen nirgends findet und dennoch fordert, ſo müſſen die Prinzipe ihrer Forderung in ihr liegen, und müſſen den Funktionen des Schließens analog ſein, ſie können alſo eben ſo vollſtändig als die Kategorieen aufgefunden werden, und ihnen kommt eigentlich der Name Ideen zu.

6) Durch eine Verkennung ihrer Würde ſucht oft die Vernunft ihre weſentlichen Ideen erſt aus den Kategorieen zu ergrübeln, dadurch geräth ſie in Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Dies iſt der Grund der Möglichkeit verſchiedener Sekten in der ſpekulativen Philoſophie.

7) Da die weſentlichen Ideen der Vernunft nicht in den Erſcheinungen enthalten ſind, ſondern in ihr liegen, ſo können ſie auch nicht von den Erſcheinungen weder im Einzelnen noch in ihrem überſehbaren Ganzen prädizirt, ſondern jene können nur nach ihnen aufgeſucht und geordnet werden.

8) Da die Idee durchgängiger Einheit in der Vernunft liegt, welches die höchſte Erkenntniß iſt, ſo giebt es ſchlechterdings nichts über die Vernunft, und die Kritik der reinen Vernunft, oder die Aufklärung der Realität in unſern Kenntniſſen, die über die Erfahrung ſind, iſt eine mögliche Wiſſenſchaft a priori. Die Entwickelung des bisher Geſagten iſt ihre Grundlage und zugleich ihr Reſultat.

9) So wie die Vernunft in ihrem ſpekulativen Gebrauch vollſtändige Einheit nach Prinzipien fordert, ſo fordert ſie in ihrem praktiſchen durchgängige Einheit nach Zwecken.

10) Da dies gleichfalls die höchſte praktiſche Forderung, ſo kann es kein höheres Geſetz für ſie geben; darauf gründet ſich ihre Autonomie.

11) Das Bewußtſein ihrer Autonomie iſt die Idee ihrer Freiheit. Dieſem Begriff der Freiheit kann allein der Name Idee zukommen, denn wenn man das Vermögen willkürlicher, zweckloſer Entſchließungen dadurch verſteht, ſo iſt ſie keine

Idee, ſondern eine Chimäre. Dieſe Idee allein iſt Bürge unſrer Freiheit, denn aus Erfahrung kann ſie nicht erkannt werden, weil jede Erfahrung, äußere oder innere, von uns als mit den übrigen nach den Geſetzen unſers Denkens verbunden muß angeſehen werden, und alſo vollſtändig beſtimmt erſcheint, ja ſogar die durchgängige Verbindung mit den übrigen ſie erſt als wahre Erfahrung vom Traume unterſcheidet; aus Begriffen auch nicht, denn die Kategorieen gehen nur auf Erfahrung, die Ideen in ihrem ſpekulativen Gebrauch ſind nur Prinzipien des Zuſammenhangs unſrer Erfahrungen und von Ideen in praktiſchem Gebrauch iſt ſie ſelbſt die höchſte; aber da weder von Erfahrung noch von Begriffen ein Uebergang auf ſie iſt, ſo kann ſie auch nicht angefochten und eben ſo wenig geläugnet werden, weil ſie jedem Aktus des Läugnens oder Eingeſtehens zum Grunde liegt.

12) Aus der Freiheit iſt die Unſterblichkeit nothwendig Folge, denn in ſo fern die Seele als das Subſtratum (Subjekt) ſolcher Geſetze angeſehen wird, die unabhängig von den Naturgeſetzen ſind, kann ſie auch nicht unter dieſen ſtehen, mithin weder nach ihnen vergehen noch entſtehen.

13) Da die Vernunft durchgängige Einheit fordert, ſo iſt es ihr nicht genug, Totalität der Erſcheinungen zu erlangen, ſondern ſie will ſie auch mit der Freiheit in Harmonie gebracht, das iſt: nach Zwecken geordnet, haben; da dies nicht anders möglich iſt, als wenn Alles ein Werk ſchaffender Vernunft wäre, ſo entſteht die Idee von der Gottheit, von welcher in Rückſicht ihrer Beweisbarkeit mit weniger Veränderung alles gilt, was von der Freiheit geſagt worden.

14) Außer dieſem iſt es dann eine nothwendige Folge, daß: der Natur gemäß, und: frei leben, eines und das nämliche ſind. Dieſes macht den Uebergang aus der Metaphyſik der Sitten zur pragmatiſchen Sittenlehre.

15) Die Erreichung der höchſten Freiheit im Handeln in Geſellſchaft Mehrerer iſt das Ideal der Tugend. Die vollkommenſte Tugend entſteht alſo durch vollkommen freie Handlungen jedes Einzelnen, alſo auch durch die vollkommenſte Gemäßheit mit der Natur. Von hier aus iſt der Uebergang aus der Metaphyſik der Sitten in die Politik.

16) Die Gegenwart der Ideale der Tugend in unſrer Seele iſt unſre Weisheit, die Kenntniß der Mittel ſie zu erreichen unſere Klugheit, und hier endigen die Reſultate unſers Denkens und verlieren ſich in Lehrſätze, Maximen, Kenntniß, Anſchauung, Vermuthung und Träume.

II.

Dogmatik und Myſtik.

1) Auf Reſultate kommt die Vernunft nur, wenn ſie in ſich ſelbſt zurück gehet, die Rechtmäßigkeit ihrer Behauptungen ſich aufzuklären ſucht, und jeder ihrer Ideen die Gränze ſetzt, in der ſie gültig iſt; da aber dieſer Weg mühſam und ohne Reiz für die ſinnliche Einbildungskraft und den geradezu entſcheidenden Verſtand iſt, ſo nimmt ſie ihre Ideen ohne Prüfung für objektiv gültig an, und um dieſen Sprung zu verbergen, ſucht ſie Beweiſe entweder aus reinen Verſtandesbegriffen (die als abſolute Weltgeſetze untergeſchoben werden), oder aus Erfahrung zu erkünſteln, oder als unmittelbare geiſtige Anſchauung über alle Einwürfe zu erheben.

2) Ihre Ideen ſollen dadurch entweder, nach dem erſten Wege, nur objektive Lehrſätze werden, und dies erzeugt die Dogmatik in der Philoſophie, oder ſie ſollen, nach dem zweiten, ſogar Exiſtenz haben, und dies erzeugt die Myſtik, und der der Gemeinſchaft mit dieſen Weſen genießt, iſt der Myſtiker, die praktiſche Lehre, mit ihnen in Gemeinſchaft zu kommen, iſt die Myſtik im eigentlichen Verſtande.

3) Der Dogmatiker bleibt entweder in Rückſicht auf die Sinnenwelt bei den bloßen Lehrſätzen ſtehen, und befriedigt ſich mit dem bloßen Schema Natur, oder er will aus ihr ein überſehbares Ganzes haben, und endigt den Fortgang in's Unendliche, durch eine an ſich nothwendige Urſache, der er die allgemeinſten und reellſten Prädikate beilegt; jener iſt Atheiſt, dieſer Theiſt, und unterſcheidet ſich von dem Myſtiker dadurch, daß er ſeinen Begriff nicht für unmittelbare innere Offenbarung, ſondern für einen erwieſenen Lehrſatz ausgiebt.

4) Der Theiſt ſieht nun ſeine abſtrakten Begriffe entweder als bloße, vielen Dingen zukommende Merkmale, und ſeine Lehrſätze als aus der Natur der Dinge entſpringende Regeln an, oder er hält ſie für im Verſtande Gottes exiſtirende weſentliche Formen und Geſetze, und iſt daher entweder Nominaliſt oder Realiſt. Inſofern er dogmatiſch ſein will, muß er ſich nothwendig für eines oder das andere erklären, denn er darf die Frage nicht unbeantwortet laſſen: was ſind die Möglichkeiten der Dinge in Gott? und: wird zum Weſen eines Dinges mehr erfordert als deſſen Möglichkeit in Gott?

5) Aus dem Syſtem des Atheiſten und Theiſten läßt ſich ein mittleres zuſammenſetzen, wenn die Prädikate der nothwendigen Urſache des letzten Syſtems ohne eigenes Subjekt mit dem Schema Natur des erſten vereinigt werden; das iſt das pantheiſtiſche. Da dieſes Syſtem, — ohne ſich damit aufzuhalten zuerſt ein Subjekt zu erweiſen, dem die Prädikate zukommen, die nöthig ſind, um ein Weltganzes dadurch als wirklich zu denken, — ſogleich ſelbige dem Schema Natur anhängt, ſo hat es unter allen dogmatiſchen die nächſte Verwandtſchaft mit Myſtik, und zerfällt, nach der mindern oder größern Verwandtſchaft damit, in's Spinoziſtiſche und Averroiſtiſche. Der Lehre von dogmatiſchen Syſtemen könnte man den Namen Sophiſtik geben.

6) Der Myſtiker macht von ſeinem Syſtem entweder Gebrauch, die Unabhänglichkeit und Entſtehungsart der Sinnenwelt von der erſten Urſache zu erklären, Theoſophie: oder die innern Gründe zur Verſchiedenheit der ſinnlichen Gegenſtände anzugeben, und die abſoluten Stoffe derſelben zu finden, Alchemie. Die ſyſtematiſche Verbindung beider Theile erzeugt die Panſophie; und der ſie verſteht, iſt ein Adepte oder Magus. In der beſondern Ausführung dieſes Paragraphen wird zugleich von Sympathie gehandelt, und die kosmogoniſchen Syſteme durchgegangen.

7) Der Myſtiker hat entweder die Anſchauung ſeiner Idee durch ſich ſelbſt, der Seher oder Prophete: oder er traut ihnen auf die Ausſage des Sehers, der Gläubige: der Gläubige, der ſich durch Vorſchriften der eigentlichen Myſtik zum Seher zu erheben ſucht, iſt der Anachoret.

8) Eine Sammlung von Lehren, die dem Seher durch Vermittelung des höchſten Weſens anſchauend gemacht wurden, iſt eine Offenbarung.

9) Nicht alle dogmatiſchen Syſteme ſchließen die Myſtik gänzlich aus; ihre Verwandtſchaft damit iſt folgende: das atheiſtiſche, keine; das theiſtiſche, wenn es konſequent iſt, kann keine unmittelbare Offenbarung durch äußere Zeichen zugeben, aber es ſchließt eine innere Anſchauung nicht aus, welche aber nach den verſchiedenen Arten dieſes Syſtems, als des Materialismus, Idealismus u. ſ. w. modifizirt wird; das pantheiſtiſche, da es uns die Idee des Weltganzen giebt, und die Vollſtändigkeit dieſer Idee zur Welt erfordert wird und nur durch ſie realiſirt iſt, den Graden der Vollſtändigkeit aber, die ſie in uns erlangen kann, keine Schranken geſetzt ſind, ſo iſt uns die Hoffnung nicht genommen, uns bis zu dieſer vollſtändigen Idee zu erheben, und unſere Exiſtenz mit der Exiſtenz der Welt gleichgeltend zu machen. Bis dahin iſt zwar das Verfahren des Pantheiſten, der zum Egoiſten wird, nur dem des Myſtikers analog, durch die geringſte Amphibolie der ſinnlichen Vorſtellung dieſes Syſtems geht es aber faſt ſogleich in Myſtik über. Es iſt dies Syſtem auch die innere rationale Grundlage aller Myſtik, Offenbarung durch äußere Zeichen, ſchließt es aber gleichfalls aus. Mehr von dieſen wird in der nähern Betrachtung der Syſteme geſagt werden.

10) Eine Offenbarung, die ſich durch äußere Zeichen beſtätigt hat, iſt eine geoffenbarte Religion. Da kein konſequentes Syſtem eine geoffenbarte Religion zuläßt, weil jedes eine durchgängige vernunftgemäße Verbindung in der Welt fordert, und Einfällen-ähnliche Veränderungen ausſchließt, ſo muß Verläugnung der Vernunft eine Maxime jeder geoffenbarten Religion ſein, und da Myſtik keinen konſequenten Gebrauch der Vernunft erfordert, ſo verträgt ſie ſich mit jeder geoffenbarten Religion, und da ferner Myſtik anſchauende Beſtätigung ihrer Lehren vorgiebt, ſo erzeugt ſie auch zugleich eine geoffenbarte Religion.

11) Geoffenbarte Religionen ſind ſo viele möglich, als

ſich Fiktionen über die Eigenſchaften der erſten Urſache und unſerer unmittelbaren Abhängigkeit von ihr denken laſſen.

12) Da geoffenbarte Religion Verläugnung der Vernunft fordert, ſo iſt ſie der Würde der Menſchheit zuwider, und alſo unmoraliſch.

13) Wenn von den Sätzen des theiſtiſchen Syſtems Maximen unſers Verhaltens in Beziehung auf Gott hergeleitet werden, ſo entſteht die natürliche Religion. So weit, wie mit dem Theismus, iſt Myſtik mit ihr vereinbar. Myſtik aber kann nie aus ihr entſtehn, obgleich ſich Myſtik bis zu ihr reinigen kann, daher geht jede geoffenbarte Religion, wenn man ihr das Vernunftwidrige nimmt, in die natürliche über.

14) Da die natürliche Religion keine Verläugnung der Vernunft fordert, ſo iſt ſie nicht wider die Würde der Menſchheit, und hebt die Moralität unſerer Handlungen nicht auf.

15) Da die Reſultate unſers Denkens ſelbſt mit der natürlichen Religion vereinbar ſind, ſo iſt natürliche Religion der nächſte Weg zur wahren Moralität.

16) Die Stufen, die die Menſchen im Praktiſchen durchwandeln, ſind alſo folgende: geoffenbarte Religion, natürliche Religion, Moralität; wie im Spekulativen, Panſophie (Myſtik), Sophiſtik (Dogmatik), Philoſophie.

17) Die Menſchen müſſen alſo zuvor über Dogmatik und Myſtik aufgeklärt werden, ehe ſie die Reſultate der Kritik der reinen Vernunft faſſen können.

III.

Ausbildung des Menſchengeſchlechts.

1) Unſere Seelenkräfte werden durch die Sinne erweckt, dann ſchaffen wir die Sinneneindrücke zu objektiven Kenntniſſen um, und endlich bildet unſere Vernunft aus ihnen Syſteme. Dies iſt der Gang menſchlicher Kenntniſſe beim Einzelnen, aber dadurch noch nicht der Gang des ganzen Menſchengeſchlechts; in wiefern von dem einen auf das andere zu ſchließen, wird ſich aus folgenden Bemerkungen ergeben.

2) Jeder Menſch muß von der unterſten Stufe der Sinnlichkeit anfangen. Die Menſchheit im Ganzen kann alſo nie völlig ausgebildet ſein.

3) Durch Herbeiſchaffung mehrerer Objekte, durch Verwickelung in mehrern Verlegenheiten, durch häufigere Aufforderung thätiger Leidenſchaften, kann die Entwickelung der Kräfte des Menſchen beſchleunigt werden. Das Weilen auf den untern Stufen der Sinnlichkeit kann alſo abgekürzt werden.

4) Die ſchnellere Ausbildung eines Menſchen durch künſtliche Veranſtaltung heißt Erziehung; von ihr hängt alſo die Vollkommenheit des Menſchengeſchlechts ab.

5) Wenn man die Begebenheiten und Vorfälle der Welt als Objekte anſieht, die dem Menſchen von der Vorſehung zur Entwickelung ſeiner Fähigkeiten vorgelegt ſind, ſo entſteht daraus die Idee einer göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts. Die Gründe für dieſe Idee gehören zur Theodicee. (Davon am Ende.)

6) Die Bemerkung der Fortſchritte in der ſchnellen Ausbildung der einzelnen Menſchen und daraus entſtehenden größern Sittlichkeit im Ganzen iſt Geſchichte der Ausbildung des Menſchengeſchlechts.

7) Die Bemerkung deſſen, was im innern und äußern Zuſtande des Menſchen liegt, das ihn einer Vervollkommnung fähig macht, und die Erzählung der Vorfälle, durch welche die Wirkſamkeit dieſes Etwas befördert oder eingeſchränkt wurde, dies iſt Geſchichte der Menſchheit.

8) Da die Ausbildung der Menſchen durch die Erziehung bewirkt wird, ſo müſſen auf ſie alle Anſtalten zur Aufklärung gerichtet werden, man muß aber hier bloßen Unterricht, der nur eine gewiſſe Kunſtfertigkeit zur Abſicht hat, von wahrer Erziehung, welche Beförderung der Entwickelung der Menſchheit im Menſchen iſt, ſorgfältig unterſcheiden.

9) Zur Erziehung der Menſchen etwas beizutragen, iſt alſo die würdigſte Thätigkeit des denkenden Menſchen, und es iſt daher nothwendig, die Arten zu unterſuchen, wie er deſſen fähig iſt.

10) Dieſe unterſcheiden ſich in die Art der Mittheilung im Ganzen, und in die Methode des Unterrichts im Einzelnen.

Der allgemeinen Arten ſind drei: 1) durch Beiſpiel; 2) durch Entdeckung des Irrthums und Ausbreitung der Wahrheit im Allgemeinen; und 3) durch Aufklärung Einzelner. Der Werth einer jeden wird ſich aus Folgendem beſtimmen laſſen.

11) Das Beiſpiel kann nur die Möglichkeit der Ausführung einer Idee, nicht die Idee ſelbſt erzeugen, denn wenn dieſe nicht ſchon da iſt, ſo kann es nicht einmal als Beiſpiel erkannt werden, es kann alſo nie eine Wahrheit lehren, ſondern nur wirkſam machen. Der Weiſe alſo, der bloß durch ſein Beiſpiel unterrichten wollte, würde ſeine Mitbürger um nichts einſichtsvoller machen, ſondern nur ein größeres Beſtreben bei ihnen hervorbringen, ihren einmal erlangten Einſichten gemäßer zu handeln. Beiſpiel iſt alſo zur Erziehung nothwendig, aber es bewirkt ſie nicht, ſondern vollendet ſie nur.

12) Die Wirkung der Verbreitung der Wahrheiten im Allgemeinen iſt ungewiß, und ſchwer vorherzubeſtimmen; die Entdeckung der Irrthümer im Allgemeinen iſt unmöglich, denn ich werde nur alsdann eines Irrthums gewahr, wenn man mir einen Widerſpruch mit mir ſelbſt zeigt; wer die Wahrheiten, durch welche ein Irrthum verdrängt wird, nicht einſieht, der erkennt auch den Irrthum nicht; um Jemand eines Irrthums zu überführen, iſt nöthig, daß ich das Wahre und von ihm Begriffene in ſeinen Kenntniſſen weiß, ihm von dieſem aus die Wahrheit, die mit dem Irrthum im Widerſpruche iſt, faßlich mache, und dann ihm erſt den Irrthum aufdecke.

13) Aus dieſer Methode folgt, daß die dritte Art die vollſtändigſte iſt, und die Frage iſt nun: wie iſt die Aufklärung Einzelner am ſchnellſten zu bewirken?

Die Antwort auf dieſe Frage iſt: durch Vereinigung aller bereits Aufgeklärten zu dieſem Zwecke.

14) Dieſes erfordert nun Folgendes:

1) daß die Aufgeklärten einander erkennen; 2) daß ſie es wirklich ſind und bleiben, und alſo frei von jeder ungeſelligen Leidenſchaft; 3) ſich im Beſitze der beſten Methoden befinden. Der erſte Punkt gehört als ein Theil zur Karakteriſtik der Menſchen: einer Wiſſenſchaft, die aber faſt wieder nur durch gemeinſchaftliche Bemühung inniger Freunde

zu einiger Vollkommenheit gebracht werden kann. Der zweite hängt von der innern Verfaſſung und der ſorgſamen Wahl neuer Mitglieder und der Asketik, zu der die Verfaſſung des Bundes Anlaß giebt, ab. Das dritte macht es eben nothwendig, die Kräfte zu vereinigen, um dahin zu gelangen.

15) Ein ſolcher Bund wäre gleichſam der Mittelpunkt, aus dem ſich ſowohl Aufklärung über die Menſchen verbreitete, als auf den auch hinwiederum jede zerſtreute Kenntniß bezogen würde.

IV.

Ideal eines Bundes zur Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Kein Schwur feſſelt die Mitglieder, keine Vorſpiegelung eines Geheimniſſes lockt ſie an; denn frei von Vorurtheilen der Menge, kennen ſie nichts Erhabneres als Vernunft, keine andere Verbindlichkeit als Pflicht; zu was ſoll ihnen alſo der Schwur —? Vereint zur Aufklärung der Menſchen, ſuchen ſie die ſchaurigen Nebel der Geheimniſſe zu zerſtreuen, wer alſo noch von dieſen angelockt wird, kann nicht ihr Vertrauter ſein.

Kein Chriſt, kein Jude, kein Türke iſt unter ihnen, ſie ſind einig in ihrem Glauben, wie die Wahrheit. Durch kritiſche Prüfung des menſchlichen Wiſſens gerettet von dem Strome des Fanatismus, gewarnt vor den dornigen Pfaden des Dogmatismus, iſt ihre Seele durchdrungen von den Lehren der erhabenſten Theodicee; die Natur, die ſie umgiebt, iſt ihnen nicht das Stückwerk eines partheiiſchen Gottes, ſondern die Anſchauung der höchſten Idee ewiger Vernunft; ſich zu ihr aufzuſchwingen, iſt ihr Beſtreben; ſie einſt zu erreichen, die Hoffnung ihrer Seligkeit. So wie ihr Herz ſich allen geſelligen Empfindungen öffnet, ſo umfaßt ihr Geiſt die ganze Schöpfung, ihre Faſſungskraft iſt ausgedehnt genug, den Plan einer Welt zu begreifen, und ihr empiriſches Selbſt hat in ihren eigenen Augen nur ſo lange einen Werth, als es dieſen Plan verſchönert, wo nicht, ſo opfern ſie es willig der Schönheit des Ganzen auf. Da ſie der Natur gemäß leben, und die Einheit dieſer Natur der Wunſch ihrer eigenen Vernunft iſt, ſo leben ſie völlig frei, und der Tod ſelbſt wird bei ihnen zur Handlung. Nur für Wahrheit leben ſie, und allein von ihr hoffen ſie Unſterblichkeit und ewigen Lohn.

Dies iſt das Ideal der innern Verfaſſung des Bundes, der Geiſtesſtimmung, nach welcher jedes Mitglied ſtrebt; die Wirkſamkeit dieſer Ideen in jedem einzelnen Mitgliede iſt gleichſam der Geiſt Gottes, der dem Bunde Leben und Kraft giebt. Das Aeußerliche des Bundes, das Erdenleben jedes Mitglieds, muß dieſe göttliche Kraft nicht verſcheuchen, ſondern ihre Thätigkeit befördern; Alles, was ihr entgegen wirkt, muß verbannt werden. Der Genoſſe dieſes Bundes ſucht das ganze Menſchengeſchlecht dieſes göttlichen Geiſtes theilhaftig zu machen, aber da er weiß, daß Befreiung von Irrthum der erſte Schritt iſt, der dazu erfordert wird; daß ſie das einzige iſt, wobei fremde Hülfe brauchbar iſt, aber lebendige Kenntniß der Wahrheit eigne Wirkſamkeit fordert, ſo wird ſein ganzes Beſtreben dahin gehen, Irrthum aufzudecken, Wahrheit vorzulegen, und zur lebendigen Kenntniß derſelben aufzufordern. Wahrheit wird er alſo predigen, aber nicht um ihr Märtyrer, ſondern um ihr Apoſtel zu werden; er weiß zu gut, daß ein Licht, welches die Augen nicht vertragen können, weniger nutzt, als die gewohnte Dunkelheit.

Die Wahrheiten, die jeder einmal kennt, er mag ſie der Bibel, dem Talmud oder Alkoran zu danken haben, benutzt er, ihn zu mehreren zu führen. Jeder iſt ihm als Zögling willkommen.

So edel die Grundſätze des Bundes, ſo erhaben jeder Genoſſe deſſelben über die Menge iſt, ſo einfach iſt ſeine äußere Einrichtung. Keine albernen Ceremonien verunſtalten ihn, keine kaufbaren Würden entehren ihn; jeder Aufgeklärte iſt Genoſſe deſſelben, ſobald er als ſolcher erkannt wird; ſeine Tugend, nicht kindiſche Gebräuche, weihet ihn dazu. Da alle Mitglieder an Würde einander gleich ſind, ſo findet kein anderer Gehorſam als gegen den Rath des Klügern ſtatt, denn weiſe iſt jeder. Ganz Meiſter über ſich ſelbſt, genießen ſie jede Freude des Lebens in ihrer größten Lebhaftigkeit, ohne ihr unterwürfig zu werden. Alle ihre Triebe ſind in Harmonie, jeder erwacht nur auf den Wink der Vernunft, und jede ihrer Handlungen ſcheint der Menge mehr bloße Folge des Antriebs ihres Herzen, als die Frucht tiefdurchdachter Maximen zu ſein.

Ohne allen Zwang des formellen Geſetzes aber übereinſtimmend und einhellig wie die Vernunft, dauert dieſer Bund ewig fort, ſobald er angefangen hat. Kein Schickſal kann ihn zertrennen, kein Glück, kein Unglück ihn treffen, denn alle Begebenheiten ſind den Genoſſen deſſelbigen nur Aufgaben, der Würde des Menſchen gemäß in ſelbigen zu handeln.

Da in den Kenntniſſen des roheſten Menſchen doch einiges Wahres, und jede Wahrheit in ihrer genauen Folge auf die übrigen führt, da den Genoſſen des Bundes alle Verbindungen der Wahrheiten bekannt ſind, ſo beſitzen ſie die Mittel, das ganze Menſchengeſchlecht auszubilden. Der Bund wird endlich ſich über die ganze Erde verbreiten, und die Menſchen werden ſich dann nur in zwei Klaſſen theilen, in Unmündige und Ausgebildete, aber kein Laie wird nicht mehr ſein.

V.

Prüfung und Lenkung menſchlicher Kräfte, ſich dieſem Ideal zu nähern.

Hier, wo es nicht auf Fragen ankommt: was kann ich wiſſen? was ſoll ich thun? ſondern: wie kann ich einen Andern meines Wiſſens theilhaftig machen? Von welchem Einfluß ſind meine Handlungen auf den lebendigen Willen eines Andern? — wo nicht bloß gefragt wird: Was darf ich hoffen? ſondern: In wiefern iſt das empiriſche Gefühl meiner Kraft ein reeller Beſtimmungsgrund in dem Plane der Welt? hier hört das Syſtematiſche auf: wir können uns hierüber nur Ideen bilden, und ſie mit unſern Bemerkungen zuſammenhalten, um daraus zu beurtheilen, wie viel Vertrauen wir auf dieſe Ideen ſetzen dürfen. Ich weiß auf keine andere Art der Ueberſchrift dieſes Abſchnitts Genüge zu leiſten, als wenn ich vorhergehendes Ideal mit Erfahrung aus dem gegenwärtigen Zuſtande des Menſchengeſchlechts zuſammen halte.

Die richtige Darlegung des gegenwärtigen Zuſtandes der Menſchen ſollte vorausgehen, allein nach den Erforderniſſen, unter denen allein ſie ſicher zur vollſtändigen Prüfung der Ausführbarkeit obigen Ideals zum Grunde gelegt werden könnte, bin ich ihrer nicht fähig; ich begnüge mich alſo, die Reſultate meiner bisherigen Beobachtungen über einzelne Sätze des Ideals darzulegen.

1) Kein Schwur u. ſ. w.] Die Forderung iſt richtig, aber — hat nicht auch der aufgeklärteſte Menſch die Vorſchwebung einer gewiſſen Feierlichkeit nöthig, um für etwas mit Enthuſiasmus durchdrungen zu werden? Doch dies führt hier auf keine Eidformel, ſondern die Größe des Unternehmens eines ſolchen Bundes würde gewiß auch die Einbildungskraft entflammen.

2) — kann nicht ihr Vertrauter ſein.] Dieſes hat mehr Schwierigkeit, und um ſie auseinanderzuſetzen, iſt vorher nothwendig, folgende Punkte in Abſicht des Aeußern des Bundes feſtzuſetzen. a) Soll die Vereinigung der Genoſſen der Menge völlig unbekannt ſein, und kann ſie dies? Und wenn ſie bekannt wird, wird es der Menge begreiflich zu machen ſein, daß ſie kein Geheimniß haben, um von dem Anlauf derer befreit zu ſein, die nach der Entdeckung deſſelben lüſtern wären? b) Iſt es nicht auch ſchon, unter den durch die Bemühungen der Genoſſen auf die Stufe zur Ausbildung Erhobenen, Bedürfniß, daß ſie ſich näher kennen lernen, daß ſie die Verbindung der Genoſſen kennen, und die Aufnahme unter ſie als die Palme ihrer Laufbahn anſehen? Welche Mittel werden nun anzuwenden ſein, um ihnen begreiflich zu machen, daß ihre Aufnahme keine Mittheilung hoher Geheimniſſe, ſondern nur öffentliche Anerkennung ihrer großen Fortſchritte in der Tugend ſein werde? c) Wird nicht ſelbſt einiger Schein von Geheimniß nothwendig ſein, um im Anfang die Thätigkeit derer, die man für den Bund zu erziehen hofft, zu wecken? d) Wie iſt der Hang zum Geheimnißvollen auszurotten, damit der Bund über die jetzigen Orden, die ſich dieſer Charlatanerie bedienen (vermuthlich bloß darin beſtehen), ſiegen möge? Folgende Antworten ſcheinen mir einige Hoffnung zu geben.

a) b) ſcheinen mehr die Aufdrängung eines Geheimniſſes von außen, als die Vorſpiegelung deſſelben zu betreffen; aber wenn man bedenkt, wie ſchwer es iſt, dem ſchmeichelnden Gefühle zu entſagen, von Andern als ein inniger Vertrauter der Natur oder als Mitglied einer Geſellſchaft, die insgeheim alle öffentlichen Angelegenheiten lenkt, und dergleichen ſonſt, verehrt zu werden, ſo wird es ſehr deutlich, wie leicht es iſt, von der Aufdrängung eines Geheimniſſes zur Vorſpiegelung deſſelben überzugehen. Zur Verwahrung gegen dieſen Verfall, wäre vielleicht das Wirkſamſte, eben keinen zum Genoſſen aufzunehmen, als von deſſen Ueberzeugung, daß der Bund kein Geheimniß haben könne, man verſichert wäre. Was c) betrifft, ſo ſcheint es allerdings nothwendig, aber es wird von ſelbſt erfolgen, ohne daß der Bund Schuld daran hat.

d) Dieſer Punkt iſt der wichtigſte; er iſt Abſicht des Bundes, doch daß die Hoffnung der Erfüllung derſelben nicht ganz Chimäre ſei, überreden mich folgende Gründe.

1) Mit der Aufklärung nimmt der Hang zum Geheimniſſe ab, und hat gewiſſermaßen ſchon abgenommen, z. B. die den Umgang mit Geiſtern ſuchen oder für möglich halten, ſind gewiß nicht mehr ſo Viele, als vor einigen Jahrhunderten; wenn die Alchemie noch ſehr allgemein iſt, ſo war doch der Glaube an ſie ſonſt noch allgemeiner, nur glaubten ſehr Viele daran, ohne thätig genug zu ſein, ihrem Glauben gemäß darin zu arbeiten; dieſe Beiſpiele ließen ſich ſehr häufen.

2) Es wäre ſo ſchwer nicht, faſt alle Arten der Geheimniſſe, die die Menſchen locken, auszufinden, und ihre Nichtigkeit zu zeigen; wenn dies geſchehen iſt, ſo wird dadurch die Charlatanerie immer ſchwerer, und endlich unmöglich.

3) Durch vereinte Kraft ließe ſich hier gerade das Meiſte bewirken, und es könnte untergeordneter Zweck der Verbindung der Zöglinge für den Bund ſein, dieſe oder jene Charlatanerie den Augen des größern Publikums ſichtbar zu machen.

4) Kein Chriſt, kein Jude u. ſ. w.] Um dies in Erfüllung zu bringen, iſt Befolgung der in dem Abſchnitt über Dogmatik und Myſtik erwieſenen Wahrheiten nothwendig, nämlich: die geoffenbarten Religionen gereinigt, werden endlich

natürliche; die natürliche geht von ſelbſt in Moralität über; die Geſchichte ſcheint ſelbſt auf dieſe Reſultate zu führen, wie aber dieſer Uebergang zu beſchleunigen, davon unten mehr.

5) — weniger nutzt, als die gewohnte Dunkelheit.] Dies iſt eigentlich Theodicee und Zweck des Bundes, und ob die Menſchen im Allgemeinen ſo hoch in ihren Ideen zu heben ſind, ſei die Unterſuchung eines eigenen Abſchnitts.

84. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 29. September 1787.

Wilhelmine!

Noch immer tönt Ihre ſanfte Stimme meinem Ohr, kaum habe ich Ruhe von äußerem Gewirre, ſo ſtehe ich neben Ihnen in jenem Haine liſpelnder Birken, walle an Ihrer Hand über die ſumpfige Haide, und höre dann aus Ihrem Munde Ihr edles Unternehmen. Alles was Sie mir ſagten, drang tief in meine Seele. O meine Theure! nicht daß Sie Klävier ſpielen, nach den Noten ſingen und franzöſiſch lernen wollen, entzückte mich, — denn mehrere Perſonen können dies, — ſondern ich durchſchaute Ihre Abſicht, und der iſt nur Ihr Edelmuth fähig.

Nie war ich der Vorſehung mehr Dank ſchuldig, als dafür, daß ſie mich Sie kennen ließ; an Ihrer Hand reift jeder gute Vorſatz meines Herzens, und da man Jünglinge vor Liebe warnt, als bemeiſtere ſie ſich ihres Herzens, zerrütte den Plan ihres Lebens, ſo iſt mir meine Liebe zu Ihnen wie der geſtirnte Himmel dem Schiffer, er entzückt ſein Auge, erhebt ſeine Seele, und leitet ihn den wahren Weg. —

Unruhe und Störung gönnen es mir nicht, der ſüßen Unterhaltung mit Ihnen länger zu genießen, und den Anfang zu machen, Ihnen von meinem Gefühl des Schönen und meinen Urtheilen darüber fernere Rechenſchaft zu geben; ich hoffe über acht Tage glücklicher zu ſeyn, und Ihnen künftigen Dienſtag, wo ich Sie um vier Uhr auf dem Jüdenbühl zu ſehen hoffe, das mündliche Verſprechen zu geben. Leben Sie bis dorthin ſo heiter und wonnevoll, als ihr ewiger Freund

J. B. **Erhard.**

83. **An Oſterhauſen.**

Nürnberg, den 26. Oktober 1787.

Beſter Freund!

Mein Schnuppen hat zwar nachgelaſſen, aber noch immer bin ich nicht in Ordnung, und ich erwarte eine Revolution in meinem Gehirne; wenn ſie ſich glücklich endigt, ſo hoffe ich wirklich eine Vergrößerung meines Talents, denn mein Gedächtniß ſtärkt ſich, ungeachtet meiner Verwirrung im Kopfe, ziemlichermaßen, und ich ſehe einer neuen Evolution meiner Fähigkeiten entgegen; ſollte aber mein Gehirn dieſer Evolution nicht fähig ſein, ſo könnte ich vielleicht eine Krankheit zu erwarten haben; bis jetzt gab ich noch nicht nach, und ließ mich die vielen Anfälle von Naſenbluten und das Springen feuriger Funken vor den Augen nicht abhalten, meine Geiſtesanſtrengung fortzuſetzen, denn wenn ich ſiege, ſo habe ich Zeitlebens gewonnen, daß mein Geiſt jeder Anſtrengung fähig ſein wird, und muß ich nachgeben, ſo werde ich vielleicht die letzte Warnung nicht überſehen.

Dieſer Zuſtand meines Körpers iſt vielleicht ſchuld, daß ich wegen der Zukunft ſo ängſtlich bin, und mein Leben mir faſt eine Laſt wird; doch da ich die Urſache dieſer Denkungsart weiß, ſo wird ſie nie für meine Handlungen beſtimmend werden, zumal da meine Bekanntſchaft mit Danae mir ſo vieles Widerwärtige vergütet.

Ich kann es kaum begreifen, wie du Jahre lang Danae kennen und ihres Werthes nicht gewahr werden konnteſt, und daß es grade mir übrig blieb, ihren Geiſt in ſeine Rechte einzuſetzen.

Der Spazirgang, oder vielmehr der Aufenthalt in *** war ſehr angenehm, und ſonderlich einige Stunden, die ich nachher mit Danae allein zubrachte; ganz allein gingen wir im Mondſchein auf der Schütt, die Grazie im Betragen und der verſchiedene Werth der Vergnügungen war der Gegenſtand unſerer Unterhaltung, und Danae's Geſinnungen ſind nun ganz auf dem Gipfel des Edelmuths, woran ich zweifelte, daß ſie gelangen würden, und ich muß ſie wirklich vor Schwärmerei zu verwahren ſuchen. Sie iſt nun ganz der Abgott meines Herzens, und ſie liebt mich nicht weniger; ich bin begierig, wenn du ſie nun ſiehſt, ob du die Anhänglichkeit an ſie billigen wirſt. Nicht allein ihr Geiſt, ſondern auch der Anſtand ihres Körpers und ihre Mienen ſcheinen ſich geändert zu haben, jede ihrer Stellungen verdient gezeichnet zu werden, und jede ihrer Mienen drückt eine ſchöne Seele aus; beinahe wollte ich meinen Zeichnungen auch einigen Einfluß zuſchreiben. Für mich hoffe ich gleichfalls viel in Verbeſſerung meines Anſtandes und meiner Ausſprache. Danae's Beiſpiel und ihre Achtſamkeit auf mich läßt mich hoffen, wenigſtens ſo angenehm zu werden, als es mein Körperbau verſtattet. — Diotima iſt ſchon wieder kränklich. — Lebe wohl.

Dein Freund.

86. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 26. Oktober 1787.

Nun wollen wir verſuchen, ob wir die ächten Geſetze der Schönheit finden können, aus denen ſich zugleich wird begreifen laſſen, wie leicht man ſich von ihnen verirren kann.

Die verſchiedenen Fähigkeiten der menſchlichen Seele müſſen nothwendig in Verbindung ſtehen, ſonſt könnten ſie nicht Eigenſchaften eines einigen Subjekts ſein. Aus dieſem Grundſatz folgt, daß zwiſchen der Erkenntnißart der höhern Seelenkräfte, des Verſtandes und der Vernunft, und der untern, Einbildung und Dichtungskraft, eine vollkommne Analogie ſein muß. Da wir nun durch die Vernunft nicht allein fähig ſind, den Zuſammenhang der Wahrheiten einzuſehen, ſondern ſogar durch Vernunft erſt Wahrheit in unſerer Erkenntniß bewirkt wird, ſo kann unſere Empfindung den Forderungen der Vernunft nicht widerſprechen, ſondern nur diejenigen Eindrücke als angenehm empfinden, in denen fühlbarer Zuſammenhang und Uebereinſtimmung iſt. Zuſammenhang und Uebereinſtimmung kann aber nirgends gefunden werden, wo nicht etwas wahrgenommen wird, auf welches die übrigen Theile Beziehung haben, und welches gleichſam der Vereinigungspunkt iſt, wodurch etwas zu einem Ganzen wird. Aus dieſem Geſichtspunkt läßt ſich die Wolfiſche Erklärung der Schönheit, worauf Baumgarten ſeine Aeſthetik, oder Wiſſenſchaft des Schönen, baute, rechtfertigen; es iſt folgende: Schönheit iſt die Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen zur Einheit.

Die meiſten Einwendungen, die wider dieſe Erklärung gemacht wurden, beſtanden darinnen, daß die Schönheiten, die keine Theile haben, als: eine angenehme Farbe, ein reiner Ton u. ſ. w. nicht darunter begriffen wären, welches doch die eigentlichen Elemente der Schönheit wären. Allein dieſe Einwürfe verlieren ihr Gewicht dadurch, daß ſolche einfache Vorſtellungen wirklich nicht ſchön zu nennen ſind, ſie ſind uns nur angenehm, weil ſie vermöge unſerer Organiſation auf unſere Sinne behagliche Eindrücke machen, und unſerer Seele leicht wieder zu erneuernde Vorſtellungen geben, da das Gegentheil, als: eine wunderlich gemiſchte Farbe, ein unreiner Ton u. ſ. w. auf unſere Sinnen widrige Eindrücke machen und unſerer Seele ſchwer zu behaltende Vorſtellungen geben.

Ein wichtiger Einwurf wider die Wolfiſche Erklärung, und dem erſten Anſchein nach, wider unſere Darſtellung des Begriffes der Schönheit, iſt dieſer, daß die Empfindung der Schönheit mit Gegenſtänden verbunden iſt, die zwar mannigfaltig genug, aber ohne bemerkbare Einheit ſind, und z. B. ein prächtiger Waſſerfall, eine reizende Ausſicht, ein heiterer Morgen, dieſe und noch mehrere Gegenſtände ſind äußerſt angenehm, aber wo iſt die Einheit, der Vereinigungspunkt ihrer einzelnen Theile? Alle Hoffnung iſt nicht aufzugeben, ihn zu finden und die Erklärung zu retten, aber etwas gezwungen, muß es allemal ſcheinen; wir wollen daher wieder auf unſere erſten Gründe zurück. Da das Gefühl des Schönen der Erkenntniß des Wahren analog iſt, ſo muß von einem auf das andere ein Uebergang möglich ſein, die Wahrheit muß uns von einer gewiſſen Seite das Gefühl der Schönheit und die Schönheit die Ahnung einer Wahrheit geben.

Wahrheit iſt nur dann in unſerer Erkenntniß, wenn ſie den reinen Ideen unſerer Vernunft gemäß iſt, und alſo muß

Schönheit uns auf dieſe Ideen leiten, oder vielmehr uns dieſelben realiſirt in der ſinnlichen Anſchauung darſtellen. Um alſo noch näher in's Heiligthum der Schönheit einzudringen, ſo müſſen wir die Beſchaffenheit unſerer Ideen näher unterſuchen. Vor allem muß ich Sie erinnern, daß ich das Wort Idee nicht in ſeiner jetzt gewöhnlichen Bedeutung nehme, wo es jeden Begriff einer Sache anzeigt, ſondern in ſeiner urſprünglichen, welche es bei Plato hat, und Kant wieder einführte, gebrauche, wo es die Urbilder, die in unſerer Seele von den Dingen ſind und den Maßſtab ihrer Vollkommenheit abgeben, anzeigt.

Da ich Sie aber gewiß durch eine Unterſuchung, die, weil ſie zu den tiefſten und abſtrakteſten gehört, keiner Anmuth fähig iſt, ſchon ermüdet habe, ſo will ich meine fernere Unterſuchung auf künftigen Brief verſparen, der die Natur unſerer Ideen, ihren Zuſammenhang mit den Begriffen von der Schönheit, und den Unterſchied zwiſchen den Vorſtellungen des Großen, Starken, Erhabenen, des Regelmäßigen, Schönen und Reizenden enthalten ſoll.

Ich kann unmöglich dieſen Brief ſchließen, ohne den Forderungen meines Herzens Gehör zu geben, Ihnen zu ſagen, wie glücklich ich durch Sie bin! O meine Wilhelmine, wer hätte mir ſagen ſollen, Sie wären das Mädchen, welches alle Wünſche meines Herzens erfüllte! Wie lange ſuchte ich vergebens das Ideal weiblicher Vollkommenheit zu finden, das meinem Geiſt vorſchwebte, und meine Sehnſucht blieb ungeſtillet! Nie fand ich den Gegenſtand, an dem mein Herz hängen, den meine Seele ganz lieben könnte, ſo ſehr ich ſuchte; hoffnunglos ſuchte ich nicht mehr, und fand Sie; kaum wollte ich trauen, ſo ſehr war meine Hoffnung geſunken, aber je näher ich Sie kennen lernte, je mehr ich mit Ihrem Herzen vertraut wurde, deſto inniger wurde die Ueberzeugung, nur Ihre Liebe könnte mich glücklich machen. — O könnte ich es ausdrücken, was mein Herz für Sie fühlt, hätte ich Worte, das Troſtvolle des Gedankens zu beſchreiben: auch ich bin Ihnen werth! — Sie würden mit mir dahingeriſſen werden im Wirbel des Wonnegefühls, ſchwindelnd von zu hoher Seligkeit müßten wir zurückſinken in den Schoos der Allmacht, der ewigen

Liebe, aber wieder erwachen würden wir zu ſanften Gefühlen des Erdenlebens, und uns unſerer Liebe freuen. Leben Sie wohl. Der Ihrige

J. B. Erhard.

87. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 2. November 1787.

Wilhelmine!

Ich weiß wohl, daß ich Ihnen vor acht Tagen ſehr viel verſprach, aber ich hoffte auch durch eine Unterredung mit Ihnen ermuntert zu werden, und dieſer Troſt fehlt mir nun; — ich wage es daher kaum meine Unterſuchung fortzuſetzen, doch es ſei, ich geriethe ſonſt zu leicht in Verſuchung, Sie mit Klagen zu unterhalten. Ich verſprach eine Unterſuchung über die Natur der Ideen, und ich bitte Sie, werden Sie nicht über mich unwillig, daß ich Sie mit ſolchen abſtrakten Unterſuchungen beläſtige.

Das Wort Idee wird in den gemeinen Lehrbüchern der Vernunftlehre (Logik) für jede Vorſtellung gebraucht, die wir uns von einer Sache machen, und hat daher keine andere Bedeutung, als das deutſche Wort Begriff; in ſeiner urſprünglichen Bedeutung bezeichnet es aber etwas Höheres und Wichtigeres, und die Aufklärung dieſer Bedeutung wird uns zugleich die Geheimniſſe der Schönheit entdecken.

Es wäre unmöglich, daß ein Menſch den Ausſpruch machen könnte: dies iſt gut, dies iſt ſchlecht, dies ſchön, dies häßlich (er mag recht oder unrecht urtheilen), — wenn er nicht eine Vorſtellung in ſich hätte, wie die Sache ſein ſollte, welche ihm die Regel angiebt, wonach er entſcheidet. Dieſe Vorſtellung iſt nun entweder bloß durch die Erfahrung erworben, daß er die Sache ſchon einmal kennen lernte, oder er weiß den Zweck der Sache, und bildet daraus eine Vorſtellung derſelben, wie ſie beſchaffen ſein muß, wenn ſie ihn völlig erreichen ſoll; in dieſem letztern Falle heißt ſeine Vorſtellung eine Idee, und der anſchauende Begriff der Sache der Idee gemäß, iſt ein Ideal.

Der Grund zu den Ideen liegt in der Natur unſerer

Vernunft, denn dieſe ſucht durchgängig Einheit aller unſerer Erkenntniſſe, und fordert daher überall Uebereinſtimmung zu Einem Zweck. Inſofern wir daher Vernunft gebrauchen, befriedigen wir uns niemals mit dem Begriffe eines Dinges, ehe wir ſeinen Endzweck kennen; die Endzwecke verſchiedener Dinge unterordnen wir einem höhern, bis endlich durchgängige Einhelligkeit in all unſerm Wiſſen und Handeln iſt, dieſe völlige Einhelligkeit iſt die Idee der Wahrheit und Tugend.

Das Verfahren mit ſinnlichen Gegenſtänden iſt nun dieſen in der Hauptſache analog, wir fordern, daß eine Sache ihren Endzweck und deſſelben Erreichung durch ihr Aeußerliches ankünden ſoll, und dies iſt ein Theil der Idee der Schönheit einer Sache, wir wollen dies Schicklichkeit nennen; es iſt ferner nöthig, daß der anſchauende Begriff einer Sache faßlich und leicht wieder vorſtellbar ſei, — da dies durch die Gleichförmigkeit geſchieht, ſo iſt ſie gleichfalls ein Theil der Idee der Schönheit, dann muß der Gegenſtand, welchen wir betrachten ſollen, Intereſſe für uns haben; dies geſchieht dadurch, daß er unſere thätigen Kräfte durch ſeinen Anblick in Bewegung ſetzt, und der Ausdruck iſt daher das dritte Ingrediens der Schönheit; es liegt aber zugleich eine Idee in uns, auf welche Art unſer Geiſt am würdigſten in Thätigkeit geſetzt wird, und die Annäherung des Ausdrucks zu dieſer Idee beſtimmt ſeine Schönheit.

Aus dieſem folgt dieſe Erklärung der Schönheit: ſie iſt die anſchauende Erkenntniß der Uebereinkunft einer Sache mit ihrem Ideal. Wo alſo kein Ideal in der Seele iſt, kann keine Schönheit empfunden werden. Dieſer Satz wird in der Folge die Zweifel heben, die von den Sophiſten wider die Platoniſchen Begriffe der Schönheit erregt wurden.

Nach dem einer oder der andere von den Haupttheilen der Idee des Schönen der herrſchende iſt, bekommt der Gegenſtand derſelben verſchiedene Namen; als: wenn er unſre Faſſungskraft durch ſeinen weiten Umfang mit Gleichförmigkeit anſtrengt, heißt er groß; wenn er die Wirkung einer großen Kraft zeigt, ſtark; wenn Stärke oder Größe mit Schicklichkeit vereinigt ſind, erhaben; wenn wir Ordnung in den Abwechslungen ſeiner Theile bemerken, regelmäßig; wenn Schicklichkeit noch hinzukommt, ſchön, im eingeſchränkten Sinne des Worts; und wenn ſich dann noch ſchöner Ausdruck hinzugeſellt, ſo wird er reizend. Im nächſten Briefe werde ich aus dieſen Gründen die Abweichung des Urtheils der Gelehrten über Schönheit prüfen, und dann zu der beſondern Schönheit fortgehen.

Wie es möglich zu machen wäre, daß wir uns ſehen könnten, werd' ich Ihnen durch die Schweſter meines Freundes ſagen laſſen. O beſte Wilhelmine, es iſt ſo viel in meinem Herzen, das ich Ihnen nur mündlich ſagen kann, daß ich lieber dieſen Brief ſchließen, als mein Unvermögen erfahren will, meine Gefühle auszudrücken! Leben Sie wohl, bis ich die Freude genieße, Ihnen zu ſagen ich bin — machen Sie ſelbſt die Unterſchrift nach dem Wunſche Ihres Herzens.

J. B. Erhard.

88. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 16. November 1787.

Wilhelmine!

Verzeihen Sie mir diesmal, wenn ich nicht im Stande bin, meine Unterſuchung fortzuſetzen, Verhinderung und Zerſtreuung meiner Gedanken durch die Kranheit meiner Mutter, die zwar völlig geſund ſein könnte, wenn ſie eine zufriedene Gemüthsart hätte, iſt Schuld daran. Meine einmal aufgewiegelte Seele ſpürt denn nach der Zukunft, und da ich dort nicht erforderliche Sicherheit finde, ſo würde ich in einem Meere von Zweifeln verſinken, wenn mir nicht der Gedanke an Sie Stärke und Muth gäbe, es vielleicht glücklich zu durchſchiffen. Ich weiß nicht, warum ſich diesmal keiner meiner Gedanken in Worte einkleiden, keines meiner Gefühle zu Gedanken werden will; vielleicht wird dieſe Gemüthslage bald vorübergehen, und dann werde ich wieder geſchickt ſein, Ihnen zu ſchreiben, wahrſcheinlich aber nicht eher, bis ich Sie ſehe und ſpreche, ob es mir gleich klein und ſchwach vorkömmt, mich nicht durch eigene Kräfte heben zu können, aber ich bitte Sie, entziehen Sie mir um dieſes Trotzes willen nicht Ihre Hand; Eitelkeit und Rohheit iſt nicht ſeine Quelle;

er iſt der Stolz eines edeln Herzens, und dieſes Herz ſchlägt für Sie! — Dieſe Erklärung allein merken Sie ſich aus dieſem Briefe, und dann merzen Sie ihn aus der Reihe der übrigen; iſt aber auch dieſes in ihm Ihnen gleichgültig, ſo mag er bei den übrigen liegen, denn dann ſind ſie alle des Aufbehaltens nicht werth. — Aber ach! ſollte ich nicht dieſen Brief verbergen vor Ihren Augen? — nein, Sie ſollen ihn haben, und ſehen, wie ſehr noch der eitle Stolz meines Herzens und mein melancholiſches Temperament über meine Vernunft ſiegt, — können Sie mich dennoch lieben, ſo wag' ich es, mich zu nennen

Ihren J. B. Erhard.

89. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 20. November 1787.

Wilhelmine!

So muß ich wirklich dieſen Brief an Sie ſchicken, ohne Sie geſprochen zu haben, ohne meinen letzten beantwortet zu ſehen, — Urſache genug, mich zu beklagen, ſchwermüthig und traurig zu werden, — aber keines von dieſem allen, ich bin ſo zufrieden, als hätten Sie mir hingereicht Ihre Hand und hätten geſagt: „Hier iſt ſie; ſo lange Sie edel und bieder ſind, ſoll nichts im Stande ſein mich zu zwingen, Ihnen ſelbige zu entziehen“, — ſo zuverſichtlich iſt meine Liebe. —

Und nun zu Ihrem Brief, der mich entzückte. Ihre erhabenen Geſinnungen erheben meine Seele, o ſagen Sie mir, meine beſte Wilhelmine, wodurch gelangten Sie zu der Stärke der Seele, daß Sie ſagen können: „Kein Glück kann mich erfreuen, kein Unglück kann mich niederſchlagen“, und behalten doch bei dieſer Stärke das innige warme Gefühl des Herzens, das ſich des Glückes ſeiner Freunde freuet, und durch ihr Glück ſelbſt erheitert wird? Aber ſahen Sie mich unter der Zahl der glücklichen Freunde, ſo mußten Sie es auch ſein, denn nie werde ich Sie verlaſſen, nie wird ſich mein Herz von dem ihrigen trennen können. Wilhelmine, Sie werden zu ſehr von mir geliebt, als daß ich ein Erdenglück je höher ſchätzen könnte, als Ihre Liebe; und dieſe Liebe iſt nicht das Werk eines Augenblicks, in dem Sie mir ſchön vorkamen, o nein, nicht Ihrem Wuchſe, nicht Ihrem Geſicht danken Sie meine Liebe, einzig der Hoheit Ihres Geiſtes: Ihre Mienen, Ihr Anſtand, waren nur die Schrift, in der ich ſie las.

Noch iſt mir von meiner Unterſuchung über Schönheit die Anzeige der Möglichkeit übrig, wie die Urtheile der Philoſophen ſo verſchieden ausfallen konnten, und das wird ſehr leicht ſein.

Wir haben geſehen, daß zur Beurtheilung der Schönheit die Idee, wie die Sache in ihrer größten Vollkommenheit ſein ſollte, nöthig iſt; je nach dem nun dieſe Idee richtig oder falſch, erhaben oder niedrig iſt, nach dem ſind es die Ausſprüche über Schönheit. Wenn man nun überſieht, daß dieſe Ideen einen Maßſtab ihres Werthes haben, je nach dem ſie übereinſtimmender, zweckmäßiger oder ſittlicher ſind, und bloß bei dem verſchiedenen Geſchmacke der Menſchen ſtehen bleibt, ſo muß es allerdings ſcheinen, als wäre die Schönheit an ſich nichts, ſondern nur ein Phantom der Einbildung; wenn man aber im Gegentheil dieſe Ideen für unmittelbar von der Gottheit uns eingepflanzte Begriffe hält, ſo fällt man in etwas zu überſpannte Vorſtellungen von dem Werth der Schönheit, wie Sie in der Darlegung des Platoniſchen Syſtems geſehen haben.

Nun werde ich mich in meinen künftigen Briefen bloß auf die Schönheit der willkürlichen Bewegungen der Menſchen einſchränken, oder, mich deutlicher zu erklären, ich werde von der Schönheit nur inſoferne reden, als ſie die Anzeige einer edeln und wohlwollenden Seele iſt, und ich werde bloß im künftigen Briefe nur einiges Nöthige über die Schönheit des menſchlichen Körpers überhaupt vorausſchicken.

Ich hoffe, daß wir uns vielleicht übermorgen ſprechen. Leben Sie wohl, ewig der Ihrige. J. B. Erhard.

90. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 25. November 1787.

Wilhelmine!

Noch immer iſt mir Ihr Betragen bei unſerm letzten Spazirgang gegenwärtig. Sie beſchämten mich durch Ihre

Großmuth, und zeigten mir, daß ich mich in meiner Meinung betrogen hatte, wenn ich glaubte, daß, um mit einem Mädchen zu ſympathiſiren, ſei es auch das vortrefflichſte, ich den hohen Flug meines Geiſtes hemmen, mein Herz mehrerer Weichlichkeit öffnen, und meine feurige Liebe in ſchmelzende Zärtlichkeit wandeln müßte. Ich bin nun überführt, daß es ein Mädchen giebt, zu deren Seelengröße ich erſt hinanklimmen muß, die an trüben Tagen froh iſt, daß es nicht ſtürmt, und die lieben kann (die größte Verläugnung des menſchlichen Herzens), ohne der Welt zu zeigen, daß ſie geliebt wird. Wilhelmine, erhalten Sie dieſe Stimmung der Seele, und Sie werden die Erſte Ihres Geſchlechts; und bleiben Sie unveränderlich meine Freundin, ſo werde ich auch einſt Ihres Herzens noch werth ſein! Zweifeln Sie nicht an dieſem, Wilhelmine; glauben Sie nie, daß eine Zeit kommen könnte, wo Sie meine Liebe für eine Entbehrung halten würden? Dann her Ihre Hand in die meinige, und Trotz ſei dem geboten, der ſie dann je wieder der meinigen entwindet! —

Ich erinnere mich, daß ich Ihnen verſprach, meine Unterſuchung über Schönheit fortzuſetzen, aber dieſer Brief bleibe frei davon, alle künftigen ſeien dann der Philoſophie geweihet, denn mein Herz hat Ihnen in dieſem geſagt, was es Ihnen je wird zu ſagen haben, und eben ſo vollſtändig erwart' ich die Antwort des Ihrigen. Ich bin kühn genug, ſie errathen zu wollen, — und dann ſei ewig meine Loſung, — nur die Wahrheit allein liebe ich ſtärker, als Wilhelminen! Leben Sie wohl.

Der Ihrige.

91. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 25. November 1787.

Beſter Freund!

Die Erzählung deiner Phantaſieen unterhielt mich ſehr angenehm, aber vielleicht bin ich im Stande, dir einiges von Danaen zu erzählen, das dir eben ſo angenehm iſt. Ihren ſchnellen Entſchluß, nicht in's Konzert zu gehen, habe ich dir mündlich erzählt, aber er war von der Gattung, daß er mußte geſehen, nicht gehört werden, um in ſeinem gehörigen Werth empfunden zu werden.

Es ſcheint ſich in ihr nur eine gewiſſe Seite ihrer Seele zu entwickeln, die ich ſelbſt nicht gehofft hatte, Hoheit des Geiſtes und Stärke der Geſinnungen, — ob ich hier mit der Begeiſterung eines Liebhabers, der ich nun wirklich bin, ſpreche, mag folgende Erzählung entſcheiden.

Vergangenen Sonntag erwartet ſie mich im Garten, da ich — nicht durch meine Schuld — mich verſpätete, mußte ſie lange auf mich warten; als ich endlich kam, ſo war ich faſt in Sorgen, ſie verdrießlich zu finden. Aber nicht im geringſten war ſie es, ich entſchuldigte mich, und fragte, ob ſie lange auf mich wartete, „Eine Stunde“, war die Antwort, mit ruhiger Miene, ohne ein Wort hinzuzufügen. Als wir weiter gingen, ſo klagte ich, daß grade an den Tagen, da wir zuſammenkämen, das Schickſal uns mißgünſtig wäre, daß, wenn alle übrigen heiter, dieſe grade trübe wären: „Ich dächte, nicht das Schickſal, ſondern wir hätten die Schuld, daß wir nicht die heitern wählen“, war ihre Antwort. In fernerer Unterredung fragte ich ſie, ob ſie der trübe, veränderliche Tag nicht auch verdrießlich und niedergeſchlagen machte, und ob ſie nicht ſo unwillig als ich darüber wäre, daß die Hoffnung eines hellen und einer ſchönen Mondnacht vernichtet wäre. „Ich“, anwortete ſie mit geſetzter Miene, „bin froh, daß es nicht ſtürmt.“ Dieſe Antwort gewann ihr mein völliges Herz, und künftig erfährſt du nicht mehr die Geſchichte unſerer Freundſchaft, ſondern unſerer Liebe. — Diotima iſt völlig ausgeſöhnt. — Lebe wohl.

Dein Freund.

92. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 14. Dezember 1787.

Wilhelmine!

In meinem letzten Briefe verſprach ich eine Unterſuchung über Liebe, und ich bin um ſo mehr dazu geneigt, weil ſie mit einer ſchon angefangenen Materie ſo ſehr zuſammenhängt. Ich habe den allgemeinen Begriff von Schönheit feſtgeſetzt, — ſollte ich nicht auch, ehe ich weiter gehe, ihre Wirkung, die Liebe, unterſuchen?

Kein Wort unſerer Sprache wird vielleicht mehr mißgebraucht, als dieſes, jeder verbindet einen andern Begriff damit, und jeder ſpricht meiſtens ſeinem Gefühl gemäß, alſo iſt in jedem dieſer Begriffe etwas Wahres; wo wird nun die völlige Wahrheit anzutreffen ſein? Dies zu prüfen, will ich die entgegengeſetzteſten Meinungen durchgehen, ich will vom Rohen, noch Wilden, bis zum Verfeinerten, vom Schwärmer bis zum Weiſen aufſteigen. Unſere Sinnen ſind inſofern der Grund aller unſerer Empfindniſſe und Kenntniſſe, als die Thätigkeit unſerer Seele dadurch muß geweckt werden, ſich zu äußern; ſo lange unſer Geiſt noch halb im Schlafe liegt, ſo ſind ſie Herr über uns, und dieſes iſt der Fall bei wilden Völkern. Liebe iſt dieſen nur Bedürfniß des Körpers, ſie ſtreben feurig und unbändig darnach, es zu befriedigen; aber ſie ſtreben nicht ſehr nach Schönheit, weil ſie noch keinen Geſchmack an ihr finden, und die Befriedigung der ſinnlichen Triebe feſſelt die Aufmerkſamkeit ihrer Seele. Sobald ſich die Menſchen etwas aus dieſer Wildheit emporgearbeitet, wenn ſie ſich mehr Bequemlichkeit verſchafft, ſo fangen ſie an, die Gegenſtände ihres Genuſſes auszuwählen, ſie wollen das einmal Gewählte beſitzen, und dadurch wird das Eigenthum eingeführt. Das weibliche Geſchlecht, als das ſchwächere, hat bei allem dieſem keine Stimme, im Gegentheil wird es in dieſem rohen Zuſtande nicht anders, als eine jede andere Sache angeſehen, man freuet ſich nicht der Liebe eines ſchönen Weibes, ſondern des Beſitzes deſſelben.

Obgleich in ſeinem wildeſten Zuſtande der Menſch noch immer Menſch bleibt, und Einzelne zu allen Zeiten ſich durch Geiſtesgröße über die Andern erhoben, ſo kann doch ſelbſten bei dieſen noch nicht einmal ein Begriff von Liebe als Zuneigung zweier Herzen, oder als Freude an der Vollkommenheit eines Andern ſich finden. Ihre Gefühle von Liebe ſind gleichſam nur Ahnungen, daß es eine höhere Liebe giebt.

Ueber acht Tage werde ich ſchon zu etwas tröſtlichern

Ausſichten kommen, und der Menſch wird ſich von einer würdigern Seite zeigen. Leben Sie wohl.

Der Ihrige J. B. Erhard.

N. S. Wie ſehr ſchmerzte es mich, daß ich vergangenen Mittwoch nicht bei Ihnen ſein konnte, kaum wollte mein Herz Troſt von meiner Vernunft annehmen, und nur der Gedanke, Sie ſelbſt würden mich kleinmüthig nennen, wenn ich nicht willig der Nothwendigkeit nachgäbe, erhob meinen Geiſt und ließ ihn nicht im Taumel der Schwärmerei dahinſinken.

93. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 12. Januar 1788.

Beſter Freund!

Ich weiß diesmal wirklich nicht, wie ich meinen Brief anfangen ſoll; beklagen, daß wir ſchon getrennt ſind, das war ſchon zu oft da, — Neuigkeiten, ich weiß keine; ich werde alſo in der kurzen Zeit, die mir übrig iſt, hinſchreiben, was mir beifällt.

— Danaen ſprach ich ſeitdem nicht mehr. Ich prüfte ihren Edelmuth, er war nicht vollwichtig; man könnte ſagen, er wäre allein von der Liebe überwogen worden; nun will ich dieſe prüfen. Ich werde ſie auf drei Wochen weder ſehen, noch an ſie ſchreiben; ich werde beobachten, welche Leidenſchaften dies in ihr erregen wird; ſind es Eiferſucht und Unwillen, nun ſo bleiben wir geſchieden, — ſie wird nicht ſagen können, daß ihr meine Bekanntſchaft im geringſten Schaden gebracht hat, — hält ſie aber mit Sanftmuth aus, nun ſo werde ich ſie wieder lieben können. Ueberhaupt gereuet es mich, daß ich mich nicht länger auf bloß freundſchaftlichem Fuß erhalten habe. Ach wann werde ich einmal klug werden!

Wenn ich morgen N. L's. Beifall erhalte, ſo werde ich vielleicht bald Schriftſteller ſein, und zwar wider Jacobi, dies iſt ein Gegner für mich. —

Schicke mir Engel's Luſtſpiele. Beſal werde ich beſorgen. Lebe wohl.

Dein Freund.

94. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 31. Januar 1788.

Beſter Freund!

Mit innigem Vergnügen las ich deinen Brief, ich ſehe daraus, daß du an Feſtigkeit deiner Geſinnungen zunimmſt, und mir, verzeihe mir dieſen Ausdruck, ein brauchbarer Freund wirſt. —

Dein Urtheil iſt ſehr gründlich gefällt, und im Ganzen richtig.

Diotima war Danae's Gegnerin, und ich konnte nur mit Mühe von ihr erhalten, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, denn ſie ſagte einmal, ehe ſie noch mit ihr im Umgange war, und ich Danae's rühmlichen Eifer lobte, zu mir: „Danae wurde durch Ihre Freundſchaft gehoben, und ſie ſtrebt, ein Gegenbild von Ihnen zu werden; aber wäre Ihre Denkart anders, ſo würde ihr Danae vielleicht auch entſprochen haben“; — es war wirklich ſo unwahrſcheinlich nicht, und noch jetzt bin ich noch nicht des Gegentheils gewiß. Denn wie ſehr ich den Liebhaber von gemeinem Schlage hätte ſpielen dürfen, ohne ernſtlichen Widerſtand gefunden zu haben, das will ich nicht beſtimmen. — Doch dies nur im Vorbeigehen. Auf dieſe Rede Diotima's ließ ich ihr Danae's Brief leſen, und von der Zeit an ließ ſie ſich nichts mehr wider ſie merken, aber betrachtete Danae als eine Gerettete, und ſich als nie gefallen, und Danae betrachtete ſich nun ich weiß nicht als was; ſo ſtehen die Sachen. Nur muß ich ſagen, hätte Danae geſucht, ſo freundſchaftlich zu ſcheinen als Diotima, ſo wäre gewiß bald ernſtliche Freundſchaft daraus geworden, — aber nun iſt alles verdorben, und ich weiß nicht, ob ich die Geduld haben werde, es wieder zu beſſern. Vielleicht ſpreche ich dich in wenig Wochen, und dann mehreres. Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Den Entſchluß, wider Jacobi zu ſchreiben, habe ich aufgegeben.

95. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 15. Februar 1788.

Beſter Freund!

Ein Aufſatz zur Reform unſrer Akademie raubt mir die Zeit, diesmal dir ſo ausführlich zu ſchreiben, als ich wünſchte.

Danaens Brief kann ich nicht völlig faſſen, ich finde keinen Hauptzug in ihm; Stolz, Hoheit, etwas Liebe, Beſorgniß, ſind mit Seelengröße durch einander gewebt, kurz, er iſt, als wenn er ein Produkt meiner Feder wäre, und deßwegen macht er keinen Eindruck auf mich.

Sie wird dir vermuthlich antworten, ich bin begierig darauf, und dann werde ich an ſie ſchreiben.

Du erhältſt Ackermann und Janin. Beſal habe ich zwar auch erhalten, aber da er nun von meinem Vater einmal bezahlt iſt, und ich ihn ohnedies im Frühjahr zur Uebung im Zeichnen von dir entlehnen würde, ſo behalte ich ihn ſelbſt.

Schreibe mir gelegentlich von deinem Patienten. — Lebe wohl.

Dein Freund.

96. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 22. Februar 1788.

Beſter Freund!

Du ſcheinſt meinen Brief etwas mißverſtanden zu haben; nicht deßwegen, weil ich meine Geſinnungen in Danae's Brief zu finden glaubte, wollte ich ihn für einen Nachhall meiner Empfindungen erklären, dies iſt er nicht, und kann es nicht ſein: nein, ihr natürlicher Karakter ſcheint der meinige zu ſein. Und dann kann wirklich auch der Ausdruck ihres Briefs: Wer ohne Urſache ſchweigt, der frägt auch u. ſ. w., einen Antheil daran haben, daß er an meiner Seele abgleitete. Heute hatte ich mir vorgenommen, an ſie zu ſchreiben, aber ich wurde verhindert, und dann, was ſoll ich ſchreiben? — Wilhelmine, wenn du mich wirklich liebſt, o dann, dann muß ich dich beklagen — ich habe dich verrathen, ich ließ dich einen Menſchen lieben, deſſen Herz keiner Leidenſchaft unterliegen kann, als der Ehre, und deſſen Vernunft keine billigt, —

aber nein, verrathen habe ich dich nicht, ich habe dir's geſagt, und du ließeſt dich nicht warnen, liebteſt mich dennoch, und liebſt du mich noch, ſo biſt du edler als ich, — und nur einem Engel kann ich dies verzeihen. — Doch weg von dieſer Szene! —

Fordre von Fritſchel den Homer und den Deutſchfranzos wieder zurück. — Lebe wohl.

Dein Freund.

97. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 23. Februar 1788.

Beſter Freund!

Der Brief, den du mir von Dannen ſchickteſt, rührt mich mehr, als alle, die ich von ihr las; der Schleier von Schwermuth, der darüber verbreitet iſt, macht mir die Züge von Stärke und ruhiger Ergebung reizender. Ich war entſchloſſen, heute an ſie zu ſchreiben, aber es iſt mir nun nicht möglich, ich muß einen günſtigen Augenblick abwarten, wo ich, allein und ungeſtört, ihr mein ganzes Herz entdecken kann. Ruhe iſt gewiß nicht in ihrem Herzen, aber ob ihre Unruhe Furcht des Verluſts ihrer Liebe, oder Kummer einer fehlgeſchlagenen Hoffnung iſt, wer mir dies ſagen könnte? Doch vielleicht gehört dieſer Zweifel unter meine Sünden; du kannſt es wiſſen, du entdeckteſt ja, daß die Freundſchaft Diotima's und Danae's erkünſtelt war, ſollteſt du nicht auch Danae's Liebe beurtheilen können? Ich erwarte deine Antwort, ſtrenge dich an, zu ſehen, was zu ſehen iſt. Diotima iſt nun ſo ziemlich zufrieden, nur quälen ſie, nach ihrer Sage, bange Ahnungen trauriger Erfolge im Frühlinge; du weißt, daß ich nicht auf ſo was achte, und ſie wohl ſelber nicht. —

Diotima verſteht ſich vielleicht unter allen Perſonen, die ich kenne, am beſten darauf, mich zu lenken. Die Maxime aller ihrer Handlungen iſt: Sanftmuth ſiegt, und dies iſt gerade die Art zu ſtreiten, die ich am meiſten ſchätze. Jetzt ſucht ſie ſo ſehr als möglich zu vermeiden, daß die Rede nicht auf Danae fällt, ſie ſcheint feſt zu glauben, ihres Siegs gewiß zu ſein, und, welches noch mehr iſt, es zu verdienen.

Ich war nun ſchon oft auf den beſondern Ideengang dieſes Mädchens aufmerkſam, ich kann wirklich nicht ſagen, daß ſie eiferſüchtig wäre, ſondern ſo zu ſagen bloß neidiſch in Anſehung meiner; innerer Stolz ſcheint die Quelle dieſer Mißgunſt gegen Andere zu ſein, ſie glaubt mich nur allein völlig zu verſtehen, meinen Gefühlen nachzuempfinden, und meinen wahren Werth zu ſchätzen, und hielt ſich dadurch berechtigt, am erſten auf meinen Umgang, wo nicht Liebe, Anſpruch zu machen, dies war der Grund, warum ſie im Anfang Danaen um meine Freundſchaft beneidete, warum ſie, als ſie glaubte, ich würde von Danae geliebt, wirklich in der Stimmung war, ihre Feindin zu werden, und warum ſie, als dieſe in ihrer Geſellſchaft zurückhaltend und ſtille gegen mich war, dieſe Stimmung wieder verlor; ich wollte faſt ſagen, ſie hätte es Danaen verziehen, mich zu lieben, ſich in ihrer Gegenwart als innige Freundin von mir zu zeigen, ihr von Natur gutes Herz hätte es dann billig gefunden, daß ich Danaen wieder liebte, aber ſie konnte es ihr nicht verzeihen, ſich von mir lieben zu laſſen — für bloße Gefälligkeit und einige Reſignation, das hinzunehmen, was ſie ſelbſt durch alle Sorgen der Liebe zu verdienen glaubte. Was Danae's Gründe bei allen ihren Handlungen waren, weiß ich nicht; wenn es wirklich Seelengröße war, was ſie hinderte zu heucheln, wenn es Liebe war, was ſie die meinige ſuchen ließ, o dann verdient Diotima nicht mehr, als ihr Kammermädchen zu ſein —.

Prüfe, was ich dir in dieſem Briefe ſchreibe. — Daß du Schriftſteller eher als ich wirſt, gehört dir von Rechts wegen, denn du hatteſt auch früher einen Liebeshandel. Lebe wohl.

Dein Freund.

N. S. Das Gleichniß, womit Diotima's Brief anfängt, iſt auf einem unſrer Spazirgänge aufgehaſcht. Uebrigens muß ich dir ſagen, daß alle Briefe Diotima's an dich herzlicher, als die an mich ſind, — ich ſpreche hier bloß als Kritiker.

98. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 7. März 1788.

Wilhelmine!

Als ich das vorletztemal Abſchied von Ihnen nahm, verſprach ich Ihnen die damals an Sie gethanen Fragen ſchriftlich vorzulegen, und bat Sie um Ihre Entſcheidung. Hinderniſſe von außen und Mißmuth von innen hielten mich ab, an Sie zu ſchreiben: während dieſer Zeit entſchied ich die Frage, und mein Entſchluß befeſtigte ſich, — ich folge, ſo viel an mir liegt, dem Ruf meiner Fähigkeiten, und überlaſſe mich übrigens dem Schickſal. Mein Vorſatz iſt, der Menſchheit zu leben, und ich werde ſelig ſein; ſich zu leben, kann höchſtens bisweilen vergnügt, nicht einmal zufrieden machen. —

Noch bin ich ſehr entfernt von der Stufe, nach der ich ſtrebe, aber doch ſehe ich ſie. Die Richtung meines Laufes iſt gefunden, aber noch thürmen ſich Hinderniſſe gegen mich auf, doch ſoll Kleinmuth meine Seele nicht packen.

Sie, Wilhelmine! wenn Ihr Gleichmuth ächt iſt, wenn Sie nicht Ihre Gefühle durch die Strenge Ihrer [illegible]ximen vielmehr tyranniſiren, als daß Sie ſelbige durch im[illegible]chſame Vernunft zu lenken gelernt haben, ſind der Vol[illegible]äher als ich. Ich fürchte nicht, daß ich Sie durch ſolch[illegible] Zweifel beleidigen werde, nein, ich fordere Sie vielmehr zu [illegible]ſtlicher Prüfung Ihrer ſelbſt auf. — Das Glück Ihres ganzen Lebens hängt davon ab. Auf der Bahn, die Sie anfingen zu betreten, giebt es keinen Mittelweg, man muß das Ziel erreichen, oder man bleibt ewig irre, immer in Widerſpruch mit ſich ſelbſt; auf dem Pfade hingegen, den die gewöhnlichen Menſchen wandeln, giebt es verſchiedene Wege, die zu minderer oder größerer Glückſeligkeit führen, die unterſte Stufe iſt: mehr Vergnügen, als Unluſt, und die höchſte: Zufriedenheit. — Wilhelmine! ich wiederhole meine Bitte, prüfen Sie ſich! — Aber vielleicht iſt es ſchon geſchehen, und Sie ſtehen auf der Höhe, wo uns Freiheit und Unſterblichkeit entgegen wehet, dann werden Sie aber auch überzeugt ſein, daß der es gut mit Ihnen meinen müſſe, der in dieſem Tone an Sie ſchreiben kann, — genug! Bald wird wieder die Zeit kommen, wo im Schatten einſamer Haine Friede und einſame Zärtlichkeit unſerer wartet, am Altar der feiernden Natur werden ſich unſere Herzen verſtehen lernen, Liebe wird uns über die Liebe erheben, Schauer der Gottheit werden uns umwehen, o dann, dann, Wilhelmine, keine Prüfung mehr! — Leben Sie wohl! Für immer mögen Gefühle Ihre Bruſt beleben, gleich denen, die die meinige emporheben, da ich ſchreibe, daß ich bin

Ihr Freund im ganzen Sinne des Worts
J. B. Erhard.

99. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 14. März 1788.

Beſter Freund!

Ich habe auf meinen Brief von Danae Antwort erhalten, eine Antwort, die ihr meine Seele gewann; groß und edel ſind ihre Geſinnungen, und meine Meinung von ihr erhebt ſich immer mehr: faſt werde ich gezwungen, ſie in allem Betracht freizuſprechen, denn jemehr ich alle Szenen, die ich mit ihr durchlebte, durchdenke, um ſo mehr muß ich ihr Betragen in jeder bewundern, ſie überlegte tiefdenkend, wo ein anderes Mädchen geweint hätte, ſie blieb ſanft, wo ein anderes Mädchen ſich entrüſtet hätte, und dauerte aus, wo ein anderes Mädchen entweder ſich erniedrigt, oder mürriſch gebrochen hätte, — eine Perſon von dieſem Karakter, ſollte dieſe nicht auch ihre Unſchuld unter Umſtänden erhalten, wo es für eine andere unmöglich war? Doch ich werde auch über dieſen Punkt noch gewiß werden, — gewiß, durch Danae ſelbſt, ich traue um alles auf ihre Seelenſtärke. Ich würde nicht unterlaſſen, dir ihren Brief zu ſchicken, wenn ich nicht in kurzem die Hoffnung hätte, dir ſelbigen vorzuleſen. Ich las ſelbigen Diotima'n vor, und ſie konnte ſeinem Nachdruck nicht widerſtehen, ihr Beifall drückte ſich in ihrer Miene aus; du magſt ſagen, was du willſt, ich hoffe immer, Danae und Diotima werden noch ächte Freundinnen, vielleicht aber dann erſt, wenn ich nicht mehr hier bin. Ich will hier eine kurze Parallele dieſer beiden Mädchen verſuchen.

Danae iſt eine größere und ſtärkere Seele, aber Diotima ein beſſeres Mädchen; Danae liebt großmüthig, Diotima inniger; Danae hat viele Fähigkeit, feſten Sinn, Geiſtesgegenwart und Edelmuth, Diotima hat weniger Fähigkeit, aber mehr Geduld, Ueberlegſamkeit, Dankbarkeit. Wenn Danae düſter um ſich blickt, ſo weint Diotima, und wenn Diotima in andre Welten entzückt wird, ſo findet Danae die Schöpferkraft einer eignen Welt in ſich. Diotima iſt ihren Pflichten getreu, duldet, und klagt nur zuweilen, Danae übt aus, was ſie für gut hält, erträgt, und wird nur ſelten unwillig. Man wird Danae's Entſchloſſenheit da bewundern, wo man Diotima's Sanftmuth lieben muß, man wird Danae's Aufrichtigkeit und Bedachtſamkeit da lieben, wo man Diotima's Gelaſſenheit und Feinheit bewundern muß: kurz, Danae iſt ein beſſerer Menſch, und Diotima ein beſſeres Mädchen.

Freund, etwas auffallend war mir die Aeußerung deines Briefs, ich ſollte deinen Namen dem Strome der Zeiten entreißen, wofern es dir nicht gelänge; was berechtigt dich zu dieſer Erwartung von mir? Habe ich etwas gethan, das des Ruhmes werth wäre? Oder habe ich große Hoffnung dazu? Keines. Wir wollen uns alſo beide damit begnügen, wenn wir einiges Gutes ſtiften können, und unſere Seelen von der Knechtſchaft des Vorurtheils (ἀπατή) retten. Iſt es im Plane der Welt, daß wir als Beiſpiel noch nach dem Tode nützen ſollen, ſo wird es geſchehen, unſere Sorge aber muß einzig dahin gehen, daß es geſchehen kann. Lebe wohl.

Dein Freund.

100. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 14. März 1788.

Wilhelmine!

Sie thun mir wirklich Unrecht, wenn Sie ſagen, ich wäre nicht aufrichtig, und daß Sie ganz davon überzeugt ſeien, ſo ſollen Sie die Veranlaſſung zu meinen Aeußerungen gegen Sie wiſſen.

Sie werden ſich erinnern, auf welche Seite bei meiner vorgelegten Frage Ihre Entſcheidung zu fallen ſchien; ich muß es nur geſtehen, ich war nicht ganz zufrieden damit, weil ſie mir nicht die edelſte ſchien, und ich hielt Sie einiges Schwankens auf dem einmal betretenen Pfade fähig; ich wollte daher Ihre Standhaftigkeit ſtärker prüfen, und — erklären Sie ſich nun ſelbſt das Uebrige — mein Brief war die letzte Verſuchung, aber aus der Fülle meines Herzens geſchrieben.

Sobald es uns gegönnt iſt uns zu ſprechen, ſo werde ich Ihnen den Sinn, den ich mit dem Inhalt deſſelben verband, zu erklären ſuchen, aber ich glaube, Sie werden ihn ſchon ſelbſt gefunden haben.

O edles, deutſches Mädchen, wie ſehr erquickte mich Ihr Brief! Sie können es, meine Beſte, Sie können mir Muth einflößen, und ich bedarf ihn —. O könnten Sie nun in meiner Seele leſen, was ich für Sie empfinde, — aber gewiß, Sie errathen es, denn, ich wage es zu ſagen, Sie lieben auch mich, und ein Herz wie das Ihrige vermag nie ohne Zärtlichkeit zu lieben. —

Liebe, Wilhelmine, iſt das einzige Glück vernünftiger Geiſter, aber dieſe Liebe wird freilich nur von wenigen Edlen gekannt, aber Sie, meine Theuerſte, gehören unter dieſe Zahl. Dieſe höhere Liebe allein verwahrt uns vor den Ausſchweifungen empfindſamer Schwärmereien, und erhebt uns über niedere Leidenſchaften. Sie liebt nicht eigenſinnig dieſes oder jenes Geſchöpf, ſondern die ganze Menſchheit, und wird nur mit dem Gegenſtande inniger vertraut, der mehr von der Vollkommenheit des Ganzen in ſich vereinigt. Dieſe Liebe iſt Tugend, und ſie zu erhalten muß unſer Beſtreben ſein —; jene zärtliche, ſüße Liebe, die zwei gleichfühlende Herzen vereinigt, iſt gemeiniglich die Stufe, die uns zu dieſer höheren Liebe erhebt, aber ſind wir nicht wachſam mit der Vernunft über dieſe ſchmelzenden Gefühle, ſo können ſie uns auch irreführen, groß iſt die Zahl derer, die hier fielen. — Sie, Wilhelmine, ſind auf der Höhe, und ich wage es, mich Ihnen nachzuſchwingen, ich bin gewiß, ich darf den zärtlichen Gefühlen meines Herzens folgen, ſie haben Sie zum Gegenſtande, und können mich nicht irreleiten, und Sie billigen ſie, dies iſt die größte Wonne, die ich je empfand. Leben Sie wohl!

Ihr J. B. Erhard.

101. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 11. April 1788.

Wilhelmine!

Heute genoß ich den erſten Frühlingstag, aber er verging mir ohne Sie. — Mit entzückter Seele ſchwebte ich hinaus in's Freie, ich fühlte das Aufleben der verjüngten Natur, jeder meiner Nerven bebte harmoniſch beim Anblick des farbenſpielenden Abendrothes, ich konnte ſie nicht alleine ertragen dieſe Gefühle, meine Bruſt war zu enge für ſie, ich ſahe mich um, wer ſie mit mir theilen könnte, aber — Wilhelmine war nicht bei mir. Der Gedanke an Sie erhob mich einige Augenblicke, trug mich näher dem Schoße der Gottheit, — aber ſchrecklich traf mich das Bewußtwerden: Wilhelmine iſt nicht bei dir! — nun war mir Pein der Reiz des jungen Frühlings, er erweckte meine Sehnſucht, die ich nicht ſtillen konnte! — Gedrungen durch die Kürze der Nacht, und, wäre es nicht, auch freiwillig, breche ich hier ab. Kein Kleinmuth entehre einen Brief an Sie, lieber will ich es Ihnen mündlich ſagen, was hier fehlt. Und dies, wenn Sie wollen, könnte künftigen Dienſtag nach fünf Uhr geſchehen. Sie finden mich auf dem Jüdenbühl. Leben Sie wohl.

Ihr J. B. Erhard.

102. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 1. Mai 1788.

Wilhelmine!

Heiter, wie dieſer neugeborne Morgen des ſchaffenden Mai's widme ich Ihnen die kurze Zeit, die von dieſem Tage ganz mein eigen iſt. Noch iſt Ihre ſiegende Miene vor meinem Blicke, mit der Sie vergangenen Mittwoch mir entgegen kamen; Trauteſte meiner Seele, ſchöner ſah ich Sie noch nie!

Die Geſchichte Ihres traurigen Tags erheiterte meine Seele, ich kämpfte Ihre Kämpfe mit Ihnen, und ſand mich ſtark, wie Sie. —

Wenn ich die Beſtimmung meines Daſeins erfülle, wenn ich den Schneckengang der Ausbildung des Menſchengeſchlechts beſchleunige, ſo danke ich es Ihnen, Göttliche! Wilde Ergießungen zwar edler aber roher Gefühle, heftiger Wunſch, den Menſchen zu dienen, aber ohne durchgedachten Plan, war das Größte, was ich vor Ihrer Bekanntſchaft zu beginnen vermochte; wie die Sonne den Planeten des Himmels, wieſen Sie mir meine Laufbahn an —.

Flammend und innig iſt mein Dank gegen Sie! o wie wenig ſagt der kalte, todte Buchſtabe hier! Könnte ich Sie vielmehr an meine Bruſt drücken, aushauchen an Ihren Lippen meine Gefühle, einſaugen aus Ihrem göttlichen Munde Wonne und Kraft, die jede Nerve durchzückte, — aber ich bin einſam, Sie nicht bei mir —. Nun ſo zeige deine Kraft, Schrift, würdigſte aller Erfindungen! ſage meiner Wilhelmine, daß ſie einen Jüngling entflammte zu hoher Tugend und Kraft, zeige ihr die Gefühle meines Herzens, daß auch ihr Pulsſchlag ſich hebe mit dem meinigen, ihre Lebensgeiſter frohlockend ſich in jede Fiber ergießen, und ſie fühle die Wonne, geliebt zu werden, geliebt aus inniger Empfindung ihres Werths, — o könnteſt du dies, dann wäreſt du nicht mehr todter Buchſtabe, und du wirſt es auch nicht ſein, nicht ſein für Wilhelmine, deren erhabene Seele jeder Funke von Tugendgefühl, den ſie in ihren Freunden erblickt, zur hohen Wonne begeiſtert.

In der Hoffnung, dieſer Brief finde Ihre Seele in erhabener Ruhe, fühlet ſich ſelig Ihr Erhard.

P. S. Künftig finden Sie „Eduard" unter meinen Briefen.

103. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 9. Mai 1788.

Wilhelmine!

Es kränkte mich ſehr, als ich erfuhr, daß durch üble Ausrichtung meiner Botſchaft du getäuſcht wurdeſt —, oder war es nicht ſo, wußteſt du es, daß du mich nicht finden würdeſt, und du wollteſt dich ſchon an die Freuden der Erinnerung gewöhnen? — und dieſe wenigſtens wirſt du gefunden haben!

Gewiß gingſt du an den Ort, wo wir letzthin ſo traulich im Graſe lagen, und ſüße Zärtlichkeit bemächtigte ſich deiner Bruſt. O hätte ich ſie mit dir theilen können!

Du erhältſt mit dieſem die ländlichen Nächte zurück, und den verſprochenen Ardinghello. Das erſte Buch machte mir wirklich Vergnügen, der Verfaſſer iſt vorurtheilsfrei, und ſchreibt mit Wärme des Herzens. Nicht tiefe Philoſophie, ſondern ſein wohlwollendes Herz entriß ihn den Klauen grauſamer Vorurtheile, und lehrte ihn den Pfad der Natur: dies giebt ſeinem Buche eine Anziehung und eine Poeſie des Styls, die bloß gedachte Bücher nie haben können, aber dagegen iſt auch die Seichtigkeit in ſolchen Materien, die durchgedacht ſein wollen, z. B. in der Nacht, die Wiſſenſchaften, etwas allzu merklich.

Ardinghello iſt das Produkt eines flammenden Genius, es kann mit nichts verglichen werden; die Sprache iſt meiſterhaft, volltönend für das Ohr, ſchildernd für das Auge, bedeutend und belebend für jeden Sinn: die Gefühle, die er erweckt, laſſen dem Herzen keine Ruhe, ſo lange man lieſt, muß es feurig ſchlagen, faſt an keiner Stelle des Buchs werden wir in ſanfte Ruhe gewiegt, beſtändig unſere Nerven durch die Kühnheit der Empfindungen und Maximen erſchüttert, und wie das von der Sonne geblendete Auge, muß ſich der Geiſt nach dem Leſen erſt wieder erholen. Einen Ardinghello wünſchte ich unter meinen Freunden, ich ſelbſt möchte es nicht ſein, — es iſt ein herrlicher Jüngling, nichts zwar iſt ihm heilig, aber er ſelbſt iſt hehr wie ein Gott, er handelt oft ungerecht und unbändig, aber nur weil er ſich täuſcht, den Edelmuth auf der entgegenſtehenden Seite des Rechts und der Mäßigung zu finden wähnte, — Sinnlichkeit iſt bei ihm herrſchend, aber ſie erniedrigt ihn nicht, ſondern er veredelt ſie. O es muß eine Freude ſein, einen ſolchen Jüngling zum Freunde zu haben, ihn zu zähmen, und ſeine ſich gegen alles ſträubende Kraft durch die Stimme der

Weisheit zu lenken! Bei dem allen urtheile ich von dem Buche im Ganzen nicht völlig günſtig; ſolche Schriften ſind wie romantiſche Gegenden der Natur, wo ſich Felſen auf Felſen thürmen, ſich reißende Ströme über ſie ſtürzen und an ihren Klippen zerſchäumen, an ihren ſchroffen Abhängen ſich hundertjährige Fichten mit vielarmiger Wurzel anklammern, eine ſolche Gegend feſſelt alle Sinne und erhebt unſere Seele, aber es wächſt in ihr weder erquickendes Obſt noch nährendes Getreide. — Doch der Menſch lebt nicht von Brot allein!

Lebe wohl und verzeihe

Deinem Eduard.

104. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 16. Mai 1788.

Meine Beſte, ſo täuſchte ich mich alſo, daß meine Reiſe nach Erlangen ſo vergnügt ſein ſollte; denn nun fehlt mir der Gedanke: mein Freund hat heute auch einen ſeligen Tag! Ich wartete geſtern immer mit Schmerzen auf Botſchaft von dir, und niemand kam: doch ich weiß gewiß, daß du keine Schuld daran haſt.

Der heutige Tag verkündet einen ſchönen Morgen; o wie will ich dann in Gedanken an dich ſo ruhig und glücklich meine Straße fortwandeln, jeder Sonnenſtrahl, der mild durch bebende Aeſte zu mir herabkommt, wird mich an einen deiner zärtlichen Blicke erinnern, die einfache, ſchattenloſe Landſtraße werden mir Geſpräche mit meinen Freunden verkürzen, und im ruhigen Walde wird mir meine Phantaſie das Glück erneuern, welches ich mit dir, entfernt vom Getümmel der Stadt, im Schooße der Natur genoß. Es iſt kein reineres und größeres Glück für den Menſchen, als ſich mit Zärtlichkeit geliebt zu wiſſen, jede Pflicht wird ihm dadurch leichter, weil er ſich durch die Achtung ſeines Freundes dafür belohnt fühlt, und jedes Verbrechen ſchreckt ihn mit ernſterer Stimme, weil es ihm die Achtung ſeines Freundes entzieht; ſein Freund will nicht ſchlechter als er ſein, und er iſt gerade in dieſem Falle, in der Tugend der eifrigſte und unnachläſſigſte Nebenbuhler dieſes Freundes; ſo gehen ſie

Hand in Hand auf der Bahn der Tugend der Glückſeligkeit entgegen: kann dann noch der Beſitz dieſes Freundes ſchon hier das größte Glück gewähren, — Liebe in der genaueſten Bedeutung, — o dann haben wir ſchon Ausſicht auf eine nahe Belohnung unſerer Mühſeligkeiten; und dieſer Belohnung würdig zu ſein, giebt unſerer Seele Willen und Kraft zur Tugend.

Aber trügen wird ſich der Jüngling, der nicht die Würdigkeit zum Beſitze einer edlen Geliebten, ſondern den Beſitz ſelbſt als das Ziel ſeiner Wünſche ausſteckt, er wird ſich durch ihn nicht belohnt, ſondern geſättigt finden, und der Ekel wird dieſem bald folgen.

Wenn Glückſeligkeit das Ziel unſerer Wünſche iſt, ſo ſind wir immer in der Hand des Zufalls, aber wenn ſtrenge Unterwerfung unter Pflicht und Würdigkeit glückſelig zu ſein unſer Beſtreben iſt, ſo ſind wir unter der Aufſicht der Gottheit, und unſere Ausſicht erweitert ſich jenſeit des Grabes. — Ich freue mich darauf, über einen Tag ſchon wieder an deiner Seite zu gehen, und dir zu ſagen, wie ſehr ſich deiner werth zu ſein beſtrebt

Dein Eduard.

105. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 19. Mai 1788.

Beſter Freund!

So iſt nun dein Herz auch wieder einmal belebt worden, Liebe iſt doch die Kraft, die allein unſerer Seele den ächten kühnen Schwung giebt, — ich liebe auch, vielleicht ſtärker, als du, weg iſt aller Gram aus meiner Bruſt, keine Beſorgniß wegen der Zukunft, entbrannt iſt meine Bruſt gegen alles Edle und Schöne, und ich finde es in meiner Wilhelmine. — O letztens entzückte ſie mich, ich ſahe ſie leiden, in ihren Mienen aber auch den Triumph der Seele darüber, — eine Freundin von ihr iſt krank, eine andere verkannte ſie, und ihr Vater machte ihr einen Heirathsantrag, ſie ſchlug ihn aus, ohne ſich die Perſon nennen zu laſſen.

Ich tadelte frei ihr Betragen, aus keinem Munde konnte es ihr auffallender ſein, ſie gab mir die Antwort: „Ich bin's zufrieden, was ich gethan habe, jedes Andre kann es auch ſein, denn mein Schickſal iſt das meinige“, — und war dann wieder Sanftmuth und Güte gegen mich. —

Diotima macht kein Geheimniß mehr aus ihrer Liebe zu mir; meine Achtung gegen ſie ſteigt nicht im Verhältniß meiner Achtung gegen Wilhelminen, ſie muß gegen ſie weichen wie der Vollmond vor der aufgehenden Sonne, ſie weiß es, und kümmert ſich, — ich weiß nicht, ob ich im Stande ſein werde, ſie zu beruhigen, doch vielleicht durch meinen jetzigen Enthuſiasmus. Jetzt ſollteſt du bei mir ſein, mir iſt alles lebendiges Streben und Freude, und wo ich hingehe, bringe ich Leben und Freude mit.

Daß deine Liebe frei von Eiferſucht iſt, glaube ich dir, — Eiferſucht iſt nicht in der Natur des unverdorbenen Menſchen, ſie iſt jene Hyder, gezeugt durch Aberglauben und geſäugt durch Erziehung, beider Vorurtheile haſt du abgelegt, und du liebſt ohne Gram und Kummer. —

Sehnlich wünſchte ich freilich an deiner Hand durch Haine und Thäler zu wallen, und meine Wonne in deiner Seele zu ſpiegeln, aber auch ohne dich bin ich dennoch heiter, denn Wilhelmine weihet ſich mir. — Lebe wohl.

Dein Freund.

106. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 25. Mai 1788.

Beſter Freund!

Nun athmet wieder Leben in deinen Briefen, aber hüte dich, daß die Macht der Liebe nicht zu ſtark wird; Liebe iſt die Sonne des menſchlichen Lebens, von ihr allein kommt Wachsthum und Gedeihen, aber wenn nicht Kühlung der Vernunft die Pflanze des Edelmuths, die durch ſie keimt, umwehet, und Thau der Klugheit ſie tränkt, ſo ſenget ſie ſelbige nieder, und ſie muß verdorren.

Ich bin in gleicher Lage mit dir, denn ich liebe nun. — Es iſt ein edles Mädchen, ich muß ſie lieben, Achtung der Freundſchaft lohnt nicht ein ſolches Herz; am Montage hatte ich einen vortrefflichen Nachmittag mit ihr, ich erzählte ihr, was der Plan und die Abſicht meines Lebens wäre. Du kennſt ihn. Sie ſagte, ich ſolle mich dereinſt durch ihren Beifall lohnen und mir helfen. — Was kann ich aber jetzt thun? fragte ſie, und ich beantwortete ihre Frage mit Entzücken. —

Und wenn ich dann bei aller dieſer Erhabenheit der Seele die innige Liebe gegen mich vernehme, dann hebet es mich hinaus, über jeden Erdenſohn hinaus, — ſo unſchuldig und edel, als Wilhelmine, liebt kein Mädchen, wenn ſie nicht faſt einſam erzogen iſt, — und das iſt doch nicht der Fall bei ihr. Ich kannte manches Mädchen, aber ſo frei von aller Buhlerei kannt' ich noch keines. — Wenn Wilhelmine, in einem gewiſſen Sinne des Worts, nicht mehr unſchuldig wäre, und doch ganz dieſer edlen Liebe fähig, ſo frei von aller Sinnlichkeit, — dann begreife ich ſie nicht, dann iſt ſie mehr als menſchlich. Lebe wohl.

Dein Freund.

107. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 31. Mai 1788.

Wilhelmine!

Weg einmal mit allem Getändel eines erkünſtelten Flitterwohlſtandes der Welt, der unſere Sittlichkeit nicht erhöhte, aber wie erkältendes Eis die Wärme der Sympathie zweier ſich fühlender Herzen hemmt, — ſei meine Wilhelmine und ich dein Eduard! Zwar wenn wir wandeln vor den Augen der Welt, ſo müſſen wir uns auch ihren Zwang gefallen laſſen; aber wenn wir allein ſind, nichts um uns, als die ſtille Natur, wenn der Reiz der Schöpfung uns in ſtille Gefühle wiegt, wenn das harmoniſche Feuermeer des Abendroths uns in die Tiefen der Gottheit verſenkt, und wir uns in ihr verſchwiſtert fühlen, — weg dann mit allem, was unſere in einander verfloſſene Seelen von einander reißt! —

O meine Theure, wie wallet mein Herze dem Tag entgegen, der uns wieder einige Stunden ſüßes Geſpräches ſchenken ſoll, — o wenn mein Leben einer Reihe ſolcher Tage gliche, wenn mein Herz immer offen ſein könnte, wie der heitre Himmel über mir, wenn ich frei und ohne Zurückhaltung gegen jederman handeln könnte, — dann würden meine Gefühle ruhig werden, wie die labende Kühle des Hains, und mein Herz ſich entflammen zur belebenden Sonne! Aber noch iſt ſie fern, dieſe Hoffnung, vielleicht mehr Ahnung des Genuſſes in den Gefilden der Unſterblichkeit, als gegründete Erwartung für dieſes Erdenleben, — und doch iſt mir ſchon hier ein Vorſchmack gegeben, ich habe Freunde und dich, — dies ſtärkt wieder meine Hoffnung! — Mit wonniger Wehmuth denke ich mir jetzt dich, noch nie ergriff mich das Bange ſchmelzender Zärtlichkeit ſo ſehr, als in dieſem Augenblicke; wie ein Wandrer, wenn er in wolkiger, finſtrer Nacht einen einzigen Stern blinken ſieht, ſich deſſen mehr freut, als des ganzen geſtirnten Himmels, ihn als den traulichen Gefährten ſeiner öden Reiſe müdevergeſſen anblickt und begrüßt, aber dann wieder Bangigkeit ſein Herz beklemmt: auch dieſen dürfte eine Wolke verdunkeln, und daß dieſes nicht geſchieht, Thränen der Freude ihm in's Auge treten, und er mit gerührter Ehrfurcht wie auf einen guten Genius, vom Himmel ihm zur Leitung geſandt, auf ihn hinblickt, — ſo blicke ich nun nach dir, und getröſtet und geſtärkt kehrt jederzeit mein Blick zurück.

Ich muß mich nun trennen von dem innigſten Gedanken an dich, muß ſie weglegen die Feder, und habe dir noch ſo wenig geſagt; ich muß mich davon, mit ganzer Seele nichts als dich zu denken, losreißen, o dürfte dies nie

Dein Eduard.

N. S. Dienſtag um ſechs bin ich auf dem Jüdenbühl.

108. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 16. Juni 1788.

Beſter Freund!

Deine Liebe kann ich doch noch nicht ganz billigen, denn ſie iſt entweder zwecklos, und dies glaube ich nicht, — oder ſie hat Endzwecke, die gewöhnlich die Liebe nicht hat, und damit iſt's immer eine etwas mißliche Sache; wenn ich dir rathen kann, ſo halte deine Liebe ſtreng unter der Zucht der Pflicht, und gewöhne dich nicht an den Gedanken, in deinem Gegenſtand die Welt, die Welt in deinem Gegenſtand zu lieben, ſondern zur Bildung der Geliebten deines Freundes ſo viel beizutragen als möglich. Denn wenn ich auch dir anſpruchloſe Liebe zutraute, ſo kann ich es doch nicht deinem Gegenſtand. — Liebe mit Großmuth und Verläugnung iſt ein zu ſchöner Gegenſtand für ein edles Herz, als daß er es nicht erheben ſollte; alle unſere Reden bekommen dadurch etwas Feierliches und Edles; da dieſes nun in der Gegenwart unſerer Geliebten, oder in Briefen an ſie, durch herablaſſende Zärtlichkeit in eine reizende Dämmerung gehüllt wird, ſo werden wir leicht der Gegenſtand der Achtung eines gefühlvollen Mädchens; da nun dadurch gleichſam aus Dankbarkeit, oder noch mehr aus Freude darüber, ſobald wir dies merken, unſer Ton noch inniger und vertrauter wird, ſo werden wir bald der Gegenſtand der Liebe, und ſie glaubt dann keinen Jüngling zu finden, an deſſen Bruſt ſie von den Schwingen des Enthuſiasmus, zu welchen wir ſie aufgeregt haben, ſanfter ruhen könnte, als an der unſrigen. —

Ich ſelbſt kann dir ein warnendes Beiſpiel ſein, — denn ob ſich gleich Diotima's Seele mit der Geſundheit ihres Körpers wieder ſtärkt, ſo wird ſie doch nie völlig froh werden, als wenn ſie mich vergißt, — ich wünſchte, daß ich ihr nicht noch ein Mädchen beigeſellen müßte, doch mündlich einmal mehr! — Wilhelmine ſage ſelbſt, ob meine Abſicht war, ſie zu meiner Geliebten zu machen, und jetzt iſt ſie es. — Ich bitte dich, ſei aufmerkſam auf dich, daß du nicht einſt ihr Schickſal auf deine Verantwortung zu nehmen haſt. —

Dein Freund.

103. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 28. Juni 1788.

Beſter Freund!

Ich wünſchte, daß du immer auf dieſe Art möchteſt verhindert werden, mir zu ſchreiben; hätte ich gleich einigen Kummer, wenn ich keinen Brief von dir fände, ſo wäre dann mein Entzücken um ſo viel größer. Da ich dir gleichfalls ſchon lange Zeit nicht ſchrieb, ſo muß ich manches nachholen.

Vergangenen Sonntag vor acht Tagen war ich in Erlangen mit Frauenholz und Klinger, ich war bei Hofrath Meuſel und machte Bekanntſchaft mit ihm; es iſt ein lebhafter, geſellſchaftlicher Mann, und unſere Unterhaltung war ſo lebhaft und munter, als ſie nur unter alten Bekannten ſein kann; er hat eine anſehnliche Bibliothek und weitläuftige Kenntniß der Litteratur; aber, die Wahrheit zu ſagen, ſo ſcheinen faſt alle dieſe Litteratoren das Schickſal der Lieutenants de police zu haben, dieſe kennen faſt jeden Einwohner ihrer Stadt und lernen ſogleich jeden Fremden kennen, aber werden eben dadurch mit keinem einzigen vertraut. — Der Schloßgarten iſt um nichts beſſer geworden.

— Diotima ſcheint ſich wieder völlig gefaßt zu haben, und was mir am meiſten Bürge davon iſt, iſt die völlige Herſtellung ihrer Geſundheit. —

Wilhelmine ſchätze ich immer mehr, ſo vieler Liebe wird ſelten ein Mädchen fähig ſein, und es kränkt mich, daß ich ſie am Feiertage betrübte, betrübte durch allzu große Sorgfalt für ſie; ſie ſagte mir, daß ihre Aeltern nach Ziegelſtein gegangen wären, ich riethe ihr, ſie ſollte doch auch manchmal wieder mit ihren Aeltern gehen, damit es ihnen nicht auffallen möchte: „das laß meine Sorgfalt ſein, daß es ihnen nicht auffällt“, war die Anwort. Nach einiger Unterredung ſagte ich, es thäte mir wehe, daß ſie mir ſo viel aufopferte, und ich könnte noch nichts für ſie thun. Auch die Zärtlichkeit hat ihre Gränze, wenn ſie zu ſehr ſteigt, erliegt das Herz und wird zu weich; dies und noch einiges machte ſie ſchwermüthig, es traten ihr Thränen in die Augen, ſie faßte meine Hand, ſahe mich durchforſchend an und ſagte in einem geängſteten Tone: „O ſo verſage mir nie mehr!“ ſie wurde nicht mehr heiter, und die ernſthafteſten Geſpräche vollendeten den Abend. Ich ſchrieb am andern Tage ſogleich an ſie, und werde heute Antwort erhalten. Ich bringe ſie dir über acht Tage vielleicht mit. Lebe wohl.

Dein Freund.

110. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 26. Juli 1788.

Wilhelmine!

Wie ſehne ich mich nach einer Unterhaltung mit dir, wie ſehr brauche ich ſie, dieſe Unterhaltung, meinen Muth zu erheben und meine Kräfte zu wecken — immer erhabner und würdiger ſtehſt du vor meinem Geiſt, und ich ſinke vor dir in Staub. —

Als ich am Mittwoch wegging von der Geſellſchaft und einige Augenblicke allein war, ſo durchkreuzten ſich folgende Gedanken in meiner Seele: — Als Zeuge der Wahrheit zu leben, das iſt, das ſoll deine Beſtimmung ſein; aber welche Belohnung genoſſen ſie dafür, Alle, die dieſer Beſtimmung folgten? — heiterer Ausſicht jenſeit des Grabes — aber hienieden keine, und du hoffeſt Wilhelminen! welche Leiden werden wohl deiner bis zum Ziele warten, und Sie, dieſe Theure, wird ſie vielleicht mitzufühlen haben! — Hier trübten ſich meine Augen, aber kaum wollte ich dich bedauern, ſo erinnerte ich mich deiner Standhaftigkeit, deines erhabenen Duldens, das du ſchon gezeigt hatteſt, und ich unterließ, dich zu bedauern, und ward von Achtung gegen dich hingeriſſen, pries mich glücklich, und fühlte dabei eine Demüthigung, die mich, wärſt du zugegen geweſen, zu deinen Füßen geworfen hätte. Mein Freund kam und weckte mich.

Wenn ich die kurze Zeit unſerer Bekanntſchaft durchdenke und die vielen Fehler damit vergleiche, deren ich mich gegen dich ſchuldig machte, ſo begreife ich kaum deine Güte; wie oft überließ ich mich den Stürmen meiner Laune, und du warſt immer dieſelbe, ich ſetzte dich Prüfungen aus, du mich noch keiner, immer ich der wankende, du feſt und entſchloſſen.

O ſage mir doch, meine Beſte, was iſt's, das dich an mich kettet? Liebe im gewöhnlichen Sinne des Worts kann es nicht ſein, — die hätte ich ſchon längſt verſcherzt; mein Werth der iſt zu gering gegen den deinen, — ſage mir's, wenn wir uns ſehen; ich kann es nicht anders begreifen, als daß eine höhere Macht dich mir zum Schutzengel beſtimmt. Lebe wohl. Dein Eduard.

N. S. Am Montage bin ich um halb ſechs auf dem Jüdenbühl, wirſt du auch dort ſein?

111. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 22. Auguſt 1788.

Wilhelmine!

Du ſagteſt mir neulich, du freuteſt dich auf meine Briefe, aber warum, das ſagteſt du nicht; mich trifft gleiches Loos bei den deinigen, und ich will dir deßwegen Rechenſchaft geben. Geliebte, die keinen andern Zweck haben als Lieben, möchte bloß Neugierde treiben, auf Briefe von einander begierig zu ſein, Neugierde, ob ſie noch wie ehedem geliebt werden; völlig frei bin ich nun nicht von dieſer Schwäche, vielleicht iſt es den Menſchen unmöglich, ſich ganz davon zu befreien, aber ſicher bin ich, daß auch noch ein edleres Intereſſe meine Erwartung ſpannt; was werde ich aus dieſen Briefen lernen, welche Großmuth, welche Aeußerungen erhabner Liebe werde ich darin finden? dies iſt's, was mich begierig macht, was meine Erwartungen von dir immer höher ſtimmt, und nie täuſcht. — Gleiches wirſt du nun wohl nicht von meinen Briefen erwarten, — aber doch wirſt du in ihnen ein Herz finden, das deinen Werth fühlt, wirſt aus ihnen ſehen, daß deine Liebe nicht unnütz verſchwendet iſt, daß ſie mich entflammt zu edlen Entſchließungen und mich leitet auf dem Pfade der Tugend, mich warnet im Wirbel der Freude und mich zurückhält von den Abgründen der Schwermuth.

Cicero ſchrieb einſt ſeinem Sohn: O könnte ich dir die Tugend in menſchlicher Geſtalt zeigen, gewiß du würdeſt dich in ſie verlieben! So oft ich nun an dich denke, meine Beſte, ſo kommt mir auch dieſe Stelle in Sinn; aber meine Liebe tritt ſchüchtern zurück, und die höchſte Achtung nimmt ihre Stelle ein. Dieſe innige Verehrung, die der Tugend allein gebührt, wirſt du nun doch in meinen Briefen finden, und wenn es dir Freude iſt, neue Zeugniſſe meiner Liebe zu hören, ſo freueſt du dich gewiß nur deßwegen darüber, weil es zugleich Zeugniſſe ſind, daß ich beſſer wurde. Sie iſt mein! iſt ſonſt der Gedanke, der einen Liebhaber am meiſten begeiſtert, und ich muß geſtehen, als ich dich letzthin tanzen ſahe, ſahe das leichte Schweben des ganzen Körpers und den Anſtand und die Gewandtheit jeder einzelnen Bewegung, ſo flüſterte mir meine Eitelkeit ſelbſt etwas dergleichen in's Ohr, und ich konnte es nicht vermeiden, daß ſich die Entzückungen der raſcheſten Freude nicht meiner Seele bemeiſterten; aber kaum war ich wieder über mich Herr, ſo ſchämte ich mich meiner Schwachheit und glaubte dich beleidigt zu haben, weil ich bald aufgehört hätte, dich zu lieben, und mich in dich verliebt hätte! Ich weiß, du wirſt dieſen Gedanken nicht mißverſtehen, wenn du dich erinnerſt, was ich ſchon über dieſen Gegenſtand mit dir ſprach, — und wollteſt du ihn auf's neue erklärt hören, nun ſo darfſt du mich auf den Montag nur daran erinnern, wo ich dir auch ſagen muß, welchen Eindruck auf mich am Donnerſtage dein ſchnelles Davongehen machte, — kein Blick ſagte mir, daß du mich ungern verließeſt, und ich wäre bald ſchwach genug geweſen, mich darüber zu grämen, wenn nicht wichtigere Gedanken durch deinen Anblick wären in mir erregt worden, die du ſchon oft gehört haſt und künftig wieder hören wirſt. Schmerzvoller als der Umarmung eines Freundes, von dem ich mich trennen muß, entziehe ich mich nun der Luſt, noch mehr an dich zu ſchreiben; aber ich muß, und bald ſieht dich doch wieder

Dein Eduard.

112. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 22. Auguſt 1788.

Beſter Freund!

So hatte er auch deinen Beifall der feurige Jüngling [*], der nie aus dem Taumel des Enthuſiasmus erwacht, und nur ſelten beſonnen iſt? Wonne iſt's, ihm nachzufühlen, aber Unglück wäre es, er zu werden. Auch mir gab er einen Schwung, aber mehr zum Schwindel, als zum höheren Emporklimmen. Wenn es bloß darum zu thun iſt, daß die Kräfte der Seele aufgeregt werden, ſo iſt es ein vortreffliches

---

[*] Ardinghello, von Heinſe.

Buch; wenn ſie aber gelenkt werden müſſen, ſo kann es zu nichts dienen, indem es zu keinem Zwecke führt. Eine hell auffahrende Flamme in dunkler Nacht iſt ein prächtiger Anblick, aber nur die Flamme, welche unſere Speiſen erweicht, und an der wir uns zu erwärmen wagen dürfen, iſt die für uns nützliche. Edler und tugendhafter iſt die Stimmung, welche die Geſpräche des Plato meiner Seele gaben. Ich kenne keinen Schriftſteller als Xenophon, der ſich mit ihm meſſen darf, er ſoll mein Muſter ſein als Schriftſteller und ſein Sokrates mein Muſter als Mann. Die ganze Sehnſucht der Liebe fühlte ich in meiner Bruſt, als ich ſeine Schutzrede las, o ich hätte fliegen mögen nach Griechenland und zurück die Hunderte der Jahre, um die er mir vorkam, ihn umarmen zu können und ſein Schüler zu werden. Der Phädon des Plato iſt von dem des Mendelsſohns nicht erreicht, auch ungerechnet, daß die Beweiſe des Plato in den meiſten Fällen zweckmäßiger ſind, ſo giebt die Beſcheidenheit und die Vertraulichkeit, mit der ſie vorgetragen ſind, der Unterſuchung etwas Feierliches, das die Seele in beſtändiger Spannung erhält, und das Herz ſo ſehr rührt als den Verſtand. Auch trägt Sokrates einige Zweifel in der Mathematik vor, die, aufgelöſt, die Grundlage des ganzen Kantiſchen Syſtems liefern würden. Aber ich will aufhören, über einen Schriftſteller zu ſprechen, den ich noch nicht im Stande bin mit prüfender Einſicht zu beurtheilen, ſondern der, wie eine Geliebte, meine ganze Seele feſſelte. Schicke mir den Theil, in welchem Menexenus enthalten iſt.

Freund, ſchon wieder möcht' ich dich mahnen zu eilen, daß wir bald unſre Laufbahn zuſammen antreten können*); aber ich will nicht hoffen, daß du zauderſt, oder dich gutwillig aufhalten läßt. Ich treibe dich an, und ich ſelbſt fürchte doch, wenn ich bedenke, was ein Jüngling wagt, wenn er in die Welt eintritt, wie ſchwer es iſt, rechtſchaffen zu bleiben und wider den Strom der Verderbniß zu ſchwimmen. Ich komme mir vor, als wagte ich mich in ein Labyrinth von

---

*) Nämlich nach Würzburg zu gehen und dort vereint Medizin zu ſtudiren.

Wiſſenſchaften und Geſchäften, um darin nicht Einen, ſondern zwei Minotauren zu bekämpfen, Vorurtheil und Laſter. Zwar war ich ſo glücklich, eine Ariadne zu finden, die mir den Faden der Vernunft anknüpfen half, aber iſt dies noch Sieg, — und wird ſie auf meine Rückkunft warten? — Aber daran jetzt ſchon denken, wäre Feigheit; Muth zum Kampfe muß nur der einzige Gedanke ſein, und der wächſt in mir, feſt ſteht der Entſchluß, erwürgen mögen mich die Ungeheuer, aber mich beſiegen ſollen ſie nie!

Noch hätte ich etwas in deinem Briefe zu beantworten, aber ich muß mit dir ſprechen, ich werde bald zu dir kommen, dich das letztemal in Altorf zu umarmen; bis dorthin kämpfe noch und widerſtehe deinem Herzen, denn ich weiß noch nicht, ob du wahrhaft liebſt oder ſo geliebt wirſt. —

Dein Freund.

113. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 29. Auguſt 1788.

Beſter Freund!

Ich danke dir für die Mittheilung des Gedichts; es hat wirklich ſchöne Stellen, und es wäre wohl werth, daß ſie ſich eine leſerliche Schrift und Orthographie angewöhnte.

F. hat einen ziemlichen Theil der Gunſt meines Vaters verloren, und das mit Recht; er kommt nicht zu ihm und geht nicht an die Oerter, wo er ihn rekommandirt, auch ſein Betragen iſt allzu unhöflich, er muß anders werden und ſeine Ungezogenheiten ablegen, oder er bleibt ewig ein armer Tropf.

Noch was muß ich dir erzählen, nämlich daß ich nun den Vorſatz aufgeben muß, Diotima und Wilhelminen zu Freundinnen zu machen. — Diotima erfuhr einiges von Wilhelmine, welches dem, was ſie ihr ſelbſt ſagte, zu widerſprechen ſchien, aber im Grunde nicht widerſpricht. Sie erfuhr es durch deine Schweſter, welche, dir im Vertrauen geſagt, mir größtentheils den Handel verhunzt hat, trug es mir vor, und trotz meiner Entſchuldigung erklärte ſie Wilhelmine für eine ausgelernte Kokette, die alle Formen annehmen kann, und jedesmal iſt, wie man ſie braucht, — hielt ſich durch das freundſchaftliche Betragen Wilhelminens gegen ſie beleidigt, und ſagte mir einiges auf meine Vertheidigung, das ein Anderer vielleicht nicht verſtanden, oder wenn, dadurch aufgebracht worden wäre, mich aber beluſtigte ihr Witz, und ich hörte gerne zu. Diesmal, Freund, warſt du ein beſſerer Prophet als ich, und ich ließ mich von meinen Idealen menſchlicher Vortrefflichkeit verblenden, aber es war mir nützlich, die Sache ſo weit zu treiben als möglich, um an dem Falle alles zu lernen, was daran zu lernen war. Nun iſt noch eine Einzige, die bei mir den Ruhm ihres Geſchlechts gründet, aber ſollte mich dieſe, ſollte mich Wilhelmine täuſchen, dann gebe ich die Hoffnung auf, eine Perſon zu finden, der ich mit mir gleichen Werth geben kann. Aber noch iſt mein Glaube an Wilhelmine feſt, und wenn es groß von Alexander war, an die Tugend zu glauben und ſein Leben auf die Wette zu ſetzen, als er den Trank ſeines Arztes Philippos nahm, und ihm dagegen ſeine Angebung als Verſchworner hingab, ſo weiche ich in dieſem Fall nicht, denn ich ſetze meine ganze Glückſeligkeit darauf.

Sonſt machte ich dir oft eine Erzählung von den Abenden, die ich in Wilhelminens Geſellſchaft zubrachte, und über acht Tage ſoll es wiederum geſchehen. Zwar werde ich nun nicht mehr die Gegenden und Gefühle, ſondern unſre Geſpräche beſchreiben, zu denen uns nun meiſtens Plato den Stoff giebt. — O wenn es mein Schickſal wollte, daß ich einſtens dieſen göttlichen Schriftſteller ihr vorleſen könnte, daß ſie deſſen Vortrefflichkeit mit mir empfände, und mich immer ſtärkte zu höherem Emporklimmen zur Gottheit, — aber mir ſchwindelt vor der Verwegenheit meines Wunſches; als Zeuge der Wahrheit leben zu wollen, und ſchon in dieſem Leben ſolche Glückſeligkeit zu verlangen! Lebe wohl.

Dein Freund.

114. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 30. Auguſt 1788.

Wilhelmine!

Noch erinnere ich mich deiner Zweifel, ob du je eine Freundin finden würdeſt, und deiner weiſen Folgerung daraus, dir ſelbſt genug ſein zu lernen. Ich kann nun erſtere nicht grundlos finden, wie ich dir auch ſchon zugeſtand, und einige Urſachen, warum es ſo ſchwer ſein möchte, anzugeben ſuchte, aber zu Erlangung des letztern will ich dir einige Vorſchriften zur Prüfung geben.

Die meiſten Fälle, wo wir Andere uns zu Gefährten wünſchen, ſind, wenn ſie uns Leiden ſollen tragen helfen, oder wenn ſie uns Vergnügen verſchaffen ſollen; aus dieſen nun folgte die Vorſchrift: willſt du Andere entbehren können, ſo lerne Leiden tragen und Vergnügungen miſſen. Dies kann nun meine Wilhelmine, und dieſe Vorſchrift wird ihr nicht ſchwer auszuüben ſein.

Aber noch iſt ein Bedürfniß edlerer Art in unſerm Herzen; wir ſelbſt finden in uns einen Drang, den Kummer Anderer zu verſüßen, und ihnen eine Quelle von Freuden zu ſein, und es kränkt uns gleich ſtark, ſie mögen unſere Hülfe verſchmähen, oder aus Mißtrauen gegen uns keine Freuden aus unſerer Hand annehmen wollen.

Sich darüber nicht zu kränken, iſt beinahe unmöglich; nur der Troſt kann uns ſtärken, wir wollten ihr Beſtes, ſie verſchmäheten uns, vor Gott ſind wir gerechtfertiget.

Doch dieſes alles erſchöpft noch nicht die Sehnſucht unſeres Herzens nach Freundſchaft, das Verlangen nach dem Troſte Menſchen zu finden, ſo gut oder beſſer als wir, und dieſe Sehnſucht können wir nicht ſtillen und ſollen ſie nicht ſtillen, es iſt der erhabenſte Wunſch unſerer Seele, — wir können nichts thun als ihn in dieſen umändern: Andere ſo gut zu machen als wir ſind; — und dieſes iſt gewiß dein Vorſatz! und du wirſt ihn erreichen! Suche deine Gefühle auszudrücken und deine Kenntniſſe Andern beizubringen, dann wird keiner aus deiner Geſellſchaft gehen, ohne ſanfter und edler, und keiner, ohne liebenswürdiger und klüger geworden zu ſein.

Wilhelmine, dein Loos auf dieſer Welt iſt erhaben, Tauſenden fällt es nicht ſo, die Weisheit hat dich zur Schülerin, und die Tugend zu ihrer Bekennerin erkoren! Wirſt du dieſem Beruf getreu ſein, dann harret Vollendung jenſeits des Grabes deiner, und hier biſt du das Glück deines Eduards.

115. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 6. September 1788.

Wilhelmine!

Als ich vergangenen Abend noch über die ſchweren Forderungen nachdachte, die ich an dich machte, und welche du völlig übernahmſt, ſo ging ich in mich zurück, ob ich von dir nicht mehr forderte, als ich ſelbſt leiſtete? Und ich fand, daß es ſo war; aber dies ſchreckte mich nicht ab, meine Erwartungen an dich ſo hoch zu ſtimmen, als ich es that, denn noch nie fand ich weniger bei dir, als ich hoffte.

Künftigen Montag wollen wir wieder beiſammen ſein, ſchon entzückt mich der Gedanke dich wieder zu ſehen, um halb ſechs Uhr werde ich mich frei machen von Allen, und dir, Traute meiner Seele, entgegen eilen. O meine Einzige, fürchte nicht, daß ich dich je vergeſſen könnte, jeder Himmel, heiter und rein von jeder Wolke, iſt mir das Bild deines Herzens, und jeder wohlthätige Sonnenſtrahl iſt mir ein Bild deiner Liebe; kommt aber Sturm und Wetter, und wird es trübe und melancholiſch, dann erinnert es mich an deinen Muth, mit dem du noch über alles ſiegteſt, und der Gedanke entſteht in meiner Bruſt: wenn alles mich verläßt, dann ſag' ich meiner Wilhelmine: ich bin allein, — ſie fliegt in meine Arme und trennt ſich nie von mir —.

Lebe wohl.

Dein Eduard.

116. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 12. September 1788.

Meine Liebe!

Wie ſchnell und wonnereich ſchwinden mir nicht die Wochen dahin, ſeitdem mein Entſchluß feſt iſt, und ich meine

Tage in nützliche Geſchäfte theile, zu deren frohen Ausführung mich der Gedanke an dich ſtärkt. — O was ich dir verdanke, meine Auserwählte, wie könnte ich dir es je vergelten! Doch die Vorſehung wird dies an meiner Statt thun, und ich kann nichts als bloß den Winken gehorſam ſein, die ſie mir durch dich giebt. Nur Eines ſtört bisweilen meine Glückſeligkeit, wenn ich denke, wie viel es dir koſtet, mir dies zu ſein, was du mir biſt; aber wenn ich ſehe, wie du dieſes alles erträgſt, dann wächſt auch mein Muth, und ich werde entſchloſſen, alles um der Tugend willen zu ertragen. — O dann möcht' ich hineilen zu dir, und in dir die Tugend anbeten, welche ich zu erringen ſuche!

Aber wenn über dich, meine Wilhelmine, Schwermuth die Oberhand behält, was ſoll dann aus mir werden? wenn du mir ſchreibſt: „Hoffnung iſt oft eine leidige Tröſterin“, was kann ich erwarten? Aber das Ende deines Briefes zerſtreute das Dunkel, welches der Anfang verbreitet hatte; wie die Sonne, wenn ſie die feuchten Nebel des Herbſtes zerſtreut, uns nur um ſo viel erhabnere Wirkung ihrer Kraft zeigt, ſo zeigte ſich deine edle Seele nur um ſo würdiger im Siege über einen Anfall von Schwermuth. Deine Hoffnung, Wilhelmine, wird dich nie täuſchen, denn was hoffeſt du? Belohnung deiner Tugend; — auf was gründet ſich dein Hoffen? auf die Gottheit; — und was belehrte dich über die Gottheit? Die reinſte Erkenntniß deiner Vernunft — und kann dieſe täuſchen? Gewiß nicht —.

Nichts könnte freilich den Menſchen mehr niederſchlagen, als wenn er denken müßte: vielleicht werde ich durch meine Tugend die Erfüllung meiner Wünſche erhalten; — dies wäre ein leidiger Troſt, — aber gerade umgekehrt lehrt uns unſere Vernunft, ſie ſpricht: iſt es dir nur einmal gelungen, die Tugend kennen zu lernen, und fingſt du an, ſie auszuüben, ſo wirſt du keinen andern Wunſch mehr haben, als ſie nie mehr zu verlaſſen; die Glückſeligkeit, mit welcher dir die Gottheit lohnt, wirſt du alsdann mit der Wonne annehmen, mit der du das Geſchenk eines Freundes annimmſt, du freueſt dich nicht deßwegen, weil es dich bereichert, ſondern weil es das Andenken an die Liebe deines Freundes erneuert —, hier giebt es kein banges Vielleicht —.

Laß unſere erſte Sorge ſein, daß unſere Liebe uns beſſer macht, und dies hat ſie ſchon gethan; dann können wir getroſt darauf hoffen, daß die Vorſehung ſie begünſtigen wird. Lebe wohl. Ewig

dein Eduard.

N. S. Mein Freund hat ſich künftigen Sonntag nach Seeligenpforten verſprochen, da wir alſo nach meinem vorigen Entſchluß (wenn anders das Wetter meine Abreiſe erlaubt) gar zu wenig um einander ſein würden, ſo werde ich den Montag noch draußen bleiben, wir ſehen uns, als am Dienſtage nach fünf Uhr, bei heiterm Wetter auf dem Jüdenbühl, bei trübem im Garten.

117. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 20. September 1788.

Innigſtgeliebte!

Sage nicht, daß je ein Brief, oder alles, was ich für dich unternehme, zu dem Abgedrungenen müſſe gerechnet werden, — du allein biſt der Gedanke meiner Seele, der mir zu jedem Geſchäft Leben und Kraft giebt, warum ſollte ich denn nicht, ſobald ich frei bin, dir meine Huldigung und meinen Dank darbringen! Du wirſt doch nicht bedenklich bei dem Worte Dank werden, und zu dir ſagen: O wenn es nur Dankbarkeit iſt, was ihn an mich feſſelt, wenn es nicht ſein Herz iſt, das ihm Liebe gebietet, ſo will ich ihn gerne ſeiner Pflicht entlaſſen, und ihm ſagen, daß ich keinen Dank begehre! — Nein, meine Beſte, es iſt keine Pflicht, deren ich entlaſſen ſein will, es iſt die innigſte Liebe, aber, edles Mädchen, von welcher frechen Art müßte meine Liebe ſein, wenn ſie mich antriebe, dich eher als Geliebte umarmen zu wollen, als dir, als meiner Wohlthäterin, auf den Knieen zu danken!

Die Gottheit ſei Zeuge, meine Wilhelmine, mit welcher Rührung ich an dich denke, — Gott! welche Gefühle durchkreuzten ſich in meiner Bruſt, als ich auf der Quelle die

Gegend überſah, die ich mit dir durchwandelte! an dieſer Quelle, dachte ich, ſproßte unſre Liebe empor, im Schatten dieſer Bäume wuchs ſie zu merklicher Höhe, und welcher ſchlanke, ſchöne Baum iſt ſie ſeitdem geworden, er breitet ſeine Zweige aus über mein Herz, und ſchützt es vor der verderblichen Gluth des Stolzes, und wie die Abendſonne durch das Laub duftender Linden dem Auge entzückender flimmert, um ſo reizender winket mir auch die Tugend durch ſein nie verwelkendes Grün.

Lebe nun wohl, bis ich dich wiederſehe, ich ſehne mich darnach, denn meine geſtrige Zuſammenkunft iſt mir wie ein Morgentraum, der mich nur entzückt, wenn ich denke, er kann wirklich werden. Ewig

dein Eduard.

118. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 24. September 1788.

Beſter Freund!

Kannſt du es über dein Herze bringen, dich auf die Zeit zu freuen, welche mich aus den Armen der Liebe reißt — iſt es liebevoll, wenn du wünſcheſt, daß der Schmerz der Trennung von meiner Wilhelmine das Gegengewicht ſein ſoll, dir die Laſt trauriger Gefühle zu erleichtern — iſt es dir nur darum zu thun, mich an dich zu reißen, mag ſich gleich mein Herz an der Wunde der Trennung verbluten — lieber Freund, erſchrick nicht über dieſen Anfang, es war nur eine kleine Verſuchung, mich im tragiſchen Style zu üben, und ich habe nichts dawider, wenn du es durch eine Uebung im komiſchen beantworten willſt. — Doch im Ernſte, etwas ſauer wird es mir immer werden, mich von meiner edlen Wilhelmine zu trennen. Heute hatte ich wieder die Wonne, mit ihr zu wandeln in reiner Himmelsluft, aber auch, wäre es trübe geweſen, und hätten wir Wüſteneien durchirrt, an ihrer Seite wären ſie mir Edensgefilde geworden; hätte ich Zeit, oder, ich will es lieber geſtehen, Geduld genug, dir unſere Unterhaltung zu erzählen, ſo würdeſt du mir ſehr leicht das

Schwärmeriſche dieſes Ausdrucks verzeihen; doch nur etwas zur Probe.

Ein Geſpräch, das nur zur Einleitung diente, und ſich, wenn man weiß, daß Liebende mit einander gingen, ſehr leicht errathen läßt, brachte Wilhelminen zur Frage: So hältſt du mich für veränderlich? Ja, war meine Antwort, denn ich glaube, daß vortreffliche Menſchen am veränderlichſten und ſchlechte am gleichförmigſten ſind. Wir ſuchten dies Paradoxon zu enträthſeln, und mein Glaube wurde Einſicht; ſonderlich wurden wir darüber eins, daß der vortreffliche Menſch am veränderlichſten in der Liebe iſt, und dennoch faſt nie den Gegenſtand ſeiner Liebe verändern wird, wenn dieſer auch vortrefflich iſt; denn dieſer wird dann ſeine Veränderungsliebe befriedigen können. Du wirſt leicht im Stande ſein, dir dies Räthſel ſelbſt zu löſen, wo nicht, ſo erhältſt du unſer Geſpräch, ſchreibe mir darüber. — Dies ausgemacht, gingen wir von dem geſtirnten Himmel auf die Unſterblichkeit der Seele über, und dies Geſpräch beſchloß ich mit einem Verſuch, die Abſicht des erſten Erfinders des Mährchens von den Geſpenſtern zu entdecken, und zu zeigen, daß eine gewiſſe Art des Glaubens an dieſelben vernünftig wäre; die Hauptidee zu dieſem Verſuche nahm ich aus einer Stelle des Phädon.

So traurig es mir immer iſt, Wilhelmine zu verlaſſen, ſo tröſtet mich doch immer die Ausſicht, daß ich dann dich, Freund, um mich habe, der ſie kennt, und dem ich von ihr erzählen kann. — Lebe wohl.

Dein Freund.

119. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 4. Oktober 1788.

Beſter Freund!

Faſt bin ich in Verlegenheit, was ich dir ſchreiben ſoll, nicht weil es mir an Materialien fehlte, ſondern weil ich keine Wahl zu treffen weiß. Doch was ſoll ich wählen? Du biſt mein Freund, dir darf ich keine meiner Kümmerniſſe verhehlen, es ſei dir alſo geſagt, was auf meinem Herzen liegt, und worüber ich mich immer nicht beruhigen kann, — es iſt meine

Lage mit Diotima. Ich lud das Schickſal dieſes Mädchens auf mich, ſie vertraute ſich mir, und ich muß ſie täuſchen; freilich warnte ich ſie, freilich verſprach ich ihr nichts, ſagte ihr nie Liebe zu, aber ſie nahm Verſicherung meiner Freundſchaft dafür. Ich kann mich nicht anklagen, und doch kann ich mich nicht beruhigen, immer zittre ich vor dem Augenblick, in welchem Wilhelmine öffentlich als meine Gewählte erſcheinen ſoll, o wenn ich Diotima bis dorthin belohnen könnte für das, was ich ihr ſchuldig bin, und wenn es mir nicht ſo ſchwer wäre, Liebe zu belohnen, — eine Mannsperſon lohnt Gegenliebe, aber ein Frauenzimmer fordert mich zum Mann, und nach jetziger Einrichtung muß ſie mich fordern, wenn ſie ihre äußerliche Ehre behaupten will, oder es iſt ihr ein außerordentlicher Grad von Edelmuth und Verſtand nöthig, wenn ſie ſich mit Ehre über dieſes Vorurtheil hinwegſetzen will, ob ihn Diotima beſitzt, getraue ich mir nicht zu behaupten, und kann ſie es, ſo habe ich noch kein Recht es zu fordern; — meine Bangigkeit geht oft ſo weit, daß ich faſt wünſche, Wilhelminen nicht zu kennen, und doch bin ich gewiß, daß dann mein Vorſatz wegen Diotima nicht anders ſein würde, als er jetzt iſt, — denn ihr Freund werde ich ewig bleiben. Ich weiß meine jetzige Lage mit keiner beſſer zu vergleichen, als mit der, wo ich zwiſchen Offenbarung und Vernunft rang, — jetzt bin ich in Ruhe darüber, und kann mir kaum einbilden, deßwegen je beunruhigt geweſen zu ſein, — ſollte einſt auch, im Beſitze meiner göttlichen Wilhelmine, alle Gewiſſensunruhe wegfallen? — ich hoffe es, vielleicht ſchon, wenn es nur einmal geſchehen iſt, daß ich Diotima'n mein Verhältniß mit Wilhelminen geſagt habe, aber ſchwer wird mir dies werden, denn oft wollte ich es ihr ſchon ſagen, und ſie vermied es allezeit.

Aber nothwendig iſt es, daß ſie es weiß, und vielleicht iſt es jetzt die Zeit, wo ſie es am beſten erträgt, denn faſt nie ſah ich ſie am Geiſte ruhiger und am Körper geſünder, als jetzt.

Wilhelmine muß aber auch mein Verhältniß mit Diotima ganz wiſſen, und dann glaube ich ruhig ſein zu können.

Dies, Freund, iſt nun mein einziger Kummer; ſage mir, ob ich wirklich geſündigt habe, oder ob ich mich umſonſt gräme? und was du von meinem Entſchluſſe hältſt? Wilhelmine kann ich nicht verlieren, denn wir ſind verbunden durch die feſteſten Bande der Liebe und Tugend, und nichts kann uns trennen, als was uns von der Tugend trennte, — aber Diotima, wie kann ich dieſer die meiſten trüben Stunden erſparen? Nun, wenn ſie mich wirklich liebt, ſo wird ſie einſehen, daß ich nur in Wilhelminens Armen glücklich ſein kann, und liebt ſie mich nicht edel, nun ſo wär' ich ohnedies frei.

Kaum bleibt mir nur noch etwas Raum übrig, einiges von meiner göttlichen Wilhelmine zu ſchreiben; ſie iſt nun entſchloſſen, ihre Liebe zu mir bei nächſter Gelegenheit ihren Aeltern zu ſagen, und ich hatte ſie vergangenen Dienſtag Herrn von Grundherr vorgeſtellt, und werde ihm morgen ſagen, daß er meine künftige Gattin geſehen hat.

Nun bin ich mit dem Band von Plato fertig, ich gab ihn aber Herrn von Grundherr.

Dein Freund.

120. An Oſterhauſen.

Nürnberg, den 17. Oktober 1788.

Beſter Freund!

Ich hoffe, du wirſt ſo ſehr eilen, als du kannſt, und Alles, was du in Altorf zu thun haſt, anordnen, ehe deine Kollegien geſchloſſen ſind. Ich werde auch dafür ſorgen, daß hier alles in Ordnung kommt.

Dieſe Woche war ich zweimal um Wilhelminen; das erſtemal in einer heitern Nacht, wie in Zeiten des Frühlings, das zweitemal, am Donnerſtag, war es trüber, neblichter Herbſtabend. Wir ſahen den Mond aufgehen, der aber kaum durch die Wolken brechen konnte, doch war es für uns ein ſtattliches Schauſpiel, denn unſere Herzen floſſen in Liebe zuſammen. Sie lehnte ſich an meine Seite, und alle meine edleren Gefühle erwachten, ſie war im Anfange etwas traurig, aber die Fülle meiner Empfindung drang in ſie über, wir verließen dieſe Szene und ſuchten einen Stein zur Ruhe, und den fanden wir auf dem Platze, der mir Urſach vieler Leiden, aber noch mehrerer Freuden war. Der Wind hatte faſt ſchon alle Bäume entlaubt, und die Stunde der Trennung drängte ſich unſerer Seele auf, aber die Hoffnung ſproßte auch in meiner Seele: Getroſt, Wilhelmine, ſagte ich, ich werde dich einſt als unentweihter Jüngling in meine Arme faſſen, und als edler Mann an deiner Seite leben, — ſie hatte mit ihren beiden Händen meine Linke gefaßt, mein rechter Arm war frei, und ich ſchlang ihn um ſie, das erſtemal ſeit ich ſie kenne, ihr Auge, von Gefühl ermattet, ſenkte ſich nieder; „dies ſind ſchöne Hoffnungen,“ ſagte ſie mit rührender Stimme, und: Zweifelſt du an ihrer Erfüllung? erwiederte ich, fürchteſt du von dir, von mir, oder vom Schickſal? Hier erhob ſich ihre Seele, und ihr Auge erhöhte ſich nach einem einzelnen blinkenden Stern: „Von mir nicht das geringſte, ſagte ſie, von dir auch nicht, und das letzte kann uns um nichts ſchlimmer machen,“ — hier erhob ſich ihr Antlitz gen Himmel, ihr Auge wurde feucht, dies verrieth mir ein ſchimmernder Stern, ſie ſchien aufgeſchwungen zu höheren Regionen, mein Auge blickte in das ihrige, und mein Geſicht ſank an ihre Bruſt, meine Lippe lechzte nach der ihrigen, aber lange mußte ich ſchmachten, bis ſie geſättigt war von hoher Empfindung im Fluge zur Gottheit, dann blickte ſie auf mich und ahnete mein Sehnen, und beugte ſich herüber, und ihr ſanfter Mund berührte meine Wange, und unſere Seelen ſchwebten auf unſeren Lippen, und vereinigten ſich; ſo war ich noch nie in Wonne der Liebe verſenkt! Aber bald kam die Trennungsſtunde, und ich mußte mich aufraffen aus dem ſüßeſten Genuß, aber ich that es ohne Widerwillen, kein Seufzer nach längerer Dauer entſtieg meiner Bruſt, nur als ich völlig von ihr ſchied, ward ich etwas traurig. — O wenn ich mich einmal nie mehr von ihr trennen darf, dann werden meine Tage hinwallen wie ein einiger Frühlingsmorgen, und keine meiner Pflichten mir ſchwer werden. — Künftigen Sonntag, wenn es nicht ſtürmt, komme ich mit ihr auf den — — — zuſammen, dann werde ich ſie im Tanze umarmen. —

Nun, Freund, verzeihe mir, daß du diesmal die Schwärmerei eines Verliebten leſen mußteſt, aber der, der allen meinen Kummer mit mir theilt, der ſoll auch alle meine Freuden wiſſen. Lebe wohl.

Dein Freund.

121. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 18. November 1788.

Wilhelmine!

Dir, meine Beſte, habe ich es zu verdanken, daß ich weder hier noch auf der Reiſe eine trübe Stunde hatte. Der Gedanke an dich erheitert meine Seele und macht mich ſtark; zwar fern von dir zu ſein, iſt etwas hart, aber zu wiſſen von dir geliebt zu ſein, überwiegt allen Kummer, nichts das mich beugen könnte, ſo lange ich deiner Liebe werth bin. Du allein fehleſt mir noch, um ganz glücklich zu ſein, aber ich ertrag' es willig, weil ich dieſe Trennung als den Weg zu unſerer ewigen Vereinigung anſehe —. Schreibe mir ja bald, ob auch du heiter biſt, ob keine Bedrängniſſe deine Seele drücken; ich bitte dich, verhehle mir nichts, vielleicht kann dich doch mein Troſt aus der Ferne bisweilen aufrichten, denn ob ich gleich deinen edeln Geiſt kenne, ob mir gleich die Stärke bekannt iſt, mit der du dein Schickſal bekämpfſt, ſo giebt es doch Augenblicke, wo uns etwas minder entſchloſſener der Troſt unſerer Freunde zu Statten kommen kann, und wärſt du nie des Troſtes benöthigt, o ſo verſchweige mir dennoch nichts, und gönne mir das Vergnügen dich zu tröſten! — Hier, meine Beſte, lebte ich bisher ſo ziemlich heiter, war ſchon auf einer Kirchweihe, und habe ſchon getanzt; freilich hätte ich lieber mit dir getanzt, aber weil dies nun nicht möglich war, ſo mußte ich mich darein ergeben, und war ſo vergnügt, als es mir übrigens möglich war —.

Meine Hausfrau iſt ein ſchönes und ziemlich vernünftiges Weib, ſie hat noch zwei ledige Schweſtern, von denen die ältere Mariane, ein ſehr ſanftes Mädchen, einen Geliebten hat, der aber wegen ſeiner Ausſichten am Hofe und ſeiner vornehmen Familie ſie ſchwerlich wird heirathen können. Die jüngere iſt erſt vierzehn Jahr alt, und noch ziemlich Kind, ungeachtet ihres anſehnlichen Wuchſes.

Dies ſind nun meine Bekanntſchaften, die ich hier habe, und wahrſcheinlich auch haben werde; mit meiner Hausfrau werde ich bald ſo vertraut ſein, daß ich ihr von dir erzählen kann, und dann bin ich zufrieden —.

Schreibe mir doch, wie dir meine Magd gefiel, wenn du dieſe Zeit über um ſie warſt. Auch wenn du mir von den Büchern, die du lieſeſt, einige Rechenſchaft geben möchteſt, wäre es mir ſehr angenehm, denn hier erfahre ich ſehr wenig von Schriften zur Unterhaltung. Lebe wohl. Ewig

dein **Eduard**.

N. S. Verſäume ja nicht die nächſte Gelegenheit mir zu ſchreiben; ſo wie die Neuheit der Gegenſtände den auffallenden Eindruck auf mich verliert, ſo fühle ich deine Abweſenheit um ſo ſtärker; ich ſehne mich nach einer Zeile von deiner Hand, wie ein Lechzender nach der Quelle; ſchreibe, und gieb mir meinen Muth wieder, denn du allein kannſt dieſes, und wirſt es auch wollen. Unglücklicherweiſe vergaß ich deine Briefe mitzunehmen, und bis ich nun einen von dir erhalte, bin ich wie in einer öden Wüſte. Von meiner Hausfrau ſoll ich dir ein Kompliment ſchreiben, mit der Bitte, ihr unbekannter Weiſe ſo gut zu ſein, als ſie dir iſt.

122. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 8. Dezember 1788.

Wilhelmine!

Wie iſt es möglich, daß du meiner ſo lange vergeſſen kannſt, oder werde ich auch von dir verkannt, biſt du auch, weil es die ganze Stadt iſt, wie die Frau Pfarrerin ihrem Sohn ſchrieb, von meinem ſchlechten Karakter überzeugt? O nein, meine Getreue, du kennſt mich, und es giebt auch noch mehrere Freunde in Nürnberg, die mich kennen, die wiſſen, daß ich gewiß nicht auf Koſten meines Freundes in Würzburg wohnen werde; daß ich mein Zimmer ſo gut bezahle, als er das ſeinige, und daß es gewiß kein Verbrechen iſt, mit mir in Einem Hauſe zu wohnen, daß ich wohl noch meine Wäſche kaufen kann, und daß ich gewiß nicht unter jene Kreaturen gehöre, denen keine Niederträchtigkeit zu groß iſt, wenn ſie nur etwas dadurch erſparen können, welchen mich die Frau Pfarrerin zugeſellt. Ich würde dich verſchonen, dir Nachricht von dieſen unbedeutenden Inſektenſtichen zu geben, wenn ich nicht wüßte, daß dir die Sachen ſchon bekannt wären und du vielleicht mehr Wirkung von ihnen fürchteſt, als ſie haben konnten.

Traurig iſt es mir gewiß, die Aeltern meines Freundes, die ich nie beleidigte, zu meinen geſchwornen Feinden zu haben, ihm den Kummer zu verurſachen, zwiſchen mir und ſeinem Vater zu wählen, und ſich den Vorwurf machen zu laſſen, einen Nichtswürdigen mehr als ſeine Aeltern zu lieben, — aber, Wilhelmine, du kennſt mich, daß ich fortwandle meine Straße zu meinem Ziele, und die Stiche ſummender Mücken nicht ſcheue; habe ich dich nur nah, dann bin ich mir genug, aber du — nein, es beleidigte der Gedanke, wenn ich ihn hinausdächte, nein! du kannſt mich nie verlaſſen! Es iſt gewiß nicht deine Schuld, daß ich noch keine Zeile von deiner Hand hier beſitze, gewiß haſt du mit Hinderniſſen zu kämpfen. O wie viel Kummer wirſt du noch um meinetwillen haben, aber getroſt, edle Seele, Wahrheit wird noch ſiegen, wo nicht hier doch jenſeits des Grabes, und vielleicht auch noch hier lohnt uns die Gottheit, laß uns nur ihren Segen verdienen, er wird gewiß nicht ausbleiben —.

Aber doch bitte ich dich, wenn ſich Unmöglichkeiten nicht gegen dich aufthürmen, gieb mir bald Nachricht von dir, daß ſie mich ſtärken die Zeilen, geſchrieben von einer Hand, die ihr Ziel in die Unendlichkeit ausſteckte, — daß er wieder erneuert wird der Troſt: du haſt eine Geliebte, die mit gleicher Entſchloſſenheit den Weg der Wahrheit wandelt, verkannt wird wie du — aber die Beiſpiel iſt in Großmuth und Seelenſtärke, es zu ertragen —.

Wenn nicht Entfernung von dir und Kränkungen meines Freundes durch ſeine Aeltern mir einigen Kummer verurſachten, ſo lebte ich hier ziemlich ruhig; meine Freunde mögen dir mehr erzählen. Meine Bekanntſchaft allhier wird auf das vierzehnjährige Mädchen beſchränkt bleiben, von dem ich dir ſchrieb; ſie hat Fähigkeiten und ein ſanftes Herz, ich werde ihr allen Unterricht geben, den ich meiner Schweſter geben würde, und ſie ſcheint Zutrauen zu haben ihn anzunehmen; — um ſie völlig zu bilden fehleſt nur du, mein Unterricht kann dein Beiſpiel nie erſetzen, aber vielleicht wird Eliſe doch werth, Wilhelminens Freundin zu ſein.

O könnte ich dir ſagen, welche Erhebung des Geiſtes mir der Gedanke an dich iſt! O wenn du gleiche Stärkung bei den Gedanken an mich fühlſt, dann laß die Hölle ſich verſchwören und alle Freunde von uns fliehen, es werden unerſchüttert ſtehen Wilhelmine und ihr

Eduard.

123. An Wilhelmine.

Nürnberg, den 30. Dezember 1788.

Wilhelmine!

Dein Brief beunruhigte mich, denn ich kann ſie mir denken, die Lage, in welcher du ſein mußt, — aber nur Geduld, edle Seele, endlich erhält Wahrheit dennoch den Sieg. Sie kommen ja nicht unerwartet, dieſe Leiden, wie oft waren ſie der Gegenſtand unſerer Geſpräche? und wie oft ſagten wir einander, daß wir ausdauern wollten, und für nichts ſorgen, als daß wir durch unſere Liebe beſſer würden, dann könnten wir auch glücklich zu werden hoffen, — und gewiß ſind dieſe Gedanken noch lebhaft in deiner Seele, und werden der Schwermuth ihre Macht benehmen; — aber ich danke dir, daß du mich Theil nehmen ließeſt an deinem Kummer, und mir die Freude gönnteſt, ihn mit dir zu theilen —, bereue es nicht, ſo offenherzig geweſen zu ſein, denn ich kenne kein größeres Glück, als Freude und Leid mit meiner Wilhelmine zu theilen. Auch die Frage verzeihe ich dir gerne, ob ich dich noch ſo herzlich, ſo treu liebte, wie ehemals, denn ich weiß, daß du nie zweifelſt, ſondern daß du ſie nur gerne beantworten höreſt, und ich werde ſie dir jederzeit beantworten wie damals, als wir den Bund unſrer Liebe errichteten, mit einem Ja, das ewig unverändert bleiben ſoll?

Leuchſens Betragen iſt mir nicht unerwartet, ich warnte ihn, und er hielt meine Warnung für Mißtrauen —. Sage ihm, er ſoll an mich ſchreiben, ich will dann ſehen, was ich thun kann; für dich wird das beſte ſein, in ſeiner Geſellſchaft meiſtens von mir zu ſprechen, und übrigens ſo gefällig gegen ihn zu ſein, als es ſein kann, wähle dir bisweilen zur Unterhaltung mit ihm die Ausforſchung ſeines Kummers, ungefähr ſo, wie dir noch einige Unterhaltungen zwiſchen mir und ihm werden erinnerlich ſein.

Dein Urtheil über Knüppel's Rechte der Natur und Menſchen iſt auch das meinige, aber demungeachtet iſt es das Buch, von dem ich dir erzählte, daß es einſtens einen ſo tiefen Eindruck auf mich machte, aber das hing damals von meiner Stimmung ab, jetzt iſt es mir faſt langweilig, — aber auch von dir möchten vielleicht manche vormals geprieſene Bücher gleiches Schickſal erfahren. — Ich las hier eine Broſchüre, dieſe laß dir anbefohlen ſein: Ueber Aufklärung, Berlin 1788, erſte und zweite Fortſetzung. Dies iſt eine Schrift eines feurigen, edlen Mannes und wahren Menſchenfreundes; gieb Müller den Auftrag, ſie für dich aufzuſuchen. Noch von einem Buche gab mir Herr Winkler aus Wien Nachricht, es heißt: Trakimore, oder über das goldene Weltalter, aus dem Engliſchen, 1788. Wenn Müller es auftreiben kann, ſoll er es leſen, und wo möglich mir auch überſchicken, oder einen weitläufigen Auszug daraus, denn er lobte es außerordentlich. Der Verfaſſer iſt Warens, Doktor der Medizin aus Philadelphia.

Meinen zweiten Brief wirſt du unfehlbar erhalten haben, ich ſchrieb dir etwas vortheilhaft von einem Mädchen, und meine fernere Bekanntſchaft beſtätigt es; ich freue mich, daß ich doch hier auch eine Perſon fand, die meinen Eifer, Menſchen aufzuklären, belohnen wird. Uebrigens ſoll ich dir von jederman, der mich hier genauer kennt, Empfehlungen ſchreiben; es ſcheint, als wäre ihnen meine Liebe zu dir ein ſicherer Bürge deines Werthes. Lebe wohl. Ewig

dein Eduard.

N. S. Müller ſoll mir deine Silhouette ſchicken.

124. An Wilhelmine.

Würzburg, den 11. Januar 1789.

Wilhelmine!

O könnte ich ſelbſt zu dir eilen, und dir ſagen, wie ich dich liebe! Es iſt ſo was Trauriges, das volle, gepreßte Herz nicht ergießen zu können, nicht ſogleich Antwort zu erhalten, ſondern unſre Gefühle in todten, kalten Zeilen hinmalen zu müſſen, und lange zu warten, bis eine Kopei ihrer Beantwortung zu uns gelangt! —

Warum, meine Theure, mußten wir getrennt werden? warum konnten wir nicht beiſammen leben in unzertrennlicher Sympathie unſrer Herzen? wie geneigt iſt mein Herz, dieſe Fragen voll Ungeduld auszuſtoßen! Aber hat es Recht? Ohne mich zu bedenken, kann ich ſagen: nein! Die Vorſehung, Vertraute meines Herzens, beleidigt uns nie, fordern wir nur unſre Vernunft lebhaft genug auf, den Vortheil ihrer Leitungen zu ergründen, ſo finden wir ihn gewiß. Schwer wäre es geweſen, in Nürnberg zu deinem Beſitze zu gelangen, unmöglich, dich glücklich zu machen, das gewiſſe Unglück zu vermeiden, mußte ich fort, und mich auf ein mögliches Glück verlaſſen.

Den 15. Januar.

Hier, meine Beſte, wurde ich theils geſtört, theils erlaubte mir auch mein heftiger Katarrh nicht, weiter fortzufahren, und jetzt bin ich nicht mehr im Stande, wenn auch die Gedanken, doch nicht mehr den Ausdruck derſelben, den ich damals im Sinne hatte, zu finden; ich will dir alſo bloß den Inhalt, den mein Brief haben ſollte, erzählen. Ich wollte zeigen, wie unſre Liebe durch unſre Entfernung reiner und edler bleiben muß, als ſie vielleicht bei beſtändigem Umgang geblieben wäre, wie leicht uns hätte endlich mehr Gewohnheit als Geiſt der Liebe zuſammenführen können, daß ich noch nicht werth war deines beſtändigen Umgangs, weil ich noch nichts gethan habe, und in keiner Lage war, ohne ganz beſonderen Zufall, etwas zu thun, das Nutzen für die Menſchheit brächte, die ich auch noch nicht hinlänglich kenne; daß wir alſo erſt nach dieſem Winter unſerer Liebe einen blüthenreichen Frühling zu hoffen haben, und einſtens die Vorſehung gerechtfertigt finden werden, und jede unſerer jetzigen Klagen bereuen. Dies, Wilhelmine, wäre die Folge des obigen Anfangs geworden, du wirſt leicht im Stande ſein, ſie dir ausgeführt zu denken, und findeſt du Zweifel, ſo ſchreibe ſie mir. Ich fahre nun fort, dir nach meiner gegenwärtigen Lage zu ſchreiben.

Die Schwermuth, die im vorigen Jahre um dieſe Zeit Herr über mich wurde, würd' es auch jetzt wieder werden, wenn der Gedanke an dich mich nicht ſtärkte und meiner Vernunft zu Hülfe käme. Du biſt nun das einzige auf der Welt, das ich lieben kann, das mich wieder liebt, wie ich wünſche geliebt zu werden. Hier fand ich noch niemand, der ganz nach meinem Wunſche wäre, in deſſen Schoß ich meine Wünſche niederlegen könnte, niemand, der meine Entwürfe faſſen kann, ich bin allein, — und du, Wilhelmine haſt vielleicht gleiches Schickſal! Weil ich keine Geſellſchaft habe, und doch nicht allein ſcheinen darf, ſo beſchäftige ich mich wenigſtens mit den Perſonen, die um mich herum ſind, und dies macht ſie mir doch erträglich, denn gut und fähig ſind ſie doch meiſtens. Meine mehrſte Beſchäftigung iſt mit Eliſe, das Mädchen verſteht nun ſchon ziemlich Engliſch, und in einem Vierteljahr wird ſie auch ſchon ziemlich zeichnen; aber was kann das mir helfen, ich komme nur einige Stunden und bleibe immer allein. O wenn du hier wärſt, wenn ſich dein Beiſpiel mit meinem Unterrichte vereinigen könnte! Eliſe wäre wirklich das Mädchen, das du dir zur Freundin bilden könnteſt, ſie hat ein liebevolles, kindliches Herz, das zu allem Guten bereit iſt, aber vielleicht auch nicht genug Feſtigkeit beſitzt, um nicht verführt zu werden; ohne Beiſpiel und guten Führer iſt es alſo zufällig, welchen Karakter ſie bekommt, und ſo kann ich mir viele Mühe mit ihr geben, und nach mir kommt Einer, der mit kalter Hand die Keime des guten Samens wieder ausjätet, den ich in ſie geſtreuet habe! —

So iſt meine jetzige Lage im Ganzen noch immer, und wird es bleiben, ſo lange ich ſagen kann, ich bin ewig

Dein Eduard.

125. An Wilhelmine.

Würzburg, den 19. März 1789.

Wilhelmine!

Eine Stelle in deinem Brief läßt mich rathen, als hätteſt du etwas von deinen Gefühlen niedergeſchrieben, und wenn ich es treffe, ſo verſage es mir nicht; ich bat dich oft darum, mir dein Herz nicht zu verhehlen, und du verſprachſt es mir, — ich habe alſo Recht, es zu fordern, und erfüllſt du meine Erwartung nicht, ſo beleidigſt du mich; dies wäre das erſte, was ich dir ſagen wollte, ich traue deiner Antwort und erwarte ſie bald. —

Der Satz, den du aus meinem jüngſten Brief mir aushebſt, kann dir nicht neu ſein, du wirſt ihn ſchon oft von mir gehört haben, aber nie werde ich Gebrauch zu einer Entſchuldigung davon machen; denn iſt es gleich Fehler, in einer Liebe von dieſer Art veränderlich zu ſein, ſo iſt es doch nur Verbrechen für einen weiſen Mann, ſich einer ſolchen Liebe zu überlaſſen; die Stelle, in der jener Satz in meinem Briefe vorkommt, giebt ihm ſeinen wahren Sinn, der unmöglich mit vorurtheilsfreien Augen verkannt werden kann; wenn mein Betragen ſeit meiner Abweſenheit dir den Verdacht geben konnte, ich könnte dich vergeſſen, ſo hätte ich mit mehrerem Recht aus dem deinen ſchließen können, du hätteſt mich verworfen, wenigſtens aufgegeben. Ob das Gerücht von einer neuen Liebe erdichtet oder wahr iſt, weiß ich nicht, aber was an der Sache ſelbſt iſt, kann ich dir ſagen: wenn die Erfüllung der Pflicht, jedem Menſchen zu ſein was ich kann und darf, Untreue in der Liebe iſt, ſo habe ich mich ſelbiger ſchuldig gemacht, und bin nicht einmal geſonnen, dieſe Schuld zu bereuen, ſondern fortzuſetzen, — ein Mädchen, wie Liſette, einen Raub der Gecken werden laſſen, iſt mir unmöglich, und wer mich deßwegen tadelt, um deſſen Lob werde ich nie buhlen, — mein Herz gehört der Menſchheit, und wer mehr davon beſitzen will, als er nach dem Maße ſeiner Würde fordern kann, iſt aus der Zahl meiner Freunde vertilgt. — Es iſt nicht das erſtemal, daß ich dieſe Sprache führe, Wilhelmine, und ich wiederhole nicht gern ſchriftlich, was ich dir ſchon

oft ſagte, denn ich glaubte auf immer verſtanden worden
zu ſein. —
Nun komme ich auf den wichtigſten Punkt deines Briefs,
auf meine Verhältniſſe mit Mlle. Haaſin; ich ſagte ſie dir
ſchon, und kann nichts mehr hinzufügen; machte ſie ſich
chimäriſche Hoffnungen, ſo kann ich nichts dafür, ob ich mich
gleich nicht entſchuldigen kann gegen die Anklage, daß ich ſie
gemerkt und nicht mit Gewalt ausgerottet hätte, ich gab ihr
aber nie ein Recht dazu, ſondern in unſern erſteren Tagen
der Bekanntſchaft ſagte ich ihr deutlich, was ſie zu erwarten
hätte; vergaß ſie es, ſo mag ſie ſich jetzt nur wieder daran
erinnern; hatte ſie ſich etwan gerühmt, meinetwegen eine
Bekanntſchaft abgebrochen zu haben, ſo frage man ſie ob ich
ihr nicht vortrug, meinen Umgang, wenn er ihr hinderlich
wäre, ſogleich abzubrechen, und was verlor ſie? keinen Mann,
ſondern den bisherigen Umgang eines zu Schanden gerichteten
Menſchen, — meine Sorge, die ich für ſie trug, verdiente
dieſen Undank nicht, ich zog ſie aus der Vergeſſenheit hervor,
ich war ihr Arzt und ihr Freund; und alles, was ſie mir
nun ſchaden kann, iſt eine Zuziehung einiger Satyre meiner
Freunde, daß ich gegen ein Geſchöpf Freund war, welches an
meiner Herablaſſung genug gehabt hätte. Der Weg, den ſie
wählte, kann unmöglich dazu führen, mich als einen Mäd=
chenbetrüger darzuſtellen, vielmehr als Einen, den Mädchen
betrügen können, ob ich gleich eingeſtehe, daß letzteres nicht
viel weniger für mich kränkend iſt; doch werde ich mich durch
dieſe einzige Erfahrung für die Zukunft warnen laſſen, und
in keiner Delila Schoß mehr ſchlafen. — Sollteſt du wieder
mit ihr zuſammenkommen und ſie wieder von der Sache mit
dir ſprechen wollen, ſo antworte ihr nur aus obigen Gründen.
Ich wußte wohl, daß ich nur eine Figur im Parketſpiel an
ihr gelegt hatte, die nur ſo lange ihr gutes Anſehen behielt,
als ich verhinderte, daß nichts an ſie ſtößt, oder ich das
Verſchobene wieder ſogleich zurechtlegen konnte, aber ich fehlte,
daß ich nicht vorausſah, daß ſie, ſobald ich entfernt wäre,
der geringſte Stoß in völlige Unordnung bringen, und mir
dann Zeit und Geduld, ſie wieder zu legen, fehlen würde.
Mein Freund wird dir bald antworten und vielleicht

ſein Herz wieder gegen dich ausſchütten, welches er mir nun verſchließt, weil ich es nicht billigen kann, mit einem Mädchen an Liebe zu denken, welche ohne alle Ausſicht iſt, während der Zeit, daß ein anderes durch nicht völlig ungegründete Hoffnung den Verſtand verliert. Die Intrigue, die ich dem Glück ſeiner Liebe entgegenſtellte, und die ihm etwas deutlich zu werden anfing, ſcheint ſich faſt auch der Zärtlichkeit unſerer Freundſchaft entgegenzuſtellen. Müller wird von Künzel als Augenzeuge mehr erfahren.

Daß du mit Leuchſens Betragen zufrieden biſt, freuet mich, und zeigt, daß, wenn ich einen Karakter gegen die Meinung Vieler und auch gegen den Schein für gut halte, ich mich doch nicht allezeit irre.

Ich hoffe nicht, daß dich die freie Sprache dieſes Briefs beleidigen wird, und ſollte es ſein, ſo fürchte ich es nicht; denn entweder wird eine kurze Rückerinnerung aller von mir in den feierlichen Stunden, wo nur die ſtille Natur unſer Zeuge war, gethanen Aeußerungen dich über alle Aengſtlichkeit wegen der Aechtheit meiner Liebe erheben, und dir unſern gefaßten kühnen Entſchluß, daß nie unſere Liebe Zweck unſerer Handlungen, ſondern Mittel nach edlen Zwecken zu handeln, ſein ſollte, in ſeiner Hoheit vor Augen ſtellen, und dich ſtärken; oder, woferne dies nicht geſchehen ſollte, mich meinen Entſchluß nicht gereuen laſſen, aufrichtig geweſen zu ſein, weil, wer es nicht vertragen kann, es auch nicht verdient, und ich zu einer Zeit gewarnt wurde, ehe mir mein volles Vertrauen noch ſchaden kann. In Hoffnung, daß du Wilhelmine biſt, bin ich

Dein Eduard.

126. An Wilhelmine.

Würzburg, den 5. April 1789.

Wilhelmine, auf dich waren meine Hoffnungen gegründet, wenn ich verlaſſen, verkannt werden ſollte; wenn alle meine Wünſche, alle meine Handlungen, die Menſchen zu beſſern, mir nur ihren Unwillen, ihre Geringſchätzung zuziehen ſollten, dann glaubte ich noch von dir geliebt zu werden; wenn durch zu viele Kränkungen erbittert, durch zu viele fruchtloſe Verſuche müde gemacht, mein Glaube an die Würde der Menſchen ſchwankend gemacht, meine Ideale von Glückſeligkeit verlöſcht und die große Idee der Tugend mir bis zum Traumbilde ſollte herabgeſtimmt werden, dann glaubte ich mich durch einen Blick auf dich wieder erheben zu können, und an dir mich wieder der Würde des Menſchen zu verſichern; ſo, glaubte ich, würden die Früchte unſerer Liebe ſein, und ihre Blüthen berechtigten mich zu dieſer Hoffnung. Aber ach welch giftiger Hauch berührte dieſe Blüthen, daß jetzt ihre Früchte ſo zweifelhaft werden?

Wilhelmine, wie war es möglich, daß ſich Verdacht in deiner Bruſt feſtſetzen konnte, was konnte jene edlen Entſchließungen ſo ſchnell erſchüttern? wie oft verſprachſt du mir ewige Liebe, verſchmähteſt alle Warnungen, die ich dir ſelbſt gab, und trotzteſt jedem Pfeile des Schickſals und der Verläumdung, und jetzt ſcheinſt du ſo leicht zu wanken? Wie bewunderte ich damals deine Stärke, und wie nahe kam meine Liebe der Anbetung! Welcher Schauder ergriff aber mein Herz, als ich nun in deinem Briefe, der zugleich noch ſo viele Spuren von Größe hat, las: „Kein getheiltes Herz ich nicht mag!“ Wehe mir, wenn mein Herz nicht der Menſchheit, ſondern einem Mädchen angehörte; o Wilhelmine, es war nur dein, weil ich in dir die Würde der Menſchheit ehrte, und in dieſem Betracht bleibt es ewig dein, iſt meine Liebe dir ewig geweihet, weil ſie die einzige iſt, die mit der Liebe der Menſchheit beſtehen kann, weil ſie dieſe ſelbſt iſt.

Wilhelmine, wenn die Thränen in meinen Augen dich rühren können, wenn ich noch nicht allen Werth in deinen Augen verloren habe, ſo erhöre meine Bitte, und erhalte dich auf der Stufe, auf welcher du ſtehſt, verwehre deinem Herzen, ſich den Leidenſchaften gewöhnlicher Menſchen zu öffnen, und bewahre die Reinheit deiner Seele. —

Vielleicht, wenn du dies lieſeſt, wirſt du glauben, ich thäte dir Unrecht, denn dein Herze ſchlägt noch edel, und deine Seele fühlt ſich über das Gewöhnliche erhaben, und es täuſcht dich nicht, dieſes Gefühl; aber eben weil deine Seele noch groß iſt, ſpreche ich ſo mit dir; die Leidenſchaften ſchmeicheln ſich ſo ſanft in unſer Herz ein, und jeder, der mit uns umgeht, ſucht ihnen den Eingang zu erleichtern; der Menſch, der die Wahrheit ſucht, der nach Tugend ſtrebt, hat gar ſelten einen Freund, der ihn darin unterſtützt, er iſt den Menſchen ein Beiſpiel, das ihnen ihre Vernunft zur Befolgung vorhält, und das ſie nicht befolgen wollen, ſie ſuchen ihn daher entweder zu vertilgen, zu verläumden, um der Vergleichung mit ihm zu entgehen, oder ihn zu ſich herabzuwürdigen und in ſeinem Herzen die Keime der Neigungen zu erwecken, die ſie hindern, ihm gleich zu kommen. Dies iſt die Gefahr, vor welcher ich zittre, für mich ſelbſt und für dich. Verzeihe es daher meiner Zärtlichkeit, wenn ich dich nicht genug warnen zu können glaube; je näher wir eine Gefahr kennen, deſto mehr zittern wir, wie wenn wir unſern Freund in ihr ſehen, und du wirſt mir dieſe Sorgfalt verzeihen, ſie iſt die Wirkung meiner Liebe; meiner Liebe, die dir noch ganz ſo blieb, wie du ſie je hatteſt, und die nur da etwas ſchwankte, als du an ihr zweifelteſt.

Wilhelmine, haſt du das Vertrauen auf mich verloren, glaubſt du ein Geheimniß vor mir haben zu müſſen, kannſt du dich nicht mehr ohne alle Beſorgniß in meine Arme werfen, o ſo gewähre mir noch dieſe Bitte und geſtehe es mir frei, ſei ſo großmüthig und nehme keine Ergebenheit an, die du nicht erwiedern willſt, geſtehe es mir frei, und ich habe dann zwar niemand mehr, deſſen Liebe mich tröſten könnte, aber ich bin auch frei von grundloſen Hoffnungen, die mich nur an den Rand der Verzweiflung führen könnten; ich will dann verſuchen, ob ich nicht ohne Gefährten die dornigten Pfade des Lebens wandeln, nicht durch ſie dem Lichte nachgehen kann, das mir jenſeit des Grabes ſchimmert, und vielleicht iſt die Gottheit ſchon hier ſo gütig, mir einige Roſen hervorkeimen zu laſſen, und ich will jede pflücken und keine unachtſam zertreten, aber ſie werden mich vielleicht ärger verwunden, als die Dornen, wenn ich ſie mit niemand theilen, ſie nicht für dich, ſchöne Seele, brechen kann. — Doch ich will über nichts murren, die ewige Vernunft, die mir Freuden beſchloß, wird ſie mir auch genießen lehren. —

Den 9. April.

Heute genoß ich das erſtemal die freie Luft und den Zauber einer heitern Mondnacht, aber ohne mitfühlenden Freund, und doch nicht ganz allein; Siebold war mit mir, ganz allein wäre ich des Gedankens an dich fähiger geweſen, und nicht in meinen Phantaſieen geſtört worden.

127. An Wilhelmine.

Würzburg, den 16. April 1789.

Wilhelmine!

Ich ſchicke dir dieſe in einer etwas traurigen Stunde hingeworfenen Gedanken, ohne ſie zu ändern, denn ich will, daß du mein Herz kennen ſollſt, wie es iſt; ich ſuche dir keine Fehler und Gebrechen deſſelben zu verhehlen, denn ich erwarte von dir Rath, ſie zu heilen; mit geringer Mühe könnte ich vielen meiner Handlungen einen andern Anſtrich geben, und ſie auf gefällige Art einkleiden, aber ich will keine Mühe verlieren, meine Fehler zu verbergen, ſondern ſie einzig und allein anwenden, ſie zu verbeſſern, und du verſprachſt mir, mir darin beizuſtehen. Aber warum hielteſt du nicht beſſer Wort, warum konnte dich das Geſchwätz eines Mädchens in deinem Vertrauen ſtören? Ich mache dir keinen Vorwurf, daß es dir den Geliebten verdächtig machen mußte, aber auch den Freund? Iſt es nicht Pflicht, dieſen von allem zu benachrichtigen, was ihn angeht, verdiente meine Aufrichtigkeit keine Erwiederung? Ach es koſtete mich viel, mich in geſetzter Stimmung zu erhalten, da ich keine Aeußerung meiner Liebe von dir erwiedert ſahe, — nur durch die äußerſte Anſtrengung meiner Kräfte gelang es mir, mich von der Zerſtreuung, in die mich ängſtliche Sorgen verſetzten, zurückzuhalten; kein Wunder, wenn in einigen meiner Briefe eine gewiſſe Härte und ein eitler Stolz ſichtbar iſt, es ſind krampfhafte Bewegungen eines von Kummer gepreßten Herzens; denke dich in meine Lage! Deiner Geſinnungen ungewiß, von Grundherr keine Antwort auf drei Briefe, lange von Schäfer nicht, Nachricht von unſchicklichem Betragen einer Perſon, die ich für edel hielt, Antheil an den Schickſalen meines Freundes und Schäfer's, und niemand, dem ich klagen konnte, denn mein Freund hatte theils ſelbſt Aergerniß genug, theils achtete er nicht auf mich; es würde zu lang, dir alles zu ſchildern, genug, trotz allen Kampfes gelang es mir doch nicht, mich ſo gänzlich vor Zurückziehung zu hüten, daß ich nicht gegen meine meiſten Bekannten allhier wieder fremd geworden wäre. Suche den Antheil, den mir dein Schwanken in dem Vertrauen auf mich brachte, wieder gut zu machen, und gieb mir Gelegenheit, manchmal im Schreiben an dich die ſüßen Stunden zu wiederholen, die wir oft in traulichen Geſprächen hinbrachten, denn ohne deine Antwort wagt es nicht mehr an dich zu ſchreiben

Dein Eduard.

N. S. Gieb mir doch Nachricht vom bisherigen Betragen der Mlle. H—.

128. An Wilhelmine.

Würzburg, den 11. Mai 1789.

Wilhelmine!

Wie die Natur neues Leben ausgießt, ſo bekommt auch unſere Liebe wieder neue Stärke. Geiſt und Leben goß ſich in alle meine Glieder, da ich deinen Brief las; ſo habe ich mich doch nicht geirrt, ſagte ich, daß ſie die große ſchöne Seele iſt, für die ich ſie hielt, und auch da nicht, daß ſie mich liebt! Ich bedaure deinen Kummer, Wilhelmine, aber ſchaden kann dir die Lehre doch nicht, auch ich, meine Beſte, hätte oft können mißtrauiſch werden, wenn ich die Stimme der Verläumdung gehört, aber wann barg ich dies Mißtrauen in meiner Bruſt? fragte ich dich nicht gleich ſelbſt? Doch weg mit der ganzen Sache, auch mein letzter Brief gehört dazu, ich war mir ihn zur Ehrenrettung ſchuldig, aber kränken ſoll er dich nun nicht mehr.

Ich liebe dich jetzt wie allezeit, und wenn auch meine Liebe unter dieſen Umſtänden etwas wankte, ſo war es nicht Kälte des Herzens, ſondern Furcht, mich in dir betrogen zu haben, und ein Mädchen, gleich den andern, für mehr gehalten zu haben, ihr zu Liebe den Plan meines Lebens geändert und alle meine Hoffnungen auf ſie geſetzt zu haben; daß es mich tief kränkte, wenn ſich dieſe Gedanken mir aufdrängten, wirſt du wohl glauben können.

Es war keine kalte Phantaſie, was in einigen Briefen, die du von hier aus erhieltſt, herrſchte, es war die Sprache meines innerſten Gefühls; wie ſehr mußte es mich daher beleidigen, dieſe Empfindungen nicht geachtet zu ſehen, was mußte ich denken, entweder du kannſt ſie nicht faſſen, oder du hältſt ſie für geheuchelt, eine traurige Wahl!

Ich verbarg dir nie die Größe der Forderungen, die ich an dich mache, ich ſagte dir, daß ich eher jederman, als dir, verzeihen könnte, ich machte dieſe Erklärungen meinen Freunden, und nun ſchien ich mich geirrt zu haben! — Ich verbarg dir keinen meiner Fehler, ich ſchmeichelte dir mit keinen ungewiſſen Hoffnungen, und nun ſchien ich von dir für einen Betrüger erklärt zu werden! — War es mir wohl zu verzeihen, wenn ich aufgebracht wurde? Dem Kummer zu unterliegen, iſt mein Geiſt zu ſtark; aber unerſchüttert zu bleiben, iſt er zu menſchlich. —

Hier, Wilhelmine, ſage ich es dir noch einmal, glaube niemand, wenn er von mir ſpricht, als mir ſelbſt, ſonſt wirſt du unnöthigen Kummer haben; unſere Liebe iſt zu beiſpiellos, zu erniedrigend für gemeine Seelen, als daß ſie nicht alle ihre Pfeile gegen ſie richten ſollten; aber ſo lange du ſo viel Vertrauen in mich ſetzeſt, als ich in dich, ſo werden wir feſte ſtehen und jedem Ungewitter trotzen; ſobald wir uns aber gegen uns ſelbſt hüten wollen, ſo ſind wir verloren. — Wilhelmine, o ich bitte dich, bereite den Thoren dieſe Freude nicht, daß ſie uns fallen ſehen, daß ſie mit Fingern auf uns deuten, und ſagen: Siehe, dieſe wollten anders ſein, als unſereiner, und ſich aufſchwingen in geträumte Regionen der Vollkommenheiten, kommt her und ſehet ſie gefallen! Dieſe Stimme glaubte ich ſchon zu vernehmen, was mußte ich dadurch leiden! —

Nicht um mich, um meinen Ruhm, um meine Freude, wäre es mir, wenn ich zu fallen ſchiene von der Höhe, nach welcher ich klimme, ſondern um die Tugend, die dann in mir verſpottet würde, um den Muth, der vielleicht in Andern, die ſich auch erheben zu können glaubten, niedergeſchlagen würde, und meine Freunde, die dann auch über ſich müßten Hohn ſprechen laſſen, — dies ſind die Qualen, die ich fürchte, und um derentwillen ich dich noch einmal auffordere, Wilhelmine, bewahre die Reinheit deiner Seele!

Ich liebe dich, aber noch mehr die Wahrheit und die Tugend; ſchwer würde mir aber doch der Kampf zwiſchen dieſen und dir, erſpare mir ihn, und ſei immer wie du warſt, dann hoffe ich nie zwiſchen dir und Wahrheit wählen zu dürfen. Und ſie wird mich nicht täuſchen, dieſe Ahnung, daß wir ewig auf der Bahn der Wahrheit und Tugend mit einander wandeln, daß niedere Leidenſchaften uns nicht ſtören ſollen, und daß mein Herz nie wird getheilt ſein dürfen, weil das, was es liebt und lieben ſoll, nie getheilt ſein wird.

Wenn der Endzweck unſerer Liebe der Endzweck gewöhnlicher Menſchen wäre, ſo wäre unſer Liebeshandel der albernſte, der ſich je angezettelt hätte, denn wo ſind die Hoffnungen ſchneller Vereinigung, welche Vergnügungen — aus dieſer Leute Geſichtspunkt betrachtet — gewährte er uns noch? Aber der Vorſehung ſei Dank, ein edleres Ziel iſt unſern Bemühungen ausgeſetzt, beſſer zu werden durch wechſelſeitiges Beiſpiel, ewig uns durch die genaueſte Verbindung auf dieſer Bahn zu erhalten, das iſt der Endzweck unſerer Liebe, iſt der Endzweck unſerer Beſtimmung, laſſe uns alſo nie davon abweichen, und laſſe jede Verirrung uns behutſamer machen.

Nun lebe wohl, genieße des Frühlings und antworte bald deinem dich ewig liebenden

Eduard.

N. S. Ich erfahre ſo gar nichts von deinem Klavierſpielen, deinen Lieblingsliedern, deiner Lektüre, iſt dir denn alle Zeit geraubt, oder benutzeſt du ſie beſſer durch weitere Fortſchritte, als durch Erzählung der gemachten? Ich glaube, daß es ſo iſt, aber doch einem Freund eine Freude zu machen, iſt auch keine Zeitverderbniß.

129. An Wilhelmine.

Würzburg, den 15. Mai 1789.

Wilhelmine!

Nun wird mir immer die Schlinge deutlicher, welche die Bosheit uns legte; traurig, daß es dir bald gelungen, dich zu verwickeln! aber ich hoffe, es ſoll nie mehr geſchehen. Vor allem warne ich dich vor Dörrbaum wie vor einer giftigen Natter, er iſt einer der verruchteſten Menſchen, die ich kenne! — O warum ſchriebſt du mir nicht gleich deutlicher, woher du das Gerüchte, und noch mehr Nachrichten, die deine Ruhe ſtörten, hatteſt? —

Noch etwas muß ich dir ſagen, man will Briefe, die du verlierſt, gefunden haben, und ich würde in Verſuchung ſein, dich um mehr Behutſamkeit zu bitten, wenn nicht von den meiſten dieſer Briefe ein Inhalt angegeben würde, der ſich in keinem findet, als z. B. daß ich und mein Freund inkognito nach Nürnberg kommen wollen, u. dgl. m. Was ſie mit dieſen Lügen wollen, ſehe ich noch nicht ganz ein.

Ich bitte dich alſo, meine Theure, vertraue dich niemand außer meinen Freunden, ſei behutſam in deinen Handlungen und Reden; Klugheit allein, nicht Großmuth, kann dich retten; Waffen und Kühnheit können wohl gegen Löwen ſchützen, aber von einem Schwarme Ungeziefer kann man ſich nur durch ausgeſetztes Gift befreien. Vor allem muß ich dir dieſe Behutſamkeit rathen, da Satzinger und noch Einige ſich Mühe geben, meinen Vater in ihr Intereſſe zu ziehen, und wie leicht könnte ihnen dieſes gelingen. —

Dann beſchuldige den Vater meines Freundes nicht zu viel, du mußt bedenken, daß er Drechſel und Dörrbaum zu Aufwieglern hat, und daß er leichtgläubig iſt. Auch deinem Vater, ſollte er dich noch ſo ſehr beleidigen, begegne jederzeit mit der Achtung, die du ihm ſchuldig biſt, er liebt dich, wünſcht dein Glück, aber weiß nicht, worin die Glückſeligkeit beſtehet; ich bitte dich daher auch, jede Handlung zu vermeiden, die ihn in ſeiner Meinung zu beſtätigen ſchiene.

Wenn es möglich iſt, ſo gieb mir baldigſt Nachricht von deiner Lebensart, Bekanntſchaften und den Perſonen, die dir etwas von mir erzählen wollten, ich lebe ſonſt in völliger Ungewißheit, und weiß nicht was ich glauben ſoll, weil manche andere Nachrichten ſo ſchwer zu vereinigen ſind.

Uebrigens ſei gutes Muthes! Wahrheit und Tugend wird endlich doch noch ſiegen. Laß Schwermuth ſich nie deiner Seele bemächtigen, ſie verhindert uns klug zu handeln und verdunkelt unſre Tugend. Die Strahlen des Morgenroths müſſen deine Menſchenliebe entflammen, und mit dem ſanften Purpur der Abendröthe müſſen alle erlittenen Kränkungen aus deinem Gedächtniſſe verſchwinden. —

Im ſtillen Thal, wenn hinter Wäldern
Die Abendſonne von den Feldern
Auf frohes Wiederſehen ſcheidet,
Iſt uns die Gottheit nah.
Und für ein Herz, der Freude offen,
Das ſich mit Dank und ſüßem Hoffen
Am letzten Purpurſchimmer weidet,
Iſt dann der ganze Himmel da.

Folge mir alſo, meine Theure, und ſei ruhig; wenn Edelmuth die Quelle unſerer Handlungen iſt, wenn wir ſie unverholen vor den Richterſtuhl der Vernunft bringen dürfen, was haben wir zu fürchten? Freilich iſt es immer kränkend, gegen Neid und Bosheit kämpfen zu müſſen, die Menſchen taub für Wahrheit und achtungslos gegen die Tugend zu finden; aber dies muß uns doch tröſten, daß der Beifall der Menge nicht der Lohn iſt, nach dem wir ſtreben, ſondern daß es uns die Pflicht iſt, — keineswegs glaube ich aber, daß das allgemeine Urtheil der Menſchen uns ungeprüft zu verwerfen iſt, o nein, ſobald wir finden, daß wir in einer Sache entweder keine Nachahmer oder allgemeine Tadler finden, ſo ſollen wir genau unterſuchen, ob es Pflicht iſt, ſo zu handeln, und iſt es dies nicht, ſei die Handlung auch groß und erhaben — ich will, man unterlaſſe ſie! — iſt es aber Pflicht, dann ſoll uns die Neckerei Schwacher oder die Verfolgung Boshafter nicht mehr davon abhalten, als die Steinwürfe von Knaben den Lauf eines Stroms zurückhalten.

Lebe nun wohl und denke in jeder Kränkung, die dir zugefügt wird, daß jemand lebt, der ſeine Glückſeligkeit mit der deinigen in Eine Wagſchale legt, der ſein ganzes Schickſal an die Ueberzeugung wagt, Wilhelmine iſt edel und gut, und täuſchet mich nicht! Und dieſer bin ich.

Dein Eduard.

130. An Wilhelmine.

Würzburg, den 15. Juni 1789.

Wilhelmine!

So wie du der Gegenſtand meiner Gedanken auf meiner Reiſe warſt, ſo biſt du meine erſte Beſchäftigung hier. Wollte ich meine Herreiſe beſchreiben, ſo würde ſie faſt nichts enthalten, als die verſchiedenen Geſpräche, die ich bei den mir vorkommenden Gegenſtänden in meiner Phantaſie mit dir hielte, ſo war meine Reiſe größtentheils eine angenehme Unterhaltung mit dir. Was mir übrigens begegnete, werde ich Künzel ſchreiben.

Meinen Freund traf ich hier dem Anſchein nach nicht recht heiter an, und meine Nachrichten von dem Betragen ſeiner Geſchwiſter gegen mich, dich und ihn machten ihn traurig, ſonderlich als ich ihm die Urſachen von dem Zwiſte zwiſchen dir und deiner Schweſter erzählte. — Er hält dich nun für ſeine einzige Freundin; du wirſt auch, hoffe ich, durch eine baldige Antwort auf ſeinen Brief dies Zutrauen zu belohnen ſuchen, welches um ſo ſchätzbarer iſt, da es nicht auf einem Einfall beruhet, ſondern das Werk von Ueberzeugung und innerem Wahrheitsgefühl iſt, weil es über Irrungen der Leidenſchaft ſiegte. Meine Reiſe nach Nürnberg ſcheint mir meine Geliebte und meinen Freund wiedergegeben zu haben. Hier unterbrechen mich Beſuche.

Abends.

Nun habe ich ein paar hundert Fragen, die theils aus Freude, theils aus Vorwitz geſchahen, beantwortet; von der letztern Gattung wurden die meiſten von Mariane und Liſette an mich gethan, mein Freund mag ſie auf ſo manches vorbereitet haben, das nicht erfolgte, und meine Antworten waren wider ihre Erwartung, denn faſt alle Fragen, die dich betrafen, wirſt du leicht errathen. Ich war ſo froh, daß ich ihnen nach dem Wunſche meines Herzens antworten konnte, und daß ich nun wieder gewiß bin, meine Wilhelmine liebt mich und fühlt ſich von meiner Liebe überzeugt, iſt frei von niedrer Eiferſucht und kindiſchem Verdacht. Eine große Seele fühlt ſich der Gegenliebe einer ihr gleichen werth, und empfindet keinen Schmerz darüber, ſich von jemand um eines unbedeutenden Gegenſtandes willen verlaſſen zu ſehen; ſie dankt im Gegentheil der Vorſicht, daß ſie verlaſſen und nicht zu ihm erniedrigt wurde; dieſer Gedanke hat vielleicht etwas wider die Empfindung des Herzens, aber wer wagte zu ſagen, daß der Menſch nicht edel wäre, der ſo dächte. —

Den 18. Juni.

Hätte es nicht des Schreibens bedurft, ſo hätteſt du vielleicht einige Bogen erhalten; aber was würden ſie dir gefruchtet haben, die Ausdrücke meiner ſchwermüthigſten Empfindungen, die mir ſelbſt zur Laſt wurden? Ich ſaß beide Tage manche Stunde auf meinem Zimmer, wollte mich mit dir ſchriftlich unterhalten, dachte alles, was ich dir ſchreiben wollte, und konnte es dann doch nicht ſchreiben. Du wunderſt dich vielleicht, daß ich im Zirkel meiner Freunde allhier nicht mehr erweckt wurde, aber werden dieſe, die hier ſind, es je können? Auf einige Stunden wohl mich zerſtreuen, wenn ich mir ſelbſt Mühe gebe es zu verſuchen, — wie es auch geſtern geſchahe, wo wir auf einer Spazirfahrt zu Waſſer im Garten zu Veitshochheim einen Nachmittag mit Laufen, Ringen, Springen u. dgl. m. zubrachten, und dem ich es vielleicht verdanke, daß ich dieſen Morgen heiter genug bin, dieſen Brief zu vollenden, — aber mein Herz in Ruhe wiegen, das konnte etwan nur jemand, der es ganz verſtände und Schwermuth aus ähnlichen Quellen ſchon erfahren hätte. — Und was iſt die Quelle deines Grams? dürfte man wohl fragen; ſchwer wäre mir dieſes zu ſagen, daß mir jemand nachfühlen könnte, und Vielen würde ich nicht antworten, aber dir, meine Theure, ſoll mein Herz ſo offen ſein, als es mir möglich iſt, und ich will es verſuchen, dir die Frage zu beantworten.

Gedanken, die ſonſt Aufgaben für meine Vernunft waren, werden nun, da ich ſie niemand mittheilen kann, peinigende Beängſtigung für mein Herz; kühn und ſchnell entwarf ich den Plan zur Befreiung der Menſchen vom Joche der Vorurtheile und zur Verbrüderung derſelben als Söhne der Tugend, aber noch fand ich keinen Mitarbeiter; doch dieſes würde mir erträglich ſein, ich war dazu vorbereitet, aber noch nie ward mir das Bild des ſchimpflichen Aberglaubens ſo nahe gerückt, als hier, noch nie konnte ich ſo wenig darüber ausrichten, als hier, weil meine Freunde im Schoße der Weichlichkeit ſchlummern; und wäre auch alles dies, ſo hätte ich doch noch den Troſt, daß es nicht von mir gefordert wird, den Aberglauben auszurotten, wenn ich nicht kann, und daß nur Rechtſchaffenheit und Forſchen nach Licht und Wahrheit von meiner eignen Perſon gefordert wird; aber dies iſt nur Eine, obgleich die bleibendſte Quelle meiner Betrübniß; eine weniger edle, aber gewiß nicht niedre, iſt Sorge für die Zukunft; iſt mein Muth einmal durch erſteres niedergeſchlagen, ſo iſt's dann völlig trübe vor meinen Augen, und es ſcheint mir unmöglich, das Ziel meiner Wünſche zu erreichen; du allein biſt hier, — wenn kein Strahl der Hoffnung die Düſterheit meiner Seele erreichet, — mein Troſt; aber der Gedanke, Verläumdung und Argwohn könnte mir auch dieſen entreißen, macht mir das Leben zur Qual; es gab einige Zeit, wo dieſer Gedanke mir nie in Sinn kam, aber nun dringt er ſich mir, trotz alles Sträubens dagegen, unwillkürlich auf. — Wilhelmine, vielleicht beleidigt dich dieſer Gedanke von mir, aber es iſt mir unmöglich ihn zu verdrängen, und dir ihn zu entdecken iſt Pflicht, deine Gegenwart könnte ihn allein beſiegen, aber die Trennung von dir ſchien alle meine Kraft erfordert zu haben, doch hoffe ich, deine Briefe werden ſie mir wiedergeben, — und du wirſt ſie erfüllen dieſe Hoffnung, wirſt mir keine Freude, die du genoſſeſt, verſchweigen, und keinen Kummer verheimlichen, — nur bei dieſer wechſelſeitigen Offenheit können wir glücklich ſein; ſei alſo meine Freundin, Wilhelmine, wie ich dein Freund bin, und frage nie bei dem, was du mir erzähleſt, darnach, was dürfte der Geliebte davon denken? Ich hatte dieſen Gedanken auch nie gegen dich.

Keine Beſorgniß müſſe je unſern Mund ſchließen, wir müſſen einander ſein, was wir uns ſein können. —

Ewig bleibt mir der letzte Abend im Gedächtniß, wo wir in feierlicher Einſamkeit nochmal unſer Bundniß überdachten, und das Band vollends zuſammenzogen, welches uns für immer vereinigen ſoll, du gabſt dein Leben in meine Hände, und ich haftete mit dem meinigen dafür, und traute die Ruhe meines Lebens dir an; der Plan meines Lebens iſt auf dich gegründet, weichſt du, ſo ſtürzt er zuſammen, und wohl mir dann, wenn mich die Ruinen begrüben! aber du wirſt ſtehen, feſt, wie mein Arm dich umſchlang, heilig und unentweihet, wie der Kuß, den ich zum Abſchied auf deine Lippen drückte, dann, Wilhelmine, ſoll nichts uns erſchütrern, und wir werden uns erheben über die Trümmer der Vorurtheile und Verfolgungen, und du wirſt die Freude genießen, den Abgründen der Schwermuth entriſſen zu haben

Deinen **Eduard.**

N. S. Unter meinen Freunden in Nürnberg iſt keiner, den ich dir öfter zum Umgange wünſchte, als Künzel, an dieſem genieße ich das Vergnügen, daß er täglich beſſer wird.

131. An Wilhelmine.

Würzburg, den 23. Juni 1789.

Schon nähert es ſich der zweiten Woche, daß ich mich deinem Arm entriß, und noch erhielt ich kein Zeichen deiner Liebe, — ſchon ſchrieb ich dir die Wunde, die meiner Seele geſchlagen iſt, und noch erhielt ich keine Linderung aus deiner Hand — Wilhelmine, ich könnte nicht ſo grauſam ſein, als du, ich könnte dich keinen Augenblick ohne den Troſt laſſen, ich fühlte deine Leiden. — Aber gewiß iſt es auch Nachläſſigkeit meiner Freunde, und nicht deine Schuld, daß ich ihn nicht ſchon habe, den Bürgen deiner Liebe, die mir werther iſt als alles, was ich hienieden hoffen kann. Wilhelmine, ich liebe die Freiheit, und niemand wird mich eines kriechenden Verhaltens beſchuldigen, aber vor dir könnte ich mich erniedrigen, dich könnte ich auf den Knieen um deine Liebe bitten, du edle Seele würdeſt dich aber auch nur der Stärke meiner Liebe und nicht deines Triumphes freuen; wäre ein Verdacht in mir, du könnteſt das letztere, die Liebe zu dir müßte aus meinem Herzen, oder es würde durchbohrt! — Aber, traute Seele, laſſe mich nicht auf Einbildungen, die nie ſtattfinden können, gerathen, und mich vielmehr an deiner mir ſo oft zugeſicherten Gegenliebe freuen, und denken: warum ſollte ich trauern, ich bin ja nur ein einziger Menſch, kann ich mehr als Einen fordern, der mir zugehörte, und dieſen habe ich ja, habe ihn an Wilhelminen, und dieſe hat, was ſie fordern kann, an mir! — wie mich das tröſtet und ſtark macht! O laſſe ja nicht dieſe Tröſtung mir durch Stürme des Schickſals und der Leidenſchaften entriſſen werden, ſondern rufe ſie mir oft zu, — und ſie wird mir ſüße Harmonie ſein und meine Seele in Ruhe wiegen, wo ſie dann die Anſprüche der Vernunft wird hören können und ſich wird wagen dürfen zu dem Throne der Gottheit, und dann wird für ſeine Wilhelmine danken und beten ihr

Eduard.

Den 26. Juni.

So eben erhielt ich ein Paket von Haus, mit tröſtender Zuverſicht öffnete ich es, aber Gott! wie wandelte ſich meine Hoffnung in entſchiedenen Kummer, ich fand keinen Brief meiner Freunde und keine Zeile von dir. — Wilhelmine, letzeſt du dich an meinem Schmerz, und freueſt dich der Klagetöne meines Herzens? Wahrhaftig, eine grauſame Freude, die dich vielleicht doch reuen könnte, du müßteſt denn ſicher ſein, daß ſie dich auch an meinen Grabhügel begleiten würde. —

Ich legte dir den Zuſtand meiner Seele dar; das einzige Mittel, das ſie noch vom troſtloſen Verſinken zurückhielt, war der Glaube an deine Liebe, — und muß dieſer mich nicht verlaſſen, wenn nichts meine Hoffnung beſtätigt, wenn ich denken muß: Wilhelmine achtet deiner nicht! — und wie kann ich mich nun mehr tröſten, wie kann ich mich nun befreien von dem Verdacht: deine Tröſtungen ſind nicht eine freiwillige Hülfe von eines Freundes Hand, ſondern ein Almoſen, das einem Bettler wegen ſeines Ungeſtüms zugeworfen wird! — kann dieſer Gedanke vertilgt werden aus meiner

Bruſt, wenn ſich alles vereint, ihn zu erzeugen, — wenn außer der Vorſtellung, alle Briefe, die ich von dir habe, ſind dir abgezwungen, keiner an mich geſchrieben, die meinigen nur zur Noth beantwortet, — wenn zu dieſer noch hinzukommt, daß ich niemand habe, dem ich klagen kann, der den Verdacht aus mir zu verbannen ſucht; denn mein Freund erhielt Briefe von ſeinen Geſchwiſtern, hält ſie nun für engelrein, und die Folge — kannſt du nun gewiß nicht verfehlen. —

Nie ſchrieb ich eine Zeile mit beklommnerem Herzen, als dieſe beiden letzten. Wilhelmine, biſt du nicht, für was ich dich halte, ſo habe ich an dich meinen Freund verrathen, — grauſamer Zuſtand meines Herzens, — alles ſehe ich um mich wanken, niemand will mir folgen; nur Eine Perſon halte ich für treu, um dieſe reiße ich mich von allem, oder habe es ſchon gethan, und dieſe Eine läßt Zweifel über ſie in mir erwachen, als ſuche ſie mich nicht zu belohnen, — Wilhelmine, du weißt noch nicht, was du mir biſt. —

Die Zeit, die Linderin der Schmerzen, wird nichts über den meinen vermögen; — hätte ich in dir nur das Mädchen geliebt, wie bald würde ſie mich ſogar über deinen Verluſt tröſten, — und wie wenig würde ich nun auch Kummer haben, — ich riefe um dein Mitleid an, flehte um Zeichen deiner Liebe, und erhielte vielleicht beides, eine artige Entſchuldigung würde mich das Warten vergeſſen laſſen; aber ſo iſt es nicht, mit der Zuverſicht des Glaubens an deine edle große Seele fällt mein Glaube an die ganze Menſchheit, und ich finde mich allein in einer ſchrecklichen Wüſte: mein einziger Wunſch iſt dann: o wär' er mir erlaubt, der Sprung jenſeits des Grabes, troſtloſer kann ich nicht werden, und anders muß es doch dort ſein. —

Gern würde ich noch mehr das Innere meines Herzens dir enthüllen, aber ich fürchte, es möchte Beſtechung deines Mitleids ſein, eines Mitleids, das keine Liebe vorausſetzte, das ich vielleicht in der roheſten Bruſt erwecken könnte, und einem ſolchen Mitleid den vielleicht künftigen Brief von dir zu verdanken zu haben, fürchte ich als den letzten Dolchſtoß in meine ſchon ſinkende Vernunft. — Ich bitte dich bei allem, was von dir geachtet wird, laß kein Zeichen einer ſtolzen oder geheuchelten Erbarmung in deinem Briefe ſein (wofern du anders Zeit für mich haſt), denn ich werde ſie gewiß erkennen, — kannſt du nicht eintreten in wahre Sympathie mit meinem Herzen, ſo wag es nicht, mir zu antworten; täuſchen wirſt du mich nicht! Vielleicht erkennſt du zu anderer Zeit beſſer, daß mein Kummer gerecht iſt; meine Liebe wirſt du nicht dadurch verlieren, und mich wird denn doch noch der Schimmer der Hoffnung vor den Abgründen der Verzweiflung ſichern.

Dein Eduard.

132. An Wilhelmine.

Würzburg, den 4. Juli 1789.

Wilhelmine!

Dein Brief gab mir Kraft wieder, nur ein Tropfen Bitterkeit war in dem ſüßen Entzücken, das er mir gewährte, und dies war die Beſchämung, dir Unrecht gethan zu haben; ich wünſchte im Anfang, meinen zweiten Brief nicht geſchrieben zu haben, aber dieſer Wunſch verging mir bald, denn ein ähnlicher Vorfall mit meinem Freunde von Grundherr tröſtete mich. Ich werde dir ſchon erzählt haben, daß ich auch einmal ſo unglücklich war, von dieſem einen Brief zu ſpät zu erhalten, und ihm deßwegen einen ſehr bittern Brief ſchickte; daß er mir dann ſchrieb, mein Brief hätte ihm Freude gemacht, „Eben die Bitterkeit deiner Vorwürfe“ — ſchrieb er mir — „bewies mir, wie werth ich dir als Freund bin, und denke, ob ein ſolcher neuer Beweis mir nicht ſchmeichelhaft ſein muß; ich will dich nicht durch Worte, ſondern durch die That widerlegen.“ Eben ſo, dachte ich, wird meine Wilhelmine denken, mit ruhigem Lächeln wird ſie meine Vorwürfe leſen und dabei denken: wie ſehr muß er mich lieben, daß ihn der Anlaß zum geringſten Verdacht auf mich ſo tief kränkt! und in dieſem Augenblicke, wo du noch die Freude über meine Liebe fühlteſt, denn bald werden dich doch meine Schmerzen zum Mitleid bewegt haben, glaubt' ich dir entgegen zu eilen, dich zu umfaſſen, und mit der Liebe heißeſtem Kuß deine Freude zu beſtätigen; es konnt' nun wohl nicht geſchehen, aber doch gewährte mir die Einbildung ſchon Freude genug. Wilhelmine, immer mehr fühle ich, wie unzertrennlich ich an dich gekettet bin; ohne dich hat mein Herz keinen Wunſch, als den Tod, und mit dir iſt ihm die Welt ſo ſchön und der Entſchluß, den Menſchen zu nützen, ſo feurig, nur dann kann ich meinen Freunden ganz Freund ſein, und wird mir der Vorſatz wieder möglich, mehrere Menſchen zu Freunden des Wahren und Guten, und alſo auch zu den meinigen zu machen! Siehe, wie viel du vermagſt. —

Nun will ich deinen Brief beantworten:

Mein Brief gefiel dir ganz, und er war doch traurig — wie verſtehſt du dies, meine Liebe? Gefiel dir die Schwermuth, die darinnen herrſchte, ſelbſt, oder verſtundeſt du nur den Ausdruck derſelben, oder gefiel ſie dir ſonderlich wegen ihrer Veranlaſſung? Faſt ſollte ich das erſte in Verbindung mit dem letzten glauben, — und es ſcheint als wenn du mehr mit meiner Schwermuth als mit meiner Heiterkeit ſympathiſirteſt; wie kommt dies? Sollte die Veranlaſſung meiner Schwermuth mehr Edles in meinem Karakter zeigen, als die Gegenſtände meiner Freuden?, oder giebt die Schwermuth der Liebe mehr Nahrung, als die Freude, weil jene ſchmachtet und den geliebten Gegenſtand zum Troſte herbeiruft, dieſe mehr geſättigt und ſich ſelbſt genug ſcheint? Faſt glaube ich, dies hätte den mehrſten Antheil daran, daß man mehr mit der Schwermuth als mit der Heiterkeit des Geliebten im Einklange ſteht; denn auch ich muß geſtehen, daß die Leiden meiner Freunde mich ſtärker zum Mitgefühl reizen, als ihre Freuden; ſage mir nach dem Gefühle deines Herzens, habe ich die Auflöſung gefunden?

Nun komme ich auf etwas, das ich faſt nicht beantworten kann, weil mich mein Gewiſſen zu ſehr dabei anklagt, und wo mich nichts zu entſchuldigen vermag, als mein Karakter, bei dem es ſchwer hält, einen einmal erhaltenen Eindruck wieder zu vertilgen, und der durch die Kenntniß der Menſchen, die mich umgeben, eher vermehrt als vermindert wird. Du wirſt alſo ſchon etwas Geduld mit mir haben müſſen, denn du weißt, daß ich nur da verſpreche, wo ich ganz Herr über mich bin; ich weiß wohl, daß es dich kränken muß, wenn unnöthiger Gram an meiner Seele nagt, denn der tiefſte

Gram nagt an meinem Herzen, ſobald es den Gedanken nicht abweiſen kann: auch du gehörſt vielleicht nicht unter die edlen Seelen, wohin ich dich zähle, und daß es dich dann kränkt, mich ſo mich ſelbſt peinigen zu ſehen, das glaube ich dir gerne; aber daß mir gleich viel daran liegen muß, mir dieſen Gram zu erſparen, wirſt du mir auch glauben. Verzeihe mir alſo, wenn in meinem letzten Briefe Spuren davon zu finden ſind, ich hoffe, es werden die letzten ſein, und ich werde nun Ruhe finden, ſobald ich deinen Brief in die Hand nehme — oder mich deiner Zuſage lebhaft erinnere.

Dein Brief gefiel meinem Freunde ſehr, — du erhältſt vielleicht mit dieſem ſeine Antwort, — und er löſchte den Eindruck, auf den in meinem letzten Brief gedeutet iſt, ziemlich wieder aus, aber bei allem dem wünſchte ich ihn je eher je lieber von Würzburg weg. —

Wenn es dir gefiel, mir zu ſagen, daß du in der Komödie warſt, ſo hätteſt du mir auch wohl die Stücke nennen können, die gegeben wurden, und eine kleine Kritik beifügen.

Was macht Klinger? beſuchteſt du ihn nicht?

Wenn du dich Künzel's Schweſter annehmen willſt, ſo wirſt du ein gutes Werk thun, und gelingt es dir, etwas auszurichten, ihre Empfindlichkeit zu ſchärfen, ihren Geiſt aufzuklären und ihr Herz zu veredlen, ſo, wäre es möglich, würde ich dich darum mehr lieben.

Der Schluß deines Briefs — ja was ſoll ich von ihm ſagen, wie könnte ich den Eindruck ſchildern, den er auf mich machte, wie tief wäre jede Beſchreibung der Wonne, die ich empfand, unter dem, was dich dein Herz davon wird errathen laſſen! — ich leſe ihn wieder, und fühle nun, daß ich dir nun ſicher verſprechen kann, daß nie mehr Aengſtlichkeit in Rückſicht deiner meine Seele kränken wird, daß ich, ſollte zu weite Entfernung oder eine Kette von Umſtänden es mir unmöglich machen, die Gründe deiner Handlungen einzuſehen, ja ſollte ſogar Klugheit dir befehlen, mich zu verläugnen, ich immer ſo ſicher erwarten werde, daß mir deine edle Seele noch einſtens wieder durch alle Nebel des Schickſals entgegenſtrahlen wird, als ich es in finſterer Nacht von der Sonne erwarte.

Ja, meine Theure, nichts ſoll mehr unſere Liebe ſtören, ſie gehe mit uns in jedes Schickſal und verſüße uns jede Freude, und ſie wird uns auch jenſeits des Grabes nicht verlaſſen. — Die Stunden der Trennung werden unter ſüßem Hoffen dahin eilen, und ihr guter Gebrauch uns das ſelige Bewußtſein geben, unſrer Vereinigung werth zu ſein, ſo werden unſere Tage in Thätigkeit und frohem Genuſſe dahin eilen, gerechte Traurigkeit durch unſere Liebe gemildert und eitle Wünſche von ihr verſcheucht werden. Lebe wohl und ſei ſo glücklich durch mich, als ich durch dich bin.

Dein Eduard.

N. S. Nun muß ich dir doch meine Lebensart hier erzählen. Während meinem Anfall von Schwermuth fand ich in nichts Troſt, als im Studiren; dies und daß ich mein Herz gegen dich öffnete, gab mir etwas von meiner Ruhe wieder, und dein Brief vollendete meine Geneſung; nun iſt meine Zeit in meine Studien, den Umgang mit Perſonen, denen ich nützlich ſein kann, und der ſüßen Beſchäftigung mit dir getheilt, und wird auch ſo bleiben. Ich bin nun ſo glücklich, hier einen Menſchen zu beſitzen, in dem der Same von Wahrheit und Tugend, den ich allgemein auszuſtreuen ſuche, Wurzel ſchlug, und der nächſtens mein Freund werden wird; mit dieſem nun bringe ich faſt alle Stunden der Abenddämmerung, entweder auf meinem Zimmer, oder auf Spazirgängen, in belehrenden Unterredungen zu, er heißt Eiſelin, iſt aus Ellwangen, und wird mich auf meiner Reiſe nach Nürnberg begleiten, um dann nach Altorf zu gehen. Liſette ſchafft mir durch ihren Fleiß im Zeichnen doch auch manches Vergnügen; wenn ich doch nur dem Mädchen ein tiefer empfindendes Herz und einen höher emporſtrebenden Geiſt geben könnte! Wilhelmine, wenn wir nicht mehr getrennt, unſere Kräfte vereinigen können, dann hoffe ich, ſoll es uns gelingen, manchen Menſchen auf den Weg der Wahrheit zu leiten — bis dorthin wollen wir aber doch thun, was wir können, dieſes Glück zu verdienen. — Nun weißt du alles, und mein Herz iſt rein von aller Verborgenheit gegen dich. Ich muß mich nun mit Gewalt von dir reißen, denn ich habe außer Künzel, Leuchs, Müller und meinem Vater noch niemand geſchrieben.

133. An Wilhelmine.

Würzburg, den 19. Juli 1789.

Wilhelmine!

Dein Brief vom 8. Juli überraſchte mich ſehr angenehm; ſo viele Sorgfalt für mich in dir zu erblicken, iſt meine größte Wonne, aber noch mehr erfreute mich anfangs die Stelle: — „und dir dann von einer neuen Eroberung erzählen, die ich wieder gemacht habe —“, ich hielt hier inne, und glaubte ſicher, du verſtändeſt darunter, daß du ein Mädchen oder einen Jüngling gefunden hätteſt, der werth wäre, dein Freund zu ſein, und der alſo für die Sache der Wahrheit und Tugend gewonnen wäre, — eine Erzählung, die du mir in Nürnberg von einem Mädchen machteſt, bei der du ſo viele Talente fändeſt, die mir dabei einfiel, und die liebevolle Stimmung gegen alle Menſchen, die dein Brief in mir hervorbrachte, mögen daran Urſache ſein, daß ich dieſe Worte ſo auslegte; ich las nach einiger Erholung von meiner Freude weiter: — „du darfſt aber nicht bange ſein, er iſt ſchon wieder abgewieſen —“, und nun verſchwand auf einmal alle Freude und ging beinahe in Kränkung über. Wilhelmine, warum willſt du mich tröſten, daß ich nicht bange ſein dürfte, wann brauchte ich noch in dieſem Falle Troſt? Doch er ſoll dir aufgehoben ſein, damit ich ihn vielleicht nöthigenfalls dir einsmals wieder zurückgeben kann. — Dieſe Zeile, die ich eben geſchrieben habe, wird dir ſchwerlich gefallen, aber ſie kann dir vielleicht eher als jede andere Beſchreibung fühlen laſſen, was ich bei der deinigen fühlte. —

Aber verzeihe mir, Beſte, wenn ich etwan die letztere Stelle deines Briefs ſo falſch verſtund, als die erſtere; und faſt bin ich ſicher, ich verſtund ſie falſch, du wollteſt mich keineswegs meinethalb, ſondern in Betreff deiner ſelbſt tröſten; du wollteſt mir ſagen, daß ich nicht fürchten ſollte, dieſe Begegniß hätte für dich ſo viele unangenehme Folgen gehabt, als ſchon einige ähnliche hatten, ſondern du hätteſt dich ſchon aus dem Handel gewickelt, — und dann danke ich dir für die Beruhigung, die du mir gabſt. Ich freue mich deines Verſprechens, mir nächſtens recht viel zu ſchreiben, und bin auf die ausführlichere Geſchichte deiner Eroberung begierig; doch, meine Theure, würde ich der Geſchichte einer ächten Eroberung für Wahrheit und Tugend noch weit begieriger entgegen ſehen; aber ich weiß, daß es nicht an dir liegt, daß du mir dieſe Wonne nicht verſchaffen kannſt, daß der edeln Jünglinge und gefühlvollen Mädchen noch zu wenige ſind, als daß man ſo leicht deren fände. Aber dennoch verzweifle ich nicht, einmal in einem deiner Briefe zu leſen: „Nun habe ich einmal eine Eroberung gemacht, und dir einen Freund erworben, ich bin ihm Bürge für deinen Werth, und, ohne dich noch durch dich ſelbſt zu kennen, iſt er dein treuer Bundesgenoſſe und Freund bis in den Tod, ihm kann ich mich vertrauen, und er faßt meine Gefühle, du darfſt aber nicht bange ſein, daß ſeine Freundſchaft ſich in Liebe verwandeln möge, denn ſie entſprang aus jener —“, dies iſt eine Hoffnung, deren Erfüllung ich mit Vergnügen entgegen ſehe. —

Nun zu deinem vortrefflichen Brief vom 3. Juli. Seinen Zweck mußte dieſer Brief zwar verfehlen, denn der vorhergehende hatte ihn ſchon erreicht, aber erlangte einen andern, mich in dem lebhafteſten Entſchluß zur erſten Tugend zu beſtärken und mit Gefühlen der edelſten Liebe zu überſtrömen. Wie trafſt du mein Herz mit den Worten: „Dieſer Brief iſt nur eine Ergießung deines Schmerzens in meinen dich liebenden Buſen“, dies war es auch, — o welche Hoffnung für die Zukunft, ſo geliebt, ſo verſtanden zu werden! wer war je glücklicher als ich! aber ich will hier abbrechen, Worte würden nur meine Empfindungen entſtellen; wie ein Spiegel nur die äußere Schönheit, nicht den Adel der Seele, wiederſtrahlen kann, ſo können auch Worte nur die äußere Hülle, nicht das innere Heiligthum der Empfindungen wahrer Liebe darſtellen!

Was du ferner ſagſt, konnte mich zwar nicht mehr überzeugen, denn ſie waren ſchon widerlegt die Sophismen meiner Melancholie, aber ich prägte es meinem Gedächtniß ein, um ſie künftig ſogleich in ihrer Geburt zu erſticken.

Mit dieſem Brief erhältſt du auch einen von meinem Freund, und wirſt daraus ſehen, daß er wieder anfängt, Glauben an dich zu bekommen, trotz ſeinen Geſchwiſtern und Aeltern. Ich mußte lachen, als ich neulich im Brief ſeiner Mutter folgende Stelle las: „Drechſel (nämlich der Liebhaber deiner Baſe) hat an einen ſeiner Freunde geſchrieben, daß er nun nach Oſtindien eingeſchifft ſei, er ließ ſeine Freunde und auch deine Baſe grüßen, dieſe aber, obgleich die Urſache alles ſeines Unglücks, wurde gar nicht davon gerührt; eine ſchöne Probe ihres guten Herzens, — von dieſer Art ſind alle ihre Handlungen.“ — Arme Wilhelmine, ſo muß es eine Probe deines ſchlechten Herzens abgeben, daß ein Thor wie ein Thor handelte! —

Das Fernere und den Schluß deines Briefs möchte ich lieber abſchreiben, als beantworten. Das Vortreffliche der darin enthaltenen Geſinnungen beſtätigen und ihre Wahrheit entwickeln, hieße in meinem Falle, eine Erklärung eines Geſetzes für den Geſetzgeber ſelbſt ſchreiben. Deine Aufforderung nehme ich an, hier haſt du meine Hand! ich will dir folgen, und bin ſicher, daß du mich nicht irreführſt, aber ich brauche ſie dir ja nicht erſt zu geben, du hatteſt ſie immer, und deiner Leitung danke ich meine Glückſeligkeit.

Nun habe ich nach meinem Vermögen dir geantwortet; ich fühle, wie ſehr meine Antwort gegen deinen Brief abſticht, aber Widerſchein kann ja nie die Stärke des Urlichts haben, und deine Güte wird mit mir ſchon zufrieden ſein, daß ich die Strahlen deines Edelmuths auffing.

Aber nun eine Bitte, deren Erfüllung mir zwar ſchon verſprochen iſt, — nämlich die Schilderung einer ſchönen Seele; zwar ſehe ich ſie in dir, zwar ſind beinahe alle deine Briefe Gemählde einzelner Züge davon, aber ich wünſchte das Gemählde im Ganzen von deiner Hand zu beſitzen, ich wünſchte den Kunſtrichter darüber zu machen, und von dir über ungerechten Tadel oder einſeitiges Lob wieder gerichtet zu werden; ich bin gewiß, daß du meine Bitte bald erfüllſt, doch möcht' ich dich auch bitten, nicht zu bald, —. keine freiwillige Ergießung deines Herzens, keine Ausführung eines ſich dir von ſelbſt darbietenden Stoffes deßwegen zurückzulaſſen, ſondern nur dann meine Bitte zu gewähren, wenn dir dein Herz bloß ſagt, daß du mich liebſt, keine Begegniſſe deine Ruhe ſtören, und du mich doch mit einem Brief erfreuen willſt, der mehr enthielte, als die Worte: ich liebe dich!

Eine Abneigung vom Briefſchreiben, die ich faſt noch nie empfand, war Schuld, daß ich außer denen in meinem letzten Brief benannten noch keinem meiner Freunde ſchrieb, und an dieſer Abneigung warſt du viel Schuld, denn die meiſte Zeit, die ich dazu beſtimmt hatte, raubten mir Gedanken an dich; es war mir zu mühſam, mich aus dieſen Gedanken herauszureißen, und ſo unterblieb es immer; nun aber muß ich aus Schuldigkeit, und deßwegen wirſt du die Entſchuldigung gelten laſſen, und mir zu Gute halten, daß ich dir mehr einen Brief verſpreche, als ſchrieb, der aber um ſo gewiſſer bald folgen wird, als es ſüß iſt, ſich nach Beſchäftigung, die uns Pflicht auflegt, mit ſolcher zu ergötzen, wo Pflicht und der Ruf unſres Herzens ſich vereinigen. Lebe wohl.

Ewig dein Eduard.

N. S. Frage Müller, ob er dir nicht folgendes Buch verſchaffen kann: Moritz über die bildende Nachahmung des Schönen, 1789, — eine Schrift, die wenige ihres Gleichen hat, und die ihren Verfaſſer in die Reihe der Schiller, Shaftesbury und Garve ſtellt.

Den 24. Juli.

Diesmal, Wilhelmine, habe ich wirklich zu bitten, daß du beſſer als ich ſeieſt, und ruhiger auf meine, als ich auf deine Antwort warten mögeſt; es reuet mich auch ſehr, daß ich meinen Brief nicht ſogleich fortſchickte, doch traue ich auf deine Güte zu viel, als daß ich mich deßwegen ängſtigen ſollte, und bin ſicher, daß du dich nicht durch eine noch ſpätere Ueberſendung des deinigen rächen wirſt.

Heute ordnete ich meine von meinen Freunden erhaltenen Briefe, und las dabei die deinigen wieder durch, und verglich ſie mit deinen letztern, und, verzeihe, wenn du mein Urtheil falſch finden ſollteſt, — und glaubte zu finden, daß du damals noch nicht ganz warſt, was du jetzt biſt, aber daß du mich eben ſo innig liebteſt, — ich glaubte in deinen Irrungen die Spuren der Liebe zu finden, und freute mich meines Glücks, von einer ſo edeln Seele ſo geliebt zu werden. Vieles von den Schickſalen unſrer Liebe fiel mir dabei ein, von Fehlern auf meiner Seite, die du mir großmüthig vergabſt, und Schwächen auf der deinigen, die ich ſcharf rügte; ich wurde darüber gerührt, und werde mich einſtens davon mit dir unterhalten, es iſt nichts lehrreicher für den Menſchen, als eine genaue Prüfung ſeines eigenen Verhaltens. Lebe nun wohl, meine Theure, und ſei immer ſo glücklich, als du geliebt biſt!

134. An Wilhelmine.

Würzburg, den 10. Auguſt 1789.

Wilhelmine!

Um meinem Herzen denn völlig freie Ergießung verſtatten zu können, ſo will ich zuerſt deinen Brief beantworten.

Ich bedaure es, wenn es dir unangenehm war, daß ich einen Satz in deinem Briefe fehlverſtund, aber noch mehr bedaure ich es, daß du einen in dem meinen falſch auslegteſt, wenigſtens kommt es mir ſo vor, weil du ſagſt: „Ich weiß wohl, daß du bei dieſem Verluſte keinen Troſt nöthig hätteſt", bei welchem Verluſt? doch nicht bei dem deiner Liebe? aber ich will nicht kritteln über dieſe Stelle, ſondern dir nur ſagen, daß ſie mir ein trauriger Vorbote von dem war, was ich noch in deinem Briefe zu erwarten hätte; wie ſehr muß meine Wilhelmine, dachte ich, von Kummer gebeugt ſein, daß ſie dieſes hinſchreiben konnte!

Für die bündige Erzählung deiner Eroberung danke ich dir; ich fand nichts darin, das ich in deinem Betragen, nachdem ſie einmal gemacht war, tadeln könnte; aber, meine Beſte, ob du nicht hätteſt vermeiden können, ſie zu machen? Künzel erzählte mir, daß Leuchs zu ihm ſagte, deine Blicke ſeien Dolchſtiche, und fügte hinzu, er ſelbſt habe die Wahrheit davon auf ſeinem letzten Spaziergang mit dir erfahren, und er ſei entſchloſſen, dir manches über dein Betragen in Geſellſchaften zu ſagen, indem du vieles Unheil anſtiften könnteſt.

Ob er nun Recht hat, weiß ich nicht, doch beſtärkte ich ihn in ſeinem Vorhaben, weil du vielleicht doch manches Gute daraus wirſt nehmen können. Ich weiß wohl, meine Theure, daß es deine Abſicht nicht iſt, Eroberung zu machen, daß dich in deinem Betragen bloß die Geſetze des Schönen leiten, und ich will nicht im Geringſten, daß du es ändern ſollſt, aber daß du aufmerkſam ſein ſollſt, ob ſich Jemand mit Hoffnungen ſchmeichelt, darum bitte ich dich, und daß du dann durch Entdeckung deiner Verhältniſſe zu verhüten ſucheſt, daß ihn ſein Irrthum zu keiner Thorheit verleitet; bleibt er ſich nach dieſem in ſeinem Betragen gegen dich noch gleich, dann wähle ihn zum Geſellſchafter.

Was du von meinem Freund ſagſt, iſt wahr. Das Gewäſche der Frau Pfarrerin verdiente keine Zeile, ich ſchrieb dir es als eine Anekdote zur Beluſtigung. Dein Verſprechen hoffe ich mit Sehnſucht erfüllt zu ſehen.

Nun komme ich zum Schluſſe deines Briefes, und dieſer ſei der Gegenſtand des meinigen.

„Lebe glücklicher, als deine Wilhelmine", ſagſt du! Dies iſt unmöglich, nie kann ich glücklicher ſein, als du; was dir widerfährt, widerfährt auch mir. Du, die jede Veränderung meiner Miene ſo ſcharf beobachtete, und jeden Wunſch meines Herzens zum voraus ahnete, ſollte ſie dir nie die Stärke meiner Liebe verrathen haben, ſollteſt du nie die Sehnſucht in ihr gefunden haben, ganz in dir zu leben? es wäre mir unbegreiflich, wenn du das nie wahrgenommen hätteſt, und wie konnteſt du dann ſo ſchreiben! Du mußt ſehr traurig ſein, meine Geliebte, daß die Vorſtellung deiner Liebe nicht einmal mehr lebhaft in dir iſt, die gewiß die letzte iſt, die deine Seele noch ſtärkt. O laß doch dieſen Gedanken nie in deiner Seele von dem Kummer erdrückt werden, ſonſt ſind wir beide verloren! Wie erſchrak ich, als ich las: „Schon ſehe ich meine Geſundheit dabei ſchwanken"; erinnerſt du dich noch, daß du mir ſchriebſt: „Vertraue dich mir, gieb mir deine Hand, und ſei gewiß, daß dich nie irreführen wird deine Wilhelmine." Ich gab dir meine Hand, und Gott! wenn nun die deinige von Krankheit zitterte! — Kannſt du nicht mehr ausdauern, iſt alles wider dich verſchworen, ſo iſt es

Pflicht dich zu retten, du biſt es mir ſchuldig, und ich kann es von dir fordern. Haſt du keinen Zufluchtsort, ſo komme zu mir, und die Vorſehung wird für uns ſorgen, ich fühle zu ſehr, daß es mir nur mit dir gelingen kann, auf der Bahn des Wahren und Schönen fortzuwandeln, als daß es mir das geringſte Zaudern erlaubte, zwiſchen dem Glück der Liebe und den Planen meiner Eitelkeit zu wählen; es könnte uns ja nichts Aergeres widerfahren, als der Tod, und dieſer wäre, wenn er mit feſtumſchlungenen Armen von uns erduldet würde, der höchſte Wunſch, den ich wage. Habe alſo Dank für deine Aufrichtigkeit, und fühlteſt du nicht, als du jene Leiden niederſchriebſt, wie wahr es ſei,

> Freundſchaft wirft die bangen Thränenlaſten,
> Sichrer von des Leidens Sturm zu raſten,
> In der Liebe Buſen ab —?

Was kann Liebenden, die gleiches Streben nach Vollkommenheit verbindet, Trauriges begegnen, da jedes Leiden, das ſie mit einander ertragen, nur ihre Seele inniger vereinigt, und jeder Sieg über die Feindſeligkeit des Schickſals ſie eine Stufe näher ihrem Ziele bringt!

Sicher biſt du nunmehr ruhiger, wenn das Vertrauen auf meine Liebe wieder lebhaft in deinem Herzen wurde, ſicher fühlteſt du dich dann ſogar glücklich, wenn du dich mit andern Perſonen verglicheſt, die nicht geliebt werden; denn was iſt alles Glück ohne Liebe? wer würde ſich den Beſitz der größten Koſtbarkeiten des Erdbodens und den Genuß der erhabenſten Kenntniſſe wünſchen, wenn er niemand hätte, zu dem er ſagen könnte, beſitze ich nicht viel Schönes? kam ich nicht dem Ziel der Wahrheit näher? — und wer kann das Glück der Liebe mehr genießen, als wir? kennſt du Jemand, der reiner und zärtlicher liebt, als wir? o wenn du Jemand kenneſt, ſo wollen wir zu ihm in die Schule gehen, und wir werden von ihm lernen, in keinem Unglück zu verzagen! Alſo getroſt, Freundin meiner Seele, dulde ſo viel du kannſt, aber ſind deine Kräfte erſchöpft, fürchteſt du zu murren gegen die Hand der Vorſehung, dann wirf dich in meine Arme, ich will dich retten, oder mit dir ſterben, mögen ſie dahinſchwinden, die

Entwürfe meiner ſtolzen Phantaſie, mögen ſie unausgeführt bleiben die Plane, die ich zum Glück der Menſchheit ausſann; vielleicht hat mich die Vorſehung beſtimmt, durch mein Beiſpiel des Menſchen Glauben an Unſterblichkeit zu lehren, und ſie zu überzeugen, daß Tugend mächtiger iſt, als alle Lockungen eitlen Stolzes und niedriger Wolluſt.

Du ſchreibſt, du ſeieſt an der Mißhelligkeit Schuld; ſage mir das Nähere, wie es kam, daß du, Edle, Schuld an Mißhelligkeiten ſein konnteſt, damit ich lerne, wie gemeinen Menſchen Tugend zum Verbrechen werden kann, damit ich auf Mittel ſinne, ihnen dieſen Wahn zu benehmen.

Wie der verirrte Wanderer nach dem Aufgang der Sonne, ſo ſehne ich mich nach deinem nächſten Brief, der mir alles näher aufklären wird, und vielleicht die bange Ungewißheit, in der ich ſchwebe, endigt. Noch nie war mir mein Aufenthalt hier ſo zuwider, als jetzt; alle Roſen, die ich um mich zu ſehen glaubte, ſind abgefallen, und ich ſehe nichts als die Dornen, die dich verwunden. Möchte es mir doch gelingen, dir in dieſem Briefe den Zuſtand meines Herzens nur zur Hälfte zu ſchildern, nur zur Hälfte das Streben meiner Liebe, bei dir zu ſein —, und ewig würde kein Zweifel mehr in deiner Seele entſtehen können; jedes Wort, das ich hinſchreibe, ſcheint mir ein Verräther, der die Gedanken meiner Seele verläumdet, anſtatt ſie dir zu entdecken, und ich muß mich zwingen, ihm das Geſchäft zu vertrauen, dir die Gefühle deines Geliebten zu überbringen! Aber daß dies deine Schwermuth nicht vermehre, dieſe Traurigkeit iſt nicht jener nagende Wurm, deſſen Verletzungen dich durch meine Briefe auszuſetzen ich ſchon grauſam genug war, es iſt jenes ſüße Leiden, von dem Oſſian ſagt: „Es iſt eine Wonne im Trauern, wenn Friede im Buſen der Trauernden wohnt“, und dieſer Friede iſt in meiner Seele, du ſchwebeſt um mich, und ich glaube dich erleichtert zu ſehen von der Laſt, die ich mit dir trage, und Liebe und Tugend reichen mir die Hand, und ich ſteige ſchneller durch ihre Hülfe zur Höhe, wo die Palme der Vollendung mir winket, als ich ohne ihre thätigere Hülfe, die der Lohn meines treuen Beſtrebens dich zu erleichtern iſt, gelanget wäre. Dieſe Gedanken, die Vernunft mir darbietet und wohlthätige Phantaſie mit dem Zauber ihrer Schöpferkraft bekleidet, machen mich doch nun glücklicher, als ich je noch war, und auch dir wird dieſer Lohn ruhiger Duldung des Unglücks und muthiger Fortſchreitung auf dem Pfade der Tugend ſchon zu Theil geworden ſein.

Noch etwas über die Nachſchrift deines Briefes; was konnte in dem meinigen ſein, das dich auf die Gedanken brachte, daß mir der deinige nicht gefallen würde? eher könnte ich dies von dem meinigen fürchten; aber wußte ich die Lage, in der du biſt, als ich ihn ſchrieb! Doch ich zweifle nicht, daß du meine Zärtlichkeit nicht verkennſt, ich ſchrieb aus reinem Herzen, aber ich fühle, daß ich nur ſehr wenig und dies ſehr ſchlecht geſagt habe, was ich ſagen wollte; vielleicht erſetzt dein Geiſt, was daran mangelt, und du erräthſt, was mir nicht zu ſagen gelang. Wilhelmine, wenn mir etwas das Leben verbittern und jeden Troſt meiner Vernunft fruchtlos machen könnte, ſo wäre es der Gedanke, daß du von zweien Auslegungen, die meine Worte verſtatteten, die ſchlimmere wählen könnteſt; ich ſchrieb nie etwas, das nicht aus meinem Herzen floß, und womit ich nicht die beſte Abſicht hatte, aber daß mich meine Phantaſie über die Schranken des wahrhaft Schönen hinausſchwingen und dadurch meine Zärtlichkeit verunſtalten konnte, daß ich oft nicht die beſten Mittel zu der beſten Abſicht wählte, Wilhelmine, da mußt du mir verzeihen, daß ich ein Menſch bin, und du wirſt es auch. Ohne mich zu wiederholen könnte ich dir nun nichts mehr ſagen, meine Seele hat nur Einen tiefgefühlten Gedanken, den Frieden deiner Seele dir zu verſchaffen, und möchte dies die heilige Verſicherung können, daß, wenn Jederman dich verläßt und Unglück dir alles raubt, dir noch zu deinem Eigenthum bleibt das Leben deines

Eduards.

Den 12. Auguſt.

Ich bat Müller, dir dieſen Brief bald zu übergeben, und ich bitte dich, mir ihn bald zu beantworten, damit ich deine Lage ganz weiß, ganz meinen Entſchluß faſſen kann, den ich dann auch meinem theuren Freund Herrn von Grundherr allein offenbaren würde —, dieſer iſt nebſt dir noch mein einziger Troſt, und er verdient meine ganze Aufrichtigkeit.

Hier iſt nun Wetter wie im Paradieſe, jede Nacht eine Feier der Natur, aber für mich muß ſie faſt ungenoſſen vergehen; zwar öffnet ſich mein Herz im ſtärkſten Kummer noch den Eindrücken der ſchönen Natur, aber der Gedanke, der dann immer in mir entſteht, wie viel Schönes in der Natur und wie wenig Edles im Menſchen, die Selbſtprüfung, auf die ich dann — um zu wiſſen, ob ich ſelbſt leiſte, was ich von Andern fordre, — komme, welche mich auch immer ſehr niederſchlägt, verkehren meine Freude in Schwermuth, denn du, die meine Seele liebt, biſt nicht bei mir, — und doch richteſt du mich auf, und nur durch deine Hülfe bleibe ich in den Schranken der Weisheit. Immer möchte ich dich bitten, mir ferner deine Liebe zu ſchenken, aber ſogleich entſteht auch der Gedanke in mir, daß dich eine ſolche Bitte beleidigte, weil ſie an der Dauer deiner Entſchließung zu zweifeln ſchiene, aber ich kann dich verſichern, daß ſie nicht aus dieſer Quelle entſpringt, ſondern eine unwillkürliche Ergießung meines Herzens iſt, das keinen höheren Wunſch hat. Ich will nun aufhören, ich merke, daß mein Schreiben Geſchwätz wird, weil ich dir das ſagen will, für was keine Sprache Ausdrücke hat, und das du gewiß ſchon in deinem Herzen fühlen wirſt.

IV.

Wilhelmine.

Den Briefen an Wilhelmine, welche hier endigen, müſſen wir einen Rückblick zuwenden, um das Verhältniß im Ganzen zu betrachten, damit nicht das Einzelne, wie es nach und nach hervorgetreten, uns in irriger Anſicht befangen halte. Die ganze Verbindung iſt nur von Einer Seite beurkundet, da von den Briefen Wilhelminens ſich nichts vorfindet, indeß vereinigt ſich auch ſchon auf jener Einen Seite alles, um uns von der Geliebten ein überaus vortheilhaftes Bild zu geben: ein günſtiges Aeußere, beſonders die ſchöne Geſtalt und ſchöne Augen, dazu eine anmuthige Lebhaftigkeit des Benehmens, werden uns als begleitende Erſcheinung der edelſten Empfindungen, der reinſten Gedanken und würdigſten Vorſätze dargezeigt. Solchem Verein von Eindrücken war nicht zu widerſtehen, der philoſophirende Jüngling, der in prüfender Annäherung noch lange zu überlegen und zu wählen meinte, fand ſich ſchon fortgeriſſen, und erfuhr das ganze Uebergewicht eines lebhaften, reizenden Mädchens, zu welchem die abſtrakten Wünſche und Vorſätze, die ſich herniederzulaſſen wähnten, vielmehr hinaufſtreben mußten. In der That wird Geiſt und Gemüth des Jünglings ganz entzündet, er bittet der Geliebten jeden Zweifel, jede Verkennung ab, er ſieht in ihr das Vollkommenſte, er erwartet von ihr jede geiſtige Erhebung und ſittliche Förderung, er ſchwelgt in Bewunderung und leidenſchaftlicher Zuneigung. Sein Geiſt macht inzwiſchen große Fortſchritte, ſeine Denkart entſcheidet ſich zu feſter Beſtimmtheit, er iſt zwar für die Welt noch nicht, aber für ſich zum Manne geworden, und auch dieſe Gewinnſte ſämmtlich haben die innigſte Verknüpfung mit ſeiner Liebe, die an ihnen gebend und empfangend Theil hat. Und dennoch, bei allem Feuer, bei aller Begeiſterung, bei aller Zärtlichkeit, welche hier ausgedrückt wird, fehlt im Grunde, wir müſſen es ſagen, doch eigentliche Liebe ganz! In Wahrheit, dies iſt, wenn auch oft ihr Wort, nicht ihre Art und Richtung. Das Leidenſchaftliche, die Spannung, das Bedürfniß, die Vertraulichkeit, dies alles entbehrt, wie wir wenigſtens hier es ſehen, des einen Bezuges, der einzig den Karakter wahrer Liebe ausmacht, — der Nothwendigkeit dieſer beſtimmten Perſönlichkeit! Das unbedingt Individuelle des Menſchen, als tiefſter Grund der unerklärbaren Zuneigung, erſcheint hier nicht als Gegenſtand; Eigenſchaften ſind es vielmehr, die mit Bewußtſein gefaßt, geſchätzt ſind, vielleicht vorausgeſetzt. Könnte dem äußeren Sinne die Täuſchung bereitet, dem Bewußtſein die Verſetzung entzogen werden, ſo ließe ſolche bloß auf Eigenſchaften gerichtete allgemeine Leidenſchaft mit all ihrem Zubehör ſich auf die verſchiedenſten Perſonen leichtlich übertragen, ohne daß etwas dabei vermißt würde, ſobald nur die Einbildungskraft ſich nicht gradezu abgewieſen findet. Wir können in ſolchem Falle nur das arme Mädchen bedauern, welches, anſtatt wirklicher Gegenſtand perſönlicher Liebe zu ſein, nur gleichſam einer methaphyſiſchen Erhitzung zum Gegenbilde, zum Nicht-Ich, dienen muß; es kann dabei in keiner Art ein wahres Glück herauskommen, wenn auch ein völliges Unglück wohl vermieden bleibt. Erhard ſelbſt begründet in ſeinen Briefen einen Unterſchied von Lieben und Verliebtſein; was er unter dem einen und dem anderen zu verſtehen ſcheint, würde erſt verbunden das Gefühl bilden, das er auf die eine Seite allein feſtſetzen will; die Trennung führt aber auf beiden Seiten zum Ungenügenden. Er muß dieſes wohl gewahr werden; da er die Geliebte nicht liebt, wie ſie iſt, ſondern wie ſie ſein ſoll, oder wenigſtens werden ſoll mit ihm und durch ihn, ſo ſchwindet alle ſichre Gegenwart in ungewiſſe Zukunft. Die Verſuche, Prüfungen, Bildungsarbeiten, welche eine Zeitlang der Empfindung förderlich geweſen, überdrängen dieſe, wie ſehr auch guter Wille und freundliches Eingehen die Schärfe mildern. Noch andere Stoffe werden herbeigezogen, der Spielraum wird erweitert, die Freunde ſollen mitwiſſen und mitleben in dem Liebesbunde, aber jemehr hinzukommt, deſto bedenklicher wird der Zuſtand, es entſtehen Einmiſchungen, Gerede, Benachrichtigungen, Rathſchläge, der entſcheidende Nachtheil andauernder perſönlicher Abweſenheit macht alle dieſe Uebel unheilbar, und am Ende muß die völlige Unvereinbarkeit des beiderſeitigen Weſens und Treibens in ausgeſprochenem Bruch ſich offen darlegen. Solchem Gange dieſer Liebesgeſchichte hatte unſere Betrachtung bisher zu folgen, und wenn der unerfreuliche Schluß von dem einen Theile dem anderen als Folge der enthüllten Unwürdigkeit angerechnet werden will, von dem anderen aber jenem vielleicht als Erkaltung und grundloſe Härte vorgeworfen ſein mag, ſo wollen wir, für beide Theile billiger, den ſo gewordenen Ausgang als einen ſchon im Anbeginn begründeten und ſonach unvermeidlichen bezeichnen.

135. An Karl Alexander von Grundherr.

Würzburg, den 11. Auguſt 1789.

Beſter Freund!

Ich danke dir für deine Güte, mir einen Auszug von der Republik des Plato zu geben, und ich will ſie durch meine Bemerkungen darüber zu verdienen ſuchen.

So vortrefflich das Vorhergehende iſt, ſo finde ich doch nichts, das mir hinlänglichen Stoff zur Unterſuchung gäbe, weil der, den es darbietet, ſchon meiſtens im Geſpräch ſelbſt benutzt iſt, bis auf die Erklärung der Gerechtigkeit, die das Reſultat ſein ſoll; dieſe genau zu unterſuchen, und die Fehler anzugeben, die eine Geſetzgebung haben müßte, die gänzlich auf ſie gegründet wäre, ſei der Gegenſtand meines Briefs.

Zuerſt verzeihe mir, wenn ich den Unterſchied zwiſchen der Kantiſchen und Plato's Erklärung der Gerechtigkeit nicht darin finden kann, daß jene vollſtändiger und allgemeiner, ſondern daß Plato's Erklärung der Gerechtigkeit gar keine Erklärung der Gerechtigkeit iſt, ſondern nur ein Ideal der Klugheit eines Geſetzgebers.

Um mich dir ganz verſtändlich zu machen, ſo will ich dir die Art, wie die Alten, nach dem, was ich ſelbſt von ihnen las, und was ich aus Schriftſtellern, denen ich Glauben beimeſſen konnte, lernte, die Sache nahmen, darlegen. Findeſt du, daß ich aus wenigen zu allgemein ſchloß, ſo wirſt du die Güte haben mir es anzuzeigen. Da alle Fähigkeiten unſrer Seele durch ſinnliche Eindrücke geweckt werden, ſo muß die Entwickelung unſrer moraliſchen Einſichten durch eben dieſen Weg erregt werden. Das Erſte, was den menſchlichen Geiſt aufweckt, auf dieſe Seite ſeine Unterſuchung zu lenken, iſt: 1) das Mißverhältniß zwiſchen Erwartung und wirklichem Genuß bei vielen unſrer Wünſche; 2) das unangenehme Gefühl, wenn wir nicht wiſſen, welche Begegnung wir von Andern zu erwarten haben; aus dem erſtern nun bildete ſich das Verlangen nach einer Klugheitslehre, und aus dem andern das nach einer Geſetzgebung. War die Vernunft nach dieſer Anleitung auf einen gewiſſen Grad kultivirt, ſo zeigte ſich ihr der Widerſpruch, der oft zwiſchen den Lehren der Klugheit und der Geſetzgebung Statt finden könnte, und ſie ſuchte alſo ein höheres Prinzip, welches ihn löſen ſollte, und welches die Einſchränkung angäbe, die die Forderungen nach Glückſeligkeit, wenn ſie auch die Klugheit billigte, leiden müßten, um nicht mit den Lehren der Geſetzgebung im Widerſpruch zu ſein. Um in dieſer Unterſuchung ſicherer zu gehen, war ein Wort nöthig, das dieſe Einſchränkung bezeichnete, und dieſes iſt Gerechtigkeit. Es war nicht wohl möglich, daß der Menſch ſogleich den rechten Weg einſchlug, und das Prinzip der Gerechtigkeit einzig in der Natur ſeiner Vernunft aufſuchte, ſondern, da er es zum Behuf ſeines äußern Vortheils ſuchte, ſo glaubte er dieſes Prinzip in den Objekten, und nicht in ſeiner Denkart, ſuchen zu müſſen, und er beſtrebte ſich daher, anſtatt ein Prinzip, das für ſeine Handlungen regulativ wäre, vielmehr Kennzeichen eines Objekts der Glückſeligkeit zu ſuchen, nach dem jeder Menſch ſtreben könnte, ohne den Andern hinderlich zu ſein, das alſo inſofern den Bedingungen der Geſetzgebung gemäß wäre, das ſeine Erwartungen nicht täuſchte, und alſo in dieſer Rückſicht auch den Bedingungen der Klugheit entſpräche; um in dieſer Unterſuchung ſein Ziel nicht zu verfehlen, entwarf er ſich die Aufgabe vom höchſten Gut.

Dieſe Idee leitete ihn nun in allen moraliſchen Unterſuchungen, und es war nicht leicht möglich davon abzukommen, bis alle Methoden, auf dieſe Art das Prinzip der Gerechtigkeit zu finden, als unzulänglich befunden worden, welches aber nicht eher als bis auf Kant's Zeiten geſchehen zu ſein ſcheint, denn obgleich die chriſtliche Moral ſchon dieſen Weg verließ, ſo war es doch mehr dunkle Ahnung und daher entſtandene vorſätzliche Reſignation, als deutliche Erkenntniß, daß er verlaſſen werden müßte; wovon man auch viele Spuren in den Schriften der Stoiker antrifft.

Sokrates war nur durch dieſe erſte Philoſophie gebildet, ſein ruhiger Unterſuchungsgeiſt ließ ſich durch Fiktionen der Phantaſie nicht blenden, und durch witzige Diſtinktionen nicht irre führen; er fand alſo, daß durch alle damaligen Unterſuchungen der Philoſophen der Menſch in dem, was ihm das Wichtigſte iſt, um nichts gründlicher aufgeklärt ſei, und dieſer wichtige Schritt zur Aufklärung gab ihm allerdings das Recht zu ſagen, er wiſſe, daß er nichts wiſſe; aber da er durch das, daß er alle Fehler einſah, noch nicht einſah, wie ſie zu vermeiden, ſo ſchien er nicht ſowohl zu glauben, daß ſeine Vorgänger einen falſchen Weg eingeſchlagen hätten, als vielmehr, daß ſie ſich darauf verirrt hätten, und ſo leicht es ihm daher war ſie zu widerlegen, ſo ſchwer war es ihm, etwas Beſſeres zu finden; er gab daher ſeinen Lehren immer die Geſtalt von Erzählungen, die etwas an ſich hätten, das der menſchliche Geiſt als wahr fühlte, und richtete ſein Leben nach dieſen Ahnungen ein.

Plato, deſſen Geiſt von Sokrates ſchon in den Jahren kultivirt wurde, da die Einbildungskraft in ihrer ganzen Stärke und das Gefühl für Schönheit tief und innig iſt, hypoſtaſirte die Ahnungen ſeines Lehrers, und er ſahe daher die Wahrheit in das Zaubergewand der Schönheit gehüllt vor ſich ſtehen, aber Andern die Augen für ſie zu öffnen konnte ihm auch nicht gelingen, denn ſobald er Andere von dem, was ſich ſeinem Geiſte darſtellte, gründlich unterrichten wollte, ſo mußte dies auf dem Weg der deutlichen Erkenntniß geſchehen, dies verſuchte er nun auch auf dem betretenen falſchen Weg, und da führte er ſie ebenfalls irre.

Die Frage, was das höchſte Gut, war bereits in Worten entſchieden, nämlich Gerechtigkeit und dauernder Genuß, und mußte nun die Auslegung dieſer Entſcheidung gefunden werden; anſtatt nun ſich die Frage ſo getheilt vorzulegen, was iſt Pflicht? und was gewährt Vergnügen ohne darauf folgenden Schmerz? faßte Plato ſie immer wieder in Eine zuſammen, was iſt für den Menſchen das Beſte? und ging alſo gleichſam wieder zurück. Da es nun ſehr bald eingeſehen werden konnte, daß Gerechtigkeit, oder die Bedingung der Geſetzgebung, eine unnachläſſige Bedingung alles Guten ſei, ſo glaubte er daher auf dieſem Wege nothwendig das Weſen der Gerechtigkeit finden zu müſſen. Daß er es nicht finden konnte, iſt ſehr deutlich.

Dieſer Geiſtesgang giebt den unterſcheidenden Karakter zwiſchen den Schriften Kant's und den Schriften der Klaſſiker; die Herren, die die Zwiſchenwoche ausfüllten, mögen es mir verzeihen, wenn ich ſie hier nicht in Anſchlag bringe. Auf dem Wege der Deutlichkeit führen uns die Alten nur zur Klugheit, zur Tugend bloß durch Ahnung oder Reſignation; aber eben darin liegt auch der Reiz, den ihre Schriften ſogar vor Kant's Schriften vorausheben, denn ſo wie die Mittagsſonne zwar uns in allen Geſchäften leuchtet und uns auf allen unſern Wegen dadurch Sicherheit gewährt, aber ſelbſt kein angenehmer Gegenſtand für unſre Augen iſt, die Morgenröthe hingegen uns das entzückendſte Vergnügen gewährt, ſo iſt auch Kant's Philoſophie eine ſichere Leiterin unſrer Unternehmung, aber an ſich ſelbſt betrachtet ermüdet ſie unſern Geiſt zu bald, hingegen die Philoſophie der Alten, die uns zu unſrer Unternehmung nur dunkeln Schimmer gewährt, zieht den Blick unſres Geiſtes um ſo mehr auf ſich ſelbſt, und läßt uns die ſüße Hoffnung des Aufgangs des ſtrahlenden Lichtes fühlen, welches aber, ſobald es erſcheint, unſre Augen nicht lange unmittelbar ertragen, ſondern es nur zum Leuchten in andern Unternehmungen brauchen können. Kant's Philoſophie muß alſo ſo lange verkannt, ja ſogar geſchmähet werden, bis der Wahn verſchwunden iſt, daß die wahre Philoſophie letzte Beſchäftigung für uns, und nicht bloße Geſetzgebung für unſre Handlungen iſt.

Ich muß dir geſtehen, werther Freund, daß ich glaube, nicht nur zeigen zu können, daß Plato's Erklärung der Gerechtigkeit keine Erklärung derſelben iſt, ſondern gezeigt zu haben, daß ſie keine ſein konnte.

Nun zu den Folgen, die Plato's Erklärung in der Geſetzgebung haben muß. Da ich an dich, theuerſter Freund, ſchreibe, ſo iſt es nicht nöthig, meine Gedanken nach ihrem Entwickelungsgange in meinem Verſtande hinzuſchreiben, ſondern ich werde dir nur die Reſultate kürzlich anzeigen, und du wirſt die Vorderſätze ſehr leicht von ſelbſt finden.

1) Sie fordert eine Kenntniß zur Ausübung der Gerechtigkeit, deren kein Menſch fähig iſt.

2) Sie verletzt die Freiheit des Menſchen, da eine Geſetzgebung nach dieſem Plane ſich anmaßt, ihn glücklich zu machen, da ſie doch nichts thun ſoll, als ihm alle in der

Macht des Menſchen ſtehenden Hinderniſſe wegſchaffen, damit er es nach *ſeinem* Willen werden kann.

3) Sie giebt im Grunde betrachtet nur Polizei- und keine Sittengeſetze.

4) Sie muß, weil ſie poſitive Vortheile verſpricht, dem Staat die Vorſorge für alle Bedürfniſſe der Bürger auflegen.

5) Ein ſolcher Staat machte nur den glücklich, der ſeine Vortheile und Weisheit im Ganzen faſſen könnte, jeder Andre müßte glauben, unter der Laſt des Eigendünkels der Beherrſcher zu erliegen.

6) Sie fordert einen Staat, der ſich ſelbſt ganz genug wäre, und für jedes Talent des Menſchen gehörige Objekte darböte, der alſo die ganze Welt in ſeinen Gränzen hätte.

7) Sie kann alſo nur ein Ideal deſſen geben, was der Staat zum freien Wohl der Bürger herbeiſchaffen, aber nicht, was er ihnen als Geſetz aufdringen ſoll. Plato's Republik

8) kann alſo keine Idee der beſten Geſetzgebung, ſondern nur Beſchreibung ſehr glücklicher Bürger ſein.

Ich kenne Plato's Republik faſt gar nicht, und ſchloß nur aus der Erklärung der Gerechtigkeit auf die Mängel, die ſie haben muß, inſofern er konſequent ſchließt; daß er dies durchgängig beobachtet, zweifle ich ſehr, und glaube, daß er oft den Boden ſeines Syſtems mit den Ausſprüchen der gemeinen, durch ihre noch von ihr unentwickelten Geſetze geleiteten Menſchenvernunft düngen wird, um beſſere Früchte zu erzielen, als ſonſt darauf wachſen würden. Ich bitte dich daher, mir ſonderlich zu bemerken, wo du glaubſt, daß er nicht bündig iſt, und etwas Beſſeres oder Schlechteres aufnimmt, als ſeine Grundſätze geben; letzteres fürchte ich aber nur da, wo ihn gewohnte Gebräuche Griechenlands verleiteten, ſie aus ſeinen Grundſätzen zu erzwingen; der erſte Fall dürfte öfter vorkommen.

Nun lebe wohl, mein Theurer, und verzeihe mir, daß ich dir für ſo viel ſo wenig gebe; die Aufmerkſamkeit, die ich meinen Studien ſchenken muß, vielleicht abentheuerliche Nebenhändel, welche du weißt, daß ich noch nicht im Stand bin zu verbannen, eine beſondere Gemüthsſtimmung, die der Gegenſtand meines nächſten Briefs ſein ſoll, und eine wohl zu vielfache

Korreſpondenz, ſind Schuld, daß ich, anſtatt dir die wirkliche Summe auszuzahlen, dir diesmal nur eine Aſſignation geben muß, welche vielleicht aber doch *deinem* geübten Geiſt in dieſen Geſchäften die Stelle von baarem Geld vertreten kann. Ich bin

Dein Freund **J. B. Erhard.**

136. An Grundherr.

Würzburg, den 7. Oktober 1789.

Beſter Freund!

Nun will ich mit dir das Einzelne in Plato's Republik durchgehen, da ich dir meine Meinung vom Ganzen ſchon geſagt habe. Ich werde mich auch auf die Epiſoden einlaſſen.

Zuerſt über den Hauptgrundſatz Plato's, oder, weil er auch im Xenophon in allen Geſprächen des Sokrates, wo er ſich nur anbringen läßt, herrſcht, des Sokrates: daß ein Menſch nur Eines ſein könne. An ſich hat er vielen Schein, und läßt ſich von einer Seite durch die Erfahrung beſtätigen, aber, wie mich dünkt, auch von einer andern widerlegen; der Kalkul, um in der Erfahrung das Uebergewicht für oder wider zu beſtimmen, ſcheint mir ſo ſchwer, daß ich, um dieſe Mühe nicht umſonſt zu übernehmen, vorher genau unterſuchen will, ob er einen in der Wirklichkeit apodiktiſch anwendbaren Sinn hat. Die Hauptfrage in dieſer Beziehung iſt, was das Wort Eines hier bedeutet? und hierüber, wenigſtens in dem, was du mir giebſt, hat ſich Plato nicht erklärt. Wonach ſollen die Gränzen *Einer* Beſchäftigung für einen Menſchen beſtimmt werden? nach den Stoffen, welche er behandelt? oder nach den Kräften, mit welchen er handelt? oder nach den Organen, die er dabei braucht? oder nach der Abſicht, die er dabei hat? oder nach dem zuſammengeſetzten Verhältniß aus allen vieren? Nach der erſten Beſtimmung wäre es lächerlich; denn wer wird ſagen, daß der Steinbrecher und der Bildhauer Eine Beſchäftigung hätten? Das Zweite gäbe ein richtigeres Maß, denn die Kräfte, womit ein Menſch handelt, ſind ihm eigen, und der Stoff, auf den er ſie anwendet, zufällig; aber auch dieſes hat ſeine Schwierigkeit, denn Sokrates ſelbſt zeigt beim Xenophon, daß ein Choragus und Feldherr gleiche Seelenkräfte anwenden, und doch würde ſie Plato ſchwerlich in Einer Perſon vereinigt wiſſen wollen, und dann erfordert es die Auflöſung der Frage, welcher Kräfte Thätigkeit erfordert eine gewiſſe Beſchäftigung? die gewiß nicht leicht iſt, und wegen der Schwierigkeit, die Arten der Kräfte im Menſchen beſtimmt zu klaſſifiziren, wohl nie zu einem evidenten Kriterium gemacht werden kann. Die nach den Organen hätte das Lächerliche der erſten Beſtimmung, und auch nach der vierten geht es nicht, denn der Schreiner, der einen Altar baut und der Mahler des Altarblattes treiben gewiß nicht Ein Handwerk. Nach allen zuſammengenommen geht es auch nicht, denn durch die Hinzufügung der erſten, dritten und vierten werden die Schwierigkeiten der zweiten wohl etwas verſteckt, aber nicht gehoben. Aus dieſem, däucht mich, iſt klar, daß vor der Beantwortung der Frage: wann kann man ſagen, ein Menſch beſchäftigt ſich auf einerlei Art? jener Satz keinen hinlänglich evidenten Sinn hat, um Norm einer Geſetzgebung zu ſein.

Welchen Sinn er insgemein hat, und wie ſich Plato durch dieſen vagen Begriff täuſchen ließ, wirſt du dir ſelbſt leicht erklären können. Das Reſultat iſt: kein Geſetzgeber kann ſich anmaßen, einem Menſchen die Gränzlinie ſeiner Thätigkeit zu ziehen, ſondern ihm nur die Hinderniſſe wegnehmen, um ſie auszuüben. — Plato's Satz iſt bloß Klugheitsregel, und heißt dann: unterſuche, welchen Stoff du am liebſten behandelſt, welche gute Abſicht du am liebſten erfüllt wünſcheſt, und mit welchen Kräften du bei der geringſten Anſtrengung am meiſten ausrichteſt, und die Beſchäftigungen, die dies vereinigen, wähle, und widme dich ihnen ganz.

Was Plato von den Dichtern wegen der Schilderung der Götter ſagt, iſt vortrefflich. Ich werde aber inskünftige alles, was meinen ganzen Beifall hat, übergehen. Was aber von der Ausſchließung einiger Dichtungsarten folgt, iſt wohl ſchön geſagt; aber darf ein Geſetzgeber das thun? Dies iſt aber eine Frage, die dem Plato nie in Sinn kam und auch nicht darein kommen konnte; ſein Geſetzgeber fragt nur: was wäre gut? nie: wozu habe ich Recht?

Nun zur Prüfung ſeiner Gründe auch in erſter Rückſicht. Die Sehne ſeines Beweiſes iſt: der Menſch iſt oder wird das, was er vollkommen vorſtellen kann; aber man könnte dagegen ſagen: der Menſch kennt nur das, in was er ſich vollkommen hineindenken kann, und iſt es nicht nöthig Schurken zu kennen? und kann man ſie alsdann nicht vorſtellen? Aber eine Wahrheit iſt es, daß Komödie und größtentheils Tragödie in Plato's Republik von ſelbſt aufhören würde, weil es an Stoff fehlte, und der von andern Zeiten und Orten genommene nicht mehr Intereſſe haben würde, als für uns die Gebräuche der Wilden haben, und Komödie, die man nicht deuten kann, iſt ohne alles Intereſſe, und ein Trauerſpiel, wo man zu den Quellen der Unglücksfälle der Perſonen ſich nicht verſucht fühlt, dünkt uns abſcheulich oder lächerlich. Der Geſetzgeber braucht alſo hiezu keine Geſetze, er verhindere den Stoff, und die Dichtungsarten gehen von ſelbſt aus. — Gleiche Bewandtniß hat es aber nicht mit der Muſik, ihr Ausdruck iſt nur pſychologiſch, nicht moraliſch beſtimmt, und man kann abſolut kein Stück ſittlich oder böſe nennen. Man kann allen muſikaliſchen Ausdruck auf folgende drei Begriffe beziehen, Muth, Zärtlichkeit, Ruhe *), und wie ſich über die Moralität dieſer nur im Einzelnen entſcheiden läßt, ſo auch nur über die muſikaliſchen Stücke. Die Erfahrung von Gewalt der Muſik über einige Menſchen iſt eigentlich Erfahrung über die Empfänglichkeit einiger Menſchen für die Muſik; man kann dieſe Empfänglichkeit freilich durch Uebung vermehren, aber die Reſultate daraus gehören für den Erzieher, nicht für den Geſetzgeber, aber alle Philoſophen des Alterthums verwechſeln dieſe Begriffe, da doch ſo ſehr nöthig iſt, beide Perſonen, auch wenn ſie im Geſetzgeber vereinigt ſind, zu trennen.

Nun komme ich zu den Aerzten. Hier hat Plato völlig

---

*) Das Traurige iſt kein eigner Ausdruck der Muſik, es wird es jede zärtliche durch hinzukommende Lokalumſtände, ſo wie die muthige freudig oder verzweifelnd wird, denn Verzweiflung iſt Muth zur eignen Zerſtörung, weil man etwas nicht überwindet; ohne letztere iſt es Reſignation oder Betäubung, und eins mit dem muſikaliſchen Ausdruck der Ruhe.

Unrecht; denn darf er der Arzneiwiſſenſchaft in der einzelnen Anwendung Gränzen ſetzen, ohne mit Sicherheit behaupten zu können, in dieſen Umſtänden iſt dieſer Menſch nie zu etwas mehr nütze? und kann er dies? hier begeht er einen unverzeihlichen Eingriff in die Rechte der Menſchheit. —

Dies wäre nun mein Urtheil über das Bisherige; ich ſage dir Dank für deine Mühe, und freue mich auf die Fortſetzung, welche ich eben ſo prüfen will; am Ende, wenn mir die Fortſetzung nicht Gelegenheit giebt, werde ich die Ehegeſetze ſorgfältig prüfen, worüber ich unterdeſſen nachdenken will, zumal da ich in dieſer Sache noch auf keine ſichern Prinzipien kommen konnte.

Den 11. November.

Ich hoffte mit dieſem Brief gleich deinen künftigen beantworten zu können, da ich aber ohnedies einen abſchicke, ſo folgt er mit. Von Wilhelminen hab' ich unterdeſſen zwei erhalten, wo aber in keinem mein letzter ſchon beantwortet ſein konnte; hätte ich den vom 20. September zu rechter Zeit erhalten, ſo würde ich wohl ſchwerlich in meinem Brief, den du zurückhieltſt, dieſen Ton ergriffen haben. Ich erwarte in Bälde deine Antwort.

Dein Freund J. B. Erhard.

N. S. Haſt du Gulliver's Reiſen von Swift noch nicht geleſen? Ich glaube, daß dir dieſes Buch viele Unterhaltung gewähren würde, die Reiſe zu den Hoyhnhums iſt die ärgſte Satyre auf das ganze Menſchengeſchlecht, die ihres Gleichen nicht hat. Ich habe eine franzöſiſche Ueberſetzung, die ſich erträglich leſen läßt. Er ſcheint mir Plato ſehr benutzt zu haben, manches könnte uns Stoff zur Unterhaltung geben.

137. An Grundherr.

Würzburg, den 16. November 1789.

Beſter Freund!

Da ich an Grattenauer ſchreiben muß, ſo iſt es mir unmöglich dieſen Brief fortzuſchicken, ohne ihm einen an dich zum Begleiter zu geben. Es ſollte mich wundern, wenn du bei Erblickung dieſes Briefs nicht auf die Gedanken gerietheſt, ich würde dich dadurch an die Beantwortung meiner beiden vorigen erinnern wollen, aber dies iſt nicht; ob ich gleich begierig auf deine Beantwortung meiner Gedanken über Geſetzgebung bin, ſo war es doch nicht dieſe Begierde, ſondern allein Freundſchaft, was mich antrieb, dieſen an dich abzuſchicken. Ich habe derzeit meine Gedanken über Geſetzgebung revidirt, und nichts daran zu ändern gefunden, ich habe ſie auf die Strafgeſetze angewandt, und will dir kurz meine Reſultate darlegen.

1) Kein Strafrecht kann ſich weder auf allgemeines noch auf beſonderes Beſtes in der Geſellſchaft gründen; wenn die Handlung an ſich nicht ſtrafwürdig iſt, ſo iſt die Strafe Ungerechtigkeit.

2) Nicht der Schaden der Geſellſchaft, ſondern allein die Wichtigkeit des übertretenen Geſetzes beſtimmt den Grad der Strafe.

3) Eigentliche Strafe kann nur auf Uebertretung der Geſetze (wie ich dies Wort nehme) folgen, andre Uebertretungen können daher nur entweder in Beziehung auf ein Geſetz, z. B. als gebrochene Verträge, oder bloß durch Ausſchließung von einigen poſitiven Vortheilen, beſtraft werden.

4) Auch die Wirkung des Beiſpiels darf bei der Strafe nicht in Anſchlag gebracht werden, es iſt wider die menſchliche Würde, einen Menſchen je als bloßes Mittel zu gebrauchen; der Erzieher kann die Beſtrafung als Beiſpiel brauchen, aber der Geſetzgeber kann nicht darauf Rückſicht nehmen.

5) Die Strafe iſt daher ein wahres Uebel, das einem Menſchen zugefügt wird, der ſich durch Uebertretung der Geſetze Vortheil verſprach.

6) Die Art der Strafe wird durch die Art des geſuchten oder erlangten Vortheils beſtimmt; z. B. will Jemand aus Bosheit den Tod eines Andern, ſo hat er ſein Leben verwirkt. Die Todesſtrafen ſind daher in vielen Fällen gerecht.

7) Da die Strafe nur den Vortheil durch ein Uebel zu kompenſiren ſucht, ſo muß der erhaltene, nicht der geſuchte Vortheil ihr Maß ſein; z. B. wer nach einem ſchlägt, in

der Abſicht ihn umzubringen, aber nicht trifft, der kann nicht als Todtſchläger beſtraft werden.

8) Um Jemand mit Recht zu ſtrafen, muß er ſelbſt von der Strafwürdigkeit ſeiner Handlungen überzeugt ſein, und ſie nicht mehr läugnen können.

9) Inwiefern aus dem Mißbrauch des letztern Satzes die Tortur entſtund, und inwiefern dieſe Statt hat, behalte ich mir vor, ein andermal ausführlicher zu zeigen.

10) Nur Perſonen können daher geſtraft werden, Perſon aber nenne ich in dieſer Rückſicht den, der im Stande iſt, die Strafwürdigkeit einer Handlung einzuſehen.

11) Was keine Perſon iſt, kann wohl gezüchtigt, aber nicht geſtraft werden, denn Züchtigung iſt bloßes Mittel zur Beſſerung, und ſie hat die Zukunft zum Zweck, Strafe hat das Vergangene zum Grund.

12) Der Erzieher züchtigt, der Geſetzgeber ſtraft.

So ſehr nun dieſe Reſultate unſrem empfindſamen Geſindel zuwider ſein mögen, ſo glaube ich doch, daß man ſie durch die Geſchichte der Geſetzgebung beſtätigt finden wird, und daß alle Geſetzgeber nach dieſen Prinzipien, obgleich nicht deutlich entwickelt, und daher oft durch Einfälle verunſtaltet, zu Werke gegangen ſind. Ich glaube zwar nicht, daß ſie dir neu ſein werden, denn es ſind bloß unmittelbare Folgerungen aus Kant's Grundſätzen, aber ich wollte ſie dir doch als einen Anhang meines vorigen Briefs mittheilen.

Wie ich mit Wilhelminen ſtehe, haſt du aus meinem letzten Brief, den dir wohl Müller wird gegeben haben, erſehen; grade da ſie meinen Brief wird erhalten haben, erhielt ich einen von ihr, in dem ſich keine Spur eines Zweifels an meiner Beſtändigkeit findet. Er iſt wirklich ſo liebevoll und großmüthig geſchrieben, daß ich unter andern Umſtänden eine herzliche Freude daran haben würde. Weder Müller noch Schäfer haben mir noch geſchrieben. Lebe wohl.

Dein Freund J. B. Erhard.

138. An Grundherr.

Würzburg, den 15. Dezember 1789.

Beſter Freund!

Nun habe ich endlich deinen Brief erhalten; wie lange er geſchrieben war, weiß ich nicht, denn er war ohne Datum, ich beantworte ihn aber ſogleich.

Zuerſt über deine Frage, was thut der Erzieher und was der Geſetzgeber? Du beantworteſt ſie ſelbſt, und ich werde dieſe Beantwortung prüfen. Der erſte, ſagſt du, giebt Geſetze, der andere macht geneigt, ſie zu befolgen. Dieſe Antwort ſcheint mir nicht hinreichend, weil ſie bloß das Verhältniß angiebt, in welchem beide mit einander ſtehen, und ſo zu ſagen nur beſchreibt, was ſie beide thun, aber keine Idee von dem angiebt, was von ihnen kann gefordert werden. Das Verhältniß zwiſchen Geſetzgeber und Erzieher könnte beobachtet und dennoch der Staat tyranniſch beherrſcht werden, es wäre zwiſchen dieſer und der gewöhnlichen Tyrannei kein Unterſchied, als daß die eine das Joch auf einmal auflegt, und die andre von Jugend auf daran gewöhnt. Nach meinen Begriffen müſſen Geſetzgeber und Erzieher keine gemeine Sache machen, ſondern ſie müſſen, wenn ſie nach richtigen Grundſätzen handeln, frei zuſammentreffen. Ich weiß wohl, daß wir in dieſer Sache eins ſind, aber ich halte mich genau an deinen Ausdruck. Um mich deutlicher zu machen, gehe ich gleich zur zweiten Frage, was iſt das Prinzip der Geſetzgebung? Hier hat dich Plato irre geleitet, wenn du glaubſt, dieſe Frage ſei mit der, was iſt der Hauptzweck jeder bürgerlichen Geſellſchaft? eins. Dieſer iſt gewiß der größtmögliche Vortheil jedes Einzelnen, aber von dieſer Seite hätten die Geſetze bloß Klugheit, nicht Gerechtigkeit zu ihrer Quelle. Ich will, anſtatt deine Fragen ferner zu zergliedern, meine eigne Betrachtungsart dieſer Sache dir vorlegen. Eine kurze Geſchichte des Begriffs der Gerechtigkeit habe ich dir ſchon geliefert, ich will alſo jetzt gleichſam die Fortſetzung oder den Entwurf der Gründe einer Geſetzgebung liefern.

Die allgemeine Frage iſt? Was ſoll der Menſch thun? Könnte dies für jedes Individuum entſchieden werden, ſo wären alle Geſetze dadurch gegeben; aber dies iſt nicht möglich, weil ſich wohl die Form des Sittengeſetzes, aber nicht die Lage des Individuums, unter der es das Geſetz ausüben ſoll, beſtimmen läßt; ſo iſt es Geſetz, jederman vor dem zu warnen, was ihm ſchädlich iſt, aber ob ich mir Einſicht genug zutrauen darf, das zu entſcheiden, kann nicht immer ein Anderer wiſſen, und er kann mich daher nicht zur Befolgung dieſes Geſetzes zwingen. Der Geſetzgeber hat daher auf zwei Prinzipien Rückſicht zu nehmen, erſtens, was iſt recht und gut? zweitens, in welchem Fall kann ich die Handlungen eines Andern nach der Richtſchnur der Moral und Klugheit ſtrenge richten, ohne er ſelbſt zu ſein? — nur letztere Handlungen dürfen Gegenſtände der Geſetzgebung ſein. Der Erzieher hat dieſe Rückſicht nicht zu nehmen, er legt ſeinem Zöglinge kein Zwangsgeſetz auf, ſondern er ſucht allen ſeinen Kräften die größtmögliche Gelegenheit zur Ausbildung zu verſchaffen, und ihn zu gewöhnen, ſich dem Sittengeſetz zu unterwerfen. Der Erzieher macht eigentlich den Geſetzgeber entbehrlich, und der Geſetzgeber iſt nur da nöthig, wo Ausgebildete und Rohe vermiſcht ſind, damit jene ihre zeitlichen Vortheile nicht zu ſehr durch Befolgung des Sittengeſetzes verlieren. Durch den Erzieher entſteht Geſelligkeit und Harmonie, durch den Geſetzgeber wird dieſe Harmonie durch Kunſt erhalten.

Es iſt nun die Frage: Welche ſind die Pflichten, zu deren Forderung ich nicht die individuelle Lage eines Menſchen vollkommen zu kennen brauche? Antwort: Alle vollkommenen Pflichten, und unter gewiſſen Bedingungen können unvollkommene eben ſo deutlich werden, der größte Theil von ihnen aber nie. Dies will ich nun beweiſen.

Vollkommene Pflichten ſind dieſe, welche, wenn ſie nicht erfüllt werden, die Gemeinſchaft der Menſchen zertrennen, unvollkommene, deren Befolgung ſie erzeugt. Die erſtern werden alſo durch bloße Unterlaſſung erfüllt, die zweiten fordern Thätigkeit. Der Karakter iſt aber noch nicht hinlänglich, die vollkommenen alle zum Gegenſtand der Geſetzgebung zu machen, denn kann ein Andrer allezeit beurtheilen, ob es mir möglich war zu unterlaſſen? Hier tritt aber der Fall ein, daß der Geſetzgeber nicht nach dem Können des Individuums zu fragen hat, ſondern die vollkommenen Pflichten müſſen in der Geſellſchaft erzwungen werden, es folgt aus dem Begriff, den ich davon gab. Das Kriterium der vollkommenen Pflichten und die Herzählung der Hauptklaſſen derſelben übergehe ich, weil du es ganz aus Kant ſuppliren kannſt. Bei den unvollkommenen aber, wo dieſe Nothwendigkeit nicht iſt, muß ſich der Geſetzgeber rechtfertigen können, daß es möglich iſt, ohne ſelbſt eine Pflicht zu verletzen, ſich die Kenntniß von der Lage eines Individuums zu verſchaffen, in der ihm eine unvollkommene Pflicht obliegt; ſo läßt ſich z. B. aus dem bekannten Vermögen einer Perſon ihr Beitrag zu allgemeinen Auslagen beſtimmen u. ſ. w Es würde zu weitläuftig ſein, hier in's Detail zu gehen, ich hoffe aber vor meinem Tode dieſen Theil des Geſetzgebens, inſofern er die nöthigen Einſchränkungen betrifft, oder die Moral des Geſetzgebers, ausführlich zu liefern, und, inſofern er die Bewerkſtelligung oder die Klugheitslehre des Geſetzgebers betrifft, den Hauptprinzipien nach darzuſtellen.

Du wirſt wohl merken, daß ich ſehr geneigt bin, von der Geſetzgebung bloß die Negation des Böſen zu fordern, und ich muß daher ſehen, ob denn eine ſolche Geſetzgebung ſo wenig leiſtet, als du dir von ihr zu verſprechen ſcheinſt; ich will dir einige Fragen vorlegen, und dann entſcheide ſelbſt.

1) Muß nicht jedes Gute von irgend jemand in Vorſchlag gebracht werden, und kann zu dieſem Endzweck ein Geſetz erdacht werden? Leiſtet die Geſetzgebung nicht genug, wenn ſie der Ausführung von etwas Gutem bloß die Hinderniſſe wegräumt?

2) Iſt dieſer Vorſchlag gut befunden und wird durch Zwangsgeſetze geſchützt, iſt der Nutzen der Geſetzgebung dann nicht bloß negativ und hindert nur den Rückfall in einen geringeren Grad des Wohlſtandes?

3) Wenn ſie auch bloß leiſtete, daß du unter Menſchen ſein kannſt, ohne von ihnen körperliche Beleidigung und Beraubung deines Eigenthums fürchten zu dürfen, wäre es dir nicht ſchon Vortheil genug, daß du nun Menſchen Gutes thun kannſt?

Nun über Vereinigung der Perſon des Geſetzgebers und des Erziehers. Die Rolle eines Geſetzgebers kann niemand ertheilt werden, er muß ſich ſelbige ſelbſt auflegen, und wer wird dies, als wer glaubt, er wäre auf einen Grad der Kultur gelangt, in dem es Pflicht iſt, Andre auch zu ſich zu erheben zu ſuchen, und er hätte eine ſolche Einſicht in die Lage, in welcher gewiſſe Menſchen glücklich wären, daß er einen Drang fühlt, ſie in ſelbige zu verſetzen, — daher ſind Geſetzgeber und Erzieher immer in Einer Perſon anzutreffen, aber in der Spekulation müſſen ſie nothwendig getrennt werden, weil die Erziehung nach den Fähigkeiten der Zöglinge wechſeln muß, Geſetze aber allgemein binden. Die Vernachläſſigung dieſer Trennung iſt der Grund, warum noch kein Staat in ſeiner Verfaſſung dauerte, weil die Regeln für Unmündige nicht auf Mündige können angewandt werden.

Werden dieſe Begriffe einmal richtig geſchieden, ſo wird nicht alles mehr Geſetz heißen, was man itzt ſo nennt, ſondern man wird: a) Geſetz, das ewig bindet, b) Ceremoniel, das von dem Pomp, den die Geſetzgebung nöthig hat, um Laien Vertrauen zu ihr zu erwecken, und vom Geſchmack abhängt und wechſeln muß, c) Einverſtändniſſe der Bürger, die von Zufälligkeiten beſtimmt werden, d) Ermahnungen von der Geſetzgebung, wie z. B. alle Luxusgeſetze heißen ſollten, genau unterſcheiden, und dann würde ſich ein ſolcher Staat, bei allen anſcheinenden Veränderungen, ſo wenig ändern, als die Materie des Goldes durch die Formen, die man ihm giebt. Bis dorthin muß ich mit Marquis Poſa ſprechen

— dies Jahrhundert
Iſt meinem Ideale noch nicht reif, ich leb'
Ein Bürger derer, die da kommen werden.

Dies wenige wird dir vielleicht doch hinlänglich ſein, meine Gedanken zu errathen, es wird mir faſt immer ſchwerer, mich über einzelne Gegenſtände zu erklären, meine Kenntniſſe machen immer mehr mit meinen erſten Grundbegriffen Eine Maſſe aus, und wenn ich etwas herabſchlagen ſoll, ſo kommt es mir unförmlich vor, ich muß der Welt alles oder nichts von mir geben.

Nun zum zweiten Theile deines Briefs. Hierauf habe ich dir nun ſchon in meinem vorigen Brief hinlänglich geantwortet, und kann dir bloß ſagen, daß ich noch keine Antwort von Wilhelminen erhielt; ich weiß nicht, hat ſie die Strenge, mit der ich ihre Beantwortung prüfte, verdroſſen, oder ſchauert ihr vor dem, was ich von einer Geliebten fordre, oder iſt ihre Liebe erkaltet, oder will ſie alles Nöthige zu ihrer Rechtfertigung einſammeln, oder will ſie mehrere Briefe von mir erwarten, oder hat ſie ſich durch erdichtete Gerüchte über mich aufbringen laſſen, oder hat ſie unüberſteigliche Hinderniſſe (ein faſt unmöglicher Fall) gehabt, an mich zu ſchreiben; — von allen dieſen Fällen können ihr nur zwei verziehen werden, und nur einer ſie rechtfertigen. Doch will ich noch in Geduld warten bis zum erſten Tage von 1790 und dann erhält ſie den letzten Brief. Nur eines muß ich noch gewiß wiſſen, ob ſie nämlich meinen letzten Brief erhalten hat, und dies werde ich doch hoffentlich noch vor dieſer Zeit erfahren. — Ich habe abſichtlich Müller'n ſo geſchrieben, als wenn ich abſichtlich eine Gelegenheit zum Brechen mit Freuden ergriffe, es war aber nicht mein Ernſt, ſondern ich will ihm nur eine Freude machen, denn die hat er und Künzel gewiß daran.

Mir iſt es wirklich nicht lieb, wenn deine Ahnungen eintreffen, denn erſtlich hätte ich mich getäuſcht, und es exiſtirte die Wilhelmine nicht, die ich mir dachte, zum zweiten muß ich mit mehr Mühe gegen Liebe kämpfen, wenn mich der Gedanke an Wilhelmine, wie ich ſie mir vorſtellte, wegſetzt; ich büße moraliſcherſeits gewiß viel dabei ein, und ich wollte von Herzen ihrem Beſitz entſagen, wenn ſie nur meinem Ideal gliche; was mich am meiſten ängſtigt, iſt, daß mir dann leicht der Gedanke kommen könnte, mein Glück durch Weiber zu machen, ich fürchte mich immer vor meiner Eitelkeit, und dann ſänke ich leichtlich zu den gemeinſten Menſchen herab, ſo lange mich aber Wilhelmine liebt und meine Liebe verdient, ſo bin ich frei von dieſen Sorgen.

Lebe wohl, künftig die Fortſetzung meiner Kritik über Plato's Republik.

Dein Freund J. B. Erhard.

139. An Grundherr.

Würzburg, den 3. Februar 1790.

Beſter Freund!

Ich werde deinen Brief vom Ende gegen den Anfang zu beantworten.

Daß ich herzlichen Antheil an deinen Vaterfreuden nehme, weißt du.

Deine Vorausſetzungen wegen meines Betragens gegen Oſterhauſen treffen, meinem Gewiſſen nach, ein.

Mein Verſtändniß mit Wilhelminen hat ein Ende; ſie iſt nicht, wofür ich ſie hielt, meine Freunde haben es mir erwieſen, und ich bin alſo meines Verſprechens frei und habe auch ſchon ihre Verzicht erhalten, ſie wählte — wie ich dir ſchon als Vermuthung ſchrieb — den Weg in Ehren abzutreten.

Den von dir angeführten Satz will ich hier etwas erläutern. Schaden, in der gemeinen Bedeutung des Worts, heißt die Verminderung des Wohlſtandes einer Perſon oder einer Geſellſchaft, und in dieſer Bedeutung kann er die Strafbarkeit einer Handlung nicht beſtimmen, denn da wäre in Beziehung auf die Geſellſchaft oft der Todtſchlag eines der geringſten Verbrechen, aber man giebt dem Wort auch eine transzendente Bedeutung und verſteht jede Verminderung der Vollkommenheit einer Sache darunter, und in dieſer Bedeutung ſcheint er eher die Strafbarkeit einer Handlung zu beſtimmen, weil man dabei nicht bloß auf den Wohlſtand der Geſellſchaft, ſondern auf die innere Vollkommenheit ihrer Verfaſſung Rückſicht nehmen kann; aber es auch in dieſer Bedeutung als ein Prinzip gelten zu laſſen, hindern mich folgende Gründe:

1) Die innere Verfaſſung hat ja kein andres Kriterium ihrer Güte, als die dadurch bewirkte Moralität.

2) Es iſt zwar richtig, daß die Wichtigkeit des übertretenen Geſetzes dem Schaden der Geſellſchaft analog iſt, aber nicht in dem einzelnen Uebertretungsfalle, ſondern in der ganzen Dauer der Geſellſchaft.

3) Es kann daher nicht die Wichtigkeit des Geſetzes aus

dem Schaden, ſondern umgekehrt dieſer aus jener geſchloſſen werden.

4) Die Täuſchung, als wenn der Schaden die Strafbarkeit beſtimmte, kommt daher, daß man ſich fragt: Kann die Geſellſchaft beſtehen, wenn ſolche Verbrechen erlaubt werden?

5) Aber eben aus dieſer Entſcheidung der ganz gemeinen Vernunft iſt klar, daß auch ſogar der gemeine Menſchenverſtand das Verbrechen nicht nach dem wirklichen Schaden in concreto, ſondern nach der bewirkten Unvollkommenheit der Form der Geſetzgebung mißt; ich glaube daher, daß es

6) um zu keiner Verwechslung der Begriffe Anlaß zu geben, ſichrer ſei, das Wort Schaden in der transzendenten Bedeutung zu vermeiden, und die Wichtigkeit der Geſetze aus der Moral zu erlernen, als nach unbeſtimmten Gründen darüber zu vernünfteln. Der vielleicht deutlichere Ausdruck meines Satzes wäre alſo ungefähr dieſer:

7) Nicht die Verminderung des Wohlſtandes der Geſellſchaft im Uebertretungsfalle, ſondern die Unvollkommenheit der Form der Geſetzgebung, die entſtehen würde, wenn ſolche Verbrechen erlaubt würden, beſtimmt den Grad der Strafe.

Nun zur Auseinanderſetzung unſers Mißverſtandes über den Geſetzgeber und Erzieher. Der Fehler, lieber Freund, ſcheint mir wirklich auf deiner Seite zu liegen. Du nimmſt immer Rückſicht auf das, was in gewiſſen Verhältniſſen geſchehen muß, und da bin ich völlig mit dir einig, denn ich rede ja nicht von der nothwendigen Zweifachheit des Erziehers und Geſetzgebers, ſondern von dem nothwendigen Unterſchied deſſen, was er als Geſetzgeber und was er als Erzieher thut. Es ſcheint dir wirklich Plato etwas den Geſichtspunkt verrückt zu haben, da du bei der Geſetzgebung immer nur auf die gute Wirkung für diejenigen, die darunter leben, ſieheſt, und die moraliſche Nothwendigkeit der Geſetzgebung, ohne alle Rückſicht auf Wohlſtand, gänzlich überſiehſt, die doch die Quelle aller Geſetzgebung war. Im nächſten Brief werde ich dir zeigen, daß der Hang, Verbrechen zu ſtrafen, der Grund jeder bürgerlichen Geſellſchaft war, und daß dieſer Hang allein, ohne alle Rückſicht auf Vortheile, die Reſignation auf die Ungebundenheit bewirkte. Wenn du dieſes genauer betrachteſt, ſo wird dir, glaube ich, der Unterſchied zwiſchen Geſetzgeber und Erzieher wichtiger vorkommen. Der erſtere entwirft das Ideal und giebt die Mittel, durch deren Befolgung das Sichtbare deſſelben zu Stande kommt; der letztere ſucht dieſer ſichtbaren Form den Geiſt des Ideals einzuhauchen; das Geſchäft des Erziehers iſt daher ſchwerer, und eben ſo nothwendig, aber ſeine Prinzipien dürfen keinen Einfluß in die Geſetzgebung haben. Dieſe muß ganz a priori (nämlich in ihrer engſten Bedeutung, wo ſie alle Menſchen zwingt) entworfen werden, und dann kann ſie erſt angewandt werden; nun muß der Uebergang vom Praktiſchen in's Pragmatiſche geſchehen, und jetzt wird die Klugheit des Geſetzgebers erfordert, und hier gränzt er an den Erzieher. Der Gang eines Geſetzgebers iſt gewöhnlich folgender:

1) Das Ideal von vortrefflichen Menſchen.
2) Die Geſetze, nach welchen dieſe handeln würden.

Hätte er es nun mit Leuten von Verſtand zu thun, ſo wäre ſein Werk vollbracht, ſein Vorſchlag würde verworfen oder angenommen; aber da dies der Fall im Ganzen nie ſein wird, ſo geht jetzt erſt die ſchwerſte Arbeit an, er muß in der Ausführung auf den ganzen Plan ſeiner Phantaſie Verzicht thun, und anſtatt von einem Ideal, von den nothwendigſten Pflichten anfangen, und ſogar jenen erſten Weg völlig vermeiden, dieſer darf ihn nur bis zum Entſchluß führen, dann wird er ein Irrweg, weil man zuletzt ſeine Maximen für Geſetze hält. Nach ächter Disziplin in der Vernunft muß er alſo

1) die Pflichten, die zur Geſetzgebung tauglich, ausheben, und die Strafen für die Uebertretung beſtimmen. Geſetze, deren Uebertretung poſitive Strafen fordert, heißen Kriminalgeſetze; ſolche, die bloß das Recht der Bürger beſtimmen, Civilgeſetze; alles zuſammen heißt das Recht einer Geſellſchaft des Landes.

2) Dies nun iſt eigentlich das Geſchäft des Geſetzgebers, wo er nicht auf empiriſche Prinzipien Rückſicht zu nehmen hat; aber er hat dadurch auch ſeinen Zweck noch nicht erreicht, das Recht muß wirklich geſchützt und die Strafe wirklich

vollzogen werden; er muß daher auf Mittel denken, den Genuß der Rechte zu gewähren, die Verbrechen zu entdecken und die Strafe unvermeidlich zu vollziehen. Dies leiſten die Polizeianſtalten (über den Begriff von Polizei und ihre erſten Prinzipien ein andermal mehr).

3) Nun hat der Geſetzgeber gethan, was von ihm kann gefordert werden, aber noch fehlt es ſeinem Werk an lebendigem Geiſt, und dieſen muß die Erziehung gewähren; er kann alſo entweder ſelbſt, wie faſt immer geſchehen und beinahe nothwendig iſt, die Anſtalten treffen, oder ein Andrer, aber in beiden Fällen muß der Handelnde hier von andern Prinzipien ausgehen, hier muß er vom Ideal ausgehen und ſeinen Zögling ſelbigem zu nähern ſuchen, hier ſtraft er nicht, ſondern er züchtigt, hier will er nicht Gehorſam, ſondern Liebe, mit Einem Wort, er muß alles thun, was ſeinen Zögling zum vollkommenen Menſchen machen kann, und iſt ſeine Geſetzgebung gut, ſo wird ſein Zögling ohne Verabredung mit ihr ſich in ſie ſchicken. Alle Geſetzgeber verbanden die Erziehung zu genau mit der Geſetzgebung, züchtigten anſtatt zu ſtrafen, machten Geſetze, deren bloße Legalität gar keinen Nutzen hat, wie z. B. in den Glaubensbekenntniſſen u. dgl. m. und daher nahm noch jede Geſetzgebung ihr Ende.

Nun zu deiner Beantwortung meiner Fragen über den bloß negativen Nutzen der eigentlichen Geſetzgebung. Ich werde aber, anſtatt dir zu antworten, noch einige Fragen vorlegen; kannſt du dieſe beantworten, ſo habe ich Unrecht.

1) Giebt es einen Grundſatz, aus dem ich irgend ein Recht direkt beweiſen kann; iſt nicht alles recht, was ich kann, ohne eine Pflicht zu verletzen? und iſt alſo der Beweis eines Rechts nicht allemal von indirekter Art, d. i. habe ich nicht mein Recht hinlänglich bewieſen, wenn ich bewieſen, daß niemand von mir fordern kann, Verzicht darauf zu thun?

2) Kann die Geſetzgebung mir daher irgend ein Recht aufdringen, und kann ſie mehr thun, als den Andern es zur Pflicht machen, mich nicht zu hindern, wenn ich will?

3) Kann ich mehr von der Geſetzgebung fordern, als die Sicherheit aller meiner Rechte, und kann ſie dieſe anders

gewähren, als daß ſie die Hinderniſſe des Genuſſes dieſer Rechte wegſchafft?

4) Kann ich von der Geſetzgebung mehr fordern, als dieſe Sicherheit, und gehören die übrigen Bedingniſſe zum frohen Lebensgenuß, inſofern ſie etwas Materielles erfordern, in ihr Gebiet?

5) Hat nicht hier jedes Land ſeine eignen Vorzüge, jedes Jahrhundert ſeinen eignen Geſchmack, und können in dieſem Fall alſo Gründe aus bloßer Vernunft, oder vielmehr das Belieben der Menge entſcheiden?

6) Gehören alſo dieſe Anſtalten, die ſich auf die Art des Lebensgenuſſes beziehen, nicht vielmehr in die Klaſſe, die ich Einverſtändniſſe nannte, und müſſen von den eigentlichen Geſetzen getrennt werden?

7) Muß nicht eben ſo das Ceremoniel den verſchiedenen Zeiten angepaßt werden, und wird alles das, was vor 1000 Jahren Ehrfurcht erweckte, es jetzt auch?

8) Sind die Methoden, einer rohen Nation etwas beizubringen, für Aufgeklärte gut, und dürfen alſo nach ihnen die Geſetze eingerichtet werden? oder muß das Mittel, dem Geſetze Willigkeit zu verſchaffen, wechſeln können, ohne das Geſetz zu erſchüttern?

Dieſes wäre, was ich zu fragen hätte, und deſſen verſuchte Auflöſung dich von meinem Hauptſatze überzeugen ſoll, den ich jetzt herſetzen will: Zur Verfaſſung, welche man leichtlich mit Geſetzgebung verwechſelt, gehört 1) Geſetzgebung, oder die Anzeige und möglichſte Erzwingung aller Pflichten, deren auch bloß legale Ausübung in der Geſellſchaft nothwendig iſt, 2) Erziehung, oder Unterricht deſſen, was der Menſch ſoll, kann und darf ohne äußern Antrieb; es verſteht ſich, daß ich hier den letzten Zweck der Erziehung meine, und kein Prinzip ihres Verfahrens aufſtellen will; hierunter gehört Ceremoniel und Luxusgeſetze, oder was ich Ermahnung nannte, 3) Staatswirthſchaft, oder die Anſtalten, wie jeder Einzelne durch Arbeit für das Ganze mehr Vortheil erhalten kann, als er durch bloßes Arbeiten außer Geſellſchaft erhalten würde; hier kann ich mich noch nicht ganz deutlich machen, 4) die äußern Anſtalten zum ſichern Genuß aller Vortheile der Geſellſchaft und ſichern Beſtrafung des Verbrechens, die Polizei. Lebe wohl, nächſtens mehr.

Dein Freund J. B. Erhard.

Den 5. Februar.

Weil ich noch einige Zeit habe, ſo will ich den Begriff von Recht etwas auseinanderſetzen, du dürfteſt mich ſonſt leicht für inkonſequent halten.

Recht im gemeinen Sprachgebrauche iſt, was ich fordere, daß mir verſtattet wird; Unrecht, weſſen ich mich anmaße, ohne dieſe Forderung erweiſen zu können, und dieſer gemeine Begriff iſt auch zugleich der philoſophiſche; denn der Begriff des Rechts läßt ſich ſchlechterdings nicht durch bejahende Merkmale erklären, weil ich durch mein Daſein den Gebrauch meiner Kräfte habe, deren Direktion nur in meiner Gewalt ſteht, und inſofern iſt mir volles Recht auf alles, was ich kann, gegeben; könnte der Menſch nun in bloß phyſiſcher Bedeutung, ſo fände gar kein Begriff von Unrecht oder Recht ſtatt, aber da er auch in moraliſcher Bedeutung kann oder nicht kann, ſo iſt in der transzendenten Bedeutung des Worts Können die Definition des Rechts: Recht iſt alles was der Menſch kann, richtig und mit der erſten vollkommen eins.

Recht in der weitläuftigern Bedeutung iſt alles, was ich ohne Verletzung einer Pflicht kann; aus dieſer Erklärung läßt ſich nun die Bedeutung des Worts in engerem Sinn, wie ich es ſelbſt einigemal brauchte, und wie es in juridiſchen Schriften gebraucht wird, ſehr leicht herleiten. Recht in dieſer Bedeutung entſteht nämlich: wenn es Andern ausdrücklich geboten wird, mich in dieſem oder jenem nicht zu hindern.

Die Irrung, als ließe ſich von Recht eine Erklärung mit bejahenden Merkmalen geben, erzeugte die Syſteme des Spinoza und Hobbes; Recht habe ich zu allem, was ich kann, ſagten ſie (und ſo weit hatten ſie Recht), alſo giebt's kein Prinzip des Rechts, und ich muß bloß meine Rechte einſchränken, weil es nicht angeht, daß die Andern mich ſie ausüben laſſen, alſo müſſen wir mit einander handeln, wie viel ein jeder davon genießen ſoll; die Pflichten entſtehen daher erſt aus der Geſellſchaft und ſind ein nothwendiges Uebel, und die Geſellſchaft entſteht bloß, weil keiner gerne ſich in der Stille vom Andern todtſchlagen läßt. Nach meinen Grundſätzen bekömmt die Sache wichtigeres, faſt möchte ich ſagen heiliges Anſehen.

140. Von Friedrich von Hardenberg (Novalis).

1791.

Beſter Erhard!

Ich hätte Sie gerne hier erwartet, um Ihnen ein Lebewohl zu ſagen, da wir einander wohl ſo bald nicht wiederſehen werden. Aber mich ruft ein unerbittliches Verhängniß. Mit äußerſt freudigem Herzen würd' ich es thun, wenn ich verſichert wäre, daß wir uns als zwei neue Cook's, von denen der eine nach Weſten, der andre nach Oſten ausgeſegelt wäre, triumphirend mit neuen Entdeckungen, und verehrt von unkultivirtern Menſchen als Stifter ihrer Kultur und Aufklärung, wie Könige des Ozeans auf unſrer Weltumſeglung begegneten, traulich einander die Hände böten, und den Bund ewiger Freundſchaft erneuerten; aber leider iſt dieſe Ausſicht mir vielleicht von meinem Genius und der Göttin des Uebermaßes verſagt, da ſie hingegen Ihnen die Genien der Kraft und Weisheit eröffnen:

Du knüpfeſt zwiſchen Nationen
Aus noch getrennten, fernen Zonen
Ein heiliges, geweihtes Band,
Und in des Schickſals hoher Weihe
Wird in der kleinen Lieblingsreihe
Dein Name einſtens mitgenannt.

Verſchmähe dann doch an dem Ziele,
Wo Himmelsruh' und Frühlingskühle
Dir dein errungner Lorbeer beut,
Nicht jenen kleinen Kranz von Myrthen,
Den aus dem Kreiſe froher Hirten
Ein Sänger und dein Freund dir weiht.

Sie verzeihen; eine kleine poetiſche Wuth riß mich hin, dies Ihnen zu ſagen. Erhöhtes warmes Gefühl wird in ſolchen reimſixen Seelen leicht zum Gedicht. Aber ich radotire Ihnen hier vor, wo ich einfach Abſchied nehmen ſollte. Doch

Sie kennen das leichte Völkchen, zu dem ich mich ſo gern rechnen möchte, und ſind großmüthig. Leben Sie wohl, reiſen Sie glücklich, und wollen Sie einmal wieder lachen (vide Horatius epist. 4.), ſo beſuchen Sie in mir den langbeinigten ſchmalen Sybariten Friedrich von Hardenberg de grege musarum.

141. An Reinhold.

Leipzig, den 4. Mai 1791.

„Sobald die Vorſtellung aber ein Objekt hat, ſo iſt ſie eine Anſchauung, und die Vorſtellung überhaupt iſt das Abſtraktum von Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft, und ſie kann daher nur nach der Entwickelung von dieſem beſtimmt und einige Reflexionen darüber angeſtellt werden“, ſo ſagte Herr Heydenreich zu mir, und Sie, mein innigſt verehrter Freund, ſehen daraus, daß er mit Herrn Rehberg gerade auf Einem Fleck ſteht. Was ich dagegen ſagte, errathen Sie, ohne daß ich es Ihnen ſchreibe.

Mit Herrn Dr. Plattner unterhielt ich mich anderthalb Stunden über Medizin und Philoſophie. Ich konnte aber von ſeinen mediziniſchen Erklärungen noch weniger brauchen, als von ſeinen philoſophiſchen. Meine Unternehmung in der Medizin brachte ihn auf die Kantiſche Philoſophie, an der ihm das Dogmatiſche am meiſten mißfällt. Kant hätte ſich mit der Skepſis ſollen begnügen, und wenn er über manches ſich mit ſeinen gemäßigten Freunden unterreden wollte, wozu Pl. ſich beſonders für geſchickt hält, ſo würde er manche ſeiner Meinungen fahren laſſen. Leibnitz'ens und Kant's Vorſtellungen vom Raume hält er noch immer für gleich.

Da ich noch meinen Beweis von der Mannigfaltigkeit und Einheit durchſehen will, ſo muß ich hier abbrechen, weil ich heute früh um 4 Uhr ſchon abreiſe. Vielleicht iſt Herr Göſchen ſo gütig, Ihnen von meinem Aufenthalt in anderer Rückſicht zu erzählen. Leben Sie wohl.

Ihr Joh. Benj. Erhard.

142. An Reinhold.

Göttingen, den 17. Mai 1791.

Mein Freund! Sie werden von mir keine Reiſebeſchreibung, ſondern Nachricht von Männern erwarten, von welchen ſich Gutes für das Wohl der Menſchheit erwarten läßt. Aber ſo gering die Anzahl iſt, ſo will ich doch vorher Ihnen einiges Nothwendige ſchreiben, damit ich es nicht über ſie vergeſſe. Zuerſt meine Adreſſen in Hamburg, in Kopenhagen, in Königsberg. Von der Schrift über das Fundament u. ſ. w. wünſchte ich folgende Exemplare verſandt: an Herrn Köl, Profeſſor in Würzburg, an Herrn Rektor Vogel in Nürnberg, an meinen Freund von Grundherr, Platzhauptmann in Nürnberg, an Doktor Girtanner in Göttingen. — Varnhagen hat noch Briefe von mir in Händen, die er mir nach Hamburg ſchicken ſoll. — Nun glaube ich alles Geſchäftsmäßige abgethan zu haben und von Herzen ſprechen zu können.

Meine einzige Bekanntſchaft, die ich hier machte, welche ſich zur Freundſchaft erhöhte, iſt — Girtanner. An ihm fand ich einen Arzt, mit dem ich gemeine Sache machen kann, und einen Mann, der Freiheitsſinn hat, und deſſen Freund ich ſein kann. Er war mir auch wegen der Liebe werth, die er für Sie hat, und ich ſoll Ihnen ſchreiben, daß, wenn Sie irgend einmal nöthig hätten, von einem freundſchaftlichen Anerbieten Gebrauch zu machen, Sie dem ſeinigen den Vorzug gönnen möchten. Kant hat er zwar noch nicht ganz ſtudirt, aber er iſt durch das, was er verſtand, ſo ſehr gewonnen worden; daß er alles für wahr hält. Er lebt hier ſehr abgeſondert von allen Uebrigen. Girtanner's Bekanntſchaft iſt mir einiger Erſatz für Schiller, deſſen Tod ich geſtern erfuhr, aber für Deutſchland — wer könnte hier Schiller'n erſetzen! Doch weg von dieſem traurigen Gegenſtand! —

Käſtner hat ausgedient, und man kann von ihm nicht verlangen, daß er noch in ſeinen alten Tagen ſein Syſtem gegen Philoſophie vertauſchen ſoll. Seyfert iſt bloß Aſtronom.

Aber dennoch lernte ich hier unter den Perſonen, die ſich mit Mathematik beſchäftigen, eine kennen, von der auch die Philoſophie viel zu erwarten hat. Es iſt ein junger Mann und heißt Rehbein, er iſt aus Weſtphalen und war ſchon Leinwebergeſelle, bekam von einem Landpfarrer einige mathematiſche Bücher, und lernte daraus die gemeinen Lehren der Matheſis; es wurde in Göttingen bekannt, daß ein Leinwebergeſelle Matheſin ſtudirt, und Lichtenberg ſchickte ihm einige Aufgaben, die er ſehr ſcharfſinnig auflöſte, nach dieſen Proben ſuchte Lichtenberg ſo viel Unterſtützung für ihn zu erlangen, daß er hier leben könnte, und endlich kam er 1785 hieher; er hörte 1787 von Kant, und fing, trotz der Warnung der hieſigen Kirchenlichter, darin zu leſen an, und wurde Kantianer, und das iſt er nun noch im genaueſten Sinne, ich glaube, er ließe ſich für Kant todtſchlagen. Da es ihm Mühe macht, weil er kein Geld auf Bücher wenden kann, die heterodoxen Schriften zu erhalten, ſo kennt er die Ihrigen nur noch aus Rezenſionen; ich machte ihn damit beſſer bekannt, und er wird ſie nun zu leſen ſuchen. Seine Kenntniß in der Mathematik iſt ſehr groß, und extenſiv überſteigt ſie die meinige ſehr weit, ohne daß ich auch an intenſiver etwas voraus hätte. Ich freue mich, dieſen Mann kennen gelernt zu haben, an ihm gewinnt die Philoſophie einen der erſten Mathematiker.

Lichtenberg iſt auch ein ſehr heller Kopf, deſſen Bekanntſchaft ich beibehielt.

Feder beſuchte ich nicht, er ſahe mir aus, als wenn ich nichts von ihm hören würde, als was er ſchon geſchrieben hat, doch akkommodirt er, wie ich von ſeinen Zuhörern vernahm, jetzt ſehr ſtark. Meiners ſprach ich im Profeſſorklub, der hier wenig beſucht wird, aber ich mochte nichts von Philoſophie ſprechen. Ich glaube nicht, daß die Herren vernünftiger als ihre Schriften ſind. Ich werde in meinem nächſten Brief noch etwas von Göttingen nachholen. Reichhaltiger könnten meine Nachrichten, der Zeit meines Aufenthalts nach, freilich ſein, wenn ich, anſtatt faſt alle Tage zu Girtanner zu gehn, immer zu Andern gegangen wäre, aber ärmer wär' ich dann um einen Freund, der auch der Ihrige iſt. Leben Sie wohl.

Ihr Freund Joh. Benj. Erhard.

N. S. Hier folgt auch der Brief vom Herrn Spazier, den ich zurückzugeben vergaß; ich glaube, daß er ſich Mühe giebt, und daß man ihn nicht zurückſtoßen muß; aber ſich mit ihm in einen Briefwechſel einzulaſſen, dürfte zu viel Zeit koſten, man muß ihn daher an Moſen und die Propheten verweiſen, die er nur geduldig anzuhören braucht. Noch muß ich Ihnen ſagen, daß ich im Durchſchnitt die Arzneibefliſſenen dummer fand, als in Jena; man hat hier alle Weisheit auf der Bibliothek. Starke iſt auch ſicher ein beſſerer Arzt, als Richter. Wie geſagt, in meinem nächſten Brief noch einen Nachtrag.

143. Von Reinhold.

Jena, den 30. Juni 1791.

Sie ſchienen ſich mir in Ihrem Briefe vom 16. Juni in Hamburg, oder vielmehr bei dem Antikantianer Reimarus, ſo ſehr zu gefallen, und erwähnten ſo gar nichts von der Zeit Ihrer Abreiſe nach Kopenhagen, daß ich wirklich verlegen war, ob ich dieſen Brief nach Hamburg oder Kopenhagen ſenden ſollte. Endlich ſiegte der Gedanke, daß Sie verabredetermaßen meinen zweiten Brief aus der Hand meines Baggeſen's erhalten müßten. Und ſo mögen Sie, vorausgeſetzt, daß Sie noch itzt in der Gemeinſchaft mit den hamburgiſchen Feinden meine Philoſophie wohlſein laſſen, und Klagen über die Weitläuftigkeit und die ekelhaften Wiederholungen in meinen Schriften Gehör geben, meinen ſchriftlichen Beſuch ſo lange entbehren, bis er Sie in beſſerer Geſellſchaft antrifft. Man ſpricht hier von einer *Demoiſelle* Reimarus, die, was Ihr Vater durch ſeine itzt ſchon vergeſſene antikantiſche Schrift nicht vermochte, den handfeſteſten Kantianer, zumal wenn er nicht viel über 20 Jahre alt iſt, *konfus* machen könnte. Dieß fiel mir bei der Stelle ein: „Für die Philoſophie würde ich viel durch *Frauenzimmer* wirken können, wenn ich hier bliebe.“ Himmel, rief ich aus, wieviel müſſen dieſe Frauenzimmer *auf dieſen Philoſophen* und ſeine Philoſophie *gewirkt* haben, da Sie ihn in ſo kurzer Zeit bis zu einer Ueberzeugung, wie dieſe, gebracht haben!

Daß Schiller lebt, wiſſen Sie ſchon. Aber nicht, daß er an einer großen Schwäche in den Verdauungswerkzeugen und dem Unterleib hart darnieder liegt, und auf Sterk's Rath nach Karlsbad muß. Nur zwei oder drei Bogen von der Fortſetzung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges werden nebſt einigen Wielandiſchen Aufſätzen den Göſchen'ſchen Damenkalender für's nächſte Jahr ausmachen.

Ihre Nachrichten über Kopenhagen klingen nicht tröſtlich. Vielleicht können Sie mir beſſere aus Kopenhagen geben. Aber mir iſt nicht ſowohl um gute, als um zuverläſſige zu thun. Und wer könnte die mir beſſer geben als Sie. Ich kenne niemand, — mag es doch unſchicklich ſein, Ihnen dies ſo in's Geſicht zu ſagen — aber Sie müſſen wiſſen, was ich von Ihnen denke — der ſo viele kalte ruhige partheiloſe Vernunft mit einem ſo warmen Herzen verbindet. Vermuthlich kömmt dies daher, weil Licht und Wärme bei Ihnen aus Einer Quelle fließt.

Dank für Ihre Reiſenachrichten. Ich habe Ihnen darüber nichts zu ſagen, als daß ich wiſſen möchte, warum Sie Lenzen den Lanzenſchwinger nennen? und daß ich mir bald die Fortſetzung ausbitte. Daß Schmidt als Prof. ord. der Logik und Metaphyſik auf Michaelis zuverläſſig nach Gießen geht, und Hufeland nach Halle berufen iſt (ob er gehn wird, ungeachtet er die Bedingungen ſelbſt machen kann, weiß ich nicht), hab' ich wohl ſchon geſchrieben. So wäre denn, wenn es mir glückte nach Kopenhagen zu kommen, Jena auf einmal von den neologiſchen Philoſophen gereinigt.

Umarmen Sie meinen unvergleichlichen Baggeſen in meinem Namen; und ſchreiben ſie bald und ausführlich

Ihrem Reinhold.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biographiſche
Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Zehnter Theil.

Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes Johann Benjamin Erhard.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1874.

NC/48/207a

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

V. Baggeſen 3

VI. Kampf 77

VII. Herbert 83

VIII. Eliſe 121

IX. Streitigkeiten 136

X. Orden 214

Brief an Grundherr. 145.

Briefe von Grundherr. 148. 176.

Briefe an Reinhold. 151. 153—155. 157. 164. 166. 169. 171. 192. 195. 198. 201. 249.

Briefe von Reinhold. 146. 156. 159. 165. 167. 168. 172 194. 196. 199. 250. 255.

Briefe von Baggeſen. 144. 147. 160. 162. 203.

Briefe von Reimarus. 149. 150.

Brief von Mereau. 152.

Briefe von Kant. 158. 215.

Briefe von Wieland. 161. 170. 193. 210.

Briefe von Gräfin Schimmelmann. 163. 191. 204.

Brief von Maria von Herbert an Kant. 173.

Brief von Maria von Herbert. 219.

Briefe von Charlotte Schiller. 174. 185.

Brief an Waſhington. 175.

Brief von Herbert an Niethammer. 177.
Briefe von Herbert. 205. 206. 211—214. 221—223. 226. 228. 229. 231. 233—237. 239. 240. 243.
Briefe an Niethammer. 177. 179. 180. 183. 186. 190. 197. 202. 242. 254.
Briefe von Schiller. 178. 181. 182. 184. 187—189.
Briefe von Eliſe. 200. 220. 224. 225. 227. 241. 248. 253. 256. 258. 261.
Briefe an Oſterhauſen. 216. 218. 230. 232. 238. 244—246. 257. 260.
Brief von Oſterhauſen. 207.
Brief von W—. 208.
Brief an Nicolai. 209. 210.
Brief an den Regimentschirurgus M. 217.
Brief von Frau von St. 247.
Brief an S. M. den König der Niederlande. 251.
Brief an S. M. den König von Preußen. 252.
Brief an Buchholz. 259.

Johann Benjamin Erhard's

eigene

Lebensbeſchreibung.

(Fortſetzung.)

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

V.

Baggeſen.

Baggeſen gehört zu den abentheuerlichen Naturen, in welchen der ganze Menſch an ein Talent — ſei es nun ein größeres oder kleineres — auf- und drangegeben iſt; anfangs gedeiht das Talent üppig von ſolcher allzu koſtbaren Nahrung, nachher aber ſiecht und welkt es um ſo ſchneller dahin, denn die thörichte Gefälligkeit, die ihm allen Willen läßt, wird ihm als ſchädliche Ungebühr zuletzt verderblich. Solche Naturen können höchſt reizend erſcheinen, ihre bewegte Perſönlichkeit beſchäftigt und unterhält eine geſellige Aufmerkſamkeit, bei welcher das Verdienſt klarer Bildung und feſten Karakters eiliger abgefertigt wird. Baggeſen hat dieſen Reiz der im Talent ſchwelgenden Perſönlichkeit in höchſten Maßen ausgeübt, gebraucht, und dann auch verbraucht; geiſtig ſchöner und menſchlich liebenswürdiger als Zacharias Werner und Hoffmann, hat er mit dieſen ſeinen unläugbaren Vettern doch zuletzt gleiches Schickſal gehabt. Die günſtige Theilnahme für eine beſeelte und vielverſprechende Eigenart mußte nach und nach dem Eindruck einer leeren Verzerrung weichen; ein ſchmerzliches Bedauern konnte den Freunden noch verbleiben, das Widerwärtige mußte aber auch ſie abſtoßen. Für Baggeſen, der, berauſcht in Kantiſcher Philoſophie und franzöſiſcher Revolution, ſeine kühnſten Launen im Leben wie in Schriften mit Anmuth, um derentwillen ſie ſogar am Hofe verziehen wurden, geltend gemacht hatte, behielt Erhard immer eine große Vorliebe, ſeiner Erinnerung an die frühere Gegenwart miſchte ſich gern ein Lächeln bei; — allein das mehr als dichteriſche Spiel, das jener mit ſich ſelbſt und Anderen bis zum Uebermaße trieb, konnte einer fortgeſetzten Verbindung zwiſchen zwei ſo völlig verſchiedenen Naturen durchaus nicht Boden ſichern. Wir durften dieſen Denkwürdigkeiten das Hereinſchimmern der dargebotenen Strahlen dieſes Meteors nicht wohl verſagen.

144. Von Jens Baggeſen.

Kopenhagen, Juli 1791.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen herzlich für alle Freude der geſtern beſtandenen Abentheuer — ich zweifle nicht, daß Sie heute ſich dennoch eben ſo wohl befinden als ich. —

Kommen Sie aber, wenn es Ihnen möglich iſt, heute Vormittag noch, ehe Sie zu von Eggers gehen, zu uns. Unſre Magd iſt ſehr krank geworden — Sie müſſen ein Wort ſprechen, daß ſie geheilt wird. Was außer Ihren Kenntniſſen dazu erforderlich iſt, Glauben, werden Sie, wie Sie wiſſen, in unſrem Hauſe, ſo gut als bei irgend einem Hauptmann in Kapernaum, finden.

Meine Sophie empfiehlt ſich Ihnen. —

Baggeſen.

145. An Grundherr.

Kopenhagen, den 24. Juli 1791.

Beſter Freund!

Ich danke dir für deine Freundſchaft, welche du mir, auch bei der großmüthigen Reſignation auf ſchriftliche Unterhaltung dennoch unverändert erhalten willſt. Ich nehme dieſe Reſignation aber nicht an, ſondern werde die Hauptfrage deines Briefes zu beantworten ſuchen. Daß du aber nicht unwillig darüber wirſt, ſo ſage ich dir, daß ich keine Anwort darauf verlange, indem ich an der Kürze deines Briefs wohl ſehe daß wichtige Geſchäfte dir die Zeit rauben, und daß ich, worüber ich dich um Verzeihung bitte, denſelben nur meinen ungeſtümen Aufforderungen zu verdanken habe. Es iſt mir dies um ſo viel unangenehmer, weil es ſcheinen könnte, als bedürfte mein Glauben an deine Freundſchaft wiederholter Beweiſe. Du wirſt mir aber glauben, daß dies nie der Fall war, ſondern daß ich deine Briefe wünſchte, weil ich Belehrung und Stoff zum Nachdenken darin fand, und (dies muß ich geſtehen) weil es mir dann leichter ward an dich zu ſchreiben, welches für mich Bedürfniß iſt, und war, indem du bis auf Herbert der Einzige warſt, dem ich mich ganz offenbaren konnte, und dieſer ſelbſt kann mich nicht ſo kennen wie du, denn er ſahe mich nicht ſo lange. Jetzt werden es bald acht Jahre, daß wir uns kennen, ſieben ſind es, daß wir im feſten Bunde der Freundſchaft leben, daß kein Gedanke in meiner Seele und keine Neigung in meinem Herzen war, die ich dir, wenn ſie mir im Gedächtniß blieb, nicht offenbarte, und du vergalteſt es mir mit Gleichem, und nun muß ich ſo lange leben, ohne das ſüßeſte Gefühl zu haben, wenigſtens gegen Einen Menſchen ganz offenherzig zu ſein! Zwar hing dies freilich von mir ab, damit fortzufahren, aber ohne alle Ermunterung ſo beharrlich zu ſein, dies kann ich noch nicht. — Doch zur Hauptſache. Du ſagſt: „Wenn ein Blick auf unſer vergangenes Leben uns unſre eigene Unwürdigkeit darſtellt, was iſt zu thun? Kann man vergangene Vergehungen durch Erfüllung deſſen, was jederzeit unſre Pflicht war, wieder gut machen?“ Wenn ich mir denken könnte, wie eine Vergehung, von der moraliſchen Seite betrachtet, wieder gutgemacht werden könnte, ſo hielt ich die Frage für unbeantwortlich, aber ſo kann dieſer Ausdruck nur auf einen angerichteten Schaden, nie auf ein Vergehen angewandt werden, und dies giebt Hoffnung zur möglichen Beantwortung. Was nicht geſchehen kann, kann nicht gefordert werden. In unſern Briefen über Plato's Republik ſtellte ich eine Skizze einer Theorie der Geſetzgebung auf, du warſt damals über alle Punkte, auch über dieſen, einig, daß die Strafe ſich nicht auf Beſſerung, nicht auf die Zukunft, ſondern ganz auf das Vergangene, auf das Verwirkte, beziehen müßte, ferner darüber, daß es eben ſo ſehr Pflicht ſei, nicht Unrecht zu leiden (das Geſetz zu rächen), als es nicht zu thun. Aus dieſem ziehe ich nun die Folge, daß es mir eben ſo ſehr Pflicht iſt, die auf die Uebertretung geſetzte Strafe zu dulden, als dem Geſetze zu gehorchen. Keine Vergehung kann daher gutgemacht, ſondern nur gebüßt werden. Dieſe Buße, die in der Anerkennung der Verſchuldung beſteht, tilgt unſre Verbrechen, und ſie allein kann die Verſchlimmerung, die jedes Verbrechen in unſerm Karakter hervorbringt, aufheben, und wir haben dann wieder unſern vorigen Werth. Das Bewußtſein, vom Geſetze abgewichen zu ſein, bleibt uns zwar, aber das Bewußtſein, dieſe Abweichung erkannt und gebüßt zu haben, benimmt ihm das Peinigende, ohne ihm das Warnende für die Zukunft zu benehmen. Dieſe Warnung beſteht aber nicht darinnen, uns vor der Strafe zu hüten, ſondern unſre Aufmerkſamkeit zu erhalten, ſie nicht zu verdienen. Mit dieſer Büßung iſt die Reue nicht zu verwechſeln, ſie iſt die Traurigkeit über eine verübte Handlung, die uns geſchadet, und kann bei jeder Handlung ſtatt finden, ſie bezieht ſich aber nicht auf Strafe, ſondern auf Züchtigung, oder Schaden, den wir leiden. Sie verträgt ſich nicht einmal mit wahrer Buße, weil ſie einzig und allein den Wunſch, daß die Handlung nicht geſchehen ſein möchte, und nicht die freie Unterwerfung in die Strafe, hervorbringt. Der Bereuende hat ſeinen Zweck erreicht, wenn die Züchtigung aufgehoben iſt, und er nimmt ſich vor, ſich inskünftige davor zu hüten, der Büßende aber nur dann, wenn er ſich der Strafe, mit voller Anerkennung ihrer Rechtmäßigkeit, unterworfen hat, ſie mag vollzogen werden oder nicht, dies iſt ihm gleich, erſteres fürchtet er nicht, und letzteres wünſcht er nicht, und er beſtrebt ſich, nicht ſtrafwürdig zu werden. Reue iſt es, was durch Züchtigung, Buße, was durch Strafe hervorgebracht werden ſoll. Die Reue kann öfters der Buße vorhergehen, und ſie findet einzigallein im Zuſtande der Unmündigkeit ſtatt, wo der Menſch auch nicht geſtraft, ſondern nur gezüchtigt werden kann, aber Buße wird von dem Würdigen gefordert, und dieſer wird geſtraft. Belohnung iſt der Züchtigung, nicht der Beſtrafung entgegengeſetzt, dieſer ihr Entgegengeſetztes iſt Anerkennung des Verdienſts. Verdienſte belohnen, heißt ſie zum Gehorſam herabwürdigen, man kann ſie nur anerkennen und gerecht gegen ſie ſein. Inwiefern der Menſch verdienſtlich handeln kann, will ich in meinem nächſten Brief unterſuchen; jetzt muß ich nur noch bemerken, daß verweigerte Belohnung als Züchtigung gebraucht werden kann, aber nie geläugnetes Verdienſt als Strafe. Der Menſch kann daher nie ſeine Vergehungen durch Verdienſte, ſondern allein durch Buße aufheben. Strafe und Verdienſt ſtehen daher neben einander, und keines kann durch das andere verwirkt oder getilgt werden. Alles was dem Verdienſt gegeben werden kann, belohnt es nicht, ſondern iſt nur ein Zeichen ſeiner Anerkennung. Und alles was dem Verbrechen widerfahren kann, züchtigt oder tilgt es nicht, ſondern iſt nur ein Zeichen ſeiner Strafwürdigkeit, und Buße allein giebt uns unſern vorigen Werth, welches alles iſt, was wir brauchen. Dieſe Löſung der Frage giebt die Philoſophie, und ſie iſt mir befriedigend. Supernaturalismus kann ſie unmöglich löſen, weil ſie nicht in ihm vorkommt, da er, wenn er konſequent iſt, keine Moralität, ſondern nur Gehorſam fordert; z. B. das widerliche Ding, das, was man jetzt Chriſtenthum nennt, will meine Vergehungen dadurch gutmachen, daß ein Anderer, der zugleich Gott iſt, meine Strafe duldet, das heißt, mein Verbrechen ſoll dadurch aufgehoben werden, daß ich Schuld an eines Andern Leiden bin. Freilich läßt ſich die Sache von einer ſehr annehmlichen Seite darſtellen, aber dieſe hat ſich nun verloren. Hier will ich auch kurz die Gründe liefern, die dem Verſöhnungstod (obgleich unentwickelt) Eingang, ja gar nothwendigen Glauben verſchaffen. Die Moralität iſt an ſich keine Folge einer Kenntniß, die der Menſch beſitzt, ſondern ein rein intellektueller Zuſtand, und allein die Kenntniß des Zuſtands, in dem wir moraliſch handeln, macht unſer Wiſſen von Moralität aus. Alle moraliſchen Begriffe mußten daher unentwickelt ſchon Einfluß in jede Vorſtellungsart von Tugend und Laſter haben. Aber die erſte Entwickelung dieſer Begriffe mußte ſehr roh gerathen, man ſtellte ſich z. B. die Strafe als ein durch das Verbrechen verdientes Uebel vor, wodurch es getilgt würde, das uns aber geſchenkt werden könnte, wenn wir Reue bezeigten u. ſ. w. Chriſtus, der den erſten wahren, ganz reinen Karakter der Moralität, den kategoriſchen Imperativ, aufſtellte, mußte zugleich auch den Begriff der Buße dadurch ſehr klar erkennen, und er lehrte auch, daß das Verbrechen eigentlich nur durch die lautere Anerkennung der Strafwürdigkeit, und nicht durch phyſiſche Uebel gebüßt wird, wie ſein Gleichniß vom Zöllner und Phariſäer, ſein Betragen gegen die Samariterin, Zebedäum und Magdalenen deutlich zeigen. Aber die Menſchen waren damals an die phyſiſche Buße gewöhnt, die doch nie dem Geſetz genug thun kann (wenn ſie auch ewig dauerte), ſobald der kategoriſche Imperativ anerkannt wird, der ſich ſo leicht erkennen läßt. Unendliche Strafe verdient zu haben, war alſo die Frucht, die die erſte Ueberzeugung von der Wahrheit der Sittenlehre Jeſu in den damaligen Menſchen hervorbringen mußte, und mit dieſer war alle Hoffnung dahin. Die Menſchen aus dieſer Verzweiflung zu reißen, war nichts anderes möglich, als ſie auf etwas zu weiſen, wodurch das Phyſiſche ihrer Strafe getilgt wäre; Opfer konnten dies nun nicht mehr ſein, weil ſich dadurch bloß endliche Strafe büßen ließe, es mußte alſo ein Gott ſein, der unendlich leiden konnte, und da Chriſtus für ſeine Wahrheit ſtarb, ſo war es das Beſte, ihn zu Gottes Sohn zu machen, auf ihn als ein allgemeines Opfer für die phyſiſche Strafe hinzuweiſen. Buße allein wurde nun für hinlänglich gehalten, und die moraliſchen, aber ſchwachen Menſchen von der Verzweiflung gerettet. Die Ewigkeit der Höllenſtrafen und der Verſöhnungstod, ſo abſurd ſie an ſich ſind, waren daher doch der wichtigſte Schritt zur moraliſchen Kultur der Menſchen.

146. Von Reinhold.

Jena, den 7. Auguſt 1791.

Liebſter Freund!

Letzten Poſttag geſchah mir's das drittemal, daß ich, eben im Begriff, Ihren neuerlichen höchſterfreulichen ſchriftlichen Beſuch aus Kopenhagen zu erwiedern, durch ein unverſehenes und unüberſteigliches Hinderniß vom Schreibtiſche zurückgetrieben wurde; und ich ergreife jetzt die erſte freie Stunde, um einem ähnlichen Schickſale, das mich etwa den nächſten Poſttagsabend treffen könnte, zuvorzukommen. Wenn der erſte

Rang in Ihrem Herzen entweder ſchon an einen Andern vergeben, oder doch mir unerreichbar iſt, ſo will ich wenigſtens den Vorzug Ihres pünktlichſten Korreſpondenten, den Sie mir jüngſt zu meiner Freude eingeſtanden haben, und auf den ich — da ich mir ſonſt faſt gegen alle meine Freunde und Bekannte als ein armer Sünder in dieſem Punkte bewußt bin — nicht wenig ſtolz zu ſein Urſache habe, nimmermehr verwirkt haben.

Dank für die mancherlei intereſſanten Nachrichten! aber auch Vergebung, daß ich ſie durch keine ähnlichen zu erwiedern weiß. Es müßte Sie denn intereſſiren, daß Prinz von Auguſtenburg bei mir war. Er verließ ſeine Reiſegeſellſchaft in Leipzig, weil ſeine Tour nach Pyrmont nicht durch Jena ging, um mich und Wielanden perſönlich kennen zu lernen. Er war unter dem Namen eines holſteiniſchen Edelmanns dreimal bei mir, und gab ſich erſt gegen das Ende des dritten Beſuches zu erkennen. Ich begleitete ihn darauf nach Naumburg; und machte, während der Reiſe und eines dreiſtündigen Aufenthalts in Naumburg, vor der Ankunft ſeiner Gemahlin und ſeines Gefolges, erſt eigentlich ſeine Bekanntſchaft. Ich glaube an ihm einen an Geiſt und Herz gleich vortrefflichen Menſchen, der als Menſch ſchon eine ſeltene, als Fürſt vielleicht einzige Erſcheinung iſt, kennen gelernt, und einen Freund im eigentlichen Wortverſtand gewonnen zu haben. Mein Herz konnte und mußte er bei dieſer Gelegenheit kennen gelernt haben; denn ich legte es ihm ganz offen vor Augen; und er ſchenkte mir Vertraulichkeit für mein Zutrauen. Ich ſprach — weil er keine Gelegenheit dazu gab — faſt gar nichts von dem bewußten Ruf; konnte aber aus ſehr einleuchtenden Datis abnehmen, daß es ihm nicht an Willen, aber deſtomehr an gegenwärtigem Vermögen fehlte, mich in Kopenhagen unterzubringen. Dies beſtimmte mich, ihm, da einmal Veranlaſſung dazu war, zu ſagen, daß, wenn über kurz oder lang der Fall eintreten ſollte, und ihm meine Kräfte zu ſeinen edlen Abſichten brauchbar wären, er über dieſelben disponiren könnte. Er dankte, und dabei blieb's. Und nähere Aufſchlüſſe über meine Zukunft dürften auch Sie, lieber Freund, in Kopenhagen kaum erhalten haben. — Das Abendeſſen und Frühſtück würde mir durch die Gegenwart der Kronprinzeſſin, dem vollkommenſten Exemplar weiblicher Schönheit und Grazie, gewürzt worden ſein, wenn nicht mein guter oder böſer Genius gewollt hätte, daß ich durch die ekelhafte Gegenwart des Philoſophen Plattner's, der diesmal ein ſehr dummvornehmes Betragen gegen mich affektirte, an die Unvollkommenheit aller Freuden hienieden erinnert werden ſollte. — Der Prinz iſt gegen die Kantiſche Philoſophie, für die ihn Baggeſen auf immer gewonnen glaubte, durch dieſen Schönſchwätzer, der ihm als ſein geweſener Lehrer imponirt, gleichgültig, ja in gewiſſen Rückſichten ſogar dawider eingenommen worden. Die Kopenhagener Angelegenheit hab' ich nun dem Lenker meiner Schickſale anheimgeſtellt; und bin ganz ruhig darüber, ſie mag ausfallen, wie ſie wolle.

Kant hat mir nicht nur ſein Urtheil über meine Theorie, gegen ſein ausdrückliches Verſprechen, ſie in den Ferien 1789 zu leſen, da er ſie, als er mir darüber ſchrieb, nur durchblättert hatte, nicht geſchrieben: er hat auch auf meinen aus glühendem Herzen geſchriebenen Brief, mit dem ich das Geſchenk eines Exemplars der Briefe über die Kantiſche Philoſophie begleitete, mit keiner Zeile geantwortet. Er hat gegen Andere geäußert, er fürchte, daß ich mich in unnöthigen Spekulationen verlöre. Ich kann auch nichts anderes vermuthen, als daß harte Anklagen wider mich von meinen bittern Feinden, den Kantianern, bei ihm eingelaufen ſein werden, deren Gründlichkeit von ihm nur durch das Studium meiner ſämmtlichen Schriften (das ich ihm zumuthen weder kann, noch mag) geprüft werden könnte. Dieſes Verhältniß mit dieſem meinem großen Lehrer — der ſo manchen ſeiner Schüler, der nichts weiter als ſein Echo iſt, mir vorzieht, — beunruhiget meinen Kopf nicht, weil er ſich's völlig befriedigend, und ohne der Achtung gegen Kant zu nahe zu treten, erklären kann. Aber mein Herz, das von ihm geliebt zu ſein wünſcht, leidet darunter. Vielleicht können Sie ſein Urtheil über mich berichtigen. Daß Sie dies wollen, und wenn Sie Gelegenheit haben, auch vermögen, weiß ich. Nur wünſche ich, daß Sie zu dieſem Behuf die Abhandlung über das Fundament mit Muße geleſen hätten, in der mancher

Rechtfertigungsgrund meines Verfahrens in der Philoſophie treffend und kurz vorgetragen iſt. Könnten Sie es dahinbringen, daß Krauſe ſeinen Widerwillen gegen das, was er Metaphyſik nennt, ſo weit überwindet, um dieſes Schriftchen durchzuleſen, ſo hab' ich vielleicht einen neuen Fürſprecher gewonnen; und derſelbe entſchließt ſich dann auch wohl, die Abhandlung über das Verhältniß in den Beiträgen zu leſen. — Schulzen fragen Sie, wann die Fortſetzung ſeiner Prüfung herauskömmt. Mein Urtheil über dieſelbe wird er in der A. L. Z. geleſen haben. Ich wünſche, daß er über die Art, wie ich ihn rezenſirt habe, nicht unzufrieden ſein möge.

Hab' ichs nicht vorhergeſehen! da geht eben ein Juſtizamtmann von Eisleben weg, der nicht unterlaſſen konnte, mich auf ſeiner Durchreiſe mit dem Geſchenk ſeiner Bekanntſchaft zu beehren. Wie gut iſt es jetzt, daß ich Ihnen nichts weiter zu ſchreiben habe. — Denn daß ich des Aufenthalts in Jena herzlich überdrüſſig bin, daß meine Nachbarn durch ihr Gaſſenjungengeſchrei vor 12 Uhr mir ſelten einzuſchlafen erlauben; daß Schmid nach Gießen kommt, Hufeland nach Halle berufen, und Betſch nebſt einem gewiſſen Hofmann für Murray's Stelle in Göttingen vorgeſchlagen iſt; daß einer meiner beſten Freunde in Wien, der Ihnen auch in anderer Rückſicht intereſſant ſein konnte, Born, wirklich geſtorben iſt, Schiller ſich in Karlsbad artig erholt, Hofrath Gruner morgen an Heinrich's Stelle Prorektor wird u. dgl. m., wiſſen Sie theils ſchon, und intereſſirt Sie zum Theil wenig. — Tſchink, der Verfaſſer eines Geiſterſehers in Wien, den Sie, glaub ich, geleſen haben, mein erſter und älteſter Schüler, kömmt dieſen Winter hierher, die kritiſche Philoſophie zu ſtudiren, worauf ich mich nicht wenig freue.

Ich dürſte nach Ihren Nachrichten aus Kopenhagen und aus Königsberg.

Ihre Eintheilung der Wiſſenſchaften hab' ich in der nämlichen Viertelſtunde, als ſie ankam, da eben eine Gelegenheit da war, nach Gotha abgeſendet, werde aber das Original oder eine Kopie von Niethammer erhalten, wo ich ſie dann reifer durchdenken will. Mir iſt in der Geſchwindigkeit nicht alles klar geworden, ob mir ſchon manches ſehr einleuchtete und den Geiſt des Verfaſſers ankündigte.

Das ſchrieb ich Ihnen doch ſchon, daß Rehberg eine Rezenſion des Fundaments eingeſendet hat, die ſeine alten Einwürfe faſt mit den nämlichen Worten, und ohne alle Rückſicht, was Sie und meine Wenigkeit dagegen erinnert haben, aufſtellt, aber nachdem ſie mir zur Durchleſung mitgetheilt worden, an ihn zurückgeſendet iſt. — Auch Herr Schwab hat ſich in der Tübinger Zeitung durch eine ſogenannte Rezenſion auf eine eines Philoſophen ſehr unwürdige Art gerächt, oder doch zu rächen gemeint.

Ich habe alle Urſache zu glauben, daß Kant nicht Luſt hat mit mir zu korreſpondiren, und nicht gerne mit mir zu thun hat, ſonſt hätte ich Sie durch ein Briefchen bei ihm aufgeführt. Aber niemand in der Welt kann Sie beſſer empfehlen als Sie ſelbſt.

Beiliegendes Briefchen kam unter einem Umſchlag an mich, in welchem ich von Jemand ohne Namen gebeten wurde, daſſelbe nach Königsberg zu befördern. Man glaubt wohl, ich ſtünde mit niemand in der Welt beſſer als mit Kant. Das Briefchen ſcheint aus Herbert's Hauſe, aber nicht von ihm ſelbſt zu ſein. Er hätte ſich mir genannt. Und nun mein geliebteſter beſter Erhard nur noch dieſe Umarmung von

Ihrem ganz eigenen Reinhold.

147. Von Baggeſen.

Seeluſt, den 23. September 1791.

Wie ſoll ich es mit meinem Deutſchſtammeln anfangen, beſter, unvergeßlicher Erhard, Ihnen die Freude zu beſchreiben, womit ich und meine Frau Ihren ſehnlicherwarteten Brief empfangen, erbrochen, geleſen, wiedergeleſen und vorgeleſen haben? Wahrlich, wir haben uns ſo leidenſchaftlich darüber gefreut, daß ich faſt erröthe, indem ich es Ihnen herſtammle, ich würde vor Scham vergehen, wenn ich es Ihnen ganz ſagte.

Der Brief war, was nicht immer (wie Sie wiſſen, und wie Sie zum Ueberfluß aus dieſem erſehen) der Fall mit

Briefen von unſern Freunden iſt, nicht nur ganz ſo, wie ich mir ihn gewünſcht hatte, nicht bloß über alle Erwartung, ſondern über alle Hoffnung meiner freundſchaftlichen Sehnſucht befriedigend, ſo daß, wenn er länger geweſen wäre — das einzige, was ich noch dabei insgeheim verlangen konnte — ich es nicht geglaubt haben würde, weil ich überhaupt keine Wunder glaube. Er enthält gerade die Nachrichten, welche meinem Kopf und meinem Herzen die allerintereſſanteſten waren, Nachrichten von Ihrer glücklichen Reiſe, von Ihrem freundſchaftlichen Andenken, von Schiller's Geneſung, von unſerem philoſophiſchen Meſſias, von Schulz (bei dem ich, in parenthesi mir nichts leichter erklären kann, als wie er ohne Geiſt iſt, nichts ſchwerer, als wie er ſich in Reinhold'ens Schriften nicht finden kann), und endlich von Ihrem großmüthigen, mir, der Schwachen in unſrer Welt wegen, ſehr lieben Entſchluß, ſich mehr Scheidemünze zu verſchaffen. Haben Sie den wärmſten innigſten Dank für jede dieſer Nachrichten, und ſeien Sie verſichert, edler Freund, mich mit jeder davon überſchwenglich für all das bischen gute Wollen, was ich Ihnen habe zeigen können, bezahlt zu haben!

Ich würde Ihnen ſchon ſeit lange geſchrieben haben, wenn ich Ihre Adreſſe gewußt hätte — und es koſtete mir wirklich viel, auf dieſe Befriedigung meines Herzens Verzicht zu thun — vorzüglich als ich etwa vierzehn Tage nach Ihrem Verſchwinden Ihre herrlichen Dialogen über unſer Zeitalter las. Ich will Ihnen offenherzig mein Glaubensbekenntniß über den Anfang dieſer intereſſanten Abhandlung ablegen, nachdem ich das, was noch da iſt, dreimal hinter einander mit zunehmendem Vergnügen geleſen habe. Durchgängig bewundre ich darin den höchſtſeltenen Scharfſinn, den weitumfaſſenden Blick, und den mehr als alles Ihnen eigenthümlichen philoſophiſchen Muth, welchen ich in Ihren Unterredungen nie verkannte. Was mich aber noch mehr erſtaunen macht, iſt, daß Ihnen Heimdals Karakter noch beſſer geglückt iſt, als Balders, ob Sie gleich in jenem ſich ſelbſt, in dieſem einen Andern geſchildert haben; denn meines Urtheils iſt es unendlich ſchwerer, uns ſelbſt, als irgend einen Anderen treffend darzuſtellen — und zwar deßwegen, weil wir uns zu nahe ſind, und die Strahlen uns dadurch leicht blenden; noch mehr aber, weil wir gewiſſermaßen zu viel Stoff haben —. Es beſtätigt aber dies meine Ueberzeugung, daß Sie noch immer mit ſich ſelbſt am meiſten umgegangen ſind, ſich ſelbſt vorzüglich ſtudirt, und beſſer daher als irgend einen Andern auswendig gelernt haben. Und dagegen habe ich nichts — auch mir iſt das γνωϑι σεαυτον heilig — wenn dieſe Kenntniß unſres Selbſt nur immer von dem Bewußtſein begleitet wird, daß wir Andere weniger genau kennen, ein Bewußtſein, das uns allein gegen die Verachtung Anderer, welche gemeiniglich ſonſt den in ſich gerechten Stolz auf ſich ſelbſt begleitet, ſichern kann. Selbſtkenntniß iſt unſtreitig die erſte, nöthigſte, zweckmäßigſte — und als ſolche ſchätzbarſte aller Kenntniſſe; durch ſie allein ſind wir ächte Philoſophen, Weiſe; ſie giebt uns alles, nur nicht Weltkenntniß, wir werden durch ſie alles, nur nicht angenehm. Freilich iſt es unmöglich uns ſelbſt kennen zu lernen, ohne zugleich die Menſchheit — aber, eben ſo unmöglich, dadurch bloß die Menſchen kennen zu lernen. Was wir von uns ſelbſt auf Andre richtig ſchließen können, iſt nur das Allgemeine, das Beſondere müſſen wir in dem außer uns befindlichen Individuum aufſuchen. Bloße Selbſtkenntniß iſt daher nur dann hinlänglich, wenn alle Individuen gleich veredelt ſind; denn nur dann wird das Allgemeine überall hinreichend ſein. Dann aber, beſter Erhard! iſt das goldene Alter da, für deſſen beſchleunigte Annäherung wir uns bemühen.

Die großen Geiſter (das Salz der Erde), die Moſes, die Solons, die Sokraten, die — doch erlauben Sie mir's noch bis weiter! der Chriſtus, die Kanten, die Schiller, die Reinholde, die Erharde — haben von jeher, wie mich dünkt, für das Wohl der Menſchen, in Rückſicht auf jener Beſchleunigung mehr riskirt, zu viel, als zu wenig zu thun, mehr zu ſtark, als zu ſchwach zu ziehen. Ich ſtelle mir das goldene Alter, wovon hier die Rede iſt, als ein großes, mit ungeheuren Schätzen beladenes Schiff vor, das ziemlich entfernt vom Lande auf ſtürmiſchen Wellen herumtreibt, und das ſich bald gänzlich aus den Augen verlieren würde, wenn nicht eine Menge Stricke und Schnuren (der Vernunft) es noch verhinderten, daß der Sturm, der vom Lande weht (die Sinnlichkeit), es nicht wegtriebe. An dieſen mehr oder weniger ſtarken Stricken ziehen die am Ufer ſtehenden Selbſtdenker. Heil der Menſchheit, daß ſie daſtehen, daß ſie die Schnuren halten, und daß ſie ziehen! aber ziehen ſie nicht gemeiniglich zu gewaltſam? und haben wir nie geſehen, daß das zu ſtramme Seil dadurch zerſprungen iſt? Verzeihen Sie mir, daß dies Gleichniß kein Heimdal'ſches Gleichniß iſt: es wird aber, hoffe ich, ohne vollkommen richtig zu ſein, Ihnen meine Idee verſtändlich machen.

Die Heilande der Erde machen ſich faſt alle ſammt und ſonders eines Verſehens ſchuldig, deſſen nämlich, daß ſie vermöge deſſen, wodurch ſie Heilande ſind, vermöge ihrer Selbſtkenntniß, das Schiff näher ſehen, als es iſt. Sie haben Recht, daß es nahe iſt; aber nur ihnen — wenn ſie die Andern, die zum Theil ziehen, aber mit dünnen Fädelein, zum Theil gar nicht ziehen, eben ſo gut kennten, würden ſie anders urtheilen. Sie vergeſſen auch ihren Platz, und bemerken nicht, daß die Menge weit hinter ihnen ſteht.

Es iſt wirklich wahr, ihr lieben Leute! Ihr vergeßt nur gar zu oft, wann ihr geboren ſeid — und ſprecht mit uns armen Vorzeitern als mit Euren contemporains, die wir doch ſo wenig ſind, daß oft einige hundert Jahre zwiſchen uns liegen. Wie wollt ihr hoffen allgemein verſtanden zu werden? Kant, zum Beiſpiel, iſt nicht 1723, ſondern eigentlich 1891 geboren, Reinhold ebenſo —

Gravenſtein in Holſtein, den 7. Oktober 1791.

Aber ſind Sie nicht auch der Meinung, beſter Erhard! daß ich beſſer thäte, die Abhandlung (vorzüglich nach einem ſo gewaltigen Sprung in der Form meiner Vorſtellung) abzubrechen — und dagegen hübſch ordentlich und vernünftig Ihren Brief zu beantworten zu ſuchen? Sie werden mir den Abſprung verzeihen — er war genöthigt, und der Stoß kam ohne meinen Willen von außen her — ſo wie Sie mir, als ein billiger Philoſoph, verzeihen würden, wenn ich im Fall meines Todes gar nicht ſchriebe.

Bevor ich zu meiner ſeinſollenden Antwort ſchreite, muß ich Ihnen aber doch das Wunder erklären, wieſo ich Ihnen aus Holſtein ſchreibe. Der liebe Prinz von Auguſtenburg, der ſeiner Geſundheit wegen ſich hier und auf dem nicht weit von hier liegenden Auguſtenburg noch einige Wochen nach ſeiner und ſeiner Gemahlin Rückkunft vom Bade aufhalten wollte, hatte mich und meine Frau ſchon lange eingeladen, das ländliche Otium mit ihm zu theilen. Als es aber zur Abreiſe kam, ſiegte die ſeltene praktiſche Vernunft meiner Sophie über ihren Herzenswunſch, mir zu folgen, — ſie blieb zurück, um ihre häuslichen Geſchäfte nicht zu verſäumen — und ich bin alſo hier ohne ſie — aber, ſo weit es ohne ſie möglich iſt, mit allen möglichen Annehmlichkeiten. In vier Wochen hoffe ich mit dem Prinzen wieder in Kopenhagen zu ſein.

Die Nachrichten, die ich von unſerm geliebten und bewunderten Schiller habe, ſind lange nicht ſo erfreulich wie die Ihrigen. Ich kann ſagen, daß ich keine irdiſche Freude ganz genieße, ſo lange das Schickſal dieſes meinem Herzen und meiner Philoſophie ſo theuren Sterblichen nicht befriedigend beſtimmt iſt. Es kommt jetzt noch zu meinem Kummer hinzu, daß ich mich ſeit einiger Zeit faſt eben ſo ſehr für ſeine Frau, als für ihn ſelbſt intereſſire. O! warum bin ich nicht ein Arzt wie Sie, ich würde zu ihm gehen und ihn heilen.

Außerordentlich gefällt mir — oder vielmehr entzückt mich (denn ich bin nun einmal ein ſo leidiges phantaſtiſches Weſen, daß das, was dieſem oder jenem ächten Philoſophen höchſtens gefallen würde, mich in den dritten Himmel hinaufwirbelt, und von allen weiſen Wahlſprüchen ſtehet in meinem Gemüthe das nil admirari nur um eine Linie höher als das nil amare, das, wohl zu merken, am allerunterſten ſteht) — außerordentlich entzückt mich alſo, was Sie mir von Vater Kant's Gaſtmahl erzählen. Wenn ich auch nur dies von ihm wüßte, würde ich ihn hochſchätzen und lieben. Was mich aber verdrießt, iſt, daß Sie noch ſo wenig mit ihm von Reinhold geſprochen haben, es beweist mir, daß Ihre

Unterhaltung bis dahin mehr Hippokratiſch als Sokratiſch geweſen ſein muß, — denn Reinhold iſt Kanten gewiß nicht bloß unendlich viel mehr als Plato dem Sokrates war, ſondern Kantens Wirkung würde vielleicht ohne Reinhold ſogar ſchädlich geweſen ſein, welches in jenem Fall faſt umgekehrt war. Sie werden aber nachher, dies bin ich gewiß, das Verſäumte eingeholt haben.

Ich wäre begieriger zu wiſſen, wie Kant über Chriſtus (als Erſcheinung und hiſtoriſches Weſen) denkt, als wie ſeine Meinung über Religion (die bei Philoſophen nur eine und die nämliche ſein kann) beſchaffen iſt. Daß Kant Ihre und meine Religion hat, weiß ich ſchon, daß er nicht an Chriſtus glaubt, weiß ich auch, und würde es wiſſen, wenn mir auch alle ſeine Freunde das Gegentheil verſicherten, — aber was er von Chriſtus denkt, das weiß ich nicht, und das möchte ich wiſſen. Daß er ihn den Heiligen des Evangelii nennt, giebt noch keine beſtimmte Idee von ſeinem Urtheil über ihn. Warum ich dies ſo gern wiſſen möchte? Weil ich mein eigenes Urtheil von Chriſtus nicht weiß und nicht wiſſen kann, vielleicht in dieſem Leben nie wiſſen werde — da dieſes von tieferen Kenntniſſen der damaligen Geſchichte, die ich nicht habe, beſtimmt werden muß. Gegen das Reſultat der Data, die ich habe, daß er ein edler Schwärmer und nicht ganz ſtrenger praktiſcher Philoſoph geweſen ſei — empört ſich, ohne zu wiſſen warum (gewiß nicht aus kindlichen, längſt abgelegten Vorurtheilen) mein Herz. Ich möchte Reinhold einmal recht ausführlich darüber ſprechen, — Sie ſcheinen mir dieſen gewiß höchſtaußerordentlichen Menſchen zu hart zu beurtheilen.

Daß Kant lieber etwas übertriebene Galanterie als Nachläſſigkeit im Anzuge vorzieht, freut mich; denn wir ſehen gerne unſere Individualitäten bei großen Männern haften.

Was Sie mir von Kieſewetter und ſeinen Schriften (? hat er mehr als die Logik herausgegeben?) erzählen, befremdet mich ganz und gar. Kurz nach Ihrer Abreiſe erhielt ich ſeine Logik nach Kantiſchen Grundſätzen, las die ſimple herzliche Dedikation darin, die kurze (freilich aus Kant und Reinhold kompilirte) Vorrede, blätterte in den Anmerkungen, fand freilich nichts Originelles oder Eigenthümliches darin; aber in einer Logik ſuche ich auch nichts weniger als Genie, — ich las endlich das Buch, und war ſehr damit zufrieden. Zwar geſtehe ich, daß ich mich bisweilen wunderte, wie Kant dies und jenes darin habe können ſtehen laſſen, — indeſſen fand ich mehr Mängel als Fehler, Licht und Ordnung in dieſem Gebäude, und daß ich ſah, wie ſehr der Verfaſſer Reinhold's Werke (eben ſo ſehr wie Kant's) benutzt hatte, nahm mich noch mehr für ihn ein. Meines Urtheils iſt es doch immer die beſte Logik, die wir haben, ſo viel ich die übrigen kenne. Sie müſſen mir aber nachher Ihre Meinung von dieſem Buche ſagen, — das Sie damals nicht geleſen zu haben ſcheinen.

Sie müſſen mir es nicht übel nehmen, liebſter Erhard, daß ich mit Ihrem Krauſe gar nichts zu machen weiß. Einen Mann, der die Kritik für nichts als Taſchenſpielerei, Reinhold's Werke für Spinnwebe (das Gleichniß wäre übrigens richtig in Anſehung des Hervorbringens, indem Reinhold alles aus Ich herausſpinnt), Schulze's Arbeiten für metaphyſiſche Kontrebande, und um das Maß voll zu machen, Schiller's großen Sinn für Unſinn hält (Wieland, Klopſtock, Shakeſpeare ſind ihm wohl ganz verlorene Tollhäusler), — einen ſolchen Mann, glaube ich, würde mein Herz ſelbſt nicht gut verſtehen können, und es freut mich recht ſehr, daß Ihr Verhältniß mit ihm gerade das umgekehrte von Ihrem Verhältniß mit mir.

Die Fürſtin Gallizin muß eine gar liebe, geſcheidte Frau ſein, nicht ſo ſehr weil ſie Kant ſchätzt, als weil ſie Herder verachtet. Der liebe Herder ſollte wirklich einige Zeit hungern und geprügelt werden; denn (das weiß ich jetzt) er iſt ein faſt eben ſo mittelmäßiger Menſch als wahnſinniger Philoſoph.

Aber, liebſter, beſter, unvergeßlicher Erhard! wie ſoll ich Ihnen für Ihre höchſtunnöthige, aber höchſtintereſſante Apologie danken! Setzen Sie ſie immer fort, nicht damit ich Sie nicht verkenne, ſondern damit ich Sie noch mehr kenne. Es giebt äußerſt wenig Menſchen in meiner Welt, die ich ſo ganz durchſtudiren möchte — um mich darnach zu bilden. Wie können Sie zweifeln, ob ich mehr von Ihnen wiſſen wolle?

Braucht's einen Brief, um Ihnen dies zu verſichern? Da guckt der harte, düſtre Heimdal hervor! Wenn Mimer auch mich kennte, er würde Sie ſchmählen.

Von Graf und Gräfin Schimmelmann, die beide Sie ganz ſchätzen und mit jedem Briefe, den Sie mir gönnen werden, mehr und mehr lieben, die freundſchaftlichſten Grüße und Segenswünſche. Ein Brief von Ihnen würde ſie ſehr glücklich machen. Schreiben Sie mir immer was und wie Sie wollen. Meine Frau rührt es ſehr, daß Sie ſie nicht ganz vergeſſen haben. Sie freut ſich auf Ihre Bekanntſchaft hier, und das Wiederſehen dort. Münter's grüßen.

Ich bin mit ſeltener Achtung und inniger Liebe Ihr dankbarer Freund

Baggeſen.

Aber was ſagen Sie zu der plötzlichen Erſcheinung von Groſſe? Der *Genius* (ſo weit er auch hinter dem Geiſterſeher ſteht)? Die Schweiz? Und die *Geſchichte der Schweiz*? Und einige von Hippel's Handzeichnungen? — Claudius hat ein elendes Sarglied gemacht auf den Tod unſers jüngſten Prinzen. — Weil ich wiederum Ihre Adreſſe nicht weiß, ſchicke ich dieſen Brief über Reinhold. Sind Sie mir nur etwas gut, ſo ſchreiben Sie mir!

148. Von Grundherr.

Nürnberg, den 7. Oktober 1791.

Beſter Freund!

Ich bin wirklich beſchämt über deine Vorwürfe: nicht, als ob ich mir einer Verminderung oder Erkältung meiner Freundſchaft gegen dich bewußt wäre; denn dies iſt wohl nicht möglich, ſo lange ich meine geſunden Sinne behalte, ſondern weil ich fühle, wie ſehr ich zu dieſen Vorwürfen ſelbſt Anlaß gegeben habe. Beſter Freund, ſoll ich dir's offenherzig ſagen, warum ich ſo lange nicht geſchrieben? Doch, warum ſollte ich nicht? Einem Freund, wie du biſt, deſſen Herz und Kopf gleich vortrefflich ſind, darf man keine Schwäche verbergen. Seit den zwei oder drei letzten Jahren unſerer Bekanntſchaft, da die gänzliche Entwickelung deiner überlegnen Kräfte dich auf eine Stufe von Wiſſenſchaften und Kenntniſſen erhoben hatten, vor deren Höhe es Menſchen von der gewöhnlichen Klaſſe ſchwindelt, fühlte ich eine gewiſſe unwillkürliche Zurückhaltung bei mir, ſo oft ich bei dir war, die ihren Grund bloß in dem Mißverhältniß unſerer beiderſeitigen Kräfte haben konnte, und es koſtete mir wirklich Mühe, dir dieſe unbehagliche Empfindung zu verbergen.

Die gerechte Huldigung, welche deinem Herzen und Talenten die vortrefflichſten Männer, überall, wo du auf deinen Reiſen hinkommſt, erweiſen, hat dieſe Empfindung um vieles erhöht, und ſo oft ich daher im Begriff ſtehe, an dich zu ſchreiben, ſo überraſcht mich, ganz wider meinen Willen, der Gedanke: wird aber auch wohl das, was du an ihn ſchreiben willſt, eines ſolchen Mannes würdig ſein? Wirſt du nicht mit Briefen von ſo leichtem Inhalt dich bei dem herabſetzen, deſſen Achtung dir ſo werth iſt? Das Vollwichtige deines Briefs mit der Leichte der meinigen zuſammengehalten, iſt zu ſehr zu meinem Nachtheil, um nicht noch mehr dieſe Empfindung zu verſtärken. Es verging kein Tag, wo ich mir nicht vornahm, an dich zu ſchreiben; aber immer der Gedanke: kannſt du ihm denn nichts Intereſſanteres ſchreiben, und iſt dies wohl nur im geringſten ein Aequivalent für das, was er dir geſchrieben? hielt mich zurück. So vergingen in dieſer Unentſchloſſenheit Tage, Wochen, und endlich ganze Monate, und wären deine letzten Aufforderungen nicht ſo dringend geweſen, ſo glaube ich, du kämeſt zurück, ehe du einen Brief von mir erhalten hätteſt. Aber deine Aeußerungen machen allen meinen Zweifeln ein Ende. Zur Sache alſo.

Ich danke dir für den Aufſchluß, den du mir, in Rückſicht meiner Bedenklichkeiten, moraliſche Vergehungen wieder gutzumachen, gegeben haſt. Deine ſo ſcharfſinnige Unterſcheidung der Reue von der Buße hat meinen ganzen Beifall und endigt alle meine Zweifel. Es iſt allerdings wichtig, dieſe beiden Gemüthsbeſchaffenheiten genau zu unterſcheiden, da ſelbige, dem Prinzip ſowohl als den Folgen nach, ſo weſentlich verſchieden ſind. — — — Auch was du von Verdienſt ſagſt, finde ich vollkommen richtig. — Ich habe deinen

Aufſatz in der Thalia geleſen und mit Vergnügen wieder geleſen. Du haſt als Schriftſteller durch den Umgang mit Reinhold und Schiller viel gewonnen. Die Gedanken in dieſem Geſpräch ſind eben ſo original als wahr, und werden durch die Wendung, die du ihnen giebſt, noch anziehender: ſie verdienen gewiß tief beherzigt zu werden. Auch deine Antikritik habe ich geleſen. Reinhold hat mir ſelbige nebſt ſeinem und dem Forberg'ſchen Aufſatz geſchickt. — Nun ein paar Worte von mir. Ich glaube dir ſchon geſchrieben zu haben, daß ich mit der Philoſophie immer vertrauter zu werden ſuchte. Ich habe daher, nachdem ich die vortreffliche Schrift des Reinhold's von dem Vorſtellungsvermögen mehrmalen mit großer Aufmerkſamkeit durchgeleſen, die Leſung der Kantiſchen Kritik noch einmal vorgenommen, und ſeit dieſer Reinholdiſchen Exkurſion lebe ich ſo ganz auf bekanntem Fuß mit Kant, der mir vorher immer etwas fremd geweſen. Die Mathematik vernachläſſige ich zwar auch nicht, doch hat die Philoſophie ſelbige etwas verdrängt. Um tiefer in den Grund der griechiſchen Sprache einzudringen, und um mich ſelber in der Philoſophie feſter zu ſetzen, habe ich ſeit einiger Zeit angefangen, die Platoniſche Republik zu überſetzen. Das erſte Buch iſt faſt ſchon fertig. Ich habe dabei ſolche Einrichtungen getroffen, daß die Sache nicht leicht wieder in's Stocken gerathen kann, wie dies mir leider ſchon ſo oft begegnet iſt. Ich überſetze nämlich tagtäglich etwas, nachdem ich das zu Ueberſetzende vorher, nach dem ganzen Zuſammenhang, reiflich durchgedacht habe, um den wahren Sinn des Autors nicht zu verfehlen, und weil mir das Mechaniſche des Schreibens etwas läſtig iſt, ſo diktire ich die Ueberſetzung meiner mittlern Schweſter in die Feder, welche dies ganz gerne thut, weil doch wirklich dieſe Materie etwas Intereſſantes auch für jedes vernünftige Frauenzimmer hat. Dieſe Ueberſetzung ſoll als ein Denkmal unſerer Freundſchaft dir geweiht werden, dir, dem ich ſo große Verpflichtung, in vielerlei Rückſicht, beſonders aber in der Philoſophie habe, und deſſen vieljährigem Umgang ich größtentheils mein wiſſenſchaftliches Wiſſen und meinen Geſchmack für Philoſophie ſchuldig bin. Müller lieſt mir, ſo oft ich zu ihm komme, ſein jedesmaliges überſetztes

Penſum von Baco vor, und dagegen theile ich ihm meine griechiſche Ueberſetzung mit. Ich hätte wohl Luſt, ſelbſt ein Stück des Baco zu überſetzen, aber ich fürchte, es möchte das Werk dadurch buntſcheckigt werden. Bei der nunmehr zweiten Durchleſung des Livius habe ich es mir zu einem Geſetz gemacht, mir ſowohl in Rückſicht auf den Inhalt als die Sprache Bemerkungen zu machen. Alles was zur Beleuchtung des Karakters, der Geſetzgebung, der Staatsverfaſſung des römiſchen Volks, wie auch des Verhältniſſes dienen kann, in welchem ſelbiges in jeder Epoche ſeiner Geſchichte mit andern Völkern geſtanden, alles dies wird ganz kürzlich mit dem eignen — den Hauptgedanken des Livius faſſenden lateiniſchen Ausdruck unter Anführung der Seite bemerkt, indem dieſe Kollektaneen bloße Erinnerungszeichen zur Feſthaltung der lichten Punkte in der Geſchichte dieſes ſo merkwürdigen Staats ſein ſollen.

Schreibe mir ja bald wieder. Es iſt mir zwar alles wichtig, was von deiner Hand kommt, aber beſonders deine Schilderungen und Bemerkungen über einzelne Perſonen, die du auf deinen Reiſen angetroffen, ſind mir vor allem willkommen.

Lebe wohl und liebe noch ferner

Deinen dich ewig liebenden und verehrenden
K. A. Grundherr.

149. Von Johann Albert Heinrich Reimarus.

Hamburg, den 19. Oktober 1791.

Mein innerer Sinn — (das Subjekt oder Subſtratum, welches man Ich nennt, ſei immer zweifelhaft) — genug, dieſer innere Sinn ſoll ſich einmal das Vergnügen machen, die Vorſtellung eines Doktor Erhard's, die ihm ſo angenehm geweſen iſt, zu hypoſtaſiren, ja ſogar nicht bloß als = X anzuſehen, ſondern für eine Perſon zu halten, deren Aeußerungen und Wirkungen auf mich ein eigenes von andern wohl zu unterſcheidendes, thätiges Weſen (Ding an ſich ſelbſt) anzeigen. — Alſo: nun werde ich ſprechen, als ob ein Brief von Ihnen auf mein Gemüth gewirkt hätte, oder (wie Herr

Schmid bei dem Worte Affiziren, um den Begriff des Wirkens der Kraft zu vermeiden, ſich — ich weiß nicht ob vorſichtig, ausdrückt) gemacht, daß etwas darin entſtand, was vorher nicht war. — Laßt uns alſo mit unſern Kräften zuſammenwirken, um Gutes in der Welt zu befördern! — Sie ſagen ganz recht, Muthwille der Freidenker iſt nicht Aufklärung. Aber veranlaſſen wir nicht dieſen Muthwillen, wenn wir alles Urtheilen für leere Grillen erklären? (Empfindungen von äußern Dingen wären Grillen, die etwas als in einem Raume, und innere Empfindungen Grillen, die etwas als nicht im Raume vorſtellen;) wenn wir die Gründe, die einen Ausſchlag auf die eine oder andere Seite geben, gefliſſentlich übergehen, und nur beides als gleich unſicher vorſtellen, ſollte dann nicht der Leichtſinnige über alles unſer Forſchen ſpotten? Was muß es aber bei dem Nachdenkenden wirken? „Nur Zweifel in den Kopf und Dolche in die Bruſt“, wie Haller ſagt! Denn „der Ruhm, allem Zwiſt auf dieſe Art ein Ende zu machen, iſt wie der Ruhm des Todes in Beziehung auf das mit dem Leben verknüpfte Ungemach“ (Jacobi, Idealism und Realism S. 122). — Herr Kant macht ſeinem Scharfſinn oder ſeinem Witze das Vergnügen (Berliner Monatsſchrift 1791, September), auch unſer Zutrauen zu den moraliſchen Eigenſchaften Gottes wankend zu machen. Aber, ſagen Sie, iſt die Antwort, die er daſelbſt S. 210 giebt, wohl anders, als in Formeln, von der alten S. 201 unterſchieden, die er ſo ſchimpfend verwirft? Ja, in jener ſteckt noch etwas mehr, nämlich daß, da wir in dem, was wir von der Welt einſehen (dem Phyſiſchen), überall Weisheit und Einrichtung zum Wohl der Lebendigen wahrnehmen, auch guter Grund ſei, in dem, was wir nicht einſehen können, von demſelben Urheber ein Gleiches zu urtheilen.

Sie ſehen, daß ich auch gegen Sie freimüthig und ohne Behutſamkeit ſpreche. Lieber möchte ich es mündlich thun: doch Sie werden auch das Schreiben nicht mißbrauchen, oder nur ſo mißdeuten, als ob ich deßwegen nicht die Einſicht dieſes großen Mannes, der uns ſo vieles entwickelt hat, hochſchätzte. Ich ſuche nur ernſtlich das Wahre und Gute mir und Andern lebhaft darzuſtellen und zu beſtätigen.

Verzweiflung aber bezeichnet unſere Sprache mit Recht als das größte Uebel. — So laßt uns denn weiter disputiren. Sie ſagen, man ſolle Aberglauben oder Irrthum nicht eher herunter machen, bis man etwas Beſſeres aufgeſtellt hätte. So urtheilte ich auch, und warf deßhalben dem ſeligen Leſſing das Sprichwort vor: „Man ſoll nicht eher ſchmutziges Waſſer ausgießen, bis man reines wieder hat.“ Er antwortete mir witzig: „Ich muß doch wahrhaftig das ſchmutzige ausgießen, wenn ich reines im Gefäße haben will.“ Von dem Akkordiren oder Modifiziren war er kein Freund. „Götze“, ſagte er, „iſt doch noch konſequent in ſeinem Syſtem.“ In der That iſt bei einigen Neueren in ihrer Behandlung der offenbarten Religion nichts dem Verſtande Zuſammenhängendes, und für's Herz wird — Lavater'ſche Schwärmerei daraus. Ich wünſchte alſo, daß einſichtsvolle und wohldenkende Männer den Faden wieder von vorne aufnähmen, unſerm Glauben und Handeln beſſere Stützen darſtellten, als man jetzt angefangen hat, da der Glaube an Gott und Unſterblichkeit auf die Verbindung zur Sittlichkeit, und dieſe wieder auf jenen Glauben ſich ſtützen, alles aber am Ende nur auf Befriedigung unſeres Verſtandes (nicht auf Harmonie wirklicher Dinge) beruhen ſoll. Seinem Verſtande glaubt der liſtige Betrüger ſowohl, als der gewaltſame Unterdrücker und der Wollüſtige, Genüge zu thun, und verachtet gewiß unſern Verſtand, der ihm andre, als ſelbſtſüchtige Geſetze vorſchreiben will. — Möchte denn doch die Vernunft ſich nur ſelbſt durcharbeiten und aufklären, damit man nicht, der Ausſchweifungen wegen, Vorwand finde, die Denkfreiheit wieder einzuſchränken, und uns an vorgeſchriebene Formeln zu binden! Was haben wir nicht erlebt, und was können wir nicht noch erleben!

Nun zu den Frankreichern. Allerdings ſind ſie leichtſinnig und ausſchweifend. Aber ein ſanftmüthiges, phlegmatiſches Volk würde es ſich auch nie haben in den Sinn kommen laſſen, eine ſolche Umwälzung zu ſchaffen, die, wenn ſie gleich ſelbſt keineswegs vollkommen iſt, doch den herrlichen Nutzen ſtiftet, andere Völker aufzuwecken, wie ſchon aus verſchiedenen löblichen Beiſpielen erhellet, und gewiß noch weiter erfolgen wird. Laßt uns nur die guten Grundſätze mehr und mehr verbreiten. Die Regierer ſind zum Wohl der Regierten beſtellt. Eroberer oder Kriegſüchtige ſind Räubern gleich zu ſchätzen. Ihren Lüſten zu dienen, ſich ſelbſt zum Sklaven zu machen, um ſeine Mitmenſchen zu unterdrücken, muß zur größten Schande gereichen. Kein Krieg ſollte anders, als zum Beſten des Volkes und nach Rath deſſen Repräſentanten angefangen werden. Menſchen ſollten nicht, gleich dem Vieh, als Eigenthum betrachtet, vertauſcht, verkauft, aufgeopfert werden, ſondern als Zwecke für ſich ſelbſt anzuſehen ſein u. ſ. w.

Gerne möchte ich noch mehr mit Ihnen ſchwatzen. Geben Sie mir doch ferner Nachricht von dem Fortgange der Wahrheitsforſchung. Herr Reinhold ſcheint uns doch ſchon wirkliche äußere Gegenſtände zuzugeben, von welchen die Erſcheinungen herrühren. Doch genug hievon: möchte ich doch das Vergnügen haben, Sie noch einmal in Hamburg zu ſehen, um mündlich ein mehreres mit Ihnen abzuhandeln!

Daß Sie mit Ihrem Aufenthalte in Hamburg, und darunter auch mit unſerm Hauſe, zufrieden geweſen ſind, iſt uns beſonders angenehm. Alle die Meinen haben Sie gerne unter uns geſehen, wünſchen Sie noch einmal wiederzuſehen, übrigens aber alles Glück auch in jedem andern Aufenthalte. Insbeſondere empfiehlt ſich Ihrem freundſchaftlichen Andenken

Der Ihrige J. A. H. Reimarus.

150. Von Reimarus.

Hamburg, November 1791.

Mein gegenwärtiges Schreiben muß ich gleich damit anfangen, Ihnen einen Verdruß zu klagen, den ich empfunden habe. — Ein hieſiger junger, denkender, aber ſchwarz gallichter Mann hat neulich Herrn Kant und ſeine Anhänger auf eine unbeſcheidene und unverantwortlich unartige Weiſe angegriffen. — (Ueber das Fundament der geſammten Philoſophie des Herrn Kant. Halle, 1791. 8.) Es iſt mir äußerſt verdrießlich, daß er meiner darin mit erwähnt, ohne auch mich anzugreifen: denn dies wollte ich unendlich lieber, als daß man glauben möchte, daß ich mit ihm einſtimmte. Daß dies nicht der Fall ſei, werden Sie leicht von meiner Denkungsart verſichert ſein. Ich habe ihn nur ſelten, und nachdem ich die erwähnte Schrift erhalten, noch gar nicht geſprochen. Aber ſchon bei einer zuvor herausgegebenen Abhandlung ließ ich mir gegen ihn merken, daß er ſeine Sätze ordentlicher, bündiger, deutlicher vortragen möchte, ohne die Achtung aus den Augen zu ſetzen, die man hochverdienten Männern ſchuldig iſt. Seine vorigen Schriften ſind, vermuthlich des widerlichen Vortrages wegen, von den Rezenſenten, ſo viel ich weiß, ganz übergangen worden: es möchte denn von Herrn Eberhard, deſſen Bibliothek ich nicht geleſen habe, rezenſirt ſein, dem er dieſe letztbenannte Schrift zugeeignet hat. Nichtsdeſtoweniger müſſen wir, dünkt mich, recht philoſophiſch denken und handeln, folglich auch ſeine Gründe unpartheiiſch unterſuchen, und bei ſeinem Schimpfen ſo kaltblütig bleiben, als ein engliſches Parlamentsglied, welches, wenn der Gegner ihn für einen Schelm und Verräther geſcholten hat, ruhig zur Sache erwiedert: — „Der edle Lord beliebte zu behaupten, wie folget." — Der Hauptſatz ſeines Syſtems, damit er ſich nur gar zu groß thut, iſt die allgemeine Nothwendigkeit von Wechſelwirkung; doch Sie müſſen ihn ſelbſt leſen und beurtheilen. Herr Profeſſor Selle hat in einem Aufſatze, welcher in den Abhandlungen der Berliner Akademie eingerückt worden, und den er mir beſonders zugeſchickt hat, faſt gleiche Geſinnung geäußert: De la réalité et de l'idéalité des objets de nos connaissances. —

So weit von Fremden: nun unter uns — daß Sie mir von dem Herrn Kant, aus perſönlicher Bekanntſchaft, Nachricht geben konnten, war mir beſonders angenehm, und ich freue mich immer, einen ſo ſcharfſinnigen Schriftſteller auch als recht guten Mann zu verehren. Sein Gedankenſpiel (jeu d'esprit) werden Sie und andere gute Köpfe denn wohl ſo zurecht drehen, daß wir doch nicht gar zu ſchwindlich dadurch werden, um alles was um uns iſt und uns ſelbſt aus dem Geſichte zu verlieren. Die Thalia habe ich nicht geleſen, da ich überhaupt wenig Journale zu leſen Zeit habe: werde aber nun das Stück, darin Ihr Aufſatz iſt, zu erhalten ſuchen. — Wegen Kant's Angriff auf die ſogenannten Theodiceen finde ich doch auch in Ihrer Erklärung meine Frage nicht beantwortet — worin denn ſeine Aeußerung von der ſonſt bekannten „daß wir von Gottes Plane nicht urtheilen könnten“ (welche er ſo verächtlich verwirft) verſchieden ſei, und wozu eine Vorſtellung diene, welche bei dem höchſten Weſen auch die Moralität, darauf es doch hauptſächlich ankommt, ſchwankend zu machen ſcheint? So hat es auch der Verfaſſer eines Aufſatzes im Dezember der Berliner Monatsſchrift angeſehen; daß, wie Sie ſagen, *Ideen* der Erfahrung, oder den Eindrücken von außen, vorangehen müſſen, iſt eine Kantiſche Idee, darin er nicht wirkliche Ideen bezeichnet, ſondern, wie Selle und Holſt erinnern, die bloßen Anlagen und Geſetze des Denkens zu einem ganzen Gedankenſyſtem, als a priori beſtehend, ausbildet. — (So hatte ich auch [Ueber die Gründe der menſchlichen Erkenntniß S. 19. Anmerk.] geurtheilt: nämlich bei Gelegenheit der Vorſtellung vom Raume, die a priori genannt wird, da wir ſie doch erſt von den a posteriori erhaltenen Vorſtellungen *abſtrahiren* müſſen: ſo wie man zur *Anſchauung* rechnet, was nicht angeſchauet werden kann. Denn, ein Triangel u. dgl. in genere, davon Euklides handelt, läßt ſich doch nicht anſchauen. Auch ſagt Euklid nicht: — „Komm, ſchaue und miß“; ſondern er berufet ſich nur auf die allgemeinen, in ſich gegründeten Geſetze der Einſtimmung und des Widerſpruchs, welche man nun durch die Antinomien [alias Sophismen genannt] gern ſchwankend machen will.) Das Urtheil über unſere Handlungen iſt freilich in uns, oder beſteht aus unſern Ideen. Es iſt aber ein weſentlicher Unterſchied, ob wir dieſe Ideen auf ein wirkliches außer uns beſtehendes *Objektive* beziehen, deſſen Harmonie wir nicht abändern können; oder ob wir, wenn wir einen Menſchen umbringen, nur eine Idee *in uns* auszulöſchen glauben, die uns verdrießlich war, und darum wir uns weiter nicht zu bekümmern haben.

In meinen Anmerkungen zu der neuen Ausgabe habe ich gern und mit Fleiß hie und da Herrn Kant's Aeußerungen von der *rechten* Seite angeführt, ohne die von der *linken* zu berühren. — Da komme ich wieder mit meiner Freimüthigkeit! doch Sie wollen ja Aufrichtigkeit haben, und gewiß, die Einigkeit in der Wahrheitsliebe wird uns immer verbunden halten. — Bei Gelegenheit Ihres artigen Gleichniſſes vom geſchnitzten Bogen, deſſen Sinn ich beipflichte, fällt mir ein — was denken Sie von den Aeußerungen des Predigers Herder im vierten Theile ſeiner Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit? Das iſt doch wahrlich Freimüthigkeit, und ſo weit iſt es mit dem Bearbeiten des beſagten Bogens ſchon gekommen!

Nun leben Sie wohl und ſein verſichert, daß mir ein Briefwechſel mit einem ſo aufgeklärten Manne, als ich in Ihnen finde, jederzeit angenehm, und Ihre Freundſchaft beſonders ſchätzbar ſei. Ich verharre

Der Ihrige Reimarus.

151. An Reinhold.

Wien, den 1. Dezember 1791.

Beſter Freund!

Ich bedaure, daß ich Sie in Sorgen wegen meiner Geſundheit ließ. Sie iſt in ziemlich gutem Zuſtand, ob ich gleich während der Reiſe mit einigen kleinen Anfällen zu kämpfen hatte.

Ich hatte von Jena wegen Hornemann's Begleitung die vergnügteſte Abreiſe, die ich noch von einem Ort hatte; ich bedaure nur, daß er zwei Stunden zu Fuße zurückgehen mußte. In Gera fand ich einen Geſellſchafter zur Extrapoſt nach Altenburg, ſo daß ich die Nacht dorten ſchlafen konnte. Ich beſuchte Mereau's Geliebte, an der ich wirklich ein ſehr intereſſantes und liebenswürdiges Mädchen fand; wer einmal in ihren Netzen, der kommt gewiß ſo leicht nicht heraus, denn es mag wohl ſehr ſchwer ſein, es zu wollen. Sie gefiel mir ſo ſehr, daß ich faſt bedaure, daß die Zeiten des Enthuſiasmus für ein Frauenzimmer bei mir vorbei ſind, Sie würden ſonſt (wie ich mir faſt zutraue) ein anziehendes Gemählde von ihr zu leſen bekommen, aber jetzt kann ich von dergleichen Perſonen, wenn ich nicht abſichtlich mich in Schwärmerei ſtürzen wollte, welches ich theils nicht über's Herz bringen kann, theils mir auch nicht mehr gelingen will, nichts ſagen, als daß ſie zu den vorzüglichern ihres Geſchlechts gehören.

Von Altenburg ging ich mit der gewöhnlichen Poſt über Freiberg nach Dresden. In Freiberg ſah ich bei Tage (das heißt, ohne zu fahren) den Kurprinzen und die Amalgamation, welches mich für dieſe Reiſe belohnte. Hätte ich mich länger in Freiberg aufhalten können, ſo glaube ich, daß ich an Charpentier einen Mann nach meinem Herzen gefunden hätte. Er liebt die Künſte, mahlt ſelbſt ſehr ſchön, und iſt ein guter Mathematiker, zwei wichtige Vereinigungspunkte, und den dritten und hauptſächlichſten, ein biederes Herz, ließ mich ſein ganzes Betragen vermuthen; wir verſprachen uns daher auch, von Nürnberg aus Korreſpondenten zu werden. Werner iſt ein ſehr gefälliger Mann.

In Dresden fand ich einen Weygand aus Leipzig, der auch nach Wien reiſte, wir machten alſo Geſellſchaft, und nahmen einen Hauderer aus Dresden nach Prag. Unterwegs hatte ich eine ziemlich ſtarke Luftröhrenentzündung, aber in vierundzwanzig Stunden, in welchen ich bloß von Eierdottern lebte, war ſie gehoben, und ziemlich ſtarkes Naſenbluten verhinderte das Rezidiv.

In Prag war ich nur drei Tage. Ich lernte dorten Dr. Meyer, Referendar Royke, einen ſehr vernünftigen und an ſeiner Stelle außerordentlich nützlichen Mann, Profeſſor Styrna, Abt Cornova und Madame Duſcheck kennen. Bei der letztern war ich täglich. Sie iſt ein Frauenzimmer von ſehr viel Geiſt, und die gewiß in Prag wenig ihr gleiche Männer hat. Sie ſingt ſehr ſchön, und hat eine äußerſt reine und volle Stimme, und ließ ſich nicht lange bitten mir zu ſingen. — Mit dem Kaiſer iſt man in Böhmen lange nicht ſo zufrieden, als mit Joſeph, und man ſpricht in Prag ziemlich frei.

Von Prag macht' ich die Reiſe mit Extrapoſt in drei Tagen, wo ich zwei Nächte fuhr und eine ſchlief, hieher. Es war bei Nacht ziemlich kalt, und da ſie im Kaiſerlichen keine Paſſagierſtuben haben, und ich daher bei Nacht allezeit drei Stationen, ohne in ein Zimmer zu kommen, machte, da die Wagen unbedeckt und elend und die Straßen ſchlecht ſind, ſo hatte ich auf dieſer Reiſe das meiſte auszuſtehen. Geſchwollene Lippen waren aber doch nur das einzige Uebel, das ich mir zuzog. Mein Geſellſchafter fand ſich ſehr übel darein, doch wurde er auch nicht krank. Er war ein ſonderbarer Mann, ziemlich geizig, ſehr pünktlich, und hat viele oberflächliche Litteraturkenntniß; er machte mich ſehr oft lachen, ohne daß er luſtig war, und dies war mein größtes Vergnügen, das er mir, aber ohne ſeinen Willen, bereitete, welches ich in ſeiner Geſellſchaft hatte.

Nun bin ich in Wien, habe mich aber noch wenig umgeſehen, und werde morgen Ihre Briefe abgeben. Meine Nachrichten von hier verſpare ich auf nächſten Brief.

Nun hab' ich Ihre beiden Briefe noch zu beantworten. Auf den erſtern that ich es ſchon mündlich. Nur noch einiges über das, was ich Ihnen damals von meinen Unterſuchungen über Sitten in der engſten Bedeutung ſchrieb. Unter Sitten verſtehe ich hier die Befriedigung unſrer thieriſchen Bedürfniſſe nach Vernunftzwecken. Und meine Frage iſt dieſe: Habe ich außer der Gerechtigkeit noch andre Vorſchriften für mein Betragen, die —

Hier kam Emanuel von Schönfeld, hinderte mich, und ſagte mir, daß morgen erſt Poſttag wäre, und nun kann ich mich nicht mehr in die Sache recht hinein finden. Wenn man hier nachdenken will, ſo iſt es gerade, als wenn man auf einem Bienenſtock ſchlummern wollte. Wenn ich nur alles hier geſehen habe, gehe ich fort. Berlin iſt viel eher angelegt, um etwas Kluges darin auszudenken. Der Oeſterreicher Wein, der wirklich dem beſten Werthheimer nichts nachgiebt, hat auch ſeine Schuld daran, daß ich nichts recht in Ueberlegung ziehen kann. Die Mädchen ſind meinen Sinnen eben noch nicht ſonderlich gefährlich geweſen, man ſieht nur ſelten ein geſundes Geſicht, doch giebt es deren unſtreitig auch noch.

Von Blumauer, Retzer, und allem, was ich hier treibe, nächſtens; diesmal nur, um Ihnen zu ſagen, daß ich mich in gewiſſem Betracht beinahe zu wohl befinde, und daß ich unverändert bin

Ihr Freund im eigentlichſten Sinne des Worts
J. Benj. Erhard.

152. Von Mereau.

Jena, den 26. Dezember 1791.

Für deinen lieben Brief, mein Beſter, recht herzlichen Dank, und für dein Urtheil von Sophien, wenn du es nicht ſchriebſt, um ihrem Karl einen frohen Augenblick zu machen, noch mehr Dank! — Hier Sophiens wörtliches Urtheil von dir, ich erhielt es in den erſten Tagen, wo ſie dich geſehen hatte. Sie hat dadurch ſehr in meinen Augen gewonnen, denn du weißt, wie wenig ich ihr von dir ſchrieb.

„Noch ein paar Worte vom Dr. Erhard, der mir geſtern ſelbſt Ihren Brief überbrachte. Es iſt wahr, daß er beim erſten Anblick etwas hat, das ihn mit gemeinen Menſchen verwechſeln läßt; aber es bedarf nur Eines prüfenden Blicks in ſein reines blaues Auge, worin ſich ein ſo helles Bewußtſein ſpiegelt, und ein Himmel von Menſchengüte und Liebe dem Forſchenden entgegenſtrahlt, um ſofort einen richtigern Maßſtab ſeines Werthes zu erhalten. Meine Meinung von ſeinem Karakter iſt folgende: Er ſucht alle ſeine Erkenntniſſe auf einzelne Grundſätze zurückzuführen, die er ſo einfach als möglich zu machen, und dann allen ſeinen Handlungen innigſt zu verweben ſucht. Das Nützliche zieht er dem Schönen, Gemeinnützigkeit der Gelehrſamkeit vor. Er nimmt die Menſchen, wie ſie ſind, und ſucht auf ſie zu wirken, wie er kann. Er liebt Paradoxen, aber er weiß ſie auch zu vertheidigen. Dies iſt's, Lieber, was ich von ihm bemerkt zu haben glaube. Nichts Entſcheidendes ſoll und kann es ſein, da es ohnehin nur die Frucht eines ſchnellverfloſſenen Vormittags iſt.“

Sie war hier auf Schiller's Einladung. Ach Gott, da hat mein bischen praktiſche Philoſophie den Reſt bekommen. Wenn ich ſie nicht recht bald als mein Weib umarme, ſo bin ich ganz unglücklich. — Mein erſter Brief an Herbert, der acht Tage nach deiner Abreiſe an ihn abging, iſt vermuthlich nicht angekommen; wäre das, ſo unterrichte ihn von allem. — — Lebe wohl, liebe deinen ſtürmiſchen Freund, und ſei von meiner Gegenliebe überzeugt!

153. An Reinhold.

Nürnberg, den 16. Januar 1792.

Theurer Freund!

Ihr und Kant's Brief trafen mich in einer ſehr melancholiſchen Stimmung, und ſie waren mir die beſte Arznei, die ich finden konnte. Kant ſchreibt mir, daß er mit mir über Geſetzgebung und Strafrecht gleich denke. Er klagt etwas über die Indispoſitionen, die ihm das Alter zuzieht, und entſchuldigt dadurch ſein langes Stillſchweigen. Kant's Freundſchaft iſt mir ein Troſt gegen viele Verläumdungen, die ich ſchon erfahren mußte, und es macht mich ſtark genug, es ſchon zu ertragen, daß ich ſo vielen Perſonen ein Stein des Anſtoßes bin, daß Kant ſchreibt: „Warum fügte es das Schickſal nicht, den ich unter Allen, die unſre Gegend je beſuchten, mir am liebſten zum täglichen Umgang wünſchte, mir näher zu bringen?“ Zu dem noch Ihre Freundſchaft zu beſitzen, iſt gewiß der größte Troſt, den ſich ein Menſch wünſchen kann. Ich ſollte Sie zwar nicht mit Klagen unterhalten, und Sie eher zu erheitern ſuchen, aber Sie könnten merken, daß es mir nicht von Herzen ginge, und ſich über meine Zurückhaltung kränken. Ich fühle ſehr, daß ich nicht in einer Lage bin, die meinem Karakter und Fähigkeiten entſpricht, aber dies würde mich wenig kränken, wenn ich nur ſelbſt wüßte, was ich eigentlich wollte, und mir meine Beſtimmung kein Geheimniß wäre; alles, was ich bisher unternahm, ſuchte ich mit Eifer zu proſequiren, aber in nichts wurde ich von den äußern Umſtänden unterſtützt. Nun liegt mir mein Vater in den Ohren, daß ich doch praktiſiren, und wie er ſagte, mein Pfund nicht vergraben ſoll, und ich will auch dies ihm zu Gefallen thun und mich unter das hieſige Kollegium aufnehmen laſſen, im Falle ſie gerne wollen, denn keine Komplimente kann ich ihnen nicht machen; nur müſſen ſie keinen andern Beweggrund anführen, als daß ſie mich ungern unter ſich haben, denn andere müßte ich wegen meiner Ehre widerlegen, dieſer aber beleidigte mich nicht. Ich thue es aber ungerne, weil ich mir viel Zeitverluſt von der Praxis verſpreche, ohne viel Nutzen zu ſtiften. Schreiben Sie mir doch auch Ihre Meinung darüber.

Girtanner habe ich etwas die Meinung geſagt, ich bin begierig wie er's aufnimmt.

Daß ich Braſtberger'n nicht mehr rezenſiren könnte, glaubte ich nicht in den Geſetzen der A. L. Z. enthalten, denn ob er gleich meine Rezenſion zu widerlegen ſucht, ſo ſagt er doch ſelbſt, daß er im Ganzen mit ihr zufrieden ſei, und von mir wäre ſo wenig eine Bitterkeit zu fürchten, daß mich die Aufmerkſamkeit, die er meiner rohen Rezenſion ſchenkte, vielleicht eher beſtochen hat. Doch dies mag ſein, wie es will, ich erwarte darüber Niethammer's nähere Inſtruktion. Sind Ihre Rezenſionen ſchon gedruckt? Ueber die franzöſiſche Revolution habe ich auch manches gedacht, welches ich Ihnen dann mittheilen werde. Meine Hauptſätze, aus welchen Sie meine Reſultate vorherſehen können, ſind ungefähr folgende: 1) Der Naturſtand iſt ein Stand der Ungerechtigkeit; es iſt daher Pflicht, in bürgerlichen überzugehen, und dies geſchieht durch keinen Kontrakt, ſondern durch freien Willen aus Pflicht; 2) die bürgerliche Geſellſchaft kann mir kein Recht geben und nehmen, ſie garantirt es mir nur; 3) Die Art, einander ſich wechſelſeitig ihre Rechte zu garantiren, macht die verſchiedenen Regierungsformen oder bürgerlichen Verfaſſungen (die von der bürgerlichen Geſellſchaft unterſchieden werden müſſen) aus; nämlich iſt die Macht zu ſchützen und zu ſtrafen in der Hand eines Einzigen — die Monarchie; mehrerer auf immer — Ariſtokratie; nur auf ſo lange, als ſie die mehreſten Stimmen des Volks haben — Demokratie; 4) wird der Regent nicht als der Depoſitaire der phyſiſchen Kraft Aller zum Schutze der Rechte eines Jeden betrachtet, ſondern als eigenmächtiger Beſitzer dieſer Macht, ſo iſt er Deſpot, und die Unterthanen hören auf, Bürger zu ſein, haben kein wahres Eigenthum, und ſind Sklaven; 5) bürgerliche Geſellſchaft wird daher auf zwei Wegen aufgehoben, durch Losſagung von der wechſelſeitigen Garantie der Rechte, durch Anarchie, und durch Dependenz dieſer Rechte von der Willkür Anderer, durch Deſpotismus; 6) ſo lange jene Losſagung nicht durch Thatſachen geſchieht, ſo lange iſt die bürgerliche Geſellſchaft noch nicht aufgehoben, wenn auch gleich noch keine Verfaſſung feſtgeſetzt ſein ſollte; 7) die bürgerliche Verfaſſung giebt und nimmt einige Rechte, die mit ihr auch wieder verloren oder erworben werden; 8) diejenigen Rechte, die durch keine Verfaſſung eingeſchränkt werden können, heißen Menſchenrechte, in der engſten Bedeutung; 9) eine Verfaſſung, welche die Menſchenrechte antaſtet, zerſtört die bürgerliche Geſellſchaft, und darf nicht geduldet werden; 10) das Widerſtreben gegen bürgerliche Verfaſſung überhaupt iſt Rebellion, gegen eine gewiſſe, um eine andere zu erhalten, Revolution, gegen bürgerliche Geſellſchaft ſelbſt — hier kenne ich keinen beſtimmten Namen. Aus dieſem werden Sie ſehen, daß mein Urtheil über die franzöſiſche Revolution im Ganzen günſtig für ſie ausfällt.

Ich habe nun Ihre Briefe geleſen, will Ihnen aber nur wenig darüber ſagen, bis das Gefühl der Dankbarkeit etwas weniger lebhaft in mir geworden iſt. Ich habe ſehr viel daraus gelernt, faſt eben ſo viel mit meiner Denkart Uebereinſtimmendes darin gefunden, und mich wirklich durch das Meiſte recht ſehr erbaut. Dies alles macht mich gegen mein Urtheil, das ich nun fällen würde, etwas mißtrauiſch. Am wenigſten habe ich in der Erklärung von vollkommenen und unvollkommenen Pflichten und Rechten Klarheit gefunden. Ihre Begriffe von Willen und Freiheit ſind nun im eigentlichſten Sinne die meinigen. Sie ſehen ſchon aus meiner Eintheilung der Gemüthskräfte, daß ich das Begehrungsvermögen als urſprünglich annehme, und es nur nach dem Vorſtellungsvermögen ordne. Auch habe ich die Freiheit ganz aus dieſer Klaſſe gelaſſen, die ich immer vom Willen trennte. Nur irrte ich darin, daß ich den reinen Willen als den einzigen Karakter der Perſönlichkeit anſahe. Sie haben mir aber nun zur völligen Deutlichkeit meiner Begriffe verholfen. Ueber Vortrag und Styl kann ich Ihnen nichts ſagen, als daß ich, obgleich die Hauptſache für mich überausführlich vorgetragen iſt, doch alles mit gleichem Intereſſe und Vergnügen geleſen habe.

Ich erwarte Ihre Beiträge mit Sehnſucht. In einer Rezenſion des Aeneſidemus für die Würzburger gelehrte

Zeitung, die ich Ihnen ſchicken werde, glaube ich dieſe ganze Schrift mit ſehr wenigem widerlegt zu haben.

Wie befindet ſich Mereau und Forberg?

Leben Sie wohl und lieben Sie ferner Ihren Erhard.

154. An Reinhold.

Klagenfurt, den 1. März 1792.

Mein Freund!

Der Eingang Ihres Briefs forderte mich zur Entſchuldigung, wenn nicht mein Herz mir ſagte, daß ich lieber bloß um Verzeihung bitten ſollte. Etwas, das mir einiges Recht geben kann, wenigſtens Ihre Verzeihung ſicher zu erwarten, hat Herbert wohl in ſeinem Briefe für mich geſagt, mit welchem auch meine Schuld zugleich getilgt worden ſein wird.

An Schiller habe ich noch nicht geſchrieben. Ich bin überhaupt in keiner Epoche meiner Reiſe ſo liederlich geweſen, als in dieſer, indem ich gar an niemand geſchrieben habe. Die Haupturſache mag wohl geweſen ſein, daß ich faſt gar keine Perſonen fand, mit denen ich mich nach Herzenswunſch unterhalten konnte. In Wien fand ich niemand, der meinem Herzen entſprochen hätte. Der jüngere von Schönfeld war mein alltäglicher Umgang, ohne daß wir recht innig geworden wären, denn es fehlt ſeinem Karakter die nöthige Stärke, um mich eigentlich zu intereſſiren. Der Thomaſoni iſt ein junger Mann, der viel verſpricht, aber der auf gradem Wege iſt ein Pedant zu werden. Tſchink, den er ſehr liebt, könnte ihn allein retten. Wien hatte für mich durch Tſchink wirklich den einzigen Mann verloren, den ich in dieſer Stadt, unter Allen, die ich kennen lernte, hätte vollkommen lieben können. Paulſen traf ich nicht. Blumauer iſt nie zu Haus, und daher ſprach ich ihn nur einmal im Laden. Es würde auch nicht viel genützt haben, wenn wir öfters zuſammen gekommen wären, denn es ſcheint allen ſchönen Geiſtern in Wien eigen zu ſein, nicht die geringſte Unterhaltung zur Nahrung ihres Geiſtes zu bedürfen. Es iſt dies faſt alles, was ich Ihnen von Wien zu ſagen habe, das Uebrige wiſſen Sie beſſer, als ich. Das Reſultat meines Wiener Aufenthalts iſt, daß ich noch nicht ſo unglücklich war, mich einen Tag an einem Ort aufhalten zu müſſen, wo ich nicht lieber wohnen würde, als in Wien. Wie ganz anders war es in Jena, Hamburg, Königsberg und Berlin —. Nun bin ich freilich wieder getröſtet, aber gar noch nicht in Ordnung, denn zuerſt war ich krank, dann war es Faſching, und jetzt iſt mein Freund Herbert krank. Er iſt zwar beinahe ſchon völlig wieder hergeſtellt, aber doch kann er noch nicht ausgehen, zumal hier eine außerordentliche Menge Schnee liegt, und das Wetter ſehr kalt iſt. Seine Krankheit war ein heftiger Rheumatismus, der ihn vor acht Tagen bei einem Spazirritt noch auf dem Pferd befiel. Bald nach ſeiner Geneſung werden wir abreiſen, und da habe ich alſo noch nicht ſobald, zumal wenn ich die Alfanzereien, die meiner in Nürnberg warten, dazu rechne, die Luſt mich in einer Lage zu ſehen, wo ich wieder einen feſten Studienplan befolgen kann, der mir um ſo nothwendiger iſt, da ich immer größere Lücken in meinem Wiſſen entdecke, und zumal meine mediziniſchen Kenntniſſe bei fortgeſetzter Kritik derſelben, größtentheils entweder ausgemerzt, oder doch bis auf beſſere Legitimation zum Stillſchweigen verdammt werden müſſen.

Wegen Mereau's Sophie kann ich freilich mich über den Vorwurf der Uebereilung nicht vertheidigen, wenn ich mein Urtheil nicht durch den Beiſatz: in der Zeit, da ich um ſie war, beſchränkte. So weit zwar glaube ich mein Urtheil immer vertheidigen zu können, als ich ſie über das Mittelmäßige ſetze, und als ich behaupte, daß ſich mit ihr gut leben ließe, im Falle man nicht in ſie verliebt wäre. An Mereau muß man über ſie kein Wort verlieren, ſondern ihm nur ſo weit rathen, als ihm unter der Vorausſetzung, daß ihm in der Hauptſache nicht zu rathen iſt, noch nützen kann.

Auf die folgenden Punkte Ihrer Briefe habe ich ſchon geantwortet.

Mein Aufenthalt allhie iſt ſo angenehm, als ich ihn vermuthete. Ueber Kantiſche Philoſophie unterhalte ich mich, außer mit Herbert, ſehr wenig. Den Frauenzimmern hielt ich Vorleſungen über Schiller's Künſtler. Herbert's Schweſter kenne ich noch nicht; ſie kommt nicht zu ihrem Bruder, und da ſie ſich gegen einige Perſonen, die ſie beſuchen wollten, verläugnen ließ, ſo wollte ich mir keine vergebliche Mühe machen. Meine Geſundheit iſt nun wieder vollkommen.

Den Tod des **Kaiſers** und die Schickſale der elenden Wiener Zeitſchrift werden Sie wohl noch vor Empfang dieſes Briefs erfahren.

Herbert grüßt Sie mit dem Kuß der Liebe und ich bin

Ihr Erhard.

N. S. Herbert wartet auf den Peregrinus —. Grüßen Sie mir Hornemann, Varnhagen, Harchens, Mereau und jeden, den Sie lieben. Ihrer Sophie empfehlen Sie mich beſtens.

155. An Reinhold.

Nürnberg, den 30. Juli 1792.

Theuerſter Freund!

Sie erhalten hier zwölf Stücke meiner Diſſertation zu Ihrer Dispoſition, ich halte nicht für nöthig darauf zu ſchreiben, wer eine haben ſoll, weil meine jüngeren Freunde in Jena auch ſämmtlich von Ihnen geliebt werden. Es ſind einige Druckfehler ſtehen geblieben, die aber leicht von ſelbſt verbeſſert werden. Da ich ſo bald als möglich in Ordnung kommen wollte, ſo iſt ſie, was den Ausdruck betrifft, ein Werk der Eile und ein Kind der Nothwendigkeit.

Ich werde für diesmal, da ich dieſe Woche noch meine dringenden Geſchäfte und Briefe vollenden will, Ihren mir ſo werthen Brief nur dürftig beantworten.

Meine Ideen über das Begehrungsvermögen muß ich auf den nächſten Brief ſparen. Sie werden ihnen aber auch leicht durch die zweite Sektion meiner Diſſertation auf die Spur kommen.

Ihre Gedanken über die Prinzipien des Naturrechts haben meinen ganzen Beifall, eben ſo die Dialogen über die drei Stände; die Weltbürger habe ich noch nicht geleſen.

Ueber das, was Sie von der Fundamentallehre ſagen, bin ich nun mit Reimarus in Briefwechſel. Ich habe ihm in meinem letzten Brief gezeigt, daß die Philoſophie nothwendig mit der Analyſis der reinen Vernunft anfangen müſſe, und nicht von Prinzipien ausgehen könne, und daß keine Frage ſtatt finde, ob Philoſophie möglich? und auch dieſer Analyſis keine Unterſuchung vorhergehen könne, ob durch ſie Philoſophie werde zu Stande gebracht werden können? (wie in dem Aeneſidemus, den Sie nun wohl werden geſehen haben, gefordert wird.) Letzterer Frage liegt die Ungereimtheit zum Grunde: es könne etwas über Philoſophie durch Prinzipien, die nicht ſelbſt in die Philoſophie gehören, ausgemacht werden. Dieſer Kanon: „Alles über die Philoſophie gehört zugleich in die Philoſophie," muß jedem, der ſich mit den erſten Prinzipien derſelben abgeben will, beſtändig vor Augen ſchweben, ſonſt verliert er ſich in zu nichts führende Grübeleien, und haſcht nach einer Philoſophie der Philoſophie. Die Sätze der ſpekulativen Philoſophie müſſen aufgeſucht und gefunden, oder aus gefundenen hergeleitet, ſie können nicht ausgewählt werden. Die Sätze der Mathematik werden erdacht, und müſſen ſich darſtellen laſſen, ſie können nicht abgeleitet werden. Die Sätze der Phyſik müſſen, in ſo ferne ſie nicht mathematiſch ſind, errathen und dann entdeckt werden, ſie laſſen ſich nicht darſtellen. Und die Sätze der Moral müſſen abgeleitet werden, ſie laſſen ſich nicht entdecken und nicht analytiſch finden, weil ſie nicht ausſagend, ſondern gebietend ſind.

Die Kritik aller Offenbarung habe ich geleſen, ich halte ſie für Kant's Werk. — Allwill's Papiere geben einen Gegenſtand meiner Litteraturbriefe ab, eben ſo wie Rehberg's Schrift, ich muß ſie in Rückſicht auf das, was der Titel verſpricht, ſo ſehr tadeln, als ſie in dem, was ſie leiſtet, vortrefflich iſt; anſtatt nämlich einer Prüfung der Erziehungskunſt überhaupt, fand ich nur das Unſtatthafte der Anmaßungen einiger neueren Erzieher dargethan.

Den Plan meiner Litteraturbriefe werde ich nächſtens für Göſchen ausführlich ausarbeiten und Ihnen vorher mittheilen.

Zu Ihrem Sohn gratulire ich. Meine Braut, die nun neun Tage meine Frau iſt, freuet ſich über den Antheil von Liebe, den Sie und Ihre Sophie ihr ſchenken.

An Baggeſen lege ich ein Blättchen bei, wenn Sie ihm gleich nach Empfang dieſes etwa ſchreiben ſollten.

Ich bin von ganzem Herzen

Ihr Erhard.

N. S. Inliegender Brief ohne Adreſſe gehört an den vorigen Kammergerichtsrath Klein, ich weiß ſeine jetzige Adreſſe in Halle nicht; ich bitte Sie daher, ſolchen zu adreſſiren und abzuſchicken. Hufeland hat ſie gewiß.

156. Von Reinhold.

Jena, den 11. November 1792.

Liebſter Freund!

Ihre Aufträge an Göſchen ſind ſogleich beſorgt worden.

Wieland's Urtheil über die Ankündigung Ihrer L. B. ſollen Sie dann von mir hören, wenn ich ihm dieſelbe gedruckt vorgelegt haben werde. Er lieſt höchſt ungern Manuſkripte, und läßt ſich wohl durch die Mühe, die das Leſen derſelben, zumal wenn ſie nicht höchſt leſerlich ſind, ſeinen ſchwachen Augen macht, gegen den Inhalt ein wenig einnehmen.

Ich muß leider den zweiten Band der Beiträge, auf den Munke ſchon lange mit Ungeduld wartet, vorher fertig haben, als ich von der Erlaubniß, etwas zu Ihren L. B. zu liefern, Gebrauch machen kann. Wenn es zu beſorgen wäre, daß Herder die Aufforderung zur Theilnehmung annehmen würde, dürfte ich faſt dieſelbe widerrathen. Wir wollen doch die Pelze nicht waſchen, ohne ſie naß zu machen, wie Herder.

Hier folgt Ihr lateiniſcher Lebenslauf zurück. Sie haben mir denſelben doch mitgetheilt, um mein Urtheil darüber zu vernehmen. Ich begreife nicht, warum Sie *Ihre* Urtheile über Religion, Philoſophie und *Arzneiwiſſenſchaft dieſen* Leuten, und noch dazu ſo hinzuwerfen, *beliebt* haben. Ich kann mir denken, daß Ihnen wenig daran gelegen ſein mag, ob Sie von der Fakultät zu Altorf gekannt oder nicht gekannt ſind. Aber ich begreife nicht, was Ihnen daran liegen kann, von derſelben verkannt ſein zu wollen, — und verkannt, für einen Sonderling, wo nicht etwas Schlimmeres gehalten, müſſen Sie, nach den Ihren Leſern ſchlechterdings unverſtändlichen Aeußerungen werden, die Sie in dieſem Aufſatz denſelben aufdringen. Ein Mann, der der gelehrten Welt ſo viel Neues zu ſagen hat, als Sie, mein Erhard, muß den Schein der Paradoxie, den er ohnehin nicht vermeiden kann, wenigſtens nicht zu ſuchen ſcheinen.

Da Sie, wie ich aus Ihrem Briefe ſehe, die Laufbahn eines akademiſchen Lehrers zu betreten geſonnen ſind, ſo müſſen Sie die Dozenten überhaupt, oder vielmehr Ihre Meinung bei denſelben, ſorgfältig menagiren, wenn Sie nicht wollen, daß Ihnen jede offene Stelle verſperrt wird. Ich habe es mit allen meinen Kollegen im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation verdorben; habe daher bei ſo vielen Agenturen von allen Seiten nie einen Ruf oder auch nur einen Wink anders wohin erhalten, und werde Gott danken müſſen, wenn ich in Jena mein Stückchen Brod — das ich nach Erſcheinung meiner Theorie gewiß nicht empfangen haben würde — bis an mein Ende behalten kann.

An Nikolai's Stelle rückt Starke, der bis jetzt nur Supernumerar iſt, in die Fakultät; und dieſer hat auch ſchon in der Perſon des bisherigen Hofmedikus Hufeland, der Oſtern als Profeſſor Ord. Supern. hieherzieht, ſeinen Nachfolger durch Dekret erhalten. Mein Wunſch, mit Ihnen zu leben, dürfte alſo in Jena nicht erfüllt werden können.

Daß Reuß aus Würzburg dieſen Herbſt Kant in Königsberg beſucht habe, wiſſen Sie wohl ſchon. Auf ſeiner Durchreiſe hat er mir geſagt: Die Metaphyſik der Sitten wäre bereits druckfertig, und daß unſer Patriarch eine Schrift über die Harmonie der chriſtlichen und kritiſchphiloſophiſchen Moral unter der Feder habe, — auch ein eifriger Republikaner ſei. — Meine Briefe über die K. P. beſorgt Göſchen nach Königsberg, dem ich auch das Briefchen an K., das er beilegen ſoll, ſchon zugeſendet habe. Ihren Brief an K. habe ich mit den übrigen Depeſchen nach Leipzig nachgeſchickt.

Geſtern wurde mein jüngſtes Söhnchen, das mir Sophie im Mai gebar, am Zahnen begraben, und ich bin nun wieder auf einen Jungen und ein Mädchen zurückgeſetzt.

Hab' ich Ihnen wohl ſchon geſchrieben, daß Baggeſen mit ſeiner Frau im Frühjahr eine Reiſe nach Frankreich, Spanien Portugal, Italien, hauptſächlich zur Geneſung der letztern, auf ein paar Jahre antreten wird, und daß er, wahrſcheinlich bei der Rückreiſe, ein Vierteljahr in Jena zuzubringen gedenkt?

Was macht Ihr Freund von Grundherr, und erinnert er ſich noch zuweilen meiner Achtung und Ergebenheit gegen ihn. Sein Urtheil über meine in dem zweiten Band der Briefe aufgeſtellte Theorie von der Freiheit und dem Geſetz des Willens, würde mir äußerſt willkommen ſein. Höchſt wahrſcheinlich dürfte es mit dem Ihrigen, das Sie mir doch nicht vorenthalten werden, einſtimmig ſein.

Mein lieber trefflicher Beillodter iſt mir doch nicht böſe, daß ich ihm, ſo ſehr er mir auch am Herzen liegt, noch nicht geſchrieben habe? Sind die Predigten, die unter ſeinem Namen angekündigt ſind, von ihm oder einem andern dieſes Namens?

Empfehlen Sie mich und Sophien Ihrer lieben Frau. Herzlich umarmt Sie

Ihr Reinhold.

157. An Reinhold.

Nürnberg, den 8. Dezember 1792.

Beſter Freund!

Ich wollte mit meiner Antwort warten, bis ich Ihre Briefe geleſen hatte, da mich aber mein Buchhändler aufhielt, ſo muß ich mich entſchließen, noch vorher an Sie zu ſchreiben, damit ich nicht zu lange Ihres Umganges entbehre.

Herder aufzufordern wurde mir bloß von Göſchen gerathen, um dadurch den Schein der Unpartheilichkeit zu erhalten.

Ihr Urtheil über meinen Lebenslauf iſt nach meiner Einſicht richtig, und ich geſtehe, daß ich mich von üppiger Laune hinreißen ließ. Dieſe Laune iſt aber bei mir leider noch mächtig, und niemand kann das Difficile est satyram non scribere ſtärker empfinden, als ich; wenn mir nicht Moralität meine Schonung, um vielleicht noch etwas Gutes zu ſtiften, zur Pflicht machte, ſo würde mich die Furcht, ein Opfer dieſer Laune zu werden, gewiß nicht zurück halten. Das Neue, was ich der Welt zu ſagen habe, iſt gewiß ſchon ſehr alt, und beſteht in wenig Worten, hier ſind ſie: „Eure Gerechtigkeit iſt Gewohnheit, eure Staatskunſt Viehzucht, eure Religion Abgötterei, und eure Philoſophie Disputirkunſt.'' Dies wäre alles, was ich denen zu ſagen hätte, die, um etwas Neues zu hören, mich vermeſſener Weiſe ausfragen wollten. Man mag dies noch ſo ſchön einkleiden, ſo gefällt es nicht, und Sie ſehen das Beiſpiel an ſich ſelbſt. Ich und Girtanner haben daher auch das Projekt, uns eine Lehrſtelle zu verſchaffen, ſchon aufgegeben.

Ueber den Verluſt Ihres Söhnchens werden Sie ſchon getröſtet ſein; wer der Welt zwei Kinder erzieht, hat gewiß ſeine Pflicht erfüllt, und der Geſtorbene iſt ja nicht zu bedauern.

An Baggeſen habe ich geſchrieben. — Da ich in Jena war, ſo ſchien es, als wollte mich die A. L. Z. zum Mitarbeiter haben; da ich aber nun nicht einmal Braſtberger's Unterſuchungen über die praktiſche Vernunft, deren Vorrede, in der er ganz allein ſich mit meiner Rezenſion beſchäftigt, mir es faſt zur Nothwendigkeit zu machen ſchien, ſie zu rezenſiren, zur Rezenſion erhielte, ſo ſcheint ſie mich nicht zu brauchen. Ich wünſchte bloß deßwegen darüber Gewißheit zu haben, um mich wegen des Antheils, den ich an andern Inſtituten nehmen werde, darnach beſtimmen zu können.

Das in der Thalia angefangene Geſpräch habe ich geendigt, aber nicht als ein Ganzes für ſich, ſondern als einen Theil eines großen Ganzen. Ich habe es abgeſchickt, und weiß noch nicht, ob es glücklich angekommen iſt, ich habe nach meiner übeln Gewohnheit keine Abſchrift davon.

Den dreißigjährigen Krieg habe ich mit außerordentlicher Freude geleſen, aber deßwegen um ſo mehr bedauert, daß er am Ende ſo abgekürzt iſt, und der Federkrieg des weſtphäliſchen Friedens ganz übergangen worden iſt.

Die Meſſe hat, ſo viel mir bekannt wurde, der Philoſophie, außer Ihren Briefen, nichts Wichtiges geliefert.

Ich ſchließe dieſen Brief, der ein bloßer freundſchaftlicher Beſuch iſt, und verſpreche für den nächſten eine ausführliche Erklärung über Ihre Briefe. Ich und meine Frau empfehlen ſich Ihnen und Ihrer Sophie beſtens.

Ihr Erhard.

N. S. Beillodter empfiehlt ſich Ihnen, er bleibt treu der guten Sache, und daher gewiß auch Ihr unveränderlicher Freund. Wegen der Predigten vergaß ich zu fragen. Beillodter hat mir aber geſagt, daß die Predigten von ihm ſind.

158. Von Immanuel Kant.

Königsberg, den 21. Dezember 1792.

Innigſtgeliebter Freund!

Daß Sie das Ausbleiben meiner über ein Jahr lang ſchuldigen Antwort mit einigem Unwillen vermerken, verdenke ich Ihnen gar nicht, und doch kann ich es mir nicht als verſchuldet anrechnen; weil ich die Urſachen deſſelben, welche zu entfernen nicht in meinem Vermögen iſt, mehr fühlen als beſchreiben kann. Selbſt Ihre Freundſchaft, auf die ich rechne, macht mir den Aufſchub von Zeit zu Zeit zuläſſiger und verzeihlicher, der aber durch den Beruf, den ich zu haben glaube, meine Arbeiten zu vollenden, und alſo den Faden derſelben nicht gern, wenn Dispoſition dazu da iſt, fahren zu laſſen — (dieſe Indispoſition aber, welche mir das Alter zuzieht, kommt oft) — und durch andere unumgängliche Zwiſchenarbeiten, ja viele Briefe, deren Verfaſſern ich ſo viel Nachſicht nicht zutrauen darf, mir faſt abgedrungen wird. — Warum fügte es das Schickſal nicht, einen Mann, den ich unter allen, die unſere Gegend je beſuchten, mir am liebſten zum täglichen Umgang wünſchte, mir näher zu bringen?

Die mit Herrn Klein verhandelten Materien aus dem Kriminalrecht betreffend, erlauben Sie mir nur einiges anzumerken, da das Meiſte vortrefflich und ganz nach meinem Sinn iſt; wobei ich vorausſetze, daß Sie eine Abſchrift der

Sätze mit eben denſelben Nummern, als in Ihrem Briefe, bezeichnet vor ſich haben.

Ad. N. 5. Die Theologen ſagten ſchon längſt in ihrer Scholaſtik von der eigentlichen Strafe (poena vindicativa): ſie würde zugefügt, nicht ne peccetur, ſondern quia peccatum est. Daher definirten ſie die Strafe durch malum physicum ob malum morale illatum. Strafen ſind in einer Welt, nach moraliſchen Prinzipien regiert (von Gott), kategoriſch nothwendig (ſo fern darin Uebertretungen angetroffen werden.) So fern ſie aber von Menſchen regiert wird, iſt die Nothwendigkeit derſelben nur hypothetiſch, und jene unmittelbare Verknüpfung der Begriffe von Uebertretung und Strafwürdigkeit dient dann den Regenten nur zur Rechtfertigung, nicht zur Vorſchrift in ihren Verfügungen, und ſo kann man mit Ihnen wohl ſagen: daß die poena mere moralis (die darum vielleicht vindicativa genannt worden iſt, weil ſie die göttliche Gerechtigkeit rettet), ob ſie zwar der Abſicht nach bloß medicinalis für den Verbrecher, oder exemplaris für Andere ſein möchte, doch, was jene Bedingung der Befugniß betrifft, ein Symbol der Strafwürdigkeit ſei.

Ad. N. 9. 10. Beide Sätze ſind wahr, obgleich in den gewöhnlichen Moralen ganz verkannt. Sie gehören zu dem Titel von den Pflichten gegen ſich ſelbſt, welcher in meiner unter Händen habenden Metaphyſik der Sitten beſonders, und auf andere Art als wohl ſonſt geſchehen, bearbeitet werden wird.

Ad. N. 12. Auch gut geſagt. Man trägt im Naturrecht den bürgerlichen Zuſtand, als auf ein beliebiges pactum sociale gegründet, vor. Es kann aber bewieſen werden, daß der status naturalis ein Stand der Ungerechtigkeit, mithin es Rechtspflicht iſt, in den statum civilem überzugehen.

Von Herrn Profeſſor Reuß aus Würzburg, der mich dieſen Herbſt mit ſeinem Beſuch beehrte, habe Ihre Inauguraldiſſertation, und zugleich die angenehme Nachricht erhalten, daß Sie in eine Ehe, die das Glück Ihres Lebens machen wird, getreten ſind, als wozu ich von Herzen gratulire.

Mit dem Wunſch, von Ihnen dann und wann Nachricht zu bekommen, unter andern wie Fräulein Herbert durch meinen

Brief erbaut worden, verbinde ich die Verſicherung, daß ich jederzeit mit Hochachtung und Ergebenheit ſei

der Ihrige J. Kant.

159. Von Reinhold.

Jena, den 31. Dezember 1792.

Hier, mein theurer Erhard, ein Brief von Kant, den ich geſtern mit der halliſchen Poſt an Sie erhalten habe. — Ich wüßte Ihnen, wenn ich noch ſo reich wäre, kein beſſeres Neujahrsgeſchenk ausfindig zu machen. — Ich ſollte hier billig abtreten und als Schüler ſchweigen, da der große Meiſter mit Ihnen ſpricht. Aber Sie mögen hier mein Papier ſo lange weglegen, bis Sie die Einlage geleſen haben.

Erfreut und gerührt hat mich die Art, mit der Sie meinen Tadel Ihres Lebenslaufes aufgenommen haben, obwohl ich's nicht anders von Ihnen erwarten konnte. Ihre Gerechtigkeit, mein Erhard, war unter allen Ihren guten und großen Eigenſchaften diejenige, durch welche Sie mich vorzüglich auf ewig zu Ihrem Freund gemacht haben. Sie iſt das einzig untrügliche Kennzeichen des abſoluten Werthes eines Mannes, die einzige Bürgſchaft ſeiner Zuverläſſigkeit. Ihre Laune über den böſen Genius unſrer Zeit iſt nicht ungerecht — zumal da ich weiß, daß der Geſichtspunkt, aus welchem Sie die menſchlichen Dinge gewöhnlich anſehen, der weltbürgerliche iſt, durch den ſich Ihre Unzufriedenheit über das Einzelne zuletzt doch immer in Zufriedenheit mit dem Allgemeinen verliert.

O! über Girtanner, der nun unter den Politikern auftreten will. Durch ſeine Geſchichte der Revolution hat er ſich über dieſen Beruf nicht zum beſten legitimirt; und die arme Chemie, das arme Studium der Natur, braucht es nicht einen ganzen Mann, wenn es reformirt werden ſoll!

Sie können Braſtberger'n nach den Geſetzen der Litt. Z. nicht weiter rezenſiren, weil er über Ihre vorige Rezenſion Klage führt. Doch hierüber wird Ihnen Niethammer, wie er mir geſagt hat, ausführlicher ſchreiben.

Aus dieſer Quelle (denn ich komme nicht zu Schiller und er nicht zu mir) weiß ich auch, daß der Schluß Ihres Dialogen angelangt iſt. Ich ſehe dieſer Lektüre ſehnſuchtsvoll entgegen.

Die Abkürzung der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges haben Sie freilich Urſache ſehr zu bedauren — das Abgekürzte ſcheint mir äußerſt langweilig, weil es nicht mehr pragmatiſch vorgetragen iſt. O daß das traurige Loos, nichts als Fragmente zu liefern, gerade einen Schiller treffen mußte!

Ich bin im Begriffe meine Gedanken über Rehberg's Unterſuchung der franzöſiſchen Revolution für den Merkur zu Papier zu bringen. Auch habe ich Tiedemann's Geiſt u. ſ. w., Jakob's und Kieſewetter's Logik rezenſirt.

Durch ein unvorhergeſehenes Hinderniß werde ich genöthigt abzubrechen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen als

Ihr ganz eigener Reinhold.

160. Von Baggeſen.

Kopenhagen, den 1. Januar 1793.
Im erſten Jahre der allgemeinen europäiſchen Revolution.

Theurer Freund!

Ich habe Sie in Nürnberg, Kant in Königsberg, Reinhold in Jena, Wieland in Weimar, Haller's in Bern, Roland und verſchiedene Andere in Paris in dieſem neuen Jahre von Angeſicht zu Angeſicht ſehen und ſprechen wollen — deßwegen habe ich Ihnen nicht geſchrieben. Jede Minute iſt mir für die Erreichung jenes Zwecks tagtheuer geweſen. Außerdem habe ich andre dringende Geſchäfte gehabt — und endlich iſt mein Herz ſeit mehreren Monaten nicht ruhig genug geweſen, um meinen Freunden zu ſchreiben.

Ihr theurer Brief vom 30. Oktober oder 1. November hat mir und meiner Sophie unendlich viel Freude gemacht. Das Detail dabei wird uns einſt, wenn wir beiſammen ſind, ſehr ergötzen. Wir fürchteten, daß Sie uns längſt gänzlich vergeſſen hätten, wie ich den Lohnbedienten, den ich in Paris hatte, wirklich vergeſſen habe, — und ſiehe, da kommt Ihr freundſchaftsvoller, liebenswürdiger Brief! Wir errötheten bis in die Fingerſpitzen vor Scham und vor Entzückung.

Was uns vorzüglich erheiterte, war die ſchöne, gar nicht gehoffte Stelle (denn Sie erinnern ſich, daß Sie ehemals in Seeluſt beim Leſen und Geſpräch über die franzöſiſchen Angelegenheiten einſchliefen): — „Um mein Brot damit zu verdienen, freie Menſchen zu heilen; denn zur Vieharzneikunſt hatte ich nie Luſt“ — und die wunderſchöne Vergleichung jener ſcheußlichen Auftritte mit den „Mißtönen beim Stimmen der Inſtrumente“ — wobei meine Frau ausrief: „Wenn mich Erhard auch haßte und mein ganzes Geſchlecht (worüber ich, in parenthesi, meinen Lieblingsautor, den Verfaſſer der Lebensläufe, zu leſen bitte) verachtete, müßte ich ihn doch um dieſer beiden Stellen ſeines Briefes willen lieben“ — denn ſie iſt, wie die Schimmelmann, eine gewaltige Demokratin, nur mit dem Unterſchiede, daß es bei ihr im Herzen, bei der letztern aber vorzüglich im Kopfe liegt.

Ihr Brief an die Gräfin war und, bis ich mit Ihnen darüber ſprechen kann, bleibt mir ein Räthſel. So ſchwärmeriſch, enthuſiaſtiſch, phantaſtiſch, wenn Sie wollen, ich auch immer bin, habe ich doch in meinem Leben nie einem Weibe, ſelbſt meiner Braut nicht, die Hälfte der Bewunderung in Worten (denn nur in Worten kann eine ſo weitgetriebene beſtehen) gezollt. Sie ſind ganz Franzos geworden. Der Brief war aber ſo ſchön, daß die Beſcheidenheit ſelbſt ihn mit Freude hat leſen müſſen.

Verzeihen Sie mir, theuerſter Freund, alle Sünden, peccata omissionis, bis 1793, und darunter die größte: dieſe Antwort der Gräfin Ihnen einige Poſttage vorenthalten zu haben. Sie glaubt, daß ich die Abſendung ſchon beſorgt habe. Kompromittiren Sie mich nicht! Es liegen vierundzwanzig Briefe in meinem Pulte, die auf Antworten harren. Ich habe zwei Theile meiner Reiſe (den zweiten und den dritten) noch bis März herauszugeben — und mich für die Abreiſe im April fertig zu machen. Dazu iſt mein Haus ein Krankenlager, und meine untreuen Dienſtboten weggeſchickt.

Ein armer Teufel mit ſo wenig Händen und noch wenigerem Kopf kann in ſolchen Umſtänden nicht viel ausrichten.

Ihr jetziges Hauptgeſchäft (die Litteraturbriefe) intereſſirt mich im allerhöchſten Grade. Ob ich mehr davon zu wiſſen verlange? Alles! Bloß deßwegen möchte ich eine Reiſe nach Nürnberg machen. Ich hoffe doch, daß ich Sie dort finden werde, daß Sie im Juli noch nicht in Straßburg oder Paris ſind. Doch ſei es auch! wo Sie ſind, werde ich Sie finden, denn mein Herz ſucht Sie, und es iſt mir erlaubt ihm zu folgen. Ihre liebenswürdige Frau iſt ein andrer Gegenſtand, den es mir ſehr am Herzen liegt näher zu kennen. Sie ſcheint mir ein weiblicher Pygmalion. Denn in der Liebe waren Sie ein wenig petrifizirt! Und jetzt — wenn Sie auch nicht ganz und gar darin leben, ſollte man doch darauf ſchwören, ſo lebendig ſcheinen Sie.

Wenn alles nach Plan und Wunſche geht, ſo werde ich gegen Ende Aprils Kopenhagen verlaſſen. Von Hamburg, wo ich ſie mit meinem Karl Friederich Ernſt. Immanuel bei einer Freundin ſo lange laſſe, gehe ich dann nach Königsberg, einzig und allein um Meſſias den Zweiten zu ſehen, über Berlin zurück. Mit meiner Frau gehe ich dann (im Anfang Juni wahrſcheinlich) von Hamburg nach Jena — von da nach Nürnberg — wäre es möglich! mit unſrem Reinhold. Dann geht es nach der Schweiz, wo ich meine Frau im Schoße ihrer Familie laſſe, während ich nach Paris, Lyon, Marſeille, vielleicht durch Spanien nach Rom, Neapel und Sizilien umherfliege. Meine Reiſe wird zwei bis drei Jahre dauern.

Ich habe Ihnen ſo viel zu ſagen, theuerſter Erhard, daß ich über die Leere meines Briefs mich zu Tode grämen würde, wenn ich ihn nicht mit den Worten beſchließen könnte: Wir werden uns alſo bald wiederſehen!

Der Graf, die Gräfin und meine Frau grüßen Sie mit der reinſten Achtung und Freundſchaft. Sie wünſchen Ihnen nichts als Fortdauer deſſen, was Sie jetzt ſchon haben, ſeitdem Sie ergänzt worden ſind. Ihrem ganzen guten und ſchönen Ich meine Verehrung und Liebe.

Ihr Baggeſen.

161. Von Wieland.

Weimar, am 1. Februar 1795.

Ew. Wohlgeboren

haben die Gütigkeit gehabt, ſich gegen unſern gemeinſchaftlichen Freund, Herrn Göſchen, geneigt zu erklären, den teutſchen Merkur, wo möglich alle Monate, mit einem etwa einen gedruckten Bogen ausmachenden Beitrage zu bereichern. Ich würde es, ohne eine ſolche vorläufige Erklärung von Ihrer Seite, nicht gewagt haben, ein Anſinnen dieſer Art an Sie gelangen zu laſſen, und um ſo lebhafter iſt demnach meine Freude, um ſo größer mein Dank, daß Sie die Gefälligkeit haben, meinen Wünſchen ſo verbindlich und freundſchaftlich entgegen zu kommen.

Die Rede des Boëttie, deren Sie gegen Herrn Göſchen erwähnt haben, ſoll mir für das dritte Stück des Merkurs (woran in acht Tagen zu drucken angefangen wird) höchſt willkommen ſein, zumal da Sie ſelbige mit einer hiſtoriſchen Einleitung und Anmerkungen verſehen und den Leſern dadurch intereſſanter machen wollen.

Die Eindrücke, die Ihre ehemalige, wiewohl allzukurze Erſcheinung in meinem Hauſe in meiner Seele zurückgelaſſen hat, und die zu tief ſind, um jemals zu erlöſchen, erhöhen mein Vergnügen, auf dieſe Art in einiges näheres Verhältniß mit Ew. Wohlgeboren zu kommen. Könnten Sie dieſe Eindrücke in meinem Innern leſen, ſo würden ſie Ihnen beſſer, als alle ſchriftlichen Erklärungen, für die Wahrheit der beſondern Hochachtung und Ergebenheit bürgen, welche Sie auf lebenslang eingeflößt haben

Ihrem gehorſamſten Diener und aufrichtigen Freund **Wieland.**

N. S. Ich ſetze voraus, daß Ihnen das kleine Hermäon von zwei Dukaten pr. Bogen (Alles was der arme teutſche Hermes anbieten kann) nicht zu geringfügig. Es iſt freilich in keiner Proportion mit dem, was Sie verdienen und er geben möchte, aber in deſto richtigerm Verhältniß mit ſeinen durch die Konkurrenz von mehr als 150 Journalen ſehr geſchmälerten Einkünften.

163. Von Baggeſen.

Kopenhagen, den 5. März 1793.
Feſttag meiner dreijährigen Verheirathung.

Theuerſter Freund!

Es giebt drei Punkte, worin man mich leicht abergläubiſch glauben könnte: in puncto der Träume, in puncto der Liebe, — und in puncto der Feſttage. Von dem erſten Punkt müſſen wir einmal uns mündlich unterhalten, über den zweiten haben wir ſchon genug diſſonirend harmonirt, — vom letzten iſt hier die Rede. Doch nur kurz! Heben Sie den Brief auf bis zum Wiederſehen, dann werden wir den Faden auch ausſpinnen. Ich feierte den 15. Februar voriges Jahrs durch die Nachricht von der Kriegsdeklaration zwiſchen Frankreich und Oeſterreich — den 15. Februar dieſes Jahrs durch die Nachricht einer ähnlichen zwiſchen Frankreich und England. Außerdem wurde am 15. Februar d. J. die neue Konſtitution von Condorcet und Genſonné präſentirt — (der 15. Februar iſt mein Geburtstag). — Heute feire ich meine Verbindung mit meiner Sophie durch die Lektüre dieſer projektirten Konſtitution — durch die Lektüre Ihres lieblichen Schreibens — durch eine plötzliche Beſſerung (denn ich bin außerordentlich krank geweſen, und kann erſt heute die Feder wieder führen), und durch den erſten Gebrauch, den ich von meiner Konvalescenz mache, indem ich Ihren Brief gleich beantworte.

Haben Sie erſtlich warmen herzlichen Dank dafür! Er hat mir (wenn mein Ich unterſtrichen iſt, bedeutet es mein ganzes Ich: mich und meine Sophie) innige Freude gemacht. Ich habe Sie immer hochgeſchätzt und geliebt; aber ich fing ſehr ſpät an, zu glauben, daß dies mein Verhältniß zu Ihnen mehr als einſeitig dieſſeits des Acherons werden könnte; jetzt glaube ich es —, indem ich Sie nicht bloß für Geiſt von meinem Geiſte, ſondern auch für Fleiſch von meinem Fleiſche anerkenne. Es giebt mit uns ſehr harmonirende Geiſter, die in mit uns ſehr disharmonirenden Körpern wohnen oder zu wohnen ſcheinen. So fürchtete ich den Fall mit uns und irrte. Möchte ich auch in Anſehung des mir gar nicht antwortenden Schiller's hierüber irren!

Meine Zeit erlaubt mir nicht, mit Ihnen nach Herzensluſt zu ſchwatzen, geſchweige denn auszuſchwatzen. Alles will ich in nächſter Zeile einſchließen: „Wir freuen uns unausſprechlich Sie und Ihre Frau zu beſuchen.“

Alle Ihre Entſchuldigungen ſind in Abſicht der Sache überflüſſig, in Anſehung der Worte ſind ſie uns lieb geweſen. Wir hatten Sie längſt in unſern Herzen gerechtfertigt, — nur freute es uns, daß Sie uns werth hielten, uns dazu ſelbſt Beiträge ſchriftlich zu liefern. Ueberhaupt, da alles, was wir gegen Sie gehabt haben, nur unweſentlich war, haben Sie eigentlich uns durch Ihre eigene Apologie entſchuldigt. Nur bitte ich Sie, um mich wegen der Rüge nicht ganz zu verdammen, zu erwägen, ob es nicht zu verzeihen iſt, wenn man den Schlaf eher für ein Reſultat der Gleichgültigkeit und der Langenweile, als des Unwillens, des Zorns und des Aergers hält?

Auf die ſchöne Epiſode wird meine Frau ſelbſt antworten, und ich zweifle nicht, daß Sie in ihrer Antwort das Bürgerrecht erhalten werden.

Ich ſehne mich, dieſen Brief an die Gräfin zu leſen, um zu ſehen, wie Sie das überſchwengliche Lob des erſten rechtfertigen; denn meines Urtheils kann nur die alleserklärende Liebe, und zwar nur die, welche in Anbetung übergegangen iſt, das Räthſel löſen.

Ich hoffe, daß der Kummer, den Sie mir verſchweigen, nicht von der Art geweſen iſt, wie der meinige — doch, wenn er vorüber iſt, iſt alles gleich, iſt ſogar der größte der beſte.

Ich halte die Neufranken ſchlechterdings für unüberwindlich von ihren äußeren Feinden — aber nicht ſo von ihren inneren. Und wer zählt dieſe, wer kann ihre Stärke meſſen? Nur welthiſtoriſch kann der entfernte Zuſchauer die Sache betrachten, und von dieſer Seite ſcheint es mir höchſtwahrſcheinlich, daß ſie ſiegen muß. Das Kriegsglück wird im Anfange nichts entſcheiden. Vielleicht iſt es für den Wachsthum des politiſchen Chriſtenthums gut, wenn die Apoſtel ſehr in die Enge getrieben werden. Bis jetzt geht es den wahren Gang einer großen Weltrevolution. Aber Blut wird, wie bei jeder, in Strömen fließen. Das einzige was mich (welthiſtoriſch) bange macht, iſt die Möglichkeit eines neuhunniſchen Ueberfalls — eine neue Völkerwanderung! Stirbt Katharina nicht bald . . . . . . Von Wienern, Berlinern und Reichsſtädtlern haben ſie nichts zu fürchten — es wird nie zum wahren Verein zwiſchen dieſen, im Grunde zahmen Thieren (Hunden und Katzen) kommen; England? wird ſelbſt des Siegens bald müde werden. Spanien u. ſ. w. wird kaum aushalten anzufangen. —

Doch der politiſchen Wahrſagerei bin ich längſt überdrüſſig — nur dies ſcheint mir gewiß: wie es auch geht, Europa's Zuſtand wird dadurch gänzlich verändert werden — und darnach ſehnte ſich lange die Erde.

Subjektiv betrachtet — von Seiten der Thäter, — finde ich die Hinrichtung des Königs, oder vielmehr des Nichtkönigs, freilich weder politiſch noch gerecht; denn ich glaube ſie ein Werk der ruchloſeſten Faktion; aber objektiv betrachtet in Anſehung der Folgen der That, finde ich dieſe an ſich hölliſche Erſcheinung glücklich. Ohne dieſelbe würde von beiden Seiten die Leidenſchaft nachgelaſſen haben, Frankreich wäre vielleicht für jetzt ruhiger, glücklicher geblieben, aber mit der großen Revolution wäre es aus geweſen. Dänemark wird neutral bleiben, ſo lange es kann. Schweiz eben ſo. Von Schweden wiſſen wir hier eben ſo wenig als Sie.

Meine Reiſe, die bis jetzt nur aus zwei Bänden beſtehen wird, iſt, ſo viel ich weiß, noch nicht deutſch erſchienen.

Ich denke anfangs Mai von hier wegzugehen, und im Juni in Jena zu ſein. Von da gehen wir — wollte Gott mit Reinhold — nach Nürnberg, und von da nach der Schweiz, von wo aus ich meine übrigen Reiſen allein ohne meine Frau mache.

Ich war entſchloſſen, über Königsberg unſers Meſſias wegen zu gehen, aber, leider! habe ich dies Projekt aufgeben müſſen. Wie werden Sie mir von dem Manne, der mich (nach Chriſtus) von allen Geſtorbenen und Lebenden am meiſten intereſſirt, erzählen müſſen!

Sagen Sie Ihrer liebenswürdigen Frau von uns alles, was im Traume der vorempfundenen Liebe an einem Feſttage ſchwärmeriſch Schönes geſagt werden kann von

Ihrem neuauflebenden Baggeſen.

N. S. Den Brief an die Gräfin werde ich ſogleich beſorgen. An meinem Jungen werden Sie einmal ſehen, was die Liebe vermag! Zeigen Sie mir denn vielleicht auch ſo was?

163. Von Charlotte Gräfin von Schimmelmann.

Kopenhagen, den 9. März 1793.

Ich ſehe Ihren Briefen mit viel Vergnügen und mit Sehnſucht entgegen, und danke Ihnen von ganzem Herzen für dieſen Brief, der mir ſo viel verſpricht. — Die Unterſuchung, die Sie anſtellen wollen, iſt freilich eine der wichtigſten, — ſie ſteht in Verbindung mit allem, was unſrer Vernunft und unſrem Herzen wichtig und heilig iſt. Sie wollen die Wahrheit an der Quelle ſuchen, die eigentlich die einzige für den Menſchen iſt, und die bis jetzt ſehr vernachläſſigt wurde. Kant hat die Spur uns gezeigt und geöffnet, wohl dem, der ihr reines Sinnes folgen kann! Ich geſtehe Ihnen, daß ich weit entfernt bin, dieſen Apoſtel der Wahrheit ganz zu verſtehen und ihm ganz zu folgen; doch leuchtet dieſe Fackel der Wahrheit nicht ganz umſonſt für mich, — ich ahnde in der Ferne das himmliſche Feuer, und werde mich zu nähern ſuchen, ohne mich höher zu ſchwingen, als ich es, ohne zu ſchwindeln, ertragen kann.

Mein Mann wird Ihre philoſophiſchen Briefe leſen und beurtheilen und ganz ſchätzen können, — ich werde die Reſultate in der Hoffnung der Zukunft genießen. Iſt dieſer Glaube blind, ſo ſehe ich mein geiſtiges Auge als verbunden an, es iſt keine andere Blindheit, — dieſes Band zu löſen, wird vielleicht nicht unmöglich ſein, — wohl Ihnen, wenn Sie dazu beitragen können und wollen, lieber Herr Doktor Erhard!

Ich fürchte nicht den Weg durch Spekulationen, die auch nicht todt ſein werden, weil ſie zum Leben führen, — ich entſage gern dieſer Allgewalt der Sinne, die zu lange über den Menſchen deſpotiſirten, — ich ſehe dieſe Revolution zur Freiheit noch für viel ſichrer an, als jede politiſche Revolution. — Die Sinne täuſchen uns nicht, ſagt Kant, denn ſie urtheilen gar nicht; dieſes bin ich ganz willig, ihm zuzugeſtehen, ohne mich rühmen zu können, dem Pfade mit ihm Schritt für Schritt zu folgen. Trennt mich aber der Nebel, der mich oft umgiebt, von ihm, ſo hoffe ich, daß er wie ein Nebel am Frühlingsmorgen, der einen ſchönen Tag verſpricht, einſt verſchwinden wird.

Hier iſt man für Holſtein beſorgt, die Franzoſen rücken immer näher an. Für ihre Freiheit gebe ich nicht viel, ſie wiſſen nichts von Moralität, alſo können ſie auch keinen vernünftigen Zweck haben, — aber ſie treffen leider Unvernunft überall an, das macht ihre Stärke. Ich lebe in der Hoffnung und baue auf die Vorſehung, ſie giebt dieſe konvulſiviſche Bewegung zu, damit die Menſchheit ſollte aus dem Traum aufwachen.

Baggeſen lebt in der Hoffnung ſeiner Reiſe, alſo ganz in der Zukunft. Er findet überall ſeine Heimath, überall ſeine Brüder.

Leben Sie recht wohl und vergeſſen Sie uns nicht. Mein Mann weiß Ihre Erinnerung ſo zu ſchätzen, wie ſie es verdient.

Charlotte Schimmelmann.

164. An Reinhold.

Nürnberg, den 28. Mai 1793.

Theuerſter Freund!

Ich hoffe, daß Geſchäfte und nicht Kränklichkeit Sie mögen gehindert haben, Ihr Verſprechen, meinen Brief zu beantworten, zu erfüllen. Von Baron von Herbert habe ich Ihnen 50 Gulden W. C. zu überſchicken, ſo hiemit folgt.

Ich habe unterdeſſen meine Eintheilung der Gemüthskräfte wieder vorgenommen und einige Verbeſſerungen gemacht. Die hauptſächlichſte iſt, daß die praktiſche Vernunft nicht darinnen vorkommt, ſondern der uneigennützige Trieb und der Wille; die praktiſche Vernunft erkläre ich durch den zu Gunſten des uneigennützigen Triebs entſcheidenden Willen. In der Analogie zwiſchen der reinen Vernunft und dem Begehrungsvermögen ſetz' ich den uneigennützigen Trieb dem reinen Verſtand, nicht der Vernunft entgegen, weil er die objektive Einheit der Handlungen beſtimmt; der Wille ſteht der Vernunft entgegen, weil er die unbedingte Einheit nach ſubjektiven Begehrungsgründen und nach objektiven Sittengeſetzen fordert, er iſt das Vermögen der Maximen, nicht der Geſetze. Ich werde Ihnen die Abhandlung überſchicken, wenn ſie gedruckt iſt. Ihre Entſtehungsgeſchichte iſt kurz dieſe: Wagner in Wien bat mich, ihm eine oder zwei Abhandlungen zu einigen, die er herausgeben wollte, zu ſchicken, ich ließ mich erbitten und ſchickte ihm dieſe, und noch eine über die Narrheit.

Seitdem hat mich auch Herr Profeſſor Abicht beſucht. Im Umgange iſt er ein lieber Mann und hat eine gute Methode zu disputiren, ſo daß man ſich wohl mit ihm unterhalten kann.

Leben Sie wohl und geben Sie, oder laſſen Sie mir bald Nachricht von Ihrem Befinden geben.

Ihr Erhard.

165. Von Reinhold.

Jena, den 10. Juni 1793.

Die von unſerm Herbert an mich durch Sie angewieſenen 50 Gulden Wiener Fuß habe ich ſammt Ihrem Briefchen richtig erhalten.

Ich ſehe Ihrer Eintheilung der Gemüthskräfte um ſo ſehnlicher entgegen, da mir die Proben von den Verbeſſerungen derſelben, die Sie mir mitzutheilen die Güte hatten, unverſtändlich ſind. Ich bin gewohnt, unter praktiſcher Vernunft keinen Willen, ſondern den uneigennützigen Trieb ſelbſt zu denken. Der zu Gunſten des uneigennützigen Triebes entſcheidende Wille iſt meinen Begriffen nach keine Vernunft, ſondern die Freiheit in ihrer geſetzmäßigen, d. h. durch praktiſche Vernunft beſtimmten Aeußerung. — Auch kann ich mir keine Analogie zwiſchen Vorſtellungsvermögen und Begehrungsvermögen, wohl aber zwiſchen dem letztern und dem Erkenntnißvermögen, das ihm gegenüberſteht, denken. Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft ſind mir als Vorſtellungsvermögen durch ihre Formen die gemeinſchaftlichen Quellen für die höchſten Prinzipien ſowohl des Erkenntniß- als des Begehrungsvermögens. — Mir ſcheint, wir verſtehen uns über Willen, Freiheit, praktiſche Vernunft und uneigennützigen Trieb — beide einander gleich wenig; Sie, weil Sie bis jetzt nicht Zeit hatten, den zweiten Theil meiner Briefe mehr als Einmal und ſchnell zu durchleſen, und ich, weil Sie mir Ihre Gedanken noch nicht vollſtändig vorlegen konnten. — NB. NB. Die reine Vernunft hat eben im Praktiſchen dieſelbe Rolle, die der Verſtand im Theoretiſchen hat, nämlich konſtitutive Prinzipien aufzuſtellen, die Möglichkeit von wirklichen Objekten zu beſtimmen — der Verſtand durch die ſich auf Raum und Zeit beziehenden Kategorieen, durch welche erkennbare Objekte, und die Vernunft durch Ihr auf die Freiheit des Willens ſich beziehendes Geſetz, durch welches mit der Freiheit zuſammen ſittliche und unſittliche Willenshandlungen möglich werden. Die Forderung der bloßen Vernunft an die Freiheit, daß ſich dieſe dem Geſetz um des Geſetzes willen unterwerfen ſoll, iſt mir der uneigennützige — die Forderung des Begehrungsvermögens der eigennützige Trieb. — Je mehr ich das, was Sie mir ſchreiben, durchleſe und durchdenke, deſto weniger verſtehe ich davon. — Jede Aeußerung ſtrebt mein ganzes Gedankenſyſtem über den Haufen zu ſtoßen, das wenigſtens bis jetzt für mich noch feſtſteht.

Sie ſcheinen ſich in dieſen Aeußerungen Herrn Abichten, ſo weit ich etwas von ſeinem mir im Ganzen völlig unverſtändlichen Syſteme zu verſtehen ahnde, in dem Verhältniſſe zu nähern, als Sie ſich von dem, was im 7., 8. und 11. Brief des 2. Bandes entwickelt iſt, entfernen.

Baggeſen iſt mit Frau und Kind ſchon ſeit Ende Aprils oder Anfang Mais in Deutſchland. Er verſprach mir aus Kiel zu ſchreiben und mir die Zeit ſeiner Ankunft bei mir zu berichten. Hat aber bis jetzt noch nicht Wort gehalten.

Einen mir ſehr merkwürdigen und höchſtangenehmen Beſuch habe ich vor acht Tagen von — Lavater erhalten, der bei mir Mittags geſpeiſt, mich und meine Frau mit ſich nach Weimar genommen, und daſelbſt mit uns den Abend bei meinem Schwiegervater zugebracht hat. Wir haben Friede und Freundſchaft geſchloſſen, und glauben uns über jeden Punkt, woran uns gelegen iſt, zu verſtehen.

Ich habe endlich die ſchon drittehalb Jahr rückſtändige Rezenſion der Kritik der Urtheilskraft, nach einer ſechswöchentlichen Arbeit, fertig, und bin im Abſchreiben derſelben begriffen. Bei dieſer Gelegenheit habe ich eingeſehen, daß ich die Kantiſche Lehre von der Schönheit, ſo wie die Einleitung zum ganzen Werke zwei ganze Jahre hindurch nicht verſtanden habe.

Leben Sie wohl, mein Herzensfreund, und ſchreiben Sie bald
Ihrem ganz eigenen
Reinhold.

166. An Reinhold.

Nürnberg, den 4. Juli 1793.

Theurer Freund!

Ich habe etwas lange gewartet, um Ihren Brief zu beantworten. Die Urſache iſt, daß ich ihn nicht beantworten wollte, bis ich Newton's Leben an Göſchen abſchickte, um mich dazu zu zwingen, dieſes ſobald als möglich zu liefern, denn es iſt mir eine Strafe, Ihnen lange nicht zu ſchreiben.

Von den 50 Gulden bekommen Sie noch 8 Groſchen, ich erinnere mich, daß ich Ihnen nur 33 Thaler anſtatt $33\frac{1}{3}$ geſchickt habe.

Ich glaube nicht, daß wir in irgend einem Punkt in der Pſychologie von einander abgehen. Ich denke mir zwar unter praktiſcher Vernunft nicht den uneigennützigen Trieb allein, ſondern dieſen Trieb mit dem Willen in Verbindung, und ſo denkt ſie auch Kant, aber ich habe auch die praktiſche Vernunft nicht unter den Seelenkräften aufgeführt, ſo wenig als den praktiſchen Verſtand, der auch nichts anders, als der nach den Ausſprüchen einer richtigen Urtheilskraft ſchnell entſcheidende

Wille iſt. Ich ſage nicht, daß der Wille eine Vernunft iſt, ſondern daß er der Vernunft im Erkenntnißvermögen analog iſt. Der Ausdruck „Analogie zwiſchen Begehrungs- und Erkenntnißvermögen" iſt der richtige, und ich nehme den „Vorſtellungsvermögen" inſofern zurück, als dadurch das Abſtraktum von den verſchiedenen Erkenntnißvermögen verſtanden wird. Daß Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft als Vorſtellungsvermögen die gemeinſchaftlichen Quellen der Prinzipien ſowohl des Erkenntniß- als Begehrungsvermögens, glaube ich auch, aber zu dem erſten geben ſie die Prinzipien, *aus* denen es begriffen wird, und zu den letzteren die, *durch* die es begriffen wird. Den Aktus des Begehrens kann ich mir ſchlechterdings auf keine Vorſtellung bringen, ob ich nichts von ihm *erkennen* kann, als was vorſtellbar iſt. Die reine Vernunft hat im Praktiſchen die Rolle des Verſtandes im Theoretiſchen, ſage ich mit gleichen Worten in meiner Abhandlung. Die Freiheit ſehe ich als eine Eigenſchaft des Willens an, die mir aber nicht nothwendig aus dem Begriff des Willens zu folgen ſcheint, ſondern ein Reſultat aus der Beſtimmung des Willens durch entgegengeſetzte Triebe iſt. Der gleiche Wille würde bei Einem Triebe keine Freiheit, ſondern nur Tendenz haben. Ich glaube, daß dieſe Erklärungen uns einverſtändigen werden. Seitdem iſt mir auch eine Bedenklichkeit über den Gebrauch des Worts „uneigennütziger Trieb" eingefallen. Die Befolgung eines jeden Triebs bringt in ſeiner Erfüllung Genuß, es iſt alſo jeder eigennützig; ferner treibt der Trieb ohne andere Rückſicht zu ſeiner Befriedigung, welches bei dem uneigennützigen auch nicht der Fall ſein könnte. Wenn auch die Sache richtig erklärt würde, ſo wäre doch das Wort nicht dadurch gerettet. Darauf habe ich aber folgende Antwort: Die Unterwerfung unter das Moralgeſetz kann Genuß gewähren, ohne deßwegen eigennützig zu ſein. Man muß ſich unter uneigennützig den Gegenſatz von Eigennutz, Allgemeinnützigkeit, nicht die bloße Negation, Nutzloſigkeit, denken. Der uneigennützige Trieb, bloß pſychologiſch betrachtet, dringt ſo gut auf ſeine Befriedigung, als der andre, und ohne den andern würde er allein entſcheiden. Moraliſch betrachtet aber muß die Entſcheidung nach der Geſetzmäßigkeit in die Maxime aufgenommen ſein. Das Wort Trieb kann daher in pſychologiſcher Rückſicht der Moralität nichts präjudiciren. Die Moralität läßt ſich auch nicht als *bloße* Forderung der Vernunft denken, denn Vernunft allein fordert nur unbedingte Einheit, die würde aber die Maxime: „Handle ſo, daß alles dein wird“, auch gewähren. Die Unmöglichkeit, ſich dieſes zur Maxime zu machen, iſt bloß empiriſch, aber nicht abſolut in der Maxime ſelbſt, noch weniger in der Vernunft an ſich. Dieſe Unmöglichkeit, die Moralität aus der bloßen Vernunft, weil dieſe nur Einheit der Maxime fordert, aus den Trieben, weil dieſe entgegengeſetzt ſind, aus dem Willen, weil dieſer nicht determinirt iſt, aus allen dreien zuſammen, weil keines kein beſtimmtes Moment dazu enthält, herzuleiten, leitet uns zur Religion. Die Maxime hat wohl ein Sollen bei ſich, das noch der Trieb eines Mögens begleitet, dem zwar ein anderer Trieb, der einen Genuß ohne Anſtrengung verſpricht, entgegenſteht, der aber deßwegen an ſich nur zur Trägheit, nicht zur Bosheit führen kann, aber es fehlt die Einſicht des moraliſchen Müſſens, und inſoferne dieſe Einſicht durch Religion, aber hypothetiſch, erſetzt wird, ſo erweckt dies dadurch wieder das Gefühl des Nichtmüſſens, und reizt zu bloßem Frevel oder eigentlicher Bosheit. Ohne Religion gebe es keine Bosheit, aber auch keine Sicherheit der Tugend. Die Moralität, ihrer theoretiſchen Möglichkeit nach, iſt daher etwas ſo Zuſammengeſetztes, daß in der Pſychologie keine andere Rückſicht auf ſie zu nehmen iſt, als die Möglichkeit, nicht ihres Weſens, ſondern nur ihrer Aeußerung zu zeigen, und da kann das Wort Trieb mit Recht beibehalten werden.

Baggeſen iſt vielleicht nun bei Ihnen. — Lavater wünſchte ich ſelbſt zu kennen, ob ich aber Friede und Freundſchaft mit ihm ſchließen würde, daran zweifle ich, doch leichter das letzte, als das erſte. Auf Ihre Rezenſion warte ich mit Begierde. Begleiten Sie vielleicht Baggeſen nach Nürnberg? Leben Sie wohl.

Ihr Erhard.

N. S. Kant's Schrift über die Religion hat mich ganz befriedigt.

167. Von Reinhold.

Jena, den 12. Auguſt 1788.

Liebſter Freund!

— Durch die fernere Erörterung Ihres Begriffes von der praktiſchen Vernunft bin ich nur noch mehr überzeugt worden, daß ich Sie, oder Sie mich, oder wir beide uns über den Willen wirklich nicht verſtehen. — — Ich finde die Materialien zur objektiven Moralität in der Freiheit, in der praktiſchen Vernunft und in dem Begehrungsvermögen ſo vollſtändig, daß ich die Religion keineswegs dazu brauche, um eine Moralität daraus abzuleiten, ſondern vielmehr Religion nur aus meinem ohne ſie völlig beſtimmten Begriff von Moralität abzuleiten vermag. Allein, ich will Ihnen, lieber Freund, einräumen, daß Sie vielleicht völlig Recht haben, — denn in Wahrheit, ich verſtehe Ihren Brief kaum zur Hälfte. Was ich davon zu faſſen glaube, iſt ſo gut gedacht, daß ich faſt ahnde, das, was ich nicht faſſe, könne nicht unrichtig ſein. Ihre gedruckte Abhandlung wird mich zurechtſetzen.

Wie herzlich habe ich Ihnen die Freude gegönnt, die edle herrliche Familie Baggeſen bei ſich zu haben, die mir auf eine Zeitlang mein Haus zu einem Himmel umgeſchaffen hat. Mein Brief würde weitläuftiger ſein, wenn ich nicht wüßte, daß mir Baggeſen in allem, was ich Ihnen ſagen könnte, zuvorgekommen iſt. O mein Erhard, wenn Sie vollends nach Kiel kämen, und Baggeſen!! Ich allein werde da wenig leiſten können.

Kant's Religion innerhalb u. ſ. w. hat mir den unbeſchreiblichen Troſt gewährt, mich mit gutem Gewiſſen laut und öffentlich einen Chriſten nennen zu können.

Aber mit Fichte's Kritik der Offenbarung bin ich, ſeit ich nun die zweite Auflage leſe, ungleich weniger zufrieden. Die erſte Lektüre hat mich überraſcht. Seine Künſtelei und Grübelei und Schrauberei über den Willen hat mir aus dem Traum von ſeiner Vortrefflichkeit geholfen.

Leben Sie wohl, mein geliebter Freund, und eingedenk

Ihres Reinholds.

168. Von Reinhold.

Jena, den 18. Auguſt 1793.

— Da Sie wiſſen, was ich von Ihnen denke, ſo müſſen Sie auch überzeugt ſein, daß ich meinen Platz in Jena durch Ihre Perſon mit Wucher erſetzt halten würde, und daß, ſeitdem ich weiß, daß es Ihr Wunſch iſt, hieher zu kommen, es auch nicht weniger der meinige ſei. Ich habe ſogleich überlegt, was in der Sache von mir gethan werden könne, und gefunden, daß dieſes ſehr wenig ſei. — — Das Schlimmſte in der Sache iſt, daß die Berufung eines Profeſſors nicht von Weimar allein, ſondern von vier ſächſiſchen Höfen abhängt. Wären ſie dem Publikum auch nur ein Hunderttheilchen von der Art bekannt, wie Sie Kanten, Reimarus, Baggeſen und dergleichen Männern bekannt ſind, und wie Sie zu ſeiner Zeit auch dem großen Haufen wenigſtens durch den Ruf bekannt ſein werden, ja! da würde es den Nutritoren leicht begreiflich zu machen ſein, warum Sie ſehr zu bitten wären, nach Jena zu kommen.

Ihr Urtheil über meine Freundin Baggeſen hat mich im allerhöchſten Grade befremdet. Ich meines Orts habe bei ihrem ſechswöchentlichen Aufenthalt bei mir — deßgleichen auch meine Frau — keine Spur von dem Fehler gefunden, den Sie ihr Schuld geben. Allein ſicherlich habt ihr euch beiderſeits wieder, und wohl noch mehr als das einemal, mißverſtanden. Ihr gehört beide unter die Menſchen, die am leichteſten verkannt werden, zumal gegenſeitig von einander. Vielleicht eben darum, weil ihr, — den Witz, den ihr, und die Empfindſamkeit, die bis auf einen gewiſſen Grad Ihnen, wenigſtens wie ihr von einander haltet, fehlen ſollen, abgerechnet, — einander in Feſtigkeit des Sinnes und manchem andern Punkte ſehr ähnlich ſeid.

Wie lang hat ſich Baggeſen in Nürnberg aufgehalten, wann iſt er abgereiſet? und haben Sie ſeitdem Nachricht von den lieben Reiſenden? Mit Antworten auf dieſe Fragen werden Sie ſehr glücklich machen

Ihren Reinhold.

Wieland hat ſo wenig als ich, meine Frau, und irgend ein andrer Menſch bei uns an Sophien Baggeſen auch nur eine Spur von Prätenſion wahrgenommen. Mir iſt immer das Gegentheil an ihr in die Augen geſprungen. Wie bedaure ich, daß wir hierüber und ſo manches andre nicht mündlich ſprechen können. O! wie oft nehme ich unſre Entfernung von einander als ein wahres Unglück für mich wahr. Der Ueberbringer, Herr Kollmann, der hier Medizin und Philoſophie ſtudirt, ein ſehr guter Kopf, wünſcht und verdient Ihre Bekanntſchaft. —

169. An Reinhold.

Nürnberg, den 6. Oktober 1793.

Theuerſter Freund!

Um Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen, will ich mich ſelbſt entſchließen. Als ich den Lektionskatalog von Jena las, fand ich ſo viele Doctoren der Philoſophie und Medizin, die Kollegien leſen, daß ich glaube, es werden manche keine Zuhörer bekommen, und daß ich die Zahl dieſer auf alle Fälle entweder in meiner eignen, oder in einer andern Perſon vermehren würde. Ich will alſo nicht nach Jena, bis ich mich ſo weit bekannt gemacht habe, daß ich eine Profeſſion erhalten könnte, und auf alle Fälle noch zwei Jahre warten, bis ich mich dringend um etwas melde. Was mich aber ſchmerzte war, daß die ſchönen Künſte völlig von Jena verbannt ſind, weil man gar kein Kollegium darüber anzuſchlagen wagt.

Grade kommt Fernow mit Ihrem Brief. Ich freue mich, daß Sie im Reinen ſind, und ihre Zwecke erreicht haben. Möchte ich Ihnen nur folgen können, und mich nie mehr von Ihnen trennen dürfen! Hier wird es mir immer unerträglicher, weil ich wenig Leute finde, die mich verſtehen.

Kollmann war auch bei mir, ſo wie auch Trzerczer, alle beide intereſſirten mich ſehr, nur Schade, daß ſo viele gute Menſchen, die ich nun kenne, ſich in die Dummheit der Andern ſchicken müſſen, um nicht zu verhungern. Aus Frankreich allein bricht in der ganzen weiten Welt nur ein moraliſcher Tag hervor. —

Der Ueberbringer dieſes Briefs iſt ein Sohn meines Lehrers in der Chirurgie, Siebold, ich bitte Sie daher, ihn ſoviel möglich in Schutz und Schirm zu nehmen. Er hat Kopf und Kenntniſſe, aber auch viel Hang zum flotten Leben.

Leben Sie wohl.

Ihr Erhard.

170. Von Wieland.

Weimar, den 1. November 1793.

Wohlgeborner, hochgeehrteſter Herr Doktor!

Für den mir vor ungefähr acht Tagen richtig zugekommenen Aufſatz *über die Alleinherrſchaft aus moraliſchen Gründen*, erſtatte ich Ihnen einſtweilen ſchriftlich meinen verbundenſten Dank. Am Schluß dieſes Jahres wird Merkur ſich *ſeiner* Pflicht und Schuldigkeit pro hoc anno zu entledigen nicht ermangeln. *Mein* Dankgefühl iſt dem hohen Werth gleich, den alles was aus Ihrem eignen Kopf hervorgeht, in meinen Augen hat, und dieſer iſt über alle Schätzung.

Von den vorgeſchlagenen fernern Beiträgen, welche mir alle drei willkommen ſein werden, erwarte ich vorzüglich die *Briefe über Platon's Republik* und die *diätetiſchen Rhapſodien* mit Verlangen, und von beiden Rubriken den Anfang noch mit dem Schluß dieſes Jahres, in ſo fern Ihre Muße, Zeit, Luſt und Konvenienz hierin mit meinem Wunſche übereinſtimmt. Auf die Zahl der Bogen kommt es nicht an: je mehr, je lieber. Denn des Guten kann man ſo leicht nicht zu viel haben. Leben Sie wohl, mein ſchätzbarſter Herr und Freund, und bleiben Sie gewogen

Ihrem aufrichtig ergebenen Wieland.

N. S. Ich habe, vieler Veränderungen wegen, erſt heute den Anfang machen können Ihre Abhandlung zu leſen.

Ich finde, ſoweit ich gekommen bin, die Prinzipien mit ausnehmendem Scharfſinn und Genauigkeit auseinandergeſetzt, und einen felſenfeſten Grund zur möglichſt richtigen Entſcheidung des großen Problems gelegt, — aber, lieber Herr und Freund, wozu in einer Schrift, die doch beſtimmt iſt von den Meiſten verſtanden zu werden, die Kantiſche Schulſprache (the cant of Mr. Kant) auch da wo ſie (wenigſtens meines Erachtens) gar nicht unentbehrlich war? z. B. — „weil wir ſchuldig ſind, dem Moralgeſetz auch in der Erſcheinung die größtmögliche Kauſalität zu verſchaffen" — durch die zwei hier unterſtrichenen Worte machen Sie dieſen Satz nicht nur ohne alle Noth undeutſch, ſondern auch den Meiſten unverſtändlich; da es doch bloß von Ihrer Willkür abhing, ihn in guten, allgemein verſtändlichen deutſchen Redensarten auszudrücken. Ich kenne kein wirkſameres Mittel, den Sieg der Kantiſchen Philoſophie über die empiriſche noch um 25 Jahre wenigſtens aufzuhalten, als dieſe Ungefälligkeit ſich bei Beſtimmung der Sätze, auch da, wo die Kantiſche Terminologie nicht ſchlechterdings nöthig iſt, zu einer gewöhnlichen und dem gemeinen Sprachgeſetzbrauch gemäßern Art des Ausdrucks herabzulaſſen. Dieſe Ungefälligkeit ſchreckt eine Menge Leſer ab, und thut der möglichſten Kauſalität eurer Philoſophie in der Erſcheinung ſehr großen Abbruch — quod praefiscine dixerim. — Ich habe mir indeß die Freiheit genommen, obigen Satz lieber wegzuſtreichen, da er nur (in parenthesi) den Grund angiebt, warum wir vermöge des Moralgeſetzes ſchuldig ſind, einen Zuſtand, worin wir nicht immer im Stande ſind zu verhindern, daß Andere ſich unſer als bloßes Mittel bedienen, ſo weit es uns immer möglich iſt zu verhindern. Dieſer Grund aber liegt ſo anſchaulich im ganzen Zuſammenhang des Vorgehenden und Nachfolgenden, daß deſſen expreſſe Angabe mir entbehrlich ſchien, da Sie ihn doch nur in einer den Leſern entweder ganz unverſtändlichen oder den Spöttern Priſe gebenden Sprache gegeben hatten.

Noch ein NB. Von dem Heft IV. an finde ich ziemlich viel offenbare peccata com- et omissionis des Abſchreibers, die ich nach Möglichkeit aus dem Zuſammenhang emendire, wiewohl nicht ohne Gefahr, zuweilen ſelbſt zu fehlen, auf welchen Fall ich Sie zum voraus um Nachſicht bitten muß.

Vale!

171. An Reinhold.

Nürnberg, den 20. November 1793.

Theurer Freund!

Ich weiß nicht, ob Sie meinen Brief, der die Antwort auf Ihre bisherigen enthält, durch den jungen Siebold erhalten haben. Im Falle es, welches mich ſchmerzte, nicht geſchehen ſein ſollte, ſo will ich Ihnen nur durch dieſe wenigen Zeilen ſagen, daß ich Ihnen danke, daß Sie mir durch Zuweiſung mehrerer guten und aufgeklärten Menſchen wahre Freude gemacht haben, daß ich mich wohlbefinde, und daß ich Sie immer gleich liebe. Nun doch noch einige andre Sachen.

Was ſagen Sie zu Kant's letztem Aufſatz? trefflich iſt er, aber — wo die Unterſuchung **wichtig** wird, ſchließt er, ſage ich. Es war mir aber doch eine kleine Freude, daß ich mit Kant in meinem Aufſatze für den Merkur ſo übereinſtimme, ich glaube aber das Problem weiter gelöſt zu haben, als es Kant für gut fand.

Von dem salto mortale, den ich machen will, wird Ihnen wohl Herr Schreier ſchon geſagt haben. Mit nächſtem Brief erhalten Sie Gewißheit. Leben Sie wohl.

Ihr Freund J. B. **Erhard**.

172. Von Reinhold.

Jena, den 29. November 1793.

Liebſter Erhard!

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 20. — der alſo neun Tage auf dem Wege war — der mir Ihren vorletzten, durch Herrn Siebold erhaltenen, in Erinnerung bringt, der von Rechts wegen keineswegs ſo lang hätte unerwiedert bleiben ſollen, es auch wohl nicht geblieben wäre, wenn ich bei dem Gebrauch meiner Zeit mehr meinen Kopf und mein Herz, als meine äußere Lage, zu Rath ziehen dürfte.

— Scheurer ſagte mir etwas aber äußerſt unbeſtimmtes von Ihrem Vorhaben nach Amerika zu ziehen. Ich geſtehe, daß ich vor der Gewißheit — zittere.

Ihr Aufſatz im Merkur, in welchem Sie ſo ſehr mit Kant zuſammentreffen, erſcheint vermuthlich im Dezemberſtücke. Ich habe ihn, da daſſelbe noch nicht heraus iſt, noch nicht leſen können, aber deſto mehr bei meinem Beſuch in Weimar vor vierzehn Tagen von Wieland loben hören, was mir nicht wenig Freude gemacht hat.

Aber was macht Ihre Philoſophie der Arzneikunſt? die mir noch immer der ſicherſte und kürzeſte Weg für Sie ſcheint, ſich auf diejenige Art im Publikum anzukündigen, welche Ihnen Ruf auf Akademieen verſchaffen müßte. Ich halte noch immer ein Profeſſorat mit einer mäßigen Praxis verbunden für den paſſendſten Wirkungskreis für die Energie Ihres Geiſtes, die, von *außenher gebunden*, nur um deſto größere Wunder thun wird. Denken Sie an Selle, — Sie werden auf's wenigſte eben ſoviel als Arzt, aber gewiß noch mehr als er in der Philoſophie thun.

Kant's letzter Aufſatz hat mich in ein paar Stellen befremdet, in allen übrigen entzückt, aber leider habe ich ihn bis itzt nur einmal, und das nur flüchtig geleſen. — Was ſagen Sie aber zu dem neuen Geſtirn am Horizonte der Philoſophie? zu Fichte! Seine Beiträge u. ſ. w. ſind das Beſte, was ich über Naturrecht kenne.

Baggeſen hat ſeinen Ernſt verloren, und ſeinen und meinen Freund Hornemann! Er iſt itzt mit Fernow auf dem Weg nach Wien. Herzlich umarmt Sie

Ihr ganz eigner *Reinhold*.

173. Von Maria Fräulein von Herbert an Kant.

Klagenfurt, im Anfang des Jahrs 1794.

Hochgeehrter und innigſtgeliebter Mann!

Haben Sie mir's nicht vor ungut, und gönnen Sie mir das Vergnügen, mit Ihrem gewöhnlichen Wohlwollen, Ihnen wieder einmal ſchreiben zu können, denn ich empfinde dabei den höchſten Genuß der tiefſten Achtung und Liebe gegen Ihre die Menſchheit erhöhende Perſon, und daß dieſe für uns beglückende Gefühle ſind, darf ich Ihnen nicht erſt beweiſen, indem Sie ſo glücklich waren, uns das reinſte und heiligſte Gefühl aufzufinden, und es auch allzeit vor Religionsverunſtaltungen zu retten. Ich kann nicht umhin, Ihnen insbeſondere für „die Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft“ im Namen aller jenen auf's wärmſte zu danken, die ſich von denen ſo vielfach verſtrickten Feſſeln der Finſterniß losgeriſſen haben. Entziehen Sie uns nicht Ihrer weiſen Leitung, ſolang Sie finden, daß es uns noch an etwas mangeln kann, denn nicht unſer Begehren nach Befriedigung, ſondern nur Ihre Ueberſicht kann urtheilen, was uns noch ferner nöthig iſt. Ich fühlte mich bei der Kritik der reinen Vernunft ſchon ganz berichtiget, und doch fand ich bei Ihren folgenden Schriften, daß keine überflüſſig waren; gern wollt' ich dem Lauf der Natur Stillſtand gebieten, um nur verſichert zu ſein, daß Sie vollenden können, was Sie für uns angefangen, und gern wollt' ich meine künftigen Lebenstage an die Ihrigen hängen, um Sie beim Ausgang der franzöſiſchen Revolution noch in dieſer Welt zu wiſſen.

Ich hatte das Vergnügen, Erhard ſelbſt zu ſehen, welcher mir ſagte, daß Sie ſich nach mir erkundigten, aus dem ſchloß ich, daß Sie meinen Brief, bei Anfang des Jahrs 1793 erhalten haben, denn ich habe keine Antwort bekommen, weil Sie's vermuthlich beſſer verſtanden, als ich, daß mir durch Ihre Werke der Weg ſchon gebahnt iſt, ſelbſt drauf zu ſtoßen. Da ich vorausſetze, daß Sie der Gang jedes Menſchen intereſſirt, der Ihrer Leitung ſo viel zu danken hat, als ich, ſo will ich verſuchen, Ihnen die ferneren Fortſchritte meiner Stimmung und Geſinnung mitzutheilen. Lange hatte ich mich gequält, und vieles nicht vereint, denn ich miſchte Gottes Anordnung in das Zufällige des Schickſals, und begnügte mich nicht lediglich mit dem Gefühl von Daſein; da ſehen Sie nun gleich, wie es mir ging, weil ich zu viel erwiſchte, ich betrachtete die widrigen Zufälle des Lebens von ihm an mich geſandt, und ſträubte mich dagegen als gegen eine Ungerechtigkeit, weil mich mein Bewußtſein der Schuld frei ſprach, oder ich dachte es nicht von ihm geordnet, und das Gefühl für ihn war zugleich auf dieſem Weg verloren. Endlich die Antinomieen, welche die Haupturſache meiner dauerhaften Geneſung ſind, hätten mich eben ſo leicht zu einer unwiderruflichen Handlung verleiten können, ſo lange zog ich damit herum, denn darüber abzuſchließen war ich nicht im Stande, bis dann ganz auf einer andern Seite in mir ein moraliſches Gefühl erwachte, was feſt neben den Antinomieen ſtehen blieb, und ich fühlte von der Zeit an, daß ich überwunden, und meine Seele geſund ſei. Es hat mir indeſſen an langwierigen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht gemangelt, die meine dermalige Stimmung genugſam prüften, daß ſie endlich nach ſchwerer Arbeit einer unerſchütterlichen Ruh' genießt. Auch verſtand ich in der Folge mir den Wunſch des Todes zu erklären, was mir dazumal eine widernatürliche Verfolgung meiner ſelbſt ſchien, und mich es grad nach meiner Zernichtung lüſtete, auch das Vergnügen der Freundſchaft, für welche mein Herz doch allzeit deutlich geſchlagen, ſchützte mich nicht davor; ich betrachtete auch das als einen unverdienten Zuſtand, mit welchem ich kein anderes Weſen behaftet wiſſen wollte, denn in Betracht, daß ich endlich wäre, war mir nie kein Vergnügen, welches es auch geben mag, dafür Erſatz, ohne Zweck zu leben; nun aber iſt mein Wunſch geblieben, und meine Anſchauung hat ſich geändert; ich denke daß jedem reinen Menſchen der Tod, in einer egoiſtiſchen Beziehung auf ſich ſelbſt, das Angenehmſte iſt, nur in Rückſicht der Moralität und Freunde kann er, mit der größten Luſt zu ſterben, das Leben wünſchen, und es in allen Fällen zu erhalten ſuchen. Ich wollte Ihnen noch gern vieles ſagen, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen daraus machete, Ihre Zeit zu rauben; mein Plan iſt noch immer, Sie einſt in Begleitung meines Freundes (von dem ich jetzt leider vielleicht mehr als ein Jahr abweſend ſein werde, und ſchon lange bin) zu beſuchen; indeſſen kann ich Ihr Andenken nie anders als mit dem wärmſten Gefühl des Danks, der Liebe und Achtung weihen, der Himmel beſchütze Sie vor allem Ungemach, auf daß Sie lang leben auf Erden! Ihre mit ganzem und vollem Herzen

ergebene Maria Herbert.

174. Von Charlotte Schiller.

Ludwigsburg, den 28. Januar 1794.

Wenn Sie ſo oft ſchon Nachrichten von uns hätten, als wir den guten Willen hatten, ſie Ihnen zu geben, ſo würden Sie recht viel von uns wiſſen. Schiller wollte Ihnen längſt ſchreiben, aber die Zeit, die er zu ſeiner Korreſpondenz anwendet, iſt ſo oft nicht ſein, daß Sie ihm vergeben müſſen. Hier zumal wird er in ſeinen Geſchäften oft durch Beſuche unterbrochen.

Sie werden ſich wundern, daß wir unſern Aufenthalt verändert haben, vier Wochen waren wir in Heilbronn, da fanden wir, daß es ſich nicht gut da exiſtiren läßt, daß es an manchen Bequemlichkeiten des Lebens ſehr fehlt, und was noch mehr iſt, an Unterhaltung für den Geiſt. Schiller fand ſich dort ganz iſolirt, er iſt gewohnt, ſich über wiſſenſchaftliche Dinge zu unterhalten. Sie werden ſein Bedürfniß fühlen können, da Sie auch in einer Reichsſtadt leben —, und dieſe Unterhaltungen fehlten ihm ganz. Sie begreifen es wohl, wie peinlich es für einen eifrigen Philoſophen iſt, wenn alles um ihn herum ſo unphiloſophiſch iſt.

Der andere Grund, warum wir Ludwigsburg vorzogen, war die Nähe von Schiller's Familie, es war doch eigentlich der Zweck unſrer Reiſe, ſie oft zu ſehen und mit ihnen zu leben, und dieß war in Heilbronn auch verfehlt, alſo zogen wir in aller Eile nach Ludwigsburg, wo ich die erſte Woche gleich nieder kam, und die Freude hatte, mich Mutter eines lieblichen Knaben zu ſehen.

Ich habe mich ſchneller wieder erholt als ich erwarten konnte, denn ich habe viel gelitten. Ihr Freund Hardegg war mir ein großer Troſt. Ich freue mich, wenn wir Sie auf unſrer Rückreiſe wiederſehen, Ihnen meinen lieben kleinen Karl vorzuſtellen, es iſt ein gar angenehmes liebes Kind, und macht mir und Schiller viel Freude, er iſt recht geſund, und ſcheint eine gute Konſtitution zu haben, und ich hoffe, er ſoll ſich mehr der Geſundheit erfreuen können, als wir beide.

Nun wiſſen Sie genug von uns, und wir wünſchten Alle ſehr, auch zu wiſſen, wie Sie leben. Ich bitte Sie herzlich, ſagen Sie es uns bald. Niethammer, der bei ſeinem Herbert iſt, beſuchte uns hier bei ſeiner Durchreiſe, er gab uns auch Nachrichten von Ihnen, und fügte hinzu, daß es Ihnen in Nürnberg nicht gefiele; wenn Sie nur lieber nach Jena kämen. Es würde Schiller ſehr viel Freude machen, wenn er Sie oft um ſich hätte, er bedarf einen reichen weitumfaſſenden Geiſt in ſeiner Nähe, der ihn verſteht, der ihn durch Ideenwechſel bereichert, kurz, ſo jemand wie Sie. Wir haben es ſchon oft überlegt, daß es gar angenehm wäre, wenn Sie in Jena leben könnten. Sie könnten als Arzt dort ſein. Ueberlegen Sie es doch auch, wenn es wahr iſt, daß es Ihnen in Nürnberg nicht gefällt. Ich fange an, immer toleranter gegen Jena zu werden, ob es gleich der Himmel nicht iſt, aber es hat doch große Vorzüge, die Unabhängigkeit, die man da genießt, und dann findet Schiller doch mehr Menſchen, an denen er geiſtiges Intereſſe hat, als an andern Orten, weil ſich mehr Menſchen mit wiſſenſchaftlichen Dingen beſchäftigen, die Lehrenden und die Lernenden, bei beiden Theilen iſt doch mehr Wärme, und zumal bei den letztern, als bei Geſchäftsmännern, die nicht Zeit haben, für die Wiſſenſchaften zu leben, und dann auch nicht den Trieb; ſie behandeln ſie nur als Nebenſachen oder Erholung, und dazu haben die wenigſten Geiſt genug, auch alsdann noch intereſſant ſein zu können, und das was ſie wiſſen neu zu geben, oder neue Ideen leicht aufzunehmen. Mit dieſer Klaſſe Menſchen findet Schiller nicht Unterhaltung genug.

Ich hätte billig ſollen Entſchuldigungen machen, daß ich Ihnen geſchrieben, und Sie vielleicht von einer intereſſanten Beſchäftigung abhalte. Aber ich hoffe, Ihre Freundſchaft verzeiht mir. Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß wir immer gern an Sie denken, und warmen Antheil an allem, was Sie betrifft, nehmen. Da Schiller nicht ſo oft Herr ſeiner Zeit iſt, als er wünſchte, ſo nahm ich es auf mich, Ihnen ein Lebenszeichen von uns zu geben, und bitte Sie auch in Schiller's Namen, uns bald zu ſchreiben, uns zu ſagen, wie Sie leben. Wenn es nur nicht ſo weit wäre, möchte ich, Sie kämen zu uns, bis im April bleiben wir hier, weil Schiller ſeiner Geſundheit wegen nicht früher reiſen darf. Der böſe Winter iſt nun hoffentlich zur Hälfte überſtanden, ich ſehe ſeiner Ankunft immer mit Sorge entgegen, weil Schiller doch mehr leidet, als im Sommer. Er hat doch bis jetzt ſich gut gehalten, und iſt ſeit einigen Wochen merklich leichter; doch wollen ſeine Krämpfe nicht weichen. Ich ſehne mich oft nach dem Gefühl ſeiner völligen Geſundheit, weil ich ſo lange ſchon immer nur mit Sorge an ihn denke. Nach der Reiſe befand er ſich einige Wochen merklich leichter. Aber im Ganzen hat die Veränderung der Luft wenig Einfluß. Nun leben Sie wohl. Empfangen Sie unſre herzlichen Grüße, und geben uns bald Nachricht wie Sie leben.

Charlotte Schiller.

175. An Waſhington.

München, im Februar 1794.

Herr Präſident!

Nur die hohe Idee, die ich ſchon in meinen Kinderjahren von Ihnen erhielt, als ich die Zeitungen meinem Vater vorlas, die Liebe und das volle Vertrauen, das dadurch in mir entſtund, der Mann, den ich von Jugend auf mit höchſter Achtung verehrte, für den ich mein Leben gewagt hätte, müßte bei näherer Bekanntſchaft mit mir auch mein Freund, mein zweiter Vater werden, giebt mir nun den Muth, mich in der unglücklichſten Lage meines Lebens unmittelbar an Sie zu wenden! Könnten Sie die Thränen in meinen Augen ſehen, die mir der Gedanke erpreßt: Waſhington hält dich wohl, wenn er dieſen Brief lieſt, für einen Thoren oder unbeſonnenen Jüngling, der die Achtung, die man ihm ſchuldig iſt, die Menge ſeiner Geſchäfte nicht kennt, und der ihn in ſeine kleinlichen Händel miſchen will! Es mag nun geſchehen was will, ich kann es von meinem Herzen nicht erhalten, mit dem Präſidenten Waſhington, mit dem Befreier Amerikas anders als mit meinem Vater zu ſprechen, denn ſein Karakter, ſeine Thaten, die ich fleißig zu erfahren ſuchte, hatten zu viel auf mein Herz gewirkt, als daß ich ihn nicht ebenſowohl als meinen Erzieher lieben müßte, wie ich meinen Vater liebe. Dieſe Liebe zu Ihnen, die Sehnſucht in Ihrer Nähe zu ſein, Herr Präſident, iſt nun vielleicht die Urſache, daß ich mein Leben in ewiger Betrübniß hinbringen werde. Die Sache verhält ſich ſo. So lange ich mir meiner Gedankenreihe bewußt bin, — und dieſe Epoche fängt mit der erſten Nachricht an, daß die Amerikaner den Thee in die See geworfen hätten, — war kein dringenderer Wunſch in mir, als in Nordamerika zu ſein, mit dieſem Wunſch ſtudirte ich Mathematik, mit dieſem Wunſch ſtudirte ich Medizin und lernte Chirurgie, mit dieſem Wunſch waren meine Erholungsſtunden der Philoſophie gewidmet, und mit dieſem Wunſch fürchtete ich, mich an Europa zu feſſeln, mit dieſem Wunſch heirathete ich eine Perſon, deren volle Liebe mit mir in jeden Welttheil wandeln würde. Bei dieſer Stimmung nun lernte ich vor drei Monaten einen Mann kennen, der unter dem Namen Williams von einem meiner Bekannten aus Würzburg mir empfohlen ward, und ſich, bei vertrauterer Bekanntſchaft mit mir, für einen Nordamerikaner ausgab, mir durch eine Menge Briefe bewies, daß er William Pearce, Oberſt und Chef eines geworbenen Infanterieregiments und Ritter des Cincinnatusordens ſei, der mir, und dann auch meinem Vater und Schwiegervater, eine geſchriebene, mit dem Siegel der Republik verſehene und mit dem Namen Waſhington und Jefferſon unterſchriebene Urkunde zeigte, vermöge welcher er unbedingte Vollmacht (illimited power) hatte, ſechs Kapitains und acht Lieutenants in Dienſt der Republik aufzunehmen, und der unter den Kapitains auch einen Regimentschirurgen und Auditeur aufnehmen wollte. Wer war froher als ich, ich logirte ihn in Nürnberg in mein Haus, er erzählte mir viel von Ihnen, ſagte mir, er ſei bei Ihnen Adjutant geweſen, erzählte mir verſchiedene Vorfälle mit einer Genauigkeit, die mich an nichts zweifeln ließ, ſagte mir, daß er 1791 im Spätjahr Geſandter in Kopenhagen geweſen, dies war kurz nach meiner Abreiſe von Kopenhagen, wo ich mich wegen des trefflichen Spitals und Accouchirhauſes drei Monat aufhielt, und wußte wieder ſo viel, daß ich nicht zweifelte, und ich unterließ deßwegen an den Grafen Schimmelmann, deſſen Freundſchaft ich völlig beſitze, zu ſchreiben, weil ich kein Mißtrauen hatte; er hatte Briefe und Viſitenkarten an mir wohlbekannte Perſonen, von Offizieren die er anſtellte, und alles war dem Anſcheine nach richtig; von Kopenhagen ging er nach Schweden, und von da nach Stettin; er zeigte mir einen Brief vom Kommandanten, worin ihn dieſer erſuchte, ſeinen Neveu anzuſtellen. Er hatte auf dieſer Reiſe, wie er ſagte, mehrere Offiziere angeſtellt, auf deren Namen ich aber nicht aufmerkſam war, dann ging er wieder zurück nach Philadelphia, und machte von da nochmals eine Reiſe nach Deutſchland, und kam nach Nürnberg, wo ich ihn kennen lernte; auch jetzt hatte er ſchon wieder Einige angeſtellt, worunter ich nur den Namen d'Echard, einen Schweizer, behielt. Er hatte von Baſel und andern Orten dem Anſcheine nach richtige Dokumente zur Erlaubniß dieſer Anſtellungen. Alles dieſes ließ mir keinen Zweifel übrig, und ich ſetzte kein Mißtrauen in ſeine Perſon. Er gab mir nun ein Brevet als Regimentschirurgus, deſſen vidimirte Kopie ich beilege. Er beſaß ſo viele Kenntniß, daß er den Charlatan und denkenden Mann unterſcheiden konnte, auch hatte ich ihm alle meine Briefe anerkannter würdiger Männer gezeigt, um ihm zu beweiſen, daß er mit ſeiner Annahme auf Beifall rechnen könne. Mit welchem Vergnügen nahm ich dieſes Brevet, ich glaubte nun mein Glück gemacht zu haben, denn ich war mir auch in meinem Gewiſſen bewußt, daß ich allen nöthigen Erforderniſſen Genüge leiſten würde, noch mehr bin ich überzeugt, ſo verwegen es auch klingen mag, daß ich mir Ihre Freundſchaft, Herr Präſident, erwerben würde, wenn Sie mich kennen lernten. Ich war nun ganz ſchon für mein neues Vaterland geſtimmt; ich that was mir möglich war, ihm die übrigen Stellen würdig beſetzen zu helfen und half ihm, einen andern geſchickten Mann, der völlig Engliſch verſteht, Namens Fick aus Erlangen, der als Auditeur mitgehen ſollte, unglücklich machen, dieſer gab ſeine Stelle auf, und iſt nun ruinirt; und in dieſem Schwindel beredete ich meinen Schwiegervater, den Kaufmann Johann Paul Golling in Nürnberg, ihm, da er kein Geld mehr hatte, auf ſeine Tratten auf Sir Robert Harris ſogleich 200 Pfund Sterling vorzuſtrecken. Ich reiſte mit ihm nach München, um Offiziere aufzuſuchen, ich reiſte mit ihm nach Salzburg, dort trennten wir uns, er ging mit meinem Wagen und Wildſchur nach Linz, und ich nach Klagenfurt, um meinen Buſenfreund Namens Herbert zu beſuchen, und von dieſem wahren Freund Abſchied zu nehmen, denn Ende Februars wollten wir die Reiſe nach Philadelphia antreten. Wir haben verabredet, uns in Salzburg wieder zu treffen, aber ich fand einen Brief, daß er gerade nach München gereiſt ſei, in München fand ich nicht ihn, ſondern einen Brief von meinem Schwiegervater, daß die Wechſel proteſtirt worden, daß er gleich darauf von dieſem prätendirten Oberſt einen Brief, der retour kam, und dadurch mit Recht Mißtrauen in ihm erweckte, erbrochen habe, und daß es dadurch klar geworden, daß der Mann ein Betrüger ſei. Den Brief lege ich in Kopie bei. Gott, wer kann meinen Zuſtand ſchildern! Ich, der mit den größten Gelehrten Deutſchlands in Korreſpondenz ſteht, der ſich beſonders in der Philoſophie als Schriftſteller einen Namen gemacht, der ſein Glück laut verkündete, der aber auch für die Achtung, die ihm würdige Männer erzeigten, genug von kleinen Seelen büßen mußte, weil ſein Leben bisher ein beſtändiger Krieg gegen Speichellecker, Pedanten und Schurken war, — iſt nun auf einmal ihrem Gelächter ausgeſetzt, muß mit Fingern auf ſich deuten laſſen, und ſie rufen hören: „Seht den freien Republikaner, ſeht ihn für Menſchenrechte kämpfen, ſeht ihn, wie wohl es ihm in einem Staat iſt, wo man nicht heucheln darf, wo man der Vernunft allein Gehör giebt und nur die Rechtſchaffenheit verehrt, ſeht, wie man ihm zuhört, wenn er von Tugend und Menſchenwürde ſpricht! Wir wollen doch ſein Lazareth betrachten, wie ordentlich werden da die Kranken behandelt, wie gut die Koſt, welche Reinlichkeit, welche Ausſicht, u. ſ. w." Dieſer Klang iſt mir beſtändig in den Ohren, und würde mir noch erträglich ſein, wenn meine Aeltern und mein Weib nicht dadurch leiden müßten. Ich bin überzeugt, daß ich vieles Gute gethan, geſagt und geſchrieben, und dieſes wird nun noch weit mehr den Kredit verlieren, als mein Schwiegervater durch die Proteſtation der Wechſel daran verlor!

Dies war die Erzählung meiner traurigen Geſchichte! Nun, mein Vater, flehe ich um Hülfe. Allein wie kann ich in dieſer Entfernung zeigen, daß ich ſie verdiene? Werden Sie es wagen, mich kommen zu laſſen? Werden Sie einen Menſchen retten, den das Vertrauen auf die Republik unglücklich machte? Erzählen muß ich was ich zu verſtehen glaube, und wer ich bin, und es dem Schickſal überlaſſen, wie weit Sie mir glauben wollen. Ich bin 1766 in Nürnberg geboren, mein Vater iſt ein Handwerksmann, er gab mir eine Erziehung, die mich ſehr frühe zum Denken bildete, und mir eine freie republikaniſche Denkungsart einflößte; er wurde von kleinen Menſchen darüber getadelt, und iſt nun ihr Geſpötte. Als der einzige Sohn, und da ich ſehr bald die Eitelkeit deſſen, was man in Europa Ehre und Größe nennt, einſah, entſchloß ich mich bei dem Geſchäfte meines Vaters, der ein Drathfabrikant iſt, zu bleiben, wobei ich aber immer noch den ſüßen Traum hegte, vielleicht doch noch durch eine beſondere Fügung der Vorſehung nach Amerika zu kommen; allein ob ich nun gleich nach meinem vierzehnten Jahre in keiner Wiſſenſchaft einen Lehrmeiſter hatte, ſo war es mir doch nicht möglich, alle meine Zeit, die mir von den Berufsgeſchäften blieb, anders als auf die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte zu verwenden; ich ſtudirte die reine Matheſis, und ich glaube, daß ich einer Profeſſorſtelle in dieſem Fache keine Schande machen würde, ich zeichnete und ſpielte Klavier, um mich zu erholen; von der Matheſis zur Phyſik geführt, ſtudirte ich auch die theoretiſchen Theile der Medizin, alles aber nur um des Intereſſes der Wiſſenſchaft ſelbſt willen, ich wollte immer noch meines Vaters Geſchäft übernehmen; endlich lernte mich 1786 einer der geſchickteſten deutſchen Chirurgen Siebold kennen, dieſer ließ nun, weil er ſo viele mediziniſche Kenntniſſe bei mir fand, nicht nach, bis ich ihm verſprach, zu ihm in ſein Spital nach Würzburg zu kommen; dies feuerte anfangs meinen Eifer an, die mediziniſchen Wiſſenſchaften mehr zu ſtudiren, meine philoſophiſchen Kenntniſſe auf ſie anzuwenden, und mich mit einigen Aerzten bekannt zu machen, um auch beobachten zu können, ob meine theoretiſchen Kenntniſſe praktiſch richtig wären, ohne daß ich noch meinen Vorſatz aufgab, ein Fabrikant zu bleiben; allein mit dieſem ſteigenden Intereſſe an der Arzneiwiſſenſchaft ward endlich mein Vorſatz ſchwankend, und ich ging 1788 zu Siebold, wo ich gleich im Spital praktiſirte, ich beſuchte die meiſten Oerter, wo ich Erweiterung meiner Kenntniſſe hoffen konnte, und nahm 1792 die Doktorwürde an, verheirathete mich in Nürnberg, und lebte ruhig mit dem Entſchluß, mir durch meine Schriften in einigen Jahren einen Ruf zu einem Profeſſorat oder in ein Spital zu erwerben, meine Ausſicht war immer auf Amerika gerichtet, und ich war entſchloſſen, meine erſte Schrift von Wichtigkeit, deren Vollendung aber von mir auf mehrere Jahre ausgeſetzt wurde, und die eine Reform der ganzen Medizin betrifft, nach Philadelphia zu ſchicken. Endlich kam im Oktober der vorgebliche Oberſt William Pearce zu mir, und öffnete mir den Himmel, um mich in die Hölle zu ſtoßen! Das iſt meine Geſchichte. Können Sie mir helfen, ſo beſchwöre ich Sie, thun Sie es. Ich verſtehe Latein, Engliſch, Franzöſiſch und Italieniſch und etwas Griechiſch. Ich habe die klaſſiſchen Griechen und Römer, vorzüglich die Philoſophen, meiſtens im Original geleſen. Als Schriftſteller — meine Diſſertation ausgenommen, wo es ſein mußte — getraute ich mir aber noch in keiner andern Sprache, als in der Deutſchen, aufzutreten, und daher iſt auch dieſer Brief deutſch, doch würde ich, wenn die Umſtände es erforderten, mich bald dazu geſchickt machen können; ich betrachtete bisher die Sprachen als bloße Werkzeuge zur Erweiterung meiner Kenntniſſe. — Antwort erwarte ich auf alle Fälle, denn die Rettung eines Menſchen iſt doch einiger Zeilen werth! Bis dorthin iſt mein Leben eine beſtändige Marter; einer geläuterten Religion verdanke ich es, daß ich noch lebe, denn durch meine Schuld einen

Schwiegervater um den Kredit gebracht, einem Vater, der ſeinen Sohn ſchon glücklich glaubte, ſeine Tage kummervoll gemacht, und ein Weib, das mich über ihr Leben liebte, bis in den Tod betrübt zu haben, iſt Höllenqual für mich; und meine Schuld iſt es, denn warum wollte ich durchaus nach Amerika, da ich doch in Deutſchland zu leben hatte! Aber noch kann ich es nicht von mir erhalten, meine Geſinnung zu bereuen, und noch iſt die Hoffnung, Sie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, das einzige, was bisweilen einen Lichtblick in meine Melancholie wirft! Waſhington! Sie können einen Menſchen der Menſchheit wieder geben, denn jetzt bin ich für ſie verloren, meine Thatkraft iſt verſchwunden, Sie können dem Staat einen treuen Bürger geben, wenn Sie den Betrug in Wahrheit verwandeln! Sollte ich aber nun in dieſer Qualität nicht zu brauchen ſein, ſo laſſe ich mir jedes Geſchäft gefallen, wenn ich nur Sie bisweilen ſprechen kann. Mit banger Erwartung meines Schickſals bleibe ich ewig Ihr innig ergebener Verehrer

Johann Benjamin Erhard,
Med. Dokt.

VI.

Kampf.

Wir ſehen Erhard bisher in dem Kreiſe ſeiner jedesmaligen Umgebung perſönlich hervorragen, die Anderen ihm huldigen, ihn verehren, von ihm Lehre und Beiſpiel ſtets erwarten. Die Selbſtſtändigkeit ſeiner Geiſtesbildung und die Feſtigkeit ſeines auf jene gegründeten Karakters erzeugten dieſe ungeſuchte Wirkung, die ſich nicht nur in dem beſchränkten Kreiſe des Jugendumgangs in Nürnberg zeigt, ſondern auch auf dem freien Schauplatze der belebteſten Univerſitätsſtudien, und ſelbſt auf der Höhe der vornehmen großen Welt behauptet. Selbſt wo ſeine Anſicht mehr Verwunderung als Beifall, ſein Benehmen nicht volle Billigung erfährt, bleibt dieſe anerkennende Verehrung ungeſchwächt. Allein jedem, der eines perſönlichen Anſehens genießt oder bedarf, iſt als Bedingung geſetzt, daſſelbe fortwährend in der Welt durch Erfolge zu rechtfertigen; Unglück und Fehlſchlagen laſſen es ſchwer beſtehen. Doch giebt es Ausnahmen, und Erhard gehört zu dieſen. Die Kataſtrophe, aus welcher der eben geleſene Brief an Waſhington hervorgegangen, war zerſchmetternd für jeden Stolz, der ſich auf weltliches Wirken beziehen wollte; welches Vertrauen, welche Führerſchaft durfte der wohl anſprechen, der eben ſelbſt ſo gröblich und verderblich getäuſcht worden? Jener Stolz erſcheint auch wirklich in dem Schreiben an Waſhington völlig gebeugt, aber das ergriffene Hülfsmittel ſelbſt iſt ſchon wieder ganz des Mannes würdig, der zu kämpfen weiß, er nimmt alle Kraft ſeiner inneren Eigenthümlichkeit und das klarſte Bewußtſein der äußeren Umſtände zuſammen, und wendet ſich damit ſo kühn als frank unmittelbar an die Behörde, deren Namen gegen ihn ſo betrüglich mißbraucht worden war. Konnte dieſer Schritt auch ſchwerlich zum Ziele führen, — wir wiſſen nicht, ob das Schreiben wirklich abgegangen und angelangt ſei, auch im letzteren Fall aber durfte ein ſo ferner Hülferuf in ſeinem Deutſch kaum hoffen beachtet zu werden —, ſo zeigte er doch den unverlorenen Kern des edelſten Selbſtgefühls, das die beſchämende Demüthigung zwar empfindet, aber nicht in ihr untergeht, ſondern ſie eingeſtehend abwirft, und nach wie vor zu Höherem ſtrebt. Wirklich beſteht das Anſehen Erhard's unter ſeinen Freunden auch nach dieſer Kataſtrophe faſt ungeſchwächt fort; ihn zu tadeln, ihm ſogenannten guten Rath zu ertheilen drängt ſich niemand herbei, ihm wahrhaft zu helfen iſt die tüchtigſte Freundeshand bereit. Nur ſein Freund Grundherr, durch redlichen Eifer und ſittliche Ruhe mehr als durch Talente ausgezeichnet, nimmt in dem nachfolgenden Briefe aus dem Unglück Erhard's nothgedrungen Anlaß, ihm mancherlei vorzuhalten, was mit jenem Irrſal näher zuſammenhängt, und ſo ihm den einzigen Gewinn, der bei ſolchem Sturze noch zu erraffen iſt, hervorzuheben und zu wahren. Auch von Schiller findet ſich ſpäter ein Brief, der die hochfliegenden Thatgedanken in ſtillere, gelaſſene Wirkſamkeit herabzuſtimmen ſucht. Doch beherrſcht die hohe Meinung, welche die Freunde von ihm haben, immer den guten Willen, den ſie ihm bezeigen. Perſönliche Lebensbedingungen und die allgemeine Lage der Welt übten hierin größere Macht, als der Rath und die Warnung der Freunde, und es ſchien in ſpäteren Jahren kaum denkbar, daß grade bei ihm, der vor allem das Nächſte, das Auferlegte, das dem ausgeſprochenen Beruf Gemäße that, das Entlegne oder Weitführende dagegen willig der Vorſehung anheimgab, ſolcher Zuruf je hätte anwendbar dünken können.

---

176. **Von Grundherr.**

Nürnberg, den 14. Februar 1794.

Beſter Freund!

Ich nehme an deinen ſo grauſamen Unfällen den innigſten Antheil. Ich zittre, wenn ich mir die ſchrecklichen Empfindungen vorſtelle, welche die erſte Entdeckung dieſes ſchändlichen Betrugs bei dir erwecken mußten. Nichts beruhigt mich, als die Ueberzeugung, daß ein Mann wie du noch immer Stärke genug in ſich fühlen muß, dem Mißgeſchick entgegen zu ſtreben und ſich von ſelbigem nie ganz darniederſchlagen zu laſſen. Muth alſo! Hier kommt es nicht darauf an, ſeine metaphyſiſchen Sätze, welche vor gewöhnlichen Augen, gleich feuchten Luftdünſten dahinſchwinden, mit dem zur höhern Philoſophie geweihten Geiſtesblicke zu durchſpähen, und das Brauchbare davon zur geſunden Geiſtesnahrung für das Volk zu verarbeiten; ſondern hier muß gehandelt werden. Zeige, daß du nicht bloß ein ſpekulativer Stubengelehrter, ſondern ein Mann von praktiſcher Kraft und Leben biſt. So groß auch der Schaden iſt, den hiebei dein Herr Schwiegervater erlitten hat, und ſo herb die

Leiden ſind, welche dieſer ſchreckliche Vorfall deinem Weib zugezogen, ſo bin ich ſo ganz für deinen Kopf und dein Herz eingenommen, daß dieſer Satz bei mir ein Axiom iſt: du wirſt und du kannſt ihnen noch alles erſetzen! Jeden Andern würde eine ſolche Schuld zu Boden drücken, (denn, im Vertrauen geſagt, du biſt ihnen in jedem Betracht, beſonders deinem Schwiegervater, viel ſchuldig: dieſer Mann hat ſich bei dieſem ſo ſchrecklichen Vorfall auf eine Art betragen, die ihm meine volle Achtung erworben hat. Er hat wirklich in dieſer Sache als Vater gegen dich gehandelt): dich wird ſie nur beugen, um mit vervielfachter Kraft dich wieder emporzurichten. Freund! glaube mir, einem Freund, der dich immer als einen Menſchen von ſo vortrefflichem Kopf und Herzen vor Allen geſchätzt und geliebt hat, um Vorzüge willen geſchätzt hat, und noch ſchätzt, die dir kein Schickſal, ſei es auch noch ſo grauſam, rauben kann, einem Freund, der dir nie geheuchelt hat. Es iſt kein Unglück ſo ſchrecklich, das nicht wenigſtens eine gute Seite habe. Es kommt gewiß nur auf dich an, dieſes Unglück zu einer ſehr heilſamen Operation für dich zu machen. Denn, Freund, ich muß es dir geſtehen: ſeitdem du von deinen Reiſen zurückgekommen, habe ich an dir eine Stimmung bemerkt, die nah' an Starrſinn gränzte, eine Gemüthsfaſſung, welche uns nicht bloß gegen Schwierigkeiten ſtählt, ſondern welche uns taub macht gegen die Stimme der Weisheit und Klugheit, und uns in die Gefahren ſchleudert, um unſern Stolz durch die Beſiegung derſelben zu kitzeln. Z. B. du hatteſt einmal den Plan entworfen Doktor zu werden, du wußteſt, daß man nie Doktor werden kann, ohne feierlich in Lateiniſcher Sprache disputirt zu haben. So viel ſich auch gegen dieſes Formale, vor dem Richterſtuhl der Vernunft, mag einwerfen laſſen, ſo ſteht es doch nicht in der Gewalt eines einzelnen Mannes eine ſolche Form abzuſchaffen, und er wird gegen ſelbige nie ungeſtraft anſtoßen dürfen. Es wäre dir ein Leichtes geweſen bei deinem herrlichen Gedächtniß, während deines Aufenthalts zu Würzburg und Jena, dich mit dieſer Sprache ſo innig vertraut zu machen, daß du mit jedem Profeſſor eine lateiniſche Fehde hätteſt mit Ehren beſtehen können. Was thateſt du hingegen? Gerade als hätteſt du über die Gewohnheit ſich lateiniſch zum Doktor disputiren zu müſſen, ſpotten wollen, vernachläſſigteſt du während deines Aufenthalts in der Fremde ſo gänzlich die Kultur der lateiniſchen Sprache, daß es dir ganz unmöglich ward, nur eine Zeile in dieſer Sprache korrekt zu reden oder zu ſchreiben, und doch übereilteſt du ſo ſehr dieſe Ceremonie, daß es gar nicht mehr daran zu denken war, dieſe Lücke nur etwas auszufüllen. Noch mehr. Du wählteſt zu deiner Disputation eine Materie, welche Kenntniſſe vorausſetzte, die auf den meiſten Univerſitäten gar noch nicht in Umlauf gekommen ſind, und wobei Ideen zu Grunde liegen, welche auch ſelbſt angeſehenen Gelehrten noch zu wenig geläufig ſind, um Stoff zu einer Inaugural-Disputation abgeben zu können, und es iſt gewiß noch in Altdorf problematiſch, ob Unwiſſenheit, oder Spottſucht, dir dieſe Disputation eingegeben, oder ob es vielleicht gar ein Kunſtgriff war deine wenige Sprachkenntniß hinter einer ſo dunkeln Materie, zu verbergen. So trat der Mann auf, auf den ganz Nürnberg und Altdorf die Augen geheftet hatte, disputirte, und disputirte ſich wenigſtens in Nürnberg um den Ruf eines Gelehrten. Ich weiß gar wohl, daß dir dieſes bei Männern, welche dich näher kannten, und welche den Geiſt von dem Buchſtaben zu unterſcheiden wiſſen, wenig ſchaden konnte: aber in ſo ferne du in das hieſige Collegium Medicinae zu treten geſonnen warſt, ſchadete es dir allerdings; da ohne dieſe mißlungene Disputation deine Feinde in dieſem Collegio ſich wohl hätten die Luſt vergehen laſſen müſſen, deiner Aufnahme ſich geradezu entgegenzuſetzen; dieſer Umſtand aber machte ſie muthig und beherzt. Auch, in dieſer gegenwärtigen, ſo unglücklich ausgeſchlagenen Unternehmung, würde vielleicht jeder Andere, ſo tief er auch an Kenntniſſen und Geiſteskräften unter dir hätte ſtehen mögen, doch mit weit mehr Behutſamkeit zu Werke gegangen ſein. Er würde Perſonen, die mit den Geſchäften der Welt beſſer bekannt ſind, zu Rathe gezogen haben, ehe er ein ſo gränzenloſes Zutrauen dieſem Böſewicht gegeben hätte. Du aber, der du doch mit ſo vielen großen — auch in Geſchäften der Welt ſehr geübten Männern in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtehſt, haſt keinen einzigen von ihnen in einer ſo wichtigen

Sache zu Rathe gezogen. Unverzeihlich iſt es, daß du nicht einmal an Graf Schimmelmann geſchrieben haſt, da ſich dieſer Schurke eines Geſandtſchaftspoſten zu Kopenhagen gerühmt hat. Ein einziger Brief von dieſem Herrn hätte die ganze Intrigue aufgedeckt, und dir und den Deinigen unendliche Leiden erſpart. Freund! Deine Ueberlegenheit über ſo viele — ſelbſt nicht unbedeutende Gelehrten im wiſſenſchaftlichen Fache, und die ausgezeichnete Achtung, welche Männer der erſten Größe in der gelehrten Welt einem ſo ſeltenen Genie zollten, hat dich ſtolz gemacht. Da Männer von ſo außerordentlichen Geiſtesgaben es nicht unter ihrer Größe hielten, manchmal, beſonders im philoſophiſchen Fache, deine Schüler zu werden, Männer, welche ganz Deutſchland unter ſeine größten Denker zählt, ſo wähnteſt du am Ende, daß die Natur dich nur dazu gemacht hätte, wohl Unterricht zu geben, aber nie welchen anzunehmen. Auch in dem Umgang mit andern Menſchen glaubteſt du ein genugſam geſchärftes Auge zu haben, um den Schurken von dem rechtſchaffnen Mann leicht unterſcheiden zu können. Dieſer Eigendünkel, verbunden mit deinem guten Herzen, dem es ſo ſchwer wird, gegen einen Mann, in dem es einen Freund zu erkennen glaubte, mißtrauiſch zu ſein, macht es mir möglich, mir zu erklären, wie dieſer Schurke dich ſo lange hinhalten konnte. Verzeihe, Freund! daß ich in dieſem Ton mit dir ſpreche, aber ich thue es, weil ich überzeugt bin, daß deine Seele nie empfänglicher war, als itzt, dieſen Erinnerungen in ſich Platz zu geben. Zu jeder andern Zeit würdeſt du ſie mit ſtolzem Lächeln zurückgewieſen haben. Dieſes ſei dir ein warnendes Beiſpiel. In dem Mund jedes Andern könnte dir dieſe Sprache mißfallen, aber in dem Munde eines Freundes, der deine ſchönſten Jugendjahre mit dir in der innigſten Vertraulichkeit durchlebt hat, der in den Grund deines Herzens, ſo wie in ſein eignes ſchauen durfte, vor dem du auch deine Schwächen nie zu verbergen ſuchteſt, ſo wenig er die ſeinigen dir zu verſtecken bemüht war, in dieſem Munde können dieſe Erinnerungen nichts Bitteres für dich haben. Wer ſoll uns denn die Wahrheit ſagen, wenn es ein Freund nicht thun darf? Dein Herr Schwiegervater hat mir deinen Brief an Waſhington gezeigt. So romanhaft auch dieſe Idee bei dem erſten Anblick ſcheint, und ſo wenig auch auf einen ſichern Erfolg gerechnet werden kann, ſo kann er doch von einigem Nutzen ſein. Mit deinem Kopf und deinen vielfachen Kenntniſſen wirſt du doch wohl noch einen Ort in Deutſchland finden, wo du dein Glück machen kannſt. Vielleicht trifft dich mein Brief in Klagenfurt. In dieſem Fall viele Komplimente an Herbert. Ich denke, der iſt dein wahrer Freund. Lebe wohl und bleib' auch abweſend mein Freund, ſo wie ich immer ſein werde

Dein wahrer Freund **Grundherr.**

VII.

Herbert.

Herbert's erſtem Briefe, den dieſe Sammlung darbietet, ſenden wir einige Worte voraus, welche das Verhältniß Erhard's zu ſeinem Freunde näher andeuten mögen. Die Art von Geheimniß, welches Erhard in ſeinem biographiſchen Aufſatze durch die Erklärung bemerklich macht, daß er ſeine innere Lebensgeſchichte mit der erworbenen Freundſchaft Herbert's abzuſchließen habe, findet jetzt nicht mehr den früher beſtandenen Grund. Daſſelbe vollſtändig aufzuhellen, dürfte jedoch auch gegenwärtig weder in unſerem Berufe, noch ſelbſt in unſerem Vermögen ſein. Allein wir ſehen uns in Gemäßheit einer durch vieljähriges Vertrauenverhältniß für dieſen Gegenſtand geleiteten Beurtheilung wohl befugt, den Leſer hier wenigſtens um einige Schritte weiter zu führen, da wir ihn alsdann auf gehörigem Standpunkte ſeiner eignen Sehweiſe wieder überlaſſen. Das Geheimnißvolle, Verſchwiegene, in dem Verfolg der inneren Lebensgeſchichte Erhard's, kann nur die unabweislichen Verwickelungen betreffen, zu welchen mit der inneren Geiſtes- und Gemüthswelt die widerſprechenden äußeren Lebensgeſtaltungen ſich verflechten. Seine Verheirathung, ſeine bürgerliche Stellung, ſeine Vermögensumſtände, mußten einer Menge von Beziehungen nach außen ihr nahes Ziel ſetzen, welche von innenher mit allen Bedingniſſen eines lebendigen Fortſchreitens noch behaftet waren. Statt eines fortgeſetzten Aufſchwungs, ſo weit die reinſten und edelſten Kräfte zu eignem wie zu aller Menſchen Gewinn nur irgend kommen könnten, trat eine allſeitige Reſignation ein, die überall hemmen mußte, aber doch nirgend vernichten konnte. Solche Konflikte, welche, nach Erhard's Geiſtesart, ſogleich eine innere Verarbeitung in erhöhtem Selbſtbewußtſein und erweiterter Weltanſicht empfingen, fanden ihre vertrauteſte Stätte, ihre möglichſte Erledigung, füglich in einer Freundſchaft, welcher ohnehin ſchon jeder kühnſte Gedankenflug ſich leicht vereinte. In den Bildern und Gefühlen, die den eigentlichen, ſtets erneuten Kern des Lebens bilden, welchen die Meiſten freilich unenthüllt durch ihre dunkeln Tage tragen, mag Erhard das gleichgeſtimmte Weſen Herbert's, welches genug Reize der Aehnlichkeit und Verſchiedenheit darbot, als größten Lebenstroſt in ſich genährt und durchlebt haben, wenn auch ausdrückliche Bekenntniſſe darüber nicht vorhanden ſind, noch vielleicht je ſtatt fanden. Daß Herbert auch äußerlich ſeinem Freunde zum feſten Anhalt gedient, ihn, wie auch manchen Anderen, nach Kräften durch Geldmittel unterſtützt, in welcher Hinſicht die großartigſte Unbefangenheit zwiſchen ihnen waltete, darf hiebei nur als Nebenſache anzumerken ſein. War Erhard aus freiem Geiſteswirken, wie es ihm vorgeſchwebt und zum Theil ſchon wirklich geworden, zur ſtrengen Ausübung einer beſonderen bürgerlichen Thätigkeit herabgedrängt, die er bei ihren reichen geiſtigen Beſtandtheilen doch nur hinnehmen, nicht mit ſeinem höchſten Berufe für eins halten konnte, ſo war die Wendung, welche die Geſchichte ſeines Herzens nahm, nicht günſtiger. In ſeinem idealen Streben vorübergehend geſtört, aber darum weder der höchſten Anſprüche deſſelben ledig, noch ſelbſt ihre erſcheinenden Geſtalten entbehrend, knüpfte er ein Band, welches ſeinen augenblicklichen Neigungen zwar genügen, aber jene nicht auslöſchen, noch zu ihnen zurückführen konnte. Hier war der Knoten von Erhard's Schickſal unauflöslich geſchürzt, durch abweichende Art und Richtung ein weiter Raum des inneren Zwieſpalts eröffnet, und dem Betrachter dürfte bei dieſem Beiſpiele vielleicht wie bei manchem anderen der nachdenkliche Ausſpruch einleuchten, daß für Männer, die irgend einem Höchſten unbedingt leben wollen, ein ſolches Band überhaupt nicht Statt finden dürfe, da ein durchaus entſprechendes im einzelnen Fall kaum gehofft werden könne. Wir geben dieſer Betrachtung für unſeren Fall, wiewohl alle Perſonen, die er betrifft, ſchon verſtorben ſind, hier keine weitere Ausführung, und fügen nur noch hinzu, um ſie nicht ſchlimmer deuten zu laſſen, als ſie an ſich iſt, daß Erhard ſpäterhin noch ſeine Frau für die einzige erklärte, in die er im eigentlichen Sinne verliebt geweſen, und daß wir unter ſeinen hinterlaſſenen Schriften die Briefe derſelben aus den erſten Jahren ihrer Verheirathung durch die Aufſchrift aus nicht viel ſpäterer Zeit bezeichnet fanden: Letters of a dear wife. — Was Herbert's eignes Schickſal betrifft, ſo wird auch darüber mancher Aufſchluß im Folgenden zu wünſchen bleiben; der Selbſtmord indeß, mit dem er endigte, liegt in den phyſiſchen und metaphyſiſchen Zuſtänden, deren dieſe Briefe erwähnen, ſchon frühzeitig angedeutet. Wir können dem edlen und kühnen Geiſte, der ſo, indem er auf den Höhen der Spekulation ſchwebt, ſich freventlich in ihren Abgrund ſtürzt, unſer Bedauern wie unſere Bewunderung nicht verſagen. —

---

177. An Niethammer.

(Von Franz Paul von Herbert.)

Klagenfurt, den 4. Mai 1794.

Mein innigſtgeliebter Niethammer!

Ich bin vor zwei Tagen angekommen, und habe die Hände voll Arbeit, allein ich thue doch nichts, weil mir die Arbeit aus den Händen fällt, denn Lebensgeiſter fehlen mir, eine Melancholie hat ſich meiner bemächtigt, über welche mich zu erheben, ich noch nicht vermocht habe, denn mir iſt der Gedanke durch den Kopf gefahren, bei welchem Fadenende der verwirrte Knaul der gegenwärtigen Menſchengeſchichte anzufaſſen wäre, um wenigſtens ein ſo erträgliches Gewebe daraus zu erzeugen, daß man, ohne inkonſequent zu ſein, moraliſch ſein könne. Denn es iſt einmal doch nicht vernünftig, auf einen Grund zu ſäen, der eine Sandbank iſt, und bei dem erſten unausbleiblichen Regen verſchwemmt werden muß; und Kinder ſind wir doch auch keine, und ich kann halt keines ſein, das ſich über ein verlorenes oder zerbrochenes Spielwerk damit tröſtet, daß es wohl wieder eines bekommen wird, denn ich weiß um ſo viel mehr als das Kind, daß dies zweite eben ſo gut zerbrechlich iſt, und daher zerbrechen wird; wie unglücklich das Kind wäre, wenn es dieſes vorſähe, ſo unglücklich bin ich, der ich es vorſehe. Es läßt ſich vieles wider alles das einwenden, allein ich bitte Sie, erſparen Sie ſich die Mühe, denn wir machen es doch nicht a posteriori aus, und was ſich über dieſe Materie a priori ſagen läßt, hat einen zu ſeichten Boden, es hält keinen Grund.

Fichte hat zu dieſer meiner fatalen Stimmung einen großen Theil beigetragen, wieder ein Autor bis auf die Nagelſpitzen, et voilà tout für mich, aber nicht für die Welt leider, denn durch ſeine mittelſt eines Geniezufalls (ich meine ſeine Kritik aller Offenbarung) errungene Autorität wird er viele Köpfe verwirren. Von nun an erkläre ich mich zum unverſöhnlichſten Feinde aller ſogenannten erſten Grundſätze der Philoſophie, und denjenigen, der einen braucht, zu einem Narren, der, wenn ihn der Paroxysmus angreift, aus ſeinem Grundſatz deducirt und ſyllogiſtiſirt. Meines Erachtens ſoll die Maxime und (wegen meiner mag das Kind den Namen tragen) der erſte Grundſatz eines jeden Menſchen und Philoſophen dieſer ſein: „Ich wünſche ein moraliſches Weſen zu ſein,“ und kann ihm der Stoff, den ihm das menſchliche Vorſtellungsvermögen a priori und a posteriori (wenn es noch nöthig wäre) darbietet, die Möglichkeit beweiſen, d. h. reiniget er dieſen Gedanken von allem Widerſpruch, ſo hat er alles gethan, was ſich in ſeinem Gebiete thun ließ, glaubt er dann doch nicht, ſo ſei er gleich einem Heiden und Publikan, mein Bekehrungsberuf hat für dieſen ſein Ende. Wie viel geht für die Philoſophie verloren durch einen dummen Neid um Kant's Ruhm! Wo iſt Kant's erſter Grundſatz, Kritik der Vernunft, habt ihr daran nicht genug, ſo iſt euch nicht zu helfen! Ja, mein lieber Niethammer, ich bitte, ich beſchwöre Sie, brauchen Sie Ihr vorzügliches Talent, Kant's Lehre klar und deutlich darzuſtellen, dazu, daß Sie es thun; brauchen Sie aus Reinhold's, Fichte's und eigener Weiſe, eine Sache begreiflich zu machen, ſo viel dazu, als es frommt; ſein Sie der Advokat der guten Sache, nur möge Sie der geſunde Menſchenverſtand vor einem einzigen abſoluten Prinzip bewahren, da, wenn es eins gäbe, es doch überflüſſig wäre, und bearbeiten lieber in dem Garten des Herrn Pflanzen, die der Wartung ſo ſehr bedürfen. Von Ihnen allein, wie ich wohl und gewiß weiß, wird es abhängen, ob Jena noch der Tempel der Philoſophie bleiben wird oder nicht, denn aus Fichte's abſtraktem Vortrag kann keiner klug werden, der vernünftig iſt. Ihre Weisheit und Politik wird Sie bewahren, ſich nie an Fichten zu reiben; wollen Sie nie mehr ſein als er, ſcheinen Sie immer von ihm zu lernen, beleidigen Sie ſeinen Ehrgeiz nicht, ſo wird kein Brodneid entſtehen, und Ihr Verdienſt wird von ſelbſt ſo erkennbar ſein, wie das Tageslicht; bleiben Sie ſimpler Lehrer und Leſer der Kritik der reinen Vernunft ohne weitere Anmaßung, ſo kann Sie der blendende Ruf Fichte's höchſtens einen Jahrgang beeinträchtigen. — Ich war auch in Bern, Lotte verdiente vielleicht Ihre Achtung, aber nie Ihre Liebe, denn dazu gehört Gegenliebe, von welcher nichts zu fühlen ſie mir auf eine Art bekannte, die ich ihr zum Vorwurf machte, indem ich ihr ihre weibliche Eitelkeit und Eigenliebe ſo vorhielt, daß ſie ſich darüber ergrauſen konnte, wenn ſie wollte. —

Wollen Sie noch etwas wiſſen von meiner Reiſe, Lavatern, Fichten, der Sie ſehr hoch achtet, von meinem lieben Erhard u. ſ. w. — ſo fragen Sie mich, oder dieſe Leute ſelbſt.

(Von Erhard).

Nürnberg, den 19. Mai 1794.

Lieber Freund!

Weil ich den Brief offen erhalte, ſo will ich auch einige Worte beiſetzen. Herbert hat über das *eine* Prinzip von einer Seite ganz Recht. Die Philoſophie, die von Einem Grundſatz ausgehet, und ſich anmaßt, alles daraus abzuleiten, bleibt auf immer ein ſophiſtiſches Kunſtſtück, allein die Philoſophie, die bis zum höchſten Grundſatz hinaufſteigt, und alles andere mit ihm in vollkommener Harmonie darſtellt, nicht daraus ableitet, iſt die wahre. Das höchſte Prinzip iſt die moraliſche Natur des Menſchen, wer dies bewieſen haben will, für den giebt es keine Philoſophie. Das ganze Syſtem des menſchlichen Geiſtes läßt ſich auch wohl noch aufſtellen, allein wenn man glaubt, daß man es durch ein Prinzip finden und daraus ableiten könne, ſo klingt es mir gerade ſo, als wenn man aus der Anziehungskraft, nach deren Geſetzen ſich das ganze Weltſyſtem ſeinen *Bewegungen* nach erklären läßt, die Weltkörper inſofern ſie *Materie* beſitzen, ableiten wollte. Kant's Philoſophie iſt noch gar nicht herrſchend bei ſeinen Jüngern, denn ſie wollen die Vernunft daraus *konſtitutiv* haben. Die Ideen werden von uns als a priori *in uns* erkannt, aber ſie werden von uns nicht a priori, ſondern analytiſch erkannt, und da ſie als Ideen ein Gattungsmerkmal haben, ſo glauben wir, wir haben ſie durch dies Merkmal, das wir von ihnen abſtrahirt, ſogar aufgefunden. Ich habe einſtens ſchon Reinhold darüber geſchrieben, und ihm bewieſen, daß keine Theorie, ſondern nur eine Analyſis des Vorſtellungsvermögens möglich iſt. Jede Analyſis eines *Objekts* giebt eine ſynthetiſche Erkenntniß der Form nach. Wir erlangen *alle* unſre ſynthetiſchen Urtheile durch Analyſe. In Erfahrungswiſſenſchaften iſt dies evident, denn da entſteht das ſynthetiſche Urtheil, z. B. Gold löſt ſich nicht in Salpeterſäure auf, offenbar aus der beſondern Betrachtung der Eigenſchaften, die den Totaleindruck Gold, der *kein Urtheil* (auch kein Begriff) iſt, ausmachen; aber auch in der Metaphyſik iſt es wahr, denn da erlangen wir auch alle unſere Kenntniß durch Zergliederung der von uns ohne Reflexion gebildeten Begriffe. Wenn dies außer Acht gelaſſen wird, ſo *konſtruiren* wir uns ein Syſtem der urſprünglichen Begriffe, anſtatt daß wir *das wirkliche erkennen*. Weiter als Kant läßt ſich nicht gehen, wenn man bloß auf *Erkenntniß* ſieht, aber höher kann man hinaufſteigen, wenn man nur auf die *Ueberſicht* dieſer Erkenntniß ſieht. Die höheren Prinzipien ſind dann weder Prinzipien des *Seins* noch des *Erkennens*, ſondern bloß des *Darſtellens*. Nach dieſen drei Rückſichten komme ich: 1) auf ein abſolutes Subjekt, *Ich*; 2) abſolutes Objekt, *Nicht-Ich*; 3) abſolutes Thun, *Freiheit*; und da ſtehe ich nun, und muß wieder hinab, wenn ich nicht bloß einen unendlichen Horizont haben, ſondern wirkliche Gegenſtände ſehen will. Will ich aber in meiner hohen Region bleiben, ſo habe ich freilich Raum für alles logiſch Mögliche, aber ich muß nicht zürnen, wenn mir der Untenſtehende hinaufruft, daß es nicht *wirklich* iſt. — Schiller wird dir erzählen, wie wir zuſammen reiſten. Lebe wohl.

Dein *Erhard*.

178. Von Schiller.

Jena, den 26. Mai 1794.

Inliegender Brief, lieber Freund, iſt bei mir an Sie abgegeben worden. Möchte er Sie noch in Nürnberg treffen! Wir ſind hier glücklich angekommen, und ich ſehe nun einer ruhigen Exiſtenz im Schoß einer philoſophiſchen Muße entgegen. Fichte hat bereits ſeine akademiſche Laufbahn angefangen, und man drängt ſich zu ſeinen Vorleſungen. Ohne Zweifel hat er Ihnen ſchon ſelbſt ſein Programm zugeſchickt, ſonſt würde ich es beigelegt haben.

Möchte nun auch *Ihr* Schickſal Sie glücklich führen, geliebter Freund, daß Ihre Geiſteskräfte ſich nicht im Kampf mit den Umſtänden zu verzehren brauchen. Vor allem folgen Sie meinem Rath, und laſſen Sie vor der Hand die arme, unwürdige und unreife Menſchheit für ſich ſelbſt ſorgen.

Bleiben Sie in der heitern und ſtillen Region der *Ideen*, und überlaſſen Sie es der Zeit, ſie in's praktiſche Leben einzuführen. Und wenn es Sie ja kitzelt, außer ſich zu wirken, ſo machen Sie den Anfang mit dem Phyſiſchen, und kuriren die *Körper* derer von der Gicht und vom Fieber, deren *Seelen* inkurabel ſind.

Bei mir iſt ein Plan zu einem großen literariſchen Journal im Werke, und wird auch ſchon mit einem Verleger deßwegen traktirt, zu welchem die beſten Köpfe der Nation vereinigt mitwirken ſollen. Weil Einer dem Andern Kredit verſchafft, ſo wird man im Stande ſein, jedem Mitarbeiter größere Anerbietungen zu machen, als bei irgend einem andern Werk möglich iſt, und unter 4 Louisd'or für den Bogen wird das Honorar nicht betragen. Ich zähle dabei ſehr auf Ihre Beiträge, lieber Freund. Den Plan zum Ganzen will ich Ihnen, ſobald er ausgegeben wird, überſenden. Laſſen Sie mich Ihre Adreſſe wiſſen, ehe Sie Nürnberg verlaſſen. Meine Frau grüßt Sie freundlich und wünſcht, daß Sie ſie in gutem Andenken behalten mögen. Ganz der Ihrige

Schiller.

179. An Niethammer.

Nürnberg, den 12. Juni. 1794.

Lieber Freund!

— Mir iſt vor dem Skeptiker nicht bange, ſo lange ich kein Sophiſt bin. Man mag ſagen was man will, es bleibt richtig, daß der Skeptiker an ſeiner eignen Exiſtenz zweifeln muß; denn, hebt er alle Kauſalverhältniſſe auf, ſo bleibt ihm auch kein denkbarer Begriff von ſich, denn er hat keinen andern Beweis für ſein Subſtratum als für das der andern Gegenſtände. In dieſer Rückſicht iſt alſo alle Mühe mit dem Skeptiker verloren, und die Philoſophie vermag ſchlechterdings nichts über einen Menſchen, über den das allgemeine Menſchengefühl nichts vermag. Der konſequente Skeptiker handelt ſchon inkonſequent, wenn er nur mit jemand ſpricht, und ſich Mühe giebt, einen Biſſen Brod zu eſſen, — er weiß ja nicht, ob es ihn nährt. Die Theorie und Widerlegung des Skepticiſmus liegt in folgendem Vernunftſchluß:

> Kein allgemein bejahender Satz iſt wahr,
> Atqui dieſer Oberſatz iſt ein allgemein bejahender Satz.
> Ergo —

Du wirſt nicht übel thun, das Sonderbare dieſes Vernunftſchluſſes, der keinen Fehler in der Form hat (wie Lambert annahm, ohne es beweiſen zu können), und wo doch die Konkluſion den Oberſatz aufhebt, näher zu betrachten; um ihn zu erklären, muß man die Kritik der reinen Vernunft verſtanden oder ſie geſchrieben haben. Lebe wohl.

Dein Freund Erhard.

180. An Niethammer.

Nürnberg, den 6. Auguſt 1794.

Ich bin noch in Nürnberg, und bleibe noch ein paar Wochen; der Grund iſt die beſondere Lage der Dinge, ich ſcheue Wien, bis die jetzige Kriſe vorbei iſt, und ich verlaſſe eben ſo wenig gern Nürnberg, bis ich weiß, woran ich bin.

Dein Brief wurde gleich abgegeben, und kam auch glücklich an. Zu meiner Schrift über die Philoſophie habe ich nun den Entwurf gemacht, ſie erhält den Titel: Arkeſilas, und beſteht aus Briefen und Geſprächen. Ich habe ſie Forberg angetragen. Ich werde ſo weit möglich den alten Arkeſilas auftreten laſſen. Es gilt darinnen exoteriſch aller Philoſophie, die mehr als Philoſophie ſein will; eſoteriſch (in Geſprächen) wird das durch Kant geläuterte Chriſtenthum als die einzige nöthige Philoſophie aufgeſtellt. Ich hoffe, mit allen Syſtemen fertig zu werden, und dem Skeptiziſm einen vollſtändigen Sieg über alles Theoretiſche zu verſchaffen, und ihn aber dann in ſeiner fürchterlichen Einſamkeit nicht zu verlaſſen, ſondern ihm von der praktiſchen Vernunft Troſt und Hülfe zu verſchaffen. Ich wünſche dir bald Entſcheidung deines Schickſals. Lebe wohl.

Dein Erhard.

N. S. Grüße mir Schiller und Schillerin recht innig, wenn du hin kommſt.

181. Von Schiller.

Jena, den 8. September 1794.

Ich kann den Profeſſor Paulus nicht durch Nürnberg reiſen laſſen, ohne Sie, mein theurer Freund, mit ein paar Zeilen zu begrüßen. Man ſagte mir kürzlich, daß Sie noch da wären, und ich wünſche es von Herzen, weil die gegenwärtigen Aſpekten im Oeſterreichiſchen nicht ſehr günſtig ſind. Ich fürchte ſelbſt für Herbert, denn ein Menſch wie er muß den Freunden der Finſterniß natürlicherweiſe ein Dorn im Auge ſein.

In unſerm Muſenſitze iſt alles ruhig, und Fichte iſt noch in voller Arbeit, ſeine Elementarphiloſophie zu vollenden. Ich bin überzeugt, daß es nur bei ihm ſtehen wird, in der Philoſophie eine geſetzgebende Rolle zu ſpielen, und ſie um einen ziemlich großen Schritt vorwärts zu bringen. Aber der Weg geht an einem Abgrund hin, und alle Wachſamkeit wird nöthig ſein, nicht in dieſen zu ſtürzen. Die reinſte Spekulation gränzt ſo nahe an eine leere Spekulation, und der Scharfſinn an Spitzfindigkeit. Was ich bis jetzt an ſeinem Syſtem begreife, hat meinen ganzen Beifall, aber noch iſt mir ſehr vieles dunkel, und es geht nicht bloß mir, ſondern Jedem ſo, den ich darüber frage.

In einem Publikum, das Fichte zu gleicher Zeit lieſt, hat er ſehr herrliche Ideen ausgeſtreut, die eine Anwendung ſeiner höchſten Grundſätze auf die Menſchen, in der Geſellſchaft enthalten.

Das Journal, von dem ich Ihnen ſchon geſchrieben habe, kommt nun ganz gewiß zu Stande, und ſchon ſind, außer Fichte noch Garve, Engel, Goethe, Herder, Jacobi und mehrere Andere als Mitarbeiter beigetreten. Das Honorar iſt 4 Louisd'or. Aber alle politiſchen und Religion betreffenden Aufſätze ſind durch unſere Statuten ausgeſchloſſen. Ich hoffe, mein lieber Freund, bald einmal etwas von Ihnen zu erhalten. Nur richten Sie es ſo, daß es für ein Publikum paßt, welches wenige ſcientifiſche Kenntniſſe mitbringt, und nichts als einen natürlichen Verſtand und einen guten Geſchmack beſitzt.

Mit meiner Geſundheit geht es weder beſſer noch ſchlechter, aber an Thätigkeit fehlt es mir nicht, und der Geiſt iſt heiter. Meine Frau und Schwägerin ſagen Ihnen einen freundſchaftlichen Gruß. Von ganzem Herzen der Ihrige

Schiller.

182. Von Schiller.

Jena, den 26. Oktober 1794.

Mit der Nachricht, daß Sie in Nürnberg zu bleiben entſchloſſen ſind, haben Sie mir, mein lieber und theurer Freund, eine recht große Freude gemacht, und eine nicht geringere durch die vielen Winke, die Sie mir von Ihrer Aktivität gegeben haben. Auf die Ausführung Ihrer Ideen bin ich äußerſt begierig, und das wenige, was Sie mir davon ſchreiben, ſpannt meine Erwartung ſehr.

Die Ableitung des Eigenthumsrechts iſt jetzt ein Punkt, der ſehr viele denkende Köpfe beſchäftigt, und von Kanten ſelbſt, höre ich, ſollen wir in ſeiner Metaphyſik der Sitten etwas darüber zu erwarten haben. Zugleich höre ich aber, daß er mit ſeinen Ideen darüber nicht mehr recht zufrieden ſei, und deßwegen die Herausgabe vor der Hand unterlaſſen habe.

Gegen Ihre Poſtulation der Gottheit bei Ableitung des Rechts der erſten Poſſeſſion habe ich dieſes einzuwenden, daß Sie einen Zirkel begehen, und die Gottheit bloß darum herbeirufen müſſen, weil Sie ſie ſchon vorausgeſetzt haben. Sie ſagen: was berechtiget mich eine rem nullius zu der meinigen zu machen? Ich frage, was hindert Sie daran? Wie können Sie überhaupt hier nach einem Rechte fragen, wenn Sie nicht ſchon vorausgeſetzt haben, daß Gott der Eigenthümer und gleichſam der Lebensherr des Bodens iſt, den Sie ſich zueignen wollen? Recht iſt ein Begriff, der nur auf dies Verhältniß eines moraliſchen Weſens zum andern anwendbar iſt, und um alſo bei einer res nullius an ein Recht zu denken, müſſen Sie ſchon eine Gottheit geſetzt haben. — Fichte ſcheint hier in Jena bald einen harten Stand zu bekommen. Er hat einen alten guten Freund von Leipzig her, Weißhuhn, hieher nach Jena zu ziehen veranlaßt, der ein ſehr philoſophiſcher Kopf ſein ſoll. Dieſer Weißhuhn iſt aber ſehr hart hinter dem Fichtiſchen Syſtem her, erklärt es rund heraus für einen ſubjektiven Spinozism, und wird dagegen ſchreiben. Ich ſelbſt habe ihn noch nicht kennen lernen, aber alle Urtheile ſtimmen überein, daß er einen entſchiedenen Beruf zum Philoſophiren habe.

Ich bin gegenwärtig noch ſehr mit der Analytik des Schönen und einer Art von Elementarphiloſophie für die ſchönen Künſte beſchäftigt, welche den Hauptgegenſtand meiner Beiträge zu den Horen ausmachen wird. Zugleich hat ſich zwiſchen mir und Goethen eine wiſſenſchaftliche Korreſpondenz darüber angefangen, welche die Sache ziemlich in Bewegung bringt, und wovon wir auch einmal in den Horen Gebrauch machen wollen.

Im erſten Stücke dieſes Journals werden Sie einen Aufſatz von mir über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen finden, wo neben verſchiedenen kleinen Ausfällen auf die Herren Politiker (auf der Philoſophenbank) auch einiges iſt, was ich meinem Freund Erhard an's Herz lege.

Auf Ihre Ideen über Plato freue ich mich. Können Sie ſie auf eine ſchickliche Art in mehrere kleine Aufſätze theilen, ſo iſt es mir lieber, als wenn Sie einen einzigen unter dem nämlichen Titel ausmachen. Ihren Freund Grundherr bin ich ſehr neugierig näher kennen zu lernen.

Meine Schwägerin iſt nicht mehr hier, ſondern in Stuttgart, und zwar verheirathet mit dem würtembergiſchen Legationsrath von Wolzogen. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer Frau beſtens.

Ihr Schiller.

183. An Niethammer.

Nürnberg, den 2. November 1794.

— Für die Horen iſt meine Kritik der Platoniſchen Republik beſtimmt. Herr Jacob hat ſich nicht an mich gewandt, und wird es ſchwerlich thun, weil ich nicht glaube, daß er mich kennt, ich würde ihm aber auch nichts liefern. Rezenſionen würde ich am liebſten liefern, und die ſchon verſprochene Apologie des Teufels.

Daß du dich in der Philoſophie orientirſt, iſt mir ſehr lieb, ſo habe ich doch wenigſtens Einen, der mit mir die Fahrt an den Küſten der Geſchichte, der Erfahrung und des Gefühls macht, da die andern Herren alle in die weite See auf den Leviathansfang ausgehen. Wer Erfahrung läugnet, mit dem iſt nicht zu reden, denn ſelbſt die Vorſtellung kenne ich nur als Erfahrung. Das ſetzende Ich aber, mit allen ſeinen Wechſelbälgen oder Wechſelwirkungen, kann ſetzen was es mag, ich werde mich nur hüten, nicht darein zu treten. —

Von Nürnberg werde ich ſo leicht nicht weggehen, ich lebe hier ganz frei, und nach Oeſterreich, da nun die Toleranz aufgehoben wird, und ſich alle proteſtantiſchen Geiſtlichen noch in dieſem Jahr entfernen ſollen, kann ich wohl gar nicht —.

Fleißig werde ich hier ſein, um meinen ſchon vor Jahren gefaßten Plan einer Theorie der Geſetzgebung vielleicht noch in meinem Leben auszuführen, darauf zielen alle meine Bemühungen, an deren Erfolg ich, wenn nur keine andern Hinderniſſe zu überwinden wären, gar nicht zweifeln würde, ſollte auch kein allgemeingeltendes Prinzip der Philoſophie außer der moraliſchen Natur des Menſchen gefunden werden. Hume war der Widerlegung werth, weil er Erfahrung zugab, und nur die Erfahrung einer Kauſalverbindung läugnete. So konſequent, als er im Aeneſidemus vorkommt, wo ihm die Schlußart zugeeignet wird: Die Kauſalität wird nicht erfahren, ohne ſie läßt ſich aber nichts Objektives erfahren, alſo läßt ſich nichts Objektives erfahren, — finde ich ihn nicht. Er ſchließt nur ſo: Die Kauſalverbindung iſt der Grund, auf dem wir unſere Kenntniſſe über Thatſachen hinaus erweitern wollen, ſie hat aber ſelbſt keinen Grund, alſo auch dieſe Erweiterung nicht. Wird Hume'n bewieſen, daß gar keine Thatſache ohne das Verhältniß zu denken iſt, ſo iſt er widerlegt, und dies that Kant. Abicht in ſeinem Hermias giebt auch ein neues Prinzip, das heißt: Beſeelung iſt uns als etwas ſo und nicht anders zu denken Gegebenes. Dies Prinzip hat den Vortheil, daß es Alle annehmen können, ohne ſich zu vereinigen, denn es kann jeder behaupten, ihm iſt ſie recht zu denken gegeben, oder er ſei ſo aufrichtig, es zu ſagen. In einigen Jahren wird man dieſe Schriften zum Spaß leſen, um etwas zum Lachen zu haben. — Wenn nur auf Fichte's Syſtem kein Angriff geſchieht, den er glaubt, abſchlagen zu müſſen, dann iſt er für die Welt verloren, und das wäre Schade. Kommen keine Leidenſchaften in's Spiel, ſo ſieht wohl er ſelbſt noch ein, daß er alles zu unterſt und oberſt kehren wollte, um zu zeigen, daß dies das Ich that, woran niemand zweifelte. Das Richtige des Fichtiſchen Syſtems iſt die weiter als bisher getriebene Analyſis der Handlungen bei den Urtheilen. Sonſt glaube ich nicht, daß die Philoſophie einen Gewinn davon zieht. Lebe wohl.

Dein Erhard.

184. Von Schiller.

Jena, den 5. Mai 1796.

Das unglückliche Schickſal Ihres Freundes geht mir ſehr zu Herzen, und lebhaft fühle ich mit Ihnen das Peinliche dieſer Lage, wo Sie zuſehen müſſen, wie ein Freund, dem Sie geholfen haben würden, das Opfer des Unverſtandes wird. Doch nach Ihrer eigenen Beſchreibung gebe ich noch nicht alle Hoffnung auf, denn grade deßwegen, weil der ganze Anfall den Dekurſus einer hitzigen Krankheit hat, ſo kann man hoffen, daß er auch eher eine Kriſe habe und in keine eigentliche Manie übergehen werde.

Sind es denn die Menſchen werth, daß ein geſchickter Mann ihrentwegen ſich ausſetze, ſeinen Verſtand zu verlieren? Wahrhaftig ſie ſind es nicht.

Mich freut es ſehr, mein Lieber, daß Ihre Denkungsart ſich auf den gemäßigten und ruhigſten Ton geſtimmt hat, den ihre neueſten Arbeiten unverkennbar zeigen. Nach und nach, denke ich mir, ſollen Sie ſich ganz und gar von dem Feld des praktiſchen Kosmopolitism zurückziehen, um mit Ihrem Herzen ſich in den engeren Kreis der Ihnen zunächſtliegenden Menſchheit einzuſchließen, indem Sie mit Ihrem Geiſt in der Welt des Ideals leben. Glühend für die Idee der Menſchheit, gütig und menſchlich gegen den einzelnen Menſchen, und gleichgültig gegen das ganze Geſchlecht, wie es wirklich vorhanden iſt — das iſt mein Wahlſpruch.

Wenn Sie mir erlauben, außer denjenigen Stellen, welche in Ihren Briefen über Plato's Republik die ganze Korreſpondenz einleiten, noch hie und da einen Ausdruck zu ändern, der für die Leſer der Horen zu fremd ſein könnte, ſo kann ich Ihren Beitrag ganz gut für die Horen gebrauchen. Einem andern Journal gönne ich ihn nicht; auch wünſchte ich, daß Ihnen der Vortheil des größeren Honorars nicht entzogen würde. Ich kann Ihnen für alle Ihre Aufſätze, ſobald ſolche nur für unſer Publikum popular genug ſind, 5 Louisd'ors pr. Bogen auszahlen laſſen.

Was meine Theorie betrifft, wie ich ſie in den äſthetiſchen Briefen aufzuſtellen angefangen, ſo hoffe ich, daß nach und nach jede Zweideutigkeit verſchwinden ſoll. Ich bin auf ein ausführliches Urtheil vom alten Kant ſehr begierig, der mir verſprochen hat, die Briefe zu ſtudiren und mir dann ſeine Meinung davon zu ſagen. Beim erſten Durchleſen war er recht wohl damit zufrieden, wie er ſchreibt. Dem Verfaſſer des Aufſatzes über den Geſchlechtsunterſchied läßt er mehr Gerechtigkeit widerfahren, als Sie, ob er gleich Zweifel gegen ſeine Behauptungen äußert.

Adieu, lieber theurer Freund. Meine Frau grüßt Sie herzlich, und wir beide wünſchen Ihnen Aufheiterung und guten Muth. Möchten wir einander bald wieder eine Zeitlang genießen. Ganz der Ihrige

Schiller.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

185. Von Charlotte Schiller.

Jena, den 8. Mai 1795.

Dieſer beiliegende Brief, den ich Ihnen ſchon früher zuſchicken wollte, hätte mich immer veranlaßt, Ihnen einige Zeilen zu ſchreiben. Ihr letzter Brief an Schiller beſtimmt mich aber, es noch eiliger zu thun, denn ich möchte Ihnen gern ſagen, daß mein Antheil recht innig iſt, den ich an den unangenehmen Zufällen nehme, die Sie betrüben, und mit Recht betrüben müſſen. Iſt denn keine Hoffnung zur Beſſerung übrig? Ich fühle, wie Sie dabei leiden.

Da der Künſtler, deſſen Brief folgt, ſchon mehrere Aufſätze im deutſchen Merkur über Beurtheilung von Kunſtwerken gegeben hat, und man mit ihm zufrieden war, da auch außerdem ſeine Lage ſo iſt, daß er gern durch andere Mittel, als ſeine Kunſt, ſich ſeine Exiſtenz erleichtert, weil in Rudolſtadt wenig zu thun iſt für die Künſte, und er gut ſchreibt, auch ſeine theoretiſchen Kenntniſſe größer ſind, als die praktiſchen, ſo glaube ich, es wäre vielleicht ein taugliches Subjekt für das Künſtlerjournal, und habe ihm die Anzeige geſchickt. Sie werden nun ſelbſt aus ſeinem Briefe das Uebrige ſehen; es wäre mir lieb, wenn er brauchbar wäre. —

Ich möchte wohl, Sie könnten hier wohnen, wir haben ſchon oft davon geſprochen, daß es uns freuen würde und lieb wäre.

Was machen Ihre Kinder? mein Kleiner iſt recht wohl und groß, und entwickelt ſich nach und nach, mit dem dreizehnten Monate lernte er allein gehen, bekommt die Zähne ſehr glücklich, und hat dieſen Winter die Blattern überſtanden, und ohne ſehr krank zu ſein; er macht uns manche frohe Stunde mehr, ſeine Gemüthsanlagen ſind auch ſo, daß er leicht zu leiten iſt, er iſt biegſam, und weich, und gutmüthig.

Meine Schweſter iſt wohl, und lebt zufrieden in Stuttgart; hat ſie Ihnen noch nicht geſchrieben? Herbert's Schickſal geht mir auch nah, nach dem, was Baggeſen ſagte, hat er viel verloren. Leben Sie wohl, ich wünſche Ihnen den

Troſt, Ihren Freund wieder wohl zu ſehen. Erhalten Sie mir Ihr Andenken, und ſein Sie von dem meinigen verſichert.

Charlotte Schiller.

186. An Niethammer.

Nürnberg, den 12. Mai 1795.

Lieber Freund!

Die Rezenſion von Fichte's Beiträgen kann ich dir wohl ſchwerlich mehr in's dritte Heft liefern, weil ich das Buch noch nicht einmal durchgeleſen habe, aber für das vierte verſpreche ich ſie dir gewiß. Ich habe ſchon gefunden, da die Beiträge Anlaß zu einer ausführlichen Rezenſion, oder vielmehr zu einigen kleinen Abhandlungen geben.

Die Revolution, die die kritiſche Philoſophie in der Moral (nicht den Kompendien derſelben) gewirkt hat, habe ich noch gar nicht bemerkt, denn ſogar die Kompendienſchreiber vergeſſen ſich, wenn ſie über beſondere Gegenſtände ſchreiben, und ſtimmen mit der alten Leier. Meine Darſtellung würde alſo nicht tröſtlich ausfallen. Zum zweiten muß ich dir ſagen, daß ich, außer Lorenz Leſebuch und Gebhard über's Wohlwollen und ein paar Piecen, was ich alles geſchenkt bekam, keine von allen neueſten moraliſchen Schriften beſitze. Ich bin in der Kantiſchen Philoſophie gleichſam ein Pietiſt, ich kann nichts außer Kant für rechtgläubig darin erkennen.

Herrn Prof. Maaß kenne ich als Moralphiloſophen noch nicht, ich überlaſſe mich aber gerne deiner Wahl, nur muß ich dich bitten, dafür zu ſorgen, daß meine Abhandlung über die Alleinherrſchaft damit verbunden werden, und daß ſich mein Rezenſent etwas Mühe geben möchte, *keinen* Widerſpruch in beiden Abhandlungen zu finden.

Den Aufſatz Maimon's will ich rezenſiren, aber ich kann es dir nicht ſogleich verſprechen. Günſtig kann das Urtheil nicht ausfallen, denn wenn gleich ſehr viel Treffliches darinnen iſt, und ich ihn mit Vergnügen las, ſo ſcheint mir doch das

Abweichende von Kant bloße Neuerungsſucht. Deinen Aufſatz will ich mit verbinden.

Erhalte ich deine Schrift zur Rezenſion, ſo will ich ſie gewiß mit aller Aufmerkſamkeit leſen, mit Muße prüfen, und mit Gerechtigkeit beurtheilen.

Was Herbert betrifft, ſo glaube ich wohl, daß Baggeſen übertrieben hat, und daß er nur nicht außer ſeinem Verſprechen zu Dienſten ſein wollte. Gewinnen kann er nicht viel, weil der Krieg den Verſchleuß hindert. Derangirt iſt er aber in ſeinen Handlungsgeſchäften nicht, das weiß ich von Kaufleuten, aber was er übrigens für Unannehmlichkeiten haben muß, iſt daraus zu erſehen, daß er mir ſagen läßt, nicht an ihn zu ſchreiben, bis er mich aviſirte.

Durch Herrn Fabricius, einen Studenten, habe ich erfahren (aus Briefen, die er erhielt), daß Fichte ſo gemißhandelt wurde, daß er flüchten mußte, iſt es wahr? — Lebe wohl.

Dein Erhard.

187. Von Schiller.

Jena, den 17. Juli 1795.

Nur zwei Worte, lieber Freund, zur Begleitung dieſes Paquets. Ich leide ſchon mehrere Wochen faſt anhaltend an meinen Krämpfen, und habe die Feder ganz weglegen müſſen. Sie erhalten hier die bisher herausgekommenen Horenſtücke. (Jedes Stück, worin etwas von Ihnen enthalten iſt, erhalten Sie gratis, und ſobald wir Sie unter die fleißigen Mitarbeiter zählen dürfen, bekommen Sie den ganzen Jahrgang ohnehin frei.) Dieſe ſechs Stücke hatte ich noch übrig, ſie werden Ihnen alſo nicht verrechnet.

Ihr Aufſatz wird in acht Tagen, denk' ich, gedruckt ſein. Er fängt das ſiebente Stück an. Ich wünſche, daß Sie mit meiner Redaktion deſſelben, auf die ich freilich nicht viel Zeit wenden konnte, zufrieden ſein möchten.

Melden Sie mir, ob ich Ihnen das Honorar für dieſen Aufſatz gleich baar ſoll bezahlen laſſen. Nach unſerer Einrichtung wird von einer Oſtermeſſe zur andern Abrechnung vorgenommen. An dieſe Uebereinkunft brauchen Sie ſich aber nicht zu binden.

Recht verlangend bin ich auf etwas Neues von Ihrer Hand. Laſſen Sie mich nicht allzulang darauf warten.

Ganz der Ihrige

Schiller.

188. Von Schiller.

Jena, den 3. Auguſt 1795.

Hier, lieber Freund, das ſiebente Stück. Möchten Sie mit Ihrem Aufſatz zufrieden ſein, ſo wie ich ihn herausſtaffirt habe.

Beiliegende Anweiſung ſenden Sie an die Cotta'ſche Buchhandlung in Tübingen, und die Bezahlung wird immediat erfolgen.

Ein andermal mehr. Heute habe ich eine ſchreckliche Briefexpedition.

Ganz der Ihrige

Schiller.

189. Von Schiller.

Jena, den 14. September 1795.

Hoffentlich, lieber Freund, iſt das Geld aus Tübingen jetzt längſt in Ihren Händen, denn Cotta ſchrieb mir vor vier Wochen, daß er bloß Ihren Schein erwarte, um es Ihnen zu ſenden. Sollten Sie es nicht haben, ſo ſchreiben Sie es mir ja mit erſter Poſt, und ich will es Ihnen dann unmittelbar ausbezahlen.

Von Michaelis werden Sie mit nächſtem befriedigt ſein. Ich weiß nun die Geſchichte der retardirten Bezahlung ausführlich. Michaelis iſt unſchuldig, und die Sache hat ſich zu ſeiner völligen Rechtfertigung aufgeklärt. Er mußte von Strelitz abreiſen, und gab an dem Tage 1000 Thlr. auf die Poſt an David Friedländer in Berlin, der davon die nöthigen Zahlungen beſorgen ſollte. Aber der Menſch, dem er die Führung ſeiner Geſchäfte während ſeiner Abweſenheit übergab, ließ ſich die 1000 Thlr. gegen den Poſtſchein, den er in Händen hatte, auf der Poſt zurückgeben, und verſchwendete ſie. Eben dieſer Menſch hielt alle Briefe zurück, welche von Michaelis hieher geſchrieben und an ihn eingeſchloſſen waren, ſo wie die, welche an Michaelis einliefen. Die Sache iſt juridiſch verifizirt, und mir von einer ganz ſichern Hand notifizirt worden. Sie können ſich alſo, was dieſen Poſten betrifft, vollkommen beruhigen.

Ich bin auf den Aufſatz, den Sie für die Horen verſprochen, begierig. Sorgen Sie nur dafür, daß er ſich ohne Vorausſetzung vieler abſtrakten Kenntniſſe leſen läßt, denn man wirft den Horen von allen Orten her vor, daß ſie zu viel moderne Metaphyſik enthielten. Dieſer Vorwurf trifft auch meine äſthetiſchen Briefe, daher ich von dieſer Materie nichts mehr einrücken werde. Ich wünſchte etwas im Geſchmack Ihrer Geſpräche Mimers von Ihnen.

Ihre Verhältniſſe in Nürnberg, ſo wie überhaupt Ihre ganze dortige Exiſtenz, iſt mir ordentlich drückend, ſie ſetzt Sie in die Nothwendigkeit, von der Schriftſtellerei zu leben, und entfernt Sie viel zu ſehr von der Medizin, die doch in jedem Betracht vorzuziehen wäre. Wäre denn keine Aenderung möglich?

Von Ihrem Journal der Künſte habe ich noch immer nichts zu Geſicht bekommen können. Ich fürchte aber, Sie werden wenig Unterſtützung dabei finden, denn in dieſem Fache ſind ſowohl Mitarbeiter als Leſer und Liebhaber dünne geſäet, und etwas Vorzügliches könnte, da man nothwendig Zeichnungen damit verbinden müßte, ohne große Koſten nicht ausgeführt werden.

Leben Sie recht wohl, und behalten Sie bei allem guten Muth.

Ihr Schiller.

190. An Niethammer.

Nürnberg, den 23. Oktober 1795.

Ich war in Erlangen, habe aber in einem Tag wenig ausrichten können. Wenk weiß noch nicht, ob er abgehen oder bleiben wird. In der Theologie iſt bis jetzt alles Nöthige beſetzt, und es ſcheint nicht, daß die Univerſität ſehr in Aufnahme kommen wollte. Der Ton unter den Purſchen iſt kleinſtädtiſch.

— Schiller ſcheint meine Aufſätze über die Geſetzgebung für die Horen zu hoch zu finden, und ich will ſie daher, wenn er ſie nicht bald abdruckt, abfordern, um ſie dir zu geben. Ich freue mich überhaupt nicht der Geſellſchaft, die ſie in den Horen haben, die meiſten Aufſätze in ihnen ſind bloßer Meteorismus, und die Gedichte, außer den Elegieen und Epiſteln und einigen Epigrammen, unter der Kritik.

Meine Kritik der Fichtiſchen Beiträge wird von Vielen Maimon zugeeignet. Einige Sätze mögen dazu Gelegenheit gegeben haben, die ich aber nicht entlehnte, ſondern ſchon im Merkur angedeutet hatte. Lebe wohl.

Dein Erhard.

191. Von Charlotte Gräfin von Schimmelmann.

Kopenhagen, den 10. November 1795.

Schon ſo lange bin ich Ihnen eine Antwort auf Ihre Briefe ſchuldig, lieber Herr Doktor Erhard, daß ich es kaum wage, Ihnen meinen Dank dafür zu ſagen, und doch iſt es meinem Herzen ein wahres Bedürfniß, Ihnen für dieſen Beweis Ihrer Erinnerung und Freundſchaft einen recht herzlichen Dank zu ſagen. Daß ich an Ihrem Schickſal einen wahren Antheil nehme, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. Möchte ich doch bald beſſere Nachrichten von Ihnen erhalten, auch von Ihrem Freunde, den Sie in einer ſo traurigen Lage ſahen — faſt fürchte ich, daß kaum Rettung für ihn zu hoffen ſei.

Die Urſachen meines Stillſchweigens ſind vielfältig geweſen, — ich war nicht wohl, als ich Ihren Brief erhielt, — Baggeſen war auf kurze Zeit ohne ſeine Frau bei uns, ich hoffte, daß Sie durch ihn Nachrichten von uns erhalten würden, — im September mußte ich plötzlich nach Hamburg reiſen, wo ich meine Schwiegermutter, die Gräfin Schimmelmann, faſt ſterbend an der Waſſerſucht fand, doch ſie wurde durch die Punktirung gerettet, und der gute geſchickte Hensler verſpricht uns eine gute Verlängerung ihres Lebens, — ſie ſelbſt ſchätzt es weniger, als wir und ſo viele ihrer Freunde; ſie iſt ein wahrer Engel, und lächelnd ſah ſie den nahenden Tod. — Wir blieben in der Gegend von Hamburg bis Ende Oktobers, da hatte ich keine Zeit noch Ruhe zum Schreiben, — erſt ſeit acht Tagen bin ich in der Heimath, wo ich den Einfluß des kommenden Winters auf meine Geſundheit empfinde, — und ſo kann ich ſelten die Feder zum Schreiben ſo brauchen, wie ich gern wollte, — nehmen Sie dieſe Entſchuldigung an, und hören Sie nicht auf, unſrer zu gedenken! —

Baggeſen wird mit ſeiner Familie den Winter in Kiel zubringen, wo er ſeinen Freund Reinhold vorfindet, in ſeinem Umgang wird er Glück und Genuß des Lebens finden. Ich habe Reinhold kürzlich in Holſtein geſehen und fand ihn wohl, heiter, auch ſo warm als jemals für die gute Sache der Menſchheit. Auch Jacobi aus Düſſeldorf ſah ich in Eutin, wo er den Winter bleibt, — ein ſo liebenswürdiger Denker, Tiefdenker, findet ſich ſelten unter dem Monde. — Voß habe ich auch in Eutin geſehen, und ſähe ihn gerne wieder.

Von Kant hatten wir ſehr genaue Nachrichten vorigen Sommer, — ein junger Graf Purgſtall aus Wien hatte die Wallfahrt nach Königsberg unternommen, und kam von daher zu uns; wir hörten ihm ſo gerne zu, indem er den Weiſen von Königsberg viel geſehen hatte, und ſtrahlend wie Moſes vom Gebirge Sinai zurückkam.

Nun leben Sie recht wohl, lieber Herr Doktor Erhard, und geben Sie uns bald beſſere Nachrichten von allem, was Sie betrifft. Vergeſſen Sie uns nicht, da wir wahrlich Ihr Andenken in mancher Rückſicht verdienen.

Charlotte Schimmelmann.

Baggeſen iſt in Paris geweſen, hat da die fürchterliche Szene im Mai erlebt, — er ahnete unruhige Auftritte, die wir ſchon geſehen haben und noch ſehen werden, — er blieb nur einige Wochen im Centrum der großen Bewegungen, die immer neue hervorbringen. Reinhard, der jetzt in Hamburg franzöſiſcher Geſandter iſt, hat er in Paris geſehen, und freute ſich der intereſſanten Bekanntſchaft, — auch Sieyes, Chenier, Boiſſy d'Anglas, hat er geſehen und gehört.

192. An Reinhold.

Nürnberg, den 3. Januar 1796.

Theuerſter Freund!

Ich weiß, daß ich Ihnen dieſen Namen noch geben darf. Verſchiedene Schickſale, die Sie wohl alle wiſſen werden, haben unſern Briefwechſel unterbrochen, aber ich bin ſicher, nicht unſer Einverſtändniß. Freund Baggeſen wird Ihnen ſo viel von meinen Schickſalen erzählen können, als Sie wiſſen wollen, und ich melde Ihnen nur einiges von meiner Lage und meinen Arbeiten. Meine Lage iſt eben nicht ſehr angenehm. Ich wohne hier um nichts beſſer, als Demokrit in Abdera, nur daß ich nicht reich bin.

Mich beſchäftigt jetzt vorzüglich die Theorie der Geſetzgebung, von der der Anfang im ſiebenten Stück der Horen und die Fortſetzung in Niethammer's Journal ſteht. Nebſt dem arbeite ich an meinem Werk über die Verrückungen, von dem in Wagner's Beiträgen eine Fortſetzung kommt, in der ich die Melancholie abhandle.

An dem Streit über das allgemeingeltende Prinzip nehme ich keinen Antheil. Eben ſo wenig kann ich mich über Fichtens philoſophiſches Meteor freuen. Mir iſt es unmöglich, meinen moraliſchen Glauben an meine Perſönlichkeit zu einer theoretiſchen Einſicht zu erhöhen, und ſie meinem Philoſophiren zum Grunde zu legen. —

Sie ſcheinen ſich mit der Welt zu unterhalten, und das wird Ihre Geſundheit ſtärken. Beſtändige Reflexion über ſich ſelbſt erſchöpft die Kräfte, und ſondert uns zu ſehr von der Welt ab.

Ich wünſchte recht ſehr, Sie wieder einmal zu ſehen, und wieder Ihre Unterhaltung zu genießen. Ich hätte Ihnen ſo viel zu ſagen, daß ich ſehr wenig ſchreiben kann, aber wenn Sie die Güte haben mir zu antworten, ſo hoffe ich, wird es mir nach und nach leichter werden, das in die Feder zu bringen, was ich auf dem Herzen habe.

Dem vielgewanderten Baggeſen ſuchen Sie inliegenden Brief zuzuſenden. Ich würde Sie nicht damit beſchwert haben, wenn man ſicher wäre, ihn heute da zu treffen, wo man geſtern erfuhr, daß er ſein ſoll.

In Zuverſicht auf gleiche Geſinnung bin ich

Ihr Erhard.

193. Von Wieland.

Weimar, den 1. Februar 1796.

Mein verehrter Herr und Freund!

Ihre Antwort auf das Wort des Herrn Rath Hufeland war bereits im deutſchen Merkur abgedruckt, als ich einen Brief von letzterm erhielt, worin er mir ſchrieb, er beklage ſehr durch ſeinen Ritt gegen Arkeſilas, deſſen Verfaſſer ihm ganz unbekannt geweſen ſei, einen Mann, den er ſo ſehr hochſchätzte, wie Herrn Dr. Erhard, wider Abſicht verwundet zu haben. Sie ſelbſt hätten ihm über dieſe Sache geſchrieben und ihm ihre Antwort mitgetheilt. Freilich wünſchte er, daß dieſe, da ſie ihn ſchmerzlich treffe, nicht im Merkur erſchiene: ſollte und müßte es aber doch geſchehen, ſo bitte er mich, auch ſeine Replik einzurücken. Ich antwortete ihm, nebſt Zurückſendung ſeines Aufſatzes (der Ihnen, wie mich däucht, eben keine ſonderliche Freude hätte machen können), Ihr Sendſchreiben an ihn wäre bereits abgedruckt. Da ich mich aber Ihrer mir gegebenen Vollmacht bedient, und alles geradezu weggeſtrichen hätte, was splendida bilis etwa in Ihr Schreiben hätte einfließen laſſen: ſo könnt' ich mich nicht entſchließen, dieſe Fehde im deutſchen Merkur fortſetzen zu laſſen, und er möchte ſich hiezu allenfalls eines mediziniſchen Journals bedienen. Alles dies geſchah noch vor Eintreffung

Ihres letztern, deſſen Beilage nun ebenfalls unnöthig iſt. Aus beigehendem Stück des Merkurs werden Sie erſehen, daß ich mich Ihrer Erlaubniß tapfer bedient habe. Ich denke aber Ihnen dadurch einen wirklichen Dienſt geleiſtet zu haben.

Ich beharre mit größter Hochachtung
Dero ganz ergebenſter
In Eil. Wieland.

194. Von Reinhold.

Kiel, den 15. Februar 1796.

Herzlichen Dank, mein theurer unvergeßlicher Freund, für den Beweis Ihres fortwährenden Andenkens. Baggeſen, der ſeit Ende Novembers mit uns in Einem Hauſe wohnt, hat mir wohl manches, aber lange noch nicht genug von den Schickſalen erzählt, die Sie, ſeitdem Sie mir vor zwei Jahren das letztemal aus Nürnberg ſchrieben, betroffen haben, und die mir ſehr nahe gegangen ſind. Ich zweifle, ob Baggeſen ſelbſt dieſe Schickſale recht kennt. Wenigſtens hat er bis zu ſeiner Ankunft bei uns in einer ſo großen Zerſtreuung gelebt, um, ich weiß nicht ſoll ich ſagen richtig bemerken oder behalten zu können. Seit ſeiner Anweſenheit in Kiel hat er abwechſelnd durch Gichtſchmerzen in ſeiner — und durch Bluthuſten in ſeiner Sophie Perſon viel gelitten, welches durch allerhand, ſeine bevorſtehende Anſtellung in Kopenhagen betreffende Unannehmlichkeiten nicht wenig verbittert wurde. Nun iſt es ausgemacht, daß er Oſtern das Amt eines Praepositus an dem Studentenkonviktorium in Kopenhagen antreten ſoll, oder vielmehr muß; worüber ich banger bin, als ich ihm ſelbſt geſtehen darf. — O lieber Erhard, warum kann ich Sie nicht aus Nürnberg erlöſen! — aber warum kann ich Ihr geiſtvolles Buch über das Recht zur Revolution nicht in ein Werk über das kalte oder hitzige Fieber umſchaffen? Selbſt der treffliche, von dem trefflichen Hufeland ſo leidig mißverſtandene Aufſatz über die Medizin, im Merkur, kann und wird zwar bei dem kleinen Häuflein unbefangener

Selbſtdenker Ihnen Ehre — aber nicht als Arzt, der Sie doch einmal ſind, Ihr Glück machen helfen. Um, es ſei nun als Lehrer in der Arzneikunſt, oder als praktiſcher Arzt irgendwohin — o Gott, warum nicht zu uns — wo Sie baß gedeihen würden — berufen zu werden, hätten Sie ganz andere Materien in Ihren Schriften behandeln müſſen. Selbſt die Philoſophie würde Ihnen, wenn Sie erſt eine gut von außenher begründete Muße haben — mehr verdanken. Ich traue ſo feſt auf Ihre brüderliche Freundſchaft, daß ich wegen dieſer Erinnerungen Sie gar nicht um Vergebung bitte. — Ich ſehne mich ſehr nach der nächſten Muße, die ich der Leſung und dem Studium Ihrer Abhandlungen über die Geſetzgebung beſtimmt habe. — In der Lektüre der Fichte'ſchen Wiſſenſchaftslehre bin ich noch kaum zur Hälfte gekommen. Ich fürchte, meine phyſiſche Geſundheit reicht nicht mehr hin, um dieſe Arbeit auszuhalten. Daß ſie mir ſo ungeheure Mühe koſtet, iſt doch wohl mehr Folge meiner Kränklichkeit als der objektiven Dunkelheit der Fichte'ſchen Philoſophie. — Uebrigens bin ich hier weniger, als in den beiden letzten Jahren in Jena, von meinen Krämpfen gequält. Vermuthlich weil ich mehr genieße und weniger arbeite. Ich habe außer meinem Karl noch einen halbjährigen Jungen mit nach Kiel gebracht, und daſelbſt iſt mir ein dritter jetzt ebenfalls halbjähriger geworden. Mein Einkommen iſt um ein Gutes kleiner, und meine Ausgaben ſind um ein Gutes größer als in Jena — doch bin ich bis jetzt ohne Nahrungsſorgen durchgekommen — und finde in meinem fixen Gehalt große Beruhigung. Ich habe hier einige Freunde im ſtrengſten Sinne, wie ich kaum einen in Jena hatte, und gehe mit einigen vortrefflichen Weibern, wie ſie mir außer Holſtein nie vorgekommen ſind, um — das alles iſt viel werth. O warum kann ich's nicht mit Ihnen theilen, einem Freund, dem ich keinen andern in meinem Herzen als Menſchen und Freund vorziehe! Ich habe hier noch faſt nichts anders gethan, als ein neues Kollegium über Moral und Unterricht ausgearbeitet, das ich gegenwärtig wieder umarbeite, und den Plan zu einem Buch über Sokrates oder den Einfluß des gemeinen geſunden Verſtandes und philoſophirende Vernunft entworfen. — Baggeſen wird ſelbſt ſchreiben. Itzt iſt er über Land. Seine und meine Frau empfehlen ſich auf's angelegentlichſte Ihrem freundlichem Andenken, und ich umarme Sie mit brüderlicher Freundſchaft als

Ihr Reinhold.

N. S. Ich ſehne mich nach Nachrichten über unſern Herbert — von dem mir B. nichts zu ſagen weiß.

195. An Reinhold.

Nürnberg, den 22. April 1796.

Ich würde Ihren lieben Brief auf der Stelle beantwortet haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, ſehr bald von Baggeſen einen Brief zu erhalten, in welcher Hoffnung ich mich nun betrogen habe. Es wäre, da er ein Manuſkript von mir mitnahm, wirklich ſeine Schuldigkeit geweſen, mir Nachricht zu geben. Wenn er ſich in rechtliches Verhältniß ſchicken muß, ſo wird mir wirklich bange um ihn; er iſt zu enthuſiaſtiſch in ſeinen Unternehmungen, und zu leichtſinnig in den Anſtalten ſie auszuführen.

Wenn ich von Nürnberg erlöſt wäre, ſo wäre es mir freilich lieb, aber doch will ich lieber geduldig warten, als mich ſchlimmer ſetzen.

In der mediziniſchen Welt hoffe ich mich durch mein Werk über die Verrückungen auszuzeichnen. Eine Probe davon in Wagner's Beiträgen iſt durchaus günſtig aufgenommen worden, und ich hoffe, daß die Fortſetzung über die Melancholie gleiches Schickſal haben wird. Da dieſe Abhandlung aber mehr für den philoſophiſchen Denker iſt, als für den gemeinen Arzt, ſo bitte ich auch Sie, ſelbige zu leſen.

Wie Hufeland meinen Aufſatz mißverſtehen konnte, kann ich mir noch nicht erklären. Ich war wirklich betroffen, wie ich ſeinen Namen las, denn ich glaubte, der Aufſatz rührte von einem Studenten her. Ich habe ihn in meiner Beantwortung ſo ſehr geſchont als möglich, aber um ſo derber habe ich ihm ſelbſt die Meinung geſagt, als er ſich in einem Brief an mich damit entſchuldigen wollte, daß er nicht gewußt habe, der Aufſatz ſei von mir, — worauf er mir aber nicht antwortete. Wieland hat ſich als ein wahrer Freund von mir gezeigt. Mein Freund Oſterhauſen hat nun eine Schrift über mediziniſche Aufklärung unter der Feder, die den zünftigen Aerzten auch nicht behagen wird. Er hat eine der ſtärkſten Praxin, und dadurch Gelegenheit, die Volksaberglauben kennen zu lernen. Er behandelt aber auch ſeinen Gegenſtand hiſtoriſch, und ich glaube, daß ſeine Geſchichte der Aufklärung in der Medizin ein Muſter einer philoſophiſchen Geſchichte werden wird. Künftige Oſtern wird wenigſtens ein Band bei Göſchen erſcheinen.

Fichte's Philoſophie iſt der Mühe nicht werth, ſich den Kopf über ſie zu zerbrechen. Das Ganze gründet ſich auf die Behauptung, die Negation logiſch genommen ſei dem Realen entgegengeſetzt, das aber nicht wahr iſt; das Nicht-Ich als Verneinung von Ich iſt dem Ich nicht realiter entgegengeſetzt, denn bloß Verneinung einer Sache wird deßwegen nicht Entgegenſetzung, ſondern läßt ſich auch als das Minimum der Sache anſehen, z. B. Nicht-Bewegung, Ruhe, iſt der Bewegung ſo wenig entgegenſetzt, daß vielmehr die Bewegung davon anfangen muß. Die Herren Philoſophen bekümmern ſich zu wenig um den Begriff von Negativ und Poſitiv, und verwechſeln ihn, bald mit Aſſertion und Negation, wie Fichte, bald mit Realität und Negation, wie Schmid in ſeiner Moral, der übrigens auch die Kategorieen falſch braucht. Grohmann in ſeinen Beiträgen verwechſelt ſogar in der Deduktion der Kategorieen Einheit als Reflexionsbegriff mit Einheit als Kategorie.

Haben Sie nicht meine Kritik der Beiträge von Fichte in Niethammer's Journal geleſen? Es iſt viel von meinen Ideen über Naturrecht darin.

Herbert befindet ſich, ſoviel ich weiß, wohl.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen und Ihrer Sophie. Laſſen Sie mich nicht lange auf Nachrichten von Ihnen warten, denn ſie ſind ein Labſal für

Ihren Erhard.

196. Von Reinhold.

Kiel, den 1. Junius 1796.

Liebſter Erhard!

Baggeſen war eben wieder auf einen Tag in Kiel, und bei mir, als Ihr Brief vom 22. April anlangte. Ich theilte ihm denſelben auf der Stelle mit. Gegen den ihn betreffenden Vorwurf entſchuldigte er ſich gegen mich; ich weiß aber nicht mehr wie? und verſprach nächſtens ſelbſt an Sie zu ſchreiben. Er lebt ſeit Ende Aprils auf dem Lande, zwei Meilen von hier, in und mit der vorzüglich aus einigen liebenswürdigen Mädchen beſtehenden Familie des Grafen Holk, erholt ſich mit Frau und Kind von dem von ihnen allen durch Krankheit und Kränklichkeit ſehr traurig zugebrachten Winter, und liegt nun mit mehr Muße theils dem divino far niente, theils der göttlichen Muſenkunſt ob, zu welcher er vorigen Sommer bei ſeinem Aufenthalte in Auguſtenburg im Anſchauen von Luiſe Auguſta ſo ganz zurückgekehrt iſt, daß ſich beide Revolutionen, die philoſophiſche ſowohl als die politiſche, faſt ganz aus ſeinem Geſichtskreis verloren haben, und er ſeitdem weder in Kant noch im Moniteur geleſen hat. Allein auf Johannis geht eine neue Epoche für ihn an, indem er die Präpoſitur der Regenz in Kopenhagen (den Poſten des Oberaufſehers über das dortige Studentenkonviktorium worin 150 junge Leute beherbergt, geſpeiſet und disziplinirt werden) antritt. Vermuthlich wollte ihn ſein Herzog durch dieſes Amt in eine proſaiſchere Stimmung verſetzen — und bedachte nicht, daß dieſe Stimmung von dem Amte wohl vorausgeſetzt, aber nicht ſo leicht hervorgebracht wird. — Die Veranlaſſung von Baggeſen's letzter Anweſenheit in Kiel war Jacobi's Gegenwart, der zehn Tage hier zubrachte, und ſich Mühe gab, mir ſeine Philoſophie verſtändlich zu machen. Dieſes iſt ihm zwar durchaus nicht gelungen; aber deſto mehr hat mir der genialiſche, geiſtreiche, herzgute Mann in ihm eingeleuchtet, und wir ſind überzeugt, daß wir uns von unſern Lehrgebäuden nicht überzeugen könnten, aber daß wir uns darum nicht weniger herzlich liebten, von einander geſchieden. Sie werden in der ſo eben erſchienenen neuen Ausgabe des Woldemar's die philoſophiſchen Stellen ſehr vermehrt, aber die Philoſophie des Mannes dadurch vielleicht nur in dunklere Räthſel gehüllt finden.

Ihre an originellen und äußerſt treffenden Bemerkungen reiche Abhandlung über Narrheit habe ich mit viel Belehrung und Genuß geleſen; bin, wie Sie leicht denken können, auf die Fortſetzung ſehr begierig, und wünſche nur, daß das Wagner'ſche Journal in Deutſchland bekannter wäre, als es iſt. Allein ich hoffe, daß Sie das Ganze in einem beſondern Werke herausgeben werden.

Ihre Beurtheilung der Fichtiſchen Beiträge ſoll bei nächſter Muße meine erſte Lektüre ſein.

Auf Ihren Einwurf gegen die Wiſſenſchaftslehre, daß das Fichtiſche Nicht-Ich als ein logiſches Ding, dem Ich als dem Realen keineswegs realiter entgegengeſetzt ſei, dürfte der Verfaſſer antworten: Sein Nicht-Ich ſei durch ein abſolutes Setzen, folglich durch dieſelbe und in derſelben Weiſe da, wie das Ich ſelber, daß alles, was es iſt, durch's abſolute Setzen iſt, — die Thathandlung des abſoluten Setzens ſei kein Denken, ſondern würde von allem Denken vorausgeſetzt, das abſolut geſuchte Ich und Nicht-Ich machen erſt alles Denken, das logiſche ſowohl als das reelle, möglich, und wären das Unbegreifliche, was allem Begreiflichen zum Grunde liege.

Ich für meinen Theil halte noch immer das Bewußtſein für das Fundament der Philoſophie, und die Lehre vom Bewußtſein, die durch Abſtraktion und Reflexion über dieſen Gemüthszuſtand erhalten wird, für die eigentliche Elementarphiloſophie, die als ſolche weder rein noch empiriſch, weder theoretiſch noch praktiſch iſt. In der Ordnung der Erkenntniß geht das Bewußtſein dem Ich und Nicht-Ich vorher, und iſt das durch ſich ſelbſt Klare, wodurch alles andere klar wird, eben darum durch nichts anderes klar werden kann. Allein unter den mehreren Sätzen des Bewußtſeins, die den Inhalt der Elementarphiloſophie auszumachen haben, iſt der letzte für die Begründung der Realität der Philoſophie der wichtigſte, der nämlich das moraliſche Bewußtſein oder das Gewiſſen ausdrückt. In dieſem allein offenbart ſich das reine Selbſt in ſeiner Unabhängigkeit von allem ihm Gegebenen in ſeinem abſoluten Sein, durch die Freiheit, die nur im Wollen — und keineswegs im Denken und in irgend einer andern Thätigkeit zu finden iſt, und ſich durch das Bewußtſein des moraliſchen Geſetzes und durch die davon unzertrennliche Zurechnung zur Schuld und zum Verdienſte ankündigt. Inwieferne alſo die Realität des von der Organiſation verſchiedenen Selbſtes zur Philoſophie überhaupt vorausgeſetzt wird, welches wohl der Fall ſein muß, da man ſonſt für die transzendentalen Vermögen kein Subſtrat, folglich auch keinen Grund, ſie von den empiriſchen zu unterſcheiden, oder dieſen Unterſchied für mehr als eine logiſche Abſtraktion zu halten hätte — inſoferne kann die Philoſophie nicht ohne Rückſicht auf das Gewiſſen begründet werden, und die theoretiſche Philoſophie und die praktiſche ſetzen einander voraus, welches ſie auch wohl können — da ſie in der Elementarphiloſophie ihr gemeinſchaftliches Fundament haben.

Indeſſen habe ich mich dem gemeinen und geſunden Verſtande vorläufig in die Arme geworfen, und einen Verſuch eingeleitet, ob und inwieferne derſelbe in einigen ſeiner Repräſentanten, nicht aber über die Hauptmomente der moraliſchen Angelegenheiten, zur Sprache zu bringen ſei. Sein Sprachgebrauch kann eben ſo wenig der philoſophiſche ſein, der, ſo lange die Philoſophen über die Grundbegriffe uneinig ſind, aus mehreren und einander entgegengeſetzten partikulären Sprachgebräuchen beſteht — als der vulgäre, welcher ſchwankend und vieldeutig iſt. — Dieſe beiden Arten laſſen den Sprachgebrauch des gemeinen und geſunden Verſtandes, der allein der allgemeine ſein und heißen ſoll, nicht aufkommen, und er bedarf wohl einer Unterſtützung, die er nur ſich ſelbſt, das heißt der Einhelligkeit der Geſinnung und Denkart der Wenigen verdanken kann, in denen er als gemeiner und geſunder Verſtand vorzüglich wirkſam iſt. Einigen dieſer Sachverſtändigen in moraliſchen Angelegenheiten, welche ihre Ueberzeugungen mehr ihrem Gewiſſen als ihrer Metaphyſik verdanken, und ſich alſo wohl des verengenden Einfluſſes der einſeitigen Spekulation bei ihrem moraliſchen Urtheile erwehren können, iſt der beiliegende Entwurf, welcher die Hauptmomente der zum Rechthandeln vorauszuſetzenden Ueberzeugungen nach dem Sinne des gemeinen und geſunden Verſtandes aufzuſtellen verſucht, zur Verbeſſerung vorgelegt. Das *Partikuläre* meiner Denkart und Sprache kann ſich nur durch gemeinſchaftliches Zuſammenwirken Mehrerer daraus verlieren, und ſich ſo dem *Gemeinſinne* mehr annähern.

Auch unſre edelſten Schriftſteller ſchrieben faſt immer nur Philoſophie und für Philoſophen — oder wollen ſie die Nichtphiloſophen aufklären, ſo geſchieht es dadurch, daß ſie die Reſultate irgend eines unter den Philoſophen von Profeſſion ſelber noch ſtreitigen *Lehrgebäudes* populariſiren, womit dem gemeinen und geſunden Verſtande ein ſchlechter Dienſt geſchieht. — Ueber dem Beſtreben, die *philoſophiſche Form* ihrer Ueberzeugungen ausfindig zu machen, aufzuſtellen und durchzuſetzen, welches nicht ohne Widerlegung und Streit geſchehen kann, verlieren ſie nur zu gewöhnlich die *natürlichen Materialien* jener Ueberzeugungen aus den Augen, die nur aus dem *Gewiſſen* und den Thatſachen derſelben richtig geſchöpft werden können, welche von aller Philoſophie als ſchon vorhanden vorausgeſetzt werden müſſen, und die alſo der nichtphiloſophirende Verſtand nur inſoferne herbeiſchaffen kann, als er der *geſunde* iſt. Werden dieſe Materialien (der Inhalt der moraliſchen Ueberzeugungen) durch einen *ungeſunden* Verſtand herbeigeſchafft, ſo mag die mit den herrlichſten Talenten ausgerüſtete philoſophirende Vernunft vornehmen, was ſie kann und will, und ſie wird die moraliſchen Ueberzeugungen nicht verbeſſern, ſondern nur verſchlimmern können, ſie wird den Irrthum mit einem neuen Scheine der Wahrheit aufſtützen — ihn ſyſtematiſch begründen. Der gemeine und geſunde Verſtand muß geweckt, belebt, durch ſie ſelbſt geläutert werden, wenn er mit mehr Nachdruck, als bisher der Fall war, der philoſophirenden Vernunft in die Hände arbeiten, ihr endlich mehr entgegenkommen ſoll. Aus dieſem Geſichtspunkte bitte ich Sie den Entwurf anzuſehen, und zu ſeiner Veredlung mitzuwirken. Eins von den drei Exemplaren bitte ich Sie Vogel'n in Nürnberg zu ſenden, und das andere dem zu geben, den Sie für den Empfänglichſten und Würdigſten halten. Zwei Nichtphiloſophen von Profeſſion, aber zwei ächte Sachkenner (ein Oberſter und ein Prof. Juris), meine Freunde in Kiel, ſind mir mit ihrem Veto bei der Ausfertigung hülfreich an die Hand gegangen. Sie ſind bisher die Einverſtandenen, welche in dem Entwurf ſprechen.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und grüßen Ihre liebe Frau von mir und der meinigen, die ſich Ihrer mit herzlicher Ergebenheit erinnert.

Reinhold.

197. An Niethammer.

Nürnberg, den 16. Juni 1796.

— Ich habe nun ſchon ein paar Wochen gar nichts gethan, als Meßbücher durchgeſehen, und über die Rezenſion von Schmid's Moral (dritte Ausgabe) gebrütet. Ich glaube aber nun im Beſitz einer Definition des Rechts zu ſein.

Fichte's Syſtem wird mir nur hell durch das, was ich ſchon in ſeinem Naturrecht beim Durchblättern erblickte, und durch die Briefe über Dogmatismus und Kritizismus in deinem Journal; aber nun ſteht es vollends vor mir als die höchſte Verirrung der ihre Schranken verkennenden Vernunft, aber es iſt eine Verirrung, die richtig iſt, weil ſie das dem Spinoza direkt entgegengeſetzte Syſtem zu Stande brachte; es iſt der dem Pantheismus direkt entgegengeſetzte Atheismus, und wirklich das erſte reine Syſtem deſſelben, denn Mirabaud's Syſtem *) iſt wohl antitheiſtiſch, aber im Grunde pantheiſtiſch, denn er erhebt die Natur zum allesumfaſſenden Weſen.

---

*) Système de la nature. Man hielt einige Zeit Holbach oder gar Diderot für den Verfaſſer dieſes trüben Buches, bis Mirabaud als ſolcher anerkannt wurde.

Spinoza iſt nur durch die Kritik der Vernunft zu widerlegen, und Fichte nur durch die Kritik des Willens; allein, da es mit dem, was der Wille zu wollen vermag, eine eigne Sache iſt, die nur im Selbſtbewußtſein vorkommt, ſo findet eigentlich gar keine Kritik des Willens ſtatt, denn es läßt ſich nicht entſcheiden, was ich wollen kann, dies weiß nur ich, ſondern nur eine Dynamik des Willens, die beſtimmt, was ich zu realiſiren vermag, — dieſe wird aber gar oft durch die Phantaſie ergänzt, und man muß alle Hoffnung aufgeben, einen Menſchen durch Sätze aus der Dynamik des Willens zu überführen, der dies nicht ſein will; verrückt kann man ihn machen, aber nicht widerlegen. Gott gebe, daß Fichte nicht verfolgt wird, ſonſt könnte wahrlich ein Fichtenthum entſtehen, das zehnmal ſchlimmer als das Chriſtenthum wäre.

198. An Reinhold.

Nürnberg, den 16. Juli 1796.

Theurer Freund!

Hiemit folgt das Manuſkript, von dem Sie ſchon werden gehört haben. Ich glaube, daß es Ihnen wahre Freude machen wird, Kant's Geiſt ohne ſeine Sprache hier zu finden. Das Original war äußerſt übel geſchrieben, ſo daß ich manches in demſelben ſtehen ließ, um es im Mundirten erſt zu verbeſſern. Der Abſchreiber hat mehr geleiſtet, als ich hoffte, denn er hatte es mit fünf Handſchriften zu thun, worunter die von Peſtalutzi'n ſelbſt mehr errathen als geleſen werden muß. Ich glaube, daß ich noch manche kleine Fehler werde überſehen haben, für deren Verbeſſerung ich Sie beim Durchleſen bitte. Haben Sie die Güte, und ſorgen in Ihrem freien Staat für einen guten Verleger, denn in Deutſchland dürfte es ſchwerlich eine Cenſur paſſiren. Kein Honorar iſt nicht beſtimmt, unterdeſſen werden Sie auch von dieſer Seite für das Beſte ſorgen.

Baggeſen ſchreibt mir nicht, und mein Manuſkript hat er alſo wahrſcheinlich verloren. Ich werde nie jemand mehr eines anvertrauen, ohne eine Kopie zu haben.

Die Stelle, die ich am meiſten veränderte, iſt Bogen 41 und 42 die letzte und erſte Seite, über Religion. Ich kam aber mit Peſtalutzi'n darin überein. Er ſagt, ich hätte ganz nach ſeinem Sinn geändert, weil er auch überzeugt iſt, daß das Chriſtenthum ſeinem Weſen nach nie eingeführt war und es nie werden wird, und auch nie werden kann und ſoll, weil es mit den Bedürfniſſen der Menſchen unverträgliche Schwärmerei iſt. Die Sittlichkeit, die es lehrt, läßt ſich nur aus einigen Stellen als rein und trefflich herauserklären, denen aber andere abergläubiſche und ſchwärmeriſche ſogleich wieder entgegenſtehen. Wir wollen über dieſen Punkt nächſtens ſprechen, ich halte die chriſtliche Moral für eine dem Chriſtenthum angedichtete Sache, und die Exiſtenz Chriſti iſt mir gar kein hiſtoriſch wahrſcheinliches Faktum. Leben Sie wohl.

Ihr **Erhard.**

199. Von Reinhold.

Den 2. Auguſt 1796.

Theuerſter Erhard!

Ich habe nun zwei Briefe von Ihnen zu beantworten, den mit dem Peſtalutziſchen Werke vorgeſtern angekommenen vom 16. Julius, der 16 Tage auf dem Wege war, und den vom 17. Junius. Wenn ſich meine gegenwärtig leibliche Geſundheit nicht ſehr verſchlimmert, ſollen Sie nie wieder ſo lange auf Antwort zu warten haben.

Sie korreſpondiren ſelbſt mit Peſtalutzi, und werden mir alſo wohl zu ſagen wiſſen, wie lange ich ungefähr das Manuſkript, zu deſſen prüfender Durchleſung ich, ohne meine übrigen Geſchäfte hintanzuſetzen, Zeit brauche, behalten darf.

Unſre holſteiniſchen und überhaupt die niederſächſiſchen Buchhändler ſind in der Kenntniß und Beurtheilung des Werthes der Schriftſteller ziemlich weit hinter den oberſächſiſchen zurück, und bezahlen überhaupt nicht ſo gut wie dieſe. Da vollends Peſtalutzi ſeinen Namen nicht vordrucken laſſen will, ſo fürchte ich, daß mir keiner unſrer Buchhändler mehr als einen

Louisd'or bieten wird. Ich will indeſſen verſuchen und das Reſultat davon Ihnen und Geßner'n ſchreiben. Für die zweite Auflage das Doppelte zu bezahlen, wenn für die erſte wenig bezahlt wurde, dazu verſtehen ſie ſich leichter.

Baggeſen iſt nun ſeit drei Wochen in Kopenhagen, wo er ſeine Beſtallung als Propſt an der Regenz mit freier Wohnung und 500 Thaler Gehalt — die der Herzog auf vier Jahr zu 1000 erhöht — erhalten; aber ſein Amt, das wohl unter allen denkbaren am wenigſten für ihn paßt, noch nicht angetreten hat. Nachdem ich einen Winter mit dieſem ſeltſamſten aller mir bekannten genialiſchen Menſchen gelebt habe, — zweifle ich, daß er je ſo viele ausdauernde Gewalt über ſeine dichteriſche Phantaſie erringen dürfte, um entweder einem Amte vorzuſtehen, oder auch nur ein Werk, das kein Gedicht iſt, ſchreiben zu können. Durch ſeinen Aufenthalt auf Auguſtenburg von Anfang Julius bis Ende Novembers vorigen Jahres, den er auf Einladung des Herzogs und auf ein Lächeln der Herzogin dem längſt mit mir verabredeten, und durch beſtellte Wohnung und Koſt veranſtalteten, und um ruhig arbeiten zu können, gewählten Aufenthalt in Kiel vorzog, ohne dem Herzog von ſeinem Engagement bei mir etwas zu ſagen — iſt eine ſehr merkliche Veränderung in ſeiner Art zu ſein und zu denken vorgegangen. Die ganze Zeit wurde dort mit Verfertigung von vergötternden Hymnen und Blumenſuchen und pflücken zu Sträußen für die Herzogin (die er, wenn ſie verwelkt weggelegt wurden, als Heiligthümer aufhob und noch mit ſich führt) vertändelt — der Winter darauf in Kiel wurde verkränkelt, verwinſelt, verpoltert und ververſelt, der Frühling zwei Meilen von hier bei Graf Holk mit drei jungen Fräuleins, wovon er die eine zur Freundin, die andere zur Schweſter, die dritte zur Nachfolgerin von Lotte Wieland oder Tochter kreirte — völlig weggeliebelt, und er brachte von einem volljährigen Aufenthalt in Holſtein nichts als — freilich ſehr ſchöne — Verſe, und ein Fragment einer ſehr witzigen Parodie auf die Wiſſenſchaftslehre — in ſeinem Portefeuille zurück. Sein darſtellender Genius iſt ſein Plagegeiſt. In den Augenblicken, wo er ihn in Ruhe läßt, iſt Baggeſen im Denken Philoſoph und im Handeln verſtändiger Mann von der erſten Größe, — aber das ſind auch nur Augenblicke — ſonſt iſt er Engel oder Teufel, und befindet ſich im Himmel oder in der Hölle — leider! öfters da als dort. Als Korreſpondent (wenn er ſchreibt) und als auf einige Tage beſuchender Gaſt — hat er wohl niemanden über ſich. Dieſe Herzenserleichterung war ich mir und meinem Freunde Erhard ſchuldig, und es iſt alſo überflüſſig, ſie durch das „Unterunsgeſagt“ zu verklauſuliren. — Ueber das Manuſkript, das er von Ihnen hat, will ich ihn nächſtens befragen; itzt iſt er in eine der tiefſten Höllen, durch die Plackereien ſeiner neuen Anſiedlung, auf eine Zeitlang geſtürzt, aus der er ſich erſt wieder herausfinden muß, bevor ich ihm die Frage mit Erfolg thun kann.

Ihr Urtheil über das Chriſtenthum in Ihrem letzten Brief widerſpricht demjenigen, das Sie in der geſtern von mir zum zweitenmal geleſenen Apologie des Teufels darüber gefällt haben, und dem ich noch immer mit Kopf und Herzen beipflichte. Moraliſche Religion mit ſupernaturaliſtiſchen Schlacken verbunden, ohne welche jenes Gold gar nicht möglich war — iſt das Chriſtenthum, wie ich es im Evangelium finde, allerdings. In den ſpäteren Lehren (ſchon in den Pauliniſchen) nehmen die Schlacken überhand, welche der Naturalismus in unſern Tagen zuſammt dem reinen Golde, ſo viel an ihm lag, weggeſchafft hat. Entweder hat es nie moraliſche Religion in der Welt gegeben — oder, beſſer zu ſagen, hat ſie ſich nie in der Welt geäußert, oder ſie hat ſich vorzugsweiſe — faſt über allen Vergleich mit den Sokraten und Epikteten — im Evangelio Johannis und Matthäi geäußert, — deren hauptſächlichſte Lehren entweder gar keinen, oder moraliſch-religiöſen Sinn haben. Doch ich weiß für jetzt über dieſen Punkt nicht mehr zu ſagen, als ich in der Rezenſion von Kant's Religionslehre, die im zweiten Band meiner Beiträge (den ich von Ihnen geleſen wünſchte) abgedruckt iſt, geſagt habe. Und über dieſes haben Sie mir ja verſprochen, die Gründe ihrer letzten Urtheile über das Chriſtenthum erſt mitzutheilen. Wir haben übrigens alle Urſache zu fürchten, da uns nicht ohne unſer Wiſſen der naturaliſtiſche und ſupernaturaliſtiſche Maßſtab, nach dem wir ſo lange her gewohnt waren, das Chriſtenthum zu beurtheilen, unvermerkt an die Stelle des moraliſch-religiöſen, der uns noch nicht ſo geläufig iſt, in die Hände geräth. Nun zu Ihrem letzten Brief.

Mit großem Intereſſe und reicher Belehrung habe ich Ihre Abhandlung über die Melancholie und über die Gerechtigkeit als Prinzip der Geſetzgebung geleſen. Die Menge und Neuheit der Gedanken hat mir einerſeits ſehr wohlgethan, andererſeits viel Arbeit gekoſtet, zumal bei der letztern Abhandlung, und vornämlich bei der Rezenſion der Fichtiſchen Beiträge, welches ich zum Theil auf die Rechnung des Ausdrucks ſetzen muß, der mir nicht immer genug Klarheit und Leichtigkeit zu haben ſcheint. O warum können wir nicht in Einem Orte zuſammenleben! Ich glaube im Ausdruck etwas — aber lange nicht ſo viel als Sie in den Begriffen vor mir — vor Ihnen voraus zu haben. Mündliches Verkehr würde uns beide weiter bringen.

Fichte giebt mir dem Worte Freiheit eine zu weite Bedeutung, und verwechſelt die Freiheit mit Selbſtthätigkeit überhaupt. Ich möchte es lediglich auf den Willen eingeſchränkt wiſſen, deſſen Freiheit, inwieferne ſie ſich in Gewiſſen offenbart, für mich das einzig zuverläſſige Merkmal meiner Perſönlichkeit, und der Selbſtſtändigkeit meines von der Organiſation unabhängigen Ichs iſt. Daher ich nun das Gewiſſen auch als unentbehrlich zum materialen Fundament aller Philoſophie als Wiſſenſchaft anſehe, nämlich inwieferne die philoſophirende Vernunft dabei von Ueberzeugung des gemeinen und geſunden Verſtandes ausgehen muß.

Was ſagen Sie zu Beck's einzig möglichem Standpunkte? Als ich auf S. 7 kam, wo der Verfaſſer mit einer Arroganz, von der außer dem Tollhauſe wohl noch kein Beiſpiel vorgekommen iſt, von ſich ſelbſt ſpricht, verlor ich Glauben und Hoffnung, ohne ſie durch das Weiterleſen wieder gefunden zu haben.

Wenn man die Annihilationsakte, die Fichte gegen Schmid im zwölften Stück des erſten Bandes von Niethammer's Magazin aufſtellt, zumal gegen das Ende lieſt, ſo traut man ſeinen Augen kaum, und ein unausſtehlicher Ekel hindert einen am Nachdenken über die ſcheusliche Wendung, welche die Kantiſche Philoſophie zu machen ſcheint, und in welcher ſie zur unverſchämten Darlegung des praktiſchen Egoismus immer mehr zu werden ſcheint.

Es verlohnte ſich wohl der Mühe, bei Kant anzufragen, ob Herr Beck auch ſeinen dritten Theil auf deſſen Anrathen habe drucken laſſen, und ob Kant gemeint ſei, die Mißhandlungen von Leuten, die er ſonſt geehrt hat, und die groben Anfälle auf alle andern Freunde ſeiner Philoſophie, die ſich dieſer Magiſter auf ſeinem Standpunkt erlaubt, durch ſeinen Beifall und Rath auf ſeine Rechnung zu nehmen?

Mit ewiger Liebe und Treue

Ihr **Reinhold.**

VIII.

Eliſe.

Die Briefe der hochgeſinnten und liebenswürdigen Frau, welche hier durch den Namen Eliſe bezeichnet erſcheint, wird kein Gefühlvoller ohne den lebhafteſten Antheil durchleſen können. Dieſe tiefe Ergebenheit, dieſes unerſchütterliche Vertrauen, welche ſich ein ganzes Leben hindurch zu einem entfernten, jedem Wiederſehen entrückten und dadurch gewiſſermaßen ſchon abgeſchiedenen Freunde gleichbewahren, der einſt als junger Mann der eben erweckten, geiſt- und lebendurſtigen Jungfrau als Lehrer der Weisheit und Tugend in allem Zauber dieſes Verhältniſſes erſchienen, und ihr fortdauernd als ein Vorbild ſittlichen Wandels und reinſten Wahrheitsdienſtes gegenwärtig iſt, — dieſes innige, in der Gattin, Mutter und Matrone gleich ungeſchwächt erglühende Herzensfeuer hat in der einfachnatürlichen Sprache der Briefe, welche hier vorliegen, einen Karakter von Kindlichem zugleich und Erhabenem, der die innerſte Seele zu tiefer Rührung fortreißt. Keine Liebesneigung im gewöhnlichen Sinn iſt hier vorhanden, wiewohl alles ihr Verwandte und was ſonſt ihrem Elemente ſich verſtärkend beimiſcht, aus reicher Quelle ſtrömt; das Perſönliche fehlt inmitten dieſer Gebilde, oder iſt kaum ſchwach angedeutet; an deſſen Statt erſcheint die anſpruchsloſe Entſagung, die in reinſter Verehrung zärtlichſte Freundſchaft, die aufrichtigſte Wendung zu einem Höheren, die herzlichſte Beachtung und Pflege des nächſten Dargebotenen. Wir glauben nicht nöthig zu haben, dem ſinnvollen Leſer hierüber noch mehreres zu ſagen. Dem Bilde Erhard's aber würde ein ſchönſter und weſentlichſter Zug fehlen, wenn wir nicht dieſe Zeugniſſe eines Eindrucks mittheilten, der ſeine perſönliche Erſcheinung beſonders in ſeinen früheren Jahren unwiderſtehlich begleitete, und ihn bei Jünglingen und Mädchen, bei dem Weiſen von Königsberg wie bei Staatsmännern und gebildeten Frauen der vornehmen Welt, gleicherweiſe empfahl, hier aber in ſeiner ſchönſten und volleſten Wirkung als das Hochbild eines ganzen Lebens am dauerndſten ſich ausgeprägt hat.

200. Von Eliſe.

Wolfsberg, den 15. Oktober 1796.

Lieber! Einziger!

Doch wieder einmal eine kleine Hoffnung, daß wir uns doch im Geiſte ſprechen werden! Hingegeben ſei dieſes Blatt dem Schickſale, welches ſo oft wohlthätiger die Wünſche der Menſchen fügt, als Menſchen ſelbſt es gegen einander thun wollen. Wie nöthig hätten wir Alle Ihre Gegenwart, wie oft bedürften wir den Rath, die Lehren eines gerechten, unpartheiiſchen Freundes, wie wir noch keinen fanden, als Sie! Bei wie manchem habe ich ſchon angepocht, es wurde mir auch öfters aufgethan, aber nirgend konnte ich lange wohnen; nirgend war ich ſo zu Hauſe, als bei meinem, meinem Erhard! — Wahrlich, die Augenblicke, in welchen ich mich an Sie erinnere, ſind die ſeligſten, glücklichſten meiner Tage; die Hoffnung, Sie einſt wieder zu ſehen, mein Troſt, mein Glück! — O Erhard, ich möchte keinen Himmel, wo ich nicht Rückerinnerung, Wiedervereinigung mit dir glauben dürfte! Heilig iſt unſere Freundſchaft, rein meine Liebe, und ich darf es ohne Sünde gegen meinen Söllner ſagen, Sie ſind mir das Liebſte, was ich habe. Denn ich fühle, auch ohne Anſprüche auf Sie machen zu dürfen, werden Sie mir das ewig bleiben. Ich bin recht traurig, denn ich habe noch kein Kind, und nun bin ich ſchon ein Jahr verheirathet; eben jetzt habe ich zwar eine kleine Hoffnung, Mutter zu ſein; Gott gebe, daß ich mich nicht trüge, denn der Gedanke, ohne Kinder zu leben, iſt erſchrecklich für mich, — beſonders ich, die ich noch verliebt in meinen Mann bin, und er (wie ich glaube, daß alle Männer ſind) meine Zärtlich- und Herzigkeiten nicht oft vertragen mag, — nun habe ich kein Kind, auf welches ich ſie verwenden dürfte, und werde darum recht oft launiſch, und darum auch empfindlicher als ich ſein ſollte, um meinem Mann das Leben recht angenehm zu machen.

Wann werde ich wieder einmal hören, wie es Ihnen geht? Wie groß iſt etwa ſchon Ihre Familie? Aber mein Mann wird ſich um ſeine kleinen Kinder mehr annehmen müſſen, als Sie ſich um die Ihrigen (wie ich hörte) annehmen! Ich möchte wohl einmal Ihre Gründe hören, warum Sie die erſte Erziehung ſo ganz der Mutter überlaſſen. Ich bin der Meinung (ohne in meinem Leben etwas über Kindererziehung geleſen zu haben), daß die Behandlung eines Kindes, vom erſten Jahre an, Einfluß auf ſeinen Karakter hat. Da z. B. alſo die Liebe der Mütter meiſtens mehr inſtinktmäßig, als durch Ueberlegung geleitet wird, ſo geben wir dem Kinde leichter etwas, das ihm ſchaden kann, und verſagen ihm etwas, das ihm nutzen könnte, als Ihr Männer, auf deren kalte Ueberlegung ich in dieſem Punkte mehr vertraue, als auf unſere mütterliche Aengſtlichkeit. Wohl gerne möchte ich einmal Ihre Gedanken darüber hören, aber wann wird dies ſein können! — — Mein Mann und ich küſſen Sie innig und herzlich; lieben Sie immer treu Ihre

Eliſe.

Der Gott der Liebe ſchütze Sie. Ewig, ewig — deine treue E. Mein Bruder grüßt Sie tauſendmal. —

Ich meine immer, wenn ich mich vom Blatte trenne, entferne ich mich wieder mehr von Ihm, dem Einzigen!

201. An Reinhold.

Ansbach, den 9. Januar 1797.

Theuerſter Freund!

Ich ſchicke Ihnen einen Brief von Nicolai und erwarte dafür einen von Ihnen. Ich möchte doch gerne wiſſen, ob Sie meinen Brief, wo ich Descartes und Fichte verglich, erhalten haben? Meine andern Arbeiten und Vorſätze erſehen Sie aus dem Brief an die Gräfin Schimmelmann, den ich daher offen laſſe. Daß Sie Ihren Entwurf öffentlich bekannt machten, hat, um aufrichtig zu ſein, nicht meinen ganzen Beifall, die Sache iſt dadurch im Grunde aufgehoben. Meine Geſinnungen in der Philoſophie ſind unverändert geblieben. Ich ſehe Fichtens Bemühungen immer noch als die Verwechslung des Gemüthszuſtandes, der vollen Freiheit der Reflexion, die aller Philoſophie zum Grunde liegt, mit einem durch ſie bewirkten Wiſſen, der Philoſophie ſelbſt, an. Ich werde aber nie etwas über objektloſe ſpekulative Philoſophie mehr ſchreiben, ſondern mich ganz auf die Einwendung einſchränken, und nach meiner Rückkunſt die Deduktion der Mathematik liefern, wo ſich zeigen wird, daß Euklid allein den Kantiſchen Grundſätzen gemäß verfahren habe, und daß ſich in der höheren Mathematik La Grange ihnen am meiſten nähere. Leben Sie wohl.

Ihr Freund J. B. Erhard.

202. An Niethammer.

Nürnberg, den 31. Januar 1797.

Lieber Freund!

— Was ſagſt du von Schiller und Goethe, daß ſie ſo muthwillig in's Weſpenneſt ſchlugen? Und wenn es nur dabei geblieben wäre, aber ſo geben ſie den Weſpen ein großes Recht, ſie zu ſtechen, weil ihr Muthwillen ſogar den Unglücklichen nicht ſchonte. Fichte wird auch den Ton, den er führt, nicht durchſetzen, zumal er ſolche Blöße einer arroganten Ignoranz giebt, wie in der mathematiſchen Note im Eingang zum Naturrecht, — wovon man gar noch keinen richtigen Begriff hat, darüber ſollte man doch nicht ſo beleidigend abſprechen. Wenn du etwas über ihn vermagſt, ſo ſuche ihn doch zu bewegen, ſich ja nirgends über Mathematik zu äußern, es ſcheint noch nie eine mathematiſche Konſtruktion von ihm begriffen worden zu ſein.

— Was will denn Fichte mit ſeinem Polemiſiren? Entweder, er will ſeine Parthei vergrößern, oder nicht. Iſt das erſtere, ſo muß er keinen Ton wählen, der jederman, wer ihm nicht in verba magistri ſchwört, verhaßt ſein muß; will er das zweite, ſo braucht er keine Vertheidigung. Sobald ich Muße habe, ſo werde ich die Ich-Philoſophie als pſychologiſches Problem bearbeiten. Ich werde zeigen, daß ſie einzig aus dem Ideal der *Philoſophie als Kunſt* hervorgeht, daß ſie jedem Menſchen eigen iſt, und daß nur Kritik davor bewahren kann, ſie für Philoſophie als Wiſſenſchaft zu nehmen. Durch die Kritik zeigt ſich, daß ihr Prinzip der teleologiſchen Urtheilskraft angehört, und ſo heißt: Der Zweck des Univerſums iſt, Stoff für die Erkenntniß und Thatkraft des Menſchen zu ſein; oder alles iſt *für uns*, ſo wie es *durch* uns bei höchſter Vollendung unſeres Geiſtes ſein würde. — —

Dein Freund J. B. *Erhard*.

203. Von Baggeſen.

Kiel, den 17. Mai 1797.

Die Sterbenden ſchreiben nicht, noch weniger die Todten. Der Himmel weiß, wie viel es mir gekoſtet hat, dir ſo viele Briefe, die ich während meines irdiſchen Vorgehens nach Nürnberg hindachte, nicht zu ſchreiben. Dein Zürnen iſt natürlich geweſen, — aber grauſam wäre es, es nicht in Mitleid zu verwandeln, ſo bald du hörſt, was mich ſchweigen hieß, und was mich noch nicht zu Worten kommen läßt.

Ich habe nach anderthalbjährigen Leiden durch Nahrungsſorgen, Verläumdungen, Schikanen aller Art, und doppelte, dreifache Krankheit (indem nicht bloß meine Frau, ſondern meine Kinder, und ich ſelbſt faſt keinen Monat durch ununterbrochene Geſundheit genoſſen haben), endlich, als Schluß eines langſamen qualvollen Sterbens, meine Sophie, und mit ihr meine ganze und einzige Erdenſeligkeit, verloren. Der fürchterliche Schlag traf mich hier in Kiel, den 5. dieſes Monats, als ich im Begriffe war, mit ihr, um das letzte Rettungsmittel zu verſuchen, zu Schiff nach Bordeaux, und von da durch das ſüdliche Frankreich nach Italien zu gehen. Was ich während des letzten Jahres meines bisherigen Lebens ausgeſtanden habe, kann ich nicht beſchreiben. Mein Verluſt iſt unerſetzlich, weil ſie unter allen moraliſchen Weſen, die ich kenne, das reinherzigſte war, und meinen Begriff von praktiſcher Vernunft darſtellte. Ich gehe jetzt zu Lande mit meinen beiden Knaben nach der Schweiz, wo ich ſie im Schoß der Familie laſſe, während ich ſelber, wenn Gott es alſo erlaubt, nach Süditalien, Sizilien und Griechenland gehe. Der Beſuch der beiden letzten Länder iſt mir wegen meiner Verpflanzung der Homeriden in die däniſche Sprache wichtig.

Die glückliche Veränderung deiner politiſchen Lage hat mich innigſt gefreut. — Zwar biſt du preußiſch worden; allein für's erſte iſt nürnbergiſch nicht viel beſſer, für's zweite muß ja ein jeder Menſch in unſern unmenſchlichen Zeiten was Untermenſchliches oder was Uebermenſchliches ſein; wenn er nicht ein Unmenſch oder Exmenſch ſein will; für's dritte iſt ja auch gleich, von welcher Farbe der Regenmantel iſt, den wir über unſer ſo gar ſchon gleichgültiges Kleid tragen, — wenn er uns nur vor Näſſe bewahrt, — und, wie ich höre, biſt du als Domainenrath und Archivarius ſchon geborgen und auf dem Trocknen.

Ich befehle dir, im Namen desjenigen, was nicht alle Philoſophen, die kritiſiren (kritteln möchte ich es von Allen nennen, außer von dem Erſten) oder ſetzen (feſſeln — wird bald paſſender) — und was nicht alle Dichter, die, wie Jene Sätze und Schlüſſe, Verſe und Stanzen machen, beſitzen, und was dennoch dem wahren Philoſophen und ächten Dichter nöthiger iſt, als das bisherige Eine, was Noth war — ich befehle dir, ſage ich, im Namen der höheren Phantaſie, die mehr als gemeinen Vernunftſonnenſchein vorausſetzt, Bekanntſchaft mit zwei Schriftſtellern zu machen, wenn du ſie nicht ſchon gemacht haſt, wovon der eine entſetzlich viel, der andere entſetzlich wenig hat drucken laſſen — mit Jean Paul Friedrich Richter nämlich, und Franz Baader. Erſterer hat die unſichtbare Loge — Heſperus — Biographiſche Beluſtigungen unter dem Hirnſchädel einer Rieſin — und Leben des Armenadvokaten Siebenkäs — und, ſo Gott will, ſeitdem, und während mein Brief an dich unterweges iſt, viel mehr geſchrieben — das von Seite der Genialität, des Erhard'ſchen Kernwitzes, und nicht ſelten ſogar Erhard'ſchen Scharfſinns und Fichte'ſchen Schneidegeiſtes, alles was Rabelais, Sterne, Hippel, Hamann und Shaftesbury geſchrieben, weit übertrifft; — freilich iſt er zugleich der unförmlichſte, bizarreſte und barockeſte aller mir bekannten raſenden Sokraten — und ſieht, als Schriftſteller, aus, wie eine Sammlung, aus allen Trümmern Babylons, Perſepolis, Roms und Nürnbergs, auf Einen Platz auf gut Glück unter einander zuſammen gehäuft, — als Stadt ausſehen würde; hat alſo freilich nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit den Mannheims, Karlsruhen, Petersburgen und Waſhingtons, die unſre neueren geſchmackvollen Schriftſteller in ihren Werken aufgeführt haben, allein in ſeinem wunderbaren neuen Hieruſalem kommen auch Säulen, und Portale, und Thüren, und Triumphbogen zum

Vorſchein, die ich noch in keiner geradlinigten Stadt oder Schrift geſehen habe — und ſo wahr es iſt, daß er der verruchteſte und gottloſeſte aller gothiſchen Schriftſteller iſt, und von jedem Grammatiker eine derbe Ohrfeige für jedes Blatt verdiente, ſo gewiß iſt es auch, daß er der göttlichſte unter allen iſt, und von jedem Dichtergefühl einen Lorbeerkranz für jede Seite haben ſollte. Ich habe mir indeß bisher vergebliche Mühe gegeben, die Philoſophen zu ſeiner Leſung zu bringen. — Mit einigen Dichtern, und faſt mit allen Frauenzimmern, die neben dieſen genannt zu werden verdienen, iſt es mir geglückt, — auf dein Urtheil über ihn bin ich äußerſt begierig. Du mußt mir dies ſchreiben — verſteht ſich aber, ihn vorher leſen — wenigſtens ſeinen Siebenkäs oder Heſperus.

Der andere, Franz Baader, hat eine kleine Schrift Beiträge zur Elementar-Phyſiologie, Hamburg 1797 bei Bohn, — die ich in dieſer Nacht (ich kenne ſeit lange nur ſchlafloſe Nächte) geleſen habe, drucken laſſen. Auch er ſchreibt, auf eine ganz entgegengeſetzte Weiſe, verrucht, und hat einen gottloſen Styl, — aber in ſeinen Gedanken iſt ſo viel Originalität (Wahrheit) und in ſeinen Anſichten ſo viel Hellblick, daß es mich ſehr wundern würde, wenn du die kurze, aber etwas ſchwere Mühe, ihn zu leſen, nicht belohnt finden würdeſt. Er würdigt Kant und Fichte, wie ein Denker, der ihnen Stand halten kann, um ſeinen Ausdruck für Verſtehen mir zu erlauben. Dem Schelling giebt er zu viel — ich kann dieſem Ichmarktſchreier nur konſequenten Wahnſcharfſinn — oder wenn man lieber will Scharfwahnſinn, zugeſtehen.

Ueber die neueſten Ichtiſchen und Fichtiſchen Sanskülotterieen a priori, die jetzt in Deutſchland auf die politiſchen Sanskülotterieen a posteriori in Frankreich gefolgt ſind, und mir einen weſentlicheren Theil der Humanität anzugreifen ſcheinen, als jene, die uns nur den phyſiſchen Kopf nehmen, — über Reinhold's Adoption des Fichteſchen Findelkinds — über meinen ganzen Reſpekt für die Fichteſche Naturrechtslehre — und halben Reſpekt für ſeine Wiſſenſchaftslehre — über meine durchgeführte Parodie dieſer geſammten neuen Weisheit in einem Syſtem: Die Alllehre betittelt, — möchte ich dir viel ſchreiben, wenn ich Zeit hätte. Aber ich bin ſchon ein Schelm geworden, und habe mehr gethan, als ich konnte. Könnten wir doch noch einmal im Leben zuſammen plaudern! Wohl möglich, — es kommt hauptſächlich darauf an, ob du Luſt dazu haſt, und dir darum nur halb ſo viel Mühe geben willſt, als ich.

Ich ſetze die Möglichkeit voraus, daß du mich gern wieder ſäheſt, mein Geiſt und mein Herz ſind dir zu treu geblieben, um daß ich nicht wenigſtens die Möglichkeit vorausſetzen ſollte.

Ich komme alſo zu dir unter folgenden Bedingungen.

1) Du ſchreibſt mir, und zwar einen langen Brief, an die Adreſſe Sieveking in Hamburg.

2) Du kömmſt mir, wenn deine Geſchäfte es erlauben, entgegen, etwa in Nürnberg, und begleiteſt mich nachher bis nach Ellwangen.

3) Ich ſetze voraus, daß ich den Weg über Mainz nicht wähle, wozu ich freilich genöthigt werden kann.

In acht Tagen gehe ich von hier nach Hamburg, und von da mit meinen beiden unmündigen Knaben weiter. Ich brauche ſehr Erheiterung. Schreibe mir!

Grüße Herbert! Seine Briefe können nicht mich, und meine nicht ihn finden.

Dein **Baggeſen.**

204. Von Charlotte Gräfin von Schimmelmann.

Seeluſt, den 23. Juni 1797.

Ich bin Ihnen einen herzlichen Dank ſchuldig, da Sie uns noch ein ſo freundliches Zeichen der Erinnerung durch den Dr. Jung geben. Ich habe dieſen jungen Mann bis jetzt nur wenig geſehen, doch ſah ich ihn genug, um ſicher ſein zu können, daß er Ihre Empfehlung verdiente. Er hat uns ſehr gefallen, eine ſolche Beſcheidenheit iſt viel verſprechend, ich wünſchte ſehr, ihm ſeinen Aufenthalt hier angenehm machen zu können, — wir ſind aber nicht Bewohner der Stadt in dieſem Augenblick, er aber muß da an der Quelle des Lebens — oder des Todes — ſchöpfend bleiben.

Daß Sie jetzt in einen thätigen Wirkungskreis verſetzt ſind, iſt mir ſehr lieb, — auch zweifle ich gar nicht an dem beſten Erfolg. Sie werden mit Klugheit und Feſtigkeit das Gute hervorbringen wollen, — ein ſolcher Wille iſt fruchtbringend.

Baggeſen hat ſeine Sophie, und mit ihr ſein beſtes Daſein verloren. Er wandelt einſam mit ſeinen zwei kleinen Kindern zur Schweiz hin; er will ſeine Knaben ihrem Vaterlande zurückgeben. Jetzt iſt er ſehr unglücklich und kränkelnd dabei.

Unſer vortrefflicher Freund, der edle Graf Bernſtorff, iſt ſterbend; er ſieht dem Tode mit Ruhe und Kälte ſeit vierzehn Tagen entgegen, kann aber nicht ſterben, auch geben die Aerzte noch einige Hoffnung. Er aber glaubt nicht an die Hoffnung, und ich traue zu ſehr ſolchem Gefühl. Er war ein ſeltener Mann, er hat Dänemark im Sturm gerettet, hat uns vor allen Gräueln eines ungerechten Krieges bewahrt in dem Augenblicke, wo ganz Europa blutete in der Wuth der Leidenſchaften.

Von meinem Mann einen herzlichen Gruß. Leben Sie immer recht wohl, und vergeſſen Sie uns nicht.

Charlotte Schimmelmann.

205. Von Franz Paul von Herbert.

Luzern, den 3. September 1797.

Liebſter!

Deinen Brief vom 12. Auguſt habe ich in Zürich empfangen, keinen andern; auf den du dich beziehſt, nicht.

Wir haben den Pakt zuſammen gemacht, durch nichts, was wir von einander hören werden, oder von uns Ungünſtiges ſcheinbar werden könnte, uns in unſerer Freundſchaft irre machen zu laſſen, darauf ſchlugen wir ein, und ich fühle meine Hand noch immer in der deinen; dies iſt ſo wahr, als ich nur immer wahr ſein kann, d. h. von dir und niemand andern wünſchte ich einige Erklärungen über drei Handlungen. Warum du einer deiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten deinen Namen untergeſetzt haſt; wie es zuging, daß du nicht vorherſaheſt, daß deine Freunde damit kompromittirt ſein würden? Ob du von dem armen und unſchätzbaren ſchweizeriſchen Schriftſteller, deſſen Werk du korrigirt haſt, ein Honorar angenommen haſt, oder annehmen wirſt? Er iſt der originellſte Menſch, der mir in meinem Leben vor die Augen kam; es verſteht ſich, daß, wenn du es ihm ſchenkeſt, er nicht einmal ahnen darf, daß ich dir von ihm eine Erwähnung machte, denn er würde gleich auf mich ſchließen, und dies gäbe meiner mit ihm geſchloſſenen Freundſchaft einen ſpezifiſchen Stoß. Drittens, — darüber aber kann ich mir wohl ſelbſt aus dem Traum helfen, daß du nicht zu mir kommen wollteſt, d. i. meine mir individuell möglichen Bedingungen annehmen wollteſt; du haſt nicht Noth darüber ein Wort zu verlieren, denn bloß der Wunſch, die Sehnſucht nach dir, kränkte mein Herz, bis ich zur Beſinnung kam.

Was anders. Was denkſt du von der gegenwärtigen Lage von Frankreich? Ich bleibe bei folgendem humoroſen Reſultat. Blinder Eigennutz, d. i. Weigerung zur Herſtellung der Finanzen nur einmal etwas beizutragen, trieb Adel und Geiſtlichkeit aus Frankreich, darum ſie ihr Schickſal ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben; blinder Eigennutz der Nation iſt die Quelle der nothwendigen Tyrannei eines Marat, Robespierre, St. Juſt, ſo wie dieſe Leidenſchaft indirekt wieder zu ihrem Sturz das Meiſte beigetragen haben mag; nun raubte man ungehindert den Schatz ganz aus; dieſer einmal leer, ſuchte der eine Abentheurer — denn ſo nenne ich die franzöſiſche Nation — beim Royalismus ſich ſeine Agentie zahlen zu laſſen, der andere bei einer neuen Tyrannei ſein Heil; des Sprichworts fra due litiganti il terzo gode vergeſſen die Zuſchauer nicht, und ſelbſt wenn (denn man könnte die wunderliche Hypotheſe machen) über die verſchiedenen Syſteme, die gegenwärtig in Frankreich herrſchend ſind, Gutmeinende an der Spitze ſtänden, ſo können ſelbe, da ſie zur Ausführung mehrere Hände brauchen, nirgends anders hin führen, als zu einer unvermeidlichen Tyrannei, d. i. Diktatur, oder, wenn das Glück will, und die übrigen Mächte in Europa genug großmüthig ſind, und per miraculum in dieſer Geſinnung nicht gegenſeitig eingeſchränkt werden, zum Königthum. Die Maſſe der konſtituirten Gewalten ſind Diebe, und nichts anders; der Eine verſteckt ſeine Beute hinter die Menſchenrechte, der Andre hinter die Religion oder Toleranz, und wieder ein Andrer hinter Recht und Billigkeit, mit Einem Wort ausgedrückt: hinter die Konſtitution. Eine totale Auflöſung der gegenwärtigen noch ſcheinbaren geſellſchaftlichen Ordnung ſcheint mir unvermeidlich, denn alles dreht ſich um den Finanzzuſtand, Geld aber iſt im Schatz keines vorhanden, und aller Kredit in dem Grad verloren, daß der Bürger den Staatstribut zu zahlen weigert, weil er auf den dafür zu erwartenden Schutz verzweifelt.

Kaspar Schultes und Komp. in Zürich wiſſen ſchon, wohin ſelbe mir die Briefe nachzuſchicken haben.

Ich ſehne mich, dich zu ſehen. Wie aber wäre es möglich meinen Wunſch zu erreichen? Könnteſt du im Dezember nicht eine Exkurſion in den Kanton Schaffhauſen machen? Adieu.

206. Von Herbert.

La Chaux de Fonds, den 15. November 1797.

Lieber Benjamin!

Ich habe dir von Zürich aus geſchrieben, es iſt nun beiläufig zehn Wochen; nachdem ich aber keine Antwort von dir erhalte, ſo vermuthe ich, daß mein Brief verloren iſt. Deinen letzten Brief habe ich verloren, und da es ſeither ſo lange iſt, habe deſſen Inhalt nicht mehr genau in meinem Gedächtniß, nur weiß ich noch ſo viel, daß Du beim Miniſter Hardenberg mit 1000 Thaler Gehalt ohne beſtimmte Beſchäftigung angeſtellt biſt, und daher meine Anträge ausſchlugſt. Mir iſt's gleichviel, wenn es dir nur gut geht; wie ſehr ich dies wünſche, weißt du ohnedem; aber eben deßwegen iſt mir's doch bang, denn ich weiß, daß du einerſeits keine individuelle Menſchenkenntniß haſt, andrerſeits dein Wahrheitseifer dich ſo mancher Gefahr ausſetzt, wie du — noch mehr aber ich — für dich erfahren und leiden habe müſſen, wie ich dir's einmal mündlich erzählen werde.

Ich hoffe, daß der nunmehr abgeſchloſſene Friede die Wolken verziehen wird, die meinen Horizont ſo gewittervoll machten. Du wirſt wahrſcheinlich mit dieſem gewiſſermaßen zweiten Frieden ebenſowenig vollkommen zufrieden ſein, wie mit dem erſten; allein non datur saltus iſt das Bonmot, mit dem man ſich tröſten muß; möglich wenigſtens iſt's, daß die Fürſten, aus Mangel ihren Ehrgeiz durch Verheerungen fremder Länder zu befriedigen, Väter ihrer Unterthanen würden; immer hätten ſie es viel leichter, ihre Länder glücklich zu machen, als die Republiken, nur wünſch' ich, daß die Moral dabei nicht leidet.

Ich denke Podobnig von Laubach bei mir zu verſorgen, nach dir hat er das erſte Recht auf meine unbedingte Freundſchaft, und ſeine Bürgermeiſterſtelle richtet ihn zu Grund, ſo viel mußte er die letzten Zeiten ertragen.

In Zürich ſchloß ich mit Peſtalozzi ein beſonderes Freundſchaftsbündniß; dies iſt doch auch einer der edelſten Menſchen ſeines Zeitalters; er hat vor andern Menſchen darin viel voraus, weil er ſich aus der Infamie, in die ihn Noth und Temperament warfen, durch ſich ſelbſt herausgearbeitet hat, gewiß ein ſeltnes Beiſpiel, um ſo mehr, als ihn gar keine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe unterſtützten, denn ſeit ſeinen Schuljahren hat er darin gar nichts gethan; in dieſer Hinſicht ſind ſeine „Lienhard und Gertrud" und ſeine „Nachforſchungen über den Menſchen" wahre Mirakeln; nur wünſchte ich, daß dieſer Johannes in der Wüſte mehr Deutlichkeit in ſeinen Predigten hätte.

Ich lernte auch Herrn Huber in Colombiers kennen; er ſchreibt jetzt ein Journal, was er die Klio nennt, es finden ſich ſehr intereſſante Aufſätze darin; er ſchätzt dich ſehr und kennet dich perſönlich.

Ich wünſche, je eher je lieber zu erfahren, was du machſt; es wäre ſchrecklich, wenn ſolche Freundſchaft, wie unſere, erkalten ſollte. Was können wir von der andern Welt uns für eine Glückſeligkeit vorſtellen, als die der uneigennützigſten Freundſchaft und Liebe, und wäre unſer, des Menſchen, Schickſal nicht ein wahrer Fluch der Schöpfung, hier alles einzubüßen, ohne Troſt, ohne Hoffnung, dort in verklärter Form die Theuren wiederzufinden, die uns hier mit Gewalt entriſſen wurden, deren Verluſt uns unſer Leben zur bitterſten Marter macht, das wir doch nicht enden dürfen!

Bei Gelegenheit dieſes Apropos erinnere ich mich, daß du mir einmal ſagteſt, du würdeſt etwas über den Selbſtmord ſchreiben; ich bin dieſe Materie von dir abgehandelt zu ſehen unendlich begierig.

Adreſſire die Antwort à Messieurs J. D. Bridel et fils, nämlich unter deren Couvert à Vevay.

207. Von Oſterhauſen.

Nürnberg, den 30. November 1797.

— Goethe war über acht Tage hier. Ich ſprach ihn, und fand nichts von dem Stolz, den man ihm vorwirft. Wir ſprachen von Schiller. Er ſprach mit Enthuſiasmus von ihm und ſeinen philoſophiſchen Ideen, und bedauert, daß er ſie nicht bekannt machte, hoffte aber, daß er noch im Stande ſein würde, ihn dazu zu überreden. — Ob die Welt viel dabei gewinnen wird, wenn ſie den Probeſtücken in den Horen gleichen? — Ich ſagte ihm, daß ich bedauere, Schiller'n nicht perſönlich kennen gelernt zu haben, indem er nicht zu Jena war, als ich da war, und als er zu Nürnberg war, wo er bei dir war, wäre ich nicht hier geweſen. Als ich deinen Namen nannte, fragte er mit Lebhaftigkeit: „Was macht Erhard? Iſt er hier? Das iſt auch ein vortrefflicher Kopf.“ Ich ſagte ihm von deiner Orts- und Geſchäftsveränderung. Er entgegnete: „Ein ſo trefflicher Kopf wie dieſer kann ſich in alle Sättel werfen.“ Daß ich mir gegen Goethe auf deine Freundſchaft viel zu Gute that, wirſt du mir nicht verdenken. Er ſagte gleich anfangs unſerer Unterhaltung zu mir: „Sie finden wohl unter den Nürnberger Aerzten wenig Unterhaltung, denn ſie ſcheinen ſich nicht ſonderlich mit Gelehrſamkeit und Litteratur abzugeben,“ worauf ich mich auch expektorirte, und als wir von dir ſprachen, ſo ſagte ich: „Sie können die hieſigen Aerzte daraus vollkommen kennen lernen, wenn ich Ihnen ſage, daß ſie den Doktor Erhard deßwegen nicht in ihr Kollegium aufnahmen, weil er nicht zunftmäßig drei Jahre auf Univerſitäten war“ — —

208. Von W—.

Wien, den 29. Juli 1798.

— Vor einiger Zeit erſchien hier von Hofrath Joſeph Sonnenfels ein Handbuch der innern Staatsverwaltung mit Rückſicht auf die Umſtände und Begriffe der Zeit. Seite XXV. wo er von der Schrift: „Ueber das Recht des Volks zu einer Revolution“ ſpricht, ſtehet die Anmerkung: „Der Verfaſſer dieſer Schrift, Herr Doktor Erhard, iſt nach ſeinen Geſinnungen und Grundſätzen fern, ein revolutionairer Schriftſteller zu ſein. Die Umſtände, unter welchen *allein* er dem Volke ein Recht zur Revolution zugeſtehet, und die Mittel, worauf er ſelbſt noch die Revolution einſchränkt, ſind ſo beſchaffen, daß ſie viel eher beweiſen, *das Volk habe zu einer Revolution nie ein Recht*. An dieſem mit vieler ſpekulativen Gelehrſamkeit geſchriebenen Werke iſt alſo nichts gefährlich, als der *Titel*. Aber wozu dieſer Titel, da das Buch nur von Wenigen geleſen, und noch Wenigern verſtanden wird?“ — Die Sonnenfels'ſche Schrift iſt dem Kaiſer dedizirt, und macht hier viel Aufſehen. —

Das Vorgeben des hieſigen Doktor's Gall, aus dem Bau des Schädels die intellektuellen und moraliſchen Anlagen eines Menſchen zu erkennen und angeben zu können, hat viel Reizendes für Einige. Die denkenden Köpfe glauben darin zu viel Charlatanerie zu finden. Es wäre nicht überflüſſig, wenn ein mit philoſophiſchen und anatomiſchen Kenntniſſen ausgerüſteter Mann dieſen Gegenſtand und dieſe und ähnliche Verſuche erörtern, und deren Unzulänglichkeit darſtellen möchte. —

IX.

Streitigkeiten.

In Goethe's weſt-öſtlichem Divan wird der Houri, welche vor Mahomet's Paradieſe Wache hält, um nach des Propheten Satzung vorzugsweiſe die Helden und Kämpfer einzulaſſen, von dem angehaltenen Dichter keck erwiedert:

Laß mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſein.

Iſt demnach jeder Menſch überhaupt als Krieger anzunehmen, ſo bedarf es keiner beſonderer Herleitung, daß auch kein Gelehrter ohne Polemik recht zu denken ſei; die Friedensliebe mag Angriffskriege unterlaſſen, aber zum Vertheidigungskriege wird auch der Nichtwollende genöthigt, und da litterariſche Verhältniſſe vielfach mit den bürgerlichen ſich durchflechten, ſo werden öfters auch dieſe mit jenen zuſammen auf den Kampfplatz gerathen. Hier gilt es denn nicht mehr allein, welche Sache, ſondern auch, welche Waffen man führt, und mit Recht ſtehen die Männer in beſtem Anſehen, welche mit einer guten Sache und bei redlicher Liebe zum Frieden doch, ſo oft es gilt, die tüchtigſte Kriegsfertigkeit verbinden.

Erhard's erſtes Auftreten fällt in eine Zeit der heftigſten Kämpfe im litterariſchen Deutſchland. Der Durchbruch tieferen Geiſtes und freieren Sinnes fand in der Oberflächlichkeit eines an Einſichten beſchränkten und an Dünkel ſchrankenloſen Autorengeſchlechts den feindlichſten Widerſtand. Die Art, wie Goethe'n, Schiller'n, Jacobi'n und allen vorzüglichſten Köpfen, inſonderheit aber Kant'en begegnet und mitgeſpielt wurde, war ohne Zorn wirklich nicht anzuſehen. Das Benehmen der Nicolai und Anderer dieſes Gleichen, welche mit alberner Anmaßung die höchſten Beſtrebungen in den niedrigen Kreis ihrer pöbelhaften Beurtheilung zogen, verdiente Züchtigung, und ſie wurde ihnen richtig zu Theil. Was Schiller und Goethe durch die Xenien, was Fichte durch die Lebensbeſchreibung Nicolai's, hierauf die beiden Schlegel, Tieck und Andere durch anderes ähnlicher Art in Deutſchland gethan, kann in ganzem Werth nur dem Sinne einleuchten, welcher ſich alle Umſtände und Lagen jener Zeit zu vergegenwärtigen im Stande iſt. Unſere Litteratur hat ſolchen abwehrenden Arbeiten nicht weniger zu verdanken, als den gründenden, und zweimal im achtzehnten Jahrhundert, in der Mitte deſſelben gegen die Gottſchede, und zu Ende deſſelben gegen die bezeichnete Maſſe der Gemeinen, iſt ſie aus der drohenden Gefahr des traurigſten Verkommens gerettet worden; denn jene Erſcheinungen, über die wir jetzt lachen, waren in der That von dringender Gefahr, indem auch die Beſſeren und die Beſten, wie es bei allgemeinen Einflüſſen unvermeidlich iſt, ſich in den ſchlechten Richtungen mehr oder minder hintreiben ließen, und daher auch ihres Theils von den hereinbrechenden Reinigungswettern mitgetroffen werden mußten. So war z. B. der ſonſt hochverdiente Herder, ſeinen Beruf und ſeine Fähigkeit bedaurenswerth verkennend, in der Philoſophie als Gegner Kant's mit unwürdigſten Waffen aufgetreten; ſein Name war jedoch einer der größten, und wenn derſelbe ſeinen vorigen Glanz ſeitdem nie völlig wiedergewonnen hat, ſo zeigt dies, wie ernſt und nachdrücklich der Streit gegen ihn geführt werden mußte.

Schon als Jüngling hatte Erhard mancherlei Anläſſe zu polemiſcher Uebung; ſpäterhin ſtand er mit wiſſenſchaftlichen Autoritäten in ausgeſprochenem Zwiſt; ſeine erſten litterariſchen Arbeiten erfuhren übermüthige und hämiſche Angriffe. In allen dieſen Fällen bewies er die entſchloſſenſte Tapferkeit, immer zur Entſcheidung vordringend, in der Sache ganz ohne Schonung, und alle Kraft der Einſicht und des Ausdrucks zur möglichſten Wirkung zuſammennehmend, und wiewohl ſo rüſtig, doch immer zum Frieden bereit, ſobald er das Nöthige geſagt glaubte. Mehrmals perſönlich verletzt, traf er auch wohl den Gegner perſönlich, und bei der Schärfe ſeiner Waffen öfters tödtlich; aber aus eigner Wahl verließ er nie die Sache, um die Perſon aufzuſuchen. Auch Nicolai hatte ihn perſönlich und ſogar bürgerlich verunglimpft, eine Antwort mußte erfolgen, und ſie erfolgte mit Bitterkeit. Dem öffentlichen Schreiben an Nicolai fügte er noch ein handſchriftliches bei, welches eine Milderung bedeuten wollte, aber ſelbſt bei ſolcher Abſicht nicht vermochte, ohne Ironie zu bleiben. Die ſpätere Druckſchrift an Jean Paul Richter und an Herder muß gleichfalls in der Tagesbeleuchtung jener Zeit beurtheilt werden; ſie iſt ihr nicht eben ungünſtig. Wie gemeſſen, nachgiebig und doch kräftig Erhard bürgerliche Beleidigungen zu behandeln wußte, ſehen wir aus ſeiner Antwort an einen Arzt in Berlin, der ihn übereilt und grundlos einer Ungebühr beſchuldigt hatte. Ueberhaupt ſtritt er, wo es Erkenntniß galt und eine Sache auszumitteln war, ſtrenger und hartnäckiger; in Fällen anderer Art glaubte er oft lieber ein Unrecht oder einen Nachtheil halb oder ganz hinnehmen zu können, als ſich in Kampf einzulaſſen, oder den begonnenen völlig durchzufechten. Seine ſpäteren Lebensjahre waren im Ganzen milde und nachſichtig im geſelligen wie im bürgerlichen Verkehr, ohne darum der Strenge ſeines Urtheils und der Beharrlichkeit ſeiner Anſicht das Geringſte zu vergeben; wer dieſe unmittelbar herauszufordern verſucht war, konnte leicht eine ſcharf treffende, in ihrer Wirkung oft ſchnöde abfertigende Zurechtweiſung von ihm erfahren, er müßte denn ſelbſt eine Aenderung ſeines Behauptens als richtig anerkannt haben, wie in der durch Friedrich Buchholz veranlaßten Erörterung geſchah, deren ſpäter noch gedacht werden wird. Und ſo dürfen wir in Betreff der polemiſchen Seite unſere Karakteriſtik Erhard's füglich in den Ausſpruch zuſammenfaſſen: er kämpfte viel, in Vergleich ſeiner wenigen Neigung, und in Betracht ſeiner erfolgſichern Kraft, wenig.

209. An Friedrich Nicolai.

Ansbach, den 13. Dezember 1798.

P. P.

Sie erhalten ein Exemplar von einem Brief an Sie; ich hielt für Unrecht, es dem Zufall zu überlaſſen, ob Sie ihn zu ſehen bekommen würden, oder nicht, ſo wie Sie es mit Ihren Invektiven gegen mich machten, die Sie in die Welt ſchickten, ohne mich, der Sie nie beleidigte und den Sie gewiß nicht kennen, vor der Verachtung, der Sie mich ausſetzen wollten, zu warnen.

Hat mein Brief Ihren Beifall als Kritiker, ſo ſoll es mir lieb ſein. Ich habe in meinem Vortrag einige Nachläſſigkeiten gelaſſen, weil ich den Brief wollte abdrucken laſſen, wie er aus meiner Hand kam. Eine habe ich Ihnen bemerkt, damit Sie keine unnöthige Freude hätten, wenn Ihnen ein Aſtronom ſagte, man meſſe die Höhe (als aſtronomiſcher Kunſtausdruck zum Trotz des deutſchen Sprachgebrauchs, nach dem es Erhebung heißen müßte) nicht durch die Parallaxe. Für die übrigen Jungen, die nun Rezenſenten machen, mag es aber daſtehen, um zu ſehen, wer ſich unter ihnen am meiſten auf ſeine Schulknabenkenntniß zu Gute that, daß man die Höhe nicht mit der Parallaxe meſſen könne, ſondern nur die Entfernung von der Erde, was ich unter Höhe verſtehe. Es ſollte jeder Schriftſteller (Autor) in ſeinen Schriften ſo etwas ſtehen laſſen, damit die jämmerlichen Wichte dadurch zu erkennen wären, welche auf die geringſten Kenntniſſe ſo ſtolz ſind, daß ſie glauben, ein denkender und in mehreren Wiſſenſchaften bewanderter Mann wiſſe nicht ſoviel, als ſie, wenn er ſich irgendwo nachläſſig ausdrückt. Ich leſe ſolche Kritiken immer mit der Luſtigkeit, in die mich die Freude meines Knabens verſetzt, wenn ich mich im Syllabiren von ihm korrigiren laſſe.

Hat mein Brief Ihren Beifall als Menſch, ſo wäre es mir um ſo angenehmer, da ich dann in meinem Vertrauen, das ich in Ihren Karakter am Ende meines Briefs ſetzte, nicht geirrt hätte, — denn es ſetzte große Unpartheilichkeit, ich möchte faſt ſagen, Beſſerung voraus, und es wäre allerdings möglich, weil ich wirklich überzeugt bin, daß Sie weder etwas von mir mit Aufmerkſamkeit geleſen, noch irgend eine wahrhafte Nachricht von mir erhalten haben, und daher vielleicht nicht einmal die Perſon ſind, die mich beleidigte, ſondern dieſer, ohne Ihr Wiſſen, nur als Bravo diente, und da könnten wir uns vielleicht gar noch ausſöhnen, und gemeinſchaftlich dahin arbeiten, das Phantaſiren, wenn es für Philoſophiren gelten ſoll, dem verdienten Spotte preiszugeben. Ich hatte mit meinem Freund Baggeſen ſchon vor vielen Jahren eine Satyre auf den philoſophiſchen Unfug entworfen, unter dem Titel: Das Eine, was Noth iſt, oder das Konzilium der Philoſophen, ein transzendentales Schauſpiel. Wir hatten bereits auf 40 Perſonen dazu beſtimmt, und welcher Zuwachs ſeitdem? Aber freilich wären wir nie über Schriften hinausgegangen, und hätten niemand geſchimpft, ſondern jeden nur ſelbſt reden laſſen; und doch unterließen wir es, weil wir glaubten, es könnte mit Bahrdt mit der eiſernen Stirne in eine Klaſſe geſetzt werden. — Ich muß Ihnen geſtehen, daß Sie auch eine kurze Rolle dabei hatten, Sie wurden nämlich auch eingeladen, Sie antworteten aber, Sie hätten bereits das Eine, was Ihnen Noth wäre, in fremde Händel miſchten Sie ſich nicht gern, ließen ſich übrigens dem hohen Rath der Selbſtdenker beſtens empfehlen, und wollten die Akten des Konziliums zum Zeichen Ihrer Achtung dem nächſten Band Ihrer Reiſebeſchreibung einverleiben. Damals konnte ich Ihnen keine größere Rolle ertheilen; aber jetzt würde ich das Vergnügen haben, Sie auf dem Konzilium erſcheinen zu ſehen, und ich wäre ſehr verlegen, wie ich Sie wieder vom Schauplatz brächte, ich wüßte mir für jetzt nicht weiter zu helfen, als daß ich die Sage vom Protogenes benutzte, der ſich über eine von ihm ſelbſt gemahlte, alte häßliche Frau zu Tode gelacht haben ſoll, und daß ich Sie auch über die Darſtellung, die Sie von der Philoſophie Kant's machten, gleiches Schickſal erfahren ließe. So übel wäre der Einfall gewiß nicht, denn ich ſelbſt mußte über Kant's Philoſophie, wie Sie aus Ihrem Munde kommt, herzlich lachen, und glaubte mich an Kant's Philoſophie ſo wenig dadurch zu verſündigen, als an einem ſchönen und reizenden Mädchen, wenn ich über die Karikatur gelacht hätte, die ein Stümper für ihr Portrait ausgeben wollte. Ueber den dummen Gundibert aber konnte ich nicht lachen, der Menſch dauerte mich, daß er ohne alle Talente, ohne das Vermögen nur den Euklid zu verſtehen, die Grille faßte, Kant's Kritiken verſtehen zu wollen, und darin ſo unglücklich war, daß er mit geſundem Verſtand mehr Philoſophie aus dem Eulenſpiegel hätte herausziehen können, als er durch jenes lernte. Auch der Doktor Mondſchein hat das Unglück, kein Wort recht zu verſtehen, nur iſt er nicht zu bedauern, weil er ein aufgeblaſener Wicht iſt, dem man es gern gönnt, daß er mit der Naſe anſtößt.

Zum Zeichen, daß ich keinen Groll weiter auf Sie habe, dient es gewiß, daß ich ſogar mich ſchriftlich noch mit Ihnen unterhalte, nachdem es ſchon gedruckt geſchehen.

J. B. Erhard.

Von Friedrich Nicolai.

Berlin, den 5. Januar 1799.

P. P.

Ich erhielt geſtern von Ihnen zwei Schreiben, ein geſchriebenes und ein gedrucktes. Jenes zu beantworten erfordert die Ordnung, ob ich auf dieſes etwas antworten werde, wird vom Zufalle abhängen, denn meiner Nebenſtunden ſind wenige, und auf unbedeutende Dinge achte ich wenig. In jedem Falle würde die Antwort nicht in einem beſondern Briefe, ſondern höchſtens in einem Poſtſkripte erfolgen.

Ich erfuhr aus Ihren beiden Schreiben, daß Ihnen ein Buch und eine Vorrede von mir nicht gefällt. Nach dem Begriffe, welchen ich mir Ihren Schriften zufolge von Ihnen mache, finde ich dieſes ganz natürlich.

Gleichfalls iſt aus beiden Briefen zu erſehen, daß Sie glauben Talent zu munterer Laune zu haben, welches ich nicht gedacht hätte. Ich verbitte aber Ihren Vorſchlag in Ihrer Geſellſchaft etwas Launiſches zu ſchreiben. Bleiben Sie immer vor ſich und für ſich.

Da übrigens jemand ein ſehr ehrlicher Mann und ein guter Bürger ſein kann wenn er gleich von Bornigs Grillen ſchirf auskramt und ſchirf anwendet, ſo trifft der Vorwurf von Verläumdung nicht, womit Sie gegen mich ſo freigebig ſind. Ich ſpreche jederzeit nur vom Schriftſteller, nicht vom Menſchen.

Sie ſind noch jung und können noch manches lernen, werden auch vieles künftig richtiger beurtheilen, wenn Sie Ihre Vorausſetzungen von vorn nicht für nothwendige Wahrheiten halten, und geprüfte Erfahrung nicht verachten wollen. Da ich auf dem Titel Ihres gedruckten Briefes ſehe, daß Sie M. D. ſind, ſo wünſche ich, daß Ihren Kranken Ihre Arzneien mehr helfen mögen als dem Teufel Ihre Apologie.

Ich habe die Ehre zu verharren

Ihr
ergebenſter Diener
Fr. Nicolai.

P. S. Glauben Sie daß die Fragmente des Arkeſilaus etwas Bedeutendes wären? Dergleichen Ausfälle ſind wie Feuerwerksſchwärmer, die einen Augenblick leuchten, ein biſchen rumoren, und dahin ſind.

210. Von Wieland.

Weimar (oder Oßmanſtätt), den 7. Januar 1799.

Höchſtgeſchätzter Herr und Freund!

Sie würden meine Antwort auf Ihre werthe Zuſchrift vom 12. Dezember vorigen Jahrs ſchon etliche Poſttage eher erhalten haben, wenn ich nicht immer gehofft hätte, vorher einen Brief von meinem Schwiegerſohn Heinrich Geßner zu erhalten, der mich in den Stand ſetzte, Ihnen die neueſte Nachricht von ihm mitzutheilen. Aber bis jetzt habe ich immer vergebens gehofft, doch iſt indeſſen ein Brief von meiner Tochter angekommen, worin ſie mir ſein Wohlbefinden verſichert, und ſein langes Stillſchweigen (deſſen ich von ihm nicht gewohnt bin) mit den Geſchäften entſchuldigt, womit ſeine Transmigration von Zürich nach Luzern, die neue Einrichtung ſeiner Buchdruckerei, ſeine neue Sozietätsverbindung mit dem Bürger Gruner, mit welchem er nun die Qualität eines Buchdruckers der helvetiſchen Republik der Regierung übernimmt, und alle die Arbeiten und Sorgen, welche ſo viel Veränderungen auf einmal nach ſich ziehen, ihn ſo ſtark überladen haben, daß er vor der Hand an nichts anders denken kann.

Daß er ein grundehrlicher, durchaus guter Menſch iſt, wiſſen Sie, wie ich glaube, ſo gut als ich ſelbſt; aber ſein Schickſal hat ihn, gewiſſermaßen bei den Haaren, in das Schickſal der neuen helvetiſchen Republik hineingezogen und verwickelt, ſo daß ich ſeiner Zukunft wegen nicht weniger beſorgt bin, als wegen des Ausgangs, den dieſe (malis avibus!) unter franzöſiſchem gewaltſamen Einfluß durch eine übereilte und übelberechnende Revolution entſtandene Eine und untheilbare helvetiſche Republik beinahe nothwendig nehmen muß, ſobald ſich die franzöſiſche Heeresmacht von ihr zurückgezogen haben wird. Gebe der Himmel, daß meine Ahnungen mich täuſchen! Leider wünſche ich dies mehr, als ich es hoffe. Uebrigens bin ich gewiß, daß es bloß aus dieſem Drang der Umſtände zu erklären iſt, wenn er ältere, der helvetiſchen Revolution vorhergegangene Verbindungen vergeſſen zu haben ſcheint. Iſt es möglich, ſo laſſen Sie ihn nur noch eine kurze Zeit wieder zu Athem kommen. Sollten Sie es aber gern ſehen, daß ich ihm Ihren Brief an mich mittheile, ſo geben Sie mir darüber nur einen Wink.

Für die kleine Schrift an Herrn Friedrich Nicolai danke ich Ihnen ergebenſt. Ich habe ſie mit Vergnügen und Nutzen geleſen, wiewohl zugleich mit Bedauern, daß ein Mann, wie Sie, in den Fall geſetzt worden iſt, ſich gegen ſo unwürdige Anfälle vertheidigen zu müſſen. Eine Art von Entſchädigung für Sie iſt indeſſen, nach meinem Gefühl, daß Sie dadurch Gelegenheit bekommen haben, unſerm litterariſchen und kritiſchen Publiko ein muſterhaftes Beiſpiel zu geben, wie ein edler und weiſer Mann ſich in *ſolchen* Fällen gegen die Inſolenz eines *ſolchen* Schriftſtellers vertheidigen ſoll und muß.

Solventur risu tabulae: tu missus abibis.

Leben Sie wohl mein verehrter Herr und Freund, erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen, und bleiben der aufrichtigen und herzlichen Hochachtung verſichert, womit ich lebenslänglich beharren werde. Ihr ergebenſter

Wieland.

Erhard an Nicolai.

Ansbach, den 25. Januar 1799.

P. P.

Ihren Brief habe ich richtig erhalten, und ihn mit Vergnügen geleſen, weil ich nicht im geringſten einen Excessum in retorquendo darinnen antraf: denn daß Sie auf Ihr Alter und Ihren Ruhm darinnen vornehm gegen mich thun, das kann ich um ſo weniger übel nehmen, da Sie in den Zeiten der Litteratur Briefe ſich das nehmliche von andern in viel höhern Grade mußten gefallen laſſen.

Die Litteratur Briefe ſetzen mich, ſo oft ich an ſie denke, in die vergnügteſte Zeit meines Lebens zurück. Es war 1783 als ich ſie las, und ſie waren mit unter den erſten kritiſchen Schriften, die ich kennen lernte, und ihr Eindruck war daher um ſo ſtärker. Ihnen verdanke ich außer vielen Kenntniſſen, das erſte Erwachen meiner Reflexion über Gegenſtände des Geſchmacks, und ſie gaben mir dadurch neues Leben. So oft ich mich ihrer erinnre, ſo bin ich mit meiner Phantaſie auch auf den Spaziergängen, in denen ich die in mir von ihnen geweckten Gedanken verfolgte, und die Morgenröthe meines Lebens ſtrahlt wieder auf mich zurück, jeder geiſtige Genuß blitzt in meiner Erinnerung von neuem auf, und ich verweile mich mit Wonne an den Hauptepochen derſelben, von welchen die mittlere das Leben von Kant's Kritik der praktiſchen Vernunft, und die letzte Voſſens Luiſe iſt. Dieſe Rückerinnerung genoſſener Vergnügungen iſt nothwendig mit Dankgefühl gegen die Urheber derſelben verbunden, und ich kann daher nicht umhin, Ihnen als den Herausgeber und zum Theil Verfaſſer der Litteratur Briefe unter meine (wiewohl zufälligen) Freunde und Wohlthäter zu ſetzen, und mein Gefühl, daß (ſie) ſich nicht erinnert, daß auf mich bei der Anſtalt nicht gerechnet wurde, iſt ganz zur Liebe und Achtung gegen Sie geſtimmt. Will ich dieſem Gefühl in der Beantwortung Ihres Briefes folgen, und warum ſollte ich dieß nicht! ſo müßte ich Ihnen nun gerade zu ſagen, was Gili (sic) Blas dem Biſchofe, wo er diente, ſagte, weil dieſer es wollte, und demohngeachtet in Ungnade darüber fiel — Sie werden alt — da Sie es von mir nicht einmal wollen, daß ich es ſagen ſoll, ſo kann ich noch weniger auf Nachſicht als Gili Blas rechnen — aber hören Sie mich, ehe Sie mir es ernſtlich übel nehmen.

Sie lebten Ihr ſchönſtes Leben während der Epoche des Keimens der teutſchen Litteratur und trugen zu ihrem Wachsthum bei. Guter Geſchmack fing in Deutſchland zu gelten an, und die Philoſophie ging mit den ſchönen Künſten traulich Hand in Hand. So ſchön dieß aber auch ſchien, ſo konnte es doch nicht bleiben, die Philoſophie wollte ſich der gänzlichen Herrſchaft über die ſchönen Künſte bemeiſtern, und die ſchönen Künſte wollten die Philoſophie nicht ungeſtört nachdenken laſſen, ſondern ſtörten ſie durch Ueberſtreuung mit ihren Blumen; es entſtand daher bald eine neue Epoche, die Genieſucht herrſchte in den ſchönen Künſten, die Philoſophie durfte ihnen Nichts einwenden, und ſie ſelbſt hatte keinen Stoff über den ſie reden konnte: denn die Metaphyſik war zu ſehr herabgewürdigt, als daß ſich in guter Geſellſchaft über ſie ſprechen ließ. Ihnen gefiel dieſe Epoche nicht, und Sie ſuchten mit Recht die Sache des guten Geſchmacks zu behaupten. Nun trat endlich die Philoſophie in ihrer wahren Geſtalt auf, unterſuchte aber vorher den Grund und Boden, auf dem ſie wandeln ſollte, und ließ ſich dann ohne fremde Begleitung in ihrer völligen Selbſtſtändigkeit durch Kant in's Publikum führen. Die langſame Aufnahme und die unwirthliche Behandlung, die ſie erhielt, ſind Ihnen bekannt. Endlich aber glaubten einige, daß es ſehr leicht wäre. in ihr Gefolge aufgenommen zu werden, und daß man nur einige ihrer Phraſen nachäffen dürfe, um bei ihr beliebt zu ſein. Dieß erzeugte die Kantianer, wie ſie im Durchſchnitt ſind. Der Geſchmack verlor bei dieſen Menſchen ſein ganzes Anſehen, und was ſie nicht verſtunden, das wollten ſie ausrotten oder verfeinern. Ihnen, der an eine ganz andere Periode gewöhnt war, mußte dieß kränken, Sie äußerten Ihre Meinung darüber und wurden bitter behandelt. Zu den Zeiten der Litteraturbriefe würde dieß nur Ihrer Laune Stoff gegeben haben, aber jetzt verdroß es Sie wirklich, und Sie legten es darauf an, die eine Sekte zu vertilgen — und vergaßen, daß ſie zu ausgebreitet iſt, daß das Publikum ſeinen Geſchmack verändert hat, und daß Sie ſelber Kant nicht gefaßt hatten, und alſo mit ſeinen Nachtretern auf zu gleichem Grund und Boden ſtehn, als daß die Menge nicht den Sieg davon tragen würde. Daran war Ihr Alter Schuld, daß Sie das nicht bemerkten.

Die ſicherſte Probe, daß Sie mit dem modernen Publikum nicht mehr fort gehen, liegt darinnen, daß Ihre Schriften nun niemand eifriger lobt, als die Theologen — und nach ihnen die rechtgläubigen Fakultiſten (sic), die nicht mehr denken mögen. Sie haben es mit dieſer Menſchenklaſſe zu ſehr verdorben, als daß Sie glauben können, ihr Beifall ſei uneigennützig. und haben ihren Geſchmack zu ſehr ſelbſt verſchrieen, als daß Ihnen ihr Beifall ſchmeicheln könnte, wenn Sie frei darüber reflektirten. Noch mehr, Ihren ganzen Brief, den Sie an mich ſchrieben, getraue ich mir aus Ihren vor 40 Jahren geſchriebenen Antworten zuſammen zu ſetzen, ein Zeichen, daß Ihnen Rückerinnerungen der Jugend neu erſcheinen. Daß Sie keine Schwäche des Alters fühlen, daß Sie noch leicht faſſen, wo Sie die Vorkenntniſſe bereits haben, daß Ihr Gedächtniß ſtark iſt, daß Ihnen noch Witz und Laune zu Gebot ſtehen, das zeigen noch Ihre Schriften im Einzelnen, aber im Ganzen zeigt ſich zu viel Gemüthantheil (sic) an der Sache, die Sie bloß launig behandeln wollen.

Können Sie es über ſich erhalten, eine Zeitlang nicht vor dem Publikum aufzutreten, bis ſich der Verdruß, den Sie empfinden, gelegt hat, können Sie Freunde finden, die Sie in den Frühling der teutſchen Litteratur zurückbegleiten, und die Ihnen zeigen, wie ſehr die Philoſophie Kant's dafür geeignet iſt, die Früchte davon zu erzielen, dann werden ſich wohl auch die Spuren des Alters wieder bei Ihnen verlieren, und Sie werden noch vieles unſerer Litteratur nützen können.

Wollen Sie dieß aber nicht, ſo werden Sie ſich immer mehr Feinde machen, man wird Sie verächtlich behandeln, Sie werden es erwiedern, und aus Gefühl, als ſtritten Sie für die gute Sache, es mit Wucher erwiedern, das denkende geſchmackvolle Publikum wird nicht mehr auf Sie achten, Sie werden dadurch ſich vermüßigt ſehn, alle Krüppel und Lahme auf Ihre Seite zu bringen, um das Gaſtmahl Ihres Witzes doch nicht ganz allein verzehren zu dürfen, kurz Sie werden Vorurtheile, die Sie verlachten, wieder ſelbſt in Schutz nehmen, und ein mit Leſſing angefangenes Leben in Geſellſchaft des Paſtor Götze verläugnen.

Ich habe nun ſo aufrichtig mit Ihnen geſprochen, als ich es glaubte, einem meiner Wohlthäter ſchuldig zu ſein, und überlaſſe nun alles Ihrem Ermeſſen. Ihr ergebenſter Diener

J. B. Erhard.

211. Von Herbert.

Haus, den 14. Februar 1799.

Theuerſter!

Heute empfang' ich dein Schreiben vom 28. passato. Ich ſchrieb dir mittelſt Hardenberg's von Budweis, und preſſirte auf eine Antwort, auf welche ich dort vergeblich zehn Tage wartete; bis zur Stunde erhielt ich aber keinen andern Buchſtaben von dir, als dein letztes vom 28. Ich kümmerte mich ſchon um dich, und ſchrieb wirklich ſchon an den jungen Hardenberg, daß er ſich um dich erkundigen ſoll; da du mir alſo geſchrieben, ſo iſt es dieſesmal das zweitemal, daß ich poſitiv weiß, daß deine Briefe an mich verloren gegangen ſind.

Nicht wahr, du ſiehſt mich als deinen beſten, verläſſigſten Freund an? nun als ſolcher hätte ich das Recht auf unbedingte Befolgung meines Rathes; in Folge deſſen alſo fordre ich, daß du nicht nach Wien gehſt; auch würde ich nicht kommen. Haſt du in Wien Geſchäfte, ſo ſuche ſelbe mittelſt eines Agenten zu richten. Die Weltbegebenheiten haben einen ſo raſchen Gang genommen, daß die Hoffnung, dich noch in dieſem Leben zu ſehen, nicht ganz ohne Haltung iſt; obſchon ich auch zufrieden bin, wenn es jenſeits dieſes Globus geſchieht, denn meine Gicht macht mich des Lebens ſo ſatt und überdrüſſig, daß die Sehnſucht nach dem Ende dieſes Lebens mir zur Leidenſchaft geworden iſt.

Von deinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten weiß ich ſo wenig, als von deinem übrigen Thun und Laſſen. Ich ſelbſt verroſte in dieſem Gebiet, und kenne außer des vortrefflichen Jean Paul Richter's Werken gar nichts. Meine Schweſter Cäcilie iſt auf den Tod krank; doch iſt noch Beſſerung zu hoffen; ihren Sohn laſſe ich in Jena ſtudiren. Maria aber iſt klüger geworden. Ob deine Kinder leben und dir Freude machen, wünſche ich unter der nämlichen Adreſſe zu hören. Meine Kinder verrathen Güte des Herzens, beſonders iſt mein Sohn dato noch ein elfjähriger Engel. Adieu.

212. Von Herbert.

Klagenfurt, den 4. April 1799.

Mir iſt leid, daß dein Brief verloren gegangen, obwohlen ich die nämliche Ueberzeugung von der Medizin habe, als Rouſſeau, denn ich habe halt eine inkurable Gicht, die mich manchmal auf den Grad bringt, daß ich glaube, mit dem Schöpfer der Natur rechten zu dürfen, denn ich glaube, dieſes phyſiſche Uebel allein dadurch rechtfertigen zu können, daß ich ſelbem ein Ende dadurch mache, daß ich meine hieſige Erſcheinung aufhebe. Der heilige Paulus ſagt, in Trübſal werde unſere Tugend geprüft und bewährt; ganz gut! aber alles hat ſein Ziel, ſo der menſchliche Wille und ſeine Kraft; wenn ich mein Innerſtes prüfe, ſo gedulde ich nicht mehr aus Tugend, ſondern aus Furcht vor Strafe, und dieſe Maxime iſt nicht mehr moraliſch.

In deiner Reiſe nehme jeden beliebigen Umweg, und gehe nicht die Straße, die du dir vornahmſt. Wer weiß, was bis dahin vorgeht, das dich auf meine Warnung noch aufmerkſamer machen wird. Adieu.

213. Von Herbert.

Den 11. Mai 1799.

Liebſter!

Wie ich dazu gekommen bin, über die Medizin wie Rouſſeau zu denken, magſt du wohl errathen haben, aber daß auch du kein Recht haſt, über ſelbe anders zu denken, dünkt mich ziemlich ausgemacht. Du müßteſt mir ein Verſtandesvermögen ausweiſen, welches die Geſetze der Organiſation in Hinſicht auf Heilung (mediziniſche, nicht chirurgiſche) zu erkennen fähig wäre, Leben, Geſundheit, müßten Gegenſtände der Erſcheinung, d. i. ſchematiſche Erkenntniſſe ſein. Auf dieſe Erkenntniſſe erſt könnte der Grundſatz der Medizin gebaut werden, nicht aber umgekehrt auf einen hypothetiſchen Grundſatz, z. B. Erregbarkeit, auf eine konforme Organiſation geſchloſſen werden, ein willkürliches Spiel der Phantaſie, welche dem anmaßungsloſen Dichter inſofern Ehre bringt, als er den Naturforſcher veranlaßt, ſeinem unbekannten X in hypothesi ein Prädikat zu geben oder zu nehmen.

Die Metaphyſik in ihrem praktiſchen Theil fordert in ihrer Lehre die Theologie, Gott als den Schöpfer, mithin als den Erhalter der Welt nach den von ihm beſtimmten phyſiſchen Geſetzen anzunehmen; Er alſo gab uns zu unſerer Erhaltung Hunger, Durſt und die Mittel, ſelbe zu befriedigen; ſo ſind die Elemente der Luft, elektriſche Materie, Azot und Oxygen, Dünſte u. ſ. w. u. ſ. w. für uns und wir für ſie, kurz alles fordert, den ſogenannten Bildungs-Erhaltungstrieb anzunehmen, welchen Grundſatz die enge Gränze, in die er eingeſchloſſen iſt, nicht aufhebt, denn wir wiſſen, wie viele zärtliche Naturanlagen es giebt, welche die mindeſte Revolution der Elemente, oder — um in Gleichniſſen zu reden — Indispoſition des Weltkörpers oder eines ſeinigen Gliedes, ſchwer oder gar nicht aushalten. Ueber dieſen Grundſatz alſo, er mag zu der Vorrückung in der Heilkunde auch gar nichts beitragen, können wir doch nicht hinaus; was darüber hinausgeht, iſt eine bloße empiriſche Erfahrung, die der geſunde Verſtand in der Beobachtung der Forderungen des

Inſtinkts macht, ſich z. B. zu wärmen, wenn's friert u. ſ. w. Die wenigen ausgemachten Kurarten, mit denen du dich vielleicht, beſonders mit dem Merkur, dich zu brüſten befugt glauben möchteſt, ſind Wirkungen des bloßen Zufalls, die wir der regelloſen Keckheit der Mediziner zu danken haben; wo iſt zu dieſen guten Erfolgen die Urſache der mediziniſchen Kombination (einer verſtändlichen meine ich) nachzuweiſen?

Du wirſt mir vielleicht einwenden, daß ich Brown's Syſtem gar nicht verſtanden hätte, daß er gewiſſermaßen das Nämliche geſagt, daß er ſich an die von mir geforderte Erfahrung gehalten, daß er die wirklichen Zuſtände, wegen der Gleichförmigkeit ihrer Urſachen, in Sthenie und Aſthenie eingetheilt habe; ſo weit wollte ich zum Behuf der Möglichkeit der Mittheilung es wohl auch angehn laſſen, obwohl der Begriff einer Sthenie ſich ſelbſt widerſpricht, und nur von direkter und indirekter Aſthenie die Rede ſein kann, — aber daß er Heilmittel für dieſe Zuſtände vorſchreibt, d. i. einen hiteriſchen Prozeß zum Trotz des ausdrücklichen oder klar anerkannten Inſtinkts des Individuums vornimmt, das iſt vermeſſen; wäre ein aufrichtiger Beobachter dieſer Zuſtände, die ich in vielen Fällen als erkennbar zugebe, ſo müßte dieſer eingeſtehen, daß ihm Aderlaß, Purgiren oder ein ſogenanntes aktives Incitament, Opium, ſo gute als ſchlechte Wirkungen gehabt zu haben geſchienen, denn von einem ausgemachten Wiſſen iſt gar nicht die Rede, obſchon alle verunglückten Fälle ſich aus dem Browniſchen Syſtem, ſo wie die geglückten, ſich ſehr gut ſchwadroniſch erklären laſſen (und ein Kriterium, was auf alles paßt, ſchon darum kein Kriterium ſein kann); eine in die Medizin ſo nachläſſig aufgenommene Beobachtung der Veränderung des Wetters (d. i. der Zuſammenhang eines ganz unbekannten Dings) kann die Urſache der Ereignung ſein, die wir der Medizin zuſchreiben, ich ſage: kann. Manches Uebel hebt ſich nach einer beſtimmten Periode zum Trotz der Medizin von ſelbſt, nicht früher, nicht ſpäter. Medizinen treten hier, wie in den meiſten Fällen, der Natur nur in den Weg, und machen das Uebel unheilbar; wo iſt hier ein unfehlbarer Imperativ?

Lieber Freund, erinnere dich der heiligen Verheißung, die wir einander gemacht, nie einem Gedanken oder einer Verläumdung Raum zu geben, die unſere Verläſſigkeit, welche wir natürlich auf unſere karakteriſtiſche Rechtſchaffenheit bauten, bemakeln würde!

Meine Beſorgniſſe bleiben die nämlichen; du weißt nicht, was mir widerfahren iſt; nehme einen andern Weg, er iſt ſicherer. Alles was meine Natur mir noch gewährt für einen Andern zu ſein, das bin ich dir.

Wenn in einem Fall auf eine Medizin eine heilſame Veränderung vorgegangen iſt, ſo müſſen wir, um dieſe Wirkung der Medizin zuzuſchreiben, ehender wiſſen, ob nicht die Natur allein dieſe glückliche Folge ohne Mitwirkung der Medizin erzeugt hätte. Zur Ueberzeugung, d. i. Gewißheit, ſind außer einem oder zwei Fällen noch keine gebracht worden, und ſelbſt das Gelingen deutet dießfalls nur an, was die Natur in dieſem oder jenem Fall nicht vermocht, nicht aber, was die Medizin vermag.

214. Von Herbert.

Den 30. Juni 1799.

Dein Schreiben vom 2. Juni verweiſt mich auf Röſchlaub's Journal, mit welchem ich mir aber die Zeit zu verlieren nicht erlaube; hier hat ſelbes niemand, ſonſt würde ich mir doch deine Aufſätze ausleſen.

Das iſt mir recht, daß du nicht nach Ruſſiſch-Polen gehſt, auch approbir' ich dein Vorhaben nach Berlin; iſt es aber möglich, daß du dort ein anderes Amt erhältſt, als ein mediziniſches, ſo ziehe dieſem letztern alle andern vor, denn es iſt nicht löblich, ein Handwerk zu treiben, deſſen Gegenſtand nicht einmal zu exiſtiren möglich iſt, wie das der Medizin oder Theologie; als Schriftſteller kannſt du in beiden auftreten, und weiter extendirt ſich ihr Gebiet auch nicht, denn du kannſt wohl der gelehrten Welt, aber nicht den Kranken ſagen, es exiſtirt keine Medizin, es ließen ſich allenfalls Vorſichtsvorſchriften zur Erhaltung der Geſundheit geben, aber das müßte auch für Weſen anderer Art ſein, als wir Menſchen ſind, denn wer noch von unſereinem würde, ſeit die Welt ſteht, durch fremde Erfahrung klug? ich meinestheils weiß von dieſer Regel noch keine Ausnahme; auch ſehe ich die Hoffnung für eine beſſere Zukunft dieſer Welt als eine Schwärmerei an, die die unendliche, verfloſſene Zeit widerlegt; das, was ich da ſagte, gilt von Welttheilen, Staaten, ſo gut, als von Individuen; ſo daß ich nicht weiß, wie lang mein infamer thieriſcher Lebensinſtinkt, mit der Liebe zu meinen Kindern koagulirt, über dieſen durchaus vernünftigen Lebensekel ſiegen wird.

Wenn dir Ziel zu deiner Reiſe für meine Rechnung ein Geld geben will, ſo bin ich unveränderlich allezeit bereit, dir ſo lange zu dienen, als ich kann; indeſſen iſt er mir jetzt nichts ſchuldig, auch hat er nichts beſtellt, kannſt du aber dort oder anderswo meine Waare anbringen, ſo liegt ſie bereit.

Wenn man mit großen Herren Kirſchen iſſet, ſo werfen ſie einem die Steine an den Kopf, haſt auch erfahren müſſen, ſo alt das Sprichwort iſt. Ich aber warne dich, die Kerne nicht mehr zurückzuwerfen, vielmehr dergleichen zu thun, gar keinen Wurf empfunden zu haben, und, da du nicht mehr retiriren kannſt, zu tanzen wie man pfeift.

Daß ich Leuchs einmal für dich bezahlte, weiß ich aus dem Gedächtniß gewiß, von öfters erinnere ich mich nicht, auch kann ich dir über die Summe heute keine ausführliche Auskunft geben, da mein Hauptbuch bei Moro iſt.

Mit Jean Paul verfährſt du zu ſtrenge, nihil ab omni parte beatum habe ich in der erſten Schule gelernet; übrigens habe ich noch kein ſo reichhaltiges Goldbergwerk angetroffen, als deſſen Schriften, die Goldkörner halten einen reichlich ſchadlos für die Mühe, die tauben Steine davon zu brechen; man trifft doch ganze große Stufen, wenn man eine Weile vergeblich gegraben; mich hat noch kein Buch ſo ſehr entzückt, und ich bin wegen ſeiner Meiſtercoups nicht allein tolerant, ſondern blind für ſeine Fehler, für ihn in dem Zuſtand eines Verliebten.

An Wagner will ich meine Antworten vor der Hand nicht einrichten, ſo lang du ſelbe unter der alten Adreſſe erhältſt.

Ich befinde mich im Alten, und werde vielleicht mit nächſtem mir die Schnur ziehen laſſen, dazu beſtimmt mich die Deſperation. Adieu. —

Den 30. Juli 1799.

— Ich geſtehe dir beobachtet zu haben, daß die wenigen guten Menſchen es dadurch wurden, weil ſie die Knute des phyſiſchen Uebels zu etwas Beſſerm hinpeitſchte. Allein die Fähigkeit beſſer zu werden mußte doch vorhanden ſein, denn mit welchem Recht könnten wir ſonſt dem Glücklichen ſeine Frivolität vorwerfen? Erklären aber, warum grade dieſer durch ein Schickſal dreſſirt wurde, der andere nicht, vermag ich deßwegen nicht, weil ich die Saldorechnungen des Schöpfers nicht kenne, an welche ich doch kraft der Konſequenz meiner Gemüthsverfaſſung glauben muß. Dieſen aber einmal angenommen, ſo ſteht eine Vorſehung, Leitung und dergleichen in keinem Widerſpruch mehr.

Daß die Sehnſucht nach dem Leben den philoſophiſchen Glauben an eine Unſterblichkeit erweckt habe, kann ich eben ſo wenig annehmen, als ich mich auch mit der Widerlegung zu befaſſen getraue. So weiß ich auch nichts davon, daß ein transzendentaler Idealismus meinen Glauben an Unſterblichkeit, Gott, Moralität, unmittelbar erzeugt hätte. Alles was ich aber meiner kritiſchen Philoſophie zu danken habe, beſteht darin, daß ſie mir meine anderweite Befugniß zu dieſem Glauben nicht genommen hat. Dieſe anderweite Befugniß, die Fichte in ſeiner Rechtfertigung ſo ſchön berührt hat, beſteht darin, daß ich bin, der ich bin. Du wirſt mich verſtehen, wenn du von dem abſtrahirſt, was dich die kritiſche Philoſophie zum Behuf und zur Reinigung der Wiſſenſchaften lehrte. Noch vorher, als ich Kommata in dem menſchlichen Gemüth machte, nämlich eine Eintheilung in Sinnlichkeit, Verſtand und Vernunft, wußte ich, daß ein Geſetz in mir ſei, das Gute zu thun und das Böſe zu laſſen, daß ich dafür verantwortlich ſei, daß ich dieſes Gericht in dieſer Welt nicht antreffe, mithin in einer andern vorausſetzen müſſe; damals wußte ich, daß mir dieſe nirgend entſpräche, mithin mein Reich nicht von dieſer Welt ſein könne. Vergleiche die Reſultate des geſunden Menſchenverſtandes mit denen, die ſich aus einem transzendentalen Idealismus ziehen ließen; wenn ſich ein Sophiſt damit Mühe geben wollte, ſo wirſt du finden, daß ſich alle pro und alle contra ſtreng logiſch daraus demonſtriren laſſen. Kant hat dem Sokrates den Weg gebahnt, nun biſt du die Straße gegangen, halte dich alſo am Ziel.

Herbert.

215. Von Kant.

Königsberg, den 20. Dezember 1799.

Hochgeſchätzter Freund!

Einen Brief von Ihnen zu erhalten — und zwar aus Berlin, um da, nicht zu hoſpitiren, ſondern zu wohnen, — erheitert mich durch meine ſonſt trübe Geſundheitsanlage, welche doch mehr Unbehaglichkeit als Krankheit iſt, ſchon durch den Proſpekt, mit litteräriſchen Neuigkeiten von Zeit zu Zeit unterhalten und aufgefriſcht zu werden.

Was das erſtere betrifft: ſo beſteht es in einer ſpaſtiſchen Kopfbedrückung, gleichſam einem Gehirnkrampf, von dem ich mir doch ſchmeichle, daß, da er mit der außerordentlich langen Dauer einer weit ausgebreiteten Luftelektrizität, ſogar vom Jahr 1796 an bis jetzt, fortgewähret hat, (wie es ſchon in der Erlanger gelehrten Zeitung angemerkt worden und mit dem Katzentod verbunden war) und, da dieſe Luftbeſchaffenheit doch endlich einmal umſetzen muß, mich befreiet zu ſehen ich noch immer hoffen will.

Daß Sie das Brown'ſche Syſtem adoptiren und in Kredit zu ſetzen ſuchen, iſt, was die formalen Prinzipien deſſelben betrifft, meinem Urtheile nach wohlgegründet; wenn gleich die materialen zum Theil waghälſig ſein möchten. Vielleicht könnte man mit ihm ſagen: die Krankheit iſt = X, und der Arzt bekämpft nur die Symptome; zu deren Kenntniß er Weisheit bedarf, um die Indikationen derſelben aufzufinden. Doch ich verirre mich aus meiner Sphäre.

Was mich aber ſehr freuet, iſt: daß zugleich Herr William

Motherby, der jetzt in Berlin ſeinen mediziniſchen Kurſus macht, da iſt; mit welchem ich bitte in Konverſation zu treten; der eben ſo, wie ſein würdiger Vater, mein vorzüglicher Freund, ein heiterer, wohldenkender, junger Mann iſt. Dieſer hat mir ſeine in Edinburg im vorigen Jahre gehaltene Inauguraldisputation dedicirt (de epilepsia), und ich bitte ihm dafür zu danken — Rechtſchaffenheit iſt ſein und ſeiner Familie angeborner Karakter, und es wird Ihnen, ſo wie ihm, Ihr Umgang unterhaltend und erbaulich ſein. — Gelegentlich bitte ich auch Herrn Dr. Elsner, Sohn unſeres jetzigen Rectoris magnifici, M. D. gelegentlich von mir zu grüßen: einen jungen Mann, der viel Talent hat, und bin mit Ergebenheit und Hochachtung

Ihr treuer Freund und Diener
J. Kant.

216. An Oſterhauſen.

Berlin, den 7. März 1800.

Mein Freund!

Es geht mir hier fortdauernd ſehr gut, trotz der Mühe, die ſich nun auch die angeſehenſten Aerzte, z. B. Herz, geben, mir zu ſchaden, aber die Fakta ſprechen für mich. — Die Kuhpocken inokulire ich ſo wenig als die natürlichen. Ich habe gegen die erſten noch den Grund, daß ſich nicht vorherſehen läßt, was aus dieſer endemiſchen Krankheit, wenn ſie ſich den menſchlichen Körper in verſchiedenen Gegenden aneignet, werden wird, und ob dadurch dem menſchlichen Körper nicht unabſehbares Elend bereitet werden kann. — —

217. An den Regimentschirurgus M.

Berlin, den 25. Juli 1800.

Ew. Wohlgeboren

verlangen von mir eine Ehrenerklärung, ohne daß Ihre Ehre von mir gefährdet worden iſt; Sie ſind vielmehr meiner ſehr nahe getreten, da Sie mir in Ihrer Zuſchrift vom 1[illegible]. Jun. das Geſetz zu Gemüthe führen, mich eines anſtändigen, ehrbaren und mäßigen Lebens u. ſ. w. zu befleißigen, und dadurch mich beſchuldigen, ich betrüge mich unanſtändig, unehrbar, unmäßig u. ſ. w., welches Ihnen gewiß, wenn Sie aller Orten Zeugniſſe meines Lebens ſammeln, von keiner Zeit meiner Exiſtenz zu erweiſen möglich ſein wird. Ich führe Ihnen dagegen ein älteres Geſetz zu Gemüthe, welches durch die Medizinalordnung nicht abolirt iſt: „Du ſolſt kein falſches Zeugniß reden (oder ſchreiben) wider deinen Nächſten.“ Ich werde deßwegen aber keinen Prozeß mit Ihnen anfangen, ſondern begnüge mich, Sie nur darauf aufmerkſam zu machen. Denn es iſt meinem Temperamente eigen, daß mir das, was Invektive gegen mich ſein ſoll, faſt immer nur als Sottiſe erſcheint, und mich daher nicht aufbringen kann.

Sie haben ſich gegen mich vergangen, wenn man die Sache ernſtlich nehmen will, ich habe aber gegen Sie nichts geſagt, das irgend eine Beleidigung heißen könnte; denn kein Wort, daß Sie irgend etwas an dem Herrn Hauptmann verſehen hätten, was Ihrer Perſon zur Laſt gelegt werden könnte, kam aus meinem Mund. Ich dachte ſo wenig daran, dem Arzt als Menſch eine Schuld beizumeſſen, als ich mich deßwegen anklage, daß ich einſt ſo unbedachtſam war, geprieſenen Autoritäten zu folgen. Das Mißbilligen einer Methode iſt keine Mißbilligung des Arztes, wenn auf der Stufe, auf der die Arzneikunſt ſteht, die Autorität noch auf ſeiner Seite iſt. Wenn ich daher vorübergehend mündlich über die gewöhnliche Methode mich ſo geäußert habe, wie ich es in öffentlichem Druck thun werde, ſo kann ich ſo wenig dem Arzt, der ſie noch befolgte, zu nahe treten, als Newton den Descartes damit herabwürdigte, daß er deſſen Wirbel verwarf und glücklich alles aus der allgemeinen Anziehungskraft erklärte. Von dieſer Seite habe ich Sie nicht beleidigt, und wollte Sie nicht beleidigen, und bin erbötig, Ihnen das mit Citaten belegte Zeugniß zu geben, daß Sie der angeſehenen Boerhaave-Stoll'ſchen Schule gemäß gehandelt haben.

Ihre Arznei, bis auf den ſchwefelſauren Saft, wollte ich fortgebrauchen laſſen, ſie war aber verdorben. Der Form wegen wollte ich mit Ihnen konſultiren (denn materiell war keine Gelegenheit dazu vorhanden, indem ich gewiß ſagen konnte, daß der Kranke dieſen Monat ſtirbt, und keine Hülfe mehr dagegen iſt), aber ich bekam zur Antwort, Sie kämen nicht mehr, und ſo blieb mir die Wahl, entweder dem Kranken zum Troſt (denn hier konnte der Arzt wirklich nicht mehr ſein, als wofür ihn der Satyriker Petron ausgiebt, nisi consolatio animi) zu verordnen, oder ihn durch meine Entfernung ganz troſtlos zu laſſen. Bloß um eine Beſtimmung zu haben, was ich verordnen könnte, verordnete ich das, was ihm in einem frühern Stadium der Krankheit hätte dienen können, und verheimlichte es nicht, ſondern ſetzte meinen Namen darunter. Ich rühmte mich auch nicht, daß er ſich unter meiner früheren Behandlung würde beſſer befunden haben. Auf Untergrabung Ihres Anſehns, iſt es von mir ſo wenig angelegt, daß es mir leid thut, wenn Sie durch Ihr Betragen mich zwingen, Sie durch meine nothwendige Vertheidigung zu kränken. Kann Sie meine Verſicherung beruhigen, ſo iſt es mir ſehr lieb, und ich will auch eine Ehrenerklärung, die Sie ſelbſt aufſetzen mögen, denn ich weiß nicht, worüber Sie ſie haben wollen, unterſchreiben, wenn nur folgende Punkte ſich nicht in ihr finden:

1) Daß ich animum injuriandi gegen Sie gehabt hätte;

2) daß ich meine Aeußerungen für falſch erkenne, und daß ſelbige Sie beleidigen oder bei einem vernünftigen Manne herabſetzen könnten;

3) daß ich Reue über mein Benehmen, als hätte ich ein Unrecht an Ihrer Perſon begangen, empfände.

Dafür können Sie aber hineinſetzen, daß es mir leid thäte, wenn ich die geringſte Gelegenheit hätte, Ihre wirklichen Verdienſte und die Ihnen beiwohnende Geſchicklichkeit zu verkennen.

Daß ich nicht eher antwortete, kam daher, weil ich glaubte, es könnte Ihnen hinlängliche Genugthuung ſein, wenn ich den Ausbruch Ihrer unnöthigen Aufwallung geduldig ertrüge, und ihn dadurch als justum dolorem hingehen ließe, welches ich bei einer größeren Publizität der Sache nicht zugeben kann.

Um Ihnen mehr Verdruß und mir Zeit zu erſparen, welche ich für mich und das Publikum nützlich zu verwenden im Stande bin, gebe ich Ihnen in allem, was Sie mir ohne meine Erniedrigung fordern können, nach; ſind Sie damit aber nicht zufrieden, ſo thun Sie was Sie wollen, mich werden Sie nie aus meiner guten Laune bringen.

In Erwartung, daß Sie mir die unangenehme Lage erſparen, mit Ihnen in öffentliche Fehde zu kommen, und daß Sie mir bald die gewünſchte Erklärung, unter den obigen Bedingungen, im Konzept zuſchicken, verharre ich

Ihr ergebenſter Diener
J. B. Erhard.

218. An Oſterhauſen.

Berlin, den 21. Oktober 1800.

— Jemehr ich Erfahrungen mache, um ſo mehr bewundre ich Brown; der praktiſche Blick dieſes Mannes ſetzt mich in Erſtaunen. Unter den Meßprodukten las ich eine kleine Schrift über das Nervenfieber von Dr. Fruchtmeier, dieſe iſt ſehr trefflich und ohne Prätenſion ſehr belehrend.

Ich habe dieſen Winter Vorleſungen angekündigt, weil ich facultas legendi erhielt. Ich weiß aber noch nicht, ob ich hinlängliche Zuhörer finden werde.

— Ich bin noch immer der einzige Brownianer hier, obgleich im Einzelnen meine Methode ſehr nachgeahmt wird. — Meine Frau wird immer abgeſchmackter, und ich werde mich entſchließen müſſen, ſie von mir zu laſſen. Wenn ich nur dich manchmal ſprechen könnte, dies würde mir Ruhe und Troſt geben.

219. Von Maria Fräulein von Herbert.

Klagenfurt, den 1. November 1800.

Unvergeßlicher Freund meines Bruders!

Wenn ich nur wüßte, durch welche Erinnerungen ich die Vergangenheit am lebhafteſten in Ihr Herz zurückführen könnte, welche Sie mit meinem Bruder ſo freundſchaftlich zugebracht haben, um Ihre Theilnehmung für ſeine äußerſt melancholiſche Lage lebendig und wie ich wünſche thätig zu machen!

Dies allein muß auch die Freimüthigkeit meines Schreibens entſchuldigen, denn lange ſann ich vergebens auf Hülfe, auf Rath, wie ſeiner Stimmung beizukommen ſei; endlich kam ein Strahl von Hoffnung und zeigte mir auf ſeinen einzig möglichen Retter; ohne weiter zu bedenken, komm' ich mit Zuflucht zu Ihnen, verſchließen Sie mir Ihr Herz nicht, damit ich meine Angſt, meine Noth dareinlegen kann, denn ich kann es nicht auf jenen herbſtlichen Boden werfen, wo die Leiden der Menſchen beiſammen liegen, welche Tod, Unglück, Armuth, Sklaverei, Betrug, verurſacht. Von allem dem iſt nichts geſchehen; alles lebt und ſchwebt wie ſonſt, was ihn betrifft, aber er — er hat vom Baum der Erkenntniß gekoſtet, und iſt aus dem Paradies verſtoßen, wo ihn Irrthum und Betrug kindlich beſchützte. Der tödtende Strahl der Wahrheit verfolgt ihn auf jedem Schritt, und wer kann wollen und mögen, der zugleich ſieht, was er verlangt!

Die höchſte Apathie des Lebens ſtockt in ſeinen Adern, alle Lebensgeiſter liegen abgeſpannt von ihm analyſirt, ſophiſtiſirt und verachtet zu ſeinen Füßen, das Leben iſt ihm unerträglich, eine quälende Langeweile fühlt er mitten in ſeinen Geſchäften, mit einer unbarmherzigen Kälte ſtößt er alle Menſchen zurück. Schon manchmal fragte ich ihn, was würde wohl Erhard ſagen, wenn er dich ſo ſähe? Auch er könnte nichts ſagen, iſt ſeine Antwort.

Mit Opium, das ihm ſchon anfängt ſchädlich zu werden, will er vergebens den Schlaf erzwingen, iſt ganz ſein eigner Doktor, reflektirt immer auf ſein Gefühl, läßt Ader ohne zu fragen, und verdirbt ſeine Natur in Grund und Boden, welche doch noch gut Widerſtand leiſtet; allein ſeine Seele iſt ergriffen und aus den Angeln gehoben, er kann keine Stunde mehr gutſtehn, wie lang er es aushalten kann; alle ſeine Anſtalten ſind dahin gerichtet, daß ein jäher Tod keine Unordnung machen ſoll; weder ſeine Kinder noch ſonſt ein Menſch vermag etwas über ihn; doch lieſt er noch ſo manches, auch die Werke von Jean Paul intereſſiren ihn noch zum Theil.

Er war den ganzen Sommer in Baden, allein auch die Zerſtreuung haßt er.

Nun, guter Rath iſt theuer! Wiſſen Sie für ihn eine Hülfe, für uns einen Troſt, o ſo ſparen Sie nichts zu ſeiner Rettung! Aber ſo wie ich ihn kenne, ſo verſagt mir die Hoffnung. Wäre es möglich, daß Sie, — daß Sie ſelbſt kommen könnten!

Iſt das Beſte nicht möglich, ſo ſchreiben Sie ihm, aber machen Sie keine Erwähnung, als wenn Sie von ſeiner Stimmung etwas witterten; ſondern ich dächte, Sie ſollten ihm irgend eine Urſache vorſchützen, und ſollten von ihm über dies oder jenes dringend Hülfe begehren, oder gar aus wichtigen Gründen ſeine Gegenwart verlangen, — vielleicht daß auf die Art ſein Herz noch zu fangen wäre, denn er wollte von jeher lieber geben als nehmen. Glückt es Ihnen nicht, ihn aus dieſen Gefühlen zu reißen, ſo iſt er für uns verloren.

Wenigſtens hat mein Brief dazu genützt, Sie auf ſeinen Tod vorzubereiten, den Sie ohne Zweifel dieſen Winter noch erfahren werden. Nun vergeben Sie meiner Zudringlichkeit; Sie erinnern ſich doch, daß ich es nie war, aber die Lagen ändern die Menſchen, und mit mir ging's gar drunter und drüber, — doch nun hat ſich der Sturm gelegt, und gern ſchweig' ich von den grauen Charwochen des Lebens. Wie ſehnſuchtsvoll ich auf eine Antwort von Ihnen hoffe, werden Sie ſich ſelbſt ſtatt meiner beſſer ſagen. Belohnen Sie mein Vertrauen und ſchreiben Sie bald.

Ich bin mit innigſter Hochachtung
Ihre ergebenſte Maria Herbert.

220. Von Eliſe.

Wolfsberg, Anfang 1801.

Liebſter, Einziger!

Lange hörte ich nichts von Ihnen, aber Sie haben darum eben ſo wenig mich vergeſſen, als ich Sie! Ich liebe Sie, und werde Sie noch unausſprechlich lieben; ſagen auch Sie mir, wenn Sie Ihrem Freund wieder ſchreiben, einige Worte der Freundſchaft, es iſt die größte Freude, die mir gegeben werden kann, wenn Sie zu mir ſprechen. Ich ſpreche täglich mit Ihnen, Geliebter, wenn ich gut bin; bin ich nicht gut, ſo wage ich es nicht, mich Ihnen zu nähern; aber ich bin mehr gut, denn ich will die Freude nicht entbehren, Sie lieben zu dürfen. Werde ich Sie noch einmal ſehen? ich wünſche es, aber es iſt zu viel, daß ich es hoffen dürfte. Ich lebe zufrieden; ſind Sie es? Sagen Sie es mir. Ich habe noch kein Kind, habe mich darüber getröſtet; ich liebe S—, und er liebt mich. Die Welt iſt mir kein Himmel, aber auch kein Fegfeuer, ich finde, daß man zufrieden ſein kann, wenn man das Gute nicht verkennt, und dem Schlimmen ſo viel möglich auszuweichen ſucht. Was ich fühle und bin iſt mir das Wichtigſte dir zu ſagen, und eben dies, von Ihnen zu hören. Ich umarme Sie, Geliebter.

Eliſe.

221. Von Herbert.

Baden, den 2. Juni 1801.

Lieber Freund!

Ich ſchreibe dieſen Brief wahrſcheinlich auch in Wind, denn in keinem deiner Briefe berichteſt du mir deine Addreſſe.

Auf deinen letzten vom 21. April danke dir für den erhaltenen Runkelrüben-Samen; aus dieſen Rüben will ich aber keinen Zucker machen, welches nach Berichten der preußiſchen Oekonomen gleichwohl ſo vortheilhaft iſt; denn ich zweifelte an der Möglichkeit ſchon deßwegen, weil es mir in meinen ſpäten Tagen ſchon überhaupt ſo ergeht, daß ich allenthalben erfahre, daß, was ich in meinen vorigen Jahren zu lernen vermeinte, ſich in der That faſt nirgends erwahrt, das meiſte, was in's Techniſche fällt, alles, was die Medizin betrifft, ſehr wenig von Chemie, meiſt närriſch, was Oekonomie und Landwirthſchaft betrifft. Ach mit der Philoſophie ging's eben ſo ſchlecht! Wahr iſt alſo für mich, oder was ich erfahre, oder wo mein Gefühl mit meinem Verſtand nicht ſtreitet; da ich dadurch zwar auf lauter richtige Hypotheſen gerathe, dagegen keine Gewißheit erringe, würde mich meine Unwiſſenheit deſperat machen, wenn mich nicht die Befolgung Chriſti Raths manchmal den beweinungswürdigen Stand des Menſchen vergeſſen machte, nämlich des Raths: „Bete und arbeite, auf daß du nicht in Verſuchung falleſt!" und ſo arbeite ich halt darauf los, wie der fleißigſte Tagwerker, bis die Kräfte mich verlaſſen, und ſiege ſehr oft über die verdrießliche Vorſtellung, wo das wohl hinaus will.

Mein Befinden iſt beſſer als voriges Jahr, ſo im Durchſchnitt; vielleicht daß wir heuer beſſeres Wetter haben; jedoch da ich dieſe Linderung ſeit meiner vorigjährigen Wallfahrt hierher ſpüre, ſo bade ich halt heuer wieder drauf los, sans rime et sans raison. Voriges Jahr wollte man mich nach meinem Badener Sejour begraben, denn ich krankte an einem achttägigen Kopf-Nervenfieber vier Monate, allein mit der Gicht iſt's ein kleinwenig beſſer, und ſomit basta.

Podobnig, der bei mir zwei Jahre Buchhalter war, ſtarb an einer Art Auszehrung dies Frühjahr; nun habe ich niemanden, auf den ich mich verlaſſen könnte, und muß alles ſelbſt thun, wie am Anfang meiner Etablirung, dies ernte ich vorigen Herbſt, wo mich meine Abweſenheit 30,000 Gulden koſtete, die man verſäumte, jedoch rettete ich durch Beihülfe meines Freundes Joſeph Nußbaumer, eines ganz ungewöhnlichen Chemikers und gar vortrefflichen originalen Menſchen, auf einem indirekten Weg einen großen Theil.

Die Berge kreißten, und eine Maus wurde geboren! Und dieſer blinde Lärm iſt gleichwohl Urſach, warum wir wahrſcheinlich zeitlebens getrennt bleiben werden! Man möchte, derſten über die ſchöne Beſtimmung des Menſchen, freie Weſen, oder die wenigen Würdigen der Freiheit ſind Sklaven von Sklavenſeelen.

Wenn ich von meinen Fabriken los würde, auf was ich antrage, ſelbſt mit einer Einbuße von 30,000 Gulden, ſo gehe ich nach der ſpaniſchen Inſel Teneriffa, wo wegen des hohen Pico ein ewiger Frühling herrſcht, denn das weiß ich nun ſchon ganz gewiß, daß nur eine mäßige Luft mir dienlich iſt, dort weht ſtets ein mäßiger Nordwind.

Was machen deine Kinder? Meine machen meine größte Freude aus; mein Bub iſt die Sanftmuth ſelbſt, willig und gelehrig, aber ich ſpüre kein Talent an ihm; das Mädel muß gut werden, weil ſich mit ſo viel Vernunft nichts Böſes verträgt, ſie iſt jetzt ſchon größtentheils ihrer Leidenſchaft mächtig. Da haſt du eine Skizze meiner Exiſtenz, gieb mir deine Geſchichte. Ich bin gegen alle Menſchen kalt worden wie Eis, meine Kinder, Nußbaumer und dich ausgenommen, für die ich noch lebe und ſterbe. O wohl mir, noch fünf Menſchen liebe ich, denn ich habe noch ein gar artiges vierjähriges Töchterchen in obscuris.

Die Antwort addreſſire nur nach Klagenfurt.

222. Von Herbert.

Klagenfurt, den 9. Juli 1801.

Deine Freude über meinen Brief verſetzte mich in Wehmuth; ach der Trennungen! und warum? — Eileſt du mir an Erfahrungen nach, und erreichteſt mich noch nicht, wohl dir dann, denn dann erkennſt du noch nicht, daß alles, was du denen Menſchen warſt, nicht der Rede werth war, und doch darüber verſäumteſt, einem Menſchen ſo viel zu ſein! Soweit hätteſt du es gebracht, das genügte dir nicht, nun ärnteſt du Traumgeſtalten, die, in ihr Weſen aufgelöſt, wie Winde über dich fliehen; das gewahrſt du an dem Durſt, den du ſtillſt, ſchürt einſt kein Irrthum die Kohlen, welche Kälte wirſt du leiden! Das franzöſiſche Sprichwort Dieu pour tous, chacun pour soi haſt du wohl nicht ſtudirt, es ſchien dir gar niedrig, aber ſinne nach, und du wirſt finden, daß es der Menſch weiter nicht bringen kann, abſonderlich wenn er unter soi einen Freund, Kinder, überhaupt Geliebte verſteht. Nun iſt's einmal ſo wie es iſt, und ich will mich folglich in dich hinein ſchicken. Schade um dein mediziniſches Talent; ſeitdem du die Medizin ſtudirt haſt, iſt's mit ſelbem auch vorbei; wärſt du auf der hauteur, metaphyſiſch-mediziniſche Hypotheſen an denen Menſchen zu verſuchen, ſo würdeſt du die Kunſt, oder wie viel daran iſt, weiter gebracht haben, als alle hirnloſe Waghälſe deines Gremiums, davon bin ich überzeugt; aber du ſcheuteſt dich vor der Sünde, ein Galeniſches Geſetzbuch mußte in einer verborgenen Falte deines Gemüths dir im Nothfall zur vorwendenden Rechtfertigung dienen. Aus Brown's dickem Werk ziehe ich bloß den weiſen Rath, da keine Medizin (die rationell betrachtet an ſich unmöglich iſt) nichts Gutes ſtiften kann, doch wenigſtens nichts verdorben werden ſoll. Nun iſt's eine abſolute Erfahrung, daß der Menſch nur von Speis und Trank lebt, nun räth er unter allerlei großen Sprüchen (wie es die Narren brauchen, wenn ſie was darauf halten ſollen), man ſolle ja beileibe das Eſſen, Trinken, Schlafen u. ſ. w. nicht verſäumen; die exceptio der rein aſtheniſchen Fälle ſteht nur ſo da, um Eingang zu finden.

Was deine Schuld von 1000 Rtl. betrifft, ſo verſteht ſich's von ſelbſt, daß ich dich nicht ſtecken laſſen darf; allein ich muß dir ſagen, daß es mir jetzt mit dem Geld jämmerlich eng geht, und daß ich für circa 20,000 Gulden 10 Prozent zahlen muß. Bis heut über ein Jahr aber bin ich nach aller gründlichen Vermuthung aus aller Verlegenheit; könnteſt du daher ſo für mich wirthſchaften, daß du deinen Gläubiger auf ein Jahr Zeit perſuadirteſt, ſo wäre dir und mir geholfen. Du könnteſt z. B. zu ſeinen Gunſten auf mich einen Wechſel a dato ein Jahr zahlbar traſſiren; dieſen verkauft der Eigenthümer leicht in Berlin oder Leipzig.

Es fehlt viel, daß ich ſo angenehm lebe, wie du; indeſſen haſt du mir einen großen Stein vom Herzen dadurch gehoben, daß ich nun einmal weiß, daß du mit dem großen Narrenhaus paſſabel zu ſtreichen könnſt. Ich kann dir heut nicht mehr ſchreiben, wenn ich nicht die Poſt verſäumen ſoll. Adieu.

Den 13. Juli 1801.

Deinen Brief vom 25. Juni erhielt ich vor 3 Tagen.

223. Von Herbert.

Klagenfurt, den 12. Dezember 1801.

Liebſter Benjamin!

Das letzte Schreiben, was ich von dir erhielt, war vom 18. Auguſt datirt, ſeitdem hatte noch keine Zeit, in der ich im Humor war, dir zu ſchreiben; grad Nothwendiges habe dir auch nicht zu ſagen. Mich freut es indeſſen, daß du in keiner Verlegenheit mehr biſt, ich hoffe, auch für mich einmal in's Trockne zu kommen, wenigſtens habe alle gerechte Erwartung dazu, bin ich aber einmal am Ziel, ſo weiß ich, daß meine Sehnſucht nach dir zur Fodrung dieſes Glücks erwachen wird, und ich werde dir dann vorſchlagen, zu mir zu kommen, und da ſollſt du ein Gewerb treiben, was dich unabhängig von allen Menſchen und ihren Erhebungen erhält. Was du mir von der Medizin ſchreibſt, darüber ambitionire ich nicht grad Recht zu behalten, ich urtheile darüber nur wie Montaigne; doch inſoweit werden wir wohl einverſtanden ſein, daß der Medizin erſt ihre Gränzen angewieſen werden müſſen, und daß folglich bis dahin alle Kurmethoden Schwärmereien ſeien; ich gebe zu, daß uns Brown eine einfachere Weiſe gelehrt hat, die Uebel des Körpers zu erkennen, allein ſelbe zu heilen, ſind wir kaum weiter, denn es iſt abſolut nicht wahr, daß Opium, Moſchus, Wein u. ſ. w. univerſalſtärkende Mittel ſind, hier kömmt es abſolut nicht auf die Doſis, ſondern auf die Individualität des Körpers an, welche der Doktor dem Patienten prima vista nicht abſehen kann.

Daß du manches auf dem Herzen haſt, was du mir wegen des Troſtes der Mittheilung gern unmittelbar ſagteſt, glaub' ich gern; ſo geht's mir auch; indeſſen, Bruder, thue was du kannſt, um gute Laune und Muth zu behalten; hätteſt du in deinem Leben viel gelitten, und leideſt jetzt weniger, ſo kann's dir von Statten gehn, dich nicht dekontenanciren zu laſſen, darin liegt ein wirkliches Univerſalpräſervativ für alle Uebel.

Nachdem ich deinen Brief von Periode zu Periode beantworte, ſo ſehe ich, daß mein obiger Rath für dich überflüſſig war, dein Blut cirkulirt ohnedem tapfer genug.

Mit mir willſt du dich verſtändigen: wir ſind nur ungleichen Humors, ſonſt ſehen wir die Welt gewiß mit gleichen Augen an, z. B. billige und bewundere ich, daß unſer Freund Peſtalozzi in der Schweiz ein neu von ihm errichtetes Erziehungsinſtitut mit allem Feuereifer betreibt, deſſen ſeine lebhafte Einbildungskraft ſo fähig iſt, ich verſtändige mich dazu, daß das wahre dauerhafte Wohl der Menſchen von daher bearbeitet und geleitet werden möchte, nur glaube ich nicht, daß es eine poſitive Erziehung giebt, und daß wir mithin unſere Jungen weiter nichts als ein Handwerk lehren können, mit dem er ſich, wenn ihm ſein Stern wohl will, retten kann; wir ſind ſolche nothgezüchtigte Sklaven unſerer Leidenſchaften, daß man ſagen kann, es ſei blindes Glück, wenn wir von unſeren Bleſſuren geheilt werden.

Nun, Friede, den du verlangſt, der wäre in der Welt; wie ſolid ſelber ſei, getraue ich mich nicht zu urtheilen, jedoch den Stoff zu einer ſolchen Vorherſagung, glaube ich, muß man aus folgenden Beobachtungen nehmen: Nationen und ihre Regierungen ſind wirklich ermattet; zweitens, aus dem Beſtreben der Regierungen, ſich dem Geiſt ihres Zeitalters mindeſtens inſoweit zu konformiren, daß daſſelbe wenigſtens nicht gröblich chokirt werde, gewiß iſt's, daß man in der Kritik der Geſetze und Regierungen nicht mehr ſo ſtreng und prätendent ſein wird, als vormals, man hält eine Demokratie für etwas Unmögliches, und eine rein monarchiſche Verfaſſung für das höchſte Ideal, was von uns eigennützigen Menſchen erreicht werden kann; drittens, wie nahe oder wie weit ſind die Nationen, oder bloß ihre Regierungen entfernt, ſich die gegenſeitigen Vortheile zu vergönnen, die ihrer Lage und ihren

Umſtänden angemeſſen ſind, d. h. wie ſteht der Thermometer ihres Muthwillens?

Söllner iſt noch immer der feurigſte Anbeter ſeiner Frau, dafür tyranniſirt ſie ihn auch, wie es die Natur eines Frauenzimmers mit ſich bringt; indeſſen habe ich noch kein ſeltſameres Weib kennen gelernt als ſie, ſie hat den richtigſten und delikateſten Sinn für alles Schöne, Gute und Erhabene, ſchreibt wie die wohlgerathenſte Schülerin eines Jacobi, iſt aber an und für ſich ein wahres Zwitterweſen, für die nur wieder ein Zwitterweſen, wie ich, Nachſicht haben kann.

Nußbaumer iſt ein Original, dem ſich die Menſchen zu nahen nicht getrauen, dahero auch nicht lieben, aber hochachten müſſen ihn Alle, die einen Sinn für hohen Werth haben.

Simon Pobeheim verheirathete ſich mit einer Wittib, die einiges Vermögen hatte, das aber bei der letzten Hamburger Crida daraufgegangen ſeyn muß; er zog dann nach Paris, dort, ſcheint es aus ſeinen Briefen, hat er gute Patronanz gefunden, ſo daß ich nichts Klägliches von ihm vernahm.

Von meiner Geſundheit habe dir noch ſo viel zu ſagen, daß meine Gichtſchmerzen ſeit einer Zeit von einem halben Jahre ſich in bloße Mahnungen von demſelben verkehrt haben, geht die Beſſerung in dieſem Verhältniß vorwärts, ſo beſuche ich dich gewiß in Berlin; an andern Uebeln, Magenkrampf, leide ich freilich heftig, allein daraus mach' ich mir wenig; dem Tod kann ich ohne Grauen in's Gefries ſchauen, aber nicht einem ſchmerzhaften Leben.

In deinem nächſten zeige mir alle neueren chemiſchen Werke oder Journale an, ſo wie die mechaniſchen, auf die du etwas baueſt, denn darin beſteht einer meiner angenehmſten Zeitvertreibe; auch treib' ich ein wenig Meierſchaft, denn ich habe mich hier um mein Haus ſo angekauft, daß ich jetzt 20 Tag Baugrund und 10 Tag Wald habe.

Du weißt nicht, was mir das werth iſt, daß du mein und ich dein ewiger Freund bin.

Was macht denn Reinhold? Wo iſt Baggeſen?

Was treibt Fichte? Ich wette, du ſtehſt mit keinem in Konnexion.

224. Von Eliſe.

(Beigeſchloſſen dem folgenden Briefe vom 20. Jänner 1802.)

Wolſsberg in Kärnthen, den 21. September 1800.

Erhard!

Wenn Sie all dies zu leſen bekämen, was ich Ihnen in Gedanken ſchreibe, — ob es Ihnen nicht zu viel würde? — aber nein! denn ich urtheile ſo gerne nach mir, und da weiß ich mein Sehnen nach einem Schreiben von Ihnen! — Wie könnte ich Sie denn ſo immer gleich lieben, ſo ohne Aenderung an Ihnen hangen, wenn nicht auch Sie mich immer gleich werth hielten? Dies glaube ich feſt, ohne die Verſicherung von Ihnen zu hören, und obwohl ich ſo lange nichts von Ihnen hörte, auch in keinem Briefe an Herbert an mich eine Erwähnung iſt! Wenn ich es oft ſo gar nicht mehr aushalten zu können meine, dann rufe ich zu Ihnen um Hülfe, und es iſt mir dann immer, als ſchwebte Ihr Geiſt um mich, der mir zürnte, und Troſt gäbe in meinem Kleinmuth, und es ſagt mir etwas, als hätten Sie es ja auch nicht beſſer in dieſer Welt, auch Sie fühlten, daß ſo vieles in und außer Ihnen anders ſein ſollte, iſt es ſo? — —

O Lieber! Es hat ſich ſo manches in mir geändert und wieder geändert, es hat mich jene Einfalt verlaſſen, die es vielleicht war, was mich Ihnen lieb machte, aber ich bin darum nicht ſchlechter, nur unglücklicher geworden. Wem es doch gegeben wäre, hinzuwandeln mit jener Genügſamkeit und Einfalt, und doch voll Geiſtes und Lebens zu ſein! Aber nur kalte, wäſſerichte Menſchen können zu dieſer Genüglichkeit kommen, wer Feuer im Buſen trägt, den läßt es nicht ruhen, bis er weiß: woher? wohin? mit dieſem Streben und Thun; und wann weiß er es? nie! nie! — —

Aber nicht dies allein iſt, was mir oft ſo wehe macht. Das Gefühl, daß ich ſo allein ſtehe, daß ich niemand finde, der mich verſtände, das, das iſt's, was mich oft zu Boden drückt. Wohl oft ſchreie ich dann zu dir, aber kein Laut kömmt zurück, und ich ſtehe dann doch allein! — Wohl oft klopfte ich hie und da an, und meinte, nun hab' ich's gefunden das Plätzchen, wo ich Haltung und Ruhe ſinde, aber meine Freude darüber äußerte ſich bald ſo heftig, daß, waren es Männer, ſie es für Liebe hielten, und dies Mißverſtändniß brachte mich in manche Verlegenheit, und waren es Weiber, ſo die verließen mich wieder, warum? — ſoll ich es ſagen? — weil ſie doch nur Weiber waren, — — und die Männer erkannten mich nicht, warum? — weil ſie doch bloß Männer waren. — — Jetzt zwar lächelt mir ſo ein Freudenſtern, Herbert iſt vor einigen Wochen nach Wien, da war er kurze Zeit hier, und da erſt fanden wir uns; er kannte mich nie, das wußte ich lange, aber mein Unglück iſt, daß wer mich nicht ſuchet, findet mich nie; wenn er wiederkehrt, da hoffe ich ganz mit ihm eins zu werden, wenn es ihm nur werth dünkt, aufzuthauen die Kruſte von Eis, die ſich um mein Herz gezogen hat.

Den 27.

Wie ich ſie beneide und haſſe die kalten Menſchen, die nichts beängſtigt, als wofür ſie wieder ſelbſt Rath zu ſchaffen wiſſen, die alle für Thoren ſchelten, welche nicht dem Geläute ihrer Kappen nachziehn!

225. Von Eliſe.

Wolfsberg in Kärnthen, den 20. Jänner 1802.

Lieber Erhard!

Heute eben fand ich dies beigeſchloßne Blättchen, was freilich ſchon anderthalb Jahr an Sie geſchrieben iſt, doch iſt es nur eines von ſo vielen an Sie geſchriebenen. — — Warum ich denn nie abſchickte, was ich an Sie ſchrieb? weiß Gott!!! — ſoviel iſt gewiß, daß ich bei den ſo manchen innigern Verhältniſſen, die ich ſeit unſerer Trennung mit Männern und Weibern hatte, meine Liebe zu Ihnen auch nie den kleinſten Theil verlor, und dieſe Menſchen auch nur in dem Grade mir lieber wurden, als ſelbe, meiner Idee nach, dem Bilde näher kamen, das ich von Ihnen in meinem Herzen trage. — —

Aus dem Blättchen vom 21. September 1800 können Sie ſo beiläufig meine Stimmung erkennen, mit der ich dazumal ſchrieb, in Variationen dauerte ſie ſchon vorher Jahre lang, und auch nachher. — Ich wollte wetten, daß Ihnen jetzt mein Mann einfällt, und Sie herzliches Mitleid mit ihm fühlen, was er an der Seite ſo einer Schwärmerin mag gelitten haben! Ja, Lieber, auch ich denke deſſen oft, was ſo ein ruhiger, klarer, immer mit Beſonnenheit handelnder Menſch fühlen muß, wenn er ein ewig mit Menſchen und Schickſal unzufriedenes Geſchöpf um ſich ſieht, und es noch dazu ſo herzlich liebt, als Söllner nie aufhörte mich zu lieben! — Ja, wenn ſich ſo die kalte Vernunft inokuliren ließe, wie die guten Blattern, ja dann würde es nicht ſo viele Herzen voll Narben und ſo viele Köpfe voll Beulen geben; — doch ſpotten ſoll mir ja keiner über ein Weſen in dieſem Zuſtande, wo es ſein Herz für alle Menſchen aufſchließt, wo es jede Tugend von ſich und Andern fordert, und ſich ſo im ewigen Kampfe mit der menſchlichen Natur zum Miſanthropen martert! Habt Schonung, ſeid zart mit dieſem Weſen, denn es iſt das leidenvollſte Geſchöpf ſo es giebt! — Ich habe dieſe Schule nicht durchgelaufen; nein, durchgeſchleppt; und in eben dieſem Zuſtande kam meine Lektüre von Jean Paul's Schriften, — wohl nie hat ein Schriftſteller dieſen Einklang in einer Menſchenbruſt gefunden, als dieſer in mir, — ich ward entrückt aus dieſem Leben, und all das Thun und Weben dieſer Welt ward mir zum Ekel, — in all ſeinen Worten glaubte ich die Geiſter meiner Seele zu hören, ich ſuchte Hesperus Lauben, Nachtigallentöne, Viktors und Klotildens, fand nichts von allem, — verlor alle Luſt und Kraft zum Leben, hatte keinen Muth zum Sterben, und war ſo ein ſentimentales Unding, mir zum Ekel und keinem Menſchen nütze. — —

Gebeſſert hat es ſich nun mit mir, denn nun bin ich doch ſo weit gekommen, einzuſehen, daß ich es hier ja nicht beſſer verdiene, als ich es habe, — doch habe ich den Glauben an ein beſſeres Sein erhalten, und den Willen errungen, es zu verdienen. —

Sie ſchrieben mir einſt: „Die Welt iſt mir nun ſo recht, wie ein zerriſſener Mantel, wenn ich denn doch einen haben muß, und keinen beſſern habe," ſo iſt es mir nun, und er deckt mir denn doch meine Auswüchſe, die ich unter ſeiner Hülle zu kuriren ſuche. Und meinem Manne habe ich ja ſo manche trübe Stunde wieder gut zu machen, die ihm meine Untreue ſo oft verurſachte; nicht Untreue, was die Welt ſo nennt! nein! ſo war ich ihm nie ungetreu! aber mein Herz hat ihn ſo oft verlaſſen, und das habe ich zu vergüten, denn er iſt unter vielen Guten der Beſte. — —

Den 14. März.

Wenn ich nur ein Wort fände, um das auszudrücken, was Sie mir ſind, Vater, Bruder, Freund, Geliebter, all dies ſagt es nicht; doch Sie müſſen es fühlen, ohne daß es ein Wort nennt, ich fühle es ja auch! — Könnte ich Sie nur einmal herzaubern in unſere Mitte, wie vieles wäre dann anders, wie alles wäre gut an mir! und was gut iſt, iſt ja nur Ihr Werk, — ich darf ſagen, es hat mich eine Reinheit der Empfindung, ein Gefühl für Wahrheit und Recht nie verlaſſen, und dies iſt das Werk Ihres Geiſtes, der mich nie verläßt, den ich umfaſſen werde, wenn ich von dieſer Welt ſcheide, und der mich nur allein fähig macht, die Reinheit jenes Seins zu faſſen!

Schreiben Sie mir doch, Lieber, wie es Ihnen geht, wie viele Kinder Sie haben, und ſo vieles! Ich habe ein Mädchen von 5 Jahren angenommen, ſelbſt habe ich kein Kind. Adieu, Lieber, alle Freude des Himmels über dich.

Ewig deine Eliſe S.

226. Von Herbert.

Den 5. Juni 1802.

So ſehr ich mich ſehnte, von dir zu hören, ſo drückt es mich mit Kummer, daß es dir hie und da mangelt, um ſo mehr, da ich ſelbſt durch einen drohenden Bankrott eines meiner Kommiſſionaire in eine ſehr gehemmte Lage gerieth; um mich zu ſalviren, mußte ich 19,000 Gulden aus meinem höchſt nöthigen Fond preſſen; ich hoffte, die Deckung, die ich dafür erhielt, nämlich einen hypothezirten Hausbrief von 14,000 Gulden und 3500 Gulden an Baumwolle, baldigſt zu realiſiren, allein bis nun hat es mir ſelbſt mit Anbot eines Einbußes nicht gelingen wollen; ehe ich dieſe Beträge nicht realiſire, bin ich außer Stand, dir ſo zu dienen, wie wünſche. Weilen ich aber lieber nicht leben will, als einen Makel in unſerer Freundſchaft zu ertragen, ſo helfe dir damit, daß, wenn dir gar kein Ausweg mehr offen iſt, du einen ſehr langſichtigen Wechſel, zum Beiſpiel a dato 6 Monat, auf mich zahlbar in Wien traſſirſt; kannſt du aber warten, ſo gebe dir im instante Bericht, als ich vermag, dir zu dienen.

Daß wir uns in unſerm Leben noch ſehen, hängt nur von dieſem Leben ſelbſt ab, denn ich bin im Begriff, mit meinen Geſchäften eine Vorkehrung zu treffen, die zwar mit Aufopferung von Gewinn verbunden, aber dadurch mein Erworbenes weniger gefährdet, und meinem Sohn in der Wahl eines Erwerbzweigs eine größere Freiheit verſchafft.

Von der Medizin denke ich um kein Haar anders, als ich gedacht habe, denn ohne von ihr das Mindeſte zu gebrauchen, als eine jährliche Kirchfahrt nach Baden, befinde ich mich heuer ohne Vergleich beſſer, als die vorigen fünf Jahre.

Ueber die pia desideria der Erziehung ſeufze ich.

Meine Gedanken über das, was wir Staatenpolitik nennen, ſchreibe ich dir muthmaßlich von Baden aus, wo ich mehr Zeit haben werde, und wohin ich in acht Tagen circa reiſe; überhaupt kocht meine Galle noch zu heftig, um nicht zu befahren, daß du mich für einen Schwärmer erklärteſt, doch tröſtet mich das Sprichwort ein wenig: homo proponit et Deus disponit, für deſſen Wahrſcheinlichkeit uns die Geſchichte große Beiſpiele aufbehielt. So lange ich mich nicht auf einem ſchlechten Streich ertappe, bilde ich mir von Tag zu Tag mehr ein, oder ich wäre ſo gut und ſo weiſe, wie dieſer und jener, oder noch beſſer und weiſer. Meines Wiſſens habe ich wenigſtens keinen verſtändigen Menſchen ſkandaliſirt, ein Laſter, welches nur durch das Narrenſpital gebüßt werden kann.

227. Von Eliſe.

Den 8. Juni 1802.

Sagen Sie mir, warum hat mich beim Leſen Ihres Briefes eine Kälte angehaucht, eine Kälte, die mir Herzkrampf machte? War das Ihre Stimmung, als Sie mir ſchrieben, und hat ſich die eingeſchloſſen in das Blatt, um mir meine Seligkeit zu rauben? Kann denn keine männliche Bruſt eine Liebe zehn Jahre lang ertragen? Denn daß Sie mich einſt liebten, daß Sie mich im Herzen mit himmliſcher Liebe erwärmten, das weiß ich, denn nur von dir habe ich den Geiſt der Liebe empfangen, der mich fähig macht, die Liebe des Unendlichen zu faſſen. — Und was habe ich dir gethan, daß ich nicht mehr in deinem Herzen wohne? Du! an dem ich ohne Wanken hing, der in den Stunden meines höchſten Schmerzens mir wie ein Geiſt Gottes erſchien, der mir zurief: „Glaubſt du nicht an mich?“ und himmliſcher Troſt erfüllte meine Seele, denn der Bund unſerer Herzen war für die Ewigkeit geſchloſſen. — Und du könnteſt mich vergeſſen, das Kind deines Geiſtes vergeſſen, dem du Glaube, Hoffnung und Liebe warſt? — O Erhard, Erhard, nicht mehr dieſes kalte ſich Erinnern, ich war es ja, die zu dir ſprach, ſo gehörſt du niemand, als ich, und mir!! — Oder biſt du erfüllt mit der Welt und ihren Gaben? und du vernimmſt das Pochen eines Herzens, wie das meine, wie die Pulſe deiner Kranken? — Nein, nein! du warſt verſtimmt, als du mir ſchriebſt, du dachteſt nicht an mich, du dachteſt nur ein irrendes Geſchöpf, das man zurechtweiſen muß; hätteſt du mir geſchrieben, auch deine Liebe hätte mir geſprochen, — ſchreibe mir bald, mir, mir! —

Wiſſen möchte ich viel von deiner Lage, Familie, Glücksumſtänden, Geſundheit, alles, alles, was dich angeht. —

Ich bin zufriedener, aber ehrlich muß ich geſtehn, am Leben kann ich keine Freude mehr finden, doch ſehe ich ein, daß mich nichts berechtigt, auch ſo zu handeln, und die mit Lebensluſt noch erfüllt ſind, durch meine Weiſe zu kränken. Ich bin nun einmal an Menſchen und Dinge gebunden, die auf meine Thätigkeit Anſpruch zu machen haben, meine Fähigkeiten gehören dieſer Welt, erwachſe mir aus ihrer Anwendung auch keine Luſt, ſie auszuüben bin ich verbunden. — Doch fühle ich die Freiheit in mir, zu gehn, und ich glaube, daß ich eben darum bleibe. — Ich bin in keinem Beſitz von etwas, das mich erfreut; denn was mein Geiſt oder meine Sinnen verlangen, iſt mir nicht gegeben, — aber ich weiß auch, daß ich es noch nicht verdient habe, daß ich es erhalten werde, fühle ich. — Urtheile jetzt nicht über mich; vieles kannſt du doch von mir nicht verſtehn, weil du mich nicht ſiehſt, und vieles läßt ſich nicht ſagen, nur ſehen. —

Wenn du mir wieder ſchreibſt, ſo ſchließe den Brief dem Herbert bei, doch ſage, daß ich ihn in meine Hände bekomme. Heute ſchreibe ich dir allein, ich könnte dir viel, viel ſagen! doch wozu? nur ſoviel: im vorigen Brief war vieles anders, als es iſt. — Ich bin ein ſchwaches, fehlendes Geſchöpf, doch ſo habe ich es nicht verdient; vielleicht mußte es ſo kommen, damit ich werth würde, einſt noch mehr zu werden; nur Leiden bildet die Seele des Menſchen, und macht ihn fähig, einſt zu ſchauen Gott im reinen Himmelslicht.

Lebe wohl, Einziger! Glaube mir, daß es eine Liebe giebt, die über die Sterne reicht. Dein bin ich ewig.

Eliſabeth.

Doch muß ich dir ſagen, daß auch meine Idee von Jean Paul's Schriften die deine iſt; unter allem, was er ſchrieb, iſt das weiſeſte das „Teſtament an meine Töchter,“ aber freilich nur als Nachtrag für's Vorhergeſagte, denn hätte er ſchwache Köpfe, oder eigentlicher ſchwache Herzen nicht verrückt, dürfte er ſie nicht zurechtweiſen.

228. Von Herbert.

Wolſsberg, den 7. September 1802.

Theurer Freund!

Es iſt faſt unverantwortlich, mit meiner Antwort ſo lange ausgeblieben zu ſein! Auf was kann man in der Welt noch zählen, wenn zwiſchen ſolchen Menſchen, die den Werth der treuen Freundſchaft kennen, kein Verlaß mehr iſt? auf nichts; dieſe Wandelbarkeit vertilgt mich. Dennoch habe ich die Zeit damit zugebracht, zu ſinnen, wie ich durch die Klippen durchſegle, Fremdes nicht zu gefährden, und dir dennoch zu dienen. Ich empfing deinen Brief in Wien; mir wurde dort ein elf Monat langer Wechſel nach Berlin verſprochen, allein es fand ſich am Ende niemand, der, wegen der Sonderbarkeit des Geſchäfts, ſeinen Namen dazu geben wollte, und ſo war mein Vorſchlag vereitelt; ſeitdem erkrankte ich; in dieſer Zeit haben ſich von den 77,000 Gulden, mit denen ich durch ſonderbare Verhängniſſe in Disborſo gerieth, etwas zu bewegen begonnen, ſo zwar, daß Ausſicht vorhanden, obſchon mit Verzichtleiſtung auf Nutzen, dennoch das Kapital langſam zu realiſiren, ich ſchöpfte freier Athem, denn die Hoffnung, dir zu dienen, dämmerte wieder. Die größte Kunſt, das Meiſterſtück für den rechtſchaffenen Steuermann wäre, auf dieſem ſtürmenden Meer des Lebens die verſchlingenden Wirbel vorbei zu ſegeln, und ſo ſein beſchädigtes Schiff zu retten. Sage deinem Gläubiger, auch dein Schuldner, der ich wirklich bin, könne oder wolle dich vor 4 bis 5 Monat nicht bezahlen; dieſer wolle dir zwar einen Wechſel, der aber ſehr langſichtig, nämlich 4 bis 5 Monat laufend wäre, auf Wien oder Trieſt auf ein gutes Haus einſchicken, um ihn auf dieſe Art zu decken, oder durch einen Sola-Wechſelbrief auf mich ſelbſt, um ihn für dieſe Zeitfriſt zu decken, dann aber würde es mit der Bezahlung keinen Anſtand mehr haben. Kommſt du auf einen geſcheidten Gedanken, ſo laß hören; alles was ich thun darf, werde ich thun.

Ich bin zu verdroſſen, an und für ſich, und durch meine langweilige Rekonvaleszens, um dir noch viel zu ſchreiben;

mich peinigt der Gedanke, daß ſich unſere Seelen in dieſer Welt nicht mehr finden könnten, mithin vielleicht niemals, denn wenn wir auch wirklich zuſammen kämen, würden zwei ganz verſchiedene Individuen oder ſich einander ſtoßen, oder wohl aus Güte des Herzens nachſichtig einander ertragen, — was wäre das für eine Erbärmlichkeit! Wie ſo? weil ich all die laſtgerechte Philoſophie, die wir zuſammen trieben, als Sophiſtenkram wegwarf, auch ein animoſer Feind der Mediziner bin, welche nur der Barbarismus unſerer abergläubiſchen Regierungen nicht vor Gericht fordert, um da zum ewigen Kerker oder Galgen verurtheilt zu werden, denn alles, was davon wahr iſt, könnte eben ſo gut in einem Patent oder ſogenannten Hofreſolution dem Volk zur Nachachtung bekannt gemacht werden, und es wäre bei weitem nicht das weitſchichtigſte Hofpatent.

Ich habe dich doch nicht ärgern wollen, denn ich liebe dich mit ewiger Treue.

Dein Herbert.

229. Von Herbert.

Klagenfurt, den 1. November 1802.

Lieber Freund!

Wenn hiemit meine Verheißung, dein ewiger Freund zu ſein, geendet iſt, ſo iſt dadurch, daß ich der Furcht entladen bin, derſelben etwa nicht zu entſprechen, eine ſchwere Laſt von meinem Gemüth gewälzt. Bis in fünf Monaten, wo mein Wechſel fällig iſt, habe ich gründliche Hoffnung, mit meinen Finanzgeſchäften doch ſo zu ſtehen, daß wenigſtens mein Gewiſſen nicht mehr beſchwert ſein wird; supposito casu, daß ich da noch lebe, was ich fürchte, für den in casu iſt aber nichts zu ſorgen.

Dumm iſt's, wenn's kein anderes Leben mehr giebt; das Pikante des gegenwärtigen iſt ſo dick, daß man das Dulce kaum wahrnimmt, oder dieſes wenige gerne drein gehen ließe, lieber gar nichts als ſo, ſchreit der Erbitterte, — alſo, dumm iſt's, wollte ich ſagen, auch und vorzüglich deßwegen, weil wir uns nicht mehr ſehen würden, was uns doch die angenehme Täuſchung wiederholte, weil ſolche Freundſchaft ſei, müſſe auch die Region ſein, wo ſie eigentlich hinpaſſe.

Haſt du Camille-Jordan über das ewige Konſulat geleſen? Solche Genien kommen in unſern Welttheilen doch nicht bis zum Brüten, es iſt überall zu kalt oder zu warm. Lebe wohl.

Dein Herbert.

230. An Oſterhauſen.

Berlin, den 4. Februar 1803.

Mein Freund!

Wie kannſt du glauben, daß Mangel an Freundſchaft die Quelle meines Stillſchweigens war? Du haſt es auch nicht geglaubt, ſondern du willſt mich nur durch eine ſtarke Erſchütterung aus meiner Trägheit wecken. Schuldig bin ich in letzter Rückſicht allerdings, denn ich ließ mich von den Lockungen der Lektüre verleiten, und verlor die Zeit, die ich meinen Freunden hätte widmen ſollen. Aber wie verführend iſt auch dieſe Lockung, wenn man bis 7 Uhr Nachmittags gar nichts für ſich denken konnte? Ganz zurückbleiben will ich doch noch nicht, und es ſchreckt mich dieſe Möglichkeit der Rückſchritte in meinen Kenntniſſen um ſo mehr, da ich nun die traurige Erfahrung mache, daß ich manches vergeſſen habe, was ich wußte. Noch ein Unglück fügte ſich zu dieſer Verführung durch den Genuß der Lektüre, ich wollte mit deinem Brief zugleich einen Brief an den Magiſtrat in Nürnberg abſchicken, und welche verdrießliche Arbeit iſt ein ſolcher Brief? Um mich dazu zu zwingen, kettete ich dieſe beiden Sachen zuſammen, aber ich ſehe, ſie vertragen ſich nicht, und der Brief an dich muß allein gehen. Wären Gedanken ſendbar, ſo hätteſt du keine Urſache zu zürnen, und ich ſchicke dir darüber ein Zeugniß. Ich kann mich gegen dich auch beruhigen, aber ich ſtehe in noch weit größerer Schuld gegen meinen Herbert, dieſer leidet, und noch habe ich ihm nicht geſchrieben. Ich mache mir Vorwürfe darüber, und ich werde die künftige ganze Woche alle Abende zu Briefen verwenden. Nie in meinem Leben war ich weniger mit mir zufrieden, als jetzt, und nie hatte ich weniger Ausſichten zur Gemüthsruhe zu gelangen, als jetzt, und doch muß nichts ungerechter ſcheinen, als meine Klagen. Ich habe keinen Mangel, und habe ſo wenig gethan, um mich hier zu pouſſiren. Ich vernachläſſige alle Konnexionen, und doch erweitert ſich mein Wirkungskreis. Meine Freunde bleiben mir getreu, und ich habe hier wirklich einige gefunden. Noch mehr, ich habe eine Freundin, wie ich noch nie hatte, ich liebe ſie inniglich, und ſie duldet wenigſtens meine Liebe, und erwiedert ſie durch die Gefälligkeit der Freundſchaft. Aber dieſe Liebe iſt auch das einzige, was mich noch aufrecht erhält, ohne ſie würde ich entweder in die tiefſte Melancholie verſinken, oder mich mit dem Becher der eiteln Luſt berauſchen müſſen. Was iſt es, frage ich mich ſelbſt oft, was mir fehlt? Ich kann nichts anders finden, als daß ich meine jugendlichen Plane nicht ausführen kann. Mein ganzes Streben ging dahin, mich um die Menſchheit verdient zu machen, und ich bin in eine Lage geſtoßen, wo ich nur einigen Menſchen helfen kann. — Oft kränkt es mich, daß mich dies nicht tröſtet, und oft verweiſe ich mir dieſen Troſt als kleinliche Eitelkeit. Die Pflicht meines Berufes, den mir die Umſtände gaben, nicht meine innere Neigung, beſonnen zu ſein, iſt nebſt meiner Freundin die einzige Erhalterin meines Lebens, denn dadurch gebe ich mir die Thätigkeit der Einbildungskraft, die zum Leben nothwendig iſt. Ich ſcheine zufrieden, munter und in meiner Beſtimmung zu wandeln, niemand ahndet, daß dies eine Schminke iſt, die ich der Stoa verdanke — und welche mir aufzulegen, mich die Freundſchaft noch beredet. Ich muß leben, ſage ich mir, denn ich habe Freunde, ich werde meine Beſtimmung erreichen, denn ich habe Freunde.

Es iſt mir manches Widrige begegnet, aber ich hatte es verſchuldet, feſtere Befolgung von mir erkannter richtiger Maximen würde es verhindert haben; aber ich bin auch in meinen Freunden tief gebeugt worden, und dies habe ich nicht verſchuldet. Grundherr, Müller, Herbert, litten und leiden von Melancholie, ich muß dies ertragen, dafür muß ich entſchädigt werden. — Mit meiner Frau lebe ich nun ſehr gut, da ſie ſich des ſchlechten Stammes, aus dem ſie entſproſſen, zu ſchämen anfängt.

Ich ſchicke dir den Brief an meinen Vater und an Frauenholz zum Zumachen, und um dir nichts mir Verdrießliches in meinen Brief an dich ſetzen zu müſſen, mache ich dir dieſe Mühe.'

231. Von Herbert.

April, 1803.

Lieber Benjamin!

Damit du es geſchwind weißt, ich bin viel geſünder, als das letztemal, da ich dir ſchrieb; aber dieſe Konvaleszenz kömmt auch grad a tempo, denn übrigens geht alles gar jämmerlich ſchlecht, und doch überſtehe ich's ſo leicht, daß dich's ſogar verdrießen wird, ſo ein Quodlibet oder Kloß von Freund an mir zu haben, denn ſtell' dir nur die zwei Fälle vor: ich habe alle meine Freunde eingebüßt, und ich bin mit meinem Vermögensſtand in einem Gedräng, aus dem mich nur Geſundheit inſofern retten kann, als ſelbe die Bedingung iſt, unermüdet arbeiten zu können! Wie das zugeht? mea culpa, zum Theil bin ich ſelbſt an meiner elenden Konſtitution ſchuld, und dieſe wieder an allem übrigen; denn im Grund kann ich ja nicht fordern, daß Andere für mich arbeiten, oder ſo arbeiten, wie ich gearbeitet hätte, wenn ich geſund geweſen wäre. Schaden und Verlegenheit thut weh, man macht ſich Vorwürfe, keiner will ſein Theil tragen, das verſauert die Geblüter, und das Verhängniß trennt durch unauflösliche Mißverſtändniſſe die Gemüther. Es iſt aber ein wahrer Taſch um das geprieſene Zutrauen der Menſchen; dieſelbe Verläſſigkeit, die wir zwei zuſammen kontrahirt und in Schaffhauſen betheuert haben, wäre ſie nicht auch gebrochen, wenn wir in ſolche Situationen gerathen wären? Das iſt lauter Windbeutelei, was die Menſchen einander zu gefallen ſich weiß machen. Aber was anders iſt's mit ſeiner

Individualität; der Menſch iſt trotz aller abſtrakten Philoſophie und Pſychologie, bei all' ſeiner Erbärmlichkeit, doch das große moraliſche Weſen deßwegen, weil er's iſt; ſo unmittelbar als er hungrig, durſtig, ſchläfrig u. ſ. w. iſt er auch frei, deßwegen weil es ab esse ad posse einen Lehrer des evangeliſchen Gebetes „Vaterunſer" gab, weil wer ſelbes mit reflektirter Andacht betet, ſo genau den Werth der Perſönlichkeit zu wägen weiß, daß keine Kantiſche praktiſche Vernunft ein Iota dazuzuſetzen nöthig finden wird; empörend iſt's, daß dieſe ſo kurze als klare Synopſis aller Weisheit zum Geſchnatter geworden iſt, ſo daß kein Moraliſt ſich beſinnt, die Baſis ſeines Syſtems dort anzutreffen, zu geſchweigen, daß dieſes Gebet mehr die Ermahnung und Verwahrung ſchaffe, durch welche Chriſtus erlöſen und ſelig machen wollte.

Den 1. Mai.

Wenn ich dich ennuyirt habe, ſo kömmt's daher, weil du die Weisheit beſſer vorzutragen verſtehſt, als ich; ich habe mich auch bloß deßwegen nicht unterbrochen, weilen deinem Herzen ſo viel daran liegt, daß wir über das Hauptſächliche Eines Sinnes ſind.

Daß es dir mit meinem Wechſel ſo gegangen iſt, wie du mir berichteteſt, freut mich; kömmt Zeit, kömmt Rath; ſollteſt du in die Lage kommen, von mir Gebrauch machen zu müſſen, ſo traſſire auf mich zahlbar in Wien, ſchieb's aber hinaus ſo lang du kannſt; in Wien bin ich bei jedem Banquier durch meine eignen Wechſel, deren ich doch über 100,000 Gulden jährlich abgebe, bekannt; keiner wird an der Zahlung zweifeln, wenn ich ſelber acceptirt habe, welche Information der Berliner vom Wiener ganz ſicher erhalten wird. Ich habe ſeit einem Jahr mehr als 60,000 Gulden beſondere Auslagen gehabt, die mir durch unvorhergeſehene Umſtände ſo ſchlecht und langſam wieder herein kommen, daß ich dadurch in keine geringe Verlegenheit gerieth. Ob über das Lehrgeld hinaus, was ich ſeit ſieben Jahren an Leib und Seele gegeben, mir noch ſo viel bleiben wird, um die Lehre ſelbſt in ihrer ganzen Ausdehnung zu nutzen, weiß ich dir noch nicht zu ſagen.

Punkto Arznei iſt mir alles ſpaßig; an mir saltem und allen denen, die ich beobachtet habe, habe ich die beſtimmteſte Erfahrung gemacht, daß man für die akuten Uebel kein Mittel kennt, und daß es für die chroniſchen kein Mittel giebt, Zeit, geſunde Luft und Erheiterung des Gemüths ausgenommen; auch bin ich der Arznei ſo gram, daß ich jeden andern Aberglauben leichter tolerire; es giebt ſo was von Hausmitteln, für Bauchweh und dergleichen, was ich gelten laſſe, allein das heißt nicht Medizin. Ich kenne recht brave Leute, weil ſie aber Mediziner ſind, ſo hatten ſie die Delikateſſe, mir ſo lange vom Leibe zu bleiben, als ich krank war, jetzt gehe ich wieder gern mit ihnen um, denn mit ihren medizíniſchen Hypotheſen wiſſen ſie mich verſchonen zu müſſen.

Ich nach Berlin kommen? An Willen und Wunſch, dich zu umarmen, fehlt es nicht; das andere laß der Zeit über! Apropos, giebt es im Preußiſchen keine Indienne- d. i. Zitz- und Kattunfabriken, dergleichen Tücherfärbereien? Informire dich bei Gelegenheit; vielleicht bekäme ich auf dieſe Art meine Reiſe bezahlt. Adieu, ich möchte noch lieber in einer konſiſtentern Welt mich an dich ewig anſchließen, als in dieſer, wo nur der kalte Nordwind die Luft reinigt.

Dein Herbert.

232. An Oſterhauſen.

Berlin, den 3. September 1804.

— Dies Jahr ſtürmte viel auf mich ein, Strapazen, denen ich meinen Huſten verdanke, Krankheiten meiner Kinder, wovon das letzte an für meine Kunſt unheilbarem Ausbrechen aller Speiſen ſtarb, und meine Minna von drei Jahren nun den Stickhuſten hat. Mein Herbert iſt krank an Seel und Leib, und ſeine Schweſter wurde des Lebens müde. — Der göttlich große Verſuch der Menſchen in Frankreich, ſich zu ihrer Würde zu erheben, hat mit einem Skandal geendigt, das der Orient nicht ärger aufzuweiſen hat. — Die Litteratur in Deutſchland iſt für meine Denkart, der großen Maſſe nach, ein Tollhausprotokoll geworden. — Ich habe beinahe alle Ausſicht verloren, meine Entwürfe für die Wiſſenſchaft auszuführen, und erſt vor ſechs Tagen wurde mein beſter Freund hier, der Geh. Rath von Boſe, mit einer Hemiplegie befallen, von der ich ihn zwar gänzlich zu heilen hoffe, aber was mich doch ängſtigt; ſo werde ich auch in meinen Freunden immer verwundet, da ich doch ſelbſt von meinen Feinden genug auszuſtehen habe. Feinde entdecke ich immer mehr, je mehr ich die Menſchen kennen lerne, und es iſt noch gut, daß mich ſo wenige Menſchen nach meinem Karakter kennen, ſonſt würde ich nicht einmal tolerirt. —

Vor kurzem war Ernſt Horn hier, der nach Erlangen kommt. Er hat mir ziemlich gefallen, und du wirſt bald ſeine Bekanntſchaft machen. Er hat aber nicht den Muth ganz zu ſein, was er ſein könnte; vielleicht hat ihn mein Beiſpiel etwas belebt.

Wie geht es denn in Nürnberg mit der Praxis? Wer iſt außer dir noch am Brette? Wie ſteht's um die mediziniſche Aufklärung? Giebt's in Altorf noch Studenten? Schreibe mir doch einmal Neuigkeiten. Wie ſteht es mit dem Nahrungszweig meines Vaters? Ich will doch nicht ganz fremd in meiner Vaterſtadt werden.

Ich wollte noch manches ſchreiben, aber um nicht noch einen Poſttag zu verſäumen, verſpare ich es.

Dein Freund.

233. Von Herbert.

Den 7. Oktober 1804.

Deinen Brief vom 19. Juli beantworte dir heute den 7. Oktober! Warum ſo ſpät? grad aus: ich war nicht in der Laune. Scheint dir aber das, was ich dir heute ſage, noch outrirt, ſo ſchließ, wie es damals ausgeſehen haben mag, als ich deinen Brief von Rechts wegen hätte beantworten ſollen.

Ihr Geſunden, mithin muntern, lebensbegeiſterten, glücklichen Leute, habt gar keine Kompetenz, über die Anſchauung kranker oder vom Schickſal verfolgter Menſchen zu urtheilen. Wer von beiden denn Recht hat, der Wahrheit näher iſt, dafür giebt es keinen Richter. So ſage ich dir, um deinen erſten Paragraphen zu beantworten, meinen mediziniſchen Grundſatz, mit dem großen Friedrich ſprechend: Ihr Hunde, wollt ihr ewig leben! für den Tod iſt kein Kraut gewachſen, wollt ihr aber keine Schmerzen empfinden, ſo freßt Opium bis ihr krepirt! Ad exemplum nehme ich täglich einige Gran, und erreiche damit das Summum meines kapablen Befindens. —

Ich bin noch nicht in der Stimmung, dir die Geſchichte meiner Lebensjahre ſeit 1797 zu erzählen, und bis dahin müſſen dir meine Briefe freilich oft räthſelhaft ſein, denn du ſiehſt nur Exploſionen und ſcheinbare Paradoxen und machſt dir gar keinen Begriff vom Laboratorium, wo das alles bereitet wird. So wie ich bin aber habe ich mir doch die Kraft gerettet, mich aus den Untiefen, in die ich theils durch meine Thorheit mich ſelbſt verſenkt habe, theils von fremder Tyrannengewalt untergetaucht worden bin, hinauf zu ſchwingen, und obſchon noch im Waſſer, mich auf der Oberfläche zu erhalten, indeſſen als die Perſon meiner Schweſter Miza, die ſich berechtigt glaubte, dich um Hülfe für mich anzurufen, ihr eigenes Schickſal nicht ertragen konnte. Sie iſt als Heldin aus der Welt gegangen. Ich war nicht in Klagenfurt, ſondern in Wolfsberg, und ſahe ſie vor ihrem Entweichen aus dieſem Leben beiläufig drei Monate nicht; weiß nur, daß ſie ihre Sachen in Ordnung brachte, über die Ausführung ihres letzten Willens die ihrer Abſicht und Verfaſſung angemeſſenſte, klügſte Anſtalt machte, an ihrem letzten Tag ein Dejeuné gab, bei dem ſie recht munter und aufgeräumt erſchien, und dann ohne jemand zu kompromittiren verſchwand; nur die Vertrauten, die um ihren Tod wiſſen dürfen und müſſen, unterrichtete ſie durch hinterlaſſene Briefe. Guck einmal her und ſag! Iſt das Kleinmuth oder Muth? Ich könnte dir einen Appendix von meiner Niece, der Tochter des W—, Mina, die du als Kind gekannt haſt, erzählen, die in Wien an einer langwierigen aber unerkannten Krankheit, ich ſage aus Gram, geſtorben iſt, aber zu was das! Für den heutigen Tag hab' ich dir deinen Muthwillen ſchon abgekühlt. Wie wir Alle ſind, ſo erkennen wir's bis in unſere Nerven, daß unſer Reich nicht von dieſer Welt iſt; ob's ein anderes giebt, wollen die Geſcheidteſten geſchwind wiſſen. Von Wagner wirſt du wohl ſchon Antwort erhalten haben, ich ſchickte deinen Brief ſeinem Freund Piller ein. Bleib friſch und geſund, ſo ſicht dich das alles nicht viel an, dies wünſcht dir

Dein Herbert.

234. Von Herbert.

Den 2. Dezember 1804.

Freilich, lieber Benjamin, war's nicht gut von dir, daß du in dieſen verwüſtenden Zeiten mich preisgabſt all der Aergerniß, die unſers Gleichen ja in Verzweiflung ſtürzen könnte. Er iſt ſchwer, einen unmittelbar Geprellten, beſonders mich, mit den Menſchen auszuſöhnen, denn inſofern ihr praktiſches Getrieb ein bloßes Spitzbuben- und Narrenhandwerk iſt, was nützt mir die konſequente Theorie? ich ſpüre nur, daß ich an der Naſe herumgeführt werde von einem Traumdeuter; ſo tappe ich und tappe im Finſtern; die Stellen, wo ich mich anzulehnen glaube, werde ich dir vorerzählen, bring' mich auf beſſere Ruheplätze, wenn du kannſt.

Als man das Panier des Wahren, Rechtlichen und Heiligen ausſteckte, ſo ſchwur die größte Zahl der Menſchen von Anfang der Welt bis jetzt zu dieſer Fahne, mit Luſt, muß man ſagen, gaben ſie ihr Leben für Güter, von denen ſie doch mit ihren leiblichen Zähnen nichts mehr beißen konnten, waren mithin wohl gute, fromme und beſſeren Schickſals würdige Weſen, als das war, was ſie hier erlebten, und ich ſcheere mich gar nichts darum, daß ſie nicht die Scharfſicht hatten, die Wölfe hinter dem Schafsfell ihres Gleichen zu entdecken; das iſt die erſte Station.

Ich habe Menſchen gekannt, die das infamſte Syſtem der Theorie nach bekannten, und doch ewig brave Kerls waren; ſo eine Ausnahme verändert aber die Regel nicht. Mit Nationen aber geht's und ging's anders; der Einzelne iſt nur ein verrenktes oder amputirtes Glied, eine Nation aber ein ganzer Körper, nimmt der einmal eine ſo windige Tendenz, findet in ſeiner Ueberzeugung keinen zureichenden Grund für Verehrung der Geſetze, iſt der durchs Fatum beſtehende Geſetzgeber wohl ſelbſt bloß auf ſich bedacht, ſo daß Alle ſein Beiſpiel nachahmen, und allein ſo vernünftig als liſtig zu handeln meinen, ſo iſt der Krieg Aller mit Allen vorhanden, ſtatt Treu und Glauben lacht ſich jeder in ſeine Fauſt, der den andern auf's Eis geführt hat, und der ganze Quark muß in Trümmer fallen — ein Beweis, daß eine Verfaſſung, die für Menſchen paſſen ſoll, ihre Sanktion von der Ueberzeugung nehmen muß, daß Menſchen vernünftige moraliſche Weſen ſind, und nicht Schachfiguren, die für ihren langweiligen, von gleichem Holz gemachten König, das Brett verlaſſen müſſen. Dies, und daß die Nemeſis ſolchen Frevel im einzelnen Individuum ſo wie an Nationen von jeher ſtreng beſtrafte, wie es uns die Griechen und Salomon erzählt, iſt die zweite Station.

Wie wär's, — und es iſt ſo, die Tugend ſcheint ja nicht, alles was ſcheint, iſt Flimmergold, mithin ſoll ich's ja nicht fordern, ſo lang ich auf meine Bruſt die Hand legen kann, ſo lang ich der Kontroll wegen von deinem und noch einigen Geſichtern herableſen kann, daß es uns Ernſt iſt zu wollen, einen Sozietätskontrakt zu machen, auf gemeinſchaftliches Wohl des Leibes und der Seele, wir mögen dann ſelbſt ein jeder noch ſo viel verbrauchen, unſer gemeinſchaftlicher wenn auch geringer Fleiß wird die Erde ſo fruchtbar machen, daß unſere Vorrathskammern niemals groß genug ſein werden, unſern Ueberfluß aufzubewahren; dahin, träumten wir, zielen die Anſtalten der Welt, dahin, daß gar kein Neid möglich, ſondern lauter Liebesdienſte; und dieſer gehabte Traum iſt meine dritte Station.

Was anders iſt's mit dem armen Teufel, der vor lauter Sorgen für ſeinen Hunger und Durſt keine Zeit hat, in den Guckkaſten der Welt zu ſchauen; der's aber hat, den muß das Einerlei (die Farben, Perſpektive, Beleuchtung, mögen noch ſo bunt ſpielen) endlich doch belangweilen, und die Beſinnung, däucht mich, ſoll ohne ſeinen Willen Platz greifen, daß es ein Guckkaſten ſei, und daß es um unſer Leben und unſere Exiſtenz gar was elendes ſei, wenn uns keine andere Beſchäftigung beſtimmt iſt, als in dieſen Guckkaſten zu gaffen, oder der Cicerone deſſelben zu ſein.

Nun auf deinen Brief. Mich freut's ſehr, daß du dein tägliches Brot gewinnſt; Gott bewahre dich vor meinen Hundesſorgen; wie einen ſo was erdrückt, weit unter alle Vögel der Luft und Thiere des Waldes herabſetzt; was einen das zerrt und peinigt, allemal wenn man zwei Schritte vorwärts gemacht hat, wieder einen zurück thun zu müſſen, in dieſem großen Tretrad nach langen Märſchen ſich wieder auf der alten Stelle zu ſehen, dieſe vergebliche Galeerenarbeit — und um was! — um Futter für Mägen, davon ſich immer eine größere Zahl um mich ſammelt, die ſich gar nicht abweiſen läßt; die Juden dazu, die mich gar nicht zu Athem kommen laſſen; da ich mein Gewerb immer weiter ausdehne, und muß, weil es wahr bleibt, daß, der nicht vorwärts geht, rücklings tritt, ſo komme ich nie aus den Schulden und aus dem preßhaften Zuſtand, oft nicht zu wiſſen, wo ich ein Loch aufmachen ſoll, um das andere zu ſtopfen; — aber ſtill von dieſem Lamento! Nur das extrahire ich zur Lehre, und betrübt mich anzuſchauen, daß ich keinen einzigen Reichen kenne, der wüßte oder verſtünde, zu was das goldene Geld anzuwenden wäre, und daß ich's wahrſcheinlich auch nicht wüßte, wenn mir ſo plötzlich eine ſpaniſche Silberflotte in den Hafen liefe, und daß mir, bei dem wenigen Bedeutenden, was ſich in der Welt lernen läßt, die Zeit unaushaltbar lang geworden wäre, wenn ich nicht das Rackerleben führen müßte, was ich führe, und daß ich noch weit mehr Narrenpoſſen getrieben hätte, als ich mir ſchon ohnedem vorzuwerfen habe, obwohlen ich's nicht mit denen halte, die da meinen, man ſei auf der Welt bloß um ſich und ſeinen ehrſam ehlicherzeugten Kindern Eſſen und Trinken zu verſchaffen! Kunſt, Muſik und Liebe, ihr ſeid die platoniſchen Reminiszenzen unſerer paradieſiſchen Exiſtenz, oder ein Beweis, daß uns die Anlage dazu angeſchaffen iſt; nun iſt's ohnedem nicht recht, daß wir Unſchuldige den Apfelguſto unſers Urpapa ſo ſtreng büßen müſſen: auch ſoll uns ſein Beiſpiel, der aus Gefälligkeit gegen ſein Brummeiſen das Paradies verſcherzte und uns Alle in's Unglück ſtürzte, bewahren vor Weiberregiment! Scherz bei Seite, hätten wir das Talent, oder wer es hat, Lüſternheit von der eigentlichen wahren Liebe zu unterſcheiden, und er wäre ſich der letztern bewußt, ei der greife zu, er iſt's, der an die Vollendung gränzt, der das Problem der Schöpfung gelöſt hat, Himmel und Erde werden frohlocken! Um einem Mißverſtand zuvorzukommen, will ich mich nicht rühmen, die Authentik für meine Worte abgeben zu können.

Wir werden alſo irgendwo zuſammentreffen. O wie freue ich mich, dich zu ſehn, öfters noch, als nur einmal in meinem Leben, dies hoffe ich mit einer Zuverſicht, wie die Begebenheiten des morgigen Tages; im Leben, denke ich mir, ſind wir nur darum getrennt, damit wir uns zu ſehn verdienen, und uns zu lieben recht lernen mögen, d. h. damit wir uns Zeit nehmen, an einander das zu unterſcheiden, was uns über den gewöhnlichen Schlag erhebt, und uns daran genügen. Der Tod, inſofern ſelber nicht direkt zu unſerem Plan gehört, geht uns nichts an; und beſchliche er mich, ſo erſchienſt du mir als Galgenpater, der mir Glaube, Hoffnung und Liebe einſpreche, weil's eine Infamie wäre, daß ſolche Freundſchaft, wie wir für einander zu haben rühmen, bloß ein optiſches Trugſpiel des Zufalls wäre.

Du ſiehſt, daß ich an dieſem Brief öfter ſchrieb, und allezeit was ich grade ſpleente, und daß ich mir nicht die Mühe gebe, dir etwas zu ſagen, was du nicht ſchon längſt viel ſyſtematiſcher gedacht hätteſt; als ein pſychologiſches Schauſtückel deines Freundes, deines Jugendkameraden, kann's dich aber doch unterhalten, und ſo fahre ich weiter.

Was meinſt du, ein ſchlechtes Ding, eine ſchlechte Verfaſſung, fällt oder hört nicht deßwegen auf, weil Andere, ſeien es viele, oder wenige da ſind, die es beſſer machen wollen oder können, oder wirklich machen werden, ſondern ſelbe hört deßwegen auf, weil ſie an und für ſich nicht mehr halten kann, nun geht das Ding in Trümmer, lauter morſche, faule, Stücken, anders hat man nichts, man muß dieſe wieder zuſammenklauben, und dann kommt ein Nothdach heraus, um das niemand klagen wird, wenn es der nächſte Wind umbläſt; aber was folgt darauf? Erdhütten, Pabelatſchen in's infinitum. Hatten die ſpätern Griechen und Römer denen Erwartungen ihrer Vorältern ſo ſchlecht entſprochen, was ſteht uns bevor! — — Gehe in dein Kämmerlein und lerne entbehren, dann wirſt du dich freuen, wenn dir die Schurken das Nöthige laſſen; das Vergeltungsrecht kannſt du nicht ausüben, es nimmt dir die Zeit ehrlicherer Uebungen, und du könnteſt nicht leicht ohne Beflecking davon kommen! Sag's! Was iſt des höheren, reineren Menſchen Beſtimmung in dieſer Welt? Darauf antworte mir, denn ich bring nichts rechts zuſammen: etwan ſich abſentiren? oder ſich patriarchaliſch konzentriren? Das letztere nämlich wenn er liebt oder geliebt wird, von Einem oder Mehreren, denn ohnedem kennt er und giebt es nichts Höheres, Seligeres, hier wie in Eldorado. Meine gute Schweſter abſentirte ſich, ſie berief ſich in ihren hinterlaſſenen Schriften auf meine Konzeſſion; drei Monat vorher ſah ich dieſe Heldin das letztemal; — per parenthesin, kein Doktor war im Stand, ſie von ihrer Schlafloſigkeit zu heilen, ein Unvermögen, was ich nicht denen Männern, ſondern der Medizin ſelbſt zuſchreibe. — O möge ſie die ſo Vielen allzuſchwere Mühe des Lebens dort heiter ausruhen!

Erkläre mir einmal das, — nicht, warum die Menſchen keine Diogeneſſe ſind, der's beſſer hätte haben können, ohne ein Fünkchen ſeiner Freiheit einzubüßen, — aber warum ſich keiner fragt, was er will, und warum er's will, und doch darnach auf eine Art wüthet, daß er demſelben Ehre, Ruhe, Leben, ſeine und ſeines Weibs und Kinder Subſiſtenz aufopfert; ich kenne Geizige, denen kein Weg zu niederträchtig iſt, der ſie zu Geld führt, und kenne Verſchwender, denen gleichfalls kein Weg zu niederträchtig iſt, oder zu gefährlich, den ſie nicht ergriffen, um bloß eine kurze Zeit prahlen zu können, und dann auf den Galgen zu gehn, den ſie Notabene während der Feierung ihrer Feſte nicht aus den Augen verlieren! Mir ſchandert's vor dieſem gelben Fieber, und prüfe ängſtlich, ob's nicht etwan gar mich ſchon angefallen habe, da ſo viele Umgebende daran leiden, umgekommen ſind und umkommen werden.

Da haſt du nicht ſowohl die Antwort auf deinen Brief, als ein Stück meines Lebensgetriebs, freilich als Gaſt das beſſere Bruſtſtückel! Traktire auch bald wieder

Deinen Herbert.

235. Von Herbert.

Haus, den 15. Februar 1805.

Dein letztes Schreiben durch Niethammer ging mir in meiner letzten Krankheit verloren, doch erinnere ich mich der Tröſtungen, die es enthielt, nämlich daß du geſund und dir deine große Praxis die koſtbaren Auslagen einbringe, mit denen dein Lebensetat verbunden ſei, dein älteſter Sohn die Apothekerkunſt treibe u. ſ. w.

Nun kömmt mir dein Schreiben vom 16. Oktober durch Oſterhauſen zu, daraus will mir durchblicken, als ob auf dein Leben auch etwas ſchwer drückte; da ich's nicht kenne, kann ich dich zwar nicht tröſten, aber daß es mich ſo lebhaft anregt, muß dich freuen, weil es der deutlichſte Beweis, daß die Empfindung meines Herzens nicht matter geworden iſt.

Mich drückt das Spezielle im Leben weniger, als das Allgemeine. Die Szenen bei uns nehmen mit jedem Tag eine gröbere Geſtalt, wir rennen (ohne, wie es ſcheint, daß uns Jemand treibt) einem Abgrund zu, in dem männiglich zu Grunde gehen muß. — Oder hat das Verhängniß mir ſeine Beweggründe nicht geoffenbart? Dieſe Demuth fordert die Beſchauung der Nemeſis, denn wer, wer hat ihre Züchtigung nicht verdient? Meinen Patriotismus unterdrücken zu müſſen, meine perſonelle Affektion zu dem humanſten der Monarchen nicht laut werden zu laſſen, zuzuſehen, wie unverſchämt man ihn hintergeht, weil ſein Herz keiner Beſtrafung fähig iſt! Wo das hinführt! Nirgend ein Geiſtes-, nirgend ein Karakter-Held, mithin keine Rettung! wenn dieſe noch die Nation von Gott verdiente, — allein dieſe iſt in tiefes Heidenthum verſunken. Dieſes Bild ſcheint wohl von tiefer Melancholie kolorirt zu ſein, du wirſt bald ſehn, ob es zu chargirt iſt, denke dann meiner, wie ich mit Bangigkeit auf dich dachte.

Ach werden wir uns denn in dieſem Leben nicht mehr ſehn, uns nicht mehr dem Prieſterdienſt jener höheren Beſtimmung weihen, die mit dem kärglichen, uns beſchämenden Erwerb unſeres täglichen Brots nichts gemein hat! Das empfinde ich alles ſo ſchmerzhaft, daß ich davon abbrechen will, um dich nicht anzuſtecken.

Mein Sohn und meine Tochter ſind gute unſchuldige Kinder, von Natur aus mit Vernunft begabt, Erziehung hätten ſie beide eine beſſere verdient, als ich ihnen gab. Ich habe aber das Räthſel nicht gelöſt, und aus Sorge, etwas zu verderben, habe ich vielleicht viel verſäumt.

Schreib mir durch die nun geglückten Kanäle.

Es hat nun alles zugetroffen, was du vor ein paar Jahren vorherſagteſt. Kennſt du den „neuen Leviathan?“ aus dieſer Apokalypſe ließe ſich auch weiſſagen. Lebe wohl.

236. Von Herbert.

Klagenfurt, den 20. September 1805.

Lieber Benjamin!

Ich beziehe mich auf mein letztes, ſeit dem ſchon viele Monate verſtrichen ſind, ich ſagte dir darin vieles mir Erhebliches, und nahm deinen Vorſchlag ein Rendezvous in München zu haben, an; ſeitdem aber vernehme ich kein Wort von dir; das Spätjahr und die drohenden Kriegsgefahren verleiden uns Beiden, unſer Vornehmen ſo bald auszuführen, und ſo muß ich den Kummer forttragen, den mir der Gedanke macht, ob du noch der nämliche Menſch biſt, den ich ſo unendlich liebte, weil ich ihn ſo hoch verehrte, der ſein theoretiſches Wiſſen mit ſeinem praktiſchen Thun auf eine ſolche Einheit gebracht zu haben ſchien, daß ich dich für ſo konſequent hielt, als es einem ſolchen Geiſt, in einem ſolchen Körper, wie der menſchliche, eingeſchloſſen, möglich iſt, oder ob an dir auch alles nur Mode war, wie der Lavaterianismus, Gallianismus, Kantizismus, Fichtianismus, Schellingianismus, Galvanismus u. ſ. w. es Allen war, die ich kenne! Denke dir den Ekel, den mir unſere esprits forts machen, weil ich allen Umgang vermeide, und meine ſchwermüthige Gemüthsanlage, ſo weißt du viel von mir, daß meine äußere Lage immer woget, und mithin unter ſolchen Brodſorgen krieche, mithin immer nur wie im Hohlſpiegel die Zeit ſehe, die mir Muße und Freiheit gewährte, der zu ſein, der ich ſein will, und der zu ſein ich mich allein ſehne.

Dieſen Brief erhältſt du von einem Poſamentiergeſellen Schaul, Sohn eines meiner Fabrikmeiſter; dieſem ſeinem braven Vater zum Lohn empfehle ich dir den Burſchen, unterſuche, ob ſein Meiſter mit ihm zufrieden, in ſolchem Fall gehe ihm an die Hand, und berichte mir die Auslagen, die du etwan für ſeine Kleidung oder andere Nothdurft gemacht haſt.

Ein Wort von dir thut noth

Deinem Herbert.

237. Von Herbert.

Den 16. September 1806.

Lieber Benjamin!

Ich bin dir lange geſchwind geforderte Antwort ſchuldig, allein mir ging's faſt wie dir, vollauf habe ich zu thun, wenn ich erwerben will, was ſich mir zu erwerben darbietet; ich treib's denn auch das geldeinbringende Handwerk, zum Zeitvertreib theils, und wohl auch (wie mich noch mein Inneres keiner Lüge beſchuldigt), um dann was Gutes zu thun, einen Eckſtein der Welt zu hinterlaſſen, die ihr die Strecke bezeichnen möchte, wie weit ich die Bahn gebrochen. Die Fütterung habe ich mir gewählt, bin Mitglied einer erlahmten Ackerbaugeſellſchaft geworden, die ſeitdem wieder Zeichen des Lebens giebt; wie viel man meint darin gethan zu haben, ſo ekelt's einem von dem ſinnlos vergoſſenen Schweiß; allenthalben ſehe ich hier wie überall Superklugheit, geſunde Vernunft aber nirgends; daher koſtet es mich große Ueberwindung, Bände durchzuleſen wegen weniger Zeilen, die daraus brauchbar, wirklich inſtruktiv ſind! Was ſagſt du dazu, meinſt du, daß, wenn die Menſchen einmal weniger Zeit auf die Verſorgung ihres Magens werden zu wenden haben, ſie dann dem Geiſte geben werden, was des Geiſtes iſt? Von unſeren Kavalieren ohne Ausnahme zu ſchließen, die ſich von der Langeweile zu retten, Huren tauſchen, ſoll man von den andern auch nichts erwarten. Bah! ich ſehe durch dieſen finſtern Nebel keinen Tag, aber verzög' er ſich durch einen Windſtoß doch einmal, ſo ſollen die Moräſte abgezapft ſein, damit er ſich nicht ſo ſchwer ſetze, der Menſch ſoll unabhängiger ſein können als jetzt, wenn er dann will und es verdient.

Ich wollt', du wärſt kein Arzt, ſondern bloß der helle, ſchlichte Kopf, der du biſt, dann hätten wir viel mehr Affinitäten zuſammen; wenn und inwieferne ſich die Medizin weiter erſtreckt, als auf Palliativmittel für Schmerzen, iſt ſie nicht konſequent; denk' darüber, ob's am Ende nicht ſo iſt.

Ich liebe dich recht innig, und halte dich für meinen treuen, vielleicht einzigen Freund, der mir geblieben (denn ich bin mir ſonſt keines Freundes und keines Feindes bewußt), aber ich muß mir dies recht oft ſagen, damit ich's nicht vergeſſe, daß ich ſo einen beharrten Freund beſitze; aber damit zufrieden zu ſein, ſo mäßig bin ich nicht, ich möchte mich wenigſtens manchmal mit Augen überzeugen, daß der, mit dem ich's ſo gut, der's mit mir ſo gut meint, kein Phantom iſt.

Du willſt das Betragen der Franzoſen wiſſen bei ihrem letzten Hierſein; der gemeine Mann betrug ſich faſt ganz comme chez nous, nur ließ er ſich etwas leichter beſchlagen; die Offiziere, bis auf die Kommandirenden, die ich nicht kennen lernte, ſind Ignoranten in jedem Betracht, die außer dem Exerzitium nichts wiſſen, auf nichts Verwichenes ſich mehr beſinnen, nur im Umgang unterſcheiden ſie ſich von den unſrigen.

Von Schaul weiß ich nichts; heim kann er nicht; ſeinen Aeltern, mit denen ich geſtalter Sachen zufrieden bin, habe ich von ihrem Sohn nichts erwähnt.

Deinen dreizehnjährigen Sohn möchte ich recht gerne kennen lernen; wenn er kein Kapital hätte, auf eigne Fauſt zu handeln, ſo könnte ich ihn einſtens vielleicht employiren.

Hat er eine ſchöne, d. i. viel ſchönere Schrift als ſein Vater? Kann er geläufig rechnen? Iſt er Akkurateſſe in ſeinen Sachen gewohnt? Phyſik, Mechanik, Chemie, würden ihm überall ſehr zuträglich ſein, darin ſind meine Beamten keine Laien.

Daß die S— endlich mit einem lieben Töchterlein erfreut worden ſind, wirſt du auch gerne hören.

Man macht uns wieder den Kopf warm mit der Drohung eines neuen Krieges, ich glaub's aber nicht. Adieu, dein Alter.

238. An Oſterhauſen.

Berlin, den 23. November 1807.

— Meinen letzten Brief wirſt du nun erhalten haben, und daraus meine Lage wiſſen. Daß die Briefe, welche man ſonſt bis 6 Uhr Nachmittags auf die Poſt geben konnte, nun ſchon bis 11 Uhr Vormittags dort ſein müſſen, iſt mir ſehr hinderlich, weil die Zeit nach Tiſche gewöhnlich die Zeit war, wo ich gerne an meine Freunde ſchrieb. So ſehr ich mit Wonne an die Zeiten unſeres Umgangs denke, ſo ſind ſie es doch nicht, die ich bedaure, denn die Gegenwart im Gegenſatz meiner Hoffnungen unterdrückt jeden andern Gram. — Deutſchland iſt nicht mehr! Dies übertäubt alles, was mich ſonſt rufen könnte. — Es iſt nicht bloß durch den äußern Feind gefallen, es iſt durch ſich ſelbſt aufgelöſt, es hat keine Weiſen mehr, welche die Volksſtimmen leiten, Träume heißen jetzt Philoſophie, und kein Publikum iſt mehr, dem man dies bedeuten kann. Gall kann ſogar Anhänger finden, der den Unfug der Zigeuner an einem andern Glied unter dem Firniß von neuen Entdeckungen wieder auftiſcht, der keinen vernünftigen Perioden ſchreiben, kein Gehirn demonſtriren kann, — dieſem machen deutſche Fürſten Geſchenke, — und er brandſchatzt durch ihre Autorität das Publikum. Ob er in Paris auch Gecken finden wird? —

J. B. Erhard.

239. Von Herbert.

Den 23. März 1808.

Ich und meine Familie leben, wie die ganze Nation, glücklich wie die unſchuldigen Kinder, uns plagt (wie es ſcheint, mit Recht) keine Vorſtellung der Zukunft, denn bis nun erwahrten ſich die Mähren, die man uns vor mehreren Jahren ſchon erzählte, wenigſtens inſoweit nicht, daß eine der Empörungen, die uns gedroht wurden, eingetroffen wäre, im Gegentheil leben wir im Zeitalter des Genuſſes; wenn Rouſſeau aufſtünde, würde er ſeine Idee gern korrigiren, indem die Lebensart einer Nation es ihm belegte, daß, ohne in Wäldern von Eicheln zu leben, man in Städten von Leckerbiſſen leben kann, wenn einen nur die verdammten, kopfverrückenden Wiſſenſchaften nicht ſtören! Dies ſei dir genug von mir zu wiſſen; lohne mir's damit, mich von deiner Exiſtenz zu unterrichten, welche Unwiſſenheit mich faſt ſeit zwei Jahren ſchwer drückt! Hat ſich deine Freundſchaft, deine einſtige Liebe zu mir, aus dem Strom der Aergerniß gerettet? haſt du für dieſen Glauben ein Auge ausgeriſſen, ſo ſag mir's, ſag mir, unſer Bund ſei dir heilig, ergreife die erſte ſichere Gelegenheit mich zu unterrichten, ob du und die, an denen dir am meiſten liegt, geſund ſind, was du überſtanden, und noch zu überſtehen haben wirſt, wie du dich darein ſchickſt, und welche Hoffnungen dich tröſten. Gott befohlen, zu dem mein Herz, mein Willen, mein Kopf täglich andächtiger betet.

240. Von Herbert.

München, den 29. Oktober 1808.

Ich habe dir in einem Zeitraum von anderthalb Jahren zweimal geſchrieben, das letztemal im Februar dieſes Jahrs von Wien aus, durch einen Einſchluß, auch dieſen letzten Brief mußt du trotz meinen Vorſichtsmaßregeln nicht empfangen haben, muthmaße ich, oder wie ſoll ich mir dein völliges

Stillſchweigen erklären, als durch die Unterſchlagung unſerer Briefe? denn dir muß es ja eben ſo bang ſein, von mir etwas zu wiſſen, als mir von dir. Ich will dich, darf dich nicht an die Pflichten der Freundſchaft erinnern, ſondern nur daran, daß es meiner Liebe zu dir wehe thut, nichts von deiner Stellung in dieſer häßlichen Welt zu erfahren. Was machen deine Kinder? Wie alt iſt der erſte," was denkſt du mit ſelbem zu machen, was wird er, zu was verräth er Anlage? Kann's zu nichts dienen, mich genau von deinen Kindern zu unterrichten?

Begleitete meinen gegenwärtigen Etat keine Furcht der Veränderung, ſo überträfe ſelber meine Fodrung. Ich fühle das anrückende Alter; die Sorge eines nicht mehr langen Lebens veranlaßt mich, meinen Sohn Albin von 21 Jahren hier bei Niethammer zu laſſen, dieſer mag ſeinem milden Gemüthskarakter die geiſtigen Fundamente geben, die ſeine praktiſche Vernunft vor Irrthum und Verführung ſchützen mögen, denen man in unſerem Staat vielleicht ſo viel, als in deinem, ausgeſetzt iſt.

Antworte mir gleich mittelſt Niethammer, der mir deine Briefe übermachen wird.

Kennſt du alle Gelehrten, die hier verſammelt ſind? Nun, man ſollte für Baiern wieder was Gutes hoffen, es könnte ein Muſterſtaat werden. Adieu. Dein ewig treuer Freund

Herbert.

241. Von Eliſe.

Den 7. Jänner 1809.

Monde wechſeln, Jahre vergehen, doch meine treue Liebe für dich bleibt ewig, wie mein Glaube. — Die ſchönſten Stunden, welche ich und mein geliebter Mann feiern, ſind mit dem Andenken an dich vereint. — Du magſt dir vielen Ruhm erwerben, doch dieſe Liebe, mit welcher du gehalten biſt in unſern und deines Herbert Herzen, — das iſt doch noch mehr! —

Ich bin ein glückliches Weib, aber noch zu wenig gut, dieſes Glückes ganz würdig zu ſein; darum giebt es auch noch manchmal Zeiten, wo ich des Guten vergeſſe und unzufrieden bin, — das iſt aber nur dann, wenn ich nicht Recht thue — wenn ich meiner unwürdig handle —, ſiehe, ich kenne alles, was Recht iſt, habe den regſten Willen dafür, und thue oft grade das Gegentheil von dem Erkannten, — das macht, weil ich ein leidenſchaftlich Gemüth habe —, doch ſobald ich denke und ruhig bin, dann geſchieht auch alles, wie es ſoll, — aber es wird immer beſſer, und ich habe die Hoffnung dazu. Herbert ſagt immer, von keinem Menſchen fordere er ſo viel, als von mir — erſiehſt du aus dem, wie hoch er mich hält? — mein S — macht die nämlichen Anſprüche an mich, und leitet mich mit unermüdeter Geduld — ſiehſt du, wie er mich liebt? — Einen Zirkel von Menſchen kenne ich, die alle unter die Trefflichſten gehören. Alle halten mich werth, Einige darunter ſind treue mich liebende Freunde —. Mein Kind, nun bald drei Jahre, iſt ein geſundes, vielverſprechendes, recht liebes blondes Mädchen, — welche Freude für die Mutter! — Du biſt mein Freund — dich liebe ich — an dich glaube ich unwandelbar —, welche Erhebung, welch ein Troſt jeder Gedanke an dich! — Mein Mann, welchem jederman, ſo wie mein Herz, das Zeugniß der Vortrefflichkeit giebt, — welch ein ſtolzes Gefühl hebt meine Bruſt! — wie innig erfreue ich mich, wenn ich die Vaterfreude ſehe, mit welcher mein Mann ſein Kind an ſich drückt! — Bin ich nicht recht zu ſchmälen, wenn eine unzufriedene Stimmung meinen Himmel trübt? — Aber immer beſſer und beſſer ſoll es werden, — die Menſchen ſollen nur die Freude um mich kennen, die Freude, welche Zufriedenheit und Ruhe des Herzens verbreitet! — Du, mein erſter Lehrer, du haſt den hohen Sinn für jede moraliſche Größe in mein Herz gepflanzt, — dir ſei auch jedes ſchönere Streben meines höheren Lebens geweiht! Oft macht mein Herz einen Vergleich zwiſchen dir und Chriſtus, — ich glaube nicht, daß dein Wirken das nämliche iſt, — aber meinem Herzen biſt du der nämliche! Wenn ich ein Bild anſehe, wo Chriſtus ſagt: „Laſſet die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer iſt das Himmelreich,“ ſo biſt immer du vor mir, und die Erinnerung, wie ich zu deinen Füßen ſitzend heilige Kunde von deinem Munde vernahm. — Nun bin ich ſchon 32 Jahre, aber mein Gemüth iſt ſo kindlich dir ergeben, wie in der halb verfloſſenen Zeit meines Lebens. —

Feßler's Schriften ſind nun meine faſt einzige Lektüre, — erſtlich habe ich wenig Zeit, und dann iſt alles von dieſem Manne Geſagte mir ſo nach meinem innigſten Bedürfniß und Geſchmack, daß ich nicht leicht mit einem andern Schriftſteller mich noch bekannt mache. — Von Jean Paul habe ich mich faſt ganz getrennt, — ſeine Levana iſt mir das wertheſte Werk von ihm, — ich wünſchte wohl zu wiſſen, ob du noch das nämliche Urtheil über ihn fällſt, wie vor 4 Jahren. Meinem göttlichen Schiller, den ich nur den von Gott geſandten, den zweitgebornen Sohn Gottes nenne, Goethe, dem Erlauchten, Feßler, dem Heiligen, kann wohl nicht leicht mehr etwas an die Seite kommen. — Wohl erſcheint, nach meinem Ermeſſen, ein neuer Komet an dem Himmel der Dichter, — das iſt Schreiber —, noch fand ich aber von ſelbem nichts ſonſt als Aufſätze und Gedichte in Almanachen. — Auch Tieck hat manche himmliſche Melodieen mir in das Herz geſungen, aber ein Ganzes und Einheit fand ich nicht an ihm. Ich bin aber ſehr wenig noch bekannt mit ihm. Ueberhaupt, da ich eine leidenſchaftliche Landwirthin geworden bin, und einen großen Haushalt zu beſorgen habe, ſo fehlt mir Zeit und Muße, die gelehrte Welt näher kennen zu lernen. Vieles iſt mir auch zu hoch, — z. B. die neuere Philoſophie von Schelling u. ſ. w. Da verſtehe ich baar kein Wort. —

Unſer Herbert iſt in Wien ſeit kurzer Zeit, — wir ſehnen uns ſehr nach ihm, er ſoll unpäßlich ſein. — Wie er uns werth geworden iſt, — wie er am liebſten bei uns in Wolfsberg iſt, — das iſt mir ſo lieb! Aber keines hielt ſo ohne Wanken an ihm feſt, wie mein S—; ich ſelbſt nicht —. Sein Sohn Albin iſt in München bei Niethammer, — dem ſchließe ich auch dieſes Schreiben ein, da hoffe ich, ſollſt du es wohl erhalten. —

Werden wir uns in dieſem Leben nie wieder ſehen? — wohl ſchwerlich! — Lebe denn wohl, theurer Freund, — vergiß nicht, daß wir die deinigen ſind — ſo wie du ewig uns angehörſt.

Deine treue Eliſabeth.

242. An Niethammer.

Berlin, den 31. Oktober 1809.

Endlich kann ich wieder hoffen, daß ein Brief zu meinem Freunde Herbert gelangt, und daß ich auch von dir eine Zeile ſehe.

Ich habe die Kriegesſtürme diesmal nur aus den Zeitungen kennen gelernt, aber ihre Folgen fühle ich fortdauernd, denn die Armuth nimmt hier auch immer mehr zu, und außer den vermehrten Abgaben iſt die Verminderung meiner Einnahme auch beträchtlich; doch kann ich in Verhältniß anderer Unglücklichen noch nicht klagen.

Es ſoll nun hier eine Univerſität errichtet werden, — aber ob das Geld wird herbeizuſchaffen ſein, iſt eine andere Frage?

Ich ſtehe nun am Scheideweg, ob ich in mein Vaterland wieder zurück trachten ſoll, oder ob ich mich hier auf immer fixire —. Du kennſt mich, von dir verlange ich Rath, ob der Geiſt in meinem Vaterlande ſo iſt, daß ich eine mir angenehme Wirkungsſphäre finden könnte, wenn ich mir die dazu nöthige Gunſt der Mächtigen im Staate zu verſchaffen wüßte, — ob man dort, ohne alle Patronanz zu verlieren, ſagen darf, daß die ſogenannte Naturphiloſophie ein Produkt der durch die Eitelkeit befruchteten Ignoranz iſt, — ob man geſtehen kann, daß man ein Blatt aus Locke und Kant für reicher an Kenntniſſen hält, als den ganzen Wuſt der ſeit fünfzehn Jahren aus dieſer Schule gedruckt wurde —? Gieb mir darüber Auskunft, damit ich meine Maßregeln nehmen kann. Du haſt zwar viele Geſchäfte, aber ein paar Minuten laſſen ſich doch vielleicht für deinen Freund gewinnen, der dich noch ſo innig liebt, als du es verdienſt.

J. B. Erhard.

243. Von Herbert.

Trieſt, den 8. März 1810.

Lieber Benjamin!

Dein Schreiben vom 31. Oktober und 3. November 1809, ſoviel ich die Jahrszahl leſen kann, habe ich erhalten. Ich antwortete dir nicht, weil ich bloß deinen Ton anzuſtimmen gehabt hätte; jetzt möchte es bald beſſer mit mir werden, denn ich halte mich befugt, das von Fichte bei weitem nicht genug dargeſtellte Geſpenſt dieſer Welt mit einem Zuſtand zu vertauſchen, wo ſein Reales Grund und Boden antreffen könnte.

Ich bringe dir den Abſchiedsgruß, du treuer Inniggeliebter, und lade dich in das elyſäiſche Banquet; die Nemeſis hat ihre Genugthuung, Rache geziemt ihr nicht, die verſage ich ihr auch, ich, oder das Fichtiſche Göttliche in mir.

Meinen „Abtrag an die Welt" (von Herbert) befahl ich dir zu ſchicken, damit du etwan deine Anmerkungen dazu machſt, auf daß nichts von deinem Freund in der Welt erſcheint, was dieſer nicht erſprießlich wäre.

Fichte's Wiſſenſchaftslehre habe ich nicht zum Studiren bekommen, daher etwan ſeine anderen Werke mißverſtanden; ſeine Anweiſung zum ſeligen Leben aber veranlaßt mich zu folgender Einwendung: Das Formale ſetzt die Formation voraus, dabei kommen aber in der Reflexion zwei Materieen zum Vorſchein, oder Nicht-Ideales, nämlich, was die Formation annahm, d. i. das Formable, und zweitens, das in ſich begränzte Handwerk, oder die abſolut unveränderliche Formation, oder die Algebraik des Vorſtellungsvermögens unmittelbar. Dann: Der Gedanke Gott, inwiefern ſelber als Sein, als Leben, gedacht wird, iſt er in meinem Sinn dem andern gleichgeltend, der unter Bewußtſein gedacht

wird. Inſofern aber ein individuelles Bewußtſein jedem das abſolut einzige Reale iſt, oder ſein zu können ſcheint, wird es das Nicht-Göttliche von ſich **ausſcheiden, und** inſofern die Gottheit in ſich aufheben, und **außer ſich** ſetzen müſſen.

Gott Leben Sein Bewußtſein Gott Leben Sein
$a + a + a = b$ — $a = a + a$ oder $= b$
was mir alles widerſprechend iſt.

244. An Oſterhauſen.

Berlin, den 14. April 1810.

Deine Bibliothek hat ſich mehr vermehrt, als die meinige, aber deine Muße wird auch nicht größer ſein. Von Simon Dach habe ich nur einige Lieder in einem Theile von Albrecht's muſikaliſcher Kirmeßhütte, er iſt defekt und das Porto nicht werth. Eine Sammlung ſeiner Gedichte iſt mir nie vorgekommen. Viele ſeiner Gedichte haben andere Namen, z. B. ſollen noch die Gedichte unter dem Namen Chasmindi und Robert Roberthin auch von ihm ſein, wie mich Prediger Koch verſicherte. Er verdiente einen Herausgeber. Unter den lateiniſchen Autoren vermiſſe ich noch einen Priscian, du würdeſt mich verbinden, wenn du mir einen kaufen könnteſt. Es iſt ſonderbar, daß man von dieſem Klaſſiker, den man zum Sprüchwort gemacht hat, ſo wenig Ausgaben beſitzt.

Wie ſteht es denn in Nürnberg mit der Medizinalverfaſſung? welche Veränderungen ſind hier vorgefallen? — Ich möchte, daß wir uns einmal ſehen könnten, um wieder belebt zu werden, ich bin ſo herabgeſtimmt in meiner Seele, daß ich einmal nöthig hätte, wieder erwärmt zu werden; aber wie iſt das möglich? Häusliche Sorgen hemmen den Gedanken an eine Reiſe, und für die Korreſpondenz bin ich eingetrocknet, denn ich habe keine Herzensangelegenheiten mehr — und alle Ausſicht in die Zukunft iſt für mich die Ausſicht in ein Chaos. Welche Wünſche hatte man ſonſt für die Verbeſſerung der Verfaſſungen Deutſchlands — nun beneide ich die alten Zeiten — ich habe mich überlebt, und beinahe bin ich entſchloſſen, alle meine Vorſätze, der Welt wichtig zu werden, aufzugeben, und nur darnach zu trachten, mich gemächlich todt zu leben, — der äußere Zweck, den ich mit meinem Leben zu erreichen trachte, iſt mir unmöglich geworden, wenn nicht ein Zufall mich in eine andere Lage bringt.

Dein Freund.

245. An Oſterhauſen.

Berlin, den 15. Oktober 1810.

Mein Freund!

— Du ſammelſt alſo noch deutſche Dichter; ich finde keinen Geſchmack mehr an ihnen, denn ſie haben zu wenig Eigenes, was Werth hätte, ihren Stoff findet man immer in Italien oder Frankreich, und ihr Geſchmack iſt ſchlecht. Mich reuet nichts mehr, als daß ich nicht ſuchte, Fertigkeit im Schreiben der franzöſiſchen Sprache zu erlangen, um, wenn ich was ſchreibe, doch ein Publikum zu haben. Deutſche Schriftſteller finden nur Rezenſenten, aber kein Publikum. Hätte ich vor zwanzig Jahren errathen, daß die deutſche Litteratur ſo ſinken könnte, und daß die Medizin Tollhausſprache reden würde, ſo hätte ich mich ganz zu entnationaliſiren geſucht. Wenn ich eine der neuern Schriften eines Marcus, Wilbrand, Görres, Schelling, Oken u. ſ. w. aufblättere, ſo wird mir wehe, und ich verzweifle, daß wir nicht bloß die Beſiegten, ſondern auch die Belachten der Franzoſen werden. Die hieſige Univerſität, deren Lektionskatalog du wohl in den Zeitungen finden wirſt, wird uns auch nicht helfen, bei den mehr als hundert Kollegien, die geleſen werden, fehlt die Logik und Moral, und in den Köpfen und Herzen der meiſten Herren Profeſſoren fehlen ſie auch. Ich werde immer unzufriedener mit allem, was mich umgiebt, und lebe nur in meinen Freunden. Ob ich noch Zeit finden werde, einen meiner Vorſätze zu realiſiren? ich zweifle, und ich bin reſignirt. Lebe wohl.

Dein Erhard.

Den 3. Dezember.

So lange liegt der Brief, weil ich den an Niethammer beifügen wollte. — Ich leſe in den Zeitungen, daß Erlangen beibehalten wird. Bei der hieſigen Univerſität habe ich mich um nichts gemeldet, und da man mich auch nicht verlangt hat, ſo bin ich aller Verbindlichkeit frei, und könnte mit gutem Gewiſſen eine andre Univerſität in guten Ruf bringen helfen. Noch habe ich die Kraft, Lehrer zu werden, und ich würde in mein Vaterland wiederkehren, wenn man mich verlangte. Sage mir, welchen Weg ich einſchlagen könnte. Die Profeſſur, die ich am liebſten übernehmen würde, wäre mediziniſche Encyklopädie, Geſetzgebung und Geſchichte. Doch würde ich mich auch zur Klinik entſchließen. Die Forderung, die ich machte, wäre weit niedriger, als was ich hier verließe. — Der Durchſchnitt meiner Praxis, ſeit ich vier Pferde halte, oder ſeit acht Jahren iſt 6000 Thaler, davon gehen ab für Equipage 1500. Wo ich in Erlangen auf 4000 Gulden rechnen kann, ſo komme ich. Das wären 2000 Fixum und 2000 Praxis.

246. An Oſterhauſen.

Berlin, den 26. November 1811.

Mein Freund!

Ob du mir gleich nicht ſchreibſt, erhältſt du doch Aufträge. —

Dies Jahr iſt für mich ein trauriges Jahr. Meinen Freund Herbert verlor ich durch Selbſtmord, mein inniggeliebtes Kind verlor ich durch meine Nachläſſigkeit, daß ich es meiner Frau zu ſehr überließ, und — ich werde dir das mündlich ſagen! — Der Tod dieſes Kindes iſt das erſte Ereigniß meines Lebens, das mich beugte; bisher hatte ich nur die Erfahrung von Kränkung, Aergerniß und Betrübniß, aber gebeugt hatte mich noch nichts — nun iſt mir auch dies widerfahren.

Meine Frau treibt ihre Zankſüchtigkeit ſo weit, daß ich mich, um mich meinen Kindern zu erhalten, ſcheiden laſſen muß. Bei allem dieſem Unglück habe ich hier keinen Freund meiner Jugend, obgleich redliche, mich liebende Männer; ihr Rath iſt gut, aber ihre Theilnahme kann ich nicht verlangen.

Von hier findeſt du einige Nachrichten im Brief an S. und ich bin zu verdrießlich, dieſen mehr beizufügen. Doch noch eine Geſchichte, die vielleicht verunſtaltet in Journalen paradirt. Hier gab es vorige Woche einen gedoppelten Selbſtmord, zwiſchen einem Herrn von Kleiſt und der Frau eines Rendanten Vogel. Dieſe Frau konſultirte mich vor drei Jahren über eine unheilbare Krankheit, die ſie auf die Aeußerung eines Arztes haben ſollte; ich fand die Sache nicht ſo ſchlimm, gab ihr Mittel, und glaubte ſie ſo weit hergeſtellt, worüber ich auch Profeſſor Froriep, der damals hier war, konſultirte, daß ſie nichts zu befürchten hätte; der Mann aber, der eine Abneigung gegen ſie bekam, entzog ſich ihr, behandelte ſie aber mit Achtung. Sie war eine ſehr gebildete Frau, vielleicht verbildet, und ſchien ſich in ihr Schickſal zu finden. Da ich ſie nun ſeit Neujahr 1810 nicht mehr beſucht habe, ſo kann ich von ihrem körperlichen Zuſtande nichts ſagen, ſie ſahe aber ſehr wohl aus. An dieſem Herrn von Kleiſt fand ſie einen geliebten Freund, der zu ihrer Schwärmerei paßte, der in ſchlechten Umſtänden war, und ſie beſchloſſen mit einander zu ſterben. Sie führten dies in einem Gaſthof zwiſchen hier und Potsdam aus. Im Freien, in dem Garten hinterm Hauſe, ſchoß er ſie durch das Herz, und ſich durch den Kopf. Daß dieſer Kleiſt ein verſchrobener Kopf war, kannſt du aus einem Trauerſpiel von ihm „Käthchen von Heilbronn" ſehen. Dieſe Geſchichte, die nur ein Gegenſtand des Mitleidens ſein kann, ſoll hier von einigen Menſchen als eine große That angeſehen werden, — ſo elend iſt unſer Zeitalter. Deutſchland, du biſt geweſen!

Die Truppenmärſche von Frankreich aus dauern hier fort, und erſchöpfen das Land.

Ich ſchließe meinen Brief, ſonſt verfiele ich in Klagen über alles, und verderbte dir den Tag, anſtatt daß ich vielmehr wünſche, ein Brief von mir ſoll dir einen frohen

Tag machen. Lebe wohl, und ſtirb mir nicht ab, ehe du todt biſt.

Den 20. Dezember.

Denke dir, wie mich das Unglück verfolgt, ich glaubte dieſen Brief ſchon längſt in deinen Händen, und nun finde ich ihn kouvertirt und verſiegelt auf dem Tiſch, und habe vergeſſen ihn abzuſchicken. Ich kann nicht begreifen, wie ich es vergeſſen konnte und glauben, ich hätte ihn ſchon abgeſchickt.

Dein Erhard.

247. Von Frau von St. an N.

Trieſt, den 18. März 1811.

Lieber Freund! Nicht unſer verjährtes Freundſchaftsband komme ich anzuknüpfen, — nein, Ihr Herz zu verwunden, komme ich heute, unheilbar wie das meinige ſollt' es damit werden, — kein Balſam komm' in uns, als den ſein Geiſt uns geben wird! — Dieſer ewig Unvergeßliche, — Herbert iſt nicht mehr, — unter Thränenfluß ſag' ich's Ihnen. Er endete ſeine Bahn durch freiwilligen Tod. —

Hören Sie denn, Sie Freund meines Freundes, — ich weiß, Sie liebten ſich noch immer gleich, er ſprach viel von Ihnen, und von ſeinem Erhard, darum ſollen Sie jede Kleinigkeit von ihm wiſſen.

Seit dem Monat November befand er ſich mit ſeiner Schweſter, deren Sohn und ſeiner Nichte in Trieſt anſäſſig. Von ſeinen Krämpfen geplagt, gebrauchte er manche Arzneimittel, er befand ſich auch des guten Klima's wegen viel beſſer, nur das hereinbrechende Frühjahr verſchlimmerte wieder etwas ſeinen Zuſtand, und er erlaubte dem Doktor, an ihm mediziniſche Experimente zu machen, „zum Nutzen der Menſchheit, ſagte er, nur nicht einen Verſuch mich zu kuriren!“ Er bekam Antimonium, da dies in größter Doſis an ihm nichts wirkte, gab ihm der Doktor Digitalis, dieſe erſetzte mehrere Tage das von ihm ſo häufig genommene Opium; da er aber eines Tages von dieſem Pulver viele Uebligkeiten bekam, und auch etlichemal ſich übergab, erſchoß er ſich im Bett, den 13. März um zwei Uhr, da eben niemand zu Hauſe ſpeiſte, als ſeine arme Schweſter. — Er ſprach zwar oft und viel von Selbſtmord, wie er auch eine höchſt ſeichte Defenſion darüber ſchrieb. Er beurlaubte ſich acht Tage bevor förmlich von mir, tröſtete mich für dieſen Fall; allein die Hoffnung eines allenfallſigen Geſundwerdens ging immer als Trabant neben dieſen Gedanken einher, ja er war beſtimmt, falls er geſund würde, ſeine übrigen Lebenstage in Yverdun zu verleben mit Peſtalozzi. Wir brachten täglich mehrere Stunden zuſammen zu, und es ward eine neue Freudenquelle für mich eröffnet, dieſen meinen alten Jugendfreund in meine Familie mitaufzunehmen. Ihren letzten Brief theilte er mir mit, und ich erſah daraus, daß auch Sie ſo manches zu kämpfen haben. Die Zeit der Ruhe und des Wohlſtandes iſt für jederman vorüber; leider, daß unſere Unruh in nichts, als um die Erreichung unſrer täglichen Nahrung beſteht, und wir den Glauben nicht feſthalten: „Sorgt für das Reich Gottes, das Uebrige wird euch zugeworfen werden!“ Unſer unvergeßlicher Freund ſuchte nichts mehr auf dieſer ſchönen Erde, nur Bürger für's Reich Gottes ſuchte er zu enroliren, zu dieſem Zweck ſchrieb er noch die letzten Tage ſeines Lebens einen Aufſatz, benannt: „Mein Abtraz an die Welt,“ dieſe Schrift befahl er ſeiner ihm ſehr theuren Nichte ſowohl Ihnen als Erharden einzuſchicken, welcher letztere, wie Sie aus beiliegendem Brief erſehen, es muſtern ſoll. Dieſen Brief bitte ich Sie nebſt dieſem ſo traurigen Ereigniß Herrn Erhard mitzutheilen.

Ich ſchließe, denn heut war's mir ſchwer, Ihnen zu ſchreiben! Gern hätte ich Ihnen noch ein Wort geſagt von der Zufriedenheit meiner Lage, von dem Vergnügen, was ich hatte, von Ihrem häuslichen Glück zu hören, allein zu meiner Trauermelodie paßt ſo gar nichts, was dieſes irdiſche Leben geben kann, daß ich und Alle, die ihn liebten, auf lange nichts thun können, als unſer Herz zuſchließen, wie das Zimmer, wo er wohnte. —

Leben Sie ſo wohl Sie es können und es wünſcht
Ihre Freundin St.

248. Von Eliſe.

Wolfsberg, den 12. Auguſt 1812.

Wenn auch unſere Worte nicht zu dir kamen, ſo waren doch unſere Gedanken und Empfindungen oft bei dir und für dich! — Daß meine Liebe ſich ewig gleich bleiben muß, das weißt du wohl, — du mein väterlicher Freund! — zwar bin ich dir an Jahren viel näher gekommen, denn wir Weiber leben ſchneller, und werden mit der Zeit, wenn auch vorher jünger, doch älter als ihr, — was bei mir und dir im Aeußern wohl bald eintreffen wird —, doch meine Empfindung für dich wird ewig die des dankbaren Kindes ſein, — möge Gott dir es durch Freude an deinen Kindern erſetzen, was du durch deine hohe Liebe an mir thateſt! — Wo ich den Weg, welchen du mir zeigteſt, wandelte, war ich gut und zufrieden, — du lehrteſt mich Glauben, Hoffen und Lieben! Aber, iſt es der angeborne Aberwitz des Menſchen, oder iſt es wohl nur meine Sünde —, ich vermaß mich zu grübeln, zu zweifeln und zu verdammen! — Ohne Verſtand genug zu beſitzen, gründlich unterſuchen und beweiſen zu können, ließ ich mich durch Vernunft auf den falſchen Weg der Erfahrungen leiten, — was die Erfahrung uns zeigt, iſt meiſt traurig oder ſchlecht —, dazu kamen tiefe Leiden und Verluſte, — mein guter Genius floh, und der Unglaube bemeiſterte ſich meiner Seele, — warum dieſer Schmerz, und ſo wenig Freuden, — warum dies auf und nieder Wogen des Beſſern und Schlechten, im einzelnen Menſchen, wie in Generationen, — warum dies überall beabſichtigte Ich jedes Individuums, — warum dieſe ewige Wechſelwirkung des Erſchaffens und Vertilgens der Natur, — warum dieſe Liebe, und doch nichts zu erhalten vermögen mit dieſer Liebe, — warum dieſes Streben und Forſchen des menſchlichen Geiſtes, und doch in jedem Jahrzehent eine andere Philoſophie, — wo zeigt ſich da der Geiſt, der alles zuſammenhält, wo ſoll ich ihn finden, im Zerſtören, oder im Schaffen? — ſo lauteten meine Fragen, und die Antwort, die ich fand, war ſchmerzlich — weil ich keine andere ſuchte. Die Natur ſchien mir ein weites Grab, und nur geſchäftig hervorzubringen, um wieder zu verſchlingen, der Schmetterling wie der Greis wandelten nur Einen Weg, zum Grabe —, Kunſt, Fleiß, Schönheit, Jugend, Tugend ſogar, führte nur Ein Weg, zum Grabe —; nur Eins blieb ewig, — der Schmerz! — der ward nie begraben! — Dies, und noch tauſenderlei ſolcher Gedanken, machten mir eine Stimmung, welcher kein Laut der Freude mehr entquoll, — die tiefſte Melancholie bemächtigte ſich meiner Seele, — die Gegenwart machte mir Grauen, und die Zukunft erſchien nur als eine ewige Wiederholung der Gegenwart, — nirgend Troſt, nirgend Ruhe — —, nur Verweſung. —

Du verlorſt nun auch ein geliebtes Kind, doch nicht dein einziges; — du verlorſt auch einen Freund, doch verlorſt du nicht in ſchneller Folge, ſo wie ich, auch eine geliebte Schwägerin, Mutter von 5 unmündigen Kindern, und gleich darauf eine geliebte Freundin, ein unvergeßliches Weib, — beide junge Weiber noch voll Anſprüche an das Leben, beide muſterhaft brav, — und bei beiden mußte ich auf ihr Verlangen einzige Wärterin in ihren Krankheiten ſein, — beide hofften nur von meiner Pflege zu geneſen, — und beide ſtarben in meinen Armen, — in dieſen Nächten, wo ich oft auf meinen Knieen lag, Gott und Himmel anflehte, alle Freuden, welche mir noch im Leben kommen ſollten, zu verſagen — hinzunehmen, für die einzige, dieſe geliebte Freundin, nicht mir, ſondern ihren Kindern noch zu ſchenken, — aber eiſern ging das Schickſal ſeinen Weg, — dieſe Augen brachen, — und mit ihnen mein Herz. —

Als ich mein Kind verloren hatte, — da betete ich die Allmacht Gottes an —, ich weinte, aber trauerte nicht, — denn ein lichter Seraph ſchien ſie mir von dort zu winken, und aus jeder lichten Wolke ſah ich ihre Händchen reichen, mich zu ihr hinaufzuziehen, — aber als meine Schwägerin ſtarb, und ich meinen Bruder mit fünf Kindern troſtlos jammern ſah, — als wieder darauf meine Freundin Gatten und zwei Kinder verließ, — als Herbert ſich trennte, — da war mir kein Troſt, kein ſchöner Glaube mehr zu finden, — Tod und Verweſung rief es mir überall zu, und eine dumpfe Verzweiflung war mein alleiniges Gefühl. — Noch habe ich mich nicht ganz erhoben, aber lichter wird es in meiner Seele, — aber, mein Freund, allein habe ich zu kämpfen! Wem ein geliebtes und liebendes Weſen zur Seite ſteht, der mag ſich wohl leicht erheben, und vermag auch nie ſo zu verſinken in die gräßlichſte aller Empfindungen, — aber ich habe dieſes Glück nicht! — Mein Mann iſt wohl ein edler, rechtſchaffener, verſtändiger, achtungswerther Mann, doch auf einem Stern ſind wir nicht geboren, — eben ſo mag ſeine Empfindung gegen mich ſein, — ich weiß, daß er mich achtet, — aber von Liebe iſt zwiſchen uns lange keine Rede, eigentlich war es wohl nie; — bei mir war Schwärmerei, bei ihm vielleicht eine andre Empfindung, welche wir beide thöricht für Liebe nahmen, — doch wird unſere gegenſeitige Achtung nie aufhören, und in Noth und Tod verlaſſen wir uns beide doch auf niemand ſo, wie auf uns gegenſeitig, — nie beging ich eine Untreu gegen meinen Mann, doch mein Herz ſuchte oft, das geſtehe ich, — fand auch —, doch wagte es nie zu behalten —, ſo kämpfte ich immer, bis ich jetzt in älteren Tagen nun weiß, was mir fehlt, — aber doch froh bin, nie anders gehandelt zu haben; — ich geſtehe dir, noch ſehne ich mich nach einem Herzen, — aber ſtill, und reſignirend —; ich fühle, daß meinem Manne eben ſo Unrecht geſchieht als mir, und achte ihn zu ſehr, als daß ich ihn kränken wollte. — Wir haben wieder ein liebes Kind von anderthalb Jahren, ein ſchönes Mädchen, meines Mannes einzige Freude; ich liebe es ſo ſehr, daß ich in fortgeſetzter Angſt um ſie lebe. —

Unſere Vermögensumſtände ſind ſo, daß wir keinen Mangel leiden; wäre mein Mann minder großmüthig gegen Herbert geweſen, ſo könnten wir reich ſein; doch hat mein Mann Kenntniſſe genug, daß ich nicht fürchte, Noth leiden zu dürfen. Unſer Wunſch iſt nun, eine beträchtlichere Landwirthſchaft zu kaufen, für welche Beſchäftigung wir beide, und ich ausſchließend, viele Vorliebe haben —, bis jetzt waren alle Landwirthſchaften aber ſo im Preiſe geſtiegen, daß wir mit unſerem Vermögen nichts Beträchtlicheres kaufen konnten; — doch nun, glauben wir, wird das im Preiſe ſinken aller Viktualien und die Furcht vor neuen Auflagen dieſe hohen Preiſe der Realitäten ſinken machen, — mein liebſter Wunſch! Nur auf dem Lande wünſche ich zu leben, — der Landmann allein iſt ein freier Menſch, — und die würdigſten Stände im Staate ſind, nach meiner Meinung, der des Lehrers und des Ackerbauers. — Da mein Mann ein wahrhaft rationeller Landwirth iſt, ſo wird dieſe Beſchäftigung, als Wiſſenſchaft betrieben, noch viel angenehmer. —

Nun weißt du alles von uns. Herbert's Manuſkript verlangte ich dringend von Albin, um es Niethammer'n zu ſenden, der es denn an dich ſchicken wird. — Dein Portrait habe ich erhalten, und viele Küſſe bekam das Erz ſchon von mir, — haſt du denn keinen davon empfunden? — Wenn du mit deinen Verhältniſſen nicht zufrieden biſt, ſo tröſte dich, daß es die wenigſten Männer ſein können, — ich glaube mich mit Recht unter die Beſſern meines Geſchlechtes zählen zu dürfen, und auch ich mache meinen Mann nicht glücklich, — größtentheils durch meine Unzufriedenheit. —

Ich ſollte dir wohl mehr von unſerm verewigten Freunde ſagen, — aber ich ſpreche nicht gerne von ihm, — ich liebte, bedauerte ihn, und verargte ihm vieles; — ja wenn ich nicht manche ſeiner Handlungen, und ſelbſt ſeinen Tod, auf Rechnung ſeines kranken Körpers ſchieben müßte, — ich würde ſehr unzufrieden ſein, — bei ihm war das Höchſte mit manchem Niedern gepaart, — die höchſte Moral mit mancher bitterſchlechten Ungerechtigkeit, — doch nun ſei Ruhe ſeinem Geiſte, — er duldete viel, und wir lieben ihn noch Alle, — ein ſchöner Geiſt ging doch in früherer Zeit von ihm über uns Alle aus, und wenn ich ihm nichts verdankte, als daß ich dich kennen lernte, ſo müßte ich ſchon darum ihm ewig dankbar ſein! Die letzte Zeit kann man ſagen, daß er ſich überlebt hatte. —

Welche Freude wäre es uns geweſen, dich hier zu ſehen! — Könnteſt du es einmal möglich machen! — Söllner und ich lieben dich mit gleicher Treue. — Wahrſcheinlich werden wir in Kärnten, und hier im Thale bleiben. — Mit herzlichem Gruß deine

Eliſabeth.

249. An Reinhold.

Berlin, den 4. Oktober 1814.

Theurer, nie vergeßner Freund!

So ſehr mich meine Trägheit im Schreiben anklagt, als hätte ich Ihre Freundſchaft und Güte gegen mich vergeſſen, ſo wenig iſt dies der Fall, wie alles, was von Ihnen kam, Ihnen bezeugen wird. Mein Geſchäft als praktiſcher Arzt, welches mir das Gebiet der bloß ſpekulativen Philoſophie fremd macht, und die Neigung, mich mit Ihnen ausführlich zu unterhalten, war Schuld, daß mein Brief immer auf morgen verſchoben wurde. Dieſe Neigung kann ich zwar nun auch nicht befriedigen, aber ich will nun Tweſten nicht abgehen laſſen, ohne daß er ein Zeichen meiner Achtung und Liebe gegen Sie mitnimmt. Ich hoffe, daß er mit der Aufnahme in meinem Hauſe zufrieden ſein wird, und ich danke Ihnen auch herzlich für die Empfehlung an mich, und bedaure es, daß er mir entriſſen wird.

Meine Schickſale waren ſehr mannigfaltig in den erſten zehn Jahren, die wir uns nicht ſahen, aber ſeit vierzehn Jahren bin ich in ein gleichförmiges Leben gekommen, und meine äußere Lage hat ſich nicht mehr verändert, und wird ſich auch nicht mehr ändern, da ich mich zu alt fühle, eine akademiſche Laufbahn, die mir in meiner Jugend das Liebſte geweſen wäre, zu betreten. Meine Kinder, deren ich noch vier habe, machen mir Freude durch die Güte ihrer Karaktere, und werden ſich in der Welt als rechtliche Menſchen durchbringen, ausgezeichnete Talente hat keines. Mein einziger Sohn hat den Feldzug als Chirurg mitgemacht, die beſten Zeugniſſe erhalten, und ſteht nun als Proviſor in der

Apotheke in Spandau. Was aus meinen Töchtern werden wird, weiß ich noch nicht. Meine Praxis iſt zwar keine der einträglichſten, aber ich kann doch für meine Kinder thun, was eine gute Erziehung erfordert, und mit den Früchten des Friedens, die ich hoffe, glaube ich noch etwas mehr für ſie erwerben zu können.

Von meiner Anſicht der Philoſophie und meinen gegenwärtigen Meinungen weiß Ihnen Tweſten mehr zu ſagen, als ein Brief faſſen kann. Er war mein philoſophiſcher Freund, den ich hier hatte, und mit dem ich manchmal ſpekulirte, denn mit Bendavid habe ich mich ausgeſprochen, und wir haben einander nichts mehr in dieſem Fache zu ſagen, und mit allen Andern gehe ich auf einen ganz indifferenten Fuß um. Zum Bücherſchreiben habe ich keine Zeit, und meine Schrift über die höheren Lehranſtalten iſt das letzte, was von mir gedruckt wurde.

Nun iſt mir wohl, daß ich mich doch wieder einmal mit Ihnen unterhalten habe, und ich hoffe, daß es nun öfter geſchehen wird, und daß ich verdiene, von Ihnen wieder unter Ihre Korreſpondenten aufgenommen zu werden. Wie immer

Ihr Freund Erhard.

250. Von Reinhold.

Kiel, Spätwinter 1814.

Mein theurer alter Freund!

Das ſo lange und nie mit Gleichgültigkeit entbehrte Lebens- und Liebeszeichen, das mir Prof. Tweſten durch Ihr Schreiben vom 4. Oktober überbrachte, hat meinem Herzen überaus wohlgethan. Ich habe darin, in jeder ſeiner wenigen Zeilen, die beſondere, einſt im perſönlichen Umgang mir ſo merkwürdig und lieb gewordene Eigenthümlichkeit meines Benjamins wiedergefunden. Aber die freundſchaftliche Geſinnung, die daraus hervorgeht, hat, indem ſie nun ſo alt geworden, ohne zu veralten, einen neuen Werth für mich gewonnen. Meine Jugendfreunde ſind ſämmtlich, die Freunde meines jüngern und mittlern Mannsalters ſind größtentheils mir in die Ewigkeit vorangegangen. Im Abend des Lebens gedeihen neue Freundſchaften ſelten und wenig; und verwöhnt durch die glücklichern Jahre in Wien, Weimar, Jena und das erſte Jahrzehent ſelbſt in dem mir nie recht heimathlich gewordenen Kiel, fühle ich mich oft in einer Verlaſſenheit, die mir kaum erträglich ſein würde, wenn ich nicht in meinen herangewachſenen Kindern, und in den, ſelbſt durch meine zunehmende Kränklichkeit ungeſtörten, Beſchäftigungen am Schreibpulte und auf dem Lehrſtuhl, die ich mit merklich fortſchreitender Luſt und Liebe treibe, eine Art von Erſatz fände. Jacobi, den ich erſt 1795 in Hamburg perſönlich kennen lernte, und deſſen Ueberſiedlung von Eutin nach München für mich ein herber Verluſt war, iſt als Freund jünger als mein Erhard, obgleich er etlich und ſiebenzig Jahre zählt; und ſein Geſundheitszuſtand droht mir mit ſeiner völligen Einbuße für dieſes Leben. Baggeſen, iſt mit einer Franzöſin verheirathet, die gewiſſermaßen zur Scheidewand zwiſchen ihm und ſeinen Freunden geworden iſt. Auch habe ich, als er zuletzt über zwei Jahre als Profeſſor der däniſchen Litteratur (bis September vorigen Jahres, wo er nach Kopenhagen ging) hier lebte, mit Schmerzen wahrgenommen, daß er nicht mehr iſt, was er vor 25 Jahren war, und nicht geworden iſt, was wir damals erwarteten. Herbert hat ſich ſelbſt den Tod gegeben, weil er die Qualen ſeiner Magenkrämpfe nicht ertragen zu können glaubte. Wie ich 1809 auf Urlaub das Sommerhalbjahr in Weimar bei meinem Schwiegervater zubrachte, fand ich in Jena bis auf Griesbach und Erhard Schmid, die auch ſeitdem geſtorben ſind, alle meine befreundeten oder bekannten ehemaligen Kollegen entweder nach andern Univerſitäten oder vom Erdenleben ausgewandert. — —

Ich arbeite nun ſchon über zwei Jahre, jeden Vormittag an dem Verſuche einer Beſchreibung der Eigenthümlichkeiten der Sinnlichkeit, und der Sprache, und des durch Wörter bedingten Denkens; ich habe dieſen Verſuch ein paarmal umgearbeitet, und öfters mit verbeſſernder Prüfung durchgearbeitet, und ich bin überzeugt, daß es mir gelungen iſt, manche bisher gänzlich unbemerkte und mit Stillſchweigen übergangene Eigenthümlichkeit zum erſtenmal bemerkt und zur Sprache gebracht, und noch mehrere noch nicht genug bemerkte und erwogene, auffallender hervorgehoben und unverkennbar ausgeſprochen zu haben. Das Büchlein wird nach meiner Handſchrift 13 bis 14 Bogen und alſo auch ungefähr ſo viel im Druck ausmachen. Ich habe mich noch um keinen Verleger umgeſehen, habe aber Urſache zu glauben, daß ich hier ſowohl als auch in Hamburg damit abgewieſen werden würde. Ich wünſchte gar ſehr, daß es zur Oſtermeſſe hervortreten könnte; und Sie würden mir große Freude machen, wenn Sie es bei einem Berliner Buchhändler unterbringen könnten, der es anſtändig dem Publikum überlieferte. Für die Theorie des Vorſtellungsvermögens bezahlte Mauke drei Friedrichsd'or für jeden der 36 Bogen, und für die Briefe über die Kantiſche Philoſophie der Merkur, der die meiſten davon zuerſt publizirte, ebenfalls drei, und darauf Göſchen für die geſammelten in zwei Bänden, wiederum drei. Seitdem iſt's auch mit meiner Schriftſtellerei anders geworden, und ich habe mich beſcheiden gelernt und froh ſein, wenn es gelingt, daß ſich ein Verleger gegen 12 bis 20 Freiexemplare entſchließt, ſich mit meinen Manuſkripten abzugeben, wie dieſes mit der Synonymik der Fall war. Die Bedingungen für den neueſten, vielleicht letzten Verſuch, ſeien unbedingt Ihrer Diskretion überlaſſen.

Mein leibliches Befinden iſt gegenwärtig ſehr erträglich, die Magenkrämpfe finden ſich ſelten und in geringerm Grade ein. Sie ſcheinen überhaupt nicht im Magen ſelbſt, wohl aber, zugleich mit den des Nachts ſeit vielen Jahren her ſich einfindenden Bruſtkrämpfen, bei meiner übrigens ganz geſunden Lunge, von der Flatulenz, die mir auch zuweilen Schwindel giebt, und die theils in der Schwäche der Gedärme, theils in der Leber bedingt ſein mag, herzurühren. Der Kopf iſt immer frei, und ich bin gewöhnlich heiter und wohlgemuth. Meine arme Frau leidet ſchon über zwei Jahre an der Gelbſucht, unſre, bald 30 Jahr uns treu dienende Haushälterin, an Gicht. Von dem was wir durch Papiergeld, das mir in einem Jahre 700 Thaler genommen hat, und darauf durch das feindliche Hauptquartier vorigen Winter gelitten haben, ſchweige ich, — eingedenk, daß ich einem Berliner ſchreibe. Herzlich umarmt Sie.

Ihr treuer Reinhold.

X.

Orden.

Erhard war zu ſehr Philoſoph, um äußerer Ehre und ihren Gebräuchen, welchen er innerem Werthe gegenüber doch nur eine untergeordnete Stelle zugeſtehen wollte, jede zu verſagen. Den Unterſcheidungen und Zeichen, die er freilich nicht erfunden haben würde, wußte er, da die Welt ſie einmal hat, ihre Schätzung nach den Verhältniſſen der Welt richtig anzuweiſen; auch das ſelbſtſtändigſte Werthgefühl mag eine äußere Beglaubigung ſich gefallen laſſen, wenn gleich dieſe bei Thoren und Schwachen auch gar die Sache ſelber werden möchte, mit der ſie doch immer nur unter Zulaſſung möglichen Irrthums zuſammenhängt. Wie in allen Dingen, ſo ſuchte Erhard auch bei dieſem Gegenſtande vor allem den ächten Grund der Sache hervorzuwenden, und hielt ſich an dieſen. So empfing er die von dem Könige der Niederlande ihm durch den Ritterorden vom belgiſchen Löwen gewährte Auszeichnung nicht ohne Freude, und drückte ſeinen Dank in dem nachfolgenden Schreiben an den König nach ſeiner beſonderen Weiſe gebührend aus. Eben ſo eigenthümlich iſt das Schreiben abgefaßt, durch welches er bei ſeinem Landesherrn dem Könige von Preußen die Erlaubniß nachſucht, den fremden Orden annehmen und tragen zu dürfen. So wußte der in ſeiner

Art wohlgegründete Mann bei dargebotener Gelegenheit bis an den Stufen des Thrones die eigenſte Denk- und Empfindungsweiſe nicht weniger ſchicklich als freimüthig darzulegen.

---

251. An Seine Majeſtät den König der Niederlande.

Berlin, den 24. Dezember 1816.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr!

Ew. Majeſtät Beſtreben, Wohlſtand und Frieden im ganzen Umfange Ihres Wirkungskreiſes zu ſchaffen, iſt mir nicht bloß durch den allgemeinen Ruf bekannt, ſondern auch durch das Glück, Ew. Majeſtät ſo nahe geweſen zu ſein, daß ich mich unmittelbar davon überzeugen konnte. Ich fühle daher den Werth der Gnade Ew. Majeſtät, mich mit dem Ritterorden des belgiſchen Löwen auszuzeichnen, ſo innig, als die Gnade eines Monarchen, den man bloß als ſolchen kennt, nicht leicht gefühlt werden mag.

Die Rührung, welche die Worte, die einzigen, die er noch hervorbringen konnte, der durch Meuchelmord ſterbende Prinz Wilhelm I.: — „Seigneur, ayez pitié de mon âme et de mon pauvre peuple“ — in meinem Herzen hervorbrachten, hatte in mir die Hochachtung für das edle Haus Oranien in früher Jugend erweckt. Der fromme Wunſch des Prinzen wurde erhört, und da Ew. Majeſtät von den gleichen Gefühlen wie Ihr erhabener Vorfahr belebt ſind, ſo wird der Erfolg Ihrer Bemühungen eben ſo glücklich ſein. Ich kann Ew. Maj. nichts Beſſeres wünſchen, als daß die Reinheit Ihrer Geſinnung und der raſtloſe Eifer für Recht und Wahrheit allgemein ſo erkannt werden mögen, als ich ihn kennen lernte, dann wird kein Biedermann ſich ſcheuen, offen alles vorzutragen, was er für gut, wahr und recht hält, und der ſtolzeſte Republikaner einſehe, daß Ew. Majeſtät Regierung keinen andern Zweck hat, als bei dem Geiſt der bürgerlichen Freiheit die Eintracht zu erhalten. Ich füge dieſem Wunſche noch den Wunſch für das Wohlſein Ew. Majeſtät, Ihrer Königlichen Gemahlin und Familie, und mich nennen zu dürfen bei,

Ew. Majeſtät
unterthänigſter Diener

J. B. Erhard.

252. An Seine Majeſtät den König von Preußen.

Berlin, den 24. Dezember 1816.

Allerdurchlauchtigſter, Großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr!

Ew. Majeſtät wage ich um die gnädigſte Erlaubniß zu bitten, den mir von Seiner Majeſtät dem Könige der Niederlande huldreichſt ertheilten Ritterorden des belgiſchen Löwen tragen zu dürfen. Die nahe Verwandtſchaft der beiden Königlichen Häuſer wird mir die ſchuldige Pflichterfüllung gegen meinen König eben ſo an's Herz legen, als es immer ein mir von Ew. Majeſtät ertheilter Orden thun könnte, wenn es bei mir irgend eines andern Aufrufes zur Erfüllung meiner Pflichten bedürfte, als daß ich ſie als ſolche erkenne. Wenn es für Wahrheit und Recht gilt, ſo werde ich nach meinen Kräften gewiß ſo ritterlich ſtreben, als irgend einer es vermag, und da unter Ew. Majeſtät Regierung keine andern Kämpfe vorfallen können, ſo werde ich mich wahrhaft glücklich fühlen, zu leben und zu ſterben als

Ew. Majeſtät
getreuſter Unterthan

J. B. Erhard.

253. Von Eliſe.

Wieſenau, den 13. Auguſt 1817.

Mein geliebter Freund! Es war mir traurig, ſo viele Jahre nichts von dir zu hören; ich ſchrieb dir zweimal, ohne Antwort zu bekommen. —

Doch heute machteſt du mir eine große Freude, und ich ſchrieb alſogleich an deinen Sohn. Du biſt in meinem Gemüth und Erinnerung mir immer gleich werth geblieben, — ich glaube nicht bei dir verloren zu haben, obwohl ich es verdienen dürfte, denn was die ſechzehnjährige Jungfrau verſprach, iſt aus der vierzigjährigen Matrone nicht geworden, das fühle ich oft deutlich. — Ob es bloß meine Schuld, — ob Verhältniſſe, Zeit, oder Gott weiß was die Urſache iſt, das getraue ich mich nicht zu entſcheiden; — doch richten laſſe ich mich nur von Gott, — und von dir und Niethammer! Dich und Niethammer noch einſt wiederzuſehen, gehört unter meine höchſten Wünſche, — und doch fürchte ich es, weil ihr nicht mit mir zufrieden ſein würdet. Aber meine Freunde bleibt ihr ewig, denn ewig iſt meine Liebe für euch. —

Wenn ich dir einen Umriß von mir machen ſollte, ſo würde ich dir alle Extreme von Gut und Böſe zeichnen, und ſagen: überall bin ich, nur nicht in der Mitte, — ich habe alle Fehler deines verſtorbenen Freundes, doch nicht all ſein Gutes. Ich habe nie aufgehört, das Beſte zu kennen und zu ſuchen, — und noch keinen Tag meines Lebens es ausgeübt; — richte mich, du darfſt es! — Mein Mann iſt ein vollkommen verſtändiger, thätiger, rechtlicher Weltbürger; er genießt die Achtung aller Menſchen, ſo ihn kennen. Wir haben durch Fleiß und Entbehrung und die Hülfe meiner Mutter ſo viel in dieſer verderbenden Zeit von äußeren Glücksgütern feſtgehalten, daß wir, bei fortgeſetztem Fleiß und Mäßigkeit, unſerer einzigen Tochter ein mittelmäßiges, ſchuldenfreies Landgut werden hinterlaſſen können. Unſer Haus iſt gaſtfrei für Freunde einfachen Sinnes und einfacher Bedürfniſſe, — Wohlleber finden ihr Behagen nicht, — aber Gott ſei

Dank! viele gute Menſchen und Freunde ſprechen bei uns ein.

Meine alte 71jährige Mutter liegt ſeit Winter vom Schlag gerührt, ganz erblindet, manchmal von Fraiſen heimgeſucht, oft nur bei halber Beſinnung, aber immer mit höchſter Reſignation; das iſt hart, — doch tröſtend, daß ſie an uns zwei Töchtern zwei liebevolle Pflegerinnen hat. — Die 78jährige Mutter meines Mannes iſt das glücklichere, geſündere, doch körperlich ſchwächere Gegenſtück in unſerm Hauſe. Sehr patriarchaliſch wird es bald in unſerm Hauſe ausſehen, da auch mein Stiefbruder, der Dechant iſt, reſignirt, und bei uns ſeine letzten Tage leben will; der iſt nahe an 70, aber noch rüſtig und geſund. — Ein paar ausgezeichnete Männer an Geiſt und Wiſſenſchaft, einer in Grätz, der andre in Wien, wünſchen das nämliche, ſobald ſie ihre Poſten verlaſſen können, — von denen ſchreibe dir nächſtens; daraus erſiehſt du aber, daß wir keine böſen Menſchen ſind. — Der eigentlich ſchöne Geiſt unſeres Hauſes iſt aber meine Schweſter, die mit ihrer einzigen Tochter ganz zur Familie gehört.

Hier haſt du das Bild von uns Allen, wie ich glaube ſo ziemlich getreu gezeichnet. — Nun will ich auch viel von dir hören. — Unſere Tochter iſt erſt im ſiebenten Jahre, meiner Schweſter Tochter dreizehn, aber jetzt in Grätz. Lebe wohl, und glaube mich ewig deine Freundin.

Eliſabeth.

254. An Niethammer.

Berlin, den 10. Oktober 1817.

Theurer Freund!

Mein Sohn wird dich beſuchen, und du wirſt ſo gütig ſein, ihm inliegenden Brief zu geben.

Seit deiner Anweſenheit lebte ich geſund und froh. In meinen Verhältniſſen hat ſich nichts geändert, als daß mir der König der Niederlande, deſſen Leibarzt ich, als er noch Prinz von Oranien hieß, war, die Dekoration des belgiſchen

Löwenordens zur Weihnacht ſchickte, und daß ich Mitglied der Ober-Examinations-Kommiſſion bin.

Welche Veränderungen in der Kultur hier vorgehen, wirſt du aus den Zeitungen wiſſen. Die neueſte iſt, daß der König die Vereinigung der reformirten und Lutheriſchen Kirche als bei ſeinem Hofſtaate vollzogen ankündigt, ohne daß weder hier noch an andern Orten, wo dieſe Vereinigung angekündigt wird, ein Wort darüber geſagt wird, was die Vereinigten nun glauben. Es ſcheint hier alſo nach Analogie von Friedrichs „Sprecht was ihr wollt, und gebt was ihr ſollt" zu heißen „Macht Ceremonien wie ihr ſollt, und glaubt was ihr wollt." Ich habe nichts dagegen, nur weiß ich nicht, wie dieſes ohne Indifferentismus, welchen ſich unſer König in ſeiner Erklärung verbittet, abgehen kann. Mein Troſt iſt, daß Inkonſequenz der Menſchen im Ganzen ſelten geſchadet hat, da ſie hingegen die Konſequenz meiſtens nur gebrauchten, die Dummheit ehrwürdig zu machen. Alxinger ſagte: „Der Inkonſequenz muß man einen Tempel bauen, denn ſie rettete bisher das Menſchengeſchlecht vom Untergang", und er hatte ſo unrecht nicht.

Ich hoffe, daß du auch mit deiner Familie glücklich lebſt, und lieb behältſt

Deinem Freund Erhard.

255. Von Reinhold.

Kiel, den 17. März 1818.

Theurer alter Freund!

Wie könnte ich meinen zweiten Sohn Ernſt, der nachdem er ſeine hieſige akademiſche Laufbahn zurückgelegt, und nun zur weitern Ausbildung ſeiner philologiſchen Kenntniſſe ſich nach Berlin begiebt, — dahin ziehen laſſen, ohne ihm an meinen alten Freund Erhard ein Lebens- und Liebeszeichen mitzugeben? — Davon darf mich nicht abſchrecken, daß Freund Erhard mein letztes Schreiben, das noch dazu eine Bitte enthielt, — unbeantwortet gelaſſen hat. Denn, wie ich jene Bitte ſchon eine geraume Zeit anſehe, ſo konnte dieſelbe kaum mit mehr Schonung und Glimpf, als durch Stillſchweigen, abgewieſen werden. Ich weiß ſehr wohl, wie ſich aus dem Standpunkte des kritiſchen Skeptikers — des transzendentalen Idealismus, der zugleich empiriſcher Realismus iſt — meine Apoſtaſieen von Kant's Kritik zur Theorie des Vorſtellungsvermögens als Elementarphiloſophie, — von dieſer zu Fichte's Wiſſenſchaftslehre, — von dieſer zu der (in dem Sendſchreiben an Fichte und Lavater über den Glauben an Gott verſuchten) Koalition des Fichte'ſchen Wiſſens mit dem Jacobi'ſchen Glauben, — von dieſer zu Bardili's erſter Logik, und den (in den Beiträgen zur leichtern Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie im Anfang des 19ten Jahrhunderts) aufgeſtellten rationalen Realismus, — von dieſem endlich zu der in der Synonymik eingeleiteten Philoſophie ohne Beiname, — nothwendig ausnehmen und darſtellen müſſe; — beſonders, wenn es dem kritiſchen Skeptiker noch über dieſes an dem Quantum der zum Durchleſen von allem dem Geſchreibe erforderlichen Muße gefehlt hat. — Wenn aber auch der kritiſche Skeptiker, aus alter nie verroſtender Liebe für den Freund Reinhold, von den mißlichen meritis causae wegſehend, von Herzen gerne die Hand geboten hätte, um denſelben aus der Verlegenheit um einen Verleger zu ziehen, ſo war doch wohl ſchwerlich an keinem andern Orte der Welt weniger an einen Verleger gerade für dieſen Verfaſſer zu denken, als eben in Berlin. Ich finde alſo Ihr Stillſchweigen völlig gerecht und gutmüthig.

Was ich Ihnen von mir und den Meinigen berichten könnte, überlaſſe ich der mündlichen und ausführlichen Erzählung meines Ernſtes, der mehr Zeit und Gelegenheit finden wird, Sie zu ſehen und zu ſprechen, als 1811 mein Karl bei ſeiner Durchreiſe durch Berlin, — den leider! am 24. April 1816 auf einem Beſuche bei ſeiner in Apenreck an den Phyſikus Neuber verheiratheten Schweſter ein Scharlachfieber dahingerafft hat. —

Indem ich für die kleine Schrift, die ich hier beilege, Ihr freundſchaftliches Wohlwollen und ein Stündchen heiterer Muße in Anſpruch nehme, bitte ich den Prüfer einer

Beurtheilung der Reinholdiſchen Elementarphiloſophie, dabei zwar der Schrift: Ueber das Fundament des philoſophiſchen Wiſſens (Jena 1791) eingedenk zu ſeyn, aber wo möglich des dem Verfaſſer inzwiſchen zur Schuld gekommenen Wälzens des Grundſteines à la Sisyphus zu vergeſſen. Was dort durch die Vorſtellung verſucht worden iſt, kann, wie ich endlich einſehe, zwar nie ohne die Vorſtellung, aber auch nie durch dieſelbe gelingen, und eben ſo wenig zwar ohne — aber auch nicht durch das Thun des Selbſtes.

Von ganzem Herzen umarmt Sie

Ihr alter Reinhold.

256. Von Eliſe.

Wieſenau, Oſterſonntag 1818.

Werde ich keinen Laut mehr von dir vernehmen? du, mein ewig geliebter Freund! biſt du unzufrieden mit mir? daß ich kein Wort mehr höre ſeit der Zurückkunft deines Sohnes nach Berlin, weder von dir, noch von deinem Sohne! — Biſt du aber wirklich unzufrieden mit mir, und ſchweigſt du deßwegen, ſo bitte ich dich, ſage es mir nicht, — denn wenn ich es von allen Menſchen, und ſogar von mir ſelbſt wahrnehmen könnte, ſo könnte ich es ohne zu großen Schmerz von dir zu hören nicht ertragen. — Wäre ich mit dem Leibe, wie mit meiner Seele, bei dir, ſo könnte das lebendige Wort mich nicht ſo verletzen, weil ich weiß, daß deine liebende Freundſchaft für mich darum eben ſo wenig enden könnte, als meine ewige Liebe für dich, — aber der trockne Buchſtabe, ohne deine Stimme zu hören, und den mildern, den tröſtenden Blick zu ſehen, könnte mich, wäre er verweiſend, bis zum Tode verwunden. Daß ich ſo was fürchte, iſt der klarſte Beweis, daß ich es verdiene, — und daß ich ſelbſt nicht zufrieden mit mir bin. — Aber warte nur, nun wird es kommen, und du und ich und alle Menſchen werden mich lieben und froh um mich ſein. — Ich bin ja erſt 42 Jahre; meinſt du, das wäre ſpät, das Höchſte errungen zu haben, Ruhe und Heiterkeit der Seele und des Gemüths? Sage nicht, Andere haben es, und brauchten es nicht zu ſuchen, Kinder und Mädchen und Jungfrauen und Frauen und Matronen! — Weißt du, ich war es auch, als du das erſtemal hier warſt, und ich zu deinen Füßen ſaß, und wie Maria die himmliſchen Lehren der göttlichen Lehre Jeſu von deinen Lippen ſchaute und in mich ſog, — wie war ich da ſo engelgut und ſelig und heiter! — Seitdem iſt mir von dir ein Bild geblieben, ein heiliges, reines, ewig-geliebtes! Wenn ich mir ſeit jener Zeit die Szene dachte, wie Jeſus im Garten Marien erſcheint, und ſie ihn für den Gärtner haltend um Jeſus frägt, und er mit dem Ton der reinſten, himmliſchen, göttlichen Liebe ſagt: „Maria!“ und ſie im ſeligſten Gefühl der Liebe, der Hingebung und Verehrung, im Uebermaß der Empfindung auf ihre Knie ſinkt, und aus innerſtem Herzen das Wort „Rabbuni“ haucht, — da ſtand immer dein Bild als des Meiſters vor mir, und ich war Maria. — Die fröhliche Zeit der Auferſtehung hat immer noch eine gleiche heitere Wirkung auf mich. Es iſt hier bei uns der Gebrauch, dieſe Nacht beſonders zu feiern. Jeder Bauer macht in der Nähe ſeines Hauſes ein Freudenfeuer, welches in der Nacht um drei Uhr angezündet wird, da verſammelt ſich Vater, Mutter, Kinder und Geſinde, beten und ſingen ein fröhliches Halleluja, die Vermöglicheren feuern kleine Pöller dabei ab. Da wir in einem ziemlich ſchmalen Thale wohnen, und unſere Bauernhäuſer einzeln im Gebirge zerſtreut liegen, ſo giebt das ein ſo höchſt magiſches und zugleich heiteres Bild: bis hoch in die Berge hinauf brennen dieſe Freudenlichter, und es iſt, als ob die Sternenbilder des Himmels herab auf die dunkle Erde gekommen wären, um ſich mit und über die Auferſtehung des Heilands und das vollendete Werk der Erlöſung zu freuen, — zugleich iſt es die Zeit, wo die Erde zu grünen anfängt, und Jung und Alt freuet ſich wieder des Lebens. Meine Dienſtleute, bei dreißig an der Zahl, meiſt junge, lebensluſtige, frohe Menſchen, — das freundliche Wetter alles begünſtigend, — haben mich heute noch dazu durch ihr freudiges Schießen und die frohe Stimmung, in der ſie waren, ſo heiter geſtimmt, daß ich dieſen freundlichen Oſterſonntag nicht ſchöner beſchließen kann, als an dich, du mein Rabbi, zu ſchreiben, und dir dies alles mitzutheilen. — S— iſt verreiſt, um meinen geliebteſten älteſten Bruder, Dechant in G—, abzuholen, welcher ſeine gute Pfründe reſignirt hat, um ſeine letzten Tage bei uns zu verleben, — welche frohe Ausſicht ſeines baldigen Kommens mich wieder erfreut. Und nun bitte ich dich, freue dich mit mir!!

Du kennſt freilich wohl nur andere Freuden! — welche nur im Gebiete des Forſchens und Wiſſens erwachſen, — ſiehe, von denen weiß ich nun gar nichts mehr zu verſtehen, — und ich bin nun ein Kind geworden, das ſeine höchſten Freuden nur aus dem Gemüthe zu ſchöpfen und darin zu ſuchen vermag, ſo auch ſeine größten Leiden. — —

O ich bin oft ſo ſeelenkrank, — aber ich ſehe es ein warum, — weil ich zu wenig gut und gar nicht weiſe war. Zwei Dinge machten mich unzufrieden, — meine Eitelkeit, und: *ich wollte glücklich ſein*. Wie das erſte einen Menſchen blind und fehlend macht, weiß wohl jederman; und das zweite mit Prätenſion ſuchen, macht den Narren vollends fertig. — Nun, mein Geliebter, ſehe ich aber Licht, es tagt in meinem Innern, ja es wird helle! Ich habe mir ſelbſt die Larve des Egoismus herabgeriſſen und habe mein thörichtes Begehren einſehen gelernt; — und wenn es wirklich Glück in fortwährendem Genuß auf dieſer Welt geben könnte, — wo und wann hätte ich denn verdient? — Aber Seligkeit, Glückſeligkeit, giebt es hienieden, und die genießt jeder, der eines reinen Herzens iſt, — und das werde ich wieder werden. Freilich iſt der zu preiſen, welcher mit einfachem, unſchuldsvollem Sinn immer darauf fortwandelt, — ich habe ſie aber verlaſſen, dieſe Stufe der frommen Unſchuld, ſuchte dort und da, klagte über dieſes und jenes, — und hätte nur in Demuth und Ergebung mit Sanftmuth ertragen dürfen, was Andere ja auch nicht beſſer haben, und glückſelig wäre mein Inneres geblieben. — Aber heute umarme ich dich mit dem wahren Gefühl unſchuldiger Glückſeligkeit, du mein Rabbi!

Deine Eliſabeth.

257. An Oſterhauſen.

Berlin, den 30. März 1819.

Endlich will ich doch nicht bloß an dich denken, ſondern auch ſchreiben.

Haſt du Naſſens Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte geſehen? Im erſten Bande ſteht ein Auszug aus einer Geſchichte eines Wahnſinnigen, welche genaue Aehnlichkeit mit Müller's Grille hat. Ich wäre ſehr begierig, wenn man M. dieſe Geſchichte zu leſen gäbe, ob er eine Beſtätigung ſeiner Grille darin fände, und den armen Mann für einen Leidensbruder hielte, oder ob er dieſen für einen Thor hielte, der ſich eine falſche Idee machte, während er bei der ſeinigen bliebe, oder ob er dadurch auch gegen ſeine eigene mißtrauiſch würde, — unwahrſcheinlich wäre mir das letzte nicht, und ich ſehe keine Gefahr, den Verſuch zu machen, ſelbſt wenn dieſer anders auf ihn wirkte.

Daß ich ein Haus und eine Apotheke für mehr Geld, als ich beſitze, gekauft habe, wirſt du wohl wiſſen, — ich mache mir meines Sohnes wegen wahrlich viel Mühe, aber ich hoffe auch, daß er ſie mir vergilt.

Das tragiſche Ende Kotzebue's iſt dir natürlich eher bekannt worden, als mir. Sage mir doch, ob in Nürnberg und Erlangen auch der Haß junger Leute gegen dieſen Mann herrſcht, wie hier, und wie du dir dies Phänomen erklärſt. Kotzebue war immer auf Seiten des geſunden Menſchenverſtandes, und was man auch gegen ihn haben kann, nie hat er der Dummheit und der Schwärmerei gehuldigt; das Unmoraliſche, Leichtfertige und Fade, was Manche in ſeinen Schriften zu finden glauben, kann doch nicht als ein Grund dieſes Haſſes angeſehen werden, denn da gäbe es der Subjekte, die ſolchen Haß verurſachen könnten, ſo viele, daß er, wie auch der Fall iſt, ſeine Energie gegen Einen verlieren müßte. Seine Aeußerungen über das Turnweſen und Burſchenleben konnten ihn wohl verſtärken, aber nicht erzeugen, denn ich fand ihn ſchon früher. Die Schlegel'ſchen Verfolgungen, ſein Glück auf der Bühne vor ſo vielen Andern und ſein Glück in Rußland, das viel Neid erregte, verbunden mit einigen Flecken ſeines Karakters, die ihn deſſen nicht würdig zu machen ſchienen, und die perſönliche Feindſchaft, die er ſich durch Bahrdt mit der eiſernen Stirne zuzog, ſcheinen mir einen großen Theil der litterariſchen Welt zu ſeinen Gegnern gemacht zu haben, wovon manche als wahre Feinde anzuſehen ſind, aber einen ſolchen energiſchen Haß erklären dieſe Fakta doch auch noch nicht. Mir ſcheint daher, daß ihn mehr eine gewiſſe Verbündung von Menſchen zu ihrem Opfer auserſehen hat, weil ſie an ihm viel nach ihrer Anſicht Tadelnswürdiges fanden, — als daß dieſes Tadelnswürdige der eigentliche Grund eines energiſchen Haſſes geweſen wäre. Sie wollten durch die Rache an einem ſo berühmten Manne den andern weniger Berühmten imponiren, daß aber Sand kein beauftragter Mörder war, ſondern aus eigner Meinung, und ohne ſich mitzutheilen nach dieſer Inſtigation handelte.

Der Geiſt eines freien Deutſchthums iſt ſchon über 50 Jahre angeregt, und wir ſelbſt waren in der Jugend davon ergriffen; durch den Druck Napoleons wuchs der Sinn für daſſelbe, und in den Jahren 1813 und 1814 thaten die Regierungen ſelbſt alles ihn zu verſtärken und in That übergehen zu machen. Das Turnen, die Luſt als Soldat Deutſchland an den Franzoſen zu rächen, alles ähnliche wurde lebhaft unterſtützt, weil man Nutzen daraus zu ziehen glaubte, ohne daß man an die Folgen dachte, und ſo ließ man die Jugend verwildern, und die Meinung bei ihr aufkommen, daß ſie Deutſchland retten müſſe. Der Krieg erzeugte Kameradſchaft unter allen Deutſchen und unter vielen beſonders durch das Turnweſen engere Verbindung, die auch auf Univerſitäten ſich ausbreitete. Die altdeutſchen barbariſchen Anordnungen, als Vehmgericht, Ritterweſen, Bigotterie u. ſ. w. lockten zur Nachahmung, welche bei Einigen bis zum Unſinn ging. Daraus erkläre ich mir das Faktum.

Den 21. Mai.

So weit ſchrieb ich, als ich gehindert wurde, wieder daran zu kommen. Mein Raiſonnement fortzuſetzen habe ich nun keine Luſt mehr, und es bliebe auch bei dem angegebenen Reſultat. Uebrigens findet Kotzebue faſt gar kein Mitleid, und ſelbſt die die That mit Furcht und Abſcheu erfüllt, haben dieſe nicht aus Intereſſe für Kotzebue, ſondern aus Angſt vor einer möglichen Wiederholung der That. —

Wie ſteht es in Nürnberg mit dem Magnetismus? und was iſt der Dr. Fleiſchmann für ein Menſch, der die Geſchichte einer ſogenannten Hellſeherin in Hufeland's Journal abdrucken ließ? —

Lebe wohl, grüße deine Frau und ſchreibe bald wieder.

Dein Freund E.

258. Von Eliſe.

Wieſenau, den 3. Oktober 1819.

Lieber Erhard!

Hätte nicht unſer geliebter Freund Niethammer mich ſchon früher getröſtet, wohl würde dein langes Schweigen mir äußerſt ſchmerzlich gefallen ſein. Nun haſt du mir aber geantwortet, und ich ſehe, daß dich wenigſtens keine Abneigung gegen mich ſo lange nicht an mich zu ſchreiben beſtimmt hat. Wenn du kein feſtes Bild von mir mehr in deiner Erinnerung trägſt, ſo liegt das erſtens wohl darin, weil du, als du mich kennen lernteſt, noch keinen beſtimmten Menſchen, keinen feſten Karakter an mir fandeſt. Du behandelteſt mich als junges Mädchen ſo gütig, ſo liebevoll, — vielleicht theilweiſe zum Trotz der nach deinem Geſchmack zu kritiſch gebildeten Frauenzimmer unſeres damaligen Zirkels; ſpäter vermochte dich meine innige Dankbarkeit und Anſchmiegung an dich, mir mit liebevollen Briefen zu erwiedern, vielleicht auch, um das Geſchöpf deiner Einwirkung vor Abweichungen zu bewahren. Eigentlich mein Ich, meine Individualität, haſt du vielleicht wohl nie beſonders hervorgezogen oder geliebt, — das thut mir aber gar nichts. Ich bin mir keiner höhern Anhänglichkeit in meinem Leben bewußt, keiner reineren, unabhängig von allen Wünſchen für mich, als meiner Liebe für dich ewig theuren Freund!

Ich ſehe aus deinem Schreiben, daß ſich deines Gemüths und deiner Anſchauungen eine kalte Beſtimmtheit bemeiſtert hat, — die wohl im Grunde für ein Glück anzuſehen iſt, da die Lebensverhältniſſe einem nur ſo erträglicher werden können, und vorzüglich die laue und große Welt einem es ſo aufdringen muß, auch dein Beruf als praktiſcher Arzt, und all die Erfahrungen, welche du als ſolcher machſt, es dir ſo aufdringen müſſen; aber das weiß ich, würdeſt du heute ein Landmann, oder wäre deine nächſte Umgebung von andrem Karakter, du würdeſt manches mit mir gleich anſchauen und empfinden. —

Sage mir doch mein Lieber, was haſt du denn für Freuden? — Deine Kinder, ach dir ſind ſie nur für dieſe Welt gegeben, — und dein Name lebt auch nur für dieſe Welt in ihnen fort! Du leideſt wohl auch in den erſten Augenblicken, da du ſie verlierſt, weniger als ich, — aber du haſt dann auch keine wehmüthig ſchmerzvoll tröſtende Stunden, wo ſie dir ihre Händchen aus den Sternen entgegenſtrecken, und den winkenden Kuß zuwerfen! Auch aus meiner Tochter Augen ſtrahlten himmliſche Blumen, — niemand konnte ſie ſehen, ohne ſie zu lieben, — und oft ſagte ich mir in dieſen vergangenen zehn Jahren: ſie wäre zu gut geworden für dieſe Welt und zu unglücklich! — Du glücklicherer, und doch armer Vater, — du haſt weniger Schmerz, aber auch keinen Troſt, den mein Mutterherz fühlt. — Glaubſt du, daß ich deine Kinder kenne und liebe? und daß unſere Kinder in höherer Vollendung ſich treffen werden?! Dir iſt Wiſſen, — Wiſſenſchaft, — der Gang der Zeiten und Geſchlechter, — das Leben in ſeinen äußeren Beziehungen intereſſant genug, du verſtehſt auch das alles zu betrachten, und die möglichſten Reſultate für's Leben daraus zu ziehen. — Was bin ich! nichts weiß ich. Durch den Verſtand vermag ich nichts zu erfaſſen, durch das Gefühl nur bringt alles in meinen Geiſt, und ſelbſt kein Buch verſtehe ich, wenn es nicht mein Gemüth zu erſchauen vermag. — Und meine Arbeit als Hausfrau, — alles, alles geſchieht nur, daß mein Gefühl es erlernte, — nun wie arm, ja wie unglücklich würde ich ſein, wenn meine Phantaſie nicht alles belebte, und allen Geſtalten Liebe und Dauer gäbe! —

Ich werde immer geſtört, und habe ſo ſelten Zeit zu ſchreiben. — Du wünſcheſt, daß noch einiges von unſeres Freundes Schriften da wäre. Einige Briefe, ſo ich noch von ihm beſitze, ſchließe ich hier bei, da du manches noch ſeiner letzten Anſchauungen darinnen findeſt. Doch dürfen dieſe Briefe mir nicht verloren gehen, ſie bleiben mir immer werthe Reliquien, und ich bat Niethammer, mir ſelbe zu bewahren. Ich warte mit Abſendung dieſer Schreiben bis ich eine gute Gelegenheit finde, denn unvermuthet ereignet ſich oft ſo was. So war erſt euer Gelehrter von Buch bei uns; hätte ich dein Schreiben ſchon gehabt, er hätte mir das Päckchen mitnehmen müſſen. Er gefiel mir ſeines gar ſo natürlichen und doch ſo feinen Weſens wegen ſehr wohl. Er iſt wie ein wahrer Held, der auch nie von Schlachten ſpricht, ſo ſagt er auch ſo wenig von dem, was er weiß; nur zufällig, nur nach und nach erfährt man, daß er recht gar viel geſehen hat, und ſehr viel weiß. Er wird dir gewiß von uns erzählen.

Ich mache nun, da ich weiß, wie ungern du ſchreibſt, und wie wenig Zeit du dazu haſt, keinen Anſpruch mehr auf Briefe von dir, obwohl du mir damit eine ungemeine Freude machſt. — Doch ſollteſt du ſo gütig ſein, mir zu ſchreiben, ſo ſage mir, welches Urtheil dein Sohn von uns hier fällte, und was Buch von uns dir ſagte; ich möchte doch gerne wiſſen, welche Bilder du von uns erhältſt.

Herbert's Sohn iſt ein vortrefflicher Menſch geworden, Wahrhaftigkeit, Rechtlichkeit, Verſtändigkeit in all ſeinem Thun zeichnen ihn jetzt vor vielen Menſchen aus, und als Gatte und Vater iſt er ein liebenswürdiger Mann; er gehört in's Leben, wenn auch die Genialität des Vaters nicht auf ihn ſich vererbt hat; zwei Mädchen und einen Sohn gab ihm eine ſehr liebenswürdige Frau. Er wird dir wohl auch ſelbſt ſchreiben. Ich umarme dich.

Eliſabeth.

259. An Friedrich Buchholz.

Berlin, im Juli 1821.

Ihre gütige Beurtheilung meiner Schrift über die Alleinherrſchaft*) veranlaßte mich, noch einmal die Folgerungen aus meinen Prinzipien zu prüfen.

Das Wort Gewalt in dem Sinne, wie ich es brauchte, war damals im Gange, und ich wollte kein andres wählen, ob ich gleich beſſer würde gethan haben, wenn ich in der Analyſe eines gültigen moraliſchen Urtheils die vier Momente eines Rechtsſpruchs durch: 1) Anerkennung des Richters; 2) Vorhandenſein des Geſetzes; 3) Ausſpruch; 4) Ausübung ohne Vortheil davon, ausgedrückt, und daraus getrennte Funktionen abgeleitet hätte. Das, was mir damals zu entgehen ſchien, würde ich dann klar dargeſtellt haben, weil ich es wirklich fühlte.

Als ich meine Abhandlung ſchrieb, ahnete ich immer, daß ich nicht vollſtändige Anwendung von meinen Prinzipien gemacht hätte; allein die Trennung der Funktionen unter dem Namen Gewalten, die damals ſo allgemein ausgeſprochen wurde, und die Gründe, aus denen ſie gefordert wurde, und die meinen Prinzipien nicht entgegen waren, machten mich ſo befangen, daß ich nicht klar erkannte, wie aus meinem Prinzip: die Moral muß die Form der Regierung bedingen, keine Trennung der Funktionen bei einem Urtheil unter verſchiedene Perſonen folgt, ſondern die Trennung der Zeit nach eben ſo wohl zur Anſchauung der Trennung den Prinzipien nach hinlänglich iſt; denn alles iſt in dieſer Rückſicht geleiſtet, ſobald der Verdacht wegfällt, daß die Funktionen des Urtheils nicht aus den ihnen eigenthümlichen Prinzipien fließen, ſondern ſich durch materielles Intereſſe zuſammenfinden.

---

*) Neue Monatsſchrift für Deutſchland, hiſtoriſch-politiſchen Inhalts. Herausgegeben von Friedrich Buchholz. Berlin 1821. Bd. IV.

Ich hatte dies in meiner Abhandlung ſchon angedeutet, als ich ſagte, der Deſpotismus, wenn er ſich durch Konſequenz in Anſehen erhalten wolle, gehe dadurch immer mehr in eine konſtitutionelle Monarchie über, daß er ſeinen Ausſprüchen in frühern Fällen in den folgenden ähnlichen nicht widerſprechen dürfe, und daß ſich dadurch eine geſetzgebende Gewalt für ihn bilde. Und doch ſahe ich nicht den einſeitigen Gebrauch, den ich von meinen Prinzipien machte; ſo ſehr iſt man oft doch noch in dem Zeitgeiſt befangen, wenn man glaubt, ihm entgegen zu ſtreben! Weit treffender würde der Beweis für den letzten Paragraph ausgefallen ſein, wenn ſich gezeigt hätte, wie ein Monarch, als Geſetzgeber, Richter, Vollzieher, den Anſprüchen der moraliſchen Freiheit Genüge leiſten könne, wenn er dies nach richtigen Prinzipien iſt und dadurch dem Verdacht entgeht, als wäre er Richter und Geſetzgeber nur um des Vortheils willen, der aus der Vollziehung erwächſt. Der Gegenſatz von Monarch und Deſpot wird dann: der Monarch richtet nach vorhandenen Geſetzen ohne Vortheil durch die Vollziehung des Urtheils; der Deſpot richtet ohne Geſetze, wie es ihm gefällt, um ſeines Vortheils willen.

Als ich die Abhandlung wieder durchging, fühlte ich zwar, daß keine nothwendige Folge aus meinen Prinzipien die Trennung der Gewalten erheiſchte; da ich aber entſchloſſen war, an der Abhandlung nichts zu ändern, ſo dacht' ich nicht weiter darüber nach. Erſt als ich aus meinen ſpätern Anſichten einige Reſultate in der Abhandlung über Bürger-, Ritter- und Mönchsthum niederſchrieb, wurde mir die Sache klarer; und ich war ganz im Klaren, als ich Ihre Einwendungen las, daß dieſe nicht meine Prinzipien, ſondern nur meine einſeitigen Folgerungen treffen können. Es wurde mir nun erklärbar, warum ich mich immer abgeſchreckt gefühlt hatte, eine Konſtitution aus meinen Prinzipien zu bilden; denn ich begriff, daß keine Konſtitution in dem Sinne, wie man ſie gewöhnlich denkt, aus meinen Prinzipien folgt, und daß eine geſchriebene Konſtitution dem Papiergeld völlig analog iſt: ſie gilt, was ſie den Umſtänden nach gelten kann.

Ich war bisher nicht im Stande, eine mich befriedigende Erklärung von einer Konſtitution zu geben. Jetzt glaube ich es zu können. Eine Konſtitution, in realer Bedeutung, iſt die Bemühung, zu verhüten, daß die Urtheile der höchſten Gewalt oder Gewalten, je nachdem die Regierungsform iſt (denn dieſe muß da ſein, ehe nach einer Konſtitution die Frage ſein kann), nicht durch einzelne Intereſſen zum Nachtheil des Ganzen geleitet werden. Alle Konſtitutionen, die zum Vorſchein kommen, verrathen auch deutlich dieſen Zweck; aber die meiſten fielen in den Fehler, aus Verzweiflung, die höchſte Gewalt von dem ſchändlichen Einfluß einzelner Intereſſen frei machen zu können, ſie ſo lange lähmen zu wollen, bis ſie nichts für ſie thun könne.

An meiner Abhandlung werde ich nichts ändern; ſie gehört der vergangenen Zeit an. Aber ſie würde ihren Zweck beſſer erreicht haben, wenn ſie ganz folgerecht nach dem Prinzip durchgeführt worden wäre. Daher wünſchte ich, daß Sie dieſe meine Erklärung Ihrem Journal einrücken ließen.

Erhard.

260. An Oſterhauſen.

Berlin, den 29. Auguſt 1821.

Beſter Freund!

Wie es mit dem Konto kurrente unſerer Korreſpondenz ſteht, weiß ich wirklich nicht. — Am 14. April hatte ich das ähnliche Mißgeſchick, das mich 1798 traf. Ich blieb an dem Charniere einer Bedeckung eines Rinnſteins, der aus der Hausthüre heraus ging, mit dem linken Fuße hängen, und dadurch, daß ich nicht fortſtolpern konnte, zerriß mir die Sehnenſcheide des Wadenmuskels. Die Achillesſehne fand ich nicht zerriſſen, aber völlig ſchlaff. Die Heilung ging ſchlechter vor ſich, als damals, da die Sehne auch zerriſſen war. Ob der Muskel mehr gelitten, oder ob es die hinzugekommenen 23 Jahre ſind, will ich nicht entſcheiden. Ich mußte vier Wochen zu Hauſe bleiben, und dann noch meinen Bedienten mitnehmen, um bei dem Aus- und Einſteigen nicht zu verunglücken. Da ich nach ſechs Wochen wieder in das Haus ging, hatte ich das Unglück, wieder an der Stelle hängen zu bleiben, und mich auf's neue ziemlich zu beſchädigen, wo ich zwar nicht mehr zu Hauſe blieb, aber doch noch ſechs Wochen den Bedienten mitnehmen mußte, den ich entbehren zu können glaubte. Ich erklärte darauf, nicht mehr in das Haus zu gehen, wenn es nicht geändert würde, welches auch geſchahe. Die Muße, die mir wurde, habe ich auf Ordnung meiner Landkarten und Bibliothek, auf vernachläſſigte Korreſpondenz, auf Mathematik und Lektüre verwandt. Mehr habe ich mir von dieſer Muße verſprochen, als ſie mir leiſtete. Unter andern nahm ich die Homöopathie vor, mit welcher auf Veranlaſſung des Kriegsminiſters auch hier Verſuche angeſtellt werden mußten, die aber ſo ſchlecht ausgefallen ſind, als die Verſuche Seiner Hochwürden von Hohenlohe, da ſie unter Aufſicht verſtändiger Aerzte gemacht werden ſollten.

Luſtig iſt der Gang, den dieſer Charlatan Hahnemann nimmt. Da er mit der Behauptung, daß eine Arznei die Krankheit heilt, welche ſie macht, nach der bisherigen Art die Arzneien zu geben, nicht durchkommen konnte, ſo erfindet er eine neue Art die Arzneien zu geben, und da das Lächerliche dieſer Anwendung nach den jetzigen Begriffen von Zertheilen und Auflöſung nicht zu verkennen iſt, ſo erfindet er eine neue Art Auflöſung, die ſo weit gehen muß, daß der arzneiliche Körper, — wie er ſich in der Vorrede zum ſechſten Bande ſeiner reinen Arzneimittellehre ausdrückt, — in einen nicht arzneilichen, als welche er Milchzucker, Weingeiſt, Waſſer annimmt, vergeiſtiget wird. Seine Arzneimittel werden dadurch wirklich die Seele, wie ſie im Orbis pictus abgezeichnet iſt, und es läßt ſich an der Einwirkung auf unſern Körper nicht zweifeln. Das Beſte an der Sache für Herrn Hahnemann iſt, daß er für die in Milchzucker vergeiſtigten Millionen- bis Oktillionen-Theilchen ſich einen Louisd'or geben läßt, und daß er Narren findet, die es ihm geben.

Ich möchte doch wiſſen, ob der Brief, der in der Hamburger und daraus in andern Zeitungen abgedruckt iſt, wirklich mit der Bewilligung ſeines Verfaſſers abgedruckt iſt. Daß er ächt ſein kann, davon überzeugen mich die Nachrichten, die ich aus Italien erhalten habe, und wer

Gimpel genug iſt, ſich zu einer ſolchen Kurart herzugeben, der iſt es auch genug, um eine Zeitlang zu glauben, ſie hätte ihm etwas geholfen, aber es gleich vor dem Publikum laut werden zu laſſen, dies iſt doch noch mehr.

Der Magnetismus ſcheint hier begraben zu werden. Der letzte Skandal des Profeſſors Wolfart hat ihm gar, um mich eines hieſigen Ausdrucks zu bedienen, den Dampf gethan.

Haſt du meine Schrift erhalten? Der Verleger Rücker hat mir verſprochen, ſie dir geben zu laſſen.

Wie denkt man in Nürnberg über die Griechen? Sonderbar iſt es, aber in der menſchlichen leichtgläubigen Natur gegründet, daß man ſich Wunder von der Wiederherſtellung einer Nation verſpricht, die man nur aus Ueberreſten kennt, die dem Aberglauben dienten, und aus den Schriften der Weiſen, die ſie verfolgt hat. Ich werde mich dem Zeitgeiſt, der die Griechen begünſtigt, nicht entgegen ſtellen, aber ich werde doch ganz neutral bleiben. Wer die Geſchichte kennt, der weiß, daß Griechenland nicht durch die Römer, nicht durch die Venetianer, nicht durch die Türken, ſondern durch ſeine dummen und ruchloſen Mönche fiel. Hätten ſie im zwölften, dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert Schulen anſtatt Klöſter gehabt, ſo würden die Türken ſie nicht haben unterjochen können.

Mir gilt jede Oberherrſchaft gleich, außer einer, die ich haſſe, nämlich die des Aberglaubens. — Nach meiner Anſicht von Freiheit waren die Griechen unter den Türken wahrlich freier, als die Profeſſoren der deutſchen Univerſitäten unter ihren Fürſten!

Ich ſchließe dieſen Brief mit dem Wunſche: Gott erhalte uns nur Geſchichte und Experimentalphyſik, ſo wird ſich endlich alles finden. —

Dein Freund.

261. Von Eliſe.

September 1823.

Sage mir doch geliebter Freund, iſt dieſe Eliſe Rächler, geborne Erhard, deine Tochter? Einiges was ich von ihr

Erzähltes und Gedichtetes geleſen habe, ſprach mich ſo im tiefſten Herzen an, daß der Gedanke, es möge deine Tochter ſein, mir ſo wahrſcheinlich als wünſchenswerth wurde, — und ich fühle eine Verwandtſchaft des Geiſtes und des Herzens mit dieſer Eliſe, — es muß gewiß deine Tochter ſein. Wie zart, wie innig, aber auch wie tief, ſpricht das Gefühl der liebenden Sehnſucht in dem Gedicht „Hoffnung und Erfüllung“ ſich aus, welche feine, im innerſten Herzen erfaßte Theilnahme, und Kenntniß eines edlen, unglücklichen weiblichen Weſens in ihrer Erzählung „der Brief!“ — Du verſprachſt mir vor zwei Jahren, mir gewiß alle drei Monat zu ſchreiben, käme eine Antwort oder nicht, — aber du ſchriebſt ſeitdem nicht, — ich machte mir den nämlichen Vorſatz, aber auch ich ſchrieb dir ſeitdem nicht, — warum? da ich dich mit immer gleicher Liebe liebe, — da meine Erinnerung an dich mit den Jahren eher nur noch zärtlicher, bewußtvoller wird, — da ich fühle, daß deine Freundſchaft unter die werthvollſten Dinge dieſer Welt für mich gehört, — da der Wunſch, dich wiederzuſehen, mit jedem verlebten Jahre ſich heftiger in mir erzeigt, — ſo kann ich mein Schweigen gar mit nichts erklären, als allenfalls mit dem, daß ich ſo viel und oft an dich denke, und dich mir vergegenwärtige, — daß es faſt wie eine ſchmerzliche Enttäuſchung wird, wenn ich zum Papier ſitze, wo dann auf einmal die Entfernung von dir mir vor dem Gemüthe ſteht. Daß ich jetzt ſo unmenſchlich viel zu thun habe, daß iſt keine Entſchuldigung, — denn ich komme doch manchmal dazu, an andre liebe Freunde zu ſchreiben, doch lieber als du iſt mir keiner. — Erlaube mir, daß ich dir mein Leben, mein Thun und meinen Sinn beſchreibe. — Ich meine mit mir zufrieden ſein zu dürfen, ich möchte aber all das mit dem Spiegel deines hellen Geiſtes beleuchtet ſehen; auch glaube ich, daß, ſo lange ich lebe, ich dich intereſſiren muß, denn was ich geiſtig bin, das haſt du in mir erweckt, ja manches, möchte ich ſagen, erſchaffen! Ich liebte dich, wie ich Chriſtum liebe, und wäre dieſe Hoheit auch nicht einmal wirklich in deinem Geiſte und Gemüthe, — meine Liebe hat ſie in dir erſchaffen, — die Idee iſt ſo rein, ſo über alles, was ich ſonſt noch in einem Menſchen liebte, erhaben, die ich von dir in meinem Gemüthe trage, daß ich feſt überzeugt bin, alles was beſſer in mir iſt, hat dieſe Liebe, welche ich ſeit 31 Jahren für dich im Herzen trage, mir erwerben helfen. — Noch eine Erinnerung möchte wohl den äſthetiſchen Theil meines Gemüthes mir mit bewahren helfen, das war meine liebende Anhänglichkeit an Niethammer. Ich möchte euch beide zwei Sterne nennen, deren Glanz mir ſo oft den rechten Weg beleuchtete oder zeigte. Eine Freundſchaft, in der Roſenzeit der Jugend geſchloſſen, und die uns noch mit grauen Haaren eben ſo begeiſtert und erquickt, die mag denn doch die ächte, wahre ſein. —

Den 27. Dezember.

Schon wieder ſind Monden verfloſſen, ohne daß mir ſo viel Muße ward, weiter an dich zu ſchreiben. — O du, mein über alles geliebter Freund, wie oft nehme ich dein Bildniß in die Hand, und ſage ihm die geheimſten und heiligſten Gedanken meines Herzens; — oft ſprechen auch ich und S — zu Andern von dir, — und welche Freude für mich, wenn ich S — immer wie begeiſtert von deinem Geiſte ſprechen höre! S — ehrt dich immer gleich, ſo wie ich dich ewig — lieben muß. —

Ich wollte dir viel von mir ſchreiben, aber jene Stimmung iſt mir vergangen. Nun möchte ich dich nur viel von dir fragen. Biſt du zufrieden? — vielleicht glücklich? — o wie froh würde mich das machen! — Ich bin nicht glücklich, — aber ich habe darum niemand anzuklagen; ich glaube die Schuld liegt größtentheils in meinen Wünſchen und Begriffen vom Glück, — ich könnte es einzig in einem liebenden Verhältniß gefunden haben, — ich würde nur glücklich ſein, wenn ich meinen Geliebten durch mich glücklich ſähe —. Weiß Gott, wie mein Gefühl ſeine Jugendlichkeit noch gar nicht verloren hat, — auch mein Aeußeres iſt noch gar nicht ſo ſehr gealtert, als es den Jahren nach ſein ſollte, — aber darum hat dieſes Leben doch keinen Reiz für mich, — auch bin ich keine Kokette nicht, — ich bin jetzt nichts als eine Landhaushalt-Mutter, und meine dreißig Dienſtleute und alle Nachbarn ehren und lieben mich ſehr. — Eine Tochter habe ich von dreizehn

Jahren, in die ich verliebt bin, eine Nichte von zwanzig Jahren, deren Freundin ich bin, und die es nun auch mir wird. Beide Mädchen ſind die Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ſelbſt, — meine Tochter hat auch viel Verſtand und Feſtigkeit, was alles wohl Erbtheil vom Vater ſein mag, — aber auch manche Eigenheiten von ihm, die vielleicht für ein weibliches Weſen zu viele Selbſtſtändigkeit geben können, glaube ich in ihr wahrzunehmen, — ſie wird bloß bei uns ganz auf dem Lande von meiner Schweſter und mir erzogen, ihre Hauptgeſchicklichkeiten beſtehen darin, einen ländlichen Haushalt führen zu können, — wenige Tage, in Grätz oder Klagenfurt zugebracht, konnten ihr keinen Geſchmack für die Freuden der Stadt abgewinnen, bis jetzt wünſcht ſie nur auf dem Lande zu leben. Sie hat Fleiß und Geſchick bei allem, was ſie thut; — ohne ſchön zu ſein, ein angenehmes Geſicht durch das ſeelenvolle Auge, das dunkel und doch ſanft iſt; — ihr Körper wird aber ſchön werden, voll Grazie! Der Hauptausdruck ihres ganzen Weſens iſt aber Ernſt und Verſtand; am liebſten hört ſie, wenn wir von Schiller etwas leſen. Nun aber iſt ſie mit uns von Walter Scott auch erfüllt, — ſein Ivanhoe, darin die Rebecka, der Kerker von Edinburg, der Sterndeuter, Quintin Durward, der Alterthümler, — die ſind uns bis jetzt die liebſten, auch Robin der Rothe; wir Mütter leſen Abends vor, — unſere Töchter ſpinnen oder nähen dabei, ſelbſt leſen ſie nicht gern, auch nicht ſo gut wie wir. S— vergräbt ſich derweil in Zeitungen, oder chemiſche oder landwirthſchaftliche Bücher, oder es wird Tarok mit meinem 72jährigen Bruder Dechant, der bei uns lebt, und mit dem tauben gelehrten Aſtronomen Burg geſpielt, welcher ein vortrefflicher Menſch iſt, und nun meiſt bei uns lebt, wie ein liebender Bruder ſich an uns ſchließt, und deſſen Achtung für S— und Liebe für uns dir einen Beweis unſres Werthes geben kann, denn ich bin ſtolz auf dieſes Mannes Freundſchaft für uns. — Bei Tage hat jeder ſeine Arbeit, verſteht ſich. — Dieſen Winter iſt aber meine Nichte Seraphine, welche kränklich iſt, bei unſerm Freunde, Gubernialrath B—, in Trieſt, Thaer kennt und ſchätzt ihn. — Meine Nichte iſt mehr einer Mignon zu vergleichen, ein ſehr edles Weſen, doch meine Tochter iſt ihr an Verſtand überlegen, — aber im Gemüth ſind ich und meine Nichte gleich, — was ich liebe, liebt ſie; was mir nicht gefällt, mißfällt auch ihr, — doch iſt ſie ein ganz eigenes Geſchöpf, — ſehr geſchickt für jede weibliche Arbeit, — eine Pſychengeſtalt, — viel richtiges Urtheil.

Nun habe ich nur Einen Wunſch, daß dieſe unſere gewiß recht viel werthe Kinder brave Männer bekommen möchten, — groß iſt meine Hoffnung dafür aber nicht, denn ich muß dir ſagen, die Männer gefallen mir im Ganzen viel weniger, wie die Weiber, — das trockne, egoiſtiſche Weſen iſt ja doch nicht gemacht, glücklich zu machen, oder Glück zu verbreiten, — freilich verdienen die Weiber im Durchſchnitt auch nicht viel Beſſeres, — doch zu dulden und zu opfern verſtehen ſie im Ganzen doch ſo ziemlich, — und faſt möchte ich zweifeln, ob der Mann geboren ſei, welcher ein wahrhaft liebendes Weiberherz verdiene, — doch dich nehme ich ja aus! Du, glaube ich, verſtändeſt das zu würdigen, und würdeſt glücklich ſein, und würdeſt glücklich machen. So glaube ich, war Schiller gewiß auch! und mein göttlicher Herder! — Sage mir, glaubſt du, daß es einen Nathan unter allen lebenden Menſchen wirklich giebt? — O wie wollte ich Wüſten durchwandern, um den zu finden. —

Meine Schweſter ſchmückt unſer Leben mit Blumen und Früchten, denn nicht bloß als Liebhaberin, ſondern mit Kenntniß pflanzt ſie Blumen und Bäume, ich nenne ſie oft unſere Flora und Pomona. S— hat mit großer Zweckmäßigkeit eine Baumſchule hier angelegt, welche ihn der ganzen höheren Gegend unvergeßlich machen wird, ſo wie er es durch ſeine Pflanzungen im Unterlakenthale iſt, — überhaupt gedeiht und bringt Segen alles, was er thut, — und noch mehr für Andere, als ihn ſelbſt, hat er gelebt, alſo war ſein Leben nicht umſonſt! Auch genießt er die Achtung und Anerkenntniß, welche ſeiner Rechtlichkeit und ſeinem Verſtande gebührt; was ich meinem Manne vor allem wünſchen würde, wäre, daß er in der Nähe Thaer's leben könnte, — ich bin überzeugt, einer würde am andern viel finden. S— hat gar keine Arroganz, und beſitzt all das Wiſſen und den Verſtand Burger's, ja er war eigentlich die Quelle, aus der Burger zuerſt ſchöpfte. — Du, deſſen Wiſſen ich einſt als unbegränzt erkennen lernte, du haſt dich gewiß auch mit dieſem Zweig der Wiſſenſchaft bekannt gemacht, und der rationelle Landwirth genießt deiner Achtung gewiß eben ſo ſehr, als der rationelle Arzt. —

Ach könnte ich dich doch einmal in unſere Mitte zaubern! — In Walter Scott's Beſchreibungen ſeines Hochlandes findeſt du gar viel von unſeren Sitten und Lebensweiſen; unſere Gegend iſt arm, — auch wir haben ſehr fleißig, und mäßig in unſeren Wünſchen zu ſein, um auszukommen; aber die Luft iſt rein, das Waſſer vortrefflich, — eine glückliche Lage des Schloſſes läßt uns die Sonne den ganzen Tag genießen, — und wenn die niederen Thäler mit Nebel erfüllt ſind, freuen wir uns immer des freundlichen Lichtes der Sonne; unſere Sonnenaufgänge ſind wahrhaft himmliſch, — wie eben jetzt, da ich dir ſchreibe, ich und alles um mich her vergoldet iſt, — und da du meine geiſtige Sonne biſt, ſo küſſet dich in dieſem Glanz meine Seele, und ich fühle mich von dir umfloſſen, dort muß ich dich finden, mein ewig und unausſprechlich geliebter Freund!

Den 28. Dezember.

Eliſabeth.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.

Wb/48/207a

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Biographiſches.

Seite

Angelus Sileſius 1821 ... 3

Siegmund von Seckendorf ... 8

Karl Philipp Moritz 1808. 1830. ... 18

Saint-Martin 1821 ... 24

Zwei Geſpräche Saint-Martin's 1830. 1839. ... 36

Peter von Gualtieri 1835. ... 42

Prinz Louis Ferdinand von Preußen 1835 ... 48

David Veit 1835 ... 91

Alexander von der Marwitz 1835 ... 95

Karl Joſeph Fürſt von Ligne 1835 ... 101

Karl Czechtitzky 1836 ... 110

Alexander Graf von Tilly ... 119

Fleury. — Condorcet. — Tilly 1836 ... 121

Henri Campan ... 127

Denkwürdigkeiten Juſtus Erich Bollmann's 1834 ... 141

Lafayette. — Bollmann. — Huger 1836 ... 250

Louiſe Herzogin von Bourbon 1838 ... 271

Wilhelm von Burgsdorf 1835 ... 324

Fanny von Arnſtein ... 328

Zum Andenken Friedrich Auguſt Wolf's 28. 8. 1829. ... 336

Graf von Schlabrendorf 1830 ... 340

Biographiſches.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Angelus Sileſius.

Johannes Angelus Sileſius hieß eigentlich Johann Scheffler, und hatte den Namen Angelus, den er als Dichter führte, von einem ſpaniſchen Myſtiker des ſechszehnten Jahrhunderts, dem Franziskaner Johannes ab Angelis, entlehnt, den Zunamen Sileſius aber von ſeinem Vaterlande. Er war geboren zu Breslau im Jahre 1624. Von ſeinen Eltern iſt nichts bekannt, nur wenig von ſeinen Studien. Man berichtet, ſchon in ſeiner Jugend habe er einen entſchiedenen Hang zu tiefen Geiſtesforſchungen gezeigt, und beſonders des teutoniſchen Philoſophen Jakob Böhme's, ſo wie Valentin Weigel's und Schwenkfeld's Schriften fleißig ſtudirt. Die Heilkunde war das Fach, dem er auf der Univerſität ſich widmete, und worin er auch die Doktorwürde empfing. Er ging ſodann auf Reiſen, hielt ſich beſonders in Holland längere Zeit auf, wo er die Verſammlungen der Frommen fleißig beſuchte, und wahrſcheinlich wurde er hier auch in die Gemeinſchaft der Eingeweihten förmlich aufgenommen, welche in Amſterdam für die Lehre Jakob Böhme's als Wiſſende ſich zu einer Art Loge vereinigt hatten. Nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland erlangte er bei Kaiſer Ferdinand dem Dritten den Titel und bei dem Herzoge von Würtemberg-Oels die Anſtellung als Leibarzt. In Oels hielt er gute Freundſchaft mit Abraham von Frankenberg, Jakob Böhme's vertrautem Schüler, der auch das Leben ſeines Meiſters geſchrieben hat. Nach Frankenberg's Tod erbte Scheffler von ihm den Beſitz wichtiger und ſeltner Bücher, ſo wie die handſchriftliche Ueberlieferung mancher Geheimniſſe, welches alles er aber ſpäterhin dem Feuer übergab, vielleicht um einen möglichen Mißbrauch zu verhüten, aber wohl auch weil ſeine Denkart mit dem Weſen jener Richtung nicht mehr ganz übereinſtimmte.

Denn bereits im Jahre 1653, alſo in ſeinem neunundzwanzigſten Lebensjahre, war in ihm der Entſchluß zur That gereift, die proteſtantiſche Kirche zu verlaſſen, und zur katholiſchen überzutreten, deren Dienſt er ſich fortan auch ganz widmete. Der bisherige Leibarzt wurde Prieſter und biſchöflicher Rath in Breslau, entſagte jedoch dem letzteren Amte bald wieder, und zog ſich zu den Kreuzbrüdern mit dem rothen Stern in ein Kloſter zurück. Aus dieſer Abgeſchiedenheit aber ſuchte er nur um ſo eifriger für das Gedeihen der katholiſchen Kirche thätig zu ſein. Er ſchrieb zuerſt eine kleine Schrift „Urſachen und Motiven weßhalb er katholiſch geworden“, die noch im Jahre 1653 in Olmütz an das Licht trat. Darauf ließ er unermüdet eine Menge Gelegenheits- und Streitſchriften ausgehen, meiſt unter erdichtetem Namen, und griff in die damaligen theologiſchen Kämpfe heftig ein. Kurz vor ſeinem Tode, der am 9. Juli 1677 zu Breslau erfolgte, erſchien eine Sammlung der vorzüglichſten dieſer Schriften in zwei Folianten, und zum Theil bezeugen ſchon die dort aufgereiheten Titel der einzelnen Aufſätze, mit welcher Wuth und in welcher Mißgeſtalt dieſe Erörterungen in jener Zeit geführt wurden. Sein Hauptgegner in dieſen Kämpfen war der Profeſſor Adam Schertzer in Leipzig, mit dem er viele Streitſchriften wechſelte. Als beſonderer Feind ſtand ihm aber auch der Hofprediger Chriſtoph Freitag in Oels entgegen, der auch den Druck der Schriften deſſelben in Schleſien möglichſt hinderte. Dagegen hatte Scheffler den Triumph, daß im Jahre 1662 in Breslau ſelbſt, größtentheils durch ſeine Bemühung, die katholiſche Geiſtlichkeit den Frohnleichnamstag mit öffentlicher Prozeſſion, wobei er ſelber die Monſtranz trug, unter Trompeten- und Paukenſchall feiern durfte, welches dort ſeit der Reformation nicht geſchehen war.

Die Tiefe und Schönheit unſeres Autors ſind nicht in jenen Schriften zu ſuchen, noch in dieſen Verhältniſſen der äußeren Lebensſtellung, ſondern vielmehr in ſeinen reingeiſtigen, dichteriſchen Erzeugniſſen ausgedrückt. Unter dieſen ſind die geiſtlichen Lieder, welche unter dem Titel „Heilige Seelenluſt“ oder „die verliebte Pſyche“ zuerſt im Jahre 1657 zu Breslau, geſammelt und mit Muſik des biſchöflichen Muſikus Georg Joſephi verſehen, herauskamen, am bekannteſten geblieben. Weniger hat ſich das Gedicht, „Betrachtung der vier letzten Dinge“, welches zu Schweidnitz im Jahre 1675 erſchien, im Andenken erhalten. Das wichtigſte aber und genialſte ſeiner Werke, „der cherubiniſche Wandersmann“, das zuerſt in Breslau und zugleich in Wien im Jahre 1657 gedruckt wurde, und faſt ein Jahrhundert hindurch ein weitverbreitetes Erbauungsbuch war, wie deſſen zahlreiche Ausgaben bis zum Jahre 1737 bezeugen, ſank um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in völlige Vergeſſenheit hinab. Der Aufmerkſamkeit der Gelehrten ſcheint dieſer Schatz am früheſten entſchwunden zu ſein, und eine Zeitlang wenigſtens noch im ſtillen Beſitze der Frommen ſich erhalten zu haben, bis er auch hier im Wechſel der Dinge allmählig unterging. Leibnitz gedenkt ſeiner öfters; aber ſchon Zinzendorf, der die Lieder des Angelus kannte, und eine Auswahl neu herausgeben wollte, erwähnt des cherubiniſchen Wandersmannes nicht. Die litterariſchen Notizen, welche ſich über den Autor hätten finden laſſen, lagen unbeachtet, den Namen wie die Werke deſſelben kannte keiner unſerer neueren Dichter noch Dichterfreunde. Höchſtens wurde noch, an hiezu geeigneten Orten, der geiſtlichen Lieder gedacht, die zum Theil unter dem Schutze der ſchwerlich zu erweiſenden Angabe, daß die meiſten vor des Verfaſſers Uebertritt zur katholiſchen Kirche gedichtet worden ſeien, in proteſtantiſchen Geſangbüchern Aufnahme gefunden hatten. Die erſten Wiedererwähnungen des cherubiniſchen Wandersmannes ſprachen von ihm als von einer neuen Entdeckung, und wußten für dieſelbe noch gar keine Anknüpfungspunkte.

Friedrich von Schlegel war es, der zuerſt wieder von dieſem Buche volle Kenntniß und gleichſam geiſtigen Beſitz nahm. Durch ihn empfingen wir davon die erſte Nachricht und Mittheilung. Bald wurde die auch andererſeits geweckte Aufmerkſamkeit thätig, es erſchienen mehrfache Proben, und da nicht zu hoffen war, daß durch Schlegel ſelbſt eine

Herausgabe ſo bald zu Stande kommen würde, die auch eigentlich kaum in ſeiner Abſicht lag, indem er es vorzog, einzelne Sprüche durch religiöſe Betrachtungen zu erläutern: ſo waltete kein Bedenken, das äußerſt ſeltne Beſitzthum wieder dem Gemeingute zu nähern, und eine dem nächſten Bedürfniß entſprechende Auswahl für befreundete Leſer dem Druck zu übergeben.

Sie wurde mit größter Gunſt auch in weiteren Kreiſen aufgenommen. Daß hier eine außerordentliche und tiefſinnige Geiſtesart ſich offenbarte, eine Genoſſenſchaft der Weihe, die in Tauler und anderen Geiſtern dieſer Ordnung verehrt wird, mußte im Allgemeinen bald einleuchten. Blieb auch das Verſtändniß des Einzelnen ſchwieriger, und ſchienen Gedanken und Bild bisweilen eines beſondern Schlüſſels zu bedürfen, der das Innere eröffnete, ſo war hier der Leſer bei unſerm Autor doch nur in ähnlichem Falle, wie bei allen Schriftſtellern dieſer Art, und ſelbſt bei den eigentlichen Philoſophen, deren nothwendigſte und ergiebigſte Bezeichnungen von jeher den Schein der Unverſtändlichkeit und ſelbſt des Widerſinns tragen mußten. Aber auch genug allgemein Verſtändliches iſt hier vorhanden, und dem Ganzen darf mit größtem Recht ein ähnliches Vorurtheil zu Gute kommen, wie jenen Schriften des Herakleitos, bei denen der weiſe Leſer aus der Vortrefflichkeit des ihm Einleuchtenden auf eine nicht geringere des annoch Dunklen ſchloß.

Wünſchenswerth erſchiene nun allerdings, daß über das Leben und die Schriften des Angelus Sileſius eine umfaſſende kritiſche Arbeit geliefert würde. Die Bezeichnung ſeines Geiſtes, ſeiner Stellung in Zeit und Leben, insbeſondere ſeines Standpunktes in der Reihe früherer und ſpäterer Gleichgeſinnten, endlich eine Würdigung ſeiner Eigenſchaften als deutſcher Schriftſteller und Dichter, wäre ein reicher Gegenſtand der Unterſuchung und Darſtellung. Derſelben hätte ſodann eine neue vollſtändige Ausgabe des cherubiniſchen Wandersmannes zu folgen, ferner eine gute Auswahl geiſtlicher Lieder und ſonſtigen Gedichte, endlich von den proſaiſchen Schriften das Wichtigſte in Bruchſtücken, Auszügen oder Berichten, und wir beſäßen, in wenigen Bändchen, würdig und wohlbewahrt einen Schriftſteller, der in der Reihe unſerer bedeutendſten nie mehr auszulaſſen iſt.

Inzwiſchen hat ſeit einer Reihe von Jahren, durch unſere Anregung, die Aufmerkſamkeit in Deutſchland für den Angelus Sileſius ungemein zugenommen. In Baiern ſind zwei Ausgaben des cherubiniſchen Wandersmannes, wie auch ein neuer Abdruck der geiſtlichen Lieder an's Licht getreten. Jedoch haben auch verſchiedene Urtheile ſich vernehmen laſſen, welche den Sinn für eine ſo mächtige Erſcheinung noch in Unſicherheit und Mißtrauen befangen zeigen, und einen Mangel nicht nur des innern Aufſchwunges, ſondern auch ſogar der gelehrten Einſicht darthun. So hat man unter anderen den Vorwurf pantheiſtiſcher Anſichten, der eben ſo bequem ſcheint als er meiſtens leer und grundlos iſt, auch hier anbringen wollen. Wir machen dagegen nur auf den Umſtand aufmerkſam, daß die katholiſche Kirche ſchon die erſten Abdrücke des Angelus Sileſius genehmigt hat, und daß proteſtantiſche Geiſtliche nicht minder für die Verbreitung deſſelben thätig geweſen ſind. Nur ſchwächer und zaghafter, nicht ſtrenger, als die katholiſchen und proteſtantiſchen Theologen jener früheren Zeit, erſcheint hier der Eifer unſerer Tage.

Wir laſſen aber dieſen Gegenſtand gerne ruhen, und begnügen uns, dieſe Blätter fernerhin als eine perſönliche Gabe der Liebe, der Freundſchaft und der Verehrung denen zu widmen, die ſich an ihnen ohne Aergerniß erfreuen und erbauen!

1821.

Siegmund von Seckendorf.

Der früheren Blüthezeit von Weimar leuchtete, außer den fürſtlichen und genialen Größen, durch deren Konjunktion jener warme und reiche Frühling erzeugt wurde, auch manches bedeutende Nebenlicht, das an anderen Orten wohl noch ſtärker, und im erſten Range geglänzt hätte. Ja vielleicht bedürfte es nur einer vollſtändigeren Kenntniß, einer glücklichen Auffaſſung und Zuſammenſtellung zerſtreuter und verdeckter Momente, um einige bisher in zweiter Reihe gebliebene Figuren der erſten anzuſchließen. Wenigſtens was die Lebenseinwirkung betrifft, können die hohen und begabten Frauen, die den Kreis von Weimar belebten, auf eine ſolche Stellung gewiß Anſpruch machen. Aber wer wird uns eine Herzogin Amalia, eine Herzogin Luiſe, eine Frau von Stein und eine Corona Schröter, in ihrem eigenſten Weſen und Daſtehen gebührend ſchildern?

Der Mann, von welchem wir diesmal zu ſprechen vorhaben, gehört nicht zu denen, welchen die nähere Beleuchtung ein Recht auf höhere Würdigung, als ſie bisher empfingen, zuerkennen ließe. Doch verdient er, daß ſein Andenken erhalten werde, und ihm der würdige Platz, den er im Leben einnahm, im Gedächtniſſe der Nachlebenden, die ſich an Weimars Vergangenheit freuen, unbeſtritten bleibe.

Karl Siegmund Freiherr von Seckendorf, aus dem weitverbreiteten fränkiſchen Geſchlechte dieſes Namens, war ein Sohn des baireuthiſchen Geheimenraths und Miniſters von Seckendorf, und kam in Erlangen den 26. November 1744 zur Welt. Er empfing eine durchaus franzöſiſche Bildung, wie es der damaligen Zeit und dem einflußreichen Beiſpiele Friedrichs des Großen gemäß war, deſſen Schweſter als Markgräfin von Baireuth an ihrem Hofe ganz derſelben Geiſtesrichtung folgte. Doch dieſer Erziehung zum Trotz wandte ſich der junge Seckendorf, deſſen Fähigkeiten und Talente früh bemerkbar wurden, entſchieden dem friſchen Aufſchwunge zu, der in der deutſchen Litteratur bald nach dem ſiebenjährigen Kriege ſo mächtig anhob. Der Anordnung ſeines Vaters gemäß, beſuchte er Frankreich und darauf Italien, trat hier in Kaiſerliche Kriegsdienſte, dann in ſardiniſche, aus denen er aber mit dem Karakter eines Oberſtlieutenants bald wieder ausſchied. In Italien fand ſeine Neigung für Poeſie und Muſik die vollſte Befriedigung, und neben der italiäniſchen Litteratur machte er ſich auch mit der ſpaniſchen und portugieſiſchen vertraut in einem damals ſeltenen Grade.

Obwohl er in Italien faſt immer kränkelte, kehrte er doch nur ungern in die Heimath zurück, wo die Familienverhältniſſe ſeine Anweſenheit forderten. Am Hofe zu Baireuth, wo er ſich zuerſt aufhielt, fand er wenig Behagen, ſondern ſuchte in ſeinem Sinn und Streben entſprechenderes Verhältniß in Weimar, wo durch die Herzogin Amalia und ihren Sohn, den Herzog Karl Auguſt, ſchon ein glänzender Verein edler Geiſter gegründet und in herrlicher Entwickelung war. Seckendorf erhielt im Jahr 1775 am Hofe zu Weimar eine Anſtellung als Kammerherr, weniger ein Amt, als ein ehrenvolles Band, das ihn dem dortigen Leben verknüpfte, ohne ihn zu feſſeln.

Er machte ſich bald beliebt in dem ganzen Geſellſchaftskreiſe von Weimar, zu deſſen Annehmlichkeit er durch ſein feines und belebtes Weſen, wie durch ſeine mannigfachen Talente und Kenntniſſe, welche ſtets bereitwillig und nie aufdringlich waren, bedeutend mitwirkte. Er genoß in vorzüglichem Grade des Vertrauens und der Gunſt beider Herzoginnen, der Mutter und der Gemahlin des Herzogs; vielleicht nicht ganz ebenſo der Gunſt dieſes letzteren, welche zu gewinnen damals nur entſchiedener Kraft und Genialität gelang. Mit Herder und ganz beſonders mit Wieland lebte er in herzlicher Freundſchaft, mit Goethe'n, der gleich dem Herzog nicht ſo ſchnell jede

Darbietung ſich genügen ließ, wenigſtens in gutem Vernehmen und wechſelſeitiger Anerkennung. Durch ſeine Verheirathung mit der älteſten Tochter des Kammerpräſidenten von Kalb im Oktober 1779 wurde er den weimariſchen Verhältniſſen noch enger angehörig. Daß Wieland und Seckendorf einander am meiſten anzogen, lag in beiderſeitiger Gemüths- und Sinnesart begründet; mildes, weiches Gefühl, der Heiterkeit und der Wehmuth des Lebens gleicherweiſe zugänglich; gefälliger, gleichmäßiger Umgang, ohne geniale Launen, wilde Abſprünge und gewaltige Forderungen; aufgewecktes Talent in erfreulicher Ausübung, und dabei ein liebevolles, ganz ihm ergebnes Gemüth: — wie hätte Wieland da widerſtehen, den innigen Freund nicht an ſein Herz drücken ſollen! Auch gedenkt er ſeiner öfters, und rühmt ſeine in Muſik geſetzten Lieder, ſeine kenntnißreichen und geſchmackvollen Uebertragungen aus dem Spaniſchen und Portugieſiſchen. Noch in ſpäten Jahren, beim Antritt ſeines ſechsundſiebzigſten Jahres, indem er die Feier ſeines Geburtstages ſchildert, und einer Morgenmuſik von Blasinſtrumenten erwähnt, die ihm unter einem Fenſter ſeines Schlafzimmers gebracht worden, ſchreibt er mit Wehmuth: „Schon die Muſik, die abwechſelnd und mit kleinen Pauſen über eine Stunde dauerte, hatte mich in eine gerührte Stimmung geſetzt, beſonders durch die Melodie eines der ſchönſten Lieder von der Kompoſition eines vor vielen Jahren ſchon verſtorbenen (aber leider! wenig glücklichen) Freundes Siegmund von Seckendorf, die mich durch alle Erinnerungen an eine längſt vergangene Zeit und an ſo viele ſelige Stunden, die ich ſeinem ſchönen Talent für Muſik, Geſang, Dichtkunſt und geſellige Vergnügungen überhaupt, verdankte, um ſo mehr bis zu Thränen rührte, da mehr als ein Tropfen Wermuth in das Angenehme dieſes Souvenirs gemiſcht war.“ Soviel wir uns erinnern hat Goethe nirgends in ſeinen Schriften und den uns bekannt gewordenen Briefen dieſes frühen weimariſchen Lebensgefährten zu erwähnen gefunden. Seckendorf hatte ſchon im Jahre 1779 eine Sammlung Volks- und andere Lieder, mit der dazu von ihm gelieferten Muſik, herausgegeben; ein zweites Heft, worin ein Gedicht von ihm ſelbſt, und zwei Arioſo's aus Goethe's Monodram

„Proſerpina“ waren, folgte noch im nämlichen Jahre, und bald hernach ein drittes. Dieſe Kompoſitionen, für unſere Zeit veraltet und allzuleicht und dünn, gewannen den größten Beifall, und manche wurden als Lieblingsſtücke weit und breit in gebildeten Kreiſen geſpielt und geſungen.

In Bertuch's Magazin der ſpaniſchen und portugieſiſchen Litteratur erſchien von Seckendorf eine freie Ueberſetzung einiger ſchönen lyriſchen Gedichte des Camoens und des erſten Geſangs der Luſiaden deſſelben Dichters, ferner ein Bruchſtück aus der damals in Deutſchland wenig bekannten Geſchichte der Bürgerkriege von Granada, aus der Herder ſchon die eingeſtreuten wunderſchönen Romanzen in ſeinen Volksliedern mitgetheilt hatte.

Ein Singſpiel „Superba“ genannt, welches Seckendorf gedichtet, mochte er nicht ſelbſt in Muſik ſetzen, ſondern überließ daſſelbe dem Kapellmeiſter Wolf in Weimar, mit deſſen Muſik verſehen das kleine Stück auf die Bühne kam, und eine Zeitlang mäßigen Beifall erhielt.

Als ſein Hauptwerk aber iſt zu betrachten „das Rad des Schickſals, oder die Geſchichte der Thoangſe's“, welches in der Gelehrtenbuchhandlung zu Deſſau 1783 in zwei Theilen erſchien. Dies iſt einer der vielen Verſuche, eigne Zuſtände, Gefühle, Klagen und Wünſche in ferne Gegenden und Zeiten zu verſetzen, und unter deren durchſichtigem Gewande harmlos und doch treffend vorzuſtellen. Fenelon's Telemach iſt der höchſte Stil dieſer Dichtungsart; die perſiſchen Briefe von Montesquieu, Wieland's Könige von Scheſchian, gehören einer leichteren Gattung an; tiefes Streben und feuriger Geiſt walten in Meyern's Dya-Na-Sore, ein herrlicher lyriſcher Schwung in Hölderlin's Hyperion; das Buch von Seckendorf wurde als eigenthümlich und geiſtreich zu ſeiner Zeit ſehr gerühmt; wir laſſen daſſelbe in ſeinem Werthe, möchten es aber doch keinem der obengenannten Werke gleichſtellen.

Nicht eben dieſe litterariſchen Bemühungen, wohl aber die ſonſtigen Eigenſchaften und Kenntniſſe Seckendorf's und ſeine ganze Perſönlichkeit, vermuthlich auch die eifrige Empfehlung des Grafen von Görtz, der gleichfalls aus weimariſchem Dienſt in den preußiſchen war berufen worden, lenkten die Augen Friedrichs des Großen auf ihn, und unvermuthet erhielt er die Ernennung zum preußiſchen Geſandten beim fränkiſchen Kreiſe. Dies geſchah im Jahre 1784; allein ſchon am 26. April 1785, noch nicht einundvierzig Jahr alt, ſtarb er in Ansbach, wohin er ſich in ſeinen Amtsgeſchäften begeben hatte. Sein Gemüth war durch unglückliche Neigungen, beſonders durch eine, die ihn in Italien gefeſſelt hatte, aber ſpätere leidenſchaftliche Wallungen nicht ausſchließen konnte, und ſein Geiſt durch trübe Vorſtellungen zerrüttet, denen ſeine zarte und von ſeinem innern Leben ganz abhängige Organiſation nicht lange hatte widerſtehen können. So wurde er im Beginn der Laufbahn, die ſich ihm ſo glänzend eröffnet hatte, und deren Anforderungen vielleicht noch neue Kräfte und Erfolge in ihm geweckt haben würden, allzufrüh für die Welt, gewiß aber wohlzeitig für ihn ſelbſt, hinweggerafft!

Zu der letzteren Aeußerung berechtigt uns dießmal eine Beſonderheit, deren wir noch zu gedenken haben, und welche eigentlich der Punkt iſt, um deſſentwillen wir dieſe Perſonalien vorzuführen bewogen ſind. Denn, geſtehen wir es nur, ungeachtet aller Liebenswürdigkeit, aller geſelligen und litterariſchen Verdienſte Seckendorf's, und ungeachtet der unſchätzbaren Auszeichnung, welche mit der Ehre, Friedrichs des Großen Geſandter heißen zu dürfen, ſich für ihn noch zuletzt ergab, würden wir dennoch kaum von ihm geſprochen haben, wenn nicht aus ſeinem Seelenleben eine Merkwürdigkeit aufbewahrt wäre, gegen welche jene äußeren Umſtände in den Schatten treten, oder vielmehr aus ihr neues Intereſſe erhalten.

Dieſe Merkwürdigkeit iſt ein Traum. Wir ſetzen denſelben hieher, wie wir vor vielen Jahren ihn handſchriftlich in durchaus glaubwürdiger Abfaſſung und Ueberlieferung vorgefunden haben.

„Ungefähr ein halb Jahr vor ſeiner Krankheit und ſeinem Tod träumte Seckendorf dieſen Traum. Er ſah einen Menſchen in gewöhnlicher Geſtalt und Kleidung zu ihm kommen, welcher ihm ſagte, er ſolle ſich etwas von ihm ausbitten und wählen, ob er lieber ſeine zukünftigen Schickſale erfahren, oder ſeine vergangenen der Reihe nach noch einmal ſehen wollte. Seckendorf ſagte, die Zukunft wolle er Gott überlaſſen, es werde ihn aber freuen, wenn er ſein vergangenes Leben wieder ſo wie ganz im Gemälde vor ſich ſehen könnte. Nun gab ihm der erſchienene Mann einen Spiegel, in dieſem ſah er ſich als ein Kind von drei Jahren, ſah wieder alle Hofmeiſtergeſchichten, die er damals hatte, und deren er ſich wachend kaum mehr erinnern konnte. Auch jeder Verdruß, jede Begebenheit, die er in ſeiner Jugend mit ſeinen Eltern hatte, erſchien ihm da ſo lebhaft, ſo getreu, als ob ſie wirklich erſt geſchähen; ſo ging er denn durch ſeine Kinder- und Jugendjahre fort; — alles was er je gethan, oder was ihm begegnet war, wurde ihm in dieſem Spiegel wiederholt, ſo daß er endlich auch auf die Geſchichte ſeines Aufenthalts in Italien kam. Hier hatte er eine Geliebte, die er gewiß würde geheirathet haben, wenn ihn ſein Geſchick in Italien gelaſſen hätte; dieſe ſah er auch im Traum auf einem Bette liegen, ſie winkte ihm zu, und er ging zu ihr. «Wir müſſen uns trennen, ſagte ſie, aber nicht lange, lieber Seckendorf, denn ohne Sie kann ich nicht lange ſein. Nun müſſen Sie mich aber auf einige Augenblicke allein laſſen.» Er ging alſo aus dem Zimmer, und wie er einige Minuten nachher hinein kam, lag ſie weit ſchöner und einer Verklärten ähnlich auf dem Bette, und zu ihren Füßen that ſich ein Vorhang auf. Seckendorf ſagte zur Frau von Kalb, welcher er dieſen ganzen Traum erzählte, dergleichen herrlichen Anblick, als er da geſehen, könne er nicht beſchreiben: er habe, als der Vorhang aufgezogen worden, eine Menge ſchön verklärter Geſchöpfe geſehen, die Hellung habe ſeine Augen geblendet, und alles ſei vergnügt und in Bewegung geweſen; eine dieſer verklärten Schönen habe ſeine Geliebte bei der Hand genommen, und langſam zu ſich hinein gezogen, dann ſei der Vorhang wieder zugefallen. Darüber wachte er auf, und dachte ſeinem lebhaften Traume nach; ſchlief aber doch wieder ein, und der nämliche Menſch erſchien ihm wieder, und fragte ihn, ob er zufrieden geweſen ſei mit dem, was er ihm gezeigt habe? und ob er auch wohl gerne noch einmal alle Menſchen, die er in ſeinem Leben gekannt, zu ſehen wünſchte? Seckendorf ſagte, daß es ihm das größte Vergnügen ſein würde. Er erhielt alſo auf's neue einen Spiegel, in dem er der Reihe nach alle Menſchen, ſowohl lebende als todte, die er in ſeinem ganzen Leben gekannt hatte, vorbeigehen ſah, mit dem Unterſchied, daß die noch lebenden glücklichen ihn alle freundlich anſahen und ſtehen blieben, diejenigen aber, von denen er wußte, daß ſie unglücklich geworden, und mißvergnügt lebten, gingen alle mit der Hand vor den Augen ſchnell ohne ſich umzuſehen vorbei, und alle, die er ſo mit der Hand vor den Augen vorbeigehen ſah, ob er gleich vorher nichts von ihnen wußte, ob ſie glücklich oder unglücklich lebten, waren die letzten. Er ſchrieb nach dieſem Traum an alle ſeine alte Bekannte, und erkundigte ſich nach ihren Schickſalen, und immer trafen ſie mit ſeinem Traum überein. Die Verſtorbenen, die er in dieſem Spiegel ſah, hatten eine ganz einförmige Kleidung, die ſie vor den Anderen auszeichnete, ſie blieben alle einen Augenblick vor ihm ſtehen, und winkten ihm freundlich mit der Hand, einige ſchwanden aber auch nur wie ein Blitz, die Hand vor den Augen habend, vorbei, doch ſo, daß er ſie erkennen konnte. Dieſes war ihm das Allerſchrecklichſte ſeines Traumes, und wenn er darauf kam, brach er immer ſehr ſchnell ab, weil er zu ſehr alterirt war. Seinen Vater, die Frau von Kalb, ſonſt alle ſeine Freunde, und auch Perſonen, die er nur wenig kannte, ſah er wieder in dieſem Spiegel. Nun wachte er wieder auf, ſtand auf, weil er vor Angſt ſich nicht zu faſſen wußte, und ſah, um ſich die Gedanken zu zerſtreuen, zum Fenſter hinaus; es ſchlug eben drei Uhr. Endlich legte er ſich wieder nieder, ſchlief ein, und dachte auf's neue im Traum ſeinem vorhergehabten Traume nach, machte im Traume ein Gedicht auf ſeinen Traum, komponirte im Traum dieſes Gedicht, und wachte dann wieder auf. Er konnte nicht mehr im Bette bleiben, ſtand auf, ließ ſich ein Licht bringen, und ſchrieb den ganzen Traum nebſt dem Gedicht und der Kompoſition auf, legte ſich aber nicht mehr zu Bette, ſondern dachte ſeiner Traumgeſchichte nach." —

Das im Traum gedichtete Lied heißt:

„Holde ſüße Phantaſei,
Immer wirkſam, immer neu,
Dank ſei deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schickſal mildern,
Dank dir, daß mir deine Kraft
Freude noch zu leben ſchafft!

O wie manchen langen Tag
Irr' ich deinem Blendwerk nach,
Im Vergangenen verloren,
In der Zukunft neu geboren,
Wachend, träumend, dort und hier,
Folg' ich immer freudig dir.

Ein Geſicht verſchwindet kaum,
Winkt mir ſchon ein neuer Traum;
Sink' ich kraftlos und beladen,
Reichſt du mir den goldnen Faden,
Der mein traurendes Gemüth
Sanft zu dir hinüber zieht.

Holde, ſüße Phantaſie,
Täuſcherin, verlaß mich nie,
Nur im Kreiſe deiner Kinder
Eilt die Zeit mir hin geſchwinder,
Weiche nimmermehr von mir,
Auch im Tode folge mir!“

Von Jean Jaques Rouſſeau giebt es folgende Reimzeilen, die er im Traume gedichtet hat:

Pauvres aveugles que nous sommes!
Ciel, démasque les imposteurs,
Et force leurs barbares coeurs
A s'ouvrir aux regards des hommes!

Voltaire berichtet, er habe im Traum den erſten Geſang ſeiner Henriade ganz anders hergeſagt, als er wirklich lautet, und ein andermal träumend, daß ſein Freund Touron ſingend eigne Worte und Muſik vortrage, habe er im Traum dieſe Verſe an ihn gemacht:

Mon cher Touron, que tu m'enchantes
Par la douceur de tes accens!
Que tes vers sont doux et coulans:
Tu les fais comme tu les chantes.

Im Deutſchen aber dürfte dieſe im Traum erzeugte Poeſie und Muſik Seckendorf's wohl kaum ihresgleichen finden, und ſchon deßhalb aufbewahrungswürdig ſein. In beiden ſcheint das Maß, welches dem Verfaſſer für ſeine Gedichte und Kompoſitionen im Wachen geſtellt war, durch den Traum nicht geſteigert. Das Gedicht iſt jedoch von eigenthümlichem Klang und ſchreitet in einem Takte fort, der wie aus innrem Pulsſchlage kommt. Noch bei Lebzeiten des Verfaſſers erſchien es gedruckt im Oktober 1784 von Wieland's deutſchem Merkur.

Der Traum ſelbſt iſt wunderbar und ergreifend, er ſetzt eine kräftige und zarte Phantaſie voraus. Die Antwort: „die Zukunft wolle er Gott überlaſſen“, iſt erhaben und fromm. Sie erinnert an eine ähnliche Seelenſtimmung, welche der Konſiſtorialrath Büſching von ſeiner Großmutter erzählt; ſie hatte wenige Wochen vor ihrem Tode eine Erſcheinung, die einer ſeit dreißig Jahren verſtorbenen geliebten Tante ähnlich ſah, und ihr liebreich winkte; die fromme Frau jedoch, ungeachtet ihrer Liebe zu der Verſtorbenen und deren verklärten Anſehens, wollte ſich mit der Erſcheinung nicht einlaſſen, ſondern ſagte: „Ich habe es mit niemand als mit meinem Gott zu thun“; legte ſich abgewendet auf die Seite und hielt die Augen verſchloſſen; ſo erwartete ſie wachend den nahen Morgen.

Die Fähigkeit zu ſolchen durchbildeten, ſinn- und bedeutungsvollen Träumen, oder vielmehr Traumgeſichten, iſt unſtreitig eine hohe und ſeltne Begabung der Seele, würdig, mancher weltlich höchſtgeſchätzten und glänzend wirkſamen gleichgeſtellt zu werden. Der Traum von Seckendorf iſt in ſich ſchön, durch ſeine Bilder und ſeinen Gang und ſein Ergebniß; aber auch der eigentliche Gehalt iſt bedeutend, rührend und ſchauerlich. Er zeigt eine ſich über das eigne Leben ſchauend erhebende Seele, und regt zu Bedenken und Nachdenken auf. Wer aber ſo träumen kann, der ſcheint wirklich mit dem Leben dem Abſchluſſe nah, und inſofern durften wir ſagen, daß Seckendorf zwar wenig bejahrt, aber dennoch zu guter und rechter Zeit geſtorben ſei! —

Sein eheliches Verhältniß, welches er noch ſterbend als ſeine größte und vorzüglichſte Glückſeligkeit dankbar anerkannte, ſcheint gleichwohl außerhalb des Gebietes ſeiner Leidenſchaften gelegen zu haben, ſeine Phantaſie wie ſeine tiefſten Herzenstriebe ſchwärmten in romantiſchen Gebilden. Daher ihm auch der Tod ganz erwünſcht war, und er nur bedauerte, daß ſein ſo froher und glücklicher Uebergang ſeine Frau betrüben würde. Mit Freudigkeit machte er alle Anordnungen, die er nöthig erachtete, blieb ſtill und ruhig bis an's Ende, und der Geiſtliche, der ihm das Abendmahl gereicht hatte, verſicherte, noch niemanden habe er ſo fröhlich ſterben ſehen. —

Ein Bruderſohn von ihm, Leo von Seckendorf, lebte ſpäter gleichfalls in Weimar, mit Goethe befreundet und wegen ſeines Karakters und ſeiner dichteriſchen Gaben geſchätzt. Er gründete im Jahr 1808 mit ſeinem Freunde Stoll in Wien die Zeitſchrift Prometheus, zu welcher Goethe den Anfang ſeiner Pandora und Auguſt Wilhelm von Schlegel mehrere Beiträge lieferte. Im Jahr 1809 nahm er öſterreichiſche Kriegsdienſte, und wurde in dem Gefecht bei Ebersberg erſchoſſen. Das Unglück der Kriegsereigniſſe und eine unerwiederte Liebesleidenſchaft hatten ſich vereinigt, ihn dem Leben leicht entſagen zu laſſen.

Karl Philipp Moritz.

Deutſchland iſt reich an Schriftſtellern, die durch ihren ſehr eigenthümlichen Geiſt dem Reiche der Wiſſenſchaft und Kunſt doch nur im Allgemeinen angehören, ohne daß man ſagen könnte, welche Stelle darin ihre beſondere Heimath ſei. Sie wandern gleichſam darin umher, und was ihnen jedesmal nahe ſteht, das gehört ihnen auf eine Zeit. Was ſie berühren, gewinnt eine neue Geſtalt, wohin ſie ihre Augen wenden, da ſehen ſie neu, und was ſie erzeugen, es ſei nun Gedicht, Lehre oder Forſchung, ſchimmert in eigenthümlicher Strahlenfülle, weil es gewöhnlich dadurch, daß es der einen Geſtalt ſich bequemt, die anderen Geſtalten keineswegs verläugnet, in denen es auch hätte erſcheinen können. Weil ihr Streben das äußerliche Daſtehen ihrer Schriften weit überfliegt, und dieſe letztern in jenem oft nur eine untergeordnete Rolle ſpielen, ſo iſt es nöthig, daß man ihrem ausgedehnten Wirken von Zeit zu Zeit immer wieder nachſpüre, und beſonders den Menſchen in ihnen beachte, um den Einfluß ihres Lebens ruhiger zu würdigen. Gern verbindet ſich mit ihrem geiſtigen Wanderleben auch ein leibliches, und da könnte man ſie als den reinen Gegenſatz einer anderen Art Schriftſteller betrachten, die man anſäſſig nennen dürfte, wenn, wie z. B. bei Kant, der nie aus Königsberg gekommen, Leib und Seele ſtreng in demſelben Gebiet beharrt.

Zu der erſteren Art gehören, bei aller wechſelnden Mannigfaltigkeit unter einander ſelbſt, ſowohl Leſſing und Herder, als Heinſe und Friedrich Schlegel, Meyern, Jung, und beſonders Moritz, der an zartem Sinn, ſchönem Gefühl, eignem

Blick und reichem Ausdrucke gewiß keinem Anderen nachſteht. Seine Darſtellungen gehören zu den freundlichſten, lebensvollſten Erzeugniſſen unſerer Litteratur, er mag nun Alterthümer, philoſophiſche Gegenſtände, Bildungen der Sprache, menſchliche Begebenheiten, oder die proſodiſchen Verhältniſſe der Silben behandeln, allem hat er einen ſchönen Reiz abzugewinnen gewußt, der ihn in jede Tiefe begleitet. Seine lebhafte Thätigkeit ließ ihn eine — für ſein nicht langes und durch viele Brodarbeiten geſtörtes Leben große — Anzahl Schriften liefern, deren keine unbedeutend iſt; die reichhaltigſte iſt ohne Zweifel Anton Reiſer, worin er ſein eignes Leben, in romanhafter Einkleidung, doch ziemlich getreu nach der Wirklichkeit, geſchildert hat; am merkwürdigſten dürfte wohl der Andreas Hartknopf ſein, ſowohl wegen der eigenthümlichen Wunderbarkeit des Buches ſelbſt, als auch in Bezug auf den Verfaſſer, der ſich hier, wie es ſcheint, von ſeinem Werke am wenigſten abſondern konnte; den meiſten äußeren Werth aber hat unſtreitig die deutſche Proſodie, eine geiſtvolle Unterſuchung, welche Anfang und Grundlage aller ſpäteren Arbeiten dieſer Art geworden iſt. Seine Reiſebeſchreibungen von England und Italien haben durch glückliche Auffaſſungen und lebensvollen Ausdruck in feiner, durchbildeter Sprache noch heute entſchiedenen Werth.

Von der Wunderlichkeit ſeines Weſens und den abentheuerlichen Sonderbarkeiten ſeines Lebens hat man hin und wieder die ergötzlichſten Züge mitgetheilt, und überall erſcheint er als ein liebenswürdiger, tiefer Menſch. Eine geiſtreiche Frau hat ſich den Ausſpruch erlaubt, Jung-Stilling ſei ein deutſcher Retif de la Bretonne; in demſelben Sinne könnte man zu einer Vergleichung des jüngeren Rameau mit Moritz Gelegenheit nehmen, wobei natürlicherweiſe ihre Kunſtgaben und Lebenswendungen außer Betracht lägen, aber die innerſten Adern des Gemüths und des Geiſtes ſich begegnen müßten. Die edle, ſinnvolle Geiſtlichkeit Moritzens iſt derſelbe wunderliche Stoff, auf welchem bei Rameau jenes lebhafte, wetterwendiſche Auffaſſen der gemeinſten Wirklichkeit entſtand, deren ſchlechtes Aneignen mit ſeinem überſehenden Geiſte und ſeiner gutmüthigen Herzensſtimmung eine ſo merkwürdige Zuſammenſtellung macht.

Folgende Züge aus Moritzens Leben, die wir aus mündlicher Ueberlieferung haben, und noch nirgends aufgezeichnet finden, werden dem Leſer nicht unwillkommen ſein.

In einer an ſich ziemlich leichten Krankheit bediente er ſich der ärztlichen Hülfe ſeines Freundes, des Profeſſor Markus Herz, der aber bald ſeine Bemühungen fruchtlos und die Krankheit ſchlimmer werden ſah. Es hatte ſich nämlich in Moritzens Seele eine quälende Angſt vor dem Tode eingeſchlichen, die mit leiſen Zweifeln begann und von Grad zu Grad immer höher ſtieg. Mit laurender Aengſtlichkeit forſchte er den Blick und die Mienen des Arztes aus, in jedem Tone, in jedem gleichgültigſten Wort ſuchte er eine heimliche Andeutung ſeines bevorſtehenden ſchrecklichſten Endes. Markus Herz wandte alles Mögliche an, was ſeine eindringliche Beredſamkeit ihm darbot, um die Unruhe des Kranken zu verſcheuchen, die qualvolle Sorge zu verbannen; er verſicherte ihm wiederholt, zuletzt unter den heiligſten Betheurungen, daß die Krankheit im geringſten nicht bedenklich ſei, und ohne ſeine lächerliche Einbildung längſt ihr Ende erreicht haben würde; Moritz aber glaubte nur deſto mehr, jener wolle ihn hintergehen, und ihm aus Schonung das Unvermeidliche verſchweigen, und wurde in dem Grade troſtloſer und verzweifelter, als jener ſeine Verſicherungen erneuerte. Er ſtieß die bitterſten Klagen aus, jammerte, daß er in der Blüthe der Jahre hinſcheiden müſſe, und hatte weder Tag noch Nacht einige Ruhe. „Warum ſoll denn ich jetzt ſterben? warum nur ich eben? warum gerade ich? rief er klagend aus, ſo muß ich wirklich ſchon dem Tode entgegen ſehen? O ſagen Sie mir es nur, ſagen Sie mir es frei heraus, wie lange ich noch zu leben habe?" — Auf ſolche Weiſe verſchlimmerte er ſeine Krankheit durch die thörichte Furcht von Tag zu Tag, ſo daß der Arzt zuletzt in Verlegenheit gerieth, und da das Uebel ſich hartnäckig verlängerte, nun ſchon wirklich anfing die Hoffnung aufzugeben, als er noch zu rechter Zeit auf nachfolgendes Mittel verfiel. Er trat eines Tages zu dem Kranken in's Zimmer, näherte ſich mit trauriger Miene dem Bette, unterſuchte den Puls, und kündigte ihm die gefürchtete Botſchaft an, daß alle Hülfe vergebens ſei, und er nur noch wenige Tage zu leben habe. Moritz hörte ihn aufmerkſam an, und konnte doch nicht die friſchen Lebensgeiſter, die er in ſich fühlte, mit dem Gedanken des Todes, der ihm bevorſtehen ſollte, vereinigen; er klagte noch, daß es eine unerhörte Grauſamkeit des Schickſals ſei, ihn gerade jetzt ſterben zu laſſen, noch ſo jung, noch ehe er weiſe gelebt habe! „So ſterben Sie weiſe!“ verſetzte Markus Herz, und dieſes Wort ergriff den Kranken mit wunderbarer Macht, er wiederholte ſie mit Staunen und Rührung. Nachdem er aller Hoffnung zum Beſſerwerden beraubt worden, hatte die Gewißheit des Uebels bald alle Furcht verſcheucht, und Moritz ſah nicht nur mit Gelaſſenheit, ſondern ſogar mit kindlicher Freundlichkeit dem Tode entgegen, und wurde nun, da ſeine eingebildete Angſt nicht mehr die Wirkſamkeit der Arzneien ſtörte, zu ſeiner Verwunderung täglich beſſer. Anfangs glaubte er noch, der Arzt lindere durch ſeine Mittel nur den Uebergang, und wolle ihm einen ſanften Tod bereiten; bald aber gewann das Gefühl der wiederkehrenden Geſundheit ſolche Stärke, daß jede Täuſchung ſchwinden mußte. Als er völlig geneſen war, wurde ihm auch die weiſe Liſt entdeckt, durch die ſein Freund und Arzt ihn gerettet hatte. Wenn er dieſem in der Folge auf der Straße begegnete, rief er ihm dankbar lächelnd den Gruß entgegen: „So ſterben Sie weiſe!“ worauf Markus Herz dann zu erwiedern pflegte: „So leben Sie weiſe!“ In ſeinem Buche vom Schwindel hat Markus Herz dieſer Krankheit und Heilung in der Kürze gedacht, ſpäter aber die ausführliche, dramatiſch-belebte Erzählung des ganzen Hergangs in einem leſenswerthen Aufſatze mitgetheilt, der in Hufeland's Journal der praktiſchen Arzneikunde 1798 ſteht.

Bei aller Unſchlüſſigkeit des Willens, und bei aller Wandelbarkeit ſeines Lebens, war Moritz doch dahin gekommen, zu heirathen, und zwar ein junges Mädchen, das in unentwickelter Jugend für ſeine Eigenthümlichkeit keineswegs paßte. Viele riethen ihm ab, unter dieſen auch ſeine wohlmeinende Freundin, Hofräthin Herz, die Gattin des Arztes Markus

Herz, zu welcher er ſonſt das größte Vertrauen trug; aber ſolche über die Erde leicht hinwandernde Menſchen, die nirgends Wurzel ſchlagen, denen keine Geſtalt bleibend iſt, geben ſich am ſchnellſten dem Ehebündniſſe hin, wo ſie dann die erwartete Ruhe und Feſtigkeit, weil ſie dieſelbe nicht mitbrachten, am wenigſten finden. Noch am Tage der Hochzeit führte er ſeine Gattin zu jener Freundin, der er ſie vorſtellte, und dabei leiſe in's Ohr flüſterte: „Ich glaube, ich habe einen dummen Streich gemacht!" Seine Stimme, die ſehr weich und angenehm war, und ſein freundliches Geſicht gaben dieſen Worten einen ganz ſonderbaren Ausdruck.

Die Ehe war nichts weniger, als glücklich; die Frau ging nach einer Weile mit einem Liebhaber davon. Moritz iſt außer ſich, da er nach Hauſe kommt und das Neſt leer findet, er ergreift in der Wuth eine ungeladene Piſtole, und ſetzt nach. Einige Meilen von Berlin holt er die Flüchtlinge ein, trifft ſeine Frau in einem Zimmer allein, verſöhnt ſich mit ihr, und findet ſie auch gleich bereit, mit ihm umzukehren. Allein vergebens ſucht er den Entführer, im ganzen Hauſe iſt er nicht zu finden, bis endlich ein verrätheriſcher Kellner anzeigt, er ſtecke unter einem großen Faſſe. Moritz ſucht vergebens das Faß aufzuheben, an dem ſchweren, plumpen Gebäu findet ſein Zorn keinen Rath; da erblickt er das Spundloch, hält die ungeladene Piſtole hinein, und ſchwört, er werde losſchießen, wenn nicht der darunter Steckende hoch betheure, niemals wieder an die Frau zu denken. Der Bedrängte, der ſich bei allen Krümmungen, die er an den Wänden des Faſſes machte, vor dem Schuß nicht ſicher glaubte, ſchrie ganz kläglich, man ſolle ihm das Leben ſchenken, und verſprach alles, was jener forderte. So führte Moritz ſeine Frau ſiegreich nach Hauſe.

Zuweilen war er in ſeltſame Träume verſunken, und lebte mit wunderlichem Eigenſinn ganz in ſeinen Bildern. Die erwähnte Freundin fand ihn einmal in Berlin auf einer Brücke am Geländer ſtehen, und übergelehnt unverwandt in das Waſſer blicken. Sie redete ihn an, und hegte einige Beſorgniß, ihn ſeinem Tiefſinne ſo überlaſſen zu ſehen; er aber grüßte ſie freundlich, und ſagte, auf das Waſſer zeigend:

„Da unten ſind viele Geſichter, und eins, das mir ganz beſonders gefällt, ſieht mich immer liebreich an, und wenn's mir noch lange ſo gefällt, ſo muß ich zu ihm.“ — Solcherlei war in ihm der tiefſte Ernſt, und ſeine Freundin mußte ihn, trotz aller Bemühungen ihn mitzunehmen, allein auf der Brücke zurücklaſſen.

Ein gutgeſchriebenes Leben dieſes ſonderbaren Mannes wäre ſehr wünſchenswerth, und ein wahres Geſchenk für unſere Litteratur. Der Aufſatz in Schlichtegroll's Nekrolog vom Jahr 1793 taugt nicht. Mit beſſerem Sinn hat Dietmar im Geſellſchafter von Gubitz (1829. März) einige Züge von ihm mitgetheilt. — Moritz ſtand mit den ausgezeichnetſten Männern in Verbindung. Goethe war in Rom ſein Krankenpfleger und Wohlthäter. Ein ſchätzbarer Briefwechſel zwiſchen beiden war wenigſtens vor einer Reihe von Jahren noch vorhanden. Man ſollte ſeine Schriften endlich ſammeln und herausgeben, damit er der Nation nicht völlig fremd werde. Was er gelebt, geſprochen und gewirkt hat, iſt lieb und werth, und alles, was an ihn erinnert, eines frommen Andenkens würdig. —

1808. 1830.

Saint-Martin.

Ludwig Claudius von Saint-Martin wurde den 18. Januar 1743 zu Amboiſe geboren. Seine Eltern trugen die größte Sorgfalt für ſeine Erziehung, die in jeder Hinſicht vortrefflich war: beſonders eine Stiefmutter rühmt er als die Quelle all ſeines Glückes, indem ſie es geweſen, die ihm die Sanftmuth, Aufmerkſamkeit und Frömmigkeit gegeben habe, durch die er Gott und Menſchen lieb geworden. Weniger ſcheint der Vater ſeinem Gemüthe verwandt geweſen. Obgleich von ſchwachem Körperbau, und von außerordentlicher Reizbarkeit, ertrug Saint-Martin doch mit Erfolg alle Anſtrengungen, welche das Ringen nach Kenntniſſen und eine bewegte Lebensart ihm auferlegten. Sein Vater hatte ihn zum Rechtsgelehrten beſtimmt, und ungeachtet entſchiedener Abneigung für dieſen Stand war der Jüngling auf dem Kollegium von Pontlevoi in Kenntuiſſen bald ſo ungemein vorgeſchritten, daß er in Tours eine Anſtellung erhalten konnte. Allein ſeine Neigung führte ihn unter allen Studien und Geſchäften zu dem höheren Gebiete innerer Forſchungen und frommer Weisheit empor, dem er ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre durch ſelbſtſtändigen Entſchluß in eigenthümlicher Bahn ſich gewidmet hatte. Die gewöhnlichen Wiſſenſchaften und Bücher ließen ihn unbefriedigt; noch auf der Schule las er ſchon mit Entzücken das Werk von Abbadie l'art de se connaitre, welches ihn für höhere Dinge entſchied; ſpäter regten Burlamaqui's Schriften ihn mächtig an. Seine Anſtellung in Tours war von keiner Dauer; abermals dem Willen ſeines Vaters folgend, trat er in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre in das Regiment von Foix als Offizier. Hier zeichnete er ſich durch ſtrenge Erfüllung ſeiner Pflichten und durch ſittlichen Lebenswandel aus; ſeine Kammeraden waren über ſeine Grundſätze verwundert, fanden ſein Betragen ſonderbar, aber gewannen ihn bald lieb, und ließen ihn in ſeiner Art gewähren, manche ſogar ſchloſſen ſich ihm näher an. Seine Hauptbeſchäftigung machten nun die alten und die neuen Sprachen, die ſchönen Künſte und beſonders die höheren Wiſſenſchaften. Muſik und ländliche Wanderungen wurden ſeine liebſte Erholung. Von größter Wichtigkeit aber war für ihn die Bekanntſchaft, die er zu Bordeaux, wo ſein Regiment in Beſatzung lag, durch einige ſeiner Kammeraden mit dem in die höheren Kenntniſſe eingeweihten Martinez Pasqualis machte, der ihn zu ſeinem Schüler aufnahm. Martinez war ein ſpaniſcher Mönch geweſen, aber von jüdiſcher Abkunft, und auch die Geheimlehre, die er ſeinen Schülern mittheilte, kam aus jüdiſchen Ueberlieferungen. Er ſelbſt nannte ſich in Schrifturkunden eines der ſieben Häupter Israel's, die von ihm Eingeweihten hießen Kohen oder Prieſter. Sein Abſehen ging nicht nur auf Schauen, ſondern auch auf Wirken, er war voll Feuer und Kraft. Schon im Jahr 1754 hatte er ſeine Jünger zu einer Verbindung vereinigt, die in Marſeille, Toulouſe, und beſonders in Bordeaux ihre Logen hatte. Im Jahre 1768 verließ er Bordeaux, und ging nach Paris, wo er zehn Jahre verweilte, ſeine Schule fortſetzte und erweiterte; Zweige derſelben verpflanzten ſich nach Lyon und Straßburg.

Nach Lyon begab ſich Saint-Martin, der den Kriegsdienſt wider den Willen ſeines Vaters verlaſſen hatte, und weil er nun kein Geld mehr von Hauſe nehmen wollte, in großer Dürftigkeit, faſt nur von Waſſer und Brod lebend. Hier ſchrieb er ſein erſtes Werk, das berühmte Buch „des erreurs et de la vérité;“ er ſchrieb dies Buch innerhalb vier Wintermonaten, am Küchenheerde, weil er nicht Geld genug hatte, ſein Zimmer zu heizen. Auf dem Titel nannte er ſich le Ph... inc... (le Philosophe inconnu), unter welcher Bezeichnung ſein Name lange Zeit verdeckt blieb. Von dem Ertrage dieſes Buches lebte er einige Zeit, bis eine Frau von Lacroix ihn aufnahm, und nach Paris zurückführte, von der er ſich doch bald wieder trennte. Eine Erbſchaft von 1200 Franken Einkünften, die ihm von einer Tante zufiel, machte ihn unabhängig, und nun eröffnete er eine Art Schule, während er ſeine Schriftſtellerei fortſetzte.

Inzwiſchen hatten ſich die Schüler von Martinez Pasqualis in Frankreich, in Deutſchland, in der Schweiz, und bis nach Rußland ausgebreitet, wo ſie ſpäter unter dem Namen Martiniſten als eine zahlreiche Sekte hervortraten, die man öfters fälſchlich von Saint-Martin herleiten wollte. Doch als Martinez im Jahr 1779 Paris verließ um in Amerika zu wirken, und zu Port-au-Prince unerwartet vom Tode weggerafft wurde, verlor ſeine Schule den zuſammenhaltenden Mittelpunkt. Einige ſeiner Jünger knüpften in Paris neue Verbindungen an, und ſtifteten verſchiedene Logen, unter anderen die der Philalethen, an welchen auch der Graf von Mirabeau und der Abbé Perigord, nachheriger Fürſt Talleyrand, ſollen Theil genommen haben. Die Freimaurerei, die Alchemie, der Lebensmagnetismus von Mesmer, die Wunder und Geſichte Swedenborg's, ſpäter die Gaukeleien Caglioſtro's, wirkten hiebei mehr oder minder ein. Saint-Martin ſah dieſes mannigfache Treiben, und wurde in allerlei Geſellſchaften gezogen, die nach höherer Kenntniß ſtrebten oder zu ſtreben ſchienen; allein ſein überlegener Geiſt entdeckte bald die tiefen Gebrechen derſelben, und trat bald von aller Gemeinſchaft zurück. Er beſchloß vielmehr ſelbſt eine Gemeinſchaft zu ſtiften, die nur die reinſte Geiſtigkeit bezwecken ſollte, und für welche er die Ueberlieferungen ſeines Lehrers Martinez in ſeiner Weiſe zu bearbeiten anfing.

Schon im Jahre 1782 war ſein zweites Werk erſchienen: **Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'Homme et l'Univers**, in welchem er die Lehre des Martinez Pasqualis vortrug, doch ohne das theurgiſche Beiwerk, das dieſer ihr gegeben hatte, und das dem ſtillen, ſanften Sinn Saint-Martin's nie genehm war. Dem geliebten Lehrer hatte er oft die Frage entgegengehalten: „Meiſter, bedarf es denn ſo vieler Anſtalten um Gott zu kennen?“ Leidenſchaftlich für die Wahrheit erglüht, widmete er ſich ganz ihrer Erforſchung und Ausbreitung, ohne dem Geheimniß und ſeinen Gebilden einen größeren Werth beizulegen, als den, welchen die äußere Hülle neben dem inneren Gehalt behaupten konnte.

Mit ſeinem Vater wieder ausgeſöhnt, erklärte er demſelben nun unumwunden ſeinen Vorſatz fernerhin nur allein dem Dienſt der Wahrheit zu leben. Emſige Forſchungen und ſtille Wohlthätigkeit erfüllten nun alle ſeine Zeit. Im Jahr 1784 verſuchte er ſich auch in einer Preisſchrift, um die von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aufgeworfene Frage zu beantworten, welches die beſte Weiſe ſei, die Völker von Irrthümern und Aberglauben aller Art zur Vernunft zurückzuleiten. Daß nicht Saint-Martin, ſondern ein franzöſiſcher Prediger zu Berlin, den Preis erhielt, iſt ſehr begreiflich.

Die Gründung ſeiner Geſellſchaft aber ging langſam von Statten; er nahm nur wenige Mitglieder, und dieſe mit großer Vorſicht auf. In dem Ganzen iſt vieles dunkel geblieben, was wohl niemals völlig zu erhellen ſein mag. Die neue Verbindung ſcheint anfangs nur die Geſtalt einer gewöhnlichen Freimaurerloge gehabt zu haben; ihr größere Theilnahme zu gewinnen, war wohl der erſte Antrieb zu ſeinen nachherigen größeren Reiſen. Sie begannen im Jahr 1784, und erſtreckten ſich über Italien, die Schweiz, Deutſchland und England. Ueberall ſetzte er ſeine tiefen Arbeiten fort, überall ſuchte er Licht zu empfangen und auszutheilen. Er fand aller Orten Verehrer und Freunde; angeſehene und ausgezeichnete Perſonen, auch ſolche, die von ſeiner Lehre nichts wußten oder verſtehen konnten, huldigten ſeinem Geiſte, liebten ſein aufrichtiges Gemüth, ſeinen menſchenfreundlichen Sinn. Nachdem er eine Zeitlang wieder in Lyon und Straßburg gelebt, kehrte er nach Paris zurück, wo die Herzogin von Bourbon, die er ſchon früher kennen gelernt, ihn in ihr Haus aufnahm. Sie war längſt eingeweiht in die Lehren der Myſtiker, und bewegte ſich darin mit einer Art muntrer Freigeiſterei, die ſie ſpäter, nachdem ſie in Spanien geweſen, mehr und mehr ablegte, ſo wie ſie auch nach dem Ableben ihres Freundes ſich ganz den Vorſchriften der katholiſchen Kirche hingab, und im Jahre 1824 das erſehnte Loos hatte, betend in der Kirche der Heiligen Genoveva todt hinzuſinken. Die vornehme Geſellſchaft, die er nicht vermeiden konnte, ſtörte nicht, ſondern förderte ſogar ſeinen Geiſtesgang. Er ſtand in freundlichem Vernehmen mit dem Herzog von Orleans, dem Marquis von Luſignan, dem Chevalier von Boufflers, ſogar mit dem berüchtigten Wüſtling, dem Marſchall von Richelieu, und bekannte frei, daß er von allen dieſen Perſonen gelernt habe, daß er durch ſie in ſeinen Ueberzeugungen beſtärkt worden ſei. Für Jean Jaques Rouſſeau hegte er die größte Verehrung, auch in Voltaire liebte er den herrlich begabten Geiſt, und erkannte den göttlichen Funken in deſſen kühnem Streben, denn die Entartung und Verderbniß des Chriſtenthums, gegen welche Voltaire kämpfte, war niemanden einleuchtender als dem, der die urſprüngliche Schönheit der wahren Chriſtuslehre tief erkannt hatte, und im Herzen trug.

Im Jahr 1787 beſuchte Saint-Martin England, wo er mit dem Geſandten Barthelemy und mit dem engliſchen Ueberſetzer der Schriften von Jakob Böhme, mit William Law, in nähere Bekanntſchaft kam. Im folgenden Jahre reiſte er mit dem Fürſten Alexis Galitzin nach Rom; dieſer Fürſt ſagte ſpäter zu Herrn Fortin d'Urban, erſt ſeitdem er Saint-Martin kennen gelernt, ſei er wahrhaft ein Menſch.

Er befand ſich noch in Italien, als die erſten Bewegungen der franzöſiſchen Revolution ausbrachen, und für Frankreich ein neues Zeitalter der Läuterung und des Heils verhießen. Saint-Martin kehrte nach Paris zurück, und war ein aufmerkſamer Beobachter der Begebenheiten, deren wechſelvolle Geſtalt ſeinen hohen Sinn nicht irrte; er ſah in allen Ereigniſſen, auch in den ſchrecklichſten, die Wege der Vorſehung. In der erſten Zeit dieſes großen Umſchwunges, wo noch alles friedlicher ausſah, und das Anſehen des Hofes noch fortbeſtand, wollten mächtige Gönner ihn für dieſen gewinnen, ſie boten ihm ein Jahrgehalt und das Ludwigskreuz an, die er jedoch ablehnte, und nur letzteres endlich auf vieles Zureden und aus Achtung für die Vermittler annahm.

Ein Buch, das noch als eine Frucht ſeiner Reiſen und

Verbindungen anzuſehen iſt, l'Homme de désir, erſchien zu Lyon 1790. Er hatte daſſelbe auf Antrieb ſeines Freundes, des religiöſen Philoſophen Thiemann geſchrieben, theils in Straßburg, theils in London. Lichtvolle Gedanken und fromme Empfindungen ſchwingen ſich darin in erhabenen Pſalmen und brünſtigen Gebeten empor. Das Buch iſt ein lyriſcher Ausbruch einer begeiſterten Seele, die aus dem Gedränge der Welt zu ihrem Urſprunge ſich flüchtet.

In Straßburg hatte Saint-Martin die erwünſchte Bekanntſchaft einer Frau Böcklin gemacht, die ſeine hohen Strebungen nicht nur würdigte, ſondern auch mächtig förderte, indem ſie zuerſt ihm von Jakob Böhme ſprach, und ihn anregte Deutſch zu lernen, um dieſen dunklen Schriftſteller im Urtext leſen zu können; er that dies mit großem Eifer, aber die deutſche Sprache war ihm ſehr ſchwierig, er nahm eine engliſche Ueberſetzung, wie auch unſeren Freund Oelsner zu Hülfe, die ihm den Wortſinn genügend erklärten, obgleich dieſer keineswegs hinreichte auch den Inhalt gehörig aufzuſchließen. In der Folge ſtets tiefer in den dunklen Autor eindringend, und immer helleres Licht aus ihm empfangend, erklärte er Jakob Böhme für ſeinen Meiſter, dem er nicht würdig ſei die Schuhriemen aufzulöſen, für ſeinen zweiten geiſtigen Vater und Lehrer, der ſeinen erſten, den Martinez Pasqualis ſogar überragte.

Als die Zuſtände ſich verſchlimmerten, und die Vornehmen flüchteten, wurde Saint-Martin vielfach aufgefordert, den brennenden Boden zu verlaſſen, und ſich den Ausgewanderten in Koblenz anzuſchließen. Er verweigerte dies durchaus, und wollte ſich auch nicht den Pflichten entziehen, die das neue Bürgerthum auferlegte; als Gemeiner in die Nationalgarde gerufen, verſah er mit Eifer und Genauigkeit den vorgeſchriebenen Dienſt, indeß war dies die einzige Thätigkeit, durch die er ſich an den revolutionairen Dingen wirklich betheiligte. Seine Freunde hatten ihn ohne ſeinen Willen im Jahr 1791 zum Erzieher des Thronfolgers in Vorſchlag gebracht; drei Jahre ſpäter fügte es das Geſchick, daß er ſeinen letzten Dienſt als Schildwacht am Tempel ſtehen mußte, wo der unglückliche Prinz gefangen ſaß; ein Zufall, der ſein Inneres mächtig ergriff, und mit ſchweren Betrachtungen erfüllte.

Inmitten der Schreckenszeit, im Januar 1793, rief ihn die kindliche Pflicht zu ſeinem kranken und gichtbrüchigen Vater nach Amboiſe zurück. Er ſorgte für dieſen mit Zärtlichkeit und Eifer, bis zum letzten Augenblick, während er zugleich als guter Bürger ſich erwies, und zu den Bedürfniſſen ſeiner Gemeinde nach Kräften beiſteuerte, wiewohl ſein geringes Vermögen durch die Zeitläufte ſchon beträchtlich gelitten hatte, und kaum für den eigenen dürftigſten Unterhalt ausreichte.

Nach Paris zurückgekehrt, ſah er ſich genöthigt, die Hauptſtadt wieder zu verlaſſen. Ein Beſchluß des Nationalkonvents vom 27. Germinal des Jahres 2 verfügte die Ausweiſung der ehmaligen Edelleute aus Paris und deſſen Umkreis, Saint-Martin gehorchte, und ging auf's neue nach Amboiſe. Hier gab ſeine Gemeinde, die einen Antheil der aus Klöſtern und Schlöſſern zuſammengebrachten Bücher empfangen hatte, ihm den Auftrag, dieſe zu verzeichnen, bei welchem harmloſen Geſchäft ihm das Leſen ſeltner Erbauungsbücher zum ſchönen Lohn ward. Seine Zurückgezogenheit ſchützte ihn jedoch nicht gegen Verdacht und Gefahr; er wurde angeklagt mit Katharina Theos in Verbindung geweſen zu ſein, ſchon war ein Haftbefehl gegen ihn erlaſſen, als der 9. Thermidor eintrat, und ihn rettete.

Ungeachtet das Geſetz ihm den Aufenthalt in Paris noch immer unterſagte, ſandte ihn der Diſtrikt Amboiſe dennoch ſchon im nächſten Jahre dorthin zurück, um in den neuerrichteten Normalſchulen an der Bildung der künftigen Volkslehrer Theil zu nehmen. Er nahm auch dieſen Auftrag an, der ihm die erwünſchte Gelegenheit verhieß, auf den Geiſt des Unterrichts wohlthuend einzuwirken. Den Verhandlungen wohnte er mit Eifer bei, und nahm häufig Anlaß, ſeine tiefen Auffaſſungen den oberflächlichen Sätzen der damaligen Gelehrten mit Erfolg entgegenzuſtellen, und manchen guten Samen für die Zukunft auszuſtreuen. Nach dem Schluſſe dieſer Verhandlungen, ging er wieder nach Amboiſe.

Hier wurde er im Jahre 1795 Mitglied der erſten

Wahlverſammlungen, wobei er jedoch keine politiſche Thätigkeit entfaltete, ſondern beſcheiden innerhalb der engſten Gränzen dieſes Berufes ſich hielt.

In den Revolutionsſtürmen war die von ihm geſtiftete Geſellſchaft größtentheils untergegangen, die noch vorhandenen Mitglieder hatten ihren Zuſammenhang verloren, einzelne hingegen neue Gründungen verſucht, denen Saint-Martin nicht beiſtimmen konnte. Dagegen hatte er ſeine Studien eifrig fortgeſetzt, und für ſolche einen Genoſſen gefunden, der ihm auch ohne perſönliche Bekanntſchaft bald der innigſte Freund wurde. Dies war der Freiherr von Kirchberger in Bern, mit dem er in lebhaften Briefwechſel über die höheren Wahrheiten kam, und den er dabei hauptſächlich auf Jakob Böhme hinwies. Ihre Freundſchaft bewährte ſich auch in weltlichen Dingen. Als in Frankreich die Werthloſigkeit der Aſſignaten alles verwirrte, und auch Saint-Martin in die größte Bedrängniß gerathen war, ſandte Kirchberger unaufgefordert ihm zehn Louisd'or, die er mehr aus Demuth als aus Noth dankbar annahm, dagegen aber auch ſpäter die Gelegenheit fand, dem in Murten durch franzöſiſche Plünderung hart betroffenen Freunde einiges Silbergeräth als Nothhülfe darzubringen. Beide Freunde haben einander nie geſehen, aber ihre Bildniſſe gegenſeitig ausgetauſcht. Ihr Briefwechſel iſt noch vorhanden, in mehreren Abſchriften, deren eine in den Beſitz des ruſſiſchen Staatsraths Alexander Turgeneff kam; auch ſind Auszüge daraus im Druck erſchienen. —

Saint-Martin war in dieſer Zeit auch als Schriftſteller ungemein thätig. Im Jahr 1792 gab er in Paris die bedeutende Schrift Ecce Homo heraus, die von Friedrich Schlegel als der Kern der ganzen Lehre betrachtet wurde. Sie iſt aber vielmehr eine Gelegenheitsſchrift, die vorzüglich ſeiner geliebten Freundin, der Herzogin von Bourbon, galt, und indem ſie unmittelbar auf die höchſte Hülfe hinweiſt, gegen die Wunderhülfen zweiten Ranges warnt, wie Somnambulismus, Wahrſagekünſte, und anderes dergleichen, dem die Herzogin, ſonſt ein Muſter von Tugend und Frömmigkeit, ſich ſehr zuneigte. In demſelben Jahre folgte le Nouvel

Homme, ein ſeltſames Buch, das er ſpäter nicht recht mehr anerkennen wollte, weil es nicht der Reife entſprach, die er erſt durch die Kenntniß Jakob Böhme's erlangt hatte. Er hatte daſſelbe 1790 in Straßburg, kurz vorher ehe er daſelbſt jene Kenntniß erlangte, und unter dem Einfluſſe des Ritters Silverhielm, eines ſchwediſchen Predigers und Neffen Swedenborg's geſchrieben. Drei Jahre nachher (1795) kam das geiſtvolle Sendſchreiben sur la Révolution française heraus, zwei Jahre ſpäter (1797) die damit in Zuſammenhang ſtehende Schrift Eclair sur l'association humaine; dann erſchien im Jahr 1798 das wunderliche Proſagedicht le Crocodile, deſſen Witz und Laune jedoch als gänzlich verfehlt gelten muß. Das im Jahr 1800 erſchienene Buch de l'Esprit des choses erregte größeres Aufſehen, und man fing an eifriger nach dem Verfaſſer zu fragen, der unter der beſcheidenen Hülle eines unbekannten Philoſophen ſo tiefe Gedanken vortrug. Dies war noch mehr der Fall bei dem zwei Jahre ſpäter gedruckten Werke le Ministère de l'Homme-Esprit, unſeres Erachtens dasjenige, in welchem die eigenthümlichſten Anſichten Saint-Martin's in ihrer reifſten Geſtalt mitgetheilt ſind. Inzwiſchen war auch ſchon ſeine Ueberſetzung der Aurora von Jakob Böhme hervorgetreten, der die des Buches von den drei Prinzipien folgte; andere Ueberſetzungen von Jakob Böhme kamen erſt einige Jahre nach Saint-Martin's Tode heraus, ſo wie zwei Bände Oeuvres posthumes. Eine äußerliche Merkwürdigkeit iſt bei allen dieſen Schriften ſchon die Jahrszahl, man traut ſeinen Augen kaum, wenn man ſieht, daß Zeitläufte wie die, an welche man bei jener denken muß, auch ſolchen Gehalt im Stillen mittrugen.

Nachdem die Zuſtände wieder ruhiger geworden, behielt er ſeinen Aufenthalt fortdauernd in Paris, und lebte nur ſeinen Studien und Freunden. Seine Wißbegierde breitete ſich nach allen Richtungen aus; bei ſeinem großen Geiſte verſchmähte er doch keine Gelegenheit, auch von Geringeren zu lernen, und noch wenige Monate vor ſeinem Tode beſuchte er öffentliche Vorleſungen. Ohne ſich der Geſellſchaft abſichtlich zu verſchließen, blieb er doch einſam und zurückgezogen; ſeine Beſcheidenheit und ſein Ernſt hielten den

Ruhm ſeines Geiſtes von ſeiner Perſönlichkeit ab, und man konnte lange mit ihm umgehen, ohne zu erfahren, daß er der Autor ſei, der unter dem Namen des unbekannten Philoſophen verborgen ſein wollte.

Er hatte Umgang mit den verſchiedenſten Menſchen, mit Frommen und Freigeiſtern, und wurde mit allen gleich gut fertig. Der bekehrte La Harpe war ihm indeß beſonders lieb geworden. Spät noch lernte er Chateaubriand kennen, den Verfaſſer des Génie du Christianisme. In ſeinen letzten Jahren verkehrte er viel mit Frau von Krüdener, die von ſeinen Geiſtesflügen ſehr angezogen war, ohne ihnen doch folgen zu können, ihre Frömmigkeit ſank in grobes, abergläubiſches Weſen hinab. Saint-Martin ſoll an ihrem Roman Valerie nicht geringen Antheil haben. Mit Oelsner ſtand er in freundlichem Vernehmen, und zog ihn bei ſeinen Ueberſetzungen des Jakob Böhme häufig zu Rath; wenn indeß der Deutſche das Sprachliche leicht erklärte, den Inhalt aber als unverſtändlich verwarf, lächelte Saint-Martin nur, und meinte, der mache ihm keine Schwierigkeit.

Er ſah ſeinen nahenden Tod lange voraus. In ſeinen nachgelaſſenen Schriften ſagt er vom 18. Januar 1803: „Dieſer Tag, der meine ſechzig Jahre erfüllt, hat mir eine neue Welt eröffnet. Meine geiſtlichen Hoffnungen wachſen immer mehr. Ich nähere mich, Gott ſei es gedankt, den großen Genüſſen, die mir ſeit langer Zeit verheißen ſind, und durch welche die Freuden auf's höchſte ſteigen werden, von denen mein Daſein in dieſer Welt immer wie begleitet war.“

Im Sommer beſuchte er zum letztenmal ſeine Vaterſtadt Amboiſe, wo er, ſo wie in Orleans, ſich des Wiederſehens guter Freunde freute, dabei jedoch beklagte, daß er noch keinen auf der Höhe gefunden, die ſeinem Bedürfniß geiſtigen Austauſches entſprochen hätte. Dies Bedürfniß war nun ſo erregter in ihm, als er aus mancherlei Zeichen ſchließen konnte, daß ſein Leben bald enden würde, ein Gedanke, der ihn keineswegs erſchreckte. Mit dieſem lebhaften Vorgefühl kehrte er im Herbſte nach Paris zurück.

Ganz kurz vor ſeinem Hinſcheiden freute er ſich noch einer längſt gewünſchten Unterredung mit einem gründlichen Mathematiker über die Zahlen, in welchen die Eingeweihten einen geheimen Sinn finden, und über die er ſelbſt einen ausführlichen Aufſatz handſchriftlich hinterlaſſen hat, von dem Franz von Baader eine Abſchrift beſaß. Dieſe Unterredung mit Herrn de Roſſel fand am 12. Oktober 1803 in Gegenwart des Herrn Gence Statt, der in ſeinem biographiſchen Abriſſe Saint-Martin's davon berichtet: „Am Schluſſe ſagte er uns: «Ich fühle, daß ich ſcheide; die Vorſehung möge mich rufen, ich bin bereit. Die Keime, die ich auszuſäen bemüht geweſen, werden Frucht bringen; ich gehe morgen zu einem Freund auf's Land; ich danke dem Himmel, daß er mir dieſen letzten Wunſch noch erfüllt hat.» Er ſagte Herrn de Roſſel darauf Lebewohl, und drückte uns die Hände.“

Am 13. Oktober fuhr er in der That nach dem Landſitze ſeines Freundes des Senators Grafen Lenoir-La Roche, in Aunay bei Chatenay, welcher Ort ihm ſchon immer wohlgefallen hatte. Nach einem leichten Mittagsmahl, als er ſich eben auf ſein Zimmer zurückgezogen, erlitt er einen Schlaganfall. Doch verlor er die Sprache nicht völlig, und ſagte ſeinen herbeigeeilten Freunden, er wiſſe, daß alle menſchliche Hülfe hier vergeblich ſei, ſie möchten gleich ihm auf die Vorſehung vertrauen, und unter einander als Brüder, in evangeliſcher Liebe leben. Einen Prieſter, den man herzugerufen, wollte er nicht annehmen, er glaubte ſich deſſen, was dieſer ihm geben könnte, ſchon theilhaftig, die Weihe ſeiner geheimen Wiſſenſchaft ſtand ihm höher als das Prieſterthum. Indem er ſtill zu Gott betete, verſchied er ſanft und freudig gegen 11 Uhr, am 22. Vendemiaire des Jahres XIII oder 13. Oktober 1803.

Wir laſſen die Geheimlehren dahingeſtellt, und halten uns an ſeine offenbare Erſcheinung. Er war ein reiner und edler Menſch, ſeine Tugend entſprach ſeinem Geiſte; beide waren von höchſter Art. Still und beſcheiden verhehlte ſein Aeußeres die Schätze, die ſein Inneres hegte; mild und freundlich in ſeinem Benehmen, heiter und lebhaft im Geſpräch, konnte er unter Freunden hinreißend liebenswürdig ſein.

Der Baron von Gleichen, welcher ihn zu Paris genau gekannt hat, und einigermaßen ſein Schüler war, giebt von ſeiner Perſon folgende Schilderung: „Jung, liebenswürdig, hübſch, ſanft, beſcheiden, einfach, gefällig, ſich zu jederman auf gleichen Boden ſtellend, nie von Wiſſenſchaften redend, am wenigſten von ſeiner, glich er gar nicht einem Philoſophen, eher einem kleinen Heiligen; ſeine Frömmigkeit, ſeine äußerſte Zurückhaltung, und die Reinheit ſeiner Sitten, erſchienen bei einem Menſchen ſeines Alters ganz außerordentlich; er war ſehr unterrichtet, ſprach mit vieler Klarheit und Beredſamkeit, und ſeine Unterhaltung war ſehr angenehm, außer wenn er von ſeiner Sache ſprach, dann wurde er ſtreng, geheimnißvoll, geſchwätzig oder ſchweigſam, und aus Furcht zu viel geſagt zu haben, läugnete er heute was er geſtern eingeräumt hatte. Er war oft unerträglich durch ſein plötzliches Innehalten, grade wenn man ſeine Geheimniſſe zu erfahren hoffte, er glaubte dann eine innere Warnungsſtimme zu vernehmen. Er hielt ſeine Schüler mehr ab, als daß er ſie anzog, er fürchtete den Mißbrauch, der von ſeinen Lehren gemacht werden könnte.“

Saint-Martin gehört zu den auserwählten Geiſtern, die von Zeit zu Zeit gleich Weſen einer höheren Ordnung unter den Menſchen wandeln, damit die urſprüngliche Würde und Schönheit des Geſchlechts in Abbildern ſichtbar bleibe. Seine zahlreichen Schriften tragen das Zeichen eines eigenthümlichen Geiſtes von außerordentlicher Kraft und Tiefe, aber ſeine Wiſſenſchaft iſt in Geheimniſſe gehüllt, die einen großen Theil ſeiner Bücher verdunkeln, und in welche auf gewöhnlichem Wege einzudringen nicht möglich iſt. Dem Unbefangenen wird jedoch immer genug Vortreffliches darin verſtändlich ſein, um für das Unverſtändliche kein übereiltes Verdammungsurtheil zu geſtatten. — Seine in den Oeuvres posthumes enthaltene Selbſtſchilderung nebſt anderen Bekenntniſſen, Einzelſätzen und Bemerkungen, dürften der beſte Eingang ſein, um ſowohl den Menſchen als auch den Schriftſteller näher zu erkennen. —

1821.

Zwei Geſpräche Saint-Martin's.

Von Saint-Martin, dem edlen Jünger einer wahrhaft liebenswürdigen Weisheit, dem unbekannten Philoſophen, wie er ſich nannte, iſt in neuerer Zeit häufig die Rede geweſen, und in Deutſchland durch Rahel, in Frankreich durch Cuſtine, Sainte-Beuve, und andere höhere Schriftſteller, ſein Andenken zu ſteigender Verehrung ausgebreitet worden. Seine Schriften jedoch finden ſich ſelten irgendwo beiſammen, und manche ſind gar nicht zu bekommen. Noch ſeltener ſind die Hülfsquellen, aus welchen Nachrichten über ſein Leben und Wirken, über ſeine Verhältniſſe zu Perſonen und Geſellſchaften zu ſchöpfen wären. Manches mag für immer verloren ſein, manches aber iſt gewiß noch vorhanden, und liegt wer weiß wo in Frankreich, England oder Deutſchland, verwahrt und verſteckt! Sein Verhältniß zur Herzogin von Bourbon, der Tante des jetzigen Königs der Franzoſen, wäre ſchon für ſich allein einer Darſtellung werth. Grade hiefür dürfen wir vielleicht mit nächſtem die Eröffnung reicheren Stoffes erwarten, als uns noch zur Zeit vorliegt.

Einſtweilen verſagen wir uns nicht, ein paar kleinere Reliquien des trefflichen Mannes mitzutheilen, die wir unter litterariſchen Trümmern hervorgeſucht, wo ſchwerlich ſo leicht wieder ein Blick ſich hinverirrt. Es ſind dies zwei kleine Geſpräche, die nicht er ſelbſt, ſondern der jedesmalige Mitſprecher aufgezeichnet hat. So gering der Umfang iſt, ſo giebt ſich doch der ganze Karakter, und beſonders die Erſcheinungsweiſe des Mannes, in den wenigen Worten zu erkennen.

Das erſte dieſer beiden Geſpräche hat uns Herr Tourlet aufbewahrt, ein Schriftſteller, der vor einigen dreißig Jahren in franzöſiſchen Zeitſchriften eines nicht unverdienten Rufes genoß, der indeß freilich nicht im Stande war, über Saint-Martin ein gültiges Urtheil aufzuſtellen. Da eine große Zahl von Menſchen aber niemals ihrer Sache gewiſſer ſind, als wenn ſie gar nichts davon verſtehen, und dann das geheime Mahnen ihres Nichtwiſſens in abſprechendem Hohn und ärgerlicher Grobheit zu erſticken ſuchen, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß ein ſonſtiger Schätzer Saint-Martin's denſelben mit faſt rohem Unglimpf abfahren läßt. Er macht dieſen mehr als wieder gut durch die Aufrichtigkeit, mit der er am Schluſſe bekennt, wie ſeine Verdrießlichkeit von Saint-Martin's ſanftem Gleichmuth beſchämt worden, und durch das Zeugniß, welches er dem ganzen Leben deſſelben zuletzt ertheilt.

Er trägt den Anlaß und Verlauf der kurzen Verhandlung folgendermaßen ſelber vor:

„Das ganz Unverſtändliche kann man nicht beſtreiten, aber auch nicht annehmen, und ſo kam ich mit Saint-Martin über ſeine myſtiſche Zahlenlehre einesmals in ein ziemlich ſcharfes Geſpräch. Es war die Rede von einem griechiſchen Dichter, welchem Saint-Martin einiges Lob ertheilte. Ich fragte ihn, ob er nicht eben ſo wie ich fände, daß die Vergleichungen bei dieſem Dichter allzu häufig vorkämen?

Saint-Martin. Aber man liebt immer die Vergleichungen, weil ſie eine *Wirklichkeit* vorausſetzen.

Ich. In der That, die Vergleichungen erheben und veredeln den Ausdruck der Natur.

Saint-Martin. Der Natur? was drückt die aus? Von was iſt ſie der Typus?

Ich. Ich liebe nicht, höher aufzuſteigen. Die Natur umfaßt alles was iſt.

Saint-Martin. Sie ſteigen nicht höher auf! ... auch nicht eine Sproſſe höher ... eine einzige ... um zu der Allgemeinheit aller Weſen zu gelangen. ...

Ich. Das hieße zum Unendlichen aufſteigen.

Saint-Martin. Zum Unendlichen, wenn Sie dieſe

Bezeichnung vorziehen. Aber halten Sie an der Einheit, der Grundzahl.

Ich. Die Einheit iſt dann nur eine abſtrackte Zahl. Die Natur iſt die Sammlung aller Individuen. Die Individuen allein exiſtiren, aber ihre Sammlung, oder die Einheit iſt nirgends.

Saint-Martin. Im Gegentheil. Jedes Individuum iſt in der Einheit mitbegriffen. Die Tugend, die Kraft, kann nur in der Einheit ſein. Die Einheit iſt der Mittelpunkt, von dem die andern Zahlen ausgehen, wie ebenſo viele Radien; dieſe Zahlen ſind ebenſoviele Weſen, die nur durch ihre Beziehung zur Einheit exiſtiren. Wollen Sie denn, daß es Radien gebe ohne Mittelpunkt?

Hier zeichnete Saint-Martin ein Dreieck in einen Kreis. „Sie werden hier, fuhr er fort, die Tugend der Zahlen wahrnehmen.“ Dann deutete er Linien an, die aus dem Mittelpunkte nach dem Umkreis gezogen ſein ſollten, und bemühte ſich, mir die Beziehungen von Eins zu Vier zu zeigen, fakultative Beziehungen, die eine Reihe immaterieller Weſen ausdrücken, ſich der Grundeinheit anſchließen u. ſ. w.

Ich. Und Sie ſehen da die Tugenden der Zahlen!

Saint-Martin. Ja gewiß.

Ich. Ich bedaure Sie.

Saint-Martin. Ich ermahne Sie, zu ſuchen.

Ich. Aber ich habe ja Ihre Bücher, die hiervon handeln, und ich bedaure die, welche ſie verſtehen.

Saint-Martin. Die, welche ſie verſtehen, ſind nicht zu bedauern, ſie ſuchen nicht mehr, ſie folgen dem Wege ...

Hier wurden wir unterbrochen; ich war beſchämt, einige üble Laune gezeigt zu haben, während ich in ihm nicht die geringſte Gemüthsbewegung bemerkt hatte. Wir ſchieden indeß jenes Tages noch ganz wohlzufrieden einer mit dem andern. Als ich ihn ſpäter wiederſah, nahm ich mich wohl in Acht, denſelben Gegenſtand zu berühren. Tourlet ſchließt ſeinen Aufſatz mit den Worten:

„Wollen wir den Mann beurtheilen; wohlan, ſehen wir ſeine Handlungen an, und das ganze Leben des unbekannten

Philoſophen zeigt uns nur eine unaufhörliche Anwendung der Vorſchrift, die er oft in ſeinen Schriften empfiehlt, und die er beſſer als irgend jemand ausübte: „Es iſt gut, immerfort die Augen auf die Wiſſenſchaft zu richten, um ſich nicht einzubilden, man wiſſe etwas; auf die Gerechtigkeit, um ſich nicht für vorwurfsfrei zu halten; auf alle Tugenden, um nicht zu meinen, man beſitze ſie.“

Das zweite kleine Geſpräch iſt von einem Herrn J. M. D., der in näherem Grade, als jener, den Namen eines Freundes verdient, und freilich auch mit einer Seite Saint-Martin's in Berührung kommt, die mehr, als die myſtiſche Zahlenlehre, den allgemeinen menſchlichen Sinn anſpricht. Immer darf es ein merkwürdiges Beiſpiel ſein, wie hier der Wohlthätigkeitseifer, und zwar der ganz gewöhnliche und gemeine, in einem tiefgeiſtigen und hochgebildeten Menſchen die Herrſchaft behauptet. Das Geſpräch iſt uns, wie folgt, überliefert:

„Ich. Sie gehen nicht mehr in's Theater, ſagen Sie?

Saint-Martin. Seit fünfzehn Jahren war ich nicht dort.

Ich. Dieſe Vergnügungsart hat alſo wohl nicht mehr den früheren Reiz für Sie?

Saint-Martin. Die Aufführung mancher Schauſpiele iſt eine der Vergnügungen, die ich mit der meiſten Leidenſchaft geliebt habe und noch liebe.

Ich. Ich verſtehe; Ihre moraliſchen Grundſätze verdammen das Theater.

Saint-Martin. Die dramatiſchen Erzeugniſſe, von denen ich mir ſo viel Genuß verſpreche, gehören nicht zu denen, deren Aufführung mir tadelnswerth dünken möchte. Denn der Genuß, den ſie mir verſchafften, könnte nur aus der innern Bewegung entſtehen, die ſich mit Anſchauen einer auf die Scene gebrachten tugendhaften Handlung verknüpft, und aus der herrlichen Sympathie, die mich dieſe Empfindung mit allen Zuſchauern auf eine ſo einſtimmige als urſprüngliche Weiſe theilen läßt.

Ich. Alſo iſt es Mangel an Muße, der Sie verhindert hat, ein Vergnügen zu genießen, auf das Sie ſo großen Werth legen.

Saint-Martin. Noch weit weniger; in dieſen fünfzehn Jahren bin ich oft unterwegs geweſen, um in's Theater zu gehen.

Ich. Und wer hat Sie unterwegs abgehalten?

Saint-Martin. Das kann ich Ihnen nicht ſagen.

Ich. Ich möchte doch gar zu gerne hierüber Ihre Meinung vollſtändig wiſſen. Iſt dabei irgend ein Geheimniß von Zahl, von Krokodil? Muß man eingeweiht ſein, um Ihnen Ihr Geheimniß abzufragen? Iſt es nicht genug, Ihr Freund zu ſein?

Saint-Martin. Weder Geheimniß noch Einweihung giebt es hiebei. Aber wenn ich Ihnen die Urſache ſagte, die mich auf meinem Wege gehemmt hat, ſo würden Sie mich für beſſer halten, als ich bin.

Ich. Nun wohl! Ich verſpreche Ihnen, Sie nur für ſo gut zu halten, als Sie wirklich ſind. Jetzt haben Sie keinen Vorwand mehr. Befriedigen Sie meine Neugier.

Saint-Martin. Ich werde es Ihnen jetzt alſo ſagen, aber aus einem ganz entgegengeſetzten Grunde, auf daß Sie nicht glauben, die Sache ſei wichtiger und Ihrer Aufmerkſamkeit würdiger, als ſie iſt. Nichts iſt einfacher. Oft alſo bin ich von Hauſe weggegangen in der Abſicht, die Français zu beſuchen, oder vielleicht auch irgend ein anderes Theater. Unterwegs beeilte ich den Schritt, empfand eine lebhafte Erregung, durch den Vorgenuß des Vergnügens, das mich erwartete. Bald jedoch befragt' ich mich über die Beſchaffenheit der Eindrücke, von denen ich mich ſo mächtig beherrſcht fühlte. Ich kann es Ihnen ſagen, ich fand in mir nur die Erwartung des berauſchenden Entzückens, welches mich ehemals ergriffen hatte, wenn die erhabenſten Tugendgeſinnungen, in der Sprache Corneille's und Racine's ausgedrückt, den allgemeinen Beifall hervorriefen. Dann ſtellte ſich unmittelbar eine Betrachtung ein. Ich will Geld ausgeben, ſagt' ich mir, für das Vergnügen, ein bloßes Bild der Tugend zu bewundern, oder vielmehr einen Schatten der Tugend. Mit derſelben Summe . . .

Ich. Fahren Sie fort, ich bitte, lieber Saint-Martin!

Saint-Martin. Nun wohl, mit derſelben Summe kann ich die Wirklichkeit dieſes Bildes erlangen, ich kann eine gute Handlung ausüben, anſtatt ſie in einer flüchtigen Vorſtellung abgebildet zu ſehen . . .

Ich. Sprechen Sie's aus, ich errathe ſchon.

Saint-Martin. Ich habe dieſem Gedanken nie widerſtehen können. Ich ging zu irgend einem Unglücklichen, den ich kannte, ließ ihm den Betrag meines Parterre-Billets, genoß alles, was ich mir vom Schauſpiel verſprochen hatte, ja weit mehr noch, und ging ohne Reue nach Hauſe zurück."

1830. 1839.

Peter von Gualtieri.

Um von Gualtieri zu ſprechen, fehlt uns alle Hülfe ſchon bekannter Anknüpfungspunkte. Er ſelbſt hat ſich durch Schriftliches wenig ausgeſprochen, und ſein Namen iſt auch durch Andere ſelten erwähnt worden. Rahel aber nennt ihn mehrmals mit großer Vorliebe, und erwähnte ſeiner bei jeder Gelegenheit als eines frühen und treuen Freundes, deſſen Originalität in dem ganzen damaligen Lebenskreiſe ſcharf hervortrat und vielfach wirkte. Einen beſondern Zug ſeines Karakters führt Rahel in der Galerie der vier Eitlen an, wo man ſich etwas wundert ihn dieſes Zuges wegen eingereiht zu finden. Auch war ſeine ſogenannte Eitelkeit eigentlich nur ein aus der Tiefe quellendes Gefühl des eignen Daſeins, und dies Gefühl machte ſich auch in geringen Dingen unwiderſtehlich Luft.

Er ſtammte aus einem angeſehenen italiäniſchen Geſchlechte, und einige ſeiner Vorfahren waren in der katholiſchen Kirche zu den höchſten Würden aufgeſtiegen. Er ſelbſt aber freute ſich, einer proteſtantiſch gewordenen Linie anzugehören, ſo wie auch ſeinen fremden Namen im Deutſchen ganz fertig überſetzt als Walter vorzufinden. Seltſam genug, italiäniſche Abkunft und franzöſiſche Bildung hatten ſich in ihm durchaus zu deutſcher Geiſtes- und Gemüthsart beugen müſſen. Er war früh in Kriegsdienſte getreten, hatte neben dem Waffenweſen ſich immer geiſtig beſchäftigt, galt für einen klugen Weltmann und originellen Selbſtdenker, war zuletzt Major und Flügeladjutant des Königs, und wußte in dieſer Stellung nur um ſo günſtiger und auffallender ſeine freien und oft wunderlichen Sprüche und Auseinanderſetzungen anzubringen. Er raiſonnirte und dialektiſirte unaufhörlich, ohne alle Kunſt der Schule und Hülfe der Wiſſenſchaft; daher oft unbeholfen, unvollſtändig und mehr Mißverſtändniſſe verurſachend als wegräumend, hartnäckig, unbezwinglich, wenn es nicht etwa gelang, ihm unerwartet auf ſeine Art beizukommen, und ihn plötzlich durch einen blitzenden Lichtſtrahl zu überzeugen; dies konnte Rahel faſt immer, und willig erkannte er ihre Ueberlegenheit, die ihn freute, dagegen ihn jede andere nur reizte und kränkte. Seine große Denkkraft und vielfache Unkunde brachten vereint die lebendigſten, tiefſten und witzigſten Ausſprüche hervor, und da er bei'm Sprechen ganz an die Sache, aber kaum an die Worte, und gar nicht an die Umſtände dachte, ſo beging er Verſtöße und Verwirrungen in Menge. Dabei kam er niemals aus der Faſſung. Er konnte von demſelben Menſchen das Widerſprechendſte ausſagen, und abwechſelnd bald das eine, bald das andere beweiſen, die Schönheit, die Häßlichkeit, den Verſtand, die Dummheit, und auch die Zuhörenden ſelbſt wurden dann leicht in ſolche bedenkliche Gegenſätze mithineingeſpielt. Hatte er eine Einſicht erlangt, eine Wahrnehmung gemacht, ſo gab es kein Mittel, ihn ſolche unterdrücken zu laſſen; er hatte den Muth, unter jeder Bedingung und an jedem Orte alles zu ſagen, was er meinte, am Hofe, zur Königin, dem Könige ſelbſt. „Laßt uns über irgend einen Gegenſtand ſtreiten“, pflegte er wohl von freien Stücken anzuheben, wenn er das Geſpräch nicht belebt genug fand. Im Streiten aber kannte er keine Gränze als das Aeußerſte; jedoch ſprach er ſelbſt nicht ſowohl hitzig und lebhaft, als vielmehr nachdrücklich und ſogar langſam, immer aus ſeinem Denken heraus, und in dieſem durch nichts zu ſtören. Dabei ſtellte er mit tiefſter Ueberzeugung den Satz auf, man könne nur mit ſolchen ſtreiten, mit denen man Einer Meinung ſei.

Seine Unkunde war übrigens nur eine in Betreff wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe; keine der Welt und ihrer Formen. Er war ein gewandter und wohlkundiger Hofmann, von raſchem und feinem Geſellſchaftsgeiſt. Sein anſcheinend bedächtiges Weſen bei der glühenden Regſamkeit ſeiner Laune erhöhte ſehr das Komiſche und Sonderbare ſeiner oft einzigen Aeußerungen.

Er war ein leidenſchaftlicher Preuße, und als ſolcher ein großer Freiheitsfreund, in dem Sinne, wie die durch Friedrich den Großen beförderte Geiſtesbildung dazu machen konnte. Daß ſo viele Vorurtheile und Einbildungen durch die franzöſiſche Revolution zu Grunde gingen, gereichte dieſer Denkweiſe zum höchſten Vergnügen, welches ſich auch ohne Hehl zeigen durfte. Gualtieri wurde durch ſeine Beſprechung der damaligen Ereigniſſe, ſeine geiſtreiche und beißende Art, wie er Grundſätze und Thatſachen in die unmittelbare Umgebung hineinſpielen ließ, und auf das Nächſte anwandte, oft ſehr peinlich, und um ſo peinlicher, je höher die Perſonen ſtanden, von denen er ſprach; hierin aber lag für ihn nur ein Reiz mehr, und ſeine Freimüthigkeit ließ ſich durch niemanden beſchränken. Die Siege der republikaniſchen Franzoſen drängten ſich damals der Einbildungskraft mächtig auf, der Heldenruhm Bonaparte's erweckte die größte Theilnahme, vielfache Vorſtellungen und Reizungen wogten in den Gemüthern. Auch Gualtieri war lebhaft ergriffen von jenen Richtungen des Tages. Als nun aber die franzöſiſche Republik in ein Kaiſerthum verwandelt wurde, konnte er ſeinen Verdruß und Unwillen nicht verhehlen, fand die ſtolzen Krieger der Republik, die ihm wie Ritter, welche für die eigne Sache fechten, erſchienen waren, jetzt ganz klein geworden, und faßte ſeine Geringſchätzung mit Achſelzucken in den karakteriſtiſchen Ausdruck zuſammen: „Nun ſind ſie ja nichts weiter, als gemeine Kaiſerliche Soldaten!“

Auch in Auffaſſung der geringfügigſten und gewöhnlichſten Dinge, welche ſonſt wenig beachtet werden, zeigte ſich ſein eigenthümlicher Sinn. So merkte er z. B. auf Hunde ſehr genau, betrachtete ihre Sitten und Bezeigungen, und konnte ganz tiefſinnig darüber werden, und die beißendſten Vergleiche und Nutzanwendungen machen. Eben ſo las er Lafontaine'ſche Fabeln mit wunderbarem Sinn und Nachdruck, ſie wurden in ſeinem Vortrage ganz Leben, und zwei Verſe, z. B.

Deux coqs vivaient en paix: une poule survint,
Et voilà la guerre allumée,

entfalteten in ſeiner Behandlung einen ſolchen Reichthum von Wahrheit und Komiſchem, daß man mit ſtaunendem Lächeln ihm zuhörte, und ihn, wenn er aufhören wollte, gern zum Fortfahren ermunterte.

Den Frauen bezeigte er große Aufmerkſamkeit, verlangte aber, daß ſie großen Werth darauf legen, voll Dankbarkeit ſein ſollten, und war außer ſich, wenn dies unterblieb. Im Grunde war ihm nicht ſo ſehr an ihrer Gunſt gelegen, und er hätte nicht alle erreichbare verbrauchen mögen, aber die Vorſtellungen von Gelingen und Erfolg konnte er von ſeiner Perſon niemals getrennt denken laſſen, das war ihm unmöglich, und ſo ſtrebte er überall wenigſtens den Anſchein davon zu ſeinen Gunſten feſtzuhalten, und galt daher bald für einen feurigen Liebhaber, bald für einen Wüſtling, ohne eines von beiden wirklich zu ſein. War in der That ſeine Neigung berührt, hegte er anſpruchsloſe und zartgeiſtige Empfindungen, ſo beging er doch lieber, um ſie zu verbergen, die größten Härten und Unarten, als daß er ſie eingeſtanden und dadurch einem verletzenden Spotte bloßgeſtellt hätte. Der Ehrgeiz, in Liebesſachen ein ſtarker Geiſt zu ſcheinen, wird immer unter den Schwachen herrſchend bleiben.

Uebrigens war Gualtieri in einer Welt herangewachſen, wo wenig geglaubt und verehrt wurde, was nicht der Klugheit und dem Vortheil diente, und wo die Ueberzeugung galt, daß das Leben der großen Welt ſich nach anderen Geſetzen entwickeln müſſe, als den in Lehrbüchern der Sittenlehre aufgeſtellten. Er ſuchte ſich aber auch hier einen höheren Standpunkt, und hielt aus dieſem ſelbſt manche Verderbniß für eine Zuflucht, welche das Richtige und Natürliche bisweilen gegen Heuchelei und Pedanterei zu gewinnen ſtrebe, und aus der doch wieder manche ächte Lebensblüthe gedeihe, die ſonſt nicht möglich wäre. In dieſem Sinne konnte er einen Geſandten, der eben aus Liſſabon gekommen war und von dieſer Hauptſtadt erzählte, ganz unbefangen und ernſthaft fragen, ob auch gute Depravation dort wäre? und den gemeſſenen würdevollen Mann durch die unerwartete Anrede ganz außer Faſſung bringen.

Den Vornehmen bemühete er ſich gar gern und oft, die

Richtigkeit ihrer Anſprüche zu zeigen; die Demüthigung jedes Dünkels war ihm ein Feſt. Verſtand und Geiſt gingen ihm über alles, dieſe ſollten ſeiner Meinung nach immer obenanſtehen, und dieſer Ariſtokratie vor jeder anderen wollte er angehören. Auf dieſe war er hauptſächlich ſtolz, und ſeine Eitelkeit beſtand darin, ſich immer deſſen zu rühmen, was Anderen bei manchen Gelegenheiten zu verläugnen bequemer dünkte. Alle Welt mußte es bis zum Ueberdruß von ihm anhören, daß er Goethe'n hatte kennen lernen, und ſich darauf mehr einbildete, als wenn er am größten Hofe wäre vorgeſtellt worden. Er ließ die vornehmſten Perſonen ſtehen, um mit Gentz, dem damals noch wenig geltenden, aber von ihm anerkannten und geprieſenen zu ſprechen; er ging oft aus der Hofgeſellſchaft weg, um, wie er vorſätzlich ausſprach, zu Mlle. Levin zu gehen, wo die klügſten Leute zuſammenkämen, und ſogar der Königin rühmte er mit Abſicht dieſen geſelligen Kreis als einen, um den man jeden anderen aufgeben darf.

Durch ſeine anſehnlichen Verhältniſſe, die er beſtens geltend zu machen wußte, war ihm eine bedeutende Laufbahn leicht eröffnet. Er wollte ſich im diplomatiſchen Fache verſuchen, und gleich ſein erſter Anfang war, daß er zum Geſandten nach Madrid ernannt wurde. Der damalige Miniſter Graf von Haugwitz war ihm jedoch nicht wohlgeſinnt, und ſuchte ſeine Sendung, da er ſie nicht rückgängig machen konnte, wenigſtens zu verzögern. Es vergingen Monate, ein halbes Jahr, alle perſönlichen Betreibungen, alle Fürſprache der höchſten Perſonen waren fruchtlos; daß in den Geſchäften ſelber kein Grund zum Aufſchub läge, erfuhr er mit Beſtimmtheit. Da wählte er ein ſonderbares Mittel, um ſeinen Zweck zu erlangen. Auf einer großen Aſſemblée trat er zu dem Spieltiſche des Grafen von Haugwitz, grüßte ihn feierlich, blieb dann ihm gegenüber ſtehen, und ſah ihn immer an. Das wurde jenem ſchon unbequem. Allein Gualtieri ließ es dabei nicht, ſondern ſpornte ſich an, alles Abſcheuliche und Beleidigende, was er dem Gegner hätte ſagen mögen, in ſich aufzurufen, und während er ſeine Blicke und Mienen dem ganzen Eindrucke ſeiner Gedanken überließ, die Worte ſelbſt jedoch nicht ausſprach, gab er ſich die Genugthuung, jenem ſeinen ganzen Groll in den bitterſten Schimpfreden auf dieſe Weiſe ſchweigend in's Geſicht zu ſagen. Dieſe magnetiſche Behandlung hielt der Miniſter nicht aus, ſondern erhob ſich beunruhigt, gab Gualtieri'n die Hand, ſprach von deſſen naher Abreiſe auf ſeinen Geſandtſchaftspoſten, und beſchied ihn auf den anderen Tag in ſein Kabinet, indem er ihm die Verſicherung gab, alle Hinderniſſe ſeien jetzt gehoben, und in wenigen Tagen würde er ſeine Ausfertigung empfangen. Nun konnte er ſein Spiel ruhig fortſetzen. Gualtieri empfing alle Schriften, deren er bedurfte, und reiſte ab. Ein ſeltſames Mittel allerdings, die Säumniß der Kanzleien zu überwinden, und in dieſem Fall durch den beſten Erfolg bewährt! Indeſſen möchte daſſelbe doch nicht allen Zöglingen der Diplomatik grade als muſterhaft anzuempfehlen ſein!

Gualtieri ging als Geſandter nach Madrid, lebte dort aber nicht lange. Er ſcheute die Sommerhitze nicht, er liebte ſie vielmehr, die beſondern Rückſichten, welche das Klima von Madrid vorſchrieb, wollte er nicht beachten, er wurde krank, und da er, einem Familiengrundſatze getreu, keinen Arzt und keine Arznei wollte, ſo wurde ſeine Krankheit bald tödtlich. Er ſtarb in Aranjuez den 27. Mai 1805 im einundvierzigſten Lebensjahre an einem Entzündungsfieber, das nur wenige Tage dauerte. Bei ſeinem Begräbniß warf das Volk mit Steinen; der Leiche des Geſandten konnte keine Scheu mehr gelten, nachdem ſie für die eines Ketzers erkannt worden war!

1835.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen.

Dieſem heldiſchen, genialen, vielfach getadelten, und noch keineswegs allgemein nach ſeinem wahren innern Werth erkannten Prinzen ein biographiſches Denkmal zu ſtiften, lag längſt in unſerem Sinne, jedoch die Schwierigkeit des Stoffes, der in manche für jetzt noch unberührbare Beziehungen verflochten iſt, hat unſeren Vorſatz bisher vereiteln müſſen. Weil indeß ſein Bild in dieſer Reihe nicht gänzlich fehlen ſoll, ſo ſtellen wir einſtweilen, lückenhaft und ſprungweiſe, wie ſein Leben war, eine kurze Schilderung hin, deren gleichſam zuſammengeraffte Züge doch den Grund ſeines Weſens andeuten können.

Prinz Louis, zu deſſen Namen gewöhnlich, um ihn unterſcheidend zu bezeichnen, noch der ſeines Vaters hinzugefügt wird, war der zweite Sohn des Prinzen Auguſt Ferdinand, des jüngſten Bruders Friedrichs des Großen. Seine Mutter war eine Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt. Er wurde geboren zu Berlin den 18. November 1772. Von früheſter Kindheit zeichnete er ſich durch Stärke, Schönheit, Muth und ſtürmiſches Weſen, ſo wie durch Herzlichkeit und Güte aus. Sein Erzieher, Geheimerath Bärbaum, war ein ſanfter, frommer, ängſtlicher Mann, der leicht die Liebe des feurigen Knaben, aber nicht ſo deſſen Gehorſam erlangte. Im ſechſten Jahre bekam er Unterrichtsſtunden in Gemeinſchaft ſeines Bruders Heinrich, der um ein Jahr älter und eines ganz entgegengeſetzten Karakters war. Die Ruhe und Trägheit des älteren Bruders hätten eine ganz andere Behandlung erfordert, als die Wildheit und Geiſtesfähigkeit des jüngeren.

Ihr Lehrer, der nachherige Profeſſor Großheim, ein wackrer und einſichtsvoller Mann, klagte ſehr darüber, daß derſelbe Unterricht beide Zöglinge vereinigen mußte. Jedoch waren die Lehrſtunden nur leicht; an Latein wurde gar nicht gedacht; der ältere Prinz, der Liebling der Mutter, ſollte geſchont werden, der jüngere war nicht feſtzuhalten. Auch traten unaufhörlich Störungen und Zerſtreuungen ein, welchen der Unterricht nachſtehen mußte. Bei Hoftagen und Feſten aller Art durften die Prinzen nicht fehlen, ſie mußten den Beſuch angeſehener Fremden empfangen, und allen Luſtbarkeiten und Genüſſen beiwohnen, welche ſich zur Ausbildung des Geſchmacks oder körperlicher Fertigkeit darboten.

Louis entſprang den Lehrſtunden, ſobald er nur konnte, liebte und ſchätzte aber dennoch den Lehrer, dem er auch bis zuletzt mit Achtung und Freundlichkeit begegnete. Seine Lebhaftigkeit war immer gutmüthig; Almoſen und Geſchenke zu geben, war ſeine Freude; irgend eine Hülfe zu leiſten, für Andere zu ſorgen, etwas auszuführen, dazu ſtand er immer bereit. Die Freigebigkeit ſeiner Eltern und ſeiner nächſten Umgebungen wußte er ſchnell zu erſchöpfen, ſchon früh ſah er ſeinen guten Willen auf Mittel beſchränkt, die ihm allzu gering dünkten, und die er zu ſeinem Unglück nie berechnen lernte. In all ſeinem Thun herrſchte ſichtbar das Menſchliche vor; er ſah ſich beſſer geſtellt, hielt ſich aber nicht für mehr, als den Bettler, und Glanz und Vornehmheit machten auf ihn wenig Eindruck. Als er mehr herangewachſen und in das Heer eingetreten war, befeſtigte ſich dieſer Sinn nur noch mehr. Jeder Gemeine war ihm ein Kammerad, zu gleichen Gefahren und Ehren mit ihm berufen. Daß er Rang und Stand als etwas Zufälliges anſehe und vor allem den Menſchen achten wolle, bezeigte er durch Wort und That. Einſt begegnete er zu Wagen im heißen Sommer weit von der Stadt ſeinem Lehrer Großheim, der mühſam zu Fuß wanderte; augenblicklich ließ er halten, jener mußte einſteigen, und wurde von ſeinem ehemaligen Zögling nach dem Ziel gefahren, wohin er begehrte. Bisweilen auch ſagte er wohl zu Großheim: „Ich muß jetzt ein bischen der Prinz ſein, die Leute wollen es durchaus ſo haben.“

Nur einen Gegenſtand gab es, bei welchem Louis frühzeitig zuſammengenommen und alles Ernſtes und Fleißes wie aller Geduld und Beharrlichkeit fähig war, die ihm in anderen Richtungen fehlten. Dies war die Muſik. Er hatte die größte Neigung und Anlage, ſie zu erlernen und auszuüben. Er konnte ganze Stunden am Fortepiano weilen, und ſeine frühzeitige Fertigkeit, die allgemein bewundert und geprieſen wurde, genügte ihm nicht, er mußte in die Tiefen der herrlichen Kunſt eindringen, und lernte die Tonſetzung. Wer mag ihm die erſte Anleitung gegeben, wer ſeine glückliche Gabe richtig gelenkt haben? Der Werth ſeiner Muſikſtücke iſt allgemein anerkannt; ein kräftiger Geiſt, eine großartige Eigenheit, läßt ſie als Eingebungen eines urſprünglichen Talents erkennen.

Im zwanzigſten Lebensjahre ſtarb ſein Bruder Heinrich in Folge vernachläſſigter Maſern an der Auszehrung. Die betrübten Eltern, um ſich zu zerſtreuen, machten eine Reiſe nach Spa, und nahmen den nun älteſten Prinzen Louis und ſeine noch übrigen beiden Geſchwiſter dorthin mit. Für Louis, der im neunzehnten Jahre ſtand, war dieſe Reiſe verhängnißvoll. Aller Unterricht wurde ganz eingeſtellt, der Wechſel neuer Gegenſtände regte ſeine leidenſchaftlichen Neigungen heftig an, beſonders aber wirkte der Umgang vieler feingebildeten, den Jüngling durch reizende und ſchmeichelhafte Unterhaltung einnehmenden franzöſiſchen Emigrirten, die ſich in großer Anzahl dort aufhielten, ſehr nachtheilig auf ihn ein. Die Grundſätze und Sitten dieſer damals noch übermüthigen Wüſtlinge waren tief verderbt, die Welt dünkte ihnen einzig für den Genuß und Witz der Klugen geſchaffen, beſonders in Betreff der Frauen zeigte ſich der größte Leichtſinn. Louis widerſtand einer ſolchen mit Geiſt und Anmuth ausgeſtatteten Denkart nicht, er nahm ſich Art und Haltung der franzöſiſchen Prinzen zum Muſter, und kehrte ganz verwandelt nach Berlin zurück. Doch behielt am Ende ſein biedres und einfaches Naturell die Oberhand. An Weltbildung hatte er gewonnen, wie an Fertigkeit und Geſchmack des franzöſiſchen Ausdrucks; er trat ſelbſtſtändiger und freier auf; aber das Menſchliche drang durch alle Bildung immer kräftig wieder hervor. Die Emigrirten drängten ſich ſeitdem vorzugsweiſe zu ihm, und er konnte ſich ihrer durch alle Folgezeit kaum erwehren, ſelbſt als er ſchon längſt die meiſten verachtete, und ihre feindlichen Landsleute, die ſiegenden Freiheitskämpfer, weit höher ſtellte.

Der gegen Frankreich im Jahre 1792 ausbrechende Krieg, in welchem Preußen eine Hauptrolle übernahm, eröffnete dem Prinzen Louis eine Bahn, die ſeinen ſtrebenden Jugendkräften eine tüchtigere und erſprießlichere Beſchäftigung verhieß. Er zog als Oberſt eines Fußregiments mit in's Feld. Der Hauptmann von Bülow, ſpäter als Feldherr durch den Beinamen von Dennewitz ausgezeichnet, wurde ihm als kriegserfahrner Begleiter zugetheilt, und deßhalb zum Major befördert.

Beim Vorrücken in die Champagne, um die Mitte des Septembers 1792, läßt uns Goethe auf einen Augenblick den Prinzen wahrnehmen, und zwar in den wenigen leichten Zügen ſchon ſeinen vollſtändigen Karakter. „Wir trafen auf einen Huſarenpoſten — erzählt Goethe — und ſprachen mit dem Offizier, einem jungen hübſchen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpré hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verurſachen. Wir hatten uns nicht lange beſprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen ſolle. Dieſer that dringende Vorſtellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, ſondern vorwärts ritt, dem wir dann Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein franzöſiſcher Jäger ſich von fern ſehen ließ, an uns bis auf Büchſenſchußweite heranſprengte, und ſodann umkehrend eben ſo ſchnell wieder verſchwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verſchwanden. Der vierte aber, wahrſcheinlich der erſte, ſchoß die Büchſe ganz ernſtlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ ſich nicht irren, und jene trieben auch ihr Handwerk, ſo daß mehrere Schüſſe fielen, indem wir unſern Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angeſehen, der zwiſchen ſeiner Pflicht und zwiſchen dem Reſpekt vor einem Königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit ſchwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu leſen, ritt auf mich zu und ſagte: „Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, ſo erſuchen Sie ihn, zurückzugehen, er ſetzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den ſtrengſten Befehl, meinen angewieſenen Poſten nicht zu verlaſſen, und es iſt nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer feſten Stellung gelagert iſt. Kehrt der Prinz nicht um, ſo iſt in kurzem die ganze Vorpoſtenkette allarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht, was es heißen ſoll, und der erſte Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld.“ Ich ritt an den Prinzen heran, und ſagte: „Man erzeigt mir ſo eben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihre Hoheit zuzutrauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte.“ Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig geweſen wäre, denn er ſah ſelbſt alles vor ſich, und war freundlich genug, mit einigen guten Worten ſogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verſchwanden und zu ſchießen aufhörten. Der Offizier dankte mir auf's verbindlichſte, und man ſieht, daß ein Vermittler überall willkommen iſt.

Am 22. September trifft Goethe nochmals den Prinzen, jedoch unter von jenen früheren ganz verſchiedenen Umſtänden, die er als artiges Bild mit kurzen Worten ſo ſchildert: „Im nach Hauſe reiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand, im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle ſitzend, den man aus einem untern Dorfe heraufgeſchafft; zugleich ſchleppten einige ſeiner Leute einen ſchweren, verſchloſſenen Küchenſchrank herbei; ſie verſicherten, es klappere darin, ſie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein ſtarkbeleibtes Kochbuch, und nun, indeſſen der geſpaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köſtlichſten Küchenrezepte vor, und ſo ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung geſteigert.“

Der Feldzug bot außer der Kanonade von Valmy keine bedeutenden Gefechte dar, und die heiße Kampfbegierde des jungen ungeduldigen Kriegers fand keine Gelegenheit zu perſönlicher That. Um ſo ſtürmiſcher warf ſich ſein leidenſchaftliches Gemüth in die Zerſtreuungen, denen die Umſtände eine unwiderſtehliche Macht gaben. Frankfurt am Main und die ganze Umgegend reicher Landſchaften und Fürſtlicher Wohnorte vereinigten damals die höchſte und glänzendſte Geſellſchaft, ein üppiges Wogen und Treiben in Luſtbarkeiten aller Art löſte die kriegeriſchen Beſchäftigungen ab, der Glanz höfiſcher Feſtlichkeit, der Reiz des lieblichſten Umgangs, die Lockungen zu Liebesabentheuern, die Macht des Spielzaubers, alles wirkte wechſelnd auf den erregten Sinn, der ſich von herrlichen, unwiderſtehlichen und faſt unverwüſtlichen Naturkräften getragen fand. Prinz Louis jedoch ließ von dieſem Taumel ſich nicht durchaus fortreißen; die edlern Anſprüche ſeines Weſens verläugneten ſich nicht. Die Liebe zur Tonkunſt überwog in ihm jede andere Leidenſchaft, viele Stunden jedes Tages widmete er dieſer Neigung, überall, wo Muſik aufgeführt, vorbereitet, beſprochen wurde, nahm er lebhaft Theil, wirkte er thätig ein. Alle Muſiker, Liebhaber und Virtuoſen, drängten ſich an ihn, wollten ſein Urtheil, ſuchten ſeinen Schutz. Auch ſein menſchenfreundlicher Freiſinn nahm Gelegenheit, ſich in dieſem Gebiete ſchönſtens zu bezeigen. Ein Virtuoſe, der in ſeinen Umſtänden unglücklich zurückgekommen war, wünſchte ſich durch ein Konzert aufzuhelfen, allein die Ausſichten blieben ſehr ungünſtig, und Louis, auf deſſen Fürſprache gerechnet wurde, ſah nur geringen Ertrag voraus. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er doch helfen könne. „Kündigen Sie an, daß ich eine Klavierſonate in dem Konzert ſpielen werde“, rief er, und der Erfolg war glänzend; um den Prinzen zu hören, ſtrömte alles herbei. Ueberdies erregte die Genialität ſeines Spieles allgemein die größte Bewunderung. Und ſo mächtig war der Geiſt in ihm, ſo rüſtig und willig die körperliche Natur, daß er nach einer durchſchwärmten Nacht, am frühen Morgen heimkehrend, anſtatt auf ein Ruhelager hinzuſinken, ſich zum Klaviere ſetzen und ſtundenlang herrlich phantaſiren konnte, in der Begeiſterung ſchöpferiſcher Kunſt die wüſten Eindrücke auslöſchend und die Sinne zu neuer Lebensfriſche erhebend. Aber auch in anderen Richtungen ſuchte ſein Geiſt edle Nahrung. Er war unermüdlich in allem, was das Kriegsweſen betraf, ſuchte lehrreiche Geſpräche mit unterrichteten Offizieren, ließ ſich leutſelig mit den Soldaten ein, und war für jede neue Anſchauung und Kenntniß offen, die ſich ihm aus der bewegten Welt erhob. Er lernte wenig aus Büchern, aber kein Gegenſtand berührte ihn, dem er nicht eine höhere Seite abgewann, denn in allem Strudel des Lebens hatte er etwas ſchweigſam Beobachtendes und Nachdenkliches, ſein hoher Blick ſchweifte ahndungsvoll über die ihm dunklen Gebiete, und manche waren ihm hell, von denen man es nicht vermuthete. Wo er einen Mann von Geiſt, von eigenthümlichem Sinn und Verdienſt antraf, ja wenn er letzteres auch nur auf Glauben annehmen konnte, da näherte er ſich mit Wißbegier und Hochachtung. Und dieſer Jüngling, der ſo entgegengeſetzte Eigenſchaften vereinigte, war erſt zwanzigjährig!

Einen Theil des Winters brachte der Prinz in Berlin bei ſeinen Eltern zu. Seiner brauſenden Jugend ſchien ein tüchtiger Begleiter nöthig, ein ſolcher wurde ihm in dem Hauptmann von Bülow, dem nachherigen Grafen Bülow von Dennewitz, zugetheilt, in welchem er bald einen wahren Freund erkennen mußte. Das Frühjahr 1793 führte beide an den Rhein. Der Feldzug war für die Kampfesluſt ergiebiger als der vorjährige. Die Belagerung von Mainz, welche unternommen wurde, gab häufige Gefechte, hielt die Wachſamkeit täglich geſpannt. Prinz Louis hatte auch hier wieder zunächſt ſeine edle Menſchlichkeit zu zeigen. Er lag im Chauſſeehauſe bei dem Dorfe Marienborn im Quartier. Unter ſeinen Fenſtern war ein Vorſpannsbauer im Gedränge vom Pferde geſunken, und ein Packwagen ihm über den Fuß gefahren. Es ſammelten ſich Leute genug, allein niemand brachte dem Wehklagenden thätige Hülfe. Da eilte der Prinz hinab, hob mit ſtarken Armen den Bauer auf ſeine Schultern, trug ihn auf ſein eignes Bett, ſchickte nach Wundärzten, und ließ ihn bis zur völligen Herſtellung verpflegen. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai machten die Franzoſen mit ſtarker Macht einen Ausfall gegen Marienborn, und da ſie gute Kundſchaft und den Vortheil der Ueberraſchung hatten, ſo drangen ſie lebhaft vor; Prinz Louis wurde durch plötzliche Schüſſe, die ganz in ſeiner Nähe fielen, geweckt, ſah die Franzoſen in das Haus dringen, und mußte ſich halb angekleidet zuerſt auf das Dach retten, von wo er dann in der Dunkelheit leicht wieder zu den Seinigen gelangte. Der Herzog von Weimar an der Spitze der Reiterei, Prinz Louis mit den beiden Fußregimentern Wegner und Thadden, warfen ſich darauf dem Feinde herzhaft entgegen, und trieben ſeine durch den unvermutheten Widerſtand nun ſtutzig gewordenen Schaaren mit großem Verluſt auf die Feſtung zurück. Das Gefecht dauerte anderthalb Stunden, und Louis überwältigte mehrere einzelne Trupps, die ſich halten wollten, indem er mit dem Degen in der Fauſt ſeinen Soldaten voran auf ſie einſtürmte. Aus einem verſprengten Trupp, dem er zurief, das Gewehr zu ſtrecken, antwortete ihm ein Flintenſchuß, der ihn am Fuße ſtreifte. „Das ſollſt du büßen!“ ruft er im Schmerz aus, und ſeine Begleiter dringen an. Augenblicklich iſt der Trupp entwaffnet, aber der Prinz befiehlt, des Thäters zu ſchonen; man ſolle ihn nur hindern, ſagte er, ſchon launig, daß er ihn nicht auch in's andere Bein ſchieße!

Für die Gefangenen war immer gleich ſein Mitleid rege, für die Verwundeten und Kranken bewies er die eifrigſte Fürſorge. Am 14. Juli waren öſterreichiſche Plänkler gegen eine feindliche Stellung vorgerückt, mußten aber nach einem ſcharfen Gefecht wieder weichen, da ein Schwarm Franzoſen, gedeckt im Rücken, lebhaft vordrang. Prinz Louis war zugegen, und ſah mit Verdruß durch die wohlgezielten Schüſſe des Feindes manchen braven Kämpfer an ſeiner Seite fallen. Ein Soldat des Regiments Pellegrini wird im Zurückweichen getroffen und ſinkt, ruft aber den Kammeraden zu, ſie möchten ihn doch mitnehmen. Dieſe jedoch haben keine Zeit, der Feind drängt ſtärker heran, und ſchon liegt der Unglückliche mehr als vierzig Schritt zurück, dem Feinde ſchon näher als den Seinen. Louis ermuntert die Nächſten, jenen doch zu holen, er bietet große Belohnung, allein der Feind iſt zu ſehr im Vortheil, ſeine Schüſſe fallen dichter, und niemand will ſich in den eben verlaſſenen Zwiſchenraum zurück wagen.

Da entſchließt ſich Louis, kühn ſchreitet er durch den Kugelregen bis zu dem Verwundeten, packt ihn auf, und bringt ihn glücklich herüber, obgleich die Franzoſen alle Schüſſe auf ihn richten. Dieſe That machte in dem ganzen Heere außerordentliches Aufſehen, beſonders bei den Oeſterreichern, die den Namen des Prinzen mit Begeiſterung nannten; die Generale und Offiziere bewieſen ihm die größte Zuneigung, die Soldaten jauchzten ihm entgegen, ſo oft er ſich blicken ließ. Bildliche Darſtellungen wurden im Heere und vom Volke begierig gekauft. In Berlin lieferte der Hofmedailleur Abramſon eine Denkmünze. Der König beförderte den Prinzen zum Generalmajor.

Zwei Tage ſpäter, in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli, ſollte eine feindliche kleinere Schanze, welche der ſogenannten welſchen Schanze vorgeſchoben, den Fortſchritten der Belagerer ſehr hinderlich war, mit Sturm genommen werden. Prinz Louis erbat ſich die Gunſt, dieſen Angriff zu befehligen. Sie wurde ihm gewährt. Die Schanze war ſehr gut vertheidigt, beſonders auch durch Reiterei, welche im nöthigen Augenblick aus ſichrem Hinterhalt auf günſtigem Boden vorſprengte. Prinz Louis erhielt daher Reiterei und Fußvolk, ließ durch jene die feindlichen Reiter zurückwerfen, und er ſelbſt an der Spitze der Grenadiere von Manſtein ſtürmte die Schanze, er war der erſte, der ſie erſtieg, mit gefälltem Bajonet folgten ſeine Grenadiere, die ſein Beiſpiel begeiſterte. Ein Verſuch des Feindes, die Schanze wieder zu nehmen, wurde zurückgeſchlagen, und der Poſten behauptet. Prinz Louis aber war durch eine Kartätſchenkugel am Schenkel verwundet, und dadurch für einige Zeit kampfunfähig.

Er wurde zu Schiff nach Mannheim gebracht, wo er ſeine Heilung abwarten ſollte. Der öſterreichiſche Geſandte, Fürſt von Reuß, der dem preußiſchen Hoflager in's Feld gefolgt war, machte dem Prinzen, den er ſchon ſehr gut kannte, hier ſeinen Beſuch. Er ſprach ihm mit Entzücken von der Heldenthat, die er als Krieger und Menſch durch Rettung jenes öſterreichiſchen Soldaten verübt, er ſchilderte ihm den Eindruck, welche ſie in dem ganzen Heere, am Hofe des Kaiſers und in der Hauptſtadt gemacht, er ließ den

Wunſch blicken, der Prinz möchte unter ſo glücklichen Umſtänden in öſterreichiſche Dienſte treten, wo ihm die glänzendſte Laufbahn eröffnet ſei. Der Prinz dankte lebhaft für die gute Meinung und Abſicht, allein erwiederte mit Lächeln, ein preußiſcher Prinz dürfe nur in Preußen dienen, das ſei ſeit dem großen Kurfürſten unverbrüchliche Regel, und er am wenigſten werde ſie brechen, ja, wenn ihm ein fremder Thron angeboten würde, dürfte er noch zweifelhaft ſein, ob er ihn annähme, und in keinem Fall anders, als wenn auch das Beſte des Vaterlandes damit übereinſtimme. Seine Schenkelwunde war nicht gefährlich, aber ſehr unbequem, und machte ihn ſehr ungeduldig. Als die Heilung ſchon in gutem Gange war, konnte er ſich nicht mehr ruhig halten, warf ſich hin und her, raffte ſich von dem Lager auf, und hopſte halbnackt auf dem geſunden Beine mit allerlei Poſſen im Zimmer umher. Plötzlich hieß es, der König komme. Den ehrenvollen Beſuch mit Anſtand aufzunehmen, warf ſich Louis ſchnell unter das Deckbette, nahm eine ordentliche Lage, ſein Mohr ſtand ihm zu Häupten mit einem Pfauenwedel zur Abwehr der Fliegen, und ſo empfing er den hereintretenden König ernſt und ſchicklich, vernahm deſſen Beileid und Tröſtung mit gebührender Dankbarkeit, und führte ruhig und gehalten die angemeſſenſte Unterredung. Kaum aber war der König fort, und er mit ſeiner früheren Geſellſchaft wieder allein, ſo fingen auch die Thorheiten und Wagniſſe wieder an, denen kein Einhalt mehr zu thun war.

Als nach erfolgter Uebergabe von Mainz ſpäter in Begleitung des Herzogs von Sachſen-Weimar auch Goethe den Prinzen in Mannheim beſuchte, fand er ihn wohlgemuth, doch von ſeiner Wunde noch nicht völlig hergeſtellt, und voll Begierde, bald möglichſt an den weiteren Kriegsereigniſſen Theil zu nehmen, denen ſich nunmehr ein neuer Schauplatz eröffnen mußte.

Nach ſeiner völligen Herſtellung nahm auch Prinz Louis auf kurze Zeit ſein Quartier in Mainz. Der junge Krieger hegte ſolche Achtung für die Wiſſenſchaften, und war ſchon damals der Namen, welche durch ſie geehrt werden, ſo kundig, daß, als er hörte, Georg Forſter's Haus ſtehe verlaſſen und ſei um ſo mehr der Plünderung ausgeſetzt, als das Volk gegen alle Revolutionairs und Klubbiſten Rache brüte, er ſogleich Befehl gab, eine Schutzwache dort hinzuſtellen.

Den Winter von 1793 zu 1794 brachte der Prinz großentheils in Frankfurt hin, nicht ohne gelegentliche Abentheuer. Doch beſchäftigte er ſich auch ernſtlich mit militairiſchen Dingen, unter anderen mit der Unternehmung, eine eigene Legion zum Dienſte gegen die Franzoſen anzuwerben, wozu eine Anleihe von fünfmalhunderttauſend Gulden dienen ſollte; der Huſarenoberſt Graf von Hompeſch, welcher aus Ungarn den Ruf trotziger Kühnheit mitgebracht hatte, und ſpäter in engliſche Dienſte trat, wollte ihm dabei behülflich ſein; aber die Sache konnte nicht zu Stande kommen. Uebrigens galt der Prinz, obwohl von Emigranten umgeben, und eifrig im Kriege gegen die Franzoſen der Revolution, in dieſer Zeit als ein Freund der Freiheitsgrundſätze, und ſetzte die Leute nicht ſelten durch ſeine demokratiſchen Aeußerungen in Erſtaunen. Im Feldzuge des Jahres 1794 finden wir das Bild des Prinzen ein paarmal von der ritterlichen Hand Fouqué's aufgefaßt, der als Kornet in jener Zeit ſeine erſten Kriegsdienſte that, und deſſen edler Sinn wohl geeignet war, einen Helden zu würdigen, der zwar gezeigt hatte, wer er ſei, aber noch nicht, was er zu leiſten im Stande wäre. Fouqué giebt uns in harmloſer Traulichkeit folgende anſprechende Erzählung:

„In der Nacht vom 22. auf den 23. Mai rückte unſer Regiment aus dem niedlichen Oertchen Grünſtadt in der Pfalz vorwärts, um den bei Meckenheim aufgeſtellten Feind mit anzugreifen, wenn's ſein könnte, überfallen zu helfen. Die Neuheit eines Nachtmarſches ließ lange keine Müdigkeit in meine Augen kommen. Minder noch der Gedanke, nun geht es dem herrlichen Prüfungsſchauplatze entgegen, und morgen um dieſe Zeit, wenn du überhaupt noch da biſt, kannſt du dich rühmen: Auch ich habe mit im Feuer gehalten und ausgehalten als ein erprüftes Ritterkind!“ — —

„Ich ritt hinter meinem ehrwürdigen Obriſten, der mich einſtweilen zum ſogenannten Galopin oder zweiten Adjutanten erkoren hatte, theils weil ich Unerfahrener noch zum eigentlichen

Zugführer nicht zu gebrauchen war, theils auch wohl that er's, um deutlich zu ſehen, was ihm da eigentlich an Kriegsfähigkeit und Kriegesmuth für ein Subjektlein in das Regiment hereinbeſcheert worden ſei.“

„Ich aber verehrte ſelbigen Obriſten, ob er gleich für meine Begriffe von Eleganz einen viel zu langen Zopf am Hinterhaupte trug, dennoch in ehrerbietiger Scheu als einen donnernden Jupiter. Welche Verwunderung nun, als ein hochſchlanker Jüngling auf edlem Roſſe — ſo viel ließ ſich in den Nachtumriſſen erkennen — an den furchtbaren Zeus heranritt, und ihn mit: „lieber Obriſt!“ anredete, und ihn ganz unbefangen verſicherte, an eben dieſer Stelle müſſe die Infanterie vorgezogen werden, er aber, der liebe Obriſt, irre ſich! — Ein Wetterſtrahl meines Jupiter, dachte ich, müſſe alsbald den frevelnden Titanenſohn in ſein Nichts zurückſchmettern. Aber dem geſchah nicht alſo, ſondern der liebe Obriſt kapitulirte ganz liebreich mit ihm. „Wer iſt der Menſch?“ flüſterte ich in das Ohr eines Adjutanten und hätte faſt hinzugeſetzt, — wenigſtens in meinem Innern klang es ſo —: „hat ihn ein Weib geboren?“ —

„Es iſt Prinz Louis Ferdinand“, kam die ganz einfache Antwort zurück, und nun war mir auf Einmal alles klar, und meine Seele lauter Gluth. Hatte ich ja doch von dieſem jungen Achilles des Heeres ſchon ſo viel Herrliches vernommen! Seine kühne Fröhlichkeit, ſeine ſiegbringende Verwundung vor Mainz im vorigen Jahr, ſein allwärts begeiſterndes Voranfliegen auf Sieg und Tod! — Früher noch hatte ich ihn einmal in einer Hofumgebung erblickt: ich Knabe damals noch, er ein werdender Jüngling nur. Und nun dem edel aufleuchtenden Geſtirn ſo nah in der uns alle ſo ernſt vorbereitenden Nacht! — Hätte nicht mein Obriſt und Zeus dazwiſchen gehalten, — wer weiß: hätte ich nicht an den preußiſchen Achilles ein paar kühne Worte gewagt, und wer weiß, wie er ſie aufgenommen hätte: vielleicht etwas hochfahrend, vielleicht ſehr gut! Wie es nun einmal die Art ſolcher gewitterdurchblitzten jungen Heldenſeelen iſt. — Aber nein! Auch ohne meinen Zeus hätte ich wohl geſchwiegen. Wohlgezogenheit und Stolz hielten mich gleichermaßen von ſolchen Uebereilungen fern. Hin flog mein fürſtlicher Stern vorwärts durch die Nacht, und langſam und ernſt rückten unſere Reitergeſchwader nach.“ — —

„Was unſer dasmaliges Gefecht betrifft, — es ſtand. — Lebhaft beſchoſſen wir einander, Neufranken und Altpreußen, und hatten uns auch ſchon hin und her in kühneren Angriffen verſucht, ohne daß einer von beiden den rechten Punkt zum Anfaſſen finden konnte.“

„Da geſchah, was in ſolchem Verhältniß wohl öfters nach dem Verlauf einiger heißen Stunden zu geſchehen pflegt. Beide Partheien begaben ſich wie in's Ausruhen; keineswegs verabredet, aber das Geſchützfeuer ließ nach, die Reiterei ſaß zum Theil ab, und nur Tirailleurs und Flankeurs trieben ſich als eine Art von Interims-Bevollmächtigten mit einzelnem Knallen und Waffenblitzen zwiſchen den Maſſen herum, während dieſe neue Kräfte ſammelten zu entſcheidenderm Ringen.“ —

„Mein wackerer Obriſt ritt zum Anführer des Korps, dem damaligen Erbprinzen von Hohenlohe, ihm zu melden, was bisher das Regiment an Leuten und Pferden verloren habe, und über ſonſt anderes unmittelbare Befehle von ihm einzuholen. Es war dies der als Fürſt von Hohenlohe nachher wegen der Kapitulation von Prenzlau ſo viel geſcholtene, auch nicht mit Unrecht getadelte Feldherr. Wer ihm aber einen irgend unwürdigen Beweggrund ſeiner Handlungen unterzuſchieben vermochte, hat gewiß nie in ſchöneren und glückbeſtrahlteren Zeiten unter ihm gefochten, dem freundlichen, friſch entſchloſſenen, an ſeine eigene Gefahr nie denkenden, vielmehr ſein Leben oft allzu raſch in's Spiel werfenden Heerführer!“

„Heiter ſtand er auf von dem augenblicklichen Ruheplatz, welchen er mit ſeinem Gefolg eingenommen hatte, und ging dem braven Obriſten ein paar Schritt entgegen. Ein Geſpräch über die Stellung des Feindes erhob ſich, woraus ich wohl abzunehmen vermeinte, wir beſtänden hier eigentlich den Feind mehr, um ihn von einer Unterſtützung des bei Kaiſerslautern vom Feldmarſchall Möllendorf angegriffenen Hauptpoſtens abzuhalten, als um unmittelbar Entſcheidendes in's

Werk zu richten. Doch wollte der Erbprinz gern den Scheinangriff zu wirklichem Erfolg erhöhen, und dazu war uns vorzüglich das gegenüberliegende Dorf Meckenheim im Wege, durch einen breiten Wieſenbruch und ſchmal überhinführenden Damm von uns getrennt. — „Ja, wenn wir Meckenheim weg hätten“, — hieß es ein oder ein paarmal.“

„Da erhob ſich aus dem ſchon hochaufgeſchoſſenen Frühlingskorn, worin er bisher ſchlummernd gelegen hatte, ein hoher ſchlanker Jüngling mit verwildert dunklem Gelock, und ſprach mit tief wohllautender Stimme zum Feldherrn: „Geben Sie mir das brave Infanterieregiment Romberg, und — mein Wort darauf — ich nehme das Dorf!“ — Lächelnd entgegnete der Feldherr: „Der mögliche Vortheil iſt nicht entſcheidend genug, um ſo gar vieles dran zu ſetzen, lieber Prinz.“ — Und unwillig verſtummend tauchte die Jünglingsgeſtalt wieder unter die Frühlingshalme zum Schlummer unter. Es war abermals Prinz Louis Ferdinand geweſen.“ —

„Laßt mich bis jetzt bei ihm verweilen, bei dem großen herrlichen Fürſtenjüngling, wie ich ihn ſpäter an andern Tagen wiederſah, und mag das Gefecht von Meckenheim nun für uns weiter gehen, wie es wollte und konnte. Es ging einen Gang, wie viele Gefechte in der Maſſe der Kriegsgeſchichten: nicht eben glänzend, nicht eben ſchlimm, ehrbar genug für die Geſchwader, unentſchieden, beinah gleichgültig für den Erfolg.“

„So aber ſtand es nie um Prinz Louis Ferdinand. Für den war jeglicher Augenblick des Lebens bedeutungsvoll, und bedeutungsvoll jeder Augenblick ſeiner Erſcheinung für den, welcher mit ihm in Berührung — ſei es auch nur in die ſcheinbar entfernteſte — gerieth. Unentſchieden und gleichgültig war da nichts. Man konnte ihm vielleicht zürnen, aber bewundern mußte man ihn dennoch, und wer die Empfänglichkeit für heroiſch zündende Funken im Buſen trug, mußte ihn lieben, auch ſelbſt im Gefühle vielleicht nicht unbilligen Tadels gegen ihn. — So war er vor den Schaaren, ſo war er in des Tanzes, in aller Geſelligkeit fröhlichen Reihen. Ob irgend jemand wagen darf, ſein Leben zu beſchreiben, weiß ich nicht. Am wenigſten weiß ich, wo er die Farben dazu hernehmen ſollte: es ſei denn, Wolkenſchatten und Blitzeslichter und Nacht und Frühroth und andere ähnliche unmahlbare Dinge gäben ſich ihm zur Ausführung ſeines Werkes dienſtbar her.“

„Aber ſo wird es wohl unabgebildet bleiben durch Worte, jenes früheſte Heldengeſtirn meines Lebens, und ſo vieler andern Leben gewaltig vorleuchtendes Geſtirn: Prinz Louis Ferdinand!“ —

Noch Einmal erwähnt Fouqué des Prinzen Louis bei Gelegenheit eines munter durchfochtenen Tages, des 2. Juli 1794, wo ſich der Sieg auf der Seite der Preußen gehalten hatte, und dem Prinzen ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen worden war. „Hübſch war es anzuſehen, ſagt er, wie der blühende Held mit dem von der Kugel halb weggeriſſenen Ueberrock lachend umher ging.“

Gleich wieder am 13. Juli, in dem Gefechte bei Edesheim, wo der damalige Oberſt von Blücher mit ſeinen Huſaren die feindliche Reiterei warf, drang Prinz Louis an der Spitze des Fußregiments Romberg gegen das ſtarkbeſetzte Dorf an, nahm daſſelbe mit ſtürmender Hand, und der Feind wurde mit bedeutendem Verluſt weit zurückgetrieben.

Der Krieg nahm bekanntlich eine unglückliche Wendung, und auf der Seite der Verbündeten häuften ſich zu deſſen Fortſetzung ſo große Schwierigkeiten, daß Preußen rathſam fand, der thätigen Theilnahme an den Feindſeligkeiten zu entſagen, und ſeine Streitkräfte in Weſtphalen zum Schutze des nördlichen Deutſchlands aufzuſtellen. Prinz Louis war nun ſchon Generallieutenant und Inhaber eines Fußregiments, das in Magdeburg ſeinen Standort hatte. Die Stimmung im Heere war ſehr getheilt. Es gab angeſehene Militairperſonen, die ſich freuten, nicht mehr gegen Frankreich fechten zu müſſen, welches ihnen, ungeachtet ſeiner für den Augenblick abſchreckenden Gewalthaber, doch immer der richtigſte Verbündete für Preußen zu ſein ſchien; Andere dagegen ſahen das Ausſcheiden aus dem Kampfe gegen die Revolution als den größten politiſchen Fehler an, welcher einſt bitter zu bereuen ſein würde. Prinz Louis war ganz dieſer letzteren

Anſicht, die auch von den Emigrirten mit Heftigkeit verfochten wurde, und bei den jüngeren Offizieren durchaus vorherrſchte. Er befand ſich in dem Hauptquartiere des Feldmarſchalls von Möllendorf, als dort von dem in der Nacht vom 5. auf den 6. April 1795 zu Baſel unterzeichneten Frieden zwiſchen Preußen und Frankreich die erſte Nachricht ankam. Laut ſprachen ſich viele Geſinnungen gegen dieſen Vertrag aus. „Vorzüglich ſtark ſprach dagegen — ſo wird uns im Leben des Geheimen Raths von Dohm berichtet — der junge Prinz Louis Ferdinand, der in angebornem Heldenſinn, und in jugendlichem Feuereifer für Preußens Ruhm, ſogar ſo weit ging, in zahlreicher Geſellſchaft, zum Erſtaunen Dohm's und vieler Anweſenden, zu wünſchen, daß die Armee ſich weigern möchte, den Frieden anzunehmen, da er dann ſelbſt ſich an die Spitze derſelben ſtellen wolle. Ein ſolches Aufbrauſen konnte den Beifall des beſonnenen Staatsmanns nicht erhalten; auch glaubte Dohm, als er noch öfter den Prinzen gehört und ſelbſt mit ihm geredet hatte, wahrzunehmen, daß dieſer mit gewiſſen allgemeinen Sätzen, nach gewöhnlicher Art junger Leute, über Vorfälle und Ereigniſſe im wirklichen Leben aburtheile, und gern Aufſehen mache. Aber doch verkannte er nicht die vorzüglichen Talente deſſelben, und glaubte, daß er, bei guter Leitung, zu außerordentlichen Hoffnungen berechtigen werde.“ Man ſieht, dieſer Bericht kommt von keinem Manne her, der zu günſtig von dem Prinzen dachte. Jedoch trifft grade jener Vorwurf ihn perſönlich minder ſtark, denn es war in dem damaligen preußiſchen Heere die Ungebühr dreiſten Tadels und mißvergnügter Redensarten allgemein; ganz andere Männer noch, durch reifes Alter und hohen Dienſtrang bedeutend, gefielen ſich von jener Zeit her in Trotz und Unwillen, und wenn die Aeußerungen des Prinzen mehr bemerkt wurden, ſo geſchah es beſonders deßhalb, weil jedes auch mindere Wort in ſeinem Munde Nachdruck und Geiſt gewann. Seinen Verirrungen dieſer Art lag doch nur ein zu ſtarkes Erglühen pflichtgemäßer Geſinnung zum Grunde, und nie ſind unbeſonnene Worte zu ſtrafbaren Handlungen auch nur im leiſeſten Beginn bei ihm übergegangen. Ohnehin wurde dem kampfluſtigen, tapfern, für die Sache des Vaterlandes begeiſterten jungen Prinzen unter Kammeraden nicht jedes Wort auf die Wage gelegt. Erſt in der Folge, da man ihm eine Rolle andichten wollte, welche ihm niemals in den Sinn gekommen, und nachdem die Richtung, der er angehörte, ſich unglücklich gewendet, haben dergleichen Aufwallungen eine Bedeutung erhalten ſollen, die ſie in ihrer Entſtehung durchaus nicht hatten.

Die nächſten Jahre, wo die Preußen ſich darauf beſchränkten, im nordweſtlichen Deutſchland eine Demarkationslinie beſetzt zu halten, während der Krieg zwiſchen den übrigen Theilnehmern lebhaft fortgeführt wurde, mußten freilich eine harte Prüfung für kampfluſtige, ungeſtüme Gemüther ſein, deren das preußiſche Heer gar viele zählte. Wenn jedoch Prinz Louis als ein aufbrauſender, unwilliger Krieger geſchildert wird, ſo iſt glücklicherweiſe damit ſeine ganze Erſcheinung keineswegs ausgeſprochen. Seine wahrhaft edlen und liebenswürdigen Eigenſchaften, ſeine Großmuth und Menſchenfreundlichkeit, ſein höheres Geiſtesſtreben, wirkten immerfort und gewannen ihm Achtung und Zuneigung. Wir können hievon ein bezeichnendes Beiſpiel anführen. In Lemgo lag eine preußiſche Beſatzung von dem Regimente des Prinzen, und dieſer kam deßhalb öfters dorthin zum Beſuch. Der Vorſteher der gelehrten Schule daſelbſt, Prorektor Reinert, lebte in beſcheidener Stille und dürftiger Zurückgezogenheit, der Prinz aber fühlte den trefflichen Mann bald heraus. Hören wir, was Wilhelm von Blomberg, der wackre Biograph Reinert's, bei dieſer Gelegenheit ſagt: „Der Prinz war von der Natur mit reichen Gaben ausgeſtattet. Sein Geiſt war hingegeben allem Wiſſenswürdigen, allem Schönen. Wenn ſein Rang und ſeine Jugend ihn mitunter im Strome der Welt, zumal der großen, zu reich und üppig gebotenen Vergnügungen hinriß, ſo war der Drang in ihm doch unverdorben und rein, und nie ließ er ſeinen Geiſt ohne Nahrung, welche die Einflüſſe des Verderbens abhielt. Es war ihm nichts zu gering und zu niedrig, um ſich darüber Aufklärung zu verſchaffen. In den Wohnungen des Handwerkers theilte er zu Zeiten die Arbeit, um ſich in die Fertigkeiten und die Weiſe der Handhabung ſolcher Gewerbe einzuweihen. Muſiker, Künſtler und Gelehrte bildeten, außer ſeinen militairiſchen Freunden, ſeinen nächſten Umgang, und er fühlte ſich glücklich in eigenen Produktionen, die ſein Genie ihm leicht und gelingend machte. Dabei trieb er eifrig ſeine militairiſchen Studien, und ein verdienter Heldenname ſchien ihm die Krone ſeiner Zukunft zu ſein. Sein Gemüth drückte ſich in der ausgezeichneten Form und Größe ſeines Körpers einnehmend und herrlich aus. Es war etwas Erhabenes und doch ſehr Herablaſſendes in ſeinem Aeußeren; liebenswürdig und kräftig zugleich, populair und fürſtlich, gewann er ſich Aller Herzen; ſelbſt ſeine Schwächen und Ausgelaſſenheiten ſtanden ihm wohl an, da eine ausgezeichnete Körperkraft ein immer blühendes Ausſehen unterſtützte. — Dieſer Prinz lernte Reinert kennen, und gewann eine beſondere Neigung für den ſeltenen Mann bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit ihm. Reinert wurde gleichfalls nicht durch die Schätzung ſeines hohen Ranges, ſondern aus Neigung für ſeine Eigenſchaften, lebhaft an ihn angezogen. Der Prinz unterhielt ſich nun oft mit Reinert über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und entſchloß ſich, da er die Gelehrſamkeit Reinert's bald beurtheilte, bei ihm Unterricht im Griechiſchen zu nehmen. Er würde dies auch in Ausführung gebracht haben, wenn ihn nicht eine andere Beſtimmung ſeines Regiments von Lemgo abgerufen hätte. — Reinert hatte den Prinzen ſo lieb gewonnen, daß deſſen ſpäterer Tod auf ihn den Eindruck machte, als habe er einen ſeiner nächſten Freunde verloren.“ — In der Würdigung des Prinzen iſt ein Zeugniß wie dieſes gewiß am wenigſten zu überſehen.

Nach Aufhebung der Demarkationslinie zogen die Truppen in ihre früheren Standorte zurück, Prinz Louis mit ſeinem Regimente nach Magdeburg. Auf der Citadelle daſelbſt lebte als Staatsgefangener Alexander von Lameth, bekannt aus der früheren Revolutionszeit. Obgleich von ſehr entgegengeſetzter politiſchen Denkart, machte Prinz Louis doch gern ſeine Bekanntſchaft, erleichterte ſeine Lage, und ſchenkte ihm ſogar ſein Zutrauen. Der Aufenthalt in Magdeburg war jedoch nicht von Dauer. Die gewöhnliche Dienſt- und Waffenübung konnte hier ſeinen ſchwungvollen Geiſt unmöglich befriedigen, er ſuchte größeren Lebensreiz und Zerſtreuung in Berlin. Am Hofe war er eine glänzende Erſcheinung, im Militair genoß er des höchſten Anſehens, ältere Generale ehrten ihn als einen Heldenjüngling, jüngere Offiziere wünſchten ſich ihm anzuſchließen. Ihn aber konnten auch dieſe gegebenen Verhältniſſe nicht erfüllen; ſein reger Geiſt, ſeine mächtigen Sinne bedurften neuer mannigfacher Gegenſtände, und dieſe fanden ſich allzuleicht, wenn gleich nicht immer würdige. Sein ſtarker, kraftvoller Körper konnte jeder Anſtrengung trotzen, und was Anderen Ein durchſchwelgter Tag und ſchlafloſe Nacht, das that ihm oft kaum eine Reihe derſelben. Nach dieſem Maßſtabe kann in ihm manche Uebertretung, die für Andere ſchon die äußerſte geweſen wäre, noch als eine gewöhnliche betrachtet werden. Wie ſehr indeß auch hier Ernſt und Genuß bei ihm geſteigert und verbunden waren, ſchildert ein Emigrirter, der General Dampmartin, welcher in dieſer Zeit als belehrender Geſellſchafter von ihm aufgenommen wurde. „Sein langer Vormittag, erzählt dieſer, war in mehrere Beſchäftigungen vertheilt, deren keine unbedeutend war. Das Studium der höheren Mathematik begünſtigte ſeine Arbeiten über die Kriegskunſt, der er leidenſchaftlich nachhing. Seine Lektüre in Bezug auf Litteratur, Geſchichte und Philoſophie, zeugte von geſundem Geſchmack, von feinem Sinn und lebhafter Einbildungskraft. Der Uebergang von einem Buche zum andern pflegte der Muſik Raum zu geben; er ſpielte das Fortepiano mit der Stärke eines erſten Meiſters. Ich konnte nur bewundern und mich gerührt fühlen. Er trug alle Keime eines großen Mannes in ſich. Die Gefahren des Krieges, die Fortſchritte der Wiſſenſchaften, der ſchönen Künſte, und die großherzigen Geſinnungen, die ihm Gewohnheit waren, erglühten ihn zu heißem Eifer. Acht Stunden, gewöhnlich unter großer Geiſtesanſtrengung hingebracht, nöthigten ihn zu der doppelten Aushülfe der Vergnügungen und der Leibesübungen. Ich vermochte dieſe Lebensart nicht lange mitzumachen.“

In den Leidenſchaften des Prinzen Louis behielt immer eine beſſere Seite die Oberhand. Seine Kampfluſt war ſtets großmüthig, und der heftigen Aufwallung folgte die mildeſte

Verſöhnlichkeit, ohne irgend einen Groll. Das Spiel, dem ſich die niedrigſten Antriebe ſo leicht verknüpfen, reizte ihn gar nicht, er machte die Wagniſſe mit, weil es Wagniſſe waren; eben ſo wenig war er dem Trunk ergeben, er trank in Zerſtreuung und im Einfluſſe geſelliger Aufregung, nicht aus Weinliebe, überhaupt war wohl ſelten ein Menſch, dem man es ſo ſehr nachgeſagt, wirklich ſo wenig berauſcht. Den Hauptanlaß zu gegründetem Tadel gegen ihn gab ſeine Neigung gegen die Frauen. Aber grade dieſe Richtung, die zu völliger Rohheit ſinken kann, erhebt ſich eben ſo leicht in edle Regionen, und Prinz Louis hat dargethan, daß der zarteſte Sinn für Liebe bis zuletzt in ſeinem Herzen bewahrt geblieben.

Hier ſeien überhaupt zwei Punkte ein für allemal feſtgeſtellt, zu welchen das Urtheil über den Eindruck und die Geltung des Prinzen Louis ſtets zurückkehren muß. Kein Menſch iſt jemals in irgend einer Weiſe perſönlich bedeutend und groß geweſen, ohne ſtarke Sinnlichkeit; dieſe iſt gleichſam das Lebensfeuer, welches alle anderen Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes beweglich erhält; freilich iſt ein Unterſchied zwiſchen geſunder Wärme und verzehrender Hitze; die Sinnlichkeit ſoll nicht herrſchen, ſondern der Sitte und Schönheit huldigen. Aber auch das Uebermaß bezeugt noch den Reichthum der Begabung, deſſen Mißbrauch in unſerem Falle wenigſtens eben ſo ſehr ein Unglück heißen könnte, als eine Schuld. Die perſönliche Gegenwart wirkte in dieſem Betreff gewiß immer nur Theilnahme und Bedauern, niemals Verdammniß und Unwillen. Das Zweite, welches wir anzumerken haben, ſteht hiemit in nahem Zuſammenhang. Die Tapferkeit iſt ein Gemeingut, das kein Mann ſich abſprechen läßt; indeſſen giebt es eine Höhe des Muthes und der Todesverachtung, die das Unterſcheidungszeichen des Helden iſt, und überall Ehrfurcht und Bewunderung wirkt; auch hier kann Uebermaß und Verirrung eintreten, aber den guten Grund, aus welchem ſie hervorgehen, wird man deßhalb nie verkennen dürfen, und die Krieger, gleich den Frauen, werden oft grade denjenigen für ihren Liebling und mit Recht erklären, den ſie hinwieder zu tadeln Urſache haben.

Im Jahre 1797 befand ſich Prinz Louis mit dem Könige Friedrich Wilhelm dem Zweiten, der ihn ſehr liebte und ihm vieles nachſah, in Pyrmont, wo der unheilbar erkrankte Monarch vergeblich Geneſung zu finden hoffte. Nebſt anderen hohen Perſonen hatte ſich auch der Prinz Adolph von England dort eingefunden; jung, ſchön und lebhaften Geiſtes, konnte er in manchem Betracht wohl als ein Nebenbuhler des Prinzen Louis auftreten; er wurde es bei einer ſchönen Dame, der jeder ausſchließlich huldigen wollte. Schon wollten beide Prinzen zum Degen greifen, und den Zweikampf ihre Anſprüche entſcheiden laſſen, als noch zu rechter Zeit eine hohe Vermittelung zwiſchen ſie trat und ihren Streit beilegte.

Die ungeordnete Lebensweiſe des Prinzen mußte in der Folge um ſo mehr auffallen, als der Hof in dem jungen Königspaar, welches im Jahre 1797 den Thron beſtieg, ein hohes Vorbild häuslicher Tugend und reiner Sitte zeigte. Zu den ärgerlichen Geſchichten, und den noch oft ſchlimmeren Erzählungen, welche ſich an den Ruf des Prinzen hefteten, kamen bald noch andere Nachtheile, die für ihn ſehr ernſt und faſt verhängnißvoll wurden. Von Jugend an freigebig, zum Aufwande geneigt, des Geldes bedürftig und ſeiner nicht achtend, weder voraus- noch nachrechnend, ſah er ſich frühzeitig über die Gränze der ihm zugemeſſenen Mittel hinaus getrieben. Er machte Schulden, leichtſinnig, arglos, wurde mißbraucht und betrogen, ging im drängenden Augenblicke jede Bedingung ein, und gerieth in ein Gewirr von Verlegenheit und Störung, das ihm fortan als unſelige Lebensplage beigeſellt blieb. Auch dieſes Uebel war ſchon mehrmals in Ausbrüchen zu Tage gekommen, welche höchſt anſtößig wurden. Da das Beiſpiel des Prinzen, ſein ungebundenes und rückſichtsloſes Treiben, eben ſo verführeriſch als läſtig wirkte, ſo ſchien es nöthig, ihn zu den angemeſſenen Schranken ſeines nächſten Berufs zurückzuführen, und er empfing den Befehl, ſich in Magdeburg bei ſeinem Regiment aufzuhalten. Hier gewann er in kurzer Zeit alle Herzen. Immermann erzählte mir, in ſeiner Knabenzeit habe er ſtets von dem Prinzen Louis Ferdinand mit Bewunderung reden hören, die ganze Stadt habe von ihm geſprochen, und faſt nur von ihm.

Der Jugend ſei er wie ein Achilles erſchienen, er ſei ihrer Aller Held und Liebling geweſen.

Doch nicht lange konnte er hier ausdauern; der Langeweile zu entfliehen, und ſeinem unruhigen Drange neue Gegenſtände zu finden, machte er einen Ausflug nach den Hanſeſtädten. In Bremen ſah den Prinzen um dieſe Zeit Dohm wieder, und bewunderte auf's neue deſſen Kenntniſſe und Talente, ſtimmte aber doch im Ganzen ſeine Meinung über ihn ſehr herab, „überzeugt, daß ohne innere Haltung und ein erhebendes Bewußtſein, welches vom würdig Vollbrachten zu dem noch zu Vollbringenden geleitet, der Menſch nicht wahrhaft Großes zu leiſten vermöge.“ Die Unzufriedenheit des jungen Mannes, „der nicht an ſeinem rechten Platze zu ſein, ſich nicht gehörig erkannt und ſeiner würdig beſchäftigt glaubte,“ und dafür in einem wüſten Leben Erſatz ſuchte, war dem achtungswerthen, aber pedantiſchen, und ſeine eigene Unzufriedenheit zu verbeißen gewohntem Geſchäftsmann ohne Zweifel zu anmaßend und erſchreckend.

Schlimmer noch für den Ruf des Prinzen Louis wurde der Aufenthalt in Hamburg. In einer ſo vielbeſchäftigten, bei üppigen Reichthümern doch immer auf Fleiß und Ordnung gegründeten Volksmenge pflegen ſich zu bloßem Genußleben und Müßiggang meiſt nur zweideutige und wohl gar mißachtete Perſonen auszuſondern. In ſolche Geſellſchaft mußte der Prinz nothwendig zuerſt gerathen. Allzuleicht nahm er jeden ſich Herandrängenden auf; er zeigte ſich an öffentlichen Orten mit Leuten, denen er ſich beſſer entzogen hätte. Man trug ſich mit Berichten von allerlei Aergerniſſen. Es half nichts, daß der Prinz ſeine guten und ernſten Stunden höheren Intereſſen widmete, die Weltbedeutung des Ortes einzuſehen ſtrebte, mit unterrichteten Männern die gründlichſten Geſpräche führte, den Dichter Klopſtock zu ehren bemüht war; er ſelber rühmte ſich deſſen nicht, die Betheiligten ſprachen davon höchſtens in beſcheidener Stille. Doch die abentheuerlichen Vorgänge, die Einfälle des Uebermuths und Handlungen der Thorheit, waren im Munde alles Volks. Um das fortgeſetzte Aergerniß, welches der Ruf auch in Berlin noch gehäſſig ausbreitete, endlich aufzuheben, war kein anderes Mittel, als den Prinzen, auf deſſen Gehorſam für ſchriftliche Befehle ſchon nicht mehr zu rechnen ſchien, durch einen perſönlich Beauftragten abholen zu laſſen. Der Oberſt von Maſſenbach vollführte dieſen Auftrag ohne Schwierigkeit, Prinz Louis ſelber war jenes Treibens längſt überdrüſſig.

Im Jahr 1801 wurde Prinz Louis gerichtlich zum Verſchwender erklärt; allein dies vermochte den guten Willen der Leute, die für ihn eingenommen waren, nicht zu hemmen. Gleich nachher lieh ihm der Bankier Abraham Gans in Berlin, der Vater des berühmten Rechtsgelehrten Eduard Gans, bereitwilligſt eine Summe von ſechsundfünfzigtauſend Thalern, um ihn aus dringender Verlegenheit zu retten. Er hat durch des Prinzen Tod dieſe ganze Summe rein verloren. Doch ſelbſt nach dieſem Verluſte noch betheuerte er, an des Prinzen redlichem Willen habe er nie zweifeln können, und der Prinz würde, wenn er gelebt hätte, dieſe Schuld und alle ſeine Schulden haben bezahlen können, und gewiß bezahlt haben.

Bei Magdeburg fand eine Revue Statt, welche durch die Anweſenheit franzöſiſcher Generale und Stabsoffiziere als eine beſondere Merkwürdigkeit betrachtet wurde, Prinz Louis vorzugsweiſe hatte ſich mit dieſen Fremden zu beſchäftigen. Er mußte manchen Widerwillen überwinden, empfand aber auch manche Anziehung. Die kriegeriſche Bildung der Franzoſen erſchien ihm höchſt bedeutend; der fröhliche Muth und heitere Sinn, welcher ihn ehemals an den Emigrirten erfreut hatte, zeigte ſich in dieſen Zöglingen der Freiheitskriege mit ſtrengerer Tüchtigkeit gepaart, und Prinz Louis fand ſich zu mannigfachen Vergleichungen hingezogen, zu nachdenklichen Erwägungen und forſchenden Blicken in eine verhüllte Zukunft. Aber je vortheilhafter im Ganzen das franzöſiſche Kriegsweſen ihm erſchien, deſto mehr durchdrang ihn die Empfindung, daß eine fremde, eine feindliche Macht in Deutſchland nicht Fuß faſſen dürfe, deſto lebhafter fühlte er für Preußen die Aufgabe, zum Kampfe hervorzutreten. Die Franzoſen ihrerſeits waren dem Prinzen bald gewogen, ſie hielten ſich gern zu ihm, ſeine Leichtigkeit des Lebens und Umgangs gab ihnen Behagen und Zutrauen. Als er einſt in grüner Jacke nachläſſig mit franzöſiſchen Generalen im Garten vor ſeinem Fenſter ſtehend plötzlich die Nachricht erhielt, der König komme, darauf, anſtatt drei Schritte davon die Thüre zu gebrauchen, mit einem Satze zum Fenſter hinein voltigirte, und augenblicklich, wie durch Zauber, in voller Uniform würdig und ernſt hervortrat, glaubten jene dieſen Zug als einen der im beſten Sinne ganz ihrer Nationalität würdig ſei, rühmen zu dürfen.

Als ein Beiſpiel ſeiner munteren und gütigen Sinnesart, die jeder menſchlichen Schwäche nachſichtig, und doch wieder überlegen war, diene noch folgender ſcherzhafte Zug. In Magdeburg beſuchte er einmal mit einer ganzen Geſellſchaft die Kunſtübungen engliſcher Reiter, und gab, als der Teller zum Sammeln umherging, für ſich und ſeine Geſellſchaft ein Goldſtück, was den Umſtänden nach weder zu verſchwenderiſch, noch zu karg ſein mochte. Ein kleiner verwachſener Kaufmann, ſpäter bekannt als Kommerzienrath Ezechel, der dicht dabei ſtand, wollte die Gelegenheit den Königlichen Prinzen zu überbieten, nicht vorbeilaſſen, und gab mit auffallender Art zwei Goldſtücke auf den Teller. Einer von des Prinzen Geſellſchaft machte dieſen auf die Hervorthuung des kleinen Kaufmanns aufmerkſam; der Prinz aber zog ſogleich den Hut ab, und ſagte, mit einem lachenden Blick auf das Gold, gleichſam betroffen: „O davor habe ich den größten Reſpekt!“

Abwechſelnd wieder in Berlin nahm Prinz Louis in vollem Maße an allem dortigen Leben Theil. Eine vielſeitige Geiſtesregſamkeit hatte ſich bedeutend ausgebreitet, die geſellige Bildung war zu hohen Stufen gediehen, ſie führte in ihrem Verkehr Stücke gediegenſten Gehalts. Gentz, Friedrich und Auguſt Wilhelm Schlegel, Schleiermacher, Fichte, Bernhardi, lebten hier; die auffallendſten Anſichten, die kühnſten Meinungen über Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben wurden zu Tage gebracht. Der Prinz kannte dieſe Männer zum Theil genau, ihre Vorleſungen, ihre Geſpräche zogen ihn an. Guſtav von Brinckmann und Major von Gualtieri vermittelten die Litteratur mit der Diplomatik und dem Hofe; der General von Phull, die Oberſten von Scharnhorſt und von Maſſenbach ſtanden im Kriegsweſen als wiſſenſchaftlich und gebildet voran.

Auch Heinrich von Bülow iſt hier zu nennen, deſſen bittere Tadelſchriften die Einrichtung der Heere und die Führung des Krieges durchaus umwandeln wollten, und von dem der Prinz witzig urtheilte, er ſei wie ein Donnerwetter, er führe Blitze, aber auch vielen Wind mit ſich. Später kam Johann von Müller in dieſen Kreis; dann ein Beſuch Schiller's, welchen der Prinz ſogleich zu ſich lud und mit liebreicher Aufmerkſamkeit bewirthete.

Johann von Müller ſchrieb am 23. Februar 1804 an eine Dame nach Oeſterreich: „Ich habe ein langes Geſpräch mit dem Prinzen Louis gehabt. Ich war überhaupt ſehr davon bezaubert: er iſt einer der ſchönſten Männer; er weiß mehr, als ich erwartete (und hätte er's auch nur eine Stunde vorher gelernt, immer wäre es viel, ſo gut aufzufaſſen und ſo natürlich anzubringen, was er von Tacitus, Suetonius, Julianus, und von vielen alten und neuen Büchern ſagte); er hat viel Geiſt und Energie, ganz gewiß. Er iſt ein Mann, der in Zeiten der Noth dem Könige und dem Staate ſolche Dienſte leiſten wird, wie der große Friedrich ſie von Heinrich erfuhr; er hat unendliche Hülfsmittel in ſich: möchte er nur ſtets von Leuten umgeben ſein, die für den König und das Vaterland wie ich denken; dies iſt ein wichtiger Punkt bei einem Karakter wie der ſeine; Wiſſen und Geiſt haben großes Gewicht bei ihm, und ich würde nie glauben, daß er irgend etwas unternähme, was er von Perſonen mißbilligt ſähe, deren Zuſtimmung ihm werth wäre.“

Im Frühjahr 1804 kam Frau von Stael nach Berlin. Prinz Louis war täglich mit ihr zuſammen, und ſein muthiger Geiſt und freier Sinn gefielen ihr ſehr. Sie ſagt von ihm: „Er war voll Feuer und Enthuſiasmus, aber in Ermangelung des Ruhms ſuchte er zu ſehr die Stürme, welche das Leben aufregen. Am meiſten zuwider in Bonaparte war ihm deſſen Art, alle diejenigen zu verläumden, die er fürchtete, und ſelbſt diejenigen, die ihm dienten, in der Meinung herabzuſetzen, um ſie auf allen Fall beſſer in Abhängigkeit zu erhalten. Er ſagte mir oft: „Ich erlaube ihm, zu tadeln; aber moraliſch zu meuchelmorden, das empört mich.“ — Frau von Stael erzählt ferner: „Ich wohnte in Berlin auf dem Kai der Spree, und mein Zimmer war gleicher Erde. Eines Morgens um 8 Uhr weckte man mich um mir zu ſagen, daß der Prinz Louis Ferdinand zu Pferde vor meinem Fenſter halte, und mich ſprechen wolle. Sehr verwundert über dieſen ſo frühen Beſuch, eilte ich aufzuſtehen und ging hin. Er nahm ſich beſonders gut zu Pferde aus, und ſeine innere Bewegung erhöhte noch den Adel ſeines Geſichts. „Wiſſen Sie,“ rief er aus, „daß der Herzog von Enghien im badenſchen Gebiet aufgehoben, einem Kriegsgericht übergeben, und vierundzwanzig Stunden nach ſeiner Ankunft in Paris erſchoſſen worden iſt?“ Welche Thorheit! erwiederte ich; ſehen Sie nicht, daß die Feinde Frankreichs ein ſolches Gerücht ausſtreuen? — „Da Sie zweifeln,“ verſetzte der Prinz, „ſo werde ich Ihnen den Moniteur ſchicken, wo Sie das Urtheil leſen werden.“ Mit dieſen Worten ritt er fort, und der Ausdruck ſeiner Züge verkündete Rache oder Tod.“

Der Muſik wurde fortwährend mit Luſt und Erfolg die eifrigſte Beſtrebung gewidmet. Der Kapelmeiſter Reichardt fand im Jahre 1803 zu Paris in Madame Moreau eine ſo große Meiſterin auf dem Klavier, daß er in ſeinen Briefen von ihr ſagen durfte, es ſei kaum möglich, ſchöner, und ausdrucksvoller und zugleich fertiger zu ſpielen; fügt aber dann hinzu: „Und dennoch hab' ich ſpäter in Berlin die Erfahrung an einer Perſon gemacht, von der man es noch weit weniger glauben ſollte, als von einer Dame, — an einem Prinzen. Es iſt der Prinz Louis Ferdinand, der ſeine eigenen Kompoſitionen für das Fortepiano, voll Phantaſie und tiefem Gefühl, voll hoher Seele und zugleich voll der größten und glänzendſten Schwierigkeiten, mit einer Vollkommenheit ſpielt, daß man oft nicht weiß, ob man mehr die Kraft und die Fertigkeit, mit der er die ſchwerſten Sachen vorträgt, oder die Grazie und den Ausdruck des Vortrags bewundern ſoll. In jener übertraf er längſt ſchon manchen berühmten Virtuoſen; ſeitdem er im graziöſen und edeln Vortrag an Duſſek aus London auch das vollkommenſte Muſter bei ſich hat und es benutzt, wie nur ein ſolches Genie einen ſolchen Meiſter benutzen kann, mag man wohl mit Wahrheit ſagen, daß dieſer genievolle Prinz, der alles kann was er will, auch zu den erſten und größten Virtuoſen im Fortepiano gehört." Mehrere Kompoſitionen des Prinzen kamen zur öffentlichen Herausgabe. In Sinn und Liebe für dieſe Kunſt, wie überhaupt in herzlicher Zuneigung, begegnete er ſich mit ſeinem Schwager, dem edeln Fürſten Anton Radziwill. Die Kapellmeiſter Himmel und Duſſek waren unaufhörlich bei dem Prinzen zu finden, der häufig mit ihnen zuſammen ſpielte; Duſſek hatte ſich ihm ganz angeſchloſſen. Doch die Art und Weiſe, wie dieſe Virtuoſen ſich gewöhnt hatten das Leben zu genießen, konnte nicht dazu beitragen, Ordnung und Maß in einem zerrütteten Haushalt herzuſtellen. Schon längere Zeit hatte eine liebliche, ſanfte Neigung zu einem Frauenzimmer guter Herkunft den Prinzen Louis ernſtlich eingenommen. Er ſchien dem unſtäten Wechſel gern zu entſagen, und auf ein dauerndes Verhältniß einzugehen, beſonders da er ſich als Vater zweier Kinder beglückt fühlte. Sein unbewachtes Herz fiel jedoch unerwartet neuen heftigen Eindrücken und leidenſchaftlichen Regungen anheim, deren Gewalt ihn wie durch Zauber gefangen hielt. Die Fähigkeit zu einer ſolchen Leidenſchaft iſt eine große und ſeltene Gabe, gleich anderen höchſten Auszeichnungen nur wenigen Menſchen verliehen, und unter dieſen den wenigſten zum Glück. Die Stellung der Umſtände, frühere Verwickelungen, und gegenwärtige Unvereinbarkeiten, machten auch dieſe Leidenſchaft zur Qual, und ließen mit ſcheinbar glücklichen die verzweiflungsvollſten Momente wechſeln. An Ordnung und Zuſammenhang der äußeren Lebensverhältniſſe war nun nicht mehr zu denken; die Verwirrung mußte von innen wie von außen zunehmen. Der Prinz hatte in der Friedrichſtraße nächſt der Weidendammsbrücke ,ein Haus gekauft, wo er mit den Seinigen eingerichtet leben wollte. Mehr noch reizte ihn die Zurückgezogenheit auf ſeinem Gut Schricke im Magdeburgiſchen, wo er die ihm erwünſchteſten Tage in ruhiger Einfachheit mit Jägern und Pächtern zubrachte. Allein es ſtand nicht mehr in ſeiner Macht, einer ſolchen Richtung zu folgen, die Forderungen des Lebens riſſen ihn unwiderſtehlich auf die andere Seite zurück.

Ein Ausflug, den er im Jahre 1804 nach Oeſterreich und Oberitalien machte, kann auch als ein Verſuch gelten, ſich den Verwirrungen aller Art, die ihn daheim beängſtigten, zu entreißen. Er lernte auf dieſer Reiſe den Fürſten Karl von Schwarzenberg kennen, und ſchloß freundſchaftliche Verbindung mit ihm, wie auch mit dem Fürſten Aloys von Liechtenſtein, dem Fürſten Ferdinand Kinsky, und anderen Oeſterreichern; aus früherem Begegnen kannte er ſchon den Freiherrn von Tettenborn, den Grafen von Wallmoden, und den Fürſten von Ligne, der in dieſer Zeit an Frau von Crayen ſchrieb: „Die beiden liebenswürdigſten und ausgezeichnetſten Männer, nicht nur Deutſchlands, ſondern Europas, der Herzog von Weimar und der Prinz Louis Ferdinand, ſind Ihnen von ganzem Herzen zugethan."

Nach ſeiner Rückkehr machten die Zeitumſtände eine mehr und mehr politiſche Stimmung in Berlin vorherrſchend. Es ſchien unmöglich, den Zuſammenſtoß mit der täglich drohenderen Macht des Kaiſers der Franzoſen zu vermeiden, es ſchien rathſam, das Unvermeidliche nicht länger hinauszuſchieben. Prinz Louis ſprach ſeinen kriegeriſchen Eifer laut genug aus, und als im Frühjahr 1805 ein neues Bündniß zwiſchen Oeſterreich, Rußland und England gegen den Kaiſer Napoleon zu Stande kam, mußte Preußen zur Theilnahme vielfach angereizt und bewogen ſein. Nach der Verletzung des preußiſchen Gebiets, welche die franzöſiſchen Truppen in Franken begangen hatten, konnte man den Bruch für geſchehen halten. Die preußiſchen Heere rückten in's Feld, doch hielten die ſiegreichen Fortſchritte Napoleon's in Oeſterreich die Unterhandlungen noch ſchwebend. Prinz Louis war bei den nach Sachſen vorgerückten Truppen, und traf mit dem Herzog von Weimar zuſammen. Hier ſah er auch Goethe'n wieder, und ließ die Mißſtimmung fallen, die er bisher theilweiſe gegen ihn gehegt. Er ſchrieb aus Gera hierüber an ſeine Geliebte nach Berlin: „Ich habe nun Goethe'n wirklich kennen gelernt; er ging geſtern noch ſpät mit mir nach Hauſe, und ſaß dann vor meinem Bette, wir tranken Champagner und Punſch, und er ſprach ganz vortrefflich! Endlich deboutonnirte ſich ſeine Seele; er ließ ſeinem Geiſte freien Lauf; er ſagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüß heute die Kleine von mir, und ſag' ihr dies: dann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitauſend Thaler mehr werth!" Der Herzog erzählte nach vielen Jahren noch gern von dieſer Zuſammenkunft; er ſelber hatte ſich früh zurückgezogen, die Anderen aber tranken die ganze Nacht, „ungeheuer viel, ſagte er, um die Wette, und Goethe blieb nichts ſchuldig, er konnte fürchterlich trinken!"

Während die kampfluſtigen Gemüther auf dieſe Art des Augenblicks harrten, der ſie gegen den Feind führen ſollte, nahmen die Angelegenheiten für Preußen plötzlich eine Friedenswendung. Der Miniſter Graf von Haugwitz brachte aus Napoleon's Hauptquartier, wohin er geſandt worden, Verträge zurück, nach denen Preußen ſich mit Frankreich ſogar auf bedenklichen Ländertauſch einließ. Die Umſtände waren gebieteriſch, nachdem ſo weit gegangen war, konnte man nicht zurück, zum Kriege war der günſtige Augenblick ſchon vorüber. Im preußiſchen Heere jedoch wollte man keine politiſchen Gründe gelten laſſen, man fühlte nur die Bitterkeit getäuſchter Hoffnung, man war ausgerückt, und ſollte ohne Schwertſtreich wieder heimziehen; Scham und Ingrimm durchglühten die Gemüther. Prinz Louis vor Anderen hatte ſeine Rechnung auf den Krieg geſtellt, der allein ihn aus der Unthätigkeit, aus den leidenſchaftlichen Verwirrungen retten, und auf neue Bahnen des Ruhmes und Glückes führen konnte. Im Ausbruch ſeines Schmerzes hierüber konnte er unmäßig ſein; die bitterſten und dreiſteſten Reden war man von ihm gewohnt, bisweilen auch miſchte ſich gute Laune bei. Der von Freiligrath nach achtunddreißig Jahren noch beſungene Vorgang, daß der Prinz, in Altenburg mit hundert Offizieren die Nacht durchzechend, plötzlich aufgeſprungen ſei, den Zöpfen ein Pereat gerufen, und ſich von Duſſek, den er vom Klavier abrief, mit ſcharfem Degen ſeinen Zopf auf dem Tiſchrande habe abhauen laſſen, was ihm dann alle Anderen ſtürmiſch nachgethan, gehört in den Spätherbſt des Jahres 1805. Als der Prinz darauf nach Halle kam, und bei dem Kapellmeiſter Reichardt in Giebichenſtein zu Mittag aß, wurde auch hier wacker getrunken und geſchimpft; um recht deutlich auszudrücken, wie ſchmachvoll ſchon die Allgewalt Napoleon's gelte, rief Prinz Louis zuletzt: „Ja, wenn Bonaparte einmal ein Gericht Prinzenohren haben will, ſo ſind meine — und er faßte ſich an beide — in Gefahr, denn bekommen wird er ſie!“

In Berlin war die Verſtimmung am heftigſten und lauteſten. Auf dem Caſino wurde eines Tages ein Aufſatz aus der engliſchen Zeitung Morning Chronicle vorgeleſen, worin geſagt war, der Unwille gegen den Grafen von Haugwitz, der es mit Napoleon und den Franzoſen halte, ſei endlich in That ausgebrochen, und man habe dem von ſeinen unglücklichen Unterhandlungen zurückgekehrten Miniſter die Fenſter eingeworfen. Die Sache war nicht wahr, Prinz Louis aber rief aus: „Noch iſt es nicht geſchehen, aber der Wink iſt verſtändlich, und wer weiß, was geſchieht!“ In der nächſten Nacht geſchah es wirklich, doch war Haugwitz grade nicht zu Hauſe, ſondern in einer Aſſemblée bei'm ſardiniſchen Geſandten, und erfuhr erſt am anderen Morgen den Schaden. Allgemein beſchuldigte man die Offiziere des Regiments Gendarmen und auch den Prinzen Louis dieſer Verübung, doch iſt gewiß, daß der letztere perſönlich keinen Theil daran gehabt, eben ſo wenig, wie an der entgegengeſetzten Veranſtaltung, daß dem Miniſter Freiherrn von Hardenberg, welcher für den Krieg geſinnt war, aber deßhalb für den Augenblick aus den Staatsgeſchäften ſcheiden mußte, bis zu ſeiner Abreiſe täglich unter ſeinen Fenſtern militairiſche Abendmuſik gebracht wurde. Sonſt freilich ſtanden jene Offiziere durch Sinnesart und Betragen in nahem Verhältniſſe zu dem Prinzen. Woltmann in ſeinen Memoiren des Freiherrn von S—a, giebt davon dieſe lebhafte Schilderung: „Ein ſolches Gemiſch von Bravheit und Dünkel, Biederkeit und verderbten Sitten, Bemühen und Eleganz des Benehmens und lautem tobenden Weſen, wie in den Offizieren der Gendarmen und Gardedükorps, läßt ſich nicht beſchreiben, muß man geſehen haben. — Ein Prinz im Königlichen Hauſe war gleichſam ein idealiſcher Repräſentant jener Offiziere, die ſich als Repräſentanten des preußiſchen Offiziergeiſtes zeigten. Muthig bis zur Verwegenheit, mit glänzenden Eigenſchaften ſo ausgeſtattet, als um ſie bemüht; ſtolzer auf ſeine Perſönlichkeit, als auf ſeinen Rang, und gleichwohl ſehr ſtolz, ein Prinz von Preußen zu ſein; ein berühmter Reiter und Tänzer; voll Talent für die ſchöne Kunſt, die das glänzende Leben am meiſten anſpricht, die Muſik; der Liebe ſtets ergeben, und die Wolluſt höher achtend als Reinheit der Sitten; freigebig und ſelbſt großmüthig, und dabei nicht durch Rechtlichkeit gehemmt; für Kriegsruhm flammend, weniger für Kriegswiſſenſchaft, und gegen das neue Franzoſenweſen, gegen den nicht fürſtlich gebornen Machthaber Frankreichs von Verachtung ſo voll als von Grimm, war Prinz Louis Ferdinand für die Gendarmenoffiziere, und welche ihnen glichen, mit vollſtem Recht das Ideal eines jugendlichen Helden und preußiſchen Offiziers. Was damals die öffentliche Stimme in Preußen hieß, darin war er der lauteſte Tonangeber; und zu ihm geſellten ſich verſchiedenartige Elemente der Geſellſchaft in Berlin, die alle den Haß wider die franzöſiſche Regierung zum Attraktionspunkt hatten.“ In dieſem Bilde ſind gleichwohl manche Züge falſch, andere zu ſtark gefärbt. „Die Wolluſt höher achtend“ iſt ein ſchiefer Ausdruck; er war ihr ergeben, kann man ſagen, indem er ſie verachtete. Seine „Rechtlichkeit“ war als Geſinnung ſtreng und rein, der Leichtſinn erſieht nur nicht immer die Bedeutung und Verknüpfung deſſen, was er begeht. Daß er auch Geiſt und Thätigkeit in der gewählten Richtung anſtrengte, bezeugt die Abfaſſung einer politiſchen Denkſchrift über die neueſte Lage der Dinge, eine Denkſchrift, deren Johann von Müller mit Lob erwähnt, ſo wie manche ſeiner Briefe, beſonders das merkwürdige Schreiben an den Oberſten von Maſſenbach vom September 1806, welches die damaligen, und nach beinahe fünfzig vergangenen Jahren noch eben ſo waltenden Gebrechen des preußiſchen Staates mit einer Schärfe des Urtheils bezeichnet, welche noch in ſpäterer Zeit als eine Seltenheit gelten muß, bei einem Prinzen damals aber wunderbar erſcheint. Gegen den Machthaber Frankreichs hegte er Haß, aber nicht Verachtung; die großen Eigenſchaften deſſelben erkannte er, nur ſtatt ihnen ſich zu beugen, wünſchte er ſie zu bekämpfen. Woltmann erzählt dann weiter, wie Johann von Müller ſich in dieſer Geſellſchaft ausnahm, wie er ſich die unanſtändigſten Späße von dem Prinzen habe gefallen laſſen. Das kann wohl ſein; denn Müller hatte Schwächen, welche den Muthwillen unwiderſtehlich anreizen konnten! —

Die Spannung war zwiſchen Preußen und Frankreich durch die geſchloſſenen Verträge nicht aufgehoben, im Gegentheil ſteigerte ſich das Mißverhältniß durch die weiteren Verhandlungen, und die Willkür und Falſchheit, mit welchen Napoleon verfuhr, mußten endlich doch den Ausbruch herbeiführen, den man hatte vermeiden wollen. Der Sommer des Jahres 1806 ging in großen Aufregungen hin; Prinz Louis wurde von Gemüthsbewegungen aller Art umhergeworfen, doch ſammelte er ſich zeitenweiſe zu feſter Aufmerkſamkeit für die öffentlichen Dinge, und gedachte des Berufes, in welchem er früher oder ſpäter doch würde auftreten können. Er veranlaßte bei ſich ſtrategiſche Vorleſungen, welche der General von Phull mit Geiſt und Kenntniß hielt, und denen viele Offiziere beiwohnten, auch Johann von Müller, wie aus einem ſeiner Briefe hervorgeht.

Endlich, im September, rückte das Heer abermals in's Feld, diesmal verſichert und entſchloſſen, mit den Waffen zu entſcheiden. Prinz Louis, von gleicher Kampfbegier wie früher beſeelt, war doch weit entfernt, in blindem Wahne den Sieg für gewiß zu halten. Seine Einſichten waren ſcharf, er wußte die Vortheile des Feindes zu würdigen, er kannte die Schwierigkeiten des zu führenden Kriegs. „Ich wünſche den Krieg“, ſagte er, „weil er nöthig iſt, weil er das Einzige iſt, was uns übrig bleibt, weil die Ehre ihn fordert; aber ich weiß ſehr gut, daß wir auch unterliegen können.“ Der allzu großen Zuverſicht ſeiner Mutter, der Prinzeſſin Ferdinand, welche alles Preußiſche für unerſchütterlich hielt, ſetzte er die lebhafte Anrede entgegen: „Liebe Mutter, denken Sie denn, das könne niemals anders ſein, es werde immer getrommelt werden, wenn Sie aus dem Thore fahren? Sie fahren einmal ſpaziren, und es wird nicht getrommelt, glauben Sie mir's!“ Nach wenigen Monaten war die Weiſſagung ſchon erfüllt. Auch Woltmann läßt ihm in dieſem Betreff Gerechtigkeit widerfahren. Er ſagt: „Ich muß hier hinzuſetzen, daß der eigentliche Held der öffentlichen Stimme, Prinz Louis

Ferdinand, nicht von dem blinden Stolz und Vertrauen auf Preußens unüberwindliche Waffen, womit viele Offiziere in den Krieg gingen, beſeſſen war.“ Nur zwei Dinge waren ihm gewiß, daß er ſich auf jeden Fall auszeichnen wolle, und daß er aus dieſem Kriege nicht zurückkehren werde. Er ließ daher, ehe er in’s Feld zog, ſein letztes Vermächtniß aufzeichnen, und ſorgte für das künftige Schickſal ſeiner Kinder und ihrer Mutter; aber ganz ſchien er außer Acht zu laſſen, daß dazu, ihn als Feldherrn auszuzeichnen, ſeine Perſon allein nicht hinreichend war.“ Auch für ſeine Gläubiger war er beſorgt, und ſuchte wenigſtens die Berechtigung ihrer Anſprüche feſtzuſtellen; die eingereichten Forderungen von Handwerkern und Kaufleuten, welche augenblicklich zu befriedigen nicht möglich war, beglaubigte er durch ſeine Unterſchrift, und ſchon im Felde, mitten unter kriegeriſchen Ausſichten, ließ er ſich dergleichen Fürſorge angelegen ſein. Seine Schulden, zu dem Betrage von beinah einer Million Thaler angewachſen, ſah er keineswegs als untilgbar an, und in der That würden ihm, wäre er am Leben geblieben, noch große Hülfsmittel zugefloſſen ſein.

Er begab ſich im Anfange des Septembers nach Dresden. Hier war ein großer Zuſammenfluß politiſch thätiger Perſonen, unter ihnen ragte vor allen Gentz hervor. Aus ſeinen Jahresheften nehmen wir folgende Nachrichten auf: „Am 6. September Abends tritt der Prinz Louis von Preußen bei mir ein. Kurz zuvor war die Fürſtin Bagration gekommen, die mit dem Prinzen ſogleich eine Liebesgeſchichte anknüpft. — Merkwürdige Tage zwiſchen den Vorbereitungen zu den größten Ereigniſſen, und tauſendfältige Geſpräche darüber; und dann zugleich ewiges Umhertreiben in der Geſellſchaft, wo die Fürſtin Bagration, Fürſt von Ligne, die Gräfin Lanckoronska und unzählige Fremde und Durchreiſende figurirten; die Prinzeſſin Solms, Schweſter der Königin von Preußen, vermehrte noch die Bewegung. Dieſe unruhigen Szenen dauerten bis zum 23. September. An dieſem Tage fuhr ich mit dem Prinzen Louis von Dresden nach Töplitz, und von dort am 25. nach Eiſenberg, wo der Fürſt Lobkowitz eine Jagd gab, und uns herrlich aufnahm. Der Fürſt Karl Schwarzenberg (nachmaliger Feldmarſchall), ſein Bruder Ernſt, der Fürſt von Ligne, die Fürſtin Bagration und die Gräfin Subkoff waren die Hauptperſonen der Geſellſchaft. Am 26. Abends um 8 Uhr, nachdem wir unter den Bäumen vor dem Schloſſe geſpeiſt hatten, ſtieg der Prinz Louis zu Pferde, und ritt das Gebirge hinunter nach Freiberg, um dort ſein Kommando zu übernehmen. — Seit dieſer Stunde ſah ich ihn nicht wieder. —“

Er hatte die Beſtimmung erhalten, auf dem linken Flügel des Heeres die Vortruppen anzuführen. In Leipzig hatte er eine Zuſammenkunft mit den Generalen von Rüchel und Blücher, den tüchtigſten und ruhmvollſten des ganzen Heeres, mit denen er einen Todesbund einging, der ſich an ihm alsbald erfüllen ſollte. Er fand ſich dann im Hauptquartier des Fürſten von Hohenlohe ein, welches inzwiſchen nach Jena vorgerückt war. Mit ihm waren ſeine Adjutanten, unter welchen Karl von Noſtitz, ehemaliger Gendarmenoffizier, eine große Heldengeſtalt, voll Tapferkeit und Klugheit, ihm beſonders ergeben und befreundet war. Auch Duſſek folgte ihm in's Feld, und manche Stunde der Ungeduld und Schwermuth wurde durch Muſik gemildert. Mit dem Herzoge von Weimar kam er mehrmals zuſammen, auch Goethe'n ſah er am 3. Oktober noch, der ihn „nach ſeiner Art tüchtig und freundlich“ fand.

Der Kaiſer Napoleon zog inzwiſchen ſein Heer bei Bamberg zuſammen, die preußiſche Hauptmacht ſtand in der Gegend von Weimar und Jena; die Vortruppen, welche Prinz Louis befehligen ſollte, hielten das Saalthal beſetzt. Er ſelbſt aber befand ſich einſtweilen in Jena, da der Fürſt von Hohenlohe nach Erfurt zu einem Kriegsrathe berufen war, und der Prinz, als älteſter General dieſes Heertheils, dem Namen nach, die Stelle von jenem vertrat. Die Zeit verging ihm hier in banger Erwartung. „Von inneren Beſorgniſſen“, erzählt der Bericht eines Augenzeugen, „und einer Art bangem Vorgefühl ergriffen, daß bei der Sorgloſigkeit, Verwirrung und geringen Spannung auf der einen, und der ſeltenen Verblendung und Verkehrtheit auf der anderen Seite, uns die unternehmende Verwegenheit des Feindes leicht unvermuthet in's Verderben ſtürzen, ja daß uns vielleicht gar ähnliche traurige Schickſale betreffen könnten, wie vor einem Jahre die öſterreichiſchen Heere, lief der Prinz, voll Ungeduld die Rückkehr des Fürſten erwartend, auf dem Marktplatze von Jena auf und ab, und beklagte ſich, mit der ihm eigenthümlichen Offenheit, laut gegen die ihm vertrauteren Perſonen, wie kränkend es für ihn ſei, daß man ſo wenig Zutrauen in ihn ſetze, in ſo bedenklichen Augenblicken, wie die jetzigen, den Theil des Heeres, auf dem die Sicherheit des Ganzen beruhe, lieber ganz ohne Führer ſich ſelbſt und dem Schickſale zu überlaſſen, als ſie ſeiner Obhut und Leitung anvertrauen zu wollen, da man doch wiſſe, daß ihm vier Wochen früher der Oberbefehl über die geſammten ſchleſiſchen Truppen beſtimmt geweſen ſei."

Der Prinz, unzufrieden mit den Ergebniſſen der bisherigen Berathungen, und düſter beſorgt wegen der weiteren Entwickelung der Dinge, kam den 7. Oktober auf dem Schloß in Rudolſtadt an, wo die Fürſtliche Familie ihn mit größter Auszeichnung und Herzlichkeit empfing. Einem reichen Mahl, das durch köſtliche Weine, die der Fürſt freigebig ſpendete, belebt wurde, folgte ein Ball, von dem aber die Fürſtliche Familie ſich mit dem Prinzen bald zurückzog, und dieſer ſpielte dann noch über eine Stunde freie Phantaſieen auf dem Fortepiano; die Zuhörer wurden durch das meiſterhafte Spiel eines Prinzen, der im nächſten Augenblicke als Held auf das Schlachtfeld gerufen werden konnte, wunderbar erregt, und man trennte ſich in hohen und ſchmerzlichen Gefühlen.

Am 8. Oktober früh kam der Fürſt von Hohenlohe von Erfurt nach Jena zurück, beſchied den Prinzen gleich zu einer Zuſammenkunft, und hatte eine zweiſtündige Unterredung mit ihm. Seitdem war alle ſeine Munterkeit dahin, ſeine Hoffnung und ſein Vertrauen ſchwanden, ſeine einzige Furcht war, die Gelegenheit zum Kampf, und vielleicht zum Tode, den er entſchloſſen war einer jeden Schmach vorzuziehen, möchte ihm entzogen werden. Er empfing den Befehl, ſich beim Vorrücken des Feindes in kein Gefecht einzulaſſen, ſondern ſeine Truppen auf die Diviſion des Generals von Grawert zurückzuziehen, die bei Orlamünde ſtand. Der Prinz hatte mittler=

weile ſeine Truppen bis über Saalfeld hinaus vorgehen laſſen, und wartete auf dem Schloſſe zu Rudolſtadt in düſteren Vorgefühlen der weiteren Ereigniſſe.

Von der Richtung und Abſicht der Franzoſen hatte man keine ſichere Nachricht, noch weniger von ihrer Stärke; dem Prinzen war verboten, Streifpartheien auszuſenden. Was er jedoch erkundete, mußte ihm für die Stellung des preußiſchen Heeres große Beſorgniß geben. Am Abend des 9. Oktobers bat der Fürſt von Schwarzburg-Rudolſtadt nach der Tafel den Prinzen, der am nächſten Morgen früh nach Saalfeld reiten wollte, er möchte zum Abſchiede noch etwas auf dem Fortepiano ſpielen. Die Fürſtin aber verſetzte, damit ſolle man ihn jetzt nicht beläſtigen, er habe ein ganz anderes Spiel vor, und gewiß alle Gedanken darauf gerichtet, dieſes Spiel nicht zu verlieren. Der Prinz, plötzlich tief ernſt und ſchmerzlich bewegt, erwiederte der Fürſtin mit Nachdruck: „Es iſt ſchon ohne Rettung verloren!“ Er zog ſich darauf in ſein Zimmer zurück; der Mond ſchien hell in ſeine Fenſter, und er phantaſirte noch ein paar Stunden für ſich allein auf dem Fortepiano. Nur Duſſek war bei ihm. Als in der Nacht der erſte franzöſiſche Gefangene, ein rother Huſar, eingebracht wurde, wollte der Prinz ihn ausfragen, und ließ ihn vorführen. Nachdem er ihn wieder entlaſſen, rief er nach ſeinen Pferden, und Duſſek ſagte gleich nachher einem anderen Muſiker, der ſich in des Prinzen Dienſten befand (und der noch in Darmſtadt lebt): „Freund, der Prinz hat geſagt, die preußiſche Armee iſt verloren!“ Es ging ſpäter das Gerede, der Prinz habe die Nacht viel getrunken, und ſo auch am Morgen noch; aber ganz im Gegentheil! Er war den Abend ſehr mäßig geblieben, und ſein Frühſtück am nächſten Morgen beſtand nur in einer Taſſe Schokolade, nichts anderes genoß er an dieſem Morgen, durchaus ſonſt nichts. Der Fürſt und die Fürſtin von Schwarzburg-Rudolſtadt, der Freund des Prinzen, der in öſterreichiſchen Dienſten ſtehende Graf von Mensdorf-Pouilly, der ihn beſucht hatte, Duſſek, jener Muſiker Steingrübner, und ſeine Adjutanten von Noſtitz und von Valentini, haben dies gleichmäßig bezeugt, und jede entgegengeſetzte Verſicherung bleibt als eine verläumderiſche abzuweiſen.

Dem Prinzen war gleichzeitig mit dem Befehl, ſich vor dem Feinde zurückzuziehen, von guter Hand ein Entwurf mitgetheilt worden, demzufolge die Preußen über die Saale gehen, und den Feind angreifen ſollten. Dieſen Entwurf zu verwirklichen ſchien ihm ſchon werth, einige Gefahr und Verantwortung deßhalb zu übernehmen. Als nun die Meldung kam, die Franzoſen zeigten ſich, und ſchienen mit ganzer Macht anzurücken, vermochte der Prinz es nicht über ſich zu gewinnen, ohne Kampf vor ihnen zu weichen. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, man müſſe ſich auf den Feind werfen, wo man ihn träfe, er fürchtete, wenn nicht er den Krieg anfange, würde es nie dazu kommen, er hielt es für eine Wohlthat, auf ſo viele Märſche, Anſtalten, und Säumniſſe endlich ein ernſtes Gefecht folgen zu laſſen. Ueberdies waren die Entwürfe, Abſichten und Befehle der preußiſchen Feldherrn in jenen Tagen ſo widerſprechend, veränderlich und bedingt, daß einem Generale zunächſt am Feinde wohl einige Wahl freiſtehen mußte.

Am 10. Oktober vor Tagesanbruch drängten die Vortruppen des unter dem Marſchall Lannes über Gräfenthal herandringenden franzöſiſchen Heertheils die preußiſchen Poſten, die über Saalfeld hinaus ſtanden, gegen dieſen Ort zurück. Prinz Louis eilte auf dieſe Nachricht, und da er ſelber ſchon das Gewehrfeuer der Plänkler hörte, plötzlich wieder heiter und zuverſichtlich, mit ſechstauſend Mann von Rudolſtadt gegen Saalfeld vor. Bald aber entwickelte ſich die Stärke des Feindes, ſie betrug gegen dreißigtauſend Mann. Die Preußen waren überall im Nachtheil, doch unterhielt der Prinz den Streit fünf Stunden lang. Er zweifelte nicht, daß der Fürſt von Hohenlohe, den er benachrichtigt hatte, zur Unterſtützung heraneilen würde. Bei den theilweiſen Unfällen, welche gleich anfangs eintraten, zeigte er in einem hohen Grade, der bei ſeiner ſonſtigen Leidenſchaft in Erſtaunen ſetzte, gelaſſene Ruhe und beſonnene Thätigkeit. Er führte die Reiter in's Gefecht, und geſellte ſich zu dem Fußvolk, er ritt unter den Schützen umher, und ermunterte zur Ausdauer. Allein die Reiterei konnte die feindlichen Maſſen nicht hemmen, die zuſammengeſchoſſenen Bataillone mußten weichen, die Unterſtützung kam nicht. Der Prinz wollte nicht zurück, auf einer Wieſe ordnete er verſprengte Jäger zu neuem Kampfe, die Franzoſen drangen heran. Getümmel von Reitern und Fußvolk riß ihn mit fort. Um nicht gefangen zu werden, mußte er über einen Zaun ſetzen, aber ſein ſonſt vortreffliches Pferd blieb mit dem einen Fuße hängen, ein feindlicher Reiter ſprengte heran, und hieb den Prinzen in den Hinterkopf. Darauf ſtürzte ein Wachtmeiſter des zehnten franzöſiſchen Huſarenregiments, Guindé, der ihn als einen Befehlsführer erkannte, auf ihn los, und rief ihm zu, er ſolle ſich ergeben. Der Prinz antwortete durch einen Säbelhieb. Augenblicklich empfing er ſelbſt einen Stich in die Bruſt; mit zwei tödtlichen Wunden hielt er ſich noch eine kleine Strecke zu Pferde, geleitet von ſeinen herbeigeeilten Adjutanten, dem Hauptmann von Valentini und dem Lieutenant von Noſtitz, von welchen dieſer auch ſchon im Arm verwundet war. Der Feind drängte heftig nach, der Prinz ſank vom Pferde, und auf grünem Boden, am Ufer eines klaren Baches, gab er ſeinen Geiſt auf. Als er den Stich in die Bruſt bekam, ſoll er noch ausgerufen haben: „Est-il possible!“ Dann aber gab er weder Laut noch Zeichen mehr. Feindliche Huſaren wütheten noch gegen den ſchon Todten. Mit dreizehn Hieb- und Stichwunden fand man ihn zerfetzt und nackt ausgeplündert.

So fiel Prinz Louis. Er hatte das vierunddreißigſte Jahr noch nicht zurückgelegt. Aber ſein kurzes Leben hatte für ihn genug Inhalt gehabt, er war mit der Welt fertig, und ihm wäre weiterzuleben immer ſchwieriger geworden. Hätte er die Erhebung des Jahres 1813 erleben können, ſo wäre ihm freilich ein großes Loos zugefallen; ſelbſt ein franzöſiſcher Schriftſteller meint, daß er die Lorbeeren Blücher's wenigſtens getheilt haben würde. Ueber ſeinen Tod hat man geſtritten. Man ſchrieb den üblen Ausgang des Gefechts nur ſeiner unzeitigen Kühnheit, ſeinem ſtrafbaren Ungehorſam zu. Uns aber ſcheinen die Worte eines wichtigen Beurtheilers hier den richtigſten Aufſchluß anzudeuten. In ſeinem Werke über die Thaten und Schickſale der Reiterei ſagt nämlich Canitz: „Wohlunterrichtete Männer behaupten, der Tadel der Unvorſichtigkeit ſei dem tapferen Prinzen ganz mit Unrecht gemacht worden. Er habe ſehr gut gewußt, wie die Sache ſtand, und nicht unüberlegte Kampfluſt, ſondern der ernſte als Entſchluß, ſich für das Wohl des Ganzen aufzuopfern, habe ihn beſtimmt, dem Gefecht bei Saalfeld nicht auszuweichen, in welchem er keinen Triumph ſuchte, aber ein ruhmgekröntes Grab fand.“ Auch Müffling war dieſer Meinung.

Seine Leiche wurde von den Franzoſen nach Saalfeld gebracht, und daſelbſt in der Fürſtengruft beigeſetzt. Die Herzogin von Koburg ſchmückte den Sarg mit einem Lorbeerkranz. Später wurden ſeine Ueberreſte nach Berlin in die Domkirche gebracht.

Allgemein im Heere waren die Trauer und Beſtürzung über ſeinen Tod, man ſah ihn als ein Unglückszeichen an. Auch im Volke war die Theilnahme ſehr groß. Die großen Schickſalsſchläge, welche folgten, konnten dieſen erſten nicht vergeſſen machen. Seine Schweſter, die Prinzeſſin Louiſe von Preußen, vermählte Fürſtin Radziwill, ließ dem geliebten Bruder im Jahre 1823 an dem Orte, wo er fiel, durch Schinkel und Friedrich Tieck ein Denkmal errichten. Der Feind aber war durch ſeinen Tod nicht verſöhnt. Napoleon verfolgte ſein Andenken noch jenſeits des Grabes. Als in Berlin die Geiſtlichkeit vor dem Kaiſer erſcheinen mußte, fuhr dieſer, wie gegen die Königin, auch gegen den Prinzen Louis heftig los, und erzählte die unwahre Anekdote, derſelbe ſei mit dem Degen an der rechten ſtatt linken Seite auf die Parade gekommen, und habe ſich entſchuldigt, alles jetzt werde ja in verkehrter Weiſe gemacht. Der Kaiſer fuhr in ſeinem Grimme fort: wenn Prinzen von Geblüt ſich das unterſtünden, ſo müßten ſogar ihre Köpfe fallen, und machte dabei eine ſo heftige Bewegung, daß er den neben ihm ſtehenden Prinzen Hieronymus faſt in’s Geſicht traf. In allen öffentlichen Erwähnungen wurde der Prinz Louis geſchmäht, die gehäſſigſten Unwahrheiten auf ſeinen Namen gehäuft, jede Lüge und Uebertreibung gern aufgenommen und verbreitet. Eine Menge falſcher oder entſtellter Angaben erhielten auf dieſe Weiſe unverdienten Glauben, Aeußerungen und Handlungen, welche nie Statt gefunden, wurden mit Zuverſicht behauptet, weil ſie gedruckt zu leſen waren. Noch nach dem Frieden von Tilſit wollte der Intendant Bignon dem Prediger Ancillon nicht erlauben, durch die Zeitungen einer falſchen Anekdote zu widerſprechen, wobei man ihn als Zeugen genannt hatte, und die er durch das einfache Wort: „Ich würde nicht dazu geſchwiegen haben, noch dageblieben ſein“, bündig widerlegte; dergleichen würde dem Kaiſer, meinte Bignon, ſehr unangenehm ſein, der ſeine Feinde in der Meinung herabgeſetzt aber nicht erhoben ſehen wolle.

Im vaterländiſchen Sinne feierten ſeinen Heldentod, nicht ohne Kühnheit in damaliger Ungunſt der Zeiten, die Dichter Fouqué, Stägemann, Sinclair, der in Homburg unter dem Drucke der franzöſiſchen Gewalt ſeine freimüthige Deutſchheit nicht verläugnete, Fräulein von Uttenhoven, Theodor Körner, Guſtav von Brinckmann, der auch in früheren Anläſſen dem liebenswürdigen Prinzen deutſch- und franzöſiſche Gedichte, und ſogar eine lateiniſche Elegie gewidmet hatte.

Ueber den Karakter des Prinzen Louis wird immer Lob und Tadel in dem Urtheile gemiſcht bleiben, in wechſelndem Verhältniſſe, je nachdem der Urtheilende ſeinen Standpunkt wählt. Aus reinmenſchlicher Anſicht, von Seiten des Herzens, des Strebens, des innerlichen Daſeins wird man ihn ſtets rühmen und wahrhaft lieben müſſen. Von dieſen Seiten vorzugsweiſe zeigte er ſich dem Sinne Rahel's, die ſeine Mängel genug einſah, und rügte, aber ihn mehr noch beklagte, als verurtheilte. Außer den Zügen, welche in einigen Briefen von ihr an Fouqué den gefallenen Freund betreffen, finden ſich noch folgende auf einem beſonderen Blatt von ihr aufgeſchrieben, die zur Kenntniß ſeines Weſens nicht unwichtig ſind.

„Louis ſagte tauſendmal: „Ich überlebe den Fall meines Landes nicht; wenn wir ſolch Unglück haben, ſterbe ich.“ — Und dieſer Gedanke war das Reſſort ſeines ganzen Lebens, und in ſeinen Leidenſchaften, in ſeiner großen Liebe, erlaubte er ſich nur alles, weil er dies ununterbrochen dachte, und nun alles Uebrige nicht der Mühe werth hielt.

Sein Umgang war freilich ſchlecht zuſammengeſetzt, aber während er die Schlechten nur eben nicht verſtieß, zog er die Beſſeren an, und wußte ſie zu ſchätzen. Auch kannte er ſeine Leute genau, und trug im Inneren ein viel ſchärferes Urtheil über ſie, als die Gleichförmigkeit ſeines gegen Alle gütigen Benehmens äußerlich zeigen konnte. So ſagte er einmal, als man ihm Vorwürfe machte, daß er manche Leute in ſeinem Hauſe ſähe und vor der Welt als ſeine Freunde gelten ließe, die ſeiner doch gar nicht werth wären, und zum Beweis einen bekannten Schwelger nannte, der ſich beinahe täglich bei ihm einfand: „Ich weiß alles von ihm, ſagte er lächelnd, aber er iſt mir wie ſo ein großer Hund, den ich im Zimmer habe, ich ruſe ihn mal heran, klopfe und poddle ihn ein bischen, und laſſ' ihn wieder, ohne an ihn zu denken.“

Daß er auch Lob und Bewunderung nur nach wahrem Werthe ſchätzte, und ſich durch falſche nicht beſtechen ließ, zeigt Folgendes, was er von einer angeſehenen und gefeierten Frau, die ihn zum Gegenſtand ihres Lobpreiſens gewählt hatte, gelegentlich, am Fenſter ſtehend, gegen mich äußerte: „Nichts geht wirklich in ihr vor; ihre große Anhänglichkeit, die ſie einmal auf mich geworfen hatte, war ganz eben ſo willkürlich, wie alles andere; ſie wußte gar nichts von mir, und ſie kann ſich eben ſo hinaufreizen, und ſich gegen den Mann, der da geht — es ging ein Handwerker in blauem Rock vorüber — eben ſo betragen, wenn ſie von ihm gehört hat, nicht ein Funken von Urtheil iſt in ihr.“ Von der und ihrer Klaſſe konnte er gar nicht aufhören.

Ein andermal fragt' ich ihn nach einem Manne, den ich nicht kannte, wohl aber ſeine ſehr ſchöne Frau, und wollte deßhalb wiſſen, was denn an dem Manne ſei? Louis wurde ganz wie verlegen, und halb ärgerlich gegen mich, weil ich ſchon öfter gefragt hatte; dann ſagte er nach einer Pauſe ſehr gelaſſen und geſammelt, und, wie er wohl pflegte, als ob er halb in Gedanken wäre: „Das iſt ſo ein gewöhnlicher Menſch, daß ich Ihnen gar nichts von ihm ſagen kann, — der iſt nichts als ein preußiſcher Offizier — (und wie hoch hielt er die im anderem Sinne wieder!) — kurz, um Ihnen mit Eins zu zeigen, was er für ein Mann iſt, will ich Ihnen weiter gar nichts ſagen, er trägt die Uniform ohne Hemde auf bloßem Leib, damit ſie knapp ſitzt.“

Er war einmal ſehr böſe gegen einen Geſandten, den er bei ſich zu ſehen pflegte, und betheuerte, ihn nicht mehr ſehen zu wollen. Eines Abends ſitzt er in der Dämmerung bei mir, und der Geſandte wird mir angeſagt. „Nehmen Sie ihn nicht an! ruft Louis, wenn Sie eine Freundſchaft für mich haben!“ — Gut! ſage ich. — „Nehmen Sie ihn nicht an!“ — Ich hatte ſchon Nein ſagen laſſen. Ich vergaß dann die ganze Sache. Zwei Tage nachher nimmt er mich zum Mittageſſen mit nach Hauſe; ich finde den Geſandten, und er geht aus und ein wie immer. Es hatte ſich weder in ſeinem Zorne noch in ſeinem Vorſatz etwas verändert; er konnte nur niemanden in's Geſicht widerſtehen.

Von einer Frau, die er ſehr liebte, aber doch nicht in allem Betracht hoch ſtellen konnte, ſagte er mit ſchmerzlichklarem Bewußtſein: „Sie fällt mir nie ein, wenn ich Fortepiano ſpiele, bei meinen edelſten Stimmungen und Ideen!“ Auch ſagte er einmal verwunderungsvoll: „Wie kann man auf Zwei ſo eiferſüchtig ſein!“ Und ein andermal: „Wir outriren Alle!“ und lächelte.

Er war in ſeinem Inneren unaufhörlich beſchäftigt, rang mit Empfindungen, verarbeitete Gedanken, und überraſchte nicht ſelten durch wahre Geiſtesblitze, innigen Sinn und tiefe Wahrheit, wie man ſie ihm oft am wenigſten zutraute. Sein Geiſt reichte ſehr weit, und alles eigentlich Menſchliche faßte er tief und lebhaft auf. Seine Gedanken hatten immer das Eigenthümliche des freien und ſelbſtſtändigen Weges, auf dem er zu ihnen gelangt war, daher er auch, bei ungeheurer Fülle deſſen, was er geſehen und erfahren hatte, nicht mit leichtem Redefluſſe ſeine Gedanken anhaltend vortragen konnte, obwohl er im Feuer des Augenblicks vortrefflich und mit Begeiſterung fortreißend ſprach. Er wußte aber auch jenes ſehr gut. Ich war einmal Abends mit ihm und ſeinem dreijährigen Knaben am Theetiſch, und das Kind lief immer um den Tiſch, und wollte etwas ſagen, ohne damit fertig werden zu können. Er ſah mit der größten Innigkeit und Stillſchweigen eine Zeitlang des Kindes Treiben an, und ſagte dann lächelnd zu ihm: „Es geht dir, wie deinem Vater; du ſprichſt auch mit großer Schwierigkeit.“ Er hatte zu ſeinen und für alle Kinder die größte Liebe.“

Zur Vervollſtändigung dieſer Züge, und zur klarſten Einſicht in das Weſen der angedeuteten Freundſchaft, ſind einige der wenigen noch geretteten Briefblätter des Prinzen mitgetheilt worden, in deren letztem derſelbe, kurz vor ſeinem Tode, und gleichſam als Zeugniß und Denkmal ſeines Innerſten, die Richtung ſeines bewegten Gemüths und ſein Vertrauen zu Rahel liebenswürdig ausſpricht. Er ſchrieb in jener Zeit an Rahel faſt täglich; aber faſt alles iſt verbrannt. Eine Reihe anderer geretteter Briefe dürfte für jetzt noch nicht mittheilbar ſein. *)

1835.

---

*) Dieſe letzteren ſind ſeitdem gedruckt erſchienen in „Briefe von Chamiſſo, Gneiſenau, Haugwitz, W. von Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. a.“ Leipzig, 1867. Zwei Bände.

David Veit.

Gäbe es in der Welt bloß diejenigen Talente und Bedeutſamkeiten, welche ſich unmittelbar im Glanze der Oeffentlichkeit darſtellen, und hier zu Namen und Ruf gelangen, ſo wäre der Lebensinhalt auch der Zeiten, die ſcheinbar die reichſten ſind, doch nur für gering und armſelig zu halten. Wenn wir aber betrachten, wie ſehr in jenem Betreff das Spiel des Zufalls zu walten ſcheint, und ganz achtlos bald Geringeres an das Licht hebt, bald das Werthvollſte im Dunkel hält, ſo gewinnen wir die tröſtliche Ueberzeugung, daß die Welt viel reicher iſt, als ihre jedesmalige Außenſeite zu erkennen giebt. Nichts kann uns wehren ſogar vorauszuſetzen, daß neben dem Größten und Beſten, welches wir ſehen, noch ebendergleichen zahlreicher im Verborgenen weilt, und uns darum nicht minder zum Gewinne lebt. Tritt nun, früh oder ſpät, aus dieſer unbekannten Größe, als Zeugniß ihrer Wirklichkeit, irgend ein neues Bild hervor, mit dem erkennbaren Gepräge aller der Möglichkeiten, in welchen daſſelbe hätte gelten können, ſo dringt ſich uns ein Gefühl heiterer und erhebender Befriedigung auf, dem vergleichbar, welches ein Reicher empfindet, der ſeine zu Tage geförderten Schätze doch nur als einen Theil derer weiß, die unerforſcht und unberechenbar im Dunkel liegen.

Mit gutem Rechte giebt uns der Name David Veit zu dieſer Betrachtung Anlaß. Die ausgezeichnetſten Gaben und Kräfte waren hier in einer Weiſe verbunden, wie ſie es ſelten ſind. Die Art der Verbindung nämlich iſt eine noch ganz beſondere Eigenſchaft, wodurch das Verbundene auf eine

Stufe gerückt wird, wohin die einzelnen Gaben nicht reichen würden. Die letzteren, je einzelner, beſchränkter auf ein äußeres Ziel gerichtet, je mehr den Menſchen verdeckend und erſchöpfend ſie wirken, deſto leichter nehmen ſie nach außen Raum und Geſtalt. Das Gleichmaß aber, die Zuſammenſtimmung, der innere Verkehr, alles, was dem Menſchen für ſich ſelbſt als Leben und Bildung zu Gute kommt, wodurch er als Perſon für ſeine nächſte Welt am beſtimmteſten gilt und wirkt, iſt unläugbar von höherem Werthe, als die einſeitige Virtuoſität, welche ſo bequem ſich nennen und in offene Regiſter einſchreiben läßt.

Veit war ein Menſch, der ſeine Anlagen vollſtändig entwickelt, ſie bis zur höchſten Reife ausgebildet hatte, nach allen Seiten, wohin eine innere Möglichkeit es zuließ. Daß er ein höchſt ausgezeichneter Arzt war, gehörte in den Kreis dieſer Bildung, erſchöpfte ihn aber keineswegs. Sein philoſophiſches Denken war kein metaphyſiſches, ſchlug aber wie lodernde Flamme ſich um jeden dargebotenen Gegenſtand und verzehrte das Unhaltbare daran. Er hatte weiten Ueberblick für große Geſammtheiten, und bemerkte dabei ſcharf auch das Kleinſte. Sein klarer, feſter Verſtand war von lebhafter Einbildungskraft begleitet; für Poeſie war ſein Sinn höchſt empfänglich. Geneigt und willig, ſich einnehmen zu laſſen, ſtaunend aufzumerken, zu bewundern, ließ er ſich doch niemals hinreißen, ſondern hielt ſich prüfende Beſonnenheit und unbeſtechliches Urtheil frei. Seine umfaſſenden wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe waren in ihm kein todter Vorrath, ſondern zu dem regſten Verkehr belebt. Er ſchrieb vortrefflich, in der Weiſe der wenigen aber beſten unſerer Schriftſteller, bei welchen, nach Leſſing's und Mendelsſohn's Vorbild, ein heller Verſtand andere Gaben nicht ausſchließt, aber führt. Ausgezeichneter noch war ſein mündlicher Vortrag, lehrend, erzählend, geſprächsweiſe, immer lichtvoll, ſachgemäß, leicht hinſtreifend und gründlich eindringend, wie es der Augenblick forderte.

Was aber dieſe ſchönen Gaben als gemeinſames Band durchſchlang und ſie zur eigenthümlichſten Erſcheinung erhob, das haben wir als eingebornen Humor zu bezeichnen, als eine tief in ſeinem Weſen wurzelnde Laune des Witzes, des

Scherzes, die in ſeinem Darſtellungs- und Nachahmungstalent als poſſenhafter Muthwillen ausbrechen konnte, in ſeinen ſtrengen Gedankenfolgen und Geiſtesübungen als heitere Ironie mitging. Was er ſchrieb und ſprach, ſein Auftreten, ſein geſelliger Verkehr, ſein ärztliches Handeln, der Ausdruck ſeiner Empfindung, alles gehörte dieſer gemeinſamen Quelle an.

David Veit wurde zu Breslau geboren den 8. November 1771. Obwohl von jüdiſchen Eltern, empfing er früh eine vorurtheilsloſe, allgemein geiſtige Richtung. Theils in ſeiner Vaterſtadt, theils in Berlin durch guten Schulunterricht vorbereitet, bezog er im Jahre 1793 die Univerſität Göttingen, beſuchte dann Jena, wurde in Halle Doktor der Arzneiwiſſenſchaft, und machte darauf mit Abraham Mendelsſohn eine Reiſe nach Paris, wo er anſehnliche und fruchtbare Verbindungen knüpfte, und inſonderheit mit Rodrigues, dem Vater des Saint-Simoniſten Olinde Rodrigues, vertrauten Umgang pflog. Hier widmete er der Ausarbeitung wiſſenſchaftlicher Schriften großen Fleiß, und lieferte in Ueberſetzungen, Auszügen und Anmerkungen vieles werthvolle Eigene. Zufällige Umſtände beſtimmten ihn, ſich in Hamburg niederzulaſſen, wo er als Arzt anfangs mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Doch wurde ihm bald die Auszeichnung, trotz des Vorurtheils gegen ſeine Religion, zum Armenarzt erwählt zu werden. In dem edeln, geiſtvollen und einflußreichen Kreiſe von Reimarus, Sieveking, Schönborn, Voght, Poel, Perthes u. ſ. w. wurde er höchlich geſchätzt und geſucht. Hierin allein ſchon iſt das ganze Verhältniß Veit's in Hamburg für den ausgedrückt, der das Haus Sieveking in ſeiner Blüthe gekannt hat, wo die großartigſte Weltverbindung und Gaſtfreundſchaft vorzüglich dem geiſtigen Leben mit ſchönem Sinne gewidmet war. Hier lernte Veit auch Friedrich Heinrich Jacobi näher kennen, der ihn ſehr liebgewann und ungemein beachtete. Von mehreren Seiten aufgefordert, hielt Veit vor gewählten Zuhörern Vorleſungen über Anthropologie, die er mehrere Jahre wiederholen mußte. Einzelne Aufſätze, meiſt augenblicklichen Eindrücken oder Zwecken angehörig, tiefe Gedankenreihen bisweilen, aber auch wohl einmal ſcharfgeiſtige Theaterkritik, gab er, wie einſt Juſtus Möſer, anſpruchslos den Tagesblättern hin, wo ſich die meiſten namenlos verlieren mußten. Es waren oft Meiſterſtücke darunter. Bei dem Doktorjubiläum des trefflichen Johann Albert Heinrich Reimarus lieferte er eine eigene Schrift zu Ehren des herrlichen Greiſes, deſſen Verdienſte er ſchön und würdig dargeſtellt hat. In ſpäteren Jahren mußte die litterariſche Thätigkeit der zunehmenden ärztlichen weichen, ſie wurde von dieſer endlich ganz erſtickt. Während der Herrſchaft der Franzoſen in Hamburg wurde Veit, als der franzöſiſchen Sprache vollkommen Meiſter, mit neuen Obliegenheiten beſchwert. In den harten Bedrängniſſen ſeiner Mitbürger hielt er muthig aus; ſein eifriger Beſuch der franzöſiſchen Krankenhäuſer während der ruſſiſchen Belagerung brachte ihm den frühzeitigen Tod. Durch ein bösartiges Fieber angeſteckt, wurde er in ſeinem Berufe dahingerafft, und ſtarb am 15. Februar 1814.

In den gegebenen Verhältniſſen hat Veit nie vollkommen zeigen können, was er innerlich war, und was ihm zu leiſten möglich geweſen wäre. Um dies zu ermeſſen, muß man ſich ihn an eine Univerſität verſetzt vorſtellen, als mündlichen Lehrer, als wiſſenſchaftlichen Forſcher und Darſteller, inmitten aller Anreizung und Freiheit zu ſchriftlichen Arbeiten. Er würde, davon ſind Alle überzeugt, die ihn gekannt haben, in ſolcher Laufbahn bald den Erſten und Berühmteſten beizuzählen geweſen ſein. Litterariſch würde er in jedem Fache geglänzt haben. Es kann nicht geſagt werden, daß er ſeinen Beruf verſäumt habe, ſein Werth beſtand für ihn und Andere in vollem Daſein, aber die Ausbreitung ſeines Verdienſtes vor der Welt, die Rückwirkung ſolchen Erfolgs auf ihn ſelbſt, dieſe bleiben verſagt.

Sein Briefwechſel mit Rahel iſt noch größtentheils vorhanden, und ein ſchönes Denkmal edlen Umgangs zwiſchen zwei jungen Perſonen, deren Zuneigung und Vertrauen ganz auf unbefangenem geiſtigen Streben beruht. *) —

1835.

---

*) Briefwechſel zwiſchen Rahel und David Veit. Leipzig, 1861. Zwei Bände.

Alexander von der Marwitz.

Wenn ein Jüngling aus dem griechiſchen Alterthum in unſerer Zeit hervorträte: ſchön, geiſtvoll, feſt, reinen Sinns, vollendeter Bildung, abgeſchloſſen in ſtrenger Perſönlichkeit, immer ſcharf im Wollen, immer ganz im Thun; allen Darbietungen der Welt offen, den Waffen, der Philoſophie, der Landwirthſchaft, den Geſchichtsſtudien; im Beſitz ariſtokratiſcher Vorzüge ſtolz über ſie hinaus, die Seele erfüllt von Schönem und Großem; die gemeine Welt verachtend und ihren Rückſichten und Künſten fremd; ein ſolcher Jüngling, im Gegenſatz und Widerſpruch mit allem Inhalte unſerer neueren Tage, würde als auffallende, räthſelhafte Erſcheinung durch dieſelben ſchreiten, und im trüben Gewirre ſtatt verheißenen Heldenthums nur ein dunkles perſönliches Geſchick finden.

So dürfen wir uns Marwitz vorſtellen. Mit allen höchſten Fähigkeiten des inneren Menſchen ausgeſtattet, ohne die gemeinen Gaben der Mittelmäßigkeit, welche dem nächſten Gebrauch bequem ſind, ſtand er in dem Leben, das ihn umgab, ſchroff und fremd, nichts ihm Aehnliches, nichts ihm Entſprechendes zeigte ſich. Eine ungeheure Kluft ſchien ihn von allem Wirklichen zu trennen. Wer in die Geiſtesmacht, in die Thatfähigkeit zu blicken vermochte, dem blieb kein Zweifel, daß hier der höchſte Beruf gegründet ſei, zum Gebieten, zum Anführen, zum Vollbringen; als Fürſten, als Feldherrn, als Staatslenker dachte er ſelbſt ſich bisweilen, doch öfter und ſtärker ihn die Anderen. Dabei war er äußerlich nichts, als ein Lieutenant und Referendarius, und auch dieſes Verhältniß haftete kaum an ihm, ſondern ſchwand in ſeinen perſönlichen

Eigenſchaften ganz als Nebenſache, wie etwa der vorübergehende untere Kriegsdienſt bei einem Prinzen.

Alexander von der Marwitz wurde geboren den 5. Oktober 1787 zu Friedersdorf, einem unſern Küſtrin auf dem linken Oderufer gelegenen Stammgute der Familie, die zu den älteſten und angeſehenſten der Mark gehört. Seine Knabenjahre brachte er in Küſtrin zu, wo er bei einem Prediger mit großer Sorgfalt erzogen und unterrichtet wurde. Er war ſtill und ernſt, fleißig, durchaus edel und rein, aber bei eintretenden Anläſſen unerhört auffahrend und heftig. Später kam er nach Berlin auf das graue Kloſter, wo er beſonders dem Studium der alten Sprachen und der Geſchichte mit glänzendem Erfolg oblag. Er trieb alles mit Begeiſterung und mit Gründlichkeit zugleich; ſeine Lehrer achteten und bewunderten ihn. Spalding ſchrieb am 25. Februar 1804 von ihm an Wolf nach Halle, indem er mehrere Zöglinge des Gymnaſiums ankündigte: „Leider kann ich Ihnen jetzt noch nicht ſchicken 'eine ἁγνὴν ψυχὴν, Alexander von der Marwitz; ein herrlicher Junge, voll Luſt und Durſt nach griechiſchem Schönen. Dieſer muß vor der Hand nach Frankfurt an der Oder, wo der Salmaſius nostri temporis doch ſo eigentlich nicht dem Schönen Thür und Thor öffnet.“ Er blieb nur ein Jahr in Frankfurt, und erlangte dann nach Halle zu gehen, wohin beſonders Wolf's Namen ihn zog. Johannes von Müller, deſſen Bekanntſchaft er ſchon als Gymnaſiaſt, begeiſtert vom Leſen der Schweizergeſchichten, aus eigenem Antrieb und mit kühner Selbſtdarſtellung geſucht hatte, ſchrieb am 10. März 1805 an Wolf die bedeutenden Worte: „Ich brauche ihn nicht zu empfehlen, weil Sie ſelbſt bald ſehen werden, wie viel in ihm iſt.“

Halle befand ſich damals im höchſten Aufſchwunge. Außer Wolf und Bekker, und den philologiſchen Studien, beſchäftigten den achtzehnjährigen Jüngling, dem ſchon Plato und Spinoza vertraut waren, die Vorträge von Schleiermacher und Steffens, die Tiefen des Denkens und die Geſtalten der Natur und Geſchichte. Seine Gemüths- und Geiſtesart bildeten ſich immer ſtrenger und gewaltiger aus, und in größter Einfachheit des Benehmens, aber in ſtolzer Selbſtſtändigkeit, und in der

Bereitſchaft, dem eigenen Sinne gemäß auch immer zu erſcheinen und zu handeln, ohne je Rückſichten und Umſtänden ſich zu beugen, galt er den jüngeren Freunden als ein leitendes Haupt, als ein auserwählter ſicherer Anhalt.

Der Krieg des Jahres 1806 ſtörte die Studien; noch ehe die Folgen der Schlachten von Auerſtädt und Jena die Univerſität Halle trafen wurde Marwitz abgerufen, um ſtatt ſeines in den Krieg ziehenden älteren Bruders die Verwaltung der Güter zu übernehmen. Er zog alſo nach Friedersdorf, leitete dort die Geſchäfte mit Hülfe treuer Beamten ſorgſam und tüchtig, und beſtand mit Muth und Gewandtheit die ſchwierigen und drückenden Verhältniſſe, welche der Einbruch und Aufenthalt des ſiegreichen Feindes in ſolcher Lage ihm aufbürdete.

Sein brennender Zorneifer verleitete ihn jedoch eine durch Nachbarn ihm zugefügte Unbill auf eine Weiſe zu rächen, welche als ein Mißbrauch der Gewalt und des Namens der Franzoſen auch von dieſen geſtraft werden mußte. Er wurde Nachts durch franzöſiſche Gendarmen von dem Gute geholt und in Feſſeln nach Küſtrin abgeführt. Man hielt ihn ſchon für verloren; doch wurde die Sache durch vielfach thätige Verwendungen noch glücklich beigelegt. Unter den Widerwärtigkeiten der damaligen politiſchen Lage, im Unmuthe aller perſönlichen Hemmungen und der Bedrängniſſe des Landes und der Freunde, gab er ſich mit erhöhtem Eifer dem wiſſenſchaftlichen Fleiße hin, von dem jedoch die Tagesangelegenheiten immer wieder abrufen wollten.

Als im Jahre 1809 der Major von Schill ſeinen eigenmächtigen Kriegszug unternahm, folgte ihm Marwitz nebſt mehreren engverbundenen Freunden, verließ die Irrbahn aber bald wieder, als er ſie ziellos in's Weite ſchweifen ſah. Dagegen zog das öſterreichiſche Heer mit allen Lockungen des Sieges von Aſpern mächtig an. Marwitz nahm Dienſte in dem Klenau'ſchen Chevauxlegersregiment, wo ein jüngerer Bruder von ihm ſchon früher eingetreten und in der letzten Schlacht ſchwer verwundet worden war. Der Krieg dauerte nicht lange; nach den Schlachten von Wagram und Znaym erfolgte ein Waffenſtillſtand, während deſſen Marwitz nach

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Olmütz kam. Hier wohnte er als Kranker in einem Gaſthofe, wo der Wirth, ſchon bekannt als ein wilder und heftiger Menſch, gegen ihn die rückſichtsloſeſte Ungebühr ausübte. Marwitz mußte zuletzt den Degen ziehen, und da jener fortfuhr zu toben und anzuſtürmen, ſah er ſich in dem unglücklichen Fall, ihn zu erſtechen. Dieſer Vorgang machte großes Aufſehen und auch auf Marwitzens Gemüth einen tiefen Eindruck; denn wiewohl er nur Nothwehr gebraucht hatte, auch von der richtenden Behörde ſo gut wie frei geſprochen wurde und bloß dem Namen nach eine Zeitlang in Verhaft blieb, ſo ſuchte er doch ſeitdem die Reizbarkeit und den Jähzorn ſeines Gemüthes ſtrenger zu bewachen, und ſeine Handlungen mehr unter die Herrſchaft beſonnener Mäßigung zu ſtellen.

Noch einige Zeit diente er in Oeſterreich, nahm dann den Abſchied und begab ſich wieder in die Heimath, lebte abwechſelnd in Friedersdorf, in Berlin und endlich in Potsdam, wo er ſich bei der Verwaltung anſtellen ließ.

Sein Gemüth litt an der Lage der Welt und an manchen perſönlichen Mißverhältniſſen. Aber ſein Geiſt und ſein Karakter ſchritten den höchſten Entwickelungen entgegen. Sein raſtloſer Fleiß, ſeine tiefe Forſchbegierde, ſeine umfaſſenden Kenntniſſe und ſein lebendiger Wahrheitsſinn ſchienen zu irgend bedeutenden wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen führen zu müſſen. Edel bis in die kleinſte Faſer, unfähig zu jeder Nachgiebigkeit gegen Unwürdiges und Verkehrtes, erhaben über eigene und fremde Schwächen jeder Art, begeiſtert und doch niemals phantaſtiſch, ſondern von klarem, ſcharfem Verſtande in ſeiner Begeiſterung geleitet, ſchien er freilich mit der gemeinen Welt nur im Widerſtreit und Kampf ſtehen zu müſſen, und nach keiner Seite war für ihn eine fruchtbare und heitere Zukunft denkbar. Eine leidenſchaftliche Zuneigung, welche bei der edelſten und reinſten Geſtalt doch nur neue Verwirrung in ſein Leben zu bringen drohte, vermehrte noch die Bedrängniſſe, denen er ſich ausgeſetzt ſah.

Der Krieg des Jahres 1813 unterbrach für den Augenblick alle Zweifel und Sorgen. Marwitz eilte voll Vaterlandsgluth in die Reihen der Kämpfenden. In einem hitzigen Gefechte bei Koswig an der Elbe focht er tapfer, verlor aber ſein

Pferd, wurde von Polen umringt und grauſam zerhauen, bis deren Oberſt Szymanowski und ein Oberſtlieutenant Skrzynecki, der nachher berühmte polniſche Generaliſſimus, zu ſeiner Rettung herbeikamen und großmüthig für ihn ſorgten.

Noch nicht geheilt von ſeinen Wunden kam er nach Prag, wo er längere Zeit blieb. Als aber die verbündeten Heere an den Rhein vorgedrungen waren, wollte er nicht zurückbleiben, ſondern eilte zu Blücher's Heer, welches bald in Frankreich einrückte und auf die Hauptſtadt losging. Doch auf dieſem Marſche durch Napoleon überfallen, erlitt dies Heer bei Etoges, Champaubert, Montmirail und Vauchamp blutige Niederlagen, und bei Montmirail fiel mit vielen anderen Tapferen auch Marwitz. Er befand ſich im heißen Gefecht unter den vorderſten Streitern, da ſahen Kammeraden ihn mit der Hand an die Stirne greifen, und gleich darauf vom Pferde ſinken, eine Kugel mußte ihn getroffen haben; der Drang und die Verwirrung des Zurückweichens ließen den Gefallenen unmittelbar in Feindes Gewalt gerathen, wahrſcheinlich nicht mehr lebend, da keiner ſpäteren Forſchung gelungen iſt, noch einige Nachricht darüber auszumitteln.

Marwitz hatte Rahel's Bekanntſchaft kurz vor ſeiner Abreiſe nach Oeſterreich gemacht. Er war gleich und ganz von ihr eingenommen, mit einer Ehrfurcht und einem Vertrauen, welche bisher in ihm noch für niemanden in ſolchem Grade wahrzunehmen geweſen. Seinem Freunde Adolf Müller ſchrieb er aus Igram den 18. Auguſt 1809 die gewaltigen Worte: „Sollteſt du in meiner Abweſenheit nach Berlin kommen, ſo befehle ich dir, die Bekanntſchaft der Rahel Levin zu machen. Sie mag wohl jetzo das größte Weib ſein auf Erden.“ Wenn Marwitz dergleichen ſagte, ſo konnten ſeine Freunde ſtaunen, aber kaum zweifeln, denn Grundloſes und Irriges war man von ihm nicht gewohnt, und leere Uebertreibung auch nicht, ſein Wort war immer wahr und tüchtig. Das ſpätere Zuſammenſein und ein eifriger Briefwechſel gaben dieſem Freundſchaftsverhältniſſe zwiſchen Rahel und Marwitz die liebevollſte Innigkeit und treuſte Verſicherung. So lange ſie lebte, beweinte Rahel den zu früh geſchiedenen

Freund, überdachte ſein Weſen, und pries ſeine Eigenſchaften, die ſie ſich lebhaft bei aller Gelegenheit vergegenwärtigte. Einſt bei ſolchem Anlaſſe, da ſie zur Bezeichnung ſeines Werthes mancherlei Worte gebrauchte, ſchloß ſie die geſteigerte Reihe derſelben mit dem Ausdrucke: „Dieſer Künſtler!“ und eröffnete damit unwillkürlich gleichſam den innerſten Kern ſeines Weſens. Denn ein Künſtler war er im höchſten Sinn; nicht der Ausübung, aber der Stimmung nach; er dichtete nicht, mahlte nicht, muſizirte nicht, aber was er ſah und hörte, ſprach und lebte, alles nahm und gab er als Künſtler, als der Genoſſe einer höheren Bildungswelt, die er in ſich darſtellte und um ſich her ſtets verlangte, ja nach ſeinen Kräften ſchuf.

So war Marwitz! Wer ihn gekannt hat, wird hier nicht zuviel geſagt finden, ſondern noch vieles hinzuſetzen können. Wer ihn nicht gekannt hat, möge beim Leſen ſeiner Briefe, falls er ſie zum Maßſtabe der Beurtheilung nehmen will, doch nie des Unterſchiedes vergeſſen, in welchem auch die geiſtreichſte Schrift gegen den lebendigen Menſchen, von dem ſie ausging, immer zurückſtehen wird!

1835.

Karl Joſeph Fürſt von Ligne.

Umſtändlich und genügend über den Fürſten von Ligne zu ſprechen, dürfen wir nicht unternehmen. Die friſche Munterkeit und anmuthige Feinheit franzöſiſchen Geiſtes, der ätheriſche Flatterſinn und tapfere Materialismus eines verſchwundenen Zeitalters müßten wieder auftauchen, und ein neues Jugendleben anfangen, um eine ſolche Geſtalt und Liebenswürdigkeit, wie der Fürſt von Ligne war, den ganz fremdartig dazu blickenden Augen unſerer heutigen Welt gehörig zu vergegenwärtigen.

Geboren den 23. Mai 1735 zu Brüſſel, aus einem der älteſten und berühmteſten Geſchlechter der Niederlande, war er früh berufen, alle Vortheile der großen europäiſchen Welt glänzend mitzugenießen. Durch die Lage ſeines Vaterlandes und die Verhältniſſe ſeines Hauſes konnte er gleicherweiſe nach Frankreich wie nach Oeſterreich gezogen werden, und wiewohl ſeine ſtaatsbürgerliche Stellung ihn ganz dem letzteren Lande zueignete, ſo hatte er doch nicht minder in Frankreich eine Art geſellſchaftlicher Heimath, die ſich überall hin erſtreckte, wo franzöſiſche Lebensart und Bildung ſich geltend gemacht hatten, alſo in jeder Hauptſtadt und an jedem Hofe, bei Friedrich dem Großen in Potsdam und bei Katharinen in Rußland, wie in Wien, und in Paris ſelber.

Er zeichnete ſich im ſiebenjährigen Kriege durch glänzende Tapferkeit aus, und gelangte nach und nach zu den höchſten Ehrenſtafen des Kriegsdienſtes. Er machte Reiſen und knüpfte Verbindungen, welche politiſch bedeutend waren. Er lebte am Hofe zu Verſailles in der angeſehenſten und vertraulichſten

Wirkſamkeit. Eben ſo am Hofe der Kaiſerin von Rußland. Doch Wien war der Mittelpunkt ſeines Anſehens, ſeiner Ehren und Würden, des großen verwandtſchaftlichen Zuſammenhanges, in welchen Geburt und Rang ihn geſtellt hatten. Aber alle Vorzüge und Würden, Auszeichnungen und Verdienſte mußten ſich bei ihm gleichſam unterordnen, und nur ſeine Haupteigenſchaft tragen helfen, die liebenswürdige Gabe des Umgangs, der geſellſchaftlichen Heiterkeit. Der tapfere Kriegsmann, der Feldmarſchall, der Fürſt, der Grand von Spanien, der Ritter des goldenen Vließes und Kommandeur des Marien-Thereſien-Ordens, der Inhaber eines Regiments, der Verwandte der mächtigſten Häuſer, der Gefährte und Liebling der größten Herrſcher Europa's, alle dieſe verſchwanden in der freundlichen Perſönlichkeit, die nur gefallen, wohlthun, erfreuen, beleben, und dadurch allein gelten und gewinnen wollte.

Wir können hier das Bild dieſer Perſönlichkeit nicht beſſer andeuten, als indem wir die bezeichnenden Worte der Frau von Stael entlehnen, die vor dem Auszuge, den ſie aus den Schriften des Fürſten gegeben, ſich alſo über ihn vernehmen läßt:

„Das Geſpräch von Männern, die durch ihren Geiſt der Unterhaltung berühmt ſind, nicht ſelbſt genoſſen zu haben, wird man immer bedauern müſſen, denn was von ihnen erzählt wird, kann davon nur eine unvollkommene Vorſtellung geben. Die Redewendungen, die Witzworte, alles, was ſich feſthalten und wiederholen läßt, kann nimmer dieſe jeden Augenblick erfüllende Grazie, dieſes Treffende des Ausdrucks, dieſe Eleganz in den Manieren ſchildern, welche den Zauber der Geſelligkeit ausmachen. Der Feldmarſchall Fürſt von Ligne iſt von allen Franzoſen als einer der liebenswürdigſten Männer Frankreichs anerkannt worden, und ſelten geſtehen ſie dieſes Lob ſolchen zu, die nicht unter ihnen geboren ſind. Vielleicht ſogar iſt der Fürſt von Ligne der einzige Fremde, der in der franzöſiſchen Geiſtesart Muſter geworden iſt, anſtatt Nachahmer zu ſein. Er hatte viele nützliche und gründliche Aufſätze über Geſchichte und Kriegskunſt in Druck gegeben. Er hat die Verſe und die Proſa mitgetheilt, zu denen er in ſeinen Lebensumſtänden Anlaß gefunden, immer iſt Geiſt und Eigenthümlichkeit in allem, was von ihm ausgeht; allein ſeine Schreibart iſt oft nur Sprechart (du style parlé), wenn man ſo ſagen darf. Man muß ſich den Ausdruck ſeines ſchönen Geſichts dabei vorſtellen, die eigene Munterkeit ſeines Erzählens, die Natürlichkeit, mit der er ſich dem Scherz überläßt, und man wird dann auch noch die Nachläſſigkeiten ſeines Schreibens lieben. Iſt man aber nicht unter dem Zauber ſeiner Gegenwart, ſo zergliedert man einen Schreibenden, den man ſtets hören muß, indem man ihn lieſt, als einen Schriftſteller; ſehr mit Unrecht, denn ſelbſt die Fehler ſeines Stils ſind eine Grazie in ſeinem Geſpräch. Was vielleicht grammatiſch nicht ganz klar iſt, wird es durch die glückliche Herbeiführung, durch die Feinheit des Blickes, die Tonbeugung der Stimme, genug durch alles, was der Kunſt zu ſprechen tauſendmal mehr Hülfsmittel und Reize verleiht, als die Kunſt zu ſchreiben beſitzt."

„Es iſt demnach ſchwer, durch den todten Buchſtaben dieſen Mann darzuſtellen, deſſen Geſpräch von den größten Genien und den erlauchteſten Herrſchern als die edelſte Erholung geſucht worden. Um jenes indeß ſo viel als möglich zu erreichen, habe ich ſeinen Briefwechſel und ſeine einzelnen Gedanken gewählt. Keine Art von Schriften vermag die perſönliche Bekanntſchaft mehr zu erſetzen. Ein Buch iſt immer nach irgend einem Syſtem gemacht, welches den Verfaſſer dem Leſer in einige Ferne ſtellt. Man kann wohl den Karakter des Schriftſtellers herausrathen, allein ſein Talent ſelber muß zwiſchen ihn und uns eine Art Fiktion ſetzen. Die von mir gewählten Briefe und Gedanken über verſchiedene Gegenſtände drücken zugleich das Träumeriſche und das Vertrauliche des Geiſtes aus; zu ſich ſelbſt und ſeinen Freunden ſpricht man ſo: hier iſt nicht, wie in La Rochefoucault, eine ſich immer gleiche, immer folgerechte Meinung. Die Menſchen, die Dinge und Ereigniſſe ſind dem Fürſten von Ligne vorübergeſchritten. Er hat ſie beurtheilt ohne Abſicht und ohne Zweck, ohne ihnen den Zwang eines Syſtems auflegen zu wollen, ſie waren ſo, oder wenigſtens ſchienen ſie ihm ſo dieſen Tag. Und wenn dennoch Einklang und Zuſammenhang in ſeinen Vorſtellungen iſt, ſo iſt es der, welchen die Natürlichkeit und Wahrheit überall begründen.“

„Ein Geſpräch zwiſchen einem Freigeiſt und einem Kapuziner intereſſirt durch die liebenswürdige Kunſt, mit welcher der Fürſt von Ligne den Scherz auf den Unglauben zurückwirft, und ſeine eigene Grazie dem armen Kapuziner leiht, der die gute Sache vertheidigt. In der Mittheilung der Geſpräche des Fürſten von Ligne mit Voltaire und Rouſſeau bemerkt man die tiefe Ehrerbietung, welche er für die Ueberlegenheit des Geiſtes hegte: man muß deſſen ſo viel haben wie er, um weder Fürſt noch großer Herr mit Männern von Genie zu ſein. Er wußte, daß Bewundern edler iſt als Beſchützen; er war geſchmeichelt von dem Beſuche Rouſſeau's, und ſcheute ſich nicht, dieſe Empfindung ihm zu zeigen. Einer der großen Vortheile eines hohen Ranges und eines erlauchten Blutes iſt die Ruhe, welche ſie in Betreff aller Eitelkeiten geben; denn, um ſowohl die Geſellſchaft als die Natur richtig zu beurtheilen, iſt es vielleicht nöthig, beiden Dank ſchuldig zu ſein.“

„Am meiſten dem Geſpräch nähert ſich der Briefwechſel, und durch den des Fürſten von Ligne kann man ihm in ſein thätiges Leben folgen; man kann darin die unermüdliche Jugend ſeines Geiſtes wahrnehmen, die Unabhängigkeit ſeiner Seele, und die ritterliche Fröhlichkeit, die ihm beſonders durch gefahrvolle Umſtände eingehaucht wurde. Seine Briefe ſind an den König von Polen, dem er von zweien Zuſammenkünften mit dem großen Könige von Preußen Bericht abſtattet; an die Kaiſerin von Rußland, an den Kaiſer Joſeph den Zweiten, an Herrn von Ségur, über den Türkenkrieg; an Frau von Coigny, während der berühmten Reiſe in der Krim; dieſe Briefe flößen alſo durch ihren Gegenſtand und durch die Perſonen, an die ſie gerichtet ſind, ein doppeltes Intereſſe ein. Der Fürſt von Ligne hat Friedrich den Zweiten, und beſonders die Kaiſerin von Rußland, im Kreiſe der vertraulichſten Geſelligkeit geſehen, und was er davon ſagt, macht uns in dieſer Geſellſchaft mitleben. Das Bildniß des Fürſten Potemkin, welches man in den Briefen an Herrn von Ségur findet, iſt wahrhaft ein Meiſterſtück. Es iſt nicht gearbeitet wie jene Bildniſſe, die mehr den Mahler zeigen, als den Gegenſtand. Man ſieht den vor Augen, den der Fürſt von Ligne beſchreibt; allem giebt er Leben, weil er nirgends Kunſt anwendet. Wer ihn kennt, weiß, daß es nicht möglich iſt, jeder Art von berechneter Abſicht mehr fremd zu ſein; ſeine Handlungen gehen immer aus freiem, unvorbereitetem Antrieb hervor: er begreift die Sachen und die Menſchen durch eine plötzliche Eingebung, und der Blitz, noch mehr als das Tageslicht, ſcheint ihm Leitung zu ſein."

„Angebetet von einer liebenswürdigen Familie, geliebt von ſeinen Mitbürgern, welche in ihm die Zierde ihrer Stadt ſehen, und ſich mit ihm vor den Augen der Fremden wie mit einem Naturgeſchenk ſchmücken, hat gleichwohl der Fürſt von Ligne ſein Leben in den Kriegslagern, aus Neigung und Hinreißung, weit mehr bloßgeſtellt, als ſeine Kriegslaufbahn es erforderte. Er glaubt ſich glücklich geboren, weil er wohlwollend iſt, und meint, daß er dem Schickſal eben ſo gefalle, wie ſeinen Freunden. Er genießt des Lebens wie Horaz, doch ſetzt er es der Gefahr aus, als hätte der Genuß deſſelben keinen Werth für ihn. Seine Tapferkeit hat die glänzende und ungeſtüme Art, die man gewöhnlich der franzöſiſchen Tapferkeit beimißt. Man darf vermuthen, daß der Fürſt von Ligne in den letzten Kriegen gewünſcht habe, ſich öfter die Gelegenheit dargeboten zu ſehen, ſeine franzöſiſche Tapferkeit gegen die Franzoſen auszuüben; dies iſt die einzige Stelle unbefriedigten Ehrgeizes, die man in einem Manne wahrnimmt, deſſen philoſophiſche Faſſung man loben müßte, wenn für ſolche gelten dürfte, ſich mit der Abſicht des Gefallens und dem immerwährenden Gelingen zu begnügen."

„Er hat ein großes Vermögen mit einer bewundernswürdigen Sorgloſigkeit eingebüßt, und einen ſehr ſeltenen Stolz darin bewieſen, daß er nichts gethan, um dieſen Verluſt zu erſetzen. Nur ein einzigesmal iſt ſeine Seelenruhe getrübt worden, durch den Tod ſeines älteſten Sohnes, der getödtet wurde, indem er ſich in den Gefechten gleich ſeinem Vater bewährte. Da ſuchte der Fürſt von Ligne vergeblich Hülfe bei ſeiner Vernunft und ſelbſt bei dem Leichtſinne des Geiſtes, der nicht nur zur Anmuth dient, ſondern bisweilen auch die

Schmerzen der Seele zerſtreuen hilft. Er war in's Herz getroffen, und ſeine Bemühung, dies zu verbergen, machte die Thränen, die ihm entſchlüpften, nur um ſo ſchrecklicher. Dieſe Furcht, gefühlvoll zu erſcheinen, wenn man ſich bisweilen über das Gefühl zu ſcherzen erlaubt hat; dieſe Scham der väterlichen Zärtlichkeit in einem Manne, der den Anderen immer nur ſeine Mittel, zu gefallen und zu bezaubern gezeigt hatte; dieſer ganze Kontraſt, dieſe ganze Miſchung von Ernſt und Munterkeit, von Scherz und Vernunft, von Leichtigkeit und Tiefe machen den Fürſten von Ligne zu einem wahren Phänomen: denn der Geiſt der Geſelligkeit, in dem hohen Grade, wie er ihn beſitzt, giebt ſelten ſo viele Grazie und läßt dabei ſo viele Tüchtigkeit beſtehen. Man möchte ſagen, die Bildung ſei in ihm auf dem Punkte ſtehen geblieben, wo die Völker nie ſtehen bleiben, nämlich wenn alle rohen Formen gemildert ſind, ohne daß irgend Weſentliches dabei gelitten hat.“

„Wir wollen die einzelnen Meinungen des Fürſten von Ligne weder beſtreiten, noch beſtätigen. Uns genügt, einige zerſtreute Züge einer ſtets wechſelnden, ſtets pikanten Unterhaltung zuſammenzuſtellen, wo die Wortſpiele und die Gedanken, der Ernſt und der Scherz immer an ihrer Stelle und jedem Tage gemäß ſind, was man auch an anderen darüber ſagen möge. Das Vorrecht der Grazie ſcheint zu ſein, ſich gleich gut mit allen Gattungen, allen Partheien und allen Anſichtsarten zu vereinigen. Sie berührt nichts rauh genug, um zu verletzen, noch ſelbſt ernſthaft genug, um zu überzeugen, und niemals erſchüttert ſie das Leben, das ſie verſchönert.“

„Ich könnte das Bildniß des Fürſten von Ligne noch lange fortſetzen, denn man ſucht tauſend verſchiedene Wendungen, um zu ſchildern, was unausſprechbar iſt, ein Naturell von Reiz erfüllt. Aber nachdem alle Worte verſucht worden, müßte ich immer noch ſagen wie Aeſchines: ‚Wenn ihr über das erſtaunt ſeid, was ich von ihm erzähle, was würde es erſt ſein, wenn ihr ihn gehört hättet!“

Dieſer treffenden Schilderung, welche der in ſolchen Aufgaben meiſterhaften Hand der Frau von Stael zu verdanken iſt, fügen wir noch wenige Worte hinzu.

Der Fürſt von Ligne war mit einer Fürſtin von Liechtenſtein verheirathet. Sein älteſter Sohn Karl fiel, im Kriege gegen die Franzoſen, wie ſchon erwähnt, im Jahre 1792 bei Boux in der Champagne; er war Oberſt und hatte ſich im Türkenkriege beim Sturm von Sabatſch ausgezeichnet und den Thereſienorden erlangt; ein jüngerer nahm an den Unruhen in den Niederlanden einigen Theil. Durch ſeine Töchter wurden der Fürſt von Clary und Aldringen, der Graf von Palffy und der Freiherr von Spiegel ſeine Schwiegerſöhne.

Seine ſämmtlichen gedruckten Schriften betragen über vierzig Bände. Die bisherigen Auszüge ſind nach allzu eingeſchränkten Geſichtspunkten gemacht. Sein ſchriftlicher Nachlaß iſt nicht vollſtändig mitgetheilt, ſondern das Meiſte unterdrückt worden. Er ſtellte allerdings nur in dem milden Maße, wie es bei ſeinem Karakter und in ſeinen Lebensumſtänden ſein mußte, für die Welt, welche ihn zunächſt umgab, eine Art Widerſpruchs- und Tadelfreiheit vor, und manche ſeiner Scherze konnten ängſtlichem Sinne verfänglich dünken. Die Rückwirkung davon konnte er auch bei Lebzeiten hin und wieder deutlich wahrnehmen.

Er hatte keine Gelegenheit, in den Revolutionskriegen als Befehlshaber zu glänzen, weil früher die durch einige Scherzreden gereizte Ungunſt des Miniſters Freiherrn von Thugut ihn von den Feldzügen ausſchloß; ſpäterhin that es ſein Alter. In den Geſellſchaften von Wien, in dem Badaufenthalt von Töplitz, den er alljährlich beſuchte, lebte er in ſteter Ausübung der ihm angeborenen Eigenſchaften ein regſames und erfülltes Leben, das ihm für den Tag genügen konnte. Seine Erzählungen, ſein Witz und Scherz, meiſt ohne Bitterkeit und Haß, konnten doch bisweilen auch zu ſcharfen Waffen werden, und empfindlich treffen. Der Kaiſer Napoleon fühlte ſolche Stiche, und ließ den leichten Aeußerungen eines Spottes, dem er nicht mit gleichen Waffen begegnen konnte, in ſeinen Zeitungen mit einiger Herbheit antworten, über welche jener dann wieder ſcherzte.

Man könnte aus ſeinen letzten Jahren noch eine Menge

Züge zuſammenſtellen, Munterkeiten, Einfälle, Witz und Scherz jeder Art, bisweilen in kleinen Abentheuern, woraus ſich ein ſprechendes Bild ſeines ganzen Weſens erheben müßte. Das Meiſte iſt bloß mündlich in Umlauf, und geht auf dieſe Weiſe unfehlbar unter. Unſererſeits Beiträge zu liefern, müſſen wir uns diesmal verſagen, indem dazu mehr Raum und Freiheit gehörte, als wir uns hier erlaubt halten.

Ein kleiner Vorgang, eben ſo bezeichnend für Rahel als für den Fürſten, ſei gleichwohl hier aufbewahrt. Im Jahre 1811 befand ſich unter den Badegäſten zu Töplitz ein Franzoſe, der ſeine geſelligen Anſprüche beſtens geltend machte, aber in dem Verdachte ſtand, dem Herzoge von Rovigo ſeine Wahrnehmungen zu berichten. Für ihn war der Fürſt von Ligne eine unſchätzbare Bekanntſchaft, er drängte ſich an die Perſonen, die jener zu beſuchen pflegte. Eines Abends, in Erwartung des Fürſten, prahlte er gegen Rahel, wie er heute denſelben auf die Kaiſerin Katharina bringen wolle, und wie er das Geſpräch dahin leiten würde. Als der Fürſt gekommen war, wußte der Franzoſe gar nichts vorzubringen, ſondern blieb in anmaßlichem Bemühen doch nur befangen ſitzen. Dies mochte eine Stunde gedauert haben, als Rahel ungeduldig dieſe launige Wendung erſann. Der Fürſt von Ligne ſaß neben ihr, ſie ließ ihn das Ohr neigen, und flüſterte ihm zu: „Ich werde gleich eine dumme Frage an Sie richten!“ Sehr wohl! erwiederte, leicht auch mit der ihm unbekannten Abſicht einverſtanden, der gute Fürſt mit allerliebſtem Gleichmuthe. Nach einer Pauſe fragte Rahel dann ganz laut: „Lieber Fürſt, haben Sie die Kaiſerin Katharina gekannt?“ O gewiß! verſetzte dieſer, als wäre es ganz natürlich, dies Allbekannte nicht zu wiſſen, und ging nun ohne weiteres zu den lebhafteſten Erzählungen über. Mit welchen Geſichtern der Franzoſe dieſen Einfall aufnahm und verarbeitete, iſt unmöglich zu beſchreiben, eben ſo wenig das Lachen und die Scherze, als dem Fürſten nachher der Zuſammenhang erklärt wurde; dieſe Abfertigung des anmaßlichen Fürwitzes gefiel ihm ungemein.

Der Fürſt von Ligne erlebte noch den großen Kongreß von Wien, wo die Feſte leichter als die Geſchäfte in Gang kamen, und ſein berühmtes Wort veranlaßt wurde: „Der Kongreß tanzt wohl, aber geht nicht.“ Bald nachher ward er ernſtlich krank, er ſcherzte noch immer, ſeine gute Laune wich dem Schmerze nicht, noch der Gefahr; er verhieß ein neues, von den Fremden noch nicht geſehenes Schauſpiel, das Begräbniß eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls. Als endlich Erſtickungsanfälle kamen, wurde es ihm doch zu arg, ernſtlich ſagte er: „Das geht über den Scherz!“ Und nun war es mit ihm aus, nur in jenem Gebiete konnte er leben. Er verſchied neunundſiebzig Jahr alt am 13. Dezember 1814.

Einige Verſe und Briefe, wie er deren ergiebig an Freunde und Freundinnen zu richten pflegte, haben ſich von ihm auch an Rahel, zum Theil in fremder Verwahrung, erhalten, und ſie dienen zum Andenken des geiſtreichen und herzlichen Greiſes, deſſen Gleichen die Welt ſo bald nicht wiederſehen wird. Viele andere Blätter ſind verloren, zerſtört oder auch wohl bittweiſe der erſten Hand entzogen worden, um in zweiter mit beſſerem Nutzen zu glänzen, als jene davon haben wollte. —

1835.

Karl Czechtitzky.

Als Künſtler verdient er eine ehrenvolle Erwähnung, als perſönliche Merkwürdigkeit aber darf er einen Theil des Intereſſes, das er für ſeine Zeitgenoſſen hatte, auch noch bei den Nachlebenden anſprechen.

In Prag geboren, durch ungünſtige Umſtände früh in wechſelvolle Lebensart geworfen, die ſeinen vielfachen, reichen Anlagen zur raſchen Entwickelung diente, kam er als ein junger, bildſchöner Mann nach Berlin, wo er, nachdem ſein Talent bisher meiſt auf untergeordneten Bühnen ſich herangebildet hatte, bald als einer der beſten und beliebteſten Schauſpieler glänzte. Auch als Schriftſteller wollte er für die Bühne thätig ſein, und ſein „Graf Treuberg, ein Trauerſpiel für Soldaten und Patrioten,“ wurde geſpielt und gedruckt; doch kam der Erfolg des Autors dem des perſönlichen Darſtellers bei weitem nicht gleich. Er ſpielte die erſten Liebhaber mit außerordentlichem Glück, auch Chevaliers mit Gewandtheit und Anſtand, und das damalige, nicht ſehr ausgebreitete, aber von Eifer beſeelte, wahrhaft gebildete und feinſinnige deutſche Theaterpublikum überſchüttete ihn mit ſchmeichelhaftem Beifall.

Ueber ſeine Perſon und ſein Talent urtheilt ein bewährter Bühnenkenner, der Profeſſor Meyer (von Bramſtedt), wie folgt: „Ein durchdringendes Auge, ein äußerſt wohlklingender, in ſeinen leiſeſten Tönen durchaus verſtändlicher Tenor, der Anſtand eines Weltmanns, durch immer geſchmackvolle und zierliche, nie gezierte Wahl der Kleidung unterſtützt, für deren Pracht, wo ſie ſeiner Rolle entſprach, ihm keine Ausgabe aus eigenen Mitteln zu hoch ſchien, ein geſunder Wuchs, dem die Fülle eines derben Fleiſches nicht übel ließ, ein Gedächtniß von ſeltener Faſſungskraft und Treue, und eine unerſchütterliche Theaterfeſtigkeit, erwarben ihm, beſonders in Rollen, die Witz und Laune erforderten, z. B. in dem launigten Liebhaber in der „Entführung,“ im Hauptmann in „Stille Waſſer ſind tief,“ in dem Sohn in „Allzu ſcharf macht ſchartig,“ verdienten Beifall; weil ein flüchtiger Wink, ein unerkünſtelter Tonfall, eine leichte Bewegung bei ihm bedeutend wurden, und ſich ſtark genug auszeichneten, um Verlegenheit, Verwunderung, Mißbilligung oder Ironie dem Zuſchauer ſichtbar werden zu laſſen, ohne daß er dabei ſo lange verweilen durfte, daß es unnatürlich geweſen ſein müßte, wenn ſolche nicht auch ſeinen Mitſpielern aufgefallen wären. Eben deßwegen gelangen ihm auch die Rollen der feinen, gewandten, leiſe auftretenden, wollüſtigen Böſewichter; indem man wirklich an ihnen gefällige Vorzüge des Geiſtes, des Körpers und der Erziehung bemerkte, die es bedauern ließen, daß eine unglückliche Richtung der Grundſätze ihnen nicht geſtattete zum Guten zu wirken. Sein Jago, ſein Sekretair Wurm in „Kabale und Liebe,“ waren glücklich ausgeführte Gemählde in dieſer Gattung. Wußte er aber ſo viel Leben in die Ruhe zu bringen, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ſeine Heftigkeit einem Theile der Zuſchauer dann und wann zu leidenſchaftlich, ſein Ausdruck der Erhabenheit zu pomphaft, ſeine Ueberredung zu redneriſch, wenigſtens ſein Benehmen und ſeine Deklamation gegen die ſeiner Mitſpieler zu abſtechend, oder ſein ſprechender Blick, wo er ſich nur mit ſeiner geheimen Seele berathſchlagen ſollte, zu mittheilend ſchien; indeſſen er, des inneren Gefühls, das ihn durchſtrömte, ſich bewußt, der Wahrheit ſelbſt zu huldigen glaubte, da er jenen Eingebungen ſich überließ.“

Czechtitzky hatte bald Gelegenheit zu entdecken, daß ſein Auftreten auch in Rollen, die außerhalb der Bühne lagen, auf nicht minderen Beifall rechnen könne, und er wußte den vertraulichen, geheimen, mit dem öffentlichen glücklich zu verbinden.

Aber weit mehr noch, als in dieſen Erfolgen, erſchien er in einem anderen beneidenswerth, der für die Augen der Menge ſtatt aller zu gelten, und jeden perſönlichen Vorzug zu überbieten pflegt.

Czechtitzky verſtand nämlich nicht bloß das Spiel auf der Bühne, wo Gunſt und Beifall zu gewinnen ſteht, ſondern noch weit beſſer manches andere, das gradezu baares Geld zum Gegenſtande hat. Im Billardſpiel übertraf ihn niemand; wo er auf einem Kaffeehauſe ſich zeigte, wurde er als furchtbarer Meiſter zitternd verehrt; wagte irgend ein Verwegener ihm die Spitze zu bieten, ſo war deſſen Strafe gewiß.

Anfangs hatte mancher Ehrgeiz ihn bekämpfen wollen, aber ihm nur Gelegenheit gewährt, den Ertrag hoher Wetten einzuſtreichen, zu welchen er ſeine Gegner aufreizte, indem er Bedingungen einging, die unmöglich ſchienen, und die er dann ſiegreich löſ'te. Er gewann große Summen, fand bald nirgends mehr eine Parthie, und es ging ſogar die Rede, ihm ſei das Billardſpielen um Geld von Seiten der Polizei verboten worden. Deſto eifriger wandte er ſich nunmehr auf das Kartenſpiel, welches er nicht weniger geſchickt und mit noch größerem Glück handhabte. Der Boden von Berlin war nicht ergiebig genug, er ſuchte durch die Meſſen von Leipzig, an beſuchten Badeorten und ſonſtigen Plätzen größeren Verkehrs den Kreis ſeiner glänzenden Erwerbungen zu erweitern. Glück und Geſchicklichkeit blieben ihm treu, er gewann faſt immer; Reichthümer häuften ſich um ihn an. Er machte den größten Aufwand, ſchwelgte in Genüſſen und gefiel ſich in ausgeſuchten Prahlereien, durch welche er bisweilen fürſtliche Pracht und Anſtrengung abſichtlich überbot und verdunkelte.

Dabei mochte er der Bühne nicht ganz entſagen. Er blieb Schauſpieler; aber freilich in ſehr ungebundener Weiſe; er ſpielte nur, wann und was er grade wollte, und warf ſeine Rollen dem Publikum, das ihn nur um ſo mehr anſtaunte und beklatſchte, wie eine Gunſtbezeigung hin!

Mit allen Triebwerken des Sinnlichen und Gemeinen, woraus ſein Weſen zuſammengeſetzt ſchien, vereinigte ſich aber in ihm ein mächtiger Zug, dies alles zu einem höheren Anſehen emporzuheben. Er wollte großartig und erhaben ſein. Da er hierfür aber nur gemeine Mittel aufzubieten hatte, und den urſprünglichen Stoff nicht verwandeln konnte, ſo entſtand aus dieſem Bemühen die ſeltſamſte und barockeſte Geſtalt. Er gewöhnte ſich ein feierliches Pathos, eine würdevolle Haltung an, und ſprach mit nachdrücklicher Bedeutung wortkarg und ernſt, mit dem Anſpruch und der Ueberzeugung, ſeinen Sprüchen ein ungeheures Gewicht zu geben, während doch dieſe Außenſeite keinen Augenblick täuſchen konnte, ſondern den geringen Stoff und Sinn nur in deſto ſchlimmerem Gegenſatze zeigte!

Denke man ſich dieſen pathetiſchen Gaukler, dieſes verwöhnte Glückskind, dieſen klugen Gewinner und thörichten Verſchwender, nun noch obenein verliebt, leidenſchaftlich, und in gewiſſem Sinne ſogar unglücklich verliebt: ſo wird man zwar noch lange kein Bild, aber doch ungefähr eine Andeutung haben können der wunderlichſten Gebärdung und verzwickteſten Abentheuerlichkeit, wie ſie Cervantes ſelber nicht toller erfinden und darſtellen könnte.

Die liebenswürdige Schauſpielerin Friederike Unzelmann war es, welche das Herz und die Sinne des in ſeinen Vorzügen ſieggewohnten Czechtitzky zur maßloſen Leidenſchaft entzündete! Hatte ſie ſeine Huldigung auch keineswegs verworfen, ſo mochten doch der anmuthige Leichtſinn, die muntere, wechſelvolle Scherzhaftigkeit und der launige Eigenwille der feſſelfreien, unwiderſtehlichen kleinen Frau ſich nimmermehr den Empfindungen unterordnen, welche nun täglich und immer gefordert wurden. Ein Augenblick ſcheinbarer Erkaltung aber, ein nach anderer Seite gerichtetes noch ſo leiſes Intereſſe, waren hinlänglich, die heftigſte Eiferſucht anzufachen. Nicht zu wiederholen iſt es, was Czechtitzky alles ſagte und verübte, um die Größe ſeiner Hingebung darzuthun, ſein Glück wie ſeine Verzweiflung auszudrücken! Er ſelbſt erzählte es oft und gern in vertrautem Kreiſe, was alles er ſich auferlegt, was alles er geleiſtet; allein nur er durfte ſich ſolche Kontraſte erlauben, mit emphatiſchem Schwung als Heldenthat anzupreiſen, was denn doch ſogleich etwa als unſinnigſte Widrigkeit herauskam. Daß ein gepeinigter Liebhaber einſt, um ſeiner Geliebten zu zeigen, was er alles in der Leidenſchaft zu thun vermöge, ein Gefäß mit Dinte ausgetrunken, das hörte Czechtitzky mit lächelnder Verachtung an, und trug mit rollenden Augen und erhabener Schauerlichkeit dann ſeine Stückchen vor, denen er mit allem Grunde zutraute, ein weit größeres Erſtaunen bewirken zu müſſen.

Sein anderweitiges Glück verließ ihn aber auch bei dieſer Leidenſchaft nicht; im Gegentheil, es ſchien durch Ueberfülle ihn tröſten zu wollen! Seine Reichthümer, der Ertrag des beharrlichſten Spielgewinnſtes, ſchwollen trotz der wildeſten Verſchwendung immer höher; ſein Verſtand ſchwindelte, wenn er ſie betrachtete und ſich in ihnen ſpiegelte.

Einſt beſaß er die volle Summe von hunderttauſend Friedrichsd'or, eine halbe Million Thaler in wirklichen Goldſtücken. Er hatte oftmals den Ausdruck gehört: „Sich im Golde wälzen;“ er dachte, das müſſe eine beſondere Wolluſt ſein, und beſchloß, die bildliche Redensart buchſtäblich wahr zu machen. Er belegte den Fußboden eines großen Zimmers in ſeiner prächtigen Wohnung (Leipziger Straße Nr. 1.) mit ſeinem ausgebreiteten Schatze, zog ſich nackt aus und wälzte ſich auf dem harten Gepräge hin und her! Einige vertraute Zeugen mußten das Wunder mit anſehen und nachher verkünden. Es iſt kein Zweifel, daß er die Summe in Goldſtücken beſeſſen hat; namhafte Männer haben die Thatſache durch ihr Wort verbürgt. Wenn aber er ſelbſt in ſeiner ſpäteren Lebenszeit jenes Wälzen im Golde mit prahlendem Behagen erzählt hatte, dann pflegte er eine Pauſe zu machen, während deren ſeine Geſichtszüge ſich verfinſterten, ſeine Augen den verachtungsvollſten Grimm ausdrückten; dann faßte er plötzlich einen der Hörer mit Heftigkeit und rief ungeſtüm, halb flehend, halb drohend: „Haben Sie mich verſtanden? Im Golde gewälzt hab' ich mich, wie Sie mich da ſehen! Aber jetzt — ich bitte Sie, thun Sie mir den einzigen Gefallen, ſpucken Sie mir in's Geſicht!“ Und wenn man vor der unerwarteten Zumuthung zurückſchreckte, ſo fuhr er gebietend fort: „Spucken Sie mir in's Geſicht, ſag' ich! Sie müſſen! Ich verdiene es nicht anders! Denn — hören Sie und ſpucken Sie mich an — ich habe von all dem Gelde nichts mehr! Ich hab' alles wieder verloren!“ Dieſe letzten Worte ſagte er mit hinſinkendem weichen Tone, auch bei dem wirklichſten Unglück noch Schauſpieler, der davon wenigſtens den Vortheil retten will, mit mächtiger Wirkung zu überraſchen und zu rühren!

In der That war ihm ſein Glanz und Reichthum nach wenigen Jahren auf demſelben Wege wieder entſchwunden, auf dem er gekommen war. Zu ſehr ächter Spieler, um im Glück aufzuhören, ſuchte er vielmehr immer neue und größere Wagniſſe. Dazu kam ein nicht zu bändigender Ehrgeiz, ſich mit vornehmen Perſonen, ja mit großen Herren in Geſellſchaft zu finden, was nur durch Spiel möglich war, durch Spiel, in welchem Geſchicklichkeit entweder keinen Raum fand, oder ſelbſt durch die Eitelkeit, als Verlierer großer Summen ſich ein ſchmeichelhaftes Anſehen zu verſchaffen, zurückgedrängt wurde! Er dachte gering vom Gelde, er ſah es als das gemeinſte Mittel an, das nur um des augenblicklichen Zweckes willen Werth habe, und war im Bewußtſein der ihm zu Gebote ſtehenden Macht feſt und ſicher, daß es ihm jederzeit ein Leichtes ſein würde, immer wieder zu gewinnen!

Doch dieſe Zuverſicht betrog ihn. Er verlor unmäßig; und die Gelegenheit, ſeinen Schaden zu erſetzen, wollte ſich in früherer Gunſt nicht mehr darbieten. Seine Geſchicklichkeit ſelbſt vernichtete er durch eitles Prahlen; im Stolz auf ſeine Kenntniß und Gewandtheit in allen Kartenkünſten hatte er dieſe gar oft mehr gezeigt und aufgedeckt, als benutzt, und konnte ſie nun nicht mehr anwenden, auch wenn er gewollt hätte. „Spielen Sie nicht gegen mich, Herr Graf! denn ich mache Sie! Sie ſind verloren, Sie ſind gemacht, ehe Sie noch die Karten berührt haben!“ Solche Anrede und der Eindruck des Staunens und der Furcht, die ihr folgten, wenn er augenblicklich den Beweis gab, wie er dieſes Machen in ſeiner Gewalt habe, waren ihm mehr werth, als aller Gewinnſt, den er im Ernſte davon hätte ziehen können. Das hochfahrende Pathos, mit dem er ſeinen Ruhm ausſprach, die Erhabenheit großmüthiger Geſinnungen, die er zeigte, ſchien ihn ganz vergeſſen zu laſſen, daß doch eigentlich von Dingen die Rede ſei, deren man ſich keineswegs rühmen kann.

Selbſt der Zuhörer konnte einen Augenblick ſich verwirren, und mußte ſich erſt beſinnen, was und wen er denn vor ſich habe, da denn der Kontraſt uneigennützigen Edelmuths und ſolchen Handwerks einen unendlich komiſchen Eindruck hervorzubringen pflegte.

Nachdem Czechtitzky ſeinen höchſten Vortheilen ſich auf dieſe Art gleichſam frevelnd abgewendet, und nun auch das Glück ihm völlig den Rücken gedreht hatte, verſchloſſen ſich ihm die großen Schauplätze und glänzenden Geſellſchaften immer mehr, denen er ſeine früheren Siegeserfolge ſo willig aufgeopfert. Sein Talent für die Bühne, durch Jugend und reiche Erſcheinung nicht mehr getragen, in ſich ſelber vernachläſſigt, und hinter den Anſprüchen einer aufſtrebenden nationalen Bildung zurückgeblieben, erwies ihm ſelbſt wie dem Publikum ſich unzulänglich. Mißmuthig zog er ſich aus der öffentlichen und großen Welt, wo er eine ſo bedeutende Rolle geſpielt, in ſein Vaterland Böhmen zurück.

Die Trümmer ſeines Vermögens gewährten ihm ein noch immer ganz anſtändiges Einkommen; er kaufte bei Prag ein artiges Landhaus, wo er viele Jahre mit einer jungen und liebenswürdigen Gattin, zwar eingezogen, aber ganz ſorgenfrei und behaglich lebte. Die Erinnerung ſeiner vorübergegangenen Herrlichkeit, ſeiner Größe und Macht, begleitete ihn immerfort, und erfüllte ihn mit dem ſüßeſten Nachgenuſſe, mit der ſtolzeſten Selbſtgefälligkeit. Fand er Perſonen höheren Standes, die ihn noch etwa zum Spiel aufforderten, ſo war er entzückt und gerührt; allein die Dankbarkeit für diejenigen, welche ihn ſo erfreuten, ließ ihn auf den Vortheil und Ertrag dieſer Freude gern wieder verzichten. Mit liebevoller Väterlichkeit warnte er den jungen reichen Kavalier, den tapferen unkundigen Kriegesſohn, der ſich gegen ihn hervorwagen wollte, zeigte ihnen im voraus ſeine Ueberlegenheit, und daß ſie unfehlbar gemacht ſein würden, wenn ſie mit ihm ſich einließen. Nur wo ein unbeugſamer Trotz, ein vermeſſener Uebermuth ihn, aller Warnung ungeachtet, beharrlich herausforderte, da fügte er ſich wohl noch der Nothwendigkeit, ſeine vergebliche Warnung durch eine wirkſame Lektion zu unterſtützen, und ärgerte ſich hinterher, daß man ſeinen

Worten weniger als der That geglaubt hätte! Ein ſeltſamer Kauz, der ſeine techniſchen und pſychiſchen Anlagen niemals in Uebereinſtimmung bringen konnte, ſondern wechſelsweiſe die einen mit den anderen nähren mußte!

Als im Frühjahr 1810 Friederike Unzelmann von Berlin nach Prag kam, um dort Gaſtrollen zu ſpielen, regten ſich in Czechtitzky mit großer Macht die alten Leidenſchaften wieder. Zwar an neue Liebesneigung war in ſeinen und der ehemaligen Geliebten vorgerückten Jahren nicht mehr zu denken, aber zärtliche Erinnerungen umſchmeichelten ſein Herz, und ihm däuchte nichts reizender und ehrenvoller, als den ſchönſten Gewinn ſeines Lebens in deſſen anfänglicher Erſcheinung wieder aufzufriſchen. Er kam in die Stadt und hatte die heiterſte Begegnung, das angenehmſte Zuſammenſein mit der bewunderten Künſtlerin, und auch in reiferen Jahren noch lieblichen Frau. Sie fand es nicht minder angenehm und artig, wenn ſie beide nochmals auf den Brettern zuſammen erſchienen. Czechtitzky, wiewohl ſchon längſt der Bühne nicht mehr angehörig, erlangte von der Behörde leicht die Erlaubniß, ausnahmsweiſe wieder aufzutreten, als Liebhaber in jedem Sinn, als ein ächter Ci-devant, der in ſeiner ehemaligen Herrſchaft noch einmal luſtwandeln mag! Er ſpielte den Odoardo in Emilia Galotti, und hatte in der Szene mit Gräfin Orſina, in deren Rolle die Unzelmann herrlich war, den ſchönſten Erfolg. Doch wirkte die Gunſt der ungewöhnlichen Umſtände gewiß in dem Beifalle des unterrichteten und theilnehmenden Publikums lebhaft mit. In der Wiederholung und in gewöhnlicher Fortdauer würde ſich das Talent Czechtitzky's ſchwerlich gehalten haben. Er fühlte dies und brach klüglich ab, noch ehe die Gaſtrollen zu Ende waren.

Mit erhöhtem Selbſtgefühl, beglückt durch beſtätigte Erinnerung, befriedigt durch eine noch ertragreiche Gegenwart, kehrte Czechtitzky in ſeine ländliche Häuslichkeit zurück, wo er ſein behagliches Leben fortſetzte. Häufig kam er nach Prag, beſuchte ſeine Freunde, zeigte ſich im alten Schimmer des perſönlichen Glanzes, des Reichthums, der Weltkunde, der Spielerfahrenheit. Noch im letzten Lebensjahre gewann er dem renommirteſten Markör des Kaffeehauſes auf der Prager

Kleinſeite eine Parthie Billard ab, welche den dichtgedrängten Zuſchauern als eine Sache von wichtigſter Entſcheidung die geſpannteſte Aufmerkſamkeit auferlegte. Großmüthig den Gegner entſchuldigend und tröſtend, ging er mit dieſem Siege ſtolz von dannen; er hatte zum letztenmal dieſe Waffen geführt! Er ſtarb wohlbetagt und in ruhiger Gelaſſenheit vor etwa zwanzig Jahren.

Von ihm darf gewiß das oft mißbrauchte Wort gelten: „Wenn ihr ihn erſt ſelber geſehen und gehört hättet!“ Wir dürfen hinzufügen: „Wenn er wenigſtens, anſtatt in unſeren ſchwachen Umriſſen, in der Schilderung eines Diderot, der den Rameau darſtellte, euch entgegenträte!“

1836.

Alexander Graf von Tilly.

Von einer der älteſten Familien der Normandie ſtammend, geboren zu Mans im Jahre 1764, nachläſſig erzogen und unterrichtet auf der Schule zu La Flèche, kam er mit dreizehn Jahren an den Hof zu Verſailles als Page der Königin Marie Antoinette. Er war bildſchön, gewandt, glänzend; Erfahrung und Genuß des Lebens wurden ihm reichlich zu Theil. Der ſchöne Tilly hieß er ſchon als Jüngling, und auch in ſeinem Alter konnte er ſich noch ſo nennen hören. Er hatte zahlloſe Abentheuer, die ſeltenſten Begünſtigungen, man glaubte ihn dem berühmten Herzoge von Lauzun gleichſtellen zu können, noch mehr aber ihn als für ſich alleinſtehend betrachten zu müſſen, als einen Mann ſeiner eigenen Zeit, der weder in früheren ein Vorbild haben, noch in ſpäteren irgend Nachfolger finden konnte. Nach kurzem Kriegsdienſte lebte er ganz in dem Wirbel der großen Welt. Die Revolution ſtörte ihn auf, er wurde einer ihrer heftigſten Gegner. Er bekämpfte ſie durch beredte, ſcharfe Aufſätze; er verband ſich mit Rivarol. Die Emigration warf ihn nach England, wo er mit Burke bekannt wurde und deſſen berühmtes Werk überſetzen ſollte, darauf nach Nordamerika, endlich nach Deutſchland. Längere Zeit verweilte er in Leipzig, in Dresden, in Berlin. Ueberall glänzte er in der höchſten Geſellſchaft, überall hatte er die merkwürdigſten Abentheuer; in Berlin das ſehr unglückliche, daß die Frau eines Beamten, die zu gleicher Zeit die Entdeckung ihres Verhältniſſes zu Tilly fürchtete und daſſelbe von ihm treulos zerriſſen ſah, ihrer Verzweiflung durch den Tod in der Spree ein Ende machte.

Dieſes Ereigniß gab ſeinem Gewiſſen einen Stoß, wie er ihn ſelbſt nicht für möglich gehalten hatte. Noch blieb er in Berlin, allein er lebte zurückgezogen; am Hofe, wo er früher ausgezeichnete Aufnahme gefunden, wagte er kaum noch zu erſcheinen. Nach dem Einrücken der Franzoſen mochte er in Berlin nicht bleiben, er bekam die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren, und lebte eine Zeitlang in Paris, dann in Brüſſel, in zerrütteten Umſtänden. Nach der Reſtauration der Bourbons erſchien er wieder am franzöſiſchen Hofe, trat als General auf, begegnete aber Widerſachern, welche ihn beſchuldigten, den Kaiſer Napoleon geprieſen zu haben, und dadurch alle weitere Gunſt für ihn vereitelten. Alt, überdrüſſig, zerſtört, ausgeſchloſſen von der Bahn des Glückes, lebte er zuletzt in Brüſſel, und unwillig, ſich länger jeden neuen Tag mit Noth und Pein erkämpfen zu müſſen, machte er ſeinem Leben am 26. Dezember 1816 in einem Fiaker durch einen Piſtolenſchuß ein Ende.

Außer früheren, geiſtreichen, und ſowohl heftigen als angenehmen Aufſätzen, hat er drei Bände Memoiren hinterlaſſen, die dem Fürſten von Ligne zugeeignet, und auch in's Deutſche überſetzt worden ſind. Seine Schreibart iſt lebhaft, geiſtreich, blühend, ſteht jedoch, allen gültigen Zeugniſſen zufolge, weit hinter ſeinem mündlichen Vortrage zurück. Er war ein außerordentlicher Sprecher und Erzähler, die Sprache handhabte er nach allen Seiten mit größter Meiſterſchaft. Er konnte durch ſeinen Vortrag, durch die Raſchheit und Sicherheit ſeiner Wendungen und die edle Vornehmheit ſeines Betragens ſelbſt diejenigen Hörer bezaubern, die ihn wegen ſeiner Grundſätze haßten.

Rahel ſagte von ihm, alle Franzoſen hätten etwas von ihm, und unter der Hülle des verderbteſten Hof- und Weltmannes habe in ihm eigentlich nur ein ganz kleines unſchuldiges Kind geſteckt. Er ſchätzte in Rahel hauptſächlich die Zuhörerin, deren würdigendes Aufnehmen, — das er in ſolcher Weiſe nur von ſeinen Landsmänninnen möglich geglaubt hatte — ihm eben ſolch Phänomen war, wie ihr ſeine Gabe zu ſprechen.

1835.

Fleury. — Condorcet. — Tilly.

Der kürzlich in Paris erſchienene vierte Band der Memoiren von Fleury enthält, gleich den früheren, einen Reichthum ſchätzbarer und angenehmer Schilderungen aus dem Leben des großen Schauſpielers, der ſo lange Zeit eine Zierde der franzöſiſchen Hauptbühne war. Die geſellige und litterariſche Welt, beſonders aber die Theaterwelt, wie ſolche im Anfange und unter den Einflüſſen der Revolution ſich verhielt, wird uns hier lebhaft vorgeführt. Der perſönliche Standpunkt Fleury's, und daß er alles auf ſein Fach, ſeine Kunſt und ſein Verhältniß bezieht, giebt ſeinen Mittheilungen ein eigenes Intereſſe, und macht ſein Buch geradezu lehrreich für Alle, welche mit dieſem Fache näher zu thun haben, ohne daß die Anziehung für andere Leſer dabei zu leiden hätte. Wir können uns bei dieſem Anlaſſe des Bedauerns nicht erwehren, daß wir in Deutſchland bis jetzt nichts dieſen Memoiren Aehnliches aufzuweiſen haben; denn die Lebensgeſchichte des Schauſpielers Brandes, die Nachrichten von Meyer in Bramſtedt über Schröder, ſind nach einem allzuengen Zuſchnitt, auch war die Zeit, welcher jene Schilderungen angehören, noch nicht reif und gebildet genug. Fleck oder Iffland, oder Schröder ſelbſt, aber mit aufrichtiger Ausbreitung und Ergiebigkeit, hätten ſolche Darſtellungen liefern müſſen! Dieſe Männer hätten allenfalls mit unſerem Autor an freiem Ueberblick, eigenthümlicher Auffaſſung und guter Beurtheilung ihrer eigenen und der ſie umgebenden Kreiſe glücklich wetteifern können. Vielleicht finden ſich Jetztlebende angeregt, in dieſer Bahn ihre Kräfte zu verſuchen. Einſtweilen empfehlen wir allen Genoſſen und Freunden der Bühne die Memoiren von Fleury, und liefern zur Probe ſeiner Darſtellungsart und Behandlung eines der vielen Bilder, die er von Menſchen und Zuſtänden ſo bezeichnend zu geben weiß. Er ſpricht von dem Geſellſchaftskreiſe der Frau von Sainte-Amaranthe, die Revolution hat ſchon angefangen, und zwei vornehme Herren, entgegengeſetzter Meinungen und Anſichten, ſtellen ſich dort einander gegenüber; es ſind dieſe der Marquis von Condorcet und der Graf von Tilly, letzterer derſelbe, der uns auch kürzlich in „der Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel" begegnet iſt. Wir laſſen nun Fleury reden:

„Der Marquis von Condorcet war kein täglicher Beſucher des Hauſes, und bisweilen vergingen Monate, ohne daß man ihn ſah; wenn er aber kam, ſo wußte er ſeine Gegenwart ſo entſchieden darzuthun, daß man ihm noch danken mußte, nur ſo wenige Stunden uns zu widmen. Ich habe mehrere ſeiner glänzenden Sprudelreden mit angehört, die wohl mehr zu ſeinem Rufe beigetragen haben, als ſeine Schriften. Er war das Muſter eines litterariſch-gebildeten Vornehmen, und verſtand, wie kaum ein anderer, die Unterhaltung im läſſigſten Tone zu führen, ohne darin die geringſte Nachläſſigkeit zu geſtatten. Ein eigenthümlicher Gedanke, den er ſich in den Kopf geſetzt hatte, gab ſeinem Geiſte einen beſonderen Schwung; er glaubte an die unendliche Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechts und zweifelte nicht, daß der Menſch es zu einer Art von Halbgott bringen werde; zur Unſterblichkeit, weniges abgerechnet; zur höchſten Vollendung, etwas bedingt nur! Nach einem Erziehungsplane, der aber noch erſt aufzufinden war, wurde aus jedem Individuum ein Voltaire; nach einer Lebensweiſe, die er in Umriſſen angab, mußte jedes Kind ein Herkules, jeder Greis ein Methuſalem werden; und alle dieſe herrlichen Verbeſſerungen begannen — mit der Einnahme der Baſtille!"

„Champcenetz ſpottete in ſeiner gewohnten Weiſe über dieſen philoſophiſchen Traum, und behauptete, wenn die Menſchen nicht ſind, wie ſie ſein ſollten, ſo müſſe man annehmen, ſie ſollten nicht anders ſein. Der ſtärkſte Einwand gegen die Möglichkeit meines Syſtems der Vervollkommnung iſt Champcenetz ſelber! ſagte dann Condorcet.“

„Doch ſein ſtärkſter Gegner, und gewiß ſein erfolgreichſter, war der Graf von Tilly, den man in der Geſellſchaft nur den ſchönen Tilly nannte. Ich hatte meine Luſt, beide im Kampfe gegen einander zu ſehen; meiſtentheils ſchien mir Tilly recht zu haben; aber Condorcet glänzte dann nur um ſo mehr, und gleichwohl ſprach dieſer einzig um zu überzeugen, während jener nur um zu glänzen das Wort ergriff.“

„Aber was für ſchöne Sachen auch prophezeihte Condorcet! Die Vorſpiegelungen ſeiner Zauberlaterne waren ſo verführeriſch! Seine neue Welt zeigte eine ſo vortheilhafte Verſchiedenheit gegen die unſere, alles erſchien bezaubernd! Die Weiber, wie waren ſie ſchöngebildet, gut und getreu! Die Männer, wie groß, edel, impoſant! Und nun gar unſer Frankreich! Niemals hat Mohammed ein halbes Viertel der Herrlichkeiten geträumt, welche Condorcet zwiſchen dem Rhein und den Pyrenäen hervorrief! und dieſes Muſterland war beſtimmt, den Nationen ein ſo gutes Beiſpiel zu geben! Ganz gebraten kamen die Lerchen der Civiliſation, der Litteratur, der Kunſt, des Ackerbaus; alles wuchs groß empor; welche Menſchen! aber auch welche Blumen! welche Früchte! man konnte ein jetziges Deſſert gar nicht mehr anſehen. Die Kirſchen wurden wie Pfirſiche, die Pfirſiche ſo groß wie Melonen, und für die Sonne, welche dies alles reifte, war Condorcet freigebiger als der erſte Schöpfer: er vergrößerte ihre Scheibe und vermehrte ihre Strahlen.“

„Tilly zertrümmerte dieſes ganze ſchöne Weltgebäude; er blies dieſe Luftſchlöſſer wie Kartenhäuſer um. Und darf ich es geſtehen? es that uns leid: warum? Vielleicht, weil Condorcet's Art und Weiſe, Unrecht zu haben, ihren Reiz ausübte, dagegen die Art und Weiſe Tilly's, recht zu haben, einiges Mißvergnügen zurückließ.“

„Von Condorcet iſt vielfältig die Rede geweſen, und in unſerer Geſchichte gebührt ihm ein Platz unter den Männern, die ſich mit großen, aber unanwendbaren Anſichten getäuſcht haben. Aber Tilly's hat man noch gar nicht erwähnt, und dies wundert mich; denn unter den Opponenten der damaligen Zeit iſt er eine Koryphäengeſtalt, und verdient in ſeiner Eigenheit gekannt zu ſein.“

„Tilly hatte wirklich Geiſt, obgleich er darauf ausging und ſich zu viel damit wußte; über Meinungen ſowohl als über Thatſachen ſollte man ſeinem Ausſpruch immer beipflichten. Die Weiber hatten ihm eine große Eitelkeit angebildet, und er dabei anſehnlich mitgeholfen. Er ging etwas aus den Hüften, etwas aus den Schultern hervorſchreitend; ſein Haar trug er von Stirn und Schläfen weggeſtrichen, um der Begeiſterung eine freiere Stätte zu gewähren. Seine Wäſche war etwas zerknittert, ſeine Weſte ein wenig gelöſt; bisweilen, im Zimmer, ſetzte er wohl aus Verſehen den Hut auf, wie ein Herrſcher, der ſich der Krone nicht entwöhnen kann; den Daumen in der Hoſentaſche und die übrigen Finger draußen, trommelte er den Takt der Melodie aus der Karavane: „Vainement Almäide encore“, während ſein großes ſchwarzes Auge rings alle Frauen muſterte: Almäide war der ganze Kreis, die Alten ausgenommen. Wenn er ſprach, durfte man nur Zuhörer ſein; und er ſprach immer. Wenn er einem ſagte: „Ich habe mit dem und dem ein Geſpräch gehabt“, ſo konnte man ſicher ſein, daß er „dem und dem“ nur einen Monolog vorgetragen. Schade, daß er ſeine Geiſtesfülle durch eingeflochtene Maximen und ſeine Munterkeit durch Sentenzen verdarb! Er ordnete den luſtigſten Unterhaltungstext methodiſch in drei Theile, und endigte gern mit dem philoſophiſchen Thema: die Leerheit der Vergnügungen und die Gewißheit des Todes; ungefähr wie es ſeitdem in den fröhlichen Geſängen der Liedertafel du caveau Gebrauch geworden, wo die Strophe von der Parze niemals fehlt. Er gab ſeinen Zuhörern am häufigſten Vorſtellungen ſeiner ſelbſt; allein er gab dem Schauſpiel nicht Abwechslung genug. Niemals ließ er die nachſtehende Reihefolge fehlen: oberflächlich leicht, und gründlich tief; anfangen in der Weiſe des Gentil-Bernard, endigen in der des Monteſquieu; aus dem Requiem den Schwanz eines Vaudeville machen; im Anfange des Geſprächs die Schellen klingen laſſen, um zum Schluſſe die

Sturmglocke einer Feuersbrunſt zu läuten. Mein Mahler hatte ihm zum Wappen einen Schmetterling über den Pyramiden flatternd ausgedacht.“

„Und gleichwohl durfte Tilly ſich mit Recht rühmen, einen ſtarken Kopf, und vor allem einen ſtarken Karakter zu haben. Als Mann von Entſchloſſenheit und Muth würde er, wenn er nicht nach dem Vorbilde des Chevalier von Grammont die Raſerei gehabt hätte, zu ſeinen höheren Anſprüchen den eines Liebeshelden zu fügen, ohne Zweifel bei Hof mehr Eingang und Vertrauen gefunden haben, indem er ſeinen Plan vorlegte, wie man dem Fortſchreiten der tollen Revolutionsmänner kräftig zu begegnen hätte. Sein Entwurf war allerdings ein rechter Entwurf von Dreinſchlagen, allein, wenn überhaupt einer möglich war, war vielleicht dieſer der einzige: Bonaparte hat es bewieſen. Tilly rechtfertigte ſeinen Plan bei dem Könige in gewohnter Weiſe durch eine Schlußmaxime: „Wenn man im Detail zu gut geweſen iſt und alles hat geſchehen laſſen, ſo muß man im Großen böſe ſein, um alles wieder in Ordnung zu bringen.“ —

Späterhin läßt unſer Autor den Grafen von Tilly nochmals in einem merkwürdigen, durch Erzählung wunderlicher Dinge ausgeſtatteten Geſpräch als erklärten Widerſacher Mirabeau's auftreten und läßt genugſam durchblicken, daß er Tilly'n nicht für zu gering halte, um dem Rieſen der Revolutionsbühne in mancher Hinſicht entgegenzuſtehen; allein wir dürfen uns mit gutem Grund erlauben, hier von dem Autor abzuweichen, und bei aller Achtung vor dem Muth und Talente Tilly's doch zu meinen, daß er ſelber durch ſeine Lebenswendung am richtigſten ſeine Fähigkeiten abgeſchätzt habe, und in ſeinen galanten Anſprüchen bei weitem mehr als in ſeinen politiſchen gegründet geweſen ſei! —

Wie der Einfluß der Revolution auf die Theaterſachen wirkte, welche Verwirrung, Verlegenheit und Spaltung er hier verurſachte, das erzählt Fleury ſehr anziehend, und mit einer lebhaften Partheinahme, die man ihm gern verzeiht. Ungemein belehrend iſt alles, was er über die Ausübung ſeiner Kunſt, ihre Verhältniſſe, ihre Schwierigkeiten und Vortheile ſagt. Die ausführliche Nachricht in dem vorletzten Bande, wie er ſich zu einer Rolle, Friedrich den Großen darſtellend, vorbereitet und die ungeheuren Schwierigkeiten dieſer Aufgabe glücklich bemeiſtert habe, gehört zu den köſtlichſten Mittheilungen dieſer Art, und dürfte ihr nicht leicht Aehnliches an die Seite zu ſetzen ſein.

1836.

Henri Campan.

Dem Namen der Frau von Campan iſt unter den berühmten der jüngſtvergangenen Zeit ſein Platz geſichert; durch ihre Erziehungsanſtalt in Ecouen, dieſe Stiftung Napoleon's, erinnernd an jene frühere zu Saint-Cyr von Ludwig dem Vierzehnten durch Frau von Maintenon gegründete, hat die praktiſch hervortretende Frau ihre Bedeutung in der Kaiſerzeit, und als Schriftſtellerin iſt ſie für die Zeiten Ludwigs des Sechszehnten und Marie Antoinettens durch ihre Denkſchriften eine unentbehrliche Hülfsquelle. Was ſie ſonſt noch geſchrieben hat, über Erziehung, Briefe, iſt günſtig aufgenommen worden. Wenig bekannt hingegen und faſt unbeachtet iſt bisher ein Sohn von ihr geblieben, der doch neben einer ſolchen Mutter durch Gemüth und Geiſt ſich ehrenwerth erhob, und den wir als einen Freund von Rahel jetzt hier vorführen.

Henri Campan gehörte zu den Menſchen, deren irdiſches Daſein ihrem geiſtigen ſich nicht fügt, deren innere Verheißungen nicht erfüllt werden, und deren Anlagen als kurze Blüthe ſonder Fruchtentwickelung vergehen. Dieſe Menſchen ſind vielleicht, was den eigentlichen Genuß und Werth des Lebens betrifft, nicht mehr zu beklagen, als die meiſten der entgegengeſetzten Art, denn auch dem größten und herrlichſten Gelingen bleibt zuletzt ein Ungenügen, welches alles Erreichen wieder zu Tand und Schein herabſetzt. Dennoch aber können wir nicht aufhören, im gewöhnlichen Sinne das Leben nach ſeinen zeitlichen, auf Welt und Menſchen gerichteten Forderungen zu meſſen, und wir erwehren uns nicht, dasjenige als verfehlt oder verkümmert anzuſehen, das nicht in beſtimmter Wirkung ein anerkanntes Ziel erlangt. In dieſe Bezeichnung fällt allerdings auch Campan, ohne daß hiedurch ſeine Bekanntſchaft an Werth verlöre. Wenn überhaupt unſere Sammlung mehr ſolcher dunklen Geſtalten enthält, als anderer, durch öffentliche Beleuchtung ſchon ausgezeichneter, ſo darf ihr dies nicht als Vorwurf gelten; ſie iſt darum nur um ſo treuer ein Bild wirklichen Lebens- und Weltgemiſches, das ohne den verborgenen Kern tiefer, wahrer und edler Menſchen, die es zu keiner Berühmtheit gebracht, großentheils ohne Halt und Feſtigkeit wäre.

Nach den Schlachten von Auerſtädt und Jena hatten die Franzoſen ſchnell große Landſtrecken überſchwemmen können, und Napoleon war unverzüglich bedacht, dieſe zu ſeinem Vortheil auszubeuten. Aus früherem Gebrauche ſtanden ihm hiefür die tauglichſten Werkzeuge völlig bereit, deren Thätigkeit er auch ſogleich in Anwendung brachte. Die franzöſiſche Kriegsverwaltung eroberter Länder kannte nur Einen Zweck: den augenblicklichen Gewinn auf die möglichſte Höhe zu bringen, und dieſem Zweck entſprachen die Mittel vollkommen; jede vorhandene Kraft anzuſtrengen, das Gegenwärtige rein auszuſchöpfen, und ſelbſt die Zukunft, ſofern dies möglich, anzubohren, hiefür war alles ſorgſam angeordnet, griff das ganze Räderwerk trefflich in einander. Mit rückſichtsloſer Härte wurde das Land gedrückt, ausgeſogen, zu Grunde gerichtet; unerſchwingliche Leiſtungen häuften ſich auf die Einzelnen wie auf die Gemeinden und Körperſchaften, und während alle Nahrungszweige ſtockten, manche vernichtet waren, drängte unabläſſiger Zwang dem verarmten Leben noch jeden Ertrag ab, den es durch äußerſte Schuldenverpflichtung irgendwie heranziehen konnte.

Bei dieſem allgemeinen, aus dem oberen Machtgebote fließenden Verfahren, konnte auch der bisweilen ſchonende Willen eines Eſtève, Daru, Bignon wenig mildern; der üble Willen aber, von welchem andere und beſonders die untergeordneten Beamten beherrſcht wurden, ging meiſt in deſto grauſamere Strenge über, als neben den Forderungen des Kaiſers auch noch die eigne Gewinnſucht befriedigt werden wollte. Schien es bisweilen Grundſatz, dem Eigennutze ſeine räuberiſchen Erpreſſungen nachzuſehen, weil ohne dieſes Zugeſtändniß auch für den Eintrieb der öffentlichen Gelder kein rechter Eifer zu finden war, ſo empfand hinwieder in manchen Augenblicken der Kaiſer den heftigſten Verdruß, durch die unwürdigſten ſeiner Diener immerfort betrogen zu werden, und mit ihnen ſeinen Beutegewinn gleichſam theilen zu müſſen. In einer ſolchen Anwandlung berief er aus Paris eine Anzahl von Auditoren ſeines Staatsraths, denen er in Berlin die wichtigſten Verwaltungszweige übertrug, indem er Uneigennützigkeit und Eifer bei ſolchen jugendlichen Neulingen vorausſetzte, und ihnen zugleich eine Schule größerer Geſchäftskunde eröffnete.

Sie gehörten den beſten Familien an, waren die Blüthe damaliger Auszeichnung, durften im Staatsdienſte die glänzendſten Hoffnungen haben, und konnten in der That wenig verſucht ſein, für ſich ſelber einen ſchnöden und verhältnißmäßig doch nur geringen Gewinn zu erſtreben, der den größeren, welchen ihre Laufbahn verhieß, nur gefährdet hätte. Perregaux, Lafon, d'Houdetot, Taboureau, Campan, waren durch ihre heimiſchen Beziehungen wie durch ihre perſönlichen Eigenſchaften durchaus empfehlenswerth. Sie brachten Briefe von Paris mit, die ihnen ſogleich die beſten Häuſer Berlins öffneten. Alexander von Humboldt war mit ihnen bekannt. Angeſehene preußiſche Beamte mußten mit ihnen zum Beſten des Landes in geſchäftliche Bezüge treten, woraus, bei dem munteren und feinen Betragen der jungen Auditoren, leicht geſellſchaftliche Anknüpfungen erwuchſen. Auch einige andere Franzoſen guten Sinnes nahmen an dieſem Umgange Theil; unter ihnen iſt Bujac zu nennen, ein liebenswürdiger Menſch und tiefer Muſikfreund, dann mehrere Kriegsmänner, welche man theils gezwungen, theils zufällig kennen lernte, und in denen die freie, kühne Denkweiſe, welche ſogar den ſiegreichen Kaiſer oft laut genug angriff, dem deutſchen Gefühl ein Troſt war. Dieſe Franzoſen hatten keine feindliche Geſinnung, auf dem gemeinſamen Boden der Bildung und des Wohlwollens verſchwanden die nationalen und politiſchen Gegenſätze, und die drückende Kriegsgewalt wurde von den Beſiegten kaum ſchmerzlicher beſeufzt, als von manchem dieſer Sieger, dem die endlos erneuten Feldzüge ſchon widrig und verhaßt waren, und der nur unwillig dem großen Strome folgte.

Den jungen Auditoren beſonders muß zur Ehre nachgeſagt werden, daß ſie in ihren wichtigen Stellungen, bei gewiſſenhafter Pflichtleiſtung, immerfort bedacht waren den Druck zu mindern, das Land zu ſchonen, demſelben aus ſeinen Anſtrengungen möglichſt viel wieder zuzuwenden, und der Eigenmacht geringerer Gewalthaber zu wehren. Dies geſchah in ſo ehrenhafter Weiſe, mit ſo guter Beachtung der Verhältniſſe, daß der Dienſt des Kaiſers nicht dabei litt, noch deſſen Einnahmen geſchmälert wurden. Und es ereignete ſich, daß einige deutſche Verſuche, den guten Willen noch nachgiebiger zu ſtimmen und zu mißbrauchen, eben ſo ſcheiterten, wie die entgegengeſetzten franzöſiſchen, den Eigennutz aufzureizen und zur Härte zu verlocken. Mit ehrender Anerkennung gedenken wir dieſer redlichen und wohlmeinenden Geſinnung, die inmitten der wilden Kriegswogen, unter gemeinem Haß und roher Gewalt, eine allgemein menſchliche Theilnahme behielt, ja ein Friedens- und Freundſchaftsleben aufthat und durchführte. Damals, und noch lange nachher, wäre es gefahrvoll geweſen, die jungen Männer deßhalb zu rühmen, und dieſe hätten ſich einen ſolchen Ruhm dringend verbitten müſſen; jetzt aber, nach ſo vielen Jahren, iſt dieſe Erwähnung nur ein gerechter Zoll, den wir dem Verdienſt um ſo lieber darbringen, als derſelbe ſolch gute Neigung auf beiden Seiten für jetzt und künftig nur fortſetzen hilft.

Das ausgeſprochene Lob hat im vollen Sinne von Campan zu gelten, der, damals noch nicht dreiundzwanzig Jahr alt, an die Spitze der Poſtverwaltung geſtellt war. Was dieſer junge Mann in ſeinem Wirkungskreiſe, theils für ſich allein, theils mit Anderen verbunden, Gutes und Freundliches ausgeübt, wäre kaum aufzuzählen; er war bemüht, jeden preußiſchen Angeſtellten in Amt und Einkünften zu erhalten, gefährliche Anklagen abzulenken, Widerſpruch auszugleichen; wo er es vermochte, ließ er Billigkeit walten, und nur mit größter Ueberwindung wandte er ſtrenge Maßregeln an. Er ſagte ohne Scheu, und bewies durch die That, daß er ſich mehr verpflichtet glaubte, ſeine Verwaltung zweckmäßig für die Sache, als ſie gewinnreich für die Kaſſen zu führen; auch leiſtete dieſelbe unter den ſchwierigſten Umſtänden alles Mögliche, der Kaiſer ſelbſt bezeigte ſeine Zufriedenheit, und fragte nicht, warum die Ueberſchüſſe nur ſo gering ausfielen. Das gehäſſige Geſchäft des Brieferöffnens war der Aufſicht Campan's nicht untergeben, allein auch hierin waltete ein günſtiges Geſchick. Der Arzt des Gouverneurs Clarke, Doktor Harbaur, hatte faſt gezwungen das Durchleſen der deutſchen Briefe übernommen, ſtimmte aber ganz in Campan's menſchenfreundlichen Sinn, und behandelte die oft gefährlichen Geheimniſſe mit Beſcheidenheit und Wohlmeinung. Manches Blatt wurde vernichtet, manches auf ſicherem Wege befördert, Warnungen ergingen, unzähliges Unheil wurde verhütet oder erſtickt, vieles Gute vermittelt; ſo daß jener edle Mann ſich den Dank unzähliger Menſchen, und darunter ſehr hoher Perſonen, verdiente, und auch ärntete, wie denn ſeine nachmaligen bedeutenden Verhältniſſe im niederländiſchen Staatsdienſte zu Brüſſel großentheils auch auf die Empfehlung mitbegründet waren, die er zu Berlin in jener früheren Zeit erworben hatte.

Für Rahel war in den Drangſalen des Krieges der Werth jedes allgemein menſchlichen Gefühls nur erhöht. Mit demſelben Eifer, mit welchem ſie die Leiden der Landsleute auffaßte, mußte ſie jedes gute Streben der Fremden anerkennen. Das geſellſchaftliche Verhältniß mit dieſen, welches ohnehin nicht zu vermeiden war, durfte unter ſolchen Umſtänden, wenn ſogar noch geiſtiger Reiz und perſönliches Wohlgefallen hinzutrat, ſich in ein freundſchaftliches erheben. Dies war der Fall mit Campan. Die erſten Tage, ja Stunden, der neuen Bekanntſchaft zeigten ihn als einen ſtillen, ſinnvollen, äußerſt natürlichen und reinen Menſchen, der immerfort ein Bedürfniß nach Höherem in ſich trug, und dies auf die eigenſte Weiſe oft ganz unbewußt offenbarte. Er fühlte ſich mächtig zu Rahel hingezogen, und konnte um ſo inniger dieſer Freundſchaftsneigung folgen, als ſein Herz bereits anderweitig eingenommen war. Gleich anfänglich ſprach lebhaft für ihn der Eindruck ſeines ſanften, beſcheidenen

Weſens, das neben dem Intereſſe, welches der ſchon berühmte Namen ſeiner Mutter und deren ehrenvolle Gunſt bei dem Kaiſer allgemein anſprach, nur um ſo liebenswürdiger erſchien. Bald aber thaten ſich wahrhafte Sympathieen auf.

Campan liebte die Muſik, und mit einer Wärme und Freudigkeit reinen Gefühls, mit einer Sicherheit angebornen Geſchmacks, wie ſie bei den Franzoſen jener Zeit nur ſelten zu finden waren, und bei uns Deutſchen, unter der Laſt von Kennerſchaft und Gelehrtheit, die wir unſerer Kunſtliebe allzugern aufladen, ſelten ſich lange friſch erhält. In dieſer Muſikfreude wetteiferte er mit ſeinem Freunde Bujac, deſſen Begeiſterung aber ausgebildeter war, und ſich auf Erörterung und Kritik einließ, während Campan dieſen auswich, und ſeine Neigung unmittelbar im Genuß abſchloß.

Noch ſtärker ſtimmte Campan's Weſen mit dem Sinne Rahel's in einer anderen Richtung überein: er war ein leidenſchaftlicher Freund der freien Natur, mit Luft, Wolken, Waſſer, Feld und Auen im innigſten Zuſammenhang, von dem Glanz und Dufte der Pflanzenwelt, von den Wechſellichtern des Tages, von allen Eindrücken ländlichen Reizes angeſprochen und fortgeriſſen. Eine ſolche Kraft des Naturgefühls, ein ſolch offener Sinn für den unſchuldigſten und erhabenſten Genuß, gilt bei unſeren Nachbarn, wo im Bezirk eingerichteter Geſelligkeit ſo viele nähere Lockungen ſpielen, überhaupt als Seltenheit; findet ſich aber bei ihnen dieſe ſeltene Naturliebe einmal glücklich vor, ſo verkündet ſie gewiß ein tiefes, edles Gemüth, und läßt auf eigenthümliche Geiſtesgaben ſchließen. Bernardin de Saint-Pierre und Jean Jaques Rouſſeau ſind hievon muſterhafte Beiſpiele. Wir nennen dieſe bekannten Namen, nicht um eine Stufe des Talents, ſondern nur um das Element anzudeuten, in welchem man ſich Campan zu denken hat, der ſelber über ſeine Vorliebe und ſeinen Hang in ſolcher Unſchuld dahinlebte, daß ihm nicht einfiel, in dieſer Richtung etwas zu ſein oder leiſten zu wollen. Er wußte nur, daß ihm ein ſüßes Behagen, eine glückliche Hingebung der Seele gewährt war, und was ſein Geiſt ſonſt von höheren Gedanken hegte, was ſein Gemüth von allgemeinem und perſönlichem Wohlwollen in ſich trug, fand in dieſem Element Entwickelung und Gedeihen.

So ſtrebte Campan denn auch in Berlin, beim erſten Frühlingsſchimmer, täglich in's Freie hinaus, nahm eine ländliche Wohnung in Moabit, und nach der Unruhe und Arbeit des Tages hatte der junge, lebensfrohe, und von anderem Vergnügen vielfach gereizte Fremde doch kein größeres und lieberes, als ſeine ſtillen Gänge und Fahrten über Feld, ſeine Beſuche in Charlottenburg bei Rahel, und ſeinen vertraulichen Austauſch mit dieſer älteren Freundin, die allerdings einem ſolchen Sinne mit ſchmeichelnder Anerkenntniß und beſtärkendem Eifer lebhaft entgegenkam.

Wenn Campan mit Entzücken den Thiergarten, Moabit, Charlottenburg, Schöneberg, und andere ſolche Orte der Umgegend von Berlin beſuchte, und in dieſer nicht üppig ausgeſtatteten Natur doch mit ganzer Fülle der Empfindung ſchwelgte, ja noch in ſpäter Ferne, nachdem er die herrlichſten Länder geſehen und genoſſen, mit wehmüthiger Freudigkeit grade jene Erinnerungen gern zurückrief, ſo kann für den Werth und die Aechtheit ſeines Inneren kaum ein ſprechenderes Zeugniß zu finden ſein, ohne daß darum dem kritiſchen Verſtande, der ſolche Wirkung etwas mühſam mit grade dieſen Oertlichkeiten verknüpft, einiges Lächeln verwehrt ſein möge!

Nur Einen Sommer dauerte die Freude. Die Anſtellung und Wirkſamkeit der jungen Auditoren in der Verwaltung des eroberten Landes war den meiſten älteren Beamten hohen und niederen Ranges durchaus verhaßt. Jene zeigten ſich in allen Beziehungen unbequem; ihr Dienſteifer verdroß und hinderte die Läſſigen und Schelme, man ſchalt ihn unzeitig und zwecklos; man mußte Vortheile aufgeben, weil ſie dieſelben verſchmähten, man ſtieß auf ihren Widerſpruch, man fürchtete ihre rückſichtsloſe Anzeige. Da jedoch aus allen dieſen bei dem Kaiſer ihnen keine Schuld zu machen war, ſo bediente man ſich anderer Mittel, ſie in übles Licht zu ſtellen, und wußte die Ränke hiezu geſchickt einzuleiten. Man tadelte ihre Unerfahrenheit, man brachte einige Uebelſtände, welche gefliſſentlich herbeigeführt wurden, auf ihre Rechnung, und ſo gelang es, den Kaiſer gegen ſie zu ſtimmen. Schon im Auguſt 1807 ſchrieb Frau von Campan ihrem Sohne hierüber mit Beſorgniß: „Je vois que l'on fait la guerre aux auditeurs. Jl y a probablement plus de jalousie que de tort de leur part; mais ils n'ont pas été assez en défiance sur les rivalités de places. Songe à être un des moins battus dans cette petite guerre.“ Doch der eingeübten Argliſt war in dieſem Kampfe der Sieg gewiß; eines Tages rief ein Befehl des Kaiſers die Auditoren aus den bisher ihnen übertragenen Verwaltungen ab, und ſchickte ſie nach Paris zurück. Ungern ſah man in Berlin dieſe jungen Männer ſcheiden, die man ſo vielfach Gelegenheit gehabt ſchätzen zu lernen; auch ſie verließen ungern eine Stadt, deren Bildung ihnen imponirt und deren Geſelligkeit ſie angezogen hatte. Campan beſonders konnte ſich in den plötzlichen Abſchied von Rahel gar nicht ergeben, er gelobte ihr für ſein ganzes Leben die innigſte Freundſchaft, tröſtete ſich mit der Hoffnung, ſie gewiß wiederzuſehen, und drang auf die Zuſage, daß der ihm ſo werth gewordene Umgang einſtweilen durch Briefe fortgeſetzt würde.

Merkwürdig und rührend iſt in Campan's Briefen wirklich der treue Sinn, mit dem er auch in der Ferne, unter allen Zerſtreuungen des Ernſtes und der Luſt, in der großen Hauptſtadt, auf dem Lande, während weiter Reiſen, ſtets an die Freundin denkt, ſich nach ihrem Umgang ſehnt, und gern durch die That beitragen will, ihre Ueberkunft nach Frankreich zu bewirken. Er wünſcht befördert zu werden, um ſie beſſer aufnehmen zu können, er hofft eine günſtige Wendung ſeiner Angelegenheiten, damit er freier ſeinen Wünſchen leben dürfe, in welchen die Nähe der Freundin ſtets voranſteht, durch deren Umgang er zuerſt geiſtig geweckt und erhoben zu ſein bekennt. Selbſt in Gedräng und Eile einer gefahrvollen Geſchäftsreiſe nach Madrid wie im Wohlgefühl eines hoffnungsvollen Durchfluges durch Italien wendet ſein Gemüth ſich innig zu Rahel, und ſinnt und rechnet auf ihr Wiederſehen. Immer drückt er dieſelbe Sehnſucht, dieſelbe Anerkennung und Dankbarkeit aus, immer dieſelbe Zuverſicht, durch Rahel's Gegenwart in ſeinem reinſten Daſein erquickt, in ſeinem edelſten Streben gefördert zu werden. Wenn man erwägt, daß die ganze Anziehungskraft Rahel's für ihn nur darin beſtehen konnte, daß er eine edle, reiche und wahrhafte Natur, eine tiefe und ächte Menſchlichkeit in ihr erkannt hatte, daß keine andere Beziehung ſeinem Eifer und ſeiner Treue hier unterzulegen ſein konnte, ſo iſt man gezwungen, dieſelben Eigenſchaften, welche ihn in fremder Seele ſo anzogen, auch in ſeiner eigenen überreich vorauszuſetzen.

Es iſt, wie Goethe bemerkt, nicht ohne Reiz, die großen Begebenheiten, von welchen die Welt erſchüttert worden, im untergeordneten Einzelleben als bedingende Nothwendigkeit wiederzufinden, wodurch die allgemeine Thatſache nun erſt wahrhaft hiſtoriſch und zugleich anſchaulich wird. So ſehen wir in Campan's Leben überall die Kaiſerherrſchaft Napoleon's durchſtrahlen, und wir werden darauf hingewieſen, in welchen Länderumfang und in wie vielartige Thätigkeit jene große Willensmacht ausſtrömte. Der Lauf des Helden riß die Menſchen unwiderſtehlich in ſeine Bahn, und ſpaltete die Welt gleichſam in zweierlei Lebensgeſchicke, in ſolche, die durch ihn litten und verdarben, und andere, die in ſeinen Erfolgen mitgingen. In dem letzteren Zuge fand ſich Campan, und wohl war ihm bewußt, daß der Sieg und die Macht ihn trugen, und ſein Ehrgeiz, bei den waltenden Verhältniſſen, ein hohes Ziel wählen dürfe. Doch hatte nicht eigene Neigung ihn ſo geſtellt, ſondern die Fürſorge ſeiner Mutter, der verſtändigen, erfahrnen Frau, welche die weltlichen Vortheile gut einſah, und den Gewinn derſelben durch und für den Sohn um ſo lebhafter wünſchte, als ihr in eigener Perſon, bei allem Glanze der auf ſie herabfließenden Gunſt Napoleon's auch das größte Gedeihen doch nur in einem engen Kreiſe mußte beſchränkt bleiben. Den Sohn aber lockten weder Ehrenſtellen, noch Einfluß und Reichthümer, und da er ſeine Mutter im Wohlſtande ſah, der auf die Dauer gegründet und auch ihm geſichert ſchien, ſo glaubte er für ſeine beſcheidenen Wünſche keine Anſtrengung weiter nöthig, und faßte früh ſogar den Gedanken, jene Bahn zu verlaſſen, und im ruhigen Genuſſe der Natur und ſeiner ſelbſt einem inneren Berufe zu leben, den er zu litterariſchem

Hervorbringen in ſich verſpürte. Dieſes Vorhaben mußte in ſeiner Mutter eine entſchiedene Gegnerin fürchten, und er hütete ſich etwas davon zu verrathen, da ohnehin die Ausführung auf gelegene Zeit zu verſchieben war; aber in den Schoß der Freundſchaft legte er ſein Geheimniß nieder, und rechnete von Seiten Rahel's nur auf Zuſtimmung und Kräftigung.

Einſtweilen ſchritt er auf dem alten Wege fleißig fort, mit einem Erfolge, der zwar nicht allen Erwartungen entſprach, aber doch immer günſtig genug war, um dabei bequem und ohne Ungeduld den Augenblick höheren Aufſteigens zu erharren. Seine mannigfache Brauchbarkeit und gewiſſenhafte Pflichtübung, verbunden mit der wachſamen Thätigkeit der Mutter und ihrer Freunde, mußten doch endlich durchdringen. Wirklich erfolgte nach einiger Zeit, daß der Kaiſer ihn zum Präfekten ernannte, und hiedurch war ſogleich jede weitere Ausſicht eröffnet. Indeß, wie ſorgſam auch verſchwiegen, hatte der innere Hang und Sinn doch im Stillen nach außen gewirkt, und es war bemerkt worden, daß der junge Mann nicht in dem gewöhnlichen Geleiſe grober Selbſtſucht wandle, er hatte nicht Eifer genug ſich geltend zu machen, er vernachläſſigte allerlei Weltklugheit, er ging in die Abſichten der Oberen nicht unbedingt ein, und dies war Anlaß genug, ihn als Geſchäftsmann bei dem Kaiſer ungünſtig vorzuſtellen. Seine ſchon ausgeſprochene Ernennung wurde rückgängig. Dieſes Mißgeſchick wieder auszugleichen fehlte es nicht an Hoffnung und Mitteln, allein bevor ſie noch ein Ergebniß brachten, war die Zeit Napoleon's abgeronnen.

Der Sturz der Kaiſerherrſchaft, den man lange ſchon beſorglich vorhergeſehen, aber ſo plötzlich und vollſtändig nicht erwartet hatte, änderte die bisherigen Lebenslagen von Grund aus. Das Verhältniß der Frau von Campan gehörte nicht zu den wenigen glücklichen, die ſich in die neue Ordnung der Dinge hinüberretten konnten. Sie verlor ihre Stellung in Ecouen, ihr Wohlſtand war zertrümmert, ihr Namen verabſcheut; alle Gunſt und Ehre, deren Napoleon ſie gewürdigt hatte, wurden ihr unter den Bourbons zum Verbrechen gemacht. Dem Sohne gleicherweiſe war ſein Amt genommen und jede künftige Ausſicht verſperrt. Der kurze Glücksſchimmer in den hundert Tagen, nach der Rückkehr Napoleon's von Elba, führte nur zu tieferem Fall. Campan war jetzt wirklich Präfekt geworden, und ſah das Heil Frankreichs in der Sache Napoleon's, aber nach deſſen ſchnellem zweiten Sturze hatte er nun die Rache der Gegner in vollen Maßen zu erfahren. Eingekerkert und hart bedroht, als Verwandter des Marſchalls Ney noch beſonders angefeindet, mußte er ſich glücklich preiſen, nur Leben und Freiheit noch endlich gerettet zu haben.

Frau von Campan konnte dieſe Schickſalsſchläge nie verwinden; ſie blickte troſtlos auf die vergangene Herrlichkeit zurück; vergebens bot ſie allen Trotz und alle Klugheit auf, um das Unglück zu ertragen, zu mindern; ihre bittere Unzufriedenheit warf ſich nach verſchiedenen Seiten, aber nirgends fand ſie den gewünſchten Anhalt oder Eingang. Ihr Gemüth und zuletzt ihr Körper litten unter ſolchen Sorgen. Stille Zurückgezogenheit konnte kaum den Neid und Hohn, kärglichſte Einrichtung nicht immer die Noth abwehren.

Leichteren Sinnes nahm Campan die unglückliche Wandlung hin; ſein inneres Leben war von ihr nicht berührt, er blickte nicht traurend zurück, ſondern getroſt vorwärts. Seine früheren Wünſche erwachten auf's neue; jetzt nicht gehemmt von der Mutter, ſondern vielmehr gebilligt, richtete er ſein Abſehen auf das litterariſche Feld. Doch hätte ſie auch hier die für den Augenblick wirkſame, und zu mannigfachem Erfolg führende, politiſche Schriftſtellerei vorgezogen, während Campan dieſe Gattung, für die er weder Schärfe noch Schlauheit genug in ſich fühlte, gänzlich zu meiden, und ſich in harmloſer Dichtung, in froher Naturbetrachtung zu ergehen wünſchte.

Für ſolchen Zweck ſchon ernſtlich mit mancherlei Prüfung und Vorbereitung erfüllt, mußte Campan doch dringender einſtweilen noch ſich der Sorge für den bedrohten Stand geſchäftlicher Angelegenheiten widmen, und zugleich die Herſtellung ſeiner ſchon immer leidenden, beſonders aber in Folge der harten Kerkerhaft tiefzerrütteten Geſundheit unternehmen. Beides erfuhr große und langdauernde Schwierigkeiten, die nur zum Theil beſiegt wurden.

In dieſer Zeit endlich konnte Campan auch ſeinen Briefwechſel mit Rahel wieder anknüpfen, von der erſt die Kriegsläufte und dann der nachgefolgte Umſchwung aller Dinge ihn während dreier Jahre völlig getrennt hatten. Mit Staunen vernahm er ihre Verheirathung, und daß ſie jetzt in Karlsruhe lebe, ſo viel näher an Frankreich, und in derſelben Stadt und in ſchönſter Freundlichkeit mit einer Fürſtin, welche durch ihre Tugend und Liebenswürdigkeit der höchſte Stolz und das reinſte Glanzbild der Erziehung von Ecouen war. Die Großherzogin Stephanie von Baden war als Verwandte der Gemahlin Napoleons der ſorgſamſten Aufmerkſamkeit der Frau von Campan anvertraut geweſen, und hatte unter deren Zöglingen die erſte Stelle nicht nur durch ihren Rang, ſondern auch durch ihre Eigenſchaften erworben.

Jetzt konnte die Freundin, deren Loos eine leidlichere Wendung genommen, dem Freunde die Anerbietungen erwiedern, welche ſie früher von ihm empfangen hatte. Sie blieben leider ebenfalls unbenutzt. Die Umſtände verhinderten ein für beide Theile ſo erwünſchtes Wiederſehen. Außer den erheblichen Gründen, welche Campan in ſeinen Briefen anführt, mochte es auch der rückſichtsvollen Mutter und dem zartfühlenden Sohne unziemlich dünken, den Aufenthalt jener verehrten Fürſtin zu beſuchen, ohne beſtimmt vorher zu wiſſen, wiefern deren Sinn oder vielmehr ihr Verhältniß damit übereinſtimmen dürfte. In ſolcher Ungewißheit und Zögerung verſtrich die Zeit, und bald hatte ſich abermals die Lage verändert, Rahel war nicht mehr in Karlsruhe, ſondern nach Berlin zurückgekehrt, ungewiß, ob ſie dort bleiben, oder an einen anderen Ort würde verſchlagen werden. Die größere Entfernung, und mehr noch die ſorglichen Zeitumſtände, welche keiner freien Mittheilung günſtig ſchienen, wirkten auch auf den Briefwechſel ſtörend.

Inzwiſchen war es Frau von Campan gelungen, nach großen Entbehrungen und durch mühvolle Beharrlichkeit, ihre Angelegenheiten noch glücklich genug in Ordnung gebracht zu ſehen. Ungeachtet aller Verluſte, die ſie erlitten, waren ihr doch endlich zwölftauſend Franken jährlichen Einkommens ſicher, und ſie lebte nun wieder in gutem Wohlſtande. Ihr Sohn konnte nun den Gedanken einer Reiſe nach Deutſchland auf's neue hegen, allein ſeine noch nicht genug erſtarkte Geſundheit verurſachte wiederholten Aufſchub. Im Anfange des Jahres 1821 ging er nach Paris, um ſich in Litteratur und Kunſt umzuſehen, erkrankte gleich nach ſeiner Ankunft, und ein Katarrh, der ſich ſchnell verſchlimmerte, raffte ihn nach wenigen Tagen hin.

Dieſer Verluſt traf die Mutter hart. Sie fühlte ſich durch kein Band mehr mit der Welt verknüpft. Sie vermißte bei allem was vorging, immerfort den geliebten Sohn, rief ſein Andenken unaufhörlich hervor, wollte ſtets ihn ſehen, mit ihm reden. Sie kränkelte ſeitdem; zwar wirkte eine Reiſe nach Baden, und ein froher, zweimonatlicher Aufenthalt in Konſtanz bei der Herzogin von Saint-Leu, ſehr vortheilhaft auf ihre Geſundheit, aber ein Uebel an der Bruſt, das erſt für ſpätere Zeit bedenklich zu werden drohte, entwickelte ſich unerwartet ſchnell, und die beinahe ſiebzigjährige Frau mußte ſich einer ſchmerzlichen Operation unterwerfen. Muthvoll und glücklich überſtand ſie dieſelbe, doch ein hinzugetretenes Katarrhalfieber vereitelte den Erfolg, und ſchon nach zwölf Tagen, am 16. März 1822, ſchied ſie gefaßt und ſanft, nachdem ſie ſchon längere Zeit ſich auf ihr Ende vorbereitet. Noch wenige Stunden vorher hatte ſie mit Freuden ſich ihres Beſuches bei der Herzogin erinnert, und dann dem Arzte, den ſie mit einiger Heftigkeit angerufen, zur Entſchuldigung geſagt: „Wie man doch gleich gebieteriſch wird, wenn man zur Höflichkeit nicht mehr Zeit hat!“ Ihr Arzt Dr. Maigne zu Montes hat ein Journal anecdotique über ihre letzte Lebenszeit nebſt einigen ihrer Briefe, meiſtens an den Sohn gerichtete, herausgegeben. Die von ihr ſelbſt geſchriebenen Denkwürdigkeiten, die auch erſt nach ihrem Tode herauskamen, ſind allgemein bekannt, und mit Recht geſchätzt, wenngleich die heutige Faſſung mancher Abſchnitte derſelben nicht mehr überall der urſprüngliche Text, ſondern ein nach beſonderen Rückſichten nachträglich veränderter iſt.

Von Campan's litterariſchen Verſuchen in Verſen und Proſa hat ſich nichts erhalten. Ob er ein bedeutendes Talent gehabt und großer Leiſtungen wäre fähig geweſen, muß dahingeſtellt bleiben. Gewiß aber fehlte ihm die tüchtigſte Grundlage nicht, ſofern die größte Reinheit des Sinnes und die tiefſte Wahrheit des Gefühls dafür zu rechnen ſind.

Möge man ſeine harmloſen naiven Briefe, die wir künftig mittheilen werden, ſo unbefangen leſen, als ſie geſchrieben worden! *) Wen der ächte Ausdruck eines wahren und wirklichen Menſchen nicht reizen noch befriedigen kann, wer nur auffallende, krampfhafte und ſeltſame Züge zu ſehen verlangt, der wende von dieſem klaren Seelenbilde eines bewegten Stilllebens, wie wir es nennen dürfen, die Augen ab, doch ohne ihm für diejenigen, welche ſich an einem ſolchen erfreuen, die geringe Stelle zu mißgönnen! —

---

*) Die Briefe von Henri Campan erſchienen in den „Biographiſchen Portraits, von Varnhagen von Enſe". Leipzig, 1871.

Denkwürdigkeiten Juſtus Erich Bollmann's.

I.

Wir nennen hier einen Namen, der dem größten Theil unſerer Leſer, und beſonders den jüngeren, unbekannt klingen wird. Doch iſt er einſt laut genug erſchollen, und hat ſeinen Tag erlebt, der ihn für Europa und Amerika zum Gegenſtande der aufgeregteſten Theilnahme machte. In den Schriften der Frau von Stael, in den Denkwürdigkeiten des Generals Lafayette, iſt er ehrenvoll aufgezeichnet. Aber auch nach der augenblicklichen Berühmtheit, welche die unternommene Befreiung Lafayette's aus dem Staatsgefängniſſe zu Olmütz ihm gab, hatte Bollmann fernerhin merkwürdige Schickſale, wirkte mit großartiger Thätigkeit in bedeutenden Verhältniſſen, und ſein ſpäteres, wenn gleich ſtilleres und minder beſprochenes Leben geſtaltete ſich nicht weniger betrachtungswerth, als das frühere jugendliche. Durch den Reiz ſeiner Sinnesart und ſeines Geſchickes, durch die Richtung ſeiner Kenntniſſe und den Umfang ſeiner Verbindungen, ſtellt er eines der ausgezeichnetſten Lebensbilder dar, welche ſein Zeitalter aus deutſcher Heimath in auswärtigen Strömungen zur Erſcheinung kommen ließ.

Das die Welt bewegende Ereigniß am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts war die franzöſiſche Revolution. Alle Staaten und Völker empfanden dieſe Bewegung, an welcher überall die regſameren Geiſter Theil nahmen, als wäre ſie eine auch ihnen heimiſche Angelegenheit. Deutſche Kräfte ſind zahlreich eingeſtrömt in jene nachbarlichen Bahnen, und durch wirkſames Handeln wie durch geiſtiges Ausbilden, ſowohl förderlich als gegneriſch, haben wir von Anfang einen bedeutenden Beitrag zu den Kämpfen und Entwickelungen geliefert, welche ſpäter allerdings im vollſten Sinne auch die unſerigen werden mußten. Allein die Verflechtung deutſcher Geſinnungen und Schickſale in den Lauf der franzöſiſchen Revolution behielt faſt immer eine beſondere Eigenthümlichkeit, in welcher die Merkmale des Urſprungs unverkennbar blieben, und hieraus entſteht für jene Bezüge ein eigener Reiz, der uns wohl auffordern dürfte, ſie näher zu betrachten und zu behandeln. Wir haben ihnen aber bisher nur wenige Aufmerkſamkeit gewidmet. Die Geſchichtſchreibung des Tages ſucht ſich der großen Begebenheiten und Wandlungen, ſo gut ſie kann, zu bemächtigen, die perſönlichen vernachläſſigt ſie, oder weiß ſie nicht aufzufinden. Doch liegt in dieſen letzteren nicht ſelten ein näherer Aufſchluß für jene, und immer eine Fülle von Farben und Lichtern, ohne welche die allgemeinen Schilderungen kalt und leblos bleiben. Eine genauere Ueberſicht der Verhältniſſe, die ſich aus der Wechſelwirkung deutſcher Einflüſſe in Frankreich und franzöſiſcher in Deutſchland ergeben haben, würde die fruchtbarſten Betrachtungen hervorrufen. Allein faſt alles fehlt uns dazu. Ueber Georg Forſter, Schlabrendorf und Oelsner ſind einige ſchätzbare Nachrichten mitgetheilt worden, die jedoch nur den Wunſch nach vollſtändigeren wecken. Von anderen bedeutenden Namen wiſſen wir faſt nichts, als was die franzöſiſchen Erzählungen darüber im Vorbeigehen abwerfen. Eine lebendige Darſtellung der deutſchen Revolutionsverſuche in Mainz und Koblenz mangelt noch ganz, und doch könnte das treue Bild dieſer Vorgänge wirkſamer, als manches andere Mittel, für die Gegenwart zur Lehre dienen.

Die franzöſiſche Revolution, in ihrem zerſtörenden Fortgange, verbrauchte und zerbrach ſehr ſchnell ihre eigenen Werkzeuge, nur die geſchmeidigſten und wandelbarſten durchdauerten den Wechſel der ſtürmiſchen Entwickelungen. In demſelben Maße, wie ſich in Frankreich die Meinungen und Anſichten veränderten, geſchah dies auch in Deutſchland. Jede ſpätere Geſtalt der Revolution büßte einen Theil der

Anhänger ein, welche die frühere gewonnen hatte. Gentz und Stolberg ſagten ſich ſchon bei den früheſten Wendungen los, Klopſtock und Bürger wurden erſt durch die Gräuel der Jakobinergewalt zurückgeſchreckt, Fichte'n machte Napoleon's unterdrückende Eroberung zum Gegner; wir nennen die Schriftſteller, weil durch ihre bekannte Namen und Beiſpiele am leichteſten ganze Klaſſen bezeichnet werden. So ließ die in raſchen Verwandlungen ſtets wachſende Bewegung keinen Augenblick nach, ihre deutſchen Anhänger abzuſtoßen und zu verlieren, bis endlich ſelbſt die hartnäckigſten bekehrt oder erſchöpft waren. Nicht grade die beſſere Geſinnung und reifere Einſicht bedingten jedesmal das frühere Loslaſſen; die perſönlichen Einflüſſe, Lagen, Ausſichten und Erfahrungen wirkten auf die mannigfachſten Gemüthsarten, wie auf die überkommenen und gewählten Denkweiſen, ſehr verſchieden ein. Die wunderbarſten Wahlverwandtſchaften wurden wach, die größten Widerſprüche hielten ſich eng verknüpft, und der innerſte Antrieb verbarg ſich unter den räthſelhafteſten Erſcheinungen. Merkwürdig iſt es, in dieſem vielverſchlungenen Gemiſch und Wechſel die Hauptzüge des deutſchen Karakters im Weſentlichen faſt immer verfolgen und faſt als unzerſtörbar nachweiſen zu können, woraus auch den trübſten Verirrungen noch ein leuchtender Funken bleibt, dem die reinſte Theilnahme ſich widmen kann.

Dieſe Theilnahme wird unſtreitig auch dem Manne nicht fehlen, mit welchem die nachfolgenden Denkblätter ſich beſchäftigen. Wir haben die eignen Briefſchaften deſſelben, für deren Darbietung wir manchen Dank erwarten, aus mündlicher Mittheilung und eigner Kenntniß zu vervollſtändigen geſucht, ohne deßhalb den Anſpruch zu machen, das hier unvermeidliche aber auch genügende Fragmentariſche zur eigentlichen Lebensbeſchreibung zu erheben.

II.

Juſtus Erich Bollmann wurde geboren im Jahre 1769 zu Hoya im Hannöver'ſchen, wo ſeine Eltern in geachteten und wohlhabenden Verhältniſſen lebten. Er zeichnete ſich früh durch Faſſungskraft und Lebhaftigkeit aus; mit friſchem Geiſtesmuthe verband er körperliche Geſundheit und Rüſtigkeit, er galt für einen kräftig-ſchönen Knaben, und man zweifelte nicht, daß er in der Welt ſein Glück machen würde. Zu den Studien beſtimmt, ließ er es an ſtrengem Fleiß nicht fehlen, und bemächtigte ſich leicht und gründlich der Kenntniſſe, die ihm dargeboten wurden. Seine Einbildungskraft aber war nicht hervorbringend; in den Werken der Dichter ſuchte er weniger ihre Geſtalten, als einen allgemeinen Reiz und Schwung für unbeſtimmtes Große und Schöne. Mit dieſer Richtung jedoch verband er thatfertige Einſicht und feſte Beſonnenheit, ſobald es Verhältniſſe der Wirklichkeit zu behandeln gab. Aus dieſen Eigenſchaften, deren Verknüpfung faſt immer zu bedeutenden Ergebniſſen führt, beſtimmten ſich früh ſein Karakter und ſeine Schickſale. Die Umſtände trugen dazu bei, ſeine Eigenheiten noch ſchärfer auszubilden. Die Familie war zahlreich, und es galt als erwünſchte Erleichterung des Hauſes, daß angeſehene und freundliche Verwandte im ſüdlichen Deutſchland ſich erboten, einen der Söhne zu fernerer Fürſorge und Ausbildung bei ſich aufzunehmen. Juſtus Erich wurde hiezu erſehen, und kam in das Haus ſeines Vetters, des badiſchen Staatsraths Brauer, nach Karlsruhe. Er fand hier anmuthige, dem norddeutſchen Jünglinge beſonders zuſagende Lebensverhältniſſe, in welchen neben ſtrenger Ehrbarkeit und Ordnung eine freimüthige Sinnesart gedeihen konnte. Beſonders wichtig wurde ihm auch das Haus des berühmten Lehrers der Staatswirthſchaft und Gewerbkunde, des Hofraths Böckmann, der ihm gleichfalls verwandt war, und durch deſſen Unterricht und Verkehr in ihm frühzeitig die Neigung zu dieſen wichtigen Fächern geweckt wurde. Die Kenntniſſe und Fertigkeiten, deren er ſich in dieſer Richtung hier ohne Mühe bemächtigen konnte, und für welche das nahe Murgthal mit ſeiner vielartigen Betriebſamkeit den Reiz noch erhöhen mußte, fingen ſchon damals an, mit ſeinen ärztlichen Studien, für welche er ſich entſchieden hatte, zu wetteifern. Er legte aber auch in dieſen letzteren ſchon hier einen vortrefflichen Grund, und bezog darauf, wohlvorbereitet, die Univerſität Göttingen.

Unter den jungen Männern, mit welchen er hier Freundſchaft knüpfte, waren manche, deren Namen nachher berühmt geworden. Eine höhere Gedankenrichtung im Betrachten der Natur und des Lebens, und ein kühnerer Drang, die Welt im Großen anzuſchauen, vereinigte ihn mit dem Arzte und Naturforſcher Link, der bald nachher als öffentlicher Lehrer nach Roſtock berufen wurde. Vorzüglich aber ſchloſſen ſich an Bollmann mehrere junge Engländer innigſt an; ſie ſchienen in ſeinem Weſen alle Vorzüge des engliſchen Karakters wiederzufinden, ohne den Stolz und die Schroffheit deſſelben. In der That hatte er frühzeitig eine ſtarke Hinneigung zu der engliſchen Sinnes- und Handlungsweiſe, und befeſtigte ſich leicht in den Anſichten, welche ihm daher überkamen. Für engliſche Sprache und Litteratur war ſeine Vorliebe ſchon hier entſchieden.

Nachdem er in Göttingen die Würde eines Doktors der Arzneiwiſſenſchaft empfangen, begab er ſich im Herbſt 1791 nach Mainz, wo er den Unterricht des berühmten Arztes Hofmann und des großen Anatomen Sömmering benutzte. Er kam hier auch mit dem Weltumſegler Georg Forſter, der als Bibliothekar und Profeſſor in Mainz angeſtellt war, und mit dem liebenswürdigen Schriftſteller Huber, der daſelbſt als ſächſiſcher Diplomat lebte, in vertraute Bekanntſchaft, und nahm an dem Gegenſtande, der dieſe beiden Männer begeiſterte und bald ausſchließlich beſchäftigte, den regſten Antheil. Die franzöſiſche Revolution ſchien eine Verkündigung an das ganze Menſchengeſchlecht, und ihre Bewegungen ſchritten wie im Inneren ſo auch nach außen unaufhaltſam vorwärts. Bollmann hegte zwar gemäßigtere Denkart als ſeine neuen Freunde, und verwarf manches, was ſie billigten, allein im Allgemeinen ſtimmte er den Wünſchen und Beſtrebungen der Freiheitsfreunde eifrigſt bei, und die Gluth ſeiner edlen Geſinnungen ſetzte bereitwillig eben ſolche überall voraus, wo nur eine Stätte dafür möglich ſchien.

Er begab ſich von Mainz wieder nach Karlsruhe, wo er im Kreiſe ſeiner Verwandten und Freunde einige Zeit angenehm verlebte. Doch gab er ſich, bei dem Mangel eingreifender Vorgänge und anziehender Beſchäftigung, allzuſehr den Zerſtreuungen jugendlichen Umgangs hin. Er gefiel auch beſonders den Frauen, und ſeine aufgereizte Eitelkeit konnte ihn leicht auf Abwege führen. Allein der romantiſche Schwung, welchen ſeine Lebensvorſätze genommen hatten, und die ſittlichen Anſprüche, die er an ſich ſelbſt machte, bewahrten ihn vor größeren Verirrungen. Eine verheirathete Frau verliebte ſich in ihn, und wußte durch ihre Leidenſchaft ihn ſo weit zu gewinnen, daß er ſich von dem ſchmeichelhaften Wohlgefallen einige Zeit befangen ließ; als aber dieſer Austauſch von Empfindung und Vertrauen für die beſtehenden Verhältniſſe wirklich ſtörend zu werden drohte, erwachte in Bollmann der Stolz ſeiner Grundſätze, und er wandte die Macht, welche er ausübte, mit Erfolg dazu an, die Frau zu ihrem Gatten zurückzuleiten. Er glaubte, wie er ſelbſt nachher ſagte, recht weiſe zu thun, als er nach vielen ſchönen Reden es dahin brachte, ſie ihrem Manne in Thränen ſchwimmend in die Arme zu werfen. Auf ſolche Weiſe mit Selbſtverläugnung Handlungen des Edelſinns und der Großmuth auszuüben, war tief in ſeinem Karakter begründet, in welchem lebhafte Reizbarkeit und ernſte Ueberlegung ſich gegenſeitig nicht unterdrückten. Seine ſpäteren Handlungen, Unfälle und Erfolge, laſſen ſich alle aus dieſer Miſchung ableiten.

Inzwiſchen war ihm durch dieſe und andere Mißverhältniſſe, welche in dem kleinen Kreiſe gar leicht entſtanden und gewichtig wurden, der Aufenthalt in Karlsruhe verleidet. Zudem war es Zeit, daß er ſeiner Beſtimmung folgte und in der großen Welt ſich eine Laufbahn wählte. Der nächſte Blick mußte natürlich auf Frankreich und deſſen Hauptſtadt gerichtet ſein, wo von jeher für deutſche Aerzte ein günſtiger Boden war, und obgleich Bollmann durch den Gang, welchen die franzöſiſche Revolution in der damaligen Zeit genommen, längſt nicht mehr angezogen war, vielmehr gegen die dort herrſchende Tagesgewalt eine entſchiedene Abneigung fühlte, ſo war doch das Verlangen, ſich in dieſer großen Welt umzuſehen und die Gelegenheit des Wirkens und des Glücks aufzuſuchen, für ihn um ſo beſtimmender, als auch die Seinigen ihm dieſen Weg anriethen, und ein in Frankreich lebender Oheim denſelben ſehr zu erleichtern verſprach.

An Empfehlungen und vorausgeknüpften Bezügen mangelte es nicht, und ſo reiſte Bollmann im Anfange des Jahres 1792 von Karlsruhe hoffnungsvoll nach Straßburg, und bald darauf nach Paris. Seine ferneren Verhältniſſe und Wendungen gehen aus nachſtehenden, an ſeine verehrungswürdige Freundin und Baſe, die Staatsräthin Brauer, in die Heimath nach Karlsruhe geſchriebenen Briefen hervor, welche wir in der Zuverſicht, daß ihr Inhalt und Ausdruck gleicherweiſe zu lebhaftem Antheil auffordern, unverändert hier folgen laſſen.

1.

Straßburg, den 14. Februar 1792.

Liebe Frau Baſe! Ich habe Ihnen ſogleich nach meiner Ankunft hier geſchrieben, aber bis jetzt auf dieſen Brief noch keine Antwort erhalten, vermuthlich auch nicht zu erhalten verdient; denn ich erinnere mich, daß ich ſehr munter war, indem ich ihn ſchrieb, — ſollt' ich es zu ſehr geweſen ſein, ſo bitte deßwegen um Verzeihung!

Sie werden ſich wundern, darüber ſowohl, daß ich noch hier bin, als daß ich Ihnen noch nicht geſandt habe, was Sie ſchon längſt erwarten konnten. Beides iſt mir ſelbſt ſehr unangenehm, doch bin ich's unvermögend zu ändern. Auf drei Briefe nach Paris erhielt ich immer keine Antwort, und erſt geſtern erfahre ich vom Freunde meines Onkels, an den die Briefe adreſſirt ſind, er ſei bis jetzt noch nicht in Paris angekommen. Meine Briefe liegen alſo noch bei dieſem Freunde; daß mein Onkel ſie aber nicht ſchriftlich abgefordert, iſt wenigſtens ein Beweis, daß er nach Paris kommen wird. Irgend etwas muß ihn aufgehalten haben; Sie wiſſen indeß, *wie ich von Ihnen wegging*, können ſich alſo das Unangenehme meiner gegenwärtigen Lage denken, und werden mich entſchuldigen.

Die Unannehmlichkeiten abgerechnet, worein man ſich fügen muß, befind' ich mich wohl. Das genauere Studium der franzöſiſchen Geſchichte, vorzüglich in den letzten Jahrhunderten, und die Verfolgung des Spiels menſchlicher Leidenſchaften, im Gewirre der Gegenwart, machen meine Zeit intereſſant und nützlich; und der Umgang in der Familie des Herrn von Türckheim, worin einige ausgezeichnet gute Menſchen ſich befinden, und verſchiedene junge Frauenzimmer, von denen es ſchwer fällt zu entſcheiden, ob ſie mehr ſchön oder witzig ſind — gewährt mir mehr vergnügte Stunden, als ein genügſamer Mann zur glücklichen Exiſtenz von Rechts wegen nöthig hat. Noch vollhaltiger an Intereſſe und Lebhaftigkeit würden dieſe Geſellſchaften ſein, hätten nicht die politiſchen Unruhen ihnen verſchiedene der beſten Mitglieder entwandt. Ueberall iſt Uneinigkeit und Spaltung, überall begegnet man den traurigen Folgen davon — die Demokraten ſagen, das ſind unvermeidliche Uebel — aber die guten Früchte der gegenwärtigen Verfaſſung ſucht man vergeblich. Die Demokraten ſelbſt ſind uneins. Die Mitglieder des deutſchen Klubs geriethen vor ſechs Tagen ſo heftig an einander, daß die Wache kommen mußte, ſie zu beruhigen. Seitdem ſind über die Hälfte der Mitglieder — Halb-Ariſtokraten — in eine neue Geſellſchaft zuſammengetreten. Viele ſind gegen den Maire aufgebracht, ſtündlich erſcheinen Broſchüren für und wider. Die Hälfte der Bürger glaubt überzeugt zu ſein, daß die Konſtitution der Kabale Thür und Thor öffne. Menſchen, die nichts zu verlieren haben, Fremde zum Theil, wovon niemand weiß, woher ſie kommen, drängen ſich vor. Die beſten Köpfe fühlen ſich beleidigt und treten zurück. Von achttauſend Aktivbürgern in Straßburg gingen nur vierhundert zu den Wahlen. Von ſechzigtauſend in Paris nur zehntauſend. Und ſo iſt es verhältnißmäßig durch ganz Frankreich. Ein Gemeiner unter der Nationalgarde bekömmt täglich fünfzehn Sous. Ein Gemeiner von den Linientruppen täglich acht Sous. Die undisciplinirten Nationalgarden haben den Rang in allem vor den alten, bewährten Truppen. Daher die äußerſte gegenſeitige Erbitterung. Daher ſind die Linientruppen faſt alle gegen die Konſtitution. — Nicht minder ſtärk iſt die Religionserbitterung. Die Kirchen der geſchworenen Prieſter ſind leer; und die ungeſchworenen laſſen heimlich nichts unverſucht, ihren Anhang zu vergrößern. Zu allem dem kommt noch der Mangel an Geld und der entſetzliche Verluſt der Aſſignaten; ſie verlieren vierzig Procent. Alle ſchlechte Menſchen nehmen dieſen Zeitpunkt wahr, um ihre Schulden abzutragen, die zum Theil in baarem Gelde gemacht wurden. Kurz, die Ungerechtigkeiten ſind ohne Zahl, die Kabalen ohne Maß, die Zerrüttungen ohne Gränzen. Noth und Erbitterung iſt allgemein, und nur eine gewaltſame, blutige Kriſe — in deren Wünſchung allein ſich alle, alle Köpfe, aus Hoffnung und Verzweiflung, vereinigen — wird den Jammer zu gleicher Zeit auf's äußerſte treiben und endigen können. Doch glaub' ich, daß Jahrhunderte erfordert werden, die Spuren der traurigen Tage ganz zu verwiſchen! — Ich ſchriebe gern noch weiter, aber die Poſt geht fort, und ich möchte gern den Brief noch heute fortſenden. — Leben Sie alſo wohl. Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter, den lieben Kleinen, dem Griesbach'ſchen Hauſe — und bleiben Sie ein bischen gut Ihrem Sie herzlich liebenden Vetter Juſtus Erich Bollmann. (Chez M. Jean de Türckheim.)

2.

Paris, den 15. März 1792.

Gleich nach Abgang meines letzten Briefs an Sie, liebe Frau Baſe! erhielt ich Nachricht von meinem Onkel, ſparſames Reiſegeld, und ſtrengen Befehl, ſogleich nach Paris zu ihm zu kommen. An Ort und Stelle war ich gezwungen, in demſelben Gaſthofe und auf demſelben Zimmer mit ihm zu wohnen. Sie wiſſen, er iſt ein ſehr braver Mann; aber er iſt ein vierzigjähriger Hageſtolz, ein Kaufmann und ein Engländer, — folglich iſt er rauh und unbekannt mit vielen Freuden des Lebens, geldliebend und ein Freund von Eſſen und Trinken. Drei Wochen lang kam ich nicht von ſeiner

Seite, und was macht' ich in dieſer Zeit? — Er war über und über voll von Plänen, deren Ausführung mich zum reichen Mann machen ſollten. — Schon Morgens im Bette fing er mir ſie vorzutragen an, und ſelten hatt' ich bis zu zwölf Uhr Zeit genug, um ſie gründlich zu widerlegen. — Petersburg, meint' er, London, Philadelphia ꝛc. wären ſehr gute Plätze für mich, und ich zweiſle nicht, daß ſeine redlichen Wünſche für mein Wohl mich unverzüglich nach Sibirien verpflanzen würden, wenn man ihn überzeugen könnte, es ſei da viel zu verdienen. Um zwölf Uhr wurde gefrühſtückt, dann ſpaziren gegangen, dann gegeſſen, oder geſchmauſt vielmehr, bis um fünf Uhr, dann das Schauſpiel beſucht, dann zu Nacht geſpeiſt, dann Punſch getrunken. Den folgenden Tag dieſelbe Wiederholung, und ſo ging's fort, ohne daß ich ſonderlich etwas gewonnen hätte, es ſei denn einen kleinen Zuwachs in der Fertigkeit, ſich in die grämlichen und zuweilen ein bischen despotiſchen Launen eines Mannes zu fügen, dem man Dankbarkeit und Liebe ſchuldig iſt, und der im Ganzen ſie verdient. Da mir's indeſſen nicht ſo leicht wurde, wie's billigerweiſe mir hätte werden ſollen, ſo war ich recht ſehr aus meiner Behaglichkeit herausgeworfen, gab alſo auch meinen Freunden in Straßburg keine Nachricht von mir — denn Unthätigkeit iſt von Unzufriedenheit eine natürliche Folge — und ſo kam's denn, daß ich Ihren Brief vom 14. Februar erſt heute erhielt. — Die Wahrheit zu ſagen, ich hab' ihn nicht erwartet. Der Mangel an Antwort auf mein erſtes an Sie Erlaſſenes (um kaufmänniſch zu reden), die Ueberzeugung, meine Zeit in Karlsruhe nicht ganz ſo regelmäßig zugebracht zu haben, wie ich's geſollt hätte, und ein gewiſſer Hang zu melancholiſchen Ideen, der aus alten Zeiten Ihnen noch bekannt ſein wird, ließen das Schlimmſte mich fürchten. Aeußerſt gefreut hat mich daher Ihr lieber, Ihr guter, Ihr herzlicher Brief, weil er mich äußerſt überraſchte. Er hat mich mehr entzückt, wie das erſte geſehene große pantomimiſche Ballet in der hieſigen großen Opera — welches ſehr ſtark geſagt iſt, und dennoch nicht weniger wahr.

Mein Aufenthalt in Paris wird fünf bis ſechs Monate dauern, weil ich gern dieſe Stadt ganz kennen lernen und der Sprache ganz mächtig werden möchte. Ich werde einige Vorleſungen über Chemie und Phyſik hören, in der Entbindungskunſt unter Baudeloque's Anleitung mich praktiſch vervollkommnen, und die Hoſpitäler beſuchen, um zu ſehen, wie man nicht praktiſiren muß. Um mir indeß Erfahrung in einem Zweige meiner Kunſt zu verſchaffen, den ich vorzüglich liebe, um mich unabhängiger von meinem Onkel zu machen, um deſſen eigene Wünſche zu erfüllen, und um — Geld zu verdienen, werd' ich mich in den öffentlichen Blättern als Okuliſten ankündigen und dem geneigten Publiko meine Dienſte gegen baare Bezahlung entbieten. Der glückliche oder unglückliche Erfolg dieſes Projekts hängt von vielen Umſtänden ab, und läßt ſich ſchwerlich vorausſehen. Die Wahrſcheinlichkeit indeſſen für's erſte iſt ein bischen größer. Ich habe juſt Hoffnung genug, um thätig zu ſein, und doch keine ſo geſpannte Erwartung, um mich zu ärgern, wenn's nicht ginge. — Geld verdienen alſo! mit den feiſten Hamburgern zu reden, bin ich noch nichts werth, aber es geht darauf zu, um etwas werth zu werden. Die neuen Staarmeſſer liegen vor mir; ſie ſollen das Hebezeug werden, um die Börſen meiner Nebenmenſchen zu lichten, und meine Hand ſoll dies Hebezeug dirigiren! — Es fällt mir ein bischen ſchwer, mich aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten. — Es iſt traurig, daß alles, alles Intereſſe beinahe zuletzt bis auf's Geldgewinnen zuſammenſchrumpft. Wer das Herz zu weit hat und den Kopf zu helle, um ſich bis auf dieſen Punkt beſchränken zu können, der bringt nie was recht Beträchtliches vor ſich! — O! ich darf nicht ſagen, wo mich überall der Schuh drückt! — Wie gut, daß die meiſten Leute die engen Gränzen unſerer Kunſt nicht wiſſen! — Der Glauben der Leute an die Kunſt des Arztes muß das Brod geben, der Menſch in ihm muß nutzen. Man muß ſich des Glaubens an die Kunſt bedienen, um dem Menſchen einen Wirkungskreis zu verſchaffen. Man muß ſich die ſcheinbaren Dienſte bezahlen laſſen, um das Leben für die unbezahlbaren zu friſten! — Das alles iſt nicht ganz ſtrenge wahr, aber es iſt doch wahr im Ganzen, und es iſt zugleich der Troſt des redlichen Mannes!

Sie erwarten wohl, liebe Frau Baſe! viel Wichtiges über Paris, dieſen großen Mittelpunkt der Wiſſenſchaften, des Geſchmacks, des Luxus und der Verhandlung der Rechte der Menſchheit! — aber die Wahrheit zu ſagen, ſo kenn' ich's noch zu wenig, um viel Vernünftiges davon zu ſagen. — Der erſte Anblick dieſer ungeheuren Stadt muß jedem eckelhaft ſein! Die Straßen ſind zwar gerade, aber entſetzlich enge, und die Häuſer entſetzlich hoch. Man glaubt ſich in einer Felſenſpalte fortzubewegen. Wer nicht im fünften Stock wohnt, der kann den Himmel nicht ſehen, es ſei denn, daß er rückwärts den Kopf zum Fenſter hinausſtreckt und ſenkrecht über ſich ſchaut. Dies verſchafft indeſſen nicht wenigen Leuten den Vortheil, daß ſie bei hellem Tage, wie aus einem tiefen Brunnen, die Sterne ſehen können. Dieſe engen Straßen haben nur Eine Gaſſe; das Pflaſter läuft abwärts von den Häuſern zur Mitte; ſie ſind mit einem ſehr dicken Kothe bedeckt; Karren, Pferde, Kutſchen, Menſchen und Eſel arbeiten denſelben gemeinſchaftlich durch einander, denn Fußbänke ſucht man zur Seite vergebens. — Ich habe mich ſehr lange bemüht, die vortheilhaften Seiten dieſer Unannehmlichkeiten auszufinden, um mich beſſer damit vertragen zu können, und ich bin endlich ſo glücklich geweſen, zu entdecken, daß die erſten Gründe des franzöſiſchen Nationalkarakters in dieſen engen Straßen, in dieſem Mangel an Fußbänken, und in dieſem Kothe zu finden ſind. Jedermann weiß, Gewandtheit des Körpers und Schlauheit der Seele ſind die Hauptzüge deſſelben; iſt es aber zu verwundern, daß man gewandt wird, wenn man beſtändig auf den Fußſpitzen hüpfen, wenn man unter allen nur denkbaren Stellungen und Windungen ſich um Savoyarden, Perückenmacher, Mehlkrämer und Laternenweiber jeden Augenblick wegſchieben muß, damit man das Ausſehen eines reinlichen und rechtlichen Mannes nicht verliere! — iſt es zu verwundern, wenn man zu gleicher Zeit immer vorwärts und rückwärts ſehen muß, um nicht gerädert zu werden? — Lachen Sie nicht, liebe Frau Baſe! der Karakter des Volks bildet ſich nach dem Karakter der Hauptſtadt; dieß kann man in Deutſchland ſehen, wo weder eins noch das andere Statt hat; kleine Urſachen, aber die unabläſſig wirken, erzeugen große Effekte; ſelbſt zufällig erworbene Eigenſchaften werden zuletzt erblich — hinter dieſen drei Bollwerken bin ich für jeden Einwurf ſicher! — Es ſtehe indeß mit der Wahrheit dieſer Bemerkungen, wie's wolle, genug, auf die Originalität derſelben bin ich ſtolz, und eben deßwegen bin ich durch Vermittelung der bekannten Selbſtliebe jetzt ausgeſöhnt mit den ſchmutzigen Straßen. — Sollten ſich übrigens in Ihrer Bekanntſchaft Melancholiſche und Trübſinnige befinden, ſo geben Sie ihnen den Rath, ſich auf eine Zeitlang nach Paris zu verfügen, und zugleich den ſtrengen Befehl, in den engen Gaſſen täglich einige Stunden ſpaziren zu gehen. Entweder der nothwendige ſchnelle Uebergang von einer Idee zur anderen kurirt ſie, oder auch man führt ſie todt, und ſie entweichen alsdann auf einmal der Sünde des Selbſtmords und einem läſtigen Leben. Dies Mittel iſt auf jeden Fall zweckmäßig, und weil ich's in keinem Schriftſteller noch angeführt finde, ſo werde ich daſſelbe der gelehrten Welt in einem kleinen Traktate bekannt machen. Dies Werkchen wird früher erſcheinen, als das bewußte, und da Sie natürlicherweiſe auf die verſprochene Dedikation äußerſt begierig ſind, ſo bin ich geſonnen, ſie dieſem Vorſchlag eines neuen Mittels gegen die Melancholie vordrucken zu laſſen. Ich hoffe Ihren Beifall hierdurch um ſo mehr zu verdienen, da der menſchenliebende Inhalt dieſes Werkes mit Ihrem menſchenfreundlichen Herzen ſich weit beſſer verträgt, als ſich die Grübeleien eines anderen vertragen würden mit dem einfachen und liebenswürdigen Gang Ihres Verſtandes! —

Vom Palais-Royal, den Tuillerien u. ſ. w. ſag' ich Ihnen heute nichts. Eben ſo wenig von den Schauſpielen, — aber ich werde mich bemühen, dies nachzuholen, wenn meine Sachkenntniß gründlicher iſt, wie jetzt. —

Die Nationalverſammlung und ihre einzelnen Mitglieder ſind bald der Gegenſtand der Anbetung, bald des Geſpötts, bald der Verachtung. Im Ganzen iſt es ein wüthendes Chor. Ein großer Haufe leidenſchaftlicher, übelunterrichteter, eigennütziger, ehrgeiziger Menſchen, unter denen einige Brave in Unthätigkeit begraben ſind. — Die Klubs tyranniſiren das Volk. Ihre Mitglieder ſind der neue Adel. — Man fängt an, vorzüglich die Jakobiner zu haſſen. Ariſtokraten giebt's in Menge, Demokraten noch mehr, und dennoch ſind nur hier und da zwei und zwei Köpfe einig. — Es giebt ſo viel Arten von Demokraten, als es Modefarben giebt. Der klügſte Theil iſt der beſcheidenſte, und ſeufzt im Stillen. Viele Demokraten ſind dies aus Eigenſinn und Verzweiflung. Viele ſind wirklich hingeriſſen von der idealiſchen Schönheit der franzöſiſchen Konſtitution. Sie ſehen nicht ein, daß ſie nur ein Ideal iſt, wie die Republik des Plato. Sie meinen, es müſſe und müſſe gehen können; da doch ein Werk wie die Konſtitution, bei einem Volke, wie das franzöſiſche, ſo viele Reibung giebt, daß ſie ewig nicht gehen kann. — — — Der einzelnen Unordnungen, die aus dem Zuſtande des Gouvernements fließen, ſind viel; aber die Franzoſen ſind von Natur ſanft und freundlich und geſittet, — ſonſt würden ſie ohne Gränzen ſein. — Wer nicht unvernünftig iſt, kann ſehr ungeſtört hier leben. Und für den Beobachter iſt der Aufenthalt ſehr intereſſant. Es wimmelt von auswärtigen Kaufleuten, die wegen der Wohlfeile der Waaren, in Rückſicht auf den niedrigen Kurs des Papiergeldes, beim Einkauf der franzöſiſchen Produkte ihre Rechnung finden, und welche die Thätigkeit der Manufakturen und Fabriken des Landes faſt erſchöpfen. — Der Tod des Kaiſers hat viele Köpfe auf einige Tage ſchwindlich vor Freude gemacht. Die Jakobiner betrauern ihn mit ſcharlachrothen Mützen. — —

Ich danke nochmals, liebe Frau Baſe! für Ihren gütigen Brief, deſſen Zurechtweiſungen ich mir gewiß zu Nutzen machen werde, nur muß ich Sie bitten, ſowohl in dieſem als in allen meinen Briefen, der Eile, womit ſie geſchrieben werden, etwas zu gute zu halten. — Meine Korreſpondenz wird immer weitläufiger, und überdem giebt's in Paris der Zerſtreuungen und Beſchäftigungen ſo viele! —

Empfehlen Sie mich dem Herrn Vetter und den übrigen Verwandten und Freunden herzlich! —

Mit meinem Onkel, der meine Angelegenheiten kennt und der noch hier iſt, kann ich nicht zur Abrechnung kommen bis jetzt, und muß ſehr ſäuberlich mit ihm umgehen. Er verreiſt indeß in einigen Tagen, und dann werd' ich ſogleich das Bewußte nach dem Kurs der Zeit in Aſſignaten ſenden, die

Herr Williard auf Straßburg leicht verhandeln wird! — — Meine Sachen hätt' ich hier gern, doch will ich noch einige Zeit warten, bevor ich ſie nachkommen laſſe! — —

Einem neuen Brief von Ihnen, und vorzüglich Ihrem ſanften und ſcherzhaften Tadel, der mich vorzüglich gefreut hat, und der mich beſſern ſoll, ſeh' ich mit Vergnügen und Begierde entgegen. Ich habe immer viel Freude darin gefunden, von Damen mich zurechtweiſen zu laſſen, und wäre anders die Vorſicht nöthig, ſo würd' ich einige Fehler mit Fleiß erhalten, um dieſes Genuſſes nie zu entbehren.

3.

Paris, den 19. März 1792. Abends 11 Uhr.

So eben, liebe Frau Baſe! war ich Augenzeuge einiger nicht unintereſſanter Auftritte! — Nehmen Sie noch, als Zugabe, davon die kurze Beſchreibung. — Man gab dieſen Abend, auf dem Théatre de la Nation, „la mort de César“, ein Trauerſpiel von Voltaire. — Cäſar, durch viele Siege groß und mächtig geworden, droht die republikaniſche Verfaſſung des römiſchen Reiches umzuſtoßen. Brutus, Cäſar's Sohn, und Caſſius, deſſen Freund, zwei unbiegſame Stoiker voll rauher Tugend und übermenſchlicher Stärke der Seele, beſchließen den Staat zu retten. Sie verſchwören ſich gegen Cäſar's Leben, dieſer erfährt es, und fürchtet ſich nicht. Er will die Herzen gewinnen und ſiegen. Er verachtet ein Leben, das er zu beſchützen hätte. Er ehrt die Größe im Karakter ſeines Sohns, und will ſie durch Gegengröße beugen. — Brutus wußte noch nicht, daß er Cäſar's Sohn ſei; — wie alle Gründe, alle Bitten ſogar umſonſt ſind, dies ſtolze Herz zu erweichen, ſo entdeckt er's ihm. — Die Kämpfe zwiſchen Natur und Grundſatz in der Seele des mächtigen Brutus veranlaſſen die ſchönſten Szenen des Stücks. — Caſſius verhärtet wieder den ſchon halb Erweichten. Vaterlands- und Freiheitsliebe ſiegen, und Cäſar fällt. — Vermöge der Natur des Stücks iſt es voll Beziehung auf Frankreichs jetzige Lage. Und eben deßwegen ſtrömte eine Menge von Menſchen zu ſeiner Vorſtellung hin. Ein großer Platz vor dem Hauſe war ſchon von halb vier Uhr an mit Leuten überſäet; — zwanzig und dreißig wurden zu gleicher Zeit hineingelaſſen, und noch um halb ſechs Uhr war nicht alles darin. — Vorzüglich drängten die Jakobiner mit den rothen Mützen ſich zu; — viele dieſer Leute ſind bezahlt, um den Ton anzugeben. — Kein Bienenkorb iſt voller von ſeinen Bewohnern, als dieſes ſehr geräumige Schauſpielhaus es von Menſchen war; und vorzüglich war auf dem Parterre, welches allein mehrere Tauſend enthielt, ein Kopf auf den anderen gedrängt. — Eben ſo war's in den Logen, deren ſechs über einander dennoch nicht Raum genug enthielten für die zudringliche Menge! — Kaum war das Parterre voll, ſo begann dieſe dichte und kaum einer Bewegung fähige Maſſe unruhig zu werden. Die rothen Mützen wurden auf langen Stöcken geſchwungen. Einige brüllende Stimmen erhoben ſich in patriotiſchen Liedern, und nach wenig Minuten ſang die ganze Geſellſchaft. — Indeß verſammelte ſich das Orcheſter. Tauſend Stimmen ſchrien durch einander ça ira, ça ira; und dies Geſchrei ließ nicht nach bis zum Gehorſam der Virtuoſen. — Man klatſchte den Takt zu dieſer Arie, das ganze Parterre war nur ein Handſchlag, man glaubte eine Maſchine vor ſich zu ſehen, die ein einziger Zug bewegte! — Mehrere Lieblingsarien folgten dieſer. Sie wurden vom gleichen Freudenſchall begleitet. — Endlich begann das Stück! Nicht wohl mehr wie höchſtens zwanzig Worte konnte Brutus hinter einander reden, dann unterbrach ihn das Klatſchen. Oft eine Viertelſtunde hielt dies an, dann ſprach er wieder, dann begann das Klatſchen von neuem. Aber nicht genug, daß man klatſchte — man vermehrte das Getöſe des Beifalls durch eigne dazu mitgebrachte Becken, nach Art der Becken bei Feldmuſik! Man ſchlug ſie über den Köpfen zuſammen, und ein fürchterliches vielfaches Bravo machte das Getöſe noch voller. — Cäſar wurde wenig applaudirt, doch rief man zuweilen „bravo acteur!“ — — Uebrigens kann man ſich in Deutſchland keinen Begriff von der Vollkommenheit einer ſolchen Vorſtellung machen. Wir bewundern einen Iffland und Schröder! wir bewundern die Einzelnen, — hier ſollte man fragen, wo iſt der Akteur, der's ſchlechter macht, geſchweige der vielen, die ſie übertreffen! — Endlich wird Cäſar ermordet, aber hinter der Bühne. Man bringt ſeinen Leichnam. Antonius ſteht vor ihm, Cäſar's Freund; ihn umringen die übrigen Senatoren. — Antonius überläßt ſich ſeinem Schmerz, er ſchildert Cäſar's Größe, Cäſar's Güte; er ſchildert das Verbrechen ſeines Sohnes; er fordert die Senatoren zur Rache. — Der Akteur ſprach warm und gut, und Voltaire hatt' ihm eine Rede gegeben voll Geiſt und Kraft. — Er forderte die Senatoren zur Rache über Brutus! — Zwei Männer, wovon der eine dicht hinter mir und der andere in der erſten Loge unmittelbar neben mir ſaß, wurden ſehr hingeriſſen; ſie vergaßen ſich und klatſchten! — Auf einmal entſtand ein gräßlicher Lärm im Parterre. Herunter, herunter, ſchrien ſie, der Mann im rothen Kleid herunter! — Er blieb; — das fürchterlichſte Geſchrei wiederholte ſich von neuem; es hielt eine halbe Stunde lang an, und endlich wich der Mann zu meinem nicht geringen Verdruß! Er hätte — NB. über dieſe Zeilen ſeh' ich einigen intereſſanten Bemerkungen und freundſchaftlichen Verweiſen entgegen — er hätte von der Loge herunter das Wort verlangen, er hätte auf die Freiheit, auf die Rechte, die ihm die Konſtitution zuſichert, ſich berufen ſollen. Er hätte fragen ſollen, wo das Geſetz ſei, das dem Einzelnen ſeinen Beifall zu geben verbiete. Er hätte erklären ſollen, daß er ſich eher würde umbringen laſſen, als zurückgehen. Er hätte die kaum beklatſchten Worte aus Brutus Munde auffaſſen und ſich damit ſchützen können. Er hätt' es verſtehen müſſen, dieſe Feſtigkeit ſelbſt der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther anzuſchmiegen, und ſo würd' er mit Ehren ſeinen Platz behauptet haben, ſtatt wie eine feige Memme zu entweichen. — Den Klatſcher neben mir hatte man zum Glück nicht bemerkt, und er blieb ſitzen. — Endlich endigte das Stück. — Ein Jakobiner erhob ſich; er that den Antrag, Voltaire's Büſte mit der Mütze der Freiheit zu krönen. Nichts, ſagt' er, fehl' ihm ſonſt noch zu ſeinem Ruhme. — Dieſe Idee verſchlang urplötzlich alle Gemüther! Ein fürchterliches, anhaltendes, immer ſteigendes Bravo ſtürzte von allen Seiten her gegen das Theater ſo lange zuſammen, bis die Acteurs Anſtalt machten, um in's Werk zu ſetzen, was der einmüthige Wille gebot! Man brachte ein Fußgeſtell; man ſetzte Voltaire's Büſte darauf von Gyps. — Ein Jakobiner warf ſeine rothe Trauermütze auf's Theater. Man bemützte damit den grinſenden Voltaire, und ſo paradirt' er während einem ganzen Luſtſpiele, das man nach dem Trauerſpiele noch gab, auf dem Theater! — Guter Voltaire, wie würdeſt du lachen, wenn du auferſtündeſt aus deinem Grabe! — —

Armes geblendetes Völkchen! wo ſind denn eure Cato's, eure Caſſius, eure Brutus? wie viele zeigt uns denn die Geſchichte ſo ſchöne Ungeheuer? und was vermochten ſie im üppigen Rom? wo ſind ihre Thaten? — Oder wollt ihr zu der nüchternen Mäßigkeit des alten Roms zurückkehren? — das wollt ihr! — und die erſten Freudenmädchen dieſer Stadt ſind von den Deputirten, euren Geſetzgebern, euren Vaterlandsvätern, gepachtet? — verjagt die zuvor! zertrümmert die Denkmäler der Kunſt! verjagt eure Kaufleute; verbrennt eure Schiffe! zerſtört eure Städte! — macht euch dagegen Hütten! pflanzt Kohl, pflanzt Rüben! pflanzt Wälder, um jagen zu können! Hütet eure Heerden! und geſetzt, daß es euch dann gelingt, das ſchwere Mittel halten zwiſchen Menſchlichkeit und Viehheit; geſetzt, daß ihr das hohe Ideal von Freiheit in dieſen Zuſtand mit hinübernehmen, geſetzt, daß ihr es realiſiren könnt! — wie lange würd' es dauern? — oder vermögt ihr dem menſchlichen Geiſte Feſſeln anzulegen, der euch zu gleicher Zeit verfeinert, veredelt und entnervt! nicht weil's an und für ſich ſo ſein müßte, ſondern um der Schwachheit willen der menſchlichen Organiſation! — Bollmann.

4.

London, den 14. September 1792.

Liebe Frau Baſe! Auf meinen von Paris aus, und mit deutſchen Buchſtaben an Sie geſchriebenen Brief hab' ich keinen Gegenbrief erhalten, und ich habe dieſe Grauſamkeit um deſto tiefer gefühlt, je willkommener mir ein freundliches Wort in einer Lage geweſen ſein würde, mit deren Unannehmlichkeiten ich Sie bekannt gemacht hatte; weil aber nichts von einmal gefaßten Vorſätzen uns abwendig machen muß, ſo bleib' ich meinem Verſprechen, wenigſtens aus jeder großen Stadt einmal an Sie zu ſchreiben, getreu; und ich erkläre feierlich, daß ich dies immer thun werde, wenn Sie's mir nicht feierlich unterſagen.

Mein Onkel, dieſes traurige, bemitleidenswerthe Gemiſch von Gutheit und Stolz, Anmaßung und Kleinheit, verließ mich bald nach Abgang meines letzten Briefes an Sie, und ließ mich das wohlthätige Gefühl der Freiheit, wiewohl einer ſehr nothdürftigen, nach langem Entbehren derſelben, endlich wieder koſten. Feſt entſchloſſen, mich künftig ohne denſelben zu behelfen, mußt' ich nach Arbeit mich umſehen, und ein gichtbrüchiger Ludwigsritter, behaftet mit dem Spleen des übermäßigen Glaubens an ausländiſche Aerzte, verſchaffte mir bald eine ziemlich beträchtliche gichtbrüchige Bekanntſchaft, wodurch ich in den Stand geſetzt wurde, zuerſt wenigſtens rechtlich zu exiſtiren, und hernach auch Nutzen von den Anſtalten in Paris zu ziehen, Kollegia und Hoſpitäler zu beſuchen, Merkwürdigkeiten zu beſehen u. ſ. w. — Ich würde dieſe Exiſtenz vermuthlich noch lange fortgeſetzt haben, allein der Tod, welchem ich bisher förmlichen Widerſtand geleiſtet und den ich mehreremal glücklich zurückgeſchlagen hatte, nahm auf Einmal alle ſeine Wuth wider mich zuſammen. Nicht zufrieden, vermittelſt der Hoſenloſen alle brave Schweizer ſich ſchlachten zu laſſen, ſchlug er mit ſchrecklichem Schlagfluß alle meine gichtbrüchigen Ritter zu derſelben Stunde, wo das Blut der Schweizer noch dampfte! — Alle meine Kunden ſtarben am 10. Auguſt vor Schreck! Was ſollt' ich nun förder in Paris noch thun? was konnt' es mir helfen, mir neue Kunden zu verſchaffen, an einem Orte, wo ſo viel wilde Auftritte es platterdings unmöglich machten, die Seelendiät, den wichtigſten Theil meiner Kunſt, gehörig zu beſorgen? was ſollt' ich noch länger der Verweſung entgegenarbeiten, an einem Orte, wo ſie entſchloſſen ſchien, künftig hauſen zu wollen? — Sie war mir überdies zu verſchiedenenmalen ſelbſt auf den Hacken, vorzüglich am 10. Auguſt, wo mir eine Pike aufgedrungen und ich fortgeriſſen wurde mitten in's Gefecht! — Ich faßte den Entſchluß, ihr das Feld zu laſſen und mich ehrerbietig zurückzuziehen! — Aber wie und wohin? meine erſchlagenen Ritter nahmen zum Theil ihre Schulden an mich in's zweite Daſein mit hinüber, und Billets de confiance, auf jene Welt ausgeſtellt, konnten mir in einem Lande nichts helfen, wo man an jene Welt nicht mehr glaubt! — Haben Sie keine Sorge für mich, liebe Frau Baſe! Unkraut verdirbt nicht; und Sie werden bald ſehen, daß ich, der Mordſucht eine Beute entwendend, worauf ſie am meiſten gelüſtig war, mich königlich aus der Affaire zog.

Unter den verſchiedenen in Paris gemachten Bekanntſchaften war auch die der Frau von Stael, die Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten, die Tochter Necker's, die Verfaſſerin der Briefe über Rouſſeau, die ſie in ihrem ſiebzehnten Jahre ſchrieb. Sie haben wahrſcheinlich jene Briefe geleſen, und folglich haben Sie eine Idee vom Geiſt und von den überwiegenden Fähigkeiten dieſer Frau; aber von ihrem Herzen würd' ich mich umſonſt bemühen, Ihnen einen würdigen Begriff zu machen; denn wenn ich Ihnen auch erzählte, wie raſtlos thätig ſie in den Tagen der Bedrängniß für ihre Freunde war, wie ſie ſich ſelbſt ausſetzte, wie ſie die äußerſten Schritte wagte, auch da, wo durchaus nur das reinſte freundſchaftliche Intereſſe, nur der Wunſch Gutes zu thun, ſie leiten konnte — wenn ich Ihnen das alles erzählte, Sie würden einen Roman, aber keine hiſtoriſche Wahrheit zu leſen glauben; und folglich verfehlt' ich immer meinen Zweck. Die Frau von Stael hat einen Freund und dieſer Freund iſt Narbonne, ehemaliger Kriegsminiſter, und dieſer Narbonne iſt einer der liebenswürdigſten Männer, die ich jemals geſehen habe. Bei einer ſehr weitausgebreiteten Menſchen-, Welt- und Litteraturkenntniß, bei einem unerſchöpflichen Fonds von Heiterkeit und Laune, bei einem Geiſt, der unabläſſig durchblitzt in allem, was er ſagt und thut, hat er dieſe gänzliche Verläugnung ſeiner ſelbſt, dieſe anſpruchsloſe Hingebung an die Umgebenden, welche gewöhnlich nur bei dem reinen Bewußtſein inneren Werths ſtattfindet, und dieſe altritterliche Offenheit, welche in unſeren Tagen ſo ſelten, und in der großen Welt ein Wunder iſt. Dies vorausgeſetzt, werden Sie eben nicht unnatürlich finden, daß die Frau von Stael ihren Freund Narbonne lieb hat, und um ſo weniger, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe Frau von Stael — nicht verheirathet, ſondern gekuppelt iſt an einen Mann, der nicht einmal die Zubereitung eines Kartoffelgerichts, und alſo noch viel weniger das Pulver erfunden haben würde. Sie werden ferner nicht unnatürlich finden, daß Narbonne, bei einer hinlänglichen Anzahl von Scheingeſchäften, um ſeine Vernunft mit ſeinem Herzen einſtimmig zu machen, die Armee verlaſſen hatte, um nach Paris zu kommen und ſeine Freundin zu ſehen. Wenn Sie ſich nun erinnern, daß die Jakobiner Todfeinde von Lafayette, von Narbonne und von allen wackern Leuten ſind, die ihnen anhängen, wenn Sie ſich erinnern, daß der 10. Auguſt die unumſchränkteſte Gewalt in die Hände dieſer Horde von Böſewichtern gegeben hatte, und wenn ich Ihnen zu dem allen noch ſage, daß Narbonne, deſſen Gegenwart in Paris man wußte, der erſte auf der Liſte der Schlachtopfer war, deren ihr Blutdurſt habhaft zu werden ſuchte —: ſo werden Sie ſich ungefähr eine Vorſtellung von der Angſt machen können, worin ich die Frau von Stael antraf, als ich den 14. Auguſt Morgens in ihr Zimmer trat. Narbonne war bei ihr; man ſah mich bald als das einzige Mittel an, ihn zu retten. — Eine Menge von Motiven, wozu jedoch die Schönheit der Frau von Stael nicht gerechnet werden kann, zu meiner nicht geringen Beruhigung, — denn ſie iſt häßlich — ſtürmten auf meine Seele los, und die Freude, dieſen Mann retten zu können, der ſo ſchön, ſo edel und ruhig vor mir ſtand, und der ſüße Gedanke, dieſer Frau die Ruhe wiedergeben zu können, die ſie für ihren Freund verlor, und die ſie für ſich ſelbſt nicht verloren haben würde, und die Genugthuung des unbeſchränkten Vertrauens, welches man in dieſer kitzlichen Sache auf mich ſetzte, — dies alles, dem ich nichts als die augenſcheinlichſte Gefahr meines Kopfes entgegenzuſetzen wußte, wirkte ſo mächtig auf mich, daß die erſte Idee der Möglichkeit ſehr bald zur Feſtigkeit des Entſchluſſes reifte! — Die Sache einmal unternommen, wurde auf ihre Ausführung durch ruhige und überlegte Maßregeln hingearbeitet; ich hatte, was mir niemals gefehlt hat, Freunde, auf die ich zählen konnte, Deutſche überdies, alſo Leute von kaltem Blut und Courage; Glück, Gegenwart des Geiſtes und Muth ließen uns manche Gefahren überwinden, wir kamen glücklich nach Boulogne, während man vor uns und hinter uns andere Flüchtlinge arretirte; wir flogen im Sturm über die See, und liefen wohlbehalten am 20. Auguſt Abends um 6 Uhr in dem Hafen von Dover ein. — Wir ſetzten hernach unſere Reiſe weiter fort bis hieher, wo wir uns bei der Madame de la Châtre, einer ſehr liebenswürdigen Franzöſin, logirten. Kaum hatten wir uns von der Reiſe ein bischen erholt, ſo bekam unſere freundliche Wirthin die traurige Nachricht von der Arreſtation verſchiedener Perſonen in Paris, die ſie ſehr nahe angingen, und die ſie ſehr liebte. Von Natur ſehr zart und empfindlich, fiel ſie bei Leſung des Briefes in fürchterliche Krämpfe, die ſich von Stunde zu Stunde erneuerten; und das ging zwei Tage lang ſo fort. Nach und nach kam Hoffnung und Ruhe wieder; glücklicherweiſe waren die Freunde der Madame de la Châtre am Abend vor der Ermordung der Gefangenen aus der Abbaye entkommen; man erwartet ſie jetzt mit noch verſchiedenen Anderen; auch die Frau von Stael wird in kurzem hieher kommen; alle dieſe Leute zuſammen, vermuthlich der Kern von Frankreich, reine Freunde der Revolution, und gleichweit entfernt vom Wahnſinn der Emigrirten in Koblenz und von der Wuth der Jakobiner, werden, eine kleine franzöſiſche Kolonie, in der Nähe von London ſich etabliren, und den weiteren Gang der Angelegenheiten ihres Vaterlandes, dem ſie jetzt nicht dienen können, abwarten!

Verhältniſſe wie die obigen, zuſammen und gegenſeitig hülfreich mit einander durchlebt, machen die Scheidewände plötzlich fallen, welche die Eitelkeit und der Wahn oft zwiſchen Menſchen und Menſchen ſetzt; man rückt ſich näher; man kömmt auf einmal mit vielen Punkten herüber und hinüber in Berührung, und der Neuling, der Fremdling, tritt in den Platz bejahrter Freunde. — Dies iſt gegenwärtig ungefähr mein Fall. Ich habe mich nicht weigern können, mit dieſen

Menſchen, von denen ich überzeugt bin, daß ſie mich lieben, eine Zeitlang zu leben. Ich werde mit ihnen einige Monate auf dem Lande zubringen, und während dieſer Zeit der engliſchen Sprache und Litteratur in glücklicher Ruhe mich widmen.

Die unbegränzte Güte Narbonne's und der Frau von Stael ſetzen mich überdies in den Stand, meinen erſten Reiſeplan zu verfolgen, und hernach meine Praxis anzufangen, ohne um die erſten Augenblicke in Verlegenheit zu ſein; denn ich habe — doch von dieſen Umſtänden und dem, was damit in Verbindung ſteht, red' ich Ihnen ein andermal. Es würde mich heute zu weit führen, und ich fürchte ſo ſchon Ihre Geduld zu mißbrauchen. — Genug, ich glaube einen weſentlichen Schritt gethan zu haben, nicht nur um mein eignes, ſondern auch um das Glück mancher meiner Freunde zu gründen; und ich kann die Früchte deſſelben um ſo ruhiger genießen, je weniger ich dieſelben vorherſah, je weniger ich um ihretwillen handelte, und je ſorgfältiger ich mich auch für die geringſten Anſprüche hütete! —

Ueberzeugt, liebe Frau Baſe! von dem gütigen Antheil, den Sie und der Herr Vetter u. ſ. w. an meinem Schickſal nehmen, würd' ich ein Verbrechen zu begehen geglaubt haben durch Vorenthaltung dieſer Nachrichten. — Ich ſehe mich endlich auch im Stande, meine Schuld, mit herzlichem Dank für Ihre Güt' und Nachſicht, Ihnen abtragen zu können. Sie werden dieſelbe von Böckh bezahlt erhalten, dem ich heute eine Anweiſung auf Straßburg zuſende. Sollt' Ihnen dieſer ſchuldig geblieben ſein bis jetzt, ſo fall' Ihr Unwill' auf mich. Das durchaus unvorhergeſehene Betragen meines Onkels verzögerte eine Bezahlung an ihn auf ſo viel Monat, als ich auf Tage rechnete; doch würd' ich andere Anſtalten getroffen haben, hätt' er mir nicht geſchrieben, es geh' ihm wohl! Mein Aufenthalt in Frankreich war mir ſehr nützlich und von unbezahlbar wohlthätigem Einfluß auf mein ganzes Leben. Ich habe die Menſchheit im Großen arbeiten geſehen mit denſelben Triebfedern, womit ſie im Kleinen wirkt. Ich bin mit dem Detail vieler Begebenheiten und Verhältniſſe bekannt geworden, worin ich fremd ſein um vieles nicht möchte. Sehr gerne würd' ich Ihnen manches über die franzöſiſche Revolution, über die Haupttriebfedern derſelben und über den Karakter der wichtigſten handelnden Perſonen mittheilen, erlaubte der enge Raum eines Briefes auch nur einigermaßen erträglich von dieſen Dingen zu reden. — Sollten indeß dieſe oder jene Punkte Sie oder den Herrn Vetter vorzüglich intereſſiren, ſo werd' ich auf beſtimmte Fragen mit vielem Vergnügen und mit möglichſter Vollſtändigkeit antworten. Ich habe Paris um ſo lieber verlaſſen, weil in den Augenblicken meines Weggehens durchaus alle Lehranſtalten in Unordnung geriethen, und weil, vorzüglich in meinem Fache, nichts mehr zu profitiren war, man möchte denn die Amputation des Kopfes für etwas rechnen, die häufig zu ſehen war, die aber in der gewöhnlichen Praxis nicht vorzukommen pflegt. — Hier bin ich in der glücklichſten Ruhe, in der ausgeſuchteſten Geſellſchaft, und in dem angenehmſten Wechſel von Arbeit und Zerſtreuung! —

Sie werden mich recht ſehr erfreuen, wenn Sie mir baldmöglichſt einige Nachricht von ſich zukommen laſſen; in der angenehmen Erwartung derſelben bin ich, liebe Frau Baſe, Ihr Sie kindlichliebender Pflegeſohn

J. E. Bollmann.

(Chez M. Talleyrand-ancien Evêque d'Autun, Kensington-Square.)

5.

Frankfurt am Main, den 28. Auguſt 1793.

Gute, inniggeliebte, vernachläſſigte, aber nie vergeſſene Freundin! Der Ueberbringer dieſes Briefes iſt Herr Pannifer, ein guter braver Landsmann von Ihnen, welchen ich in London kennen lernte, und mit dem ich vergnügt und angenehm von dort bis hieher reiſte. — Ihren Brief, den einzigen, welchen Sie mir nach London geſchrieben, hab' ich richtig erhalten; ich hab' ihn oft beantworten wollen, und ich würd' es mir zum Verbrechen rechnen, es nicht gewollt zu haben, aber die Ausführung des guten Vorſatzes iſt immer verzögert worden, vorzüglich dadurch, daß ich immer den Augenblick abwarten wollte, um Ihnen eine gewiſſe angenehme Nachricht geben zu können, und daß eben dieſer Augenblick nicht kam. — Ich bin gegenwärtig auf einer Reiſe nach Berlin begriffen, die ich eigentlich nicht ſowohl zum Vergnügen, als in Geſchäften unternommen habe; von wo aus ich wieder nach London zurückkehren werde, wohin meine heißeſten Wünſche mich ziehen. Ich bin ſo ſehr eilig, daß ich nicht einmal die Freunde in Offenbach ſehen kann. Ich werde von hier bis Berlin Tag und Nacht reiſen! Verzeihen Sie daher, liebe Freundin, daß ich dieſen Brief ſo kurz abbreche; ich verſpreche Ihnen einen langen und ausführlichen, auf mein heilig Wort, von Berlin aus!

Einſtweilen ſein Sie verſichert, daß, obwohl verwickelt in mancherlei Verhältniſſen und mannigfaltig ausgeſetzt geweſen, dennoch keine der Beſorgniſſe gegründet geweſen iſt, die Sie in Ihrem Brief an mich äußerten. Ich glaube vielmehr, daß ich beſſer geworden bin! Mein Herz und mein Karakter ſollen immer rein und meiner herzlichlieben Pflegemutter würdig bleiben!

(Meine beſten Empfehlungen an den lieben Herrn Vetter und die Freunde. In größter Eile!)

J. E. Bollmann.

6.

Leipzig, den 14. Oktober 1793.

Ich hoffe, liebe Frau Baſe! daß Sie durch Herrn Pannifex einen Brief erhalten haben, welchen ich in Frankfurt an Sie ſchrieb. Ich verſprach Ihnen darin einen ausführlichen, und mein Verſprechen wäre ſchon erfüllt, hätte ich mir nicht geſchmeichelt, Sie perſönlich zu überraſchen. — Ich glaubte nämlich von Berlin aus zur Armee gehen zu müſſen, ich war ſogar ſchon auf dem Wege! aber gekommen bis Fulda, erhielt ich Nachrichten, welche mich nöthigten wieder umzukehren; dies wird Ihnen unten deutlicher werden! —

Ich bin willens, liebe Freundin, Ihnen recht weitläufig zu ſchreiben, um die Liebe zu Ihrem Pflegeſohn und das Vertrauen auf ſein gutes Herz zu retten, welche ſonſt ſchwankend werden dürften, und die mir doch unendlich theuer ſind. Bevor ich aber von dem ſpreche, was mir in Frankreich und in England begegnete, erlauben Sie mir einen Augenblick auf die Zeit meines letzten BeiIhnenſeins zurückkommen zu dürfen; nicht um Ihnen etwas Neues zu erzählen, ſondern nur um der Genugthuung willen, Ihnen ſelbſt geſagt zu haben, was Sie durch eigne Beobachtung und durch andere Perſonen zum Theil vermuthlich ſchon wiſſen.

Mir war nicht ſo wohl bei Ihnen in der letzten Zeit, als wie im Anfange; ich war weniger offen, weil mein Betragen weniger fehlerfrei war. Ueber mein Billardſpielen und über mein Verhältniß mit B. macht' ich mir Vorwürfe, und über beides verdient' ich Tadel. — Meine Finanzen waren durch Billardſpielen zerrüttet; ich brauchte mehr Geld, um nach Straßburg zu kommen, als wie ich hatte. Indeſſen waren meine Bemühungen, dem Freunde Geld zu verſchaffen, darum nicht weniger ehrlich; ich würde ohne die eigne Verlegenheit eben ſo gehandelt haben, nur waren wir übereingekommen, daß er mir etwas abgeben ſollte, obwohl er die ganze für ihn geſuchte Summe nöthig hatte. Ich hofft' ihm dieſes von Straßburg ſogleich wiederſchicken zu können, indem ich nicht auf das lange Ausbleiben der Briefe vom Onkel und nicht darauf rechnete, daß er mir nur eben würde zukommen laſſen, was nothdürftig war, um bis Paris zu kommen. Dieſe unedle Leidenſchaft des Spiels iſt erſtorben, wo ſie entſtanden war, und ich freue mich, Sie verſichern zu können, daß ich ſeitdem nie wieder, außer einige wenige mal mit guten Freunden, ſpielte! — —

— In Straßburg macht' ich durch Böckmann's Empfehlung die Bekanntſchaft von Türckheim's, welche mich ſehr lieb, ſo lieb gewannen, daß ſie mir auf ihre Beihülfe zu zählen erlaubten, als der Onkel in Paris mich verlaſſen hatte. Seit kurzer Zeit haben Umſtände, hoffentlich nur vorübergehend, uns von einander entfernt, welche ich ſelbſt noch nicht kenn' und begreife, und wovon ich alſo nicht reden kann.

In Paris wiſſen Sie wie's ging. — Sie glauben aber, Ihrem Briefe nach, ich habe meinen Onkel falſch beurtheilt. Ich verſichere Sie, liebe Frau Baſe, auch jetzt, da alle Verbindungen zwiſchen uns ſchon längſt aufgehört haben, denk' ich noch von ihm wie damals. Er hat alle die Anmaßung eines kleinſeligen Emporgekommenen, und die ſchreckliche Indifferenz der Leute, deren Kopf und Herz leer ſind. Er macht beſtändig ſein Glück und ſeine Arbeitſamkeit geltend; ſeine Wohlthaten ſind drückend, das Betragen deſſelben gegen meinen jüngeren Bruder, der bei ihm iſt, der beſte Junge von der Welt, und neuere Vorfälle zwiſchen mir und ihm haben dies nur zu ſehr beſtätigt! Sein Wille mag nicht böſe ſein, aber ſeine Handlungs- und Denkungsart iſt roh, und die vernünftigſte Maßregel mit ihm die: alle Verbindungen und Verhältniſſe möglichſt ſorgfältig zu vermeiden! — Er hatt' etwas angefangen, was er nicht konnt' oder wollte. Ich bat ihn alſo, mir nur noch wenigſtens etwas zu geben. Er gab mir ſechshundert Livres in Aſſignaten, und überließ mich Gott und meinem Schickſal in einer ungeheuren Stadt, deren Sprach' ich erſt lernen mußte, um mir ſelbſt etwas verdienen zu können. In dieſer Zeit ſchrieb ich Ihnen meinen zweiten Brief; ein Hausknecht, der ihn auf die Poſt trug, hatte das Porto mir angerechnet, aber nicht bezahlt. Daher der Zufall, daß er Ihnen ſo ſpät erſt zu Händen kam, und darum hab' ich auch Ihre Antwort nicht empfangen, deren Verluſt ich recht ſchmerzlich bedaure.

Ich hatt' in Straßburg einen gewiſſen Philipp Heiſch kennen gelernt, der in dem Türckheim'ſchen Hauſe freundſchaftlich umging. In Paris trafen wir uns wieder. Er begleitete dorthin ſeinen Bruder Friedrich Heiſch, einen jungen Kaufmann, welcher bei einem der erſten Banquiers einen ſehr guten Platz bekommen hatte. Er blieb ungefähr drei Wochen bei ſeinem Bruder und ging dann wieder zurück nach Straßburg. — Friedrich Heiſch war ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, ein wahres unſchuldiges Naturkind. Er hatte die Handlung in einem guten Hauſe in Straßburg ſieben Jahre lang gelernt, war fünf davon in ſeine Prinzipalin verliebt geweſen, und ſprach ihren Namen nicht aus ohne Erröthen.

Seine Seele war rein wie Kryſtall, er wußte von allem Böſen nichts wie die Namen, und hatt' ein ſehr gefühlvolles Herz, das ganz ungetheilt und mit vollem Vertrauen ſich hingab! Sie können leicht denken, daß eine ſo ſeltene Erſcheinung mir nicht gleichgültig war; wir ſchloſſen uns bald äußerſt feſt an einander, und nahmen ein gemeinſchaftliches Zimmer, feſt entſchloſſen, Freud' und Leid mit einander zu theilen.

Mein Heiſch war nur Mittags und Abends zu Hauſe, folglich hatte ich beinahe den Alleingenuß der Wohnung. Ich wendete alles Mögliche an, um franzöſiſch zu lernen, bot deutſchen Buchhändlern Ueberſetzungen franzöſiſcher Werke an, hörte zwei Kollegia, ließ mich in den öffentlichen Blättern als Augen- und Hautkrankheiten-Doktor für nothleidende Arme ankündigen, bekam ſechs bis ſieben deſperate Patienten, die nicht arm waren, dokterte eine lange Zeit mühſam und nach beſten Kräften, brachte einige ein bischen zur Beſſerung und wurde von keinem bezahlt. Zuletzt fiſcht' ich einen Abbé auf, der ſich die kleine Zehe wegen der übeln am Gehen hindernden Anheilung derſelben, nachdem ſie gebrochen geweſen war, wollte abſchneiden laſſen. Wir wurden eins für hundert Livres. Aber kurz vor der Operation fiel mein Abbé in eine Ohnmacht, aus der er ſich nur wieder erholte, um mich auf den Knien zu bitten, für diesmal das Abſchneiden noch zu verſchieben. Ich ging und hab' ihn nicht wieder geſehen! — Dies iſt die Geſchichte meiner praktiſchen Laufbahn in Paris.

Dieſe Zeit würde äußerſt traurig geweſen ſein, hätten nicht die politiſchen Begebenheiten angefangen mich zu intereſſiren. Die damalige Lage Frankreichs war für mich ein weites Feld; ich ſuchte der Geſchichte der Revolution beſtmöglichſt inne zu werden, beobachtete ſo viel ich konnte, und erkannte bald (ohne mich für irgend eine der verſchiedenen Partheien zu erhitzen) in dem Sturme des Ganzen die fürchterlichſte Kriſe eines ſeit langer Zeit durch die Folgen aller möglichen Ausſchweifungen ſchwer kranken Staatskörpers. Ich ſah einen Haufen, den wilder Enthuſiasmus zu großen Bewegungen fortriß; aber nirgends ſah ich Freiheit, Geſetzkraft, Ordnung. Ueberall arbeiteten Privatleidenſchaften, vorzüglich Habſucht und Herrſchſucht, durch und wider einander. Ueberall war das öffentliche Beſte ausgeſtecktes, faſt nirgends war es wirkliches Ziel! — Schon damals glaubt' ich, daß nichts von Beſtand ſein würde; ich ſah ein üppiges, ſittenloſes Volk; „die Knaben“, ſagt' ich, „müſſen erſt wieder aufwachſen unter Schlachten und Blut, die Mädchen unter Trübſal und Thränen — eher wird's nicht beſſer!“ Und noch jetzt iſt mein Wunſch, daß die Kriſe austoben, aber nicht erſtickt werden möge, damit die feindlichen Elemente wahrhaftig ſich zerſtören, damit die Gluth der Krankheit nicht in's Innere ſich verſchränke, ſondern wirklich erlöſche, denn nur unter dieſen Bedingungen, däucht mich, kann dauerhaftes Wohl aus der allgemeinen Zerrüttung hervorgehen! — Ob's die Habſucht der Großen erlauben wird, weiß ich nicht!

Wenn ich nicht hell in dieſen Dingen geſehen habe, ſo lag die Schuld wenigſtens nicht an den Dünſten der Unmäßigkeit, denn ein magres Mittageſſen für dreißig Sous, ein Endivienſalat Abends, und Rettige mit Butterbrod Morgens — dies war unſere tägliche Koſt. Meine ſechshundert Livres waren alle, und wir fingen nun an, von der Einnahme des guten Heiſch gemeinſchaftlich zu leben, immer in der Hoffnung, daß bald eine Gelegenheit auch für mich ſich zeigen würde, um was zu verdienen; aber beinahe hätte der 10. Auguſt aller Noth und aller Hoffnung auf Einmal ein Ende gemacht. Wir hörten in der Nacht das Läuten der Glocken, und ſahen am Morgen das Gewühl des bewaffneten Volks. Mein Heiſch mußte zur Arbeit; ich ſelbſt ging mit einem Freund in den Garten der Tuilerien. Wir ſahen überall viel Bewegung. Zuletzt kam der König mit ſeiner Familie, umgeben von Soldaten, aus dem Schloſſe, und ging zur Assemblée nationale, deren damaliger Verſammlungsſaal an jenen Garten ſtieß. Wir fanden Mittel, uns mit hinein zu drängen. Der König war wie einer, der nicht weiß, was mit ihm iſt und mit ihm werden ſoll, betäubt und kraftlos. Die Königin, voll Hoheit und Würde, ſchien nur Bedauern für ihre Kinder zu haben, nur Verachtung für die Verſammlung und keine Sorge für ſich ſelbſt! — Man verhandelte dies und jenes, als auf Einmal die erſten Schüſſe fielen. Die ganze Verſammlung verlor den Kopf, mein Freund auch! Er rannte fort wie beſeſſen, natürlich rann ich mit, denn trotz meiner Bemühungen ließ er ſich nicht halten. Wie wir draußen waren, ging die Noth erſt an; überall Waffen und Schießen; — wir konnten nicht vor- und nicht rückwärts. Mein Freund rettete ſich in eine kleine Hütte, wo er in den Schornſtein kroch, ich ſelbſt entkam durch's Getümmel!

Einige Tage nachher kam der Herr Gambs zu mir, der Prediger an der ſchwediſchen Kapelle. Er ſprach von der Rettung eines Unglücklichen, in großer Gefahr Schwebenden; ich errieth, wer's ſei. Er führte mich zur Gemahlin des ſchwediſchen Geſandten, Madame de Stael. Eine hochſchwangere, um ihren Geliebten jammernde Frau wirkte ſtark auf meine Einbildungskraft. Sie können ſich's denken, wie ſehr ſie jammerte, denn ihr Geliebter ſeit neun Jahren, ſollte eigentlich bei der Armee ſein. Er war in Paris nur auf ihr Bitten und heimlich, aber man wußte ſeine Anweſenheit, man war begierig auf ſeinen Kopf, man forſchte nach ihm, und man ſprach von Durchſuchung des Hauſes. — Eine Frau in Thränen, ein Mann in Lebensnoth, die Hoffnung der Freud' einer gelungenen Rettung, die Ausſicht auf England, die Möglichkeit einer Verbeſſerung meiner Lage, der Reiz des Außerordentlichen — dies alles wirkte zuſammen. Mein Entſchluß war bald gefaßt. „Ich übernehm' es“, ſagt' ich, „und will meinen Plan bringen.“ — Auch dieſer war bald fertig! Nur den zweiten Paß zu bekommen hielt ſchwer. Ich lief drei Tage lang zu allen Engländern, zu allen Freunden, die ich kannte — nichts! Keiner wollt' es wagen! Zuletzt erſt fiel mein guter Heiſch mir ein. Wir gingen zum engliſchen Geſandten; Heiſch mußte ſich für einen Hannoveraner ausgeben. Wir bekamen einen Paß. Er wurde gegen einen anderen eingetauſcht von Lebrun, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, dann unterſchrieben von Petion, dem Maire, und ſo war's richtig! — Der Name von Heiſch war zum Glück auf dem Paß verſchrieben, und er mußte ſich auch verborgen halten am Tage der Flucht. Er ſchied von mir mit der Verſicherung, mir ſobald wie möglich zu folgen; die Stael hatte ihm ein Geſchenk gemacht, während er noch in Paris war. —

Narbonne ſchlief bei mir die letzte Nacht vor der Abreiſe. Morgens um 4 Uhr ging's fort. Wir mußten auf die Wachſtube voll Menſchen gehen, bevor wir zur Stadt hinaus konnten. Das Wort Engländer und unſere Freimüthigkeit verblendeten die Augen. Geplauder über die Meinung der Engländer von der Revolution zerſtreute die Aufmerkſamkeit. Unſere Päſſe wurden endlich unterſchrieben. Wir fuhren fort. Verſchiedene Wiederholung derſelben Szene unterwegs. Wir kamen glücklich nach Boulogne. Wir flogen im Sturm über's Meer. Wir ſchliefen die zweite Nacht ruhig in Dover. Wir waren am dritten Abend zu Kenſington, dem Ziel unſerer Reiſe.

Narbonne iſt ein ziemlich hoher, etwas plump gebauter ſtarker Mann, aber deſſen Kopf etwas Auffallendes, Großes, Ueberlegenes hat. Er iſt unerſchöpflich an Witz, an Reichthum von Ideen. Er iſt vollendet in allen geſellſchaftlichen Tugenden. Er verbreitet Anmuth über das Dürrſte. Er reißt unwiderſtehlich fort, und macht, wenn er will, einen Einzelnen wie eine ganze Geſellſchaft trunken! — Es war nur ein Mann in Frankreich, der ihm in dieſer Rückſicht an die Seite geſetzt wurde, und der ihn, meiner Meinung nach, noch bei weitem übertrifft, — dies iſt ſein Freund, Monſieur de Talleyrand, ehemals Evêque d'Autun. — Narbonne gefällt, aber er ermüdet auf die Länge. Man könnte Talleyrand Jahre lang zuhören. — Narbonne arbeitet und verräth Bedürfniß zu gefallen, Talleyrand entſchlüpft, was er ſpricht, und es umgiebt ihn beſtändig eine leidenſchaftloſe Behaglichkeit und Ruhe. Was Narbonne ſagt, iſt mehr glänzend; was Talleyrand ſagt, mehr anmuthig, fein, niedlich. Narbonne iſt nicht durchaus für alle Leute, ſehr empfindſame mögen ihn nicht, er hat über ſie keine Herrſchaft. Talleyrand, ohne weniger moraliſch verdorben zu ſein, als Narbonne, kann die ſelbſt bis zu Thränen rühren, welche ihn verachten! — Ich weiß hievon merkwürdige Beiſpiele!

Alle Franzoſen, vorzüglich die der großen Welt, ſtreben nach obigen Vollkommenheiten, haben mehr oder weniger davon, und dieſe Vorzüge ſind meiſtens das Beſte, was ſich an ihnen auffinden läßt. Vorzüglich fehlt ihrem Ruhme großherzige Simplicität und geſunde Vernunft. Sie können nichts gerad' und natürlich betreiben, ſie wollen immer Gewandtheit mit in's Spiel bringen, und durch's Beſtreben, recht fein zu handeln, gehen die meiſten von ihren Unternehmungen zu Grunde. Sie wollen immer über die Dinge mit viel Geiſt ſprechen, ſie vertiefen ſich daher blitzſchnell in die feinſten, entlegenſten Verhältniſſe derſelben, ſehen darüber die viel weſentlicheren nicht, welche dicht vor ihren Augen liegen, und ſchließen meiſtens falſch. Es fehlt ihnen überdies Feſtigkeit und Ausdauer. Sie ſind übrigens gutherzig und handeln ſelten anders ſchlecht, als aus Schwäche. Während meines Aufenthalts in Kenſington, wo ſich in der letzten Zeit alles, was vormals in Paris den glänzendſten Zirkel ausmachte, verſammelte, hab' ich ſehr viel Gelegenheit gehabt, Belege zu obigen Schilderungen zu finden. — Sie glauben nicht, liebe Frau Baſe, wie verſchieden von jenen Menſchen die Engländer in ihrem Karakter und Weſen ſind. —

Narbonne überhäufte mich unterwegs mit Freundſchaftsverſicherungen, mit wiederholten Aeußerungen ſeiner Dankbarkeit, mit einem Strom von ſchönen Worten, die ich bewunderte, aber wobei ich mich unwillkürlich zurückzog. Ich ſah darin nur die Beſtrebungen, eine vermeintliche Pflicht zu erfüllen — aber es war darin nichts Herziges, — Narbonne kannte mich nicht; er konnte mich weder ſchätzen noch lieben. Alſo war ich während der ganzen Reiſe zurückgezogen und ernſt, und zuweilen heiter über den glücklichen Ausgang des Wagſtücks! —

Unter dieſer Stimmung kamen wir nach Kenſington, und logirten uns ein bei Madame de la Châtre. Dieſe lag im Bett und war krank; ich verſchrieb ihr was, und ſuchte mich um die Wirthin verdient zu machen. Sie wurde wieder beſſer, und ſchenkte mir nachher ein Dutzend der feinſten engliſchen Schnupftücher für meine Bemühungen. Ich macht' ihr ein Gegengeſchenk mit einer feinen engliſchen Scheere, deren ſie bedurfte. Narbonne fuhr fort in ſeinem Betragen wie unterwegs. Ich ſagt' ihm geradezu: „Sie ſind zu gut, Sie machen mich beklommen; Sie kennen mich noch nicht; Sie wiſſen noch nicht, ob ich Freundſchaft verdiene.“ Er antwortete, ich ſei ein Original, und ließ mich ruhig! — Ich habe nachher gemerkt, daß es ihm unangenehm geweſen war, mich nicht gewinnen, nicht gleich an ſich feſſeln zu können.

Einige Tage nachher war Narbonne am Morgen früh ausgegangen, und ich frühſtückte allein mit Madame, die der franzöſiſchen Sitte gemäß noch im Bette lag. — Verheirathet nur aus Konvenienz, wie das bei allen Damen in Frankreich der Fall iſt, und überdies noch mit einem alten grauhärigen Manne, ſtand ſie ſchon ſeit neun Jahren in der engſten, vertrauteſten Verbindung mit einem gewiſſen Monſieur de Jaucourt, einem der Abgeordneten an der zweiten Aſſemblée. Madame de la Châtre bekam einen Brief, während wir noch Thee tranken, und ſie hatt' ihn kaum halb geleſen, ſo fiel ſie in Konvulſionen, die bald auf einen fürchterlichen Grad zunahmen. — Sie ſchrie, ſie weinte, ſie ſchlug mit Händen und Füßen, ſie wollte ſterben, ſie wollte fort auf der Stelle nach Paris. — Ihr Kammermädchen und ihr Sohn ſtürzten herein, ein Knabe von zehn Jahren, und machten noch mehr Lärm wie die Kranke ſelbſt. Ich ſchickte ſie fort, um Narbonne zu ſuchen. — Die arme Frau fiel aus einem Paroxysmus in den anderen, ſie rief unabläſſig: „Es iſt vorbei, er iſt verloren, ſie haben ihn feſtgenommen; ſie werden ihn umbringen!“ — Ich ſchloß aus dem allen, daß Jaucourt arretirt worden ſei, und das war auch wirklich der Fall. — Ihr Zuſtand fing nun an, mich doppelt zu intereſſiren, denn ich dachte, die hätt' eine ſehr gute Gattin werden müſſen unter anderen Umſtänden, welche nach neunjährigem Umgang noch ſo heftig für jemand fühlt, dem ſie gut iſt! — Ich wurde von dieſem Augenblick an verliebt in Madame de la Châtre.

Ihre Anfälle wurden immer ärger, ich hatte nie ſo was Fürchterliches geſehen und wußte mir keinen Rath mehr, als endlich Narbonne kam. — Sein Erſtes war, von den augenblicklichen Anſtalten zur Reiſe nach Paris zu ſprechen; das Zweite, daß man einen Kourier hinſenden müſſe, — der Kourier wurde gleich geholt und fortgeſchickt; — das Dritte, es ſei am beſten, nur bis Dover ſelbſt zu reiſen, und da die Zurückkunft des Kouriers abzuwarten! — Sein Benehmen war unübertrefflich ſchön; er führte ſie in Zeit von anderthalb Stunden wieder zurück zur Vernunft und Ruhe, und ſeine geiſtvolle Geſchäftigkeit um Madame herum während der fünf folgenden Tage war eins der ſchönſten Schauſpiele, die man ſich denken kann.

Am ſechſten kam die Nachricht von Jaucourt's Freilaſſung. Madame de Stael war zu Manuel gefahren, damals Procureur de la Commune. Sie hatt' ihn beinahe fußfällig gebeten, ſich für Jaucourt zu verwenden. Manuel, ſtill, finſter, in ſich gekehrt, von Kindesbeinen an Republikaner, war übrigens kein böſer Menſch. Er that das Seinige, und Jaucourt entkam aus der Abbaye am Abend vor dem Gemörd' am 2. September. — Es würde Schad' um ihn geweſen ſein, hätt' er ſterben müſſen. Er iſt ein guter Mann, in dem kein Falſch iſt.

Dieſe gute Nachricht von Jaucourt's Freilaſſung errieth ich nur, — förmlich mitgetheilt wurde ſie mir nicht. — Ich hatte einigen Antheil an dem Kummer von Madame de la Châtre genommen, und da ſie mich ſehr zu intereſſiren anfing, ſo verdroß mich's um ſo mehr, daß man mich nicht Theil an der Freude nehmen ließ. Ich wollte auf der Stell' aus dem Hauſe, und verſchwieg Narbonne nicht, warum. „Sie werden mir dieſe Kränkung nicht anthun“, ſagt' er, „die Weiber ſind ſchamhaft mit ihren Geliebten; der Schmerz treibt über alle Schranken hinaus, aber mit der Ruhe kehrt die Ueberlegung wieder.“ — Er hatte gleich mit Madame de la Châtre geſprochen, ſie nahm den erſten Anlaß, um mir weitläufig und vertraulich von den erhaltenen guten Nachrichten zu ſprechen. — Ich blieb! Von dieſem Augenblick an ſagten ſie, ich ſei empfindlich und ſonderbar wie Jean Jaques Rouſſeau, — und dieſen Karakter hab' ich hernach behalten.

Indeſſen war ich verdammt, die ſchöne Madame de la Châtre vom Morgen bis zum Abend zu betrachten. Ihr Weſen war nicht ſanft, nicht gütig, nicht empfindſam, ſie war vielmehr raſch, lebhaft, mannhaft, heftig, ſchneidend zuweilen, und dieſe Frauenzimmer rühren mich ſonſt nicht; aber ſie war ehrlich, ſein offen, hatte die ſchönſte, vollkommenſte weibliche Form, Händ' und Füße zum Mahlen, und eine Haut ſo weiß und fein, daß es ſogar in England vergeblich geweſen ſein würde, eine ſchönere aufzuſuchen. Ich ſah ſie Morgens ehe ſie aufſtand, Abends ehe ſie einſchlief, und den ganzen Tag über bald ſitzend, bald ſtehend, bald liegend auf dem Sopha in den ſchönſt-möglichſten Attitüden, immer voll Leichtigkeit und Anmuth in ihren Bewegungen, — ſie begegnete mir überdies ſehr freundſchaftlich, und hatte die Art von Freud' an mir, die man an einem Weſen von beſonderer Art hat, deſſen Freimüthigkeit gefällt. — Es war mir nicht möglich, unter dieſen Umſtänden gleichgültig zu bleiben.

Nach und nach kamen von Paris Talleyrand, Jaucourt, Montmorency, und eine große Menge anderer Herren. Die Zirkel bei Madame de la Châtre wurden ſehr brillant. Wir ſpeiſten oft zu achtzehn bis zwanzig Perſonen. Gegenſtände aller Art wurden verhandelt, Syſteme aller Art wurden vertheidigt, Anekdoten aller Art erzählt. Witz und Laune wurden vergoſſen! — Natürlicherweiſe konnt' ich mit dieſen Herrn in ihrer Art nicht wetteifern; ich hielt mich daher deſto genauer an meine eigne; ich war ſo unfranzöſiſch wie möglich. Meiſtens kalt, ſtreng wahr in allem, was ich ſagte, naiv aufrichtig, unverbindlich in Worten, und äußerſt zuvorkommend, wo ich gefällig ſein konnte, vorzüglich fehlte meiner Madame de la Châtre keine Nadel, kein Etwas, ſo unbedeutend es auch ſei, das ich ihr nicht entgegentrug, — treffend zuweilen in meinen Bemerkungen, vorzüglich wenn die Herren im Disputiren ſich erhitzten und gegenſeitig einander nicht verſtanden, uneitel, ſtolz-männlich, verſchafft' ich mir eine Art von Exiſtenz, die mir nicht unangenehm war, wobei mein wirklicher Karakter, glaub' ich, gewann, und die ſich beſſer fühlen als beſchreiben läßt.

Ob indeß dies Leben auf die Dauer gut für mich geweſen wäre, weiß ich nicht. Ich las Voltaire und Rouſſeau, ſtudirte die franzöſiſche Sprache und die Menſchen, die um mich waren, aber meine närriſche Leidenſchaft machte mich zuweilen mißmuthig, und ſtörte die Freiheit meiner Seelenkräfte.

Zum Glück zerſtreute ſich die ganze Geſellſchaft. — Narbonne, Madame de la Châtre, Jaucourt, Montmorency, hatten ein Landhaus gemiethet, wo natürlicherweiſe für mich nichts zu thun war. Die Uebrigen gingen anderswo hin, und ich ſelbſt ging nach London, wo mein guter Heiſch eben angekommen war. —

Kurz zuvor hatt' ich einen ſehr freundſchaftlichen Brief von Madame de Stael erhalten, worin ſie mich bevollmächtigte, zu jeder Zeit meines Lebens, dies ſind ihre eignen Worte, die Rechte eines Bruders, eines Freundes, eines Wohlthäters auf ſie geltend zu machen! — Die Folge hat bewieſen, daß dieſer Brief ſehr ehrlich geſchrieben war.

Ich erhielt auch einen Brief von Zimmermann in Hannover, welcher mich mit Lobſprüchen überhäufte, mir die ſchönſten Ausſichten öffnete und ſogar ſchrieb, der König würde mich ſprechen, und hernach würde mein Glück gemacht ſein. — Ich gab den Brief Narbonne zu leſen, er war geſcheidter wie ich, und ſagte nur bloß: „Der Mann ſchreibt ſehr gut franzöſiſch!“ — Wiewohl er Recht haben mochte, ſo hab' ich dennoch ihm lange Zeit dieſe Antwort nicht verziehen. —

Ueberhaupt hatte Narbonne, zuverläſſig aus dem oben angegebenen Grunde, ſeit geraumer Zeit ſich ſehr zurückgezogen; er hatt' auch übel genommen, daß ich ihm von meinen Empfindungen für Madame de la Châtre nichts ſagte, von denen er ſah, daß ſie mich quälten. — Bei verſchiedenen freundſchaftlichen Unterhaltungen, die ich in der letzten Zeit in Kenſington mit ihm einzuleiten ſuchte, blieb er kalt. Er verließ mich übrigens unter vielen Freundſchaftsverſicherungen, verſprach, mich in London zu beſuchen, mich zu Lord Grenville zu führen, an meinem Glücke zu arbeiten, u. ſ. w. — Heiſch, der ihn beſuchte, hatt' er mit vieler Artigkeit empfangen und ihn gebeten, von ſeinen Empfehlungsbriefen noch keinen Gebrauch zu machen, indem er ſelbſt bei verſchiedenen angeſehenen Kaufleuten in London von ſeiner Bekanntſchaft ſich bemühen wolle, ihm einen guten Platz zu verſchaffen. Heiſch war erfreut darüber, und verſprach Nachricht von ihm zu erwarten. —

Die Trennungen in Kenſington gingen wie im Sturm, ich habe ſeitdem Madame de la Châtre, welche bald darauf nach Frankreich zurückkehrte, wo ſie noch iſt, nicht wiedergeſehen. — Ich logirte mich vorläufig mit Freund Heiſch in London-Coffeehouse, Ludgatehill, einem großen Gaſthof in London, und freute mich bald recht königlich meiner wiedererlangten moraliſchen Freiheit. —

Ich hatte damals fünfzig Louisd'or, welche man mir in Paris gegeben hatte, um nicht ohne alle Hülfsmittel zu ſein, im Falle wir arretirt würden, oder daß uns ſonſt etwas zuſtieße. — Ich ſprach in Kenſington vom Zurückgeben, Narbonne fragte mich ſtatt aller Antwort, ob ich nicht geſcheidt ſei?

Dies führt mich, liebe Frau Baſe, wieder auf Ihren Brief. Sie ſchreiben: „In Paris war ihnen der Gedanke bitter, Ihren Nebenmenſchen gegen baare Bezahlung zu kuriren und doch." — Geſetzt, ich hätte Narbonne geradezu für's Geld gerettet, ſo ſehe ich kaum, was in der Sache juſt Unmoraliſches wäre. Alles ehrliche Geldverdienen in der Welt iſt Verdienen durch Dienſtleiſtungen, die höheren Pflichten nicht widerſprechen, und mich däucht nicht, daß es mehr ſtrafbar iſt, für ein gerettetes Leben mit Gefahr des eignen ausgezeichnete Belohnung zu empfangen, als für ein gerettetes Leben durch ein kühnes Aderlaß, ein kühnes Brechmittel mit Gefahr des guten Rufs. Sein Leben vernünftig zu wagen, — d. h. mit der Wahrſcheinlichkeit es davon zu bringen, und für einen hinlänglich wichtigen Zweck, — iſt ſo wenig einer Pflicht zuwider, als vernünftigerweiſe ſeinen guten Ruf zu wagen. — Aber die Stael war ſchwanger, und Narbonne's Tod wäre zuverläſſig der Untergang dreier Geſchöpfe geweſen! — Das Einzige, was ein feines Gefühl dabei Bedenkliches findet, und was auch Sie, liebe Freundin, bei Ihrem Briefe geleitet hat, iſt die Bemerkung, daß es gewiſſe Dienſtleiſtungen giebt, die zu edel ſind, um bezahlbar zu ſein, und die man nach Rouſſeau nicht für Geld thun kann, ohne ſich ſelbſt und die Sache zu erniedrigen! Dies iſt unſtreitig wahr! — Aber ich hab' auch mit Narbonne keinen Handel gemacht; es iſt nicht mit Einer Silbe von Geld als von Motiv unter uns die Rede geweſen. Ich bin innig überzeugt, daß ich nicht um ein Haarbreit verſchieden gehandelt haben würde, ſelbſt bei der Gewißheit, keinen Pfennig dadurch zu gewinnen; aber ich geſteh' auch eben ſo aufrichtig, daß unter dem Berechnen der möglichen Folgen jener Handlung der Gedanke mir lieb war, meine Glücksumſtände dadurch vermuthlich zu verbeſſern. Ich wollte mir einen Freund auf Koſten der größten Gefahr machen, deſſen Ueberfluß ich nicht umhin konnte als vortheilhaft für mich ſein könnend mir vorzuſtellen, aber ich würde das Geld nicht als Beweggrund haben denken können, ohne mich vor mich ſelbſt zu ſchämen. Ich habe deßwegen in jener Ihrer Aeußerung die zärtliche Freundin tief gefühlt, habe über Ihre Liebe, über Ihre Beſorgniſſe mich gefreut, und ich würde dieſen weitläufigen Brief, dies Stück Roman nicht ſchreiben, fürchtet' ich nicht, daß Sie von manchen Vorfällen ſchief unterrichtet ſein möchten, und wünſcht' ich nicht, Sie zu überzeugen, daß ich, trotz der mancherlei begangenen Fehler, doch wenigſtens die Gefahren nicht gelaufen bin, für welche Sie am meiſten zu fürchten ſcheinen.

Ich fing nun an, mit meinem treuen braven Heiſch, den ich wieder zu haben mich freute, London zu beſehen, legte mich mit Eifer auf die Sprache, ſtudirte Zeitungen, um das Volk kennen zu lernen, worunter ich mich befand.

Acht Tage waren ungefähr ſo verfloſſen, als mir Narbonne eine gerichtliche Obligation zuſchickte, worin er ſich und ſeine Erben verpflichtete, mir Zeit meines Lebens fünfzig Louisd'or jährlich zu bezahlen, als einen Beweis, wie es in der Obligation hieß, ſeiner Dankbarkeit für meine ihm geleiſteten Dienſte. Dies Papier war von einem Billet begleitet, worin er mich in ſehr höflichen Ausdrücken bat, das Beikommende anzunehmen, worin er es bedauerte, daß Geſchäfte ihn verhindert hätten, mich zu beſuchen, und worin er am Ende ſagte, nichts würd' ihn abhalten können, in den nächſten Tagen zu mir zu kommen und mich zu ſehen. — Ich war geſonnen, ſeine Obligation zu behalten, im Fall' ich ſie, durch Narbonne's künftiges Betragen berechtigt, als ein freundſchaftliches Geſchenk würde anſehen können, und ſchrieb ihm daher zurück, ich ſähe ſeinem Beſuche, um ihm meine Dankbarkeit beweiſen zu können, mit heißer Erwartung entgegen. — Ich war dies, um ſo mehr berechtigt zu ſchreiben, da Narbonne ſelbſt in ſeinem Billet mir anzeigte, er ſei gegenwärtig bald hier, bald dort, und da das Landhaus, wo er eigentlich zu ſuchen war, zwanzig engliſche Meilen von London lag.

Um die Zeit machte ich im Coffeehouse durch einen Dritten, den ich ſchon in Paris gekannt hatte, die Bekanntſchaft eines gewiſſen Erichſen, eines ſchwerreichen Kaufmanns aus Kopenhagen. Er war ein ſehr hübſcher Mann, frei, offen, ſtolz, großmüthig in ſeinem Weſen, dreißig Jahr alt, aber ſeit ſeinem dreizehnten beſtändig auf Reiſen; er war zweimal in Oſtindien geweſen, war, ohne gelehrte Kenntniſſe zu haben, durch eigne Erfahrung über unendlich viele Dinge äußerſt richtig und umſtändlich belehrt. Er verſtand ſich gut auf Menſchen, und kannte vorzüglich England, wo er wie zu Hauſe war, mit allen ſeinen Verhältniſſen durch und durch! — Nach einigen Unterhaltungen fing er an, ſich für mich zu intereſſiren, und dies Intereſſe wuchs bald zu einem ſolchen Grade, daß er ohne mich nicht fertig werden konnte. Er nahm ſich vor, mich London kennen zu lehren. Wir beſahen eine Merkwürdigkeit nach der anderen, gingen täglich in's Schauſpiel, beſuchten alle öffentlichen Häuſer, alle öffentlichen Zuſammenkünfte, und drei Wochen verflogen ſo im Taumel. Erichſen verſtand in einem hohen Grade die Kunſt, zu beobachten. Sein Verſtand brachte mannigfaltig zuſammen alles, was ſeinen Blicken begegnete. Er ſah nichts ohne zu denken, und überraſchte mich oft in großen Zirkeln mit Aufſchlüſſen über einzelne Perſonen, die es unmöglich ſchien ohne genaue Bekanntſchaft mit denſelben geben zu können, und die er doch, wie er mir nachher bewies, nur aus einzelnen Bemerkungen ſchöpfte. Er machte mich aufmerkſam auf alles, was einem jungen Reiſenden merkwürdig ſein kann, er führte mich zur Kenntniß engliſcher Sitten und engliſchen Karakters; er ſprach mir von der engliſchen Staatsverfaſſung und von den eingeſchlichenen Mißbräuchen in dieſelbe, mit Einem Worte — ich war keinen Augenblick bei ihm, ohne etwas Nützliches zu erbeuten! — Von den Koſten unſerer Zerſtreuungen bezahlt' ich kaum nur den fünften Theil, er wollte durchaus nicht, daß ich alles zur Hälfte bezahlte, auch hätt' ich's nicht können! Er ſagt', ihm mache das alles nichts aus, ſein Glück ſei gemacht, er wünſche mich zur Geſellſchaft zu haben, und ſo weiter, und er that alles mit einer ſo guten Art, daß mir darum, weil ich ihm Verbindlichkeiten ſchuldig ward, auch nicht ein bischen in ſeinem Umgange weniger leicht, weniger behaglich war! —

Heiſch hat' unterdeß Gebrauch von ſeinen Empfehlungsbriefen gemacht und wieder einen ſehr guten Platz bekommen. Narbonne ließ durchaus nichts von ſich hören, und das verdroß mich um ſo mehr, weil dadurch ſeine Obligation das Anſehen einer Bezahlung erhielt. Ich wollte ſie zu wiederholtenmalen zurückſenden, aber Erichſen hielt mich immer davon zurück. Er ſagte: „Die Großen taugen nichts; ihr Geld iſt beſſer wie ſie ſelbſt; Narbonne würde ſich freuen, ſein Papier wieder zu haben, und Sie noch obendrein auslachen; behalten Sie, was Sie haben, und begehen Sie keine Thorheit aus falſcher Delikateſſe.“ — Dieſe Gründe verzögerten wohl die Ausführung meines Vorhabens, aber ſie befriedigten mich nicht, — die Obligation war mir drückend. —

Erichſen faßte den Entſchluß, nach Paris zu gehen, um eine Unternehmung in Getraide zu machen. Er hatt' einen eignen Reiſewagen und folglich einen leeren Platz. Er dacht' in drei Wochen wieder nach London zurückzukommen, und drang heftig in mich, ihn zu begleiten. — Es ging mir mit Paris, wie's oft geht; wenn man aus einem Orte weg iſt, fällt' einem erſt bei, was man noch hätte erforſchen, wornach man hätte ſehen, wovon ſich unterrichten können; drum war mir ein neuer kurzer Aufenthalt in Paris ſo unrecht eben nicht. Die Gefahr war überdies nur geringe, denn theils kannte man meine Geſchichte mit Narbonne nur wenig, theils wußt' ich, daß man Niemand ohne Nutzen verfolgt. Die Gelegenheit war ſchön; ich entſchloß mich und gab mein Verſprechen! — Erichſen war froh darüber. Er ſagte, die ganze Reiſe, mein Aufenthalt in Paris, alles kurzum, ſolle mir keinen Pfennig koſten, er habe mir für's Mitgehen, nicht ich ihm für's Freihalten Verbindlichkeit. —

Alles wäre gut gegangen, wenn wir allein geblieben wären, aber es war in London ein gewiſſer Herr Rilliet, Banquier von Paris, mit ſeiner Frau. Er war ſo halb und halb mit Aufträgen nach England geſandt worden, aber die Sache war nicht ganz klar. Er fürchtete ſich ein bischen, wieder nach Frankreich zu gehen, weil man ſchon harte Dekrete gegen die Ausgewanderten gegeben hatte. Er hatte Erichſen kennen gelernt, und bat ihn, in ſeiner Geſellſchaft reiſen zu dürfen, weil er dies für einen kleinen Schutz hielt; Erichſen war's zufrieden. Wir fuhren ab in zwei Reiſewagen, Rilliet mit ſeiner Frau und einem Kammermädchen, Erichſen und ich; ein Bedienter war zu Pferde. Wir wechſelten auf jeder Station die Plätze! Natürlicherweiſe kam ich auf meiner Tour bei Madame Rilliet zu ſitzen, und ich entdeckte bald an ihr einen köſtlichen Schatz. Sie war nicht ſehr groß, aber äußerſt fein gebaut und ohne Fehler im Verhältniß. Ihre gebogene Naſe allein hätte ein bischen kleiner ſein können, aber der Mund darunter war deſto hübſcher, und ihre großen ſchwarzen, nie ſtummen, ſanften Augen waren unbeſchreiblich ſchön! Sie war auferzogen worden zugleich mit Madame de Stael von dem berühmten Abbé Raynal, welcher nichts verſäumt hatte, ihrem von Natur ſchon regen und thätigen Geiſte Reichthum und Bildung zu geben. Sie hatte überdies, was mehr werth war, ein ſehr empfindſames Herz, eine reine fleckenloſe Seele und einen ſehr feinen Sinn für's moraliſche Schöne. — Alle dieſe Genußfähigkeiten und Kräfte blieben in ihrem täglichen Leben ungebraucht und unbefriedigt, denn ihr Mann, den ſie hatte nehmen müſſen, war nur ein guter Kaufmann. Sie war vierundzwanzig Jahr alt. Sie war eine vertraute Freundin von Madame de Stael, wiewohl ſie nicht alle Handlungen derſelben billigte. Sie kannte den Dienſt, welchen ich derſelben geleiſtet hatte. Sie war ſehr beklommen, wieder nach Frankreich zu gehen, und ſehr traurig, weil ſie in England einen vielgeliebten Sohn zurücklaſſen mußte, der erſt drei Jahr alt war. — Nehmen Sie alles dieſes zuſammen, und urtheilen Sie ſelbſt, ob unſere Unterhaltungen im Wagen lange gleichgültig bleiben konnten!

Ich bin nie verliebt geworden in Madame Rilliet, aber ſie wurde meine innigſte Freundin. „Sie ſind ein Mann aus meinem Lande“, ſagte ſie, nachdem wir ein paar Tage beiſammen geweſen waren, und ich fühlte, daß ſie eine Frau aus dem meinigen war. Nie hab' ich eine ſchönere Reiſe gemacht; ſie dauerte ſehr lange; wir waren beinahe vierzehn Tage unterwegs. Die Rilliet hatte ſich davor gefürchtet, und ihre Furcht wurde betrogen. Ich hatte mir Vergnügen verſprochen, aber ſo viel nicht! — Wie viel hätt' ich zu thun, wollt' ich Ihnen nur halb mittheilen, was all Intereſſantes und Schönes zwiſchen uns vorfiel! — Ungeſtört blieb indeſſen die Freude nicht lange. Erichſen war zu fein, um nicht bald zu merken, wieviel die Rilliet anfing auf mich zu halten. Er hielt ſelbſt zu viel auf ſie, und war zu ehrgeizig, um nicht eiferſüchtig zu werden. Ich hätte ſeine ſchwache Seite ſchonen ſollen, aber ich kannte ſie nicht, und nachdem ich ſie kennen gelernt hatte, war es zu ſpät. Er fing an kalt zu werden, fing an, ſich gern an mir zu reiben und bitter zu disputiren. Manche Umſtände trugen dazu bei, ſeine üble Stimmung zu vermehren! —

Widrige Winde hielten uns vier Tage lang in Dover zurück. Die Rilliet war neugierig, meine Verhältniſſe mit Narbonne zu kennen, und ich erzählt' ihr alles, wie wir nach und nach vertrauter zu werden anfingen. Sie unterſtützte ſehr den Entſchluß, die Obligation an Narbonne zurückzugeben. Ich ſchrieb an ihn auf der Stelle, ſeine Obligation würde mir lieb geweſen ſein, hätt' ich ſie betrachten können als wie ein Geſchenk, ſo wie es ein Freund dem anderen giebt, ſelbſt ohne vorhergegangene beſondere Dienſtleiſtung; ſeine Zurückgezogenheit mache daraus eine Bezahlung; ich ſei aber nicht gewohnt, mit ähnlichen Handlungen zu wuchern, und ſende ihm ſein Papier zurück, um mich von einer Sache zu befreien, die mich nicht weniger drücke als entehre; zu gleicher Zeit bekannt' ich mich als ſeinen Schuldner für die fünfzig empfangenen Louis'dor, und bedauert' es recht ſehr, ſie nicht gleich zurückgeben zu können. — Heiſch, an welchen ich dieſen

Brief ſandte, mußte die Obligation beifügen, und alles an die Behörde befördern! — —

Erichſen merkte, was geſchehen war, und ob er gleich nichts ſagte, ſo haben doch ſpätere Aeußerungen mir bewieſen, daß die Hintanſetzung ſeines Raths ihn nicht wenig gekränkt hatte.

Es zeigte ſich endlich ein günſtiger, wiewohl ſehr ſchwacher Wind, und wir ſchifften uns ein des Abends um 10 Uhr.

Es war eine trübe, halbhelle, ziemlich rauhe Novembernacht; die Rilliet befürchtete ſehr, krank zu werden, und ich bewog ſie daher, auf dem Verdecke zu bleiben, weil man ſich da gewöhnlich beſſer befindet. Sie ſetzte ſich wohl eingehüllt auf eine Art von niedrigem Stuhl. Ich gab ihr hernach noch meinen Oberrock und meinen Mantel. Ich ſetzte mich ſelbſt hinter ſie auf einen erhöhten Theil des Schiffes, und ſie mußte Schultern und Kopf auf meine Knie legen, um das Schwanken des Schiffes weniger zu fühlen. Sie lag auf meinem Schoß wie eine ägyptiſche Mumie, und ich bot alle Kräfte meiner Seele auf, um durch eine intereſſante Unterhaltung ſie von der Idee der Gefahr abzuwenden. Mitunter kam Schneegeſtöber; der Schaum der übereinanderſtürzenden Wellen phosphoreszirte. Herr Rilliet lag in der Kajüte und war krank. Erichſen, gleich einem alten Seehelden, ſaß mitten auf dem Verdeck bei einer Lampe, ſchnitt Roaſtbeef vor, und theilte Portwein aus. — Es war eine der ſchönſten Nächte meines Lebens, wiewohl vor Froſt meine Knie zitterten und meine Zähne klappten!

Erichſen fand ſehr ſonderbar für einen Doktor, in einer kalten Novembernacht, mit bloßem Rock und ohne Unterweſte, ſich ſo preiszugeben. Die Rilliet wollte durchaus, daß ich meine Bedeckungen wiedernähme, und ſie in die Kajüte gehen ließe. Ich demonſtrirt' aber aus Leibeskräften, daß mir wohl ſei; daß ſie dann in der Kajüte unfehlbar krank werden würde, und daß die Kälte allein noch niemand geſchadet habe. — — Erichſen fütterte mich und tränkte mich, und es gelang mir, das zarte Geſchöpfchen vollkommen wohl nach Calais zu bringen, woran ihre Beſorgniſſe für mich keinen geringen Antheil hatten.

Kaum angekommen, erhob ſich ein fürchterlicher Sturm, und wir freuten uns nicht wenig, in Sicherheit zu ſein.

Wir hatten nicht mit dem großen Schiffe bis Calais kommen können, weil Ebbe war, und der Anblick entzückt' uns, wie wir, in einer kleinen Barke davon fliegend, das Packetboot ſchwebend auf der Fluth zurückließen. Nach und nach kamen wir bis Rouen, wo die Rilliet's bleiben, und Erichſen und ich ſetzten die Reiſe fort bis Paris.

Wir beſahen da vieles und verlebten während drei Wochen manche intereſſante Augenblicke, aber die alte Harmonie kam nicht wieder. Wir entfernten uns vielmehr immer weiter von einander, und dazu trug die Verſchiedenheit unſerer politiſchen Meinungen und die fortdauernde Korreſpondenz zwiſchen mir und der Rilliet nicht wenig bei. Erichſen war wüthender Republikaner, und kannte nur wenig die geheime Geſchichte der Revolution und die Schlechtigkeit der Menſchen, welche anfingen, ſich derſelben zu bemächtigen. Unſere Urtheile waren daher faſt immer ſich entgegengeſetzt, und das war um ſo trauriger, weil man beſtändig überall faſt nur politiſche Gegenſtände verhandelte. Sein Aufenthalt zog ſich überdies in die Länge, wir mußten uns trennen; wir thaten es ohne Bitterkeit, aber das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen uns war ſo ſehr verändert, daß ich unwillkürlich ſagte, ich woll' ihm hundert und fünfzig Livres in Aſſignaten, ungefähr drei Louisd'or in Gold, die er mir zur Reiſe gab, weil ich mit Geld nicht reichlich mich verſehen hatte, in London zurückgeben. Er antwortete nicht hierauf, und ich reiſte fort. —

Meinen Weg nahm ich, wiewohl es Erichſen ſonderbar fand, über Rouen, wo ich einige köſtliche Tage zubrachte. „Sehen Sie“, ſagt' eines Tages die Rilliet, welche nach und nach meine ganze Lage kennen gelernt hatte, „ſehen Sie, dieſe Börſe iſt im eigentlichen Sinne mein unbeſchränktes Eigenthum; betrachten Sie dieſes als das Ihrige, denn wenigſtens bin ich's nicht unwerth, daß Sie von mir nehmen“, und die Thränen liefen ihr über's Geſicht. — Ich drückt' einen glühenden Kuß auf ihre Hand, — die größte Kühnheit, welche ich mir jemals mit ihr erlaubte, — entwand mich ſo gut ich konnt', und verſprach, mich ihrer zu erinnern, wenn ich jemals in Verlegenheit kommen ſollte.

Ich ſchiffte mich zu Dieppe ein, landete nach ſechsunddreißig Stunden Morgens früh am 23. Januar in Brigthelmſtone, und kam noch am Abend deſſelben Tages nach London. — —

Ich richtete mich mit Heiſch wieder auf denſelben Fuß ein, wie in Paris, ſuchte Bekanntſchaften zu machen, beſuchte Hoſpitäler, legte mich ganz auf's Engliſche, ſtudirte die Geſchichte, die politiſchen Verhältniſſe, die Sitten des Landes, und brachte ſo vier Monate, ich darf ſagen, fleißig zu. Ich darf von England nicht anfangen zu reden, ſonſt würde dieſer Brief, welcher ſo ſchon zu einer ungeheuren Größe anſchwillt, vollends ein Buch. Es iſt mit Einem Worte das Land der Freiheit, der geſunden Vernunft, der Männlichkeit, der Großmuth und Behaglichkeit. — Das Gouvernement verflicht ſich überall in die Sitten und in den Karakter der Völker, und ohne zu wiſſen, daß man über die Gränze gekommen iſt, darf man zuweilen nur einen Bauern, ein Dorf anſehen, um ſich zu überzeugen, daß man auf dem Gebiet eines anderen Landesherrn iſt. Nirgends iſt dies auffallender, als wie in England. Ordnungsſinn, Reſpekt für's Ganze, Halten auf Regel, Beſcheidenheit, Feſtigkeit, Formgang, Ruhe, Ehrfurcht für die Sitte der Vorväter, Nationalſtolz, laſſen ſich beinahe in jedem Einzelnen vernehmen. Es giebt in England Mißbräuche, ſo gut wie anderswo, und wer ſich Mühe geben will, der kann davon ein wahres und häßliches Gemälde zuſammenbringen. Aber das verſteckte wenige Häßliche muß aufgeſucht werden, das vorwiegende, überall verbreitete Schön' und Gute bietet ſich entgegen! — Sie können denken, liebe Freundin, daß, von den Vorzügen Englands innig durchdrungen ſein und der Wunſch ſich anzubauen, für einen jungen Mann in meiner Lage nicht lange zwei geſonderte Dinge ſein konnten; nur wie dieſer Wunſch auszuführen ſei? Das war die große Frage! Ich hatte wieder angefangen unter guten Bekannten zu praktiziren, und hatte ſogar einige glückliche Kuren gemacht, die aber geheim gehalten wurden, um ältere, umſonſt ſich bemüht habende Hausärzte nicht zu beleidigen. Aber theils begriff ich, daß ein großes Kapital dazu erfordert würd', um es auszuhalten bis zum entfernten Zeitpunkt, wo nach und nach erworbene große Bekanntſchaft, Ruf und Glück mir eine hinlängliche Praxis verſchafft haben würden, um davon anſtändig leben zu können; theils war die Liebe zu meinem Fach, durch nähere Bekanntſchaft damit, ſchon ſeit geraumer Zeit beträchtlich erkaltet. — Die Arzneikunſt hat wirklich keine feſten Prinzipien, und kann keine haben und keine erhalten, weil wir wohl die groben Theile unſeres Körpers, aber nicht die feinere Struktur deſſelben kennen, nicht die inneren bewegenden Kräfte, nicht die Art und Weiſe, wie die Zerrüttungen in ihnen entſtehen, weil wir eben ſo wenig die innere Natur der Heilmittel und ihrer nächſten Wirkungen erforſchen können, und weil es nicht möglich iſt, in der Medizin reine Erfahrungen zu machen, indem die ungeheure Menge der nicht in Anſchlag zu bringenden mitwirkenden Umſtände und Zufälle die vorſichtigſten Schlüſſe der beſten Logik ſchwankend und unzuverläſſig macht. Die Erfahrung beweiſet dies Raiſonnement! — Glauben Sie mir auf mein Wort, liebe Frau Baſe, in demſelben Falle, wo man in Deutſchland purgirt, läßt man zu Ader in Frankreich und giebt Opium und China in England. Letzteres in Deutſchland thun, hieße tödten, und dort werden die Leute geſund davon, und würden es höchſt wahrſcheinlich noch beſſer, wenn ſie gar nichts nähmen. So viele geſcheidte, weiſe Leute haben ſeit zweitauſend Jahren gedacht, geforſcht und geſchrieben, und dennoch lacht noch immer der von heute über den von geſtern, und nicht einmal über die Behandlung eines einfachen Fiebers iſt man in's Reine! — Um in der Laufbahn eines praktiſchen Arztes glücklich zu ſein, muß man entweder keinen Verſtand haben, oder ſeinen Verſtand gefangen nehmen, und gläubig werden an Ein Syſtem, oder roh genug ſein, um vom Vorurtheil der Leute Nutzen ziehen, das Geld in den Beutel ſtreichen, und in's Fäuſtchen lachen zu können.

Alle praktiſchen Aerzte befinden ſich entweder durch Kärglichkeit der Natur, oder durch Gewohnheit und Nothwendigkeit, oder durch die Nichtswürdigkeit ihres Karakters in einem der drei beſagten Fälle, und die wenigen edeln, welche nur gezwungen und vermöge der Ueberzeugung, daß es beſſer iſt, irgend ein ehrbares Handwerk, als gar keins zu treiben, auf der unwiſſend gewählten Laufbahn fortgehen, geſtehen unter vier Augen mit Kummer ihre Bedrängniß. — Von allen vier Klaſſen hab' ich kennen gelernt! —

Geſetzt aber auch, die obigen Bemerkungen wären nicht wahr, geſetzt, die praktiſche Arzneikunſt wär eine feſtgegründete Wiſſenſchaft, ſo würde die Nützlichkeit derſelben dennoch nur gering ſein, indem die hitzigen Krankheiten ſich meiſtens von ſelbſt kuriren, und indem die langwierigen ihren Grund faſt immer in phyſiſchen, moraliſchen und bürgerlichen Verhältniſſen haben, die abzuändern außer der Gewalt des Arztes liegt! —

Alle dieſe Vorwürfe treffen indeß nur die innere Heilkunde vorzüglich; in der Wundarzneikunſt iſt mehr Gewiſſes, ihr Nutzen iſt mehr außer Zweifel; aber theils würde die Ausübung derſelben immer empörend für mein Gefühl ſein, theils erfordert ſie eine lange Uebung, die ich nicht Gelegenheit gehabt habe mir zu verſchaffen.

Auch weiß ich wohl, daß trotz der Ungewißheit der Heilkunde im Ganzen dennoch die Kurart von einigen wenigen Uebeln ziemlich ſicher iſt. Aber die Anzahl derſelben iſt ſo äußerſt gering, daß zuverläſſig unter hundert verſchriebenen Rezepten keine acht ſind, deren Zweckmäßigkeit, bei einer gewiſſenhaften und vollſtändigen Unterſuchung, beweisbar wäre. Und wie gering, wie kümmerlich iſt dieſe Genugthuung für ein ſo mühſames und trauriges Leben, als das eines praktiſchen Arztes, wenn er ein fühlendes Herz hat!

Ich begreife endlich, daß die Aerzte in der Welt, wie ſie nun einmal beſchaffen ſind, nothwendig ſind, wär's auch nur wegen des einmal verbreiteten Glaubens an die Kunſt. Ein Arzt rettet ſchwerlich mehr Leiber, als ein Prediger Seelen, aber aus der gegenwärtigen Ordnung der Dinge laſſen ſich Prediger ſo wenig als Aerzte verbannen.

Und dazu kömmt noch, daß ein weiſer Arzt ſchon darum Gutes thut, weil er das Böſe, das ein ſchlechter an ſeinem Platz thun würde, verhindert, und weil er unendlich viel Gelegenheit hat, als Menſchenfreund noch heilſam zu wirken, wo ſeine Kunſt ihn verläßt.

Dieſe verſchiedenen Gründe ſind hinreichend, um einen geſcheidten Mann zu verhindern, nicht wider die Aerzte im Allgemeinen zu Felde zu ziehen, und um den zu beruhigen, welcher nun einmal das Unglück hat, Arzt ſein zu müſſen; aber ſie ſind zu ſchwach, für mich wenigſtens, um nicht begierig ein anderes Handwerk zu ergreifen, wenn es vernünftigerweiſe geſchehen kann.

Ja, wenn man gleich ein Arzt mit gemachtem Ruf und alſo von Autorität ſein könnte, — aber das mühſelige Quälen bis man dahin kömmt, das Wartenmüſſen auf Arbeit, die man ſich menſchenfreundlicherweiſe nicht einmal wünſchen darf, der beſtändige und ſo gefährliche Gegenſatz des eignen Vortheils und des Vortheils des Kranken, der ewige Kampf mit den mancherlei Vorurtheilen, die Nothwendigkeit, den Charlatan zu machen! — Ich möchte beſoldeter, von der Polizei angeſetzter Geſundheitsrath ſein, aber ein praktiſcher Doktor, der zu den Kranken um's Brod läuft, deſſen Einnahme mit der Menge der Rezepte im Verhältniß ſteht, und der um dieſer ſchändlichen Sklaverei willen faſt niemals ſagen und thun darf, was er möcht' und ſollte! — Die Praxis öffnet auch kein beſtimmtes, regelmäßiges Feld der Thätigkeit, vorzüglich im Anfange nicht, und dies iſt vorzüglich für mich etwas ſehr Nothwendiges. Bald giebt's etwas zu thun, bald wieder nichts; man muß immer warten auf Beſcheerung!

Manche dieſer Unannehmlichkeiten finden auch bei anderen Fächern ſtatt, aber durchaus bei keinem häufen ſie ſich ſo zuſammen, als wie bei der praktiſchen Heilkunſt. Ich bin indeſſen nie aus dieſem Fache ganz herausgetreten, liebe Frau Baſe, ſondern habe das Erlernte behalten und zu vermehren geſucht; aber zugleich haben die obigen Betrachtungen, unterſtützt von meinen Meinungen und Wünſchen, mich bewogen, alles Mögliche anzuwenden, um für die politiſche Karriere mich geſchickt zu machen. Ich habe geſucht in eins der Bureaus von Pitt oder Grenville zu kommen, und auf dieſen Zweck los arbeit' ich noch! —

Ich machte vom Januar an bis zu Ende Mai ziemlich viel, mehr oder weniger intereſſante Bekanntſchaften, aber im Ganzen lebt' ich ſehr eingezogen und ſtill.

Sophia Hoffmann darf ich nicht übergehen. Ich lernte ſie kennen durch eine Empfehlung, welche Heiſch an ihren Mann hatte; wir wurden beide, Heiſch und ich, ſehr bald im Hauſe derſelben wie Kinder. — Sie iſt eins der ſeltenen Geſchöpfe, deren natürlicher Liebenswürdigkeit die Kunſt nichts würde hinzuſetzen können. Ohne ſchön zu ſein, iſt ſie äußerſt intereſſant. Sie hat ein ſehr warmes Herz, und einen gewiſſen romantiſchen Schwung, der ihre Geſellſchaft äußerſt angenehm macht. Sie iſt überdies ſehr lebhaft; mit Einem Worte, ſie gleicht einem deutſchen Fräulein der guten alten Ritterzeit!

Ich hab' ihr pflegemütterliche Rechte über mich eingeräumt, und ſie hat die Pflichten, welche daraus entſprangen, mit einer Güte, mit einer Sorgfalt, mit einer Aufopferung erfüllt, welche ein mehr förmliches Denkmal von mir verlangen würden, wären dies weniger flüchtige Zeilen.

Erſt im Mai kam Erichſen aus Frankreich wieder. Er ließ mich ſeine Ankunft wiſſen. Mein Herz pochte, denn ich hatt' ihn lieb. Ich ging nicht, ſondern ich flog zu ihm. Er empfing mich freundlich, aber mit Herablaſſung, welches meine Stimmung ſo blitzſchnell veränderte, daß ich mich vor's Kaminfeuer ſtellte und von Müdigkeit ſprach. Er hatte wirklich ein Feuer, weil der Morgen ſehr kalt war.

Es fehlte Erichſen, um ein ganz liebenswürdiger oder wenigſtens mein Mann zu ſein, eine gewiſſe edle Erhebung der Seele. Mein Blick beim Hereintritt, mein Glühen der Freude hätt' ihn entwaffnen ſollen, ſelbſt im Fall eines begangenen Verbrechens, aber er behauptete ſich, und mein Zurückfahren wie Jemandes, der ſich verbrannt hatte, hätte ſeine Rache ſein können, wär' anders ſein Betragen Kunſt und nicht Temperamentsfolge geweſen.

Ich ſah ihn während ſeiner fünftägigen Anweſenheit in London noch einigemal, aber nur flüchtig. — Ich wagte nicht im eigentlichen Sinne von den drei Louisd'or zu ſprechen, die er mir Reiſegeld gegeben hatte; er ſchrieb mir ein halb ſatiriſches Billet und forderte ſie. Ich ſandte ſie ihm auf der Stell', und ſah ihn ſeitdem nicht wieder. Dieſe Art Demüthigung war ſeine wirkliche Rache.

Er ſchiffte ſich noch denſelben Tag ein und fuhr nach Kopenhagen — wo ihn ſeine Frau ſehnlichſt erwartete, — und in einem eignen, für fünftauſend Guineen gekauften Schiffe.

Es hat mir oft leid gethan, mit ihm zerfallen zu ſein. Ich habe verſchiedenemal an ihn ſchreiben wollen; — nicht ſein Forderungsbillet, aber ſeine Mienen beim erſten Wiederſehen haben mich immer davon abgehalten.

Während dieſer ganzen Zeit hört' ich durchaus nichts von Narbonne. An die Stael hatte ich gleich nach Zurückgabe der Obligation von Rouen aus — ſie war damals in Genf — geſchrieben und ihr alles aufrichtig erzählt. Mit der Rilliet blieb ich im Briefwechſel, ſo lange bis die Aufhebung aller Verbindung zwiſchen Frankreich und England die Fortſetzung deſſelben unmöglich machte.

In den erſten Tagen des Juni kam die Stael nach London. Sie ſchrieb mir ein freundſchaftliches Billet, worin ſie mich nur bat, ſie zu beſuchen.

Ich ging. Sie war mit Narbonne. „Willkommen, willkommen, mein lieber Bollmann“, rief die Stael. „Sie ſind ein böſer Mann“, ſagte Narbonne, „Sie haben mir einen kleinen Streich geſpielt; Sie ſchrieben mir, Sie gingen nach Frankreich, und ſind hier.“ Er wußte ſehr wohl mein Gehen und Wiederkommen. Dies war alſo eine von den franzöſiſchen nichtsſagenden Reden, worauf ich nichts erwiederte. —

„Wir müſſen allein zuſammen ſprechen“, ſagte die Stael, und ſomit nahm ſie mich beim Arm und führte mich die Treppe hinunter zu ihrem Wagen, denn ſie war gerad im Begriff, einen nothwendigen Beſuch abzulegen. Als wir eben einſteigen wollten, kam der genfer Geſandte, um ihr aufzuwarten; ſie gab ihm gleichfalls Audienz in dem Wagen. Angekommen, wo ſie hinwollte, ging der Geſandte fort; die Stael ſtieg aus, bat mich, im Wagen zu warten, und ließ mich ſo eine halbe Stunde allein. — Als ſie wiederkam, brachte ſie die Freundin mit, welche ſie beſucht hatte, um ſie anderswo niederzuſetzen, — dann fuhren wir nach Hauſe.

Sie war im Morgenhabit, und als wir auf ihre Stube kamen, rief ſie ihr Mädchen, um ſich entkleiden zu laſſen — nun endlich waren wir allein, denn in den franzöſiſchen Sitten ſind die Domeſtiken ſo gut wie Niemand. — Ich ſtand an der einen Ecke des Kamins, ſchwarz angezogen von Kopf bis zu Fuß, gar herrlich gepudert, und meinen Hut in der Hand haltend; ſie an der anderen im Unterröckchen und bloßen Hemde, ein Stückchen Papier zwiſchen den Fingern rollend, ohne welches ſie nie ſein kann. Sie ſteht damit auf, und geht damit zu Bette. — Unter dieſen Umſtänden fing ſie an, Narbonne's Vertheidigung und Lobrede zu machen, mit einer ſeltenen Wärm' und einer außerordentlichen Fluth von Worten. — Ich wußte dem allem nichts entgegenzuſetzen, als: die Obligation habe mich gedrückt, ich wiſſe nicht warum, ich habe ſie zurückgegeben, nicht um Jemand zu kränken, ſondern um von einer Laſt mich zu befreien. „Sie ſind empfindlich wie Jean Jaques Rouſſeau", ſagte ſie, und damit war unſere Unterhaltung für diesmal zu Ende. Beim zweiten Beſuch war ſie vertraulich, ſie erzählte mir manches aus der Geſchichte ihres Lebens, ſprach vorzüglich viel von ihrer unglücklichen Verheirathung, von ihren dermaligen Verhältniſſen mit Monſieur de Stael, und beklagte vorzüglich das Schickſal der Großen, die, mehr Sklaven wie Jemand, mannigfaltigem Druck unterworfen wären, woraus vielerlei Uebel entſprängen. Sie ſagte, Narbonne ſei ihre erſte, ihre einzige Liebe; er hab' umſonſt um ſie geworben als Mädchen; er ſei ihr Mann, u. ſ. w.

Beim drittenmal, wo Narbonne zugegen war, ſagte ſie: „Wir ſind alle gute Kinder, und müſſen nicht zuſammen kritteln." So war die Geſchichte wieder in Ordnung. Wir waren noch einige Tage zuſammen in London; hernach ging die Stael mit Narbonne auf's Land, wo ich ſie mehrmals beſucht habe. Sie unterließ nicht, mir ſcherzend ſehr ſanfte italiäniſche Arien vorzuſingen und vorzuſpielen, wir wurden nach und nach ganz freundſchaftlich, und alles Vergangene wurde vergeſſen.

Die Stael iſt ein Genie. Eine außerordentliche, excentriſche Frau in allem was ſie macht und thut. Sie ſchläft nur wenige Stunden, und iſt die ganze übrige Zeit hindurch in einer ununterbrochenen fürchterlichen Thätigkeit. Ihre Reden ſind Abhandlungen, oder eine zuſammengehäufte Maſſe von Laune und Witz. Sie kann nur nicht alltägliche Leute um ſich leiden. Während ſie friſirt wird, während ſie frühſtückt, — im Ganzen genommen ein Drittel von jedem Tag bringt ſie mit Schreiben zu. Sie hat nicht Ruhe genug, um das Geſchriebene wieder vorzunehmen, um auszubeſſern, um zu vollenden; aber ſelbſt die rohen Ausgüſſe ihrer unabläſſig gedrängtvollen Seele ſind von dem äußerſten Intereſſe, und enthalten Bruchſtücke voll des feinſten Scharfſinns und der lebendigſten Kraft. Sie hat mehrere Werke von ſehr ernſtem Inhalte fertig zum Druck liegen, und arbeitet immer noch fort. Ich habe manches von ihren Sachen geleſen, indem ſie's ſchrieb. Ihre Briefe über Rouſſeau, herausgegeben, als ſie ſiebzehn Jahr alt. war, ſind bekannt. Sie hat manche Fehler, aber auch manches, das bei Anderen Fehler ſein würde, iſt bei ihr keiner. Sie erfordert ihren eignen Maßſtab.

Sie iſt ziemlich gut gewachſen, aber ihr Geſicht iſt nicht ſchön. Sie iſt ein bischen kupferig und hat einen etwas aufgeworfenen Mund. Sie iſt nichts weniger als eitel. Sie hat durchaus nicht das Anſehen einer gelehrten Frau. Sie hat ein offenherzig freimüthiges, ganz ungezwungenes und durch einen gewiſſen Karakter von Biederkeit und Wahrheit ſehr für ſie einnehmendes Weſen. Sie thut ſich durchaus nichts auf ihr Wiſſen zu Gute, und ich habe ſie ſehr naiv ſagen hören: „Einem Manne gegenüber, der nur Geiſt hat, behaupt' ich mich; einem gegenüber, der nur unterrichtet iſt, auch; aber wer beides verbindet, läßt mich fühlen daß ich doch nur ein Weib bin!“

Sie ſuchte mir nützlich zu ſein, und machte mir verſchiedene Bekanntſchaften. Unter anderen die eines gewiſſen Herrn Lax, eines reichen Güterbeſitzers, eines Mannes voll Geiſt und Kenntniß, welcher ſeiner ſchwächlichen Geſundheit halber von allen öffentlichen Geſchäften entfernt, zwanzig engliſche Meilen von London auf einem Gute, das Norbury heißt, ſich ſelbſt und ſeiner Familie lebt. Er iſt allgemein geſchätzt, und hat zwei erwachſene Söhn' und zwei Töchter, wovon die jüngſte Emilie heißt. Ich hatt' ihn hier anführen wollen, weil er in einer Fortſetzung dieſer Geſchichte wieder vorkommen dürfte.

Sie lehrte mich auch den berühmten Grafen de Lally-Tolendal und eine gewiſſe Prinzeſſin von d'Hénin kennen. Beide aus Frankreich, aber die jetzt in England leben.

Ungefähr nach ſechs Wochen verließ Madam de Stael England. Ich habe ſeitdem wieder einen Brief von ihr erhalten. Narbonne betrug ſich während ihrer Anweſenheit und auch nachher ſo äußerſt freundſchaftlich, daß wir vollkommen gut zuſammen geworden ſind. Ich habe ſogar in einer kleinen Verlegenheit einmal Geld von ihm gefordert, welches ihn entzückt hat. — Er iſt nicht bös, aber ſo äußerſt leichtſinnig, daß er ſeine Stael ſelbſt vergeſſen könnte. Ueberdies gewohnt, viel Einfluß zu haben, großmüthig, verſchwenderiſch zu ſein, und alles zu können, war ihm nicht ganz wohl in England, wo er nichts konnte, und er hatte mir zu mancherlei verſprochen, um mich nicht zu meiden. Ich hatt' ihn überdies gleich anfangs in Verlegenheit geſetzt, indem er mir nicht genugzuthun wußte. Auch konnt' er mir nicht genugthun, denn ich wollte Herzlichkeit, und das iſt grade das Einzige, was er nicht hat. —

Tolendal und d'Hénin fingen an, ſich für mich zu intereſſiren. Die letztere, eine Dame von vierzig Jahren, eine nahe Verwandte und vertraute Freundin von Lafayette, iſt was man gradezu eine ſehr gute Frau zu nennen pflegt. Sie hat nie den Ruf der ſtrengſten Sittlichkeit verloren. Sie meint es redlich mit jederman und vorzüglich mit ihren Freunden. Sie würde noch vollkommener in dieſem Karakter ſein, und vorzüglich davon die ſchöne Außenſeite mehr tragen, wenn ſie keine Franzöſin wäre. —

Tolendal iſt von Allen, die ich aus Frankreich habe kennen gelernt, der Mann, welchen ich am meiſten ſchätz' und liebe. Er iſt ein Tugendfreund, ein redlicher, gefühlvoller, — mit Einem Wort', ein herziger und wackrer Mann. Er iſt ein ſyſtematiſcher Denker, ein fleißiger Arbeiter, ein warmer Patriot; er hat Beharrlichkeit in ſeinen Unternehmungen, und bleibt ſeinen Ueberzeugungen treu! Von ſeiner Geſchichte kann ich hier nicht weitläufig reden.

Er ſpielt' eine glänzende Rolle im Anfange der franzöſiſchen Revolution. Er war Eines Sinnes mit Clermont-Tonnere, Mounier und noch einigen Anderen. Seine Mémoires à mes Commettans und ſeine Schutzſchrift für den unglücklichen Ludwig den Sechzehnten, die beſte von allen, welche erſchienen ſind, kennt man überall.

Meine Verbindungen mit dieſen zwei Leuten ſind ſehr enge geworden, und es iſt in ihren Angelegenheiten, oder wenigſtens durch ihre Beſtrebungen für einen Dritten ſchon genannten Unglücklichen, für Lafayette, daß ich gegenwärtig in Deutſchland bin. Tolendal hat eine Abhandlung gemacht, welche die Unſchuld des ſchändlich Gefangengenommenen und ungerecht Gefangengehaltenen auf die ſchönſte Art an den Tag legt, und welcher eigenhändige Briefe, zwiſchen ihm und dem König in den erſten Tagen des Auguſt 1792 gewechſelt, als Belege beigefügt ſind. Ich ſoll dieſe Abhandlung auf eine geſchickte Art an ihre Behörde, an den König von Preußen befördern, ſoll ſie bei den Miniſtern perſönlich unterſtützen, ſoll Einwürfen begegnen, ſoll die Sache in Bewegung ſetzen, mich nach allen Umſtänden erkundigen, und ſo weiter.

Man giebt mir die Reiſekoſten, aber ich weiß nichts von einer anderen Belohnung. Ich mußte zuerſt zu Prinz Heinrich gehen in Rheinsberg, dem Bruder des vorigen Königs. Ich habe bei ihm zehn Tage zugebracht, die ich unter die ſchönſten meines Lebens rechne, aber das Ausführliche davon, ſo wie von allem, was ſeit dem 1. Auguſt vorgefallen iſt, muß ich bis auf ein andermal verſchieben! — Ich habe große Wahrſcheinlichkeit, den Zweck meiner Sendung zu erreichen. Eingezogene Nachrichten, die Lage der politiſchen Verhältniſſe, der Umſtand, daß manche Leidenſchaften erkaltet, und manche Perſonen, die nächſten Werkzeuge des unglücklichen Schickſals des Gefangenen, außer Kredit gekommen ſind, laſſen es vermuthen. —

Tolendal iſt naher Verwandter von dem Lordkanzler, Lafayette hat viele Freunde in England, und die Staaten von Nordamerika rechnen ihn als einen ihrer Erretter; Pitt und Grenville wiſſen um die Sache, und ich erwarte von dieſen durch Tolendal Briefe, um das Unternehmen zu unterſtützen. Dies Unternehmen ſelbſt iſt gerecht und edel. Die Geſchichte mit Narbonne hat mir keinen übeln Kredit verſchafft, und ich ſuche durch mein gegenwärtiges Geſchäft den Ruf der Brauchbarkeit und die Aufmerkſamkeit der Leute mir zu verſchaffen, die mir nützlich ſein können, — hierauf gründen ſich meine Ausſichten und Hoffnungen! —

Ich erwarte die Zurückkunft des Königs von Preußen aus Polen, werd' aber übermorgen ſchon nach Berlin abgehen. —

Da haben Sie, liebe Freundin, im kurzen meine ganze Geſchichte vom Januar 1792 an bis jetzt. — Ich habe drei Tage daran geſchrieben und ohne Ermüdung, weil ich mir dacht', Ihnen damit eine Freude zu machen, nicht ſo wohl durch die Sachen, — manches, welches nicht angenehm und ſchön iſt, wie manche Umſtändlichkeiten im Betragen der Stael, hab' ich nur angeführt, um Sie mit den Perſonen bekannt zu machen, — als durch die Genugthuung, welche entſteht, wenn man umſtändlich von Jemand hört, dem man gut iſt. Manches hätte beſſer geſagt ſein können, und ich finde beim Wiederdurchleſen, daß hie und da franzöſiſche Wendungen in meinen Brief gekommen ſind, — halten Sie eins und das andere mir zu gut, denn ich habe nicht Zeit zum Wiederabſchreiben und Verbeſſern. — Vieles Uebergangene und viele unterdrückte Ausführungen würden das Ganze intereſſanter gemacht haben, aber ich bin gezwungen geweſen, mich möglichſt kurz zu faſſen, und habe nur ſagen wollen, was mir das Nothwendigſte ſchien, um Sie wieder mit mir bekannt zu machen, und um Sie in den Stand zu ſetzen, mich ſelbſt und meine gegenwärtige Lage zu beurtheilen.

Ich weiß, daß ich über vieles Tadel verdiene, aber ich hoffe, Sie werden nicht zweifeln, daß ich wenigſtens nicht noch gut, brav, und unverdorben ſei. Ich liebe das Schön' und Gute noch eben ſo warm als jemals, und ſuch' es mir täglich mehr zu eigen zu machen. Ich bemühe mich, aus meinen Fehlern zu lernen, und glaube gewonnen zu haben als Menſch und Mann; ob ich nicht zunächſt für den künftigen Staatsbürger meine Zeit hätte beſſer anwenden können, weiß ich nicht! Ich erwarte nun ſehnlichſt einen recht langen Brief von Ihnen; aber ſchreiben Sie ja recht freundſchaftlich, ſonſt komm' ich ſelbſt, und wie böſe Sie dann auch ſein mögen, Sie ſollen mich nicht ſehen, ohne mich wieder zu lieben.

Vorzüglich inſtändig bitt' ich um den Rath des lieben Herrn Vetters. Der Weg, den ich vor mir habe, ſcheint mir ſchön zu ſein. Die Weite des Wirkungskreiſes, wozu er führen könnte; die Unabſehbarkeit ſeines Endes; die beſtimmte und große Thätigkeit, die er mir verſpricht, ſobald ich nur einmal feſten Fuß darauf gefaßt habe; die Gelegenheit, alle meine Kräfte zu üben und mich ſelbſt immer mehr zu bereichern; die Freude, mich einem großen und edeln Volke einzuverleiben; die Genugthuung, mir ſelbſt eine kühne Bahn gebrochen zu haben; die Ueberzeugung, meinen Freunden und meinen Brüdern, die ich innig liebe, künftig äußerſt nützlich ſein zu können, und wozu mein bloßer Aufenthalt in London mir ſchon manche kleine Gelegenheit gegeben hat, wovon ich gern erzählte; das Angenehme endlich einer mir bald zu verſchaffenden regelmäßigen, wenn ſchon kleinen Einnahme, — dies ſind die Reize, welche mich locken! Zweifel und Beſorgniſſe heben ſich aber auch mitunter, und ich weiß ſehr wohl, was ich auf das Obige einem Freund' antworten würde, welchen ich das Intereſſe hätte von der beſagten Laufbahn abzuziehen. — Vieles macht mich kühn wieder. Das Sonderbare meines bisherigen Schickſals ſelbſt, und die Umſtände, ſcheinen mich zu ermuntern. Faſt noch kein Plan, kein Unternehmen iſt mir bisher mißlungen!

Der Gründ' und Gegengründe ſind ſo viel, daß ich entweder durch einen Machtſpruch der Unterſuchung ein Ende machen, oder mich ganz der Entſcheidung eines Dritten überlaſſen muß. Der Beifall und die Aufmunterung eines guten, mich liebenden, einſichtsvollen Mannes, wie des Herrn Vetters, würde mir doppelte Kraft und doppelte Feſtigkeit geben! Ich habe Stärke genug, um ruhig bei einem Unternehmen zu Grunde zu gehen, ſobald ich nur überzeugt bin, vernünftig gewollt zu haben; aber darauf kömmt's an!

Zurück kann ich noch! ich kann nach geendigtem Geſchäfte und nach einer kurzen Anweſenheit in England, wo ich wieder hin muß, nach Bremen gehen, um dort zu praktiziren! Wollen Sie mich nach Bremen zur Ruhe verweiſen, lieber Herr Vetter? gefolgt würden Sie — vermuthlich — Sie ſehen, daß ich ehrlich bin, — aber zuverläſſig koſtete mich dieſer Entſchluß eine ſehr bittere halbe Stunde!

Ich wiederhole noch Einmal, daß ich Briefen aus Karlsruhe mit vieler Sehnſucht entgegenſehe.

Ich bitt' ausdrücklich, in Ihren Briefen keine Perſonen zu nennen, und von der Angelegenheit, welche mich gegenwärtig beſchäftigt, nur für mich verſtändlich zu reden; auch Niemand vor der Hand mündlich etwas davon anzuvertrauen, von deſſen Diskretion Sie nicht auf's vollkommenſte überzeugt ſind. Viele Gründe machen dieſe Bitte von Wichtigkeit! —

Ich wünſche ferner, daß Sie mir Empfang dieſes Briefes ſo ſchnell wie möglich, wär's auch nur mit zwei Worten, beſcheinigen möchten, weil ich bis dahin über die richtige Ueberkunft deſſelben etwas in Sorgen ſein werde. —

Mein guter Vater, welcher mich ſehr, ſehr liebt, und welcher mein Thun und Laſſen ganz mir ſelbſt übergeben hat, wird in dieſen Tagen an Sie ſchreiben. Seine Antwort iſt dadurch verzögert worden, daß er nicht wußte, was von mir ſagen? ich hab' ihn gebeten, ſich nur auf dieſen meinen Brief zu berufen. Haben Sie die Güte, ihm nichts zu ſchreiben, was ihn meinetwegen beſorgt machen könnte. Er iſt von meiner gegenwärtigen Reiſe und von der Urſache derſelben, ſo wie von allem, was mir bisher begegnet iſt, unterrichtet. —

Schreiben Sie mir auch vor allen Dingen recht umſtändlich, wie's Ihnen geht und was die Kleinen, was die Offenbacher machen, u. ſ. w., damit auch Sie und was Ihnen angehört mir nicht fremd werden möge.

Leben Sie, meine liebe, unvergeßliche Freundin und Pflegemutter, herzlich, herzlich wohl, und grüßen Sie all' die guten Leute von mir, welche ſich noch freundſchaftlich meiner erinnern!

J. E. Bollmann.

N. S. Ihren Antworten ſeh' ich entgegen unter Kouvert der Herren Fetſchow und Jury in Berlin! —

Haben Sie die Güte, dieſen Brief aufzuheben, weil der Fall kommen könnte, daß ich bei der einen oder anderen Gelegenheit, wenigſtens auf eine kurze Zeit, darüber verfügen zu können wünſchen würde. —

7.

Rotterdam, den 21. Januar 1794.

Ich bin, liebe Freundin, wieder auf meiner Rückreiſe nach England begriffen. Morgen gehe ich von Helvoetſluis und dann von da nach Harwich. Weil es mit dem Waſſer allemal etwas mißlich iſt, ſo will ich lieber zuvor noch für Ihren gütigen, lieben, herzlichen Brief vom 31. Oktober Ihnen danken. Giebt's dann ein Unglück — nun wohl! ſo werde ich doch dermaleinſt wenigſtens nicht mit Vorwürfen empfangen! —

Meine Bemühungen ſind vergeblich geweſen, und haben es ſein müſſen aus dem ſimpeln Grunde, weil die gewöhnlichen Menſchen keinen Glauben an Tugend haben, ſondern jeden ungefähr für eben ſo ſchlecht halten, als ſich ſelbſt, und andere Leute, die in ihrer Gewalt ſind, deßwegen behandeln, wie ſie ſelbſt behandelt zu werden verdienten. Meine Reiſe iſt indeſſen meinen Kommittenten indirekt nützlich geworden. Ich ging von Berlin nach Hamburg, wo ich ſechs Wochen zugebracht habe. — Am 11. reiſete ich von dort ab; ſah im Vorbeigehen meinen Schwager in Lüneburg, meinen Vater in Hoya, meinen Vetter in Bremen, fuhr dann Tag und Nacht durch, kam am 17. nach Amſterdam, und bin nun hier. Ich bin in größter Eile, um nach London zu kommen! —

Die weitläufige Geſchichte dieſer letzten vier Monate behalte ich Ihnen vor, und verſichere nur einſtweilen, daß ſie in ſehr vieler Rückſicht Sie ſehr intereſſiren wird. Vorzüglich von Hamburg habe ich Ihnen recht ſehr viel zu erzählen.

Ihr Brief ſowohl als der vom Herrn Vetter hat mir ſehr viele Freude gemacht. Der Ihrige hat mich in vielen Stellen gerührt. Gute, liebe Freundin! Sein Sie feſt überzeugt, daß meine innige, liebevolle Anhänglichkeit durch nichts wird erſchüttert, wird lau gemacht werden können. Sie haben Recht, wenn Sie ſagen, daß mein Herz weit ſei. Es kann viele Edle ſtark und dauerhaft umfaſſen.

Dem lieben Herrn Vetter danke ich herzlich für ſeinen großen ſchönen Brief. Er iſt mir ſchon nützlich geweſen, und wird es noch oft in der Folge ſein können! — Es iſt nichts darin, was mir nicht Freude gemacht hätte, ausgenommen der Ausdruck, welcher eine kleine Bezweifiung der guten Aufnahme deſſen zu verrathen ſcheint, was er über religiöſe Dinge ſchrieb. Wie auch meine gegenwärtigen Grundſätze in dieſem Punkt beſchaffen ſein möchten, ſo ſtützen ſie ſich wenigſtens auf ehrliche Ueberzeugung, nicht auf Hängen an Mode. Wie abweichend ſie auch von denen mancher Anderen ſein mögen, ſo werden ſie mich doch nie verhindern, die Ueberzeugungen Anderer als ſolche zu reſpektiren. Der Herr Vetter hätte mir ſtatt des philoſophiſchen Briefes, den ich empfangen habe, kraß abſurde Sachen ſchreiben können, und ſein Brief würde noch Gefühle des Dankes erregt haben. Das innige Bewußtſein der wohlwollenden Abſicht hätte jeden hohnlächelnden Gedanken ſchon in der Ferne erſtickt. Uebrigens erlaubt meine Zeit mir gegenwärtig nicht, ſeinen Brief weitläufig und gründlich, ſo wie ich's gerne möchte, zu beantworten. Einſtweilen meinen ehrlichen Dank, das andere künftig! —

Leben Sie herzlich wohl! ich glaube ſtark, auf dem Wege zur zeitlichen Ruhe zu ſein! Mein nächſter Brief ſoll Sie hoffentlich mit angenehmen Nachrichten überraſchen! Ich bin ſehr eilig!

J. E. Bollmann.

N. S. Mein Bruder Ludwig iſt, durch meine Bemühungen, vom Onkel weg, und zu einem Manne, einem ſehr anſehnlichen Kaufmann in London, gekommen, den ich genau kenne, den ich als vortrefflichen Menſchen und erfahrenen Geſchäftsmann hochſchätze und liebe. Er bekömmt hundert Pfund Sterling Gehalt.

8.

Wien, den 9. Auguſt 1794.

Ich habe den lieben Roſenfels hier gefunden! Sie erfahren alſo, daß ich hier bin — das wird der Fortſetzung meines Romans um *eine* Ueberraſchung Schaden thun — aber, nun dem ſo iſt, warum erführen Sie's nicht eben ſo gut auch durch mich ſelbſt?

Nicht viel diesmal! Nur bloß, daß ich wohl bin und daß mir's gut geht! Freilich bleibt da noch immer viel zu wünſchen, aber wer möchte auch ſchon am Ende ſein? Vor mir wird die **Ausſicht** immer ſchöner, weiter, heller; hinter mir der **Rückblick** immer intereſſanter. Ich bin mit der Gegenwart zufrieden; mein Wirkungskreis wird größer! Kleine Succeſſe ſpannen meine Thätigkeit! Ich bin in den letzten Jahren ſehr viel reicher geworden an Leuten, die mich lieben, und habe keinen von denen, die mich ſchon vorher liebten, verloren. Der Fonds angenehmer, wohlthätiger Rückerinnerungen, den ich mir ſammle, iſt ſo groß, daß ich meine innerliche Unabhängigkeit zunehmen fühle, und überzeugt bin, auch unglücklich wenigſtens Jahre lang in der Vergangenheit Entſchädigung und Freude finden zu können!

Ich bin wieder auf Reiſen! Es iſt eine ſchöne Exiſtenz, liebe Freundin, ſo von Ort zu Ort zu den beſten, den denkendſten Menſchen ſich zu nähern! In dem weiten Gebiete der Wiſſenſchaften von Gegenſtand zu Gegenſtand mit ihnen fortzugehen; von dem, was jeder über jeden dann das Beſte gedacht, gefühlt oder gelernt hat, ſich gegenſeitig zu entbinden; in Lieblingsideen, in ſeltenen Geſichtspunkten, ſich einig zu begegnen; ſich anzuſchließen, liebzugewinnen, liebgewonnen zu werden, und ſo mit den Vortrefflichſten ſeines Zeitalters gleichſam eine unſichtbare Kirche zu ſtiften! — Da haben Sie, was ich als Nebenſache treibe, von der Hauptſache in der künftigen Fortſetzung meines großen Briefes!

Wenn ich nur Allen ſo wohl machen könnte, wie mir iſt! Wenn ich nur Sie recht wohl wüßte! — Aber ich bin überzeugt, die ſanfte Freundin der Ruhe und des ſtillen Genuſſes wird in dieſen ſtürmiſchen Zeiten manche bange Stunde haben! — Aber nur getroſt, liebe Frau Baſe! nur nicht zu finſter geſehen! Glauben Sie mir, wir leiden weit mehr von den Uebeln, die wir nie erfahren, als an denen, die uns wirklich befallen! Denken Sie nicht daran, was es wohl geben würde, wenn die böſen Nachbarn einmal nach Karlsruhe kämen, ſondern daran, was Sie wohl empfinden würden, wenn unerwartet Ihr Pflegeſohn einmal wieder vor Ihnen ſtände. Ich will nicht vorbereiten, um Sie, wenn's kömmt, angenehm überraſchen zu können, und wollte, daß ich deſſen eben ſo gewiß wäre, als ich gewiß bin, daß, wenn die Anderen kommen ſollten, ſie ſich artiger und gebührlicher aufführen würden, als Sie wohl denken.

J. E. Bollmann.

III.

Wir haben Bollmann in ſeinen eignen Briefen bis nach Wien begleitet, müſſen aber nun für ihn die Erzählung wieder aufnehmen, und den Zuſammenhang ſeiner Abſichten und Ereigniſſe durch einige frühere Bezüge erläutern, ehe wir zu ſeinen ferneren Schickſalen übergehen.

Die zu Gunſten Lafayette's eingeleitete Unterhandlung war fehlgeſchlagen. Die von Lally-Tolendal verfaßte Denkſchrift, welche die Ungerechtigkeit der Verhaftung Lafayette's darſtellen ſollte, und alle Beweggründe zu ſeiner Freilaſſung eindringlich vortrug, hatte dem Prinzen Heinrich von Preußen ungemein gefallen und deſſen lebhafteſte Theilnahme angeregt; er hatte ſeine eifrigſte Unterſtützung verſprochen. Wie in Rheinsberg war Bollmann auch in Berlin günſtig angehört, und ihm von angeſehenen und einflußreichen Perſonen gute Hoffnung gemacht worden. Die herrſchende Stimmung, welche ſogar in den höchſten Kreiſen laut für die Sache Frankreichs und wider den Krieg zu ſprechen wagte, hatte hieran nicht minder Theil, als die bedeutenden Empfehlungen Pitt's und Grenville's, und der perſönliche Eindruck ſelber, welchen der jugendliche Sachwalter machte. König Friedrich Wilhelm der Zweite, an welchen die erwähnte Denkſchrift gerichtet war, hatte wenigſtens von ihrem Inhalte — denn ſie ſelbſt konnte nicht übergeben werden — Kenntniß genommen, und erklärt, er wolle nicht, daß das Verhaßte dieſer Gefangenſchaft länger auf ihm haften ſolle; auch ſonſt waren ſeine Aeußerungen im menſchenfreundlichſten Sinne der Sache günſtig, wie auch der Sendung und Perſon Bollmann's insbeſondere. Allein der Gefangene befand ſich nicht mehr in preußiſchem Gewahrſam, ſondern war in öſterreichiſchen ausgeliefert worden, weil man von dieſer Seite den Umſtand geltend gemacht hatte, daß Lafayette, bei ſeinem Herüberkommen aus Frankreich, zuerſt auf öſterreichiſche Vorpoſten geſtoßen, und von dieſen aufgenommen, dann aber nur zufällig durch preußiſche Truppen weitergeführt worden ſei. Das Begehren erſchien begründet, und wurde gewährt. Lafayette war jetzt öſterreichiſcher Staatsgefangener, und wurde zu Olmütz in ſtrenger Haft gehalten. Auf ſein Schickſal konnte Preußen keine unmittelbare Einwirkung mehr haben; höchſtens war eine diplomatiſche Verwendung zu verſuchen, deren Erfolg bei den in Wien herrſchenden Geſinnungen ſehr zu bezweifeln ſchien, und obwohl es Perſonen gab, welche zu ſolchem Verſuche eifrig riethen, ſo fand die Ausführung doch gerade bei denjenigen Staatsmännern, welche dabei hätten amtlich auftreten müſſen, zu große Bedenklichkeiten, und die Sache blieb auf ſich beruhen.

Doch hatte Bollmann genug erkannt, wie allgemein die Theilnahme für den Gefangenen auch in den Ländern und Kreiſen, die man ihm als feindlich geſinnt vorausſetzen mußte, verbreitet war, wie günſtig und ſchmeichelhaft der Eifer für ihn überall aufgenommen wurde, und wie geneigt auch die ſonſt unbiegſamſten Geſinnungen ſchienen, alles ſchön zu finden und gut zu heißen, was ſeine Befreiung fördern konnte. Dies entzündete Bollmann's Hoffnungen auf's neue, und er glaubte auf kühneren Wegen erreichen zu können, was er auf dem bisherigen glimpflichen verſagt ſehen mußte. Sein Entſchluß war ſchnell reif, ſein Plan ausgedacht.

Für die Beurtheilung der reizbaren und leidenſchaftlichen Stimmung, welcher ſein Gemüth in dieſer Zeit hingegeben war, iſt es wohl bemerkenswerth, daß er während dieſer bewegten Zurüſtungen, die ihn auch in Leipzig eine Weile feſthielten, daſelbſt ein verliebtes Abentheuer beſtand. Eine flüchtige Bekanntſchaft, in aller Lieblichkeit unbefangener Jugend ſich darbietend, war die erſte, welche den bisher ſtrengen jungen Mann zugleich mit ſinnlichen Lockungen umſtrickte. Zwanzig Jahre ſpäter, als er in Wien während des Kongreſſes durch einen liebenswürdigen Brief einer ihm bis dahin unbekannt gebliebenen Tochter an jene frühere Zeit erinnert wurde, ſprach er noch mit dankbarer Innigkeit und lebhaften Schilderungen von der Anmuth des idylliſchen Begegniſſes, und wandte gern den Ausdruck ſeiner liebevollen Sorgfalt darauf zurück. Während des nächſtfolgenden Zeitraums aber hatte der Leichtſinnige dies Abentheuer bald vergeſſen, nachdem ihn ſein Geſchäft ſchnell wieder von Leipzig abgerufen und nach Hamburg geführt hatte. Hier im Gegentheil verliebte er ſich neuerdings, und hegte ein zartes Glück reinſter Zuneigung im erfriſchten Herzen! Nichts aber vermochte ſeinen Eifer in dem gefaßten Vorſatze zu ſchwächen, keine Neigung und Leidenſchaft ihn von der Ausübung abzuziehen. Er verließ Hamburg, ſobald es die Umſtände erforderten, widmete den Orten, wo er liebe Angehörige mit treuem Sinn aufſuchte, nur die nöthigſten Stunden, und eilte über Rotterdam nach London, wo für ſeinen neuen Plan die ſchließlichen Verabredungen zu nehmen waren.

Die Freunde Lafayette's waren hier in größter Beeiferung. Sie hatten auf wunderbar geheimen Wegen dringende Briefe des Gefangenen erhalten, der flehentlich bat, für ihn zu wirken, ihn zu befreien. Aus den Vereinigten Staaten von

Nordamerika gingen die ſtärkſten Aufforderungen ein, alles für Lafayette zu wagen, dem die dortigen Bürger als dem Kämpfer für ihre Freiheit ſich zur höchſten Dankbarkeit verpflichtet hielten. Der amerikaniſche Geſandte in London betrieb die Sache mit Lebhaftigkeit, alle Hülfsmittel wurden berathen, vorbereitet, die Theilnehmer erboten ſich wetteifernd zu jedem Opfer, zu jeder Thätigkeit. Jedoch erkannte man zuletzt nur Eine Auskunft übrig, die einer gewaltſamen Befreiung; und kein Anderer vereinigte ſo alle Eigenſchaften zu dem verzweifelten Unternehmen, wie Bollmann. Er ſelbſt hatte den Gedanken ausgeſprochen, den vorläufigen Plan hingeworfen, er ſchien der Einzige, dem die Ausführung gelingen könne. Er wurde aufgefordert, die Sache zu wagen; der Ruhm des Gelingens mußte ihn überſchwänglich belohnen, in Deutſchland, Frankreich und England erwarb er ſich die Zuſtimmung von Tauſenden, in den Vereinigten Staaten die unabweislichſten Anſprüche auf jede Dankbarkeit; im Falle des Mißlingens blieb ihm der Ruhm des kühnen Wagniſſes, und in dem Anſehen und den Mitteln ſeiner Freunde noch manche Zuflucht und Rettung offen. Seine Begeiſterung für Lafayette brauchte nicht geſteigert zu werden, er ſah in ihm das ſchuldloſe Opfer der redlichen Denkart, den wahren Vermittler und Herſteller des Königthums und der Freiheit, den Feind aller Gräuel und Zerrüttungen, in welche die Revolution ausgeartet war. Dieſen Mann aus der Gefangenſchaft zu befreien, in welche, wie man behauptete, er wider alles Recht, mit Verletzung von Treu und Glauben, die man den Schutzbedürftigen ſchuldig ſei, geworfen worden, ſollte keine unmoraliſche Handlung heißen; und wenn dabei eignes und fremdes Leben auf das Spiel geſetzt wurde, ſo ſollte dies nur als ein Fall gelten, wie er im Kriege ſich jeden Tag ereignet. Mit ſolchen Vorſtellungen ging Bollmann, den wir als einen Gegner revolutionairen Schwindels, als einen Freund geſetzlicher Ordnung geſehen, der ſo früh und beſonnen von den franzöſiſchen Bewegungen ſich abgewendet, in größter Seelenruhe und heiterer Entſchloſſenheit einem Unternehmen entgegen, vor dem er, in nur wenig anders geſtelltem Verhältniſſe, und bei minderer perſönlichen Bezauberung, als vor einem Staatsverbrechen geſchaudert hätte!

Mit Empfehlungen und Wechſeln reichlich verſehen, reiſte Bollmann im Sommer des Jahres 1794 von London wieder nach dem Feſtlande. Die zurückbleibenden Vertrauten gelobten das tiefſte Schweigen; Lafayette's Name wurde nicht mehr genannt, er ſollte möglichſt vergeſſen ſcheinen; man könne nichts für ihn thun, hieß es, man müſſe den Frieden abwarten; ihm ſelbſt aber kamen zwei Worte zu, welche ihn benachrichtigten, ſein Retter ſei unterwegs.

Als naturforſchender und neugieriger Reiſender nahm Bollmann ſeinen Weg durch das nördliche Deutſchland nach Schleſien, wo er ſich einige Zeit aufhielt, mancherlei Ausflüge machte, und viele Bekanntſchaften anknüpfte, darunter auch ſolche, die ihm für ſeinen Zweck wichtig werden konnten. Er gewann einige Freunde, auf deren Herz er rechnen konnte, denen er aber durch ſein Vertrauen nicht voreilig und unnütz eine Laſt auflegen wollte, und daher ſeine Abſichten noch verſchwieg. Er beſuchte Tarnowitz, an der polniſchen Gränze, und beſah die dortigen Bergwerke; dann begab er ſich über Ratibor nach Olmütz. Hier war er an einige Perſonen empfohlen, unter dieſen an einen Arzt, mit dem er durch wiſſenſchaftliche Anregungen ſogleich in lebhafte und bald auch trauliche Verbindung gerieth. Nach einigen Tagen, da von pſychologiſchen Erſcheinungen die Rede war, bemerkte Bollmann, als käme dieſer Einfall ihm nur eben jetzt, hier müſſe ja der berühmte Lafayette gefangen ſitzen. Man wiſſe den Namen nicht, wurde erwiedert, aber einige Franzoſen ſeien unter den Staatsgefangenen, die in dem ehemaligen Jeſuiterkollegium ſtreng bewacht würden, und die Vermuthung, daß Lafayette unter ihnen ſei, habe viel für ſich; ſoviel ſei gewiß, daß einer derſelben ſehr niedergeſchlagen und in tiefe Traurigkeit verſunken ſei. Bollmann meinte, da dürfte der Verſuch, dem Gefangenen einige Schriftzüge in engliſcher Sprache vorzulegen, leicht Aufklärung verſchaffen; ſei es Lafayette, ſo würde der bloße Anblick von Worten in der ihm von Amerika her wohlbekannten Sprache ihn plötzlich erheitern, und es müßte intereſſant ſein, die Wirkung eines ſolchen Eindrucks zu beobachten, wie ſtark dieſelbe ſei, welchen Vortheil ſie bringe, wie lange ſie daure. Nach einigen Bedenklichkeiten ſchien die Sache thunlich, es fand ſich eine Vermittelung, dem Gefangenen, der nur durch ſeine Nummer bezeichnet und niemand namentlich bekannt war, ein beſchriebenes Blatt zuzuſtellen. Bollmann ſchrieb auf der Stelle einige Worte nieder, und der Arzt, nachdem er ſie mit prüfendem Bedacht geleſen und ganz unverfänglich befunden, verſprach ihre Beſorgung. Sie enthielten den Spruch eines engliſchen Dichters, worin der Leſer aufgefordert wurde, die Schwermuth zu fliehen; jedoch hatte Bollmann, als rede noch der Dichter fort, die Mahnung hinzugefügt, dieſen Zuruf nicht kalt, ſondern mit der nöthigen Wärme aufzunehmen. Als Lafayette, — denn die Nummer, unter der man ihn vermuthete, traf richtig zu, — dieſes Blatt zu leſen bekam, verſtand er ſogleich den geheimen Sinn, ließ ſich aber nichts merken, ſondern that, als ob hiebei für ihn weiter kein Bezug ſei. Sobald er aber allein war, hielt er das Papier vorſichtig über ſein Lampenlicht, und durch die Wärme deſſelben traten neben den offenbaren die geheimen Schriftzüge hervor, in welchen Bollmann ihn von allem unterrichtete, was ihm zu wiſſen noth war; er fand in unzweifelhaften Zeichen die Beglaubigung, daß er dem von ſeinen Freunden Abgeſendeten unbedingt vertrauen könne, er fand den Plan zu ſeiner Befreiung hinreichend angedeutet, und beſchloß, ohne Zögern ſich dieſer Leitung hinzugeben. Er gab ſtatt des empfangenen Zettels eine Zeile Antwort zurück, die gleichfalls in einem Spruche, doch nur ganz allgemein, eine feſte Bejahung ausdrückte. Bollmann ſah, daß er verſtanden worden; er freute ſich gegen den Arzt des gelungenen pſychologiſchen Verſuchs, und ließ die Sache vorläufig ruhen. Nach ein paar Tagen aber kam er darauf zurück, und wünſchte einen zweiten Zettel auf gleiche Weiſe zu befördern. Wir wiſſen nicht, ob auch dieſesmal die Mittelsperſon arglos geblieben, oder in ſtillſchweigendem Einverſtändniß, vielleicht auch nur aus der unvermeidlichen Folgerung gehandelt, die ſich durch die erſte Gefälligkeit für die zweite zu ergeben ſchien, genug, der Zettel wurde befördert, ohne daß Bollmann ſein Geheimniß auszuſprechen oder einen Mitſchuldigen zu gewinnen brauchte. Nachdem er auf ſolche Weiſe den Gefangenen unterrichtet, was er in der nächſten Zeit thun und erwarten ſolle, mit dem freundlichen Arzt aber zur Fortſetzung der angeknüpften Unterhaltungen einen vertraulichen Briefwechſel verabredet hatte, reiſte er von Olmütz nach Wien. Unterwegs, in Brünn, ſchloß er mit dem rühmlich bekannten Erzieher und Wirthſchafter André, der ſeine gemeinnützige Thätigkeit von Schnepfenthal nach Mähren verpflanzt hatte, und viele Jahre ſpäter nach Stuttgart übertrug, einen engen Freundſchaftsbund; ſie hatten viele gemeinſame Berührungspunkte, ihre Geſinnungen und Gemüthsarten ſtimmten zuſammen; es war für Bollmann wichtig, hier einen Mann zu haben, dem er ganz vertrauen dürfte; doch wollte er auch dieſen Freund, der manches errathen konnte, nicht ohne Noth durch gefahrvolles Mitwiſſen beunruhigen.

In Wien angekommen, wurde Bollmann als wohlempfohlener und durch ſeine ganze Erſcheinung einnehmender Gelehrter in den angeſehenſten Lebenskreiſen bald einheimiſch; er fand nach allen Seiten die günſtigſten Verhältniſſe, und ſchien außer den wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden kein anderes Intereſſe zu haben, als in den Zerſtreuungen des Tages mitzuleben. Er ſelbſt aber war unaufhörlich mit ſeinem Vorhaben beſchäftigt, und harrte voll Ungeduld auf Nachrichten. Sie ſagten bloß, Lafayette ſei krank, und werde immer kränker; dies war ein willkommenes Zeichen, daß Bollmann's Rath wirkte, allein der entſcheidende Wink, daß der zum Handeln günſtige Augenblick erſchienen ſei, blieb aus.

Der letzte Theil des Sommers verſtrich, ohne daß Bollmann ſich gefördert ſah. Nur der Herbſt war noch übrig; blieb auch dieſe Jahreszeit unbenutzt, ſo mußte das Unternehmen, das durchaus nicht im Winter zu vollbringen war, bis zum nächſten Frühjahr aufgeſchoben werden. In dieſer Verlegenheit reiſte Bollmann ſelbſt wieder nach Olmütz. Hier empfing er am 10. Oktober den erſten und einzigen Brief von Lafayette, der ihn dringend bat, ohne Verzug zu handeln. Der Brief, der uns in Lafayette's Denkwürdigkeiten mitgetheilt worden, war mit Tuſch auf den weißen Rand der Blätter eines Romans geſchrieben, und enthielt Dankausdrücke, Fragen nach Freunden, Nachrichten von ſeiner Geſundheit. „Meine Kräfte ſind noch gut, ſchrieb Lafayette, und wenn man meine Freilaſſung erlangte, würde ich ſchnell genug bei meinen Freunden ſein; aber meine Bruſt leidet ſehr. Ich ſehe meine Spazirfahrten, die einen Tag um den anderen Statt finden, als das wirkſamſte Heilmittel an. Sie haben, dünkt mich, einen anderen Gefangenen für mich gehalten. Ich fahre alle ungraden Tage aus, in ſchlichtem Ueberrock, mit rundem Hut, und nicht von einem Offizier, ſondern von dem Stabsprofoß begleitet, der die Uniform eines Korporals trägt. Uebermorgen, am Sonntage, fahr' ich ſpaziren.“ Dies alles durfte der Arzt und der nachſichtige Gefängnißaufſeher allenfalls noch leſen, es ſchien ihnen, die keine Ahndung von dem Befreiungsanſchlage hatten, bloß die perſönliche Theilnahme zu befriedigen. Aber mit Citronenſaft war noch hinzugefügt: „Ich habe nicht Zeit, mein theurer Freund, in's Einzelne zu gehen. Ich werde es thun, wenn der Doktor einwilligt mir ein anderes Buch zu bringen; ich ſage nur in Kürze, daß gegen eine gewöhnliche Entweichung alle Vorkehrungen getroffen ſind, daß uns nur übrig bleibt ein ganz unerwartetes Unternehmen zu wagen. Meine Freunde Maubourg und Puſy ſind davon überzeugt; deßhalb grade habe ich die Erlaubniß zum Spazirenfahren begehrt, und ſie haben dieſe nicht für ſich nachſuchen wollen, damit ich mehr Gelegenheit hätte zu entkommen. Je verwegener das Unternehmen ſein wird, deſto mehr wird es überraſchen, deſto mehr kann es gelingen. Wir müſſen mit dem Dichter ſagen:

Presence of mind and courage in distress
Are more than armies to procure success.“

Aber nur erſt gegen Ende des Septembers war die Erlaubniß zu Spazirfahrten ertheilt, und erſt wenige Fahrten, unter gehöriger Vorſicht und Bedeckung, waren verſucht worden. Bollmann ertheilte den Rath, Lafayette möchte nun den guten Erfolg dieſer Ausfahrten allmählig merkbar werden laſſen, auf dieſen geſtützt, ſie häufiger begehren, durch ausgeſprochene Vorliebe für eine beſtimmte Gegend ihnen möglichſt immer dieſelbe Richtung geben, und ſie in möglichſt weite Entfernung von der Stadt auszudehnen ſuchen. Da dies zu gelingen ſchien, ſo kehrte Bollmann nach Wien zurück, um dort die letzten Anſtalten zu bereiten.

Bis jetzt hatte er in Oeſterreich keinen eigentlichen Mitwiſſer, außer einem jungen Arzt aus Sachſen, Doktor Karl Weigel, der ſein vertrauter Freund geworden war, und voll feurigen Muthes ſich bereit erklärte, jedes Wagſtück mit ihm zu theilen. Rückſichten jedoch, deren Verletzung Bollmann ſeinem Freunde um keinen Preis zumuthen wollte, mußten dieſen abhalten, an einem gewaltſamen Handſtreiche, wobei es Leib und Leben galt, unmittelbar Theil zu nehmen. Er begab ſich aber nach Olmütz, um an Ort und Stelle durch Kundſchaft und Wachſamkeit nützlich zu ſein. Bollmann fand in Wien einen anderen Helfer, der ganz nach ſeinem Sinne und in allen Beziehungen geeignet war, bei dem Unternehmen ſein Gefährte zu ſein. Ein Amerikaner aus Süd-Karolina, Namens Huger, ein Jüngling voll Eifer und Muth, der auf Reiſen zufällig in Wien war, und ſchon den glühendſten Antheil für Lafayette ausgeſprochen hatte, ging auf die Eröffnungen Bollmann's lebhaft ein, und meinte, wenn er für Lafayette ſein Leben wage, ſo zahle er damit nur eine Schuld ſeines Vaterlandes, deſſen Freiheit jener habe erkämpfen helfen. Die Kürze der Zeit, innerhalb welcher die Sache vollführt werden mußte, wenn ſie noch vor dem Winter ſtatt haben ſollte, erlaubte nicht, alle Maßregeln ſo genau und umſtändlich anzuordnen, wie es zur Sicherung des Erfolges nöthig geweſen wäre. Allein der Ausgang konnte durch vervielfältigte Anſtalten und größere Zahl der Theilnehmer einerſeits zwar ſicherer gemacht, andererſeits aber auch gefährdet werden; nach reifer Ueberlegung beſchloſſen die beiden Freunde, nur zu Zweien das Wagniß zu beſtehen, und ihren Plan in größter Einfachheit zu halten. Sie betrieben ihre Abreiſe ganz offen, ließen ihre Päſſe nach Mähren und Schleſien ſtellen, und verließen Wien gegen Ende des Oktobers. Sie führten ihren Wagen bei ſich, außerdem aber auch zwei Reitpferde nebſt einem Reitknecht; der letztere war gewöhnt worden, bald mit dem Wagen, bald mit den beiden Pferden vorauf zu gehen, je nachdem die Reiſenden es vorzogen, gemächlich der Straße zu folgen, oder zu Pferd und nach Umſtänden zu Fuß querfeldein auf Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Gegend auszugehen. Um den Mangel eines dritten Pferdes zu erſetzen, deſſen ſie in der Folge benöthigt ſein mußten, und das ſie doch nicht rathſam fanden, zu ihren beiden hinzuzufügen, hatten ſie das eine derſelben abgerichtet, zwei Reiter zu tragen. So vermieden ſie möglichſt jeden Verdacht; ſie galten für naturforſchende Engländer, und durchſtreiften einen großen Theil von Mähren, indem ſie allmählig Olmütz näher kamen, wo ſie am 7. November eintrafen. Ein verabredetes Zeichen benachrichtigte den Gefangenen von ihrer Ankunft, der nächſte Tag war einer der zu den Spazirfahrten feſtgeſetzten, und wurde daher ſogleich als gute Gelegenheit gewählt.

Am 8. November ſandten die beiden Freunde Morgens um 11 Uhr ihren Wagen mit dem Reitknecht fünf Meilen weit nach Hoff, auf der Straße nach Schleſien, und ließen dort Poſtpferde um 5 Uhr bereit halten. Nachmittags gegen 2 Uhr ſetzten ſich Bollmann und Huger zu Pferde, um Lafayette aufzuſuchen, der gleichfalls auf jener Straße und wohl eine Stunde weit zu fahren pflegte. Sie trafen ihn ziemlich fern von der Stadt, er ſaß in einem verdeckten Wagen, ihm zur Seite ein Stabsprofoß, ein Soldat als Kutſcher auf dem Bock, ein anderer ſtand hinten auf. Augenblicklich ſprengten die beiden Freunde heran, geboten dem Kutſcher Halt, und während Huger abſaß, um die Pferde bereit zu halten, that Bollmann desgleichen, um Lafayette aufzunehmen. Dieſer hatte auf den Anruf ſeiner Befreier ſchon den Kutſchenſchlag aufgeſtoßen, und warf ſich mit ſeinem Begleiter, der, entſchloſſen genug, ſich an ihn hing, gewaltſam hinaus auf den Weg. Beide lagen ringend am Boden. In demſelben Augenblick aber ſtürzte Bollmann herzu, machte Lafayette'n los, und hielt den Gegner, den er entwaffnete, mit ſtarker Hand niedergedrückt. Inzwiſchen war der eine Soldat hinten vom Wagen abgeſprungen, und in das Feld geflohen, der andere auf dem Bock, ſobald er ſich unbeachtet ſah, hatte den Wagen umgelenkt, und jagte zur Stadt zurück. Schon hatte Bollmann auch ſeinen Gegner losgelaſſen, der allein und ohne

Waffen nichts thun konnte, als dem Wagen nacheilen. So ſtand denn der befreite Lafayette mit ſeinen nie vorher geſehenen Freunden auf der offenen Landſtraße, und es galt nun für alle drei ſchleunige Flucht. Allein während des Ringens waren die Pferde wild geworden, hatten ſich gebäumt, und als Huger, um Bollmann beſorgt, dieſem helfend näher treten wollte, war ihm das eine Pferd entſprungen, und lief nun im Felde umher. Zeit war nicht zu verlieren, in Olmütz mußte bald Lärm werden, und Eifer und Mittel zum Nachſetzen konnten dort nicht fehlen. Ueberdies hatten eine Menge Landleute, die auf dem Felde beſchäftigt waren, den Vorgang zum Theil ganz in der Nähe mit angeſehen; noch ſtanden ſie unthätig, aber wie leicht konnten ſie ſich beſinnen und weitere Flucht erſchweren! In dieſem Drange war Lafayette's Rettung das einzige Augenmerk. Bollmann gab ihm kurze mündliche Weiſung über das Nächſtnöthige, einen Zettel mit ausführlicheren ſchriftlichen Angaben, eine Börſe mit Geld, und beſchwor ihn, das eine noch vorhandene Pferd zu beſteigen, und allein fortzureiten, auf der großen Straße bis Hoff, dort eine halbe Stunde auf die Anderen zu warten, ſie würden Mittel ſuchen, ihm zu folgen; kämen ſie aber in dieſer kurzen Friſt nicht nach, ſo möchte er für ſich allein weiter nach Schleſien zu kommen ſuchen; Orte, wo er ſichere Zuflucht fände, waren ihm namhaft gemacht. Nach einigem Widerſtreben, dem aber ſeine großmüthigen Retter nachdrücklich ein Ende machten, ritt er ſpornſtreichs davon, und war ihnen bald aus dem Geſicht.

Inzwiſchen hatte nur dreihundert Schritt von dem Tummelplatz ein Bauer das entlaufene Pferd aufgefangen; Bollmann und Huger eilten dorthin; der Bauer gab das Pferd für ein Trinkgeld willig zurück. Jetzt ſchien ihre eigne Rettung nicht zweifelhaft; allein das ungebärdige Thier wollte durchaus keinen zweiten Reiter aufſitzen laſſen; das hiezu abgerichtete Pferd hatte Lafayette bekommen. Da kein Zwang und keine Kunſt half, und die größte Eile drängte, ſo rief Huger: das Unheil mit den Pferden verſchulde er, er ſei auch weiter nicht für die Sache nöthig, Bollmann ihr aber noch fernerhin unentbehrlich, derſelbe ſolle für ſich und Lafayette ſorgen, er ſelbſt werde ſchon zu Fuß durchkommen. Und ohne weiter Antwort abzuwarten, entfernte er ſich raſchen Laufes dem Walde zu.

Bollmann ſpornte ſein Pferd, und kam ohne Aufenthalt nach Sternberg; nur zehn Minuten vor ihm war der Reiter, nach dem er fragte, durchgekommen. In größter Haſt folgte ihm Bollmann. Als er aber nach Hoff kam, fand er ihn nicht, derſelbe mußte einen falſchen Weg eingeſchlagen haben. Zurückzukehren wäre fruchtlos geweſen, ja konnte ſogar für Lafayette ſchädlich werden; noch war die Hoffnung vorhanden, ihn am nächſten Zufluchtsort in Schleſien glücklich wiederzufinden. Um 10 Uhr Abends war Bollmann jenſeits der öſterreichiſchen Gränze, um 1 Uhr Nachts traf er in Ratibor ein, um 7 Uhr des anderen Morgens konnte er in Tarnowitz ankommen. Dies war das erſte Ziel, wohin er Lafayette in Sicherheit bringen wollte, dort konnten ſie unbeſorgt drei Wochen verſteckt bleiben, und alle Zeit für weitere Maßregeln gewinnen. Sie konnten auch gleich durch Polen nach Danzig gehen, wofür im voraus Päſſe und Empfehlungen bereit lagen. Die Umſtände des Augenblicks würden beſtimmt haben, welcher Entſchluß wäre vorzuziehen geweſen. Für die eigne Sicherheit hätte Bollmann den Weg nach Danzig ſogleich wählen müſſen. Allein er dachte nicht an ſich, ſondern nur an Lafayette. Nach vergeblichem Harren, da niemand kam, da ſich an keinem der Orte, wo ſichere Kundſchaft zu erwarten war, die geringſte einfand, nicht von Lafayette ſelbſt, aber auch nicht von ſeinem Entweichen, und noch zum Troſte eben ſo wenig von ſeiner Wiedereinfangung, ſo faßte Bollmann die Hoffnung und Beſorgniß, derſelbe könne auf einem anderen Wege über die Gränze gekommen ſein, und nun ohne Hülfe umherirren. Dieſe Vorſtellung bewog ihn, ſich alsbald wieder aufzumachen, und von Ratibor längs der Gränze hin mehr als zwanzig Meilen weit nach Waldenburg zu gehen. Dort hatte er einen Freund, deſſen Pferde er nehmen, und mit einem der Gegend kundigen Mann dieſe durchſtreifen wollte, um Lafayette aufzuſuchen, ihm fortzuhelfen. Er traf die mannigfachſten Anſtalten zu dieſem Zwecke, ſuchte ſeine Mittel für alle denkbare Fälle einzurichten. Doch ſchon für jenen zu ſpät, und für ihn ſelber unglücklich! Lafayette war bereits wieder in Gefangenſchaft, und Bollmann wurde, als er kaum ſeine kühnen Nachforſchungen beginnen wollte, verhaftet und zuerſt nach Olmütz, dann aber nach Wien abgeführt.

Wir müſſen uns nach Lafayette umſehen. Dieſer war von Sternberg, gleich vom Thore ab, einer falſchen Richtung gefolgt; nicht ganz aus Irrthum, er wollte einem öſterreichiſchen Reiterregiment, welches zufällig auf dem Marſche ſich in dieſer Gegend befand, ausweichen, und ſpäterhin auf die große Straße wieder einlenken. Durch den ſtarken Ritt aber war ſein Pferd erſchöpft, und ſtürzte zuſammen; er mußte es liegen laſſen, und ſeinen Weg zu Fuß fortſetzen. Von einem Bauer, dem er einige Goldſtücke bot, erhandelte er bald ein anderes Pferd, und ritt ſo gut es gehen wollte weiter. In der Nähe von Braunſeifen wurde er des Weges unſicher, ſeine Erkundigungen machten ihn verdächtig, er wurde angehalten und vor den Dorfſchulzen geführt. Dieſer wußte nichts von Staatsgefangenen, hielt aber den Fremden für einen Landſtreicher, und wollte ihn nicht ſogleich losgeben. Lafayette benahm ſich jedoch ſo klug und gemeſſen, daß man ſchon im Begriff war, ihn wieder fortreiten zu laſſen, als ihn ein Ladendiener, vielleicht der einzige Menſch in der ganzen Gegend, der ihn ſo genau geſehen hatte, erkannte und namhaft machte. Man hielt ihn nun auf's neue feſt, ohne jedoch ſeine Wichtigkeit zu ahnen. Aus Olmütz hatte man ihm auf der großen Straße nachgeſetzt, und glaubte, in Bollmann's Spur die ſeinige zu haben; an die Nebenſtraße hatte niemand gedacht. Drei Tage lang ſaß er hier, wo die Kühnheit und Gewandtheit ſeiner Freunde ihn noch allenfalls hätten freimachen können; erſt am vierten Tage kam auf die ſpät empfangene Meldung ein Kommando von Olmütz, um ihn dahin abzuholen. Er wurde in ſtrengſten Gewahrſam genommen, und in ſein früheres Gefängniß zurückgebracht. Dies war für ihn der Ausgang des allzu kühnen und doch wunderbar ſchon halb gelungenen Unternehmens! Bekanntlich blieb er ſeitdem noch drei Jahre in Gefangenſchaft, bis die öſterreichiſche Regierung endlich einwilligte, ihn gegen andere

Gefangene, welche die franzöſiſche Republik für ihn losgab, auszuwechſeln.

Huger entkam aller Verfolgung glücklich; ſeine Perſon und ſein Name hatten die wenigſte Aufmerkſamkeit an ſich gezogen; er ging bald nach Amerika zurück, und lebte in ſeinem Vaterlande, wo er die Stelle eines Oberſten bei der Miliz erhielt, in angeſehenen Verhältniſſen; wegen ſeiner Theilnahme an dem Verſuche zu Lafayette's Befreiung wurde er dort allgemein geprieſen; Lobreden und Gedichte feierten ſeinen Ruhm noch ſpät bei allen wiederholten Gelegenheiten, wo die Begeiſterung für Lafayette ſich in den Vereinigten Staaten ſo glänzend ausſprach. Weigel wurde verhaftet, da er jedoch bei dem Unternehmen nicht perſönlich zugegen geweſen, auch die Schriften und Geldſummen, welche ihm für mögliche Fälle anvertraut waren, ſchon in Sicherheit gebracht hatte, und ſich unter ſeinen Papieren nichts Verdächtiges fand, ſo wurde er bald wieder frei gelaſſen, und er entging weiteren Verdrießlichkeiten durch die Anſtellung, die er bei dem portugieſiſchen Geſandten am däniſchen Hofe, dem Grafen Souza-Coutinho, erhielt, der ihn als Arzt in portugieſiſche Dienſte und mit nach Italien nahm, wohin er ſelber ſeiner Geſundheit wegen alsbald abreiſte.

Das härteſte Loos ſchien für Bollmann fallen zu müſſen; er war der Urheber und Anführer eines räuberiſchen Ueberfalles, eines Angriffs gegen die öffentliche Gewalt, welchen dieſe nicht ungeſtraft laſſen konnte. Seine Freunde zitterten für ſein Leben; das gelindeſte Urtheil ſchien ewige Gefangenſchaft über ihn ausſprechen zu müſſen. Er wurde in Ketten gelegt; kein Licht erhellte ſeinen Kerker; alles um ihn her war ſtumm, jede Verbindung mit der Welt abgeſchnitten. Gleich bei ſeinem erſten Verhör machten aber ſeine rückhaltloſe Aufrichtigkeit, ſein freimüthiges Bekenntniß, und die edle Stärke ſeines ruhigen und einfachen Weſens einen für ihn höchſt vortheilhaften Eindruck. Seine That erregte in der Welt unglaubliches Aufſehen, überall wurde ſie beſprochen, gerühmt und bewundert, letzteres faſt am meiſten in Wien ſelbſt, wo die beſonderen Umſtände des romantiſchen Abentheuers mit lebhafter Begier vernommen wurden, und bald auch das Ergebniß der Verhöre nicht mehr geheim blieb. Eine Menge von Menſchen ſprachen für ihn mit wärmſtem Eifer, ſuchten ihn zu rechtfertigen, zu entſchuldigen, beſonders zeigten die Frauen großen Antheil. Perſonen vom höchſten Range, durch menſchenfreundliche Regung aufgefordert, verwandten ihren ganzen Einfluß zu ſeinen Gunſten; manche ſcheuten nicht, ihre ſonſtigen Grundſätze einen Augenblick zu verläugnen, und hier eine Ausnahme zu verlangen; die Richterſtrenge ſelbſt fühlte ſich erſchüttert. Durch die Kraft dieſer allgemein verbreiteten Stimmung, und durch andere Einwirkungen, deren letzter Zuſammenhang noch jetzt mit dem Schleier des Geheimniſſes bedeckt, wahrſcheinlich aber in menſchenfreundlichen Verbrüderungen zu ſuchen iſt, geſchah das Wunder, welches beſonders in den damaligen Zeitumſtänden als ſolches gelten muß, daß Bollmann's Geſchick, dem nur die dunkelſte Wendung vorbehalten ſchien, unvermuthet die glücklichſte nahm. Die öſterreichiſche Regierung, welche im Praktiſchen von jeher einen freien Geiſt gezeigt, der bei außerordentlichen Dingen nicht karg am Hergebrachten haftet, behandelte Bollmann's Sache in ganz beſonderer Weiſe. Nach ſieben Monaten Gefängniß und Unterſuchung, die leicht eben ſo viele Jahre werden konnten, wurde er plötzlich weniger ſtreng gehalten, und ihm bald nachher unerwartet angekündigt, daß er frei ſei, und gehen könne, wohin er wolle, ohne andere Strafe, als daß man ihm auferlegte, die öſterreichiſchen Staaten ſogleich zu verlaſſen und künftig hin zu meiden.

Dieſe wunderbare Milde, welche nur ihn perſönlich betraf, aber auf Lafayette nicht überging, ſetzte mit Recht alle Welt in Erſtaunen, und der Dank vieler Herzen wandte ſich ſegnend dahin, wo ein ſo großartiges Verfahren entſtehen konnte. Wie Bollmann lange nachher die Schuld der Dankbarkeit werkthätig abgetragen, werden wir ſpäter zu ſagen haben.

Bollmann's damalige Stimmung und Anſicht in Betreff des Vergangenen und ſeiner nächſten Zukunft erkennen wir zum Theil aus dem Bruchſtück eines Briefes, den er an dieſelbe bewährte Freundin richtete, in deren Vertrauen wir ihn ſchon die früheren Bekenntniſſe niederlegen ſahen. Zwei ſpätere Briefe geben uns einen Blick auf den ferneren Verlauf ſeines Lebens, welchem jenſeits des Weltmeers ein neuer Wirkungskreis ſich glücklich eröffnete.

9.

Leipzig, den 10. Auguſt 1795.

Alſo von Karlsruhe aus wäre die erſte Nachricht meiner wiedererlangten Freiheit nach Bremen gekommen! Und wer denn, liebe Freundin, iſt Ihr Korreſpondent in Olmütz? Warum hat er mich nicht beſucht, da ich doch in den letzten vierzehn Tagen Freunde ſehen durfte? Oder iſt's wohl gar der gute Roſenfels geweſen, der Ihnen die erſte frohe Nachricht gab? Schreiben Sie mir darüber, denn ich bin recht ſehr neugierig, das zu wiſſen! —

Daß ich nicht bei Ihnen ſein kann! Ich hätte Ihnen ſo viel zu erzählen! Meine Plane haben ſich ſeit 1793 nicht geändert. Mit den Memoiren ging's nicht, konnte es nicht gehen, um der Schlechtigkeit einiger einzelner Menſchen willen. In Hamburg, wo ich ſchon vorhatte, was in Mähren fehlgeſchlagen iſt, wurde ich von einem Manne, der Aufſehen in der litterariſchen Welt macht, auf's ſchändlichſte hintergangen. Lafayette hatte dann von neuem dringende Briefe geſchrieben. Der Miniſter der Vereinigten Staaten intereſſirte ſich für die Sache. Er und Viele glaubten, ich ſei der Einzige aus ihrer Bekanntſchaft, der nützlich werden könne; ſie forderten mich auf! — Ich liebte Lafayette, ich hatte durch die fehlgeſchlagene Reiſe nach Berlin noch mehr Enthuſiasmus für ſeine Freiheit bekommen. Ich hielt die Handlung, wozu man mich aufforderte, — eben der Fruchtloſigkeit aller anderen angewandten Mittel wegen, weil nur Privatrache, Furcht, ſich ein Dementi zu geben, und eine thörichte Politik ihn verfolgte, weil ſeine Gefangenſchaft an und für ſich höchſt ungerecht war, — weil man mit der größten Verletzung von Treu und Glauben ſich ſeiner bemächtigt hatte, weil eben deßwegen ſogar bei'm Frieden ſich wenig für ihn hoffen ließ, — nicht für moraliſch unrecht. — —

— Zu fragen würden Sie viel noch haben. Sie würden ſehen, daß man mir keinen gegründeten Vorwurf machen kann; daß ich that, was ich thun mußte; was ſich unter den gegebenen Umſtänden nicht beſſer thun ließ. Ausführlich kann ich jetzt nicht ſchreiben! —

Ich habe Ketten getragen! Ich bin ohne Licht, ohne Luft, ohne Bette, ohne Buch, ohne irgend eine Nachricht von meinen Freunden, für eine geraume Zeit geweſen. Man behandelt im Preußiſchen einen Straßenräuber beſſer, als ich im Anfang in Olmütz behandelt wurde. Dennoch bin ich immer geſund und heiter geweſen; ich habe nicht gelitten. Man leidet mehr von Uebeln, die man fürchtet, als die man erfährt. Jeder unglückliche Zuſtand trägt in ſich ſeine Hülfsmittel. Das Geringfügigſte iſt ein Schatz, wenn man durchaus in der größten Beraubung ſich befindet. Darin liegt Hülfe. — Um keinen Preis gäbe ich die gemachten Erfahrungen. Es war ſehr konſequent, zu leiden, gefangen zu ſein. Aber ich bin ſehr glücklich geweſen. Meine Gefangenſchaft von Anfang bis zu Ende war ein Triumph der Freundſchaft. Sonſt verliert man Freunde im Unglück. Ich habe neue gemacht. Mir iſt Hülfe von Menſchen gekommen, die ich vorher nie kannte, deren Thätigkeit, um mir nützlich zu werden, außerordentlich mit Aufopferung verbunden geweſen iſt. Wie wäre ich auch ſonſt ſchon frei? Daß ich darüber nicht mehr ſchreiben kann, nicht mehr ſchreiben darf! — Das Geſchöpf, welches mir auf der Welt am liebſten iſt, und zuverläſſig eines der gebildetſten Mädchen in Deutſchland — ach! daß Sie ſie kennten, liebe Freundin! ſie wohnt in Hamburg — mit dem habe ich, eben der Ungewißheit meines Schickſals wegen, nie korreſpondiren wollen! Ich hatte mich ihr gebunden — ſie war frei! Auch ſie wollte mir, durfte mir, um ihrer Eltern, ihrer Freunde willen, nie ſchreiben. Mein Unglück überkam ihre Grundſätze! Hundert Mittel wurden verſucht, doch mit Vorwiſſen des Mannes ihrer Schweſter, meines Freundes. Endlich — den erſten Brief an mich, den erſten, den ich je von ihr ſah — er war in die Hände meines Richters gefallen, er las ihn mir vor! — Bald hernach erhielt ich einen anderen von ihr, innerhalb der

Mauern meines Gefängniſſes! — Ich hatte im Gedanken Abſchied von meiner Freundin genommen, wie man mich nach Olmütz brachte! — Sie ſo wiederzufinden! ich glaubte, ich ſollte ſterben vor Freude! — Bin ich nicht zu beneiden? Iſt's nicht der Mühe werth, ſo unglücklich zu ſein? Und was liegt nun vor mir? — Selbſt um Lafayette's willen wollte ich nicht, daß nicht geſchehen wäre, was geſchehen iſt! Es wird Alles gut, ſehr gut werden! Zwei meiner Brüder ſind im Begriff, nach Amerika abzugehen! Wenn ich Sie nur ſehen könnte, und den lieben Herrn Vetter! Warum ſind Sie auch nicht ein bischen näher! — Die freundſchaftlichen Genüſſe, die ich jetzt habe, bei ſo Vielen, die ſich freuen, daß ich wieder da bin, ſind unbeſchreiblich! — Ich gehe über Deſſau, Braunſchweig, Hannover nach Hoya, dann, wie Sie wohl denken können, nach Hamburg; dann nach England! — Von dort aus mehr! — Verzeihen Sie dieſen wilden Brief, liebe Freundin; ich habe zu viele zu ſchreiben, um ruhiger ſchreiben zu können! Er wird Ihnen dennoch, hoffe ich, lieb ſein. — Grüßen Sie herzlich Ihre ganze Familie. Auch die Offenbacher. Alle die Lieben, die mir gut ſind! —

Was macht Boeckh? In Wien habe ich einen Brief von ihm erhalten, worauf ich nicht antworten konnte, eben weil ich ſah, daß er mit Allem gänzlich unbekannt war. Er glaubte, ich ſei in Wien als Arzt! — Ich möchte, aus manchen Gründen, den Faden mit ihm gern wieder anknüpfen! Wenn Sie ihn doch den weſentlichſten Inhalt meiner Briefe wiſſen laſſen könnten. Er iſt ja nicht weit von Ihnen; kömmt vermuthlich zuweilen nach Karlsruhe! Er mag immer, wenn Sie's erlauben, meinen großen Brief ganz leſen! — Was macht Ihre Schweſter, Schwager, Bruder? was Ihre Kinder? Luiſe habe ich in Offenbach im letzten Jahre geſehen. Sie iſt immer das gute, ſanfte, liebe Mädchen! — Ich ſchlich mich damals nur durch Frankfurt! — Mir war ſonderbar. Es iſt unangenehm, wenn man heimlich ſein muß, wo man offen gern ſein möchte. Wenn man keine klare Rechenſchaft von ſich ſelbſt geben kann! —

Leben Sie recht wohl. Vermuthlich ſchreibe ich Ihnen noch Einmal von Hamburg. Sie ſollen mich gewiß nie verlieren; erhalten Sie mich auch hübſch bekannt mit Ihrem Hauſe. Wer weiß, wo Sie und ich, oder ich und die Ihrigen, uns noch begegnen? —

Briefe nach Hamburg adreſſirt, kommen mir immer zu, ſelbſt wenn ich nicht in Hamburg bin, die gegebene Adreſſe iſt bleibend. Adieu, liebe, theilnehmende Freundin! Adieu, lieber Herr Vetter! —

Glauben Sie nicht, daß Ehrgeiz oder wilde Begierde mich treiben oder mich trieben. Ich glaube, konſequent gehandelt zu haben. Die Umſtände warfen mich wider Willen in ſonderbare Lagen. Auf dem kürzeſten Wege möchte ich gern dem häuslichen Glück und der ſtillen Freude zueilen. Ich glaubte und glaube noch, ſie ſo auf dem kürzeſten Wege zu finden. Selbſt die dabei intereſſirt ſind, die ſie theilen ſollen, denken ſo. Drum geſchah, was geſchehen iſt. Mehr kann ich darüber nicht ſchreiben.

J. E. Bollmann.

10.

London, den 24. Oktober 1795.

Ihren Brief, liebe Freundin, vom 16. Auguſt, habe ich richtig erhalten. Er hat mir viel Freude gemacht. Gern hätte ich den verſprochenen vom Herrn Vetter noch erwartet. Er iſt nicht gekommen, und ich muß nun fort. — Es ſind noch ſonderbare Dinge ſeit meinem letzten Briefe vorgefallen. Eine unglückliche Verbindung von Umſtänden hat mich in Hamburg von dem Gegenſtand geriſſen, deſſen Andenken, deſſen Briefe im Gefängniß mir Troſt waren. Ob auf immer, auf wie lange, das weiß ich nicht! — Wir ſind aber Freunde, alle Freunde. — Sie glaubte ſich ihrer Pflicht opfern zu müſſen, und das kann man ja nicht tadeln! —

Ich gehe mit ſchönen Erwartungen, an denen ich jedoch nicht hänge —, mit vielen Mitteln nach Amerika. Was ich ſelbſt und die Umſtände daraus machen können, muß die Zeit lehren. Auf jeden Fall werde ich mit den ausgezeichnetſten Menſchen dort bekannt werden, und Gelegenheit haben, mich von Vielem zu unterrichten. — Die Gewalt der Umſtände wird auch Lafayette bald befreien. Ich hoffe, in Geſchäften bald wieder nach Europa zurückzukommen.

Es ſchmerzt mich, daß Boeckh nicht glücklich iſt; mehr noch, daß er keine Ausſicht hat, es zu werden. Alles um ihn herum muß ihm verdrießlich ſein. Wo man einmal ſehr unglücklich geweſen iſt, da hat man die Meinung wider ſich; da kömmt man zu nichts mehr. Fort in's Weite, das wäre am beſten! Ich wollte, daß ich Ausſichten in Amerika für ihn finden könnte. Dahin kommen kann man leicht. Neue Umgebungen machen einen neuen Menſchen. Wo ein reiner Anfang, da iſt ein beſſerer Fortgang! — Die Kriegsunruhen umgeben Sie nun wieder. Ich hoffe, daß Sie davon nicht leiden! — Sollte ein Krieg zwiſchen England und Amerika ausbrechen, ſo iſt es beſſer, die Briefe für mich an Herrn Sieveking in Hamburg zu ſenden, mit der Bitte, ſie zu beſorgen. Die Sachen, wobei viele kleine intereſſante Dinge ſind, liegen mir ſehr am Herzen. — Danken Sie ja dem lieben Roſenfels recht herzlich in meinem Namen. Ich glaube, er hat in Brünn die Akten gern ſehen wollen. Ich denke, meine Unternehmung wird noch nützliche Folgen haben. Mein Gehen nach Amerika wird dadurch veranlaßt. Schreiben Sie mir ja, liebe Freundin, wenigſtens zweimal im Jahr, und dann hübſch von Allem. Sie und die Ihrigen müſſen mir nicht fremd werden, ich will's eben ſo machen. Nichts iſt unangenehmer, als wenn man durch Entfernung ſich allmählig abſtirbt. — Amerika iſt ein ſchönes, vielverſprechendes Land, das große Vortheile vereinigt; das keine Vorurtheile, keine alte fehlerhafte Einrichtungen, und die zahllos daraus entſpringenden Schwierigkeiten zu bekämpfen hat; daher von den Erfahrungen der verfloſſenen Jahrhunderte mehr Nutzen ziehen kann, wie nie kein Land noch konnte! —

Die liebe Griesbach muß ſich mehr ermüden, muß allein, in einem luftigen, geräumigen Zimmer ſchlafen. Sie muß ſich mit dem eignen Verſtande mehr als mit Medizin kuriren; muß härter leben, zuweilen durch dick und dünn waten. — In Leipzig wurde eine allerliebſte Dame, die zehnjährige Noth ihrer Aerzte, geſund, wie der Mann Bankrott machte! —

Es ſollte mich nicht wundern, wenn die Nachbarſchaft der Franzoſen für den verſchleimten Magen gut wäre! — Sie ſehen, ich kann das Doktern noch nicht laſſen. In jedem Rath iſt meiſtens etwas Gutes. Nehmen Sie ſo vorlieb!

Leben Sie wohl, meine gute, inniggeliebte Freundin! — Leben Sie wohl, mein lieber Herr Vetter. Sein Sie überzeugt, daß ich auch jenſeits der Meere und überall treu und unwandelbar Ihr und der Ihrigen Freund ſein werde! —

J. E. Bollmann.

N. S. Ich muß heute kurz ſein. Morgen geht's zu Schiff; und es iſt ärger, wie eine Vorbereitung zum Tode; ſo viel Einrichtungen hat man zu machen, wenn man in eine andere Welt geht, die noch zu dieſer gehört. —

IV.

Bevor Bollmann nach Amerika überſchiffte, hatte er noch in Betreff Lafayette's eine große Unannehmlichkeit zu erleiden, welche ihm der Unbedacht eines Freundes zuzog. Die erwähnte Denkſchrift, welche zu Gunſten Lafayette's dem Könige von Preußen hatte überreicht werden ſollen, war durch Bollmann von Hamburg aus, mit Lally-Tolendal's und Clermont-Tonnere's Vorwiſſen, abſchriftlich an Huber geſandt worden, der damals in der Schweiz lebte. Derſelbe ſollte ſie jedoch geheim halten, und nur dann erſt im Druck mittheilen, wenn ihm von den Leitern dieſer Angelegenheit deßfalls eine beſtimmte Weiſung zugegangen wäre. Auch beging Huber gegen dieſe Vorſchrift keinen Fehler, machte jedoch einen weit gefährlicheren Mißbrauch. Georg Forſter, ebenfalls Bollmann's Freund, aber in die franzöſiſche Revolution tiefer verflochten, und mit der heftigen Parthei fortſchreitend, in deren Augen die gemäßigte, zu welcher Bollmann und ſeine franzöſiſchen Freunde gehörten, ſchon als Feinde und Verräther galten, war von Paris an die ſchweizeriſche Gränze geſandt worden, und hatte dieſe, um Huber und ſeine eigne bei demſelben lebende Familie in Travers zu beſuchen, ohne Erlaubniß überſchritten. Hieraus konnte ihm in Paris ein Todesverbrechen gemacht werden, und er ſann auf eine gültige Ausrede. Huber hatte ihm die Denkſchrift für Lafayette gezeigt, ſie enthielt mancherlei, was den damaligen Gewalthabern in Frankreich wichtig ſein konnte, unter anderen den Beweis, daß der Feldmarſchall Luckner als General der franzöſiſchen Republik gegen dieſe einen Verrath begangen habe. Luckner war ſchon ſeiner Befehlführung entſetzt, die Anklage gegen ihn vollſtändig, ſein Todesurtheil gewiß; ihm konnte demnach nichts mehr ſchaden; Forſter hielt es aber für ſich nützlich, wenn er eine Abſchrift jenes Aufſatzes, für den Fall, daß er ſelbſt angeklagt würde, vorzeigen, und den Zweck, ſich dieſe Abſchrift zu verſchaffen, als den ſeines Beſuches bei Huber angeben könnte. Huber gab ihm die Abſchrift, welche zwar glücklicherweiſe nicht als das Zeugniß gegen Luckner, der bereits guillotinirt war, noch für Forſter, der unangeſchuldigt blieb, zu dienen brauchte, allein durch deſſen bald erfolgten Tod, in fremde Hände gerieth, und in Paris unter dem Titel: Mémoire de Lally-Tolendal au roi de Prusse, pour réclamer la liberté de La Fayette, öffentlich im Druck erſchien. Groß war das Aufſehen, welches dieſe Bekanntmachung verurſachte, und der Verdruß Bollmann's, der dieſelbe unmittelbar von Huber ausgegangen glaubte. Er machte dieſem daher bittere Vorwürfe. Huber konnte ſich rechtfertigen, daß wenigſtens die Bekanntmachung nicht durch ihn unmittelbar verſchuldet worden; er theilte den ganzen Hergang dem Freunde aufrichtig mit, und dieſer war, in Betracht der ſchwierigen Verhältniſſe, und daß es ſich um Forſter's Rettung gehandelt, für das Vergangene leicht befriedigt, entnahm aber auch dieſem Verdruſſe die warnende Lehre, wie gefahrvoll die beſte Meinung ſich verwickle, wenn ſie, anſtatt ſtrengen Pflichtgeboten zu folgen, willkürlichem Gutdünken ſich überläßt.

11.

Philadelphia, den 27. November 1797.

Mit vielem Vergnügen, liebe Freundin, ſehe ich aus den letzten Briefen von Hamburg, daß das Schiff daſelbſt angekommen, und meine Briefe vom 31. Juli Ihnen und Boeckh alſo wahrſcheinlich geworden ſind. Als einen Beweis meiner Aufmerkſamkeit und meines Andenkens, und weil ich weiß, daß Sie an meinem Geſchicke Theil nehmen, bin ich ſo frei, Ihnen ein Exemplar eines gedruckten Zirkularbriefes zuzuſenden, welcher ſelbſt Ihnen vermuthlich nicht ganz unintereſſant ſein dürfte, und wovon ich mir viele Vortheile verſpreche.

Unſer junges Etabliſſement hat übrigens einen guten und glücklichen Fortgang, daß wir unſere Erwartungen zuweilen übertroffen fühlen, und wenn nur unſer Vater einwilliget und unſer Mittel etwas vergrößert, ſo hoffe ich bald ihm noch mehr Reſpektabilität und Solidität durch eine Verbindung zu geben, die ſo vernünftig ſein wird, als wenn ſie nur Konvenienzſache, und ſo herzlich, als wenn ſie nur romantiſch wäre. — Wir kennen uns ſeit achtzehn Monaten, und ſeit zwölf arbeite ich dieſem Plan entgegen.

Dann ſind meine größten Sorgen einſtweilen vorüber, und dann will ich Ihnen auch recht lange Briefe ſchreiben.

Der beikommende Brief war ſchon vor ſechs Monaten gedruckt. Aber Nachfrage und einige andere Umſtände veranlaßten uns, davon eine vermehrte und verbeſſerte Auflage zu machen. — Haben Sie die Güte, ihn meinem Freund Boeckh mitzutheilen.

Ich bedaure auch um Ihrentwillen, daß der Frieden von Deutſchland noch nicht nahe ſcheint. Aber Sie entwichen ſchon ſo mancher Gefahr, daß ich hoffe, Ihr gutes Geſchick wird Sie und die Ihrigen förderhin unverſehrt erhalten. —

Ich hoffe, bald von Ihnen, vom Herrn Vetter, von Boeckh, von allen Freunden zu hören — wo iſt Herr von

Roſenfels jetzt? — und empfehle mich einſtweilen der Fortdauer Ihrer Liebe.

J. E. Bollmann.

N. S. Sollten vermögende Leute aus Ihrer Gegend und in Ihrer Bekanntſchaft, etwa der Kriegsunruhen halber, wie das der Fall ſein könnte, ihre Kapitale in einem fremden Lande in Sicherheit zu bringen wünſchen, ſo bitte ich den Herrn Vetter, ſolchen dieſen Brief mitzutheilen, und unſer Haus ihnen zu empfehlen. — Kaspar Voght und Sieveking in Hamburg — Männer von der erſten Reſpektabilität —, werden, wenn es erforderlich wäre, unſeren kaufmänniſchen guten Karakter bezeugen. — Ich ſchreibe dies ſehr ernſtlich. — Man hat bisher Gelder in Holland und England angelegt. Sie werden wiſſen, und auch aus unſerem Briefe ſehen, warum ſie da nicht mehr ſicher ſind. — Nichts ſcheint vernünftiger, als ſie in den Vereinigten Staaten anzulegen. — Wir können hier beſſer beurtheilen, wie ſie hier gut untergebracht werden können, als wie ſich das in Europa thun läßt. — Die Art, wie ſich Gelder uns am füglichſten übermachen laſſen, iſt im Brief angegeben. — Wir empfehlen uns daher, wenn Gelegenheiten vorkommen, der vorzüglichen Aufmerkſamkeit des Herrn Vetters. Es iſt ſonderbar genug, wie Dinge herumkommen. Unſere vorzüglichſten Geſchäfte ſind jetzt mit Schleſien, deſſen Manufakturwaaren wir zugeſchickt erhalten und hier verkaufen. Meine Abentheuer in dem Revier verſchafften mir dort Zutrauen und Freunde! —

Sie wundern ſich wohl ein bischen, liebe Freundin! — Sein Sie unbeſorgt! Wiewohl ein Wucherer, wenn Sie wollen, kein Roſt von niedrigem Eigennutz ſoll jemals auf meinem Karakter haften!

Intereſſen berechnen, Preisverzeichniſſe ſtudiren, Proben ſammeln, Briefe ſchreiben, Verkäufe machen, — das wechſelt ab mit Dichter leſen, Aufſätze ſchreiben, Politik ſtudiren; — dies iſt ein gutes Leben genug. Und ſoviel weiß ich wenigſtens, daß ſelbſt das ſpirituellſte Metier ſeinen guten Antheil von Tagelöhnerarbeit hat.

Außer Lewis iſt noch ein jüngerer Bruder, Andreas

Bollmann, mit uns, der unſerem Entwurf zufolge ſich künftig mit uns verbinden wird. Er iſt erſt ſiebzehn Jahr alt, und lernt die Handlung jetzt!

Es freut mich oft, daß der Herr Vetter vom kaufmänniſchen Stand eine ſo gute Meinung hatte.

Bleiben Sie meine Freundin, liebe Baſe. Sie ſollen noch Freude an mir erleben!

V.

In Amerika war Bollmann mit offenen Armen aufgenommen worden; die zahlreichen Freunde und Verehrer Lafayette's hatten ſich ſogleich ihm angeſchloſſen, ihm ihre wärmſte Dankbarkeit bezeigt, und ihm die eifrigſten Anerbietungen gemacht. Sein thatkräftiger Sinn, ſein ruhiges feines Benehmen, und ſeine beſcheidene Selbſtſtändigkeit erweckten allgemeines Wohlwollen. Mannigfache glänzende Vorſchläge, die man ihm that, lehnte er ab, und wollte ſein Fortkommen nur auf die eigne freie Thätigkeit gründen. Nur Raum für dieſe und vorläufiges Zutrauen wünſchte er, und beides fand er reichlich. Wir haben geſehen, daß er mit ſeinen Brüdern in Philadelphia ein Handlungshaus gründete. In dem ſchon erwähnten Umlaufſchreiben, durch welches das Haus ſeine Errichtung anmeldete, ertheilte Bollmann umſtändlichen Bericht vom allgemeinen Zuſtande der Dinge in den Vereinigten Staaten, von dem Umfange und den Bedingniſſen der dort möglichen Geſchäfte, von den perſönlichen Verbindungen und Ausſichten, welche ſich ſeinen Unternehmungen günſtig zeigten. Dieſe Darſtellung, vier Druckbogen ſtark, iſt ein merkwürdiges Zeugniß der gründlichen Kenntniß und des reifen Sinnes, ſo wie der rechtlichen Denkart des jungen Verfaſſers und noch jüngeren Geſchäftsmannes, und dürfte wohl verdienen, bei anderer Gelegenheit wieder abgedruckt und als ein ſprechendes Bild der damaligen, jetzt ungemeſſen fortgeſchrittenen Verhältniſſe bewahrt zu werden.

Das Unternehmen hatte den glücklichſten Erfolg, und Bollmann ſtand bald in der mannigfachſten und ausgebreitetſten Geſchäftsthätigkeit. Dabei ſtudirte er unabläſſig die Natur in allen ihren Richtungen, die Bezüge der Kunſtfertigkeiten, des allgemeinen Verkehrs, des Staatslebens, und ſelbſt der Religion. Die thatſächlichen Anſchauungen ſtützten ſein Denken, dieſes gab jenen ein helleres Licht. Das Glück begünſtigte ihn; er gelangte zu bedeutendem Anſehen und Wohlſtand, und lebte geſchätzt und geliebt unter ſeinen neuen Mitbürgern, in deren Mitte er ſich nun auch durch die Hand einer edeln und liebenswürdigen Frau heimathlich feſtgehalten ſah. Seine glückliche Ehe gab ihm zwei Töchter. Sein Wirkungskreis erweiterte ſich fortwährend; er machte eine große Reiſe durch die ganze Ausdehnung der Vereinigten Staaten, durch die Urwälder, zu den fernſten Bergen, über die Seen. Er nahm nicht minder Theil an dem politiſchen Leben ſeines neuen Vaterlandes, wo ſich in den damaligen Umſtänden zwei beſtimmte Partheien einander gegenüberſtellten, die Demokraten und die Föderaliſten. Bollmann gehörte zu den letzteren, in welchen ſich vorzugsweiſe die Hinneigung zu England und zu gemäßigtem Freiheitsſinne zeigte, dem ſogar ein ariſtokratiſches Element nicht zuwider war. Mit den Häuptern dieſer Parthei, höchſt achtungswürdigen und bedeutenden Männern, ſtand er in naher Verbindung, und durfte erwarten, auch als Staatsmann einſt in angeſehener Wirkſamkeit aufzutreten.

Inzwiſchen hatte die franzöſiſche Revolution in Europa die wunderbarſten Wandlungen durchlaufen, und in Napoleon's Herrſchaft den höchſten Gipfel ihrer dem Anfange ſchon längſt ungleichartigen Erſcheinungen erreicht, bis endlich auch dieſe Geſtalt zuſammenſtürzte, und eine glückliche Zukunft in der Wiederherſtellung ehemaliger Zuſtände und allgemeinen Friedens verheißen wurde. Schon oft hatte Bollmann gewünſcht, Europa wiederzuſehen, und ſeine lieben Verbindungen dort, welche durch den Krieg faſt ganz unterbrochen worden, zu erneuern. Er hatte das Unglück gehabt, ſeine Gattin zu verlieren, und fand ſich dadurch um ſo mehr gemahnt, die noch lebenden Angehörigen in Deutſchland aufzuſuchen. Aber auch der Umfang und die Bedeutung ſeiner Geſchäfte, und neue Unternehmungen, die ſich ihm eröffneten, machten ſeine Gegenwart in der alten Welt nothwendig. Er hatte wichtige Entdeckungen im Gebiete der praktiſchen Phyſik und Chemie gemacht, aus welchen große Vortheile zu ziehen ſein konnten. Die bedeutendſten Aufträge wurden ihm anvertraut. Ja ſogar politiſche Zwecke konnten von ſeinem Beobachtungsgeiſte förderliche Ausbeute hoffen. Er kam nach England, wo er mit den erſten Staatsmännern ſogleich in Verbindung trat; für die Geſchäfte des Handels und betriebſamer Unternehmungen bot ihm das große Haus Baring einen feſten Anhalt, der jeden anderen entbehrlich machte. In Frankreich, wohin er ſich dann begab, lebte noch ſein Andenken im beſten Ruhme bei den alten Freunden fort, die zum Theil jetzt in den höchſten Aemtern und im größten Einfluſſe ſtanden. Auch hier eröffneten ſich ihm eine Menge von Verhältniſſen, die gewöhnlich dem Einwirken des Privatmannes verſchloſſen ſind, deren Behandlung aber in dem Lande, wo ſich ein Franklin entwickeln konnte, der ächten Bürgerbildung, wie anderswo der Amtswürde, zuſtändig und geläufig wird. Doch London und Paris konnten ihm nicht genügen; nicht nur ein romantiſcher Trieb, der ſich leicht begreifen läßt, ſondern auch geſchäftliche Anläſſe von großer Wichtigkeit, denen er zu folgen hatte, zogen ihn durchaus nach Wien, wo zum großen Kongreſſe die machtvollſten und glänzendſten Vertreter der europäiſchen Welt ſich ſchon verſammelten.

Eingedenk der früheren Verwarnung, fragte er bei dem öſterreichiſchen Geſandten an, ob ihm der Zutritt in Oeſterreich wohl erlaubt werden möchte? Wie fern lag jener alte Vorgang dem jetzigen Zuſtande, wie tief begraben in der Erinnerung! Der Bürger der Vereinigten Staaten, der wirkſame Geſchäftsmann, der von Lord Caſtlereagh und von dem Fürſten Talleyrand eifrig Empfohlene, hatte nichts mehr gemein mit jenem tollkühnen Abentheurer; der Mann, für den er Leben und Freiheit gewagt, war kaum noch ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit, geſchweige denn des Haſſes. In der Noth des Kampfes und in der Freude des Sieges waren ganz andere Ausſöhnungen erfolgt, ganz andere

Unbilden vergeſſen worden! Bollmann's vorſichtige Anfrage wurde daher ſehr gut aufgenommen, und durch die Verſicherung beantwortet, er dürfe ohne Scheu nach Oeſterreich reiſen, niemand werde ihn dort wegen der alten Geſchichte beunruhigen. Er empfing die nöthigen Päſſe, und reiſte nach Wien.

Im Oktober 1814 traf er daſelbſt ein, als die Geſchäftsarbeiten noch wenig im Gang, das Gedränge der geſelligen Bewegung aber am größten war. Hier, wo die glänzendſten Perſönlichkeiten ſo leicht verblichen, fand der einfache, aber mit Sachkunde und Bildung auftretende Bürger alsbald die ausgezeichnetſte Beachtung. Er hatte der öſterreichiſchen Regierung mancherlei Anträge zu machen, bei welchen er theils in eignem Namen, theils in dem des Hauſes Baring auftrat. Mit den Häfen des adriatiſchen Meeres hatte Oeſterreich einige Linienſchiffe zurückbekommen; in Idria lag Queckſilber angehäuft, das ſeit mehreren Jahren wegen des Krieges nicht hatte nach Amerika verſchifft werden können; dieſe Gegenſtände, im Betrage ſehr großer Summen, wollte er ankaufen; auf der Donau ſollte die Dampfſchifffahrt eingeführt, und darüber ein Vertrag abgeſchloſſen werden. Während Bollmann dieſerhalb Unterhandlungen anknüpfte, wurde ſeine Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand der Finanzen hingezogen, und beſonders auf die große Maſſe Papiergeldes, welche aus den früheren Kriegsjahren übrig war und das Land als ein empfindliches Uebel drückte. Der Finanzminiſter Graf von Stadion, an welchen Bollmann wegen ſeiner Geſchäfte gewieſen war, gewann bald ein großes Vertrauen zu deſſen Einſichten und praktiſchen Fähigkeiten, und klagte über den ſchwierigen Kampf, den er gegen dieſes unaufhörlich ſchwankende Papiergeld zu führen habe; die Verminderung deſſelben ſei durchaus nothwendig, nur vermöge man die beſten Hülfsmittel dazu noch nicht aufzufinden. Bollmann verfaßte hierauf eine Denkſchrift, worin er bündig und klar, in der einfachſten Darſtellung, dieſe Hülfsmittel angab. Seine Anſichten und Vorſchläge machten Eindruck, und wurden von allen öſterreichiſchen Staats- und Geſchäftsmännern, denen ſie mitgetheilt wurden, durchaus gebilligt. Der Fürſt von Metternich nahm den Urheber perſönlich mit großem Wohlgefallen auf, und äußerte den Wunſch, derſelbe möchte durch den Präſidenten der Vereinigten Staaten eine dauernde diplomatiſche Anſtellung in Wien erhalten. Gentz, der auch in den Finanzſachen öfters zu Rath gezogen wurde, konnte nicht aufhören, Bollmann's Einſicht zu rühmen, und ſuchte eifrig ſeinen Umgang. Auch der Banquier Freiherr von Eskeles, durch vertraute Kenntniß der Oertlichkeit und inneren Verhältniſſe, ſo wie durch umſichtige Geſchäftskunde und durchdringenden Scharfſinn höchſt ausgezeichnet, erklärte ſich einverſtanden mit dem vorgelegten Plane. Wirklich wurden in den nachherigen heilſamen Finanzmaßregeln, ſo wie bei den Grundlagen der bald hervortretenden Nationalbank, einzig Bollmann's Angaben und Entwürfe befolgt, und er iſt ſonach als der eigentliche Stifter dieſer in den öſterreichiſchen Finanzen neuen Epoche zu betrachten, deren ſegenreiche Wirkſamkeit noch ſtets fortdauert. Er arbeitete ohne Eigennutz und Belohnung, aber mit dem ſüßen Gefühl, dem Staate nützlich und dankbar zu ſein, in deſſen obrigkeitliche Gewalt er einſt freventlich eingegriffen, und der ihn dafür mit Großmuth und Nachſicht behandelt hatte!

Nicht nur den Staatsmännern Oeſterreichs, auch denen anderer Länder wurde Bollmann in Wien vortheilhaft bekannt. Der preußiſche Finanzminiſter, Freiherr von Bülow, beſprach mit ihm den Plan, durch Dampfſchiffe die Elbe zu befahren. Der ruſſiſche Finanzminiſter, Graf Gurieff, trat in Briefwechſel mit ihm über den Vorſchlag, aus Platina Geld zu münzen, der viele Jahre ſpäter in Rußland wirklich zur Ausführung kam, und wozu Bollmann eine damals noch geheime Verfahrungsart anzubieten hatte. Auch der hannöverſche Staatsminiſter, Graf von Münſter, freute ſich ſeines ausgezeichneten Landsmannes, und ſetzte großes Vertrauen in ihn. Mit Cotta, der zu Wien in einem großen, ſowohl politiſch als litterariſch bedeutenden Kreiſe wirkte, fand Bollmann viele Anknüpfungspunkte. Der deutſche litterariſche Zuſtand aber befriedigte ihn im Ganzen wenig; Goethe'n ausgenommen, waren die neueſten Dichter und Philoſophen ihm faſt unzugänglich, und er verhehlte nicht, wie ſehr ſie ihn befremdeten.

Dagegen war er einer der Erſten, der in jener Umgebung mit lebhaftem Rühmen von Walter Scott und mit hoher Begeiſterung von Lord Byron ſprach.

Der Gang aller Verhandlungen und Geſchäfte war weitausſehend; Bollmann konnte ihre Entwickelung für jetzt in Wien nicht abwarten, denn andere wichtige Verhältniſſe forderten dringend ſeine Gegenwart in England. Er reiſte vor beendigtem Kongreſſe dahin ab.

Die Rückkehr Napoleon's von der Inſel Elba nach Frankreich, welche die Völker Europas in abermalige Verwirrung geſetzt hatte, wurde nach kurzer Dauer durch den Sieg Blücher's und Wellington's bei Bellealliance wieder ausgelöſcht, und der Thron der Bourbons zum zweitenmale hergeſtellt. Während der hundert Tage dieſer zweiten Herrſchaft Napoleon's war aber auch Lafayette aus ſeiner Zurückgezogenheit hervorgetreten, und als Mitglied der Repräſentantenkammer das eigentliche Werkzeug der zweiten Abdankung des Kaiſers und ſeiner Entfernung aus Paris geworden, zugleich hatte er für die Unabhängigkeit Frankreichs, und gegen die Einmiſchung der Verbündeten in deſſen innere Angelegenheiten, ſich ſtark erhoben und ſich zu dieſem Zweck ei[illegible]wierige Sendung mit übernommen. Bollmann, der i[illegible]er Zeit eine kurze Anweſenheit in Paris machen mußte, [illegible]en alten Freiheitsfreund ganz in alter Weiſe handeln, [illegible] denſelben Grundſätzen wie ehemals, und fand nicht nur die [illegible] folgerecht, ſondern auch das Benehmen des vielgeprüften Mannes tadellos. Dieſer hatte jedoch an der Spitze der Angelegenheiten nur eben erſcheinen, aber nicht ſich behaupten können, wie dies ihm und allen denjenigen immer begegnet iſt, welche in den wogenden Ereigniſſen nicht dem Strome, ſondern unnachgiebig einer ſtarren Richtung folgen wollen. Der Haß und Unglimpf aller Partheien ſchüttete ſich darauf heftig gegen ihn aus, man ſagte laut, neben begründetem Tadel, auch die falſcheſten Dinge von ihm. Dies wollte Bollmann nicht leiden, und ſo grobe und unwahre Anklagen ſeinem theuren Lafayette abwehren. Er ſchrieb zu dieſem Behuf eiligſt einen Aufſatz unter dem Titel: „Einige hiſtoriſche Notizen, die neuerlichen Ereigniſſe in Frankreich betreffend", ſandte denſelben an Cotta, und dieſer ließ ihn in der Allgemeinen Zeitung und in den Europäiſchen Annalen, an letzterem Orte mit hinzugefügten Belegen, ſofort abdrucken. In der Fluth politiſcher Stimmen machte ſich dieſe bemerklich genug; ſie fiel durch ſchlichte Entſchiedenheit auf, und brachte Thatſachen und Anſichten zur Sprache, welche tief in den Streit der Partheien eingriffen. Gentz erhob ſich als Gegner, und ſchrieb heftig gegen den unbekannten Verfaſſer, nicht ahndend, daß dieſer derſelbe Mann ſei, mit welchem er eifrig Briefe wechſelte, und welchem Oeſterreich eine ſeiner wichtigſten Angelegenheiten vertraut hatte! Bollmann lächelte zu dem wunderlichen Zuſammentreffen, und mochte den Streit nicht weiterführen, da kein Ergebniß davon zu hoffen ſein konnte. Ihn ſelbſt beſchäftigten wieder ganz andere Gegenſtände. Er war bereits wieder in England, und ſchiffte ſich nach Amerika ein, um ſeine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und ſeine beiden Töchter nach Europa abzuholen.

Hier ſchließen ſich aus dieſer und der nächſtfolgenden Zeit einige an Varnhagen gerichtete Briefe an, aus welchen die Geſinnungen, Verhältniſſe, Thätigkeiten und Ausſichten, in welchen Bollmann unermüdet ſtrebte, einigermaßen zu erſehen ſind. Sie machen übrigens keinen anderen Anſpruch, als die Züge ſeines Bildes, die wir von ſeiner Jünglingshand mitgetheilt haben, durch einige hinzugefügte Striche von der Hand des gereiften Mannes zu vervollſtändigen.

12.

London, den 13. September 1815.

Sie wollen mir alſo keine Ausſchnitte ſenden? wollen nichts dazu beitragen, daß ich meinen Töchtern zeigen könne, wie vielerlei Talente es in Deutſchland giebt!

Und Frau von Varnhagen — iſt ſie mit Ihnen — geſund — heiter? das Letzte iſt ſchwer in der Mitte von ſo viel bedrängten und ſo viel eklichen Leuten — ich verſtehe hierunter nicht die Pariſer.

Ich wollte, ſie wäre hier. Wenn ihr in Wien des alten würdigen Ponthon's Thätigkeit zuſagte, ſo würde ſie hier nicht aus der Extaſe kommen, wenn ſie ſähe, wie man groß ſein kann in der Arbeit, und magnifik in Anſtalten des Nützlichen! Demungeachtet ſind die Engländer beſchränkt, kalt, ſteif, wenn ſie wollen. Es läßt ſich ſchwer alles vereinigen!

Der Prinz-Regent ſagt nun laut, man habe Unrecht gethan, den alten König hinzuſetzen — denn er verhindert uns, ſetzt er hinzu, Exempel zu ſtatuiren! — Die Welt liegt im Argen!

Ich laſſe Frau von Varnhagen bitten, ſich vor den Doktoren zu hüten — ſelbſt vor Koreff, wiewohl einer der beſten. — Meinen Gruß an Oberſt von Pfuel. Ich bedaure, daß ich ihn ſo kurze Zeit gekannt habe. Und recht viel Schönes, Herzliches an Schlabrendorf. — Auch ſeinetwegen verlaſſ' ich Europa ungern, und glichen ihm Viele, ſo ſollte nichts mich abhalten, zurückzukommen, ſelbſt auf Kartoffeln und Waſſer! —

— Was wollen denn Sie — Sie Alliirte — zuletzt noch in Frankreich anfangen? — Haben Sie von Cotta gehört?

E. Bollmann.

13.

London, den 15. Juli 1816.

Ihren Brief, lieber Varnhagen, vom 25. September, mit den ſchönen Ausſchnitten, erhielt ich erſt in Amerika ſpät im Frühjahr. Er war mir recht erfreulich, und meine Mädchen haben die Ausſchnitte ſehr bewundert.

Sie ſehen, daß ich Wort halte. Am 16. Mai gingen wir von Philadelphia ab, am 12. Juni waren wir in Liverpool — nach einer kurzen, ſchönen Ueberfahrt — nur wären wir am 10. an der Küſte von Irland beinahe geſcheitert. Ein dichter Nebel verbarg das Land, der Kapitain war unvorſichtig, und verlor nachher alle Gegenwart des Geiſtes, wie wir umringt waren mit Felſen und nicht wußten, wohin uns werden. Die Mädchen benahmen ſich recht heroiſch, und wir zogen uns glücklich aus der böſen Lage.

Seit drei Wochen ſind wir hier. Ich ſchrieb gleich an Schlabrendorf, zu erinnern, wo Sie wären, er hat aber nicht geantwortet. Ich laſſe dieſen Brief auf's Gerathewohl nach Berlin gehen. —

Mehrere Angelegenheiten werden mich für's Erſte hier aufhalten. Meine weiteren Bewegungen werden von Umſtänden abhängen. Die Abſicht iſt, wenigſtens einige Jahre in Europa zuzubringen. Da meine Töchter nun mit mir ſind, ſo zieht mich nichts mehr ſtark nach Amerika zurück, es ſei denn beſſere Ausſichten für dieſe. — Es erſchreckt mich zuweilen, ſie nun in einer Welt zu ſehen, wo, außer mir, ſie niemand kennt und liebt, und wo ſie niemand angehören. — Mein Leben ſchien mir nie ſo nothwendig. Weibliche Geſchöpfe, vorzüglich wenn ſie mehr Werth als Schönheit beſitzen, vertragen das Verpflanzen nicht gut. Ich denke oft an Sie und Ihre liebe Frau, und wollte, wir wären uns näher. —

Stadion — wie ich ſo eben gehört — bringt nun alle meine Pläne zur Ausführung. Bedeutend iſt dieſe Revolution doch gewiß, und von mir ging ſie aus, wiewohl mich in der Sache niemand nennt, und mir auch daraus bis jetzt noch nicht der mindeſte Vortheil entſprungen. Mein Plan iſt in allen Zügen — im Weſentlichen, wie im Beſonderen, beibehalten worden, nur hat man ſich Eine Abweichung erlaubt, die mir gefährlich ſcheint. Die allmählige Einziehung der im Umlauf bleibenden Scheine, nach Errichtung der Bank, ſollte nach meiner Idee durch den Verkauf der neuen $2^1/_2$ Prozent tragenden Staatsobligationen bewirkt werden. Die Bank ſollte dieſe gegen Scheine verkaufen, und der Staat der Bank für die ſo eingezogenen Scheine neue Obligationen geben — die ſie dann hätte wieder verkaufen können — und ſo fort. — Dann hätte man den Gang des Geſchäfts in ſeiner Gewalt behalten, der Staat hätte den Vortheil des Markts genoſſen, und der Kours hätte ſich allmählig gehoben. Statt deſſen erbietet man ſich, $^2/_3$ baar Geld den Inhabern zu bezahlen, und $^1/_3$ zu 1 Prozent zu fundiren. — Die ganze Papiermaſſe dürfte ſich alſo plötzlich zur Umgeſtaltung vordrängen — das iſt weniger vortheilhaft, ja gefährlich — wenn man nicht wenigſtens 50 bis 60 Millionen in Münze in Bereitſchaft hat, und es können daraus viel Unbequemlichkeiten für's Publikum entſtehen. Hat man indeſſen die Münze, ſo bin ich's zufrieden; im entgegengeſetzten Fall, und wäre man der Nothwendigkeit ausgeſetzt, zu den Eingeladenen ſagen zu müſſen; ihr müßt' wiederkommen, — halte ich den guten Erfolg des ganzen Syſtems für gefährdet, — ihr Knaben, hütet euch, die Klugheitslinie auch nur ein Haar breit zu verfehlen! — An Stadion und Gentz habe ich ſeit meiner Ankunft hier geſchrieben. Ob ſie mich wohl brauchten? — Eſterhazy hier war dieſen Morgen ausnehmend freundlich — fragte mich auch gleich, ob ich wohl Luſt hätte, nach Wien zu gehen? — Das müßte ſich aber doch der Mühe verlohnen, und dann iſt Berlin nicht weit davon — das wäre recht ſchön. — An einen bleibenden regelmäßigen Aufenthalt in Wien würde ich nicht denken. Das Schöne iſt weg, ſobald man jemand im Wege ſteht, und Sie wiſſen, es kommt nicht leicht wieder. —

Der Aufſatz über die Vereinigten Staaten blieb in Gentz's Händen. Was daraus geworden, weiß ich nicht! —

Iſt Adam Müller jetzt in Leipzig? — und wo iſt Wieſel? und Schlegel? — Was erwarten Sie vom Kongreß in Frankfurt? — Alles dies wüßt' ich gern, und von Ihnen, aber vor allen Dingen, und ganz beſonders, und vorzugsweiſe ſchreiben Sie mir recht viel von Ihrer lieben Frau — wo ſie iſt, und wie ſie iſt, und wo ſie ſein wird, damit ich berechnen könne, wie ich mich bewegen muß, um Ihnen Beiden recht bald wieder zu begegnen!

Machen Sie keinen Gebrauch von dieſem Brief, der jemand in Wien in üble Laune ſetzen könnte, ich habe mich über niemand zu beſchweren.

Ich ſetze hier Verſchiedenes in den Künſten in Gang, das mir ſehr vortheilhaft werden dürfte.

An Ihre Frau viel Hochachtungsvolles, Schönes und Liebes von meinen Töchtern und mir ſelbſt. — Schreiben Sie mir recht bald — initiiren Sie mich in dem Bedeutenden, das vorgeht, und ſich zubereitet — ein freundlich Wort an

Auguſte Beide, wenn Sie in Ihrer Nähe iſt. Der Ihrige, wie immer, warm und wahr.

E. Bollmann.

Wo iſt Karl Sieveking? —

14.

London, den 25. Oktober 1816.

Ihren freundſchaftlichen Brief vom 8. Auguſt ſo lange nicht beantwortet zu haben, iſt durchaus unverzeihlich. Sie hätten indeſſen — Sie Beide — ganze Bände von mir zu durchleſen, wenn man niederdenken könnte ſtatt niederſchreiben. — Ich bin ſehr beſchäftigt, um ein großes chemiſches Etabliſſement zu organiſiren, das mir die Mittel abwerfen ſoll, künftig herumzureiſen, zu thun und zu ſagen, was mir gefällt, und was ich für Recht halte, ohne mich um jemand zu bekümmern. Es läßt ſich auch an, als ob mir das vollkommen gelingen ſollte.

Den 1. November.

So weit war ich gekommen, wurde unterbrochen, und der Brief blieb unvollendet. Dieſen Morgen empfing ich Ihren zweiten vom 23. Oktober, welcher nicht der dritte iſt, denn die Italiäner haben ſich noch nicht ſehen laſſen. Die Gewiſſensbiſſe werden nun zu groß. Ich ſetze mich alſo gleich hin, und will nicht aufſtehen, bis der Brief expedirt iſt.

Im Juli, als ich Ihnen zuerſt ſchrieb, hielt ich's für wahrſcheinlich, daß man mich veranlaſſen würde, nach Wien zu gehen, und dann hofft' ich Sie zu ſehen. Die Erwartung hab' ich aber längſt fahren laſſen. Die Sachen gefallen mir überhaupt mehr und mehr beſſer wie die Menſchen, und im chemiſchen Manufakturfach iſt hier noch vieles zu thun. — Einer meiner Freunde, Edward Howard, hat das Raffiniren der Zucker ſo ſehr vervollkommnet, daß er $^1/_3$ mehr Ertrag erhält, als nach der gewöhnlichen Art. Man bot ihm für ſeine patentirte Erfindung 40,000 Pfund Sterling, die er ausſchlug. — Er veräußerte aber, an Einzelne, das Recht, ſich derſelben zu bedienen, und hatte ſich ſchon ein jährliches Einkommen von 6000 Pfund Sterling verſchafft, als ihn der Tod abholte. Er ſtarb vor einigen Wochen. Eine Tochter und ſein Bruder, der Herzog von Norfolk, ſind untröſtlich über ſeinen Verluſt. — Ich fürchte mich, ich weiß nicht warum, vor einem ähnlichen Schickſal. Wenn mir's in weltlichen Dingen mal recht gelingt, ſo wird's gewiß nicht lange dauern. — Dies hindert mich aber nicht, fortzuarbeiten. Seit ich hier bin, hab' ich eine Aſſociation zu Stande gebracht zwiſchen mir ſelbſt, einem reichen jungen wiſſenſchaftlichen Mann, deſſen Steckenpferd die Chemie iſt, und einem Schwaben, der in Frankreich zu großen chemiſchen Operationen erzogen worden. — Wir kauften ein großes Etabliſſement an der Themſe, eine halbe deutſche Meile von der Stadt, deſſen Beſitzer kürzlich ſtarb. — Da deſtillirt und reinigt man Holzeſſig nach einer neuen patentirten Methode, und fabrizirt alle die Waaren oder Artikel, die mit Eſſig was zu thun haben — als Spangrün, Bleizucker, auch Soda — und viele andere. Der Gewinn darauf iſt von 100 bis 200 Prozent, ſo viel einfacher, ſchneller und beſſer iſt unſere Art zu arbeiten. Es fehlt aber an Schwierigkeiten nicht. — Die Nachbarn ſagen, die Fabrik verfälſche die Luft, und wollen uns forttreiben, vorzüglich weil unſere Arbeiter alle Deutſche ſind. Die Konſumteurs ziehen die gekannte, ſchlechte, theure Waare der ungekannten, wohlfeileren, ſchöneren vor, u. ſ. w. — und dieſe Schwierigkeiten machen vorzüglich mir zu ſchaffen, denn der Engländer giebt das Geld, der Schwabe dirigirt die Fabrik, und ich das Ganze. — Ueberdies hab' ich noch ſelbſt ein Laboratorium, wo ein Arbeiter unter meiner Anleitung den Chromat von Blei fabrizirt, — die ſchöne neue gelbe Farbe, — wozu ich die Materialien mit von Amerika brachte. — Wir haben auch ein Patent für eine neue Art, das Holz zu verkohlen. — Man erleuchtet hier mit Steinkohlengas die Stadt. — Mit dem Holzgas verkohlen wir das Holz. Das eingeſchloſſene Holz iſt oben. Sein herunter geleitetes Gas wird Flamme unten. Es verkohlt ſich mit ſeiner eigenen Hitze. — Ich verhandle jetzt mit dem Gouvernement die Anwendung dieſer Erfindung in ſeinen Pulverfabriken. — Und ſo bin ich denn den ganzen Tag, von 8 Uhr Morgens, auf den Beinen, während die Mädchen leſen, ſchreiben, ſpielen, ſingen, Muthwillen treiben u. ſ. w. — um 5 Uhr wird gegeſſen — von 7 bis 9 nehmen die Geſchäftsſchreibereien weg — um 9 Uhr wird Thee getrunken, von 9 bis 12 Uhr beſchäftigen wir uns mit Phyſik, Mineralogie und dergleichen, machen allerlei Experimente mit Luftpumpen, elektriſchen Maſchinen u. ſ. w., und amüſiren uns höchlich. — Gegen 1 Uhr gehen wir zu Bette und ſchlafen ohne uns zu rühren. — Dies iſt buchſtäblich unſere Tagesgeſchichte, worin nur gelegentlich das Schauſpiel, die Oper, ein Ball, eine Einladung, eine Spazirfahrt — einige Veränderungen machen. — Es ſoll mir indeſſen künftig, wenigſtens an Sie und Ihre liebe Frau zu ſchreiben, ein Stündchen übrig bleiben. — Ich freue mich der vielen Dinge, die ich in den letzten 12 Monaten in Anregung gebracht, und zum Theil zu Stande gebracht habe. Wenn mir's vollkommen gelingt, ſo habe ich für meine übrigen Lebenstage Ruhe. — Auch hoffe ich, während des Winters die Maſchine ſo vollkommen und regelmäßig in Gang zu bringen, daß wir im Sommer eine Ausflucht nach Frankreich und Deutſchland machen können, wonach uns Allen recht lüſtet. —

Von Gentz habe ich, ſeit fünf Wochen, einen noch unbeantworteten Brief von dreizehn Seiten. „Er ſelbſt habe ſich in das Finanzfach geworfen, da doch die Politik jetzt nicht viel zu thun gebe — die vielen Gründe, warum man im Plan die von mir mißbilligte Veränderung (oder vielmehr den Zuſatz) habe machen müſſen, würden ein Buch erfordern. Die Leute ſeien ſo dumm, daß Mißtrauen ſei ſo groß, das Andringen ſo unbändig. Es ſolle indeſſen alles gut werden am Ende. Mein Hinüberkommen wäre recht ſchön. Auch woll' er, bei der Zurückkunft nach Wien (er war im Bade), gleich ſehen, daß man mir zur Reiſe Luſt mache" u. ſ. w. u. ſ. w. — Der Zuſatz hat, für die gute Sache, beinahe alles unwiederbringlich verdorben, wenigſtens das Erreichen des guten Zwecks unendlich erſchwert. — Mit einem ungeheuren baaren Geldvorrath wäre die Maßregel kaum vernünftig geweſen; mit einem beſchränkten (wo denn die ſchon erfolgte Einſtellung derſelben unausbleiblich) war ſie ganz ungeheuer dumm. — Die Bank ſollte das Mittel, das Werkzeug der ruhig durchzuführenden, großen Operation werden. Guten Glauben und Vertrauen wieder zu begründen, war die erſte Rückſicht. — Der Ueberfluß des geſunkenen Papiergeldes disponirte das Publikum, zur Bank begierig zu unterſchreiben. Der Münzvorrath des Gouvernements konnte der neuen Inſtitution Gewicht und Kraft geben. Statt dieſe günſtigen, zum Zweck ſchnell führenden Umſtände klug zu benützen, wirft man die Alternative hin, läßt durch's angebotene Abbezahlen der $^2/_3$ (der Kours war zwiſchen 300 und 360) einen augenblicklichen Gewinn von 30 bis 40 Prozent wahrnehmen, ohne die Obligationen für die $^2/_3$ auch nur in Anſchlag zu bringen. Die Bankſubſkription wird nun vernachläſſigt, auf die $^2/_3$ ſtürzt ſich alles hin — die Banknoten ſind dem Publikum nur Anweiſungen auf Geld, um ſo mehr, weil doch jeder ſchon fühlt, es könne ſo nicht fortgehen. Das Gouvernement muß endlich die Maßregel zurücknehmen, die Zahlungen einſtellen, und der Kredit der Bank wird ſchon zertreten, ehe ſie einmal angefangen hat zu exiſtiren, — und dies hätte Gentz nicht vorhergeſehen? — Die Erſten, welche im Geheimniß waren, die Erſten für die $^2/_3$ an der Thür — waren doch in großem Vortheil —! Daß meine ehrlich gemeinten, uneigennützigen, vernünftigen Vorſchläge eine Einleitung, ein Inſtrument zu Privatſpekulationen geworden ſind — iſt doch ärgerlich, wenn man ſich über's Alltägliche und Gemeine ärgern dürfte! — Es iſt aber ſehr natürlich, daß man nicht ſehr begierig ſein kann, mich in Wien zu ſehen. — Wenn ich Zeit hätte, und es der Mühe ſich lohnte, ſo ließe ſich ein recht intereſſantes Pamphlet über dieſe Geſchichte ſchreiben. —

Meinen Aufſatz gegen Niebuhr hat Gentz noch. Ich ſchrieb' ihm, ihn zu verbrennen. — Niebuhr iſt abweſend, und der Zeitpunkt vorüber. — Daß der Aufſatz von Paris aus den Eindruck gemacht, und die Bewegung veranlaßt hatte, wovon Sie ſchreiben, war mir ganz unbekannt. Ich wäre gern in Deutſchland, wo ich doch vieles fände, das mir fehlt — auch Sie Beide — und wo mir's recht wohl ſein würde, vorzüglich wenn ich alles mitbrächte — wo ich auch noch manches wirken könnte — aber es iſt am beſten, jetzt hier fortzuarbeiten, um mich, vielleicht, nach einiger Zeit dort in der gewünſchten Lage zu befinden, wenn ich nicht alt werde, und ſteif und kalt, eh's ſo weit kommt. —

Es überraſchte mich recht, Sie in Karlsruhe zu wiſſen. — Da machte ich meine erſten Studien. Der vor einiger Zeit verſtorbene Staatsrath Brauer (dort in hohem Andenken) war mein Vetter. Mit ihm lebt' ich drei Jahre im Hauſe. — Auf der Reiſe nach Wien — nach zwanzigjähriger Abweſenheit — kam ich durch Karlsruhe. Ich kam an in der Nacht. — Der Vetter — todt. Hofrath Böckmann — den ich ſehr geliebt, dem ich vieles dankte — todt. Dieſer todt — jener todt — nur Titel, der Kirchenrath (Logiker, Metaphyſiker), an dem hing noch Leben. — Wenn die Bekannten, Geſchätzten, ſo allmählig ſterben, bemerkt man's nicht, aber nach ſo langer Abweſenheit iſt's wie eine Schlacht. — Ich wanderte im Dunkeln durch die wohlbekannten Straßen — durch die Schneckengänge und Alleen im Garten hinter dem Schloß — die Bäume, die Sitze waren noch da, die Atmoſphäre herum war dieſelbe — die Sterne ſtanden auf den alten Plätzen, und die Erinnerung erſter romantiſcher Gefühle und Abentheuer war in mir lebendig. Aber ich fühlte mich äußerſt allein — was ich noch liebte, jenſeits des Meeres — ich fuhr in derſelben Nacht noch weiter. — Jetzt bin ich hier, und die ſind mit mir; und Sie in Karlsruhe! —

Ueber dies Land und vieles hätte ich Ihnen viel zu ſagen. Dies muß ich verſparen.

Mein Vetter Brauer hat eine Wittwe hinterlaſſen, eine zweite Frau, die eine vortreffliche Frau ſein ſoll, die ich nie perſönlich kannte. — Sie können vielleicht mit ihr bekannt werden. An ihre Vorgängerin, meine Pflegemutter, ſchrieb ich im Jahre 1793 von Leipzig aus einen ſehr langen Brief, ein Stück Biographie von dreißig bis vierzig Seiten, das viel Eindruck machte, und das ich gern hätte, wenn's noch exiſtirt. —

Die Domeier war kürzlich in Cheltenham, und erkundigte ſich nach mir. Wenn ſie zur Stadt kömmt, will ich ſie aufſuchen. Graf Bentheim hat London ſchon lange verlaſſen. Paul Eſterhazy iſt ein guter Menſch, und recht freundlich. Das etwas herzliche, öſterreichiſche Weſen der hübſchen Fürſtin ſticht mit der engliſchen Kälte recht ab. Gräfin Münſter hat ein kleines Mädchen, — ſehnt ſich nach Deutſchland.

Prinz Koburg und ſeine Prinzeſſin ſind recht bürgerlich in einander verliebt. — Die unglückliche Lage, worin dieſe aufgewachſen iſt, hat ſie glücklich erzogen, — das heißt, hat die höfiſche Abnutzung und Verärmlichung verhindert, die im Hochleben ſo gemein ſind. Sie fühlt ſtark, und will ſtark. Im Trauerſpiel weint ſie Güſſe, lacht im Luſtſpiel, daß der Buſen ſchüttert. Sie nickt auch im Schauſpiel ohne Umſtände denen zu, welchen ſie wohl will — eine ſonderbare Prinzeſſin, aber ein intereſſantes Geſchöpf. — Prinz Koburg hat mich gefragt, wo Profeſſor Röſel ſei? Wiſſen Sie's? —

Herr Küper — Hofprediger hier — vormals ſechs Jahre Lehrer oder Hofmeiſter in meines Vaters Hauſe, war viel um die Prinzeſſin Charlotte, und unterrichtete ſie im Deutſchen. — Ich habe viel Intereſſantes, ſie betreffend, von ihm gehört. —

Adam Müller ſchreibt in Leipzig allerlei, das mir nicht gefällt, allerlei Beſchränktes. Die ungeheuren Ausgaben Englands auf dem Kontinent während des Krieges brachten den Kours herunter, in natürlichen Worten — machten engliſches Geld, machten Pfund Sterling ſpottwohlfeil; folglich kamen auch die engliſchen Waaren dem auswärtigen Konſumenten wohlfeil zu ſtehen; folglich war der Abſatz groß; folglich vermehrte ſich — unverhältnißmäßig — die fabrizirende Klaſſe; folglich fütterten — indirekt, — aber doch recht wirklich, die ungeheuren, von den Bemittelten bezahlten, im Auslande ausgegebenen, als Prämie auf Ausfuhr operirenden Taxen — die arbeitenden Aermeren. Der Krieg, die Taxen hören auf, oder vermindern ſich, der Kours wird beſſer (wie man zu ſagen pflegt), alſo engliſche Waaren theurer, und die Ausfuhr bedeutend geringer. Man findet, daß man für die regelmäßigen Weltverhältniſſe, und Englands natürlichen Antheil an der allgemeinen Thätigkeit, ein paar Millionen Menſchen hier zu viel hat — die Noth und Elend allmählig aufreiben muß. — Dies iſt die wahre Erklärung des jetzigen Zuſtandes der Dinge hier. Dazu kommt noch, daß des Krieges Aufwand und Verſchwendung nicht mehr exiſtiren; daß die vorzüglich leiden müſſen, welche davon lebten; und daß immer die neuen Leidenden ſchreien und Lärm machen, während die Leidensgewohnten in der vergangenen Zeit, und denen es nun wohl wird, ſich ganz ruhig halten. — Es giebt hier viel einzelne Bewegungen, und wird deren noch mehr geben, — aber das Lebensprinzip des Staats iſt ſtark und ungeſchwächt, und alles wird ſich in's Reine arbeiten.

Während dieſer Kriſe iſt es ganz natürlich, daß die, in ungebührlicher Menge verfertigten, angehäuften Waaren verſchleudert, weggegeben werden, aber es iſt nothwendig, daß dieſer Zuſtand vorübergehend ſein muß. — Warum erhebt denn Adam Müller ſeine Stimme, und macht anerkannt wahren Grundſätzen den Krieg? — Wenn Manufakturiſten vorübergehend leiden, ſo befinden ſich auf der anderen Seite die Konſumirenden — die größere Anzahl — um ſo viel beſſer. Ein Staatsmann ſollte auch Ohren haben für die Stillen!

Daß in der Staatenfamilie, wie in der einzelnen Stadt, jeder mache, was er am beſten verſteht, und daß ſich die Produkte frei und ungeſtört vertauſchen: das iſt die wahre Lehre; dabei kommt ungezweifelt heraus das Beſtbefinden der Maſſe; daran ſollte man ſich halten, wie ſich die Natur an die großen Grundſätze hält, trotz gelegentlicher Erderſchütterungen und Peſtilenzen. — Wer immer den flüchtigen Umſtänden begegnen will, wird nie fertig, und erzielt nichts am Ende. —

Hier wird man gewahr, daß der Handel nicht wegen des Syſtems, ſondern trotz des Syſtems geblüht hat, und daß das Syſtem nichts taugt. — Und Adam Müller predigt, man ſolle das Syſtem nachahmen! —

Hier wird man gewahr, daß, wer abſetzen will, auch brauchen muß; daß aller auswärtiger Handel — daß aller

Handel — ſich in Tauſch auflöſt. Daß, wenn eine Nation nur verkaufen will, der Kurs nothwendig ſich ſo heben muß, daß aller Abſatz aufhört; daß man alſo keine Art von Induſtrie zwangsweiſe haben muß, wenn man einen geſunden Handel haben will, ſondern alles gehen laſſen muß ſeinen natürlichen Gang. — Nach dieſer Anſicht hat man im letzten Traktat mit Amerika gehandelt — nach dieſer möchte man immer handeln, nur daß man vom langbefolgten fehlerhaften, alten, kurzſichtigen Syſtem auf Einmal nicht abkommen kann. — Und dies Syſtem will nun Müller den Deutſchen anempfehlen, den Deutſchen aufbürden! Oder iſt die chineſiſche Mauer wünſchenswerth? Das will mir nun einmal nicht in den Sinn, — denn die Reibung — individuell, oder national — bringt den Menſchen doch eigentlich erſt heraus, und vollendet ihn, und erhebt ihn! — Ich muß wohl aufhören, — die Mädchen kommen immer herein, und denken, daß ich ungebührlich lange ſitze. — Auch haben Sie für diesmal wohl genug! Ich habe nicht Zeit das Geſchriebene zu durchleſen — entſchuldigen Sie mein Deutſch u. ſ. w. —

Laſſen Sie Ihren Brief nicht regiſtriren. Der letzte machte mir die Reiſe einer deutſchen Meile, und beinahe eine halbe Guinee Unkoſten, doch war das Vergnügen wohlfeil erkauft. Leben Sie Beide herzlich wohl.

E. Bollmann.

15.

London, den 28. November 1817.

Beide Ihre Briefe, lieber Varnhagen, und den von Ihrer lieben Frau, habe ich richtig erhalten. Wie ſoll ich Ihnen erklären, daß ich den erſten ſo lange nicht beantwortet? Ich bin immer in einem Gedränge von Geſchäften geweſen. — ich ſchrieb mehrmals mehrere Seiten — wurde unterbrochen — nachher paßte das Geſchriebene nicht mehr zu den veränderten Umſtänden — der veränderten Stimmung. So gerieth die Antwort denn in Aufſchub, und Sie wiſſen, wie's in ſolchen Fällen geht.

Ich danke Ihnen recht ſehr für Ihre Bemühungen in Betreff der Papiere. Sie ſind in guten Händen. Wenn Sie wieder eine Gelegenheit haben, wie die mit Bülow, ſenden Sie mir dieſelben zu.

Meine Lage hier iſt noch immer zu ungewiß, ich bin ſelbſt hier zu wenig feſt, um dem von den Karlsruhern Empfohlenen dienen zu können; als junger Mann war er überdies von ſehr beſchränkten Fähigkeiten, und flüchtig. Wie er ſich ausgebildet haben mag, weiß ich nicht.

Mein intimſter Jugendfreund, Doktor Boeckh, wohnt in Lörrach, ohnweit Baſel. Ich möchte gern ſeine Art von Exiſtenz und gegenwärtigen Verhältniſſe kennen. Wenn Sie in die Gegend kommen, beſuchen Sie ihn! Mein Name iſt genug. Wir wechſelten einige Briefe, wie ich in Wien war. Er iſt gebürtig von Karlsruhe.

Ich habe, ſeit ich Ihnen zuletzt ſchrieb, viel Mühe und Arbeit gehabt. — Einen fatalen Aſſocié in meinen Geſchäften hatte ich los zu werden — Vorurtheile wider neue Konſumtionsartikel zu bekämpfen — mit der Excis-Behörde (Excise-Office) mich abzufinden — beunruhigte Konkurrenten zu beſänftigen u. ſ. w. — Alles das habe ich nun ziemlich in's Reine gebracht, und wenn die Maſchine einmal gehörig im Gange iſt, ſo wird ſie wohl von ſelbſt gehen; oder nur wenig unmittelbarer Aufſicht benöthigt ſein. — Ich bilde jetzt einen geſetzten Mann, dem ich dann die Leitung anvertrauen kann, damit meine eigenen Bewegungen frei bleiben, welches ich vorzüglich wünſche.

Ihr letzter Brief, und der recht liebe von der Frau, fanden mich krank im Bette — ein Herbſtfieber, — das dem Mädchen mehr Noth machte, als mir. Ich wußte nicht, ob's nicht anſteckend ſein könnte, und es war doch unmöglich, ſie von mir abzuhalten. — Wie ich beſſer war, ging ich nach Paris — nur auf eine Woche, ein Geſchäft mit A. Baring abzumachen — mich zu erfriſchen. Beſonderes fiel nichts vor. Indeſſen hörte ich die Catalani ſingen, und Schlabrendorf ſprechen. Das verlohnt ſich ſchon der Mühe. Ich habe auch Henriette Mendelsſohn geſehen, A. W. Schlegel, die Herzogin Broglie, und einige Andere.

Die franzöſiſche Sache ſcheint allmählig Geſtalt und Feſtigkeit zu gewinnen, aber die deutſche — giebt es denn eine deutſche Sache? Es gährt doch gewaltig, und wenn ich etwas von moraliſcher Chemie verſtehe, ſo muß es beim Gemiſch ſo mancher heterogener Elemente bald zum Aufbrauſen und Platzen kommen. Dann wird's allerlei dramatiſches Spektakel geben, und das wird Ihnen eben recht ſein.

Herrn von Humboldt habe ich vor ein paar Tagen geſehen, — er iſt recht freundlich, findet die engliſchen Nebel ganz anders wie die deutſchen — ſie ſind pittoresk und impoſant. Uebrigens ſcheint er ſich dem Allgemeinen hinzugeben, und würde auch in der größten Spannung noch das Alberne und Groteske des zweckloſen Gedränges bemerken. — Bülow ſcheint ein wackerer junger Mann zu ſein. Graf Münſter hat zwei Kinder, und nimmt ſich häuslich ſehr würdig aus, auch arbeitet er viel. Seine Frau — mit allen Vortheilen — fühlt ſich doch verpflanzt, und ſehr verpflanzt.

Der Tod der Prinzeſſin Charlotte hat viel ungeheuchelte Thränen fließen gemacht. Meine Töchter konnten, viele Tage durch, die gewohnte Herzensruhe nicht wiederfinden, und dieſe Stimmung war allgemein. Das ſchöne Beiſpiel einer moraliſch reinen und höchſt glücklichen Exiſtenz hatte für die Prinzeſſin und den Prinzen ein ſehr großes, allgemeines, lebhaftes Intereſſe erweckt, dem viele nun zerſtörte Hoffnungen ſich anſchloſſen. Eine ganze Reihe von Ideen und Gefühlen treiben ſich nun im Leeren herum, ohne ſich wo anſchließen zu können. Denn mit der künftigen Succeſſion ſieht's nun weitläufig aus. — Prinz Koburg ſteht ſchön vor der Nation da. Wenn er in der öffentlichen Meinung die Aſſociation mit der geliebten Verſtorbenen nicht unterbricht, und hervorſtechend der edle Mann, von unbeſcholtenen Sitten, unter dem corrumpirten Geſindel bleibt, ſo können, meiner Meinung nach, weitere Ereigniſſe ſeine Tage ſehr bedeutend machen. — Aber da liegt noch ſo viel dazwiſchen, und ſo Wenige bleiben unter veränderten Umſtänden dieſelben! —

Es freut mich recht, daß Ihnen — liebe Freundin — die Engländer in Brüſſel ſo gefielen. Das Sinnige, Vernünftige, Gutbeſorgte, Ueberlegte, Geordnete, der Regel, ſtatt der Willkür und Laune Unterworſene — würde Sie hier in Allem — im Vieh wie im Menſchen, im Lebloſen wie im Belebten anſprechen. Sie würden überall bemerken, daß es hier zu Lande gerichtliche Gerechtigkeit giebt für ein mißhandeltes Pferd, für eine mißhandelte Ziege (man hat juſt zwei ſolche Prozeſſe entſchieden), wie für einen mißhandelten großen Herrn, und ſelbſt den Straßen und Heerſtraßen ſehen Sie's an, daß der Fußgänger im Staat eben ſo viel gilt, als der ſich in Karoſſen Herumtreibende, oder doch etwas, und was Bedeutendes gilt. In dem Allen — in der durchgängigen Herrſchaft der Regel, ſtatt des Anſehens und der Willkür, liegt eben das Freie. Das möchten ſie auch jenſeits der See wohl, aber das geht doch aus dem Geweſenen hervor, und kann auch nur aus dem Geweſenen bleibend hervorgehen. Das ſcheint man nicht begreifen zu können! Deßwegen ſetzt ſich der Deſpotismus ſublimer Konzeptionen, die dann doch auch an Narrheit gränzen, ſo oft an die Stelle des Deſpotismus verjährten Dünkels, und wird in ſeiner Ruhe bald wieder ein Opfer des kräftigern Deſpotismus gemeiner Ränke, und grundſatzloſer Konſequenz. — Alles bleibt am Ende oft beim Alten, weil man anfängt, wo man endigen ſollte. Möchten doch Ihre wackeren Studenten auf drei oder vier Jahre unter den engliſchen Bauern auf Univerſität gehen!

Ich liebe die Engländer in Maſſe, und wer ſie nur im Auslande einzeln ſieht, der kennt ſie nicht. Das Nationalgefühl iſt indeſſen weſentlich zur glücklichen Exiſtenz unter ihnen. Mir Fremden — wiewohl ich's nun kaum bin — iſt für den Lebensgenuß das heitere Frankreich lieber. — Ein Engländer iſt mir immer nur ein Theil eines Ganzen, dem ich nicht angehöre, und der mich nicht braucht, während im Deutſchen und Franzoſen oft ein Ganzes mich anſpricht, dem ich viel ſein kann. — Ueberdies iſt Vieles auf dem feſten Lande ſo gemüthlich und zuſagend, mir wenigſtens, der früheren Aſſociationen wegen! Kurz, — ich ſuche hier frei zu bleiben, und mich ſo einzurichten, daß ich bald — vielleicht nächſten Sommer — meinen Töchtern das Vergnügen einer Reiſe nach Frankreich und Deutſchland machen kann. —

Wenn ich mit einem Frauenzimmer bekannt werden könnte, das etwas Schönheit, etwas Geld und viel Vernunft beſäße, und mich leiden möchte, ſo würde ich mich wieder verheirathen — denn ſo allein zu ſein in der Welt mit zwei jungen Dingern hat viel Unbequemes, und der Gedanke, künftig, ohne ſie, noch mehr allein zu bleiben, iſt wenig erfreulich. — Laſſen Sie mich alſo immer wiſſen, wo Sie ſind, damit wir Sie finden, und Ihnen begegnen können.

Politiſch iſt alles hier ſehr ruhig. Der Wohlſtand hebt ſich. Die Folgen des ſchnellen Ueberganges vom langen Kriege zum allgemeinen Frieden — die Stockungen und partielle Noth, die dadurch veranlaßt wurden, vermindern ſich täglich, wie die Induſtrie in einen regelmäßigen, dem verminderten Zuſtand der Zeiten angemeſſenen Gang zurücktritt. —

Iſt Malthus letzte (dritte) Ausgabe ſeines Werks „On population“ in's Deutſche überſetzt und geleſen worden? Wie ſteht's denn mit Adam Müller? Es ſcheint mir, als ob ihm etwas den Kopf verdreht hätte! — Gentz ſchreibt mir viel Artiges — man brauche in dieſen verkehrten Zeiten ruhige, ſinnige Leute, wie ich u. ſ. w. — das ſagt ſich wohl, doch ſcheint es niemand zu wollen.

Wenn Sie's nicht müde ſind, an mich zu ſchreiben — halten Sie mich unterrichtet mit dem, was in Deutſchland vorgeht, und das ich aus anderen Quellen nicht lernen kann. Ich werde künftig mehr Muße haben zum Antworten. —

Leben Sie recht herzlich wohl, erfreuen Sie mich bald wieder mit einem Brief und laſſen Sie mich wiſſen, daß Sie Beide ſo wohl und glücklich ſind, wie ich's wünſche. Briefe, ganz einfach an mich adreſſirt, werden mir ungeöffnet zukommen. Auch können Sie mir, wenn Sie Gelegenheit haben, durch die engliſche oder hannöverſche Geſandtſchaft ſchreiben, oder auch durch die preußiſche, wenn Sie's vorziehen.

E. Bollmann.

16.

London, den 13. April 1819.

Sie werden daraus, daß ich Ihren und Ihrer Frau Gemahlin Briefe ſo lange nicht beantwortet habe, hoffentlich nicht ſchließen, daß ſie mir gleichgültig waren. Im Gegentheil, ich habe ſie recht mit Freude geleſen, aber zum Schreiben und Antworten kann ich oft nicht kommen. Es liegt mir ſo Vieles auf, das beſorgt ſein will — und dann denke ich immer, ich werde Sie Beide bald ſehen. Aber der gewünſchte Augenblick, wiewohl er ſich immer zu nähern ſcheint, will immer noch nicht kommen.

Ich habe kürzlich über die bedeutende Frage der Zurückkehr zu Münzzahlungen an der Bank ein kleines Werk geſchrieben, worin ich ſage, was Viele denken, aber doch zu ſagen ſich fürchten. — Ich ſchickte einige Exemplare an Treuttel und Würtz in Paris, mit der Bitte, Ihnen eins davon zukommen zu laſſen. Ich hoffe, Sie haben's erhalten.

Die Frage iſt hier, wie alle ähnliche, Partheifrage geworden, und das rein Vernünftige wird hoffnungslos gepredigt, und der Prediger nicht ausposaunt, weil ſich die regen Leidenſchaften ſolcher Lehre am innigſten anſchließen. Die Oppoſition — worunter ich meine beſten Freunde hier habe — ſucht vor allem und in allem, was das Miniſterium in Noth bringen könnte — das Gemeinbeſte iſt nur Nebenſache. Das Miniſterium ſucht vor allem und durch alles ſich zu erhalten, und deßwegen wagt auch Vanſittaert, mit den Uebrigen, nicht die beſte Maßregel auszuſprechen, und zu ſuchen, wenn er denkt, ſie könnte der Menge doch mißfallen, die noch abergläubiſch, und mit engliſcher Zähigkeit, an der Idee des Goldes hängt. — Indeſſen werden meine Verhältniſſe immer intereſſanter, und die Schrift ermangelt nicht, viel Aufmerkſamkeit zu erregen.

Ich ſehe, Sie haben kürzlich Kouriere abgefertigt, — ſagen Sie mir denn doch, ob man dieſe That Sand's als eine individuelle betrachten muß, oder als den erſten Ausbruch einer Dispoſition, die ſich weiter, vielfältiger, und erſchütternder äußern wird. Laſſen Sie mich doch wiſſen, wie Sie das alles anſehen?

Wieſel, wie ich von Gentz höre, iſt von Wien abgegangen. — Ich ſtelle mir vor, er hat bei Ihnen angeſprochen, auf ſeinem Wege hierher, und vielleicht iſt er noch in Ihrer Nähe. In dem Fall ſagen Sie ihm doch, die Idee der Ueberkunft aufzugeben. Er wird Zeit und Mühe und Geld verlieren, denn ſeine Erfindung iſt nichts werth.

Meine Töchter ſind geſund und wohl, und beſchäftigen ſich jetzt mit der Erlernung der deutſchen Sprache. — Wer wird denn hierher kommen an Humboldt's Stelle, und was macht dieſer? —

Es iſt alles hier in England ſo geſpannt, daß einige bedeutende Fehler, von der Adminiſtration begangen, und ſie iſt deren fähig — leicht ſeriöſe Folgen haben könnten. In Amerika iſt es anders. Der junge Staatskörper iſt dort ſo voll von natürlicher Lebenskraft, daß ſelbſt Unordnung und ein bischen wüſtes Leben ihm nichts anhaben können.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau recht herzlich von mir. Dieſen Sommer ſehen wir uns vielleicht. Laſſen Sie mich Ihre wahrſcheinliche Bewegungen kennen, und ſagen Sie mir auch, was für Gedanken Sie denn jetzt am meiſten beſchäftigen. Leben Sie herzlich wohl, und antworten Sie mir prompt, — ich will auch gewiß ein beſſerer Korreſpondent ſein künftig.

E. Bollmann.

VI.

Mit dieſem letzten Briefe hören unſere Nachrichten auf; nur durch die öffentlichen Blätter erfuhren wir nach einiger Zeit, daß Bollmann im Jahre 1821 eine neue Reiſe nach Amerika unternommen, und zwar diesmal nach Weſtindien und den ehemaligen ſpaniſchen Beſitzungen des Feſtlandes, um wichtigen Anleihe- und Waaren-Geſchäften, bei welchen wiederum das Haus Baring betheiligt war, perſönlich vorzuſtehen. Im Laufe dieſer Betreibungen, denen ein unermeßliches Feld eröffnet, und großer Gewinn vorauszuſehen war, ereilte ihn unvermuthet der Tod. Er ſtarb am 10. Dezember 1821 zu Kingſton in Jamaika an einem hitzigen Fieber, das er ſich durch zu große Arbeitſamkeit zugezogen hatte. Seine beiden Töchter, Karoline und Eliſabeth, waren in London geblieben, und ſind ſpäterhin, nachdem ſie das Ableben ihres theuren Vaters tief betrauert, wie wir hören, in glücklichen Verhältniſſen nach Nordamerika zurückgekehrt. Wir aber ſchließen unſeren Abriß mit der Betrachtung, daß, wie es als das ſchönſte Loos des Menſchen erſcheint, wenn ſeinem eingebornen Streben aus allen Verwirrungen der Welt die richtige Bahn ſich immer wieder klar hervorhebt und unabſehbar neue Zielpunkte zeigt, wir es auch in dem Scheiden Bollmann's tröſtlich anerkennen dürfen, daß er, ſeinem Sinne, ſeinen Fähigkeiten und Wünſchen gemäß, bis zuletzt in ſeinem Elemente kräftig fortſchwimmt, und nicht in trauriger Abnahme, ſondern in freudiger Steigerung ſeines Wirkens und Hoffens, bei noch friſchem Wetteifer der Geiſtes- und Lebenskräfte, zum dunkeln Uebergange abgerufen wird, welchen als den verheißungsvollen Eintritt zu höheren Entwickelungen und Thätigkeiten er längſt gewohnt war feſt und muthig anzuſchauen.

1834.

Lafayette. — Bollmann. — Huger.

Durch die „Denkwürdigkeiten Bollmann's“ iſt neuerlich die Aufmerkſamkeit auf den abentheuerlichen Gewaltſtreich gelenkt worden, den dieſer eben genannte Hannoveraner, in Gemeinſchaft mit dem Amerikaner Huger, zur Befreiung des Generals Lafayette aus dem Staatsgefängniſſe zu Olmütz mit eben ſo viel Schlauheit als Unerſchrockenheit unternommen, und für den erſten Augenblick wirklich ausgeführt hatte. In England iſt auf Veranlaſſung jener Denkwürdigkeiten auch der Berichte wieder gedacht worden, die über jenen Vorfall dort aus Huger's Mittheilungen aufbewahrt liegen. Wir haben keine Spur gefunden, daß dieſe Berichte in Deutſchland irgendwo mitgetheilt worden, oder auch nur bekannt wären, und glauben daher unſeren Leſern einen Dienſt zu erzeigen, indem wir dieſelben hier in Ueberſetzung vorlegen, wobei wir nur hin und wieder einiges Unnöthige weggelaſſen und einiges Weitläufige abgekürzt haben.

Huger, bevor er nach Nordamerika — wo er noch jetzt in großem Beſitz und Anſehen lebt — zurückkehrte, beſuchte ſeine in England lebenden Verwandten, und erzählte dieſen ſeine Schickſale. Nach ſeiner Abreiſe brachte einer ſeiner Vettern, ein engliſcher Baronet und bedeutender Staatsbeamter, die mündlichen Erzählungen Huger's in dieſe ſchriftliche Geſtalt zuſammen. Er that dies aus dem Gedächtniß mit beſter Befliſſenheit, in manchen Punkten auch wohl durch briefliche Angaben unterſtützt. Allein wir dürfen doch die Unſicherheit dieſer Art von Abfaſſung nicht überſehen, beſonders wo ſo verwickelte, auf genauen Umſtänden beruhende und leicht mißzuverſtehende Verhältniſſe zur Sprache kommen, und Perſonen, Oertlichkeiten und Einrichtungen zu behandeln ſind, mit denen ſowohl der Erzähler ſelbſt, als auch der Zuhörer und nachherige Abfaſſer ſich als durchaus fremd und unbekannt erweiſen. Nicht bloß in den Thatſachen, ſondern auch in den Anſichten iſt dies auffallend. Was man über Lafayette's Gefangenhaltung denken mochte, iſt eine Sache für ſich, die wir dahin geſtellt ſein laſſen. Daß aber die beiden jungen Männer, welche mit offener Gewalt ihn zu befreien verſucht hatten, ſich noch wunderten, als Staatsverbrecher und mit aller Strenge behandelt zu werden, und weil nicht engliſche und amerikaniſche Formen beobachtet wurden, ſich über Ungerechtigkeit und Härte beklagen zu dürfen glaubten, da ſie doch beiſpielloſe Milde und Nachſicht erfuhren, iſt eine Naivetät, die nur beweiſt, wie fremd ſie nicht nur in Oeſterreich, ſondern überhaupt in der Welt waren!

Zwiſchen der Erzählung, die nach Bollmann, und zwiſchen der, die nach Huger genommen iſt, finden ſich bedeutende Abweichungen. Einige dieſer Verſchiedenheiten laſſen ſich zwar leicht aufklären und auf die Irrthümer zurückführen, die der gewöhnliche Vortrag des Erzählens bei Hörern, die nicht ſchon in manchen weſentlichen Stücken unterrichtet ſind, faſt unvermeidlich hervorbringt. Inſofern wir von Bollmann doch in manchen Punkten den eignen ſchriftlichen Ausdruck haben, von Huger aber nirgends die eignen Worte, ſondern nur die von einem Dritten daraus geſchöpfte Ueberlieferung, ſteht im Allgemeinen auch die Bollmann'ſche Erzählung etwas höher und beſſer, als die Huger'ſche.

So iſt es z. B. in der letzteren ein offenbarer Irrthum, wenn der engliſche Erzähler die erſten geheimen Eröffnungen an Lafayette erſt in der Zeit geſchehen läßt, als Bollmann mit Huger nach Olmütz kam; ſie geſchahen unbezweifelt lange vorher, als Bollmann das erſtemal allein in Olmütz war, ehe er noch Huger kannte, den er dann ſpäterhin in Wien erſt kennen lernte, und für das ſchon eingeleitete Wagſtück als Genoſſen anwarb. Hiermit hängt auch das Krankwerden und Spazirenfahren Lafayette's zuſammen. Nichts iſt natürlicher, als die Verwechſelung, welche bei mündlicher Erzählung, wo bald das Frühere nachgetragen, bald das Spätere vorausgeliefert wird, und manche Unterſcheidungen für den Augenblick völlig unbedeutend werden, zwiſchen ſolchen Umſtänden vorgehen konnte. Aehnliches geſchah ſichtlich aber auch bei Bollmann's Erzählung, denn indem er ſeine eignen Schickſale vortrug, mußten die ſeines Freundes Huger in einigem Hintergrunde bleiben, wobei die Vorausſetzung entſtehen und die Gewißheit ſich feſtſetzen konnte, dieſer ſei glücklich entkommen. In dieſem Punkt iſt die nach Bollmann's Aeußerungen aufgefaßte Darſtellung entſchieden ſowohl irrthümlich, als mangelhaft, und wir bitten die Leſer der „Bollmann'ſchen Denkwürdigkeiten“, die dortigen Angaben durch die hier mitgetheilten zu berichtigen.

Andere Umſtände jedoch, beiden Theilnehmern völlig gemeinſam, beiden perſönlich und in faſt gleichen Maßen angehörig, bleiben in unaufgelöſtem Widerſpruche. Unſere Kritik vermag dieſen nicht auszugleichen, ſofern nicht neue, authentiſche Angaben beigebracht werden. So wird der Hauptauftritt, der eigentliche Anfall und Angriff der Befreier, ganz verſchieden von ihren Nachſchreibern dargeſtellt. Bollmann's und Huger's eigne Berichte, hätten wir dieſe, würden wohl leichter zu vereinbaren ſein; unter dritter und vierter Hand ſind die Abweichungen ſchon zu weit gediehen, wir können ſie nicht mehr herumholen, ohne alles in farbloſe Unbeſtimmtheit zu werfen.

Ein willkommenes Hülfsmittel wäre, wenn wir von Seiten des dritten unmittelbar Betheiligten, von Seiten Lafayette's nämlich, eine Erzählung des ganzen Vorgangs zur Vergleichung bringen könnten. Es iſt eine ſolche Erzählung vorhanden, aber leider auch keine von Lafayette ſelbſt, ſondern ebenfalls nur eine nach ihm von fremder Hand verfaßte. Doch ſelbſt dieſe iſt uns noch nicht zu Geſicht gekommen.

Aus den Aktenſtücken der öſterreichiſchen Behörden, z. B. dem Berichte des Offiziers, deſſen Händen ſich Lafayette gewaltſam entwand, dürfen wir wohl kaum nähere Aufſchlüſſe erwarten. Nicht unmöglich aber wäre es, daß ſich von Bollmann noch irgend Briefe vorfänden, oder auch daß Huger, der Einzige von den Dreien, der noch lebt, ſeine Erinnerungen noch ſelbſt authentiſch zuſammenfaßte. Glauben würden wir ihm unbedingt, ſowie auch hinwieder Bollmann und Lafayette'n, wenn wir ihre ausdrücklichen Ausſagen hätten; denn die Wahrheit würde jeder von ihnen redlich ſagen wollen.

Der Reiz eines Problems und einer den Leſer mitauffordernden Unterſuchung giebt dieſem ganzen Zuſammenhange von Vorfällen und Verhältniſſen ein nur deſto höheres Intereſſe. Und ſo laſſen wir denn, zur Vermehrung der Akten, einſtweilen die aus Huger's Erzählung dem engliſchen Verwandten deſſelben in die Feder gefloſſene Berichterſtattung hier folgen.

Berlin, im April 1837.

Lafayette's Befreiung aus Olmütz.

(Nach Huger's mündlichen Nachrichten. Aus dem Engliſchen.)

Unter den vielen außerordentlichen Karakteren, welche die bedeutende Zeit, worin wir leben, der Welt vorgeführt hat, dürfen wir Lafayette mit ſeinen wandelbaren Schickſalen gewiß obenan ſtellen. — Zu einer Zeit ſehen wir ihn ſich den Verführungen des üppigſten Hoflebens entziehen, den Elementen trotzend, eitlen Ruhm zu gewinnen ſtreben, fechtend für die Sache der Freiheit unter Waſhington's Fahnen. Zu einer anderen finden wir ihn den Samen der Verwirrung in ſeinem Vaterlande ausſtreuend, angebetet von einer enthuſiaſtiſchen Menge, und von ſeinen emanzipirten Mitbürgern zu den höchſten Ehrenſtellen erhoben. Dann wieder verbannt und verfolgt von denſelben Verbündeten, die ſeiner Hülfe nicht länger bedürfen; ein Flüchtling in fremden Ländern, gezwungen eine Zuflucht bei ſeinen Feinden zu ſuchen, und endlich als Verräther feſtgenommen, und dem deutſchen Kaiſer ausgeliefert, der ihn in feſten Gewahrſam nach Olmütz bringen läßt. Das große Intereſſe, welches ſein Mißgeſchick erregte, zeigte ſich bald in den mannigfachen Verwendungen, welche von allen

Seiten für ihn in Anregung gebracht wurden. Der Kaiſer blieb unerbittlich, und Lafayette ſchmachtete zwei lange Jahre in ſeinem Gefängniß, bis ein Fremder, ein Ausländer, aus reiner Menſchenliebe und nur von dem Wunſche beſeelt, einem Manne nützlich zu ſein, der ſo viel für die Sache der Freiheit gethan hatte, für ihn auftrat.

Bollmann, ein Hannoveraner von Geburt, jung, thätig und klug, begab ſich allein und zu Fuß nach Olmütz, um ſich ſelbſt zu überzeugen, welche Mittel am Beſten anzuwenden wären, um Lafayette's Flucht zu bewirken. Er ſah bald ein, daß ohne irgend einen zuverläſſigen Beiſtand die Schwierigkeiten, die ſich ihm darboten, unüberſteiglich ſein würden. Der Zufall ließ ihn demjenigen begegnen, der von Natur und durch Erziehung ganz für die Unternehmung geſchaffen ſchien. Nach Wien zurückgekehrt, fand er Eingang in eine Geſellſchaft, welche ganz aus jungen Amerikanern beſtand, alle leidenſchaftliche Anhänger Lafayette's; und hier wählte er einen aus, und mit gehöriger Vorſicht theilte er ihm ſein Geheimniß mit. Francis Huger war der Sohn des Oberſten Huger aus Charlestown, der ſein Leben im Dienſte ſeines Vaterlandes verloren hatte, als die engliſchen Truppen unter dem General Provoſt die Stadt belagerten. Ein Jahr vor ſeinem Tode hatte er ſich nicht weit von Charlestown mit ſeiner Familie auf einer kleinen Inſel niedergelaſſen, um dort Seebäder zu gebrauchen. Eines Abends, wo ein heftiger Sturm wüthete, wurde gegen Mitternacht heftig an die Thür des kleinen Landhauſes geklopft, und Oberſt Huger ſtand auf, um zu öffnen. Zwei Herren traten ein, und theilten dem Oberſten in einem fremden Accent mit, daß ihr Schiff vom Sturme an die Küſte verſchlagen worden, und daß die Schiffsmannſchaft die Inſel durchſtreiſe, um Hülfe zu ſuchen. Sie wurden gaſtfreundlichſt empfangen und mit allem Nöthigen verſehen, und als beim traulichen Geſpräch die Fremden mit den politiſchen Meinungen ihres Wirthes bekannt wurden, verhehlten auch ſie nicht länger ihre Namen und den Zweck ihrer Reiſe. Der eine war der Marquis Lafayette, damals ungefähr achtzehn Jahre alt, und der andere ein ältlicher Herr, ein Ritter des Ludwigsordens, war, ein zweiter Mentor, dem jungen

Telemach gefolgt. Sie betrachteten, ſagten ſie, nur mit Abſcheu die Tyrannei, welche Nordamerika vom Mutterlande zu erdulden habe, und beſeelt vom Geiſte der Freiheit, wollten ſie für die Sache des Kongreſſes fechten, und entweder an dem Glücke der Emanzipation theilnehmen, oder ſich unter ihren Trümmern begraben laſſen.

Oberſt Huger verließ die Inſel mit ſeinen Gäſten, und begab ſich mit ihnen in's Hauptquartier, wo er ſie dem General Waſhington vorſtellte, der jedem von ihnen ein Kommando bei der Kontinentalarmee anvertraute. Francis Huger war nur vier Jahre alt, als ſich dieſes zutrug, aber der Vorfall hatte ſich ſeinem Gedächtniß tief eingeprägt, und obgleich er Lafayette ſeit dieſer Zeit niemals wiedergeſehen hatte, ſo bewahrte er doch die größte Anhänglichkeit an ſeine Perſon, und die höchſte Bewunderung für ſeine Thaten. Mit Enthuſiasmus faßte er daher Bollmann's Plan auf, ſeinen Lieblingshelden zu befreien. Sie nahmen gehörige Abrede, und gingen an's Werk.

Huger ſchützte ſchlechte Geſundheit vor, und Bollmann gab ſich für einen jungen Arzt aus, der ihn deßhalb auf Reiſen begleitete. Sie kauften drei der beſten Pferde, welche ſie finden konnten, und von einem Bedienten begleitet, machten ſie ſich zu einem Ausflug auf den Weg. Nachdem ſie einige Wochen umhergeſtreift waren, und ſich gefliſſentlich an manchen Orten aufgehalten, um ſich ganz den Anſchein von Reiſenden zu geben, deren einziger Beweggrund die Neugierde iſt, erreichten ſie endlich Olmütz. Nachdem ſie alles nur Sehenswerthe in der Stadt beſucht, gingen ſie nach dem Schloſſe, um die Befeſtigungen zu beſichtigen, machten Bekanntſchaft mit dem Gefangenwärter, und nachdem ſie die Erlaubniß erhalten hatten, den nächſten Tag das Innere des Schloſſes beſuchen zu dürfen, gingen ſie in ihre Wohnung zurück. Sie wiederholten ihre Beſuche daſelbſt häufig, und gewannen nach und nach das Vertrauen des Gefangenwärters. Eines Tages fragten ſie ihn wie von ungefähr, welche Gefangenen er denn eigentlich zu beaufſichtigen habe. Er nannte Lafayette. Ohne irgend Verwunderung zu bezeigen, äußerten ſie den Wunſch, zu wiſſen, wie er ſeine Zeit zubrächte, und welche

Vergünſtigungen er genöſſe. Man ſagt ihnen, daß er ſtreng bewacht würde, ihm jedoch erlaubt ſei, ſich Bewegung außerhalb der Wälle zu machen, in gehöriger Begleitung, und daß ihm außerdem Bücher, Federn, Tinte und Papier geſtattet wären. — Sie fragten weiter, ob, da ſie verſchiedene neue Bücher bei ſich hätten, die ihn wohl unterhalten könnten, man ihnen erlauben wollte, ſie ihm anzubieten. Der Gefangenwärter meinte, dagegen würde niemand etwas einzuwenden haben; freilich aber müßten ihm die Bücher offen eingehändigt werden, damit er ſich überzeugen könnte, daß ihr Inhalt kein verfänglicher ſei. In dieſe Bedingung willigten ſie, und am ſelbigen Abend ſchickten ſie ein Buch und ein Billet, an Lafayette adreſſirt, und in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; und obſchon es ſich ſpäterhin ergab, daß der Gefangenwärter dieſe Sprache gar nicht verſtand, ſchöpfte er doch nicht den geringſten Verdacht, weil alles ſo offen betrieben wurde.

Das Billet enthielt Entſchuldigungen, daß ſie ſich die Freiheit nähmen, zu ſeiner Unterhaltung beizutragen; ſie hofften, er würde das beifolgende Buch mit einiger Aufmerkſamkeit leſen, und wenn einige Stellen darin ihm vielleicht auffielen, ſo bäten ſie ihn, ihnen ſeine Meinung darüber mitzutheilen. — Er empfing das Billet, und da er fand, daß es nicht die gewöhnlichen Höflichkeitsphraſen enthielt, ſo fing er an zu argwöhnen, daß mehr damit gemeint ſei, und las nun das Buch mit der größten Aufmerkſamkeit durch; bald entdeckte er auch, daß auf manchen Blättern ein Wort mit Bleiſtift geſchrieben ſtand, und als er dieſe Worte ſorgfältig an einander reihte, erſah er daraus die Namen, Verhältniſſe und Pläne der Fremden, und die Bitte, ſie mit ſeinen Geſinnungen bekannt zu machen, ehe ſie weiter etwas unternähmen. — Er ſchickte ihnen das Buch zurück, von einem offenen Billet begleitet, worin er ihnen dankte, und hinzufügte, daß der Inhalt des Buchs ihm ſehr gefallen habe. Somit war die Verbindung angeknüpft, und es verging nun ſelten ein Tag, wo nicht offene Billette gewechſelt worden wären; einige davon zeigte der Gefangenwärter ſolchen Perſonen, welche franzöſiſch verſtanden; da jene aber nichts enthielten, was irgend Verdacht erregen konnte, ſo wurde dieſer ſcheinbar unſchuldige Briefwechſel geſtattet. — Als ihr Plan endlich reif war, ſo wurden die näheren Umſtände mit Citronenſaft auf ein Blatt Papier geſchrieben, und auf der anderen Seite ein Billet, welches Erkundigungen nach Lafayette's Geſundheit enthielt, und mit den Worten ſchloß: Quand vous aurez lu ce billet, mettez le *au* feu. Indem er das Blatt an das Feuer hielt, wurde er von allen Einrichtungen, welche ſie getroffen, unterrichtet.

Der folgende Tag war zur Ausführung beſtimmt. Olmütz iſt dreißig Meilen von der ſchleſiſchen Gränze entfernt, und liegt in einer Ebene, welche ſich von allen Seiten drei engliſche Meilen weit erſtreckt. Dieſe Ebene iſt von Hügeln begränzt, welche mit Büſchen und Felſentrümmern bedeckt ſind, ſo daß jemand, der auf den Wällen ſteht, genau alles ſehen kann, was in der Ebene vorgeht. Schildwachen waren aufgeſtellt, um gleich Lärm zu ſchlagen, wenn ein Gefangener den Verſuch zu entfliehen wagen ſollte, und jederman war angewieſen, zu deſſen Wiederergreifung hülfreiche Hand zu leiſten. Das Gelingen eines ſolchen Verſuchs ſchien deßhalb kaum möglich. Bekannt mit dieſen Schwierigkeiten, ließen ſich Bollmann und Huger nicht davon abſchrecken, ſondern nur zu größerer Vorſicht veranlaſſen. Unter dem Vorwande, daß ſeiner Geſundheit freie Luft und Bewegung nothwendig ſeien, hatte Lafayette die Erlaubniß erhalten, jeden Tag in der Ebene in einem offnen Kabriolet ausfahren zu dürfen, von einem Offizier begleitet und bewacht durch einen bewaffneten Soldaten, der hintenauf ſtand. Während dieſer Ausflüge hatte er das Vertrauen des Offiziers ſo weit zu gewinnen gewußt, daß, wenn der Wagen in einiger Entfernung von den Wällen war, ſie auszuſteigen pflegten, und mit einander zu Fuße gingen.

Der auf die Umſtände gegründete Plan war folgender: Bollmann und Huger ſollten zuſammen aus der Stadt reiten, und der letztere ein drittes Pferd bei ſich haben; da keiner von ihnen Lafayette kannte, ſo war ein Zeichen zwiſchen ihnen verabredet worden. Lafayette ſollte ſich bemühen, eine ſo große Entfernung von der Stadt, als nur möglich, zu erreichen, und, wie gewöhnlich, dann ausſteigen, und den

Offizier ſo weit fortzuziehen ſuchen, als es nur irgend thunlich, ohne ihn aufmerkſam zu machen. Die beiden Freunde ſollten dann näher kommen, und wenn es nöthig wäre, den Offizier überwältigen, Lafayette'n behülflich ſein, das dritte Pferd zu beſteigen, und dann mit verhängtem Zügel bis Banntropp, fünfzehn engliſche Meilen entfernt, reiten, wo ein Wagen mit Pferden ſie erwarten und ſie bis Troppau bringen ſollte, der nächſten Stadt im preußiſchen Gebiet, ungefähr zwanzig Meilen von Olmütz, wo ſie vor jeder Verfolgung geſichert wären.

Am Morgen ſchickte Huger ſeinen treuen Bedienten nach dem Schloſſe, um genau die Zeit zu erfahren, wann Lafayette ausfahren würde. Nach läſtigem Zögern kehrte er zurück, um ſie zu benachrichtigen, daß der Wagen ſo eben die Thore paſſirt hätte. Mit klopfendem Herzen machten ſie ſich auf; als ſie die Ebene erreicht hatten, konnten ſie keinen Wagen ſehen, ſie ritten langſam weiter bis faſt zum Gehölz, kein Wagen war zu erblicken. Beunruhigt und fürchtend, daß irgend ein unvorhergeſehener Umſtand ſie verrathen haben könnte, waren ſie einen Augenblick unentſchloſſen, doch da ihnen einfiel, daß ihre Bewegungen geſehen werden könnten, lenkten ſie ihre Schritte wieder heimwärts, und waren nur noch wenig von der Stadt entfernt, als ſich ihnen das langerſehnte Kabriolet zeigte, zwei Perſonen darin, und der Musketier hintenauf. Beim Vorüberreiten gaben ſie das verabredete Zeichen, welches erwiedert wurde, und der Wagen fuhr weiter. Sie ſetzten ihren Weg zur Stadt fort, kehrten dann um, folgten langſam dem Wagen. Sie zögerten, um Lafayette Zeit zu laſſen, ſeinen Antheil am Plane auszuführen. Sie ſahen die beiden Herren ausſteigen und Arm in Arm fortgehen, ſie näherten ſich ihnen behutſam, und da ſie bemerkten, daß Lafayette und der Offizier in eifrigem Geſpräch über des Letzteren Degen waren, welchen Lafayette grade in der Hand hielt, ſo glaubten ſie dieſen Augenblick den günſtigſten, und gaben ihren Pferden die Sporen. Der Lärm ihrer Annäherung erſchreckte den Offizier, und als er ſich umwendend zwei Reiter in vollem Galopp auf ſich losſprengen ſah, eilte er dem Kabriolet zu, indem er Lafayette'n mit ſich fortzog. Da dieſer ſich widerſetzte, ſuchte er ſeinen Degen ihm wieder zu entreißen, und es begann ein Ringen darum. Jetzt war Huger zur Hand: „Nehmt das Pferd!„ rief er, „Ihr ſeid frei, und das Glück möge uns günſtig ſein!“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als ein Sonnenſtrahl auf die blanke Klinge des Degens fiel, und der Glanz davon das Pferd ſo ſcheu machte, daß es ſeinen Zügel zerriß, und eiligſt über die Ebene ſprengte. Bollmann ritt ihm nach, um es zu fangen. Unterdeſſen mußte Lafayette, auf Huger's Andringen, deſſen Pferd beſteigen, und ſollte ſchleunigſt den Ort des verabredeten Zuſammentreffens gewinnen. „Keine Zeit verloren!“ rief er ihm zu, „es iſt ſchon allerwegen Lärm, die Bauern auf dem Felde laufen zuſammen, rettet Euch!“ Lafayette beſtieg das Pferd, ſprengte davon, und war bald aus dem Geſicht. Huger blieb zu Fuß zurück. Bollmann hatte inzwiſchen umſonſt das ſcheue Pferd verfolgt, und als er ſah, daß es grade auf die Stadt losſprengte, kehrte er um, erreichte Huger, und dieſen mit auf ſein Pferd nehmend, jagten ſie in größter Eile davon. Sie waren noch nicht weit gekommen, als das Pferd, der doppelten Bürde nicht gewachſen, ſtolperte und fiel, und Bollmann war von dem Falle ſo zerſchlagen, daß er nur mit Mühe vom Boden wieder aufſtehen konnte. Huger half ſeinem Freunde wieder auf's Pferd, und bat ihn, Lafayette'n zu folgen, und dieſem beizuſtehen, während er — Huger — leicht zu Fuß davonkommen könnte, da er ein geübter Läufer und die waldige Gegend ganz nahe ſei. Bollmann gab nach vielem Widerſtreben nach.

Der Soldat, welcher bei dem Kabriolet zurückgeblieben war, hatte, ſobald er die beiden Reiter anſprengen geſehen, ſtatt ſeinem Offizier zu Hülfe zu kommen, ſchleunigſt die Flucht zur Stadt genommen. Doch lange vor ſeiner Ankunft war ſchon Lärm geſchlagen, denn der ganze Hergang war von den Wällen geſehen worden. Die Kanonen wurden gelöſt, und das Land aufgeboten. Bollmann entkam ſeinen Verfolgern leicht, da er vorgab, ſelbſt zu ihnen zu gehören. Huger war nicht ſo glücklich, er war von einem Trupp Leute erkannt, die ihn nicht aus den Augen ließen; da ſie aber, wie er, nur zu Fuß waren, ſo würde es ihm doch vielleicht geglückt ſein, einen Schlupfwinkel zu erreichen, hätten ſich ſeinen Verfolgern nicht noch andere beigeſellt, die, noch nicht ſo ermüdet, ſchneller ihm nachjagen konnten. Im Augenblick, als er einen verſteckten Ort zu erreichen ſtrebte, um nur eine kurze Weile ſich auszuruhen, ſank er ganz erſchöpft und athemlos zu Boden. Ein Bauer kam auf ihn zu; Huger bot ihm ſeine Börſe, wenn er ihn nicht verrathen wollte, der Bauer griff mit der einen Hand nach der Börſe, während er, ihn mit der anderen feſthaltend, ſeinen Gefährten zurief, ihm zu Hülfe zu kommen. Jeder Widerſtand war nutzlos, Huger wurde im Triumph nach Olmütz zurückgeführt, innerlich ganz getröſtet durch den Gedanken, daß er das Werkzeug geweſen, einen Mann aus dem Elende zu befreien, den er als den größten Karakter auf Erden ſchätzte. Er wurde als Staatsgefangener in den Schloßkerker eingeſchloſſen.

Unterdeſſen ſchlug Lafayette den ihm vorgeſchriebenen Weg ein, und kam ohne Hinderniß bis zu einer kleinen Stadt, ungefähr zehn engliſche Meilen von Olmütz entfernt; hier trennten ſich die Wege, der nach Troppau lag rechts. Unglücklicherweiſe wählte er den anderen. Bald argwöhnte er, den falſchen eingeſchlagen zu haben, und fragte einen Mann, der ihm begegnete, ob dies der Weg nach Bantropp wäre? Der Mann ſah ihn neugierig an, und ſagte ihm endlich, er hätte den rechten Weg verfehlt, und ihm einen anderen zeigend, fügte er hinzu, der werde ihn bald wieder zurecht bringen. Dieſer Mann, dem Lafayette's ganzes Weſen, ſein mit Schaum bedecktes Pferd, ſein fremdartiges Sprechen auffielen, argwöhnte bald, es könnte ein entwichener Staatsgefangener ſein, und zeigte ihm daher einen Weg, welcher wieder zurück in die kleine Stadt führte, eilte ſelbſt dahin und theilte der Magiſtratsperſon daſelbſt ſeine Vermuthung mit, ſo daß Lafayette, während er ſich auf dem rechten Weg wieder wähnte, ſich plötzlich von Bewaffneten umringt ſah, die ihn vor den Richter brachten. Er blieb jedoch ſo kaltblütig und unerſchrocken, daß er bei dem Verhör, welches er jetzt zu beſtehen hatte, die beſonnenſten, wahrſcheinlichſten Antworten gab. Er ſagte aus, er ſei ein Zollbeamter aus Troppau, der zum

Beſuch bei Freunden in Olmütz geweſen, und daß er, weil ihn Unwohlſein länger als er gewollt dort feſtgehalten, nun nach Hauſe eilen müßte; er bat daher dringend, ihn nicht aufzuhalten, denn wenn ſein längeres Ausbleiben in Troppau bemerkt würde, ſo könnte er leicht deßhalb um ſeinen Dienſt kommen. Der Richter war ſo ſehr durch dieſen Bericht von ihm eingenommen, daß er ſich für völlig zufrieden geſtellt erklärte, und eben im Begriff ſtand, ihn zu entlaſſen, als die Thür eines inneren Zimmers ſich öffnete, und ein junger Mann eintrat, der dem Richter Papiere zum Unterzeichnen brachte; während dieſer ſich dazu anſchickte, faßte der junge Mann Lafayette'n in's Auge, und flüſterte dem Richter in's Ohr: „Wer ſagt Ihr, ſoll es ſein? Das iſt der General Lafayette, ich war gegenwärtig, als die Preußen ihn den Oeſterreichern übergaben; er iſt es, ich bin meiner Sache ganz gewiß.“ — Lafayette beſchwor den Richter, ihn zu hören, der Richter entgegnete, Worte wären hier nutzlos, er müſſe ſich gefallen laſſen, ſogleich wieder nach Olmütz abgeführt zu werden. Entmuthigt und hülflos unterwarf er ſich ſeinem harten Schickſal, und ward auf der Stelle nach Olmütz zurückgebracht.

Bollmann, dem es geglückt war, jeder Verfolgung zu entkommen, gelangte ohne Aufſchub nach dem Orte, wo der Wagen auf ſie warten ſollte; da er dieſen hier noch fand, und noch keine Spur von Lafayette, ſo fing er an, unruhig zu werden, und Böſes zu ahnden. Er ſchickte den Wagen wieder fort, und ritt nun auf Umwegen weiter, immer noch hoffend, ſeine Freunde könnten auf einem anderen Wege entkommen ſein; aber nirgends konnte er Auskunft bekommen, bis endlich am dritten Tage das Gerücht, Lafayette hätte entfliehen wollen, und ſei wieder eingeholt, auch ihn erreichte, und all ſeinen Hoffnungen auf einmal ein Ende machte. Angſtvoll beeifert, die Wahrheit zu erfahren, ging er nach Olmütz zurück. Hier hörte er bald das traurige Ereigniß, und auch, daß ſein Freund Huger gefangen ſei. In Verzweiflung, von deſſen Unglück die erſte Urſache geweſen zu ſein, und feſt entſchloſſen, alles mit ihm zu theilen, übergab er ſich freiwillig, und wurde als Gefangener auf das Schloß geführt.

Wir müſſen den Leſer bitten, von nun an ſeine Aufmerkſamkeit hauptſächlich auf Huger zu beſchränken, von deſſen Leiden der Schreiber dieſes beſſer unterrichtet iſt, als von denen Bollmann's, da Huger ihm alles ſelbſt mitgetheilt hat. Tags darauf als er feſtgeſetzt worden, meldete ihm der Gefangenwärter, er möge ſich auf ein Verhör vor der erſten Magiſtratsperſon des Ortes vorbereiten. Er war angeſchuldigt, an einer Verſchwörung gegen die öſterreichiſche Regierung Theil genommen zu haben. Das Verhör wurde durch einen Dollmetſcher vermittelt, einen jungen Mann von wohlwollendem Aeußeren, der Mitleid mit Huger's Lage zu fühlen ſchien, und der, wenn Huger ſolche Antworten gab, die dem Anſchein nach ſeine Lage verſchlimmern konnten, ſie ihn immer wiederholen ließ und ihren Sinn zu mildern verſuchte, ſowie auch ihm immer verſicherte, er hätte wohl dieſes oder das ausdrücken wollen, und ihn bat, ſich doch noch zu beſinnen. Huger erkannte bald die gute Abſicht, und entſchloß ſich, ganz der beſſeren Einſicht des jungen Mannes zu vertrauen.

Nach dieſem und vielen darauf folgenden Verhören erklärte ihm der Richter, er hätte keine Gnade zu erwarten, und möchte auf das Aergſte gefaßt ſein. Dieſe Ermahnung, die ihm ſo oft wiederholt wurde, fing an, einigen Eindruck auf ihn zu machen, und, ſich erinnernd, daß er in der Gewalt eines abſoluten Herrſchers ſei, konnte er ſich der ſchlimmſten Erwartungen nicht erwehren. Der Ort, worin er in Gewahrſam gebracht, war ein dumpfer Kerker, ohne Licht, die gröbſte Koſt ſeine Nahrung, Nachts wurde er angekettet, ſeine eigenen Kleider waren ihm genommen, und er mit ſolchen bekleidet worden, die ſchon mancher unglückliche Gefangene vor ihm getragen hatte. So verbrachte er die erſten drei Monate ſeiner Gefangenſchaft. Nach dieſer Zeit wurde er in ein beſſeres Gefängniß gebracht, das von einem Nebengemach ein ſpärliches Licht empfing, beſſere Kleider und geſundere Koſt wurden ihm gegeben, und ſeine Lage verbeſſerte ſich auf alle Weiſe. Eines Tages überraſchte ihn der Beſuch ſeines jungen Freundes, des Dollmetſchers Herrn W. Seine

Freude, endlich ein gütiges menſchliches Antlitz zu ſehen, war unbeſchreiblich. Jener unterrichtete Huger'n, daß der öſterreichiſche Hof geglaubt habe, die Beſatzung von Olmütz ſei in die Verſchwörung verwickelt geweſen; da man aber bis jetzt hiervon nicht das geringſte Anzeichen habe, ſo ſei man geſonnen, Bollmann und Huger den Prozeß zu machen, und man habe deßhalb nach Wien geſchrieben, damit einige Rechtsgelehrte von dort die hieſigen Richter bei dieſem Prozeß unterſtützen möchten. Zum erſtenmal erfuhr jetzt Huger das gänzliche Mißlingen ihres Plans, und daß Bollmann mit ihm unter demſelben Dache ſei. Bald entdeckte er ſogar, daß deſſen Gefängniß grade über dem ſeinigen liege. Von nun an wurde er viel milder behandelt, und der Gefangenwärter, der bis jetzt das tiefſte Stillſchweigen beobachtet hatte, ließ jetzt in ſeiner Strenge ſehr nach, kam oft ihn zu beſuchen, und obſchon es ein Mann war, der nicht viel Worte machte, ſo unterbrach ſeine Gegenwart doch die Todtenſtille, und Huger war glücklich, wenn er ihn eintreten ſah.

Er machte nun vielfache Verſuche, irgend eine Verbindung mit Bollmann ſich zu erſinnen, und endlich gelang es ihm. Er bemerkte, daß daſſelbe Fenſter, welches ein erborgtes Licht in ſeine Zelle warf, zugleich auch Bollmann's Gefängniß erleuchtete. Er bröckelte ein Stück Kalk von der Wand ab, und kritzelte damit auf ein ſchwarzſeidenes Tuch, welches er um den Hals trug, einige Worte; dieſes band er an einen Stock feſt, kletterte nun die Wand hinan, und hob den Stock ſo hoch als möglich an dem gemeinſchaftlichen Fenſter empor, bis es Bollmann's Aufmerkſamkeit erregt hatte, welcher, nach vielen Anſtrengungen, ſich deſſen bemächtigte, und bald eine Antwort, durch daſſelbe Hülfsmittel, ihm zuſtellte. Entzückt, dieſe Verbindung gefunden zu haben, verging nun kein Tag ohne irgend eine Mittheilung. Dem jungen W. verdankten ſie überdies noch manche Erleichterung ihrer Lage, denn durch einige Geſchenke wußte er die Frau des Gefangenwärters für ſie zu ſtimmen, die ihnen heimlich Bücher, Eſſen, Wein und wärmere Kleider verſchaffte, und endlich auch ein Zuſammenkommen der beiden Freunde bewerkſtelligte; das erſte war nur kurz; nach und nach jedoch wurde ihnen vergönnt, jeden Tag einige Stunden mit einander zuzubringen. Die folgenden Zeilen ſind der Auszug eines Briefes, den Huger damals an einen nahen Verwandten ſchrieb, und den wir, da er eine genaue Schilderung ſeiner Gefühle giebt, den Leſern nicht vorenthalten wollen.

„Es iſt mir ebenſo unbekannt, wie dieſe Sache mag dargeſtellt worden ſein, als wie man überhaupt in jetzigen Zeiten über einen Verſuch, Lafayette zu befreien, denken mag. Die Motive jedoch, welche mich veranlaßt haben, dazu mitzuwirken, dürfen nicht von denen beurtheilt werden, welches jedes Unternehmen nur von dem Erfolge oder dem Mißlingen deſſelben abhängig machen. Glauben Sie mir, es war weder leichtſinnig unternommen, noch unbedachtſam ausgeführt, ſondern es mißlang durch Zufälligkeiten, welche keine Vorſicht hätte abwenden können .... Zu der Kränkung des Mißlingens geſellte ſich noch das Elend eines Gefängniſſes, welches jeden Begriff, den man in England davon hat, überſteigt. In einem engen Raume, gerade groß genug für ein Strohlager, acht Kreuzer zu meinem Unterhalte, Nachts am Fußboden angekettet, ohne Bücher und ohne Licht, ſo verbrachte ich die erſten drei Monate meiner Gefangenſchaft. Nach dieſer Zeit wurde meine Lage nach und nach beſſer; aber es war mir weder erlaubt, meinen Freunden zu ſchreiben, noch von meinen Ketten befreit zu werden, oder irgend den kleinſten Zuſammenhang mit der Welt zu haben, bis vierzehn Tage vor meiner Befreiung. In ſolcher Lage kann nur die Ueberzeugung, nichts Entehrendes gethan zu haben, uns diejenige innere Befriedigung gewähren, und uns mit dem erforderlichen Muthe ausrüſten, welche nöthig ſind, einen ſo raſchen und entſetzlichen Wechſel des Glückes zu ertragen; aber es hat mir auch auf der anderen Seite die Gewißheit verſchafft, daß, wenn man ein ruhiges Gewiſſen hat, man in keiner Lage der Welt ganz unglücklich ſein kann. Die tägliche Gewohnheit verſöhnt uns bald mit dem Anblick manches im Anfang widerlichen Gegenſtandes; die Hoffnung verläßt uns nie gänzlich, und die Seele findet durch ſie immer Beſchäftigung. Mein Freund und Gefährte Bollmann war in demſelben Hauſe, und unſer Bemühen, eine Verbindung zwiſchen uns möglich zu machen, gab uns angeſtrengte Arbeit. Durch die Schwierigkeit, zu unſeren Wünſchen zu gelangen, wuchs nur unſer Eifer, und das kleinſte Gelingen belohnte uns reichlich für tagelanges Verſuchen und Mühen. — Eines Tages fand ich auch die Mittel, meine Ketten loszumachen, und ein unbeſchreibliches Entzücken durchſtrömte mich. Der Sklave, dem ſein Herr die Freiheit ſchenkt, kann nichts Aehnliches empfinden, denn ihn drückt das Gefühl der empfangenen Wohlthat; aber ein Menſch, der früher frei war, und dann ſeine Ketten zerreißt, hat die doppelte Genugthuung, Einmal ſeinen Feind zu bewältigen, und dann ſeine Befreiung nur ſich ſelbſt zu verdanken. Meine Freiheit war zwar nur in der Einbildung, denn ich war immer noch mit Mauern und Wachen umgeben; ich ließ mir von der Wirklichkeit meine Freuden aber nicht trüben, und ich glaube, ich war glücklicher in jenem Augenblicke, als viele Andere während ihres ganzen Lebens, und ſo iſt meine lange Gefangenſchaft denn nicht ganz troſtlos oder ganz freudenleer geweſen.“

Endlich nach ſieben Monaten wurden ſie unterrichtet, daß, die Kronfiskale angekommen, und bei der Unterſuchung wurde nur die einzige Thatſache gegen ſie angeführt, daß ſie einen Verſuch gemacht hätten, einen Staatsgefangenen zu befreien.

Nachdem dieſes Faktum einmal feſtgeſtellt und erwieſen, wurden ſie nach ihrem Gefängniß zurückgebracht, um daſelbſt ihr Urtheil zu erwarten, welches der oberſte Richter fällen ſollte. Jede Erleichterung wurde ihnen fortan gewährt. — Einige Tage vergingen, ehe ſie ihren jungen Freund W. ſahen, und als er kam, waren ſie nicht wenig verwundert, von ihm zu hören, daß ihnen die Strafe lebenslänglichen Gefängniſſes würde zuerkannt werden. Er tröſtete ſie jedoch, indem er ihnen den Wink gab, daß dieſes ſtrenge Urtheil, wenn ſie nur auf irgend eine Art Geld herbeiſchaffen könnten, wohl gemildert werden dürfte, da der Richter die ausgedehnteſte Vollmacht erhalten habe, und es ihm ſogar freiſtände, ihnen alle Beſtrafung gänzlich zu erlaſſen.

Vor allem bedurften die Gefangenen jetzt der Geldhülfe. Bollmann beſaß kein Vermögen, und da Huger keinen Kredit in Oeſterreich hatte, ſo hätte es einer langen Zeit bedurft, ehe er ſich einen Wechſel von London verſchaffen könnte. Ihr Schutzengel B. verſprach ihnen auch hierin alles Mögliche für ſie zu thun. In der Nähe von Olmütz wohnte ein ruſſiſcher Edelmann von den feinſten Sitten und dem wohlwollendſten Herzen; B. war innig vertraut mit ihm, und hatte ſchon früher deſſen lebhaften Antheil für die Gefangenen erweckt, durch ſeine Hülfe dieſen manche Erleichterung verſchafft. Auch jetzt erbot ſich der edelmüthige Mann, ihnen jede nöthige Summe vorzuſchießen, und ihnen Reiſegeld bis Hamburg zu geben.

Da nun hiermit die größte Schwierigkeit überwunden war, ſo war es nun an der Zeit, die Geſinnungen des Richters zu ſondiren. Dies konnte B. leicht thun, da er als Dollmetſcher in beſtändigem Verkehr mit ihm war. Er merkte bald, daß der Richter es nicht übelnahm, wenn er zu ihren Gunſten ſprach und als er geſchickt einfließen ließ, daß, die Freiſprechung eine große Belohnung zur Folge haben würde, ſah er an der geſteigerten Aufmerkſamkeit, daß er weiter gehen könne. Hierauf kam es zu offenen Erklärungen. Der Richter machte zuerſt eine ungeheure Forderung, die jedoch B. durch begründete Vorſtellungen bald herabſtimmte; das höchſte, was die Gefangenen geben konnten, war 50 Goldſtücke, der Richter beſtand auf 100. Doch B. gab ihm zu bedenken, daß er durch Zögern ſeinen Vortheil ganz einbüßen könne, indem in Wien überall die wärmſte Theilnahme für die Gefangenen thätig ſei, daß für ſie der engliſche und der amerikaniſche Geſandte ihren ganzen Einfluß aufböten. Nach längeren Verhandlungen gab der Richter endlich dem Anerbieten Gehör, und verſprach ſeine Vollmacht ganz zu Gunſten der beiden Gefangenen anzuwenden. Die gedrohte Gefängnißſtrafe wurde erſt auf vierzehn Jahre verringert, dann auf ſieben, dann auf Ein Jahr, dann auf einen Monat, und zuletzt auf eine Woche, nach deren Verlauf man ſie aus dem Gefängniß entließ. Sie begaben ſich ſogleich zum Richter, um ihm für die Erleichterungen zu danken, welche er ihnen geſtattet, und drückten ihm beim Abſchiede die Hand, bei welcher Gelegenheit ſie ihm das Bedungene überlieferten.

Es iſt nicht zu erwarten, daß ſie länger in Olmütz blieben, als nöthig war, um dem ruſſiſchen Edelmanne ihren Dank abzuſtatten, beſonders aber dem edlen W., deſſen Güte ſie jede Erleichterung verdankten, die ihnen im Gefängniß zu Theil geworden. — Lafayette blieb im Gefängniß bis zum Ende des Jahres 1797, wo er, nachdem zwiſchen Oeſterreich und Frankreich Friede geſchloſſen, auf den Antrag des Generals Bonaparte freigelaſſen wurde.

Brief des Generals Lafayette an Herrn Huger.

(Dem engliſchen Herausgeber von Letzterem mitgetheilt.)

Hamburg. (Das Datum fehlt.)

Mein theurer Huger! Derſelbe Freund, deſſen Befreiung Sie ſo großmüthig unternommen, und deſſen klopfendes Herz im Augenblicke, wo er dem Leben und der Freiheit wiedergegeben, ſich Ihnen zuwendet, ſpricht hier zu Ihnen, und beeilt ſich, Ihnen den Tribut ſeiner unausſprechlichen und gränzenloſen Dankbarkeit zu zollen. Was Sie für mich gethan, und wie Sie es gethan, knüpft mich auf ewig an Sie mit den Banden der Bewunderung und der Liebe. Ihre Leiden und Ihre Gefahren, die Sie mit ſo viel Kraft und Seelenſtärke ertragen haben, fanden in mir nicht ſo viel Feſtigkeit, und inmitten der Schrecken und der Angſt, von welchen man nicht erlaubt hatte mich zu befreien, von dem Tage Ihrer Gefangenſchaft bis zu Ihrer Befreiung, war ich ſo grauſam durch dieſe Vorſtellung gemartert, daß es mir wahrſcheinlich das Leben gekoſtet haben würde, hätte mich die geſegnete Nachricht Ihrer Befreiung nicht trotz der ſchändlichen Befehle, ſie mir zu verſchweigen, erreicht. Es würde vergeblich ſein, wollte ich Ihnen meine Gefühle ſchildern. — Wie barbariſch hat man Sie behandelt, mein bewundernswürdiger Freund! ich fürchte ſehr, das Ihre Leiden während Ihrer Gefangenſchaft Ihrer Geſundheit geſchadet haben könnten. Ich beſchwöre Sie, mich von allem, was Ihr Wohlergehen betrifft, und was mich ſo nah angeht, auf das Genaueſte zu unterrichten. Ich wünſchte, es wäre mir geſtattet, die genauen Umſtände unſeres Unternehmens mit Ihnen zu beſprechen, und den großmüthigen, aufopfernden Antheil, den Sie daran hatten mit dankerfülltem Herzen anzuerkennen. Damals fortzueilen, ehe ich Sie zu Pferde ſah, war unmöglich, und ich kehrte um, als ich durch Ihr Ausbleiben befürchten mußte, daß Ihnen etwas zugeſtoßen ſei. Dann vermuthete ich wieder, daß Sie, während ich Sie geſucht, auf einem anderen Wege davon gekommen, und obſchon ich einſah, daß es beſſer für mich wäre, das öſterreichiſche Gebiet zu verlaſſen, ſo hätte ich doch, wäre mir Ihr Schickſal bekannt geweſen, unmöglich meinen Weg fortſetzen können, und da ich es dennoch gezwungen that, ſo konnte ich es nicht bereuen, daß man mich wieder ergriff.

Sie wiſſen, daß zwölf Monate ſpäter meine Frau und Töchter meine Gefangenſchaft theilten. Durch ſie ward mir der Troſt, von Ihnen zu hören. Sie wähnten, daß es ihnen erlaubt ſein würde, Ihnen von Olmütz aus zu ſchreiben, und ich hoffte, durch ſie Ihnen und Bollmann meine Dankbarkeit ausdrücken zu können. Wie groß unſer Leidweſen war, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, da Sie gehört haben werden, daß ſelbſt einige Zeilen, welche die Mutter ihrem Sohne zu ſchreiben wagte, und welche ſie dem amerikaniſchen Konſul zuſchickte, in Wien angehalten und ihr wieder zurückgeſchickt wurden.

Meine beiden Freunde, Latour-Maubourg und Puzy, bitten mich, Ihnen den Ausdruck Ihrer Achtung und Liebe zu Füßen zu legen, welche ſie bis zum letzten Athemzuge ſtolz ſein werden für Sie zu empfinden.

Es war den 19. September, fünf Monate, nachdem die Feindſeligkeiten aufgehört hatten, daß man uns freiließ. Dies war von Seiten Frankreichs gefordert worden am erſten Tage der Konferenzen zu Leoben, und Verſprechungen wurden gemacht, aber nicht erfüllt, den wiederholten Anträgen wurde wiederholentlich ausgewichen. Endlich wurde mein früherer Adjutant, Louis Rouin, von Bonaparte und Clarke nach Wien geſchickt, um dieſen Zögerungen ein Ende zu machen, und obgleich wir kürzlich einige Vorſchläge, welche man uns gemacht, zurückgewieſen hatten, ſo kam man doch überein, uns hierher zu bringen, wo wir in amerikaniſche Hände abgeliefert werden ſollten, da man früher ſchon verſprochen, uns zu vermögen, das deutſche Gebiet in zehn Tagen zu verlaſſen. Da aber die Geſundheit meiner Frau den Gedanken gar nicht aufkommen läßt, uns in einer ſo vorgerückten Jahreszeit einzuſchiffen, ſo ſind wir im Begriff, uns für den Winter auf däniſchem Gebiete niederzulaſſen, wahrſcheinlich in Holſtein, welches, obgleich eine deutſche Provinz, doch dem Könige von Dänemark gehört, einem Freunde der Republik und einer ſehr unabhängigen Macht.

Meine Geſundheit iſt beſſer, als ich erwartet habe, und wenn gleich ich noch ſchwach und erſchöpft bin, ſo werde ich mich doch bald erholen. Meine beiden Freunde, und beſonders Puzy, ſind angegriffener als ich; doch werden auch ſie hoffentlich bald wieder hergeſtellt ſein. Von unſerer Dienerſchaft iſt einer in einem beſorglichen Zuſtande; die anderen haben viel gelitten, ſind jedoch auf dem beſten Wege. Meinen Töchtern geht es ganz leidlich. Meine Frau iſt ſeit fünfzehn Monaten in einem beklagenswerthen Zuſtande. Friſche Luft und einige Bewegung hätten vielleicht ihr aufhelfen können, aber dieſe Erleichterungen wurden ihr fortwährend verweigert. Sie iſt abgemagert und ſchwach. Das Uebel, welches früher in den Armen ſaß, hat ſich nun in das eine Bein feſtgeſetzt, glücklicherweiſe ſind die inneren Theile befreiet geblieben, und nur die Extremitäten angegriffen. — Alle Aerzte ſtimmen darin überein, daß es ein Wahnſinn wäre, den Ozean zu durchſchiffen, bevor ſie einigermaßen hergeſtellt; und ſo ſind wir denn im Begriff, gemeinſchaftlich ein Lazareth zu bilden, und uns gänzlich darauf zu beſchränken, unſere Geſundheit zu pflegen.

Sie ſehen, mein theurer Freund, daß ich Ihnen das Beiſpiel gebe, recht umſtändlich zu ſein, und ich hoffe, Sie werden mir nicht das Geringſte verſchweigen, was meinen Helden und Wohlthäter betrifft. Ich brauche Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen, daß die Freude an meiner Freiheit mir ſehr durch die Nachricht verbittert worden, daß Mißhelligkeiten zwiſchen der Republik und den Vereinigten Staaten ausgebrochen. Die genaueren Umſtände ſind mir noch gänzlich unbekannt, aber das weiß ich gewiß, daß nichts unpolitiſcher für beide Theile ſein kann, und daß meine heißeſten Wünſche darauf gerichtet ſind, alles auf freundſchaftlichem Wege beigelegt zu ſehen. Dergleichen hätte gar nicht vorfallen müſſen. Ich hoffe, es wird alles gut werden, wollte Gott, ich könnte dazu mitwirken!

Leben Sie wohl, mein theurer Huger. Grüßen Sie alle unſere Freunde in Ihrer Gegend der Vereinigten Staaten. Wann werde ich wohl des ſüßen Glückes theilhaftig werden, Sie wiederzuſehen, um mir mit Ihnen alle Umſtände zurückzurufen, die ſo ehrenvoll für Sie, ſo unſchätzbar für mich ſind, alle Umſtände Ihres edlen, gütigen und bewunderungswürdigen Betragens bei dem großmüthigſten Unternehmen, von welchem ich je gehört habe! Wann werde ich Ihnen nur den kleinſten Theil meiner Ehrfurcht und Dankbarkeit ausdrücken können, die Ihr perſönlicher Karakter, Ihre heldenmüthige Freundſchaft, Ihre Aufopferung für mich, mir einflößen, und die mich auf ewig an Sie knüpfen mit allen Gefühlen, die ein von Dank und Liebe erfülltes Herz nur durchglühen können! Ihr ewig ergebener und dankbarer Lafayette.“

1836.

Louiſe Herzogin von Bourbon.

Ein franzöſiſches Buch, in Barcelona während ſturmvoller Kriegsjahre gedruckt, ohne namhaften Verfaſſer, nicht öffentlich ausgegeben, ſondern nur in wenigen Abdrücken an Freunde verſchenkt, und außerdem eines höheren, von den Richtungen der Zeitläufte ganz abgewendeten Inhalts, — ein ſolches Buch war gewiß beſtimmt, ungekannt und unbeachtet an ſeinen Zeitgenoſſen vorüberzugehen. Die große Seltenheit, welche ſonſt wohl zum Anreiz wird, ſogar Werthloſes aufzuſuchen, verbarg diesmal auch das Werthvolle wirklich, und entzog der ohnehin anders beſchäftigten Aufmerkſamkeit einen Stoff, auf den ſie in manchem Betracht wohl hätte begierig ſein können.

Nicht ohne freudiges Genügen, wie es der eifrige Sammler empfindet, dem ein langegeſuchtes Stück endlich zu Theil geworden, ſeh' ich dieſen litterariſchen Schatz vor mir ausgebreitet, ſchon den Blicken ein Wohlgefallen, noch mehr aber dem forſchenden Sinn, der in den merkwürdigen Inhalt vertrauter einzudringen ſtrebte. Durch glückliche Sorgfalt eines Freundes iſt jahrelangen fruchtloſen Nachfragen und Bemühungen endlich der Erfolg gewährt, und eine hohe und eigenthümliche Erſcheinung, von der bisher nur einzelne Schimmer durchgedrungen, tritt in hellerem Lichte hervor, an welchem, ich zweifle nicht, manches Auge ſich erfreuen, manches innere Gedeihen ſich weiterbilden wird. In dieſer Vorausſetzung möge folgender Bericht und Auszug hier ſeine Stelle finden.

Der Titel des Buches, von dem die Rede iſt, lautet, wie folgt: „Correspondance entre Mad. de B... et Mr. R... sur leurs opinions religieuses DCCCXII.“ Der Druckort iſt nicht angegeben, allein es ſteht außer Zweifel, daß derſelbe Barcelona ſei, Papier und Lettern bezeugen die ſpaniſche Ausſtattung, und kleine Ungenauigkeiten und Irrungen des Textes die ſpaniſche Setzerhand. Zwei Bände, jeder gegen fünfhundert Seiten ſtark, dem Drucke nach in Oktav, dem breitrandigen Papier nach aber in Quart, laſſen ſchon in dieſem Aeußeren ein Werk erkennen, bei welchem buchhändleriſche Rückſichten nicht vorwalteten. Nur wenige Abdrücke wurden genommen, und darauf die Formen zerſtört. Einzig für einen engen Kreis gleichgeſinnter Freunde beſtimmt, konnten doch nicht alle Abdrücke ſo bewacht werden, daß nicht in der Folge einige auch in fremde Hand gerathen wären. Daher konnte die franzöſiſche Zeitſchrift „Chronique religieuse“ von dem Buche reden, die ſpaniſche Inquiſition im Jahre 1819 davon Kenntniß nehmen, der Biſchof Grégoire in ſeiner Histoire des sectes religieuses darüber Bericht geben. Schwerlich iſt des Buches noch an anderen Orten, als dieſen dreien, irgend gedacht worden.

Herausgegeben, und dem größeren und bedeutenderen Theile nach geſchrieben, hat dieſe beiden Bände die Herzogin von Bourbon, eine Prinzeſſin, deren Name ſchon längſt allen Freunden Saint-Martin's theuer und verehrt war, der ſie als ſeine Freundin und Glaubensverwandte geprieſen hatte. „Zwei Weſen giebt es in der Welt — ſagt er an einer Stelle — in deren Gegenwart Gott mich geliebt hat; und wiewohl eines dieſer Weſen eine Frau iſt (meine B.), ſo habe ich doch beide ſo rein lieben können, wie ich Gott liebe, und ſie folglich in der Gegenwart Gottes lieben können“; ein Lob, welches, jemehr man darüber nachdenkt, an Bedeutung wächſt, und in Saint-Martin's Munde zur unwiderſprechlichen Bürgſchaft wird, daß die ſchönſte und reinſte Blüthe höheren Menſchenlebens in ſeiner Freundin erſchloſſen war. Werfen wir zuvörderſt einen Blick auf die äußeren Lebensumſtände dieſes eigengearteten Weſens, dem an geiſtiger Lieblichkeit und Stärke ſchwerlich viele aus ſo hohen weltlichen Sphären dürften gleichzuſtellen ſein.

Louiſe Marie Thereſe Batilde, Tochter des Herzogs von Orléans, war geboren am 9. Juli 1750, und hatte als Prinzeſſin von Geblüt eine zwar ſorgfältige, aber zugleich beſchränkte und vorurtheilsvolle Erziehung erhalten, deren nächſter Zweck dahin ging, ihr vor der Welt ſoviel als möglich perſönlichen Glanz und Anſehen zu geben. Ihre Kenntniſſe waren mannigfach, ihr Geſchmack ausgebildet, und beſonders ihr Sinn für Muſik ſo erweckt und tüchtig, daß ſie in dem Alter von ſechzehn Jahren dem damals in Paris anweſenden neunjährigen Mozart ein von ihr geſetztes Rondeau zueignete, das in dem Leben Mozart's von Niſſen mitabgedruckt worden. Allein das von innerem Drange bewegte Gemüth bedurfte höherer Richtungen und Gegenſtände, und wandte ſich, nach ſchnell vorübergegangenem Anreiz der großen Welt und ihrer Leidenſchaften und Kämpfe, zu den Gebieten der Religion und der Wiſſenſchaft. Da ihr Geiſt jedoch beide in einem anderen Sinne nahm, als damals gewöhnlich war, ihre Frömmigkeit ſich ohne düſteren Eifer und dumpfen Wahn zeigte, ihre Forſchung nicht bei oberflächlichen Ergebniſſen dünkelhaften Witzes ſtehen blieb, ſo war ſie den Frommen wie den Weltgeſinnten unverſtändlich. Dem Aufſehen, welches ihre Geiſteswendung hätte machen können, entging ſie durch den natürlichen Hang, ihr Leben ſtill nach innen zu richten, und das Aeußere leicht aufzugeben oder harmlos hinzunehmen, indem ſie durch launige Heiterkeit den Widerſpruch ausglich oder milderte.

Es heißt, Kaiſer Joſeph der Zweite habe die liebenswürdige Prinzeſſin heirathen wollen, aber ſeine Mutter ſei dieſer Verbindung nicht günſtig geweſen. Ihre am 24. April 1770 erfolgte Verheirathung mit dem Herzoge von Bourbon, Sohne des Prinzen von Condé, war ohne beiderſeitige Neigung und Wahl erfolgt; in den Verhältniſſen der Königlichen Familie ſchien die Verbindung vortheilhaft, und man überſah dabei ſogar, daß der Herzog, um ſechs Jahre jünger als ſeine Gemahlin, gegen ſie faſt noch ein Kind war. Anfangs lebten beide jedoch in zärtlicher Eintracht, und dem noch nicht ſiebzehnjährigen Gatten gebar die Herzogin am 2. Auguſt 1772 einen Sohn, der den Namen Herzog von Enghien empfing.

Die Mutter litt achtundvierzig Stunden bei der Niederkunft, und ſie ſelbſt und das Kind ſchwebten in größter Gefahr, letzteres, ganz ſchwarz und kaum athmend, mußte durch Umſchläge von Weingeiſt aufgereizt werden, und gab nun erſt Lebenszeichen. Gleich darauf ſetzte ein Lichtfunken die weingeiſtgetränkten Tücher in Flammen, und nur die ſchleunigſte Hülfe rettete den Prinzen, der aber wieder durch ein Entzündungsfieber noch längere Zeit tödtlich bedroht wurde. Dieſe Umſtände und Vorgänge mußten auf das Gemüth und Gedeihen der Mutter trübend einwirken. In dieſe Zeit fiel zugleich der Anfang der Erkaltung der Entfernung, welche zwiſchen dem jugendlichen Herzog und ſeiner Gemahlin ſeitdem ſtets bemerklicher wurde.

Wer auf die Sitten und Einrichtungen damaliger Zeit, beſonders aber auf das Leben der höchſten Klaſſen zurückblickt, der wird nicht erwarten, daß die Herzogin einen Erſatz des häuslichen Glückes, deſſen Anlagen hier täglich deutlicher fehlen mußten, in der Sorgfalt für das Wohl und die Erziehung ihres Sohnes habe finden können. Die Mutter hatte dabei wenig zu ſagen, noch weniger zu thun; in vorgezeichneten Bahnen ging alles ſeinen Weg, und eine Prinzeſſin von Geblüt hatte andere Obliegenheiten und Aufgaben, als Wärterin oder Lehrerin eines Kindes zu ſein, welches im Ueberfluſſe der zu Hofämtern und Dienſtehren gewordenen Anſtalten und Fürſorgen grade der mütterlichen Pflege am meiſten entzogen war. Wundern wir uns daher nicht, daß dieſes Verhältniß weder im Leben der Mutter, noch in dem des Sohnes bedeutend hervortritt! Die nächſtfolgenden Ereigniſſe konnten nicht dazu beitragen, die getrennten Richtungen zu verbinden, im Gegentheil mußten ſie zwiſchen Mutter und Sohn die Fremdheit nur vergrößern, ohne daß dieſe doch jemals einen beſtimmten Ausdruck erhalten hätte.

Wir finden von dem Leben der Herzogin während der nächſtfolgenden Jahre wenig Bemerkenswerthes aufgezeichnet, einen Vorfall ausgenommen, der ſie plötzlich zum Gegenſtande der allgemeinen Aufmerkſamkeit und Theilnahme erhob, welcher Auszeichnung ſie doch gern entbehrt hätte. Gleichzeitige Berichte erzählen die Sache wie folgt. Auf einem der letzten

Maskenbälle des Karnevals von 1778 machte ſich der Graf von Artois unter dem Schutze der Verkleidung den Scherz, die gleichfalls maskirte Herzogin mit empfindlichen und zuletzt unerträglichen Neckereien, zu denen ihn Fräulein von Camilhac, die er am Arme führte, ſtets heftiger aufreizte, ſo hartnäckig zu verfolgen, daß ſie endlich wiſſen wollte, wer ſich dergleichen erlaube, und eine Bewegung machte, dem Gegner die Maske etwas zu lüpfen; allein dieſer wollte nun ſeinerſeits die kleine Maske, welche der Herzogin kaum zur Hälfte das Geſicht deckte, herunterreißen, wobei er ſo ungeſtüm verfuhr, daß die Maske, die gut befeſtigt war, zerbrach, und die Herzogin auf der Wange leicht geritzt wurde. Anfangs wollte ſie die ganze Sache verſchweigen, aber der Graf von Artois rühmte ſich ſeiner Ungezogenheit, und ſchnell verbreitete ſich das Geſchehene nun am Hof und in der Stadt; bei dem Aufſehen, das hiedurch entſtand, konnte die Herzogin nicht umhin, ihre Beſchwerden durch den Prinzen von Condé und durch ihren Vater den Herzog von Orléans bei dem Könige anbringen zu laſſen. Ihr Bruder, der Herzog von Chartres, benahm ſich bei dieſem Anlaſſe feig und gemein; er ſagte, ſie ſei weder ſeine Frau noch Tochter, ſo brauche er ſich in ihre Angelegenheiten nicht zu miſchen. Der Herzog von Bourbon aber wollte für ſeine Gemahlin als Ritter auftreten. Der König befahl Verſöhnung, und die Königin ſuchte dieſe wirklich herbeizuführen, allein vergebens. Die öffentliche Meinung verurtheilte allgemein den Grafen von Artois, und beſonders alle Frauen, welche bisher dieſen Prinzen vergöttert hatten, erklärten ſich heftig gegen ihn und für die Herzogin, deren Sache als die des ganzen weiblichen Geſchlechts angeſehen wurde, und hiemit faſt alle Stimmen für ſich hatte. Das allgemeine Geſchrei und das Gebot der Ehre zwangen am Ende den Grafen von Artois, dem ausdrücklichen Befehle des Königs entgegen, ſich am 16. März im Gehölz von Boulogne dem Herzoge von Bourbon zum Zweikampfe zu ſtellen. Nachdem ſie fünf oder ſechs Minuten gegen einander gefochten, erhielt der Graf von Artois eine kleine Schramme am Arm, wenigſtens hieß es ſo, die Sache wurde für beendigt erklärt, und die beiden Gegner ſpeiſten darauf ganz fröhlich zuſammen. Der Graf von Artois ſchrieb ſodann an den König, und bat für ſich und den Herzog gleiche Verzeihung, er ſelbſt aber eilte zu der Herzogin in das Palais Bourbon, und machte ihr in der edeln und anmuthigen Weiſe, die ihm natürlich war, die vollgültigſten Entſchuldigungen. An demſelben Tage war Abends die erſte Vorſtellung der Irene von Voltaire, und die ganze glänzende Welt von Paris und Verſailles, die Königin ſelbſt mit dem ganzen Hofe, wohnten dem Schauſpiele bei. Kaum erſchien die Herzogin von Bourbon in ihrer Loge, als das ganze Haus von Beifall und Jubel erſchallte, der ſich beim Eintritt ihres Gemahls und Ritters noch zu verdoppeln ſchien. Aber auch der Graf von Artois wurde wegen ſeines letzten Benehmens mit Beifall empfangen, vielleicht nur deßhalb weniger allgemein, weil ein Theil der Zuſchauer von dem Ausgange noch nicht unterrichtet war. So erwuchs für die Herzogin aus dem anfänglichen Aergerniß der ſchönſte Triumph und der Vorfall ſchien ſie mit ihrem Gemahl nur näher zu verknüpfen.

Allein dieſer letztere Gewinn mußte ſich bald als Täuſchung erweiſen. Der Herzog hatte nur dem äußeren Antriebe der Ehre gehorcht, und weder ſein eignes Auftreten, noch das ſchmeichelhafte Bezeigen der Welt, konnte ihm neue Gefühle für ſeine Gattin geben. Ihm erſchienen die ſechs Jahre, um welche dieſe älter war, fortwährend als ein drückendes Uebergewicht, und er wollte ſich mehr und mehr dieſer Einwirkung entziehen. Er gerieth immer tiefer in den Strudel eines Weltlebens, das uns in zahlreichen Denkſchriften genug geſchildert iſt, um hier keiner näheren Erörterung zu bedürfen. Ungezähmter Leichtſinn und leidenſchaftliche Willkür brachten ſteigende Mißverhältniſſe hervor, die endlich bewirken mußten, daß die Herzogin von ihrem Gemahl förmlich getrennt wurde. Sie konnte auch diesmal ihr Geſchick nur hinnehmen, nicht ſelbſtſtändig daſſelbe beſtimmen oder ordnen. Dies geſchah im Jahre 1781.

Aus dem Jahre 1783 giebt die Baronin von Oberkirch, geb. Freiin von Waldner, in ihren Memoiren von ihr folgende Schilderung: „Sie war nicht ſchön, aber anmuthig, lebhaft und munter, von leidenſchaftlicher, großherziger Gemüthsart.

Sie glich mehr der Familie, in die ſie geheirathet hatte, als ihrer eignen, und ſagte öfters ſelbſt: „Ich bin ganz eine Condé, und habe keine Spur von den Orleans in mir.“ — Sie iſt nachgiebigen, unentſchloſſenen Sinns, nie ihrer eignen Wünſche ſicher, daher leicht durch Andere beſtimmt, aber auch hierin wandelbar. Sie iſt gutmüthig, doch nicht hingebend, ſelbſt mit denen nicht, die ſie am meiſten liebt. Sie iſt ſchüchtern, und obſchon es ihr keineswegs an Geiſt fehlt, doch bisweilen ganz unfähig zum Geſpräch. Sie ſagt oft, daß ſie alles geſehen, gelernt, geliebt hat, und alles überdrüſſig iſt. Dieſe ſchwermüthige Stimmung iſt nicht ihre urſprüngliche, denn wenige Frauen beſitzen mehr Hülfsmittel im eignen Innern. Sie liebt Zurückgezogenheit, in Geſellſchaft weniger Freunde; ſie liebt die ſchönen Künſte, die Wiſſenſchaften, iſt dem Wohlleben dabei nicht feind. Sie mahlt, ſpielt die Harfe, und iſt voll Theilnahme für die Lehren Lavater's und Mesmer's. Sie hat großen Wiſſensdrang, aber keine Lerngeduld. Welche Eigenſchaften ſie von einem Freunde verlangt, iſt ihr ſelbſt nicht klar, ſie kann ſich mit Perſonen von ganz entgegengeſetzten Grundſätzen, Gewohnheiten und Richtungen einlaſſen. Sie beſtreitet niemands Meinungen, noch dringt ſie ihre eignen auf. Sie hat eine graziöſe und eigenthümliche Denkweiſe, durch die ihr Geſpräch — wenn ſie ſprechen mag — ſehr reizend und angenehm wird. Sie verabſcheut das Laſter, und meidet Perſonen von verderbten Sitten. Seit der Trennung von ihrem Gemahl hat ſie myſtiſche Ideen von hohem Schwung angenommen, und ihre politiſchen Meinungen ſind demokratiſche geworden, — ſeltſam genug für eine Prinzeſſin ſolchen Hauſes. Doch iſt es denen, die ihr näher ſtehen, begreiflich genug, denn ſie nimmt alles leidenſchaftlich, und geht leicht von einem Aeußerſten zum anderen.“ Die Schilderung iſt für eine Perſon, welche von Natur unfähig war, der Herzogin tiefſtes Weſen zu erkennen, ſprechend genug, und läßt manches durchblicken, was ſie nicht zu deuten weiß.

Zwietracht und Widerſtreit herrſchten auch ſonſt in der Königlichen Familie, und verurſachten Unruhen und Schwankungen zu einer Zeit, wo mehr als ſonſt feſtes Zuſammenſtehen nöthig geweſen wäre. Die politiſche Gährung wurde ſtets bedenklicher, und als im Jahre 1789 die Stürme der Revolution losbrachen, zeigte ſich die Auflöſung am erſchreckendſten in der Nähe des Thrones ſelbſt. Der König hatte guten Willen, der aber auf keiner Seite durchgreifen konnte, dem Eifer der Königin fehlte Einſicht und Klugheit, die Brüder des Königs trennten ſich von ihm feindlich, der Herzog von Orléans trat als entſchiedener Gegner auf, und förderte die Revolution aus allen Kräften.

Die Herzogin von Bourbon, in ihrer ſtilleren Weiſe wenig beachtet und dadurch um ſo freier, hatte ſich inzwiſchen ganz dem Hange hingegeben, den ſie für die tiefere Erkenntniß der Glaubenswahrheiten fühlte. Ihr ſchwungvoller und kräftiger Geiſt war in das Gebiet myſtiſcher Wiſſenſchaft gedrungen und bald in deren Geheimniſſe völlig eingeweiht. Sie hatte ſchon im Jahre 1778 den Theoſophen Martinez Pasqualis und ſeinen edlen Schüler Saint-Martin kennen lernen, und in letzterem einen geiſtigen Führer und Freund gefunden, der in ihr fortan auch getrennt immer gegenwärtig und wirkſam blieb. Wir dürfen wohl ſagen, kein edleres Geſchenk habe der Himmel für den Menſchen, als daß er ſich ihm mittelſt einer ſeelenverwandten Perſönlichkeit offenbare. War auch die beiderſeitige Freundſchaft nicht zu ſolchen feurigen Empfindungen geſteigert, zu denen Frau von Guion und ihr Freund Lacombe oder ſpäter Fénélon ſich erhoben, ſo beſtand doch eine höhere Gemeinſchaft und Innigkeit, welche über Zeit und Leben hinaus ſchon den Felſenboden der Ewigkeit erreicht.

Die Zahl der Myſtiker und Theoſophen war in Frankreich damals nicht gering, die Art aber ſehr verſchieden; neben dem wunderbaren Martinez-Pasqualis und dem ſtillſinnigen Saint-Martin zeigten ſich andere, zum Theil ſeltſam verzerrte Geſtalten, die ſich in abentheuerlichen Schwärmereien ergingen; unklare Naturwirker, wie Mesmer, begabte Gaukler, wie Caglioſtro, fanden ſich ein, Betrug und Wahnſinn ergriffen dieſelbe Richtung, in welcher Unſchuld und Weisheit ſtrebten. Dieſe Miſchung des Hohen und Niedrigen, des Verehrungswerthen und Verwerflichen, bleibt niemals aus, wenn irgend eine große Geiſteswirkung vorſchreitet, und der gemeine, gehäſſige Sinn unterläßt dann auch nie, das Gute und Würdige nach dem Schlechten, das ſich ihm anhängt, zu beurtheilen und nach dieſem zu benennen. Kein Wunder, daß auch die Herzogin von Bourbon dieſem Schickſal nicht entgangen iſt! Ihre Gegner, deren ſie in der franzöſiſchen Oberflächlichkeit und Spottluſt viele haben mußte, ſpäter aber auch in dem heftigen Partheigeiſte der Revolution nicht wenige bekam, ſind bemüht geweſen, jene ganze Richtung als eine Verirrung und Lächerlichkeit zu bezeichnen. Selbſt der einſichtigere Grégoire enthält ſich kaum dieſes Urtheils, dem nur das viele Gute, welches er aus den Schriften wörtlich beibringt und redlich genug anerkennt, noch glücklich widerſpricht.

In dem Weſen der Herzogin fand ſich eine wunderbare Miſchung von Eigenſchaften, an deren wechſelnder Erſcheinung die gewöhnliche Welt irr wurde. Dieſelbe Frau, welche in einfachſter Weiſe lebte, jeden Morgen, zu Fuß oder in einem unſcheinbaren Miethswagen und nur von einer Kammerfrau begleitet, in Dachſtuben und Kellern nothleidende Kranke aufſuchte, um ihnen reiche Gaben zu ſpenden, konnte daneben ihre Freude daran haben, einen neuen Strohhut zu erfinden, und in Mode zu bringen. Die Schüchterne, bei geringen Anläſſen plötzlich Verlegene, nahm ſich nicht nur lebhaft der hochbegabten, doch in Betreff der Sitten keineswegs tadelfreien Schauſpielerin Raucourt an, ſondern war unerwartet auch dreiſt genug, bei der Aufführung einer Oper von Rameau, in der ein Sänger Moreau von dem ungünſtigen Publikum mißhandelt wurde, dieſen öffentlich in Schutz zu nehmen; er hatte die Verſammlung angeredet, und da dies noch übler aufgenommen wurde, ſo rief er in größter Traurigkeit: „So muß ich denn in's Gefängniß!“ Da konnte die Herzogin, vom Mitleid zu Thränen gerührt, ſich nicht halten, und rief laut aus ihrer Loge: „Nein, nein! nicht in's Gefängniß!“ Sie hatte wenigſtens die Befriedigung, daß das Publikum augenblicklich umgeſtimmt war, erſt ihr mit Entzücken Beifall klatſchte, und dann dem Sänger, der nun ermuthigt ihn auch ganz verdiente; ſie ſandte dem Glücklichen am anderen Tag noch einen koſtbaren Ring zum Andenken. Solche Züge gewannen ihr die öffentliche Meinung; ſchon daß ſie den Hof mied, wurde ihr hoch angerechnet. Ihr liebebedürftiges Herz ſuchte vergebens nach Gegenſtänden, denen es ſich hätte anſchließen, wo es hätte Erwiederung finden können. Ihr Gemahl hatte ſich von ihr abgewendet, ihren Bruder konnte ſie nicht achten, ihren Sohn nur ſelten ſehen, ſo daß ſie ihn jedesmal mit ſchmerzlicher Bewegung entließ, und ihm mit Thränen ſagte: „Geliebtes Kind, vergiß deine Mutter nicht!“ Als ihr Vater geſtorben war, rief ſie leidenſchaftlich aus: „Er allein liebte mich! Wen ſoll ich nun lieben?“ Die Theilnahme an Mesmer's, an Puyſégur's magnetiſchem Wirken, an den myſtiſchen Lehren Saint-Martin's beſchäftigte ihren Geiſt; ihr gutmüthig leichter Sinn widerſtrebte dem Zuge des herkömmlichen Tagelebens nicht; doch ihr tiefſtes Innere konnte nur durch religiöſe Erhebung befriedigt werden.

Die Herzogin bekannte ſich zur katholiſchen Kirche, allein ſie unterſchied die Wahrheiten des Chriſtenthums von den Satzungen der Prieſterſchaft. Durch den Zuſtand der Religion, deren Diener in Ruchloſigkeit und Finſterniß verſunken waren, mußte eine erleuchtete Frömmigkeit allerdings in Betreff der Lehren und Wege, die ſie lieber in kindlichem Glauben angenommen und befolgt hätte, zu eigner Prüfung und Wahl hingedrängt ſein; in dieſem Sinne wird das Verderbniß der katholiſchen Kirche, wo daſſelbe nicht den Glauben zerſtört, jedesmal eigenthümliche Selbſtleitung hervorrufen, die ſich mehr oder weniger den proteſtantiſchen Richtungen nähern muß, ſofern dieſe überall anzunehmen ſind, wo Glauben und Geiſtesfreiheit einander nicht ausſchließen. Wie ſich die Herzogin hierin verhielt, wird ſpäter aus ihren eignen Aeußerungen erhellen, wir bemerken einſtweilen die Thatſache, daß ihr guter Sinn nothwendig mit einem Zuſtand entzweit ſein mußte, der nach allen Seiten nur Ausartung zeigte und einer verzerrten todten Geſtalt den Werth anmaßte, deſſen Ausdruck nur die lebendige ſein konnte!

In dieſer Stellung und Stimmung fand der Beginn der Revolution unſere Freundin; viele der anfänglichen Hoffnungen durften auch ihren Sinn, wie den ſo vieler edeln Männer und Frauen, anſprechen und verlocken, und großmüthig willigte ſie ihrerſeits in die Opfer, welche das Gemeinwohl auch von ihr fordern konnte. Ihr eigner Bruder, der Herzog von Orléans, deſſen Abſichten und Schwächen damals noch einen Anſchein trugen, der ihre künftige Geſtalt nicht ahnden ließ, verwandte ſeinen Einfluß und ſeine Hülfsmittel für die Sache des Volks. Als die Unruhen ſtiegen und die Gewaltthaten ſich häuften, denen zu entgehen die meiſten Mitglieder der Königlichen Familie, und mit ihnen ein großer Theil des Adels und der Geiſtlichkeit auswanderten, gehörte die Herzogin von Bourbon zu den wenigen Perſonen ihres Ranges, welche das Vaterland nicht verlaſſen und ihr Geſchick auf keine Weiſe von dem ſeinen trennen wollten. Sie konnte freilich hiebei nicht vorherſehen, welche Schreckniſſe und Gräuel ihr noch zu erleben ſein würden, noch wie tief und hart ſie ſelber von den ungeheuerſten Schlägen mit betroffen werden ſollte. Allein nur allzuſchnell entwickelten ſich die Ereigniſſe, und bevor ein Ueberblick des neuen Zuſtandes zu faſſen, neues Wählen und Entſchließen möglich war, lag das Königthum zertrümmert, ſchmachteten König und Königin im Kerker, und drohte grauſamer Tod ihnen ſelbſt wie allen ihren Anhängern, zu denen jetzt auch ſchon ihre Gegner, die erſten Freiheitsfreunde gerechnet wurden.

Die Rolle des Herzogs von Orléans in dieſen Vorgängen wurde mit jedem Tage unglücklicher und entſetzlicher. In ihm lebten nicht die Grundſätze, welche ein höheres Heil zu erringen hofften, und um des Zieles willen den ſchrecklichen Weg nicht achteten; auch hatte weder ſein Geiſt das Maß, noch ſeine Seele die Kraft, in der Verirrung innezuhalten, und Unwürdiges lieber zu leiden als zu thun. Als ein willenloſes Werkzeug ließ er ſich in den Strudel fortreißen, und er, deſſen Ehrgeiz früher nach der Krone geſtrebt, mußte bald ihn darein ſetzen, mit der rothen Mütze der Jakobiner auf dem Haupte den nahverwandten König zum Tode verurtheilen zu helfen, und für ſich ſelbſt jedem früheren Range und ſogar dem eignen Namen zu entſagen. Die Herzogin von Bourbon ſah mit Gram und Angſt den Bruder in dieſen Abgrund ſinken, deſſen Schmach ihn doch der forttobenden Volkswuth nicht entzog. Er hatte den Namen Citoyen

Egalité angenommen; der Schweſter, welche in ihrer Zurückgezogenheit und Stille dem Eifer des Tages nicht entging, und nicht mehr Bourbon heißen durfte, wurde zugemuthet, nach dem Beiſpiele ihres Bruders gleichfalls einen neuen Namen zu wählen. Die Sache war ihr ſo lächerlich als ſchmerzlich, und mit guter Laune, die ihr faſt in allen Lagen verblieb, äußerte ſie, daß ſie dann am liebſten Citoyenne Vérité heißen möchte, aber als ſolche wohl am wenigſten würde geduldet werden. Man nannte ſie wirklich ſo, und der Name blieb ihr, ohne ſie jedoch zu ſchützen. Dem angeklagten Bruder folgte bald auch die Schweſter in's Gefängniß nach, und wenn nicht ebenſo auf das Blutgerüſt, ſo ſchwebte ſie doch geraume Zeit in dieſer Gefahr.

Es bezeugt eine große Geiſteshelle und Seelenſtärke, daß die Herzogin durch dieſe Folge von Erſchütterungen in ihren urſprünglichen Anſichten und Bekenntniſſen nicht wankend wurde. Sie hielt an dem Chriſtenthume feſt, wofür ſie jeden Augenblick den Tod erleiden konnte, und verwarf doch eben ſo wenig die Revolution, wiewohl eben daher Tod und Entſetzen auf ſie eindrang. Sie fuhr fort, in jedem Ereigniſſe die göttliche Fügung zu verehren, welche überall, auch durch Leid und Strafe, nur Segen und Heil bereite. In Betreff dieſer Anſichten iſt ein kleiner Aufſatz merkwürdig, welchen die Herzogin gleich im Jahre 1789 entworfen, aber, wie der Schluß erkennen läßt, in ſpäterer Zeit beendigt hat. Wir theilen ihn als ein Beiſpiel freier Selbſtverläugnung mit, die ſich in ſolcher Sphäre nicht häufig finden dürfte.

„Religiöſe Gedanken über die franzöſiſche Revolution."

„Das Vaterland eines wahren Chriſten iſt der Himmel; folglich müſſen ſeine Gedanken ihn ſtets dahin zurückleiten, und ſeine Urtheile von einer tieferen, das heißt göttlichen, Wahrheit ausgehen, nicht von den politiſchen Wahrheiten. Ich verſtehe nichts von dieſen letzteren, beſchränkt wie ich bin an Geiſt und noch mehr an Kenntniſſen."

„Die Vorurtheile haben in mir den inneren Sinn nicht verdunkelt, den jeder Menſch in ſich fühlen würde, wenn die Begier alles zu genießen, was an dieſe Welt knüpft, denſelben in ihm nicht faſt erſtickt hätte.“

„Ich bin mehr abgewendet als mancher Andere von der Welt, durch den Zuſammenfluß der unglücklichen Ereigniſſe, die ich erduldet habe, demgemäß auch geeigneter, einfache und jener tieferen Wahrheit entſprechende Ideen zu empfangen. Die weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen den Anſichten der Menſchen, und dem Benehmen Gottes in Betreff ihrer, beſteht darin, daß jene wünſchen hienieden glücklich zu ſein, und daß Gott ſie ewig glücklich machen will. Sie wiſſen nicht, was erfordert wird, um das große Werkzeug des Weltalls zu dem Ergebniß hinzuleiten, welches ſo viele Menſchen als möglich, indem es ſie gut und tugendhaft macht, für die Seligkeit gewinnen ſoll, und ſie wollen nach ihrem engen und theilweiſen Hinblicke die Ereigniſſe dieſer Welt beurtheilen, welche insgeſammt nichts anderes ſind als Mittel, deren ſich die Gottheit bedient, um jenen Zweck zu erfüllen.“

„Ich maße mir nicht an, die Gerichte Gottes zu kennen, noch in ſeine Weisheit einzudringen, aber das unermeßliche und gewaltige Gebild, das ſich vor den Augen meines Geiſtes entfaltet, wenn ich die geiſtliche Regierung der Seelen überdenke, erfüllt mich ſo mit Staunen und Schauder, daß ich darauf die politiſchen Geſetze als Kinderſpiele anſehe, denn ſie können die Laſter und die Verbrechen nur zwingen ſich zu verbergen, und ändern nicht das Herz des Menſchen. So kann ich denn auch nicht der Meinung deſſen ſein, den ich vom Volke redend ſagen hörte: „Man kennt nicht die Gefahr, den Bodenſatz eines großen Gefäßes aufzurühren.“ Iſt die Vergleichung richtig im rein moraliſchen und politiſchen Sinne, — denn, in der That, man weiß nicht, bis wohin eine ſo ſtarke Kraft, als die eines von ſeinen Leidenſchaften gelenkten Volkes iſt, ihre Anordnungen ſteigern kann, — ſo dünkt mich das Gleichniß doch falſch, wenn Gott es iſt, der das Waſſer läutert, und der, indem er darauf einwirkt, alle Theile deſſelben flüſſig macht.“

„Ich kann mich daher nicht freuen, wenn ich annehme, daß die Laſter nur betäubt ſind, und daß ſie im Grunde der

Herzen ruhen wie der Schlamm zu Boden eines Gefäßes, ſondern im Gegentheil, ich bin voll Hoffnung, wenn ich mich überzeuge, daß das Waſſer von Gott aufgeregt iſt, und die begonnene Wirkſamkeit alle Verderbniß daraus ſcheiden wird.“

„Ich hänge keiner Regierungsform mehr als der anderen an: in allen walten Menſchen, folglich Laſter und Tugenden. Da mein wahres Vaterland himmliſch iſt, ſo ſehe ich meine wahren Landsleute überall, wo ich Weſen finde, die ſich einzig mit der Sorge beſchäftigen, möglichſt ſicher dort anzukommen und je mehr ich den Weg dorthin geebnet und gebahnt ſehe, deſto mehr empfind’ ich Freude deßhalb. Wie Stacheln und Dornen erſcheinen mir die Ehren, die Reichthümer, die Vorurtheile aller Art, welche die Menſchen verblenden, und ſie verhindern, die ſanfte Stimme der Wahrheit zu hören, indem ihre Ohren durch den immerwährenden Lärm betäubt ſind, den jenes wilde Gemiſch um ſie her verurſacht. Ich fühle mich, ſag’ ich, beſeelt von einem Hoffnungsſtrahl, wenn ich zu ſehen glaube, daß Gott ſich derſelben Arbeiten, mit welchen die Menſchen ein Werk errichten, auch zu deſſen Zerſtörung bedient, ſobald dieſes weder rein iſt noch der höchſten Weisheit gemäß. Sie ſind zu ſehr verderbt, zu weit von der Wahrheit ab, als daß ſie auf ſanfte und überredende Weiſe zu ihr zurückgeführt werden könnten; Gott muß ſich der Böſen bedienen, die in ſeiner Hand zu Werkzeugen werden, wie die ſcharfen Meſſer in der Hand eines geſchickten Wundarztes, um denen Hülfe zu bringen, die noch heilbar ſind.“

„Das Siechthum Frankreichs war um ſo mehr tödtlich, als daſſelbe ſchon bis zum Herzen gedrungen war, womit ich die Unordnungen meine, welche bei den Dienern ſelber der katholiſchen Religion herrſchten. Wir müſſen alſo erwarten, daß durch göttliche und für Menſchenaugen unſichtbare Behandlung Gott mittelſt ſeines immer gleichen Wirkens dahin gelange, das verdorbene Fleiſch zu verzehren, und die Wunden zu ſchließen, welche die Menſchen ſich ſelber ſchlagen; er läßt ſie zu dieſem Zwecke durch ihr eignes Unglück die Erfahrung gewinnen, daß nur er allein es iſt, der ſie für immer glücklich machen kann, und daß in ganzem Umfange die erhabene Sittenlehre zu befolgen iſt, welche er in ſeinem Evangelium vorgeſchrieben und in unſere Herzen gegraben hat, damit wir ihn anbeten, wie er angebetet ſein will, im Geiſt und in der Wahrheit."

„Wenn die armen Menſchen noch lange zögern, dieſen höchſten Willen zu erkennen, und wenn ſie nur mehr und mehr ſich in den Irrthum verſenken, daß politiſche Geſetze hinreichen um ſo vielen Uebeln abzuhelfen, ſo iſt es wohl möglich, daß Gott ihnen noch ſchrecklichere Plagen ſendet; aber auch dieſe werde ich ſtets als von einer väterlichen und erbarmungsvollen Hand geleitete ſehen, welche niemals ſchlägt, als um zu verzeihen, und welche den unſchuldigen, unter ihren Streichen erliegenden Opfern reiche Vergeltungen bereit hält. Genug, wo ich das Wirken eines gegen den Verbrecher erzürnten Gottes ſehe, da ſehe ich auch das eines gerechten und erhaltenden Gottes; ſtets aber will ich lieber die beſſernde Strafe als das Vergeſſen eines Vaters erleiden, der bewundernswürdig ſelbſt gegen ſeine undankbaren Kinder verfährt."

„Das unermeßliche und gewaltige Gebild, ich wiederhole es, ſeiner göttlichen Weisheit in Regierung der Seelen, erlegt meinem Geiſte Schweigen auf, und verbietet mir die Handlungen zu richten, welche jene Weisheit in dem weiten Plan ihrer Barmherzigkeit befiehlt oder zuläßt. Ich beſchränke mich alſo darauf, inbrünſtig für diejenigen zu beten, die mir der göttlichen Gnaden am bedürftigſten ſcheinen, ohne daß ich einen Tadel auszuſprechen, noch ein voreiliges Urtheil über Ereigniſſe zu fällen wage, die vielleicht im Zuſammenhange und Plan der Vorſehung Gottes unerläßlich, für meine zu beſchränkte Geiſtesfähigkeit aber unbegreiflich ſind."

„Dieſen Worten Jeſu Chriſti nach: „Seid unterthan der Obrigkeit, gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, und Gott was Gottes iſt"; und: „Wiſſet, daß ich ſanft und demüthig von Herzen bin, und daß man zum Himmel eingehet nur durch mich, denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; hab' ich alſo gefolgert: Wenn man nur durch Jeſus Chriſtus in den Himmel gelangt, ſo muß man ihm gehorchen, ihm ähnlich werden, ſeine Vorſchriften durchdenken, ſie zur Regel der Handlungen machen, und nach ſeinem Beiſpiele das Kreuz tragen; wenn er ſanft und demüthig von Herzen iſt, ſo muß man ſich erniedrigen, gehorchen, leiden, um ihn nachzuahmen und ihm zu folgen; wenn er befiehlt, den Obrigkeiten unterthan zu ſein, ſo muß man gegen jede Art von Macht, die uns regiert, die Unterwerfung in allem beobachten, was nicht gegen die göttlichen Geſetze iſt."

„Dieſe wohldurchdachten Maximen, lange Zeit durch meinen Geiſt ergründet und in mein Herz gegraben, welches ſchon der Welt überdrüſſig kein anderes Glück mehr ſuchte, als das kein Menſch ihm rauben konnte, dieſe Maximen, in Verbindung mit meinen beſchränkten Kenntniſſen, welche mir nicht geſtatteten darüber zu urtheilen, welches die beſte Regierungsform ſei, — dieſe Maximen, ſag' ich, waren die unwandelbaren Regeln meiner Empfindungen und meines Benehmens; überdies, in die Welt durch meine Geburt zum Befehlen, durch mein Geſchlecht zum Gehorchen geſtellt, und alſo nach freiem Willen zu wählen verſtattet, habe ich geglaubt in meinem Vaterlande bleiben und mich den verſchiedenen Gewalten unterwerfen zu müſſen, die nach einander auf dem Schauplatz erſchienen ſind, ohne daß ich zu prüfen ſuchte, ob ihre Regierung weltlich die rechte ſei, und ihre Geſetze gut. Gott erlaubt, daß ſie die Oberſtelle einnehmen, dies genügt mir, ſie darin zu ehren, denn Jeſus Chriſtus hat nicht beſonders geſagt, man ſolle ſich den rechtmäßigen Gewalten unterwerfen, ſondern überhaupt den Gewalten."

„Geboren in Ueberfluß und Größe, ſah ich mir durch die Revolution die Mittel dargeboten, mich zu erniedrigen, ich habe ſie mit Beeiferung als chriſtliche Frau ergriffen."

„Jeſus Chriſtus hat Wehe gerufen den Reichthümern, ich habe mit frohem Genuſſe mir das wegnehmen ſehen, was mich von der Mitte des Lebens entfernen konnte."

„Schon empfange ich innerlich den Lohn meiner Opfer durch den ungeſtörten Frieden, den ich ſeit jenem Augenblick in mir beſitze, ungeachtet aller Prüfungen, durch die ich gegangen bin."

„Zwar legt man meine Handlungen und meine Empfindungen ganz anders aus; doch was liegt daran, daß man mich, wenn ich gut handle, übel beurtheilt, daß man mich meiner Freiheit beraubt, daß man mich Demüthigungen und tauſend unverdiente Leiden erdulden läßt, — iſt das nicht jenes Kreuz, welches man nothwendigerweiſe tragen muß, um auf den Spuren unſeres Herrn zu wandeln und in das Reich der Himmel einzugehen? Der große Geſetzgeber, deſſen Geſetze ich zu befolgen trachte, wird mir eines Tages alles Erlittene anrechnen, und dieſer Tag iſt nie fern für das längſte Leben, wenn man daſſelbe mit einer Ewigkeit vergleicht. Alsdann werden diejenigen, die mich beurtheilt haben, die Wahrheit erkennen ihrer oder meiner Grundſätze, und welche von beiden das vollkommenſte und dauerndſte Glück ſichern.“

Man kann dieſen Anſichten mancherlei entgegenſtellen, man kann ſie beſonders als nur hingeworfen tadeln, denen ein ſtrenger Zuſammenhang und erweiſende Schlußfolgerung fehlt, allein die wahre Meinung der Schreiberin zeigt ſich in ihnen klar genug, und man wird den eigenthümlichen Geiſt anerkennen, ſo wie die Geſinnung ehren und bewundern müſſen, die ſich darin ausſprechen.

Die Herzogin, welche gezwungen worden war Paris zu verlaſſen, wurde in Marſeille verhaftet, wo ſie bis zum Jahre 1796 in Gefangenſchaft blieb; eine Art von halber Freiheit, die für ſie dann eintrat, geſtattete ihr nicht gleich den Aufenthalt in der Hauptſtadt, und ſie lebte nun einige Zeit in Moulins, bis ſie endlich nach Paris zurückkehren durfte. Jedoch gleich im folgenden Jahre erließen die Gewalthaber der franzöſiſchen Republik die Verfügung, daß keinem Mitgliede der Familie Bourbon der Aufenthalt in Frankreich erlaubt ſein ſollte. Der Herzogin wurde angezeigt, ſie habe ſich zur Abreiſe zu bereiten; das Land, wohin ſie geführt werden ſollte, war Spanien. Gleichzeitig erhielten andere bisher verhaftete, oder beaufſichtigte Perſonen dieſelbe Beſtimmung, und ein ganzer Zug von Deportirten ſetzte ſich in Bewegung nach der ſpaniſchen Gränze hin.

Hier kehren wir nun zu dem Buche zurück, welches in dieſen Reiſetagen den Anlaß ſeiner Entſtehung gefunden, und ſeinen ferneren Inhalt, der ſich bald mit den wichtigſten Gegenſtänden befaßt, dem eben ſo aufrichtigen als anmuthigen Bericht über jene Wanderung anſchließt.

Der erſte, gleichſam zur Einleitung dienende Abſchnitt iſt überſchrieben: „Voyage tragique et tendrement burlesque“, und beginnt mit der Abfahrt, deren Schilderung wir in den Hauptzügen wiedergeben.

„Zwei Matronen, aus ihrem Vaterlande wegen Staatsrückſichten ausgewieſen, nahmen Platz in einer großen Reiſekutſche, welche mit Paketen angefüllt, und übrigens in ſo ſchlechtem Zuſtande war, daß die Räder zum Theil mit Stricken zuſammengehalten wurden. Eine Kammerfrau ſaß auf dem Rückſitz, und neben ihr ein junger Mann, der von der Behörde beauftragt war, dieſe Fuhre bis über die Gränze zu geleiten. Man brachte noch immer neue Pakete, die man nach allen Seiten aufthürmte, bis ſchon gar kein Raum mehr zu freier Bewegung war, und als endlich gar nichts mehr angebracht werden konnte, mußten die drei Frauen mit Bedauern noch manches ihnen Werthe zurücklaſſen.“

„Es war Nacht, ſo daß man ſich gegenſeitig nur bei dem Schimmer einer faſt erlöſchenden Kerze ſehen konnte, mit der man auf dem Hofe zum Herbeibringen der Pakete leuchtete. Nachdem unſere guten Damen von allen ihren Freunden und Dienſtboten ſchmerzlich Abſchied genommen, ſetzten ſich die Wagen — denn es waren deren mehrere zu derſelben Fahrt vereinigt — in Bewegung, und unſere armen Matronen, in Thränen gebadet, und von tiefſtem Schmerz erfüllt, ſahen ſich aus ihrem unglücklichen Lande und aus den Armen ihrer theuerſten Freundinnen fortgeführt.“

„Lange Zeit dauerte das Schweigen, und wurde nur von Seufzern oder Thränen unterbrochen. Der Begleiter ſprach kein Wort, und hielt ſich in ſeiner Ecke, ohne daß er ſich zu regen wagte. Als aber der Frühſchimmer die Gegenſtände zu erhellen anfing, bemerkten die guten Damen (nicht ohne einige Zufriedenheit), daß ihr Begleiter ein junger Mann von blonden Haaren war, und aus deſſen blauen Augen nur

Sanftmuth blickte. Als man ſich wechſelſeitig betrachtet und die drei Matronen (denn ich kann wohl auch die Kammerfrau ſo nennen, da ſie, wiewohl einige Jahre jünger als die Herrſchaft, ſchon über vierzig und Mutter von acht oder zehn Kindern war), alſo die drei Matronen ſich überzeugt hatten, daß dieſer junge Mann nicht von der blutdürſtigen Art ſei, die nur Mord und Zerſtörung athmet, begannen ſie ihm einige Höflichkeit zu erweiſen. „Sind Sie nicht ſehr beengt durch all' dieſe Pakete? — fragte ihn die minderbejahrte der beiden Damen, — man könnte ſie vielleicht anders ordnen?" — Ich bitte, achten Sie darauf nicht, antwortete der junge Mann, indem er den Kopf vorbeugte, — ich bin ſo ganz gut. — Darauf ſah man nach der Uhr, welche Stunde es ſei, dann betrachtete man das Feld, auf welches die erſten Strahlen der Sonne vergoldend fielen. Aber weil man ſich noch fremd fühlte, und unſere armen Reiſenden von den traurigſten Gedanken erfüllt waren, ſo unterbrach man das Schweigen nur ſelten einmal durch irgend eine Redensart, die nicht viel ſagen wollte. Jedoch ſtellte man Beobachtungen an, und fällte im Stillen ſein Urtheil, was man von einander zu denken habe. So verging der erſte Tag."

„Im Gaſthof angekommen, wo unſere guten Damen nur Ein Zimmer hatten, unterhielten ſie ſich einige Zeit von ihrem unglücklichen Schickſal, und jede beklagte daſſelbe nach ihrer Weiſe; dann aber fiel das Geſpräch ganz natürlich auf den jungen Mann, der ſie begleitete. Die ältere, welche unverheirathet und noch ganz jungfräulich war, deren lebhaftes Ausſehen und runde Formen aber genug Lebensfülle verriethen, ſagte zur Anderen: „Ich glaube wir haben da einen kleinen Pinſel mit uns, denn er ſpricht kein Wort"; — die Andere, ſcharfſichtiger, oder vielmehr nur aufmerkſamer auf alle Regungen ihrer Nebenmenſchen, verſetzte: „Ich bin dieſer Meinung nicht, und halte ihn für klug, grade weil er nicht geſprochen hat", — welches die Kammerfrau mit einem Kopfnicken beſtätigte."

„Dieſe zweite Dame, klein und mager, hatte wenig verführeriſchen Anſchein, nur hübſche braune Augen und ein ausdrucksvolles Geſicht. Betrachtete man ſie, ſo konnte man ſie wohl für fähig halten, bisweilen noch das Feuer der Jugend ſich in ihr wiederbeleben zu fühlen, trotz langwierigen Unglücks und einer aufrichtigen Frömmigkeit, die man ein wenig mit der Exaltation ihres Kopfs und ihres Herzens verknüpfen wollte, welches letztere niemals durch die eheliche Liebe völlig befriedigt worden war. Ich ſpreche nur von dieſer, ſchweigen wir vom Uebrigen. Sie war damals untadlich, das iſt mir genug, und Geſchwätz veracht' ich." —

„Nun muß ich noch die kleine Kammerfrau kürzlich beſchreiben, die ihrer Herrin beigeſtimmt hatte, als dieſe geſagt, der junge Mann ſei nicht dumm. Dieſe Frau war in ihrer Jugend ſehr reizend geweſen, ihre Züge waren noch jetzt von großer Feinheit, ihr Wuchs niedlich, ihre Arme rund und voll, alles wohlgeeignet ein liebebedürftiges Herz einzunehmen. Man denke ſich nun die Figur, welche dieſen drei Frauen gegenüber ein junger Mann von zwanzig Jahren machen mußte; während eines Monats in demſelben Wagen, und genöthigt alle ſeine Bewegungen möglichſt zurückzuhalten! Doch enden wir dieſen zweiten Tag."

Der Leſer wird ſchon erkannt haben, daß in dem Bilde der kleinen und jüngeren Dame unſere Herzogin ſich ſelber geſchildert hat, und zwar mit der heiteren Billigkeit, die ſich gar wohl die Wahrheit ſagt, aber deßfalls auch Günſtiges nicht verläugnet. Sie fährt nun fort, in kleinen, bezeichnenden Zügen die Sonderbarkeit eines ſo zufälligen und doch unausweichlichen Verhältniſſes hervorzuheben, und erzählt die langſamen, ſchüchternen, aber ungeſtörten Fortſchritte einer Bekanntſchaft, welche für beide Theile täglich als unentfliehbares Lebenselement wiederkehrte. Für Perſonen anderen Standes wäre die Lage nicht ſo ungewöhnlich noch neu geweſen; die Abentheuer jeder Poſtfahrt, eines Badeaufenthaltes, konnten Scherz und Ernſt bunter zuſammenmiſchen; für Prinzeſſinnen aber, mit denen hier in dieſer Art zum erſtenmal das Leben keine Umſtände machte, mußte gerade das ſonſt Gewöhnliche den Reiz des Sonderbarſten haben, und es war ſehr natürlich, daß inmitten verzweiflungsvollſten Unglücks, welches hier Perſonen des höchſten Ranges traf, das Uebergewicht des früheren Zuſtandes nicht völlig erloſch, und ein geübter

Geſellſchaftsgeiſt, — in galantem Scherz, höfiſcher Sicherheit und ſteter Theatereinwirkung aufgewachſen —, auch in dieſem Falle neben dem Trauerſpiel die ſich darbietende Improviſation eines kleinen Liebhaberſtücks harmlos nicht ablehnte. Hiebei wäre wenig zu bemerken, dergleichen Spiel ſeltſamer Anläſſe und Vorgänge bietet jede reichere perſönliche Lebenserfahrung dar, nur daß meiſt das eigentlich Sprechende ſolcher Art als privates Geheimniß verſchwiegen und verloren bleibt, ſo fern nicht ein Dichter es erfaßt. Die größere Merkwürdigkeit iſt hier demnach die Luſt und Offenheit, mit welcher die Herzogin, als ſeltene Ausnahme, das vertraulich Erlebte zu beſchreiben wagt. Wir dürfen auch hiebei die Freiheiten und Scherzweiſen, welche der Hof und die Nation in ihre höchſte Bildung aufgenommen hatten, nicht überſehen, und müſſen uns zugleich alles deſſen erinnern, was die franzöſiſche Litteratur von jeher in ſolcher Art dargeboten.

„Der junge Mann, welcher von Staats wegen die Damen zu begleiten hatte, war wie ſchon erwähnt etwa zwanzig Jahr alt, ſanft und fein, von guter Erziehung; er hatte bei dem erſten Kriegsrufe für die Freiheit die Waffen ergriffen, mehrere Feldzüge mitgemacht, und endlich eine vierzehnmonatliche Gefangenſchaft erduldet; geſchwächt und noch leidend von ſo frühen Drangſalen, ſollte er ſich für jetzt ſchonen, und war deßhalb für den gegenwärtigen Ehrendienſt auserſehen worden. Die Jugend in ihm errang bald ihre Rechte wieder, und ſtellte ſein blühendes Anſehen her. Aber ſeine Beſcheidenheit und Scheu waren ſo groß, daß bei der geringſten Berührung, in welche der Wagen ihn öfters unerwartet mit den Damen brachte, er ſogleich erblaßte, ſich beſchämt in die Ecke drückte, und nur verſtohlen aufzublicken wagte. Jedoch in der täglichen und wachſenden Gewöhnung nahm er dergleichen bald leichter, und indem das Zutrauen ſich mehr und mehr anſchloß, wurde aus dem ſcheuen Beauftragten der Republik ein munterer, ſehr naiver und faſt kindiſcher Geſellſchafter, den die um ſo viel älteren, aber gefühlvollen und aufmerkſamen Damen nun auch ihrerſeits als einen Freund und in vielen Dingen ſogar als ein wirkliches Kind behandelten, ohne doch ſein eigentliches Alter darum zu vergeſſen."

Nach mehreren Bemerkungen und Schilderungen, in welchen die wechſelſeitigen Beziehungen ſich deutlicher entwickeln, wird einer kleinen Fußwanderung gedacht, zu welcher die Damen, bei dem langſamen Fahren und den ſchlechten Wegen, ſich gern bereit fanden. Sie ſollten in Brive la Gaillarde übernachten, und waren etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als ſie ausſtiegen, um dieſe Strecke zu Fuß zurückzulegen. Doch wir geben die weitere Erzählung mit den eignen Worten:

„Es wurde ſchon dunkel. Der artige Führer bot der jüngeren der beiden Matronen ſeinen Arm an, die ihn auch wegen des Schmutzes auf der Straße und wegen der Löcher, in die ſie zu fallen fürchtete, gern annahm, denn Vorſicht iſt löblich, und beſonders am Abend. Das Wetter war mild, der Mond ergoß ſeine Silberſtrahlen auf das Feld und verſchönte alle Gegenſtände durch ſein ſanftes Licht. Der junge ſtützende Gefährte der guten Dame, welcher ſich vielleicht in dieſem Augenblick einer der herrlichen Entzückungen freute, die man ſo oft in der Jugend beim Anblick einer ſchönen Nacht und der ruhenden Natur empfindet, ſagte zu ihr: „Ich werde lange Zeit an Brive la Gaillarde denken, keine Stadt iſt mir je reizender vorgekommen, und dieſe wird fernerhin mein Vergleichungspunkt für alles Angenehme ſein; ich werde mir ſagen: Bei Brive la Gaillarde war es ſchöner.“ Der Dame entging nicht, daß er auf ſeine gegenwärtigen Bezüge anſpielen wollte, und ſie antwortete lächelnd: „Sie ſehen den Ort bei der Dämmerung, morgen zeigt die helle Sonne ihn vielleicht anders.“ Der junge Mann richtete ohne Zweifel dergleichen galante Reden auch an ſeine anderen Reiſegefährtinnen, wenn der Zufall ihm Gelegenheit bot, ſie unter vier Augen zu ſprechen, oder ihnen den Arm zu geben. Aber davon iſt nichts zu meiner Kenntniß gelangt, denn Aufrichtigkeit und Einfalt ſind nicht gleicherweiſe in allen Seelen; übrigens war jedes als Frau gekleidete Weſen für unſeren guten Jüngling ein Gegenſtand der Anziehung, und ich glaube eine behaubte Katze hätte ihm für einen Augenblick den Kopf verrücken können, falls ihm nicht andere Geſtalten zur Vergleichung vor Augen geweſen wären. Seine Naivetät in dieſem Betreff, und die Bemerkungen, zu denen das Zuſammenſein ſchon veranlaßt hatte, erregten öfters die Luſtigkeit der Wagengeſellſchaft, beſonders aber der kleinen Matrone, der nichts entging, und die es jedesmal wahrnahm, wenn die Empfindſamkeit des jungen Mannes eine neue Richtung nahm, welches gewöhnlich drei- bis viermal im Tage ſich ereignete. Sah ſie von fern eine Stadt, ſo fragte ſie ihn neckend, ob ihm dieſe nicht angenehmer ſchiene als Brive la Gaillarde, und dann lachten beide hell auf, woran genug zu erkennen war, daß ſie einander verſtanden, und daß die früheren Beobachtungen nicht getäuſcht hatten."

„Gleichwie die Sonne fortſchreitend vom Aufgange zum Niedergange den ganzen Tag die ihren brennenden Strahlen ausgeſetzte Erde erhitzt, eben ſo ſuchte unſer feuriger Jüngling vom Morgen bis zum Abend die halberfrornen Herzen der drei guten Damen zu erwärmen, mit denen er ſich den ganzen Tag eingeſchloſſen fand. Dieſe ſinnreiche Anſpielung war ſchon ausgeſprochen, als die Blicke unſeres jungen Mannes in aufmerkſamer Betrachtung des Profils der kleinen Kammerfrau betroffen wurden, und die ältere Matrone ſagte dabei, in das Feld hinaus blickend: „Ah, die Sonne neigt ſich zum Niedergang!" Er faßte den Scherz gleich auf, und lachte wie toll. Eine zufällige Berührung ſeines Ellbogens mit dem der Kammerfrau ſchien elektriſch zu wirken und ihn ſo zu begeiſtern, daß er einige Verſe mit Zartheit herzuſagen begann, worin die Worte vorkamen: „Ja, dein Profil entflammet mich!" Die Kammerfrau, wohl ſehend, daß ſie gemeint ſei, zog ſchweigend ihre Tabacksdoſe hervor, und bot ihm ſogleich eine Priſe; denn ein Herz iſt ja nicht von Erz, wie ehrbar und zurückhaltend es auch ſei, und man weiß wohl, daß alles dienen muß, wenn die Sprache, aber nicht das Gefühl ſtumm iſt. So war bald keine unſcheinbare Handlung, keine zufällige Bewegung mehr, die nicht etwas zu ſagen, zu bedeuten haben mußten. Für unſere Beobachterin war nichts komiſcher, als alle die kleinen Liſten der menſchlichen Empfindſamkeit, die niemand einzugeſtehen wagt, aber jeder wohl bei ſeinem Nebenmenſchen bemerkt oder doch zu bemerken glaubt. Unſere kleine Matrone jedoch machte ſich dergleichen zum Vorwurf, und wollte ſich in dieſer Art nichts erlauben; ſie hätte den Anderen eben ſolche Zurückhaltung gewünſcht, als ſie ſelber ſeit vielen Jahren ſich auferlegt hatte; aber der Verſucher iſt ſo ſchlau, die Jugend ſo verführeriſch, und die gegenwärtige Gelegenheit ſo fortgeſetzt, daß ich nicht zu behaupten wage, ſie habe die Würde ihres Alters während dieſer grauſamen Reiſe nicht etwas aufgegeben, und nicht auch bisweilen die Tugendſtrenge, deren ſie damals ſich rühmte, bei Seite geſetzt."

„Der junge Mann, ſo muthwillig als zärtlich, ſuchte jede von uns beſonders zu bereden und glauben zu machen, ſie allein ſei es, und keine ihrer Gefährtinnen, die ihn beſchäftige. Jüngere, als unſere Matronen, hätten ſich vielleicht durch dieſes Spiel täuſchen laſſen, aber ich glaube nicht, daß man billiger Weiſe ſich deſſen beſchuldigen könne." —

Doch wir tragen Bedenken, unſere wörtlichen Auszüge fortzuſetzen, wobei wir dem guten Willen der Leſer bei allem Vertrauen doch vielleicht allzuviel zumuthen müßten. Solcher kleinen, von idylliſchem Reiz erfüllten, und keineswegs bedeutungsloſen Vorgänge, die an manche Schilderung in Rouſſeau's Bekenntniſſen erinnern, und an Zeichnung und Wärme ihnen nicht nachſtehen, werden nach und nach mehrere dargeſtellt, und mit freier Munterkeit behandelt. Als ein Wunder wird der Wagen erwähnt, der in ſeinem jämmerlichen Zuſtande täglich die ſchlechteſten Wege durcharbeitete, und dabei trefflich hielt, ohne auch nur eines neuen Nagels zu bedürfen. Die heftigſten Stöße und Rucke, die öfters die Geſellſchaft gegen einander warfen, dienten ihr zur Beluſtigung, und man meinte, ein guter Engel müſſe für den alten Kaſten beſondere Sorgfalt haben, daß er nicht bei ſolchen Anläſſen zuſammenbreche. Die Herzogin rief im Schrecken immer den Engel Michael zu Hülfe, und da der junge Mann dieſen als ſeinen Schutzpatron bekannte, ſo kam man überein, ihn ſelber als guten Engel zu bezeichnen, welcher Namen ihm dann, auch bei den ernſthafteſten und traurigſten Dingen, und bis in die ſpäteſten Jahre, verblieb. So natürlich und unſchuldig war der Urſprung dieſer Anrede, welche der Unverſtand in der Folge mißdeuten und als Unſchicklichkeit auslegen wollte, wie ſelbſt Grégoire zum Theil noch thun möchte! Es kann nicht genug wiederholt werden, daß dergleichen individuelle Lebensäußerungen nur in ihrer eignen Sphäre anzuſchauen und zu würdigen ſind.

Führen wir aber auch einen großen Theil des in dieſer Erzählung Auffallenden und Bedenklichen zu dem Gewöhnlichen zurück, das ſich aus dem gemeinſamen Elemente des Zeitalters, der Nation und des Standes hervorgegangen zeigt: immer bleibt noch genug übrig, um dieſe Produktion auf dem Gipfel der Seltſamkeit zu erhalten, und ſie als eine der reizvollſten, wunderlichſten, in ſpielender Anmuth ernſthaft gehaltreichſten zu bezeichnen.

Denn das Eigenthümlichſte derſelben iſt, daß aller Scherz und alle Laune, die ſich in der Sache wie in dem Vortrag finden, nur gleichſam die muntern Wellen ſind, nicht nur der Anlaß und das Mittel, ſondern ſogar der Stoff ſelber, woraus die höchſten Erörterungen und der reinſte Gewinn ſich erheben. Mit der Heiterkeit und Laune iſt die tiefſte Frömmigkeit vereint, die hier unter ſolcher Hülle lebendiger und kräftiger wirkt, als unter der eines finſtern Ernſtes möglich wäre, der ohnehin nur immer eine niedere Stufe andeutet.

Der junge Mann hatte gleich von Anfang neben der Munterkeit, die ſeinem Alter natürlich war, ſowohl die beſten Geſinnungen überhaupt und einen aufrichtigen Hang zur Tugend, als auch eine ſo innige Liebe zu ſeiner Mutter gezeigt, daß man ihm auch jedes andere Gute zutrauen durfte. Die Herzogin benutzte dieſe günſtige Gemüthsart, um von den Gegenſtänden mit ihm zu ſprechen, von denen ſie ſtets erfüllt war, und die allein ihr wahrhafte Beſchäftigung gaben. Die Wahrheiten der Religion ihm aufzuſchließen, ſie wenigſtens ihm zu nähern und ſeinen Geiſt für ſie zu bereiten, wurde ihr gleich Bedürfniß, und dieſer Aufgabe widmete ſie fernerhin mit ſeltener Beharrlichkeit den beſten Eifer. Die verſchiedenſten Anſichten ſtanden ſich hier entgegen, und wurden freimüthig ausgetauſcht. Der junge Mann bekannte ſich als franken Deiſten, dem das Chriſtenthum ein leidiges Pfaffenwerk war, und nur in ſeiner reinen, von den Bekennern aber unaufhörlich entſtellten und verläugneten Moral noch Werth hatte; in den Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts war er wohlbeleſen, und trug deren Meinungen mit Geläufigkeit vor. Dies erweckte jedoch keinen Unfrieden, und wenn im Widerſpruche der Ernſt die Freundlichkeit doch zu verſcheuchen drohte, ſo führten Scherz und Neigung ſie immer leicht zurück.

Indem wir dieſes ganze Verhältniß uns lebhaft vorzuſtellen ſuchen, werden wir unwillkürlich auf die Bemerkung geleitet, daß fromme Innigkeit, je ſicherer und reiner ſie iſt, um ſo leichter in kindliche Tändelei und ſpielenden Muthwillen übergeht, beſonders wenn in zarten Gemüthern eine vornehme und feine Bildung fortwirkt; auf ſolche Weiſe ſehen wir Fénélon und Frau von Guion einen vieljährigen, faſt kinderhaften Briefwechſel führen, Zinzendorf in ſeinen Liedern bis in's Alberne verfallen, Saint-Martin frommen Witz ausſprechen; auch ſonſt mag Lieblichkeit und Wärme des Herzens oft keine andere Aeußerung finden, als in Luſtigkeit und Poſſen, wie dies an der edlen Gräfin Agnes Stolberg ſichtbar war, von der Goethe ſagt: „Durchaus ſpielt ſie die Stelle des Engels Grazioſo in ſolchem Grade lieblich, ſicher und wirkſam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meiſter dieſes Fachs, in Verwunderung geſetzt hätte?“ Den Ausdruck „Engel Grazioſo“ ſprechen wir für unſere Herzogin beſtens an, und fänden für deren Verhältniß und Benehmen vielleicht noch ein glücklicheres Gleichniß, wenn wir die Einzelheiten des Umganges der Fräulein von Klettenberg mit dem jungen Goethe aufweiſen könnten.

In der That iſt es ſchon auffallend genug, was Goethe von ſeiner frommen Freundin erzählt, daß er ſie durch ſeine Zweifel und Widerſprüche niemals erzürnt habe, und ſie wegen ſeines Seelenheils in völliger Ruhe geweſen ſei. Ganz in derſelben Weiſe verhält ſich unſere Herzogin gegen den jungen Deiſten und Freigeiſt, und was er auch ſagen mag, die für ſie frevelhafteſten Aeußerungen nimmt ſie gelaſſen auf, verſucht ſie als Irrthümer darzulegen, und Güte und Zuverſicht für den Irrenden bleiben unerſchüttert.

Freilich war ſie auch ſelbſt in dem Falle, ſolcher Nachſicht vielfach zu bedürfen, und ein ſtrengkirchlicher Katholik würde ihren Glauben in vieler Beziehung mangelhaft gefunden haben. Doch für den jungen Deiſten kam dergleichen nicht in Betracht, für ihn war ſie die von dem Erlöſungswerk innigſt überzeugte und heiß durchdrungene Chriſtin, und als ſolche ein Phänomen, wie ihm bisher nicht begegnet war.

Eine veränderte Anordnung des Reiſezuges, welcher ſich auf vernachläſſigten Straßen, bei Pferdemangel, durch Unſicherheit der Gegenden, und ſelbſt wegen abſichtlicher Zögerungen der Reiſenden nur langſam fortbewegte, trennte unerwartet unſere Damen von ihrem jungen Begleiter, und da er mit einem Theile der Wagen zurückbleiben mußte, ſo wußte man nicht, ob man ihn je wiederſehen würde. Die zwei Tage voll Trauer, Unruhe, Beſorgniß und Verlangen, welche in der Ungewißheit verſtrichen, ließen ſchneller, als es das fortdauernde Zuſammenſein gekonnt hätte, die Empfindungen reifen und aufbrechen, welche man gegenſeitig im Stillen für einander nährte. Als der junge Mann am dritten Tage wieder ſeinen früheren Platz einnahm, war auf beiden Seiten die größte Befriedigung ſichtbar. Hiezu kam, daß die Herzogin den jungen Mann ſchon als ihren geiſtlichen Pflegebefohlenen betrachtete. Sie hatte ihn bei einer traurigen Erzählung in leidenſchaftliche Rührung ausbrechen ſehen, und ſogleich die heißeſten Gebete zum Himmel aufgeſandt, daß ſein Herz in dieſem Augenblicke durch heiligende Gnade berührt werden möchte, die ihn zu Gott führen könnte. Sie empfing überzeugende Beweiſe, daß ihr Gebet erhört worden, und fühlte ſich nun nur deſto inniger angezogen, für die Rettung dieſer Seele ferner thätig zu ſein. In Perpignan, wo der Zug der Verwieſenen einige Tage verweilen mußte, und ſchon die bevorſtehende Trennung auf unſere Reiſenden betrübend einwirkte, nahmen auch die religiöſen Unterhaltungen eine höhere Stimmung an. Die Herzogin hatte ſchon einige Tage früher unter dem Titel: „Ideen über den Menſchen“ für ihren guten Engel einen beſonderen Aufſatz niedergeſchrieben, den jener hier ſchriftlich beantwortete. Der Gegenſatz trat auf das ſchärfſte hervor, die Entfernung zwiſchen beiden Theilen ſchien unermeßlich, und das nahe Scheiden nahm ſchon jede Zeit und Gelegenheit der Erörterung.

Allein die zarte Neigung und das vertrauliche Wohlwollen, welche in beiden Herzen Wurzel geſchlagen, hielten nur feſter die Seelen verbunden, in welchen die Ueberzeugungen noch ſo weit aus einander lagen. Die letzten kleinen Vorgänge und Begegniſſe, durch welche die Gemüther jene Neigung ſchon offener bekannten, und in denen das Vorgefühl der nahen Trennung dem früheren Scherz nun auch etwas leidenſchaftlichen Ausdruck beimiſchte, laſſen wir die Herzogin wieder ſelbſt erzählen:

„Am Tage vor der Abreiſe, als unſere Reiſenden mit den Beamten der Regierung zu Tiſche ſaßen, ließ einer derſelben das Bild ſeiner Geliebten herumgehen, die ſehr hübſch, aber etwas hoch in Farbe war; unſere kleine Matrone, nachdem man aufgeſtanden war, ſagte dem guten Engel dieſe Bemerkung, und als er darauf erwiederte, der Mahler habe die Perſon gewiß in einem Augenblick aufgefaßt, wo das Feuer der Liebe für ihren Freund ſie entflammte, ſo verſetzte ſie lachend: „Gewiß, das iſt es, aber mir, ich geſteh' es, ſind die Wangen lieber, die ſich entfärben.“ Bei dieſem Worte ſtützte er die Hand gegen die Mauer, an der er ſtand, und wurde blaß wie der Tod. Unſere arme Fromme fühlte aber zu ſpät, daß ſie eine Unvorſichtigkeit begangen. Erröthete ſie? erblaßte ſie? ich weiß es nicht. Aber wie ſich benehmen bei ſolch unvorhergeſehenen Umſtänden? Thun als bemerke man nichts, und für ein andermal die Uebereilung der Zunge beſſer zügeln! Dies that ſie auch, und gelobte ſich es für die Zukunft; wiewohl zu ſchweigen, wenn man gewohnt iſt laut zu denken wie die Kinder, nicht ſo leicht iſt, als man glauben könnte.“

„Tages darauf waren alle ihre Reiſegefährten mit den Beamten der Regierung ausgegangen, und die kleine Matrone mit dem guten Engel allein geblieben, der ſie ſogleich fragte, was ſie vorzunehmen wünſchte. Obgleich das Wetter nicht beſonders ſchön war, meinte ſie doch, ein Spazirgang um die Stadt würde ihr angenehm ſein. „Wollen Sie“, fragte er, „ſie auf den Wällen umgehen?“ — Recht gern! — Sie gingen. Aber ſie nahm nicht ſeinen Arm wie in der Nähe von Brive la Gaillarde. Die Kammerfrau mit einer anderen Dame der Geſellſchaft befand ſich gerade auf einer Terraſſe, und als ſie jene beiden in der Ferne kommen ſah, klatſchte ſie ihnen mit den Händen zu; Leſer, wenn du ſcharfſinniger biſt als ich, ſo wirſt du mir den Grund ſagen, ich hab' ihn nicht errathen können."

„Als unſere beiden Spazirgänger um die Stadt herum waren, ſchlug der junge Mann der Dame vor, ihren Gang noch etwas zu verlängern und den botaniſchen Garten zu beſuchen, welches angenommen wurde. Aber unſer gute Fromme war ſehr müde, und ſetzte ſich an einer ziemlich ländlichen Stelle, wo ſie die Berge und den Untergang der Sonne ſehen konnte. Der gute Engel ſetzte ſich neben ſie, und hier unterhielten ſie ſich bis zur ſinkenden Nacht, wie leid es ihnen ſei, nur auf ſo kurze Zeit einander gekannt zu haben, und nun ſich trennen zu müſſen, um ſich vielleicht nie wiederzuſehen. Sie kamen überein, daß man durch einen Monat, ſo zuſammen verlebt, täglich vom Morgen bis zum Abend, einander beſſer kennen lerne, als durch mehrere Jahre im gewöhnlichen Lebensgange, und wirklich darf ich glauben, daß zwiſchen beiden eine wechſelſeitige, ſehr zärtliche Beziehung, wie zwiſchen Sohn und Mutter, ſich hätte bilden und fortſetzen können, wäre die durch die Umſtände gebotene Trennung nicht ſo bald eingetreten."

„Während dieſer lieblichen Unterredung kam die Nacht heran, und die kleine Matrone erhob ſich raſch, indem ſie ſagte: „Aber es iſt ſchon beinahe dunkel, und wir müſſen zurückgehen." Als ſie im Gaſthof anlangten, trafen ſie die ganze Geſellſchaft verſammelt, die von dem langen Spazirgange mit dem guten Engel denken mochte was ſie wollte. Am anderen Tage ging die Reiſe weiter, aber da man ſich nun der Gränze näherte, wo man ſich trennen mußte, ſo war alles traurig, und unſere armen Damen fühlten nur heftiger den Schmerz, ihr Land und ihre Freundinnen zu verlaſſen, jemehr der verhängnißvolle Augenblick, der ſie völlig davon ſcheiden ſollte, näher kam. Alles nahm nun für ſie eine trübe und ſchwermüthige Färbung an."

Zuletzt erbat der junge Mann noch die Erlaubniß, bisweilen ein ſchriftliches Wort an die Herzogin den Briefen einzulegen, die er an eine andere Dame von der Geſellſchaft würde zu ſchreiben haben. Dies wurde mit Vergnügen angenommen, und auch die Erwiederung zugeſagt. Als unſere Matronen nun wirklich ihren Begleiter verloren hatten, fühlten ſie die größte Leere und Traurigkeit. Bald aber wurden ſie durch ihre chriſtliche Philoſophie aufgerichtet und getröſtet. Beſonders die Herzogin ergab ſich der Gelaſſenheit, indem ſie mehr und mehr der Welt abzuſterben ſtrebte, und dieſen myſtiſchen Tod als das größte Heil pries. Mit dem Ausdruck innigen Verlangens nach dieſem Heil und einem in gleichem Sinne dem Leſer gewidmeten Segenswunſche ſchließt ſie ihren anmuthig ſeltſamen und in ſeiner Art einzigen Reiſebericht. —

Nun folgen die Briefe, deren vom Jahre 1799 bis 1812 hundert und vierzehn mitgetheilt ſind.

Die Herzogin war in Barcelona glücklich angelangt, von den ſpaniſchen Behörden mit größten Ehren aufgenommen, und bewohnte ein artiges Haus von herrlicher Lage, faſt unter den Kanonen der Feſtung. Sie führte hier ein ſehr eingezogenes Leben, und beſchränkte ſich faſt nur auf den Umgang einiger Schickſalsgenoſſinnen. Beſonders wollte ſie keinen Franzoſen ſehen, da ſie von den Landsleuten aller Partheien bisher nur Verdruß und Verläumdung erfahren hatte. Das Gegentheil des Haſſes und der Bitterkeit, in welchen die meiſten Emigrirten befangen waren, zeigte ſich eine Sanftmuth und Ergebung, die das Unglück ihrer Lage milderten, aber freilich auch wieder zum Vorwurf gegen ſie dienen mußten. „Wozu war ich reich und Prinzeſſin, ſagte ſie, als um deſto mehr verpflichtet und fähig zu ſein zum Wohlthun? Ich würde mich jetzt in meiner Armuth ſogar glücklicher fühlen, als in jener Zeit, wenn ich nur im Stande wäre, meine Schulden jeder Art, beſonders aber die der Dankbarkeit gegen meine Umgebung, abzutragen.“ Die ihr ausgeſetzten Jahrgelder ſtockten bald, und ſie war genöthigt, ſich öfters die dringendſten Bedürfniſſe zu verſagen, um nur einige Hülfsmittel für Nothleidende zu erübrigen, denen ſie perſönlich zu nahen pflegte, mit Gaben, mit Krankenpflege, mit Tröſtungen. „Ich bin gar nicht unglücklich, ſagte ſie, beſonders ſeitdem ich meinen Marſtall nun in Ordnung habe, und beim Spaziren meine ſchwachen Füße ſchonen kann.“ Was ſie, nach altem Sprachgebrauch, ihren Marſtall nannte, beſtand aber in einem einzigen Eſel, und ihr Spaziren nur in Armen- und Krankenbeſuch. In ähnlicher Weiſe klein und dürftig war ihre ganze Einrichtung.

Sie gedachte ihres Sohnes mit wärmſter Zärtlichkeit, hoffte ſtets ihn wiederzuſehen, machte ſich die lieblichſten Bilder von ihrer Vereinigung mit ihm, die ſie ſogar in Frankreich möglich glaubte, ſofern nur der Prinz ſeinen politiſchen Anſprüchen entſagen wollte, die ſie ihrerſeits völlig aufgegeben hatte. Wegen dieſer gewünſchten Rückkehr ſchrieb ſie am 10. Januar 1800 an den Erſten Konſul Bonaparte, dem ſie vorſtellte, ſie wünſche nur deßhalb im Vaterlande zu leben, weil ſie daſelbſt mehr als anderswo würde Gutes thun können. Ihr Schritt blieb erfolglos, und gab denen, welche davon hörten, nur neuen Anlaß ſie mit Spott und Verläumdung zu verfolgen.

Das Andenken ihres jungen Freundes, des guten Engels, wie er fortwährend hieß, blieb ihr lebhaft gegenwärtig, und ſie ſchrieb ihm zuerſt, eifrig bedacht, ſeinen Geiſt auf das Heil zu lenken, das er zu empfangen berufen ſchien. Durch die Schuld der Umſtände vergingen aber faſt anderthalb Jahre, bevor ihm zu antworten möglich war; dann aber ſetzte ſich der Briefwechſel mit geringen Stockungen regelmäßig fort. Die Herzogin ſchreibt mit Wärme, mit mütterlicher Zärtlichkeit, der Scherz tritt mehr und mehr zurück, der hauptſächliche und faſt ausſchließliche Inhalt beſteht in religiöſen Erörterungen, Winken, Bitten und Hoffnungen. Bewundernswerth iſt die ſtandhafte Ausdauer, die unermüdliche Geduld und Güte, mit denen ſich die beglückende Ueberzeugung hier immerfort anbietet, ja aufdringen möchte, ſo wie der Verſtand und Scharfſinn, welche gegen Zweifel und Widerſpruch mit ſteigendem Vortheil kämpfen. Der junge Mann erkennt dankbar den liebevollen Eifer, die Güte und Auszeichnung, deren er gewürdigt wird; er antwortet mit zutrauensvoller und ehrerbietiger Neigung, aber auch mit einer Aufrichtigkeit in Betreff der Hauptſache, daß man lange Zeit für unmöglich hält, in dieſer Denkart den Keim des Glaubens aufgehen zu ſehen.

Die Herzogin, welche in dem Kopfe des jungen Freundes das Werk eines ganzen Jahrhunderts zu bekämpfen findet, den Witz, den Verſtand, die Vernunftſchlüſſe der ausgezeichnetſten Geiſter, ſo wie den Trug und die Lüge im Innern der Kirche ſelbſt, welche ſie verwerfen und preisgeben muß, um die Wahrheit zu retten, fühlt ſich dieſer Arbeit doch nicht gewachſen, ſondern verweiſ't auf einen Freund, der die Sache beſſer führen würde, auf Saint-Martin. Jeder Schimmer aus dem Leben dieſes Mannes iſt erfreuend und werthvoll, und ſo mögen die Stellen, wo ſeiner gedacht wird, hier Platz finden. Schon im neunten Briefe ſchreibt die Herzogin: „Ich kann auf das Einzelne mit Ihnen nicht eingehen, noch will ich Ihre Meinungen zu bekämpfen ſuchen: ich fühle mich dazu nicht fähig, beſonders ſchriftlich, aber ich wünſchte, daß Sie die Bekanntſchaft eines Mannes machten, der ein Brunnquell natürlicher und geiſtlicher Wiſſenſchaft, und deſſen Aeußeres dabei das einfachſte von der Welt iſt; der die große Kunſt beſitzt, ſich der Faſſungskraft Aller, die mit ihm ſprechen, anzuſchmiegen, und der ſogar Kind mit Ihnen ſein wird, wenn ſie ihm bloß Kindereien vorbringen. Er vereinigt hiemit die ſanfteſte Gemüthsart, die liebevollſte Seele, aber er ſcheut die Welt und ihre Geſellſchaften, das macht ihn unumgänglich, und ſehr widerſpenſtig gegen die Zuvorkommenheiten, durch die man ihn anziehen will. Ich benachrichtige Sie hievon, damit Sie ſich nicht abſchrecken laſſen, wenn Sie meiner Aufforderung folgen. Durch ihn werden Sie Licht empfangen, er wird ſie Schritt für Schritt zum Glauben leiten, durch Ihre Vernunft ſelber als die einzige Fackel Ihres Weges; glauben Sie mir, und beweiſen Sie mir in dieſer Nachforſchung die unbedingte Ergebenheit, deren Sie mich am Schluſſe Ihres Briefes verſichern. Hier iſt ein kleines Blatt, das Ihre Bekanntſchaft mit ihm erleichtern wird, mit dem weiſeſten Manne auf der Welt, den die Unſinnigen für den thörichtſten halten. Stellen Sie

Ihr Urtheil über ihn ein, bis Sie die Eigenſchaften ſeines Geiſtes und ſeines Herzens haben ergründen können, und dann werden Sie mir für ſeine Bekanntſchaft danken, ich bin es gewiß.“

Der junge Freund war indeß nicht allzueifrig, und ließ durch untergeordnete geſellige Bedenken ſich abſchrecken, der empfohlenen Bekanntſchaft nachzugehen. Die Freundin aber, welche mehr und mehr erkennt, daß hier die gangbaren Formeln der Kirche nicht ausreichen, ſondern gegen die weltliche Philoſophie die chriſtliche Wiſſenſchaft nöthig ſei, läßt nicht ab, ſondern wiederholt ihre Mahnung dringender. So ſchreibt ſie nach einiger Zeit: „Die Furcht des gerechten Gottes muß der erſte Schritt zur Wahrheit ſein, der zweite iſt die Erkenntniß des zu unſerer Erlöſung menſchgewordenen Gottes. — Wer ſie nicht erfahren hat, kann dieſe Wahrheit beſtreiten, aber wer ſie empfunden hat, wie ich, vermag nicht mehr daran zu zweifeln. Ueber die Macht dieſes Gottmenſchen, und über ſeinen Urſprung, hierüber, mein Theurer, müſſen Sie ſich unterrichten laſſen wie ein gutes kleines Kind durch diejenigen, welche weit entfernt dies zu belächeln, Ihnen mit der Zeit, und mit Gelehrigkeit von Ihrer Seite, die Dinge in einem ganz anderen Lichte werden zeigen können, als Sie bis jetzt dieſelben wahrgenommen haben. Ich glaube Herrn von Saint-Martin den Mann hiefür, aber man muß nicht ungeduldig gegen ihn ſein, nicht ſtreitſüchtig, ſondern ſich unterweiſen laſſen; ſonſt zieht er ſich zurück, wie die Schnecke in ihre Schale, und man bringt nichts mehr aus ihm heraus.“

Endlich kommt die Bekanntſchaft doch zu Stande, und der junge Freund berichtet darüber am 27. September 1800 wie folgt: „Ich habe Herrn von Saint-Martin vor vier Tagen geſehen; er hatte Ihnen, ſagte er mir, eben Vormittags geſchrieben. Ich hatte bis dahin gezögert, mich ihm vorzuſtellen, weil ich durch das einfache Blatt, das Sie mir für ihn zugefertigt hatten, mich nicht genugſam berechtigt hielt. Ich hätte einen verſiegelten und anders begründeten Brief gewünſcht, denn als ich ihm jenes Blatt überreichte, fragte er mich kalt: „Welche Dienſte kann ich Ihnen leiſten, von welcher Art ſind ſie?“ Ich war betroffen, und um aus der Verlegenheit zu kommen, war ich genöthigt ihm zu erzählen, welchen Umſtänden ich die Ehre Ihrer Bekanntſchaft verdanke, und welcher Art unſer Briefwechſel iſt. Da öffnete die Uebereinſtimmung unſeres Sinnes, und der wechſelſeitige Antrieb unſerer Herzen in Bezug auf Sie, zwiſchen uns das Vertrauen, und ich konnte mich frei ausſprechen; wir kamen bald überein, daß jeder Menſch mehr oder minder fähig ſei, die geheime Wiſſenſchaft zu ergründen, welche zum Heile führt: daß jeder auch mehr oder minder Werth darauf lege, im Allgemeinen aber die Erfüllung der geſelligen Pflichten ſchon genüge, um ſein Tagwerk in dieſer Welt zu vollbringen. Uebrigens, meinten wir, iſt es faſt unmöglich, daß in zwei ſo verſchiedenen Lebensaltern, in welchen der Geſchmack, die Anſicht und das Gefühl ſo entgegengeſetzter Art ſind, ſich die Gegenſtände unter demſelben Geſichtspunkt darbieten. — Ich kam alſo nach allem dieſen mit Herrn von Saint-Martin überein, daß wir uns fürerſt, wenn wir uns wiederſähen, auf das einfache Vergnügen des gewöhnlichen Geſpräches beſchränken wollten, und daß, wenn ich durch einen entſchiedenen Hang oder durch ſolche Umſtände, die ſo häufig auf unſer ſittliches Weſen einwirken, zu einem gründlichen Studium dieſer Dinge mich beſtimmt fühlte, ich dann mich an ihn wenden würde. Mir thut es leid, nicht ſo oft als ich es gewünſcht hätte, ſeine lehrreiche Unterhaltung benutzen zu können, aber er ſagte mir, daß er einen Theil des Jahres auf dem Lande zubringe. Er iſt ein wahrhafter Weiſer, deſſen Umgang mir von höchſtem Intereſſe geweſen wäre; er ſprach mir vom Glück als ein Mann, der es kennt. Aeußerſt gemäßigt in allem, ſcheint er mir als ein Muſter aufzuſtellen.“

Allein der junge Freund war für dieſen Umgang noch nicht reif, und daher auch nicht begierig genug ihn fortzuſetzen. Eine Wohnungsveränderung Saint-Martin's, ein Aufenthalt auf dem Lande, ſtellen ſich als Hinderniſſe entgegen. Die Herzogin läßt ſeine Säumniß wenigſtens nicht unbemerkt; ſie ſchreibt ihm: „Was die bloße Erkenntniß der Vernunft und der erlernten Wiſſenſchaften unvollkommen bewirken, das bewirkt der Glauben in Verbindung mit der geiſtlichen Wiſſenſchaft ſehr vollſtändig, und dies iſt es, was Sie auf die Länge wohl hätten erlernen können, hätten Sie Herrn von Saint-Martin, an den ich Sie gewieſen, oft beſuchen wollen.“ Zur Entſchuldigung des Säumigen muß allerdings geſagt werden, daß er, durch ſeine Geſundheit und Sinnesart in ein ruhiges, mäßiges Amt gewieſen, bald auch nach Wunſch und Neigung verheirathet, und von dieſen Verhältniſſen erfüllt und beſchäftigt, ſich innerhalb eines kleinen Lebenskreiſes hält, aus dem an Fremdes und Neues heranzutreten nicht leicht war.

Die Verhandlung religiöſer Gegenſtände konnte nicht fortſchreiten, ohne bald auch die politiſchen anzuſtreifen, beſonders in einer Zeit, wo die letzteren in jedes einzelne Leben wie in die Geſammtheit der Geſellſchaft unwiderſtehlich eingriffen. Den Kern ihrer politiſchen Ideen hat die Herzogin uns in einem Aufſatz überliefert, den ſie dem Freunde zu näherer Verſtändigung einſandte, und dem wir ſeine Stelle hier nicht verſagen. Schon ſeine Ueberſchrift iſt bezeichnungsvoll.

„Hier iſt meine Träumerei in Betreff des Regierungsweſens, aber ich verzweifle, ſie je verwirklicht zu ſehen.“

(Geſchrieben im Jahre 1800.)

1. „Die Menſchen tugendhaft und frei machen, aber den menſchlichen Geſetzen wie Gott unterwürfig.“

2. „Alles zum Leben Nöthige ſei ihnen gegeben, und durch die Geſetze geſichert für den Fall, daß phyſiſche Unfähigkeit ſie hindert, daſſelbe durch ſich ſelbſt oder durch ihre Kinder zu erwerben.“

3. „Kein Unterſchied beſtehe zwiſchen ihnen, als den die Tugend, der Geiſt, die Talente und die Kenntniſſe begründen müſſen.“

4. „Jedem Menſchen durch öffentliche Anſtalten die Mittel geben, den Grad oder die Art der Unterweiſung zu erlangen, welche ſeine natürlichen Fähigkeiten ihm zu erreichen geſtatten.“

5. „Es beſtehe Freiheit der Religion, aber die Religion Jeſu Chriſti ſei die herrſchende, ſie werde öffentlich gelehrt durch eifrige und reine Diener, die keine andere Regel als das Evangelium und kein anderes Haupt als Jeſum Chriſtum haben, die mit einem Worte Apoſtel ſeien, einzig geführt und geleitet durch den Glauben und die Liebe, wie in den erſten Zeiten des Chriſtenthums.“

6. „Die Geſetze haben die Ueppigkeit zu beſchränken, die Frechheit, die für die Sitten gefährlichen Vergnügungen, die großen Reichthümer; es ſei eine Schande, zu reich zu ſein und ſich darin ſehr hoch über Andere zu ſtellen. Die Furcht vor Mißachtung müſſe darin jede Begier zügeln.“

7. „Es iſt nöthig, daß es Diener und Herren gebe, und daß derjenige, welcher Lohn empfängt, fühle, er werde hiedurch dem, der ihn bezahlt, untergeben, und ſei ihm Ehrerbietung und Gehorſam ſchuldig, ohne daß der, welcher ſein Herr iſt, dies mit Strenge und Härte fordern dürfe.“

8. „Es iſt weſentlich, daß das Alter bei den jungen Leuten in Ehren ſei: die Väter und Mütter müſſen von den Kindern geehrt werden; die Uebereinſtimmung der Herzen begründe die Heirathen, aber nie der Reichthum.“

9. „Alle Stände ſeien gleicherweiſe ehrenhaft und geehrt, ſofern man ſich in ihnen nur redlich, gerecht und geſittet benimmt.“

10. „Die Geſetze müſſen das Verbrechen ſtrafen, aber nicht durch den Tod, damit der Schuldige Buße thun und Reue üben könne; wenn er nur aus der Geſellſchaft entfernt iſt, und ſie nicht mehr zu ſtören vermag, ſo iſt die Gerechtigkeit der Menſchen erfüllt, Gott allein darf über das Leben verfügen.“

11. „Es iſt höchſt wichtig, daß die Richter unbeſtechlich ſeien, und daß Geld und Gunſt nichts über ihre Entſcheidung vermögen.“

12. „Alle Staatsbürger ſeien geborne Krieger, aber nur um das Vaterland zu vertheidigen, nie um das Land Anderer anzugreifen; das Volk ſei als friedenſtiftend, mehr denn als kriegeriſch, bekannt.“

13. „Um nicht erkünſtelte Bedürfniſſe der Ueppigkeit

und Weichlichkeit einzuführen, iſt es weſentlich, daß die Gewerbe ſoviel als möglich nur die Erzeugniſſe des Landes verarbeiten, denn um ein tugendhaftes Volk zu bilden, muß man daſſelbe zu einem mäßigen, einfachen, arbeitſamen, keuſchen und gerechten machen.“

14. „Aber um dieſes Ziel zu erreichen, müſſen diejenigen, welche regieren, die Erſten ſein, das Beiſpiel aller dieſer Tugenden zu geben, und keine anderen Wachen um ſich haben, als die Liebe ihrer Mitbürger, und ihre unwandelbare Gerechtigkeit für alle ohne Ausnahme.“

15. „Ich möchte, daß ihre Wahl durch das Volk geſchähe nach einer Liſte, auf der die Namen der tugendhafteſten und zum Regieren fähigſten Leute ſtünden, und daß dieſe Liſte durch die Diener des Kultus angefertigt würde, welche ich als Weſen vorausſetze von mehr göttlicher als menſchlicher Art.“

16. „Was die Form dieſer Regierung betrifft, ſo hab’ ich darüber gar keine Meinung, da ich viel zu unwiſſend bin, als daß ich einen Ausſpruch wagen dürfte, welche von dieſen Formen die beſte ſei. Aber mich dünkt, die Regierung, welche nur alle eben von mir aufgeſtellten Vorſchriften in Kraft ſetzte, würde nothwendig eine gute ſein, welches auch ſonſt ihre Form ſein möchte; ein zur Tugend gebildetes Volk würde leicht im Innern zu regieren ſein, und ſich von außen die Ehrfurcht aller anderen Völker zuziehen.“

Gewiß, dieſe Gedanken und Forderungen, wie ſehr auch derjenige Staatsmann, dem nur daran liegt, die gemeine Gegenwart auszubeuten, nicht aber eine beſſere Zukunft heranzuführen, darüber hinſehen und ſpotten mag, bezeugen ein warmes Herz und einen kraftvollen Sinn, der die ergriffenen Richtungen beharrlich feſthält, und ſich durch nichts irren läßt. Offenbar ſind hier noch Grundſätze und Anſprüche von 1789 in vollem Leben und zugleich ſchon Elemente ſichtbar, die ſpäter in Fichte, Saint-Simon, Ballanche und Anderen ſich hervorgethan, und wenn wir bedenken, daß es eine Frau, eine Franzöſin, eine Prinzeſſin von Geblüt iſt, welche dergleichen in ſich zuſammenfaßt, ſo müſſen wir die

Auszeichnung, die ſich hier kund giebt, nur um ſo größer anerkennen.

Der junge Freund, welchem der Aufſatz mitgetheilt wird, entgeht der Verſuchung nicht, die ſich bei ſolchen Gelegenheiten immer als die bequemſte und wohlfeilſte anbietet, und meint ſehr weiſe zu ſein, indem er die Ausführbarkeit verneint. Aber wie ſchön wird er zurechtgewieſen! Die Herzogin antwortet auf ſeine Einwürfe mit größter Ueberlegenheit:

„Ihre Prüfung meiner Regierungs-Träumerei ſucht mir zu beweiſen, was der Titel, den ich ihr gegeben, Ihnen ſchon genugſam als auch meine Anſicht zu erkennen giebt: denn hielte ich die Ausführung für möglich, ſo würde ich nicht den Namen Träumerei dafür gewählt haben. Aber, weil die Menſchen zu blind, zu bösartig, zu ſelbſtſüchtig ſind, um freiwillig auf alles zu verzichten, was ſie ſo macht, iſt das ein Grund für mich, ihnen Recht zu geben und ſie nachzuahmen? Nein, ich werde meine Gedanken, meine Gefühle behalten, ſollte ich mit meiner Meinung auch ganz allein ſtehen, ich werde muthig die Entbehrungen und die Demüthigungen ertragen, die ſich für mich daraus ergeben können, und ich werde nie glauben, daß es, wie Sie es nennen, eine nutzloſe Beſchäftigung ſei, gerechte und tugendhafte Ideen auf das Papier zu ſtellen und in mein Herz zu graben; denn dergleichen Entwürfe, wenn ſie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Beſonderen gelten, und Weſen für den Himmel bilden, wo die Freuden nicht, wie in dieſer Welt hienieden, bloß für einen Augenblick ſind, noch die Wahrheit traurig und kalt, wie bei den weltlichen Seelen. Im Gegentheil, die Wahrheit allein iſt es, die uns entflammt, und die Hitze unſerer Einbildungskraft vernichtet, wie die Sonnenhelle alle künſtlichen Feuer verſchwinden läßt, die uns während der Nacht unſerer Irrthümer leuchten; die Wahrheit deſſen, was man wünſcht, und deſſen, was man hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und geſehen wird. Was Ihre Anführung des Spruches Jeſu betrifft, wer tödtet ſei des Todes werth, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß dies nicht die wahre Anwendung iſt, wie mir ſcheint, die er davon hat machen wollen. Die Rede iſt von dem Geſetze der Vergeltung, das in Kraft war im Geſetze Moſis, aber nicht im Geſetze Jeſu Chriſti. Ich bleibe daher in meiner Meinung feſt, und glaube, daß, je ſchuldiger einer iſt, es um ſo unmenſchlicher iſt, ihn zu tödten, bevor er Zeit haben gekonnt Buße zu thun, weil dies ihn einem ewigen Tode überliefern heißt: ich möchte ſogar, daß die Sorge für die Gefangenen ſo weit ginge, ihnen Reue über ihr Verbrechen einzuflößen, anſtatt in ihnen Verzweiflung und ſchreckliche Wuth aufzuregen, denn das heißt ſie in den Fall ſetzen, ihrem Verbrechen neue Stufen hinzuzufügen. Doch was ich hier ſage, kann nur eine Regierung angehen, die auf unerſchütterlichen Grundlagen befeſtigt iſt, nicht aber eine Zeit der Revolution, wie die, in der wir leben, und wo alles nur durch Gewaltthat und Erſchütterung vorgeht, wo endlich die Verbrechen und die Schuldigen in ſo großer Anzahl ſind, daß man ſie weder abtheilen noch zählen kann."

In Wahrheit, es iſt zum Frohlocken und Beifallrufen, wie ſicher und leicht die zarte Frauenhand hier die gewichtigſte Waffe führt, und wie tapfer und entſcheidend ihre Schläge ſind. „Dergleichen Entwürfe, wenn ſie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Beſonderen gelten" und „die Wahrheit deſſen, was man wünſcht und hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und geſehen wird", dergleichen Ausſprüche gehören zu der glücklichen Geiſtesbeute, in welcher ſich Einfalt und Witz vereinigt haben.

Die Herzogin ſagt in ihrer Antwort dann noch weiter: „Ich bin völlig Ihrer Meinung, daß Politik und Gerechtigkeit niemals ſynonym geweſen ſind, aber ich möchte nicht hinzufügen, daß ſie es nie ſein werden, denn ich will lieber glauben, daß die Menſchen endlich der Wahrheit ihr Herz erſchließen, und fühlen und erkennen werden, daß es keine mächtigere Politik giebt, als ſich durch gerechte Handlungen innig mit der ewigen Gerechtigkeit zu verbinden, von der ihnen das Weſen und die Macht kommt. Zweifeln wir nicht, daß eine Regierung, deren Häupter ſich durch Willen und That mit Gott vereinigten, um in ſeinen Händen nur das leidende Werkzeug ſeiner Abſichten zu ſein, in wenig Jahren ein merkliches Uebergewicht über alle anderen erlangen würde.“ Die nächſte Anwendung hievon, welche der Freund, einigen Aeußerungen in ſeinen Briefen zufolge, wohl geneigt ſein möchte, voreilig auf Bonaparte hinzuleiten, will die Herzogin doch nicht ſo ſchnell geſtatten. Sie ſagt: „Ich will gern glauben, daß Gott auf dieſen Menſchen ſeine Blicke gerichtet hat, aber ich zweifle wieder an jedem Erfolge, ſo lange mir das Gemählde vor Augen ſteht, welches Sie mir von Frankreich entwerfen; denn da, „wo man ſeinen Vater verkaufen möchte, um reich zu werden“; da, „wo die Gewinnſucht überall eingreift, der Geldwucher auf ſeinem Gipfel iſt, ſo wie die Ausgelaſſenheit der Sitten“, da kann ich nicht dieſe göttliche und reine Macht als Bewegerin all dieſer Dinge erkennen, die ihr im höchſten Grad entgegen ſind. Ich werde alſo mehr und mehr an meiner Träumerei feſthalten, wie unausführbar ſie auch erſcheine, und welches auch die Folgen der Revolution geweſen ſein mögen. Ich werde niemals den Zweck tadeln, den man ſich vorgeſetzt hatte, wohl aber die Mittel, welche man angewendet. Einen tugendhaften und dafür erkannten Zweck nur einzig deßhalb aufgeben, weil ſeine Erreichung ſchwierig iſt, kann nur aus einer feigen, kleinlichen oder ſelbſtſüchtigen Seele hervorgehen, die mir weder Vertrauen noch Achtung einflößen würde; im Gegentheil, unabläſſig auf ihn hinarbeiten, alle mächtigen Mittel einer thätigen Tugend und eines von den Häuptern einer großen Nation unterſtützten Beiſpiels dafür aufbieten, eine mehr barmherzige als ſtrenge Gerechtigkeit für alle üben, und mit Einem Worte Kraft und Erleuchtung in Gott, nicht aber in dem menſchlichen Stolze ſuchen, dies würde mich das Werk eines Weſens dünken, deſſen Tugenden ich nicht aufhören würde zu bewundern und zu lieben, welches auch ſonſt die Ergebniſſe ſein möchten, die jedoch, ich darf es glauben, nur vortrefflich ſein könnten, denn es iſt der gute Saft, der den guten Baum hervorbringt.“

Auch für ihre perſönlichen Wünſche, die mit aller Lebhaftigkeit, welche der gottergebene Sinn für Irdiſches noch haben kann, die Rückkehr in das Vaterland erſehnen, hofft die Herzogin nur zweifelnd, und nicht lange auf Bonaparte's Gerechtigkeit; die Emigrirten, welche freiwillig und feindlich das Land verlaſſen hatten, rief er zurück, die Deportirten, gewaltſam aus der Heimath entführt, ſchloß er ferner aus. Sein ganzes Weſen flößte ihr kein Vertrauen ein; jedoch den furchtbaren Schlag, der ſie bald von ihm treffen ſollte, konnte ſie nicht ahnden.

Schon frühe war die Herzogin, wie bereits erwähnt, von ihrem Gemahl getrennt worden, und die Ferne, in welche ſchon die Anſtalten und der Gang der prinzlichen Erziehung den Sohn ihr rückten, konnte durch jenen Umſtand nicht vermindert ſein. Die Revolution brachte ſie noch mehr aus einander, die Meinungen, Entſchlüſſe und Schickſale gingen weit auseinander. Der Prinz war blühend und kräftig herangewachſen, und unter dem Namen Herzog von Enghien ſchon als würdiger Sproſſe des Hauſes Condé rühmlich bekannt. Den Vater und Großvater in die Emigration begleitend, ſtand er feindlich gegen ſein Vaterland, und führte in Deutſchland die Waffen gegen ſeine Landsleute, während die Mutter in Frankreich hatte bleiben wollen, und nur gezwungen jetzt nach Spanien verſchlagen war. Ihre Zärtlichkeit war ſich ſtets gleich geblieben, wenn auch jetzt, noch mehr als ſchon immer, in ihren Aeußerungen verhindert. Bald ſollte dieſes Gefühl in gränzenloſen Jammer ſinken. Das Emporſteigen Bonaparte's an die Spitze der franzöſiſchen Republik ſetzte perſönliche Intereſſen an die Stelle der allgemeinen. Den Bourbon, welchen die Republik nur, ſofern er ihren Boden betrat, als Feind tödten wollte, ſuchte der eiferſüchtige Gewalthaber auch jenſeits der Gränzen auf, um ihn herüberzuſchleppen und umzubringen. Wir wollen die einzelnen Umſtände des traurigen Ereigniſſes nicht wiederholen, das am 21. März 1804 der fernen Mutter den einzigen Sohn raubte. In ganz Europa wurde der Schlag empfunden, doch gewiß nirgendwo ſchmerzlicher als in Barcelona, wo dem Mutterherzen der letzte Troſt erloſch, der ihm auf Erden noch geleuchtet hatte. —

In unſerem Briefwechſel, der in dieſen Zeiten ſchwerlich unentdeckt und dann nicht ohne Argwohn und Gefahr geführt werden konnte, beſonders da eine furchtbare Spannung nach der Unthat noch länger fortwaltete, durfte dieſe Kataſtrophe von keiner Seite näher beſprochen werden, doch finden wir einigemal deren erwähnt, von dem Freunde mit der Zartheit und Vorſicht, welche ihm geziemen, von der Herzogin mit dem Ausdrucke des Schmerzes, den auch die Tyrannei nicht verargen kann. Sie ſchreibt in der nächſten Zeit an ihren Freund: „O leiden Sie es, mein Kind, daß ich Ihnen dieſen Namen gebe, der meinem Herzen ſo ſchrecklich und ſo theuer iſt! Ich habe ein durch das Blut mir angehöriges verloren, laſſen Sie mich ein anderes in Ihnen wiederfinden, dem Geiſte nach. Ach! in Schmerzen gebar ich ihn, den Sohn: zu meinem Schmerze fern von mir ward er erzogen: er ging in Richtungen ein, die mir viele Schmerzen verurſacht haben, und in Folge dieſer Richtungen verlier' ich ihn unter den tödtlichſten aller Schmerzen! Sie, mein lieber Engel, waren ſeit den erſten Augenblicken unſerer Bekanntſchaft eine Linderung meinem Schmerz; Ihre ſchöne Seele ſprach zu der meinen. Ihre Briefe haben oft meine Schmerzen unterbrochen; was Sie mir zuletzt geſchrieben, iſt eine Art von Balſam auf die blutende Wunde meines Herzens; ich hoffe, daß das Ihre einſt alle Schmerzen aus ihm ſcheuchen wird, denn welche Freude würde ich empfinden, wenn mir gelungen wäre, dem Herrn einen Geiſt zu gebären, der ſein ewiges Heil mir verdankte, als dem treuen Werkzeuge der Einwirkung Gottes auf ſeine Seele! Welche Befriedigung für mich, wenn Ihre Seele ſo gewonnen wäre!‟ Der Freund hatte ſchon ſeit einiger Zeit angefangen, von ſeinen bisherigen Meinungen abzugehen und den Ueberzeugungen der Freundin ſich zu nähern. Seine religiöſen Anſichten und Gefühle gewannen täglich mehr Beſtand, und verhießen, je größer und härter der Kampf war, einen deſto reicheren Sieg. So gönnte der Himmel dem frommen Herzen in ſeiner tiefſten Nacht gleich wieder einen Strahl von jenſeits, den einzigen, der hier auch die irdiſche Bahn noch erhellen mochte!

Die Herzogin hatte einen anderen Verluſt erlitten, den ihr Herz gleichfalls tief betrauerte. Saint-Martin war geſtorben, von dem ſie zwar ſchon längſt getrennt geweſen, den ſie aber ſtets gehofft hatte in Frankreich einſt noch wiederzuſehen, wie ſie denn dem Wunſche, dahin zurückzukehren, nie ganz entſagen konnte. Von dieſem älteren, dem ſchon hier durch höheres Wiſſen beglückten Freunde ſchrieb ſie dem jüngeren, ſtrebenden: „Sie ſollen wiſſen, daß in der Zahl derer, die mein Herz ſehnend entbehrt, der gute Saint-Martin iſt, an deſſen Sorgfalt ich Sie hatte weiſen wollen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie ſehr ich ſeit ſeinem Tod es empfinde, daß ſein Geiſt ſich mit dem meinen vereinigt und meine Faſſungskraft ſteigert, daß ich ſeine Schriften verſtehen lerne.“ Die letzte dieſer, noch bei ſeinem Leben herausgekommenen Schriften war damals: „Le ministère de l'homme-esprit“, welches Buch, oder vielmehr vorläufig nur deſſen Einleitung, denn auch mit beſtem Eifer dem jungen Freunde empfohlen wird, der ſich aber für deſſen Verſtändniß einſtweilen noch unreif bekennen muß.

Aber die Herzogin läßt nicht nach, zuverſichtlich und unermüdlich ſucht ſie immer neue Wege, den Glaubenswahrheiten, von welchen ſie durchdrungen iſt, Eingang in die Seele des Freundes zu verſchaffen, von allen Seiten greift ſie das Werk an, jede Hülfe dazu ruft ſie herbei. Sie ſendet und empfiehlt Bücher; da dem Freunde die Schriften Saint-Martin's noch zu ſchwer ſind, ſo wünſcht ſie, daß er Fénélon, Pascal, Boſſuet leſe, ſogar die Proteſtanten Necker und Abadie. Auch an die Evangelien ſelbſt weiſet ſie ihn. Unaufhörlich befeuert ſie den oft nachlaſſenden Fleiß zur religiöſen Betrachtung. Sie ſpricht die herzlichſten Bitten aus, die rührendſten Mahnungen, den liebevollſten Antheil. Wenn alles vergeblich ſcheint, rechnet ſie auf Unglück, auf Krankheit und Lebensüberdruß, auf Alter und Todesnähe. Am meiſten doch ſtrebt ſie durch Gedankenentwickelung, und Geiſteseinſicht und Erkenntnißgründe zu wirken. Sie ſcheut keinen Gegenſtand, keine Erörterung, nimmt jeden Einwurf, jeden Irrthum auf, um bis in's Einzelne ſeine Ungültigkeit darzuthun. Im Ganzen folgt ſie hierbei dem Lichte, welches den Weg Saint-Martin's bezeichnet, allein ſie bewegt ſich mit Freiheit und Selbſtſtändigkeit. Auf Gott, auf die Liebe, auf den Erlöſer weiſet ſie beſtändig hin, und auf das eigne Herz, die eigne Seele, als das lebendige Buch, worin alles zu leſen ſei für den, der ſehen wolle.

Weitläufige Bemühung hat ſie mit dem Sündenfall, welchen der Freund nicht anzunehmen vermag, und deſſen Gewißheit ihr unwiderſprechlich feſtſteht. Mit eigenthümlichem Scharfſinn behandelt ſie dieſe Lehre, und Grégoire bekennt, ſie habe deren Wahrheit ſehr gut dargethan. Das Werk der Erlöſung ſteht ihr hiemit in engſter Verbindung, und an Chriſtus zu glauben iſt ihr der Grund alles Heils. Der Glauben der katholiſchen Kirche iſt der ihre, allein dieſe Kirche ſelbſt iſt ihr eine unſichtbare, wahrhaft allgemeine, von welcher die ſichtbare Kirche, mit ihren Prieſtern und Anſtalten, nur ein Abglanz und allzu oft nur ein Verderbniß iſt. Sie glaubt die Wahrheiten der Religion in alle chriſtlichen Bekenntniſſe ausgeſtreut. Ferner ſchreibt ſie: „Ich glaube mit Ihnen, daß die Weiſen des Heidenthums, welche den Erlöſer weder kennen noch verwerfen konnten, Theil haben werden an ſeinem Reiche ebenſo wie die wahren Juden und die wahren Chriſten, aber alle durch ſein Verdienſt, und daß ſie nicht eingehen werden als nur durch ihn, da ſie nicht leben können als nur in ihm; dies beſtätigt ſich mir alle Tage mehr, je tiefer ich in den Schacht eindringe der unverſiegbaren Wiſſenſchaft, die meinem Denken aufgeſchloſſen iſt, und meinem Herzen ſo entzückenden Genuß gewährt.“

Mit welcher Eigenheit und Kraft ſie die Gegenſtände zu verarbeiten und zu wenden weiß, jeden Bezug immer ſchnell und rein an das Höchſte knüpft, davon ſei hier als Beiſpiel das geiſtreiche Wort angeführt, durch welches ſie das Weſen der Dankbarkeit darlegt: „Ich bewundere — ſagt ſie — den Menſchen nur, ſofern er ſich ein Nichts glaubt und alles Gott beimißt. Glauben Sie mir, nur ein ſolcher iſt fähig, das aufrichtige Gefühl der Dankbarkeit zu kennen, denn wer dankbar gegen ſeinen Schöpfer iſt, verfehlt nicht es auch gegen die Werkzeuge zu ſein, deren dieſer ſich bedient, um ihm Gutes zu erweiſen, dagegen wird derjenige, welcher vergißt, daß er alles Gott ſchuldig und nur der Verwalter ſeiner Gaben iſt, ebenſo vergeſſen, was er ſeines Gleichen ſchuldig geworden, und oft die Anderen nur verpflichten, in ſoweit er einen Vortheil dabei für ſich erwartet. Man macht alſo nicht Undankbare, aber man findet deren oft, weil man es ſelber gegen die Gottheit geweſen, indem man ihr jedes vorgezogen; hier liegt die wahre Urſache der Undankbarkeit des menſchlichen Herzens, zerſtören Sie dieſe, lehren Sie Ihr Herz ſein eignes Nichts und ſeine völlige Abhängigkeit von Gott erkennen, ſo werden Sie es demüthig und unterworfen machen, denn es wird alsdann fühlen, daß es der ihm verliehenen Freiheit nur theilhaft geworden, um die Geſetze ſeines Herrn zu befolgen, und die Gaben deſſelben nach deſſen Abſicht verwende, ohne ſich ſelber ſie zuzueignen. Verliert er dieſe ewige Wahrheit niemals aus den Augen, ſo wird er keine Dankbarkeit fordern, und indem er ſie nicht fordert, wird er ſie den Guten einflößen, die der Böſen nicht vermiſſen, und ſich begnügt finden, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, indem er ſo viel Gutes geübt als ihm möglich war, und ohne Eigenheit noch Vortheil für ſich.“

Eigne Gedanken hegt ſie auch über das Abendmahl. Wie das Wort: „Seid fruchtbar und mehret euch!“ durch alle Zeit fortwirke, ohne daß ſeine Wiederholung nöthig werde, eben ſo wirke, meint ſie, der Spruch bei Einſetzung des Abendmahls fort und fort, und die ſegnende Kraft ſei nicht abhängig von dem Wiederholungsakte der Prieſter, ſondern wer ſein tägliches Brot im gläubigen Andenken jenes Segens genieße, der ſei auch deſſelben unmittelbar theilhaft. Wenn daher die Prieſter der römiſchen Kirche, um dieſer und anderer ihnen feindlicher Sätze willen, ihr die Theilnahme an dem Abendmahl der Kirche verſagen, wie ſolches in Frankreich öfters und dann auch in Spanien der Fall geweſen, ſo iſt ſie darüber nicht beunruhigt, und hofft, der Erlöſer werde ſie deßhalb nicht verwerfen, daß ſie nur auf ihn allein ſich verlaſſen habe, und darum von den Prieſtern ſei verworfen worden.

Der Freund, welchem all dieſe Beeiferung und Arbeit ſie zuwendet, iſt nicht leicht zu behandeln; er iſt verſtändig, ehrlich, hartnäckig, vertheidigt jeden Schritt des Bodens, auf dem er ſteht, und wenn er nachzugeben ſcheint, iſt es öfters nur, um deſto heftiger wieder vorzudringen. Sein ſanftes Naturell, ſein gründlich guter Wille, ſeine Ehrerbietung und wahre Seelenliebe für die treue Gottesfreundin, laſſen ihn oft wünſchen, ihr auf ihren Wegen folgen zu können; er iſt gerührt, bisweilen erſchüttert, mehrmals überzeugt er ſich von Wahrheiten, die er früher beſtritt; herbe Verluſte durch den Tod, frühe Kränklichkeit, unerfüllte Wünſche, alles drängt ihn zum Troſte der Religion, ja der Augenblick ſcheint öfters ganz nahe, in welchem er ſich als Chriſt bekennen wird. Doch Zweifel und Widerſpruch entfernen dieſen Augenblick immer wieder; und die freudigen Hoffnungen der Herzogin wenden ſich in düſtere Trauer. Einmal iſt der plötzliche Abſprung ſo groß, daß die Ausſicht eines Erfolgs faſt verſchwindet; nicht mehr der gute Engel kann der Freund heißen, ſondern ein böſer wird er genannt, weil er kaum eine beſſere Sprache führe, als jene gefallenen, für die doch auch in der unendlichen Barmherzigkeit noch nicht alle Hülfe erloſchen ſei! —

Zwiſchen alles dieſes treten widrige Unterbrechungen, durch Krankheit, durch Weltumſtände. Die im Jahre 1808 in Spanien ausbrechende Kriegsverwirrung ſtört oft längere Zeit allen Verkehr. Es vergehen halbe Jahre und ganze, in denen unſer Briefwechſel ſtockte. Dagegen ergreift die Herzogin den Gedanken, die bisherigen Briefe zu vereinigen, zu ordnen, für Freunde und Gleichgeſinnte zur vertraulichen Mittheilung, aus der mancherlei Förderung hervorgehen könne. Der Freund, aus Beſcheidenheit anfangs bedenklich, ſtimmt dem Vorhaben bei, und ſendet die empfangenen Briefe, deren Urſchriften er jedoch in keinem Falle verlieren will. Nur ſpät indeß kommt die Sammlung und Auswahl zu Stande; die Herzogin nimmt nur das Weſentliche auf, rechnet aber dahin auch das Perſönliche, welches ſich mit jenem verflochten hat. Sie fügt ihre kleinen Aufſätze hinzu, wie ſie deren zu verſchiedenen Zeiten, zur eignen und fremden Belehrung, manche entworfen hat, und läßt das Ganze, anſtatt beſchwerlich und unſicher durch Abſchriften, durch den Druck vervielfältigen, doch nur als Handſchrift, bloß für den eignen und der Freunde Gebrauch. Wir danken es ihr, daß ſie zum Behuf der engeren Mittheilung den Weg gewählt hat, aus welchem der Uebergang in größere Verbreitung minder ſchwer iſt, und die Möglichkeit dieſer darf niemals ausgeſchloſſen ſein, denn was die Welt als gut und brauchbar begehren mag, darauf hat ſie auch ein Recht.

Die ſpäteren Briefe deuten ſchon entſchiedener die Sinnesänderung an, welche dem ſtandhaften Eifer und der tiefen Frömmigkeit doch endlich in dem Herzen des Freundes zu erwecken gelang. Der letzte Brief iſt von der Herzogin im Anfange des Jahres 1812 geſchrieben; eine Anmerkung ſagt uns aber, daß der Briefwechſel damit noch keineswegs aufgehört habe, und daß die Fortſetzung nachgeliefert werden ſolle, ſobald der Stoff ſich auf's neue angehäuft.

Nach den Briefen, deren Schluß in den zweiten Band hineinreicht, folgen ſodann, den meiſten Raum deſſelben einnehmend, vermiſchte Aufſätze mannigfachen Inhalts und wechſelnder Form, in welchen dieſelbe Geiſteswendung, wie in den Briefen, nur in manchem Betreff noch freier und ſchärfer als in dieſen, ſich ausſpricht. Wir finden zuerſt: „Fragments sur la morale chrétienne“, deren Reihe eine allegoriſche Fabel über die Revolution eröffnet, dann Aufſätze über Irrthum und Wahrheit, über die Lüge, eine Schilderung der Liebe, Gedanken über den Schlaf, über die Muſik, ein Bildniß der Sanftmuth, die Vergleichung des Gottesläugners und des Gläubigen, Fragen und Antworten über den Geiſt der Welt, ein politiſcher Katechismus über die Sittlichkeit der Völker und die Regierung der Mächtigen, und vieles verwandter Art, auch die ſchon von uns mitgetheilten religiöſen Gedanken über die franzöſiſche Revolution. Der wichtigſte Aufſatz dünkt uns eine Antwort an einen Theologen, der die Lehre der Verfaſſerin zu widerlegen ſuchte; hier findet ſich ein beinahe vollſtändiges Glaubensbekenntniß, das mit Kühnheit auf die tiefſten Forſchungen eingeht, mit bewundernswürdigen Geiſtesmitteln eine ſeltene Stärke der Ueberzeugung ausdrückt, mit der Frage ſchließt: „Bei dem dargelegten Widerſpruche, in welchem ſich die heutigen Prieſter mit den Worten des Apoſtels Paulus befinden, darf ich jene für die wahren Nachfolger der Apoſtel halten und muß man nicht vielmehr gegen ihre Unterweiſungen im Allgemeinen und im Beſondern ſehr auf ſeiner Hut ſein, wenn man ernſtlich nach Wahrheit ringt?“

Sodann folgen „Petits contes moraux“, größere und kleinere Erzählungen, mit Anmuth vorgetragen, ſämmtlich religiöſen Gehalts, oft an unſeren Jung-Stilling erinnernd. Den Schluß macht ein Gemählde dreier Schweſtern, oder vielmehr das dreifache Bild der Verfaſſerin ſelbſt, wie ſie von Vorliebe, von Abneigung, und von unpartheilicher Wahrheit geſehen wird. Den reinſten Spiegel ihrer ſelbſt aber giebt, unſeres Bedünkens, der unmittelbar vorhergehende Aufſatz, eine „Vergleichung des Glückes, das die Liebe zu fünfundzwanzig Jahren in der Natur genießen kann, mit dem, deſſen daſſelbe Herz noch zu fünfundzwanzig Jahren in der Gnade theilhaft werden mag.“ Wir bedauern, von dieſen Aufſätzen, deren manche des Namens Saint-Martin nicht unwürdig wären, wie ſie denn alle in ſeinem Geiſte ſind, hier größere Proben nicht füglich einſchalten zu können. Eine Auswahl derſelben dürfte vielleicht ſpäterhin ihre Stelle finden.

Wir haben uns zu den Perſonen zurückzuwenden, mit welchen das vorliegende Buch uns in ſo vertraute Bekanntſchaft geſetzt und ſchon zu nahe befreundet hat, um nicht ihre weiteren Geiſtes- und Lebenswege antheilvollen Blickes zu begleiten!

Die Herzogin, von Krieg und Aufſtand umgeben, blickte bald ſehnſüchtig nach Frankreich, wohin ſie ſtets wünſchte zurückzukehren, wenn auch nur um in den Armen ihrer Freundinnen zu ſterben, bald angſtvoll auf größere Ferne, wohin neue Nöthigung und Flucht ſie zu werfen drohten. Einſam, krank, abgeſchnitten von allem, was ihr Leben erhellen konnte, fand ſie nur Troſt in völliger Gottergebung. So trafen die neuen Entwickelungen ſie, zu denen die Weltereigniſſe ſich entſchieden.

Der Sturz Napoleon's, die Wiederherſtellung der Bourbons in Frankreich, machten ſich der ganzen mitlebenden Welt fühlbar, um ſo mehr den Perſonen, deren Schickſal unmittelbar mit dieſen Wandlungen zuſammenhing. Die Herzogin kehrte nach

Frankreich zurück. Anſehen, Glanz und Fülle boten ſich ihr dar, konnten aber ihre Seele wenig reizen.

Bei dem unerwarteten Sturme, der durch die Rückkehr Napoleon's von Elba über Frankreich hinbrauſte, wollte die Herzogin abermals lieber im Vaterlande ausdauern, als ein unſicheres Loos in der Ferne ſuchen. Sie ſandte ihren natürlichen Bruder, den Abbé Saint-Phar, zu der Königin Hortenſia, um durch deren Vermittelung die Erlaubniß zum Bleiben zu erlangen. Der Herzog von Baſſano nahm ſich der Sache an, und erwirkte endlich, daß der Kaiſer ihr ſowohl jene Erlaubniß, als auch ein anſehnliches Jahrgeld bewilligte, ebenſo wie der Herzogin von Orleans, welche durch einen Beinbruch in Paris zurückgehalten war, und die gleiche Vermittelung angeſprochen hatte.

Die zweite Abdankung Napoleon's löſte jedoch dieſe ängſtlichen Verhältniſſe bald wieder auf, und die Herzogin ſah ſich in alle Vortheile ihrer Stellung und ihres Ranges in der Familie Bourbon wieder eingeſetzt. Allein ihre unerſchütterte Denkart, ihre Geiſtesfreiheit und Wahrheitsliebe konnten in den neuen Zuſtänden faſt noch weniger ihre Stelle finden, als vormals in den alten. Im tiefſten Widerſpruche mit der ſie umgebenden Welt, zu Streit und Kampf nicht berufen noch fähig, dabei Frieden und Wohlwollen im Herzen auch für Andersgeſinnte, erkannte ſie, daß hier nur Meiden und Entſagen fromme. Der innerſte Hang ſtimmte damit überein. Im Lichte höherer Erkenntniß, in gottſeliger Andacht und Uebung ihre noch übrigen Tage hinzubringen, erſchien ihr als das reinſte Glück. Sie zog ſich daher völlig aus den Weltberührungen zurück, lebte mit wenigen geiſtesverwandten Vertrauten, beſchäftigte ſich nur mit Werken der Andacht und Liebe. Unbemerkt und vergeſſen zu ſein, war ihr eifrigſter Wunſch. Grade in dieſem Betreff aber mußte ſie eine Prüfung beſtehen, welche grade zu dieſer Zeit eine der ungelegenſten ſein konnte.

Die ſpaniſche Inquiſition, mit der Wiederkehr Ferdinands des Siebenten auch ihrerſeits aufzuleben verſuchend, doch nur ein Schatten ihrer früheren Macht, welche, wie ſonſt gegen

Leib und Leben, nur noch gegen Bücher wüthen konnte, ſuchte manches Verſäumte nachzuholen, und warf ihren Grimm nachträglich auch auf das Buch der Herzogin, das als ein franzöſiſches, in Spanien ohne geiſtliche Erlaubniß gedrucktes, ſchon deßhalb feindlich dünken mußte. Die ſchnöden Diener unwürdigen Geiſteszwanges fanden allerdings Gründe genug, ein Buch zu verurtheilen, das neben dem Glauben auch Geiſtesfreiheit wollte, und mit manchen Satzungen der katholiſchen Kirche nicht übereinſtimmte. Das Buch wegen Irrlehren zu verdammen, mochten ſie befugt ſein; allein ſie wollten ihr Opfer noch von einer anderen Seite her treffen, und waren des Vorwandes dazu ſchon habhaft. Auf den Grund einer einzigen Stelle des Reiſeberichts, wo die Herzogin vielleicht zu aufrichtig, aber völlig arglos, eine Bemerkung einfließen läßt, die man freilich von Frauen nicht zu vernehmen pflegt, die aber geſchrieben zu haben, nicht grade ſchlimmer iſt, als ſo darüber zu lärmen, — auf dieſen Grund hin erklärte die Inquiſition, durch einen Spruch im Jahre 1819, das Buch nicht nur für ketzeriſch, ſondern auch für unſittlich und ſchlüpfrig! Eitle Selbſtſucht und heuchleriſche Gleißnerei haben zu allen Zeiten grade dieſe Anklage als wohlfeile und bequeme Ergänzung jeder beliebigen Gehäſſigkeit gebraucht. Die Herzogin konnte durch dieſe Verurtheilung nicht gekränkt, ja kaum berührt werden, da Spruch und Gegenſtand für die Welt wie nicht vorhanden waren, ſie ſelbſt aber in ihrem freien Geiſte den rohen und blinden Eifer, der ſchon ſeiner eignen Ohnmacht erlag, nur bemitleidete. Sie hatte ſchon zwölf Jahre vorher, gegen ſolche Beurtheilung, die ihr damals aber nur im Stillen begegnete, in einer Briefſtelle geſagt, ſie glaube nicht, daß man die Prieſter zu fragen habe, um den Weg der geiſtlichen Unterweiſung zu finden, ſondern einzig den wahren Lehrer, der uns nie hintergehen könne. „Die Prieſter, fährt ſie fort, werden ſchreien über Gefahr, über Fanatismus, und werden ſelber fanatiſcher ſein und mehr in Gefahr, als diejenigen, welche ſie ablenken möchten. Weil ich ſo denke, verdammen ſie mich; allein die Ueberzeugung iſt im Grunde meiner Seele ſo feſt, daß ich jene beklage ohne ihnen zu grollen, noch mich einen Augenblick von dem Wege abzuwenden, den ich ſeit beinahe zwanzig Jahren wandle; vielmehr beſtärkt ſich mir täglich mehr ſeine Vorzüglichkeit, ſo wie die mächtigen Hülfen, die er mir bietet, um dieſes mit Schmerzen und Prüfungen angefüllte Leben zu durchwallen."

Die franzöſiſche Geiſtlichkeit, welche die Grundſätze der Herzogin genugſam kannte, um zu wiſſen, daß ſie in vielen Dingen mit dem von der katholiſchen Kirche vorgeſchriebenen Glauben nicht übereinſtimme, fand es der Klugheit gemäß, die ohnehin vielfachen und bedenklichen kirchlichen Händel nicht durch einen neuen zu vermehren, und eine Prinzeſſin des Königlichen Hauſes der Ketzerei zu beſchuldigen; im Gegentheil nahm ſie die ſtille und erbauliche Frömmigkeit derſelben, welche äußerlich keinen Widerſpruch gegen die Kirche zeigte, ſondern ſich ihr mit allem Eifer anzuſchließen ſuchte, gern als ein erfreuliches Beiſpiel auf, das den Triumph des katholiſchen Glaubens nur mehren mußte. Sie blieb alſo nicht nur von aller Anfechtung frei, ſondern auch im Rufe der frömmſten Andacht, der in den letzten Jahren ihres Lebens bis zur Heiligkeit geſteigert wurde.

Ohne jemals ihre Grundanſichten aufzugeben, koſtete es die Herzogin doch wenig Ueberwindung, dieſelben, um Aergerniß und Zwieſpalt zu vermeiden, immer feſter im Innern zu verſchließen, ihre bisweilen anſtößig geweſene Munterkeit, durch Alter und Schwachheit ſchon gemildert, noch mehr zu beſchränken, und ſolchergeſtalt mit der Kirche im Frieden zu bleiben. Auch bei ihrer feſtſtehenden Meinung von derſelben, empfand ſie doch die Gaben und Tröſtungen von daher als höchſt wohlthätige, und hätte, beſonders in den letzten Jahren, da ſie ſchwächer und hülfsbedürftiger wurde, ſolche nur ſchmerzlich vermißt.

In Andachtsübungen und Gebet ſah ſie mit Freudigkeit dem Augenblick entgegen, der ſie von den irdiſchen Banden erlöſen und einer Herrlichkeit zuführen würde, deren Unterpfand ſie in der Seele trug. Sie hatte oft das Loos geprieſen und erſehnt, an geheiligter Stätte betend zu verſcheiden.

Dieſes Loos wurde ihr zu Theil, am 10. Januar 1822 in der Kirche der heiligen Genoveva.

Sie hatte den Abend vorher im Palais-Royal unter ihren Verwandten ſich vollkommen wohl befunden, lebhaft an der Unterhaltung theilgenommen; am nächſten Morgen unterſchrieb ſie um 10 Uhr ihr Teſtament, durch welches ſie ihr ganzes Beſitzthum den Armen vermachte, eine halbe Stunde ſpäter fuhr ſie zur Kirche, wo ſie noch nach dem Gottesdienſte betend verweilte, umſank, und um 1 Uhr ſanft verſchied.

Ihr Freund war vor ihr dahingeſchieden. Sie hatte das Glück, ihn zuletzt völlig als ihr geiſtliches Kind annehmen zu können. Er war noch vor ihrer Wiederkehr nach Paris, nach wiederholten, tiefen Prüfungen, die auch in den Zeitereigniſſen mitwirkende Eindrücke fanden, hauptſächlich aber durch die Seelenpflege der Freundin, ein aufrichtiger Bekenner des Chriſtenthums geworden. Seine letzten Jahre verlebte auch er in tiefer Frömmigkeit, und gab, als der Tod ihn früh, kaum in den Vierzigern, dahinraffte, ein hohes Beiſpiel gläubiger Zuverſicht.

Die religiöſen Ueberzeugungen ſind das Eigenſte des inneren Lebens, und daher die Geſtalten ihrer Entwickelung ſo mannigfach, wie das perſönliche Leben überhaupt. Kein Weg, keine Hülfe iſt hier auszuſchließen, und jedes Gebild kann in ſeiner Weiſe wieder fruchtbar werden. Die Herzogin von Bourbon und ihr Freund geben ein merkwürdiges Beiſpiel, wie ſich das untere Leben zum Dienſte des höheren krümmt und windet, und dieſe Darſtellung gerade trifft vielleicht manchen Sinn, der Anreiz und Leitung aus ihr empfängt! Die Religioſität der Herzogin erſcheint als eine wohlthätige Flamme, welche aus geringen und trüben Anlagen den hellſten Gewinn läutert. Sie iſt, wie jetzt alles höhere Geiſtesleben in der katholiſchen Kirche, ſchon halb proteſtantiſch, doch ohne jene Form zu brechen, noch dieſe anzunehmen. Wir werden ſie darum nur um ſo freundlicher begrüßen, als eine Erſcheinung mehr zu den ſchon vielen, welche auf eine neue Stufe religiöſer Bildung hindeuten, wo jede Geſtalt zugelaſſen, aber keine gefordert wird, nur in allen das Weſen. So weilt auch unſere Betrachtung hier nicht bei den Glaubenslehren, ſondern vorzugsweiſe bei dem Lebensbilde; und welche Beruhigung gewährt es nicht, mitten durch die Strömungen wilder Gewalt und Zerſtörung, zwiſchen Auf- und Niedergang der Völker und Reiche, einen Strahl ſtillen Friedens und höchſten Lebens wallen zu ſehen! — .

1838.

Wilhelm von Burgsdorf.

Das Bild eines preußiſchen, eines märkiſchen Edelmanns erſcheint uns ſelten als nur dieſes; ſeine wenig ſichern Züge ſtellen ſich gewöhnlich erſt in den hinzutretenden des Kriegsmannes oder Staatsbeamten feſt, welche allerdings für unſere Augen viel beſtimmter und glänzender ausgeprägt ſind. Um ſo bemerkenswerther und anziehender begegnet uns hin und wieder einmal neben der Mehrzahl derer, welchen ihr angeborner Stand nur als Begünſtigung zu einem anderen erwählten dient, auch wohl eine ſolche Geſtalt, die ſich in jenem völlig abſchließt, und nichts weiter vorſtellen noch erſtreben will, als was darin ſchon hinreichend gegeben iſt. Unſtreitig liegt größere Bedeutung und höheres Verdienſt auf derjenigen Seite, wo zu den Eigenſchaften, welche dem Wirken und Verlauf der Vergangenheit verdankt werden, auch ein kräftiges Mitangreifen bei den laſtenden Aufgaben der Gegenwart ſich geſellt. Allein auch auf der anderen Seite läßt ſich eine Eigenheit der Ausbildung und des Daſtehens nicht läugnen, welche nicht minder ihren Werth und ihre Stelle behaupten darf. Manche weſentliche Menſchenblüthe kann nur in edler Muße, in freier Selbſtſtändigkeit, entfernt von Drang und Arbeit, gedeihen, und wo dieſe Gattung durch keinerlei oder nur ſchlechte Individuen vertreten wäre, da würde auch in den ſtrengſten Lebensbeziehungen der Mangel dieſes milden Elementes fühlbar ſein.

Anſtatt dieſe Sätze, deren ausführliche Erörterung einen ungemeſſenen Raum erforderte, weiter zu verfolgen, wenden wir uns lieber zu dem Gegenſtande, der jene hier zunächſt veranlaßt hat. Wilhelm von Burgsdorf iſt lebendiges Beiſpiel, eine gelungene und bedeutende Darſtellung des preußiſchen, des märkiſchen Edelmanns.

Aus einer der angeſehenſten Familien des Landes entſproſſen, mit allen anderen verwandt und verknüpft, dem Königlichen Hauſe von den Vorältern her zugethan und angenehm, mit ererbten Gütern und Ehren genugſam ausgeſtattet, fand der junge Mann jeden Weg offen, die für ihn ſo günſtig geſtellte Welt nach Wunſch und Neigung zu betrachten, zu genießen. Hätte hierin nur ein gemeiner Hang ihn beherrſcht, ſo würden wir gar nicht von ihm zu reden haben. Allein ihn beſeelte gleich anfangs etwas Hohes und Edles. Ihm ſind alle Vorzüge nichts, ohne den der Bildung, kein Genuß befriedigt ihn, als in ſofern der Geiſt dabei betheiligt iſt. Ein ſchöner, angenehmer, belebter Mann, iſt er doch vor allem ein gebildeter; die edelſte Sitte, die feinſte Geſelligkeit zeichnen ihn aus; er hat Univerſitätsſtudien gemacht und fremde Länder geſehen; er beſitzt die Kenntniſſe und Fertigkeiten, die er wünſchen mag, die ihm dienen können; von dem hohen Werthe ſchöner Kunſt iſt er durchdrungen; er iſt den Tiefen der Wiſſenſchaft nicht fremd. Vorurtheile beſchränken ihn nicht, er darf leicht über ſie hinausgehen. So ſchafft er ſich zu dem gegebenen Lebensgebiet ein zweites, reicheres, gewähltes, ohne aus jenem herauszutreten.

Bei dem Hergebrachten konnte ſein lebhafter Geiſt am wenigſten in dem Gebiete ſich beruhigen, das insbeſondere den Geiſt in Anſpruch nimmt. Er hatte den Takt, das Bedürfniß, das Glück, den Muth kann man ſagen, die alten ausgetretenen Wege vorſchriftsmäßiger Anſichten zu verlaſſen, und mit den jungen unerkannten Genien der Zeit in friſchen und glänzenden Bahnen vorzugehen. Statt vieler Belege ſtehe hier die eine Thatſache: Burgsdorf war der früheſte, innigſte Freund Ludwig Tieck's, bezaubert von deſſen damals noch verkannter, ja beſtrittener Dichtung, eingehend in die große Bewegung der Anſichten und Gebilde, in welcher eine neue Litteratur emporſtieg. Tieck lebte längere Zeit bei Burgsdorf. deſſen Verhältniſſe und Umgebungen vielfach auf ihn einwirkten, und mit ſeinem Leben wie mit ſeinen Schriften unauflöslich ſich verwebten.

Der Empfänglichkeit des Geiſtes entſprach in Burgsdorf eine nicht mindere Reizbarkeit des Herzens. Auch hier huldigte er, neben den Vorzügen der Jugend, der Schönheit und des Liebreizes, doch zumeiſt denen des Gemüths, der geiſtigen Liebenswürdigkeit, des inneren Werthes. Wie ſein geiſtiges Intereſſe bei mangelnder Schöpferkraft nie in gefährliches Dichtenwollen ſich verirrte, ſo ging auch ſeine Liebesneigung, unfähig großer gewaltiger Leidenſchaft, nie über ein Maß hinaus, welches noch Begeiſterung und Entzücken, aber nie das ganze Leben faßte. Vor allem war er ein liebevoller Freund, und aus dieſer Eigenſchaft entwickelten ſich alle anderen, zu dieſer kehrten ſie zurück. Eine frühe glänzende Heirath, welche ihm bereitet worden war, kam nicht zu Stande. Seine Neigungen waren vielfach, mehr durch innere Uebergänge in ihm als durch äußeren Wechſel bedingt, und dabei immer ernſt genug, um gar oft Folgen zu haben. In ſeinen Verhältniſſen dieſer Art mag er mit Recht dem Lothario in Wilhelm Meiſter verglichen worden ſein. Erſt in ſpäteren Jahren, da das Leben gleichmäßigere Geſtalt angenommen hatte, ſchritt er zu einem ſeinen Verhältniſſen entſprechenden und ihn beglückenden Ehebündniß.

Die Bedrängniſſe der Zeit hatten ihn genöthigt, ſeine Vermögensumſtände mit größerer Sorgfalt zu beachten, als er früher gewohnt geweſen. Er bewies ſich in dieſen Geſchäften, ſobald ſie nothwendig wurden, kundig und tüchtig. Er traf hinſichtlich ſeiner Güter die zweckmäßigſten und erſprießlichſten Anſtalten. Uebrigens aber blieb er in ſeiner gewohnten Richtung, wollte weder Amt noch Einfluß, ſondern lebte, mit Ernſt und Würde zwar, aber doch fern von Anſtrengung und Arbeit, den Betrachtungen der Welt und dem Genuß des Tages.

Es iſt natürlich, daß eine ſolche Lebensſtellung, wie Burgsdorf ſie gewählt und durchgeführt hatte, im höheren Alter ihre bedenklichſte Prüfung erfährt, denn die Vergangenheit hat für ſich gelebt und liefert wenig Nachwirkung, die Gegenwart aber wird unergiebiger. Burgsdorf hat in dieſem Betreff das Schlimmſte nicht erfahren; mancher Ueberdruß mochte nicht abzuwehren, manche Unbefriedigung herbe zu empfinden ſein. Doch ein völliges Veralten, mit allen Trübſalen eines ſolchen Zuſtandes, konnte er nicht erleben. Dazu war ſein Gemüth zu reich, ſein Geiſt zu friſch. Er ſtarb nach längerer Kränklichkeit ſchmerzlich im Jahre 1822 in Dresden.

So war Burgsdorf. Ein Edelmann aus der Mark Brandenburg, auf der Höhe ſeines Standes und ſeiner Vortheile, in dem vollen Lichte ſeiner Zeit, ihrer geſelligen, ihrer geiſtigen Ausbildung, mit allem Beſten der Mitwelt in Bezug und Verkehr, ein wirklich ſchönes Bild perſönlich und weltlich zuſammenſtimmender Begabung, durch ſein Daſein mehr, als abſichtliches Leiſten es oft vermag, ſeinem Lebenskreiſe nützlich, erfreulich, und ſomit wirkſam und einflußreich in der Nähe und Ferne.

Es würde höchſt intereſſant ſein, könnte ſein Leben ausführlich geſchildert werden, nach ſeinen äußeren Vorgängen und inneren Stimmungen. Doch hierzu iſt ſchwerlich Ausſicht.

Von ſeiner Bildung und ſeinem Sinne können ſeine Briefe Zeugniß geben.

1835.

Fanny von Arnſtein.

Wer in dem Zeitraum von einigen und dreißig Jahren, die theils aus dem Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts und theils aus dem Beginn des neunzehnten ſich zuſammenreihen, nach Wien gekommen iſt, wer dort einige Zeit gelebt und geſellſchaftliche Verhältniſſe geknüpft hat, der wird unfehlbar den Namen Arnſtein unter die bedeutendſten und werthvollſten rechnen, welche der Aufenthalt in jener großen Hauptſtadt ſeinen dankbaren Erinnerungen eindrücken mochte. Die vornehmſten Fremden, regierende Herren und Prinzen, Geſandte, hohe Militairperſonen, Geiſtliche, Kaufleute, Künſtler, Gelehrte, alle Klaſſen der Geſellſchaft, fanden dort gefälligen Eingang, gebildete Unterhaltung, glänzende Geſelligkeit. Nicht geringer war die Zahl derjenigen, welche, minder begünſtigt durch ihre Stellung in der Welt, nicht ſowohl Genuß, als vielmehr Schutz und Anhalt in dieſem Kreiſe ſuchten, und hier mit großmüthiger Theilnahme und Freigebigkeit gefördert wurden. Wir laſſen hier den Werth und die Wirkſamkeit des großen reichen Banquierhauſes natürlich außer Betracht, und ſprechen zunächſt nur von den Beziehungen, die ſich der geſelligen Erſcheinung anſchließen, und für welche die Frau vom Hauſe ſo ſehr der wahre und einzige Mittelpunkt iſt, daß ohne ihre perſönliche Macht und Auszeichnung dergleichen lebensvolle Gebilde gar nicht denkbar ſind. Und in der That war dies auch hier der Fall, die Frau des Hauſes war durch ihre ſeltenen Eigenſchaften, durch ihren Muth und ihre Beharrlichkeit, die Schöpferin einer Fülle von Leben um ſich her, die Fürſtin einer großartigen, weitgreifenden Geſelligkeit geworden, welche eben ſo wohlthätig als reich und glänzend ſich den Zeitgenoſſen darbot. Wir hoffen, durch ein Wort des Andenkens an die merkwürdige Frau, deren Namen wir als Ueberſchrift dieſes Blattes geſetzt, uns den Dank vieler Leſer zu verdienen, denen ſelbſterlebte oder der Nachklang fremder Erinnerungen ihn ſchon bekannt gemacht haben. Uebrigens hat dieſer Name auch ſchon eine litterariſche Exiſtenz; nicht nur widmet das Konverſationslexikon ihm einen eignen, wiewohl ſehr kurzen, und daher ungenügenden Artikel, ſondern auch in manchen Büchern und Aufſätzen, z. B. vom Kapellmeiſter Reichardt, von Bartholdy, in den Briefen von Rahel u. ſ. w., wird deſſen vielfältig ehrenvoll gedacht. Uns aber geben Denkblätter, die wir kürzlich durchzuſehen veranlaßt waren, den beſtimmteren Stoff zu dieſer ergänzenden Mittheilung.

Die Baronin Fanny von Arnſtein war in Berlin geboren. Seltſam, wie der Austauſch zwiſchen verſchiedenen Ländern oft den Talenten und Wirkſamkeiten nützlich iſt! Manche Fähigkeiten entwickeln ſich im Auslande, die in der Heimath nicht ſo gedeihen konnten, eine andere, ſtillere Bahn durchſchritten ſein würden. So empfing Preußen ſeinen Derfflinger und ſeinen Gneiſenau aus Oeſterreich, ſo dieſes ſeinen Gentz und Adam Müller aus Preußen. Trotz aller Verſchiedenheit von dieſen erwähnten Beiſpielen, ſei es uns erlaubt, die Frau von Arnſtein im Allgemeinen dem Gewinn beizurechnen, den in dieſer Art Wien von Berlin gezogen hat. Sie war eine Tochter des reichen und klugen Banquiers Itzig, der die große Zahl von elf oder zwölf Kindern in ſolchem Wohlſtande und ſolcher Bildung hinterließ, daß jedes der Geſchwiſter für reich gelten konnte, und perſönlich in der Welt eine ehrenvolle und nach Umſtänden bedeutende Stellung einnahm. Doch der mitgebrachte Reichthum war es keineswegs, wodurch Frau von Arnſtein in Wien glänzen konnte, ſie fand in jedem Betracht größeren vor, ſowohl in den eignen, als in den umgebenden Verhältniſſen. Allein die frühe Gewohnheit, ſich in Fülle und Glanz zu bewegen, und der Nachdruck, welchen äußere Hülfsmittel jedem perſönlichen Daſtehen und Benehmen ertheilen, gaben ihrem Eintritt in den neuen Lebenskreis unſtreitig gleich den größten Vortheil. Sie bedurfte dieſes Vortheils, um größere geltend zu machen. Eine hohe, ſchlanke Geſtalt, von Schönheit und Anmuth ſtrahlend, vornehmen Tons und Betragens, lebhaften, feurigen Ausdrucks, ſcharfen Verſtand und Witz mit fröhlicher Laune vereinend, nicht ohne Beleſenheit, und fremder Sprachen wie der eignen mit Meiſterſchaft kundig, war ſie in Wien eine höchſt auffallende und merkwürdige Erſcheinung; die Eigenſchaften, welche nur wenigen Frauen der höchſten Stände anzugehören pflegen, ſah man ſtaunend in einer Jüdin glänzen, deren unter den ſegensreichen Einflüſſen der Regierung Friedrichs des Großen gediehene Geiſtesfreiheit und Bildung nur um ſo ſtärker in einer Stadt wirken mußte, wo man dieſe letzteren Vorzüge wenig verbreitet fand, aber zu ſchätzen und zu begehren ſchon begonnen hatte. Das Wirken Kaiſer Joſephs des Zweiten trug in Wien ſchon Früchte, und drang in alle Verhältniſſe noch immer tiefer ein. Eine günſtigere Zeit konnte ſich nicht darbieten!

Ein angenehmes, jeden Tag zahlreichen Gäſten aus allen Klaſſen offenes Haus, die geſchmackvollſte Umgebung, die reichſte Bewirthung, der Zuſammenfluß ausgezeichneter Fremden, die Verbindung adeliger Anſprüche und Sitte mit bürgerlicher, ja nicht einmal bürgerlicher, ſondern ganz ausnahmsartiger Stellung, die unbedingte Herrſchaft einer liebenswürdigen, thätigen Frau, die alles um ſich her belebt und entzündet: dies alles in einer üppigen Hauptſtadt, dem Mittelpunkte vieler Staaten und Völker, wo die höchſte Ueppigkeit, das behaglichſte Wohlleben, mit ſtolzer Vornehmheit und rohen Vorurtheilen, aber auch mit lebensfriſcher Einfalt und Gutmüthigkeit vereint im Schwange gingen: man denke ſich dieſe beiden Elemente in täglicher Berührung, in unausgeſetzter Wechſelwirkung, und man wird es nicht zu viel finden, wenn wir behaupten, das Haus der Frau von Arnſtein habe die vielen Jahre hindurch wie eine Miſſionsanſtalt gewirkt, und die Vorſteherin habe das Verdienſt einer Vermittelung, die ohne ſie nicht zu Stande gekommen wäre, und deren Folgen unberechenbar in den Strom des allgemeinen Lebens übergegangen ſind! Lange Zeit war das Haus der Frau von Arnſtein in Wien ſchlechthin das einzige ſeiner Art, und wenn ſpäter viele andere, jedoch ſicher kein gleiches, entſtanden ſind, ſo iſt gerade das auch ein Verdienſt der ausgezeichneten Frau, durch welche dieſe Bahn erſt eröffnet und für Nachfolgende gangbar gemacht worden iſt. Die freie, geachtete, dem Zwang der Vorurtheile enthobene Stellung, deren ſpäter und jetzt die moſaiſchen Glaubensgenoſſen in Wien ſich erfreuen, iſt ganz unläugbar erſt mit und durch das eindringende Wirken und Walten der Frau von Arnſtein gewonnen worden.

Ein tragiſches Ereigniß, das zu ſeiner Zeit in den öffentlichen Blättern vielfach beſprochen worden, drohte den Gang dieſer vielfachen Lebensentwickelung zu ſtören, gab ihnen aber nur neuen Schwung. Ein Fürſt Karl von Liechtenſtein befand ſich unter den Anbetern der ſchönen, glänzenden Frau; ſeine Neigung ſteigerte ſich zur Leidenſchaft, und dieſe war mit ſolcher Verehrung verknüpft, daß er mehrmals heftig in ſie drang, eine Chriſtin zu werden und ſeine Hand anzunehmen, welches ſie aber wie jede zu heftige Bewerbung mit kluger Feſtigkeit ablehnte. Ein Domherr, Freiherr von Weichs, brachte ihr gleichzeitig ſeine eifrigen Huldigungen, und da er in ſeinem geringen Erfolg die Begünſtigung ſeines Nebenbuhlers ſehen wollte, warf er den tödtlichſten Haß auf dieſen; er nöthigte ihn zum Zweikampf, in welchem der Fürſt tödtlich getroffen fiel. Dieſer Vorgang brachte ganz Wien in Aufregung; die vornehmſten und mächtigſten Familien waren dabei betheiligt. Doch die tieferſchütterte Frau, die ganz ohne ihre Schuld der Anlaß dieſes Unglücks geworden war, erfuhr von allen Seiten die ſtärkendſte Theilnahme und Tröſtung, der Hof und die Stadt wetteiferten, ihr zu huldigen; es fanden ſich die unzweideutigſten Zeugniſſe der Großmuth, des Edelſinns und der Selbſtverläugnung, mit der ſie das ganze Verhältniß behandelt hatte. Daher konnte ſie auch getroſt mit ganzem Herzen ſich dem tragiſchen Eindruck hingeben, den ſie ihr ganzes folgendes Leben hindurch, ſagt man, nie ganz wieder verwunden habe. Jederman fand ihre Trauer gerecht und ſchön, und ſie durfte ohne Scheu den Mann beweinen, der als ihr Ritter das Leben geopfert hatte.

Wir erinnern uns, in der Reiſe eines Engländers, deſſen Buch uns aber nicht zur Hand iſt, geleſen zu haben, daß Frau von Arnſtein den Todestag des Fürſten von Liechtenſtein ſtets durch ſtille Trauer gefeiert, und ſich in ein ſchwarzes Kabinet verſchloſſen habe, das ganz dem Andenken des Verſtorbenen geweiht war, und worin ſie auch zu anderen Zeiten manche Stunden in andächtiger Sammlung und Abgeſchiedenheit zuzubringen pflegte. Niemand hat ſich jemals rühmen können, dieſes Kabinet geſehen zu haben; die Sage aber war allerdings ſehr verbreitet, und galt allgemein für gegründet.

Um die Wirkungen eines Lebens zu ſchildern, das Tag für Tag und Jahr um Jahr in ununterbrochenem Leiſten und Erſcheinen beſteht, bedürfte es der Umſtändlichkeit von Memoiren und bis in's Kleinſte gehender Darſtellungen. Wir können uns hiezu weder Raum nehmen, noch liegt uns genugſamer Stoff beglaubigt vor. Wir faſſen einen großen Theil des Lebens der Frau von Arnſtein bündig zuſammen, wenn wir ihre unbegränzte Wohlthätigkeit rühmen, ihrer zärtlichen Liebe zu ihrer einzigen Tochter, die durch Schönheit, Geiſtesbildung und Lieblichkeit ganz einer ſolchen Mutter würdig heranwuchs, erwähnen, und wenn wir ihre für Oeſterreich leidenſchaftliche Vaterlandsliebe hervorheben, bei der gleichwohl auch die zärtlichſte Anhänglichkeit an Berlin und Preußen ſich geltend erhielt. Der Titel eines Landsmannes war ihr heilig, und erwarb jede Freundlichkeit und Hülfe. Unermeßlich waren die Wohlthaten, welche ſie in die Nähe und Ferne ausſtrömte, mit herzlichem Mitleid, aber auch mit kluger Einſicht und unverdroſſener Thätigkeit. Sie hat vielen Menſchen ein dauerndes Lebensglück bereitet, vielen den Weg des Reichthums aufgethan, manchen ſolche Summe geſchenkt, die für ein ſelbſtſtändiges Vermögen gelten konnte.

Während des Konſulats von Bonaparte machte ſie eine Reiſe nach Paris. Sie kehrte mit ſehr ungünſtigen Eindrücken aus Frankreich zurück. Die ſpäteren Kriege und feindlichen Ueberziehungen, welche Oeſterreich erlitt, erfüllten ſie mit glühendem Haß gegen Napoleon und die Franzoſen; ſie ſprach dieſen Haß leidenſchaftlich ſelbſt in Gegenwart der

Feinde aus, und man konnte ihr nicht gefälliger ſchmeicheln, als wenn man ähnliche Geſinnungen an den Tag legte.

Nach dem Kriege von 1809, deſſen Ausgang ihr wie ein perſönliches Leid auf dem Herzen laſtete, wandte ſie ihre thätigſte Mithülfe auf's neue den Armen zu, deren Zahl durch den Krieg und ſeine Nachwehen ſehr vermehrt war. Eine Geſellſchaft adeliger Damen trat in Wien zuſammen — um Nothleidende zu unterſtützen; es waren die vornehmſten und angeſehenſten des Kaiſerſtaats, aber ſie glaubten ſich unvollſtändig und der beſten Einſicht und Thätigkeit beraubt, wenn ſie nicht Frau von Arnſtein zum Mitglied zählten. Dies war die größte Ehrenauszeichnung, welche der trefflichen Frau widerfahren konnte; jedes Vorurtheil ſank vor der Macht der ächten Geſinnung und Thätigkeit. Sie war nicht nur die einzige ihres Glaubens unter dieſen Fürſtinnen und Gräfinnen erſten Ranges, ſondern auch die einzige Frau nicht ſo hohen Adels.

Mit ihrer Wohlthätigkeit ging ihre Gaſtfreiheit in ſchönſter Eintracht. In ganz ungewöhnlichen Maßen übte ſie dieſe herrliche Tugend. Ihr Haus in der Stadt (am hohen Markt), ihr Landhaus auf dem Wege nach Schönbrunn (bei den drei Häuſern genannt), ihr Landhaus in Baden, alles war zur Aufnahme zahlreicher Gäſte eingerichtet, ganze Familien wohnten dort und genoſſen der wechſelvollen, ſtets angeregten Geſelligkeit, die ganze Welt wurde täglich aufgenommen und bewirthet.

Die Befreiungskriege in den Jahren 1813 und 1814 erfüllten ihr Herz mit Entzücken, an beiderlei Vaterland, dem angebornen und dem angelebten, an Preußen und Oeſterreich, konnte ſie daſſelbe Eine Gefühl erlaben. Sie gab unendliche Beiträge und andere Hülfsmittel für die Verwundeten und ſonſtige Kriegsbedürftige.

Der Wiener Kongreß, der auf den Sturz Napoleon's folgte, der Winter 1814 und 1815, war der höchſte Gipfel der Freude und des Ruhms für Frau von Arnſtein, die reichſte Blüthenzeit ihres geſelligen Anſehens und Wirkens. Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzten in jüngeren Verwandten und Freundinnen, die ſie ihrem Hauſe ſchon früher angeeignet hatte. Alle Perſonen höchſten Ranges und ausgezeichnetſter Bedeutung, Frauen und Herren, Fremde und Einheimiſche, fanden ſich in ihren Sälen ein. Man konnte an demſelben Abend den Herzog von Wellington, den Cardinal Conſalvi, den Fürſten von Hardenberg, die Grafen Kapodiſtrias und Pozzo di Borgo, den Freiherrn von Humboldt, die Prinzen von Heſſen-Homburg, die Grafen von Bernſtorff, von Münſter und von Neipperg, und viele andere ſolchen Anſehens, aus der gedrängten Menge ausleſen. Beſonders hatten die Preußen insgeſammt hier die angenehmſte Stätte, wo ſie mit den Reizen der Fremde alle Behaglichkeit der Heimath genießen konnten. Sie wurden um ſo leichter dort eingeführt, als der nachherige preußiſche Generalkonſul und Geheime Legationsrath Bartholdy, der Neffe der Frau von Arnſtein, in der Zahl der mit dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg nach Wien gekommenen Staatsbeamten war.

Nach dem zweiten Sturze Napoleon's entſchloß ſich Frau von Arnſtein zu einer Reiſe nach dem Rhein und darauf nach Italien. Sie kehrte kränkelnd zurück, und leider allzu bald hatten die Ihrigen den Verluſt der herrlichen Frau zu betrauern, die in ihrer Art wohl immer einzig bleiben wird, in ſofern die Umſtände ſchwerlich einer ſolchen Perſönlichkeit, auch wenn ſie je wiederkehrte, in demſelben Maß entſprechen können. Ihre Lebenswirkung wird bleiben, auch wenn der Name ſo leicht zu vergeſſen wäre; aber auch dieſer iſt Tauſenden zur dankbarer Erinnerung eingeſchrieben! Ihrer hülfreichen Geſinnung und Thätigkeit, ſo wie dem geſelligen Glanze, den ſie verbreitete, begegnet man noch immer in dem fortgeſetzten Walten einer edeln Tochter, die im Leben ihr größter Stolz war. Auch von zweien ihrer geliebten Schweſtern, deren die eine längere Zeit ihre Hausgenoſſin war, die andere, gleich ihr in Wien verheirathet, einem nicht minder großen Lebenskreiſe mit Geſchmack und Einſicht vorſtand, wurde ſie ebenfalls in den Tugenden, welche ſie ausübte, treulich unterſtützt und beſtärkt. —

Wir würden uns freuen, durch dieſe Mittheilung andere ergiebigere aus jenem reichhaltigen Wiener Leben hervorzurufen. Wir möchten beſonders wünſchen, daß eine lebhafte Schilderung, welche der verſtorbene Oberpräſident zu Köln, Graf von Solms-Laubach, ehmaliger Reichshofrath in Wien, von ſeiner vieljährigen verehrten Freundin, der Frau von Arnſtein, ſchon in früherer Zeit entworfen, unter ſeinen Papieren aufgefunden und an geeignetem Orte bekannt gemacht würde!

Zum Andenken Friedrich Auguſt Wolf's.

Vorgetragen am 28. Auguſt 1824.

Sei es erlaubt, an dieſem Ehrentage, der uns hier zu froher Feier verſammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Goethe's Freund und Genoſſe, vor einem Jahre an unſerer Spitze ſtand, und durch ſeine Geiſtesart uns heiter anregte, jetzt aber nicht nur dieſem Kreiſe fehlt, ſondern auch der Welt für immer entriſſen worden.

Friedrich Auguſt Wolf ſtarb am 8. Auguſt zu Marſeille, wohin er gereiſ't war, um einer beginnenden Krankheit zu entfliehen. Er unterlag ſchon im 66. Jahre ſeines Alters, nicht unvertraut mit dem Gedanken eines ſolchen nahen Ausgangs, den das Feuer und die Feſtigkeit ſeines ernſten Willens, allzuthätig nach Entſcheidung ſeines Zuſtandes ſtrebend, vielleicht beſchleunigt haben.

Von den Verdienſten ſeiner gelehrten Laufbahn ſoll hier nicht die Rede ſein. Was er im Felde der Alterthumsforſchung geleiſtet hat, iſt der Welt bekannt. Er iſt Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Behandlung dieſer Wiſſenſchaften geworden, die aus dem verjährten Staube der Schule durch ihn mit geiſtvoller Gründlichkeit in die freie Gemeinſchaft aller Bildungskreiſe emporgeführt worden. Den Scharfſinn ſeiner Unterſuchungen, den Umfang und die Tiefe ſeiner Kenntniſſe, den Werth ſeiner zahlreichen und mannigfachen Schriften, vor allen ſeiner unſterblichen Forſchungen über die homeriſchen Geſänge, mögen die Berufenen des Faches würdig darſtellen. Auch von den großen, ſchwer zu überſchauenden Arbeiten, der beſeelten Thätigkeit und ergreifenden Wirkung, welche er als Univerſitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren ausgeübt, worin er mehr als 50 verſchiedene Lehrgänge, und deren manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorträgen, vor einer zahlreichen, durch ihn der Weihe des klaſſiſchen Alterthums zugeführten Jugend mit ſtets belebter Kraft gehalten; von ſeinem antiken Geiſte und von ſeinem klaſſiſchen Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden; von ſeiner bildneriſchen Beweglichkeit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in römiſchen Formen ſich ausſprechenden Genialität, dann auch in deutſcher Zunge mit ſchöpferiſcher Meiſterſchaft eigenthümlich aufzutreten: von allem dieſen, wovon jedes Einzelne hinreichte, den herrlichen Ruhm eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlaſſen wir Anderen zu reden.

Deſto eifriger aber mögen wir hier die Züge feſthalten, die den Mann ſelbſt in ſeiner Perſönlichkeit uns vor Augen ſtellen, und ſein entrücktes Daſein uns noch für Augenblicke vergegenwärtigen.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenthümlichkeit ſeiner vollſtändigen, durch und durch in alle Bezüge ſeines Weſens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen ſeines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geiſtesbildung. In der Lebensäußerung dieſer Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillſtände; er hatte ſich immer ſelbſt, er hatte ſich immer ganz, und keine ſeiner Eigenſchaften war ihm nur fragmentariſch verliehen.

Daher die große Geiſtesgegenwart, die große Ueberlegenheit, mit welcher er allen Begegniſſen des geiſtigen Lebensverkehrs gegenüberſtand, ſie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz ſtellte, und mit geiſtreichen Zügen feſthielt oder entließ. Daher die heitere Gelaſſenheit, in welcher er dem Witze, der ihm zu Zeiten entgegentrat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Abſicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten ſtets ſo leicht und ſiegreich zu entſteigen wußte.

Gedacht hatte er über alles; die Gebiete des Lebens wie der Wiſſenſchaften konnten einem ſo lebendigen Sinne nicht fremd bleiben; in dem Lichte ſeines Geiſtes erleuchtete ſich auch jede zufällige Umgebung; ſeine Eigenſchaften wirkten nach allen Seiten. Die Wendung ſeines Geiſtes war in den geringſten Dingen merkwürdig; ja bis in den kleinlichſten, durch die er bisweilen, mehr der ſcherzenden Nachrede doch, als dem eigentlichen Tadel, Raum gab, blieb ſie noch immer mit dem Reize ſeiner Größe behaftet.

Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um zu kargen, gab er willig jeder Anſprache von ſeinen geiſtigen Schätzen, und verſchmähte nicht zu empfangen, wo er ſchon längſt beſaß. Eine neuerſchloſſene Anſicht, ein bedeutend leitendes Wort von ihm, hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in ſeiner Umgebung mehr als manche anderweite vielfache Anſtrengung gefördert.

Nie vergaß er ſeiner Würde, er hielt darauf in angeborener Vornehmheit; in ihr ſtellte er die Ehre des Gelehrten dar, wie in dem Fleiße deſſen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatſache ſich als ſolchen fühlt und kennt. Und wie hätte er ſeinen Ruhm nicht kennen ſollen, der ihm aus allen Ländern Europa's zurückſtrahlte, aus allen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſei es, daß ihn die berühmteſten Anſtalten in ihre Mitte begehrten, ſei es, daß Goethe in den Elegieen verherrlichend ihn grüßt, oder Alexander von Humboldt einen koſtbaren Ertrag ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen ihm zueignet! Seine Schüler, Freunde und Verehrer ſind über das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften ausgeſä't; ſie hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeiſterung und Zuverſicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schriften öffentlich daſtehen, und noch viel glänzender und reicher in den Schätzen eines Briefwechſels aufbewahrt ſind, deſſen Umfang und Inhalt neue Regionen ſeines Geiſtes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog ſich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht allen ſeiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erſcheinung, womit er es verwahrte, deſſen leichte Erregbarkeit verborgen. In ſchmerzlicher Wehmuth allgemein menſchlicher Betrachtungen, in gerührten Thränen inniger Theilnahme, konnte er durch langverſchwiegene Wärme den ſtaunenden Entdecker überraſchen.

Der theure Mann, deſſen Verluſt wir beklagen, hatte innige Freunde, unter ihnen die Angeſehenſten und Größten ſeiner Zeit. Ein ſtrebender und bewegender Geiſt, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Leider wurden ihm, wie das Geſchick der Welt es ja ſo oft unvermeidlich mit ſich führt, auch aus Freunden ſolche. In den Verwickelungen, welche die Verſchiedenheit der Richtungen und Anſichten, in den Reibungen und Fehden, welche das Zuſammentreffen ſtarker und eigenthümlicher Geiſtesarten unter den Genoſſen gleicher Bahnen hervorgebracht, möge jetzt niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Richterſtühlen, vor denen die Sache ohne gehäſſige Zuthat perſönlicher Leidenſchaft erſcheinen kann.

Der Hingeſchiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, niederſchlagende Aufgabe hinterlaſſen, die: ihn zu erſetzen!

Uns aber ſei hier die Zuverſicht geſtattet, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachricht ſeines frühen Hintritts, in der Würdigung edler Geiſter über jede Berührung hinweggehoben iſt, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und ſo leb' er denn fort und fort in unſerem Gedächtniß, der Mann, „der endlich vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns noch ſtets ruft in die vollere Bahn!“

1824.

Graf von Schlabrendorf,

amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm.

Züge aus ſeinem Bilde.

Kaum war im Sommer 1824 aus Marſeille die Trauernachricht von dem Ableben des großen Philologen Friedrich Auguſt Wolf zu uns gekommen, und ſchon erſcholl uns von Paris her eine neue Todesbotſchaft, die den Hintritt eines anderen Landsmannes meldete, der, gleich jenem, zu den merkwürdigſten und bedeutendſten unſerer vaterländiſchen Ehrennamen zu ſtellen iſt! Wer von unſeren Landsleuten, der in den letzten Jahrzehnten Paris beſucht, hätte nicht in dieſer gewühlvollen Hauptſtadt alles europäiſchen Lebens und Treibens auch den ſeltſamen Einſiedler, den ehrwürdigen Räthſelgreis der Rue Richelieu kennen gelernt, oder doch von ihm gehört, und ſeinen Eigenheiten theilnehmend nachgefragt? Wir wollen von dieſem auch uns perſönlich theuer geweſenen Manne eine kurze Schilderung verſuchen! —

Guſtav Graf von Schlabrendorf war zu Stettin den 22. März 1750 geboren. Sein Vater, Vicepräſident der pommerſchen Kriegs- und Domainenkammer daſelbſt wurde im Jahre 1755 als dirigirender Miniſter nach Schleſien verſetzt, wo er während des gleich im folgenden Jahre ausgebrochenen ſiebenjährigen Krieges durch treffliche Anſtalten und kräftige Maßregeln zur Behauptung dieſer Provinz eifrig mitwirkte, und Friedrichs des Großen Beifall und allgemein ausgezeichneten Ruhm erwarb. Der Sohn, welcher vom fünften Lebensjahre ſeine Jugend nunmehr in Schleſien verlebte, rechnete deßhalb in der Folge ſtets mit Vorliebe ſich dieſer Provinz angehörig. Seine Erziehung war ſorgfältig und fruchtbar; auf die häusliche folgte die öffentliche; zum Studium der Rechte beſtimmt, beſuchte er die Univerſität zu Frankfurt an der Oder, und nachher die zu Halle. Die gründlichſten Kenntniſſe in alten und neuen Sprachen, ſowie in mannigfachen Gebieten der Wiſſenſchaft und Kunſt, begleiteten ihn bald auf den lebenvollen Schauplatz der großen Erfahrungswelt. In ſeinem zwanzigſten Jahre verlor er ſeinen Vater, und die frühe Unabhängigkeit, bei günſtigen Standesverhältniſſen und ſehr anſehnlichem Vermögen, erlaubte ihm, ſeinem regen Triebe nach freiem Forſchen und Umherblicken in den verſchiedenſten Zweigen des Erkennens und in mannigfachen Lebensräumen ungehemmt zu folgen. Nachdem er Deutſchland und die Schweiz durchreiſt und Frankreich vorläufig geſehen, begab er ſich nach England, wo er ſechs Jahre zubrachte, und eine Zeitlang den Freiherrn vom Stein auf ſeinen Reiſen im Innern dieſes Landes zum Begleiter hatte. Auch lernte er hier im Jahre 1786 den Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi kennen, und ſchloß eine herzliche Freundſchaft mit ihm. Andere Deutſche, mit denen er hier näheren Umgang hatte, waren Schönborn, der Freund Klopſtock's und der beiden Stolberg, Girtanner aus Göttingen, und der von ſeinem ſpäteren Wohnorte Bramſtedt zubenannte Dr. Meyer.

Die Staatsverfaſſung und ganze Lebenseinrichtung der Engländer wurde Hauptgegenſtand ſeiner Betrachtung, zugleich widmete ſein frommer Sinn religiöſen und philanthropiſchen Anſtalten ſchon damals lebhafte Theilnahme.

Noch vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution kam Schlabrendorf nach Frankreich zurück, und lebte ſeitdem bis zu ſeinem Tode faſt unausgeſetzt in Paris. Mit einem für die Menſchheit glühenden Herzen, mit einem hohen und kräftigen Geiſte, ſtand er alsbald im drängenden Gewühle des gewaltigen politiſchen Lebens, das vom Jahre 1789 an immer ſtürmiſcher emporſtieg. Leidenſchaftlich ergriff er die frühen Hoffnungen, welche ſich dem neuen Gange der Begebenheiten in den Herzen ſo vieler Zeitgenoſſen anknüpften, und mochte dieſelben auch zuletzt noch nicht aufgeben, als ſie für die meiſten Theilnehmer längſt wieder entſchwunden waren; perſönliche Thätigkeit aber widmete er nur dem, was auf dem Schauplatze ſo wechſelnder Ereigniſſe inmitten ſo vieler Verbrechen und Gräuel ſich als wahrhaft gut und rechtlich behaupten ließ. Wohlthätig und menſchenfreundlich war er überall eifrig bei der Hand, wo für Einzelne oder für Gemeinſames in dieſer Richtung ſich irgend ein Wirken eröffnet zeigte. In perſönlicher Bekanntſchaft ſtand er nach und nach mit den hervorragenſten Männern der Revolution, und wirkte auch wohl nach Umſtänden auf ihre Anſichten und Wege durch ſeinen Geiſt und Karakter ein; aber niemals fand er ſich bewogen, ſelber eine ſogenannte Rolle zu ſpielen, wie vielfach und dringend auch die Lockungen dazu ſein mochten. Das Schickſal ſo vieler Deutſchen, welche ein Opfer ſolchen Strebens entweder alsbald ſelbſt wurden, oder in ſpäter Enttäuſchung ihren beſten Sinn und Willen als ſolches dargebracht ſehen mußten, beweiſt nur, wie richtig Schlabrendorf ſeine Eigenſchaft als Fremder bei dieſen franzöſiſchen Vorgängen, in aller Begeiſterung für ſie, doch erkannt und bewahrt hat. Mit den Redlichen unter ſeinen Landsleuten hielt er innig zuſammen, mochten auch ihre Wege von den ſeinigen verſchieden ſein. Georg Forſter ſchrieb im Mai 1793 an ſeine Frau von ihm: „Einige Deutſche, die ſich hier aufhalten, kommen öfter mit mir zuſammen; unter andern iſt ein Graf Schlabrendorf aus Schleſien, der dich, als du als Mädchen mit Onkel Blumenbach reiſteſt, in Zürich geſehen hat; ein junger Oelsner, eben daher, der auch in Chriſtie's Haus bekannt; ein junger Schwabe, Namens Kerner, der für die hamburger Zeitung hier Nachrichten ſchreibt. — Schlabrendorf, in dem geſetzten Alter von vierzig Jahren, iſt ein ſehr kluger, einſichtsvoller Demokrat und ein Mann von reifer Erfahrung. Er kennt Europa ſehr genau, beſonders England.“ Vornehmlich Oelsner und Kerner knüpften mit Schlabrendorf enge Freundſchaft. Während der Schreckenszeit wurde dieſer, wie jeder ausgezeichnete Mann, ſchon als Ausländer und Graf, beſonders aber auch als Freund von Condorcet, Mercier und Briſſot, den damaligen Gewalthabern verdächtig, und mußte achtzehn Monate im Kerker zubringen, früher in der Conciergerie, nachher im Palaſt Luxemburg, Tag für Tag des Beils der Guillotine gewärtig, ohne daß dieſer Zuſtand ſein Gemüth erſchütterte oder ſeine Anſichten wankend machte. Seine Haare wurden jedoch grau, und ſein langer Bart erſchien ihm hier zuerſt als eine männliche Zierde, die er ungern wieder ablegte, als ſie ihm nicht mehr aufgedrungen war.

In dem Gefängniſſe fand ſeine Geſprächigkeit, ſeine Umgangsgüte reiche Nahrung. Er gab Rath, er leiſtete Hülfe aus ſeinen Geldmitteln, er ſetzte die Vertheidigungsſchriften — die ſtets vergeblichen — mancher Mitgefangenen auf, er unterrichtete die Lernbegierigen zum Nutzen und zur Unterhaltung in Sprach- und Sachkenntniſſen. Eine Zeitlang wußte er ſich durch den Banquier Schütz über Baſel einige Summen aus dem Vaterlande zu verſchaffen; da er faſt alle Baarſchaft unter die dürftigen Mitgefangenen austheilte, ſo gaben ihm dieſe den Beinamen des Wohlthätigen. Als ihm der Tod auf dem Blutgerüſte ſchon unvermeidlich erſcheinen mußte, übergab er ſein beträchtliches Vermögen, ſoweit es verfügbar war, in Wechſeln, ſeinem Freunde Oelsner, der noch frei war und ihn beſuchen konnte, aber ſchon ſelbſt bedacht ſein mußte, durch Entfernung die ſteigende Gefahr zu meiden. „Nehmen Sie das Geld“, ſagte ihm Schlabrendorf, „und fliehen Sie, da Sie es noch können. Brauchen Sie es als das Ihre; ſehen wir uns wieder, ſo geben Sie mir zurück, was noch da iſt; werd' ich guillotinirt, ſo gehört es Ihnen ganz.“ Oelsner kam glücklich über die Gränze, und lebte eine Zeitlang in Oberitalien verborgen, litt manche Noth und Bedrängniß, aber hungerte lieber, als daß er den Schatz angegriffen hätte, und unverſehrt lieferte er ihn ſpäter mit tauſend Freuden dem Geretteten wieder aus. Denn durch ein Wunder entkam Schlabrendorf dem Henkerbeil, und zwar knüpfte ſeine Rettung ſich an ſeine unbefangene Eigenart. Eines Morgens kam, wie gewöhnlich, der Karren zur Abholung der für den Tag zum Hinrichten beſtimmten Perſonen; auch Schlabrendorf's Namen wurde ausgerufen, und er machte ſich ohne

Widerſtreben und Klagen ſofort auf, um ſeinem Schickſale zu folgen; Faſſung und Gleichgültigkeit waren damals in ſolchem Falle ganz allgemein, ihm aber vorzüglich eigen. Angekleidet war er bald, nur ſeine Stiefel fehlten; er ſuchte ſie mit allem Eifer, der Kerkermeiſter half ſuchen, allein vergebens, ſie waren entwandt, vertauſcht oder in einen Winkel geſtellt, genug nicht zu finden. Voll Verdruß, nach vielem Bemühen, ſagte Schlabrendorf endlich zu dem Kerkermeiſter: „Nun, ohne Stiefel kann ich doch nicht fort, das ſehen Sie ein. Wiſſen Sie was, ſetzte er mit harmloſer Treuherzigkeit hinzu, — nehmen Sie mich morgen ſtatt heute, es kömmt ja auf den einen Tag nicht an!“ Der Kerkermeiſter fand den Vorſchlag richtig: ein anderer Gewinn, als der klägliche eines Aufſchubs von vierundzwanzig Stunden, fiel dabei niemanden ein. Der Karren, deſſen Ladung durch Einen Kopf mehr oder minder nicht merklich verändert erſchien, fuhr mit ſeinen Schlachtopfern ab, und Schlabrendorf blieb zurück. Am anderen Morgen erneute ſich die Abholung; der Verſäumte, jetzt mit Stiefeln verſehen, war, gleich den Gerufenen dieſes Tages, ganz bereit zur traurigen Fahrt, aber ſieh da! ſein Name kam nicht vor; auch den dritten und vierten Tag nicht, und überhaupt nicht! Sehr natürlich, er war mit der Liſte des erſten Tages abgethan für immer; wer konnte ſo genau nachzählen? Man nahm den Gerufenen als abgeliefert und als guillotinirt an, die Verſäumniß kümmerte niemanden, für jeden folgenden Tag hatte man ſchon anderen Vorrath genug! Der Kerkermeiſter war kein böſer Menſch, er wollte nicht gerade den Angeber machen, aber eben ſo wenig hätte er den Gefangenen nun freilaſſen mögen. Dieſer blieb alſo im Kerker vergeſſen, bis der Sturz Robespierre's, gleich vielen Anderen, auch ihm endlich die Freiheit wiederbrachte.

Die ferneren Erſcheinungen der Revolution entzündeten auf's Neue ſeinen ungeſchwächten Antheil an den Hoffnungen eines herrlichen Bürgerſtaats. Während er ſolchen Idealen in den wirklichen Begebenheiten mit Eifer nachſtrebte, richtete er zugleich die Kräfte ſeines edeln Geiſtes und anſehnliche Geldmittel auf die Beförderung gemeinnütziger, menſchenfreundlicher Unternehmungen. Um die Stereotypie in Gang zu bringen, wandte er beträchtliche Summen auf. Zur Ermunterung mancherlei Gewerbfleißes, für die Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts, wie ſpäter für den Verein zur Förderung der chriſtlichen Moral, für die Bibelgeſellſchaft und andere Verbindungen zu ähnlichen Zwecken, waren ſeine großen Beiträge wie ſein geiſtiger Antheil höchſt erſprießlich. Die proteſtantiſche Gemeinde in Paris konnte jederzeit auf ſeine Fürſorge rechnen, die Schulen und das Armenweſen dieſer Glaubensgenoſſen insbeſondere verdankten ihm bedeutende Wohlthaten. Was er für Einzelne unermüdet gewirkt und geleiſtet, in dieſer wie in jeder Zeit ſeines Lebens, wäre unmöglich aufzuzählen. Doch tritt dies alles in Schatten vor der leuchtenden Wirkſamkeit ſeines eben ſo tiefen als reichen und lebendigen Geiſtes, der durch den Zauber der hinreißendſten Beredſamkeit unaufhörlich in das umgebende Leben überſtrömte, und beſonders für die zahlreichen Deutſchen, die er in einer langen Reihe von Jahren aus allen Ständen und Klaſſen, Vornehme wie Geringe, zu ſeinem Umgange ſich drängen ſah, in tauſend Beziehungen lehrreich und heilſam wurde. Mit einer unglaublichen Geſchichts- und Weltkenntniß ausgerüſtet, zu den tiefſten Quellen der Staatskunde gedrungen und mit ihren flüchtigſten Erſcheinungen vertraut, im Mittelpunkte der lebendigen Fülle der Tagesgeſchichte, ſprach er beſonders gründlich, ſcharfſinnig, ja prophetiſch über die politiſchen Gegenſtände; ſeine Einſicht, ſein Urtheil, die für jederman offen ſtanden, waren nicht ſelten die Zuflucht der auswärtigen Diplomaten und die Hülfe deutſcher und franzöſiſcher Gelehrten; mancher Bericht, mancher Aufſatz, der unter anderem Namen daheim Aufſehen und Bewunderung erregt haben mag, war nur der Abfall ſeiner reichhaltigen, täglich friſch erſtrömenden Reden und Geſpräche. Das berühmte Buch: „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk unter ſeinem Konſulate", welches zu ſeiner Zeit (1804) am trüben politiſchen Himmel wie ein Lichtmeteor erſchien, von Goethe und von Johann von Müller ſogleich rühmende Beachtung erfuhr, und für Deutſchland faſt die erſten enttäuſchenden Aufſchlüſſe über den ſelbſtſüchtigen, verderblichen Gang des nach Alleinherrſchaft ringenden Korſen gab, iſt weſentlich ſein Werk, aus ſeinem Geiſt und aus ſeinen Mittheilungen, und dem größeren Theile nach unſtreitig auch aus ſeiner Feder gefloſſen; dem Kapellmeiſter Reichardt, den man lange als Verfaſſer insgeheim, und ſpäter, als die Gefahr geſchwunden war, öffentlich genannt hatte, gebührt nur das Verdienſt, dem Buche ein muthvoller (wenngleich anonymer) Herausgeber geweſen zu ſein, und dem Texte vielleicht hin und wieder einen Zuſatz oder eine im Einzelnen nöthig erachtete Ausdrucksveränderung gegeben zu haben.

Unter Napoleon's Herrſchaft hatte Schlabrendorf ſeine heitern Freiheitshoffnungen faſt ganz in den düſtern Haß gegen den ſelbſtſüchtigen Zerſtörer derſelben zuſammgezogen. Wie früh er deſſen wahre Art und Bedeutung in Betreff der franzöſiſchen Zuſtände erkannt, berichtet uns ſchon vom Jahr 1801 her ſehr artig Jacobi, der in einem ſpäteren Briefe an Klinger ſagt: „Ein in jeder Abſicht ausgezeichneter Mann, ein Deutſcher, der die ganze franzöſiſche Revolution durchgelebt und durcherfahren hat, — er wurde ſchon 1786 in London mein Freund, und ich fand ihn vor nun zwei Jahren in Frankreich wieder, — dieſer ſagte zu mir: „Es war acht Jahre lang hier alles drüber und drunter gegangen, wie in einer Bauernſchenke, einem Saufgelage, wo Einer den Andern überſchreit, eine Prügelei die andere ablöſt. Da trat Bonaparte mit ſeinem Holla! auf. Holla! rief er, und nur ein Holla machte er. Sein Erſtes war, alle Lichter auszublaſen. Er brachte keine Entſcheidung, ſondern nur ein Ende aller Fragen. Gleichviel, ſchrie er: Freiheit oder keine Freiheit, Religion oder keine Religion, Moral oder keine Moral; es iſt alles einerlei; liberté, égalité, dabei bleibt es; und daß jetzt nur Keiner mehr das Maul darüber aufthue, und ſich anders rühre, als man es ihn heißt; denn wie es nun iſt, ſo ſollte es werden, und ſo muß es bleiben! — Dieſelbe Rede, nur nach den Umſtänden ein wenig verändert, hat der große Mann ſeitdem an das ganze Europa gerichtet: Das einzige noch übrig gebliebene Jakobinerneſt, England, ſoll zerſtört werden, und dann wird es ſich mit dem unverſchämten Selbſtdenken und Selbſtwollen überall wohl geben, und alles draußen ſich ebenſo gemächlich fügen, wie es im Innern ſich wirklich ſchon gefügt hat. Mit dem deutſchen Vorwitz hat es ohnedies nichts zu ſagen; man droht nur mit dem Stock und ſogleich iſt alles ſtill.“ Auch in der Folge hörte Schlabrendorf nicht auf, gegen Napoleon immerfort mit allem Nachdruck ſeiner unbeſtechlichen Wahrheitsliebe ſich auszuſprechen. Der däniſche Dichter Baggeſen wurde durch ihn in gleicher Richtung vorzüglich beſtärkt und angefeuert. Schlabrendorf entging der Verfolgung des Machthabers vielleicht nur durch die Zurückgezogenheit und Sonderbarkeit ſeiner Lebensweiſe, die für ihn das vortheilhafte Zeugniß der Unſchädlichkeit ablegen mochte. Im Hôtel des Deux Siciles in der Rue Richelieu, wo der Poſtillon ihn bei ſeiner Ankunft aus England zuerſt hingefahren, bewohnte er nach langen Jahren noch daſſelbe Zimmer im zweiten Stock, das er nie verſchloß und immer ſeltener verließ. Ohne alle Bedienung, umgeben von ſpärlichem, zerfallendem Hausrath, in zerriſſener Kleidung, mit allem Zubehör einer cyniſchen Gewöhnung, empfing er, Diogenes von Paris, wie er ſcherzend ſelbſt ſich nannte, in ſeiner Tonne täglich zahlloſe Beſuche von Menſchen aller Stände und aller Nationen, willig jede Arbeit ſogleich unterbrechend, und jedem Geſpräche, das auf die Bahn kam, mit allem Reichthum ſeines Innern ſich hingebend. Keine Rückſicht konnte ihn hemmen, ſelbſt dem unbeſcheidenen Frager gab er, wenn auch unwillig, die ergiebigſte Auskunft; häufiger freilich kam er den Fragen zuvor; zuweilen vier, ja fünf und ſechs Stunden lang konnte er ununterbrochen, im ſchönſten Gedankenzuſammenhange, mit beweglichſter Einbildungskraft und mit ſteigendem Reiz, durch ſeine reiche Rede den Hörer feſſeln, über die Stunden durch die Annehmlichkeit der Mittheilung täuſchend; man erzählt, daß er, am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand einen Freund (Wilhelm von Humboldt) zur Treppe geleitend, mit demſelben am hellen Tage noch im Geſpräch begriffen an ſolcher Stelle gefunden worden. In ſeiner Offenheit verhehlte er ſelbſt den abgeſchickten Spähern, die ihn zu Zeiten aufſuchten, ſeine Geſinnung und Denkart nicht; ein ſolcher Mann, der frei und gerade ſeinen rechtſchaffenen Wandel verfolgte, nichts insgeheim und auf Nebenwegen herbeizuführen ſuchte, für ſich ſelbſt nichts Weltliches erſtrebte, keinen Einflüſterungen unbedacht Gehör gab, an keinerlei Ränken jemals Theil nahm und dabei als ein Sonderling erſchien, dünkte den damaligen Gewalthabern eher zu belachen als zu fürchten, und die Polizei Napoleon's, die mit dringenderen Sachen beſchäftigt war, ließ ihn unangefochten.

Seine bedeutenden Einkünfte verwendete er, da er für ſich faſt gar nichts brauchte, meiſt ganz im Stillen zu wohlthätigen Zwecken. Als er in Preußen wegen ſeines Außenbleibens mit dem Verluſte faſt ſeines ganzen Vermögens bedroht war, blieb ſein gleichmüthiger Sinn ungeſtört, und ſelbſt die für eine Zeit wirklich eingetretene Entziehung der Einkünfte konnte ihn nicht bewegen, durch irgend einen Schritt, der ihm als Zwang erſchien, ſolchen Nachtheil abzuwenden. Er ſollte nämlich, wenn auch nur auf kurze Zeit, zurückkommen, oder ſeinen Verwandten die Güter abtreten unter Vorbehalt, daß ihm der Ertrag derſelben bliebe; die Verwandten ſandten deßhalb aus Berlin im Jahre 1796 den Bramſtedter Meyer mit Vorſchlägen an ihn nach Paris, eine ſpätere Reiſe des Kapellmeiſters Reichardt hatte denſelben Zweck, aber eben ſo wenig Erfolg. Schlabrendorf geſtand jedoch ſelbſt, daß er die Vergünſtigung, die einem Staatsbürger zum Aufenthalt im Auslande billigerweiſe gewährt ſein mag, für ſich bis zum Mißbrauche verwendet habe. In beinahe vierzigjähriger Abweſenheit hörte er indeß nicht auf, durch Geſinnung und Theilnahme ein Deutſcher, ein Preuße und noch insbeſondere ein Schleſier zu ſein, als ob er immerfort im Vaterlande geblieben wäre, und er wußte und kannte alles genau, was dort in Staatsverwaltung, Rechtspflege, Erziehung, Sittenart und Litteratur gethan und betrieben wurde. Kant, Fichte, Klopſtock, Peſtalozzi, Lichtenberg, Schiller, Richter, Voß, den er ſehr liebte, und Goethe, der auch ihm als größter Stern leuchtete, waren inmitten von Paris und der Revolution ſeine treuen Begleiter. Seine Hülfe, ſeine Unterſtützung erſtreckte ſich vielfach auf die Angelegenheiten der fernen Heimath. Als Domherr von

Magdeburg ſchloß er auch dieſe Stadt in den engeren Kreis ſeiner Neigungen ein, und bewies dortigen Anliegen der Einzelnen wie des Gemeinweſens ſeine vorzügliche Theilnahme. Große Summen ließ er wiederholt an die preußiſchen Kriegsgefangenen in Frankreich austheilen. Jede Noth und Verlegenheit fand bei ihm Gehör und Hülfe. Er betrachtete ſich als einen in der Fremde angeſtellten Armenpfleger ſeiner Landsleute; Gelehrte, Künſtler, beſonders Handwerksburſchen ohne Zahl, empfingen ſeine oft nach Umſtänden äußerſt beträchtlichen Spenden, ohne daß irgend ein Unterſchied galt, als der der Bedürftigkeit. — Im Jahre 1813 endlich nahm er ſich ernſthaft vor, an der kriegeriſchen Erhebung Preußens, die ſeine heißeſten Wünſche und freudigſten Hoffnungen belebte, perſönlichen Antheil zu nehmen; allein böſe Ränke wußten ſeine Abreiſe zu verhindern, ihm wurden keine Päſſe bewilligt, und er mußte die Ereigniſſe in Paris abwarten. Doch hemmte dies ſeinen Eifer und ſeine Mitwirkung nicht; was er nur an Geld und Gut aufzubringen vermochte, große Summen, durch die Bedrängniß der damaligen Zeit in ihrem Werthe noch erhöht, brachte er rückſichtslos dem Vaterlande dar. Wichtige Dienſte leiſtete er der Sache der Verbündeten noch nach dem Einzuge in Paris. Die angeſehenſten Staatsmänner und Feldherrn beſuchten ihn dort. Sein edler Vaterlandseifer empfing zur Belohnung das eiſerne Kreuz, welches ihm, der ſonſt kaum auf Orden und Ehrenzeichen achtete, als eine durch Stiftung und Bedeutung vor allen anderen ausgezeichnete Zierde galt. Schon nach dem erſten Einzuge der Verbündeten in Paris, noch mehr aber nach dem zweiten, regte ſich häufig in ihm der Wunſch und die Neigung, nach Deutſchland zurückzukehren und ſeine Tage im Vaterlande zu beſchließen. Gewohnheit hielt ihn jedoch in Paris feſt, und er unterließ jene Rückkehr, wie ſo vieles, was er eifrig gewollt, und lebhaft beſprochen, indem die Thätigkeit, die ſich ſo leicht dem Durchdenken von Abſichten und Planen zuwandte, nur ſchwer oder gar nicht zu den Anſtalten der Ausführung überging.

Seine Lebensart blieb im Ganzen dieſelbe, nur daß die Beſuche, die er empfing, jetzt auch aus den unteren Klaſſen häufiger wurden, ohne daß die der Vornehmen ſich merklich verringerten: leider auch mit manchen Wichten und Lumpen gab er ſich nur allzu gütig ab, und hatte ſpäter wenig Dank davon. Aus Bequemlichkeit hatte er ſchon früher ſeinen Bart wachſen laſſen, bald wurde dies eine Liebhaberei, und zuletzt eine ernſtliche Hauptſache bei ihm, die er mündlich und ſchriftlich mit Lebhaftigkeit vertheidigte und anempfahl. Mehr als früher befliß er ſich jetzt auch des Schreibens. Als Schriftſteller wollte er zwar nicht auftreten, aber gern ließ er ſeine Blätter und Hefte ſchriftſtelleriſchen Zwecken Anderer dienen. Geradezu verſchenken mochte er geiſtiges Eigenthum bisweilen, wie anderes, und die Empfänger durften, ja mußten ſogar daſſelbe nun als Eigengehöriges behaupten. Sein Reichthum an Gedanken und Erſchauungen war ſo groß, daß er alles Ausgeſprochene ſogleich der Welt überließ, und ſeinen Mittheilungsbedarf gleichſam jeden Augenblick ſelbſtthätig aus friſchen Vorräthen erneute. Nach manchen Vermuthungen, denen wenigſtens die Schreibart und der Gehalt mächtig zuſtimmen, ſollte auch die in Leipzig 1816 erſchienene kleine Schrift: „Einige entferntere Gründe für ſtändiſche Verfaſſung“ von Schlabrendorf herrühren, doch hat ſpäter der Profeſſor Hegewiſch in Kiel ſich als Verfaſſer öffentlich genannt. Von Schlabrendorf iſt ganz beſtimmt der Artikel Horne Tooke in der Biographie universelle, vielleicht auch noch andere Abſchnitte dieſer Sammlung.

Die Eigenthümlichkeit ſeiner Anſichten zeigte ſich meiſt ſehr auffallend; auch wenn die Reſultate nicht neu erſchienen, waren es faſt immer die Wege, auf denen man ihn dazu gelangen ſah. Seine tiefſinnigen Ergründungen hatten in ſeinem Kopfe ein vollſtändiges, eigenthümliches Syſtem des Staats ausgearbeitet, eine Art von Urbild wie Platon's Republik, deſſen Richtung jedoch das gerade Gegentheil der revolutionairen Beſtrebungen war, die ſich unter ſeinen Augen in ſo ſchreckliche Abwege verirrten. Aber auch in anderen Gebieten des Denkens verſuchte ſein reicher Geiſt ſich mit fruchtbarem Erfolge; ein Werk über allgemeine Sprachlehre hatte er der Vollendung nahe gebracht, ſeine Forſchungen über Wortabſtammungen, ſeine Verſuche in deutſcher Sprachbildung, wären ſehr der öffentlichen Mittheilung werth. Einige theils ihm entlehnte, theils in ſeinem Sinne geiſtvoll vorgetragene und weitergebildete Entwickelungen über Sprachſachen liefert das gehaltvolle und empfehlenswerthe Werk: „Ueber die Sprache (Heidelberg 1828)“, welches ein würdiger Freund und Verehrer Schlabrendorf's, der Dr. Jochmann aus Riga, mit ausdrücklich angedeuteter Beziehung auf ihn geſchrieben hat. Von demſelben finden ſich ſchätzbare Mittheilungen über Schlabrendorf in Zſchokke's Prometheus. Denkwürdigkeiten über die franzöſiſche Revolution, im Sinne der Diskurſe des Machiavelli über den Livius, ſchwebten dem Grafen lange als eine Lieblingsaufgabe vor; geſprochen hat er gewiß mehrmals ihren ganzen Inhalt, aber zum Niederſchreiben kam er nicht. Sinnvolle Kernſprüche, in deren oft ſeltſames Gefüge er die Ergebniſſe ſeiner ſittlichen und geſchichtlichen Anſichten einzupreſſen bemüht war, beſchäftigten heiter manchen ſeiner ſpäteren Tage. In ſolcher Art machte er auch verſchiedene Grabſchriften auf ſich ſelbſt; eine davon, in lateiniſcher Sprache, „Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius.“

In ſeinen letzteren Jahren beſchäftigte ihn auch die Sammlung von Büchern und Schriften in Bezug auf die franzöſiſche Revolution. Er hatte viele tauſend zum Theil allerſeltenſte Sachen zuſammengebracht, und beabſichtigte dieſen einzigen Schatz geſchichtlicher Quellen einer preußiſchen Univerſität zu ſchenken. Aber auch ſein Teſtament war ein Werk, mit dem er ſich lange trug, ohne damit in's Reine zu kommen; er wollte eine allgemeinere Schulſtiftung mit einem Familienfideikommiß vereinigen, allein ſeine zahlreichen Plane hiezu ſchwankten noch unentſchieden, als der Tod ihn übereilte, und ein aufgefundenes frühzeitiges Teſtament, zu Bentheim ſchon im Jahre 1785 niedergelegt, vor Gericht zur Sprache kam, und den Sinn des Abgeſchiedenen jetzt nur in unreifen und dabei doch ſchon veralteten Beſtimmungen darſtellte.

Schlabrendorf erkrankte nämlich im Sommer 1824, und verließ, auf dringendes Verlangen ſeiner Freunde und ſeines Arztes Dr. Spurzheim, die dumpfe Stadt, um eine ländlichheitere Wohnung unter Obhut eines franzöſiſchen Arztes in Batignolles zu beziehen. Dort verſchlimmerte ſich jedoch ſein Zuſtand, indem er ſchon Beſſerung zu verſprechen ſchien, und der edle Greis, bis in ſeinen letzten Stunden von hohen Vorſtellungen und reichen Gedanken umgeben, verſchied am 21. Auguſt 1824. — Baares Geld fand ſich nur ſo wenig vor, daß die preußiſche Geſandtſchaft die Begräbnißkoſten größtentheils vorſchießen mußte. Der Präſident des proteſtantiſchen Konſiſtoriums zu Paris, Herr Prediger Goepp, hielt über den Text: „Das Andenken der Gerechten bleibt im Segen“ eine würdige Leichenrede, und die Beſtattung erfolgte auf dem Kirchhofe des Père La Chaise unter großem Zudrang von Theilnehmenden. Die beträchtliche Hinterlaſſenſchaft, worunter die Herrſchaft Kolzig in Schleſien, wurde Gegenſtand mehrer Prozeſſe, da man das vorgefundene frühe Teſtament, von mehreren Seiten anfocht. Die Bücherſammlung wurde verſteigert, und ging ſo dem gehabten Zweck auf immer verloren! Möchte der handſchriftliche Nachlaß, in wohlbeſorgter Herausgabe mit anderweitigen Beiträgen verbunden, auch dem größeren Kreiſe von Landsleuten, die den Verewigten nicht perſönlich gekannt, ein gerechtes Denkmal ſeines Namens werden!

Wir geben hier vorläufig einige Bauſteine zu einem ſolchen Denkmal. Zuerſt laſſen wir den flüchtigen Umriſſen ſeines Lebens, wie wir ſie eben mitgetheilt haben, einige Züge aus den Hunderten folgen, die ſich von den Eigenheiten des trefflichen Mannes ſammeln ließen, aber nicht alle ſchon jetzt erzählbar ſein dürften. —

Von ſeiner menſchenfreundlichen Hingebung in jeder Art an Hülfsbedürftige und Unglückliche giebt nachſtehende Geſchichte ein ſprechendes Beiſpiel. Während Schlabrendorf in England war, geſchah es, daß ein deutſcher Handwerksburſch daſelbſt wegen verſuchten Straßenraubs vor Gericht geſtellt wurde. Der Unglückliche war auf der That ergriffen, die Sache ſelbſt keinem Zweifel unterworfen, dem Ausſpruch des Geſetzes unentfliehbar; es half nichts, daß der Arme nur im Augenblicke der ſchrecklichſten Noth und ohne Waffen zu jenem verzweifelten Verſuche geſchritten war; die Todesſtrafe wurde ausgeſprochen. Kaum hatte Schlabrendorf von dem bevorſtehenden Schickſale des ihm ſonſt unbekannten Landsmanns gehört, als er ſich des Verlaſſenen eifrigſt annahm, ihn wiederholt beſuchte, und zuletzt, um ſeine Hülfe und Tröſtung wirkſamer darbieten zu können, mit ihm das Gefängniß ganz und gar theilte. Die Hinrichtung war nicht abzuwenden; Schlabrendorf aber, in ſeiner menſchenfreundlichen Sinnesart muthig ausharrend, begleitete den armen Sünder, in Ermangelung eines Geiſtlichen von deſſen Glauben, zur Hinrichtung, und blieb unter frommem Zuſpruch an des Unglücklichen Seite, bis derſelbe den Geiſt aufgegeben hatte. Der König Georg der Dritte erfuhr dieſen ſchönen Zug hochherziger Menſchenliebe; wurde lebhaft davon ergriffen, und bezeigte dem edeln Grafen ſeitdem eine ganz beſondere Hochachtung. Ein anderer Fall zeigt ſeine Großmuth in nicht weniger hellem Lichte. Ein Magdeburgiſcher Kaufmann befand ſich in Paris wegen Schulden in Verhaft. Seine dreizehnjährige Tochter wurde veranlaßt, ſich an Schlabrendorf zu wenden, und that dies nicht vergebens. Die erforderliche Summe betrug achttauſend Franken, und Schlabrendorf hatte deren nur viertauſend zur Verfügung, aber augenblicklich ſchaffte er die fehlenden viertauſend durch ein Anlehen herbei, und die Tochter hatte das Glück, ihren Vater ſofort in Freiheit zu ſehen. Merkwürdig war auch ſonſt ſein Benehmen in Betreff des Geldes. Er beſuchte, ungefähr um die Zeit des Anfangs der franzöſiſchen Revolution, in Karlsruhe den Markgrafen Karl Friedrich, mit welchem vortrefflichen Fürſten er in der ſchönſten, innigſten Bekanntſchaft ſtand. Der Naturforſcher Gmelin fuhr mit Schlabrendorf nach Raſtatt, wo ſie über Nacht bleiben wollten. Das Wirthshaus war aber ganz beſetzt und voller Bewegung. Mit Mühe erlangte Gmelin von dem Wirthe ein kleines Stübchen gleicher Erde neben der Hausthüre, das ſonſt gar nicht in Betracht zu kommen pflegte. Zur Nacht ſich entkleidend hängt Schlabrendorf ſeinen Rock läſſig an den Thürpfoſten, und legt ſich ruhig ſchlafen. Gmelin wollte die Thür ſchließen, da verſicherte Schlabrendorf, er könne durchaus nicht in einem verſchloſſenen Zimmer ſchlafen, und die Thüre blieb alſo unverſchloſſen. Schlabrendorf ſchlief alsbald ein, Gmelin aber, der die fortdauernde Bewegung im Hauſe hörte, auch manchmal die Stubenthüre durch Irrthum anfaſſen und aufklinken hörte, und Ueberfall von Fremden, vielleicht auch Dieberei fürchtete, that faſt kein Auge zu. Als er dies am anderen Morgen ſeinem Schlafgenoſſen klagte, lachte dieſer, und zeigte aus ſeinem Rocke hervor einige Rollen Gold und für dreißigtauſend Gulden Wechſel, die ruhig am Thürpfoſten mitgehangen hatten, ohne daß ihm darum bange geweſen! Als Gegenſtück dieſes Falles, wo das Geld der ängſtlichen Sorge um daſſelbe nicht werthgeachtet erſcheint, noch ein anderer Zug, in welchem die Vorſtellung von Recht und Unrecht dem Theile mehr Werth als dem Ganzen beilegt. Ein Wechſelhaus in Deutſchland hatte an Schlabrendorf eine Summe von etwa zwanzigtauſend Franken zu übermachen und zeigte ihm an, daß dieſes Geld nach beigelegtem Ausweiſe zu ſeiner Verfügung bereit liege. An der Berechnung fand er eine Kleinigkeit auszuſetzen, er glaubte die Gebühren um ein Geringes überſchritten, und mit allem Unwillen eines Gekränkten und Mißhandelten that er Einſpruch. Vergebens ſuchte ſich das in wohlerworbenem Rufe geachtete Wechſelhaus zu rechtfertigen, er blieb dabei, man habe ihn übertheuert, und war nicht zu bewegen, das Geld zu beziehen; lieber, als in ſolches, nach ſeiner Meinung, ihm zugefügtes Unrecht einwilligen, ließ er alles fahren, und lange Jahre hindurch blieb auf dieſe Weiſe bei den betroffenen Leuten die ganze Summe ungenutzt liegen. Welchen Ausgang die Sache zuletzt genommen, iſt uns nicht bekannt geworden. — Mehreres, was Niemeyer im zweiten Theile ſeiner Deportationsreiſe nach Frankreich aus dem Jahre 1807 von Schlabrendorf Anmuthiges und Gefälliges erzählt, möge dort nachgeleſen werden. —

Merkwürdig und unterhaltend wird es dem Leſer ſein, den edeln Greis aus der Feder ſeines Freundes Oelsner, um deſſen allzufrühen Abſchied wir auch ſchon trauern müſſen, mit aller Unbefangenheit vertraulicher Mittheilung rückhaltlos geſchildert zu finden. Er ſchreibt:

— „Bei meiner Rückkehr von Plombieres fand ich

Schlabrendorf nicht mehr. Obwohl ich ihn krank wußte, länger und gefährlicher, als er ſelbſt glaubte, hatte ich doch nicht gefürchtet, daß er ſchon ſo früh entſchlummern würde. Vielleicht iſt gefehlt worden, daß man ihn, ohne Uebergang, aus der verdickten Atmoſphäre ſeiner Wohnung in ein luftiges Krankenhaus verſetzte. Ihm ſelbſt wird vorgeworfen, er habe, der Bedenklichkeit ſeines Zuſtandes inne, die Mittel der Geneſung übertrieben. — So alt er auch geworden, hat er doch eigentlich ſein Leben abgekürzt durch die thörichte Lebensweiſe, in welche er, aus einer Art von Sparen, verſunken war. Nur eine ſehr geſunde und kräftige Natur konnte, ohne zu wanken, das Einſitzen, den Schmutz, die elende Koſt, zehn Jahre lang, aushalten. Zuverläſſig war ſein Körper auf Dauer organiſirt. Es iſt unglaublich, was dieſer zu entbehren vermochte. In früheren Jahren hat ihm Schlabrendorf bisweilen, zur Probe, zweimal vierundzwanzig Stunden, und mehr, alle Nahrung verweigert. Ebenſo machte unſer Freund an ſich moraliſche Experimente. Er iſt dadurch zu einer inneren ungewöhnlichen Ausbildung gelangt. Schade, daß dieſe und ſeine anderen Mittel keinen, ſeinen übrigen Verhältniſſen angemeſſenen Wirkungskreis gefunden. Wie unendlich viel hätten da ſein guter Wille, ſeine Redlichkeit, ſeine edle Uneigennützigkeit, ſeine mannigfaltigen Kenntniſſe und Einſichten genützt! Im Pflichtverkehr mit der Außenwelt würde eine gewiſſe Ueberſpannung, die ſeinen Begriffen anhing, zu mäßigerem Niveau herabgeſtiegen ſein. Sein Leben ſtand im Widerſpruche mit den Grundſätzen, die er ſich gemacht hatte, und die er predigte. Auch fühlte er ſehr, daß er es zu keinem ihm ſelbſt genügenden Zwecke verwandt. Unſchlüſſigkeit, Hingebung in das Intereſſe des Augenblicks, zu große Willfährigkeit für Andere, Geſelligkeit, Geſprächigkeit, mitunter Stolz, insbeſondere aber bis zur geringſten Umſtändlichkeit ausgeſponnene Entwürfe ſind ſchuld, daß keiner ſeiner Lebenspläne zur Ausführung gekommen. Zuletzt tröſteten ihn über das verfehlte Sein die Verkehrtheit der Welt und die Ueberzeugung, daß er doch nicht viel würde ausgerichtet haben. Ernſtlicher konnte er ſich damit tröſten, eine lebendige Wohlthätigkeitsanſtalt für Arme und Hülfsbedürftige zu ſein. Dieſe wandten ſich nie vergebens an ſeine weichherzige Freigebigkeit. Für ſie war bei ihm beſtändig Almoſen bereit, Empfehlung und guter Rath. Allein da er nie in Noth geweſen, und blutwenig perſönliche Bedürfniſſe hegte, ſo erkannte er die der Anderen nur inwiefern ſie ihm geklagt wurden. Er iſt Jahre lang auf einem vertrauten Fuß mit Leuten umgegangen, denen er wohlwollte, und gern gedient hätte, wenn ſie den Muth gehabt, ſich über ihre Lage auszuſprechen, von der ihm nichts ahndete. Selten ſich einer öffentlichen Subſkription entzogen und faſt immer erkleckliche Beiträge ausgeworfen zu haben, wird er der Oſtentation bezüchtigt. Man muß, däucht mich, dem Gemeingeiſte ſeine Schwächen zu gut halten. An ſich ſelbſt ſparte, ja knauſerte er. Das Wohlfeilſte war ihm das Liebſte. So trank er z. B. ſchlechten Wein, und war nicht zu bewegen, beſſeren anzuſchaffen. Die paarmal, da in ſeinen beſſeren Zeiten ihn die Luſt angewandelt, ſeine Freunde zu bewirthen, laſſen ſich an den Fingern abzählen. Dem, der in die Vielſeitigkeit des menſchlichen Gemüths einzudringen und die Widerſprüche deſſelben auszugleichen weiß, darf ich es ſagen, daß Schlabrendorf, bei aller ſeiner Freigebigkeit, einen natürlichen Hang zum Geize beſaß. Die beträchtlichen Summen, welche er zehn, zwanzig Jahre, und länger, ohne Nutzung in fremden Händen liegen und lieber ſchwinden ließ, als ſie verlieh oder verſchenkte, unterſtützen meine Behauptung. Bis in ſein hohes Alter blieb er, trotz ſeines Schmutzes, liebenswerth und gefiel den Frauen. Es iſt zu bedauern, daß keine ihn gefeſſelt hat. Seine, nicht eben hackele, Sinnlichkeit zu reizen und zu beſchäftigen, hielt nicht ſchwer. Zu ſeinen Idealen gehörte eine kinderreiche Ehe. Ihm wäre ſie ein wahrer Segen geweſen. Bei meinem erſten Aufenthalte in Paris lernte er durch mich eine junge, ſehr anziehende Schottländerin kennen, Miß Chriſtie, die, vor einiger Zeit noch, glücklich verheirathet zu Inverneß lebte. Mit ihr verſprach er ſich. Die Päſſe lagen bereit, ſie, ihren Bruder und ihre Schwägerin nach der Schweiz zu begleiten, um dort die Ehe zu ſchließen, als Schlabrendorf verhaftet ward. Durch ſeine Gefangenſchaft und ihre nothgedrungene Abreiſe aus Frankreich zerſchlug ſich die Sache. Dieſes Mißgeſchick ſcheint ihm nicht ſonderlich zu Herzen gegangen zu ſein. Perſönliche Anhänglichkeiten waren bei ihm nie ſehr ſtark. Deſtomehr beſaß er allgemeines Wohlwollen. Er ſahe mich gern, er ſchätzte mich und bezeigte Achtung für meine Anſichten und Urtheile; auch war er zu jeder Gefälligkeit geneigt, die ich hätte verlangen können. Allein ich konnte wegbleiben, ihn unbeſucht laſſen, ſo lang ich wollte, ohne daß er es bemerkte. Unſer hauptſächlicher Verkehr beſtand in Converſation. Ich brauche Ihnen ſeinen Umgang nicht zu ſchildern. Nachſicht und Verträglichkeit, offener, für jede mögliche Situation empfänglicher Sinn, Theilnahme und Mittheilung aus einer reichmöblirten Denkkraft machten Schlabrendorf zu dem anmuthigſten und einnehmendſten Geſellſchafter, deſſen unbefangene Seele, deſſen Selbſtvergeſſenheit ihm die Herzen gewann. Kein Menſch iſt je, wie er, aller Art von Umtreiberei fremd geblieben. Und doch hätte er, in ſeinen letzten Tagen noch, dem Polizeiweſen in die Hände gerathen können. Ein junger Mahler hat vor einigen Jahren ein wohlgetroffenes Bildniß von ihm verfertigt. An jenen wandten ſich einige junge Deutſche, zuerſt ſchmeichelnd, dann mit Gelderbietungen. Sie verlangten Kopie. Der Künſtler, dem die Erlaubniß zu mahlen nur unter der Bedingung bewilligt worden, daß er niemandem Abſchrift liefre, iſt ein zu ehrlicher Mann, um nicht Wort zu halten, oder ſich beſtechen zu laſſen. Alſo wurden die Verſuche abgewieſen. Die vielfältige Wiederholung derſelben erregte indeß ſeine Neugier, zu wiſſen, warum man den Gegenſtand mit ſolcher Hartnäckigkeit beziele. Er erfuhr, daß die Thorheit wünſche, den herrlichen Kopf mit ſeinem Barte in ihren Verſammlungen aufzuſtellen. Denken Sie ſich die Folgen für den unſchuldigen Greis, wenn ſein Bildniß als eine Art von Baphomet irgendwo entdeckt wurde!“ —

— „Der ſonderbare Mann hat die geringfügigſten Papierſchnitzel aufbewahrt. Ein mächtiger Schwall von Schriften zeigt ſich in ſeinem Nachlaß. Ich habe den Wunſch geäußert, daß Ihnen die ſchriftſtelleriſchen Arbeiten die moraliſch-politiſchen wenigſtens, zur Sichtung überantwortet werden.

Die linguiſtiſchen zeigen einen ungeheuern, oft unleſerlichen Kram. Aber mit wieviel Allotrien ſich der gute Mann doch auch beſchäftigt hat! Ganze lange Liſten von Ordensgliedern zu kopiren! Tag für Tag ſind die Beſuche angemerkt, die er erhalten hatte. Wollte er ſie dereinſt vielleicht wiedererſtatten? Den zahlreichſten Papierſtoß bilden die Hülfsgeſuche. Man ſieht daraus, daß er viel wohlgethan, und wie ſein Ruf bis in die entlegenſten Hoſpitäler gedrungen. Bei alledem war es ein verfehltes Leben. Er hat es oft ſelbſt gefühlt. In einer der mehreren Grabſchriften drückt er Gedanken aus, daß mit ihm nichts als Projekte, aber unermeßlich viele und unglaubliche zu Grabe gehen.“ —

— „Schlabrendorf wollte im Handeln vorſichtiger ſein und klüger, als die ganze übrige Welt. Niemand hat je in Hinſicht ſeiner ſelbſt unglücklicher fehlgegriffen. Im Widerſpruche mit ſeiner Natur machte er ſich zum Klausner, während er nicht ohne Umgang leben und denken konnte; denn Verkehr mit Anderen wirkte auf ihn wie magnetiſche Reibung, er gerieth dann wachend in einen Zuſtand von Somnambulism, der, ſeinen Geiſt aller unmittelbaren Umgebung entrückend, wahre Genialität in ihm erzeugte. Sich ſelbſt überlaſſen hingegen war der ſeelengute, wohlwollende, ächt fromme Greis von tauſend Bedenklichkeiten umfangen, die ſeine Eingezogenheit ihm läſtig, öde, traurig machten. Stolz verſperrte den Austritt; man wollte nicht eingeſtehen, geirrt zu haben. Wie ſehr ihn die thörichte Lebensart drückte, zeigt die ſtete Bereitwilligkeit, das Pult, an dem er Silben zählte, zu verlaſſen, um ſich dem erſten beſten unbedeutenden Beſuche auf halbe Tage hinzugeben. Wäre ſein Gedanke nach innen gerichtet, ſtark oder leidenſchaftlich an einen Gegenſtand der Betrachtung gefeſſelt geweſen, ſo hätte er unmöglich an dem langen Erörtern und oft zweckloſen Geplauder Behagen gefunden. Doch Friede und Ehre ſchwebe über ſeiner Aſche! Kein Sterblicher hat es mit Zeit und Nachwelt beſſer gemeint.“ —

Schließlich theilen wir von Schlabrendorf ſelbſt hier einige der ſchon erwähnten Kernſprüche, — oder Einzelblicke, wie er ſie nannte, — in der Faſſung und Geſtalt mit, wie er ſie eigenhändig aufgeſetzt und zu verſchiedenen Zeiten uns freundlich zugefertigt hat. Die Wunderlichkeit des Ausdrucks und der Sprachfügung wird freilich öfters Anſtoß geben. Er fühlte ſelbſt das Mißliche, und wünſchte ſich durch den Beifall der Freunde geſtärkt und gerechtfertigt zu ſehen. Oelsner, dem er ſolche Proben zur Beurtheilung vorgelegt, ſchrieb ihm unverhohlen wie folgt:

„Einiger Bedenklichkeiten wußte ich mich nicht zu erwehren bei Leſung des Blattes, von deſſen hohem Werthe ich übrigens durchdrungen bin, denn der Lehre gehet das Muſter zur Seite, beide wie nur ein Tiefforſcher ſie uns geben kann. Zuerſt entſtand die Frage, wird der Vortrag Eingang finden? Es iſt faſt unmöglich, daß ein ſehr gedrängter in gleichem Verhältniſſe bündig und fließend ſei. Geſuchte Wendung, unnöthiger Zwang ſind anſtößig. Man ſieht keinen Grund z. B. „des fünften Karls“ dem üblichen und daher allgemein verſtändlicheren „Karls des Fünften“ vorzuziehen. Sinnſprüchen, die entweder einen politiſchen Satz, doch nicht ohne Rückhalt kund thun, oder eine moraliſche Betrachtung an's Gemüth legen ſollen, wie die mir gefeierten Einzelblicke, ſind der pythiſche Ton und Rhythmos glücklich angemeſſen. Sollten dieſe aber nicht für einen rein didaktiſchen Gegenſtand allzu gravitätiſch ſein? Ganz gewiß erſchweren ſie den mißtrauiſchen Gang auf neugebrochener, uneingetretener Bahn. Daß Anwendung der ertheilten Vorſchriften mannigfaltigen Nutzen ſtiften werde, unterliegt keinem Zweifel. Aber laufen wir nicht Gefahr, die Zeugungskraft unſerer Sprache über Maß zu wecken? Leicht könnte ſie in polypenartige Geilheit ausſchweifen, und wir geriethen dann in nicht geringe Verwirrung. Andererſeits iſt eine vollkommen ſchulrechte Sprache noch darum keine anmuthige. Ich kann irren; aber mir ſcheint, daß, wenn jeder Vorſtellung ein ſtreng abgezeichneter Ausdruck beſchieden wäre, dieſe Einmarkung ihrer Regſamkeit höchlich ſchaden würde. Erſt ſeitdem ſich unſere Sprache in ihren Formen und Gebärden den ausgebildeteren Nachbarinnen genähert hat, iſt ſie umgänglicher geworden. Deſſenungeachtet hauſet ſie im Mittelpunkte von Europa noch immer ziemlich verlaſſen. Dem Auslande behagt ſie wenig. Ich fürchte, wenn wir ihr die altgothiſche Tracht gar zu eng anſchnüren, daß ſie noch mißfälliger wird. Ihren modernen Schweſtern muß ſie ſich hüten fremd zu werden. Der lebendige Verkehr zwiſchen den europäiſchen Völkern ſorgt dafür, und macht eine gänzliche Reform unmöglich. Iſt der Vortheil einer völlig homogenen Sprache wirklich ſo groß, wie wir uns einbilden? Denken die deutſchen Köpfe heller in ihrer Urſprache, als der Engländer in ſeiner aus den fremdartigſten Elementen zuſammengeſetzten? Zu beſtimmen wäre, wie weit ſich die Spracheinigung erſtrecken ſoll. Bannen wir Wörter, wie Komplott, Magiſtrat, Proviant, ſo kann am Ende man auch Kehraus machen mit Ordnung, Fenſter, Biſchoff und dergleichen. Aufnahme ausländiſcher Subſtantiven bereichert die deutſche Sprache mit Endigungen, deren ſie keine große Mannigfaltigkeit beſitzt. Die meiſte Hülfe thut dem Zeitworte noth. Wer das gelenker machen könnte! Auch erſetzt die Leichtigkeit, Derivativen zu ſchaffen, ganz und gar nicht, was uns hier an Stammwörtern gebricht. Zuletzt ſehe ich unſere Sprache lebensgern von einer Menge nichtsſagender Silben gereinigt. Vielfach bitte ich um Nachſicht, auf Belehrung hoffe ich.“ —

Wiefern die hier ausgeſprochenen Bedenken und Warnungen Gültigkeit haben, beurtheile jeder kundige Leſer ſelbſt. Daß ſie im Ganzen gegen die Vorliebe und beinah Leidenſchaft, mit denen die verführeriſche Richtung einmal ergriffen und die im bürgerlichen Leben mißbilligte Herrſchwillkür auf das Sprachgebiet geworfen war, wenig ausgerichtet hat, werden die Sprüche ſelbſt, welche nun folgen, auch ihrem ſonſtigen Gönner noch oft genug darthun. Daß bei manchem Gelungenen hier vieles Mißrathene ſtehe, wollen wir auch unſererſeits gar nicht läugnen.

1830.

I.

Der cherubiniſche Wandersmann von Angelus Sileſius überraſchte mich um ſo mehr, als der zum Seelenarzt gewordene kaiſerliche Leibarzt, eine Umwandlung, die auch heut ſo uneben nicht dünkt, — mir noch völlig unbekannt war. Allein beim erſten Durchblättern fand ich mich oft ganz wie zu Hauſe, wovon ich dem geiſtreichen Dollmetſcher, als Beläge meines Dankgefühls, nur einige Nummern hier anführen will. Ja, bald erinnerte ich mich auch, wohl ſchon manches, freilich nach meiner Art, und ich bin weder Seelen- noch Leibarzt, dem Papiere längſt anvertraut zu haben. Hiervon ebenfalls ein paar Beläge.

1.

Der Prieſter, Angelus Sileſius:

Die ſchönſte Weisheit.

Menſch! ſteig' nicht allzu hoch, bild' dir nichts übrigs ein;
Die ſchönſte Weisheit iſt, nicht gar zu weiſe ſein.

Der Laie, Eremita Pariſienſis:

Ausflug und Reiſegewinn.

Der Meßkunde Vorhof, der Staatsweisheit Heiligthum, ſtempelt Kinderwahrheiten: wer ſein Forſchen nie kindlich begann, wird kein Meßkünſtler; wer es nie kindlich abſchloß, kein Staatsweiſer.

2.

Wiederum der Prieſter:

Die volle Seligkeit.

Der Menſch hat eher nicht vollkommne Seligkeit,
Bis daß die Einheit hat verſchluckt die Anderheit.

Und der Einſiedler:

Weltenmuſterung.

Was Sinnlichkeit vereinzelt, ſoll der Menſch wieder aneinen, Liebe ſtets umfaſſen: drum, wie beide wachſen, durch neuen Bezug, höheren Zweck, gliedert ſich friſches Geein; wohl nur der Hausnächſten zuerſt; dann auch der Gemüthsnächſten; der Lichtgenoſſen; bald vielleicht der Bürger; einſt der Völker; endlich der Welten; und ſogar der Zeiten: oder ſchuf Urwille nicht die unabſehliche Stufenleiter perſönlicher Enteinzlung? —

Indem ich das Letzte abſchreibe, werde ich freilich gewahr, daß ich mir erlaubt habe, die biedre Mutterſprache nach meinem Sinne umzuformen, und das geht denn nicht immer glücklich ab; wenigſtens gefällt ſelten der erſte Eindruck. Dennoch könnte ich mich nie entſchließen, ein buntdeutſcher (auch ein ſelbſtgeprägtes Wörtchen) Schriftſteller zu werden. Uebrigens erinnert, glaub' ich, meine Weltenmuſterung nicht blos an den herzlichen Angelus Sileſius, ſondern auch an den eben nicht leichtgläubigen Leſſing, der eine kleine Abhandlung ſchließt: „Und wo hört die Reiſe auf? — Im Schooße Gottes!“

3.

Angelus Sileſius:

Durch die Menſchheit zu der Gottheit.

Willſt du den Perlenthau der edlen Gottheit ſangen,
So mußt du unverrückt an ſeiner Menſchheit hangen.

Eremita Pariſienſis:

Aller Entweihungen ärgſte.

Entſchwebt nicht Zauberſinn ſchon, ſobald Kunſt muß dienen, wie Schemen, zu erſchnappen Tagesbedarf? Auch Gotteslehr, auch Gotteshuldigung, dient etwa je nur ſtolzer Willkür ſie zum Wehrſchild, ſie zum Strafſchwert, verläugnet ihre Himmelskraft; zeugt im Dünkel nie Gottinnigkeit! Auf Erden höher nichts, als Menſchenwürde; wer am Zeitgeiſte ſie haßt, mag der fromm noch heißen vorm Schöpfer? Rein bleibt kein Zweck, gilt uns für Mittel bloß das Heiligſte.

4.

Angelus Sileſius:

Ein wachendes Auge ſiehet.

Das Licht der Herrlichkeit ſcheint mitten in der Nacht;
Wer kann es ſehen? Ein Herz, das Augen hat und wacht.

Eremita Pariſienſis:

Lebensergebniß.

Beengt ſei, oder noch ſo rieſenhaft, des Menſchen Umblick; wie mag auf des Grundes Tiefe ſich ihm bewähren zuletzt wohl jede Anſicht hienieden? Wie Raupenhülle zwar, wie Seifenblaſe, wie Schattenbild nur! Doch Licht und Leben unerſättlich einſaugend, überſchwänglich zurückſtrahlend, je wie unſer Geiſt hineinzulegen verſtand mehr gediegene Wahrheitskörner; unſer Gefühl zu ärnten begehrte mehr unvergänglicher Freude.

5.

Angelus Sileſius:

Des Weiſen Adel.

Des Weiſen Adel iſt ſein göttliches Gemüthe,
Sein tugendhafter Lauf, ſein chriſtliches Geblüte.

Eremita Pariſienſis:

Gilt kein Heldenblut, gilt Heldenſinn.

Wer überzählt die Geſtalten, miſſet jeden Umriß, ordnet jede Farbe, unter deren Zauberhülle das Edle, das Erhabene, uns Erdengeiſter ſchon beſuchte, beſuchen darf?, Fand es im Ritterhelme dein Stammvater, athmet in dir noch ſein Geiſt, — muß auch bannen ſich dieſer in jene Einzelform? lebendige Tugend nur ſpuken heut im Leichentuch?

6.

Angelus Sileſius:

Die Einigkeit.

Ach, daß wir Menſchen nicht, wie die Waldvögelein,
Ein Jeder ſeinen Ton mit Luſt zuſammenſchrein!

Eremita Pariſienſis:

Schattenriß.

Volkleben iſt Bethätigungsverein als Selbzweck; daher ſoll's auch Kunſtgeſchick ſein, Willensvielartigkeit ungelähmt anzueinen: Hauptgränzen pflanzt Urſatzung; nähere jedes Umſtandsgeſetz, durch wie für Alle: ſo begränzt, herrſchten kräftge Staatsgewalten; abgeſtuft wie's der Tag heiſcht; nichts anders einzeln gezüchtet; nur zuletzt Alle, durch Aller Augen.

7.

Angelus Sileſius:

Die Augen der Seele.

Zwei Augen hat die Seel': eins ſchaut in die Zeit,
Das andre richtet ſich in die Ewigkeit.

Eremita Pariſienſis:

Des Freiſinns Verzücktheit.

Wachſenden Tagesdruck miſſet Erdenblick ſchnell; doch eben ſo ſtirbt er auch hin! Dämmernden Fernſchutz erſpäht Vernunftblick allgemach; aber lebt ewig! Dieſen quält Ungeduld nie; bloß jenen ſtets: unſerm Fernrohr entnebelt Weisheit ein Ziel, reicht mühſeliger Forſchweg die Mittel; drum ſcheint ihm nichts frech: nur Tageshand ſoll büßen für Einzelthat, gleichviel wie hoch ſtrebend. Will Tagesrolle dennoch entſcheiden vorweg; nicht minder unerbittlich alsbald, wie Ferngeſchick einſt; raubt heut ſchon deine Sünderhand oben zögerndes Rachſchwert, o dann verhängt in dir ein Gott, vollſtreckt hienieden ein Verbrecher.

Ein Gericht, drei Fragen.

„Den Meuchelſtahl zückt heut auch Biederſinn? ... wo noch herrſcht der Stimmen fortan wohl mehr als Eine!“

— Nur Eine über Thatſchuld; ſo will's des Rechtes Urgrund, Buchſtabe, Nothdrang.

„Und Thäter?“

— Geſetz ergreiſe, richt' und vernicht' ihn; ſein Wahn ſcheuche Jugend; den furchtbar Haſtigen beweine, wer Thränen kennt; gebuhlt um ſein Herz hätte ſelbſt ... der Opfergreis.

„Allein des Sünders Nachlohn?“

— Klang für Erdenpilger es gar zu frech, hier zerſchmetterten wie Himmelsfürſt, um ſo frecher klingt's wahrlich, dort ſchon allrichten wie Er!*)

8.

Angelus Sileſius:

Zufall und Weſen.

Menſch werde weſentlich! denn wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Weſen, das beſteht.

Eremita Pariſienſis:

Tageslauf und ewiges Ziel.

Sinnlich erwacht und entſchläft irdiſches Einzelleben; ja ſelbſt im edelſten Nu geiſtiger Kraft bleibt's noch ſinnlich gemiſcht: doch auf hohem Zeitenmeere bildet endlich auch der Menſchheit Lebenslauf ſich rein geiſtig; ſtößt von ſich das Vergängliche, das Ordnungswidrige, das Unwahre; und Wahrheit allein, wirkt ſie minder gerecht wohl morgen als heut? Iſt denn im Geſchöpfe ſie nicht des Urweſens Athemzug?

II.

1. Wortlob und lebendiges.

„Des Alterthums unſterbliche Weiſen und Helden, o wie viel Großes haben ſie thätlich uns gelehrt!“

— Noch magſt du's allenfalls rühmen, nur wähne deßhalb nie, es dürf' ein mit uns athmender Geiſt ungeſtraft

---

*) Hugo in der „Schuld“:
Seht ihr wohl, ſo iſt der Menſch!
Drum, wenn Einer iſt gefallen,
Mag der Andre weinen; aber
Nicht zu richten ſich erkühnen.

ſich regen, wie ſonſt Jene: denn Träumer begrüßt man ſofort dich; bald auch Heuchler; vielleicht Weltſtürmer ſchon; oder gält' etwa nicht für Höllenſpuk ſo mancher altverehrten Bürgeraſche friſch aufloderndes Jugendfeuer?

Selbſt neuerlich klang edler nichts, aus der Ferne, als Nordamerikas unadeliger Freiſinn! bis er, zu uns herüberſchiffend, nun bloß wie Scheuche droht, jeder erbträgen Knechterei, jedem aufgedunſ'nen Herrſchling.

Umſonſt für uns erwacht jetzt Hellas ſo ſpät! oder ſoll wohl der Nachbarn alte Geiſteserbſchaft, — lange freilich entrückt, durch des Turbans Schwertrecht, dennoch unvertilgbar, und mit jedem Feſſelroſt, wie leiſ' auch, überliefert, — ſich drum für glücklich're Enkel neu begründen, durch des Vernunftrechts, des Rieſenglaubens Heldenkampf?*)

2. Einzelwunſch und Geſammtblick.

„Kann es geben öffentliche Meinung, Volkswillen, Gemeingeiſt?“

— Ernſter wohl keine Frage: verneint ſie ein Staatsmann, woher noch fernweiſes Ziel, nächſtkluger Vorſchritt! Nirgend freilich ſchaut Erdenſinn Geiſt, während dieſer maulwurfsartig ſpukt überall, wie Hamlet's Vatergeſpenſt**):

---

*) Was hat euch nun, ihr Völker, ſo ſcheu und bang gemacht?
Der Geiſt den ihr beſchworen, er ſteigt aus tiefer Nacht
Empor in aller Größe, und beut euch ſeine Hand —
Erkennt ihr es nicht wieder, das freie Griechenland?
Die Funken in der Aſche, in der ihr oft gewühlt,
Die Funken, deren Gluthen ihr oft in euch gefühlt,
Sie ſchlagen luſtig lodernd zu hohen Flammen aus —
Kleinmüthige, ihr ſeht es — und euch erfaßt ein Graus!
O weh, ſo habt ihr, Freunde, mit Namen nur geſpielt?
— — — — — — — —
Was ihr erträumt ſo lange, leibhaftig ſteht es da,
Es klopft an eure Pforte — ihr ſchließt ihm euer Haus —
Sieht es denn gar ſo anders, als ihr es träumtet, aus?

Wilhelm Müller.

**) Für Aug' und Ohr giebt es keine Geiſterwelt, ſondern nur die Körperwelt, in welcher jene waltet und erſchafft.

Jean Paul.

ja, was heimlich begehrt jeder Wüſtling, verwirft er in jedem Schaukreiſe doch, als Mitbürger ſtets und laut *); denn wer Pflicht nie hörte für ſich, erkennt Rechtsheil dennoch für alle: drum nicht aus lichtſcheuer Willkür, nein aus offnem Freiheitsdrange, quillt ächtes Geſetz; und ſo wohnt im Volkmunde Himmelswort, ſollt' auch Erbdünkel es nennen Verſchwörung.

3. Kinderfrage, Thronfehde.

Gemeinwohl, kann's Gemeinblick tragen? wer ſchlichtet den langen Zwiſt? kein Gewaltſchlag, kein Vernunftbrüten allein: Erfahrenheit nur beſchwichtiget Leidenſchaft, erhebt zum Allbedürfniß endlich der Geſammtregel Unantaſtbarkeit: dann ſteht das Unmögliche da, lichtſcheue Macht erſt mächtig vorm Lichte; längſt Wahres im Kleinen, bald noch wahrer im Großen; und man vergiſſet allmählig den Preis, der heute billig erſchreckt.

4. Waltungskreis.

Wohin? lehrt Weisheit; woher? Geſchichte; Staatskunde ſieht das Heute; Staatsklugheit regelt das Morgen; wie? abgeſtuft nach jenem Wohin. Feſtnageln will Thorheit; nach Neuerung ſpringt Leidenſchaft; denn friſch wieder aufputzen haltloſes Erbgetrümmer mißbehagt viel zu bald jedem: doch Meinungsgewitter zündet, gern Schlag auf Schlag; alles ertränken möchte Löſchwuth; immer taucht Bürgerſinn auf: während noch Starrdünkel ſich äfft, und Vermorgung

---

*) Solch eine Thatſache konnt' auch einem Beobachter wie Lichtenberg ſchwerlich entſchlüpfen. In eins ſeiner Gedankenbücher, alſo freilich nur unter der Form eines abgeriſſenen Einfalls, hat er ſie niedergelegt; und mit jener Laune, die zu den Eigenheiten dieſes ſeltenen Geiſtes gehörte. Doch hier ſeine Worte ſelbſt:

„Wenn ein toller Kopf des Teufels Streiche empfängt, iſt es deßwegen eine Folge, daß auch jede Rathsverſammlung von zwölf ſolchen Leuten eben ſolches Zeug anfangen würde? Keineswegs, ich bin vielmehr überzeugt, daß zwölf tolle Köpfe etwas beſchließen könnten, das ausſehen müßte, als käme es von zwölf klugen.“

ſich lähmt; bis Herrſchgrimm würfelt, grauer Trug endlich ſtürzt. Denn nur Gemeinziel macht weiſe; nur dorthin, auch Schrittmaß erſt klug.*)

5. Zung' und Ohr, Waltung und Volkſinn.

Zum ſchulgerechten Singen wie Reden führt unſerer Klang- und Hörwerkzeuge Brudergefühl nur: zwar häufet bloße Stimmgebärkraft manch derben Verſuch; doch mitfühlender Sinn erſt miſſet ihn ſicher, leitet ihn ſtreng, bis zur Höhe menſchlicher Kunſt: täglicher Anreiz zum Prüfen bildet das Ohr; wie allprüfendes Horchen die Stimme.

Anders nicht erklimmt ſein Hochziel auch Waltungsberuf: darf prüfen kein Waltungshöriger, woher dann jedes Prüfſinns gedeihlicher Wachsthum? und woher je Vollreife der Waltung, darf ihrer Häupter Prüfſchau ſich einſchanzen für immer? Schon zu hören dachte Holberg's Kannengießer, wo Keiner ihm vorſang; eben ſo glaubt richtig zu ſingen, wer kaum hört.

6. In nämlicher Mundart Partheiſinn.

„Schwanken nicht jene üppig-ärmlichen Bürger, denen Hofgunſt Obdach erbaut, noch im Sprachbau unſindig, zwiſchen Mir zeitlebens und Mich?“

— O nein, in beide haben ſie längſt ſich förmlich getheilt; denn ausſchließlich gehört den Vornehmſten ihr ewiges Mir; drum bleibt auch der rohen Menge nichts weiter, als das geringere Mich: und warum belächelt ihr Spötter den ſtillen Vertrag? Theilt Recht und Pflicht man wohl anders!

---

*) Jedes Herrſchgebäude zur Unterjochung der Menſchen, von Machthabern ausgebildet, ſei's in Staat oder Kirche, muß endlich den freien, immer regen, nie ganz ſchlummernden Geiſteskräften des Menſchen weichen. Werden dieſe ganz wach und laut, ſo bleibt nichts übrig, als nur mit ihnen zu wirken, oder, war man früh genug ſchon weiſe und vorſehend, ſo ließen ſie auch urſprünglich ſofort bloß auf einen beſtimmt edeln Zweck ſich leiten. Erſt der Widerſtand zwingt ihnen eine gefährliche Richtung auf, und ſpielt ſie Leuten in die Hand, die ſolche Zeitumſtände perſönlich zu nützen verſtehen.

General von Klinger.

Fühlt zum Herrſcher erſt jemand den Ruf, gleich kennt er ſonſt nichts, als ſein Recht, doch weh dem Machtloſen, der ſtets nur beherrſcht wird; ihm gebührt bloß zu wiſſen, zu üben, ſeine Pflichten allein.

7. Bruderzeichen und Sammelort.

Das noch Geſtaltloſe, wer zeichnet's! dennoch ahnden wir fern hinaus geiſtiges Menſchthum, ſchon nicht raſtend mehr heut, und ewig nicht mehr: nur verhüllt ein heiliges Dunkel oft uns der Weihe Pfad zum hehren Bundeskreiſe: liegt doch ſein räthſelhaftes Wo und Wie nicht bloß hienieden und nicht jenſeits allein; denn immerfort, zwiſchen beiderlei Welten, ſchwebet und ſchwanket der ächte Menſch *): drum blickt er, bald mitleidsvoll, herab auf die eine, bald verzagend, hinauf nach der anderen; und ſo ſchwingt, über manch irdiſche Argheit, gern ſich Vernunftſtolz; ja ſo ſchmiegt auch unter der Staubhülle an himmliſche Reinheit, gern und heiter alsbald, ſich Herzensdemuth.

8. Fernſpur und Fußraum.

Auf unbegränztem Zeitenmeere gehorcht des Menſchthums Entdeckungsfahrt unſerem engen Regelſinne zwar nicht: doch bedarf im ſterblichen Leben der Gattungskeime vielartiges Saatfeld mancher eindämmenden Schutzwehr; uns Erdbewohnern heißend, geſetzliche Freiheit des Bürgers: drum erweitert mehr ſich dieſe und mehr durch wachſende Kunſt unſers Fernblicks, prüft Recht und Pflicht aller ſinnlichen Waltung, bis ausgemeſſen, abgewogen daſtehen, für lebende Bürgerwelt, des jüngſtgebildeten Tages rechtliche Hemmkraft;

---

*) Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Goethe.

härter nie zügelnd, als heute noch billig, den ſinnlichen Zögling geiſtiger Ewigkeit.*)

III.

Künſtlermärchen aus der Urzeit,

wie noch kürzlich ein ſechsundſechzigjähriger Graubart es humoriſtiſch nachzuerzählen vermochte.

1815.

?„renascentur quae jam cecidere, —“

Nachdem jenes Altmütterchen, das im Munde ihrer ſpätern Abkömmlinge, wenn nicht vielmehr Abartlinge, heutigen Tages nur ſchlechthin noch Natur betitelt wird, ſich bereits durch kräftige und liebliche Vollendung ſo mancher Menſchenform hinlänglich in der Bildhauerei verſucht hatte, fing die Gute auch an zu mahlen; Haut, Nägel, Lippen, Augen und Haar. Ob ſie es damals ſchon verſtand, gehörig Farbe zu wechſeln und zu verſchmelzen, das mag an ihren ziemlich ungleich ausgemahlten Enkeln jeder Kunſtkenner mit noch ſo eigenliebigem Forſchglaſe, wenn nur ſtets nach allgültigen

---

*) Bedürfniß, Noth und Gefahr, trieben zwiſchen des Mittelalters Ritter- und Pfaffenthum einen dritten Stand hervor, der gleichſam das arme Blut unſeres großen, wirkſamen Staatenkörpers ſein muß, oder es fällt der Körper in Verweſung. Dies iſt der Stand der Wiſſenſchaft, der nützlichen Thätigkeit, des wetteifernden Kunſtfleißes; durch ihn ging beiden jenen Partheien der Zeitabſchnitt ihrer Unentbehrlichkeit auch nothwendig, aber nur allmählich zu Ende. Hieraus wird demnach ſichtbar, welcher Art die neue Ausbildung Europa's ſein konnte. Nur ein Geiſtesanbau der Menſchen, wie ſie waren und ſein wollten; ein Fortſchreiten durch Betriebſamkeit, Wiſſenſchaften und Künſte. Wer dieſer nicht bedurfte, wer ſie verachtete oder mißbrauchte, blieb wer er war; an eine durch Erziehung, Geſetze und Grundverfaſſung der Länder allgemein durchgreifende Bildung ſämmtlicher Völker und Stände war damals noch nicht zu gedenken .... und wann wird daran zu gedenken ſein? Indeſſen geht die Vernunft, und die verſtärkte gemeinſchaftliche Thätigkeit der Menſchen, ihren unaufhaltbaren Gang fort, und ſiehet's eben als ein gutes Zeichen an, wenn auch das Beſte nicht zu früh reiſet. Herder.

Grundſätzen vom neueſten Zuſchnitt, in Augenſchein nehmen. Doch ſogar aufputzen mußte nothwendig eine Mutter, und am frühen Morgen ſchon, ihre jüngſten Kinder; ſo entſtand denn bald hier ein Lockenſpiel, bald dort ein Wellenſchlag, der Haupthaare und des männlichen Bartes.

Aber welcher tiefere Meiſterſinn mag wohl vorzüglich ihre bildende und ſchmückende Hand geübt, ihr liebendes Auge ergötzt haben? Darf man der Sage trauen, ſo war es jene zarte und ſtrenge Sonderung der Geſchlechter, beide vor ihrer völligen Reife nie zu grell abſtechend, und nur deſto greller hinterdrein.

Eben daher geſchah für den vollkräftigen Mann noch ein Uebriges. Als ihn der Künſtlerin Scharfblick mit jener vorrechtlichen Zierde ſeines bärtigen Kinnes beſchenkte, da verbot ſie ihm nicht allein, je weiblich, geſchweige denn weibiſch oder kindiſch zu erſcheinen, ſondern ſtempelte ſogar an dieſer augenfälligen Lebensuhr aller Mannhaftigkeit jede ſpätere Jahrziffer mit härterem Nachdruck: damit, unter noch ſo verſchiedenartigen Bezügen, ſtets der fortgeſchlichene Schattenweiſer auch den ächten Naturſohn beſtimmt ankündigen müſſe, wie jeder längere Erfahrungslauf eben gebeut, daß er in Sinn und That wirklich ſei.

Lächelnd ſprach darauf das Mütterchen: Begegnen ſich nun meine Söhne und Enkel, in noch ſo weitem Kreiſe, zum emſigen Geſchäft, zum frohen Genuß, ei, ſo lieſet auch der Jüngſte ſofort, im unverkennbar abgeſtuften Jahrſchmuck aller Mitgeſellen, was er an geiſtiger Bildung und Kraft ſich von jedem Einzelnen verſprechen dürfe.

Doch für des Tages herrſchende Empfindungsweiſe ſchon von jener Altmähre ſicherlich zu viel; und ſelbſt für den gutmüthigſten unſerer bartſcheuen Zeitgenoſſen wenigſtens genug. Denn Rückblicke dieſer Art ſind ja in der feinen Welt nur geſchmackloſe, widerſinnige Traumgeſichte, aus einer unerträglich rohen Vorzeit. Wer, im klügſten der Jahrhunderte, glaubt noch an weiſe Bedeutſamkeit einer angeblichen Naturzierde, die, kraft altvererbter Sitte, niemand mehr aufzeigen darf! Wer von unſeren Geſchmackpredigern erinnert und erfreuet ſich wohl noch der kunſtſinnigen Vorſorge, die ſo bebachtſam einſt am männlichen Antlitz jenen ſtattlichen Schleier zwar über den Sitz nahrungsgieriger Sinnlichkeit fallen ließ, nur über keinen der beſeelten Züge, wo im entwildeten Menſchthiere Gefühl oder Gedanken zu leſen ſind!

Nein, ſtatt ſolcher unfreundlichen Denkſtreifereien oder Empfindungsflüge durch Altvaterwelten, die außerhalb eines engen Gehirns doch nunmehr unbeſchaulich bleiben, laſſet uns lieber mit wachen Augen, auf ſo mancher lockenden Prunkbühne, unſere Tageswelt erforſchen, die allein der Mehrheit für wirklich gilt; laſſet uns jedes that- und genußreiche Erfahrungsleben durchwandern, und dort Umfrage halten, ob heute wohl der vollreife Mann ſich darnach ſehne, daß mit jeder höheren Sproſſe ſeiner Lebensleiter auch ſtets das Eigenthümliche der abgeänderten Beſtimmung eben ſo ſchnell und ſicher in die Augen falle, als, mit Beihülfe unſerer Trachten, der Geſchlechtsunterſchied? Würde in unſeren änderungsbedürftigen Tagen etwa jenes überſtrenge Urgeſetz wieder allgemein anerkannt, und plötzlich eingeführt, wie gar wenige nur von den Feinergeſitteten vermöchten fernerhin ihres geſelligen Umkreiſes froh zu werden!

Dank alſo, kindlichen Dank der liebreichen Urkünſtlerin! daß ſie, aus Nachſicht für die unaufhaltbare Bewegſamkeit irdiſcher Sittenzuſtände, nicht allgebieteriſch verwehren mochte, bald in dieſem, bald in jenem Erdbezirk oder Volkſchwarm, ihren mütterlichen Wink ein paar Jahrhundertchen lang zu verkennen; ja, daß ſie die Widerſpenſtigen, obgleich meiſtens beſtimmt, dem ärgſten Witterungsabſtich zu trotzen, wenn nicht gar die ungleichartigſten Himmelſtriche zu durchfliegen, härter nicht, als etwa durch leidendes Kinn- und Zahngebein, erinnern wollte an die eigenwillig abgemähte Beſchirmung!

IV.

Männerbart.

1 — 5.

Im Bann liegt Bart! kein Rechtsfreund blieb . . . als Geſchicht'
und Natur.
Mannheit, Lebenshöh', Eigenausdruck . . . erſt Bartgeſtuf mahlt's!
Hüllt Bart als Schleier doch Nahrungsgier der Sinnlichkeit nur.
Wetterbeſchirmt wär' Kinngebein; entblößt's Junggezier nicht.
Wer mahlt, wer boßlet, Götter- und Rieſenkraft . . . je bartlos?

6 — 10.

War heil'ger ſonſt nicht Schwur beim Bart, als jüngſt . . .
Kawlirparrol?
Gleich Schnauzhaar Cid's kein Pfand! Statt Ring, mehr gölt
Sankt Petri Bart.
Schnell rührt auf bärt'ger Wang' uns Thrän'; auch Bartlipp'
erſt . . . küßt friſch.
Welch grauem Bartpelz ziemte Leichtſinn, Frechgier, Gleißnerblick?
Wer darf auftreten ſilberbärtig, ein Hofſpaßmacher?

11 — 15.

Knieend vor Mädchen, vor Staatswaltren, ekelt ein Schneebart.
Nie Leidenſchaft, nur Vernunftmilde, kleidet bärt'gen Greis.
Vom Barte nie, zum Glattkinn' nur, paſſen Kunſtlock' und Zopf.
Schlicht entlarvt Kopfhaar den Nimmergreis halb; Bartſchmuck
erſt ganz.
Kräuslerſalb' und Staub verſchmähſt du? ſchabſt dir Jungfrenkinn
doch.

16 — 20.

Dünkt mit Recht ſich ganz frei, wer kinngeſchabt . . . höhnt ſtets
Natur.
Ohnbart, Altdeutſchen ehrlos, wollt' äffen Franzthrons Knaben.
Bart noch ſchreckt Europa! wo's nicht lacht . . . als wär's bloß
falſcher.
Stempel des Selbſts mit Bart; drum Popanz geprägſcheuer Zeit.
Unſtät Nunbrauch! gab's Franzhof doch . . . frauenlos und bärtig.

21 — 25.

Bald Pflicht und bald Fluch ward Prieſtren Bart, wie Schädel-
krauſe.

Wüthet langer Krieg, wächſt auch Bart! warum dem Schiffervolk nicht?
Naturmahlerei belauſchend, dürfſt' Künſtler Bart verſchmähn?
Erwecken mißkannte Naturſitt', ziemt's nicht dem Neſtor?
Bart liebt, wer Jugendlarven fremd, einſam ſchaut himmelwärts.

V.

Volksthümlichkeiten.

1 — 5.

Mehr wird, und ſchädlicher, Völkern gehöfelt . . . als Fürſten.
Volksthümlichkeit, Bürgerſinns Urhauch, ſtürmt menſchenfeindlich.
Bürgerſinn ſchmelzen in Menſchenthum, der Aufgaben höchſte!
Kindiſch bleibt Gränzrain, ſinnlich verſtümmelnd geiſt'gen Allkreis.
Nur in Schranken dreiſt, lähmt einſeit'ger Zweck . . . auf Rieſenbahn.

6 — 10.

Erſt Alle, dann ſich, hemmt Volk, das ausſchließlich möcht' viel ſein.
Bild' auch Schrift manchen Einſiedler, welch Reich? . . . iſt's ummauert!
Oft grell trennt Völkerabſtich; ſchaal widert Hofnämlichkeit.
Zu bilden ungleich, Geſammtwunſch zu dämpfen, zerſtückle!
In üpp'ger Volksanlage, mehrt Irrſal auch Verderbtheit.

11 — 15.

Wird gar zu ſchnell reich ein Volk, hinkt Geiſt wie Herz hinterdrein.
Volkswohl ſteigt nur, wo mit Sinnenglück Schritt hält auch geiſt'ges.
Pfaffenjoch erdrückt Volksſinn, wie Gottinnigkeit ihn hebt.
Tief befreunden ſich Bürgerthum und Gottesgemeine.
Geſetzliches Freithum bahnt himmliſches; hier Schirm wie dort.

16 — 20.

Früh und ſpät half dem Staat ſonſt jeder; treibt nun . . . ſein Scharwerk.
Wer Griechen hieß weiſer, ſtets auch Bürger; Buchklecker uns!

Erſpäht Europa . . . Geiſt jedes Welttheils; träumt ſich's dran ſatt.
Wiſſen allein auf Wiſſen geſä't, trocknet Gemüth aus.
Sinnvoll ſchuf Europer ſein Kunſtwerk; Aſiens Hand . . . äfft's nach.

21 — 25.

Aſiens Bettliebſte, uns Göttin! bis Magd? Geißel? Hausglück?
Hofluſt berauſcht Frauen, daß Haus ſie verkennen und Staat.
Längſt Amerika's Bürger . . . dann Staat frei! Menſchthum dort wann?
Nicht Geſetzform, nicht Staatsglück allein, vollbringt unſren Ruf.
Namlos . . . Volkſtaat überm Meer! Reichsnam' ohn' Volksſinn . . . gnügt uns.

26 — 30.

Amerika's Pflug gewinnt Land; Europens Schwert . . . Knechte!
Wer Herren ſtets wechſelt, ſieht Käufer nur, fühlt ſich Waare.
Erſt in der Ahnung lebt manch Volk! denn wie ſonſt wär' man deutſch?
Träumt Deutſchblut gar kühl, jagt Forſchtrieb es über die Sterne!
Ergriffen glaubt Deutſchland oft, womit's gern Blindkuh ſpielt.

31 — 35.

Selbſt kaum gelenk, ſinnt ſchon auf Seherwagniß Teut's Jugend.
Liebevoll iſt deutſcher Ernſt! drum ernſt auch . . . deutſche Liebe?
Beim Trunk herzt ſich Ruſſe; traut ſchon Britte; rechten Deutſche.
Pole fröhnt wo er muß, tanzt wo er darf, balgt ſich wie's kömmt.
Franze witzelt; ſchlau forſcht Italjer; Zweck erwägt Britte.

36 — 40.

Gleichthum wünſcht Frankreich, beim Schoß, zum Amt, vorm Recht, im Frohkreis!
Freiheit erſt Geiſteserſchau; vorbei ſchießt Sinnenherrſchaft.
Sind Franzen eitel, ſtolz Britten, dünkelhaft gern Deutſche.
Britten, als Inſelvolk groß, werden zur Inſel oft ſelbſt.
Hochadlig verlumpt, Mönchshimmel hoffend, ruhweilt Spanjer.

41 — 45.

Eh' nächtliches Antlitz ſchien Menſch; wollt's doch bleiben nie Knecht.

Hieß kaum Schwarzgeblüt frei; wußt's Reich und Schul' auch zu ordnen.
Erbknecht, bleib's ewig! rief ſonſt Schweiz; ruft türk'ſcher Chriſtenbund.
Pfahlbürger liebt Alleinrecht; nagelt's morgenländiſch feſt.
Gegen Schöpfungszweck ſtemmt ſich Verſchwörung . . . ihr Weilchen ja.

46 — 50.

Weltfreithum ſchwebt höher, denn bloß der Altvordern Kriegsglück.
Welch Buntgemiſch! Afriſch noch Spanjen; Rußland meiſt aſiſch.
Wo Volk auf ächtem Pfade? ſcheut's noch Einſicht der Menge.
Mag Strafgeſetz erziehn? Schafft erſt Bürger, beſſert Sträfling.
Kein Staat erfüllt ſchon die Urpflicht! Kirche ſelbſt hindert's oft.

51 — 55.

Mich dauert weltflücht'ges Volk! mehr doch Welt, thront einſt Flüchtling.
Für Hof nahm Joſeph alles dem Volk: Hof . . . ſein Stamm nun ſelbſt.
Daß Herrſchgier kneble Freiſinn, plündert Judenliſt . . . Nachwelt.
Dienſtemſig lief Gold umher; heut wird Allherrſchaft ihm gar!
Todten Stoff überfliegt Geiſt, wie blieb' Obmacht ſtets jenem?

56 — 60.

Herrſcher alle für Einen! dürften's Völker nie äffen?
Zeit lohnt Machtübergipflung: ſpornen bloß konnt' Jugendrauſch.
Wodurch behält Vernunft je Recht? weil ſacht ſie reiſen läßt.
Kein Volksmuth, kein Geſchäftsblick, mag enträthſeln Europa.
Müh' des Entwirrens übernimmt . . . allgeduld'ge Natur.

VI.

1 — 10.

Edles kömmt ſchnell; Einfaches braucht Weile.
Wahrheit ſuch', und erſchauter folge treu! Wer kann mehr?
Halt aus im Leiden; im Genuß halt ein!
Auf Schickſal lehnt ſich Folgwille; geſchleppt ſein will Starrſinn.

Himmel ſuch', wie Hölle, in des Wollens Tieſen nur.
Genügſam iſt Geiſtesruh, Wohlwollen.. . . vergnügt in ſich.
Umgang will Ausgleich; ſtrenger Grundſatz . . . heiſcht mildes Gewand.
Unverſtändlich bleibt Gefühl, weckts noch gar kein ähnliches.
Ohn' Selbſtvertraun, woher noch der Umwelt zutraun?
Verloren iſt der Menſch erſt, wird er ſich ſebſt untreu.

11 — 20.

Vom Thurm ſieht jedes Auge frei; vom Thron . . . was Nächſtkreis beut.
In Einem iſt kein Hofmann falſch; nie giebt's Recht . . . nur Gnade.
Maſtung unterm Riegel, deucht Hofrechtskund'gen ſchönes Loos.
Recht haben überviel, gilt für der Sünden kleinſte nie.
Thierſchlund fraß Denkfrevler ſonſt; richtendes Partheimaul heut.
Gegen herrſchende Meinung wird Machtkampf . . . Heuchlerſchule.
Seis Kloſter, ſeis Hof; der Ränke Liſt . . . wird Ränkeluſt.
Verzweifelt ein Hof, möcht' er ausgleichen . . . Lüg' und Wahrheit.
Argen Machtſtreich hüllt der höchſten Willkür edler Wortſchall.
Menſchen zeigt Geſchäftstummel; Götter heiſcht . . . zuchtfreie Macht.

21 — 30.

Erzeugt hat Schriftblei mehr, als zu tilgen vermag Schußblei.
Sonſt floh Wahrheit den Hof, nun wird ſie Landes verwieſen.
Gewohnter Freiheitstrank beſeelt, Einzeltropfen berauſcht.
Edles Wollen iſt ahnender Blick auf große Zukunft.
Was ſonſt wär Freiſinn, als des Menſchthums reinſte Verehrung?
Wer nur mit Weltklugen lebt, mißtraut jedem Bürgerſinn.
Wie Bürgerkrieg ſich melde? gilt Meinung für Hochverrath.
Biedrer Hellblick nur faßt Freiheit, Rechtsgleichheit ahnt jeder.
Der Güter beſte, ſinds nicht Heimfrieden und Wohlwollen?
Langweil nur Theilnahmloſen; drum ſchwier'ge . . . nur Gemüthsfroſt.

31 — 40.

Recht haben ſofort ſchon? oder zuletzt? wählen thut noth.
Menſchgleich, beugt als Kind ſich Meinung, erwachſen gebeut ſie.
Gegen Wind und Fluth kein Schiff! gegen Vernunft wohl Herrſchgier.
Alt und neu gilt Manchem für ewig-alt und ewig-neu.
Wie im Bilde, reizt am Kiel auch, nur was Leben uns zeigt.

Statt Sechszehn-Felder und -Ender, freut Vierzehnſilber mich.
Unheilbar ſchlecht glauben die Welt, heiſcht weder Blick noch Kraft.
Sich ſelbſt hemmt Edelſinn, will zu raſch hier, zu laut er dort.
Heitres giebt Muth, Ernſt ſchafft Dauer, Heil'ges birgt Ewigkeit.
Nur in der Ahnung lebt manch Volk! denn wie ſonſt wär man deutſch?

41 — 50.

Nennt Recht man der Obmacht, deucht ihr man wolle ſie ſchelten.
Jungfren und Gewalthabren koſtet Vernunft viel Seufzer.
Amts- wie Hofadel, Oſt und Weſt, mau'rt ein den Gebieter.
Schreckt Geiſtesflug den Thron, dünkt Sinnentand Weltziel allein.
Selbſt nie ſich putzen das Licht, wird's für Herrſcher nicht Unſtern?
Bürgerſinn zwar Gemeingut, doch Hofweisheit nimmts in Pacht.
Zunftſtolz zeigt Ritter, Gemeinbund Waſhington wie Franklin.
Ruhmgier'ge Thaten ohn' geiſt'ges Ziel ſind . . . Rieſenpuppen.
Für Kopf wie Herz läßt auch nur dem Reichen ſich geben viel.
Zum Ritter ſtempeln mag nur des Gemeinnutzens Jagdluſt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1875.

Wo/48/207a

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Inhalt.

Biographiſches.

Seite
Kaiſer Alexander von Rußland 12/1825 3
Merck — Mephiſtopheles — Wieſel 7
Leuchſenring 1837 20
Oelsner 51
Friedrich Wilhelm Meyern 56
Adam von Müller 1835 68
Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg 1837 75
Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß 82
Briefe von Goethe an Frau von Eybenberg 103
Ludwig Achim von Arnim 1831 108
Ludwig Achim von Arnim und Moritz Itzig 1836 112
Friedrich von Gentz 1835 118
Scholz 146
Wilhelm Nolte 1832 153
Ludwig Robert 1832 162
Friederike Robert, geborne Braun 1837 175
Chriſtian Günther Graf zu Bernſtorff 180
Schleiermacher und Friedrich Schlegel 206
Wilhelm von Humboldt 1837 212
Wilhelm Neumann 1835 245
Was man an Freunden erlebt! 1835 254
Litterariſche Kriegsliſten 256
Alexander von Humboldt in Göttingen 1837 1837 260
Zum Gedächtniſſe Adelberts von Chamiſſo 264

Seite
Zur Karakteriſtik C. E. Schubarth's 1839 ... 268
Karl von Noſtitz ... 281
Franz von Baader ... 289

Goethe.

Im Sinne der Wanderer 1832 ... 294
Rameau 1811 ... 303
Werther's fünfzigjähriges Jubiläum 1825 ... 309
Goethe's natürliche Tochter. Madame Gachet ... 312
Fräulein von Klettenberg 1837 ... 320
Geſpräche mit Goethe 1837 ... 325
„L'amour est un vrai recommenceur". 1835 ... 348

Biographiſches.

(Fortſetzung.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kaiſer Alexander von Rußland.

Die Welt hat einen großen Todesfall zu beweinen. Alexander der Erſte, Kaiſer von Rußland und König von Polen, verſchied am 1. Dezember zu Taganrog, dem jetzigen Aufenthalte ſeiner erhabenen Gemahlin, der Kaiſerin Eliſabeth. Die Größe des Verluſtes, der in dieſem Ereigniſſe zu beklagen iſt, ermißt ſich nicht aus den gewöhnlichen Umſtänden allein, welche den Hintritt eines großen Monarchen immer begleiten; ſondern es treten hier die außerordentlichen Beziehungen hinzu, welche aus der Verknüpfung der größten Weltereigniſſe und der edelſten Perſönlichkeit für die Betrachtung ſo reich hervorgehen. In der That bildet der Verein der ſeltenſten Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüthes, wie ſie je auf dem höchſten Standpunkte des irdiſchen Daſeins erſchienen ſind, im Konflikt mit den Erſchütterungen eines tiefbewegten Welttheils, eine Reihe von großen, folgenreichen Wirkungen, deren ſegenvollen Fortſchritt an den Begebenheiten ſelbſt zu entwickeln, wir dem künftigen Geſchichtsſchreiber überlaſſen, jedoch in dem Bilde, welches im Wiederſcheine des Karakters des Hingeſchiedenen ſich davon faſſen läßt, einen Augenblick hier feſthalten wollen.

Von früher Jugend durch weiſe Fürſorge mit allen Elementen der höheren Bildung umgeben, eignete er ſich vorzugsweiſe alles an, was der Feinheit eines edlen Sinnes, der Anmuth einer wohlwollenden Seele dem Bedürfniß eines hellen Geiſtes entſprechen konnte. Doch wurde auch ſchon in früher Zeit dieſe ſchöne und heitere Bildung durch trübe Eindrücke verdüſtert, ſowohl der Welt im Allgemeinen, die ſich in Kampf und Zerſtörung darſtellte, als auch der eignen perſönlichen Erfahrung, deren Prüfung ihm in großen Maßen beſchieden war.

Für edle Gemüther ſind Prüfungen zugleich Stärkungen. Nur größer und reiner ging Alexander aus ihnen hervor. Den inneren Kern einer wahrhaften, tiefen Religioſität vermochten alle widerſtreitenden Bewegungen der Zeit, die verwirrenden Ereigniſſe und ſchwankenden Umſtände, welchen auch der ſonſt Mächtigſte nicht immer zu gebieten noch zu entgehen vermag, niemals in ihm zu erſchüttern. Dieſer Kern entfaltete ſich vielmehr im Gedränge der Schwierigkeiten, von welchen jede politiſche Richtung umgeben war, nur immer kräftiger, und wurde ihm zur Weihe ſeiner weltgeſchichtlichen Beſtimmung, die in den Jahrbüchern wenige ihres Gleichen finden dürfte.

Was er für Rußland gethan, im Innern dieſes weiten, von mannigfaltigem Leben erfüllten Reichs, in ununterbrochener Sorgfalt des Menſchenfreundes, in ſegenvollſter Thätigkeit des Monarchen, nach außen zu des Landes Schutz, Erweiterung und Ruhm, das alles wird den dankbaren Völkern, die ſein Zepter vereinte, in fortdauernder Wirkung noch lange gegenwärtig bleiben, und ihrer Anerkennung wollen hier unſere Worte nicht vorgreifen. Aber nicht Rußland allein, ſondern ganz Europa — Deutſchland, Preußen ſeien hier insbeſondere genannt — haben ihm Großes zu verdanken, und inſofern gehörte er uns Allen an, wie jetzt uns Alle ſein Verluſt betrifft. Höchſt ſelten wohl erſcheint eine Regierung durch ſo umfaſſende, glorreiche Weltereigniſſe ausgezeichnet, wie es die ſeinige war. Von keinem falſchen Ehrgeize getrieben, keiner eitlen Selbſtſucht huldigend, hat er im Waffenkampfe größere Triumphe errungen, als ſonſt dem leidenſchaftlichſten Streben in dieſer Bahn zu Theil werden. Nachdem ſo viele Verſuche der Entgegenſetzung wie der Verſöhnung erſchöpft worden, um die unerſättliche Begier der wilden Eroberungsſucht, den Zwang treuloſer Willkür unter welchen Europa ſeufzte, zu ſtillen, zu beſchränken, erſchien endlich dieſen Geſchicken ein Ziel durch den heldenmüthigen Entſchluß und die großherzige Beharrlichkeit Alexanders in dem rieſenhaften Kampfe, der in dem Jahre 1812 begann, einem Kampfe, deſſen Größe und Bedeutung durch keinen ſpäteren verdunkelt werden wird, und in welchem die Schickſale der Welt zu neuen Richtungen übergingen. Das innere Bewußtſein und die gottvertrauende Zuverſicht, welche den Kaiſer bei ſeinem Entſchluß und in ſeiner Beharrlichkeit leiteten und ſtärkten, wurden ihm zur Weihe des großen Berufs, daß an ſeinem Widerſtande zuerſt die revolutionaire Gewalt einer alles zerſtörenden Uebermacht gebrochen wurde, und daß in ſeiner mächtigen und kräftigen Bundesgenoſſenſchaft das vereinte Europa jenes verderbliche Unheil völlig überwältigte.

Auch in dieſen glänzenden Erfolgen, wie in den früher beſtandenen Prüfungen, verläugnete ſich der edle Karakter Alexanders keinen Augenblick. Die Forderungen der Staatsklugheit ſcharf erwägend und beachtend, wußte er dieſelben ſtets mit den Regungen der Großmuth zu verbinden; edles Wohlwollen und milde Menſchenfreundlichkeit bezeichneten überall ſein Wirken. Immer ſchöner und feſter, je nachdem der Raum dieſes Wirkens ſich erweiterte, entfaltete ſich in ſeinem Staatshandeln die reine und große Geſinnung, welche ihn für das Gute und Rechte beſeelte. Durch ihn zum erſtenmal ſah die Welt die Stiftung eines Bundes, der in der Politik einzig die Grundſätze der Religioſität, des Friedens, der allgemeinen Wohlfahrt anerkennt, und der bei aller Unvollkommenheit, welche den menſchlichen Abſichten in ihrer Anwendung beigegeben iſt, für immer das ehrenvollſte Denkmal ſein wird, wie Sieg und Macht den reinſten Zwecken huldigen. Die Möglichkeit eines ſolchen Bundes konnte ſich nur auf die gleiche Geſinnung der Mitverbündeten gründen, auf ihre gleich religiöſe, menſchenfreundliche, friedliebende Denkart; dieſe erkannt und gewürdigt, dieſe vereint zu haben in gemeinſame, ausgeſprochene Verpflichtung, bleibt das hohe Verdienſt Alexanders.

Dieſer geſtifteten, mit Recht heilig genannten Bundesgenoſſenſchaft, immer ſtrenger, immer gewiſſenhafter anzuhören und zu folgen, in ihr immer thätiger und reiner zu wirken, wurde ſein entſchiedenſtes Bemühen. Ihr wußte er Opfer zu bringen, die ſeiner Neigung ſchwer fallen konnten, aber ſeinem Gewiſſen nicht. Doch er war nicht nur der Bundesgenoſſe ſeiner Mitverbündeten, er war als ſolcher zugleich ihr Freund. In dieſer Beziehung dürfen wir Preußen insbeſondere anerkennend preiſen, welche Bande wechſelſeitiger Zuneigung, bereitwilliger Dienſte, treuer Gemeinſchaft und feſter Verbindung unter ſo glücklichen Auſpizien beiderſeits geknüpft worden!

Nach einer ſo herrlich und ruhmvoll zurückgelegten Laufbahn, deren beglückenden Einfluß noch ſpäte Geſchlechter dankbar empfinden werden, dürfen wir den Kaiſer Alexander mit Wahrheit den edelſten und größten Monarchen beizählen, deren die Weltgeſchichte gedenkt. Sie zeigt uns in ihm — ein ſeltenes Beiſpiel — den frommen menſchenfreundlichen, den friedliebenden Beherrſcher des größten Reiches in dem nichtgeſuchten, doch überreich erlangten Schmucke des glorreichſten Siegeslorbeers, deſſen Rußland ſeit Peter dem Großen in der Reihe ſeiner zahlreichen Kriegserfolge ſich rühmen darf, und den der reine und große Sinn Alexanders nur einzig der Befeſtigung des Friedens, der Segnung der Welt geweihet hat. Mit Recht mag Europa den Hintritt eines ſeiner Wohlthäter beweinen, welchen es jetzt, nachdem er nicht mehr unter den Lebenden wandelt, am wenigſten wird verkennen wollen.

Dezember 1825.

Merck — Mephiſtopheles — Wieſel.

Für den Mephiſtopheles in Goethe's Fauſt hat dem Dichter, nach deſſen eignem Bekenntniſſe, ſein Freund Merck die Hauptzüge leihen müſſen. Die Karakterſchilderung dieſes Mannes in Goethe's Leben giebt uns ein eben ſo klares Bild aus der Wirklichkeit, als das der Dichtung einverleibte durch ideale Züge kräftig und anſchaulich iſt. Daß es mit der aufgebürdeten Aehnlichkeit und Rolle ſo ſchlimm nicht gemeint ſei, erkennen wir auf den erſten Blick; der humoriſtiſche, weltkluge, humane Teufel iſt faſt kein rechter Teufel mehr, und zu dieſem Mephiſtopheles geſeſſen zu haben, heißt noch lange nicht, er ſelber ſein. Wir ſehen aus dem jetzt bekannt gewordenen Briefwechſel von Merck, durch deſſen Herausgabe Herr Dr. Karl Wagner in Darmſtadt ſich ein großes Verdienſt um die Litteratur erworben, daß Merck in der That ein höchſt achtbarer, rechtſchaffener, in vielen würdigen Verhältniſſen angeſehener und einflußreicher Mann war. Nach dieſen neueſten Zeugniſſen allein ſollte man beinahe glauben, ihm fehle das Meiſte zu jener Aehnlichkeit, und er ſei mehr der redliche, ſtrebſame, meiſt vergeblich abgemühte, oft leidende Biedermann des achtzehnten Jahrhunderts, als der beißende, ſcharf ſondernde und verneinende, Welt und Phantaſie höhnend verzehrende Geiſt jenes wundervollen Gedichts. Aber nach anderweitiger Kenntniß dürfen wir nicht zweifeln, daß die Schilderung, welche Goethe von ihm entwirft, in allen ihren Zügen und Farben durchaus die richtige ſei; dieſe müſſen nur um ſo lebhafter hervortreten, ſeit uns die eignen Briefe des Mannes nun auch vor Augen liegen. Auch ſeine perſönliche Erſcheinung, der Eindruck ſeines Weſens, das Unheimliche, bisweilen Tigerhafte ſeines Blicks, wovon Goethe ſpricht, und dem das in Lavater's Phyſiognomik aufbewahrte Profil wenigſtens nicht widerſtreitet, iſt uns von Perſonen, die ihn noch gekannt haben, völlig ſo angegeben worden, wie in jener Schilderung. Genug, Mephiſtopheles-Merck wird als ein eigenthümliches Menſchengebild aufzufaſſen bleiben, deſſen Betrachtung und Darſtellung man verſucht ſein wird, in ſeinem zwiefachen Gebiete, der Wirklichkeit und der Dichtung, oft zu wiederholen, und abwechſelnd bald die eine, bald die andere Seite überwiegen zu laſſen. „Solche Käuze“, in welchen die menſchliche Vielgeſtalt zu den wunderlichſten Schnörkeln ausläuft, ſind überhaupt ſelten, und müſſen, weil ſie doch unſere eignen Räthſel mitenthalten, immer einen beſonderen Reiz auf uns ausüben, ſo oft ſie uns begegnen.

Daher dürfen wir wohl einige Neugier anſprechen, wenn wir zu dem Mephiſtopheles-Merck einen zweiten Geſellen aus dem Leben greifen, der dem dichteriſchen Bilde zwar keine Züge leihen konnte, aber nichts deſtoweniger durch ſeine Geſtalt und Eigenheit dieſes tragen hilft, und zu dem bisher einſamen Merck, gleichſam als ein Bruder in Mephiſtopheles herantritt, als eine neue Bekräftigung der Aechtheit und des Beſtandes der ganzen Gattung!

Der Mann, deſſen wir hier gedenken, hat weder im Weltleben noch in der Litteratur ſich einen Namen gemacht, doch war ſeine Perſönlichkeit überall bedeutſam und oft einflußreich. Der Mangel alles produktiven Talents würde ihn gegen Merck in Betreff der Namhaftigkeit nicht ſo ſehr in Nachtheil ſtellen, denn alle vielfache litterariſche Thätigkeit wie der Name des Letzteren wären untergegangen, wenn Goethe nicht von ihm geſprochen, ſeiner Eigenheiten rühmlich gedacht, und ſo den Weg eröffnet hätte, auf dem wir ſeinen vertrauten Lebens- und Geiſtesverkehr auch mit anderen wichtigen werthen Zeitgenoſſen glücklich gefunden haben. Aber ein ſo bereites und thätiges Talent, wie wir in Merck anzuerkennen haben, macht für den Menſchen ſelbſt, der es beſitzt, einen großen Unterſchied; er findet darin eine Stütze, einen Troſt, eine Kraft, die ihn immerfort erhebt, eine Abwehr des Gemeinen und Schlechten, das faſt immer nur von denjenigen Seiten her den Menſchen überſchleicht, wo er arm und dürftig keine Gabe entgegenzuhalten hat. In dieſer Beziehung hatte alſo dennoch Merck durch ſeine litterariſche Seite, ſo wenig ſie auch ſelbſtſtändige Geltung nach außen hat erlangen können, einen ungeheuren Vorzug vor Wieſel, — ſo heißt der Mann, von dem wir zu reden haben. Wir ſind dazu um ſo mehr veranlaßt, als wir in einem vielgeleſenen Blatte kürzlich ein Zerrbild des Mannes fanden, das ihn höchſt mangelhaft und ungerecht aufgefaßt hatte.

Wieſel war ein Berliner, geboren um das Jahr 1770, aus der Zeit Friedrichs des Großen, deren Bildung und Sinn für diejenigen, welchen nicht Arbeit und Anſtrengung auferlegt war, ſich als ein bequemes Lebenselement gefällig genug darbot. Aus wohlhabender bürgerlicher Häuslichkeit kam der Knabe früh in das Philanthropin nach Deſſau, wo die damals neuſten Erziehungskünſte den Menſchen in ſeiner beſchränkteſten Auffaſſung gerade recht menſchlich zu entwickeln meinten. Die Univerſitätsſtudien machten ebenfalls nur ſchwache Forderungen. Ausgebildet und ſelbſtſtändig genug, um ſich ſo zu fühlen, kehrte der junge Mann in das reiche Leben der üppigen Hauptſtadt heim.

Zu keinem Erwerbe gedrängt, von den Ehren des höheren Standes nicht angezogen, erſah er bald die lockenden Mittelräume der Geſelligkeit, des Wohllebens der geiſtigen und ſinnlichen Ergötzungen, wo alle Stände ſich begegnen und um der genußreichen Annehmlichkeit willen alle anderen Rückſichten ganz vergeſſen. Dieſe Art, mit den Höchſten und Bedeutendſten ſich gleichzuſtellen, Unterhaltung und Genuß auszutauſchen, war ihres nächſten Gewinnes faſt ſicher, und verfehlte ſelten noch anderen Erfolgs. Um keine Laufbahn bekümmert, den Ehrgeiz, ſofern er beſchränkt und hemmt, von ſich weiſend, den Reichthum ſelbſt nur als dienſtbar ſchätzend, die Liebe verachtend, wo ſie den Genuß verſagen oder überſchreiten will, kannte Wieſel ſo wenig unglückliche Entbehrung als glückliche Befriedigung. Er würde ein leeres und trauriges Leben geführt haben, wäre nicht ſeinen dürftigen Gemüthsanlagen ſein Geiſt zu Hülfe gekommen. Er hatte das Bedürfniß, zu denken, die Bewegungen, die vor ſeinen Augen vorgingen, zu erforſchen, ihre Verhältniſſe und Geſetze einzuſehen, die Mangelhaftigkeit aller menſchlichen Dinge ſich klar zu machen. Sein ſcharfer Verſtand ruhte nicht eher, bis er überall die Vorurtheile und Einbildungen durchbrochen, die Täuſchungen vernichtet, und als letztes Ziel in jeder Sache das Ergebniß erreicht hatte, wie ſchlecht es mit dem Menſchen beſtellt, wie wenig er irgend eines höheren Gutes werth und fähig ſei. Dieſe Einſicht immer auf's neue zu gewinnen, auf dieſe Verneinung in ſich und Anderen loszuarbeiten, war ihm das höchſte Vergnügen, in welchem er das Selbſtgefühl ſeiner Ueberlegenheit, ſeiner unbeſiegbaren Klugheit genoß, in welche allein er den höchſten Werth ſetzte.

Dieſe Klugheit leuchtete ihm denn aber auch wirklich aus den Augen und veredelte und erheiterte ſeine ganze Phyſiognomie, die ſonſt eben nicht günſtig ausgeſtattet war. Wie Goethe ſeinen Freund Merck beſchreibt, lang und hager von Geſtalt, doch wohlgebaut und von anmuthigen Gliedmaßen, eine hervordringende ſpitze Naſe, helle in's Graue ſpielende Augen, ein grauſamer, zerreißender Blick, ſo muß man ſich auch Wieſel denken, deſſen ganzes Geſicht überdies noch ſchrecklich von den Blattern mißhandelt war. Allein recht im Gegenſatze dieſes Aeußeren hatte er einen ſanften Wohllaut der Stimme, ein ſtrömendes Feuer der Rede, und wenn er Gegenſtände beſprach, die ſeinen Antheil erregten, oder mit Perſonen zu thun hatte, die ihm nicht gleichgültig waren, ſo wußte er in den mannigfachſten Wendungen, als Scherz, als Witz, als geſchloſſene Beweisführung, als heitere Darlegung, eine Macht des Verſtandes zu entfalten, eine Wärme der Theilnahme hervorzubringen, daß er durch ſich ſelbſt beſtechend wirkte, den oft bittern Inhalt ſeiner Behauptungen durch den Zauber ſeiner Beredſamkeit meiſt vergeſſen machte. Da er durchaus von guter Lebensart war, die feinſten Formen beobachtete, nie gehäſſig noch unartig ausbrach, und alles Imponirende des ſchärfſten und ſchnödeſten Uebermuths nur im Hintergrunde hielt, ſo wirkte er auch auf die Frauen mit ungemeiner Gewalt, und ſelbſt in ſeinen ſpätern Jahren zog er noch ihre Aufmerkſamkeit und Neigung lebhaft an, er gefiel ſogar jungen Mädchen, und es iſt die Frage, ob die Mephiſtopheles-Natur auch in dieſer Erſcheinung für Gretchen abſchreckend hätte bleiben müſſen.

Was Wieſel nicht ſuchte, nicht achtete, wurde ihm zu Theil. Eines der reizendſten Mädchen der Stadt, jung, reich, von zauberiſcher Anmuth, umworben von ausgezeichneten Anbetern, von leidenſchaftlichen Freiern, zog ihn, der ſich faſt gleichgültig verhielt, allen anderen vor; er erhielt ihre Hand. Aber auf ein Glück, an das er nicht glaubte, legte er es nicht an; ein verachtender, doch mit Heiterkeit und Laune gewürzter Genuß des Lebens, ein ſpöttiſches Betrachten und eigennützig kluges Gebrauchen der Welt ſollte auch ſeiner jugendlichen Gattin als höchſtes Vorbild gelten. Eine Reiſe nach Wien, nach Frankreich und in die Schweiz wurde unter den günſtigſten Umſtänden ausgeführt. Das glückliche Naturell überwog noch oft die ſchlechten Grundſätze, welche ein auf Irrwege verſchlagener Verſtand künſtlich hervorklügelte. Doch war es der Schadenfreude die ſüßeſte Gewährung, auf der Reiſe einen Freund mitzuſchleppen, der leidenſchaftlich verliebt in der Nähe der unwiderſtehlichen Reize die täglich erneute Qual erdulden mußte, den Gegenſtand ſeiner Wünſche in fremdem Beſitze und doch die ächte Zuneigung der Frau zu ihrem Gatten von dieſem nur verſpottet zu ſehen! Daß deren Neigung aber auf ſolche Weiſe frevelhaft zerſtört und bald in fremde Richtung getrieben wurde, läßt ſich begreiflich vorausſetzen.

Nach mancherlei Wechſel des Aufenthalts, der Verhältniſſe und Zerſtreuungen wurde das längſt gelockerte Band völlig auf- und preisgegeben. Bedeutende Vermögensumſtände waren gleichzeitig erſchöpft worden. Der Stachel des Gewinns geſellte ſich zu allgemeineren Betrachtungen, wie Reichthümer ſich anhäufen, aus welchen Verhältniſſen ſie am ergiebigſten ſtrömen, welchen Gedankenblitzen ſie bisweilen plötzlich zu Gebote ſtehen. Der Krieg, der die Handelsverhältniſſe allgemein zerrüttete, öffnete in der Zerrüttung ſelbſt neue Wege des Gewinns. Wieſel verſuchte ſich in den verſchiedenſten Strömungen der großen und kleinen Induſtrie, zwiſchen Geſetz und Verbot, zwiſchen amtlichem Schutze und heimlicher Gefahr durchſteuernd. Er lebte abwechſelnd in Frankreich, Holland, England, Italien, auch nach Deutſchland kehrte er mehrmals zurück. Das Detail ſeiner Fahrten, Erwerbsquellen, Liebſchaften würde einen abentheuerlichen Roman bilden, wenn es noch zuſammenzufinden wäre. Ein Theil ſeiner Schickſale und manche Züge ſeines Karakters ſind aber wirklich in eine romanhafte Geſchichte verflochten, die ein franzöſiſcher Schriftſteller, mit dem er lange vertraut gelebt, in Paris hat drucken laſſen. Der Name des Mannes wie der Titel des Buches fehlen uns leider, vielleicht führt ein günſtiges Ungefähr ſie uns noch wieder zu.

Die Welt, die er nur zu Gewinn und Genuß betrachten wollte, drängte ſich ihm unverſehens doch immer wieder als eine ſolche auf, deren höchſter Genuß für ihn eigentlich nur in denkender Betrachtung beſtand. Im Allgemeinen wie im Beſonderen wollte er vor allem die Menſchen und Dinge einſehen, die inneren Bewandtniſſe ergründen, die vorhandenen Mängel erkennen, die möglichen Vortheile ausklügeln; zu dieſem höheren ſpekulativen Triebe war eigentlich ſeine Lebensverwickelung nur die geringere experimentale Zugabe. So verſäumte er die wahren großen Erfolge, wiewohl die Gelegenheiten nicht fehlten, und ſeine Verachtung der Menſchen und der Welt ihn über die Mittel gleichgültig machte; die ſogenannten Glücksfälle zerfloſſen ihm unter den Händen, oder wendeten ſich gegen ihn, weil er, anſtatt muthig und entſchloſſen die eröffnete Bahn blind zu verfolgen, ſchon im Beginn feige die Augen aufſchlug, erkennen, tadeln, ſeinen inneren Hohn befriedigen wollte, einer kleinen Rechnung, deren Feinheit ihn ergötzte, nachging, und darüber die großen, aber unverwickelten Ziffern außer Acht ſetzte. Die Zuſtände der Länder und Völker, ihre Bedingungen, Hülfsmittel und Abſichten lernte er auf dieſem Wege, gleich denen einzelner Menſchen, gründlich kennen. Er konnte über England wie ein Staatsmann bündig reden, die Lebensfragen von Italien lichtvoll hervorheben; niemand faßte ſchneller die praktiſchen

Aufgaben, ſie mochten Verwaltungen im Allgemeinen, neue Erfindungen und Anſtalten, oder beſtimmte Intereſſen der Perſönlichkeit betreffen.

Ein ſo zum Denken eingerichteter Kopf war bei geringeren Gedankenreihen nicht ſtehen geblieben; von früheſter Zeit gewohnt, mit Wilhelm von Humboldt, mit Gentz, mit Adam Müller allgemeine Geiſtesrichtungen zu verfolgen, hatte er auch die deutſche wiſſenſchaftliche Philoſophie herangezogen. Er verachtete Kant, er belächelte Fichte'n, aber die Naturphiloſophie Schelling's, die er als den Triumph des Pantheismus aufſaßte und ausbildete, ergriff er mit feurigem Ernſte, konnte deren Sätze in geordnetem Zuſammenhange vortragen, und durch ſeine dialektiſche Geläufigkeit ſelbſt geübte Zuhörer in Verwirrung bringen.

In ſolcher Zweiheit des Daſeins, als ſtrenger, nur in Ideen lebender, die Welt verachtender Philoſoph, und als ſinnlich weicher, in allen Verderbniſſen der Welt ſich gefallender Genußmenſch, mit den feinſten und vornehmſten Lebenskreiſen wohlvertraut wie mit den niedrigſten, der höchſten Denkweiſe mächtig, und die gemeinſten, ja verruchteſten Maximen damit verknüpfend, zwiſchen Unfällen und Hoffnungen ſchwebend, verarmt und nicht hülflos, auf Freunde geſtützt, denen er es ſagte, daß er ſie für dumm und thöricht hielt, ihn als Freund zu betrachten: in dieſer Geſtalt tauchte er im Jahre 1814 zu Wien während des Kongreſſes unvermuthet wieder in bekannten Kreiſen auf, nachdem er lange Zeit wie verſchollen geweſen war.

Hier fand er ſeinen Freund Adam Müller wieder; beide waren durch ein tiefes Band der entſchiedenſten Gegenſtrebung auf das zärtlichſte und unauflöslichſte vereinigt. Müller war katholiſch geworden und voll ſtrengen Glaubenseifers; Wieſel, durchaus freigeiſtiſch, verlachte dieſe Richtung. Müller war monarchiſch und ariſtokratiſch geſinnt; Wieſel revolutionair und demokratiſch. Müller ſuchte ſein Leben mit allen Reizen der Dichtkunſt, der Kunſt und des Geſchmackes auszuſtatten; Wieſel verwarf alles Schwärmeriſche, und wollte den nackten Genuß der baaren Wirklichkeit. In einem einzigen Stücke ſchienen ſie verwandt und gemeinſam, in der Furcht vor den rohen Naturgewalten, in der Angſt vor jeder ſinnlichen Uebermacht!

In Wien war es, daß dieſer wunderliche Menſch auch uns zuerſt vorkam. Er machte einen ganz guten Eindruck, nichts Unheimliches war dabei, die ganze Perſönlichkeit hatte etwas Angenehmes, ſie hätte jede Bedeutung tragen können, ſie ſtand mit keiner im Widerſpruche. Auch das Aeußere der Haltung, des Anzugs war ſorgfältig, doch nicht geſucht, ſondern von freier Eleganz. Sollte Mephiſtopheles damals auf dem großen Sammelplatze erſcheinen, ſo konnte er keine ſchicklichere Geſtalt, kein angemeſſeneres Inkognito wählen!

Sein Beruf aber fand hier keinen Anſatz; er blieb in ſeinem Inkognito, und gewiß ſich ſelber ſehr zur Qual. Seine kleinen Ausübungen, Bitterkeiten, Scherze, Genüſſe verloren ſich alle im unſcheinbarſten Privatleben. Wir finden ſeiner nirgends gedacht, außer ein paarmal in Rahel's Briefen aus jener Zeit, ohne daß ſeine perſönliche oder geiſtige Bedeutung dabei beſonders hervorgehoben wäre. Doch ſcheint er Kundſchaft von manchen Dingen genommen zu haben, die er ſich verwandt glauben durfte, und ſein Verkehr mit Adam Müller und mit Gentz konnte in ihm wie in dieſen nicht ganz ohne Frucht bleiben.

Später zog er ſich nach Leipzig, wo Adam Müller als öſterreichiſcher Generalkonſul angeſtellt war. Auch hier aber fand Wieſel ſeine Erwartung neuer Lebenserfolge ganz getäuſcht. Sein Karakter zeigte ſich hier in merkwürdiger Haltung. Mit ſtrenger Mäßigkeit und Ordnung lebte er von den geringſten Hülfsmitteln, oft in größter Entbehrung und wahrer Noth. Niemals klagte er. Derſelbe Mann, der alle Aushülfen des Leichtſinns und der Täuſchung kannte, der gegen die niedere Welt jedes Mittel anzuwenden für erlaubt hielt, derſelbe Mann hielt den edeln Freunden, welche er wirklich dafür erkannte, und bei denen er ſich noch guten Glauben wußte, nur ſeine beſſeren Seiten entgegen. Für Adam Müller war und blieb er ein reiner, zuverläſſiger Umgang, nie mißbrauchte er dieſen, nie hinterging er ihn, und eine Ueberliſtung, deren er ſich bei Anderen nur als eines Zeugniſſes ſeiner Ueberlegenheit und Klugheit gefreut hätte, würde er hier als einen ſchändlichen Verrath weit von ſich gewieſen haben.

Die Bedrängniß ſeiner Umſtände führte ihn darauf nach Berlin zurück, wo einige Familienunterſtützung ihm geſichert war. Hier lebte er nun einige Jahre in dem ſonderbar eleganten Cynismus von Sitten und Anſichten, die er ſich angeeignet hatte, in mäßiger Thätigkeit fort. Seine Mephiſtopheles-Rolle führte er immer gründlicher durch. Die Naturphiloſophie, wie er ſie gefaßt hatte, und die Homöopathie, der er mit voller Ueberzeugung anhing, waren das einzige Poſitive, welches ſeine Gedanken verarbeiteten, bei allen anderen Gegenſtänden ging er auf Verneinung und Zerſtörung aus. Auch brauchte er die Naturphiloſophie noch vorzugsweiſe zur Verneinung aller religiöſen Geſtaltungen, die Homöopathie zur Verwirrung aller hergebrachten Arzneikunde; hätte er jene Doktrinen allgemein anerkannt und eingeführt geſehen, und ſie nicht mehr zum Wegräumen von anderen gebrauchen können, ſie würden ihm bald unbequem geworden ſein, und er hätte ſich anderswoher eine Verneinung gegen ſie geſucht. Die Politik beſchäftigte ihn unausgeſetzt; mit heftiger Begier blickte er auf den Kampf der öffentlichen Verhandlungen, er ſah und berechnete den Sturz aller Regierungen, den Bankrott aller Staaten. Er machte die gründlichſten Auseinanderſetzungen, er reihte Beweis an Beweis, daß Frankreich nächſtens zu Grunde gehen müſſe, daß England im Innern ſchon zerſtört ſei, daß Deutſchland verarmen müſſe, daß ganz Europa der Anarchie entgegenreife. Wer ihn anhören wollte, dem trug er ſtundenlang ſeine ſchrecklichen Ueberzeugungen vor. Kam er mit Altgläubigen zuſammen, ſo war die Milde auffallend, mit der er ihnen ſanft und anmuthig ihre Beſchränktheit, ihre Hoffnungsloſigkeit vordemonſtrirte; er weidete ſich gleichſam an ihrem Elende, und das Mitleid, das er ihnen widmen konnte, lächelte als Wonne in ſeinen Zügen.

Auf ähnliche Weiſe behandelte er die religiöſen Ueberlieferungen, die beſtehenden ſittlichen Anſichten, die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens. Nichts fand Gnade vor ihm, überall ſpürte er den Kampf des Eigennutzes und des Betrugs auf, überall zeigte er die verneinende Klugheit als Siegerin und den ſchnödeſten Hohn als ihren Triumph. Beſonders noch hatte er der Handelswelt, den reichen Wechslern und Kapitaliſten, den Untergang angeſagt, und die Vorſtellung ihres künftigen Zuſammenbrechens mußte ihn für den Aerger und die Wuth tröſten, zu denen ihr, wie er meinte, unerlaubtes Glück ihn täglich aufreizte.

Dabei war er in gewöhnlichen Dingen des Lebens freundlich, gefällig, fein und angenehm im Ausdruck, gutmüthig und theilnehmend, ſobald er nicht fürchtete, ſich bloßzugeben oder bewacht zu ſein, daher beſonders auch gegen Thiere mitleidig und fürſorglich. Alles Geſellige gern aufnehmend und erwiedernd, leicht angeregt und vergnügt, witzig und unterhaltend, ſchien er ſich unter den Menſchen, die er ſo ſehr verachten wollte, doch gar wohl zu gefallen, und recht eigentlich für ſie gemacht. Er wurde nie läſtig, war immer taktvoll, wußte genau, wie weit er mit ſeinen Meinungen hervortreten durfte, wo er einlenken oder abbrechen mußte.

Während er in ſolcher Spannung, doch ziemlich gelaſſen von einem Tage zum anderen den Ablauf der Zeiten abwartete, und theils in Beſuchen, theils auf Spaziergängen, die er täglich und entlegen auszuführen pflegte, den ſtets erneuerten Stoff ſeiner Ueberlegungen verarbeitete, und dem erſehnten, oft nahegeglaubten, Zeitpunkt entgegenſah, wo ſeine Weiſſagungen ſich erfüllen ſollten, inmitten aller Klugheiten und Vortheile, deren er ſich verſichert hielt, mußte er zuletzt noch an die Erfahrung ſtoßen, daß auch alle Klugheit nur eitel und nutzlos wird, und ſelbſt Mephiſtopheles am Ende nur als ein armer dummer Teufel übrig bleibt. Ihn beſchlich Krankheit, gegen die ſeine ſtarke Natur vergebens alle Kraft aufbot, er wurde bettlägerig, und erkannte, daß er die Waſſerſucht habe!

Mit homöopatiſchen Mitteln, mit allerlei Entwürfen zu einer Reiſe nach Köthen, wo ihn Hahnemann heilen ſollte, hielt er ſich noch eine Weile hin; doch ſah er bald, daß für das wachſende Uebel jede Hülfe ſchon zu ſpät ſei. Einzig auf ſeinen perſönlichen Zuſtand beſchränkt, und nur mit den Bedürfniſſen des Tages, ja des Augenblicks beſchäftigt, wurde ihm bald die ganze Welt gleichgültig. Gerade jetzt aber, im Frühjahr 1826, trat in den allgemeinen Handelsverhältniſſen eine längſt vorbereitete Kriſis ein, welche durch ganz Europa gefühlt wurde. Täglich kamen Nachrichten von neuen Bankrotten, von allen Seiten erſcholl Wehklage, überall herrſchten dunkle Beſorgniſſe. Wenn ihm dergleichen erzählt wurde, flog ein ſtärkendes Lächeln über ſeine ermatteten Züge, der verheißene und erwartete Untergang ſchien einzutreffen, aber bitterer Unwille machte ſich dann wieder Luft, daß die Tücke des Schickſals ſolche Wendung nur zulaſſe in dem Augenblicke, wo der Geiſt und das Herz, denen darin die köſtlichſte Labung geboten werde, ſie kaum noch als ſolche aufzunehmen fähig ſeien!

In dieſer Zeit genoß er die thätige Fürſorge Rahel's, wie wir aus deren Briefen ſehen. Ohne Unruhe und Zagen, erſchöpft aber überdrüſſig ob ſeiner Leiden, ſah er ſeinen Tod herannahen. Rahel ſchreibt ihrem Bruder Ludwig Robert, daß ſie dem unheilbar Kranken täglich labende und erwünſchte Speiſen aus ihrer Küche geſchickt, vier Treppen hinauf, die ſie ſelber nicht ſteigen konnte, und wie er dafür ſich dankbar und gerührt erwieſen. Auch daß ſeine dicke Haut ihr ſchon längſt kein Hinderniß geweſen, ein doch gutes und gewöhnliches Menſchenkind in ihm zu ſehen. „Sein ſogenannter Atheismus, ſagte ſie, erſchien mir von jeher eine Kinderei, erfunden, um anderen Kindereien Trotz zu bieten. Wenn er ſeine Gottheit ganz in wüſte Allgemeinheit des Gedankens hinaus- oder in die Fülle der Natur hineindemonſtriren wollte, machte ich ihn gleich lachen, wenn ich ihm nach meiner Art unbefangen einwandte: „Nun, lieber Wieſel, zu dem Gedanken und zu den Gliedern wird doch ein Kopf ſein müſſen!“ Hingegen zwang auch er mir noch in ſeinen letzten Tagen ein Lächeln ab, als er mir Dankworte auf einen Zettel ſchrieb und darin ſagte: „Das Schickſal vergelte es Ihnen!“ — weil er „das Schickſal“ ſagte, als ob der liebe Gott nicht klüger wäre, und nicht auch unter dieſem Namen ſeine Gebühr annähme!“ —

Adam Müller aber, dem die Todesnachricht ebenfalls durch Rahel gemeldet worden war, antwortete mit dieſen merkwürdigen Betrachtungen: „Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr freundliches Andenken an mich, bei dem Tode des Unglücklichen. Dieſe Rechenexempel ſind alſo abgeſchloſſen, dieſe Weiſſagungen verſtummen; ſonderbarer Weiſe wurde der, der nach Wieſel's Kalkül ſchon zur Zeit des Kongreſſes zuerſt zu Grunde gehen mußte, der Kaiſer Franz, gerade am Tage vor Wieſel's Tode, von einer wirklichen Todesgefahr gerettet. Dennoch rührt mich dieſer Fall ſehr. Sie nennen ſein Unglück *ſeine dicke Haut*, und es iſt wahr, innerlich war viel Schönes, und äußerlich hat ihn viel Ausgezeichnetes berührt; doch hat beides nie zuſammenkommen können. Dazu waren auch ſeine Augen zu ſcharf, kein geringes Unglück für den, der ſie hat. Farbe und Lichtton verſchwanden; er ſah nur die Unterſchiede und Umriſſe der Dinge, und da war denn Rechnung und Zahl bald zur Hand. — Ich verliere viel an ihm; er erſetzte und repräſentirte mir nicht nur die ganze liberale und demokratiſche Welt, und überhob mich nicht nur der Mühe, die Journale und Bücher meines Gegenpart zu leſen, ſondern er trieb das Alles auf die rechte deutſche Höhe, bis zur Läugnung des perſönlichen Gottes, zur Behauptung, daß alles Unglück in der ganzen Weltgeſchichte aus dem Glauben an eine perſönliche Offenbarung herrühre. Drei Stunden hindurch habe ich ihn einmal über letzteren Punkt auf meinem Zimmer mit wirklich teufliſcher Grazie und Sachkenntniß raſen hören. Und doch war in allem und unter allem wieder lauter Selbſtüberredung, ſchwaches Liebesbedürfniß, Advokatie der Armen, Entbehrungs- und Aufopferungsfähigkeit, ſiebenmonatliches Leben mit achtzig Thalern und von bloßen ſelbſtgefangenen Hechten und Kartoffeln, und die Unfähigkeit, nicht blos zum Verrath ſeiner Freunde, ſondern ſelbſt der verhaßteſten unter den Ariſtokraten, wenn nicht etwa die Geldnoth allzugroß geworden wäre! Ich glaube, daß die göttliche Barmherzigkeit ihre größten Wunder für die letzten Blicke des Menſchen vorbehält. Vielleicht iſt ein Strahl des ewigen Lichtes beſſer durch die halbgeſchloſſenen, als durch die noch offenen Augen gedrungen. Wie die abſurden Raiſonnements eines nach dem anderen auslöſchten, mußte doch etwas übrig bleiben, vielleicht war es der Troſt deſſen, den er ſich ſein ganzes

Leben hindurch ein dummes point d'honneur gemacht hatte nicht anzuerkennen, und der am beſten wußte, wie er zu dieſer Albernheit gekommen war.“

Wenn Rahel dieſe einſichtsvolle Milde und dies hoffende Vertrauen Müller'n hoch anrechnet, ſo pflichtet ihr gewiß jedes edle Gemüth vollkommen bei. Neben der ächten Liberalität aber, mit welcher Müller einen ſolchen Freund haben und ſolche Ausbrüche dulden konnte, müſſen wir auch ganz beſonders die meiſterhafte Auffaſſung bewundern, durch welche er ihn mit wenigen Zügen gründlich dargeſtellt hat. „Drei Stunden mit wirklich teufliſcher Grazie und Sachkenntniß raſen hören“ iſt ein Ausdruck von genialer Vortrefflichkeit; auch die „ſelbſtgefangenen Hechte und Kartoffeln“ ſind unbezahlbar; und das „dumme point d'honneur“ giebt unſerem Mephiſtopheliſchen Freunde noch die letzte Grabesehre!

Schließlich, — um wieder auf dieſe Aehnlichkeit zurückzukommen, — gedenken wir noch, daß vor vielen Jahren ein Gemählde aus Schadow's Schule, wir wiſſen nicht mehr von wem gemahlt, zu ſehen geweſen, das den Beſuch Fauſt's bei Gretchen im Kerker darſtellte; Mephiſtopheles erſchien an der Thür und mahnte zum Forteilen. Wieſel lebte noch, der Mahler aber kannte ihn nicht und hatte ihn nie geſehen, für ſeinen Mephiſtopheles jedoch in der Einbildungskraft ganz die Bildung und den Ausdruck hervorgearbeitet, welche ſogleich an Wieſel erinnern mußte, ja man konnte glauben, dieſer habe ihm dazu geſeſſen! —

Leuchſenring.

In einer Galerie Goethe'ſcher Perſonen darf der Name Leuchſenring einen bedeutenden Platz anſprechen; er war in der kräftigen Jugend Goethe's mit dieſem und ſeinen Freunden in lebhaftem, ja man kann ſagen innigem Verkehr, wirkte auf die geſelligen Verbindungen und das geiſtige Streben jener Zeit vielfach ein, und ſeine perſönliche Gegenwart wußte überall ein gewiſſes Anſehen und Vertrauen zu gewinnen. Doch wurde er durch ſein vielfältiges Einmiſchen, Theilnehmen und Vermitteln, und durch die Bedeutung, welche er ſich auf dieſe Weiſe von ſeinen Umgebungen gleichſam erborgte, dieſen bald unbequem, er verletzte durch Anmaßlichkeit, zu der ſeine Rolle leicht verleiten konnte, und man wurde ſeines Thuns um ſo überdrüſſiger, als man zu entdecken glaubte, daß er aus eignem Boden nichts hervorbringe und leiſte, ſondern nur von dem Daſein der Anderen mitlebe. Goethe fühlte ſich beſonders aufgereizt, dieſe Uſurpation als ſolche bloßzuſtellen, und die Hohlheit der ganzen Rolle zu enthüllen. Großen Einfluß übte hiebei unſtreitig Merck, der ſeine eigne Bitterkeit in Goethe's Gemüth überſtrömen ließ.

Daß aber Merck am meiſten gegen Leuchſenring eingenommen und von ihm abgeſtoßen war, dazu fand ſich zwiefacher Grund. Erſtlich die ſcharfe Entgegenſetzung beider Naturen, von denen die eine weich, geſchmeidig, ſentimental und in aller Thätigkeit müſſig war, die andere hingegen kalt und ſtreng, ſchroff und höhniſch, auf Wirklichkeit gerichtet, und in aller Muße immerfort thätig. Sodann aber trennte auch ihre Aehnlichkeit beide Männer ganz entſchieden, denn eigentlich war Merck, ungeachtet der ſtärkſten Entgegenſetzung in Stoff und Richtung, doch in vielen weſentlichen Bezügen nur auch eine Art Leuchſenring, von unruhiger Thätigkeit, überall eingreifend, wirkſam, vermittelnd, ohne jemals ein eigentliches Fach und eine feſte Stellung zu finden, in der ſeine Kenntniſſe und Gaben ihre geſammelte Kraft auf ein namhaftes Ziel hätten richten können. In Leuchſenring mußte ihm ein geſpenſtiſches Abbild ſelbſt erſcheinen, und weil er dies in der ihm am meiſten entgegengeſetzten Weiſe, in ſentimentalen und geſellig-eitlen Täuſchungen, auftreten ſah, ſo mußte es ihn bis zum Abſcheu anwidern.

Goethe erzählt, wie in Koblenz bei dem Geheimenrath von Laroche, oder eigentlich bei deſſen Frau, der einſt berühmten und beliebten Schriftſtellerin Sophie von Laroche, im Mai 1771 eine Art Kongreß theils im artiſtiſchen, theils im empfindſamen Sinne gehalten wurde, wozu auch Leuchſenring beſchieden war, der von Düſſeldorf herauf kam. „Dieſer Mann, ſagt er, von ſchönen Kenntniſſen in der neueren Litteratur, hatte ſich auf verſchiedenen Reiſen, beſonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntſchaften, und da er angenehm und einſchmeichelnd war, viele Gunſt erworben. Er führte mehrere Schatullen bei ſich, welche den vertrauten Briefwechſel mit mehreren Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine ſo allgemeine Offenherzigkeit unter den Menſchen, daß man mit keinem Einzelnen ſprechen oder an ihn ſchreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man ſpähte ſein eigen Herz aus und das Herz der Anderen, und bei der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine ſolche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxiſchen Poſten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieſer ſittliche und litterariſche Verkehr bald weiter um ſich.“

Das Allgemeine dieſer Bezüge, welches Goethe hier ſo glücklich zuſammenfaßt, hilft uns das beſondere Verhältniß unter den rechten Geſichtspunkt ſtellen, und Leuchſenring hier nur als einen Mitgeher ſeiner Zeit erkennen, nicht als einen Quertreter, der in ihr ſelbſt ein Zerrbild geweſen wäre. Sein Bedürfniß und Eifer empfindſamer Mittheilung waren nicht anderer Art, als die, in denen ſich außer der Frau von Laroche, auch die beiden Jacobi, Wieland und Herder gefielen, und von denen auch Goethe nicht zu allen Zeiten frei blieb.

„Solche Korreſpondenzen, beſonders mit bedeutenden Perſonen, — fährt Goethe fort, — wurden ſorgfältig geſammelt, und alsdann, bei freundſchaftlichen Zuſammenkünften, auszugsweiſe vorgeleſen; und ſo ward man, da politiſche Diskurſe wenig Intereſſe hatten, mit der Breite der moraliſchen Welt ziemlich bekannt.“

Goethe geſteht, daß Leuchſenring's Schatullen in dieſem Sinne manche Schätze enthielten, und rühmt beſonders die Briefe von Julie Bondeli, eines vortrefflichen Frauenzimmers, deren Briefwechſel mit Rouſſeau ihrem Namen für immer ein würdiges Denkmal ſichert. Goethe ſagt ferner, daß er dieſen Vorleſungen, wenn auch nicht alles gehaltreich war, gern beigewohnt habe, er dadurch in eine unbekannte Welt verſetzt worden ſei, und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen gelernt habe.

Kaum aber trat Merck hinzu, ſo wurden dieſe Eindrücke geſtört. „Er hatte, ſagte Goethe, nicht lange jene Briefwechſel mit angehört, als er über die Dinge, von denen die Rede war, ſo wie über die Perſonen und ihre Verhältniſſe, gar manchen ſchalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichſten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen ſein ſollten. Von politiſchen Geheimniſſen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht von irgend etwas, das einen gewiſſen Zuſammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menſchen aufmerkſam, die, ohne ſonderliche Talente, mit einem gewiſſen Geſchick, ſich perſönlichen Einfluß zu verſchaffen wiſſen, und durch die Bekanntſchaft mit vielen aus ſich ſelbſt zu bilden ſuchen; und von dieſer Zeit an hatte ich Gelegenheit, dergleichen mehr zu bemerken. Da ſolche Perſonen gewöhnlich den Ort verändern, und als Reiſende bald hier, bald da eintreffen, ſo kommt ihnen die Gunſt der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern ſollte: denn es iſt dieſes eine herkömmliche Sache, die jeder Reiſende zu ſeinem Vortheil, jeder Bleibende zu ſeinem Nachtheil öfters erfahren hat.“

Das Treffende dieſer Bemerkungen iſt nicht zu verkennen, ſie ſind an ſich wahr, und bezeichnen ein weitverbreitetes Element des Geſellſchaftslebens. Auch ihre Anwendbarkeit auf Leuchſenring ſcheint ganz gegründet, und wir können wohl annehmen, daß eine Hauptſeite ſeiner Erſcheinung von dem ſcharfen Mephiſtopheles-Sinne Merck's mit Recht ſo aufgefaßt und Goethe'n überliefert werden konnte.

Völlig ohne Uebergang und in gewagtem Sprunge dünkt uns Goethe zu dem Folgenden zu gelangen, wo er ſagt: „Dem ſei nun wie ihm wolle, genug wir nährten von jener Zeit an eine gewiſſe unruhige, ja neidiſche Aufmerkſamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, ſich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigſtens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen ſuchten. Einen zarten und weichen dieſer Zunftgenoſſen habe ich im Pater Brey, einen anderen, tüchtigeren, und derberen, in Satyros oder dem vergötterten Waldteufel, wo nicht mit Billigkeit, wenigſtens mit gutem Humor dargeſtellt.“

Goethe ſpricht in der Folge nicht wieder von Leuchſenring, und in dem Vorangeſchickten, wie wenig es auch günſtig für dieſen laute, finden wir doch keineswegs die Rolle begründet, die ihm in dem Faſtnachtſpiele als Pater Brey aufgebürdet wird. In Goethe's Erzählung iſt er ein Menſch, der zwar ſeine Schwächen und Unbequemlichkeiten hat, ſonſt aber noch bedeutend und ehrenwerth genug daſteht: in dem Faſtnachtſpiel aber zeigt er ſich als ein elender und verächtlicher Lump. Wir glauben hier durchaus Merck's bittere Laune und gehäſſige Uebertreibung zu ſehen, von denen Goethe's Sinn damals beherrſcht wurde, und denen er ſein Talent gleichſam als Scharfrichteramt leihen mußte. Daß einige Züge und Aeußerungen des Paters Brey in Leuchſenring ſich wiederfanden, oder auf ihn zu deuten waren, dürfen wir freilich als gewiß annehmen, denn der damalige Goethe'ſche Kreis bezeigte ſeine Schadenfreude laut genug, und Friedrich Heinrich Jacobi beſtätigte noch in ſpäteren Jahren, in den vier Verſen:

„Er will überall Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gyps und Kalch verſtreichen.

Und dann zu mahlen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß;“

ſei der Mann auf das vollkommenſte geſchildert. Allein wir glauben, daß ihm durch ſolche Bezeichnung im Ganzen doch Unrecht geſchehen ſei, ein Unrecht, das damals, von dem jungen ungeſtümen Goethe gegen einen beinahe Gleichaltrigen ausgeübt, ſo groß nicht erſcheinen konnte, in der Folge aber durch Goethe's wachſenden Namen und gebietendes Anſehen ganz unverhältnißmäßig werden mußte. Für unſere Anſicht ſpricht ſchon der Umſtand, daß Goethe von dem einmal dichteriſch Ausgeſprochenen und Feſtgeſtellten zwar nichts zurücknahm, aber doch fernerhin nie die Gelegenheit ergriff, — ſo oft und dringend ſie ſich auch darbot, — das Mißurtheil gegen Leuchſenring zu wiederholen, zu erhärten und weiter auszuführen. Von Leuchſenring aber müſſen wir rühmend anmerken, daß ſich keine Spur findet, er habe auf dieſen heftigen Angriff, den er wohl erkennen und tief empfinden mußte, und dem zu begegnen er ſich damals wohl gegen Goethe noch ſtark genug glauben durfte, jemals rachſüchtig reagirt, oder deßhalb den Genius und die Macht des Dichters weniger anerkannt, obgleich auch ihm die Gelegenheit nicht fehlte, deſſen Feinde zu verſtärken und den Riß zu vergrößern, der denſelben öfters von der Gunſt des Publikums zu trennen drohte.

Doch wir müſſen, um den Mann in ſeiner wahren Geſtalt aufzufaſſen, aus dieſem Momente ſeines vorübergehenden Zuſammenſtoßes mit Merck und Goethe zu dem Ueberblicke ſeines geſammten Lebenslaufs hinaustreten, des früheren und des ſpäteren, und da bleibt uns freilich nur zu bedauern, daß die Nachrichten, wenn auch im Einzelnen ſehr zuverläſſig und beſtimmt, doch im Ganzen nicht reichlich ſind.

Franz Michael Leuchſenring war zu Langenkandel im Jahre 1746 geboren, und hatte im Hauſe der wohlhabenden Eltern eine gute Erziehung genoſſen. Seine Studien, die er wahrſcheinlich auf der Univerſität zu Straßburg machte, waren weniger auf ein beſtimmtes Fach, als auf allgemeine hiſtoriſche und litterariſche Kenntniſſe gerichtet; er vereinigte gründliche

Gelehrſamkeit mit weltlicher Gewandtheit, und wußte ſehr gut zu ſprechen; auch an Kunde fremder Sprachen fehlte es ihm nicht, und das Franzöſiſche beſonders ſprach und ſchrieb er mit vollkommner Geläufigkeit.

Ein Bruder von ihm lebte als Leibarzt in Darmſtadt, zog ihn dorthin und machte ihn am Hofe bekannt. Seine Perſönlichkeit gefiel, er war nicht groß, nahm ſich aber vortheilhaft aus, ſeine Kurzſichtigkeit erlegte ſeinem lebhaften Weſen ein wohlthätiges Maß auf, ſeine Bildung und Kenntniſſe waren ausgezeichnet, ſein Karakter untadelhaft. Er wurde zum heſſen-darmſtädtiſchen Hofrath ernannt, und begleitete den heſſiſchen Erbprinzen im Jahre 1769 zur Univerſität nach Leyden. Hier lernte ihn Friedrich Heinrich Jacobi kennen, gewann ihn lieb und trat in vertrauliche Verbindung mit ihm. Herder ſchrieb über ihn 1771 aus Straßburg an Merck: „Der Himmel führe Leuchſenring aus der dicken holländiſchen Luft, wo ſich alle ſeine feinen, Empfindung hauchenden Poren verſtopfen müſſen, glücklich in eure Gegenden. — Ich kann's nicht bergen, daß ich ihn noch gerne, gern ſehen wollte, da er nur ſehr halbe Ideen von mir, die drei Tage alt ſind, haben kann.“ Leuchſenring begleitete den Erbprinzen ſodann auch nach Paris und in die Schweiz. Ueberall fand er ausgezeichnete Aufnahme, knüpfte merkwürdige Bekanntſchaften an, und lernte die verſchiedenartigſten Menſchen und Verhältniſſe kennen.

Weder für eine beſtimmte Wiſſenſchaft, noch für irgend eine Kunſt begabt, aber mit großen Kenntniſſen, lebhafter Auffaſſung, reizbarem Gefühl und raſcher Einbildung ausgeſtattet, dabei der vornehmen und litterariſchen Welt kundig, in die moraliſchen und geiſtigen Bezüge und Betriebſamkeiten der Menſchen eingeweiht, fand er ſich auf das ſtärkſte zu der Wirklichkeit des Lebens hingezogen, und Menſchen, Verhältniſſe, geſellige Strebungen und Intereſſen wurden der Stoff, in welchem ſein Geiſt und ſein Gemüth arbeiteten. Wir bemerken hiebei, daß ſolche Richtung in der Welt ſehr häufig iſt, und oft die reichſten Gaben und ſchönſten Eigenſchaften in ſie verflochten ſind. Findet ſich zu dieſer in's Allgemeine und Weite führenden Richtung ein freier, unabhängiger, oder wohl gar vornehmer Stand, ſo können ſich heitere und glänzende Lebensgeſtalten entwickeln, an Höfen, in der Diplomatie, oder wo ſonſt geſellige Repräſentation und Thätigkeit gilt. Wo dieſe Begünſtigung fehlt, aber neben den großen, auf die Welt überhaupt gerichteten Kräften wenigſtens Ein beſtimmtes Talent ſich zeigt, das gar nicht einmal an ſich bedeutend zu ſein braucht, aber unter den Menſchen einen anerkannten Stand und Beruf begründet und ſeine vorbereitete Bahn hat, ſo gewinnt jene allgemeine Richtung darin Schutz und Anhalt, und wird glücklich verdeckt oder getragen. Wo aber keine dieſer Beimiſchungen vorhanden iſt, und jene Richtung für ſich allein ſteht und in voller Stärke wirkt, da iſt der ſo Begabte ſehr zu bedauern, er befindet ſich gegen Welt und Menſchen im größten Nachtheil, und der lebendige Stoff, in welchem er zu arbeiten gewillt und genöthigt iſt, zeigt ſein Leben zuerſt darin, daß er die Einwirkung und den Einwirker zurückſtößt; als Abentheurer, Intrigant, Sonderling, ja vielleicht unter noch ſchlimmeren Bezeichnungen und Verdächtigungen wird der Suchende von den in der vorhandenen Einrichtung und in den beſtimmten Lebensfächern feſt und behaglich Anſäſſigen gemieden und verſtoßen.

Dies war der Fall bei Leuchſenring. Er hatte kein Nebentalent, das ihm einen Stand oder ein Fach angewieſen hätte. Er war, nach Vollendung jener Reiſe, ein Hofrath ohne Amt, ein Gelehrter ohne gelehrten Betrieb, ſeine Geiſtes- und Gemüthsart im Verein warfen ihn unwiderſtehlich auf die Geſellſchaftswelt. Dieſe bloß zum Genuß zu gebrauchen, war er nicht frivol genug; ein höherer Trieb drängte ihn, mit Ernſt und Gründlichkeit dort einen edleren Gewinn zu ſuchen und auszubreiten.

Jacobi erzählt, Leuchſenring ſei ihm als ein Mann von vielem Geiſte erſchienen, der aber beſtändig mit einer oder der anderen Grille bis zur Schwärmerei behaftet ſei. Schon damals in Leyden habe er einen geheimen Orden der Empfindſamkeit ſtiften wollen, habe in Korreſpondenzen gelebt und gewebt, und ſei immer mit Brieftaſchen bepackt geweſen, aus denen er vorlas. „Ich war ihm viel zu muthwillig, ſagt Jacobi, und er brach ein paarmal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter ſeinen Waizen ſäete, und vornehmlich mit Weibern lieber ſcherzte als phantaſirte. Dennoch hat er ſich länger mit mir, als mit irgend einem anderen von ſeinen Freunden vertragen. Herder, den er auch zu Leyden hatte kennen lernen, brach bald darauf zu Darmſtadt mit ihm auf immer. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb Goethe das Faſtnachtſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten."

Die Epoche der Empfindſamkeit in der deutſchen Gefühlsbildung und Litteratur iſt bekannt genug. In Goethe's Wahrheit und Dichtung finden ſich einzelne Gruppen aus jener Zeit unübertrefflich dargeſtellt. Aber das ganze Treiben des deutſchen Lebens im dritten Drittheile des achtzehnten Jahrhunderts iſt im Zuſammenhange noch nirgends geſchildert worden. Für einen aufmerkſamen und eindringenden Geſchichtſchreiber wäre dies ein höchſt ergiebiger und dankbarer Stoff, und wir bedauern in dieſer Hinſicht, daß eine Geſchichte der deutſchen Litteratur ſeit Friedrich dem Großen, welche im Meßkatalog vor zwei Jahren ſchon angekündigt war, von dem geiſtreichen jungen Schriftſteller, der ſie unternommen hatte, wieder aufgegeben ſcheint. Die Empfindſamkeit, die Phyſiognomik, der Sturm und Drang, das Genieweſen, die geheimen Bünde, die Illuminaten, die Geiſterſeherei, die deutſche Union, der Erziehungseifer und viele andere wunderliche Ausgeburten des deutſchen Lebens, hätten hier beſprochen werden müſſen.

Ein Orden der Empfindſamkeit war damals nicht ſo lächerlich, wie er jetzt erſcheint. Ueberdies war in Deutſchland eine wahre Sucht, geheime Vereine für geiſtige Bedürfniſſe, Geſellſchaften zur gegenſeitigen Veredlung, Brüder- und Schweſterſchaften für moraliſche und religiöſe Zwecke zu begründen, oder ihnen beizutreten. Die Freimaurerei ſpielte in jener Zeit eine wichtige Rolle. Und die Kirche und die Regierungsgewalten blieben aller Einmiſchung fern. Nicht alle ſolche Bünde waren ſo harmlos, wie der Ritterbund in Wetzlar, von dem Goethe ſpricht, oder die Vereinigung von Bürgertöchtern in Nürnberg, welche Johann Benjamin Erhard geſtiftet hatte. Daß aber der Orden der Empfindſamkeit wenigſtens in Bezug auf den Staat völlig gefahrlos und unſchuldig gemeint war, dürfen wir wohl mit aller Zuverſicht annehmen.

Bald nach dem Wiedereintreffen Leuchſenring's mit dem Erbprinzen in Darmſtadt, wo ſein Führeramt aufhörte, machte er eine Rheinreiſe, und bei dieſer Gelegenheit war es, daß er auch an dem Kongreß in Ehrenbreitſtein Theil nahm, und in den näheren Verkehr mit Merck und Goethe gerieth, wo ihm ſo übel mitgeſpielt wurde. Indeß wurden nicht alle Freunde von ihm abgezogen. Sophie von Laroche blieb ihm mit treuer Anhänglichkeit zugethan, eben ſo Wieland; Goethe's nachheriger Schwager, Johann Georg Schloſſer, verläugnete ſeine gute Meinung und Zuneigung nicht, und Jacobi ſpricht von ihm zwar mit Scherz, aber auch mit Theilnahme und Wohlwollen. „Ich habe vergangenen Freitag vergeſſen, — ſchreibt er am 17. Juni 1771 an Sophie von Laroche, — Ihnen Ihren Erz-Leuchſenring vom 1. Juni (ohne Zweifel einen Brief von ihm) zurückzuſchicken; Sie empfangen ihn einliegend mit dem vom 6. Wahrſcheinlicherweiſe geht unſer Lieber jetzt zu Bergzabern, an einem roſenfarbenen ſeidenen Bande, hinter der elyſiſchen Zieglerin, und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen und Roſenblätter. Welch eine empfindſame Schilderung! Si je me moque un peu de ces bonnes gens, ma chère Sophie, c'est que je me sens une aversion invincible contre toutes les espèces de contorsions corporelles ou spirituelles. Il faut marcher avec la nature; und die ſimpeln und reinen Empfindungen, die ſie giebt, mit ſo viel Feuer und Stärke aufnehmen, als ſie einem ein Herz dazu gegeben hat, aber keine neuen erfinden wollen.“ Und am 24. Auguſt 1771 an Wieland: „Endlich habe ich von dem wunderbaren Freunde Leuchſenring einen Brief erhalten. Ich glaubte, er hätte über irgend einem ſentimentaliſchen Todtenſprunge den Hals gebrochen. Wenn wir ihn doch überreden könnten, daß er nicht alles, was er thut, in Kunſtſtücken thäte; ich weiß ſie ihm nicht nachzumachen, und das bloße Zuſehen macht mir Nervenreißen. Ich kann nicht leiden, daß man mit einem Springſtocke über einen Graben ſetzt, den man überſchreiten könnte.“ Allein auch Merck ſelber hatte mit ihm in Briefwechſel geſtanden, und, wie es ſcheint, in ganz vertraulichem Austauſche von Geſinnungen und Anſichten; Wieland ſchreibt an Jacobi vom 18. Februar 1771: „Leuchſenring hat mir neuerlichſt in Geſellſchaft mit Merck ein Briefchen aus unſers Dumeiz Zimmer in Frankfurt geſchrieben, mit Beilage zweier Stücke der Frankfurter Anzeigen, worin Sulzer's Theorie mit ſpaniſchem Pfeffer gerieben wird“; und Sophie von Laroche ſchrieb am 18. Mai 1772 an Merck: „Ihre Briefe an Leuchſenring, lange ehe Sie mir ſchrieben, hatten meine Geſinnungen beſtimmt; Ihre perſönliche Kenntniß hat mir das Vergnügen gegeben, daß ich Recht hatte zu denken und zu ſchreiben, wie ich that.“ Zwei Jahre ſpäter, am 10. Auguſt 1774, beklagt ſich Jacobi gegen Sophie von Laroche, daß Leuchſenring ihm ſeit faſt zwei Monaten nicht ſchrieb: „Dieſer Mann, fügt er hinzu, thut nicht wohl an mir. Aber im Grunde iſt's wohl ſeine Schuld nicht, und er hat vermuthlich an ſich noch weit übler gethan.“

Unterdeſſen hatte Leuchſenring eine franzöſiſche Zeitſchrift begonnen, ſie erſchien unter dem Titel: Journal de lecture von 1775 bis 1779, und wurde ſehr geſchätzt; Jacobi übernahm davon 500 Exemplare durch ſeine Empfehlung anzubringen. Gleich darauf aber mußte Jacobi zu ſeinem Verdruß erfahren, daß Leuchſenring, der ſich wieder in der Schweiz befand, dort von ihm zu Le Sage, Jacobi's Jugendlehrer, geſagt habe: „Il ne s'embarrasse plus ni de ses amis ni de sa philosophie, il ne songe qu'à se divertir.“ Und darüber ruft er bitter aus: „Es iſt doch eine mannigfaltige, luſtige, harmoniſche und melodiſche Welt, unſere Welt“!

Leuchſenring fand immerfort keine Ruhe; er reiſ'te hin und her, von mancherlei Vorſätzen, Hoffnungen und Meinungen bewegt. Da ſeine Einkünfte für ſeinen Unterhalt nicht ausreichten, ſo mußte er auch von Zeit zu Zeit bedacht ſein, zu irgend einer fruchtbaren Thätigkeit zurückzukehren. Seine Fähigkeiten waren anerkannt, auf ſeine Rechtſchaffenheit durfte man vertrauen, und auf ſeinem Wandel haftete kein Flecken. So geſchah es, daß im Januar 1776 die Vorſteher einer in Neuwied errichteten Erziehungsanſtalt ganz beſonders auf ſeine Mitwirkung hofften, und dieſelbe mit großen Opfern erlangen wollten. Er war damals in Paris, krank und bekümmert, und wollte kommen, wenn man ihm 12,000 Livres ſchaffte, deren er dort bedurfte. In Neuwied wollte man die Summe geben, doch in der Meinung, er werde das Geld für die Anſtalt verwenden. Die Prinzeſſin Luiſe von Darmſtadt wollte die Bürgſchaft für das Darlehen übernehmen, das aber nicht zu Stande kam, und Sophie von Laroche ſchreibt darüber an Merck: „Ich bin mißvergnügt, daß dieſer Mann ſeine Talente nicht beſſer und nützlicher brauchte, aber das Geld, wie ſoll ich ihm's ſchaffen? Dies alles muß Ihnen zeigen, daß ich Sie kenne, denn wie ſchrieb' ich ſonſt von Leuchſenring an Sie?“ Bald nachher, vergeſſend, daß ſie ſelbſt von ihm geſchrieben, er ſei in Paris krank, beklagt ſie ſich, daß er ihre Freundlichkeiten bei Mad. du Bocage dort hätte ausrichten können, allein wie verſchieden ſei doch: Rede und Sache!

Leuchſenring brachte darauf einige Zeit bei dem Landgrafen von Heſſen-Homburg zu, einem der edeln und einſichtsvollen kleineren Fürſten, deren Deutſchland damals ſo viel hatte. Er lebte hier in den angenehmſten Verhältniſſen, ſorgenfrei, unabhängig. Allein ſein Drang nach Wirkſamkeit ließ ihn nicht ruhen.

Schiller's Trauerſpiel „die Räuber“ war im Jahre 1781 erſchienen, und Leuchſenring wandte ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit dem Verfaſſer zu, den er kennen lernen wollte, und deßhalb in Ludwigsburg aufſuchte, wie der General von Scharfenſtein in ſeinen Denkblättern erwähnt: „Ich erinnere mich, ſagt er, daß einige reiſende Beleſprits in ſchöner Equipage vor Schiller's Quartier angefahren kamen, z. B. Leuchſenring.“ Wir finden jedoch nicht, daß er ſpäterhin mit Schiller in näheren Zuſammenhang gekommen, wiewohl deſſen Genius ihn mächtig anregte und durch manche Ausbrüche des ungeſtümen Freiheitsgeiſtes ſeinen vollen Beifall gewann.

Im Jahre 1782 kam Leuchſenring nach Berlin, wo die angeſehenſten Gelehrten und andere ausgezeichnete Perſonen ihn günſtig aufnahmen, und bei näherer Bekanntſchaft nur immer höher ſchätzten. Ramler, Gedike, Bieſter, Friedrich Nicolai, Moſes Mendelsſohn, freuten ſich ſeines Umgangs. Auch der nachherige berühmte Miniſter Freiherr vom Stein, der ihn ſchon am Rhein kennen gelernt hatte, erneuerte hier gern die Bekanntſchaft. Nicolai ſagt von ihm, er habe, ſo viel ihm bekannt, in deutſcher Sprache nichts drucken laſſen, und die Bücher, die man ihm beigemeſſen, ſeien nicht von ihm, aber er könne gewiß für einen größeren Gelehrten gelten, in der edelſten Bedeutung des Wortes, als ſo viele, welche Bücher ſchreiben. Ueber ein Jahr blieb er in Berlin, und lebte in der beſten Geſellſchaft ſehr angenehm, bis ihm auf's neue eine pädagogiſche Reiſe angetragen wurde. Er wurde der Führer des jungen Baron Labes, nachherigen Grafen von Schlitz.

Die Anordnung der Reiſe war großentheils dem Führer anheimgeſtellt; der Zögling ſollte die Welt ſehen, und ſich in fremden Ländern unterrichten und ausbilden. Leuchſenring aber hatte ſeine nächſten Anziehungsorte in Deutſchland, er meinte, der junge Mann ſolle zuerſt ſein Vaterland kennen lernen, und die Reiſe wurde mehr nach den empfindſamen und litterariſchen Intereſſen des Lehrers als nach den Zwecken des Zöglings eingerichtet. Vergebens drangen die Verwandten von Berlin her in öfteren Briefen auf Aenderung, Leuchſenring hatte immer Gründe, die weiteren Ausflüge noch aufzuſchieben, und als er nach zweien Jahren in Berlin wieder eintraf, hatte der Baron Labes weder Frankreich, noch Italien, noch England geſehen, ſondern alle dieſe Zeit im deutſchen Reich, in der Schweiz und einem Theile von Holland zugebracht, und war vorzüglich in denjenigen Lebenskreiſen bewandert, die ſeinen Lehrer angezogen hatten, und die freilich auch ſeinen eignen Neigungen bald bequem geworden waren.

Die Unzufriedenheit der Verwandten löſte das Verhältniß des Lehrers und Zöglings, nachdem beide im Jahre 1784 nach Berlin zurückgekehrt waren, ſogleich auf; indeß erwuchs für Leuchſenring daraus kein Nachtheil, die Erziehung war durch die ausgeführte Reiſe vollendet, und es ſchien in der

Ordnung, daß er den Zögling nunmehr verließ. Er fand in Berlin gleiche Zuvorkommenheit wie bei ſeiner erſten Anweſenheit. Seine Freunde wußten ihn beſtens zu rühmen und nachdrücklich zu empfehlen. Er wurde ſogar zum Lehrer der Söhne des Prinzen von Preußen auserſehen, und mußte daher, um Proben ſeiner Lehrſtunden zu geben, einige Zeit in Potsdam zubringen. Friedrich der Große fand jedoch wenig Wohlgefallen an ihm, und der Unterricht hörte bald auf.

Leuchſenring hatte indeß die Geſellſchaftskreiſe in Berlin nicht vernachläſſigt, und fortwährend an Zuneigung und Anſehen gewonnen. Er gefiel ſich beſonders in dem Umgange mit den gebildeten Juden in Berlin, und im Hauſe des Geheimraths Ephraim nahm ſeine Empfindſamkeit eine ernſtere Geſtalt an; er verliebte ſich in deſſen Tochter Adele, und da ſeine Neigung erwiedert wurde, ſo wollte er die Heirath, gegen welche ſich große Bedenken und Schwierigkeiten erhoben, mit Gewalt durchſetzen. Solche Verbindungen waren damals noch höchſt ſelten und für beiderlei Religions-Partheien anſtößig. In dieſem Fall aber würde das Aergerniß um ſo größer geweſen ſein, als Leuchſenring durchaus darauf beſtand, daß ſeine Frau keine Chriſtin werden, ſondern Jüdin bleiben ſollte. Wegen dieſer Sache zerfiel Leuchſenring mit Moſes Mendelsſohn. Dieſer hielt ſich verpflichtet, jeden Verdacht, er könne ein ſolches Beginnen befördern oder nur dazu ſchweigen, von ſich abzulehnen, und wollte den Mann nicht mehr als ſeinen Freund gelten laſſen, der durch das widerwärtigſte Aufſehen den jüdiſchen Glaubensgenoſſen die gehäſſigſten Mißdeutungen zuzog, und durch einen Schritt, an dem ſie unſchuldig waren, die größten Nachtheile für ſie bereiten konnte. Auch Nicolai kam hierüber mit Leuchſenring völlig aus einander, und ſah ihn während der letzten acht Monate ſeines Aufenthalts nicht mehr. Doch ohne ihm zu grollen, nur aus Rückſicht für Mendelsſohn. Die Heirath kam indeß wegen des vielfältig erhobenen Widerſpruchs nicht zu Stande, und Leuchſenring reiſ'te im Frühjahr 1785 von Berlin fort. Nicolai ſah ihn im Sommer deſſelben Jahres in Pyrmont wieder, äußerlich in gutem Vernehmen, doch ohne die frühere Vertraulichkeit. Er ahndete nicht, wie ſehr er und ſeine Freunde durch dieſen Mann noch in Bewegung geſetzt werden ſollten!

Die Unruhe der Gemüther war außerordentlich um jene Zeit in Deutſchland, jeder Gebildete und Strebende ſuchte höhere Einſicht, höheres Wirken, die eigne Entwickelung und die der geſammten Menſchheit ſchienen gleichmäßig zu demſelben hinzuführen, Verſtand und Einbildungskraft waren unaufhörlich mit Problemen der Weltbeglückung erfüllt. Leuchſenring übertrug die früheren empfindſamen Beſtrebungen auf dieſe ernſteren und in ihren Folgen bedeutenderen Entwürfe, und ſein Eifer ſchwärmte in den abentheuerlichſten Planen und Hoffnungen. Jacobi ſagt von ihm: „Was ihn ſelbſt angeht, ſo hat er immer nur in Erdichtungen gelebt. Einen ganzen Welttheil umzuſchaffen, ſchien ihm eine Kleinigkeit, wenn er bei irgend einem Mächtigen Gehör fände, oder auch nur Geld genug beſäße, oder es geborgt bekommen könnte.“ In dieſem Sinne knüpfte er überall an, und erhielt einen Antheil rege, den man wenigſtens ihm perſönlich immer auf's neue gewährte, da ſein Geiſt, ſein Eifer und ſeine Beredſamkeit einen gewiſſen Reiz und Eindruck nie verfehlten. In Hofgeismar unterhielt er von dieſen Sachen die Fürſtin Gallitzin, den münſterſchen Miniſter von Fürſtenberg und den Philoſophen Hemſterhuis: überall hatte er mit den beſten und ausgezeichnetſten Perſonen zu thun.

Bei ſeinem Herumreiſen, Aufmerken und Forſchen, und indem er ſelbſt allerlei Geheimweſen betrieb, hatte ihm nicht entgehen können, daß deſſen auch von einer Art vorkomme, worin ſtatt allgemeinen Menſchenglücks andere bedenkliche Zwecke walteten, daß betrügeriſcher Eigennutz oder hohle Gaukelei den guten Willen mißbrauche, daß dunkle Abſichten, welche nichts weniger als das Glück der Welt bezweckten, im Stillen thätig einwirkten, und vorzüglich im Sinne des zwar aufgehobenen, aber in der That fortbeſtehenden Jeſuitenordens und zu Gunſten der katholiſchen Hierarchie die verſchiedenartigſten Formen und Täuſchungen anwendeten. Die Entdeckung eröffnete für Leuchſenring ein ganz neues Feld, er glaubte nun, vor allem dieſe Feinde bekämpfen und deren Betreibungen enthüllen und vereiteln zu müſſen. Er vermuthete nun überall, wie Jacobi ſagt, ein gewiſſes dessous des cartes, und glaubte es auch entdeckt zu haben. Er hatte den Hergang der Dinge in der Welt genug mit angeſehen, um zu wiſſen, welche Triebfedern und Gewalten auch in den oft ſcheinbar einfachſten und unſchuldigſten Ereigniſſen mitthätig ſind, wie die Argliſt und Heuchelei überall auf Vortheile ausgehen. Wenn auch ſeine Vorſtellungen übertrieben waren, und ſein Mißtrauen ſich am unrechten Ort aufhielt, ſo war doch im Ganzen ſeine Spürkraft nicht irr' gegangen, und es war nicht ohne Grund, daß er behauptete, es gäbe heimliche Jeſuiten und heimliche Katholiken, welche der Aufklärung entgegen und zum Vortheil der Hierarchie wirkten.

Johannes von Müller giebt um dieſe Zeit in einem Briefe an Jacobi folgende Nachrichten über Leuchſenring: „Welch ein ſonderbarer Kopf! ihm iſt alles durch geheime Geſellſchaften geſchehen; auf's wenigſte das alte Teſtament, Moſis Bücher zumal, hat eine ſolche geſchrieben, welche an Cyrus Hof die Spekulation erſonnen, den Juden ein Centrum zu geben, wohin ſie aus aller Welt ſteuern ſollen; das Geſetz war von geſtern, und die geheime Geſellſchaft machte ihnen weiß, es ſei tauſend Jahre alt, nochmals wurde ein David und Salomo erdacht, weil doch die Römer einen Romulus und Numa hatten. So alles; ich könnte ein Buch ſchreiben von ſeinen Einbildungen, das unglaublich ſcheinen würde, die geheimen Geſellſchaften ſind nun der Modegedanke, der ſich überall eindrängt; nun haben ſie alles gethan, thun alles. Was mich ungläubig macht in Abſicht auf den Krypto-Jeſuitismus, iſt, daß ich zu einer Zeit, wo mir nichts weniger in den Sinn kam, ich, der zu dieſen Sachen weder Neigung noch Muße habe, und einem ganz anderen Arbeitsplan folge, deſſelben auch angeklagt worden bin: leſen Sie in der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek das Ende der Anzeige von den Reiſen der Päbſte. Und ein Menſch wie Leuchſenring, ſein gefärbtes Glas in der Hand, womit er alles grün anſieht, kann leicht ſeinen Freunden als Thatſache berichten, was nur er ſich vorſtellt. Im Illuminatenweſen bin ich ſo weit als Sie; ich gehe nicht gern, ohne zu wiſſen, wohin, laſſe mich ungern leiten von ſolchen, die ich nicht kenne, und bin, ich kann es nicht verhehlen, doch nicht ſo ganz geheilt von gewiſſen apprehensions, politiſche Einſchlüſſe betreffend.“ Man ſieht, Johannes von Müller, der übrigens auch mit Nicolai die freundſchaftliche Verbindung fortſetzte, wollte doch die Anſichten Leuchſenring's nicht ganz verwerfen, denen in neuerer Zeit gar manche litterariſch und bürgerlich gewichtige Stimme beigetreten iſt.

Seinen ehemaligen Berliner Freunden, mit denen er eigentlich nie gebrochen hatte, den Eiferern für Aufklärung, war dieſe Entdeckung der willkommenſte Fund, der ihrer Geſchäftigkeit die reichſte Nahrung gab. Leuchſenring hatte die Redlichkeit und den Muth, ſeine Ueberzeugung laut auszuſprechen. Er ſagte dieſelbe dem Freiherrn vom Stein, ſo wie auch der Fürſtin Gallitzin, und verkündigte, daß von ihm in der, anfangs von Gedike und Bieſter, nachher von Bieſter allein herausgegebenen Berliniſchen Monatsſchrift ein Aufſatz erſcheinen und allem Widerſpruch ein Ende machen würde. Er verhehlte dabei nicht, daß er die größte Gefahr liefe, vergiftet zu werden, nachdem es ausgekommen, daß er es ſei, der die Abſichten der geheimen Geſellſchaften an den Tag gebracht habe.

Der Aufſatz erſchien im Auguſt-Hefte des Jahres 1786, und machte ein unglaubliches Aufſehen. Mit ihm begann der viele Jahre fortgeſetzte Kampf und das verwirrte Geſchrei über Krypto-Jeſuitismus und Krypto-Katholizismus, woran auf der einen Seite Nicolai und Bieſter mit ihrem ganzen Anhang, auf der anderen Jacobi, Lavater, Johann Georg Schloſſer und ihre Freunde den heftigſten Antheil nahmen. Mit beſonderer Heftigkeit trat der Leibarzt Ritter von Zimmermann, in ſeinem Buch über Friedrich den Großen, gegen Leuchſenring auf, den er früher zu ſeinen theuerſten Freunden gerechnet, dem er mündlich und ſchriftlich geſagt hatte, er würde ihn immer verehren und lieben. Die Berliner Aufklärer, welche ſchon viele Feinde hatten, auch in ihrem Argwohn zu weit gingen, und im Einzelnen große Blößen gaben, waren ihren Gegnern nicht gewachſen, unterlagen ſpäter in anderen litterariſchen Kämpfen, wo ſie allerdings ſeicht und geiſtlos erſchienen, und wurden bald als Jeſuitenriecher verſchrieen und lächerlich gemacht, der ganze Kram aber für ein Mährchen, für eine Erfindung Leuchſenring's erklärt.

Beſonders nahmen die zahlreichen Freunde Lavater's, der bei dieſen Streitigkeiten vorzüglich in's Gedränge gekommen war, ſich ſeiner eifrigſt an. Dieſer wunderliche Mann, deſſen edle und liebenswürdige Jugenderſcheinung uns Goethe ſo vortrefflich geſchildert hat, der aber im Zuſammenhange ſeiner Lebensentwickelung und ſeines Wirkens in unſerer Litteratur noch nie gehörig dargeſtellt worden, iſt ſelber eine der merkwürdigſten Geſtalten jener Zeit. Seine Phyſiognomik, ſeine Wunderſucht, ſein Glauben an den Geiſterbanner Gaßner, an den Abentheurer Caglioſtro, ſein Scharfſinn und ſeine Einfalt, ſeine Innigkeit und ſeine Unruhe, bilden ein ſeltſames, oft ſchwer zu entwirrendes Gemiſch. Er hatte den Vortheil, als proteſtantiſcher Prediger einen beſtimmten Boden zu haben, ſonſt aber war er ſelber, mit ſeinen Einbildungen, Reiſen, Betreibungen, im Grunde auch nur eine Art Leuchſenring, und da wir auch ſchon Merck als einen ſolchen bezeichnet haben, ſo haben wir ſtatt des einen nun ſchon mit dreien zu thun, die aber alle, wie ganz recht und nothwendig, ſich gegenſeitig abſtießen!

Lavater, der überhaupt mit ſeinen zum Theil höchſt ſchätzbaren, aber auch zum Theil ſehr ſchlimmen Eigenſchaften in der Litteratur immer ſeine Unzulänglichkeit dargethan, im Leben aber große Verwirrung angerichtet, hatte ſich von dem katholiſchen Gottesdienſt einnehmen laſſen, denſelben gerühmt und beſungen, und katholiſche Erbauungsbücher anempfohlen und verbreiten helfen. Dieſes gutgemeinte, aber für einen proteſtantiſchen Prediger unvorſichtige Beginnen mußte auch ihm die Beſchuldigungen zuziehen, mit denen der angeregte Argwohn damals ſo bereit und freigebig war, und gerade ihm in ſeiner Stellung fielen ſie am empfindlichſten.

In der nächſten Zeit kam Leuchſenring wieder in die Schweiz, und traf mit ſeinen alten Freunden Lavater und Schloſſer zuſammen, von denen aber der erſtere bald in völlige Entgegenſetzung mit ihm gerieth. Schloſſer, der dieſen Zerfall aufrichtig bedauerte, ſchrieb hierüber aus Emmendingen am 3. September 1786 einen ausführlichen Brief, von dem wir den Anfang hieher ſetzen, weil er das noch gute Vernehmen dieſer beiden Freunde in hellem Lichte zeigt. Schloſſer ſchreibt: „Sehr angenehm, mein wertheſter Leuchſenring, iſt es mir geweſen, Sie neulich, nach einem Zwiſchenraum von mehr als zehn bis fünfzehn Jahren, wieder einmal in Zürich geſehen zu haben. — Das Wiederſehen alter Bekannten, mit welchen wir lang' aus aller Verbindung waren, erinnert uns an ſo viele kleine Nebenumſtände der vergangenen Zeit, daß wir dadurch des Lebens doppelt zu genießen ſcheinen; auch ſind dieſe Erinnerungen eine Art von Maßſtab, nach welchem wir den Weg meſſen, den wir zurückgelegt haben, und womit wir zugleich den Wachsthum unſeres Geiſtes und den Umfang unſerer neu erworbenen Erfahrungen überſchlagen können. — Meine Freude, Sie wieder zu ſehen, würde aber dennoch viel größer geweſen ſein, wenn Ihr Verhältniß mit meinem auch alten Freunde Lavater ſie nicht geſtört hätte. Ich wußte nur wenig von dieſem Verhältniß, als ich nach Zürich kam, und ſtellte mir vor, es würde uns nicht hindern, dennoch oft alle drei zuſammen zu ſein, und, wie es uns geziemt hätte, unſeres Beiſammenſeins uns zu freuen. Sie, hoffte ich, würden uns die Erfahrungen mittheilen, die Sie auf Ihren Wanderungen geſammelt hätten; Lavater ſollte dieſe mit ſeinem ſo viel umfaſſenden Blick in den ihm eignen Geſichtspunkt ſtellen, und dort mit ſeinem unerſchöpflichen Witz ſie beleben, und ich wollte zu dieſen Feſten das Einzige, was man von einem Gaſt fordern kann, wenigſtens den offnen Sinn mitbringen, der ſolchen Wirthen auch eine Art wohlthätiger Belohnung iſt. — Das alles aber wurde mir durch den böſen Genius verdorben, der in unſeren Tagen faſt alles, was gut denken und reden kann, vereinzelt. Ich fand Sie herzlich gegen Lavater eingenommen; Sie konnten ſeinen Namen kaum nennen, ohne Ihren Weltpatriotismus in Bewegung zu ſetzen, und zeigten mir ſo viele ſchwarze Wolken, die Lavater über unſeren ſchönen deutſchen Himmel zu ziehen drohe, oder ſchon gezogen habe, daß es mir beinahe ſelbſt anfing bange zu werden. Auf der anderen Seite empörte ſich Lavater's Manns- und Schweizergefühl beinahe eben ſo lebhaft gegen Ihren Weltpatriotismus, der ſich, wie er ſagte, anmaße, jede That ſeines Lebens, jedes Wort ſeines Mundes aufzufangen, und nach einem Kodex, den er nicht anerkenne, vor Richtern, denen er nicht gehuldigt habe, zu richten. — Ich fühlte bald, daß ich zwiſchen Ihnen beiden keine angenehme Rolle ſpielen würde, und mußte alſo die Hoffnung der ſchönen Abende aufgeben, die ich mit Ihnen beiden zu genießen dachte."

Schloſſer ſchildert hierauf die ſchwierige Lage Lavater's, fügt mancherlei Betrachtungen bei, und macht endlich den Vorſchlag, der Streit möchte nicht weiter öffentlich geführt, ſondern durch erwählte Schiedsrichter im Stillen beigelegt werden. Dies war offenbar zu Gunſten Lavater's, und zum Nachtheil Leuchſenring's, beſonders aber Nicolai's und ſeiner Freunde, welche in der Sache noch weit ſtärker aufgetreten waren, als Leuchſenring, und nun Gefahr liefen, den Schein ungerechter und leichtſinniger Anklage auf ſich haften zu ſehen.

Da Leuchſenring auf dieſes Schreiben innerhalb acht Wochen nicht geantwortet hatte, ſo wurde Schloſſer ungeduldig, und ſeine bisher noch verhehlte Partheinahme brach nun aus; er ließ das Schreiben, worin er den Vorſchlag machte, die Sache nicht mehr öffentlich zu behandeln, im Deutſchen Muſeum abdrucken.

Mit dieſer perſönlichen Streitigkeit verwickelte ſich eine andere. Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, Stark, der ebenfalls ſein Leben in geheimen Verbindungen fortſpann, war auf den Grund ſeiner Schriften und Betreibungen mit Heftigkeit angeſchuldigt worden, ein heimlicher Katholik zu ſein. Der Streit wurde ſehr bitter, die Berliner wurden mit gerichtlicher Verläumdungsklage bedroht, ſie konnten die Beweiſe nicht genügend durchführen, und da Stark in der Folge Oberhofprediger in Darmſtadt wurde und bis an ſein Lebensende dieſes proteſtantiſche Amt ausübte, ſo ſchien jede Anklage durch die That widerlegt, und auf thörichten Wahn und ſtrafbaren Leichtſinn gegründet.

Leuchſenring gab auf Schloſſer's Brief eine ſtandhafte und nachdrückliche Erklärung im Junihefte 1787 der Berliniſchen Monatsſchrift. Allein die Gegenparthei, welche durch die angeſehenen und anhangreichen Namen Jacobi, Herder, Claudius, Lavater, Stolberg, Schloſſer, Johannes von Müller und andere ſolchen Werthes vertreten wurde, und allerdings ein geiſtiges Uebergewicht behauptete, behielt in dem Streite die Oberhand. Die Jeſuitenriecherei wurde als oberflächliches, wahnvolles Treiben, als vorlaute und bösliche Anmaßung, zur Ruhe verwieſen.

Erſt in ſpäteren Jahren, als der Uebertritt Stolberg's zur katholiſchen Kirche, dem darauf Friedrich Schlegel, Adam Müller, Haller, Zacharias Werner, die jüngeren Schloſſer in Frankfurt am Main, und ſo viele Andere nachfolgten, von denen Schleiermacher ſagte, „daß ſie nur in zwei verſchiedenen Formen ihre religiöſe Unfähigkeit an den Tag zu legen beſtimmt waren", als endlich der Jeſuitenorden wirklich hergeſtellt wurde, und die römiſche Hierarchie in manchen Ländern offen das Haupt erhob, da wurde man nachdenklich auf jene früheren Angaben und Behauptungen zurückgeführt; aber Nicolai, Gedike, Bieſter, waren ſchon todt, Leuchſenring verſchollen, als die Zeit ihnen dieſe Genugthuung gab, und ſogar die wunderbare Ueberraſchung erfolgte, daß der angeblich falſchbeſchuldigte, gerechtfertigte Stark, nachdem er lange Jahre in Darmſtadt als Oberhofprediger ein Proteſtant geſchienen, auf dem Todbette doch wirklich als Katholiken ſich bekannte, und in katholiſch geweihter Erde begraben zu werden verlangte! —

Wir müſſen jedoch hier noch anmerken, daß gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Deutſchland die litterariſchen Größen unter ſteten Stürmen und Stößen lebten, und bald hier, bald dort unerwartete Niederlagen und klägliche Ausgänge eintraten. Nicht bloß Nicolai und Bieſter und Leuchſenring verblichen, auch auf der anderen Seite wurde manches Anſehen erſchüttert und niedergeſtreckt. Jacobi erhielt ſich mit Mühe aufrecht gegen die großen ſpekulativen und kritiſchen Mächte, die ihn überholten, Fichte, Schelling, Friedrich Schlegel; Claudius und Stolberg ſchwanden im üppigen Anwuchs einer kräftigeren Litteratur dahin; Lavater blitzte nur durch ſeinen gewaltſamen Tod noch einmal im deutſchen Intereſſe auf; Herder ging an ſeiner vermeſſenen Unternehmung gegen Kant und an ſeiner neidiſchen Grämlichkeit über Goethe und Schiller zu Grunde; am traurigſten erging es Johann Georg Schloſſer'n; dieſer rechtſchaffene, biedere, mit reichen Kenntniſſen und großem Talent ausgerüſtete, allgemein hochgeſchätzte und verehrte Mann erwies ſich zuletzt nur als eine Miſchung von Philiſterthum und Phantaſterei, ſein Enthuſiasmus für Caglioſtro brachte ſeinen Verſtand in üblen Ruf, ſein Verhalten gegen die ſpäteren Erſcheinungen der Weltereigniſſe und Litteratur zeigte nur eine völlige Ohnmacht und Erſtorbenheit.

Inzwiſchen war Leuchſenring wieder nach Berlin gekommen, und lebte daſelbſt nach wie vor in großer Achtung und Annehmlichkeit. Nicolai näherte ſich beeifert dem Manne, den er als einen wichtigen Verbündeten anſehen mußte, die gleichgeſinnten Gelehrten ſeines Kreiſes bezeigten ſich nicht minder zuvorkommend. Leuchſenring wurde jedoch beſonders auch in die vornehmeren Kreiſe gezogen. Er gewann in dieſen durch ſein feines Betragen, ſeine Gabe zu ſprechen, ſeine ſtets anziehende Unterhaltung große Gunſt und Zuneigung, hauptſächlich aber die einer Hofdame, eines Fräuleins von Bielfeld, die von ſeinen enthuſiaſtiſchen Vorſtellungen ganz eingenommen und durch ſeine Ueberredungsgabe völlig bezaubert wurde.

Er konnte ſich auch hier wieder nicht verſagen, auf's neue die Stiftung eines Ordens zu unternehmen. Derſelbe ſollte Frauen und Männer zu Mitgliedern haben, und deren Veredlung durch Wahrhaftigkeit und Wohlthun fördern. Die Zahl der Theilnehmer war nicht ſehr groß, allein der Orden beſtand längere Zeit und ging in neue Verzweigungen über, denen manche in der Folge namhaft gewordene Perſonen angehörten, die zu nennen noch jetzt einigen Reiz hätte, aber eben deßhalb hier unterlaſſen wird.

Bisher hatte Leuchſenring, außer der Herausgabe der erwähnten franzöſiſchen Zeitſchrift und einigen deutſchen Aufſätzen, Briefen und Erklärungen über die heimlichen Jeſuiten und Katholiken, wenig Litterariſches geleiſtet. Man hatte ihm mehrere Schriften beigemeſſen, unter anderen die Briefe eines reiſenden Franzoſen, als deren Verfaſſer nachher Riesbeck bekannt wurde, der freilich mit Leuchſenring in Verkehr geſtanden hatte und manches aus ihm geſchöpft haben mochte. Jetzt aber beſchäftigte er ſich ernſtlich mit einem großen Werke, welches die deutſche und franzöſiſche Litteratur umfaſſen, und den Deutſchen zeigen ſollte, daß die Franzoſen nicht bloß leichtfertige Schriftſteller, ſondern auch tiefe Denker und ſtrenge Gelehrte hätten, den Franzoſen hingegen, daß die Deutſchen nicht immer ſchwerfällig, ſondern auch geiſtreich und anmuthig wären. Er hatte alle Kenntniſſe und Fähigkeiten, ein ſolches Buch mit Geiſt und Erfolg auszuführen, und würde vielleicht ſchon damals einen Theil der Wirkung hervorgebracht haben, welche ſo viele Jahre ſpäter durch das berühmte Werk der Frau von Stael, wenigſtens nach der franzöſiſchen Seite hin, verurſacht worden.

Während aber jene neue Beziehung in höchſter Blüthe ſtand, und Lehrer und Schülerin vereint über mancherlei Entwürfen brüteten, ihre hochfliegenden Gedanken zur Ausführung zu bringen, und zugleich ihr beiderſeitiges Zuſammenbleiben irgendwie zu begründen, erfolgten in Frankreich die erſten Ausbrüche der großen Umwälzung, welche in allen folgenden Jahren an Bedeutung und Furchtbarkeit zunahm. Der Anfang aber dünkte vielverſprechend im Guten, und regte die Theilnahme der edelſten Deutſchen an. Leuchſenring erblickte in jenen Bewegungen den Aufgang des Heils der Welt; alle ſeine Plane der Menſchenbeglückung ſchienen ſich dort, wo man den Vorurtheilen entſagte, Freiheit und Gleichheit verkündigte, den Krieg für abgeſchafft und das Geſetz als herrſchend erklärte, zu verwirklichen. Eine Zeitlang ſah er den Ereigniſſen, in welchen ihm ſeine Sache gefördert dünkte, aus der Ferne mit erregtem Antheil zu, beſprach und erläuterte ſie nach ſeinen Anſichten, und bemühte ſich, ſeine Bewunderung und ſeinen Eifer auch in Anderen zu erwecken. Da jedoch dies Beſtreben auf bedeutenden Widerſpruch ſtoßen mußte, und ihm, wie er behauptete, auf Befehl des Generals von Biſchoffwerder, der für ein Mitglied geheimer Geſellſchaften galt, und als General-Adjutant des Königs einen großen Einfluß hatte, die Andeutung geſchah, er ſolle Berlin verlaſſen, ſo faßte er den Entſchluß, dem ſeine Freundin ſogleich beitrat, nach Paris, als dem Mittelpunkte des neuen Heils, zu reiſen und ſich dort einzubürgern. Zelter war in Gefahr, wegen loſer Reden, wie er ſelbſt an Goethe ſpäter ſchreibt, mit Leuchſenring zugleich über die Gränze geſchafft zu werden. Fräulein von Bielfeld entſagte allen Vortheilen ihrer heimiſchen Verhältniſſe, gab dem bewunderten Freund und Lehrer ihre Hand und reiſ'te mit ihm über die Schweiz nach Paris.

Schiller ſagt über dieſe Vorgänge in ſeinem Brief aus Jena vom 10. Juni 1792 an Körner: „Leuchſenring iſt auf gut despotiſch aus dem Preußiſchen verwieſen, und (man weiß nicht warum?) ſeine Papiere ihm weggenommen worden. Vor ſeiner Abreiſe warf ſich ihm noch eine Liebſchaft, ein Fräulein von Bielfeld, die bei der Prinzeſſin Auguſte Hofmeiſterin war, an den Hals, und erklärte, daß ſie ihn ſelbſt im Tode nicht verlaſſen werde. Er hat ſie mitgenommen als ſeine Frau, und nun iſt er nach der Schweiz ohne irgend eine Ausſicht. In Erfurt habe ich das ſeltſame Paar geſprochen. Sie iſt ein leeres, unbedeutendes Geſchöpf aus der Klaſſe der ganz gemeinen empfindſamen Weiber, und wie es ſcheint, hat dieſe Konſortin ſchon auf ihn gewirkt. Ich bin neugierig, ob die Extremität aus Leuchſenring etwas machen wird. Er hat ſchon ſeit zwanzig Jahren bloß Materialien geſammelt, und wenig oder nichts geſchrieben. Jetzt iſt Schriftſtellerei ſeine vornehmſte, wo nicht einzige Hülfsquelle, und nun wollen wir ſehen, was er hervorbringt." Den Ausſpruch über Fräulein von Bielfeld darf man bei der ſchroffen Härte, mit der ſich Schiller allzuleicht über Perſonen voreilig und ungerecht äußert, nicht in aller Strenge nehmen.

Es ging dem Ehepaar nicht beſſer, als ſo vielen anderen Deutſchen, die ihre Hoffnungen auf die franzöſiſche Revolution ſetzten, und ſich deren Ereigniſſen anvertrauten. Leuchſenring und ſeine Gattin fanden in dem Fortgange der Revolution ſich immer weiter von den Richtungen entfernt, die ſie gewählt zu haben glaubten; ſie erlebten die Stürme, in welchen der anfängliche Schimmer der Freiheit völlig erloſch, ſie beſtanden die Gräuel und Gefahren der Schreckenszeit, und nachdem ſie eine heftigbewegte, kriegführende und erobernde Republik geſehen, in welcher die kleinlichſten Leidenſchaften das Gemeinwohl verſchlangen, mußten ſie zuletzt unter ein ſoldatiſches Kaiſerthum ſich beugen, in welchem alle Träume, die ſich an den Beginn der Revolution geknüpft hatten, rettungslos vernichtet ſchienen.

Aber auch in anderer Beziehung erging es dem enthuſiaſtiſchen Ehepaar ſchlimm. Es ergab ſich, daß die Gemüthsarten unvereinbar ſeien; bei getäuſchten Hoffnungen, innerem Unmuth, äußerer Noth und Bedrängniß, trat die Entgegenſetzung um ſo bitterer hervor, und ſtieg bis zur Gehäſſigkeit und Feindſchaft. Arm, beſchränkt, auf einander angewieſen, unter ſich allein, dienten ſie ſich gegenſeitig zum einzigen Stoff der Behandlung, an dem ſich alle Leidenſchaft, Kränkung, Weltüberdruß und Lebensnoth ausließ und erſchöpfte, an dem ſich aber auch alle Bewunderung, Stärke, Ausdauer und Zuverſicht erneuerte, deren beide fähig und bedürftig waren, denn ſie konnten auf keine Weiſe von einander laſſen, und Leuchſenring's Frau hielt ihn immerfort für den erſten Menſchen der Welt, er ſie für das ausgezeichnetſte Weib, deren Gemüth er jedes Heldenthum zutraute.

Für Leuchſenring's Rechtſchaffenheit iſt das unzweideutigſte Zeugniß, daß er in Paris, wo die Gelegenheit für ihn ſo günſtig war, jede verſchmähte, mit ſeinen Talenten und ſeiner Denkart zu wuchern. Durch geringe Anbequemung an die herrſchenden Partheien, durch einige Verläugnung ſeiner Grundſätze und wahren Wünſche, hätte er leicht angeſehene und vortheilhafte Stellen erlangen, oder ſolche Dienſte leiſten können, bei denen großer Gewinn ſicher iſt. Die Anerbietungen fehlten nicht, das Direktorium und ſpäter ſogar die Kaiſerregierung eröffneten ihm günſtige Ausſichten, er wäre für zahlreiche Geſchäfte und Poſten brauchbar und erwünſcht geweſen. Aber alles wies er unbedingt von ſich, mit keinem der wechſelnden Gewaltthaber wollte er zu thun haben, weil ſie alle außerhalb der Bahn gingen, welche er für die rechte hielt. Er zog es vor, als die mitgebrachten Hülfsquellen erſchöpft waren, und die Noth auf's Höchſte ſtieg, als ärmlicher Sprachmeiſter ein mühſames Brot zu erwerben, das oft nicht einmal ausreichte.

Die ganze Stärke ſeines Karakters entwickelte ſich unter dieſen Umſtänden, und die ſtrenge und herbe Ausdauer bei ſeiner Ueberzeugung wirft auch auf ſeine frühere empfindſame Zeit ein vortheilhaftes Licht; das Gefühl, welches ſpäter eine ſolche Geſtalt annahm, mag ſich wunderlich und ſeltſam ausgenommen haben, ächt und aufrichtig aber muß es geweſen ſein.

Leuchſenring's ſtörriger Trotz erwies ſich nicht nur gegen die franzöſiſchen Gewalthaber, ſondern auch gegen ſeine deutſchen Landsleute, die ſich vielfach mit ihm in gleicher Lage, wenn auch äußerlich nicht ſo bedrängt fanden. Der Graf von Schlabrendorf, Oelsner, Georg Kerner, der Graf von Redern, Herr von Schack, Wilhelm von Humboldt, ſelbſt der preußiſche Geſandte Marquis von Lucchesini, ſpäter der General von Kruſemarck und der Freiherr von Brockhauſen, boten ihm ihre Hülfe an, aber es gehörte außerordentliche Kunſt dazu, ihn hierdurch nicht aufzubringen. Nur wo er ein beſonderes Vertrauen zu den Geſinnungen hatte, bequemte er ſich in ſeltenem Falle, die Hülfe anzunehmen, und außer von Schlabrendorf, Oelsner und Humboldt dürfte er ſchwerlich von jemand eine ſolche Dankbarkeit ſich haben auflegen laſſen.

Dem Umgange der Landsleute aber konnte er nicht entſagen, und wenn er auch bisweilen den Verſuch machte, ſich ganz auf ſich zu beſchränken, ſo zog ihn das Herz doch immer wieder dahin, wo deutſch geſprochen und deutſche Gedanken und Erinnerungen ausgetauſcht wurden. Eine große Tröſtung und Ermunterung empfand Leuchſenring, und beſonders ſeine Frau, in dem liebreichen Umgang mit der Familie von Humboldt, deren Aufenthalt in Paris gerade in eine Zeit fiel, wo die Lage Leuchſenring's an völliges Elend gränzte und die innere Zerriſſenheit des Zuſammenlebens mit ſeiner Frau bis zur Verzweiflung ging! Frau von Humboldt ſorgte mit wohlthätiger Fürſorge wenigſtens für die Frau, denn den Mann konnte man in manchen Beziehungen nur aufgeben und gehen laſſen. Sie ſchrieb hierüber am 5. Juli 1801 an Rahel Levin, die kurz vorher Paris, wo ſie ebenfalls für Leuchſenring als erwünſchte Landsmännin erſchienen war, wieder verlaſſen hatte, dieſe antheilvollen Worte: „Für die gute arme Leuchſenring ſuchen wir eine Wohnung. Sie ſoll noch inſtallirt werden, ehe wir fortreiſen. Meine Abreiſe zerreißt ihr die Seele. Die Arme! die an allen Freuden des Lebens ſo verarmt iſt, daß ſie die Fähigkeit zum Genuß verloren hat. Sie grüßt Dich tauſendmal, und wünſcht ſehr Deine Zurückkunft. Sie meint, Du könnteſt den größten Einfluß auf ihr Glück haben, wenn Du viel und oft mit ihrem Mann redeteſt, — Du verſtändeſt es vorzüglich, ſeine Ideen zu entwickeln, und ſie ihm ſelbſt klar zu machen. Vieles über ſie kann ich Dir nur mündlich erzählen; aber es freut mich unbeſchreiblich, zu hoffen, daß ich ſie in einer etwas, etwas beſſeren häuslichen Lage verlaſſen werde. Frau von Pobeheim nimmt ſich ſehr hübſch in Rückſicht ihrer." Zu ſolcher Beſſerung war meiſt Leuchſenring ſelbſt das größte Hinderniß; er gefiel ſich in ſeinem Kampfe mit dem Geſchick, er ſuchte Troſt im Dulden und Entbehren. Selbſt der eigne Bruder ſeiner Frau, Baron von Bielfeld, der eine Zeitlang preußiſcher Geſchäftsträger in Konſtantinopel war, und nachher oft in Paris lebte, vermochte nicht für ſeine Schweſter eine dauernde Aushülfe anzuordnen.

Aller Theilnahme an den politiſchen Ereigniſſen, deren Gang er verabſcheute, für immer entſagend, warf ſich Leuchſenring, in tiefſter Zurückgezogenheit, auf ſeine alten Lieblingsſtudien, die Sprachkenntniſſe. Er wollte ein allgemeines Wörterbuch aller bekannten Sprachen, und zugleich einer neuen, ſehr leicht zu lernenden Sprache ausarbeiten, welche letztere als analytiſche Methode für alle Wiſſenſchaften und zum raſchen Verſtändniß aller auf der Erde vorhandenen Sprachen dienen ſollte. Er glaubte jedoch wahrzunehmen, daß der bisherige Vorrath des Stoffes noch allzu gering ſei, und bemühte ſich daher, aus Amerika und Aſien von den verſchiedenartigſten Sprachen möglichſt ausreichende Wörterverzeichniſſe zu erhalten. Einige franzöſiſche Gelehrte, unter anderen Garat und Cabanis, ſcheinen dem Unternehmen günſtig geweſen zu ſein und daſſelbe gefördert zu haben. Indeß konnten auch hier ſeine gewiß ſinnreichen und nach Maßgabe der damals vorhandenen Hülfsmittel gründlichen, aber auch in Sonderbarkeit und Willkür befangenen Vorſtellungen zu keinem Ziel, und noch weniger ſeine Arbeit dahin gelangen, als wirkliches Buch öffentlich hervorzutreten.

Im Jahre 1802 kam Friedrich Schlegel mit ſeiner Frau nach Paris; um ſo viele Jahre ſpäter, als Leuchſenring, kam er doch in ähnlichem Drange dahin, er ſah ſich in Deutſchland beengt, er wünſchte freieren Spielraum, und die wachſende Herrſchaft Bonaparte's dünkte ihm noch immer eine Art Freiheit und Gleichheit. Damals noch revolutionair und republikaniſch geſinnt, machte er auf Leuchſenring den angenehmſten Eindruck, und gewann deſſen größtes Vertrauen. Auch die Frauen wurden nahe bekannt. Aber die Verhältniſſe Leuchſenring's waren nach außen und innen ſchon ſo verwildert, daß nichts mehr Boden und Beſtand hatte. Seine Entzweiung mit ſeiner Frau erreichte den höchſten Grad, er behauptete, ſie ſei das ſchlechteſte Weib unter der Sonne; er zeigte Schlegel'n eines Tages ein ſorgfältig geſchriebenes Buch, welches die Ueberſchrift hatte: „Tagebuch über die Abſcheulichkeiten meiner Frau“, und nichts als die geringfügigſten Vorgänge enthielt, aus welchen nur ein thörichter, ſelbſtquäleriſcher Wahn ſchwere Beſchuldigungen machen konnte. Mehrmals verſuchten die unglücklichen Ehegatten ſich zu trennen, ſie konnten aber nicht von einander laſſen, unter aller gehäſſigen Leidenſchaftlichkeit lag die tiefſte Zuneigung, das größte Vertrauen, die höchſte Meinung. Als Leuchſenring einſt, nach empörenden Auftritten, in Zorn und Bitterkeit weggegangen war, und mit freudiger Einſtimmung ſeiner Frau, um nie wiederzukommen, ein entlegenes Quartier für ſich allein bezogen hatte, machte ſie noch in der Nacht den Weg durch die ganze Stadt, um den Armen aufzuſuchen, und zu ſehen, ob ihm etwas fehle. Friedrich Schlegel meinte, wie man ſage, daß Ehen im Himmel geſchloſſen würden, ſo dürfe man von dieſer Ehe wohl behaupten, ſie ſei in der Hölle geſchloſſen worden, eine wahre Ehe durch keine Gewalt aufzulöſen, aber furchtbar und entſetzlich.

Ludwig Achim von Arnim, der bald nachher in Paris eintraf, bekam von Leuchſenring die wunderbarſten Eindrücke. Derſelbe war ihm auch noch deßhalb beſonders merkwürdig, weil der Baron Labes oder nachherige Graf von Schlitz, welchen Leuchſenring auf Reiſen begleitet hatte, Arnim's Oheim war. Er verarbeitete ſie nach ſeiner Weiſe, indem er Wirkliches und Erdichtetes glücklich zuſammenfügte, und auch mit Hülfe des letzteren nur das vollkommnere Bild des erſteren zu geben ſuchte. Der Prediger Frank in dem bisher noch nie gewürdigten und beinahe vergeſſenen Roman „die Gräfin Dolores" trägt die weſentlichſten Züge von Leuchſenring's Eigenheit. Wir heben einige Stellen aus. Nachdem der Dichter von Frank's Heirath und Eheleben geſprochen, welches am meiſten nach willkürlicher Annahme vorgeſtellt iſt, ſagt er von ihm: „Sahen ihn die Leute auf der Straße, ſo flüſterten ſie einander zu: Das iſt auch noch einer von den Jakobinern; ſo ſtruppig erſchien ſein Haar, ſein Rock ſchmutzig und zerſtoßen. Machten ihm Bekannte darüber Vorwürfe, ſo lachte er gleichgültig, und antwortete: Wer ſo etwas erlebt hat, der ſollte es nie aus ſeinem Gedächtniſſe verwiſchen laſſen, ſonſt wäre er ein Spiel jeder fremden Laune; die Menſchheit wird immer neu in ihren Beſtrebungen, wer aber nach etwas geſtrebt, der ſoll ſich der Zeichen ſeiner Mühe, der Schwielen und Narben, nicht ſchämen; der Menſch kann nichts beſſeres thun, als alt werden, und der Jugend ſeine Bekenntniſſe auf den Weg geben. — Fragte man ihn nach ſeiner Frau, ſo fuhr er fort: Nur Eins läßt ſich nicht lehren und nicht lernen: die Liebe, wer um das Glück ihrer erſten reinen unſchuldigen Wahrheit betrogen, der ſucht überall vergebens; ſein Geſchmack iſt nicht rein, ſeine Galle miſcht Bitterkeit in das Süßeſte. — Fragten ſie ihn, womit er ſich innerlich beſchäftige, ſo antwortete er: Mit der Philoſophie, ich habe ſie völlig ausgedacht, ich kann es mit meinen Papieren beweiſen, daß alles, was darüber erſcheint, nur ein Glied meines Syſtems iſt. — Baten ſie ihn um ſein Syſtem, ſo klopfte er den Leuten auf die Schulter, und ſprach: Verſucht's einmal, eure Freuden, eure Schmerzen, alles euch ſo zu durchdenken, daß euch nichts mehr ſtöre, dann will ich euch in die Lehre nehmen. — Manche Deutſche beſuchten ihn, erzählten von großen politiſchen Unternehmungen, da rief er einmal: Ihr ſeid mir ein wunderliches kleines Geſchlecht, ihr möchtet gern etwas Gutes gethan haben, aber nichts thun; wahrlich, wenn es ſo leicht wäre, etwas Großes zu vollbringen, ich wäre auch ein großer Mann geworden, und könnte es noch jetzt ſein." — Ein andermal läßt Arnim ihn ſagen: „Ich habe keine von allen in Kirchen oder Tempeln verehrte Religion, aber ich habe doch eine, und wir wollen einmal uns wieder fragen, ob es nicht die allgemeine wird. Merken Sie wohl auf, ich habe politiſche Geſinnung, Enthuſiasmus, Glauben: dieſe Religion zählt ſchon viele Märtyrer; Sie kennen mich, ich lüge nie, auch ich werde als Republikaner fallen." Es iſt merkwürdig, wie treffend Arnim dieſe Reden im Jahre 1811, man weiß nicht ob man ſagen ſoll nach- oder vorgedichtet hat! —

Nach dem Sturze Napoleon's und der Wiederkehr der Bourbons erfuhr Leuchſenring, der inzwiſchen auch alt und mürbe geworden war, in ſeinem Schickſal eine weſentliche Erleichterung. Für ſeine Frau wurde von Berlin her, wo ſelbſt am Hofe noch große Theilnahme für ſie fortdauerte, eine geſicherte und regelmäßige Unterſtützung angeordnet, deren Wohlthat natürlich auch ihm zu Gute kam. Nachdem er ſeine Frau durch den Tod verloren, weigerte er nicht, fernerhin ein kleines nothdürftiges Einkommen fremder Großmuth zu verdanken.

Noch kurz vor ſeinem Lebensende wurde Leuchſenring der Stifter einer franzöſiſchen Zeitſchrift, die für Frankreich von großer Wichtigkeit geworden iſt, indem ſie den philoſophiſchen und äſthetiſchen Geſichtskreis der Nation gründlich erweiterte, den Sinn beſonders für deutſche Erzeugniſſe vermittelnd anregte. Leuchſenring machte ſeine jüngeren franzöſiſchen Freunde aufmerkſam, was eine ſolche Zeitſchrift leiſten könnte, gab ihnen den Gedanken, die Richtung, die Hülfsmittel an; ſie ergriffen alles mit Eifer, und im Jahr 1824 begann die Herausgabe des Globe, der ſeitdem mehrere Jahre mit ſteigendem Ruhm fortgedauert hat, bis er in die Hände der Saint-Simoniſten überging, wo ſeine alte Richtung nur noch ſchwach durchſchimmerte. Leuchſenring ſelbſt aber war von dem gelungenen Unternehmen gleich im Beginn wieder abgedrängt worden, und Dubois machte ſich als Stifter des Globe geltend. —

Oelsner giebt aus dieſer ſpäteren Zeit über Leuchſenring folgende Nachricht; die Stelle iſt aus einem Briefe vom 16. März 1825 aus Paris an einen Freund in Berlin: „Geſtern beſuchte mich der alte Jeſuitenriecher Leuchſenring. Seine Geſundheit iſt noch kräftig. Die gegenwärtige Zeit beweiſet, daß er eine gute Naſe hatte, denn ſchon vor mehr als vierzig Jahren witterte ſie ganz richtig, was damals im Dunkeln ſchlich, und heute zu Tage ſtreicht. Man kann ſich übrigens keine vollendetere Abgezogenheit von aller Welt denken, als die ſeinige. Gewöhnlich lebt er mit ſeinen Grillen, die er für Ideen hält, zu Auteil, und ſpazirt, es regne oder ſonne, um eine Pfütze des Bois de Boulogne, in der Goldfiſche ſpielen. Gekannt von allen Kindern, die ſich dort verſammeln, heißt er: le vieux de la mare. Vorige Woche hat er ſeine Frau, Fräulein von Bielfeld, verloren. Sie iſt den Tag vor ihrem Tode katholiſch geworden. Leuchſenring, dem von dem Vorgange nichts ahndete, befand ſich in einem Nebenzimmer. Als die Ceremonie vorüber war, empfing er die accolade des Jeſuiten, der ſich eingeſchlichen hatte, und ihm zu dem ſeligen Ende der Geretteten Glück wünſchte. „Que me veut cet homme?“ war alles, was er ſagte, der nicht wußte wie noch warum ihm geſchah.“ Aber ſein düſterer Ernſt wurde nun immer unzugänglicher, er floh allen Umgang, und zog ſich in die tiefſte Einſamkeit zurück. Er betrachtete den Lauf der Welt mit ſtumpfer Gleichgültigkeit, ohne doch irgend eine ſeiner vorgefaßten Anſichten und Hoffnungen aufzugeben, wenn gleich er für ſich perſönlich auf eine noch zu erlebende Erfüllung ganz verzichtete. Er ſtarb in Paris zu Anfang des Februars 1827, in einem Alter von mehr als achtzig Jahren, ruhig und ſanft. Seine Abentheuer und Schickſale hatte er weit überlebt, in Paris wußte niemand von ihm; ohne einige Worte ehrenden Andenkens von Oelsner in einem franzöſiſchen Blatte wäre ſogar ſein Tod unbekannt geblieben. In Deutſchland tauchte aus der Vergangenheit noch manches Andenken für ihn auf, und die wenigen ſeiner damals noch lebenden früheſten Zeitgenoſſen und Bekannten urtheilten am Schluſſe dieſes in ſonderbare Verwickelungen gerathenen und in ſtrebender Unruhe hingebrachten Lebens günſtiger von ihm, als ſie der Anfang hatte erwarten laſſen. In der Entwickelungsgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts wird ſein Namen nicht ungenannt bleiben dürfen. —

1837.

Oelsner.

„Der liebenswürdige Oelsner!“ „Schade, daß der nicht mehr lebt, daß wir ſeine Anſichten, ſeine Anekdoten und Bemerkungen über das jetzige Paris entbehren.“ „Wie geiſtreich, neu und unterrichtend war ſein Vortrag! wie anmuthig ſeine Laune und wie heiter und freundlich ſein Sinn!“ So kamen in einer Geſellſchaft, wo des Abgeſchiedenen erwähnt wurde, lebhaft die mannigfachſten Stimmen überein, ihn zu preiſen, zu ſchätzen, ihn herbeizuwünſchen. Einige Perſonen waren zugegen, die ihn nicht gekannt hatten, ſie wünſchten Näheres zu wiſſen, und da die Hinweiſung auf das Konverſationslexikon ſie nicht befriedigte, ſo wurde einer der Anweſenden, der ihn lange gekannt, dringend aufgefordert, in wenigen Zügen ein Karakterbild deſſelben hinzuwerfen. Er weigerte ſich anfangs, mußte aber dem Ungeſtüm endlich nachgeben, und begann mit feierlichem Tone wie folgt:

„Der Freiherr von Oelsner war eines hohen ritterlichen Geſchlechts, das durch ſeine Beſitzungen in gleicher Weiſe zu Frankreich wie zu Deutſchland gerechnet werden konnte. Früh ſein eigner Herr, und ganz durchdrungen von ſeinem vornehmen Stande, gab er ſich ſelbſt eine glänzende Erziehung, wobei er alles unter ihm Stehende und Gemeine tief verachtete. Sein großes Vermögen ſuchte er nicht zu mehren, nicht einmal zu bewahren, und verſchleuderte Hunderttauſende rückſichtslos. Seine Geburt berief ihn zu bedeutender Wirkſamkeit; Frankreich und Deutſchland ſtritten um ihn, er wurde von jedem der beiden Länder zu den wichtigſten Sendungen nach dem anderen gebraucht; ſein Vermittelungsgeſchäft hatte eine unberechenbare Ausdehnung, viele wichtige Verträge ſind durch ihn abgeſchloſſen worden. Bei dem größten Wechſel der Regierungen und der Umſtände wußte er ſich ſeinen hohen Poſten immer zu behaupten, und ſtarb im Beſitz aller ſeiner Würden und Ehren, im größten Anſehen, unter allgemeinem Bedauern. Er war einer der letzten Repräſentanten jener Ariſtokratie, die durch Geiſt, Freiſinn, Feinheit, Edelmuth, unerſchütterliche Gradheit, Rechtſchaffenheit und Treue in allen Lebensverhältniſſen, einen wahren Adel darſtellt, deſſen Stolz zu wohl begründet iſt, um ſo leicht gebrochen zu werden.“

Staunendes Schweigen nahm dieſe Worte auf, mit denen der Sprechende ſeinen Vortrag ſchien geendet zu haben. Dann entſtand ein Gemurmel, ein Lachen, und: „Wie? Was? Wollen Sie uns necken? oder was ſoll ſonſt der Spaß bedeuten?“ riefen Einige dazwiſchen: „Das ſoll von Oelsner gelten? Oder von wem reden Sie?“

Jener indeß ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. „Allerdings, fuhr er fort, rede ich von Oelsner, von unſerem Oelsner. Sie, meine Herren, die Sie ihn gekannt haben, ſollten doch wahrlich ſeinen weſentlichen Ausdruck in jenen Zügen als getroffen anerkennen, wenn auch das Koſtüm, in welchem ich ihn gezeichnet habe, nicht das gewöhnliche iſt, in welchem er alle Tage geſehen wurde. Sie wiſſen ja, er lebte und wirkte immer Inkognito, der unſcheinbare Ueberrock verhüllte ſeine Sterne und Bänder, von ſeinen Würden und Aemtern war nicht die Rede. Hatte er ſie aber nicht? Wer darf ihm die höchſten geiſtigen abſprechen? War er nicht wirklich ein Geſandter, ein Friedensunterhändler, ein Vermittler, mehr als Hunderte, die bloß ſo heißen aber es niemals ſind? Ihnen aber, die ihn nicht gekannt, hab' ich mit kurzen Worten die ausdrucksvollſte Vorſtellung ſeines idealen Daſeins gegeben, die Sie nun leicht durch die nachfolgenden kleinen Abweichungen und äußeren Zufälligkeiten der gemeinen Wirklichkeit bedingen und zurecht ſetzen können. Die bürgerliche Verkleidung ſeiner Lebensreiſe war dieſe!“

Und nun warf er läſſig und geringſchätzig, wie die unbedeutendſten Sachen, dieſe nachträglichen Angaben hin.

„Konrad Engelbert Oelsner wurde im Jahre 1764 zu Goldberg in Schleſien geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder, dann zu Göttingen, begleitete als Hofmeiſter einen jungen Edelmann auf Reiſen, trennte ſich von ihm in Wien, und ging beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution nach Paris, wo er lebhaften Antheil an den Ereigniſſen nahm, doch nur als Zuſchauer, als Litterator. Er lebte von ſeiner Feder. Reiſen auf den Kriegsſchauplatz in der Champagne, nach der Schweiz u. ſ. w. gaben ihm Stoff zu Berichten und Schilderungen, die in den deutſchen Zeitſchriften von Huber und Archenholz erſchienen. In der Schreckenszeit mußte er flüchten. Späterhin wurde er in Paris Geſchäftsträger der Stadt Frankfurt und einiger kleineren Fürſten. Vertraute Freundſchaft mit Sieyes machte ihm alles erreichbar, die angeſehenſten, die einträglichſten Poſten wurden ihm angetragen, er hätte Geſandter, Graf und wer weiß was alles werden können, ſo gut oder noch beſſer als Andere. Er ſchlug alles aus, er wollte kein Franzoſe werden: am wenigſten ein Diener Napoleons. Große Summen, die er in Händen hatte und benutzen durfte, lieferte er unverſehrt zurück, und hatte inzwiſchen Mangel ausgeſtanden. Ein ſehr reicher Oheim in Schleſien enterbte ihn, weil die Erbſchaft ihn nicht genug zu reizen ſchien, und er nicht nach Schleſien kam. Wirklich Hunderttauſende hat er auf dieſe Weiſe verſchwendet. Als er dahin reiſte, um ſeine Mutter zu ſehen, wurde er als ein franzöſiſcher Sendling, wofür man ihn hielt, preußiſcherſeits verhaftet, doch bald wieder freigegeben. Nach dem Sturze Napoleons bot ihm ſein Vaterland neue Verhältniſſe an, man hoffte vielerlei Zwecke durch ihn auszuführen. Er wurde preußiſcher Legationsrath, lebte in Frankfurt am Main, in Berlin, in Paris, er ſchmiegte ſich in keine dieſer Lagen, keine gab ihm einen angemeſſenen Beruf. Er ſtarb in Paris, wo er ſeine Penſion verzehrte, im Jahre 1828. Ich glaube, dieſe Angaben ſind alle richtig.“

Einiges wurde von Anweſenden beſtätigt, mancher kleine Umſtand noch hinzugefügt. Ein Jüngerer indeß ſchüttelte den Kopf, und meinte, beide Bilder könnten ganz wahr und treu ſein, er ſehe aber noch nicht, wodurch ſie als zuſammengehörige verbunden würden?

„Sie haben ganz Recht, erwiederte ein Anderer, ich will es Ihnen mit Einem Wort ausſprechen: durch ſein Schreiben. Zwar iſt er als Schriftſteller, was man in der Litteratur ſo nennt, nur ſpärlich aufgetreten. Sein Ruhm als ſolcher gründet ſich vorzüglich nur auf die ſehr zufällig entſtandene, aber meiſterhaft in franzöſiſcher Sprache verfaßte und von dem Nationalinſtitut gekrönte Preisſchrift über Mahomet. Er hatte keine äußerlichen Antriebe, wenn er ſchrieb, er wollte weder Geld noch Ruhm. Seine meiſten Arbeiten lieferte er, weil ſie eine Befriedigung für ihn ſelbſt waren, weil er ſeiner Neigung, ſeiner Liebhaberei folgte, und hierin grade war er eine durchaus vornehme Natur, ein wahrer Freiherr, der, wenn Geſinnung und Luſt ihn nicht für die Welt anregten, ſich ruhig hielt und gleichſam auf ſeinen Gütern lebte. Seine Schreibthätigkeit war dabei ungeheuer, aber ſeine Aufſätze blieben theils anonym, theils gingen ſie unter fremden Namen. In des Grafen von Saint-Simon Schriften ſind ganze Stücke von ihm. Manches verſchenkte er als Keim, anderes als reife Frucht, ſo die politiſchen Aphorismen, welche unter Schlottmann's Namen erſchienen ſind. Allein mehr als in ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, eifriger und unerſchöpflicher noch, erging ſich ſeine Feder im Briefwechſel. Mit vertrauten Freunden die Welt zu beſprechen, ihnen ſeine Anſichten, die ihm bekannten Thatſachen zu eröffnen, ſie durch ſeine Mittheilungen zu fördern, zu erfreuen, das war ſeine Lieblingsbeſchäftigung, zuletzt faſt die einzige, die er treiben mochte. Dieſe vornehme Unabhängigkeit von allen gemeinen Rückſichten, und der Reichthum perſönlicher Gaben, die er immerfort austheilen konnte, machten ihn der größten und vertraulichſten Verhältniſſe genießen, ohne daß er ſie benutzte. Wie früher Sieyes in dieſem Betreff erwähnt worden, ſo könnten noch viele bedeutende Franzoſen, Talleyrand, Benjamin Conſtant, Manuel, Haxo, Amédée Joubert ꝛc., unter den Deutſchen Wilhelm von Humboldt, Marquis von Luccheſini, Freiherr vom Stein, von Fremden noch Fox, Canning, Fürſt Kurakin, Marquis von Marialva und viele Andere genannt werden.

Hat er es zu keinen glänzenden Stellen gebracht, ſo war es, weil er die Stellen nicht wollte, oder wenigſtens ihre Bedingungen nicht. Fähig war er zu den größten, denn kleine Unfertigkeiten, Zerſtreuungen, Uebereilungen, die man ihn bisweilen begehen ſah, und ihm als Unpraktiſches auslegte, würde jeder Schreiber oder Haushofmeiſter ihm haben erſparen können; als ſolche hätten Manche von denen, die ſich weit über ihm dünkten, und praktiſch dahin gekommen waren, wo jener auf ſolche Weiſe zu ſein verſchmähte, ſich allenfalls an ihrer Stelle befunden!“

Durch dieſes mitgetheilte Bruchſtück wirklichen Geſprächs mögen ſeine Briefe hinreichend eingeleitet ſein. Wir fügen nur noch die kurze Schilderung bei, welche von ſeinem Aeußeren durch Zſchokke gegeben worden: „Seine wohlgebaute, ſchmächtige Geſtalt, von vieler Muskelkraft, aber großer Reizbarkeit der Nerven. Ein feines, geiſtvolles Geſicht, in deſſen beweglichen Zügen ſich die wandelbare Stimmung des Gemüths unverhohlen zu leſen gab; blaue Augen, in denen gewöhnlich ein ironiſches Lächeln glänzte, oder der forſchende Blick des Denkers hervortrat; eine freie Stirn, vom luftigen Gekräuſel ſeines Haars umweht; — alles verkündete den Weltmann und den Weltweiſen!“ —

Friedrich Wilhelm Meyern.

Die Zeitungen meldeten im Mai 1829, am 13. deſſelben Monats ſei zu Frankfurt am Main der öſterreichiſche Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern, Verfaſſer der Dya-Na-Sore, im achtundſechzigſten Jahre geſtorben. Seine Leiche ſei nach Mainz gebracht, und dort von ſeinen Waffenbrüdern zur Erde beſtattet worden.

Vergebens haben wir, ſeit dieſer einfachen Anzeige, nach einem größeren, das Andenken des trefflichen Mannes würdig belebenden Aufſatz in unſeren zahlreichen Blättern uns umgeſehen. Jede fernere Kunde ſchweigt. Bereitet eine Freundeshand uns vielleicht ein ausführliches Bild des Lebens und Karakters des edeln Verſtorbenen, vielleicht mit Hülfe ſeiner nachgelaſſenen, überaus zahlreichen, aber freilich an vielen Orten zerſtreuten Papiere? Oder war in ſeinen letzten Jahren ihm niemand nah, der als Vertrauter ſeines Geiſtes und Sinnes die Fähigkeit und Pflicht zur Uebernahme eines ſolchen Ehrengedächtniſſes hätte vereinen können? Wie dem auch ſei, wir glauben unſererſeits Dank zu verdienen, wenn wir zur Schilderung des Mannes einen Beitrag liefern, den der Zufall gerade zu rechter Zeit uns wieder vor Augen bringt.

Es iſt dies der Brief eines damaligen öſterreichiſchen Offiziers, der nach dem Wiener Frieden in Paris die Bekanntſchaft des durch ſeinen Geiſt und ſeine Sonderbarkeit berühmten Grafen von Schlabrendorf gemacht hatte, und an den einen wunderlichen Alten das Bild eines anderen Urvogels zu überſchicken ſich gedrungen fühlte.

Wir laſſen hier, mit Uebergehung der erſten Seiten des Briefes, deſſen eigne Worte folgen.

„Steinfurt, den 3. Januar 1811.“

„Zumeiſt dürften jetzt wohl die auf den Staat gerichteten Strebungen und Fähigkeiten ihre Mühen und Bedrängniſſe haben, ja von ihrem Berufe ganz ausgeſchloſſen bleiben. Gewiß ſind die Völker und die Zeiten zu beklagen, die ſolche Kräfte hervorbrachten, ohne ſich ihrer Wirkungen zu erfreuen; aber noch mehr die Staatsmänner ſelbſt, die im Stillen hingelebt, ohne den Stoff ihrer höchſten und ſchwerſten Kunſt gefunden zu haben, weil ſie ihn auf ſchlechten, unvaterländiſchen Wegen verſchmähten. Um ſo inniger hängt mein Herz an denen, die ich in dieſem Geſchick erkannt habe, und in denen vielleicht auch meinem Eifer das Bild geſetzt iſt der Beſchränkung, in welcher auch mein Streben erfolglos verkommen ſoll. Mein Leben kann noch tauſendfältigen Wechſel erfahren; ich bleibe ihm wider Willen hingegeben, ſo lange um mich her nichts Stätiges iſt; was man Freude und Glück nennt, erwarte ich wenig, ſo lange dieſe Richtung der Zeiten fortdauert; vielleicht ſieht das fernſte Ziel meines Lebens das nicht im geringſten erfüllt, wonach ich ſtrebe; aber meine ſpäteſte Zukunft wird dennoch für meinen Blick erhellt, wenn ich mir denke, ich könne in hohem Alter, nach überſtandenen Kämpfen und im Schmerz über ihr Mißlingen, ſtill und feſt ſo daſtehen, wie ich Sie, Verehrungswürdiger, geſehen habe! Es iſt mir, falls ich lange lebe, ein tröſtliches Bild hoch aufgeſtellt; ich wünſche dann ſo gut zu ſein, wie ich Sie, und wie ich Meyern jetzt ſehe, die mir verſtändlichere Lebensbilder ſind, als die Muſter der Vorwelt, von denen auch nur die auf uns gekommen ſind, die in früherem oder ſpäterem Erfolg die Kraft und Frucht ihres politiſchen Wollens zu zeigen vermocht! — Ich machte mir ſchon oft zum Vorwurf, Ihnen damals von dieſem Meyern nicht geſprochen zu haben, und ich will es jetzt thun, um mich zugleich zu rechtfertigen, daß ich ihn neben Sie geſtellt habe, obgleich ſeine Weiſe und beſonders die Lebensbahn, die er durchgangen, von der Ihrigen ganz verſchieden iſt, und nur in der politiſchen Tugend, die ich nirgends größer geſehen, will ich die Einheit gefunden haben! Ich machte ſeine Bekanntſchaft vorigen Winter in Prag, und es traf ſich glücklicherweiſe, daß er einige Zeit mit mir daſſelbe Zimmer bewohnte. Er war beim Ausbruche des letzten Kriegs in öſterreichiſche Dienſte getreten, und Hauptmann bei der Landwehr geworden. Von ſeinen früheren Verhältniſſen habe ich nur wenig, und durch ihn ſelbſt, ungeachtet wir ziemlich vertraut waren, beinahe nichts erfahren, weil ſeine Perſönlichkeit überall hinter die Sachen zurücktrat, und er ſich ſelbſt nie bedachte, ſondern nur die Dinge, die er geſehen, und die Gedanken, die er gefaßt, bei ſeinen Geſprächen vor Augen hatte. Dazu ſtimmte auch ſein äußeres Leben, das nach Selbſtwahl in jeder Art enthaltſam, ſtreng und hart iſt; er bedarf wenig Schlafs, geringer Koſt, ſeine Kleidung zeigt, daß er ein Mann iſt, der ihrer zu keinem Scheine braucht. Beſchwerden, Arbeiten, Gefahren, ſcheut er nicht, und hat die Art von Vertrautheit damit, die auf männliche Weiſe jedes Unnöthige zu umgehen, und das Unternommene ſtandhaft zu Ende zu führen weiß. Der Ruhm und das Glück ſeines Volkes ſind ihm das Einzige und Höchſte; er würde dieſes auch auf ungerechte Art herbeizuführen ſuchen; was dem entgegen iſt, das iſt ihm feind; das tiefſte Unglück iſt ihm, und faſt das einzige, ſein Volk ſchmachvoll unterjocht zu ſehen. Dieſe Geſinnung hat er feurig und edel in einem Jugendwerk ausgeſprochen, welches er ſogar ſchon als Cadet zu ſchreiben begann, in einem politiſchen Roman, Dya-Na-Sore genannt, einem Buche, das mehrere Auflagen erlebt hat, und zu einem großen Rufe gelangt iſt, das in ſeiner etwas wunderlichen Form die edelſten und tiefſten Gedanken darſtellt, und das gediegene Gemüth, und den geſchichtlichen Blick ſeines Verfaſſers nicht verkennen läßt. Durch dieſen ſelbſt hätte ich aber wohl nie etwas von dieſem Buche erfahren; er betrachtete ſich davon wie abgelöſt, und wurde verdrießlich, wenn die Rede darauf kam. Seine ſtrenge Rechtſchaffenheit, ſeine thätige Menſchenfreundlichkeit, ſeine Kenntniſſe und Talente, ſein Schweigen, wo Reden unnütz geweſen wäre, und ſeine Anſpruchloſigkeit gerade in den Dingen, in welchen die Menſchen gewöhnlich am meiſten durch Wetteifer beleidigt werden, haben ihn ſeit langer Zeit den Großen angenehm gemacht, und bei der ausgebreitetſten Bekanntſchaft unter ihnen genießt er überall die größte innere Achtung, die ihn der etwa mangelnden äußeren Auszeichnung leicht entbehren läßt. Er hat große Reiſen mit Geſandten, Generalen und anderen wichtigen Perſonen gemacht, Deutſchland in allen Richtungen durchwandert, England und Schottland beſucht, Ungarn und Polen geſehen, Italien in allen ſeinen Theilen durchſtrichen, ſieben Monate auf Sicilien gelebt, und ſich lange in Griechenland, in Konſtantinopel und auf der Küſte von Kleinaſien aufgehalten. Ueberall hat er die Völker ſtudirt und die Natur der Länder erforſcht; ich kann nicht ſagen, mit welcher inneren Freude ich ihm zugehört habe, wenn er Abends mir, ſeinem jüngeren Freunde, belehrend erzählte, gleichſam durch mein Hören aus ſeinem Schweigen geriſſen, und bald von Bergwerken, von Brücken, Wäldern und Flüſſen, bald von venezianiſchen Sitten, von dem Leben der engliſchen Matroſen (die er überaus liebt), vom Schiffsweſen, von dem Zuſtande der Neugriechen und dem des türkiſchen Reiches, bald von militairiſchen Operationen und alten Schlachtfeldern, lebhaft, ruhig, ſicher, geiſtvoll und treffend erzählte, daß ich oft unwillkürlich an den freundlichen Herodotos denken mußte! Die Kriegskunſt verſteht er in allen ihren Zweigen; er würde Soldaten nicht nur anzuführen, ſondern auch zu bilden wiſſen. Alle dahin bezüglichen Gegenſtände ſind ihm ſo vertraut, und geläufig, daß ihm die richtige Kombination von Menſch und Natur zum Behuf des Kriegs in jedem gegebenen Falle wie von ſelbſt verſtehen müßte, und er gewiß immer das Eine nothwendige träfe. Der Fürſt Ypſilanti wollte einmal durch ihn ſeine kleine Kriegsmacht, die größtentheils erſt geſchaffen werden ſollte, gegen den Paswan Oglu führen laſſen; die eingetretenen, friedlichen Verhältniſſe nahmen ihm dieſe Gelegenheit, wirklich zu zeigen, was er im Felde vermocht hätte. Alles was den Staat angeht, die Anordnung und Erzeugung allgemeiner Geſellſchaftsverhältniſſe, hat er mit tiefem Sinn durchdacht;

die große Bezwingung der Natur zu menſchlichen Zwecken, die vielen Bauwerke, die gegen ihre Feindſeligkeiten der Menſch unternommen, das Weſen der Landwirthſchaft und des Handels, die Kraft der Finanzen, alles hat er in ſeinem klaren Geiſte bearbeitet, alles vielfach geſehen, und in Erfahrungen geprüft. Der Geſchichte iſt er kundig, und vorzüglich der deutſchen: Poeſie in Kunſtform ſteht ihm fern, aber vom Staat und von der Geſchichte aus hat er den Shakespeare ausgefunden. Im Gegenſatze der katholiſchen Umgebung, in der er ſich meiſt befunden, iſt er ſtets ein ſtrenger Proteſtant. Von der Welt will er nichts; ſein Leben iſt ihm gleichgültig; freie Völker, und vorzugsweiſe freie Deutſche zu ſehen, wäre ihm der einzige Troſt: er hatte früher mit den Engländern unterhandelt, Deutſche als Koloniſten nach Sicilien zu führen, wo ſeiner Ausſage noch für mehr als dreißigtauſend Menſchen unbebautes Land liegt; zu einer Auswanderung fände ſonſt er Candia am beſten, das wenige Plätze zum Angriff, und faſt überall gute Vertheidigung darbietet; daß dort aus geretteten Deutſchen gegen die Unterdrücker des Mutterlandes eine Art Malteſerorden ſich feſtſetzte, gehört unter die Ideen, die er vielfach genährt hat, und deren Nicht-Ausführung noch nichts gegen ihre Ausführbarkeit beweiſt. Dieſer treffliche Mann, der wohl, wenn irgend einer, zum Staatsmann geboren ward, — nur daß er nicht auch die Umſtände, die ſeinen Gaben nöthig waren, ſchaffen konnte, und ſeiner Perſönlichkeit keine glänzende Erſcheinung zu geben wußte, — der nun über fünfzig Jahre alt iſt, und wohl unzählige Schmerzen und Leiden in ſeiner Laufbahn erfahren hat, wie jeder, der mit hellem Geiſte die Verkehrtheit der Handelnden erkennt, und ſein leiſes Reden und Warnen, bei allem Fehlſchlagen ſeiner Mühe, doch immer wieder erneuern muß, hätte auf verſchiedene Weiſe dreimal die Schlacht von Wagram entweder unmöglich gemacht, oder für uns entſchieden, wenn man ihn gehört hätte! Er benutzte ſeine Bekanntſchaft und gewohnten Umgang mit Generalen und Vornehmen, um anſpruchslos, wie er war, Einzelnen, die ihm freundlich Gehör gaben, folgende Vorſchläge zu thun, die insgeſammt unbeachtet blieben. Erſtens gab er eine Zeichnung ein, wie vermittelſt einiger Balken jeder Donaukahn zum Kanonierboot umgewandelt werden konnte, eine Einrichtung, die er vom engliſchen Seeweſen her kannte, und mit einigen alten Schiffern völlig in's Werk zu ſetzen ſchon verabredet hatte. Alsdann waren auch wir im Beſitz einer Flottille, wie die Franzoſen, und dieſe konnten nicht ſo leicht Meiſter des Fluſſes werden. Zweitens gab er eine Art von Telegraphen für die Linie unſerer Armee an, die es unmöglich gemacht hätten, daß der Erzherzog Johann den Befehl, nach Wagram zu rücken, zu ſpät erhielt. Drittens hat er oft die einflußreichſten Perſonen dringend aufmerkſam darauf gemacht, wie ſehr es nöthig ſei, das Gebirge Hohenleithen zu verſchanzen; dann war unſer linker Flügel beim erſten Weichen nicht gleich bloßgeſtellt, wodurch die Schlacht eigentlich verloren ging. — Welche Tugend gehört dazu, um in einem Leben, das faſt unaufhörlich in ſolchem vergeblichen Wiſſen und Bemühen ſich hinſchleppt, doch wieder thätig und freudig einzugreifen, ſo oft nur der geringſte Keim des Beſſeren ſich leiſe regt! Und wie wäre dieſer Mann vielleicht in einer günſtigen Lage erſt erſchienen? Wer will ergründen, welche Kraft dann entfaltet worden wäre? Was wir ſehen, ſind gerettete Trümmer; von ihnen haben wir auf das mögliche Ganze zu ſchließen! Sie ſehen, Verehrungswürdiger! daß jener nicht unwerth iſt, neben Ihnen genannt zu werden, und daß ich nicht unbillig ſeinen treuen ſtillen Ernſt, und ſein geſchichtliches Daſtehen mit dem verglich, das aus Ihnen zu mir ſprach, und mir iſt es, als hätte ich mich einer längſt verſchuldeten Pflicht entledigt, daß ich Ihnen von dieſem Mann endlich geſprochen habe! — Die Geſchichte rauſcht vorüber im Sturme, und die Nachwelt erfährt nicht, welches Licht im Verborgenen dieſe Zeit durchleuchtete; ſie trägt wohl gar die Klage und den Vorwurf mit hinüber, daß arm die Deutſchen in ihr geweſen an großen Talenten für den Staat, und eine auf Bücherweſen gerichtete Geiſtesbildung, mehr in Wort als in That, das einzige ſei, was in dieſen Zeiten uns gegeben worden; und dennoch ſcheint die ganze Geſchichte doch nur um ſolcher Männer willen da zu ſein! War nicht auch der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen ein junger Held, den ungünſtige Schickſale den Anſprüchen ſeines Volkes ſchon zerſtört und verzehrt hatten, als er anfangen ſollte, ſpät dieſelben zu erfüllen? Ich weiß es; Sie lieben dieſen Prinzen nicht, und ich erinnere mich wohl, daß Sie ihn hart beſchuldigten; aber Sie kannten ihn nicht, und niemand wurde jemals ſo wie er von wahrhaftigen Gerüchten dennoch nur verläumdet, weil dieſe Gerüchte wohl die äußere Thatſache zum ſcheinbaren Beleg hatten, aber nicht die inneren Gründe zur wahrhaften Erklärung. Deßhalb auch würde ein Dichter in einem Trauerſpiel dieſen Prinzen treuer darſtellen können, als ein noch ſo begabter, aber undichteriſcher Geſchichtſchreiber.“ —

Meyern verbrachte die nächſten Jahre nach dem Wiener Frieden in mißmuthiger Zurückgezogenheit. Der Krieg von 1813 erſchien als die Erfüllung ſeiner alten heißen Wünſche. Der Feldmarſchall Fürſt von Schwarzenberg nahm ihn zu ſich als ſeinen perſönlichen Freund, und als ſeinen in vielen Fällen einſichtsvollen Rathgeber und thätigen Gehülfen, der zwar nur Hauptmann, aber auch als ſolcher nicht einmal zu erkennen war, indem er nur ſeine alte bürgerliche, außerdem ſehr vernachläſſigte Kleidung trug, was der edle Fürſt ihm gutmüthig nachſah. Er leiſtete im Laufe des Feldzuges viele wichtige Dienſte, durch ſeine militairiſchen Einſichten, durch ſeine ſcharfe Beobachtungsgabe, den wichtigſten aber am 16. Oktober bei Leipzig. Der Fürſt hatte ihm Truppen anvertraut, mit denen er ſo weit als möglich vordringen ſollte, um die Stellung und die Bewegungen des Feindes zu erkennen, dann aber durch verabredete Signale das Entdeckte ſchleunigſt zu berichten. Meyern rückte bis in die feindliche Linie vor, konnte ſich aber hier, von allen Seiten angegriffen, nicht halten, und ſah ſeine Schaar bald verſprengt. Während ſeine letzte Mannſchaft eiligſt durch das Dorf Gautzſch flüchtete, gewann er ſelbſt den dortigen Kirchthurm, warf die Thüren hinter ſich zu, ſchob die Riegel vor, und beobachtete nun von ſeiner Warte herab die Anſtalten der Franzoſen. Er ſah wie Napoleon hinter den Hügeln von Wachau ſeine Reiterſchaaren zuſammenzog zu einem gewaltigen Angriff, deſſen Vorbereitungen die Verbündeten nicht wahrnehmen konnten, der als ein plötzlicher Ueberfall ſie zerſchmettern ſollte, und vielleicht ſchon an dieſem erſten Tage die Schlacht entſcheiden konnte. Im Augenblicke war jetzt Schwarzenberg durch Meyern's Signale von dem Vorhaben unterrichtet, und gewann die nöthige Zeit auch ſeine Reiterei zu verſammeln, und den Anfall in völliger Bereitſchaft zu erwarten, und glücklich zurückzuſchlagen. Meyern hätte, wäre er entdeckt worden, den ſchmählichſten Tod erlitten, beſonders da er nicht einmal Uniform trug, und daher nicht als Offizier zu erkennen war. Schwarzenberg rühmte das große Verdienſt Meyern's öffentlich, und die Kaiſer von Oeſterreich und Rußland wie der König von Preußen beeiferten ſich, ihm zur Belohnung Ordenszeichen zu verleihen, deren er ſchon mehrere beſaß, allein er trug nie eines derſelben, ſondern begnügte ſich, ſie in einen groben leinenen Sack zu ſtecken, und ſeinem ſonſtigen geringen Gepäck hinzuzufügen.

Herr Prokeſch von Oſten erzählte in Athen dem Fürſten von Pückler dieſen und andere Züge des edeln Sonderlings mit großer Liebe und Verehrung. Der geiſtreiche Reiſende berichtet unter anderen: „Meyern's Kammeraden im Generalſtabe Schwarzenberg's erbarmten ſich endlich des Zerſtreuten, ließen ihm Rock, Weſte und Hoſen anfertigen, und dieſe an die Stelle des abgetragenen auf ſeinen Stuhl legen. Meyern ermangelte auch nicht, ſich des neuen Anzugs zu bedienen, ſcheint aber ſelbſt die Veränderung nie gewahr worden zu ſein. Als Prokeſch, damals von Wien kommend, ihn zuerſt ſah, fand er den modernen Diogenes in einem prächtigen Palaſt einquartiert, wo man ihm fünf große Zimmer eingeräumt hatte. Aus dieſen hatte Meyern ſorgfältig alle Möbel herausſchaffen laſſen. Herr von Prokeſch wanderte zwiſchen den kahlen Wänden hin, bis er in der fünften Pièce in der Ecke eine Schütte Stroh erblickte, und in der Mitte der Stube einen großen Tiſch, auf den ein Stuhl geſtellt war. Hinter dieſer Vorrichtung ſah er Meyern ſtehend ſchreiben, der, ſo wie er ſeinen Namen hörte, ihn freundlich bewillkommte, mit einem Geſicht, das, nach Prokeſch Ausdruck, deutlich ſagte: Habe mich lieb! Dieſe allgemeine Liebe, mit der höchſten Achtung verbunden, genoß auch er von jederman, der ihn kannte, in ſeltenem Grade, und vergebens ſollen ihm in Folge deſſen zu wiederholtenmalen bedeutende Poſten angetragen worden ſein. Er lehnte dergleichen ſtets ab; ja, ohne ſeine große Anhänglichkeit an den Fürſten Schwarzenberg, würde er auch die Stellung, welche ihn mit dieſem verband, nie angenommen haben, und nach dem Orient, wohin immer ſein Sinn gewandt blieb, zurückgekehrt ſein. Als ein komiſches Beiſpiel, wie wenig er die am meiſten geſuchten Lorbeern unſerer Zeit, die Dukaten, zu achten verſtand (ein Umſtand, der ſich nur aus der Vernachläſſigung ſeiner früheren Erziehung erklären läßt), möge es dienen, daß, nachdem er zwei Jahre lang ſeine Gage zu faſſen verſäumt hatte, der Hofkriegsrath nach dem Hauptquartier ſchrieb, um ſich zu erkundigen, was es denn für eine Bewandtniß mit dem Hauptmann Meyern habe, der noch immer weder ſein Tracktament bezogen, noch irgend eine Nachricht deßhalb gegeben habe? Man theilte ihm dies mit. „Mein Gott, ſagte Meyern, es iſt eine ſolche Unbequemlichkeit für mich, die Quittungen auszuſtellen, daß ich mich weiter nicht darum bekümmern mochte. Wenn das nur jemand für mich beſorgen, und das Geld verwenden wollte! denn für mich brauche ich ja nichts. Einer ſeiner Freunde, der Graf Johann Paar, bot ſich hierauf an, beides ſeinem Wunſche gemäß für ihn zu thun. Es geſchah: Meyern ſelbſt aber wußte für ſich ſelbſt nie mehr als monatlich zwei bis drei Gulden anzubringen; dem Freunde verblieb das Uebrige zu wohlthätigen Zwecken, doch mit der ausdrücklichen Bedingung von Seiten des Eigenthümers, ihn nie mit einer weitern Berechnung darüber zu behelligen. Meyern war ein Mann von ungeheurer Gelehrſamkeit, voll dichteriſcher Phantaſie, und von unermüdlicher Thätigkeit, alles mit einer unglaublichen Milde der Formen, der Denkweiſe und des Ausdrucks gepaart. Selbſt faſt ohne Bedürfniſſe (ſo genoß er z. B. ſeit er aus dem Orient zurückgekommen, obgleich er allen großen Tafeln beiwohnte, nie etwas anderes als Gemüſe), war doch niemand nachſichtiger gegen die Schwächen ſeiner Mitmenſchen, und ſein Wort war ſo troſtreich, ſo beſchwichtigend, daß Herr von Prokeſch meinte, ſelbſt ein Todesurtheil würde man aus ſeinem Munde mit Ruhe vernommen haben. — Faſt über alle Gegenſtände der Wiſſenſchaft und Kunſt hatte er geſchrieben, und beſaß über fünfzehntauſend ſeiner Handſchrift. Die Vernichtung dieſer Manuſkripte iſt tief zu bedauern, und der Kummer darüber, dies einzige Gut, das dem Philoſophen noch in der Welt am Herzen lag, die Frucht unabläſſigen Nachdenkens und der Anſtrengung ſo vieler Jahre zu verlieren, ſcheint ſogar ſeinen bald nachher erfolgten Tod, wo nicht herbeigeführt, doch ſehr beſchleunigt zu haben. Zu ſeinem Unglück hatte er nämlich, ſchon vor geraumer Zeit, dreißigtauſend Gulden geerbt, die er beim Banquierhauſe des Grafen Fries niederlegte, und dann nicht weiter darnach frug. Da aber einmal ſein Geld dort war, ſo ſchickte er auch die Koffer mit den Manuſkripten an den Grafen, der ſie in ſeiner Bibliothek aufheben ließ. Bei dem ſpäter darauf erfolgten Bankrott dieſes Hauſes, wo alles drüber und drunter ging, und alle Effekten für die Gläubiger in Beſchlag genommen wurden, öffnete man dieſe Koffer, und der Inhalt ward von unverſtändigen Menſchen als werthloſe Makulatur mit vielen anderen Rießen unnützen Papiers verkauft, ehe Meyern, um es zu hindern, Nachricht davon bekam. Ich finde dieſes Ende tragiſch, und um ſo mehr, je ironiſcher es iſt.“ —

Soweit Pückler's Bericht. Die Papiere Meyern's gingen nicht alle in Wien verloren, einige lagen an anderen Orten verwahrt, manche der verloren geglaubten fanden ſich ſpäter wieder auf. Daß aber ein Verluſt ſolcher Art ihm ſo ſchmerzlich geweſen, daß ſein Tod dadurch wäre beſchleunigt worden, müſſen wir verneinen, kaum ſein Gleichmuth konnte dadurch geſtört werden. In Wien, dem großen Generalſtab angehörig, war er unter der Leitung des geiſtvollen Generals Grafen von Radetzky, für militairiſche Bildung und Geſetzgebung vielfach thätig, daß ſeine ſchätzbaren Denkſchriften, daß ſein dabei kaum genannter Namen im Archiv dieſer Behörde vergraben blieben, machte ihm keine Bekümmerniß, deſto mehr aber, daß der Inhalt ſeiner Arbeiten nicht berückſichtigt wurde, daß ſo wenig davon zur Anwendung kam.

Im Jahre 1815 war Meyern mit den öſterreichiſchen

Truppen im Gefolge Schwarzenberg's in Paris. Hier empfing er den umfangreichen und ſchwierigen Auftrag, die aus den öſterreichiſchen Ländern nach Paris entführten Kunſtwerke in ihre Heimath zurückzubefördern, und erfüllte ihn mit ſtrenger Redlichkeit und Sorgfalt. Damals machte er in Paris auch die perſönliche Bekanntſchaft des Grafen von Schlabrendorf; beide achteten ſich gegenſeitig, zogen einander jedoch nicht an.

Später begleitete Meyern den öſterreichiſchen Geſandten Grafen von Kaunitz nach Madrid und Rom, an beiden Orten beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit Gegenſtänden der Kunſt- und Geſchichtsforſchung. Nach Wien zurückgekehrt, lebte er auf's neue im Hauſe des Fürſten von Schwarzenberg, von dieſem wie von deſſen würdiger, hochſinniger Gemahlin innig geſchätzt und anerkannt. Er begleitete dann den erkrankten Fürſten nach Leipzig zu dem homöopathiſchen Arzte Hahnemann, deſſen Kunſt ihn aber nicht zu retten vermochte. Meyern ſtand als tröſtender Freund an des Fürſten Sterbebette, drückte ihm die Augen zu, und übernahm den traurigen Auftrag, die Leiche nach Prag zu führen.

Nach einiger Zeit berief ihn der General von Langenau, öſterreichiſches Mitglied der Bundes-Militairkommiſſion, nach Frankfurt am Main, weniger um ihn zu gebrauchen, als um ihn würdig zu verſorgen. Hier lebte er, in ſeiner gewohnten ſtillen, doch immer thätigen Weiſe, bis zum 13. Mai 1829, wo ein ſanfter Tod ihn abrief. Er ſtarb in ſeinem achtundſechzigſten Lebensjahr, in vollem Beſitze ſeiner Geiſteskraft, im Denken und Wollen unverändert. Seine Leiche wurde nach Mainz gebracht, und hier mit kriegeriſchen Ehren beſtattet. —

Für Meyern hat ſich die Bahn der Thätigkeit, auf der ihm ein Blatt in der Geſchichte der Ereigniſſe hätte werden mögen, nicht nach Gebühr eröffnet. Aber Denkwürdigkeiten ſeines Lebens und Wirkens wären wohl zu einem Buche zu ſammeln, das einen edeln Menſchen uns zu reicher, aufweckender und tröſtlicher Anſchauung, in ausgeführterem Bild, als wir es hier zu geben vermögen, aufbewahrte. —

Seitdem unſer Abriß geſchrieben worden, iſt denn auch wirklich eine treffliche Lebensbeſchreibung Meyern's von edler und feſter Hand in den Zeitgenoſſen (Leipzig, bei Brockhaus) erſchienen, anziehende und gehaltvolle Briefe von ihm wurden in verſchiedenen Zeitſchriften mitgetheilt, der Fürſt von Pückler hat nach den Erzählungen des Herrn von Prokeſch mit ſinniger Würdigung über ihn geſprochen. Das ſchönſte Denkmal aber hat ihm der Freiherr Ernſt von Feuchtersleben errichtet, durch die ſorgfältige Herausgabe der hinterlaſſenen kleinen Schriften, denen ein Lebensabriß und viele Briefe beigefügt ſind, und durch den Wiederabdruck des Werkes Dya-Na-Sore. Alles dies aber ſollte in Einen litterariſchen Körper vereinigt werden! —

Meyern's Freundin, Gabriele Batſany, geb. Baumberg, hat ſein Bildniß im Jahr 1799 treffend ſo bezeichnet:

„Ja, er iſt es! er iſt's! — Wer Einmal ihn ſah, wer nur Einmal
Sprechen ihn hörte, der ruft laut und erſtaunend: er iſt's!
Preis dem Künſtler! Er ſtahl ihm Zug für Zug mit Gewißheit,
Faßte den Geiſt ſo in Eins, ſtellt ihn ſo ſprechend uns dar,
Daß man zu leſen vermag, an Mund und Stirn und im Auge,
Hoher Beredſamkeit, Kraft Geniusflug und Gefühl. —
Seht, wie die Locke ſich ſchmiegt! wie, dem Zeichen des Friedens vergleichbar,
Ueber dem forſchenden Aug' freundlich der Bogen ſich wölbt!
Jene Furche der Stirn, des ſtillen Denkers Gepräge,
Mildert ſich durch das Gemiſch ſchwärmender Nachtphantaſie,
Und der erhabene Stolz! gegründet auf Selbſtgefühl, — duldend
Ruhig, und trotzend zugleich jeglicher Laune des Glücks, —
Kalt überlaſſend der Zeit, was kömmt, — in ſein eignes Bewußtſein
Eingehüllet, — den Blick jenſeits der Berge gewandt: —
Wer verkennt in dem Bild wohl Tibar, am Waſſerfall harrend,
Ob nicht von fernher im Thal, Wandrer, Dein Fußtritt ertönt?“ —

(Tibar iſt der Namen eines der Helden in Dya-Na-Sore.)

Adam von Müller.

Auch eine der Naturen, welche in der Front, wohin ihre litterariſche Ausrüſtung gerichtet iſt, nicht gehörig erfaßt werden, man muß ihnen Flanke und Rücken abgewinnen, um ihre Richtungen, Hülfsmittel und ganzen Zuſammenhang einzuſehen. Mit dem Einſehen und Verwahren mögen wir uns begnügen; das Angreifen läge außerhalb unſeres Zweckes, auch wenn es nicht ſchon unnütz wäre!

Müller war der Sohn eines Beamten in Berlin, und wurde daſelbſt geboren den 30. Juni 1779. Er empfing den beſten Schulunterricht durch Gedike, Heindorf und Spalding, vernachläſſigte aber Sach- und Sprachkenntniſſe, und folgte dem Hange zu philoſophiſchen Geiſtesübungen, welche gleichſam die Ritterſpiele ſeiner Jugend waren. Das Studium der Rechte auf der Univerſität zu Göttingen, und die ſchon vorher gemachte Bekanntſchaft mit Gentz leiteten ihn auf die Staatswiſſenſchaften, und dies um ſo mehr, als ſein Verſuch, eine neue philoſophiſche Bahn zu eröffnen, wozu ſeine unreife und unvollendete Schrift vom Gegenſatze dienen ſollte, wirkungslos vorüberging.

Doch hegte er den Wahn, ein eignes philoſophiſches Syſtem gefunden zu haben, noch geraume Zeit, und ſetzte ſo hohen Werth auf den vermeinten Fund, daß er einem Freunde, der ihm eine Geliebte abwendig gemacht, zur Strafe dieſes Vergehens nun auch die neue philoſophiſche Lehre vorenthalten wollte, worüber der Freund und die Geliebte ſich doch leicht tröſteten! —

Dem Namen nach bei der kurmärkiſchen Kammer angeſtellt, benutzte er die mit dieſem Verhältniſſe leicht zu verbindende Freiheit, um ſich in Lieblingsſtudien, in Reiſen und geſellſchaftlichen Annehmlichkeiten zu ergehen. Gentz würde ihm das reizendſte Vorbild geweſen ſein, allein es erging dieſem damals noch zu ſchlecht. Noch furchtſamer als Gentz, hatte Müller nicht einmal den Muth, die Welt keck zu genießen, und wenn er es doch that, ſo that er es mit Angſt und Zurückhaltung und Reue. Dabei hatte er mit ſeiner dialektiſchen Kunſt einen beſondern Scharfſinn ausgebildet, überall die ſchwachen Seiten, den Schein, die Untreue aufzuſpüren, und verſagte ſich nicht, die der Welt abgekämpften Waffen auch wieder gegen ſie anzuwenden. So ſchrieb er, während er ſich in Polen auf einem Landſitze mit allerlei Lebensreizen hinhielt, die ſchwerlich Billigung hoffen konnten, an ſeinen Vater die ſchönſten Briefe aus verſchiedenen Hauptſtädten, als befinde er ſich auf einer unterrichtenden Reiſe. Indeß machte er auch wirklich eine Reiſe nach Stralſund, Schweden und Dänemark mit ſeinem Freunde Wieſel, der nächſt Gentz den größten Einfluß auf ihn gehabt hat. Sie waren zur Zeit des berühmten Schloßbrandes in Kopenhagen, und Müller wußte ſpäter in Berlin redneriſch kühn und herrlich vorzutragen, welche Gefahr ſie beſtanden, welchen Muth ſie gezeigt, welche Hülfe ſie geleiſtet; ein Feuerlärm im Nebenhauſe unterbrach den Redner, der alles Vorgetragene plötzlich vergeſſen hatte, leichenblaß mit Angſtgeſchrei davonrannte, und ſich nicht wieder blicken ließ! Auch Wieſel, den er in einem Briefe an Rahel mit ſcharfen Zügen meiſterhaft ſchildert, entbehrte der leiblichen Tapferkeit, war aber ebenfalls ein dialektiſcher Künſtler und Redner erſten Ranges, dabei jedoch ein Freigeiſt, der keine Zaghaftigkeit im Denken kannte, und keine Zuflucht nöthig hatte, auch nie den geringſten Zweifel hegte, ſeine Freigeiſtereien thätig auszuüben, ſofern nicht äußere Rückſichten es verboten.

Eine zweite große Reiſe machte er in Geſellſchaft Wieſel's im Jahr 1805 nach Wien, und ſoll hier in der Stille zur katholiſchen Kirche übergetreten ſein, doch fürerſt wohl mehr aus romantiſchem Trieb, der damals in Poeſie und Kunſt vorherrſchte, als aus religiöſem Drange; wenigſtens ließ er ſich durch die katholiſche Kirche nicht hindern, einer katholiſchen Ehefrau den Hof zu machen, deren Scheidung zu bewirken, und ſie zu heirathen.

Nach einiger Zeit, da Berlin ihm für ſein Treiben kein günſtiger Schauplatz dünkte, hielt Müller in Dresden über deutſche Litteratur Vorleſungen, und gab dann in Verbindung mit Heinrich von Kleiſt eine Zeitſchrift Phöbus heraus. Das prahleriſche Auftreten, welches beſonders auch den Namen Goethe's als eines Verbündeten mit ungeheuren Geſchützſalven den Leuten in die Ohren donnerte, konnte ſich in den ungünſtigen Zeitumſtänden nicht halten, obwohl man geſtehen mußte, daß Müller eine ſeltene Virtuoſität geiſtiger Beweglichkeit, eindringlichen Wirkens, und beſonders guten Tones der vornehmen Welt in ſeinen mündlichen wie ſchriftlichen Arbeiten vereinigte. Philoſophie und Litteratur an die höheren Kreiſe der Geſellſchaft zu bringen war niemand in Deutſchland jemals ſo geeignet erſchienen.

Er hatte ſich für Oeſterreich lebhaft ausgeſprochen, und wurde, da Sachſen mit Frankreich verbunden war, durch die ſächſiſche Polizei mit ſchnöder Härte fortgewieſen. Erbittert über dieſe Schmach ging er nach Berlin zurück. Hier hielt er Vorträge über Friedrich den Großen, die ſehr beſucht wurden. Bald aber ließ er ſich auch hier in politiſche Thätigkeit ein, welche den damaligen preußiſchen Regierungszwecken ſcharf entgegen war. Einigen Edelleuten, die ſich den Maßregeln des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg widerſetzten, lieh er ſeine Anſichten, ſeine Feder, und reizte ſie zu heftigen Schritten an, während er zu gleicher Zeit bei dem Staatskanzler eifrigſt eine Anſtellung in der Verwaltung nachſuchte. Von dieſen merkwürdigen, tief eingehenden, geſchickten, und — es giebt hier kein milderes Wort — perfiden Betreibungen wird in dem Leben Hardenberg's umſtändlicher zu reden ſein. Jedoch nach beiden Seiten mißlangen Müller's Anſchläge; die Edelleute wurden verhaftet, und Müller, der zwar ein Wartegeld erlangt hatte, aber die Anſtellung ausbleiben ſah, ging mit dem Aerger über ſeine verfehlten Hoffnungen, und mit dem ausgeſprochenen Vorſatze nach Oeſterreich, ſich hier einen feſten Standpunkt zu gewinnen, und gegen den Staatskanzler zu ſchreiben.

Letzteres verſuchte er in ſeinen agronomiſchen Briefen, die in Friedrich Schlegel's deutſchem Muſeum gedruckt wurden; in Wien wußte man ihre Bedeutung nicht, die jedoch in Berlin nicht unbeachtet blieb; Müller beklagte ſich gleichwohl, daß ihm dem Weggezogenen und Abtrünnigen das preußiſche Jahrgeld fernerhin nicht mehr ausgezahlt wurde, das er wenigſtens ſo lange, als er noch nicht in Oeſterreich angeſtellt war, fortbeziehen wollte. In Wien ſah er ſich von Gentz und einigen anderen Freunden mit Eifer aufgenommen, und auch der höchſten Staatsbehörde nachdrücklich empfohlen, er kam in die Geſellſchaften des hohen Adels, und bekannte ſich offen zur katholiſchen Kirche. Trotz dieſer günſtigen Umſtände gelangte er doch erſt nach einiger Zeit, und hauptſächlich durch das beharrliche Andringen von Gentz, zu einer wirklichen Anſtellung im öſterreichiſchen Staatsdienſt.

Wir können hier ſeinen Verhältniſſen, Einwirkungen und Schriften nicht einzeln nachgehen. Eifrig und beredt wie Gentz, von dieſem ſelbſt verbürgt und geprieſen, dabei jünger und ſchmeichleriſcher, und überdies katholiſch, was Gentz wohl billigte aber nicht mitmachte, wurde Müller bald für ſeinen älteren Freund ein unbequemer Nebenbuhler, und ſah ſich von ihm mehr gehemmt und beſeitigt, als gefördert, wiewohl im Ernſte niemand daran denken konnte, den ſtaatserfahrenen, eingewohnten Gentz durch den ungeübten Ankömmling zu erſetzen. Aber auch in Müller's eigener Geiſtesart lag viel, was ihm von größerem Schwunge in Staatsgeſchäften abhalten mußte. Außer dem Mangelhaften, das hier etwa aufzuzählen wäre, wirkte in viel größerem Maße ſeine Stärke ſelber ein, das ächte und tiefe Bedürfniß in ihm zu einem höchſten Wahren und Heiligen. Dieſes Bedürfniß wurde in ihm ſtets dringender und reiner, und wenn die Art und Richtung, ihm Befriedigung zu verſchaffen, auch hellerem Sinne nicht gemäß war, ſo muß doch das Streben ſelbſt in Müller mit Ehren anerkannt werden. Seine katholiſche Denkart war durchaus aufrichtig, treu, ernſt, keiner Verläugnung fähig, dagegen jedes Opfers, und vor allem war ſie wirklich katholiſch; er ſuchte nicht, wie Friedrich Schlegel dies that, eigne Vorſtellungen in die Dogmen hineinzulegen, und dieſe hiedurch erſt in rechte Bedeutung zu ſtellen. Die weltliche Autorität jedoch konnte ſeinen kirchlichen Eifer nicht ſtets billigen und noch weniger gebrauchen, und nach einiger Beſchäftigung in der Staatskanzlei, wo ſeine glänzendſten Arbeiten doch mehr beunruhigten als genügten, wurde ihm ein Poſten ermittelt, der ihn zwar aus der Hauptſtadt entfernte, aber dafür durch ſelbſtſtändige und dem Ehrgeize ſchmeichelnde Stellung befriedigte.

So kam denn Müller, unter allſeitiger Zuſtändigkeit, als öſterreichiſcher Generalkonſul nach Sachſen, und nahm ſeinen Sitz in Leipzig, wobei ihm die Genugthuung, in demſelben Lande, das ihn ſchmachvoll ausgewieſen, mit amtlichen Ehren eines großen Staates bekleidet zu erſcheinen, von nicht geringem Werthe war, außerdem auch die Nähe von Preußen ihn reizte, denn hier hatte er noch anſehnliche Verbindungen, und durfte hoffen durch dieſelben auf das Vaterland, das er verlaſſen, in einem Sinne zu wirken, der dort keineswegs gültig war, aber es zu werden trachtete. Daß er auch als öſterreichiſcher Reſident bei den Höfen des Hauſes Anhalt beglaubigt wurde, gab ſeinen Verhältniſſen neue Stützpunkte. Seine Thätigkeit machte ſich bald bemerkbar. Er ſtand in lebhaftem Briefwechſel mit Männern und Frauen in Berlin, welche mit den Ideen, die ſie von ihm empfingen, eifrig wucherten, und dem Gange der Behörden des eignen Landes dadurch oft entgegenwirkten. Müller wurde nicht ohne Grund beſchuldigt, manche Beziehungen Preußens mit beinah feindlicher Herbheit behandelt zu haben. Iſt es gegründet, daß die unverhältnißmäßigen Schwierigkeiten, welche Anhalt-Köthen dem preußiſchen Zollweſen machte, größtentheils durch Müller's Betrieb erhoben worden, ſo würden, ſofern die deßfallſigen Verhandlungen der erſte Keim zu den nachherigen außerordentlichen Erfolgen und Ausbreitungen der deutſchen Zollvereinigung geweſen ſind, jenem Betriebe, wenn auch nicht mit Abſicht, doch in der That, nur Preis und Dank zu widmen ſein.

Doch übernahm ſich Müller in ſeinem Eifer, und konnte zuletzt die Richtung, die er ſeiner Thätigkeit gegeben hatte, nicht mehr behaupten. Ein Aufſatz in Friedrich Schlegel's Zeitſchrift Concordia, führte die Lehren der Kirche in ungewöhnlicher Weiſe auf das Gebiet der Staatsverwaltung, und wurde in Wien nicht nur der weltlichen Behörde, ſondern auch der geiſtlichen anſtößig. Müller nahm den Tadel unterwürfig hin, und entſagte gleich aller weiteren Schriftſtellerei. Dieſer Sturm war beſchwichtigt, aber ein neuer brach aus. Die von preußiſcher Seite dringend erhobenen Beſchwerden, daß Müller ſeine amtlichen Verhältniſſe mißbraucht, gegen ſein ehemaliges Vaterland in feindlichſter Weiſe zu wirken, mußten in Wien Gehör finden, und ſeine Abberufung wurde verfügt.

Von Leipzig wieder nach Wien verſetzt, und dort keineswegs in Ungnaden aufgenommen, ſondern mit dem Beinamen von Ritterburg in den Adelſtand erhoben, und auf's neue in der Staatskanzlei angeſtellt, war Müller im Begriff einen neuen Anlauf zu nehmen, als er im Januar 1829 durch den Tod übereilt wurde, in Folge des Schreckens und der Theilnahme, welche ihm die aufeinanderfolgenden Nachrichten verurſachten, daß in Dresden Friedrich Schlegel und in Wien noch unerwarteter die Fürſtin von Metternich plötzlich geſtorben. Die zarte Reizbarkeit ſeines empfindlichen Gemüths iſt ſelbſt in dieſer faſſungsloſen Schwäche mit Rührung anzuerkennen.

Unſere Schilderung hat manches nicht eben Löbliche aufnehmen müſſen, kommt aber um ſo lieber ſchließlich auf die ſchönen Vorzüge zurück, die mit und in jenem ſich darſtellten. Die Aufrichtigkeit der religiöſen Ueberzeugungen Müller's iſt ſchon erwähnt worden; er gab dem Unbefangenen ſtets den Eindruck, der bei den Frommen heutiger Art ſo ſelten iſt, den Eindruck des wahren und tiefen Ernſtes. Aber auch die perſönliche Liebenswürdigkeit, die ihm eigen war, gehörte nicht der Oberfläche, ſondern ſtieg aus den Tiefen des Gemüths hervor, aus gütiger Freundlichkeit für jede lebendige Gegenwart. Wie ſcharf auch ſeine Feder war, wie bis zur Frechheit ſich ſeine Behauptungen ſchriftlich aufſpreizten, ſein Umgang und Geſpräch waren faſt immer das Gegentheil.

Mit ſeinem unerſchöpflichen Handhaben des äußeren Scheines, ſowohl ihn zu vernichten als hervorzubringen, bildete ſein tiefgehender Ernſt einen Gegenſatz, der ſchon durch ſich ſelbſt die wunderbarſten Wendungen bewirkte, ſo daß man oft mit Ueberraſchung ſich von ihm vertheidigt ſah, wo man auf Angriff gefaßt war: und ſeinen doch mitſpielenden Schärfen geſellte ſeine Furchtſamkeit und ſein verſöhnlich weicher Sinn eine Anmuth und Zartheit, ein ſchmiegſames Einlenken und ſchmeichelndes Begütigen, daß er in ſolcher Erſcheinung einer der angenehmſten und hinreißendſten Menſchen genannt werden konnte.

Einiges von dieſen Eigenſchaften ſchimmert auch in ſeinen Briefen durch, wiewohl der ſchriftliche Ausdruck dieſes Weſens immer nur ein ſchwacher Abglanz des perſönlichen bleiben wird.

1835.

Frau von Grotthuß und Frau von Eybenberg.

Wer weiß noch von dieſen beiden Schweſtern? von ihrer glänzenden Erſcheinung, ihrer vielfachen Lebenswirkung? Nur wenige Zeitgenoſſen dürften übrig ſein, die davon zeugen können. Doch ſind jene Namen manchen Blättern eingeſchrieben, welche nicht ſo ſchnell verwelken werden; und ſchon dadurch ſind wir angeſprochen, ein ſolches Andenken auch mit einigen Lebenszügen auszuſtatten.

Sara und Mariane Meyer gehören zu den zahlreichen Beiſpielen eigenthümlicher Auszeichnung und merkwürdiger Schickſalswendung, worin eine ganze Berliniſche Zeitgenoſſenſchaft ſich als eine wunderbar anziehende und energiſche, in ihrer Art wohl einzig zu nennende Erſcheinung darſtellt. Der Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts, die Regierung Friedrichs des Großen, der Boden von Berlin, und die durchgreifende Wirkſamkeit Moſes Mendelsſohn's und Leſſing's, waren insgeſammt erforderlich, eine ſolche Blüthe hervorzurufen und gedeihen zu laſſen, die ſchwerlich in gleicher Weiſe ſich fortſetzen oder erneuern wird.

Die genannten beiden Schweſtern hatten in großem Reichthum und glänzender Ueppigkeit, mit allem erdenklichen Aufwand vornehmer Erziehung und bildenden Unterrichts, eine glückliche Jugend verlebt. Beide waren ſehr ſchön, von feinſter Sitte und reizender Liebenswürdigkeit. Die ältere, Sara, vereinigte lebhaften Geiſt und außerordentliche Herzensgüte, die ſchönſte Bildung, Kenntniß fremder Sprachen und

Litteraturen, Geſchmack in Künſten, und alles ſonſtige Wiſſen und Können, welches für geſellſchaftlichen Glanz und häusliches Wohlbehagen geeignet iſt. Sie hörte in ihrer Jugend Schmeicheleien von Leſſing, in ſpäterer Zeit von Herder, dann ſtanden Frau von Genlis, der Fürſt von Ligne und Goethe mit ihr im freundlichſten Verkehr. Nach einer erſten frühen Verheirathung und manchem Wechſel des Geſchickes, wobei ſogar der ſonſt wenig erhörte Fall einer rückgängig gewordenen Taufe ſich ereignet hatte, heirathete ſie einen reichen liefländiſchen Baron von Grotthuß, mit welchem ſie in vieljähriger glücklicher Ehe und lange Zeit in erwünſchten anſehnlichen Verhältniſſen lebte. Frühe Zwiſtigkeiten, welche ſchon den Entſchluß zur Scheidung hervorgerufen hatten, waren durch den rührenden Eindruck einiger Schilderungen von Feßler's Mark-Aurel glücklich überwunden worden, wie Frau von Grotthuß dem Verfaſſer in einem Brief aus Berlin dankbar kund gab, und er in ſeiner eigenen Lebensbeſchreibung ſelbſtgefällig erzählt.

Ihre ſehr milden und nachgiebigen Eigenſchaften wirkten angenehm und hülfreich für Andere, zuletzt aber nachtheilig auf ſie ſelber zurück. Sie gewöhnte ſich, allzu wohlgefällig ihren eignen Werth und ſeine Wirkungen zu betrachten, und da ſie hierin nicht nur von Anderen immerfort anerkannt ſein wollte, ſondern auch ihre Selbſtzufriedenheit auf alle Weiſe ausſprach, ſo gerieth ſie mit zunehmenden Jahren auf den Gipfel der Eitelkeit, welchen Rahel in Denkblättern vom Jahre 1805 ſo treffend bezeichnet hat. Späterhin ging dieſe Selbſtgefälligkeit ſogar einmal in Geiſtesſtörung über. Dieſes Unglück wurde zwar wieder beſeitigt; allein das Grundübel der Eitelkeit war zu tief gewurzelt, um je wieder aufhören zu können, und wurde ihren Freunden und Nächſten ſehr läſtig, ohne doch jemals die Achtung und das Wohlwollen untergraben zu können, welche ihrem wirklich gebildeten Geiſte und ihrer wahren Herzensgüte nicht zu verſagen waren. Beſonders blieben Rahel und Graf Chriſtian Bernſtorff, bei aller ſcharfen Einſicht und Beurtheilung, ihr beharrlich zugethan und thätig um ſie bemüht. Sie ſtarb als Wittwe am 11. Dezember 1828 zu Oranienburg, wo ihr Mann, nachdem er durch Krieg und anderes Unglück ſein Vermögen eingebüßt, in ſeinen letzten Jahren das Poſtamt verwaltet hatte. Anderthalb Jahre vor ihrem Tode war ſie beſchäftigt, eine Anzahl Briefe von Ramler, Gedike, Zöllner, Bieſter, Stolberg, Schiller, Eliſe Reimarus, Gräfin Genlis, Fürſt von Ligne, Frau von Stael und Anderen zur Herausgabe zu ordnen, allein dieſe Papiere ſind durch Unkunde ſpäterhin größtentheils verbrannt worden, und nur wenig — zum Glück die meiſten von Goethe, die weil er noch lebte, nicht für jene Sammlung beſtimmt waren, fanden ſich in dem Nachlaſſe.

Schöner noch und weit anziehender war die jüngere Schweſter Mariane Meyer. „Ihre Augen — ſchrieb 1799 aus Dresden Otto von Manteuffel an ſeinen Freund Thiriot — ſind die ſchönſten, die jemals am Himmel oder auf der Erde geleuchtet haben.“ Sie hatte weniger Gutmüthigkeit, und weniger Narrheit, doch nicht geringere Anſprüche als jene; ihr überlegener Geiſt und ihre kalte Weltklugheit ließen ſie nur beſſeren Anſchein behaupten, und bei ihrem Thun und Wirken möglichſt den eignen Vortheil in's Auge faſſen. Allein hiebei mochte ſie doch keineswegs auf weitausſehende Berechnung eingehen; Plane und Opfer waren ihr verhaßt, ſie wollte die Gegenwart benutzen und genießen; eine Zukunft zu bereiten fiel ihr nicht ein. Sie hielt ihre Gedanken und Vorſätze ſtets auf das Nächſte gerichtet, und über das eigene Leben hinaus wollte ſie nicht ſorgen. „Après moi le déluge!“ pflegte ſie oft zu ſagen, und ihr ſchöner Mund, ihr heiterer Sinn, der die Gegenwart ſo glücklich auszuſtatten wußte, gaben dem harten Spruch eine Anmuth, die für den Augenblick ihm allenfalls beiſtimmen ließ.

Natürlich fehlte es dieſer Schönheit nicht an Huldigungen. Graf Chriſtian Bernſtorff, damals bei der däniſchen Geſandtſchaft in Berlin, war leidenſchaftlich von ihr eingenommen, und gab nur nach langem Widerſtreben und vieler Pein die Hoffnung auf, eine dauernde Verbindung mit ihr zu knüpfen. Auch Goethe hatte für ſie die lebhafteſte Neigung, die nach überſtandenem Schwindel der Verliebtheit als aufmerkſame Beachtung fortdauerte. Er ſchreibt im Sommer 1797 an Schiller: „Auch iſt die berühmte Mariane Meyer hier; es iſt Schade, daß ſie nicht einige Tage früher kam, ich hätte doch gewünſcht, daß Sie dieſes ſonderbare Weſen hätten kennen lernen.“ Die entſchiedenſte und dauerndſte Eroberung aber machte ſie an dem Fürſten von Reuß, der als öſterreichiſcher Geſandter viele Jahre in Berlin lebte. Nach ſeinem Tode — er ſtarb ſchon 1799 — ergab ſich, daß er mit ihr förmlich verheirathet geweſen, und die Wittwe war vollkommen berechtigt, als Fürſtin von Reuß aufzutreten. Die fürſtlichen Verwandten wußten ſie jedoch zu bewegen, gegen feſtgeſetzte anſehnliche Vortheile jenem Titel zu entſagen, und dafür den Namen von Eybenberg zu führen. Sie lebte dann meiſtentheils in Wien, in den angeſehenſten Kreiſen, und wurde auch ſelbſt ein Mittelpunkt angenehmer und bedeutender Geſelligkeit.

Die beiden ausgezeichneten Schweſtern, Fanny von Arnſtein und Cäcilie von Eskeles, beide gleichfalls aus Berlin und derſelben Herkunft wie Frau von Eybenberg, ſtanden in Wien an der Spitze der glanzvollſten Häuſer, und beherrſchten mit ſteigendem Erfolg einen ausgebreiteten Geſellſchaftskreis. Schon beide mit einander wetteifernd, fanden ſie die neue Rivalin und Landsmännin unbequem, und begünſtigten ſie nicht. Gegen den Reichthum und Einfluß dieſer Verhältniſſe war in demſelben Gebiete nicht aufzukommen, Frau von Eybenberg mußte hier zurückſtehen, rächte und entſchädigte ſich aber, indem ſie nur höher emporſtieg, und faſt nur in Verbindungen lebte, die jene ihr beneiden mußten. Die Prinzeſſinnen von Kurland, die Familien Ligne und Clary, und viele andere des erſten Ranges und Anſehens, waren ihr vertrauter Umgang, und dieſer hatte immer den Vorzug eines auch geiſtigen Schimmers, der in den anderen Kreiſen bisweilen zu fehlen ſchien.

Ihre Schönheit erhielt ſich lange durch alle Leiden und Einbußen hindurch, welche der Wechſel der Ereigniſſe und Jahre ihr zuführte; als Krankheit und Verfall ſich einſtellten, mußte ſie auch dieſe traurigen Bedingungen eines ihr ungewohnten Lebens aufnehmen und verarbeiten.

Im Jahre 1805 machte Frau von Eybenberg eine Reiſe nach Italien. Dies war für ſie eine glückliche Zeit des höchſten und reinſten Genuſſes; die Luft, die Lebensart, die Gegenſtände der Kunſt, die Eigenthümlichkeiten des Landes, der Wechſel der Menſchen, alles entſprach ihrem Sinn, ihrer Stimmung. Nur ihre Geſundheit blieb angegriffen, und bedurfte, beſonders nach der Rückkehr, ſteigender Sorgfalt und ſteter Pflege. Durch die Unfälle, welche im genannten Jahre Oeſterreich und im folgenden auch Preußen trafen, erlitten ſowohl die Vermögensumſtände als auch überhaupt die Lebensverhältniſſe der Frau von Eybenberg manchen Verluſt. Sie hatte nun mit Schwierigkeiten und Mühſalen zu kämpfen, welche ihr früher ganz unbekannt geblieben waren. Eine in ihrer Familie einheimiſche Prozeßwuth, die ſich auf ausſchweifende Vorſtellungen und gewaltſame Illuſionen ſtützte, verſchlang bedeutende Hülfsmittel, durch welche ein ſinkender Wohlſtand noch zu erhalten geweſen wäre. Sie entging dieſem Wahn und ſeinen Folgen nicht, wußte ſich aber auch in den ſtärkſten Bedrängniſſen muthig zu faſſen und leidlich einzurichten. Wer ſie in dieſer ſpäteren Zeit ſah, dem mußte ihr ganzes Weſen allerdings eine merkwürdige Erſcheinung dünken, und konnte nicht immer leicht zu entziffern ſein. Große Schärfe des Verſtandes und unglaubliche Läſſigkeit des Gemüths, muntere Lebensluſt und überdrüſſige Entſagung, thätige Sorge, ſich das Leben noch ſo angenehm und ergiebig zu machen als möglich, und eiskalte Gleichgültigkeit, wenn ein Verſuch nach dem anderen fehlſchlug, ſchienen immerfort in Widerſpruch mit einander; ihre Langeweile war unterhaltend, ihre Selbſtſucht wohlgefällig; ſie gelangte zu nichts, denn ſie verfolgte keinen Plan; aber ſie regte ſich und Andere ſtets zur Thätigkeit auf, denn ſie hatte immerfort Zwecke, viele und mannigfache, die der Augenblick gab und nahm. Sie machte kein Hehl aus ihren Geſinnungen, nach welchen ſie auf keine Freundſchaft rechnen konnte, und doch blieben ihr edle Freunde bis an ihr Lebensende zugethan. Gentz hatte ſich früh von ihr losgeſagt, behielt aber doch ein reges Intereſſe für ſie, das ſeine Freunde und Jünger Adam

Müller und von Buol gern von ihm annahmen und beharrlicher fortſetzten. Frau von Eybenberg ſtarb im Jahre 1814 zu Wien, wo ſie bis zuletzt, zwar beinahe in Armuth, doch nicht ohne Anſtand und Wirkſamkeit gelebt hatte.

Frau von Grotthuß war in früheren Jahren öfters von bedeutenden Männern aufgefordert worden, als Schriftſtellerin aufzutreten. In franzöſiſcher und deutſcher Sprache hatte ſie Erzählungen, Dramen, moraliſche und ſogar politiſche Aufſätze verſucht, beſonders ihre franzöſiſchen Arbeiten wurden ſehr geſchätzt.

Frau von Eybenberg ſchrieb ungern, und faßte ſich auch in Briefen gern möglichſt kurz; doch gab es auch von ihr eine Sammlung handſchriftlicher Blätter, welche die Beſitzer ungemein werth hielten und nur in vertrautem Kreiſe mittheilten. Es waren dies ſogenannte Bildniſſe oder Karakterſchilderungen von Perſonen aus der Geſellſchaft, und die Schärfe und Richtigkeit dieſer Zeichnungen erregte Bewunderung und Furcht, denn freilich hatte bei den meiſten eine feindliche Menſchenkenntniß den Griffel geführt. Auch ihr eignes Bild ſoll ſie in dieſer Art mit größter Meiſterſchaft ſchonungslos gezeichnet haben, nachdem Frau von Stael, entſetzt über dieſe grauſame Darſtellungsgabe, geäußert habe, dieſe werde gewiß nie das eigne Bild verſuchen.

Wir werden hier unwillkürlich an Mad. du Deffand erinnert, dieſe merkwürdige Egoiſtin der franzöſiſchen Geſellſchaftswelt im vorigen Jahrhundert, welche mit Voltaire und Horatio Walpole in Verkehr ſtand, wie Frau von Eybenberg mit Goethe und dem Fürſten von Ligne, ebenfalls den gefälligſten Umgang für die Menſchen hatte und die feindlichſte Auffaſſung, ſich gleicherweiſe alles Blickes auf die Zukunft entſchlug, und nur für die Gegenwart leben wollte; und die im Grunde wohl nicht ſchlimmer war, als viele ihrer Zeitgenoſſen, die ſich beſſer zu ſtellen wußten! —

Wir können dieſe kurze Schilderung nicht erwünſchter beleben, als indem wir die Briefe Goethe's an Frau von Grotthuß und einige an Frau von Eybenberg gerichtete — die ſich noch gefunden haben — mittheilen, welche nicht nur für die Empfängerin das vortheilhafteſte Zeugniß ſind, ſondern auch manches ſonſt Bemerkenswerthe, und unter anderen ein Wort über Frau von Stael enthalten, das neben dem Beſten, was über die ausgezeichnete Frau je geſagt worden, ſeine Stelle verdient.

1837.

Briefe von Goethe an Frau von Grotthuß.

1.

Weimar, den 9. Februar 1797.

Was werden Sie ſagen? wertheſte Frau, wenn ich Ihnen erzähle, daß zu eben der Zeit, als Ihr freundliches Röllchen auf dem Wege zu mir war, ich ihm entgegenreiſte und mich Ihnen näherte. In Leipzig und Deſſau hielt ich mich einige Zeit auf und, wäre nicht die traurige Nachricht von dem Tode des, auch mir ſo theuern, Königlichen Prinzen eben erſchollen, ſo hätte ich mich wohl verleiten laſſen, weiter zu gehen, Berlin zu beſuchen, mich an den kunſtreichen Darſtellungen des Carnevals zu ergötzen und aus der großen Maſſe intereſſanter Menſchen, die ſich dort befinden, zu den wenigen Freunden, deren ich mir daſelbſt ſchmeicheln kann, vielleicht noch einige zu erwerben. Bei meiner Rückkunft empfing ich Ihre Arbeit doppelt freundlich, ſowohl als ein Beweis Ihres in der Ferne fortdauernden Andenkens, als auch als ein Zeugniß Ihrer völlig wieder hergeſtellten Geſundheit, denn wie wollte man ohne eine glückliche Harmonie ſeiner Kräfte ein ſo angenehmes Werk hervorbringen, als dasjenige iſt, das Sie freundſchaftlich für mich gearbeitet haben. Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht ſogleich über deſſen Ankunft beruhigte, denn ich wollte nicht einen bloßen Empfangſchein überſchicken, ſondern zugleich noch etwas mehr ſagen, und dazu erwartet man denn lange eine Stimmung, die nicht kommt, wenn man ſie nicht zu erſchaffen weiß. Ihr zweiter Brief beſtimmt meine Unentſchloſſenheit, und ich eile, Ihnen für das ſchöne Geſchenk zu danken, das mich ſo oft an Ihr Andenken, Ihre gute Meinung und Ihr Talent erinnern wird. Wie ſehr danke ich Ihnen zugleich für den Antheil, den Sie an meinen Arbeiten nehmen. Da ein Schriftſteller ſich muß gefallen laſſen, daß ſo manches wunderlich genug genommen und beurtheilt wird, ſo findet er ſich freilich ſehr getröſtet, wenn ſeine Arbeit einmal bei einem gebildeten Individuo als Naturprodukt wirkt, und zwar in ſeiner ganzen Breite und Tiefe. Bald ſehen Sie wieder ein epiſches Gedicht von mir, dem ich eine ſo gute Aufnahme auch in Ihrem Zirkel wünſche, als die Neigung ſtark iſt, womit ich es angegriffen habe und nun bald zu vollenden hoffe. Grüßen Sie Ihre Freundin Rahel Robert, deren ich mich noch recht gut erinnere, und gedenken meiner bei guten und trüben Tagen, in der lebhaften Stadt ſowohl wie auf dem ſtillen Lande. Goethe.

2.

Weimar, den 28. März 1801.

Durch die glückliche Ankunft Durchl. des Herzogs werde ich auf's neue an den Dank erinnert, den ich Ihnen für Ihren freundſchaftlichen Brief und für die angenehme Gabe noch ſchuldig bin*). Sie haben mir durch Beides eine recht große Freude gemacht, und mir einen ſchätzbaren Beweis Ihres Andenkens gegeben.

Da ich kein fleißiger Korreſpondent bin, und meine alte Untugend, des Schweigens gegen Abweſende, mit den Jahren immer zuzunehmen ſcheint; ſo bleibt mir nichts übrig, als deſto fleißiger an einigen Arbeiten zu ſein, welche, früher oder ſpäter, denen, die mir wohlwollen, einiges Vergnügen machen können.

Erhalten Sie mir Ihren Antheil an meinem Daſein, das ſich wieder befeſtigt, und an meinen Produktionen, durch die ich am eigentlichſten mit der Welt zuſammenhänge. Leben Sie recht wohl und glücklich und gedenken mein unter den Ihrigen. Goethe.

(Nach Berlin.)

---

*) Sie hatte ihm eine Taſſe geſandt, geſchmückt mit Bildern aus ſeinem Taſſo.

3.

Weimar, den 1. Februar 1806.

Ihr lieber Brief mit der zugefügten Gabe hat mich auf das angenehmſte überraſcht und zugleich erinnert, daß ich der guten Schweſter auch noch eine Antwort ſchuldig bin, die mir ihren glücklichen Eintritt in Italien notificirte. Wie ſehr freut mich's, daß Sie noch an mich denken, und jetzt nicht verſchmähen, als Marianens Stellvertreterin, mir die gewohnten fremden Leckerbiſſen zuzuſenden. Was ich von Ihren Zuſtänden bisher erfragte, hat mir immer viel Vergnügen gemacht, denn ich vernahm, daß Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl manches gelungen iſt, worüber Sie ſich zu erfreuen haben, wovon mir denn auch Ihr Brief das beſte Zeugniß gibt. Ich ſchreibe in dieſen Tagen an Herrn von Humboldt nach Rom und werde ein Blatt an unſre liebe Mariane mit beilegen. Ich wünſche, daß ſie ſich nach ihrer Art geſund, d. h. leidlich befinde, um das manche lange erſehnte Gute genießen zu können, in deſſen Nähe ſie ſich jetzt befindet. Fahren Sie fort meiner zu gedenken, und bleiben Sie überzeugt, daß ich mich ſehr oft der guten Tage erinnere, wo wir zuſammen an der Töpel manches nicht wieder zu erlebenden Vergnügens genoſſen. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl und bleiben mir gewogen.

Goethe.

(Nach Berlin.)

4.

Weimar, den 28. Oktober 1810.

Sie ſollen, theuerſte Freundin, recht herzlichen Dank haben, daß Sie uns durch Ihren lieben Brief, dem wir lange hätten zuvorkommen ſollen, auf eine ſo freundliche Weiſe beſchämen. Wir freuen uns zu hören, daß Sie mit dem Erfolg Ihrer Badekur nicht ganz unzufrieden ſind. Nachdem wir in Freiberg, Chemnitz und Löbichau Bergwerke, Fabriken und ſchöne Damen beſucht, ſind wir in Weimar angelangt, und wurden daſelbſt von Hof-, Theater- und

Geſellſchaftsangelegenheiten ſogleich umfangen, ſo daß unſer Blick nach außen für die erſte Zeit ganz umnebelt war. Selbſt jetzt geht es noch ein bischen bunt her. Verzeihen Sie alſo dieſem eiligen Schreiben.

Das mitgetheilte höchſt merkwürdige Blatt werde ich wohl verwahren, es ſoll nicht aus meinen Händen kommen. Laſſen Sie von Zeit zu Zeit etwas von ſich hören und geben uns einige Nachricht, beſonders auch, wie es mit dem akademiſchen Weſen in Berlin ausſieht.

Nach der Ankündigung iſt dieſer ehrwürdige Körper ſehr disproportionirt. Nimmt die mediciniſche Facultät, wie billig, den unteren Theil des Rumpfes ein, ſo muß man ſagen, daß es ein wohlbeleibter Körper iſt. Anderer Bemerkungen enthalte ich mich. Doctor Riemer empfiehlt ſich zum allerbeſten, dankt für das Andenken, und wünſcht auch ſeine Freunde Ihnen immer empfohlen.

Nun aber empfehle ich Ihnen meine Küche, und meine Tafel, für welche Sie mir zu rechter Zeit einige Leckerbiſſen zu ſenden verſprochen haben, als da ſind: Kaviar, Sander und Dorſche. Mögen Sie mir eine förmliche Rechnung Ihrer Auslagen ſenden, ſo verbinden Sie mich ungemein und geben mir Muth, Sie um Fortſetzung ſolcher Gefälligkeiten zu bitten. Aus unſeren mittelländiſchen Gegenden können wir kaum etwas Anderes als papierne Aequivalente anbieten. Leben Sie recht wohl und bleiben Sie unſerer aufrichtigen dankbaren Anhänglichkeit überzeugt.

Goethe.

Dem Herrn Gemahl die beſten Empfehlungen.

G.

(Nach Berlin.)

5.

Weimar, den 7. Dezember 1810.

Die ſchöne Taſſe zum Andenken der verehrten Königin, welche als ein Kenotaphium bei mir ſtehen ſoll, und der überſchöne Beutel, welcher gleichfalls als Kenotaphium in meinem Schatze liegt, weil des Goldes nicht hinreichend übrig iſt, ihn zu füllen, ſollen mir liebe Erinnerungspunkte bleiben an das Wohlwollen meiner Freundin.

Sie empfangen heute nur dieſe wenigen Worte des Danks, welcher ſich auch auf Ihren liebenswürdigen Brief erſtreckt. Die Tochter Jephtha *) wird dieſem Blatt bald folgen; das Stück iſt vielleicht aufführbar, wenn der Verfaſſer noch einiges daran thun will, warum ich ihn erſuche. Nächſtens erhalten Sie eine Abſchrift eines ſehr artigen Elogiums, das der Prince de Ligne meinen Wahlverwandtſchaften gegönnt hat, von welchen die franzöſiſche Ueberſetzung zu ihm gelangt iſt. Für heute leben Sie recht wohl.

G.

(Nach Berlin.)

6.

Weimar, den 6. Dezember 1810.

Heute ſoll, theuerſte Freundin, nicht von Leckerbiſſen, am wenigſten von den Spickgänſen, die Sie uns ſo appetitlich in der Ferne zeigen, die Rede ſein; auch nicht von allem anderen Freundlichen und Guten, daß Ihr lieber Brief enthält; ſondern, wie Sie ſchon aus der Inlage ſehen, von dem Schickſal der Tochter Jephthä. Auf Ihre Anregung habe ich ſogleich das empfohlene Trauerſpiel aus den Flözſchichten poetiſcher, theatraliſcher und literariſcher Anhäufungen, die ſich um mich herum aufbauen, hervorgeſucht, habe ſolches mit Vergnügen geleſen, und halte die Aufführung nicht ganz unmöglich; doch wünſchte ich, der Verfaſſer thäte vorher Folgendes daran:

1) Könnte er eine Anzahl Verſe herausnehmen, oder, wie man ſagt, ſtreichen; ſo würde es dem Stück günſtig ſein, weil es etwas zu lang ſpielte. Ich fühle zwar ſelbſt, daß es ſchwer halten wird, weil die Scenen gut gearbeitet ſind, und ſich nichts Ueberflüſſiges findet; allein hier und da läßt ſich doch wohl eine kleine Amplification und mehrere Ausführlichkeit wegnehmen, ohne daß das Ganze Schaden leidet.

---

*) Trauerſpiel von Ludwig Robert.

2) Wären die vier Krieger in zwei Perſonen zuſammen zu ziehen, und dieſen beſtimmte Namen zu geben. Kein guter Acteur mag gern als bloßer Statiſt erſcheinen, und das, was die Krieger zu ſagen und zu thun haben, iſt zu bedeutend, als das man es wagen ſollte, durch vier Perſonen es ausrichten zu laſſen, wo gewöhnlich einer oder der andere ſchwach bleibt oder gar ſich lächerlich macht.

3) Nun noch ein Hauptpunkt. Der Verfaſſer hat wohl gefühlt, daß er bei dem Gelübde Jephtha's ſich beſonders angreifen müſſe, und hat es auch deshalb, damit es ſich vom Anderen gleichſam abſondere, in gereimte Verſe gebracht; allein aufrichtig zu ſagen, ſo hat mir dieſe Stelle zu wenig Gehalt und die gereimten Trochäen zu wenig Würde. Die Achſe, um die ſich das ganze Stück dreht, ſollte etwas derber ſein. — Dieſes legen Sie dem Verfaſſer an's Herz, und er wird leicht fühlen und einſehen, wie es gemeint iſt.

Soviel für heute. Ich füge weiter nichts hinzu, damit dieſe Sendung nicht aufgehalten werde. G.

7.

Weimar, den 15. Februar 1811.

Es iſt nichts billiger, als daß ich mit der Recenſion der vortrefflichen Gaben anfange, die uns nach und nach durch Ihre Güte geworden ſind. Den koſtbarſten Spickgänſen folgten die trefflichſten Sander, und dieſen nunmehr der beſte Kaviar, welcher jemals gefiſcht und eingeſalzen worden. Durch Ihre Nachricht von dem Einweichen des getrockneten habe mich wirklich auf einen hohen Grad der Geſchmackkritik erhoben geſehen, ſo daß ich einen, ehe der Ihrige ankam, hier an Tafel genoſſenen wenigſtens für mich im Stillen für aufgefriſcht erklären konnte. Haben Sie für dieſe Gaben den beſten Dank, und lieben uns nicht weniger, wenn wir Ihnen etwas gourmand erſcheinen ſollten.

Für alle mir gegebenen Nachrichten ſoll gleichfalls meine aufrichtige Dankbarkeit hiermit ausgeſprochen ſein. Auf die Tochter Jephtha's warten wir mit Verlangen und hoffen ſie gut zu geben. Von unſern bisherigen Unternehmungen ſoll nachher die Rede ſein.

Wegen des Anliegens der Madame Crayen*) habe ich ſondirt. Aber Spanien iſt jetzt ein ſehr wunder Fleck auf der Landcharte, und ich traute mir nicht weiter zu gehen. Läßt ſich etwas bewirken, ſo erfahren Sie es gleich.

An die gute Schweſter habe ich ſchon lange einen luſtigen Brief geſchrieben, und darin Ihre Gaben detaillirt und gerühmt. Ich entbehre jedoch ſeit langer Zeit ein Lebenszeichen von ihr: nun, da ich höre, daß ſie krank geweſen, erkläre ich mir's eher, und bin deswegen nicht weniger in Sorgen. Sagen Sie ihr das Allerſchönſte und empfehlen mich ihr, auch Herrn von Grotthuß. Das Beſte wünſchend.

Goethe.

(Nach Berlin.)

8.

Weimar, den 4. April 1811.

Schon lange wäre es meine Schuldigkeit geweſen, Ihnen liebe treffliche Freundin, zu ſchreiben; ich wollte es aber nicht eher thun, als bis ich von unſerem Jephtha etwas ſagen könnte. Nun läßt ſich wenigſtens vermelden, daß in der nächſten Woche Leſeprobe ſein wird, und das Uebrige wird ſich dann auch machen. Die Wünſche, welche der Verfaſſer geäußert hat, habe ich vor Augen.

Heute Abend geht ein Käſtchen an Sie ab, welches Ihnen, wie ich wünſche, zur Freude gereichen möge. Es ſind zwar meiſt alte Bekannte; aber auch dieſe werden Sie nicht unfreundlich aufnehmen**). Wie ſehr wir Ihnen für die Wiederſendungen dankbar geweſen, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Wenn ich nicht wüßte, wie thätig Sie für Ihre Freunde im Großen und Kleinen ſind, ſo würde mich Ihre Gefälligkeit beſchämt haben. Sagen Sie mir auch einmal wieder ein gutes Wort von ſich und ihrer lieben Schweſter, von der ich ſo lange nichts gehört habe; erzählen Sie mir etwas von Berlin, vor allem Anderen aber laſſen Sie mich wiſſen, was Ihre Pläne für den Sommer ſind. Leben Sie recht wohl und gedenken Sie meiner.

---

*) Ein Sohn der Frau von Crayen diente in den weimariſchen Truppen, die mit den Franzoſen nach Spanien hatten ziehen müſſen.

**) Er ſchickte ein Exemplar ſeiner Werke an ſie.

Goethe.

9.

Weimar, den 17. April 1811.

Meine Sendung vom 4. April wird nunmehr wohl, theuerſte Freundin, in Ihren Händen ſein. Möchten Sie darin den Wunſch, mein Andenken bei Ihnen zu erneuern, und wenigſtens den Willen einer Dankbarkeit für ſo manches Gute und Freundliche, gewahr werden.

Das Gegenwärtige hat die Abſicht, Ihnen ein paar Perſonen bekannt zu machen, die Ihre Aufmerkſamkeit verdienen. Es iſt Herr und Madame Wolff, beides Mitglieder unſeres Hoftheaters, welche nach Berlin kommen, um Gaſtrollen zu geben: Ich wünſche, daß ſie auf einem fremden Schauplatz, und ohne ihre gewohnte Umgebung, den Beifall finden mögen, den ſie ſo oft bei uns verdienen.

Herr Robert hat gewiß auch einige Gefälligkeit gegen ſie. Beide haben Rollen in ſeinem neuen Stücke. Die Leſeprobe iſt noch vor ihrer Abreiſe gehalten worden, damit die Vorſtellung gleich nach ihrer Rückkunft, vor ſich gehen könne. Unſer Capellmeiſter Müller componirt die Chöre.

Den guten Crayen, der Sie intereſſirt, ſcheint der Herzog auf alle Weiſe zu begünſtigen; wenigſtens ſendet er ihn nach Teplitz voraus, damit er, wegen ſeines verwundeten Arms, der Kur deſto länger genießen könne.

Was für Abſichten haben Sie für dieſes Jahr? Die ſchöne Frühlingsluft macht ſchon einige Reiſeluſt in mir rege.

Zum Schluſſe will ich nicht vergeſſen, Sie auf eine kleine Arbeit von mir, Pandora, aufmerkſam zu machen. Es iſt ein etwas abſtruſes Werkchen, welches durch mündlichen Vortrag gehoben werden muß. Herr Wolff und ſeine

Frau werden ſich ein Vergnügen daraus machen, Sie einen Abend damit zu unterhalten.

Leben Sie recht wohl, und gedenken Sie mein.

Goethe.

(Nach Berlin.)

10.

Weimar, den 6. Auguſt 1811.

Nur mit Wenigem beantworte ich, wertheſte Freundin, Ihren lieben Brief von Teplitz. Er beruhigt mich zwar nicht über den Zuſtand Ihrer trefflichen Schweſter; aber doch war mir ein Lebenszeichen von Ihnen höchſt erwünſcht. Mein Sommer iſt mir froh und glücklich genug vergangen; hätte ich nur von Freunden, denen ich ſo innig verbunden bin, beſſere Nachrichten vernehmen können; ja damit das Schlimmere zum Schlimmen komme, waren auch die trüben Berichte nur unbeſtimmte, wodurch ſich das Zweifelhafte meines Zuſtandes nur vermehrte.

Die Haupturſache, warum ich nicht nach Teplitz ging, war die, daß mir das Baden in Karlsbad dieſes Jahr außerordentlich wohlgethan, und ich eine Reiſe, die mich weiter vom Hauſe führte, für unräthlich finden mußte. Daß ich Sie in Teplitz zu ſehen hoffte und mir mancherlei Luſt und Gutes davon verſprach, davon iſt ein kleiner Stier von Erz Zeuge, den ich ſchon hatte hinſchaffen laſſen, in der Abſicht, durch Ihre Vermittelung dasjenige dies Jahr in Dux tauſchweiſe zu erlangen, was voriges Jahr ſich durch Schenkung nicht wollte erhalten laſſen. Wie viel Anderes wäre noch wünſchenswerth geweſen, theils in der Wirklichkeit, theils in der Erinnerung zu wiederholen.

Wir empfehlen uns Ihrem freundſchaftlichen Andenken auf's angelegentlichſte, laſſen Sie bald etwas von ſich und Ihrer theuern Schweſter vernehmen und bleiben meiner aufrichtigen Anhänglichkeit verſichert. G.

Ich lege das neueſte vom Jahr bei, einen Prolog, der heute in Halle bei dem Antritt unſerer Schauſpielergeſellſchaft daſelbſt gehalten wird. Möge es Ihnen in Teplitz nicht an guter geſelliger Würze fehlen. Sie führen ſie zwar immer bei ſich, aber es iſt doch auch wünſchenswerth, daß uns einiges erwiedert werde.

(Eigenhändig.)
Ihrem Herrn Gemahl meine beſten Empfehlungen.
(Nach Dresden.)

11.

Weimar, den 8. Januar 1812.

Vor Zeiten beſtand bei mir die löbliche Einrichtung, daß ich wenigſtens vor Ende des Jahres meine dringendſten Briefſchulden abzuthun ſuchte; gegenwärtig aber ziehen ſie ſich immer mehr in's neue hinein. Am meiſten drückt mich ſchon einige Zeit, Ihr Schuldner zu ſein, und das will ich denn auch nicht länger tragen. Zwar könnte ich zu meiner Rechtfertigung aufrichtig verſichern, daß ich gerade, weil Sie und Ihre theure Schweſter mir immer gegenwärtig waren, am wenigſten dazu gelangen konnte, Ihnen zu ſchreiben. Ich brauche Ihnen nicht zu verſichern, wie nahe es mir geht, die verehrte Kranke in einem ſolchen peinlichen Zuſtand zu wiſſen, und wie ich von einer doppelten Empfindung hin und wieder gezogen werde, indem ich einmal zu erfahren wünſche, wie ſie ſich befindet, und ſodann wieder befürchten muß, von einem ſchlimmeren und gefährlicheren Zuſtand unterrichtet zu werden. Auf dieſe Weiſe, darf ich wohl ſagen, bin ich immer um Sie beide beſchäftigt, und wenn mir der Ort anſchaulich wäre, wo ſie ſich befinden, ſo würde an der wirklichen Gegenwart wenig fehlen. Laſſen Sie jedoch, beſte Freundin, mich es nicht entgelten, und geben Sie mir bald Nachricht von einem Zuſtande, der mich ſo ſehr intereſſirt. Empfehlen Sie mich der theuren Leidenden auf das beſte und haben Sie tauſend Dank, daß Sie ſo treulich die Stelle ſo vieler abweſend Theilnehmenden vertreten.

Von mir habe ich wenig zu ſagen, wenn ich auch wollte. Das tägliche äußere Leben verſchlingt das innere dauernde; und keins von beiden will ſeine Rechte fahren laſſen, worüber denn beinahe alle beide verloren gehen.

Sie fragen, meine Beſte, nach dem Trauerſpiel Jephtha. Es iſt damit eine eigene Sache. Wir haben es mit großer Sorgfalt vorgeſtellt, aber es nicht über die zweite Repräſentation gebracht, und ich glaube nicht, daß es ſich auf dem Repertorium halten wird. Die Urſache davon liegt darin, daß ein gebildetes Publikum wie das unſere, das alle bedeutenden Stücke ſehr genau kennt, dem Verfaſſer des Jephtha gar zu leicht nachkommen kann, wo er ſeine Geſtalten, ſeine Situationen und Geſinnungen herhat; und doch geht es mit den drei erſten Acten noch ſo ziemlich. Da man aber in dem vierten auf eine unangenehme Weiſe an Lear erinnert wird, und im fünften ein vergeblicher Pomp nur zerſtreuend wirkt; ſo will das Stück niemals bis an's Ende die Zuſchauer feſthalten, obgleich die Verſe ganz gut ſind, und eigentlich nichts Ueberflüſſiges ſich in der Ausführung befindet; weshalb es mir auch im Leſen ganz wohl gefiel.

Soll ich aufrichtig ſein, ſo hat das Stück noch einen Fehler, der tiefer liegt, nicht leicht erkannt, aber durchaus empfunden wird: es iſt dieſer. Wenn die hier behandelte Fabel einigen Werth haben ſoll, ſo mußte die Tochter Jephtha's ein häusliches Mädchen ſein, es ſei nun aus öffentlicher oder Privatſitte; der Vater muß ſie gar nicht als aus- und eingehend denken können, indem er das Gelübde thut, und ihr erſter durch kindliche Liebe erregter Schritt muß ihr den Tod bringen. Dieſe gute Dina aber läuft vor wie nach im Lande herum, und erinnert an ihre Namensgenoſſin, welche auch beſſer gethan hätte zu Hauſe zu bleiben als nach Sichem zu gehen und die Töchter des Landes zu beſuchen; wobei ſie denn ganz natürlich den Söhnen des Landes in die Hände fiel.

Vielleicht macht dieſes Stück bei einem Publikum, das weniger mit unſeren theatraliſchen Produktionen bekannt iſt, eine gute Wirkung: denn ob ich gleich, beim erſten Durchleſen, die Parallelfiguren und Stellen recht wohl bemerkte, ſo waren ſie mir doch nicht zuwider, weil ich nicht einſehe, warum man nicht das Gute auf eine andere Weiſe verknüpft und bearbeitet wiederbringen ſoll. Verzeihen Sie meiner Aufrichtigkeit; ich wollte aber nichts verſchweigen, was ich bei den mehreren Proben und einer zweimaligen Aufführung bemerkt hatte. Ich ſchließe mit den beſten Wünſchen und Hoffnungen.

Im Vertrauen auf Ihre thätige Freundſchaft lege ich ein Verzeichniß bei von Perſonen, deren eigene Handſchrift ich beſitze. Sie ſehen daraus, daß mir noch manche verſtorbene und lebende Wiener abgehen. Fällt Ihnen irgend ein ſolches Blättchen in die Hände, ſo heben Sie mir's auf, bis ich es gelegentlich aus Ihren lieben Händen, oder durch einen Reiſenden erhalten kann. Nochmals das beſte Lebewohl. Goethe.

(Nach Dresden.)

12.

Karlsbad, den 22. Juni 1812.

Wie ſehr danke ich Ihnen, meine theuerſte Freundin, für das Vertrauen, das Sie hegen, daß ich an Ihnen und an Allem, was Ihnen lieb und werth iſt, Theil zu nehmen niemals aufhören werde. Ich will nur bekennen, daß ich längſt auf Nachricht von Ihnen gehofft habe. Aber auch das erkenne ich dankbar, daß Sie meinen Wunſch gegenwärtig erfüllen. Die Nachricht von Ihrer geliebten Schweſter Befinden iſt mir um ſo erfreulicher, als ich bisher darüber in einer peinlichen Ungewißheit bleiben mußte. Möchte doch Ihre Gegenwart auch Ihrem fürtrefflichen Gemahl eben ſo heilbringend ſein. Sie gehorchen auch diesmal Ihrer zwar ſchweren, aber eben ſo edeln Beſtimmung, mehr für Andere als für ſich zu leben, dafür Sie aber auch mit Liebe und Achtung reichlich belohnt werden.

Ihre Güte, unter ſo vielen und dringenden Sorgen, auch meiner kleinen Wünſche zu gedenken, muß mir unſchätzbar ſein. Mögen Sie mir den gehaltvollen Beitrag zu meiner handſchriftlichen Sammlung, da dieſe Blätter wohl nur ein klein Volum haben, mit der reitenden Poſt ſchicken, wenn nicht irgend bald eine Gelegenheit iſt, ſie vielleicht durch einen dresdener Badegaſt an mich gelangen zu laſſen.

Die Einladung des Grafen Palffy beſchämt mich; wie gerne möchte ich ihr gehorchen! Aber die Fähigkeit zu ſolchen Entſchlüſſen vermindert ſich bei mir von Jahr zu Jahr, und ich kann es nicht mehr weiter bringen, als meine Zeit unter Weimar, Jena und Karlsbad zu theilen. Laſſen Sie es aber ja gelegentlich an dem ſchönſten Danke nicht fehlen.

Was meine Stücke betrifft, ſo hat Herr Generaldirector Iffland das Geſchäft gefällig übernommen, ſolche den Theatern welche ſie wünſchen, zukommen zu laſſen. Da er mit allen Bühnen in Connexion ſteht, ſo wird die Sache dadurch ſehr erleichtert. Entſchuldigen Sie mich alſo beſtens, daß ich durch dieſe getroffene Verpflichtung mich an der unmittelbaren Erfüllung jener Wünſche gehindert ſehe.

Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl angelegentlichſt, und laſſen mich hier noch etwas von ſich vernehmen; bis zu Ende Juli trifft mich ein Brief noch immer bei den drei Mohren.

(Eigenhändig.)

Riemer iſt in Weimar angeſtellt, und wird ſich Ihres Andenkens herzlich freuen. An dem Schreiber des Gegenwärtigen habe ich abermals einen unterrichteten, thätigen Freund gewonnen.

Für immer der Ihrige
Goethe.

(Nach Dresden.)

13.

(Eigenhändig.)

Teplitz, den 2. Auguſt 1812.

Schon geraume Zeit bin ich in Ihrer Nähe, theuerſte Freundin, und habe noch nicht den Muth faſſen können Ihnen zu ſchreiben. Als ich Ihren lieben Brief, für deſſen koſtbare Beilage ich zum allerverbindlichſten danke, in Karlsbad erhielt, war mir leider ſchon der unerſetzliche Verluſt bekannt, von dem Sie noch nicht als Sie ſchrieben unterrichtet waren. Frühere Nachrichten, durch Kurgäſte von Wien, ließen mir wenig Hoffnung, wie traurig iſt es aber zu vernehmen, das keine mehr ſei. Sie kennen meine Liebe und Verehrung für Ihre unvergeßliche Schweſter, ich kenne Ihre Anhänglichkeit. Laſſen Sie ſich das, was Sie noch gegen das Ende für ſie gethan, bei dieſem Verluſte zu einem Troſtgrunde dienen, den die entfernten Freunde entbehren, und wenden mir um ſo mehr Ihr Wohlwollen und Ihr Vertrauen zu, als ich es von jener Seite zu entbehren lernen muß. Die beſten Wünſche für das Wohl Ihres Herrn Gemahls, dem ich mich angelegentlich zu empfehlen bitte, und noch tauſend Dank für das Ueberſendete.

Goethe.

(Nach Tharant.)

14.

(Eigenhändig.)

Teplitz, den 28. Juni 1813.

Sie erhielten, meine treffliche Freundin, auf Ihren lieben Brief keine Antwort, weil der ſchätzbare Inhalt durch die Ereigniſſe vereitelt worden, und in jenen Tagen nichts zu erwiedern wußte. Daß Sie aber bei dem allgemeinen Leiden noch mit dem beſonderſten und ſchmerzlichſten belegt ſein ſollten, wie hätte ich mir das denken dürfen. Es gehört Ihre grundgute und dauerhafte Natur dazu, um das zu überſtehen, möge der Geneſende ſich neben und mit Ihnen bald freudig wiederherſtellen. Laſſen Sie mich Ihnen beiderſeits empfohlen ſein. Das Bildchen Laudon's iſt wirklich allerliebſt, und ſoll meine Sammlung, friſch eingefaßt, nächſtens zieren. Der Brief nach Wien iſt beſorgt. Wir erwarten den Herzog. Wie ſehr wünſche ich Sie auch hier zu ſehen.

Gedenke ich des 24. Aprils, ſo weiß ich nicht, was ich denken ſoll, und doch denke ich gern an den erleuchteten Punſchabend. Er bleibt mir ein lichter Punkt. Das beſte Lebewohl!

Goethe.

(Nach Dresden. Sie hatte ihm vor der Schlacht von Lützen wegen Theilnahme der Erbprinzeſſin von Weimar an den Frauenvereinen geſchrieben.)

15.

Weimar, den 1. Dezember 1813.

Was ich für Sie ſeit mehreren Monaten gefürchtet, was ich bei vielfachen Erkundigungen theilweiſe vernommen, davon giebt mir nun Ihr lieber Brief leider eine vollſtändige Gewißheit. Wären Sie nicht, verehrte Freundin, mit dieſer ſeltſamen Miſchung von Stärke und Zartheit, von Ueberſicht und Gefühl begabt, ſo würden Sie ſo große Uebel nicht ertragen können. Möge, wie ſich die dresdener Luft wieder reinigt, auch um Sie der Himmel heiterer werden und in beſſeren Tagen die Geſundheit Ihres werthen Gatten ſich glücklich herſtellen.

Die ungeheuern Schickſale ſind, verhältnißmäßig, gelind an uns vorübergegangen, und ich war, mit allen denen mir zunächſt Verbundenen, durch dieſe unruhigen Wochen wenigſtens geſund, und man half ſich wechſelsweiſe ſelbſt die ſchlimmſten Stunden ertragen.

Wo man hin ſieht und hört, woher auch Briefe zu uns gelangen, Alles klingt wieder von Jammer und Noth, und nur die Hoffnung, daß aus dieſem Chaos eine neue Ordnung der Dinge hervortreten werde und müſſe, erhält noch die Jüngeren aufrecht, indem die Aelteren es wahrſcheinlich finden, daß ſie erſt aus glücklicheren Regionen auf dieſes neue Glück herabſehen werden.

Sagen Sie mir von Zeit zu Zeit, wie Sie ſich mit Ihrem theuren Gemahl, dem ich mich beſtens empfehle, befinden.

Möchte ich, wie von dem lieben Dresden, ſo auch von Ihnen Beiden eine wachſende Wiederherſtellung vernehmen.

G.

(Eigenhändig.)

Und nun noch eine aufrichtige Verſicherung wahrhafter Anhänglichkeit. Erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, das ſind die einzigen Schätze, an denen wir uns erfreuen dürfen, da alles Andere ein ungünſtiger Augenblick zu verſchlingen droht. Von Dr. Weigel hörte ich, er ſei in Erfurt, aber in der Stadt. Man habe ihn diesſeits verlangt, der Commandant ihn aber verweigert, jedoch zugeſagt, daß er ſelbſt im äußerſten Falle ihn nicht mit in die Citadelle nehmen wolle. Möge auch er gerettet werden!

(Nach Dresden.)

16.

Weimar, den 7. Februar 1814.

Als ein zwar nicht gieriger, aber doch ſeit geraumer Zeit von ausländiſchen Leckerbiſſen nicht heimgeſuchter Tiſchfreund, wollte ich die, durch den buntgefiederten Kourier angekündigten, nordiſchen Wohlthaten erſt abwarten; allein da dieſe bis jetzt noch nicht angelangt, ſo will ich nicht länger ſäumen, Ihnen, vortreffliche Freundin, für das gütige und erquickliche Andenken meinen beſten Gruß und die Anerkennung Ihres theuern Wohlwollens zu erwiedern.

Man enthielte ſich gern jetzt alles Blickes in die Ferne, da man mit dem Nächſten auf mancherlei Weiſe bedrängt iſt, wenn nicht das Glück der Sieger in Südweſten und das Schickſal der Freunde in Nordoſten unſere Theilnahme und Aufmerkſamkeit gewaltſam an ſich zöge. Jene machen unſerem Herzen täglich mehr Luft, da ſie unſeren Hoffnungen immer voreilen; hingegen fühlen wir uns beengt und betrübt, wenn wir an dieſe gedenken, und ihnen im Geiſte nur leere Wünſche, und in Briefen nur gehaltloſe Worte zuſenden können. Und ſo hält die Freude den Schmerz im Gleichgewicht, und wiegt ihn zuletzt denn doch auf, weil ſich Erwartungen hervorthun, die vielleicht nie gegründeter und von mehr nachhaltiger Kraft unterſtützt waren.

Laſſen ſie uns alſo, theure Freundin, dieſe letzten Wintertage als frühlingweiſſagend betrachten. Es müßte ſeltſam zugehen,

Bayerische Staatsbibliothek München

wenn nicht bald das Beſſere von allen Seiten hervortreten ſollte. Iſt indeß dem Beobachter nicht ganz erfreulich, wie ſich die befreiten Deutſchen ſchon wieder literariſch gegen einander benehmen, ſo muß man denken, daß dies nun einmal die Art der Nation iſt, ſobald ſie von fremdem Drucke ſich befreit fühlt, unter ſich zu zerfallen. Was mich betrifft, ſo erlauben mir glückliche Umſtände und Ereigniſſe, einen ganz engen Zauberkreis um mich her zu ziehen, in welchem ich, nach alter Gewohnheit, meinen ſtillen Beſchäftigungen nachhänge, das was ich zeitlebens vorgenommen wieder aufnehme, um das Brauchbare davon meinen zwar wunderlichen, jedoch immer geliebten Landsleuten aufzubewahren.

Möge ich von Ihnen und Ihrem theuren Gemahl bald recht viel Wünſchenswerthes vernehmen.

(Eigenhändig.)

Riemer, deſſen Hand Sie wohl in dieſem Blatte erkennen, grüßt zum ſchönſten. Möge ich Ihnen immer empfohlen ſein.

Goethe.

(Nach Berlin.)

17.

Weimar, den 17. Februar 1814.

Schon mehrmal iſt es mir ſo ergangen, daß, wenn ich mich, nach langem Zaudern, endlich entſchloß lieben Freunden zu melden, daß eine zugedachte Gabe nicht angekommen, ſogleich nach abgeſendetem Briefe das Erwartete glücklich eintraf; und ſo ging es auch jetzt mit den fünf köſtlichen Gänſebrüſten, die in einem Körbchen glücklich anlangten, und vortrefflicher ſchmecken, oder zu ſchmecken ſcheinen, als alle ſonſt genoſſene. Seit den letzten von Ihnen erhaltenen ſind keine wieder in meine Speiſekammer gekommen, und die Köſtlichkeit derſelben bezeugt vorzüglich Riemer, der ſich die Abende wieder fleißig bei mir einfindet, und mir mancherlei vorbereiten hilft, was Ihnen dereinſt auch Vergnügen machen ſoll, zugleich mit mir dankt, und ſich Ihrem theuern Andenken beſtens empfiehlt.

Laſſen Sie mich, nach einer ſo ſchmackhaften leiblichen

Speiſe, ohne geſuchten Uebergang, von einer gleichfalls wohlbereiteten geiſtigen Speiſe reden! Ich meine das Werk de l'Allemagne, von Frau von Staël; Sie haben es ſelbſt geleſen, und es bedarf alſo meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil deſſelben im Manuſkript, leſe es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmſte Weiſe denken, und man ſteht mit der Verfaſſerin niemals in Widerſpruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung iſt. Alles was ſie von der Pariſer Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke ſagen.

Man kann das wunderbare Geſchick dieſes Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereigniſſe dieſer Zeit rechnen. Die franzöſiſche Polizei, einſichtig genug, daß ein Werk wie dieſes das Zutrauen der Deutſchen auf ſich ſelbſt erhöhen müſſe, läßt es weislich einſtampfen; gerettete Exemplare ſchlafen, während die Deutſchen aufwachen, und ſich, ohne ſolch eine geiſtige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderſamen Effect. Wäre es früher da geweſen, ſo hätte man ihm einen Einfluß auf die nächſten großen Ereigniſſe zugeſchrieben, nun liegt es da wie eine ſpätentdeckte Weiſſagung und Anforderung an das Schickſal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geſchrieben wäre. Die Deutſchen werden ſich darin kaum wiedererkennen, aber ſie finden daran den ſicherſten Maßſtab des ungeheuern Schrittes, den ſie gethan haben. Möchten ſie, bei dieſem Anlaß, ihre Selbſterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienſte wechſelſeitig anzuerkennen, in Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht, wie bisher einander ewig widerſtrebend, endlich auch gemeinſam wirken, und, wie jetzt die ausländiſche Sklaverei, ſo auch den inneren Partheiſinn ihrer neidiſchen Apprehenſionen unter einander beſiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren, in wiefern dieſes möglich ſei, wollen wir die erſten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.

Dem freundſchaftlichſten Lebewohl füge ich einen wiederholten aufrichtigen Dank hinzu. Goethe.

(Nach Dresden.)

18.

Weimar, den 23. April 1814.

Sie haben mir, verehrte Freundin, erſtlich durch Ihren herzlichen und geiſtvollen Brief, ſehr frohe Stunden gemacht: denn ſelbſt wenn man mit Freunden Leiden und Sorgen theilt, ſo wird dadurch die köſtliche Empfindung genährt, daß eigentlich nur in der Theilnahme das wahre Glück beſteht.

Nun ſenden Sie mir auch etwas leiblich Genießbares, das ich ſo lange entbehrte: denn außerdem, daß ich mir ſolche Dinge zu verſchaffen etwas unbeholfen bin, ſo liegen die öſterreichiſchen Staaten mir in der Einbildungskraft ſehr viel weiter, als andere Länder und Städte von derſelben Entfernung. Gegen dieſe Täfelchen ſende ich Ihnen ein anderes*), das ich im Stillen zu genießen und zu verheimlichen bitte, das Ganze wird erſt in drei, vier Wochen an den Tag kommen. Möge mich das alles in Ihre Nähe verſetzen und die Kürze des gegenwärtigen Schreibens beſtens entſchuldigen.

Goethe.

19.

Weimar, den 7. Juli 1814.

Ihr lieber theilnehmender Brief, verehrte Freundin, iſt mir kurz nach Herrn Liebich's zutraulichem Schreiben übergeben worden. Auch Ihnen danke ich für das Vertrauen, das Sie zu mir hegen. Um Ihnen nun die Lage, in der ich mich befinde, bekannt zu machen, folgt hier eine Abſchrift der Antwort an Herrn Liebich, worüber ich mir, wenn das Stück, wie zu hoffen, anfangs Auguſts in Ihren Händen iſt, Ihre freundſchaftlichen Gedanken erbitte.

(Folgt die Abſchrift.)

Hier, verehrte Freundin, was ich in Erwiederung Ihres theilnehmenden Schreibens geſchwind abſenden will. Daß ich ſo lange geſchwiegen und nicht für den gefühlvollen und einſichtigen Brief über meinen dritten Theil geantwortet, werden Sie mir gewiß verzeihen, wenn Sie bedenken, daß Vorgemeldetes alles in ſechs Wochen, unter mancher äußeren Unruhe, fertig werden mußte. Möchten Sie das Werklein bei ſeiner Erſcheinung mit Gunſt aufnehmen. Tauſend Lebewohl.

---

*) Er ſandte einen Theil von Dichtung und Wahrheit.

Goethe.

(Nach Dresden.)

20.

Weimar, den 16. November 1814.

Ihr lieber Brief, meine theure Freundin, langt eben ſo freundlich bei mir an, als Beiliegendes abgeſchrieben iſt, welches meinen theilnehmenden Freunden, nach ſo langer Pauſe, einige Nachricht von mir geben ſoll; nehmen Sie es günſtig auf, und begleiten mich auf meinen Irrfahrten mit günſtigen Geſinnungen. Daß Sie wohl ſind, und immer lebhaft an allem Guten und Edeln Theil nehmen, haben mir einige Freunde vertraut, die das Glück hatten, Ihnen in Tharant zu begegnen. Von Riemer kann ich Ihnen ſagen, daß er glücklich verheirathet iſt, und daß ihm Ihre Grüße und Gaben in dieſem Augenblicke doppelt werth ſind. Nun aber leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich Ihrem theuern Gemahl und gedenken mein wie immer.

Goethe.

(Folgt das Reiſeblatt gleichlautend mit dem einem Briefe vom 8. November an Friedr. Aug. Wolf beigelegten.)

(Nach Wien.)

21.

Weimar, den 2. Februar 1815.

Auf ein wenig Hypochondrie deutet es, meine theure Freundin, wenn man glaubt, es wolle etwas Beſonderes bedeuten, wenn unſere Vertrauteſten manchmal ſchweigen.

Ich habe mich vierzehn Tage in Jena aufgehalten, und an dem Orte, den ich in zwei Jahren nicht geſehen, manches zu beobachten und zu thun gefunden. Nach den rollenden Kriegsgefahren und der unabläſſigen Einquartierung, die über genannten Ort weggegangen, war es wirklich, als wenn man nach der Auferſtehung wieder zu den Seinigen käme. Riemer hat vielleicht eine noch gültigere Entſchuldigung, wenn auch er ſchwieg, wenigſtens hielt man ſie im Evangelium ſchon für hinreichend. Er hat nämlich ein Weib genommen, und zwar ein ſehr hübſches, niedliches, das einen wackeren Mann ſchon einige Zeit beſchäftigen darf. Das erſte Küchengeſchenk, welches die junge Frau erhielt, waren denn die Gänſe, welche, ſo wie die unſrigen, auf Ihre Geſundheit haushälteriſch nach und nach verzehrt werden.

Mögen Sie von Ihren Empfindungen und Gedanken irgend etwas ſchriftlich mittheilen, ſo ſenden Sie es nur gerade an mich, damit in dem Kreiſe unſerer Weimariſchen Natur-, Kunſt- und Sittenfreunde wir uns an dieſen noch immer langen Abenden erbauen.

Erlauben Sie, daß ich für diesmal mit den herzlichſten Wünſchen ſchließe. Vielleicht kann ich, wenn der Schnee ſchmilzt, mit etwas friſchem Grünen wieder aufwarten. Ihrem Herrn Gemahl mich angelegentlichſt empfehlend.

(Eigenhändig.)

Geſundheit und Heiterkeit!

Goethe.

Briefe von Goethe an Frau von Eybenberg.

1.

So eben ſchließen wir einen Brief an die gute Schweſter nach Berlin, in welchem, wie überhaupt in unſerer Korreſpondenz, von den ſchönſten Leckerbiſſen die Rede iſt, von Kaviar, Dorſchen, Sandern, Schelfiſchen, beſonders aber Spickgänſen, welche uns aus einer grauen, pommerſchen Ferne gar freundlich entgegen leuchten. Außerdem iſt aber auch von Tragödien die Rede, beſonders gegenwärtig von der Tochter Jephtha's, und auf welche Weiſe dieſes gute Kind geopfert werden ſoll. Dem Protégé unſerer lieben Grotthuß darf es nicht übel gehen, und ſo wollen wir uns ſeiner Produktionen redlich annehmen.

Die Oper „Achille“ iſt denn endlich ſehr gut und glücklich aufgeführt worden; wir haben ſchon zwei Repräſentationen gehabt, welche die ſämmtliche beiwohnende Welt in Erſtaunen geſetzt haben. Jederman iſt entzückt, und Brizzi ſelbſt verſichert, nicht leicht ein ſolches Enſemble gefunden zu haben. Die Oper wird noch zweimal gegeben, und dann tritt er ſeine Rückreiſe nach München an.

Daß in dieſen Tagen nicht viel Weiteres iſt von mir gethan und geleiſtet worden, können Sie wohl denken. Indeſſen, daß doch etwas geſchehe, redigire ich die Hackert'ſche Biographie, von der ich, wenn ich mich nicht irre, Ihnen früher Etwas vorgeleſen habe. Man erſtaunt wirklich über das Schlaraffenleben, welches der Künſtler damals in Italien und beſonders in Neapel führte, und mit einer ſonderbaren Empfindung erinnert man ſich, daß man auch mit an dieſem Tiſche geſeſſen hat.

Wie gedachtes Büchlein den Künſtlern, ſo muß Gleim's Leben von Körte, welches eben herausgekommen, allen Denen willkommen ſein, die ſich für deutſche Litteratur intereſſiren. Es iſt äußerſt intereſſant, dieſen braven Mann ſo viele Jahre immer auf gleiche Weiſe wirken zu ſehen. Hätte er ſo viel Talent gehabt, als Karakter, ſo würden ihn ſeine Werke zum erſten Range in der Dichterwelt erheben.

Ich würde noch von manchen anderen, ähnlichen Produkten ſchreiben, wenn ich nicht wüßte, daß ſolche Vögel ſich nicht leicht nach dem luſtigen Wien verlieren, und man ſieht erſt recht, wie weit dieſe Kaiſerſtadt von uns entfernt liegt, wenn man ſich von ſolchen Dingen unterhalten will, die hier viel und dort nichts gelten. Uebrigens will es ſcheinen, daß es mit den Bankozetteln bald wie mit der Litteratur ausſehen wird.

Der Prinz de Ligne hat an den Herzog einen äußerſt luſtigen Brief geſchrieben. Ich laſſe hiebei die Stelle kopiren, welche meine „Wahlverwandtſchaften" betrifft. Sie rechnen mir dieſe kleine Eitelkeit nicht hoch an; da ſich ſo viele Gegner alle Mühe geben, dies Werklein zu diskreditiren, ſo mag es wohl auch erlaubt ſein, unter Freunden was Freunde denken mitzutheilen.

„Aidé d'une bonne traduction, j'ai lu avec admiration les affinités électives; et je plains les hommes begueules, et les femmes qui souvent le sont moins, de n'avoir pas trouvé, au lieu d'immoralités qui n'existent pas, tous les secrets du coeur humain, le développement de mille choses qu'on n'a pas senties, parcequ'on ne réflechit pas, des tableaux du monde, de la nature, et des portraits piquants et neufs, Lucienne dans un genre et Mitler dans un autre. Quel chef-d'oeuvre, même en français, que les tablettes d'Ottilie! et que de profondeur, et d'attachant, et d'imprévu dans cet ouvrage, où il y a la plus grande supériorité sur ceux des antres nations! — J'éspère et Vous aussi sûrement, Monseigneur, que le Major et Charlotte se consolent un peu à présent, et que s'ils ont des petites fantaisies de part et d'autre, s'ils se les confient: car c'est là la seule manière d'être heureux en mariage. etc."

Hierauf folgen einige Honnetetäten für des Autors Perſönlichkeit, wie es einem ſo gewandten Welt- und Hofmanne geziemt. Treffen Sie den Prinzen irgendwo, ſo ſagen Sie ihm etwas Freundliches und Verbindliches in meinem Namen.

Zum Schluſſe will ich Sie erſuchen, mir einige Nachrichten von Freund Humboldt zu geben, den ich, wenn Sie ihn ſehen, ſchönſtens zu grüßen bitte. Sobald ich zu einer Art von Ruhe komme, erhält derſelbe auch wieder einmal einen Brief von mir. Ein paar Worte von ihm würden mich ſehr erfreuen. — Manches Andere, was mir noch einfällt, verſpare ich bis zum nächſten. Was übrigens Poſt- und Polizeimeiſter nicht zu wiſſen brauchen, verſteht ſich von ſelbſt.

Den 10. Dezember. (Wahrſcheinlich 1807.)

Goethe.

2.

Wie man den Vogel an den Federn, den Löwen an den Klauen erkennt, ſo erkennt man die Freunde an den Lanzen, die ſie wohl gelegentlich für einen brechen. Es geziemt Ihrem Karakter, Ihre Ueberzeugung nicht zu verbergen und ich freue mich, daß Sie gerne bekennen, wie Sie von mir denken, es iſt aber auch lebhaft wechſelſeitig.

Was Sie mir für Beaulieu geben mögen, empfangen er und ich mit dem ſchönſten Danke. Senden Sie mir noch Alles hieher, ich bleibe noch acht Tage und dann geb' ich Anweiſung mir's nachzuſenden.

Von dem Italiener laſſen Sie ſich die nächſten Preiſe von jedem Steine melden und zeigen mir ſie an. Man hat alsdann noch die Wahl, ein und den anderen zu behalten.

Was ſoll ich aber ſagen, daß ich Sie zu Ende Ihrer Kur und dieſes ſchönen Sommers in ſolcher Sorge ſehe, wie ſich die öffentlichen Angelegenheiten wenden können? Und was das allgemeine Schickſal für Einfluß auf Sie haben wird? Möge das drohende Gewitter vorübergehen! Iſt es Demonſtration, iſt es Ernſt, wer kann das ahnden?

Empfehlen Sie mich der Prinzeß Solms Hoheit zum ſchönſten und beſten ſo auch den wohlwollenden Freundinnen.

Sagen Sie mir, wie lange unſer Herzog noch in Teplitz bleibt, oder ob er ſchon weg iſt? Empfehlen Sie mich ihm zu Gnaden und Hulden, wenn er noch neben Ihnen wandelt.

Von mir kann ich ſo viel ſagen, daß ich meine Tage gerade ſo zubringe, als wenn ich erſt mein Fortkommen in der Welt ſuchen wollte. Ich bin unausgeſetzt auf allerlei Weiſe fleißig. Möge dadurch Ihnen auch einmal eine frohe Stunde werden. Adieu Beſte.

Karlsbad, den 22. Auguſt 1808. Goethe.

3.

Wir nehmen zu guter Letzt noch ein großes Blatt, um unſerer trefflichen Freundin recht in guter Form Abſchied zu ſagen. Um's Scheiden iſt es übrigens eine böſe Sache. Die erſten Tage denkt man immer noch die Gegenwart feſtzuhalten; wie wir denn auch anfangs durch eifriges Hin- und Wiederſchreiben redlich gethan haben; dann ſtockt es aber doch, und wenn man ſich zu einer gegenwärtigen, leidenden Freundin an's Kanape ſetzen kann, ſo kann man ihr in die Ferne nichts werden.

Laſſen Sie uns alſo der Nothwendigkeit gehorchen und leben Sie recht wohl. Ich gehe morgen nach Franzenbrunn und habe mich ſehr gefreut, heute noch ein Briefchen von Ihnen zu erhalten. Vielleicht hören wir noch wechſelſeitig von einander, ehe uns die Poſtſtationen weiter aus einander rücken.

Was die Kriegsgerüchte betrifft, ſo möchte ich Sie gerne beruhigen. Ich müßte mich ſehr irren, oder Sie haben vor Endigung Ihrer Kur nichts zu beſorgen. Reiſen Sie alsdann gelaſſen nach Wien zurück. Wer weiß, ob ſich die Götter dieſes Ninives nicht noch erbarmen, worin „ſo viele gute Menſchen zu bedauern wären, nicht weniger ſo vieles Vieh.“ Siehe Buch Jonä am Schluß.

Alſo nochmals Ihnen und Ihrer liebevollen Umgebung ein herzliches Lebewohl. Auf alle Fälle ſchreibe ich ſobald ich nach Weimar komme. Thun Sie daſſelbige von Wien aus. Wir empfehlen uns beide beſtens und danken zum ſchönſten für alles erwieſene Gute.

Karlsbad, den 29. Auguſt 1808.

Goethe.

Ludwig Achim von Arnim.

Ludwig Achim von Arnim verſchied zu Wiepersdorf, im Ländchen Bärwalde, am 21. Januar 1831 im neunundvierzigſten Jahre ſeines Alters durch einen plötzlichen Nervenſchlag.

Schon früh durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe und gebildeten Geiſt ausgezeichnet, lieferte er bereits als Jüngling im Gebiete der Naturforſchung bedeutende Arbeiten, deren Werth noch jetzt anerkannt wird und erſt neuerdings wieder zur Sprache gekommen iſt. Sodann feuriger zur Poeſie gewendet, nahm er in ihr einen eben ſo kühnen, als wunderbaren Schwung, der ſeine eignen Bahnen ſuchte und fand.

Seine Weltanſchauung erweiterte er darauf durch Reiſen und Aufenthalt in der Fremde, ſowohl im Auslande, als auch beſonders in Deutſchland ſelbſt, deſſen verſchiedene Länder und Volksſtämme ihm durch Neigung und Einſicht ganz eigen vertraut und heimiſch wurden. Aus dieſer tiefen Empfindung und Würdigung deutſcher Volksart ging ſein verdienſtliches und fruchtbares Bemühen um die Lieder hervor, deren herrliche Sammlung er gemeinſchaftlich mit Clemens Brentano, ſeinem nachherigen Schwager, in dem berühmten, auch von Goethe mit gebührendem Preis angezeigten Werke, des Knaben Wunderhorn genannt, mit geiſtreicher Sorgfalt herausgegeben.

Aber auch ſeine eigene Poeſie entfaltete nun ihre Schwingen glänzender. Die Gräfin Dolores, Halle und Jeruſalem, die Novellen und Schauſpiele mannigfacher Geſtalt, welche nach und nach erſchienen, ſind Werke eines ſo heiteren, als tiefen Genius, dem es jedoch beſchieden war, in einer auffallenden

Sonderbarkeit gegen das Publikum dazuſtehen, welche aufzuheben dieſes keinen Drang und der Dichter ſelbſt kaum den Willen hatte, daher das Verhältniß zwiſchen beiden nicht das lebendig durchgreifende und ausgebreitete werden konnte, wozu doch die Anlagen ſonſt ſo überſchwänglich vorhanden waren und einige Nachgiebigkeit von einer oder der anderen Seite nothwendig hätte führen müſſen.

Inzwiſchen hatten ſchwere und langwierige Unfälle das Vaterland betroffen, und Arnim wurde von ihren Wirkungen in ſeinem Gemüthe wie in ſeinen perſönlichen Verhältniſſen ernſtlich heimgeſucht. Ein unglücklicher Vorfall wirkte verhängnißvoll auf ſein ganzes folgendes Leben. Als Grundbeſitzer und Landwirth dem Drucke der Zeitumſtände vorzüglich ausgeſetzt, hatte er mit allen Verwickelungen und Bedrängniſſen zu kämpfen, welche den ausdauernden Haushalter, den Vaterlandsfreund, den ſorgſamen Familienvater wechſelsweiſe in Anſpruch nahmen.

Unter großen Sorgen und Arbeiten, mit Selbſtverläugnung dem glänzenderen Anreiz entſagend, und nur die unerläßlichſte, nächſte Pflicht erfüllend, ſah er endlich die Tage der Befreiung, die Herſtellung des geliebten Vaterlandes, deſſen großer Sache er die reinſte Geſinnung gewidmet hatte, wenn gleich ein beſonderes Mißgeſchick ihn für daſſelbe thätig aufzutreten immer verhindert hatte.

Ein neues Aufleben begann in dem wieder gewonnenen Lebensraum nun auch der deutſchen Litteratur. Arnim hatte die ſchönſten und gehaltreichen Gaben, die er im Sturm und in der Stille der Zeiten gleicherweiſe gepflegt, den erwartungsvollen Landsleuten darzubieten; allein die Befremdung, um nicht zu ſagen die Entgegenſetzung, zwiſchen Autor und Publikum hatte ſich auf keiner Seite gehoben und wollte ſich auch jetzt nicht ausgleichen, die belebende Wechſelwirkung zwiſchen beiden trat wohl mit ungemeiner Stärke, doch nur in vereinzelten Kreiſen ein, der entſprechende allgemeine Erfolg unterblieb, und eine neue Stockung war nicht zu vermeiden. Doch werden die Kronenwächter, die Gleichen und ſo manche andere erzählende und dramatiſche Dichtung Arnim's immer bedeutende Denkmale einer großartigen Phantaſie und außerordentlichen Dichterkraft bleiben, deren volle Anerkennung vielleicht nun nicht mehr fern iſt und gewiß nur um ſo glänzender zu erwarten ſteht, als ſie den Späterlebenden ſich neben dem Unwerthe ſo vieles Gleichzeitigen nur immer deutlicher hervorheben muß. Immer jedoch wird es tief zu beklagen ſein, daß ein ſo großes dramatiſches Talent ſeine volle Entfaltung und Wirkſamkeit, aus Mangel einer eingreifenden und begeiſternden Schaubühne, unſerem gerade in dieſem Fache ſo übelberathenen Zeitalter nicht beweiſen durfte!

Ihn ſelbſt vermochten in ſeiner einfachen Haltung, in ſeinem Gleichmuthe, der niemals einem Scheine nachhing, ſondern unter allen Bedingungen nur dem inneren Genius folgte, keine äußerliche Mißſtände noch Störungen zu beugen. In den Wiſſenſchaften, in der Dichtkunſt, in den Geſchäften des bürgerlichen Lebens, wie in den Vergnügungen der Geſelligkeit, überall nur dem Schönen und Geiſtigen, der Redlichkeit und Bildung zugewandt, war er eine ſtets erfreuende Erſcheinung, deren Nähe Gehäſſiges verſcheuchte und Geringes niederhielt, und das Element, in welchem er lebte, auch für Andere darbot.

Doch, was Arnim durch hohen und ſchönen Sinn, durch dichteriſches Talent, durch perſönliches Handeln und Anregen, als Stifter und Genoſſe mannigfach löblicher Thätigkeit, ſowohl im Leben, als in der Litteratur, nach den verſchiedenſten Richtungen gewirkt und geleiſtet, iſt hier nicht umſtändlich darzulegen. Hier ſei nur noch erwähnt, daß er ſo thätig als anſpruchslos, ſo eifrig als gelaſſen, allen Verhältniſſen ein uneigennütziges, freies und kräftiges Gemüth zubrachte, allem Menſchlichen offen, insbeſondere aber dem Vaterländiſchen hold war, in deſſen feſtem Grunde ſein Weſen tief wurzelte und dabei über jede Schranke mit dem Geiſte doch frei hinausblickte.

Durch Verwandtſchaft, Freundſchaft und jedes andere Band eines reichen Lebens den erſten und bedeutendſten Männern der Nation verknüpft, zählt ſein Name in allen Gegenden von Deutſchland verehrende Freunde und Angehörige, die ſich vereinigen werden, um ſein ehrenvolles Andenken mit treuer Neigung auch als ein allgemeines zu bewahren und zu erhöhen.

Wir ſchließen unſere Anzeige mit folgendem ſchönen, aus den Kronenwächtern entlehnten Gebete des Dichters, welches nun als eine merkwürdig prophetiſche Grabſchrift, beſonders auch durch die letzte Zeile erſcheinen darf:

„Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich Dich, Herr, der Erde thue kund,
Geſundheit gieb bei ſorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen feſten Muth:
Gieb Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verſcheuch die Feinde von dem trauten Heerd;
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel ſchenk' dem abſchiedſchweren Geiſt,
Daß er ſich leicht der ſchönen Welt entreißt!"

1831.

Ludwig Achim von Arnim und Moritz Itzig.

Ich glaube, es war bald nach ſeiner Verheirathung mit Bettinen, im Jahre 1811, daß Achim von Arnim die gräuelhafte Geſchichte mit Moritz Itzig hatte. Bettine, als Frankfurterin im Judenhaß aufgewachſen, wollte in Berlin mit keinem Juden umgehen, machte aber doch eine Ausnahme für Mad. Sara Levy (hinter dem Packhof wohnend), wo eine gewiſſe ehrbarſtolze Philiſterei in ausgebreiteten und zum Theil auch vornehmen Geſellſchaftsverbindungen ſich geltend machte. Arnim hatte ſich den Judenhaß gern angeeignet, und ſprach ihn nach ſeiner Weiſe mit wunderlichen Späßen und in oft plumpem Muthwillen aus. Eines Tages war Bettine bei Mad. Levy zu einer großen Muſik und Geſellſchaft eingeladen, Arnim aber nicht, wie er denn auch nie ſeine Frau dorthin begleitet hatte. Plötzlich fällt ihm diesmal ein, er wolle auch hingehen, und weil ihm nicht nöthig dünkt, mit dem Judenhaus ſolche Umſtände zu machen, ſo führt er die Sache aus, gleich wie er geht und ſteht. Eine funkelneue Mode, weite Pumphoſen zu tragen, war eben aufgekommen, aber noch ſo ungewohnt und auffallend, daß ſie noch als Ungezogenheit galt, und in keinem Fall anders als Vormittags auf der Straße erlaubt war. Arnim aber hatte die bequeme Tracht auch für den Abend beibehalten, und erſcheint ſo in der zahlreichen, geputzten Geſellſchaft bei Mad. Levy. Die Wirthin, die ihn gar nicht erwartete, betroffen und verlegen, nimmt ſich beſtens zuſammen, Arnim aber thut ganz bequem, läßt kein Wort der Entſchuldigung oder auch nur der Artigkeit hören, im Gegentheil, er macht mißfällige Späße, verletzt durch ſeine Laune die Anweſenden, und verurſacht eine peinliche Störung für den ganzen Abend. Ich glaube gern, daß er hiebei im Allgemeinen ohne Arg handelte, und nur eine geniale Dichterfreiheit auszuüben meinte; allein der Anmaßung, genial zu ſein, geſellte er die Schuld, ohne Maß und Grazie zu ſein, und hatte nun mit Recht zu verantworten, was er zu viel forderte, und was er zu wenig leiſtete! Als er endlich ſich entfernt hatte, brach von allen Seiten der Unwillen gegen ihn aus, beſonders da man von Mad. Levy hörte, er ſei noch nie bei ihr geweſen, und dies das erſtemal, daß er ſie ungebeten und unerwartet beſucht habe. Die ärgerlichen Pumphoſen kamen auch in Betracht; genug, Mad. Levy ſchien in ihrem eignen Hauſe beſchimpft und verhöhnt worden zu ſein. Gegen ſolche Ungebühr hielt ihr Neffe Moritz Itzig es für Pflicht ſie zu vertreten. Er ſchrieb daher folgenden Tages an Arnim ſehr ernſt und gemeſſen, um denſelben wegen des unziemlichen Betragens gegen ſeine Tante zur Rechenſchaft zu ziehen. Arnim, anſtatt durch eine Entſchuldigung alles beizulegen, wies das Anſinnen mit höhniſcher Verſpottung ab. Nun erfolgte eine Ausforderung zum Zweikampf. Das dünkte jenem doch zu arg, daß ein Judenjunge erſt ihn lehren wolle, was ſich ſchicke, und ihn dann noch gar herausfordere! Er eilte mit dem empfangenen Blatte auf das Caſino, rief dort alle Gemeinheit des Vorurtheils und allen Dünkel des bevorrechteten Standes zu Hülfe, ließ ſich von namhaften Edelleuten und Offizieren eine Art Gutachten und Zeugniß ausſtellen, daß er ſich mit einem Juden gar nicht ſchlagen könne, und ſandte dies mit einem eigenen ausführlichen Schreiben an Moritz Itzig. Dieſer, in gerechter Empörung gab ihm zur Antwort, wer den Degen ſo unedel und feig verſage, den werde der Stock zu treffen wiſſen. Arnim achtete hierauf nicht weiter, ging mit ſtolzem Lächeln umher, und hielt die Sache damit für abgethan. Eines Nachmittags aber, da er baden wollte, und das Badeſchiff bei der Kurfürſtenbrücke eben betreten hatte, ſieht er bei ſeinem Erſcheinen einen jungen Mann aufſpringen, und unmittelbar darauf, ehe er ſich noch beſinnen und faſſen kann, fühlt er gewaltige

Stockſtreiche auf ſich eindringen, begleitet von zornigen Ausrufungen: „Niederträchtiger Schuft! Ehrloſe Memme!“ Der rieſengroße, ſtarke Arnim ſchrie um Hülfe, und erſt, nachdem die Herbeigeeilten ſich des Angreifers bemächtigt hatten, entwand er ſich der Züchtigung. Moritz Itzig aber nannte ſeinen Namen, und erklärte mit wenig Worten, welcher Art der Handel ſei, den er mit dem angeblichen Edelmann habe, der ſich nicht mit ihm ſchlagen, aber ihn beleidigen wolle. Arnim wählte auch jetzt wieder den Weg, der ihm den meiſten Vortheil zu ſichern ſchien. Er übergab die Sache dem Kammergericht. Die dort verhandelten Akten bekam Ludwig Robert ſpäter durch den damaligen Kammergerichtsrath Hitzig (gleichfalls Neffen der Mad. Levy) zur Einſicht, und ſchrieb darüber an ſeine Schweſter Rahel, welche zu Frankfurt am Main war: — „Jetzt habe ich (es iſt aber ein Geheimniß, denn es darf nicht ſein) die Akten jener allerniederträchtigſten Arnim'ſchen Geſchichte. — Denke Dir den Teufel als Schinderknecht, ſo haſt Du ein ſchwaches Abbild von der Figur, die Arnim in dieſem Prozeſſe macht. Er bittet, nachdem er die Prügel bekommen hat, er bittet das Kammergericht, ihn vor dem wahnſinnigen Judenjungen zu ſchützen, der von Jugend auf krank und hypochondriſch geweſen ſei. — Wie niederträchtig feige! Wie ſchlecht gelogen! — Das Kammergericht ſagt ihm aber auch in ſeiner Verurtheilung, daß von Wahnſinn nichts zu bemerken, daß er im Gegentheil ſehr vernünftig ſei. Der Brief an Itzig (worin er ihm die ſauberen Gutachten der Herren Chaſot, Arnim, Quaſt, Barnekow, Rothenburg, Bardeleben, Möllendorf, Röder I., Hedemann, überſchickt) iſt in einem ſüßlichen Predigerton, bittern Hohnes voll, neumodiſch-ernſt geſchrieben. Er giebt ihm Lehren; er entſchuldigt ihn; es thut ihm leid, daß er ihm die Beſchimpfung nicht erſparen kann, es fehlt ihm an Frömmigkeit, ſich dem nothwendigen Weltgeſetze zu unterwerfen, aber er iſt noch jung, er kann ſich beſſern, und darum will er ihm lieber dieſe Lehren geben, als das was dieſe Herren ihm diktirt haben, nämlich Maulſchellen, Peitſchenhiebe, und Stockſchläge. — Der niedrige Möllendorf (der vor mir als einem Burſchen von neunzehn Jahren gezittert hat) zeichnet ſich durch die Länge ſeines Votums, und durch den ſchlechten Spaß an ſo unrechtem Ort, am meiſten aus. Hedemann iſt darum der verachtungswürdigſte in meinen Augen, weil er der Jüngſte iſt, und Fichte'n damals hörte.“ — Robert fährt in ſeinem Unwillen fort: „Aber ich excerpire jetzt die Akten, und will dieſe Geſchichte in der Wahrheit mit allen ihren Dokumenten aufſchreiben, denn ſie ſoll gedruckt werden, mit allen Namen und Titeln. Das iſt meines Amts, und da laſſe ich den Fürwitz nicht!!“ —

Das Kammergericht mußte natürlich den thätlichen Angriff beſtrafen, that dies aber ſo gelind als möglich. Arnim trug die empfangenen Prügel, und dieſe Wendung, auf welche die hoffährtigen Adelsgeſellen doch nicht gerechnet hatten, beugte ihren Uebermuth gar ſehr. Sie hörten von allen Seiten die ſtärkſte Mißbilligung, und ihnen ſelbſt, denen die Standesehre noch eben ſo hoch gegolten hatte, erſchien ſie nun durch Arnim, der ſeinen Gegner, mit dem er ſich nicht ſchlagen ſollte, jetzt doch wenigſtens todtſtechen mußte, auf's tiefſte befleckt. Sie ſchämten ſich ſeiner, der nun auch ihnen für einen Feigling galt, und mieden ihn, er ſelbſt aber zog ſich mit ſeiner Schande auf ſein Landgut zurück. Moritz Itzig aber, ſeines Verhaftes bald entlaſſen, zeigte ſich überall in Berlin ganz unbefangen und keck. Ihm ſollte bald eine große Genugthuung werden!

Barnekow beſuchte in dieſer Zeit häufig Rahel, für deren Geiſt und Urtheil er die höchſte Achtung hegte. Die Arnim'ſche Geſchichte konnte nicht unbeſprochen bleiben. Rahel's redliche und tapfere Seele kannte keine Rückſicht, wo es die Wahrheit und das Recht galt. Sie unternahm es, auf die Gefahr, ſelber bittere Verhöhnung und Abfertigung zu erleiden, dem trotzigen Ritter und Offizier zu beweiſen, daß die Sache vermeinter Ehre hier ſehr unehrenvoll geführt worden ſei, daß jeder, der ſich in die Reihe ſtelle, und ſeinen Platz mit ſeinem Leben behaupten wolle, als ein Mann von Ehre anzuerkennen und zu behandeln ſei, wer ſich zum Zweikampf erbiete, der ſei deſſen auch würdig, und habe man dennoch die Irrmeinung, man dürfe ſich mit ihm nicht ſchlagen, ſo müſſe man ſchon deßhalb ihn nur um ſo zarter behandeln, ſich hüten ihn zu verletzen; das ſei ritterlich und edel, hingegen gemein und pöbelhaft, einen ſolchen, den man unter ſich glaube, höhniſch zu ſchimpfen. Varnekow fühlte ſogleich die Wahrheit von Rahel's Vorſtellungen. „Aber was ſoll ich denn nun machen?“ rief er mißvergnügt aus. Was Sie nun machen ſollen? verſetzte Rahel, das will ich Ihnen ſagen! Setzen Sie ſich hin, und ſchreiben Sie an Moritz Itzig, Sie hätten eingeſehen, daß Ihr dem Herrn von Arnim gegebenes Gutachten auf irrigen Gründen ruhe, und weit entfernt, noch zu behaupten, ein Edelmann brauche ſich mit einem Juden nicht zu ſchlagen, böten Sie ihm für dieſe Aeußerung, ſofern ſie ihn beleidige, jetzt gleich mit den Waffen, die er wählen würde, Satiſfaktion an.“ Varnekow hörte mit blitzenden Augen dieſen Vorſchlag an, der ſeiner innerſten Gemüthsſtimmung entſprach, und mit freudiger Seele ſchrieb er den Brief. Moritz Itzig, durch dies Erbieten überraſcht und gerührt, erklärte dankend, ſchon in dieſer Aeußerung die ſchönſte Genugthuung empfangen zu haben. Nach Varnekow's Vorgang widerriefen noch mehrere jener Unterzeichner auf dieſelbe Weiſe; doch, glaub' ich, nicht Alle. Aber auch die Hartnäckigſten, welche ſich ihr Unrecht zu bekennen ſcheuten, wollten wenigſtens nicht mehr Arnim's Helfer ſein, und ſagten ſich von ihm los.

Für Moritz Itzig war noch eine größere Genugthuung verhängt, welche der Geſchichte erſt den wahren Schluß giebt. Das Jahr 1813 kam heran, und rief alle Preußen zu den Waffen. Moritz Itzig eilte in die Reihen der Krieger zu treten, zeichnete ſich durch Tapferkeit aus, und fand den Tod in der Schlacht von Groß-Görſchen. Im Gegenſatze des Juden, der in den Krieg zog, blieb Arnim, der Edelmann, auf ſeinem Gute ſitzen, ließ die drei Kriegsjahre verſtreichen, und trug allen Schimpf der Zuhausgebliebenen. Ich weiß, es war mehr ein unglückliches Zuſammentreffen widriger Umſtände, das ihn abhielt, in den Krieg zu gehen, mehr Mangel an raſchem Durchbrechen der Hinderniſſe, als wirkliche Feigheit und bedachte Abſicht. Aber die Welt hielt ihm davon nicht Rechnung, und er empfand nun hart und bitter die wenigſtens zum Theil unverdiente Schmach, die er bei den Juden auch als unverdiente doch hatte richtig finden wollen, die Schmach, einem äußeren Schein und Vorurtheil grauſam aufgeopfert zu werden! Er hat unſäglich davon gelitten; man ſah ihn mit verachtendem Mitleid an, niemand wollte näheren Umgang mit ihm. Gneiſenau wendete ſich mit Widerwillen von ihm ab, und wurde nur erſt allmählig durch die Frauen von Savigny und von Bardeleben, ſo wie durch Bettinen, an deren Laune er Gefallen fand, zu milderer Geſinnung geſtimmt. Stägemann machte das beißende Epigramm: „Itzig und Arnim ſeien beide geblieben, jener bei Lützen, dieſer hinter dem Ofen.“ Durch alle dieſe Erfahrungen kam indeß Arnim noch immer nicht zur rechten Erkenntniß; im Gegentheil beſtärkte er ſich in der Bitterkeit des Judenhaſſes, der aber fortan nur ihn ſelbſt peinigte, und den er in hundert Fällen zu verläugnen gezwungen war. Denn, während er ſeinen Schwager Savigny, auf den er ſtolz ſich ſtützte, durch einen Juden, den Doktor Gans, in ſeiner unangreifbar geträumten Stellung gründlich erſchüttert ſah, mußte er ſelbſt, um die Aufführung eines ſeiner Stücke auf der Königſtädter Bühne zu bewirken, ſich demüthig um die Gunſt mehrerer Juden, die dort Einfluß hatten, und noch dazu vergeblich bemühen! Das nenn' ich Geſchichte, wie auch der Einzelne ſie als ein Weltgeſchick erfahren muß! — Arnim war in ſeinem Inneren gewiß nicht unedel; aber die Verſäumniß wacher Prüfung, das faule Hinnehmen überlieferten Vortheils, und der Dünkel ſeiner Genialität, die er doch ſehr überſchätzte, wenn er ſie auch nicht durchaus entbehrte, dies alles blendete und verwirrte ihn. Er trug die Strafe des Sichgehenlaſſens, in allen Richtungen, und hat beſonders durch die Mißachtung gebüßt, die ihm als Schriftſteller widerfahren iſt. Ich habe ihn oft bedauert, und ihm öfters aufzuhelfen geſucht. Vielleicht wär' es gelungen, hätte er länger gelebt! — Wie herrlich erſcheint auch in dieſer Geſchichte wieder die theure Rahel! —

(Anfangs April 1836 im Bette geſchrieben.)

Friedrich von Gentz.

Bei dem Namen gleich, den die Ueberſchrift giebt, wird in Allen, die den Mann gekannt haben, eine lebhafte Bewegung, ein Reiz, eine Luſt, ein Lächeln und Staunen der Erinnerung, ein Gefühl geiſtiger Gegenwart und hinreißenden Wirkens entſtehen, die Fülle der großen Welt und der Ernſt der Geſchichtsereigniſſe wird ſich dem Sinn darſtellen, und neben allem dieſen eine Unruhe und Sorge ſich aufdrängen, wer es doch wagen dürfe, den wogenden Grund eines ſo vielfachen Eindrucks, den nur das Leben ſelbſt vollſtändig erklären konnte, durch hingeworfene Umriſſe zu einem feſten Bilde zu geſtalten? Sie werden Recht haben, die ſo fragen. So reichen Inhalt weckt jener Name bei den Vertrauten und Unterrichteten, daß diejenigen, die es nicht ſind, kaum ahnden können, was ihnen mangelt und entgeht!

Wenn jeder Menſch mit eigenthümlichen Anlagen geboren iſt, die ſich aber nur in ſeltenem Fall entwickeln, ſondern meiſt im Keim zerdrückt werden, oder in ſchwachen Regungen doch nur verkümmern, ſo muß das Hervortreten ſchon als eine Gunſt des Geſchickes gelten, wodurch eine Klaſſe höherer Menſchen ausgezeichnet wird, welche man die wahrhaft geſchichtliche nennen dürfte. Aber auch dieſe ſind es in mannigfacher Abſtufung. Viele Hochbegabte, von großer Kraft und Wirkung, bringen es nicht zu einem neuen Typus, ſondern ſind am Ende doch nur Wiederholungen, und militairiſche wie diplomatiſche Berühmtheiten in Menge ſchwinden auf dieſe Art wieder ein, wenn ihre Zeit vorüber; Andere können nur im Widerſpruche mit ihrem Zeitalter und ihren Verhältniſſen ſich fortmühen; Manchen iſt nur ein Augenblick des höheren Berufes gegönnt, und das übrige Leben geht leer voran oder nach. Treten aber bedeutende Eigenſchaften unter äußeren Bedingungen auf, die ihnen durchaus entſprechen, halten die Umſtände und das Talent mit einander Schritt, findet dieſes ſeine volle Entfaltung und behauptet ſich in ihr, ſo ſehen wir das reiche Schauſpiel einer gelungenen Menſchenblüthe, wie ſie ſelten erſcheint; und hat ſich das Talent erſt ſeinen Lebenskreis erringen müſſen, war es nicht gleich anfangs in ihn geſtellt, und zeigt es noch überdem mit den tiefſten und eigenſten Gemüthskräften ſich verſchwiſtert, ſo ergeben ſich Erſcheinungen, die in ihrer Art ſchlechthin als einzige daſtehen, und der Welt nicht leicht ein zweitesmal vorkommen.

Eine ſolche Erſcheinung iſt Gentz; es gab eine ſolche Geſtalt, ſie war Einmal möglich, ſie leuchtete auf, und traf glücklich die Weltumſtände, in denen ſie gedeihen konnte; ſie kann aber nicht wiederkehren, es müßten denn mit derſelben Perſönlichkeit dieſelben Zeitläufte auf's neue zuſammentreffen. Die Uebereinſtimmung dieſer Bezüge, ihr wechſelſeitiges Eingreifen in einander, ſind die Bedingung eines ſolchen Daſeins. Gentz iſt ein Meteor am politiſchen Himmel unſerer Zeit und auf dem deutſchen Schriftſtellerboden. Eine Stellung, wie er, hat noch niemals jemand gehabt, und wird niemand wiedererlangen. Ein bürgerlicher Autor ſchwang er ſich zu fürſtengleichem Leben und Anſehen, ein untergeordneter Beamter zu europäiſcher Wirkſamkeit empor. Niemals iſt der deutſche Schulſtaub zu größerem Glanz aufgewirbelt, nie die pedantiſche Kraft in üppigere Fülle ausgeſchlagen. Denn aller Trieb und Schwung in Gentz iſt zuletzt doch einzig ſeine Schreibfeder, deren beredte Meiſterſchaft er zuerſt in Druckſchriften dargethan. Zu ſeiner Feder aber gehörte wieder der ganze Menſch, ſein wundervolles Sprechen, ſeine Gaben des Geiſtes, ſeine Kenntniſſe, ſeine Leidenſchaften, und ſogar ſeine Schwächen. Er hätte nicht ſchreiben können, was er geſchrieben, hätte er nicht auch gelebt, was er gelebt hat. In ihm wirkte alles zu dem gleichen Ziel, einträchtig die entgegengeſetzteſten Richtungen, Arbeit und Genuß, Strenge und Läſſigkeit, Muth und Furcht. Das Talent iſt in ihm von dem Menſchen nicht zu trennen, dieſer nicht von jenem. Auch hierin war ihm die glücklichſte Uebereinſtimmung zu Theil geworden. Er ſah ſeine Thätigkeit wie ſeine Befriedigung unabänderlich in derſelben Laufbahn vorgezeichnet, er konnte in ihr nicht wanken noch zweifeln, ihm war das Glück beſchieden, keinen Theil ſeines Lebens an einen Irrthum ſetzen zu dürfen, keine unſichere Wahl vor ſich zu ſehen. Und ſo war er einer der wenigen Sterblichen, die man, im Ganzen und nach der großen Mehrheit der Tage und Jahre glücklich nennen kann! Suchen wir dieſen merkwürdigen Mann in ſeinen eigenthümlichen Zügen näher zu betrachten.

Gentz wurde geboren zu Breslau am 2. Mai 1764. Dieſe Stadt war in jenem Zeitlaufe von ſeltener Fruchtbarkeit für die Kunſt deutſcher Rede. Sie gab der Welt drei große Talente, in welchen derſelbe Funke nach ſehr verſchiedenen Lebensrichtungen leuchtete; Fleck betrat die Schaubühne, Schleiermacher beſtieg die Kanzel und den Lehrſtuhl, Gentz eröffnete ſich die Säle der großen Welt und der Staatsverhandlungen. Die Laufbahn des Letzteren war ohne Vergleich die glänzendſte und außerordentlichſte; ſie begann von geringen Anfängen. Sein Vater war bei der Königlichen Münze angeſtellt, hatte eine Ancillon aus Berlin zur Frau, und mit ihr vier Kinder. Friedrich war von den beiden Söhnen der jüngere. Die Erziehung entſprach den Anforderungen und Mitteln eines rechtlichen Bürgerhauſes; für den Unterricht war durch die Stadtſchule geſorgt. Friedrich aber zeichnete ſich durch keine ſichtbaren Anlagen aus, im Gegentheil ſchien ſeine Faſſungskraft beſchränkt, ſein Sinn war träge, und in ihm weder Fleiß noch Eifer zu erwecken. Der Vater hatte ſich zu den geringſten Erwartungen herabgeſtimmt, und war ſchon gewohnt, daß der Sohn wegen ſchlechten Lernens getadelt wurde und bei den Schulprüfungen wenig Ehre einlegte.

Eines Tages jedoch, da wieder eine öffentliche Prüfung Statt fand, und der Vater den zehnjährigen Sohn hinbegleitete, war dieſer ungemein munter und zuverſichtlich, der Vater aber nur deſto mehr beſorgt und auf einen ſchlechten

Ausgang gefaßt. Die Aufgabe war der Vortrag eines größeren Redeſtückes. „Aber Junge“, — fragte der Vater unterwegs zu wiederholtenmalen, — „wirſt du deine Sache denn können? getrauſt du dich auch recht, ſie durchzubringen?“ — „O ja“, verſetzte dieſer, „damit will ich wohl fertig werden“, und war ſorglos guter Dinge, der Vater aber höchſt verwundert; ſo hatte er den Knaben noch nie geſehen; allein die Gewißheit und Freude, welche derſelbe über das unfehlbare Gelingen im voraus bezeigte, ſchienen nur auf Leichtſinn und Thorheit gegründet, und die beſchämendſte Demüthigung ſchien nicht ausbleiben zu können. Wie groß war daher nicht die Ueberraſchung und das Erſtaunen, als nach dem ſiebzehnjährigen Fleck, der eben in ähnlicher Uebung den einſtimmigſten Beifall errungen hatte, nun der junge Gentz ſeine Rede mit klarer feſter Stimme begann, mit Wärme fortſetzte, durch lebendigen Eifer und Nachdruck den ganzen Vortrag beſeelte, und ſogar mit dreiſter Kühnheit dem Schluß eine unvorbereitete Abänderung gab! Er und Fleck gewannen den erſten Preis, die Zuhörer waren entzückt, und beglückwünſchten den Vater wegen des ſo herrlich begabten Knaben. Doch jener ſchüttelte den Kopf, und meinte, der unerwartete einzelne Erfolg beweiſe nicht viel, es ſtehe doch nur ſchlecht mit dem Jungen, der leider gar wenig Anlagen habe, und aus dem ſchwerlich etwas werde zu machen ſein.

Dieſe Meinung mußte auch noch viele Jahre beſtehen. Das erſte Auftauchen einer ſeltenen Gabe wiederholte ſich nicht, und es blieb in der nächſten Zeit keine Spur davon. Auch wie Gentz in der Folge zu Berlin, wohin ſein Vater als Münzdirektor verſetzt worden war, das Joachimsthal'ſche Gymnaſium beſuchte, dann auf der Univerſität zu Frankfurt an der Oder die Rechte ſtudirte, hatte er nach keiner Seite die geringſte Auszeichnung, und in der Familie galt er für äußerſt ſchwach an Geiſt, ſo daß er es in nichts über das Mittelmäßige bringen würde. Dagegen war ſeine läſſige Sinnesart freundlich und gefällig genug, ſein Gemüth nahm nicht Widriges auf, und ſeine Gutmüthigkeit hatte keine Gränzen; nichts behielt er für ſich, ſeinen Schweſtern ſchenkte er alles, was ſie von ihm nur brauchen konnten; Geld beſonders hatte gar keinen Werth für ihn, er gab deſſen immer bereitwillig, ſo lange er hatte, und oft mehr, als er durfte und vermochte; dafür ſchien er auch wenig zu achten, wenn ihm jemand aushalf.

Erſt in Königsberg, wo er ſeine Univerſitätsſtudien fortſetzte und die Vorträge von Kant hörte, widerfuhr ſeinem Weſen eine gänzliche Umwandlung. Die Klarheit und Stärke des kritiſchen Philoſophen weckten ihn plötzlich aus ſeiner Dumpfheit, ſein Verſtand kam zum Durchbruch, mit dem Geiſte wurden zugleich alle Lebensanſprüche in ihm aufgeregt, und ein völlig veränderter Menſch, geiſtreich, lebhaft, kühn und gewandt, trat er im Jahre 1785 von Königsberg zurückkehrend in Berlin wieder auf, zum Erſtaunen Aller, die ihn vorher gekannt, und zur Freude der Seinigen, denen ſchon ſeine Briefe dieſe Veränderung einigermaßen angedeutet hatten.

Ein hübſches Geſchichtchen, aus der Zeit ſeiner Rückkehr von der Univerſität, darf hier nicht unerwähnt bleiben, es iſt bezeichnend für die Art des Vaters und für die des Sohnes. Gentz hatte von ſeinem Vater bei der Abreiſe nach Königsberg eine Bibel geſchenkt bekommen, mit der Ermahnung fleißig darin zu leſen. Als er wiederkehrte, fragte der Vater nach der Bibel, der Sohn zeigte ſie gutes Muthes vor. Der Vater aber ſchüttelte den Kopf, und indem er die durch den Goldſchnitt noch zuſammenhängenden Blätter von einander löſte, zog er zwiſchen zweien derſelben einen Wechſel hervor, der zum Lohne des Leſens hier eingelegt, aber von dem Sohne nicht gefunden noch geahndet worden war.

Er begann nun ſeine praktiſche Laufbahn in gewöhnlicher Weiſe, wurde als ein guter Kopf anerkannt, und ſchon im Jahre 1786 bei dem Königlichen Generaldirektorium als Geheimer Sekretair angeſtellt, wo er in Geſchäftsarbeiten ſich durch Fleiß und Umſicht auszeichnete, und bald als Kriegsrath eine höhere Stufe betrat. Eine in Königsberg angeknüpfte, den Wünſchen des Herzens entſprechende und auch in weltlichen Ausſichten vortheilhafte Verbindung hatte Hinderniſſe gefunden. Seine bald nachher in Berlin bewirkte Verheirathung, mit einer gebornen Gilly, ſollte ihn bürgerlich noch mehr befeſtigen; allein der Verſuch einer Häuslichkeit, welche ſeinem ganzen Weſen widerſprach, mißglückte völlig, und das Band wurde in der Folge gelöſt. Daneben reizte ihn die geſellige Welt mit allen ihren geiſtigen und ſinnlichen Genüſſen; er huldigte den Frauen, beſuchte die Schauſpiele, und war überall zu finden, wo Geiſt und Gemüth ſich in behaglicher Lebensfülle darboten. Seine Einführung in die angenehmſten Kreiſe der höheren Geſellſchaft geſchah durch Herrn von Schack, einen der glänzendſten und tüchtigſten Kavaliere damaliger Zeit, Rittmeiſter im Regimente Gendarmen, der den Mangel an Schulbildung durch natürlichen Verſtand, Klugheit, Witz und Gewandtheit reichlich erſetzte, und recht wohl wußte, wen er in ſeinem Schützlinge empfahl und förderte. Das eigentliche Element deſſelben war das Geſpräch in aller Beweglichkeit der mannigfachſten Form: zu erörtern, zu unterſuchen, zu begründen, zu überführen, in allem Wechſel des Tons und der Dialektik, mit heiterer Laune, mit ſcharfem Unwillen, mit kurzen Schlagreden, mit wallender Ausführung, immer angeregt, leicht begeiſtert und entzückt! Dieſe Luſt zu diskutiren wurde durch den Wohlklang ſeiner Stimme, die Wärme ſeines Ausdrucks und die Eleganz ſeines Benehmens durchaus liebenswürdig. Auch die Frauen hörten ihn gern, denn ſeine Beredſamkeit verſchmähte keinen Gegenſtand, ergriff mit Vorliebe die perſönlichſten Bezüge. Wenn er, der wohlgebaute, rüſtige und lebhafte junge Mann, mit ſanft und weich blickenden Augen, mit einer edeln Dreiſtigkeit, die doch wieder von einer Art vornehmer Scheu begleitet war, für eignes Anliegen zu ſprechen oder die eigne Neigung auszudrücken hatte, ſo war ſeinen ſtrömenden Worten kaum zu widerſtehen, und Männer und Frauen ließen ſich von ſeiner ſchmeichelnden Rede hinreißen und bethören. Sein Umgang war ein Genuß, ſeine Liebe ein Reiz, dem viele Gunſt werden konnte, hätte er dieſe nicht doch meiſt als die auserleſenſte gewollt, die ſchwer, vielleicht unmöglich zu erlangen war.

Dieſen Anlagen und Thätigkeiten ihren höheren Stoff zu liefern, eine würdige Bahn aufzuſchließen, mußte ein Weltereigniß ſorgen. Die franzöſiſche Revolution begann im Jahre 1789, überall erwachte die regſte Theilnahme, und

Gentz begrüßte die vielverſprechende Erſcheinung mit leidenſchaftlichem Intereſſe. Jetzt wurden die wichtigſten Angelegenheiten des Staats, der Kirche, der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, die franzöſiſchen Verhandlungen darüber, und aller Widerſtreit der Meinungen und Urtheile, der ſich daran entzündete, für Gentz der unerſchöpfliche Gegenſtand ſeiner Diskuſſionen, Erörterungen, Debatten, denen fürerſt noch kein anderes Feld eröffnet war, als das Geſpräch, dies aber in aller Freiheit und Sicherheit, die nur gewünſcht werden konnten. Merkwürdig iſt es, daß er, der ſpäterhin die Revolution und ihre Folgen mit der größten Hartnäckigkeit und mit den ſtärkſten Waffen bekämpft, anfänglich ihr größter Lobredner war, und ſelbſt nachher, als er ſich ſchon von ihr losgeſagt und auf die Gegenſeite gewendet hatte, noch lange Zeit einen Theil ihrer Richtungen und Grundſätze feſthielt, und bis zum Ende ſeiner Lebenstage, bei erklärteſtem Widerwillen, bei Drang und Gefährde jeder Art, die ihm die Erneuerung der Revolution brachte, immer noch in der Seele tiefe Verbindungsfäden hegte, die ihm zu dem Befeindeten einen Bezug ließen, wie ihn kein Anderer haben konnte. Einem gewiſſen Freiheitsſinne, einem Anſpruch auf Selbſtſtändigkeit, einem Bedürfniſſe der Unterſuchung und Prüfung, einem höchſten Rechte der Vernunft und der Wahrheit hat Gentz niemals abgeſagt, und wer ihn für einen Vertheidiger knechtiſcher Unterwürfigkeit und ſchnöder Willkür halten konnte, hat ihn nie gekannt oder verſtanden.

Sein durchdringender Scharfſinn erkannte ſehr bald die Wendungen, wo ſein von idealen Vorſtellungen nicht verführter, ſondern auf poſitivem Staatsboden beharrender Geiſt von dem Gange der Revolution ſich ablöſen, einer gegneriſchen Richtung beitreten mußte. Hiefür lieferte England ihm das Beiſpiel und den Anhalt. Wunderbar hatten ſich in Gentz die Kenntniſſe und Fähigkeiten ſeines künftigen Berufes eingefunden und ausgebildet. Das unerläßliche Werkzeug alles Verkehrs in der großen Welt, die franzöſiſche Sprache, hatte er ſich vollkommen angeeignet; er ſprach und ſchrieb ſie mit Leichtigkeit; aber auch des Engliſchen war er in gleichem Grade mächtig. Wie und wann er dies erworben, iſt unbekannt. Eben ſo beſaß er die Kenntniß der Staatsverfaſſung Großbritanniens, der Verwaltung, der Finanzen und ſonſtigen Bedingungen dieſes Reiches, wie damals vielleicht niemand auf dem Feſtlande. Aus der Mitte dieſes ſeltenen Beſitzes erhob ſich für ihn ein neuer Standpunkt, und als Vorbild und Leiter Burke. Die Schrift dieſes großen Redners über die franzöſiſche Revolution machte den größten Eindruck auf Gentz, verwandelte ſeine ganze Denkart. Durch die Ueberſetzung, welche er davon lieferte, wirkte er mächtig auf ſeine Zeitgenoſſen. Burke erhielt durch Gentz einen neuen Schwung, und beide Namen ſahen ſich auf lange Zeit zu gleichem Ruhme vereint. Jetzt warf ſich Gentz mit fruchtbarer Thätigkeit völlig in das Fach der politiſchen Schriftſtellerei. Er gab eigne Schriften und Abhandlungen, er überſetzte aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen, er übernahm die Leitung einer Zeitſchrift, gründete ſpäter eine eigne. Seine litterariſche Thätigkeit wurde ſchon damals durch den Staatsminiſter Grafen von der Schulenburg-Kehnert mit anſehnlicher Geldhülfe unterſtützt. Er prüfte und bekämpfte mit ſiegreichem Scharfſinn, mit warmer Beredſamkeit die neuen Grundſätze; zum Theil freilich, indem er ſie dem Gegner entriß, und auf eignem Boden aufpflanzte! Denn er hegte noch immer ſtarke Freiheitsgeſinnungen, und ſtellte ihre Anſprüche kühn genug auf. Er ſchrieb gegen den damals mächtigen Miniſter Grafen von Hoym die ſchärfſten Denkſchriften, worin deſſen Verwaltung Schleſiens ſchonungslos angeklagt wurde. Er ließ an den König Friedrich Wilhelm den Dritten bei deſſen Thronbeſteigung ein Schreiben drucken, worin er dem jungen Könige politiſchen Rath zu geben wagte, und ihm beſonders die Freiheit der Preſſe dringend empfahl; eine Kühnheit, zu welcher ihm der Graf Mirabeau durch ein ähnliches Schreiben an Friedrich Wilhelm den Zweiten das Beiſpiel gegeben hatte, die aber in dem Unterthan und Diener nur ſtärker auffallen mußte.

Sein perſönliches Benehmen war in gleichem Grade dreiſt. In Erörterungen und Debatten galt ihm kein Anſehen der Perſon, er bewies Miniſtern und Generalen ihre Schwäche, und ſtieß manche gefährliche Eitelkeit an. Er fühlte ſich den

Erſten und Größten in Staatsſachen gleich, und war empört, wenn leeres Amts- und Rangweſen ihn untergeordnet behandelte. Einem Miniſter, der ihn ungebürlich hatte warten und dann doch abweiſen laſſen, nahm er einen prächtigen Band aus der im Vorzimmer aufgeſtellten Bücherſammlung mit, warf ihn auf die Erde und trat mit Füßen darauf, und als ſein Freund Wieſel ihn ſo fand, erzählte er mit Unwillen ſein Mißgeſchick, indem er ausrief: „In dieſem Augenblicke kann ich gegen den Menſchen ja nur dieſe elende Rache haben!“ Doch als der Freund auflachte, und dies neue „jus gentium“ höchſt luſtig fand, war auch der Grimm leicht wieder in gute Laune verſetzt.

Durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, ſeinen politiſchen Geiſt und Gehalt war inzwiſchen Gentz perſönlich zu großer Bedeutung aufgeſtiegen, ohne daß ſeine äußere Stellung ſich merklich verändert hätte. Zwar unter den Gelehrten und politiſchen Wortführern des Tages ſah er ſich durch ſeinen Abfall von der Revolution vielfach angefeindet, und die Wirkung dieſes gegen ihn erhobenen Partheihaſſes hat er lebenslang fühlen müſſen, aber in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft, in der Hof- und Staatswelt, war ihm dafür ein ſchmeichelhafter Erſatz geboten. Mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, mit Guſtav von Brinckmann, Friedrich Schlegel und anderen vornehmen Geiſtern ſolcher Art war er ſchon lange in vertrauter Nähe; jetzt aber ſuchten inſonderheit die Staatsmänner ſeinen Umgang, die fremden Geſandten bewarben ſich um ihn; ein ſolcher Wortführer war ein unſchätzbarer Gewinn für eine Sache, die mit den Waffen täglich ſchlechter verfochten wurde; man ſchmeichelte ihm, man pries ihn, und in der höchſten Klaſſe der Geſellſchaft wußte er gleicherweiſe die Frauen und die Männer durch ſeine beredten Geſpräche einzunehmen, durch ſeine eigenthümliche Geiſtesüberlegenheit zu feſſeln. Die helleren Köpfe unter den Emigrirten ſuchten ihre Hoffnungen an ihm zu beleben, der Prinz Louis Ferdinand ſah ihn mit aller Vertraulichkeit, der geniale Major von Gualtieri ſtellte ihn der ſchönen Königin vor, aus deren Munde er anmuthige Worte vernahm, der ruſſiſche Geſandte, damals der ältere Alopeus, zeichnete ihn aus, beſonders aber verſäumten die Geſandten von England und Oeſterreich keine Gelegenheit, den Mann zu ehren und zu ermuntern, der ihrer gemeinſamen Sache ſo erwünſcht und einzig die Kraft ſeines mächtigen Talentes lieh.

Der Wirbel eines ſolchen Lebens brachte genug Zerſtreuungen und Genüſſe; Gentz gab ſich dieſen in vollem Maße hin. In ihm war es längſt entſchieden, daß er den Mächtigen und Vornehmen nicht als ein demüthiger Sachwalter, den man abfindet, dienen wollte, ſondern als einer, der durch ſein Anſchließen ihnen gleich würde, an ihren Vortheilen, Genüſſen, Begünſtigungen Theil hätte, und nur um dieſen Preis konnte er ſich ihnen hingeben. Wozu ſchon ſein Naturell ihn unwiderſtehlich hinzog, zu Genuß und Ueppigkeit jeder Art, zu leichtſinnigem Verbrauch aller eignen Mittel und ſorgloſem Rechnen auf fremde oder künftige, dahin vervielfachte ſein neuer Lebenskreis ihm nun die Lockungen und Antriebe. Er machte Aufwand, ſcheute keinerlei Ausgabe, machte Liebſchaften, gab Geſchenke, beſonders aber verthat und vergeudete er mit ihm ſelbſt unbegreiflicher Leichtigkeit. Die geringe Beſoldung, das mäßige Honorar ſeiner Schriften, die Hülfe des Vaters, alles dies reichte bei weitem nicht aus, um ein ſolches Leben zu tragen. Er machte Schulden, und die unausbleibliche Unordnung, die ſich mit einer Lebensart verknüpft, deren Verlegenheiten nur auf Koſten größerer augenblicklich gehoben werden, und deren Anſprüche ſich immerfort ſteigern, ließ ihn bald in ein Labyrinth gerathen, aus welchem kein Ausweg möglich ſchien. Die Laſt, anfänglich noch manchmal abzuweiſen, legte ſich endlich drückend auf, die Hülfsmittel waren erſchöpft, die heftigſten Mahnungen ließen keine Ruhe, und die Noth des Augenblicks brachte zur Verzweiflung. Seine Scheu vor äußerer Gewalt, vor leidenſchaftlich roher Anſprache, denen er ſich ausgeſetzt wußte, bildeten ſich zur ängſtlichſten Furchtſamkeit aus. Die ganze Lage war unleidlich. In den preußiſchen Verhältniſſen, in den knappen, auf Ordnung und Sparſamkeit gegründeten Vermögenszuſtänden, die er um ſich ſah, war keine Rettung. Auch die politiſche Richtung ließ keine außerordentliche Glücksfälle hoffen, durch welche ein

Beruf und Talent, wie die ſeinen, aus der ſchmerzlich empfundenen Stockung befreit werden könnten.

Gentz beſchloß unter dieſen Umſtänden, ſeine preußiſche Laufbahn aufzugeben, und Berlin zu verlaſſen. Der öſterreichiſche Geſandte Graf Philipp von Stadion hatte ihm günſtige Ausſichten in Oeſterreich eröffnet. In dieſe vortheilhafter einzugehen, ſuchte er noch ein anderes Verhältniß zu befeſtigen, das mit jenen wohl verknüpft werden konnte. Sein Namen war in England ſehr geprieſen, ſeine Schriften hatten dort großes Aufſehen gemacht. Die herrſchende Parthei ſah in ihm eines der trefflichſten Werkzeuge ihres Einfluſſes auf dem Feſtlande. Ein Aufſatz über die engliſchen Finanzen, engliſch von Gentz geſchrieben, hatte den Miniſter Pitt mit Bewunderung erfüllt. Von dem engliſchen Geſandten Elliot in Dresden eingeladen, machte Gentz mit dieſem eine Reiſe nach London.

Er hielt hier eine reiche Aernte; ſein Ruhm, ſeine Fähigkeiten und ſein Eifer trugen goldne Früchte. Die Miniſter Pitt und Grenville nahmen ihn mit ſchmeichelhaften Ehren auf, ſie erkannten in ihm den außerordentlichen Geiſt, das ſtaunenswerthe Talent, recht eigentlich geboren für die Kriſis, in welche Europa ſich immer tiefer verſinken ſah, vor allem geeignet, die Intereſſen Großbritanniens, die er wie kein Anderer begriff, mit denen des Feſtlandes zuſammenzuſchlingen und gemeinſam zu fördern. Die glücklichen Wochen, die er hier in der glänzendſten Gaſtfreundſchaft verlebte, waren erfüllt mit großartigen Eindrücken, ſchmeichelhaften Bekanntſchaften, wichtigen Vertrauungen, berauſchenden Genüſſen. Es fanden hier Anknüpfungen Statt, welche ſein ganzes folgendes Leben hindurch fortdauerten. Die engliſchen Gewalthaber ließen es bei ehrenvoller Anerkennung nicht bewenden, ſie thaten mehr für ihn. Sie gaben ihm, was ihm fehlte, und er bedurfte: Gold. Erſt eine runde Summe, für den Anfang im Allgemeinen; dann auch die Zuſicherung eines beſtimmten Jahrgeldes. Er beſchleunigte nun ſeine Rückreiſe, um in Oeſterreich die Ausſichten zu verfolgen, welche mit ſeinen hier empfangenen Antrieben zuſammenſtimmten. Als er zuerſt wieder auf dem Feſtlande ſeine engliſche Baarſchaft in deutſchen Währungen überſchlug, dünkte ihn die Summe ſo unermeßlich, daß er ſie nicht verbrauchen zu können glaubte, und ſo verſchwendete er mit vollen Händen, rief jeden flüchtigen Genuß, jede ſpielende Ueppigkeit herbei, nur um ſich der neuen Macht, die ihm gegeben war, bis zum Mißbrauche zu erſättigen!

So lebensfroh kam er im Jahre 1803 nach Wien. Hier nahm ihn eine großartige Welt, ein reiches und kräftiges Treiben auf, und er zeigte ſich den anſpruchsvollen Verhältniſſen, in die er eintrat und von denen er umgeben war, durchaus gewachſen. Seine Anſtellung hatte zwar nur mäßigen Schein; aber Titel und Rang, auch der anſehnliche eines Kaiſerlichen Hofraths und die Erhebung in den Adelſtand, konnten nie den Maßſtab ſeiner Bedeutung und Wirkſamkeit geben. Durchaus eigenthümlich mußte ſeine ganze Lage ſich geſtalten; ſeine Perſönlichkeit, ſeine Verbindungen und die Art und Größe ſeines Talents brachten es mit ſich, daß er nie zu untergeordneten Leiſtungen gebraucht wurde, ſondern nur zu den höchſten und außerordentlichſten. Er fand ganze Zeiträume wo er unbeſchäftigt in völliger Muße lebte, und theils als Schriftſteller ſeine Aufgaben ſelber wählte, theils durch bloßes Mitleben und Mitſprechen in den höheren Kreiſen erwies, wie nützlich und werthvoll ein guter Kopf und heller Geiſt ſchon durch jenes ihnen wird. In den beſonderen Verhältniſſen, die ſich für ihn ergaben, wurde es möglich und ſogar ſchicklich, daß er längere Zeit gar nicht in Wien, ſondern in Prag lebte, wo ſeine Lebensart und ſeine Thätigkeit ihr Element kaum verändert zu finden hatten. Die Verbündungen und Kriegsabſichten gegen Frankreich, die Bewachung der engliſchen und nordiſchen Verhältniſſe, und die Beleuchtung der politiſchen Rechte und Intereſſen der Staaten, ſo wie die Aufdeckung der Gefahren, welche die gebieteriſche Willkür revolutionairer Gewaltherrſchaft für Europa drohte, waren überall und immer der bleibende Gegenſtand ſeiner beharrlichen Aufmerkſamkeit, ſeines unermüdeten Fleißes. Es war ein Kampf der Selbſtſtändigkeit und Freiheit, den er auf dieſe Art fortführte, mit großem Geiſtesmuthe, verkannt und verunglimpft auf der eignen Seite, als namhafter Feind gehaßt und geſchmäht von dem Gegner, der im Siege nur ſtets furchtbarer wurde. Gentz hat Meiſterwerke geliefert in dieſer Epoche, Schriften, die auch in ganz veränderten Zeiten immer wieder geleſen zu werden verdienen, gleich denen der großen Redner des Alterthums. Nicht nur ein hoher Geiſt athmet darin, ſondern auch ein warmes von edler Leidenſchaft ergriffenes Herz, ein großer Karakter, der auch in den Jahren tiefſten Unglücks, 1805 und 1806, unter Bedrängniſſen und Gefahren nie wankte, ſondern mit Entſchloſſenheit ausharrte, und ſeiner klaren Einſicht ſtets neue Quellen des Lichtes, der Stärke und der Hoffnung entſtrömen ließ.

Die Waffenerfolge Napoleon's beugten endlich das ganze Feſtland, und als die kräftigen Auſtrengungen Oeſterreichs im Jahre 1809 unterlegen waren, ſchien wirklich die Sache, welche für Gentz der Inhalt ſeines Lebens geworden war, weithinaus aufzugeben. Der Miniſter Graf von Stadion trat ab, unter deſſen Leitung Gentz das letzte Manifeſt geſchrieben und gleichſam die letzten Athemzüge deutſcher Selbſtſtändigkeit und Freiheit darin verhaucht hatte; die Verbindung mit England wurde völlig zerriſſen, die Inſel durch ſcharfe Gewaltmaßregeln wirklich abgetrennt von Europa. Schwer laſtete dieſer Zuſtand auf Gentz, dem nicht nur in Betreff der allgemeinen Angelegenheiten, ſondern auch in ſeiner perſönlichen die Einwirkung Englands ein unentbehrliches Moment war. Das Verſiegen der Geldmittel, welche ihm von dort noch immer, wenn auch minder regelmäßig, zugefloſſen, ließ ſich um ſo weniger verſchmerzen, als die Einnahmen in Oeſterreich durch täglich verringerten Werth des Papiergeldes litten, und zu dieſer Bedrängniß für Gentz noch die ſeiner früheren und neueren Schuldenverwirrung kam, ſo daß ſeine nun ſchon zur unerläßlichen Gewöhnung gewordene Lebensart von allen Seiten bedroht wurde. Ein früher Verſuch, die dringendſten ſeiner Schulden in Berlin zu tilgen, wofür er die Summe von ſechstauſend Thalern eingeſandt hatte, war durch den Bankerott ſeines Beauftragten verunglückt, und dieſe Summe verloren. Dieſes Mißgeſchick ſah er als eine Weiſung an, ſich der Sorge um die Vergangenheit und die Zukunft ſo viel als möglich zu entſchlagen, und ſich nur um die Gegenwart zu bekümmern, dieſe ſo reich auszuſtatten und zu genießen, als die Umſtände es erlaubten. Allein die Sorgloſigkeit rächte ſich ſchnell an der Gegenwart, und er ſah ſich wiederholt allen Gräueln ausgeſetzt, die aus der Doppelnoth hervorgehen: nicht zahlen und nicht borgen zu können. Daß er gleichwohl immer Rath zu ſchaffen wußte, und ſeine Lebensgewöhnung, ſeine Ueppigkeit und Verſchwendung, wenigſtens einigermaßen fortſetzte, dem Tage ſeinen Wunſch und ſeine Freude nie verſagte, ſtets im Wirbel des reichen und vornehmen Lebens ſich behauptete, darin iſt nicht minder die Kraft ſeiner Perſönlichkeit und das fortwirkende Gewicht ſeines Talents als die Gunſt des Glückes und der Umſtände anzuerkennen.

In dieſer Zeit übernahm der Graf von Metternich die Leitung der politiſchen Angelegenheiten Oeſterreichs, und an dieſes Ereigniß knüpfte ſich für Gentz eine neue Lebensepoche, in welcher ſeine Stellung eine feſte Grundlage, ſeine Thätigkeit neuen Aufſchwung gewann, ſein Talent zu dem höchſten Glanz und Erfolg aufſtieg, und ſein ganzes Weſen man kann ſagen zur Erfüllung kam. Wohl hatte er früh mit geübtem Scharfblicke die ſeltenen Eigenſchaften dieſes Staatsmannes erkannt und die künftige Größe deſſelben geahndet. In mancher Erinnerung lebt noch der Ausdruck der Bewunderung, mit dem er deſſen Geſandtſchaftsberichte aus Paris als eine Reihe meiſterhafter Darſtellungen pries, denen an Geiſt, an Klarheit und Ruhe, in dieſem Gebiete wenig zu vergleichen ſei. Seine Anerkennung betraf zum Theil auch ſolche Eigenſchaften, die er in ſich ſelber vermißte, denn Gentz, ohne Zweifel der gründlichſte und beredteſte Publiziſt, konnte ſich als eigentlicher Diplomat nicht gleicherweiſe rühmen. In Metternich zum erſtenmale fand er, was er bedurfte und bisher immer entbehrt hatte, einen Obern, durch deſſen Leitung ſeine Thätigkeit ſich zu einem Ganzen und Stäten ordnete, einen Vorgeſetzten, dem er ſich unbedingt anſchließen und überlaſſen konnte.

Noch während Napoleon's Uebermacht erhob Oeſterreich ſich zu neuer Selbſtſtändigkeit, und die Art ſelber, wie man ſich mit der fremden Gewalt abfand und ſtellte, war eine

Schwächung dieſer. Auch Gentz konnte dieſen einſtweiligen Zuſtänden, der aufgedrungenen Wirklichkeit nachgiebig, in gewiſſem Sinne zuſtimmen. Erſt jetzt wurde ſein Standpunkt ganz öſterreichiſch, das Intereſſe dieſes beſtimmten Staates ſein ausſchließliches Augenmerk, und Wohl und Wehe deſſelben zu dem ſeinen. Auch hatte ſich bereits eine erwünſchte Verbeſſerung ſeiner perſönlichen Verhältniſſe ergeben. Anſtatt der engliſchen Hülfsquellen eröffneten ſich andere, nicht minder ergiebige; die Hospodare der Moldau und Wallachei nahmen Gentz, auf gültige Fürſprache, zum diplomatiſchen Beauftragten in Wien, ein Verhältniß, welches die größten und mannigfachſten Vortheile gewährte.

Die Geſchichtsereigniſſe wälzten ſich hierauf allmählig einer Wendung zu, deren Umfang im Jahre 1813 völlig ſichtbar wurde. Das Manifeſt Oeſterreichs, die Kriegserklärung gegen Napoleon, iſt von Gentz verfaßt, und ein bleibendes Denkmal ſeiner Meiſterſchaft. Die Siege der Verbündeten waren Triumphe für Gentz; in der Sache, für die er geſtrebt und gewirkt, ſah er alle Mächte des Feſtlandes und dieſe mit England vereint, dem wieder aufgeſchloſſenen und wirkſamen; von allen Seiten berührten ihn die Erfolge, die günſtigen Entwickelungen und Früchte des großen Zuſammenwirkens, das in ſeiner Perſon ſchon lange vorher ein gemeinſames Organ gehabt und noch jetzt in ganzer Stärke fand. Den hohen Namen, welche in jenen Begebenheiten durch Kriegs- und Friedensthaten in erſter Reihe glänzen, ſchließt der von Gentz billig als einer der erſten nachfolgenden ſich an.

Nach kurzem Genuſſe der Siegesfreude und des Wohlbehagens, — für Gentz faſt ſchon in Ueberdruß geſteigert, — thaten ſich die Arbeiten des Wiener Kongreſſes auf, bei welchem der Fürſt von Metternich den Vorſitz führte, Gentz aber die Ergebniſſe der Verhandlungen niederſchrieb. Als Napoleon darauf wiedergekehrt und abermals überwältigt worden war, und ein zweiter Friedensvertrag in Paris verhandelt wurde, nahm auch Gentz an dieſem Aufenthalte Theil, zum erſtenmal die Scheu vor dem ſo lange feindlichen Lande und den dort noch möglichen Gefahren überwindend. Die folgenden Kongreſſe von Aachen, Karlsbad, Wien, Troppau, Laibach und Verona, welchen eine Reihe von Jahren hindurch die wichtigſten Angelegenheiten Europas zur Berathung und Entſcheidung anheimfielen, ſahen gleichfalls Gentz in der gewohnten, eingeübten, faſt nur einzig ihm zuſtehenden Thätigkeit.

Daß mit Napoleon's Beſiegung der frühere Zuſtand der Welt nicht herzuſtellen war, daß die Wirkungen der Revolution in dauernde Geſtalten übergegangen und noch immer thätig waren, hatte ſich bald genug offenbart, und derſelbe Kampf, in welchem Gentz bisher unermüdet alle Wechſel durchgemacht, mußte ferner aufgenommen werden, als ein Kampf des Beſtehenden, der berechtigten Macht, gegen den Andrang gährender Meinungen und falſcher Anſprüche. Hier zeigte ſich Gentz abermals in ſeiner Meiſterſchaft und Rüſtigkeit; friſchen Muthes war er ſtets bereit, jede Herausforderung, die ſeiner würdig ſchien, anzunehmen. Auch in dieſem Kampfe ſuchte er ſich ſtets die Häupter aus, ſeinem Grundſatze getreu, jede Parthei nur in ihren höchſten Vertretern anzuerkennen. Das Volk, die Menge, und ihre unmittelbaren Intereſſen, ließ er von jeher unbeachtet; er läugnete ſie nicht, aber er ſagte, jeder Menſch müſſe ſich beſcheiden, auf ganze Richtungen verzichten, und ſo habe er von jeher Volk und Volksthum außerhalb ſeines Faches und Berufes geſtellt; er warte bei jeder Meinung, bis ein Anführer an ihre Spitze trete, mit dem es ſich verlohne anzubinden, und gewöhnlich trete das ſchnell genug ein. Mit den Franzoſen, denen bisweilen eine Abfertigung zu geben war, hatte er leichtes Spiel, ihre Ungründlichkeit gab ſtets Blößen, und ihre Stimme fand auch ſonſt Widerſpruch; andere Gegner, unterrichtetere, nähere, traten unter den Deutſchen auf. Gerade den mächtigſten und ihm gefahrvollſten ſtellte er ſich entgegen, dem von ihm bewunderten, hochfahrenden Görres, dem gewandten, nachdruckvollen Lindner. Doch wie frei und würdig, mit welch edler Sprache und gutem Anſtande, wußte er dieſe Streitigkeiten zu führen! Wie zu einem Ritterkampfe, und die Waffen anfangs zum Ehrengruße ſenkend, ſchritt er heran, und wo der Ausgang unentſchieden bleiben mußte, behielt er wenigſtens den guten Anſchein auf ſeiner Seite, welchen der geſchickte Vortrag und das feine Benehmen ſo leicht erwerben. Nicht immer in derſelben Weiſe wurde ihm erwiedert; es erhoben ſich wüthende Pöbelſtimmen gegen ihn. Doch dieſe, gleich der Verkennung, welche ihn ſo häufig auch von Seiten der Beſſeren traf, die rohen Anſchuldigungen feiger und knechtiſcher Denkart, feilen und heuchleriſchen Sinnes, konnten ihn tief ſchmerzen und kränken, aber nie irre machen noch entmuthigen.

Uebrigens begehrte er nicht, furchtlos und tadelfrei zu ſcheinen; er gab ſich willig als der, der er wirklich war, mit allen Schwächen und Fehlern. Mit dem Vortheile der Sache, der er diente, glaubte er den ſeinen ſtets verbinden zu dürfen, und dies in einem Maße, das er aus der ihn umgebenden Welt nicht klein nehmen konnte. Er ließ ſich ſeine Dienſte bezahlen, und ungeheuer bezahlen; aber käuflich war er nicht, und gegen ſeine Pflicht hat er nie gehandelt. Er war ſo überzeugt von dem Egoismus der Anderen, daß er den ſeinen nur für eine Nothwehr, für eine Bedingung des Beſtehens hielt, und den Mangel dieſer Waffe wohl gar beſeufzte, wo er ſie an ſonſt wackeren Leuten zu ſehr vermißte, denen er Theilnahme und Wohlwollen gewidmet hatte. Dem Vorwurfe der Feigheit beugte er ſich am meiſten, willig bekannte er ſich zu der unüberwindlichen Furcht und Angſt, denen er von vielen Seiten immer offen war. In ſeinem Berufe hat er nie des Muthes, noch der Kühnheit entbehrt, vielmehr zu allen Zeiten das Aeußerſte gewagt. Aber er fürchtete Gewitter, See- und Bergfahrten, Waffengeklirr, Volksgeſchrei, kurz alles und jedes, mit dem ſich nicht reden ließ, und wo keine Argumente galten. Die Furcht vor dem Tode verbitterte ihm oft den höchſten Lebensgenuß, und er ſuchte jeden Gedanken an Altwerden und Sterben möglichſt von ſich abzuhalten. Ihn erſchreckte jedes laute barſche Auftreten, jedes wilde trotzige Ausſehen, ein Schnurrbart ſchon war ihm unheimlich, ein finſterer unwilliger Blick, den er nicht gleich deuten konnte, ſelbſt bei ſeinen beſten Freunden, machte ihn unruhig; ein ſchwarzes düſteres Geſicht neben ihm, mit ſtarkem Schnurr- und Backenbart, konnte ihm eine ganze

Mahlzeit verderben, ſeine ſcheuen Seitenblicke peinlichſt beſchäftigen. Als Kotzebue durch Sand erdolcht worden war, erhielt Gentz einen fürchterlichen Drohbrief, er ſei der Ehre, durch den Dolch zu ſterben, gar nicht werth, ihm ſei Gift beſtimmt und ſchon bereitet, denn verurtheilt ſei er längſt als ein Verräther, der die Freiheit des Vaterlandes untergraben helfe. Der wohlfeile und ſo nach jenem Schreckensereigniſſe gewiß frevelhafte Scherz machte auf Gentz entſetzlichen Eindruck; er ſollte bei einem fremden Geſandten, ſeinem bewährten Freunde, zu Mittag ſpeiſen, er ließ abſagen, wagte acht Tage ſich nicht aus dem Hauſe, und kaum zu eſſen, jeder Biſſen, den er genoß, erregte ihm Schauder und Angſt. Seine Empfänglichkeit machte ihn gar leicht zum Gegenſtande von Myſtifikationen, doch meiſt nur Freunde, die ihn liebten und würdigten, durften ein ſolches Spiel unternehmen, das denn fein und anmuthig blieb und eine heitere Wendung nahm. So wenn man ihn ein albernes Buch, mit eingeklebtem falſchen Zueignungsblatt an ihn, entdecken ließ, da ſich dann ſein Verdruß und ſeine Beſchämung in ſcharfſinnigen und redneriſchen Beweiſen ergoß, wie dergleichen ohne ſein Wiſſen geſchehen ſei und ihm nicht zugerechnet werden könne; oder wenn ihm eine mißfällige Meinung, die er nicht hatte, angedichtet wurde, und er darauf ſeine wahre mit ſtrömender Beredſamkeit darlegte.

Seine Furcht, ſeine Eitelkeit, ſeine Sinnlichkeit, und was man ſonſt an ihm tadeln mochte, kannte und geſtand er ſelbſt mit liebenswürdiger Offenheit, ſeine Fehler und ſein Verhalten gegen ſie hatten etwas Kindliches und ſogar Kindiſches, man konnte ſie wohl ſtrafbar finden, aber zugleich mußte man die Erbſtücke der Menſchennatur darin erkennen und entſchuldigen; man durfte ſie lieben, und nöthigenfalls beſchützen. Er ſelbſt hielt mit der Ueberlegenheit ſeiner geiſtigen Erſcheinung die Fremden und Unvertrauten in ſcheuer Ferne; jeder Vorſchnelle, der ihm zu nah getreten wäre, hätte aber auch von anderer Seite ſich bald eingehalten gefühlt, denn die höchſten und tapferſten Männer, die herbſten und trotzigſten Sinnesarten, waren mit Gentz innigſt befreundet und ſtanden für ihn ein.

Seine Schwächen ihm abzumerken war nicht ſchwer. Wo er nicht im voraus feſt entſchloſſen war zu ſchweigen, was er dann vollkommen konnte, überließ er ſich gern der freiſten Aufrichtigkeit, und ſprach mit liebenswürdiger Offenheit Anſichten und Urtheile aus, die man von ihm in ſolcher Art niemals erwartet hätte. Sich zu verſtellen, war ihm nicht gegeben; verſuchte er bisweilen, mit Schlauheit jemandem etwas einzureden oder zu entlocken, ſo mißglückte es in den meiſten Fällen. Ein engliſcher Geſandter behauptete, jedesmal zu wiſſen, wenn Gentz ihm etwas vorzuſpiegeln oder ihn zu bearbeiten meine; dann nämlich blicke derſelbe ihn gleich darauf verſtohlen ſeitwärts an, um zu erforſchen, ob er Glauben finde. Zuweilen gab er mit naiver Heiterkeit jeden Rückhalt auf. So richtete er einſt an einen jungen Diplomaten, der ihm ſehr ergeben war, deſſen wiederholte Erfolge ihn aber verwunderten und faſt neidiſch machten, ganz vertraulich die Frage: „Sagen Sie mir, mein Lieber, was machen Sie den Leuten denn eigentlich weiß?“ Ei! dachte dieſer, hältſt Du, alter Grauer, das für die letzte Kunſt? Da muß ſie ja wohl auch Deine geweſen ſein!

Ergraut war er freilich ſchon durch Zunahme der in Arbeiten und Weltleben hingebrachten Jahre. Sein Ehrgeiz, dem in einer gewöhnlichen Laufbahn viel zu wünſchen geblieben wäre, hatte in Verhältniſſen, die als einzig daſtanden, die außerordentlichſten Befriedigungen erfahren. Ruhm, Einfluß, Ehrenzeichen, Geld, Wohlleben, fehlten ihm nicht. War es ihm ſchmeichelhaft, daß ihn, den aus unterem Stande Emporgekommenen, die vornehmſten und reizendſten Gunſtbezeigungen anlockten, ſo gefiel er ſich nicht weniger in dem Gelüſt, den Reiz des Abſonderlichen und Fremdartigen auch in unteren Regionen, und ſelbſt in ſtrafbaren, zu verfolgen, um einer doch meiſt nur kindiſchen Neugier ſchauerliche Eindrücke zu gewähren. Den durch die mannigfachſten Genüſſe verweichlichten Sinnen durfte keine Behaglichkeit fehlen. Er umgab ſich mit kleinen Annehmlichkeiten, er verſchwendete Tauſende für geringfügige Leiſtungen. Kindiſch freute er ſich ſeiner Fußdecken, Polſter, Geräthe, Blumenarten, Papierſorten. Seine Ueppigkeit ging nie auf große Gegenſtände und bedeutende Einrichtungen, war aber unmäßig in kleinen Dingen. Schneller, als es in ſeiner urſprünglich ſtarken und heiteren Natur begründet ſchien, überſchlich bei ſolchem Hinſchweifen des Lebens ihn Abſpannung und Ueberdruß. Er fühlte Kränklichkeit und Verfall, er ſah die Jugend entflohen, das düſtere Alter nah; der Luxus körperlicher Sorgfalt mußte ſich in nothgedrungene Fürſorge verwandeln, mit Seufzen bequemte er ſich zu falſchem Haar! In ſeiner Verſtimmung mied er dann die Geſellſchaft, die Geſchäfte wurden ihm zuwider; kam irgend ein Uebel hinzu, das ihn perſönlich berührte, ein Mißverſtändniß, eine Verlegenheit, eine Bedrohung, verdüſterte ſich der politiſche Himmel, oder ſtockten die außerordentlichen Einkünfte, deren er nie genug haben konnte, ſo war ſeine Schwermuth gränzenlos, und er verzweifelte am Leben.

Aber jeder Sonnenſchein von Geſundheit und Gedeihen rief auch wieder ſeine ganze Kraft, ſeinen Muth und Leichtſinn zurück. Gleich vergeſſen hatte er alle Klagen und Geſtändniſſe, er läugnete in der nächſten Stunde die der vorigen ab. Kaum der Noth frei, worin er eben noch gezittert hatte, ſpottete er ihrer, verneinte ſie denen, die ſie noch fühlten. Die Hülfe, die er angeſprochen, der Troſt, den er empfangen, durften ſein Gedächtniß nicht beſchweren; ſie zu erwiedern fiel ihm niemals ein. Er war den Gedanken und dem Sinne nach ein treuer Freund; wen er einmal geachtet, wen er geliebt, der blieb ihm für immer ein Gegenſtand der Theilnahme und Neigung; aber zur That bedurfte er der perſönlichen Anregung, ſie mußte einen Reiz für ihn, für ihn einen Genuß haben. Der gegenwärtige Augenblick war ihm alles, er lebte ganz in deſſen Macht und Gunſt.

Ihm wurde das Glück zu Theil, durch eine wunderbare Wiederbelebung, wozu die Bäder von Gaſtein und Iſchl beſonders wohlthätig gewirkt, zu neuer Geſundheit und Kraft zu erſtarken, und nach frühem Vorſchmacke trauriger Alterserſchlaffung neue Jahre eines kräftigen und muthigen Mannesalters zu erleben; was für jeden Menſchen ein ſeltenes und außerordentliches Glück geweſen wäre, mußte von Gentz als ein hundertfaches begrüßt werden. Sein Geiſt erhob ſich zu neuer Thatkraft, die Welt erweckte ihm friſchen Antheil. Er hatte nie aufgehört, mit Wiſſenſchaft und Litteratur in Verbindung zu ſein, und überhaupt ſeine Nebenzeit, während er außer den Geſchäften alles nur läſſig zu nehmen und ſich trägem Nichtsthun zu ergeben ſchien, fruchtbar auszubeuten verſtanden. Auch zum Schreiben war er ſtets eifrig geblieben, und als er längſt aufgehört hatte Schriftſteller ſein zu wollen, auch die Anläſſe zu politiſchen Aufſätzen ſeltener wurden, trieb ihn ſein angebornes Talent beinahe täglich zu ſchriftlicher Mittheilung an, und es war ihm Bedürfniß, wenigſtens Briefe zu ſchreiben. Jetzt aber, in dem Bereiche ſeiner nächſten Tagesbezüge, ſah man nicht nur ihn ſelbſt mit Heiterkeit wieder erſcheinen und der alten geſelligen Vorzüge genießen, ſondern auch ſeinen litterariſchen Antheil einen neuen Aufſchwung nehmen; bei jedem perſönlichen Anlaſſe griff er mit Luſt und Fülle zur Feder; ja man wollte ſeine Schreibſeligkeit bald ſogar übermäßig und faſt beſchwerlich finden!

Aber ſeinem ſolchergeſtalt erfriſchten Alter waren noch gewaltige Schickungen zugedacht, ſein Weſen gleichſam nur geſtärkt worden, um den Gipfel aller ſeiner Lebensbeziehungen noch zuletzt als höchſtes Daſein in Glück und Unglück zu erfahren. Gentz hatte das ſeltene Glück, ſeine letzten Lebenszeiten durch Liebe verherrlicht zu ſehen; nicht durch eine gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anſchließen, eine reizende Bethörung, ſondern durch eine ächte, volle, beglückende Leidenſchaft. Mit ſeiner erneuten Geſundheit und ſeinem wiederbelebten Geiſte war auch die ganze Kraft ſeines Herzens wiedergekehrt. Die Schönheit, die Anmuth und Liebenswürdigkeit eines holden Geſchöpfes hatten ihn zauberiſch berührt, und die erregte Flamme beleuchtete ſo glücklich ſeine eigne Liebenswürdigkeit, ſtellte ſo reich den unvertilgten Schatz ſeines Gemüths hervor, daß die ſchönbegabte Jugend freudig den ganzen Werth des Greiſes anerkannte, und ſeine Liebe erwiederte. Solch ein Begegniß in ſeinem ganzen Umfange zu würdigen, ſeine Schickungsmacht zu empfinden, ſein Glück auszuſprechen, war niemand ſo fähig und berufen als Gentz, deſſen vertrauliche, dieſen Gegenſtand behandelnde Briefe wohl eben ſo anzuſehen und in gleicher Weiſe zu leſen und zu ehren ſein dürfen, wie Goethe's römiſche Elegieen, denn von ſolchem Inhalt emporgehoben ſteht die Proſa in gleichem Range mit dem Gedicht.

In dieſe Zeit fällt ſeine höchſte Empfänglichkeit für die Poeſie, ſeine Freude an alten und neuen Dichtern, ſeine wunderbare Neigung für den ihm ſcheinbar widerſtreitendſten, für Heine. Sein Geiſt ſteht über die Zufälligkeiten des Tages, über die Richtung, welche der Weltlauf dieſem Talente zugewieſen, erhaben hinweg, um nur dieſes zu ſehen, und läßt Licht und Wärme des dichteriſchen Schaffens auch von ſonſt feindlicher Seite bei ſich ein. Und wahrlich vergebens hat man ihm den großartigen Sinn durch herabſetzende Bezeichnung zu mißdeuten, dem Dichter den ihm gewordenen Lobpreis zu verkümmern geſucht; es wird für Gentz immer ein günſtiges Zeugniß ſein, daß er Heine's Gedichte lieben konnte, und für Heine ein edles Blatt ſeines Lorbeerzweiges bleiben, einem Geiſte dieſer Art gefallen zu haben.

Im Glück und Stolze ſeines neuen Lebens, im Vollgefühle der Kraft, welche ſeinen Geiſt und ſein Herz emportrug, fühlte Gentz anfangs die Gewitterſchläge wenig, mit welchen eine neue Revolution in Frankreich plötzlich ausbrach. Sie mußten in ſtarken und nahen Wiederholungen, in furchtbarer Aufzeigung ihrer unwiderſtehlichen Folgen, in perſönlichen Verluſten und Gefahren ihn treffen, um in ſein Gemüth mit allen ihren Schreckniſſen einzudringen. Jetzt aber fühlte er die ganze Gewalt derſelben, er ſah die Welt auf's neue einer Richtung überliefert, welche ein vierzigjähriger Kampf und fünfzehnjährige Siegesmacht nicht hatte bezwingen können, er ſah die Aufgabe und Frucht ſeines Lebens zertrümmert, und am Schluſſe deſſelben ſich wieder in den Anfang einer Laufbahn verſetzt, die zum zweitenmale zurückzulegen der Greis weder Muth noch Hoffnung haben konnte. Alle Stützen ſeiner Stellung ſchienen umgeriſſen, und eine öde bedrängte Zukunft ihm, nebſt allem übrigen Entbehren, auch das des einzigen Glückes aufzuerlegen, das gerettet ein Erſatz für jedes andere hätte ſein können, aber für ſich allein kaum zu retten war. Lebhaft ergoſſen ſich ſeine Bekümmerniſſe in beredten Klagen.

Er forderte Troſt und Rath, den aufzunehmen er kaum noch fähig ſchien.

Jedoch Beiſpiel, Zuſpruch und die nähere Betrachtung der Verhältniſſe ſelbſt, welche ſchon wieder zu feſterer Geſtalt übergingen, erhoben bald ſeinen Muth auf die Höhe, wo er ſich vormals behauptet hatte. Zum zweitenmale ſah Gentz die Revolution zu einer Wendung gebracht, bei welcher noch nicht alles verloren ſchien; und ſo wie ſchon früher einmal ſogar der Sieg vielfache Wirkungen des Ueberwundenen als Beſtehendes aufgenommen und beſtätigt hatte, ſo glaubte Gentz auch jetzt, daß mit der Revolution ein Stillſtand nicht unmöglich ſei, der einigen ihrer Wirkungen gleichfalls die Rechte von Beſtehendem vorläufig einräumte. In dieſem Sinne ſchrieb er einen denkwürdigen Aufſatz, den Inbegriff ſeiner letzten politiſchen Ueberzeugung, das Vermächtniß ſeiner Anſichten. Ob er darin Recht gehabt, ob ſeine Richtung oder ſeine Aeußerungsweiſe Tadel verdiene, mag hier unerörtert bleiben; die Thatſache nur ſei ausgeſprochen, daß Gentz durch jenen Aufſatz im Weſentlichen die Grundzüge der Staatsklugheit bezeichnet hat, welchen die geſammte europäiſche Politik ſeit Jahren wirklich gefolgt iſt, und denen ſie auch ferner folgen zu wollen ſcheint. Doch in mancherlei Widerſpruch mit Anſichten und Meinungen verwickelt, die dem tieferen Sinne nach wohl auch die ſeinigen waren, deren jetzige Anwendbarkeit er aber durchaus bezweifelte, und daher mit aller Lebhaftigkeit, ja wohl mit geſuchter und ſophiſtiſcher Entgegenſetzung beſtritt, ſah er zuletzt auch gegen ſich noch die Beſchuldigung auftreten, die ſo häufig ungerecht Statt findet, und von welcher Gentz gewiß vor vielen Anderen freizuſprechen iſt, daß er ſeinen früheren Grundſätzen abtrünnig geworden ſei, und die Farbe gewechſelt habe.

Gefaßt und geſtärkt lebte Gentz wieder den Geſchäftsarbeiten, die oft einen großen Theil ſeines Tages hinnahmen. Seine Muße widmete er ganz der Liebesneigung, welche ihn zu beglücken fortfuhr. Ein üppig ausgeſtattetes Gartenhaus mit reichem Blumenflor gewährte den lieblichſten Aufenthalt. Auch ſeine Einnahmen hatten ſich wieder mit ſeinen während der letzten Zeiten nur geſtiegenen Bedürfniſſen in's Verhältniß geſtellt, und aus wechſelnden Hülfsquellen, zum Theil aus der unmittelbaren Freigebigkeit des Kaiſers, welche für ihn nicht vergebens angeſprochen wurde, zog er eben ſo große und größere Summen, als früher ſo manche andere Fundgrube geliefert hatte. Sein Leben konnte auf dieſe Weiſe in ebener Bahn noch geraume Zeit fortgehen. Er hoffte es, und geſtand, daß er auf ein hohes Alter rechnete.

Indeſſen hatte er bereits das achtundſechzigſte Jahr angetreten, und eine Bahn zurückgelegt, welche als eine vollſtändige, als eine an die Gränzen ihrer Aufgaben, Wünſche, und Hoffnungen, durch reiche und wiederholte Erfüllung glücklich hingelangte erſcheinen durfte. Größeres ſchien er nicht mehr erfahren, Schöneres ihm nicht mehr begegnen zu können, als bis hieher geſchehen war. In den Staatsgeſchäften konnte die volle Gunſt früherer Umſtände ſchwerlich wiederkehren; ſeine Liebe hingegen wurde mehrmals durch längere Trennung und durch die Ausſicht getrübt, daß die Zukunft ſolche nur ſtets entſchiedener herbeiführen müſſe. Allein noch genoß er einer guten Geſundheit, und ihn ängſtete keine Furcht nahen Sterbens. Da erſcholl unerwartet aus Weimar die Nachricht, Goethe ſei geſtorben. Goethe war dreiundachtzig Jahr alt geworden; Gentz hatte ihn niemals eigentlich geliebt, immer nur wider Willen ihn bewundert und verehrt; man hätte glauben ſollen, dieſer Tod würde ſein Gemüth am wenigſten berühren. Gerade dieſer jedoch erſchütterte ihn durchaus. Er konnte nicht aufhören davon zu ſprechen, und daß auch ein Goethe, einer der größten Männer aller Zeiten, ſterben müſſe, wirkte auf ihn wie ein Wunder und ein Entſetzen. Völlig außer Faſſung brachte es ihn, daß dieſer Tod nicht größere Wirkung hervorbringe, daß alles ſo weitergehe; mehrmals rief er aus, dies ſei ja ein Weltereigniß, eine ungeheure Veränderung, daß Goethe nicht mehr da ſei, und daß dieſes Bewußtſein, dieſe Lebensgenoſſenſchaft aufgehört habe. Seitdem faßte er den Tod näher in's Auge, und er ſelbſt glaubte ſich ſterblicher. Vieles ordnete er jetzt in ſeinen Angelegenheiten, verbrannte den größten Theil ſeiner Papiere, unter welchen in eigner und fremder Handſchrift die koſtbarſten Schätze zu vermuthen waren.

Noch einige Zeit verſtrich in erneuten Anreizungen des Lebens, noch mancher Tag warf einen lieblichen Schein; aber die Flamme ſelbſt, indem ſie heller leuchtete, nahte nur um ſo raſcher dem Erlöſchen. Ein allgemeines Sinken der Kräfte trat plötzlich ein. Gentz fühlte, daß er aus dieſem Zuſammenfallen ſich nicht wieder aufrichten würde, er war gewiß, daß es mit ihm zu Ende ginge. Und der Schwache, der Muthloſe, der ſein ganzes Leben hindurch vor dem Tode gebebt, den die zufällige Mahnung an dies gemeinſame Geſchick oft ganze Tage verſtimmt hatte, der ſah jetzt mit Entſchloſſenheit und Kraft deſſen wirkliches Herannahen! Unverzagt blickte er ihm in's Auge, und fand die Schreckniſſe nicht, die er gefürchtet. Mit ſtarkem Geiſte ſprach er von ſeinem Zuſtande, der bald enden würde, bis dahin ſollte man Geduld haben. Er ſah den Fürſten von Metternich in gerührter Theilnahme an ſeinem Krankenlager; die treuſte Pflege liebevoller Hände blieb ihm bis zum letzten Augenblick. Am 9. Juni 1832, ohne Schmerzen und faſt ohne Leid, entſchlief er ſanft, denn in dem Maße, wie ſeine Kräfte, hatte auch ſeine Empfindung abgenommen. Wunder und Preis erweckte ſein muthvolles Sterben, ſein ruhiges Entſchlafen; und die Gunſt des Himmels, die ihm ſo vieles verliehen, ſchien ihr größtes Geſchenk ihm bis zuletzt aufgeſpart zu haben.

Gentz war in der evangeliſchen Kirche geboren, und lebenslang in ihr verblieben; nie hatte er daran gedacht, katholiſch zu werden. In ſeiner religiöſen Denkart ſtand unerſchütterlich der Geiſt der Aufklärung und des Vernunftglaubens feſt, der im achtzehnten Jahrhundert allgemein vorherrſchte. Das Sittengebot nahm er in einem weiteren und ſchlafferen Sinne, als die ſtrenge Lehre Kant's, dem ſein Geiſt beharrlich anhing, es vorſchreibt; aber ſein Gefühl blieb ſtets dem Menſchlichen, dem Wohlthun und der Güte zugewendet; ſeine Nächſten zu erfreuen war ihm ein Bedürfniß; beſonders liebte er zärtlich ſeine beiden ihn überlebenden Schweſtern, ſandte ihnen nach Berlin Geſchenke, und ſchrieb ihnen oft. Er haßte niemanden, und wer ihn zu haſſen ſchien, den ſuchte er zu begütigen; Ungerechtigkeit und Härte auszuüben war er nicht fähig, außer wo Vergeſſen und Unterlaſſen, Leichtſinn und Zerſtreuung, zu ſolcher Wirkung übergingen. Bemerkenswerth iſt, daß alle vielfachen Schulden, welche Gentz in Berlin zurückgelaſſen, nach und nach vollſtändig abgetragen worden, und ſchon im Jahre 1815 getilgt waren. Zur Berichtigung aber ſeiner ſeitdem in Wien durch verſchwenderiſche Sorgloſigkeit wieder angehäuften Schulden reichte ſeine Hinterlaſſenſchaft nicht aus. Noch iſt merkwürdig, daß Gentz, der wiederholt auch in Finanzſachen gearbeitet und alle neuen Entwürfe, ſo wie jede wichtige Nachricht immer früh wußte, auf Benutzung des Börſenſpieles kaum Bedacht nahm. Er zog es vor, klare, runde Summen aus freier Hand, ohne viele Rechnung und Ueberſchlag, zu empfangen, niemals zum Mehren und Anhäufen, ſondern ſtets nur zum eiligen Verbrauch.

Sein Tod machte allgemeinen Eindruck. Wohl ſtrömten die Tagesfluthen, wie bei Goethe's Tod, ihre großen und kleinen Wogen darüber hin; aber die Welt, in welcher Gentz gelebt, wußte was ſie an ihm verloren hatte. Dieſer Verſtand, dieſe Kenntniſſe, dieſes Talent, mußten überall, wo ſie gewirkt, vermißt werden. Die Staatsmänner, die Geſellſchaft, und vor allem die Freunde, widmeten ihm dauernde Erinnerung. Auch aus anderen Kreiſen hallten ihm aufrichtige Klagen nach. Ihm hatte ſich durch Vermittelung eines großen Geſchäftshauſes ein Briefwechſel mit einer hohen Perſon in Paris eröffnet, der zu dem vielen Seltenen und Wunderbaren gehörte, wodurch Gentzens Leben und Stellung immer als ganz einzig erſcheinen mußten. Eines der Häupter jenes Geſchäftshauſes ſagte nachher, als Gentz geſtorben war, von ihm bedauernd: „Das war ein Freund! ſolchen bekomme ich nie wieder! Er hat mich große Summen gekoſtet, man glaubt es nicht, wie große Summen, denn er ſchrieb nur auf einen Zettel was er haben wollte, und bekam es gleich: aber ſeit er nicht mehr da iſt, ſeh' ich erſt, was uns fehlt, und dreimal ſo viel möcht' ich geben, könnt' ich ihn in's Leben zurückrufen!"

Was er im Ganzen gewirkt und geleiſtet, läßt ſich mit äußerlichen Thatſachen nicht immer darlegen, ſondern muß geiſtig angeſchaut und erwogen werden; hier iſt der Ausſpruch der Wiſſenden allein gültig, und ſein Inhalt nicht zweifelhaft. Gentz war der erſte, und lange Zeit der einzige, wahrhaft ſtaatskundige Schriftſteller, der mit Talent und Nachdruck die Sache der Regierung und der herkömmlichen Ordnung gegen die Revolution und deren Nachfolger vertheidigte. Unaufhörlich brachte er neue und ſchlagende Gründe, gedrängte Schlußfolgerungen, unwiderſtehliche Beweisführungen in den Kampf, um den ſchwierigſten Stand gegen öffentliche Meinung wie gegen herrſcherliche Gewalt mit beharrlicher Ausdauer zu behaupten. Nur er, ein geweſener Bürgerlicher und früherer Anhänger der Revolution, nur ein ſolcher, ſtark noch gegen den Feind durch den Geiſt und die Waffen, die er von ihm herübergebracht, konnte mit ſolchem Vortheil in dieſem Streit auftreten. Und auch als Mitſtrebende genug in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bahn nachfolgten, blieb er ſtets der Erſte, durch Kraft und Sicherheit die Einen, durch Vornehmheit und Weltkunde die Anderen weit überragend. Seine Gedanken und ſeine Beredſamkeit liehen den Verbündungen der Mächte einen Glanz und Schimmer, deren Mangel oft nachtheilig war empfunden worden; ſeine wundervolle Proſa erhob den Ausdruck der Kabinette zu der Höhe britiſcher Rednerbühne. Sein Geiſt wußte die mannigfachſten Werkzeuge zu beſeelen; in dem Organismus deſſelben fehlten vielleicht nur zwei äußerſte Glieder: ſtrenger Tiefſinn und raſcher Witz; alles was zwiſchen dieſen Endpunkten einzureihen iſt, beſaß er in reichſter Ausbildung und Brauchbarkeit.

Gentz hatte keinen Nachfolger gehabt, und konnte keinen haben. Die Stellung, welche er genommen, war die ſeinige allein, das Erzeugniß ſeiner Zeit, ſeiner Eigenſchaften, ſeiner Perſönlichkeit. Sein jüngerer Freund Adam von Müller, der ſchon in Berlin ſich ihm eifrigſt angeſchloſſen hatte und ſpäter nach Oeſterreich gefolgt war, wäre fähig geweſen, ihn nach einigen Seiten zu erſetzen, nach allen keineswegs; er wirkte aus anderen Geſichtspunkten, und ſtrebte mit ſchwächeren Schwingen zu vielleicht höherem Ziel.

Wir ſchließen hier unſere flüchtigen Umriſſe; ſie können das Bild nur andeuten, zu deſſen vollſtändiger Ausführung der Zeichner ſtets noch andere Gaben wünſchen dürfte als die ſeinigen; die reichen Lebensfarben eines Diderot, die ſcharfen Lichter eines Heine müßten hier behülflich ſein, und doch möchte zuletzt noch immer ein Zuſatz fehlen, den nur Gentz ſelber dem Bilde geben kann. Dieſer aber wird nicht immer fehlen. Seine meiſterhaften Schriften und Aufſätze werden geſammelt werden, ſeine herrlichen Briefe nicht verſchloſſen bleiben, und aus dieſen ſelbſteigenen Zeugniſſen wird alles über ihn Geſagte erſt in ſein wahres Licht und Verſtändniß treten.

1835.

Scholz.

Ein Sonderling, den wir mit einigen Worten ſchildern müſſen. Aus Breslau gebürtig, von angeſehenen Eltern, einigem Vermögen, guten gewöhnlichen Studien, ziemlichem Talent für auswärtige Sprachen, dabei von ſtattlichem Aeußern und wirklicher Schönheit des Geſichts, war er zum diplomatiſchen Fach gekommen, und fing unter dem Miniſter Grafen von Finckenſtein zu dienen an. Als Bürgerlicher durfte er ſich hier zwar wenig verſprechen, doch erwarb er durch Fleiß und Eifer den Beifall des Miniſters, und erregte den Gedanken, daß er beſonders brauchbar ſei.

In der That fehlte es ihm nicht an Bewegung, er wurde weit und breit umhergeſchickt, war in Paris, Madrid, London, Stockholm, St. Petersburg, im Haag, in Stuttgart, in Wien und Berlin, theils als Legationsſekretair, theils als Geſchäftsträger, zuletzt in Frankfurt am Main als Miniſter-Reſident. Niemals war man ſehr zufrieden mit ſeinen Leiſtungen, aber auch nicht ganz unzufrieden; er kannte die Geſchäftsformen, erfüllte ſie pünktlich, verſäumte keine Vorſchrift, nur entbehrte alles, was er that, des Zuſatzes, den eigner Geiſt und eigne Geſinnung, wenn auch in noch ſo kleiner Gabe, jeder Verrichtung geben müſſen, wenn ſie nicht als die eines todten Werkzeuges erſcheinen ſoll.

Nicht, daß Scholz ohne Geiſt geweſen wäre, oder ohne Geſinnung, allein er mochte jenen nicht anſtrengen, und durfte dieſe nicht ausdrücken. Er war ohne irgend ein Vorurtheil, die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts hatte in ihm feſte Wurzel geſchlagen und trieb immer neue Blüthen; Haß gegen Pfaffen und Ariſtokraten, Liebe zur Freiheit und Gleichheit, Liberalismus jeder Art, erfüllten ihn leidenſchaftlich. Seine vertraulichen Aeußerungen, wenn es erſt bis zu dieſen kam, ſetzten in Erſtaunen, man glaubte einen Cato an Strenge und Muth vor ſich zu haben, man beſorgte, irgend eine gewaltige That möchte aus dieſer Geſinnung unzeitig hervorbrechen.

Aber nichts war unnöthiger, als dieſe Beſorgniß, nichts gefahrloſer, als ſeine Denkart! Seinem Handeln traten, beſſer als die Fürſorge der Freunde und die Aufmerkſamkeit aller Polizei es gekonnt hätten, ſeine eignen Mängel in den Weg, die ſich in ihm zu poſitiven Eigenſchaften ausgebildet hatten. An der Spitze ſtand die vollkommenſte Faulheit, die ſo groß war, daß er um ihretwillen ſogar fleißig ſein konnte, indem er alles, was ihm die Annehmlichkeit ſeiner Lage ſicherte, ſorgfältig that und betrieb; hier kämpfte er gleichſam pro aris et focis, legte aber gleich die Waffen wieder ab, wenn es nicht mehr dieſen Preis galt; daher that er nie mehr, als das gerade Nöthige; nie ſtrebte er weiter, nicht dachte er mehr zu gewinnen, als er ſchon hatte, und, auf der Bahn des Ehrgeizes, zeigte er doch nie eine Spur von dieſem.

In ſchweſterlicher Uebereinſtimmung mit der Faulheit wirkte die entſchiedenſte Muthloſigkeit. Ein ſtarker Einſpruch, ein heftiger Trotz, eine drohende Grobheit, entwaffnete ihn auf der Stelle; aus eignem Bewußtſein war ihm aber nicht unbekannt, daß hinter den großen und lauten Worten nicht immer viel ſtecke, und ſo wagte er wohl, wenn er ſeinen Gegner zu kennen glaubte, auf Augenblicke ein kühnes Ueberbieten, das, wenn es gelang, ihm einen Anſchein von Stärke gab; allein, wenn er ſich unglücklicherweiſe irrte, und ein anderer Mann, als er ſich ihn gedacht, vor ihm ſtand, ſo war ſein Rückzug um ſo kläglicher, und bisweilen von bitterer Schmach begleitet. Einſt auf dem Caſino in Berlin — er war ſchon Legationsrath — übernahm er ſich, und dachte ſeinen Gegner, den Theaterdichter Herklots, durch harte Worte zu ſchrecken, dieſer jedoch gab ihm kurz und gut einen Stoß, daß der Puder umherſtäubte, und alle Anweſenden erſchraken. Scholz, nach der erſten Betäubung, verzog das Geſicht in verdrießlichen Unwillen, trat an ein Fenſter, öffnete es, und ſagte, indem er ſich hinauslegte, um auf die Straße zu ſehen, mit gefaßter Unzufriedenheit: „Mit dem Menſchen ſprech' ich in meinem Leben nicht mehr!“ Man ſollte glauben, er habe Talleyrand's Regel, ein Diplomat dürfe nie heftig werden und nie anders als durch Noten einſchreiten, ſchon vor jenem gewußt!

Die Faulheit hat, wie ſchon bemerkt, auch ihre Klugheit, und bringt ſich theilweiſe zum Opfer, um ſich größerntheils zu retten. Die hieraus hervorgehende Thätigkeit wird nothwendig pedantiſch; die Pünktlichkeit tritt an die Stelle der ſelbſtſtändigen, durch Urtheil und Willen geleiteten Anſtrengung, ſichert gegen Vorwurf, und lenkt läſtige Weitläuftigkeiten ab.

Wenn man Faulheit und Pedanterei zuſammengenannt, ſo hat man ſchon die Grundbeſtandtheile der Selbſtſucht ausgeſprochen. Scholz war ein vollendeter Egoiſt. Sein Wohl, ſein Behagen, gingen ihm über alles, und er legte die allerkleinſte ſeiner Befriedigungen unbedenklich in die Wagſchale gegen die allergrößte Unluſt von Anderen. Hierin war er faſt großartig. Unter allen Umſtänden und Bedingungen mußte er ſein tägliches Vergnügen haben; dies verſchaffte er ſich hartnäckig, und vertheidigte es bis zur Grauſamkeit. Dies tägliche Vergnügen war mannigfach, aber zum Glück noch gewöhnlich und wohlfeil. Hatte er ſeine Geſchäfte beſorgt, die er haßte, ſo wollte er ſeinen Geiſt in Richtungen beſchäftigen, die er liebte. Er hatte ſich eine leidenſchaftliche Neigung zur Mathematik eingeredet, beſonders auch zur Aſtronomie; hier war überall Klarheit und Gewißheit, hier konnte ſich kein Vorurtheil, keine Pfafferei und kein Ariſtokratismus verſtecken; er ſchwelgte in dieſen Geſetzen und Rechnungen! Doch war ihm weniger daran gelegen, dieſe Wiſſenſchaften gründlich zu ſtudiren und darin fortzuſchreiten, als vielmehr in ihnen zu luſtwandeln, mit Leuten vom Fach darüber zu ſprechen, ſich neue Beſonderheiten vorſagen zu laſſen, an denen er ſich ergötzte. Auch liebte er ſinnreiche Einfälle, Anekdoten, überhaupt Witz, konnte lange mit zufriedenem Lächeln einer neuen Geſtalt dieſer Art nachſinnen, und viele Stunden darauf verwenden, einen ſolchen Stoff in deutſche oder franzöſiſche Verſe, beide gleich ſchlecht, zu verarbeiten. Doch weit mehr Kraft und Zeit widmete er anderen Gewohnheiten. Schach zu ſpielen, Weißbier zu trinken, Zeitungen zu leſen, zuerſt die friſchen, dann aber auch nachzuholende ältere — dazu hatte jeder Tag ſeine feſten, unverrückbaren Stunden; beſonders aber war die Mittagstafel, zu Hauſe oder bei Fremden, das wichtigſte Ereigniß, und er ſchätzte nicht ſowohl die Ueppigkeit vieler und koſtbarer Speiſen und Getränke, als vielmehr die ſichere Bequemlichkeit eines ausdrücklichen, möglichſt verlängerten Genuſſes, für den auch ein ſchlichtes Leibgericht vollkommen ausreichte.

Hier ſehen wir freilich die Anlagen des Diplomaten mehr und mehr in die Gewohnheiten des Philiſters hinabſinken, und die gefährlichen Uebergänge von den einen zu den anderen, — wo nicht vornehme Geburt und Sinnesart entgegenſtehen, — ſind leider offenbar. Dieſer Mangel vornehmer Geburt wurde unſerem Scholz einſt bitter vorgeworfen. Als er in ſpäteren Jahren eine Kleinigkeit wegen ſeines Wartegeldes zu bitten hatte, mißverſtand ihn der Miniſter Graf von Bernſtorff, und glaubte, da Scholz beſcheiden ſeine lange Dienſtzeit anführte und auch Madrids erwähnte, derſelbe fordere den dortigen Geſandtſchaftspoſten, und zwar als eine Kleinigkeit, die ihm gar nicht entgehen dürfe. Der Graf gerieth in den heftigſten Zorn, die ſichtbare Nullität des Mannes und die bedeutende ſchwierige Sendung, für die man kaum Rath wußte, wirkten als ein zu ſtarker Gegenſatz; er fragte mit Ungeſtüm, ob er wiſſe, was zu ſolchem Poſten vor allem gehöre? Geburt gehöre dazu, vor allem Geburt, das ſolle er ſich geſagt ſein laſſen! Da Bernſtorff auf Scholz ſo losfuhr, ſo wich dieſer zurück, und von dem lautſcheltenden, immer das Wort Geburt wiederholenden Miniſter durch Vorzimmer und Flur verfolgt, kam er endlich zur Hausthür, die er eilig hinter ſich zuwarf. Daß der gekränkte Demokrat auch hier ſich gelobte, mit dem beleidigenden Miniſter fortan wo möglich nicht mehr zu ſprechen, dürfen wir ſchon glauben!

Scholz hatte in ſeiner früheren Zeit als ein ſchöner und ſtattlicher Mann viel Glück bei Frauen, und ließ daſſelbe nicht ungenutzt. Die berühmte und ſchöne Sängerin Marchetti war lange Zeit ſeine Geliebte. In Spanien hatte er manches Abentheuer, zu mühſam und gefahrvoll durfte aber keines ſein. In Hamburg verheirathete er ſich mit einer von ihrem erſten Manne geſchiedenen Göttingerin, doch dieſe ſehr ſchöne und höchſt gebildete Frau hätte auf ein beſſeres Glück Anſpruch machen dürfen; nach mehreren Jahren ſchwieriger Proben fanden beide Theile gerathen, ſich ſcheiden zu laſſen. Scholz hatte dabei noch ein weiteres Ziel vor Augen. Als er in ſeinen ſpäteren Jahren als Miniſter-Reſident zu Frankfurt am Main lebte, meldete ſich ihm aus Cadix eine Spanierin, die er ehemals vertraut gekannt, aber ganz aus den Augen verloren hatte, mit einer allerliebſten Tochter von fünfzehn Jahren an; alte Neigung erwachte in Scholz, er dachte es ſich als das ſchönſte Behagen, von Mutter und Tochter zugleich ſich pflegen zu laſſen. Er ließ beide kommen, heirathete, und ging mit beiden, da er durch Einziehung ſeines bisherigen Poſtens eben auf Wartegeld geſetzt und in Muße war, nach Breslau und Berlin. Hier traten auch mit der Spanierin üble Verhältniſſe ein; durch ſeine egoiſtiſchen Gewohnheiten mußte Scholz jedem Nahelebenden auf die Dauer unerträglich werden. Die Schönheit und Talente der Tochter freuten ihn ungemein; doch verſuchte er abermals eine Trennung. Sie wurde ihm unerträglich, wegen der Bequemlichkeiten, die er nun entbehrte. In tiefſtem Schmerz erzählte er weinend, daß er ſeine Wäſche nun ſelbſt habe der Wäſcherin zuzählen müſſen, ſolche Qual und Mühe wollte er ſich nicht zumuthen, und er eilte ſich mit der Frau wieder auszuſöhnen.

Eine Zeitlang ſchienen Mutter und Tochter nun zu herrſchen; die kleinen Gewohnheiten ließ man ihm, wichtigere Sachen wurden ſeinem Willen entrückt. Der Graf von Bernſtorff, der ungeachtet der erwähnten heftigen Aufwallung für Scholz nicht ungünſtig geſinnt war, bewirkte ihm die Erlaubniß, ſeine Penſion im Auslande verzehren zu dürfen.

Er lebte einige Zeit im ſüdlichen Frankreich, in Spanien, dann in Italien, wählte zuletzt Rom zum Aufenthalt, und ſtarb daſelbſt im Jahre 1833. In den letzten Zeiten hatte ſein Egoismus, zäher und ausdauernder, als der Trotz der Spanierinnen, doch wieder Mutter und Tochter ganz unterjocht, und herrſchte auf die widrigſte Weiſe; die Mutter erkrankte und ſtarb, die Tochter hatte beſchloſſen, mit ihrem noch ziemlich bedeutenden Erbtheil ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. In Rom zu ſterben, und Tochter und Vermögen dem Kloſter zu überlaſſen, war für den preußiſchen aufgeklärten, demokratiſchen und philiſterhaften Diplomaten noch eine Art romantiſchen Ausgangs, um den er ſich indeß wenig bekümmerte, da er in ſeiner letzten Krankheit nur mit der Pflege und Labung ſeiner ſelbſt beſchäftigt war.

In allem Egoismus hatte Scholz doch ein gutes Herz und einen redlichen, treuen Sinn; nur durfte kein Widerſtreit beide auf die Probe ſetzen. Bürgerliche Rechtſchaffenheit war ihm heilig, und nie hat er eine Unredlichkeit verübt. An ſeinen Freunden und alten Bekannten hing er mit Zärtlichkeit, nie vergaß er ihrer, und gönnte ihnen alles Gute, wenn er es nur nicht erarbeiten helfen oder verantworten ſollte! Auch ſeine Geſinnungen waren feſt und unwandelbar, nur mußte man nicht verlangen, daß er ſie zur Schau tragen oder durchfechten ſolle! So ſehr er ſich äußerlich bequemte, innerlich that er es nie, und es iſt die Frage, ob er, bei einem gehörigen Aufſchwung, oder dringender Nothwendigkeit, nicht ſeine zage Faulheit vielleicht überwunden, und der Welt eine heldenmüthige Standhaftigkeit hätte zeigen können.

Seinem Landsmanne Gentz verglichen, ergiebt ſich ein merkwürdiges Licht für beide. Von demſelben Ort und denſelben Grundſätzen ausgehend, in faſt gleicher Laufbahn, und mit faſt gleichem Bedürfniß perſönlichen Wohlbehagens, findet der eine, thätig und gewandt, die reichſte Ausbeute der großen Welt, deren Geſinnung und Richtung er annimmt, und ſteigt zu Ruhm und Ehre, und dauerndem Namen auf, der andere, läſſig und unbeholfen, ſeinen Ueberzeugungen treu, ſinkt in dunkle Mittelmäßigkeit des Genuſſes und in Unbedeutendheit zurück. Beide waren unvollkommene Invaſion bürgerlicher Kräfte in die Vornehmheit; dem einen eröffnete ſie ſich, indem er die Ueberfülle ſeines Talents ihr als Opfer darbot, den anderen ſtieß ſie ab, weil er für ſie bei mangelnder Auszeichnung nicht einmal Unterwürfigkeit genug hatte!

Wilhelm Nolte.

Königlicher wirklicher Oberkonſiſtorialrath.

Geſtorben zu Berlin, den 2. Juli 1832.

Wir haben den Verluſt eines unſerer edelſten Mitbürger, eines liebevollen und thätigen Menſchenfreundes, in dem Hinſcheiden des Mannes zu betrauern, deſſen ehrwürdiger Name Ueberſchrift dieſer Zeilen bildet, und wir fühlen uns um ſo eifriger gedrungen, ihm einen Nachruf des Schmerzes und der Anerkennung öffentlich zu widmen, als er ſelbſt, während eines ſchönen und verdienſtvollen Lebens, welches für die Welt durch ſeltene Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens die ſegenreichſten Wirkungen raſtlos ausübte, für ſich keinen Gewinn in Ruhm und Namen ſuchte, ſondern in ſtiller Würde und reinem Wandel beſcheiden dahin lebte. Doch müſſen wir an dieſem Orte fürerſt uns begnügen, den Umriß ſeines Lebens und Karakters in gedrängtem Ueberblicke darzulegen.

Johann Wilhelm Heinrich Nolte wurde am 27. November 1768 zu Berlin geboren. Er ſtammte aus einer achtbaren Bürgerfamilie, und der Vater, ein überaus redlicher und mit ungewöhnlicher Klarheit in die Verhältniſſe des Lebens blickender Mann, ſorgte eifrig dafür, durch guten Unterricht die frühzeitig ſichtbaren Anlagen des Sohnes zu entwickeln. Dieſer beſuchte von der zarteſten Jugend an die Realſchule, ging mit einem reichen Vorrathe von Kenntniſſen und Fertigkeiten zu dem mit dieſer Schule in enger Verbindung ſtehenden

Pädagogium, dem nachmaligen Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium, über, und gewann hier inſonderheit das Studium der älteren und neueren Sprachen lieb, worin er bald die ausgezeichnetſten Fortſchritte machte. Ohne hinlängliche Mittel, eine Univerſität zu beziehen, und für die Erweiterung ſeiner Vorkenntniſſe eifrig, hätte er gern noch länger die Schule beſucht, als ein günſtiger Umſtand ihn unerwartet zur Univerſität beförderte. Die Oberkonſiſtorialräthe Teller, Büſching und Gedike prüften ihn gleichzeitig mit ſeinem Jugendgenoſſen Kieſewetter und einigen Anderen, und die Folge war, daß ihm das kurmärkiſche Stipendium auf drei Jahre und gleich darauf noch ein zweites zu Theil wurde. Er ging daher Oſtern 1785 nach Halle, wählte das Studium der Theologie und hörte die wichtigſten theologiſchen Vorleſungen bei Nöſſelt, Knapp und Niemeyer, philoſophiſche und philologiſche bei Eberhard, Jakob und Friedrich Auguſt Wolf, aber auch die Naturwiſſenſchaften und die Geſchichte zog er mit Eifer in den Kreis ſeiner Studien.

Um Oſtern 1788 nach Berlin zurückgekehrt und noch ſchwankend, ob er die theologiſche Laufbahn verfolgen oder ſich ganz dem Lehr- und Erziehungsfache widmen ſolle, nahm er, jedoch nur auf kurze Zeit, eine Lehrerſtelle in einem vornehmen Hauſe an, worauf er, dem Miniſter Grafen von Hertzberg durch ſeine perſönliche Erſcheinung und ſeine vielverſprechenden Fähigkeiten empfohlen, bei dieſem berühmten Staatsmanne Sekretair wurde. Eine Anſtellung in dem auswärtigen Departement konnte ihm hier nicht entgehen, und es iſt kein Zweifel, daß in dieſer Bahn ſeine Fähigkeiten volle Anerkennung gefunden haben würden; allein der Austritt ſeines Gönners aus den Geſchäften vereitelte dieſe Hoffnungen. Er ließ ſich dies nicht allzuleid ſein, und kehrte gern zu dem Unterrichtsfache zurück, wo ihm, wenn auch minder glänzende, doch um ſo gründlichere Erfolge beſtimmt waren. Er wurde im Jahre 1791 Lehrer an dem Pädagogium und der Realſchule, wo er ſowohl in den gewöhnlichen Schulgegenſtänden, als auch im Franzöſiſchen und Engliſchen den vortrefflichſten Unterricht ertheilte. Im Jahre 1798 empfing er die Stelle eines Profeſſors am Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium, wie auch eines Lehrers der deutſchen Sprache, der Geographie und Geſchichte bei der Königlichen mediziniſch-chirurgiſchen Pepinière. Seine Klarheit im Vortrage, ſein unverdroſſener Eifer und ſeine freundliche Sanftmuth machten ihn ſeinen Zuhörern eben ſo nützlich als werth und angenehm, und ſelten hat ein Lehrer von einer gemiſchten Jugend ſo allgemeinen Dank und allgemeine Zuneigung eingeerntet.

Sein ausgezeichnetes Verdienſt in dieſer bis zum Jahre 1804 ſo glücklich fortgeſetzten Thätigkeit blieb aber auch höheren Ortes nicht unbemerkt noch unbelohnt. Man ſchätzte ſeine Kenntniſſe und Lehrgaben, mehr aber noch die ſchönen ſittlichen Eigenſchaften, welche ihn dabei beſeelten, den reinen Antrieb und Eifer, die Gewiſſenhaftigkeit, den Fleiß, den ſicheren und feinen Takt in Behandlung der Geſchäfte und Menſchen, den hellen Verſtand und die feſte Ausdauer, welche er in kleinen wie in größeren Dingen bewies. Er wurde deßhalb in die Oberbehörde des geſammten Unterrichtsweſens berufen und in dem damaligen Königlichen Oberkonſiſtorium und Oberſchulkollegium zuerſt als Aſſeſſor, dann im nämlichen Jahre ſchon als Oberkonſiſtorialrath angeſtellt. Hier begann eine neue, ihm höchſt erwünſchte und unter ſeinen Händen überall fruchtbare Geſchäftsthätigkeit, in welcher er ſein übriges Leben hindurch getreu verblieben iſt.

Die Unfälle, welche den preußiſchen Staat im Jahre 1806 trafen, erſchütterten ihn ſehr, ſtärkten aber zugleich ſeinen Muth in treuer Anhänglichkeit an König und Vaterland zu ſtets erneuter Hoffnung und zu jeder erhöhten Anſtrengung und Hingebung. Der Frieden von Tilſit brachte große Veränderungen, wie in dem äußeren Beſtande, ſo auch in der inneren Geſtaltung des Staates hervor, und Nolte's bisheriges Verhältniß wurde dabei nicht günſtig bedacht. Die preußiſche Regierung hatte nothgedrungen ihren Sitz längere Zeit in Königsberg gehabt, und es war natürlich, daß die in der dortigen Provinz vorfindlichen Männer an die Spitze der Geſchäfte traten. Sie kamen nach Berlin mit dem Vorſatze, das noch übrige Alte raſch abzuſchaffen und das nöthig erachtete Neue ohne viele Umſtände einzuführen. In dieſem etwas ſtürmiſchen Verfahren, das freilich durch die

Zeitlage vielfach entſchuldigt war, geſchah es auch, daß Nolte, von deſſen bedächtigem Fleiße und ſtrenger Maßhaltung manches Hinderniß befürchtet wurde, am meiſten da, wo man ſchnell durchgreifen wollte, der aber in einer weniger allgemeinen Sphäre noch ausgezeichnete Wirkſamkeit üben konnte, unerwartet durch die Auflöſung des Oberkonſiſtoriums ſeine ſeitherige Stellung verlor, und eine neue in der geiſtlichen und Schulkommiſſion bei der Königlichen Regierung in Potsdam zugewieſen erhielt. Dies geſchah im Jahre 1809. Er empfand dieſe Kränkung, aus einer allgemeinen Landesbehörde zu einer provinziellen verſetzt zu ſein, ſehr tief, und machte wiederholt ſeine gegründeten Vorſtellungen deßhalb, jedoch ohne Erfolg. Zu ſeiner hohen Ehre können wir verſichern, daß er trotz dieſer gerechten Unzufriedenheit, ſeinem neuen Amte vom erſten Tage, wo er daſſelbe antrat, ganz den gleichen Eifer und die gleiche Thätigkeit widmete, wie dem früheren, und daß er nicht einen Augenblick die Sache entgelten ließ, was ihm perſönlich Unbilliges widerfahren war.

Auch wurde bald offenbar, daß man das Verdienſt und den Werth des Mannes nicht nach Gebühr geſchätzt hatte, und ihm ward dafür manche Genugthuung zu Theil. Der General von Scharnhorſt und der damalige Geheime Staatsrath Wilhelm von Humboldt fanden Anlaß, dem Könige in einem Bericht über die Organiſation des Militairſchulweſens die beſonderen Verdienſte zu rühmen, welche Nolte ſich als Kommiſſarius der Regierung um dieſe ſo wichtige als ſchwierige Angelegenheit erworben hatte, worauf jenen Beiden durch einen Königlichen Kabinetsbefehl ausdrücklich aufgetragen wurde, den würdigen Mann der ganzen Zufriedenheit des Königs zu verſichern. Wilhelm von Humboldt entledigte ſich dieſes Auftrages durch ein beſonders ſchmeichelhaftes, auch die eigenen Geſinnungen der Hochachtung und Anerkennung eifrig ausdrückendes Schreiben. Durch nachherige Verfügungen und Beförderungen, welche ihm den gewünſchten Aufenthalt zu Berlin ſicherten, und ſeine Stellung ſowohl erhöhten als angenehmer machten, wurde die erlittene Widerwärtigkeit vollends ausgeglichen.

Im Jahre 1816 trat er in das neu errichtete Konſiſtorium der Provinz Brandenburg über, bei welchem er ſeitdem verblieb. In Januar des folgenden Jahres verlieh der König, ihm unter ehrenvoller Anerkennung ſeiner vielfachen Verdienſte den rothen Adlerorden dritter Klaſſe. Im Jahre 1826 erhielt er die Auszeichnung, zum wirklichen Oberkonſiſtorialrath ernannt zu werden.

Der treffliche Mann, der nur in ſeinem Pflichteifer und in ſeinen menſchenfreundlichen Neigungen lebte, der für ſich nichts begehrte, als daß man ihn ungeſtört in ſeinem Berufe fortſchreiten ließe, der ſeinen Vorgeſetzten jede Achtung und Folgſamkeit, ſeinen Kollegen herzliches Zutrauen, ſeinen Untergebenen jede Sorgfalt und ſchonende Rückſicht bewies, ſollte gleichwohl auch die Erfahrung machen, daß der Verein der edelſten Eigenſchaften und der reinſte, redlichſte Wandel nicht gegen den Angriff der Tücke und des Unverſtandes wahren, daß aber dennoch die eigenen Tugenden die ſicherſten und unfehlbaren Waffen bleiben, um einen ſolchen Angriff ſiegreich zurückzuweiſen. Im Jahre 1811 nämlich wurde er durch ein Schreiben der damaligen Oberbehörde für den Kultus und öffentlichen Unterricht auf das äußerſte betroffen und aufgeregt, indem ſolches, bei allgemeiner Anerkennung ſeines Verdienſtes in Hinſicht der Oberaufſicht der Schulen, ihm zugleich die auffallende und unerhörte Mahnung ertheilte, den Vorſtehern der verſchiedenen Inſtitute den freudigen Muth und den regen Eifer, deren ſie bei ihrem Geſchäft ſo ſehr bedürften, nicht durch eine zu genaue Aufſicht zu benehmen, namentlich gelte dies von dem Taubſtummeninſtitute, deſſen bewährtem Direktor Profeſſor Eſchke freiere Hand und größere Unabhängigkeit gelaſſen werden möge! Der Harmloſe und Sanftmüthige konnte einen Augenblick ſtaunen, aber nicht erſchrecken, über die Ränke nud die unbedachtſame Eitelkeit und Selbſtſucht, die ihn hier zu verſtricken und zu beſchädigen drohten. Mit der vollen Kraft ſeines guten Bewußtſeins erhob er ſich, und trat der Behörde, welche ſich durch einſeitige Zuflüſterung hatte verleiten laſſen, muthig und getroſt entgegen. Mit beſcheidenem Ausdruck, aber entſchloſſen und gründlich, ſetzte er die ganze Anklage in ihr gehöriges Licht, bewies Schritt für Schritt ihre Falſchheit, und daß er, weit entfernt in der angedeuteten Weiſe gefehlt zu haben, vielmehr ſich den Vorwurf machen müſſe, bei ſeiner Aufſicht der Schulen und Anſtalten bisher leider noch allzuſehr im Allgemeinen ſtehen geblieben zu ſein. Und namentlich ſei dies bei dem Taubſtummeninſtitute der Fall; denn, ungeachtet der verwickelten Angelegenheiten dieſes Inſtituts, welche eine genaue Sorgfalt erforderten, habe er auch in der dringendſten Zeit kaum wöchentliche Beſuche dort abzulegen vermocht. Er habe über dreihundert Schulen zu wachen; ihm lägen der Prüfungen ſo viele ob, daß er deren im vergangenen Jahre allein hundert und eine zähle; er habe ſeit der kurzen Zeit, daß die kurmärkiſche Regierung ſich in Potsdam befinde, nahe an vierhundert Berichte, und unter ihnen einen, der allein zweihundertfünfzig Folianten betrage, erſtattet; dabei habe er bei ſeinen vielen Geſchäften nicht einmal einen Schreiber oder Boten zur beſtändigen Verfügung, und ſei daher oft in Einer Perſon Dekretiſt, Expedient, und auch — wenn er nicht aus ſeiner Taſche zahle — Kanzliſt, Aktenhefter und Bote. Unter ſolchen Umſtänden müſſe er ſich freilich von dem Vorwurfe, den er ſich habe machen wollen, wieder frei ſprechen; aber auch um ſo ſtärker den entgegengeſetzten ablehnen, den man ihm aufgebürdet, und den er wie durch die That nicht verdiene, auch durch ſeinen Sinn niemals verdienen könne. Hierauf that er dar, daß die hämiſche Anſchuldigung nicht von dem Vorſteher der Anſtalt ausgehen könne, denn dieſer habe ihn mit Beweiſen der innigſten Freundſchaft und Ehrerbietung überhäuft, ſeinen Rath und Beiſtand immer angerufen, ihm neuerlich erſt ein Buch mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken zugeeignet, und ihm durch ein rührungsvolles Schreiben den Wunſch bezeigt, nie unter einem anderen Vorgeſetzten zu ſtehen. Dieſe ganze Ausführung iſt ein Meiſterſtück pathetiſcher und dialektiſcher Kraft, ſie hält ſich ſtreng in der Linie der Vertheidigung, ſie bezeichnet keinen Schuldigen namentlich, aber läßt hell das Strafſchwert blinken, das denſelben treffen muß, falls derſelbe ſo ſchöne Verſicherungen nur zu gleißneriſcher Tücke mißbraucht haben ſollte. Zuletzt fordert er mit Ernſt und Nachdruck die gebührende Genugthuung für die ſtattgefundene

Kränkung ſeiner Amtsehre, und überläßt der Behörde, den falſchen Angeber auszumitteln und nach Ermeſſen zu beſtrafen. Ihm wurde die vollſtändigſte Genugthuung wirklich zu Theil, und der widerwärtige Handel endete mit entſchiedenſter Rechtfertigung und glänzendſtem Sieg, wobei ſeine Großmuth doch am Ende den Gegner im Dunkel noch gern entſchlüpfen ließ. Dieſer war in der That niemand anders als jener Eſchke. Das Ereigniß war für beide Männer entſcheidend; Eſchke wagte nie wieder die Augen aufzuſchlagen, Nolte hatte nie wieder eine Anfechtung ſolcher Art; die erlebte jedoch diente ihm und Anderen als ein tröſtliches Beiſpiel, wie die gerechte Sache auch in die Hand des Sanften und Frommen eine unvermuthete Stärke und Geſchicklichkeit legen kann. —

Seinen Geſchäftsarbeiten wollte man bisweilen nachſagen, ſie gingen in zu umſtändliche Erörterungen ein; man mußte ihnen dagegen auch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie jedesmal von muſterhafter Genauigkeit und Klarheit waren, und nicht leicht eine Lücke ließen, wo eine Vervollſtändigung der Geſichtspunkte, der Vorſchläge und Gründe, oder ſonſt ein Zuſatz möglich geweſen wäre. So war noch in der letzten Zeit ſeines Lebens von ihm der Plan zur neuen Einrichtung der Ritterakademie zu Brandenburg umſtändlich ausgearbeitet worden, über deſſen bogenreichen Umfang man anfangs erſchrak, nachher aber bekennen mußte, daß darin auch ganz und gar alles erwogen und geprüft, nichts vergeſſen oder flüchtig abgethan ſei, und der ſtrenge Geſchäftsmann hatte die Befriedigung, daß ſein Entwurf, nach langem Betrachten und Durchprüfen, völlig zweckmäßig befunden, und ganz ohne Aenderung und Zuſatz genehmigt und ausgeführt wurde. —

Unmöglich wäre es, hier die Mannigfaltigkeit, den Umfang und die Schwierigkeit der Geſchäfte und Arbeiten aufzuzählen, die ihm in ſeiner Stellung theils von Amts wegen oblagen, theils durch das Vertrauen ſeiner Mitbürger zugewendet wurden, theils durch freiwilliges Anbieten ſeines geprüften Rathes und ſeiner thätigen Hülfe ſich anhäuften. Einige der gemeinnützigen Anſtalten, wir nennen hier vor allen die Louiſenſtiftung, das Friedrichsſtift und die Gewerbsſchulen, —

welchen er Mitvorſteher und Theilnehmer war, haben in öffentlichen Blättern bereits ausgeſprochen, was ſie ihm verdanken, wie ſie ihn vermiſſen; und von wie vielen Seiten noch könnten ähnliche Bekenntniſſe geſchehen, wenn überall der Gedanke und das Gefühl ſogleich die beredten Worte fände!

Obgleich während ſeines ganzen Lebens vorzugsweiſe durch die nächſten Pflichtarbeiten und in praktiſchen Verhältniſſen ſtets und ſtark beſchäftigt, wußte der treffliche Mann doch einige Muße auch zu litterariſchen Arbeiten zu benutzen. Er hätte als Schriftſteller, wäre ihm vergönnt geweſen, eigene größere Kompoſitionen zu liefern, unſtreitig ſehr bedeutend werden können, und ſeine Schreibart gehört auch jetzt zu den muſterhafteſten im Deutſchen; allein er hatte auch hier zunächſt den praktiſchen Zweck der Verbreitung von Kenntniſſen und der Erleichterung des Unterrichts im Auge. So entſtanden außer einer ſchon in vielen Auflagen wiederholten Chreſtomathie zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen in's Franzöſiſche, einer mit Anmerkungen verſehenen ſehr ſchätzbaren Ausgabe des Vicar of Wakefield und einer ähnlichen des Macbeth, insbeſondere die trefflichen Handbücher der franzöſiſchen und engliſchen Litteratur und Sprache, die er in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde Ideler bearbeitet und herausgegeben, und worin die gedrängten, aber alles Nothwendige und Karakteriſtiſche glücklich zuſammenfaſſenden Lebensbeſchreibungen der Autoren in ſolchen gegebenen Rahmen nicht ſelten wahre Meiſterſtücke geworden ſind.

Seine äußeren Lebensverbindungen waren ſehr einfach. Er hatte das Glück, ſeinen wackeren Vater, der in dem Sohne ſo ſchöne Hoffnungen erfüllt ſah, bis zu dem Lebensalter von zweiundachtzig Jahren bei ſich zu pflegen. Verheirathet war er nie. Mit einer einzigen Schweſter, die ihn eben ſo heiß liebte, als ſie ihn einſichtig zu würdigen verſtand, lebte er in edlem häuslichen Verhältniſſe glücklich vereint.

Einem reichen Kreiſe bewährter Freunde brachte er ſtets unveränderte Innigkeit und Treue zu; auch die Beziehungen der allgemeineren Geſelligkeit belebten und erhöhten ſich in ſeinem Umgange; die wohlwollende Heiterkeit ſeines Gemüthes, ſein angenehmer Sinn und reich ausgeſtatteter Verſtand äußerten ſich in den feinſten und gebildetſten Formen, und ſein ganzes Benehmen und Geſpräch ſtellten einen Mann dar, deſſen auch die höchſten Klaſſen der Geſellſchaft ſich hätten rühmen dürfen. Seine Güte und Sanftmuth, welche doch dem Ernſt und der Feſtigkeit, deren das Recht oder die Wahrheit bedarf, niemals Eintrag thaten, blieben ſich auf höheren und niederen Stufen vollkommen gleich. Dieſe Eigenſchaften waren bei ihm durchaus Tugenden, keiner Schwäche entſpringend, noch ſolche erzeugend, mit dem erfreuenden Anſchein auch das wohlthuende Weſen verbindend. Von ihm kann die ſeltene Verſicherung gelten, daß er während ſeiner ganzen Laufbahn niemals einen Mitmenſchen gekränkt, ihm aus Abſicht oder Leichtſinn geſchadet, ihn gehaßt, verkleinert oder gehemmt habe; vielmehr erſchien er ſelbſt Gegnern wohlmeinend, behülflich und zu jedem Guten freudig.

Wir dürfen uns zum Schluſſe noch die Erwähnung geſtatten, daß Nolte ſeit früherer Zeit mit großem Eifer und mit einer ſeinem liebevollen Gemüth entſprechenden Befriedigung dem Freimaurerorden angehörte, und in demſelben zu den höchſten Stufen emporgeſtiegen war. —

In den Herzen derer, die ihn gekannt und geliebt, die mit ihm gearbeitet, die durch ihn gewonnen haben, wird er unvergeßlich fortleben, wie in dem Wirken ſelber, das von ihm ausgegangen, und deſſen Segen noch beſtehen wird, wenn auch der theure Name dabei nicht mehr im Einzelnen überall deutlich genannt zu werden vermag! —

1832.

Ludwig Robert.

Ludwig Robert wurde geboren zu Berlin im Dezember des Jahres 1778. Die wohlhabende und geachtete Familie, der er angehörte, führte damals den Namen Levin, den ſie ſpäter mit dem Namen Robert-Tornow vertauſchte. Er genoß im elterlichen Hauſe, das durch geiſtige Bildung und geſellige Verhältniſſe vor vielen anderen ausgezeichnet war, eine ſorgfältige Erziehung, und den Unterricht, welcher ſeinen vorzüglichen Anlagen zu entſprechen ſchien. Sodann beſuchte er das franzöſiſche Gymnaſium. Den Verſuch, ſich dem Kaufmannsſtand zu widmen, weßhalb er nach Breslau und Hamburg reiſ'te, gab er ſehr bald auf, und lebte fortan ganz den freien Studien und dichteriſchen Arbeiten, zu welchen er die entſchiedenſte Neigung trug. In dem Geſellſchaftskreiſe ſeiner Schweſter Rahel fand er hiezu jede Anregung und Förderniß durch den belebten Umgang der intereſſanteſten Männer und Frauen, welche damals in Berlin zu finden waren. Sein Sinn war aber in gleicher Weiſe dem philoſophiſchen Nachdenken wie dem äſthetiſchen Bilden zugewendet, und neben Goethe wurde ſchon früh Fichte ſein Leitſtern auf dem Wege des Lebens und der Wiſſenſchaft. Eine beſondere Selbſtſtändigkeit bewies er darin, daß er ſich von dem Einfluſſe der Schlegel, die er beide perſönlich wohl zu würdigen verſtand, nicht fortreißen oder beherrſchen ließ, ſondern eine Bahn verfolgte, welche dem Karakter der früheren deutſchen Litteratur mehr entſprach, und zu dem auch die ſpätere, in den ausgezeichnetſten Talenten der Nation, wieder zurückkehrte.

Die lyriſchen Erſtlinge ſeiner Dichtkunſt erſchienen in dem Muſenalmanach von Chamiſſo und Varnhagen für das Jahr 1804. Sie wurden weniger günſtig aufgenommen, als ſie verdienten; vielleicht, weil ſie auch in der Form weniger, als die der anderen jungen Genoſſen, jener Schule huldigten. Sein Eifer wandte ſich aber bald vorzugsweiſe der Bühne zu. Ein Luſtſpiel, „die Ueberbildeten", dem er die Précieuses ridicules von Molière ſehr glücklich zum Grunde gelegt, wurde in Berlin mit Beifall aufgeführt, wiewohl die ſatyriſchen Scherze über die Schlegel'ſche Schule und die Parodirung ihrer Formen ihm auch viele Gegner weckten. Der Muſik wohl kundig, dichtete er eine Oper, „die Sylphen", die von dem Kapellmeiſter Himmel komponirt wurde, aber bei der Aufführung nur theilweiſe gefiel, weil Dichter und Muſiker alles Maß auch des Guten und Beſten, was man dem Publikum an Einem Abend aufzunehmen zumuthen darf, überſchritten hatten. Das Gedicht aber iſt mit großer Sorgfalt entworfen und ausgearbeitet, und darf auch ohne Hülfe der Kompoſition, als dramatiſches Erzeugniß, mit vollem Rechte für ſich beſtehen.

Nachdem Robert einen Theil von Deutſchland geſehen, und auch in Wien einen längeren Aufenthalt gemacht, beſuchte er die Univerſität Halle, wo er jedoch den Vorleſungen wenig Geſchmack abgewann, ſondern meiſt eignen Studien und edlem Freundesumgange lebte. Er machte hierauf eine Reiſe nach Holland, und begab ſich dann nach Paris, wo er ein dichteriſch genußreiches und fleißiges Leben führte, bis ihn die Unglücksfälle Preußens im Jahre 1806 nach Berlin zurückriefen. Für die Bühne lieferte er hier zunächſt wieder eine Ueberſetzung, die des Trauerſpiels „Omaſis" von Baour-Lormian, welche, in trefflichen Alexandrinern gearbeitet, dieſer Versart für den tragiſchen Gebrauch im Deutſchen neuen Eingang verſchaffen wollte. Eigne Hervorbringungen hielt er, wiewohl ſehr fruchtbar und ſonſt auch gern mittheilend, aus der Oeffentlichkeit immer lange zurück; auch konnte die Rückſicht auf das Publikum ihn ſelten bei ſeinen Arbeiten beſtimmen, die er im Gegentheil völlig frei, nach ganz perſönlichen Antrieben und Stimmungen, oft nur für einzelne Gelegenheiten, oder für einen kleinen Kreis von Hörern abſichtlich einrichtete, und gerade an ſolchen Erzeugniſſen das meiſte Behagen fand. Doch übergab er der Bühne nun bald nach einander zwei eigne Werke, „Jephtha's Gelübde", ein Trauerſpiel in Jamben, das in Berlin, Weimar, Hamburg, Mannheim und anderen Orten mit Beifall gegeben wurde, und dann „die Macht der Verhältniſſe", ein Trauerſpiel in Proſa, welches auf allen Bühnen Deutſchlands eine große Wirkung hervorbrachte, und heutiges Tages hervorbringt; daſſelbe iſt ohne Zweifel die gehaltreichſte, eigenthümlichſte und kraftvollſte ſeiner dramatiſchen Arbeiten.

In dieſer Zeit hatte er ſich auch durch Fichte's Umgang und Lehre vollkommen in deſſen philoſophiſchen Anſichten befeſtigt, mit welchen er ſeine glücklichſten Ueberzeugungen verbinden konnte, und denen er zugleich den leichteſten Uebergang zu den Lehren des Chriſtenthums verdankte, welchem er ſeitdem mit ernſter Wahrhaftigkeit, aber auch mit aller Freiheit eines proteſtantiſchen Forſchers, anhing.

Die fruchtbare Thätigkeit ſeines philoſophiſchen und dichteriſchen Geiſtes wurde durch die Kriegsbewegungen des Jahres 1812 unterbrochen. Geſchäfte, welchen er ſich aus Rückſicht für Andere freiwillig unterzog, führten ihn auf einige Zeit nach Polen, von wo er krank zurückkehrte. Im Frühjahr 1813, als Preußen ſich gegen den Feind erhob, war auch Robert für die Sache des Vaterlandes begeiſtert, und verbreitete, noch unter des Feindes Herrſchaft, und nicht ohne Gefahr, einen kräftigen Aufruf zum Kampfe. Er ſelbſt hatte früher ritterliche Uebungen ſehr geliebt, als Fechter und Turner große Geſchicklichkeit gezeigt; in jüngeren Jahren würde der Kriegsdienſt ihm eine willkommene Laufbahn geweſen ſein. Jetzt, nicht jung genug, um unter den freiwilligen Jägern zu dienen, getrennt von den Freunden, bei welchen er eine ihm gemäße Stellung hätte finden können, krank und mißmuthig im Gefühl perſönlichen Zurückſtehens, mußte er ſich der Verknüpfung ungünſtiger Umſtände fügen, und einen anderen Ausweg wählen, ſeine Geſinnung und ſeinen Eifer zu bethätigen. Er benutzte das Anerbieten des ruſſiſchen Geſandten Grafen Goloſſkin, der bei ſeiner Miſſion in

Stuttgart ihm eine diplomatiſche Thätigkeit eröffnete, welche für die gemeinſame Sache auf dieſem Punkte ſo wichtig als erſprießlich ſein mußte.

Mit ehrenvollſter Anerkennung ſeiner geleiſteten Dienſte ſchied er noch während des Sommers 1814 aus dieſem angenehmen und zu vertraulicher Freundſchaft gewordenen Verhältniſſe, indem er zu der freien Muße gern zurückkehrte, die ſeiner Lebensgewöhnung mehr als andere Vortheile nöthig geworden war. Den großen Ereigniſſen hatte inzwiſchen auch ſeine Dichtung eigenthümliche Darſtellungen und Ergüſſe gewidmet, und ein Theil der begeiſterten Geſänge, welche ſpäter unter dem Titel „Kämpfe der Zeit" im Druck herauskamen, waren in Stuttgart gedichtet, und von dem Verfaſſer dort in gewählten Kreiſen, und auch am Hofe, unter größtem Beifall vorgeleſen worden.

Nach einigem Aufenthalt in Frankfurt am Main, ſah er zuvörderſt Berlin wieder, lebte dann einige Zeit in Breslau, wo er in Verbindung mit ſeinem Freunde Schall eine heilſame Wirkung auf die Schaubühne möglich glaubte, wohin ſeine Neigung, ſein Nachdenken und ſeine Thätigkeit noch ſtets gerichtet waren. Doch lebten in ſeiner Erinnerung die angenehmen Eindrücke des Aufenthalts in Süddeutſchland fort, und als ſeine Schweſter ihren Wohnort auf längere Zeit in Karlsruhe hatte, folgte auch er den Einladungen, welche ihn dorthin und nach Stuttgart zurückriefen.

Hier lebte er darauf mehrere Jahre, im Genuſſe der glücklichſten Freiheit, angeſehen und beliebt in den erſten Kreiſen, die er doch faſt mied und ſtets vernachläſſigte, einzig ſeinen dichteriſchen Beſchäftigungen nachhängend, und in vertraulichem Freundſchaftsumgange nur ſeiner gemüthlichen Neigung folgend. Dabei nahm er an den Bewegungen der Zeit lebhaften Antheil, und ſprach ſeine Geſinnung, die ſtets den Fortſchritten der allgemeinen Entwickelung, dem Menſchenwohl, der Sache vernünftiger Freiheit und ächter Bildung gewidmet war, bald in ſtrengem Ernſte, bald in ſcharfem Witz und heiteren Scherzen aus. Der Wechſel des Aufenthalts in den nahe liegenden Städten Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Baden, Straßburg, erhöhte den Reiz eines Dichterlebens, dem nichts in der Welt zu fehlen ſchien, und das gleichwohl ſeinen beſten Gewinn noch erſt finden ſollte.

Im Jahre 1818 lernte er ſeine künftige Gattin kennen, Friederike Braun, ausgezeichnet durch bewundernswürdige Schönheit, ſo wie durch ſeltene Vorzüge des Herzens und einnehmende Geiſtesgaben. Robert hatte früher nie an eine Heirath gedacht; jetzt war ſein Entſchluß, als er ſeine Neigung erwiedert fand, unwiderruflich entſchieden. Doch erſt im Jahre 1822 konnte die gewünſchte Verbindung erfolgen, und gleich darauf wurde eine Reiſe nach Norddeutſchland angetreten.

Er begab ſich zuerſt nach Dresden, wo er ſeine Schweſter Rahel fand, welche den Aufenthalt in Karlsruhe ſeit ein paar Jahren wieder mit dem in Berlin vertauſcht hatte; auch zog der Umgang mit Ludwig Tieck ihn beſonders an. Hierauf lebte er einige Jahre in Berlin, und ſeine dichteriſche Thätigkeit wurde nun mehr und mehr auch eine litterariſche, wozu die ſchon früher angeknüpfte freundſchaftliche und geſchäftliche Verbindung mit Cotta reiche Gelegenheit gab. Er nahm beſtimmten und geregelten Antheil an mehreren Zeitſchriften; beſonders aber blieb die Schaubühne ſein Augenmerk, für welche er nicht nur durch eigne größere und kleinere Erzeugniſſe, die zum Theil, wie das Luſtſpiel „Blind und lahm“, allgemeines Glück machten, zum Theil, wie das ſatyriſche Stück „Kaſſius und Phantaſus“, dem gemiſchten Publikum nicht eingänglich genug werden konnten, ſondern auch durch Uebernahme von mancherlei Arbeiten, zu welchen Talent und Selbſtverläugnung vereint ſein mußten, durch willigen Beirath, durch belehrenden Unterricht und durch öffentliche Kritik, wirkſam blieb.

Dieſe Thätigkeit und Richtung erlitten durch eine abermalige Veränderung ſeines Aufenthalts, den er im Jahre 1822 auf einige Zeit wieder in Karlsruhe nahm, wenig Unterbrechung. Die Schaubühnen von Karlsruhe und Mannheim erfreuten ſich ſeiner wohlmeinenden uneigennützigen Theilnahme. Eine mit ſeiner Gattin nach Paris unternommene

Reiſe blieb ebenfalls nicht ohne Frucht für die Angelegenheiten der Bühne und der Litteratur überhaupt.

Im Jahre 1827 kam Robert wieder nach Berlin, um ſich daſelbſt, wie es ſchien, gänzlich feſtzuſetzen. Ihm waren hier durchaus günſtige Lebensverhältniſſe beſchieden; er genoß des reinſten und vollſtändigſten häuslichen Glückes durch ſeine liebenswürdige und liebevolle Gattin; ſeine Schweſter war ihm eine ſorgſame, zärtliche Freundin; er fand Achtung und Anſehen in jedem Kreiſe, den er beſuchen mochte; ſein Ruf als Dichter hatte ſich ausgebreitet und befeſtigt. Auch in ſeinem Wirken für die Bühne zeigte ſich erwünſchte Förderniß, und ſeine Arbeiten für das Königsſtädtiſche Theater ſchienen dieſem einen neuen Aufſchwung zu verheißen. Allein dieſe letztere Ausſicht beſtand nicht lange, und auch für das Königliche Theater, wo man durch friſchen Willen die großen Hülfsmittel bisweilen zu einer würdigen und fruchtbaren Kunſtanſtalt organiſirt zu ſehen hoffte, mußten die eifrigſten Beſtrebungen ſich meiſt als vergebliche bekennen.

Die Juli-Revolution in Frankreich und die Zerrüttungen, welche ſie in den Niederlanden und Polen zur Folge hatte, ſo wie die Unruhen, die in mehreren deutſchen Ländern ausbrachen, wirkten auf Robert's Gemüth ſehr verdüſternd. Seine Freiheitsliebe knüpfte ſich an geſetzliche Formen, er wollte Erörterung, Fortſchritt durch Einſicht; rohe Gewalt und wilde Zerſtörung waren ihm verhaßt. Die Sache des Vaterlandes und des vaterländiſchen Königthums erregte ſeinen tiefſten Antheil, ſeinen reinſten Eifer. Indeß mußte er bald erfahren, daß Zeiten der Unruhe und Verwirrung es am meiſten durch das Verkennen ſind, welches ſowohl die richtigen Grundſätze im Allgemeinen, als auch die Denkungs- und Verfahrungsart des Einzelnen trifft. Er ſah die Mehrzahl der Menſchen von ganz anderen Geſichtspunkten ausgehen, als die ſeinigen waren; ſeine Aeußerungen wurden mißverſtanden, ſeine Triebfedern nicht begriffen; zwiſchen heftigen und blinden Partheimeinungen fand er für ſeine Ueberzeugungen und Urtheile ſelten eine Stätte. Mißmuthig zog er ſich mehr und mehr in ſein Inneres und auf einen kleinen Kreis des Umgangs mit ſeiner Schweſter, mit einigen jüngeren Verwandten und bewährten Freunden zurück.

In ſolcher tiefen Verſtimmung überkam ihn noch der Eindruck der ſteten Annäherung des furchtbaren aſiatiſchen Uebels, welches von Rußland und Polen her ganz Europa in Schrecken ſetzte. Als es unvermeidlich zu werden ſchien, daß die Cholera ſich auch dieſſeits der Oder ausbreiten würde, faßte Robert den Entſchluß, Berlin zu verlaſſen, und fürerſt noch einige Zeit ruhigen Lebens und Dichtens zu gewinnen, fern von den Stürmen der politiſchen Welt und den Angriffen der mörderiſchen Seuche. Die Seinigen redeten ihm lebhaft zu, ja er konnte glauben, ſie durch ſein Beiſpiel zur heilſamen Nachfolge zu bewegen. So reiſ'te er im Sommer 1831 ab, und nahm ſeinen Aufenthalt in Baden, wo er auch den Winter zubringen wollte.

Die gehoffte Ruhe jedoch fand er auch hier nicht. Verdächtigungen ſeiner Denkart und abentheuerliche Mißreden folgten ihm aus der Heimath nach, und er glaubte öffentlich dagegen auftreten zu müſſen. In Baden ſelbſt waren die Gemüther höchſt erregt, die Aeußerungen heftig und ſchrankenlos; er ſah ſeine Meinung mit der ihn umgebenden noch mehr in Widerſpruch, als dies in Berlin der Fall geweſen war, und mußte es geſchehen laſſen, daß Leichtſinn und auch mitunter Bosheit ſeinen redlichen Sinn laut verunglimpften. Stille dichteriſche Thätigkeit und ſein glückliches Gattenverhältniß wurden in dieſer Zeit um ſo mehr ſeine Zuflucht.

Der allgefürchteten Krankheit ſchien er glücklich entgangen, aber in dem bisher bewahrt gebliebenen Lande ſchlich ihn ein anderes Uebel todtbringend an. Er erkrankte im Juni des Jahres 1832 an einem Nervenfieber, das durch einen Rückfall tödtlich wurde. Er entſchlief, nach vorausgegangenem mehrwöchentlichen Kampfe, gefaßt und ſanft am 5. Juli, unter der treuen Pflege der troſtloſen Gattin, die ſchon nach wenigen Wochen, von der gleichen Krankheit ergriffen, ihm nachfolgte!

Der Eindruck dieſes doppelten Todesfalles wurde allgemein tiefſchmerzlich empfunden. Dem ausgezeichneten Dichter und edlen Menſchen, der ſchönen, holden Frau und lieblichen

Dichterin, — denn auch ihr war die Gabe des anmuthigen Liedes verliehen, — folgten aus der Nähe und Ferne viele herzliche Klagelaute, voll Anerkennung, Bedauern und Sehnſucht. Von den öffentlichen Nachrufen, welche uns bekannt geworden, fügen wir als Zeugniß ehrenvoller Theilnahme hier die beiden nachſtehenden an, einen deutſchen und einen franzöſiſchen, die zugleich als bezeichnende Würdigung des Dichtertalents dienen mögen, deſſen kritiſche Erörterung und Feſtſtellung wir unſererſeits hier nicht verſuchen.

Noch im nämlichen Monate, da Robert geſchieden war, ſprach W. Häring über ihn im „Freimüthigen“ unter anderen Folgendes:

„Der Schmerz um einen bewährten Freund, einen geiſtreichen Dichter, einen werthen Mitarbeiter dieſer Blätter iſt zu neu, unſere Zeit zu gemeſſen, um dieſe Nachricht für unſere Leſer mit mehr als wenigen Andeutungen zu begleiten.“

„Ludwig Robert iſt in Berlin geboren, in den letzten ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, von begüterten Aeltern. Seine ausgebreitete Familie lebte hier im Wohlſtande und ehrenvollen Stellungen. Auch er ſelbſt gehörte zu der glücklichen Minderzahl deutſcher Dichter, welche nicht mit dem Bedürfniß zu kämpfen haben. Ohne reich zu ſein, konnte er ſein Leben hindurch eine unabhängige Stellung behaupten.“

„Seine Erziehung und ſeine Studien hat er größtentheils in Berlin vollendet. Vielleicht läßt ſich — im guten Sinne — behaupten, daß ſein beißender Witz nach ſeiner Vaterſtadt ſchmeckt. Natürlich hatte er ihn auf ſeine geiſtreich feine Weiſe ausgebildet.“

„Robert arbeitete langſam. Gedankenloſes Phantaſiren war ihm zuwider. Er mußte ſich über alles, was er ſchuf, volle Rechenſchaft geben können. Nur in dem Cyklus von Gedichten nach Napoleon’s Sturz, „die Kämpfe der Zeit“, erhob ihn die Bedeutung des Momentes zu dithyrambiſchem Schwunge, und dieſe Geſänge ſind wohl poetiſch das Werthvollſte, was Robert geleiſtet.“

„Sonſt war ſeine Muſe eigentlich eine epigrammatiſche, ein Kind unſeres reflektirenden Geſchlechtes. In kurzen Sinngedichten, die von Mund zu Munde gehen, z. B. „Was iſt das Publikum?“ in kritiſchen Parodieen, z. B. das Geſpräch der Königinnen, hat er Ausgezeichnetes geleiſtet.“

„Es darf nicht geläugnet werden, daß ein großer Mißmuth, der bis zur Bitterkeit ging, dem Dichter das Leben verkümmerte. Die Mißverhältniſſe des deutſchen Theaters tragen hievon die Hauptſchuld. Er hatte ſich viel von deſſen Fortſchreiten verſprochen, er hatte viel gehofft für daſſelbe zu wirken (er hatte es in ſeiner Blüthe kennen gelernt!), und er mußte Zeuge ſein ſeines ſchnellen Verfalls.“

„Der Unmuth, wie man in blinder Thorheit die Rechte der Dichter verkannte, verſchwendend in Garderobe, Dekorationen und dem anhangenden Tand, zu profitiren glaubte, indem man die längſt kümmerlichen Honorarſätze für die Dichtungen noch herabſetzte (!) und dadurch dem Kunſtwerthe des Inſtituts den Stab brach, übermannte ihn. Er konnte, lange von ſüßen Hoffnungen genährt, einem ihm ſehr werthen Inſtitute nicht ſo ſchnell und gelaſſen den Rücken kehren, wie die meiſten unter den beſſeren deutſchen Dichtern, die es längſt aufgegeben, für die bunte Schau- und Gaukel-Anſtalt, heut noch Theater genannt, ihre beſſeren Kräfte zu vergeuden. Er hoffte noch lange, er wollte nicht ohne Kämpfe davon gehen, und das war ehrenwerth.“

„Beſonders hatte er durch das neue Königsſtädtiſche Theater zu wirken gehofft. Er fand nicht genügende Unterſtützung. Auch war der Ruin dieſes Theaters ſchon durch die zu breite Grundlage, auf der es errichtet, ausgeſprochen. Indeß war die Zeit, wo er mitwirkte, die Blüthezeit des Schauſpiels dort. — Hätten die damaligen Direktoren nur ſo viel als den einjährigen Gehalt einer Sängerin angewandt, um die produktiven Kräfte der Luſtſpieldichter einmal aufzumuntern und einigermaßen nur für die Arbeit zu entſchädigen, ſo würde dieſe Anſtalt vielleicht mit geringſten Koſten fortgedauert und geblüht haben.“

„Unter ſeinen Luſtſpielen haben wohl diejenigen den meiſten inneren Werth, welche im Publikum am wenigſten anſprechen, eine Erſcheinung, die ſehr nahe liegt, weil eine bittere Zeitſatyre, wo das negative Element vorwaltet, wie z. B. ſein „Phantaſus und Kaſſius“ und ſein: „Er wird zur Hochzeit gebeten“, vom Theater herab nicht anziehen kann.“

„Ein geiſtreicher Mann wie Robert, deſſen reflektirendes Dichtertalent ringsum nach Gegenſtänden fühlte, konnte auch nicht fremd bleiben dem öffentlichen Leben. Er trat nicht poſitiv als Politiker auf, aber ſeine Schriften ſind voller politiſchen Anſpielungen; ſeine ſatyriſche Geißel flog rüſtig umher — ohne zu beleidigen. Allein ein Dichter und Politiker aus Fichte's Schule, der an Perfektibilität glaubte und ihr Herannahen in jedem Zeitumſchwunge zu gewahren meinte, mußte auch darin in der allerletzten Zeit bittere Täuſchungen erfahren.“

„Robert gehört zu den außerordentlichen deutſchen Dichtern, welche nicht jede Zeile, die ſie ſchreiben, für den Druck beſtimmen. Er dichtete für ſich; viele Satyren, Xenien, ganze Parodieen, lagen in ſeinem Pulte, die er nur vertrauteſten Freunden dann und wann mittheilte. Es gehörte zu ſeiner inneren Genugthuung, ſich gelegentlich ſo Luft zu machen; dann aber wurde es verſchloſſen, um niemand zu beleidigen.“

„Er ſelbſt war oft bitter, ſeine Satyre aber blieb nur witzig und ſcharf. Und doch darf von dem Menſchen Robert geſagt werden, daß, wo er jener Bitterkeit Herr wurde, er liebenswürdig war und ein edles, wohlwollendes Gemüth zeigte. Friede ſeiner Aſche!“

Die zweite, franzöſiſche, Stimme iſt die eines jungen liebenswürdigen Schriftſtellers, Eduard de la Grange, welcher noch in der letzten Lebenszeit Robert's deſſen Umgang in Baden genoſſen hatte, und in der Revue des Deux-Mondes ſich über den Hingeſchiedenen alſo vernehmen ließ:

Genève, 10. Août 1832.

Permettez-moi, monsieur, de consacrer, dans votre *Revue*, un souvenir à la mémoire de Louis Robert, de Berlin, qu'une mort prématurée vient d'enlever à ses amis. Il n'y a pas encore six semaines que, nous pro-

menant sous les délicieux ombrages de Baden-Bade, nous devisions ensemble sur la poésie et la littérature germaniques. Gravissant ces montagnes hérissées de noirs sapins, au milieu de ruines pittoresques des châteaux du moyen âge, il me lisait des vers que lui avaient inspirés les *Orientales* de Victor Hugo, et se plaisait a me faire remarquer la singulière facilité avec laquelle la langue allemande peut s'approprier les beautés de nos chefs-d'oeuvre romantiques; quelquefois, par une transition soudaine, s'élançant des régions de la poésie à celles de la philosophie, il me commentait des passages de Fichte, dont il avait été le disciple et l'ami. Sa conversation était tout-à-la fois piquante et instructive, son esprit aimable et enjoué, il y avait de la finesse dans ses observations et de l'atticisme dans ses critiques; mais elles glissaient sur les individus sans faire grâce aux ridicules. Robert appartenait au passé par les goûts et les liaisons de sa jeunesse. Véteran de l'école de Gœthe et de Tieck, dont il se montrait l'admirateur passionné, il avait milité pour eux, pendant vingt ans, dans les feuilles littéraires, comme un soldat qui défend ses chefs et ses drapeaux. Il a composé plusieurs comédies: l'une d'elle, *die Ueberbildeten*, dont le canevas est tiré des *Précieuses ridicules* de Molière, mais revêtu de couleurs empruntées aux mœurs et aux localités allemandes, a été jouée, pour la première fois avec beaucoup de succès, en 1804; depuis elle a été rajeunie dans ses détails et n'a pas obtenu moins de faveur: je citerai encore *Cassius et Fantasus*, pièce allégorique et satirique, dont le sujet est purement littéraire: Cassius est la caisse, et Fantasus l'imagination; enfin une tragédie bourgeoise, *die Macht der Verhältnisse* (la puissance des rapports), qu'on représente aujourd'hui sur la plupart des théâtres de l'Allemagne.

En 1817, Robert paya son tribut à l'enthousiasme de l'époque, par un volume de poésies sur les grands événemens qui, depuis 1813, avaient changé la face de l'Europe; mais sa lyre ne connut jamais la flatterie, il ne venait pas bravement au secours des monarques vainqueurs, sa voix généreuse s'élevait comme celle de Jean-Paul en faveur des peuples: véritable patriote dans le bon sens de ce mot, et sincère ami d'une sage liberté, il tirait du passé des leçons pour l'avenir. Il publia ensuite successivement plusieurs nouvelles qui rappellent, par leur côté satirique, la manière de Cervantes, et les poésies épigrammatiques qu'il inséra dans les *Rheinblüthen*, en 1824 et 1825, sont presque toujours présentées sous la forme la plus heureuse.

Robert écrivait dans *les Annales critiques de Berlin*, et plus fréquemment encore dans le *Morgenblatt*, ou, depuis 1830, il avait publié les *Nouvelles lettres d'un mort*. C'était une suite à celles du prince Pückler qui eurent tant de vogue en Allemagne; Robert sut s'approprier ce cadre ingénieux: il datait cette correspondance, tantôt de l'autre monde, et tantôt de celui-ci, soit que l'ombre du dandy voyageur erre encore sur cette terre, soit qu'elle se promène de planète en planète. La veille du jour de notre séparation, il me montra une de ces lettres qu'il venait de terminer, elle était écrite de Saturne; j'y remarquai quelques allusions à Bœrne et au journal de l'église évangélique de Berlin; la tendance de cette feuille est une sorte de jésuitisme protestant, et Robert a toujours été l'antagoniste le plus décidé des piétistes et des mystiques modernes. Cette épître est d'ailleurs entièrement politique: c'est une argumentation judicieuse et serrée qui s'attaque également aux théories radicales et absolutistes. Les lettres précédentes traitaient des théâtres et de la littérature. Peu de temps avant que la mort ne le frappât, Louis Robert avait composé un prologue pour une représentation que les acteurs de Carlsruhe donnèrent à la mémoire de Gœthe. Ce sont les derniers vers qui soient sortis de sa plume. A le voir dans son intérieur, si plein d'aménité, et environné de tant de bonheur domestique, aurais-je pu croire qu'une existence si paisible et si douce se fût si tôt brisée? — Je lui avais fait lire *Stello;* il fut saisi d'un tel enthousiasme pour le talent original et la verve créatrice de ce livre si profondément pensé et animé de couleurs si vives, que, malgré sa répugnance habituelle pour les traductions, il avait entrepris de le faire passer dans la langue allemande, croyant ne pouvoir plus richement doter la littérature de son pays qu'en y naturalisant un tel ouvrage.

1832.

Friederike Robert, geborne Braun.

In Schwaben erblühte dieſes ſchöne Frauenbild, — der verbrauchte Ausdruck darf hier ſich mit beſonderem Rechte wieder darbieten, — in Schwäbiſch-Gemünd, als Kind ehrbarer, wackerer, jedoch unbemittelter Eltern, denen ein zahlreicher Kinderſegen weniger Glück als Sorge gab. Der Vater war zuletzt als Schulmeiſter, — dort Präzeptor genannt, — in Knittlingen angeſtellt, und obgleich er für ſeine Schüler dergleichen nicht eben brauchte, hatte er doch gute Bildung und litterariſche Kenntniſſe, die er wenigſtens ſeinen eignen Kindern mitzutheilen ſuchte, dabei dieſe jedoch mit grauſamer Härte mißhandelte.

Die wunderſchöne Tochter, ſtrahlend in Friſche und Munterkeit der Jugend, aber in dem untergeordneten Kreiſe des heimathlichen Lebens, wo Schönheit bei Armuth wenig galt, ohne günſtige Ausſichten, mußte nach dem Willen des auch hierin ſtrengen und zugleich eigennützigen Vaters eine Heirath eingehen, die den Umſtänden nach ganz vortheilhaft erſchien, doch kein wahres Glück begründen konnte, ja ſelbſt die erwarteten äußeren Vortheile nur ſpärlich leiſtete. Viele Jahre gingen in alltäglichem, geringen und doch wechſelvollen Leben hin, unter Sorge, Unbefriedigung, Widerwärtigkeit und Pein. Die guten Anlagen blieben unentwickelt, die Anſprüche höheren Lebens niedergedrückt. Nur die Schönheit, die reine, hohe Schönheit, erhielt ſich, bei allen Kämpfen und Verdunklungen der Tage, hell und klar in eigner Kraft; ungetrübt und unbezwungen leuchtete die zu beſſerem Glücke hin.

Die zu unwürdiger Feſſel gewordene Verbindung wurde endlich gelöſt, und Mutter und Geſchwiſter freuten ſich liebevoll der wiedergewonnenen Tochter und Schweſter.

Ludwig Robert hatte die ſchöne Leidende kennen lernen, und alsbald den Zauber ihrer Schönheit empfunden; noch mehr aber wurde er durch die ihm enthüllten Regungen ihres Gemüths ergriffen und durch die Vorzüge ihres munteren Geiſtes, die ſich nun überraſchend vor ſeinen Augen entfalteten. Durch ſeinen Umgang gepflegt und geleitet, gewannen ihre verabſäumten Eigenſchaften nun ſchnell Geſtalt und Wirkſamkeit. Seine Zuneigung fand die glücklichſte Erwiederung. Nach manchen Kämpfen und Bedenken, zu welchen die eigenthümlichen Verhältniſſe der beiden Liebenden Anlaß gaben, erfolgte eine feſte Verbindung, die fortan das Lebensglück beider wurde.

Man hatte für den Dichter gefürchtet, und das Schwabenmädchen Bürger's ihm warnend vorgehalten; man war für die ſchöne Frau beſorgt geweſen, welche vielleicht erfahren ſollte, daß Unglück, wie in niederer Wirklichkeit, auch auf phantaſtiſchen Höhen wachſen könne. Doch tiefe Neigung und feſtes Vertrauen führten ſicher über alle Zweifel hinweg, und behaupteten und bewährten ſich bis an's Ende.

Friederike Robert wurde und blieb die glücklichſte Frau, das Glück und der Stolz ihres Gatten. Sie liebte und ſchätzte ihn über alles; ihr muſterhaftes, harmlos freies und heiteres Benehmen ließ nie einen Schatten in ſeiner Seele entſtehen; alle Huldigungen, die ihr mit Beeiferung immerfort dargebracht wurden, zeigten nur ſtets auf's neue, wie beneidenswerth ſein Glück und wie feſt begründet es war.

Robert verließ mit ſeiner Frau das ſüdliche Deutſchland, und brachte ſie in die größere Welt, zuerſt in ſeine Heimath, dann auch nach Paris. Er führte ſie in Weimar zu Goethe'n, in Dresden zu Tieck, wo ſie die Bewunderung und Liebe des ganzen Kreiſes erregte. Am reichſten erſchloß ſich ihr das Leben in Berlin, wo ſie von allen Seiten die beeifertſte Aufnahme, den glänzendſten Schauplatz ſiegender Erſcheinung fand. Es iſt wahr, ihre Schönheit beſiegte jeden Zweifel, jeden üblen Willen durch die bloße Gegenwart; ſie war ſchön im vollen Sinne des Wortes, ſchön, wie Raphael die

Schönheit mahlte, ſchön, um rings alles zu erhellen. Unter dem Namen der ſchönen Robert war ſie weithin genannt und geprieſen; Dichter beſangen ſie, Heine, Graffunder, Fouqué, Achim von Arnim, Schall; Eduard Magnus mahlte ihr Bild, ein herrliches Werk, durch die treue Aehnlichkeit ſowohl, als durch die Kunſtmeiſterſchaft, über welches in einem Briefe von Rahel vom 27. Oktober 1826 ſo treffende als ſinnvolle Bemerkungen mitgetheilt ſind. Dieſer allgemeine Eindruck der ſchönen Frau verſtärkte ſich nur in dem Kreiſe der näheren Freunde, wo ſie Bewunderung und Liebe in erhöhtem Maße einärntete, und zwar hatte ſie das Glück, noch mehr ſogar als den Beifall der Männer, das Entzücken und die Gunſt der Frauen zu gewinnen.

Frohe Laune und gefällige Munterkeit vermißte man nie in ihr; gegen Bosheit und Neid ſtanden ihr auch wohl Waffen des Witzes zu Gebot. Eigentliche Talente der Kunſt entbehrend, brachte ſie der Geſelligkeit mit beſtem Erfolg die natürliche Gabe zu, die allemanniſchen Gedichte von Hebel, und andere Stücke in ſchwäbiſcher Mundart, mit gutem Sinn und friſchem Ausdruck vorzutragen, und fand ſich überhaupt nie behaglicher, als wenn ſie völlig Schwäbin ſein konnte und als Schwäbin ſich zu geben brauchte, den Dichtern überlaſſend, ſie zur Griechin, zur Indierin zu erheben.

Ihr glückliches Naturell war indeß nicht ohne Anlagen zur Dichtkunſt. Mit angenehmer Leichtigkeit machte ſie kleine Lieder, artige Mährchen, meiſt hochdeutſch, einiges auch ſchwäbiſch, in denen ein naiver Sinn und anſpruchloſe Bildlichkeit walteten. Einige ihrer Liedchen ſind von berühmter Meiſterhand in Muſik geſetzt worden.

Robert ſtarb im Sommer 1832 in Baden an einem Nervenfieber. Seine Gattin pflegte ihn mit raſtloſer, liebevoller Sorgfalt, und keine Vorſtellungen konnten ſie bewegen, die drohende Gefahr der Anſteckung zu beachten. Bald durch den nicht abzuwendenden Tod des theuren Gatten im Innerſten getroffen, und von derſelben Krankheit befallen, erlag auch ſie wenige Wochen nach ihm.

Ein edles, treues Paar, des beſten Andenkens werth! Mögen dieſe Blätter ihm einſtweilen anſtatt des Grabſteines dienen! Und damit nicht düſtere Bilder der Trauer die Aſche umgeben, ſondern ſie im ſtillen Bezirk noch ſich der Schönheit und Heiterkeit zu freuen ſcheine, in welchen ſie zum Leben einſt begabt war, ſo ſchließen wir mit einem vollen Dichtungskranze, welchen Heine in ſeiner früheſten Zeit der Bewunderten dargebracht. Die folgenden drei Sonette waren bisher noch nicht gedruckt, und daß wir ſie hier anfügen, wird uns der Leſer gewiß danken, der Dichter hoffentlich verzeihen! —

1837.

Sonettenkranz

an Friederike Robert.

1.

Verlaß Berlin, mit ſeinem dicken Sande,
Und dünnen Thee, und ſeinen witz'gen Leuten,
Die Gott, und Welt, und was ſie ſelbſt bedeuten,
Begriffen längſt mit Hegel'ſchem Verſtande.

Komm mit nach Indien, nach dem Sommerlande,
Wo Amrablüthen ihren Duft verbreiten,
Die Pilgerſchaaren nach dem Ganges ſchreiten,
Andächtig und im weißen Feſtgewande.

Dort, wo die Palmen wehn, die Wellen blinken,
Am heil'gen Ufer Lotosblumen ragen
Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen;

Dort will ich gläubig vor dir niederſinken,
Und deine Füße drücken, und dir ſagen:
Madame! Sie ſind die ſchönſte aller Frauen!

2.

Der Ganges rauſcht, es wandeln ſtolz die Pfauen,
Und ſpreizen ſich, die Antilopen ſpringen
Im grünen Gras, die Hyazinthen klingen,
Viel tauſend Diamanten niederthauen;

Tief aus dem Herzen der beſtrahlten Auen
Blumengeſchlechter, viele neue, dringen,
Sehnſuchtberauſcht ertönt Kokila's Singen —
Ja, du biſt ſchön, du ſchönſte aller Frauen!

Gott Kama lauſcht aus allen deinen Zügen,
Er wohnt in deines Buſens weißen Zelten,
Und haucht aus dir die lieblichſten Geſänge;

Ich ſah Waſſant auf deinen Lippen liegen,
In deinem Aug' entdeck' ich neue Welten,
Und in der eignen Welt wird's mir zu enge!

3.

Der Ganges rauſcht, der große Ganges ſchwillt,
Himalaya erſtrahlt im Abendſcheine,
Und aus der Nacht der Banianenhaine
Die Elephantenheerde ſtürzt und brüllt; —

Ein Bild! Ein Bild! Mein Pferd für'n gutes Bild!
Womit ich dich vergleiche, Schöne, Feine,
Dich Unvergleichliche, dich Gute, Reine,
Die mir das Herz mit heitrer Luſt erfüllt!

Vergebens ſiehſt du mich nach Bildern ſchweifen,
Und ſiehſt mich mit Gefühl und Reimen ringen, —
Und, ach! du lächelſt gar ob meiner Qual!

Doch lächle nur! Denn wenn du lächelſt, greifen
Die Engel droben nach der Harf', und ſingen
Des Halleluja dröhnenden Choral.

1823. H. Heine.

Chriſtian Günther Graf zu Bernſtorff.

Der Name Bernſtorff, einem uralten edlen Geſchlecht in Hannover und Mecklenburg angehörig, glänzt ſeit vielen Geſchlechtsfolgen in den ſchönſten und reinſten Erinnerungen deutſchen Lebens. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte die Staatsklugheit und Thätigkeit des Freiherrn Andreas Gottlieb von Bernſtorff weſentlichen Antheil an den Verhandlungen, durch welche das Haus Hannover zur Thronfolge in Großbritannien gelangt iſt. Später ſehen wir den Grafen Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorff in däniſchen Staatsdienſten die höchſten Ehrenſtufen erreichen, und als Freund und Beſchützer Klopſtock's ſich ein dauerndes Denkmal in der deutſchen Geiſtesbildung ſtiften. Sein Neffe, Andreas Petrus Graf von Bernſtorff, vermehrte dieſen Ruhm, und zeigte als Staatsmann eine ſeltene Größe der Einſicht und des Karakters, durch die er während ſtürmiſcher und drangvoller Zeiten Dänemark in glücklicher Friedensruhe und geachtetem Anſehen erhielt. Dieſem großen Vater entſproß der würdige Sohn, deſſen Leben hier in gedrängten Umriſſen zu vergegenwärtigen die Abſicht nachſtehender Zeilen iſt.

Chriſtian Günther Graf von Bernſtorff, geboren zu Kopenhagen am 3. April 1769, war der dritte Sohn aus ſeines Vaters erſter Ehe mit Henrietten Gräfin zu Stolberg-Stolberg. Seine Erziehung im Hauſe der Eltern, theils in Kopenhagen, theils auf dem Familiengute Dreilützow in Mecklenburg, wurde mit liebevoller Sorgfalt in dem Geiſte geleitet, welcher dieſen Kreis von jeher auszeichnete. Der Jüngling fand in der heimiſchen Umgebung die trefflichſten Vorbilder edler Geſinnung und Wirkſamkeit. Seine Oheime, die beiden Grafen zu Stolberg, ſchon als Dichter berühmt, die ſtete Verbindung mit Klopſtock, und der Zutritt vieler anderen Männer von höherer Bildung und Würdigkeit, erhöhten den geiſtlichen Glanz des Hauſes. Wiſſenſchaftlichen Unterricht empfing er durch Privatlehrer. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten entwickelten ſich früh. Der Tod der geliebten Mutter, die er in ſeinem dreizehnten Jahre verlor, ließ den Gang dieſes häuslichen Lebens unverändert, und bei den guten Fortſchritten des Jünglings wurde der Beſuch einer öffentlichen Anſtalt nicht für nöthig erachtet. Dagegen war der Vater frühzeitig bedacht, die vielverſprechenden Anlagen ſeines Sohnes durch ausübende Thätigkeit zur Reife zu bringen. Kaum achtzehn Jahr alt, verſuchte dieſer ſich bereits in mannigfachen diplomatiſchen Arbeiten, unter der unmittelbaren Aufſicht und zur großen Zufriedenheit des Vaters, der ihn zu ſeiner Belehrung alsbald auch eine Reiſe nach Schweden machen ließ, wo gerade der Reichstag eröffnet war, und ſodann, nach der Rückkehr von dieſem erſten Ausfluge, im Jahre 1789, ihn bei dem däniſchen Geſandten in Berlin, ſeinem Oheim, dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, als Legationsſekretair anſtellte.

Hier zeichnete er ſich ſowohl durch ſeine Arbeiten, als auch durch ſein perſönliches Benehmen ſo vortheilhaft aus, daß er in kurzer Zeit zum Geſchäftsträger ernannt wurde, und ſchon im Jahre 1791 die Beförderung zum bevollmächtigten Miniſter erhielt. Die durch Glanz und Bildung hervorragende Geſelligkeit Berlins ſah in Bernſtorff eine ihrer ſchönſten Zierden; ſeine jugendliche Erſcheinung war ſo würdevoll als anmuthig; ſein offener, redlicher Sinn flößte das ſicherſte Vertrauen ein; ſein freundliches Wohlwollen erwarb jede Zuneigung, und der günſtige Eindruck, welchen ſein damaliger Umgang den trefflichſten Menſchen aus allen Ständen hinterließ, hat aus jener frühen Zeit bis in die ſpäteſte für ihn unauslöſchlich fortgedauert.

Im Sommer des Jahres 1794 machte er in Begleitung ſeines jüngeren Bruders, des Grafen Joachim von Bernſtorff, eine Urlaubsreiſe in die Schweiz, wurde jedoch unerwartet von hier abgerufen, um den däniſchen Geſandtſchaftspoſten in Stockholm zu übernehmen. Beinahe zwei Jahre hatte er dieſem Poſten vorgeſtanden, als er im Sommer 1796 Befehl erhielt, mit beſonderen Aufträgen ſeines Hofes ſich nach St. Petersburg zu begeben, wo ſein Aufenthalt aber nur von kurzer Dauer war. Nach Stockholm zurückgekehrt, wurde er im Mai 1797 ſchleunigſt nach Kopenhagen berufen, weil ſein Vater ſchwer erkrankt war, und er für dieſen, ſo lange derſelbe verhindert bliebe, die Leitung der Geſchäfte übernehmen ſollte. Die Krankheit jedoch endete den 21. Juni mit dem Tode des großen Mannes und ſein Sohn, zum Staatsſekretair für die auswärtigen Angelegenheiten mit Sitz und Stimme im Geheimen Konſeil ernannt, trat unmittelbar als Nachfolger für ihn ein.

Bernſtorff verwaltete das ihm übertragene Amt in demſelben Geiſt und Sinne, welcher bisher für Dänemark ſo heilſam und fruchtbringend ſich erwieſen hatte. Er wußte verſöhnliche Milde und ſtrenge Feſtigkeit zu vereinigen, und es gelang ihm, das politiſche Anſehen, welches ſein Vater erworben hatte, ungeſchwächt fortzuſetzen. Im Sommer 1800 wurde er zum Staatsminiſter und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und ihm ſein Bruder, Graf Joachim von Bernſtorff, als Direktor des auswärtigen Departements zum erwünſchten Gehülfen beigegeben.

Der zwiſchen Großbritannien und Frankreich mit erbitterter Anſtrengung geführte Seekrieg brachte damals das neutrale Dänemark in die unangenehmſten Verwickelungen; die Engländer nahmen däniſche Schiffe weg, und bedrohten Kopenhagen durch ihre Flotte. Die feſte Sprache und geſchickte Unterhandlung Bernſtorff's wandten fürerſt das Unheil eines Krieges noch ab; der zweiunddreißigjährige Staatsmann vertrat mit Erfolg das Recht gegen die Uebermacht, und die Engländer mußten die Rückgabe ſämmtlicher genommenen Schiffe zugeſtehen. Das folgende Jahr aber ſah dieſelben Verwickelungen nur heftiger wiederkehren, und es erfolgte am 2. April 1801 die Schlacht vor Kopenhagen, worauf dieſe Hauptſtadt ſelbſt von dem Feinde bombardirt wurde. Auf einer Baſtion der Feſtungswerke ſtand Bernſtorff mit dem

Kronprinzen-Regenten, jetzigen Könige Friedrich dem Sechsten, den Gang des Kampfes näher zu beachten, die Bomben flogen in allen Richtungen über ſie hin, und eine fiel und zerplatzte dicht neben ihnen, glücklicherweiſe ohne zu beſchädigen. Der Sieg entſchied ſich, trotz der Tapferkeit der Dänen, zu Gunſten der Engländer, und Dänemark mußte für den Augenblick nachgeben; die ſchwierigen und raſchen Unterhandlungen aber, welche mit den engliſchen Befehlshabern gepflogen wurden, führte Bernſtorff ſo kräftig und vortheilhaft, daß er günſtigere Bedingungen erlangte, als man damals zu hoffen wagte. Schon erkrankt, aber ſich gewaltſam aufrecht erhaltend, brachte er den Waffenſtillſtand noch zum Abſchluſſe, kaum aber war dies geſchehen, ſo brach die Maſernkrankheit bei ihm aus, und er mußte jede Thätigkeit aufgeben. Noch nicht völlig geneſen, übernahm er, zur ſchließlichen Feſtſtellung der Verhältniſſe mit England, eine außerordentliche Sendung nach London, wo er mehrere Monate zubrachte.

Im Jahre 1806 ereignete ſich durch beſondere Verhältniſſe der Anlaß, daß Bernſtorff auf einige Zeit ſich wiederum nach Berlin begab. Die günſtigſten Eindrücke blieben auch von dieſer zweiten Anweſenheit Bernſtorff's daſelbſt am Hofe und in den Geſellſchaftskreiſen zurück.

Daſſelbe Jahr brachte ihm die Begründung ſeines eigenen häuslichen Glückes; er vermählte ſich im Sommer 1806 zu Emkendorf mit ſeiner Nichte, der Gräfin Eliſabeth von Dernath.

Dieſes und die nächſtfolgenden Jahre war Bernſtorff durch die Zeitumſtände genöthigt, im Gefolge des Kronprinzen-Regenten größtentheils in Kiel zuzubringen, wo eine däniſche Truppenmacht zum Schutze Holſteins aufgeſtellt war. Dänemark fand ſich zwiſchen den entgegengeſetzten Zumuthungen der kriegführenden Mächte in der mißlichſten Lage, und beſonders gab der fortdauernde Seekrieg theils neuen Anlaß zu widerwärtigen Erörterungen und Spannungen, die zu beſeitigen immer weniger gelingen wollte. Am 9. Auguſt 1807 hatte Bernſtorff die entſcheidende, in der diplomatiſchen Geſchichte berühmt gewordene Unterredung mit dem engliſchen Geſandten Jackſon, in welcher die unſtatthaften Forderungen Englands zurückgewieſen wurden. Die Folge war der Friedensbruch und unerwartete Angriff auf Kopenhagen, durch welchen die Engländer ſich der däniſchen Kriegsflotte bemächtigten und ſie nach England abführten.

Die Wendung der Angelegenheiten war unglücklich, aber die Standhaftigkeit und Würde, mit welcher Bernſtorff das Recht und die Ehre des däniſchen Staates vertreten hatte, wurde von allen Seiten rühmend anerkannt, und von ſeinem Königlichen Herrn durch Verleihung des Elephantenordens belohnt.

Die Treue und Geradheit, die er in ſeinem Dienſtverhältniſſe wie in jedem anderen Lebensbezuge gewiſſenhaft übte, war durch kein Mißgeſchick zu erſchüttern, und ſollte bald auch von einer anderen Seite her eine ſeltene Prüfung beſtehen. Eine Angelegenheit, welche nicht unmittelbar den Staat, ſondern zunächſt die perſönlichen Verhältniſſe eines Dritten betraf, hatte ihn zu einer Vorſtellung veranlaßt, durch welche er ein Unrecht abwenden zu müſſen glaubte, und da er auf Schwierigkeiten ſtieß, und nicht durchdringen konnte, ſo zweifelte er keinen Augenblick, daß er der Ehre ſeiner Ueberzeugung ein Opfer bringen und ſeinem Amte entſagen müßte. Er nahm im Mai 1810 ſeine Entlaſſung, ohne Trotz und Groll, wie ohne Ungunſt. Der König blieb von ſeiner treuen Verehrung und Anhänglichkeit innig überzeugt und ihm mit aller früheren Zuneigung gewogen.

Um jedoch nicht unthätig zu ſein und um ferner dem Staate zu nützen, erbot ſich Bernſtorff, durch beſondere Umſtände ihm ſelbſt unerwartet dazu veranlaßt, im folgenden Jahre zur Uebernahme der däniſchen Geſandtſchaft zü Wien, die ſich gerade offen fand, und ihm auch ſogleich gewährt wurde. In dieſer Anſtellung hoffte er neben ſeiner amtlichen Thätigkeit einiger Ruhe und Erholung zu genießen, deren er auch nach ſo wechſelvollen und bewegten Jahren, in welchen auch ſeine Geſundheit ſehr gelitten hatte, wohl bedurfte. Gleich das nächſte Jahr aber bereitete durch Napoleon's Zug nach Rußland nur neue und größere Bewegungen, von denen auch Dänemark hart berührt werden ſollte.

Nach den Unglücksfällen, welche die Franzoſen in Rußland erlitten, blieb Dänemark ihrer Sache durch verhängnißvolle Umſtände anfangs noch verknüpft, und von der großen Verbindung gegen Napoleon ausgeſchloſſen. Bernſtorff, deſſen Amtsverrichtungen in Wien zufolge der Ereigniſſe des Jahres 1812 aufhören mußten, ſah ſich den Rückzug nach Dänemark durch die Kriegsheere verſperrt, und wollte mit ſeiner Familie nach Mannheim abreiſen, um hier die weitere Wendung der öffentlichen Angelegenheiten ſtill abzuwarten. Der edle Kaiſer Franz, hiervon benachrichtigt, ſchickte zu ihm, ließ ihm die Verſicherung ſeiner beſonderen Achtung ertheilen, und zugleich den Wunſch ausdrücken, daß er ſeinen Aufenthalt in Wien, wo ihn niemand ſtören würde, fortſetzen möchte. Im Anfange des Jahres 1814 ſchloß Dänemark ſich der Sache der Verbündeten förmlich an, und Bernſtorff trat wieder in ſeiner vorigen Eigenſchaft auf. Er folgte dem Kaiſer in das große Hauptquartier, und traf nach dem Sturze Napoleon's im April zu Paris ein, wo er den Friedensverhandlungen beiwohnte, und für die Sache Dänemarks, beſonders auch durch ſeine Perſönlichkeit, ſo vortheilhaft einwirkte, als es unter den damaligen Umſtänden irgend möglich war.

Demnächſt wurde er beauftragt, in Gemeinſchaft mit ſeinem Bruder an den Verhandlungen des Kongreſſes zu Wien Theil zu nehmen, und beſonders auch zu der allgemeinen Anordnung der deutſchen Verhältniſſe thätig mitzuwirken. Hier und bei dem zweiten Aufenthalte zu Paris, wohin Bernſtorff den verbündeten Monarchen folgte, bei denen ſämmtlich er jetzt beglaubigt war, gelang es ſeinem regen und beharrlichen Eifer, den däniſchen Intereſſen überall die günſtigſte Berückſichtigung zu erhalten.

Seine Rückreiſe von Paris nahm er durch die Schweiz, beſuchte dann in Weſtphalen ſeinen Oheim Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, und fand ſich mit dem Schluſſe des Jahres 1815 auf dem Gute Dreilützow, wohin auch Stolberg zum Beſuche kam, mit ſeiner Familie, die er in Wien verlaſſen hatte, wieder vereinigt. Auf der Weiterreiſe nach Kopenhagen gerieth er in Lebensgefahr, der er jedoch glücklich entging.

Er war mit ſeiner Stellung in Wien äußerſt zufrieden, und genoß in den diplomatiſchen wie in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen jeder Auszeichnung und Annehmlichkeit. Jedoch hatte er bisweilen wohl im Vertrauen geäußert, daß er einen dem Vaterlande näheren Poſten vorziehen würde, wenn ein ſolcher ſich zeigen ſollte. Als nun die Geſandtſchaft am preußiſchen Hofe dem Grafen Joachim von Bernſtorff angetragen wurde, wünſchte dieſer, voll Zartgefühl und Fürſorge für den geliebten Bruder, daß demſelben die Wahl zwiſchen beiden Poſten, den Geſandtſchaften zu Wien und Berlin, freigeſtellt würde. Höchſten Ortes wurde dies gern bewilligt, und der ältere Bruder wählte allerdings Berlin, nicht ohne ſeine alte Anhänglichkeit an den Hof und das Land ſo wie ſeine Vertrautheit mit Sitten und Lebensweiſe der ihm ſo ſehr befreundeten Stadt, bei dieſem Entſchluſſe weſentlich in Rechnung zu bringen. Er ahndete nicht, wie ſehr dieſe Antriebe ſich in der nächſten Zeit bewähren und zu welcher feſten Geſtalt ſie gedeihen ſollten!

Im Januar 1817 verließ er Holſtein und kam mit den Seinigen nach Berlin. Hier fand er alles ſeinen Wünſchen gemäß; die größte Zuneigung und Hochachtung begegnete ihm von allen Seiten, und während ſeine edle Erſcheinung und hohe Liebenswürdigkeit offen hervortraten, konnten auch die hellen Einſichten und reinen Geſinnungen des vielerfahrenen Staatsmannes nicht verborgen bleiben. Dieſer Verein ſeltener Eigenſchaften erzeugte und rechtfertigte den Gedanken, daß die Leitung der politiſchen Geſchäfte Preußens in den damaligen Zeitumſtänden keinen beſſeren Händen anvertraut werden könnte, als Bernſtorff's, der durch beſonnene Haltung und maßvolle Kraft den Erforderniſſen des Tages am meiſten zu entſprechen ſchien, und in Berlin ſchon längſt nicht mehr als ein Fremder anzuſehen war.

Die erſten Eröffnungen hinſichtlich eines Uebertrittes in den preußiſchen Staatsdienſt wurden ihm bereits im April 1818 gemacht, und gleich im folgenden Monat mit größtem Nachdruck wiederholt. Bei dieſer wichtigen Angelegenheit, welche für ihn mehr eine Sache großen Pflichtberufs, als lockenden Ehrgeizes war, wollte Bernſtorff nicht ſelbſtthätig eingreifen, ſondern unterwarf die Entſcheidung unbedingt ſeinem Herrn, dem Könige von Dänemark. Dieſer gütige Fürſt mißte den treuen Staatsdiener ſehr ungern, wollte denſelben aber ſo ehrenvollem Rufe und großem Wirken nicht entziehen, ſondern ertheilte dem angeregten Uebertritte ſeine volle Genehmigung. Bernſtorff reiſte darauf nach Holſtein, um perſönlich Abſchied von dem Könige zu nehmen, der ihm die gnädigſten Geſinnungen unverändert bewahrte. Unmittelbar nach ſeiner Entlaſſung trat er in preußiſche Dienſte als Geheimer Staats- und Kabinetsminiſter und Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten.

Auf dem Kongreſſe von Aachen erſchien er zuerſt in dem neuen Verhältniſſe, mit und neben dem Staatskanzler Fürſten von Hardenberg. Beide Staatsmänner, ſchon aus früherer Zeit befreundet, und die edlen Formen der hohen Lebenskreiſe, denen ſie beide durch Geburt und Bildung angehörten, auf ihre amtliche Bezüge übertragend, wirkten einträchtig zur Löſung der diplomatiſchen Aufgaben, die ihnen gemeinſam geſtellt waren, und wobei die etwanigen Meinungsverſchiedenheiten, welche nach anderen Seiten beſtehen mochten, größtentheils unberührt bleiben konnten. Bernſtorff empfing hier auch gleich im Beginne ſeiner neuen Laufbahn das ſchmeichelhafteſte Zeugniß der Achtung und der Gnade von Seiten des Königs, ſeines nunmehrigen Dienſtherrn, durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens, während der Kaiſer Alexander von Rußland ihn gleichzeitig mit dem höchſten ruſſiſchen Orden, dem des Heiligen Andreas, als dem Zeichen ſeines hohen Vertrauens, ſchmückte. Nach der Rückkehr von Aachen trat Bernſtorff in Berlin an die Spitze des ihm untergebenen Departements, und übernahm die Leitung der diplomatiſchen Geſchäfte.

Gleich im nächſten Jahre rief ihn der Gang der Ereigniſſe zu dem Kongreſſe deutſcher Bevollmächtigten nach Karlsbad, wo zur Sicherſtellung des deutſchen Gemeinweſens gegen ruheſtörende Bewegungen die Beſchlüſſe vorbereitet wurden, welche ſpäterhin durch die deutſche Bundesverſammlung zur Oeffentlichkeit gelangten. Dem neuen Kongreſſe, der hierauf in Wien zur Befeſtigung und Erweiterung der deutſchen

Bundesverhältniſſe gehalten wurde, wohnte Bernſtorff gleicherweiſe als Bevollmächtigter von Seiten Preußens bei, und ſeine beſonnene Klarheit wie ſein redlicher Eifer blieben auch hier nicht ohne fruchtbare Einwirkung.

Die neuen politiſchen Verwickelungen, welche infolge der ſpaniſchen Revolution nach und nach hervortraten, gaben in den nächſtfolgenden Jahren Anlaß zu den Kongreſſen von Troppau, Laibach und Verona, wo die wichtigſten und für Europa folgenreichſten Beſchlüſſe zu Stande kamen, zugleich aber auch die erhöhten Schwierigkeiten ſichtbar wurden, welche fortan in dem Gange der europäiſchen Politik ſich geltend machten. Bernſtorff nahm an den Verhandlungen dieſer Kongreſſe Theil, in welchen das Intereſſe und die Sprache Preußens ſtets folgerecht in der gewählten Richtung zu beharren wußten.

Nicht leicht dürfte die neuere Geſchichte einen Zeitraum darbieten, wo die politiſchen Aufgaben größer, die diplomatiſchen Wirkſamkeiten wichtiger und zarter geweſen wären, als die fünfzehn Jahre, während welcher in Frankreich der Kampf der Revolution gegen die Reſtauration ununterbrochen fortdauerte, und alle politiſchen Verhältniſſe Europas durch dieſen Kampf durchkreuzt und bedingt wurden. Die Ereigniſſe dieſes Zeitraums und die ihnen entſprechenden öffentlichen Maßregeln ſind bekannt, die Thätigkeiten aber, welche darauf eingewirkt haben, der Antheil und das Verdienſt, die hierbei den einzelnen Kabineten und den mit ihrer Geſchäftsleitung beauftragten Staatsmännern zuzurechnen ſind, in Rettung und Förderung des Guten und Rechten, in Abwendung und Milderung der Uebel, dieſe Einwirkungen können ihrer Natur nach nur einem engen Kreiſe von Mitwiſſenden vertraut ſein, und es bleibt künftiger Geſchichtſchreibung vorbehalten, dieſe noch verhüllten perſönlichen Bezüge einſt genau zu erforſchen und darzulegen. Wir beſcheiden uns, hier nur im Allgemeinen auf die haltungsvolle und gedeihliche Friedensſtellung hinzudeuten, welche Preußen während jenes Zeitraums immerfort behauptet hat, auf das Anſehen und Vertrauen ſeines Kabinets, auf die guten Früchte, welche dieſem Boden entſproſſen ſind, und wir dürfen mit Zuverſicht, ohne irgend ein anderes Verdienſt damit beſchränken zu wollen, die Ueberzeugung ausſprechen, daß die von Bernſtorff geführte Geſchäftsverwaltung im Einzelnen wie im Ganzen durch jede künftige Beleuchtung nur immer ehren- und ruhmvoll für ihn ſich darſtellen wird.

Und hier iſt der Ort, wo wir vor anderen Eigenſchaften, die er beſaß, der einen gedenken müſſen, die allen übrigen zur feſten Mitte diente, und die ihm ſelbſt die glücklichſte Befriedigung und ſeinem ganzen Wirken eine erhöhte Kraft und Sicherheit verlieh! Bernſtorff war in ſeiner Denkart und Geſinnung durchaus monarchiſch; ſein innerſtes Weſen und jede ſeiner Handlungen folgten dieſer Richtung. Seinem Königlichen Dienſtherrn und Gebieter mit höchſter Liebe und Verehrung zugethan, ſtrebte er vor Allem, den beſtimmten Willen deſſelben zu vernehmen und auszuführen, und dem Sinn und der Anſicht des Monarchen im Allgemeinen nachzufolgen. Dies that der offenen Darlegung und freimüthigen Erörterung ſeiner eigenen Anſicht keinen Eintrag; er würde dieſe niemals zu verhehlen fähig geweſen, und in manchen, hier undenkbaren Fällen lieber ganz zurückgetreten ſein; aber wo das Gewiſſen geſichert war, fand ihn die Pflichttreue des Dienſtes immer zur Selbſtverläugnung bereit.

Mehrmals im Verlaufe dieſer Jahre ſah Bernſtorff ſeine Thätigkeit durch heftige und langwierige Krankheitsleiden unterbrochen. Ein erbliches Uebel, die Gicht, pflegte ſeit früherer Zeit, in längeren oder kürzeren Friſten wiederkehrend, ihn zu befallen. Die Leitung der Geſchäfte führte er auch noch vom Krankenbette mit glücklichem Erfolge fort, nur in ſelteneren Fällen mußte er kürzere Zeit auf alle Thätigkeit verzichten. Wiederholt ſuchte er, wo nicht Geneſung, doch Linderung, in heilſamen Bädern und im ſtillen Kreiſe der Seinen. Die erneuten Kräfte aber widmete er mit erhöhtem Eifer ſogleich wieder ſeinem Dienſtberufe.

Schon im Jahre 1824 äußerte er gegen Freunde im Vertrauen, daß ſeine Kränklichkeit ihn wohl bald nöthigen würde, ſeinem Amte zu entſagen, und zwei Jahre ſpäter glaubte er, dieſen Zeitpunkt wirklich eintreten zu ſehen; allein das höchſte Zutrauen, welches in ihn geſetzt wurde, und die ſtrenge Pflichtgeſinnung, mit der er ſolches erwiederte, bewogen ihn ſtets wieder, dieſen Schritt noch aufzuſchieben, und das Zureden ſeiner Freunde wie die öftere Beſſerung ſeiner Geſundheitsumſtände ließen ihn nach überſtandener Unterbrechung jedesmal friſchen Muthes die Geſchäfte wieder aufnehmen.

In ſolchem Wechſel war der Sommer des Jahres 1830 herangekommen, und Bernſtorff nach abermaligen ſchweren Leiden in das Bad zu Neundorf gereiſt, deſſen Gebrauch ſich ihm ſchon früher wohlthätig erwieſen hatte. Jedoch kaum angelangt, empfing er die raſch auf einander folgenden Nachrichten von der in Paris ausgebrochenen Revolution, deren Umfang und Ergebniß mit jedem Tage ſich bedeutender darſtellte. Der Eindruck dieſer zerſtörenden Ereigniſſe wirkte ſo gewaltſam auf ſein Gemüth, daß er auf's neue erkrankte; ſein Geiſt und Wille aber blieben ungebeugt, er vertrieb den heftigen Gichtanfall durch heiße Bäder, und eilte nach Berlin, wo er in der Mitte des Auguſt noch ſehr leidend eintraf. Er übernahm ſogleich mit rüſtiger Kraft die Leitung der Geſchäfte. Die politiſche Lage mit klarer Beſonnenheit überſchauend, wirkte er mit feſtem Eifer in derjenigen Richtung, welche den Umſtänden des Augenblicks die einzig angemeſſene erſchien, und in welcher, zu verſtärkter Kraft und Verbündung, die verſchiedenſten Anſichten zuletzt ſich vereinigten.

Die Erſchütterung in Frankreich wirkte weit über die Gränzen dieſes Landes hinaus, von allen Seiten erhoben ſich Bewegungen, die durch Klugheit zu beſchränken, durch Einſicht zu meiſtern oder durch Gewalt zu hemmen waren. Bernſtorff zagte keinen Augenblick, auch unter dem Zuſammentreffen der verwirrendſten Eindrücke nicht, ſondern wandte gegen jede neue Gefahr nur kältere Faſſung und erhöhte Vorſicht. Die Ereigniſſe nahmen in der That bald wieder eine minder drohende Geſtalt, die Hauptkriſis gelangte durch ihre eigenen Gegenwirkungen zum Stillſtande, und die wichtigſten Streitfragen wurden allmählig in die Schranken friedlicher Verhandlung eingelenkt, wo das Anſehen und die Macht der erhaltenden Grundſätze ſich der Revolution gegenüber im überwiegenden Vortheil finden mußte.

Dieſer Stand der Dinge war vorbereitet, allein noch keineswegs vollendet, als Bernſtorff infolge der unausgeſetzten Anſtrengung und Thätigkeit auf's neue ernſtlich erkrankte, und nun entſchieden glaubte, den vielen weiteren Kämpfen, die ſich vorausſehen ließen, mit ſeinen geſchwächten Kräften nicht mehr gewachſen zu ſein. Doch ließ er deßhalb in ſeinem Pflichtberufe keineswegs nach; die heftigſten Fieberanfälle, die ſchmerzlichſten Kopfleiden durften ihn nicht abhalten, die Geſchäftsarbeiten regelmäßig fortzuführen, und insbeſondere auch die mündlichen diplomatiſchen Verhandlungen täglich zu beſtehen. Ganz in den Leiſtungen lebend, welche die Zeitumſtände von ihm forderten, achtete er nicht ſeiner eigenen Hinopferung. Erſt nachdem ſein Zuſtand, durch dieſe Anſtrengung ſelbſt, endlich dahin gebracht war, daß er glaubte, den Aufgaben ſeiner Stellung mit ſeinen geſchwächten Kräften nicht mehr gewachſen zu ſein, reifte der Vorſatz in ihm, ſich aus dem Staatsdienſte zurückzuziehen. Auch die günſtigere Ausſicht, zu welcher im Allgemeinen die politiſchen Angelegenheiten nicht ohne ſeine thätige Mitwirkung zurückgeführt waren, ſchien ein ſchicklicher Abſchnitt für die eigne Laufbahn, und er äußerte im Frühjahr 1831 den beſtimmten Wunſch, von derſelben abzutreten. Doch ſein Wunſch wurde noch nicht gewährt, ſondern einſtweilen durch die Ernennung eines Staatsſekretairs für die auswärtigen Angelegenheiten nur eine erleichternde Geſchäftsanordnung eingerichtet.

Als jedoch die Krankheitsleiden, anſtatt nachzulaſſen, in der nächſten Zeit nur immer häufiger eintraten, und gleichwohl der öffentliche Zuſtand eine fortdauernd geſteigerte Aufmerkſamkeit erforderte, da hielt Bernſtorff es für ſeine Pflicht, den Zeitpunkt nicht abzuwarten, wo ihn die bisherige Klarheit des Ueberblicks verließe, ſondern ſeine Geſchäftsführung ungetrübt einem kundigen Nachfolger zu übergeben, und von einem Poſten abzutreten, deſſen Aufgaben und Verantwortung die nächſte Zukunft noch vergrößern konnte. Er bat im Frühjahr 1832 mit beſcheidenem, doch dringenden Ernſt um ſeine Entlaſſung; und erhielt zwar dieſe nicht, aber die Ernennung eines Amtsnachfolgers entband ihn aller eigentlichen Departementsgeſchäfte. Der König behielt ſich vor, in geeigneten Anläſſen ihn fortwährend zu Rath zu ziehen, und wollte ihn deßhalb auch fernerhin zu ſeinen wirklichen Staatsdienern gerechnet wiſſen. Dankbaren Herzens erkannte Bernſtorff die huldvolle Gnade und das ehrende Vertrauen des geliebten Monarchen, und durfte mit innerer Befriedigung auf eine Laufbahn zurückblicken, die mit nicht minderer Auszeichnung ſchloß, als ſie begonnen hatte.

Nur allzubald nach ſeiner Zurückziehung beſtätigte ſich leider die Beſorgniß, die ihn zu jener bewogen hatte; am 10. März 1833 erlitt er einen erſten Anfall von Schlagfluß. Doch erholte er ſich wieder, und die Ruhe und Muße, deren er nunmehr genoß, wirkten ſo günſtig auf ſeine Geſundheit, daß er ſogar auch an einzelnen Geſchäften wieder Theil nehmen konnte, für welche ſeine Einſicht und Erfahrung begehrt wurden. Im Sommer 1834 fühlte er ſich ſo weit geſtärkt, daß er einem ſehnlichen Wunſch, den er lange gehegt, willfahren zu können glaubte, und mit den Seinigen eine Reiſe nach Kopenhagen unternahm. In dieſer früheren Heimath fand er ſich durch liebe Erinnerung und Gegenwart doppelt angeregt, und freute ſich insbeſondere auch des Wiederſehens und der Huld des Königs von Dänemark, der den treuen Sinn ſeines ehemaligen Dieners mit Rührung anerkannte.

Von Kopenhagen im Herbſte nach Berlin zurückgekehrt, empfand er bald wieder die Nachtheile der rauheren Jahreszeit, doch gab ein wechſelvoller Zuſtand auch Zeitabſchnitte, in denen er eine zunehmende Beſſerung hoffen konnte. In ſolchen Zeiten hegte ſein Gemüth beſonders Ein Verlangen, das er wiederholt und mit Lebhaftigkeit äußerte; er wünſchte herzlich, noch Einmal den König ſeinen Herrn zu ſehen! Ihn ſeiner innigſten Ehrfurcht und Dankbarkeit verſichern, ſie perſönlich ausdrücken zu können, war ihm ein Bedürfniß, dem in ſeiner Seele jede tiefe und zarte Empfindung ſich verknüpfte. Die Erfüllung dieſes Wunſches vermochte er nicht mehr zu erreichen. Zwar traten wiederholt günſtigere Tagesreihen ein, und die Heiterkeit ſeines Geiſtes wie die Wärme ſeines Gemüths erwieſen ſich noch im Anfange des Jahres 1835 in erhöhter Lebensfriſche, allein gerade in ſolchem verſprechenderen Zuſtande überfiel ihn unerwartet am 18. März ein erneuter Schlagfluß. Die Hülfe der Aerzte war vergebens. Von treuer Liebe der Seinen umgeben, erfüllt mit dem reinen Bewußtſein eines tugendhaften Lebens, und erhoben durch frommes Gottvertrauen, entſchlief er am 28. März im beinahe vollendeten ſechsundſechzigſten Jahre ſanft und ruhig zu einem höheren Daſein, an das er geglaubt, mit dem er ſich ſtets heiter beſchäftigt hatte.

Die Beſtattung geſchah am 1. April mit allem Glanz und herkömmlichen Ehren, die dem innegehabten Range und der Stellung des Hingeſchiedenen gebührten; doch mehr als jene bezeichneten der ungeheuchelte Schmerz und die tiefe Trauer aller Edeln, die ihn gekannt und ihn zu würdigen vermocht, die Größe ſeines Werthes, ſo wie des Verluſtes, den ſein Scheiden uns empfinden ließ.

In der That mag ſelten eine Perſönlichkeit ſo ausgezeichnete Uebereinſtimmung des äußeren Erſcheinens und des inneren Weſens darbieten, als dies in ihm der Fall war. Der liebevolle, menſchenfreundliche Sinn, die ſtrenge Rechtſchaffenheit, die hohe Bildung des Geiſtes und die reiche Welterfahrung vereinigten ſich in ihm zu dem ſchönſten Ausdrucke echten Menſchenadels, dem Ehrerbietung und Zuneigung nie zu verſagen waren.

Bernſtorff's Karakter als Staatsmann iſt in obigen Umriſſen ſeines Lebens und Wirkens den Hauptzügen nach bereits mitgeſchildert. Erwähnen müſſen wir noch, daß er in jedem Geſchäft mit feſter Beſtimmtheit nur auf die Sache ging, dem redlichen Zwecke nie andere als redliche Mittel wählte, und daß er die künſtlichen Gewebe diplomatiſcher Feinheiten ſehr wohl kannte, doch weder brauchte noch fürchtete. Von ſelbſtſüchtigen Antrieben, von eigenem Ehrgeiz und Vortheil findet ſich in ſeiner zwiefachen Dienſtlaufbahn wohl ſicherlich keine Spur!

Perſönliche Verhandlungen pflegte er nicht ohne Lebhaftigkeit, aber ſtets in verſöhnlicher Geſinnung zu führen. Die Klarheit ſeiner Anſichten gewann leicht Eingang, und ſeine Gründe beredeten nicht, ſondern überzeugten. Von ſeinen Gehülfen, wie er ſeine Räthe und Untergebenen nannte, forderte er viel; aber das Geleiſtete würdigte er dankbar, und freute ſich jedes Lobes, das er ertheilen konnte. Er wußte zu befehlen; ließ aber zugleich die zarteſten Rückſichten der Billigkeit und Schonung walten. In ſeinen eigenen ſchriftlichen Arbeiten leiſtete er alles ſelbſt, was er von Anderen forderte; ſie vereinigten die gründlichſte Darlegung der Sache und die angemeſſenſte Ausdrucksweiſe. Sein Takt für Schicklichkeit, Präziſion und Anmuth in jeder Art von Abfaſſung war bewunderswürdig, und die ſchwierigſten und bedenklichſten Aufſätze gingen klar und gediegen aus ſeiner Redaktion hervor.

Der äſthetiſche Sinn, deſſen er von früher Jugend her theilhaftig war, und den ſeine ganze Geiſtes- und Lebensbildung treulich gepflegt hatte, zeigte ſich in ſpäteren Jahren auch durch eigene Hervorbringungen, welche einen ernſten Inhalt, Gedanken und Bilder frommer Liebe mit dichteriſchem Ausdruck bekleideten. Bis zuletzt war ſein Geiſt mit ſolchen Gegenſtänden beſchäftigt, bald die Schönheit der Darſtellung, bald die Macht der Gedanken erfaſſend; er wußte auch die ihm fremdeſten Denkarten und Sinnesweiſen zu durchdringen, und in ihnen den Kern des Geiſtes und des Talents hervorzuheben und zu ſchätzen. Sein eigenſter Geiſtesweg aber führte ihn immer auf's neue zu dem Troſte und der Beruhigung zurück, die ihm, wie ſeinem gleichgeſinnten Nächſtenkreiſe von früheſter Zeit durch evangeliſchen Glauben verliehen waren, mit deſſen Kern er ſeine eigenthümlichen Forſchungen und Anſichten durch umfaſſendes Gefühl leicht vereinigte.

Wir haben bereits ſeiner Verheirathung zu erwähnen gehabt; ſeine Ehe war ein ununterbrochenes Glück, ein ſchönes Vorbild hoher und ſegenreicher Verbindung. Seine Wittwe und ſeine noch übrigen Geſchwiſter betrauern den liebevollſten Gatten und Bruder, ſeine hinterlaſſenen beiden Töchter den zärtlichſten Vater; in dieſem Kreiſe kann der Schmerz um den theuren Abgeſchiedenen nie verſiegen, deſſen ſchöne Seele ſich hier am lichtvollſten und beglückendſten entfaltete. Drei Söhne in frühen Jahren und eine ſchon verheirathete Tochter gingen ihm voran.

Das Andenken des herrlichen Mannes wird fortleben, und mit den Jahren, wir ſind es gewiß, nur mehr und mehr hervorleuchten. Der Name Bernſtorff, ſchon ſo vielfältig ruhmvoll und dankbar genannt, iſt durch ihn fortan auch in Preußen unvergeßlich.

Wie bei dem Grafen von Schlabrendorf wollen wir auch von dem Grafen von Bernſtorff einige Proben ſeiner Geiſtesart und Ausdrucksweiſe beifügen. Die einfach milden, aber ſinnigen und feinen Reimſprüche, welche hier folgen, ſind zwar ſchon gedruckt, aber wenig bekannt, und manches verwandte Herz wird die paar Blätter, welche ſie einnehmen, gern hier finden.

1835.

Stimmen aus Gräbern.

Vorwort.

Es iſt oft gefragt worden, ob die Lehre des Welterlöſers, dieſe Lehre der Liebe, des Lichtes und des Heils, nicht bei ihrer erſten Verbreitung, in den Geſinnungen und Bedürfniſſen der beſſeren Menſchen, auch unter den Völkern, denen jede unmittelbare Offenbarung des Göttlichen fremd geblieben war, ſchon einen Grund fand, in dem ſie leicht und glücklich Wurzel faſſen und ſchnell zum weithinſchattenden Baume emporwachſen konnte. Daß dieſes wirklich der Fall geweſen, war immer meine Ueberzeugung, und wie die nachſtehenden Verſuche zum Theil aus dieſer Anſicht hervorgegangen ſind, ſo wünſche ich auch um Mißdeutungen vorgebeugt zu ſehen, daß meine anſpruchsloſe Arbeit nur von der nämlichen Anſicht aus beurtheilt werden möge.

Heidengräber.

1828.

1.

Mich dünkt der Erde Laſt nicht ſchwer,
Mir wird im engen Hauſ' nicht bang;
Ich ſehnte mich nach Ruhe ſehr.
Wohl mir! es war mein letzter Gang.

2.

Nach dem, was ſcheidend ich empfunden,
Und nach dem Jenſeits forſchet ihr?
Was ich gefühlt und was gefunden,
Erfragt ihr nicht am Grabe hier.
Die Zukunft ihr im Herzen tragt!
Denn ob er ſchafft, ob er vernichtet,
Hat, eh' ſein letzter Morgen tagt,
Schon längſt der Menſch ſich ſelbſt gerichtet.

3.

Bis einſt ich bin mit euch vereint,
Die ihr an meinem Grabe weint,
Scheint, in des Himmels Herrlichkeit,
Mir lang der bittern Trennung Zeit.

4.

Was frech und ruchlos ich verſchuldet,
Was zart und liebend ich geduldet,
Wer nimmt mir das Bekenntniß ab?
Wohl birgt es das verſchwiegne Grab.

5.

Von treuer Liebe Kraft gezeugt,
An zarter Liebe Bruſt geſäugt,
Erfuhr ich Liebe nur und Schmerz,
Und Liebe brach das bange Herz.
Sie war des Lebens Gluth und Licht,
„Und Erde kühlt die Liebe nicht.“

6.

Was folgt uns aus dem ird'ſchen Leben,
Nachdem des Geiſtes Hülle fiel?
Was iſt der Frommen einzig Streben,
Der Weiſen letztes höchſtes Ziel?
Was ſchmücket mehr als Heil'genſchein?
Des Herzens Lauterkeit allein.

7.

Was ſchreckt mich noch bis in den Sarg?
Die Sünde iſt's, die ſich verbarg.
Die Schuld, die laut der Menſch bekennt,
Schon halb ihm das Gemüth befreit;

Die Lüge, die im Innern brennt,
Ihn ewig mit ſich ſelbſt entzweit.

8.

Wie heiß mir auch im Herzen brenne
Die Sehnſucht nach Unſterblichkeit,
Ich dankbar noch und laut erkenne
Der ird'ſchen Tage Seligkeit.

9.

Hier grub man eine Jungfrau ein;
Ihr Geiſt ſtieg auf zum ew'gen Licht.
Da fühlte ſich kein Engel rein,
Sie deckten zu ihr Angeſicht.

10.

Tiefbrennend iſt der Kinder Schmerz,
Wenn ſie vereint der Aeltern Grab;
Denn ſchwer nur löſet ſich das Herz
Von ſeines Lebens Wurzeln ab.
Doch blutet heißer noch die Wunde,
Wenn theure Mitgeborne ſchwinden,
Wenn die Gefährten jeder Stunde
Sich nun auf Erden nicht mehr finden.
Was aber gleichet deſſen Leiden,
Der holde Kinder überlebt,
Dem Gegenwart und Zukunft ſcheiden,
Der Glück und Hoffnung ſich begräbt?

11.

Wo ſich der Menſchheit Räthſel löſen,
Wo Gutes ſcheidet rein vom Böſen,
Wo ſich des Herzens Sehnſucht ſtillt,
Der Frommen Hoffnung ſich erfüllt,
Wo ſich kein Frevel bergen kann,
Rufſt Du umſonſt Vernichtung an.

12.

Was ihr geglaubt, wie ihr gehandelt,
Gilt wenig auch im Reich der Klarheit.
Gezählt wird euch, ob ihr gewandelt
Im Lichte ſelbſtbewußter Wahrheit.

13.

Was heſteſt du ſo ſtarr den Blick
Auf mein ſchon halb bemoostes Mahl?
Kehr in dich ſelbſt den Blick zurück,
Da heilt allein des Herzens Qual.
Das Höchſte wurde dir verſagt
Seitdem du, trotzig und verzagt,
Des innern geiſt'gen Sinns beraubt,
Das Unſichtbare nicht geglaubt.

14.

Wen deckt in dieſer Bäume Schatten
Das traulich ſtille Doppelmahl?
Hier ruh'n vereint die treuen Gatten,
Und dieſer Platz war ihre Wahl.
Ihr Glück war jedes Tags Gewinn,
Und hätten ſie, nach eignem Sinn,
Sich einen Himmel ſchaffen ſollen,
Sie hätten ſo nur bleiben wollen.

15.

Sehr wohl, du grünbelaubte Erde!
Sehr wohl, du bitterſüßes Leben!
Wie immer auch ich mich gebehrde,
Ich kann nicht ohne Widerſtreben
Von euch mein Herz auf ewig wenden.
Ihr Geiſter abgeſchiedner Stunden,
O helfet mir den Kampf vollenden,
Bis eure letzte Spur verſchwunden.

16.

Was forſcheſt du von Stein zu Stein?
Was ſollen lehren dich die Todten?
Verſtummt in ſtarrendem Verein
Sind wir dir keine Rettungsboten.
Doch höre eines Todten Rath.
Der Menſch, der immer Wort und That
Nach Strafe nur und Lohn bemißt,
Und nur des Todes nicht vergißt,
Weil er ſich ſtreng bedrohet glaubt,
Hat halb ſich ſchon des Lohns beraubt.
Gehorche du dem ew'gen Recht,
Was auch es dir für Früchte trage,

Und ſorge nicht, ob gut, ob ſchlecht
Sich ſtelle dir des Richters Wage.

17.

Nach Wahrheit ringt, in Furcht und Schmerz
Dein Geiſt in Blindheit noch gebunden.
Belüge nie dein eignes Herz,
So haſt die Wahrheit du gefunden.

18.

Verſchone mich mit deinem Dank.
Was mich ſo feſt an dich gebannt,
War unſrer Herzen inn'rer Zwang.
Der Liebe Macht ſei nicht verkannt;
Denn wo ſie herrſcht und wo ſie ſchafft,
Verliert die Willkür jeden Raum,
Und nur aus ihrer Zauberkraft
Erblüht des Lebens ſchönſter Traum.
Sich immer gleich und ohne Reue
Glühn wahrer Liebe ſüße Schmerzen.
O, willſt du halten mir die Treue,
So bleibe treu dem eignen Herzen.

Chriſtengräber.

1828.

1.

Wie! Chriſtus willſt du angehören?
Auf ſeinen Namen darfſt du ſchwören?
Haſt du mit ihm in Ernſt gerungen,
In ſtiller Demuth dich bezwungen?
Haſt du beſiegt der Erde Luſt,
Der Selbſtſucht Wurm in eigner Bruſt
Erbarmet dich der Brüder Noth,
Geſtrebt für ſie bis in den Tod?

2.

Weil Jeſus eure Schuld gebüßt,
Wähnt ihr, euch ſei die Sünde frei?
Ihr ſeid es, die ſein Blut vergießt.
Denn wer, in frecher Heuchelei,
Nach ihm und ſeinem Wort ſich nennt,

Und dieſes Namens Pflicht verkennt,
Sagt los ſich von des Vaters Huld,
Und ruft auf ſich zurück die Schuld.

3.

Wen meldet uns die Glocke an?
Und horch! ſchon wogt der Zug heran.
Es folgt die ganze Dorfgemeine;
Der treuen Seelen fehlt nicht eine.
Sie zieh'n dem theuren Lehrer nach,
Der ihnen Jeſus Wort verkündet,
Und, wenn er von dem Meiſter ſprach,
In Liebe jedes Herz entzündet.
Doch ſieh! ſchon nimmt ihm, Stück vor Stück,
Die Heerde ab der große Hirt.
Er zählet freudig ſie zurück;
Kein Schäflein hat ſich ihm verirrt.

4.

Wer hat wie Jeſus uns gelehrt,
Was liebend Gott von uns begehrt,
Und was zu ihm uns ſicher führt?
Auch was der ird'ſchen Macht gebührt,
Der Gott, nach ſeiner Weisheit Rath,
Vertraut den Willen und die That?
Und hat er uns gewieſen nicht
Der Bruderliebe ſüße Pflicht,
Und wie der Demuth ſtille Krone
Des Herzens ſchwerſte Opfer lohne?
Er hat der Ehe heilig Band
Gelegt in Gottes Vaterhand,
Doch mild der Frevlerin geſchont,
Der Reue noch im Herzen wohnt;
Das Maß, mit dem der Heiland mißt,
Endlos wie ſeine Liebe iſt.
O, Herr des Lichtes und des Lebens,
Uns, uns beriefſt du nicht vergebens.
Und hätte deiner Wunder Kraft
Dem Worte Glauben nicht geſchafft,
Wir hätten doch den Sohn erkannt,
Vom Vater gnadenvoll geſandt.

Neue Gräber.

1.

Die Zukunft.

In friſcher, voller Lebensglut
Des ſichern Todes zu gedenken,
Und ſtets mit ungebrochnem Muth
Den feſten Blick dorthin zu lenken,
Das heiſcht des Menſchen ernſtes Loos.
Ach, wenig flücht'ge Tage nur,
Und euch empfängt der Erde Schooß,
Und ſchnell verſchwindet eure Spur.
Der Menſch allein ſein Schickſal kennt;
Doch das bekundet ſeinen Geiſt,
Was tief in ſeinem Innern brennt,
Ihm ſeiner Hoffnung Ziel verheißt.

2.

Die Verführte.

Zurück! zurück! was ſuchſt du hier?
Ein glühend Opfer fiel ich dir;
Und noch, noch lockt dein Flammenblick
Mich in die Sinnenwelt zurück.

3.

Die ewige Jugend.

Was klaget ihr, daß ſchnell verblühet
Des Lebens erſte Frühlingspracht?
Wem tief im Buſen Liebe glühet,
Der trotzt der Zeit und ihrer Macht.
Denn jeden Alters iſt die Liebe,
Und unverſiegbar ihre Kraft.
Wenn ſie in euren Herzen bliebe,
Von Selbſtſucht frei und Leidenſchaft,
So ſchwände eurem Leben nimmer
Der friſchen Jugend Roſenſchimmer.

4.

Rath.

Wollt ihr die Erde überwinden,
Den Himmel an die Erde binden,

So ſchließet gleich den Bund der Liebe,
Wie euer Herz euch dazu triebe,
Wenn heute ſchon der Tod euch fände,
Des Lebens letzter Tag euch ſchwände.

5.

Die Treue.

Getreu zu ſein bis in den Tod,
Getreu in Glück, getreu in Noth,
Das iſt des Herzens erſter Ruhm,
Der Seele höchſtes Heiligthum.
Doch wollt ihr rein und ohne Reue
Erringen euch den Preis der Treue,
So forſchet, eh' ihr handelt, nicht,
Ob ſüß der Trieb, ob ſchwer die Pflicht.

6.

Die Selbſtverdammung.

Erbarmungsvoll, aus freier Huld
Zu ſühnen ſeiner Sünden Schuld,
Dem ſchwachen ſterblichen Geſchlecht,
War ſtets der Götter Luſt und Recht.
Doch dein Gewiſſen dir befrei'n,
Auslöſchen dir die inn're Pein
Der Scham, die keine Reue bannt,
Vernichten, was vorlängſt erkannt,
Des eignen Herzens Vehmgericht:
Das können euch die Götter nicht.
Du haſt dein Urtheil ſelbſt geſprochen,
Und ewig iſt die Schuld gerochen.

7.

Die Braut.

Was ich in heißen Prüfungsjahren
An Hoffnung, Furcht und Schmerz erfahren,
Begreift nur wer die Liebe kennt.
Doch keine Menſchenzunge nennt
Die Seligkeit, die ich empfand,
Als mir der letzte Zweifel ſchwand.
Doch ach! mein Herz erlag der Wonne,
Und als ſich hob die dritte Sonne,
Empfing ein düſtres Thurmgeläute
Den Sarg der glücklichſten der Bräute.

Des armen Menſchen duldſam Herz
Erträgt den ſtaubverwandten Schmerz;
Nicht ſo der Freude Himmelsgluth;
Sie wogt und ſchäumt wie Meeresfluth,
Sie weckt in tieferregter Bruſt
Der Sehnſucht ungeſtüme Luſt.
Sie ſtrebt nach gränzenloſer Fülle
Und bricht des Geiſtes ſchwache Hülle.

8.

Der Geiſt.

Woher ihr kommt, wohin ihr geht,
Ihr wißt es nicht, und wo ihr ſteht,
Da forſchet ewig ihr vergebens
Nach eures räthſelvollen Lebens
Geheimem Grund und letzten Ziele.
Seid preisgegeben ihr dem Spiele
Des Zufalls, oder blind geſtellt
In das Geſetz der Körperwelt?
Doch nein! ihr habt es längſt erkannt,
Der freigeſchaff'ne Geiſt, verwandt
Der unſichtbaren Himmelskraft,
Die ewig wirkt und ewig ſchafft,
Verſchmäht, was nur den Stoff geſtaltet.
Er wählt und ſondert, mißt und waltet
Nach ſtrengem, ſelbſtgewognem Recht,
Bekennt ſich dieſes Rechtes Knecht,
Verkündet laut das Heil der Wahrheit,
Und gründet ſich ein Reich der Klarheit.

Freundesgräber.

1.

Den 21. Juni 1797.

Hier zog ein großer Todter ein.
Vergebens ſpräche hier der Stein.
Wie ſcharf du ätzen magſt, dem Bilde,
In ſeiner Hoheit, ſeiner Milde,
Kann wahre Dauer doch nur geben,
Was tief ein ſegenreiches Leben
In reger Sorge ſtets bewegt,
In Aller Herzen hat geprägt.

Vom Vater erbt der Sohn das Wort,
Es pflanzt von Mund zu Mund ſich fort.

2.

1797.

Der Trauer um den hohen Greis
Geſelle ſich kein herber Schmerz.
Was er gelehrt der Freunde Kreis,
Durchdringe kräftig Aller Herz.
Sein Geiſt war kühner Adlersflug.
Entſchwand er uns in Sonnenhöhen,
So war des Himmelsſtürmers Zug
In Flammenbahnen noch zu ſehen.
Mit dieſem Geiſte ſeltner Art
War feſt das treuſte Herz gepaart.

3.

Den 18. Januar 1821.

„Ich ſuchte dich, ich flehte dir,
Jetzt ſteh' ich klopfend an der Thür.“
Erkennt ihr dieſe Stimme nicht,
Die rührend aus dem Sarge ſpricht?
O laßt uns hier die Kniee beugen!
Für ihn, für ihn wir Alle zeugen.
Denn treuer war kein menſchlich Herz.
Wohl liebte er den freien Scherz;
Doch ward das Ernſte, Heil'ge nimmer
Geopfert ſeinem reichen Witze,
Und ſpurlos gleich verſchwand der Schimmer
Auch ſeiner hellſten Geiſtesblitze.
Seit ihm der theure Bruder fehlte
War ihm des Lebens Reiz erblaßt,
Und wer ihn ſah, ſich nicht verhehlte,
Daß ſchon der Tod ſein Herz erfaßt.
Denn heiß geſchärft war dieſer Schmerz,
Es hatte tief ſein Zwillingsherz
Ein giftgetränkter Dolch verletzt,
Von falſcher Freundeshand gewetzt.

4.

Den 24. Auguſt 1831.

Ob ſich mit ſchon ergrautem Haare
Noch Jünglingsanmuth lieblich paare;

Ob tieſe, ernſte Seelengröße
Vom Mitgefühl das Herz entblöße;
Ob treuer Freundſchaft Heiligthum
Sich einen mag mit Heldenruhm:
So frage nicht wer ihm gekannt
Den dieſe Worte ſchon genannt.

5.

Den 9. Januar 1832.

Ich ſuchte Worte, ſuchte Farben,
Des Freundes Bild mir zu geſtalten,
Doch bald die Worte mir erſtarben
Und auch die Farben mir erkalten,
Seit mir, wie nie es Worte ſagen,
Tief aus der Seinen heißen Klagen
Ein Bild hervorgegangen war,
So liebewarm, ſo ſpiegelwahr,
Daß, traun! dem Zeugniß falſcher Zähren
Nur Schatten zu geſellen wären.

Schleiermacher und Friedrich Schlegel.

Schleiermacher und Friedrich Schlegel waren in früherer Zeit, da ſie in Berlin lebten, die innigſten Freunde und Kammeraden; ihre Studien und Vergnügungen waren gemeinſam, ihre frühen Spazirgänge im Thiergarten, ihre ſpäten Abendſtunden, bei Sala Tarone, waren durch den beſtändigen Austauſch ihrer Kenntniſſe, Ideen und Einfälle belebt. Manches von dem, was bei ſolcher Gelegenheit auf kleine Blätter raſch aufgeſchrieben wurde, ſteht in den berühmten „Fragmenten“ des Athenäums, und es möchte wohl nicht leicht ſein, jetzt noch genau zu ſcheiden, was dem Einen oder dem Anderen davon angehört, deſto leichter möchte aber das von Auguſt Wilhelm Schlegel dort Beigeſteuerte an einer gewiſſen philologiſchen Richtung und Aeußerlichkeit zu erkennen ſein. In dem Verhältniſſe Schleiermacher's und Friedrich Schlegel's war der letztere durchaus der Herrſchende; und ſein perſönliches Uebergewicht unbeſtritten. Dieſem gewaltigen Einfluſſe entſprangen auch die Briefe Schleiermacher's über die Lucinde, eine gewiß edle und feine Schrift, deren Inhalt durchaus ſittlich und rein iſt, wenn man gleich zugeſtehen muß, daß man nicht gerade von einem Prediger (er war damals Charité-Prediger) die Anpreiſung jenes auch künſtleriſch völlig mißrathenen Romans erwarten durfte. Als beide Freunde bald nachher durch die Lebensumſtände getrennt wurden (Schleiermacher ging als Prediger nach Stolpe, Friedrich Schlegel mit ſeiner nachherigen Gattin nach Paris), wurde Schleiermacher jenes Uebergewicht völlig los, und ſeine urſprüngliche Eigenheit konnte ſich ungeſtört entfalten. Die proteſtantiſch-rationaliſtiſche Richtung gewann völlig die Oberhand über die ſinnlich-myſtiſche, die ihm früher mit Friedrich Schlegel gemein geweſen war, und aus der bei dieſem endlich die römiſch-katholiſche hervorging. Friedrich Schlegel aber fuhr fort, auch in der Ferne ſich als das Haupt in dem Freundſchaftsbunde zu betrachten, und jede Selbſtſtändigkeit und unabhängige Thätigkeit, worin Schleiermacher ſich nun mehr und mehr zeigte, als eine Abtrünnigkeit deſſelben zu rügen. Daß Schleiermacher die Ueberſetzung des Platon, welche von Schlegel zuerſt angegeben und unter ſeinem alleinigen Namen angekündigt worden war, nun ohne ihn auszuführen begann, nahm er noch nicht ſo übel, als daß jener auch in philoſophiſchen Anſichten und ethiſch-theologiſcher Richtung ganz in eigner Weiſe vorzuſchreiten verſuchte. Nach Schlegel's Meinung hätte Schleiermacher, als daheimgebliebener treuer Schildträger, in verjüngtem Maße wie mit dem Storchſchnabel, alle Verwandlungen, Eingenommenheiten, Tic's und Credo's, denen Schlegel auf dem großen Weltſchauplatze bei ſeinen Irr- und Nothfahrten unterworfen war, mitmachen und ſie gleichſam wiederſpiegeln ſollen! Eine ſeltſame Zumuthung! Der Veränderliche, Wechſelvolle, nennt den, der ſich nicht mit ihm verändert, mit ihm wechſelt, den Abtrünnigen, Ungetreuen! „So lange Schleiermacher mir noch treu war“, oder „als er ſich noch zu mir hielt und noch ſeine Geiſtesfriſche hatte“, dergleichen Redensarten konnte man von Schlegel oft vernehmen. In dem Gedicht „Herkules Muſagetes“ hatte er von den Freunden geſagt: „Wie mein Arm dich glühend umfaßte, Redner der Religion, früher Novalis, auch dich!“ Aber in der Sammlung der Gedichte erſchien der Pentameter geändert und es heißt nun von den ehemaligen Freunden: „Deren mir einen der Tod, andere das Leben geraubt“; eine poetiſch vortreffliche und wahrhaft elegiſche Aenderung, gerade weil ſie dem Inhalte nach ſo Beklagenswerthes ausdrückt! In ſpäterer Zeit, während Schleiermacher gegen Friedrich Schlegel aus alter Pietät eine neutrale und ſchweigſame Stellung behielt, wurde dieſer ſtets bitterer und ſarkaſtiſcher, und behauptete in Frankfurt einſt geradezu, indem er in Schleiermacher nur den Anti-Katholiken und Reformirten ſah, derſelbe habe wie alle Calviniſten einen Zug der Verfolgung und Grauſamkeit, und die kleine Schrift gegen Schmalz, die eben erſchienen, ſei ganz aus derſelben Geſinnung, in welcher Calvin den unglücklichen Servet, bloß abweichender Denkart wegen, habe verbrennen laſſen; die Sitten wären nur anders, und die Macht fehlte, ſonſt würde ſolches Schauſpiel auch heutiges Tages ſich noch erneuern! Als man dagegen aufſchrie, und namentlich Schleiermacher's Sinn und Gemüth von ſolcher Grauſamkeit völlig freiſprach, erwiederte Schlegel: „Nun, ich habe ja die Beſchränkung gleich vorangeſchickt. Einen Scheiterhaufen . . . verbrennen . . . nein, das würde Schleiermacher nie billigen, aber — ſetzte er mit lächelndem Grimme hinzu — einem Andersglaubenden, damit er ſich bekehre, ein bischen heiß zu machen, ihn ein klein wenig anzurösten, dazu würde — ich kenne meinen kleinen Freund allzu gut — er doch ſeine Stimme nicht verſagen können!“ —

Allerdings war in Schleiermacher eine beſondere Bitterkeit und Schärfe, die in manchen Aeußerungen bis zur wahren Grauſamkeit ging; z. B. in der Schrift gegen Schmalz, in einer Rezenſion gegen den damals ſchon verſtorbenen Prediger Jeniſch, ferner gegen Friedrich Auguſt Wolf; in anderen Fällen ging jene Bitterkeit und Schärfe wenigſtens über die Gränzen der Würde und des Anſtandes, welche theils durch die Sache, theils durch die eigne Amtsſtellung Schleiermacher's erfordert waren, z. B. in dem famoſen Glückwünſchungsſchreiben, in den liturgiſchen Streitſchriften, in dem Schreiben an den Biſchof Ritſchl über die Geſangbuchslieder. Aber man würde Schleiermacher'n ſehr unrecht thun, wenn man den Sitz dieſer Bitterkeit und Schärfe in ſeinem Gemüth annehmen wollte. Hier war im Gegentheil Milde und Freundlichkeit daheim, ſeine gefühlvolle Weichheit ging bis zur Schwäche, und empfindſame Bezeigungen übten eine große Gewalt bei ihm. Die Bitterkeit und Schärfe war bloß in ſeiner Geiſtesart, eine unglückliche Ueberfülle dialektiſchen Pfeffers, den er aus ſich herauswerfen mußte, und der dadurch, daß eine unläugbare Virtuoſität der Behandlung gerade dieſes Thun begleitete, eine unverhältnißmäßige Bedeutung erhielt. Sein

Gemüth hatte kein Arg dabei, Schleiermacher ſelbſt haßte nicht; nur ſein Geiſtestriebwerk war mit Rädern, Meſſern und Spitzen ſo eingerichtet, daß alles, was in deſſen Bearbeitung kam, zerquetſcht, zerſchnitten und zerſtochen herausfallen mußte! Ein anderes Unglück dabei war für ihn, daß er wenig äſthetiſchen Geſchmack hatte, und ſich, bei großer Kenntniß und einer Art von Leidenſchaft für künſtliche Formen, gar leicht in ihnen vergriff, und ſolche nahm, die er zum Theil ſelber ſpäterhin für verfehlt erklärte z. B. die Reden über die Religion, die Monologen, die Geſprächsformen in den liturgiſchen Streitſchriften.

Zum Beleg unſerer Meinung führen wir die gewiß entſcheidende Wahrnehmung an, daß Schleiermacher, wenn ihm ſelber aufgetrumpft und ſcharf und derb geantwortet wurde, ſich darüber nicht betreten noch erbittert zeigte, ſondern eher ſeine Freude daran hatte, wie an einem ſchönen Schachzuge des Gegners, gleichſam als ſpiele man Dialektik, und die Streiche, die man ſich verſetzte, ſeien nur auf dem Brette gültig, und, wenn dies mit den Figuren bei Seite geſchoben, gar nichts mehr. In ernſten und bedeutenden Anläſſen hat ſich Schleiermacher ſtets würdig und haltungsvoll benommen, ſo vor Davouſt, ſo bei dem Anfall des Offiziers beim Herausgehen aus der Singeakademie (wovon Zelter in ſeinen Briefen ſpricht); mild und verſöhnlich, ja ſich ſelbſt aufopfernd, war er in allen Vorgängen des Lebens, wo nicht eine dialektiſche Form ihn unwiderſtehlich gefangen hielt. Ja bis zur Liebenswürdigkeit ging ſeine Selbſtverläugnung in manchen Gelegenheiten, wo die Sachen ſich leicht und gefällig nehmen ließen. Die Anekdote iſt bekannt, daß Schleiermacher die Zueignungsworte Wolf's an Goethe (vor dem Muſeum der Alterthumskunde) tadelte, und mit ſeinem bitteren Lächeln ſchneidend darüber ſagte, ſie ſeien auf den Effekt gemacht, und daß ihm Rahel harmlos darauf antwortete: „Da hat er gut gerechnet, auf mich machen ſie den allergrößten!“ Er fand dieſe Wendung vortrefflich, und lachte ungeheuer. Er hatte es auch ſelber gar nicht ſo böſe gemeint. Seine Scherze und Witze wurden ihm nur unter der Hand immer zu ſcharf und groß, und ſchnitten mehr ein, als er wollte.

So z. B. bei einem großen Feſtmahle, wo er dem biedern gutmüthigen Chamiſſo gegenüber ſaß, den er ſchon oft im Leben mit unmotivirter Schärfe berührt hatte, und den er auch jetzt nicht unangeſprochen laſſen wollte. Er begann daher freundlich mit ihm über die Herausgabe des Muſenalmanachs zu ſcherzen, und Chamiſſo ging beſcheiden darauf ein, die jetzige Geringfügigkeit eines ſolchen Unternehmens heraushebend gegen die Zeit, wo Schiller ſeinen Almanach herausgab und Wilhelm von Humboldt ihn ausführlich rezenſirte. Schleiermacher faßte dies auf, und brachte mit einer ironiſchen Wendung vor, daß auch dem neuen Almanach noch dieſe Ehre widerfahren würde. Der Scherz gerieth ihm zu groß, anſtatt einiger Würze, goß er unverſehens eine brennende Lauge darüber, und die ſcharf und raſch geſprochenen Worte klangen wie die bitterſte Verhöhnung des guten Chamiſſo, den das Gelächter der Zuhörenden unangenehm aufregte. Die wackre Gutmüthigkeit war aber diesmal auch nicht waffenlos, und Chamiſſo, der einen ſolchen Angriff nicht dulden durfte, ſondern nach dem Erſten Beſten griff, um den Gegner wieder zu treffen, ſelber noch nicht wiſſend, ob es Grobheit oder Witz ſein würde, hatte das Glück, den paſſendſten Humor zu faſſen, und mit herausforderndem Vorlehnen jenem langſam und nachdrücklich die Worte zuzurufen: „Ei! — Sie — kleiner — — Schmeichler!“ Worauf denn ſchallendes Gelächter ihm den völligen Sieg zuerkannte, und Schleiermacher als der Abgefertigte und zum Schweigen Gebrachte ſitzen blieb. Der Moment war für dieſen gewiß empfindlich, wo der höhniſche Spott, den er aus heiler Haut dem Anderen zugedacht, nun doppelt auf ihm lag; aber was that er? Gutmüthig lachte er überlaut mit, ergötzte ſich an dem Spiel nicht minder, als ob der Andere, und nicht er, die Koſten trüge, und nach der Tafel ging er zu Chamiſſo hin, gab ihm die Hand, und ſprach lachend und ſcherzend weiter. So benimmt ſich kein innerlich gallſüchtiger und grimmer Mann! Die kleine Anekdote ſcheint uns für Schleiermacher's Karakter beweiſend, und deßhalb erzählten wir ſie umſtändlich. Wir könnten ihrer noch manche von ähnlicher Art anführen, und vielleicht ergiebt ſich bald ein näherer Anlaß dafür.

Den Haß und die Verfolgungsſucht, welche Friedrich Schlegel in Schleiermacher ſehen wollte, können wir in ihm dem Menſchen, in Bezug auf Menſchen, nicht wahrnehmen, ſondern nur in dem Gelehrten und in deſſen dialektiſcher Geiſtesart in Bezug auf Meinungen und Anſichten, wobei ſein Talent und ſeine Ungeſchicklichkeit gleich ſehr in Anſchlag kommen. Friedrich Schlegel aber war in Hinſicht des Karakters ſeines alten Freundes im größten Irrthum, und tadelte an ihm gerade das, was er im eignen Gemüth am reichſten finden konnte! —

Wilhelm von Humboldt.

Ich weiß nicht drei lebende Menſchen, von denen ich mit Ueberzeugung ſagen dürfte, daß ſie Wilhelm von Humboldt ganz einſehen und würdigen. Sein Bruder Alexander iſt wohl zuerſt anzumerken, dann vielleicht der Fürſt von Metternich; aber einen Dritten zu nennen wär' ich ſchon in Verlegenheit. Die perſönliche Kenntniß und Vertrautheit gelten hier wenig, wofern ſie nicht von großer Geiſtesfähigkeit begleitet ſind, dieſe aber bedarf ihres Stoffes, den nur jene geben können; wie ſelten finden ſich ſolche Erforderniſſe vereint!

Die ſchärfſte und tiefſte Einſicht in Humboldt's innerſtes Weſen hatte gewiß Rahel. Wenn ihr kaum jemand entging, den ihr Blick und ihre Aufmerkſamkeit nur eben geſtreift hatten, um ſo weniger konnte Humboldt ihr entgehen, den ſie von Jugend auf gekannt, der ſich ihr vielfältig und gern vertraut, und auch nothwendig immerfort ihre Betrachtung angezogen hatte. So oft ſie ſeiner gedenkt, in Briefen und mündlich, beſonders auch wenn ſie an ihn ſelber ſchreibt, ſteht ſein ganzes Weſen hell vor ihr, und was ſie von ihm mittheilt und über ihn bemerkt, iſt jedesmal treffend wahr. Aber ein vollſtändiges Bild von ihm zu geben, hat ſie leider nicht verſucht; nur in raſchen und kurzen Aeußerungen, wie der Augenblick ihn hervorrief, ſprühen einzelne Züge, die auf einen großen Zuſammenhang hinweiſen.

Auch mir iſt Humboldt früh bekannt und nahe geweſen; ſeine Umgebungen und Verhältniſſe lagen mir größtentheils offen; vieljährige, mannigfache Berührungen fanden Statt;

und die vertrauenvolle Annäherung in ſpäterer Zeit war um ſo inniger, als manches Feindliche vorhergegangen war, welches nun mit heiterer Unbefangenheit beſprochen und aufgeräumt werden konnte. Doch würde mir die eigene Kenntniß weder reif noch vollſtändig ſein, wäre ſie nicht unter den Geiſtesblicken Rahels gediehen; ihren Weiſungen ſelbſtſtehend und und prüfend nachzugehen, war mir, wie in anderen Fällen, auch hier der größte Gewinn. Auf Rahels Einſicht und Urtheil wird alſo überall im Weſentlichen dieſe Schilderung zurückzuführen ſein, ohne daß ſie deßhalb der Verantwortung entrückt werden ſoll, welche mir in ſofern auferliegt, als ich dem Sinne zuſtimme, und ihm Ausdruck zu geben ſuche.

Rahel ſagte von Humboldt, er ſei von keinem Alter, gehöre keinem an. Wer ihn wirklich gekannt, wird dieſe inhaltvolle Bemerkung von tiefer Wahrheit finden. Die verſchiedenen Lebensalter, welche ſonſt wohl denſelben Menſchen in ganz entgegengeſetzten Geſtalten zeigen, waren in Humboldt von geringer Kraft, und bezeichneten nur äußerliche Unterſchiede, Humboldt war nicht jung, weil er ſechzehn, nicht alt, weil er ſechzig Jahre zählte; nicht die Zeiten traten in ihm hervor, er nur in ihnen, und Humboldt der Knabe wie Humboldt der Greis war vor allem Humboldt, dies weſentliche Gepräge ſtand in ihm, alle Jahreszahlen hindurch, unverändert feſt.

Man kann auf dieſem Grunde weiter gehen, und hinzufügen, daß Geiſt und Karakter in ihm ſich ganz unabhängig von ſeinem äußeren Lebenslauf ausgebildet haben. Seine Geburt hatte ihn glücklich auf eine Bahn geſtellt, wo die beſte Bildung ſeiner Zeit ihm begegnen konnte, und ihm für deren Aneignung Freiheit und Muße gegeben war; dieſer erſte Glücksfall genügte, es bedurfte nun weiter keiner Gunſt, als die er aus eigner Entwickelung ſchöpfte; der Keim hatte Boden und gedieh unwiderſtehlich aus ſich ſelber. Wohl erfuhr Humboldt in Weltverhältniſſen und Lebensgeſchicken fortwährend ausgezeichnete und ſeltene Förderung; er gelangte zu der höchſten Wirkſamkeit und Ehre, zu dem ruhmvollſten Anſehen; auf den größten Schauplatz erhoben ſtand er als glänzende

Erſcheinung da, und früh war ihm alles reich dargeboten und leicht bereitet: aber beſtimmen thaten dieſe Glücksfälle nichts in ihm, ſie konnten ſein Inneres nicht bereichern, noch bedingen, dies war in ſich fertig und wirkſam, und hätte auch in Bedrängniß und Unglück nach ſeiner Eigenheit ſich entfaltet und dargethan, beſchränkter, dunkler vielleicht, doch immer als daſſelbe.

Wir brauchen daher, um Humboldt's Karakterſchilderung zu geben, nicht gerade ſeinen Lebenslauf zu begleiten, deſſen äußere Ereigniſſe ohnehin durch Reichthum und Bedeutung weit über die Gränzen unſeres gegenwärtigen Zweckes hinaus liegen, und für ſich allein ſchon den Stoff einer wichtigen und lehrreichen Biographie geben. Wenn von irgend wem, ſo kann von Humboldt geſagt werden, daß er ſeine Lebensumſtände gemacht habe, daß ſein Geiſt feſſellos über ihnen waltete, die dargebotenen Looſe nach ſeiner Weiſe faſſend, manche verſchmähend, allen gewachſen, den meiſten überlegen; und auch hierin immer noch größere Kräfte nach Belieben entwickelnd, ſo daß man in dem großen Reiche möglicher Aufgaben kaum wagen darf einen Punkt anzudeuten, über den ſeine Fähigkeiten nicht hätten hinausreichen können.

Von ſeinem Geiſte kann in der That nicht groß genug gedacht werden. Er hatte dieſe Kraft in einem außerordentlichen Maße. Und obwohl manche Gegenſtände ſich ihm entziehen mochten, für manche ſein Sinn faſt verſchloſſen war, zum Beiſpiel für Ton und Farbe, und auch ganze Gebiete ihm ferne lagen, wie die eines völlig abſtrakten, in ſich ſelbſt zurückkehrenden Denkens und einer überlieferten Religion, ſo that dies der Allgemeinheit ſeines Geiſtes doch keineswegs Eintrag, denn jene Gegenſtände beſchränkten ihn nicht eigentlich, ſondern er begränzte ſie vielmehr für ſich, ließ ſie als unausgebeutet in dem großen Umfange ſeines Herrſchens und Schweifens liegen; er konnte ſich ihres Beſitzes in ſo fern noch immer verſichert fühlen, als wenigſtens Geſtalt und Bedeutung auch des Verſchloſſenen ihm geiſtesklar offen lag.

Wußte Humboldt in ſolchem Sinn auch das ihm Fremdartige noch zu bewältigen, ſo durchſchaltete ſein Geiſt die Gegenſtände, die ihm näher verwandt waren, mit freier

Meiſterſchaft und Leichtigkeit. In den Gebieten der mittleren Philoſophie, der Alterthumskunde, der Sprachwiſſenſchaft, der bildenden Künſte, im lebendigen Stoffe der menſchlichen Verhältniſſe, der Geſellſchaft, des geſammten Staatsweſens, da faßte und ſtellte er alles mit eigenthümlicher Macht, mit herrſcherlicher Freiheit, da war ſeinem zerlegten Scharfſinn nichts undurchdringlich, ſeinem verknüpfenden Witze nichts unfügſam; und obgleich im eigentlichen Sinne nicht produktiv, daß er neue metaphyſiſche Syſteme oder große dichteriſche Geſtaltungen geſchaffen hätte, ſo erhob doch ſein eindringender Geiſt aus jedem Stoffe, den er bewegte, gewiß immer ein weſentliches Ergebniß, das eine Förderung, den möglichſt erlangbaren Ertrag, der wenigſtens eine Wendung war. Welche Dialektik ihm dann zu Gebote ſtand, was für Hülfsmittel des Witzes, welche Erfindſamkeit innerhalb eines Gegebenen und aus dieſem heraus, welche ſichere, ausgebreitete, feſtgeſtampfte Kenntniß, die er doch beweglich handhabte, und, nach Bedarf oder Laune, bald als mächtige Wand aufſpannte, bald zur einbohrenden Spitze zuſammendrängte, bald als umſchließenden Ring ſo feſt als leiſe zuſammenzog, — dies alles in lebendiger Schilderung und in bezeichnenden Beiſpielen darzulegen, dürften wir den Reiz und die Macht Platoniſcher Geſprächsform herbeiwünſchen!

Seine Geiſteskraft beruhte hauptſächlich auf klarem Verſtande, der in ihm auf die höchſte Stufe geſtiegen war, wo er für die anderen Seelenkräfte ſtellvertretend werden und ihre Leiſtungen annähernd nachbilden kann. Die Beſchaulichkeit geheimer Stille, die Gluth ſchaffender Einbildungskraft, ja die dunklen Mächte des Wahns und der Furcht erſchließen ſich hier. Alle Fähigkeiten des Menſchen, wie verſtreut nach verſchiedenen Richtungen ſie liegen, werden hier in Eine mächtig zuſammengefaßt. Nachdem der große Gegenſatz von Antikem und Modernem einmal unſerer Vorſtellung eingewurzelt iſt, und ſich nun überall zur Anwendung drängt, haben wir eine ſolche Geiſtesart, wie die angedeutete, nothwendig als antike zu faſſen. Humboldt ſelber ſagt irgendwo, das Antike ſei es für uns nicht ſowohl durch ſeinen Inhalt, als vielmehr durch ſeine Stellung zu uns, durch die abgeſchloſſene, gediegene Geſtalt, aus der alles Unweſentliche längſt ausgeſchieden iſt. Von früheſter Zeit mit Vorliebe in das klaſſiſche Alterthum verſenkt, ſein Leben lang mit deſſen edelſten Schätzen genährt, iſt Humboldt in allen ſeinen Richtungen von antikem Geiſte beſeelt; aber deßhalb ſelber noch keine antike Erſcheinung. Der Verſtand erkennt und ergreift das Gegenwärtige, das er nicht läugnen will, dem er nicht entgehen mag, und ſo lenkt er mit allen Kräften des antiken Geiſtes doch nur wieder in das moderne Leben ein. Dies iſt ihm der unabweisliche Stoff, der ihm zum Verarbeiten vorliegt. Aber bei allem Ernſt und Eifer, der darauf mag verwendet werden, kann doch eine Unwürde und Gemeinheit nicht verhehlt werden, die dem Heutigen, Täglichen, eben weil es noch nicht für den Geiſt geſichtet iſt, anhaftet, und dieſer wird für den Augenblick keine Hülfe finden, als ſich kalt und ruhig dagegen zu verhalten. Dieſe Kälte und Ruhe herrſchten durch Humboldt's ganzes Weſen. Sie gaben ihm, wo weltliches Uebergewicht entgegen ſtand, großartige Faſſung und Standhaftigkeit, wo zu heiterer Thätigkeit Raum war, unendliche Freiheit des Witzes und der Laune, unerſchöpflichen Scherz, der allen Gegenſtänden eine Geiſtesluſt abgewinnen, jeder ernſten Aufgabe ihr angemeſſenes Spiel geſellen konnte. In dieſem leichten, ſcharfen, und doch ſelten verletzenden Scherz, der nur die wenigſt empfindlichen Spitzen der Dinge abſchnitt, beſtand Humboldt's perſönlichſte Eigenheit; niemand war ihm hierin ähnlich; ſein Mangel im Sprechen, daß er kein Sch ausſprechen konnte, ſondern nur immer S dafür ſagte, gab dieſem Scherz auch einen äußeren Typus, mit dem er zuſammenwuchs. Sonderbar iſt es noch, daß Humboldt nur im Sprechen, im Schreiben ſelten oder wenig ſcherzte. Im Schreiben wurde die kühle Klarheit, aus der im Sprechen ſein Scherz wurde, zum Stil; und von dieſem überhaupt kann man ſagen, dieſer ſei bei ihm lauter Eis, ſo friſch und nüchtern, ſo ſcharf abſchneidend mit dem Gedanken, ſo kryſtalliniſch durchſichtig und feſt, ſo ſich ſelber gleich im kleinen Einzelnen und in maſſenhaftem Ganzen, ſind ſeine Phraſen und Perioden. Wo innere

Wärme nicht fehlt, verſteckt ſie ſich unter der kalten Rinde, und für das unmittelbare Gefühl iſt nur dieſe da.

Humboldt ſchrieb an Schiller: „Ich kann kaum der Begierde widerſtehen, ſo viel nur immer irgend möglich iſt, ſehen, wiſſen, prüfen zu wollen. Der Menſch ſcheint doch einmal dazu da zu ſein, alles, was ihn umgiebt, in ſein Eigenthum, in das Eigenthum ſeines Verſtandes zu verwandeln, und das Leben iſt kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, ſo wenig als möglich hinterlaſſen, das ich nicht mit mir in Berührung geſetzt hätte.“

Dieſer antike Trieb, das Leben als ein Werkzeug höherer Einſicht und edler Genüſſe zu verbrauchen, war doch wieder auf moderne Hülfsmittel angewieſen. Die Macht der Anſchauung, ſo groß im Alterthum und ſo wirkſam, iſt den Söhnen der neueren Zeit minder reichlich zugetheilt, nur in eigenthümlicher Begabung und ganz beſonderen Fällen leiſtet ſie noch, was für gewöhnlich unter uns dem Zuge der Gedanken überlaſſen iſt. Humboldt war hier nicht begünſtigt. Er mußte alles durch Denken erforſchen, durch geordnete, aufgereihte Folgerungen die Gegenſtände ſelbſt und ihre Ergebniſſe ergrübeln. Ihm wurde die Welt ein ungeheures Gewirr von Problemen, die ſich ewig erneuten und vervielfachten, und deren Löſung er haben wollte. Den Werth dieſer Probleme beſtimmte nur ihr geiſtiger Inhalt, der Drang, dem ein verhüllter Sinn zu entſprechen ſchien, nicht ein Bezug auf Nutzen und Vortheil in der Welt. Dieſe Selbſtſtändigkeit und Freiheit des Forſchens hat Humboldt vom Anfange bis zum Ende ſeines Lebens bewahrt, und auf alles, was ihn je beſchäftigte, angewendet. Ob er proſodiſche Silben maß, oder Staatsverhältniſſe wog, die Geheimniſſe der Geſchlechtsbezüge ergründen wollte, oder Geldſummen anzulegen hatte, ob er in Betrachtung plaſtiſcher Schönheit den Sinn ſchwelgen ließ, oder in herkömmlichen Gebräuchen eitles Geſellſchaftsweſen mitmachte, immer war in ihm dieſelbe Thätigkeit des Geiſtes, dieſelbe Behandlungsart der Gegenſtände, ein gründliches Erforſchen ihres Weſens, wie ein ſcherzendes ſich Drüberhinausſetzen.

Er ging von Ideen aus; ſie waren ihm das Höchſte in der Welt; ihnen lebte er und blieb er getreu; ſie waren ihm der Maßſtab der Dinge, des allgemeinen Treibens, ſeiner eigenen Stellung darin. So konnte denn auch die Laufbahn des Staates mit ihrem Ehrgeiz, mit der Macht des Wirkens und dem Glanze des Namens, ihn nicht ganz erfüllen; „und hätte ich, ſchrieb er an Schiller, einen Wirkungskreis, wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrſcht, ſo würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes anſehen, und das iſt meine wahre Meinung.“ Er hatte die größten weltbildenden Gedanken, allein die Zeitbildung der Staaten, in deren Kreis er thätig ſein konnte, war für ſolche Gedanken nicht offen, nicht reif, und forderte andere größere Leiſtungen. Selbſt in ſeiner großen und gedeihlichen Einwirkung auf Kunſt und Wiſſenſchaft mußte er die höheren Anſprüche den unteren Bedingniſſen nachſetzen. Daher kam von dem, was er als Denker beſaß, ihm als Staatsmann nicht immer viel zu Nutzen; daher konnte er den Staat mit ſeinen Geſchäften auch wohl als etwas geringes anſehen, woran im Grunde wenig gelegen ſei. Sofern er aber Aufgaben hatte, ſofern für ihn eine Pflicht damit verbunden war, ließ er es an Eifer, Fleiß und Sorgſamkeit nicht fehlen. Sein philologiſcher Sinn, ſeine gelehrte Genauigkeit, kamen ihm auch in ſeinen Geſchäftsarbeiten zu Statten. Ein trefflicher Ausführer, faßte er leicht und ſicher die Punkte, auf die es ankam, wußte die Sachen zu wenden, die Menſchen zu überreden, die Stärke zu gewinnen, mit den Schwächen fertig zu werden, und ſo Zwecke zu erreichen, die ihm als erreichte dann oft gleichgültig wurden. Auch die Klugheit und Gewandtheit hatten bei ihm einen höheren Karakter, und gemeine Liſt und Täuſchung fanden darin keine Stelle; er hatte keine Freude, den Einzelnen zu myſtifiziren, lieber übte er gegen die Menſchen insgeſammt eine ſcherzende Verhöhnung, die, weil ſie unverſöhnlich war, und aus freier Geiſtesüberlegenheit kam, weniger beleidigte.

Wenn ein ſolcher Mann, nach abgeſchloſſenem Laufe in der Würdigung von und vor ſeinen Ebenbürtigen, durch Böckh mit Recht ein Staatsmann von Perikleſcher Hoheit des Sinnes genannt wird, und die Welt dieſem Ausſpruche zuſtimmt, ſo kann dagegen nicht befremden, wenn mitten in der Bewegung des Lebens, unter dem Drang und Lärm ſtreitiger Intereſſen, zwiſchen mittelmäßige und armſelige Genoſſen geſtellt, ein ſolcher Geiſt lange Zeit dem Unverſtand ein Aergerniß, den Schwachen ein Räthſel, und auch dem ſonſt Einſichtigen und Wackeren oftmals ein Anlaß unſichrer Zweifel und bedenklicher Fragen ſein konnte! Ein Mann, der ſich aller Vorurtheile ledig und von keiner der Meinungsgrößen, welche auf Jahrhunderte zu vererben pflegen, befangen zeigt, deſſen Geiſt jede Schranke zu überſteigen ſtrebt, der alles in Frage ſtellt, in Unterſuchung zieht, und der dabei jede Heuchelei verſchmäht, ſondern keck und fröhlich ſeine freie Sinnesart walten läßt, ja diejenigen Seiten, wo Gefühl und Gedanke ihn ſeinen Mitlebenden doch wieder anſchließen, gefliſſentlich verſteckt, der ſich in ewigen Paradoxieen gefällt, bald leichtſinnig ſcherzend, bald ſchauderhaft ernſt, — nicht zu verwundern iſt es, daß hier für die Meiſten etwas Unbegreifliches bleibt, woraus der blöde Sinn der Menge ſogleich ein Uebles macht. Ein Geiſt der Verneinung, des Uebermuthes und Frevels, wird dann vorausgeſetzt, und auch da geſehen, wo keine Spur deſſelben iſt; läßt man gar die Laune ſich verleiten, — wie ſie denn kaum ſolcher Lockung je widerſteht, — die angedichtete Rolle wirklich zu ſpielen, und die Bethörten neckend noch mehr zu verwirren, ſo iſt der Ruf bald entſchieden, und der Name Mephiſtopheles oder Reineke dafür ganz fertig und bequem.

Allerdings liegt auch in dem bloßen Schein und Spiel etwas Bedenkliches. Iſt man nicht ſchon einigermaßen das, was man gern ſpielt, wird man nicht ein wenig zu dem, was man lange vorſtellt? Dieſe Fragen drängen ſich auf, und finden nicht immer ſichere Bejahung oder Verneinung, ſo daß in ſolchem Falle nicht blos die blöde Menge leicht irr und zweifelhaft wird.

Auf ſolchen Anſchein hin konnte ſelbſt der geiſtverwandte Freund, Graf von Schlabrendorf, in Humboldt das Gemüth vermiſſen, und in Bezug auf ihn ſagen, man könne alle möglichen Eigenſchaften haben, ein großer Mann zu ſein, und bleibe doch nur allenfalls ein bedeutender, merkwürdiger, talentvoller, weil ohne Gemüth keine wahre Größe ſei.

Talleyrand, ſo ſcharf und ſicher im Verſtehen der Menſchen, wurde an Humboldt irr, in ſofern er ihn ganz zu ſeiner eigenen Art doch nicht rechnen durfte, weil er die Entſchiedenheit und Alleinherrſchaft ſelbſtiſchen Zweckes, als den ihm geläufigſten Schlüſſel hier zuletzt doch immer fehlen ſah, und ſo äußerte er, der über Humboldt den Staatsmann geäußert, „que c'était un des hommes d'ètat dont l'Europe de mon temps n'en a pas compté trois ou quatre“, mißvergnügt: „Mr. de Humboldt est un peu comme la Prusse, on ne sait pas bien ce que c'est!“ Ein Wort, das boshafter ſein will, als es wirklich iſt, und für den Staat wie für den Mann, die es zuſammengreift, jede Größe möglich läßt.

Schwebte Talleyrand wenigſtens noch in Zweifel, ob das ihm Unverſtändliche in Humboldt für gut oder ſchlecht zu halten ſei, ſo waren die meiſten Leute lieber bereit, das, was ihnen räthſelhaft erſchien, gleich zum Uebel auszulegen. Gentz fand ſich damit ab, ihn für den größten aller Sophiſten zu erklären.

Rahel aber vertheidigte ihn ſtets; als man darüber ſtritt, welches Maß von Geiſt ihm wirklich zukomme, und ſie um ihre Meinung gefragt wurde, antwortete ſie: „Er hat ſo viel er nur will.“ Und ein andermal, da ſie ſagen ſollte, wiefern er ein guter Menſch zu nennen ſei, erwiederte ſie: „Er iſt ſo weit in ſeinen Ideen, daß nicht mehr die Rede davon ſein kann, ob er gut oder nicht gut ſei, das liegt fern unter ihm.“ Seine Paradoxieen und Scherzreden, durch welche er öfters Mißfallen erregte und zaghafte Hörer gar oft verſchüchterte, erklärte Rahel geradezu für die Wirkung ſeiner Langenweile, aus Ungeduld müſſe er reden, meinte ſie, und er habe zu viel Geiſt, um bloße Dummheiten zu ſagen. Doch gab es Zeiten, wo auch ihr das Vertrauen oder die Einſicht wankte, und Humboldt ſeine Mephiſtopheles-Rolle ſo weit trieb, daß es faſt einerlei dünkte, ob er ſo ſcheinen wolle, oder ſo ſei; ſie ſagte dann unmuthig: „Ich kann Ihnen Ihre Geiſtesfreiheit nicht mehr ſo hoch anrechnen, wenn Sie auch für Ihr Thun und Ausüben in Ihrem Innern weder Schranke noch Zügel haben.“

Was ihm Viele ganz abſprachen oder doch beizumeſſen anſtanden, Wärme und Empfindung überhaupt und Innigkeit der Theilnahme für die Welt und Menſchen, fehlte doch ſeiner Seele keineswegs. Sein Herz war lebendig da, wach und reizbar zur Thätigkeit. Für die Erſcheinung aber ſtellten ſich hier neue Bedingungen. Wie am Himmel die Sonne und die Geſtirne gleichzeitig wandeln und wirken, aber nicht zugleich geſehen werden, ſo konnten in Humboldt nicht an demſelben Horizonte Geiſt und Gefühl hervortreten. Der unermüdete Geiſt aber mochte den Blicken kaum jemals entſchwinden, und hielt als zuſammengedrängtes helles Licht die zerſtreuten milderen Lichter unſcheinbar. Man nimmt überall eine Trennung zwiſchen den beiden Hauptkräften an, welche das höhere Leben ausmachen, zwiſchen Kopf und Herz, Verſtand und Gefühl; aber die Trennung iſt meiſtentheils nur eine gemachte, zum Behuf der Erkenntniß bequeme: in Humboldt war ſie eine wirkliche. Keine von beiden Kräften hatte in ihm die Oberhand, auch ſtanden ſie nicht gegen einander im Gleichgewicht; jede waltete abgeſondert für ſich, in ihrem eigenen Reiche, unbekümmert um die andere; ſie erkannten ihre Gebiete wechſelſeitig an, und lebten neben einander ohne Streit noch Einigkeit. Im größten Gegenſatz aber ſchieden ſich ihre Wirkungen. Die Thätigkeit des Verſtandes trat hell und glänzend nach außen hervor, und nahm die ganze Breite des erſcheinenden Menſchen ein; die Thätigkeit der Empfindung zog ſich ſcheu nach innen zurück, und verſteckte ſich fremden Augen. Wenn Vertrauen, Achtloſigkeit, oder Zufall, dies Innere doch öfters aufſchloſſen, ſo ſah der erſtaunte Blick hier alles reich erfüllt und belebt, ja man konnte das Gefühl allzuweich, allzuzart und allzureizbar finden, vielleicht eben deßwegen aber auch nicht glühend und gewaltig. Eine ſtrebende Empfindſamkeit, voll perſönlicher Neigung und grübelnder Forſchung, dauerte bei Humboldt über die Jünglingsjahre, die ſich noch harmlos dazu bekannten, weit in das ſpätere Leben fort, wo ſie jedoch nur in beſonderen Verhältniſſen und ſeltenen Anläſſen in geheimer Vertraulichkeit oder

Leidenſchaft, ihr Daſein offenbarten, gewöhnlich aber verſchämt und ſpurlos untertauchten, und abſichtlich einen falſchen, oft ganz entgegengeſetzten Anſchein zur Hülle nahmen. Erſt in den letzten Lebensjahren fiel dieſe Hülle wieder großentheils ab, und das innigſte Gefühl trat unverſtellt hervor, in ſanfter Güte, in liebevoller Theilnahme, die jedes Herz zu edler Rührung ſtimmten.

Ein Vorgang in Humboldt's Univerſitätsjahren, den er ſelbſt umſtändlich geſchildert, gewährt einen merkwürdigen Blick in dieſe ſchon damals unter Scherz und Verneinung ſich verſteckende Empfindſamkeit, die ſich mit antiker Seelenſtärke wunderbar verband. Er badete mit ſeinem Freunde Stieglitz, dem nachherigen hannöverſchen Leibarzt, bei Göttingen Abends im Mondſchein in der Leine, und gerieth in einen Strudel, der ihn fortriß; nach vergeblichem Ringen hielt er ſich für verloren, und rief dem Freunde zu: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut nichts!“ Doch dieſer ſprang ihm nach, und rettete ihn. Humboldt erzählte ſpäterhin ſeine Empfindungen, ſie waren die der zarteſten und edelſten Freundſchaft, für den anweſenden Freund, des innigſten Andenkens an ferne Geliebte, aber in den unmittelbaren Aeußerungen fand ſich davon nichts, er ging mit dem Freunde, der ihn gerettet hatte, unter Scherz und Lachen noch lange in der Mondnacht ſpaziren. Seine Freundſchaft ſuchte auch ſpäterhin, da die der größten und edelſten Männer ihm zu Theil wurde, ſich in Bezeigung und Ausdruck kühl und keuſch zu erhalten; Liebe und Verehrung ſtanden als unzweifelhafte Thatſachen feſt, die durch das ganze Leben immerfort beſtätigt wurden, die er aber in Worten auszudrücken vermied. Allerdings war in dieſer maßvollen Ruhe, die wir auch über dem innigen und fruchtbaren Bunde Goethe's und Schiller's walten ſehen, die Würde einer ſo ſeltenen und reifen Freundſchaft edler ausgedrückt und ſicher bewahrt, als dies in lebhaften Verſicherungen möglich geweſen wäre. Doch konnte auch hier bisweilen ein Schein entſtehen, der einen ſchwachen Sinn leicht irre führte. In der Sicherheit, ſowohl des Werthes ſeiner Freunde, als des Gefühls, welches ihm ſie verband, durfte Humboldt die kleinliche Sorge verſchmähen, ſeine Freunde bei jedem Anlaſſe zu vertreten und geltend zu machen; er hörte wohl Tadel, ja Verunglimpfung gelaſſen an, er ging wohl gar in Scherzreden ein, die zu vertragen er ſeine liebſten und geheimſten Empfindungen ſchon immer gewöhnt hatte, und die freilich in jedem anders beſchaffenen Gemüth einen ſchärferen Sinn gehabt hätten. Angeſprochen darüber, daß er an großer Tafel einem abweſenden lieben Freunde hart habe mitſpielen laſſen, ohne ſich ſeiner anzunehmen, erwiederte er mit ruhiger Freundlichkeit: „O mein Lieber, man muß niemals jemanden vertheidigen!“ Aber verläugnen that er nie; ſchriftlich und mündlich bezeigte er offen, wer ſeine Achtung, ſeine Bewunderung, ſeine Zuneigung habe, und ſprach ſo durch die That im Ganzen bündiger für die Seinen, als alle Worte im Einzelnen es vermocht hätten.

Ueber jedes andere Freundſchaftsverhältniß erhob ſich das brüderliche; hier vereinigten ſich von beiden Seiten die zarteſten und liebevollſten Empfindungen, das edelſte Zutrauen, die reinſte Hochachtung, welche ein langes Leben hindurch, in größter Trennung und innigſter Nähe, in entgegengeſetzten wie in gleichen Strebungen, unwandelbar denſelben Bruderbund darſtellten, in welchem die Weihe der Natur durch die des Geiſtes und Gemüths immerfort erhöht wurde.

Nur eine Verbindung ſtand noch höher, die mit ſeiner Gattin. Alle Kraft der Liebe, der Vorſätze, der Beeiferung, deren Humboldt fähig war, ſtrömte hieher zuſammen, wirkte mit nie verlöſchendem Feuer. Als er die Gewißheit erlangt hatte, Fräulein Karoline von Dacheröden werde ſeine Frau werden, that er gleich das Gelübde, ſie unter jeder Bedingung glücklich zu machen. Sein ganzes Leben hindurch hat er dieſe Aufgabe feſtgehalten, und nach ſeinem Vermögen treulich erfüllt. Doch es bedurfte keines Zwanges der Angelobung, jeden Tag auf's neue konnte er aus freier Neigung dem Berufe folgen, der nie aufhörte, ſein eigenes Glück zu ſein. Als die geliebte Gattin im erſten Wochenbette darnieder lag, und die Aerzte bedenklich waren, hielt Humboldt eine geladene Piſtole in Bereitſchaft, um den ſchrecklichen Verluſt nicht zu überleben, indem er ſeinem verzweifelten Vorhaben in der Angſt ſogar den Grund unterſchob, man könne ja nicht wiſſen, ob die Geliebte nicht jenſeits noch ſeiner bedürfen möchte! Während der noch langen Lebenszeit, in der die Gattin als ſein höchſtes Glück ihm zur Seite blieb, dauerte dieſe Beeiferung in jeder Geſtalt fort, mit völligem Unterordnen, ja Vergeſſen ſeiner ſelbſt, mit Aufopferung ſogar derjenigen Anſprüche, die von ſolcher Liebesfülle unzertrennlich ſchienen. Er genoß des Glückes, die Zärtlichkeit und Zuverſicht ſeines Herzens erwiedert zu ſehen, ſeine ganze Geſinnung, ſeine Geiſtesfreiheit ſtrahlten ihm aus dem reichen Gemüth lieblich zurück. Frau von Humboldt hatte unwiderſtehliche Anmuth in friſchem Lebensdrange; doch lenkte ihr Sinn und Gefühl, bei ſtarken Anlagen und lebhaften Aeußerungen gern in eine Art romantiſchen Dämmerwebens ein, von welchem doch ernſte Tiefe und helle Wahrheit nicht nothwendig ausgeſchloſſen waren. Sie nahm an des Gatten innerem Leben, an ſeinen Entwickelungen und Stimmungen lebendigen Antheil, wie er an den ihrigen. Niemand war je mit größerer Grazie verheirathet, als Humboldt; denn von aller Geiſtesfreiheit, der ſein Sinn und ſeine Einbildungskraft ſich hingaben, blieb doch die Herzenstreue der Mittelpunkt, und alles war hier durch ſich ſelbſt berechtigt, Wechſel und Beſtändigkeit, Feſthalten und Loslaſſen, beides immer recht eigentlich eins und daſſelbe. —

Auch anderen Frauen, denen ſeine Zuneigung, ſeine Achtung, ſein Vertrauen einmal zu Theil geworden, blieb Humboldt lebenslang ein treuer Freund, auf den in Glück und Unglück zu rechnen war. Bei allen oft ſcharfkomiſchen Scherzen, zu welchen die Laune ihn fortriß, und trotz alles Mephiſtopheliſchen Uebermuthes, den er nicht unterdrücken mochte, war er gleichwohl ein ſanfter und ſchmiegſamer Anbeter, ein ernſter und wahrer Freund, ein tiefergriffener und zarter Verehrer, je nachdem der Gegenſtand, der Anlaß und die Umſtände es geboten oder zuließen. Die Eindrücke ſeiner jüngeren Jahre waren ihm beſonders heilig. Der Hofräthin Herz widmete er bis in die ſpäteſte Zeit eine beeiferte Aufmerkſamkeit; ſeine preiſende Verehrung für Frau von Wolzogen verläugnete ſich nie, Thereſe Huber, welche er bewundernd einſt die erſte aller Frauen genannt, hielt er bis an ſeinen Tod in höchſtem

Werth; die wärmſte Anhänglichkeit bewies er Anderen noch faſt als Sterbender. Für Rahel empfand er ein rückhaltloſes Vertrauen, im Denken hatte er für ſie kein Geheimniß; doch faßte er ihren Geiſt nicht ganz, und bei aller Anerkennung ihrer Eigenſchaften wußte er doch kaum, welch tiefen Zuſammenhang dieſe in ihrer Seele hatten; er ſah oft nur munteren Geiſt und reichen Witz, wo großer Schmerz und mächtige Wahrheit in jenen ausbrachen; wie tief er ſelbſt von ihr erkannt und durchſchaut wurde, ahndete er nicht.

Es iſt ſchon erwähnt worden, daß Humboldt's Geiſt, wenn auch manchen Gegenſtänden abgewendet und manchen Standpunkten fremd, doch weſentlich ein allgemeiner war; jede Richtung, die er verfolgte, lenkte er in gedankenreiche Höhe, in keiner verlor er ſich an das Einzelne, immer brach er zu großen Verbindungen durch. Wer Alexander von Humboldt zum Bruder hatte, durfte das Gebiet der Naturforſchung nicht noch auf's neue für ſich erobern wollen; ihm ziemte, ſeine Macht nach anderer Seite hinzuwenden. Doch ſelbſt dieſe Verſchiedenheit führte nur wieder in erhöhte Gemeinſchaft. Er wählte und erwarb die großen geheimnißvollen Gränzgebiete, wo das Reich der Natur und das der Geſchichte zuſammentreffen, und wo die Wechſelwirkung zwiſchen Geiſtigem und Körperlichem ſich unaufhörlich erneut. Die Betrachtung der Menſchengeſchichte als einer gemeinſamen Entwickelung, die Unterſuchung des Weſens beſtimmter Geiſtesgebilde, die Erfaſſung aller Sprache als eines organiſchen Ganzen, was iſt dies anders, als eine Naturforſchung höchſter Art, wo die Natur ſelber ſchon geiſtig wird?

Dieſen Gegenſtänden ſchloß ſich ein anderer an, der in dem Leben faſt aller Menſchen wirkſam durchbricht, in Humboldt's Weſen aber zu beſonderer Bedeutung emporſtieg, und eine ſeiner eigenthümlichſten Erſcheinungen wurde. Die Anſtalten, welche in der organiſchen Natur für die Fortdauer der Gattungen getroffen ſind, die Zweiheit der Geſchlechter, welche in dem Menſchen ſich aus körperlichen Bedingungen zu den höchſten geiſtigen Gebilden erhebt, der ſinnliche Genuß, die Bewunderung des Schönen, das Entzücken der reinſten Seelenliebe, dies alles, gewöhnlich nur ſtückweiſe in zerſtreuten Erfahrungen dem Menſchen beſchieden, ordnete ſich für Humboldt in große, zuſammenhängende Studien; hier vereinigte ſich abermals der mannigfachſte Ertrag aller geiſtigen Reiche, welche dem Menſchen eröffnet ſind: der klaren Kenntniß großer Naturverhältniſſe und dem reizvollen Durchforſchen geſchichtlicher Wandlungen mußte ſich die genußreiche Anſchauung plaſtiſcher Kunſt und des beſten Inhalts aller Poeſie geſellen. Hier war der Stoff ſcharfſinnigſter Zerlegung, die bald in zarten Umriſſen das Unſagbare geiſteskalt aufzeigte, bald in üppiger Fülle die Einbildungskraft neu entzündete, hier der Anlaß freieſter Ausflüge zum Selbſterkunden, zum thätigen Spiel, zum kühnen Scherz, hier die bereitete Stätte, wohin jedes Begegniß, jedes ſelbſterfahrene Glück und Leid ſeine ſichere Ausbeute liefern konnte. Dieſem Kreiſe und ſeinen proteïſchen Gebilden blieb Humboldt immerdar verfangen, der Gegenſtand ließ ihn nie ganz los. Die Alterthumskunde, die plaſtiſche Kunſt brachten ihre Weihe hinzu, die Luſt des Lebens und das Treiben der Welt wurden genial. Humboldt's Geiſt wirkte zerſetzend auf das Gemeine; was er berührte, hatte ſchon Theil an Höherem, verſchlang ſich, wenn auch noch ſo fernher, mit Bildern der Schönheit, mit Gedanken der Erkenntniß. In dieſem Betreff war ihm vieles erlaubt. Lebende Modelle durften, wie dem wirklichen Bildhauer, auch den plaſtiſchen Uebungen eines Kunſtſinnes zuſtehen, der zwar nicht Marmor, aber Ideen zu bilden hatte.

Ueberhaupt aber hielt Humboldt ſeine Fähigkeiten in ſteter Ausübung. Nichts von allem, was er je gelernt, durfte erlöſchen oder ſchlummern, im Gegentheil mehrte und kräftigte ſich bei ihm ſtets das Einzelne wie das Ganze ſeines geiſtigen Beſitzthums. Sein Willen ſchaltete leicht und frei mit jeder Thätigkeit; Stimmung und Umſtände durften wenig einwirken. Nach unglaublichen Leiſtungen in Geſchäftsarbeiten, denen er unermüdet und höchſtfördernd oblag, war er friſch und munter zu wiſſenſchaftlicher Anſtrengung, wie zu heiterer Geſelligkeit. Während der drangvollſten Tage des Wiener Kongreſſes durchbeſſerte er die kunſtreiche Ueberſetzung griechiſcher Chorgeſänge, ſtellte er mit ſich allein Uebungen in Peſtalozziſcher Lehrart an, dichtete er jeden Tag deutſche Verſe, ſchrieb fleißig Familienbriefe, und führte noch außerdem ein Tagebuch, worin nicht nur die großen Staatsverhandlungen, ſondern auch die kleinen Vorgänge der Geſellſchaft, die Anekdoten und Abentheuer des Tages genau bemerkt waren, das er aber bald nachher in Paris mit vielen anderen Papieren, zu ſeinem eigenen ſpäteren Leidweſen, dem Feuer überliefert hat.

Nahm er das Leben im Ganzen wie eine große Aufgabe, die zu löſen ſei, ſo ſtellte ſich ihm als ſolche auch jedes Begegniß und Geſchäft, jede Neigung und Ausſicht. Der Verſtand, immer zuerſt im Werke, umſchritt und umzog ſeinen Gegenſtand, maß die Verhältniſſe, ſuchte die Eingänge; der heißeſte Stoff kühlte ſich unter dieſer Behandlung ab, und wurde eiſig anzufühlen. Merkwürdig in ſeiner friſchen Kälte und Klarheit iſt beſonders das Werk über Goethe's Hermann und Dorothea, wo das Weſen des Epos aus ſeinen Beſtandtheilen und Beziehungen gleichſam herausgerechnet wird. Wo die Aufgaben nicht mehr theoretiſch blieben, ſondern praktiſch wurden, konnte freilich der Geiſt allein die Macht des Wirklichen nicht aufheben; aber etwas mit ihr zu verknüpfen, ihren Anſchein zu ſtärken oder zu ſchwächen, das konnte immer verſucht werden. So bisweilen geſchah es, daß Humboldt ſeinen Gegenſtand, anſtatt ihn zu ergreifen und zu bewältigen, nur verſtrickte und umwob mit den feinſten Gedankenzügen und ſtärkſten Schlußfolgen, und man glaubte die Sache zu haben, indem man doch nur das umhergelegte Netz hatte; eben ſo wußte er ein ſolch vorgefundenes zu zerſtören, als ob es die Sache ſelbſt wäre, ohne daß dieſe im Geringſten verändert wurde. Hauptſächlich in ſeinen diplomatiſchen Arbeiten fand ſich Anlaß zu dieſer künſtleriſchen Meiſterſchaft, den Gegnern nicht ſelten zur hülfloſen Verlegenheit. Bewundernswürdig an Scharfſinn und Freiheit, an feſter Gliederung und Durchführung iſt beſonders eine Denkſchrift, worin er Verfaſſungsſätze erörtert; er giebt die bündigſte, gefälligſte Umhüllung, man glaubt ſchon alles ſicher feſtzuhalten, aber zur Sache iſt nichts gethan, es iſt nur eine Aufgabe, eine geiſtige Uebung geweſen. Jedoch weder die Geſinnung noch die Thatkraft Humboldt's können hiebei in Frage ſtehen; denn wirklich lag die Sache nicht an ihn gewieſen, nur ein denkendes Erörtern war ſeine Aufgabe, und er ſelber zuerſt würde dem Witz Rahel's, die nach dem Leſen jener Denkſchrift ausrief: „Die Brühe iſt vortrefflich, aber ſie macht keinen Braten“, als einem treffend wahren zugeſtimmt haben um ſo mehr, als er ſelbſt keineswegs das Eine für das Andere ausgeben wollte, ſondern nach der Einleitung auch die Hauptſache wirklich ſchon bereitet hatte. —

Die hier bezeichnete Verfahrungsweiſe ſteht im Zuſammenhange mit der Eigenheit ſeiner Geiſtesbewegung überhaupt. Nicht im raſchen Fluge, nicht ſtoßkräftig und ſturmkühn drang er auf den Gegenſtand ein, ſondern gelaſſen vorſtrebend in ſicherem Gange, Schritt an Schritt reihend, als leichter unermüdeter Fußgänger, der unverdroſſen ſeinem Ziele näher rückt, alle Fernen und Schwierigkeiten zuletzt überwindet, und das Erreichbare gewiß erfaßt. Nichts iſt ſeltener bei Humboldt als Zorn und Ungeduld des Geiſtes, als große Durchbrüche und Schlagworte: nicht zerreißt er das Dunkel ruckweiſe durch ſtarken Blitz, aber ſeine ganze Bahn zieht helle Lichtſtreifen, und leitet auf Ergebniſſe hin, die als vorbereitete wenig überraſchen, aber deſto mehr befriedigen. In dieſer Weiſe dringt er in die größten Tiefen, zu den höchſten Spitzen, von jedem Ausgangspunkte, und auf Wegen, wo andere Geiſtesarten zurückſchrecken und ermatten. Natürlich ſind nicht alle ſeine Schriften von gleichem Werth und Verdienſt, und manche gerühmtere ſogar entſchieden mangelhaft, aber durch alle zieht jene Lichtſpur und ihr Geſammtinhalt gehört zu der edelſten Ausbeute des Jahrhunderts.

Humboldt's ſprachwiſſenſchaftliche Arbeiten zu würdigen, iſt hier nicht der Ort, noch unſeres Amts. Nach dem Urtheile befugter Richter ſichern ſie ihrem Urheber unvergänglichen Ruhm. Sein letztes Werk, dem er bis zum Tode ſeine klare Geiſteskraft und fleißige Sorgfalt widmete, ſchließt großartig dieſe Arbeiten mit dem Ertrag eines ganzen Lebens. Die philoſophiſche Forſchung iſt hier zu Tiefen hinabgedrungen, die nie vorher berührt worden, ſie folgt dem Wunder der

Sprache bis in das Geheimniß der Schöpfung, bis zu dem Heiligthum der Andacht, wo der Menſch in das Unendliche zu greifen ſtrebt. Mit der Stärke ſeines Geiſtes erſcheint hier auch deſſen Schönheit. Das ganze Menſchendaſein mit ſeiner beſten Habe und ſeinen höchſten Ausſichten wird von Strahlen getroffen, welchen diesmal ein Hauch der Liebe nicht fehlt, der das Herz milde erwärmt, während jene den Geiſt erhellen.

Noch manchen merkwürdigen Zug, noch manche beſondere Eigenheit des ſeltenen Mannes könnten wir beſprechen, noch manches Wort und Begegniß erwähnen, wollten wir unſere Schilderung in's Einzelne weiter ausführen. Das Bild würde nur an Liebenswürdigkeit gewinnen, uns vertrauter werden und näher rücken. Denn dies war ein Hauptreiz in Humboldt's Erſcheinung, daß dieſe verwirrende Ausnahme, dieſe unberechenbare Ueberlegenheit, doch wieder ſo leicht in den Kreis des Gewöhnlichen eingehen konnte, ja ſo zu ſagen in allen menſchlichen Schwächen mitlebte! Der Vorurtheilsloſe, im Denken jede Schranke Verachtende, über jede Pflicht herkömmlicher Sitte, geſelliger Freundlichkeit; er verzichtete auf ſeine Auszeichnung, voll Nachſicht und Duldung für alle Geringeren. Keine Befangenheit, keine Schwachheit der menſchlichen Natur mochte er verläugnen, er kannte ſogar die Schauer der Geſpenſterfurcht, und ſuchte ſie wohl abſichtlich zu erwecken. Man hat ihn auch des Geizes beſchuldigt, aber mit Unrecht; ein großer Verſtand herrſcht freilich nicht, ohne auch den Werth der Dinge in ſcharfer Rechnung zu halten, und phantaſtiſche Verwendung kann neben ihm nicht aufkommen; aber wo der Verſtand einwilligte, wo ein hoher Zweck, ein edler Wunſch zu erfüllen war, da wußte Humboldt freiſinnig ſich ſelbſt und Anderen zu gewähren und oft in ſolchen Maßen, wie ſie in den Verhältniſſen nicht geboten ſchienen.

Die Betrachtung ſeiner Perſönlichkeit gab unerſchöpfliches Studium, und erſt manch neue Räthſelfrage, dann aber auch zuletzt manch ergänzenden Aufſchluß ſeines inneren Weſens. Dieſe hohe und in den Schultern vorgebogene Geſtalt, dieſe zurückweichende Stirne, dieſe heraustretenden Forſcheraugen, die zarte Bläſſe des ruhigen Geſichts, deſſen Mienen gleicherweiſe im Ernſt und im Lächeln Scheu und Ehrerbietung einflößten, der hagere, nicht muskelkräftige, aber durch ſtarke Nerven zu jeder Anſtrengung und Ausdauer willige Körper, die feine ſanftſchneidende Sprache, der aber niemals der Fluß des Ausdrucks und die Geſchicklichkeit der Wendung verſagt war, — dies alles zuſammen muß man im Leben geſehen haben, oder durch Macht der Einbildung lebendig hervorrufen können, um den Ausdruck wahrhaft zu faſſen, zu welchem ſolches Innere und ſolche Leiblichkeit hier vereinigt waren!

Nach wiederholter, allſeitiger Prüfung, und im Aufblicke von dem Minderweſentlichen und Zweifelhaften zu dem wahrhaft Großen und Entſchiedenen, wird für Humboldt immer als letztes Ergebniß feſtſtehen, daß er einer der außerordentlichſten Menſchen war, die unſere Zeit geſehen hat, und daß hohe Bildung und Wiſſenſchaft und unverletzte Würde des Karakters in ihm ein reiches bewegtes Leben mit jedem Ruhm erfüllt haben.

Die freie und hohe Weiſe, in welcher Wilhelm von Humboldt ſeine Studien und Arbeiten betrieb, — einzig geführt von der Sache ſelbſt, nicht gereizt oder genöthigt von Zwecken, die über den geiſtigen Gewinn hinausgegangen wären, — dieſe Weiſe brachte es von ſelbſt mit ſich, daß er ſeine wichtigſten und größten Gaben eben ſo gern und leicht im bewegten Geſpräch und vertrauten Briefwechſel dem Einzelnen darbot, als in ausgearbeiteten Werken dem Publikum. Seine Druckſchriften waren in dieſem Betreff nicht bevorrechtet, er ſparte für ſie keine Ideen und Ausführungen beſonders auf, vielmehr überließ er verſchwenderiſch dem nächſtgelegenen Geſpräch oder Briefe die Einſichten und Verknüpfungen, aus denen, mit einiger Sorgfalt und Ausführung, die gehaltreichſten Gedankenreihen, die gediegenſten Aufſätze ſich entwickeln konnten. Daher ſind ſeine Briefe ungewöhnlich reich an lichtvollen Blicken, an großartigen Ideen, die ſich bisweilen ſogar in äußerer Unſcheinbarkeit gefallen, vertrauend, daß edler und feiner Sinn den Geiſt genugſam erkennen werde. So die Briefſtelle, welche Goethe bei Gelegenheit Winkelmann's mittheilte, die Stellen, welche Friedrich Auguſt Wolf in ſeinem Entwurf der Alterthumswiſſenſchaft anführt. So iſt gewiß der nachfolgende Gedanke einer der tiefſten und fruchtbarſten, zu denen das vorige Jahrhundert ſich erſchwungen hat, ein Gedanke von weitausſehender Entwickelung und Anwendung, der aber möglichſt kurz und ſchlicht in einem Briefe an Schiller niedergelegt iſt; Humboldt ſchrieb nämlich am 2. Februar 1796 an ſeinen Freund: „Die Idee, daß für den menſchlichen Geiſt ein gewiſſes Bild der Menſchheit, zu deſſen Möglichkeit alle Nationen und Zeitalter mitgearbeitet haben, fortwährend exiſtirt, hat für mich immer ein ſehr ſtarkes Intereſſe gehabt. Es giebt nun ein doppeltes Leben für den Menſchen, eins in bloßer und der höchſten Thätigkeit, mit der er ſtrebt, etwas zu erfinden, zu ſchaffen oder zu ſein, was theils ihn ſelbſt überleben, theils ſchon dadurch, daß es eine Zeitlang durch ihn mithandelt, auf den menſchlichen Geiſt überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Menſch ſich begnügt, glücklich und ſchuldlos zu ſein. In beiden iſt ein feſter Zweck und eine ſichere Belohnung. Nur eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, iſt fatal, und doch (und gerade zeichnet dies auch unſer Zeitalter aus) ſo häufig, diejenige, die, ohne wenigſtens überwiegenden Genuß, blos Arbeit giebt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfniß zu befriedigen. Daher auch im Privat- und politiſchen Leben alles nur darauf ankommt, die Gegenſtände des Bedürfniſſes zu vermindern, und die des Genuſſes und der freien Thätigkeit zu vermehren. Mich ſelbſt, läugne ich nicht, prüfe ich immer nach dieſen drei Rückſichten, und nur nach ihnen kann ich ganz meine Rechnung mit mir und dem Zufall halten, der jeden Menſchen umherwirft."

Aber in allen Briefen und Geſprächen Humboldt's finden ſich ſolche Lebenskeime und Kleinodien, die ein verwandter Sinn zu ſtets wachſendem Ertrage auszubeuten vermag. Daher wir die Mittheilung einer größeren Sammlung von

Humboldt's Briefen — wie ſchade, daß er keinen Eckermann gehabt! — um ſo dringender wünſchen, als ohnehin ſchon unerſetzliche Verluſte zu beklagen ſind. Die Briefe Humboldt's an Wolf ſind zum Theil noch erhalten, und wir benutzen dieſe Gelegenheit, einige uns daraus verbliebene Bruchſtücke hier mitzutheilen, um eine vollſtändige Herausgabe des Geretteten anzuregen! —

1837.

Aus Briefen Wilhelms von Humboldt an Friedrich Auguſt Wolf.

1.

Erfurt, den 31. März 1793.

— Aber ich bin ganz von meinem neulichen Aufſatz abgekommen (Skizze über die Griechen). Der hat noch närriſche Fata gehabt. Ich ſchickte ihn Schiller'n, dem ich bald darauf ſchrieb, und da Sie die ſchönen Ränder ſo weiß gelaſſen hatten, bat ich ihn, ſich ihrer anzunehmen. Dies hat er denn auch gethan, und allerlei zugeſchrieben. Es ſind ſehr hübſche Sachen darunter, obgleich Sie denken können, daß er in das Ganze der Idee, da ihm die alte Litteratur doch nicht geläufig iſt, wenig eingegangen iſt. Ich ſchreibe Ihnen hier eine Anmerkung ab, die, dünkt mich, eine genievolle Idee enthält, ob auch eine wahre? mögen Sie ſelbſt entſcheiden.

„Sollte nicht von dem Fortſchritt der menſchlichen Kultur eben das gelten, was wir bei jeder Erfahrung zu bemerken Gelegenheit haben? Hier aber bemerkt man drei Momente.“

„1. Der Gegenſtand ſteht ganz vor uns, aber verworren und in einander fließend.“

„2. Wir trennen einzelne Merkmale, und unterſcheiden. Unſere Erkenntniß iſt deutlich, aber vereinzelt und bornirt.“

„3. Wir verbinden das Getrennte, und das Ganze ſteht abermals vor uns; aber jetzt nicht mehr verworren, ſondern von allen Seiten beleuchtet.“

„In der erſten Periode waren die Griechen."

„In der zweiten ſtehen wir."

„Die dritte iſt alſo noch zu hoffen, und dann wird man die Griechen auch nicht mehr zurückwünſchen."

Von Schiller bekam ich den Aufſatz hier zurück. Ich theilte ihn dem Koadjutor (Dalberg) mit, der von meinen Winterarbeiten zu ſehen wünſchte, und aufgemuntert durch Schiller's Noten, hat er noch weit mehr die Ränder mit Gloſſen beſchrieben. Es wird Sie ſehr unterhalten, einmal das Werk cum notis variorum wiederzuſehen. Vorzüglich ſind Dalberg's Anmerkungen originell, und ordentlich komiſch iſt das durchgängige Bemühen, zu zeigen, daß die griechiſche Litteratur ein Studium für wenige ſein und bleiben müſſe, zu welchen ich, wie er zu verſtehen giebt, nun eben nicht gehören möchte. Er ſelbſt hat viel mit mir darüber gelacht, und die Anpreiſungen der Griechen in meinem Aufſatz ſcheinen ihn am meiſten zum Widerſpruch zu reizen. Wieder geſehen aber habe ich bei dieſer Gelegenheit, daß die Geſichtspunkte, die entweder an ſich nicht gewöhnlich, oder nur dem einzelnen jedesmaligen Leſer fremd ſind, hell und klar zu machen, eine unglaubliche Schwierigkeit hat, und daß ſie bei dem Koadjutor, der immer — möchte ich ſagen — mehr mit dem Geiſte ſeine eigenen, als mit den Augen des Anderen Ideen lieſt, faſt bis zur Unmöglichkeit wächſt. Bei dieſem Aufſatz hat er meine eigentliche Meinung — wie jede Zeile ſeiner Anmerkungen beweiſt — abermals ganz mißverſtanden. Abſtrahirt habe ich mir wenigſtens hieraus, daß, hätte ich je die Abſicht, durch eine Schrift eigentlich zur Ausbreitung des Studiums der Griechen beizutragen, ich mich einer viel anderen Methode bedienen müßte. Indeß ſoll auch der Himmel mich davor in Gnaden bewahren. Habe ich mir einmal eine Idee entwickelt, ſo ekelt es mich an, ſie nun auch einem Anderen auszuknäueln, und ſo lange mich nicht äußere Umſtände zwingen, überwinde ich dieſen Ekel nicht. Mir ſelbſt aber iſt über die Griechen noch ſehr vieles dunkel, und mit jedem Tage feſſelt mich ihr Studium mehr. Ich kann es mit Wahrheit ſagen, daß unter manchen Studien, die ich durchwandert bin, mir keins die Befriedigung gegeben hat, und ich muß hinzuſetzen, daß auch der Schatten von Luſt, ein thätiges Leben in Geſchäften zu führen, nie ſo ſehr in mir erſtorben iſt, als ſeitdem ich mit dem Alterthum irgend vertrauter bin. —

2.

Jena, den 3. Juni 1795.

Wie geht es, lieber beſter Freund, und wie iſt es Ihnen die letzte bedenkliche Nacht hindurch ergangen? Ich wollte noch den Morgen zu Ihnen kommen, aber leider verſchlief ich es um eine Viertelſtunde, und Sie waren fort. Gegen Mittag kam Goethe zu mir, und bedauerte ſehr, Sie nicht mehr zu finden. Er iſt Ihnen äußerſt gut geworden, und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beſchäftigen ihn ſehr ernſtlich, und ich kann Ihnen nicht ſagen, wie zufrieden er damit iſt. Zwar iſt er noch weit entfernt, ſich überhaupt für eine Meinung entſchieden zu haben; Sie kennen ſeine weiſe Bedachtſamkeit. Allein die Methode und der Gang der Unterſuchung machen ihm vorzügliche Freude, und er hat mir namentlich geſagt, daß in dieſer Rückſicht ſchon jede Seite lehrreich ſei. Böttiger hat übrigens letzten Freitag eine Abhandlung bei Goethe geleſen, wo er bewies, daß eine von Pſammetichus berufene ioniſche Kolonie zuerſt auf Papyrus geſchrieben habe, und die ein wahres Böttigeriſches Meiſterſtück ſein ſoll, eine wahre Karrikatur und Parodie Ihrer Prolegomena, voller Blumen und Schnörkel. Geſtern und heute blieb Goethe hier, und morgen gehe ich mit ihm auf zwei bis drei Tage nach Weimar. Außer Einigem an meinen metris iſt ſeit Ihrer Abweſenheit nicht viel bei mir geſchehen. Indeß iſt doch die Anzeige Ihrer Odyſſee fertig, und Sie müſſen nicht ſchelten, wenn ich ſie beilege: 1) Kennen Sie meine Schüchternheit in græcis et latinis; 2) Habe ich mich emanzipirt, über die Ungenauigkeit unſerer Philologen zu ſpötteln, und ob ich gleich von der Wahrheit der Sache überzeugt bin, ſo iſt etwas bei einem jungen Rezenſenten immer bedenklich; 3) Iſt mir etwas im Schol. Eur. ad Or. 279 äußerſt ſchwierig, nämlich die Worte: Ἡγελοχον — ἐπῶν λέγειν. Ich verſtehe es: „Da er den Heg. gedungen hatte, die erſte Rolle zu ſpielen.“ Allein ſollte er dies wirklich gethan haben? Heg. war ein τραγικὸς und Strattis wollte ihn verſpotten. Ich meine alſo, Strattis fingirt dies in ſeinem Stück, ſpielt Komödie in der Komödie, und macht den Heg. zu einer handelnden Perſon. Ferner, ohne Rückſicht auf meine Anzeige, muß es ἀνϑρωρτοραίστης oder — ρέστης heißen, und was bedeutet beides? Daß ich übrigens das Schol. ſo breit extrahirt, that ich, weil man in der A. L. Z. daß Vergnügliche liebt, und damit, durch die versähnliche gedruckte Zeile angelockt, auch bloße Dilettanten die Anzeige leſen möchten, da ſie doch nur für dieſe kalkulirt iſt; die Kenner wiſſen, woran ſie ſind. Der letzte Grund, warum ich ſchicke, iſt, daß es doch, wie Goethe immer ſagt, hübſch iſt, auch Kleinigkeiten gemeinſchaftlich zu machen. Länger, als wir dachten, iſt die Anzeige freilich geworden, ich ſchätze ſie ein Blatt. Allein ich ſehe doch nichts geradezu Ueberflüſſiges, und wenn Predigten und Romane ſo weitläufig rezenſirt werden, weiß ich nicht, wozu man ſo wortkarg bei wichtigen Dingen ſein ſoll. Ich bitte Sie indeß, das Ganze anzuſehen, und mir mit unſerer hergebrachten Offenheit, was Sie anders wünſchen, zu ſagen. Es ſoll dann nach Möglichkeit geſchehen. Mit nächſter Poſt erhalte ich es wohl zurück. Der Abdruck hält merklich auf, weil ſie nicht ſelten vierzehn Tage voraus ſind. — Unendlich begierig bin ich auf Nachricht von Ihnen, die ich doch noch eher, als die Antwort auf dieſen Brief, zu erhalten hoffe. Welch eine innige Freude haben Sie uns wieder mit Ihrem göttlichen Beſuche gemacht! In meinem nächſten Briefe ſage ich Ihnen etwas Näheres über die Zeit, wo ich nach Halle kommen könnte. Ich muß Sie recht bald wiederſehen, lieber theurer Mann. Hier den Anacharſis und filius dei, die Sie vergeſſen. — —

Ich habe Goethe'n ermuntert, die Ilias in Rückſicht auf Ihre Prolegomena durchzuleſen, und ich hoffe, er wird es thun.

(Humboldt's Anzeige ſteht in der Allg. Litt. Zeitung 1795, Nro. 167 vom 16. Juni.)

3.

Berlin, den 20. September 1796.

— — Jetzt noch einige Worte von Voß. Wir waren fünf Tage in Eutin, und den ganzen Tag bei ihm. Wir haben ihn außerordentlich liebgewonnen, und auch ihm ſchienen wir zu gefallen. Leider war er immer und iſt noch an Ohrenſauſen, das ihn ſehr inkommodirt, krank. Dies ſtört das Geſpräch etwas, doch nicht ſehr. Ich habe mit ihm über die interiora ſeiner Eigenthümlichkeiten äußerſt frei, und ohne allen Rückhalt geſprochen, ob ich gleich, wie Sie wiſſen, gar kein eigentlicher Anhänger ſeiner ſogenannten (denn er widerſpricht dem Ausdruck) Neuerungen bin. Ich bin über nichts faſt eigentlich einig mit ihm geworden, aber ich habe auch nur geſucht, mich ganz und gar in ſeinen Geſichtspunkt zu verſetzen, und dies iſt mir, glaube ich, im hohen Grade gelungen. Ich glaube ihn jetzt zu verſtehen, und doch iſt dies nicht leicht. Wenigſtens iſt's nicht leicht, bis es einem gelingt, in den Mittelpunkt aller ſeiner Anſichten einzudringen. Denn es iſt eine überaus merkwürdige Einheit in ſeinem Weſen, ſeinen Gedanken und ſeinen Arbeiten. Meine vorigen Ideen über ihn habe ich ſehr berichtigt. Ich habe ihn ungleich feiner, zarter, und ich möchte ſagen poetiſcher gefunden als ich mir vorgeſtellt hatte. Ueber Sie haben wir, wie Sie leicht denken können, unendlich oft geſprochen, er liebt und achtet Sie unendlich. Mit Ihren Prolegomenen iſt er, wie Sie auch wiſſen, nicht einig. In dieſem Punkt, geſtehe ich Ihnen, begreife ich ihn noch nicht recht. Er meint noch, Homer möge dennoch wohl geſchrieben haben, Fugen findet er nirgends, die Arbeit der Verbindung der einzelnen Geſänge hält er für ſo ſchwierig, daß er meint, Sie hätten den Homer, der nämlich nun der Verbinder ſei, um einige Jahrhunderte weiter vorgerückt. Ich hätte mich gern mit ihm hierüber tief eingelaſſen. Allein theils iſt es ſchwer mit ihm zu ſtreiten, da er ſo leicht ſchweigt, ohne überzeugt zu ſein, und anderntheils muß ich auch ſagen, daß, meiner Ueberzeugung nach, die Sache noch nicht ſo darliegt, daß ſie ſich durchſtreiten läßt — den einzigen Punkt ausgenommen, daß Homer nicht geſchrieben haben kann, was ich für ausgemacht halte. Uebrigens, glaube ich, ſind die Gründe, die Ihre Prolegomena angeben, alle noch ſo, daß ſie nach individuellen Verſchiedenheiten mehr oder minderen Eindruck machen. Der Cardo rei liegt meines Erachtens allein darin, daß in der Ilias wirkliche Verſchiedenheiten des Stils, der Sprache u. ſ. f. ſein ſollen. Bei dieſen, glaube ich, hätten Sie anfangen müſſen; jetzt getraue ich mir zwar immer den Gegner beſtreiten, nie aber ihn beſiegen zu können. Ihre litterariſchen Briefe will er, ſobald es ſein Kopf erlaubt, noch einmal prüfend durchleſen, und dann Ihnen ſeine Bemerkungen ſchicken. Den vorzüglichſten und vortheilhafteſten Eindruck auf uns hat Voß Karakter und häusliches Leben gemacht. Er iſt im genaueſten Verſtande des Worts brav und edel, und in ſehr hohem Grade noch außerdem liebenswürdig. Auch die Frau hat uns ſehr gefallen, und ſie gewinnt immer, je länger man ſie ſieht.

Klopſtock iſt noch immer äußerſt angelegentlich mit Ihren Prolegomenen beſchäftigt. Es war das Erſte, worüber er mit mir ſprach. Er iſt ſchlechterdings und durchaus Ihrer Meinung, die er noch durch eigene Einfälle erweitert. So hält er, ich glaube nicht ſehr glücklich, in Il. α. εἱς κοιρανος ἐστω für ein Einſchiebſel der Piſiſtratiden. Auch mit den litterariſchen Briefen iſt er zufrieden, und lobt vorzüglich den Stil.

Die Rezenſion von Voß Homer habe ich erſt einmal und noch nicht einmal ganz geleſen. Sie enthält gewiß ſehr viel Wahres, und manches iſt mir wie aus der Seele geſchrieben. Aber vieles halte ich auch für übertrieben, den Ton hier und da für unbeſcheiden und muthwillig, und der Hauptgeſichtspunkt, aus dem der Rezenſent (W. Schlegel) den Homer anſieht, ſcheint mir doch wieder verfehlt. Bisher hat man den armen Homer wie einen modernen Dichter behandelt; jetzt wird man bald anfangen ihn nicht mehr für einen Dichter zu erklären. Der Rezenſent ſcheint mir ſchon von dieſer Seite viel zu weit zu gehen. Alles was nur nach Kunſt ausſieht, ſoll nicht homeriſch ſondern gleich alexandriniſch ſein. Und wo iſt denn der künſtliche Versbau der Alexandriner? Etwa bei Apollonius? Ueber den Versbau des angeblich ſtolzeren Virgiliſchen und des Homeriſchen Hexameters ſcheint der Rezenſent auch wunderbare Eingebungen zu haben. Ich habe den Hexameter in der Aeneis und den Georgiken immer für ächt und bloß homeriſch gehalten. —

4.

Jena, den 31. März 1797.

— Sie erhalten hier wieder ein reichliches Stück Agamemnon. Ihre Mißbilligung meiner Arbeit hat mich wegen der freundſchaftlichen Offenherzigkeit unendlich gefreut. Freilich wäre mir gerade Ihr Beifall ſehr ſüß geweſen, allein ich hoffe, wir werden uns verſtändigen. Einzelne Stellen ändere ich gewiß mit der größeſten Bereitwilligkeit, und wenn, wie ich beinah mir ſchmeichle, Ihr Tadel in Rückſicht auf die noch mangelnde Aeſchyliſche Größe vorzüglich aus dem erſten Chor, d. h. aus den erſten zweihundert fünfzig Verſen hergenommen iſt, ſo ſtimme ich durchaus mit Ihnen überein. Im Uebrigen möchte ich mich wehren, wie ich freilich glaube, daß wir auch in den Maximen über das, was erreicht werden ſoll, und was erreicht werden kann, nicht ganz übereinſtimmen.

Da ich meine Arbeit Einigen hier gezeigt habe, befinde ich mich in einer recht ſonderbaren Lage.

Schiller iſt gar nicht recht damit zufrieden. Er ſpricht der Ueberſetzung Energie und poetiſche Sinnlichkeit nicht ab, aber er findet ſie zu ſchwer, hart und undeutlich. Er will gewöhnlichere Strukturen, mehr Ausführlichkeit, allenfalls ſogar einen weniger obligaten Versbau.

Sie ſcheinen mir meine Arbeit eben ſo ſehr zu verwerfen, aber gerade aus den umgekehrten Gründen, ob es gleich möglich wäre, daß Sie Ihre Klage wegen des Mangels an Aeſchyliſchem Geiſt noch mit der Schiller'ſchen über Mangel an Deutlichkeit kumulirten.

Friedrich Schlegel (der Grieche) äußerte bei dem erſten Leſen des erſten Chors in einer noch früheren Geſtalt, als die Ihre Abſchrift hat, dieſelbe Klage als Sie. Ich änderte darauf manches, und beim zweiten Leſen ſchien er zufriedener. Ob ganz? möchte ich nicht ſagen. Er iſt, wie Sie wiſſen, in ſolchen Dingen einſilbig.

Goethe iſt, wie ich aus vielfältigen Aeußerungen gegen mich und Andere, und aus dem großen Intereſſe, das er daran nimmt, da er ſich ganz eigentlich und täglich damit beſchäftigt, mit der Arbeit im Ganzen ſogar ſehr zufrieden. Er macht nur einzelne Bemerkungen ganz eigner Art, die ich Ihnen zum Theil mittheilen kann. Er ermunterte mich nicht nur den Agamemnon zu endigen, ſondern auch ein Stück des Sophokles und des Euripides und eins des Ariſtophanes, alle karakteriſtiſch gewählt, nachfolgen zu laſſen.

Alle ſie zuſammen ſcheinen den Versbau, meine ſauerſte Arbeit, und meiner Meinung nach auch meine verdienſtvollſte, gar nicht ſonderlich zu achten. Schiller'n fehlt es an Kenntniß, er rechnet mir vieles darin noch als Schuld an. Sie haben ſich nicht darüber geäußert. Goethe ſcheint ihn zu fühlen und zu billigen; aber zum Beurtheilen fehlt's ihm an Kenntniß. Wilhelm Schlegel (der Shakeſpear'ſche) iſt der Einzige, der ſich darauf eingelaſſen hat, und der iſt, bis auf Einzelnes, zufrieden.

So weit mein Bericht. Wie ich mich nun ſelbſt zu dieſen Urtheilen ſtelle? Für's Erſte halte ich ſchon a priori den Tadel für gegründeter, als das Lob. Goethe's Beifall iſt mir aus mancherlei Gründen weniger erfreulich. Er findet ſich durch meine Ueberſetzung beim Leſen des Originals erleichtert, dafür iſt er dankbar, und ſo lobt er leichter. Unter dem Tadel iſt mir der Schiller'ſche nicht wichtig. Er beweiſt mir bloß, daß ich auf eine große Klaſſe Leſer nicht zählen darf, und das wußte ich vorher. Nur Ihrer hat mich niedergeſchlagen. Ich geſtehe Ihnen offenherzig, daß ich vier Tage lang keinen Vers gemacht habe, und meine Arbeit nicht anſehen mochte. Es fehlte faſt nichts, ſo hätte ich ſie, und nun ſicher auch auf ewig alles Ueberſetzen aufgegeben. Aber ich hänge doch noch zu feſt an dieſem Unternehmen, mein Muth iſt zurückgekommen, und ich glaube mich nun in der wahren Stellung zu befinden, die ich annehmen muß. Ich habe mir einen feſten Begriff gebildet deſſen, was ich leiſten will, und was ich glaube leiſten zu können. Von allen meinen Tadlern werde ich unſtreitig aus zweierlei Gründen auch in den Maximen auf zweierlei Art abweichen. So viel ich ſchon jetzt einſehen kann, ergeht von jedem vorzüglich Eine Forderung an mich. Auch iſt dies natürlich. Der Beurtheiler geht immer mehr oder weniger von Einem Geſichtspunkt aus; der, welcher ſelbſt die Arbeit macht, muß an alles denken, weil er alles zur Sprache zu bringen genöthigt iſt. In höherem oder geringerem Grade werde ich mit jedem Tadel übereinſtimmen, und nach ihm arbeiten, Aenderungen verſuchen u. ſ. f. Aber einen Theil der Forderung werde ich leicht nicht gerecht, einen anderen unmöglich zu erfüllen finden, vorzüglich da die Befriedigung der einen ſo leicht der anderen Eintrag thut. Es iſt mein feſter Vorſatz, noch ehe meine Arbeit beendigt, ſo ſtrenge Beurtheilungen als möglich einzuziehen, und mich zwar in die Mitte von allen zu ſtellen, weil ich ohne eine ſolche Selbſtſtändigkeit die Arbeit geradezu aufgeben müßte, aber von dieſer Mitte aus mich ſo weit als möglich zu jedem hinzuneigen und jedem Genüge zu thun. An Fleiß und an Geduld ſoll es mir nicht fehlen, aber wann ich freilich die Unmöglichkeit klar ſehe und empfinde, daß ich nun mehr thun kann, dann werde ich es freilich durch einen Machtſpruch für fertig erklären. Denn was iſt anders zu thun? Bei dieſen Geſinnungen können Sie denken, wie ich mich freue, dieſe Materie recht mit Ihnen durchzuſprechen. Sie liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie für eine Arbeit (d. h. nicht zu Gunſten deſſen, was ich daran thun möchte) ſo intereſſirt gefunden. Doch ich breche endlich ab. —

5.

Marino bei Rom, den 29. September 1804.

Der Homer hat mir viel Freude gemacht. Noch bin ich aber nicht dazu gekommen, Ihre neue Vorrede zu leſen. Dagegen habe ich gut die halbe Ilias geleſen. Hier bei

Spazirgängen, in den himmliſchen Gegenden um den Albaner See, und am Fuß des Mons Albanus, ſtecke ich ihn in die Taſche und leſe ihn mit unglaublichem Vergnügen. Ueberhaupt, lieber Wolf, führe ich ein unendlich genußreiches Leben. So lange meine eigentlichen Arbeiten dauern, ſo glücklich bin ich einmal organiſirt, ärgern und langweilen ſie mich nicht; wenn ſie geendigt ſind, ſind meine Gedanken hundert Meilen von ihnen entfernt, dann gehe ich in's Freie, und leſe, denke, träume. Ich glaube wirklich, man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geſchäft, und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht ſehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es iſt wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als ſich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für ſich und für etwas Wahres. Alles Uebrige iſt ein Treiben und Jagen, bei dem man wenigſtens nie zurückblicken muß. Hätte ich Sie hier, ſo hätte ich alles. Denn bedenken Sie nur, daß ich dieſen Genuß einſam, ſo einſam, finde, daß ich jetzt nur mit zwei, drei Menſchen noch deutſch ſpreche, und keiner, auch kein einziger hier iſt, der an dem, was mir eigentlich wichtig iſt, Intereſſe fände. Wie müßte Umgang, ein Umgang mit Ihnen, den Genuß erhöhen! Es iſt recht Schade, daß Sie Ihr Kommen noch immer ſo in weite Zukunft ſtellen. Das Schöne muß bald gepflückt werden, denken Sie daran recht oft. —

6.

Rom, den 20. Juli 1805.

Für mich ginge der Genuß, Sie hier zu begleiten, über jeden Begriff. Es wäre nach Jahren wieder der erſte eines geiſtvollen Geſprächs. Was es hier auch an wiſſenſchaftlichem Umgang giebt, ſo iſt es trocken und hölzern. Selbſt Zoëga'n, der ſonſt intereſſantere Anſichten hat, fehlt es an lebhaftem Intereſſe. Er iſt ein allgemeiner Indifferentiſt und Skeptiker, und wenn auch wirklich ſeine Gelehrſamkeit dadurch weniger

Schaden leidet, ſo verliert doch die Mittheilung allen Reiz. Es wird Ihnen ordentlich merkwürdig ſein, Zoëga zu ſehen. Auch mein Bruder hat die Bemerkung gemacht, daß niemandes Umgang ſo wenig zu eigenen Arbeiten belebend, ja man kann ſagen, ſogar ſo niederſchlagend dafür iſt.

Ich leſe jetzt wieder ſehr viel die Alten, und immer Römer, denn das Lokalintereſſe überwiegt doch alles andere. Die Totalität der Römergeſchichte und des Römerlebens im Kopf in Rom herumzugehen iſt eigentlich mein Leben. In die Muſeen und Galerieen komme ich ſelten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen bekümmere ich mich wenig oder gar nicht. Ich liebe nicht in die Häuſer eingeſchloſſene Götter. Aber die Koloſſen, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande geſehen haben, die unter freiem Himmel ſtehen, und auf Rom vom Quirinal hinabſehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen ſein ſoll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latium mit überſchauen, und das Lateinergebirge den Horizont ſchließen ſehen. Dann wird man unwiderſtehlich zu endloſen Betrachtungen über Geſchichte und Menſchenſchickſal hingezogen, dann rundet ſich auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemählde der Weltgeſchichte. Denn auf mich übt Rom immer ſeine große Gewalt mehr als durch alles andere dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt iſt. Denn ſelbſt das Letzte wird ihm niemand mit Recht ſtreitig machen. Unſere neue Welt iſt eigentlich gar keine; ſie beſteht bloß in einer Sehnſucht nach der vormaligen, und immer ungewiſſem Tappen nach einer zunächſt zu bildenden. In dieſem heilloſeſten aller Zuſtände ſuchen Phantaſie und Empfindung einen Ruhepunkt, und finden ihn wiederum nur hier. Doch ich ſchweife ab, und will einlenken; aber ich rede von dem, deß das Herz voll iſt, und zu dem, der es eben ſo wie ich fühlen würde, wenn er auf der gleichen Stelle ſtünde.

Sie wiſſen, daß wir Spalding hier gehabt haben. Aber ich habe ihn nicht einmal ſo viel genoſſen, als ſonſt möglich geweſen wäre. Er iſt auch, finde ich, in der That noch geiſtloſer geworden, und weiß jetzt von nichts mehr, als langen und kurzen Silben und Etymologieen zu reden. Hier war er nun aber ganz in ſeine Familie, Frau, Sohn ꝛc. vergraben. Glauben Sie, daß ich ihn bei einem höchſtens ſechswöchentlichen Aufenthalte in Rom gefunden habe, wie er um Mittag en famille Karten ſpielte? Unſerer Nation hat er dabei keine Ehre gemacht. Seiner Herzensgüte hat man überall Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Aber ſein Pedantismus, ſeine Wuth mittelmäßige Verſe in allen Sprachen zu machen, ſeine Flachheit, haben Zoëga, Marini und alle Beſten bald angeekelt, bald in Staunen geſetzt. Stellen Sie ſich nur vor, daß er hier auf der Corſiniſchen Bibliothek dreißig bis vierzig Homeriſche, ächt Homeriſche Verſe aus der Iliade, die nur nicht an ihrer Stelle ſtanden, als neu abgeſchrieben, allen Menſchen erzählt hat, barbariſche Wörter darin gefunden zu haben, wie z. B. καπετος (!!!), und ſich erſt einige Tage darauf die Stelle von Zoëga hat nachweiſen laſſen. Und hätte er das nur nicht alles noch ſelbſt ſo breit und mir erzählt! Verſe hat er ohne Zahl gemacht, und immer gleich deutſch und lateiniſch zugleich, manchmal auch griechiſch dazu; aber Nutzen hat er von ſeiner Reiſe gewiß auch nicht den mindeſten. Quintiliane hat er überall aufgeſucht, und dann kaum angeſehen. Sie fühlen, mein Beſter, daß ſein Eindruck eines deutſchen Gelehrten ausgelöſcht zu werden bedarf.

Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen nichts zu ſagen. Hier wird nur alle halbe Jahrzehend ein neues Buch geſchrieben, und dann die übrige Hälfte von dieſem geſprochen. Was im Werk iſt, kennen Sie. Nach- und Ausgrabungen geſchehen hier und dort, aber keine bedeutende, weil keine planmäßig unternommen und mit Beharrlichkeit fortgeſetzt wird. Die Fea'ſche beim Pantheon könnte wichtig werden, wenn er nicht auf eine höchſt flüchtige Weiſe ſähe, ſeine Meinung dann ſehr eigenſinnig behauptete, und die gemachten Löcher großentheils wieder zuwerfen ließe, was denn freilich die beſte Manier iſt, Recht zu behalten. — —

— Sie ſchreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freuet, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch ſahen, oder nach ſeinem Tode in Weimar waren. Mich hat ſein

Tod unendlich niedergeſchlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichſten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein ſo rein intellektuelles Genie, ſo zu allem Höchſten in Dichtkunſt und Philoſophie ewig aufgelegt, von ſo ununterbrochen edlem und ſanften Ernſt, von ſo partheilosgerechter Beurtheilung, wird eben ſo wenig in langer Zeit wieder aufſtehen, als eine ſolche Kunſt im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern ſahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich ſtark mit mir. —

Wilhelm Neumann.

Friedrich Wilhelm Neumann, geboren zu Berlin den 8. Januar 1781, war der Sohn eines Kaufmanns, der früh ſtarb und kein Vermögen hinterließ; bald nachher ſtarb auch die Mutter, und der älternloſe Knabe kam zu einem Stiefgroßvater, der ein anſehnliches Buchhändlergeſchäft betrieb. Bis in ſein vierzehntes Jahr beſuchte er das Gymnaſium und machte gute Fortſchritte; weil aber die äußeren Mittel zur Fortſetzung der Studien fehlten, mußte er ſich wider ſeine Neigung den Handelsgeſchäften widmen; ein bedeutendes Haus nahm ihn wohlwollend auf, und während zehn Jahren, die er hier verweilte, erwarb und übte er eine große Geſchäftseinſicht, die ihm ſpäterhin auch im Staatsdienſte nützlich wurde. In der Familie wurde er wie ein Sohn des Hauſes angeſehen, und konnte an allen Vortheilen eines reichen Lebens Theil nehmen. Da jedoch manches in der Umgebung ſeinem Sinne widerſprach, ſo gewöhnte er ſich früh an ſchweigſame Zurückgezogenheit und widmete ſeine Muße am liebſten der Erwerbung von Kenntniſſen, wie ſein Verhältniß dies nur irgend geſtattete. Er beſchäftigte ſich mit Muſik und Dichtkunſt, mit Philoſophie und Geſchichte, las die beſten Schriftſteller in franzöſiſcher und engliſcher Sprache, mit deren gründlicher Kenntniß er auch ſehr bald die der holländiſchen und italiäniſchen verband. In dem erwähnten Hauſe machte er im Jahre 1803 die Bekanntſchaft Varnhagen's, mit welchem ihn bald die engſte und treuſte Freundſchaft verknüpfte, und gleich darauf eröffnete ſich ihm ein weiterer Freundſchaftskreis, zu welchem Chamiſſo, Eduard Hitzig, Koreff, Ludwig Robert, Graf Alexander zur Lippe, Franz Theremin und noch mehrere Andere gehörten, denen insgeſammt die Poeſie und höhere Lebensbildung das vereinigte Ziel war. Unter dem Titel eines Muſenalmanachs gaben Chamiſſo und Varnhagen mit ihren eignen die Gedichte der Freunde heraus, und Neumann's Beiträge erſchienen dabei nicht unvortheilhaft.

In jener Zeit hielt Auguſt Wilhelm Schlegel zu Berlin Vorleſungen vor einem auserleſenen Kreiſe von Zuhörern und Zuhörerinnen; der Zuſtand der Litteratur und Kunſt überhaupt, ihre bisherige und künftige Entwickelung, waren der reiche Stoff dieſer Vorträge, welche nicht ohne bedeutende Wirkung blieben, beſonders weil viele gleichzeitige Beſtrebungen Friedrich Schlegel's, Tieck's, Schleiermacher's und ſelbſt Fichte's, ſich damit zu verbinden ſchienen. Es war eine Art Verkündigung neuen Aufſchwunges zum Dichten und Leben, wozu hauptſächlich die ſtrebende Jugend ſich berufen fühlte. Was man gemeinhin die neue Schule nannte, und wozu allerdings die Schlegel'ſchen Lehren und Beiſpiele den Kern lieferten, war jedoch weit entfernt, nur aus ſtrengen Bekennern dieſes Namens zu beſtehen. Der geheime Zwieſpalt, welcher von Beginn her die Häupter trennte, war noch weit mehr unter den Jüngern zu finden, und trat in vielfachen Abweichungen deutlich hervor. Weder Neumann ſelbſt, noch ſeine obengenannten Freunde, einen einzigen vielleicht ausgenommen, konnten als eigentliche Schlegelianer gelten, obgleich im Ganzen die Richtungen befolgt wurden, für welche die beiden Schlegel ſelbſt nicht ſowohl Meiſter und Führer als vielmehr Organe geworden waren. Neumann inſonderheit hat niemals die Bekanntſchaft Auguſt Wilhelm Schlegel's gemacht oder geſucht; ſeine größte Verehrung war vielmehr Fichte'n eifrig zugewandt, der die Annahmen und Behauptungen von jenem größtentheils verwarf und dies unverholen ausſprach. Ueberſchwänglich aber, bis zum Mißbrauch, war die Nachbildung der poetiſchen Reimformen, welche die neue Schule von den Italiänern und Spaniern entlehnt hatte, und durch welche auch Neumann derſelben anzugehören ſchien.

Durch Erbſchaft war ihm eine Summe Geldes überkommen, welche er ſogleich anwandte, um ſeine Neigung zu den Studien vollſtändiger zu befriedigen. Er fühlte, daß er einen feſteren Grund, als ihm bisher möglich geweſen war, in den alten Sprachen gewinnen müſſe, und die Umſtände fügten es, daß er dieſen Gewinn in Hamburg ſuchte, wo die Leitung und der Unterricht des trefflichen Gurlitt, der ihn ſehr liebte und ſeinen Karakter wie ſeine Fähigkeiten vollkommen würdigte, ihm die erfolgreichſte Förderung waren. Im Jahre 1806 bezog er gemeinſchaftlich mit Varnhagen und Auguſt Wilhelm Neander, deſſen Freund und Taufpathe er geworden war, die Univerſität Halle. Hier hörte er Friedrich Auguſt Wolf mit großem Fleiße, doch leider nur ein halbes Jahr, denn das Kriegsunheil vertrieb die Studirenden von Halle, und Neumann wandte ſich mit Neander nach Göttingen, wo er neben den philoſophiſchen auch theologiſche Vorleſungen hörte, und durch dieſe Studien auch mit Geſenius näher bekannt wurde. Nach einiger Zeit traf er doch wieder in Halle ein, und trieb neben ernſtlichen Arbeiten auch die ſcherzhafte, mit einigen Freunden einen Roman zu ſchreiben, der im folgenden Jahre unter dem Titel: „Die Verſuche und Hinderniſſe“ im Druck erſchienen iſt. Schon vorher hatte er an einer ſatyriſchen Druckſchrift gegen den verrufenen Kritiker Garlieb Merkel Theil genommen, ſo wie an der Herausgabe vermiſchter Schriften unter dem Titel: „Erzählungen und Spiele.“ Auch der Kreis der Freunde hatte ſich inzwiſchen ſehr erweitert, und ſind hier vorzüglich Fouqué, Achim von Arnim und Alexander von der Marwitz namhaft zu machen.

Da die Vorleſungen in Halle fortwährend unterſagt blieben, ſo wandte ſich Neumann mit mehreren Freunden wieder nach Berlin, wohin auch Wolf und Schleiermacher zogen. Jedoch der Krieg, welcher alle Verhältniſſe zerrüttete, erſchöpfte auch früher, als es ſonſt geſchehen wäre, die Hülfsquellen Neumann's, und er war genöthigt, den Ausfall durch Erwerb zu decken. Vertraut mit den italiäniſchen Schriftſtellern und beſonders eingenommen von Macchiavelli, begann er deſſen florentiniſche Geſchichte zu überſetzen, wozu Johann von Müller eine Vorrede und Anmerkungen zu liefern verſprach, aber nicht lieferte, weil er bald nachher Berlin verließ und dann in weſtphäliſche Dienſte trat. Die Ueberſetzung, eines ſo wichtigen und ſchon angekündigten Beitrags entbehrend, gelangte nun um ſo ſchwieriger zum Druck, und erſchien erſt im Jahre 1809 in zwei Bänden, die, weil der Verleger fallirte, wenig in den Buchhandel kamen, aber in Wien nachgedruckt wurden.

Des ungewiſſen litterariſchen Erwerbes überdrüſſig, trat Neumann hierauf in das angeſehene Haus des Hofmarſchalls Grafen von Redern als Erzieher der beiden Söhne deſſelben. Es bezeichnet eben ſo ſehr den Werth des wackeren Erziehers, als den edeln und tüchtigen Sinn dieſer achtungswürdigen Familie, daß das vorübergehende Verhältniß eine dauernde Verbindung der Anhänglichkeit und des Wohlwollens begründete, welche für beide Theile bis zuletzt erfreulich beſtand, und auch über den Tod hinaus noch fortwirkt!

Bald auf's neue in den Stand geſetzt, die unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, glaubte Neumann die Philoſophie und Theologie verlaſſen und dagegen die Kameralwiſſenſchaften erwählen zu müſſen. Zwei Jahre lang widmete er auf der inzwiſchen zu Berlin errichteten Univerſität angeſtrengt dieſem Studium. Nebenher beſorgte er im Jahre 1811 eine Zeitlang die Redaktion des „Preußiſchen Vaterlandsfreundes“ und gab im Jahre 1812 mit Fouqué die Zeitſchrift „Die Muſen“ heraus. Im Anfange des Jahres 1813, als die Noth der Zeit auch ihn abermals bedrängte, fand er eine erwünſchte Freiſtätte bei ſeinem Freunde Hitzig, in deſſen Buchhandlung er ein thätiger Gehülfe wurde.

Als das Frühjahr 1813 alle Preußen zu den Waffen rief, war auch Neumann bereit, ſich in die Reihen der vaterländiſchen Streiter zu ſtellen, ſeine Geſinnung war voll Eifer und Muth, ſeine Körperbeſchaffenheit jedoch mußte ihn vom Kriegsdienſt abhalten, denn, wenn auch übrigens wohlgebaut und eines nicht unangenehmen Aeußeren, ſah er doch allzu ſchwächlich aus, und hätte auch den Anſtrengungen des Feldlebens ſchwerlich lange widerſtehen können. Um aber dennoch der vaterländiſchen Sache zu dienen, meldete er ſich zu einer Stelle bei dem Feld-Kriegskommiſſariat, und ließ ſich durch die untergeordnete, die ihm anfangs zu Theil wurde, nicht abſchrecken. Seine Geſchicklichkeit, ſein ſorgſamer Fleiß, ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit, und, man darf es zur Ehre ſeiner Vorgeſetzten ſagen, auch ſeine ausgezeichnete Bildung und ſein feines, taktvolles Betragen, blieben während der drei Feldzüge, die er mitmachte, nicht unbemerkt noch fruchtlos. Er wurde im Auguſt 1815 zum ſtellvertretenden Kriegskommiſſair befördert und ſtand als ſolcher, anderthalb Jahre hindurch, theils in Koblenz, theils in Trier, mit größtem Eifer den ihm zugewieſenen Geſchäften vor. Seine Erholung blieben auch in dieſer Laufbahn Poeſie und Litteratur, und ſelbſt das Studium der Alten ſetzte er inmitten aller Störungen fort.

Der Oberpräſident Graf von Solms-Laubach, aufmerkſam gemacht auf Neumann's ſeltene Geiſtesbildung und eben ſo ſeltene Geſchäftsbrauchbarkeit, hegte für ihn die günſtigſten Abſichten und wünſchte ihn zu der Landesverwaltung hinüberzuziehen, wo ihm ohne Zweifel bedeutende Vortheile und ein raſcheres Aufſteigen eröffnet geweſen wären, als in ſeiner bisherigen Bahn zu hoffen ſchien. Allein der gute Wille jenes Staatsmannes führte zu keinem Erfolg, weil Neumann ſo wenig damals, wie zu irgend einer Zeit, ſich entſchließen konnte, für ſeine eignen Angelegenheiten den Eifer und die Thätigkeit zu haben, die er ſeinen Dienſtgeſchäften widmete, ſondern lieber in untergeordneten Verhältniſſen blieb, als nach höheren gefliſſentlich zu ſtreben und ſich perſönlich geltend zu machen.

Im Jahre 1818 nach Berlin verſetzt, fand er ſich hier ſehr glücklich im Kreiſe der alten Freunde, denen ſich auch neue anſchloſſen. Er lernte die Tochter des einſt vielverſprechenden und durch ein höheres Geiſtesſtreben ausgezeichneten, aber früh geſtorbenen Dichters Johann Jakob Mnioch kennen, die bald darauf ſeine Gattin wurde. Seine Ehe war glücklich und durch fünf Kinder geſegnet, die ſeine zärtlichſte Liebe erfuhren, aber auch ſeine thätige Fürſorge in erhöhten Anſpruch nahmen.

Im April 1822 wurde Neumann zum Königlichen Intendantur-Rath bei der Intendantur des dritten Armeekorps ernannt und behielt ſeitdem ſeinen feſten Wohnſitz in Berlin, von wo nur öftere Dienſtreiſen im Bereiche ſeines Amtes ihn auf kürzere Zeit abriefen. Wie ausgezeichnet er in dieſem ſeinem Berufe wirkte, und wie ſehr ſeine Fähigkeit und ſein Verdienſt von würdigen Vorgeſetzten anerkannt wurde, beweiſt folgendes Zeugniß derſelben, welches der höheren Behörde, ohne daß er ſelbſt darum wußte, im Jahre 1831 vorgelegt wurde: „Der Rath Neumann gehört unſtreitig zur Zahl unſerer vorzüglichſten Räthe, denn er vereinigt Geſchäftstreue mit wiſſenſchaftlicher Bildung, leichtes und richtiges Urtheil mit Gründlichkeit, gefälligen Formen, regem Dienſteifer und einer höchſt achtungswerthen Haltung. Die überhäuften Geſchäfte der Abtheilung für das Kaſſen- und Rechnungsweſen, welchen er mit ſo vieler Auszeichnung vorſteht, haben beſonders im letzten Jahre den höchſten Grad der Anſtrengung erfordert. Nur ein in aller Beziehung ſo tüchtiger unermüdet thätiger Geſchäftsmann konnte die ihm gewordene ſchwierige Aufgabe ſo rühmlich löſen.“ Ueberhaupt war es ein eigner und bemerkenswerther Zug in ſeinem Weſen, daß ihm, der in früheren Jahren wohl eines Hanges zu gleichgültiger Läſſigkeit beſchuldigt wurde, gleich die eifrigſte Anſtrengung und der eiſernſte Fleiß natürlich waren, ſobald er aus innerer Neigung oder in beſtimmter Pflicht arbeitete.

Für Wiſſenſchaft und Litteratur war ſein Sinn unausgeſetzt rege geblieben, doch zu eignen Hervorbringungen fanden ſich Muße und Antrieb ſeltener vereinigt. Die Aufmunterung ſeiner Freunde und der Wunſch, aus ſeinen Gaben einigen Ertrag zu ärnten, erneuten aber auch ſeine litterariſche Thätigkeit. Die von Hitzig geſtiftete Mittwochsgeſellſchaft, ein Verein von Freunden der Poeſie, welchem er ſich eifrigſt anſchloß, gab ihm Gelegenheit zu Gedichten und Aufſätzen mancher Art, auch nahm er Theil an Hitzig's Zeitſchriften für Kriminalrechtspflege, an den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik in Berlin, und an den Blättern für litterariſche Unterhaltung in Leipzig. Der Karakter ſeiner ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe, die ihm, auch wenn er auf Erwerb dabei Rückſicht zu nehmen hatte, niemals zum bloßen Gewerbe werden konnten, iſt ächter Gehalt mit feiner Bildung vereinigt. Dies gilt von ſeinen Gedichten wie von ſeiner Proſa, von ſeinen früheren launigen Verſuchen, wie von ſeinen ſpäteren kritiſchen Arbeiten. Alles in dieſen hat eine feſte Grundlage, iſt eigenthümlich gedacht und geſtaltet. Er ſchrieb nicht, wenn er nichts zu ſagen hatte; hohle Redensarten waren ihm unmöglich; dagegen glaubte er nicht, jedesmal Auffallendes und Ueberſchwängliches ſagen zu müſſen, ihm genügte, das Verſtändige und Angemeſſene auszuſprechen. Sein Scharfſinn und Takt in Erfaſſung des Individuellen wurden beſonders für ſeine kritiſchen Arbeiten mehr und mehr bedeutend. Durch Beſonnenheit, verſtändige Einſicht, klare gebildete Sprache, treffendes Urtheil und ſchickliche Freimüthigkeit reihen ſich ſeine Kritiken den beſten unſerer Litteratur an. Man fühlt es gleich beim Leſen derſelben, daß ihm bei Beurtheilung des Einzelnen ſtets der Bezug auf ein größeres Ganzes des litterariſchen Bildungszuſtandes gegenwärtig bleibt, und daß auch wieder dieſer letztere ihm mit einem höheren geiſtigen Geſammtleben eng verbunden iſt. Seine Aufſätze fanden überall verdiente Anerkennung. Als Goethe von mehreren Seiten angeregt wurde, ein öffentliches Wort über die Gedichte des Königs Ludwig von Baiern zu ſagen, lehnte er es mit dem Bemerken ab, daß er doch nur würde wiederholen können, was Neumann darüber in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik erſchöpfend geſagt habe. Ein anderer geſchätzter Beurtheiler rühmt von ihm, daß er jeden Werth, der ihm begegnete, willig anerkannte, auch wenn die Anſicht der ſeinigen widerſprach, und daß er, ein Mann des Fortſchreitens, aber keiner der Bewegung im franzöſiſchen politiſchen Sinne, doch auch Werke, die aus dieſem Sinne hervorgegangen, mit Unabhängigkeit und Milde zu würdigen wußte, ſobald ſich nur wahre Ueberzeugung und innere Tüchtigkeit zeigten. Eine größere Arbeit über den Saint-Simonismus, die er ſich vorgeſetzt hatte, würde den Anfang und die Kraft ſeiner Gedanken über die Richtung und die Entwickelungsſtufe unſeres Zeitalters am beſten dargethan haben.

Durch ein ehrenvolles Vertrauen wurde Neumann in den letzten Jahren auch berufen, als Mitglied eines durch die Behörde eigends hiezu ernannten Ausſchuſſes, an der Prüfung der für die Königliche Schaubühne eingereichten dramatiſchen Arbeiten Theil zu nehmen. Doch ſchied er aus dieſem Verhältniſſe bald wieder, weil ihm ſeine anderweitigen Geſchäfte dafür zu wenig Zeit ließen.

Als die Freunde Tieck's in Berlin dem abweſenden Dichter zu deſſen ſechzigjährigen Geburtstag ein öffentliches Ehrenfeſt veranſtalteten, war Neumann einer der erſten Unternehmer und Beförderer dieſer durchaus in dem beſten Sinne geleiteten Angelegenheit. Auch bei anderen Vorgängen, wo Gemeingeiſt und Geſelligkeit ſich angeſprochen fanden, bezeigte er lebhaften Eifer und heiteren Sinn, den ſichtbar zu trüben ſchon ein ernſter und bedeutender Anlaß erfordert wurde.

So durfte Neumann bei arbeitsvollen Mühen, aber leidlicher Geſundheit und gutem Muth, in häuslichem Glück und frohem Freundesumgang noch manches Lebensjahr zu genießen, noch vielerlei zu bilden und gedeihen zu ſehen hoffen, als ihn, unerwartet ihm ſelbſt und den Seinen, im vierundfünfzigſten Jahre der Tod abrief. Er ſtarb auf einer Dienſtreiſe, von Magdeburg zurückkehrend, am 9. Oktober 1835 zu Brandenburg, nach kurzer Krankheit, unter der Pflege einer befreundeten Familie, die den Erkrankten liebevoll aufgenommen hatte.

Sein reiner und ſo gütiger als feſter Karakter war ſich ſtets gleich geblieben und hatte ihm in Allen, die ihn kannten, nur Freunde erworben; ſein perſönliches Andenken läßt nirgends einen feindlichen Stachel zurück. Von Natur ſchweigſam und verſchloſſen, doch nie verſtockt; wenig ſelbſtthätig, aber leicht erregbar, beſcheiden und nachgiebig, doch freimüthig und feſt, bei ſtillem Ernſte ſtets aufgelegt zu Witz und Laune; mit dieſen Eigenſchaften noch die tieferen und werthvolleren der Wahrheitsliebe, des höchſten Strebens und der edelſten Geſinnung vereinigend, konnte er nur eine freundliche Erſcheinung ſein, die man höchſtens unbemerkt laſſen, aber nicht unangenehm noch läſtig finden konnte. In ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit wird er immer eine merkwürdige Geſtalt in dem Bildungsgange ſeines Zeitalters ſein, deren Daſein und Wirken nicht der Vergeſſenheit anheimfallen kann, auch in der Litteratur nicht, wenn gleich das von ihm Geleiſtete weder durch großen Umfang, noch durch ſeltſame Geſtalt hervorleuchtet.

1835.

Was man an Freunden erlebt!

Zwei Fälle.

1.

Als Friedrich Heinrich Jacobi im Jahre 1805 nach München reiſte, kam er auch durch Weimar, und ſprach bei Goethe'n ein, der ihn mit alter Freundſchaft empfing, und ſich traulich mit ihm hinſetzte. Manches alte Thema wurde hervorgerufen und beſprochen, wobei ſchon einigemal Goethe über den Standpunkt und die Meinungen Jacobi's ſehr den Kopf ſchütteln mußte. Als ſie aber allein geblieben waren, kam Jacobi mit der vertraulichen Anfrage, Goethe möchte ihm doch nun einmal unter vier Augen offen und wahr bekennen, was er mit ſeiner Eugenie eigentlich gewollt habe? Goethe'n war es, wie er nachher ſelbſt geſtand, als wenn man ihm einen Eimer kalt Waſſer übergöſſe, er ſah plötzlich eine nie zu füllende Kluft zwiſchen ſich und jenem, einen Abgrund ewigen Mißverſtehens, und dabei war das Begehren ſo dumm und albern! Doch faßte er ſich, und um nur den Freund und den Abend leidlich abzuthun, ſagte er begütigend: „Lieber Jacobi, laſſen wir das! Das würde uns für heute zu weit führen; ein andermal, wenn es ſich ſo fügen will!“ Und fing ſogleich ein anderes Geſpräch an.

2.

Nicht ganz ſo glimpflich, wie Goethe Jacobi'n, fertigte ich eine, nach ihrer Meinung hochgebildete, alte Freundin ab, die ſich mir als enthuſiaſtiſche Verehrerin Rahel's zeigte, eifrig deren Briefe las, und dieſe nicht genug rühmen konnte. Endlich aber kam auch, ganz vertraulich, mit der Bitte um aufrichtige und wahre Auskunft, die gewichtige Frage, wie ſo denn Rahel ſo ſehr unglücklich geweſen? was ihr denn begegnet ſei, und wie man das zu deuten habe? — Ich hatte einen wahren Schreck, als ich das hörte. Alſo nicht einmal das hatte der elende Sinn aus dem Buche herausgeleſen? Ich ſah mich im Zimmer um, und ſagte dann: „Ja ſehen Sie, Verehrteſte, Sie haben eine anſtändige Wohnung, noch ziemlich gute Möbel, Kleider für Ihren Stand und Ihr Alter paſſend, Sie geben und bekommen ehrbaren Beſuch, einen kleinen Titel haben Sie auch, Ihre Stube iſt warm, Thee und Butterbrot können Sie auch noch aufbringen, Bücher bekommen Sie geliehen, und das Geſpräch haben wir ja Alle umſonſt, — Sie ſind mit dem Hergezählten vollkommen glücklich, wie könnten Sie unglücklich dabei ſein? Nun hatte Rahel alles dies auch, ſogar ein bischen mehr, und hätte es noch in weit höherem Maße haben können, auch in den äußerlich nothvollſten Zeiten; Sie haben ganz Recht, ſich zu wundern, daß ſie dennoch nicht glücklich war. Ich kann es mir auch gar nicht anders erklären, als daß es ihr auf alle die Armſeligkeiten, mit denen man ſich ein Lumpenleben zuſammenflickt, nicht ankam, ſondern ihr Herz und Sinn auf andere Arten des Daſeins gerichtet war, von denen die Alltagsſeelen gar nichts wiſſen.“ Die Verehrteſte behielt aber doch den Sieg, ſie nahm meine Erklärung mit günſtiger Freundlichkeit auf, glaubte, ich hätte ihr mehr geſagt, als Anderen, und wohl gar ein wenig geſchmeichelt! Ich habe mich ſeitdem beſcheiden zurückgezogen!

1835.

— — Quanto la cosa è più perfetta,
Più senta il bene, e così la doglienza.

Dante Infern. VI.

Litterariſche Kriegsliſten.

1.

In meiner Biographie Blücher's hatte ich von ihm den Zug angeführt, daß er in der Schlacht an der Katzbach, als ihm die Meldung gebracht wurde, der Feind ſtehe ihm im Rücken, dem Meldenden geantwortet habe, wenn der Feind ihm im Rücken ſtehe, ſo ſei das grade der Weg ihm im —. Ich hatte die Handſchrift meines Buches einem General vorzulegen, der in den Feldzügen Blücher's eine Rolle geſpielt hatte, und der mir willig, und doch halb ärgerlich, manche Berichtigung mittheilte, manchen Aufſchluß gab, auch ſogar eine lange Reihe ſchriftlicher Bemerkungen für mich aufſetzte, die ich gewiſſenhaft benutzte. Zu der Stelle, wo jener Zug erzählt wurde, fand ich von ihm bemerkt: „Nicht an dieſem Orte konnte gemeldet werden, daß der Feind im Rücken ſei. Dieß war ohnmöglich. Das erzählte Bonmot erſcheint hier roh. Da wo er es anbrachte, hatte es den tiefſten Sinn." Mündlich wurde mir erklärt, die kleine Geſchichte gehöre in das Gefecht von Hainau, dort habe Blücher einem erſchrockenen Offizier, der die ſchlechte Meldung brachte, jene derbe Antwort gegeben. Warum dieſe Antwort dort roher geweſen ſein würde, als ſie es hier ſein ſollte, leuchtete mir freilich nicht ein, doch hatte ich kein Bedenken, ſie auf die Verſicherung des Generals, der in beiden Fällen als Augenzeuge ſprechen konnte, von jener Stelle weg, und an die von ihm bezeichnete zu ſetzen. Der Ausdruck ſelbſt war weltbekannt, wurde allgemein geprieſen als ein volksmäßiger Heldenſpruch, der die militairiſche Geſpenſterfurcht vor Umgehung gründlich vernichtete, und daß Blücher ſo geſagt, galt als unläugbare Thatſache; ob hier oder dort, zu dieſer oder jener Zeit, ſchien vollkommen gleichgültig.

Als aber mein Buch gedruckt war, und beſonders von Offizieren fleißig geleſen, und auch mit mir vielfach beſprochen wurde, kam öfters die Frage vor, warum ich jene berühmte Antwort, die bekanntlich zur Schlacht an der Katzbach gehöre, in das Treffen bei Hainau verlegt habe, wo gar keine Gelegenheit dazu vorhanden geweſen? Ich erwiederte, daß eine zwiefache Ueberlieferung ſtattfinde, ich ſelber habe nur die erſtere gekannt und hingeſtellt, es ſei mir aber die zweite als Berichtigung nachdrücklich empfohlen, ja beinah aufgedrungen worden. Doch alles war einſtimmig, nur die erſte ſei die richtige, die zweite ſei eine ungeſchickte Verwechslung, auch wollte niemand dieſe Ueberlieferung jemals gehört haben. Meinem alten Freunde, dem General Rühle von Lilienſtern, welcher in jener Zeit im Generalſtabe Blücher's und auch der eigentliche Angeber und Leiter des glänzenden Gefechtes bei Hainau war, ſagte ich im Vertrauen, woher ich die ſogenannte Berichtigung empfangen hatte, ich nannte ihm den Namen des Generals. „Der?“ rief er lachend aus, „ja, das begreif' ich, der hat allerdings Urſache den Vorfall auf einen anderen Schauplatz zu ſpielen! Grade ihm hat Blücher die Antwort gegeben.“ Nun traf zwar nicht eigentlich ihn der Inhalt des derben Spruches, ſondern den Feind, aber es war doch unangenehm, der vorläufige Empfänger geweſen zu ſein, und dieſer wünſchte durch einen ſchlauen, wie er hoffte unmerkbaren, und nach und nach ſich feſtſetzenden Austauſch der Orte ſich ſelber aus der Geſchichte herauszuziehen. Offener Widerſpruch war kaum zu befürchten, die wenigen Eingeweihten hatten keinen Beruf, den ſonſt verdienten und angeſehenen Mann zu beſchämen, auch mir konnte daran nicht gelegen ſein. Da mir indeß von mehreren Seiten der obige Zuſammenhang dieſer Sache beſtätigt wurde, ſo hielt ich mich verpflichtet, bei der zweiten Auflage der Lebensbeſchreibung Blücher's die urſprüngliche Angabe, daß der

Vorgang nicht bei Hainau, ſondern an der Katzbach ſtattgehabt, in der Stille wieder herzuſtellen. —

2.

In Dresden lernt' ich im Sommer 1811 einen jungen Mann kennen, auf den gemeinſchaftliche Freunde mich gleichſam angewieſen hatten. Er war Legationsſekretair bei einer ſüddeutſchen Geſandtſchaft am ſächſiſchen Hof. Wir fühlten gleich in den erſten Stunden, daß wir wenig Anziehung für einander hatten, denn ich irrte wohl nicht, wenn ich meine Empfindungen auch bei ihm vorausſetze. In litterariſchen, geſellſchaftlichen, politiſchen Dingen ſtanden unſere Urtheile weit von einander ab. Dem angehenden Diplomaten eines Rheinbundfürſten hätte ich es nicht verargen können, die deutſche Sache da zu ſehen, wo er diente, und einem Fremden gegenüber die Macht des franzöſiſchen Kaiſers als das Heil Deutſchlands zu preiſen. Allein er begnügte ſich nicht, den äußeren Anſtand zu wahren, den ohnehin niemand brechen wollte, ſondern er wollte ſeinen perſönlichen Eifer zeigen. In meinen Denkwürdigkeiten erwähnt' ich ſeiner, doch ohne Namen. Er ſelbſt konnte ſich erkennen, das wollt' ich auch gar nicht hindern; er mußte dann auch einſehen, daß ich ihn noch ziemlich geſchont, daß ich namentlich der politiſchen Denkart nicht erwähnt hatte, denn bei dem erfolgten Umſchwunge der Dinge wollte jeder in aller Zeit ein guter Deutſcher, ein Feind der Fremdherrſchaft geweſen ſein. Aber die Sache mochte ihm doch wurmen; er ſelbſt war mittlerweile ein namhafter Schriftſteller und diplomatiſcher Geſchäftsmann geworden, der ſich von dem auf ſeine frühere Zeit geworfenen Tadel nicht wollte treffen laſſen. Im Jahre 1846 ſah ich ihn zufällig wieder. Zur Sprache kam nichts zwiſchen uns. Aber ein Gedenkblatt ſchrieb er mir folgenden Wortlautes: „Als Sie Juli 1813 in Dresden in mein Zimmer traten, und mich mit den Worten anredeten: „Ich bin Varnhagen“, da konnten wir freilich nicht ahnen, wie viel und wie wenig erſtrebt werden werde von dem, was wir wollen und wünſchen mußten! Am Ende bleibt uns nur Eines, aber dennoch Eines, das Bewußtſein, das Rechte gewollt und gewünſcht zu haben, in Gefahr und Noth, und es noch jetzt zu wünſchen, zwiſchen Protokollen und Aktienzeichnungen. Homburg vor der Höhe, 22. Juli 1846.“

Ich las dies mit Erſtaunen, und bald mit Lachen. Alles grundfalſch; ich machte ſeine Bekanntſchaft nicht im Jahre 1813, ſondern im Jahre 1811; ich war im Jahre 1813 gar nicht in Dresden; er und ich wollten und wünſchten in jener früheren Zeit gar nicht daſſelbe, ſondern ſehr Entgegengeſetztes, und was er heute zu wollen und zu wünſchen verſicherte, war gewiß nicht das, was er damals zu wollen und zu wünſchen erklärt hatte. Allein vielleicht war mein Gedächtniß ſchwach, vielleicht ließ ich mir die Angaben, die jenes Blatt enthielt einreden! Jedenfalls durfte niemand, der das Blatt las, daran denken, jene Stelle meiner Denkwürdigkeiten auf ihn zu deuten, den ich ja, nach dieſem unverfänglichen Zeugniß, erſt zwei Jahre ſpäter kennen lernte! Schlau genug ausgedacht, aber leider ganz vergebens! Ich ſchrieb auf das Blatt ſelber ſogleich die nöthige Berichtigung, und die fehlgeſchlagene Liſt giebt der ſonſt unerheblichen Begegnung nur ein neues Körnchen Salz, durch welches ſie ſchmackhafter wird! —

Alexander von Humboldt in Göttingen 1837.

Das Jubiläum der Univerſität Göttingen iſt durch die Anweſenheit Alexanders von Humboldt verherrlicht worden. Die wiſſenſchaftliche Jugend wußte wohl, was dieſer Name der Welt bedeutet, aber ſie fühlte zugleich, wie er ihr insbeſondere theuer und werth ſein muß. Denn Humboldt, an Jahren und Verhältniſſen wie durch Rang und Stellung dem Kreiſe der Jugend ſchon fern, hat doch nie aufgehört, durch Sinn und Geiſt ihr zugewendet und verbündet zu ſein, und mit Vertrauen und Liebe dieſe Zukunft des Vaterlandes zu pflegen und zu fördern. In einer Zeit und unter Umſtänden, wo älteres Verdienſt und jüngerer Eifer einander ſo leicht entgegenſtehen, und neue Richtungen und Formen alten Gewöhnungen nur ſtörend werden, hat Humboldt ſtets dem jüngeren Geſchlecht, auch wo er ihm nicht gerade beiſtimmte, doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, welche bei ihm aus eigner fortdauernder Geiſtesfriſche und damit verbundener höherer Einſicht hervorging. Die Göttinger Studirenden haben dies ihr Verhältniß zu dem berühmten Manne richtig gefühlt, und kaum war ſeine Ankunft bekannt geworden, ſo wurde ihm ein Fackelzug und tauſendſtimmig wiederholtes Lebehoch dargebracht, wovon die Zeitungen das Nähere berichtet haben. Die Worte jedoch, mit welchem der Ueberraſchte dieſe Ehrenauszeichnung erwiederte, ſind in öffentlichen Blättern ſehr ungenau mitgetheilt worden, und wir glauben daher unſeren Leſern einen Gefallen zu thun, wenn wir ihnen dieſe Improviſation, wie ſie wirklich Statt gefunden hat, in einer authentiſchen Auffaſſung hier darlegen. Humboldt ſprach, ſobald er nur die eigne Bewegung bemeiſtert hatte, und einige Stille geworden war, dieſe würdige und bedeutungsvolle Anrede:

„Unter den verſchiedenartigen Freuden, die mir in einem vielbewegten Leben geworden ſind, iſt es eine der ſüßeſten und erhebendſten, dieſen ehrenvollen Ausdruck Ihres Wohlwollens zu empfangen.“

„Faſt ein halbes Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit dem ich in dieſer berühmten Hochſchule, Georgia Auguſta, den edleren Theil meiner Bildung empfing.“

„Viele und tiefeingreifende Wechſel der Weltgeſtaltungen haben ſeitdem die Erdtheile getroffen, die ich, nach wiſſenſchaftlichen Zwecken ſtrebend, durchwanderte; aber die Bande der Zuneigung, welche die alternden, hinſchwindenden Geſchlechter an die jüngeren, kraftvoll aufſtrebenden dadurch knüpft, daß alle, im akademiſchen Leben, aus Einer Quelle geſchöpft, ſind in dem raſchen Wechſel der Begebenheiten ungeſchwächt geblieben.“

„Deutſchlands Hochſchulen üben noch jetzt, wie vor Jahrhunderten, ihren wohlthätigen Einfluß auf die freie Entwickelung geiſtiger Kräfte, auf die ernſten Richtungen des Volkslebens aus.“

„In der Anerkennung dieſes mächtigen Einfluſſes, der dem hochherzigen Gründer dieſer Univerſität, dem edlen Vorfahren Ihres Königs, im Geiſte vorſchwebte, bringe ich Ihnen, theure Freunde, tiefbewegt, die Huldigung meiner liebevollen Dankgefühle dar.“

Das Feuer, mit dem dieſe edlen Worte geſprochen wurden, machte den lebendigſten Eindruck, ſo wie das Maß, in welchem ſie gehalten ſind, Bewunderung verdient.

Eine „Feſtgabe zur Säkularfeier der Univerſität Göttingen“, beſtehend aus Gedichten dreier jungen Dichter, Theodor Creizenach, Moritz Carriere, und Karl Bölſche, iſt ebenfalls eine Huldigung für Humboldt; das durch ſeinen Inhalt werthvolle und auch im Aeußeren zierliche Heft iſt ihm „dem höchſten Gaſte bei dieſer Jubelfeier“ zugeeignet, und, wir geſtehen es, dieſe Bezeichnung hat uns durch ihre innere, mit jugendlichem Freimuth ausgeſprochene Wahrheit, beſonders wohlgefallen. Von den Gedichten ſelbſt reden wir vielleicht ſpäter einmal. Wir begnügen uns, hier anzumerken, daß ein Sonettenkranz von Moritz Carriere und Theodor Creizenach ſehr glücklich die bedeutendſten Namen beſingt, welche mit der Erinnerung an Göttingen ſich verflechten. Haller, Lichtenberg, Bürger, Voß, Friedrich Auguſt Wolf, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Blumenbach, Gauß, Jakob und Wilhelm Grimm, und manche Andere, werden hier in verdientem Ruhme vorgeführt, zuletzt auch Heinrich Heine, der ebenfalls in Göttingen ſtudirt hat und Doktor der Rechte geworden iſt. Dieſen Namen hier nicht vergeſſen zu haben, dünkt uns ebenfalls ſo löblich als nothwendig, und in welch gutem Sinne die Jünglinge hier ihren Lieblingsdichter beurtheilen, ja gewiſſermaßen ſtrafen und warnen, bezeuge das ihn betreffende Sonett ſelber:

Heinrich Heine.

Von edlen Blüthen melden uns die Sagen,
Die aus dem beſten Herzblut aufgeſchoſſen,
Die aus dem Grab verſunkner Freuden ſproſſen,
Und auf den Blättern Schmerzenslaute tragen.

So mahnen mich, o Dichter, Deine Klagen,
Die aus dem tiefſten Weh der Bruſt ergoſſen,
Bald hold und zart, bald ſtark und wild entfloſſen,
In ſchläfrigen und düſter bangen Tagen.

Der du den Schleier wagteſt aufzuheben
Von bunten Lappen und geſchminkten Leichen,
Du haſt gethan, was Dir der Geiſt geboten.

Auf aus dem Schlummer, dem Du Dich ergeben!
Nun gilt's, mit Ernſt das Höchſte zu erreichen!
Sonſt ſei hinweggeworfen zu den Todten. —

Von einem anderen, ſehr ſonderbaren poetiſchen Erzeugniß: „Die Botſchaft aus Elyſium an alle Freunde und Genoſſen der Georgia Auguſta, von Iſidorus; Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht, 1837“, behalten wir uns vor, bei nächſter Gelegenheit ein Wort zu ſagen. —

1837.

Zum Gedächtniſſe Adelberts von Chamiſſo.

„Liebreiches, ehrenvolles Andenken iſt alles, was wir den Todten zu geben vermögen.“ Dieſes Schmerzenswort Goethe's fällt uns auf's Herz bei dem jüngſten herben Verluſt, den wir durch das Scheiden des geliebten Freundes, des edlen Dichters Chamiſſo, neuerdings erlitten haben. Zwar hat er ſelbſt, durch ſeine Dichtung wie durch ſein Leben, ein ſolches Andenken ſich längſt geſichert, allein bei weitem nicht vollſtändig, die Freunde haben noch viel hinzuzufügen. Chamiſſo iſt in allem Betracht eine der merkwürdigſten Geſtalten unſerer Zeit, eine höchſt eigenthümliche, wie ſie auch einzig in dieſen Zeitumſtänden entſtehen konnte. Der Franzoſe, der emigrirte Franzoſe, der ein deutſcher Dichter wird und ein deutſcher Gelehrter und Bürger, und der in allen dieſen Eigenſchaften doch wieder ſo ſehr Franzoſe bleibt, — der iſt wohl ein Phänomen, das, wie es früher nicht dageweſen, auch in dieſer Weiſe kaum wiederkehren wird. Und ſolchen urſprünglich aus einander liegenden, und doch hier unlösbar zuſammengefügten Gegenſätzen entſpringen Widerſprüche, Eigenheiten, Kämpfe, die bald im Inneren des Gemüths, bald in äußeren Ereigniſſen, ſich verarbeiten und fruchtbar werden. Alle Schickungen, welche der ſturmbewegten Welt entſteigen, ſchlagen hier an, treffen ganz oder theilweiſe, reißen fort, hemmen, und indem ſie den Menſchen umherwerfen, ihn ganz zu beherrſchen oder zu bedingen ſcheinen, haben ſie am Ende über eine treue redliche Seele doch nichts vermocht; ſie geht aus ihnen rein und ſelbſtſtändig hervor, mit ihren ungeſchwächten, ja befriedigten Anſprüchen und wackeren, preiswürdigen Leiſtungen. So erwächſt ein Lebenslauf, der ſchon für den äußeren Blick ſich als ein außerordentlicher und bedeutender darſtellt, für den inneren aber eine noch reichere Welt eröffnet.

Dieſen inhaltvollen Stoff allſeitig zu bearbeiten, wird niemand der bewährten Freundeshand Hitzig's vorgreifen dürfen, welchen die innigſte Vertrautheit mit dem Hingeſchiedenen und die erprobte Sicherheit der Darſtellung zu dieſer Aufgabe gleich ſehr berufen. Wenn ich gleichwohl hier mitherantrete, ſo iſt es nicht, um eine Schilderung zu verſuchen, noch über den Freund ausführlich zu reden, ſondern vielmehr ihn ſelbſt reden zu laſſen, und ſomit einen Beitrag zur Kenntniß eines Menſchen darzubieten, der in allen ſeinen Aeußerungen gekannt zu ſein verdient.

In Wahrheit, dieſe kleine Auswahl von Briefen, die ich Chamiſſo's Freunden vorlege, darf auf keine geringe Theilnahme rechnen. Nicht auf Vorausſetzung, ſondern auf ſchon gemachte Erfahrung gründet ſich dieſe Zuverſicht. Ich gebe dieſe Blätter nicht voreilig, ſondern mit Bedacht, und auf mehrſeitige Wünſche und Mahnungen. Der noch friſchen Empfindung des Verluſtes thut ſolche Mittheilung wohl und ſie regt weitere Thätigkeit an. Wer den edlen Freund gekannt, wer auch nur ſeine Lieder kennt, — und wie groß iſt nicht der Kreis liebevoller Verehrer und begeiſterter Anhänger, die er durch ſeine Dichtungen erworben, — wird mit liebender Neigung in das treue Herz blicken, in die frühe unſchuldige Jugend voll Eifer und Luſt, in die ſtarke Mannhaftigkeit voll Muth und Ernſt, die ſich hier vertraulich dem Auge entfalten. Wir ſehen die heitere Neigung zur Poeſie gleichzeitig mit ernſtem Verlangen nach gründlichem Wiſſen und mit edelſtem Freundſchaftstriebe in wechſelſeitiger Förderung ſich erheben. Wie ſchön ſteht der Franzoſe unter den Deutſchen da, wie eignet er ſich deren Strebungen und Aufgaben an, wie nimmt er kämpfend an ihren Mühen und Arbeiten Theil! In Kämpfen aller Art, der Sprache, des Versbaues, der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft, ja ſogar — und auch hier tüchtig und ehrenhaft in dem für ihn verhängnißvoll geſteigerten Looſe — des wirklichen Kriegskampfes! Erſt als der letztere völlig national wird, und die Gegenſätze gewaltſam aus einander treten, kann der Franzoſe nicht mehr Deutſcher, der Deutſche nicht mehr Franzoſe ſein, und indem er keines von beiden verläugnen noch opfern kann, tritt er zurück. Aber auch ſeine Zurückgezogenheit iſt nur neue Entwickelung und Auszeichnung; er dichtet ſein anmuthiges Mährchen, das in der deutſchen Urſchrift und in vielfachen Ueberſetzungen weithin Glück macht, und er ſelbſt wirft ſich in Studien, die ihn bald befähigen, einer wiſſenſchaftlichen Unternehmung zu folgen, die ihn um den Erdkreis und zu den entlegenſten Völkern führt.

Doch dieſe Zeit liegt ſchon über den Bereich der vorliegenden Briefe hinaus; dieſe Unternehmung wie die ganze ſpätere Erſcheinung Chamiſſo's, welche zwei entgegengeſetzte Richtungen ſo ſchön verbindet, die Abentheuer einer dreijährigen Weltfahrt und die glückliche Ruhe ſtiller Häuslichkeit, gehören recht eigentlich für die Feder Hitzig's, als welcher er zu jener der thätigſte Helfer und bei dieſer der nächſte Zeuge und Theilnehmer war.

Hier ſind es hauptſächlich die frühen Anfänge des eigenthümlichen Geiſtes- und Gemüthslebens, die wir dem Leſer darbieten. Wir ſehen den preußiſchen Offizier, den emigrirten und den wieder heimiſchen Franzoſen, ſo wie den deutſchen Dichter und Studenten in den traulichſten Freundſchaftsergüſſen. Wie er das angeeignete Deutſch nach eigner Weiſe zerarbeitet, im unſicheren Ausdruck ſchon ſchöpferiſch wird, Reimen und Silbenmaßen nachgeht, und dieſe vollkommen bezwingt, wie er zu noch ſchwierigeren Sprachen übergeht, neben Exerziren und Wachtdienſt Griechiſch und ſpäter auch Latein lernt, und darin, faſt nur auf eigne Kraft und Fleiß angewieſen, die merkwürdigſten Fortſchritte macht, davon geben dieſe Briefe ein lebendiges Bild, das man nicht ohne Rührung, ja mit Bewunderung betrachten wird. Dann der ſtrenge, heilige Ernſt, das deutſche Ringen zur Tiefe, wobei doch wieder die den Franzoſen angeborne und anerzogene Scherz- und Spottluſt ihn nicht losläßt, noch die Liebhaberei an Aeußerlichkeiten, in welche das innere Streben ſich jugendlich kleidet; dann die biedere, gemüthvolle, ehrenfeſte Geſinnung, auf unwandelbare Redlichkeit gegründet, die reine, heiße Liebe zu den Freunden, die willige Anerkennung der Mitſtrebenden, die hohe Verehrung für die Meiſter, — dies alles liegt in anſprechenden, oft ergötzlichen Zügen hier vor uns. Dieſe Sorgfalt, welche den frühen, meiſt noch ſchwachen und bald vergeſſenen Gedichten zugewendet iſt, zeigt ſchon den gewiſſenhaften Sinn, der einer ganzen Lebensdauer zu gute kommt, das Maß und die Haltung, welche durch die ſchwierigſten Verhältniſſe glücklich durchführen. In einigen Wendungen kündigt ſich ſchon die Laune an, aus der nach mehreren Jahren der berühmte Schlemihl entſteht; in anderen der kraftvolle Unmuth, der zürnend auf die Unbilden der Welt blickt.

Außer dem vielartig Anziehenden, das in dieſen Blättern vorkommt oder berührt wird, dürfte manches in ihnen heutiges Tages noch den Reiz der beſonderen Zeitgemäßheit haben. Irren wir nicht, ſo hat dieſe Art von Freundſchaft, wie ſie hier einen ſchönen Kreis von mannigfachen Strebungen und Talenten umfaßt, eine Freundſchaft, die da wahrhaft liebt und ſchätzt, aber eben deßhalb auch Mahnung und Tadel ſowohl übt als leidet, die nie Gemeines oder Geringes auf ſich einwirken läßt, und frei von Herrſchſucht und Heuchelei nur ſtets das Aechte und Tüchtige zum Augenmerk behält, die durch allen Wechſel der Umſtände, auch nachdem die Bedürfniſſe der Jugend erloſchen und die auseinandergerücktesten Ziele erreicht ſind, in ihrer Weſenheit unverletzt bis zum Scheiden fortbeſteht, — irren wir nicht, ſo iſt heutiger litterariſcher Jugend, wie viel reicher auch dieſe an Hülfsmitteln, Gaben und Leiſtungen daſtehen möge, ein ſolches Bild, wie dieſe Briefe Chamiſſo's geben, mit beſter Meinung an's Herz zu legen!

Zur Karakteriſtik C. E. Schubarth's.

Herr Schubarth in Hirſchberg hat mir in den Schleſiſchen Provinzialblättern einen Aufſatz gewidmet, der durch ſeine feindſelige Wuth weniger meinen Unwillen, als durch ſeine wahnwitzige Albernheit mein Mitleid erweckt hat. Da ich mich ſeit Jahren bei der Maxime wohlbefinde, litterariſche Armſeligkeiten unbeachtet zu laſſen, — wie gutes Spiel mir auch, beſonders in der letzten Zeit, öfters geboten war, grundloſen und nichtsnutzigen Angriffen mit derbem Schlage zu begegnen, — ſo würde ich auch Herrn Schubarth nichts erwiedern, da er eine Auszeichnung in dieſem Betreff durch nichts verdient, hätte derſelbe nicht ſeinen Anklagen gegen mich auch andere Beſchuldigungen verwebt, die er ſeitdem in einer Flugſchrift noch beſonders hervorgehoben, und die wegen ihres Bereichs und ihrer Abſicht nicht ungerügt bleiben dürfen. Herr Schubarth hat ſich den Verläumdern und Verdächtigern der Hegel'ſchen Philoſophie angeſchloſſen, und in das Geſchrei einzuſtimmen geſucht, welches gegen dieſe und andere damit zuſammenhängende neuere Geiſtesregungen kürzlich von mehreren Seiten widerlich erſchollen iſt. Wiſſenſchaftliche Richtungen und Anſichten mit wiſſenſchaftlichen Waffen vor Geweihten und Kundigen zu bekämpfen, war von jeher geſtattet und wird es immer bleiben müſſen; aber eine wiſſenſchaftliche Lehre und ihre Bekenner und Anhänger mit unerwieſenen Anſchuldigungen bei der Staatsbehörde zu verdächtigen, die Philoſophie, anſtatt in die ſtets offnen Schranken der Wiſſenſchaft ſelber, vor die öffentliche Gewalt zu berufen, den Streit, anſtatt ihn wenigſtens bei der Behörde geiſtiger Einſicht des

Staates anzubringen, recht eigentlich vor deſſen Polizei ſchleppen und ſo gleichſam das Niedere zum Richter über das Höhere machen zu wollen, dies iſt ein Unterfangen, dem mehr als bloß litterariſche Schlechtigkeit zu Grunde liegt, und dem zu begegnen jeder auch nur entfernt dabei Betheiligte zur Aufgabe und Pflicht haben kann. Was nun die Hegel'ſche Philoſophie ſelber betrifft, ſo darf ich ihren anerkannten Meiſtern und Jüngern getroſt überlaſſen, ihre Sache ſowohl wiſſenſchaftlich zu vertreten, als auch gegen niedrige Anfeindungen zu wahren. Aber, in den Kreis geiſtiger Beſtrebungen geſtellt, die ſich um jenen Namen geſammelt haben, und des Lichtes mitgenießend, welches von daher ausgeht, glaube ich mich verbunden, der allgemeinen Sache durch Aufnahme meiner perſönlichen einen Dienſt zu erweiſen, der, wie gering er ſei, wenigſtens an Einem Beiſpiele klar aufzeigen wird, welcherlei Geiſtes Kinder hier die lauteſten Schreier ſind. Ich werde zum Glück meine Sache ſehr kurz faſſen können, indem ich ganz auf das mich Betreffende mich beſchränke.

Das Verfahren Herrn Schubarth's iſt mir hiebei ſehr bequem. Er meint ſeinen Vorwurf, daß ich ihn nicht anerkenne, ihm Unrecht thue, ihn verfolge u. ſ. w., am ſicherſten dadurch zu begründen, daß er zeige, ich könne meiner Natur nach nicht anders, ich müſſe ihn haſſen als eine der meinigen ganz entgegengeſetzte Individualität, denn wenn er und ſeine Art etwas gelten dürfe, ſo könne ich und die meinige es nicht. Demnach unterſucht er, auf ſeine Art, was an uns Beiden ſei, und ſtellt unſer Beider Bilder zur Schau, das ſeinige höchſt vortheilhaft, das meinige ſo ſchlimm als möglich gezeichnet, es fehlt nur, daß er mit Hamlet ausriefe: „Seht dies, — und dies!" denn in der That, nach ſeiner Schilderung iſt er ſelbſt der ganze Mann, gegen den alle Tüchtigen und Großen, — nicht nur Goethe, ſondern auch „Cäſar, Alexander, Karl der Große, Friedrich der Zweite, Homer, Sophokles, Shakeſpeare, Phidias, Raphael, Rubens, Moſes, St. Paulus oder der Herr ſelbſt, und Luther nebſt Copernicus und Columbus und ſo vielen anderen geiſtigen Zierden des Menſchengeſchlechts" nichts einzuwenden haben würden, ich aber bin ihm der zuſammengeflickte Lumpenkönig. Immerhin! Ich kann nur darüber lachen, daß Herrn Schubarth ſein eignes Bild, bei aller Aufputzung, doch noch mehr zur Fratze geworden iſt, als das meinige bei aller gefliſſentlichen Verzerrung. Aber wie es mit Herrn Schubarth ſteht, wie glaubwürdig und ſtimmberechtigt ſein Urtheil ſei, das will ich nun auch meinerſeits unbefangen hervorkehren.

Sonderbar klingt es, daß Herr Schubarth mir vorwirft, ich ſei nichts Selbſtſtändiges, alles nur mit Anderen und durch Andere; ein Vorwurf, den man auch Goethe gemacht, und den er, in ſeinem eignen hohen Sinne, ſogar angenommen hat. Ich wüßte wahrlich nicht, wie ich ihn ablehnen ſollte! Aber wie kommt Herr Schubarth dazu, an ſolche Gebrechen zu erinnern? Gerade er ſollte doch die Aufmerkſamkeit dahin nicht lenken, wo am wenigſten er ſeine Blöße decken kann. Denn ſogar mit Anderen und durch Andere iſt Herr Schubarth nichts, er, deſſen ganzes litterariſches Daſein darauf beruht, daß er ſich an den einen Goethe angelehnt, und dieſer glücklicherweiſe ſtill gehalten und ſich nicht zufällig geſchüttelt hat! Dieſe Anlehnung iſt noch heute ſein ganzes Hab und Gut. Denn ein anderer Verſuch, in entgegengeſetzter Weiſe, von Hegel etwas zu gewinnen, dadurch, daß er ſich an ihm riebe, iſt ihm allzujämmerlich gerathen, und dieſer dritte, ſich mir anzuhängen, iſt der allerverzweifeltſte, denn was kann er mit mir und durch mich zu werden hoffen, da ich ſeiner eignen Meinung nach zu wenig Bedeutung habe, um auf den Gegner eine hinzuſchimmern? — Er wirft mir ferner vor, ich ſei eigentlich nicht produktiv; das hängt mit dem Früheren zuſammen, und iſt dabei wieder das eigenthümlich Schöpferiſche gemeint, denn thätiges Streben will mir Herr Schubarth nicht abſprechen, und meines Fleißes dürfte ich mich, nach Leſſing's Ermächtigung, ſogar ſelber rühmen. Nun wäre es allerdings ſonderbar, wollte ich mich gegen jenen Vorwurf vertheidigen, „Cäſar, Alexander, Karl der Große, Friedrich der Zweite, Homer, Sophokles, Shakeſpeare, Phidias, Raphael, Rubens, Moſes, St. Paulus und der Herr ſelbſt, und Luther nebſt Copernicus und Columbus" kommen mir nicht gleich zu Hülfe, wie Herrn Schubarth, um die Vortrefflichkeit eines ihrer Gleichen durch ihre Namen zu bezeugen; der Gegenſtand, von dem hier die Rede iſt, liegt offen zur Schau, und ich kann niemanden zwingen, darüber anders als nach eignem Maße zu urtheilen, auch will ich wahrhaftig nicht für mehr gelten, als ich bin, und wofür mich Jeder nehmen will. Die Welt kommt in der That mit dem Werthe des Einzelnen, den ſie beurtheilt, ſchwer und ſpät und oft gar nicht auf's Reine. Aber wie ungewiß es mit dem abſoluten Werthe ſtehen möge, einen relativen wird man ſich immer mit einiger Sicherheit aus der Vergleichung beilegen können, und warum ruft Herr Schubarth dieſe zwiſchen ihm und mir hervor? Er, der keinerlei eigne Darſtellung je geliefert, der nur anhangsweiſe kritiſch — und oft ſehr unkritiſch — an fremden Erzeugniſſen ſich fortgeſchleppt hat? —

Doch Herr Schubarth will ſeinen Werth und den ſeiner Anſichten und Behauptungen zumeiſt darauf ſtützen, daß er ſich auf Goethe beruft, der ihn gelobt, gebilligt, ermuntert habe. Da nun Goethe bisweilen auch meiner gedacht hat, ſo möchte Herr Schubarth die verſchiedenen Ausſprüche — weil er doch nicht ausſtreichen kann, was einmal daſteht — gegen einander abwägen, und getröſtet ſich der Einbildung, Goethe habe, wenn auch mich mitunter, doch ihn weit mehr gelobt, und mich Einmal ſogar mit etwas zweideutiger Redensart abgefertigt. Geſetzt, dieſes Vorgeben wäre genau wahr, wie es dieſes nicht iſt: was meint Herr Schubarth damit zu beweiſen? Ich verehre Goethe'n hoch, und bin überzeugt, daß keines der Worte eines ſo von urſprünglichem Leben erfüllten Geiſtes ein völlig todtes ſein könne, alſo ſelbſt das nicht, was er von Herrn Schubarth günſtig geſagt haben mag. Allein auf ſein Wort hin ſich für etwas zu halten, was man ohne dies Wort nicht behaupten dürfte zu ſein, das dünkt mich doch gar zu jämmerlich, und nur der ärmſte der armen Teufel kann ſich dazu verſtehen! Ich denke nicht beſſer von mir, weil Goethe von mir geſprochen hat, ſo wie ich nicht ſchlechter von mir denken würde, hätte Goethe von mir geſchwiegen oder mich ohne einleuchtenden Grund getadelt. An meines Freundes Uhland Stelle würde ich, bei dem von Eckermann aufbewahrten Worte Goethe's über ihn, nur das Gefühl der Verwunderung, der Frage und des Zweifels haben, denn jedenfalls iſt das Wort nicht gültig, — ich glaube ſogar beſtimmt, eine Namenverwechslung! Und warum ſollte Goethe nicht ſolchem Irrthum unterworfen ſein? Geſehen und gemeint hat er gewiß etwas Richtiges, aber in der perſönlichen Anwendung dennoch geirrt. Mußte doch Napoleon auf St. Helena bekennen: „Bourmont a été une de mes erreurs", und wer weiß, ob nicht Goethe, wenn man ihn zum jetzigen Redeſtehen heraufbeſchwören könnte, ebenſo das Geſtändniß ablegen müßte, nicht nur in Betreff Uhland's habe er ſich geirrt, ſondern auch von Herrn Schubarth habe er, wie Napoleon von Bourmont, zu ſagen: „Il a été une de mes erreurs." Goethe ſelbſt hat uns zu ſehr gewöhnt, das äußerliche Namensanſehen nicht zu achten, als daß wir mit dem ſeinigen unbedingt meſſen dürften, was wir ſelbſt zu beurtheilen fähig ſind. Der Leſer aber wird geſtehen, daß, wenn ich thöricht genug wäre, auf dergleichen Albernheiten einzugehen, Herr Schubarth und ich in unſerem Wetteifer, unſer Guthaben bei Goethe gegen einander herauszuſtreichen, dem Publikum eines der lächerlichſten Schauſpiele gäben, das Herr Schubarth aber ohne mich bloß in ſeiner eignen Rolle ſpielen mag! —

Das Bisherige iſt gleichwohl noch nicht die Hauptſache. Dieſe liegt in der Anſchuldigung, die ſich Herr Schubarth übereitel einbildet, ich hegte bittern, ſchneidenden Groll, ja Haß gegen ihn, verfolgte ihn mit Neid und Unglimpf, ſuchte ihn zu verdunkeln, und dagegen Andere — wie Hotho und Rahel!! ja wohl gar mich ſelbſt — in die ihm allein gebührende Stelle eines Goethe-Kenners und Goethe-Preiſers einzudrängen. Er meint ſogar, die Berliner Jahrbücher und alles, was irgend mit der Hegel'ſchen Philoſophie zuſammenhängt, ſei mit beharrlichem Eifer bemüht, ihn zu unterdrücken, hintanzuſetzen. Wer zwiſchen den Zeilen lieſt, mag auch wohl den Eindruck bekommen, wir ſeien Schuld, daß Herr Schubarth in Hirſchberg leben muß, wo es ihm zwar, wie er ſagt, ſehr wohlgefällt und er ganz zufrieden iſt, was in unſeren Augen aber doch wie eine Art Verbannung erſcheinen ſollte, während freilich ſolche Leute wie „Varnhagen, Wolf, Hegel" — dies ſteht wieder in den Zeilen — nur in der großen Hauptſtadt leben könnten, und auch da nur, im allgemeinen Prunk und Schein, etwas vorſtellten, in Hirſchberg aber gewiß noch weniger wären, als er jetzt dort iſt! Ich will das Einzelne dieſer aus tollgewordener Eitelkeit und ruchloſer Selbſtſucht aufgeſchimmelten Thorheiten nicht erörtern; die ſpaßhafte Luſtbarkeit, wie groß auch ſie ſich ausbeuten ließe, wäre doch den Ernſt und die Mühe nicht werth, weder für mich noch für den Leſer.

Aber den Vorwurf des Haſſes, des Grolls, der beharrlichen Verfolgung und Unterdrückung, muß ich beleuchten, und ich werde dies durch getreue Darlegung der Thatſachen thun, indem ich kurz und bündig die zum Glück nur wenigen Beziehungen aufzähle, die ich irgendwie mit Herrn Schubarth oder zu ihm gehabt habe.

Ich lernte Herrn Schubarth durch Veranlaſſung des verſtorbenen Geheimen Oberregierungsrathes Schultz kennen. Dieſer hatte mir eine neue Zeitſchrift gegeben und empfohlen, worin Herr Schubarth unter anderen die Nachricht mittheilte, es habe ſich eine Geſellſchaft gebildet, um für die Goethe'ſchen Schriften eine Art Archiv anzulegen, und man hoffe die ſchon gegründete Sammlung durch allſeitige Beiträge vervollſtändigt zu ſehen. Im Beſitze mancher Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aus der früheren Zeit Goethe's, dachte ich dieſelben an ſo gutem Orte niederzulegen, dem Reize des perſönlichen Eigenthums gern zu Gunſten einer ſolchen gemeinſamen Stiftung entſagend. Ich beſuchte deßhalb Herrn Schubarth in ſeiner entlegenen Wohnung in Berlin; er nahm mich ſehr gut auf, höchſt geſchmeichelt, und höchſt bereitwillig, mir ſeine Meinungen und Anſichten weitläufig vorzutragen, da ich aber wiederholt auf den Zweck meines Beſuches einlenkte, ſo mußte er zuletzt aufrichtig bekennen, die Geſellſchaft, nach der ich fragte, ſei fürerſt — er, die Sammlung bis jetzt — nichts! Mit Erſtaunen vernahm ich dies Geſtändniß, und ging mit Achſelzucken fort, lachend über mich ſelbſt, daß ich mich durch die prahleriſche Ankündigung ſo hatte irren laſſen, und natürlich nicht mehr daran denkend, durch meine gaben den Anfang zur Wahrheit dieſer unverſchämten Dichtung zu machen. Für mich war der kleine Gewinn meiner Bemühung, daß ich nun für immer wußte, welch ein Verlaß auf die Angaben des Herrn Schubarth ſei.

Hierauf habe ich mit Herrn Schubarth lange Zeit keinerlei Berührung mehr gehabt, weder ſchriftlich noch mündlich; ich hörte nur ganz verloren von ihm, und in einer Weiſe, die mich für den Menſchen noch immer einige Theilnahme empfinden ließ, welche ſeine litterariſchen Beſtrebungen immer weniger, und beſonders die dünkelvolle, mit ganz unzulänglichen Kenntniſſen unternommene, abgeſchmackte Schrift über den Homer gar nicht mehr in mir erwecken konnte.

Eine Ausnahme machte im Jahre 1833 eine Schulſchrift des Herrn Schubarth über Goethe's Fauſt. Ich gab in den Berliner Jahrbüchern eine Anzeige derſelben, in der ich bemüht war, ohne der Sache und reiferen Leiſtungen etwas zu vergeben, Herrn Schubarth's Verſuch in günſtigem Lichte erſcheinen zu laſſen, und für ihn ſelbſt wohlmeinend einige Worte einzuſchalten, die ihn in ſeiner ſchon damals für mißlich erkannten litterariſchen Lage tröſten und vielleicht leiten könnten.

Kaum war die kurze Anzeige erſchienen und vor die Augen des Herrn Schubarth gelangt, ſo empfing ich auch ſchon von ihm einen Brief, der mir in ſofern angenehm ſein konnte, als darin einige Wirkung meiner guten Abſicht erkennbar ſchien; doch glaubte ich keinen Anlaß zu einer Antwort daraus entnehmen zu müſſen. Wenn es gewöhnlich nicht ohne Unbill geſchehen mag, daß man Briefe noch Lebender ohne deren Zuſtimmung veröffentlicht, ſo darf doch gewiß hiezu niemals die Berechtigung zweifelhaft ſein, wenn es die Zurückweiſung einer falſchen Anklage, einer Lüge oder Verläumdung gilt, die der Briefſteller willkürlich erhoben hat, und deren Widerlegung mit ſeinen eignen Worten geſchehen kann. Ich ſtehe aber in dieſem Falle um ſo weniger an, den Brief des Herrn Schubarth öffentlich mitzutheilen, als darin nichts weiter enthalten iſt, als was gerade zu dieſer Sache gehört, und daher kein Aergerniß gegeben wird, als das eine, nothwendige, für Herrn Schubarth gerechte, und ihm von meiner

Seite nicht zu erſparende, ſeines Widerſpruchs mit ſich ſelber. Hier alſo folge nun der Brief, er lautet:

Hochwohlgeborner Herr,
Höchſtzuverehrender Herr Geheimer Legations-Rath!

Ew. Hochwohlgeboren haben mir eine ſehr angenehme Ueberraſchung gewährt und mich dadurch zu nicht geringem Danke verpflichtet, daß Sie meine jüngſte kleine Schrift über Goethe's Fauſt in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik Ihrer geneigten Berückſichtigung nicht unwerth haben finden mögen.

Längſt habe ich mir abgewöhnt, die Forderung eines Unbedingten im Leiſten an mich zu ſtellen; um ſo weniger erwarte ich ein unbedingtes Lob oder volle, unverkürzte Anerkennung. Worüber Ew. Hochwohlgeboren mit mir nicht einverſtanden ſein können, darüber ſprechen Sie Sich wenigſtens auf eine ſo feine, gewandte, geiſtreiche Weiſe aus, daß, wenn ich hinzurechne, worin Sie einſtimmen, ich doppelt Urſache habe, zufrieden zu ſein.

Es giebt eine gehäſſige, ungehobelte, tölpiſche Art zu tadeln, womit nichts gewonnen, niemand gebeſſert, nur die Abſicht, wehe zu thun, erreicht wird. Es giebt eine andere geiſtreiche, wohlwollende Art des Tadels, wodurch wir nicht wenig gefördert werden können.

Ich bekenne mit Vergnügen, daß mir der Ausdruck, durch den Sie meine litterariſche Stellung als eine „einſame" bezeichnen, ein ſehr paſſendes, treffendes Wort geſchienen hat. Unſere Zeit, in der Alles in Partheien zerfällt, ſcheint um ſo dringender Anſchluß an dieſe oder jene Seite zu fordern. Niemand ſoll allein und einſam ſtehen; wer es thut, es ſei aus Neigung, Wahl, Ueberlegung, Zufall oder Geſchick, hat Unrecht, oder er verkennt jedenfalls ſeinen Vortheil ſehr. Da uns indeſſen unſere Fehler meiſt unbewußt überſchleichen, und wir ſelten, wenn wir zur Erkenntniß derſelben gelangen, daran etwas ändern können, ſo bleibt nichts übrig, als das Unbequeme neben den Vortheilen, die ſie uns etwa brachten, ruhig zu ertragen. Dies iſt denn die Art von Ergebung, in die ich mich meinerſeits fügen mag.

Denn, genau genommen, finde ich mich neben allem Mißlichen meiner Stellung doch nicht ganz ohne Avantage. Hierher rechne ich, daß, während es mir niemals oder ſelten gelingen hat wollen, den Beifall unſerer litterariſchen Mittelmächte zu erwerben, jener Notabilitäten und aller derer, die Gott der Herr mit ſo viel Verſtand und Geiſt verſehen, um eine gewiſſe litterariſche Rolle auf einige Zeit zu ſpielen, die kritiſchen Partheigänger zu machen, eine Schule allenfalls und dergleichen zu ſtiften, als Protektors dieſer oder jener Beſtrebungen aufzutreten, haben einige Großmächte und darunter gerade die vornehmſte und unabhängigſte, die noch etwas mehr als den bloßen Magnatentitel und einen litterariſchen Kammerherrndienſt in Anſpruch nimmt, mir eine gewiſſe Anerkennung freundlichſt und nachſichtig zugeſtehen mögen. Ja der alte Herr in Weimar hat mich niemals meiner Einſamkeit wegen beſcholten; ſondern mich eher aufgefordert, ſo lange als möglich, ſo wie die Zeiten nun einmal wären, darin zu verharren. „Rechnen Sie überhaupt nicht auf Anerkennung bei Allem, was Sie unternehmen, pflegte er wohl zu ſagen. Man wird Sie benutzen, ohne es Ihnen zuzugeſtehen, ohne Ihnen zu danken, ja man wird Ihnen das Ihrige wiedergeben und verlangen, Sie ſollen ſich dabei als Schuldner bekennen. Zum Troſte ſei es Ihnen indeſſen geſagt, daß ich niemals eine bloße Phraſe in Allem, was Sie ſchreiben, habe entdecken können."

Ich weiß wohl, ich hätte klug ſein und auf das Wort des alten Herrn nicht ſo viel geben ſollen. Doch trieb mich andererſeits etwas, daß ich mit dem alten Meiſter und auf ſein Wort lieber ſündigen, als mit der übrigen Welt tugendhaft und weiſe ſein wollte.

Ich bin beſtraft genug dafür.

Wenn ich glaubte, nachdem Friedrich Schlegel mit dem Wilhelm Meiſter die beſſere Kritik über Goethe an einem einzelnen Werk eingeleitet hatte, zuerſt in's Ganze (ſeit 1817 und 1820) über Ihn mich geäußert zu haben, ſo ſoll das freilich nichts gelten, nachdem Andere im Jahre

1829 oder 1830 dergleichen ebenfalls verſucht. Ich muß mir hier ſagen laſſen, ich ſtützte mich auf „alle beſten Vorarbeiter“ (nämlich Anno 1817 oder 1819 auf 1829 oder 1830). — Meine Nachfolger mögen mich übertreffen. Immerhin! Damit hätten ſie noch nicht viel gewonnen. Amerika nennt man nach dem Nachentdecker, und doch bleibt er ein Lump gegen den erſten Entdecker. Nach meinen Ideen über Homer (1821) ſind ganze Bücher wieder über die Einheit Homer's geſchrieben worden. Allein auch hier möchte, nachdem Wolf 1798 den zerriſſenen Homer proklamirt und der Welt weißgemacht, der Beweis nicht ſchwer oder unmöglich werden, „ich verkehrte auf den beſten Plätzen unſerer Kritik, behandelte deren ſchon am meiſten bearbeitete Gegenſtände u. ſ. w.“

Doch ſie ſind nicht alle ſo ungerecht. Das Konverſations-Lexikon neueſter Zeit — eine Art Volksbuch unſerer Gebildeten — geſteht mir zu, im Zuſammenhange auf den tiefen Schatz höherer Wahrheiten in Goethe's Werken aufmerkſam gemacht zu haben. Ich gelte ihm als Vertreter einer beſtimmten Anſicht über Goethe. Es beruft ſich nicht auf die Jahrbücher, d. h. die Herren Hotho und Roſenkranz, deren Bemühungen herabzuſetzen oder zu verkennen ich übrigens am wenigſten gemeint bin. Wachsmuth hat ein ſchönes, gutes Wort über die Ideen wiederholt geſprochen, und Hermann in Marburg thut (1832) doch auch nicht ſo verächtlich und gering damit.

Ich bin mit dieſem mäßigen Beifalle der Verſtändigen zufrieden, um ſo mehr, da der alte Herr ebenfalls — und hier ſpricht doch noch etwas mehr als Verſtand — in den Tages- und Jahresheften öffentlich und für die Nachwelt günſtiges Zeugniß für mich hat ablegen mögen, nachdem er privatim meine Ideen als „Ilias post Homerum im beſten Sinne“ bezeichnet hatte.

Hieraus wollen Ew. Hochwohlgeboren meine Rechtfertigung entnehmen für Ihr übrigens wahres und treffendes Wort in Betreff meiner Einſamkeit. Denn allerdings entbehre ich jenes wechſelſeitige Heben und Tragen, Anerkennen und Geltenlaſſen von Freunden, Anhängern, Schülern u. ſ. w. Es iſt wohl nicht übel, da es an dergleichen nicht gerade fehlt, daß auch einmal ein Exempel vom Gegentheil aufgeſtellt wird. Wo gäbe es wohl eine Gemeinde, die ſich die orthodoxe würde nennen können, wenn keine Ketzer wären. Iſt nicht der Proteſtantismus jeder Art die größte geſchichtliche Ketzerei? Und ſo erlauben Sie mir auf jenes Wort, daß ich „quer durch einſchneide oder falle“, nur die Bemerkung, daß, wenn alle Fäden eines Gewebes nur immer der Länge, gerade aus gingen, und kein Querfaden ſich dazu geſellte, das Gewebe nimmer zu Stande kommen würde. Ein jeder begreiſe ſeine Stelle, halte an ihr feſt, überzeuge ſich von dem Guten, was ſie gewährt — er ſei nun Länge- oder Querfaden, Katholik oder Proteſtant — er haſſe oder verringere Niemand, weil er ſich anders gebärdet, als er gewohnt iſt, ſo wird es um Alle bald wohl ſtehen.

Ew. Hochwohlgeboren ſind mit meiner Auslegung der natürlichen Tochter nicht eben zufrieden. Gerade auf dieſe — weniger auf das über Werther oder Fauſt oder die Wahlverwandtſchaften Geſagte — mochte ich mir, geſtützt auf einige mündliche Mittheilungen des Dichters, für mich etwas zu Gute thun. Ich fürchte, ich würde Ihre Geduld allzu ſehr in Anſpruch nehmen, wollte ich darüber ausführlicher werden. Bin ich Ihnen durch Gegenwärtiges nicht ſchon allzu beſchwerlich, unerfreulich und unwillkommen geworden, ſo findet ſich wohl zu paſſender Auseinanderſetzung ein ander Mal Zeit. Einſtweilen ſei es mir vergönnt, mich Ihrem ferneren hochgeneigten Wohlwollen und Andenken, das ich jeder Zeit in gebührender Weiſe zu verehren wiſſen werde, zu empfehlen als

Ew. Hochwohlgeboren

Hirſchberg, den 17. Auguſt 1833. ganz gehorſamſter

K. E. Schubarth.

Der Leſer, der ſich hier an der „angenehmen Ueberraſchung“, an der „Verpflichtung zu nicht geringem Danke“, dem „nicht unwerth Ihrer geneigten Berückſichtigung“, an der „feinen, gewandten, geiſtreichen Weiſe“, der „doppelten

Urſache, zufrieden zu ſein“, an dem „mit Vergnügen erkennen“, dem „hochgeneigten Wohlwollen und Andenken“, und an dem ſchließlichen „zu jeder Zeit in gebührender Weiſe zu verehren wiſſen“ hinlänglich erſättigt hat, wird nun begierig fragen, was denn aber ſeitdem, das heißt vom Jahre 1833 bis 1838, vorgefallen, um jene anderen Ausdrücke hervorzurufen, in denen Herr Schubarth jetzt geeifert, von bitterem Groll, von heftigem Eifer und Haß, von beharrlicher Verfolgung und Verdunkelung, deren ich mich gegen ihn ſchuldig gemacht haben ſoll. Was ſeitdem vorgefallen? Was insbeſondere ich Herrn Schubarth ſeitdem Kränkendes angethan? Die Antwort iſt leicht und kurz: Nichts! — Jener frühere Beſuch, jene Anzeige — die ich mit zehn bis fünfzehn anderen in meinen vermiſchten Schriften unverändert wieder habe abdrucken laſſen, — und dieſer Brief: hiemit ſind alle perſönlichen und ſchriftlichen Bezüge, die mir zu Herrn Schubarth je geworden, vollkommen erſchöpft, es giebt außer dieſen keine anderen, und ſeit ſeinem Briefe habe ich von ihm kaum wieder gehört und noch weniger von ihm zu ſprechen Anlaß gehabt! —

Ich überlaſſe dem Leſer, ein ſolches Benehmen, wie das des Herrn Schubarth, der nach fünf Jahren als Beleidigung empfindet, als Haß und Verfolgung anklagt, was er damals geſchmeichelt aufnahm und wofür er ſich demüthig bedankte, nach Gebühr zu benennen. Ich kann es nur für Tollheit anſehen. Die leere Aufblähung dieſer kläglichen Individualität, die ſich in allen Größen der Welt beſpiegeln möchte, dieſe leere Aufblähung in ihrem eignen Widerſpruche zerplatzen zu laſſen — wobei der Leſer und ich uns billig die Naſe zuhalten, weil, um in Herrn Schubarth's witziger Anführung des Shakeſpeare zu reden, Lady Petze hier zwar nicht am Feuer ſtehen darf, aber darum nicht weniger ſtinkt, — kann dieſes Ortes genügen! Am wenigſten darf ich mich verpflichtet glauben, mit einem ſo karakteriſirten Individuum noch andere, gegenſtändliche Streitfragen über Sachen und Perſonen zu erörtern, über welche der Blödſinn und Unverſtand kein Urtheil haben kann. Die Welt aber möge an dieſem Beiſpiel erkennen, wie Herr Schubarth ſeine Sachen treibt, und was ſie von dem Fürwitze zu halten habe, mit dem derſelbe ſich zum Ankläger einer Philoſophie zu machen erfrecht, von der ihm nicht einmal der gemeine Buchſtabe bekannt iſt, — wie er denn in der That nicht zu wiſſen ſcheint, was ein I, und noch weniger, was der Punkt auf dem I iſt, — und der in den Bekennern und Anhängern jener Philoſophie Männer verläſtert und ſchmäht, deren Großmuth er mehr verdankt, als ich hier ſagen will. —

Berlin, im Februar 1839.

Karl von Noſtitz.

Die Zeitungen berichten im Oktober des Jahres 1838 den Tod des ruſſiſchen Generallieutenants Grafen von Noſtitz, eines tüchtigen Kriegsmannes, der in den letzten türkiſchen und polniſchen Feldzügen mit Auszeichnung gefochten, und bei jeder Gelegenheit durch perſönliche Tapferkeit ſich hervorgethan hat. Doch ſolche Würden und Verdienſte, wie bedeutend und wirkſam auch im Leben, geſellen ſich einer zu großen Anzahl ihnen gleichartiger, um nicht, nach kurzer Zeit, in der Maſſe zu verſchwimmen. Für ein dauerndes Andenken des Namens iſt irgend ein geiſtiger Reiz, ein romantiſcher Lebensbezug kräftiger, als hohe Titel und Würden. Jener ruſſiſche Generallieutenant war einſt preußiſcher Kornet und Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, und von dieſem Verhältniſſe her, ſo wie aus deſſen Nachſchwingungen im vaterländiſchen Leben, ſtrahlet vorzugsweiſe das Licht, welches ſeinen Namen, wir denken es, am längſten begleiten wird.

Karl von Noſtitz und Jänkendorf, der Sohn des kurſächſiſchen Kammerherrn und nachherigen Landjägermeiſters zu Merſeburg, wurde zu Dresden Anfangs 1781 geboren. Seine Erziehung war vernachläſſigt, als Jüngling aber kam er auf das Pädagogium zu Halle, wo er ſogar in den alten Sprachen einige Fortſchritte machte. Er bezog dann daſelbſt die Univerſität, und ſollte die Rechte ſtudiren. Doch bald, groß und ſtark herangewachſen, von Kraft und Luſt der Jugend erfüllt, fand er an den Studien wenig Behagen, und verlangte heftig, in den Kriegsdienſt einzutreten. Das preußiſche

Kriegsweſen zog vor allen durch Glanz und Ehre an, und Noſtitz wurde Kornet bei dem Regiment Gendarmes in Berlin.

Die Offiziere dieſes Regiments, größtentheils vornehme und reiche Edelleute des Landes, waren berühmt wegen ihrer ſtolzen Haltung, muntern Sinnesart und übermüthigen Verwegenheit. Da dieſe Eigenſchaften meiſt von glänzender und anmuthiger Perſönlichkeit getragen, von friſcher Lebensluſt und Freigebigkeit begleitet, und durch ſtrengen Dienſt und Geſetzesvorſchrift unaufhörlich gemäßigt wurden, ſo hatte die ganze Erſcheinung, außer der Schattenſeite, die man ſpäter faſt allein beſprochen hat, auch ihre Lichtſeite, von der ſie recht gut zu leiden und als eine wenigſtens ſtattliche anzuerkennen war. Noſtitz machte ſich unter ſeinen Kammeraden bald bemerkbar; ſeine außerordentliche Körpergröße ſchon mußte ihn auszeichnen, bei dieſer um ſo mehr ſeine kühne Gewandtheit, ſein ſcharfer Verſtand und kluger Geiſt. Wurde ein ernſter Kampf angeſtellt, irgend eine Thorheit aufgebracht, ein luſtiger Streich ausgeführt, gewiß fehlte Noſtitz nicht. Für die Ehre eines Bürgermädchens, zu deſſen Schutz er ritterlich aufzutreten ſich nicht ſcheute, wiewohl manche Kammeraden dies mißbilligten, ſchoß er ſich mit einem Lieutenant von Zglinitzki, und wurde am Fuß verwundet. Ganz Berlin ſprach von dem Vorgange mit anerkennendem Lob. In Wagniſſen zu Pferde thaten es ihm Wenige gleich. Als die Gendarmenoffiziere auf den Einfall geriethen, die Aufführung der Werner'ſchen Weihe der Kraft zu parodiren, und mitten im Sommer eine Schlittenfahrt veranſtalteten, wobei die Schlitten auf Rollwagen geſetzt und die Geſtalten jenes Schauſpiels in ihren Koſtümen mit ſchrecklichem Gepolter bei Fakelſchein durch die ganze Stadt gefahren wurden, machte Noſtitz die Katharina von Bora, ein Anderer den Luther, ein Dritter den Theobald mit einer rieſenhaften Flöte. Man ergötzte ſich allgemein an dem Scherz, und erſt hinterher fand ihn die Behörde anſtößig, nachdem Iffland nicht ſowohl die Ehre des Reformators, als vielmehr die Heiligkeit ſeines Schauſpielweſens darin angegriffen geſehen, und auf allen Wegen ſo ſehr ſeine Klagen geltend gemacht, daß wirklich einige Strafe gegen die Theilnehmer verhängt wurde.

Die Ausſichten eines Krieges gegen die Franzoſen im Jahre 1805 gaben dem friſchen Muth und Uebermuth ein ernſteres Ziel. Noſtitz hatte ſchon ſeither bei aller Jugend und Zerſtreuung nicht verabſäumt, dem Kriegsfach einige wiſſenſchaftliche Aufmerkſamkeit zu widmen, Karten und Plane zu ſtudiren, Gegenſtände dieſer Art lebhaft zu beſprechen. Dies, in Verbindung mit der ritterlichen Geſtalt, dem erprobten Muth und dem regen Geiſte, beſtimmte den Prinzen Louis Ferdinand, ſich den vielverſprechenden jungen Offizier zum Adjutanten auszuerſehen. Noſtitz hing mit ganzer Seele an dem Prinzen, der auch ſeinerſeits jenem ganz vertraute. Den anderwärts erzählten Verlauf der Ereigniſſe, das Gefecht von Saalfeld und den Tod des Prinzen wollen wir hier nicht wiederholen. Noſtitz war an der Seite des Prinzen verwundet worden, konnte aber noch zu rechter Zeit ſich wieder bei den preußiſchen Truppen einfinden, um den ferneren Feldzug ehrenvoll mitzumachen; er wurde zum Rittmeiſter befördert und durch den Orden pour le mérite ausgezeichnet.

Die nächſten Jahre nach dem Tilſiter Frieden waren in Norddeutſchland voll tiefer Unruhe und Gährung, geheimer Betreibungen und Anſchläge. Der Tugendbund war in Preußen geſtiftet worden und erſtreckte mannigfache Verzweigungen über ganz Deutſchland. Noſtitz konnte dieſen Verhältniſſen nicht fremd, noch in ihnen unbedeutend bleiben, ſein ganzes Weſen bezeichnete ihn als einen der künftigen Anführer; ſchon weithin namhaft und gewiſſermaßen volksmäßig, trat er als ſolcher im Jahre 1809 wirklich auf, errichtete im öſterreichiſchen Dienſt eine fränkiſche Legion, machte von Böhmen aus einige Streifzüge nach Franken, erließ Aufrufe, und betrieb ſeine Sachen mit Selbſtſtändigkeit und Glück, als der Waffenſtillſtand von Znaym allen Unternehmungen plötzlich Einhalt that. Der Herzog von Braunſchweig-Oels band ſich hieran nicht, und führte, wie bekannt, ſeine in Böhmen errichtete Truppenſchaar quer durch das nördliche Deutſchland glücklich zur Einſchiffung nach England. Noſtitz wurde beſchuldigt, ſeine Truppe ebenfalls auf eigne Hand entführen zu wollen, deßhalb verhaftet und in Feſſeln nach Prag gebracht. Die hier angeſtellte Unterſuchung rechtfertigte ihn gegen die

Anklage, und er trat nun als Major in ein Uhlanenregiment; ſein Ruf aber hatte durch alle dieſe Vorgänge nur gewonnen, und wo er ſich in der Folge zeigte, auf mannigfachen Reiſen nach Sachſen, Brandenburg, Holſtein, überall merkte man auf ihn, von franzöſiſcher Seite ungünſtig, von deutſcher um ſo günſtiger.

Das Jahr 1813 eröffnete neue, verheißungsvolle Kriegsbahnen. Noſtitz verließ Oeſterreich, und trat in ruſſiſchen Dienſt, anfangs dem General Grafen von Wallmoden angeſchloſſen, ſpäter dem General von Tſchernitſcheff. Der Moniteur bezeichnete ihn als ein Haupt deutſcher Verbündungen und Aufwiegelungen. Er ſollte einen Orden geſtiftet und überall Anzettelungen gegen die Franzoſen betrieben haben; eine Freundin von ihm, die liebenswürdige Schauſpielerin Auguſte Brede, ſollte hiebei ein eifriges Werkzeug geweſen ſein. Dieſe Anklagen waren ihm jetzt nur ſchmeichelhaft, und er ſah ſie mit Vergnügen in allen Zeitungen wiederholt. Indeß erwarb er ſchöneren Ruhm in offenem Kampfe, und zeichnete ſich bei jeder Gelegenheit durch ungeſtümen Muth aus. Nach glücklich beendigten Feldzügen kam Noſtitz wieder für einige Zeit nach Wien, wo der Kongreß der verbündeten Mächte zugleich eine europäiſche Geſellſchaftswelt zuſammenzog.

Hier war es, wo Noſtitz, inmitten alles Gedränges der Feſte, der Hof- und Staatsgeſellſchaften, und vielfacher eigner und fremder Zwecke, die er mit Eifer verfolgte, ſich faſt jeden Tag bei Rahel einfand, die er ſchon von dem Prinzen Louis her kannte und verehrte, ſeitdem auch flüchtig wiedergeſehen hatte, aber doch jetzt erſt im höchſten Sinne kennen und ſchätzen lernte. Ihm war es Bedürfniß, ihr ſein innerſtes Herz aufzuſchließen, ſeine eigenſten Anſichten, Urtheile, Wünſche und Hoffnungen mitzutheilen, ſeine ganze Lebenserfahrung darzulegen, und dies alles mit ihr durchzuſprechen, zur Prüfung, Berichtigung, zu neuen Aufſchlüſſen und Erhebungen. Dies nannte er im Scherz „Geſchäfte machen“, und behauptete im Ernſte, dies wären die beſten, die in Wien gemacht würden. Was da alles zur Sprache kam, welche Thatſachen erörtert und welche Folgerungen gezogen wurden, das dürfte, bei der Geiſtesfreiheit und Welteinſicht der beiden Theilnehmer, wohl ſelbſt noch in ſpäten, fortgeſchrittenen Zeiten als frühreife Kühnheit gelten! Die nachher noch hin und wieder gewechſelten Briefe geben hievon nur kaum einige Andeutung, doch bezeichnen ſie das Gebiet und die Art eines Austauſches, deſſen eigenſter Boden nur das lebendige Geſpräch ſelber ſein konnte. Merkwürdig iſt es immer, daß Rahel auch einer ſolchen Natur, die ihr in vielem Betracht fremd und in manchem ſogar zuwider ſein mußte, nicht nur unbedingtes Vertrauen, ſondern auch wahrhaft empfundene Freundſchaft einflößen gekonnt!

Noſtitz war durchaus und vor allem Soldat. Er hatte litterariſche und großweltliche Bildung, aber in jenen Stand fielen alle ſeine Gewöhnungen und Neigungen zurück, aus ihm ging ſeine ganze Weltanſicht hervor. Sein Verfahren gegen die Menſchen, ſeine Behandlung der Verhältniſſe, alles gründete ſich darauf, daß der Krieg der wahre Lebenszuſtand ſei. Die Anwendungen, welche ſich aus dieſem Satz in einzelnen Fällen ergaben, waren bisweilen verwegen, immer aber geiſtreich und launig, eine unerſchöpfliche Quelle origineller Unterhaltung. Das Syſtem von Selbſtſucht und Klugheit, von Kälte und Gleichgültigkeit, welches ſich hier künſtlich aufbaute, war doch keineswegs im Stande, die entgegengeſetzten Regungen auszuſchließen. Den Worten nach jede Begeiſterung verwerfend, war Noſtitz unaufhörlich in der Gewalt einer ſolchen, die er nur ſtets verſchwieg und verbarg; unter vorſätzlichem Ausdruck ſtrenger und harter Geſinnungen lag menſchenfreundliche Theilnahme und Hülfe ſtets bereit, und ſo oft er nicht fürchten durfte, von den ſogenannten Klugen als Getäuſchter oder Schwacher verlacht zu werden, handelte er mit herzlicher Güte und Großmuth. Die Freigebigkeit, als Geldverachtung, iſt immer guten Anſehens, und dieſe übte er daher offen ohne Scheu; wo es aber eigentliche Mildthätigkeit oder perſönliche Aufopferung galt, da zog er Geheimniß und Stille vor. Gegen Freunde konnte er das zarteſte und feinſte Benehmen haben, beſchrie man ihn aber deßhalb, ſo warf er rauhes Soldatenweſen darüber hin. Wenn er mit Worten bisweilen den Freund verläugnete, ſo war er im Herzen ihm doch treu, und bewies dies durch Handlungen.

Gleicherweiſe wie zu den Fremden, ſtand er zu dem Vaterland. Wider daſſelbe zu fechten, einer Sache zu dienen, die in Widerſpruch mit demſelben geſtanden hätte, wäre ihm unmöglich geweſen. Aber er hätte ſich todt geſchämt, dieſe Geſinnung in ſchönen Redensarten an den Tag zu legen, und ſich dafür von dem Troß angeblich Gleichgeſinnter beſchmeicheln und erheben zu laſſen. Die Deutſchthümelei erſchien ihm als ekelhafte Unnatur, und das davon angeſteckte Kriegsweſen gar nicht mehr als ein ſolches. Er machte es Blücher'n und Gneiſenau'n zum herben Vorwurf, daß ſie ſich in dieſe Art mehr als billig gefügt hätten. Ein Kriegsmann, meinte er, ſolle dem Volk immer Ehrfurcht einflößen, in die Bewunderung müſſe ſich ſtets etwas Schreckhaftes miſchen. Dieſe Anſicht und Denkart erleichterte ihm ſehr den Uebertritt nach Rußland, ein geheimes Gefühl ſagte ihm, daß nach dem Sturze Napoleon's in Deutſchland langer Frieden herrſchen und die nächſte Entwickelung der Dinge für ihn hier keine Bahn darbiete. So zog er als Deutſcher in die befreundete Fremde; und obwohl er ſich ganz ruſſiſch hielt und auch die Sprache in ſeltenem Grade ſich zu eigen machte, ſo konnte er doch nie verläugnen, was er zuerſt und zumeiſt geweſen. Die Eindrücke der Jugend waren ihm eine geheime Poeſie, werth und vertraut, aber nie preisgegeben; wie er denn auch durch und durch mit Schiller genährt war, deſſen große Dichtungen von der Berliner Bühne herab den jungen Offizier unwiderſtehlich hingeriſſen hatten.

Im ruſſiſchen Dienſt erfuhr er abwechſelnd Gunſt und Widrigkeit; wo kriegeriſche That hervortreten konnte, war er ſeiner Förderung gewiß. Sein heldenmüthiges Einbrechen an der Spitze ſeines Reiterregiments beim Sturm auf Warſchau im Jahre 1831 belohnte der Kaiſer durch anſehnliche Güterſchenkung. Dagegen machte man ihm zum ſchweren Vorwurf, daß er ſeine Leute zu kühn in Gefahr und Tod geführt. Die Heerſchau bei Kaliſch wurde ihm verderblicher, als es bisher alle Schlachten ihm geweſen. Sein ſtarkes Selbſtgefühl und geiſtiges Uebergewicht wurde als unziemlicher

Trotz geſchildert, der nicht geduldet werden dürfe; als der Kaiſer die von Noſtitz geführten Truppen beſichtigte, traf ſie ein unvermutheter harter Tadel, den ihr Befehlshaber, in der Ueberzeugung, daß ſie ihn durchaus nicht verdienten, nur auf ſich bezog, und als Zeichen der Ungnade nahm, in die er gefallen war. Scham und Zorn übernahmen ihn, er ſprach mit ſeinen Offizieren, mit ſeinen Soldaten, daß ſie die Anerkennung, die ihnen gebühre, erzwingen müßten. Tag und Nacht, im größten Unwetter, ſtrengte er ſie und ſich in ſorgfältigen Uebungen an. Bei der nächſten Gelegenheit war ihre Erſcheinung glänzend, und ihre Fertigkeit erwarb allgemeine Bewunderung. Doch die gewaltſame Anſtrengung im nagenden Aerger, in ſtechender Sonnengluth und ſprühendem Regen, hatte auch nach anderer Seite gewirkt. Noſtitz war von ſchlagartiger Lähmung getroffen. Alles reichliche Lob des Kaiſers, alle zärtliche Beeiferung und Sorge der Umgebung konnten den Gekränkten wohl tröſten, aber das körperliche Unheil blieb. Er ſuchte Beſſerung in dem Bade von Töplitz, wo ſein Geiſt im Umgang mit Tettenborn und anderen alten Freunden nochmals im vollen Glanz aufflammte, auch neue Hoffnung für künftige Herſtellung ſchöpfte. Allein die guten Zeichen waren von keiner langen Dauer; nach Polen zurückgekehrt, erlag er wiederholten Anfällen.

Noſtitz hat viel geſchrieben, doch weniges für den Druck. Eine Schrift gegen den Oberſten von Maſſenbach, über die Vorfälle von Saalfeld, Jena und Prenzlau, verbindet Schärfe und Klarheit, und zeigt, daß er die Feder auch als Degen zu führen wußte. Denkſchriften, Berichte und Bemerkungen militairiſch-politiſchen Inhalts hat er viele verfaßt. Im Briefſchreiben war er unerſchöpflich, und leiſtete darin, durch die Schärfe ſeines Urtheils und die kühne Eigenheit ſeiner Ausdrücke, oft Außerordentliches; alles aber war nur für den Augenblick, und daher in dieſem ſtets von größter Wirkung. Hiedurch fielen ſeine Briefe auch der Vernichtung um ſo ſchneller anheim, manches ſchien nach ſeiner gehabten Wirkung nicht mehr des Bewahrens werth, anderes ſchien gefährlich zu bewahren. Aus letzterem Grunde ſind ganze Jahrgänge von Briefen, in welchen Noſtitz das Leben von St. Petersburg und Warſchau mit ſo kräftiger als cyniſcher Laune geſchildert hatte, bei dem Ausbruche des polniſchen Aufſtandes aus Vorſicht verbrannt worden. Es wären daher nur farbloſere Proben mitzutheilen, wie die Art der erhaltenen Briefe dies mit ſich bringt, und wie ſelbſt ohne dieſen Umſtand auch vielfache Rückſichten es fordern müßten.

Zehn Jahre nach ſeinem Tode kam in Dresden das uns willkommene Buch heraus: „Aus Karls von Noſtitz Leben und Briefwechſel; auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen“, worin ein leſenswerther Abriß über das eigene Leben, einige Tagebücher und eine Anzahl von Briefen, meiſt an und von Merian, einigermaßen erkennen laſſen, was die ſpätere Lebenszeit nur reifer und reicher in dieſer Art hat liefern können. Ein Brief an Varnhagen ſcheint hier aus einem erſten Entwurfe mitgetheilt, der in der wirklichen Ausfertigung bedeutend verändert und erweitert worden.

Franz von Baader.

In München ſtarb am 23. Mai 1841 dieſer Haupt- und Grund-Philoſoph, Gnoſtiker, Theurg, Myſtiker, oder wie man ihn nennen will, der in der deutſchen Philoſophie mehr als vierzig Jahre eine höchſt merkwürdige Stelle behauptete, und unter den Pflegern der Wiſſenſchaft ohne Frage einer der begabteſten war, die unſere Zeit geſehen hat. Wenn bei irgend einem Philoſophen Vaterland und Aufenthalt nicht gleichgültig ſind, ſo iſt es bei dieſem, der durch und durch ein Baier war, und dieſe Eigenſchaft im Leben wie in der Wiſſenſchaft nie verläugnete.

Schon ſeit dem Auftreten Kant's begleitete er alle Umwandlungen der deutſchen Philoſophie mit ſcharfer Achtſamkeit, mit ſtörender Einrede, mit ergänzender Aushülfe, und niemals erſchien er als Denker im Fehl, nie wurde er überflügelt und zurückgelaſſen, im Gegentheil war er meiſt voran und überlegen, und hatte noch Kräfte zuzuſetzen, wo die Anderen längſt erſchöpft waren. Er hat Fichte, Schelling, Hegel gefaßt und eingeſehen, eine Weile mit ihnen gehen können, ſie gebilligt und getadelt, wie es kam; dann aber ſie ſtehen laſſen, und ſeinen eignen, beſtimmten, nie in ſeiner Richtung ſchwankenden Weg einſam fortgeſetzt.

Seine Wiſſenſchaft iſt die philoſophiſche Geheimlehre, welche von den älteſten Zeiten her in einer kleinen Schaar von auserwählten Wiſſenden ſich fortgepflanzt hat, und zuweilen durch Inſpiration des Genius zu neuer wirkſamer Geſtalt gelangt iſt, wie bei Jakob Böhme, meiſt aber durch ausdrückliche Ueberlieferung und Einweihung vermittelſt geheimer Geſellſchaften ihre Jünger gewonnen hat. Hier iſt es, wo die myſtiſche Philoſophie oder Gnoſis einerſeits mit den Tempelherren, andererſeits mit den höheren Graden der Freimaurerei zuſammenhängt.

Baader war in Beſitz der tiefſten Geheimniſſe der Freimaurerei, der Roſenkreuzerei, des Martinismus, und ſein Denken und Streben wirkte unausgeſetzt in dieſer Richtung, wenn auch er ſelbſt jeder äußeren Verbindung mit ſolchen Geſellſchaften längſt entſagt hatte.

Dieſe Geheimlehren ſind aus dem Chriſtenthum entſtanden und bekennen ſich zu ihm; ſie haben eine Seite, die durchaus mit dem Katholizismus übereinſtimmt, der aber ſeinerſeits mißtrauiſch gegen ſie iſt; ſie haben aber auch eine Seite, die ſich mehr der jüdiſchen Ueberlieferung anſchließt; im Ganzen halten ſie ſich, ohne jemals wider die Religion zu ſein, doch neben den beſtimmten Formen jeder Kirche, und ſtellen ſich in manchen Beziehungen ſogar in gleicher oder wohl auch überlegener Macht voran.

Es iſt nicht wohl zu bezweifeln, daß ein tiefes und gründliches Wiſſen, nicht nur der geiſtigen Dinge, ſondern auch der Natur, in dieſen Kreiſen viele Jahrhunderte hindurch überliefert worden iſt, ohne daß die profane Wiſſenſchaft ſich eines Antheils daran hätte rühmen können. Die wunderbarſten Uebereinſtimmungen ſprechen laut für dieſe Thatſache, z. B. daß Jakob Böhme, dieſer von ſeinen Anhängern vergötterte Myſtiker, deſſen Schriften einem gebildeten Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts wie Unſinn und Wahnwitz erſcheinen, durch einen Franzoſen während der Revolution erkannt, gewürdigt und überſetzt worden, durch Saint-Martin nämlich, der ſie nicht nur mit Entzücken las und zu verſtehen vorgab, ſondern ſie auch Anderen wirklich klar zu machen wußte, daß ſie nun dieſen nicht mehr Unſinn und Wahnwitz dünkten. Wiefern manche der neueren Funde in der Phyſik und Mathematik jenen Eingeweihten, wie behauptet wird, ſchon längſt bekannt oder doch bloß Folgerungen der dort gäng und gäben Erkenntniſſe geweſen, laſſen wir dahingeſtellt; unglaublich aber iſt die Sache keineswegs.

Mit dieſen tiefen, geheimen Wiſſenſchaften nun verband

Baader, was vielleicht ſo noch nicht vorgekommen, die ganze Macht der philoſophiſchen Spekulation und Dialektik, wie ſie der gewöhnlichen weltlichen Wiſſenſchaft eignet. Seine geſellige Gabe der Mittheilung, ſeine Leichtigkeit und ſtete Bereitſchaft, jede Höhe und Tiefe zu durchmeſſen, ſind wahrhaft einzig zu nennen. Wenn er ſeine Reichthümer des Geiſtes entfaltete, glaubte man einen Seher zu vernehmen, dem verborgene Schätze anvertraut ſind, um ſie den Befähigten zu offenbaren.

Baader hat große Reiſen gemacht, in früherer Zeit nach Frankreich und England, in ſpäterer nach Oeſterreich, Preußen und Rußland. Der Kaiſer Alexander von Rußland war aufmerkſam auf ihn geworden, und ließ ihm, unter dem ſeltſamen Titel eines Korreſpondenten des Kultusminiſteriums, ein äußerſt bedeutendes Jahrgehalt auszahlen. Der Kaiſer Franz von Oeſterreich und der König von Preußen bezeigten ihm ebenfalls einen näheren Antheil, beſonders in Betreff der Ideen, die er als der Feind alles Revolutionairen und Atheiſtiſchen zur Wiederbelebung des Staats und der Kirche den großen Monarchen vorgelegt hatte.

Merkwürdig iſt das Uebergewicht, welches Baader durch geiſtigen Umgang auf die verſchiedenartigſten Perſonen ausgeübt hat. Schelling war in früherer Zeit ganz von ihm eingenommen, eben ſo der Phyſiker Ritter. Friedrich von Schlegel, der doch einen tiefen eignen Kern hatte, lebte einige Zeit nur in Baader's Ideen und Mittheilungen. Auch Adam von Müller, Schleiermacher, Koreff, und eine Menge Anderer entgingen dieſem Looſe nicht. Bei ſeiner letzten Anweſenheit in Berlin, als er ſchon längſt mit Hegel geplänkelt hatte, wußte er dieſen ungeſchmeidigen Philoſophen durch tiefſinnige Geſpräche ſo für ſich und ſeine Lehre zu gewinnen, daß derſelbe in Baader's Vorträgen nur andersgeſtaltet das Eigne wiederzuſehen meinte, und der Baader'ſchen Gnoſis eine herrliche Lobrede hielt. Jacobi'n würde er vollkommen für ſich geſtimmt haben, aber dieſen verſchmähte er, und blieb ihm feindlich gegenüber, ſchon weil ihn der Fremde, Unberechtigte, wie ihn dünkte, an der hohen Stelle in München verdroß, und hier trat mit ganzer Kraft der Baier in ihm hervor, der Alt-Baier, der auf ſeinem Boden mit Unluſt und Eiferſucht den Eingewanderten gedeihen ſieht. Dieſer Grund wirkte auch, neben der geiſtigen Differenz, in Baader's Verhältniß gegen Schelling heftig mit. Der Letztere hatte keinen entſchiedeneren, nachhaltigeren Gegner als Baader. Aber wenn man Beide an Tiefe der Speculation, an reicher Kenntniß und Wiſſenſchaft einander gleichſtellen möchte, ſo bleibt in Einem Stücke Schelling doch gewiß überlegen, an Kunſt und Leben der ſchriftlichen Darſtellung; dieſe hatte Baader nie beſeſſen, und ſeine zahlreichen kleinen Schriften ſind, gleich denen von Hamann, in der Form die ſeltſamſten Exhibitionen, denen wohl nur wenige Leſer Verſtändniß und noch wenigere Geſchmack abgewinnen können.

Baader würde, mit ſeiner Wiſſenſchaft und ſeiner Macht der Perſönlichkeit, als ein Stern erſter Größe unter den Männern leuchten, die als weltwirkende berühmt ſind, wenn ſeinen außerordentlichen Gaben nicht einige Hemmungen angehaftet hätten, welche dieſelben gewaltſam niederhielten. Die eine war ſein Stolz, der ihn iſolirte, der ihn hinderte, ſich anzuſchließen und in allgemeiner Bahn zu wandeln — ſelbſt mit der katholiſchen Hierarchie hat er wohl ſeinen Frieden, aber nie einen Bund machen können — und derſelbe Stolz, welcher doch nur ein Mangel an Liebe iſt, machte auch unmöglich, daß eine Schaar von Jüngern, wie er doch wohl gewünſcht, ſich ihm angeſchloſſen hätte. Die andere Hemmung iſt geringerer Art, und wurzelt tief in dem nationalen Boden; es iſt dies eine Leichtgläubigkeit, die in höheren Dingen ſich das Wunderbare allzuleicht aufbinden läßt, und in Dingen des gewöhnlichen Lebens das Gemeine. Nichts aber zerſtört ſo das Anſehen und die Würde eines Lehrers, eines Sehers, als dieſe kleinlichen Mängel, die jeden Augenblick eine Täuſchung oder ein Mißverhältniß ſehen laſſen. Hierin iſt aber wiederum hauptſächlich der Baier, der Alt-Baier, zu entdecken, mit ſeinem religiöſen, von Kindheit her genährten Aberglauben, und mit ſeiner düſtern Eiferſucht auf das ihn umgebende Weltleben. Ohne dieſe beiden Hemmungen könnte Baader wirklich als ein Mann daſtehen, von deſſen Einfluß und Bedeutung die Welt ſpräche. Die Vorſehung wollte ihm, ſcheint es, dieſe gefährliche Prüfung weiſe erſparen, und gab ihm deßhalb jene Mängel. Dem ſei jedoch wie ihm wolle, auch in ſeiner jetzigen Geſtalt bleibt Baader einer der erſten Heroen unſerer geiſtigen Macht, eine der ausgezeichnetſten Erſcheinungen unſeres gerade in ſolcher Art ſo reichen Vaterlandes, und wir denken gelegentlich auf ihn noch zurückzukommen.

Goethe.

Im Sinne der Wanderer.

Als vor beinahe dreißig Jahren, im Gedränge ſo vieler Urtheile, Betrachtungen, Studien und Deutungen, zu welchen Wilhelm Meiſters Lehrjahre damals in der deutſchen gebildeten Welt den unerſchöpflichen Stoff boten, auch zuerſt der Spruch verlautete: Das ganze Buch ſei gleichſam eine Frucht, reich und ſchön um den Kern herumgewachſen, der in ihm durch Textſtellen gebildet werde, von denen die eine bedeutungsvoll ausdrückt, wie die Erde in der alten Welt überall ſchon in Beſitz genommen ſei, und die andere ſchmerzlich beklagt, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt worden; — als dieſer Spruch zuerſt vernommen wurde, konnte er faſt nur befremden: denn der leichte Sinn der meiſten Leſer wird im Genuſſe des Einzelnen durch jede Hindeutung auf ein inneres Ganze faſt immer unangenehm geſtört, und ſelbſt der tiefere ſcheut gar oft vor dem Gedanken zurück, der ihm als ungewohnte Geſtalt und auf noch unbetretenem Pfade erſcheint. So wurde denn jene Aeußerung, obwohl von einer Seite her kommend, der man ſonſt gern urſprüngliche und lichte Wahrheit, einfaches und geradedurchgehendes Erſchauen anzuerkennen gewohnt war, von den Meiſten als ein ſeltſames, nicht zu verſtehendes Paradoxon mit bloßem Verwundern angehört, oder als ein willkürlicher, nicht begründbarer Einfall mit Kopfſchütteln beſeitigt.

Doch hätte ſchon damals ein weiteres Entfalten der hier zum Grunde liegenden Gedankenverbindung ſehr gut geſchehen und der Eingang zu allgemeinerem Verſtändniſſe ſich leicht eröffnen laſſen, wenn jemand des Sinnes geweſen wäre, auf den Gehalt jenes Werkes eben ſo kritiſch Augenmerk und Fleiß zu richten, als bis dahin vorzugsweiſe nur dem Stoffe und der Geſtalt deſſelben zu Theil geworden war. In dem Buche ſelbſt lagen noch Elemente und Beziehungen genug aufzuſinden und zu vereinigen, welche jenen Gedanken tragen und haben mußten, und die beiden Textſtellen konnten in mehr oder minder verhüllten Variationen dem leiſen Aufmerken noch oft vernehmbar durchklingen. Weſſen Sinn auf inneren Zuſammenhang und tiefere Bedeutung gerichtet war, mußte wohl dunkel fühlen, daß es mit den merkwürdigen Bekenntniſſen und Ausbrüchen, welchen die Alte bei Erzählung von Marianens Tod über deren und ihre eignen Verhältniſſe ſich überläßt, und worin der Zuſtand der Proletarier, der Verwahrloſten und Bedrückten, in erſchütternder Nacktheit gezeigt wird, noch etwas ganz anderes auf ſich hat, als durch ein groteskes Nachtſtück die dichteriſche Wirkung wechſelvoll zu erhöhen.

Auffallend und bedeutend mußte es auch erſcheinen, als unvermuthet nachgewieſen wurde, was einer neuen Entdeckung gleichkam, daß jene beiden Texte, auf welche ein ſo großer Werth gelegt werden ſollte, von Goethe'n ſelbſt im Stillen ſchon mit einem beſonderen Nachdruck verſehen waren, indem er ſolche bei anderem Anlaſſe wiederholt, und beide an verſchiedenem Orte nochmals der Betrachtung ausgeſtellt hatte, den einen nämlich in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, und den anderen in den Beilagen zu Cellini's Lebensbeſchreibung. Vieler nicht ſo unmittelbaren Hindeutungen oder Anklänge zu geſchweigen, die ſich in ſeinen Schriften auch ſonſt für dieſes Thema zahlreich finden ließen.

Eine ſtarke Sammlung würde es geben, wollte man alles vereinigen, was über Wilhelm Meiſters Lehrjahre, ſeit der erſten Erſcheinung dieſes Romans, geſchrieben und vorgetragen, mit einſichtiger Würdigung gedacht und belehrend ausgeſprochen, oder auch mit unzugänglichem Vermögen gefabelt und verkünſtelt worden. Der Dichter hat alles dieſes, den Tadel wie das Lob, den guten wie den böſen Willen, ſchweigend vorübergehen laſſen, und ſich niemals über ein Urtheil, wiefern er ihm beiſtimme oder nicht, erklärt. Die richtige Deutung und das hellere Verſtändniß ſeines Werkes bereitete er auf die ſicherſte und bündigſte Weiſe durch deſſen Fortſetzung, die denn auch endlich, nach mehr denn zwanzigjährigem Zwiſchenraume, als Wilhelm Meiſters Wanderjahre an das Licht trat.

Hier fand ſich unvermuthet, zum Wunder und Staunen derer, welche jener Textſtellen eingedenk waren, die eine derſelben, die Betrachtung über den ſchon genommenen Beſitz alles Bodens, in neuer Wendung wiederholt, und die Beſtätigung, welche dadurch für die Wichtigkeit jener Stelle ausgedrückt wurde, mußte um ſo größer ſein, als Goethe'n nicht unbekannt geblieben war, zu welchem Werthe man ſie hatte erheben wollen. Als nach abermaligem Verlauf einer Reihe von Jahren das ganze Werk in veränderter und vollerer Geſtalt nochmals erſchien, kam jene Wiederholung darin ſogar doppelt vor.

Mehr aber, als dieſes buchſtäbliche Zeugniß, ſprach nunmehr der geſammte Gang und Inhalt des Werkes, wie ſolche nun jedem Auge ſichtbar werden konnten, für das Daſein eines tief eingreifenden, aus dem Zuſtande der Welt geſchöpften und in das Leben zurückwirkenden Gedankens, wie er in jenen Textworten allerdings nach beiden Hauptſeiten, nach der materialen und nach der idealen hin, ausgedrückt worden.

Und auch auf die Lehrjahre fiel jetzt eine neue Beleuchtung zurück; ein bisher wenig vortretender, ein oft ganz überſehener Inhalt erſchien inmitten der zarten Herzens- und Geiſtesangelegenheiten wirkſam, und zeigte ſich in unmittelbarer, ſtrenger Beziehung mit den deutlicher herausgearbeiteten derartigen Beſtandtheilen der Wanderjahre. Wir haben dies ſchon vor längerer Zeit ausgeſprochen und die Meinung aufgeſtellt: die zwei letzten Bücher der Lehrjahre ſonderten ſich bereits merklich von den früheren ab, und reiheten ſich faſt ſchon den Wanderjahren zu.

Bevor wir nun weiter ſchreiten, laſſen wir einige allgemeine Betrachtungen, die ſich aufdrängen, hier vorangehen, da ſie unſeren Weg auf dieſe Art nur erleichtern.

1 Was man von Shakeſpeare geſagt hat, daß er auf den Scheidewegen und Uebergängen zweier Zeitalter ſtehe, gilt im Grunde von jedem Dichter, dem dieſer Name im großen Sinne des Wortes zukommt, und dieſe Stellung gehört recht eigentlich zu den Bedingungen, welche ſein Erſcheinen tragen, ſeiner Ausbildung und Wirkſamkeit die Mittel darbieten, und ihm die reife widerſtrebende Welt, ſo wie die unreife harrende, gleichſam als die Stoffe ſeiner Kunſt in die Hände liefern.

Goethe's Leben und Dichten gehört ohne Frage einem der Zeitabſchnitte an, die im Gegenſatze des Erbauens und Vereinens mit Recht vom Zerfallen und Zerſetzen den Namen erhalten können, und die letzte Hälfte des achtzehnten nebſt dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ſind unſtreitig als ein Gipfel ſolcher weither vorbereiteten Epoche anzuſehen. Man glaubte die Reformation des ſechzehnten Jahrhunderts längſt abgeſchloſſen, ihrem Weiterwirken feſte Schranken geſtellt, als dieſes gerade mit Rieſenſchritten ſich fort und fort ausbreitete. Daſſelbe hatte den kirchlichen Boden, den es der früher allgemeinen Kirche glücklich abgekämpft, nur verlaſſen, um ſich mit voller Kraft in alle weltlichen Gebiete zu ergießen, und dort gleicherweiſe aufzuräumen. Von dem in jener Bewegung empfangenen Anſtoße laſſen ſich in ſtrenger Folge alle fernere Bewegungen ableiten, welche die Mitte des europäiſchen Lebens ſeitdem ergriffen und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in einen allgemeinen Kampf gedrängt haben, der noch keineswegs geſchlichtet iſt, ſondern ſeinen Zwieſpalt nur ſtets in höhere Grundſätze und Intereſſen überleitet. Es darf uns nicht irren, daß der Gegenſatz zweier Zeitalter, eines weichenden und eines andringenden, ſelber zu einer hohen Bildung gedient hat, indem der Geiſt der Wiſſenſchaft und der Dichtung ſich des Kampfes bemeiſterte und ſich über ihn erhob; das wirkliche Leben mußte darum nicht weniger die tiefſten Leiden überſtehen, mußte vom Sturm hart ergriffen und vielfältig zerſchellt werden.

Das Bild dieſes Lebens konnte deßhalb nur um ſo reicher ausfallen, die Poeſie vor allem erfüllte den Auftrag, daſſelbe zu erfaſſen und in ihren ewigen Geſtalten veredelt aufzubewahren, ſo redlich als glänzend.

Goethe's ganze Dichtung iſt faſt nur das Bild der Zerrüttungen einer mit ſich ſelber in Zwieſpalt gerathenen Welt, und wenn er auf der einen Seite die Geſtaltungen dieſes Zwieſpalts durch den Zauber und die Anmuth ſeines künſtleriſchen Genius mildert, jedes Vorhandene durch die ihm inwohnende Wahrheit in ſeiner Berechtigung zum Daſein darſtellt, und ſomit gleichſam verſöhnt und harmoniſirt, ſo wird ihm von anderer Seite nicht erlaſſen, kraft eben derſelben Kunſt und Wahrheit auch manchen noch im Verborgenen ruhenden Widerſtreit aus dem geheimen Dunkel hervorzuziehen und grell und ſcharf an das Tageslicht zu bringen. In dieſer Stellung und Aufgabe des Dichters liegt vollſtändig der Schlüſſel zu allen verkehrten Anforderungen und Vorwürfen, welche ein beſchränkter und von allem Unverſtandenen beunruhigter Sinn von jeher dem Dichter in Betreff der Sittlichkeit machen will, die doch ſeinen Werken im höchſten Grade inwohnt, auch wo er ſie für blöde Augen zu verletzen ſcheint.

Denn gerade die Zerrüttung und Auflöſung der alten Lebensformen, welche längſt krank und ſchadhaft das friſche Leben an ihren Tod feſſeln möchten, und dieſes neue Werdende, welches noch keine Sanktion hat, die unerkennbar gewordene Verwickelung der ewigen Legitimität mit deren zeitlicher Uſurpation, gerade dies iſt ja der Stoff, den die Poeſie einer ſolchen Epoche aufnehmen und verarbeiten muß, wenn ſie ſelber nicht auf das Leben verzichten will. Die Maſſe der Zeitgenoſſen vermag daher den Dichter wohl zu bewundern, aber nicht vollſtändig zu verſtehen; ſie wird ſeine Berichte wie ſeine Intentionen tadeln; doch eine ſpätere Zeit ſtellt unfehlbar auch in dieſer Hinſicht die Gerechtigkeit her, und erkennt an, wie in allen Wagniſſen des Herzens und Freveln des Geiſtes der Künſtler unſchuldig und fromm, in aller Sinnlichkeit keuſch und rein bleibt, gleich dem geiſtlichen Lehrer, der ohne Scheu jedem Uebertritt und Irrthum nachgeht, ihre Namen und Eigenſchaften nennt, und ſelbſt in die Abgründe der Nacht ſich verſenkt, um mit dem ihnen entriſſenen Leben bereichert zu dem Lichte wieder aufzutauchen. Nicht anders thut der Dichter, in ſofern er es wahrhaft iſt; er kann nur aufhören ſittlich zu ſein, wo er aufhört Dichter zu ſein.

Frühzeitig empfand Goethe die Verwickelungen einer in ſich ſelbſt uneinigen Welt, in deren Mitte ſein eignes Leben erwacht war und emporſtieg. Die erſten Werke ſeines Genius, Werther, Götz, Fauſt, Stella, enthalten den Drang eines inneren Lebens, das mit den ihm von der äußeren Welt angebotenen Formen unruhig kämpft, ſie nicht mehr erfüllen noch von ihnen umfaßt werden kann, und doch der neuen Formen noch durchaus entbehrt, in welchen es ſich frei entfalten und befriedigen dürfte. Dieſer Kampf, ein unaufhörlich wiederkehrendes Grundthema, ſetzt ſich durch alle folgenden Goethe'ſchen Werke in den mannigfachſten und höchſten Geſtalten fort; Egmont, Taſſo, Hermann und Dorothea, die natürliche Tochter, ja ſogar Iphigenia — durch dasjenige, was in dieſem ſchönen Aufruf antiker Welt doch als geheimer Lebensathem der Gegenwart weht und wirkt — die Wahlverwandtſchaften, und beſonders Wilhelm Meiſter, ſind in ſolchem Betracht nur engverbundene Glieder einer und derſelben Reihe.

Daß der Menſch unſeres Zeitalters nicht in ein naturfreies Leben, ſondern in eine künftige Welt hineingeboren wird, die, überall von Schranken durchſchnitten und abgetheilt, zum voraus längſt in Beſitz genommen und durch Anhäufung todter Stoffe beengt, den Anſprüchen der Entwickelung und des Berufs taub oder gar feindlich iſt, daß das neueintretende Daſein ohne Boden in künſtlich ſchwebende vielfach verworrene Gewebe abgeſetzt wird, worin deſſen beſter Theil nur allzuoft untergeht oder traurig dahin ſiecht, dieſe Einſicht war ſchon dem Verfaſſer des Werther eigen. Hier aber ſtehet die Verzweiflung noch ohne anderen Ausweg, als den die gewaltſame Selbſtzerſtörung ihr bietet. In ſpäteren Werken geſellt ſich ihr ſchon eine Beigabe von Troſt und Heil. In Fauſt und Wilhelm Meiſter arbeitet ſich dieſe Richtung vollſtändig zu Tage. Dort wird im Geiſtigen der Sieg bis zur Rückführung und Verſöhnung des zuerſt Abtrünnigen geſteigert; hier werden dem Irdiſchen neue Formeln eines nach innen und nach außen gleichmäßig befriedigten Daſeins angedeutet.

Der Dichter, in deſſen mittlere Lebenshöhe das ungeheure Ereigniß der franzöſiſchen Revolution fällt, die mit ihm in gleichem Stoffe, jedoch mit den gewaltſamſten und furchtbarſten Werkzeugen, arbeitet und wühlt, nimmt im ſteten Gegenſatze derſelben nur die Bildung, die Einſicht und das Wohlwollen in Anſpruch, um die große Aufgabe zu löſen, welche der Welt vorliegt, und wenn er Waffen führt, ſo iſt es nur gegen die revolutionairen Gewalten ſelbſt, die ihm unter jeder Form verhaßt ſind, weil ſie die eigne Sache nur zerſtörend fördern. Aber das Fortſchreiten in lebendiger Entwickelung, die Veredlung und Erhebung alles deſſen, was beſteht, die Reinigung und Harmoniſirung der Welt beſeelen ſeinen Eifer unausgeſetzt, und das Vorwärtsſchauen in eine reiche Zukunft trennt ihn für immer von den Wahnvollen, welche einer verſchwindenden Vergangenheit als einem wiederzugewinnenden Heile nachſtarren. Die Lichtſtrahlen, welche ſchon in den Lehrjahren auf den Unterſchied der Stände, auf die Verhältniſſe des Grundbeſitzes und auf die Uebereinſtimmung der Fähigkeiten und Berufswahlen hingeworfen ſind, haben ſelten gehörige Beachtung, oft völlige Mißdeutung erfahren. Der Dichter will nicht das Veraltete dem Gange der Natur zum Trotz feſthalten, nicht die Forderungen eines neuen Aufſtrebens abweiſen, aber er will das Vorhandene ergreifen, das Neue ihm ſicher verknüpfen und beides auf ſein wahres Ziel richten. Er ſchätzt und preiſt das Dauernde, und gönnt ihm Ausdehnung, nur weiß er daſſelbe auch im Wechſel zu finden, und erkennt als das eigentliche Element der Menſchheit das Bewegliche, worin ihre höchſten Güter ſchweben, wie das ganze Weltſyſtem ja ſelber nur auf ununterbrochenes allgemeines Umſchwingen und Kreiſen gegründet iſt.

In den Wanderjahren wird dies klar ausgeſprochen, und überhaupt ein umfaſſendes Gebild neuer Lebensordnungen in feſten, doch nicht ängſtlichen Umriſſen mit dichteriſcher Freiheit aufgezeigt. Hier liegen fruchtbare Keime für eine Zukunft ausgeſtreut, welche den Dichter, nach Maßgabe, daß jene aufgehen, noch weithinaus eben ſo für den ihrigen halten wird, als er uns durch die ſchon entfalteten Blüthen der Gegenwart angehört. Die eindringliche und erläuternde Ueberſicht, welche Hotho in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik von dem Inhalt und der Geſtalt dieſes Werkes ſo glücklich gegeben hat, überhebt uns des Verſuchs einer neuen Analyſe, da wir auf jene als auf eine durchaus gelungene und genügende zurückweiſen können.

Wir wollen nur erinnern, wie das Buch nun nicht mehr als ein Spiel heiterer Willkür, die Einbildungskraft zu vergnügen, daſteht, ſondern den ganzen Ernſt und die volle Schwere der Wirklichkeit in ſeine Dichtung hinübergezogen hat, ein im größten Sinne didaktiſches Werk geworden iſt. Die Nothwendigkeiten des irdiſchen Lebens nehmen darin ihren Rang neben den höchſten Vergeiſtigungen; in geläuterter Frömmigkeit wirkt das Chriſtenthum; die Erziehung breitet ihre Anſtalten auf eignem Boden mächtig und allumfaſſend aus; die Bildung zur Kunſt, reich ausgeſtattet im Beſonderen, wird allgemeine Gabe; das Gewerbliche, aus zerſtörendem Wetteifer in weiſe Ordnung geleitet, rückt ohne Scheu zu Seiten der Kunſt heran, ſeiner Berechtigung und Ehre neben dieſer gewiß; Beruf und Fähigkeit beſtimmen und adeln jede Verrichtung; in richtigen Ehebündniſſen, hier vorzugsweiſe die ungleichen Stände zuſammenfügend, ſchwindet das Mißverhältniß der Frauen, deren Erſcheinung ſogar zum freien, prieſterlichen Segenswirken geſteigert iſt; eine neue Würdigung der Dinge und Thätigkeiten, eine neue Wahl und Austheilung der Lebenslooſe, ein neuer Sinn des Schönen und Guten, eröffnen, — vermittelſt einer großen, über den Erdboden hin ſich verbreitenden, nach allen Richtungen edel thätigen, die höchſten Gegenſtände und die geringſten beachtenden, Noth und Schlechtigkeit überall tilgenden, frei beweglichen und dabei hierarchiſch geordneten Aſſociation, — die reiche Ausſicht einer in Arbeit und Bildung fortſchreitenden Menſchheit, deren höchſten Ausdruck wir zuletzt allerdings wieder auf die zwiefache Textformel zurückführen mögen: Im Irdiſchen für jedes ihrer Mitglieder einen richtigen Antheil am Beſitze und Genuſſe der vorhandenen Güter zu gewähren, im Geiſtes- und

Gemüthsleben aber, bei ſo vielem Unmöglichen, welches ewig verſagt bleiben muß, das verſagte Mögliche aus den zerbrechbaren Feſſeln zu befreien.

Wir gedenken ſchließlich auch der wunderbaren Erſcheinung, daß mit dieſen Bildern gleichzeitig, doch völlig unabhängig von ihnen und einander gegenſeitig völlig unbekannt, aus ganz anderen Kräften und Regionen, unter demſelben Nachthimmel der Weltereigniſſe fortſchreitend verhüllt, nachbarliche Gedankenreihen verwandten Geiſtes aufſtiegen, als Lehre ſich geſtalteten, und ſogar den Verſuch wagten, in ausübender Verwirklichung die Welt unmittelbar anzuſprechen.

Hier aber halten wir inne. Für Betrachtungen aller Art erweitert ſich der Raum unabſehbar; die Urtheile und Einſichten jedoch, welche hier zu gewinnen ſind, werden nur demjenigen fruchtbar ſein, welcher dieſen Raum mit eignen Schritten zu durchmeſſen keine Mühe ſcheut. —

1832.

Rameau.

Das geiſtvolle Buch Diderot's hat uns unter dieſem Namen in ſinnreicher Schärfe einen Karakter dargeſtellt, deſſen ſittliche Verkehrtheit, Konſequenz und Durchführung faſt mit der politiſchen des Fürſten Machiavelli wetteifern kann. Die meiſten eigenthümlichen Züge ſcheint Diderot wirklich von jenem Rameau, dem Neffen des Muſikers, entlehnt zu haben, aber nur, daß ihre Zuſammenſtellung hier eine Nichtswürdigkeit und Verworfenheit hervorbringt, die jener ſonderbare Menſch keineswegs trug, dem vielmehr eine gewiſſe Unbefangenheit eigen war, die dem Böſen entgegen iſt, und das Gute nur in der allgemeinen Verderbniß nicht finden kann. Wenn ſchon an ſich ein ſolcher Karakter zur Unterſuchung reizt und jede genauere Kenntniß deſſelben willkommen iſt, ſo müſſen bei dem Aufſehen und Vergnügen, das bei uns Goethe's reich ausgeſtattete Ueberſetzung des Diderot'ſchen Buchs erregt hat, folgende Nachrichten, die von dem wirklichen Rameau ſich bei zweien wackeren Franzoſen finden, einen doppelten Reiz haben. Der erſte iſt der fromme und liebenswürdige Cazotte, der in dem zweiten Bändchen ſeiner Oeuvres choisies et badines ſo von ihm ſpricht:

„Rameau war unter allen Menſchen, die ich gekannt habe, derjenige, der von Natur der ergötzlichſte war. Er war Neffe des berühmten Muſikers, und auf der Schule mein Kammerad geweſen; er hatte zu mir eine Freundſchaft gefaßt, die ſich nie, weder von ſeiner Seite noch von der meinigen, erkaltet hat. Dies Menſchenkind, der ſonderbarſte Mann, den ich gekannt habe, war mit einem natürlichen Talent zu mehr als einem Fache geboren, was ihm aber der Mangel von Haltung und Ruhe in ſeinem Geiſte nie erlaubte auszubilden. Ich kann ſeine Art des Scherzens nur der vergleichen, die der Doktor Sterne in ſeiner empfindſamen Reiſe aufthut. Die Einfälle Rameau's waren Einfälle aus Inſtinkt von einer ſo pikanten Art, daß es nöthig wäre, ſie zu mahlen, um ſie wiedergeben zu können. Es waren keine Witzworte, es waren treffende Strahlen, die aus der tiefſten Kenntniß des menſchlichen Herzens hervorzubrechen ſchienen. Seine Geſichtszüge, die in der That poſſirlich waren, gaben dieſen Einfällen, die von ihm deſto unerwarteter kamen, als er gewöhnlich nur albernes Zeug ſchwatzte, ein außerordentliches Salz. Er, der ein eben ſo großer und vielleicht größerer Muſiker als ſein Oheim geboren war, konnte ſich nie in die Tiefen der Kunſt verſenken; aber er war geboren reich an Geſang, und hatte die wunderbarſte Leichtigkeit, für welche Worte man immer wollte, aus dem Stegreif angenehmen und ausdruckvollen Geſang zu finden: nur hätte ein wahrer Künſtler ſeine Phraſen ordnen und verbeſſern, und ſeine Partitionen ſetzen müſſen. Er war von Geſicht eben ſo gräulich als luſtiglich häßlich, ſehr oft langweilig, weil ſein Genie ihn ſelten begeiſterte; aber wenn ſeine Gluth ihm zu Gebote ſtand, machte er lachen bis zu Thränen. Er lebte arm, da er keinen Erwerb verfolgen konnte. Seine vollkommene Armuth machte ihm in meinem Sinn Ehre. Er war nicht ganz ohne Vermögen geboren, aber er hätte ſeinen Vater des Vermögens ſeiner Mutter berauben müſſen, und er floh den Gedanken, den Urheber ſeines Lebens, der wieder geheirathet und Kinder hatte, in's Elend zu verſetzen. Er hat bei mehreren anderen Gelegenheiten Proben von der Güte ſeines Herzens gegeben. Dieſer ſeltſame Menſch lebte leidenſchaftlich für den Ruhm, den er doch in keinem Fache erlangen konnte. Eines Tages dachte er Dichter zu werden, um zu verſuchen, auf dieſe Weiſe von ſich ſprechen zu machen. Er verfertigte ein Gedicht auf ſich ſelber, das er die Rameide nannte, und das er in allen Kaffeehäuſern herumbrachte: aber kein Menſch ging, es beim Drucker zu holen. Ich machte mir den Scherz, eine zweite Rameide abzufaſſen. Der Buchhändler verkaufte ſie zu ſeinem Beſten, und Rameau nahm nicht übel, daß ich über ihn geſcherzt hatte, weil er ſich ziemlich gut getroffen fand. Dieſer Menſch, geliebt von einigen unter denen, die ihn gekannt hatten, ſtarb in einer geiſtlichen Anſtalt, wo ihn ſeine Familie untergebracht hatte, nach vierjähriger Zurückgezogenheit, die ihm lieb geworden war, und nachdem er das Herz aller derer gewonnen hatte, die anfangs nur ſeine Aufſeher geweſen waren. Ich halte hier mit Vergnügen ſeine kleine Leichenrede, weil ich noch an dem Bilde hänge, das er mir von ſich gelaſſen hat.“ — So ſpricht Cazotte, und welcher Leſer dieſer Schilderung ſieht nicht mit gerührter Theilnahme den grauſamen Scherz, den ſich die Natur in dieſer ſonderbaren Miſchung von einander widerſprechenden Gaben gemacht zu haben ſcheint? Dieſer Rameau mit ſeinem einzigen Talent für Muſik und mit ſeiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit muß ſich mit ſeinem häßlichen Geſicht, ſeiner Lächerlichkeit und Unbehülflichkeit in einem widrigen Leben verbrauchen, und niemand hat gehört, wenn ſein Inneres aufgeſeufzt hat! Hören wir nun auch den wohlmeinenden Mercier, der weniger innig iſt als Cazotte, aber doch auch freier ſieht, als die meiſten ſeiner Landsleute. Die Stelle iſt aus dem zwölften Bande des Tableau de Paris und lautet wie folgt:

„Ich habe Rameau's Neffen gekannt, der halb Abbé war, halb Laie, in den Kaffeehäuſern lebte, und alle Wunder der Tapferkeit, alle Werke des Genies, alle Hingebungen des Heldenmuths, kurz, alles, was man Großes in der Welt thut, auf das Kauen zurückführte. Ihm zufolge hatte alles dieſes keinen anderen Endzweck, noch anderes Ergebniß, als etwas unter die Zähne zu ſchaffen. Er predigte dieſe Lehre mit einem ausdrucksvollen Geſtus, und mit einer ſehr maleriſchen Bewegung der Kinnlade; und wenn man von einem ſchönen Gedicht, von einer großen That, von einer Verordnung ſprach, alles das, ſagte er, von dem Marſchall von Frankreich an, bis zum Schuhflicker, und von Voltaire bis zu Chabanes oder Chebanon, geſchieht unbezweifelbar, um etwas in den Mund zu ſtecken zu haben, und die Geſetze des Kauens zu erfüllen. Eines Tages, im Geſpräch, ſagte er, mein Oheim, der Muſiker, iſt ein großer Mann, aber mein Vater, der Geiger, war ein noch viel größerer Mann als er; ihr mögt urtheilen! Der wußte unter die Zähne zu bringen! Ich lebte in dem väterlichen Hauſe mit vieler Sorgloſigkeit, denn ich war immer ſehr wenig neugierig, die Zukunft auszulauern; ich war über volle zweiundzwanzig Jahr alt, als mein Vater zu mir in's Zimmer trat, und ſo redete: Wie lange willſt du noch ſo leben, in Faulheit und Nichtsthun? es ſind zwei Jahre, daß ich auf deine Arbeiten warte; weißt du, daß ich zu zwanzig Jahren gehangen war, und einen Stand hatte? — Da ich ſehr munterer Laune war, ſo antwortete ich meinem Vater: Gehangen zu ſein, das iſt ſchon ein Stand; aber wie wurdet Ihr gehangen, und noch, mein Vater? — Hör zu, ſagte er; ich war Soldat und Maraudeur; der Großprofoß erwiſchte mich, und ließ mich an einen Baum knüpfen; ein kleiner Regen hinderte den Strick, ſo zuzuglitſchen, wie er ſollte, oder vielmehr, wie er nicht ſollte; der Henker hatte mir das Hemd gelaſſen, weil es zerriſſen war; Huſaren kamen vorbei, die mir auch noch nicht das Hemd nahmen, weil es nichts taugte, aber mit einem Säbelhieb den Strick abſchnitten, daß ich auf die Erde fiel. Die Kühle machte, daß ich zu mir ſelbſt kam; ich lief im Hemde nach einem benachbarten Flecken, ich ging in eine Schenke, und ſagte zu der Frau: Erſchreckt nicht, mich im Hemde zu ſehen, ich habe mein Gepäck zurück; Ihr werdet hören.... Ich verlange von Euch nur eine Feder, Tinte, vier Blätter Papier, ein Solsbrod und einen Schoppen Wein. Mein durchlöchertes Hemd ohne Zweifel bewegte die Frau der Schenke zur Erbarmung; ich ſchrieb auf die vier Blätter Papier: Heute großes Schauſpiel, gegeben von dem berühmten Italiener; die erſten Plätze zu ſechs Sols, die zweiten zu drei; jederman kommt herein gegen Bezahlung. Ich verſchanzte mich hinter einer Tapete, ich borgte eine Geige; ich ſchnitt mein Hemd in Stücken; daraus machte ich fünf Puppen, die ich mit

Tinte und ein wenig von meinem Blute bemahlt hatte, und da laſſ' ich nun wechſelsweiſe meine Puppen reden, ſinge, und ſpiele auf der Geige hinter meiner Tapete. Ich hatte präludirt, indem ich meiner Geige einen ganz außerordentlichen Ton gab. Der Zuſchauer kam, der Saal war voll; der Geruch aus der Küche, die nicht weit entfernt war, gab mir neue Kräfte; der Hunger, der ehemals den Horaz begeiſterte, wußte auch deinen Vater zu begeiſtern. Während einer ganzen Woche gab ich jeden Tag zwei Vorſtellungen. Ich ging aus der Schenke mit einem Rock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen, und genug Geld, um über die Gränze zu kommen. Eine kleine Heiſerkeit, die von dem Hängen gekommen war, war völlig vergangen, ſo daß man in der Fremde meine wohltönende Stimme bewunderte. Du ſiehſt, ich war berühmt zu zwanzig Jahren, und hatte einen Stand; du biſt zwei und zwanzig Jahr alt, du haſt ein neues Hemd auf dem Leibe; hier ſind zwölf Franken, jetzt kannſt du gehen. — So entließ mich mein Vater. Ihr werdet geſtehen, daß es mehr hieß, da heraus zu kommen, als Dardanus zu machen, oder Caſtor und Pollux. Seit der Zeit ſah ich alle Leute ihre Hemden nach ihrer Weiſe zerſchneiden, und vor dem Publikum mit Puppen ſpielen, alles, um ihren Mund zu ſtopfen. Das Kauen, nach mir, iſt das wahre Reſultat der erleſenſten Dinge dieſer Welt. Rameau's Neffe, von ſeiner Lehre erfüllt, beging Thorheiten, und ſchrieb dem Miniſter, um etwas zu kauen zu bekommen, als Sohn und Neffe zweier großen Männer. Der Graf von Saint-Florentin, der als Miniſter, wie bekannt, eine ganz abſonderliche Art hatte, ſich die Leute vom Halſe zu ſchaffen, ließ ihn einſperren, als einen unbequemen Narren, und ſeit der Zeit hab' ich nicht mehr von ihm reden gehört. Dieſer Neffe Rameau's hatte an ſeinem Hochzeittage alle Leiermädchen von Paris, jede für einen Thaler, gedungen, und ſo trat er mitten unter ihnen einher, ſeine Neuvermählte am Arm, zu der er ſagte: Ihr ſeid die Tugend, aber ich habe gewollt, daß ſie noch gehoben würde durch die Schatten, die Euch umgeben. — Rameau war einſt bei einer ſchönen Dame zum Beſuch, ſtand plötzlich von ſeinem Stuhl auf, ergriff von dem Schooße der Dame einen kleinen Hund, und wirft ihn ſchleunigſt zum Fenſter hinaus vom dritten Stock. Die Dame fragt erſchrocken: Nun, was machen Sie denn? — Er bellt falſch! ſagt Rameau, und geht auf und ab mit dem Unwillen eines Mannes, deſſen Ohr verletzt worden iſt.“ —

1811.

Werther's fünfzigjähriges Jubiläum.

1825.

Fünfzig Jahre ſind es, daß Werther's Leiden in der deutſchen Litteratur hervortraten, die ganze Empfindungsweiſe der Nation aufregten, und ſchnell durch ganz Europa eine Wirkung verbreiteten, deren wenige Bücher in der Welt ſich rühmen können. Die Macht des Inhalts war ſo groß, daß ſie das Leben ſelbſt ergriff und eine praktiſche Gewalt ausübte, gegen welche jeder bloß litterariſche Antheil in Schatten ſtehen mußte. England insbeſondere bewies innigſte Theilnahme für die neue Lebensfülle dieſes Buchs, deſſen Stimmung allem entſprach, was die moderne Zeit den Landsleuten Shakeſpeare's in einem ausländiſchen Geiſtesverwandten deſſelben darbieten konnte.

Die Zeit jener Empfindſamkeit, deren Mittelpunkt Werther wurde, war eine nothwendige Epoche unſerer Kulturgeſchichte. In den bewegten Fluthen des entfeſſelten Gefühls mußten die ſtarren Formen eines in allen Bezügen pedantiſch verengten Lebens ſich auflöſen, ehe daraus neue Geſtalten zu freier Bildung ſich entwickeln konnten. Wir Jetztlebenden alle haben unſeren Antheil an dieſen Ergebniſſen, wir Alle genießen der Frucht jener Bemühungen, auch wo wir es nicht wiſſen, noch ahnden. Jene Zeit iſt vorüber als Epoche der Nation, aber dem Einzelnen wiederholt ſie ſich als Uebergang noch ſtets in eigner Lebenserfahrung. Den Eindruck, welchen Werther einſt auf die ganze Generation machte, bewirkt er noch heutiges

Tages auf die einzelne Bildungsſtufe des liebenden Mädchens, des beſeelten Jünglings.

Wir ſind hinweg, wie über einen erſten allzuheftigen Eindruck des Buches, auch über jene erſten Vorwürfe, welche denſelben begleiteten, und in Gegenſchriften, Verdammungsurtheilen und Warnungen überſchwänglich an den Tag kamen. Wir ſind hinweg über die erträumten Gefahren, welche die Schwäche auch hier zu finden glaubte, wie überall, wo ihr Großes und Starkes begegnet, das ſie dafür zur Vergeltung zu allen Zeiten ſo gern als Unſittliches bezeichnen wollte; die traurige Schwäche, welche da meint, die Tugend ſei zaghafte Furcht, und nicht muthige Tapferkeit! Denn welches ächte Buch, von nur irgend wahrem Gehalt und Kunſtwerth, wäre nicht zuerſt immer von dieſer Seite angetaſtet worden? Wir ſind bei dem Werther gottlob über Aeußerlichkeiten aller Art hinweg; wir ſehen und leben ein Inneres in ihm, das uns niemand mehr verkümmern darf.

In der That iſt es nicht ſowohl die vorgetragene Geſchichte, nicht das tragiſche Loos, zu welchem die Verirrung des Beſten im Menſchen hier geführt wird, nicht die Kraft und Schönheit einzelner Schilderungen, wie ſehr ſie uns auch hinreißen, was uns jetzt mit dem Buche zumeiſt verbindet; ſondern es iſt vielmehr der Geiſt und Sinn, in welchem das Ganze erfaßt und gegeben worden; und dieſer Geiſt iſt der der Natur und Wahrheit, dieſer Sinn der der Schönheit und Liebe. Unſchuldig und hehr, in reiner Kunſtgeſtalt, tritt die edle Erſcheinung vor uns hin.

Aber ſie tritt wirklich vor uns hin, eben jetzt, in eigenſter Geſtalt; in einer neuen, ſtattlichen, handrechten Ausgabe, von der erſten Verlagshandlung nach fünfzig Jahren in faſt unverändertem Abdruck neu an's Licht gefördert! Es war ein ſchöner Gedanke, dieſes Büchlein, das bisher nur immer in der Sammlung der Goethiſchen Werke für das litterariſche Bedürfniß wiederholt wurde, zur Feier ſeines fünfzigjährigen Lebens und Wirkens auch wieder abgeſondert hervortreten, und, gleichſam auf ſeine eignen Füße geſtellt, aus eignen Kräften ſeine beſondere Bahn abermals durchlaufen zu laſſen. Und wahrlich nicht unausgeſtattet erſcheint es vor der Welt! Der hohe Dichter hat die Gluth der Jugend mit der Weisheit des Alters gekrönt. Wie einſt vier unerreichbar ſchöne Stanzen den Fauſt bei ähnlicher Gelegenheit dem Publikum erneuert vorführten, ſo leitet hier den Werther ein wundervoller Prolog auf ſeine neue Bahn, ein Gedicht, vor dem man ſtaunend weilt, und fragt, in welcher Dichterbruſt noch ſolche Kraft des Gefühls und ſolche Reife der Lebenseinſicht zuſammenwohne? Mit aller Friſche des Jünglingslebens redet der Dichter den „vielbeweinten“ Schatten an:

Es iſt als ob du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheideſonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du erkoren,
Gingſt du voran, und haſt nicht viel verloren.

Und am Schluſſe heißt es:

Wie klingt es rührend, wenn der Dichter ſingt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verſtrickt in ſolche Qualen, halbverſchuldet,
Geb' ihm ein Gott, zu ſagen was er duldet!

Die Verlagshandlung hat ein wohl getroffenes ſchönes Bild von Goethe dem Büchlein vorangeſetzt, das ſich durch dieſe Mitgabe noch beſonders empfiehlt. In Weihnachts- und Neujahrsgeſchenken wird noch immer gern der Empfindſamkeit gehuldigt; die ſchlummernde zu wecken und die geweckte zu befriedigen mag denn auch Werther wieder einmal verſuchen! Möge ihm Heil widerfahren auf ſeinen Wegen, möge ihm in würdigen Kreiſen reich erneuerte Blüthe und Frucht gedeihen!

1825.

Goethe's natürliche Tochter. Madame Gachet.

Mit lebhaftem Antheil erſehen wir, daß die Memoiren der Stephanie Louiſe von Bourbon-Conti, welche den Stoff zu Goethe's Eugenie geliefert haben, jetzt eben in einer neuen deutſchen Ueberſetzung oder vielmehr Bearbeitung erſchienen ſind. Eines der wunderbarſten tragiſchen Geſchicke breitet ſich hier vor unſeren Augen aus, und gewährt die anregendſten Betrachtungen. Der Stoff war es werth, von Goethe'n ergriffen zu werden, und es bleibt ewig zu bedauern, daß er ihn nicht bis zum Schluſſe verarbeitet hat. Einem mächtigen und glänzenden Königsgeſchlechte blutsverwandt zu ſein, jedoch von allen Vortheilen dieſes Verhältniſſes ausgeſchloſſen zu bleiben, dann ihretwegen verfolgt und in niedres Unglück verſtoßen zu werden, aus dieſem aber nur aufzutauchen und den Königlichen Verwandten ſich wieder anzuſchließen in dem Augenblicke, da dieſe ſelber ſchrecklich zu Grunde gehen: dieſe Verwickelung hegt in ſich ſelber einen Reiz, der durch die begleitenden Umſtände, durch den allgemeinen Sturm der Begebenheiten, worin das Ganze ſich verliert, und für uns auch noch durch die Nähe der Zeiten, denen wir noch kaum entwachſen ſind, erhöht wird.

Bei dieſer Gelegenheit hat ſich aber auch der Zweifel erneuert, ob nicht der Verlauf dieſer Geſchichten eine Erdichtung ſei, die Perſon ſelbſt, welche ſich als Verfaſſerin des Buches angiebt, gar nicht exiſtirt habe? Von mehreren Seiten iſt dieſe Meinung aufgeſtellt und mit mancherlei Gründen unterſtützt worden. Man beruft ſich auf die Unwahrſcheinlichkeit, daß dieſe Perſon und ihr Schickſal nicht größeres Aufſehen erregt habe, daß ſie ſpurlos habe verſchwinden können, und weder von den Freunden des Königthums noch von deſſen Feinden eifriger und genauer beſprochen worden ſei. Uns dünkt indeß, daß dieſe Unterlaſſung nichts gegen die Aechtheit dieſer Geſchichte zu beweiſen braucht. Wenn man bedenkt, welch ungeheurer und allgemeiner Zuſammenſturz der war, in welchen dieſe einzelne, damals noch dunkle Exiſtenz mitfortgeriſſen wurde, wie viel größere und folgenreichere Schickſale und unmittelbare Thätigkeiten und Leiden ſich den Mitlebenden aufdrängten, und doch bald in ſchnellem Wechſel ebenfalls verſchwanden und vergeſſen wurden, ſo kann man ſich nicht wundern, daß der Klageſchrei eines unglücklichen hülfloſen Weibes faſt ungehört verhallte. Die anerkannten, thronberechtigten Mitglieder der Familie Bourbon erregten kaum noch Aufmerkſamkeit, ſuchten von Land zu Land eine Zuflucht, die ihnen zuletzt nur England noch gewährte, und als die wunderbarſte Wandlung der Dinge ſie unverhofft wieder zu Glanz und Macht berief, mußte man erſt wieder ihre verwandtſchaftlichen Stellungen und Namen lernen! Wie ſollte der um ſeine Anerkennung noch kämpfende, ausgeſtoßene, rechtloſe Sprößling eines Nebenzweiges jener Familie unter ſolchen Umſtänden ſich behauptet haben? Nur der Dichter hatte Sinn und Achtſamkeit für ein ſeltenes Mißgeſchick, in welchem für ihn eine ganze Weltkataſtrophe ſich deutlich abbildete! Daß dieſes Ohr ihren Schmerz vernahm, dieſes Gemüth ihr Verhängniß auffaßte und dieſer Genius es darſtellte, hat der unbeachteten und verkommenen Frau im Gebiete des Geiſtes glänzenderes Daſein geſichert, als das größte Gelingen in der wirklichen Welt ihr je hätte geben können!

Daß aber eine ſolche Perſon, wie dieſe Memoiren vorausſetzen und als ihre Verfaſſerin angeben, wirklich exiſtirt habe, darüber können wir aus zuverläſſigen Nachrichten die beſtimmteſte Verſicherung ertheilen.

Unter den vielen franzöſiſchen Ausgewanderten, welche während der Revolution ſich in Deutſchland umhertrieben, und gegen Noth und Elend eine Zuflucht erſtrebten, kam auch eine Dame nach Berlin, welche ſich Madame de Gachet nannte, und auch in ihrem Reiſepaß mit dieſem Namen bezeichnet war. Sie theilte mit ihren Unglücksgefährten das allgemeine Loos, kein anderes Intereſſe mehr zu erregen, als das in den perſönlichen Eigenſchaften oder Leiſtungen unmittelbar dargebotene; der höchſte Rang, die größten Verhältniſſe, die edelſte Geburt, verſchafften keine beſſere Aufnahme, als auch der geringe Abentheurer erwarten durfte; das Vergangene kam wenig in Betracht, wo die Hülfsmittel der Gegenwart es nicht mehr unterſtützten. Man war es ſchon gewohnt, daß jeder Franzoſe ſich für vornehm ausgab, es wäre nutzlos und thöricht geweſen, der Herkunft eifrig nachzuforſchen, wo das Daſein ihr ſo gar nicht mehr entſprach; man hielt ſich an die Bildung, an die Talente, an das nächſte Betragen der Fremdlinge, ſo wie an ihre etwanige Brauchbarkeit, und ließ das Uebrige gern dahingeſtellt. Mad. de Gachet war an einige Perſonen in Berlin empfohlen, die zur höheren Geſellſchaft gehörten, der Major von Gualtieri machte ſie mit Fräulein von Schuckmann bekannt, und dieſe brachte ſie zu einigen ihrer Freundinnen, beſonders auch zu Rahel, aus deren Erinnerungen und Briefſchaften die folgenden Nachrichten entlehnt ſind.

Hier fand ſich die freundlich aufgenommene Fremde bald zu näherem Vertrauen hingezogen. Zwar nahm ſie auf den erſten Blick durch ausgezeichnete Schönheit für ſich ein, ihr Betragen verrieth vornehme Bildung, ſie beſaß die mannigfachſten Talente und Kenntniſſe, welche einen ſorgfältigen und reichen Unterricht vorausſetzten. Sie mußte ſchon weit über dreißig Jahre alt ſein, hatte jedoch eine jugendliche Zartheit beibehalten, die ihr im Gegenſatze mit einer faſt männlichen Stärke und Gewandtheit, die ſich bisweilen nicht verhehlten, einen ungemeinen Reiz gab. Sie machte die feinſten Handarbeiten, künſtliche Bildwerke von Thon oder Teig, die ſchönſten Blumen, zeichnete und mahlte, übte Muſik, und wußte ihre Dichter mit bewundernswürdigem Ausdruck vorzuleſen. Aber ſie verſtand auch mit Pferden rüſtig umzugehen, zu reiten, zu fahren, ja ſogar zum Hufbeſchlag und Wagenſchmieden bekannte ſie ihre zarten Hände nicht ungeübt! Im Stichfechten und im Piſtolenſchießen war ſie bereit, es mit jedem Mann aufzunehmen! Als ihr über dieſe ungewöhnliche Ausbildung männlicher Fähigkeiten einiges Befremden bezeigt, und die Erklärung ſo ſeltſamen Vereins von Eigenſchaften gewünſcht wurde, glaubte ſie den Zweifeln, welche ſie erregt ſah, nicht beſſer begegnen zu können, als durch Erzählung ihrer Lebensgeſchichte. Sie ſei aus dem Hauſe Bourbon, vertraute ſie der Freundin, den Flecken ihrer unehelichen Geburt habe ein Königlicher Machtſpruch getilgt, aber ein feindliches Familienverhältniß dieſen Vortheil ihr zu vereiteln gewußt, bis die Revolution gekommen und Allen zum Verderben geworden ſei; ihr Vater, deſſen Liebling ſie geweſen, habe ihr dieſe ſonderbare Erziehung geben laſſen, ſie habe alles lernen müſſen, was ein Mädchen, und alles, was ein Knabe wiſſen ſolle, die beſten Lehrer in allen Fächern ſeien ihr gehalten worden, unter anderen rühmte ſie ſich, Jean Jacques Rouſſeau's Unterricht genoſſen zu haben. Dieſe Erzählung erklärte das Ungewöhnliche durch nur noch größere Sonderbarkeit, und konnte wenig Glauben finden. In den Geſichtszügen allerdings war eine große Aehnlichkeit mit den Bourbons auffallend, allein dieſe Aehnlichkeit konnte auch nur Anlaß geworden ſein, ein Mährchen zu erfinden, dem darin einige Beglaubigung gegeben ſchien. In der Fremde ſich durch erdichtete Bedeutung und Schickſale günſtig vorzuſtellen, einzuſchmeicheln, durchzuhelfen, lag den armen Flüchtlingen ſo nah, wurde von ihnen ſo leichtſinnig und anmuthig geübt, daß ein ſolcher Verſuch ſchon wenig mehr auffiel, noch für beſonders ſtrafbar gehalten wurde. Rahel mußte die Möglichkeit zugeben, daß die Sache ſich ſo verhielte, wie Mad. de Gachet ſie erzählte; allein der Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit behielt die Oberhand, und anſtatt höherer Theilnahme trat vielmehr einige Erkaltung ein. Das Geſchick, über welches die Arme klagte, erwies wenigſtens in dieſem Zuge ſeine Tücke ächt, daß das ausgeſprochene Unglück keinen Glauben, und ſich dadurch nur verſchlimmert fand!

Den Zuſammenhang dieſer Verhältniſſe zu erforſchen, wäre damals in Berlin ſo ſchwierig als nutzlos geweſen. Das Leben des Tages war von näheren Bezügen erfüllt; ein Mährchen oder eine Geſchichte mehr zu den vielen, die man ſchon vernommen hatte, konnte die Aufmerkſamkeit nicht lange feſthalten. Mad. de Gachet verließ auch Berlin bald wieder, und wollte nach Rußland reiſen, wo ſie ſich günſtige Ausſichten eröffnet glaubte.

Wir verlieren hier den Faden ihrer Geſchichte; ob ſie ſchon damals nach Rußland gekommen und mit geſcheiterten Hoffnungen dorther zurückgekehrt ſei, können wir nicht angeben. Wir finden ſie aber in den Jahren 1800 und 1801 wieder bei ihrer Freundin Fräulein von Schuckmann, mit der ſie in Mecklenburg und Holſtein längere Zeit engverbunden lebte. Auf dieſe Freundin wirkte ſie mit großer Anziehungskraft, ſie hatte ſich deren Herz und Sinn völlig angeeignet. Die Ungleichheit ſelbſt, in welcher ſie bald als herriſche Gebieterin befahl, bald als liebendes Kind ſich anſchmiegte, erhöhte den Reiz ihres Weſens, das in allem Abentheuerlichen und Geringeren, wozu ihre Lage ſie nöthigen konnte, immer etwas von urſprünglicher Hoheit behielt.

Unter Bonaparte's Konſulat ſchienen in Frankreich für die Ausgewanderten neue Hoffnungen aufzugehen, und auch Mad. de Gachet verlangte heftig, in ihre Heimath zurückzukehren, und ihre Anſprüche dort zu verfolgen. Fräulein von Schuckmann begleitete ſie, fand aber die Reiſe und das ganze Verhältniß je länger je mehr bedenklich und unbefriedigend. Als in Frankfurt am Main noch ein anderes Frauenzimmer von guter Herkunft und einigen Mitteln, aber nicht erfreulichen Karakters ſich angeſchloſſen hatte, und kleine Ränke und Widrigkeiten das Zuſammenſein noch mehr verbitterten, erklärte Fräulein von Schuckmann, die Reiſe nach Paris nicht fortſetzen zu wollen, und kehrte von Mainz allein zurück. Sie behielt aber zeitlebens eine liebevolle Anhänglichkeit für die räthſelhafte Freundin, deren unglückliches Loos ſie noch in ſpäter Zeit mit ſchmerzlicher Theilnahme beklagte.

Mad. de Gachet kam nach Paris, wo ſie jedoch die Umſtände ihren Abſichten nicht günſtig fand. Bonaparte wünſchte die alten adeligen Familien für ſeine Herrſchaft zu gewinnen, aber die ehemals regierende Familie mußte er um ſo feindlicher ausſchließen. Ein zweideutiges, geheimnißvolles Mitglied des Hauſes Bourbon konnte nur ſein Mißtrauen, ſeinen Widerwillen aufregen. Da Mad. de Gachet in Paris mit einigen Leuten umging, die ſich in dem Kriege der Vendee thätig erwieſen hatten, ſo vermehrte dies nur den Argwohn des damaligen Machthabers. Sie war in Paris, durch die früheren Verhältniſſe von Berlin her, mit Friedrich Schlegel bekannt geworden, und lebte einige Zeit in großer Vertrautheit mit ihm. Er hat uns das obige Bild ihrer Erſcheinung und ihrer Eigenſchaften, wie ſie zuerſt von dem Berliner Aufenthalt her uns überliefert worden, durchaus beſtätigt. Doch wagte auch er über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Angaben hinſichtlich ihrer Abſtammung und Schickſale nicht abzuſprechen. Sie hatte ihm ihre Begebniſſe umſtändlich vertraut, und wiewohl er ſie als leichtſinnige Frau kannte, die ſehr in das Weſen einer Abentheurerin verfallen war, ſo mochte er ſie doch nie für eine Betrügerin halten.

Sie hatte ihm unter anderen erzählt, daß ſie auf ihren früheren Irrfahrten auch nach Weimar gekommen ſei, und dort ihre Kenntniß der techniſchen Chemie zum Behuf eines bedeutenden Unternehmens habe anwenden wollen, das aber ohne Genehmigung und Unterſtützung des Herzogs nicht zu Stande kommen konnte. Deſſen Günſtling und Rathgeber habe jedoch die Sache für eine Schwindelei gehalten, das Geſuch ſei abgewieſen, und ihr ſelber der längere Aufenthalt in Weimar nicht geſtattet worden. Goethe ahndete nicht, daß er die Perſon, welche als Eugenie ſein Inneres mit ihren Schickſalen erfüllen und befruchten ſollte, aus ſeiner Nähe verſtieß, und ein Unglück, deſſen geiſtige Betrachtung ihm Mitleid und Antheil einflößte, in der Wirklichkeit noch vermehrte! Als ihm dieſer Umſtand lange nachher zufällig eröffnet wurde, ſchien er von dem unerwarteten Zuſammenhange tief ergriffen, ſagte aber kein Wort, ſondern ging erſt ſchweigend mehrmals im Zimmer auf und nieder, bis er mit einer Art gewaltſamen Entſchluſſes plötzlich einen anderen Gegenſtand zu beſprechen anfing.

Mad. de Gachet durfte nicht in Paris bleiben; ſie wurde genöthigt, einen anderen Aufenthalt zu wählen. Nach mancherlei Verhandlungen wurde ihr geſtattet, unter Aufſicht der Polizei in Mainz, oder vielmehr in Laubenheim, anderthalb

Stunden von der Stadt, zu wohnen. Hier galt ſie für eine Emigrantin, welche im Vendeekriege eine bedeutende Rolle geſpielt habe, und der Präfekt, Jean Bon-Saint-André, hatte auf die myſteriöſe Perſon, wie er ſie ſelbſt nannte, ein beſonderes Augenmerk; auch ließ ihr die Regierung eine Art Penſion auszahlen.

Ein häßlicher Prozeß, in welchen ſie mit einem Emigranten Hubert Saint-Déſiré gerieth, für deſſen Gattin ſie ſeit einiger Zeit galt, gab ihrer Stellung vor der Welt den letzten Stoß. Einiges Vermögen, welches bisher den angeblichen Eheleuten gemeinſam zu gehören ſchien, war der Gegenſtand des Zwiſtes. Der Mann ließ eine Denkſchrift drucken und austheilen, worin er ſeine nunmehrige Gegnerin mit ſchonungsloſen Schmähungen behandelte, und aus ihrem früheren Leben allerlei Züge anführte, die ihr zum Nachtheil gereichen ſollten. Die Unterſuchung ihrer Papiere brachte jedoch kein Ergebniß gegen ſie; ihre Herkunft und früheren Verhältniſſe blieben zweifelhaft. Indeß urtheilte das Gericht in der Vermögensſache zu Gunſten des Hubert Saint-Déſiré, und Mad. de Gachet, um ſich den weiteren Anſprüchen und Verfolgungen ihres Gegners zu entziehen, verließ Mainz und begab ſich nach Frankfurt am Main, wo ſie jugendliche Freunde in den Geſchwiſtern Clemens und Bettina Brentano gewann, die ſich ihr mit Verehrung und Liebe anſchloſſen, jedoch bisweilen auch durch die Leidenſchaftlichkeit der immer aufgeregten Frau verſchüchtert wurden. Nach einiger Zeit unternahm ſie in Geſellſchaft einer Schweizerin, mit der ſie ſchon in Mainz befreundet geweſen, eine abermalige Reiſe nach Sankt Petersburg, wo ſie mit ihrer Gefährtin eine Erziehungsanſtalt gegründet haben ſoll. Doch ſcheint ſie dieſe Anſtalt bald wieder aufgegeben zu haben. Eine uns mündlich zugekommene Erzählung ſagt, Mad. de Gachet habe längere Zeit bei einer Engländerin, der Frau eines angeſehenen Kaufmanns, in edler Gaſtfreundſchaft verlebt, ſei ſpäter mit einer ruſſiſchen Fürſtin nach der Krim gezogen, und dort in hohem Alter geſtorben. Dieſe Nachrichten beſtimmter zu begründen, haben wir leider keine Gelegenheit gehabt.

War dieſe Frau von ſo merkwürdigen Eigenſchaften und

Schickſalen nun wirklich eine Tochter des Prinzen von Bourbon-Conti, oder hatte ſie nur eine Täuſchung geſpielt, die jedenfalls eine traurige und unfruchtbare war, und aus der, bei den waltenden Umſtänden ihre wirklichen perſönlichen Vorzüge kaum eine Nachhülfe hoffen konnten: ſo viel bleibt gewiß, daß die Memoiren der Stephanie Louiſe von Bourbon-Conti auf dem Grunde eines wirklichen Lebenslaufs, einer damit zuſammenhängenden weiblichen Perſönlichkeit beruhen, und wenigſtens inſofern keine litterariſche Erdichtung ſind.

Fräulein von Klettenberg.

In der Reihe der ſchönen und lieblichen Menſchenbilder, die gleich Sternen auf dem tiefblauen Grunde des Goethe'ſchen Lebens hervorſtrahlen, haben wir uns immer von zweien beſonders angezogen gefühlt, die wohl mit guten Recht aus äußerer Getrenntheit zu gemeinſamer innerer Wirkung ſich freundlich vereinigen! Dieſe beiden ſind: Fräulein von Klettenberg und Corona Schröter! Ueber beide wünſchten wir wohl beſondere Denkblätter geſammelt, Umriſſe ihrer Erſcheinung, ihrer Gemüthsart, ihrer Begabung, ihrer Schickſale. Von der Hand eines geſchickten Zeichners würden hier zwei köſtliche Bilder zu erwarten ſein, beſonders auch durch die Zuſammenſtellung bedeutend und lehrreich, wie alles wahrhaft aus dem Leben Geſchöpfte und dem Leben Wiedergegebene. Wie ſchön würde z. B. Theodor Mundt dieſe Aufgabe löſen, der in zarter, ſinniger Auffaſſung der Frauenkaraktere ſchon ſo Ausgezeichnetes geleiſtet hat!

Zu dieſer Betrachtung veranlaßt uns der Anblick einiger Blätter von und über Fräulein von Klettenberg, die uns zufällig in die Hände kommen, und durch deren Mittheilung wir viele Leſer zu verpflichten hoffen.

Fräulein von Klettenberg, welche als Stiftsdame in Frankfurt am Main lebte und mit dem Goethe'ſchen Hauſe innig befreundet war, iſt bekanntlich das Vorbild zu der „ſchönen Seele" im Wilhelm Meiſter; deren dort eingeſchaltete Bekenntniſſe eine der wunderbarſten Leiſtungen des dichtenden Genius ſind, indem derſelbe auch in den Gebieten, die ihm fremd ſcheinen, ſich vollkommen heimiſch und ſogar herrſchend erweiſt. Die reinſte Frömmigkeit, mit ihren zarteſten Wandlungen und Ausdrücken, iſt in jenen Bekenntniſſen nicht nur Schilderung, ſondern wirkliches Leben, ſo daß dieſes Buch als wahrhafte Erbauung dienen kann, und ſchon oft mit dieſer Wirkung geleſen worden iſt. Der Graf Leopold Stolberg ſonderte die Blätter, welche dieſe Bekenntniſſe enthalten, von dem übrigen Roman ſorgſam aus, ließ ſie einbinden, und hielt ſie wie ein Kleinod, deſſen Zuſammenhang mit dem ſonſtigen, für ihn abſtoßenden Inhalt des Wilhelm Meiſter er nicht anerkennen wollte! So viel iſt gewiß, ein ſchöneres, edleres, beruhigenderes Bild, als das dieſer von ächter Frömmigkeit durch die Wogen der Welt glücklich durchgeführten Seele, vermag kein Dichter innerhalb der gegebenen Bedingniſſe aufzuſtellen. Es war nämlich nicht die Aufgabe, eine religiöſe Heldin, eine begeiſterte Prophetin oder Märtyrerin zu ſchildern, ſondern nur ein ſtilles Leben, ein Leben, das auf der gewöhnlichſten Weltlichkeit ruht, aber dennoch in der Frömmigkeit den Mittelpunkt findet, der es den höchſten Lebensentwickelungen gleichſtellt; Wilhelm von Humboldt hat Unrecht, die Schranken, in welche der Dichter ſeine Schilderung zuſammenfaßt, als eine Beſchränktheit der geſchilderten Perſon anzuſehen, wie er dies in einem Briefe an Schiller thut. Ueber Fräulein von Klettenberg hat ſich eine mündliche Erzählung erhalten, die merkwürdig iſt. Was in den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele von einem ausgezeichneten Manne, der dort mit dem Namen Narciß bezeichnet iſt, und von ſeinem Verhältniſſe zu der ſchönen Seele geſagt wird, beruht auf thatſächlichen Erlebniſſen, die durch dichteriſche Einkleidung nur wenig ausgeführt worden. Der Mann, welcher Fräulein von Klettenberg heirathen wollte, und mehrere Jahre als ihr Bräutigam in ihrer Nähe lebte, war ein Herr von Olenſchlager, ein geborner Frankfurter. Fräulein von Klettenberg hatte ſeinen Karakter früh durchſchaut, und wußte es lange vorher, daß er ſich von ihr ganz zurückziehen werde. Sie ſprach dies auch mehrmals unbefangen gegen ihn aus, und bat ihn nur um die einzige Aufrichtigkeit, daß er es ihr nicht verhehlen möchte, wenn er einem anderen Frauenzimmer gewogen würde, ſie wünſche dies zuerſt von ihm zu hören, und würde ungern durch Andere damit überraſcht werden. Er war beſtürzt, verlegen, und konnte und mochte doch den Ausſpruch, der ihn freigab und jene Möglichkeit ſetzte, nicht ablehnen. Er verſprach, den billigen Wunſch genau zu erfüllen, betheuerte, daß er jetzt noch keineswegs in dem vorausgeſetzten Falle ſei, und fügte unaufgefordert, durch ſein böſes Gewiſſen gereizt, die Verwünſchung hinzu, wenn er falſch rede, ſolle ſein erſter Sohn taub und blind zur Welt kommen! Fräulein von Klettenberg ſchauderte, und verwies ihm den Frevel, den ſie nicht hören wollte: zweifelte aber nun nicht an ſeiner Falſchheit. Sie ſah ihn nicht wieder. Nach einiger Zeit verheirathete ſich Herr von Olenſchlager, und traf eine ſeinem Sinn und ſeinen Verhältniſſen ſehr entſprechende Parthie. Weitere Umſtände in Betreff ſeines Verſprechens gegen Fräulein von Klettenberg ſind nicht bekannt. Nur ergab ſich die ſchreckliche Thatſache, daß Frau von Olenſchlager in ihrem erſten Wochenbette mit einem Sohne niederkam, der taub und blind war!

Fräulein von Klettenberg hat ſich in Gedichten verſucht. Man muß die Zeit, in welche ihre Jugendbildung und ihre Lebensblüthe fällt, in Anſchlag bringen, die Zeit Gottſched's, und darauf Gellert's! In einer unreifen, abgeſchwächten Sprache, und in beſchränkten Versarten, wußte ſie Zartheit ihres Sinnes und die Kraft ihres Gemüths eigenthümlich auszudrücken. Man wird nicht ohne Rührung die nachſtehenden Zeilen leſen, die ſich von ihr erhalten haben, werthe Reliquien eines ſchönen Daſeins, ſo viel uns bekannt die einzigen von ihrer eignen Hand noch übrigen, denn vergebens haben wir nach mehreren Gedichten oder Briefen von ihr an manchen Orten geforſcht. Die drei erſten dieſer Gedichte gehörten zu einer größeren Sammlung, die ſie „Anfangslieder" genannt hatte. Das vierte, eines mehr weltlichen Inhaltes, ſchließt ſich doch ebenfalls der frommen Betrachtungsweiſe an, die in den erſteren herrſcht, und von welcher ſelbſt ihre heiteren Launen und Scherze, denen ſie auch in Krankheitsleiden ernſter Art nicht entſagte, ſtets beſeelt geweſen ſein ſollen. Dieſe Gedichte haben ſich in den Papieren Rahel's vorgefunden, welche ſie in Frankfurt am Main bekommen zu haben ſcheint.

1.

Jeſus.

Lieber arm, als ohne Jeſus reich an Pracht und Herrlichkeit;
Lieber krank, als fern vom Heiland friſch die ganze Lebenzeit,
Ja, viel lieber nie geboren, als von dieſem Freund getrennt,
Eine Welt bei Ihm verloren, iſt Gewinn, wenn man ihn kennt.

2.

In meine Bibel.

Zuſchrift aus der Ewigkeit,
Brief von ſehr gelehrten Händen,
Du kannſt alle Noth der Zeit,
Alle bangen Klagen enden.
Der, der meinen Geiſt entzückt,
Den ich itzo noch nicht ſehe,
Hat aus der geſtirnten Höhe
Mir die Zeilen zugeſchickt.

3.

An Ihn.

Wie kindlich darf ich mit ihm ſprechen!
Er gönnt mir ſtets ein offnes Ohr.
Ich trag' ihm alle mein' Gebrechen,
Und alle meine Klagen vor.
Wie leicht wird dann es an meinem Herzen,
Denn Er, Er nimmt an meinen Schmerzen
Den zärtlichſten und treuſten Theil.
Umſchließt er mich mit ſeinen Armen
Und tröſtet mich durch ſein Erbarmen
So werden meine Wunden heil!

4.

An die Spindel.

Komm, Spindel, komm, ich laß den Pinſel liegen,
Der mir ſo viele Luſt gemacht.
Du, Spindel du, ſollſt mich anjetzt vergnügen,
Geliebter Pinſel, gute Nacht.

Wer Schimmer, Reiz und Schönheit nicht mehr ſchätzet,
Wem ſelbſt die Roſe nicht mehr lacht,
Weß Auge kein Original ergötzet,
Der ſagt der Schild'rung gute Nacht.

Komm, Spindel, komm, die Feder ſoll dir weichen,
Mach, Schreibtiſch, mir nicht ferner Müh;
Was ſollen mir noch der Gedanken Zeichen?
Geſchwinder denk' ich ohne ſie.

Komm, Spindel, komm, ich kann nicht müßig ſitzen,
Das Nichtsthun iſt mir Qual und Tod,
Sollt ich mit ſeiner Arbeit mich erhitzen,
Das machte mir die Augen roth.

Doch Bücher! ja, die hätt' ich bald vergeſſen,
Sehr wichtig dem, der ſie für nöthig hält,
Die Mäuſe wollten meine freſſen,
Da hab' ich ſie in' Schrank geſtellt.

Komm, Spindel, komm, froh ſoll die Hand dich lenken;
Du läßt mir Kopf und Herze frei;
Empfindungsvoll kann ich da fühlend denken;
Das andre iſt doch Narrenthei.

Fräulein von Klettenberg.

Ueber die von Goethe gefeierte Corona Schröter, deren Leben antik Heiteres mit modern Tragiſchem verbindet, und die als eine Muſe in dem höchſten und geiſtreichſten Lebenskreiſe doch nur als eine Fremde erſchien, dieſes einſah, und ſich mit Faſſung und Anſtand zurückzog — erſt aus dem Weltverkehr, dann aus dem Leben — theilen wir vielleicht in der Folge einige nähere Betrachtungen mit.

1837.

Geſpräche mit Goethe

in den letzten Jahren ſeines Lebens.

Von

Johann Peter Eckermann.

Wir empfangen hier Goethe's Konverſationen — ein herrliches Geſchenk, für das wir Herrn Eckermann höchlich verpflichtet ſind, — anſtatt aber den Inhalt kritiſch zu erörtern, und in dem Wolkenſpiel und Wetterſtande der Unterhaltungen beſtimmte Formationen aufzuſuchen und geſetzliche Folgerichtigkeiten darin nachzuweiſen, wollen wir lieber die Gelegenheit benutzen und hie und da ein Wort mitſprechen, alſo wirklichen Antheil an der Konverſation nehmen, ſie erweitern, fortſetzen, ergänzen, zuſtimmend, erläuternd, beſtreitend, wie es der Anlaß und der Stoff uns gerade geſtatten mögen. Das Buch ſelber zu leſen, und nach individuellem Maß in ſich aufzunehmen, und ſich davon anregen und befruchten zu laſſen, wird ohnehin kein Freund deutſcher Bildung und Goethe's verabſäumen. —

1.

Merkwürdig iſt vor allem das Verhältniß Goethe's zu der ſogenannten neuen Schule, den beiden Schlegel, Tieck, Novalis und ihren Freunden. Er wird von ihnen geprieſen und vergöttert, ſo viel ſie nur können; ſie ſuchen alle anderen gerühmten Namen um ihn her auszulöſchen, um den ſeinen allein übrig zu laſſen, dem hinfort ausſchließlich aller Weihrauch duften ſoll. Beſonders gehen ſie darauf aus, den nächſten nach ihm, den ihnen Gefährlichſten und Ungünſtigſten unter allen Namhaften, ſeinen Freund Schiller zu untergraben. Dies gelingt ihnen auch zum Theil, zwar nicht bei dem großen Publikum, wohl aber bei den äſthetiſch Gebildeten, wo Schiller's Anſehen noch jetzt an jenen Herabſetzungen leidet, deren Ziel er ſo lange Zeit geweſen. Und wie trieben ſie es? Greifen ſie ihn wiſſenſchaftlich an? durch gründliche Unterſuchungen, tief eingehende Prüfung ſeiner Erzeugniſſe? durch Beweisführungen, denen nicht zu widerſprechen iſt? ſchreiben ſie Bücher, Abhandlungen, Kritiken gegen ihn? Nichts von allem dieſen. Sie ſetzen mit lächelnder Selbſtgefälligkeit feſt, Schiller tauge nichts, ſie bemitleiden die Schwachen, die das nicht einſehen, ſie wiederholen ihren Satz unermüdet, in Verſen, in Proſa, in Vorleſungen, im Geſpräch, ſie rufen ihn beſonders der Jugend zu, die leichtſinnig und prüfungslos das Vernommene tauſendfach wiederholt. Erſt mit Schiller's Tode, da ſeine Nebenbuhlerſchaft nicht mehr zu fürchten iſt, bequemen ſie ſich zu einiger Anerkennung, zu der auch ſchon die öffentliche Meinung ſie zwingt, denn es verlautet von vielen Seiten allzuherbe, daß Neid und Ohnmacht ihr abſprechendes Urtheil einflößen. Die Anerkennung Schiller's ſteigt darauf mit jedem Jahr, je nachdem die neue Schule ſeiner mehr und mehr bedarf, um ihn Goethe'n entgegenzuſetzen, mit dem ſie unzufrieden iſt, den ſie auch gern wieder herabbringen und einſchränken möchte, gegen den ſie allerlei Winkelzüge verſucht, den aber geradezu anzugreifen ſie weder den Muth noch die Fähigkeit hat! Man ſehe nur die Vorleſungen nach, in denen bald Wilhelm Schlegel, bald Friedrich ihre früheren Lobſprüche für Goethe bedingen, mit Tadel verknüpfen, ohne mittelbar zurücknehmen! Die Urſache hiervon iſt kein Geheimniß. Goethe hat die Vergötterung hingenommen, ohne dafür zu danken; er hat die Talente der Schlegel gelten laſſen, er hat ihre beſſeren Beſtrebungen unterſtützt, aber die Lobſprüche, die ihm gegeben wurden, durch ähnliche zu erwiedern ließ er ſich nicht bewegen; ja er ſcheint früh erkannt zu haben, daß die beiden Brüder weit mehr ſich ſelber meinten, als ihn, daß ſie den Raum zu gewinnen dachten, den ſie um Goethe herum ſäubern wollten, und es war gar nicht ihre Rechnung, daß er ſie nicht hereinrief, und als ſeinesgleichen aufnehmen wollte. Goethe hat nie ſeine Lober angereizt, nie ſie zur Fortſetzung aufgemuntert, nie durch Ungerechtigkeit oder Einſtimmung in bloße Partheiſache ſich die Gunſt der Kritiker zu erhalten geſucht. Im Gegentheil, er zeigte es unverhohlen, daß nur Wahrheit und Aechtheit ihn beſtimmen könne, daß unreines Lob ihn eben ſo wenig angehe, als unreiner Tadel. Er behielt ſeinen geliebten Schiller in treuem Andenken, er wußte ſeinen Wieland zu ſchätzen und zu ehren, und ſonderte ſich ſchon dadurch von der Schlegel'ſchen Parthei ſtreng ab, die ihn vergebens als ihr Haupt und als ihren Führer vorſtellen wollte, er nahm die aufgedrungene Feldherrnſchaft niemals an, und blieb in ſeiner abgeſonderten, ſelbſtſtändigen, freien Stellung. Erſt nachdem die Schlegel ſelber theils in den Hintergrund gewichen, theils zu anderen Richtungen übergegangen waren, traten Goethe's unbefangene Urtheile über ſie hervor, z. B. in den Briefen an Schiller, an Zelter, in den Jahres- und Tagesheften, wo er ſie nach Verdienſt würdigt, ſie in einigen Stücken rühmt und ſich ihnen zu Dank verpflichtet bekennt, ſie in anderen tadelt, und an ihren Ort ſtellt. Zu bemerken iſt hierbei, daß Goethe nach dem Verſtummen des Schlegel'ſchen Beifalls in den ihm gebrachten Huldigungen keinen Abgang wahrnehmen konnte; die Zeitgenoſſen ſeiner früheren Jahre blieben ſeine treuen Verehrer, und unter den jüngeren Mitlebenden wandte ein zweites und drittes Geſchlecht ſich ihm nur ſtets enthuſiaſtiſcher zu. Die Schlegel erſchienen ganz überflüſſig für ihn, und konnten bleiben oder gehen, für den Glanz ſeiner Stellung war beides unerheblich.

In dieſen Geſprächen mit Eckermann wird dieſes Verhältniß auch mehrmals berührt, und bei allem Tadel, der mitunter ausgeſprochen wird, iſt eine große Anerkennung, und ſelbſt eine wirkſame Vorliebe nicht zu verkennen. Ueberhaupt lobt Goethe lieber, als daß er tadelt, und wo letzteres vorkommt, iſt er gewiß dazu gezwungen. Die bedeutendſte Stelle in dieſem Betreff iſt unſtreitig die, wo von Tieck die Rede iſt. Goethe ſagt hier ganz unbefangen: „Als die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mußten ſie ſich nach einem Talent umſehen, das ſie mir entgegenſtellten. Ein ſolches fanden ſie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publikums genugſam bedeutend erſchiene, ſo mußten ſie mehr aus ihm machen, als er war. Dies ſchadete unſerem Verhältniß; denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es ſich eigentlich bewußt zu werden, in eine ſchiefe Stellung. Tieck iſt ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann ſeine außerordentlichen Verdienſte niemand beſſer erkennen, als ich ſelber; allein wenn man ihn über ihn ſelbſt erheben und mir gleichſtellen will, ſo iſt man im Irrthum.“ Hier werden die Gegner aufſchreien und ihn des Selbſtlobes beſchuldigen, des Hochmuths, der Anmaßung! Aber hören wir ihn weiter! Er ſetzt ſogleich hinzu: „Ich kann dieſes gerade herausſagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre eben ſo, wenn ich mich mit Shakeſpeare vergleichen wollte, der ſich auch nicht gemacht hat, und der doch ein Weſen höherer Art iſt, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe.“ Wo iſt wohl noch ein ſolches Wort geſprochen worden, in welchem Hoheit und Demuth ſo herrlich und fromm verbunden ſind? —

2.

Einem harten ſchroffen Satz über Uhland, in Goethe's Briefen an Zelter, ſtellen ſich hier mildere, anerkennende und hochſchätzende Aeußerungen zur Seite. Wir ſehen, daß Goethe den edeln ſchwäbiſchen Dichter vollkommen gelten läßt, aber auch die Seite nicht verſchweigt, von der ſeinem Talente Gefahr drohte, ~~und ſeit~~ einiger Zeit wirklich eingetreten iſt. Auffallend iſt in Uhland die ſeit ſechzehn Jahren ſtockende Produktivität, und ~~zu~~ dieſem Stocken findet ſich der Grund theils in ſeinem eignen Naturell, theils in den Lebensumſtänden, denen er ſich unterwerfen wollte. Doch ſcheint auch in Goethe ſelber ein Hinderniß zu walten, das ſeiner Anerkennung Uhland's immer noch einigen Eintrag thut. Er, der Meiſter lyriſcher Poeſie, der zu zwanzig und zu achtzig Jahren in ſeinen Liedern — wie Friedrich Schlegel ſagt — gleich vortrefflich iſt, ſcheint für fremde lyriſche Poeſie nicht den freien und erregbaren Sinn gehabt zu haben, den er für andere Dichtungsarten ſo herrlich bewährt. Ein Urtheil über Paul Flemming, welches Eckermann mittheilt, beſtätigt uns in dieſer Meinung. Dieſer große, jugendfriſche Lyriker, deſſen Gefühl und Ausdruck über zwei Jahrhunderte hinaus noch heute dem höchſten poetiſchen Bedürfniſſe genügen kann, befriedigt Goethe'n keineswegs, und faſt findet er ihn ungenießbar! Hierin können wir ihm durchaus nicht beiſtimmen, obwohl wir es ihm ſonſt nicht verargen, ſondern im Gegentheil hoch anrechnen, daß er einer philologiſchen Bewunderung und Begeiſterung, mit der ſo viele Leute ſich behelfen, gar nicht fähig war. Uebrigens verhehlen wir nicht, daß Flemming's Talent uns dem Uhland'ſchen wohl zu vergleichen ſcheint, in ſofern beide einer Lebensjahrszeit angehören, welche den Liederblüthen günſtig iſt, und nach deren Ablauf ſich dieſe verlieren. Denn, wiewohl Flemming dieſen Ablauf nicht erlebt hat, ſondern nach der Rückkehr von ſeiner Reiſe in den Orient inmitten der ſchönſten Jugend und reichſten Poeſie frühzeitig ſtarb, ſo macht uns doch alles den Eindruck, daß er in ſeiner Poeſie nicht ſo hätte fortfahren können, ſondern daheim in eingerichteten Verhältniſſen und ruhigen Geſchäften ſich mehr und mehr dem Dichten entzogen haben würde, bis dieſes zuletzt verſiegt wäre. Dies deutet allerdings darauf hin, daß der bloß lyriſche Dichter in unſerer modernen Zeit nicht mehr der Dichter par excellence ſein kann, ſondern nur eine einſeitige, untergeordnete Stellung in der Poeſie und eine kurze Blüthezeit hat, der wahre Dichter aber in univerſeller Aufnahme und Schilderung des Lebens nie des Stoffes noch der Formen entbehren wird, ſondern in ſtetem Wechſel immer neue Blüthen und Früchte bringt!

3.

Einigemal ſind in Eckermann's Buche Sternchen angebracht, wo wir gerne den Namen ſähen. Zum Beiſpiel, wenn es heißt: „Noch in dieſen Tagen habe ich Gedichte von *** geleſen, und ſein reiches Talent nicht verkennen können. Allein, wie geſagt, die Liebe fehlt ihm, und ſo wird er auch nie ſo wirken, als er hätte müſſen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer ſein, die gern wie er negativ wären, aber nicht wie er das Talent haben.“ Hier iſt der proſaiſche Kommentar zu dem vortrefflichen Xenienſpruch:

„Ich läugne die Talente nicht,
Wenn ſie mir auch mißfallen.“

Dieſer Spruch ſei allen Kritikern und Urtheilern, denen das Objekt in ihrer Subjektivität zu verſchwinden droht, zur Beherzigung empfohlen! Heine, der doch mit obigen Sternchen ohne Zweifel gemeint iſt, kann mit der Anerkennung ſeines Talents wohl zufrieden ſein; denn, daß ihm Goethe die Liebe abſpricht, damit iſt die Sache noch nicht ausgemacht, man kann auch von Goethe'n appelliren; und eine folgende Zeit und mit mehreren Akten verſehene Gerichtsbehörde, der inzwiſchen mit dem Gegenſtande dieſer Liebe auch dieſe ſelber klar geworden, dürfte einen ganz anderen Ausſpruch geben. (Nach zuverläſſiger Auskunft iſt jedoch nicht Heine, ſondern Graf Platen gemeint.)

4.

Als eine Merkwürdigkeit, die uns durch Eckermann's Buch neu beſtätigt wird, iſt es vorlängſt gerügt worden, daß Goethe nirgend in ſeinen vielfachen Schriften und Briefen, wo doch Tauſende ſeiner Zeitgenoſſen genannt und wiedergenannt werden, den Prediger Schleiermacher erwähnt, und auch in den mündlichen Memorabilien kommt er nirgends vor. Dies Schweigen iſt aber gegenſeitig, und auch Schleiermacher gedenkt Goethe's nirgends — ſoviel uns bekannt — noch erwähnte er deſſen gern im mündlichen Geſpräch. Wer bloß die Schriften hätte, und aus dieſen folgerte, könnte in der Zukunft leicht auf die Behauptung kommen, beide hätten gar nicht gleichzeitig gelebt, oder wenigſtens nicht von einander gewußt. Dürfen wir eine Vermuthung wagen, ſo möchten wir den Schlüſſel dieſer Seltſamkeit in dem Verhältniſſe vorausſetzen, das Goethe mit Herder hatte. Dieſes hatte ſich bekanntlich ſehr unglücklich geſtellt. Herder konnte den ſteigenden Ruhm und den Geniusflug Goethe's nicht ertragen, und wo er etwa noch hätte glauben können es ihm gleichzuthun, da hinderte ihn der geiſtliche Stand, der überhaupt Herder's Unglück war. Dieſe Hemmung wollte er ſich nun aber zur Tugend auslegen, und machte daraus eine Würde und Heiligkeit, mit denen er ſeinen Freunden und Nächſten ſehr zur Laſt fiel, und ſich ſelber gegen die zunehmende Grämlichkeit und Vertrocknung nicht rettete. Auch Schleiermacher war durch ſeinen Stand in ſeiner freien Entwickelung gehemmt, und der Gang der theologiſchen und kirchlichen Sachen zwang ihn, immer mehr in jene Hemmung ſich zu fügen. Von ſolchem Mißverhältniß wollte Goethe ein- für allemal unberührt bleiben, und wiewohl er Schleiermacher's Geiſt, Scharfſinn, Gelehrſamkeit und andere Gaben höchlich anerkannte, ſo ſchauderte ihn doch, mit ſolchen Gaben ſich einzulaſſen, die er gegen die Welt und gegen ihn ſelbſt unwiderruflich ſchiefgeſtellt wußte. Ein anderer Grund mag in der äußeren Perſönlichkeit gelegen haben, welche für Goethe nothwendig Kraft oder Schönheit haben mußte, wenn er ſich mit ihr befreunden ſollte. Jung, Klinger, Knebel, Meyer, Zelter, Wolf — alle waren von großer würdiger Geſtalt, von tüchtigen Gliedern, kräftigem Auftreten. —

5.

Wir können gar nicht zweifeln, daß in dieſer Stelle „*** hätte bei ſeinem großen Talent, bei ſeiner weltumfaſſenden Gelehrſamkeit der Nation *viel* ſein können. Aber ſo hat ſeine Karakterloſigkeit die Nation um außerordentliche Wirkungen und ihn ſelbſt um die Achtung der Nation gebracht", wir können gar nicht zweifeln, wer durch dieſe Stelle bezeichnet iſt, wollen aber diesmal nicht indiskreter ſein, als der Weimariſche Herausgeber.

Uns aber fällt dabei eine Antwort ein, worin Goethe einen anderen Mann, deſſen Karakter ebenfalls in Mißverhältniß mit ſeinem Talent und Wiſſen ſtand, einen unlängſt verſtorbenen Gelehrten, der auch wohl als Freund Ubique wegen ſeiner Polypragmoſyne bezeichnet worden iſt, mit guter Laune zwiſchen Anklage und Entſchuldigung klemmt. Eine Freundin Goethe's, Frau von Grotthuß, ſtellte ihm einmal ſehr beweglich vor, daß man dem armen Manne doch eigentlich Unrecht thue, wie er doch außerordentliche Kenntniſſe aller Art beſitze, und alles ſo leicht und nutzbar zu behandeln wiſſe. Lange ließ Goethe auf ſich einreden, und hörte die zum Theil triftigen Gründe ruhig an; endlich aber brach er ungeduldig aus: „Sie haben gar nicht Unrecht, liebes Kind, es iſt ganz wahr, er *brauchte* auch gar kein Lump zu ſein, wenn er nicht durchaus *wollte*!"

6.

Wir finden unter anderen einige merkwürdige Aeußerungen über Voltaire, über die Größe und Bedeutung ſeines Wirkens, die Macht ſeines Daſtehens, die Eigenheit ſeiner Natur und die Vollkommenheit ſeines Talents. Die Anekdote, wie Voltaire vor dem Einſteigen in den Wagen auf Verlangen von Kloſter-Penſionairinnen noch ſchnell in allerliebſten Verſen einen Prolog zur beabſichtigten Aufführung eines ſeiner Trauerſpiele zu Papier gebracht, giebt den ſchönſten Beweis ſeiner Fertigkeit, ſeiner Geiſtesfülle und Gegenwart. Wenn jedoch Goethe von ihm rühmt, er habe in ſeinem unaufhörlichen Schriftverkehr mit hohen und höchſten Perſonen nie das rechte Maß verletzt und die zarteſte Schicklichkeit ſtets beobachtet, ſo müſſen wir einigen Widerſpruch erheben. Voltaire'n ſind manche ſtarke Uebertretungen vorzuwerfen, beſonders in ſeinem Briefwechſel mit Friedrich dem Großen, worüber im Allgemeinen das treffliche Werk von Preuß nachzuſehen iſt. Freilich gehen Voltaire's Uebertretungen nicht aus Plumpheit oder Unwiſſenheit hervor, er fehlt nicht gerade aus Mangel an Takt, oder weil er ſich aus Irrthum vergreift: es iſt vielmehr mit Bewußtſein und Abſicht, daß er ſeine freien Schalkheiten und verwegenen Neckereien übt, es iſt der Uebermuth des Talents und ſeiner Stellung, der ihn antreibt, wie dies heutigen Tages von Heine geſagt werden kann, deſſen Grobheiten niemals unwillkürliche, ſondern mit Wiſſen und Willen ausgeübte ſind. Daß aber Voltaire in dieſer Art ſich Arges zu Schulden kommen ließ, davon wollen wir nur das eine Beiſpiel anführen, wo er im Mai des Jahres 1759 an den König von Preußen ſo ungebührliche Scherze gerichtet hatte, daß dieſer am 10. Junius aus ſeinem Hauptquartiere zu Reich-Hennersdorf ihm ernſt und ſcharf antwortete, und ſchließlich in einer Nachſchrift dieſen Verweis ausdrückte: „Mais êtes-vous sage à soixante et dix ans? Apprenez à votre âge de quel style il vous convient de m'écrire. Comprenez qu'il y a des libertés permises et des impertinences intolérables aux gens de lettres et aux beaux esprits. Devenez enfin philosophe, c'est-à-dire raisonnable. Puisse le ciel, qui vous a donné tant d'esprit, vous donner du jugement à proportion! Si cela pouvait arriver, vous seriez le premier homme du siècle, et peut-être le premier que le monde ait porté: c'est ce que je vous souhaite. Ainsi soit-il." Die Zurechtweiſung war in der That wohlverdient, und Voltaire fühlte ihr Gewicht, doch ohne aus der Faſſung zu kommen. Was aber kann er darauf erwiedern, wie ſoll er ſich nun benehmen? Hier zeigt er ſich in der That bewunderungswürdig und in ſeiner Natur und Rolle ſo feſt als anmuthig! Er ſchreibt, nachdem er alles Andere ruhig beſprochen, am Schluſſe ſeines nächſten Briefes: „Je tombe des nues quand vous m'écrivez que je vous ai dit des durétes; vous avez été mon idole pendant vingt années de suite, *je l'ai dit à la terre, au ciel, à Gusman même*; mais votre métier de héros et votre place de roi ne rendent pas le coeur bien sensible; c'est dommage, car ce coeur était fait pour être humain, et sans l'héroisme et le trône, vous auriez été le plus aimable des hommes dans la société. En voilà trop, si vous êtes en présence de l'ennemi, et trop peu, si vous étiez avec vous-même dans le sein de la philosophie qui vaut encore mieux que la gloire. Comptez que je suis toujours assez sot pour vous aimer, autant que je suis assez juste pour vous admirer: reconnaissez la franchise, et recevez avec bonté le profond respect du suisse *Voltaire.*" Alles in dieſer Erwiederung iſt geſchickt, einlenkend, ſchmeichleriſch, wahr, geiſtreich und in der ächteſten Manier des Schreibers, ſogar noch ein wenig dreiſt, weil dies in ſeine Art gehört, und weil er nicht allzuhart getroffen ſcheinen darf; die Hinweiſungen auf das Königthum und die Feldherrnſtellung des Empfängers ſind meiſterhaft, und auch im tiefſten Grunde wahr, ſo daß der König davon ergriffen und durch die Höhe ſeines Standpunktes recht zur Nachſicht wieder geſtimmt werden muß. Auch verzieh der König ſogleich und ſchrieb gleich im nächſten Briefe: „Vous me dites deux mots, et le reproche expire au bout de ma plume." Solche Macht und Gewandtheit des Geiſtes wirkt unwiderſtehlich, und bezeugt ſich ſelber durch ihre Wirkung. Goethe's Ausſpruch wird ſo zuletzt auch hier doch eigentlich beſtätigt. —

In Bezug auf Voltaire haben wir noch die nachſtehende Rechtfertigung dieſes Schriftſtellers beifügen wollen, gegen eine Anklage, die auch Goethe mit Unwillen verwarf, und deren authentiſche Widerlegung ihn freute. Die Worte ſind einem Aufſatz entlehnt, der eine reiche Blüthen- und Fruchtleſe aus Voltaire's Briefen enthält, und künftig vielleicht vollſtändig mitzutheilen ſein wird. —

Voltaire, eine der Machtgewalten des achtzehnten Jahrhunderts wird im neunzehnten abermals zu einer ſolchen emporgeſteigert, und zwar diesmal mehr durch die Gegner, als durch die Anhänger, welche eigentlich von jenen erſt hervorgerufen werden. Dieſer einzig begabte und vielſeitig regſame Geiſt hatte Schwächen und Fehler genug, an welchen ſeine Feinde auch nicht unterließen zu zerren und zu quälen nach beſten Kräften. Allein der Partheigeiſt der Fanatiker, die er im Intereſſe der Menſchlichkeit zu bekämpfen nicht müde ward, ſuchte ihm neben dem Tadel, den er verdiente, anderen, größeren anzuhängen, den er niemals verſchuldet. Dies erneut ſich in unſeren Tagen mit verdoppelter Heftigkeit. Seine Aeußerungen werden entſtellt, vergiftet, verläumderiſchen Vorausſetzungen Preis gegeben, wo die geringſte litterariſche Kritik, falls ſie angewendet würde, ſogleich den Ungrund der Beſchuldigungen darthun müßte. Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſes Verfahrens ſei hier angeführt!

Es iſt bekannt, daß Voltaire eine lange Zeit hindurch ſeine Briefe an die vertrauteſten Freunde gern mit der abgekürzten Formel écr. l'inf. ſchließen mochte; dieſes écrasez l'infâme war die ſeinem Geiſte ſtets gegenwärtige unabläſſige Mahnung zur Bekämpfung des Fanatiſmus und Aberglaubens, der zu Voltaire's Zeit eine noch furchtbarere, blutigere Geſtalt hatte, als ihm in ſpäterer Zeit wieder zu erlangen bisher noch möglich war. Im achtzehnten Jahrhundert hat niemand die Sache anders genommen. Was aber geſchieht im neunzehnten? Franzöſiſche Schriftſteller und deutſche ſogar — welche dadurch den Vorwurf der leichtſinnigſten Ungründlichkeit, den ſie gegen Voltaire ſo ſchnell bereit haben, im vollſten Maße auf ſich ſelbſt laden — erdreiſten ſich zu der widerwärtigen Behauptung, daß durch jene Formel die chriſtliche Religion ſelbſt gemeint ſei, ja was noch mehr iſt, einer jener Schriftſteller wagt mit Zuverſicht die abſcheuliche Anklage, Voltaire meine durch jene Formel mehr noch, als die chriſtliche Religion; den zweideutigen apoſtrophirten Artikel auf ein nachfolgendes Hauptwort männlichen Geſchlechts beziehend! Und was wird zur Unterſtützung dieſer ſchändlichen Auslegung angeführt? Nichts, gar nichts, als nur die wiederholte, eifrige Behauptung. Der frevelhafte Gedanke gehört ganz dem deutſchen Schriftſteller an, der ihn Voltaire'n andichtet. Ein fleißiger Leſer von Voltaire's Schriften, der erſt neuerlich in deſſen Briefwechſel eine in ſolchem Maße kaum vermuthete Quelle der belehrendſten Unterhaltung gefunden, hat nirgends eine Spur entdecken können, daß jener Formel ein ſolcher Sinn beizulegen wäre; im Gegentheil, die meiſten Stellen erfordern geradezu jenen erſten, zu allen Zeiten und auch noch in unſeren Tagen zu rechtfertigenden Sinn, daß der Fanatismus, der Aberglaube, zerſtört werden ſollen; und jede andere Auslegung wird zu einer aufgezwungenen. Hierzu kommt noch die offenbare, unumwundene Erklärung des Autors ſelbſt, die allein hinreicht, um jene verläumderiſche Unterſchiebung in ihrer Nichtigkeit bloßzuſtellen. In einem vertrauten Briefe Voltaire's an d'Alembert (vom Jahre 1760), deſſen Inhalt jeden Gedanken an gleißneriſche Beſchönigung oder heuchleriſche Milderung völlig ausſchließt, heißt es zuletzt im Erguſſe innigſt verbundenen Vertrauens: „Je voudrais que vous écrasassiez l'inf..., c'est-là le grand point. Il faut la réduire à l'état où elle est en Angleterre, et vous en viendrez à bout, si vous voulez: c'est le plus grand service qu'on puisse rendre au genre-humain. Vous pensez bien que je ne parle que de la *superstition:* car pour la *religion*, je l'aime et la respecte comme vous." Aehnliche Stellen finden ſich noch oft, ſowohl von Voltaire als von d'Alembert. Wo bleibt hier die böswillige Anklage? Die Anführung von Englands Beiſpiel iſt ſchlagend; das Chriſtenthum ſteht in Englands Verfaſſung und Sitten im höchſten, begründetſten Anſehen, aber jede fanatiſche Wirkung auf den Staat und die bürgerliche Geſellſchaft iſt ihm abgeſchnitten; wer ſchwärmen will, mag es dort auf eigne Hand und Gefahr thun, aber auch frei zu denken iſt ihm geſichert, und niemand hat von des Nachbars Fanatismus und Aberglauben einen Zwang für ſich zu befürchten. Dieſen Zuſtand wünſchte Voltaire auch in Frankreich, ja in der ganzen Welt zu ſehen; iſt ihm dies zu verdenken? Wir, hierin glücklicher, als er, ſehen dieſen Zuſtand über einen großen Theil der Welt verbreitet, wahrlich zum größten Gewinn der Religion und Moral, und ſollten nicht vergeſſen, welchen Bemühungen wir dieſes auch ſchon wieder hier und da bedrohte Beſſergewordene großentheils mit verdanken! —

7.

Goethe ſchrieb im Februar 1814 an Frau von Grotthuß in Dresden folgende Worte über das Werk von Frau von Stael „de l'Allemagne“, das er eine wohlbereitete geiſtige Speiſe nannte: „Sie haben das Buch ſelbſt geleſen, und es bedarf alſo meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil deſſelben im Manuſkript, leſe es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht auf die angenehmſte Weiſe denken, und man ſteht mit der Verfaſſerin niemals in Widerſpruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung iſt. Alles was ſie von der Pariſer Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke ſagen. Man kann das wunderbare Geſchick dieſes Buches wohl auch unter die merkwürdigen Ereigniſſe dieſer Zeit rechnen. Die franzöſiſche Polizei, einſichtig genug, daß ein Werk wie dieſes das Zutrauen der Deutſchen auf ſich ſelbſt erhöhen müſſe, läßt es weislich einſtampfen; gerettete Exemplare ſchlafen, während die Deutſchen aufwachen, und ſich, ohne ſolch eine geiſtige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderbaren Effekt. Wäre es früher dageweſen, ſo hätte man ihm einen Einfluß auf die nächſten großen Ereigniſſe zugeſchrieben, nun liegt es da wie eine ſpätentdeckte Weiſſagung und Anforderung an das Schickſal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geſchrieben wäre. Die Deutſchen werden ſich darin kaum wiedererkennen, aber ſie finden daran den ſicherſten Maßſtab des ungeheuern Schrittes, den ſie gethan haben. Möchten ſie, bei dieſem Anlaß, ihre Selbſterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienſte wechſelſeitig anzuerkennen, in Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht, wie bisher, einander ewig widerſtrebend, endlich auch gemeinſam wirken, und, wie jetzt die ausländiſche Sklaverei, ſo auch den inneren Partheiſinn ihrer neidiſchen Apprehenſionen unter einander beſiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren in wiefern dieſes möglich ſei, wollen wir die erſten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten.“ Goethe urtheilte zu allen Zeiten ſehr billig über Frau von Stael, und war von ihren großen Gaben leicht eingenommen; in ihren Schriften ſah er mehr das Weltwirkende, Konverſatoriſche, als das Kunſtgebild oder Wiſſenſchaftliche, und gewiß kann man alles, was ſie dichtend oder unterſuchend und lehrend geſchrieben, als eine Fortſetzung und Erweiterung ihres Geſprächs und ihres perſönlichen Geſellſchaft-Einfluſſes betrachten.

8.

Auf einem uns zufällig vor Augen gekommenen Denkblatt fanden wir folgende wehmüthig-unwillige Klage von Ludwig Robert niedergeſchrieben: „Haſt du nie etwas von deinen Arbeiten Goethe'n geſchickt?“ fragte mich ein Freund. „Niemals“, antwortete ich; „denn, als ich einſt, ich glaube im Jahre 1804, bei ihm zu Tiſche war, kamen Almanache, der Chamiſſo-Barnhagen'ſche war auch darunter, und Goethe nahm einen nach dem anderen, hielt ſie an ſeine und ſeiner Frau Ohren, und fragte: „Hörſt Du was? ich höre nichts. Nun! wir wollen die Kupfer betrachten, das iſt doch das Beſte“; und ſo legte man die Almanache bei Seite. Da nahm ich mir vor, nie ihm etwas zu ſchicken, und hab's auch gehalten, dieſe Art von Verachtung that mir zu weh.“ Iſt nur die Frage, ob der empfindliche Autor, der eine muthwillige Laune ſo übel nimmt, ſich nie einer ſchlimmeren Verhöhnung und Mißhandlung von Schriften ſchuldig gemacht, deren Inhalt er aus Vorurtheil ungeprüft verworfen, oder gar nicht in ſeinen Geſichtskreis fallen konnte? —

9.

„Gott ſei Dank — ſagte Goethe ſchon im Jahre 1809 — daß es unter den weimariſchen Gelehrten doch mehr Heiden als Neuchriſten giebt! Ich ſage Neuchriſten; denn die alten guten Chriſten halt' ich in Ehren, auch kann aus einem tüchtigen Heiden immer noch ein guter Chriſt werden, aus unſeren heilloſen Neuchriſten aber niemals.“

10.

Im Jahre 1810 war Alexander von der Marwitz mit Goethe zuſammen in Töplitz, und merkte aus deſſen Geſprächen einiges zur Erinnerung an. Es war eben von Oken und Anderen die Rede geweſen; da ſagte Goethe zu uns (Marwitz, Ernſt von Pfuel ꝛc.): „Ihr Kinder, der Jugend Weisheit iſt mit Lumpen gefuttert. Wo will es auch herkommen?“ Wir lachten ſehr, er mit.

„Die Natur“, ſagte er weiterhin, „iſt wie ein Beil. Gerad und einfach geht ſie hindurch, und nur die unendliche Modifikation des Einzelnen macht es ſo ſchwer, ſie zu verſtehen.“

„Man muß doch auch ſeine Heiligen haben“, ſagte er gegen den Herzog gewendet, „und da der heilige Johannes von Nepomuk (der ſonſt ein braver und würdiger Mann war) doch für unſere Zeiten nicht recht mehr zu gebrauchen iſt, ſo habe ich mir ſo meine eignen gewählt, und vor allen anderen den Keppler. Der hat in meinem Vorſaal eine eigne Niſche, in der ſein Bruſtbild aufgeſtellt iſt.“ Nun lobte er ihn. —

Er lobte die Memoiren der Markgräfin von Baireuth. Geſpräch über Friedrich Wilhelm den Erſten, ſeine Zeit, über den großen Kurfürſten. Ueber Beireis. Ueber den Kampf mit den Elementen (als Pfuel die Feuersbrunſt in Eger geſchildert hatte). Ueber die Propyläen und die Kunſtausſtellungen in Weimar; verweilte darauf mit beſonderer Liebe und Ausführlichkeit.

Viele Geſpräche über das Theater, über die Aufführung des Taſſo in Weimar. Ich erinnerte ihn an die Corona; er ſprach über ſie, ihr Talent, ihre ausdrucksvolle Schönheit, lange, aber ganz ſtill, mit tiefer zurückgedrängter Rührung.

Er lobte das dreizehnte Jahrhundert wegen ſeiner Poeſie und Kunſt, wegen ſeines friſchen und kräftigen Bildungstriebes. Damals ſei Geiſtlichkeit und Ritterſchaft etwas geweſen, was ſie nie wieder werden könnten. Thörichte Nachahmerei, dergleichen wiederholen zu wollen. Aber die Don Quixote's kehren immer wieder, und nicht nur edle und ſinnreiche, wie der des Cervantes, ſondern leider auch niedrige, dumme, und wohl gar ſchuftige. Gegen die möchte man jetzo zum Ritter werden! —

11.

Goethe ſagte zu Adolph Wagner, der ihn im Sommer 1824 zu Weimar beſuchte: „Die nördlichen proteſtantiſchen Staaten müſſen zum Heil der Welt eng verbunden bleiben, gegen Barbaren jeder Art, woher ſie immer kämen, von Nordoſten oder Südweſten; hauptſächlich gehören Preußen und England in dieſen Bund.“

„Wer mich liebt,“ ſagte Goethe ebenfalls zu Adolph Wagner, „der darf mich auch nicht beurtheilen.“

12.

Wie ſorgfältig und weiſe ſtets von Goethe das Wirkliche zum Behuf der Dichtung verbraucht, das heißt ergriffen und erhoben wird, davon haben wir ſchon viele Beiſpiele. Sie mehren ſich dem Forſchenden, der faſt überall unter dem Schmucke der Dichtung, die feſte, ſichere Unterlage der Naturwahrheit mit Erſtaunen entdecken muß. Es iſt bekannt, daß Serlo in „Wilhelm Meiſter's Lehrjahren“ den Schauſpieler Schröder im Hintergrunde hat, eben ſo hat Aurelie, Serlo's Schweſter, von dem Karakter und Schickſale der Charlotte Ackermann, Schröder's Stiefſchweſter, die wichtigſten Züge in ſich aufgenommen. Aber man ſollte nicht glauben, welche Einzelheiten ſogar der Dichter beibehalten, und man bewundert, wie er ſie benutzt hat. In dem Buche: „Die letzteren Tage der jüngeren Demoiſelle M. M. Ch. A***. Aus authentiſchen Quellen zum Druck befördert von K**. Hamburg, 1775. 8.“ athmen die Briefe der ſiebzehnjährigen Schauſpielerin, welche einen Baron liebt, aber weder mit ihm noch mit ihrer Familie in Ordnung kommt, ganz die Leidenſchaftlichkeit Aureliens. Der Abſcheu gegen das Franzöſiſche kommt vor, ſogar eine angenommene fremde Magd, aus der im Roman die alte Barbara wird. Sie ſchreibt unter anderem: „Wir haben heute den Clavigo geſpielet; als ich da im Sarge die geſtorbene Marie vorſtellte, todt, blaß, ohne Empfindung mich dachte, und dennoch da das Geräuſch der Welt um mich her vernahm, o! meine Sophie, ich kann Dir nicht ſagen —“. — Ferner einige Tage darauf: „Clavigo iſt wieder aufgeführt worden. Gut genug wäre der Clavigo, nur nicht auf ſpaniſchem Boden, ein ſolcher handwerksmäßiger Autor nach deutſchem Zuſchnitte, von dem niedrigen Karakter, der alles ſeiner Schreibſucht aufopfert, und ſich träumen läßt, Miniſter zu werden, weil er ein Wochenblatt ſchreiben kann.“ Ueber Werther kommen folgende Stellen vor: „Es iſt wahr, wenn ich die Galotti ſpiele, iſt mir der Tod ſüße, und ſelbſt der Tod des jungen Werther's ſcheint mir zuläſſig, ob ich ihn gleich nach meiner Vernunft verachte.“ — „Ich halte immer davor, daß Werther, welcher eben nicht laſterhaft war, die Rolle eines verkehrten Philoſophen mehr, als die eines verzweifelten Liebhabers geſpielt habe. Und iſt es nicht wahr, daß ihn dieſes eben bei ſeinem Ende zu einem Laſterhaften machte? Der Verfaſſer ſeines Lebens hat nur alles in ſeiner reizenden Schreibart ſo angenehm geſchildert, daß Vielen die Luſt ankommen ſollte, ihn nachzuahmen. O Sophie, wozu kann uns nicht ein ſolcher Zauberer mit ſeiner Ueberredungskunſt verleiten; doch glaube ich nicht, daß er an ſich ſelbſt je die Bahn brechen wird; denn ihm iſt ſein Leben in den Armen einer ſchönen Frau noch gar zu ſüß.“ —

Ein Anhang zu dieſem Büchlein giebt ein Schreiben des Marcheſe Pallavicini an Herrn Camillo Meteoro zu Padua, Hamburg den 20. Mai 1775, worin folgende Stelle über den „Götz von Berlichingen“: „Man hat hier ein Stück vorgeſtellt, welches Götz von Berlichingen genannt wird, und welches man für ein rechtes Original ausgiebt, weil es die Geſchichte eines deutſchen Ritters enthält. Der Verfaſſer hat ſich den Shakſpeare, beſonders in der Unregelmäßigkeit, zum Muſter erwählt. Es war mir nicht anders, als ob ich eine Zauberlaterne geſehen hätte, ob es gleich viele einzelne Schönheiten hat. Man ſagte mir, das Stück habe viel Aktion, und das hat mich zu lachen gemacht: denn die Handlung dauert dreißig bis vierzig Jahre, und die Vorſtellung drei Stunden.“ —

13.

Im Jahre 1828 ſchrieb Goethe an Zelter: „Ich freue mich, daß du meiner Anmahnung ein Ohr geliehen und dich zu Molière gewendet haſt. Die lieben Deutſchen glauben nur Geiſt zu haben, wenn ſie paradox, das heißt ungerecht, ſind. Was Schlegel in ſeinen Vorleſungen über Molière ſagte, hat mich tief gekränkt; ich ſchwieg viele Jahre, will aber doch nun eins und das andere nachbringen, um zum Troſt mancher vor- und rückwärts denkenden Menſchen, jetziger und künftiger Zeit, dergleichen Irrſale aufzudecken.“ Aus derſelben Zeit ſind ein paar Aufſätze in den nachgelaſſenen Schriften Goethe's (W. Thl. 46, S. 151 ff.), wo von Molière mit großem und wohlbegründetem Lobe geſprochen, und unter anderen geſagt wird: „Wenn einmal Komödie ſein ſoll, iſt unter denen, welche ſich darin übten und hervorthaten, Molière in die erſte Klaſſe und an einen vorzüglichen Ort zu ſetzen. Denn was kann man mehr von einem Künſtler ſagen, als daß vorzügliches Naturell, ſorgfältige Ausbildung, und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommenſten Harmonie gelangten. Dies Zeugniß geben ihm ſchon über ein Jahrhundert ſeine Stücke, die ja noch, obſchon ſeiner perſönlichen Darſtellung entbehrend, die talentvollſten, geiſtreichſten Künſtler aufregen, ihnen durch friſche Lebendigung genug zu thun.“ Und vom Miſanthropen deſſelben Autors wird bemerkt: „Man beſchaue ihn, und frage ſich, ob jemals ein Dichter ſein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargeſtellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieſes Stücks tragiſch nennen, weil dasjenige vor Blick und Geiſt gebracht wird, was uns ſelbſt oft zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte. Hier ſtellt ſich der reine Menſch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch unnatürlich geblieben iſt, und wie mit ſich, ſo auch mit Anderen, nur gar zu gern wahr und gründlich ſein möchte; wir ſehen ihn aber im Konflikt mit der ſozialen Welt, in der man ohne Verſtellung und Falſchheit nicht umhergehen kann.“ In Eckermann's Geſprächen (Thl. I, S. 241) findet ſich dieſes Urtheil über Molière und die Bewunderung ſeiner Großheit und Macht ſchon zu Anfang des Jahres 1826 ausgeſprochen, und wir ſehen aus allen dieſen verſchiedenen Stellen, daß Goethe's Anerkennung ſo großer Verdienſte von keinen Tageseinflüſſen abhängig, ſondern immer auf's neue aus wahrer Würdigung hervorging. Gegen die Schlegel'ſchen tadelnden Urtheile hatten auch andere tüchtige Geſinnungen ſich unerſchüttert behauptet, in die Tagesmeinung nicht eingeſtimmt. So leſen wir bei Rahel, die 1808 an Varnhagen ſchreibt: „Und Molière — dieſe Sprache! — die hatte ich wieder vergeſſen — die ſprudelnde Bewegung, dieſer Witz, der gar keiner mehr iſt; ſondern Leben, die Sache! O! ich bitte dich, goutire den! oder vielmehr, höre ihn von Franzoſen, und du mußt es.“ Das Weitere iſt im Buch ſelbſt nachzuleſen. Wir aber, indem wir dieſe Urtheile für Molière von Goethe und Rahel, wider ihn von Schlegel, vergleichend erwägen, glauben uns berechtigt das Ergebniß feſtzuſtellen: für Molière ſprechen helle Kraft und Einſicht, wider ihn blinde Eigenſucht und dünkelhafte Schwäche. —

14.

Im Sommer 1823 machte die Geheimräthin Kohlrauſch aus Berlin in den böhmiſchen Bädern die Bekanntſchaft Goethe's, wozu die Fürſtin von Hohenzollern ihr die erſehnte Gelegenheit bot. Sie fand Goethe'n ſchöner von Geſicht, als alle ſeine Abbildungen, ſein herrliches braunes Auge nur am Rande der Iris durch einen bläulichen ſchmalen Streif geſchwächt; übrigens erſchien er ganz rüſtig, geſund, heiter, wie ein jüngerer Mann. Sein Lieblingswort, das bei vielen Gelegenheiten vorkam, war in dieſer Zeit: „Wunderlich genug!“ und die Abwechslungen im Tone und in der Anwendung ſollen von ungemeiner Laune und anmuthigſtem Reize geweſen ſein. Die Fürſtin fragte ihn, ob er denn noch nicht in Berlin geweſen ſei? Er verneinte es. Nachher war aber von Wilhelm von Humboldt die Rede und von ſeiner jetzt ſehr verſchönerten Beſitzung in Tegel; „Ach ja“, meinte Goethe, „da haben wir einſt einen frohen Tag verlebt.“ Die Fürſtin rief aus: „So? da waren Sie denn doch wohl auch in Berlin?“ worauf Goethe ganz gelaſſen und lächelnd erwiederte: „Da ſehen Sie, wie man ſich doch zuweilen verſchnappt!“ Er wurde dann aber ſehr ernſt, und brach das Geſpräch ab; man ſah wohl, daß er an jene Anweſenheit nicht erinnert ſein wollte. — Er war allerdings in früherer Zeit in Berlin, wohin er den Herzog begleitet hatte. Nähere Angabe der Zeit findet ſich in den Briefen an Merck, ſo wie auch Einiges von der Stimmung, die er dort gehabt. Friedrich der Große jedoch wollte von ihm nichts wiſſen, und ſprach auch gar nicht mit ihm, weil er ihn als Verfaſſer des Werther und des Götz von Berlichingen nur für einen Förderer des Ungeſchmacks hielt. Die Gelehrten aber zu beſuchen, fiel Goethe'n gar nicht ein; was hätte er mit den Nicolai, Ramler, Engel, Zöllner, Gedike, Erman, Caſtilhon, und ſo weiter, für Geſpräch und Ausbeute haben können? Humboldt beſuchte er in Tegel, aber dieſer war noch ein junger Mann, und zählte noch nicht unter die Notabilitäten. Dieſe jedoch, in ihrem Stolze gekränkt, daß der geniale Dichter ſie vorüberging, ſpürten ihm nun eiferſüchtig ſeine anderen Wege nach, und verbitterten ihm durch üble Nachrede den kurzen Aufenthalt in Berlin vollends. Daher ſeine Abneigung, dies Andenken hervorzurufen und zu beſprechen.

Der Ritter von Lang erzählt in ſeinen Memoiren: „In Weimar ließ ich mich vom Teufel verblenden, mich bei ſeinem alten Fauſt, dem Herrn von Goethe, in einem mit unterthänigen Kratzfüßen nicht ſparſamen Brieflein anzumelden. Ich war angenommen um halb Eins. Ein langer, alter, eiskalter, ſteifer Reichsſtadtſyndikus trat mir entgegen, in einem Schlafrock, winkte mir, wie der ſteinerne Gaſt, mich niederzuſetzen, blieb tonlos an allen Seiten, die ich bei ihm anſchlagen wollte, ſtimmte bei allem, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Baiern ſagte, und brach dann in die Worte aus: „Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem anſpacher Bezirk eine Brandverſicherungsanſtalt haben.“ Antwort: „Ja wohl.“ — Nun erging die Einladung, alles im kleinſten Detail zu erzählen, wie es bei eintretenden wirklichen Bränden gehalten werde. Ich erwiederte ihm, es komme darauf an, ob der Brand wieder gelöſcht werde, oder Ort oder Haus wirklich abbrenne. „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen laſſen.“ Ich blies alſo mein Feuer an, und ließ alles verzehren, die Spritzen vergeblich ſauſen, die Herren Landrichter vergeblich brauſen: rücke anderen Tags mit meinem Augenſcheine aus, laſſe den Schaden einſchätzen, von der Schatzung ſo viel als möglich herunterknickern, dann neue Schönheitsbauriſſe machen, die in München Jahr und Tag liegen bleiben, während die armen Abgebrannten in Baracken und Kellern ſchmachten, und zahle dann in zwei drei Jahren das abgehandelte Entſchädigungsſümmlein heraus. Das hörte der alte Fauſt mit an, und ſagte: „Ich danke Ihnen.“ Dann fing er weiter an: „Wie ſtark iſt denn die Menſchenzahl von ſo einem Rezatkreis bei Ihnen?“ Ich ſagte: „Etwas über 500,000 Seelen.“ — „So! ſo!“ ſprach er, „Hm! hm! das iſt ſchon etwas.“ Ich ſagte: „Jetzt, da ich die Ehre habe bei Ihnen zu ſein, iſt dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen, und mich empfehlen.“ Darauf gab er mir die Hand zum Abſchied, dankte mir für die Ehre meines Beſuchs, und geleitete mich zur Thür. Es war mir, als wenn ich mich beim Feuerlöſchen erkältet hätte.“ Dies artige Hiſtörchen gereicht dem alten Goethe nur zum Vortheil. Was konnte er mit dem Anſpacher Beſuch Beſſeres anfangen? Sollte er von der Hammelburger Reiſe ſprechen, und „unterthänige Kratzfüße“ machen, wie der Beſuchende ſchriftlich gethan? — „Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen laſſen!“ Eine köſtliche Ironie! Wir müſſen nur Herrn von Lang loben, daß er ſo ehrlich berichtet und keine Rückſicht darauf genommen hat, welchen ſtattlichen Beitrag er ſelber zu dem komiſchen Gemählde liefert! —

15.

Im Jahre 1825 ſprach ein Reiſender bei Goethe'n ein, der folgende Aeußerungen von ihm in ſein Tagebuch niederſchrieb, und zu Hauſe den Freunden mittheilte. Es war von Ségur's Geſchichte des Feldzuges nach Rußland die Rede, und daß man ihm manche Unrichtigkeiten vorwerfe; Goethe vertheidigte das Buch, das in Lebhaftigkeit der Schilderung und in Glanz des Ausdrucks kaum ſeinesgleichen habe, und ſagte: „Wie ſoll es bei den Geſchichtſchreibern immer richtig ſein, die Welt ſelber iſt es ja oft nicht.“ Auch bemerkte er, daß aus einer Menge von Zügen, die im Einzelnen nicht immer genau richtig ſeien, doch ein im Ganzen richtiges Bild entſtehen könne. — Seine Schwiegertochter erinnerte ihn, er habe ihr etwas verſprochen. — „Ja, das iſt bei mir ſehr leicht“, fiel er mit liebenswürdiger Laune ein, „ich kann ſehr gut verſprechen, da ich nicht Wort halte“ — als ob dies ſo eine zufällige Eigenſchaft wäre, für die er nicht könne! — Von Achim von Arnim's Schriften und Dichtungen ſagte er: „Er iſt leider wie ein Faß, wo der Böttcher vergeſſen hat die Reifen feſt zu ſchlagen, da läuft's denn auf allen Seiten heraus!“

16.

Wie ſehr Goethe ſein ganzes Leben hindurch befliſſen war, im ſchönſten Sinne dankbar zu ſein, das heißt wahrhaft erkenntlich und liebevoll geſinnt für empfangenes Gute, für jede Freude, Förderung, Einſicht, deren er theilhaft geworden; wie ſehr er ſelbſt mit Vorſatz und Eifer dieſes Zurückgehen auf die Quelle des Empfangenen geübt und gelehrt: davon zeugen hundert und hundert Stellen ſeiner Schriften. Aber neben dieſer großartigen Dankbarkeit, deren er ſtets erfüllt und befliſſen war, ging in den weichlichen Tugendlehren früherer Zeit noch eine andere Art im Schwange, eine feige, heuchleriſche, treuloſe Dankbarkeit, die da rechnet und wägt und ſich nur immer äußerlich abfindet, beſonders aber ein Anſpruch an Andere ſein will und ein Schmuck und Glanz für den Inhaber. Dieſe niedrigen Scheintugenden, wozu auch das übelverſtandene, ſchlechte Mitleid gehört, machten in der Moral, in der Poeſie und im Leben eine ſo häßliche Figur, daß die tüchtigen Leute ſie überall hinauszuwerfen bemüht waren, und auf die Gefahr, ſelber verkannt und geſcholten zu werden, ihnen laut abſagten. So wollte Schleiermacher in ſeiner Ethik von Mitleid und Dankbarkeit als Tugenden nichts wiſſen, ſo ſprach Friedrich Schlegel der eitlen Beſcheidenheit Hohn, ſo verſpotteten Andere die Philiſterei der Wohlthätigkeit, der Humanität, mit denen der erbärmlichſte Plunderwucher getrieben wurde. Dies alles müſſen wir in's Auge faſſen, um die folgende Aeußerung Goethe's zu verſtehen, die auch ihm von ſchwachen Seelen arg mißdeutet worden iſt, jetzt aber wohl nur als ein neues Zeugniß ſeines großartigen tapferen Geiſtes gelten wird. Er warf einmal in einer kleinen Geſellſchaft mit guter Laune die Frage auf — wie er wohl öfters zu thun pflegte — was doch wohl am Menſchen eigentlich das Beſte ſei? Manche gaben mancherlei an. Endlich nannte Einer die Dankbarkeit, und unterſtützte ſeine Meinung mit ziemlich platten Gründen. Da hielt ſich Goethe nicht länger, „O Philiſterpack!“ rief er aus, und langſam und mit Nachdruck und Wegwerfung ſetzte er hinzu: „Die Dankbarkeit iſt ein Laſter, das man ertragen muß!“ —

1837.

„L'amour est un vrai recommenceur.“

„L'amour est un vrai recommenceur.“ Dieſen Spruch lieſt man in Goethe's Maximen und Reflexionen, und die fremde Sprache, ſo wie die Anführungszeichen, laſſen keinen Zweifel, daß hier nicht Eigenes, ſondern, wie Goethe es nennt, „Angeeignetes“ von ihm mitgetheilt worden. Aber woher iſt der Spruch? Goethe liebt es, ſich mit mancherlei Geheimniß, Räthſel und Verhüllung zu umgeben, ſeine klaren Gedanken oft nur in Dämmerlicht zu ſtellen, ſeine hellen Bilder zuweilen in völliges Dunkel ausgehen zu laſſen. Die Scheu, Beſcheidenheit, Vorſicht, oder wie man es nennen will, welche dieſem Verfahren zum Grunde liegt, und ein weſentliches Element in Goethe's künſtleriſcher Sittlichkeit iſt, übt einen großen Reiz auf den Leſer, dem bei allem Reichthume der Andeutung noch immer ein größerer des Angedeuteten eröffnet wird, und der ſich bald gewöhnt, in jedem einfachen Ausdrucke eine große Mannigfaltigkeit des Lebens vorauszuſetzen, die nur entwickelt zu werden braucht. Man ſieht dies am vollſtändigſten, wenn man z. B. vergleicht, wie Goethe ſeine Bekanntſchaft in Straßburg mit Jung-Stilling erzählt, und welche Schilderung dieſer ſelbſt von jenen Vorgängen giebt. Nicht ſelten erſcheint dies Geheimnißvolle oder Unerklärte auch bloß im Aeußerlichen und Oberflächlichen, ohne Bezug auf die innere Bedeutung. Aber dem Behagen, ſich hinter eine Maske zu verſtecken, oder im Halbdunkel zu wandeln, geht das andere zur Seite, das Verhüllte zu erkennen, das Zweifelhafte hell zu beleuchten. Wie hat man ſich gequält, wie verſchieden und immer unrichtig gerathen, um herauszubringen, warum die beiden ihrem Inhalte nach ganz verſtändlichen Lieder „kophtiſche" überſchrieben ſind! bis ſich endlich aus Goethe's eigener Mittheilung ganz gelegentlich ergab, er habe ihnen dieſen Namen gegeben, weil ſie anfangs zu einer Oper: „Der Groß-Kophta" beſtimmt geweſen! Dieſen Reiz hat auch der obige Spruch erweckt, und in einer Geſellſchaft wurde viel darüber hin und her geſtritten, welchem Autor er wohl angehören könne? Scharfſinn, Beleſenheit, Witz und Scherz aller Art kamen an den Tag, man genoß der geiſtreichſten Unterhaltung, die Sache ſelbſt aber blieb im Dunkel. Man glaubte, jene Worte in jedem Falle bei einem neueren Autor ſuchen zu müſſen, vielleicht bei einem der tieferen, weniger geleſenen, bei Saint-Martin, Maiſtre, Ballanche, aber ſie aufzufinden wollte nicht gelingen. Endlich kam ein Zufall zu Hülfe, und ein fleißiger Leſer, der aus dem wirren Feuerwerke der Tageslitteratur zu dem ſtillen Glanze der alten probehaltigen Schriften, zu dem ewig Werthvollen, Leben- und Geiſt-Erfüllten, zurückgekehrt war, brachte den freudigen Aufſchluß, daß jener Spruch in der Briefſammlung der Frau von Sevigné vorkomme, und zwar von dem Grafen von Buſſy-Rabutin zuerſt angeregt (Brief vom 3. Julius 1655), von ihr aber dann aufgenommen und fortgeführt. Wir ſehen aus dieſer unerwarteten Entdeckung auch ein Streiflicht auf Goethe's Lektüre fallen, und was für edle, fruchtbare und anmuthvolle Schriften er zur Erheiterung ſeiner alten Tage wählen und ausbeuten mochte!

Aehnliche Schwierigkeit verurſachten zwei franzöſiſche Zeilen, welche gegen Ende des Buches Rahel angeführt ſind, und dort in hohen, eigenthümlichen Werth geſtellt werden. Es ſind die beiden Alexandriner:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux."

Die gewiegteſten Kenner franzöſiſcher Litteratur, franzöſiſche Schriftſteller in Paris ſelbſt, welche die Frage vernahmen und ſie zu beantworten nun die eigenſinnigſte Beharrlichkeit aufboten, konnten die urſprüngliche Stelle jener Verſe nicht nachweiſen; ſie waren in Racine, Corneille, Voltaire, Crebillon nicht zu finden, und ſchienen doch einem älteren und tragiſchen Autor angehören zu müſſen. Dieſer iſt nun endlich gefunden! Allerdings eines älteren und gewiß edlen Dichters, aber keines tragiſchen, ſondern eines heiter-anmuthigen, bei dem man ſie wohl am wenigſten geſucht hätte! Die beiden Zeilen ſind von Jean de La Fontaine, dem liebenswürdigen Fabeldichter; aber freilich aus einem Gedichte, das weniger geleſen wird als ſeine Fabeln, obwohl es ihn als Menſchen höchlich ehrt und ſeines Dichterruhms keineswegs unwürdig iſt. Er war ein treuer Anhänger des von Ludwigs des Vierzehnten Ungnade hart getroffenen und grauſam verfolgten Finanzminiſters Fouquet, zu deſſen Gunſten er ein ſchönes elegiſches Gedicht herauszugeben wagte, und auf das harte Geſchick des Gefallenen jene beiden Verſe anwandte, die allerdings die reinſte menſchliche Geſinnung athmen und die ſchönſte ſittliche Milde gleichſam in einer Naturbetrachtung ſchöpfen.

1835.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1876.

VIb/48/207a

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Perſonen.

Seite
Voltaire in Frankfurt am Main 3
Auguſt Ferdinand Bernhardi 1845 90
Karl Müller 1847 95
Karl Guſtav Freiherr von Brinckmann 1847? 133
Ludwig Tieck 1853? 145
Goethe beim tollen Hagen 148
Rahel Levin und ihre Geſellſchaft 158
Der Salon der Frau von Varnhagen 183
Rahels Bild 211
Rahel 217
Madame de Varnhagen par le Marquis de Custine 253
Ueber Rahels Religioſität 275
Rahels Theaterurtheile 315
Nachwort 359

Perſonen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Voltaire in Frankfurt am Main.

1753.

Die Verhaftung Voltaire's in Frankfurt am Main durch den preußiſchen Reſidenten von Freytag iſt ein Ereigniß, welchem einſt die ganze gebildete Welt in Staunen und Spannung horchte, und das auch den Nachlebenden immer bedeutend bleiben muß, ſo lange der Name des außerordentlichen Mannes, den die Sache betraf, verbunden mit dem Namen des großen Königs, von dem ſie ausging, den Antheil und die Forſchung der Betrachtenden aufregen wird. Doch ungeachtet des vielfachen Reizes, der dieſem Ereigniſſe lebenswarm inwohnt, hat daſſelbe bisher, nachdem beinahe hundert Jahre darüber hingefloſſen, noch keine genügende Beleuchtung empfangen, ſondern ſchwebt nur im ungewiſſen Lichte der einſeitigen Darſtellung, welche der gekränkte Theil davon hinterlaſſen hat. Friedrich der Große hat in ſeiner hohen Stellung verſchmäht, durch irgend eine öffentliche Erklärung den zahlloſen Mißurtheilen zu begegnen, welche über jene Vorgänge und über das Maß ſeiner eigenen Betheiligung dabei durch ganz Europa ſchallten, und von denen ſein Ruhm in den Augen ſogar ſeiner Bewunderer zu leiden hatte. Zwar übernahmen ſpätere Thatſachen einigermaßen ſeine Vertheidigung, das erneuerte Entgegenkommen Voltaire's, das bald vollſtändig hergeſtellte, in Bewunderung und Freundlichkeit wetteifernde Vernehmen, zeigten offenbar, daß beide Theile das Geſchehene vergeſſen wollten und konnten, und Voltaire ſelbſt, indem er dieſer verdrießlichen Sache in ſeinen

Denkwürdigkeiten kurz erwähnte, ſchloß mit der Aeußerung: „C'était une querelle d'amans; les tracasseries des cours passent; mais le caractère d'une belle passion dominante subsiste longtemps.“ Allein dieſe ſpätere billige Anſicht konnte die leidenſchaftlichen Zeugniſſe der Erbitterung nicht auslöſchen, welche der Grimm des Augenblicks hervorgerufen hatte; jedes von Voltaire geſchriebene Blatt galt mit Recht als ein des Aufbewahrens werthes Kleinod, und in jeder ſpäteren Ausgabe ſeiner Werke häufte ſich die Sammlung ſeiner Briefe, deren eine gute Zahl auch jenes Frankfurter Ereigniß beſpricht. Endlich im Jahre 1807 erſchien ſogar eine ausführliche Erzählung aus der Feder eines Augenzeugen, des Florentiners Collini, welcher als Voltaire's Sekretair in jene Vorgänge mitverwickelt worden war, und deſſen Bericht natürlich ganz die Farbe derjenigen Seite trägt, auf die er ſich geſtellt fand. So mußte denn der Name des Königs hiebei mehr und mehr in den Schatten ſinken, und wenn der prüfende Forſcher auch leicht erkannte, daß nicht alles gläubig anzunehmen ſei, was die Gegenſeite vorbrachte, ſo fehlte es doch an einem beſtimmten Anhalt, um das Falſche von dem Wahren zu ſondern, und ein richtiges Bild des Geſchehenen aufzufaſſen.

Wir waren daher ungemein erfreut, als uns die Gunſt wurde, die im Königlichen Geheimen Archiv über jenen Vorgang aufbewahrten Akten einzuſehen, welche neben mehreren bis jetzt noch nicht gedruckten Blättern von Voltaire und Mad. Denis, insbeſondere die aus dem Königlichen Kabinet erlaſſenen Befehle und die hierauf erſtatteten amtlichen Berichte des Reſidenten von Freytag enthalten. Wir haben alſo nunmehr zur Darſtellung der Sache dreierlei Hülfsmittel, die Mittheilungen Voltaire's ſelbſt und ſeiner Nichte, den Bericht ſeines Sekretairs Collini, und endlich denn auch die preußiſchen Aktenſtücke. Aus der Zuſammenhaltung dieſer dreifachen Angaben werden ſich dem unbefangenen Leſer die Thatſachen von ſelbſt in wünſchenswerther Deutlichkeit aufſtellen.

Das Verhältniß Friedrichs des Großen zu Voltaire können wir als bekannt vorausſetzen, wenigſtens dürfen wir auf die ſo belebte als gründliche Schilderung hinweiſen, welche der treffliche Preuß in ſeinem ſchätzbaren Buche „Friedrich der Große mit ſeinen Verwandten und Freunden“ auch von dieſem Verhältniſſe gegeben hat. Nur über Voltaire ſelbſt erlauben wir uns einige vorläufige Bemerkungen, weil der berühmte Mann heutiges Tages in Deutſchland doch nur ſelten gehörig erkannt und gewürdigt wird, und weil er auch eben in dieſer Frankfurter Geſchichte zu wenig vortheilhaft erſcheint, als daß wir nicht gleich im Beginn ſeinen ſonſtigen hohen Menſchen- und Geiſteswerth wahren müßten. Voltaire, im Großen und Allgemeinen edel und wohlgeſinnt, von reiner Gluth für die Menſchheit erfüllt, und ſtets beeifert deren Gedeihen und Fortſchreiten auch mit eigener Gefahr und Aufopferung zu fördern, war durch die Richtung ſeiner ſtaunenswerthen, in ſolcher Fülle beinahe nie zuſammengeweſenen Talente, die mit der Entwickelung ſeiner Nation und ſeines Zeitalters völlig zuſammenſtimmten, in ſeiner Aeußerungsart vorzüglich auf Scherz und Zierlichkeit, auf muntere Laune und beißenden Spott angewieſen; dieſe Waffen handhabte er in der That mit ſiegender Meiſterſchaft, und wenn ihm auch Pracht des Ernſtes und ſtrenge Gedankenfolge in ſeltenem Grade zu Gebote ſtanden, ſo wurden dieſe doch von der hinreißenden Anmuth ſeines ſprühenden Witzes weit überflügelt. Eine ſolche Geiſtesrichtung aber iſt ohne heftige Reizbarkeit des Gemüthes und ohne raſtloſe Thätigkeit der Einbildungskraft nicht denkbar, und ſo geſellen ſich der Ausübung der ſchönſten Gaben ſogleich die Gefahren leidenſchaftlicher Mißgriffe und Uebertreibungen bei. Was im Gebiete des äſthetiſchen Bildens als Erfindung und Ausſchmückung erlaubt und geprieſen wird, erſcheint, auf das praktiſche Leben übertragen, als gehäſſige Schwindelei, als unziemliche Liſt und Tücke, ja ſogar als Unredlichkeit und Lüge. So geſchieht es denn auch bei Voltaire, daß wir den im Geiſte frei und hoch ſtehenden Mann, ſobald beſtimmte Lebensverhältniſſe und perſönliche Einzelheiten ihn befangen, oft in blinde Leidenſchaft, in poſſenhafte Unart, ja ſogar in argliſtige Schalkheit hinabgezogen ſehen.

Dies war auch der Fall in den Verhältniſſen, die er am Hofe Friedrichs gefunden hatte. Sie waren anfangs die beſten und glücklichſten, und Voltaire glaubte und hoffte, in ihnen bis zu ſeinem Lebensende zu verbleiben. Doch das Glück ſelber trägt den Keim des Uebermuthes und Mißbrauchs in ſich, und das durch die höchſte Gunſt geſteigerte Bewußtſein der eigenen Geiſtesmacht führt zum irrigen Urtheil über die im Aeußeren doch beſchränkte Geltung derſelben. Zwar unmittelbar zwiſchen dem Könige und Voltaire entſtand keine Spannung, ſie lebten in wechſelſeitiger Anerkennung und Zuneigung. Aber aus der Eiferſucht und der Widrigkeit, in welche Voltaire bald mit den anderen Franzoſen gerieth, die mit ihm in der Nähe des Königs lebten, erhob ſich der Keim des Zerwürfniſſes, das ihn dieſem Kreiſe zuletzt entzog. Beſonders wurde das Verhältniß zu Maupertuis, welches durch Neid und Zwiſchenträgerei ſchon genug getrübt war, bald ein unheilbar feindliches, und dieſes zumeiſt, wir müſſen es ſagen, durch des letzteren Schuld. Maupertuis hatte in einem wiſſenſchaftlichen Streite ſein entſchiedenes Unrecht gegen den Phyſiker König durch die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften, die hiebei ſchmählich mißbraucht wurde, für Recht erklären laſſen; Voltaire wollte hiezu nicht ſchweigen, ſein Spott griff lächerliche Meinungen des Gegners an, worüber der König lachte, gleichwohl aber die Veröffentlichung des Angriffs unterſagte. Da Voltaire ſich hiedurch in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Selbſtſtändigkeit verletzt fühlte, einen offenen Kampf aber unmöglich fand, ſo nahm er ſeine Zuflucht zur Liſt, und brachte ſeine Sachen unter der Hand in Druck. Dies ließ wieder der König nicht ungeahndet, und Voltaire zog ſich in Ungnade vom Hofe zurück. Nun begehrte er in's Ausland zu reiſen, wogegen aber der König immer Einwendungen hatte, in welchen Voltaire argwöhniſch den Vorſatz erblickte, ihn für immer und gewaltſam feſtzuhalten. Doch erfolgte nach einiger Zeit der erbetene Urlaub zur Reiſe nach Plombieres, und die Einladung, zum Abſchied noch den König in Sansſouci zu beſuchen. Voltaire fuhr am 18. März 1753 nach Potsdam, bezog wieder ſeine Wohnung in Sansſouci, ſpeiſte jeden Abend in fröhlicher Unterhaltung, bei dem Könige, der völlig mit ihm ausgeſöhnt war, verſprach nach ſeiner

Badekur im Oktober bei dem Könige zurück zu ſein, und reiſte am 26. März früh mit ſeinem Sekretair Collini von Potsdam nach Leipzig ab, während der König an demſelben Tage eine Reiſe zur Truppenſchau nach Schleſien antrat.

Voltaire hielt ſich in Leipzig drei Wochen auf, in gewohntem litterariſchen Fleiße; zugleich fertigte er ſein zahlreiches Gepäck nach Straßburg ab, und ſorgte, dem verhaßten Gegner, den er in Berlin zurückgelaſſen, aus dieſer ſicheren Nähe noch einige empfindliche Streiche zu verſetzen. Dies gelang ihm vollkommen. Sein Sendſchreiben des Doktor Akakia an Maupertuis brachte dieſen zu einer Wuth, die ſich ſogar im Blute des Schreibers kühlen wollte, er ſandte dem gebrechlichen, beinahe ſechzigjährigen Greis eine Ausforderung auf Piſtolen, worauf dieſer aber nur mit komiſcher Kraft und zerſchmetternder antwortete, als es durch Piſtolenſchüſſe hätte geſchehen können. Dieſe Streitigkeiten, bei denen Voltaire ebenfalls das litterariſche Maß überſchritt, und auch den König neckend und höhnend angriff, erzürnten dieſen auf's neue, und Maupertuis unterließ nichts, um die ſchlimmen Eindrücke noch zu verſtärken. Bald wurde dem Könige hinterbracht, welche Schmähreden und Spöttereien Voltaire ſich erlaube, bald wie derſelbe laut geäußert, daß er, dem Käfige glücklich entronnen, nie freiwillig in denſelben zurückkehren werde, bald kamen ſelbſt aus Paris Nachrichten, daß Voltaire mit dem Könige für immer gebrochen habe, daß er das von demſelben gehabte Vertrauen in aller Art mißbrauche, und in ſeinen Briefen ſchon jetzt die ungehörigſten Plaudereien übe. Jemehr der König ihm ſein Innerſtes geöffnet, je ſorgloſer er Urtheile über Sachen und Perſonen ihm mitgetheilt hatte, um deſto ſchmerzlicher mußte er bei dem Gedanken ſich empört fühlen, von dem einſtigen Liebling ſo verrathen zu werden. Was Voltaire ſagen konnte, durfte dahingeſtellt bleiben, aber was er zeigen konnte, war nicht gleichgültig. In dieſem Betreff beunruhigten den König nicht nur die von ihm in Voltaire's Händen befindlichen Briefe, ſondern eben ſo ſehr ein Band Gedichte, die nur in wenigen Abdrücken für die vertrauteſten Freunde vorhanden waren, und deren Bekanntwerden dem Könige ſelbſt politiſchen Nachtheil bringen mußte. Von Unwillen und Beſorgniß erregt, traf dieſer daher Anſtalt, ſeine Briefſchaften und Druckſachen zurückfordern zu laſſen und nöthigenfalls die Rückgabe zu erzwingen; er durfte ſich hiezu um ſo mehr berechtigt glauben, als auch Privatperſonen in ſolchem Falle nicht ſcheuen, den in ihren Umſtänden nur immer möglichen Zwang auszuüben; Voltaire ſtand überdies in des Königs Dienſt und durfte auch in der Fremde zum Gehorſam angehalten werden. Damit jedoch ein ſo häßlich gewordenes Verhältniß völlig aufhörte, und das von Voltaire verbreitete Vorgeben, als wolle man ihn wider Willen in Preußen feſthalten, ſogleich zerfiele, beſchloß der König, ihn zugleich aus dem Dienſte zu entlaſſen, und ihm die Zeichen der bis dahin getragenen Gunſt und Würden abzunehmen.

Die Gründe zu ſolchem Verfahren müſſen ſich bei dem Könige nach ſeiner Rückkehr aus Schleſien ſchnell angehäuft und den herben Entſchluß eilig zur Reiſe gebracht haben, denn der Geheime Kämmerier Fredersdorff, welcher als ein redlicher, zuverläſſiger und tüchtiger Diener in großem Vertrauen ſtand, erhielt ſchon am 11. April den Auftrag, an den preußiſchen Reſidenten, Kriegsrath von Freytag, zu Frankfurt am Main, wo Voltaire auf der Reiſe nach Plombieres durchkommen mußte, folgenden Befehl aufzuſetzen, welchen der König eigenhändig unterzeichnete:

„Seine Königliche Majeſtät, unſer allergnädigſter Herr, machen Dero Reſidenten und Kriegsrath von Freytag hierdurch in Gnaden bekannt, wie daß der von Voltaire mit ehſten Frankfurt am Main paſſiren wird, als iſt Seiner Königlichen Majeſtät Befehl, daß Er ſich mit Zuziehung des dortigen Hofrath Schmid zu ihm verfügen, dem Voltaire im Namen Seiner Königlichen Majeſtät den Kammerherrnſchlüſſel, wie auch das Kreuz und Band pour le mérite abfordern, und da auch der von Voltaire alle ſeine von hier abgehende Pakete und Emballagen dorthin addreſſiret, worunter von Seiner Königlichen Majeſtät höchſt eigenen Händen viele Briefe und Skripturen ſich befinden werden, als ſollen gedachte Pakete und Emballagen, auch ſeine bei ſich habenden Chatullen in Ihrer Gegenwart geöffnet werden, und alles Beſchriebene abgenommen werden, ingleichen ein Buch, welches Einlage beſaget. Da aber dieſer Voltaire ſehr intrigant, als haben Sie beiderſeits alle Präkaution zu nehmen, daß Er Ihnen nichts verhehlet und unterſchläget. Nachdem alles wohldurchſucht und in Empfang genommen worden, ſo muß es gut eingepackt werden und an mir nach Potsdam geſandt werden. Allenfalls Er ſich mit Gutem Obiges nicht wollte abnehmen laſſen, ſoll Er mit Arreſt bedrohet werden, und ſo dieſes nichts helfen möchte, muß Er wirklich arretirt werden, und ohne Komplimente Alles genommen, Ihn aber alsdann reiſen laſſen. Ich bin Euer wohlaffektionirter Frch.

Potsdam, den 11. April 1753."

Daß der König hiezu ſich der Hand Fredersdorff's, und nicht eines ſeiner Kabinetsräthe bediente, darf nicht auffallen, wenn man weiß, daß Friedrich dergleichen Aufträge, die nicht in den Lauf gewöhnlicher Geſchäfte fielen, gern durch die ſeiner Perſon grade naheſtehenden Vertrauten ausführte, und Fredersdorff war es, der auch bei den früheren Mißhelligkeiten zwiſchen dem Könige und Voltaire als Zwiſchenträger mit Sinn und Geſchick erfolgreich gedient hatte. In dieſem Umſtande jedoch, daß ein zwar eifriger und kluger, aber zu Geſchäften nicht ſtreng eingeübter Diener den Willen des Königs in Worte faßte, liegt der erſte Keim aller Verwirrung und alles Mißgeſchicks, das ſich aus dieſem ſcheinbar einfachen Handel ſo unſelig und verdrießlich für beide Theile entwickelte, und welches dann freilich der thörichte Wahn, die verkehrte Verſchmitztheit und der blinde Ungeſtüm Voltaire's zur äußerſten Spitze trieben. Die Mängel des Ausdrucks und die Nachläſſigkeit der Ausfertigung fielen auch den Empfängern ſogleich auf, denen die eigentliche Meinung der Sache um ſo weniger klar ſein konnte, als ſie von den näheren Verhältniſſen nicht unterrichtet waren, und wegen der Briefſchaften und Skripturen eben ſo leicht zu wenig als zu viel thun konnten. Beide Beauftragte fühlten indeß, fürerſt ſei die Hauptſache, ſolche Vorkehrungen zu treffen, daß ihnen der Reiſende nicht entſchlüpfen könne. Und auf dieſen Zweck wandten ſie ihren beſten Eifer mit genugſamer Klugheit. Sie empfingen den

Königlichen Befehl am 19. April, brauchten den nächſten Tag zu Erkundigungen und Anſtalten, und antworteten am 21. April dem Könige wie folgt:

„Ew. Königlichen Majeſtät allergnädigſte Handſchreiben vom 11. d. die von Voltairiſche Affairen betreffend ſind uns vorgeſtern behändigt worden. Wir haben bei jetzigen Meßzeiten, da alle Moment Fremde ankommen, ſolche mesures genommen, daß wir hoffen können, Ihn nicht zu verfehlen. Unterdeſſen kommen wir hierdurch allerunterthänigſt anzufragen, ob, wenn er vorgeben ſollte, daß ſeine Emballagen bereits voraufgeſchicket wären, man Ihn, bis Er ſie zurück kommandirt, allhier in Verwahrung behalten möchte, — und wie die Worte „ingleichen ein Buch, welches Einlage beſaget“ zu verſtehen, geſtalten keine Einlagen bei Ew. Königlichen Majeſtät allergnädigſten Handſchreiben befunden worden.

Man ſpricht hier, daß Er wirklich bettlägerich ſeie und vor Ausgang der Leipziger Meſſe nicht hier paſſiren werde. Wir verharren in devoteſter und treueſter Devotion ꝛc.“

Freytag hatte indeß die nöthigen Anſtalten erdacht, die in nächſtfolgendem Promemoria aufgezeichnet ſind, und ſolche dem Hofrath Schmid zur Genehmigung vorgelegt:

„Promemoria.“

1. Wird Herr Hofrath Schmid von der Güte ſein, ſowohl an dem Allerheiligen- als Friedberger Thor die Thorſchreiber, welche von denen Einundfünziger dependiren, und welche Reſpekt und Furcht vor ihnen haben müſſen, dahin und zwar perſönlich zu inſtruiren, daß ſie auf die Ankunft des von Voltaire genaue Acht haben; deſſen Quartier nicht allein zu befragen, ſondern auch der Kutſche ſogleich einen Gefreiten nachzuſchicken, um zu ſehen, ob Er auch in dem angegebenen Wirthshauſe abgetreten. Hiernächſt muß beſagtem Hrn. Hofrath von der Ankunft ſogleich durch einen beſonderen Gefreiten Nachricht gegeben werden, welchem der Thorſchreiber 20 Kreuzer vor den Gang zu verſprechen hat; dem Thorſchreiber wäre auch ein Dukat pro discretione zu verſprechen. Dem Thorſchreiber muß zwar verboten werden, daß Er dem Voltaire nicht eröffne, man habe ſeinetwegen Beſtellungen

gethan; doch muß man dem Thorſchreiber einen Prätext machen, warum man dieſe Beſtellung thue, nämlich man habe ein Packet Ihme einzuhändigen. Sollte ſich der Voltaire einen anderen Namen geben, ſo wäre gut, wenn der Thorſchreiber kommittirt würde, alle Franzoſen, die mit einer reputirlichen Equipage ankommen, bei dem Hr. Hofrath anmelden ſollen. Er kann auch allenfalls nach ſeiner Statur und Geſichtsbildung Ihnen beſchrieben werden.

2. Bei dem Poſtmeiſter Kleeß durch ſeinen Oberknecht aufpaſſen laſſe, unter dem Prätext, daß er Ihn weiter führen ſolle.

3. Wäre gut, wenn Hr. Hofrath einen vertrauten und verſtändigen Menſchen auf Friedberg ſchickte, welcher allda im Poſthaus, bis auf deſſen Ankunft, liegen bleiben müßte, und dem man täglich einen Thaler reichen könnte.

4. Wie ich dann eben dergleichen noch heute nach Hanau bewerkſtelligen werde.

5. Wäre ſich beiderſeits zu erkundigen, wo ſonſten Hr. von Voltaire bei ſeiner Durchreis logirt habe.

6. Wäre beiderſeits etliche Spionen auszuſchicken, welche täglich in die vornehmſte Wirthshäuſer gingen, und nach einem gewiſſen franzöſiſchen Kavalier Namens Maynvillar fragten, ſie werden ohne Zweifel die Antwort mit Nein erhalten, hingegen werden ſie antworten: Es iſt zwar ein Franzoſe da, aber er ſchreibt ſich Voltaire; und auf dieſe Art werden wir es erfahren ohne nach ihm zu fragen.

7. Werd ich meinen Briefträger, der mir ſehr vertraut iſt, ingeheim inſtruiren, genau Acht zu haben, ob bereits Briefe an denſelben angekommen, und an wen ſie addreſſiret worden ꝛc.

Hr. Hofrath belieben Ihre Gedanken darzu zu ſetzen, und mir dieſes zu remittiren. Mein Mann auf Hanau gehet heute noch ab.“ —

Schmid, dem eigentlich nur die zweite Rolle beſchieden war, der aber heftiger und dreiſter war, als Freytag, und auf deſſen Urtheil dieſer daher den größten Werth legte, billigte die gemachten Vorſchläge und ſchritt ſogleich zur Ausführung; beſonders den ſiebenten Punkt hielt er für „ſehr vorträglich". Da nun Freytag noch aus den Zeitungen erſehen hatte, daß für Voltaire im goldenen Löwen bereits Wohnung beſtellt ſei, und man ihn allda in einiger Zeit erwarte, ſo ſchien es unmöglich, daß er ihnen entgehen könnte, und ſie glaubten deshalb auch, die auf den nächſten Stationen aufgeſtellten Leute mit aller Sicherheit wieder abrufen zu können.

Mittlerweile wurde von Potsdam den 29. April abermals eine Kabinetsordre und wieder von Fredersdorff ausgefertigt, worin die frühere beſtätigt und in Betreff der ausgelaſſenen Angabe erläutert wurde. Sie lautet:

„Seine Königliche Majeſtät geben den von Freytag und Dero Hofrath Schmid hierdurch zur gnädigſten Antwort, daß wann der Voltaire Frankfurt paſſiren ſollte, es bei dem erſten Schreiben bleiben ſoll. Sollten ſeine Emballagen ſchon durch ſein, ſo ſoll Er ſo lange arretirt ſein, bis Er alle Königlichen Manuſkripte richtig ausgeliefert, und muß Er ſeine Emballagen laſſen zurückkommen, damit Sie es beide ſehen. Das Buch, welches hauptſächlich mit retour kommen ſoll, iſt benannt Oeuvres de Poesie. Frch.

Potsdam, den 29. April 1753.

Ordre an den von Freytag und Schmid dem Voltaire ſeine Emballagen durchzuſuchen und die verlangte Manuſkripte rauszunehmen."

Auch hier fällt wieder die ungenaue Bezeichnung auf, da es nicht mehr „Briefe und Skripturen" ſondern „alle Königlichen Manuſkripte" heißt, wobei ſelbſt litterariſche Männer zweifelhaft ſein konnten, was alles für Papiere und beſonders auch bis zu welchem Belange gemeint ſein möchten.

Inzwiſchen vernahm Schmid, daß Voltaire noch in Leipzig mit verſchiedenen Arbeiten beſchäftigt und wohl ſo bald noch nicht in Frankfurt zu erwarten ſei. Durch Unwohlſein verhindert auszugehen, ſchrieb er dies unverzüglich an Freytag, durch ein Billet vom 6. Mai, und meldete zugleich: „Das quäſtionirte Buch, wovon Seine Königliche Majeſtät Anregung in deren Befehl gethan, beſteht in einem Band Poeſie in Manuſkript zur beliebigen Nachricht"; — welche Vorausſetzung doch, wie wir ſchon wiſſen, irrig war, und nur dazu beitragen mußte, die Verwirrung zu vermehren, da ſich ſchwer begreifen ließ, daß der König auf ein gedrucktes Buch einen ſo hohen Werth legen ſollte.

Eine neue Schwierigkeit erhob ſich für Freytag, als ihm Schmid ankündigte, er müſſe zu der auf den 28. Mai ausgeſchriebenen Generalverſammlung der Königlich preußiſchen aſiatiſchen Handelsgeſellſchaft nothwendig an jenem Tage in Emden eintreffen, und fordere ihn daher auf, falls Voltaire in der Zwiſchenzeit ankäme, die Königlichen Befehle nach dem Buchſtaben auszuführen, jedoch in Beiſein des frankfurtiſchen Senators Dr. Rücker, der den Abweſenden hiebei zu erſetzen ganz geeignet ſei. Freytag aber, wegen dieſes neuen Umſtandes beunruhigt, wollte dieſe Stellvertretung nicht ſogleich gutheißen, ſondern fragte unter dem 22. Mai bei dem Könige an, wen er nach Schmid's Abreiſe zum Beiſtand nehmen ſolle, und ob nicht ſein Sekretair Dorn, als ſchon in Dienſtverpflichtung ſtehend, dazu tauglich erachtet werde? Hierauf erwiederte Fredersdorff am 29. Mai Folgendes:

Hochwohlgeborner Herr
Inſonders hochgeehrter Herr Geheimder Kriegsrath.

Auf Euer Hochwohlgeboren abgelaſſenes an des Königs Majeſtät unter dem 22. Mai laſſen Höchſtdieſelben allergnädigſt wiſſen, daß, da der von Voltaire ſich in Gotha einige Monate aufhalten wird, die aufgetragene Kommiſſion ganz ruhig ſein ſoll, bis der von Voltaire nach verfloſſener Zeit Frankfurt paſſiren wird, und da hoffentlich der Herr Hofrath Schmid gegen der Zeit wohl wieder zu Hauſe ſein dürfte, ſo würde es nicht rathſam einen anderen Aſſiſtenten anzunehmen. Sobald aber der von Voltaire dort paſſiren werde, bleibe es bei der einmaligen Königlichen Ordre. Es iſt mir angenehm bei dieſer Gelegenheit zu verſichern, wie ich mit der vollkommenſten Hochachtung bin

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 29. Mai
1753.

Ergebenſter Diener
Fredersdorff.

Die Vorſicht Freytag's war hierdurch gerechtfertigt, der König wollte den Kreis des Geheimniſſes nicht erweitert ſehen. Jedoch war die Vorausſetzung irrig, Voltaire würde noch längere Zeit in Gotha verweilen, und bei ſeiner Ankunft in Frankfurt dennoch Schmid von Emden ſchon zurückgekehrt ſein. Die Sachen kamen zur Entſcheidung, noch bevor Freytag dieſe Antwort Fredersdorff's empfangen konnte.

Voltaire hatte ſeine Reiſe von Leipzig fortgeſetzt, war nach der Mitte des April in Gotha eingetroffen, und erfuhr abſeiten des dortigen Hofes die beeifertſte und ſchmeichelhafteſte Aufnahme. Nachdem er über einen Monat hier verweilt, nahm er ſeinen Weg über Kaſſel, wo er den Landgrafen beſuchen wollte. Hier fand er unvermuthet den Kammerherrn von Pöllnitz, den bekannten Schriftſteller und Höfling, der zu Friedrichs naher Umgebung in Potsdam gehörte. Voltaire ſprach nur flüchtig mit ihm, doch fiel ihm die Anweſenheit des Mannes auf, und er verwunderte ſich, was doch Pöllnitz in Kaſſel vorhaben möge? Der Argwohn, derſelbe könne ſeinetwegen abgeſchickt ſein, mag in Voltaire's Seele ſich wohl geregt haben, wir finden aber nichts, was dieſen Verdacht begründen könnte. Man wußte ſchwerlich in Potsdam, daß Voltaire nach Kaſſel kommen würde, wo Pöllnitz auch gar nicht ſeine Nähe ſuchte, ſo wenig er ihm nach Wabern folgte, wo ſich der heſſiſche Hof damals aufhielt, und Voltaire ein paar Tage angenehm zubrachte.

Collini giebt eine artige Schilderung von Voltaire's bequemer, herrſchaftlicher, reicher Art zu reiſen: ſie war ſeinem Alter, ſeiner Kränklichkeit und ſeinen Vermögensumſtänden angemeſſen, ohne Gepräng und ohne Knickerei, doch immer bemerkbar genug durch ihr ſtattliches Anſehen; er reiſte ganz offen unter ſeinem Namen, und dachte weder an Geheimniß noch an Täuſchung. Seine gute Laune, ſein litterariſcher Fleiß, verließen ihn auch unterwegs nicht, und jeder Aufenthalt war durch Arbeiten bezeichnet, deren er die verſchiedenartigſten unter allen Umſtänden betrieb und förderte. So völlig harmlos und guter Dinge, kamen die Reiſenden über Marburg, Gießen, Butzbach und Friedberg, wo ſie ſich die Muße nahmen die Salzwerke zu beſehen, am 31. Mai gegen

Abend wohlbehalten in Frankfurt an, bezogen die im goldenen Löwen vorausbeſtellten Zimmer, und dachten am folgenden Tage die Reiſe nach Straßburg fortzuſetzen.

Hier beginnt nun eine Reihe von Auftritten, in welchen ein unſcheinbarer, auf ſtillen Verlauf abgeſehener Handel zu dem lärmvollſten Ereigniß aufſchwoll, und ein Gegenſtand der allgemeinen Theilnahme wurde. Wir haben die verſchiedenartigſten Berichte gegen einander abzuwägen, wobei die Wahrheit aus den unvollkommenen Zeugniſſen doch oft unmittelbar der Anſchauung ſich aufdrängt.

Freytag ſchritt gleich am nächſten Morgen zur Vollziehung der Befehle des Königs. Da er auf ſeine letzten Anfragen noch keine Antwort von Potsdam hatte, ſo blieb ihm nur übrig, die von Schmid empfohlenen Anordnungen zu befolgen. Er benachrichtigte daher den Senator Rücker, nahm noch einen in Frankfurt auf Werbung liegenden preußiſchen Offizier zu Hülfe, und begab ſich mit beiden am 1. Juni früh zu Voltaire, als dieſer eben Anſtalten zur Wiederabreiſe zu treffen vorhatte. Was nun erfolgte, darüber erſtattete Freytag noch deſſelben Tages dem Könige nachſtehenden Bericht:

„Allerdurchlauchtigſter, großmächtigſter König,
Allergnädigſter König und Herr!

Nachdeme der Hofrath Schmid nach Emden abgereiſet, ſo hat Er mir einen hieſigen Rathsherrn Namens Rücker, welcher in Anſehung des reformirten Kirchenweſens ſich ziemlich preußiſch anſtellet, auch derjenige geweſen, welcher mir dahier die Generalkollekte vor die verunglückten Breslauer ausgewirket, zum Beiſtand mit meiner Bewilligung, bis auf weitere Königliche allerhöchſte Ordre, ſubſtituiret. Da aber unterdeſſen der von Voltaire geſtern hier eingetroffen, ſo haben mich mit beſagtem Senatore Rücker und mit dem hier auf Werbung liegenden Lieutenant von Brettwitz, Allemanniſchen Regiments, zu dem von Voltaire verfüget. Nach gemachten Politeſſen eröffnete Ihme Ew. Königlichen Majeſtät allergnädigſte Willensmeinung. Er wurde ſehr beſtürzt, thate die Augen zu, und lehnte ſich hinten an den Stuhl. Ich hatte Ihme nur von denen Papieren geſprochen, und da er ſich rekolligiret, ſo ließe Er ſeinen bei ſich habenden ami Collini [Freytag ſchreibt Coligni], den ich heißen einen Abtritt zu nehmen, in das Zimmer kommen, und eröffnete mir zwei Koffers, eine große Chatulle und zwei Portefeuilles. Er machte tauſend contestationes von ſeiner fidélité gegen Ew. Königliche Majeſtät, wurde wieder ziemlich ſchwach, wie Er denn wie ein Skelett ausſiehet. Bei dem erſten Koffer fande ich gleich beigehendes sub a alſo eingewickeltes und überſchriebenes Packet, welches ich ohne es zu eröffnen dem Offizier zur Verwahrung einhändigte; die übrige Viſitation hat von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags gedauert, und habe weiter nichts als ein poème, welches er mir nicht gerne laſſen wollte, und welches ich mit in das Paket gethan, gefunden. Hierauf ließe das Paket sub a von dem Senatore pitſchiren, und ich druckte ebenfalls mein Signet drauf. Ich fragte Ihn auf ſeine Ehre, ob Er ſonſten nichts hätte; ſo konteßirte er heilig quod non. Nun kamen wir auf das Buch oeuvres de poésies, das, ſagte Er, hätte Er in einem großen Verſchlag, Er wüßte nicht, ob er in Leipzig oder Hamburg wäre. Hierauf deklarirte Ihme, daß ich Ihn, ohne dieſen Verſchlag zu haben, von hier nicht weglaſſen könnte. Er thate hundert Vorſchläge um Ihn fort zu laſſen. Er müßte die Bäder brauchen, ſonſt wäre der Tod vor Ihn gewiß. Da ich die Sache nicht gerne vor den Rath kommen laſſen wollte, abſonderlich weil Er ſich noch wirklich, und auch bei mir, vor einen gentilhomme de chambre von Frankreich ausgiebt, bei welchen Umſtänden der Magiſtrat bei Arreſtirungen viele Diffikultäten macht; ſo bin endlich dahin mit Ihme konveniret, daß Er, bis zu Ankunft oben ermeldten Ballots von Hamburg oder Leipzig, an dem Hauſe wo er jetzo ſich befindet, im Hausarreſt verbleiben, und mir zu meiner Sicherheit zwei Paketer von ſeinen Papieren, ſo wie ſie auf dem Tiſch lagen, verpitſchirter einhändigen ſollte, auch mir den sub A B angeſchloſſenen Revers ausſtellte. Bei dem Hauswirth, welcher einen Bruder in Ew. Königlichen Majeſtät Dienſten hat, und unter Rochau als Lieutenant ſtehet, Namens Hoppe, habe ſolche Vorkehrungen getroffen, daß Er mit ſeinen Habſchaften nicht wird wegkommen können;

und falls ich Ihme auch etliche Grenadiers zur Wache geben laſſen wollte, ſo ſind doch die hieſigen Militairanſtalten ſo beſchaffen, daß ich mehr auf deſſen Parole, welche er mit einem Eid bekräftiget, als auf die Wache reflektire. Weil Er ſich in der That ſchwach und elend befindet, ſo habe Ihn dem hieſigen erſten Stadtphyſikus zur Pflege übergeben, Ihme auch offeriret mit Ihme in Gärten ſpaziren zu fahren; auch ſonſten meinen Keller und was in meinem Haus iſt zu ſeinen Dienſten dargeboten. Worauf ich ihn ziemlich tranquil und getröſtet hinterlaſſen, nachdem er mir zuvor den Schlüſſel und den Orden nebſt dem Band überliefert.

Noch den nämlichen Abend um 7 Uhr ſchickte Er mir das Kammerherrndekret — sub C —, und dieſen Morgen noch ein Königliches Schreiben — sub D —, welches er unter dem Tiſch gefunden zu haben vorgiebet. Ich kann nicht wiſſen, wie viel Koffres er noch habe, und da ich gar nicht weiß was ich ſuchen ſolle, ob es viel oder wenig, ſo wäre wohl am füglichſten, wenn ein Königlicher Sekretaire hierher käme, der eine genauere Unterſuchung anſtellen könnte; zumalen da ich Ew. Königlichen Majeſtät allerhöchſte eigene Hand gar nicht kenne.

Zuletzt hat er an ſeinen Kommiſſionaire in meinem Beiſein nach Leipzig geſchrieben, daß Eingangs erwähnter Ballot an mich ſpediret werden ſollte; und bate mich, an Ew. Königlichen Majeſtät Geheimden Kämmerier von Fredersdorff zu ſchreiben, damit Er hier nicht länger aufgehalten würde; Er wollte auch, daß ich dieſes per Eſtafett fortſchicken möchte; da nun aber bereits ſchon drei Louisd'or an Unkoſten drauf gegangen, ſo habe mich der ordinairen Poſt bedienet. In devoteſtem Reſpekt beharrt Ew. Königlichen Majeſtät ꝛc.

Ich habe Ihme ein reçu wegen deſſen mir behändigten zwei Paketer Skripturen ausgeſtellet, auch auf ſein inſtändiges Anhalten ein Billet an ihn gefertiget, welches Er zur Konſolation an ſeine Niece ſchicken wollte, worinnen ich Ihme verſprochen, daß Er nach Anlangung des Leipziger Ballots nicht länger aufgehalten werden ſollte.“

Nach dieſer Darlegung ging alles noch glimpflich genug her; Freytag wollte zwar durch die Art ſeiner Erſcheinung einſchüchtern, aber zugleich mit Höflichkeit verfahren, wozu das Bewußtſein, mit einem bisherigen Günſtling des Königs zu thun zu haben, der vielleicht die Gunſt nicht für immer verſcherzt hatte, ihn allerdings auffordern mußte, auch ſagte ihm wohl die ganze Erſcheinung, daß ein Mann von Bedeutung und auch von äußerem Anſehen und Rang ihm vor Augen war. Voltaire's Ueberraſchung, nachdem er vernommen was ihm angeſonnen werde, war gewiß unverſtellt; das Zurücklehnen mit verſchloſſenen Augen iſt bezeichnend, er ſcheint in dieſer Verfaſſung eiligſt überlegt zu haben, was unter den vorhandenen Umſtänden zu thun am gerathenſten ſei, und ſein Verſtand mußte ihm ſagen, daß hier kein Ausweg bleibe als Nachgiebigkeit. Die mühſame Unterſuchung des Gepäcks und die Auslieferung der königlichen Papiere ging denn auch glücklich von Statten. Als aber nun auf das Buch die Rede kam, welches der König verlangte, war es für beide Theile der verdrießlichſte Umſtand, daß dieſes nicht zur Hand, ſondern in einer Kiſte lag, die erſt erwartet wurde, vielleicht auch gar nicht dieſes Weges kommen ſollte. Voltaire mochte ſich anfangs freuen, daß dieſer Umſtand die Abſicht des Königs denn doch zum Theil zu vereiteln ſchien, wenigſtens gab er die Sache ſchwieriger an, als ſie wirklich war, indem er ſagte, er ſelber wiſſe nicht, ob die Kiſte, in welche das Buch mit verpackt worden, in Leipzig oder in Hamburg ſei, denn es iſt mindeſtens zweifelhaft, ob er überhaupt Gepäck nach Hamburg geſandt habe, und als er die unausweichliche Nothwendigkeit erkannte, die Kiſte kommen zu laſſen, wußte er recht gut, daß ſie noch in Leipzig war, und die rechte kam auch in kürzeſter Zeit richtig an. Freytag mochte wohl betroffener ſein als Voltaire, konnte aber nicht umhin, das ganze Gewicht ſeiner eigenen Verlegenheit auf dieſen zu werfen, indem er ihm erklärte, ihn nicht fortlaſſen zu können, bis das Buch abgeliefert worden. Nun ſah Voltaire, daß nur er im Nachtheil war, den er durch ſeine Beredſamkeit vergebens noch abzuwenden ſuchte; er ging auch wirklich die Bedingung ein, bis zur Ankunft der Kiſte unter Ehrenwort in Haft zu bleiben, und das Haus nicht zu verlaſſen. Allein er ſann ſogleich auf Liſten und Vorwände, wie er ſich ohne offenbaren Bruch ſeinem Verſprechen entziehen könnte. Wenigſtens wenn man ſieht, welchen Gebrauch er ſpäter von den Ausfertigungen machen wollte, die ſein inſtändiges Bitten von Freytag erlangte, und bei denen die Tröſtung ſeiner Nichte, als Zweck angegeben war, ſo darf man zweifeln, ob nicht gleich anfangs ſeinen Bitten eine argliſtige Abſicht zum Grunde lag; er mochte fürchten, da man ſchon die Sachen ſo ſtreng nahm, ſo könnten ſich in der nächſten Zeit neue Gründe finden ſie noch ſtrenger zu nehmen, er war ſich gewiß noch vieler Dinge bewußt, welche den Unwillen des Königs verſchärfen konnten, deßhalb wünſchte er, auf die bloße Ankunft der Kiſte ſich als frei betrachten zu dürfen; ja die Verpfändung der beiden Pakete von ſeinen eignen Papieren, — vielleicht grade ſolche, die er leicht verſchmerzen konnte, — hatte vielleicht den Nebenzweck, ſobald es ihm beliebte ſeine Haft als eine nicht durch ſein Wort, ſondern durch ſein Pfand bedingte zu deuten. Das eine dieſer Billette findet ſich in den Akten und lautet in ſehr beeilten Schriftzügen wörtlich:

„J'ai reçu de Monsieur de Voltaire deux paquets d'écritures, cachetés de ses armes, et que je lui rendrai, après avoir reçu la grande malle de Leipzig ou d'Hambourg, où se trouve l'oeuvre des poésies que le roi demande.

Francfort, le 1 juin 1753.

Freytag.
Résident.“

Voltaire ſelbſt aber ſchrieb auf das Rückblatt mit großer ſorgfältiger Schrift: „Promesses de Mr. de Freytag.“

Die widrige Verhandlung und Nachforſchung hatte den ganzen Tag gedauert, und den kränklichen und reizbaren Alten gewiß nicht wenig erſchöpft; doch am Abend war ſein Gemüth ſchon wieder genugſam beruhigt, um ſowohl ſeiner Nichte den Vorfall mitzutheilen, der ſeine Ankunft in Straßburg auf einige Zeit verzögern werde, als auch andere Briefe von ganz freiem Inhalte zu ſchreiben, in welchen er des eignen Mißgeſchicks nicht erwähnte. Collini verſichert, daß er auch ganz unbefangen, als wenn nichts geſchehen wäre, an den in Gotha von ihm begonnenen Annales de l'Empire fortgearbeitet habe. Dieſe ausgezeichnete Fähigkeit und immerwährende Bereitſchaft, ſich in Fleiß und Forſchung zu vertiefen und in ſchaffender Thätigkeit zu erfriſchen, iſt unſtreitig als ein herrliches Zeugniß der Stärke und Freiheit des Voltaire'ſchen Geiſtes auch hier gebührend anzuerkennen.

Ein paar Tage vergingen in dieſem ruhigen Abwarten ganz friedlich. Allein Voltaire, deſſen Anweſenheit bekannt geworden war, empfing nun viele Beſuche, die ihn zum Theil aufregten; das Gefühl nicht frei zu ſein, erbitterte ihn mit jedem Tage heftiger. Seine Reizbarkeit war auf's Höchſte geſtiegen. Collini erzählt, er ſei Nachmittags mit Voltaire im Garten des Wirthshauſes auf- und abgegangen, als der Buchhändler van Duren ſich habe melden laſſen, der eben eine große Frechheit gegen Voltaire verübt hatte; kaum habe Voltaire den Buchhändler erblickt, ſo ſei er blitzesſchnell auf ihn losgeſtürzt, habe ihm eine Ohrfeige gegeben, und ſich dann entfernt; worauf Collini dem Betroffenen keinen anderen Troſt zu geben wußte, als die Bemerkung, daß dieſe Ohrfeige doch von einem großen Manne käme! Voltaire's Stimmung wurde auch bald durch mancherlei Winke und Warnungen erhitzt, die ihn zum Trotz aufforderten, ihm ſein Recht gegen die Gewaltthat des preußiſchen Reſidenten vorſtellten, ihn ſogar noch ſchlimmere Gewaltſamkeit fürchten ließen. Als der Herzog von Meiningen zufällig in Frankfurt eintraf, wollte Voltaire demſelben aufwarten, und war höchſt unwillig, als Freytag dies nicht geſtattete. Hierüber berichtet dieſer, dem inzwiſchen auch das Schreiben Fredersdorff's vom 29. Mai zugegangen war, in Antwort auf daſſelbe unter dem 5. Juni folgendermaßen:

„Hochwohlgeborner Herr,
Hochgeehrteſter Herr Geheimder Kämmerier.

Das mit der letzteren Poſt an Seine Königliche Majeſtät allerunterthänigſt erlaſſene wird unter Kouvert Ew. Hochwohlgeboren richtig überkommen und vermuthlich eröffnet worden ſein. Es ware bei Ankunft des von Voltaire kein ander moyen, als den von Hrn. Schmid vorgeſchlagenen

Aſſiſtenten zu nehmen. Den Offizier, welcher kein Wort franzöſiſch ſpricht, habe ſowohl zu meiner Sicherheit, als auch mir bei dem Voltaire Reſpekt zu machen, damit ich zu keiner publiken Arreſtirung ſchreiten dorfte, mit darzu genommen. Wie ich mir nun ganz wohl einbilden kann, daß Er noch Skripturen genug hinter ſich habe; ſo weiß ich doch kein Mittel ausfindig zu machen, ſolche zu überkommen, er müßte denn in die Königlichen Lande zurückgeführet werden, welches aber ohne beſonderes Requiſitionsſchreiben nicht geſchehen kann. Er fängt ſchon an, ſich gute Freunde zu machen, die ihme vielleicht Hoffnung bei dem Magiſtrat Aſſiſtenz zu erhalten. Er ware, da ich bei Ihme ware, ziemlich inſolent; er verlangte in ein ander Quartier zu ziehen; er wollte dem Herzog von Meiningen aufwarten; ich mußte es ihme, doch mit aller Politeſſe, abſchlagen; da fuhre Er heraus: „Comment, votre roi me veut arrêter ici, dans une ville impériale? pourquoi ne l'a-t-il pas fait dans ses états? Vous êtes un homme sans miséricorde, vous me donnez la mort, et vous tous serez sûrement dans la disgrace du roi.“ Nachdeme ich ihm ziemlich trucken geantwortet, ſo habe mich retiriret.

Er ſcheinet elend und ſchwach zu ſein; ob Er ſich aber verſtellet, und ob Er vielleicht allezeit wie ein Skelett ausſiehet, kann ich nicht wiſſen.

Wo Er ſeine anderen Ballots, die Er in der Welt herum hat, noch hierher kommen laſſen ſollte, ſo wird mir eine oſtenſible Ordre oder auch eine Requiſition an hieſigen Magiſtrat, Ihn in aller Form zu arreſtiren, nöthig ſein.

Das Kreuz und den Schlüſſel werde mit dem Buch einſenden.

Ich halte dieſe Gelegenheit vor einen längſt gewünſchten glücklichen Moment, der mir die Ehre und Gnade verſchafft, mit Ew. Hochwohlgeboren einmal in Korreſpondenz zu kommen, und verſichern zu können, daß ich mit beſonderem Attachement und mit wahrer Hochachtung ſeie ꝛc.“

Von dieſem Tage an nahm Voltaire eine ganz andere Wendung, aller Gleichmuth verließ ihn, er ſah das ihm Widerfahrene nicht mehr als ein verdrießliches Aventheuer an, in das man ſich gutes Muthes fügen müſſe, ſondern als einen unerhörten Mißbrauch der Gewalt, als eine ſchmachvolle Beleidigung, die noch viele andere im Hintergrund habe; der Triumph ſeines Feindes Maupertuis, der Hohn ſeiner Landsleute, denen er bisher im Glanz und Schutze des ruhmvollen Königs getrotzt hatte, welcher ihn jetzt in den Staub zu treten ſchien, die wirklich grauſame Verläugnung, welche dieſer König gegen ihn ausübte, alles dies erbitterte ihn auf's Aeußerſte, und er fühlte ſich Muth und Geiſtesmacht genug, um für ſeine Freiheit und ſeine Rache jetzt alle Mittel aufzubieten. Unverzüglich wandte er den ganzen Eifer ſeines Zorns, die volle Gluth ſeiner Thätigkeit auf dieſen Zweck. Aus der Schlinge, in die er gerathen war, ſich herauszuziehen, war nun ſein heftigſtes Beſtreben. Gelang ihm nur, aus Frankfurt wegzukommen, ſo hatte er gewonnen Spiel; eine günſtige Viertelſtunde war hiebei entſcheidend, war dieſe erlangt und benutzt, ſo lachte er nachher die Anderen aus. Gleich zuerſt hatte er verſucht, das Anſehen des Königs ſelber gegen den Reſidenten aufzuwenden, Mißverſtand und Uebereilung vorauszuſetzen, mit dem Zorn und der ſtrengen Ahndung des Königs zu drohen, wenn die Sache zu deſſen Kenntniß gekommen ſein würde, und allerdings mochte Freytag hiebei ſich nicht allzuwohl fühlen und mancher ängſtlichen Betrachtung Raum geben; indeß waren die empfangenen Befehle zu entſchieden, als daß er ſich hätte erlauben dürfen von ihnen abzuweichen, er mußte ſie erfüllen, ſelbſt auf die Gefahr, dafür nachher Tadel und Vorwürfe einzuärnten. Da Voltaire durch dieſen Verſuch, den König gegen Freytag zu gebrauchen, nichts ausrichtete, ſo mußte er nun den König ſelbſt bekämpfen. Ihm den vermeintlich ſchon gewiſſen Sieg zu entreißen, den dienenden Werkzeugen eine Naſe zu drehen, ſich ſelbſt im Vortheile nicht nur des Rechtes ſondern auch des Erfolges darzuſtellen, das machte er ſich zur dringendſten Aufgabe. Allerdings hatte Voltaire hiezu große Hülfsmittel, ſeine Bewunderer und Anhänger waren zahllos, er ſelbſt hatte eine Art von Machtanſehen, ſeine Verbindungen reichten überall zu den höchſten Perſonen; doch verrechnete er ſich diesmal in der Bedeutung und Anwendbarkeit der

Kräfte, die einem Privatmann gegen politiſche Macht zuſtehen. Voltaire fühlte wohl, daß er ſeine Sache gleich in den höchſten Regionen anknüpfen müſſe. Könnte er dem Könige von Preußen mit dem Kaiſer Trotz bieten und entrinnen, ſo war ihm dies unſtreitig die ſüßeſte Rache, dem Könige der empfindlichſte Streich. Geblendet von dieſer Vorſtellung ging er raſch an's Werk, und entwarf ein Schreiben an den Kaiſer Franz den Erſten, welches wir nach dem Abdruck in Beuchot's trefflicher Ausgabe der Werke Voltaire's hier mittheilen:

„Sire,

C'est moins à l'empereur qu'au plus honnête homme de l'Europe que j'ose recourir dans une circonstance qui l'étonnera peut-être, et qui me fait espérer en secret sa protection.

Sa Sacrée Majesté me permettra d'abord de lui faire voir comment le roi de Prusse me fit quitter ma patrie, ma famille, mes emplois, dans un âge avancé. La copie ci-jointe (de la lettre du roi de Prusse, du 23 août 1750), que je prends la liberté de confier à la bonté compatissante de Sa Sacrée Majesté, l'en instruira.

Après la lecture de cette lettre du roi de Prusse on pourrait être étonné de ce qui vient de se passer secrètement dans Francfort.

J'arrive à peine dans cette ville, le 1er juin, que le sieur Freytag, résident de Brandebourg, vient dans ma chambre, escorté d'un officier prussien, et d'un avocat, qui est du sénat, nommé Rücker. Il me demande un livre imprimé, contenant les poésies du roi son maitre, en vers français.

C'est un livre où j'avais quelques droits, et que le roi de Prusse m'avait donné, quand il fit les présents de ses ouvrages.

J'ai dit au résident de Brandebourg que je suis prêt de remettre au roi son maitre les faveurs dont il m'a honoré, mais que ce volume est peut-être encore à Hambourg, dans une caisse de livres prête à être embarquée; que je vais aux bains de Plombières, presque mourant,

et que je le prie de me laisser la vie en me laissant continuer ma route.

Il me répond qu'il va faire mettre une garde à ma porte; il me force à signer un écrit par lequel je promêts de ne point sortir jusqu'à ce que les poésies du roi son maître soient revenues; et il me donne un billet de sa main conçu en ces termes:

„Aussitôt le grand ballot que vous dites d'être à Leipsick ou à Hambourg sera arrivé, et que vous aurez rendu l'oeuvre de poëshie à moi, que le roi redemande, vous pourrez partir où bon vous semblera.“

J'écris sur-le-champ à Hambourg pour faire revenir l'oeuvre de poëshie pour le quel je me trouve prisonnier dans une ville impériale, sans aucune formalité, sans le moindre ordre du magistrat, sans la moindre apparence de justice. Je n'importunerais pas Sa Sacrée Majesté s'il ne s'agissait que de rester prisonnier jusqu'à ce que l'oeuvre de poëshie, que M. Freytag redemande, fût arrivé à Francfort, mais on me fait craindre que M. Freytag n'ait des desseins plus violents, en croyant faire sa cour à son maître, d'autant plus que toute cette avanture reste encore dans le plus profond secret.

Je suis très loin de soupçonner un grand roi de se porter, pour un pareil sujet, à des extrémités que son rang et sa dignité désavoueraient, aussi bien que sa justice, contre un vieillard moribond qui lui avait tout sacrifié, qui ne lui a jamais manqué qui n'est point son sujet, qui n'est plus son chambellan, et qui est libre. Je me croirais criminel de le respecter assez peu pour craindre de lui une action odieuse. Mais il n'est que trop vraisemblable que son résident se portera à des violences funestes, dans l'ignorance où il est des sentiments nobles et généreux de son maître.

C'est dans ce cruel état qu'un malade mourant se jette aux pieds de Votre Sacrée Majesté, pour la conjurer de daigner ordonner, avec la bonté et le secret qu'une telle situation me force d'implorer, qu'on ne fasse rien contre les lois, à mon égard, dans sa ville impériale de Francfort.

Elle peut ordonner à son ministre dans cette ville de me prendre sous sa protection; elle peut me faire recommander à quelque magistrat attaché à son auguste personne.

Sa Sacrée Majesté a mille moyens de protéger les lois de l'Empire et le Francfort; et je ne pense pas que nous vivions dans un temps si malheureux que M. Freytag puisse impunément se rendre maître de la personne et de la vie d'un étranger, dans la ville où Sa Sacrée Majesté a été couronnée.

Je voudrais, avant ma mort, pouvoir être assez heureux pour me mettre un moment à ses pieds. Son Altesse Royale madame la duchesse de Lorraine, sa mère, m'honorait de ses bontés. Peut-être d'ailleurs Sa Sacrée Majesté pousserait l'indulgence jusqu'à n'être pas mécontente, si j'avais l'honneur de me présenter devant elle, et de lui parler.

Je supplie Sa Majesté Impériale de me pardonner la liberté que je prends de lui écrire, et, surtout, de la fatiguer d'une si longue lettre; mais sa bonté et sa justice sont mon excuse.

Je la supplie aussi de faire grace à mon ignorance, si j'ai manqué à quelque devoir dans cette lettre, qui n'est qu'une requête secrète et soumise. Elle m'a déjà daigné donner une marque de ses bontés, et j'en espère une de sa justice. Je suis avec le plus profond respect etc. Voltaire, gentilhomme ordinaire de Sa Majesté très-chrétienne.

à Francfort, le 5 juin."

Um dieſes Schreiben an ſeine Beſtimmung gelangen zu laſſen, wandte er ſich an einen hohen Staatsmann, mit welchem er in günſtigſtem Verhältniſſe zu ſtehen ſich ſchmeicheln durfte, und der ihm vollkommen geeignet ſchien, ſein Anliegen bei dem Kaiſer zu vermitteln. Der Name iſt ungenannt geblieben, allein es wird vermuthet, daß der Graf Friedrich von Stadion gemeint ſei, Wirklicher Geheimer Rath des Kaiſers und Großhofmeiſter und Staatsminiſter des Kurfürſten von Mainz. Voltaire ſandte ihm die Bittſchrift an den Kaiſer mit nach-

ſtehendem Begleitbriefe, den wir ebenfalls aus Beuchot entnehmen:

„A qui puis-je mieux m'adresser qu'à Votre Excellence? Elle m'a comblé de ses bontés, elle m'a procuré des marques de la bienveillance de Leurs Majestés Impériales, et je regarde aujourd'hui comme un de mes devoirs de n'implorer que sa protection. Je suis sûr du secret avec Votre Excellence; elle verra de quelle nature est l'affaire dont il s'agit par la lettre à cachet volant que je prends la liberté de mettre aux pieds de Sa Sacrée Majesté l'empereur. Elle verra que ce qui se passe à Francfort est d'un genre bien nouveau; elle sentira assez quel est mon danger de recourir à Sa Sacrée Majesté, dans des conjonctures où tout est à craindre, avant qu'un étranger, qui ne connait personne dans Francfort, puisse se soustraire à la violence.

J'espère que ma lettre et les ordres de Sa Majesté Impériale pourront arriver à temps. Mais si vous avez la bonté, Monsieur, de me protéger dans cette circonstance étonnante, je vous supplie que tout cela soit dans le plus grand secret. Celui que mon persécuteur, le sieur Freytag ministre du roi de Prusse, garde soigneusement, prouve assez son tort et ses mauvais desseins. Je ne puis me défendre qu'avec le secours d'un ordre aussi secret adressé à Francfort à quelque magistrat attaché à Sa Majesté Impériale; c'est ce que j'attends de l'équité et de la compassion de Votre Excellence.

Mon hôte, chez qui je suis en prison par un attentat inouï, m'a dit aujourd'hui que le ministre du roi de Prusse, le sieur Freytag, est en horreur a toute la ville, mais qu'on n'ose lui résister.

Votre Excellence est bien persuadée que je ne demande pas que Sa Majesté Impériale se compromette: je demande simplement qu'un magistrat à qui je serai recommandé, empêche qu'il ne se fasse rien contre les lois.

Je supplie Votre Excellence de vouloir bien m'adresser sa réponse par quelque homme affidé; sinon je la prie de daigner m'écrire par la poste, d'une manière générale.

Elle peut assurer l'empereur, ou Sa Sacrée Majesté l'impératrice, que, si je pouvais avoir l'honneur de leur parler, je leur dirai des choses qui les concernent; mais il serait fort difficile que j'allasse à Vienne incognito; et ce voyage ne pourrait se faire qu'en cas qu'il fût inconnu à tout le monde. J'appartiens au roi de France, je suis très incapable de dire jamais un seul mot qui puisse déplaire au roi mon maître, ni de faire aucune démarche qu'il pût désapprouver. Mais, ayant la permission de voyager, je puis aller partout sans avoir de reproches à me faire; et peut-être mon voyage ne serait pas absolument inutile. Je pourrais donner des marques de ma respectueuse reconnaissance à Leurs Majestés Impériales, sans blesser aucun de mes devoirs. Et si, dans quelque temps, quand ma santé sera raffermie, on voulait seulement m'indiquer une maison à Vienne où je pusse être inconnu quelques jours, je ne balancerais pas. J'attends vos ordres, Monsieur, et vos bontés.

Je suis avec la reconnaissance la plus respectueuse, etc. Voltaire, gentilhomme ordinaire de la chambre du roi très-chrétien.

à Francfort-sur-le-Mein, au Lion d'Or, le 5 juin.“

Wir wollen uns bei den ſichtlichen Täuſchungen, der falſchen Beurtheilung aller Verhältniſſe, den thörichten Hoffnungen, welche dieſen beiden Schreiben zum Grunde liegen, nicht weiter aufhalten; doch ſo klug war Voltaire auch in ſeiner Verblendung, nicht ein offenbares Auftreten des Kaiſerlichen Anſehens für ſeine Sache zu erwarten, ſondern nur die Vergünſtigung zu erbitten, daß im Stillen die Wirkſamkeit jenes Anſehens für ihn gebraucht, der Magiſtrat von Frankfurt durch andringliches Vorhalten des Kaiſerlichen Namens eingeſchüchtert und zu dem Beſchluſſe bewogen würde, dem preußiſchen Reſidenten fernere Machthülfe zu verſagen, Voltaire's Abreiſe zu beſchützen, oder auch als Flucht heimlich geſchehen zu laſſen; daß ſein Schreiben erſt nach Wien gehen, dort Entſchließungen hervorrufen und dieſe dann in Frankfurt zur Anwendung kommen ſollten, war ſchwerlich ſeine Meinung; ſo große Friſt, als hiezu erforderlich war, wollte er ſeiner jetzigen Haft wohl nicht vorausſetzen; die Wirkung ſeines Anrufs an den Kaiſer ſollte in der Nähe Statt finden, ſollte den hohen Gönner, und allenfalls den Kurfürſten von Mainz, veranlaſſen, in Frankfurt unter der Hand aufmerkſam zu machen, daß das Reichsoberhaupt die bewieſene Gefälligkeit für Preußen mißbilligen dürfte. Beide Schreiben machen übrigens der Beſonnenheit und richtigen Erwägung des Abfaſſers wenig Ehre, und ſie konnten unmöglich einen guten Eindruck hervorbringen. Die bittende Schmeichelei wird durch ihre Aufdringlichkeit widrig, und verräth ſogleich, daß ſie nur dem augenblicklichen Zwecke dienen ſoll. Das Hindeuten auf Mittheilungen, welche Voltaire dem Kaiſerlichen Hofe zu machen im Stande wäre, und welche nur als ein Verrath an dem Könige, der ihm ſein Vertrauen geſchenkt hatte, gemeint ſein können, iſt die größte Selbſtvergeſſenheit, in welche ſich Voltaire je hat ſinken laſſen; der Kaiſerliche Hof ſelber mußte dies Anerbieten verächtlich finden, und begehrte die Staatsgeheimniſſe Preußens wohl nicht durch Voltaire zu erfahren! Die Darlegung der Vorgänge ſelbſt hat einiges Ungenaue, das wir aber dem verzweifelten Gefangenen, der ſein eigener Sachwalter ſein muß, verzeihen können. Die beharrliche Wiederholung der lächerlichen Schreibart poëshie, die er dem Reſidenten Freytag aufmutzte, wäre wenigſtens unſchicklich, aber ſie iſt wohl noch ſchlimmeres! Faſt überall, wo Voltaire dieſer Vorgänge gedenkt, iſt er befliſſen, dieſe Lächerlichkeit mit anzubringen, die als unauslöſchlicher Fleck dem armen Freytag ewig zu Spott und Verachtung anhaften ſoll. Die Sache iſt höchſt unbedeutend, beſonders in Betracht jener Zeit, in welcher die beſten Schriftſteller ſelten fehlerfrei ſchrieben; auch Voltaire ſelbſt machte dergleichen Schnitzer, und ſeine Nichte Mad. Denis läßt es daran nicht fehlen, ſie waren einem preußiſchen Beamten wenigſtens nicht höher anzurechnen. Was aber unſeren Fall beſonders merkwürdig macht, iſt der Umſtand, daß der gerügte Fehler in Freytag's Handſchriften ſich gar nicht findet, ſondern von Voltaire ihm geradezu angedichtet iſt, Freytag ſchreibt in den zahlreichen Fällen, wo er das Wort gebraucht, immer poeſie oder poesies, und nicht ein einzigesmal poëshie. Eben ſo wenig kommt die Entſtellung von monsieur in monsir, welche Voltaire gleicherweiſe dem Gegner beiher andichtet, in deſſen Handſchrift vor. Ueberhaupt erſcheint derſelbe des Franzöſiſchen kundig genug, um als Geſchäftsmann völlig damit auszureichen, und wenn ihm auch in ſeinem ſchweren Kanzleideutſch behaglicher iſt, ſo verſchmäht er doch ſogar in dieſem nicht eine Berufung auf Molière, was mehr iſt als man verlangen durfte!

Wie ſehr Voltaire's Eifer und Blindheit mit jedem Tage ſtiegen, ſehen wir aus einem zweiten von Beuchot mitgetheilten Schreiben an den hohen Staatsmann, dem er diesmal zumuthete, gradezu ein Falſum für ihn zu verüben oder verüben zu laſſen, ihm einen falſchen Titel und mit dieſem den Schein einer Eigenſchaft beizulegen, die er nicht beſaß, und nie beſitzen konnte. Dieſer Anſchlag war ſo unwürdig, als verzweifelt und thöricht, und wäre ſogleich als eine ſchlechte Liſt erkannt worden. Die Rathgeber, denen er hierin folgte, dienten ihm ſchlecht, und erhitzten ihn mit grundloſen Vorſtellungen. Auf dieſe Weiſe konnte er nichts gewinnen, im Gegentheil mußte er den Perſonen ſelbſt, an die er ſich wandte nur gering und widrig erſcheinen. Der Brief lautet folgendermaßen:

„Monsieur,

Ce matin, le résident de Mayence m'est venu avertir que la plus grande violence était à craindre, et qu'il n'y a qu'un seul moyen de la prévenir; c'est de paraître appartenir à Sa Sacrée Majesté Impériale. Ce moyen serait efficace, et ne compromettrait personne; il ne s'agirait que d'avoir la bonté de m'écrire une lettre par laquelle il fût dit que j'appartiens à Sa Majesté et que le dessus de la lettre portât le titre qui serait ma sauvegarde. Par exemple, à M. de . . . chambellan de Sa Sacrée Majesté; et on me manderait dans le corps de la lettre que je dois aller à Vienne sitôt que ma santé le permettra.

Votre Excellence peut être persuadée que si on avait la bonté de m'écrire une telle lettre, je n'en abuserais pas, et que je ne la montrerais qu'à la dernière extrémité.

Je n'ose prendre la liberté de demander cette grace; mais si la compassion de Votre Excellence, si celle de Leurs Majestés Impériales daignait condescendre à cet expédient, ce serait le seul moyen de prévenir un coup bien cruel. Ce serait me mettre en état de marquer ma sincère reconnaissance, et encore une fois, on ne serait pas mécontent de m'entendre.

Mais, Monsieur, s'il y a le moindre inconvénient aux partis que je propose avec la plus profonde soumission, et avec toute la défiance que je dois avoir de mes idées, s'il n'y a pas moyen de prévenir la violence, je suis sûr au moins que Votre Excellence me gardera un secret dont dépend ma vie; je suis sûr que Leurs Sacrées Majestés ne me perdront pas si elles ne sont pas dans le cas de me protéger.

En un mot, Monsieur, j'ai une confiance entière dans l'humanité et dans les vertus de Votre Excellence, et, quelque chose qui arrive, je serai toute ma vie, avec le plus profond respect, Monsieur, de Votre Excellence le très humble et très-obéissant serviteur Voltaire.

à Francfort, au Lion d'Or, 7 juin 1753."

Während Voltaire mit der erdichteten Eigenſchaft eines Kaiſerlichen Kammerherrn etwas auszurichten hoffte, ließ er auch ſeine wirkliche Eigenſchaft als Kammerjunker des Königs von Frankreich, wie wir geſehen, nicht ungenutzt. Allein er fühlte wohl, daß er mit der Berufung auf ſeine Heimathverhältniſſe ſehr vorſichtig zu ſein Urſache hatte. Der König war ihm abgeneigt, die Hauptſtadt ihm verboten, durch ſein Verhältniß in Preußen ſein Anſpruch auf das Vaterland zweifelhaft geworden. Er konnte gegen Freytag und bei der Stadt Frankfurt wohl darauf pochen, ein Franzoſe zu ſein, wußte aber ſehr gut, daß die franzöſiſche Regierung nicht den geringſten Schritt für ihn thun würde. Indeß durfte er hoffen, durch ſeine zahlreichen Freunde und Gönner in Frankreich doch große Wirkungen hervorzubringen, und er unterließ gewiß nichts, was den Eifer der Seinen befeuern, die Meinung zu ſeinem Vortheil ſtimmen, die Gegner ſchrecken und hemmen konnte. Mad. Denis, welche von Paris zu ſeinem Empfange nach Straßburg gekommen war und ihn dort erwartete, war die Mittelsperſon dieſes Betriebes, und that ihrerſeits alles Mögliche, denſelben zu verſtärken. Von den Briefen, welche Voltaire in dieſer Zeit an ſeine näheren Freunde muß geſchrieben haben, iſt bei Beuchot nur einer an den Grafen d'Argental aufbewahrt, und er lautet wie folgt:

„Ma nièce me mande de Strasbourg que j'ai fait un beau quiproquo; pardonnez, mon cher ange. Vous avez dû être un peu étonné des nouvelles dont vous aurez deviné la moitié en lisant l'autre. Je ne doute pas que ma nièce ne vous ait mis au fait, et ne vous ait renvoyé la lettre qui était pour vous.

Vous verrez ci-joint un petit échantillon des calculs de Maupertuis. Est-ce là sa moindre action?

Il n'est pas moins surprenant que, pour se faire rendre un livre qu'on a donné, on arrête, à deux cents lieues, un homme mourant qui va aux eaux. Tout cela est singulier. Maupertuis est un plaisant philosophe.

Mon cher ange, il faut savoir souffrir; l'homme est né en partie pour cela. Je ne crois pas que toute cette belle avanture soit bien publique; il y a des gens qu'elle couvre de honte; elle n'en fera pas à ma mémoire.

Adieu, mon cher ange; adieu, tous les anges. La poste presse. Et le pauvre petit abbé, où diable fait-il pénitence de sa passion effrénée pour le bien public? Portez-vous bien.

à Francfort-sur-le-Mein, sous l'enveloppe de M. James de Lacour; ou, si vous voulez, à moi chétif, au Lion d'Or."

Mad. Denis, als ſie den unfreiwilligen Aufenthalt ihres Onkels in Frankfurt ſich verlängern ſah, wollte ihm wenigſtens mit Troſt und Pflege zur Seite ſtehen, und traf am 9. Juni in Frankfurt ein, wo ſie in demſelben Gaſthof, wo Voltaire ſeine Gefangenſchaft abwartete, ihre Wohnung nahm. Dieſe Nichte, welche ein böſes Weib zu nennen uns Voltaire ſelbſt das Recht giebt, war die Wittwe eines franzöſiſchen

Offiziers, welche bei dem Mangel eignen Vermögens auf die große Erbſchaft ihres Onkels hoffte, und ſich demſelben aus dieſem Grunde anſchloß, übrigens aber wenig Liebe zu ihm hatte, im Gegentheil ihn durch Härte und Selbſtſucht kränkte. Der in ſolch nahen Verhältniſſen überaus liebenswürdige Greis kannte die Nichte recht gut, wie ein rührender Klagebrief uns klar genug beweiſt, aber mit Willen drückte er die Augen zu, und ſuchte die Nichte nur immer zu begütigen, auch ſie vor der Welt ſtets im günſtigſten Licht erſcheinen zu laſſen. Den König von Preußen haßte ſie, weil er ſeine Bewunderung und Liebe für Voltaire nie auf die ihm wenig zuſagende Nichte hatte überſtrömen laſſen; ſie hatte nie aufgehört, ſo lange Voltaire in Preußen war, ſein Mißtrauen gegen den König zu erregen, ſeine Unzufriedenheit zu nähren. Der Frankfurter Vorgang ſchien ihren Vorherſagungen volles Recht zu geben, und ihre Empörung ſtimmte leidenſchaftlich in die des Onkels ein, deſſen Thätigkeit ſie nun aus allen Kräften unterſtützte. Nun hatte Voltaire den Vortheil, eine Frauenhand ſchreiben zu laſſen, die er leiten konnte, ohne daß ſie ihn verantwortlich machte, und gleich in den nächſten Tagen liefen neue Bitten, Anforderungen und Beſchwerden nach allen Richtungen aus. Wir finden bei Beuchot den Schluß eines Briefes vom 11. April, den Voltaire ſeiner Nichte an den Grafen d'Argenſon diktirt zu haben ſcheint: „Voilà — heißt es darin — la cruelle situation où je me trouve. Je n'ai pas la force de vous écrire de ma main. Je vous conjure de lire la lettre du roi de Prusse, ci-jointe. Quelque connaissance que vous ayez du coeur humain, vous serez peut-être surpris. Mais vous le serez peut-être encore davantage des choses que j'aurai à vous dire à mon retour.“ Der hier erwähnte Brief des Königs iſt wieder derſelbe, den auch der Kaiſer leſen ſollte, nämlich der Einladungsbrief nach Sansſouci, aus dem ſich Voltaire eine Waffe machte, und den er in Abſchriften möglichſt vervielfältigte.

An dem genannten Tage ſchrieb Mad. Denis auch an den preußiſchen Geſandten in Paris, Lord Mariſchal, der ſchon früher, auf eigne Hand oder im Auftrag, mit Mad.

Denis über des Königs handſchriftliche Papiere, welche derſelbe nicht in jetzt unvertrauten Händen laſſen wollte, verhandelt und deren Ablieferung empfohlen hatte. Nachſtehender Brief von ihm an Mad. Denis, aus Paris vom 1. Juni, ſcheint erſt in Frankfurt an ſie gelangt zu ſein. Lord Mariſchal ſchrieb:

„J'espère, Madame, que vous aurez vu votre oncle pour votre satisfaction et son profit. Votre bon sens et douceur le calmeront et le remettront, je me flatte, à la raison. N'oubliez pas surtout le contrat. J'ai répondu au roi mon maître de votre honnêteté, je ne m'en repents pas, mais je suis embarrassé du retardement, et si je ne l'ai pas bientôt, je ne saurais que dire. Il y a aussi certains écrits ou poésies qu'il me faut, je compte sur votre bon esprit, et permettez moi de vous représenter encore que votre oncle, s'il se conduit sagement, non seulement évitera le blame de tout le monde, mais qu'en homme sensé il le doit par intérêt, les rois ont les bras longs.

Voyons les pays (et ceci sans vous offenser) où M. de Voltaire ne s'est pas fait quelque affaire ou beaucoup d'ennemis. Tout pays d'inquisition lui doit être suspect; il y entrerait tôt ou tard. Les Musulmans doivent être aussi peu contents de son Mahomet que l'ont été les bons chrétiens. Il est trop vieux pour aller à la Chine et devenir mandarin, en un mot s'il est sage il n'y a que la France qui lui convienne. Il y a des amis, vous l'aurez avec vous pour le reste de ses jours, ne permettez pas qu'il s'exclue de la douceur d'y revenir, et vous sentez bien, s'il lâchait des discours ou des épigrammes offensantes envers le roi mon maître, un mot qu'il m'ordonnerait de dire à la cour de France suffirait pour empêcher M. de Voltaire de revenir, et il s'en repentirait quand il serait trop tard. Genus irritabile vatum, votre oncle ne dément pas le proverbe; modérez-le, ce n'est pas assez de lui faire entendre raison, forcez-le de la suivre. Horace, me semble, dit quelque part que les vieillards sont babillards, sur son autorité

je vais vous faire un conte. Quand la discorde se mit parmi des Espagnols conquérants du Pérou, il y avait à Cusco une dame (je voudrais que ce fut plutôt un poète pour mon histoire) qui se déchainait contre Pizarro. Un certain Caravajal, partisan de Pizarro et ami de la dame, vint lui conseiller de se modérer dans ses discours, elle se déchaina encore plus; Caravajal, après avoir taché inutilement de l'appaiser, lui dit: „Comadre, vio que para hazer callar una muger es menester apretar la garganta“ (ma commère, je vois que pour faire taire une femme il faut lui serrer le gosier) et il la fit dans le même moment pendre au balcon. Le roi mon maître n'a jamais fait de mechancetés, je défie ses ennemis d'en dire une seule; mais si quelque grand et fort Preisser, offensé des discours de votre oncle lui donnait un coup de poing sur la tête, il l'écraserait. Je me flatte que quand vous aurez pensé à ce que je vous écris, vous serez convaincue que le meilleur ami de votre oncle lui conseillerait comme je fais, et que c'est par vraie amitié et sincère attachement pour vous que je vous parle si franchement; je voudrais vous servir, je voudrais adoucir le roi. Empêchez votre oncle de faire des folies, il les fait aussi bien que des vers, et qu'il ne détruise pas ce que je pourrais faire pour vous à qui je suis fidèlement dévoué. Bon soir; ne montrez pas ma lettre à votre oncle, brûlez-la, mais dites lui en bien la substance comme de vous même! —“

Mad. Denis antwortete hierauf:

„J'ai à peine la force de vous écrire, Milord; j'arrive ici très-malade, et j'y trouve mon oncle mourant et en prison dans une auberge abominable. Il est affligé de la colère d'un prince qu'il a adoré et qu'il voudrait aimer encore; mais son innocence lui donne un courage dont je suis étonnée moi-même au milieu de tous les maux qui l'environnent. Il est très-vrai qu'il n'a point le contrat dont il est question, il est très-vrai qu'il a crû me l'avoir envoyé et que peut-être il me l'a envoyé en effet, il se peut faire qu'il se soit perdu dans une

lettre qui ne me sera point parvenue comme bien d'autres; peut-être aussi sera-t-il dans cette caisse qui est en chemin pour revenir, ou dans ses papiers à Paris. Pour obvier à tous ces inconvéniens, n'ayant pas la force d'écrire, il vient de dicter à un homme sûr, un écrit qui non seulement le justifie, mais annule à jamais ce contrat, et qui doit assurément désarmer Sa Majesté. Je crois, Milord, que vous serez content, d'autant que si jamais ce contrat se retrouve notre premier soin sera de le rendre, malgré l'écrit que nous vous envoyons.

Je suis si malade, et mon oncle me donne pour sa vie des inquiétudes si réelles, qu'il ne me reste que la force de vous demander pour lui et pour moi votre amitié. Ne doutez jamais des sentiments de reconnaissance et d'attachement avec lesquels j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très-humble et très-obéissante servante

à Francfort, ce 11 juin.

Mignot Denis.“

Die uns vorliegende Urſchrift iſt von Voltaire's Hand an ein paar Stellen nachgebeſſert, und daher ganz als in ſeinem Sinne verfaßt anzunehmen.

Das wichtigſte Schreiben aber, welches Mad. Denis an demſelben 11. Juni abſandte, war an den König ſelbſt gerichtet und ohne Zweifel von Voltaire eingegeben. Dies war der richtige und einzige Weg; hätte Voltaire ſeinen Stolz überwinden können, und gleich den erſten Tag an den König geſchrieben, wie viele grauſame Qualen hätte er ſich erſpart! Seine Handſchrift würde den alten Zauber geübt, das Mißtrauen des Königs beruhigt, eine milde Freundlichkeit wieder hergeſtellt haben. Denn ſelbſt jetzt, da er ſich trotzig verhielt, wollte der König ihn keineswegs hart behandeln, noch weniger ihn einige Schmach empfinden laſſen, wie die ſpäteren Erlaſſe darthun. Die Ungeduld Voltaire's, welche freilich durch des Königs mittlerweile eingetretene Reiſe nach Preußen, durch die Langſamkeit der Poſten und Nachrichten, auf eine harte Probe geſtellt wurde, verdarb alles, und entfernte durch klägliche Verwirrung den ſchon nahen guten Ausgang.

Wir geben den Brief der Mad. Denis getreu nach ihrer eigenhändigen Schrift:

„Sire,

Je n'aurais jamais osé prendre la liberté d'écrire à Votre Majesté sans la situation cruelle où je suis. Mais à qui puis-je avoir recours si non à un monarque qui mét la gloire à être juste et à ne point faire de malheureux.

J'arrive ici pour conduire mon oncle aux eaux de Plombières. Je le trouve mourant, et pour comble de maux il est arrêté par les ordres de Votre Majesté dans une auberge sans pouvoir respirer l'air. Daignez avoir compassion, Sire, de son âge, de son danger, de mes larmes, de celles de sa famille, et de ses amis. Nous nous jettons tous à vos pieds, pour vous en supplier.

Mon oncle a sans doute eu des torts bien grands puisque Votre Majesté, a laquelle il a toujours été attaché avec tant d'enthousiasme, le traite avec tant de dûreté. Mais, Sire, daignez-vous souvenir de quinze ans de bontés, dont vous l'avez honoré, et qui l'ont enfin arraché des bras de sa famille à qui il a toujours servi de père.

Votre Majesté lui redemande votre livre imprimé de poésie dont elle l'avait gratifié; Sire, il est assurément prêt de le rendre, il me l'a juré. Il ne l'emportait qu'avec votre permission, il le fait revenir avec ses papiers dans une caisse à l'adresse de votre ministre; il a demandé lui-même qu'on visite tout, qu'on prenne tout ce qui peut concerner Votre Majesté. Tant de bonne foi la désarmera sans doute. Vos lettres sont des bienfaits, notre famille rendra tout ce que nous trouverons à Paris.

Votre Majesté m'a fait redemander par son ministre le contrat d'engagement. Je lui jure que nous le rendrons dès qu'il sera retrouvé. Mon oncle croit qu'il est à Paris, peut-être est-il dans la caisse de Hambourg. Mais pour satisfaire Votre Majesté plus promptement mon oncle vient de dicter un écrit (car il n'est pas en état d'écrire) que nous avons signé tous deux; il vient d'être

envoyé a milord Marichal qui doit en rendre compte à Votre Majesté. Sire, ayez pitié de mon état et de ma douleur. Je n'ai de consolation que dans vos promesses sacrées et dans ces paroles si dignes de vous: Je serais au désespoir d'être cause du malheur de mon ennemi, comment pourrais-je l'être du malheur de mon ami. Ces mots, Sire, tracés de votre main, qui a écrit tant de belles choses, font ma plus chère espérance. Rendez à mon oncle une vie qu'il vous avait dévouée, et dont vous rendez la fin si infortunée; et soutenez la mienne; je la passerai comme lui à vous bénir.

Je suis avec un très-profond respect, Sire, de Votre Majesté la très-humble et tres-obéissante servante

De Francfort-sur-le-Mein, ce 11 juin.

Denis.“

Inzwiſchen war der Hofrath Schmid von Emden zurückgekehrt und als Freytag's Beiſtand wieder in Thätigkeit getreten. Mehrere Tage vergingen in geſpanntem Abwarten, das für Freytag und Schmid kaum weniger als für Voltaire und Mad. Denis peinlich war. Beide Theile beobachteten ein höfliches Benehmen, und Voltaire, den einige Verſtellung wenig koſtete, verſchwendete ſogar ſchmeichleriſche Artigkeiten. Als er vom Poſtwagen ein Paket empfangen hatte, und Schmid beſcheiden anfragte, ob darin vielleicht etwas enthalten ſei, was auf ihr Geſchäft Bezug habe, ſchrieb er zur Antwort auf einen bei den Akten vorfindlichen Zettel mit eigner Hand: „Ce ballot est un paquet de mes oeuvres, que je voulais faire corriger et relier pour en faire un présent à M. Schmid et M. de Freytag.“ (Voltaire ſchrieb anſtatt Schmid immer Smith, welches ihm vom Engliſchen her geläufig war.) Mit dieſer Angabe narrte er gewiß beide nur, und dachte ihnen eher ganz andere Geſchenke zu; daß es aber klein iſt und ſich ſelbſt wegwerfen heißt, ſolche Heuchelei zu treiben, fühlte er nicht. Endlich traf am 18. Juni frühmorgens bei Freytag die von Leipzig herverſchriebene Kiſte richtig ein; ſie war zur Fracht ungewöhnlich ſchnell befördert worden, und kam im gegebenen Augenblicke ſogar ungelegen, denn die Antwort auf den letzten Bericht Freytag's war aus Potsdam noch nicht eingetroffen. Da Voltaire die Ankunft ſogleich erfuhr, und die Eröffnung mit Ungeſtüm begehren ließ, um das Buch herauszunehmen und abzuliefern, dann aber in Freiheit ſeiner Straße zu ziehen, ſo wußte Freytag nur durch allerlei Ausflüchte ihn bis gegen 11 Uhr hinzuhalten, als um welche Zeit die erwartete Briefpoſt ankam, und richtig ein Schreiben von Fredersdorff mitbrachte. Aber wie groß war Freytag's Schreck, als er anſtatt der gehofften Entſcheidung nur neues Hinhalten darin fand! Fredersdorff ſchrieb nämlich:

„Ew. Hochwohlgeboren geehrteſtes vom 5. dieſes iſt gleich dem vorhergehenden an Seine Königliche Majeſtät richtig eingelanget und ſofort beſorget worden. Da aber Allerhöchſtdieſelben noch nicht de retour, wohl aber in einigen Tagen hier erwartet werden: ſo werden Ew. Hochwohlgeboren die anderweitigen Ordres Seiner Majeſtät erſt mit künftiger Poſt zu erwarten haben. Indeſſen haben Sie ſich an alles das, was die Ungeduld des Herrn Voltaire Ihnen ſagen kann, nichts zu kehren, ſondern den erhaltenen höchſten Ordres gemäß, ſo zu kontinuiren wie Sie angefangen haben.

Uebrigens bin Ew. Hochwohlgeboren für die geneigte Geſinnung, die Sie mir mit ſo vieler Politeſſe zu bezeugen belieben, ergebenſt verbunden, unter der Verſicherung, daß mir jederzeit ein wahres Vergnügen machen werde, bei allen Vorfallenheiten zu zeigen, wie ich in der That ſei Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenſter Diener Fredersdorff.

Berlin, den 11. Juni 1753."

Die nächſte Poſt, auf welche Freytag vertröſtet wurde, kam erſt nach dreien Tagen an, und ihm ſchien nicht möglich, die Ungeduld Voltaire's bis dahin zu beſchwichtigen; auch war dieſer mit ſeinem Begehren im vollen Rechte, und es fehlte jeder Vorwand, ihm daſſelbe zu verſagen. Schmid fühlte dies lebhaft, und da er den Muth hatte zu handeln, ſo war er dafür, die Kiſte zu öffnen; Freytag hingegen, dem die Angſt, allerhöchſten Ortes getadelt zu werden, den Muth gab lieber nichts zu thun, widerſetzte ſich dieſem Anſinnen, und verſuchte durch ein freundliches Billet Voltaire'n zu beſänftigen. Er ſchrieb:

„Monsieur.

Par un ordre précis que je viens de recevoir à ce moment, j'ai l'honneur de vous dire, Monsieur, que l'intention du roi est, que tout reste dans l'état où est l'affaire aprésent; sans fouiller et sans depaqueter le ballot en question, sans renvoyer la croix et la clef, et sans innover la moindre chose, jusqu'à la première poste qui arrivera jeudi qui vient. J'espère que les ordres de cette nature sont les suites de mon rapport du 5 de ce mois, dans lequel je ne pouvais pas assez louer et admirer votre résignation dans la volonté du roi, votre obéissance de rester dans la maison où vous êtes, malgré votre infirmité, — et vos contestations sincères de votre fidélité envers Sa Majesté. Si je mérite avec tout cela, Monsieur, votre amitié et votre bienveillance, je serai charmé de me pouvoir nommer votre très-humble etc."

Dieſe Angaben waren freilich aus der Luft gegriffen, und die falſche Vorſpiegelung, daß auch die Zurückſendung des Ordens und Schlüſſels noch anſtehen ſollte, konnte nur den argliſtigen Zweck haben, die Eitelkeit Voltaire's trügeriſch aufzuregen.

Doch mehr als die Eitelkeit, wurde das Mißtrauen Voltaire's durch dieſes Billet und das ganze Verfahren aufgeregt. Warum waren die Befehle des Königs nur angekündigt, weshalb nicht ſogleich ausgefertigt? Wozu bedurfte es der Zwiſchenzeit? Was ſollte während der neuen Friſt zu Stande kommen? Dieſe Fragen konnte Voltaire ſehr natürlich aufwerfen, und die Unmöglichkeit, ſie genügend zu beantworten, mußte ihn beunruhigen, und neue Verwickelungen fürchten laſſen. Seine Reizbarkeit brach in heftigen Unwillen aus, er verweigerte entſchieden, ſich noch ferner als gebunden anzuſehen, wobei er auch ſeinerſeits mit dreiſter Unredlichkeit ſich auf die beiden Zettel berief, welche Freytag ihm auf ſein inſtändiges Bitten, doch gewiß nicht in ſolchem Sinne, gegeben hatte. Zwar willigte er, als er ſich bedroht glaubte, nochmals ein, die nächſte Poſt ruhig in ſeiner Wohnung abzuwarten, allein er machte neue Verſuche auszugehen, und fertigte einen Boten Freytag's mit ungeſtümer Heftigkeit ab, ſo daß letzterer ſich veranlaßt ſah, Voltaire'n an ſeine Verpflichtung ernſtlich zu erinnern, und auch an Mad. Denis warnende Worte zu richten. Als Entgegnung hierauf liegen uns ein paar eigenhändige Blätter vor, in denen ſowohl Voltaire als Mad. Denis ſich in aller Artigkeit äußern, und den guten Willen Freytag's anſprechen. Voltaire ſchrieb an ihn:

„Monsieur, j'ai demeuré constamment dans ma chambre jusqu'au jour où vous avez eu la malle entre vos mains. Je suis sorti ce matin suivant votre permission, j'ai été chez Mr. Smith comptant que nous irions ensemble chez vous, et ne sachant pas que c'était grand jour de poste. Je me suis trouvé mal chez M. Smith, je viendrai recevoir vos ordres, à l'heure que vous voudrez, ou je les attendrai chez moi, comptant entièrement sur les bontés dont vous m'avez donné des assurances et étant parfaitement, Monsieur, votre très-humble et très-obéiss. serviteur Voltaire."

Von Mad. Denis findet ſich ein ausführlicher Brief vom 18. Juni, offenbar zur Mittheilung an den König geſchrieben, und wahrſcheinlich an den Abbé de Prades gerichtet, den ſie in des Königs Nähe und für Voltaire nicht ungünſtig geſtimmt wußte. Sie legt darin ihres Onkels Sache ſo ausführlich als beweglich dar:

„Vous savez sans doute, Monsieur, qu'au seul nom du roi votre maitre, mon oncle a montré toute la résignation, toute la soumission possible, vous savez qu'il a fait plus que l'on exigeait de lui, et qu'il a fait adresser à M. Freytag, résident de Prusse, une grand caisse contenant des hardes, des papiers et des livres, voulant que M. Freytag l'ouvrit lui-même quand elle arriverait. Il a montré avec la même bonne foi à M. Freytag tout ce qui était dans les malles et les cassettes qu'il transportait avec son équipage et dans un grand portefeuille qui ferme. Il s'est soumis à rester en prison

jusqu'au moment où le livre des poésies de Sa Majesté fut revenu. Le livre est arrivé, Monsieur, il est dans la caisse que M. Freytag a entre les mains, on ne veut pas l'ouvrir, et on l'empêche de partir. Mon oncle est prisonnier dans sa chambre avec les jambes et les mains enflées, et il a encore donné pour sûreté de ce livre de poésie qui est arrivé deux liasses de ses propres papiers cachetées que M. Freytag a reçues en dépot, et M. Freytag lui a fait deux billets conçus en ces termes:

„Mr, aussitôt le grand ballot que vous dites d'être à Hambourg ou Leipsik sera arrivé et l'oeuvre de poésies rendu à moi que le roi redemande, vous pourrez partir où bon vous semblera. Freytag.“

„J'ai reçu de M. de Voltaire deux paquets d'écritures cachetés de ses armes et que je lui rendrai après avoir reçu la grande caïsse où se trouve l'oeuvre de poésies que le roi demande. Freytag.“

M. de Voltaire a satisfait à tous ses engagements, et cependant on le retient encore prisonnier. On ne lui rend ni sa caisse ni ces deux paquets ni sa liberté, que M. de Freytag lui avait promise au nom du roi en présence de M. Rücker, avocat. Je ne sais, Monsieur, si Sa Majesté redemande à présent le contrat annullé dont milord Marichal m'a parlé à Paris, il est encore malheureusement égaré, s'il ne se trouve pas dans la caisse qui est entre les mains de M. Freytag. Nous le cherchons, mon oncle et moi, sans cesse depuis deux mois. Je donnerais quatre pintes de mon sang pour qu'il fut retrouvé. Mais que le roi daigne se ressouvenir que ce contrat était sur un petit chiffon de papier fort facile à perdre; que mon oncle a beaucoup de papiers, qu'il brûle souvent des brouillons; qu'il daigne penser que cet écrit ne contenait rien qu'un remerciment de la part de mon oncle de la pension que Sa Majesté lui donnait lorsqu'il était auprès d'elle, et que l'acte de

renonciation que nous lui envoyons prouve par sa force notre entière soumission. Mon oncle l'a adressé à milord Marichal, mais comme nous craignons qu'il n'ait pu encore arriver jusqu'au roi, j'ai l'honneur de vous en envoyer un pareil que nous avons signé et que nous vous prions de remettre à Sa Majesté prussienne; malgré cet acte nous ferons l'impossible pour le retrouver s'il existe encore, et nous le rendrons dans la minute qu'il sera retrouvé.

Je vous rends un compte fidèle de tout pour vous marquer à quel point je compte sur la justice et sur la bonté de vous; j'attends de vous quelque consolation dans mon état déplorable, car pour mon oncle il n'est plus en état d'en recevoir, et vous apprendrez bientôt peut-être sa fin déplorable. Il a sans doute des torts, mais jamais il n'a cessé d'adorer le roi, et jamais il n'en a parlé que pour publier ses talents et sa gloire. Je ne m'attendais pas, il y a trois ans, que ce serait le roi de Prusse qui lui causerait la mort. Pardonnez à ma douleur!

J'ai l'honneur d'être très-parfaitement, Monsieur, votre très-humble et très-obéissante servante

De Francfort-sur-le-Mein, ce 18 juin.

Denis."

Die Vermuthung lag ihr nahe, daß der König noch insbeſondere die Rückgabe des Blattes verlangte, von dem Lord Mariſchal ihr geſprochen hatte, und das noch nicht herbeigeſchafft war, deſſen Abſchriften aber Voltaire eifrigſt mittheilte, um den Gegenſatz der früheren Gunſt und jetzigen Behandlung recht ſchneidend fühlbar zu machen. Der König indeß, wie wir ſchon wiſſen, hatte hauptſächlich das gedruckte Buch im Sinne, deſſen Mißbrauch ihm wirklich ſchaden konnte, und das er daher aus ſolcher Hand, die ihm keine Bürgſchaft mehr gab, zurückziehen mußte. Wir bemerken, daß dieſer, ohne Zweifel von Voltaire eingegebene und durchgeſehene Brief keine Beſchwerde gegen Freytag enthält, und daß hier, bei Anführung der Freytag'ſchen Zettel, weder poëshie noch monsir geſchrieben ſteht, wie Voltaire dies in ſpöttiſchem Truge dem Schreiber beimeſſen wollte, und den Leſern leicht glaublich machte.

Dem Ausgange dieſer Verdrießlichkeiten ſchon ganz nah, aber von ängſtlicher Unruhe getrieben, und durch die reizende Vorſtellung ergriffen, ſeinen Verfolgern kurz vor dem Ziele doch noch einen Streich zu ſpielen und die Lacher auf ſeiner Seite zu haben, beſchloß Voltaire, nach gehöriger Berathung mit Mad. Denis und Collini, aus Frankfurt heimlich zu entweichen; durch die Ankunft der Kiſte wollte er ſich des gegebenen Wortes entbunden halten, ohne zu bedenken, daß er daſſelbe ſeitdem erneuert hatte. Collini berichtet hierüber: „Voici quel était son plan: il devait laisser la caisse entre les mains de Freytag. Madame Denis serait restée avec nos malles, pour attendre l'issue de cette odieuse et singulière aventure: Voltaire et moi devions partir, emportant seulement quelques valises, les manuscrits et l'argent renfermé dans la cassette. J'arrêtai en conséquence une voiture de louage, et préparai tout pour notre départ, qui ressemblait assez à la fuite de deux coupables. A l'heure convenue, nous trouvâmes le moyen de sortir de l'auberge sans être remarqués. Nous arrivâmes heureusement jusqu'au carrosse de louage; un domestique nous suivait, chargé de deux portefeuilles et de la cassette; nous partîmes avec l'espoir d'être enfin délivrés de Freytag et de ses agens." Donnerstag der 21. Juni war der Tag, der durch Ankunft der preußiſchen Poſt das Loos Voltaire's entſcheiden, und ihm die Freiheit bringen ſollte, Mittwoch den 20. wurde die Flucht unternommen.

Doch wir wollen dieſe Ereigniſſe zuvörderſt im Zuſammenhange vorführen, wie Freytag ſolche durch ſeinen Bericht an Fredersdorff vom 23. Juni umſtändlich mittheilt. Derſelbe hebt alſo an:

„Hochwohlgeborner Herr,
Hochgeehrteſter Herr Geheimder Kämmerier.

Ew. Hochwohlgeboren venerirliche vom 11. und 16. d. ſind richtig eingegangen; in dem erſteren war die Geſinnung wie angefangen alſo fortzufahren, in dem letzteren aber, daß ich den von Voltaire unter gewiſſen Bedingungen eines Reverſes in Höflichkeit erlaſſen ſollte; welches wir auch gar zu gerne exequiret hätten, um von dieſer übergroßen Laſt, welche uns dieſer Mann machet, los zu ſein. Allein da er aus nichtswürdigen erfundenen und falſch erdachten Urſachen, ſeiner gegebenen Parole zuwider, ſich mit ſeinen beſten Sachen den Tag vor Ankunft Ew. Hochwohlgeboren letzterem, vor welchem Schreiben er ſich gefürchtet, auf flüchtigem Fuß geſetzet, ſo hat die Sache dadurch eine ganz andere face bekommen.

Es war gegen 3 Uhr Nachmittag Mittwoch den 20. dieſes, da mir der im Löwen, als dem Quartier des von Voltaire, von mir beſtellte Spion in vollem Athem die Nachricht überbrachte, der Voltaire ſeie eſchappiret. Zu allem Unglück war weder mein Sekretair noch ein Bedienter im Hauſe; ich bediente mich in dieſer Noth der ganzen Nachbarſchaft, ſchickte per posto nach denen drei Hauptſtraßen Hanau, Friedberg und Mainz Boten aus, warfe mich eilends in die Kleidung, und liefe wie ein Laufer an den Löwen, allwo ich erfuhre, daß der von Voltaire in einem ſchwarzen ſammtenen Kleid nach dem Gaſthofe zur Reichskrone gegangen, und allda eine Retourchaiſe aus Mainz arretiret, ſich auch wirklich embarkiret hätte. Der kurtrieriſche Kanzler zu Worms Baron Münch war ſo freundſchaftlich mir ſeinen vor dem Löwen ſtehenden Staatswagen mit ſechs Fenſtern zu meinem Behuf in hoc flagranti vorzulehnen. Ich ſchickte einen Laufer zum voraus nach dem Thor wo man auf Mainz fähret, den von Voltaire bis zu meiner Ankunft anzuhalten; fuhre aber erſt zu meinem Aſſiſtenten Hrn. Hofrath Schmid, den ich zu noch größerem Unglück auch nicht zu Hauſe antrafe, ſondern er war eine halbe Stunde von der Stadt in ſeinem maison de campagne; einer ſeiner Handlungsbedienten gallopirte in 10 Minuten hinaus, worauf er ſich gleich in aller Geſchwindigkeit zu dem regierenden Bürgermeiſter begabe, und von deſſen Verrichtungen ich unten weitläufiger ſein werde.

Ich der Kriegsrath trafe den Voltaire mit ſeinem italiäniſchen Sekretaire in einer Dreihellerchaiſe juſt unter dem Schlagbaume an, — er hatte unterwegs in der Stadt eine Schreibtafel verloren, da hat er ſich etwa 4 Minuten aufgehalten ſolche zu ſuchen, ſonſten hätte ihn im Frankfurter Territorio nicht mehr angetroffen; der Unteroffizier hatte ſo viel Reſpekt vor einem Königlichen Miniſter, ihn den von Voltaire gleich zu arretiren, und hier habe ich erſt geſehen, was dieſes vor zwei Leute ſeind; die ärgſte Banditen hätten nicht ſolche mouvements machen können, um allda los zu kommen. Er ſagte mir unter anderen ins Geſicht, ich hätte ihm 1000 Thaler abfordern laſſen mit dem Verſprechen ihn los zu laſſen; er läugnete mir alles was er verſprochen hatte; ja er ſagte gar, daß er mehrmals in meinem Haus geweſen wäre; und der junge Sekretaire, der ſonſt viel esprit zu haben ſcheinet, bekräftigte alles dieſes mit ſolcher Effronterie, die mir in der Welt noch nicht vorgekommen iſt. Unterdeſſen mußte ich ihn dem Schickſal bei einem Unteroffizier mit 6 Mann überlaſſen, und ich eilte auf die Hauptwache und von da zu dem Bürgermeiſter.

Ehe ich weiter fortfahre, ſo muß Ew. Hochwohlgeboren ich noch von einem Vorgang informiren, worauf alle Voltairiſche Grimacen gegründet waren. Als ich den 1. Juni mit ihme die erſte Operation vornahme, allwo er sub juramento verſprache, bis zur Anlangung Königlicher allergnädigſter Ordre, — geſtalten der gefundenen Königlichen Papiere ſo wenig waren, hingegen in dem Königlichen allergnädigſten Handſchreiben von vielen Handſchreiben und Skripturen Erwähnung gethan worden — und aller Ballots, in Hausarreſt zu verbleiben; ſo ware ich von 9 Morgens bis 5 Abends ohne einen Biſſen zu mir zu nehmen ſolchergeſtalt fatigiret, daß ich zuletzt halb krank und troſtlos großes Mitleid mit ihme hatte, alle ſeine contorsiones und Tartüfferien vor wahr, und ihn in der That vor einen honnête homme hielte; ich achtete dahero nicht viel auf ſeinen Revers, und glaubte ſeinen Worten, zumalen ich zwei Zeugen bei mir hatte. Da nun die Unterſuchung zu Ende war, und ich ihn getröſtet und verlaſſen wollte, ſo bate er ſich noch eine Gnade aus, nämlich ich möchte ihm in Form eines Billets pro forma zuſchreiben, daß wenn das Ballot mit dem Buch anlangte, er hinreiſen könnte wo er wollte, um ſolches ſeiner Niece (ſeiner einſtigen Erbin) nacher Straßburg zu ihrer Konſolation zu ſenden, welche ſonſten, wo ſie von dieſem Vorgang Nachricht erhalten ſollte, gewiß Todes verfahren oder in eine ſchwere Krankheit verfallen würde; ich ware ſo barmherzig, und gabe ihme beigehendes Originalbillet sub a, welches er mir bei der letzten Arretirung, unter tauſend Lügen und Vorwänden daß es verloren ſeie, bon gré mal gré reſtituiren mußte. Dieſes thate ich um ihn bei Gutem zu erhalten und zu keiner publiken Arretirung zu ſchreiten, glaubte auch nicht daß dieſer Ballot von Hamburg eher als die Königliche aller höchſte Reſolution ankommen würde. Dieſer Ballot kame wider Vermuthen Montags den 18. ſchon bei mir an, welches er Voltaire in dem Moment erfuhre, und in einer Stunde zu unterſchiedenen malen ſolches zu eröffnen ſeinen Sekretaire faſt mit importunité zu mir ſchickte; ich verwieſe ihn zur Geduld, geſtalten den Montag die Berliner Brief ankommen. Gegen 11 Uhr erhielte Ew. Hochwohlgeboren hochhaltendes vom 11. dieſes, worauf ich ihme angeſchloſſenes Billet sub B, ihn zu adouciren und bis den Donnerstag zu warten, zuſchickte. Er ware damit nicht zufrieden, ſondern ginge den nämlichen Tag noch aus, den Dienſtag Vormittag thate er dergleichen, und mein Spion rapportirte mir, daß er ſeine große Chatulle in des Herzogs von Meiningen Quartier bringen laſſen. Ich ignorirte dieſe Demarchen, und ließe ihn wiſſen daß ich andere mesures ergreifen würde; da brache er endlich heraus, und beriefe ſich ehrvergeſſenerweiſe auf das ihme pro forma gegebene oben allegirte Billet, und verfügte ſich zu Hrn. Hofrath Schmid, deme er die nämliche Deklaration thate. Da er aber doch den Ballot, ſo ich im Hauſe hatte, gerne eröffnet und, bis auf das Buch, ausgeliefert haben wollte, auch noch nicht gewiß wußte, ob das Buch in dem Ballot wäre, ſo kame er in Geſellſchaft beſagten Hrn. Hofraths, der ihme zuvor theuer angeloben mußte daß ich ihn nicht arretiren würde, und des Sekretairs zu mir in mein Haus, exkuſirte ſich daß er wäre ausgegangen, und wollte daß ich den Ballot eröffnen ſollte; ich ſollte ihm nur ſeine oeuvres herausgeben; dabei machte er wieder den malade, noch ſtärker als der Moliere, und ſchnitte ſolche Grimacen, daß Hr. Hofrath Schmid ſelbſten der Meinung ware, ich ſollte das Ballot eröffnen. Ich hingegen wollte ihn in meinem Haus in Arreſt behalten, bis die Königliche Ordre den Donnerstag einlaufen würde. Er hatte bis dahin meinen Sekretaire noch nicht zu Geſichte bekommen, und als er dieſen in der Antichambre mit einem grünen Kleid erblickte, ſo merkte ich an dem Voltaire, daß er ihn vor einen archer anſähe; er zoge ganz andere Seiten auf, bekennete nebſt ſeinem Sekretaire daß das Billet pro forma gegeben worden, man ſollte doch alles ſeiner Schwachheit zuſchreiben, er wüßte nicht was er thäte; verſprache sous serment mit einem Handſchlag, daß er in ſeinem Conventional-Hausarreſt bis den Donnerſtag verbleiben wollte, worauf man ihn wieder in ſein Quartier fahren ließe. Dieſen abermaligen theuern Eid hat er, wie Eingangs gemeldet, Mittwochs gebrochen, und unterm Prätext des pro forma gegebenen Billets ſich auf flüchtigen Fuß geſetzet.

Nun wende mich wieder zu dem Bürgermeiſter. Dieſer machte mir anfangs viele Diffikultäten, theils weil er keine Königliche Requiſition hatte, theils weil der Voltaire in Königlich franzöſiſchen Dienſten ſtünde; doch meine présence und das sub C angebogene Requiſitionsſchreiben, welches aber erſt des andern Morgens expediret und von uns beiden unterſchrieben worden, machte, daß aller von ihm Voltaire gemachten Kabale ohngeachtet, die Arreſtirung von dem Bürgermeiſter beliebet, auch die Auslieferung gegen die gewöhnlichen reversales verſprochen worden; und dieſe des Bürgermeiſters Proviſional-Verordnung wurde Donnerstag früh durch einen Rathsſchluß in pleno konfirmiret, und durch einen Stadtſekretaire, mit der Verſicherung der unveränderlichen allerunterthänigſten Devotion vor Seine Königliche Majeſtät, mir intimiret.

Wenn Ew. Hochwohlgeboren alle menées, die doch in der That remarkarble ſind, ſo der Voltaire bei der Arreſtirung geſpielt, melden ſollte, ſo müßte noch etliche Bogen haben. Das muß ich doch noch melden; nachdem ich mit der bürgermeiſterlichen Ordre am Thor bei dem angehaltenen Voltaire ankame, ſo vernahme von dem Unteroffizier, daß er eine Parthie Skripturen zerriſſen hatte. Ich offerirte ihm, ihn in mein Haus zu nehmen, und den Privatarreſt bis morgen zu kontinuiren; er ſetzte ſich auch in meinen ſechsgläſerigen Staatswagen, mit dem ich immer hin und hergerennet, und überlieferte mir alle ſeinen Reichthum wie er ſagte, es war in der That eine kleine Chatulle dabei, welche mein Kerl kaum heben konnte; doch wie wir abfahren wollten, ſo deklarirte er, er wollte lieber in offnem Arreſt als in mein Haus ſein; ich ließe alſo etliche Mann mit dem Wagen gehen, und fuhre als ein Mitarreſtant quasi in einem offenen Wagen durch die Stadt, da denn der Zulauf ungemein groß wurde. Deſſen voriger Wirth im Löwen wollte ihn wegen ſeiner unglaublichen Kargheit nicht wieder in's Haus haben, ich ſetzte ihn alſo bei Hrn. Hofrath Schmid ab, weilen ich ohne deſſen guten Rath und Vorwiſſen wegen der Art und Weiſe des weitern Arreſts nichts vornehmen wollte. Beſagter Hr. Hofrath aber hatte ſich bei ſeiner Ankunft in der Stadt ſogleich bei den Bürgermeiſter verfüget, um ihn nicht allein in gutem Willen zu erhalten, ſondern ihn auch ratione der Königlichen Requiſition ſeiner Kaution zu verſichern; er trafe allda die Voltairiſche ſogenannte Niece an, die ich aber vor ein ander Perſonage halte, denn geſtern kame ein Brief an ſie mit der Addreſſe Mad. de Voltaire; weil dann dieſes freche Weibsmenſch in der Stadt herum liefe die Rathsherren irre zu machen, ſo ließe der Bürgermeiſter ihr nebſt dem Sekretaire auch Arreſt geben, und da der Voltaire in der Schmidiſchen Behauſung zum andernmal eſchappiren wollte, ſo ließe man ihn in das Gaſthaus zum Bockhorn bringen, und gabe jedem Arreſtanten eine Schildwache zu, die wir aber auf Anlangung Ew. Hochwohlgeboren letzterem bis auf zwei Mann zurückgezogen haben.

Beigepacktes sub D hat der Voltaire den zweiten Tag in ſeinem Hausarreſt abdrucken laſſen, und er hat ſchon wieder was unter der Preſſe. Er wird uns gewiß keinen Heller Ehre übrig laſſen, und über Ew. Hochwohlgeboren iſt er auch ſehr ungnädig wegen des Rekommandationsſchreiben.

Unterdeſſen iſt uns eine formelle Königliche Requiſition, die wir in unſerem Promemoria sub C verſprochen, und wo er etwa zurückgebracht werden ſollte, reversales höchſt nöthig, eine Königliche oſtenſible Ordre ihn gnädig zu erlaſſen, mit allergnädigſter Approbation unſeren in dieſer Sache bis dahin gethanes Betragens.

Sollten Ew. Hochwohlgeboren dieſe Affaire nicht gerne unter die Lateiner kommen laſſen wollen, ſo ſenden wir nur eine carta bianca mit Königlich allerhöchſter Unterſchrift, eben mit der Anſchrift „Requiſition an den Magiſtrat zu Frankfurt, den von Voltaire betreffend“, ſo wollen wir ſie ſchon nach Ordre ausfüllen.

Hätte dieſer Mann den einen Tag abgewartet, ſo hätten wir ihn erlaſſen können; jetzo aber müſſen wir die Requiſition und weitere allergnädigſte Königliche Verfügungen allerdevoteſt erwarten.

Schlüſſel, Kreuz und Buch ſenden wir mit dem Poſtwagen. Die wir in wahrer Hochachtung allſtets beharren ꝛc.“

Das von Freytag und Schmid an den Bürgermeiſter von Fichard gerichtete Anſuchen lautet in Freytag's Handſchrift alſo:

„Promemoria.“

„Nachdeme beide unterzeichnete Königliche Räthe von dem König Ihrem Herrn, in einem allergnädigſten Handſchreiben d. d. Potsdam den 11. April, und in einem fernerweitigen allerhöchſten Schreiben d. d. Potsdam den 22. ejusdem, welche bei allerhöchſte Ordres man des ältern Herrn Bürgermeiſters Hochwohlgeboren originaliter vorgezeiget, gemeſſenſt befehliget worden: dem von Voltaire den hohen Orden pour le mérite und den Kammerherrnſchlüſſel, nebſt allen Königlichen Handſchreiben und Skripturen, vornehmlich auch ein gewiſſes Buch oeuvres des poésies genannt, in der Güte abzunehmen; und wenn dieſe nicht verfangen wollte, Ihn von Voltaire mit Arreſt zu bedrohen, im Widerſetzungsfall aber Ihn wirklich arreſtiren zu laſſen.

Bei Exequirung höchſtbeſagter Königlicher Ordre hat beſagter von Voltaire bald die Güte Statt finden laſſen, bald ſich widerſetzet, bis wir endlich dahin konveniret, daß die wenige vorgefundene Briefſchaften nacher Hof geſandt, die Königliche allergnädigſte Reſolution darüber abgewartet, die Ballots, worinnen etwa die noch fehlenden Briefſchaften und beſonders das Eingangs erwähnte Buch oeuvres des poésies ſich befinden könnten, hierher kommittiret, und Er von Voltaire bis dahin im Konventional-Arreſt in ſeinem Zimmer verbleiben ſollte.

Gleichwie Er Voltaire aber dieſe Verbindung parolebrüchigerweiſe nicht abgewartet, ſondern ſich auf flüchtigen Fuß geſetzet, durch gut genommene Präkaution aber in der Barriere des Bockenheimer Thors ad interim angehalten worden; als haben unterzeichnete Räthe durch dieſe eilfertige Requiſition des ältern Hrn. Bürgermeiſters Hochwohlgeboren dienſtgefliſſentlich und gehorſamſt erſuchen wollen, oftbemerkten flüchtig gewordenen von Voltaire nunmehro wirklich arreſtiren, und Ihn im Gaſthauſe zum Bockhorn bis zu Anlangung der weiteren Königlichen allergnädigſten Verfügungen, welche vermuthlich morgen einlaufen wird, wohlverwahrter aufhalten zu laſſen.

Bei einem ſolchen unvermutheten Vorfall, wo es um die Königlichen Papiere zu thun iſt, welche öfters höher als Land und Sand Geld und Gut geachtet werden, und wo man auch einem privato Haſt würde angedeihen laſſen, verſichert man ſich geneigter Willfahrung, und ſetzen dagegen beide Unterzeichnete das Ihrige quantum satis, ſo wohlen wegen aller Unkoſten, als was auch ſonſten occasione dieſer Arreſtirung entſtehen möchte, zur wahren Sicherheit hiermit und in Kraft dieſes, ſolchergeſtalten ein, daß ſie die Königlichen Requiſitorialien, und wenn es nöthig ſein wird respective Reverſalien ohnfehlbar einzureichen ohnermangeln werden.

Frankfurt, den 20. Juni 1753."

Wir müſſen nun einen Augenblick zurückkehren, und nun auch Collini's Angaben vernehmen, die aus ſeinem Standpunkte gefaßt aufrichtig genug ſind: „Arrivés à la porte de la ville, qui conduit à Mayence, — ſagt er, — on arrête le carrosse et l'on court instruire le résident de notre tentative d'évasion. En attendant qu'il arrivât, Voltaire expédie son domestique à madame Denis.“ Wie beſonnen und ſchlau Voltaire während dieſer Ueberraſchung die Augenblicke benutzte, geht auch aus dem Zuge hervor, daß er eiligſt viele Papiere zerriß, und die Handſchrift der Pucelle, um die er beſonders beſorgt war und deren Verluſt nicht zu erſetzen geweſen wäre, Collini'n zum Verbergen zuſteckte. Dieſer fährt nun fort: „Freytag paraît bientôt dans une voiture escortée par des soldats et nous y fait monter en accompagnant cet ordre d'imprécations et d'injures. Oubliant qu'il représente le roi son maître, il monte avec nous, et comme un exempt de police, nous conduit ainsi à travers la ville et au milieu de la populace attroupée. On nous conduisit de la sorte chez un marchand, nommé Schmid, qui avait le titre de conseiller du roi de Prusse et était le suppléant de Freytag. La porte est barricadée et des factionnaires apostés pour contenir le peuple assemblé. Nous sommes conduits dans un comptoir; des commis, des valets et des servantes nous entourent; madame Schmid passe devant Voltaire d'un air dédaigneux et vient écouter le récit de Freytag qui raconte de l'air d'un matamore, comment il est parvenu à faire cette importante capture, et vante avec emphase son adresse et son courage.“ Man ſieht hier den Einfluß darſtellenden Talents, es gilt vor allem ein ergötzliches Bild zu liefern, und die handeln-Perſonen wenn auch eben nicht getreu doch lebendig hinzuzeichnen! Nach einiger Betrachtung, in welcher Lage und unter welchen Leuten hier der Dichter der Henriade und Merope, der Freund Friedrichs des Großen, der in Paris Vergötterte, ſich hier befunden, heißt es weiter: „On s'empare de nos effets et de la cassette, on nous fait remettre tout l'argent que nous avions dans nos poches, on enlève à Voltaire sa montre, sa tabatière et quelques bijoux qu'il portait sur lui; il demande une reconnaissance, on la refuse. „Comptez cet argent, dit Schmid à ses commis, ce sont des drôles capables de soutenir qu'il y en avait une fois autant.“ Je demande de quel droit on m'arrête et j'insiste fortement pour qu'il soit dressé un procès-verbal. Je suis menacé d'être jeté dans un corps-de-garde. Voltaire réclame sa tabatière, parcequ'il ne peut se passer de tabac; on lui répond que l'usage est de s'emparer de tout.“ Nun folgen einige Stückchen, die uns Voltaire's Ungebärdigkeit und Poſſenſpielerei noch weit greller zeigen, als Freytag dies gethan: „Ses yeux étincelaint de fureur et se levaient de temps en temps vers les miens, comme pour les interroger. Tout-à-coup, appercevant une porte entr'ouverte il s'y précipite et sort. Madame Schmid compose une escouade de courtauts de boutique et de trois servantes, se mêt à leur tête et court après le fugitif. „Ne puis-je donc, s'écria-t-il, pourvoir aux besoins de la nature?“ On le lui permet; on se range en cercle autour de lui, on le ramène après cette opération.“ Weiterhin bringt Collini noch folgenden Umſtand nach: „Tandis qu'il était dans la cour de Schmid, occupé à satisfaire aux besoins de la nature, on vint m'appeler et me dire d'aller le secourir. Je sors, je le trouve dans un coin de la cour, entouré de personnes qui l'observaient de crainte qu'il ne prît la fuite, et je le vois courbé, se mettant les doigts dans la bouche et faisant des efforts pour vomir. Je m'écrie, affrayé, vous trouvez-vous donc mal? Il me regarde, des larmes sortaient de ses yeux; il me dit à voix basse: fingo . . fingo . . (je fais semblant). Ces mots me rassurèrent; je fis semblant de croire qu'il n'était pas bien et je lui donnai le bras pour rentrer dans le comptoir.“ Dann heißt es weiter: „En rentrant dans le comptoir, Schmid, qui se croit offensé personnellement, lui crie: „Malheureux! vous serez traité sans pitié et sans ménagement“, et la valetaille recommence ses criailleries. Voltaire, hors de lui, s'élance une seconde fois dans la cour; on le ramène une seconde fois.“ Wir müſſen die Spannkraft und Behendigkeit des beinahe ſechzigjährigen, kränklichen, abgemagerten, von heftigen Gemüthsbewegungen ſeit vielen Tagen beſtürmten Greiſes bewundern; bei den eben geſchilderten Schalkheiten und Poſſen dürften wir aber wohl Collini'n auffordern, auch hier auszurufen: „Der Dichter der Henriade und Merope, der Freund Friedrichs des Großen, der in Paris Vergötterte!“

Doch wir müſſen Collini weiter hören: „Cette scène avait altéré le résident et toute sa séquelle: Schmid fit apporter du vin et l'on se mit à trinquer à la santé de son excellence monseigneur Freytag. Sur ces entrefaites arriva un nommé Dorn, espèce de fanfaron que l'on avait envoyé sur une charrette à notre poursuite. Apprenant aux portes de la ville que Voltaire venait d'être arrêté, il rebrousse chemin, arrive au comptoir et s'écrie: „Si je l'avais attrapé en route, je lui aurais brûlé la cervelle!“ On verra bientôt qu'il craignait plus pour la sienne qu'il n'était redoutable pour celles des autres.“ Die Unſicherheit ſolcher Aeußerungen, im Drange des Augenblicks, unter mehreren Perſonen, bei Verſchiedenheit der Sprache, zeigt ſich auch hier, indem Voltaire jenen Ausruf von Schmid gehört haben will. „Après deux heures d'attente, — heißt es weiter, — il fut question d'emmener les prisonniers. Les portefeuilles et la cassette furent jetés dans une malle vide qui fut fermée avec un cadenas, et scellée d'un papier cacheté des armes de Voltaire et du chiffre de Schmid. Dorn fut chargé de nous conduire. Il nous fit entrer dans une mauvaise gargotte à l'enseigne du Bouc, où douze soldats, commandés par un bas-officier, nous attendaient. Là, Voltaire fut enfermé dans une chambre avec trois soldats portant la bayonnette au bout du fusil; je fus séparé de lui et gardé de même.“ Selbſt nach dieſer Ausſage ſcheint die Verſiegelung der Sachen, wie früher die Beſchlagnahme des Geldes, mit gehöriger Vorſicht und Ordnung geſchehen zu ſein. Weßhalb Voltaire nicht in den Löwen, ſondern in den Gaſthof zum Bockhorn gebracht wurde, haben wir aus Freytag's Angabe erſehen; die Zahl der Soldaten aber hat der Eifer des Erzählers vergrößert.

Wir kommen jetzt zur Verhaftung der Mad. Denis. Collini erzählt den Hergang folgendermaßen: „Madame Denis n'avait point abandonné son oncle. A peine avait elle appris que Voltaire venait d'être arrêté qu'elle se hâta d'aller porter ses réclamations au bourguemaître. Celui-ci, homme faible et borné, avait été séduit par Schmid. Non-seulement il refusa d'être juste et d'écouter madame Denis, mais encore il lui ordonna de garder les arrêts dans son auberge. Ceci explique pourquoi Voltaire fut privé des secours de sa nièce pendant la scène scandaleuse du comptoir.“ Nach einigen Zwiſchenbetrachtungen fährt er fort: „Le redoutable Dorn, après nous avoir déposés à l'auberge du Bouc, se transporta avec des soldats à celle du Lion d'Or où madame Denis gardait les arrêts par l'ordre du bourguemaître. Il laissa son escouade dans l'escalier et se présenta à cette dame, en lui disant que son oncle la voulait voir, et qu'il venait pour la conduire auprès de lui. Ignorant ce qui venait de se passer chez Schmid, elle s'empressa de sortir. Dorn lui donna le bras; à peine fut-elle sortie de l'auberge que les trois soldats l'entourèrent et la conduisirent, non pas auprès de son oncle, mais à l'auberge du Bouc, où on la logea dans un galetas meublé d'un petit lit, n'ayant, pour me servir des expressions de Voltaire, que des soldats pour femmes de chambre, et leurs bayonnettes pour rideaux. Dorn eût l'insolence de se faire apporter à souper, et sans s'inquiéter des convulsions horribles dans lesquelles une pareille aventure avait jeté madame Denis, il se mit à manger et à vider bouteille sur bouteille.“ Der Leſer kennt ſchon aus dem Berichte von Freytag die wahren Umſtände, welche hier ſichtlich entſtellt ſind; die Angabe Freytag's, daß Dorn auf die Bitte der Mad. Denis bei ihr geblieben ſei und von ihr einen Louisd'or für dieſe Gefälligkeit empfangen habe, liegt in der Sache ſo nah, daß wohl niemand die andere Leſart vorziehen mag. „Pour me servir des expressions de Voltaire“, ſagt auch Collini ſelber wohl nicht umſonſt. „Cependant Freytag et Schmid — heißt es ferner, — firent des réflexions: ils s'apperçurent que des irrégularités monstrueuses pouvaient rendre cette affaire très-mauvaise pour eux. Une lettre arrivée de Potsdam indiquait clairement que le roi de Prusse ignorait les vexations commises en son nom. Le lendemain de cette scène on vint annoncer à madame Denis et à moi que nous avions la liberté de nous promener dans la maison, mais non d'en sortir. L'oeuvre de poëshie fut remis, et les billets que Voltaire et Freytag s'étaient faits furent échangés.“

Ehe wir weiter gehen, haben wir noch einige dieſem Abſchnitt der Erzählung angehörige Aktenſtücke nachzuholen, welche den Zuſammenhang der Sachen beleuchten helfen. Das Schreiben von Fredersdorff an Freytag, welches am Tage nach Voltaire's vereitelter Flucht einlief, war aus Potsdam vom 16. Juni datirt, und dieſes Inhalts:

„Hochwohlgeborner Herr
Inſonders hochgeehrteſter Herr Geheimer Kriegsrath.

Nach Seiner Königlichen Majeſtät glücklicher Retour aus Preußen haben Höchſtdieſelben gnädigſt approbiret, was Ew. Hochwohlgeboren, auf Höchſtdero Ordre, wegen des Hrn. von Voltaire veranſtaltet haben. Um aber jedoch ihn nicht länger von ſeiner vorhabenden Reiſe nach Plombières abzuhalten, ſo geſtatten Seine Majeſtät gnädigſt, daß er dieſelbe fortſetze, wenn er zuvor einen förmlichen Revers an Ihnen dahin eingeliefert haben wird, daß er das Seiner Königlichen Majeſtät zuſtändige Buch, in einer zu beſtimmenden kurzen Friſt, fidèlement, in originali, und ohne davon Kopei zu nehmen oder nehmen zu laſſen, einſchicken wolle, und ſolches bei Reputation eines ehrlichen Mannes, und der angehängten Klauſul, daß er ſich, im widrigen Falle ſelbſte des Arreſtes unterwerfen wolle, in welchem Lande er auch anzutreffen ſei.

Ew. Hochwohlgeboren belieben demnach ihm dieſen Revers vorzulegen, und wenn er ſolchen vollzogen und unterſchrieben haben wird, ihn in Frieden und mit Höflichkeit zu dimittiren;

auch von dem Erfolg mir mit erſter Poſt Nachricht zu geben.

Ich habe die Ehre mit aller Konſideration zu ſein
Ew. Hochwohlgeboren
Potsdam, den 16. Juni
1753.
ganz ergebenſter Diener
Fredersdorff.

P. S. Es iſt nöthig, daß Mr. de Voltaire das Formular des Reverſes, ſo Sie ihm vorlegen werden, ganz mit ſeiner eignen Hand abſchreibe, unterzeichne und beſiegele.

P. S. Alle die Sachen, ſo Sie von ihm ausgeliefert bekommen, belieben Sie an den König zu addreſſiren, aber unter meinem Kouvert abzuſchicken.“

Hier ſehen wir nun freilich von Seiten des Königs die anfängliche Forderung bedeutend herabgeſtimmt; Voltaire ſoll nicht länger aufgehalten werden, ſondern ſeine Reiſe nach Plombières fortſetzen dürfen, ſtatt der wirklichen Ablieferung des Buches ſoll das ausdrückliche Verſprechen der Rückgabe genügen! Da nun aber dieſe ſelbſt unterdeſſen Statt gehabt, ſo war alſo bereits mehr geſchehen, als der König jetzt für den Augenblick verlangte. Demnach wäre den Beauftragten des Königs gewiß kein Vorwurf zu machen geweſen, wenn ſie Voltaire’n ſogleich für frei erklärt hätten, und wir glauben, daß Männer von Geiſtesfreiheit und Umſicht dies ohne Zögern würden gethan haben. Die Gründe der entgegengeſetzten Anſicht von Freytag und Schmid leſen wir in deren Bericht, und ihre Meinung mag für unſelbſtſtändige Beamte vielen Anſchein haben. Sie urtheilen jedoch darin falſch, daß durch die beabſichtigte Flucht die ganze Sache eine neue Wendung erhalten habe; für ihr eignes Verhältniß freilich wohl, aber für die Sache des Königs nicht. Der Entweichungsverſuch war für dieſen, nachdem er die Sache ſchon in andrer Weiſe vollkommen erledigt hatte, wie von keinen Folgen ſo auch von keiner Bedeutung, und am wenigſten war ihm die Abſicht zuzutrauen, daß er wegen des gemachten Verſuches, der ihn höchſtens beluſtigen konnte würde Rache nehmen oder Strafe verhängen wollen. Die ſcharfen Auftritte mußten ihm äußerſt unangenehm ſein, weit mehr noch aber die Verhaftung der Mad. Denis und Collini's, eine Sache, deren Möglichkeit ihm nie hatte einfallen können. Der König büßte das Unglück, zur Ausführung ſeines Befehls unſelbſtſtändige und in ihrem Eifer blinde Beamte gebraucht zu haben. Andrerſeits dürfen wir dieſe wieder mit der Schwierigkeit ihrer Lage einigermaßen entſchuldigen; ſie ſchwebten in ſteter Ungewißheit und Sorge, den Sprüngen und Einfällen Voltaire's wußten ſie nur trockne Dienſtlichkeit entgegenzuſtellen, ſeine Flucht erſchien ihnen als ein Verbrechen, deſſen Größe ſie nach der Angſt und Verlegenheit, die ihnen daraus erwuchs, als eine ungeheure anſchlugen, und zum Unglück hatten ſie auch ſchon den Magiſtrat der Stadt in die Sache verflochten, und meinten für ſich allein nicht mehr zurück zu können. Sie litten ſelber dabei nicht wenig, und warteten in peinigender Spannung die weiteren Entſcheidungen ab, von denen ſie wenig Gutes ahndeten, während der Kampf mit Voltaire ununterbrochen fortdauerte, und Aerger und Erbitterung auf beiden Seiten immer höher ſtiegen.

Voltaire, den die Anſtrengung des Körpers und des Gemüths keineswegs erſchöpfte, ſondern auf's neue zur eifrigſten Thätigkeit erregte, ſetzte noch am Abend des ſtürmiſchen Tages ſich hin, und ſchrieb nachſtehenden Brief an die Markgräfin von Baireuth, die Lieblingsſchweſter des Königs, um deren Fürſprache bei dem Bruder anzurufen:

„Madame!

Que la compassion de Votre Altesse Royale s'emeuve, et que votre bonté nous protège; Mad. Denis ma nièce qui avait fait le voyage de Francfort pour venir me consoler; qui comptait venir se jetter à vos pieds avec moi pour implorer votre médiation; une femme respectée et honorée dans Paris, vient d'être conduite en prison par le commis de M. Freytag résident de Sa Majesté le roi votre frère. Cet homme vient de la traîner au nom du roi au milieu de la populace dans la même maison où l'on m'a fait transferer, on lui a ôté sa femme de

chambre et ses laquais, quatre soldats sont à sa porte, le commis passe la nuit dans sa chambre — en voici la raison.

Lorsque M. Freytag m'arrêta au nom du roi le premier juin, je lui remis toutes les lettres que j'avais pu conserver de Sa Majesté. Il me demanda le volume des poésies du roi; il était dans une caisse qui devait partir de Leipsik pour Hambourg. Monsieur Freytag me signa deux billets conçus en ces termes

> Sitôt le grand ballot sera revenu et l'oeuvre de poésie que le roi redemande rendu à moi, vous pourrez partir où bon vous semblera.

Le livre en question, arriva le 17 au soir, j'ai voulu partir aujourd'hui 20, ayant satisfait à tous mes engagements. On a arrêté mon secrétaire, ma nièce et moi. Nous avons douze soldats aux portes de nos chambres. Ma nièce à l'heure que j'écris est dans les convulsions. Nous sommes persuadés que le roi n'approuvera pas cette horrible violence.

Daignez, Madame, lui envoyer cette lettre. Daignez l'assurer qu'au milieu d'un malheur si inoui je mourrai plein de la même vénération et du même attachement pour sa personne. Je lui demande encore très-humblement pardon de mes fautes. J'avais toujours pensé qu'il daignerait permettre que je tachasse de me défendre contre Maupertius. Mais si cela lui déplait il n'en sera plus jamais question. Encore une fois, Madame, jamais mon coeur n'a manqué, ni ne manquera au roi. Et il sera toujours rempli pour Votre Altesse Royale du respect le plus profond et le plus tendre.

Hélas c'était autrefois frère Voltaire.

à Francfort, 20 juin à dix heures du soir."

An den König zu ſchreiben, was das Nächſte und Wirkſamſte geweſen wäre, überwand er ſich nicht; hingegen mußte Mad. Denis an denſelben einen Klagebrief richten, deſſen Miſchung von Schmeichelei und Schärfe, ſowie die Luſt wahrheitwidrige Umſtände vorzuſchieben, nur zu ſehr Voltaire's eigne Feder erkennen laſſen. Dieſes Schreiben ſteht

auch bei Beuchot abgedruckt, allein mit ſpäteren Zuſätzen, die ſich in der Urſchrift nicht finden, namentlich fehlt nach dem Namen der Schreiberin die dort angehängte Aufzählung ihrer perſönlichen Standesverhältniſſe, deren Angabe auch in der That bei dem Könige ganz nutzlos und kaum ſchicklich geweſen wäre. Der Brief lautet wie folgt:

„Sire!

Je ne devais pas m'attendre à implorer pour moi-même la justice et la gloire de Votre Majesté. Je suis enlevée de mon auberge au nom de Votre Majesté, conduite à pied par le commis du sieur Freytag, votre résident, au milieu de la populace, et enfermée, avec quatre soldats à la porte de ma chambre; on me refuse jusqu'à ma femme de chambre, et mes laquais, et le commis passe toute la nuit dans ma chambre.

Voici le prétexte, Sire, de cette violence inouie, qui excitera sans doute la pitié et l'indignation de Votre Majesté aussi bien que celle de toute l'Europe. Le sieur Freytag ayant demandé à mon oncle le 1 juin le livre imprimé des poésies de Votre Majesté, dont elle avait daigné le gratifier, le constitua prisonnier jusqu'au jour où le livre serait rendu, et lui fit deux billets conçus en ces termes:

„Monsieur, sitôt le gros ballot que vous dites d'être à Leipsik ou à Hambourg sera ici, qui contient l'oeuvre de poésies que le roi demande, vous pourrez partir où bon vous semblera."

Mon oncle, sur cette assurance de votre ministre, fit revenir la caisse avec la plus grande diligence à l'adresse même du sieur Freytag, et le livre en question lui fut rendu le 17 au soir.

Mon oncle a crû avec raison être en droit de partir le 20, laissant à votre ministre la caisse et d'autres effets que je comptais reprendre le 21; et c'est le 20 que nous sommes arrêtés de la manière la plus violente. On me traite, moi, qui ne suis ici que pour soulager mon oncle mourant, comme une femme coupable des plus grands crimes; on met douze soldats à nos portes.

Aujourd'hui 21 le sieur Freytag vient nous signifier que notre emprisonnement doit nous coûter 122 écus et quarante creuzers par jour, et il apporte à mon oncle un écrit à signer, par lequel mon oncle doit se taire sur tout ce qui est arrivé, ce sont ses propres mots, et avouer que les billets du sieur Freytag n'étaient que des billets de consolation et d'amitié qui ne tiraient point à conséquence.

Il nous fait espérer qu'il nous ôtera notre garde. Voilà l'état où nous sommes le 21 juin à deux heures après midi.

Je n'ai pas la force d'en dire d'avantage. Il me suffit d'avoir instruit Votre Majesté. Je suis avec le plus profond respect, Sire, de Votre Majesté la très-humble et très-obéissante servante

à Francfort, ce 21 au matin. Denis.“

Wir haben hier vor allem die Unredlichkeit zu rügen, daß Mad. Denis den Sekretair Dorn anklagt, die Nacht hindurch ihr Zimmer nicht verlaſſen zu haben, was doch nur auf ihr eignes Bitten und mit ihrem Danke geſchehen war; ferner den wohl kaum unabſichtlichen Irrthum, daß der Betrag der Koſten als ein täglicher angegeben wird, was auch ſpäterhin Voltaire beharrlich ſo behauptet, obgleich es außer Zweifel ſteht, daß damit alle durch Voltaire's Haft veranlaßten Ausgaben gemeint ſind, deren Summe indeß, nachdem Schmid's Rechnung hinzugekommen, nicht ſo viele Thaler wie Voltaire ſagt, ſondern 190 Gulden 11 Kreuzer betrug.

Es klingt ſeltſam, wenn Voltaire, bei ſo ſchmachvollen Anklagen und ſo heftigem Trotze, wie er bisher aufgeboten, und nach ſo vielen, von ihm angeblich erlittenen Rohheiten und Beſchimpfungen, plötzlich wieder die höflichſten Bitten an dieſelben Männer verſchwendet, denen er doch einzig alle Schuld des Vorgefallenen beimißt. Aber wir haben ſeine eigne Handſchrift vor Augen, und geben zwei ſeiner Blätter hier als ein Zeugniß, wie leicht der reizbare und zornmüthige Mann ſich beherrſchen und verſtellen konnte, wenn er es für nöthig hielt. Gleich am 21. Juni früh ſchrieb er an Freytag dieſe Worte, deren Faſſung nur Mitleid erwecken will:

„Je vous conjure, Monsieur, d'avoir pitié d'une femme qui a fait deux cent lieues pour essuyer de si horribles malheurs.

Nous sommes ici très-mal à notre aise, sans domestiques, sans secours, entourés de soldats. Nous vous conjurons de vouloir bien adoucir notre sort, vous avez eu la bonté de nous promettre de nous ôter cette nombreuse garde. Souffrez que nous retournions au Lion d'Or, sous notre serment de n'en partir que quand Sa Majesté le roi de Prusse le permettra. Il y a là un petit jardin nécessaire pour ma santé où je prenais des eaux de Schwalbach. Tous nos meubles y sont encore, nous payons à la fois deux hôtelleries, nous espérons que vous daignerez entrer dans ces considérations. Au reste, Monsieur, j'avais toujours cru que tout serait fini quand le volume de Sa Majesté serait revenu, et je le croyais avec d'autant plus de raison que Mr. Rücker avait proposé de me faire laisser caution pour sûreté du retour de la caisse. Voilà ce que j'avais eu l'honneur de vous dire hier. Enfin, Monsieur, je vous prie d'excuser les fausses terreurs qu'on m'avait données. Soyez très-persuadé que ni ma nièce ni monsieur Collini ni moi nous ne sortirons que quand il plaira à Sa Majesté. Nous n'avons ici aucun secours, même pour écrire une lettre. Pardonnez, je vous en prie, et ne nous accablez pas.

Madame Denis a vomi toute la nuit, elle se meurt. Nous vous demandons la vie.“

Und noch am nämlichen Tage richtete er an Freytag und Schmid zuſammen in gleichem Sinne dieſe Zuſchrift:

„A M. le baron de Freytag ministre de Sa Majesté Prussienne et M. Schmid son conseiller.

Messieurs!

J'ai exécuté les ordres que vous m'avez donnés de la part du roi votre maître.

Vous nous laissez encore deux soldats. Nous vous supplions ma nièce et moi de nous en délivrer. Ayez pitié de ma maladie qui demande que je respire l'air. Je promets encore sous serment que si je retrouve jamais quelques lettres de Sa Majesté, je les renverrai à Sa Majesté elle même. Et jamais je ne manquerai à la vénération que je lui dois.

Je vous supplie, Messieurs, de m'accorder ma très-humble requête.

Fait à Francfort, 21 juin.

Voltaire."

Als in den nächſten Tagen ein Diener Freytag's, der eine Beſtellung zu machen hatte, von Voltaire und Mad. Denis ſchnöde abgefertigt worden, und Freytag hierüber erzürnt war, fürchteten bald jene gar ſehr die Folgen, und gaben ſogleich die beſten Worte. Voltaire ſchrieb:

„J'apprends, Monsieur, que vous êtes en colère contre moi, sur ce que votre laquais vous a rapporté. Je vous supplie de considérer que je n'entends point l'allemand, que je lui ai dit dans les termes qu'on m'a fournis que madame Denis était dans des convulsions qui me font craindre pour sa vie. Je vous conjure, Monsieur, de représenter à Sa Majesté notre état déplorable et notre soumission. J'ai fait tout ce que vous m'avez prescrit, que voulez vous de plus? Vous êtes trop honnête homme pour ne pas adoucir le sort d'une femme respectable et infortunée. Nous comptons sur un peu de pitié, et nous sommes prêts à tout faire pour la mériter, etc. V."

Mad. Denis ſuchte den Feind durch folgendes Billet zu begütigen:

„Je suis désespérée, Monsieur, de ce que vous me faites dire par le petit garçon. Au nom de Dieu n'envenimez pas une affaire lorsque mon oncle est prêt de faire tout ce que vous voudrez. Songez qu'il est attaché au roi plus que jamais. Si le mémoire vous déplait, mon oncle en fera un autre, il se soumet à tout ce qu'on veut, que lui demandez vous. J'implore votre justice et votre bonté, et je suis très-malade.“ Welchem Billet Voltaire auf der Rückſeite noch die Worte hinzufügte: „Ma nièce est au lit mourante, au nom de Dieu ayez pitié de nous, et surtout d'une femme respectable et désespérée.“

Hiemit noch nicht zufrieden, und die Einwirkung auf den König ſelbſt in's Auge faſſend, erließ Voltaire unter dem 23. Juni an Freytag folgenden ausführlichen Brief, von welchem uns eine Abſchrift vorliegt, deren erſte Zeile und die acht letzten von Voltaire's eigner Hand geſchrieben ſind:

„Copie de ma lettre à M. Freytag.

A Francfort 23 juin.

Je ne conçois pas, Monsieur, votre colère dans notre malheur. Je ne peux avoir rien dit de désagréable à votre laquais; puisque je ne sais pas l'allemand. Je lui ai dit dans les termes qu'on m'a fournis, que ma nièce était ce matin dans des convulsions mortelles, et que le docteur Müller était avec elle. Vous aurez sans doute compassion de la veuve d'un gentilhomme, officier d'un grand roi, qui fait deux cent lieues pour conduire son oncle aux eaux, et qui se voit trainée à pied en prison, au milieu de la populace, à qui on refuse sa femme de chambre, et auprès de laquelle on fait rester votre commis pendant la nuit, avec quatre soldats à sa porte; et que vous retenez encore prisonnière, sans qu'elle ait fait autre chose que d'implorer pour moi la miséricorde du roi, et de répandre devant vous et devant Mr. Schmid des larmes inutiles.

Je vous réitère, Monsieur, que j'ai obéi avec la plus profonde soumission aux ordres du roi que vous m'avez donnés de bouche. J'ai fait revenir le 17 la caisse où était le livre de poésies du roi, que Sa Majesté redemande. J'ai juré que je n'avais pas transcrit une seule page de ce livre, j'ai rendu toutes les lettres que j'avais de Sa Majesté, je me suis soumis à lui rendre toutes celles, dont il m'a honoré pendant quinze ans, et qu'on pourra retrouver à Paris; je vous ai signé le 1 juin que je ne sortirai pas, jusqu'au retour de la caisse, et du livre du roi. La caisse et le livre sont revenus le 17, j'avais crû sur vos promesses par écrit, être en droit de partir le 20, d'autant plus que je vous laissais ma caisse, et tous mes effets. Je me flatte que le roi écoutera sa clémence en ma faveur, et qu'il aura surtout pitié de l'état horrible où ma nièce est réduite, et dont il ne sait pas la moitié. Il sait seulement que ma nièce n'est et ne peut pas être coupable de rien. Je connais la bonté du coeur du roi, je lui ai demandé pardon des fautes que j'ai pu commettre en soutenant avec trop de vivacité une querelle littéraire. Je lui serai toujours attaché. Je ne dirai jamais assurément un seul mot qui puisse lui déplaire. J'attendrai ses ordres avec résignation. Je ne suis inquiet àprésent que pour la vie d'une femme respectable, qui mérite l'estime et la compassion de l'Europe. J'assure encore une fois le roi de ma résignation respectueuse, de mon obéissance à ses ordres. Il peut compter que n'étant plus à lui, je me regarderai le reste de ma vie comme un homme qui lui a appartenu, que je ne lui manquerai jamais. Je vous supplie de vous joindre à moi pour implorer sa clémence, et de lui envoyer cette lettre.“

Der Brief zeigt hinlänglich, daß er ganz für den König berechnet iſt, und aus dieſem Grunde ſcheut er auch nicht, die falſchen Angaben, welche ſchon auf anderen Wegen ausgeſprengt waren, auch hier unter den Augen Freytag's zu wiederholen, wohl wiſſend, daß dieſer wußte, ſie ſeien falſch. In hartnäckiger Behauptung eigenwilliger Annahmen, die er einmal für Wahrheit ausgegeben, hat Voltaire auch auf dem litterariſchen Felde es nicht an Proben ſeiner Dreiſtigkeit fehlen laſſen!

Am 25. Juni empfing Freytag ein von Fredersdorff's Hand geſchriebenes, von dem König unterzeichnetes Kabinetsſchreiben, ohne Datum, dieſes Inhalts:

„Seine Königliche Majeſtät unſer allergnädigſter Herr laſſen Dero Reſidenten dem Baron von Freytag auf deſſen

Bericht wegen des Voltaire's Arretirung zur gnädigſten Reſolution ertheilen, daß ſobald der Voltaire ſeinen Revers hat von ſich gegeben, ſelbiger abreiſen kann, und habt Ihr nicht Urſache ihn länger aufzuhalten; die Sachen ſo er abgegeben, will ich mit erſter Poſt eingeſandt haben. Ich bin Ew. wohlaffectionirter

Frdch."

„Ordre an den Baron von Freytag, daß er den Voltaire ſoll abreiſen laſſen."

Obſchon dieſes nur eine Beſtätigung des früheren Befehls, nicht die Entſcheidung auf den ſpäteren Bericht war, ſo glaubte Freytag doch, die Freilaſſung verfügen zu müſſen. Allein jeder Tag brachte neue Unruhe und Beſorgniß. Voltaire verſuchte allerlei Bewegungen, und ſeine Geſchäftigkeit war außerordentlich. In ſeiner Angſt ſchrieb Freytag am 26. Juni hierüber an Schmid:

„Geſtern ware der Voltaire den ganzen Nachmittag mit Fremden, denen Kavaliers des Herzogs von Meiningen, einigen Goldmachern, Buchdruckern und Buchführern environniret, daß ich abgeredetermaßen nicht zu Ihme fahren konnte. Unterdeſſen muß heut der Bericht an den König abgehen, und eine fernere Reſolution gefaſſet ſein, ob wir die Königliche Reſolution auf unſer letzteres abwarten, oder ob wir es wagen wollen, bei dem Magiſtrat anzuhalten Ihn zu elargiſiren. Weilen wir aber die Requiſitorialien unter Verpfändung des Unſrigen verſprachen, ſo iſt zu befürchten, daß ſich der Magiſtrat auf dieſe Requiſitorialien ſteifen wird; die Sache iſt épineuse, ich bitte mir Dero Meinung poſitive aus."

Worauf Schmid aber entſchloſſen antwortet:

„Dieſer nimmet ſich ſchon mehr aus als Ihme erlaubt werden. Billig ſollte der große Zulauf unterſagt werden, denn jeder blaſet das Feuer an, ſo uns Verdruß verurſachen wird.

Weil der größte bruit vom Voltaire durch ſeine ſelbſteigne ſchlechte Aufführung geſchehen, davon Seiner Königlichen Majeſtät keinen Unterricht noch hatten, der Magiſtrat auf den Requiſitorialien beharren wird, ſo ſehe dieſes Mannes hier Verbleiben für höchſt nöthig an. Die Wacht könnten wir ohnmaßgeblich abziehen laſſen, dagegen ſeine Unterſchrift begehren, daß Er nicht aus ſeiner Kammer weicht."

Voltaire aber wandte ſich am 26. Juni auf heimlichem Wege neuerdings mit einem Schreiben an den hohen Gönner, in welchem der Graf von Stadion vermuthet wird. Er wiederholt hier die ihm ſchon ganz geläufigen unwahren Angaben, in welche er die Vorgänge verarbeitet hat, und ergeht ſich in zum Theil nutzloſen Verläumdungen; er ſchreibt:

„La même personne qui a eu l'honneur d'écrire de Francfort à Son Excellence, et d'implorer la protection de Leurs Majestés Impériales, supplie très-humblement Son Excellence de continuer à lui garder le secret. Si Leurs Majestés Impériales ne sont pas dans le cas d'accorder leur protection dans cette affaire, elles seront du moins indignées de ce qui vient de se passer dans Francfort. Un notaire, nommé Dorn, commis du sieur Freytag, résident de Prusse, enlève une dame de condition, qui vient à Francfort auprès de son oncle malade. Il la conduit à travers la populace à pied, dans une auberge, lui ôte ses domestiques, met les soldats à sa porte, passe la nuit seul dans la chambre de cette dame mourante d'effroi. On supprime ici, par respect pour Sa Majesté Impériale la reine, les excès atroces où le nommé Dorn, commis de Freytag, et cependant notaire impérial, a poussé son insolence.

Son Excellence peut aisément s'instruire de ce que c'est que Freytag, aujourd'hui résident de Prusse. Il est connu à Vienne et à Dresde, ayant été châtié dans ces deux villes.

La personne qui a pris la liberté de s'adresser à Son Excellence, avait bien raison de prévoir les extrémités les plus violentes. Elle est bien loin de vouloir compromettre personne, elle ne demande que la continuation du secret.

On doit trouver étrange que tant d'horreurs arrivent dans Francfort, uniquement au sujet du livre de poésies françaises de Sa Majesté prussienne. Sa Majesté prussienne est trop juste, trop généreuse, pour avoir ordonné ces violences au sujet de ses poésies qu'on lui a rendues. Personne ne peut imputer de pareilles horreurs envers une dame à un si grand roi.

On se borne à remercier Son Excellence du secret, et à l'assurer du plus profond respect.

à Francfort, 26 juin."

Hier finden wir auch die Andeutung, die ſich ſpäterhin unumwunden ausſpricht, daß der unglückliche Dorn in der Nacht, die er bei Mad. Denis auf ihr Begehren zugebracht, verſucht habe ihr Gewalt anzuthun! Bei dieſem Vorgeben iſt an keine Spur von Wahrheit zu denken, dergleichen liegt außer der Möglichkeit des ganzen Zuſammenhanges dieſer Dinge, welche von Seiten der preußiſchen Beamten nur mit Ernſt und Furcht behandelt worden, ja außer der Möglichkeit des Karakters, den die Gegenſeite einſtimmig dem armen, mit Frau und Kind beladenen Manne beimißt. Unſeres Erachtens hat Voltaire, gleich anderen Zügen, auch dieſen erfunden, um den Gegnern noch eine Schuld mehr vorzuwerfen, und nebenher mochte der Schalk heimlich auch an der Verlegenheit ſeiner Nichte ſich ergötzen, die natürlich bei ſolcher Angabe nur ſchweigen konnte.

Freytag unterdeſſen hatte ihm den Revers vorlegen laſſen, den er ausfertigen ſollte und auch ſchon willens war zu ſchreiben; da jedoch der Aktuarius Dieffenbach, von dem Bürgermeiſter abgeſchickt, ſich anmelden ließ, ſo wollte Voltaire dieſen erſt ſprechen, und nach der Unterredung hatte er ſeinen Sinn geändert, und wollte ſeine Sache nun allein mit dem Magiſtrat abmachen, als in deſſen Haft er ſich befände. Freytag entwarf über dieſen neuen, für ihn ſehr verdrießlichen Zuſtand am 26. Juni folgenden Bericht an den König:

„Ob wir ſchon in der größten Irreſolution waren, ob wir den von Voltaire erlaſſen ſollten oder nicht; allermaßen ein Diener pro re nata einen wohl arreſtiren kann, ſo ſtehet Ihme doch nicht frei einen ſolchen ohne eingeholte allerhöchſte Ordre wieder loszulaſſen, zumalen wenn einer wider gegebene

Treu und Wort echappiret; ein ſolches zeuget entweder einer böſen That, die man begangen, oder die man noch begehen will, und wenn auch beides nicht wäre, ſo kann doch kein größeres Verbrechen gegen ſeinen Herrn begangen werden, als aus dem anbefohlenen Arreſt zu entweichen, — dennoch aber, und weil Ew. Königlichen Majeſtät geſtern eingelaufene allerhöchſt eigenhändige Ordre, obzwar ohne Dato, klar beſaget den Voltaire abreiſen zu laſſen, ſo haben wir Ihme heute über vier folgende Punkte einen Revers auszuſtellen angedeutet:

1. Alle noch vorfindende Königliche Skripturen an Ew. Königliche Majeſtät immediate einzuſenden;
2. Daß Er von dem Buch oeuvres de poésies weder überhaupt noch per pièces eine Abſchrift genommen;
3. Falls er darwider gehandelt, ſich ſelbſt, in welchem Lande Er auch anzutreffen ſeie; dem Arreſt unterwerfe;
4. Alle wegen deſſen Flucht und Arreſt aufgegangene Unkoſten wie billig bezahlen wolle.

Es hatte der Sekretarius Dorn Ihme dieſe Punkte gegen 10 Uhr proponiret, und er ſtunde procinctu ſolche auszufertigen; gleichwie aber unter dieſer Zeit der Aktuarius des Bürgermeiſters zu Ihme kame, ſo erließe Er ermeldten Dorn mit dem Bedeuten, in einer halben Stunde wieder bei Ihme Voltaire einzutreffen. Bei ſeiner Retour ware ſeine Antwort: es hätte der Bürgermeiſter zu Ihme geſchicket, und er wollte ſeine Sachen anjetzo ſchon ſelbſten ausmachen, er ließe ſich in nichts mehr ein. Bei ſo beſtalten Umſtänden ſind wir nicht im Stande, Ihn den Voltaire in Freiheit zu ſetzen, und müſſen erwarten, was vor Komödien er mit dem Bürgermeiſter ſpielen wird, die wir aber, wenn man ſie uns eröffnet, zu eludiren wiſſen, ingleichen ob Ew. Königliche Majeſtät Ihme ſeine genommene Flucht allergnädigſt pardoniren werden. Unterdeſſen ſind die meiningiſche Kavaliers den ganzen Tag bei Ihm, die Ihn verhetzen, gewiſſe hier renommirte Goldlaboranten umgeben Ihn, Drucker und Buchführer laufen aus und ein, wie Er denn wöcherlich zwei Pièces ediret, wovon ich etliche hier allerunterthänigſt beilege. Er hat dem Vernehmen nach ein Quartier auf ein halbes Jahr gemiethet, und denkt nichts weniger als nach Plombieres zu gehen.

Mit dem geſtrigen Poſtwagen haben wir den Schlüſſel, den Orden und das Buch, welches wir in ſeinem des Voltaire's Beiſein ſogleich bei dem Empfang beſiegelt, und ebenfalls deſſen Petſchaft drauf drucken laſſen, unter Addreſſe Ew. Königlichen Majeſtät Geheimden Kämmerier von Fredersdorff wohleingepackt abgeſchickt."

Wir haben nun zu ſehen, wie Collini dieſe Vorgänge ſchildert. In ſeiner Erzählung fortfahrend ſagt er: „Freytag fit transporter à la gargotte, où nous étions logés, la malle qui contenait les papiers, l'argent et les bijoux. Avant d'en faire l'ouverture, il donna à signer à Voltaire un billet par lequel celui-ci s'obligeait à payer les frais de capture et d'emprisonnement. Une clause de ce singulier écrit était que les deux parties ne parleraient jamais de ce qui venait de se passer. Les frais avaient été fixés à cent vingt-huit écus d'Allemagne. J'étais occupé à faire un double de l'acte lorsque Schmid arriva. Il lut le papier, et prévoyant sans doute, par la facilité avec laquelle Voltaire avait consenti à le signer, l'usage terrible qu'il en pouvait faire quelque jour, il déchira le brouillon et la copie en disant: Ces précautions sont inutiles entre gens comme nous." Stoßen uns bei dieſen Angaben einige Zweifel auf, die doch füglich unerörtert bleiben können, ſo müſſen wir das Nachfolgende, welches Collini ſeinem Herrn und Meiſter nachſpricht, gradezu für Lüge und Verläumdung halten: „Freytag et Schmid partirent avec cent vingt-huit écus d'Allemagne. Voltaire visita la malle dont on s'était emparé la veille sans remplir aucunes formalités. Il reconnut que ces messieurs l'avaient ouverte, et s'étaient approprié une partie de son argent. Il se plaignit hautement de cette escroquerie; mais messieurs les représentans du roi de Prusse avaient à Francfort une réputation si bien établie, qu'il fut impossible d'obtenir aucune restitution." Collini ſelbſt, der hier ſagt „sans remplir aucunes formalités", hat uns oben das Gegentheil berichtet; „il reconnut" iſt hier unbeſtimmt und ſchwach, warum ſagt er nicht, daß das Schloß erbrochen, die Siegel verletzt gefunden worden? Die angebliche Entwendung des Geldes nur als eine escroquerie zu bezeichnen, iſt auch ganz ungehörig, doch zur Verunglimpfung genügte das Wort; die Sache beim rechten Namen genannt, hätte die Leichtgläubigkeit ſtutzen gemacht, und die ernſte Frage geweckt, wieſo ein ſo ſchweres Verbrechen nicht vor Gericht gebracht worden? „Cependant — heißt es weiter — nous étions encore détenus dans la plus détestable gargotte de l'Allemagne, et nous ne concevions pas pourquoi on nous retenait, puisque tout était fini. Le lendemain, Dorn parut et dit qu'il fallait présenter une supplique à Son Excellence monseigneur de Freytag et l'adresser en même temps à M. de Schmid. „Je suis persuadé qu'ils feront tout ce que vous désirez, ajouta-t-il; croyez-moi, M. Freytag est un gracieux seigneur.“ Madame Denis n'en voulut rien faire. Ce misérable faisait l'officieux pour qu'on lui donnât quelque argent. Un louis le rendit le plus humble des hommes, et l'excès de ses remerciments nous prouva que dans d'autres occasions il ne vendait pas fort cher ses services.“ Und dieſer erbärmliche, demüthige Menſch ſoll des nächtlichen Anfalls auf Mad. Denis ſchuldig geweſen ſein? und nach ſolchem Vergehen machte man ihm doch noch ein Geſchenk? Die Lüge wird in dieſen Unvereinbarkeiten offenbar! Hierauf erzählt Collini den Beſuch des Aktuarius: „Le secrétaire de la ville vint nous visiter. Après avoir pris des informations, il s'apperçut que le bourguemaître avait été trompé. Il fit donner à madame Denis et à moi la liberté de sortir; Voltaire eut la maison pour prison jusqu'à ce qu'on eût reçu de Potsdam des ordres positifs. Mais craignant de garder longtemps les arrêts s'il s'en reposait sur ces messieurs, il écrivit une lettre à l'abbé de Prades, lecteur de Frédéric.“

Dieſer Brief Voltaire's an den Abbé de Prades iſt nicht bekannt geworden. Wir theilen hier aber einen anderen zu Voltaire's Gunſten geſchriebenen Brief mit, welchen auf deſſen Anregung die Markgräfin von Baireuth an den König

richtete; die geiſtvolle Fürſtin ſchrieb unter dem 29. Juni an ihren Bruder:

„Mon très-cher frère!“

„Je compte ce jour parmi les heureux puisque j'ai la satisfaction de vous assurer des sentiments de mon coeur. J'ai fait une petite trève avec les eaux, mes crampes et maux ayant rompu celle que j'avais faite avec eux. Ma cure me paraitrait insupportable me privant si souvent du plaisir de vous écrire, si je n'espérais qu'en la continuant elle me misse en était de jouir encore une fois du seul bonheur après lequel je soupire, qui est de me retrouver auprès de ce que j'ai de plus cher au monde. Vous verrez, mon très-cher frère, une vieille squelette qui ne vit que pour vous, dont vous êtes le mobile, et qui peut-être ne serait plus si vous ne preniez soin de l'animer par l'amitié que vous lui témoignez. Je bénirai les eaux si elles contribuent à vous garantir, mon cher frère, des mauvaises attaques que vous avez eues l'hiver passé. Il me semble que je renais lorsque j'apprends de bonnes nouvelles de votre santé. Nos principautés sont encore ici. Tandis qu'on tâche de les amuser, je suis enfermée dans mon antre comme la Sibylle, et tâche d'y gouter des plaisirs dont ma misérable santé me permet encore de jouir.

Je viens de recevoir tout un paquet de Voltaire et de Mde Denis, que je prends la liberté de vous envoyer. Je suis fachée qu'ils s'adressent à moi, mais de crainte d'être compromise dans cette mauvaise affaire, je vous envoie, mon très-cher frère, ce que je reçois de leur part. La lettre de Mde Denis montre de la conduite et de l'esprit, il parait qu'elle n'est pas instruite des raisons qui vous ont porté à faire arrêter son oncle. S'il avait suivi ses conseils, il aurait agi plus sagement. Je le considère comme le plus indigne et misérable des hommes s'il a manqué de respect envers vous dans ses écrits ou dans ses paroles, une telle conduite ne peut que lui attirer le mépris des honnêtes gens. Un homme vif et bilieux comme lui, entasse sottise sur sottise lorsqu'il a une fois commencé à en faire. Son âge, ses infirmités et sa réputation qui est flétrie par cette catastrophe, m'inspirent cependant quelque compassion pour lui. Un homme réduit au désespoir est capable de tout. Vous trouverez peutêtre, mon très-cher frère, que j'ai encore trop de support pour lui en faveur de son esprit, mais vous ne désapprouverez pas que j'aie pour lui la pitié qu'on doit même aux coupables dès qu'ils son malheureux et lors même qu'on est obligé de les punir. Son sort est pareil à celui du Tasse, et de Milton. Ils finirent leurs jours dans l'obscurité; il pourrait bien finir de même. Si l'effort que font les poètes à composer les poèmes épiques leur fait tourner la tête, nous pourrions bien être privé de ce genre de poésie à l'avenir, puisqu'il semble qu'il porte guignon à ceux qui s'y appliquent. Je vous demande mille pardons, mon très-cher frère, du griffonnage de cette lettre, ma tête toujours revêche et vraiment femelle en ce point m'empêche de la transcrire. Je suis avec toute la tendresse et le respect imaginable, mon très-cher frère,

votre très-humble
Le 29 de juin 1753.
et obéissante soeur et servante
Wilhelmine."

Doch bedurfte es längſt keiner ſolchen Bitten und Vorſtellungen mehr. Der König hatte ſchon am 19. Juni auf den erſten Brief der Mad. Denis eine Antwort erlaſſen, und der Abbé de Prades ſie mit folgenden Zeilen an Freytag abgeſandt: „Le roi m'a ordonné, Monsieur, de vous adresser une lettre pour madame Denis, nièce de monsieur de Voltaire, afin que vous la lui fassiez remettre si elle est à Francfort, ou que vous la lui fassiez tenir où elle sera. Je suis charmé en m'acquittant de mon devoir de trouver une occasion où je puisse vous témoigner la considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être, Monsieur, votre très-humble et très-obéissant serviteur l'abbé de

Prades." Auf ihren zweiten Brief aber hatte der König ſogleich nachſtehendes, von de Prades unter dem 26. Juni ausgefertigtes Kabinetsſchreiben an Freytag unterzeichnet: „J'ai reçu une lettre de la nièce de Voltaire que je n'ai pas trop comprise, elle se plaint que vous l'avez fait enlever à son auberge et conduire à pied avec des soldats qui l'escortaient. Je ne vous avais rien ordonné de tout cela; il ne faut jamais faire plus de bruit qu'une ne le mérite. Je voulais que Voltaire vous remit la clef, la croix et le volume de poésies que je lui avais confiés, dès que tout cela vous a été remis, je ne vois pas de raison qui ait pu vous engager à faire ce coup d'éclat. Rendez leur donc la liberté dès ma lettre reçue. Je veux que cette affaire en reste là, qu'ils puissent aller où ils voudront, et que je n'en entende plus parler. Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait en sa sainte garde. A ma maison de Sanssouci ce 26 juin 1753.

Frederic."

Und am 2. Juli mußte Fredersdorff auch noch den letzten Bericht von Freytag und Schmid in gleichem Sinne beantworten:

„Seine Königliche Majeſtät laſſen denſelben auf Dero Eingelaufenes vom 26. pass. zur gnädigſten Reſolution ertheilen, da der Voltaire ſeine Sachen abgegeben, daß Ihm ſowohl als ſeiner Niece ohne den geringſten Anſtand ſollten die Wache abnehmen und gehen laſſen, Ihm auch nicht über ſeine Echappade die geringſte Quäſtion machen. Der ich mit wahrer Hochachtung die Ehre haben zu ſein

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 2. Juli 1753.

ganz ergebener Diener

Fredersdorff."

Das Schreiben des Königs vom 19. Juni an Mad. Denis war ungemein verſpätet worden, und Mad. Denis erfuhr erſt durch einen abermaligen Brief vom 30. Juni, den der König ihr hatte ſchreiben laſſen, daß eine frühere

Antwort für ſie an Freytag gelangt ſein müſſe: ſie ſäumte nicht, ſich dieſelbe durch folgendes Billet auszubitten:

„Mad. Denis prie M. de Freytag de vouloir bien lui envoyer la lettre qu'il a reçue pour elle de la part du roi son maître.

Sa Majesté Prussienne vient de faire écrire à Mad. Denis en date du 30 juin que cette lettre qu'elle demande doit être parvenue à M. de Freytag il y a quelques jours; elle ne doute pas, que M. de Freytag ne lui remette cette lettre selon les intentions de Sa Majesté.

Mad. Denis et M. de Voltaire font leurs compliments à M. de Freytag.

ce 5 juillet.“

Wenn uns nach allem Vorgefallenen die artige Ausdrucksweiſe dieſes Billets wundern kann, ſo müſſen wir noch mehr über den Schluß eines Billets erſtaunen, welches Voltaire deſſelben Tages an Freytag richtet, und worin er ſagt: „Au reste si M. de Freytag à la bonté de venir aujourd'hui, il est supplié de vouloir avoir bien la bonté d'apporter les papiers cachetés qu'on lui a remis en depôt. On lui fait beaucoup de compliments sur son esprit de conciliation, sur sa justice et sur la bonté de son coeur.“ Ein ſolches Zeugniß, welches wenigſtens jetzt nicht mehr durch Furcht hervorgerufen ſein und als trügeriſche Schmeichelei keinen Zweck haben konnte, ſteht in ſeltſamem Widerſpruche mit den ſchnöden Beſchuldigungen, die er kurz vorher gegen ihn geſchleudert hatte, und auch nachher noch widerholte. Wir ſehen die reizbare Lebhaftigkeit des unruhigen Greiſes nach wechſelnden Eindrücken des Augenblickes alles Urtheil und alle Stimmung wechſeln, wobei er ſich jedesmal den überſchwänglichſten Wendungen hingab, die wir auch deßhalb weder im Böſen noch im Guten zum vollen Werth annehmen dürfen.

Wie ſehr auch eben jetzt Voltaire bei ſeinen ſchönen Worten verſtellt war, und in welcher Weiſe er die Sachen zu behandeln fortfuhr, erſehen wir aus dem folgenden Bericht, in welchem Freytag ſeinen Verdruß von dieſen unſeligen Händeln und ſeinen Schmerz über die Mißbilligung, welche der König zu äußern ſcheint, gegen Fredersdorff ausſchüttet. Was er zu ſeiner Rechtfertigung ſagt, läßt ſich von ſeinem Standpunkt aus freilich nicht ganz verwerfen. Sein Bericht vom 6. Juli lautet:

„Was vor Chagrin, Unkoſten und Noth uns beiden Krankſeienden der von Voltaire mit ſeinen Erdichtungen und ſowohl bei Gott als dem König unverantwortlichen Betragen erwecket, ein ſolches iſt mit der Feder nicht zu beſchreiben, ja was er gegen mich, den Hofrath Schmid, ſelbſten gegen Seiner Königlichen Majeſtät allerhöchſte Perſon herausgeſtoßen, iſt beſſer zu vergeſſen, als daran zu denken. Ob uns nun zwar auf unſere beide letztere, eines an Ew. Hochwohlgeboren unterm 23. Juni, das andere an Seine Königliche Majeſtät unterm 26. ejusdem allerunterthänigſt geſtellet, keine Antwort zugekommen, ſo läuft unterdeſſen eine Königliche allerhöchſte Ordre hier ein, welche unſere in dieſer Sache geführte Konduite, zu unſerem größten Schmerz, gar nicht zu approbiren ſcheinet, da wir doch an unſerem allerdevoteſten Eifer, nöthiger Behutſamkeit, und ordremäßige Exaktitüde, in keine Wege es haben ermangeln laſſen. In der erſten Königlichen Ordre vom 11. April wird von vielen Briefen und Skripturen gemeldet, und die vorgefundenen machten nur ein gemäßiges Paketel aus; in der zweiten allerhöchſten Ordre vom 29. April ward allergnädigſt befohlen, daß der von Voltaire alle ſeine Emballagen zurückkommen laſſen ſollte; daß wir ihn alſo nicht eher abreiſen laſſen konnten, als bis wir vernommen, ob dieſes kleine Paket alle Königlichen vielen Briefe und Skripturen ſeien; auf Schlüſſel und Kreuz ware unſer Augenmerk nicht ſo ſehr als die Briefſchaften gerichtet, die öfters mehr als Geld und Gut geſchätzet werden, abſonderlich da ſie von Seiner Königlichen Majeſtät allerhöchſtſchätzbarſten Hand ſein ſollten, und eben deßwegen wollten wir das Leipziger Ballot nicht eröffnen, um zu ignoriren, ob das Buch darinnen ſeie oder nicht. Damit der von Voltaire aber den Konventional-Arreſt deſto ruhiger aushalten ſollte, ſo habe von Zurückkunft der Hamburger und Pariſer Ballots noch gar nicht geſprochen, und wenn ſeine Königliche Majeſtät nicht eben in Preußen geweſen wären, ſo wäre die allerhöchſte Antwort auch vor Ankunſt des Leipziger Ballots angelanget, ſo daß er mein ihme pro forma gegebenes Billet (und daß es pro forma gegeben worden, mit zwei Zeugen beweiſen kann) nicht hätte mißbrauchen und zum Fundament ſeiner Flucht nehmen können. Allein wann dieſes ihme nicht gedienet hätte, ſo hätte er was anders inventiret, denn er hat ſich ſolchergeſtalten vor der Königlichen Antwort von Berlin gefürchtet, daß man nicht anders glauben kann, denn er muß was ganz Enormes begangen oder in Zukunſt zu begehen im Kopfe haben; er ginge alſo parol- und eidbrüchigerweiſe heimlich durch, nachdem er ſich etliche Tage zuvor in den hieſigen Johanniter-Freihof aber umſonſt zu retiriren getrachtet, und als er ſeine große Schatulle auch beſte Sachen weg praktiziren laſſen. Hiezu kame, daß Ew. Hochwohlgeboren unterm 11. Juni meldeten, uns an die Ungeduld des von Voltaire nicht zu kehren, ſondern bis zu Ankunſt Seiner Königlichen Majeſtät, welche nach etlichen Tägen ankommen würde, der erhaltenen Ordre gemäß ſo zu kontinuiren wie angefangen. Wie war es alſo möglich ihn loszulaſſen? Wer hat alſo nun den coup d'éclat gemacht? Wir hätten Leib und Leben dran gewaget, ehe wir ihn fortgelaſſen hätten; und wenn ich der Kriegesrath ihn nicht noch in der Barriere ſondern im freien Felde angetroffen, und er zu retourniren ſich geweigert, ſo wüßte ich nicht, ob ich ihme nicht eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte; ſo lagen mir die Königlichen Briefe und Skripturen am Herzen.

Doch da nun Seine Königliche Majeſtät in der letzten allergnädigſten Ordre ausdrücklich melden, ihn zu dimittiren, ſo haben wir ſogleich nach deren Empfang die zwei Mann Wache abgehen, und ihme ſeine beide bei mir in Depoſito geweſene Paketer einhändigen laſſen; mit dem Vermelden, daß wir beide ſelbſten zu ihme kommen und das Fernere beſorgen wollten. Sur ces entrefaits hat er bei dem Magiſtrat Himmel und Erde beweget, die Wache fortzuſchaffen, über uns beide geklaget, Ein Memorial über das andere eingegeben; vornehmlich hat die Denis frecherweiſe vorgegeben, mein Sekretair wäre die Nacht über bei ihr im Zimmer geblieben, da ſie ihn doch erſuchen laſſen ein ſolches zu thun, auch vor dieſe Nachtwache ihme einen Louisd'or zum Präſent gemacht, — und hundert andere Dinge mehr; ja er hat mit Zuziehung eines meiningiſchen ſogenannten Kavaliers und eines hieſigen Rathsherrn Namens Senckenberg — ein verruchter Menſch welcher alle preußiſchen Affairen kontrekarrirt, der an Bosheit und Gottloſigkeit in hieſigen Landen offenbarlich ſeines gleichen nicht hat, und damit man ihn erkennen möge, ein gegen ihn bis dieſe Stunde unbeantwortet gebliebenes impressum beilege, kraft weſſen er überführet iſt und geſtehet, in Kriminalſachen ein falſches Protokoll gemacht zu haben, — mit dieſem Senckenberg hat er den hieſigen Magiſtrat, deme eben in dieſer Zeit eine ſcharfe Königliche Deklaration übergeben müſſen und dahero gerne Revange nehmen wollen, dahin induziret, daß, wenn er ſeinem Vorgeben nach von ſeinen um den König ſeienden Feinden verhindert würde, ſeine Klagen vor Allerhöchſtdenſelben zu bringen, der Magiſtrat deſſen gegen uns verfertigte Memoriale an Seine Königliche Majeſtät einzuſchicken; welches wie ich vernehme hierauf unerhörterweiſe auch geſchehen wird. Doch leben wir der Hoffnung, Seine Königliche Majeſtät werde dieſe magiſtratiſche Kühnheit auf das nachdrücklichſte reſſentiren und uns ungehört nicht laſſen.

Eben nun, als wir uns zu ihme verfügen wollten, ſo ſchickte der Bürgermeiſter und ließ uns wiſſen, der Voltaire hätte ein neues Memorial übergeben, und begehrte gegen uns eine Kommiſſion, ingleichen daß bei ſeiner Demiſſions-Deklaration ein magiſtratiſches Mitglied dabei ſein ſollte, erſteres wäre vom Magiſtrat ſelbſten verworfen worden, wegen des andern fragte er an, was wir geſonnen wären; bald darauf ſchickte der Voltaire beiliegendes Billet an mich, wir ließen uns dahero bei ihm melden, weil er ſchon etlichemal in das gegenüberliegende Wirthshaus im Löwen mit ſeiner Denis gegangen war, über welchen Gang, der kaum zwanzig Schritt ausmacht, dieſe Denis ſich bei Seiner Königlichen Majeſtät ſehr beſchweret, daß man ſie zu Fuß geführet; die Antwort aber war, er wäre unpaß, er könnte uns nicht ſprechen. Bei ſo beſtalten Unhöflichkeiten erſuchten wir hierauf den Bürgermeiſter, ihme den Degen zu ſchicken und zu ſagen, daß er ſeine bei dem Hofrath Schmid deponirte wenige Gelder, nach Abzug der Unkoſten, welche ſich zuſammen auf 190 Gl. 11 Kr. beliefen, abholen könnte, und wovon die Spezifikation auf allerhöchſten Befehl eingeſchickt werden ſolle.

Wir müſſen noch mit zwei Worten die Erfindungen, womit die Denis Seine Königliche Majeſtät beſchweret, berühren. Aus unſerem bereits eingeſchickten Promemoria iſt zu erſehen, daß wir nur den Voltaire zu arretiren angehalten; da aber ich der Hofrath Schmid beſagte Denis in voller Klage bei dem Bürgermeiſter antraf und ſie zu allen Rathsherren zu laufen in procinctu war, ſo habe ſie, um unſern Handel nicht zu verderben, anzuhalten gebeten. Sobalde aber des andern Tags der bürgermeiſterliche Arreſtirungsſpruch in pleno senatu gutgeheißen worden, ſo hat man ſie ſogleich entlaſſen, und ſie iſt in aller Stille ohne Eskorte bei der Nacht von dem Sekretair zu ihrem Onkel, ſo wie ſie es verlanget, gebracht worden. Die Unkoſten giebt ſie täglich 122 Rtl. an, da doch alles, wie ſchon gemeldet, nur 190 Gl. koſtet; enfin der ganze Brief iſt falſch.

Seine Königliche Majeſtät befehlen in Dero allerhöchſten letzten Ordre, daß man Allerhöchſtihnen nichts mehr von dieſer Sache reden ſollte, daher haben wir uns die Freiheit genommen Ew. Hochwohlgeboren von dieſer Sache in aller Eil zu informiren, damit Ew. Hochwohlgeboren bei Gelegenheit gegen alle Kalumnien uns das Wort reden mögen. Vornämlich bitten wir um die von uns dem Magiſtrat verſprochenen Requiſitorialien, geſtalten er heute deklariren laſſen, er würde bis dahin mit uns weiter in nichts entriren.

Wir legen hier einen Extrakt aus der Baſeler Zeitung bei, welchen der Voltaire ohne Zweifel ſelbſten alſo hat einrücken laſſen, denn es iſt alles falſch, daß er mir ein einziges Wort von allen dieſen Sachen deklariret hätte, und falls an den Kanton Baſel geſchrieben würde, ſo würde ſich ergeben, daß dieſes von einem gewiſſen James de Lacour eingeſchickt worden.

Wir beharren mit der vollkommenſten Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ꝛc.“

Schon am nächſten Tage, den 7. Juli, ließ Freytag einen abermaligen Bericht an Frederſdorff abgehen, worin der Schluß der ganzen Sache mitgetheilt wird:

„Unſer weitläuftiger Rapport vom geſtrigen Dato wird zweifelsohne richtig überkommen und ein guter Gebrauch davon gemacht worden ſein.

Gleichwie nun der von Voltaire ſeine Gelder nicht ſelbſten abholen wollte, ſondern dieſerwegen einen Notarium ſchickte, ſo gaben wir dem Sekretario Dorn Ordre, Ihme ſolche gegen Quittung zu überbringen; anſtatt aber ſie zu empfangen, kame Er mit einer Piſtol, ſpannte ſolche auf und wollte den Sekretarium darnieder ſchießen, der Voltairiſche Sekretarius aber fiele Ihme in die Arme, rufend: „Mais, mon Dieu, Monsieur!“ und nöthigte ihn in ein ander Zimmer; welchen mördriſchen Vorgang ermeldter Dorn ſogleich dem Magiſtrat hinterbracht und das Nöthige zu verfügen gebeten. Enfin dieſer vor Witz und Klugheit verrückte Menſch wird noch große Verdrießlichkeiten anrichten.

Bei dieſer der Sachen Bewandtniß iſt man bei Exequirung der Königlichen Befehle weder ſeiner Ehre, ſeines Hab, noch auch gar ſeines Lebens nicht mehr verſichert. Seine Königliche Majeſtät geruhten in allerhöchſtdero erſten Ordre zu erwähnen, dieſer Voltaire ſeie ein Intrigant, wir erfahren es jetzo allzu viel. In eben dieſem Schreiben hieße es auch, ohne Komplimente ihn zu arreſtiren; hätten wir dieſes zu Anfang gethan, wie die Ballots nicht bei Handen waren, ſo wären wir aller dieſer Noth überhoben geweſen; doch man wollte allergnädigſt anbefohlenermaßen gradatim gehen; und es iſt unſere allerdevoteſte Schuldigkeit, zum Dienſt des Königs alles zu ertragen; hoffen aber auch nun, daß da die Abnehmung dieſes Ordens und Schlüſſels uns ſo viele Noth verurſachet, wir auch einmal etwas zu überbringen werden beehret werden.

In ausnehmender Eſtime beharren ꝛc.

P. S. In dem Augenblick als wir dieſes ſchließen, läſſet der Bürgermeiſter wiſſen, der Voltaire wäre fort. Ob

Er ſich nun vor der enormen attentirten Mordthat, oder ob Er ſich vor den Berliner Briefen gefürchtet, können wir nicht wiſſen. Der Magiſtrat ware eben im Begriff die Sache zu unterſuchen. Unterdeſſen hat Er ſeine wenige Gelder bei mir dem Hofrath Schmid zurückgelaſſen, welche dem Sekretario Dorn zu ſeiner Satisfaktion dienen können; geſtalten dieſe Grauſamkeit mit allerlei Zuſätzen ſogleich durch die Stadt erſchollen, daß deſſen Frau und Kind in den äußerſten Schrecken, geſetzt worden und jetzo krank und elend darnieder liegen.“

Der letzte Abſatz dieſes Berichts, wo geſagt wird, daß die zurückgelaſſenen wenigen Gelder dem Sekretario Dorn zu ſeiner Satisfaktion dienen können, iſt allerdings von auffallender Unanſtändigkeit; wir müſſen aber bemerklich machen, daß derſelbe nicht mehr von Freytag's Hand, ſondern von Dorn's geſchrieben iſt, und daß dieſem eigennützigen Antrage nie Billigung oder gar Folge gegeben worden.

Collini dagegen erzählt die Sachen wie folgt, „Le lendemain 6, nous rentrâmes à l'auberge du Lion d'Or. Voltaire fit aussitôt venir un notaire, devant lequel il protesta solennellement de toutes les vexations et injustices commises à son égard. Je fis aussi ma protestation, et nous préparâmes notre départ pour le lendemain. Peu s'en fallut qu'un moment de vivacité de Voltaire ne nous retint encore à Francfort et ne nous replongeât dans de nouveaux malheurs. Le matin, avant de partir, je chargeai deux pistolets que nous avions ordinairement dans la voiture. En ce moment, Dorn passa doucement dans le corridor et dans la chambre, dont la porte était ouverte. Voltaire l'apperçoit dans l'attitude d'un homme qui espionne. Le souvenir du passé allume sa colère; il se saisit d'un pistolet et se précipite vers Dorn. Je n'eus que le temps de m'écrier et de l'arrêter. Le brave, effrayé, prit la fuite, et peu s'en fallut qu'il ne se précipitât du haut en bas de l'escalier. Il courut chez un commissaire qui se mit aussitôt en devoir de verbaliser. Le secrétaire de la ville, le seul homme qui, dans toute l'affaire, se montra impartial, arranges tout, et le même jour nous quittâmes Francfort. Madame Denis y resta encore un jour pour quelques arrangements, et partit ensuite pour Paris.“

Voltaire ſelbſt erzählt den Vorfall mit Dorn in ſeinem „Journal de ce qui s'est passé à Francfort-sur-Mein“ in dieſer Weiſe: „Le 7 au matin, le nommé Dorn ose revenir chez la dame Denis et le sieur de Voltaire, feignant de rapporter une partie de l'argent que le sieur Schmid avait volé dans les poches du sieur de Voltaire et du sieur Collini; puis il va au conseil de la ville faire rapport, qu'il a vu passer le sieur de Voltaire avec un pistolet, et prendre ce prétexte, pour que Schmid et lui gardent l'argent. Deux notaires jurés, qui étaient présents, ont beau déposer sous serment que ce pistolet n'avait ni poudre, ni plomb, ni pierre, qu'on le portait pour le faire racommoder; en vain trois témoins déposent la même chose. Le sieur de Voltaire est forcé de sortir de Francfort avec sa nièce et le sieur Collini, tous trois volés et accablés de frais, obligés d'emprunter de l'argent pour continuer leur route. On a volé au sieur de Voltaire papiers, bagues, un sac de carolins, un sac de louis d'or, et jusqu'à une paire de ciseaux d'or et de boucles de souliers.“ Die Wahrheit ſtellt ſich aus dieſen Widerſprüchen der verſchiedenen Erzähler unſchwer heraus. Voltaire war bei ſeinem großen Reichthum allerdings oft unbegreiflich geizig und gewinnſüchtig, aber eben ſo oft achtete er der größten Summen nicht, wenn er einen edeln oder ihn reizenden Zweck vor Augen hatte. Diesmal verweigerte er die Zurücknahme des Geldes und der Sachen, die ihm in ſeiner Hand nie ſo viel werth ſein konnten, als wenn ſie in der fremden blieben, da er hiemit das ihm unſchätzbare Recht gewann, mit einem Schein von Wahrheit auszuſchreien, er ſei beſtohlen und beraubt worden, was er denn auch lebenslang mit bittern Klagen zu wiederholen ſich nicht verſagte.

Nachträglich empfing Freytag noch ein Kabinetsſchreiben des Königs vom 9. Juli, welches infolge des Briefes von Voltaire an den Abbé des Prades dieſem von dem Könige ſcheint diktirt worden zu ſein, und die früheren Befehle wiederholt:

„Jai reçu une lettre de Voltaire qui me parle encore de sa liberté. Vous devez avoir reçu les ordres que je vous ai donnés de le laisser aller où bon lui semblera, ainsi que sa nièce. Je n'avais d'autres prétentions sur lui que de le dépouiller de la croix, de la clef de chambellan et de retirer le livre que je lui avais confié. Vous m'avez écrit qu'il avait satisfait à tout ce que je demandais de lui. Ne différez donc point de mettre fin à tout cela, parceque sans doute, que s'il était survenu quelque incident nouveau, vous m'en auriez averti. Sur ce je prie Dieu etc.

à Potsdam, ce 9 juillet 1753.

Federic.“

Fredersdorff aber fertigte am 14. Juli dem von den ſtürmiſchen Auftritten und vielem Sorgen abgehetzten und durch die Unzufriedenheit des Königs tief gebeugten Freytag zu deſſen Beruhigung und Troſt folgendes Schreiben zu:

„Ich habe ſowohl Dero jüngſtes vom 6. hujus mit den Beilagen, als auch das von Herrn Hofrath Schmid unterm 29. pass. ſeiner Zeit richtig erhalten; aber meine Unpäßlichkeit hat verhindert, letzteres ehender zu beantworten. Indeſſen wird die Königliche Ordre ſchon eingelaufen ſein, den von Voltaire (den alle Welt für einen Kujon erkennet) laufen zu laſſen. Die in Dero letztem bezeugte inquiétude können Sie gänzlich fahren laſſen. Sie haben nichts gethan, als auf Königliche Ordre, und dieſe haben Sie dergeſtalt wohl exekutiret, daß Seine Königliche Majeſtät darüber gnädigſt zufrieden ſein. Dem daſigen Magiſtrat ſind Sie beide, als Königliche karakteriſirte Perſonen, die nach Ordre ihres Souverains handeln, keine Verantwortung ſchuldig, und dieſes können Sie ihm hautement bezeugen. Von dem Voltaire aber, der ein Menſch ohne Ehre iſt, wollen Seine Königliche Majeſtät nichts mehr wiſſen, und mag er, nach nunmehro abgelieferten Sachen, gehen wohin er will. Wäre er noch dorten, ſo laſſen Sie ihn ſchreien ſoviel er will, und geben ihm ſo wenig als dem Magiſtrat über Ihr Verfahren Rede und Antwort. Erſterem aber können Sie ins Geſicht ſagen, er habe ſich mit ſeinem vorgeblichen Königlich franzöſiſchen Kammerjunker-Karakter nicht breit zu machen; wenn er ſolches in Paris thäte, ſo wäre die Baſtille ſein Lohn. Im Uebrigen verſichere Ihnen nochmals, daß Sie völlig beruhigt ſein können. Sie haben als treuer Diener des Königs, nach Höchſtdero Ordre gehandelt, und die Lügen und Kalumnien des Voltaire finden hier und in aller Welt keinen Ingreß.

Ich bezeuge Ihnen insbeſondere meine Hochachtung und bin jederzeit

Ew. Hochwohl- und Hochedelgeboren
Potsdam, den 14. Juli 1753.
ergebenſter Diener
Fredersdorff."

Daß inzwiſchen Voltaire nicht ruhte, ſondern den König wegen der ihm angeblich vorenthaltenen Gelder und Sachen in Anſpruch nahm, erſehen wir aus dem Kabinetsſchreiben des Königs, das am 31. Juli wiederum durch die Hand des Abbé des Prades an Freytag erging:

„Jai encore reçu une lettre de Voltaire dans laquelle il me demande que je lui fasse rendre les effets qu'on lui retint lorsqu'on l'arrêta. Je vous ai déjà donné mes ordres là-dessus. Ne manquez pas, dès ma lettre reçue, de le satisfaire là-dessus, et quant aux frais qu'il ne veut peutêtre pas payer, il n'est pas nécessaire pour cela de lui retenir le tout, ne gardez que ce qu'il faudra pour le payer et rendez lui le reste. Sur ce je prie etc.
à Potsdam ce 31 juillet 1753.
Federic."

Voltaire hatte ſich zunächſt nach Schwetzingen begeben, wohin der Kurfürſt von der Pfalz Karl Theodor ihn eifrigſt eingeladen hatte. Auch hier, in dem Glanze des Hofes und in den anmuthigſten Zerſtreuungen ſetzte er ſeine Klagen heftig fort, und ſuchte die preußiſchen Beamten, mit denen er in Frankfurt zu thun gehabt, in das gehäſſigſte Licht zu

ſtellen. An wen nachſtehender Brief gerichtet iſt, finden wir nicht angegeben, aber vollſtändig von Voltaire's eigner Hand geſchrieben liegt er bei den von uns benutzten Akten:

„à Schwetzingen près de Mannheim,
5 août 1753.

Monsieur!

Monsieur le chevalier de La Touche me mande que vous l'avez assuré que la malheureux affaire de Francfort était finie. Je ne doute pas qu'en effet Votre Excellence n'ait fait ce qui dépendait d'elle pour faire rendre justice. Sa Majesté le roi votre maître ayant désavoué l'abus que les sieurs Freytag et Smith ont fait de son nom, nous ne pouvons douter qu'ils ne rendent au moins l'argent qu'ils ont pris dans les poches du sieur Collini et dans les miennes. L'Europe serait trop étonnée si après de tels excès il n'y avait aucune réparation. Un nommé Dorn qui n'a d'autre fonction que de servir quelquefois aux expéditions du sieur Freytag a trainé dans les rues de Francfort au milieu de la populace une femme respectable qui voyageait avec les passeports du roi de France; on lui a ôté sa femme de chambre, ses domestiques. Le nommé Dorn a eu l'insolence de passer la nuit seul dans sa chambre. Votre Excellence peut sentir à quel point ces atrocités ont excité l'indignation universelle. Pourra-t-on s'imaginer que ce soit au nom d'un monarque aussi bienfaisant et aussi juste que le roi votre maître, qu'on ait violé ainsi les loix, les bienséances et l'humanité? et qu'après tant d'indignités Freytag ose exiger encore de cette dame le payement exorbitant d'un emprisonnement qui crie vengeance, et pour lequel il doit demander pardon.

Votre Excellence ignore-t-elle quel est Freytag? ignore-t-elle les extortions publiques qui l'ont rendu l'horreur de Francfort, et de tous les environs? ignore-t-elle qu'ayant fait payer au comte de Vasco l'espérance d'un régiment au service du roi qu'il avait osé lui pro-

mettre, le comte de Vasco ne put retirer de lui une partie de l'argent que Freytag avait extorqué, qu'en le battant publiquement? vingt aventures pareilles l'ont fait trop connaître. On sait assez que ces excès si odieux commis contre une dame, contre le sieur Collini et contre moi, n'avaient pour but que de nous voler. Nous l'avons été en effet d'une manière bien violente. Presque tous nos effets ont été dissipés comme dans un pillage. Les sieurs Dorn, Freytag et Smith nous ont pris l'argent que nous avions dans nos poches, et ce qu'on a pris au sieur Collini est tout son bien. Et c'est au nom d'un roi juste qu'on a commis tous ces attentats! Certainement il les aurait punis si nos lettres n'avaient été interceptées. Nous espérons au moins, Monsieur, que le roi ordonnera qu'on nous rende l'argent qu'on nous a pris, et dont le compte est entre les mains des magistrats de Francfort, nous l'espérons de l'équité du roi et de vos bons offices. Nous oublierons un traitement si cruel et nous ne nous souviendrons que de la réparation.

Je suis avec des sentimens respectueux, Monsieur, de Votre Excellence le très-humble et très-obéissant serviteur Voltaire gentilhomme de la chambre du roi de France.

Noch einmal wandte ſich Freytag an Fredersdorff, um wegen der Voltaire'ſchen Sachen rechtfertigende Auskunft zu geben. Er ſchrieb am 7. Auguſt: „Es haben Ihre Königliche Majeſtät unter dem 31. vorigen Monats mir eine abermalige Ordre, welche ich hier im Original beilege, allergnädigſt zugehen laſſen, dem von Voltaire ſeine Effekten zu behändigen.

Gleichwie mir aber Seine Königliche Majeſtät in einem allergnädigſten Handſchreiben allergnädigſt und gemeſſenſt anbefohlen, in dieſer Voltairiſchen höchſt verdrießlichen Sache Allerhöchſtdenenſelben nichts mehr zu berichten, ſo nehme mir abermalen die Freiheit, Ew. Hochwohlgeboren zu bitten, Seiner Königlichen Majeſtät allerunterthänigſt vorzuſtellen, daß ich niemalen von den Voltairiſchen Effekten vor keinen Dreier werth, als ſein an mich addreſſirtes Palot in Händen gehabt, welches ihme den andern Tag darauf ohneröffnet zugeſtellet worden; ſeine ihme durch den Adjutanten abgenommene Gelder ſind bei dem Hrn. Hofrath Schmid deponiret, und ſolche hat man ihme durch meinen Sekretarium auszahlen laſſen wollen, anſtatt der Annahme aber, hat er, wie ſchon zu melden die Ehre gehabt, das Piſtol auf ihn zu ſpannen ergriffen; nachdem derſelbe ſich aber gleich retiriret, und dieſen Vorgang dem Magiſtrat angezeiget, iſt Voltaire eſchappiret, und habe ich zu dato von ihme weiter nichts mehr gehöret, und es liegen ihme ſeine Gelder, die ja nur überhaupt fünfhundert und zwanzig Thaler ausmachen, nach Abzug der Unkoſten, die ſich über hundert und neunzig Gulden nicht belaufen (weilen jederman bei dieſer Gelegenheit zu wenig bekommen zu haben geklaget) parat; wie ich denn ſowohl als der Hr. Hofrath Schmid noch wohl zwanzig Gulden aus unſere Säcke ohne ſolche zu berechnen aparte Koſten gehabt. Unterdeſſen ſind mir anliegende Schreiben ohne Namen von Paris aus zugekommen, woraus Ew. Hochwohlgeboren die infame Schreibart des Voltaire's erſehen werden.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich dahero weiter gehorſamſt erſuchen wollen, Seiner Königlichen Majeſtät von dieſem allen allerunterthänigſt zu referiren; und keine Schreiben von dieſem infamen Menſchen mehr anzunehmen, maßen ihme ſein Geld, wann er ſich ſelbſten melden wird, ohne Anſtand nach Abzug der Koſten ausbezahlt werden wird. Womit ich mich zu Dero hochſchätzbaren Wohlgewogenheit anempfehle und mit der vollkommenſten Hochachtung beharren wollen,

Ew. Hochwohlgeboren ꝛc."

Die anonymen Briefe, deren Freytag erwähnt, und die er ſeinem Schreiben beilegte, waren von Voltaire's Freunden, ohne Zweifel auf ſeinen Betrieb, und vielleicht aus ſeiner eignen Feder, von Paris in der Abſicht ausgegangen, den preußiſchen Reſidenten einzuſchüchtern. Sie mußten ihren Zweck verfehlen, und kamen überdies viel zu ſpät. Der erſte vom 12. Juli lautet:

„Il s'est répandu ici, Monsieur, des bruits si étranges au sujet de l'arrêt de Madame Denis et de la manière dont elle a été traitée, le tout fondé sur la copie qui court d'une lettre de cette dame, que vous ne pouvez désabuser trop tôt le public pour l'honneur du roi votre maître et pour le vôtre. Vous avez sans doute des correspondents à Paris et vous connaissez le ministre de Sa Majesté Prussienne. Vous avez aussi M. Darget sécretaire du cabinet de Sa Majesté qui demeure Rue Française, près la comédie italienne. Ils ne sont pas mieux instruits que le reste de Paris, et le bruit général est que le droit des gens a été ouvertement violé à l'égard de Mad. Denis: quant à son oncle les bruits sont partagés. C'est l'intérêt que je prends à la gloire de Sa Majesté Prussienne qui m'engage a vous inviter de faire cesser des bruits injurieux pour ce monarque.

Paris, 12 juillet 1753."

Der zweite, von derſelben Hand geſchrieben, ohne Datum, wiederholt denſelben Inhalt:

„Vous verrez, Monsieur, par la lettre et l'écrit ci-joint ce qu'on peut dire de vous à Paris. Il importe à votre bonneur et à celui du monarque que vous représentez comme son ministre de faire cessez des bruits injurieux. Vous avez sans doute des correspondents à Paris et Sa Majesté Prussienne y a des ministres et des agents que vous pouvez informer de la manière dont les choses se sont passées. Et les gazettes sont encore une voie plus prompte."

Schließlich theilt Fredersdorff durch ein Schreiben vom 18. Auguſt des Königs letzte Befehle in Betreff der Voltaire'ſchen Gelder und ſeine eignen Verſicherungen mit, daß die ganze Sache nun als abgethan zu betrachten ſei und Freytag für ſich keinerlei Nachtheil zu befürchten habe; er ſchreibt:

„Aus Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vom 7. hujus ſowohl, als auch aus denen zwei beigefügten Briefen habe hinlänglich erſehen, was Dieſelben wegen der Voltairiſchen Sachen bereits für Verdrießlichkeiten ausgeſtanden, und auch noch ausſtehen müſſen. Ich habe aber die Ehre darauf in ergebenſter Antwort zu vermelden, daß Ew. Hochwohlgeboren gar nicht Urſache haben, darüber fernerhin in Sorge zu ſtehen, weil ich es durch meine Vorſtellung bei des Königs Majeſtät dahin gebracht, daß dem Voltaire durchaus kein Gehör mehr gegeben werden ſoll.

Was ſeine Gelder anbetrifft, ſo ſollen Ew. Hochwohlgeboren befugt ſein, ſie ihm verabfolgen zu laſſen, doch würde nöthig ſein dabei alle mögliche Präkaution zu nehmen, daß ihm ohne vorher ausgeſtellten Schein nicht das Geringſte extradirt würde.

Seine beiden Briefe erfolgen wieder zurück, und Ew. Hochwohlgeboren dürfen ſich um ſo viel weniger daran kehren, da ſie Denenſelben auf keinerlei Weiſe nachtheilig ſein können. Ich empfehle mich hiermit Dero werthen Gegengewogenheit, und verbleibe mit einer beſtändigen Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

Potsdam, den 18. Auguſt
1753.

gehorſamſter Diener

Fredersdorff."

Während ſeines noch langen Lebens, und trotz der ſpäteren Ausſöhnung und erneuerten Zärtlichkeit hat Voltaire dem Könige dieſe Frankfurter Geſchichte doch nie ganz verziehen, vielmehr bei jeder Gelegenheit ſeine Klagen und Stachelreden darüber ausgelaſſen, und in den Fällen, wo er nicht wagte den König ſelber deßhalb anzuſchuldigen, wenigſtens an deſſen Werkzeugen ſeine Rache zu nehmen und alles aufzubieten ſuchte, um ſie dem Spott und der Verachtung preiszugeben. Freytag ſpricht einmal gegen Fredersdorff aus, man trage vielleicht Bedenken, dieſe Sache unter die Lateiner kommen zu laſſen; allein ſie nahm einen weit ſchlimmeren Verlauf, ſie kam unter die Franzoſen, — und iſt bisher faſt ausſchließlich in deren Händen geblieben; auch den Deutſchen war ſie faſt nur in der Geſtalt bekannt, die es Voltaire'n beliebt hatte ihr zu geben, und die ſeine Freunde und Nachſprecher um ſo leichter gültig erhielten, als man preußiſcherſeits darüber ſchwieg. In der Kunſt des Uebertreibens und Entſtellens, in der Dreiſtigkeit des Vorgebens, ſehen wir aber Voltaire und ſein Gefolge als nicht unwürdige Vorfahren der ſpäteren Bulletinſchreiber, die denn freilich das Höchſte leiſten! —

Was Friedrich den Großen betrifft, ſo gewährt die gegebene Darlegung wohl jedem die klare Ueberzeugung, daß der König den widrigen Vorgängen, die ſich an ſeinen erlaſſenen Befehl anreihten, völlig fremd iſt, daß er ſie weder befohlen noch gewollt, noch irgend hat vorausſehen können. Die Verwickelung, einmal begonnen, ſetzte ſich aus ihren eignen Kräften von ſelbſt fort, und zog jeden neuen Zufall in ſich hinein. Voltaire hat einen großen Theil des von ihm Erlittenen ſelbſt hervorgerufen, durch ſein unzuverläſſiges, wechſelvolles Betragen, durch ſeine Ungebärde. Anderes fällt den Umſtänden zur Laſt, der räumlichen Entfernung, durch die Reiſe des Königs zufällig noch vergrößert, den ſparſamen und trägen Verbindungsmitteln, mit denen damals die Welt ſich noch behalf. Daß des Königs Werkzeuge dem ihnen gewordenen Auftrage und ſeinen Folgen nicht völlig gewachſen waren, iſt richtig, ihm aber nur als ein Unglück anzurechnen, dem die Herrſcher leider zu allen Zeiten ausgeſetzt ſind, und das ſie nur allzuoft erfahren. —

Auguſt Ferdinand Bernhardi.

Schreiben an ſeinen Sohn Wilhelm Bernhardi.

Das ſchöne Vorhaben, welches Sie mir ankündigen, begegnet einem meiner längſt gehegten Wünſche, und trifft grade jetzt in eine Zeitſtimmung, die für daſſelbe als eine günſtige gelten darf. Mehr als ſonſt wenden ſich Neigung und Fleiß der Deutſchen den Schriftſtellern zu, welche unſerer heutigen Litteratur vorangingen und ihr die Wege bahnten. Allzuraſcher Jugendmuth meinte bisweilen, dieſe Vorfahren unbeachtet vorübergehen, ja wohl gar ſie wegſtoßen und zertreten zu dürfen, im Wahn dadurch für ſich ſelber mehr Boden und leichteren Ruhm zu erlangen, aber ſolche Thorheit konnte nicht lange gedeihen; reifer Sinn und vaterländiſches Gewiſſen rufen das Andenken jener Väter lebhaft hervor, nicht um bei ihren Bildern ſtehen zu bleiben und ihr Anſehen ſtarr zu verehren, nein, ſondern um aus ihnen neue Antriebe ſicheren Fortſchrittes, aus ihren Leiſtungen Muth und Maß für neue Aufgaben zu nehmen. Mit inniger Freude haben wir in dieſem Sinne die neue Erſcheinung der Schriften von Kant, Winckelmann, Leſſing, Möſer, Lichtenberg, Fichte, ja von Gellert und Engel begrüßt, ſo wie die umfaſſenden Arbeiten von Gervinus und Hillebrand nebſt der Folge litterargeſchichtlicher Darſtellungen von Prutz, Bock und Anderen, — aber Mannigfaches und Großes iſt in dieſem Gebiete immer noch zu thun.

Beſonders iſt die Zeit der ſogenannten romantiſchen Schule, deren Häupter ſchon zum Theil dahingeſchwunden, und deren Schriften meiſt zur Seite gedrängt ſind, noch keineswegs nach

Gebühr aufgehellt, ihr Verdienſt ermeſſen, ihre Bedeutung anerkannt. Wo findet ſich, nach ſo vielen Jahren ſeit ſeinem Tode, eine würdige Darſtellung des Lebens und der Schriften Friedrichs von Schlegel, eines Mannes, der zu den Zierden der Nation gehört und zu den merkwürdigſten Erſcheinungen aller Litteratur? Wo eine Schilderung deſſen, was Schleiermacher als Menſch und Schriftſteller gewirkt? denn die ſonſt ausgezeichnete Prüfung des Schleiermacher'ſchen Geiſtes durch Schaller hat nicht ſolchen Zweck, ſondern beſchränkt ſich auf das engere Gebiet des Gedankens. Sehr erwünſcht, und doch ſchon ſehr verſpätet, kündet ſich uns endlich eine erſte Ausgabe der Werke Auguſt Wilhelms von Schlegel an, und gleichzeitig verlautet aus Wien, daß auch an eine Ausgabe der Schriften Friedrichs von Schlegel neuerdings gedacht werde.

Viel aber bleibt hier noch zu wünſchen. Nicht die erſten Häupter allein haben für die Geſchichte Geltung; auch ihre Genoſſen und Gehülfen, das ganze Leben, in welchem ſie einherſchritten, müſſen in das Bild aufgenommen werden, wenn daſſelbe den wahren Eindruck geben ſoll. Bis jetzt hat aus jenem Kreiſe nur Hardenberg-Novalis durch Ludwig Tieck's liebevolle Sorgfalt ein ſchönes Lebensdenkmal empfangen. Für Wackenroder, deſſen Gefühls- und Sinnesart ſo einflußreich wurde, iſt noch nichts geſchehen, für Fouqué nichts, für Achim von Arnim und Brentano wenig. Aber am unbilligſten verabſäumt wurde bisher Bernhardi! Seit einem Vierteljahrhundert uns entriſſen, entbehrt er noch immer ſein Ehrengedächtniß, und das jüngere Geſchlecht weiß kaum, wer er geweſen. Doch war er ein rüſtiger Kämpfer ſeiner Zeit, ein nicht nur in die Litteratur und das Theaterweſen, ſondern auch in die ſtrenge Wiſſenſchaft und in die Jugendbildung ſtark eingreifender Mann. Mit Ludwig Tieck, mit Schleiermacher und beiden Schlegel verbündet, trug er zuerſt und nachhaltigſt in dem begonnenen Kriege gegen das wuchernde Unkraut gemeiner und geiſtloſer Strebungen, in Berlin den örtlichen Angriff und das ſchreiende Getümmel der aufgeweckten und täglich gereizten Feinde, warf ſeine kritiſchen Schwärmer auf die Bühne, neckte und traf deren Verwaltung, geißelte gelehrte Schwächen und Anmaßungen, und machte durch ſeinen derben Humor, in welchem der Kenner Jean Paul Richter eine neue urſprüngliche Gattung erblickte, die Widerſacher zum Gegenſtande der Beluſtigung. Daneben jedoch pflegte er mit Treue des Lehrberufs, der Philoſophie, zunächſt auf den Geiſteswegen Fichte's, gründete das Gedankengebäude einer allgemeinen Sprachwiſſenſchaft. Was er im letzteren Fache geleiſtet, iſt von Friedrich Auguſt Wolf und Auguſt Wilhelm von Schlegel nach Verdienſt geprieſen, ſpät noch durch Wilhelm von Humboldt mit großen Ehren anerkannt worden.

Werden Sie ein vollſtändiges Bild dieſes eigenthümlichen Mannes geben können? Sie waren, als er ſtarb, noch zu jung, um alles feſtzuhalten und zu ſammeln, was Ihnen jetzt dienen könnte. Ich zweifle, daß Sie alles auffinden und ausſcheiden, was von ihm in Zeitſchriften und Sammlungen vorhanden ſein mag. Die gelehrten Arbeiten ohnehin, die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft, die philologiſchen Abhandlungen und Kritiken, müſſen von Ihrem Zweck ausgeſchloſſen bleiben, wiewohl ſolche bei der Schätzung des Mannes ſchwer in's Gewicht fallen, und auch der Humor und Scherz dadurch, daß ſie in ſolcher Begleitung gehen, einen ganz anderen Halt bekommen.

Ich weiß nicht, ob eine Zeichnung oder ein Gemählde vorhanden iſt, das die Züge Ihres Vaters getreu wiedergiebt. Die Aehnlichkeit ſeines Profils mit dem Profil Bonaparte's war auffallend. Aus der dunkeln, ſüdlichen Geſichtsbildung ſprachen Scharfſinn und Laune, Derbheit und Wohlwollen. Seine Luſt am Zerlegen und Verknüpfen nahm gern ihren Auslauf in's Komiſche, und Spott, Neckerei, Wortſpiele und Poſſen lagen bei ſeinen ernſten Verhandlungen ſtets im Hinterhalt. In der Kunſt, Witzworte und luſtige Geſchichten vorzutragen, hatte er die größte Meiſterſchaft; die zu ſeiner Zeit hierin Berühmteſten, einen Markus Herz, Engel, Zöllner, Euchel, übertraf er weit; in dem Roman: „Die Verſuche und Hinderniſſe“ (von Neumann und Varnhagen) iſt das dreizehnte Kapitel mit ſeinen Anekdoten aus Bernhardi's Feder, allein die geſchriebene Erzählung kann nicht wiedergeben, was die geſprochene leiſtet. Neben jenen gefährlichen Waffen beſaß er, wie zur Ausgleichung, die außerordentlichſte Gutmüthigkeit, und die Weichheit ſeines Herzens ging oft bis zur größten Verläugnung ſeiner ſelbſt.

Ich würde Ihnen zu Ihrem Buch einen ſchönen Beitrag anbieten können, hätte ich in früheren Jahren den Vorgängen des Tages gleiche Aufzeichnung gewidmet, wie ich es wohl in ſpäteren gethan. Wie vielmals haben wir, wenn unſer Freund Chamiſſo dem Wachtdienſt oblag, die Stunden der nächtlichen Stille mit ihm zuſammen verlebt, in heiteren Geſprächen und ſtrengen Studien, in friſcher Luſt und tiefer Selbſtprüfung! Uns in Wiſſenſchaft wie an Alter und Erfahrung überlegen, war dann Bernhardi unſer freudiger Vormann, Lehrer zugleich und Gefährte, ſprudelnd von Witz und Laune, Kenntniſſe mittheilend und Geſinnung anregend; die wichtigſten allgemeinen Fragen und die engſten perſönlichen Verhältniſſe wurden hier ohne Scheu beſprochen, in rückhaltloſem Vertrauen machte jede Wahrnehmung ſich Luft, und Luſt und Begeiſterung der Jugend ließen hier im engen Raume der Wachtſtube ſich frei und ſicher Vieles entfalten, was nachher am nüchternen Tage weder das Schulamt, noch der Kriegsdienſt ſo ganz hätte vertreten mögen. Von allem dieſen iſt mir ein tiefer und lebhafter Eindruck, aber leider nur im Allgemeinen verblieben, das Einzelne iſt aus der verdüſternden Nebelhülle, mit welcher ſich die unbewachte Vergangenheit ſo ſchnell bedeckt, nicht mehr genügend heraufzubeſchwören.

Verſchieden von dieſen Unterhaltungen, ſchärfer und gemeſſener, jedoch gleichfalls von Witz und Laune durchflochten, waren diejenigen, welche Bernhardi mit Fichte zu haben pflegte; auch bei dieſen war ich oft gegenwärtig, meiſt nur als ſtiller Zuhörer, wenn die tiefſten Fragen der Philoſophie dialektiſch behandelt wurden, die Sprachwiſſenſchaft nach dem Lichte reiner Begriffe rang, oder das Bürgerthum und Staatsweſen ſich gleicherweiſe der Prüfung des Gedankens, wie der Geſchichte, unterwerfen mußte. War in ſolchen Erörterungen Fichte der unerſchütterlich Feſte und Einfache, ſo glänzte Bernhardi durch reicheren Stoff, den er ſtets mit Anmuth und oft in überraſchenden Schlagworten zu entfalten oder zuſammenzufaſſen verſtand, ſo daß Fichte nicht ſelten das größte Wohlgefallen an dem Gegner hatte.

Von ſolcher lebendigen Geiſtesmunterkeit geben freilich die Schriften nur einen ſchwachen Abglanz; einen Abglanz aber doch, und dieſer wird hoffentlich manchen Sinn erfreuen und vielleicht neue Thätigkeit anregen. Ich glaube verſichern zu können, die deutſche Leſewelt wird das von Ihnen Dargebotene mit Dank empfangen und durch friſche Theilnahme gern dazu mitwirken, daß künftig eine bereicherte Sammlung und ein vervollſtändigtes Bild erſcheinen könne! —

Berlin, den 10. November 1845.

Karl Müller.

Die Helden unſerer Befreiungskriege gehen einer nach dem anderen dahin, bald wird keiner mehr übrig ſein, der ſagen kann: Ich habe des Vaterlandes Noth und Schmach mitgetragen, zu ſeiner Rettung nach Kräften mitgeſtrebt! — Als Helden aber rechnen wir nicht die des Kriegerſtandes allein; es gab andere und größere Gefahren als die des Schlachtfeldes, und härtere Prüfungen und Schickſale als der Tod und die Wunden des Waffenkampfes. Die vorliegenden Blätter ſollen das Andenken eines der würdigſten und tüchtigſten jener Vaterlandseifrigen bewahren, die ſich in allen Ständen erhoben, eines Mannes, der ohne die äußeren Zeichen oder entſprechenden Rangſtufen ſeines kriegeriſchen Berufes in beſcheidener Stille unermüdlich und fruchtbar gewirkt hat, und bei deſſen Bilde die Geſchichte, welche Tauſende im Leben Hochgeſtellte ſpurloſem Vergeſſen überläßt, in liebevoller Anerkennung verweilen mag. —

Karl Chriſtian Müller wurde zu Klebitz, einem Dorf unfern Wittenberg, am 13. April 1775 geboren. Sein Vater war daſelbſt Landprediger, und leitete den Knaben, den älteſten von vier Brüdern, durch Beiſpiel und Lehre zum Fleiß und Eifer in allem Guten, beſonders auch zu rechtſchaffener Frömmigkeit an, in welcher ein geläuterter Glaube mit hellem Denken und ächter Menſchenliebe ſich einträchtig vereinigte. Der Knabe wuchs in blühender Geſundheit groß und kräftig heran, und zeigte körperlich wie geiſtig eine frühe Reife. Seine Wißbegier und beſondere Liebe zum Leſen erregten in ihm ſelbſt wie in ſeinen Angehörigen den Wunſch, daß der Weg gelehrter Bildung ihm eröffnet würde; jedoch die Amtsgeſchäfte des Vaters ließen demſelben nur wenige Zeit zur Ertheilung eines täglich anſpruchsvolleren Unterrichts, noch geſtatteten die ſpärlichen Einkünfte einen Hauslehrer anzunehmen. Da kam von einem Freunde, dem Prediger Wagner in Kropſtädt, das erwünſchte Anerbieten, für ſeine Söhne und den jungen Müller auf gemeinſchaftliche Koſten einen Hofmeiſter zu halten, der auch in einem der grundgelehrten Kandidaten, an denen die trefflichen Schulen Kurſachſens es nie mangeln ließen, für geringe Koſten bald gefunden war. In Kropſtädt blieb Müller viertehalb Jahre, und lernte hier Griechiſch und Lateiniſch mit ſolchem Fleiß und Erfolg, daß er zum Herbſt 1787 in die Fürſtenſchule zu Meißen in ſeinem zwölften Jahre als kurfürſtlicher Alumnus ohne Schwierigkeit eintreten konnte. Nun waren ſeine ferneren Studien geſichert, denn dem Fürſtenſchüler konnten auch für die Univerſität künftig die erforderlichen Stipendien nicht fehlen; er fühlte ſich hier in den Schooß des Glückes verſetzt, ſein heißeſter Wunſch, dem bisher noch viele Sorgen und Zweifel entgegenſtanden, war in herrlichſter Weiſe gewährt. Frei konnte er ſich ſeinem Hang und Eifer hingeben, und in dem ganzen Gebiete der Wiſſenſchaften alles ergreifen und genießen, was ſeinen freudig-regen Geiſt anzog und befriedigte. Der ſtrengen Schulzucht unterwarf er ſich leichter als Andere, da er bei ſeinem Fleiß und Wandel ſich weniger von ihr berührt, und für den Zwang, den ſie auferlegte, durch den Gewinn der höchſten Güter ſich ſo reich entſchädigt fühlte. Die älteren Schüler legten in jener Zeit den jüngeren herkömmlich Bedrückungen auf, gegen welche ſelbſt bei den Lehrern kein ausreichender Schutz zu finden war. Müller aber wehrte dergleichen theils durch ſeine ſittliche und geiſtige Ueberlegenheit ab, theils, wo es nöthig wurde, durch ſeine Körperſtärke, die für ſeine Jahre ſich als eine außerordentliche zeigte, keinen einzelnen Gegner ſcheute, oft aber auch mehreren gewachſen war. Dieſe Eigenſchaften verbunden mit früh entwickeltem Sinn und Eifer für Gerechtigkeit, gaben ihm ſolches Anſehen und Vertrauen bei ſeinen Schulgenoſſen, daß er bei vorkommenden Streitigkeiten gern zum

Schiedsmann erwählt und ſeinen Ausſprüchen ohne Widerrede gehorcht wurde.

Die Kenntniß der alten Sprachen galt auf der Fürſtenſchule als Hauptſache, Müller bemächtigte ſich derſelben in ſeltenem Grade. Mit voller Neigung wandte er ſich beſonders den Dichtern zu, und verſuchte bald, außer den vorgeſchriebenen Uebungen in lateiniſcher Verskunſt, auch deutſche Verſe, Oden und Elegieen in antiken Maßen, nicht minder gereimte Lieder, bisweilen ſchalkhaften Inhalts. Er unternahm ſogar eine Ueberſetzung der Aeneis in deutſche Hexameter und fügte einen deutſchen Kommentar des Textes hinzu. Doch blieb ſein Fleiß nicht innerhalb dieſes Sprachgebietes ſtehen, ſondern zeigte zugleich eine große Liebe zur Mathematik, Phyſik, Geſchichte und Geographie, wobei eine entſchiedene Neigung hervortrat, dieſe Kenntniſſe in praktiſcher Anwendung zu verfolgen. Sechs Jahre blieb Müller in der Fürſtenſchule zu Meißen, unter den Rektoren Matthäi und Müller, und bezog dann im Oktober 1793, mit den rühmlichſten Zeugniſſen verſehen, die Univerſität Wittenberg, wo er ſich zum Studium der Theologie einſchreiben ließ. —

Er hätte vorgezogen in Leipzig zu ſtudiren, wo ſein gewähltes Fach damals ihm günſtiger beſetzt ſchien, allein der Vater wollte ihn durchaus in ſeiner Nähe und gleichſam unter ſeinen Augen haben, und beſtand auf Wittenberg. Müller fand auch hier treffliche Lehrer, unter welchen beſonders Weber, Nitzſch, Schleusner und Schröckh ſeinem dankbaren Herzen theuer blieben, und perſönliche Verhältniſſe machten ihm den Aufenthalt bald angenehm. Unter den Mitſtudirenden erwarb er bald Freunde, namentlich den Wittenberger Auguſt Zeune, mit dem ſpäter gleiche Geſinnungen und Arbeiten ihn noch näher verbanden. Durch Leibesgeſtalt und Stärke ragte er ſichtbar über alle Mitſtudirenden hervor, ſein erprobter Muth und ſeine feſte Haltung durften jedem Bedrängten eine ſichere Stütze dünken. Als vorzüglicher Fechter hatte er ſich bald in Anſehen geſetzt, als Reiter und Pferdebändiger leiſtete er Außerordentliches; aber wie ſeiner Hand vertraute man auch ſeinem Urtheil, und er übte in ſeinem Kreiſe eine Art richterliche Macht. Seine Stärke, von der wunderbare Proben

Bayeriſche Staatsbibliothek

erzählt wurden, verleitete ihn nie zur Gewaltſamkeit, ſondern ordnete ſich willig unter, ſobald von Recht oder Sittlichkeit die Rede war. Ergriffen von den Ideen der Zeit, nahm er nicht nur ſelbſt einen höheren Aufſchwung, um für allgemeines Menſchenwohl zu wirken, ſondern wollte auch Andere für ſolchen Zweck vereinigen. Er entwarf den Plan einer Verbrüderung, eines Ordens der freien Männer, die zunächſt die Univerſitätsfreunde umfaſſen, ſpäter aber auch in das bürgerliche Leben übergehen ſollte. Die Grundlagen waren einfach und harmlos, in dem engen Geſichtskreiſe der Theilnehmer konnte der Zweck kaum über die Selbſtveredelung der Einzelnen hinausgehen, und wenn je der Staat in Betracht kam, ſo war es, um ſeine Geſetze zu ehren, ſein Anſehen zu befördern. Auch die Ausrottung des Zweikampfes, als eines unſittlichen, unvernünftigen Hülfsmittels falſcher Ehre, ließ man ſich angelegen ſein, und Müller konnte um ſo ſicherer dem Vorurtheil abſagen, als er ſchon genug bewieſen hatte, daß weder Muth noch Gewandtheit im Waffenſpiel ihm fehlten.

In Wittenberg blieb Müller vier Jahre. Nach Vollendung ſeiner Studien, wohlbegründet in der Theologie, ausgezeichnet auch in anderen Wiſſenſchaften, zu denen freie Neigung ihn getrieben, empfing er im Oktober 1797 den nach damaligen Umſtänden vortheilhaften Ruf als Hauslehrer der drei Söhne der Baronin von Flemming auf Falkenhain. In dieſem Verhältniſſe blieb er fünftehalb Jahre, und gewann auch hier durch ſein ehrenfeſtes Benehmen, durch ſeinen Fleiß und ſeine Treue in Erfüllung der übernommenen Pflichten, die Achtung und Zuneigung nicht nur des Hauſes, ſondern auch aller Freunde und Beſucher deſſelben. Als eifriger Kandidat verſäumte er nicht, auch auf ſeinen künftigen Predigerberuf ſich vorzubereiten, und beſtieg oft die Kanzel, und ſolchen Beifall erwarb ſeine kraftvolle und würdig-ernſte Rede, daß ihm beim Austritt aus dem Flemming'ſchen Hauſe, im Frühjahr 1802, das Amt eines Oberpredigers in Goltzen angetragen wurde. Seine beſcheidenen Wünſche waren hiermit erfüllt, und freudig wollte er die Stelle antreten, welche wahrſcheinlich ſeinen Lebensgang in dieſem Kreiſe für immer feſtgehalten

Bayeriſche Staatsbibliothek

hätte, als ihm unvermuthet eine Eröffnung gemacht wurde, die ihn zu ganz anderen Laufbahnen führen ſollte.

Der kurſächſiſche General von Chriſtiani hatte Müller'n kennen gelernt, und ihn dem Oberkammerherrn Graf Boſe in Dresden ſo nachdrücklich empfohlen, daß dieſer von ihm die günſtigſte Meinung faßte, und den lebhaften Wunſch hegte, ſeinem älteſten Sohne, der eben die Univerſität beziehen ſollte, einen ſo trefflichen Mann als Führer mitzugeben. Gewohnt, ſeine Vorſätze nicht leicht aufzugeben und keine Mittel zu ſparen, um ſeine Zwecke zu erreichen, ließ er ſich auch jetzt durch die Schwierigkeiten nicht abſchrecken, und unternahm es ſogleich, die für Müller ſchon in Ausſicht geſtellte bedeutende Verſorgung durch glänzende Anerbietungen aufzuwägen. Müller wollte den ehrenvollen und vortheilhaften Ruf nicht ausſchlagen, verzichtete auf die Oberpredigerſtelle, und ging mit ſeinem neuen Zögling auf die Univerſität nach Leipzig. Graf Boſe — die Familie hat urſprünglich vor ihrem Namen kein „von“ — greift in Müller's Leben ſo bedeutend ein, daß es wohl nicht ungehörig erſcheint, wenn wir von ihm eine kurze Schilderung nach Angaben, die wir von Müller's Hand vorgefunden, hier einfügen. Er war in Baireuth geboren, wohin ſein Vater ſich aus Sachſen an den Hof des letzten Markgrafen begeben hatte, kam aber im zwölften Jahre nach Leipzig, wo er von guten Lehrern Unterricht empfing, ſpäter die Vorleſungen an der Univerſität beſuchte, und hier beſonders von Gellert ausgezeichnet wurde. Hierauf ging er mehrere Jahre auf Reiſen, hielt ſich geraume Zeit in Paris, dann lange Zeit in Wien auf, wo er die Gunſt und Vorliebe des Fürſten von Kaunitz auf ſich zog, und auch dem Orden der Freimaurer mit forſchendem Eifer beitrat, welche beiden Verhältniſſe auf ſein ferneres Leben von großem Einfluß blieben. Nach Sachſen zurückgekehrt und hier ſtandesgemäß verheirathet, trat er in die Dienſte des Kurfürſten, wurde Geſandter in Stockholm, dann in Dresden Hofmarſchall und ſpäter Oberkammerherr. In letzterer Eigenſchaft war ihm auch die Oberleitung der großen Bibliothek übertragen, die er in Ordnung bringen ließ und durch neue Vorſchriften, ſo wie durch erhöhte Beſoldung und Thätigkeit der Beamten, zuerſt der freieren Benutzung öffnete; gleiches Verdienſt erwarb er ſich bei anderen ihm zugewieſenen Anſtalten der Wiſſenſchaft und Kunſt. Nach den Kriegsunfällen des Jahres 1806 wurde er nach Berlin zum Kaiſer Napoleon geſandt, und erlangte hier die für Sachſen unerwartet günſtigen Bedingungen des Friedens und eines Bündniſſes, das dem Lande damals vortheilhaft ſchien, aber den Geſinnungen vielfach widerſprach. Zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, ſuchte er bei der Fremdherrſchaft vor allem das Wohl des Landes zu wahren, während er deutſchgeſinnt blieb. Er war ein bildſchöner Mann, in deſſen lebhaften Bewegungen männliche Würde und höchſter Anſtand ſich vereinigten. Sein durchdringender Scharfſinn erkannte ſchnell den Zuſammenhang der Dinge, und erſetzte leicht, was ihm an beſtimmten Kenntniſſen bisweilen mangeln mochte; ſeine natürliche Wohlredenheit gab allem, was er ſagte, Kraft und Anmuth. In Geſellſchaft unterhaltend, witzig, munter, in Geſchäften ernſt, bündig, raſch, ſtand er als Hof- und Staatsmann in gleicher Auszeichnung. Die Anhänglichkeit an ſeinen Fürſten ging bei ihm bis zur Leidenſchaft. Von unbeſtechlicher Ehrenhaftigkeit, reinen Sinnen, gottesfürchtig ohne Frömmelei, war er auch im Privatleben muſterhaft, ein guter Hausvater, fürſorglich für ſeine Nächſten, wohlthätig und freigebig in weitem Kreiſe. Er liebte das Landleben, freute ſich der ſchönen Natur, und war vollkommen beglückt, wenn er mit ſeinen Hausgenoſſen bei Muſik und Geſang, in deren Ausübung er ſelber Vorzügliches leiſtete, oder in traulichem Geſpräch aller Reizungen der großen Welt vergeſſen konnte.

Die eigenthümliche Geiſtesart des Grafen näher einzuſehen, dient am beſten ein von ihm geſchriebenes Blatt, welches er Müller'n beim Beginn des neuen Verhältniſſes übergab. Daſſelbe iſt vom April 1802 und lautet wie folgt: „Mein lieber Sohn tritt nun nächſtens in eine andere Welt; aber, immer noch nicht in die *wirkliche*. Er wird jetzt das Bild zweier Inſeln! Noch bleibt er auf dem Ideen-Eilande, und wird allmählig mit der *Brücke* bekannt gemacht, die zu der wirkenden Welt-Inſel führt. Dieſes ſchlecht gewählte Gleichniß enthält doch Wahrheit, und meines Sohnes *ganze*

Inſtruktion. — Immer habe er die wirkliche, handelnde, wirkende Welt vor Augen, und im Andenken (er weiß ſchon manches davon!), und finde weder ſich, noch irgend Einen aller derer, von jedem Alter und Stande, mit welchen er als Studirender zu thun haben wird, noch darinnen angeſtellt. Daher gewöhne er ſich durchaus an keine dort vorkommenden Syſteme, Meinungen, Sitten, Gebräuche und Moden noch Lebensart, daß ihm etwas zur zweiten Natur werde, was die wirkende Welt modifizirt, widerſpricht, tadelt oder wohl gar verwirft. Stets begleite ihn der Gedanke jener Brücke, welche etwas ſo ganz Verſchiedenes von dem Lande iſt, wohin man, durch ſie zwar, nothwendig und ausſchließlich, zu gelangen gedenkt. — Ein raſtlos aufmerkſamer Beobachter, mit angeſpannter Beurtheilungskraft und Gedächtniß, in mancherlei Wiſſenſchaften, unter ſteter Hinſicht auf unſere ernſtliche moraliſch-religiöſe Beſtimmung, zu werden: dieſes ſind nun alſo die Uebungen, welche die Vervollkommnung des Geiſtes und die Zukunft von meinem Sohn fordert, und ihm zur Pflicht macht, ſo lange derſelbe auf dieſer Brücke verweilen wird. — So viel kürzlich zum baldigen Abſchiede, mit väterlichem Herzen, aus dem großen Buch der Erfahrung, mit ſchuldiger Warnung, und den ſeligſten Hoffnungen; im Vertrauen auf den Vater und Führer unſer Aller! — Wenn mein Sohn nun, bei jeder ſeiner Handlungen, ſeinen ihn begleitenden Freund zu Rathe ziehen, und mit ihm aufrichtigſt über die Gegenſtände derſelben jederzeit Rückſprache halten wird, ſo kann derſelbe auch, nach dem Zutrauen, das ich in jenen ſetze, alsdann mit Zuverſicht hoffen, daß, wenn er dem Reſultat dieſer Verabredungen zutraulich folget, es eben ſo gut iſt, als hätte er, in Dingen wo meine Meinung nicht erlangt werden mag, nach meinem wirklichen Geheiß gehandelt; und wie wichtig ihm dieſes ſtets ſein und bleiben müſſe, erſpare ich mir, getroſt, weitläufig zu bemerken. Graf von Boſe."

Mit dem Vater und bald auch mit dem Sohne ſtellte ſich das Verhältniß Müller's in würdiger, ehrenvoller Weiſe feſt. Nicht nur hatte er an der überaus reichen, für das tägliche Leben angewieſenen Ausſtattung ſeinen vollen Antheil, ſondern er verfügte auch über ſolche nach eigner Einſicht. Die Leitung der Studien war ohnehin ſeinem Ermeſſen größtentheils anheim gegeben. Der lebhafte Briefwechſel, den er mit dem ſorgſamen, überall wenigſtens mitrathenden Vater unterhielt, bezeugt auf allen Seiten das Zutrauen, deſſen er genoß, den freundſchaftlichen Ton und Sinn des ganzen Verhältniſſes. Gewiſſenhaft erfüllte er jede ſeiner Pflichten treulichſt, behielt aber dabei noch viele Stunden täglich frei, die er mit Eifer den Wiſſenſchaften widmete, beſonders ſolchen, welche er bisher um der Theologie willen minder hatte betreiben können. Er hörte Vorleſungen über die Rechtswiſſenſchaft, die Mathematik und die Geographie, und legte ſo den feſten Grund zu den Staats- und Kriegswiſſenſchaften, welche ſpäter ihn ganz erfüllen ſollten. Oeftere Beſuche mit ſeinem Zögling in Dresden und kleine Reiſen unterbrachen die Einförmigkeit, des Studirlebens, und brachten manche für die Folge nützliche Anſchauung und Erfahrung.

Müller's Führung des jungen Grafen erreichte ihr natürliches Ende, und er ſtand im Begriff einen neuen Lebensberuf zu wählen, als er durch den Antrag überraſcht wurde, auch den jüngeren Bruder ſeines Zöglings in Obhut und Leitung zu nehmen, der inzwiſchen zur Univerſität herangereift war. Müller bequemte ſich nur ungern dieſem Anſinnen, denn ſein Geiſt hatte ſich bereits anderen Richtungen und Thätigkeiten zugewandt, und die Sache des deutſchen Vaterlandes ihn mächtig angezogen. Schon die Siege der Franzoſen im Jahre 1805 und die Auflöſung des deutſchen Reiches, noch mehr die im Jahre 1806 erfolgte Stiftung des Rheinbundes und das Kriegsunglück Preußens, hatten Müller's Gemüth mit Schmerz und Zorn erfüllt, die Schmach und der Druck der Fremdherrſchaft entflammten ihn zu Haß und Rache. Graf Boſe hatte mit den Franzoſen die freundſchaftlichſten Beziehungen zu unterhalten, und obſchon Müller wußte, wie keineswegs hiebei die Geſinnung, ſondern vielmehr der Zwang der Umſtände wirkte, ſo ſtanden doch dieſe Verhältniſſe mit ſeinen innerſten Gefühlen ſo ſehr in Widerſpruch, daß auch der gebotene Schein guten Vernehmens mit den Franzoſen ihm unerträglich dünkte. Jedoch der dringende Wunſch des

Grafen, verbunden mit neuen großen Verſprechungen, die Ehre und das Zutrauen, welche in dem Anerbieten lagen, endlich Dankbarkeit und Zuneigung, beſtimmten ihn, das bisherige Verhältniß auch mit dem neuen Zögling fortzuſetzen.

Mit den Franzoſen hatte Müller ſchon in Leipzig allerlei Verdrießlichkeiten; ihm war es unmöglich, dem Uebermuthe der Einzelnen in Geſellſchaften oder an öffentlichen Orten nicht bisweilen entgegen zu treten; ſchon ſeine mächtige Geſtalt und ſein kraftvolles Ausſehen mußten ihm auferlegen, manche Begegniſſe ſcharf zu behandeln, bei denen eine minder auffallende Perſönlichkeit allenfalls gelaſſen bleiben konnte. Mißlichere Händel aber ſtanden ihm in Dresden bevor. Mit ſeinem Zöglinge öfters dorthin zu Hoffeſten berufen, wo die Franzoſen nun die höchſte Geltung hatten, kam es mehrmals zu herben Erklärungen, und gerade die Entſchiedenheit des Trotzes und Muthes, mit der ſie gegeben wurden, mag weſentlich dazu beigetragen haben, daß nicht üble Folgen daraus entſtanden. Das Schlimmſte jedoch war ein Vorfall, bei welchem Müller mit dem Marſchall Davouſt ſelber zufällig in Hader gerieth, und der ſehr bedenklich werden konnte, hätte nicht Graf Boſe ſeine vermittelnde Gewandtheit zur Beſchwichtigung des erzürnten Feldherrn aufgeboten.

In Leipzig ſetzte Müller ſeine höheren Studien fort, beſonders aber legte ſich ſein Fleiß auf die Kriegsgeſchichte, und Kriegskunſt, welche ihm für die Deutſchen jetzt das Nöthigſte dünkte, weil ihrer Sache kein anderes Heil als die Waffen verblieben ſei. Er lebte hier in einem ausgezeichneten Kreiſe ſtrebender edler Jünglinge, die ſich nach dem Maß ihrer deutſchen Geſinnung nur enger ihm anſchloſſen. Außer dem jungen Grafen Boſe ſtudirten in Leipzig deſſen ſächſiſche Landsleute Graf von Frieſen und Graf von Schönfeld, beide nebſt dem Führer des letzteren, dem damaligen Magiſter Auguſt Wagner, waren lebhaft entbrannt für die deutſche Sache. Graf Friedrich von Pückler aus Tannhauſen in Schleſien, und ebendaher Fürſt Eduard Lichnowsky, gaben den muthigſten Eifer kund. Nach dem Schlage, der die Univerſität Halle durch die Franzoſen getroffen, hatte ſich der Mecklenburger Johannes Schulze von dort nach Leipzig gezogen, und war nebſt dem wackeren tüchtigen Seume und unſerem Müller die Seele der ſich bald feſter ſchließenden deutſchen Verbindung, zu welcher Franz von Elsholtz aus Berlin, die Leipziger Buchhändler Heinrich Gräff und Reclam, ein ehmaliger Huſarenrittmeiſter von Stockmeier und noch viele Andere gehörten; auch ſogar der Kriegsrath von Cölln bot ſeine Theilnahme an. In nahem Bezuge zu dieſen Perſonen ſowohl als zu deren politiſchen Zwecken ſtanden zwei Grafen von Pahlen aus Liefland und ein Baron von Krüdener aus Kurland, der infolge eines Zweikampfes den einen Arm verloren hatte, deſſen Kampfluſt aber dadurch nicht geſchwächt war. Man fand ſich häufig in den ſonntäglichen Abendgeſellſchaften des Profeſſors Erhard, und ſuchte hier politiſch zu wirken, erkannte aber bald dieſen Boden nicht tauglich. Sicherer fühlte man ſich in der Freimaurerei, der die meiſten der genannten Männer angehörten, und in der Loge Minerva zu den drei Palmen hielten Müller und Seume, beſonders aber mit hinreißendem Feuer Johannes Schulze, begeiſternde Vorträge. Müller war unermüdet in allen Richtungen, nah und fern, durch Rede und Schrift, das Vaterlandsgefühl zu beleben, die Zahl der zuverläſſigen Verbündeten zu mehren. Von ſeinem anſehnlichen Einkommen unterſtützte er mehrere wackere, treugeſinnte Offiziere, welche durch die Ereigniſſe der Jahre 1805 bis 1807 dienſt- und hülflos geworden waren. Die Univerſitätsferien pflegte er mit der Familie Boſe in Dresden und auf dem Landſitze Gamig zuzubringen.

Dieſe Lebensart und Betriebſamkeit dauerte bis zum April des Jahres 1809, wo auch der jüngere Graf Boſe die Univerſität verließ, und Müller's bisherige Verhältniſſe von ſelbſt aufhörten. Der alte Graf wollte ſeine Dankbarkeit dem trefflichen Manne, der ſeine ganze Achtung beſaß, in glänzender Weiſe bezeigen, und da er wußte, daß die Theologie von Müller ſchon längſt aufgegeben war, ſo dachte er ihm auf anderem Gebiete die vortheilhafteſte Verſorgung zu. Er ließ ihm das Poſtdirektoramt in Leipzig, oder, falls er ſie vorzöge, die Generalpacht der dortigen ſechs Tageblätter anbieten; allein Müller hatte keine Luſt, ſich in dieſer bewegten

Zeit bürgerlich feſtzuſetzen, und ſchlug beiderlei Anerbietung aus. Der Graf, um ihn zu entſchädigen, machte ihm hierauf, unter Bezeigung ſeines herzlichſten Dankes, die anſehnliche Summe von ſechstauſend Thalern zum Geſchenk.

Müller fand ſich unerwartet ſo reich, wie er nie zu werden gehofft, und zweifelte keinen Augenblick, welchen Gebrauch er von ſeinem Schatze zu machen habe. Er wandte ſich zuerſt in ſeine Heimath, wo er die Seinigen beſchenkte, und in Wittenberg unter dem Dekanate Grohmann's die philoſophiſche Doktorwürde erwarb. Hierauf kehrte er nach Leipzig zurück, das noch für einige Zeit der Mittelpunkt ſeiner vaterländiſchen Thätigkeit blieb. Reichlicher floſſen ſeine Unterſtützungen den verarmten Offizieren zu, welche mit Kummer und Noth rangen, um nur nicht ein verhaßtes Unterkommen anzunehmen. Die Schaaren dieſer dienſtlos gewordenen Kriegsmänner wurden, beſonders nach dem Frieden von Tilſit, der alle noch ſchwebenden Hoffnungen zerſtörte und die ſchlechte Lage der Dinge entſchieden feſtſtellte, im ganzen nördlichen Deutſchland ein ſchmerzlicher Augenſchein des allgemeinen Unglücks. Jeder ſuchte ſich zu helfen wie er konnte, durch neue Anſtellung, Wanderung in die Fremde, Eingehen in andere Berufe, Zurückgezogenheit in dürftige Enge, Zuflucht bei Freunden. Den ſchlechteſten Theil dieſer Verunglückten zogen die vom Fürſten von Yſenburg in Napoleon's Auftrag errichteten Regimenter an ſich; Andere fanden bei den ſüddeutſchen Regierungen, deren Kriegsſtand ſich vergrößern mußte, gute Aufnahme; noch Andere, und darunter ſehr Edle und Tüchtige, die ſich von Heimath und Landsleuten nicht trennen konnten oder mochten, gingen ſogar in den Dienſt des neuen Königreichs Weſtphalen. Ein Häuflein der Treuſten und Ergrimmteſten, welche durch zwingende oder zufällige Umſtände nicht in dem nun ſehr verringerten preußiſchen Heere ſein konnten, widmete ſich auf eigne Hand und Gefahr dem Dienſte des Vaterlandes, ſuchte aus allen Kräften den Haß gegen den Feind zu entflammen, die deutſche Geſinnung zu ſtärken und für künftige Ereigniſſe zu bereiten. Mit ſolchen Männern trat Müller in engſte Gemeinſchaft, unterſtützte die Bedürftigſten, half ihre augenblicklichen Zwecke ausführen, und ſuchte ihren Betreibungen Zuſammenhang und Ausdehnung zu geben. In ähnlichem Sinne war ſchon in Königsberg der ſogenannte Tugendbund entſtanden, der die mannigfachſten Mitglieder zählte, arme und reiche, vornehme und geringe, von denen eine kleinere Zahl beſonders Eifriger ſich ganz und ausſchließlich den Zwecken des Vereins hingab. Müller kam leicht mit dieſen Männern in Berührung, führte ihnen ſeine Gleichgeſinnten zu, und trat mit ihnen dem Tugendbunde bei.

Die Entſtehung des Tugendbundes iſt bekannt, die Geſchichte ſeines Wirkens liegt größtentheils im Dunkeln. Man darf behaupten, ſeine wahre Thätigkeit habe erſt recht begonnen, als er ſein erkennbares Beſtehen hatte aufgeben und ſich in's Verborgene zurückziehen müſſen. Konnte man auch mit Wahrheit ſagen, daß viele der angeſehenſten und ruhmvollſten Männer, die früher als Mitglieder genannt worden, dies nie geweſen, ſo waren ſie es doch nur deshalb nicht, weil ſie es dem Buchſtaben nach wollten verneinen können, im Geiſte jedoch dem Bunde innigſt angehörten, und mit ihm gemeinſam wirkten. Mag immerhin manche der Unternehmungen und Abſichten ſich in Nichts aufgelöſt haben, mancher unausführbare Plan ausgearbeitet worden ſein, das Zuſammenhalten des Eifers und das Vorbereiten der Mittel hat ſicher unberechenbar genützt, und die Vorſtellung ſchon von dem Daſein ſolcher Genoſſen war überall in Deutſchland den Gleichgeſinnten ermuthigend, dem Feinde eine ſtete Beſorgniß und Unruhe. Der Auszug Schill's, das Unternehmen Katte's, und mancher andere kühne Verſuch, gingen aus dem Tugendbunde hervor oder wurden von ihm unterſtützt; das Mißlingen ſchadete kaum, weil die Beiſpiele zeigten, was für Möglichkeit offen lag, und doch Sinn und Muth dieſelben blieben. Jahn hat uns dankenswerthe Bilder damaliger Vorgänge in ſeinen wunderlich-trefflichen „Denkniſſen eines Deutſchen“ aufbewahrt. Wie vielfache und wichtige Züge vaterländiſcher Gefahren und Abentheuer würden uns vorliegen, wenn Schleiermacher, Reimer, Barnekow, Hirſchfeld, Rumohr und beſonders unſer Müller, ähnliche Aufzeichnungen hinterlaſſen hätten! Manche Aufhellung ſteht vielleicht in der Folge noch zu erwarten, denn allerdings ſind ſogar unſere Tage jenen Zeiten noch nicht fern genug, um alles ohne Scheu ſagen zu dürfen. Wir müſſen uns begnügen, in Betreff Müller's die ſpärlichen Angaben mitzutheilen, welche uns aus vertrauter früheren Kunde in der Erinnerung geblieben oder nachträglich aus guter Bewahrung ſich eröffnet haben.

Hier iſt ſogleich mit Nachdruck hervorzuheben, daß in jener Zeit alle deutſchen Hoffnungen ſich innigſt mit den preußiſchen verbanden, und die Wohlgeſinnten aller Volksſtämme das Heil der deutſchen Zukunft vorzugsweiſe von Preußen erwarteten, von dem gedemüthigten, zerſchmetterten Preußen, das aber ſelbſt in ſeinem kaum geretteten Ueberbleibſel noch immer der umfangreichſte, geiſtkräftigſte und kriegsfähigſte deutſche Staat blieb, mit dem kein anderer, wenn auch durch die neuſten Ereigniſſe noch ſo gehobener und begünſtigter, an Macht und Gehalt ſich meſſen konnte. In Preußen allein war auch die zwiſchen Regierung und Volk ſo nöthige Gemeinſchaft und in beiden die lebendige Geſinnung, gegen die Fremdherrſchaft aufzuſtehen und das Befreiungswerk muthig auszuführen. Wer an der Donau und am Rhein, an der Elbe und Weſer ſolche Geſinnung und Gedanken hegte, der war eben dadurch gut preußiſch, und den mit Frankreich verbündeten Regierungen abgeneigt, ja feindlich. Wie ſtark dieſe Sympathie wirkte, ſehen wir in Müller's Beiſpiel auffallend ausgeſprochen. Sohn eines ſächſiſchen Predigers, Zögling der Fürſtenſchule zu Meißen, Student in Wittenberg mit dem Blick auf erwünſchte Verſorgung in der Heimath, Hausgenoſſe und Freund des angeſehenſten ſächſiſchen Miniſters, dabei von Gefühlen der Zuneigung und des Dankes, der Liebe und Treue für Land und Fürſten durchdrungen, — wer hatte wohl mehr Urſache, ein Sachſe zu ſein, als Müller? Und eben dieſer Sachſe, weil er höheren Vaterlandsſinn hegte, wurde in jener Zeit ein Preuße, wurde es für immer! Der äußerlich begünſtigten, zum Königreich erhobenen, in Glanz und Wohlfahrt ſtehenden Heimath und den eignen vielverſprechenden Ausſichten freiwillig entſagend, ſchließt er ſich dem geſchmähten, unter dem Drucke faſt erliegenden, ihm keine Gunſt, keinen Vortheil, ja kaum ſicheren Anhalt bietenden Lande zuverſichtlich an, einzig darum, weil er in ihm allein den Kern erkennt, aus dem die Herſtellung eines freien Vaterlandes, eines ächten Deutſchlands ihm möglich dünkt!

Müller kam im Mai 1809 zuerſt nach Berlin, wo er die perſönliche Bekanntſchaft vieler Mitverbundenen machte, und ſofort mit Aufträgen bedacht wurde, die ſowohl Muth als Gewandtheit vorausſetzten. Müller ſaß ganze Nächte hindurch bei der Arbeit. Der mit allen Volkskräften erhobene Krieg Oeſterreichs gegen die Franzoſen ſetzte alle Hoffnungen in Bewegung, eröffnete hundert Möglichkeiten, für die man vorbereitet ſein mußte. Müller entwarf ſtrategiſche Pläne und kriegeriſche Anordnungen, welche faſt allen Wechſelfällen entſprachen, die als die nächſtwahrſcheinlichen vorherzuſehen waren. Dieſe Entwürfe wurden durch Gruner einem Ausſchuſſe vertrauter Kriegskundigen vorgelegt, unter denen auch der Prinz Auguſt Ferdinand von Preußen ſich befand. Ohne die Unfälle der Oeſterreicher in Baiern würden die Preußen unfehlbar in Norddeutſchland losgebrochen ſein, alle Anſtalten waren dazu getroffen, der General von Blücher harrte mit Ungeduld des entſcheidenden Befehls. Müller lieferte die genaueſten Nachrichten über die Stellung und Zahl der franzöſiſchen Truppen, gab mit Sicherheit die Punkte an, wohin der erſte Stoß zu leiten, wo die kräftigſte Volkserhebung zu gewärtigen war. Gleichzeitig richtete ſich ſeine Aufmerkſamkeit nach Polen, wo die Preußen den unter dem Erzherzoge Ferdinand vorrückenden Oeſterreichern die Hand bieten ſollten. Die Siege des Kaiſers Napoleon vereitelten alle dieſe Anſchläge, deren nur vereinzelt und voreilig verſuchte Ausführung von Schill und ſeinen Gefährten nutzlos mit dem Leben bezahlt wurde!

Müller's und ſeiner Gleichgeſinnten Muth und Vertrauen zur vaterländiſchen Sache wurde durch kein Mißgeſchick gebrochen. Sie waren raſtlos in neuer Betriebſamkeit, in neuen Anknüpfungen. Die Leitung der preußiſchen Angelegenheiten hatte nach dem Ausſcheiden des Miniſters vom Stein in verſchiedenen Händen geſchwankt, bis der im Jahre 1810 zum Staatskanzler ernannte Freiherr von Hardenberg ſie in traurigſtem Zuſtand übernahm, und die äußere Erhebung durch innere Stärkung vorzubereiten ſtrebte. Mit

Hardenberg ſtand Müller bald in naher Verbindung, und genoß das volle Vertrauen deſſelben. Solches Vertrauen forderte ſeinen eignen Schein zum Opfer, man mußte ſich das Anſehen geben, einander nicht zu kennen, man trennte ſich in der That, und ging abgeſonderte Wege zu demſelben Ziel. Der Staatsmann hatte Rückſichten zu beobachten, auch er beſtand Gefahren genug, wie das Beiſpiel Stein's und ſpäter Juſtus Gruner's zeigte; es wäre nutzlos geweſen, ihn auch die Wagniſſe mittragen zu laſſen, die der Freithätige perſönlich und täglich auf ſich nahm. Müller war bereit und willig, in letzterer Weiſe die halsbrechendſten Aufgaben zu übernehmen und auszuführen. Er bereiſte große Strecken von Deutſchland, um den Zuſtand der Dinge überall örtlich zu erkunden, die Stärke der Franzoſen und ihre Hülfsmittel und Vorräthe auszuſpähen, brachte den Eingeweihten die nöthigen Weiſungen, kaufte heimlich Pulver und Waffen an, warb neue Theilnehmer für Geſinnung und That, unterhielt die Verbindung mit dem Auslande, mit den Engländern, trotz der darauf geſetzten Todesſtrafe, mit den Geächteten in Schweden, Rußland und Oeſterreich. Im Frühjahr 1811 wurde Müller nach Prag an den Kurfürſten von Heſſen und an den Miniſter vom Stein in geheimer Sendung abgefertigt, dann weiter nach Wien, wo viele franzoſenfeindliche Betreibungen zuſammenfloſſen und beſonders engliſcher Einfluß wirkſam war, und da es wünſchenswerth erſchien, auch über die Stärke und die Verhältniſſe der Franzoſen in Italien zuverläſſige Nachrichten einzuziehen, ſo dehnte er ſeine Reiſe ohne Bedenken dorthin aus, und blickte überall mit geübtem Auge dreiſt umher.

Als nach ſeiner Rückkehr die Ereigniſſe ſich immer drohender anließen, und der Ausbruch neuer Kriegsflammen unvermeidlich ſchien, drängte die Stimmung in Preußen heftig zum Entſchluſſe. Mit außerordentlicher Kühnheit legte Juſtus Gruner, damals Leiter der preußiſchen Polizei und Müller's beſonderer Freund, die umfaſſendſten Pläne zum Verderben des Feindes an, vollführte gegen franzöſiſche Auflaurer und deutſche Verräther die verwegenſten Handſtreiche, und wußte die mächtige Betriebſamkeit der abgefeimten, ſchonungslos thätigen, über die reichſten Mittel der Gewalt und Beſtechung verfügenden franzöſiſchen Polizei ſo glücklich zu lähmen oder zu irren, daß die deutſchen Anſchläge ſelten von ihr entdeckt oder gehindert wurden. Da die Franzoſen vertragsmäßig die drei Oderfeſtungen auch im Frieden beſetzt hielten, ſo war es ein beſonderes Augenmerk, dieſe Haltpunkte, im Falle des Krieges, ihnen ſchleunigſt aus den Händen zu reißen. Es wurden Einverſtändniſſe mit erprobten Bürgern geknüpft, mit verabſchiedeten Offizieren; der Lieutenant von Fehrentheil hatte einen Plan entworfen, mit einigen alten Soldaten die Beſatzung von Küſtrin von innen zu überrumpeln, für Stettin ſollte eine preußiſche Truppenſchaar in der Nähe bereit ſtehen. Bei allen dieſen Dingen war Müller tief betheiligt; er bereiſte die Oderfeſtungen, die in Mecklenburg gegen die preußiſche Gränze herangerückten franzöſiſchen Truppen, durchſtrich Sachſen, und beſuchte wiederum in Prag den Kurfürſten von Heſſen, um deſſen Anſehen und reiche Geldmittel ſich zahlreiche Franzoſenfeinde geſchaart hielten. Auch nach Schleſien zu dem General von Blücher wurde er geſchickt, um mit dem entſchloſſenen Feldherrn für gewiſſe Fälle feſte Verabredung zu nehmen. Alle dieſe Reiſen und Geſchäfte führten mitten durch den Feind, an ſeinen wachſamſten Spähern vorüber; auf jedem Schritte war Gefahr, entdeckt, ergriffen und erſchoſſen zu werden.

So vielfacher Ortswechſel und geſchäftiger Betrieb konnte in der That nicht lange unbemerkt bleiben; Müller war bald verdächtig, wurde ſtreng beobachtet und in böſe Fallen gelockt, die er jedoch ſtets glücklich vermied. Sorgfältigere Heimlichkeit, weite Umwege und ſogar Verkleidungen halfen nur kurze Zeit aus; die große Geſtalt und bedeutende Geſichtsbildung Müller's ließen ihn unter Hunderten ſogleich erkennen, ihm war es unmöglich, in der Menge ſich unbeachtet zu verlieren. Bald hatten die Franzoſen thatſächliche Beweisſtücke wider ihn, er wurde als ein Feind Napoleon's und als Aufwiegler des Volks bezeichnet, und die ganze Meute der franzöſiſchen Polizei, die ihren leitenden Mittelpunkt zu Hamburg in dem Grafen d'Aubignosc hatte, war verfolgend auf ſeiner Spur. Der franzöſiſche Geſandte in Berlin, Graf von Saint-

Marſan, hielt ſich von dergleichen Verfolgungen fern, und wenn er dennoch bisweilen mit eingriff, ſo war es nur, um ſie zu ſchwächen oder die Opfer zu bewahren. Aber was der franzöſiſche Geſandte als ſeiner hohen diplomatiſchen Stellung unwürdig von ſich wies, das übte der weſtphäliſche mit niedriger Beeiferung. Ein deutſcher Edelmann, Herr von Linden, hatte dieſe ſchlechte Sendung übernommen, und übte ſie mit ſchamloſer Gehäſſigkeit. Er war weniger des Königs von Weſtphalen Beamter, als der des Kaiſers Napoleon, ſeine Berichte gingen eben ſo nach Paris wie nach Kaſſel, und der Marſchall Davouſt, der Graf d'Aubignosc, und überhaupt jeder franzöſiſche Polizeiſcherge, konnte auf ſeine Dienſtbefliſſenheit rechnen. Ihm als Deutſchen war es allerdings leicht, deutſche Verhältniſſe zu durchſpähen, und bedeutende Hülfsmittel waren ihm zu Gebote geſtellt, ſowohl an Leuten als an Geld; denn außer einem Gehalt von hundertſiebzigtauſend Franken bezog er in Berlin jährlich vierzigtauſend Franken zu geheimen Ausgaben. Dieſer Mann hatte Müller'n mehrmals geſehen, und mit ſeinen ſpürenden Augen ihn bald auf's Korn genommen. Er ſtellte ihm mit böſer Heftigkeit nach und verſprach den Franzoſen einen guten Fang. Doch Müller war ihm bisher noch glücklich entgangen. Auf einem Durchfluge durch Sachſen, im Oktober 1811, wollte er in Leipzig nur eilig bei einem Freunde einſprechen und dann nach Berlin weiter reiſen. Er ahndete nicht, daß Linden in Leipzig ſein könne, und als er ihm auf der Straße unerwartet begegnete, wollte er ſeitwärts ausbiegen; allein dieſer hatte ihn ſchon erkannt, ſchrie den Leuten zu, ſie ſollten ihn feſthalten, und zwang ihn, auf das Polizeiamt mitzugehen, wo die Verhaftung des Angeklagten dem weſtphäliſchen Geſandten unter den herrſchenden Umſtänden nicht verſagt werden konnte. Doch während Linden bei höheren Behörden ſeine Maßregeln anerkennen und beſtätigen ließ, half ein deutſchgeſinnter Beamter der Polizei dem Verhafteten zur Flucht, und rettete ihn aus einem Hauſe zum anderen, bis er vor dem Thore ſeine Poſtpferde fand, die ihn raſch nach Berlin brachten. Aber Linden war ihm gleich wieder auf der Spur, folgte ihm nach Berlin, hatte hier ſeinen Aufenthalt bald entdeckt, und forderte die preußiſche Behörde auf, ſich des gefährlichen Mannes zu verſichern. Der Staatskanzler, durch Gruner im voraus benachrichtigt, erwiederte dem weſtphäliſchen Geſandten, was er beantrage, ſei ſchon geſchehen, Müller ſei bereits in Haft; allein bevor davon die Rede ſein könne, ſeine Vergehen wider Frankreich zu beſtrafen, habe Preußen Anſpruch an ihn, er ſei wegen einer ſchändlichen Läſterſchrift gegen Hardenberg in Haft, und man habe die Abſicht, wider ihn mit aller Schärfe zu verfahren. Müller war des Scheines wegen wirklich als gemeiner Verbrecher in's Gefängniß gebracht; und Linden war vorläufig zufrieden, daß ſeine Beute ihm nicht entſchlüpfen könne. Der Gefangene bekam jedoch auf ſeinem abgelegenen Zimmer alles, was ihm den Aufenthalt erleichtern konnte, beſonders Licht, Schreibſachen und Bücher, und empfing durch Gruner's Veranſtaltung die Beſuche ſeiner mitverſchwornen Freunde, des Prinzen von Heſſen-Philippsthal, des Fürſten Eduard Lichnowsky, des Grafen Friedrich von Pückler, und vieler anderen bedeutenden Männer, die mit ihm den Stand der Sachen, die möglichen Wendungen derſelben, die Beſorgniſſe und Hoffnungen der nächſten Zukunft, ausführlich beſprachen und beriethen. Ungeſchwächten Muthes brütete Müller während ſeiner Gefangenſchaft Tag und Nacht über Plänen und Berechnungen zum Kriege gegen die Franzoſen, zur Erregung und Bewaffnung des Volks; für den Augenblick, daß der König von Preußen, wie man angſtvoll erwartete, ſich als Rußlands Verbündeter und Feind Frankreichs ausſpräche, ſollten aller Orten die vorbereiteten Anſchläge und Kräfte zugleich losbrechen, die Hülfsmittel des Feindes zerſtören, ſeine durch das Land zerſtreuten Mannſchaften überfallen, die Maſſen der Bevölkerung wider ihn aufbieten. Doch dieſe großen Entwürfe mußten fürerſt wieder zurücktreten, weil der König, in reifer Ueberlegung des Standes der Verhältniſſe, der nahen Uebermacht der Franzoſen und der fernen Hülfe Rußlands, den rechten Zeitpunkt für ſolchen Entſcheidungskampf noch nicht gekommen glaubte, und dem Zwange der Umſtände nachgebend ſogar eine nähere Verbindung mit Frankreich einging. Daß in dieſem Entſchluſſe, der viele heftige Geſinnungen tief ſchmerzte, ja mit Grimm erfüllte, kein Aufgeben der vaterländiſchen Sache lag, ſondern die Zuverſicht ihrer feſten Bewahrung auf beſſere Zeit, beweiſen die Denkſchriften Hardenberg's und die von ihm ſchon damals im vertrauteſten Kreiſe ausgeſprochenen Vertröſtungen.

Für die offenkundigen oder ſchwerverdächtigen Franzoſenfeinde war aber jetzt kein längeres Bleiben in Berlin. Gruner legte ſein Amt nieder und begab ſich nach Prag. Im Februar 1812, zwei Tage bevor der Marſchall Oudinot mit ſeinen gegen Rußland ziehenden Truppen in Berlin einrückte, wurde Müller in der Stille entlaſſen, empfing von Hardenberg das nöthige Reiſegeld, und flüchtete nach Schleſien, wo er ſich auf den Gütern des Grafen Sandreczky von Sandraſchütz, dem Schwager des Grafen Friedrich von Pückler, verborgen hielt, und hier unabläſſig ſeine mannigfachen Arbeiten und Betreibungen fortſetzte.

Gruner, der mit den Ruſſen in geheimer Verbindung ſtand und großartige Anſchläge für die deutſchen Verſchworenen im Sinne trug, war in ſeinem Briefwechſel nicht genug vorſichtig geweſen, und die öſterreichiſche Behörde eilte den Auslieferungsanſprüchen zuvorzukommen, welche von Seiten der Franzoſen erfolgen mußten, ließ Gruner in Prag verhaften und als öſterreichiſchen Staatsgefangenen nach Peterwardein in Ungarn abführen. Mit ihm wurde daſſelbe Spiel wiederholt, das in Berlin mit Müller war geſpielt worden; nur klagte Gruner ſpäterhin, daß in ſeinem Falle der Schein doch dem Ernſte zu ſehr geglichen, und daß man die beruhigende Verſicherung, wie es mit ſeiner Haft gemeint ſei, ihm ſelber vorenthalten habe. Gruner's Wegführung war ſeinen Mitverſchworenen ein harter Schlag; es galt, ihn ſchleunig zu erſetzen, und die mancherlei Fäden, welche ihm aus der Hand gefallen, mit Geſchicklichkeit aufzunehmen und weiter zu ſpinnen. Müller wurde beauftragt, an Gruner's Stelle zu treten, und ſeine Thätigkeit umfaßte die wichtigſten Einverſtändniſſe und bedeutendſten Hülfsmittel; es wurden kühne Männer im feindlichen Gebiet angeworben, Waffenvorräthe zuſammengebracht, Aufrufe vorbereitet. Ein furchtbarer Plan, die franzöſiſchen Magazine durch ganz Deutſchland niederzubrennen, war durch Gruner's Unfall vereitelt; die Wachſamkeit der gewarnten Franzoſen verdoppelte ſich, und die zu ſolcher Arbeit gedungenen Leute mußten flüchtig werden. Der Feldzug des Jahres 1812 war inzwiſchen eröffnet, die Franzoſen drangen bis Moskau vor, und die Sache der Deutſchen ſchien abermals auf weit hinaus hülflos.

Von welchen Empfindungen und Hoffnungen Müller durch die Wendung des Glücks erfüllt wurde, die den franzöſiſchen Kaiſer und ſeine Heerſchaaren in Rußland traf, läßt ſich nach allem, was er bisher geſonnen, geſtrebt und gelitten, ausreichend abnehmen. Im Frühjahr 1813 ſah er infolge des ungeheuren Umſchwunges den König von Preußen, Hardenberg, Blücher, Gneiſenau, und andere Staatsmänner und Generale in Breslau anlangen, aus Oeſterreich erſchienen der Graf von Wallmoden, Karl von Noſtitz, aus den preußiſchen Ländern ſtrömten Schaaren von Freiwilligen herbei. Müller hatte mit Hardenberg eine geheime Unterredung, und ging mit deſſen Aufträgen zu dem Oberfeldherrn der Ruſſen, Fürſten Kutuſoff Smolenskoi, der ſein Hauptquartier in Kaliſch hatte. Hier fand er Stein, der ihn als alten Bekannten freudig begrüßte, Neſſelrode, Anſtett, Cancrin, und hatte über das gegen Frankreich zu ſchließende Bündniß und den gemeinſchaftlich fortzuſetzenden Krieg mehrere Vorfragen zu erörtern, vielfache Auskunft zu ertheilen und ſogar manche Schwierigkeiten wegzuräumen. Ihm kam dabei ſehr zu ſtatten, daß er nicht nur im Namen Preußens und Hardenberg's, welche den Ruſſen noch einiges Mißtrauen ließen, ſondern auch als Vertreter und Genoſſe der Volksgeſinnung und freier Verbündeter ſprechen konnte, die dem Sinne Stein's näher ſtanden, und als deren Haupt er ſich gewiſſermaßen betrachten durfte. Müller entwickelte ſeine eignen Anſichten und Entwürfe mit eindringendem Feuer, drang entſchieden darauf, daß die Sache der Fürſten zugleich als eine der Völker gefaßt und dargeſtellt würde, und verlangte, daß die Ruſſen beim weiteren Vorrücken dies durch öffentliche Anſprache laut verkündigten. So wurde Kutuſoff's berühmter Aufruf von Kaliſch zu Stande gebracht, der erſte dieſer Art, welcher die Auflöſung des Rheinbundes und die Befreiung Deutſchlands ausſprach, und auf deſſen Verheißungen in der Folge noch oft genug zurückgeblickt wurde.

Ueber Inhalt und Form wurde von Müller mit Stein, Kutuſoff, Neſſelrode und Anſtett lebhaft verhandelt, endlich die Abfaſſung ihm übertragen und von ihm auf der Stelle ausgeführt. Ein Blatt grobes Papier, wie es eben zur Hand war, ſtellenweiſe bedruckt für polniſchen Poſtamtsgebrauch, wurde eilig beſchrieben, nach geringen Aenderungen in's Reine gebracht, von Kutuſoff unterzeichnet, und dann in alle Welt geſandt.

Nachdem dieſes Geſchäft abgethan war, eilte Müller zu dem längſterſehnten Waffendienſt, und ſchloß ſich zunächſt dem Oberſten Füger an, der mit einer Streifſchaar in Schleſien gegen Sachſen vordrang. Doch in der Gegend von Glogau bekam er eine Botſchaft, die ihn zu Stein zurückrief, der ſich jetzt in Breslau befand, und für Müller geheime Aufträge hatte, zum Theil von ſo wichtiger und zarter Beſchaffenheit, daß er ſie nur ſolch erprobter Beſorgung vertrauen mochte. Es galt unter anderen, gewiſſe Anknüpfungen in Weſtphalen für den Feldzug nutzbar zu machen, ſo wie auch den Kurfürſten von Heſſen in Prag zu nachdrücklichem Handeln zu bewegen. In Breslau hatte Müller noch die Freude, verbunden mit Arndt, Jahn und Frieſen, die Lützower Freiſchaar errichten zu helfen, nicht ohne Widerſpruch und Hinderung von manchen Seiten; denn die Eiferſucht der Behörden wollte den freien Schwung einer ſelbſtſtändigen Deutſchheit, auf die es unverkennbar abgeſehen war, nicht zu ſehr aufkommen laſſen, und ſchon damals wirkten viele Kräfte dahin, alle Bewegung möglichſt in den Schranken des Herkömmlichen zu halten und überall den Zügel vorſchriftlicher Befehlsordnung anzulegen.

Als die ruſſiſch-preußiſchen Truppen in Sachſen vorrückten, nahm Stein Müller'n mit nach Dresden, um bei der Verwaltung des Landes mitzuwirken. Der Verwaltungsrath der verbündeten Truppen für das nördliche Deutſchland, beſtehend ruſſiſcherſeits aus Stein, preußiſcherſeits aus den Geheimen Räthen Schön und Rehdiger, hatte den Grafen von Reiſach als Generalgouverneur in die ſächſiſchen Herzogthümer, in die ſchwarzburgiſchen und reußiſchen Beſitzungen geſandt, und ihm Müller zum Gehülfen beigeordnet. Der

Graf von Reiſach war aus Baiern geflüchtet, hatte als Deutſchgeſinnter und als Feind des baieriſchen Miniſters Grafen von Montgelas bei Stein die wärmſte Aufnahme gefunden, und deſſen Gunſt und Vertrauen in höchſtem Grad erworben. Es war daher auch eine Gunſt für Müller, dieſem Manne zugeſellt zu ſein, und das ganze Benehmen deſſelben war ſo wacker, eifrig und geſchickt, daß Müller ſich ihm gern und herzlich anſchloß. Mit der bezweckten Sendung jedoch hatte es keinen guten Fortgang. Einige Streifſchaaren der Verbündeten waren wohl in die bezeichneten Länder vorgedrungen, wurden aber eben ſo ſchnell zurückgedrückt, denn ſchon zogen ſtarke franzöſiſche Truppenmaſſen heran, dem verbündeten Heere weiteres Vorrücken zu hemmen. Als dieſem ein Zuſammenſtoß mit dem Feinde nahe ſchien, wollte Müller nicht zurückbleiben, und nachdem er vorläufig als Hauptmann dem Generalſtabe der Legion, welche man in Sachſen errichten wollte, zugetheilt worden, ging er nach Altenburg in das Hauptquartier des Generals von Blücher, wo er mit alten Freunden zuſammentraf, und ſeinem Auftrage gemäß für die deutſche Sache Freiwillige aufrief und den Landſturm einzurichten anfing.

Blücher brach am 1. Mai von Altenburg auf, dem ſchon wieder von Napoleon geführten franzöſiſchen Heere entgegen zu rücken, und ließ Müller'n mit dem Auftrage zurück, in Altenburg einige Sicherheitsmaßregeln anzuordnen, was ihn verhindern mußte, die bevorſtehende Schlacht mitzumachen. Schmerzlich hiervon betroffen, klagte Müller ſein Mißgeſchick dem Prinzen Karl von Mecklenburg, der eben durch die Stadt kam, und ihn gütig anhörte, ihm darauf aus dem eigenen Gefolge einen Stellvertreter gab und hierdurch die Freiheit verſchaffte, dem Hauptquartier nachzueilen. Es war ſchon ſpät geworden, als er am 2. Mai nach Zeitz kam, wo die ruſſiſchen Truppen des Generals Miloradowitſch aufgeſtellt waren, während bei Groß-Görſchen der heftige Kampf in glühender Entſcheidung ſchwebte. Müller beſichtigte mit dem ruſſiſchen General von Korff, den er ſchon aus früherer Zeit kannte, die vorliegende Gegend, und da Miloradowitſch auf keine Weiſe ohne näheren Befehl in's Gefecht gehen wollte, ſo ließ er ihn durch Korff beſchwören, wenigſtens die Anhöhen von Mölſen zu beſetzen, als welche beim Gewinne wie beim Verluſte der Schlacht von äußerſter Wichtigkeit ſeien. Doch Miloradowitſch wollte davon nichts hören, und berief ſich auf ſeine empfangenen Befehle. Die Schlacht wurde verloren, und als die Verbündeten den Rückzug antraten, erhielt Miloradowitſch nun um 11 Uhr Abends den Befehl, ſich bei Mölſen aufzuſtellen; jetzt wünſchte er, der landeskundige Rathgeber möchte ihn begleiten, allein Müller lehnte dies mit den Worten ab, er würde den fremden Truppen zum Angriffe ſich gern geſellt haben, den Rückzug mitzumachen wolle er die aufſuchen, zu denen er gehöre. So ritt er in der Nacht über Altenburg zurück, und ſchloß ſich an Blücher's Truppen glücklich wieder an.

Stein ließ Müller'n nicht lange bei den Truppen, ſondern rief ihn wieder zu den Geſchäften ſeiner Verwaltung, die freilich auch kriegeriſcher Gehülfen und Leiſtungen bedurfte. Als nach der Schlacht von Bautzen die Verbündeten aus Sachſen zurückgingen, und bald darauf der Waffenſtillſtand erfolgte, hörte Stein's Verwaltung von ſelbſt auf, und Müller konnte ſich frei zu anderer Thätigkeit wenden, wie ſolche ſeinem Sinn und Eifer ſich darbot. Er ſammelte viele der bei Kitzen von den Franzoſen trotz des Waffenſtillſtandes überfallenen und verſprengten Lützower Reiter, und ſchaffte ſie auf weitem Umwege nach Mecklenburg, wohin die Lützower Hauptſchaar gezogen war. Sodann weilte er einige Zeit in Polen, um für die Lützower und andere Freiſchaaren zu werben, denen er auch wirklich viele wackere Leute, zum Theil aus rheinbündiſchen Gefangenen, gewann.

Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes wollte Müller ſich wieder den preußiſchen Truppen anſchließen, doch Stein nahm ihn auf's neue für die Verwaltung von Sachſen in Anſpruch, und als die Verbündeten wieder den größten Theil des Landes in Beſitz genommen hatten, wurde der Graf von Reiſach als Generalgouverneur der Ober- und Niederlauſitz, Müller aber für die Niederlauſitz insbeſondere als Gouvernements-Kommiſſair eingeſetzt. Dieſer nahm nun ſeinen Wohnſitz in Lübben, und führte ſein Amt während ſechs Monaten mit größter

Redlichkeit, uneigennützig, partheilos, mild, nur da ſtreng und ſcharf, wo es die deutſche Sache galt, hart und verfolgend nur, wenn undeutſche Geſinnung oder gar verrätheriſche ſich zu zeigen wagte. Seine Thätigkeit beſchränkte ſich aber keineswegs auf örtliche Verwaltung, ſondern griff mannigfach in die Kriegsbewegungen ein. So wurde er zum Beiſpiel am 5. September in Aufträgen Blücher's zu dem Nordheere geſandt, traf am 6. früh bei dem General Grafen von Tauentzien ein, und that bei demſelben während der Schlacht von Dennewitz Adjutantendienſte. Nach errungenem Siege ritt Müller auf dem Wahlplatze umher, und forſchte, ob er unter den verwundeten und gefangenen Sachſen alte Bekannte fände. Da traf ihn ein Streifſchuß aus nahem Gebüſch. Der Thäter wurde bald ergriffen, und Müller erkannte in ihm den Hauptmann Friedrich von Flemming, ſeinen ehemaligen Zögling, der das Gewehr eines gefallenen Soldaten aufgenommen und ohne ſein Ziel zu erkennen abgedrückt hatte. Als nach der Schlacht der Kronprinz von Schweden eintraf, richtete Müller ihm ſeinen Auftrag aus, und kam bald in ein großes Geſpräch mit ihm, wobei er die Errichtung einer ſächſiſchen Legion wieder zur Sprache brachte und bereitwilliges Gehör fand. Er ſchrieb an ſeine Landsleute dieſerhalb einen beredten Aufruf; allein die Sache kam nicht zu Stande, weil die Sachſen preußiſche Offiziere bekommen ſollten, und dieſer Beaufſichtigung widerſtrebten. — So bedeutend und ehrenvoll die Wirkſamkeit auch war, welche Müller in dieſer ereignißvollen Zeit ausübte, ſo konnte ſie doch weder ſeinem Kriegsmuthe noch ſeinen ſonſtigen Anſprüchen ganz genügen. Wir finden hierüber in einem ſeiner Briefe eine Herzensergießung, die uns ſeine Anſichten der perſönlichen und allgemeinen Dinge klar darlegt. Er ſchrieb aus Lübben am 27. September 1813 an ſeinen Bruder Auguſt Müller nach Berlin: „Ach mit welcher Wonne nahm ich das lang berechnete, lang erſehnte Schwert zur Hand, und welche Opfer habe ich gebracht, um es zu können und frei zu können! Aber es iſt nicht alles, wie es ſein ſollte und könnte. Der kommt nicht durch, den nicht Fortuna beſonders anlächelt. Der Krieg entwickelt die Kräfte des Menſchengeſchlechtes, aber den Einzelnen ſtellt Zufall und Glück auf ſeinen Platz. Mancher Name wird bereits rühmlich genannt; ich möchte ihn beneiden. Ich muß Gouvernements-Adjutant ſein, und man beneidet mich. Wie ſoll ich von der friedlichen Kriegsſtelle loskommen? Ich habe meine Dienſte angeboten vor Wittenberg, vor Dresden. Umſonſt, ich bekomme keine andere Ordre. Freilich, ich kenne jene Gegenden zu genau: und wenn ich ſo glücklich geweſen wäre, ein paar tauſend Menſchen vielleicht weniger umkommen zu laſſen, ſo könnte ich dabei auch vielleicht dieſem oder jenem ein Lorbeerblättchen weggenommen haben. Siehſt du, man kommt nicht durch; und alle Wünſche, Plane und Entwürfe, die über den zufälligen Standpunkt des Angebers hinausgehen, ſind ganz verloren, oder es führt ſie ein Anderer aus, der ſie kaum halb faßt. Tröſtet mich hier in meinem ruhigen Gouvernement irgend etwas, ſo iſt es die Möglichkeit, als Sachſe meinen Landsleuten vielleicht nützlich werden zu können."

Müller blieb in ſeiner zuletzt ganz ſelbſtſtändig gewordenen Amtsführung in der Niederlauſitz bis zum Januar 1814, und begab ſich dann nach Dresden, wo er in theils aufgetragenen, theils freien Arbeiten für die deutſche Sache thätig fortwirkte. Nach beendigtem Kriege nahm die Hauptverwaltung der eroberten Länder eine neue Geſtalt an, und das ganze Königreich Sachſen erhielt einen ruſſiſchen Generalgouverneur in dem Fürſten Repnin, der ebenfalls von Müller's Eifer und Kenntniſſen in beſonderen Anläſſen manchen Nutzen zog.

Im Laufe der Waffenereigniſſe hatte Müller vielfach Aergerniß an den Kriegsberichten genommen, die ihre bezeichnendſten Ausdrücke vorzugsweiſe dem Franzöſiſchen abborgten, und durch ihr Kauderwelſch den Sinn wie das Ohr ſolcher Deutſchen verletzten, denen alle Ausländerei verhaßt und beſonders im Sprachgebiete längſt geächtet war. Die Bezeichnungen der Kriegsſachen in reinem Deutſch zu geben, gehörte gewiß zu den ſchwierigſten Aufgaben; der Vorrath alter Worte konnte für neueres Bedürfniß nicht ausreichen, es mußten gewaltſame Schöpfungen verſucht werden, denen ſchwerlich allgemeiner Beifall und noch weniger Eingang in den Gebrauch zu verſprechen war. Müller unternahm die

Sache, und gab ſiebzehn Kriegsberichte des Kronprinzen von Schweden „in teutſchem Gewande“. Das Büchlein wurde zu Ende Oktobers 1813 in Berlin gedruckt und zum Beſten der Lützow'ſchen Freiſchaar verkauft. Im folgenden Jahre widmete er demſelben Zwecke ein „Verteutſchungswörterbuch der Kriegsſprache“, wo die Sache mehr im Ganzen überſchaubar wurde. Doch mußten dieſe Bemühungen, in welchen ſchon Campe, Wolke, und für die Kriegsſprache beſonders der General von Schlieffen ſich hervorgethan, größtentheils fruchtlos bleiben, ſo lange von Staatswegen die fremden und verdorbenen Bezeichnungen beibehalten blieben. Müller war übrigens in jener Zeit noch nicht mit den Tiefen vertraut, in welche die deutſche Sprachforſchung bereits gedrungen war, ohne noch die reichen Ergebniſſe zum Gemeingut verarbeitet zu haben. So war auch ſein Eigenſinn, „Teutſch“ zu ſchreiben anſtatt Deutſch, wenn auch gut vaterländiſch gemeint, nicht auf richtige Ableitung gegründet, und mußte daher ſpäterer Einſicht weichen.

Neben dieſen Aeußerlichkeiten der Kriegsſachen gab der Kern derſelben, die Leitung der Heerbewegungen, dem Geiſte Müller's unausgeſetzt Beſchäftigung. Sein prüfendes Urtheil folgte den Anordnungen und Ereigniſſen mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Die Kenntniß des Landes und Bodens kam ihm hiebei trefflich zu ſtatten. Seine Betrachtungsweiſe erlangte die größte Höhe und Beſtärkung durch die Schlacht von Leipzig, deren ſtrategiſchen Gehalt und Zuſammenhang er in einer kleinen Schrift darlegte, die unter dem Titel: „Auch eine Anſicht von der Völkerſchlacht bei Leipzig“ im November 1813 gedruckt erſchien. Sie machte durch die Eigenheit und Kraft der darin ausgeſprochenen Urtheile, durch die unzweifelhafte Fachkenntniß und die Schärfe des Ueberblicks ein allgemeines Aufſehen, und man ſuchte den Verfaſſer unter den höchſten und begabteſten Militairperſonen. Auf Müller verfiel man um ſo weniger, als auch ſeine Freunde, welche ſeine Einſichten kannten, ihm doch nicht die Gerechtigkeit zutrauten, welche dieſe Schrift in auffallender Weiſe dem Kaiſer Napoleon angedeihen ließ, deſſen Kriegs- und Schlachtführung hier vertheidigt wurde, entgegen dem gemeinen Geſchrei, das dem Beſiegten ſofort auch alle Tüchtigkeit abſprechen wollte. Nachdem der wirkliche Verfaſſer allmählig bekannt geworden, empfing er von allen Seiten die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche; die höchſten Generale und kenntnißreichſten Offiziere bezeigten ihm die ehrenvollſte Anerkennung, ja Gneiſenau that den Ausſpruch, Müller ſei zum Kriegsführer geboren. Angeſpornt durch dieſen Erfolg, und noch beſonders aufgefordert durch Stimmen aus dem großen Hauptquartier, zog Müller auch den weiteren Kriegsgang in kritiſche Betrachtung, und während alles noch in Ungewißheit ſchwankte, ob der Krieg fortzuſetzen, wo und wie Frankreich anzugreifen ſei, zeigte er den Weg, auf dem die Verbündeten nach Paris vordringen müßten. Dies geſchah durch die kleine Schrift: „Ueber Dijon nach Paris", welche im Januar 1814 zu Dresden erſchien, und, wenn auch nicht auf die Leitung des Feldzuges, der unter ganz anderen Bedingniſſen als denen richtiger Strategie ſich durchquälen mußte, doch ſtark und heilſam auf die Geſinnung wirkte.

Im Sommer rief ein ſehr peinlicher Gegenſtand Müller's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit auf. Der Graf von Reiſach, früher von Stein höchlich gefördert und geehrt, war durch böſen Leumund, der ihm aus Baiern gefolgt, plötzlich in ſeines Gönners Ungnade gerathen, und dieſer, der ſeinen früheren Irrthum glaubte rächen zu müſſen, verfolgte jetzt den geweſenen Günſtling eben ſo leidenſchaftlich, als er ihn früher ausgezeichnet hatte. Der Graf war ſeines Verwaltungsamtes ſchon enthoben, nun aber ſollte den baieriſchen Anforderungen auch ſeine Verhaftung zugeſtanden werden, und es hieß, ſeine Auslieferung nach Baiern ſei beſchloſſen. Müller konnte die früheren Verhältniſſe Reiſach's nicht beurtheilen; aber ſeit er ihn kannte, hatte er nur Gutes und Wackeres an ihm geſehen, war von ſeiner Redlichkeit im Amte, von ſeiner ehrenhaften und deutſchen Geſinnung überzeugt. Er ſah in ihm das ſchuldloſe Opfer der mächtigen Feindſchaft, die er in der Heimath zurückgelaſſen, einer Macht, mit welcher freilich deren bisherige Gegner, denen der Flüchtige ſich in die Arme geworfen hatte, jetzt Frieden und Bündniß eingegangen waren! Müller wollte den Verfolgten, Mißkannten und Hartbedrohten nicht fallen laſſen, ſondern ihn gegen die Unbill, die ihm bloß als das Werk fremder Ränke galt, nach Kräften vertheidigen. Er that dies durch eine Flugſchrift, die unter dem Titel: „Graf Reiſach in Verhaft!“ im Juli zu Dresden gedruckt wurde. Sie gereicht dem Verfaſſer jedenfalls zur Ehre, um ſo mehr, als er wiſſen konnte, daß ihm Stein dieſes Auftreten übel anrechnen, und ihm davon auch an anderen Orten mancher Nachtheil entſtehen würde. Sein edler Muth aber zeigte ſich noch beſonders darin, daß er dieſer Schrift ſeinen vollen Namen beiſetzte, den er in anderen Erzeugniſſen, wo nur Lob und Ruhm zu erwarten ſtand, beſcheiden verſchwiegen hatte. — Reiſach wurde auf Hardenberg's Befehl zwar der Haft entlaſſen und gegen Auslieferung geſchützt, auch ſpäter bei dem weſtphäliſchen und rheiniſchen Archiv wieder angeſtellt; allein das Erlittene laſtete ſchwer und dauernd auf dem Gebeugten, der, auch gerechtfertigt, nie wieder ſich völlig aufrichtete. —

Als die Zeit der Eröffnung des Wiener Kongreſſes herannahte, wurde Müller von Dresden nach Berlin berufen, und von Hardenberg als einer derjenigen bezeichnet, die ihn nach Wien begleiten ſollten. Man erwartete damals mit Zuverſicht, daß Sachſen mit Preußen würde vereinigt werden, und Müller durfte dieſem Geſchicke ſeiner Heimath getroſt folgen, da ſeine Geſinnung auf dieſem Wege ſchon vorangegangen war. Seit ihrem Erwachen hatte die neue Deutſchheit immer entſchiedener preußiſche Richtung angenommen und durch die gemeinſamen Kriegsthaten ſich unwiderruflich in ihr befeſtigt. So war Müller längſt ein Preuße, und fühlte klar, daß er nichts anderes ſein konnte und wollte; die Verſprechungen Hardenberg's, die Freundſchaft und das Vertrauen der angeſehenſten Männer, ſicherten ihm günſtige Aufnahme. Glänzende Anerbietungen, welche ihm von anderen Seiten gemacht wurden, durch ruſſiſche Staatsmänner, durch öſterreichiſche Generale, hatte er unbedenklich abgelehnt, ohne nur erſt anzufragen oder viel davon zu reden.

In Wien wurde Müller mit wichtigen Arbeiten beauftragt, theils von Hardenberg ſelbſt, theils von deſſen Räthen Stägemann und Jordan. Für die Vereinigung Sachſens mit Preußen ſchrieb er einen bedeutenden Aufſatz, deſſen Handſchrift unglücklicherweiſe vor dem Druck verloren ging. Hardenberg und Wilhelm von Humboldt befragten ihn öfters über die ſächſiſche Sache, und gaben ſeinen Rathſchlägen mehrmals Folge. Er verfocht in Zeitſchriften und Tagesblättern überall mit Lebhaftigkeit die Sache Preußens, und führte ſeine Streiche beſonders gegen die Schreiber aus Baiern, die damals ſehr laut waren und ſich von dem Verdachte, noch gewiſſe ausländiſche Neigungen zu tragen, nicht ganz befreien konnten. Als die Theilung Sachſens durch den Kongreß beſtimmt wurde, welche Müller als ein großes, auch der ſächſiſchen Sache zugefügtes Unrecht tief beklagte, bekam er den Auftrag, den vorgeſchlagenen Lauf der Gränzen zu prüfen, und ihm wurde das Verdienſt anerkannt, darin ein paar wichtige Verbeſſerungen, ſowohl ſtrategiſche als finanzielle, angedeutet zu haben, die dann auch noch glücklich durchgeſetzt wurden. Gleicherweiſe lieferte er Arbeiten, welche für die Gränzbeſtimmung gegen Polen hin wichtige Angaben enthielten. Die Richtung und der Umfang ſeiner Kenntniſſe war einigen öſterreichiſchen Generalen ſchon bekannt, ſeine gründliche Beurtheilung der Kriegsereigniſſe des Jahres 1809 auf dem Marchfelde, in einer Denkſchrift niedergelegt, erregte die Aufmerkſamkeit des Erzherzogs Karl, und das Verlangen, den Autor, der ihn keineswegs geſchont hatte, kennen zu lernen. Als Napoleon von Elba nach Frankreich zurückgekehrt war und neue Feldzüge und Kämpfe zu erwarten ſtanden, legte Müller ſeine ſtrategiſchen Anſichten in raſchen Entwürfen vor, die auch anderen als preußiſchen Leſern mitgetheilt wurden. Der öſterreichiſche General Bianchi, beſtimmt, den Krieg in Italien gegen den König Murat zu führen, wollte den Verfaſſer ſeinem Generalſtabe zutheilen, und machte ihm die ehrenvollſten Anerbietungen, die er jedoch beſcheiden ablehnte.

Der Kongreß ging aus einander, die Heere ſtanden abermals im Felde, und Hardenberg mit ſeinem ganzen Gefolge eilte nach kurzem Aufenthalt in Berlin dem Kriegsſchauplatze zu, um in der Nähe der Ereigniſſe zu ſein. Die Schlacht von Belleallianee öffnete ſchnell den Weg nach Paris, und hier entwickelte ſich auf's neue die mannigfachſte politiſche Thätigkeit. Müller empfing wie bisher Aufträge von Hardenberg und Humboldt, dazu von Altenſtein und Gruner, und ärntete von allen Seiten Lob und Zufriedenheit. Sein Eifer bedurfte keines Sporns, er führte in ſeinen Geſchäftsarbeiten, welche hauptſächlich deutſchen Verhältniſſen und Anſprüchen gewidmet waren, gleichſam ſeine eigne Sache, das höchſte Anliegen ſeines Herzens. Elſaß und Lothringen für Deutſchland wieder zu gewinnen, die deutſchen Gränzen gegen Frankreich auf Thatſachen der Natur und Geſchichte zurückzuführen, das war der Gegenſtand, welchen unter Preußens Obhut die Deutſcheiferer heftig anſtrebten, und kaum dann aufgeben wollten, als Preußen, im Rathe der Verbündeten überſtimmt, nur mit Mühe einige Nebenvortheile noch zu retten ſuchte. Müller's Denkſchriften über dieſe Sachen wurden den bedeutendſten Staatsmännern vorgelegt, ja zur Kenntniß der verbündeten Herrſcher gebracht; allein die Kraft ihrer Beweisführung mußte an ſchon früher gefaßten Vorſätzen ſcheitern. Nicht weniger thätig war Müller im Gebiete der Oeffentlichkeit. Er ſchrieb Aufſätze für den Rheiniſchen Merkur, für den Deutſchen Beobachter in Hamburg, die Allgemeine Zeitung in Augsburg. Sein Franzoſenhaß, durch die Lauigkeit, die er überhand nehmen ſah, geſteigert, wurde zu wahrem Grimm. Er reizte laut zu dem Antrage, die franzöſiſchen Kunſtſammlungen ihrer Kriegsbeute zu entledigen, er wollte ſogar die Zerſtörung aller franzöſiſchen Siegesdenkmale. Und neben dieſen heftigen Abſichten und Reden war er mit den Einzelnen des verhaßten Volkes, die er zufällig kennen lernte, auf dem freundlichſten Fuß, erwarb die Zuneigung und den Dank der Leute, bei denen er wohnte, die ihn um Gefälligkeiten anſprachen! Der Graf von Schlabrendorf, Oelsner, und andere Deutſche, welche Paris und die Franzoſen ſchon länger kannten, waren überzeugt, Müller würde die Franzoſen, bei näherem Verkehr, ſeinen Napoleonshaß nicht lange mehr mittragen laſſen.

Gegen das Ende der Pariſer Verhandlungen mußte Müller in beſonderen Aufträgen noch einige Reiſen machen, nach der Normandie und Bretagne, nach Lothringen und nach Landau.

Als er von letzterem Orte nach Paris zurückkehrte, vernahm er unerwartet, daß in ſeinem Dienſtverhältniß ſeit langer Zeit, ohne daß er es gewußt, eine wichtige Veränderung vorgegangen war. Die Kriegsbehörde hatte nach dem erſten Pariſer Frieden, in Folge erhaltener Vorſchriften, die Lützower Freiſchaar aufgelöſt, aus dem Fußvolk das fünfundzwanzigſte Feldregiment gebildet, und Müller'n, den bisherigen Hauptmann, in dieſes als Lieutenant verſetzt. Das Regiment berief ihn durch ein nach Wien gerichtetes Schreiben ein; dieſes Schreiben aber war an Hardenberg gelangt, der, weil er Müller'n bei ſich behalten wollte, daſſelbe unbeantwortet bei Seite legte, ohne weiter von der Sache zu reden. Jetzt, nach ſo langer Zwiſchenzeit, empfing Müller eine zweite Mahnung, und hatte den Verdruß, nicht nur das nachtheiligſte Unrecht über ſich verhängt zu ſehen, ſondern auch vor einem Kriegsgerichte ſich wegen ſeines Ausbleibens rechtfertigen zu müſſen. Unter dieſen Umſtänden erbat er ſeinen Abſchied aus dem Kriegsdienſte, den er mit den ehrenvollſten Zeugniſſen erhielt. Hardenberg's Verſicherungen hatten ihm ohnehin ſchon andere Bahnen des Staatsdienſtes, die ſeinen ausgezeichneten Fähigkeiten im Frieden günſtiger entſprechen würden, angedeutet und verheißen.

Bevor noch die Pariſer Verhandlungen zum völligen Abſchluſſe gekommen waren, machte Müller eine Reiſe nach London, wo er von Deutſchen und Engländern wohl aufgenommen wurde, aber gleichwohl zu beklagen fand, auch hier die deutſchen Angelegenheiten vielfach mißkannt und durchaus vernachläſſigt zu ſehen. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt kehrte er aus England über Holland nach Berlin zurück, wo inzwiſchen auch Hardenberg mit ſeinem ganzen Gefolge wieder eingetroffen war.

Seine wirkliche Anſtellung im Staatsdienſt erfolgte nicht ſogleich; mehrere Poſten, die ſeinen Fähigkeiten und Anſprüchen gemäß und ihm halb zugeſagt waren, fanden ſich durch Andere beſetzt. Hardenberg hatte die mißliche, für das Loos vieler Menſchen gefährliche Art, die indeß auch bei anderen Männern vielfachen und weiten Wirkens nicht ſelten iſt, daß er alle Menſchen von Talent und Geiſt, die ſich ihm näherten, gern in ſeiner Umgebung feſthielt, überzeugt, ſie irgendwie gebrauchen und auch fördern zu können; denn wie er im Allgemeinen das größte Wohlwollen hegte, ſo gönnte er auch jedem perſönlich alles Gute. Seine Verſprechungen waren daher aufrichtig und glänzend, und mochten auch den Ungeduldigſten eine Weile hinhalten. Sollte doch endlich die Erfüllung folgen, ſo zeigte ſich dieſe durch außer Acht gelaſſene Schwierigkeiten, durch anderweitigen Einſpruch oder Mangel an offnen Stellen, gehemmt. War dann die Zeit der unmittelbaren Nutzbarkeit, der friſchen und wichtigen Leiſtungen vorüber, ſo ſanken Werth und Lohn derſelben leicht auf ein geringes Bruchtheil des hohen Betrages herab, zu welchem ſie früher angeſchlagen worden. Dies war auch der Fall Müller's. Hardenberg geſtand ihm eine Verlegenheit, eine ſelbſtſtändige, ſeinen Verdienſten und Fähigkeiten angemeſſene Stellung für ihn zu ermitteln, und beſtimmte ihn, unter Vertröſtungen auf die Zukunft, einſtweilen in beſchränktem Verhältniſſe ſich zu gedulden; er wurde den Räthen Stägemann und Rother als Hülfsarbeiter zugewieſen, und leitete unter des Erſteren Namen eine Zeitlang die Herausgabe der neugegründeten Staatszeitung.

Müller verhehlte ſich nicht, daß mit dem Frieden ein großer Wechſel der Richtungen vorgegangen ſei, daß auch ihn perſönlich dieſer Wechſel ſehr betreffe. Doch ſah er ſo große allgemeine Hoffnungen getäuſcht, daß er ſeine eignen Verhältniſſe minder ſchwer nahm. Wenn ſein Stolz einen Augenblick zürnte, und er an die Schätzung der Menſchen und Dinge erinnerte, die noch vor kurzem gegolten hatte, ſo war ſeine Gutmüthigkeit durch ein freundliches Wort bald wieder beſchwichtigt, und ſein beſcheidener Sinn fand wohl gar, daß er noch ganz gut bedacht worden ſei. Er drängte ſich nicht auf, er ſchmeichelte nicht, er ſuchte keine Nebenwege und Ränke. Wenn er ſtets die wärmſte Verehrung für Hardenberg ausſprach, ſo war das der reine Ausdruck ſeiner Einſicht und ſeines Gefühls; auch wußte er, daß ihm der gute Wille des vielgeplagten Greiſes nicht fehle; den Leuten aber, welche dieſen guten Willen für ihn zur That machen konnten, gab er kein gutes Wort, ſondern drehte ihnen wohl gar den Rücken zu.

Erſt im Jahre 1817 wurde ihm die feſte Anſtellung als Hofrath, ſpäter Geheimer Hofrath, im ſtatiſtiſchen Amt, wo ſeine Beſchäftigung von der Art war, daß ſie doch mit ſeinen Wünſchen und Neigungen einigermaßen übereinſtimmte. Leider traf er es in Betreff des Vorſtandes dieſer Behörde nicht glücklich. Der Staatsrath Hoffmann, ein enger Kopf, und dabei eingebildet und ſtörrig, förderte keinen ſeiner ihm untergebenen Gehülfen, alles Verdienſt und alle Ehre der geleiſteten Arbeiten legte er nur ſich ſelber bei. Am wenigſten war er Müller'n geneigt, deſſen deutſcher Eifer ihm, dem früheren Napoleonsbewunderer und Franzoſenfreund, durchaus zuwider war; überdies hatte Müller auch in früherer Zeit eine Arbeit von Hoffmann über weſtliche Gränzlinien prüfen müſſen, und bedeutende Mängel darin aufgezeigt, wobei ſein Name dem Getadelten nicht verſchwiegen geblieben war. Durch Müller's ſtandhafte Gradheit und Beſcheidenheit behielt das Verhältniß dennoch ein gutes Anſehen, aber an Weiterkommen war unter dieſem Oberen nicht zu denken. Die Pedanterei kleinlicher Berechnungen, die ſich meiſt um unſichere Zahlen drehen, berührte ihn zwar wenig; er hatte die Bibliothek und die ſämmtlichen öffentlichen Blätter in Aufſicht, ſeiner Theilnahme an gelehrten und politiſchen Dingen ſehr erwünſcht. Doch fand ſich bisweilen Anlaß, auch aus dem ſtatiſtiſchen Gebiete den höchſten Behörden ſolche Arbeiten zu liefern, welche dieſe mit Dank benutzten, wie zum Beiſpiel für die Gränzberichtigung mit Polen, für das Konkordat mit dem römiſchen Hofe, für die Rheinſchifffahrt.

Müller war ein gewiſſenhafter Arbeiter, der ſein Tagewerk mit unverdroſſener Sorgſamkeit vollbrachte, nach ſtrengen Pflichtbegriffen, die ihn von Jugend auf geleitet. Aber ihm blieben Mußeſtunden genug, die er nach Luſt und Neigung ausfüllen konnte. Er ſollte Vorleſungen an der Kriegsſchule über Militair-Statiſtik halten, was aber durch Nebendinge ſich wieder zerſchlug.

Die Sache des Vaterlandes war jetzt ſo geſtellt, daß ſie nach außen keiner Kämpfe mehr bedurfte, nach innen ihre fernere Entwickelung nur aus den beſtehenden Staatsordnungen erwarten ſollte, und ſich gegen das ſelbſtſtändige Mitwirken nicht unmittelbar dazu Berufener täglich mehr abſchloß. Zwar ſetzten ſich zahlreiche Eiferer dieſem Gang entgegen, und ſuchten durch die Preſſe, durch Turnübungen und ſonſtige Mittel einen Einfluß zu behaupten und auszudehnen, an welchen die Kriegszuſtände ſie gewöhnt hatten, allein der Uebermuth der Jugend wußte kein Maß zu halten, und es erfolgten herbe Rückwirkungen. Müller's meiſte Freunde waren in dieſe Sachen verflochten, er theilte im Allgemeinen die Geſinnung, mißbilligte aber die Handlungsweiſe. Er, der alte und verwegene Tugendbündler, verwarf jetzt alles Geheimweſen und hielt ſich von demſelben fern. Die politiſchen Maßregeln, welche bald über ganz Deutſchland verhängt wurden, und ſtatt gehoffter mehreren Freiheit auch die ſchon gewährte wieder verkümmerten, durften ſeine Seele tief betrüben, aber ihn perſönlich berührten ſie nicht. Unmuthig wandte ſich der edle Geiſt von den traurigen Verwirrungen ab, wo Wahn gegen Wahn ſich austobte, und ſtählte den Muth in treuer Arbeit, in ſtiller Pflege der Wiſſenſchaft und Kunſt.

Zwölf Jahre hindurch ſtand Müller als Ordner der deutſchen Sprachgeſellſchaft vor, die er in Berlin hatte ſtiften helfen, und ſuchte den mannigfachen Beſtrebungen dieſer Art in Deutſchland einen feſten Zuſammenhang zu geben. Seine eignen Studien gingen nun tiefer ein, und er kam von manchen Abwegen zurück. Indeß blieb in ſeinen Verſuchen, die deutſche Sprache von fremden Wörtern zu reinigen, neben Ausgezeichnetem und Vortrefflichem, auch viel Gewaltſames und Willkürliches, und ſeine Vorſchläge fanden, gleich den früheren von Campe, Wolke und Schlabrendorf, wenig Eingang. Auch ſein Bemühen um unſere Rechtſchreibung, gleich dem ſo vieler Anderen, deren irrende Ritterſchaft ſich auf dieſen nächſten harmloſen Stoff warf, drang nicht durch. Das lange ſ, welches in Frankreich durch die Buchdrucker Didot abgeſchafft worden — was ihnen der Buchdrucker und Schriftſteller Retif de la Bretonne zum ſtrafbarſten Verbrechen macht — wünſchte er im deutſchen Druck ebenfalls zu verbannen, und benutzte dazu die Staatszeitung, wo dann Worte wie besser, müſſen und dergleichen ſeltſam auffielen, ſogar dem Könige, der die Neuerung abſtellen ließ.

Als erneuerte Schulerinnerung und Jugendluſt erwachte in ihm auch wieder der Trieb, lateiniſche Verſe zu machen, und die Schwierigkeiten zu überwinden, welche der Ausdruck heutigen Lebens in der todten Sprache findet. Mag man über dieſe gelehrte Poeſie denken wie man wolle, immer wird man zugeſtehen, daß auch wahre Dichter und ächtes friſches Leben ſich in dieſer Dichtungsweiſe kund gegeben, und wir fügen hinzu, daß, auch wo der höhere Genius fehlt, ſchon die bloß techniſche Meiſterſchaft in Verskunſt und Sprache eine Gediegenheit und Kraft der Studien vorausſetzt, wie ſchwerlich durch andere Leiſtungen ſo unmittelbar ſich darlegen kann. Die Reformationsfeier im Jahre 1817 war ein Gegenſtand, den lateiniſch zu beſingen für Müller mehrfachen Reiz haben mußte; die Feier führte nach Wittenberg, wo er ſtudirt hatte und in deſſen Nähe er geboren war, und rief die Theilnahme für Kirche und Theologie neu hervor, die in ſeinem Herzen noch ſtets ein treues Andenken hatten. Er widmete dem Anlaß ein Carmen saeculare, welches Aufſehen erregte und großen Beifall erwarb. Nach drei Jahren ließ er ein Heft anderer lateiniſcher Oden folgen, die meiſtens ſchon vorher in den Berliner Zeitungen einzeln erſchienen waren. Ueber den Kunſtwerth dieſer Gedichte mögen die großen Meiſter des Faches, ein Eichſtädt, ein Kirchner, das Urtheil ſprechen; wir haben ſie hier als Zeugniſſe einer edlen und würdigen Erholungsmuße anzuführen. Die während einiger Jahre beliebten Feſtmahle akademiſcher Zeitgenoſſen gaben Müller'n ebenfalls Gelegenheit, ein friſches Studentenlied in der Weiſe des „Gaudeamus igitur“ zu dichten, welches nebſt der von ihm ſelbſt gemachten deutſchen Ueberſetzung in der kleinen Sammlung nicht fehlen darf.

Eine ſchwere Prüfung wurde ihm durch häusliches Mißgeſchick auferlegt. Er hatte ſich bald nach ſeiner Niederlaſſung in Berlin mit einer Frau verheirathet, die bei zuerſt günſtigem Anſchein doch in kurzem weder den geiſtigen noch ſelbſt den ſittlichen Forderungen einer ſolchen Verbindung entſprach. Alle Stärke des guten Willens, aller Edelmuth und Hochſinn, durch welche Müller das Verhältniß zu ſtützen und zu heben trachtete, blieben unwirkſam gegen die ſich ſtets erneuenden Störungen. Nach hartem Kampfe wurde die Verbindung endlich gelöſt, und für Müller kehrte mit der äußeren Ruhe auch ſchnell der innere Frieden, das Gleichgewicht einer heiteren Seele zurück, welche dem Guten und Schönen zugewandt von Unwürdigem nicht lange befangen bleibt.

Aufmerkſam für alles, was im Staatsweſen und in der Litteratur vorging, innig theilnehmend an den wechſelnden Zeitgeſchicken, aber dabei gedeihlich mitzuwirken in den nächſten Verhältniſſen weder Beruf noch Zulaß erſehend, lebte Müller fortan in Geſchäfts- und Studienfleiß, und im Genuſſe biederer Freundſchaft ſeine Tage ruhig dahin, und würde ſich in ihnen befriedigt gefühlt haben, wäre nicht aus den allgemeinen Zuſtänden düſterer Schatten in ſie gefallen. Er kannte der Hohen und Vornehmen viele, und manche derſelben hätten ſeine Näherung und Anſchließung gern geſehen, nahmen ihm die Vernachläſſigung, deren er ſich ſchuldig machte, ſogar übel; aber ſeine Neigung war anders gerichtet, ſie wandte ſich dem harmloſen Behagen eines ſicheren Umgangs mit Näher- und Gleichſtehenden zu. Seine Gutmüthigkeit überwand ſogar den früheren Partheihaß, und Friedrich Buchholz, der einſtige Bewunderer und Lobredner Napoleon's, gehörte mit zu dem trauten Freundeskreiſe. Das Schickſal aber gönnte ihm ſpät noch ein ſchönes Lebensglück in der Verbindung mit einer liebevollen Gattin, der verwittweten Majorin von Gottberg, gebornen Elßholtz, mit der er ſeit dem Jahre 1828 bis an ſeinen Tod in zufriedener Ehe lebte. Sein Haus, das er außerhalb der Stadtmauer im Freien gründete und mit anmuthigen, von ihm ſelbſt gepflegten Gartenanlagen umgab, wurde nun der Sammelplatz bewährter Freunde und mancher Fremden, denen die gaſtliche Häuslichkeit dankbar in Erinnerung blieb.

Wunderbar hatte ſich dieſes bewegte Leben aus den weiten Kriegs- und Staatsbahnen, in die es geriſſen worden, im Alter allmählig wieder zu dem engeren Kreiſe zuſammengezogen, auf den es zuerſt angelegt war. Der Weg der Theologie, wenn er ihn verfolgt hätte, würde in dem Geſchick eines wackeren Landpredigers ihm leicht ein ganz ähnliches Ziel und Ergebniß dargeboten haben. Dieſem Bild eines Landpredigers konnte auch ſeine liebreiche Milde, ſein offner Sinn, ſeine würdige Haltung, ſeine Neigung zum Wohlthun und ſeine freundliche Bereitwilligkeit, ſtets nach beſtem Vermögen Rath und Hülfe zu gewähren, vollkommen zuſtimmen. Und wir dürfen ſagen, der Himmel hat es gut mit ihm gemeint! Müller hatte ſeine Zeit gehabt, und er grollte nicht, daß ſie vorüber war; auf Sturm und Gefahr und Glanz war friedliche Stille gefolgt. Seine Beſcheidenheit ließ ihn der Anſprüche des Ehrgeizes gern vergeſſen. Allerdings war mancher Augenblick ſeines Lebens ſo geſtellt, daß die höchſten Aemter und Würden ihm erreichbar ſcheinen konnten, falls er unbedingt nur ſie hätte erſtreben mögen; auch war es nicht aus Unkunde ihres Werthes, daß er ſolche Vortheile ruhig ſchwinden ſah. Zugleich erkannte er, daß, was ihm wohl ein Gewinn hätte ſein können, nicht immer denen, die es erlangt, ein ſolcher war, und ohne Neid ſah er ſie danach ringen und es haben. In mäßigen Verhältniſſen, mit reinem Bewußtſein und freiem Sinn, war er reicher und glücklicher und achtungswerther, als wenn er durch anmaßliches oder ſchmeichleriſches Vordringen, durch Selbſtverläugnung und Heuchelei zu den höchſten Ehrenſtellen aufgeklommen wäre. Sei dies denen zum Troſte geſagt, die ſich in gleichem Fall befinden! —

Er genoß lange einer kräftigen Geſundheit; erſt an der Schwelle des Alters befiel ihn ein Nervenzuſtand, von dem er doch völlig genas. In ſeinen letzten Lebensjahren unternahm er öfters kleine Reiſen. Auf einer derſelben hatte er das Unglück, mit dem Wagen umgeworfen zu werden; dieſer Vorfall erſchütterte ſeinen bisher noch rüſtigen Körper, andere ſchlimme Einflüſſe traten hinzu, er fing an zu kränkeln, und ſtarb beinahe zweiundſiebzig Jahre alt, liebevoll und ergeben, am 3. Februar 1847 in ſeinem Gartenhauſe. — Ihn überlebten ſeine treue Gattin und zwei Brüder, der ältere ein hochgeachteter Arzt in Leipzig, der jüngere ein ehrenwerther Kaufmann in Berlin; ein dritter Bruder, von den dreien der älteſte, früher Senator in Wittenberg und darauf Land-

und Stadtgerichts-Direktor in Delitzſch, war um wenige Tage ihm in die Ewigkeit vorangegangen. — Was von Karl Müller's Schriften aufzufinden war, haben wir treu geſammelt, vieles aber von ihm, der nie Schriftſteller zu ſein bezweckte, iſt verloren oder zerſtreut, theilweiſe in Akten vergraben. Das Beſte blieb wohl ungeſchrieben, und mit ſeinem Tode iſt der Welt ein Schatz gediegener Kenntniſſe und reicher Lebenserfahrungen verloren worden!

Juni 1847.

Karl Guſtav Freiherr von Brinckmann.

Es iſt ein Zeugniß der Höhe und Reife, zu welcher die Geiſtes- und Sprachbildung eines Volkes gediehen iſt, wenn dieſe auch in fremden nationalen Boden übergreift, und von dorther Kräfte anzieht, die ihr urſprünglich nicht eigneten. Dergleichen Anziehung übten unter allen Neueren zumeiſt die Franzoſen, und ihrer Bildung ſchmiegten aus allen Völkern vorzügliche Geiſter ſich dienend an. Die Deutſchen waren nicht die letzten, ſich zu dieſem Dienſt einzufinden, und die gekrönten Häupter zuerſt. Während wir dieſe Einwirkung von Seiten Frankreichs erfuhren, gelangten wir aber, mit dem Ablaufe des achtzehnten Jahrhunderts, zu eigner mächtiger Geiſtesentwickelung, und dieſe öffnete nun auch für uns den Anlaß und Erfolg, aus anderen Nationen einzelne Wandelſterne in unſer Gebiet hereinzuziehen. Die Dänen Baggeſen und Oehlenſchläger dichteten großentheils deutſch, der Franzoſe Chamiſſo wurde ein deutſcher Dichter. Beſonders aber iſt der Schwede Brinckmann ein glänzendes Beiſpiel ſolcher Anziehung; ſtammverwandt allerdings, aber doch abgetrennt, und der Zeit noch nah, wo ſchwediſchen und deutſchen Strebungen der Hang zu franzöſiſcher Bildung noch gemeinſam war, fand er früh in deutſchem Leben das Element, und was mehr iſt, das Organ ſeines eigenſten Weſens und Wirkens.

Er wurde am 24. Februar 1764 in Schweden geboren, auf einem Gute ſeines Vaters, der in Stockholm als Sachwalter in Anſehen und Wohlſtand lebte. Die religiöſe Denkart der Eltern neigte ſich zu der Brüdergemeinde, und dies beſtimmte ſie, den unter ſorgfältiger Aufſicht herangewachſenen

Jüngling, der die Stockholmer Lehranſtalten benutzt und auch ſchon die Univerſität Upſala beſucht hatte, nach Deutſchland auf die herrnhutiſche Schule zu Barby zu ſchicken, welche damals in großem Rufe ſtand. Hier war Schleiermacher ſein Mitſchiller, und beide ſchloſſen bald enge Freundſchaft, die ſich auf der Univerſität Halle, wohin ſie von dort abgingen, noch mehr befeſtigte.

Hierauf lebte Brinckmann einige Zeit in Berlin, wo er in einem weiten Geſellſchaftskreis verkehrte, mit Markus Herz, Ancillon, Wilhelm von Humboldt, Zöllner, Engel, Gentz. Der letztere berichtet in einem Brief an Garve von einer beſonderen Geſellſchaft, die der Damen-Thee hieß, und die ſich alle Dienstage verſammelte, einmal bei der Demoiſelle Hainchelin, einmal bei Madame Herz, einmal bei der Kriegsräthin Eichmann und einmal bei Demoiſelle [illegible]trich; zu dieſem Thee waren Brinckmann, Spalding, Humboldt, Graf Dohna, Gentz und Ancillon ein- für allemal geladen, außerdem bat jede Dame, die grade die Wirthin war, noch wen ſie wollte. „Dieſes Inſtitut, ſchreibt Gentz, hat der jetzt nach Schweden zurückgekehrte Brinckmann kurz vor ſeiner Abreiſe zu Stande gebracht, und es iſt wirklich ein recht ſchätzbares Vermächtniß, was er ſeinen Freunden hinterlaſſen hat.“ Auffallend iſt es, daß von dieſen Damen, mit Ausnahme der Henriette Herz, nur dieſe ſchwache Spur ihres Daſeins und Wirkens uns erhalten iſt! —

Im Herbſt 1790 kam Brinckmann nach Schweden zurück, und wählte das diplomatiſche Fach, zu welchem er ſich beſonders vorbereitet hatte. Nachdem er einige Zeit in der Kanzlei gearbeitet, erhielt er ſeine erſte auswärtige Anſtellung als Legationsſekretair, in welcher Eigenſchaft wir ihn 1792 zu Berlin finden.

Brinckmann war klein und ſchwächlich, eine große Naſe gab ſeinem Geſicht, eine ungemeine Beweglichkeit ſeinem ganzen Weſen etwas Seltſames; aber er war jung, lebhaft, voll begeiſterter Huldigung, ſeine rege Theilnahme und dichteriſche Gabe widmete er in allen Richtungen eifrig der Geſelligkeit, wo ſein Stand und Verhältniß ohnehin manchen Vorzug ſicherten, und ſo war er im Ganzen doch eine angenehme, willkommene Erſcheinung. Die damalige Geſelligkeit von Berlin war etwas ganz anderes, als ſich aus ſpäterer Geſtaltung deſſelben Stoffes nur ahnden läßt. Die Sitten waren ſchon durch das von oben gegebene Beiſpiel äußerſt frei, große Lebensluſt in allen Klaſſen, und bei der Mäßigkeit der Anſprüche die beſchränkten Hülfsmittel doch zureichend. Die franzöſiſche Revolution fluthete in vollen Wogen, und während ſie den Staat nach außen beſchäftigte, wirkte ſie auf das innere Leben mächtig ein. Denkart, Bildungsweiſe, Richtungen des Geiſtes, der Neigung, des Geſchmackes, waren geſellig vollkommen freigegeben, auf dieſen Bahnen traf man weder Gunſt noch Verketzerung. In der Geſellſchaft galten wohl, wie dies immer ſein wird, Stand und Rang und Reichthum, aber ſie gaben keineswegs die Vorſchrift, nach der die Geſelligkeit ſich geſtaltete, ſondern dieſe ging aus dem Sinn, dem Talent, dem Geiſt und der Thätigkeit hervor, die ſich wie von ſelbſt für dieſe Sphäre darboten, welche zwar einigen äußeren Zwang recht gut verträgt, unter ihm allein aber bald vernichtet wird. War Berlin damals reicher an geſelligen Talenten und Kräften als jetzt? Wir dürften auch dies bejahen; aber als ganz unbeſtreitbar können wir behaupten, daß damals die vorhandenen Anlagen vollſtändiger und reicher an den Tag kamen, nicht ſo leicht von rohen Aeußerlichkeiten unterdrückt wurden.

Für Brinckmann konnte kein erwünſchteres Element gefunden werden. Er mochte in die Tiefen der Erkenntniß tauchen, oder auf der Oberfläche leichthin ſchwimmen, — und beides war ihm Bedürfniß, — niemals fehlte die Befriedigung. Er fand ſich glücklich, nach Gelegenheit mit Männern, wie Markus Herz, Maimon, Schleiermacher, Gentz, Wilhelm von Humboldt, Tieck, ſpäter auch mit Fichte, wiſſenſchaftlich zu verkehren, mit Rahel, Gualtieri, Friedrich Schlegel Lebensanſichten zu erörtern, und daneben allen Schönheiten und geiſtigen Würden der ihn umgebenden Frauenwelt als huldigender Anbeter den Hof zu machen. In letzterem ſcheute er keinen Nebenbuhler und wurde keinem gefährlich; ihm genügte wohlwollendes Vertrauen und leidenſchaftliche Mittheilung, für die ſein unerſchöpflicher Redefluß und ſeine noch ſtaunenswürdigere Schreibſeligkeit überreich ſorgte. In letzterer hat ihn vielleicht kaum Böttiger übertroffen. Er ſchrieb eine leichte, angenehme, flüchtige Hand; eben ſo leicht und raſch, wie die Schriftzüge, floſſen ihm Gedanken und Bilder, denen er nebſt ungemeiner Glätte doch immer auch eine gewiſſe Lebenswärme zu geben wußte; in den herrnhutiſchen Kreiſen, wo von jeher viel geſchrieben wird, wurde dieſer Hang beſtärkt, und endlich durch Amt und Geſchäft ſogar mit der Pflicht verknüpft. Raſch, zahllos, endlos, flogen nach allen Seiten ſeine Billette und Briefe, voll Anklängen des Tages, voll Scherz und Vertrauen und perſönlicher Beeiferung. Mit oder ſtatt der Proſa ſtellten ſich auch Verſe ein, in gleichen Vorzügen der Leichtigkeit und Glätte, franzöſiſch oder deutſch, lateiniſch und engliſch, in ſpäterer Zeit auch ſchwediſch. Vermißte man in ſeinen Briefen wohl meiſt einen hervorſtechenden Inhalt, ſo mußte man doch die Rundung und Fülle des Vortrags anerkennen, der auch einen anſpruchsvollen Leſer meiſt bis zum Ende feſthielt, das doch oft erſt nach weitem Weg erreicht wurde. Zwanzig, vierzig und mehr Blätter in einen Brief zu verſchreiben, war für Brinckmann eine Kleinigkeit; und mit freudigem Stolze ſah er die Nummern, welche eine Reihefolge von ſolchen Briefen an ein und dieſelbe Perſon bezeichneten, in die Hunderte übergehen — ja ſogar an die Tauſend hinanſtreben!

Aber nicht minder, als durch ſeine Feder, war er auch durch perſönliche Gegenwart thätig und ergiebig. Raſch und unermüdet, zu jedem Gange, zu jedem Beſuch bereit, griff er überall anregend, vermittelnd, benachrichtigend ein, und obgleich er hiebei in den meiſten Fällen, ſeinem wohlmeinenden Sinn und edlen Geiſte gemäß, nur Gutes und Erwünſchtes bewirkte, ſo konnte es doch nicht ausbleiben, daß auch bisweilen, gegen ſeinen Willen, ſeine Thätigkeit in Verdruß und Nachtheil ausſchlug; ihm ſelbſt war hievon ſpäterhin die bitterſte Erfahrung zugedacht! Wem Brinckmann nicht näher befreundet war, und alſo nicht ſeine inneren unendlich ſchätzbaren Eigenſchaften, ſondern nur dieſe behende, vielthätige, meiſt ſcherzende, witzelnde, und nicht ſelten über die Gebühr neckende Außenſeite zeigte, dem ließ er oft ſehr ungünſtige

Eindrücke, und es fehlte nicht an ſpöttiſchen Urtheilen, indem die Einen ihn für einen Phantaſten, die Anderen für einen Schwätzer erklärten, der ſprachwitzelnde Bernhardi aber ihm ſeinen Namen in's Franzöſiſche durch Colporteur überſetzte.

Welchen Eindruck ſein vielſeitiges Weſen bei einem Beſuch in Weimar und Jena machte, wohin er im Februar 1798 aus Berlin kam, erſehen wir aus Goethe's und Schiller's Briefwechſel. Goethe, dem er ſchon bekannt war, und dem er auch ſpäter (1804) ſeine Gedichte widmen durfte, gab ihm einige Empfehlungsworte für Schiller nach Jena mit, und berichtete dieſem bald nachher: „Brinckmann war ſehr erfreut mit Ihnen einige Stunden vertraulich zugebracht zu haben. Seine lebhafte Theilnahme an ſo vielem verdient wirklich eine gute Aufnahme; geſtern aß er mit mir, und ich hatte ihn zwiſchen unſere zwei liebenswürdigen Schriftſtellerinnen placirt, — [ohne Zweifel Amalia von Imhoff und Sophie Mereau] — wo er ſich außerordentlich gut befand. Eigentlich aber ſcheint er mir eine rechte Natur für ein ſo großes Element wie Berlin zu ſein." Schiller ſchreibt einige Tage ſpäter: „Nach dem was meine Frau mir ſagte, hat Brinckmann in Weimar gar großes Glück gemacht, und beſonders am verwittweten Hofe. Er iſt ein ſehr unterhaltender Menſch in Geſellſchaft, und ſchlau genug, das Geiſtreiche und das Triviale an beiden Enden zuſammen zu knüpfen." Worauf dann Goethe ſchließlich erwiedert: „Unſeren Brinckmann, den Sie trefflich geſchildert haben, habe ich noch morgen zu bleiben beredet. Unſere Frauen in Weimar bedürfen gar ſehr ſolcher fremder Erſcheinungen, und ich mag ihnen, da ſie ſonſt ſo wenig Vergnügen haben, dergleichen gerne gönnen. Gewiß ſind dieſe Naturen ſehr wünſchenswerth, weil ſie zur affirmativen Seite gehören und doch immer Talente in der Welt ſupponiren müſſen, wenn ihr Talent gelten ſoll." Bei den Frauen in Weimar, die ſonſt ſo wenig Vergnügen haben, und denen daher eine ſolche fremde Erſcheinung wie Brinckmann gern gegönnt wird, könnten einem muthwilligen Leſer die vornehmen Türken einfallen, die den Frauen ihres Harems wohl gelegentlich einen ſchönen Chriſtenſklaven ſchenkten, der aber, nach kurzer Friſt verbraucht, unwiderruflich ſterben mußte. —

Nicht alle jedoch waren ſo nachſichtig wie Goethe. Brinckmann reizte ſowohl durch ſeine dichteriſchen Anſprüche, als beſonders auch durch ſeine — übrigens ganz harmloſe — Bewerbung bei Frauen, beſonders die jüngeren Geſellen wenn auch nicht zu Eiferſucht, doch zu Mißvergnügen und Widerwillen. Ludwig Robert ſchonte den Freund ſeiner Schweſter keineswegs; unter den Anbetern der liebenswürdigen Friederike Unzelmann, den Verehrern der ſchönen Mad. Sander fand er keine freundliche Geſinnung; beleidigende Epigramme von Chamiſſo gegen ihn und ſeine Verſe gelangten, wider alle dem fremden Diplomaten gebührende Rückſicht, ſogar in die Berliner Zeitung, wo der Name Selmar den darunter verhüllten ſogleich erkennen ließ. Bisweilen auch ergrimmten die Frauen ſelber, und ließen ihre Unzufriedenheit aus, wenn Brinckmann im Gedränge der Pflichten und Beeiferungen einen Verſtoß oder eine unzeitige Mittheilung gemacht, einen Scherz zu weit getrieben hatte. Dann war ihm nicht Ruhe noch Raſt, bis die Verſöhnung erfolgt, das Geſchehene ausgeglichen war.

Einen Fall der letzteren Art, wo Brinckmann die geiſtreiche Doktorin Flies, nachherige Baronin Boye und ſpätere Gräfin Sparre, zum Zorn gereizt hatte, gab den Anlaß zu einem beißenden Scherze Ludwig Robert's, der in Brinckmann's Namen folgendes elegiſche Gedicht umlaufen ließ, das in der damaligen Geſellſchaft außerordentliches Glück machte, und hier wohl ſeine Stelle verdient.

Brinckmann's Jammer und Flehen.

Sie, die ein Glied iſt, ein großes. aus jener unendlichen Kette,
  Die ich, dem Amor zum Trotz, liſtig aus Freunden mir ſchuf. —
Ach! ich habe verkannt ſie, die Frau hochſtrebenden Geiſtes, —
  Lieget das Glück uns zu nah, ſtolpern wir drüber hinweg.
Doktorin war ſie mir einſt, und jetzt ach! fühl' ich den Werth erſt
  Ihrer gewaltigen Kur, die mir die Schmerzen geſtillt;
Doch nun bluten ſie wieder, die Wunden des kränklichen Buſens,
  Seit ſie mit trockenem Ton grauſam das Haus mir verbot!
Ach! was hab' ich verbrochen, um ſolche Qual zu erleiden?

Hab' ich nicht Tugend von je, Tugend wie keiner geübt?
Nie ein Laſter begangen, und alles geduldig ertragen?
Ewig geh' ich zu Fuß; Thee iſt mein einziger Trank;
Nimmer auch ſpiel' ich, es ſei denn mit Muſch, dem Mopſe der Freundin,
Daß ein gütiger Blick falle auf mich wie auf ihn!
Dann, was Liebe betrifft, ſo ſchwör' ich bei Feder und Tinte,
Schwör' es, o Theure, bei Dir, und bei dem heiligen Strauch,
Der mir in China erblüht, und bei dem Mooſe von Island,
Daß ich des Heiligthums Inneres nimmer betrat!
Viel wohl hab' ich geſchrieben, und hier und da mich gebärdet,
Daß ich vermuthe, man traut Liebesgefühle mir zu:
Aber das iſt auch alles, und glaub' es mir, Freundin, von Liebe
Kenn' ich die Briefe ja nur, die ich als Dichter verfaßt!
Sage, was hab' ich verübt, um ſolcherlei Schmach zu erleiden?
Willſt Du die einzige ſein, die mich Unſchädlichen bannt?
Sieh, ich will dir den Thee, den köſtlichſten, wirthlich bereiten,
Und verſpreche, du ſollſt Göttin des Feſtes mir ſein.
Weder Luiſe von Berg, noch ihre reitende Mutter,
Noch Henrietten, die ich Nymphe der Donau genannt,
Nicht die kleine, von Göttern und mehr noch von Menſchen beſchenkte
Tochter Thalia's, und noch minder die rieſige Herz,
Nicht die beſcheidene Sander, und nicht die gewaltige Engſtröm, —
Keine von allen, ich ſchwör's, lad' ich zum herrlichen Thee;
Lauter Männer, die beſten, die gerngeſehenſten, Lippe,
Löwenhjelm, Gentz, Schack, Brockes der kühne Geſell,
Humboldt, Darbes, und wen du noch ſonſt dir wähleſt, ſie ſollen
Alle ſich drängen um dich, eifrig vor allen ich ſelbſt!
Götter! ich ſehe ſie ſchon, die Kuchen, die Taſſen, den Keſſel,
Sehe dein frohes Geſicht, wie du mir Armen vergiebſt,
Wie — nun, Muſen genug! vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in reizbarer Bruſt;
Löſen könnet den Bann nicht ihr, den jene geſprochen, —
Löſung hoff' ich und Heil, Doktorin, einzig von dir!

Zur Erklärung fügen wir folgende Angaben bei. **Luiſe von Berg**, nachherige Gräfin von Voß; **Henriette**, Frln. von Arnſtein aus Wien, ſpätere Baronin Pereira; **Tochter Thalia's**, Friederike Unzelmann; **Herz**, die Hofräthin Henriette; **Sander**, die ſchöne Gattin des Buchhändlers; **Engſtröm**, ſchwediſche Geſandtin; **Lippe**, Alexander Graf zur Lippe; **Löwenhjelm**, ſchwediſcher Diplomat; **Schack**, der glänzende Rittmeiſter vom Regiment Gendarmen; **Brockes**

Freund Heinrich's von Kleiſt, Edelmann von ſehr einnehmendem Weſen; Humboldt, der ältere, Wilhelm; Darbes, damals berühmter Portraitmahler.

In Folge ſolcher widrigen Erfahrungen entwickelte ſich noch eine Eigenheit, die doch kaum eine ſolche zu nennen iſt, da ſie in ähnlichen Fällen ſich öfters zu zeigen pflegt. Je weniger Brinckmann ſelber vorſichtig und verſchwiegen war, je leichtſinniger ſeine Mittheilungen geſchahen, ſowohl des Geſchriebenen als des Geſprochenen, um ſo heftiger drang er bei ſeinen Freunden auf Verſchwiegenheit, um ſo ſtärker forderte er die Angelöbniſſe und mehrte er die Bedingungen des Schweigens, wo er etwas von dem Seinen zu vertrauen meinte, und über eine von ihm bekannt gewordene Briefſtelle, oder einen Vers, der zu früh veruntreut wurde, konnte er den größten Lärm und die bitterſte Wehklage erheben. Dann fiel ihm ein, daß er ein Diplomat ſei, daß er außer dem eignen Namen einen höheren zu vertreten habe. Daher auch ſeine geſammelten Gedichte anfangs nur unter dem Namen Selmar und ſpät erſt in ſorgfältiger Auswahl unter ſeinem Namen erſcheinen durften, den darauf auch ein Band philoſophiſcher Anſichten auf dem Titel führte. Den eigentlichen Geſchäften und politiſchen Beziehungen kam auch jene ängſtliche Vorſicht lange zu ſtatten, doch leider nicht immer.

Von ſeiner Redſeligkeit und harmloſen Selbſttäuſchung darin können wir ein artiges Beiſpiel erzählen. Brinckmann drang einſt zu Rahel in die Dachſtube, wohin ſie ſich zurückgezogen hatte, weil ſie wegen unleidlicher Zahnſchmerzen niemand ſehen wollte. Mit verbundenem Kopf lag ſie in einer Ecke des Sopha's, und mochte und konnte nicht ſprechen. Brinckmann aber ſetzt ſich vor ſie hin, erzählt, erörtert, ſpricht ſich in's Feuer, iſt überzufrieden, kramt alle ſeine Reden aus, Rahel antwortet gar nicht, hört kaum zu, und nachdem das wohl eine Stunde gedauert, fühlt ſich Brinckmann ſo wonnig, daß er mit Entzücken Rahel's Hand faßt und ausruft: „Sie ſind göttlich heute!" Das war für Rahel zu ſtark, ſie mußte trotz der Schmerzen laut lachen, und Brinckmann wurde nun erſt inne, und geſtand es beſchämt, daß ſie in der That bis dahin kein Wort geſprochen hatte!

Ueber ſolche Schwächen ſah gern hinweg wer ihn genauer kennen gelernt. Sein Geiſt erfaßte das Höchſte, ſein vielſeitiger Sinn war dem Edelſten zugewandt, ein aufrichtiger Bekenner der Wahrheit verläugnete er dieſe auch im Scherze nicht, ſein Gemüth empfand und gewährte die treuſte Freundſchaft. Rahel, die ihn früh erkannte, und wie ſeine Mängel auch ſeinen inneren Werth einſah, hielt lebenslang an dieſem feſt, ebenſo Schleiermacher, der ihm die zweite Auflage der Reden über die Religion zueignete, aber freilich gar oft ſeinen Freund, wenn derſelbe von Anderen ſcharf angeſchuldigt wurde, nur mit Lächeln oder Achſelzucken vertheidigen konnte. Klopſtock, Jacobi, Graf Chriſtian Bernſtorff und viele andere ausgezeichnete Perſonen, beſonders aber edle und liebenswürdige Frauen, Frau von Berg, Madame Sieveking, Frau von Staël, Frau von Woltmann, Frau von Stägemann, blieben ihm vertraut und gewogen, und ſelbſt im Alter noch hatte er das Glück, neue Verbindungen dieſer Art zu knüpfen und dauernd zu erhalten.

Seinen Schriften muß man das Verdienſt einer maßvollen, klaren, durchaus korrekten Darſtellung zugeſtehen; die philoſophiſchen Anſichten, Jacobi'n zugeeignet, gaben einen edeln Geiſt zu erkennen und enthielten viel Feines und Treffendes, das aber wenig akzentuirt iſt, und daher nicht immer ſogleich auffällt; dieſelbe Bemerkung gilt von ſeinen Gedichten, die er durch ſchöne Stanzen Goethe'n zugeeignet hat, die Reinheit und der Wohlklang des Verſes in den antikgemeſſenen Elegieen und Epigrammen ſo wie die Behandlung der Sprache ſtehen noch heute als muſterhaft zu preiſen.

Wir können hier den äußeren Wechſel ſeines Lebens nur flüchtig berühren. Nachdem er in Berlin eine Zeitlang Geſchäftsträger geweſen, wurde er nach Paris verſetzt, von wo er über Hamburg nach Schweden zurückkehrte, wieder nach Berlin kam, und endlich als Geſandter dem preußiſchen Hofe nach Königsberg und Memel folgte. Später war er Geſandter in London, von wo er für immer nach Stockholm zurückkehrte.

Brinckmann war bisher unter ſchwierigen Umſtänden in ſeiner Laufbahn günſtig genug vorgeſchritten, ſeine Brauchbarkeit war anerkannt, ſeine perſönliche Mäßigung, ſein ränkeloſer Dienſteifer, gereichten ihm zur Empfehlung. Er hatte ſich der neuen Ordnung der Dinge in Schweden gefügt, und durfte hoffen, von dem Kronprinzen in bedeutende Wirkſamkeit geſetzt zu werden. Allein wie ſehr die Eigenſchaften des Menſchen ſein Schickſal ſind, ſollte Brinckmann, wie bisher im Guten, nun auch im Schlimmen erfahren. Der Kronprinz hatte ihm Einiges von den Abſichten und Maßregeln anvertraut, durch die er in der Meinung der Schweden ſich recht befeſtigen wollte; darunter war auch eine ſehr weislich vorbereitete Anordnung in Betreff des Handels, die auf die Kaufleute ſehr vortheilhaft wirken ſollte, aber bis zum beſtimmten Tage das ſtrengſte Geheimniß bleiben mußte. Brinckmann verhieß die größte Verſchwiegenheit. In ſeiner Freude aber konnt' er ſich nicht enthalten, das Geheimniß in einer kleinen vertrauten Geſellſchaft mitzutheilen. Fräulein von E. war zugegen, die Tochter des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, mit Brinckmann altbekannt, aber nicht immer befreundet, er pflegte ſie grauſam zu necken, zu peinigen, aufzureizen, und über ihren Zorn und Unwillen dann zu ſcherzen. So machte er es auch jenen Abend, und ſo ſcharf und maßlos verfuhr er in ſeinem Uebermuthe, daß das Fräulein vor Unwillen außer ſich nun auch alles Maß wegwarf, und dem ungeſchickten Peiniger rund heraus erklärte, ſie würde ſich rächen, und da er keine Schonung übe, verdiene er auch keine; — damit er aber ſehe, daß man ihm auch etwas thun könne, ſo ſolle er nur wiſſen, ſie würde ſeine frühere Ausplauderei weitererzählen. Brinckmann wurde plötzlich ernſt, und meinte, ſo etwas würde ſie doch nicht thun, er würde ja für immer dadurch verloren ſein. „Ganz gewiß, verſetzte ſie, würde ſie das thun, und gerade um dieſes Erfolgs willen.“ In ſolcher Geſinnung verließ ſie die Geſellſchaft. Brinckmann ſah die Gefahr mit Entſetzen, man rieth ihm, alles zu verſuchen um das Fräulein zu verſöhnen, er hoffte es. Allein das Fräulein war eilig und unerbittlich, ſie ſagte was ſie erfahren hatte, und als man nach der Quelle fragte, nannte ſie Brinckmann, der es vom Kronprinzen ſelbſt habe. Dieſer letztere erfuhr es ohne Verzug, die Sache war nun vereitelt, die beabſichtigte Wirkung unmöglich. Von der Zeit war alle Gunſt und Hoffnung Brinckmann's erloſchen, der Kronprinz hielt ihn für einen unbrauchbaren Plauderer, grollte ihm, und ſtellte ihn niemals an.

In ſeiner unfreiwilligen Muße nahm Brinckmann mehr als je ſeine Zuflucht zu litterariſcher Beſchäftigung und zum Briefwechſel. In letzterem leiſtete er Unglaubliches, doch widmete er denſelben weniger ſeinen alten Verbindungen, obgleich er ſeinen langen wiederholten Aufenthalt in Berlin und die dort gewonnenen Verhältniſſe als die Höhe ſeines Lebens anſah, ſondern mehr neuen Anknüpfungen, die ſeinem beweglichen Eifer nicht fehlen konnten. Die deutſche Litteratur hatte eine Wendung genommen, der er ſich fremd fühlte und nicht folgen konnte, die Fortſetzung ſeiner Schriften wurde nicht begehrt, und er wagte kaum ſie anzubieten; mißvergnügt gab er dieſen Boden auf, richtete aber nun um ſo ſtärker ſeinen Eifer auf die ſchwediſche Litteratur und Sprache, wo ſeine Arbeiten nicht ohne Erfolg blieben. Er wurde Mitglied der ſchwediſchen Akademie, und gewann Preiſe der Dichtkunſt und Beredſamkeit. Auch gab er nun zwei Bändchen ſeiner ſchwediſchen Gedichte heraus, nebſt einem Anhange lateiniſcher. Im Alter noch ſtets lebhaften Geiſtes und Eifers wie in der Jugend, doch kränklich und durch Kränklichkeit reizbar, zog er ſich aus der Geſelligkeit ſehr zurück, und lebte daheim behaglich unter Büchern und Gegenſtänden der Erinnerung, die er reich um ſich verſammelt hatte. Im Jahre 1833 hatte er die Freude, Schleiermacher zum Beſuch in Stockholm zu ſehen, der ſeinerſeits nicht wenig über den muntern, ja faſt noch leichtfertigen Greis verwundert war, den, wie vor vierzig Jahren, jede hübſche Frau noch in raſchere Bewegung ſetzte. Wie friſch ſein Geiſt und wie warm ſein Herz ſich erhalten hatten, zeigt ſich am ſchönſten in dem Denkmale, worin er nach dem Ableben Rahel's, dieſer von ihm treu verehrten und ſtets mit höchſtem Lobpreis anerkannten Freundin, ſeinen Schmerz über dieſen Verluſt niederlegte.

Er lebte noch viele Jahre in wechſelnden Geſundheitsumſtänden, beſchränkte ſich immer mehr auf die behagliche und äſthetiſche Häuslichkeit, die er ſich geſchaffen hatte, und dachte — zu ſpät — an die Abfaſſung von Denkſchriften ſeines Lebens. Die neueſten Erſcheinungen der deutſchen Litteratur, beſonders alles was auf Goethe Bezug hatte, ließ er ſich regelmäßig aus Deutſchland zuſenden. Auch erfreuten ihn von daher fortwährend Beſuche und ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeiten. Dem Tode ſah er getroſt entgegen, nicht nur mit Muth, ſondern auch mit Scherz, er meinte zum Sterben habe er noch lange Zeit, er ſehe noch gar kein Ziel ab, ja vielleicht werde er gar nicht ſterben, wenigſtens ſolle kein Freund es glauben, daß er geſtorben, bis er ſelbſt es ſchriftlich gemeldet habe.

Allmählig aber nahm ſeine Schwäche zu, ſein Lebensfeuer ab. Er hörte aus der Nähe und Ferne nur immer neue Todesnachrichten, die Genoſſen ſeiner früheren Zeit waren alle dahin, er ſchien nun auch endlich lebensmüde zu werden, und ſehnte ſich nach Ruhe. Sanft entſchlief er am 25. Dezember 1847 zu Stockholm im vierundachtzigſten Lebensjahre. Sein Andenken wird Allen, die ihn gekannt, theuer bleiben. Er hatte ein edles Herz, einen regen aufſtrebenden Geiſt, die treuſte Geſinnung; ſeine Schwächen ſelbſt waren liebenswürdig.

Ludwig Tieck.

Der am 28. April 1853 zu Berlin erfolgte Tod des beinahe achtzigjährigen Dichters Ludwig Tieck iſt ein Ereigniß, an dem alle gebildeten Kreiſe dieſer Stadt ſich lebhaft betheiligen. Er war ſchon viele Jahre krank, die letzten anderthalb Jahre bettlägerig, und bei hellem Geiſt und friſchem Sinn doch keiner Anſtrengung mehr fähig, ſo daß litterariſch nichts mehr von ihm zu erwarten ſtand, allein er war doch da, man ſah ſeine edlen, auch im Alter noch ſchönen Züge, man hörte ſein ſinniges Geſpräch, die reichen Erinnerungen ſeines treuen Gedächtniſſes! Seinen Freunden und Bekannten iſt durch ſeinen Tod ein Gegenſtand der belohnendſten Theilnahme, der vielſeitigſten Anregung geraubt. Kurz vorher, ehe die Verſchlimmerung ſeiner Krankheit eintrat, vor wenigen Wochen, ſprach er noch zu Beſuchenden, die an ſeinem Bette ſaßen, ausführlich und mit Sachkenntniß und Scharfſinn über die in England von Collier aufgefundenen bisher unbekannten Shakſpeare'ſchen Lesarten. Vier Bände ſeines Briefwechſels hatte er ſeit Jahren zur Herausgabe vorbereitet, er wünſchte ſehr, dieſe noch ſelbſt zu bewerkſtelligen, allein er vermißte ſchmerzlich die ſonſt in ſolchen Fällen ihm hülfreiche Hand ſeines Freundes Eduard von Bülow, und glaubte daher das Vorhaben nicht mehr ausführen zu können. Seine Memoiren zu ſchreiben, wozu der König ihn aufgefordert und ihm deßhalb eigends einen Schreiber zum Diktiren gehalten hatte, würde er ſelbſt bei beſſerer Geſundheit ſich ſchwerlich entſchloſſen haben. Sein Leben, wiewohl er nie ein öffentliches Amt bekleidet — wenn man nicht ſein Theaterwirken ſo nennen will — noch ſonſt eine andere als litterariſche Thätigkeit ausgeübt hat, war ein ſehr bewegtes, reich an Verhältniſſen und Schickungen, die zum Behuf der Darſtellung nochmals im Gemüthe durchzuleben ihm nicht zugemuthet werden konnte. Der wahre Gehalt ſeines Lebens ſind ſeine Dichtungen; in dieſe höhere Sphäre verklärte ſich die bisweilen trübe Wirklichkeit. Den Verfaſſer der Genoveva, des Prinzen Zerbino, des Kaiſers Oktavianus — dies ſind die Kern- und Glanzwerke ſeiner Dichterkraft — lernt man aus dieſen hinreichend und am beſten kennen.

Tieck war ein geborner Berliner; ſein Vater, ein ehrlicher Seilermeiſter, hatte einen Laden in der Roßſtraße, wo die gleichfalls dichteriſch begabte Tochter Sophie, nachher Gattin des Profeſſors Bernhardi und darauf eines Herrn von Knorring, das Verkaufsgeſchäft beſorgte. Der Bruder ſtudirte, erſt auf dem Friedrichswerderſchen Gymnaſium, dann in Halle, Göttingen und Erlangen doch ohne ein beſtimmtes Fach zu wählen. Der jüngere Bruder Friedrich wurde Bildhauer. Des Dichters Fruchtbarkeit war anfangs ſehr groß, und ſeine Schriften gewährten ihm reichlich die Mittel ſeines Lebensunterhaltes. Dabei hatte er angeſehene Jugendfreunde, wie Wackenroder und Wilhelm von Burgsdorf. Durch die Bekanntſchaft mit den Brüdern Schlegel und Friedrich von Hardenberg nahm ſeine Poeſie einen höheren Schwung, und er wurde mit ihnen Stifter der ſogenannten romantiſchen Schule, die mit ſchweren Kämpfen unter Verachtung und Hohn, ſich zur glänzenden Herrſchaft in faſt ganz Europa emporarbeitete, und deren Erlöſchen er allein von den Stiftern noch erlebte! Später ging Tieck nach Italien. Daß er in Rom katholiſch geworden ſei, iſt vielfach behauptet worden, doch ſeine letzten Schriften wie ſeine mündlichen Aeußerungen und ſeine Lebensweiſe begründen die Annahme, daß er den proteſtantiſchen Glauben nicht verlaſſen habe, oder doch bald zu ihm zurückgekehrt ſei. Sein vieljähriger Aufenthalt in Dresden, wo die Meiſterſchaft ſeines Vorleſens ihn zu einem der erſten Mittelpunkte der Geſellſchaft machte, ſeine nachherige Berufung nach Berlin und ſein Wirken daſelbſt ſind allgemein bekannt und vielfältig beſprochen worden. Er bezog durch die Gnade des Königs ein Jahrgeld von viertauſend Thalern. Ludwig der Vierzehnte ernannte, nachdem er den Marſchall Turenne verloren, an deſſen Statt acht Marſchälle, die man la monnaie de Turenne nannte; ſo könnten jetzt, als die kleine Münze Tieck's, acht gute Dichter mit ſchönen und noch immer anſehnlichen Gnadenſolden bedacht werden! —

In ſeiner Jugend war Tieck ein glühender Anhänger der franzöſiſchen Freiheit, worüber merkwürdige Briefzeugniſſe noch vorhanden ſind; ſpäter hegte er bitteren Haß gegen die Unterdrückungsherrſchaft Napoleons, und dehnte dieſen Haß auf alles Franzöſiſche aus. Dem Altdeutſchen mit Liebe zugewendet, blieb er doch ſtets ein Mann ſeines Zeitalters, und ſprach in kirchlichen wie politiſchen Dingen ſtets einen löblichen, oft ſehr kräftigen Freiſinn aus, dem die Hofluſt nichts anhaben konnte. Die Ereigniſſe des Jahres 1848 waren dem alten, kranken Manne zu ſtark, ſie erſchreckten ihn mit Beſorgniſſen, die für ihn zugleich perſönliche waren; die Wendung, welche ſie im Herbſte deſſelben Jahres nahmen, war ihm daher willkommen; aber die weitere Entwickelung dieſer Wendung erſchreckte ihn ebenfalls, und er verdammte auch jetzt wieder, was ihm alles Maß zu überſchreiten ſchien. Als Dichter war er überhaupt der eigentlichen Politik fremd. — Wir wünſchen, daß eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Schriften dieſe auf's neue in die Leſewelt bringen möge. Seine von Rudolf Köpke mit Sorgſamkeit und Liebe reich und anmuthig verfaßte Biographie darf uns als ſein ſchönſtes litterariſches Denkmal gelten, neben dem auch einſt ein marmornes ohne Zweifel würdig ſich erheben wird.

Goethe beim tollen Hagen.

Goethe hat uns in ſeinen Tag- und Jahresheften eine höchſt anmuthige Schilderung des Beſuches gegeben, den er in Begleitung Friedrich Auguſt Wolf's und Henke's im Sommer 1805 dem Herrn von Hagen auf deſſen Gute Nienburg abgeſtattet hat. Dieſer letztere, welcher bei nicht geringer Weltbildung durch abſonderliche Sinnesart und Handlungsweiſe, durch ungewöhnliche Derbheit und unſaubere Natürlichkeit in der ganzen Umgegend ſich den Beinamen des „tollen“ erworben hatte, iſt von Goethe hinreichend als ſolcher bezeichnet, jedoch mit derjenigen Mäßigung, welche der eigne Sinn ihm hiebei gebot; er begnügte ſich, die wunderlichen Launen, deren Ungebühr und Zuchtloſigkeit, mündlichen Ueberlieferungen zufolge, in's Unglaubliche ging, und deren vollen Ausdruck unſere Schriftſprache zu verweigern pflegt, in bloßen Umriſſen anzudeuten, ohne die Sache ſelbſt rohſtofflich vorzutragen. Dieſe Mäßigung hat aber vielleicht auch die andere Seite des Mannes, ſeine Geiſtesbildung und redliche Gemüthsart, nicht ganz in das hellſte Licht geſtellt, ſondern uns zwiſchen zweien widerſtreitenden Aeußerſten nur in ſchicklichem Helldunkel durchgeführt. Nachdem jedoch, neben Goethe's beſcheidenen Angaben, auch in den unverhüllteſten jene tolle Richtung im Uebermaß bekannt geworden, erſcheint es billig, auch die guten Eigenſchaften, ſo vortheilhaft als ſie es vertragen, hervortreten zu laſſen, und ſo das einſeitige Bild zu ergänzen. Die Auffaſſung Goethe's wird damit nicht angetaſtet, ſondern eher beſtätigt; ſie bleibt als ein richtiger Mittelweg in ihrer Geltung.

Wir finden dieſe günſtige Schilderung des Herrn von Hagen in der ſehr ſchätzbaren und leſenswerthen Autobiographie des Predigers Waitz, die ſchon im Jahr 1841 zu Halberſtadt im Druck erſchienen, aber nur wenig bekannt geworden iſt. Der Verfaſſer ſchreibt, was wir freilich nicht dürfen unbeachtet laſſen, als dankbarer Freund und Genoſſe des Hauſes, der perſönlich von der ſonſt herrſchenden Unart des Hausherrn — was dieſem in dem gegebenen Falle wieder ſehr zum Lobe gereicht — nicht zu leiden gehabt hat; in allem was er ſagt, iſt er gewiß vollkommen wahrheitsgetreu, und ſeine Angaben wären ganz geeignet, jenem den erworbenen Beinamen faſt wieder abzuſtreifen, ließen ſie nicht da, wo ſie verſchweigen, den Raum zu beliebiger Ausfüllung frei, und wir wiſſen ſchon, was hineinzulegen iſt!

Waitz beginnt ſeine Schilderung wie folgt: „Herr von Hagen hatte mich nicht bloß des Unterrichts wegen angezogen, ſondern er wollte mir wohl, wollte mir bei meiner kärglichen Einnahme aufhelfen, und mit mir in einen litterariſchen und Geiſtesverkehr treten. In ihm war eine Lebendigkeit und ein bisweilen ungezügelter Humor, wornach er ſich dann im Auffallenden gefiel, aber auch überaus viel Geiſt und Witz, der aus ihm Schlag auf Schlag hervorbrach, ein Geiſtesphänomen, welches durch nichts zurückgehalten, ſich ſelber treu hervortrat, wie ein Gewitter in Blitz und Wetterleuchten, Hagel und Donner, aber auch in allen ſchönen ſegensreichen Erſcheinungen, ein durch und durch excentriſcher Geiſt. Früher, beſonders als Offizier, hatte ihn ſein Temperament und ſein muthwilliger Humor zu den tollſten Streichen fortgeriſſen. Dieſe Periode aber war vorüber, als ich zu ihm kam. Durch den Ernſt der Jahre beruhigt und abgeklärt, war er jetzt einer der treueſten Staatsdiener, voll des begeiſtertſten Patriotismus, gleich geachtet von den vorgeſetzten Behörden und von ſeinen Untergebenen, ein würdiger Gatte und Vater, ein ſehr redlicher Freund, und ein Wohlthäter vieler Nothleidenden und Hülfloſen. Nur ſelten kehrte, worüber er nachher meiſt verdrießlich war, ein Anfall ſeiner Ueberlebendigkeit zurück. Er gehörte einmal zu den Geiſtern, welche ſich nicht, wie die Planeten des Sonnenſyſtems, auf ſchon bekannten Bahnen bewegen, ſondern ſich wie die Kometen über alle Bahnen hinausdrängen. Wäre ſeine Ausbildung harmoniſch geweſen, ſo hätte er Großes leiſten können. Schon ſein Antlitz und ſein Blick kündigten faſt ein Uebermaß von Geiſt an. Seine Bildung war urſprünglich — wie die faſt aller Edelleute aus dem Zeitalter Friedrichs des Zweiten — eine franzöſiſche geweſen. Nicht bloß ſprach er die franzöſiſche Sprache mit größter Fertigkeit und mit beſtem Accent, ſondern er las auch fort und fort die klaſſiſchen Schriftſteller, und ließ ſich nicht leicht eine Erſcheinung in der neueren franzöſiſchen Litteratur entgehen. Dabei war er jedoch keineswegs in der deutſchen Litteratur, oder gar in der deutſchen Sprache völlig Idiot; denn er wußte ſich ſehr treffend, ja ſogar oft mit bewundernswerther Beredſamkeit in ihr auszudrücken. Es fehlte ihm nur das Techniſche und Harmoniſche der Ausbildung. Er intereſſirte ſich um ſo lebhafter für jede ausgezeichnete litterariſche Leiſtung, für jede Geiſtesbildung. Er war mit ausgezeichneten Männern in Verkehr getreten; er hatte ſie geſucht, und ſie hatten ſich von ihm angezogen gefühlt. Um jene Zeit verkehrte er mit Henke und Häberlin in Helmſtedt, mit der Familie Maaß, mit dem Superintendenten B., mit dem Poſtdirektor H., einem vielſeitig gebildeten und kenntnißreichen Mann, und manchen Anderen aus der Umgegend, und es iſt intereſſant zu bemerken, daß in Gegenwart ſolcher Männer ſein Benehmen ſtets umſichtig und gemeſſen erſchien. Mir aber ward ſein Umgang überaus wichtig, theils weil er gute Bücher hatte, welche er mir gern lieh, theils weil ich in dem lebendigen Verkehre mit ihm mich immer geweckt fühlte, und theils weil ſich meinem Blicke in ſeinem Hauſe, welches mit ſehr angeſehenen und vornehmen Familien verwandt und befreundet war, die höhere Sphäre der Geſellſchaft und des Lebens aufſchloß. — Auch ſelbſt meine Stellung zu der Hausfrau, welche mir bis an's Ende die freundlichſte Theilnahme widmete, konnte nicht unwichtig für mich ſein. Sie war eine Frau von wahrer Bildung, vollkommen des ſchriftlichen Ausdruckes mächtig, ſtill und ſanft, fromm, wohlthätig und aufopfernd, ſtets ihren Stand behauptend, ſtets in ruhiger Heiterkeit ſich Anderen darſtellend, und jedes Schickſal mit chriſtlicher Faſſung ertragend, ſtreng gegen ſich ſelbſt, und milde gegen die Schwächen Anderer.“

Nach Erwähnung einiger ſeine Amtsverhältniſſe betreffenden Angelegenheiten, fährt der Verfaſſer alſo fort: „Grade um dieſe Zeit kam in das Haus ein Beſuch, welcher mein höchſtes Intereſſe rege machen mußte; es war eine Trias von Männern, wovon jede Einzelheit hingereicht hätte, einen bewundernden und wißbegierigen Blick auf ſich zu ziehen. Henke, Goethe und Wolf hatten ſich vereinigt, um dem Herrn von Hagen einen Beſuch zu machen. Ich hatte grade Ernteferien, und blieb in dieſer Zeit immer auf dem Gute, um den Unterricht in der Religion ununterbrochen fortzuſetzen. Wie erſtaunte ich, als mir beim Kaffee geſagt wurde, wen ich heute ſehen werde! Goethe's Geſtalt, wie ich ihn vor zwei Jahren in Halle und Lauchſtädt geſehen hatte, ſchwebte mir noch als eine überaus ſtattliche vor. Unwillkürlich überdachte ich nochmals, was ich von ihm geleſen, in welcher Folge und mit welchen Empfindungen. Ich gedachte der mächtigen Aufregung, die ſein Werther in mir hervorgebracht; des reinen Ideales eines Kunſtwerkes, welches ſeine Iphigenia in der Mutterſprache mit helleniſcher Wahrheit und Einfachheit mir vorgehalten; des ruhigen genußreichen Ergehens in der Welt ſeines Wilhelm Meiſter's, und der kräftigen, biederen, altdeutſchen Natur, welche in ſeinem Götz, als Repräſentanten ſeiner Zeit, zu mir geſprochen hatte. Inſonderheit aber gedachte ich der durchſichtigen, dem Gegenſtande ſtets entſprechenden Proſa, welche im Verfolge der Erzählung einen Eindruck auf mich machte, wie der, den die Fahrt auf einem kryſtallhellen ruhigen See hervorbringt. Immer hatte ich von dem wunderbaren Einklange gehört, worin bei Goethe Geiſt und Körper, geſellſchaftliche Darſtellung und Kunſtleiſtung, Perſon und Leben ſtehe. Dies alles ſchwebte mir vor, als ich ſeines Anblickes harrte.“

„Als der Wagen vorfuhr, ging der Herr von Hagen den Dreien entgegen, und rief ihnen zu: „Willkommen, willkommen Ihr Erſten bei einem der Erſten Eurer Verehrer! Seine Augen funkelten dabei vor Freude und Bewegung. Goethe ſchien anfangs etwas zurückhaltend und gemeſſen;

aber er thauete immer mehr auf, als er ſah, welchen regen Geiſt und welch redliches Gemüth er hier vor ſich hatte. Er wurde auf eine Art geſprächig, wie ich es noch von keinem gehört; ſo inhaltsreich und doch ſo einfach, und ſo darſtellend war ſeine Mittheilung. Er ſprach unter anderen über Gebirgsſchönheiten und Ausſichten, und was ſie bedinge; über Farben, Licht und Schatten, und über Landſchaftsmaler, und ich brauche gewiß nicht erſt zu verſichern, daß Alle mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihm zuhörten. Einige frappante Witze, welche der Wirth dazwiſchen ſchleuderte, brachten ihn zum lauten Lachen, was ihm gewiß nicht oft vorgekommen ſein mag. Der Hausherr wagte ſogar mit Goethe zu disputiren, indem letzterer der Behauptung widerſprach: daß eine Perſon, welche die Erfüllung des kategoriſchen Imperativs in ſich darſtelle, zugleich als ſittlich vollendetſter Charakter der höchſte Gegenſtand ſchöner Darſtellung ſei, weil die wahre Größe ſtets eine ſittliche ſein müſſe. Und wie klar und geiſtreich widerlegte Goethe dieſe Behauptung! Auch auf objektive und ſubjektive Darſtellung kam die Rede. Wolf behauptete, bei den Griechen habe, ſowohl bei den Dichtern als bei den Rednern der beſten Zeit, die objektive Darſtellung vorgeherrſcht, weil die Objektivität zur Subjektivität, nicht des Individuums bloß, ſondern der Nation geworden ſei, als die Nation dieſe Richtung verloren, ſei immer mehr das Individuell-Subjektive hervorgetreten, und dadurch die volksthümlich-klaſſiſche Darſtellung verloren gegangen. Henke ſagte mehr zu mir, als zu den Anderen: «Was würden die Herren wohl von einer ſolchen ſubjektiven Erkenntniß denken, als manche Theologen der Gottheit, ja den Perſonen in der Gottheit, jeder für ſich beilegen, und da theologia eine wiſſenſchaftliche gelehrte Kenntniß bedeutet, mit dem Namen der theologia Dei, Jesu Christi und Spiritus Sancti als ein dieſen beiwohnendes gelehrtes Wiſſen von ſich ſelbſt und von einander bezeichnen?» — In Beziehung auf poetiſche Behandlung philoſophiſch-religiöſer Gegenſtände, welche Goethe einen widerſtrebenden Stoff nannte, kam die Rede auf Tiedge, den der Wirth kannte, und an welchem er Wohllaut und Muſik der Sprache lobte. Ein nicht gedrucktes, wirklich ſchönes Gedicht, welches er einſt von dem Dichter erhalten hatte, trug er mit bewundernswerthem Wohlklange und richtigſter Betonung vor. Das nahm Goethe mit großer Freude auf, bemerkte aber einige Stellen, wo «der alte Herr» doch gefehlt hatte. Herr von Hagen ſagte: «Die Urania gefällt mir nicht; als Philoſophen ſtört mich die Poeſie, und bei der Poeſie ſperrt ſich der Stoff, der ſich mir immer in philoſophiſcher Reinheit entgegendrängt. Stoff und Gewand gehören hier nicht zuſammen; es iſt mir dabei ſo, als wollte ich dort dem Apoll oder dort der Venus (er wies auf zwei im Saale befindliche Kartonſtatuen) ein Kleid von Drapd'or anziehen.» Goethe gab dieſem Einfalle ſeinen Beifall.“

„Am Abende, als die Geſellſchaft ſich in Gruppen vertheilte, würdigte mich Goethe einer kurzen Unterhaltung. Er hatte zufällig gehört, daß ich jetzt hier Religionsunterricht gebe. Da erzählte er mir, daß ſein Sohn vor kurzem von Herder konfirmirt und vorher unterrichtet ſei. «Ich habe bei dieſer Gelegenheit», ſagte er, «ſelbſt zugehört und auf den Lehrgang geachtet. Licht und Finſterniß, Gutes und Böſes im Menſchen, im Zwieſpalte und in Miſchung, war die Grundlage. Dann folgte die Lehre von des Menſchen Freiheit und Sittlichkeit als Beſtimmung und ſeine Hülfsbedürftigkeit. Daraus ward die Nothwendigkeit der Erlöſung und Beſeligung dargethan, und dieſe als in Jeſu erſchienen, nachgewieſen. Was mir dabei ſehr gefiel, war, daß alles dem Konfirmanden ſo hingehalten und überall ſo klar dargeſtellt wurde, daß er immer ſelbſt das Rechte erkennen, und bei ſich feſtſtellen konnte. Es war eine Vollſtändigkeit, welche keinen Fehlgriff oder Zweifel aufkommen ließ; überall ſtand die Frage vor ihm: ob er dem Lichte oder der Finſterniß angehören wollte?» — Dieſes letzten Ausdruckes, von dem ich vermuthe, daß ihn Goethe von Herder herübergenommen, weil ich von ihm keinen direkten Bibelausdruck erwartete, und dieſer ganzen Mittheilung, habe ich mich oft ſpäter erinnert, wenn ich las oder hörte, Goethe habe alle religiöſen Ideen zurückgewieſen. Nun darf man zwar nicht vergeſſen, daß er hier darſtellte, wobei es auf den Stoff nicht ſo ſehr ankommt; aber ich bin der Meinung, ohne allen Glauben konnte er

Herder's Verfahren weder auffaſſen noch mittheilen. Ueberdies ſprach aus ihm lebendig die väterliche Theilnahme an des Sohnes Seelenrichtung. Ich glaube daher, Goethe habe religiöſe Wahrheiten nur für keinen ihm zu ſchöner Darſtellung zuſagenden Stoff gehalten, wenn gleich er vielen Kirchenliedern z. B. denen eines Novalis, den poetiſchen Werth nicht abgeſprochen haben würde. Auch hat gewiß ſeine totale Hinneigung zur Natur in ihrer Selbſtſtändigkeit und ſeine Vorliebe für Spinoza einen Glauben erzeugt, der nicht frei von Materialismus, jedenfalls pantheiſtiſch war."

„Goethe hatte auf dieſer Reiſe ſeinen Sohn bei ſich; ich ging mit ihm ſpaziren und zeigte ihm von einem nahen Berge die wenigſtens zehn Meilen weit reichende Ausſicht, und ließ ihn durch einen Tubus den Magdeburger Dom erkennen. Dieſer blühende Jüngling gefiel mir außerordentlich; er ſchien ſehr gutmüthig, freundlich und beſcheiden."

„Am ſpäteren Abend ſetzte ſich die Geſellſchaft nochmals zu Tiſche: mehr der Unterhaltung als des Eſſens wegen. Der Wirth gab eine für die ſeltenſten Gäſte geſparte Flaſche zum Beſten. Er bemerkte, daß dieſe Flaſche ein Jahr älter ſei, als Goethe und er ſelbſt; beide waren 1749 geboren. Henke, der gerade etwas an Halsſchmerzen litt, hatte wenig Wein getrunken, und wollte zu Abend durchaus keinen mehr trinken, ſondern hatte ſich ein Glas Bier erbeten. Da wollte ihn der heitere Wirth auf ſeine Weiſe bewegen, ſeine Rarität auch zu koſten. Es entſtand ein Spaß daraus, der viel Heiterkeit erzeugte. Der Herr von Hagen ernannte nämlich Goethe'n zum Geſetzgeber und Kampfrichter gegen Henke. «Es hilft nichts, Hochwürden», ſagte er, «Sie müſſen ſich heute der Excellenz unterwerfen.» Da diktirte Goethe, jeder ſolle, wie er es am beſten könne, Henke einladen und treiben, den Wein zu koſten. «Der alte Herr hier», ſagte er zu Henke, «von dem ich höre, daß er ein feſter Kantianer ſei, muß es in Form eines Syllogismus thun, dem Henke nichts anhaben kann. Wolf muß ihn in einer griechiſchen Anrede im Anakreontiſchen Ton auffordern.» Hierauf ſah er mich an; ich verneigte mich mit den Worten: «Ich komme bei dem Sympoſion ſolcher Männer nicht in Betracht.» Aber das ließ der Wirth nicht gelten, ſondern ſprach: «Ei was, der Herr macht Verſe, gebe er ſein Scherflein auch.» — «Nun gut», ſagte Goethe, «ſo ſchmieden Sie ſchnell ein Diſtichon. Henke aber mag ſich vertheidigen, aber nur in lateiniſcher Rede, die ihm ja ſo ſehr zu Gebote ſteht.» — «Nein», ſagte Henke, «da ſitzt der Mann (auf Wolf zeigend), der eine fünfte Fakultät, die philologiſche, geſtiftet hat; der läßt mir nicht ein Wort paſſiren; es wäre Verwegenheit, mit theologiſchem Latein vor ihm zu erſcheinen.» — «Wenn das erſte Glas getrunken und das zweite eingeſchenkt iſt», ſagte Goethe, «muß jeder fertig ſein, und wenn Henke überwunden wird, trinken wir mit ihm auf ſeine Geſundheit.»"

„Herr von Hagen kam zuerſt an die Reihe und beſtand ſehr gut, wiewohl Henke die Abfaſſung des Major anfocht. Wolf geſtand, daß er von Logik nichts wiſſe, warnte aber Henke'n vor Verſchmähung des köſtlichen Weines in ächt poetiſcher Rede, worin er Anakreontiſche Verſe verflocht. Was ihm ſo leicht wurde und immer gelang, that er auch hier; er überſetzte ſie ex tempore metriſch, wenn auch nicht in der Kürze des Originals."

„Ich ſann mehrere Tage nach, um mir die deutſchen Worte zurückzurufen. Der Hauptſache nach (was gut iſt, gehört Wolf an, was nicht, kommt auf den Fehler meines Gedächtniſſes!) klangen ſie etwa ſo:

Schönſte Gaben, uns zu laben,
Reicht Lyäus mild und hold;
Und die Becher froher Zecher
Füllt er an mit flüſſ'gem Gold.
Und er lächelt zu den Zügen,
Die mit wachſendem Vergnügen
Jeder tiefer wiederholt;
Doch auch duldend, daß die Lippe
Mäßig nur und ſchüchtern nippe,
Wenn er Göttertrank ihr beut.
Schwer jedoch iſt das Vergehen,
Ganz die Gabe zu verſchmähen;
Dieſer Undank jeden reut;
Mit des Durſtes Höllenſchmerzen
Nach dem Becher ſtets im Herzen
Quälend Schmachten ſich erneut.

Doch vergebens! ausgeſchlagen,
Achtet er nicht Flehn noch Klagen!
Koſte drum! Er winkt dir heut!"

„Darauf kommentirte er ſehr geiſtreich ſcherzend die Worte, und ſchloß mit der Anwendung:

Drum, wer den Wein kennt,
Weiß auch wie Durſt brennt,
Und wer den Zorn des Gottes ſcheut,
Verſchmäht nicht, was er freundlich beut."

„Jetzt kam die Reihe an mich, und ich wollte mich abermals entſchuldigen. «Sie haben in's Glas geſehen», ſagte Herr von Hagen, «was haben Sie herausgeleſen? Dieſe Herren, welche Ihre Lehrer geweſen, wollen ſehen, ob Sie etwas gelernt haben!» Da mußte ich mich denn mit meinem Diſtichon hervorwagen, und nicht, weil es an ſich gerathen wäre, ſondern weil es in ſolcher Geſellſchaft mit Nachſicht aufgenommen wurde, mag es hier ſtehen:

Golden perlet der Wein, das Bild der geiſtigen Freude,
Aehnlich dem ſinnlichen Rauſch ſchäumet das ſchlechtere Bier."

„Henke ſetzte darauf ſein Bierglas zur Seite, und ließ ſich einige Tropfen des Weines einſchenken, und Alle ſtießen mit ihm auf ſeine Geſundheit an, wofür er auf die gemüthvollſte und heiterſte Weiſe dankte. Am anderen Morgen ſchrieb Goethe einen Vers in mein mir leider in der Franzoſenzeit entwendetes Stammbuch. Auch die Züge ſeiner ſchönen Handſchrift kündigten ein vollendetes Können an."

„In einem Alter von ſechsundfünfzig Jahren ſtellte ſich der große Dichter als einen kräftigen Vierziger dar, als einen vollendeten Mann, dem die höchſte Anmuth und Gewandtheit der Haltung und des Ausdruckes zu Gebote ſtand. Seine Erſcheinung iſt mir in meinem oft ſo dunkeln Leben ein Lichtpunkt geblieben, der nie ſeinen Glanz verloren hat."

„Henke unterhielt ſich nach Goethe's und Wolf's Abreiſe noch längere Zeit mit mir. «Nun», ſagte er ſcherzhaft, «müſſen wir das theologiſche Air wieder annehmen.» Er rauchte, was er in Goethe's Gegenwart nicht gethan hatte, eine Pfeiſe, die man ihm präſentirte, und unterhielt ſich mit Frau von Hagen über religiöſe Gegenſtände und inſonderheit über Predigten ſehr anziehend. Noch mit der langen Thonpfeiſe im Munde, ſtieg er heiter in den Wagen, und ich, entzückt von den eben erlebten Stunden eines unvergeßlichen Geiſtesgenuſſes, ſetzte meine Beſchäftigung fort." —

So weit unſer wackerer Waitz, deſſen gutmüthigen Eifer zur Vertheidigung Goethe's in Betreff der ihm von Anderen abgeſtrittenen religiöſen Anſichten und Gefühle man wohl gleicherweiſe als überflüſſig und unzureichend belächeln kann, aber doch immer dem ſtarren Unverſtande vorziehen muß, der in die Enge ſeiner eigenen Beſchränktheit den freien Flug des mächtigen Genius einzwängen möchte. — Wir glauben den Dank vieler Leſer zu verdienen, daß wir dieſen Bericht, welcher dem Goethe'ſchen ſich beſcheiden anſchließt und ihn durch manchen artigen Zug ergänzt, hier wiedergegeben und einem größeren Kreiſe mitgetheilt haben, als derjenige ſein konnte, den das Buch ſelbſt unmittelbar angeſprochen hat. Daſſelbe gewährt nebſt manchen trefflichen Einzelheiten — z. B. die Schilderungen der Lehrvorträge Henke's, Wolf's und Anderer — einen reichen Einblick in das Stillleben des Schulmannes und Pfarrers, in welches die allgemeinen Weltgeſchicke gewaltſam eindringen und daſſelbe in ihre Wirbel fortreißen. Wir führen hier zur Empfehlung noch den ausführlichen Titel an, der freilich etwas kürzer hätte gefaßt werden mögen: „Rückblick eines evangeliſchen Predigers in der preußiſchen Provinz Sachſen auf mehr als fünfzig Lebens- und mehr als dreißig Amtsjahre. Nach dem Tode des Verfaſſers herausgegeben von dem älteſten Sohne. Halberſtadt, 1841."

Rahel Levin und ihre Geſellſchaft.

Gegen Ende des Jahres 1801.

(Aus den Papieren des Grafen S****.)

Guſtav von Brinckmann, dem ich von Paris her empfohlen war, ſorgte ſeit den wenigen Tagen, daß ich in Berlin lebte, beſtens für meine Unterhaltung, und für den nächſten Abend, wo die Schiller'ſche Maria Stuart angekündigt war, hatte er mich in das Theater zu führen verſprochen.

Als wir uns dort einfanden, hörten wir, das Stück ſei verändert, Madame Unzelmann ſpiele nicht; und auf dieſe nur, für welche Brinckmann in ſtarken Flammen ſtand, hatten wir es abgeſehen. Ich verhehlte meinen Verdruß nicht, und wollte nun gar nicht in's Theater.

Brinckmann ſah meinen Mißmuth, und einer guten Eingebung folgend rief er plötzlich aus: „Wiſſen Sie was? Statt des Theaters ſollen Sie heute die beſte Geſellſchaft kennen lernen, die beſte in Berlin, und da können Sie nur getroſt Ihren Maßſtab von Paris und Wien anlegen, wir ſcheuen ihn nicht!“

Mir ganz recht! erwiederte ich, ich kann mir gern gefallen laſſen, daß nach ſo vielem Guten, was hinter mir liegt, das Beſte doch eben jetzt noch vor mir ſei. Wo wollen Sie mich hinführen?

„Zu Mademoiſelle Levin, Rahel Levin.“

Iſt es dieſelbe, der ich Grüße von Frau von Vandeul auszurichten habe?

„Dieſelbe. Ich habe ihr ſchon geſagt, daß ich Sie bringen werde. Es kann heute ſo gut geſchehen, wie ein andermal."

Frau von Vandeul hatte mir von ihrer Freundin nur im Allgemeinen geſprochen. Auch konnte eine Franzöſin von einer Deutſchen nicht wohl das Eigenthümlichſte auffaſſen und ſagen, ſelbſt wenn die Franzöſin, wie Frau von Vandeul, eine Tochter Diderot's war! Ich fragte daher, wer und wie dieſe Perſon eigentlich ſei?

„Sie iſt" erwiederte Brinckmann, „ein ſelbſtſtändiges Mädchen von außerordentlichem Geiſt, klug wie die Sonne, und dabei herzensgut; durchaus eigenthümlich; alles verſteht, alles empfindet ſie; und was ſie ſagt, iſt in amüſanter Paradoxie oft ſo treffend wahr und tief, daß man es ſich noch nach Jahren wiederholt, und darüber nachdenken und erſtaunen muß Die geiſtreichſte und vornehmſte Geſellſchaft verſammelt ſich bei ihr, aber ganz ohne Prunk und Oſtentation, ja ich möchte ſagen, ohne Unterſchied und Auswahl, ganz nach dem natürlichen Zuge der äußeren Anläſſe und der inneren Konvenienz. Sie iſt wohlhabend, lebt ſehr unabhängig bei ihrer Mutter, die für reich gilt; ſie macht keinen Aufwand, die Bewirthung iſt es nicht, um derentwillen man hingeht, alles Aeußere iſt höchſt einfach, aber um ſo behaglicher, und in dieſer Art doch wieder reichlich und auserleſen."

Wir hatten in der Jägerſtraße eingelenkt, und nach wenigen Schritten ſtanden wir vor dem Hauſe. Wir wurden gemeldet und angenommen, durch einen Saal in ein anſtoßendes Eckzimmer geführt, und Brinckmann ſtellte mich der Dame des Hauſes, und bald auch einigen anderen Perſonen vor, die wir bei ihr fanden.

Demoiſelle Levin war weder groß noch ſchön, aber fein und zart gebildet, von angenehmem Ausdruck; ein Zug von überſtandenem Leiden — ſie war in der That noch nicht lange von einer Krankheit geneſen — gab dieſem Ausdruck etwas Tiefrührendes; doch ließ ihr reiner und friſcher Teint, zuſammenſtimmend mit ihren dunklen und lebhaften Augen, die geſunde Kraft nicht verkennen, welche in dem ganzen

Weſen vorherrſchte. Aus dieſen Augen fiel ein Blick auf mich, ein Blick, der bis in mein Innerſtes drang, und dem ich kein ſchlechtes Gewiſſen hätte bieten mögen. Aber ich ſchien ihr dabei kaum ein Gegenſtand näheren Intereſſes; es war dieſer Blick nur wie eine vorüberſtreifende Frage, die gar nicht ausführliche, ſondern nur ungefähre Antwort wollte, und mit der raſch ergriffenen ganz befriedigt ſchien.

Ich brachte meine Begrüßungen an, und bei dem Namen Vandeul erheiterte ſich das ganze Geſicht. Ich mußte in der Eile herſagen, was ich alles wußte. Dlle. Levin ſchien außerordentlich von der guten Frau eingenommen, und ſagte mit wenigen Worten ſo viel Gutes und Bezeichnendes von ihr, daß ich ſelber anfing, ſie unter ganz neuem Geſichtspunkte zu ſehen, und ſonderbar genug ſie erſt jetzt recht kennen lernte, da ich hundertfünfzig Meilen von ihr entfernt war. Ich beklagte mich gegen Dlle. Levin, daß ich ſie ſelber, da ſie ja auch vor nicht langer Zeit in Paris geweſen, nicht ſchon dort geſehen habe, welches doch leicht wäre möglich geweſen, ſowohl bei Frau von Vandeul, als auch bei Frau von Humboldt, wo ich ebenfalls zuweilen hingekommen. Sie meinte, wir wollten das jetzige verſpätete Begegnen um ſo beſſer pflegen, und ihre Worte waren ſo gütig, daß ich mich gleich aller Verlegenheit enthoben fühlte, und ihr lebhaft ausdrückte, wie ich kühn genug wäre zwiſchen ihr und mir viel Uebereinſtimmendes vorauszuſetzen.

Sie ſprach darauf einiges mit Brinckmann, wobei ich nicht zuhörte, ſondern mir unterdeß die anderen Perſonen näher anſah.

Neben der Wirthin auf dem Sopha ſaß eine Dame von großer Schönheit, eine Gräfin Einſiedel, wie ich nachher hörte. Sie ſchwieg, und ſchien wenig Antheil an dem zu nehmen, was ihr ein Herr vorſagte, den man Abbé nannte, und deſſen Geſicht und Stimme mir gleich den anmaßlichen Pedanten zu erkennen gaben. Rückwärts abgewendet ſprach Friedrich Schlegel mit dem Bruder von Rahel, deſſen Dichtername Ludwig Robert ſpäterhin auch ſein bürgerlicher wurde. Beide Herren waren mir ſchon bekannt; Schlegel hatte ich mit ſeinem Freund und Lobredner Schleiermacher am Tage zuvor bei Mad. Veit geſehen; daß er ſeinen Roman Lucinde auch „Bekenntniſſe eines Ungeſchickten“ benannt, war mir gleich ganz karakteriſtiſch für ihn, denn ungeſchickt im höchſten Grad erſchien er mir ſelbſt und ſein Roman. Mit Ludwig Robert aber hatte ich Bekanntſchaft bei Mad. Fleck gemacht, einer ſchönen und ungemein reizenden Frau, die den Dichter nicht wenig bezaubert zu haben ſchien; er war ſehr erfreut über einige neue Chansons und kleine Theaterſtücke, die ich von Paris mitgebracht hatte, und er hoffte einige der letzteren für die deutſche Bühne zu bearbeiten.

Schlegel und Robert machten ſich luſtig über den Abbé, wie ihre Mienen deutlich zeigten, und ſuchten durch verſtändige Winke auch mich in den Scherz hineinzuziehen. Eben hatte aber die Wirthin ihre Augen dorthin gewandt und drückte mit ernſtem Blick ihre Mißbilligung aus, als die Thüre aufging, und eine raſche allerliebſte Dame hereinſtürmte, die mit heiterem Lachen auf Dlle. Levin zudrang, und neben ihr auf einen Lehnſtuhl ſich mehr hinfallen ließ als ſetzte. Alle begrüßten ſie mit Jubel.

„Aber was iſt das? hob Dlle. Levin an, iſt denn nicht heute Maria Stuart? und ich denke, Sie ſind“ . . .

Ja denken Sie nur! verſetzte die reizende muntere Frau, Mortimer iſt krank, und da ſchiebt Iffland geſchwind ein anderes Stück vor, worin ich nichts zu thun habe; ich mache mir das zu nutz, und komme zu Ihnen, und wenn Sie mich wollen, bleib' ich den ganzen Abend.

„Prächtig! rief Dlle. Levin, und wie treffen Sie es! Gleich zwei Ihrer Anbeter treffen Sie hier, Schlegel und meinen Bruder“ . . .

Es iſt die Unzelmann! hatte mir Brinckmann ſchon zugeflüſtert. Sie war vor nicht langer Zeit von Weimar zurückgekehrt, wo ſie großes Glück gemacht und Goethe'n oft geſprochen hatte, von dem ſie ſo bezaubert war, daß ſie deſſen Iphigenie nun trotz Iffland's heimlicher Abneigung mit Gewalt als ihre Benefizvorſtellung auf's Theater bringen wollte. Brinckmann war zu ungeduldig, mir weitere Erklärungen zu geben, und nahm einen vollen Anlauf, ſich als den wahren Anbeter der Dame zu bezeigen, als Schlegel unerwartet ihm vortrat, und ſich gegen ſie entſchuldigte, etwas feierlich und verlegen, aber dennoch kühn, es ſei eigentlich ſein Bruder Auguſt Wilhelm, der ein Anbeter von ihr heißen könne, und der ſie als das Feenkind beſungen habe. Mir wurde ganz warm, eine ſolche deutſche Tölpelei war mir noch nicht vorgekommen. Aber die muntere Frau erwiederte lachend: „Ich weiß es recht gut, und unterſcheide die ungleichen Brüder ſehr wohl! Doch wenn ich von Ihnen, lieber Schlegel, nicht mehr fordere, als von Ihrem Bruder, ſo können Sie in Gottes Namen einen kurzen Abend ohne Gefahr ſeine Rolle übernehmen! Aber, liebe Kleine! fuhr ſie fort, wo haben Sie denn heute ihre Klugheit? daß Sie mich auf ſolche Leute anweiſen! Denn ſehen Sie nur, auch Ihr Bruder will ſich ſchon entſchuldigen! Nicht nöthig, nicht nöthig, lieber Robert, ich weiß, daß Sie für eine Luiſe brennen, — da wird Ihnen ſchon werden, was Sie verdienen; nehmen Sie ſich nur in Acht, daß wenn das Feuer aus Mangel an Nahrung plötzlich erliſcht, Sie nicht rathlos im Dunkeln ſtehen!“

Brinckmann glaubte nun Raum für ſich gewonnen zu haben, und ſuchte ihn eifrigſt auszufüllen. Er richtete ſeine Worte bald an Dlle. Levin, bald an Mad. Unzelmann, bald an beide zugleich. Er ſprach mit ſeltener Fertigkeit, flocht Ernſt und Scherz durch einander, witzelte mit guter Laune; nur dünkte mich alles, was er ſagte, etwas zu redſelig, er ſchien es ſelbſt zu fühlen, und wurde nur immer redſeliger. Dlle. Levin ſchien reſignirt, ihn anzuhören, ich hörte ebenfalls zu, während Mad. Unzelmann mit Schlegel nebenan ein halblautes Geſpräch führte.

Ludwig Robert näherte ſich, und machte ſeiner Schweſter leiſe Vorwürfe, daß der Abbé, der unleidliche Menſch, wieder da ſei. „Du biſt einzig! ſagte ſie mit raſcher Aufwallung, als wenn er meine Liebhaberei wäre! Will ich nicht verzweifeln, wenn er eintritt? Wein' ich nicht, wenn er ewig dableibt? Haſt du vergeſſen, wie ich zittre, wenn man ihn nur nennt? Aber was ſoll ich machen? Wegweiſen kann ich ihn nicht, auch ſoll ihn bei mir niemand mißhandeln und verſpotten, ſo wenig wie den Baron, der auch meiner ganzen Bekanntſchaft verhaßt, mir ſelbſt ein Gräuel iſt, und doch ewig kommt!“

Warum rufſt du ihn aber auch? ſagte Robert lachend, indem er nach der Thüre zeigte; und es trat wirklich in dem Augenblick ein Herr herein, deſſen Ordensſtern auf einen höheren Rang deutete; ihm folgten unmittelbar zwei Offiziere, die ich als Hrn. von Schack und Hrn. von Gualtieri begrüßen hörte. Der beſternte Baron ſetzte die Wirthin offenbar in üble Laune, ſie blickte die Gräfin neben ihr mit tragiſchen Blicken an; was ſagen Sie zu dem Unglück? lag deutlich darin. Doch faßte ſie ſich gleich, und ſprach mit dem Unwillkommenen ohne Widrigkeit noch Gleißnerei ganz einfach und gut.

Die Geſellſchaft aber war in Bewegung gerathen, Brinckmann von ſeinem Platze verdrängt, und von demſelben aus machte nun der Major von Gualtieri die Unterhaltung der Damen. In dieſer ſeiner Verſtoßung geſellte ſich Brinckmann wieder zu mir, zog mich zum Fenſter, und wollte mir über die zuletzt Gekommenen nähere Auskunft geben.

„Vor Gualtieri“, ſagte er, „nehmen Sie ſich in Acht, er iſt ſtreitſüchtig und rechthaberiſch, und in ſeinen Launen gar nicht zu berechnen. Die kleine Levin macht ein großes Weſen von ſeinem originellen Geiſte, von ſeinem eigenthümlichen Verſtande, ich aber muß bekennen, daß ich ſie darin nicht begreife; mir gelingt es nicht, mehr in ihm zu ſehen, als einen ungeſchulten Sophiſten, der ſich mit den Leuten alles erlaubt, was ihm einfällt. Ein ganz anderer Mann iſt der Major von Schack; man weiß wie man mit ihm dran iſt, und kann ſich auf ihn verlaſſen. Sehen Sie auch nur die prächtige Geſtalt, dieſes ruhige und entſchloſſene und dabei moquante Ausſehen! Er iſt ein tapferer Offizier und vollkommener Edelmann, alle Tugenden und Untugenden dieſer doppelten Bezeichnung ſind in ihm vereint. Gelernt hat er nichts, er ſpricht nicht einmal richtig deutſch, doch wer ſpricht das in Berlin? Aber dafür hat er die reichſte Doſis Mutterwitz.“

Hier unterbrach uns Schlegel, indem er ſich beklagte, die Unzelmann habe von Kunſt doch keinen Begriff. „Ich bin", ſagte er, „mit meinen Bemerkungen über ihre bedeutendſten Rollen ganz bei ihr durchgefallen, ſie hat mich gar nicht verſtanden, hat mir die dümmſten Antworten gegeben, ſie iſt von keiner ihrer Rollen auch nur die kleinſte Rechenſchaft abzulegen fähig." Dies letzte hatte Schack im zufälligen Annahen noch eben aufgeſchnappt, und antwortete ſogleich: „Ihr Herren Kritiker wollt auch zuviel! Die Unzelmann weiß alles auf *ihre* Art, ſie ſpielt's und bringt's euch leibhaftig vor Augen, und ihr ſelber bewundert ſie darin; warum ſoll ſie daſſelbe nun auch auf *eure* Art geben? Von der himmliſchen Frau zu fordern, daß ſie — pfui! — raiſoniren ſoll, wie ihr, iſt gerade ſo, wie von euch zu verlangen, daß ihr ſpielen ſollt, wie ſie, — ei das wär' aber nicht pfui, ſondern ſchön!"

Brav, brav, lieber Schack! rief eine Stimme hinter ihm; es war Dlle. Levin, die aufgeſtanden und von unſerem lebhaft-heimlichen Reden herangezogen worden war. Schack, wie ein Ertappter, war einen Augenblick verlegen, aber nur einen Augenblick, und fragte dann munter: „Hab' ich's gut vorgetragen, kluge Kleine? Nun, ich hatte nicht weit dran zu ſchleppen, denn, meine Herren, was ich eben geſagt, hatte ich den Augenblick vorher von dieſer klugen Kleinen gehört, und da wollt' ich gleich ſehen wie brauchbar es wäre, und ob Sie was dagegen ſagen könnten!" Unter launigen Scherzworten ging das Geſpräch mit Schack weiter, wandte ſich aber von Schlegel und mir ab, und wir blieben beide am Fenſter allein.

Mir gefiel die Faſſung des Mannes in der kleinen Beſchämung, und ich theilte meine Bemerkungen darüber Schlegel'n mit. „O er hat noch ganz andere Faſſung", rief dieſer, „und davon werden große Dinge erzählt. Was ſagen Sie zum Beiſpiel von dieſem Stück? Man gewinnt von einem Kammeraden im Spiel eine große Summe; er bezahlt, iſt aber ruinirt, und ſchießt ſich todt. Das Geld hat man am Morgen empfangen, die Nachricht vom Erſchießen kommt am Abend, wie man wieder beim hohen Spiel ſitzt und wieder große Summen gewinnt, man hört die Schreckensbotſchaft, ſpricht ein bedauerndes „So? hat er ſich erſchoſſen?"

aus, aber ohne eine Miene weiter zu verziehen, und bemerkt gleichgültig, wie viel Stiche man voraus habe, mit Eifer den neuen Gewinn verfolgend, unbekümmert, ob auch vielleicht dieſem ein ſchreckliches Ereigniß ankleben werde! So war Schack, als Riedeſel ſich erſchoſſen hatte! Sie mögen die ganze Geſchichte abſcheulich finden, ich will ſie auch nicht vertheidigen, aber das müſſen ſie geſtehen, dieſe Faſſung ſetzt eine Seelenſtärke voraus, die in anderer Richtung die größten Heldenthaten gebären kann. Nun hören Sie aber gleich eine hübſchere Geſchichte! Eine Hofdame der Prinzeſſin Heinrich konnte eine Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, nicht verbergen; zuletzt hatte Schack, und offenbar genug, ihre Gunſt gehabt. Die Prinzeſſin ließ alſo den Schuldigen rufen, und hielt ihm ſein Vergehen vor, wobei die Worte Verführung, Unſchuld, und dergleichen, nicht geſpart wurden. Nachdem ſie ihn genug geſcholten, und er immer ſchwieg, glaubte ſie ihn erſchüttert, und fragte mit gebieteriſcher Art, was er denn jetzt *thun* werde? Schack, den die Beredſamkeit der Prinzeſſin wenig gekümmert hatte, fühlte das Gewicht dieſer Schlußfrage, und erwiederte kurz doch ehrerbietigſt, er wolle fürerſt noch warten, um zu ſehen, was denn *die Anderen* thun würden! Die Prinzeſſin wurde roth bis in die Augen vor Zorn, brach die Unterredung ab, und ließ den Schalk ſeiner Wege gehen.“ Ich mußte die kauſtiſche Energie dieſer Geiſtesgegenwart anerkennen, jedoch abermals bedauern, daß ſo ſchöne Gaben ſich im üblen Stoffe verſchwendeten.

Unterdeß hatte ſich die Geſellſchaft durch einige Frauenzimmer vermehrt, mit denen auch Brinckmann ſich gleich zu thun machte. Sie gehörten zum Hauſe; die eine nahm ſich des Theemachens an, der anderen wurde ich vorgeſtellt, ſie war die Schwägerin der Dlle. Levin, mit der ſie übrigens keine Geiſtesverwandtſchaft zeigte. Um ſo mehr fiel mir die liebevolle und ſorgſame Art auf, mit der dieſe ſie behandelte, in das Geſpräch zog, und ihre unbedeutenden Aeußerungen geltend machte. Brinckmann, der wieder zu mir getreten war, ſagte mir, das ſei kein Wunder, ſeine vortreffliche Freundin habe ſo vielen Geiſt, das ſie deſſen von niemanden verlange, und mit anderen guten Eigenſchaften zufrieden ſei. Zudem aber hege ſie die ſtärkſte und zärtlichſte Zuneigung für ihre ganze Familie, darin ſei ſie die ächte Orientalin, für die Mutter, die in der That eine äußerſt gute und würdige Frau ſei, für die Geſchwiſter; beſonders aber liebe ſie leidenſchaftlich zwei kleine Nichten, Töchter dieſer Schwägerin.

Er ſchilderte mir in wenig Worten die Brüder; ein jüngſter war in der weiten Welt; von den beiden anweſenden war mir der ältere als Kaufmann angegeben worden, er benahm ſich zurückhaltend und abgemeſſen, gefiel mir aber nicht; der jüngere hingegen, Ludwig Robert, zeigte ein bequemes Daſein, eine läſſige Gleichgültigkeit, die geſellſchaftlich einen angenehmen Eindruck machte; ſeine Phyſiognomie war bedeutend, der ſcharfe Denker und Beobachter blickte ſelbſt aus der Läſſigkeit hervor. Beide Brüder machten zu der herzlichen Wärme und edlen Freiheit der Schweſter ein um ſo ſtärkeres Gegenbild, als ihr beſonders für dieſe Brüder eine ſtets thätige und beinahe zärtliche Sorge immerfort anzumerken war.

Das Geſpräch wurde ſehr lebhaft, und wogte, zwiſchen den Perſonen wechſelnd, über die mannigfachſten Gegenſtände hin. Ich wäre nicht fähig, die raſchen Wendungen und den verſchiedenartigen Inhalt hier wiederzugeben, und wage den Verſuch nicht. Man ſprach vom Theater, von Fleck, deſſen Krankheit und wahrſcheinlich nahen Tod man allgemein beklagte, von Righini, deſſen Opern damals den größten Beifall hatten, von Geſellſchaftsſachen, von den Vorleſungen Auguſt Wilhelm Schlegel's, denen auch Damen beiwohnten. Die kühnſten Ideen, die ſchärfſten Gedanken, der ſinnreichſte Witz, die launigſten Spiele der Einbildungskraft wurden hier an dem einfachen Faden zufälliger und gewöhnlicher Anläſſe aufgereiht. Denn die äußere Geſtalt der Unterhaltung war, wie in jeder anderen Geſellſchaft, ohne Zwang und Abſicht, alles knüpfte ſich natürlich an das Intereſſe des Augenblicks, der Perſon, des Namens, deren gerade gedacht wurde. Vieles, was in Anſpielungen beſtand, und irgend eine Kenntniß vorausſetzte, entging mir ganz, anderes wenigſtens theilweiſe. Doch wenn Friedrich Schlegel ſeine Meinung ſagte, zwar mühſam und unbeholfen, aber auch tief und gediegen, in der eigenthümlichſten Werkſtätte geſchmiedet, ſo fühlte man gleich, daß hier kein leichtes Metall ausgegeben werde, ſondern ein ſchweres und koſtbares; wenn Schack, leicht erzählend, manche Perſonen, die durch Rang und Weltſtellung bedeutend waren, in pikanter Weiſe ſchilderte, wenn er kleine Bemerkungen geſchickt einſchob, ſo waren die Vertrautheit und Ueberſicht unverkennbar, mit denen er eine unendliche Erfahrung großweltlichen Lebens ſpielend behandelte. Die Heiterkeit und Laune der Mad. Unzelmann wirkten unaufhörlich belebend ein. Ludwig Robert und Brinckmann erwieſen ſich als ächte Geſellſchaftskinder. Alle waren auf natürliche Weiſe thätig, und doch keiner aufdringlich, man ſchien eben ſo gern zu hören als zu ſprechen. Am merkwürdigſten war Dlle. Levin ſelbſt. Mit welcher Freiheit und Grazie wußte ſie um ſich her anzuregen, zu erhellen, zu erwärmen! Man vermochte ihrer Munterkeit nicht zu widerſtehen. Und was ſagte ſie alles! Ich fühlte mich wie im Wirbel herumgedreht, und konnte nicht mehr unterſcheiden, was in ihren wunderbaren, unerwarteten Aeußerungen Witz, Tiefſinn, Gutdenken, Genie, oder Sonderbarkeit und Grille war. Koloſſale Sprüche hörte ich von ihr, ware Inſpirationen, oft in wenig Worten, die wie Blitze durch die Luft fuhren, und das innerſte Herz trafen. Ueber Goethe ſprach ſie Worte der Bewunderung, die alles übertrafen, was ich je gehört hatte.

Ludwig Robert wurde aufgefordert, ſeine neueſten Gedichte mitzutheilen. Er ließ ſich nicht lange bitten, und las ein paar Elegieen mit vielem Ausdruck vor. Sie ahmten den Ton der Goethe'ſchen ſehr glücklich nach, hatten aber ihren eignen Inhalt. Nur Friedrich Schlegel verzog die Miene, und ſtimmte nicht in den Beifall ein. Auch Dlle. Levin ſelber trotz des augenſcheinlichen Eifers, den Bruder zu begünſtigen, litt etwas bei dieſer Vorleſung, und verbarg zuletzt ihre Ungeduld nicht. Ich erlaubte mir, ſie über die Richtigkeit meiner Wahrnehmung heimlich zu befragen. Sie ſah mir ehrlich und grad in's Geſicht, und ſagte lebhaft: „Sie haben recht geſehen; es iſt mein Tod, mir vorleſen zu laſſen; ich hab' es nie geliebt, aber oft kann ich's beſſer aushalten."

Durch Vermehrung des Beſuchs — zwei Spanier, Graf Caſa-Valencia und Chevalier d'Urquijo, beide Diplomaten, waren gekommen, — ließ der Vorleſer ſich nicht irren. Aber nach Beendigung eines Gedichts, welches vielleicht nicht allgemein verſtändlich geweſen, verlangte Mad. Unzelmann, der Dichter ſolle doch Komiſches und Witziges mittheilen, deſſen er ja den größten Vorrath habe. Der lieblichen Frau war nicht zu widerſtehen, ihrem anmuthigen Geſuch aber trat Gualtieri mit der ungeſtümſten Forderung bei: „Ich weiß es ja, liebſter Robert", rief er aus, „Sie haben auf uns Alle wunderſchöne Spitzverſe gemacht, auch auf mich ganz allerliebſte, thun Sie mir den Gefallen und leſen Sie die vor, ich will ſie hören, ich kann alles hören, nur ohne Scheu heraus damit!"

Robert las im Stillen für ſich einige Blätter, lachte und entſchuldigte ſich, es ginge doch nicht. Nur um ſo heftiger drang man in ihn, Alle betheuerten, ſie wollten nichts übel nehmen. Schon wollte er leſen, da verbat es ſeine Schweſter, ſie wolle dergleichen nicht leiden, ſagte ſie, es ſei ein ſchlechter Spaß, und es verletze insgeheim doch jeden ſich in ſeiner Eigenheit verſpottet zu ſehen, niemand dürfe das fordern, niemand es gewähren. Aber nichts half. Die erregte Tadelluſt wollte ihre Beute. So wurde denn einiges geleſen, was großen Beifall erwarb; Schack, die Unzelmann, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, kamen ganz leidlich weg, einige andere Perſonen weit ſchlechter. Das Hauptverdienſt dieſer Verſe war, außer der treffenden Karakteriſtik, die artige Künſtelei, daß die Anfangsbuchſtaben der Zeilen jedesmal den Namen bildeten. Gualtieri beſtand darauf, ſein Akroſtichon zu hören. „Nur Geduld", verſetzte Robert, „Sie ſollen befriedigt werden, und ſogar doppelt, denn Ihren Namen hab' ich zweimal akroſtichirt. Hören Sie denn!"

„Glatt; doch unwahr nie, und ſäß' er an fürſtlicher Tafel;
Unrecht ſcheuend, behauptet er oftmals dennoch das größte,

Arglos, kühn und geſchickt, bethört im eigenen Scharfſinn;
Liſtig weicht er ſich aus, doch ſtark auch faßt er ſich wieder.
Trau' ihm in ſeinem Gemach, hier darfſt du, darf er ſich trauen,
In der Geſellſchaft iſt Krieg, und dort er Soldat und Geſandter.
Einigen wird er ſich nur mit dem, der immer ihm beiſtimmt;
Redend herrſchet er dann; doch läßt er auch kindlich ſich leiten;
Ja, ſo lebt er ein Räthſel, gehaßt und geliebt und gefürchtet!“

Die Bezeichnungen müſſen treffend geweſen ſein, denn die einzelnen Zeilen und Worte empfingen den größten Beifall; nur Gualtieri ſtand unbewegt, als wenn er gar nicht wüßte, von wem die Rede ſei. Als die Anderen aber ihn anriefen, und ſcherzend um ſein Urtheil baten, fuhr er aus dem ſtummen Nachdenken auf: „Das verſteh' ich nicht!“ rief er. „Leſen Sie doch das zweite, vielleicht iſt das deutlicher!“ Schärfer gewiß, erwiederte Robert, und las:

„Glaube, dir glaubt er nichts, doch glaubt er alles ſich ſelber;
Undankbar ſtets denkt er, er danke nur alles ſich ſelber.
Alles ſcheint er zu lieben, und liebt nur den Schein und ſich ſelber.
Laut im Streit, und nicht lauter, ſo ſchreit er, und hört nur ſich ſelber.
Tiefes Gefühl bleibt tief ihm verborgen, er fühlt nur ſich ſelber.
In Verlegenheit bringſt du ihn nie, doch oft er ſich ſelber.
Ehre iſt ihm das Erſte, drum ehrt er auch ehrlich ſich ſelber.
Reizbar iſt er und reizend; und reizt auch öfters ſich ſelber.
Jahrlang könnt ihr ihn tadeln, es hilft nichts, er tadelt ſich ſelber.“

Der geſellſchaftliche Applaus wird oft durch Kleinigkeiten unmäßig; ich ſah es hier. Komiſch und ſpannend war nur Gualtieri's Gegenwart. Er fühlte ſich mehr geſchmeichelt, als beleidigt, mehrmals hatte er gelächelt, mehrmals ſein „Gutgeſagt“ dazwiſchen geworfen. Als aber das Stück zu Ende war, wurde er doch wieder nachdenklich, und rief verwundert: „Aber Sie machen mich ja ganz und gar zum Egoiſten!“ Dann nahm er den Dichter langſam unter den Arm, zog ihn beiſeit, und ſagte: „Hören Sie mal, lieber Robert, was denken Sie ſich denn unter einem Egoiſten? Ich hoffe doch, nicht gar zu Schlechtes? Und wenn ich nun ein Egoiſte bin, was iſt damit geſagt? Nein, das müſſen Sie mir genauer auseinanderſetzen, darüber müſſen wir umſtändlich reden; denn, ſehen Sie, wenn ich mich ſelber fühle, und kenne, und ehre, ſo heißt das doch nicht“ — und ſomit führte er ihn in das Nebenzimmer, ſich in Proſa nochmals vortragen zu laſſen, was er in Verſen ſchon zur Genüge ſollte vernommen haben. „Der will aus dem Regen unter die Traufe“, ſagte Dlle. Levin, und „Gutnacht!“ rief ſie den Abgehenden noch freundlich nach; wirklich kamen ſie nicht wieder zum Vorſchein.

Dlle. Levin erklärte ſich ernſtlich gegen ſolche geiſt- und kunſtreiche Spiele, wie überhaupt gegen alle perſönliche Satyre, Parodie und Traveſtie, als gegen einen Mißbrauch der Dichtkunſt; alles dies, meinte ſie, trage etwas Böſes in ſich, das zuletzt nur gemeiner Schadenfreude diene; einen großen Unwillen und Zorn, eine heftige Bitterkeit, ein tiefeinſchneidendes Karakteriſiren aus Einſicht und zur Einſicht, das alles begreife ſie und reſpektire ſie, wo ein innerer Drang es durchaus gebiete, oder wenn wirklich anmuthige und unbezwingliche Laune das Gehäſſige wieder aufhebe.

Schlegel, der ſich ſolcher Vergehen gegen Schiller ſchuldig wußte, ſtellte die Xenien als Einwand auf; allein die raſche Gegnerin verſetzte: „Das Beiſpiel ſpricht grade für mich; wenn Sie die anführen, ſtehen Sie ſchon auf meiner Seite! Denn wo iſt wohl der Zorn gerechter, der Unwille edler, der Witz lebendiger, als eben in den Xenien? Ueberdies ſind Goethe und Schiller — nun ja! Goethe und Schiller!“

Es waren zwei Fremde gemeldet worden. Dlle. Levin empfing ſie höflich; aber in Haltung und Ton war die feine Linie nicht zu verkennen, durch welche ſie vielleicht unbewußt ausdrückte, daß es nicht vertrauliche Bekannte waren, mit denen ſie ſprach. Es war ein Graf aus Wien, ich glaube ein Graf Paar, ſein Begleiter aber hieß Meyern, und wäre mir unter dieſem Namen leicht entgangen, hätte mir Brinckmann nicht geſagt, daß er der Verfaſſer des merkwürdigen Buches Dya-Na-Sore ſei, der aber jetzt weder Romane noch Indien, ſondern nur Krieg und England und Bonaparte im Kopfe trage. Ich hatte früher in dieſem ſchmerzlichen Romane geſchwelgt, und ſeine ſehnſüchtigen Liebes- und Vaterlandswünſche innig mitempfunden, um ſo mehr wünſchte ich nun, den Mann ſelber kennen zu lernen, dem es gelungen war, die großen Drangſale der nächſten Wirklichkeit in eine entlegene Dichtungswelt hinauszutragen. Allein es war unmöglich, mehr als ein gewöhnliches Höflichkeitswort aus ihm zu locken, er ſchwieg ſogleich wieder, und ſah nur immer beobachtend und prüfend auf die Perſonen hin, die gerade ſprachen. Ich vernahm ſpäter, er habe es ſich zum Geſetz gemacht, als Oeſterreicher in Preußen ſich möglichſt verſchloſſen zu halten.

Mittlerweile hatte die Geſellſchaft ſich mannigfach in verſchiedene Geſprächsrichtungen abgezweigt, die nur ſelten auf Augenblicke zu einer allgemeinen zuſammenfloſſen, wenn etwan eine Behauptung, ein Scherz, ein Witz, lebhafter ausbrach und größeren Antheil weckte. Die Geſellſchaft war zu zahlreich und zu belebt, um ſie noch in einer Einheit zuſammenzuhalten und zu leiten; die Wirthin konnte nichts thun, als auch ihrerſeits mit Einzelnen anknüpfen, aber ich bemerkte wohl, daß ſie hiebei ſtets aufmerkſam blieb, und immer da einzuwirken wußte, wo Stockendes zu beleben, Mißliebiges abzubrechen, Störendes auszugleichen, Angenehmes zu vermitteln war. Auch meine vergebliche Bemühung mit Meyern war ihrem ſcharfen Blick nicht entgangen, und ein Wort von ihr hatte Hrn. von Schack beſtimmt, durch eine Frage über Wien den ſchroffen Mann zugänglich zu machen, der aber auch diesmal ſeine Antwort ſo kurz als möglich einrichtete.

Mit Wohlgefallen ſah die Wirthin den Abbé und den beſternten Diplomaten in abgeſondertem Geſpräch ganz vertieft. Schack begegnete ihr in dieſem Bemerken, ſie winkte ihm, und ich hörte, daß ſie ihm auf den Vorwurf, warum ſie ihm nicht erlaubt habe, den Kerl wegzubeißen, voll ſanftem Eifer antwortete: „Iſt es denn ſo nicht beſſer? Welch Vergnügen, zu ſehen, wie die Beiden ſich für uns unſchädlich machen! Einer ſchluckt den anderen ein; und ich wette, ſie ſuchen ſich bald lieber anderswo auf, und wir ſind ſie los.“

Ich weiß nicht, wer es ſich erlaubte, einen in ziemlich ſchmutziges Gewand gekleideten Witz vorzutragen; niemand wollte lachen, und betroffen über die Unziemlichkeit ſchwiegen

Alle. Doch Dlle. Levin, die wieder auf dem Sopha Platz genommen, duldete die Pauſe nicht, in welcher die Unart ſich gleichſam fortſetzte, ſchnell überſah ſie das Terrain, und löſte die eigene und fremde Verlegenheit, ſtrafte und beſeitigte die Ungebühr, indem ſie plötzlich, aus aller Menge unerwartet meinen Meyern mit den Augen faſſend und ihm das Wort zuwendend, mit dem Ausruf: „Ich weiß auch Saugeſchichten!“ eine noch ſtärkere, aber ſchon dadurch unſchuldigere Derbheit einleitete, und dann unvergleichlich raſch und komiſch eine franzöſiſche Anekdote, ich glaube nach Chamfort, ſehr glücklich und ſchicklich erzählte, mit ſolcher Anmuth und Gewalt, wie ich Aehnliches nur noch Einmal in meinem Leben, viele Jahre ſpäter von der Frankfurterin B — leiſten ſah! Alles fühlte ſich wie befreit, und lachte aus vollem Herzen, niemand aber mit ſolchem Vergnügen und Abandon, wie mein ſtörriſcher Meyern, laut und heftig fing er immer auf's neue an, ſo daß er die Anderen auch immer wieder mit fortriß. Noch eine ganze Zeit wiederholte er ſich die Worte: „Ich weiß auch Saugeſchichten!“ und lachte mit größtem Behagen, bis nach und nach der beobachtende Ernſt in ſeinen Mienen wieder die Oberhand nahm.

Mehrere der Damen und Herren hatten ſich bereits entfernt, und ich hielt es für ſchicklich, ebenfalls an den Rückzug zu denken; allein Brinckmann wollte davon nicht hören, und verſicherte, daß es hier noch gar nicht ſpät ſei, im Gegentheil würden wohl noch einige Leute kommen, ja er hielt es nicht für unmöglich, daß noch zwei ſeiner angebeteten Freundinnen, die herrliche Freiin von A— aus Wien, — das Iſter-Mädchen, wie Dlle. Levin ſie nenne —, nach abgethanem anderen Beſuche noch hier einſpräche.

Das Hereintreten eines Mannes, den der Zuruf: „Guten Abend, Gentz!“ mir ſogleich als den berühmten Publiziſten zu erkennen gab, erregte einige Bewegung. Selten habe ich ſo viel Schüchternheit mit ſo viel Dreiſtigkeit beiſammen geſehen, wie im Aeußeren dieſes Mannes vereinigt war. Mit zaghafter Unſicherheit prüfte er gleichſam die Geſichter und die Plätze; und war nicht eher ruhig, bis er ſie alle unterſucht hatte. Ich als Fremder ſchien ihm wohl unbedeutend, die Anderen erkannte er als Günſtige, nur Friedrich Schlegel ſtößte ihm einen heimlichen Schauder ein, auch wählte er den dieſem fernſten Platz. Behaglich und ſicher zwiſchen Mad. Unzelmann und ſeinem Beſchützer Schack, knüpfte er mit beiden gleich ein Geſpräch an, das bald aber für Alle gemeinſam wurde. Er erzählte von ſeinem Mittage, er hatte bei dem Miniſter Grafen Haugwitz gegeſſen, dort Geſandte und Generale geſprochen, die neuſten Neuigkeiten aus London und Paris erfahren. Mad. Unzelmann verbat aber alle Politik, und verlangte nur ſolche Nachrichen, an denen auch ſie Theil nehmen könnte. „Ganz recht, mein Engel, erwiederte Gentz mit Lebhaftigkeit, auch wir ſprachen am wenigſten von Politik, ſondern von den Sitten, den Vergnügungen, von — iſt Gualtieri nicht hier? — der Depravation, die ſich wieder einſindet in Paris, von den Liebeshändeln, den Theatern, den Reſtaurateurs, — nicht wahr, das ſind hübſche Gegenſtände?“

Schack, der kürzlich in Frankreich geweſen war, und am Hofe des Erſten Konſuls Bonaparte der erſten preußiſchen Uniform große Ehrenauszeichnung zugezogen hatte, richtete einige Fragen an Gentz, allein dieſer antwortete wenig, und ſchien durch Schlegel beunruhigt, der ihn ſtets finſtrer anſah, und ſeinen Widerwillen deutlich in ſeinen Zügen ausdrückte; die hingemurmelten Worte „feiler Schreiber, nichtswürdiger Freiheitsfeind“, und andere ſolche Artigkeiten, welche dem damals revolutionair und republikaniſch geſinnten Verfaſſer der Lucinde gemäß waren, erreichten zwar nicht des Feindes Ohr, aber die reizbare Seele deſſelben ſchien jeden böſen Hauch ſchon in der Ferne zu wittern.

Dlle. Levin zog ihn aus der Verlegenheit, indem ſie ihn nach einem Frauenzimmer fragte, das ihn lebhaft beſchäftigen mußte, denn mit dem größten Feuer ſprach er von dämoniſchem Reiz und eben ſolchem Karakter, die ihn entzückten und in Verzweiflung ſetzten; er klagte ſich ſtrafbarer Schwäche an; „aber, fuhr er fort, was kann ich dafür? Amor iſt blind, und wirft auch mir die Binde über die Augen!“

Nein, nein! rief Dlle. Levin; in dem Punkt ändre ich die Mythologie! Amor iſt nicht blind, und hat keine

Binde; im Gegentheil, er löſet jede, und die Liebe ſieht klar und ſcharf, und daß ſie, trotz allem was ſie ſieht, zu lieben fortfährt, das iſt ihr höchſtes Kennzeichen!

Gentz wollte den Satz beſtreiten, gab ihn aber bald und immer mehr zu, und rief ihn dann als die wunderbarſte Belehrung aus, die er fortan ſelber ausbreiten und vertreten wolle. „Wohl iſt dieſes Thema unerſchöpft und unerſchöpflich“, ſagte er, „und Ihnen, Herzenskundige, kommt es zu, ſolche Wahrheiten auszuſprechen, vor denen die Irrthümer ganzer Zeitalter, ja der Mythologieen ſelbſt, zuſammenbrechen!“ Er fuhr in dieſer Weiſe fort, ſprach von dem Glück und dem Unglück der Liebe, von ihren Gründen und Bedingniſſen, ihren Wirkungen und Ausgängen; erſt nur in kleineren Sätzen, die er noch konverſationsartig an ſeine Nachbarn richtete, frageweiſe, problematiſch, allmählig entwand er ſich dieſem Bezug und Ton, nahm einen freieren Schwung, wagte kühnere und feſtere Behauptungen, und als er ſich der Geſinnung und Beiſtimmung ſeiner Zuhörer völlig verſichert halten durfte, öffnete er gleichſam alle Schleuſen ſeiner Beredſamkeit, deren gewaltiger Fluß nun unwiderſtehlich einherſtrömte, und uns mit ſtaunender Bewunderung erfüllte. Friedrich Schlegel und ſeine Lucinde hätten hier etwas lernen können! Gentz ſprach mit Eifer und Wärme, mit Scharfſinn, mit Fülle, und ein ſolcher Wohlklang, ein ſolches Wogen der Worte, eine ſolche Folge glücklicher Ausdrücke, guter Zuſammenfügungen, leichter Uebergänge, ein ſolches wirkliches Einnehmen und Bereden, iſt mir ſeitdem bei keinem Menſchen wieder vorgekommen. Auch feſſelte er jede Aufmerkſamkeit und gewann jeden Beifall. Nur unſere Wirthin, welche die klugen vergnügten Augen feſt auf ihn gerichtet hielt, rief bisweilen ein „Recht, Gentz!“ ein „Prächtig“, oder „Bravo“, dann auch wohl ein „Warum nicht gar!“ oder „O nein!“ dazwiſchen. Die Anderen horchten ſchweigend. Ich wünſchte mir Glück, von dieſer ſo oft gerühmten und mir bis dahin immer etwas zweifelhaft gebliebenen Vortrefflichkeit ein ſo glänzendes und in dieſer Art vielleicht einziges Beiſpiel ſo zufällig erlebt zu haben.

Noch war alles geſpannt, und einzelne Funken ſprühten noch, gleichſam verſpätete Nachzügler des wallenden Feuerſtroms, als eine neue Erſcheinung auftrat, Prinz Louis Ferdinand! Die ganze Geſellſchaft erhob ſich einen Augenblick, aber gleich rückte und ſetzte ſich alles wieder zurecht, und der Prinz nahm ſeinen Platz neben Dlle. Levin, mit der er auch unverzüglich ein abgeſondertes Geſpräch begann. Er ſchien unruhig, verſtört, ein ſchmerzlicher Ernſt verdüſterte ſein ſchönes Geſicht, doch nicht ſo ſehr, um nicht eine liebevolle Freundlichkeit durchſchimmern zu laſſen, die bei ſeiner hohen herrlichen Geſtalt, und freien gebieteriſchen Haltung, um ſo wirkſamer für ihn einnahm. Ich war vom erſten Augenblick bezaubert; einen ſo günſtig ausgeſtatteten Menſchen hatte ich noch nicht geſehen, ich mußte mir bekennen, in ſolcher Perſon und in ſolcher Weltſtellung durch das Leben zu gehen, das ſei denn doch einmal ein Gang, der der Mühe werth ſei! Solche Heldenfigur giebt in der That eine Vorſtellung von höherem Geſchlecht, Beruf und Geſchick, und wirft in das, was uns bisher nur als Dichtung erſchienen, ein lebendiges Zeugniß von Wirklichkeit.

Brinckmann vergötterte den Prinzen, und ſprach mit Liebe von ſeinen menſchlichen Eigenſchaften, mit Bewunderung von den in ihn gelegten Kräften, die ihn fähig machten, das Größte zu leiſten, jeden Entſchluß zu faſſen, jede That zu vollbringen, zu der eine ſtarke Seele nöthig. „Doch leider", fuhr er fort, „iſt es auch ſein Unglück, einen ſo hohen Beruf zu haben, den zu erfüllen die Gelegenheit fehlt. Denn was ſoll er thun? Ein gleich großer, aber nicht ſo begünſtigter Genius erränge ſich erſt eine Stellung, und verwendete dazu ſeine Kraft; dieſer aber hat ſeine Stellung, und kann nichts erſtreben, als was grade ſie nicht zugeſteht. Nur die Welt der Empfindung iſt ihm noch übrig und offen, auch hat ſein ganzes Weſen ſich dahin geworfen, er liebt, liebt leidenſchaftlich, und unbefriedigt, und ſtellt auch hierin wieder ein eigenthümliches und reiches Menſchengeſchick dar."

Der Prinz war aufgeſtanden, und hatte ſich die Fremden vorſtellen laſſen, nämlich die beiden Oeſterreicher und mich, die Uebrigen waren ihm ſchon bekannt, und zum Theil, wie Schack, Brinckmann und Gentz, völlig vertraut. Seine

Leutſeligkeit war vornehm, und doch durchaus menſchenfreundlich, ohne den Beiſchmack von Herablaſſung, der die Gnade der Großen meiſtentheils ſo ungenießbar macht. Auch wurde der Prinz durchaus nicht ſchmeichleriſch behandelt, die herkömmlichen Formen der Ehrerbietung fehlten nicht, allein außer dieſen konnte ihn nichts erinnern, daß er mehr ſei, als die Anderen. Nach wenigen Augenblicken fand ich mich ſo unbefangen und behaglich in ſeiner Gegenwart, als hätte ich ihn ſchon Jahre lang gekannt. Ihn ſelber ſchien kein Zwang befallen zu können, er verfuhr und ſprach, als ob er unter geprüften Freunden ſei.

Dieſe Freiheit, ſich überall ohne Scheu auszuſprechen, war allerdings ein köſtliches Vorrecht ſeiner hohen Stellung, aber um daſſelbe auszuüben, war doch wieder er ſelbſt erforderlich. Ihn kompromittirte nichts, weil er ſich nie für kompromittirt anſah. Was man ihm nachſagte, das kümmerte ihn nicht. In ſeiner Sphäre wagte ſich niemand an ihn, und eine fremde Macht, vor der ein Prinz von Preußen ſich gebeugt hätte, gab es nicht. So ſprach er ohne Zurückhaltung ſeinen Unwillen und Grimm gegen Bonaparte und gegen die freundſchaftlichen Verhältniſſe aus, welche die Höfe mit ihm unterhielten. Eine der Anklagen, die er gegen ihn vorbrachte, war in dem Munde eines Prinzen ſonderbar; man war überraſcht, jenem vorgeworfen zu ſehen, daß er die Freiheit untergrabe!

Merkwürdiger noch, als in dieſen Aeußerungen, erſchien mir der Prinz in einigen anderen, welche hinter ſcheinbarer Zerſtreutheit und Unaufmerkſamkeit die feinſte Beobachtung und tiefſte Menſchenkenntniß verriethen. So ſprach er von ſeiner Familie, von ſeiner Schweſter, der dem Fürſten Anton Radziwill verheiratheten Prinzeſſin Luiſe, von ſeinem Bruder, dem Prinzen Auguſt, mit eben ſo großer Zuneigung als Offenheit, als ob uns Allen dieſer Umgang und dieſe Einſicht wie ihm ſelber vertraut ſein müßten. Seinen Schwager den Fürſten Radziwill ſchien er beſonders zu lieben, die gemeinſame Liebe zur Muſik wirkte hier mächtig ein. Er vermißte ihn, und fragte, ob er ſchon dageweſen? Auf die Bemerkung, er ſei wohl zur Jagd gefahren, lächelte der Prinz. „Zur Jagd?“ wiederholte er, „da kennen Sie meinen Schwager nicht! O ja, er fährt zur Jagd, wenn es ſein muß, er macht alles mit; aber alles, was er thut, thut er nur im muſikaliſchen Sinn, und zum Beiſpiel auf der Jagd iſt ihm an Wild und Beute nichts gelegen, ſondern ſeine Jagdluſt läuft einzig darauf hinaus, daß er ſich mit der Büchſe unter einen Baum ſtellt, und dann vor ſich hin ſingt: «La caccia! la caccia!»“

Die den Fürſten näher kannten, beſtätigten eifrig das treffende Gleichniß, und bewunderten nur, daß der Prinz, der ſo wenig Acht zu haben ſchien auf das, was um ihn vorging, zu dieſer Auffaſſung habe kommen können.

Der Prinz nahm ſeinen Hut, und ſchickte ſich zum Fortgehen an, wir Alle thaten deßgleichen, und eben wollten Brinckmann und ich als die letzten dem Prinzen folgen, als auf der Treppe der Fürſt Radziwill uns begegnete, und unter freudigen Aeußerungen den Prinzen wieder zu dem Salon zurückführte.

Brinckmann aber und ich wir gingen unſeres Weges weiter. Als wir auf die Straße kamen, fanden wir den Himmel ausgeſtirnt, die Luft milde, und es gefiel uns, in der breiten Straße noch zu luſtwandeln. Ohnehin war ich von dem erlebten Abend in großer Aufregung, und fühlte das Bedürfniß, manches auszuſprechen und vieles zu fragen, was mir aufgefallen oder nicht klar geworden war. Wer hätte mir hiebei beſſer dienen können, als mein Begleiter, wo wäre größere Bereitwilligkeit zu finden geweſen!

Wir waren etwas auf dem Gendarmenmarkt umhergegangen, kehrten aber nun in die Jägerſtraße zurück, wo der Wagen des Prinzen noch vor dem Hauſe hielt. In dem Zimmer oben war ein Fenſter geöffnet, und Klaviertöne erklangen. Wir ſtanden ſtill, und lauſchten; der Prinz phantaſirte mit genialer Fertigkeit, Dlle. Levin und Fürſt Radziwill ſtanden mit dem Rücken gegen das Fenſter, und wir hörten einigemal die Stimmen ihres Beifalls. Wie gern hätten wir die unſere hinzugefügt! Das Spiel des Prinzen war kühn und gewaltig, oft rührend, meiſt bizarr, immer von höchſter Meiſterſchaft. Nach einer halben Stunde hörte er auf, bald nachher fuhr er mit ſeinem Schwager nach Hauſe. Die Uhr war halb eins. Auch wir gingen nun, und Brinckmann brachte mich zu meinem Gaſthof, wo mir aber die empfangenen Bilder und Eindrücke noch lange den Schlaf verſagten.

Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß Ludwig Robert mich auf den nächſten Vormittag zu ſich beſchieden hatte, weil ich noch einige ſeiner Gedichte hören ſollte. Es war ſchon gegen Mittag, als ich hinging, und ich glaubte ſehr ſpät zu kommen. Eine alte wunderliche Magd, die ich ſchon geſtern unter all der großen Welt ein paarmal hatte wirthſchaften ſehen, führte mich zwei Treppen hinauf; allein die Thüre links, wo man bei Robert eintrat, war verſchloſſen, und es hieß, der Herr ſchliefe noch. Während ich meine Beſtellung zu machen bemüht war, öffnete ſich aber die Thüre rechts, und ich ſtand vor Dlle. Levin. Sie entſchuldigte ihren Bruder, der ſpät nach Hauſe gekommen ſei, und hieß mich bei ihr eintreten, bis er aufgeſtanden wäre. Ich ließ mir den Wechſel gern gefallen. Eine freundliche Manſarde, bequem doch ohne Luxus eingerichtet, empfing uns. Wir ſetzten uns dem ſchrägen Dachfenſter gegenüber, wo ein Bild von Leſſing an der Wand hing.

Wir ſprachen von dem geſtrigen Abend; ich bekannte ihr meine Begeiſterung für Prinz Louis, und ſah, daß ihr meine Aeußerungen Freude machten. Sie hielt mich werth, einige nähere Aufſchlüſſe über ihn zu empfangen, und erzählte mir Züge von ihm, die auch durch die Art, wie ſie von ihr aufgefaßt und gedeutet wurden, Bewunderung verdienten. Sie war aber ſo entfernt von blinder Eingenommenheit, daß ſie den Prinzen vielmehr hart und ſcharf tadelte wegen ſeines zerſtreuten, aufgelöſten Lebens, wegen ſeines Mangels an ſtrenger konſequenter Thätigkeit und Einrichtung. Sie ſagte vortreffliche Sachen über Stellung in der Welt, Pflicht, Beruf, und über die Bedingungen großen

Wirkens. Beſonders fiel mir auf, was ſie von der leichtſinnigen Vergeudung der Zeit ſagte, und noch nie hatte ich von einer Frau ſolche Anempfehlung des Fleißes und der Ordnung, als der Grundfeſten jeden Strebens, gehört.

Aehnliches kam über Gentz zur Sprache, jedoch in ſehr verſchiedener Weiſe. Dann ſprachen wir von Brinckmann, den ich gegen manche Urtheile, die ich über ihn gehört hatte, vertheidigen wollte. Aber Dlle. Levin entriß mir dieſe Vertheidigung, und führte ſie kräftiger. „Schwächen und Fehler!“ rief ſie aus, „wer hat die nicht, und wer ſieht nicht leicht und ſcharf die fremden, wenn ſie ſich auch noch ſo ſehr verſtecken, um ſo mehr die, welche ſich gutwillig und offen zeigen! Aber um's Himmels willen, laſſen Sie ſich das geſagt ſein, denn es iſt im Leben eine Hauptſache, rangiren Sie niemals einen Menſchen nach ſeinen Gebrechen, ſondern nach ſeinem Guten und Tüchtigen; dahin richten Sie den Blick, und je größer dieſes iſt, um ſo weniger dürfen jene gelten. Die Gemeinen machen es umgekehrt, und weil ſie das thun, ſind ſie die Gemeinen. Sehen Sie Brinckmann's regen Geiſt und offnen Sinn, ſeinen vielſeitigen Eifer, ſeine ſchönen Talente, und dann ſeine treue, unzerſtörbare Freundſchaft, ſein Bedürfniß der Anhänglichkeit, erwägen Sie was er iſt und leiſtet, und dann blicken Sie umher, wie wenige Menſchen Sie von ſolchem Werth erſehen können! Hören Sie nicht auf die ſeichten Tadler! Die Beſten wiſſen ihn wohl zu ſchätzen; fragen Sie Schleiermacher, fragen Sie Friedrich Schlegel, der ſo ſchwer jemanden anerkennt, und von mir — denn ich darf mich auch zählen — hören Sie es ſchon, wie ich von ihm denke!“

Ich war auf ſolchen Lobeseifer faſt neidiſch, und fand ihn doch ſo ſchön und richtig! Nach einigen Zwiſchenreden konnte ich nicht umhin, Dlle. Levin zu preiſen, daß ſie der Mittelpunkt eines ſolchen Kreiſes ſei, wie ich ihn geſtern um ſie verſammelt geſehen. Sie müſſe ſich ſehr glücklich fühlen, ſagte ich.

Aber kaum ausgeſprochen, bereute ich das Wort ſchon. Die Saite, die ich berührt hatte, klang unerwartet heftig und ſchmerzvoll, und ich würde mich in großer Verlegenheit beſunden haben, hätte ich nicht bald erkannt, daß ich doch nur unperſönlich bei den Aeußerungen daſtand, die mir den Blick in das Innere dieſes Gemüths eröffneten.

„Wie Sie das nehmen!“ ſagte ſie wehmüthig, und ihre Worte richteten ſich kaum noch an mich, ſie gingen mehr als einſame Klagen in die Luft. „Wie ſteh’ ich denn zu den Menſchen allen? Perſönliche Zufriedenheit hab’ ich von keinem. Ihre Schmerzen, Kränkungen, Bekümmerniſſe und Sorgen bringen ſie mir, ihr Bedürfniß nach Unterhaltung führt ſie hieher, und glauben ſie einmal anderswo eine beſſere zu haben, ſo laſſen ſie mich gleich. Ich amüſire ſie, helfe ihnen, höre ſie an, tröſte und berichtige ſie. Inſofern ich das will und muß, weil es in meiner Natur iſt, geb’ ich mir eine perſönliche Satisfaktion, aber die Anderen empfangen den ganzen Ertrag. Ich weiß, die Menſchen ſind ſchwach, unterwürfig, lenkſam, auch ich könnte ſie mir verpflichten und dienſtbar machen, bloß durch den Anſpruch, den ich zeigte. Aber ich verachte den Zwang der Höflichkeiten, die Formen von Freundſchaften, die zu geſetzlichen Titeln von Leiſtungen werden müſſen, denen ich aber keinen Werth beilege, wenn ſie nicht ganz frei aus dem reinen Antrieb eines guten Herzens, alſo wie aus dem Himmel herab, kommen. Die Anderen aber machen ſich dieſen meinen Sinn zu nutz, und haben die Rückſichten nicht, die ihnen nicht aufgezwungen werden. Nur die der geſelligen Sitte fordre ich, denn die darf ich nicht erlaſſen, und wer dieſe verletzt, mit dem iſt es aus bei mir. Mit meinem Beſten aber ſteh’ ich unbewaffnet allen Verletzungen da, und wie ſelten berührt ein Tropfen Balſam die Wunden, deren ich mich nicht erwehren kann! — Soll ich Ihnen noch mehr geſtehen? Unter allen den Menſchen, die Sie geſtern bei mir geſehen, iſt nur Einer, der mir eigentlich gefällt, — und dieſen haben Sie wohl nicht einmal bemerkt!“

Ich fühlte zu ſehr, daß ich bei dieſen Ausbrüchen nur zufällig daſtand, und war zu beſcheiden, ſie zu beantworten. Auch lenkten die Betrachtungen gleich wieder in’s Allgemeine, und es kam die nachdenkliche Paradoxie an den Tag, daß zwiſchen geiſtreichen und dummen, gebildeten und verwahrloſten Menſchen, ja zwiſchen tugendhaften und ſittenloſen, ſofern hierdurch nur eine Thatſache und nicht ein Prinzip bezeichnet werde, im Grunde nur ein geringer Unterſchied walte; daß aber der zwiſchen urſprünglichen, ſelbſtſtändigen, und ſekundairen, untergeordneten, ein ungeheurer, nie zu ermeſſender noch zu tilgender ſei.

Der Eintritt eines Grafen zur Lippe brachte uns anderen Gegenſtand und Ton. Noch weiter entführte uns von jener früheren Bahn eine Ueberraſchung, die an das Komiſche gränzte, denn unerwartet ſtürzte, aber buchſtäblich ſtürzte Gentz in das Zimmer, und ohne auf uns beiden Fremden die geringſte Rückſicht zu nehmen, warf er ſich auf das Sopha, und rief wie außer ſich: „Ich kann nicht mehr! Welche Müdigkeit! welche Qual! Die ganze Nacht geſchrieben, geſorgt; ſeit fünf Uhr verdammte Gläubiger; wo ich hinkomme, treten ſie mir entgegen; ſie hetzen mich todt, nirgends Ruhe noch Raſt! Laſſen Sie mich eine halbe Stunde in Sicherheit hier ſchlafen!“ Der große Redner von geſtern, der gewaltige Schriftſteller und Staatsgelehrte, erſchien in bedaurenswürdigem Zuſtande! Aber ſchon lag er, und hatte die Arme verſchränkt und die Augen geſchloſſen; der ſüßen Ruhe, die er begehrte, ſchien er in ſeinem Innern vollkommen fähig, ſobald nur von außen ſie nicht geſtört wurde.

Dlle. Levin, deren tiefes Mitleid doch einem Lächeln nicht wehrte, gönnte dem Armen den ſchon in Beſitz genommenen Raum, und führte uns zu den unteren Zimmern hinab. Sie ließ uns hier mit ihrem Bruder, der inzwiſchen ſichtbar geworden war, und der mir aus dem reichen Vorrathe ſeiner Gedichte vieles mittheilte, was ſich meiſt auf die Geſellſchaft bezog, und wobei die Anmerkungen und Erklärungen mir oft anziehender und wichtiger waren, als die Gedichte ſelbſt. —

Ich ſah Dlle. Levin noch mehrmals wieder, und jedesmal vertrauter und herzlicher. Als ich leider allzubald Berlin verlaſſen mußte, glaubte ich zugleich dasjenige Weſen zu verlaſſen, deſſen Gleichen mir in der Welt wohl am wenigſten ein zweitesmal vorkommen dürfte! Und dieſer Glauben iſt nicht widerlegt worden.

Im nächſten Jahre kam ich wieder auf einige Zeit nach Berlin, und beeiferte mich, jenen Umgang wieder anzuknüpfen. Ich fand dieſelbe gütige Aufnahme, und großentheils noch denſelben Geſellſchaftskreis. Doch fehlten Friedrich Schlegel und Gentz; erſterer war nach Paris, letzterer nach Wien gegangen, jeder in ſein Element. Prinz Louis war nur leidenſchaftlicher und zerſtreuter! ich ſah die Geliebte, die ihn beſchäftigte und quälte, und mußte geſtehen, ſie hatte unendlichen Reiz und eine bezaubernde Originalität in allem was ſie that und ſprach. Dlle. Levin war antheilvoll und eifrig für ihre Freunde, wie ſonſt. Sie ſelbſt ſchien zu leiden. Ihr Geiſt, ihre Lebensmunterkeit aber walteten in aller Kraft und Friſche eines erhöhten Daſeins.

Seitdem habe ich nie aufgehört, den Schickſalen dieſer merkwürdigen Freundin, ſo wie denen der bedeutenden Perſonen, die ich bei ihr geſehen, und die wunderbar in der Welt zerſtreut worden, in dieſen vielen Jahren auch aus der Ferne die aufmerkſamſte und wärmſte Theilnahme zu widmen. Die unerwartetſte Nachricht von Dlle. Levin war mir die ihrer Verheirathung. Ich hörte nun ſeltner von ihr, doch daß es ihr wohl erginge. Nachdem aber die Nachricht von ihrem Tode, und bald nachher die ſprechenden Zeugniſſe ihrer geiſtigen Größe und ihres ſchönen Gemüths in den gedruckten Ueberlieferungen zu mir gelangt ſind, habe auch ich mit ihrem Andenken wieder vertrauter mich beſchäftigen müſſen, und aus meinen Tagebüchern und Erinnerungen dieſe Schilderung zuſammengeſtellt, welche vielleicht hin und wieder noch manches übereinſtimmende Andenken hervorruft.

Der Salon der Frau von Varnhagen.

Berlin, im März 1830.

Meine Erinnerungen von der Geſellſchaft in Berlin ſind etwas verwirrt, ich habe meine Tage dort im beſtändigen Taumel zugebracht, im Taumel der Geſchäfte und im Taumel der Zerſtreuungen, deren die große Stadt nur allzuviele bot. Nach den endloſen Konferenzen mit den preußiſchen Geſchäftsmännern, denen die weitläufigſten Wege faſt immer die angenehmſten ſchienen, beſuchte ich Abends gewöhnlich die große Welt, einige Hofbälle, die Säle der Miniſter, der Geſandten; langweilte mich aber bald in dem bunten Gewühl, das in ſeiner Mannigfaltigkeit doch nur immer dieſelben Geſichter zeigte. Wenn auch manche der Anweſenden genug Geiſt und Leben in ſich hatten, die Verſammlung gewann dabei nichts, denn niemand wollte oder durfte hier etwas anderes vorſtellen, als den äußeren Rang, durch Geburt oder Amt überkommen, und ſomit war von ſelbſt aller Anſpruch auf Geiſt, Talent oder Liebenswürdigkeit in Ruhe geſetzt. Das Haus eines geadelten Kaufmanns, das man mir gerühmt hatte, konnte mir noch weniger gefallen; in ſeine Säle ſtürzte ebenfalls, wie in die anderen, die ganze Hofgeſellſchaft, es war auch dort daſſelbe langweilige Weſen, und wenn der Ton leichter war, ſo war er dadurch nicht angenehmer. Ich ließ mich ſelten dort blicken, und nur auf Viertelſtunden.

Aber ich fand bald andere Kreiſe, in denen der Reiz der Berliner Geſelligkeit, von dem ich ſo viel gehört hatte und an den ich kaum noch glauben wollte, unerwartet ſich mir enthüllte, und von dem ich bald mächtig angezogen wurde. Ich nenne das reiche und angeſehene Haus Beer, wo um die heimiſchen ſchönen Talente die vornehme, künſtleriſche, gelehrte und geſchäftliche Welt ſich verſammelte; den ernſten, aber durch geiſtvolle Frauen erheiterten Kreis der Familie von Savigny, den ſehr belebten und gewählten der Generalin von Helvig, die ſehr beſuchten Abende des klugen und witzigen Geheimen Staatsraths von Stägemann, deſſen edle Gattin alles Schöne und Gute in ihrer Nähe gedeihen ließ, und deſſen liebenswürdige Tochter ich von Neapel her kannte, ferner das Haus des verſtändigen und ehrenfeſten Stadtraths Mendelsſohn-Bartholdy, deſſen feinſinnige Gattin das Geheimniß beſaß, gediegene Häuslichkeit mit geſellſchaftlicher Eleganz zu vereinigen, und ich könnte noch mehrere andere Kreiſe nennen, die zum Theil aus den vorigen wieder als kleinere ſich abſonderten. In den meiſten dieſer Geſellſchaften hörte ich den Namen der Frau von Varnhagen mit auszeichnender Achtung nennen. Frau von Helvig verſicherte, ſie ſei gleich vortrefflich durch Güte wie durch Geiſt, und ſo unterhaltend und anregend wie niemand ſonſt! Ich hätte ſie in jenen Kreiſen öfters treffen ſollen, allein durch Eigenſinn des Zufalls verfehlt' ich ſie lange Zeit, und es hieß, ihre leidende Geſundheit halte ſie jetzt viel zu Hauſe, ohne doch ihren geſelligen und munteren Sinn zu ſtören. Herrn von Varnhagen hatte ich ſchon öfters geſehen, und auch flüchtig geſprochen, allein ich bekenne, daß er wenig Anziehendes für mich beſaß, er hatte etwas Scharfes und Ironiſches, das mir ganz mißfiel, und durch ihn am wenigſten wünſchte ich die Bekanntſchaft ſeiner Frau zu machen. Ich bat daher Frau von Helvig um ein paar einführende Worte, die mir ſehr gern gegeben wurden.

In der gelegenen Zeit, kurz vor dem Theater, verfügt' ich mich in das bezeichnete Haus in der Mauerſtraße, klingelte im erſten Stock ein Mädchen heraus, und ſandte mein Empfehlungsblatt nebſt meiner Karte hinein. Nach einer kleinen Weile kam die Antwort zurück, ich möchte die Dame, welche jetzt niemanden empfangen könnte, entſchuldigen, und würde auf den ſpäteren Abend willkommen ſein. Das Mädchen lachte, indem ſie mir das beſtellte, und ich fragte um die Urſache. „O nichts", erwiederte ſie, „aber die gnädige Frau iſt ſo komiſch, und da muß man wohl lachen!" Ein gutes Zeichen! dacht' ich, und von der bloßen Wirkung, deren Grund ich nicht kannte, ſchon etwas mitergriffen, ging ich lachend ab. —

Am Abend war ich zeitig auf dem Platze, und vernahm, Frau von Varnhagen ſei noch ganz allein. Ein erſtes Zimmer ließ durch offene Flügelthüren in ein zweites blicken, wo ich ſie an einem Tiſche ſitzen und leſen ſah, während ein Kind an ihrer Seite eingeſchlafen lag. Ich ſtand einen Augenblick, und ſah mir das Bild an. Ernſte Gemüthsruhe und heiteres Wohlwollen waren der Ausdruck ihrer Züge, die ſich nicht belauſcht ahndeten; ihre kleine, gedrungene Geſtalt, ihr klares, feines Geſicht, trotz den Jahren und langwieriger Kränklichkeit noch von bewundernswerther Friſche, ihre feſte und leichte Haltung, alles war in einer gewiſſen Uebereinſtimmung, die meinen Sinn lebhaft anſprach. Als ſie meine Tritte hörte, ſchob ſie den Tiſch etwas ab, wandte ſich mir entgegen, und ſagte mit leiſer Stimme, auf das ſchlafende Kind deutend, ich möchte verzeihen, ſie habe nicht den Muth, das Glück zu ſtören! Ich bat natürlich, dies ja nicht zu thun. Wir ſprachen dann das Nöthige von Frau von Helvig und ihren Einführungszeilen, von meinem bisherigen Aufenthalt und ſeiner ferneren Dauer. Auf meine Frage, ob das Kind ihre Nichte ſei? erwiederte ſie: „Es iſt die Tochter meiner Nichte, aber ich lieb' es wie mein eigen Kind!" In ihrem Tone war dabei eine zärtliche Innigkeit, die mir zum Herzen drang, ich fühlte die lebendige Wahrheit ihres einfachen Wortes.

Frau von Varnhagen ſagte, ich ſei ihr als ein Muſikfreund empfohlen, und freute ſich, daß ein paar ſchöne Stimmen ſich zum Abend bei ihr angeſagt; auch würde vielleicht Fürſt Radziwill kommen, der jede Gelegenheit, Muſik zu hören und zu üben, gern wahrnehme; er ſei der größte Muſikfreund, den ſie je geſehen, er übertreffe darin weit den berühmten Fürſten Lobkowitz, der freilich größere und lärmendere Mittel aufzubieten gehabt, aber Radziwill's Leidenſchaft ſei ernſter und tiefer, und ſeine Kompoſitionen zu Goethe's Fauſt reihten ihn den großen Meiſtern an. Wir ſprachen nun vom Geſang, und namentlich von Liedern und deren Vortrag, wo denn Frau von Varnhagen der einfachen großartigen Weiſe, wie Madame Milder deutſche Lieder zu ſingen pflegte, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber hinzufügte, eigenthümlicher und rührender habe ſie dergleichen nie ſingen hören, als vor mehreren Jahren von einem jungen Schwaben Grüneiſen, der habe ihr ordentlich eine neue Sphäre aufgeſchloſſen, einen neuen Begriff, von etwas bisher Unbekanntem, nämlich von ächt und ſchön deutſchem Geſang, himmelweit verſchieden von dem erkünſtelten, hohlen, anſpruchvollen Weſen, das auch in der Muſik als Deutſchheit gelten wolle. Sie knüpfte an dieſe Aeußerungen den Wunſch, es möchte einmal umgekehrt verfahren werden, erſt die Muſik eines Liedes und zu dieſer dann die Worte gemacht werden, aus dieſer Entſtehungsart würden ganz neue Schönheiten hervorgehen; ich ſah hierin nur eine Paradoxie, und verhehlte es ihr nicht, ſie aber verſetzte ruhig: „O nein, das iſt es nicht, das bezweck' ich nie; auch iſt es kein Einfall von heute, und ſchon vor langen Jahren gab mir Reichardt darin Recht, und ich führte die Sache eigentlich nur an, weil Grüneiſen's Lieder mir ſehr in dieſer Art zu ſein ſchienen, und weil ich dachte, ich könnte ſie Ihnen dadurch einigermaßen deutlich machen; das wird aber freilich am beſten geſchehen, wenn Sie ihn ſelbſt hören; verſäumen Sie es nicht, wenn es ſich je ſo trifft, und grüßen Sie ihn dann auch beſtens von mir.“

Das eingeſchlafene Kind wurde unruhig, erwachte, und blickte aus zwei himmliſchen blauen Augen ſogleich lächelnd die Tante an, deren Augen mit dem Ausdruck inniger Freude auf die Kleine leuchteten. Nach einigen leiſen Worten, zu denen das Kind beifällig nickte, nahm die Tante daſſelbe auf den Arm, entſchuldigte ſich bei mir für ein paar Augenblicke, und trug den Liebling koſend in ein Seitengemach.

Mittlerweile beſah ich mir die Oertlichkeit etwas näher; die hellblauen Zimmer waren geräumig und beſonders hoch, mit freier Ausſicht vorwärts in die gerade Straße hinauf, rückwärts auf hohe Gartenbäume, übrigens ganz einfach ausgeſtattet, ohne Koſtbarkeit und Glanz; ein paar geringe Bildniſſe hingen an der Wand, zwei Büſten, die des Prinzen Louis Ferdinand und ich glaube Schleiermacher's, ſtanden zwiſchen Blumentöpfen; von Geräth ſchien nur das eben zum Gebrauche Nothwendige vorhanden; aber das Ganze machte dennoch einen eleganten Eindruck, oder vielmehr die Anordnung war ſo gefällig und bequem, daß ſie jenes eigenthümliche Behagen hervorbrachte, welches durch die höchſte Eleganz bewirkt werden ſoll, und bei den größten Mitteln doch ſo oft verfehlt wird. Auf dem Fortepiano lagen einige Bücher, die ich unwillkürlich in die Hand nahm, ein Band von Saint-Martin — der Name war beigeſchrieben — und die Gedichte Uhland's, ein franzöſiſcher Roman und Fichte's Staatslehre ruhten friedlich beiſammen. Ein geſchriebenes Heft, das aufgeſchlagen dalag, reizte meine Neugierde; es enthielt allerlei Bemerkungen, eine von ganz friſchem Datum betraf den Kronprinzen, und ohne daran zu denken, ob ich unrecht thäte, verſagte ich mir nicht, ſie zu leſen. Frau von Varnhagen hatte kürzlich im franzöſiſchen Theater ihren Platz ganz nahe der Königlichen Loge gehabt, die Phyſiognomie und Haltung des Kronprinzen waren ihr ungemein aufgefallen, und das Ergebniß ihrer ſcharfen, während der ganzen Schauſpieldauer fortgeſetzten Beobachtung hatte ſie hier niedergeſchrieben, ein ſehr karakteriſtiſches Urtheil, aber auch ein die Schreiberin karakteriſirendes, denn es gab nur eine ſchlichte Wahrnehmung, aber dieſe von ſo eingreifender und ſicherer Art, daß ſie mir nicht wieder aus dem Sinn gekommen iſt. In der ſpäterhin erfolgten Ausgabe ihres ſchriftlichen Nachlaſſes hab' ich dieſes Urtheil über einen Prinzen, der damals, wie noch jetzt, die Meinung außerordentlich beſchäftigte, ungern vermißt.

Auf ein Geräuſch, das ich vernahm, wandte ich mich von dem Hefte ſchnell ab, indeß würde Frau von Varnhagen meine Verlegenheit gewiß noch bemerkt haben, wäre ſie nicht beim Wiedereintreten durch neue Gäſte ſogleich beſchäftigt worden, die von der anderen Seite ihr ſchon entgegenkamen. Es war der Freiherr von Reden mit ſeinen beiden Töchtern, hannöverſcher Geſandte, ein munterer alter Herr, der an einem Krückſtock langſam einherſchritt, aber dafür um ſo raſcher und eifriger ſprach; in der That war ſeine Redſeligkeit unerſchöpflich, aber zugleich ſo der Ausdruck eines überfließenden Herzens, einer gutgemeinten Mittheilung, daß man ihn lieb gewann und kaum läſtig fand; auch war ſein Sprechen wirklich lehrreich, denn ſein wunderbares Gedächtniß hegte die gründlichſten Geſchichtskenntniſſe, und ſelbſt die Stammbäume der regierenden Häuſer, in deren ſämmtlichen Verzweigungen er mit ſeltenſter Sicherheit auf- und niederſtieg, führten ihn öfters auf überraſchende Geſichtspunkte für herrſchende Tagesfragen. Wie früher um das Kind war Frau von Varnhagen jetzt um den Alten ſorglich bemüht, ſuchte mit zarteſter Aufmerkſamkeit ihm alles behaglich zu machen, und dabei ihr Bemühen möglichſt unſcheinbar zu halten, ohne Zweifel um ihn nicht empfinden zu laſſen, daß er ſo großer Sorgfalt bedürftig ſei! Er empfand aber die liebevolle Begegnung, und ſah mit freundlichſter Rührung auf die wackere Wirthin, für die auch ſeine ältere Tochter die wärmſte Freundſchaft zu fühlen ſchien. Dieſe Tochter war ein Weſen eigener Art, von ſo glücklichen, edlen und wirkſamen Eigenſchaften, daß ihre Gegenwart immer ein Wohlthun war, denn ihre lebhafte Thätigkeit förderte ſtets auf heitere anſpruchsloſe Weiſe alles Gute und Rechte, wie es dem Augenblicke gemäß erſchien, und griff dabei doch niemals eigenmächtig ein; die jüngere Schweſter ſtimmte anmuthig in dieſe Sinnesart und Gabe. Kaum hatte der alte Herr im Lehnſtuhle behaglich Platz genommen, als auch die für ihn nöthigen Mitſprecher ſich einfanden, der Profeſſor Gans mit Ludwig Robert — dem Bruder der Frau von Varnhagen — und Herr von Varnhagen, alle drei ſchon im Streit, und alſogleich von Herrn von Reden in Beſchlag genommen. Sie ſchienen aber ihr begonnenes Geſpräch nur fortzuſetzen, und der Gegenſtand war damals in Berlin überall an der Tagesordnung, es war die ſchwebende Sache der beiden Theologen zu Halle, Wegſcheider und Geſenius, deren Rechtgläubigkeit durch hämiſche Anſchuldigungen war verdächtigt worden; ganz Berlin nahm Parthei für oder wider, und die mächtige Ueberzahl der Vernünftigen und Freiſinnigen war für die Verketzerten, denen aber in den höchſten Kreiſen auch manche Einflüſſe feindlich waren, und es konnte daher wohl zweifelhaft ſcheinen, auf welcher Seite der Sieg bleiben würde. Die dunkle Parthei bot alle Mittel auf, aber auch die helle zeigte unerwartete Kräfte und Anhänger. Es wurde angeführt, daß ein Miniſter von größtem Anſehen, der Fürſt von Wittgenſtein, den man bisher unbedenklich zu den Unfreiſinnigſten gezählt, in dieſer Sache mit entſchiedenem Eifer ſich für die Verfolgten erklärt und geſagt habe, wenn man ſolchen Verdächtigungen die Bahn öffne, und dem Frömmlerweſen weltliche Macht einräume, ſo werde die ganze Stadt bald nur eine große Heuchlerſchule ſein, und jeder ordentliche Mann aus dem Lande zu laufen wünſchen. Den alten Reden verdroß, daß auch der Miniſter vom Stein ſich habe dazu brauchen laſſen, aus Kappenberg einen Brief an den König zu ſchreiben und ihn aufzufordern, jene Irrlehrer nicht zu dulden. Der gute Alte fand ſolche Einmiſchung unberufen und gehäſſig, und meinte, der Miniſter von Altenſtein, der hier von Amtswegen zunächſt einzuwirken habe, würde das Sachgemäße ſchon ermitteln, und, wenn es nöthig wäre, auch auf jener Männer Entfernung vom Lehrſtuhl antragen. „Nöthig möge das doch wohl ſein, — fuhr er dann bedenklich fort, — denn, ich frage Sie, was für Geiſtliche können aus ſolcher Schule, die den Glauben dem Verſtand unterordnet, dem Staate künftig zuwachſen?“ — Was für Geiſtliche? — fiel hier Herr von Varnhagen mit ſanfter, mir widerwärtiger Stimme ein, — nun, möglicherweiſe ſolche Pietiſten und Verketzerer, wie jetzt gegen jene Rationaliſten auftreten, denn alle jetzigen Zeloten haben zu ihrer Zeit keine anderen Lehrer gehabt, als aufgeklärte und ungläubige. — „Ja, das iſt wahr!“ rief der alte Reden und lachte, und erinnerte ſich eines frühen Vorgangs in Göttingen, der dieſer Anſicht beiſtimmte, ihn aber auf hannöverſche Verhältniſſe ablenkte, in deren Anpreiſung er ſich überaus gefiel. Hier aber widerſprach ihm Gans als wohlunterrichteter Gegner, und der gute Alte, verwundert und aufgereizt, wurde nun heftiger, und führte ſeine Sache wirklich ſo gut, daß Gans wenig mehr aufkam, ich fand ihn ſogar matt und ungeſchickt, und mußte den Ruhm ſeiner geprieſenen Dialektik und Beredſamkeit für wenig begründet halten!

Ich verließ den Streit, und wandte mich den Damen zu, die inzwiſchen die Geſellſchaft vermehrt hatten. Frau von Varnhagen ſtellte mich der Gräfin von Yorck und deren Schweſter vor, zweien Damen von ſehr ausgezeichnetem Anſehen, und ſchöner freier Bildung; ich vernahm, daß beide die herrlichſten Stimmen hätten, und beide ſagten es nicht ab, vielleicht ſpäter einige Lieder zu ſingen; die jüngere Fräulein von Reden wurde gleichfalls wegen ihres lieblichen, in Italien ausgebildeten Geſanges vorläufig in Anſpruch genommen. Frau von Varnhagen aber wurde von dieſer Gruppe abgezogen, denn laute Stimmen klangen vom Vorſaale herein, und eine kleine Schaar von Herren erſchien und beſtürmte ſie mit Begrüßungen. Es waren zwei Offiziere, ein Graf von Schl. und Paul C..., ferner der Graf von Mocenigo mit dem Grafen von Kleiſt, und hinter ihnen zuletzt der ſpaniſche Geſandte General Cordova. Mocenigo, ein deutſchredender Italiäner und öſterreichiſcher Diplomat, zeigte alle Lebhaftigkeit und Gewandtheit, die ſeinem Urſprung und Stande entſprachen, man ſah, auf jedem Boden, den er betrat, mußte er gleich heimiſch ſein; er war ungezwungen in ſeinen Aeußerungen, laut und luſtig, und nicht allzuwähleriſch in ſeinen Worten, ſo daß man leicht fürchten konnte, er möchte in ſeiner Munterkeit etwas zu weit gehen, was doch nie vorkam. Seine Erzählung von dem Verlauf einer kürzlich geſehenen neuen Oper und von den geſchmackloſen Anſtrengungen einer unzureichenden Sängerin, der das Publikum doch großen Beifall gezollt, war in der That ganz artig anzuhören, und die Damen lachten ſehr, während Frau von Varnhagen durch eingeſtreute Scherz- und Schlagworte die Schärfe milderte und den Ernſt erhöhte.

Eine polniſche Dame trat ein, und mit ihr einige Stille, denn ſie war der Geſellſchaft und auch dem Hauſe — wie es ſchien — ziemlich fremd, und machte nur einen kurzen Anſtandsbeſuch. Frau von Varnhagen hatte auch für dieſe Dame in unbefangener Weiſe gleich den rechten Ton, und ich hörte ein feines, ſehr verbindliches Geſpräch, das mich vermuthen ließ, Frau von Varnhagen ſei hier zu einigem Dank verpflichtet, und wolle dieſes andeuten. Wie ſehr erſtaunte ich ſpäter, als ich erfuhr, daß eine ſolche Verpflichtung eher im entgegengeſetzten Verhältniſſe Statt fand, indem der Mann der Polin nicht ohne die ſtarke Einwirkung des guten Rathes und der klugen Leitung der Frau von Varnhagen zu einer ihm höchſt erwünſchten Beförderung gelangt war! Die Sache hatte die luſtige Bewandtniß, daß der Pole, welcher früher allen ſeinen Unmuth, alle ſeine politiſche Freigeiſterei, ſo wie ſeine härteſten perſönlichen Urtheile, rückhaltlos der einſichtsvollen Freundin vertraut hatte, jetzt nach erlangtem Ziele in ganz entgegengeſetztem Sinne ſprach, und auch gegen ſie, und ſogar unter vier Augen, den feurigſten Anhänger des Staats und der Miniſter vorſtellte, und von jeher dieſe Geſinnung bekannt haben wollte! Dies hatte neben der empörenden auch ſeine ergötzliche Seite, und gewährte nicht ſelten der geiſtigen Ueberlegenheit den Vortheil, dem Neulinge, der zu der friſchen Rolle noch nicht ganz geübt war, in ſeinem Eifer den Rang abzulaufen, und ihn als noch viel zu lau geſinnt erſcheinen zu laſſen! Die Frau jedoch ſchien unbefangen, und ohne Theil an jenem Bemühen. Unter ſolchen Umſtänden hatte das Benehmen der Frau von Varnhagen jetzt das doppelte Verdienſt richtiger Zurückhaltung und feiner Schonung; dies wurde uns Allen erſt recht offenbar, als Ludwig Robert, nachdem der Beſuch ſich wieder empfohlen hatte, ſeine beißenden Bemerkungen nicht ſparte, ſo ſehr dies auch ſeiner Schweſter zu mißfallen ſchien. —

Der General Cordova war keine gleichgültige Erſcheinung, er zog die Blicke ſehr auf ſich, und war es gewohnt, daß die Damen ihn günſtig beachteten. Ein ſchöner ſchlanker Mann, von bedeutender Phyſiognomie, feurigen, unternehmenden Anſehens, ausgeſtattet mit aller Gewandtheit eines thätigen Glückskindes; und ſo jung ſchon General und Geſandter, hatte er in der großen Welt, nachdem er ſie einmal betreten, leichtes Spiel gehabt; als Günſtling ſeines Königs war er bei fremden Höfen unter der Vorausſetzung erſchienen, ein vollkommener Abſolutiſt zu ſein, doch hatte er Klugheit genug einzuſehen, daß dieſe Meinung nicht überall zum Vortheil gereiche, und er wußte ſie durch Benehmen und Wort gelegentlich einzuſchränken. Unter dem Anſchein bequemer Läſſigkeit merkte er wachſam auf alles, was um ihn her vorging; man glaubte ihn mit Frauen, Muſik, Theater, Eleganz und Mode beſchäftigt, und dahinter ſteckte kühles Beobachten, meiſt im Dienſte ſeiner Selbſtſucht und ſeiner ſtärkſten Leidenſchaft, des Spiels, die er doch gern wieder unter vornehmer Gleichgültigkeit verdecken wollte. Er war ohne Zweifel tapfer, ſogar waghalſig, aber doch weniger auf eigentliche Kriegsthaten, als auf militairiſche Abentheuer gerichtet; ſein raſches Aufſteigen verdankte er, wie ich ſelbſt ihn eines Abends erzählen hörte, dem wilden, unter den Augen des Königs gefaßten Entſchluſſe, bei noch zweifelhaftem Anlaß, ohne ſich viel zu bekümmern ob Freund oder Feind getroffen werde, ein blutiges Gemetzel anzurichten. Solch ein Offizier war dem Könige Ferdinand dem Siebenten höchſt willkommen, und wurde beſtens ausgezeichnet. Aber ſich in ſeiner Erhebung am Hofe zu halten, war ihm doch nicht gelungen, er hatte weichen müſſen, indeß nur zu neuem Glücke, denn der ferne Geſandtſchaftspoſten, den die Gunſt ihm auserſah, war den Verhältniſſen, die für ihn daheim offen ſtanden, weit vorzuziehen, ſowohl an Genuß des Lebens als an Ehren. Die Politik brauchte ihn hier wenig zu kümmern. Jetzt ſchien er ganz von Muſik erfüllt und nur mit Partheinahme für Roſſini beſchäftigt, und da die Damen ſeinen Urtheilen widerſprachen, ſo vertheidigte er ihn mit Lebhaftigkeit. Er wandte ſich aber hauptſächlich an Frau von Varnhagen, und trug ihr ſeine Meinung umſtändlich vor, ja zum beſſeren Belege zog er ein Blatt des Courrier français aus der Taſche, und las einen von ihm ſelbſt verfaßten und dem Pariſer Journal zugeſandten Artikel, worüber nicht wenig Verwunderung entſtand, denn im Geſandten Ferdinands des Siebenten einen Mitarbeiter des heftigſten franzöſiſchen Oppoſitionsblattes zu entdecken, war allerdings befremdlich genug; er hatte aber auch hier wahrſcheinlich nicht erſt lange unterſcheiden mögen, ob er Freund oder Feind vor ſich habe, das Blatt ſtand ihm durch ſeinen Landsmann den Pariſer Banquier

Aguado zufällig offen, und ſo benutzte er es, ohne ſich um deſſen politiſche Farbe weiter zu bekümmern. Merkwürdig war ſein Benehmen gegen Frau von Varnhagen; er wußte im Ganzen ſehr gut ſeinen Ton nach den Perſonen zu ſtimmen, doch ſelbſt wenn er aufmerkſame Artigkeit bezeigen wollte, lag noch etwas Unverbindliches in ſeinem Ausdruck, das gleichſam merken ließ, es beliebe ihm jetzt gerade ſo zu ſein, und könne der nächſte Augenblick ihn ganz anders zeigen. Nur bei Frau von Varnhagen ſchien er dieſen Rückhalt aufzugeben, mit ihr ſchien er unbefangen ſich auf gleichen Boden zu ſtellen, für ſie zeigte er ungewöhnliche Beachtung und eine Art freundlicher Zuverſicht, die ſeinem Weſen übrigens fremd war. Jugend und Schönheit hätten dies nicht über ihn vermocht, bloßer Rang auch nicht, den Geiſt allein war er weder fähig noch willig in ſo hohem Werth anzuerkennen; was bewog ihn zu dieſem auffallenden guten Vernehmen? Ich glaube den Grund einzuſehen! Cordova hatte das Gefühl, hier ſei ein Weſen, das ihn durchſchaue, und das ihn, bei dieſem Durchſchauen, mit vollkommener Güte gelten laſſe, das ſich nicht gegen ihn überhebe, ſondern das Menſchliche in ihm anerkenne. Wenigſtens habe ich ſtets wahrgenommen, daß die ſprödeſten Menſchen in ſolchem Falle, wo ſie ſich erkannt und doch geſchont ſehen, unwillkürlich ſich dankbar und gefällig erweiſen. Wie ſelten aber findet ſich dieſe wahre chriſtliche Milde, die ebenſo verzeiht als erkennt! In Frau von Varnhagen ſchien ſie wirklich eingeboren, und dies war ohne Zweifel ein Haupttheil des Zaubers, den ſie auf die verſchiedenſten Gemüthsarten unmittelbar ausübte. —

Wir bildeten, theils ſitzend, theils ſtehend, eine Gruppe bei dem Sopha, die Muſik war fortwährend das Hauptthema des Geſprächs, welches doch nur von eigentlich drei oder vier Perſonen geführt wurde; C... und Graf von Mocenigo wechſelten abgeſondert vertrauliche Worte; der Graf von Kleiſt ſtand beharrlich als ſchweigſamer Beobachter, ohne durch Laut oder Miene zu verrathen, weſſen Meinung er etwa beiſtimme. Unterdeſſen wurde Madame Milder, die herrliche Sängerin, durch den Grafen von Yorck hereingeführt, und von den Damen mit größter Vorliebe aufgenommen; daß ſie ſingen würde, war ſogleich entſchieden, ſie war entzückter Hörerinnen gewiß, und ihnen gern gefällig.

Plötzlich aber hören wir einen lebhaften Aufſchrei, wir wenden unwillkürlich die Köpfe, und ſehen Herrn von Reden mit zornigen Gebärden ſich ereifern, er weiſt eine Beſchuldigung heftig zurück, welche Robert unvorſichtig gegen den Grafen von Münſter vorgebracht; dies war ein Punkt, wo der treue hannöverſche Staatsdiener keinen Spaß verſtand, ſondern ſogleich Flamme fing. Robert ſelber war etwas erſchrocken über den Knall des Schuſſes, den er abſichtslos gethan hatte. Frau von Varnhagen trat hinzu, lobte den guten Alten wegen ſeines Eifers, der ſich ſchon dadurch gleich beſänftigte, und ſagte dem Bruder, Herr von Reden werde nicht böſe auf ihn ſein; „o nein, ganz und gar nicht!“ rief der letztere gerührt, und bot jenem traulich die Hand. Völlig geſchlichtet und vergeſſen wurde die Mißhelligkeit durch den Eintritt der Gattin Robert's, der ſchönen Friederike. Man mochte dieſe Frau leiden können oder nicht, ſchön finden mußte man ſie, und ſie war es in höchſtem Grade, ſie ſtrahlte ſo hell, daß die anderen Geſichter neben ihr im Schatten zu ſein ſchienen, eine Wirkung, die nur nicht von Dauer war, denn allmählig ſuchte der Blick doch wieder den Ausdruck des Geiſtes, der Klugheit, der Güte, des Freiſinns, der Zartheit, und anderer Eigenſchaften, durch welche hier die augenblicklich verdunkelten Phyſiognomieen bald wieder ſich erhellten, und zuletzt die bloße Schönheit weit überflügelten. Jetzt aber wirkte die ſchöne Friederike wie ein guter Genius, Frau von Varnhagen führte ſie zu Herrn von Reden, der ſeine galanten Huldigungen hier gern anbrachte und gern gehört wurde. Die jüngeren Herren drängten ſich nun auch herzu, der Schönheit widerfuhr ihr volles Recht, wie Frau von Varnhagen munter ſagte. —

Madame Milder war inzwiſchen zum Fortepiano getreten, und bereitete ſich zu ſingen. Bald war alles ſtill, und harrte der mächtigen Töne dieſer Silberglocken. Sie begannen, in zarteſter Reinheit und Süßigkeit, und ſchwollen zu dem ſtärkſten Strom, ohne getrübt zu werden. Lieder von Kreutzer, von Schubert und Beethoven, riſſen uns Alle zum Entzücken hin. Eine zauberiſche Einfalt wirkte in dieſen Tönen, rührte das innerſte Herz, das Gemüth fühlte ſich durchſchauert und emporgehoben. Frau von Varnhagen lächelte mit feuchtem Auge; ſelbſt Graf von Mocenigo, der ausſchließliche Bewunderer italiäniſchen Geſanges, lobte dieſen deutſchen; nur General Cordova wehrte ſich gegen den Eindruck, und blickte wie zerſtreut in ſeinen Courrier français, den er zuſammengefaltet noch zwiſchen den Fingern hielt.

Während des Singens waren zwei Herren ſtill hereingekommen, welche jetzt ihre Begrüßungen machten. Der eine war der General von Pfuel, einer der ausgezeichnetſten höheren Offiziere der preußiſchen Armee, deſſen entſchloſſenes, rüſtiges Ausſehen den bewährten Kriegsmann ſogleich erkennen ließ. Er war bekannt als überaus geſchickt in körperlichen Uebungen, beſonders im Fechten und Schwimmen, und überall, wo er ſich aufgehalten, und wo das Waſſer nicht gefehlt, hatte er durch errichtete Schwimmſchulen ſein Andenken verewigt. Aber ausgezeichneter noch war ſeine geiſtige Bildung; mit größter Natürlichkeit fein und taktvoll, ſprach er ſachkundig und klar über viele Dinge, die einem General nicht geläufig zu ſein brauchen, und ſprach, wo es der Anlaß forderte, mit Leichtigkeit ein gediegenes Franzöſiſch. Der andere, mit ihm gekommene Herr war gerade hierin ſehr das Gegentheil; ſeine Zunge lief wohl raſch über die franzöſiſchen Redensarten hin, aber keine blieb unbeſchädigt, und alle Vokale und Akzente rangen in der ſchrecklichſten Verwirrung. Albert Brisbane, ein junger Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, war ſeiner Ausbildung wegen nach Europa gekommen, und verfolgte ſeinen Zweck, wie erzählt wurde, mit einem Ernſt und Eifer, der einem Vierzigjährigen Ehre gemacht hätte. Nach Art ſeiner amerikaniſchen Landsleute wollte er alles nach praktiſchen Prinzipien und mit möglichſter Zeiterſparung lernen; er verlangte von Hegel's Schülern die Philoſophie ihres Meiſters auf einem Quartblatt; einen Mahler bat er um die Mittheilung der Grundſätze, nach denen er ein Portrait mache; von dem General verlangte er die Regeln, wie man eine Schlacht gewinne; genug, in ſeinem techniſchen Bildungsdrange ein ſo wunderliches und hier zu

Lande fremdartiges Menſchenkind, daß ein Urmenſch jenes Bodens, eine Rothhaut ſelbſt, hier kaum größeres Staunen hätte wecken können. Sein unerſchütterlicher Gleichmuth, ſein unermüdetes, lerngieriges Fragen, und die achtloſe Offenheit, mit der er ſich ſelbſt und alle Anderen einzig für ſeinen nächſten Zweck behandelte, waren zu ergötzlich, als daß ſie hätten verletzen können. Als er von Madame Milder ein Rezept verlangte, wie ſie ihre Stimme gebrauche, gleichſam als wolle er dergleichen in den Vereinigten Staaten nacherzeugen, erheiterte ſich die ganze Geſellſchaft, und beſonders hatte der preußiſche General — vielleicht aus Sympathie techniſchen Hanges, der auch ihm nicht fremd war — das größte Vergnügen an dem Sonderling, den übrigens Frau von Varnhagen, unter eigenem Lachen und Scherz, einigemal eifrig in Schutz nahm, und ſeinen wirklichen Vorzügen und Kenntniſſen Anerkennung zu verſchaffen wußte. —

Durch eine Neuigkeit, welche jemand mitgebracht, lenkte ſich das Geſpräch auf politiſche Dinge, und Profeſſor Gans, der ſchon viele Zeichen von Ungeduld und Verdrießlichkeit gegeben hatte, ergriff den Anlaß, nun auch ſeinerſeits thätig hervorzutreten. Ich hatte ihm wahrlich Unrecht gethan, ihn vorhin für ungeſchickt und ſchüchtern zu halten; ich ſah nun vollkommen ein, daß er nur rückſichtsvoll geweſen, und den guten alten Reden nicht hatte ärgern wollen. Jetzt brannte er ſichtbar darauf hin, es mit dem bedeutenderen Gegner aufzunehmen, und als Cordova eine Bemerkung hingeworfen hatte, rief er ihm ſcharfen Widerſpruch zu. Der Spanier, etwas verwundert, maß ſeinen Gegner, und ſchien zum Streiten eben nicht Luſt zu haben, antwortete aber einige Worte, mit denen er die Sache vornehm abzuthun glaubte. Doch das war gar nicht die Meinung von Gans! Der kühne Dialektiker faßte ſeinen Mann nur enger, und zwang ihn Rede zu ſtehen. Das Geſpräch ſetzte ſich auf den mißlichſten und gefährlichſten Gegenſtand, der mit einem ſpaniſchen Geſandten zu erörtern ſein mochte, nämlich auf die Verbindlichkeit der Eide und Verſprechungen, welche der Fürſt dem Volke leiſtet. Gans hatte ſich heftig zum Streite gedrängt, aber als dieſer entzündet und er des Kampfes ſicher war, da wurde er wunderbar ruhig, und führte mit Gelaſſenheit die kühnſten und doch bedachtvollſten Streiche, geſchickt die ihm brauchbaren Thatſachen einflechtend, folgerecht die triftigſten Gründe und bündigſten Schlüſſe darlegend, immer bereit den Gegner zu hören, ihn immer ausreden laſſend, aber dann, mit größter Beherrſchung des Stoffes und mit ſcharfſinnigſter Benutzung aller gegebenen Blößen, ſeine Argumentation fortſetzend, und ſie endlich in klares, einleuchtendes Ergebniß abſchließend. Dies alles geſchah in fließendem, ſchwungvollen Franzöſiſch, mit größter Präziſion, mit heller, freimüthiger Stimme, ſo daß es ein Vergnügen war, den wackeren Redner anzuhören. Auch ſiegte er vollkommen; ſelbſt der alte Reden murmelte Beifall. Ueberdies erleichterte Gans dem Gegner die Niederlage großmüthig, indem er, als ſie ſchon entſchieden war, zum Schluſſe alles in die unerwartete Behauptung zuſammenfaßte, es ſei von Haus aus Unrecht, einem Könige dergleichen Eide zuzumuthen oder ſolche Verſprechungen abzufordern, die er ja freiwillig nie ſchwören oder geben würde. Cordova, der auch ſeinerſeits eigentlich ohne Erbitterung gekämpft, und mehr aus vermeinter Schicklichkeit, als aus Geſinnung und Ueberzeugung, etwas verfochten hatte, das er ſelber nicht recht zu bezeichnen wußte, indem er ja weder den Eid verwerfen, noch den Meineid vertheidigen konnte, durfte ſich dieſe Wendung gefallen laſſen, wenn auch nicht in gleichem Maße den Nachſatz, welchen Gans ſchon außerhalb des Streites hinzufügte, daß in ſolchem Falle der Zwang, anſtatt der loſen Zuſage, lieber gleich der Sache ſelber ſich bemächtigen ſollte!

Der lebhafte, raſche Disput war wie ein improviſirtes Schauſpiel von beiden Seiten recht ſchicklich aufgeführt worden, und nur einigemal hatten der preußiſche General und Frau von Varnhagen leichte Zwiſchenworte hineingeworfen, welche dazu beitrugen, alles in gutem Gleiſe zu erhalten, was vorzüglich dadurch gelang, daß man um weniges vorauseilend die Bahn eröffnete, die der Streit nehmen ſollte, denn unwillkürlich lenkt der Beeiferte in den bequemſt vorliegenden Weg, ſollte er auch nicht ganz der ſein, den er aus freien Stücken wählen würde. Der General von Pfuel aber hatte die eigene Gabe, Maß und Vermittelung mit einer beſonderen Energie darzubieten, indem er den heißen Eifer in die Schneeregion techniſcher Betrachtung erhob, wo derſelbe ſich nothwendig abkühlte. Frau von Varnhagen dagegen klärte die ſchwülen Lüfte durch raſche Blitze eines leichten Humors, der ihr ſo einzig eigen war, und deſſen Ueberraſchendes ich nicht beſſer bezeichnen kann, als daß ich es einen angenehmen Schreck nenne, eine kleine Erſchütterung aus Staunen und Behagen gemiſcht, und dadurch wohlthätig, daß alle falſchen Spannungen ſogleich erſchlaffen und die Sachen wieder auf urſprünglichem Boden ſtehen. Sie übte ſolchergeſtalt die Rolle, welche der Dichter wohl dem Grazioſo überweiſt, nämlich die Härte der Berührungen durch Scherz zu mildern, und dabei ſelber in dieſer Weiſe das Treffendſte auszuſprechen.

Durch einen zufälligen Uebergang kam die Rede auf Mlle. Sontag und den erhöhten Beifall, der ihr ſeit ihrer Rückkehr von Paris zu Theil wurde. Sie verdiene ihn durchaus, wurde behauptet, ſie habe dort ungemein an Ausdruck und Grazie gewonnen, und ſei jetzt eine vollkommene Meiſterin. Ich weiß nicht mehr, wer dies beſtritt, und dagegen meinte, ſie ſei nur vollkommener geworden in der muſikaliſchen Koketterie, denn die Gunſt des Publikums zu gewinnen, habe noch niemand ſo gut verſtanden. Man erinnerte an das Wort der Catalani, die von Mlle. Sontag, nachdem ſie dieſelbe zum erſtenmal ſingen hören, geſagt habe: „Dans son genre elle est parfaite, mais son genre est petit.“ Man führte ſatyriſche Zeilen von Ludwig Robert an, der dieſen Ausſpruch noch gehäſſig verſtärkt hatte. Der Tadel gewann nun weit die Oberhand, und beſonders wurde Gans, der Muſik und Geſpräch über Muſik nur mit größter Ungeduld ertrug, jetzt auf's neue laut, und wollte wiederholen, was er in franzöſiſchen Blättern kürzlich über Mlle. Sontag geleſen hatte. Aber Frau von Varnhagen bezeigte großes Mißfallen, und wollte das Geſpräch in dieſer Wendung nicht weitergehen laſſen; ſie rief mit guter Laune und komiſcher Heftigkeit dem Sprecher zu: „Lieber Gans, kommen Sie her, Ihnen muß man Mlle. Sontag als politiſches Ereigniß erklären, und das will ich thun! Dann werden Sie einſichtig und alſo gerecht über ſie urtheilen. Sehen Sie einmal den Karakter und Gang unſerer Welt im Allgemeinen an, ſeit der franzöſiſchen Reſtauration; betrachten Sie die Ideen, den Geſchmack, die Tonart, die ſeitdem an Höfen, in der höchſten Geſellſchaft — und alſo unbewußt auch in der niedrigſten — herrſchen und gefallen, was finden Sie? Ueberall iſt das Große und Erhabene geſchwunden, das Mäßige, das Anmuthige, iſt an die Stelle getreten; jenes iſt unbequem, wir vertragen es nicht, es macht uns zu klein, unſere Geſellſchaftswelt mag nicht erſchüttert, nicht fortgeriſſen werden, ſie will geſchmeichelt, geliebkoſt ſein, die Talente ſollen uns und unſere vielſeitige, aber ſchwache Bildung ausdrücken, nicht bloß künſtleriſche Meiſterſchaft, ſondern ein Gemiſch von allem, — ein artiges Betragen, gefällige Eleganz, ſittſame Zurückhaltung bei gehöriger Lebhaftigkeit, eine ſelbſtbewußte Beſcheidenheit, — kurz, die leibhafte Mlle. Sontag; und ſo iſt ſie denn ein Ausdruck des politiſch-ſozialen Eklektizismus unſerer Zeit, die Künſtlerin, wie unſere Zuſtände ſie hervorbringen, tragen, erlauben. Verſtehen Sie was ich meine?“ — Vollkommen verſteh' ich Sie, und gebe Ihnen vollkommen Recht! verſetzte Gans, ja, ſo iſt es, und ich wundere mich nur, daß ich das nicht längſt eingeſehen!“ —

Man lächelte über dies letztere Bekenntniß, und Ludwig Robert meinte, das ſei recht wie Gans, der keine ſeiner Schwächen je zu verhehlen wiſſe, und darin wahrhaft liebenswürdig ſei. Gans aber war von der neuen Erkenntniß ſichtbar angeregt, und bearbeitete ſie in ſeinen Gedanken weiter; nach einer kleinen Weile neigte er ſich zu Frau von Varnhagen, und ſprach leiſe mit ihr, doch nicht ſo leiſe, daß ich nicht alles deutlich gehört hätte. „Recht gern, lieber Gans, und mit vielem Danke dazu, es wird mir eine große Ehre ſein!“ ſagte Frau von Varnhagen freundlich, und drückte ihm die Hand. Er hatte ſie nämlich gebeten, ihm den eben ausgeſprochenen Gedanken abzulaſſen, er wolle ihn gern weiter entwickeln, und einen kleinen Aufſatz daraus machen, dergleichen müſſe öffentlich ausgeſprochen werden.

Wie auch geſchah; denn wir laſen bald nachher in der muſikaliſchen Zeitung einen mit Eduard Gans unterſchriebenen Artikel, der in bekannter Weiſe darzuthun ſuchte, Mlle. Sontag ſei kein Individuum, ſondern eine Begebenheit! —

Noch vieles Muſikaliſche wurde beſprochen; die Verdienſte Spontini's kamen zur Erörterung; von ihm wurde geſagt, er ſei der Komponiſt der Zeiten Napoleon's, und je weiter uns die Kaiſerzeit entſchwinde, deſto fremder werde uns Spontini, bis er endlich mit ihren Erinnerungen werde zu Ruhe geſetzt werden. Ueber Rellſtab's feindſelige, grauſame Kritik wurde geklagt, daneben im Allgemeinen ſein Talent der Auffaſſung und Karakteriſirung gerühmt, wie er es namentlich in den Artikeln über Paganini bewieſen habe, ferner ſeine rüſtige Tapferkeit, ſeine raſche Entſchloſſenheit, denn er horche nicht erſt ängſtlich umher nach anderen Urtheilen, ſondern das ſeinige trete gleich entſchieden hervor, und ſei geſchrieben und gedruckt, ehe andere Kritiker ſich noch beſonnen hätten, was ſie ſagen wollten. Von Zelter ſagte Robert, er ſei mehr Berliner als Muſiker, und dadurch eben der rechte Berliner Muſiker! Der Geſchmack Berlins in der Muſik, ja in Künſten überhaupt, wurde heftig angegriffen und eben ſo vertheidigt, es kam bis zu der Behauptung, die Scheinheiligkeit ſei tief in die Muſik eingedrungen, es gebe viele Leute, die ſich für Händel, Sebaſtian Bach, und auch noch für Gluck und Haydn in derſelben Art paſſionirten, wie für Goßner und Hengſtenberg, und ſich oft genug für ihre doppelte Heuchelei durch doppelte Langeweile ſtraften! Genug, über diejenige Kunſt, deren Weſen am meiſten Zuſammenſtimmung und Eintracht fordert, fielen die Meinungen gerade am verſchiedenſten und feindſeligſten aus, und in der That, keine andere hat jemals ſo erbitterte, ſo hartnäckige Streitigkeiten gehegt!

Von den muſikaliſchen Partheien hatte man nicht weit zu den politiſchen; ſie fanden ſich in der kleinen Geſellſchaft hinlänglich vertreten, vom äußerſten Ultra durch viele Mittelglieder bis zum äußerſten Liberalen. Da ſeit vierzig Jahren der Zuſtand von Frankreich Stoff und Maß und Ton für alle politiſchen Erörterungen giebt, und alles ſonſtige politiſche

Intereſſe ſeiner Natur nach in dieſen Wirbel fällt, ſo war bald von dem Miniſterium Polignac die Rede. Faſt einſtimmig hatte man große Befürchtungen. Frau von Varnhagen erzählte, wie ihr den Sommer vorher in Baden-Baden der kluge Benjamin Conſtant den Gang dieſer Dinge vorausgeſagt, und wie bisher noch alles ſo ziemlich nach ſeiner Verkündigung eingetroffen, der letzte Entſcheidungskampf aber noch bevorſtehe. Jemand ſagte, der Fürſt von Polignac werde dreiſt genug ſein, denn er ſei kurzſichtig und übermüthig, und ſolche Leute brauche man zu Staatsſtreichen. Cordova bemerkte dagegen mit höhniſchem Lächeln, die Franzoſen verſtänden Revolutionen zu machen, aber nicht ſie zu beendigen, darin könnten ſie von den ſpaniſchen Nachbarn etwas lernen! — „Aber iſt denn die ſpaniſche Revolution ſchon beendigt? — fiel der alte Reden lebhaft ein, — mit blutigem Gemetzel iſt es in ſolchen Fällen nicht abgethan, ſondern mit weiſer Lenkung, und Spanien hat den guten Rath der anderen Mächte leider ſtets verſchmäht! Graf Münſter ſchrieb mir noch neulich . . ., ja, er ſchrieb mir, daß das engliſche Miniſterium vor kurzem auf's neue“ . . ., das Weitere vernahm nur der Nächſtſtehende, und Cordova hatte ſich bereits entfernt. Nun wunderte man ſich, was alles man ihm habe ſagen dürfen; aber es hieß, ihm ſei gar nichts an politiſchen Grundſätzen gelegen, er werde jeder Regierung ſeines Landes dienen, die ſeinen Ehrgeiz nähre, und hier, in dieſer Entfernung von Hauſe, halte er es nicht der Mühe werth, ſeine Gleichgültigkeit zu verbergen. Frau von Varnhagen rechnete es ihm zu Ehren an, daß er nicht mehr als nöthig heuchle, daran erkenne man noch den letzten Reſt des Guten im Menſchen, daß er des Schlechten nicht mehr thue, als es ſein Zweck unumgänglich erfordere, die völligen Schufte, die aber immer auch die Pfuſcher ſeien, thäten alles gleich im Uebermaße, in der Meinung dann am ſicherſten zu gehen, doch daraus erfolge ihnen gewöhnlich erſt recht das Unheil. „Schade, — rief der preußiſche General, — daß Sie nicht fechten und Schach ſpielen, den leitenden Grundſatz für beides haben Sie!“ —

Mehrere Perſonen hatten ſich ſchon verzogen, als noch ſpät Alexander von Humboldt eintrat, und durch ihn die Geſellſchaft neues Leben empfing. Er kam aus dem Hofkreiſe, hatte dort „den Infanten", wie er ſcherzweiſe den jungen Herrn von Rothſchild nannte, geſehen, und wichtige Neuigkeiten aus Paris vernommen. Der Fürſt von Polignac ſetzte den Kampf gegen die Mehrheit der Deputirtenkammer eigenſinnig fort, und der Widerſtand in der Nation wuchs gefahrdrohend an. Es kam die Rede darauf, wiefern das katholiſche Pfaffenbemühn in Frankreich wohl mit dem proteſtantiſchen in Deutſchland eine Verbindung eingehen könne, oder vielleicht ſchon habe? — „Keine Verbindung, wurde erwiedert, als nur die in der Gunſt der Jahreszeit liegt; mannigfaches Ungeziefer wird von demſelben Sonnenſchein geweckt, das ſich aber unter einander anfeindet und auffrißt; übrigens vergleiche man nur nicht unſer armes, vereinzeltes, mehr widerwärtiges als gefährliches Frömmlerweſen mit dem furchtbaren, allverzweigten, nachhaltigen Vordringen römiſcher Hierarchie! Jenes hat gar keinen eigenen Boden, indem es anwächſt fällt es aus einander, und wird höchſtens dadurch etwas, daß es zu dem alten Stamm hinübergeht, wozu alles proteſtantiſche Frömmeln von jeher Neigung hat, — zum Katholiſchen." Herr von Varnhagen, — der mir, ſei es beiher geſagt, den ganzen Abend hindurch wenig gefiel, — ſtimmte der letzteren Meinung bei, nicht aber der erſteren, er hielt die römiſche Hierarchie nicht für gefährlich, oder höchſtens in proteſtantiſchen Ländern, in katholiſchen ſei ihre Macht gebrochen, und in Frankreich ſelbſt, wo ſie jetzt am mächtigſten ſcheine, habe ſie bloß den Hof, aber nicht Staat noch Volk für ſich. — Man wandte das Umſichgreifen der Jeſuiten ein, die nicht bloß in Frankreich, ſondern in den Niederlanden, in der Schweiz, in Oeſterreich, und ſogar in England geheim und offen ſtets mehr Boden gewönnen; aber dem wurde entgegengeſetzt, daß die Jeſuiten ſelbſt nicht mehr das ſeien noch werden könnten, was ſie einſt geweſen; dieſe Behauptung wurde durch ein Wort erhärtet, die ein alter Exjeſuit in Rom gegen Weſſenberg geäußert; dieſer nämlich hatte gefragt, ob ihn denn nicht freue, die Erneuerung des Ordens erlebt zu haben, und ob er nicht dadurch zu friſcher

Thätigkeit ermuntert worden? Da ſei der Greis, hieß es, wie verjüngt aufgefahren, und habe feurig ausgerufen: „Blut und Leben für unſeren alten Orden! Aber für dieſes alberne Nachgebild keinen Pfifferling!“ — Man erzählte darauf mancherlei Scherzhaftes, um die Unſchuld des hieſigen Pietismus zu bezeichnen; als ganz kürzlich vorgefallen wurde folgendes Geſchichtchen verbürgt: In der Familie eines angeſehenen Frommen wollte man alles Lügen, auch das bloß formelle und eigentlich nichtsſagende, auf das ſtrengſte abſchaffen, und hatte zu dieſem Zweck auch die Kinder und beſonders die Dienerſchaft genau verſtändigt; eines Abends ſitzt man beim Thee, und ſpricht erbaulich oder ſchweigt auch, da wird ein ſtörender Beſuch angemeldet, doppelt ſtörend, weil er als ein weltlich geſinnter bekannt iſt, und die Dame des Hauſes entſchließt ſich kurz, und flüſtert dem Bedienten zu: „Sag' Er, wir ſeien nicht zu Hauſe!“ Der kluge Diener aber, ſchon gut eingelernt, verſetzt demüthig: „Verzeihen Ew. Gnaden, da würde ich ja lügen!“ Die Dame, betroffen und ihres Misgriffs eingeſtändig, faßt ſich, und ſagt mit ſanftem Tone: „Nun, ſo ſag' Er, es würde uns recht angenehm ſein!“ Damit geht der Bediente ab, iſt aber kaum hinaus, ſo ſagt ein kleiner Knabe ganz unſchuldig: „Aber Mutter, du lügſt ja wieder!“ In ſolche Klemme, ſagte der Erzähler, geräth man, wenn man das Aeußerliche zur Herrſchaft erhebt, und Weſen und Gehalt ihm unterordnet! —

Humboldt, der die Gabe beſitzt, den tiefſten Ernſt in ein anmuthiges Gewand zu kleiden, und bald als beißende Anekdote, bald als wiſſenſchaftliche Erkenntniß, bald auch als erheiternden Witz vorzutragen, war unerſchöpflich in Angaben der mannigfachſten Art, aus denen der Gegenſtand in immer neuem Lichte ſich abſpiegelte; die verſchiedenen Gattungen der Frömmigkeit, welche er in allen Sphären ſeiner umfaſſenden Weltkunde beobachtet, bei Anglikanern, Quäkern und Methodiſten, in Paris unter Napoleon's Konkordat und am Hofe Karl's des Zehnten, bei ſpaniſchen Katholiken, unter Wilden am Orinoko und am Miſſiſſippi, alle klaſſifizirte er, wie ein Botaniker ſeine Pflanzen, nach beſtimmten karakteriſtiſchen Zeichen, und begehrte die des Berliner Frömmelns näher zu erfragen, um danach Geſchlecht und Ordnung ſicher auszufinden; aber am Ende ſchien er alle Sorten nur für Spielarten, künſtliche und verderbte, einer unſcheinbaren Pflanze zu halten, die in ihrer ächten urſprünglichen Art nur an einſamen, ſtillen Orten zu finden ſei! —

Die Geſellſchaft minderte ſich; nach einer Weile ſah ich auch Herrn von Humboldt nicht mehr, der doch ſonſt aller Orten faſt immer einer der Letzten wegging; um ſo lebhafter aber wurde nun ſein Ruhm verkündet; Frau von Varnhagen ſtellte ſeine edlen Eigenſchaften, die man um ſeiner glänzenden willen zu oft überſehe, in das hellſte Licht; ſie verbot geradezu, bei bedeutenden Menſchen ſich an ihre Schwächen oder perſönliche Kleinigkeiten zu halten, die man jedem Anderen zu verzeihen bereit ſei, nur gerade einem großen Manne nicht, dem doch allein ſie zu verzeihen wären. —

Wir waren noch ungefähr ſechs oder ſieben Perſonen, und das Geſpräch zog ſich mehr zuſammen, indem es zugleich lebhafter und traulicher wurde. Gans warf ſich mehr und mehr als Beherrſcher deſſelben auf, aber auch Frau von Varnhagen ließ ihren Antheil nicht vermiſſen. Ich betrachtete mit Wohlgefallen ihre Art einzuwirken und zu beleben, erkannte darin ein wahrhaftes Talent, und fragte mich im Stillen, auf welchen Gaben und Kräften der Seele wohl vorzugsweiſe dieſes Talent ſich gründe? Der Geiſt war es nicht allein, die Güte allein auch nicht, ſogar die Vereinigung von beiden ſchien nicht gerade dieſe beſonderen, eigenthümlichen Wirkungen hervorbringen zu müſſen. Einigen Aufſchluß gab mir die Wahrnehmung, die ſich mir plötzlich darbot; ich glaubte nämlich zu entdecken, daß ein großer Theil der geſelligen Stärke dieſer Frau darin liege, daß die Menſchen, welche ſie ſah, ihr nicht weſenloſe Schatten waren, ſondern daß jeder, wenigſtens für den Augenblick, ihr ein wirkliches Intereſſe darbot, und nicht nur ein allgemein menſchliches, ſondern auch ein individuelles, was freilich nur durch Einſicht und Eingehen in das Weſen jedes Einzelnen möglich war. Eine eben ſo gütige, als blitzesſchnelle Menſchenkenntniß gab ihr die Leichtigkeit, an jedem Menſchen auf der Stelle ſeine vortheilhafte Seite zu finden, die ſie dann zum Lichte hervorzuwenden und zu beleben wußte, wodurch die unvortheilhaften Seiten von ſelbſt im Schatten blieben. Sie hatte auf dieſe Weiſe mit jedem Einzelnen eine perſönliche Beziehung, ſtand mit ihm auf irgend einem Punkt in ächtem Verhältniß, das natürlich in den mannigfachſten Richtungen und Graden ſich ſchied und abſtufte. Hier war alſo ein wirkliches Zuſammenſein, keine bloß hervorgebrachte leere Form, und das Weſentliche iſt immer fruchtbar. Mit ihrem Willen war es nie, daß irgend jemand, ſei es Mann oder Frau, ſich als leere Geſellſchaftsdekoration, als lebloſe Salonkaryatide hielt; dagegen ich in anderen Kreiſen oft geſehen, daß, weil die Leute mit ihren Wirthen eigentlich durch nichts zuſammenhingen, nichts mit ihnen gemein hatten, ſogar die ſonſt bedeutendſten Menſchen nutzlos gleich den geringſten zu bloßer Zimmerfüllung dienten.

Gans konnte nicht lange reden, ohne wieder in die Politik zu gerathen, und die Sachen in Frankreich ſtanden allerdings in ſo wichtiger Kriſis, daß jederman die Spannung theilte, wie der Zuſchauer eines Drama's, das ſeiner Kataſtrophe entgegeneilt. Man erörterte die Hoffnungen des Hofes, die Begehren der Nation, und wog die Kräfte beider gegen einander ab. Gans beſprach mit heller Sachkenntniß die Stellung der franzöſiſchen Kammern, der Gerichtshöfe, der Miniſter und der Verwaltungsbehörden; er hoffte das Beſte von den Gerichten, und meinte, der Hof würde bei deren Widerſtande nicht weiter gehen. Aber dieſer Anſicht ſtellten ſich andere entgegen. Selbſt Benjamin Conſtant, der bei allen dieſen Dingen ſo nahe betheiligt war, hatte im letzten Sommer gegen Frau von Vornhagen das offene Bekenntniß abgelegt, er werde für die geſetzliche Freiheit kämpfen bis zum letzten Hauche, ob er und ſeine Freunde aber ſiegen werden, das ſei mehr als zweifelhaft, der König wolle ihre Köpfe, und vielleicht werde er ſie bekommen. Dieſe Aeußerung machte auf Gans nicht geringen Eindruck; er ſchien auch Köpfe zu wollen. —

Hiemit im Gegenſatz, nach einer kurzen nachdenklichen Pauſe, die der Ernſt der Sache in uns allen bewirkte, ſagte Frau von Varnhagen mit der ausgemachten Gewißheit, die keiner höheren Betonung bedarf: „Ich werd' es nicht erleben, aber, gebt Acht! die Bourbons bleiben nicht!" — Das mein' ich ebenfalls, rief Gans, und die Geſchichte hat den Gang der Dinge ſchon ganz vorgezeichnet, es wird in Frankreich gehen, wie vordem in England, man wird den faulen Theil der Dynaſtie wegwerfen, und den geſunden bewahren, Orleans wird auf den Thron kommen. — Aber Frau von Varnhagen ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Das wird wenig helfen. Auch der Theil, den Sie den geſunden nennen, iſt den Franzoſen ſchon ein angefaulter. Auch Orleans kann nicht bleiben. Allen Franzoſen — lehrt ſie mich nicht kennen! — liegt die Republik in den Gliedern, und Republik werden ſie werden. Ob ihnen zum Heil oder Unheil, das iſt hier gleich; ich halte auch die Konſtitutionen, nach denen alles verlangt und ſtrebt, in ihrem Erfolge für gar nicht ſo gewiß, ſie können vielleicht das größte Unheil ſein, aber das hindert nicht, daß wir hinein und hindurch müſſen, es iſt kein anderer Weg in die Zukunft. Wie für uns Konſtitution, iſt für die Franzoſen, die ja immer voraus ſind — mein Vorvolk, wie ich ſie nenne, — Republik unvermeidlich. Der frühere Verſuch war zu kurz, um durch ſein Mißlingen etwas zu entſcheiden, aber ſtark genug, um zu immer neuen Verſuchen anzureizen, bis einer gelingt. Und es kann gelingen; denn je mehr ich mir die Franzoſen anſehe, deſto mehr drängt ſich mir die Ueberzeugung auf, daß ſie vor allen anderen Nationen zur Republik geeignet ſind, in jedem von ihnen ſteckt etwas von Selbſtherrlichkeit, jeder unterwirft ſich am liebſten einem Abſtraktum, und wo das Anſehen der Perſon nicht mehr gilt, iſt man der Republik ganz nahe." Indem ſie dies ſagte, mußt' ich über den Ausdruck erſtaunen, den ihr Geſicht angenommen hatte; die kleine, bisher ſo mild und beſcheiden einwirkende Frau war ernſt, grundernſt geworden; ihr Blick — noch ſanft, und beinahe der gewöhnliche, — hatte etwas eigenthümlich Feſtes, ihre Züge ſprachen Entſcheidung und Entſchloſſenheit, ein faſt herrſcherlicher Trotz bezeugte den tiefſten Glauben an das, was ſie ſagte.

Sie glauben alſo nicht, daß Orleans regieren wird? fragte nach einer Weile Gans mit erhöhtem Eifer. —

„Regieren? — verſetzte Frau von Varnhagen — warum nicht! Wer kann alle Zwiſchenſzenen berechnen! Aber die großen Ereigniſſe von aushaltender geſchichtlicher Geſtalt gehen darüber hinweg und machen daraus den Staub ihres Weges.“

Das letztere Bild hatte etwas ſchauerlich Großes, und war ganz in der Eigenthümlichkeit der Sprecherin. Auch erregte ihr Ausſpruch eine beſondere Spannung; aber die Prophezeihung klang doch etwas abentheuerlich, und wir glaubten ihr keineswegs. Noch ſaßen die Bourbons in aller Macht auf dem Thron, noch war Orleans nur der demüthige Agnat, und hier wurde nicht nur der Fall von jenen, ſondern auch ſchon von dieſem, der noch erſt erhöht werden mußte, friſchweg verkündigt. Jedoch wenige Monate ſpäter war der erſte Theil der fabelhaften Weiſſagung bereits erfüllt, und in den ſeitherigen Ereigniſſen iſt nichts, was der Möglichkeit widerſpräche, daß auch der zweite Theil in Erfüllung gehen könnte! —

Der Gang des Geſprächs und unſerer Betrachtungen wurde unterbrochen durch die Anmeldung, der Fürſt von Pückler komme. Die ſpäte Tageszeit — es war nahe an Mitternacht, — war für ihn eine gewöhnliche, und es ſchien nichts Auffallendes, daß er zu ſolcher Stunde käme; wohl aber wunderte ſich Frau von Varnhagen, daß der Fürſt in Berlin ſei, da er eben erſt aus Muskau geſchrieben habe. Als wir mit einiger Spannung ſeinem Eintritt entgegenſahen, öffnete ſich die Thüre nur ein wenig, und ein artiger Kopf bog ſich durch die Spalte ſchalkhaft hervor, gleichſam das Terrain prüfend; es war Bettina von Arnim, der ſogleich Frau von Varnhagen mit lebhaftem Willkommen entgegenſtürzte, und die halb Widerſtrebende an der Hand hereinführte. „Gelt, ich hab' euch erſchreckt? ſagte Frau von Arnim; aber ich wollt' nur ſehen, was ihr für Geſichter macht, wenn ihr denkt der Fürſt Pückler kommt; und ich glaub' doch faſt, er wär' euch lieber geweſen, als ich.“ Alle Einrede ablehnend, fuhr ſie fort, und bewies, man habe Recht, alles Mögliche auf den Fürſten zu halten, er ſei in unſeren Tagen der wahre Geniale, und es käme nur auf die

Gelegenheit an, daß er vor aller Welt groß daſtünde. Sie richtete darauf an Gans eine merkwürdige Anrede, ſie wiſſe wohl, daß er in das Lob des Fürſten nicht ſo völlig einſtimme, allein er thue Unrecht darin, er ſelber ſei ja auch ein ausgezeichneter Geiſt, und alle ſolche müßten einander bereitwillig anerkennen und ſtützen, wie die Könige auch unter einander thäten, wenn ſie auch ſonſt nicht immer die beſten Freunde wären; er ſolle nur nicht werden, wie andere Rechtsgelehrte, die vor Stolz und Würde ganz blind und taub würden, und gar nichts mehr in der Welt kennten, als ſich ſelbſt und ihre todte Gelehrſamkeit: er ſolle friſchen Geiſtes bleiben, und dazu müſſe man auch den Fürſten Pückler lieben. — Von Gans ging Frau von Arnim zu dem General über, von dieſem zu Herrn von Varnhagen, und ſagte jedem etwas Launiges, ſpöttiſch Belehrendes, aus dem hin und wieder auch etwas Spitziges hervorſtach. Aber vergebens wollte man ihr antworten; die beredteſten Männer verſtummten vor dieſem glänzenden Bilderſtrom, auf welchem Witz und Gedanke muthig dahinſchifften; kaum daß Frau von Varnhagen, mittelſt der ihr eigenen Raſchheit und Kürze, noch wohl einen Spruch einſchob, aller ſonſtigen Redefäden hatte ſich die wunderbare Zauberfrau bemächtigt, und hielt ſie gleich Zügeln in den Händen, bald rechts- bald linkshin lenkend, bald geradaus ihre beſchwingten Gedankenbilder zu vollem Lauf auslaſſend. In der That, niemand ſprach jetzt noch, als nur ſie; aber ſo ſchön, ſo reich, ſo bezaubernd, daß wir Alle hingeriſſen und nur noch mehr zu hören begierig waren. Dieſe Phantaſieen, Ideen, Einfälle, Witzworte, Launen, alles beflügelt in raſchem Wechſel vorübereilend, und doch zu Einem großen Sinn und Zwecke ſich ſammelnd, kann ich nur der wunderbaren Muſik ihres Lieblings Beethoven vergleichen, und mir war wirklich zu Muth, als vernähme ich eine von ſeinen herrlichſten Symphonieen. Von dergleichen Bezauberungsmacht des beſeelten Wortes hatte ich vorher keinen Begriff gehabt! Frau von Arnim ſchien ihre Leute zu kennen, und zu wiſſen, daß ſie hier ihre beſten Gaben nicht zurückzuhalten brauche, daß dieſe gut hier aufgenommen, und nicht verſchwendet ſeien. Vergebens aber würde ich unternehmen, hier den reizenden Flug ihrer Laune und Seltſamkeit nachzuerzählen, oder die Tiefe und Anmuth ihres ſchöpferiſchen Geiſtes zu ſchildern; dazu bedürft' ich ihrer eigenen Feder, und würde auch dann nur ein ſchwaches Abbild der Genialität wiedergeben, welche vollſtändig darzuſtellen nur ihre perſönliche Gegenwart vermag.

Genug, dies war das Bouquet des reichbelebten Abends, den ich bei Frau von Varnhagen zubrachte, und mir iſt nach dieſem Schluſſe nichts weiter mehr erinnerlich, als daß wir uns ſpät getrennt, und ich unter der Gewalt dieſer letzten Eindrücke mich fröhlich-müde dem ſüßen Schlaf und den bilderhellen Träumen überließ, die wie ein Sternenhimmel ſich immer gedrängter und glänzender über mir ausbreiteten.

Ich ſah Frau von Varnhagen noch öfters wieder, auch in anderen Häuſern, bei Reden's, bei Frau von Helvig, bei der Fürſtin von Hatzfeldt, und immer und überall war ſie dieſelbe heitere, erfreuende Erſcheinung, belebt und belebend, aufrichtig, klar, freundlich, immer und überall übte ſie ihr angeborenes Talent des edelſten Menſchenumgangs, nicht vordringend, aber auch nie zurückgezogen, ſondern recht eigentlich gegenwärtig, mit gutem Willen und reger Seele. Doch hatte ſie bei ſich zu Hauſe noch den Vorzug, daß die unbeſtrittene Verpflichtung der Fürſorge für alle Anweſenden ihren wohlthuenden Eifer nur erhöhte, und ihn auch in unſcheinbaren Dingen wirkſam eintreten ließ; dagegen auf fremdem Boden ſie ſich mehr enthielt, ſo lange nicht ein auffallender Anlaß ihr reizbares Gefühl zum Beſten des Ganzen oder Einzelner in lebhaftere Thätigkeit ſetzte. Dann konnte auch ſie mit aller Geiſtesmacht hervortreten, und mit ſchöner Leidenſchaft und rückſichtsloſem Muthe das Unrecht bekämpfen, die Verkehrtheit berichtigen, und anmaßlichen Unſinn durch das volle Licht der Wahrheit in ſeine Nichtigkeit auflöſen. — So war ſie denn freilich noch etwas mehr, als eine vortreffliche Dienerin der Geſelligkeit, wozu meiſtens eine gebildete, feine, wohlmeinende Negativität ausreicht, ſie war zugleich eine Meiſterin der Geſellſchaft, welche derſelben das Gute mit muthiger Entſchloſſenheit gewaltſam aufzuerlegen, ihr das Schlechte ſchonungslos abzuſtreifen nie müde wurde.

Rahels Bild.

Das Bildniß Rahels vor der Sammlung ihrer Briefe giebt keine getreue Vorſtellung der Züge und des Ausdrucks, die ihr Geſicht wirklich hatte. Ein lebhaft aufgefaßtes, in gewiſſem Sinne ſehr ähnliches Miniaturgemälde, im Jahre 1817 von dem Wiener Mahler Daffinger in Karlsruhe zart und leicht entworfen, hat in dem harten Stahlſtich einen ganz veränderten Karakter bekommen. Mund und Naſe ſind vergrößert, und dadurch alle Verhältniſſe verdorben, die ganze Phyſiognomie entſtellt. Ein neuer Kupferſtich, allenfalls auch Steindruck, war beabſichtigt; auch konnte dafür eine ſchöne Zeichnung von Wilhelm Henſel aus dem Jahre 1822 benutzt werden. Rahel hatte ſelber die Worte aus Goethe's Stella hinzugefügt: „Mich dünkt immer, die Geſtalt des Menſchen iſt der Text zu allem, was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt“; und noch für den Künſtler die Nachſchrift: „Für Ihre Auslegung ſage ich den aufrichtigſten Dank.“ Kunſtverſtändige fanden aber die glückliche Uebertragung oder gar Verſchmelzung beider Bilder höchſt ſchwierig, wenn ſich der Aufgabe nicht eine Meiſterhand unterzöge, die im Augenblicke leider fehlte.

Aus früherer Zeit waren von Rahel noch zwei andere Bilder vorhanden. Eines, wo ſie in ganzer Figur, neben ihrem älteſten Bruder ſtehend, als Mädchen von elf bis zwölf Jahren vorgeſtellt iſt, von Friſch in Oel gemahlt, ein artiges Bild in damaliger Tracht, eines jetzt ſeltſamen Eindrucks, und nicht geeignet, uns die ausgebildete Perſönlichkeit zu vergegenwärtigen, wie wir ſie uns im Zuſammenhang mit ihren ſchriftlichen Denkmalen jetzt denken möchten. Das andere Bild, von Friedel in Paſtell gemahlt, erfüllt ebenfalls nicht die Forderungen, die wir in dem erwähnten Bezuge zu machen haben; eine gewiſſe Aehnlichkeit iſt nicht abzuläugnen, aber ſie iſt ohne Künſtlergeiſt, mit beſchränkten Mitteln, roh, und doch nur zum Theil wiedergegeben. Von dieſem Bilde ſagte ſie ſelbſt in einem Briefe: „Mein Bild zu Hauſe mißfällt mir ſehr. Ich ſehe, daß es ähnlich iſt. Ich ſehe aber gewiß manchmal anders aus. Sonſt wär' ich zu widerwärtig." Und in einem anderen Briefe, vom Jahre 1814, ertheilt ſie hierüber dieſe nähere, merkwürdige Auskunft: „Zwei unausſprechliche Fehler hab' ich: und die kennt niemand. — Jede Eigenſchaft wird einer, die man nicht regieren kann. Es iſt mir nie gelungen, und ich verzweifle auch nun ganz daran. Drum beicht' ich ſie gern. Sie ſind hideuſe! Nämlich: ich habe etwas Hideuſes, und das ſind ſie. Ja, denk dir, es exiſtiren zwei Abbildungen von mir, ein Basrelief von Tieck's früheſter Arbeit, und das Bild (von Friedel), welches bei meinem Bruder hängt; beide find' ich ſehr ähnlich: und es ſind mir die widerwärtigſten Geſichter für mich, die ich kenne. Bloß, weil ich jene Eigenſchaften bis zum langgezogenen Fehler darin ſehe. Auch in noch zwei anderen Menſchen ihren Geſichtern — die ſehr hübſch ſind — kenne ich ſie; nur im leiſeſten Grad und doch ſind ſie ſchon Karikatur; bei Graf B. und Prinz Louis Ferdinand. Der Urſprung liegt im Kinn. Beide, der Prinz und der Graf, haben auch dieſe Züge im Karakter. — Die beiden Eigenſchaften aber ſind bei mir: eine zu große Dankbarkeit und zu viel Rückſicht für menſchlich Angeſicht —. Eher kann ich nach dem eignen Herzen mit der Hand faſſen, und es verletzen, als ein Angeſicht kränken, und ein gekränktes ſehen. Und zu dankbar bin ich, weil es mir zu ſchlecht ging, und ich gleich an lauter Leiſten und Vergelten denke; auch weil nur ich immer leiſtete; dies Letzte iſt ganz leidenſchaftlich und mechaniſch zugleich geworden." U. ſ. w. —

Das hier erwähnte Relief, von Friedrich Tieck im Jahre 1796 gebildet, ſchien gänzlich verloren; vergeblich waren nach Rahels Tode alle eifrigen Nachfragen, und Tieck ſelber konnte nur den Verluſt bedauern, den er nicht mehr zu erſetzen vermochte. Die Freunde und Freundinnen, welche ſich Abgüſſe davon früher zugeeignet hatten, waren zerſtreut geſtorben, und der zerbrechliche Gyps hatte den langen Zeitraum großer Bewegungen, die faſt keinen Menſchen ohne Wechſel des Orts und der Umſtände ließen, nirgends glücklich durchdauert. Da kam unerwartet die Kunde aus Schweden, dort habe ſich im Beſitz einer Jugendfreundin Rahels, der Gräfin Sparre, dennoch ein Abguß jenes Reliefs erhalten, zwar nicht unverletzt, aber doch in ſolchem Zuſtande, daß das Ganze leicht und ſicher wiederherzuſtellen war.

Ich empfing die mir unſchätzbaren Bruchſtücke des werthen Bildes, und übergab ſie der Sorgfalt Friedrich Tieck's, der ſie, ohne an dem Geſicht das Geringſte zu ändern, ſorgſam zuſammenfügte, dem Ganzen eine kunſtgemäße Anordnung gab, und davon unter ſeiner Aufſicht eine Anzahl neuer Abgüſſe ſowohl in Gyps, als in Erz verfertigen ließ. Die Freunde und Verehrer Rahels ſahen mit Freude und Bewunderung ein Bild in ihren Händen, welches mit dem Verdienſte die größte befriedigendſte Aehnlichkeit darzubieten, zugleich den hohen Werth eines zarten und edlen Kunſtwerks vereinigte. Wirklich hat in dieſer kleinen und frühen, aber ungemein gelungenen und anſprechenden Arbeit ſich die Meiſterhand, und man dürfte faſt ſagen noch mehr der Meiſterſinn, des trefflichen Künſtlers ausgezeichnet bewährt!

Auf einem runden vertieften Grunde hebt ſich das Profil Rahels dergeſtalt hervor, daß ſowohl der untere Abſchnitt der Bruſt, und die Wölbung des Kopfes mit dem Haarwuchs, als auch die vordere Geſichtslinie ſelbſt, den viereckten Einfaſſungsrand etwas überragen. Durch die kühne und wohlgeführte Hervorwendung, infolge deren die Naſe ſich von der Grundfläche völlig abſondert, und hinter dem rechten Auge ſelbſt das zurückliegende linke etwas ſichtbar wird, gewinnt das Bild eine ungewöhnliche Lebendigkeit, die ſich dem Beſchauer ſogleich aufdrängt und ſeinen Blick feſthält; es iſt, als wolle das Bild ihm etwas Beſonderes ſagen, und er müſſe abwarten, was ſich begeben werde. Die

Züge ſind fein und ſcharf, in zarter Uebereinſtimmung, durchaus beſeelt, nicht idealiſirt, ſondern in friſcher Wirklichkeit gehalten, die das Geiſtige in dem Körperlichen darſtellt, dieſes aber nie zu bloßem Stoffe werden läßt. Die Aehnlichkeit iſt ſo groß, daß alle Freunde, welche in jener frühen Zeit Rahel gekannt haben, verſichern, ſchon damals ſei das Bild ſprechend ähnlich geweſen, und daß gleicherweiſe ihr ſpäteres Ausſehen in ihren letzten Lebensjahren vollkommen dadurch wiedergegeben iſt. Dieſe Auffaſſung des Weſentlichen und Bleibenden, das durch einen Zeitraum von ſechsunddreißig Jahren ſich bewährt hat, gereicht dem Künſtler zur großen Ehre. Das Bild iſt gleichſam ohne ausgedrücktes Alter, und gleicht auch darin wieder ſeinem Gegenſtande, indem man von Rahel ſelber ſagen kann, was ſie einſt ſo geiſtreich als tief zur Bezeichnung Wilhelms von Humboldt angab, daß nämlich eine Haupteigenſchaft ſeines Weſens ſei, gleichſam außerhalb jedes Alters zu ſtehen!

Den Karakterausdruck dieſes Geſichts näher anzugeben, möchten wir den Scharfſinn und die Wortfülle eines Lavater herbeirufen. Schade, daß die phyſiognomiſche Kunſt, das phyſiognomiſche Talent, in unſeren Tagen ſo vernachläſſigt, faſt ganz abhanden gekommen ſind! In Rahel ſelbſt lebte es noch in friſcher Thätigkeit, ſie konnte mit durchdringendem Scharfſinn die verborgenſten Geſichter aufſchließen, Karakter und Schickſal der Menſchen in kurzen raſchen Sprüchen geläufig leſen. Von dem Einzelnen und Perſönlichen, das ſie ſo leicht und ſtark erfaßte, ging ſie indeß immerfort und unaufhaltſam zu dem Allgemeinen über, und ihre Ergebniſſe tragen alle den Karakter eines höheren Gebietes.

Wir glauben, Tieck hat einen ſolchen Moment hier ergriffen. Er zeigt uns Rahel in dem Augenblicke, wo ſich eben ein eigenthümliches Gebild ihrem Geiſte darſtellt, das Auge ſcheint kühn und freudig ſeine Lichtſtrahlen auszuſenden, welche den Gegenſtand erhellten, entwickeln, ſichern! Die klare, freie Stirne, von ſeltener Kraft und Vordringung, verräth den Gedankenreichthum, aus dem jenes neue Gebild ſich entwunden hat, oder zu dem es geſellt werden ſoll; das ganze Geſicht nimmt mit heiterer Spannung Theil an der von oben angeregten Bewegung.

Der Mund, ſchön geformt, öffnet nur leiſe die milden, mäßig geſchwellten Lippen, denen aber die Worte noch zögern, mit welchen doch plötzlich ausgeſprochen werden wird, was noch nie geſagt worden iſt. Die Oberlippe fügt ſich in kurzer Einbiegung aufwärts etwas vorgezogen der Naſe an, in welcher Schweifung die Phyſiognomiker eine Andeutung von feiner Empfindſamkeit und Geſchmack erkennen wollen.

Die Naſe ſelbſt, höchſt ausdrucksvoll, ſcheint die Zeichen entgegengeſetzter Anlagen zu vereinigen, unſchuldigen Naturſinns und ausgebildeter Spürkraft. In der feinen, ſchmalen Naſenwurzel, um welche von beiden Seiten die Augen nah zuſammenſtehen, geht der bezeichnete Ausdruck in den verwandten der Augen und der Stirne harmoniſch über. Hier iſt es, wo auch neben der Schärfe des Denkens, der Sinn für Witz und Laune, die Auffaſſung des Komiſchen, ſo wie in der Stellung der Lippen der Ausbruch und Genuß deſſelben, ſich offenbaren.

Ueber das Kinn hat Rahel ſelbſt wie wir geſehen, ſich ungünſtig geäußert. Sein etwas gedehntes Hervortreten deutet auf dreiſte Thätigkeit, entſchloſſenen Willen und Eifer, hartnäckigen Muth, und in ſofern die anderen, mehr idealen Bildungen und Züge des Geſichts gerade dieſem realiſtiſchen Zuge widerſprechen und ihn faſt aufheben, drückt das Kinn allerdings etwas Unvereintes und Störendes aus. Allein die beiden Karakterfehler, von welchen Rahel ſagt, daß ſie gerade in dieſem Bilde merkbar durch das Kinn bezeichnet ſeien, vermögen wir in dieſem Theile des Geſichts am wenigſten wiederzufinden. Eher dürften wir ſagen, das Kinn drückte das Gegentheil jener Fehler aus, und alſo wirkliche Fehler; denn keinem Leſer kann entgangen ſein, daß die von Rahel dafür angegebenen in Wahrheit die ſchönſten und frömmſten Eigenſchaften ſind. Eine zu große Dankbarkeit, ein ſtets bereitwilliges Leiſten, eine unwiderſtehliche Ehrerbietung und Schonung für menſchlich Angeſicht, dem leuchtenden Ebenbilde des höchſten Geiſtes! Wer darf hier die edelſte, ſeltenſte Tugend mißkennen? Aber freilich ſtellt die Ausübung dieſer Tugend ſich gegen die Welt als *Schwäche* dar, als Widerſpruch gegen die Anforderung des Verſtandes, gegen die Einſicht in die Bedingungen der gemeinen Welt: und ſo wird nach außen zum offenbaren Nachtheil, zum wirkſamen Schaden, was innerlich die reinſte Erhebung der Seele iſt! Den Ausdruck dieſer Eigenſchaften finden wir aber vorzugsweiſe in dem Theile des Geſichts, der unterhalb der Augen zu Mund und Wange hin ſich erſtreckt; hier iſt der Sitz der ſeelenvollen Güte, der milden Nachſicht und Weichheit, der ſelbſtvergeſſenen Theilnahme, der reichen Gefühlsfähigkeit, welche das volle Gegengewicht der geiſtigen Eigenſchaften bilden, und mit ihnen die lebendigſte Wechſelwirkung eingehen; für ſich allein aber wie dieſe, das irdiſche Leben leicht in unglückliche Wendungen führen! In dieſem Sinne nur, daß der ſelbſtiſche irdiſche Trieb, den das Kinn entſchieden ausdrückt, ungeachtet ſo ſtarker Anlage, in ſeiner Abſonderung doch bloß als nutz- und kraftloſe Demonſtration erſcheint, als beherrſcht von beſeelteren Kräften, nur in ſofern konnte Rahel, wie uns dünkt, jene ſogenannten Fehler als ſolche in der Bildung des Kinnes wahrnehmen, *hier*, wo es als Nachtheil ſichtbar wird, daß ſie *anderweitig* vorhanden ſind, und daß ſie dennoch einen Ausdruck, den ſie gleichſam bemeiſtert und aufgehoben haben, vereinzelt noch fortbeſtehen laſſen!

Rahel.

Brief an Varnhagen von Enſe, nach dem Tode ſeiner Gattin, von Guſtav Freiherrn von Brinckmann.

> Let Fate do her worst, there are relics of joy,
> bright dreams of the past, which she cannot destroy;
> which come in the night-time of sorrow and care,
> and bring back the features, that joy used to wear.
>
> Thomas Moore.

Am Grabe der Verklärten fordern Sie mich auf, der Tage zu gedenken „die nicht mehr ſind!“ und ein heiliges Todtenopfer darzubringen der Einzigen, welche das jugendliche Streben meines Denkens und meiner Gefühle zu einem geiſtigen Leben veredelte.

Und wie ſollte der Einſame, nun ſo ſchmerzlich Verwaiſte! nicht mit jedem Pulsſchlage dieſes geiſtigen Lebens empfinden, nicht mit ſeinem letzten Athemzuge vor nachlebenden Freunden noch ſtolz und demüthig bekennen, was Sie ihm war, was er ihr als den innerſten Schatz ſeines Lebens verdankt? — Ihr, wie keiner Anderen! —

Als eine höchſt merkwürdige Erſcheinung ergriff Sie mein ganzes jugendliches Gemüth bei unſerer erſten, von mir längſt gewünſchten Bekanntſchaft. Wir trafen uns in einer ziemlich gemiſchten Geſellſchaft, wo Rahel wenig ſprach, aber „geflügelte Worte“, die mich um ſo aufmerkſamer machten, als ſie nicht ſelten den feinen, tiefeindringenden Stachel der Biene verriethen. Wir anderen glaubten wohl ziemlich klug zu ſprechen; ich ſelbſt nicht ohne Anſprüche auf Geiſt; und in dieſer Stimmung warf ich ein paar Einfälle hin, welche eine Freundin von mir lebhaft widerlegte, wie es mir vorkam, nicht ohne beleidigenden Scherz gegen mich. Ich ſchwieg, weil ich nicht empfindlich ſcheinen wollte; als ich aber Rahel die Treppe hinab begleitete, fragte ich ziemlich unbefangen: ob ſie wohl die Kernſprüche meiner Gegnerin für wahr hielte? — „Keinesweges! antwortete ſie; aber wohl verdienten Sie die neckenden Stiche, die Ihnen, wie ich gleich merkte, ſo wehe thaten. Um ſo mehr da Ihre Behauptungen eben ſo wenig Wahrheit enthielten, und dabei nicht einmal ehrlich gemeint waren. Es iſt immer Eitelkeit, den Ernſt, ſei er auch noch ſo unbeholfen, durch witzige Einfälle niederſchlagen zu wollen, ohne Rückſicht auf die Ueberzeugung des anders Denkenden; Eitelkeit aber verdient keine Schonung. Ich ſollte Ihre Freundin ſein! ganz andere Dinge würden Sie von mir hören müſſen!“

Betroffen aber doch freudig überraſcht von dieſer angebotenen Vertraulichkeit, blickte ich ſehnſuchtsvoll in ihr geiſtreiches Auge, drückte ihr die Hand, und ſprach leiſe: „O: möchten Sie es werden!“

Dies Treppengeſpräch war unſere erſte Bekanntſchaft; und für mich wahrlich keine gleichgültige. Bald darauf beſuchte ich Sie in ihrer Wohnung, und da ich Sie allein traf, wurde unſere Unterredung ſehr ſchnell ernſthaft und inhaltreich. Ich wurde mächtig angezogen von der Klarheit ihres überlegenen Verſtandes, und von der Offenheit ihres ſelbſtſtändigen und doch ſo ſanften Gemüths. Ihr gegenüber fühlte ich es um ſo ſchmerzlicher als jemals, wie ſehr ich in mir unklar und verworren ſei, und wie unfähig, das bunte Gewühl des äußeren Lebens, und die ſtille Tiefe des inneren verſöhnlich zu enträthſeln. Sie dagegen begriff mich vollkommen, und verdeutlichte mich mir ſelbſt. —

Was ich in den Hörſälen der Weiſen, in den geheimnißvollen Tempelhallen der Frommen, in der ſinnlichen Prachtwelt vergebens geſucht hatte: ungeſchleierte Wahrheit, Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und Innigkeit des Gefühls, kam mir in dem Dachſtübchen dieſer ſeltenen Selbſtdenkerin als eine heilige Offenbarung entgegen.

Beinah wehmüthig lächelnd ſagte ſie mir einmal, nicht lange nach unſerer vertraulicheren Verbindung: „Sie ſind ein hoffnungsvolles Kind, das noch weder ſeine Anlagen, noch ſeine Kräfte kennt. Ihr Gott und Ihre Tugend ſind Blumen eines ſchönen kindlichen Gefühls; aber Sie ſind nicht beſtimmt ein ewiges Kind zu bleiben, oder wie die Meiſten, ein unreifer Menſch. Sie müſſen frei und ſelbſtſtändig werden, oder Sie werden ſchlecht; um ſo ſchlechter, je beſcheidener Sie geweihten Vorurtheilen huldigen. Denn giebt es wohl etwas ſchlechteres, als Sklavenſinn und Menſchenfurcht, wie zierlich und geſchmackvoll Sie auch Ihre Ketten abſchleifen und glätten mögen? Götterſcheu iſt um nichts beſſer. Tugend? — das giebt ſich von ſelbſt, wenn man nur ein ganzer, nicht etwa ein halber, oder dreiviertel Menſch iſt. Leſen und begreifen Sie, den „Prometheus“, und glauben Sie an Goethe, wie an mich!

„Wer half mir wider der Titanen Uebermuth?
wer rettete vom Tode mich, von Sklaverei?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet, heilig —
glühend Herz?“ —

Muth, mein Lieber, iſt alles! Geiſtesmuth nämlich! Heldenmuth von außen iſt Kleinigkeit, oft kleinlich. Aber Muth im Innern, und Selbſtvertrauen wider eine Welt von Vorurtheilen, eigenen und Fremden — hätten Sie den, Sie würden eben ſo heiter in ſich, eben ſo feſt und eben ſo geſcheidt ſein, wie ich. Aber Sie zweifeln lieber an ſich, als an den Verheißungen irgend einer übermüthigen Weltweisheit, die bei Gott! nichts Ehrwürdiges hat, als ihre tauſendjährigen Ahnen. Und doch iſt ja dieſe allgeprieſene Beſcheidenheit des Gemüths ſo ſelten etwas anderes, als eine geedelte Feigheit des Geiſtes. — Gott und Tugend! — Ja! wohl haben wir frühzeitig gelernt, dieſe vieldeutigen Wörter auszuſprechen, wie eine Zauberformel; aber was meinen wir damit? — Alles, oder Nichts! je nachdem wir ſelbſt Alles ſind, oder Nichts!“

Hören Sie nicht, lieber Varnhagen! hier noch die lächelnde Sibylle, wie in ſo manchen Stunden tiefſinniger Vertraulichkeit? — Wie oft erinnerte ich Sie ſpäter daran, daß dieſes Geſpräch die Geburtsſtunde unſerer ewig unauflöslichen Freundſchaft eingeläutet hätte. Es wirkte auf mich für das ganze Leben, wie ein Zauberſchlag, der mich plötzlich in eine ganz neue Geiſteswelt verſetzt hätte.

Denn giebt es nicht in dem Leben mancher reichbegabten, aber noch in irgend einem Irrthum befangenen Menſchen gewiſſe Augenblicke, wo ein Licht von oben ſie blitzſchnell erleuchtet; vor dem ſie zwar anfangs erblinden, aber bald fällt es von ihren Augen wie Schuppen, und ſie erblicken hernach ſich ſelbſt, die Welt und die Menſchen im Zauberſpiegel der Wahrheit. —

Für geſcheidt, kenntnißreich, gebildet, und was man ſo gewöhnlich ausgezeichnet nennt, galt ich ſchon, ehe ich unſere Freundin kennen lernte. Gar manches hatte ich mir angelernt und anempfunden von der Weisheit des Tages und von der Bildung ſchöner Umgebungen; nach Freiheit ſchmachtete ſchon mein Geiſt, wie mein Herz nach Reichthum und Fülle des inneren Lebens; aber die kühne Wolluſt des Selbſtdenkens entzündete ſich in mir an der Altargluth ihrer höheren Welt- und Lebensanſichten.

„Almoſen kann ich Ihnen nicht ſpenden, ſagte ſie mir einmal; ſchenken kann ich Ihnen nichts von dem Meinigen; keiner hat mehr als er ſelbſt braucht. Aber reich werden, ohne zu betteln, durch trotziges Zurückfordern Ihrer angeborenen Beſitzthümer von den habſüchtigen Vormündern Ihres volljährigen Geiſtes, Ihrer Seelenkräfte — das können Sie lernen von Ihrer freigeiſteriſchen Freundin. — In der Tiefe des Gemüths verbirgt die Menſchheit ihre Schätze; die Oberfläche gewährt nichts als zierliche Blumenbeete, wenn es hoch kömmt, prunkende Gartenanlagen. — Sie haben nun einmal Verſtand, und mit dem iſt nicht zu ſpaßen. Der iſt ſtärker als eine Leidenſchaft. Empören kann man ſich gegen ihn, nicht aber ihn beſiegen, wie jene. Zum Freunde müſſen wir ihn haben im Scherz, wie im Ernſte, oder er wird unſer Plageteufel in allen Verhältniſſen des Lebens. — Die Hunderttauſende, die keinen Verſtand beſitzen, oder nur ſo ein bischen zum kärglichen Hausbedarf, die können ſich behelfen mit Schwärmerei, mit ſogenannter Glückſeligkeit, mit ſinnlichem Genuß, mit Frömmelei, vorzüglich mit Leichtſinn und Nichtdenken. Wohl können wir von dem allen auch etwas brauchen, wenigſtens den ſchönen Leichtſinn: aber doch auf andere Weiſe; nur mit und durch den Verſtand, der bei uns keinen Augenblick ſeine Rechte aufgiebt. Nichts wäre freilich bequemer, als wenn man nach Belieben, bisweilen klug, und bisweilen dumm ſein könnte, das geht aber nicht; und uns bleibt keine andere Wahl übrig, als Galeerenſklaven oder freiwillige Freunde des Verſtandes zu ſein — beſſer freilich der Vernunft.“

So freundlich und ernſt ermuthigte ſie mich oft, wenn ſie zu fürchten ſchien, ich möchte feige oder träge zurückbleiben, in der mir nicht beſtimmten Heimath lieblicher Täuſchungen, und die Stimme der höheren Begeiſterung überhören, die zu Abraham ſprach: „Gehe aus Deinem Vaterland, und von Deiner Freundſchaft, und aus Deines Vaters Hauſe, in ein Land, das ich dir zeigen werde.“

Sehen Sie hier, lieber B., was mich von unſerer erſten Bekanntſchaft ſo unauflöslich vereinigte mit dieſer geiſteskräftigen Denkerin; was ſo mächtig wiederklang in meiner eigenen Bruſt bei jedem offenmüthigen Geſpräch mit ihr: „Höhere Sittlichkeit durch höhere Freiheit!“ Nur durch dieſe begriff man ihr Leben, wie ihre Weisheit, und nur hiedurch hat ſie auf mein innerſtes Sein und Denken gewirkt, wie keine der neun Muſen. Sie, die Begeiſterte der ſelbſtthätigen Vernunft, deren geiſtiger Schüler zu ſein ich mich immer und überall gerühmt habe, vor Weiſen und Fürſtinnen, wenn dieſe etwa an meiner eigenthümlichen Weltanſicht oder Geiſtesrichtung etwas Ausgezeichnetes fanden. —

So fragte mich einmal Herder, als es mir geglückt war, ſein näheres Vertrauen zu gewinnen, und ich mit der heiterſten Freimüthigkeit über alle göttliche und menſchliche Dinge mit ihm ſprach: „Aber wie ſind Sie ſo zeitig zu dieſem Reichthum von Erfahrungen gekommen, zu dieſer Klarheit der Weltanſchauung, zu dieſer Durcharbeitung Ihres Innern? Von den Hochſchulen haben Sie das nicht, auch wahrlich nicht von der Berliner Aufklärung." — „Nein", antwortete ich ihm, „aber größtentheils von einem Berliner Mädchen, einer Selbſtdenkerin, die noch jünger iſt als ich, der aber ein Geiſt der Weiſſagung, und mit dem zugleich alle Erfahrungen angeboren ſind. Die aber deswegen ſo Herrliches und ſo Lebendiges lehren kann, weil ſie ſelbſt nichts gelernt, nur alles empfangen hat mit keuſcher Seele von dem Gott in uns, als eine Offenbarung der Vernunft; die von dieſer allein begeiſtert, die Wahrheit eben ſo naturgemäß denkt und empfindet, wie ſie die Luft einathmet und lebt, ohne ſchulgerecht dem Wunder nachzuſpüren, wodurch beides wohl möglich wird." —

Wohl hatte ſie, wie Sie wiſſen, beinahe ſpielend Kunde genommen von allen Helden des Denkens, von allen Götterſöhnen des Genius; aber mehr wie ſie ſcherzend behauptete, um zu unterſuchen, wie weit dieſe auch wohl ſelbſt die Eingebungen verſtanden hätten, die ſie von oben empfangen, nur um die ächten Propheten von den falſchen zu ſondern. —

„Aus der zweiten Hand", meinte ſie, „müßte man nichts kaufen; nicht eben, weil die Waare gewöhnlich verfälſcht ſei, ſondern weil der wohlfeile Preis den Geiſt nachläſſig und träge mache, daß er ſelbſt nicht mehr gräbt und emporarbeitet, was die Tiefe ſeines Innern ihm darbeut. Keine Begeiſterung muß uns anwehen von außen, ſie muß aufglühen von dem heiligen Opferheerd unſeres eigenen Gemüthes. Auf das Selbſtdenken kommt alles an; auf die Gegenſtände deſſelben oft ſehr wenig; wie ſelbſt auf die Geliebte oft weniger als auf das Lieben." — „Ich konnte lange nicht begreifen", fuhr ſie fort, „warum mir nichts in den Kopf wollte von allen den ſchönen Sachen, die andere gleich auswendig wußten. Ich meinte wohl ich ſei dumm, bis ich einſehen lernte, daß meine Lehrer es waren. Sie hätten begreifen ſollen, daß mein Geiſt zu reich geboren, ſchon zu beſchäftigt und zu unruhig ſei, um ſo ſchnell Fremdartiges aufzunehmen; daß in meinem Köpfchen kein Platz ſei für Neues, ehe dort alles aufgeräumt und in Ordnung geſtellt wäre."

„Mit Menſchen habe ich mich überhaupt lieber abgegeben, als mit Büchern. Jene ſind leichter und bequemer zu leſen; denn es ſteht gewöhnlich nicht viel auf jeder Seite, und doch beinahe immer etwas, welches die Buchmacher am häufigſten überſehen. Freilich, das Sehen! und vorzüglich das Schnellſehen iſt nicht bloß eine ſchwere, ſondern ich möchte glauben, eine unverlernbare Kunſt. Sie ſchickten mir neulich Heſſen's „Verſuche zu ſehen". Das Buch iſt aber nicht übel, und der Titel iſt vortrefflich. Der weiß es doch wenigſtens, daß das Sehen keine ſo leichte Kunſt iſt." —

Und gerade dieſe Kunſt beſaß Rahel ſelbſt in einer Vollkommenheit, die ich wenigſtens bei niemanden wieder angetroffen habe. Nicht bloß ihr geiſtiges, ſondern auch ihr körperliches Auge war ſo klar, ſo ſcharf und ſo geübt, daß in der zahlreichſten Geſellſchaft ihr nicht leicht die geringſte Kleinigkeit entging, wodurch einzelne Perſonen ſich mehr oder weniger auszeichneten, — und das oft bei dem flüchtigſten Ueberblick. Daher war auch die größte, von ihr ſelbſt bewunderte Schauſpielerin nie gleichgültig gegen ihr oft ſtrenges, aber immer wohlbegründetes Urtheil.

Ich entſinne mich noch des Abends, wo Iffland zum erſtenmal in Berlin auftrat; angekündigt von Weimar aus als ein zweiter Garrick, empfangen und beklatſcht mit rauſchendem Beifall. Wir ſammelten uns nach dem Schauſpiel bei Rahel, und alle wünſchten, ſie über den allbewunderten Künſtler zu hören. — „Iffland", ſagte ſie ganz gelaſſen, „iſt kein Genie, wie unſer Fleck; aber ein großes Talent. Folglich mag er immer vortrefflich ſpielen, wenn er ſeine Rolle gut eingelernt hat; angeboren iſt ihm keine, wie dem Genie jede. Daher wohl hie und da Mißgriffe, wenn auch in Kleinigkeiten, die aber doch für den aufmerkſamen Beobachter den Kunſtgenuß ſtören. So war zum Beiſpiel heute Abend bei jener Stelle ſein Mienenſpiel ſehr richtig, aber die Bewegung der Hand damit völlig im Widerſpruch." — Keiner von uns hatte das bemerkt; aber alle fanden nun den Mißgriff auffallend, wie Rahel denſelben flüchtig nachmachte. —

„Meine ſichern Augen!“ rief ſie ſelbſt bisweilen aus, „die ſoll mir wenigſtens niemand abſprechen.“ Und wer hätte das auch gewagt? Traf doch ihr erſter Blick oft, wie der Blitz, nicht etwa die Oberfläche des Gegenſtandes, ſondern ſpaltete dieſen bis zur Enthüllung des inneren Kerns. In einer großen Geſellſchaft erſchienen zwei fremde Frauen zum erſtenmale, und es wurde viel hin und her geſprochen über ihre Schönheit und welche wohl durch ihre Geſichtszüge den meiſten Geiſt verriethe. — „Und Sie?“ fragte ich Rahel. Mit einem haſtigen Blick auf die eine, die am meiſten zu verſprechen ſchien, ſagte ſie: „Aquarelle!“ dann mit einem Winke auf die andere: „Oelgemählde!“ — und die nähere Bekanntſchaft beider Frauen bewährte vollkommen den Augentakt der ſchnellblickenden Seherin.

So haben mich auch Künſtler verſichert, daß ſie gewöhnlich mit dem erſten Hinblick auf ein Gemählde ſogleich mit fröhlichem Ausruf dem Gelungenen huldigte, das wirklich Verfehlte eben ſo ſchnell mit bedeutendem Stillſchweigen rügte. Und daran erkannte man ſie wirklich in allen Verhältniſſen des Lebens. Sie ſchmeichelte nie, in der unredlichen Bedeutung des Worts; aber ſie hatte große Freude daran, gerechtes Lob zu ertheilen; vorzüglich wo ſie wußte, welchen großen Werth man auf ihren Beifall ſetzte.

Auch das machte ihren geſellſchaftlichen Kreis ſo behaglich, ſo bequem, ſo unbefangen und lebensfroh, daß ſie jedes Mitglied deſſelben noch mehr geltend zu machen ſuchte, als worauf er ſelbſt hätte Anſpruch machen können; daß ſie alles, was ſie etwa mißbilligte mit Schonung überſah, und mit ſeltenem Zartgefühl das Geſpräch von jedem Streitpunkte ablenkte, der auch nur eine augenblickliche Verſtimmung hätte verurſachen können. — „Meinen Tadel“, ſagte ſie mir einmal, „ſpare ich für meine näheren Freunde. Euch werde ich, wo es Noth thut, wahrlich nicht ſchonen. Meine Freigeiſterei, meinen Stolz, meine hochherzige Verachtung aller geiſtfeſſelnden Vorurtheile, gehören bloß für die Klügſten und Vertrauteſten unter euch; aber jeder gemiſchten Geſellſchaft, die ſich bei mir verſammelt, bin ich pflichtig, Gutmüthigkeit und Anmuth umſonſt darzubieten, — wie *Thee* oder *Gefrorenes*. Hier iſt ja nicht von *Tugenden* die Rede, ſondern von ſchönen *Formen* der Umgänge. Ohne *dieſe* kein Witz, keine Freimüthigkeit, kein fröhliches *Sichgehenlaſſen*, die nicht in Beleidigungen ausarten könnten. Mich verſtimmt ſchon jeder Scherz, der *nicht* immer *ohne* Abſicht, auf Geſchichten oder Verhältniſſe anſpielt, welche irgend einen aus der Geſellſchaft in Verlegenheit ſetzen müſſen. *Meine* Rache dabei iſt gewöhnlich ein *dummes Geſicht*, mit der Frage: „*Wie meinen Sie das? ich verſtehe Sie nicht*,“ wodurch denn die Verlegenheit oft glücklich genug zurückgewälzt wird auf den unbeſonnenen Witzling. — Sie ſind in Behandlung der Alltagsmenſchen viel ungeſchickter als ich. Sie *ſchweigen* auch bei überraſchenden Dummheiten, aber mit ſichtbarem *Verdruß*; ich aus meiner *Gutmüthigkeit*; und nehme ich gewiſſe Plattheiten erſt *komiſch*, ſo beluſtigen ſie mich bisweilen eben ſo ſehr, wie die glücklichen Einfälle. Glauben Sie mir: es iſt gleich abgeſchmackt, den Ernſt, oder die *Tugend*, am unrechten Ort geltend zu machen. *Schweigen* und *reden* müſſen wir, wenn wir einmal *gefallen* wollen, nicht immer wie *uns der Schnabel* gewachſen iſt, ſondern wie *den anderen* die Ohren.“ —

So ſpielte *ſie* denn auch ihre doppelte Rolle überall unnachahmlich ſchön; und wohl mußte man von ihr rühmen, wie Wieland von ſeiner Muſarion:

„Gefallend, wenn ſie *ſchwieg*; bezaubernd, wenn ſie *ſprach*! —
und jener leichte Witz, dem's nie an Reiz gebrach!
Zum Stechen, oder liebzukoſen
gleich aufgelegt; doch *lächelnd*, wenn er ſtach, und *ohne Gift*.“ —

Und ſo nur konnte es ihr gelingen; — *ihr*, dem anſpruchloſen Bürgermädchen, ohne glänzende Verbindungen, ohne den allgültigen Freibrief der Schönheit, und ohne bedeutendes Vermögen, doch allmählig einen zahlreichen Geſellſchaftskreis um ſich zu verſammeln, der, ohne allen Vergleich, der anziehendſte und geiſtreichſte war in ganz Berlin. Einen Kreis, in welchen aufgenommen zu werden Königliche Prinzen, fremde Geſandten, Künſtler, Gelehrte oder Geſchäftsmänner jedes Ranges, Gräfinnen und Schauſpielerinnen — ſich gleich eifrig bemühten; und wo jeder von ihnen nicht mehr Werth, aber auch nie weniger hatte, als er ſelbſt durch ſeine gebildete Perſönlichkeit geltend zu machen vermochte. —

Sie kannten dieſen Kreis nicht in ſeinen früheſten Blüthenjahren, lieber Varnhagen, denn als Sie die nähere Bekanntſchaft unſerer Freundin machten, waren die meiſten Mitglieder deſſelben, vorzüglich viele des alten Stammes, ſchon durch den anbrechenden Zeitſturm aus einander geſprengt. Aber alle, die ihm einſt angehörten — wie ſchmerzlich und ſehnſuchtsvoll vermißten wir nicht überall dieſe Frühlingsmomente eines geſelligen Vollgenuſſes, in der öden Ferne des einſamen Spätherbſtes. Ja! ſie ſelbſt, die Schöpferin jener Glückſeligkeit, theilte ja mit uns dieſe Sehnſucht nach einer ganz einzigen Vergangenheit, die ſich nicht wieder zurückzaubern ließ in die verwandelte Gegenwart. In einer viel ſpäteren Zeit, und in ganz neuen Verhältniſſen ſchrieb ſie mir nicht ohne wehmüthige Erinnerungen: „Alles Uebrige wäre denn recht gut; aber ich vermiſſe unendlich, ſchmerzlich, ertödtend, meinen alten Umgang, und kann mir keinen ähnlichen mehr aus dem neuen bilden. Von der Seite werde ich alſo ewig darben.“ —

Und wie ſollte ſie nicht vermiſſen, was ſie vermuthlich in allen Ländern vergebens geſucht hätte? Ich wenigſtens, der ich doch auch ziemlich in der Welt herumgekommen bin, und überall nichts ſo angelegentlich zu erforſchen geſucht, als den herrſchenden Geſellſchaftston, im Allgemeinen ſowohl, als in den Freimaurer-Vereinigungen des vertraulichen Umgangs, muß offenherzig bekennen, daß ich nie und nirgends einen Kreis angetroffen, der ſich ſo ausgezeichnet hätte durch gediegene Unterhaltung, tiefgeſchöpfte Bemerkungen über das Leben, die Welt und die Menſchen, ja durch geiſtreichen Scherz, und oft ſprudelnden Witz — als Rahels mir ewig unvergeßliches Dachſtübchen. —

Mit dem allen ſei aber keineswegs behauptet, daß die Wahl ihres Umgangs die höhere Bildung gewiſſer Klaſſen der Geſellſchaft ausſchließend begünſtigt hätte. Den Großen und Vornehmen wurde ihr Stand eher verziehen, als zu gute gerechnet, und ihr brennender Durſt nach Kenntniß der Menſchheit durch die Menſchen erlaubte ihr keine franzöſiſche Gränzlinie zu ziehen zwiſchen Adel und Bürgerlichkeit — im geiſtigen Sinne. Dies anzudeuten, wiederholte ſie mir einmal Schiller's Verſe:

> „Ungleich vertheilt ſind des Lebens Güter unter der Menſchen flücht'gem Geſchlecht: aber die Natur, ſie iſt ewig gerecht!"

und ſetzte dann hinzu: „Ich bin wie die Natur!"

Ihre friſche Beweglichkeit in der Außenwelt, auf Reiſen, im Schauſpiel, oder auf Sammlungsplätzen des öffentlichen Vergnügens, brachte ſie daher auch in Berührung mit Perſonen, welche ihr grade eine beſondere Theilnahme einflößten, die wir einſeitiger Gebildeten nicht immer aneignen konnten. Aber auch das war vorzüglich auszeichnend in ihrem oft bunten Geſellſchaftskreis, daß jeder Neuhineingezogene ſogleich mit dem Ganzen verſchmolz, und daß der unläugbar feine Ton ihrer Umgebung dadurch auch nie auf das leiſeſte verſtimmt wurde.

Wohl hörte man ſie irgend einmal mißlaunig ausrufen: „Ach! was ſoll ich denn mit all den neuen Menſchen? kenn' ich ſie denn nicht ſchon alle mehr als zu gut?" — Aber darauf hätte es keiner wagen dürfen, ſie etwa ganz einfältig zu ermahnen, ihren Kreis einzuſchränken, und ſich mit dem Umgang einiger Auserwählten zu begnügen, denn ſpöttiſch möchte ſie vielleicht darauf geantwortet haben: „Wie wißt ihr denn, ob ich nicht allenfalls noch beſſer wählen kann?" —

Denn die Menſchen in Maſſe, wie im Einzelnen, waren und blieben doch ihre unermüdete Liebhaberei. „Sie ſind doch alle verſchieden", ſagte ſie wohl dann wieder, und unſtreitig mochte ſie gerade dieſe Liebhaberei auch bisweilen nachſichtiger machen bei der Wahl ihrer bloß geſellſchaftlichen Umgebung. Als ſie Schleiermacher'n einmal vorwarf, daß er ſie ſo ſelten beſuchte, und dieſer ſcherzend antwortete: „Ja, wenn Sie nur nicht ſo viel ſchlechte Geſellſchaft ſähen, mit der ich durchaus nichts anzufangen weiß“, — erwiederte ſie lächelnd: „Aber das iſt eben Ihr Fehler. Mit allem muß der Denker etwas anzufangen wiſſen, nur auf ſeine eigene Weiſe. Wären Sie ſelbſt, bei all Ihren trefflichen Anlagen, und Ihrem übermächtigen Geiſt, wohl ein ſo großer Gelehrter und ein ſolcher Vielwiſſer geworden, wenn ſie nicht ſehr viel ſchlechte Bücher geleſen hätten? Nicht durch dieſe Bücher, aber bei Gelegenheit derſelben, durch das eigene Sichten und Bearbeiten jenes dummen und platten Inhalts, haben Sie ihren eigenthümlichen Genius ſo vielſeitig und ſelbſtſtändig ausgebildet. Warum beurtheilen Sie meine ſchlechte Geſellſchaft nicht eben ſo? Fragen Sie nur Brinckmann, den habe ich endlich gelehrt, Menſchen aller Art zu leſen oder durchzublättern.“ —

„Man kann nie Welt- und Menſchenkenntniß genug haben“, ſagte ſie oft, „um ſelbſt die alltäglichen Verhältniſſe des Lebens richtig zu beurtheilen und zu behandeln. Der Verſtand und die Lehrbücher reichen bei weitem nicht hin. Mit Geiſt und Herz muß man aufſuchen und zuſammenleſen, was die Natur mit unendlichem Reichthum überall vertheilt, die Wirklichkeit ſo armſelig zerſplittert, oder einſchränkt. Shakeſpeare verſtand das, und weil er ſo groß war, ſelbſt in Behandlung des niedrigſten Stoffes, hielt ihn Voltaire für gemein. Und Goethe! Hat er wohl das arme bürgerliche Gretchen weniger verherrlicht, weniger anziehend dargeſtellt, als Iphigenia, oder die Fürſtinnen von Ferrara? Kennen mußte er alſo doch die eine, wie die andere, um aus beider lebendigſter Eigenthümlichkeit das rein Menſchliche zu läutern und zur Kunſtſchönheit zu erheben. Er wußte, weil er es gefühlt hatte, daß ein niedriges, aber engelſchönes Clärchen das ganze große Heldenherz eines Egmont ausfüllen konnte, weil dieſer Egmont, wie der Dichter ſelbſt, nicht blos geiſtreich ehrgeizig und erhaben war, ſondern auch «ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem beſten Herzen, das auch er ganz kennt, und mit voller Liebe und Zutrauen an das ſeine drückt.» (Goethe's Egm.) Für die höhere Kunſt giebt es in der ganzen Menſchheit nichts Niedriges, außer der rohen Sinnlichkeit und der vornehmen Sittenverwilderung; und gerade dieſen lieh Voltaire nur allzugroßmüthig den Strahlenkranz ſeiner Muſe. Verhält es ſich aber mit dem Leben anders, als mit der Kunſt? Nur adle man den Pöbel nicht zum Volk; der Grundirrthum alles jetzigen Geträtſches über Freiheit und Gleichheit! Wer möchte dem Volke nicht lieber angehören, als dem Hofgeſindel? Der freien Natur nicht lieber, als dem zugeſtutzten Kunſtgarten? Die Dummen begreifen das freilich nicht; aber auch die bloß Klug-Gebildeten wollen es nicht gerne Wort haben, damit ſie für Geiſtes-Adel gelten, und berechtigt ſcheinen mögen, den bürgerlichen Reichthum zu verachten, wie ſehr ſie ſolchen auch heimlich beneiden. — Ich verachte wahrlich nicht die Feinheit, den Geſchmack und die anziehende Art und Weiſe, die man oft vorzugsweiſe in der großen Welt antrifft. Denn dieſe Formveredelung des Lebens und des Umgangs gehört urſprünglich jeder höheren rein menſchlichen Ausbildung; und was verhinderte uns denn die ſchöne Welt überall anzubauen, auch außerhalb der großen? Aber ſelbſt wenn in dieſer letzteren jene ſittliche Veredelung der äußeren Verfeinerung nicht zur Grundlage dient, ſo erinnert ſie wenigſtens unwillkürlich daran; und ſchon das iſt kein gleichgültiger Vorzug des guten Geſchmacks. Nur die eigentlichen im alltäglichen Sinne ſogenannten «Leute von Welt», dieſe anſpruchsvollen Titusköpfe einer gekräuſelten Ziererei, die ſich einbilden, allein und ausſchließend allen Reichthum des ſchönen Lebens der Kunſt und der Dichtung in Erbpacht genommen zu haben — nur dieſe ſind mir ein Gräuel; denn ſie ſind von allen die leerſten, die eingeſchränkteſten und die armſeligſten Welt- und Menſchenkenner. In allen Ländern ſind ſie ganz eigentlich. — «Ausgewanderte Franzoſen», welche die Landesſprache der Menſchheit zu lernen verſchmähen, und von der Geſchichte, den Sitten und Gebräuchen derſelben nichts wiſſen, als durch platte Ueberſetzungen, welche ihre eigenen unwiſſenden Glaubensgenoſſen hie und da verſucht haben — den hochberühmten La Rochefoucauld mit einberechnet. Dieſe «grauen Schüler», wie Schiller ſeinen Philipp ſo glücklich nennt, kennen kaum die Frakturbuchſtaben gewiſſer Stände oder Amtsverhältniſſe, und ich möchte ſo gerne alle Menſchen in der flüchtigſten Handſchrift leſen können. — Ach! wohl fühl' ich, was ja ſchon unſeren großen Meiſter ſchmerzlich genug beängſtigt hat:

> «Ich zittre nur, ich ſtottre nur, und kann es doch nicht laſſen.» —"

Hierüber war Rahel unerſchöpflich; und auf dieſe allumfaſſenden Anſichten des Lebens, auf dieſe Thalquellen der Menſchenkenntniß kam ſie immer wieder zurück, ſo oft von engerem oder ausgebreiteterem Umgang die Rede war. —

Auch darum war ihr Goethe der erſte aller Dichter, ihr einziger Lehrer! „Der hat «ſeinen ganzen Menſchen» mit an den Hof gebracht", ſagte ſie, „und ſich dort wahrhaftig nicht einen neuen bordiren laſſen. Seinen Reichthum hat er dort nicht eingeſammelt, ſondern überall. Sein Gold hat er dort nicht umprägen laſſen zu Schaumünzen für reiche Liebhaber, ſondern wohlthätiger ausgemünzt zu vollwichtigen Thalern und Groſchen, die im Handel und Wandel umlaufen, und auf dem Markte gelten, wie am Spieltiſch, weil jeder ſie nach ſeinem Bedürfniß einwechſeln und wieder ausgeben kann."

— „Solche Menſchenkenntniß wie Goethe's", ſagte ſie ein anderesmal, „kommt einem nicht angeflogen, wenn man ſich in engliſchen Wagen durch die Welt wiegen läßt. Dazu muß man zu Fuße gehen, mit Weiſen, oder mit luſtigen Geſellen, wie es kommt; nicht «die Cour machen», ſondern Liebſchaften haben, immer friſche und lebendige, nachdem derſelbe Werther ſich längſt ſchon erſchoſſen hat. Man muß ſich nicht anmelden laſſen, oder Karten abgeben bei vornehmen und hochberühmten Philoſophen, um gehorſamſt nachzufragen, wie ſich die Menſchheit befindet? man muß ſie ſelbſt aufſuchen, ſie mag zu Hauſe ſein, oder ausgebeten; und ohne anzuklopfen ſich heimiſch niederlaſſen bei Kranken und Geſunden, und ſo allen ganz unvermerkt nach dem Pulſe fühlen. Man muß hinhorchen, wo die Dummheit ſalbadert, oder die Klugheit, weil beide doch hie und da irgend einen geheimen Sinn verrathen möchten. Man muß am Schlüſſelloche lauſchen, auch in der armſeligſten Hütte, wo unſere alltäglichen Beobachter kaum ein Schloß vermuthen. — So lernt man, ſo weiß man endlich etwas von dem Vielen, — was wir doch am Ende nie gründlich und vollkommen erfahren. — Nennet mir aber, unter allen unſeren Dichtern Einen ſolchen reichen und vornehmen Fußgänger außer Goethe'n! Was der nicht weiß, werden wir wohl ſobald nicht erfahren!" —

„Schade!" ſagte einer von uns, „daß Fauſt nur ein Bruchſtück geblieben iſt!" — „Schade?!" rief Rahel; „iſt denn das nicht ſein größtes Verdienſt? Iſt er denn nicht eben dadurch ein ſo ſprechendes Bild der ganzen inneren Menſchheit, die mit all ihren Höhen und Tiefen, ihrem Steigen und Sinken, ihren Ahnungen und Räthſeln, für uns doch wohl ein ewiges Bruchſtück bleiben wird, ohne Auflöſung und beruhigende Entwickelung. Goethe darf kaum dies Gedicht fortſetzen, wenn das Nachbild dem Urbilde getreu bleiben ſoll; daß er es nicht zu einem übereinſtimmenden Ganzen vollenden kann, — dafür hat Gott geſorgt; oder, wenn Ihr wollt: der Teufel — durch den Sündenfall." —

Nach dieſem ſo ſinnigen und beſtimmten Wort möchten wir wohl zweifeln, ob Rahel durch den ſpäter erſchienenen zweiten Theil des Fauſt ſich für widerlegt halten würde. —

So anmuthig und belehrend entwickelte ſie oft mit Ernſt und Laune ihre eigenthümlichen Anſichten in dem geſchloſſenen Kreiſe ihrer theilnehmenden Freunde und Vertrauten. — Kürzer, oder ausführlicher, wenn auch vielleicht nicht immer mit den nämlichen Ausdrücken, deren ich mich hier bedient habe, um ihre oft abſpringenden Sinnſprüche zuſammenhängender mitzutheilen. Und doch möchten wohl auch dieſe, vorzüglich die ihr eigenthümlichen und am meiſten bezeichnenden ſelten genug von mir gegen gleichgültigere ausgetauſcht worden ſein. Gewiß wird keiner, der ihrer vertrauten Geſpräche zu meiner Zeit gewürdigt wurde, mich einer unrichtigen Auffaſſung ihrer Denkart und Meinungen zeihen. —

Mit ſo ſtrengen und hohen Forderungen an die ihr genügenden Welt- und Menſchenbeobachter, iſt es ſehr natürlich, daß ſie keinen ſonderlichen Werth legte auf jene franzöſiſchen Schönſchreiberinnen, die eine ſo feine und ſcharfe Menſchenkenntniß aus dem Umgange mit dem Hofe und den höheren Ständen geſchöpft haben wollten. Geleſen hatte ſie alle derſelben, und, wie ſie ſich einmal ausdrückte, „aufmerkſam genug, um auch hie und da etwas Vernünftiges hineinzuleſen; weil der klare ſchöne Styl die dicke Dummheit und Verworrenheit der Begriffe doch nicht recht zu Worte kommen ließe“; — aber gewöhnlich fertigte ſie eine ſolche „Hoch- und Wohlgeborene Denkerin“ kurz ab; oft wohl mit einem mitleidigen Achſelzucken: „Die hätte auch manches in meinem Dachſtübchen lernen können. Etwas mehr bin ich doch!“

Und wohl hatte ſie Recht. Wie unendlich viel mehr war ſie nicht! — Wie ſie aber dies war, und wie ſie es geworden, hätte vielleicht keiner, der ſie noch ſo genau kannte, glücklicher entwickeln können, als Schiller in einem ſeiner Briefe „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchengeſchlechts.“ —

„Je vielſeitiger“, ſagte er, „ſich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieſelbe iſt, und je mehr Fläche ſie den Erſcheinungen darbietet, deſto mehr Welt ergreift der Menſch, deſto mehr Anlagen entwickelt er in ſich. Je mehr Kraft und Tiefe die Perſönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, deſto mehr Welt begreift der Menſch. Wo ſich dieſe beiden Eigenſchaften vereinigen, da wird der Menſch mit die höchſten Fülle von Daſein, die höchſte Selbſtſtändigkeit und Freiheit verbinden; und anſtatt ſich an die Welt zu verlieren, dieſe vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit der Erſcheinungen in ſich ziehen, und der Einheit ſeiner Vernunft unterwerfen.“

Vorzüglich mit Bezug auf Rahel waren mir dieſe Zeilen beim erſten Leſen als wahr und treffend aufgefallen. Ich ſchickte ihr das Buch, die obige Stelle unterſtrichen, mit der Frage, wie ihr das wohl gefiele? und als ich es zurückbekam hatte ſie, wie nicht ſelten mit ſcherzendem Stolze, an den Rand geſchrieben: „Ja! ſo iſts, denn ſo bin ich!" —

Für Sie, lieber Varnhagen, brauche ich wohl kein Wort zu verlieren über dieſes bekräftigende „denn"; wir ſind beide hinlänglich überzeugt, daß dieſer ſcherzende, bisweilen auch wohl ganz ernſthaft gemeinte Stolz bei ihr nicht die geringſte Beimiſchung von Eitelkeit hatte, oder von Ueberſchätzung ihres eigenen Werthes. Es war die natürliche Unbefangenheit eines vorzüglichen Geiſtes und einer geſunden Seele, welche beide die heuchelnde Ziererei mit der eigenen Perſönlichkeit albern und verächtlich fanden. —

Sie konnte nie begreifen, „warum man furchtſamer von ſeinen geiſtigen Eigenthümlichkeiten ſprechen ſollte, als von ſeiner körperlichen Geſundheit, ſeinen blauen Augen oder ſeinem dunkelbraunen Haar." Wohl aber wußte ſie, vor wem ſie das that; und mit jenem Morgenhäubchen der Vertraulichkeit ging ſie wahrlich nicht in's Schauſpiel oder auf den Ball. Wer wußte beſſer als ſie, wo der Schleier hingehörte, und wo er bloß unnütz und unbequemlich war? War es denn Stolz, wenn ſie ihre Schwächen, ihre „Seelenkrankheiten" eben ſo freimüthig ihren Vertrauten, nicht bloß eingeſtand, ſondern auch auf ſolche aufmerkſam machte, mit denen manche gefallſüchtige Frau noch allenfalls hätte prunken können, als mit Schönpfläſterchen empfindſamer Ziererei? Schrieb ſie mir doch wenige Jahre vor ihrem Hinſcheiden: „Freilich beſitze ich noch meine ganze Kraft, meinen ganzen inneren Werth, aber auch alle meine unheilbaren Schwächen und Ungeſchicklichkeiten, die Sie kennen, und über welche Sie mich oft ſo gutmüthig tröſteten. Aber ſie ſind immer noch da, und werden mich martern, bis das Herz keinen Schmerz mehr empfindet und keine Freude." Und ein anderesmal wie rührend! — „Halten Sie mich, nach dem Obigen, auch nicht für zu ſtolz? Ach, lieber Brinckmann, man iſt nicht ſtolz mit Thränen in den Augen, wie ich dieſen Brief ſchreibe."

Nein! Ihre Unbefangenheit hatte keine Ahnung von kleinlicher Eigenliebe oder abſprechendem Stolze. Wie wir anderen ohne Unbeſcheidenheit geſtehen können, daß wir Griechiſch wiſſen, wenn wir mit Gelehrten ſprechen, ſo verheimlichte auch ſie nicht ihre tiefere Menſchenkenntniß, ihren durchdringenden Scharfblick vor denjenigen, die Sinn hatten für ihre ſeltene Eigenthümlichkeit und würdig waren, von ihr belehrt und gebildet zu werden. Mit der geputzten Mittelmäßigkeit ſprach ſie von dem neueſten Schauſpiel, von den „Wunderaugen der Marchetti“, oder von dem Iphigenien-Schleier der Unzelmann. —

Vielleicht gehörte aber auch eine ſolche Allſeitigkeit des Geiſtes dazu, wie die ihrige, um auch aus noch ſo gemiſchten Geſellſchaftsverbindungen nicht bloß Vergnügen, ſondern Nutzen zu ſchöpfen. So reich ihre Menſchenkenntniß war, ſo bewunderungswürdig gewandt und leicht abgewogen war ihre Behandlung der verſchiedenſten, ſich einander oft völlig widerſprechenden Karaktere. Beluſtigend durch ihren Witz und ihre ſcherzhafte Laune; liebenswürdig durch die Herzlichkeit ihrer Theilnahme an allem Guten und Schönen; anziehend durch anſpruchloſe Gutmüthigkeit, die mit jedem Kinde ſpielte, wie mit „lebenden Blumen“; und doch dabei ehrfurchtgebietend, durch eine Geiſtesüberlegenheit, die für den Kenner überall durchſchimmerte. — So genügte ſie den ſtrengen Forderungen des erhabenſten Genius, wie der fröhlichen Unbefangenheit alltäglicher Vergnügungen.

Sie wiſſen, wie ſehr Goethe ihren ſeltenen Werth anerkannte, und ihren Umgang liebte; und doch war dieſes, ſobald er ſie einmal kannte, leichter zu erwarten, als daß Fürſt De Ligne, ſelbſt ein unerreichtes Muſter geiſtreicher Liebenswürdigkeit aus der Blüthenzeit des Franzöſiſchen Hoftons, ſo viel Sinn haben ſollte für dieſe ächte gediegene Deutſche. Zwiſchen ihr und Goethe ließ ſich eine Wahlverwandtſchaft des Geiſtes und der Geſinnungen vorausſetzen, aber für De Ligne hätte ihre höchſte Eigenthümlichkeit durchaus fremd bleiben müſſen, wenn ſie ihn nicht erſt durch ihren leichten Witz und ihre anmuthige Lebensgewandtheit aufmerkſam gemacht hätte auf die erſtere. So lernte er ſchnell genug auch dieſe ſchätzen, und bei jedem Wiederſehen fand er unſere Freundin immer von neuem einzig anziehend und liebenswürdig, wie Briefe und Gedichte von ihm an ſie hinlänglich bezeugen.

Eine größere Eroberung war aber unſtreitig die Frau von Stael; und Sie wiſſen vielleicht nicht, wie ſchnell, dieſe geiſtreichſte aller Franzöſinnen gleich nach der erſten Bekanntſchaft bis zur Bewunderung hingeriſſen wurde von der unverkennbaren Ueberlegenheit unſerer anſpruchloſen Freundin. *) Die berühmte Reiſende hörte nämlich in Berlin den Prinzen Louis von Rahel ſprechen als von einer Perſon, welche, „wie man verſicherte“, in jedem Lande unter den Höchſtgebildeten Aufſehen erregen und Eindruck machen würde. Da die Stael dem fürſtlichen Urtheil nicht recht zu trauen ſchien, wandte ſie ſich im Vertrauen an mich: „Que penséz-vous de cette prétension? Une petite Berlinoise qui ferait de l'effêt dans les cercles de Paris! Vous la connaisséz sans doute; trouvéz vous donc, qu'elle a tant d'esprit?“ — „De l'esprit?“ antwortete ich ihr: „il vaudrait bien la peine de la préconiser tant, si elle n'avait que de l'esprit. Mais, selon moi, son génie ferait certainement de l'effêt à

---

*) Rahel hat die Frau von Stael nicht zuerſt in Berlin, und nicht nur Einmal, geſehen, ſondern ſchon früher ein paarmal in Paris. In einem erſt jetzt gefundenen Briefchen vom Jahre 1804, als Frau von Stael eben in Berlin war, ſagt Rahel:

„Je serai assez charmée de faire la connaissance de madame de Stael; mais je l'ai lue; et j'ai assouvie la curiosité qu'on a de connaître une personne intéressante. Je l'ai vue deux fois très bien et très-parlante chez les Humboldt à Paris: elle m'a même parlé, et de Brinckmann aussi; mais elle m'a oubliée. Mais voilà tout! Une intime connaissance n'est presque pas possible. Mais comme elle fait la pluie et le beau temps dans ce moment, je me promènerai assez volontiers dans sa saison. Elle ne m'échappera pas! Savez-vous pourquoi elle parle aussi toujours d'Urquijo? parce qu'il est Espagnol, son héros dans Delphine l'est aussi. Elle croit qu'ils aiment bien! Et Dieu sait qu'elle idée elle se fait des filles d'Abraham!“ — .

Athènes même, si la Grèce existait encore. Qui dit donc de Madame de Stael qu'elle a beaucoup d'esprit?" — „Ah! Vous la comparéz donc à moi? Cela n'est pas mal. A-t-elle écrit quelque chose?" — „Non! je crois même, qu'elle ne le fera jamais; mais il serait à souhaiter, qu'elle pût inspirer son génie à vingt auteurs, qui en manquent." — „Mais vous êtes fou, mon ami! C'est à dire: vous êtes Allemand; fanatique en amitié, comme en philosophie; mais enfin il faut connaître cette merveille; et vous me donneréz une soirée avec elle." — Bald darauf trafen ſie ſich bei mir in einer großen Geſellſchaft, wo ich alles eingeladen hatte, was der Verfaſſerin der Delphine mehr oder weniger Theilnahme einflößen konnte: Königliche Prinzen, Gelehrte jeder Farbe, Frauenzimmer vom Hofe, Fichte, die Unzelmann, Iffland, mit Anderen; aber kaum war Rahel der Frau von Stael vorgeſtellt worden, als ſie ſich mit dieſer in die Ecke eines Sophas ſetzte, wo ſie ſich über anderthalb Stunden mit ihr ganz allein unterhielt, ohne ſich um die ganze übrige Geſellſchaft zu bekümmern. Späterhin kam ſie ganz ernſthaft zu mir und ſagte: „Je vous fais amende honorable: vous n'avez rien exagéré. Elle est étonnante! Je ne saurais que répétér, ce que j'ai dit millefois pendant ce voyage; que l'Allemagne est une mine de génie, dont on ne connait nulle part les richesses, ni la profondeur. Vous êtes bien heureux de posséder ici une amie pareille. — Vous me communiqueréz ce qu'elle dira de moi." — — „En attendant Madame! je vous communiquerai ce qu'elle a dit de vous, il y a longtems; après la première lecture de votre ouvrage «sur les Passions»." — „Voilà, me dit elle, une femme qui saurait tout, si elle était Allemande; j'espère, qu'elle le deviendra un jour, car le malheur est, qu'en fait de philosophie il faut absolument savoir tout, pour bien savoir quoi que ce soit." — „Ah! mon dieu!" rief Frau von Stael, „que cela est juste! Elle a bien raison; j'étais loin alors de savoir tout. Mais je vaux mieux à présent.“ Hierauf winkte ſie Rahel herbei. „Ecoutés, Mademoiselle! Vous avez ici un ami, qui sait bien vous apprécier, comme vous le meritez, et si je restais ici, je crois, que je deviendrais jalouse de votre *supériorité*.“ — „*Vous*, Madame?“ lächelte Rahel; „Oh! non; je vous aimerais tant, et cela me rendrait si *heureuse*, que vous ne deviendriez jalouse que de mon *bonheur*; car qui pourrais jamais vous en inspirer un pareil?“ —

Wenn aber die Hochgebildete durch dieſe glänzende Kunſtfertigkeit ihres Geiſtes alle Erſcheinungen des äußeren Lebens mit Leichtigkeit in ſich aufnahm, wenn ſie ſolche verſchönert zurückſtrahlte auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, denen ſie oft ausſchließend anzugehören ſchien; wenn ſie folglich ihre Ueberlegenheit überall geltend zu machen vermochte, ohne jemals durch dieſe, weder die Beſcheidenheit, noch die Liebe zurückzuſtoßen, womit die Weiſen und Guten ihr ſo willig entgegenkamen, — wie *wenig* war doch dieſe Kunſtfertigkeit ihres Geiſtes gegen die hohe Begeiſterung ihrer eigenthümlichen Perſönlichkeit, in der ſtillen Heimath ihres ſchönen Gemüths und ihres heilig klopfenden Herzens? Hier war es, wo der ganze Reichthum dieſer großen Seele nur mit Eingeweihten getheilt wurde, und wo alle Strahlen ihres flammenden Genius ſich in Einem Brennpunkt vereinigten, um uns Glückliche nicht bloß zu *erleuchten*, ſondern ich möchte wohl ſagen, um unſer geiſtiges und ſittliches Leben mit dem ihrigen zu verſchmelzen. Hier war es wo *mir* wenigſtens die *Freidenkerin* zugleich als eine *Heilige* erſchien, die nicht bloß die zärtlichen, ſondern ſelbſt die kränklichen Gefühle der unmündigen Unſchuld mit den Anforderungen der reinſten Vernunft ausglich und verſöhnte. — Und in dieſer ſtillen Heimath hat ſich ja auch in mir *alles* ausgebildet und veredelt, was mich allenfalls würdig machen mochte, von einer ſolchen Muſe der zartſinnigſten *Wahrheit* begeiſtert zu werden. —

Daher zwiſchen uns beiden dieſe anziehende *Verſtandesvertraulichkeit*, die bei mir bald leidenſchaftlich wurde, wie eine *Liebe*; aber von ganz eigenthümlicher Art, weder ſinnlich noch platoniſch, ſondern, ich möchte ſagen: geiſtkräftig und hochmenſchlich.

Und daß ich dieſes Glaubensbekenntniß nicht jetzt erſt ablege, da der Schmerz über die Verlorene jede ihrer Eigenſchaften verklärt, jedes Gefühl der Dankbarkeit und Sehnſucht in mir vergeiſtigt, — davon können ſie ſich am beſten überzeugen durch eins meiner Gedichte: „An die Vertraute“, das wenigſtens einen Schattenriß der Vortrefflichen enthielt, den ſie ſelbſt damals für ähnlich und getroffen erklärte. (Es iſt die Elegie des zweiten Buches.)

Die Alltagswelt hätte ſie freilich, auch unter dem ſprechendſten Bilde nicht erkannt. Denn für dieſe blieb ſie immer mehr eine Merkwürdigkeit, als das Urbild der reichſten und ſeelenvollſten Eigenthümlichkeit. Wie Goethe's Muſe, wurde ſie mißverſtanden; nicht ſelten von den nämlichen Perſonen, welche in beiden nicht begreifen konnte, wie für ſie —

„Des ſchnellſten Lebens lärmende Bewegung nur ein leichter Flor ſei,
durch den ſie des Daſeins edlere Geſtalten immerfort, wie in Wolken erblickten.“

Uns, den Eingeweihten ihrer höheren Unſchuld, die bei Gott! etwas Edleres und Köſtlicheres war als die dürftige, gefallſüchtige Tugend der Menge, uns leuchtete dieſe, auch bei ihrem vielſeitigen Spiele mit den flüchtigen Vergnügungen des Augenblicks —

„Ueberall freundlich und treu, wie durch des Nordlichts
bewegliche Strahlen ewige Sterne ſchimmern. —

Als ich einmal Goethe's Epigramme auf ihrem Tiſche fand, zeigte ſie mit dem Finger auf folgendes:

„Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder! Ihr Götter!
wiſſet, und wiſſt nicht allein, daß ich auch fromm bin und gut!“

„Das bin ich“, ſagte ſie, „wie die Dummen mich beurtheilen, und wie Sie mich kennen! Allenfalls auch die Götter.“

Und wohl kannte ich ſie ſo. Fromm und gut, wie wenige ihres Geſchlechts; ob ſie gleich als Menſch und als Denkerin ſo hoch über ihnen ſtand, daß man ihr jeden Stolz, jede Verachtung ihrer meiſten alltäglichen Umgebungen hätte verzeihen können. Der Frommen und Guten konnte ſich jedes Herz vertrauen; der Geiſtreichen, der Scharfblickenden konnte ſich keine Unlauterkeit verbergen; auch nicht die leiſeſte, oder ſchlaueſte Gemeinheit. Und die ſtrenge Rüge ſolcher Ungezogenheit des inneren Menſchen mochte wohl frech ſcheinen den Dummen, die ſelbſt keine andere Beſcheidenheit anerkennen, als um Schonung bettelnde Feigheit. Für den unbefangenen Wahrheitsfreund, ſelbſt den unbedeutenden, war ihre Ueberlegenheit nie drückend, vielmehr wußte ſie alles Beſſere, alles ſelbſt ihm Unbekannte, aus ihm hervorzulocken, ja wohl gar heiter und gutmüthig als ein Gaſtgeſchenk von ihm zu empfangen.

In meiner Seele las ſie, wie in einem offenen Buche mit breiten Rändern, wo ſie überall etwas hinzuſchrieb und verbeſſerte; und wo irgend die Handſchrift meines unruhigen Geiſtes mir ſelbſt unleſerlich ſchien, entzifferte ſie ſolche oft ſchneller und fertiger als ich ſelbſt.

Darum war und blieb ſie für mich unter allen Umwälzungen meines Schickſals und meiner Verhältniſſe — Friedrich **die** Einzige, wie ich ſie wohl manchmal im Scherz nannte; die Freundin ohne Beiwort und Zuſatz. Und das trotz der Vielen, welche ich in allen Ländern neben ihr verehrt, geliebt, bewundert und angebetet habe; trotz der eben ſo vielen, welche ihr in der nämlichen Zeit Empfindungen jeder Farbenmiſchung einflößten; — denn was ſie mir war, konnte mir dadurch nicht entriſſen, ja nicht einen Augenblick verkümmert werden. „Bin ich doch", ſagte ſie mir einmal, „nicht bloß Ihre Freundin, ſondern auch Ihr Freund, und einen treuern hatten Sie nie."

Viele mögen ſie oft lebhafter beſchäftigt haben, als ich; ſie vielſeitiger angezogen, ſie wenigſtens eine Weile fröhlicher unterhalten, aber darauf möchte ich gerne ſtolz ſein, daß ſie wahrſcheinlich mit keinem bloßen Freunde inniger, ich möchte ſagen häuslicher vertraut geweſen als mit mir. Eben deswegen war ſie vielleicht ſtrenger gegen mich, als gegen viele, nicht ſelten unbedeutende Günſtlinge des Augenblicks, welche ſie bisweilen mit einer ſchonenden Nachgiebigkeit, ja mit einer Selbſtverläugnung behandelte, auf die auch der beſte keine Anſprüche hätte machen dürfen. Mir hingegen ließ ſie nichts hingehen, verzieh ſie nicht die mindeſte Alltäglichkeit der Anſicht, oder der Geſinnung, und rügte mit Ernſt, was ſie an mir mißbilligte. Schmeichelhaft genug beantwortete ſie jedoch einſt meine unbefangene Anmerkung über dieſen anſcheinenden Widerſpruch: „Das wundert Sie? Wiſſen Sie denn doch nicht, daß die bloße Neigung ihre Kinder verhätſchelt, unbekümmert, was daraus wird, die Achtung hingegen die ihrigen durch Zucht und Strenge veredelt?“

Furchtſam, oder minder offen gegen ſie machte mich dieſe Strenge nicht; denn wer hätte mir wohl ein ſo gränzenloſes Vertrauen einflößen können, wie dieſe liebevolle Verſtandes- und Herzensfreundin? Aber meine Ehrfurcht vor ihren höheren Geiſteskräften war ſo tief gewurzelt, daß es nicht leicht zu irgend einem Meinungsſtreit zwiſchen uns kam, wie ſehr auch unſere Anſichten bei gewiſſen Gelegenheiten ſich durchkreuzen mochten. Sie konnte in meinen Augen nicht leicht Unrecht haben, ich hingegen ſehr leicht zu kurzſichtig ſein, wenn mir die Gegenſtände ihres Adlerblickes noch nebelicht erſchienen. Ich hielt eher meinen Standpunkt für zu niedrig, als den ihrigen für unſicher. Dann ſchwieg ich mit nachſinnender Beſcheidenheit, wiewohl das ihr nicht eben recht war. „So ſprechen Sie doch!“ ſagte ſie bisweilen; „was liegt mir denn am Rechthaben? Vielleicht verſtehen Sie mich nur nicht; und das kann ja eben ſo leicht mein Fehler ſein, wie der Ihrige. Dem wird ja eben abgeholfen durch Streiten, nicht aber durch eine übertriebene Beſcheidenheit, welche Sie lieber an andere abgeben können, die ſolche eher vonnöthen haben möchten. Mit wem ſoll ich denn ſtreiten und zanken, wenn nicht mit Ihnen? Heimtückiſch und unredlich werden wir einander doch nicht verwunden.“

Spöttelnd — witzig ſchrieb ſie mir einmal über dieſe meine ſchüchterne Ehrfurcht vor ihr, als vor einem höheren Weſen: „Ihr geſtriger Brief hat es wieder recht darauf angelegt mir meine, von Ihnen ſo hoch geprieſene Ueberlegenheit verdächtig zu machen. Oder ſpielen Sie falſch? und wollen mir meine Künſte nur ablauern, und ſolche wider mich ſelbſt kehren? Das ſoll Ihnen doch wohl nicht gelingen. Wenn Sie ſich im Verhältniß zu mir ſo gar ſchwach darſtellen, und mich ſo hoch über ſich erheben, ſo könnte das auch boshaft genug ſcheinen. Denn dadurch machen Sie mich eigentlich zu einem Götzenbild und ſich zum lebenden Menſchen. Nicht übel ausgedacht! denn dem letzteren mag es unter anderem auch ſchön vorkommen, ſich einmal zu ſammeln, zu bewundern, zu fürchten und anzubeten. Was verliert er dabei? vorzüglich wenn er ſich heimlich geſteht, daß er „das goldene Kalb“ doch ſelbſt gegoſſen hat. Der kleine Hausgott aber, wenn er nicht von Gold, oder Marmor iſt, ſondern von Fleiſch und Blut, könnte ſich's einfallen laſſen in ſeinem hirnloſen Köpfchen an dieſe Anbetung ſeiner ſelbſt zu glauben, und würde dadurch ſein eigener und aller Leute Narr. — Dafür bedank' ich mich ſchönſtens. Ich habe mich in der allgemeinen Weltnoth nur Einer Göttin ganz hingegeben: der Wahrheit; die rettete mich überall, die ſoll mich auch diesmal vor Ihnen retten. Sie hat mir immer geboten, aufrichtig gegen Sie zu ſein; und dieſe Aufrichtigkeit muß Sie in jedem Verhältniß zu mir beruhigen, befriedigen, ſtolz und freimüthig machen; — oder ich bin wirklich werth in einem Kapellchen zu ſtehen, und die Augen vor meiner eigenen Glorie zu ſchließen. Kennen wir einander denn nicht durch und durch, und wiſſen ungefähr was wir gelten? Auf Heller- und Pfennige-Berechnung kömmt es eben nicht an; genug wir haben beide zu leben, und ſo können wir recht gut und ohne gegenſeitige Ziererei, einander zu Gaſte bitten — auf hausbackene Vernunft.“

Welch ein Buch könnte ich zuſammenſchreiben über alles, was die Einzige mir Kluges und Herrliches geſchrieben, geſagt, und zugeblickt und zugelächelt hat? Aber ſie leben nicht bloß in meinem Gedächtniß, dieſe goldenen Sprüche der ſeelenvollſten Weisheit, ſie ſind übergegangen in das Mark meiner beſſeren Gefühle, meiner eigenthümlichen Denkweiſe.

Ich verſprach ihr einmal im Scherz: ihre Geſpräche zu bearbeiten, wie Platon die Sokratiſchen, ob ich gleich vorausſähe, daß ſie dabei ausrufen würde, wie der Weiſe von Athen: „Was doch der gutmüthige Menſch mich für albernes Zeug ſchwatzen läßt.“ Auch ſagte ſie mir hernach lächelnd bei ein paar Stellen meiner philoſophiſchen Anſichten: „Da haben Sie mich doch nicht recht verſtanden.“

Finden Sie nicht vielleicht, daß ich ſchon in dieſem Briefe angefangen habe, ſtark genug zu platoniſiren? Ich habe vieles zuſammengedrängt, was Rahel oft bei verſchiedenen Gelegenheiten geſprochen und briefliche Mittheilungen aus ſehr abwechſelnden Zeiten angeführt, wo es mir bloß darum zu thun war, ihre nie veränderten Anſichten und Geſinnungen in folgerichtigem Zuſammenhang deutlicher zu entwickeln. An reichhaltigem Stoff hat es mir wahrlich nicht gefehlt. Habe ich doch aus jenen glücklichen Jahren unſeres vertraulichen Umgangs nicht bloß ihren köſtlichen Briefwechſel, wo oft ein unbedeutendes, jedem Fremden unverſtändliches, Zettelchen meinem lebendigen Gedächtniß ganze Geſpräche wieder erneuert, welche dadurch nur eingeleitet wurden; ſondern meine eigenen Sammlungen von Tageblättern und Aufſätzen, worin ich, oft noch bei der friſcheſten Erinnerung, alles niederlegte, was ich von ihren flüchtigſten Reden aufzubewahren wünſchte. Das alles iſt nicht ſie ſelbſt; aber es iſt Rahel — wahr und treu dargeſtellt, wie ſie mir erſchien, nach langer Beobachtung und gewiſſenhafter Auffaſſung ihrer ſprechenden Geſichtszüge. Mehr leiſtet im Grunde auch der beſte Mahler nicht; und daher, ſelbſt bei Meiſterſtücken, die ſo ungleichen Urtheile über Wahrheit und Aehnlichkeit des dargeſtellten Gegenſtandes. Anders wurde der nämliche Sokrates von Platon aufgefaßt, anders von Xenophon; und doch waren beide gleich treu; und in mancher Rückſicht gleich — unähnlich. Sokrates, wie Rahel, theilte ſich eigentlich nur mit durch mündliche Geſpräche, und dieſe ſind immer berechnet auf beſtimmte Zuhörer; man wagt ſehr viel, wenn man ihnen den nämlichen Reiz zutraut für fremde mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit unbekannte Leſer. An dem Inhalt muß man nur keinen Raub begehen; von dieſem kann man oft das Gehaltreichſte wiedergeben, aber die lebendige Form des beweglichen Vortrags läßt ſich bei ihr weniger, als bei kunſtgerechten Sprechern abdrucken in todte Buchſtabenſchrift. —

Denn wer von uns, ihren glücklichſten Zuhörern, ſollte nicht die Schwierigkeit empfinden, „das lebendige Wort" der hohen Seherin ſo urſprünglich und treffend wiederzugeben, als wir es empfingen in Augenblicken der Eingebung? Denn durch dieſe nur herrſchte ſie im Geſpräch, nicht durch ruhmſüchtige Beredſamkeit, wie manche der ſogenannten geiſtreichen Frauen, deren Andenken noch fortlebt in franzöſiſchen Denkwürdigkeiten und Muſterſammlungen. Im Geſpräch wie in den flüchtigſten Mittheilungen ihrer Feder, war Rahel ſo eigenthümlich nur ſie ſelbſt, daß ſie mit keiner Schönſprecherin verglichen werden, für keine ſolche als ein Vorbild aufgeſtellt werden konnte. Die Begeiſterung des Augenblicks wirkte bei ihr oft wie der Blitz; und welcher Pinſel hat dieſen wohl anſchaulich gemahlt für denjenigen, der den zuckenden Strahl nie ſelbſt geſehen am hohen feierlich bewegten Himmel? Was ſie ſprach und ſchrieb war Geiſt, Gefühl, Gedanke, Bild, Witz oder Einfall — anregend, erſchütternd, belehrend und herzerquickend für die Eingeweihten, die Vertrauten ihrer jedesmaligen Stimmung; aber dies alles war nie verarbeitet zum abgeglätteten Kunſtwerk für die wohlerzogene Leſewelt. Für jede prunkende Oeffentlichkeit war ihre „Art und Kunſt" zu vornehm, und ſetzte überall Ebenbürtigkeit des Geiſtes und der Geſinnung voraus — bei Hörern und Leſern. —

„Ich bin keine Schriftſtellerin", ſagte ſie mir einmal, „und wozu? Wer meine Abkürzungen, mein Verſchweigen alles desjenigen, was die eigentliche Weisheit der Nichtdenkenden ausmacht, nicht verſteht, meine Kreuz- und Querſprünge nicht mag — für den ſprech' und ſchreibe ich eben nicht. Meine Briefe, oder abgeriſſenen Zettelchen an Sie, und wirkliche Vertraute, ſind nur — ein Stückchen Leben mit Euch; Papier und Federn ſind nur ein Reiſebehelf, damit wir ſchneller zuſammenkommen. Dann plaudern wir bei verſchloſſenen Thüren. — Für die heißhungrige Leſewelt ſollte ich mich abmüden? — Habe ich doch manchmal gewünſcht, den ganzen Goethe heimlich und in der Handſchrift leſen zu können, um nur ſo viel gemeine und verruchte Urtheile über ihn nie anhören zu müſſen. Verſteht ihn denn das Geſindel ſeiner dreißig- oder vierzigtauſend Leſer? Wußten wohl die Lumpen Werther's, die ſich erſchoſſen, wie Goethe und der wirkliche es gemeint hatten?“ —

Ob ſie eine große Schriftſtellerin hätte werden können, auch nach dem Begriffe unſerer klaſſiſchen Kunſtrichter — wer mag das gradezu behaupten oder verneinen? Der ſcharfſinnigſte Denker wird es ſeltener, als der leicht auffaſſende Darſteller, und der hinreißendſte Sprecher fühlt oft das ganze lebendige Gebärdenſpiel ſeines Genies verlahmt, wie er nur die Feder in die Hand nimmt, und gebückt niederſitzen muß. Mancher Feldherr, der auf dem Schlachtfelde Wunder verichtet, wäre vielleicht nicht im Stande jene mächtigen Eingebungen des Augenblicks auf ſeinem Schreibzimmer zu Papier zu bringen. — „Ich kam, ſah und ſiegte“, ſagt Cäſar, und überließ es den Kriegsgelehrten der Nachwelt dieſe drei Wörter durch ſcharfſinnige Werke und wohlgeſtochene Karten zu erläutern. So ſchrieb auch Rahel keine Abhandlungen; ſie kam, ſprach und ſiegte — mit dem Munde, oder mit der Feder, denn beides war ihr eins — und ſo bieten uns ihre mündlichen Ueberlieferungen, wie ihr ſchriftlicher Nachlaß, wohl eine köſtliche Sammlung von gewichtigen Kernſprüchen, von blitzfeurigem Witz und geflügelten Worten der allbegeiſterten Denkerin, nur kein gemeiſeltes Kunſtwerk. — Sie dichtete keinen Roman; aber der gehaltvolle ihres eigenen Lebens könnte auch von keinem Walter Scott für die Leſewelt anſchaulich dargeſtellt werden; eher von Jean Paul durch den Zauberſpiegel ſeiner ſchönſten Zeit, wo ſeine lieblich-ſchwebenden Geſtalten alle ihre Hauptrollen noch ſpielten in der heiligen

Welt des Gemüths und der *dichterähnlichen Vernunftforſchung*. Dort wandelte Rahel ja ſo gern in Stunden der Weihe —

„Durch der Schönheit ſtille Schattenlande,
wo auf ihrer Wellen Silberrande
ſich *Aurora* mahlt und *Heſperus*.“ —

In dieſes Schattenreich des inneren Lebens dringt aber ſelten der ſonſt ſo entdeckungsreiche *Britte*; der *Deutſche* hingegen iſt *dort* gerade *einheimiſch*, und verirrt ſich leichter in der *wirklichen Welt*. —

Nicht alſo die *Schriftſtellerin* Rahel, ſondern der hohe weibliche Genius, die weiſſagende Selbſtdenkerin, die *neuerſtandene* „*Veleda*“ unſerer *Deutſchen Mitwelt* hat mir von jeher eine ſo andächtige, liebevolle Ehrfurcht eingeflößt für dieſe *Einzige*, die keine Neider beſaß, und keine Nebenbuhlerin.

Mir *genügte* nicht bloß, mich *entzückte* mehr als andere ihre fürſtliche Verachtung jedes leeren und zufälligen Putzes ſchöngeiſteriſcher Eitelkeit. Ueberall, wie leiſe ſie auch die erhabenſten Gegenſtände des Denkens, oder der Empfindung, oft nur wie im Fluge berührte, konnte ſie uns Buchſtabenmenſchen belehren, ja ſelbſt den glücklichſten Künſtler noch begeiſtern und zurechtweiſen, aber ihr ſelbſt war wenig daran gelegen, ob ſie auch eine Quartſeite ſo ſchrieb, wie es etwa der Preßbengel verlangte.

Allerdings findet man auch hierin einen nicht zu verkennenden Unterſchied zwiſchen ihren früheſten und ſpäteren Mittheilungen. Durch eine ſo vieljährige Uebung — denn wenige Frauen mögen ſo viel Briefe geſchrieben haben, wie Rahel — wurde ſelbſt ihre kühne, abſpringende Schreibart unwillkürlich, und gewiß ohne Abſicht, mehr abgerundet, die flüchtigſte Darſtellung ihres innerlich bewegten Lebens auch der künſtleriſchen Vollendung näher gebracht. Aber dennoch war und verblieb die *Urſprache* ihrer eigenthümlichen Begeiſterung immer ein geheimnißreiches „*Sanskrit*“ für prieſterliche *Bramanen*, auf deſſen Verſtändniß keine *Parias* Anſprüche machen dürfen.

Wohl weiß ich, daß man auch ſie, dieſe tiefſinnige Naturdichterin des Denkens überſetzen kann, wie die Bibel, oft verrückt genug, in alle Sprachen der Welt. Habe ich es doch ſelbſt nicht ſelten verſucht, wie eben jetzt in dieſen Blättern, wo ich Mündliches, zum Theil aus dem Gedächtniß, wiederherzuſtellen verſuchte; — unwillkürlich im Ausdrucke weniger treu, wie ſehr ich mich auch bemühte, dem Inhalte nichts von dem meinigen zu leihen. Aber ſchon während des Schreibens wiederholte ich mir immer im Stillen, was ein Alter von den Schriften des Demoſthenes ſagte: „Wie anders würdet ihr ihn bewundern, wenn ihr ihn ſelbſt gehört hättet." — Und eben darum war ich immer ſo vorſichtig, wenn ich Mündliches oder Schriftliches von ihr mittheilte an ſolche, welche die Einzige nur durch Erzählungen kannten, nicht durch lebendige Anſchauung und perſönliche Vertraulichkeit. —

Da liegt ſie eben aufgeſchlagen vor mir die ganze reiche Sammlung jener köſtlichen Briefe, durch welche Rahel auch mit mir einſt ſo vertraulich „ein Stückchen Leben" zurücklegte! Wie ſelige Schatten aus Elyſium verſammeln ſich ja wieder um mich alle Geiſter der Vergangenheit, mit allen Freuden und allen Schmerzen meines jugendlich klopfenden Herzens! Mit jedem Blick auf dieſe heiligen Sibyllenblätter ſehe und höre ich ja ſie noch — gerade, wie ſie zu mir ſprach und an keinen anderen dabei dachte. Wie überſetzt man denn bei ſolchen Liebesbriefen lebendiger Vertraulichkeit — Ton und Blick und Seufzer und Aufſchreien, oft bei einem einzelnen Wort, ohne welche doch Rahels Schrift für den fremden Leſer oft eben ſo unverſtändlich wird, als eine unpunktirte hebräiſche Bibel für den ungeübten Anfänger. —

„Ach wie traurig ſieht in Lettern
ſchwarz auf weiß das Blatt mich an,
das aus Deinem Mund vergöttern,
das ein Herz zerreißen kann!" —

Ihre Bruchſtücke des Scherzes ſowohl wie des Ernſtes bildeten in ihr ein Ganzes, das nur unzuſammenhängend ſchien und mißgeſtellt bei einer zu grellen Beleuchtung aus einer unrichtig berechneten Ferne. Und eben deswegen ſcheint mir öffentliche Mittheilung ihrer ſchriftlichen Aufſätze die ſorgfältigſte Auswahl und die gewiſſenhafteſte Prüfung zu fordern. Wer liebte unter anderen, wer vergötterte, möchte ich ſagen, wie ſie, den Witz? aber von wem lernte ich auch beſtimmter, als von ihr, die feine Gränzlinie zu gewahren zwiſchen dem ſchriftſtelleriſchen, dem brieflichen und dem mündlichen, ja ſelbſt dem mahleriſchen Witze, der bloß durch Blick und Ton flüchtig hingeſpielt wird.

„Ob ich, eh' ihn die That ausſprach, auch den ſchönern Gedanken
ahne, der inhaltreich, kaum ſich dem Blicke vertraut,
Worte verſchmäht, und den ärmlichen Wunſch in die Kreiſe der Sprachkunſt
niederzubannen den Geiſt, der im Unendlichen ſchwebt.“ —

So ſprach ich über ſie ſelbſt zu unſerer zartſinnigen Freundin in dem oben erwähnten Gedicht. Dieſen „ſchöneren Gedanken“ leſe ich noch immer auf dem weißen Zwiſchenraume ihrer flüchtigſten Zeilen, und eben ihn fürchte ich ſo leicht durch Druckerſchwärze zu verletzen. Alles Wahre und Schöne wollen wir von ihr wiſſen, nicht aber das Mißverſtandene, welches immer unwahr iſt, — auch wenn es mit ihren eigenſten Worten ausgedrückt wäre. Denn mißverſtanden muß alles werden, was aus ſeiner Verbindung geriſſen, einzeln und zerſtümmelt der Betrachtung dargeſtellt wird; — vorzüglich wenn zu dieſer Verbindung nicht bloß beſtimmte Verhältniſſe, ſondern beſtimmte Menſchen und vielleicht jedesmalige Stimmung des Augenblicks gehörten. — Ja könnte ich die Freunde und Freundinnen der Verklärten noch um mich verſammeln, aus den „Tagen die nicht mehr ſind“, wie gern wollte ich ihnen jedes Blättchen preisgeben, ja! jedes unleſerliche Zettelchen, das doch wohl das Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit verräth, — aber der gleichgültigen Leſewelt? der rohen Menge, die in der Regel keines Menſchen Freundin iſt? — Mir grauet vor ſolchen Kampfrichtern ihres Ruhmes und ihres inneren Werthes. —

Der geiſtige Zögling dieſer prieſterlichen Muſe der Vertraulichkeit iſt zu furchtſam, vielleicht auch zu ſtolz, um ſich bei dem jetzigen ſogenannten Geiſt der Zeit wieder in die Lehre zu geben. Bei dieſem unreinen Geiſt rückſichtsloſer Offenkundigkeit, welcher die Welt dadurch erleuchten ſoll, daß er alle Freimaurergeheimniſſe des Herzens den Unheiligen preisgiebt, keinen Schleier der Beſcheidenheit ſchont, ja kein Feigenblatt der Bedürfniſſe, damit auch der beſſere Menſch oft daſtehe, nicht in ſeiner Unſchuld, ſondern in ſeiner Blöße, zum erbaulichen Schauſpiele für die hohnlachende Gemeinheit. —

Das alles giebt nur im Allgemeinen jenen frechen Geiſt der Zeit, wie er ſich, leider! ſchon in allen Ländern zu offenbaren beginnt; — nirgends vielleicht unverſchämter, als hier in meinem äußerſten Thule.

Von Ihnen, lieber Varnhagen, fürchte ich wahrlich nichts Aehnliches. Sie werden ſchon zartſinnig, weiſe, und ſelbſt, wie ich hoffe, ſchüchtern hiebei verfahren. Fromm und aufmerkſam werden Sie hinhorchen auf die leiſen Wünſche unſerer Verewigten, die uns ja noch „jenſeits der Urnen“ zuflüſtert, daß wir ihre Aſche nicht entheiligen, und ſolche nicht preisgeben ſollen allen Winden des Neides, des Leichtſinns und der Herzloſigkeit. —

Wohl Ihnen, dem es vergönnt wurde die letzten Erdenwünſche dieſer Einzigen noch von ihren ſterbenden Lippen aufzuathmen. Mir Armen wurde ſie ſchon viel früher geraubt durch den Neid eines unerbittlichen Schickſals. Der Frühling meines Lebens wurde durch ihre Großmuth verſchönert und bereichert; aber ach! warum durfte dieſer milde Sonnenſchein für mich nicht fortdauern, um auch die Früchte des Herbſtes zu zeitigen und zu veredeln! — Wohl ward ich durch ſie — wenigſtens mehr, als ich ſonſt geworden wäre: genug vielleicht für meine ſpäteren Weltumgebungen; aber wie wenig, wie arm und unbeholfen fühle ich mich ſelbſt in dieſem Wittwenſtande troſtloſer Sehnſucht! Hätte ſie meine Jugend nicht ſo freundſelig gemacht, ſo würde ich jetzt die Vereinſamung des ſinkenden Alters nicht ſo drückend empfinden.

Nach unbekannten Gütern einer habſüchtigen Einbildungskraft hat mein genügſames Herz nie geſchmachtet; aber wie ſollte das dankbare nicht ewig vermiſſen, was es einſt ſo ſchön, ſo eigenthümlich beſeſſen? —

„Wie geht es Ihnen dort oben, in ihrer kalten, vornehmen Welt?“ fragte mich Rahel einmal nach meiner letzten Verbannung aus unſerem gemeinſchaftlichen Frühlingsgarten der „Dichtung und Wahrheit“, — und ich antwortete ihr darauf durch folgende kleine Arabesken:

1. Der Verarmte.

„Biſt du allein denn an Freunden ſo arm? du allein ſo verkannt hier?
tröſten dich Tauſende nicht ärmer, doch froher als du?“ — —
„Nein! denn ich war ja ſo reich, wie die Tauſende nimmer; und elend
macht uns die Armuth nicht, macht die Verarmung allein!“ —

2. Sehnſucht.

„O! wie beglückt Sehnſucht, die das Nimmergefundene froh noch
ahnt, wenn das Herz ſorglos künftige Schätze verſchwelgt! —
O! wie entnervt Sehnſucht, die dem Ewigverlornen nachweint,
und vom entſeelten Genuß drückende Schulden nur erbt!“ —

Und doch nahm ich ja immer noch Theil an dem Reichthum der Großmüthigen, ſo lange ſie dem Leben noch angehörte, und mein Genius ſie überall umſchwebte in der leuchtenden Ferne. Getreu blieb ſie dem Verarmten, wie einſt dem überſeligen Schwelger; den Jahren erlaubten wir beide keine Rechte an unſere bloß reifer gewordene Jugend, und dem Schickſal keine Macht, unſere Seelen zu trennen. Ja! ſelbſt ſcherzend — aufmunternd waren noch ihre letzten Briefe an mich, die ich jetzt mit ſo ſchmerzlichen Thränen wiederleſe.

„Was ſagen Sie denn dazu, daß ich verheirathet bin? Es hat aber für Sie nichts zu bedeuten. Ich war nie freier, als jetzt; eigentlich «nur mit mir ſelbſt verheirathet», wie Sie einmal ſagten. Sie ſehen alſo, worauf ich noch immer den meiſten Werth lege. Ihnen und mir fehlt aber immer noch «das unermeßliche Geld», das wir uns immer wünſchten, um «ganz beſcheiden nach unſerem Sinne leben zu können»; denn wären wir beide ſonſt wohl vor dem Tode getrennt worden? Auf alle Fälle glauben Sie mich ja nicht anders wie ſonſt. Nichts für den Augenblick allgemein Geltendes gilt bei mir. Ich bin keine «vernünftige» für Sie verlorene Frau; keine wüthende Patriotin, keine neumodiſche Chriſtin; ich bin noch die ich war, und wohl immer bleiben werde. Was treiben Sie denn? Bücher und Liebe gewiß; denn wir beide verändern uns ja in nichts; und in jenem Leben ſprechen wir über das jetzige gerade wie hier. Verheirathet ſind Sie nicht. Schade! Ihnen wäre das doch gewiß gut bekommen. Aber ich verſtehe ſchon «das unermeßliche Geld»! Das Lieben iſt jedoch die Hauptſache. Wenn man nicht mehr liebt, iſt das Herz ſchon verdorrt und verſchimmelt; — verſteint wäre zu gut geſagt. Dann iſt es aus! mit allem rein aus!“ —

Wie rührend beantwortete ſie nicht einen meiner letzten Briefe nicht lange vor ihrem Hinſcheiden. — „Da beſitze ich Sie ja wieder ganz, theurer, lieber junger Freund! Denn nur das ſind die ächten Freunde, die immer jung bleiben, oder, noch beſſer, wie Sie, ſich wirklich verjüngern. Wir alſo gehören zuſammen; denn auch ich habe die Bekanntſchaft des Alters auf eine ganz andere Art gemacht, als die Meiſten. Ich, nämlich, habe noch alle meine ehemaligen Neigungen, zu und ab dieſelben Gefühle, ja dieſelben Meinungen; meine ganze ehemalige Kraft zu leben und zu wirken. Nur für alles dies habe ich in die Vorrathskammer meines Innern mehr Gründe eingeſammelt, mehr Beweiſe, mehr Beläge. Dieſe Vorrathskammer nur immer reicher, vollſtändiger, mir ſelbſt genügender zuſammenzuordnen — halte ich für das eigentliche Geſchäft meines Lebens. Dort können Sie mich alſo noch immer wiederfinden, ja ſelbſt die ſechzehn- oder zwanzigjährige, wenn Sie es wünſchen.“ —

So freundlich lud mich die noch Lebende wieder zurück in die ſchöne Vergangenheit. Mit dem Gedanken ihres Todes hatte ich mich niemals vertraut machen können — und nun ſteht auf einmal ihr Grabhügel mitten in meiner verödeten Gegenwart!! —

„Weit in nebelgrauer Ferne
liegt mir das verlorne Glück!
nur an Einem ſchönen Sterne
weilt mit Liebe noch der Blick,
aber, wie des Sternes Pracht,
iſt es nur ein Schein der Nacht!“ —

Und was ſtehet nun Ihnen bevor, lieber Varnhagen. Ich habe aufrichtig und brüderlich Ihren Schmerz empfunden, meine Thränen mit den Ihrigen gemiſcht, und lange geſchwiegen. Denn nur bei geringen Leiden iſt man für Troſt empfänglich, nicht aber bei einem unerſetzlichen, das innere Leben in allen deſſen Pulsadern erſchütternden Verluſt.

Nur undankbar wollen wir nicht trauern; nicht vergeſſen, daß wir doch lange ein Glück genoſſen, das wenig Sterblichen zu Theil ward. Mit den Worten des Dichters, welcher ja der innigſte Seelenverwandte unſerer Verklärten war, wollen wir auch jetzt noch aus weiter Entfernung einander zurufen:

„O! was auch immer dir begegnet ſei,
ſo halte dich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie gekannt, mit ihr gelebt!
Sie ſprach zu mir; ich habe ſie verſtanden.
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein!! Es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde Glück. —

Es ſei! ſo hab' ich mich doch werth gezeigt
Des köſtlichen Vertrauens, das mich erquickt;
In dieſer Stunde ſelbſt erquickt, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Auf ewig öffnet!!“

Stockholm 1834.

G. von Brinckmann.

Madame de Varnhagen.

Par le marquis de Custine.

> Full many a gem of purest ray serene,
> The dark unfathomed caves of ocean bear;
> Full many a flower is born to blush unseen,
> And waste its sweetness on the desert air.
>
> Elegy written in a country church yard,
> by Thomas Gray.

Je n'ai jamais arrêté ma pensée sur le spectacle de la nature sans éprouver un sentiment d'effroi mêlé d'admiration. Le luxe des existences perdues plaît au régulateur de notre univers. Que de germes avortés, que de richesses inconnues! . . . Quelle dépense de spectacles sans spectateurs! . . . Que de problèmes insolubles pour l'intelligence du soi-disant roi de la nature! . . . En vain lui répète-t-on que l'indifférence du créateur pour l'individu ne s'étend pas jusqu'à la race. . . . Il y avait parmi les animaux des espèces qui ont disparu comme des nations parmi les hommes. Si la terrible influence du hasard s'arrête quelque part sur la terre, c'est au bord de la tombe. Là est écrit le mot de toutes les énigmes; là, tout blasphème reçoit sa réponse.

La transformation de notre être est si brusque et si complète, que nous la prenons pour l'anéantissement; mais si la mort était la cessation de la vie, ou ce qui me paraît synonyme, la perte du sentiment individuel, l'iniquité, la déraison, seraient Dieu, le seul Dieu du moins avec lequel l'esprit humain pourrait communiquer.

Des réflexions analogues à celles que fait naître la contemplation de la nature sont inspirées au philosophe par l'étude des sociétés. Que de destinées manquées, que de force infructueuse et même souvent aussi pernicieuse aux autres que nuisible à qui la possède! quelle amère ironie dans la répartition des dons les plus rares et du succès, plus rarement encore proportionné au mérite! que d'injustice dans les renommées, que de genie inconnu, de médiocrité illustre, que de talents avortés, de vertu calomniée, de vice déifié! Et tout cela au profit de qui? Au profit de la mort. La mort hérite de toutes les vérités perdues dans le désordre de la vie de ce monde, elle recueille, elle classe, comme des semences précieuses, tous les moyens négligés, tous les dons étouffés, toutes les affections méconnues, tous les mérites obscurcis, tous les desseins de Dieu trompés par les démons de la terre; et c'est avec cette moisson de nobles débris, que la mort, c'est-à-dire l'esprit de vie par excellence, refait des palais aux gloires injuriées, jette des voiles sur les fronts injustement couronnés, entoure d'auréoles des têtes de héros insultés par le silence de la terre; en un mot, la mort, c'est la justice dégagée de toute entrave. La porte de la tombe est la seule ouverture par laquelle le saint jour de la vérité toute puissante pénètre du ciel jusqu'au coeur de l'homme.

Le 7 mai 1833, il y a quatre ans et demi, Rachel, âgée de soixante-deux ans, est morte à Berlin, où elle était née. Je l'ai connue en 1816. C'était une femme aussi extraordinaire que Mme de Staël, par les facultés de l'esprit, par l'abondance des idées, la lumière de l'ame et la bonté du coeur: elle avait de plus que l'auteur de *Corinne* le dédain de l'éloquence; elle n'écrivait pas. Le silence des esprits comme le sien est une force. Avec plus de vanité, une personne aussi supérieure aurait cherché à se faire un public; Rachel n'a voulu que des amis. Elle parlait pour communiquer la vie qui était en elle; jamais elle ne parlait pour être admirée.

Je laisse aux esprits doués de plus de sagacité que je n'en ai à décider si l'obscurité dont elle n'a jamais essayé de sortir, était la conséquence inévitable de l'excès de vivacité qui l'empêchait quelquefois de coordonner ses idées de manière à les faire adopter par la foule, ou si sa foi, dans la spiritualité de l'ame, lui montrait d'un coup d'oeil l'inutilité de toutes les créations de l'art humain, où la forme entre toujours pour beaucoup, et la retenait volontairement dans le quétisme. La contemplation de la nature et de la providence qui la dirige était pour elle une jouissance si vive, que ce spectacle, considéré du point de vue élevé où elle était placée, suffisait à son activité. La vie, pour elle, était un travail continuel; mais elle n'en a pas fait d'autre. Ses lectures mêmes devenaient des conversations; elle vivait, elle discutait avec les livres comme avec des personnes. L'intensité de sa vie était telle qu'elle animait tout sans le vouloir; elle faisait plus que percevoir, elle personnifiait les idées; son intelligence était un monde où tout avait son emploi, comme dans le monde de Dieu. Jamais esprit plus productif ne fut moins connu de la foule; dans des sociétés dont les forces seraient autrement combinées que celles du monde où nous vivons, Rachel aurait été pour les nations ce qu'elle était pour un petit cercle d'amis intimes: la lumière des esprits, le guide des ames.

Ses lettres recueillies et publiées depuis sa mort, n'étaient point des oeuvres; c'étaient des éclairs qui partaient de son coeur et de son brillant esprit pour toucher le coeur de ses amis.*) Pour elle, écrire, ce n'était pas briguer la gloire, c'était chercher un remède à l'absence.

Il me semble qu'on peut la définir d'un mot: elle avait l'esprit d'un philosophe et le coeur d'un apôtre; et malgré cela elle était enfant et femme autant qu'on peut l'être. Son esprit pénétrait dans les obscurités les plus profondes de la nature; elle pensait avec autant de force et plus de clarté que notre théosophe Saint-Martin, qu'elle comprenait et admirait, et elle sentait comme un artiste. Ses perceptions étaient toujours doubles; elle atteignait aux vérités les plus sublimes par deux facultés qui s'excluent chez les hommes ordinaires: par le sentiment et par la réflexion. Ses amis se demandaient d'où sortaient les éclairs de genie qu'elle lançait dans la conversation. Était-ce le résultat de longues études? Était-ce l'effet d'inspirations soudaines? C'était l'intuition accordée pour récompense, par le ciel, aux ames vraies; ces ames martyres luttent pour la vérité qu'elles pressentent, souffrent pour le Dieu qu'elles aiment, et leur vie entière est l'école de l'éternité.

---

*) Ce livre a paru à Berlin, en 3 volumes, sous le titre de Rachel à ses amis. Il a été publié en allemand par Duncker et Humblot, Berlin, 1834.

Voici comment celle-ci se rendait témoignage à ellemême, dans une lettre écrite le 5 novembre 1808, à Mr de Varnhagen d'Ense, qu'elle épousa depuis.

Berlin ce 5 novembre 1808.

„Enfin je suis chagrine! Sais-tu tout ce que ce mot signifie? Mais aussi quelle complication! . . . Le temps même devient fou. . . . Depuis le mois de juillet (cela te paraîtra risible), l'hiver, en convulsion, lutte contre l'été. Voilà deux jours que je me tourmente pour savoir si j'écrirai ou non; je ne puis pas mentir, surtout avec toi, avec toi pour qui la vérité m'arrive tout entière, et pourtant j'ai de jolies choses à t'écrire! . . . Oh! les dons que je possède, on ne les a pas en vain! . . . Il faut souffrir pour eux. Ma science des choses, ma sagacité, mon discernement: ce sentiment de l'infini qui est en moi, le rapport intime qui existe entre ma vie et la vie de la nature, enfin le quelque peu de conscience que j'ai de tout cela (et ce peu veut ici dire beaucoup), cela coûte quelque chose. Quelle souffrance, quelle inquiétude, quel abandon pendant le Développement! . . . Quelle lutte intérieure n'ai-je pas à soutenir? Je doute que toi-même tu en aies une idée. Et comme mes entours, sont dégoûtants, rabaissants, impatientants, offensants, insensées, misérables! comme ils sont bas! pourtant je ne puis leur échapper; et tant que je ne le puis pas, ils me poursuivent. Les éviter doucement, il n'y faut pas penser; le moindre contact, le moindre rapport me souille, me fait déroger, et ce combat n'a pas de fin, il a commencé avec moi, il durera tant que je vivrai. Où se terminera-t-il? Cette conviction (non que le combat est inévitable, mais que mes efforts sont sans but et ne peuvent cesser qu'avec la perte de mes facultés) me met dans une rage qui approche de la déraison. Tout ce que je rencontre de beau dans la vie, passe étranger devant moi, comme une visite, et il faut que je vive méconnue parmi des êtres indignes. Ils usent et abusent de moi. Nous sommes liés par des rapports réciproques: eux parce qu'ils se servent de moi, moi parce qu'une lutte corps à corps, une lutte sanglante ne me délivrerait pas d'eux. Tu le vois, je suis hors de moi! C'est ce qu'on dit quand la vraie voix du coeur parle. Les sots et les menteurs se protègent entre eux; mais moi, point de loi, point de proches, point d'amis, rien . . . Et ce qu'il y a de pis, c'est que, vivant au milieu de l'injustice, le blâme m'irrite comme une nouveauté. Il n'y a pas un seul de ceux qui me condamment qui, dans sa propre opinion, n'ait manqué à tout. Personne ne prend ma défense; ils me persécutent, parceque j'ai toujours parlé à chacun en faveur de l'autre. Je te fais grace des misérables histoires qui m'arrachent des réflexions pendant ton absence. Oh, comme je leur échapperais par ta seule présence, par la présence d'un ami, d'une créature *sympathique!* Les femmes que je vois m'anéantissent: c'est un effet physique, leur présence agit sur mes nerfs! elles m'abattent la pensée, tant je les trouve dénuées d'énergie; imprudentes sans excuse, car c'est par pure inconséquence; et elles établissent leur parallèle entre elles et moi avec une sécurité si complète, que je n'ai d'autre refuge que de quitter la chambre. Elles mentent aussi . . . elles en ont si souvent besoin! . . . C'est qu'il faut de l'esprit pour dire la vérité. Aussi le mensonge m'ennuie comme une maladie, comme la bêtise . . .

„L'après-midi, le soleil, caché depuis bien des jours, parut un moment où je sortais. Les diaprés m'attirèrent plus loin.. C'était comme un printemps, et aussi comme un soir de janvier, calme, pur, quand la neige, déjà battue, n'est point fondante. Des saisons diverses avec le souvenir de tout ce qu'on a senti traversaient ma pensée; toutes les promenades que j'ai jamais faites avec leurs images, et les innocentes dispositions de mon coeur, repassaient rapidement, mais très distinctement, dans mon esprit, et tout cela à la fois, comme un cortège qu'on aperçoit de loin tout entier d'un coup d'œil. Je savais bien ce que je sentais, et pourtant je m'étonnais; mon passé revivait tout entier; l'avenir seul m'était fermé . . . L'air doux favorisait ma vue: je découvris au loin le jardin du Prince*), véritable cimetière; j'étais attiré là.

Le jardin était déjà brillant et assez semblable au printemps avec ses promesses et l'inquiétude qu'il verse dans les veines; c'était comme s'il dansait avec l'automne à l'instar des grands personnages qui se donnent des fêtes après les combats et les guerres. J'eus envie de traverser le pont; l'eau était limpide, le soleil chaud; je m'acheminai vers la digue. Là je pensai; C'est le chemin de Varnhagen, et la tristesse me revint. Je continuai au grand soleil; près du jardin d'Ephraim, il fallut revenir sur mes pas; il est trop solitaire, et je ne pouvais pourtant traverser le parc toute seule. Je revis encore ton chemin, et m'en revins doucement. J'avais alors le soleil derrière moi, et devant moi un arbre magnifique éclairé par lui, vert touffu: il se trouve à l'entrée du jardin d'Ephraim; je ne pus résister au desir d'aller à cet arbre, il aurait pu me réjouir le coeur;

---

*) Le prince Louis de Prusse, tué deux ans auparavant dans la campagne d'Jéna.

mais quand je m'approchai, les branches étaient bien plus hautes, qu'elles ne m'avaient paru. J'étais absolument seule; un bourgeois vint à passer au sortir du parc, il avait un bâton sous le bras, un habit gris, un chapeau à trois cornes: — Oh! monsieur, vous êtes plus grand que moi! — Cet arbre a encore une si belle verdure, ne pourriez-vous m'en cueillir une feuille? — L'homme, avec beaucoup d'intérêt et de soin me choisit la plus verte et me la donna d'un air content. Quand je le quittai après l'avoir remercié, il me regarda encore avec satisfaction; il paraissait charmé de voir qu'une personne en douillette, avec un chapeau et un châle, s'amusât d'une pareille chose. Je l'ai mise dans l'eau et je te l'envoie dans cette lettre."

Quelle source de bonheur qu'une disposition d'ame si poétique, qu'un si profond sentiment de la nature uni à tant de connaissance des hommes et des choses, à une si grande puissance d'analyse; et tout cela naturel comme l'enfance! Avec une personne qui traite ainsi la vie, il n'y a jamais rien de petit, ni de vulgaire, ni d'impossible.

La lettre qu'on vient de lire a été choisie au hasard; cette fois ce mot veut dire quelque chose, c'est-à-dire l'exacte vérité; j'ai ouvert le premier tome de ce volumineux recueil, et je me suis mis à traduire la page que j'avais sous les yeux. Je n'ai pu bien rendre la poésie du style allemand, de ce style des hommes dominés par le coeur, mais j'espère en avoir donné une idée.

Je n'ai pas connu toutes les circonstances de la vie de Mme de Varnhagen; mais je sais qu'elle a été une des femmes les plus heureuses du monde. Sa manière de sentir la rendait nécessaire à certaines ames, qui, dès-lors, lui étaient nécessaires aussi. Personne n'a été plus aimée. Que faut-il de plus? Toutes les agitations des hommes sont inventées inutilement pour suppléer cette source de la félicité que rien ne supplée et qui tient lieu de tout. Quand l'ame tarit, l'esprit travaille encore, mais sans fruit; voilà le secret de tous les ennuis de la vie du monde; c'est un tourment que Rachel n'a jamais connu, et c'est le plus grand de tous, car il implique une sorte d'humiliation. Mme de Varnhagen, qui savait tout, répétait souvent: Je ne plains pas les malheurs dont on se plaint; le vrai malheur se voile; il est honteux!

Comme toutes les vérités profondes, ce mot simple est capable de faire pleurer.

Et l'on ne pouvait causer un quart d'heure avec elle sans tirer de ce foyer de lumière une foule d'étincelles. Le comique était à sa portée comme le plus haut degré du sublime. La preuve qu'elle était naturelle, c'est qu'elle entendait le rire comme la douleur; elle le prenait comme un moyen plus prompt de montrer la vérité; tout résonnait en elle, et sa manière de recevoir les impressions que vous vouliez lui faire partager modifiait les vôtres; on l'adorait d'abord parce qu'elle avait des dons admirables, et puis, ce qui l'emportait surtout, parce qu'elle était amusante. Elle n'était rien pour vous, ou elle était tout, et elle pouvait être tout pour plusieurs à la fois sans exciter de jalousie, tant sa noble nature l'approchait de la source de toute vie, de toute clarté. Quand on a perdu jeune une telle amie et quelques autres qui lui ressemblaient, l'époque des souvenirs remonte si haut qu'elle remplit plus de la moitié de la vie.

Qu'est-ce que le monde a su de cet être extraordinaire? Que sait-il aujourd'hui, du moins en France, du livre qui le fait connaître? Un article dans le Journal des Débats, racontant l'amour de Mr Gentz pour Mlle Fanny Elsler, est, je crois, tout ce que Paris a lu sur les lettres de Rachel ... et le monde serait tout! ... Non, l'obscurité d'un être tel que Rachel suffirait pour me prouver que la lumière du soleil n'est pas la lumière de l'ame.

Rachel Levin, connue aussi à Berlin sous le nom de Rachel Robert, naquit dans cette ville en 1771. Son enfance fut une lutte prolongée entre une organisation dont la vigueur promettait la santé, et une imagination trop vive pour ne pas détruire l'équilibre. Cette lutte produisit une jeunesse agitée par des maladies extraordinaires, de ces maladies indéfinissables qu'on appelle nerveuses parce qu'elles ont plus d'ame que de corps. Mais cette jeunesse douloureuse fut brillante par l'esprit, et même, dit-on, par l'expression de la figure. Mlle Levin, sans autre moyen d'influence que sa supériorité personnelle, devint le centre de la société la plus spirituelle et la plus élégante de Berlin, à une époque où les hommes distingués affluaient dans cette ville. Le mouvement de la pensée en Allemagne étonnait alors le monde, et Berlin était le point où cette vie de l'esprit avait le plus d'intensité. La philosophie et la poésie se partageaient l'existence de cette nation qui se croyait à plaindre, et qui peut dire aujourd'hui comme Mlle Arnould: „C'était le bon temps, j'étais bien malheureuse.“ Mme de Varnhagen, comme tous les êtres doués de facultés supérieures, était le miroir fidèle de ses contemporains et de ses compatriotes. Apprendre à connaître cette femme extraordinaire, c'est étudier l'Allemagne et particulièrement la Prusse à l'époque la plus brillante de leur développement intellectuel et la plus malheureuse de leur histoire: au commencement du siècle.

Paris même, l'ignorant Paris de ce temps-là, ignorant par orgueil et par paresse entendit parler du prince Louis de Prusse. Ce prince était de toutes les soirées de Mlle Levin. L'assiduité du plus proche parent du roi chez cette personne, à part de toutes les autres, paraissait aussi honorable pour lui que pour elle. Les grands qui craignent l'esprit sont bien petits dans ce siècle et bien maladroits; ils font un ennemi d'un allié.

En 1814, le 27 septembre, Mlle Levin épousa Mr de Varnhagen d'Ense, plus jeune qu'elle de douze ou quinze ans; mais comme il est un des hommes les plus spirituels de l'Allemagne, leur union, qui dura dix-neuf ans, fut la plus heureuse que j'aie vue.

C'est lui qui a recueilli religieusement, et non sans beaucoup de peine, les lettres de Rachel, écrites à diverses personnes et dispersées dans toute l'Europe. Ce livre ne fut tiré d'abord qu'à un très petit nombre d'exemplaires. Le succès qu'il obtint auprès d'un public d'élite a déterminé plus tard l'éditeur à le publier avec des nombreuses et notables augmentations.

Les souvenirs de Rachel, traduits un jour dans toutes les langues, grossiront le nombre, moins considérable qu'on ne le pense peut-être, des ouvrages qui appartiennent à la littérature européenne. Monument littéraire qui ne fut ni ne fit rien dans le monde, par un mari dont la vie entière est maintenant consacrée à la mémoire de sa femme, ce livre honore la personne qu'il est destinée à nous faire connaître, plus que ne l'honoreraient les louanges d'une foule d'hommes. Mr de Varnhagen est connu pour un homme de talent et de mérite; et l'attachement de ce seul homme, attachement qui survit à la mort, devient un éloge plus flatteur que l'enthousiasme public; la foule est moins puissante qu'elle ne le croit, même sous le règne des majorités. Les masses ne jugent jamais d'après elles, aussi leur suffrage ne peut-il qu'enivrer; celui des hommes supérieurs devrait seul flatter.

Mon but n'est rien moins que d'analyser ici un recueil des lettres aussi variées que les phases de la vie de celle qui les écrivit; je ne veux que donner le désir de la connaître aux personnes qui savent tout ce qu'il y a de supériorité d'esprit et d'ame hors de la liste des noms que le caprice du monde a glorifiés.

Voici comme Mr de Varnhagen parle de Rachel dans l'introduction qu'il a mise à la tête de ses lettres:

„Je ne veux pas essayer de vous faire le portrait de ma bien-aimée Rachel; il n'est donné qu'à quelques-uns de ceux qui vecurent de suite et longtemps dans son intimité de la bien connaître et de l'apprécier. Ses lettres mêmes, avec quelque abondance que les sources vives de l'esprit et de l'ame y coulent, ne sont qu'une image incomplète de sa vie. Ce qui caractérise cet être extraordinaire, c'est précisément la création toujours renouvelée, l'inattendu, la spontanéité de ses impressions. C'est l'ame sans cesse en action, et qui, par cette activité même, donne à tout un aspect nouveau, distribue l'ombre et la lumière, enchante, attire, réconcile, et tout cela à la fois. Comment rendre de telles impressions par un récit? comment une répresentation successive pourrait-elle donner l'idée de tant d'actions simultanées? Je ne veux qu'essayer de retracer en peu de paroles le premier effet que produisit sur moi la rencontre de Mlle Levin."

Il commence par raconter la manière dont elle était jugée par les personnes les plus distinguées qu'il connût, et le désir que ces jugements favorables, mais singuliers, lui avaient donné de la connaître; enfin, il la voit, et voici comme il retrace la première impression qu'il reçut: „D'abord, je dois dire qu'en sa présence j'éprouvait un sentiment tout nouveau. Je crus rotrouver le type primitif de l'être humain; je sentis qu'une créature à peine sortie des mains de Dieu était là devant moi dans sa pureté, dans sa perfection. Partout l'esprit et le corps échangeant leur mutuelle influence; partout des images vraies, des cordes vibrantes, un sentiment immédiat de la nature; à chaque instant la communication sincère des pensées d'un esprit original et naïf, la révélation des sensations d'un être tout primitif, être grandiose par un mélange d'innocence et de finesse prudente, être prompt en paroles comme en actions, car la présence d'esprit la plus rare, l'adresse, la sagacité, la perspicacité la plus extraordinaire, se trouvaient réunies en elle; et tout cela était vivifié par la chaleur d'une bonté toute pure, par un amour de l'humanité toujours actif, toujours pratique et vrai, par la participation la plus vive au bien et au mal d'autrui. Les qualités que j'avais trouvées jusque là desséminées parmi plusieurs, je les voyais réunies dans un seul individu. La compréhension et le trait, la profondeur et la franchise, l'imagination et l'ironie, liées ensemble dans son être comme dans un monde, se manifestaient par une suite de petites circonstances inattendues et gracieuses, qui faisaient sa vie, et qui, selon le jugement de Goethe, touchaient de près au fond des choses, étaient les choses elles-mêmes agissant de toute la puissance de la réalité. Mais à la force et à la grandeur se joignaient toujours en elle la douceur et la grace d'une femme, qui se peignaient surtout dans la charmante expression de ses yeux et de sa bouche, sans exclure la passion, ni l'enthousiasme. „Je doute qu'on se forme tout d'abord une idée juste de cet ensemble composé de tant d'éléments contraires. Quant à moi, j'ai passé par plusieurs incertitudes, par bien des erreurs, avant de croire à ce que je pressentais, jusqu'à ce qu'enfin je reconnus pour toujours, que j'avais devant les yeux l'être le plus parfait et le plus extraordinaire . . . Nul préjugé ne pouvait résister à son influence; sa présence était lumière et vérité; ses manières simples et naturelles, la clarté bienveillante de son esprit, sa facilité à vivre, l'absence de toute prétention, faisaient le ton de sa conversation, même lorsqu'elle roulait d'abord sur des sujets de peu d'importance et elles excluaient tout parti pris: peu à peu le discours s'élevait vers des sujets nouveaux, qui naissaient du moment présent, et qui pour cela même, avaient l'intérêt de la réalité et réveillaient l'attention des plus indifferents par l'attrait qui s'attache à ce qui est vivant, à ce qui est vrai. Son esprit donnait à ce qui est commun le charme de l'extraordinaire. En sa présence, je me sentis transporté dans un monde nouveau; j'étais conduit à la sphère de la poésie, et cela par ce qu'on est communément convenu d'appeler anti-poétique, par la réalité substituée à l'illusion, la chose à l'apparence; en un mot, par la vérité dont Rachel avait le sens plus que personne.“ . . . .

J'ai eu tort de citer, car je m'aperçois que je ne pourrai rien dire, d'après moi, qui soit aussi juste que ce portrait tracé par Mr de Varnhagen lui-même. Pourtant j'y joindrai mes propres souvenirs. Ce qu'on a senti et vu a toujours l'intérêt de la vérité, vérité qui, par là même qu'elle est relative, jette un jour nouveau sur l'objet qu'on cherche à faire connaître. Chaque individu est comme une facette de prisme, qui reflète le rayon de lumière en le décomposant à sa manière.

J'ai dit que ce n'est qu'en 1816 que j'ai fait connaissance avec Mme de Varnhagen. Je l'avais rencontrée à Vienne, en 1814, pendant le congrès; mais nous avions passé l'un à côté de l'autre, sans nous voir, au milieu de cette foule des souverains. Deux ans plus tard, j'étais resté malade à Francfort, où ma mère vint passer l'hiver pour me soigner. Des circonstances trop romanesques et trop personnelles pour qu'il soit à propos de les rapporter ici, obligèrent ma mère à se lier un peu avec une dame de Berlin dont le caractère et les manières ne lui convenaient nullement. Cette Dame, qui tenait à ce qu'il y avait de plus considérable en Prusse, allait quitter Francfort après avoir rempli notre petit cercle du bruit de ses intrigues d'ambition, et non sans avoir troublé notre vie par des tromperies dont les gens dénués de coeur ne connaissent jamais la portée. Ces personnes paraissent perfides, elles ne sont qu'insensibles; c'est assez pour les fuir, ce n'est pas assez pour les condamner.

Ma mère fut obligée de subir une dernière entrevue avec cette femme, et c'était pour ma mère un sacrifice dont l'étendue ne peut être appréciée que par les personnes qui savent, comme moi, tout ce qu'il lui en coûtait pour faire céder un seul instant les affections du coeur aux convenances sociales.

Je la vis partir pour cette visite avec une répugnance qui m'aurait fait rire, si elle ne m'avait affligée.

— Vous êtes une sauvage de salon, lui disais-je; plus vous voyez que les gens du monde mentent, et plus vous devenez vraie avec eux. Vous parlez un autre langage que le leur. A quoi réussirez-vous?

— A rester toute ma vie comme je suis, répondit ma mère en souriant; et elle sortit dans une disposition d'humeur difficile à définir, puisqu'elle paraissait gaie et contrariée en même temps.

On voit que, dès le temps de ma jeunesse, les enfants avaient pour habitude de régenter leurs parents. Je restai seul, attendant avec une anxiété qui combattait mon impatience le recit que ma mère me ferait à son retour. Je désirais vivement et je craignais presque autant de savoir ce qu'aurait dit Mme de *** pour dernier adieu.

Ma mère revint bientôt; son visage était rayonnant. — Eh bien! lui dis-je. — Ah! tu ne sais pas ce que je viens de faire? — Quoi donc? qu'a-t-elle dit? — Qui? de qui parles-tu? — De Mme de ***. Vous a-t-elle dit adieu? — Je n'en sais rien; mais je viens de chez elle, où j'ai fait connaissance avec la personne la plus spirituelle, la plus distinguée que j'aie rencontrée depuis long-temps. Tu seras charmé de la voir; je suis sûre qu'elle te plaira. — Il faut qu'elle me plaise beaucoup pour me faire oublier ce qui m'afflige. — Elle te fera oublier tout, te dis-je.

Ma mère avait raison; elle se connaissait en personnes supérieures. Nous fîmes connaissance avec Mme de Varnhagen, et un mois après j'avais tout oublié. J'étais lié irrévocablement sans être amoureux. Cet attachement, aussi fort que désintéressé, est tout simplement la perfection des relations humaines: c'est un problème, que Rachel seule pouvait résoudre avec sa pureté, sa vérité de sentiment, le prestige de son esprit, la sublime compassion de son ame! . . . A cette triste époque de ma vie, je lui dus la résurrection de la pensée, tuée en moi par le chagrin. Nous passions des soirées délicieuses à parcourir les riantes campagnes des environs de Francfort, qui sont le jardin de l'Allemagne, comme la Touraine est le jardin de la France, ou à causer chez ma mère et chez Mme de Varnhagen. Le monde visible, le monde intérieur, l'univers entier, l'ame de l'univers, tout était décrit, analysé, compris, pressenti dans ces longs entretiens qui me paraissaient courts. La conversation de Mme de Varnhagen n'était pas un discours plus ou moins brillant; c'était une action intime, mais toujours inattendue, parce qu'elle était motivée par le besoin et la disposition de la personne qui causait avec elle; causer n'est pas le mot, tout ce qu'on disait á Mme de Varnhagen était une confession, volontaire ou non. Sa manière d'entendre changeait le mensonge même en confidence; jamais clarté si bienfaisante ne pénétra dans les coeurs souffrants.

Elle animait un cercle autant qu'elle interessait un ami en tête-à-tête, et cette double faculté est rare, son esprit suffisait à tout, parce que c'était mieux que de l'esprit: c'était du génie au service de l'intimité et même de la société; elle ne trouvait rien au-dessous d'elle dans les petits événements de la journée, et rien n'était au-dessus dans les plus grandes circonstances de la vie. Sa pensée se faisait toute à tous: elle ne l'économisait pas pour des livres ou pour des intrigues politiques; elle ne jouait pas un rôle, ne calculait jamais un effet: quand on n'a pas assez d'esprit pour en perdre, disait elle, c'est qu'on n'en a pas assez pour ce qu'on en veut faire.

Le silence, si à la mode chez nous parmi les personnes qui se *posent*, comme elle disent, à la tête des *supériorités intellectuelles* de l'époque, n'était pas à l'usage de Rachel; quand elle était triste ou souffrante, elle restait chez elle où elle ne recevait que les amis qui lui permettaient de se taire; mais quand elle voyait des personnes du monde, c'était pour tâcher de leur être agréable: elle avait une délicatesse de tact qui lui faisait comprendre les devoirs et les plaisirs de la société, comme elle avait un sentiment inné du beau qui la mettait en communication avec la nature et avec l'art.

Le ton dominant de la conversation à Berlin était alors l'enthousiasme et cet enjouement obligé dégénérait assez souvent en affection; Mme de Varnhagen n'affectait rien, mais elle exprimait ce qu'elle sentait avec plus de liberté que si elle avait vécu habituellement dans un autre pays. Cette confiance dans l'intelligence et la bonne fois des autres lui donnait quelquefois une apparence d'exagération aux yeux des personnes médiocres; mais cette injustice lui rendait ses amis plus chers. La juger, c'était un titre à son affection: son ame avait besoin de se montrer, comme d'autres sentent la nécessité de se cacher, et nous disions, à propos de tout, qu'il n'y a de mal véritable que le mensonge. Point de mensonge sans bêtise, ni de sincérité sans esprit, disait elle encore. C'est juste, répliquais-je; la vérité a toujours besoin d'excuse, le monde exige qu'on la défende contre lui, et, pour plaider, il faut du talent. Mentir, c'est fuir l'obligation d'expliquer; il y a souvent autant de paresse, c'est-à-dire de bêtise, que d'infidélité dans le mensonge.

En réfléchissant plus tard à ce mot de Mme de Varnhagen, je trouvait que sa définition ne s'appliquait pas à tous les genres de mensonges. Il y a tel mensonge qui dénote moins les bornes de l'esprit que la misère de l'ame. Un attachement vrai apporterait toujours, au coeur qui l'éprouverait, le courage de le manifester; tout sentiment naturel peut s'avouer, l'ambition même, l'amour de la richesse, comme moyen d'influence légitime, l'orgueil du talent, l'amour, cet immortel besoin de la perfection; on peut avouer tout cela, pourvu qu'on l'ait; mais ce qu'on ne peut avouer, c'est la prétention malheureuse de l'acquérir. Alors on retombe dans ce que Mme de Varnhagen appelait le vrai malheur, le malheur honteux et qui se cache; alors on ment. Mais on peut mentir ainsi avec beaucoup d'esprit; ce qu'il faut pour être toujours franc, c'est de la force. On ne ment jamais quand on sent fortement.

Nous parlions souvent de Goethe: il était à cette époque, en Allemagne, l'objet d'un culte fanatique, et, parmi ses adorateurs, les plus fiers étaient ceux qui l'exaltaient davantage. Moi, étranger, je riais de cette joûte d'esprit pour savoir à qui louerait le maître avec plus d'exagération, et, tout en admirant le génie du dieu, je me permettais quelquefois d'être choqué de l'insensibilité de l'homme.

Je reprochais alors à Mme de Varnhagen de céder trop à l'engouement général, d'oublier, pour Goethe, une de ses qualités distinctives, l'indépendance. Elle me répondait qu'elle n'était indépendante que du vulgaire, mais que le génie avait sur elle un pouvoir absolu. On demandait un jour, chez elle, quel était le meilleur ouvrage de ce grand poète; chacun nommait celui qu'il préférait, soit en vers, soit en prose. A la fin, Mme de Varnhagen prend la parole et dit: Le meilleur ouvrage de Goethe, ce n'est pas celui qui plaît davantage à tel ou tel esprit, c'est celui qui nous fait comprendre comment il a pu faire tous les autres; voilà pourquoi je crois que son chef-d'oeuvre est *le Tasse*. Elle a répété dans une de ses lettres, ce jugement motivé d'une manière si frappante; et moi, je l'ai d'autant mieux retenu que j'avais entendu dire à Mme de Staël que, de tous les ouvrages de Goethe, le seul où elle ne trouvait rien à admirer, c'était *le Tasse*. J'ai pensé bien souvent à cette diversité de sentiment de la part de deux femmes qui me paraissent égales l'une à l'autre par les dons de la nature et l'intensité de la vie intellectuelle. Le grand mérite du *Tasse* est dans le développement du caractère principal, indiqué par des nuances de style; et c'est ce que les étrangers sentent le plus difficilement. On s'épouvante en voyant quelle distance des habitudes, les langues, les sociétés peuvent mettre entre deux esprits que la nature et Dieu avaient créés frères.

Mme de Varnhagen fit un voyage; pendant cette absence, Goethe vint à Francfort où je le vis pour la première fois. Voici comment je rendais compte de cette rencontre à Mme de Varnhagen, dans une lettre qu'elle me rapporta quelque temps après en m'ordonnant de la garder, parce qu'elle ne voulait pas avoir chez elle ce qu'elle appelait *une diatribe* contre le grand homme: le lecteur jugera de son impartialité et de la mienne:

„Enfin j'ai vu votre Goethe! et, pour la première fois de ma vie, j'ai senti qu'on peut s'arrêter devant un homme comme devant un monument, sans lui parler. J'ai dû lui paraître bien ridicule: je le contemplais comme un phénomène de la nature. C'est votre faute; pourquoi m'avoir tant parlé de lui? Dans le premier moment, son apparition m'a inspiré le besoin de méditer plus que celui de causer. Il ne m'embarassait pas, sa sphère est au-dessus de ce qui intimide; je ne crois pas que jamais quelqu'un ait été occupé de sa personne et de l'effet qu'elle peut produire devant le Jupiter du Vatican; je ne pouvais pas non plus penser à moi devant Goethe. Cet homme, dont l'abord est différent de celui de tous les hommes que j'ai rencontrés, me faisait l'effet d'une solitude; j'étais saisi de respect; j'éprouvait du bien-être et de la frayeur, sans savoir pourquoi; il me semblait que je regardais au bord d'un abîme d'où montait la voix d'un oracle.

„Il y a long-temps que vous n'avez vu Goethe; il a soixante-quatre ans; son visage est encore superbe; c'est comme vous le dites, la tête de Jupiter, ou plutôt d'Homère. Quand sa physionomie n'est point animée, elle exprime une noble tristesse: on croit voir un héros de l'antiquité écrasé sous le poids de notre misère. Ce siècle, où le burlesque domine, lui pèse; il a dans le front et dans le regard quelque chose de profondément tragique. Quand il s'anime, il pétille d'esprit; et quand il se laisse aller à sourire, il est plein de grace. Ce qui me frappe surtout dans ses traits, c'est l'harmonie de l'ensemble: je n'ai vu nulle part tant d'accord uni à tant de variété; tous les sentiments et toutes les pensées humaines se peignent sur son visage; sa physionomie, pleine de vie, est le miroir du monde, et en même temps l'expression d'un caractère: on y lit depuis Werther jusqu'à Faust et au Traité sur l'Optique; c'est un esprit universel; la science et la poésie habitent ce front qui contient tout; il semble que c'est d'après lui qu'on a dit: L'homme est l'abrégé du monde.

„Ses manières sont froides; cependant on se sent attiré vers lui comme vers un être surnaturel; mais on sent tout de suite qu'on n'est pas son semblable. Quand il lève les yeux, on disait qu'il pleure sur l'humanité; quand il les fixe sur vous, son regard pénètre. Mais cette perspicacité vous fait du bien. Ce qui rend un homme ordinaire fatigant, c'est qu'il ne comprend jamais tout-à-fait un autre homme. Goethe comprend la nature;

comment ne comprendait-il pas un pauvre atome humain? J'aurais voulu m'approcher de lui, et lui dire: Apprenez-moi ce que je suis. Oracle, dictez-moi ce qui doit décider de ma vie, ce qui doit sortir de moi.

Quoique sa dignité constante paraisse un peu raide, il a de la simplicité, et on pourrait le croire naïf: il est pourtant à une distance immense de la naïveté: en lui, tout est volonté et conscience de sa volonté. Si l'on disait à Goethe: „Pourquoi êtes-vous comme vous êtes?“ au lieu de répondre: „Parce que je suis moi“, il disait: „Parce que *je veux* être moi.“ Cette réponse met un espace infini entre lui et la naïveté; mais son esprit lui rend le charme des hommes naïfs. Seulement on ne peut se fier au plaisir qu'on éprouve en causant avec lui. Qu'on ne s'y trompe pas, il est plus qu'un homme. Rien de plus gracieux que sa manière de s'entretenir avec les personnes qui lui sont présentées: il a par moments une ironie si fine et si délicate, qu'elle ne saurait blesser; il possède au suprême degré le talent, ou plutôt le don d'intéresser à ce qu'il dit; sa personne, sa seule présence, son silence, portent à la méditation, et font désirer ses paroles; il réunit la chaleur au calme, il se contient comme s'il avait peu de vie, et cependant il sent comme un autre se passionne; c'est un homme supérieur au vulgaire et supérieur à lui-même. Il est maître de lui; il est résigné à supporter les inconvénients de sa destinée; c'est le premier grand homme qui m'ait paru décidé à subir sans se plaindre les malheurs du génie; il est malheureux, parce qu'il est seul; mais il veut être seul, parce qu'il a reconnu qu'il le faut.

„J'ai dit qu'on trouvait tout dans sa physionomie, il y manque pourtant une chose, et une chose nécessaire: l'amour. Je ne crois pas qu'il ait la faculté de vivre dans un autre; il a tout en lui, hors ce qui fait qu'on renonce à tout. La richesse de sa nature le trompe, elle le confirme dans la personnalité; il est seul en ce monde, et peut-être déjà se prepare-t-il à rester seul dans l'autre: poussé à ce point, l'égoïsme est un exil.

„C'est un phénomène bien extraordinaire qu'un homme parvenu à cette étendue, à cette élévation de pensée, sans reconnaître le christianisme. C'est comme un naufragé qui ne croirait qu'à la plage.*)

„C'est un malheur pour Goethe que la religion chrétienne soit une révélation divine, il l'aurait peut-être inventée; mais comme il la trouve arrivée avant lui en ce monde, et avec elle quelques accessoires qu'il n'y aurait pas joints s'il l'avait faite; comme il voit dans ses prêtres ce qu'il n'y voudrait pas voir, et qu'il n'y voit pas ce qu'il voudrait, il la rejette. Aussi le vide qu'elle laisse au dedans de lui l'accable; l'ennui le ronge, il s'attache aux moindres détails de l'existence, il s'impose l'étude et le goût des petites choses, enfin il se traîne dans la nuit de ce monde comme s'il n'en était pas une des lumières; et l'on est forcé de convenir que ce prodigieux génie est aussi étonnant par ce qui lui manque que par ce qu'il a. Aussi mon ami Werner compare-t-il la tête de Goethe à une immense coupole sans lanterne, ce qui fait que le jour y vient d'en bas."

L'engouement aveugle et exclusif de quelques esprits pour Goethe était tel en Allemagne, à l'époque où je fis connaissance avec Mme de Varnhagen, que malgré sa supériorité, elle eut peine à me pardonner ce jugement, et pourtant elle pardonnait beaucoup, parce qu'elle voyait loin et juste.

Mme de Varnhagen avait sur le mariage des idées qui, depuis elle, ont été adoptées par bien des gens, et fort exagérées dans l'application. Les inventeurs sont toujours les metteurs en oeuvre plus timides que les imitateurs. Elle regardait cette institution comme trop sacrée pour être dégradée au service des petits interêts du monde: elle blamait le mariage comme affaire, et trouvait la société absurde de rabaisser une loi divine au niveau des réglements qui fixent les devoirs civils du citoyen. Sa profonde horreur pour l'hypocrisie faisait condamner même ce que le monde appelle la bonne conduite, quand elle n'est pas l'expression des bons sentiments.

---

*) Depuis ce temps, Goethe s'est rapproché du christianisme, comme on peut s'en assurer dans l'intéressant ouvrage, publié en allemand par Eckermann, sous le titre de Conversations de Goethe. On s'étonne de voir que tant de livres curieux ne soient pas encore traduits en français.

Je n'ai jamais bien connu le fond de ses idées sur le christianisme; ce que je sais, c'est qu'elle aimait Dieu et le prochain avec ferveur; elle était plus religieuse que la plupart des dévots que j'ai rencontrés. J'avais un tel besoin de penser que j'étais de son avis, que je me suis répété souvent en son absence qu'elle pressentait une révolution religieuse, dont la fin serait la régéneration pacifique et volontaire des formes du christianisme sous la direction de l'église catholique, la seule qui eût l'autorité nécessaire pour conserver la vérité intacte, et pour la défendre jusqu'à la fin des temps. Je ne pourrais pourtant assurer que ce fût là son espoir; peut-être son grand esprit se faisait-il une idée plus libre des moyens adoptés par la puissance infinie pour se manifester à la terre; mais ce que je puis dire, c'est que toutes les fois que le regret et le désir me ramenaient en pensée vers Rachel, je me consolais en me répétant que nous avions la même opinion sur la seule chose vraiment importante en ce monde. Cet accord avec un être si supérieur, ne l'eussé-je que rêvé, suffirait pour me tranquilliser: c'était comme une assurance contre mes propres incertitudes.

La moisson d'idées fécondes, d'expressions soudaines, originales, sublimes, piquantes, d'aperçus neufs et surprenants, qu'on recueille en lisant ces trois volumes de lettres, montre ce qu'aurait pu produire en littérature celle qui les a écrites, non pour écrire, mais pour manifester et pour étendre sa bienfaisante existence.

Si je n'avait pas connu Mme de Varnhagen, je ne serais peut-être pas aussi persuadé que je le suis d'une vérité consolante, c'est que le vulgaire juge les hommes sur ce qu'ils ont fait, tandis que les esprits supérieurs les apprécient d'après ce qu'ils pourraient faire.

C'est ainsi que Rachel jugeait, et c'est ainsi qu'elle a le droit de demander qu'on la juge.

Saint-Gratien, ce 2 novembre 1837.

A. de Custine.

Ueber Rahels Religioſität.

Von einem ihrer älteren Freunde.

Als das Buch „Rahel“ zuerſt an's Licht trat, machte dieſe außerordentliche Erſcheinung bei Allen, denen ſie zukam, den wunderbarſten Eindruck. Das Erſtaunen, die Bewunderung, das Entzücken, die Hingebung waren allgemein. Die Tiefe und der Reichthum der Gedanken, die Wärme und Friſche des Herzens, die Urſprünglichkeit und Wahrheit des ausgeſprochenen Lebens, ſo wie die Kraft, Laune, Grazie und Naivetät der Darſtellung, wirkten auf die empfänglichen Gemüther wie ein wohlthätiges Labſal, eine freudige Erhebung. Schnell verbreitete ſich der Ruf und Inhalt des Buches durch ganz Deutſchland, ja weit über deſſen Gränzen hinaus. Das Buch bekam eine Exiſtenz, die bei der Herausgabe nicht beabſichtigt ſein konnte.

Die Wirkung war eigentlich keine litterariſche. Das Buch griff unmittelbar in das Leben ein, und regte das Innerſte der Gemüther auf. Die reinſten und höchſten Stimmungen wurden wach. Man fühlte ſich in ungewohnter Weiſe angeſprochen, mit Vertrauen und Liebe, mit Troſt und Erleuchtung; man hörte wie im eignen Herzen eine Stimme von oben wiederklingen. Der Eindruck war ein religiöſer, und nicht nur durch die Stellen, wo von Religion die Rede iſt, ſondern durch alle, wo mit Ernſt und Innigkeit die weſentlichen Dinge, die wirklichen Angelegenheiten der Menſchen beſprochen ſind. Das Buch wirkte wie ein Erbauungsbuch, und wurde als eines der Art benutzt und geliebt.

Kranke und Leidende wollten es nicht mehr aus den Händen laſſen; in mancher Seele zündete es einen neuen, vielleicht den erſten Geiſtesfunken an; es fand Gunſt bei frommer Andacht, und erweckte dieſe, wo ſie ſchlummerte. Der Geiſt, der in dem Ganzen athmete, ſprach noch lebhafter in den Aeußerungen, die einen beſtimmten religiöſen Gehalt ausdrückten, und theils durch liebliche Wärme das Herz erhoben, theils durch eigenthümliche Wendungen das Nachdenken beſchäftigten. Schien der Inhalt auch bisweilen auffallend, gewagt, verwunderlich, man nahm keinen Anſtoß daran; das Gefühl, daß wahrhaftiger, treuer Sinn und redlicher Geiſt hier walteten, überwog jeden Zweifel und jedes Mißtrauen, wozu der Buchſtabe hier manchmal wohl die Rechtgläubigen hätte führen können. Fromme der verſchiedenſten Bekenntniſſe und Richtungen ſprachen laut ihre Freude und Theilnahme aus. Die Worte wurden häufig wiederholt, die ein angeſehener Geiſtlicher geſagt haben ſoll: „Man ſehe es wohl, daß Rahel, wie dem Stammgeſchlechte, ſo auch dem Geiſte nach, aus den Regionen ſei, woher uns die Bibel gekommen.“ Ob es grade Schleiermacher geweſen, der dieſes geſagt, wie Manche vermuthen, laſſen wir dahingeſtellt. Schwerlich hat er in ſeiner letzteren Zeit und über das Buch ſich ſo geäußert. In ſeinen früheren Zeiten wäre ihm das Wort ſehr wohl beizumeſſen.

Bei der darauf erfolgten größeren und öffentlichen Ausgabe des Buches „Rahel“ zeigte ſich eine merkbare Verſchiedenheit. Der Stoff war ungemein vermehrt, der Umfang und die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände ſehr erweitert, die Lebensverhältniſſe traten zahlreicher, beſtimmter, die Urtheile auffallender und ſchneidender hervor. Manche perſönliche Empfindlichkeit wurde gereizt, manche herrſchende Meinung verletzt. Der Herausgeber hatte die frühere Schonung und Rückſicht außer Acht geſetzt, beſonders die litterariſchen Aeußerungen freimüthiger mitgetheilt, und ſogar merken laſſen, daß der Folgezeit vieles noch Schärfere vorbehalten ſei. Wenn dies nicht überhaupt ein Mißgriff war, ſo war es doch gewiß ein Nachtheil. Aengſtliche Gemüther wurden irre, oder doch beſorgt, manches unlautere Gewiſſen regte ſich.

Der ganze Eindruck des Buches wurde nun mehr *litterariſch*; man gab ſich ſeinem Gehalte weniger hin, man ſuchte ihm zu widerſtehen; man hing ſich an Kleinigkeiten der Form, und es erhoben ſich Mißlaute, und Gegenſtimmen. Dies war im Allgemeinen wohl richtig und natürlich. Welche Geiſtesrichtung in der Welt wäre dem nicht unterworfen? welche perſönliche Bedeutung wäre nicht angefochten, geläugnet worden, welche noch ſo große Geiſtesmacht und Liebenswürdigkeit hätte man nicht auch zu *verneinen* geſucht? Aber es läßt ſich nicht in Abrede ſtellen, manchen Tadel hätte der Herausgeber durch größere Klugheit in Auswahl des Mitzutheilenden entfernt halten können. Daß er Gründe gehabt, ſolche Klugheit zu verſchmähen, dürfen wir freilich vorausſetzen.

Doch die Wirkung des Buches wurde im Ganzen durch den verlautenden Widerſpruch weder geſchwächt, noch weſentlich verändert; ſie erſchien jetzt nur ausgedehnter, bewegter, kampfreicher auf dem offenen Schauplatz, ohne daß der ſtille Strom ſegenvoller Gemüthseindrücke zu fließen aufhörte; ununterbrochen ergoß ſich vor wie nach dieſe klare Fluth heiterer Lebenswogen in bedürftige und harrende Seelen, und befruchtete nah und fern die frömmſten Empfindungen. An mehreren Orten haben ſich ſtille, freundliche Gemeinden ſolcher Seelen gebildet, die in dem Andenken Rahels gleichſam neue Quellen des Troſtes und der Kraft gefunden haben, zu neuem Aufſchwunge beflügelt worden ſind, und nicht zählbar ſind die Einzelnen, die ſich durch Rahels Wort und Beiſpiel fortwährend als neugekräftigt und erhoben zu erkennen geben!

Bei dieſer Eigenheit einer ſo durchgreifend religiöſen Richtung, wie ſie bei einem Buche neuerer Zeit, das nicht ausdrücklich als ein Erbauungsbuch ſich ankündigt, wohl ſelten vorkommt, entſteht ſehr natürlich das Verlangen, dieſe religiöſe Richtung näher zu erkennen; deutlicher einzuſehen, weß Geiſtes ſie ſei, welche Elemente in ihr ſich verbinden, welche Grundlage und welches Ziel ſie habe?

Göſchel, wie wir irgendwo geleſen, hat in Naumburg und Berlin einem kleinen Kreiſe beſondere Vorträge über das Buch „*Rahel*“ gehalten, von deren Inhalt aber nichts näher verlautet iſt. Ohne Zweifel hat er dabei, nach ſeiner Art, vom chriſtlichen Standpunkt aus, die ſcheinbaren Abweichungen zu ermitteln, das ungenannt Chriſtliche unter chriſtliche Benennung zu bringen geſucht, wie bei Goethe und Hegel. Am meiſten fähig, den religiöſen Karakter Rahels aufzufaſſen und zu beſtimmen, wäre wohl Carové, der alle Kenntniß und Umſicht vereinigt, deren es zur gerechten Würdigung eigenthümlicher oder neugeſtalteter Religioſität bedarf, und die nur durch vielſeitigen geiſtigen Verkehr mit den verſchiedenſten Religionserſcheinungen erworben werden. Bis nun aber eine geſchicktere Hand eine ſolche Arbeit liefert, möge die Vorübung eines Laien erlaubt ſein, durch welche der Gegenſtand zwar nicht erſchöpft werden, jedoch in ſeinem Zuſammenhange und in ſeiner Bedeutung erſcheinen kann.

Die Zeit, in welche die Jugend und Bildung Rahels fällt, iſt die Zeit Leſſing's, Mendelsſohn's und Kant's. Wer die Denkweiſe dieſer Häupter und ihrer Geiſtesgenoſſen kennt, der weiß, daß von dem geoffenbarten Chriſtenthum damals wenig die Rede war; die Prediger ſelbſt ließen die Religion ſchwinden, und retteten nur die chriſtliche Moral, Wunder und Dogmen dem aufklärenden Verſtand überlaſſend, der ſchnell damit fertig wurde. In dem letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts war der ſogenannte Vernunftglaube unbedingt vorherrſchend, und ſelbſt denen, die ihn an der wiſſenſchaftlichen Quelle nicht ſchöpfen konnten, fiel er als Bodenſatz der allgemeinen Lebensbewegung zu; im unterſten Volk wie unter den Gebildeten wurde Religion nur im allgemeinſten und weiteſten Sinne noch geehrt, auf die beſtimmten Geſtaltungen aber wenig Werth gelegt.

Wie kein Menſch ſeinem Zeitalter ganz entgeht, ſo entging auch Rahel dem ihren nicht. Doch war ſie inſofern durch ihre perſönliche Stellung begünſtigt, als ihr bei der Entfernung religiöſer Beiſpiele und Lehren, die ein Herz wie das ihre frühzeitig beglückt haben müßten, wenigſtens das gemeine Verſtandesweſen die einſeitige, aufkläreriſche Beſchränktheit, nicht aufgedrungen, daß ihr die Stätte der Religion unentweiht und frei gelaſſen, und nicht mit Falſchem und Verkehrtem erfüllt wurde. „Mir wurde nichts gelehrt — ſchreibt ſie an Fouqué, (1811) — ich bin in einem Walde von Menſchen erwachſen, und da nahm ſich der Himmel meiner an: viel Schmutz und Unwahrheit iſt nicht an mich gekommen. So kann ich aber auch nichts lernen. Auch keine Religion, und erwarte auch die von oben. Nämlich den Namen zu meiner, oder eine neu offenbarte.“ Sie ſagt ebenda: „An Indifferentismus habe ich nie gelitten. War mir etwas indifferent, ſo wußte ich nichts davon, und es berührte mich nicht. War mir etwas wichtig und wurmte mich, ſo verhehlte ich's wohl, aber ich verläugnete es nicht.“ Sie bekennt, im Gegentheil, daß Offenbarung ihr als das größte Geſchenk des Himmels erſcheine; ſie ſagt: „Gott ſegne Ihnen in aller Ewigkeit Ihr Glück, die Offenbarung gefunden zu haben. Dieſe Gnade iſt dem Geſchenk des Daſeins zu vergleichen, und iſt wie dies, ſo poſitiv und wirklich, daß kein Wort mehr dazu paßt. Dies Glück muß Jeder, der einen Begriff davon haben, ein Bedürfniß dazu fühlen kann, in tiefſt-unterworfener Demuth abwarten: und mit gedoppelter Kraft das Große auch im Dunkeln ehren. Auch eine göttliche Aufgabe für ſeine Menſchen!“ Allerdings iſt dieſes Abwarten die reinſte Frömmigkeit, und im Warten nicht verzagen, der höchſte Muth.

Es zeugt von der innerſten Redlichkeit, von der unmittelbar auf das Wahrſte und Tiefſte angewieſenen Seele, daß Rahel in demſelben Briefe fragt: „Ob ein Menſch dem anderen — ohne Offenbarung — ein Religionsgefühl, Meinung und Anſicht beibringen könne? ob das nicht der letzte intime Act zwiſchen der Kreatur und Gott ſei?“ Sie iſt davon durchdrungen, „daß man das Große, Göttliche, Unendliche, ſelbſt finden müſſe, daß es frevel-ſündhaft ſei, den Menſchen nicht alle Fragen, nicht ſolche Entdeckungen ſelbſt machen laſſen.“ Wenn es in dieſem Gebiete dennoch Lehrbares giebt, weſſen Schuld war es, daß dieſes nicht an ſie gelangt iſt? Williger zum Aufnehmen war gewiß nie ein Gemüth; gab es keinen rechten Lehrer, oder fanden ſie nur nicht zu ihr den Weg? Wie recht mag ſie oft gehabt haben, dasjenige, was man ihr als Religion anbot, wofür man ihren Glauben in Anſpruch nahm, nicht annehmen zu wollen! Da war ihr geduldiges Warten eine tapfrere Frömmigkeit, als die von matten Seelen ſcheinbar ausgeübte, die auf dem gefährlichen Poſten gleich dem erſten Anrufe fällt, und ſich, um nur unterzukommen, dem erſten beſten Menſchenwerke gefangen giebt! Letztere Beiſpiele ſieht man alle Tage, wo die armen Menſchen, um nur dem Kampfe nicht bloßzuſtehen, ſich eiligſt dem nächſten Gebild in muthloſer Beeiferung anſchließen, hier katholiſch, dort lutheriſch, auch wohl wechſelnd, und dann nur froh ſind, irgendwo hinzugehören, nur nicht in Kampf und Prüfung, wo doch, ſo lange ſie Gott nicht abruft, ihre wahre Stelle wäre! Nicht ſo Rahel. Lieber blieb ſie allen Zweifeln ausgeſetzt und allen Kämpfen, als daß ſie die Religion je zum Nothbehelf ergriffen hätte. Der Himmel war gnädig gegen ſie, und ſandte ihr Troſt die Fülle, reiche, beruhigende, beſeligende Gedanken ihr lebenlang; gab es noch höheren, noch vollſtändigeren Troſt, den ihr der Himmel vorenthielt, ſo unterwarf ſie ſich auch dieſer Fügung ohne Murren, gefaßt auf das Beſte, bemüht, deſſen würdig zu ſein, und das Weitere Gott überlaſſend, aber nicht durch willkürliche Anbildung ihm vorgreifend. „Das Abſpeiſen — ſagt ſie in einem Briefe an Marwitz (1812) — neumodiſcher Art, mit dem Glaubensweſen, iſt meiner tiefſten Seele zuwider. Einzeln ſteht dieſer Behelf: auf keinem Grund und Boden erwachſen; nicht auf Güte, nicht auf keuſchem Auffaſſen der Geſchichte, nicht auf Enthuſiasmus des göttlichſten Exempels, nicht auf kinderhaftem Glauben an das, was Eltern und Lehrer meinen und lehren; auf ſchlechte Weiſe, wie Theater und Galerieen beſucht werden, hauſen ſie und disputiren, und verſchanzen ſie ſich gegen les ennuis (den „großen Verdruß“) in's neu erfundene Glaubensweſen hinein und herum! — Sie lieb' ich doppelt wegen Ihrem Brief, und Ihren Gebeten darin. Es giebt nichts anderes! Wer nicht in der Welt wie in einem Tempel umhergeht, der wird in ihr keinen finden.“

Wie mancher Geiſtreiche und Hochbegabte, mit welchem ſich Rahel gern, wie ſie dazu immer nicht nur bereit, ſondern eifrig war, von den höchſten Dingen unterhielt und den ſie vertrauend ſogar in ſeinem Beruf um Belehrung und Erleuchtung anſprechen zu können meinte, bekannte ſich ihr gegenüber nicht reicher, als ſie ſelbſt war, bekannte ſich des

Beſitzes hablos, den er mittheilen ſollte, und gab wohl gar mit Lächeln die Tröſtung ab, wer ſo denke und empfinde, der brauche nichts weiter! Richtig vielleicht und wahr! Allein warum dann den Schein behalten, und ſich darein kleiden, als hätte man doch noch Anderes? Rührend iſt es, wenn Rahel in jener eben bemerkten Zeit noch ſagt, ſie ſtehe darnach, die Bibel zu leſen, könne aber keine kriegen! Freilich gab es auch damals in Berlin Bibeln genug, auch war nachher wohl eine zur Hand; aber dennoch iſt es auffallend, daß in ganzen Lebenskreiſen damals dieſes Buch fehlen konnte, dem man im Jahre 1835 gewiß in keinem Hauſe von Berlin vergeblich nachfragen würde! —

Aus dem Bisherigen iſt ſchon einleuchtend, daß Rahel auf einem anderen Boden ſtand, als dem des bloßen Vernunftglaubens. Sie glaubte an *Offenbarung*; ſie fühlte das Bedürfniß, ſie erkannte den Werth derſelben. *Was* aber ſollte ſie, neben dem in ihr ſelbſt ſich Erſchließenden, von außen als ſolche aufnehmen? Das zum bloßen Schattenweſen verflüchtigte Chriſtenthum der Aufklärer, welches in ihrer Jugendzeit allgemein herrſchte? Das geiſtreicher aufgeputzte, aber dem Weſen nach kaum davon verſchiedene der ſpäteren Denkkünſtler, welche ſich von den Gebildeten die Erlaubniß ausbaten, in den herkömmlichen Ausdrucksweiſen fortzureden? Das hinterhaltige, unaufrichtige der Neukatholiken, oder das ſtarre, buchſtabengläubige der proteſtantiſchen Frömmler, welche beiden Richtungen in den letzteren Zeiten ſich beſonders geltend machten? Alle dieſe Geſtalten mußten Rahel zurückſtoßen, ſtatt ſie anzuziehen. Ihr reines, eifriges Herz, ihr untrüglicher Wahrheitsſinn, konnte mit ſolchen Erſcheinungen nicht zuſammengehen.

Die Verkündiger und Ausleger des Chriſtenthums weckten ihr öfters, anſtatt beiſtimmender Gedanken, ſogar *gegneriſche*, und dieſe ſind als Zeugniſſe der unbefangenſten Aufrichtigkeit nur um ſo ſchätzbarer, als ſie eigentlich aus *wahrhaft chriſtlichem* Standpunkte nur die *Entſtellungen* des Chriſtenthums angehen und beſtreiten, und nur den Werth der ſonſtigen und weit überwiegenden, auch im *Ausdrucke chriſtlicher* Aeußerungen erhöhen. „Die menſchliche Seele iſt von Natur eine Chriſtin", ein ſolch ſchönes Wort allein iſt ein ganzes Glaubensbekenntniß werth. Und wie heilig erſcheint Jeſus ihr! Wie hält ſie ihn als hohes Beiſpiel der Demuth, der Menſchenliebe, ſelbſt in gewöhnlichen Lebensvorgängen ſich zum Muſter vor! Wie empört ſie ſich gegen das „verſtockte Lumpenvolk, das ſich unterſteht, Chriſtus Namen zu läſtern, indem es ihn ausſpricht!" Und wie ganz ergriffen im Geiſte, wie ganz hingegebenen Herzens, empfing ſie jeden Funken des Göttlichen, den eignes Forſchen, die Eindrücke der Natur, und die Ergebniſſe des Lebens, oder ein begabter und hiezu auserwählter Menſchengeiſt ihr zuführten! So wirkte auf ſie Fichte's Wort, weniger durch ſeinen Gedankeninhalt, als durch die treue, religiöſe Stärke ſeiner tiefen Geſinnung. So faßte ſie von Novalis, Schleiermacher, Friedrich Schlegel, mit heißer Neigung alles auf, was in dieſen dem reinen Quell religiöſen Denkens — der dies nicht immer war — zu entſtrömen ſchien. So ſpricht ſie mit Entzücken von Lavater. „Den lieb' ich — ſagt ſie (1818) — von ganzer Seele. Er iſt brav; geiſtreich; voller Einfälle; gütig-ungeduldig; nämlich, übt die höchſte Geduld mit Menſchen aller Art, von allſeitiger und tiefer gütiger Einſicht. Nach der Bibel religiös: mit ſo vieler wahren erhabenen Religion, daß ich ihn liebe, wenn er unzubehauptende Dinge behauptet. Ein engliſcher Menſch! Leſen Sie, wenn Sie es nur irgend bekommen können, gleich: „Ausſichten in die Ewigkeit, von Lavater." Wundergöttlich. Dies Buch allein hat mich dieſen Winter über erhalten. Sonſt hätte ich mich für geſunken halten müſſen. Noch ſcheint mir dies Buch wie warme lichte Sonne in meine Zeit. Laſſen Sie ſich nicht abſchrecken von mancher präcautionirenden Weitläufigkeit in dem Buche, der arme Lavater mußte ſich der damaligen Geiſtesepoche beugen; es war die der — vielleicht präſumtuoſen — Aufklärung, er thut es mit Grazie, und Geduld, und Ungeduld: wir lernen jene Zeit und ihre Schwierigkeiten daraus kennen, und unſere tüchtiger auch ſchon als eine ehemalige beurtheilen, und ſehen flache Stüfchen mit großer Anmaßung betreten." So folgte, mit größerer Innigkeit und höherem Vertrauen, ihre Seele den milden

Aufflügen Saint-Martin's und Tauler's, den mächtigen Schwingungen des feurigen Angelus Sileſius. (Daß dieſer herrliche Geiſt litterariſch wiedererſtanden iſt, und uns wieder angehört, iſt nur Folge des beſeelten Antheils, den Rahel ihm ſeit der erſten Stunde unermüdlich gewidmet hat.) Mit welcher Liebeswärme nahm ſie alles Bibliſche auf, wenn dies ohne mißverſtändliche Beigabe lauter und hell an ſie gelangte!

Allein Rahels Religioſität konnte auf keines fremden, wenn auch noch ſo hohen Geiſtes, ja ſelbſt nicht auf ihres eigenen Geiſtes Macht beruhen; ihre Frömmigkeit nährte ſich durch jedes Geiſtige, woher es auch kommen mochte, aber ihren Urſprung nahm ſie aus anderer Quelle. Aus ihrem Herzen ſtrömte, lauter und ſtark, die religiöſe Energie, von der ſie durchdrungen war, und neben der ihre Geiſtesgaben wie untergeordnet und unnütz wurden; aus dem tiefſten Gefühl erhob ſich ihre unmittelbare Verbindung mit dem Göttlichen, jedem Irrwege des Denkens entrückt! Die reinſte Demuth und Ergebung, das kindlichſte, unerſchütterlichſte Vertrauen wurzelten hier, von hier erzeugte ſich unaufhörlich jede That und Wirkſamkeit der Liebe!

In dieſer Unmittelbarkeit eines inneren Gottesbundes, eines im Gefühl und Vertrauen dieſes Zuſammenhanges, dieſes Schutzes hingeführten Lebens, in dieſer feurigen Inbrunſt, die immer und jeden Augenblick, bei den kleinſten wie größten Dingen, in Schmerz und Freude, in den Geſchäften des Tages und in den Launen der Unterhaltung, den Bezug auf Gott gegenwärtig behielt, anrufen und um ſich her beleben konnte, in dieſer ſteten Gegenwart und Wirkung des Höchſten, welche ihrer innerſten Natur entſprachen, hatte Rahel in der That etwas Ungewöhnliches, unſeren neueren Zuſtänden Fremdartiges, das man wohl als bibliſch bezeichnen darf.

Der Geiſt und Karakter der bibliſchen Erzväter, welche die erſten Offenbarungen derjenigen Religion empfingen, worin die ſpäteren Offenbarungen des Chriſtenthums ſich entfalteten, ſind von dieſem in ihrer Kraft und Heiligung aufgenommen und beſtätigt; auf ihren früheſten Bund und Glauben iſt noch fortwährend *unſere* ganze Religionsentwickelung gegründet. Der unvermittelte Gottesglaube und Gottesverkehr im alten Teſtamente hat etwas Auserwähltes, Perſönliches, welches allerdings in dem Chriſtenthume ſich mehr zu allgemeinem Menſchlichen erhebt! Aber mit dieſem ſteht jenes nicht im Widerſpruch, ſondern enthält vielmehr alle ſpäteren Entwickelungen ſchon im Keime, fähig und beſtimmt, ſie hervorzubringen und fortzupflanzen. Es ließe ſich ſehr wohl denken, und die Kirchengeſchichte dürfte genug Belege dafür liefern, daß die reinſte chriſtliche Sinnesart ſich aus den Entſtellungen, welche die Chriſtuslehre in ihrer menſchlichen Ausbildung ſo oft und ſchrecklich erleiden mußte, zu den *Urzuſtänden* flüchtete, wo die Lehre und Kraft noch im unſchuldigen Keime ſicher und heilig bewahrt liegen. Daß auch dieſer Rückweg eine *Verirrung* werden könne, ſtellen wir nicht in Abrede. Ihn zu *wählen* wäre bedenklich; aber durch natürliche Begabung und Fügung auf ihm *vorſchreitend* ſich zu befinden, darf als eine eigenthümliche Erſcheinung gelten, die ungewöhnlicher Kraft und Wärme fähig iſt.

Auf dieſe Entwickelungsſtufe, dünkt uns, war Rahel geſtellt. In ihr giebt ſich der Geiſt und Karakter *altbibliſcher Offenbarung* zu erkennen, indem ſie zugleich mit *allem Weſentlichen des Chriſtenthums* erfüllt iſt. Beides verbunden, in höchſter Eintracht und kräftigſter Wirkung, iſt der Inbegriff und Kern ihrer Frömmigkeit. Es iſt dies kein bloßer *Deismus*, wie ihn die Vernunft lehrt; es wirkt die lebendige Kraft, das beſeelende Feuer der *Offenbarung* darin. Es iſt auch nicht die beſtimmte Geſtalt *heutigen kirchlichen Chriſtenthums*, wo die gereiften Früchte mit den tauben wirr durch einander liegen, und ſich oft gar nicht mehr unterſcheiden laſſen; denn die *Vernunft* tritt an die Stelle eines ſtarren Lehrbegriffs, und läßt nichts gelten, was ihrem Anſehen und Ausſpruch widerſtreitet. Hat doch das Chriſtenthum ſelbſt dafür geſorgt, das Nichtvorhandenſein des Buchſtabens, der äußeren Form, ſich nicht zum Merkmal ſetzen zu laſſen, woraus man ſchließen dürfte, daß es ſelber nicht zugegen ſei, ſondern es verweiſet auf den Geiſt und die *Früchte*!

Solche Stellung, hoch entrückt dem Getümmel der Zeitmeinungen, die ſich öffentlich um eine vergängliche Herrſchaft ſtreiten, neutral gegen die Kämpfenden, liebreich für manches Geſchmähte, unzugänglich für das ſtolz ſich Aufdringende, einem Höchſten, Feſten, Reinen unerſchütterlich zugewandt, — ſolche Stellung ſcheint in unſerer Zeit der nothwendige Anhalt, das tiefe Bedürfniß vieler Gemüther zu ſein, welche die Religion aufrichtig ſuchen, und jedes Gefundene treu und wahrhaft hegen, ohne ſich einem äußerlich daſtehenden Glaubensbekenntniß einverleiben, daſſelbe im ganzen Umfange zu dem ihrigen machen zu können, und deren ehrlichem Sinne es unmöglich wird, in dem Schein einer Zuſtimmung zu leben, die innerlich nicht vollſtändig wäre. Die Gemüther, welche zu dieſer Stellung hingewieſen ſind, haben eine ſchwere Aufgabe, und große Entbehrungen zu tragen. Sie entbehren der innigen Gemeinſchaft, woraus die Religion eine ſo tröſtliche Stärke ſchöpft, die ihrem Bedürfniß entſprechende Nahrung des Herzens und des Geiſtes dringt ſpärlich in die vereinſamte Abgeſchiedenheit. Findet ſich irgend eine Zuſtimmung, ſo iſt ſie doch meiſt nur kühl, zaghaft, ſchwach, weil in dieſer Gemüthsrichtung die Gluth eines lebendigen Glaubens wohl gefordert, aber ſelten gefunden wird, indem von hier aus alle Wege faſt nur niederwärts führen, zu dürftigen Verſtandesberuhigungen, und nur ſelten ein Pfad aufwärts in das höchſte Gebiet wahrer Religion leitet.

Für dieſe weitverbreitete, harrende, unbefriedigte, und doch je ehrlicher empfangene deſto weniger willkürlich zu vertauſchende Gemüthsverfaſſung mußte Rahel ein höchſt willkommenes, ein belebendes Phänomen ſein, denn in ihr fand ſich die ganze Richtung, der ganze Gehalt jener in edler Stille gepflegten, an öde Gränzen gedrängten und in aller Vielheit doch nur vereinſamten Religioſität ausgeſprochen mit aller Gluth und Kraft lebendigen Glaubens, perſönlich empfundener Offenbarung, mit aller Macht des flammenden Beiſpiels einer das ganze Leben durchſtrömenden, jeden Stoff ergreifenden, in jedem Begegniſſe ſich verherrlichenden Gottinnigkeit.

Aus dem Zuſammentreffen jenes verbreiteten Sinnes und

Bedürfniſſes mit dieſer ſeltenen, ja einzigen Darbietung — beide ächt, wahrhaft, geiſtig hoch und ſchön — erklärt ſich, unſerer Anſicht nach, der große religiöſe Eindruck, den das Buch Rahel auf ſo viele edle Gemüther machte, die entzückte Befriedigung, mit der ſo Viele ſich zu dieſem neuen Worte bekennen wollten! —

Die religiöſen Vorſtellungen Rahels tragen dies höchſte Zeichen ſeltener Begabung an ſich, daß in ihnen die größten philoſophiſchen Gedanken ſich mit der lieblichſten Kindereinfalt vereinigen. Die beſondere Eigenſchaft und Kraft, die in jedem dieſer Endpunkte geiſtiger Auffaſſung liegt, wird hier, auf dieſer Gemüths- und Geiſtesſtätte, wie in einer gemeinſamen Mitte zuſammengezogen, und bricht mit einer neuen Energie, die aus der Vereinigung entſpringt, in herrlichen Blitzen und lieblichem Schimmern hervor. Daß es daſſelbe Herz iſt, welches ſo leidet, ſo gerührt iſt, derſelbe Geiſt, der ſo kühn denkt und aufſtrebt, derſelbe Sinn, der ſo lebhaft und vielſeitig für dieſe Welt erſchloſſen, ſie ſo innig zu verſtehen und zu genießen fähig iſt, daß es dieſe ſelben Gaben und Anlagen ſind, die ſich mit reinſtem Vertrauen und völliger Ergebung dem Höchſten zuwenden, dies in allem ſuchen und ehren, ſich ihm ganz unterwerfen, mit freieſter Selbſtſtändigkeit und kindlicher Hingebung — darin liegt der ſtärkſte Reiz und die höchſte Kraft dieſer ganzen Erſcheinung.

Die philoſophiſche Tiefe zu ermeſſen, bedarf es aber ſelbſt wieder eines gedankenkundigen Geiſtes; nur ein ſolcher wird die Urquelle würdigen, aus welcher Betrachtungen fließen, wie die nachfolgende, von Rahel einem flüchtigen Blatt (1812) anvertraute: „Ich glaube, ich werde wohl eingewilligt haben, dieſen Jammerweg des Lebens zu gehen, und als Menſch menſchliche Geſchicke zu erfahren; oder es mag ein Höherer, mit tieferer Einſicht, weil er es für mich als gut erkannte, dieſe Einwilligung für mich gegeben haben; genug, die Einwilligung denke ich mir immer, und dieſer Gedanke nur kann mich tröſten für allen erlittenen, ſonſt unvergeltbaren Schmerz. Vielleicht war es nur ſo möglich, die Perſönlichkeit zu gewinnen, und den Keim künftiger Erhebungen in gedeihlicheren Exiſtenzen; wenn es auch nur das wäre, was die unſelige Menſchheit bedeuten ſoll, daß der bewußtloſe im Ganzen der Gottheit aufgelöſt geweſene Lichtpunkt als Menſchenſeele in das ſelbſtſtändige Daſein eines eigenen Ganzen göttlich hinüberginge! O gewiß iſt es auf dieſe Weiſe; höher konnten meine Gedanken nicht klimmen am Rande aller Wiſſenſchaft, und keine Weisheit wurde mir bekannt, die höher gedrungen ſei." — Denſelben Gedanken drückte ſie ſpäter (1821) mit ſchärferer Abgränzung und neuer Wendung aus: „Einwilligen! das ſublimſte Wort! die größte Bewilligung für Menſchen. Durch Einſicht mitwollen zu können, begreift die Perſönlichkeit in ſich, die größte Gnadenverleihung." Ausſprüche, wie dieſer (1825): „Wo wir herſtammen, und wo wir hinſtrömen, das ſind ſo gut Glieder von uns, als die, welche wir im zeitigen Gebrauch haben"; ſtellen ſich als Aufgaben, denen das fortgeſetzte Nachdenken immer neues, immer ausgebreiteteres Licht entlockt. Nicht minder tief, aber durch Wort und Begriff unmittelbar jedes Verſtändniß anſprechend, zeigt ſich die faſt gleichzeitige Aeußerung über das in der Natur ſelbſt geoffenbarte Unterpfand eines höheren Daſeins und göttlichen Zuſammenhanges: „Der mir durch den dunkeln Mutterleib geholfen, wird mir auch durch die dunkle Erde helfen!" —

Zur Kindereinfalt aber ſenkt ſich derſelbe Gedankenflug lieblich nieder, wenn Rahel an einem Frühlingsmorgen (1825), bei jungem Grün und milden Lüften, nach Geſprächen über das Wunder des Lebens, und über noch verſagte Erinnerung in die vor dem Anfange dieſes Erdenlebens zurückliegende Vergangenheit, mit ſehnſüchtiger Trauer ausruft: „Ach, wir ſind nur ein Tropfen Bewußtſein! Ich will auch ja ſo gern wieder zurück ins Meer, will gar nichts beſonderes ſein!" Oder wenn ſie (1818) mit völliger Hingebung ſagt: „Oft entſchlag' ich mich aller Sorge, und ſtelle dann alles Gott anheim, als dem beſten Freund und Vater, mit dem ich mich ganz unausſprechlich gut ſtehe. Ja, wir ſind auf einem ganz vertrauten Fuß." „Er wird's ſchon wiſſen und machen", denk' ich, „und lehne mich ordentlich an ihn an, und ſchlummere ſo zu Füßen ein wenig, ſo unten an ſeinem Mantel!“ Welches herrliche, rührende Bild ſie in ihrer letzten Krankheit (1833) vollſtändiger alſo mittheilt: „In meinem ſiebenten Jahre träumte mir einmal, ich ſähe den lieben Gott ganz nahe, er hatte ſich über mir ausgebreitet, und ſein Mantel war der ganze Himmel; auf einer Ecke dieſes Mantels durfte ich ruhen, und lag in beglücktem Frieden zum Entſchlummern da. Seitdem kehrte mir dieſer Traum durch mein ganzes Leben immer wieder, und in den ſchlimmſten Zeiten war mir dieſelbe Vorſtellung auch im Wachen gegenwärtig, und ein himmliſcher Troſt: ich durfte mich zu den Füßen Gottes auf eine Ecke ſeines Mantels legen, und da jeder Sorge frei werden; er erlaubte es.“ Wie ſie denn oft noch, mit dem ihr ganz eigenen rührenden Stimmenlaute bei und nach den angſtvollen Leiden vertrauend wiederholte: „Ich lege mich auf Gottes Mantel, er erlaubt es. Wenn ich auch leide, ich bin doch glücklich, Gott iſt ja bei mir, ich bin in ſeiner Hand, und er weiß alles am beſten, was mir gut iſt, und warum es ſo ſein muß!“

Die ſtete Gegenwart und Wirkſamkeit ſolchen frommen Inhalts, welchen die Seele Rahels bis in die Träume hinein bildlich verarbeitete, zeigt ſich mit größter Kraft noch in einem Geſicht, das ſo erzählt wird (1825): „Heute Nacht träumte mir, ich ſei auf einem ganz gewöhnlichen Orte mit vielen nahen Bekannten zuſammen; von Ludwig Robert aber nur weiß ich deutlich, daß er dabei war. Plötzlich wird ein Unwetter mit Blitz und Sturm; doch gar bald blitzt es nicht mehr; ſogar erinnere ich mich nicht deutlich eines Blitzes. Aber eine Röthe entſtand am Himmel, und bald umfloß die den ganzen Raum, dick war er davon erfüllt; kein Gegenſtand mehr zu ſehen; meine Freunde waren in dieſem herrlichen Abendroth — mit Staub oder vielmehr Dunſt untermiſcht — verſchwunden, obgleich mir ganz nah, eine Stubenweite nur entfernt. Die Erde ſchwankt, das Roth immer ſchöner, allgemeiner. „Wo ſeid Ihr?“ ſchrei’ ich; „das iſt ein Untergang“, denk’ ich; „oder Tod!“ Ich will aufpaſſen, wie es kommt, wo meine Seele bleibt! „Robert, wo biſt Du?“ ſchrei’ ich; greife mit der Hand nach ihm: vergeblich. „Wir wollen Alle zuſammen bleiben; kommt zu mir; wir wollen zuſammen ſterben.“ Die Erde ſchwankt noch mehr. „*Robert*, komm her! denk' an *Gott*. *Denk' nur an Gott; ich denke an Gott*.“ Und ſo paſſe ich auf meine Seele, und ſchreie das immer, weil ich weiß, Robert iſt ganz nah. Vom Geſchrei erwache ich. — Iſt das nicht ein troſtvoller, göttlicher Traum? Ich hatte mir geſtern Abend einen bedeutungsvollen erbeten — weil ich ſehr am Rande war. Solcher Traum iſt mir ſo lieb als Leben, und ſolche Gnade nach dem Gebet, daß ich mich ſchäme und ſcheue. Gott weiß es.“ —

Sehen wir auf den beſtimmten Inhalt von Rahels religiöſen Vorſtellungen, ſo finden wir bei ihr in gedrängter Bündigkeit kurz und einfach als vollſtändigen und unerſchütterlichen Beſitz alles zuſammen, was der ſuchende Menſch oft weit und mühſam als Wünſchenswerthes ſich anzueignen ſtrebt, und doch meiſt nur mangelhaft und unſicher auf ſeinen Lebenswegen erlangt und behauptet.

Rahel hatte ſich mancherlei Gedankenreihen der Weltweiſen gefallen laſſen, ſie konnte ſich in jede leicht finden, und erfaßte ſchnell den Punkt, wo jede den Aufſchwung zu Gott geſtatten mußte. Sie konnte muthig und heiter den Anſichten Spinoza's und des Pantheismus folgen, ſie erbebte vor keinem Gedanken, der ſich als richtige Folgerung darſtellen durfte; nichts, was aus ehrlichem Suchen hervorging, wollte ſie verwerfen. Allein bei allem dieſem Denken und Betrachten, Unterſuchen und Forſchen, fand ſie in ihrem Inneren jeden Augenblick unverhüllt und unerſchüttert den *lebendigen Glauben* an einen *perſönlichen* Gott aufrecht; an einen *perſönlichen* — denn gerade dieſe Vorſtellung war ihrem tiefſten Weſen wie eingeboren, ihrem Vorſtellungsvermögen ganz vertraut und unentbehrlich, wenn auch ihr Geiſt im Denken jeder anderen Betrachtungsweiſe für den Augenblick furchtlos folgen konnte. Sie drückte ſich hierüber in naiver Weiſe einſt mit den munteren Worten aus: „Ich haſſe jedes Bild, jedes willkürlich und kleinlich beſtimmte, das wir uns von dem in kein Bild zu Faſſenden machen wollen, ſelbſt die allgemeine Vorſtellung einer Perſönlichkeit des Urſeins iſt mir beſchränkt und willkürlich — aber ich *kann nicht* anders, ich bin doch immer wieder darauf zurückgewieſen, und ich kann es mir nicht nehmen laſſen, das Weltall und die ganze geiſtige Schöpfung erſcheinen mir doch nur als Glieder, zu denen es ein Haupt geben muß! Ohne perſönlichen Gott kommt mir alles wie verſtümmelt, wie deſſen beraubt vor, das dem Uebrigen erſt Leben, Schönheit und Bedeutung giebt.“ Hieher gehört auch folgende Stelle (1818): „Wie finden wir uns? frag' ich. Mit einem perſönlichen Bewußtſein; erſtlich begränzt in dieſer Perſönlichkeit ſelbſt, dann in den Bewegungen unſeres Geiſtes, ſo ſehr dieſer auch das Weitreichendſte in uns iſt; die Perſönlichkeit iſt die ſchärfſte Bedingung und der für uns zu erreichende Grund unſeres Bewußtſeins. Durch ſie wird allein Sittlichkeit möglich: unſer Höchſtes jetzt; einzig ſicheres, einzig mögliches Schaffen. Nur in Perſönlichkeit können wir Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit finden. Daß uns der größte, alſo auch gütigſte Geiſt dieſe Perſönlichkeit nur unter ſo harten Bedingungen verleihen mochte oder konnte — hier gleichviel! — iſt ſein Geheimniß; die Ergebung in dieſes Geheimniß, meine Religion, meine Demuth, meine Weisheit, meine Ruhe! Alle andere Vorausſetzungen ſind mir kindiſch und unwillkürlich. Mein Geiſt kann immer höher ſteigen, mächtiger, ſchauender werden; und iſt Gott mit allem Eins, ſo iſt's wie mit uns ſelbſt; auch zu uns gehört unſer ganzer Leib und die Intelligenzen aller unſerer Organe, und es iſt doch eine vornehmſte da: der Kopf weiß vom Fuß, der nicht vom Kopf!“ — Hiermit iſt auch das Folgende zu verknüpfen (1824): „Wenn wir uns nun erſt Gott nach allen unſeren Kräften vorſtellen, ſo iſt es doch nur nach kleinem Muſter und Konception. Drum ſind alle redliche Vorſtellungen gleich: und auch eine „perſönliche“ nicht unerläßlich; eine Perſon wie Gott, das Bewußtſein des Alls, welches wir nicht ſind, kann doch nicht Statt haben. Was wollen Sie alſo? daß die Vorſtellung zu einer gegebenen Zeit paſſe? zu einer? zu Zeit? Uns vor unſerem eigenen Unvermögen beugen, an jeder Gränze von uns Gott finden, ihm unbegriffen vertrauen; wegen der Pfänder, die wir in Recht, Vernunft und Mitgefühl in uns finden: ſolch Gutes! von ihm erwarten, daß wir's uns gar nicht vorſtellen können, darum, weil wir uns etwas Gutes vorſtellen können; und alle Tage von neuem fleißig unterſuchen: — das iſt Gottesfurcht und Gottesliebe; auf Wahrhaftigkeit dringen: — Religion verbreiten. Aber Bildervorſtellungen dahingeſtellt ſein laſſen! Wie Einer kann; aber nicht wie er will!" —

In gleicher Weiſe verhielt es ſich mit der Unſterblichkeit der Seele. Rahel hatte keine Angſt darum. Sie pflegte in früheren Zeiten wohl zu ſagen, ihr könne das gleichviel ſein, ob die Seele ſterbe oder nicht; wie es Gott geordnet habe, ſo müſſe es gut ſein; exiſtire man nicht, ſo falle die Sorge mit dem Gegenſtande weg, exiſtire man aber, ſo habe man ja den Gegenſtand, und alſo wieder keine Sorge. Auch konnte ſie mit großartiger Faſſung und eindringendem Scharfſinn ruhig und klar die mancherlei Lehren aufnehmen und verfolgen, die ſich ihr durch ausgezeichnete Geiſter in vertrauter Mittheilung hierüber darboten; die Lehren Schleiermacher's, der in jener Zeit, als er die Reden über Religion ſchrieb, und auch noch viel ſpäter, die perſönliche Fortdauer entſchieden verneinte; die Lehren Friedrich Schlegel's, welcher gleichzeitig mit der in der Lucinde verſuchten Hochſtellung des Sinnlichen, auch dem Geiſtigen einen neuen Weg myſtiſcher Erhebung eröffnen wollte, und geradezu behauptete, die Unſterblichkeit ſei keine Eigenſchaft der Seele, ſondern von überlieferter Wiſſenſchaft und Weihe abhängig, die er ſeinen Freunden und Vertrauten anbieten zu können glaubte! Rahel ließ jede Reihe von Bildern, welche irgend einem Bedürfniſſe der Vorſtellung entſprachen, in dieſem Gebiete willig gelten, und ging wohl mit in ſie ein, in mythologiſche, in ſtreng kirchliche, in ganz phantaſtiſche; aber ſtets nur als Bilder nahm ſie ſolche auf, nie als das Weſen. Eine Bilderreihe, die ſich ihr als ausſchließliche aufdringen wollte, der gewaltſame und blinde Aberglaube, ſo wie jede Faſelei, empörten ſie. Im Inneren unangefochten von aller Mannigfaltigkeit und Verwirrung ſolcher Gebilde, nicht verführt von den lieblichſten, von den furchtbarſten, hegte ſie treu und immer gegenwärtig den feſten Glauben an die perſönliche Fortdauer. Ihr überragte die Perſönlichkeit dieſes Erdenlebens auf beiden Endpunkten, nicht nur über den Tod, ſondern auch, wie ſich aus mehrfachen merkwürdigen Aeußerungen ergiebt, rückwärts über die Geburt hinaus. Sich Bedingungen vorzuſtellen, unter welchen ſolche Zuſtände für uns denkbar werden, fühlt jeder Menſch einen unwiderſtehlichen Drang; auf das Wiederſehen der Geliebten kann kein liebendes Gemüth je verzichten; aber wenn kein Denken hier Grund, kein Bild Beſtand findet, ſo bleibt dem ehrlich Frommen doch zuletzt nichts übrig, als die tiefſte Ergebung in das Unbekannte und Unerforſchliche, in jede Bedingung, die ſein kann. Dies that Rahel aufrichtig und vollſtändig.

Sie ſagt einmal (1818) ſo tief als einfach und ſchön: „Unſere Unſchuld beſteht darin, daß wir Manches noch nicht erfahren und wiſſen; aber darin beſteht auch die Eigenheit unſeres hieſigen Zuſtandes, daß wir Vieles hier überhaupt nicht erfahren und wiſſen können; vielleicht iſt das ganze Erdenleben nur eine Art Unſchuld, auf die ein höherer Zuſtand mit weiterem Aufſchluſſe des Daſeins folgt. Wenn dem ſo wäre, ſo könnte nichts tröſtlicher und erheiternder ſein, als dieſer Unſchuld mit Bewußtſein ſich überlaſſen, und ſie in dieſem Gedanken freudig zu genießen.“ — Und in demſelben Sinne auf Anlaß einer Betrachtung von Saint-Martin (1822): „Das denk' ich auch immer; und das iſt meine einzige Art von Todesfurcht; daß Unverhältniſſe ſich einfinden, die ſchwerer zu durchbrechen ſind mit dem tief-ordnenden Geiſt; ſowohl in dem — Haupt- — Begriff der Zeit, als ſonſt; und allerdings kann das entſtehen, wenn man nicht fleißig genug war; wie auch ſchon hier: man muß nachholen. Der wahre Glauben, die wahre Hoffnung, beſtehen aber darin, daß es noch ganz anders kommen und ſein kann, als wir es uns vorzuſtellen vermögen: und dies iſt mein feſtlichſter Gedanke. Da iſt Religion. Kein Bild; die leere Tafel; wo Bilder ſind, ſchuf Gott unſere Welt; die für uns.“ — Noch ſpäter findet ſich folgende Aeußerung (1826): „Es giebt nur Verwunderung, aber keine Wunder. Alles, was endlich geſchieht, muß geſchehen können; alſo hört das Wunder auf mit dem Faktum ſelbſt. — Wer ſich recht beſinnt, ſtill und ehrlich in ſich, muß gewahr werden: Es ſei mit dem Urſprung und dem Auftrag der Seele wie es immer will, ihr ſind Gränzen zugemeſſen, in denen ſie jetzt lebt. Es fehlen ihr mittenin Stücke heraus, aus ihren Fähigkeiten, wie herausgebrochen. Beſchränkte Farben, beſchränkte Töne; beſchränktere Antworten auf ſchon beſchränkte Fragen, die ſie ſich ſelbſt vorlegt, — und doch ein ſchwaches Wiſſen eines klareren Seins, welches uns wie gleichſam wieder aus dem Gehirn entfällt, — daher Wunder; Wunderbares; Vorausſetzung aller Art; und die höchſte; die eines abſoluten Geiſtes, der Grund ſeines eigenen Daſeins und Wirkens iſt; welches wir ſelbſt ſind. — Das iſt keine Kleinigkeit, die wir erfahren werden! Probe davon iſt: Bewußtſein, unabläugbares Bewußtſein haben; wie ſchon jetzt.“ Zuletzt löſt aller Schrecken des Todes ſich ihr in das herrlichſte Lebensvertrauen auf: „Wenn wir uns in den Schmerz des trennenden Todes verſenken wollen, betrachten wir lieber das ewige große Wunder des Lebens, welches beides Eins ausmacht, und uns zur tiefſten Unterwürfigkeit leitet, und auf die größte Liebe anweiſt.“

Rahel verwarf die Bilder, welche blos dem Bedürfniſſe ſchmeicheln wollten; ſie ergab ſich unbedingt in jede Ordnung, welche als von Gott gefügt denkbar ſein mochte; und dennoch, ſo oft der eigenſte Sinn frei ſeinem Hange gemäß, das tiefſte Gemüth nach ſeinem eingeborenen Weſen hervorbrach, in jedem reinen und großen Lebensmoment, war auch dieſe Ueberzeugung unſterblichen Daſeins als unmittelbares Gefühl lebendig immer da, und hielt ſich an die einfachſte, kindlichſte Vorſtellung ſeligen Erwachens und Wiederfindens! —

In reicher Mannigfaltigkeit und Schönheit liegen die Zeugniſſe vor uns von Rahels feſtem Vertrauen und raſtloſen Hinwenden zu Gott. Sie unterwirft ſich dem Höchſten ganz, und erwartet in Demuth und Ergebung, was ihr von daher beſchieden wird. So tröſtet ſie ſich über das Nichtzuverſtehende, vertrauend, daß ein höherer Geiſt es verſteht und leitet zu unſerem Beſten. Sie ſchreibt an Troxler

(1816): „So wie kein Dichter ſich ausdenken kann, was beſſer, mannigfaltiger und ſonderbarer wäre, als was ſich wirklich in der Welt entwickelt und zuträgt; und nur der den beſten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das, was geſchieht, zu ſehen, und in ſeiner Seele auseinander zu halten; eben ſo ſind unſere tief-natürlichſten Wünſche roh; und gräuelhaft entwickelte ſich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, iſt in allen Beziehungen heilſam für uns, weil wir uns ihm entgegenbilden können. Mir iſt dies in Prag ſchmerzhaft geſchehen, und klar geworden. Wem dies glimpflich begegnet, der hat Glück. Der Ausdruck „rohe Wünſche" fiel mir ſehr auf, und ſo etwas kann mich erſtaunlich freuen; ſo ſehr mir auch meine Ausdrücke aus dem Kopf und aus der Feder fahren, ſo entſchieden deſtilliren ſie ſich doch durch alles, was ich lebe, vorlängſt in meinem Kopf zurecht; durch Gut und Blut, und Arbeit, ununterbrochener Art; darum gehe ich wohl verſchwenderiſch damit um, und achte es nicht, wenn meine Ausdrücke nicht beachtet werden, wenn aber einer davon einmal gerade ſo wirken will, als ich ihn gemeint hatte, d. h. alle Gründe mit beleuchtet und bewegt, die ihn geſchaffen haben, dann freut es mich als etwas Gelungenes, dem Recht geſchieht, und welches nicht umſonſt da iſt; dies nun iſt mir in Fülle dadurch diesmal gelungen, daß Sie ſich bei demſelben Gedanken deſſelben Ausdrucks bedienten: und daher mein freudiges Bravo, und mein umſtändliches Beurkunden meines Anſpruchs darauf. Sie ſehen alſo, wie bereit ich bin, mir Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, wenn auch, zu meiner Ehre, durch mein eigenes Lob. — Ich bin doch ein Rebell! Aber auch ſehr ergeben: nur will ich auch das ſchlecht zu fühlende ſchlecht nennen dürfen: aber doch dulden, weil es wohl gut ſein wird." — Reiner und höher drückt ſich derſelbe Gedanke in folgender Stelle aus: „Was uns unſere Irrthümer bringen — was wir in ihnen befangen wählen und thun, was ſich daraus entwickelt — ſchickt uns Gott ohne uns; was wir mit Sinn, Verſtand wählen, ſchaffen und behalten, ſchickt er uns durch uns. Beides muß der Menſch mit Sinn annehmen; davon kommt ruhigſte Ergebung, und Heiterkeit im Sehen." In höchſter Verklärung aber ſpricht dieſe Einſicht durch folgendes Wort ſich aus: „So lange wir nicht auch das *Unrecht*, welches uns geſchieht und uns die kühlen brennenden Thränen auspreßt, auch für *Recht* halten, ſind wir noch in der dickſten Finſterniß, ohne Dämmerung." In gleichem Sinne iſt folgende Stelle (1829): „Pauvre humanité! Niemandem wird etwas gereicht, der nicht herzhaft den bitteren Kelch vor die feine Zunge nimmt; und herunter, herunter; alles hinein! Unverhofft wird's veilchenartig, aromatiſch, ſüß genug; und hell um uns her, und ruhig: und das *nur*, weil wir das Bittere abgetrunken, was wir ſelbſt hinaufgehäuft; Ungeſehenes, Unwahres, Falſches ſogar; nach dem herben, muthverlangenden Abtrinken iſt reiner Grund und Wahrheit da; und in uns; und *dieſe* iſt Himmelselement; weil ihr Weſen darin beſteht und zu erkennen iſt, daß ſie zu den nächſten Gliedern paſſen muß; und dadurch bis zum Himmel hinauf paſſen kann. Alles, was wir thun können, beſteht in einem richtigen Erſchauen, nach innen und außen hin; daß wir uns wiederfinden im neuen bereichernden Erfaſſen! Der Faule muß alles nachholen, noch Einmal beginnen, bei harter Strafe und Schmerz; bei hartem Befinden. Wir ſuchen Alle, und oft, faul zu ſein; aber wir müſſen es nicht bleiben: Clemens ruht ſich wieder zu ſehr beim Katholizismus aus; vorwärts, armer Clemens! je eher je lieber. So viel Klügere auch wollen das große Defizit nicht ertragen: und mit Goethe'n nicht „verzweiflen, wenn ſie leben wollen." Beugt euch, Menſchen, tief: *dann könnt* ihr euch erheben. Ich prahle hier nicht: ich ſträube mich *alle Tage unartigſt* im Einzelnen. Was heißt das aber? Ich ſträube mich in den Momenten des Lebens, wo aus Zorn oder Einzelwunſch mein Auge, erhitzt oder verblindet, das Ganze nicht erfaßt; *aber* — wenn wir an's Ganze denken, das wir vor unſeren Sinn gebracht haben, und dann uns nicht beugen, nicht rein werden, nicht verzweiflen wollen, nicht unterwürfig ſind; in der eigenen Bruſt, und in dem Drang nach Vernunft, Recht und Richtigkeit keine Bürgen finden, dann müſſen wir erſt noch recht leiden — und werden.“ Hieher gehört auch die folgende Aeußerung (1827): „Mir ſcheint endlich das Reſultat des ganzen hieſigen Lebens für den Geiſt nur dies: — ich ſoll lernen, eine ganz andere Vorausſetzung für die Exiſtenz überhaupt machen, als hier nur irgend eine zu ergründen iſt. Und da ich ſie gar nicht zu machen im Stande bin, ſo kann ſie das Herrlichſte, Göttlichſte ſein! Das iſt mein Paradies, mein Himmel, meine Hoffnung, meine Zuverſicht auf den Geiſt, der meinen ſchaffen konnte und wollte! Lauter irdiſche Worte indeſſen: bis wir das Allerklärende gefunden haben! Bis dahin wundere ich mich über meine eigenen Fähigkeiten, Wünſche und Bedürfniſſe: das Bedürfniß zum Glücke — iſt uns doch der höchſte Bürge für deſſen Exiſtenz: und ſo auch mit unſerem Schimmerchen von Vernunft.“

Einem Freunde, welcher durch einen Todesfall ſchmerzlich betroffen war, ſchrieb Rahel (1821): „Da iſt nichts zu ſagen, als Gott anzuſehen, ob er uns nichts ſagen wird. Der ſpricht aber nur ein- für allemal, wenn er uns in's Leben ruft. Und richtig citiren Sie den, der da ſagt: il y a des moments, où l'on ne peut rien faire que de vivre. Leben, iſt die große Ureſſenz, der tiefe Urſtoff, woraus alles entquillt, mit und ohne unſer Zuthun.“ In großer Krankheit (1829) ſchrieb ſie mit noch ſchwacher Hand zu dem ſchönen Worte von Saint-Martin: „Un des grands dangers de l'homme est de se croire abandonné, quand il souffre. N'oublions jamais qu'on veut ici notre purification, et non pas notre perte“, indem ſie die letzten Worte unterſtrich, ein inhaltſchweres „Amen!“ worin aller Schmerz der Seele ſich in himmliſchen Troſt verwandelte! Und zwei Tage ſpäter ſpricht ſie zu einer Freundin: „Ich war vor Gericht; ich ward freigeſprochen. Das große Leiden, meine inneren Zuſtände mündlich! Ich grüße Sie aus beſtem Herzen! Ich dachte an Sie. Aus dem Frühling iſt nichts geworden: aus unſerem gar nichts. Gott will es ſo: und ſomit ich auch. Ganz ſtill und ergeben. Für Sie mit; Menſchentochter! Ich habe wahrlich gelernt ergeben ſein, und alles Gewünſchte Gott — mehr vertrauender, als meinen Herzensſtrömen — zu Füßen zu legen. Grünes ſehen (!!!) — auch. Mehr hab' ich nicht; mehr kann ich nicht. Aber Athem holen, das muß ich. Der war weg." Aus demſelben Jahre iſt auch noch Folgendes: „Zerſplittert ſind wir in einer Arbeit begriffen: in eine Arbeit, in eine Zerſplitterung gegangen — aus dem Paradies; zum Verſtändniß; — in eine Arbeit vertieft, in einen Theil unſeres Vermögens: wie hier, wenn wir uns in einer Wiſſenſchaft augenblicklich verlieren. Deſſen bin ich gewiß: bis Zauberſchlag — des Denkens, zum Beiſpiel — uns nicht rettet, hilft nichts als Ergebung, — oder Spiel, im weiteſten Sinne des Wortes, — die Gewißheit aber, daß wir nur mit einem Theil des Verſtändniſſes hier hauſen, die habe ich: und dies iſt Troſt und Religion. Umſonſt ſind wir auch ſo nicht abgegangen, ſo zerſplittert. Es iſt ſchlimm: aber hat gewiß einen guten Grund; wie all' unſere Thorheiten noch immer. — Dieſer Gedanke war vorgeſtern Nacht der Anfang meiner vielen mir wie zuſtrömenden; erleuchteten, hätte ich ſie ihrer Hellheit und Umriſſe wegen nennen können, — inmitten welcher mich ein Krampf und eine Unfähigkeit überfiel."

In früherer Krankheit (1825) hatte Rahel, als ſie eine große Entſcheidung herannahen glaubte, inmitten aller Schmerzen und angſtvollen Spannungen des Körpers, ihren Seelenzuſtand mit glühender Innigkeit dargethan. Sie bat Gott um einen nicht allzuſchweren Kampf: ſie verſicherte, ganz ruhig und gefaßt zu ſein, wie immer. Dann ſagte ſie: „O, ich liebe alle Menſchen; ſie ſind alle wie von meinem Fleiſch und Blut; ſo zuckt es mir, wenn einem von ihnen was iſt." Ueber ihre Schmerzen: „Ich verſtehe ſie nicht; aber ein Anderer. Schmerz iſt Gottes Geheimniß; der verſteht ihn." Ferner: „Könnte man ſich nur recht zu Gott wenden, ſo wär' einem gleich geholfen. Mit ſeiner Hand hebt der einen heraus; ich habe ſie ſchon an mir gefühlt, ſeine Hand. Aber ſo recht, wie man kann und ſoll, ſich ſo ganz mit dem Auge an ihn anſaugen, das gelingt nicht immer, man will und kann nicht immer ſtark genug." Und dann: „Höhere Geiſter ſehen und hören jetzt meinen Jammer. Gott ſelbſt hört und ſieht mich, er weiß um mich, und um jeden Schmerz in mir; er iſt nicht zu groß dazu.“ Später äußerte ſie: „Solche Krankheit, ich fühl' es, iſt jedesmal eine Gnade. Es wird einem ein Ruck gegeben, ich fühl' es, zum Beſſeren, zur Entwickelung. Man muß dafür danken, und gute Gelübde thun.“

Von ihrer letzten Krankheit aber möge man die umſtändlichen Nachrichten leſen, die uns darüber aufbewahrt ſind. Hier iſt kein philoſophiſches Grübeln, kein geiſtreiches Spiel der Gedanken, keine Beſchäftigung mit Anſichten, Meinungen, Formeln: hier iſt der Kampf ſelber um Leben und Tod, die große Schlacht, in der es die menſchliche Seele gilt, hier iſt Werk und That, die ganze Fülle und Macht der Religion in Ausübung!

In einem ſo regen, feurigen Verhältniſſe der Seele zur Gottheit mußte als höchſter Ausdruck deſſelben auch das Gebet ſich in eigenthümlicher Kraft und Lebendigkeit darſtellen. Merkwürdig iſt hier zuerſt die große Erörterung dieſes Gegenſtandes in einem Briefe an den Grafen Cuſtine (1817), wo es unter Anderem heißt: „Ich muß ſagen, daß ich's nicht verſtehe, wie man ſich mit Bedacht zu irgend einem Seelenzuſtande, mit Gefliſſenheit oder Willkür, ſtimme! Nur zu einem Guten in der Welt muß man ſich zwingen, und nur das eine bleibt, meines Bedünkens, auch erzwungen noch Gutes. Zum Rechtthun nämlich. Alles Andere läßt ſich bei mir wenigſtens gar nicht erzwingen. Am allerwenigſten das Gebet; das Gebet durch Gebet. Dieſes Ausſtrömen der Seele! Wo ſie losgelaſſen ſein muß von allen Gedanken und Banden des hieſigen Daſeins, welche ihr nur Angſt oder Entzücken, Berührung Gottes durch allen Weltdrang durch, abſtreifen können! — Wenn wir denken, können wir nicht beten, und unterhalten wir uns dann weniger mit dem höchſten, alles verſtehenden Geiſt? Iſt Gott fragen, oder zu ihm beten, nicht Eins? Wenn auch das Eine mehr ein Genießen, ein Seligſein? Kann ich mir kindiſch den höchſten Geiſt denken, wie ich ſelbſt nicht mehr bin? daß er gelobt, geprieſen, gehallelujaht ſein will? Verſtehen, begreifen muß ich ihn; immer mehr von ihm, durch ihn wiſſen; empfinden muß ich ihn; mit ihm ſein können; ſo viel als möglich; immer mehr! Wenn meine Thätigkeitskräfte ſinken, die Verſtändnißgaben nicht mehr hinreichen, nichts mehr das Innerſte von uns, das Herz, erleuchten, ihm antworten, es beruhigen kann: wenn wir erliegen in Entzücken oder Angſt, dann ſtrömt das Gebet! Ein anderes, als das uns aufgegebene Daſein hebt an, wir haben eine augenblickliche Kraft eben weil die anderen Kräfte ſchweigen, aufzufahren, ohne hieſige Bedingung. — Ein Gedanke an Gott iſt beten. Heilige, fromme, ernſte, rechtliche Vorſätze ſind beten. Gründlich, recht, angeſtrengt, ohne Eitelkeit tief nachdenken, ergründen iſt beten. Wenn ſonſt hier nichts, und nichts Beſſeres zu thun wäre, als Beten, Lavater's Beten; wie müßt' ich mir den höchſten Geiſt denken? Ich ſoll beten, bis er mich erhellt, wieder zu ſich, oder überhaupt mich ihm näher bringt. Warum läßt er ſich ſo ſehr bitten? Oder iſt's eine ſelbſtthätige Arbeit, ein Weiterſchreiten, das Beten, ſo iſt's das Denken auch: und dem lieben Gott gewiß lieb! Es iſt überhaupt kindiſch — meinen beſten Menſchen kann ich dieſen Gedanken nicht als ein Geheimniß hehlen! — vom lieben Gott zu ſprechen, und den anders als in der Perſon der Vernunft und Güte in unſere Angelegenheiten einzuführen. Wir ſind gezwungen, einen höheren, einen höchſten Vernunftgeiſt, der ſich und alles verſteht, anzunehmen; das angſt- und entzückenfähige, helle, für's Licht der Erde blinde Herz bedarf eines Vaters, an deſſen Hand es ſich ſchmiegt. Eben weil wir ihn nicht begreifen und verſtehen, und er in allem, was begriffen werden kann, nicht zu faſſen über uns ſteht: und ewig legen wir ſeinem Urtheil, ſeinen Abſichten unſeren Maßſtab an; den höchſten, den er uns gab, das iſt Vernunft und liebliche Güte; ein Mitgefühl für Andere, ein Stückchen Perſönlichkeit in ihrer Perſönlichkeit; durch Vernunft und Mitgefühl wiſſen wir von einander, und verkehren wir mit einander. Dies hat uns Gott verliehen. An den beiden Enden, Entzücken und Verzweiflung: an beiden Enden einen gedankenloſen élan; Gebet! Den können wir aber nicht machen: ſonſt iſt's ein Bitten um dies und jenes, welches ich kindiſch den ganzen Tag executire; aber ſchon weiß, was ich davon halte. Innere Erleuchtungen, Wunder, alles iſt möglich; mir ſind ſie nicht fremd, ich erwarte ſie immer, und glaube ſie ehrlichen Menſchen.“ — Ja, die Erhörungen, die Zeichen und Wunder, die fortdauernde Offenbarung lagen dieſer Seele wieder ganz im Gebiete des täglichen Lebens, und die Natur ſelbſt mit ihren Geſetzen, die des Geiſtes mitbegriffen, war ihr nur groß und erhaben und tröſtlich und ſüß, in ſofern das Unendliche ſie daraus anſprach!

Wie die Perſönlichkeit Gottes und die Unſterblichkeit der Seele für Rahels Denken nicht ängſtliche Erforderniſſe waren, aber indem ihr Geiſt ſich frei emporſchwang, dennoch ihr Gemüth von jenen Vorſtellungen durchdrungen war, in ihnen lebte, ſie mit keiner anderen vertauſchen konnte: ſo war auch das Gebet, neben jener dargelegten hohen und freien Anſicht, die deſſen Ausübung, wo nicht entbehrlich zu machen, doch ſehr zu beſchränken ſcheint, in der Wirklichkeit für Rahel die dringendſte, nothwendigſte, immer und immer ſich darbietende, ſicherſte und innigſte Zuflucht ihres Herzens. Alle ihre Gedanken nahmen dieſe Wendung, ihre Gefühle, ihre Wünſche, von jedem Gegenſtande her, von jeder Stimmung aus. Sie ſprach mit höchſter Inbrunſt und ganz perſönlich zu Gott, trug ihm jedes Anliegen vor, mit rührender Kraft, auf den Knieen, in Thränen, in ſtarkem und heiterem Vertrauen! Gott war in allem ihr Zeuge, ihr Anhalt, ihr Rather und Helfer, zu ihm ſchrie ſie wie ein Kind zu ſeinem Vater, den es nie fern glaubt. In dieſer treuen und ſüßen Gewöhnung konnte ſie ſogar zu froher Laune übergehen, und wenn ſie einſt (1821) bei einem Streit über eine ganz unbedeutende Sache, wo aber die auffallendſte Verkehrtheit ſich geltend machen wollte, leidenſchaftlich ausrief: „Gott! haſt du denn keinen Donner mehr? und wenn es auch nur um einer Kleinigkeit willen iſt, ſchick' einen, zum Zeichen!“ ſo beſtand neben dem Komiſchen ſolch liebenswürdigen Ausbruchs die fromme Ehrlichkeit der Berufung doch in ganzer Kraft!

Wie dieſe ſtete Hinwendung zu Gott nun auch ſich als Liebe zu ſeinen Geſchöpfen, zu den Nächſten darthat, als allgemeine Menſchenliebe und Wohlthätigkeit hervorbrach, davon zeugen auf allen Seiten des Buches Rahel die vielfachſten, die rührendſten Ausſprüche und Erzählungen. Wen bewegt es nicht, wenn Rahel, krank, in der Fremde, bedrängt, angſtvoll, und dabei hart und ſchroff von den Nächſten behandelt, auf einen endlich guten Brief den Geſchwiſtern antwortet (1813): „O! äußert euch gut gegen mich! Ich bin einmal leidenſchaftlich, und nicht nur, wie ich ſehe, in der Liebe, wie man's nennt: in allen Affectionen; ja, ich beſtehe, und glaube, der Menſch beſteht nur aus Affecten: und dreiſt kann ich euch Allen die Frage machen: kennt ihr mich nur für mich bewegt, beſorgt und thätig? Wem von euch ſein Intereſſe geht mir nicht durch und durch in's Herz? Hans! zittere und weine ich nicht ſo heftig, als für mich, wenn du mir einen Unfall von dir mittheilſt? Beweintet ihr heftiger Paulinchen als ich? Knie' und bet' und ſchrei' ich nicht zu Gott, wenn ihr krank ſeid, als wenn ich's ſelbſt bin? Pflegt' ich euch nicht Alle ſeit meinem neunten Jahr! Robert zu einem Jahr! Theil' ich euch nicht alles mit? Ruhe ich eher, ehe ihr Intellektuelles, Angenehmes, Geſelliges, alles habt, was ich nur erreichen konnte, hab' ich je ich, nicht immer wir geſagt, und Gott weiß, wie ewig gedacht! Ich bin kein ſtockiger Selbſtler: ein freudiger, empfindlicher Lebensverbreiter! Und viele Fehler müßt ihr, könnt ihr ſolchem Freund zu Gute halten! Alſo freute mich euer letzter Brief ungemein! heilte gleich das Herz mir, für Vergangenheit, Gegenwart und für noch furchtbare Zukunft. Weil er freundlich und gütig war!" — Und während es ihr ſo ſchlimm erging, Verwandte und alte Freunde, auf die ſie gerechnet hatte, ihr fremd und untreu wurden, Furcht und Sorge und Krankheit auf ſie einſtürmten, wie vergaß ſie ihrer ſelbſt, um in dieſer Lage noch fremder Noth beizuſtehen, der größeren, der dringenderen! In kurzen wahrhaften Zügen drückt ſich dies durch folgende an eine Freundin gerichtete Worte aus: „Tauſend und tauſend Menſchen konnte ich hier helfen, beiſtehen, ſtützen, unterſtützen, tröſten. Unſer ganzes

Land ſah ich hier. Es ſchwoll mein Herz. — So kam die Culmer Schlacht; unſere vom Platzregen begoſſenen Straßen waren mit unbehauſten Verwundeten bedeckt. Meine Landsleute! Ich ſtürzte auf meine Kniee und ſchrie zu Gott. Er gab mir einen Brief nach Wien ein, und Geld, unzählige Kleidungsſtücke und Wäſche erhielt ich. Frauen ſtanden mir hier bei: und ich ließ kochen; und half. So lange bis ich unpaß wurde, dies aber der Verwundeten, Darbenden wegen nicht achten konnte; ich wurde kränker, mußte mich im Oktober legen: arbeitete doch: ſtand wieder auf, ward immer kränker; die Agitation dazu; alle Preußen kamen zu mir, jeder ſchnitt mir in's Herz. So ging's, mit tauſend Ereigniſſen, die nur zum Erzählen ſind, vermiſcht. So kam Dezember; da wurde meine freundliche Wirthin heftig und gefährlich krank; ich wartete ſie, ſelbſt krank; ſechs Wochen quälte ich mich mit Wirthſchaft und allem, wie du bei Grotthuß. Ich wurde immer kränker: den letzten Montag vor ſechs Wochen ſtürzt' ich zu Bette, wo ich noch liege. — Auch nur mündlich! Wie von meinen Gebeten, Gelübden, wie ſie Gott annahm und erhörte. Dir darf ich mit Gotteserlaubniß ſo etwas erzählen. Dies iſt meine ganze Liebe zu dir. — Offenbart ſich uns des Allmächtigen Willen ſo hart? Amen! Er weiß es: ich bin ganz ergeben, und denke mir wahrlich Gutes aus während unverſtändlichen Leiden und Schmerzen; damit auch ſchon jetzt für mein Bewußtſein welches daraus entſtehe. Anders weiß ich Gott nicht zu dienen; mich nicht aus der Verzweiflung zu ziehen." Mit vollem Rechte konnte Rahel von ſich ſagen (1814): „Wenn Gott mir Menſchen ſchickt, bei mir iſt kein Athemzug, kein Pulsſchlag, kein Blick verloren. Drum bin ich ſo außer mir, wenn mir die Nächſten fehlen. Eltern, Geſchwiſter, Geliebte! Weil ich an Gottes reinem Altar jedes niederlegen würde; im friſchen, reinen Herzen hintragen!" — Und wie lieblich und fromm quillen dieſe Gebetesworte hervor, welche die Betrachtung eines Unglücklichen und Troſtbedürftigen dem bewegten Herzen eingiebt: „Holde, milde, troſtvolle Natur, nimm ihn auf in deinen unendlichen Schoß! verwehe ihm jede Menſchenſpur aus dem geängſtigten, mißbrauchten, von ihm ſelbſt mißbrauchten und mißverſtandenen Herzen: verleibe ihn ein in dein Geſundheitsathmen, vereinige ihn mit Element und Wetter! daß er ſelbſt geſund, durchſonnte Atmoſphäre athme, einſauge, empfinde, und mit ihr einverſtanden ſei, durch frei bewegten Organismus der Glieder und ſeines Geiſtes; daß er kein Verhältniß, nur ein Sein fühle, und eine frohe Welt empfinde!" Nach den gewonnenen Schlachten iſt Rahels Empfindung auch zuerſt gleich wieder auf das Menſchliche gerichtet, und welchen Ausdruck findet ſie dafür! „Friede will ich — ruft ſie aus — und jeden Sohn bei ſeiner Mutter; Feinde und Freunde ihre."

Schön iſt auch folgende, aus ernſtem und ſcharfem Geiſtesblicke zu liebevoller Güte ſich hinbeugende Betrachtung (1826): „Niemand iſt gnädig gegen uns, als Gott und unſer Gewiſſen. Weil kein Anderer uns und die Weiſe, wie etwas in uns vorgeht, kennt. Auch wir lieben nur die, welche wir kennen; und müſſen Alle lieben, die wir kennen. Gehäſſiges bleibt uns immer fremd; und Tadel und Haß ſind nur eine gehäſſige Bemühung und Probe zur Liebe; die dem Leidenden ſowohl, als dem thätigen Gegenſtande derſelben wehe thun; darum können wir nicht zart und behutſam genug damit umgehen: und wir lügen nicht, wenn wir ſie verbergen, und dieſe Verſuche ſo zart anſtellen, als der weiſe Arzt die Werkzeuge ſeiner Kunſt gebraucht. Ueberhaupt thäten wir gut, einander als erſt Geneſende zu behandeln, da wir ja Alle erſt die völlige Geſundheit des geiſtigen Lebens zu erſtreben haben. Welches wir immer vergeſſen." — Auf dieſes Thema kommt Rahel in den mannigfachſten Wendungen immer zurück; ſo in folgender Stelle (1829): „Wo zwei oder drei im Namen des Herrn verſammelt ſind — verheißt er — er woll' mitten unter ihnen ſein. Der gute Geiſt iſt da ſchon mit ihnen. Da kann ſchon Liebe und Gerechtigkeit wirken. Menſchen gehören zuſammen; um das Maß, Vernunft, anzulegen; um lieben zu können. Das Herz iſt die Zunge, womit wir die Nahrung unſers Geiſtes gleichſam ſchmecken. Welche große, geiſtreiche Anſtalt! Aus dieſem Punkte her iſt zu hoffen." —

Der religiöſe Bezug der Milde, der höchſte und innigſte Antrieb des Wohlthuns, laſſen ſich nicht kräftiger und lieblicher ausdrücken, als in dieſem ſeelenvollen Worte: „Der beſte Wille, die höchſte Pflicht, die größte Kreaturenliebe wird in Anſpruch genommen, wenn ein Armer das Wort ſagt: «Um Gotteswillen!» Das ſolle uns immer erſchüttern.“ Von dieſen Antrieben der Wohlthätigkeit, von den Empfindungen der Menſchenliebe, war Rahel ihr ganzes Leben hindurch erfüllt, und ſie fand in dieſer Fähigkeit des Antheils für Andere ſogar einen Erſatz für die Gaben, die ſie vermißte. So ſagt ſie (1829): „Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menſchen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht beſteht in der Einſicht, daß wir Alle von ihm herkommen und gleich ſind, und gleich gut und ſchlecht behandelt werden ſollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Belege dafür, ein empfindlich Herz iſt eine Gottesgabe: das öffnet die Pforten dieſer Einſicht; das brachte ich mit. Dies iſt aber auch mein ganzes Talent; für alle andere, die ich nicht habe. O welch Surrogat!“ — Und in demſelben Sinne konnte ſie ſpäterhin (1831) demüthig und beſcheiden, alles Geiſtreichthums vergeſſend, den ganzen Ausdruck ihres Weſens in den einfachen Worten finden, die ſie ſich zur Grabſchrift erdacht; ſie ſollten heißen: „Gute Menſchen, wenn etwas Gutes für die Menſchheit geſchieht, dann gedenkt freundlich in eurer Freude auch meiner.“ —

Rahels Selbſtverläugnung und Milde, wo es auf Thun und Leiden ankam — nicht wo es Einſicht und Beurtheilung galt, denn da war ihr ſtrenger Wahrheitsſinn unbeugſam und keiner Verläugnung oder nur Verſchleierung fähig — zeigten ſich am ſchönſten in der Art, wie ſie Unrecht ertrug und vergab. Sie fühlte es tief, ſie empörte ſich lebhaft dagegen in ihrem dafür beſonders empfindlichen Gemüthe; allein immer wählte ſie lieber den eigenen Nachtheil oder Schmerz, als den des Anderen, nie befreite ſie ſich durch Härte und Bitterkeit von der, welche ihr Andere zufügten. Und jedes Unrecht, jede Härte, welche ſie erlitt, ſie waren in ihrer Seele ausgelöſcht, ſo wie nur der Andere dies wollte, nur ſelber ſie vergaß! Sie erlebte oft Rache, ſie wollte ſie aber nie; niemals hat ein Menſch, bei ſo verwundbarem Gefühl und ſtarkem Gedächtniß für das Erlittene, ſich weniger zu rächen geſucht! Und auch darin wollte ſie kein Verdienſt ſich beilegen, keine Tugendübung anerkannt ſehen. Sie ſagte vielmehr (1817): „Ich bin ohnehin geſonnen, mich nur zum Verklagtwerden, aber nicht zum Klagen, am jüngſten Tage zu ſtellen! — Mißverſtehen Sie mich auch nicht! Dies geſchieht nicht aus Großmuth, aber aus Ueberdruß: Ekel; ich mag die alten Höllengeſchichten und Erinnerungsempfindungen nicht noch einmal durchgehen, auch mache ich mir aus keinem Rechtkriegen mehr etwas, was mir nicht mehr dienen kann, außer zum Recht; ſo hatte ich's hier auch ſchon; und alles, was zu alt iſt, zu lange dauert, gefällt mir nicht mehr. Alſo will ich mich nur ſtellen, wo ich's nicht vermeiden kann — und den Himmel — oder ein Künftiges — als Himmel anſehen und annehmen." — Daß ſie ſelber dem Urtheil nicht entgehen wollte, zeigte ſie ihr Leben lang, und hiebei war ſo ſehr das gute Gewiſſen, als die wahre Gerechtigkeitsliebe in ihr wirkſam. Ja ſie wünſchte die Tage des Gerichts vervielfältigt, und ſchrieb hierüber in höchſter Beziehung die merkwürdigen Worte (1817): „Gern laſſe ich mich beurtheilen; ſchon als Kind wünſcht' ich mir oft den jüngſten Tag nah, damit alles Unrecht und Recht, was meine Seele drückte, an ſein Licht käme! An eines andern Tages Licht kommt leider nur allzuwenig die eigentliche Bewandtniß und Verwickelung menſchlichen Handelns, und die Geſinnung als Triebfeder! Redlich iſt's und ſittenbetriebſam, wo möglich Tage herbeizurufen, die dem großen verheißenen vorgehen; und ſtufenweiſe, nach unſerer Kraft und beſten Einſicht, jenes allheilende Licht ſchon jetzt uns näher zu bringen." Denn als eine Heilung und Ausgleichung, nicht als Grimm und Strafe, erſchien ihr die ewige Gerechtigkeit; nur milde und gütige Vorſtellungen wollte ſie in dieſem Betreff hegen, und die menſchenfreundlichen Zeilen eines edlen franzöſiſchen Dichters:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux",

worin ihre Denkungsart bündig ausgedrückt iſt, waren ihr von jeher als Wahlſpruch in's Herz geprägt, und bis in ihre letzte Lebenszeit troſtvoll gegenwärtig! —

Doch konnte dieſe Weichheit des Herzens, dieſe Güte des Sinnes, dieſe Beſcheidenheit und Selbſtverläugnung, welche Rahel ununterbrochen bewies und ausübte, niemals in ihr die falſche Demuth erzeugen, ſich ſelbſt unwürdig herabzuſetzen, oder auch nur zu verkennen. Sie war, wie ſie wohl wußte, des Zornes fähig; und tadelte ſich allenfalls wegen zu großer Heftigkeit der Aeußerung, aber nicht wegen der Gemüthsregung ſelbſt; ſie liebte vielmehr den Zorn, bei ſich ſelber, und auch an Anderen; ſie ſah etwas Urſprüngliches, Ehrliches und Tüchtiges in ihm, das ihr ihn werth machte. Ihr Gefühl hierin zu vertheidigen, und als ein religiöſes ſogar zu rechtfertigen, kommen uns die Worte eines gottſeligen Lehrers zu Statten, Johann Tauler's, der in ſeinem Werke von den Tugenden ſagt: „Die Kraft zu zürnen, iſt ſie nur männlicher Art, iſt wohl eine *edle Kraft*, ſie *beflügelt* und *erhebt* den Geiſt zu erhabenen Dingen, wohin die Seele nach ihrem höheren Geiſtesvermögen unaufhörlich ſtrebt.“ Rahel aber hatte das Hochgefühl des eigenen Daſeins, die freudige Selbſtgenügſamkeit, welche nicht mindere Beſtandtheile der wahren Frömmigkeit ſind, als Demuth und Unterwerfung. Sie wußte, wer ſie war, und was ſie hatte; und bekannte es laut und gern mit ſolcher Unbefangenheit, ſo unperſönlich, ſo zur Ehre Gottes könnte man ſagen, daß wohl ſelten ein Menſch mit ſolcher Geradheit, ſo ohne Anmaßung und Eitelkeit, gegen Andere ſein eigenes Lob auszuſprechen fähig und berechtigt war! Rahel konnte ſo unſchuldig als wahr an Marwitz ſchreiben (1812): „Was erſpähe, was erfrage ich auch alles, was iſt die *Welt*! Welche Schickſale! Welche ſtille, ungerühmte Größe, Religion im höchſten Sinn, lebt in Weibern, die ich in grasbewachſenen, vergeſſenen Höfen fand. — Wie iſt *alles anders*, als es von den berühmteſt Klügſten ausgeſchrieen, gedruckt, geleſen und geglaubt wird!!! Gott weiß nur die Bewandtniſſe, die inneren Herzensbeweggründe; und manche von ihm herabgelaſſene, wahrhafte, unbetrügliche, einfache gute Menſchen.

Mich hat er auch dazu erwählt. Der furchtbringendſte Frevel wär' es, wenn es nicht wahr wäre, und ich es ſagte. Aber alle Tage werde ich frömmer und innerlicher; und reinige mich mehr." Und früher, in einem der gewaltigſten Briefe, die je geſchrieben worden, an Veit (1805), wo ſie nach vielem anderen Großartigen, von ſich ſelber ſpricht: „Welche Freundin haben Sie gewählt, gefunden und empfunden! Ich verſtehe einen Menſchen, Sie ganz. Vermag es, wie doppelt organiſirt ihm meine Seele zu leihen, und habe die gewaltige Kraft, mich zu verdoppeln, ohne mich zu verwirren. Ich bin ſo einzig, als die größte Erſcheinung dieſer Erde. Der größte Künſtler, Philoſoph, oder Dichter, iſt nicht über mir. Wir ſind vom ſelben Element. Im ſelben Rang, und gehören zuſammen. Und der den Anderen ausſchließen wollte, ſchließt nur ſich aus. Mir aber war das Leben angewieſen; und ich blieb im Keim, bis zu meinem Jahrhundert, und bin von außen ganz verſchüttet, drum ſag' ich's ſelbſt. Damit ein Abbild die Exiſtenz beſchließt. Auch iſt der Schmerz, wie ich ihn kenne, auch ein Leben; und ich denke, ich bin eins von den Gebilden, die die Menſchheit werfen ſoll, und dann nicht mehr braucht, und nicht mehr kann. Mich kann Niemand tröſten: ſolch weiſen Mann giebt's nicht: ich bin mein Troſt; nun giebt es noch das Glück! Das iſt aber wie beleidigt von mir: und ich fühle auch, ich beleidige es. Das Glück definir' ich Ihnen ein andermal. So ungefähr ſteht's mit mir. Lebten Sie in Einer Stadt mit mir, Sie hätten einen unendlichen Genuß! Sie können ſich das ewige Erblühen meines Lebens gar nicht denken. Aber Sie müßten ſich die Strenge gefallen laſſen, mich nur zu ſehen, wann ich will. Sterben Sie nur nicht! Das hängt ganz von Ihnen ab. Ich will mich gewiß nicht ſo vergeſſen. Ein Menſch, wie wir, kann nur aus inadvertance ſterben; das fühl' ich auf's Lebhafteſte. Auch giebt es eine andere Art, das Leben zu erhalten; es giebt Tropfen auf anderen Sternen, die allein hinlänglich ſind, ein von Erde geſponnenes Leben zu erhalten; den Umſchwung, die Nahrung des begriffenern, gröbern

Lebens, u. ſ. w.!!! Sein Sie nicht ängſtlich, ich bin gewöhnlich gelaſſener. Wenn ich aber an Menſchen ſchreibe, geſchieht es mir, daß der ſchwer erfüllte Horizont meiner Seele losgewittert. Himmliſche Menſchen lieben Gewitter. Auch ein Grund, warum ich das Schreiben ſcheue." — Wer ſo über ſich zu reden vermag, der beweiſt eben dadurch ſeine Berechtigung, es zu thun. —

Ihren eigenen Satz, „daß jeder Menſch ein großes Schickſal hat, der da weiß, was er für eins hat", machte Rahel an ſich ſelber wahr. Den Zuſammenhang ihres Daſeins, ihres Lebens, hatte ſie tief erfaßt und ſtark in ſich verarbeitet, zum klarſten Bewußtſein geläutert. Von den zahlreichen hierauf bezüglichen Stellen führen wir nur einige beiſpielsweiſe an, da dieſer Gegenſtand hier über unſere Abſicht hinausgeht. In einem Briefe vom Jahre 1811 heißt es: „Nur Neigung, nur Herzenswünſche! kann ich ihnen nicht leben, bin ich dazu zu elend, zu verworfen, zu heruntergeriſſen und mißhandelt: ſo will ich ſie von nun an mir ergründen und ſie anbeten! Gottes ſtarker Wille iſt das im Herzen — im dunkeln, blutwogenden —, der keinen Namen bei uns hat, deswegen täuſchen wir uns, bis es todt iſt. Sie haben mich gefaßter gefunden die letzten Tage. Was iſt es anders, als daß ich zu meiner Neigung wieder hinabgeſtiegen war, über die ich mich erheben, zerſtreuen wollte. Glücklich bin ich fürwahr nicht von ihr gemacht; noch ſanft, noch nur menſchenverſtändlich behandelt, und doch erhalt' ich mich nur ſelbſt, wenn auch in herbem Zuſtand, wenn ich mich ihr hingebe, mich ihrer ganz erinnere, und nicht Sinnen und Herz ihre Güter vertauſchen will." Im Jahre 1814 aus Prag ſchreibt Rahel die entſchiedene Wahrnehmung: „Hier hab' ich herausgegrübelt: Schickſal und Glück ſind mir nicht gut; Gott und Natur lieben mich aber." —

Solche Betrachtungen begleiteten Rahel ihr ganzes Leben hindurch, und nur immer geläuterter, ruhiger und gottergebener wird ihr Inhalt. Sie ſchreibt bei Gelegenheit eines Oratoriums von Händel (1826): „Ich weinte auch da. Was thut's! — Ich bin in Weinen alt geworden. Es wird ſchon recht ſein. Gott iſt klüger als wir. — Am reinſten und großartigſten aber iſt es, daß noch vor ihrem wirklichen Lebensende dieſer Entwickelungsgang einen reifen und fruchtbaren Abſchluß gewinnt. Rahel findet ihr Schickſal ſchon beendigt, und darüber hinauslebend und auf das Ende zurück-, wie auf den neuen Anfang vorwärtsblickend, ſchreibt ſie (im November 1832) dieſe erhebenden Gedanken nieder: „Nach Beendigung unſeres Schickſals haben wir gleiche Gefühle, wie vor Anfang deſſelben. Eine Art von vaguem neugierigem Jugenddaſein, ein zum All gehöriges Daſein. Wenn man ſich nun einmal hat verlieren müſſen, ſo iſt es ſchön, dieſe kleine Seligkeit, dieſe zweite Jugend noch auf der Erde abzuleben, ſie auch nur zu koſten. Welch ruhevolles, genußergiebiges Daſeinsgefühl iſt es, gleichſam nur zur Atmoſphäre gehörig, mit ihr und durch ſie zu leben; mit einem Geiſt gekrönt, der dies betrachtet; mit einem Herzen im Buſen, welches dies allen Mitgeſchöpfen verſchaffen möchte! Dann iſt nur Geſundheit nöthig, die uns nicht trennt von der Atmoſphäre! Ich erwarte mir in aller Ewigkeit, wie Saint Martin, immer neue Offenbarungen. Wie ſchwer aber gelangt man zu ihnen! Wie lange bleiben ſie aus! Welche Schmerzen müſſen wir durchmachen! Aber ich danke für das Schimmer-Tag!“ Was zunächſt ihrem Sterben voranging, der ſchmerzliche und doch befriedigte Rückblick auf ihre ganze Lebensfügung, das nicht zu miſſende Unglück, das doch erblühte Glück — dies alles an ſeinem Ort umſtändlich Erzählte begnügen wir uns, hier nur eilig dem Leſer in's Gedächtniß zu rufen. —

Wir dürfen bei Rahels Religioſität die beſondere Eigenthümlichkeit nicht unerwähnt laſſen, mit welcher ſie von jeher der Vorſtellung vom Sündenfall ſich abgeneigt erwies, und dieſelbe bei jedem Anlaſſe beharrlich beſtritt. Sie ſagt hierüber, in einer der vielen Stellen, einmal (1822): „Der Menſch iſt noch vorwitzig über das, was er nicht weiß; rebelliſch gegen das, was er nicht kennt. Er ſoll es aber ſein: denn er iſt ſo geſchaffen. Aus Gnade und Güte, nicht aus Sündenfall. Er ſoll eine Perſönlichkeit haben, und hat ſie: Gnade, Güte, iſt Exiſtenz. In dieſer uns bekannten Perſönlichkeit iſt uns nichts, was wir imaginiren oder wahrnehmen, gewiß, noch bleibend — alſo keine Garantie, die wir brauchen — ſo gehen wir Stufe vor Stufe nach dieſer Gewißheit in uns ſelbſt hinab, bis wir einen kleinen Punkt der wahren Unabhängigkeit entdecken, und der Gewißheit: Gewiſſen, das innerſte Wiſſen, das Wollen und Thun, was wir für recht, für richtig — übereinſtimmend mit dem Meiſten — halten. Und unſere höchſte Sittlichkeit iſt wieder ein ſich frei, ein ſich unabhängig machen wollen. Nichts hängt von uns ab, als dies. Und es iſt gerade umgekehrt, wie man ſagt. Gott können wir uns nur mit — durch — unſere Fähigkeiten denken; was der beabſichtigte, nur mit der Intelligenz erdenken, die die größte Güte in uns legte; und unſere ahnende Vernunft kann nur vermuthen, daß noch eine höhere, erleuchtendere Aufgabe in uns aufgehen könne, als jetzt die unſerer größten Sittlichkeit. Dies iſt kein Fall: ſondern ein Steigen; und nicht wir ſtimmen mit Gott, das können wir nicht; er ſtimmt mit uns ein; er regiert uns, und wir müſſen uns darum frei und unabhängig glauben — mühen und irren: aber ohne weitere Mährchen ergeben ſein.“ — Ein anderesmal, da von der Begier des Menſchen nach Erkenntniß die Rede war, und daß er von den verbotenen Früchten des Baumes der Erkenntniß durchaus habe „freſſen“ wollen, fuhr Rahel mit Eifer fort: „Der Menſch iſt ein Geiſt; der ſoll nicht vom Baum der Erkenntniß freſſen wollen! Wovon ſoll er denn freſſen? Das wäre noch ſchöner!“

Es iſt offenbar, daß hier nicht ſowohl die Bedeutung, nicht die geiſtige Thatſache, welche dem Bilde zum Grunde liegt, als vielmehr nur das Bild abgelehnt wird. Rahel ſagt in Betreff jener Thatſache ſelber (1827): „Alle Menſchen waren dereinſt Ein Menſch. Die ärgſte Folge des begangenen Irrthums iſt, dies vergeſſen zu haben; und glauben zu müſſen, wir leiden ungerecht willkürlich. Den tieferen Urſprung aber, den der Möglichkeit des Irrens, müſſen wir einer höheren Einſicht anheim ſtellen.“ Daß aber jene bildliche Vorſtellungsweiſe auch bei ſtrenger chriſtlicher Lehre abgelehnt werden könne, zeigt uns, neben dem Beiſpiele vieler Gottesgelehrten, auch das bedeutende von Hegel, deſſen Uebereinſtimmung mit dem kirchlichen Lehrbegriff des proteſtantiſchen Lutherthums anerkannt iſt, und der in ſeiner Religionsphiloſophie ſagt: „Ueber die Frage, wie iſt das Böſe in die Welt gekommen? iſt uns eine alte Vorſtellung, der Sündenfall, in der Bibel aufbewahrt. Dieſe bekannte Darſtellung iſt in die Form eines Mythus, einer Parabel gleichſam eingekleidet. Wenn nun das Spekulative, das Wahrhafte, ſo in ſinnlicher Geſtaltung, in der Weiſe vom Geſchehenſein dargeſtellt wird, ſo kann es nicht fehlen, daß unpaſſende Züge darin vorkommen.“ Worauf er dieſe näher angiebt und beleuchtet. —

Die Wichtigkeit des Bildes wurde nur deßhalb ſo groß, weil man ſich gewöhnt hatte, die Grundlage des Chriſtenthums, nämlich die Wiederherſtellung des Menſchen, in einem buchſtäblichen Zuſammenhang mit jenem zu halten. Den weſentlichen Zuſammenhang hält auch hier Rahel feſt, und ſagt unter Anderem in einem Briefe an Adam Müller (1820): „Ich möchte ſagen, was iſt am Ende der Menſch anders, als eine Frage! Zum Fragen, nur zum Fragen, zum ehrlich kühnen Fragen, und zum demüthigen Warten auf Antwort, iſt er hier. Nicht kühn fragen, und ſich ſchmeichelhafte Antworten geben, iſt der tiefe Grund zu allem Irrthum: Und iſt man in dieſem auch ehrlich, und irrt nur, ſo iſt es doch Verzärtelung und Mangel an Klarheit; und bei beiden können wir nicht immer verweilen: die große allgütige Einrichtung Gottes, das wirkliche Verhalten der Dinge unter einander, und der Gedanken zu den Dingen, wird uns doch zum ſchwereren, demüthigeren Werke mit fortreißen. Auf ſolche Weiſe, glaub' ich, ſind wir zum ganzen hieſigen Daſein gekommen. Wir mußten es durchmachen. Wie überhaupt Menſchengeiſter lernen. Mit eigener Mühe; dabei fängt die große Mitgift, Perſönlichkeit an. Dies iſt für mich „der Gedanke aller Gedanken, die Menſchwerdung Gottes“; die Gnade uns eine Perſon werden zu laſſen, und in dieſer Gnade ſind' ich auch gleich ihren eigenen Grund; ſie enthält ihre Bedingung in ſich ſelbſt.“ — In welcher Geſtalt und Wendung aber dieſer Gegenſtand, aus allem dogmatiſchen Streit erhoben, ihr am reinſten zum Herzen drang, legen klar und ſchön die ihr beſonders theuren Sprüche von Angelus Sileſius dar, wo es heißt:

„Wird Chriſtus tauſendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir: du bleibſt doch ewiglich verloren."

Und ferner:

„Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Böſen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht, erlöſen."

Zuletzt:

„Ich ſag', es hilft dir nichts, daß Chriſtus auferſtanden,
Wo du noch liegen bleibſt in Sünd' und Todesbanden."

Und die rührende Aeußerung wenige Tage vor ihrem Hinſcheiden, wo Rahel von Jeſus als einem Freund und Bruder ſpricht, beweiſet genugſam, wie tiefverbunden und perſönlich nahe ſie ſich dem hohen Vorbilde fühlen konnte! Wem übrigens hier das chriſtliche Bekenntniß doch nicht buchſtäblich genug ausgeſprochen erſchiene, den dürfen wir hinſichtlich der chriſtlichen Frömmigkeit und des chriſtlichen Geiſtes auf die Worte hinweiſen, welche Schleiermacher, in den Anmerkungen zu ſeinen Reden, über Spinoza rechtfertigend ſagt! Und ſchließlich muß in Betreff Rahels überhaupt die Bemerkung gelten, daß hier vom Leben die Rede iſt, nicht aber von einem Syſtem, einer Wiſſenſchaft oder Theorie! —

Daß Rahel ihr ganzes Leben hindurch von Unglück und Leiden aller Art heimgeſucht worden, daß ſie mit größtem Schmerz ihr Mißgeſchick ſtets empfunden, und bitter beklagt, und auf perſönliches Glück früh verzichtet, ohne darum das perſönliche Leid minder herb zu fühlen, dies hat ein kritiſcher Verneinungsgeiſt als ein Zeugniß gegen ſie anführen wollen, daß ihre Frömmigkeit nicht die rechte, daß ſie von dem Chriſtenthume nicht durchdrungen geweſen ſein könne, denn ſonſt würde ſie ja glückliche Ruhe und frohe Befriedigung gefunden haben! Ein ſolcher Einſpruch will ſich zwar das Anſehen geben, aus einer frommen und befriedigten Geſinnung zu ſtammen, läßt aber den Kundigen leicht erkennen, daß nur gleißneriſcher Dünkel und ſcheinheilige Aeußerlichkeit zu ſolcher Anſchuldigung verirren und ſich in ſolchem Fehlgehen offenbaren konnte! Wer mit ächter Frömmigkeit vertraut iſt, wer ſie wahrhaft beſitzt und übt, der iſt weit von der Anmaßung entfernt, ſein irdiſches Leben in Glück und Zufriedenheit durchzubringen, der weiß, daß Leiden und Kämpfe den Guten auf allen Wegen des Höchſten prüfend begleiten, und daß ihre Fülle und ihr Uebermaß immer nur die Größe der Auserwählung bezeichnen, zu welcher die Seele berufen iſt. Nur der Scheinheilige, der von Frömmigkeit nichts weiß, aber in ihrem Schmuck einhergehen will, kann ſich ſtolz als Vorbild anbieten eines heiligen Zuſtandes, in welchem die Leiden und Schmerzen des Lebens ihm nichts anthun könnten: der Fromme weiß in ſeiner Demuth, daß er nur von Gnaden lebt, und daß ſeine Frömmigkeit ihn nicht gegen Leiden und Schmerzen ſchützt, im Gegentheil ihn ſie vollſtändig erfahren und tragen heißt; und ſie wären nicht, was ſie ſein ſollen, wenn er ſie nicht als ſolche tief empfände, wenn er nicht nah der Verzweiflung doch immer höheren Troſt und Zuverſicht ſich erhielte! Jener Verneinungsgeiſt muß nie das Beiſpiel, welches uns von Jeſus ſelbſt aufgeſtellt worden, recht bedacht haben, muß niemals die Lebensläufe der Frommen und Erweckten achtſam eingeſehen haben, ſonſt würde ihm einleuchtend geworden ſein, daß ſeine ſcheingerechte und ſcheinweiſe Vorausſetzung nur ſeine Unkunde, ſeine Gleißnerei verräth! —

Kein Menſch war je von Schein und Aeußerlichkeit mehr entfernt, als Rahel, kein Menſch unfähiger, die Frömmigkeit zur Frömmelei zu entwürdigen! Ihre Religioſität war heiter, kräftig, unaufhörlich laut hervorbrechend, und doch meiſt unmerklich verhüllt, immer dem Weſen nach gegenwärtig, dem Wortgepräng entfliehend, ihre ganze Erſcheinung voll himmliſchen Troſtes, geiſtiger Friſche und hülfreicher Werkthätigkeit! —

Und ſo dürfte durch dieſe nähere Betrachtung und Darlegung nicht nur hinreichend erklärt ſein, warum das Buch

Rahel eine ſo religiöſe Wirkung ausüben konnte, ſondern auch die Richtung und Sphäre angedeutet, in welche daſſelbe, gemäß der Entwickelungsſtufe eines unſerer Zeit eigengehörigen, in den allgemeinen Weltgang tief verflochtenen religiöſen Bedürfniſſes, fortwährend Erweckung, Troſt und Befriedigung zu bringen berufen ſein kann!

Rahels Theaterurtheile.

Unſere deutſche Theaterbildung beginnt mit Eckhof und Leſſing, und nicht leicht kann ein Anfang würdiger bezeichnet ſein, als mit zwei ſolchen Meiſternamen. Seit dieſen beiden Männern iſt unſerer Schaubühne ununterbrochen die ernſtliche und eifrigſte Pflege jeder Art zu Theil geworden, und weder an hochbegabten Künſtlern noch an geiſtreich einwirkenden Dramaturgen hat es ihr gefehlt, deren gemeinſame Bemühungen die deutſche Schauſpielkunſt auf eine Höhe gebracht haben, wo ſie mit jeder anderen nationalen, alten und neuen, ſich zur Vergleichung kühn ſtellen darf, auf eine Höhe, wo manchem Auge kein Weiterklimmen möglich, manchem das Herabſteigen unvermeidlich dünkt, weil auch aus Gründen, die außerhalb der Bühne ſelbſt liegen, der Verfall des Theaters nothwendig erfolgen müſſe.

Wir können dieſer letzteren Behauptung nicht unbedingt beitreten, wenigſtens nicht für das deutſche Theater im Allgemeinen, wenn es auch wahr ſein mag, daß einzelne deutſche Bühnen in ihrem heutigen Gange, wo nicht dem Aufhören, doch der völligen Unbedeutenheit eifrig zuſchreiten. Zum Glück iſt in Deutſchland kein einzelner Bildungskreis geſetzgebend für das Ganze. Das Rechte und Gute, an der einen Stätte vernachläſſigt oder unterdrückt, findet alsbald wieder eine andere, wo es gepflegt wird, oder ſich doch frei entwickeln mag, und auch minder wichtige Orte gewähren zu Zeiten ein fruchtbares Gedeihen, das dann wieder den größten Hauptſtädten zu Gute kommt.

Das Theater hat in Deutſchland eine andere Geſtalt und

Aufgabe, als in anderen Volksbereichen, wo für alle Kunſtbeſtrebungen nur Ein beſtimmtes Ziel in Einer höchſten Mitte beſteht. Das Theater muß bei uns vieles leiſten und erſetzen, wofür eigentlich andere Anſtalten zu fordern wären; ein Theil unſerer Volksbildung, unſeres Gemeingeiſtes, des freien Ausdrucks unſerer Geſinnungen und Urtheile, haben dort ihre Stätte gewählt; unſere höheren Geſellſchaftsverhältniſſe werden dorther theilweiſe ſowohl gezähmt als genährt, und wo ſonſt keine Wirkung ſo leicht hindringt, da wirkt unmerklich und unwiderſtehlich das von der Bühne geſprochene Wort. Einigermaßen war dieß auch das Verhältniß des Theaters in Frankreich vor der Revolution; allein zu Gunſten des deutſchen Theaters ergeben ſich aus den erwähnten Umſtänden noch wichtige Unterſchiede, die ſeine Bedeutung ohne Vergleich höher ſtellen.

Wir dürfen deßhalb annehmen, daß unſeren Landsleuten das Theater wie bisher, ſo auch ferner, ein Gegenſtand beſonderer Zuneigung bleiben wird, wie es denn in der That, man kann es wohl ſagen, der Nation im Ganzen gewiß lieb und theuer iſt, als welche wohl fühlt, daß ſie deſſen nicht füglich entrathen kann. Wäre wirklich ein Verfall deſſelben überhaupt zu fürchten, oder ſchon ſichtbar, ſo möchte dies nur ein Grund werden, mit verdoppeltem Eifer zu ſinnen und zu trachten, wie ihm aufzuhelfen wäre, nicht aber, ſich überdrüſſig von ihm abzuwenden.

Der ausübende Künſtler hat ſeine Hülfsquellen unmittelbar in einer Produktivität, dem Feuer ſeines Talents mag er neue Gebilde und Wirkungen entſtrömen laſſen; die Erfindung wird ihren Weg nehmen ohne unſer Zuthun, und ihren Erfolg wird ſie als ihr Recht hinſtellen. Dem Theaterfreunde jedoch zeigt ſich noch eine andere Richtung, in welcher ſeine Theilnahme dem Gegenſtande förderlich ſein kann. Dies iſt das Gebiet der Theatergeſchichte, der Rückblick auf den bisherigen Gang dieſer Kunſtentwickelung, die wiederholte Betrachtung deſſen, was in dieſer Bahn früher ſich bemerklich gemacht hat; in dieſer Kunſt, wie in allen anderen, ſteht nichts allein, die Gegenwart ſtützt ſich auf die Vergangenheit, und nichts iſt reicher an Belehrung und Aufſchluß für das heutige

Bedürfniß, als die Vergleichung mit dem, was ſchon da geweſen, und was und wie es geleiſtet und aufgenommen worden iſt.

Seit jenen großen Namen, die wir zu Anfange genannt, ſind nicht minder glänzende und berühmte unſeren Theaterannalen eingeſchrieben. Aufmerkſame Leitung, und tüchtige, glänzende Ausübung haben an vielen Orten Großes, oft Außerordentliches geleiſtet. Während aber, ihrer Natur nach, die Darſtellungen der Künſtler mit dem Augenblicke flüchtig dahingehen, und die großen Namen Schröder, Fleck u. ſ. w. ſchon faſt nur mythiſch im Gedächtniſſe leben, fehlt auf der dramaturgiſchen Seite großentheils noch die Zuſammenfaſſung und der Beſtand, auf welche ſie, ihrer Art nach, allerdings Anſpruch machen könnte. Seit Leſſing hat nur Tieck, auf ſeinem Standpunkte zu Dresden, eine Sammlung von Kritiken und Belehrungen aufgeſtellt, wie jener von und für Hamburg mit ſo großem Erfolge ſie geliefert hat. Die Goethe'ſchen Beiträge, durch Inhalt und Geiſtesrichtung unſchätzbar, ſtehen vereinzelt. Schilderungen beſtimmter Künſtler in einer Reihe von Rollen haben wir nur wenige; Böttiger über Iffland, Meyer (in Bramſtedt) und Schink über Schröder, Lewald über Seydelmann, ſind die vorzüglichſten. Außer dieſen wenigen hellen Punkten iſt in der deutſchen Theatergeſchichte alles dunkel und lückenhaft; die meiſten Nachrichten, auch die werthvollſten, verlieren ſich, wie die Vorſtellungen ſelber, mit dem Tage. Manche Kritiken, von Börne, von Gans, ſind litterariſch aufbewahrt, aber nur nebenher, andere ſehr vorzügliche, von Ludwig Robert, Hartmann, Friedrich Schulz, und Anderen, vermöchte man kaum aufzufinden, auch wenn ein ächter Sammlerfleiß ſie ernſtlich ſuchte!

Einem Theaterfreunde, den die Eindrücke der Bühne nach dem Genuſſe des Augenblicks auch in dauernder Erinnerung freuen, der ſo viel Schönes, Hohes und Freudiges, das die Schauſpielkunſt ihm vorgeführt, ſich zum Lebensſchatze geſammelt, und der bei den Namen der Künſtler nicht ſchnöde ihres Alters und ihres Zurücktritts, ſondern freudig der Entzückungen gedenkt, die er ihnen ſchuldig geworden, — einem ſolchen Theaterfreunde mußte die Erſcheinung des Briefwechſels zwiſchen Goethe und Zelter auch in dieſem Bezug auf die Bühne ſehr willkommen ſein, und durch Hervorrufung ſo vieler einſt durch lebendige Kunſt erfüllten Stunden einen reichen Genuß darbieten. Eine lange Reihe von Jahren hindurch verfolgt Zelter mit lebhaftem Eifer und eigenthümlichem Sinn die Vorſtellungen der Berliner Bühnen, giebt von den Stücken, den Schauſpielern, den Rollen, nach Umſtänden ausführlicher, oder auch nur ſummariſch Bericht. Und da wir ſeine Eigenheiten, ſeine Mängel und Befangenheiten aus dieſen Briefen ſattſam kennen lernen, ſo ſind wir im Stande, ihn durch dieſe ganze Folge von Nachrichten und Urtheilen zu begleiten, ohne uns ihm unbedingt hinzugeben, vielmehr können wir, indem wir bald ab- bald zurechnen, aus dem von ihm Gegebenen bequem und ungeirrt unſer eigenes Urtheil bilden.

Nicht minderen Anreiz, und in mancher Hinſicht noch größeren Genuß, gaben uns die Briefe der Frau von Varnhagen, die unter dem Namen „Rahel“ zuſammengedruckt worden und weit in die mannigfachſten Kreiſe der Litteratur und Geſellſchaft gedrungen ſind. Auch in ihnen iſt das Theater ein durch das Ganze eines beinah vierzigjährigen Zeitraums ſich fortwindender Gegenſtand, der immer auf's neue hervortaucht, mannigfache Lebensbeziehungen anknüpft und weiter ſpinnt, und die tiefſten, originellſten, fruchtbarſten Bemerkungen veranlaßt. Da wir mit großer Vorliebe und beſonderer Aufmerkſamkeit gerade dieſe Seite des Buches Rahel uns angeeignet und uns mit der Verfaſſerin hauptſächlich als einer Theaterbeſucherin beſchäftigt haben, ſo erzeigen wir den meiſten Leſern gewiß einen dankenswerthen Gefallen, wenn wir ihnen in Kürze einige der Ergebniſſe, welche ſich uns dargeboten, zur Ueberſicht vorlegen.

Wir ſetzen voraus, daß unſere Leſer mit dem Geiſte und den Aeußerungen Rahels im Allgemeinen ſchon bekannt ſind. Aus allem Lobe, das dieſer Frau ſo vielfach geſpendet worden, ſo wie aus dem Tadel auch, dem ſie nicht ganz hat entgehen können, muß wohl am Ende für ſie das Zugeſtändniß unwiderſprechlich feſtſtehen, daß, wie man auch ſonſt ihr Weſen beurtheilen, ihre Geiſtes- und Gemüthsgaben wägen und ſchätzen wolle, zwei Eigenſchaften in ihr hervorragen, und ihren Worten die Kraft und den Zauber geben, welche die Leſewelt davon empfunden hat, zwei Eigenſchaften, welche wir auch für das Theater als die köſtlichſten und wünſchenswertheſten in Anſpruch nehmen, und von denen wir das ganze Publikum erfüllt und beſeelt ſehen möchten, nämlich unbeſtechliche Wahrheitsliebe und regſter Enthuſiasmus.

Gewiß, zwei ſeltene und wichtige Gemüthsgaben, und am ſeltenſten und wichtigſten in ihrer Vereinigung! Denn ſie ſcheinen ſich, zum Theil wenigſtens, gegenſeitig auszuſchließen, oder in ihrer Wirkung zu ſchwächen. Das iſt aber hier gar nicht der Fall. Die Wahrheitsliebe Rahels iſt mit Güte, ihr Enthuſiasmus mit Einſicht verbunden; die größte Eingenommenheit hindert bei ihr ſtrengſte Beurtheilung nicht, die Mißbilligung läßt der freudigſten Anerkennung Raum, ſobald ein Fehler oder ein Vorzug unerwartet dieſen Gegenſatz fordert oder möglich macht.

Sehen wir nun, wiefern dieſer inneren Ausſtattung die äußeren Umſtände günſtig zu Hülfe kamen! In Berlin 1771 geboren, ſah Rahel in ihrer Jugend die Erſtlingsblüthe der dortigen deutſchen Bühne hervorbrechen, welche aus geringen Anfängen, beſcheiden, aber friſch und kräftig, vor einem antheilvollen, ſich gleichzeitig heranbildenden, ebenfalls beſcheidenen, aber freudig-ernſten Publikum jugendlich aufſtrebte; daneben glänzte die italiäniſche Oper, mit ihren feſtſtehenden, auf gegebener Kunſthöhe meiſterhaften Leiſtungen, in aller Pracht und Fülle Königlicher Anordnung; und bisweilen kam den Anſprüchen und der Gunſt vornehmer Geſellſchaft auch noch der Reiz franzöſiſcher Vorſtellungen lebhaft entgegen. Dieſe doppelte Nebenbuhlerſchaft, welche nicht dauernd genug wirkte, um unterdrücken zu können, aber ſtark genug war, um anzuregen, hat gewiß der deutſchen Bühne in Berlin mannigfach genützt, gewiß auch auf das Theaterpublikum vortheilhaft eingewirkt, deſſen Geſichtskreis ſich niemals ganz verengen konnte, ſondern immerfort fruchtbare Vergleichungen bot.

Damals überließ man die Leitung der deutſchen Bühne, nachdem ſie nicht mehr bloßes Privatunternehmen auf Gewinn, ſondern der Obhut der Staatsbehörde theilhaft geworden war, den Einſichten harmloſer Gelehrten. Erſt Ramler, dann mit größerem Erfolg Engel, thaten redlich alles, was unter den beſchränkten Umſtänden, in welchen ſowohl ſie ſelbſt als die Bühne waren, zu verlangen war. Endlich kam Iffland, der nun als Künſtler und Direktor zugleich eine neue Epoche begann, die der Hauptſache nach noch jetzt fortdauert. Er verſtand ſein Handwerk und die Welt; indem er jenes klug betrieb und alle Vortheile geltend machte, wußte er die Gunſt des Hofes und der Menge zu erwerben, und ſich, ſo lange er perſönlich wirkte, darin feſtzuhalten.

In dieſer Zeit hatte die Berliner Bühne das Glück, neben vielen trefflichen Talenten, die zum Theil von dem größten perſönlichen Glanze getragen wurden, wie z. B. die als Schönheit angebetete Baranius und der nicht minder berühmte Czechtitzky, ein paar Sterne erſter Größe in Fleck und Friederiken Unzelmann zu beſitzen, welche dem Ganzen den höchſten Aufſchwung und lange Zeit die vorherrſchende Richtung gaben. Beſchort und Mattauſch wären Zierden jeder Bühne geweſen. Unzelmann war als Komiker unübertrefflich.

Außer den zahlreichen Erſcheinungen, welche von anderen deutſchen Bühnen einzeln herüberkamen, und außer dem Anſchauen neuer Geſammtheiten an anderen deutſchen Orten von Bedeutung, empfing Rahel auch früh die großen Eindrücke des franzöſiſchen Haupttheaters in Paris. Sie ſah die genialen und zauberiſchen Geſtalten Talma's, der Raucourt, Fleury's, Ellevion's, der Mars, der Georges, und wußte über die ſchroffen Eigenheiten einer nationalen Kunſtbildung billig hinzuſehen, um den Gipfel allgemeiner und überall gültiger Meiſterſchaft, die ſich aus den engen Schranken dennoch ſiegend erhob, nur um ſo höher zu bewundern. Für den Kundigen wird es nicht ohne Werth ſein, wenn wir bemerken, daß Rahel auch die tragiſchen Talente der holländiſchen Bühne zu kennen und zu ſchätzen Gelegenheit gehabt.

An Muſtern, Beiſpielen, Stoff jeder Art zum Vergleichen und Ueberdenken war daher kein Mangel. Auch Muſik im ganzen Umfang, die Tanzkunſt in ihren verſchiedenen Arten, boten ſich dem regen, ſicheren Sinne reichlich dar, welcher nicht weniger für die Mahlerei der Bühne, für Koſtüm und Dekoration, offenen und ſcharfen Blick hatte.

Wir ſehen Rahel dieſe mannigfachen Richtungen mit lebhafter Theilnahme verfolgen, die Talente anerkennen, die Leiſtungen würdigen, ſie im Einzelnen ergründen, den feinſten Schattirungen ihrer Aufgaben nachgehen. Sie weiß auch auf unteren Stufen das Verdienſtliche aufzufinden, auch in verkehrten Richtungen das Meiſterliche auszuſondern, und wo das Kunſturtheil jede Milde verſagen muß, läßt ſie doch nie die menſchliche Billigkeit abhanden kommen. Aber im Ganzen iſt ihr Sinn immer auf das Höchſte und Größte gerichtet, und beruhigt ſich nur bei dem entſchieden Vortrefflichen, Vollendeten. Ihre leidenſchaftliche Bewunderung iſt vor allem dem erhabenen Genius Fleck's, Talma's, der Schröder, gewidmet, wie der lebensreichen, ſchöpferiſchen Natürlichkeit der Unzelmann, der Mars. In der Oper iſt es der Geſang der Marchetti, der ſie zumeiſt befriedigt, derſelben Marchetti, welche Heinſe in Venedig ſingen hörte, und von der ſpäter Wilhelm von Humboldt in ſeinen Briefen an Schiller ein preiſendes Zeugniß gab; oder der Geſang der Milder, in anderer Weiſe von gleicher Erhabenheit. In der Tanzkunſt iſt es die Vigano und die neapolitaniſche Schule; in der Muſik, neben der reichen Kunſt und Lebensfülle der beſten Italiäner, ſind es Mozart, Gluck und Righini, auf welche ſie ſtets zurückkommt. Unerſchütterlich hielt ſie bei ſolchem einmal gewonnenen Maßſtabe feſt; keine Lockungen des Talents, des allgemeinen Beifalls und Geſchreis machten ſie jemals irre. Sie wußte ſehr gut, daß dem erſten Talent und der reinſten Kunſt nicht ſowohl das Mittelmäßige und Schlechte, als vielmehr das ihr zunächſt ſtehende zweite Talent, das Unreine, mit innerer oder äußerlicher Beigabe falſch verzierte, entgegenſteht, hinderlich und ſchädlich iſt. Und mit dieſen Tagesgültigkeiten, ſie mochten übrigens noch ſo bewundernswerth ſein, und Iffland, Bigottini, Karl Maria von Weber oder Sonntag heißen, konnte ſie ſich wohl ſo weit befreunden, um das Meiſterhafte in ihnen mit Freudigkeit zu genießen, aber nie ſo weit, um ſie jenen ächten und vollkommenen Größen jemals an die Seite oder gar an deren Stelle zu ſetzen.

Rahel dachte groß und enthuſiaſtiſch von der Kunſt und den Künſtlern; ſie fand letztere jeder Verehrung werth, als Auserwählte der Menſchheit, geweiht und berufen, das Schöne und Erhabene zu Troſt und Freude hervorzubilden, unſere beſchränkten, gemeinen Zuſtände mit freien, höheren abzulöſen. Sie glaubte daher auch nicht, daß die Kunſt ein blos äußerlich Erlerntes, ein mühſames Flickwerk ſein könne. Die großartige Seele, das kräftige Gemüth, den lichtvollen Geiſt, ſetzte ſie ſtets im Künſtler voraus. Große Naturgaben, und vor allen die Fähigkeit reicher und mächtiger Empfindung, waren ihr das erſte Erforderniß.

Aber ſie war mit dieſer erſten Bedingung keineswegs abgefunden; ſie verlangte nun eben ſo den ganzen Ertrag des Studiums, den vollen Reichthum erworbener Bildung. Wo die eine oder die andere dieſer beiden Seiten fehlte, da konnte ſie höchſtens treffliche Beſtandtheile aber kein befriedigendes Ganze der Kunſt anerkennen. Zu jener Stufe herabgeſtiegen, wo das Einzelne gelten darf, weil es nur gerade dieſes ſein will, mochte ſie auch jeder Virtuoſität mit leidenſchaftlichem Beifall zuſtimmen, und wie ſie die reine Schönheit der Geſtalt, die flüchtige Eingebung, das glückliche Gelingen bewunderte, ſo konnte ſie auch durch weiſe Berechnung, ſichere Nachhülfe des Verſtandes, und durch vollkommene Fertigkeit entzückt werden, wo dieſe richtig hervortraten. Nur wenn der Mangel, die Schwäche und die Dürftigkeit ſich als Stärken geben wollten, das ihnen zugeſtandene Geringe an die Stelle des verſagten Großen und Herrlichen ſetzen wollten, ja durch trügeriſchen Schein das Verkehrte und Leere geltend machten, — dann empörte ſich der Unmuth und konnte ſcharfe Strafworte ausſchütten.

Rahel war die Erſte, welche, bei aller Anerkennung der vielfachen in Iffland vereinigten Gaben, ſowohl ſeine Schauſpielkunſt als ſeine Direktorſchaft als den Anfang des Verderbs der Berliner Bühne erkannte und bezeichnete. Gegen dieſen gründlichen Verderb rang vergebens das entgegengeſetzte Beiſpiel der Weimarer Bühne, vergebens die Anſtrengung der neueren Poeſie, der fortgeſetzten Beeiferungen Schlegel's, Tieck's, Bernhardi's, vergebens der beſſere Theil des Berliner Publikums. Die Vorzüge ſelbſt, in denen Iffland groß war, täuſchten über die Richtung, die er dem ganzen Bühnenweſen gab, und riſſen nach und nach alles auf den falſchen Weg mit fort. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir Rahel mit der Geſtalt des Theaters, die ihr daheim und in der Fremde am meiſten entgegentrat, in häufigem Widerſpruch finden. Am wenigſten konnte ſie in Berlin ſelbſt befriedigt ſein, wo ſie, bei dem beſten Willen, doch faſt immer nur Einzelnes loben konnte, und das Höchſte und Beſte nur vorübergehend und wie durch Gunſt des Zufalls geleiſtet ſah.

Wir wollen dieſe Verſchiedenheit der Standpunkte hier in ſtoffloſen Allgemeinheiten nicht peinlich erörtern, ſondern laſſen ſolche lieber ſogleich in lebendiger Auffaſſung des beſtimmten Einzelnen prägnant hervortreten. Das Raiſonnement wird ſich für diejenigen, welche deſſen bedürfen, aus dieſen raſchen und gleichſam dem Augenblick entriſſenen Spruchworten, leicht und ergiebig ableiten.

Einen karakteriſtiſchen Ausdruck der ganzen Richtung und Geſinnung Rahels in theatraliſchem Bezug liefert uns gleich ein Brief, aus dem Jahre 1817 an die große tragiſche Schauſpielerin Sophie Schröder. Dieſe gab damals ihre erſten Gaſtrollen in Berlin, Rahel aber befand ſich in Frankfurt am Main, und ſchrieb an die bewunderte und ihr ſchon ſeit mehreren Jahren befreundete Künſtlerin wie folgt:

An Sophie Schröder, in Berlin.

Frankfurt a. M., den 31. Oktober 1817.

„Als ich geſtern mit Ungeduld die Berliner Poſt erwartete, die mir endlich keine Briefe mitbrachte, ließ ich mir die Berliner Zeitungen als eine Art von hinhaltendem Erſatz geben, und fand Sie, meine ſehr Geliebte, den Landsleuten als Gaſt der Muſe angekündigt; dieſe Zeilen können Ihnen mein Bedauern, daß ich nicht zu Hauſe bin Sie zu empfangen, nicht ausdrücken! Ich habe den wahnſinnig-eiteln

Gedanken, daß in der weiten gebildeten Stadt doch keiner ſich findet, der ſo durchdrungen ſein kann von dem, was Sie zu leiſten vermögen, es auffaſſen kann wie ich, was *Sie ſind*; und der auch das anſcheinend minder Gelungene ſo zu ſtellen und zu deuten weiß! Ich möchte Sie empfangen, beherbergen; Ihnen jede materielle Sorge und Beſorgung abnehmen; ich möchte Sie applaudiren; mit Einem Wort, ich die Ceremonien-Fürſtin der Stadt nur auf eine Weile ſein, wie ich es jedesmal mit Leidenſchaft wünſche, wenn ein Künſtler in ihren Mauern iſt; Einer, der die Macht hat, das Großartige darzuſtellen, ohne Uebereinkunftsmanier; dem es gegeben iſt, die Leidenſchaft zu kennen, und die Mittel, ſie in allen ihren Abſchattungen, auch dem wenigſt Aufmerkſamen, in einer Art muſikaliſchem Maße und Haltung zu zeigen; der die Natur der Dinge ſchnell und jedesmal findet, und auch die Mittel, ſie auszudrücken. Sie ſehen, ich tödte mich, das zu beſchreiben, was geſegnete Künſtler ſind; ſagen kann ich's nicht; aber ich weiß es. Auch mich hat Apollo berührt: ich verſtehe die Begabten. — Wär' ich nur in Berlin, in meinem Hauſe; Sie wohnten doch bei mir! — Wie leid iſt es mir, daß Sie unſere Garderobe, unſere Dekorationen nicht mehr ſehen: aber lieb iſt es mir, daß Sie im Opernhauſe ſpielen; und es freut mich, daß Graf Brühl bei Ihnen eine Ausnahme mit den Gaſtrollen zu machen weiß. Warum ſpielen Sie nicht Johanna von Montfaucon, anſtatt in Rudolph — oder wie er heißt — von Finnland? Johanna war eine von den Triumphrollen der Bethmann; in dieſer aber zieh' ich Sie *vor*. Ich habe auch eine *Sorge*; Berlins Geſchmack in Anſehung der Weiberrollen iſt auf ſchwaches Regime geſetzt. Das Größte, was ſie hatten (und ein *Publikum* ſchwingt ſeine Gedanken nie über das, was es ſah, ſondern bildet und ſchränkt ſich darauf ein, oder aus), war die Bethmann; die außer dem Talent, das ſie hatte, noch die Gabe beſaß, nur ſie ſein zu dürfen; und das in einem ſolchen hohen und ſchönen Maße, daß man nicht unterſcheiden mochte, ob ſie auch etwas anders ſein konnte; ſie konnte erhaben, ganz edel, ganz romantiſch, tief empfindend, traurig-toll und toll-zerreißend ſein, immer lieblich, ſelbſt im Fehlgriff; konnte komiſch, heiter, reizend beweglich ſein; den Adel der großen Welt vortragen. Furchtbar aber, furienſtark, mit den Elementen verwandt, mythologiſchen Wahnſinn, den konnte ſie nicht aus der lieblichen, leichtbeweglichen, leichtſinnigen, frommen Seele ſchöpfen, weil man nie etwas daraus ſchöpft, was nicht darin liegt. Nun fürcht' ich, iſt den Berlinern mancher Farbenton, der gerade mein Erhabenes ausmacht, von Ihnen zu ſtark; das fürcht' ich eigentlich nicht; aber ich fürchte, daß Sie das nicht zu deuten verſtehen, und Ihnen das einen unangenehmen Eindruck macht; und daß Sie gar — Gott behüte und bewahre! — ſich darnach richten wollen. Das fürcht' ich; und darum ward ich hier ſo breit; in der Tiefe war wirklich der Aufſchluß dieſes Schwächenzuſtandes nicht nachzuweiſen; ſondern in der längeren Ausdehnung eines Aufenthaltes in Berlin, den ich gemacht. Jetzt mag unſere Stadt nun wohl noch mehr davon befallen ſein, als vor drei oder mehreren Jahren: ſie putzt und ſchnäbelt gar zu viel an ihrem Kunſtgefühl, beleuchtet gar zu ſehr das Bewußtſein darüber, mit Kerzen, aus allen Fabriken, anſtatt dem Gehen und Kommen der Sonne ſich ruhiger hinzugeben. Sie ſind dort bis zu den unbefangenſten Tiefen der Menſchheit in der letzten Zeit mit ihren Ausputzwerkzeugen hingedrungen und geeilt: und ich fürchte, jetzt grad, eine größere und allgemeinere Schwäche und Anmaßung; und will Sie, um Ihnen unangenehmere Empfindungen zu erſparen, nur darauf aufmerkſam machen. Solches alles gilt aber nur von jeder Stadt, wenn man ſie zuſammen ſich vorſtellt; und man kann die eine freie, eine ſinnige nennen, wo viele Einzelne dem Publikum mit ihren Gedanken und Verſtändniſſen vor ſind, große Künſtler faſſen, und große Bücher, die ſie über die Beſchaffenheit des Augenblicks, in dem ſie leben und ſchaffen müſſen, erheben. Eine ſolche Stadt, ſein Sie gewiß, iſt Berlin, wenn auch die, welche ſie dazu machen, gerade nicht das Glück haben, Sie perſönlich zu kennen. Dies wollt' ich Ihnen nur, bei dem flüchtigen, geſchäft- und ereignißreichen Aufenthalt dort, vor die Augen halten, wo alles vor ihnen vorüberfliegen muß. Ein Freundesbrief ſoll Freundesſtelle vertreten!!

Mich ekeln ſchon jetzt die Zeitungskritiken! das iſt das

Schlechteſte, was wir haben, das Seichteſte in Deutſchland überhaupt. Die Leipziger, von A. W. ſind noch die einzigen, wo etwas Mark und Bein, Leben und Zeichnung darin iſt.

Hier ſpielt Eßlair. So glücklich, Sie mit dem zuſammen zu ſehen, bin ich nicht! Wenn ich nur drei Bataillen gewonnen hätte! ich wollte mir ein Theater anſchaffen! Er ſpielte Theſeus wirklich wie ein Gott; und kann das Muſter ſein, die Fahne zum Weg, deutlich zu ſprechen. Otto von Wittelsbach ſah ich: der Mord ein Meiſterwerk! Hinein- und herausgehen Ein Stück; er ging, trotz der Wuth, mit Abſcheu hinein, und kam, trotz des Abſcheus, noch mit Wuth heraus. Göttlich. —

Als ich Ihnen dieſes geſtern ſchrieb, ward ich dazwiſchen immer von Beſuchen geſtört. Ich erhielt dann noch geſtern Abend einen Brief aus Berlin. Sie wollten an dem Tage in Merope auftreten, von der Vorſtellung ſelbſt weiß ich alſo noch nichts. Ich freue mich im voraus des Berichts, den man mir treu und ausführlich davon zu geben verſpricht!“ — —

In dieſem raſchen, leicht hingeworfenen, nur dem Augenblicke gehorchenden Herzenserguß iſt unvermerkt faſt alles, wodurch ſich die wahre und hohe Kunſt von der ſcheinſamen, unächten und kleinen unterſcheidet, in kurzen Andeutungen mit ausgedrückt. Hier iſt gleichſam der Scheideweg angegeben, wo die Richtungen ſich trennen, und in ſtets größerer Abweichung auseinandergehen, die eine zum Großen und Schönen, die andere zum Mittelmäßigen, Erkünſtelten, Schlechten. Wie wahr und richtig iſt der Zuſtand der Berliner Bühne und des Publikums ausgedrückt! Er iſt noch heute, nach achtzehn Jahren, ganz derſelbe. „Berlins Geſchmack iſt in Anſehung der Weiberrollen auf ſchwaches Regime geſetzt.“ Und damals war die Erſcheinung der Bethmann dem Gedächtniſſe noch ganz friſch! dieſer großen Künſtlerin, welche hier, ihrem Vermögen und Leiſten nach, ſo richtig bezeichnet, ſo gerecht gewürdigt wird! „Furchtbar, furienſtark, mit den Elementen verwandt, mythologiſchen Wahnſinn“, nein, dahin ging weder ihr Naturell noch ihre Kunſt. Aber mit den Männerrollen ſtand es nicht beſſer. Im Gegentheil. Und die Stadt! Kann man noch heute Treffenderes ſagen? „Sie putzt und ſchnäbelt gar zu viel an ihrem Kunſtgefühl, beleuchtet gar zu ſehr das Bewußtſein darüber, mit Kerzen, aus allen Fabriken, anſtatt dem Gehen und Kommen der Sonne ſich ruhiger hinzugeben.“ Dabei wird nicht verkannt, daß in der Menge zerſtreut viele Einzelne höheren Sinnes leben, auf welche der ächte Künſtler ſich ſtützen darf, denen er zuſtreben ſoll! Der Ausruf: „Wenn ich nur drei Bataillen gewonnen hätte! — ich wollte mir ein Theater anſchaffen!“ iſt eine launige Bezeichnung deſſen, was die Gunſt der Umſtände nie bei uns gefügt hat, die höchſten Machtgewalten aber, ſo leicht und lockend der Verſuch wäre, noch bis heute nicht in ihre Kunſtförderungen aufnehmen, nämlich des Vereins unſerer beſten Künſtler auf derſelben Bühne!

In ähnlicher Weiſe, nur dem Gegenſtand und Augenblicke gemäß anders geſtellt, wird über Eßlair geſprochen, ebenfalls bei Gelegenheit ſeiner erſten Gaſtrollen in Berlin. Wir laſſen dieſes Urtheil, das zwar einige Zeit früher fällt, dem vorigen hier folgen, da ſolches dem Zuſammenhange nach ſich ſo am beſten anſchließt.

An Ludwig Robert, in Poſen.

Berlin, Sonnabend den 8. Auguſt 1812.

„Ich habe mehr als Pflicht erfüllt: ich habe die Räuber, ſage die Räuber geſehen, und Kora von Kotzebue! Daß letzteres Stück, wie es daſteht, gegeben wird, macht den Sitten der Deutſchen ächte Schande; daß es überhaupt gegeben wird, zeigt von der groben Rohheit des größeren Publikums unſerer Nation; daß Kotzebue es machte, von der Stümperhaftigkeit ſeiner Begriffe und der völligen Plattheit ſeiner Geſinnungen, denn auf Einer Stufe ſtehen ſie darin gar nicht. Den keuſchen Iffland, im Aufſtellen des Schicklichen und im Bemühen der Geſchmacksreinigung, verſteh' ich hierin nicht. Unſere Schauſpieler verdienen wirklich ein ſittenreinigendes Wollſpinnen, weil ſie dieſe leeren unanſtändigen

Grobheiten mit Wohlgefallen ſpielten; in ihrem Sinne, als wäre es Shakſpeariſcher Witz; und hervorkehrten, wohl ärger noch, als es der Verfaſſer conzipirte, und ſich recht drin wälzten, ohne doch nur eine verſtändliche Perſönlichkeit hervorzubringen, ſondern bloße Bretterunart, und ſonſt gar nichts. Eßlair müßte ſolche Aufführungen tilgen helfen; und nicht ſie befördern, veranlaſſen. Auch war es denn leider ganz leer zu meinem Schrecke: obgleich er ungeſehen dies verdiente. — Er ſieht trotz eines ſchlechteren Anzugs, als wir hier zu ſehen gewöhnt ſind, nicht wie ein Hiſtrion, ſondern wie ein Menſch aus; mit beweglichem regſamen Blick und Mienenſpiel, länglich geſchnittenen Augen, die er auch wohlgeübt zu gebrauchen weiß; wie er überhaupt die Bretter kennt, und unendlich viel geſpielt hat, und Beifall gewohnt iſt. Er hat eine hohe Heroengeſtalt, und muß Halbgötter und phantaſtiſche Menſchen ſehr ſchön darſtellen; eine Stimme, wie ich ſie nie hörte, mit einer ſo umfaſſenden, in allen Tönen einnehmenden Skala. (Als er geſtern Morgen einen Augenblick bei mir geweſen, und wegging, ſagte meine Jungfer: «Ein hübſcher Mann!» — Ja! — «Und er hat ſo was Sanftmüthiges an ſich.» Sie wußte es nicht zu nennen und meinte nur die Götterſtimme.) Eine Nüance von Vornehmheit fehlt ihm, jetztzeitiger möcht' ich ſie nennen, die man, wenigſtens ich, nach den erſten fünf Bewegungen vermißte. Schöne Füße für ſo große Geſtalt, die jedoch nicht hinderlich erſcheint, und gar kein eitles Spiel für Publikum; ſo iſt er öfters mit dem Rücken gegen die Zuſchauer gekehrt, welches mir ſehr wohlgefällt, ich immer wünſche, und nicht begreife, warum darin die Schauſpieler ſo viel bedenklicher, aber nicht genug als die Tänzer ſind; in jedem Moment wird doch in keiner Rolle geſprochen, und da thut eine lebhafte natürliche Wendung des Menſchen ſehr gut, und belebt Schauſpieler und Zuſchauer. Es kommen ihm nicht Einfälle genug in's Gemüth, alſo fallen ihm nicht genug Nüancen des Vortrags ein; und daher iſt er der Meinung, zu oft ſich in den Affect ſetzen zu müſſen, in welchem man gar nicht anders kann als ſchreien, dies iſt die Urſache, warum er dies zu oft, und daher öfters ohne richtigen Grund nach treffender Wirkung, thut: bei Leibe aber nicht für's gröbere Parterre und deſſen groben Beifall, ſondern aus reinem Irrthum und Mangel, aber doch verführt von der zu willigen, alles leiſtenden Stimme, die ihm ſchon ſo herrlichen Beifall ſchaffte, und Zeit ihres Lebens ſchaffen muß. In ſeinen beſten Momenten erinnert er an Fleck. Abſtrakte Mienen, des ſich ſammelnden Gemüths, oder des Wendens der Seele zu Himmel und Schickſal, haben ſie alle drei ſehr gleich. Er ſpielt ſehr deutſch, und doch wie Einer, der die Franzoſen geſehen, erwogen und benutzt hat; dies in ſeinen theatraliſchen Bewegungen, die er gehöriger Weiſe al fresco nimmt; aber bei weitem nicht mannigfaltig und witzig genug: wie denn Witz ihm in allem, was er auch gut leiſtet, am meiſten fehlt. Dabei ſpielt er nach Stimmung und Eingebung; und aus großer Routine auch mit Ueberlegung, womit er ſich klug genug unterſtützt, wenn er ſich ſchwächeren Herzens fühlt. So gab er die Räuber. In der Stelle, wo er die groben Ermahnungen des Mönchs anzuhören hat, ſah er mit ſchwarzem, vorn aufgeklappten, mit rothen Federn in die Stirn gedrückten Hute, gradauf ſtehend auf eine paſſende Streitaxt gelehnt, außerordentlich gut, und menſchlich, und edel, lebendig zuhörend aus; wie ein wirklicher Menſch, und hochartig. Auch antwortete er in edelgefaßtem Schmerz dem Mönche ſehr ſchön in den abgebrochenen Reden. Als er ſich erſchießen wollte, ſpielte er meiſterhaft; eindringend, verſtändig, verloren forſchend und unglücklich; mit den paſſendſten Gebärden; ſo gelungen als möglich. Auch erſtach er das Mädchen ſo außerordentlich, als es nur möglich iſt; wie Fleck, wenn er ſo etwas gut machte. Auch kann er ſehr ſchön ohne Worte sanglotiren, il n'y a point de mot dans notre langue; Schluchzen allein iſt es nicht. Wimmern und Schluchzen. Noch machte er manches ſchön; ich rede vom Schönſten. Ja! noch Eins! Er las den Brief des Vaters gleich zu Anfang göttlich, und war in dem Zimmer zu Hauſe, wie nur große Schauſpieler, wie Menſchen in ihren Zimmern, Helden. Er wurde den Abend ſehr beklatſcht und herausgerufen, und es war jenes Klatſchen in der Luft, welches ganz allein nach gutem Spiel erfolgt und nicht von der Menge der Hände abhängt. Vorgeſtern ſpielte er Rolla bei leerem Hauſe; mit der Fähigkeit, die du von ihm nun kennſt; nahm aber die Rolle, eine Nüance oder ein paar, franzöſiſcher; und die Rolle, ſage ich, lieferte ihm nicht jene Momente, in denen er mir völligen Beifall ablocken konnte. Er wurde wieder herausgerufen. Uebrigens habe ich das Publikum noch nie gerechter gefunden; wo ſie konnten, ehrten ſie den fremden Künſtler; wo ſie wußten, zeigten ſie ihren völligſten Beifall unbefangen gern, und wahrlich ſie ſchienen's beide Abende auch ganz zu verſtehen.

Eßlair macht einen ſo lieben Eindruck als Menſch, und zeigt den in ſeinem ganzen Vortrag ſo, daß man ihn perſönlich lieben muß; dafür war ich ihm ſchon mit meinem ganzen Herzen dankbar. Sein kleiner Beſuch hat ihn in meiner Gunſt beſtätigt. Er hat etwas liebenswürdig Gütiges. Rauchtaback roch ich, dies gehört diesmal zur fehlenden Nüance von feinſter Welt. Er behauptet keine Zeit zu haben! er eilte ſo, daß ich beinahe nichts mit ihm ſprechen konnte, als von deinen regrets, zu einer Probe vom Tell, der heute gegeben wird; hier die Austheilung. — Leb' wohl! Ich bin zu müde: ich habe einen kranken Kopf, und nur meine Theaterleidenſchaft und du konnten mich ſchreiben machen. —

N. S. Er brachte mir einen Brief von J. S. — Meine ganze Liebe wallt zu Fleck's Grabe. Die Propheten, Dichter und Künſtler, die Gottgeſandten, ſollten doch ſo lange die Welt ſteht, leben, und nicht ſich deteriorirend altern, wie wir Gemeinſten, Elendeſten. Ich bin heute völlig elend; in allem! Eßlair bleibt nur bis den 14. Die Bethmann, die ich nach der Probe ſprach, kann nicht genug erzählen, wie herrlich er in Theſeus iſt, und wie über alle Maßen vortrefflich in der Beichte; ſie ſagt, darin ſtellte er den Theſeus auf den Kopf. Gerade umgekehrt!"

In den Strafantrag zu einem „ſittenreinigenden Wollſpinnen" wird gewiß mancher Leſer heiter einſtimmen. Bei dieſer Schilderung Eßlair's aber fällt uns auf, was wir für alle Beſchreibungen dieſer Art in Rahels Briefen zu bemerken haben. Sie ſcheint völlig planlos, ſprungweiſe, willkürlich abgefaßt, bald nach dem Bedeutendſten und Tiefſten, bald nach dem Aeußerlichſten und Kleinſten greifend, das Verſchiedenartigſte frei durch einander miſchend. Sehen wir bloß auf das Verfahren, ſo dünkt uns faſt verdrießlich, ſolche verworrene Wege mitgehen zu ſollen. Allein wir werden bald gewahr, daß das Reſultat ganz entgegengeſetzter Art iſt. Wir finden, daß wir unverſehens, auf jenen Wegen, zu einem deutlichen hellen Bilde gelangt ſind, daß die feſte, ſichere Geſtalt anſchaulich vor uns ſteht. Und dies erklärt ſich leicht! Die Einzelzüge nämlich, welche gegeben werden, ſind alle aus dem lebendigen Ueberblick eines Ganzen geſchöpft; ſie mögen noch ſo entfernt aus einander liegen, ſie gehören und paſſen zuſammen, ſie widerſprechen einander nicht, ſondern ergänzen einander, die Einheit der Anſchauung bricht gerade aus dieſer Folge des Verſchiedenartigen um ſo ſtärker hervor; die lebendige Wahrnehmung verfährt ſelbſt nicht anders, und indem ſie das für die Reflexion Auseinanderliegende, in dem Lebenseindruck aber Vereinigte, raſch zuſammengreift, verwirrt ſie nicht, ſondern ſie gleicht aus und verbindet, ein Verfahren, das der darſtellende Künſtler ſogar nachzuahmen ſucht, hier aber ein lebhaftes, raſches Naturell gleichſam nur als unbewußte Fertigkeit ausübt! „Abſtrakte Mienen, des ſich ſammelnden Gemüths, oder des Wendens der Seele zu Himmel und Schickſal“, und „Rauchtaback roch ich, dies gehört diesmal zur fehlenden Nüance von feinſter Welt“, dann, „Schöne Füße für ſo große Geſtalt“, und „Ohne Worte ſanglotiren“: dies alles muß zuſammen und jedes an ſeiner Stelle ſein, um das Bild in unſerer Vorſtellung vollſtändig aufzubauen.

Wie unbeſtechlich der Wahrheitsſinn Rahels war, wie unfähig, ſich zu verläugnen oder gar ſich etwas einzureden, dafür giebt den ſchlagendſten Beweis ein Brief an Marwitz, worin von Wolff, dem eben von Weimar gekommenen, geſprochen wird. Die Verehrung Rahels für Goethe war gränzenlos, ſie wußte, daß er das Ehepaar Wolff dringend nach Berlin empfohlen hatte, daß er auf ihren Erfolg rechnete; ſie hätte gewiß gern dieſen Wunſch ihm erfüllt geſehen, mit willigem Opfer dazu beigetragen, dieſe Anerkennung für Weimar zu gewinnen; und was konnte beſtechender für ſie ſein, als das Urtheil Goethe’s, der jene als vortrefflich anerkannte? Aber das konnte weder Rahels Sinn befangen, noch ihr Urtheil beſtechen. Sie hatte keinen guten Eindruck von den weimariſchen Künſtlern, und ſchrieb ihrem Freunde unverhohlenen Bericht.

An Alexander von der Marwitz, in Friedersdorf.

Berlin, den 5. Mai 1811.

Nun kommt der Steckbrief von Wolff; in dem dieſer ſtecken ſollte, welches nun umgekehrt iſt, und da Sie ſchuld ſind, Sie es auch entſchuldigen müſſen! — Sehen Sie, wie Jean-Paul'ſch man wird, wenn man nicht ſchreiben kann, und nur etwas Witz ſtellt ſich ein? Mein tiefſter Ernſt. Ich kam natürlich, wie wenn man allein geht, und niemand auf einen wartet, zu ſpät nach Möllendorf's Loge. Und im Korridor hört' ich ſchon eine mir unbekannte Stimme ſehr theatraliſiren; das Aufeinanderfolgen der Szenen war mir nicht gegenwärtig, und ſtutzend dacht' ich, wenn er das nur nicht iſt. Ich trete ein, und Maria iſt auf der Bühne, mit Mortimer vor ſich. Ich erkenne Wolff, und ſehe zu allererſt, eine verdrehte Bewegung des Unterarms und der Hand. (Aus der er auch nie herauskommt.) Auch mit den Füßen und Beinen weiß er ſich bei weitem nicht ſo gut zu behelfen, als unſere Akteurs. Worüber ich aber ganz ernſthaft, und faſt traurig in der Seele ward, iſt, daß ich mir durch ihn vorſtellen muß, das Weimariſche Theater iſt nicht beſſer, als unſeres; oder vielmehr, wenn es auch in manchen Stücken beſſer iſt, ſo hat es doch unſere Fehler; dieſe Fehler aber ſind mir die allergräßlichſten, und erſt ſeit den guten Stücken, mit den demonſtrirenden Verſen, bei den mittelmäßigen ſteifen Gemüthern der gewöhnlichſten Subjekte, beim Theater Mode geworden. Dieſer große, alle Wahrhaftigkeit und Schönheit des Spiels aufhebende Fehler beſteht darin, daß die Mimen den Zuſtand der Perſonnage, die ſie darſtellen, nicht aufgefaßt haben, ſich nicht angeeignet haben, ſich ihn nicht anzueignen vermögen. Sie wiſſen nicht, und fühlen's nicht, wie die Großen unter ihnen, daß Worte, Phraſen, nur Behelfe ſind, um Gemüthszuſtände von ſich zu geben, nichts, als ein Bild dieſer Zuſtände; und Bilder ſelbſt nur karakteriſtiſchere Zeichen des Beſtrebens nach Ausdruck. Pomphaft, und unverſtändig, trennen ſie dem Dichter jetzt ein Wort vom anderen, führen dies, ſo zu ſagen einzeln, ſeinem gröbſten Verſtändniſſe nach, auf, und wollen dem Autor nachhelfen. Dann und wann denken ſie ſich aus, wie man etwas machen müſſe. Und das ganze Studium dieſer Kunſt beſteht doch nur darin, auf's pünktlichſte zu wiſſen, was man nicht machen darf. Durchdrungen muß der Schauſpieler vom ganzen Stück ſein, jede Rolle, jede Zuſammenſtellung wiſſen, und kennen; muß vom Himmel die Gabe haben, Zuſtände zu faſſen, und auszudrücken, das letztere iſt eine rohere, äußerlichere und allgemeinere; wenn er dann nicht thut, was er nicht darf, — und dieſe prohibirenden Geſetze aus allen Gegenden des Rechenſchaft gebenden Geiſtes zuſammen hat, — und ſich freies Spiel läßt, ſo werden wir Gutes haben. Unſere jetzigen Akteurs aber wiſſen von keinem Stück, keinem Dichter, keiner Stimmung, keinem menſchlichen Zuſtand; und ennuyren mich bis zur Nervenkriſpation. Auch Herr Wolff nahm jedes Wort, wie unſere Stich's, einzeln; und bekam nie die Rolle zuſammen. Seine Stimme iſt nicht ſchlecht, noch unangenehm (das R ſpricht er ſcharf, alſo tragiſch), aber ſie iſt ſich nicht gleich und drückt nie jemand aus, der aus einem Punkt der Seele heraus lebt; ſondern nur einen Menſchen, der bald von einer bald von einer anderen großen Idee, oder von ſolchen Menſchen, erfaßt ſein kann: folglich kann er nichts Bewundernswerthes, nichts Verehrungswerthes — einen ſolchen Menſchen nämlich darſtellen: gewiß mancherlei romantiſch Anziehendes, Bemitleidwerthes; wenn er nach Karakteren, und nicht nach Worten ſpielen wird. Ich habe eine Ahndung, daß er Lieder, u. dgl., in tollen Reimen und Verſen, gut ſagen kann. Wie das Parzenlied; welche von Schiller: und ſehr vieles von Shakeſpeare. Wo er vague bleiben kann, und anklingen an ganz phantaſtiſche allgemeine Zuſtände der außermenſchlichen Dinge, und auch in ſolchen phantaſtiſchen Gemüthszuſtänden, kann er wohl ſehr gut ſein; das glaub' ich, durch ſeine Augen, die man im dritten Range ſieht, durch ein adeliges Gemüthsweſen, welches ihn ſogar während des ſchlechten Spiels bemeiſtert; und weil er, ſo wie es nur reimte, ungewöhnlicher, phantaſtiſcher, in weiteren Kreiſen, und allgemeiner wurde, gleich gut wurde, und einem Schönes in den Sinn brachte. So viel! weil er von Weimar kommt. Wo der künſtleriſchſte Deutſche lebt; von dem ich hoffte, daß er ganz Kunſtwidriges, in ſeiner Nähe nicht aufkommen läßt; ja tödtet, mit Macht und Wache. Bei ſeinem Entſchluſſe. Es muß doch nicht gehen; und *das* iſt es, was mich ſo ernſt über unſere deutſche Kunſt machte, und dieſen langen Brief veranlaßt. Sind Sie darüber mit mir einverſtanden? Und vergeben ihn mir? Ich meine, ſehen Sie ein, wie er entſtanden iſt? *Ihnen* mußte ich ihn doch ſchicken! Sie werden noch mehr, noch viele Plage mit mir haben.

Mlle. Beck ſpielte die Eliſabeth göttlich. Sie unterſchrieb ſtumm, allein, wie Eliſabeth ſelbſt! Die Bethmann hatte ſehr ſchöne Momente. Spielte aber zu Anfang heftiger als ſonſt.“ —

Munterkeit und Laune der Bemerkungen dürften bisweilen täuſchen, als ſei es nur auf Witz und Scherz abgeſehen, allein wer den Geiſt dieſer Mittheilungen näher prüft, wird bald zugeſtehen, daß Witz und Scherz in ihnen niemals Zweck ſind, ja nicht einmal eine Stätte finden, außer wo der Ernſt ſelber ſie herbeizieht und das Treffende vorwaltet. So in folgendem Briefe.

An Auguſte Brede, in Frankfurt a. M.

Prag, den 10. Mai 1814.

Kaltes, trübes, feuchtes, windiges Regenwetter obenein.

„*Holder Karakter!* Ich wäre raſend geworden, wenn Sie mich nach einer anderen Station gefahren hätten. Aber Seelen, wie Sie, geſchieht und entwickelt ſich alles leichter, weil ſie alles leichter, auch loſer nehmen; aber ſehen Sie auch Einmal mein Geſicht, und Ihres! Wenn die Natur — und was iſt die Natur? *Alles*; von Anbeginn an:

Kleinigkeiten! — ſolche Dekrete ausſpricht, dann wehre ſich mal Einer; oder beſſere ſich! Was hätte ich nicht gleich beim erſten Deichſelbruch für verdeichſelte Brüche geſehen! und für Dukaten im Geiſte ſchwinden! — Eins bitt' ich mir aus, Traute! Sie ſollen mir nämlich im äußerſten Detail trauen! — über Ihre Angelegenheiten haben Sie holt die Gnod! mich immer ſehr au fait zu ſetzen; ſonſt ſitz' ich und zerbreche mir immerweg den Kopf mit den größten Sorgen. Die grünen Bohnen, den Spargel, habe ich Ihnen — auch mit einigem Nachrechnen — beneidet; hier weiß ich vom Frühling nichts, als daß Schnee Koth geworden iſt: und die Wirthinnen ſchreien, es ſei nichts zu haben in der Jahreszeit, und der Theuerung. Einmal koſtet das ſchmutzige Papiergeld viel, einmal weniger: noch immer ſo! Wunde auf; Wunde zu; «das iſt all eins!» Wenn ich Wunde ſage, mein' ich als Moderner — ſo verſtümmelt ſind gegen die Antiken — Janustempel. (Warum ſchreib' ich Ihnen heute ſo ſonderbar, außer meinem — gewöhnlichen — Stil; dies iſt auch meiner; halb in Robert ſeinem? Weil ich Sie und mich Arme, gern ermuntern, und beſonders die ſchwarzen Dünſte aus dem ſchwarzen Herzen nicht will an's Licht ſteigen laſſen; — und weil mir Karl Maria von Weber dieſen Mittag einen ſehr ſchönen Brief vom Herzog von Gotha, in dieſem Stil geſchrieben, vorgeleſen hat. Der Stil ſelbſt iſt eine Manier, ein Gewandel, welches ein Launiſt aus-, an- und abziehen kann; aber weh einem Anderen, der ſich in dergleichen Garderobe verwickelt! Denken Sie ſich, mit Laune, allerlei komiſche Auswickelungen aus ſolchem Kleiderhaufen! Zufälle und Geſchichten, mit und unter denen das geſchieht! Ich habe ſo eben dies Gewand anſtändig zwar noch, aber voll Ueberdruß, weit weggelegt.

Es war ſehr ehrlich von Ihnen, liebe Guſte, mir von Nürnberg zu ſchreiben: wie in Balſam eingetaucht, wirkte der liebe unſchuldige Brief mit ſeiner Phyſiognomie auf mich. Er ſah aus wie Sie: und ſchien auch Ihnen Bedürfniß zu ſein. Das freut mich. Vorgeſtern Abend nach den Verwandtſchaften und dem neuen Ballet erhielt ich ihn. — Eliſa Balberg wurde von der Schröder — nämlich die Fürſtin —

ſehr ſchön geſpielt; ſehr ſchön: auch gut angezogen, außer daß ſie, als ſie zum Gemahl kömmt, nicht einmal Handſchuh in der Hand hatte; welches mich Schwächling die ſehr gut geſpielte Szene hindurch ſtörte. Einen Zuſatz von ganz moderner Prinzenartigkeit (mit artigkeit mein' ich haſtigkeit; nicht die Artigkeit) und Zartheit hätte ich dem Spiel noch gewünſcht: denken Sie aber ja nicht, daß das auffallend war, oder ganz fehlte! Mattauſch hat einen gewiſſen Wackel beim Schreiten durch die zu große Körperſchwere erhalten, der das geübteſte Auge, beſonders in der Rolle, erfordert, um zu ſehen, daß er ſie ganz Prinz ſpielte; ſo modern und gut erzogen, als möglich, mit all' der Behaglichkeit, in dem Zurückhalten, welche ſolche Erziehung und ſolch ein Leben nur geben kann. Er war ſo täuſchend in ſeinem Benehmen, daß er mich in die größte Rührung und Emotion verſetzte, ſo ähnlich war es dem all unſerer Prinzen; und wegen der Herzlichkeit der Rolle, und den Verlegenheiten, die ſie in der Stellung des Fürſten gegen den rechtlichen Gouverneur mit ſich führt, Prinz Louis Situation und Betragen ſo ähnlich, daß ich zu vergehen glaubte. Er war ganz wie unſere Prinzen angezogen, und auch in der Körperhaltung wie ſie!! — Er ſpielte tauſendmal beſſer als ſonſt, und mit täuſchender Eingebung und Natur. Nur die Jugendlichkeit mißte man: und das ich, in deren Phantaſie ſie ſchwerer ſchwindet; und das nur, weil er an ſeinem Verfall Schuld iſt. Durch Tabackrauchen, und verbürgertes, und vernachläſſigtes, unelegantes Leben außer der Bühne. Nichts macht alt, als das Einwilligen darein, Vernachläſſigung der Jugend; und Mangel an ewiger Eleganz: man kann nicht nur Abends um 6 Uhr ein Künſtler ſein — Volk! — man muß es den ganzen Tag ſein; beſonders wenn wir die Kunſt in unſerer eigenen Perſon vortragen ſollen. Große Gage! große Gage! wie in Frankreich, in England, und unter dem Könige Friedrich dem Zweiten!! Liebich ſpielte ſehr gut: leider aber wußte ich diesmal jedes Wort noch von Fleck; wie er's in der ganzen Liebenswürdigkeit ſeiner perſönlichen Blüthe vortrug! «Refüſirt!» ſchrie der Gott! wie ein Engel. Und erblaßte, in Blick und Mienen. Göttlich! Madame

Brunetti war weiß mit roſenrothem Atlasband; und ſpielte weiß mit roſenrothem Atlasband: wie immer. Mad. Liebich gut; doch auch die Döbbelin ehemals beſſer, nüanziger; gekränkter. Das Ganze war aber ſehr gut, und durchaus unterhaltend, für mich iſt das viel; wiſſen Sie. Schröder, als Verlobter der Roſenrothen, ſo gränzenlos ſchlecht, daß er durchaus ein Intermezzo war. Wie Einer von einer ſolchen Winkelgeſellſchaft, die ſich in Klüften aufhält; wo auch Bäder ſind, und wo man vorbei reiſt, wenn man nach Pyrmont, Aachen, oder dergleichen, fährt! und als wäre er einſt Springer geweſen: und hätte da immer die Zwiſchenreden gehalten. Wie konnte die Schröder daneben nur ſpielen! Geſtern ſpielte ſie im Vehmgericht die Verbrecherin. Wundergöttlich: die ſanften Stellen aber nach-ti-gall-te ſie gedehnt, leiſe und rührig ab! — welcher tiefer, finſterer, grober Irrthum! Ihr Talent und ihre Eingebungen ſind aber ſo ſtark, daß ſie ſich mitten in ſolchen langweiligen Momenten, mit den ſchönſten Ausbrüchen von Spiel, Ton und Einfällen, ſelbſt unterbrach. Publikümchen wußte von allem nicht; applaudirte, rief heraus; dafür iſt's nicht bezahlt, aber es bezahlt. Sie war erſt in grauem Sammt, mit Schwarz und Weiß beſetzt, dann ein grautaftnes Nachtkleid, und Nachthaare — herunter; dann weiß: mit einem Wittwen-Kopfputz mit drei Spitzen im Geſicht und einem Muſſelinſchleier herab. Die Mad. Löwe erſt wie eine rothe Kartendame angezogen: dann Battiſtmuſſelin, ganz weiß, altdeutſch, gut gemacht. Doch demoiſellig: ſehr vermagert. Geſpielt wie jede Rolle: und ungeheuer gegen die Schröder abgeprallt. Nämlich auch für das dunkele Gefühl des Parterres etwas auf Puppe reduzirt; durch jene wirklich gewaltig Ausgeſtattete. Sie hatte bloß altdeutſche Lockenfülle, aus einem altdeutſchen Scheitel um ſie her fallende, zum Kopfputz. — Wie ich dazu kam, das Gräuelſtück zu ſehen? Bayer invitirte mich bei Mad. Liebich; und da that ich's aus Artigkeit. Meine Schwäche! Es gereut mich wegen der Schröder nicht. Nun geh' ich in Grünbaum's Benefiz, die Schweizerdirne! Adieu! ich erliege! Soll ich ein Theaterblatt ſchreiben? Das fehlte mir!" —

Wie tief und gewichtvoll hier der eine Ausſpruch, der

Aufſchrei an das ſinnloſe, gemeine „Volk“: „Man kann nicht nur Abends um 6 Uhr ein Künſtler ſein; man muß es den ganzen Tag ſein; beſonders wenn wir die Kunſt in unſerer eigenen Perſon vortragen ſollen!“

Der Unwillen gegen Iffland und die Klagen gegen das von ihm angeſtiftete Theaterübel ſind am bündigſten in einem Briefe ausgeſprochen, der hier nicht fehlen darf. Mit ſicherem Griff iſt das Geheimniß von Iffland's ganzem Bühnenbetrieb erfaßt und enthüllt, der Schlüſſel ſeiner Mängel und Laune in dem Worte: „Verlegenheit“ gegeben. Niemand wird Ifflanden ächte Kunſt und große Meiſterſchaft abſprechen, allein er ſelbſt fühlte die engen Schranken, die ſein Naturell ihm ſetzte; und um ſeine Armuth an Einfällen zu bedecken, und ſie noch gar für Reichthum auszugeben, half er ſich ſtets, wo die Kunſt nicht ausreichte, mit täuſchenden Gaukeleien aus. So war auch ſein Grundſatz, junge hübſche Leute durch ſeine Meiſterſchaft bloß abzurichten, und in ſeiner Zucht und Leitung ſie nach Bedürfniß vorzuſchieben, wobei er darauf rechnete, daß das Publikum ſich leicht gewöhne, und den *bekannten* Zuſchnitt bald für den *rechten* halte. Auf alles dieſes deutet Rahel hin. Wir bemerken aber noch, daß ſie nicht aus vereinzelter Auffaſſung ſpricht, ſondern wie ſie faſt immer pflegt, aus allgemeiner, weitverknüpfter Wahrnehmung, wozu der beſondere Gegenſtand nur gleichſam die Anwendung liefert, ohne daß gerade er den Gedanken beſtimmt. Hiedurch beſteht ſelbſt in dem harten Ausſpruch eine Art Unpartheilichkeit. Wir laſſen nun ihre eigenen Worte folgen.

An Auguſte Brede, in Stuttgart.

Mannheim, den 9. November 1816.

„Den jungen Gern ſah ich in Frankfurt am Main den Richter in den Quälgeiſtern ſpielen. Gut, würd' ich ſagen, hätte ich nicht zu Anfang ſeiner Laufbahn in Berlin geſehen, daß ein wahrhaft Talent zu einem rechten Künſtler in dem Menſchen ſitzt — er ſpielte damals einen Bedienten in Shakeſpeare's Julie und Romeo, wie ein Franzos, ein

Italiäner, kurz eine luſtige Maske aus alter Zeit, mit Leichtigkeit, Einfällen, Grazie, und was am meiſten zu bewundern war, vollendeter Gewandtheit, ganz ſelbſt erfunden, ganz idealiſch gehalten; und wahrhaft komiſch. Jetzt iſt ſein Talent rein weg verſchwemmt, vom Zuſehen anderer Elendigkeit, Künſtelei, und Nüchternheit, und Verlegenheit darüber, die ſich zu Manier ausgebildet hat; er, ein treuer, fleißiger Nachahmer von Iffland; ſo daß er mit all deſſen Fehlern vor einem ſteht, und man beim Ueberlegen doch das etwa Beſte an ihm, nicht ganz gefunden hat. Dieſer wenig begabte Pedant hat nicht allein der Berliner, ſondern den deutſchen Bühnen großen Schaden zugefügt, bei mancher Ordnung der Szene, und geſellſchaftlichem Vortheil ihrer Mitglieder; und mich verfolgt er noch nach ſeinem Tod!!! Muß ich nicht raſend werden, — Wien nicht ausgenommen, — auf allen Theatern Deutſchlands Einen zu finden, der ganz wie er ſpielt, ſchnarrt, glupt, ſpricht, die Hände dreht, fingerirt, pauſirt, einzelne Worte mitten vor oder aus einer Phraſe wie verlorene Schildwachen hinaus ſchickt, und als ſolchen ihnen keine Lebensmittel, d. h. keinerlei Accent und Beziehungston mitgiebt, es dem Hörer in ſeiner Verlegenheit überläßt, was ſie damit machen ſollen, und dieſe Verlegenheit noch für künſtleriſche überlegte Abſicht ausgeben will! Solche verfolgen mich noch, wo ich ihn ſchon lange vergeſſen hätte, und hetzen den alten Aerger wieder in mir gegen ihn auf. Woran liegt es, daß das Falſche viel mehr um ſich greift, Nachahmer, Vertheidiger, und Lobredner findet, als das Aechte? frag' ich mich ewig: und fragte es erſt dieſen Mittag, als ein kluger, ſiebzigjähriger Célibataire, der weichmüthig und liebenswürdig iſt, allem Hergebrachten auf's willkürlich-unvernünftigſte das alte Irrwort redete! Wie kommt's? Da Aechtes Wahres iſt, und Wahres viel einfacher, als Lügen und Irrwege des reinen Denkens. So herrſchte Iffland; nicht durch ſein Beſſeres, durch ſein Schlechteſtes. So will man mich jetzt gelten laſſen, da edler Unwille in ſeinem Muth ſich nicht mehr zeigt, und mehr dergleichen in mir; und in meiner reinen, unſchuldigen Jugend war es gefährlich mit mir umzugehen! — Aber reizend, zum Glück! Nun ich auf mich gekommen bin; genug! Das Theater amüſirt mich hier genug! («Ziemlich» gefällt mir nicht: und «ſehr» auch nicht.) Müller iſt oft ſehr gut, Heck ganz vortrefflich. Mayer manchmal gut, nie eine Rolle durch; er hatte gewiß das Unglück, zuerſt in Koſtüm und nicht in Konverſationsſtücken zu ſpielen; um dies zu verdauen, gehört ein kräftiger Talent. Nämlich reichere, gewandtere Einbildungskraft, ein ſchwerer Herz. Seine Stimme hat Töne, ſeine Geſtalt einen ſchön geſtellten Kopf: auch hat er einen Blick. Sontag iſt in italiäniſchen Opern ſehr gut. Eine Dlle. Pohlmann, recht ſehr viele Anlagen, ſie ſingt nie ſchlecht, könnte vortrefflich ſingen, iſt hübſch, nicht ohne Sinn, nie gemein, ſehr jugendlich. Dieſe alle zuſammen machen, daß ich meiſt hinhören muß; die Stücke beurtheile, belache, beweine ich auch. Das Haus gefällt mir ungemein, ich kenne kein angenehmeres, den Eingang ſchon mitgerechnet, der großartig iſt, unſere Loge iſt mir bequem; kurz, das Theater werde ich in Karlsruhe vermiſſen. Mlle. Beck hat ſich ſehr gebeſſert. Sie ſpielte eine Herzogin in Ubaldo, wo ich ſie mit zu dem Größten rechne was ich ſah; ſie ſpielte auch Lady Milford vortrefflich, und die Szene, wo ſie den Major erwartet, beſſer als Sie und die Bethmann. Das iſt kein Spaß. Die Schuld ſpielte ſie in der letzten heftigen Manier der Bethmann nicht im geringſten knechtiſch nach: da würde mir auch die theuer geliebte todte Herzensfreundin nicht gefallen haben. Dies ſag' ich ſo gerührt, als ſagt' ich's ihr ſelbſt dahin, wo ſie iſt. — Im Schutzgeiſt ſang ſie im hohen und tiefern Leierton die ganze ewige Rolle ſentenziſch donnernd her. Dies begriff ich nicht, nach ſolch einem Spiel, wie in Ubaldo??!! Das frag' ich ſie aber.

Nebenſtein iſt ein Exempel. Ein Exempel, wie die menſchliche Natur in einem Menſchen ausgerottet werden kann; welches man ſonſt nur bei mißhandelten Sklaven ſehen ſoll. — Unſer geliebter Tieck behauptet, alle Menſchen haben mimiſches Talent in ſich; ja, ſogar die Thiere: und er hat Recht. Wo käme ſonſt alle National-Gebärde, Ton und Benehmen her? Wie ſo ſänge der Sachſe, ſchnarrten und ſchnaufelten wir, drückte der Schleſier u. ſ. w. In Nebenſtein iſt der Quell alles Nachahmungsvermögens rein verſchüttet, durch lauter Lehren von dem, was nicht exiſtirt: er ſah die ganze lichte Welt nicht mehr, und nur ſeinen Lehrer, und auch den in völlig blindem Glauben bei ganz geſchloſſenen Sinnen: nun iſt er auch vollkommen Marionette, trotz Fleiſch und Blut; wenige Gebärden, wenige Töne, ohne alles Leben. So etwas iſt mir nie vorgekommen: dies konnte nur Iffland gelingen: und dieſem nur bei Rebenſtein. Alles iſt Negation bei ihm; zum Glück hat er die Knochen erhalten, daß die wohlgemachten Mäntel haften. Ein Wunder iſt der! Ich bin ganz entzückt, daß er ſich außer Berlin zeigt, der Lieblingslehrling ſeines verſtockten Meiſters. Verſtockt war Iffland in ſeinem Direktions-Glück, unter dem Götzendienſt, geworden. Und nun ruhe er ſelig! Ich bin ihm nur in Anderer Seele böſe, wo ſie ihm ſo Unrecht thaten; und den armen Rebenſtein bedaure ich wahrhaft. Der arme hübſche Menſch war ein Opfer. Die Catalani hab' ich gehört; davon mündlich! Ihr Enthuſiasmus freute mich!" —

In demſelben Sinne heißt es in einem ſpäteren Briefe aus dem Jahre 1818:

An Friedrich August von Stägemann.

Karlsruhe, den 31. Dezember 1818.

„Der Tod des Großherzogs hat auch die Stadt ſehr ſtill gemacht; das Theater das Aug' — geſchloſſen; die Geſellſchaften gehemmt. Es wird alles allmählig wieder angehen. So iſt es äußerlich hier. Eine Stadt ohne Theater iſt für mich wie ein Menſch mit zugedrückten Augen: ein Ort ohne Luftzug, ohne Kours. In unſeren Zeiten und Städten iſt ja dies das einzige Allgemeine, wo der Kreis der Freude, des Geiſtes, des Antheils und Zuſammenkommens — auch nur — aller Klaſſen gezogen iſt. Nichts deſto weniger applaudir' ich Sie doch, daß Sie nicht in's Theater gehen: d. h. es macht mir Vergnügen. Laſſen Sie ſich geſtehen, daß kein Theater in der Welt mir den Aerger abzwingen kann, wie das Berliner — ſeit Iffland, — erſtlich, weil keines mich ſo intereſſirt hat; dann giebt es keines mehr (es hat aber ſchon angeſteckt!) mit ſolchen ſteifen Prätenſionen an ſich ſelbſt. Es iſt eine Zwangsanſtalt für Schauſpieler und Publikum in allen Rückſichten, nach und nach geworden — das wird Schulz wiſſen! Jetzt braucht man nur die Rezenſionen in den Berliner Zeitungen zu leſen, um über die ganz inhaltleeren Anſprüche, und Beurtheilungen, den Gichter zu kriegen — wie ſie hier ſagen, oder: alle Zuſtände. Es freut mich alſo, daß Sie Rache für mich nehmen, an dieſer Anſtalt! die ſo viel gute Elemente ſo hartnäckig und langjährig zu erſticken bemüht iſt. Um ſo mehr aber noch gefielen mir Ihre ſchönen Verſe über Milders-Töne. Es hebt ſo richtig aus Ihren damaligen Gedanken, Situation und Gefühl darüber an, dieſes Gedicht: das iſt bei mir eine große Hauptſache; nämlich das Wirkliche eines Gedichts. Iſt das proſaiſch? mich dünkt nicht; ich halte unendlich auf das Reelle bei allen Eingebungen; es müſſen nämlich welche ſein, ſie gehen aber nur aus dem wahren wahrgenommenen Seelenzuſtand hervor: und darum gefallen mir oft die pausbackigten, mit noch ſo dythirambiſchen Worten in die Silbenlänge gezogenen Gedichte nicht; und aus eben dem Grunde Ihre oft ſo ſehr. Die Sappho möcht' ich gerne ſehen; Auszüge haben mir davon gar ſehr gefallen: auch ſagte uns Mad. Schröder dieſen Auguſt hier ganze Szenen davon bewunderungswürdig. Mir iſt Mad. Wolff von jeher — ich kenne ſie aus Berliner Gaſtrollen — nicht genug von innen kräftig geweſen. Doch mag ſie viel gelernt und gewonnen haben; und eine Leidenſchaft, die uns in ſo andere Zeiten und «Gelegenheiten», wie Logau ſagt — entrückt, ihr mit angelerntem und angedachtem Maß ſchon gelingen.“ —

Und aus noch ſpäterer Zeit wird dieſes wuchernde Theaterübel auch in Betreff der Muſik als der Bühne und dem Publikum ſchon gemeinſam, und nun durch beider Schuld fort beſtehend, mit Unluſt ſo vorgeſtellt:

Aus Tagesblättern.

Berlin, den 19. Februar 1820.

„Anſtatt des Tagebuchs ſtehe lieber Folgendes hier: nur dies noch! Vorgeſtern ſah ich Alceſte, auch nur ſtärkere Beſtätigung alles Alten über unſer Berliner Theater. Schlechte Plätze. Kreiſchendes Orcheſter. Fürchterliche Tanzkunſt, wo die Tänze nicht einmal zu der Muſik gehen wollen; ohne Sinn, ohne Verſtand, ohne Grazie, mit Seiltänzer-Mühe, ohne ſie wie dieſe Tänzer unſchuldig uns anzurechnen. Sänger vom Berliner Publikum gebildet. Das Publikum hat ſich eine Art Beifall für Gluck auswendig gelernt, welchen zu wiederholen es keineswegs unterläßt, aber doch endlich nur ſehr läſſig bezeigen kann; auch die Einzelnen in den Logen, Einer gegen den Anderen. Stümer ſehr gut geſpielt; wird ſich aber die Bruſt angreifen. Weber läßt die Blasinſtrumente mit den Sängern in die Wette forciren; Töne in Fresko darzuſtellen, muß man von den großen italiäniſchen Sängern gehört, und es bemerkt haben. Man kann den Ton weit ausſchicken, ohne zu ſchreien; wie die Farben klumpenweiſe für die Ferne auftragen. Wenn Gluck nur Einmal ſolche Oper aufführen könnte! ſchon in Paris, durch Tradition im Orcheſter, hört man wie es Gluck gemeint hat. Es iſt noch viel zu ſagen. Neulich ſagte ich, die Kunſt müſſe einer Nation natürlich ſein; d. h. in den unteren Volksklaſſen entſtehen; ſonſt vagirt ſie, hat keinen Boden, wird Krittelei, wenn ſie vorher noch glücklich Nachahmung war. Erſt geſtern, als Goethiſche Lieder ohne Begleitung geſungen wurden, drang ſich mir von Neuem auf, daß es nur verbeſſerter Wachtſtuben- und Handwerksburſchen-Geſang im Wandern war. Hier haben wir keinen anderen Volksgeſang. Nun giebt's noch Soldatenlieder aus dem Krieg. Alles andere Singen, auf den Theatern, iſt bald italiäniſch, bald halb dieſer Geſang, halb jener bezeichnete, auf Gluck, Mozart u. ſ. w. angewandt; und meiſtens ſchon damit angefangen, die Singorgane ganz mißzuverſtehen. Dabei ein unendlicher Dünkel; auf dünkelhaften ſogenannten Patriotismus gepflanzt.

Man findet hier mehr ſchöne Stimmen, als man nur irgend vermuthen ſollte; aber gleich werden ſie verdorben; in die Kehle hineingezwungen, die Bruſttöne bis zur Vernichtung forcirt, gequetſcht, gekälbert. Leidenſchaft beſteht nur in Forte und Piano, in Dehnen, et cetera!“ —

Wir hätten noch zahlreiche Nachrichten und Bemerkungen aufzureihen, wollten wir auch nur die wichtigſten und eigenthümlichſten aus den drei gedruckten Bänden hervorheben. Das dort reichlich Ausgeſtreute — über Allgemeines und Einzelnes der Kunſt, über Dichtung, Muſik, Tanz, Deklamation, Geſang, Anzug, Prunk, über Taſſo, Hamlet, Zauberflöte, Belmonte, über Kotzebue, Werner, Goethe, Shakeſpeare, Bach, Händel, Mozart, Gluck, Spontini, über Liebich, Wolff, Sontag, Schechner, Milder, Heinefetter, Maas, u. ſ. w. ließe ſich ein kleines theatraliſches Handbuch ſammeln, das in ſeiner Art einzig wäre, voll kerniger Kraft und lebendigſt eingreifender Nutzanwendung. Doch dies mag jeder Beſitzer des Buches nach Belieben ſich aneignen. Wir ziehen vor, hier einige Urtheile und Nachrichten folgen zu laſſen, die wir aus einigen bisher ungedruckten Briefen Rahels entlehnen dürfen, zu welchen eine günſtige Gelegenheit erſt ſpät den Zugang eröffnet hat. Wir hoffen, denſelben Dank, welchen wir dem Bewahrer dieſer Papiere ſchuldig geworden, ihm und uns für dieſe Mittheilung bei allen Leſern zu erwerben!

Nach längerer Abweſenheit wieder in die Heimath verſetzt kommt Rahel auch wieder mit dem Berliner Theater in Berührung, und trotz aller vieljährigen Unzufriedenheit iſt ſie doch gleich und willig zum Bewundern hingeriſſen, ſo wie nur ein würdiger Gegenſtand ihr vor Augen tritt. Ein ſolcher war Devrient. Sie ſchreibt an ihren Bruder von ihm:

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, den 6. März 1820.

„Dieſer Tage ſah ich, auf Inſtigation von Ohme, Devrient in zwei Stücken; und war ganz entzückt, Einmal wieder!

mit Phantaſie, und Kunſt, in Berührung zu kommen! Dieſe Berührung an ſich allein ließ meine ſchwachen Augen weinen, und meine ganz zerſtörten Nerven vibriren wie im Krampf. Erſt mußt' ich «die Eheſcheuen» von Madame Weißenthurn genießen, — dann gab man «der grade Weg iſt der beſte», von Kotzebue: wo Kaibel in Mannheim ſo ſcharmant den hinterliſtigen Kandidaten ſpielt; den ich höchſt bewundere. Devrient nahm es mehr als Maske: nämlich, als ein Kandidat, wie er jetzt in den letzten zehn Jahren nicht mehr zu ſein braucht; die Bühne aber kann das ertragen, wenn die Nebenſpieler auch in demſelben Sinn verführen, — wie in Frankreich, in dieſem Sinne aber war Devrient ein Meiſter. Affektirte Ausſprache eines Ungebildeten; ebenſo übertrieben ſorgſamer Anzug; glänzend von Neuheit und Reinheit. Puder, Manſchetten, Schleife an der Binde, Schnupftuch aus der Taſche, neueſte Schuhe, größliche Schnallen, glänzendſter Hut. Steife Mienen: welche Kunſt! Nicht einen Augenblick übertrieben; ſteif und niedrig, und ſich vornehm beſtrebend. Ganz vortrefflich; vollkommen nüancirt; im Ganzen nicht zu altmodiſch. Im «Nachtwächter» von Körner brachte er mich an Komiſch, an Tragiſch, an Mahler, an Dichter hinan! Erſtlich hatte er eine andere Sorte krumme Beine, als im erſten Stück, war trotz des Zettels für mich nicht zu erkennen; und ich zweifelte, obgleich er ſprach: bis er ſagte, er ſei der Nachtwächter; und ſah ich den Zettel wieder durch. Er war angezogen und ſah aus, wie man in allen brandenburgiſchen Dörfern, wo man Pferde wechſelt, Kerle findet mit Jacken, Pantoffeln und Nachtmützen, die keine Poſtillone und keine Schmierkerle ſind, aber doch mit dem Stummel im Maul mit räſonniren, und die Klugen auf dem Hof oder vor dem Hauſe ſind; ſprach kraß brandenburgiſch. Prahlerig, mit ausgeſchrieener, überlauter Stimme, mit dem ſchärfſten r r r. Sein Ganzes, war Prahlen; und dies aus dem Elend; wie es bei uns iſt: bis zur Tragik herangeführt: und über jedes Einzelne mußte man lachen. Solche Ausſprache! Alles, was man je in der Art gehört hatte, zuſammen gefaßt. Die Vornehmen ſah man darin: die Provinz; der Menſchen allgemeine Lage; Möllendorf den Seligen, in ſeinem Urſprung, zum Beiſpiel; Sprache, Prahlen, alles! Ein Mahler gehört dazu, dies aufzufaſſen, bis in der Haltung der Finger: und das nicht wie Iffland; ſondern von innen her: erfüllt von ſeinem Vorbild, nicht vom Parterre. Dann ward er ahndender Dichter: das Phantaſtiſche, Traurigſte ahndend, als er abſingt; wie ein Shakeſpeare'ſcher! Erſt tütet er, ſingt ab, dann ein Lied vor ſeinem Fenſter, wegen ſeiner Mündel; dann jodelt er zuletzt. Mit einer Falſchheit, in Accent, Ton, Artikuliren und Beginnen: und doch mit einer Ahndung und Hindeutung auf Hohes: daß ich ſo applaudirte, daß ich auf der Stelle Migraine bekam." —

Nicht ſo gut ergeht es der Wolff'ſchen Precioſa, weder dem Stück noch der Aufführung, und bei dieſer Gelegenheit wird auch noch ſonſtiger Tadel laut, den der ganze Zuſtand der Bühne unaufhörlich und allſeitig erregt.

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, den 31. Mai 1821.

„Du willſt gerne wiſſen, wie Maria Weber's Precioſa von Wolff gegeben worden iſt. Cervantes iſt ſehr vergeſſen darin, und leider nicht. Nämlich eine Art von Gerüſte vom Plan des Cervantes; aber der Geſchmack für die Zunge darin ganz verwiſcht, verwittert, und verkleiſtert; ſolchergeſtalt, daß, was eben von dem häuslichen und provinziellen Leben dieſer Nation ſich noch etwa im Stücke zeigt, unpaſſend, und beſonders unverſtändlich wird, außer für die, welche die Serie der Novellen dieſes Autoren, dieſes Geſchichtmannes kennen. Wolff läßt Precioſa (nur!) das Mädchen von Orleans, Korinna, Sappho, Maria Stuart's Abſchied nicht zu vergeſſen, und dann dieſe Perſonnage — ich glaube in einem Körner'ſchen Stück, in der Banditenbraut — ſein, die nach dem Räuber ſchießt. Das alles thut Precioſa. Und Mad. Stich, vom Dichter verführt, accentuirt alle dieſe Perſonnagen auf's nachdrücklichſte, hergebrachteſte; im Einklang mit Dekorateur, Schneider, Theatermeiſter und überhauptigem allgemein obwaltendem Irrthum über Theater, Szenerie und Pracht; und nochmaligem Irrthum in Berechnung ihrer Wirkung. Einige Dekorationen, auch für mich ſchön: doch ganz überflüſſig. Wolff lauter großer Lyrik und Schillerei befliſſen, und ſich der 30 Jahr vernommenen Repetitionen nicht erwehren können, ohne den geringſten Scherz noch barokes Wort. Nicht ohne Talent; aber in großem Irrthum; und den Irrthümern geſchmeichelt. Die Stadt irre; aber doch nicht natürlich befriedigt. Maria Weber hat in Dresden Sanftmuth in der Muſik gelernt: die Ouvertüre nicht ſchlecht: ohne Phyſiognomie; die hier leichter geweſen wäre; im Stück noch ſchlechter; in einer Romanze bis zur Verrücktheit verfehlt. In den Tänzen wahnſinnig. Dieſe aber, erfuhr ich nun von ihm — dies wollten ſie mir auch abſtreiten — haben ihn ſelbſt bald wahnſinnig gemacht, — dann — ſo geht es hier! — ſie waren, ſtatt der ſeinen, von dem Tänzer Hoguet eingelegt. Und auf dieſe eingelegte paßten — ſo wahr mir Gott helfe! — wie immer, ganz und gar die Pas nicht!!! — Denn, ſie drehen ſich nur heftiger und langſamer um, auf Einem Bein: oder heben es bis zur Schulter empor. Aus. Wenn man eine Vigano, wenn man einen Righini, wenn man eine Marchetti, einen Rode hatte! — Alle Zeitungen, ſeit Eröffnung des neuen Hauſes, und ſeit der Aufführung der Spontini'ſchen Olympia, ſende ich dir durch die Neumann. Sie beladen ſich mit Lob; einer den anderen. Das Haus häßlich von außen; unbequem von innen; ſinnlos. Olympia der äußerſte Gipfel von dem, was Opern nicht ſein ſollen, und worin ein großer, armer Gluck den Franzoſen nachgeben mußte, und ſeine Revolution nur halb, zum Menſchenunheil und ihrer Nachahmung, machen mußte; mit großen Schönheiten darin, die die Widerſacher nicht einſehen: weil ſie nicht aus meinen Gründen Widerſacher ſind. Die Anderen, loben es noch dümmer, und ſtupider, ohne die wahren Schönheiten anführen zu können. Mozart iſt, wie in aller Muſik ſeit ihm, gemißbraucht. Ganz wie Shakeſpeare. Ihm braucht man's nicht zu verzeihen, daß jede Perſonnage auch zur Unzeit ſeine ſchönſten Gedanken vortragen muß: Anderen kann man ihre leeren, pausbäckigen, nicht Einmal ſelbſt erfundenen Fehler nicht verzeihen. Beiden, Mozart und Shakeſpeare, ſchiebt man zu viel Abſicht unter. Fülle und tiefverborgener Sinn war's nur oft." —

Wie gerecht aber, wie bereitwillig, früheren Tadel durch verdientes Lob zu vergüten, Rahel jeden guten Eindruck aufnahm und preiſend eingeſtand, bezeugt eine Nachſchrift des vorigen Briefes, worin es heißt: „Nun will ich dir ſchreiben, weil ſo etwas es verdient, daß es über Feld kommt und an diejenigen, die es glauben und verſtehen. Die Wolff ſpielte Eliſabeth, in Maria Stuart, mit der Neumann zuſammen, wie ein Gott; wie die *größte Schauſpielerin, ohne einen* ſchlechten nachgelaſſenen Moment. Und in Eliſabeth bewundere ich die Schröder, alſo bin ich nicht für die Wolff beſtochen. Ich war reif genug, zu ſehen, wie es den jetzigen konſtitutionellen Königen geht, an der Szene mit der Unterſchrift. Das Stück iſt Hiſtorie. Lies in den Wanderjahren die beiden erſten Seiten des letzten Kapitels. Und wir wollen ſchweigen über die, welche in das Rad greifen, und über die, welche es umſchwingen wollen." —

Dieſelben Anſichten und Stimmungen wiederholen ſich in folgendem Briefe, der noch insbeſondere von der liebenswürdigen Schauſpielerin Neumann handelt.

An Ludwig Robert, in Karlsruhe.

Berlin, den 1. November 1821.

„Gar ſehr, liebes Kind, freut mich die Aufführung des Paradiesvogels; und deine gute Einſicht über dieſe und das Publikum, und deine Arbeit. Alle Orte ſind dazu geeignet, ihren Publikums neue Scherze in einem ſüßen Pülverchen beizubringen: nur Berlinchen nicht; noch dazu, wenn es ſeinen Autor *kennt*! Laß mich die Freude erleben, daß deine Stücke auf Deutſchlands Bühnen gefallen, und daß man ſie ſich hier verſchaffen muß! Das Theater *exiſtirt* hier nicht für mich. Tieck denkt über Theater wie ich. Gut deklamirte Opern, „denkende Künſtler", ausgeführte Dekorationen, ein Gräuel. — Wenn du alſo der Neumann, wie ſie dich gebeten hat, etwas ſagſt, ſo laſſ' es ſich ja nur auf Negationen beziehen! z. B. daß ſie ſich nicht auf Einen Fuß ſtellt, und von dem anderen nur mit der äußerſten Spitze die Erde berührt! Dies iſt eine altmodiſche, abgeſchaffte Affektation, und in Trauerſpielen grade ganz ſtörend. Da ſtehen die großen Franzoſen, Raucourt, Talma, längſt ſogar einwärts mit Sandalen, und kehren, wenn es ſein muß, dem Publikum den Rücken, — Eßlair, die Wolff in Sappho, auch — mit dem größten Erfolg! — Aber auch das muß ohne Affektation geſchehen, weil es ſchon etwas Poſitives iſt. Auch ſpricht ſie leider kein ſcharfes R. Alles Uebrige kann man ihrem großen Talent überlaſſen. Sie hat unendliche Gaben, und auch die der Einfälle, wie ſie Rollen, wie ſie Szenen, wie ſie Worte nehmen kann. Auch muß ſie die Hände in Luſtſpielen nicht gewiſſermaßen ballen, und dann beide Arme anſtemmend herabſchicken; das that ſie in Karlsruhe ſehr oft, in Berlin viel ſeltener. Sie muß ihre Stimme, ihren Hals, ihre Bruſt ſchonen. Wenn ſie al fresco ſpricht, kann ſie das. Schreien und Anſtrengen hilft zu nichts als zu Schaden. Mich freut Herr von Gayling: und beſonders der Graf Ferdinand Palffy; ſolch einen geſcheidten, gebildeten Brief können wenige ſchreiben, die ſich doch viel einbilden. Du haſt ganz recht, dich in Wien rar zu machen. Polonius ſagt's ſchon Ophelien." —

Bei allen dieſen Briefen und Briefſtellen, dies möge nicht außer Acht bleiben, iſt keine förmliche Kritik, noch vollſtändiger Bericht beabſichtigt worden, ſondern nur der Anforderung des Augenblicks in raſchem Erguß genügt. Auch der flüchtig ſprühende Funke beleuchtet aber das Ganze. War es hingegen in ſeltnerem Falle der Zweck, einen Gegenſtand als ſolchen genauer zu beſprechen, ſo wußte Rahel auch in ſtrengerem Zuſammenhang ihr Urtheil umſtändlich auszuführen, wie nachſtehender Aufſatz beweiſt, der ſich einzeln vorgefunden hat. Die edle Sängerin, von welcher hier die Rede iſt, verdient noch nicht vergeſſen zu ſein, und möge ihr Name, wie ſchon früher durch ein Lied von Clemens Brentano, nun auch durch dieſe Proſa geehrt bleiben!

Ueber Mad. Beſpermann, geb. Metzger.

Berlin, im Auguſt 1823.

„Geſtern erſt, im Tankred, war Mad. Beſpermann, die ich in der Rolle der Agathe und der ſchönen Müllerin die größte Schülerin — in dem Sinne, wie man ſonſt ſagt: der größte Meiſter — nennen mußte, geſtern erſt war dieſe Künſtlerin ſie ſelbſt. Wenn ſie nämlich früher alles das, was bei ächtem Geſange nicht zum Vorſchein kommen darf, mit höchſter Einſicht nur vermied, ſo zeigte ſie geſtern, was ſie auch Wirkliches zu leiſten vermag. Sie bewegte das Herz, und das bei Veranlaſſungen, die zum großen Stile gehören, oder wenn man dem Roſſini dieſen nicht einräumen will, doch bei kraftvollen Stellen, bei ſolchen, die Muth ausdrücken, bei ſtarken, wo ſie Zärtlichkeit zu unterdrücken hatte; oder wo dieſe von ſelbſt, von anderen Gemüthszuſtänden überwältigt, zurücktritt. Keine Manier, keinen Vorſchlag brachte ſie hier an, wie dies die gewöhnlich verzierenden Sängerinnen thun, getrieben von dem außer der Rolle liegenden Gedanken: «Jetzt will ich einmal die Geläufigkeit meiner Kehle zeigen!» Nein, nur die bewegte Seele trieb ſie an, im Zorne — wie er thut — mehr zu verſchwenden, bald auch gekränkterweiſe gehaltvoll einzuhalten, und dann, durch Verweilen auf Einem Ton, ihm den Nachdruck zu geben, der einem vorhergehenden entzogen war, oder der in eine Pauſe, die der Affekt forderte, ſich verloren hatte. Alles dieſes vollführte ſie als Meiſterin, und ſo vollkommen war das Gelingen, daß es dem Hörer ein Gefühl der Sicherheit über alles, was ſie noch unternehmen würde, im voraus einflößte. Ohne dieſes Gefühl geſicherter Beruhigung — kein Kunſtgenuß! Sehr gut unterſtützt war ihre Erſcheinung in dieſer Rolle, von dem gemäßigten Spiel, welches zu dieſer vortrefflich paßte, und von der außerordentlich guten Art ihre Schritte zu machen, die ſie gewählt hatte.

Sehr gut war ſie gekleidet, höchſt einfach: ohne den noch immer auf der Bühne beliebten Theaterflitter, der ſo leicht den hiſtrioniſchen Anſchein giebt. Vortrefflich war die Fußbekleidung ausgedacht und gemacht! Rauch ſelbſt hätte moderne Stiefel nicht ſchöner vermeiden und bezeichnen können; ſie verſteckten und zeigten gerade das vom weiblichen Wuchs, was geſehen und doch nicht ſcharf beurtheilt werden ſoll: dies Gelingen, Hut, Haar und Schnurrbärtchen, trugen gewiß nicht wenig bei, die Erſcheinung angenehm und ernſt genug zu machen; welches — da uns das Gegentheil immer dazu ſpornt, uns zu äußern — wohl bemerk- und dankenswerth iſt.

Was aber die höchſte Anerkennung verdient, iſt ihre große Kunſt in den vielſtimmigen Stücken, die nicht ohne Verläugnung geübt, und dieſe nicht ohne große Einſicht erlangt wird. Nie war ſie vorlaut, weder mit Ton, noch Intenſion, immer ſchien ſie das Ganze zu halten, und ließ hören, daß ſie alle Muſiker und Sänger höre: dabei war der Affekt, den die Situation mit ſich brachte, und wie ihn Roſſini jedesmal ausdrückte, das Vorherrſchende und rührend. Wer Kirchenmuſik kennt, und in katholiſchen Ländern gehört hat, muß in ihr die gute Kirchenſängerin dabei erkennen. Maßhaltung, das Selbſt ganz vergeſſen, nur auf einen höheren Gegenſtand gerichtet und von dem tief affizirt ſein, lehrt dieſer Geſang vorzüglich, und uns geſtern Mad. Veſpermann.

In der Agathe des Freiſchützen hörte ich nur die ſchöne Stimme, die ſich aber, ich weiß nicht warum, in dieſem anſcheinend einfachen Geſang — ich hörte nur die erſte Arie — anzuſtrengen ſchien; ſie benahm Einem aber in dieſer Rolle keine Hoffnung für künftige, ſondern machte bedeutend viele; welches die, welche ſie in der Prinzeſſin von Navarra gehört hatten, laut verkündeten, und ſie höchlich lobten.

In der ſchönen Müllerin leiſtete ſie alles, was man nur von einer ſtimmbegabten, herrlich unterrichteten, dieſen Unterricht weiſe gebrauchenden, ihre Kunſt und deren Effekt richtig beurtheilenden Sängerin in einem Konzert fordern kann. Man kann nicht ſchöner zeigen, was man als ausgelernter Sänger zu leiſten vermag; damit ſoll bei weitem nicht geſagt ſein, daß ſie nicht die ganze Rolle gut geſungen, deklamirt, und in Enſemble's und Finalen auf das gelungenſte unterſtützt, Maß, Haltung, und die wahre Künſtlergelaſſenheit auf's glänzendſte dargethan hätte. Sie gab keinem Tadel Raum, mehrſeitiges Lob aber würde ſie haben ärnten können, hätte ſie mehr aus Eingebung in dieſer Rolle geſungen und geſpielt; mehr nach eigener, und momentaner Laune! zu welcher Forderung die Leiſtung der geſtrigen Rolle ſo vollkommen berechtigt. Da Kleider Leute machen, und ſo oft Koſtüme Rollen, ſo ſollte keines gewählt werden, was nicht hübſch an ſich iſt, und wir könnten die ſchöne Müllerin wohl ermahnen, als Müllerin ganz weiß zu erſcheinen, welcher Anzug immer Beifall erregen würde, als paſſend, und dem Tadel des Unſchönen nicht ausgeſetzt ſein würde.

Von der ſchönen Stimme der Mad. Veſpermann, ihrer Kunſt, die ſchönſten ihrer Töne wie die nur ſchönen gleich gut in Gebrauch zu ſetzen, von der Präziſion aller noch ſo ſchnellen Folge derſelben, von ihrer ganz vortrefflichen, nie undeutlichen Ausſprache, der ſchönen Endigung — ohne Tonverſchluckung — aller muſikaliſchen Phraſen, kurz von allem was ſonſt noch ihren vorzüglichen Geſang bildet, werden Alle ſprechen, die ſie gehört haben.

Ich war auch noch frappirt, daß ſie das Rezitativ nicht affektvoller und mehr parlando nahm, welches ihr ausgebildeter Geſang vermuthen ließ, und daß ſie tanti palpiti nicht auch bewegter ſang.

Ihr Betragen auf dem Theater iſt durchaus nach italiäniſcher Schule. Sie benutzt dieſe Schule mit großer Gelaſſenheit.“ —

Der letzte lebhafte Theaterantheil, welchen Rahel empfand, war durch die Tanzkunſt hervorgerufen. Sie hatte dieſer Kunſt von jeher eine ſehr hohe Stelle zugewieſen und große Vorliebe zugewendet, recht in Widerſpruch gegen die prüden Stimmen, die ſich gar ehrbar und erhaben zu bezeigen meinen, wenn ſie dieſe Kunſt herabſetzen. Rahel giebt vom Tanz irgendwo die ſchöne Schilderung: „Die ſchönſte Kunſt! Die Kunſt, wo wir ſelbſt Kunſtſtoff werden, wo wir uns ſelbſt, frei, glücklich, ſchön, geſund, vollſtändig vortragen; dies faßt in ſich, gewandt, beſcheiden, naiv, unſchuldig, richtig aus unſerer Natur heraus, befreit von Elend, Zwang, Kampf, Beſchränkung und Schwäche! Dies ſollte nicht die ſchönſte Kunſt ſein? Gewiß, ſie, und die andere, welche entſtünde, wenn die Sittlichkeit bis zur ſichtlichen Darſtellung geſteigert oder gebracht werden könnte, verdienten vor allen dieſen Namen, weil ſie uns ſelbſt idealiſch und frei darſtellen, alle anderen aber nur Ideen und Zuſtände unſerer beſten Momente. So denk ich's mir; ſo fühlte ich's von Kindheit an; und am reizendſten von allen Künſtlererſcheinungen ſchwebte mir die der vollkommenſten idealiſchen Tänzerin vor! Was iſt das bischen größere Dauer der anderen Muſenkünſte? Sind ſie nicht alle nur ein Auftauchen aus unſerem bedingten Zuſtande? — Und iſt nicht die Höhe, die Reinheit, die Vollſtändigkeit der Geſtalt dieſes Zauberaufſchwungs ein beſſeres Maß des Werthes der Künſte, als die, zwar nützliche, Dauer derſelben?" — Nun aber waren von Wien die beiden Schweſtern Thereſe und Fanny Elßler nach Berlin gekommen, Zöglinge der neapolitaniſchen Schule, und Rahel hatte die Freude, die beiden liebenswürdigen, und durch ihr ganzes Betragen höchſt einnehmenden Künſtlerinnen näher kennen zu lernen. Ueber die Perſonen, über ihre Kunſtleiſtungen ſchrieb ſie gleich enthuſiaſtiſch nach Wien an einen Freund, der ſolche Nachrichten zu empfangen den gültigſten Anſpruch hatte.

An Friedrich von Gentz.

Berlin, den 9. Oktober 1830.

„Für's erſte lief das liebe Mädchen im Angeſicht der ganzen und fremden Geſellſchaft bei mir wie in einem Hafen ein; mit langen, lächelnden, zutrauensvollen, einſchmeichelnden Blicken (ich ließ ſie neben mir ſitzen), ſo nah gerückt wie ein erwartetes Kind bei ſeiner noch nicht gekannten Mutter: ſo daß wir leiſe ſprechen konnten. Ich that es jedoch nicht: ſie auch nicht. Dennoch frug ich: faſt zuletzt «Haben Sie Briefe von Wien?» — «Ja wohl! recht oft;» ſagte ſie wie vom Schweigen erlöſt, und mit glänzendem Freudelächeln. «Schreiben Sie auch?» — «Ja freilich;

morgen gewiß, vielleicht noch heute.» War dies nicht alles? Namen, alles? Ich bat ſie, zu grüßen. Giebt's eine größere Diplomatie? Beide, kommt's zum Krieg, haben wir nichts geſagt: und im Frieden, blühen unſere Felder! Wir haben uns verſprochen, uns wieder zu ſehen. Die ſchöne Schweſter iſt mir darin hinderlich: bloß weil ich mit Zweien nicht ſo handthieren kann. In acht Tagen ſind ſie tanz- und probenfreier, und da will ich denn Anſtalten machen, quer meiner Geſundheit durch. Sie gefiel mir ganz wohl; und ihr Weſen reizend; und von innen her: ſie behielt aber die weißen Handſchuh an, und war bis am Kinn bekleidet, alſo wußte ich von Hals und Händen nichts; das Köpfchen konnte ich auch nicht ganz beurtheilen, weil ſie es mit einer ſchönen Blondenhaube mit Blumen gekrönt hatte. — Geſtern aber — haben Sie je das Milchmädchen von ihr geſehen? — ſtieg die ganze Venus aus dem Meere. Wie eine große Sängerin ward ſie applaudirt; Pas für Pas; nichts blieb unbeachtet, bei dem groben Publikum. Und wie wußte ſie zu danken! noch im ungeendigten Tanz! Dieſe Intelligenz, dies Maß, dieſe offene Unſchuld, dieſe Rückſicht und Geſchicklichkeit! Sie ſehen, mir iſt nichts entgangen: und ich bin noch fähig. Beſonders freue ich mich, daß ſie mir ſo gefällt, um ſie Ihnen aus voller Meinung loben zu können; wie unangenehm wäre es mir, Ihnen nicht zuſtimmen zu können; und das könnte ich nicht ohne meinen Beifall. Sie war ſchön wie ein Engel angezogen, die Grazie ſelbſt: die Munterkeit, das ätheriſche kindiſche Laufen; der Beifall zu den Geſpielinnen und Freundinnen im Ballet: die wirkliche Vollendung in ihrer Kunſt! nie ihre Mittel überboten: weiſe Italiäner-Regel! Ueberhaupt tanzt ſie ſchon nach einer Schule, die ich liebe: und nicht nach der ſinn- und ſeelenloſen Reckſchule, die ich haſſe; die mich paralyſirt vor Langeweile; die neuere franzöſiſche; wovon uns jedoch auch noch das Aroma ausbleibt, und die mit aus Kramoiſin-Logen mit der Geduld des Beifalls immerfort geſehen wird. Aber wie griff Wahres durch! Nach Kramoiſin-Logen, und nach kopfgepflanztem Parterre! Ich hatte das Glück, den beſten Platz im Hauſe zu haben: in der zweiten Parterre-Loge vom Theater. Fanny ſah mich und meine Begleiter, und dankte mit flüchtigem Blick für wüthende Kehl- und Hände-Bravo's. Wie wußte ſie dem König — nach dem Proſzenium hin — und Publikum zu danken; hinreißend. Und immer dabei das freudige, ſeiner Freude eingeſtändige Kind: und voller ununterbrochener Intelligenz: die meiner ausexerzirten in nichts entging; unausgeſetzte Rückſicht, mit völliger Freiheit. Sie überwältigte ganz; theilte ihre Freudigkeit mit: und wurde herausgerufen. Auch geſtern Morgen ſchon las ich in der Spener'ſchen Zeitung inliegenden Wunderartikel! unſerer Referenten Lob ſonſt, iſt noch ein Maß boshafter Bienenſtacheln, und ich leſe ſie gar nicht. — Auch die älteſte wurde äußerſt applaudirt: und mit vollem Recht, das ſchöne Geſchöpf! Eine Siegesgöttin, eine Amazone; eine Minerva, Muſe, Königskind, was man Edles will, ſtellt ſie ſchon von Natur dar. Geſtern ſah ſie ihres Anzugs, und Hauptſchmucks wegen, wie eine bibliſche Prinzeß aus: ſolche Pharaotöchter ſah ich nie vom Mahler erfunden: und dieſe überaus edelſchöne Erſcheinung wußte ſie durch ihre vollendete Tanzkunſt zum glänzendſten Beifall zu ſteigern: ihre hohe Geſtalt wird ihr zum Schmuck; ſo weiß ſie ſie zu beherrſchen, und zur Grazie zu verbrauchen (oder verwenden). Sie ſiegte komplett; und wurde nur nicht gerufen, weil ſie nicht zuletzt getanzt hatte. Gern theilte ich ihr dieſe Worte mit: ſo gut, fürchte ich, wird ſie öffentlich nicht gelobt."

Mit dieſer Anerkennung ſchien eine wenigſtens gleiche für die herrliche Tänzerin Taglioni hervorgehen zu müſſen; allein Rahel war auch diesmal, wie ſchon ſo oft im Leben, von der Stimme der Menge nicht fortgeriſſen; ihr Urtheil beruhte auf unbefangenem kunſtliebendem Sinn, der ſtets geneigt war, das Gute aufzunehmen; und nie darauf ausging, zu tadeln; der Eindruck wurde bei ihr durch nichts Fremdartiges beſtimmt, und daß ſie für ihr Gefühl auch der Gründe nicht entbehrte, beweiſt die folgende Briefſtelle. Der Beifall aber, den die Schweſtern Elßler nachher in Paris fanden, wo ſie der großen Nebenbuhlerin von Manchen vorgezogen, von den Meiſten gleich geſchätzt wurden, darf hier gewiß kein geringeres Gewicht ſein, als jedes andere äußerliche.

An Ludwig Robert, in Baden.

Berlin, den 21. Juni 1832.

— „Aber die Taglioni finde ich nicht ſo übernatürlich, wie die Nachreder und Nachſeher, und Hörer, und ſogar — ja — Fühler. Sie iſt ſo rührend in der Sylphide, und in ihrem Geſichte, daß ich weinte. Und kein Vorurtheil; das kennſt du bei mir. Vom Scheitel bis unter der Bruſt iſt es eine Perſon, von unter der Bruſt bis an die Fußſpitze eine andere. Oben iſt ſie fein, romantiſch, rührend; doch höchſtens eine rührende Nymphe, die liebt: aber hingebend, ſich kränken laſſend. Keine Raſerei, kein Entzücken, keine Vergötterung, kein Verbrechen; keinen Sonnenhimmel! Von der Bruſt an, iſt ſie im Vergleich des Obertheils, zu koloſſal. Nie ihre Hacken von Natur — was ſo ſchön iſt — nahe, und zuſammen. Große, aber zu ihr nicht paſſende Füße, die ſich zu ſehr biegen, überhaupt, biegt ſie ſich von unten herauf (ſie knixt ein, und hebt ſich, anſtatt wirklich zu ſpringen) und macht, als ſpränge ſie, aber ſie hebt ſich eigentlich zu wenig. Betrügt aber darin das ganze Publikum. Feſte Italiäner-Knöchel hat ſie auch nicht. Sogar wankte ſie. Grazie hat ſie: aber nicht ihre allein; ſondern bedachte, und da ich das ſehe, für mich nicht genug verarbeitete, convenzionelle, franzöſiſche, dieſe mit ihrer exekutirt; (kurz, eine Sontag im Tanz — aber jene mehr Ganzes, mehr Produkt der Natur; mehr Moment derſelben,) ſie hat welche: und ein rührendes Geſicht. Was ich aber zuerſt ſah, wie man eine Ecke, einen Fleck ſieht, elle fait main — wie Graf Tilly ſagte —, elle fait doigts, was noch mehr iſt. Mich durchaus ſtörend. Und man brauchte es ihr nur zu ſagen. Aber gerade das entzückt Publikümchen. Alle Beſſeren. Ventre-Dieu! Ich ſtehe ganz allein. Nur Schall iſt derſelben Meinung: nur das große Detail verſteht er nicht ſo, wie ich, ohne erinnert. Nun kommt aber das Fahnenzerreißen aus Azur: ſie tanzt neben der Muſik; elle n'en est pas pénétrée, et voilà ce qui manque à ses membres, ſie ſind nicht von *Einem* belebt (wie bei Fanny Elßler). «Nun wird *das* ſchön ausſehen: nun will ich *das* machen; nun bin ich leicht; nun dreh' ich den Hals; nun wende ich mich; nun ſinkt mein Arm; nun krümme ich meine Figur; nun bück' ich mich biegend; nun reiße ich aus.» *Alles nichts!* Die Muſik rinnt *zwiſchen durch*; wie friſcher Bach, aus lebendigem Quell, nimmt Sonne, Strahlen, Licht, Schatten, Grün, in ſich auf: lebt mit den Gegenſtänden der ganzen Natur; und ſie — leiſtet eine Lektion! Nicht, daß ſie nicht rührte, gefiele; aber ſo iſt ſie. Du glaubſt mir. Magra, magra, magrissima! Weiß geſchminkte Arme, alles; zum größten Nachtheil! Fanny, und ihre Arme wurden *roth*. Thereſe war eine Friedensgöttin; ein idealiſcher, nie erträumter *Schwan*. Fanny modifizirte jeden Tritt nach jedem gehörten Ton. Lebte, ſchuf: *gebrauchte* das Gelernte, hatte hohe *italiäniſche* Schule, wenn auch geſpickt mit den Mißbräuchen und Mißgriffen der Zeit. *Dies* alles fehlt auch der Taglioni nicht. — Sie iſt mit dem Bruder, ſeiner Frau, und Hulda Galſter, heute nach London, Hulda hat wunderbare Progreſſen gemacht. — Adieu! ich kann nicht mehr!"

Wir ſchließen hier dieſe Mittheilungen, mit dem Bedauern, daß Rahel nicht erlebt hat, Seydelmann in Berlin auftreten zu ſehen. Sie würde den größten und reinſten Kunſtgenuß gehabt haben, das ſchönſte Talent und die vollſte Anerkennung deſſelben zu ſehen. Was in Iffland ächt geweſen, was Wolff zu ſein erſtrebt hatte, wäre ihr in dieſem Künſtler, ohne die Zuthat des Falſchen und Mangelhaften, endlich als reine Meiſterſchaft entgegengetreten, und ſie, der es das größte Bedürfniß war, Beifall und Entzücken laut zu bezeigen, der es aber auch oft widerfuhr, ihren Eindrücken und Urtheilen nicht nur die dumpfe Menge, ſondern auch befangene, mehr klügelnde als kluge Gebildete widerſtreiten zu ſehen, ſie hätte denſelben Triumph genoſſen, diesmal *alle* Stimmen, auf die irgend ein Werth zu legen war, hier in demſelben Enthuſiasmus wetteifern zu finden! Wie wäre es ihr zu gönnen geweſen, dies zu erfahren, auszudrücken! Welch neue, eigenthümliche Wahrnehmungen, welch treffende Lichtworte haben uns nun verſchwiegen bleiben müſſen!

Nachwort.

Mit dieſem neunzehnten Bande ſchließt die Reihe von Varnhagen's „Ausgewählten Schriften“, die, wie ich ſchon früher an anderer Stelle bemerkt, durch eigenhändige Zuſätze von ihm bereichert und von mir neu geordnet worden ſind.

Der Erfolg hat gezeigt, daß dieſe Schriften wie ein neues Werk gewirkt haben, daß die gegenwärtige Generation denſelben lebhaften Antheil an ihnen genommen, den ſie bei ihrem erſten Erſcheinen erregten. Ja, das Intereſſe dafür hat ſich eher noch verſtärkt, und die reichen hiſtoriſchen und litterariſchen Quellen, die in Varnhagen's Schilderungen enthalten ſind, ſeine meiſterhaften Karakterdarſtellungen Anderer, ſo wie alles Perſönliche, das ihn ſelbſt betrifft, und den Einblick in ſeinen Geiſt und ſein Gemüth gewährt, haben immer wärmere Anerkennung gefunden, und werden es immer mehr, je mehr die perſönlichen und politiſchen Leidenſchaften des Tages ſich abkühlen, und einem unpartheiiſchen Urtheil Raum geben. Man darf wohl behaupten, daß ohne Varnhagen ganze Strömungen des litterariſchen und geſelligen Lebens der Vergangenheit dem heutigen deutſchen Publikum beinahe fremd oder ganz unbekannt geblieben wären, da er ſein ſeltenes Darſtellungstalent dazu anwandte, nicht nur ſeine eigenen intereſſanten Erlebniſſe, nicht nur eine Reihe großer und bedeutender Geſtalten der Geſchichte, ſondern auch den ganzen Kreis ſeiner Zeitgenoſſen mit Liebe und Wahrheit ſo lebendig zu ſchildern, daß ſie wie mit bengaliſchem Licht erhellt in all ihrer Eigenthümlichkeit vor uns hintreten. In Varnhagen's „Vermiſchten Schriften", der mit dem vorliegenden Bande abgeſchloſſenen dritten Abtheilung der „Ausgewählten Schriften", iſt eine ganze Galerie von Bildniſſen jener bedeutenden und glänzenden Perſönlichkeiten enthalten. Der geniale Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der kluge David Veit, der intereſſante Alexander von Marwitz, der liebenswürdige Fürſt von Ligne, der edle tiefſinnige Graf von Schlabrendorf, der talentvolle, genußſüchtige Gentz, der geiſtvolle Dichter Ludwig Robert und ſeine ſchöne, liebreizende Frau, und noch ſo viele Andere wären hier zu nennen. Die bewundernswerthe Kürze der Darſtellung, mit der dieſe Bildniſſe entworfen ſind, thut der Tiefe des pſychologiſchen Eingehens, der Schärfe der Karakteriſtik keinen Eintrag, ſondern erhöht ſie ſogar. Mit wenigen Strichen iſt alles Weſentliche und Bedeutende klar hervorgehoben. In dieſer Art biographiſcher Portraits ſteht Varnhagen unübertroffen da. Das Bild ſeiner geliebten Rahel ſteht hiebei wie natürlich im Mittelpunkt und wird noch vervollſtändigt durch den kürzlich erſchienenen Briefwechſel zwiſchen Varnhagen und Rahel, der Beider Andenken auf lange Zeit hinaus Liebe und Sympathie ſichern wird.

Kein beſſeres Denkmal, ſcheint mir, kann ich meinem geliebten Onkel ſetzen, als durch die Veröffentlichung ſeiner Werke und ſeines Nachlaſſes, die ich mir, unbeirrt durch manche Angriffe, zur Lebensaufgabe gemacht habe. Und ſomit übergebe ich hier dem deutſchen Vaterlande, dem ich auch in der Ferne unwandelbar angehöre, die „Ausgewählten Schriften" Varnhagen's.

Florenz, im Dezember 1875.

Ludmilla Aſſing.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Druck von [illegible] A. Brockhaus [illegible] Leipzig.